Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften

herausgegeben

von

Karl Lachmann.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Erſter Band,

mit Leſſings Portrait in Stahlſtich.

Berlin,
in der Voß'ſchen Buchhandlung.
1838.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Inhalt.

Seite

Sinngedichte. 1

1. Die Sinngedichte an den Leſer . . . . . . —
2. Ebendieſelben . . . . . . —
3. Auf den neuern Theil dieſer Sinngedichte . . . . . . —
4. Der Stachelreim 2
5. Nikander . . . . . . —
6. An den Marull . . . . . . —
7. Merkur und Amor . . . . . . —
8. Thrax und Stax . . . . . . —
9. Der geizige Dichter 3
10. Auf Lucinden . . . . . . —
11. Auf die Europa . . . . . . —
12. Pompils Landgut . . . . . . —
13. Widerruf des Vorigen 4
14. An die Herren X und Y . . . . . . —
15. Die Ewigkeit gewiſſer Gedichte . . . . . . —
16. Auf das Jungfernſtift zu ** . . . . . . —
17. An den Doktor Sp** . . . . . . —
18. Auf den Pinemon . . . . . . —
19. Vavs Gaſt 5
20. Auf den Rufus . . . . . . —
21. Auf Dorinden . . . . . . —
22. An das Bild der Gerechtigkeit in dem Hauſe eines Wucherers, nebſt der Antwort . . . . . . —
23. Auf einen adlichen Dummkopf . . . . . . —
24. An eine würdige Privatperſon 6
25. Auf die Iris . . . . . . —
26. Auf Frau Trix . . . . . . —
27. Auf Lukrins Grab . . . . . . —
28. Im Namen eines gewiſſen Poeten, dem der König eine goldene Doſe ſchenkte . . . . . . —

Seite
29. Auf den falſchen Ruf von Nigrins Tode 6
30. Auf den Gargil 7
31. Die Flucht —
32. Die Wohlthaten —
33. An einen Geizigen —
34. Hinz und Kunz —
35. Auf eine lange Naſe 8
36. Auf Stipſen —
37. Auf den Sanktulus —
38. An Grillen —
39. An den Salomon 9
40. Auf ebendenſelben —
41. Das böſe Weib —
42. An den Aemil —
43. Trux an den Sabin —
44. Antwort des Sabin 10
45. An einen Lügner —
46. Auf Trill und Troll —
47. Entſcheidung des Vorigen —
48. An die * * —
49. Auf Mandern —
50. Auf einen Brand zu * * 11
51. An Einen —
52. Grabſchrift des Nitulus —
53. Auf den Kodyll —
54. An den Pompil —
55. Auf den Tod eines Affen —
56. Grabſchrift auf ebendenſelben 12
57. Auf die Phaſis —
58. Auf Nickel Fein —
59. Auf eine Liebhaberinn des Trauerſpiels —
60. Auf ein Schlachtſtück von Hugtenburg —
61. Auf den Hablador 13
62. Auf den Miſon —
63. Der reiche Freyer —
64. Auf den Rufinus —
65. Hänschen Schlau —
66. An die Dorilis —
67. Grabſchrift eines Unglücklichen, welcher zuletzt in einem Schiffbruche umkam 14
68. An einen ſchlechten Maler —
69. Auf eine Bildſäule des Amor —
70. Auf ebendieſelbe —
71. Auf ebendieſelbe —
72. Auf ebendieſelbe 15
73. Auf ebendieſelbe —
74. Auf den Fabull —
75. An den trägen V —
76. Entſchuldigung wegen unterlaſſenes Beſuchs —
77. An den Paul 16
78. Veit und Polt —
79. Der kranke Star —
80. Die blaue Hand —

Seite
81. Der Schuſter Franz 17
82. Das Mädchen —
83. Auf den Fell —
84. An den Herrn D* 18
85. An einen geizigen Vater —
86. Auf den Kanz —
87. Auf den Lupan —
88. An den Leſer —
89. An den Herrn von Dampf —
90. An ebendenſelben 19
91. Auf einen gewiſſen Dichter —
92. An den Weſp —
93. An den Trill —
94. An ebendenſelben —
95. An die Fuska 20
96. Auf den Tod des D. Mead —
97. Auf die ſchöne Tochter eines ſchlechten Poeten —
98. Auf ebendieſelbe —
99. Auf den Sextus —
100. Kunz und Hinz —
101. Auf den Bav 21
102. Auf Dorinden —
103. Auf die Galathee —
104. Auf die Hütte des Irus —
105. Auf einen gewiſſen Leichenredner —
106. Das ſchlimmſte Thier 22
107. Auf die Magdalis —
108. Auf Lorchen —
109. Klimps —
110. Der ſpielſüchtige Deutſche —
111. Das Pferd Friedrich Wilhelms auf der Brücke zu Berlin 23
112. Auf die feige Mumma —
113. Eine Geſundheit auf die Geſundheiten —
114. Auf einen unnützen Bedienten —
115. Der Schwur —
116. Themis über ihr Bildniß in dem Hauſe eines Richters —
117. Der Furchtſame 24
118. An den Herrn W. —
119. Auf die Geneſung einer Buhlerinn —
120. An zwey liebenswürdige Schweſtern —
121. An den Sillus —
122. Auf den D. Klyſtill 25
123. Auf Muffeln —
124. An ein Paar verwaiſete Mädchen —
125. An den Vax —
126. Auf den Cythariſt —
127. Der beſte Wurf. An ein Paar Brettſpieler —
128. Auf den Maler Klecks 26
129. Auf einen Zweykampf —
130. Auf den Urſin —
131. Auf den Veit —
132. Die Vorſpiele der Verſöhnung —
133. Auf den Pfriem 27

Seite
134. Auf den Avar 27
135. Seufzer eines Kranken . . . . . —
136. Auf den Laar . . . . . —
137. Ihr Wille und ſein Wille . . . . . —
138. Grabſchrift der Tochter eines Freundes, die vor der Taufe ſtarb —
139. Auf den Marius 28
140. Auf den einäugigen Spieler Pfiff . . . . . —
141. An einen Autor . . . . . —
142. Auf den Ley . . . . . —
143. Die Sinngedichte über ſich ſelbſt . . . . . —
144. Abſchied an den Leſer . . . . . —

Anhang, aus Leſſings Schriften, 1753 29

An den Herrn M. . . . . . —
Auf einen bekannten Dichter . . . . . —
Der Zwang . . . . . —
Auf das Heldengedichte Hermann . . . . . —
Geſpräch . . . . . —
Turan 30
Sextus . . . . . —
Auf den Dorilas . . . . . —
Auf die Theſtylis . . . . . —
Auf den Sophron . . . . . —
Nachahmung des 84ſten Sinngedichts im 3ten Buche des Martials —
Auf das Gedicht die Sündfluth . . . . . —
Auf den Urban 31
Charlotte . . . . . —
Auf den Herrn M * * den Erfinder der Quadratur des Zirkels —
Auf einen elenden komiſchen Dichter 32
Auf * * * . . . . . —
Auf * * * 33
Sinnſchriften auf das ſogenannte Heldengedichte Herrmann . . . —

Epigrammata. 35

Ad Turanum . . . . . —
In Ariſtum . . . . . —
Ad Gelliam . . . . . —
Ad Pompillam . . . . . —
Ad Amicum 36
Ad Ponticum . . . . . —
Ad * * . . . . . —
In Albam . . . . . —
Ad Priſcum . . . . . —
In Paulum . . . . . —
Ad Cæcilianum . . . . . —
Ad Olum 37
Ad Nævolam . . . . . —
Ad Soſibianum . . . . . —
Ad Tuccam ludimagiſtrum . . . . . —
Ad eundem . . . . . —
In Canem . . . . . —
Ad Poſthumum . . . . . —

Seite
Ad Neaeram 38
In Armillum . . . . —
Ad Muriam . . . . —

Lieder. 39

[Erſtes Buch]

An die Leyer . . . . —
Die Namen 40
Die Küſſe 41
Die Gewißheit 42
Die Betrübniß. Der Dichter und ſein Freund . . . . —
Antwort eines trunknen Dichters . . . . —
Das aufgehobene Gebot 43
Die Beredſamkeit 44
Die Haushaltung . . . . —
Der Regen . . . . —
Die Stärke des Weins 45
Der Sonderling . . . . —
Der alte und der junge Wein . . . . —
Die Türken 46
Alexander . . . . —
Die Schöne von hinten . . . . —
An eine kleine Schöne 47
Nach der 10. Ode Anakreons . . . . —
Das Paradies 48
Die Geſpenſter 49
Der trunkne Dichter lobt den Wein 50
Lob der Faulheit 51
Die Faulheit . . . . —
Die Planetenbewohner . . . . —
Der Geſchmack der Alten 52
Die lügenhafte Phyllis . . . . —
Die 17ſte Ode Anakreons 53
Nachahmung dieſer Ode . . . . —
Der Wunſch . . . . —
Der größte Mann 54
Der Irrthum 55
An den Wein . . . . —
Phyllis an Damon 56

[Zweytes Buch.]

Für wen ich ſinge . . . . —
Die ſchlafende Laura 57
Der Donner 58
Der müßige Pöbel 59
Die Muſik . . . . —
An den Horaz 60
Niklas . . . . —
Die Küſſe 61
Der ſchwörende Liebhaber . . . . —
Trinklied . . . . —
Der Verluſt 62
Der Genuß . . . . —

Seite
Das Leben 63
Die Biene —
Die Liebe —
Der Tod 64
Der Faule 65
Der Flohr 66
Die wider den Cäſar verſchworne Helden —
Die Ente 67
Die drey Reiche der Natur 68
Das Alter. Nach der 11ten Ode Anakreons 69
An die Schwalbe. Die 12te Ode Anakreons 70
Die Kunſtrichter und der Dichter —
An die Kunſtrichter 71
Anhang I. Aus den Kleinigkeiten 1751 und aus den Schriften 1753 —
Die verſchlimmerte Zeiten —
Das Bild an Hrn. H. 72
Das Umwechſeln
Der Vetter und die Muhme —
Die Mutter 73
Die Antwort —
Der Schlaf 74
Der philoſophiſche Trinker —
Der Fehler 75
Phyllis lobt den Wein —
An den Anakreon 76
Wem ich zu gefallen ſuche und nicht ſuche —
Das Erdbeben 79
Die Einwohner des Mondes 80
Der Tauſch an Hr. W. 81
Anhang II. Aus den Kleinigkeiten. 82
Die Sparſamkeit —
Die Abwechslung —
Der beſcheidene Wunſch 83
Das Schäferleben —
Salomon 85
Der Fehler der Natur an Hr. M. —
Die ſchlimmſte Frau —
Die Schiffahrt 86
Die Redlichkeit 87
Oden. 88
I. Der Eintritt des 1752ſten Jahres —
II. Auf eine vornehme Vermählung 89
III. Abſchied eines Freundes 92
IV. An den Herrn M * * 93
V. Der Tod eines Freundes 94
VI. Der Eintritt des Jahres 1753 in Berlin 95
VII. Der 24ſte Jenner in Berlin 97
VIII. An ſeinen Bruder 98
IX. Der Eintritt des Jahres 1754 in Berlin 99

Seite

Fabeln und Erzählungen. 101
- I. Der Sperling und die Feldmaus . . . . —
- II. Der Adler und die Eule . . . . —
- III. Der Tanzbär 102
- IV. Der Hirſch und der Fuchs . . . . —
- V. Die Sonne 103
- VI. Das Muſter der Ehen 105
- Das Geheimniß . . . . —
- VII. Fauſtin 107
- VIII. Die eheliche Liebe . . . . —
- IX. Die Bäre 108
- X. Der Löwe und die Mücke 109
- XI. Das Krucifix 110
- XII. Der Eremit 112
- XIII. Die Brille 121
- XIV. Nix Bodenſtrom 123

Anhang aus den Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths 124
- Der Wunſch zu ſterben . . . . —
- Freye Ueberſetzung einer Erzählung aus dem Fontaine. Die kranke Pulcheria 127
- Die Nuß und die Katze 128

Fabeln. Drey Bücher. 130

Erſtes Buch.

1. Die Erſcheinung . . . . —
2. Der Hamſter und die Ameiſe 131
3. Der Löwe und der Haſe . . . . —
4. Der Eſel und das Jagdpferd . . . . —
5. Zevs und das Pferd 132
6. Der Affe und der Fuchs 133
7. Die Nachtigall und der Pfau . . . . —
8. Der Wolf und der Schäfer . . . . —
9. Das Roß und der Stier 134
10. Die Grille und die Nachtigall . . . . —
11. Die Nachtigall und der Habicht . . . . —
12. Der kriegeriſche Wolf . . . . —
13. Der Phönix 135
14. Die Gans . . . . —
15. Die Eiche und das Schwein 136
16. Die Wespen . . . . —
17. Die Sperlinge . . . . —
18. Der Strauß 137
19. Der Sperling und der Strauß . . . . —
20. Die Hunde . . . . —
21. Der Fuchs und der Storch 138
22. Die Eule und der Schatzgräber . . . . —
23. Die junge Schwalbe . . . . —
24. Merops 139
25. Der Pelekan . . . . —
26. Der Löwe und der Tieger. 140

Seite
27. Der Stier und der Hirſch 140
28. Der Eſel und der Wolf . . . . —
29. Der Springer im Schache 141
30. Aeſopus und der Eſel . . . . —

Zweytes Buch.

1. Die eherne Bildſäule . . . . —
2. Herkules 142
3. Der Knabe und die Schlange . . . . —
4. Der Wolf auf dem Todbette 143
5. Der Stier und das Kalb . . . . —
6. Die Pfauen und die Krähe 144
7. Der Löwe mit dem Eſel . . . . —
8. Der Eſel mit dem Löwen . . . . —
9. Die blinde Henne 145
10. Die Eſel . . . . —
11. Das beſchützte Lamm 146
12. Jupiter und Apollo 147
13. Die Waſſerſchlange . . . . —
14. Der Fuchs und die Larve . . . . —
15. Der Rabe und der Fuchs 148
16. Der Geizige . . . . —
17. Der Rabe 149
18. Zeus und das Schaf . . . . —
19. Der Fuchs und der Tieger 150
20. Der Mann und der Hund . . . . —
21. Die Traube . . . . —
22. Der Fuchs 151
23. Das Schaf . . . . —
24. Die Ziegen 152
25. Der wilde Apfelbaum . . . . —
26. Der Hirſch und der Fuchs . . . . —
27. Der Dornſtrauch 153
28. Die Furien . . . . —
29. Tireſias . . . . —
30. Minerva 154

Drittes Buch.

1. Der Beſitzer des Bogens . . . . —
2. Die Nachtigall und die Lerche 155
3. Der Geiſt des Salomo . . . . —
4. Das Geſchenk der Feyen . . . . —
5. Das Schaf und die Schwalbe 156
6. Der Rabe . . . . —
7—10. Der Rangſtreit der Thiere 157
11. Der Bär und der Elephant 158
12. Der Strauß . . . . —
13. 14. Die Wohlthaten 159
15. Die Eiche . . . . —
16—22. Die Geſchichte des alten Wolfs . . . . —
23. Die Maus 163
24. Die Schwalbe . . . . —
25. Der Adler 164

Seite
26. Der junge und der alte Hirſch 164
27. Der Pfau und der Hahn . . . . —
28. Der Hirſch 165
29. Der Adler und der Fuchs . . . . —
30. Der Schäfer und die Nachtigall . . . . —
Anhang, aus dem erſten Theile der Schriften, 1753. 166
Der Rieſe . . . . —
Der Falke . . . . —
Damon und Theodor . . . . —
Fragmente. 168
Aus einem Gedichte über die menſchliche Glückſeligkeit . . . . . . —
Aus einem Gedichte an den Herrn Baron von Sp * * 172
Aus einem Gedichte über den jetzigen Geſchmack in der Poeſie . . 173
Aus einem Gedichte an den Herrn M * * 174
An den Herrn Marpurg, über die Regeln der Wiſſenſchaften zum Vergnügen; beſonders der Poeſie und Tonkunſt 178
Die Religion. Erſter Geſang 185
Gedichte, ſo man nach ſeinem Tode unter ſeinen Papieren gefunden, und davon einige ſchon in dem Göttingiſchen Muſenalmanache geſtanden. 196
Auf Rabeners Tod, als nach welchem erſt ſeine übrigen Schriften an das Licht kommen ſollten . . . . —
Auf den Streit des Herrn Boſens mit den Wittenbergiſchen Theologen . . . . —
Die große Welt . . . . —
Unter das Bildniß des Königs von Preußen 197
Doppelter Nutzen einer Frau . . . . —
Nutzen eines fernen Garten . . . . —
Der Blinde . . . . —
Auf ein Caruſſel . . . . —
Der Arme 198
Kunz und Hinz . . . . —
Auf einen Sechzigjährigen . . . . —
An den Dümm . . . . —
Warum ich wieder Epigramme mache . . . . —
Ueber das Bildniß eines Freundes . . . . —
In ein Stammbuch, in welchem die bereits Verſtorbenen mit einem † bezeichnet waren . . . . —
Auf die Katze des Petrarch. Nach dem Lateiniſchen des Antonio Querci in den Inscriptionibus agri Patavini 199
Grabſchrift auf Voltairen . . . . —
Die Verleumdung . . . . —
In ein Stammbuch . . . . —
Lobſpruch des ſchönen Geſchlechts . . . . —
Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamemnons, des erſten Feldherrn der Griechen, ſpielte 200
In eines Schauſpielers Stammbuch . . . . —
In ein Stammbuch . . . . —
Lied aus dem Spaniſchen 201

Seite
Die Diebin 201
Phillis . . . . —
Bacchus und Helena. . . . . —
An Amor 202
Heldenlied der Spartaner . . . . —
Auf ſich ſelbſt 203
Der Taback . . . . —
Refutatio Papalus 204
Der neue Weltbau 205
An den Herrn von Kleiſt . . . . —
An Herrn Gleim 207
Orpheus . . . . —
An Mäcen 208
Merydan . . . . —
Schlußrede zu einem Trauerſpiele, gehalten von Mad. Schuch . . . 209
Sittenſprüche 210
In ein Stammbuch, deſſen Beſitzer verſicherte, daß ſein Freund ohne Mängel, und ſein Mädchen ein Engel ſey. . . . . —
Die Theilung . . . . —
Der über uns 211
Der junge Gelehrte. Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen. 214
Die Juden. Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge. 304
Der Miſogyn. Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen. 341
Der Freygeiſt. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 387
Der Schatz. Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge. 464
Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 509

Sinngedichte.

Ego illis non permiſi tam laſcive loqui quam ſolent.
Martial.

1753. 1771.*)

1. Die Sinngedichte an den Leſer.

Wer wird nicht einen Klopſtock loben?
Doch wird ihn jeder leſen? — Nein.**)
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger geleſen ſeyn.

*2. Ebendieſelben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen:
Nur nicht dem Kritikus vor allen.
Warum? Dem Kritikus vor allen
Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

*3. Auf den neuern Theil dieſer Sinngedichte.

Ins zweymal neunte Jahr, mit ſtummer Ungeduld,
Bewahrt', auf Beſſerung, ſie mein verſchwiegnes Pult.
Was ſie nun beſſer ſind, das läßt ſich leicht ermeſſen:
Mein Pult bewahrte ſie; ich hatte ſie vergeſſen.

---

*) Die im erſten Theile von Leſſings Schriften, 1753, fehlenden Sinngedichte ſind mit * bezeichnet.

**) Doch leſen ſollt ihn jeder? Nein. 1753.

*4. Der Stachelreim.

Craſſ, der gern ſo neu, als eigenthümlich ſpricht,
Nennt einen Stachelreim ſein leidig Sinngedicht.
Die Reime hör' ich wohl; den Stachel fühl' ich nicht.

*5. Nikander.

Nikandern glückte jüngſt ein trefflich Epigramm,
So fein, ſo ſcharf, als je von Käſtnern eines kam.
Nun ſchwitzt er Tag und Nacht, ein zweytes auszuhecken.
Vergebens; was er macht, verdirbt.
So ſticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel ſtecken,
Und martert ſich, und ſtirbt.

6. An den Marull.

Groß willſt du, und auch artig ſeyn?*)
Marull, was artig iſt, iſt klein.

*7. Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen
Auf Abentheuer durch das Land.
Einſt wünſcht ſich jener Pfeil und Bogen;
Und giebt für Amors Pfeil und Bogen
Ihm ſeinen vollen Beutel Pfand.

Mit ſo vertauſchten Waffen zogen,
Und ziehn noch, beide durch das Land.
Wenn jener Wucher ſucht mit Pfeil und Bogen,
Entzündet dieſer Herzen durch das Pfand.

*8. Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn' ich dumm.
Thrax. Ja freylich, Stax! ich muß mich ſchämen.
Doch ſieh, ich hielt ſie auch für ſtumm.

---

*) Du willſt gleich groß als artig ſeyn? 1753.

9. Der geizige Dichter.

Du fragſt, warum Semir ein reicher Geizhals iſt?
Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt lieſt?
Weil, nach des Schickſals ew'gem Schluß,
Ein jeder Dichter darben muß.

*10. Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde.
Durch nichts wird ſie mehr roth gemacht.
Zweydeutigkeit und Schmutz und Schand' und Sünde,
Sprecht was ihr wollt: ſie winkt euch zu, und lacht.
Erröthe wenigſtens, Lucinde,
Daß nichts dich mehr erröthen macht!

11. Auf die Europa.

Als Zeus Europen lieb gewann,
Nahm er, die Schöne zu beſiegen,
Verſchiedene Geſtalten an,
Verſchieden ihr verſchiedlich anzuliegen.
Als Gott zuerſt erſchien er ihr;
Dann als ein Mann, und endlich als ein Thier.
Umſonſt legt er, als Gott, den Himmel ihr zu Füßen:
Stolz fliehet ſie vor ſeinen Küſſen.
Umſonſt fleht er, als Mann, im ſchmeichelhaften Ton:
Verachtung war der Liebe Lohn.
Zuletzt — mein ſchön Geſchlecht, geſagt zu deinen Ehren! —
Ließ ſie — von wem? — vom Bullen ſich bethören.

*12. Pompils Landgut.

Auf dieſem Gute läßt Pompil
Nun ſeine ſechſte Frau begraben.
Wem trug jemals ein Gut ſo viel?
Wer möchte ſo ein Gut nicht haben?

*13. Widerruf des Vorigen.

Ich möchte ſo ein Gut nicht haben.
Denn ſollt' ich auch die ſechſte drauf begraben:
Könnt' ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? —
Sechs gute Tage nur erlebet haben.

14. An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Buſen lodern!
Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern.
Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht:
Ihr fodert euch, und ſtellt euch nicht.

15. Die Ewigkeit gewiſſer Gedichte.

Verſe, wie ſie Baſſus ſchreibt,
Werden unvergänglich bleiben: —
Weil dergleichen Zeug zu ſchreiben,
Stets ein Stümper übrig bleibt.

*16. Auf das Jungfernſtift zu **.

Denkt, wie geſund die Luft, wie rein,
Sie um dieß Jungfernſtift muß ſeyn!
Seit Menſchen ſich beſinnen,
Starb keine Jungfer drinnen.

*17. An den Doktor Sp**.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören:
Herr Doktor ruft es dich. Ich danke dieſer Ehren! —
Die Mutter wollt' es wohl ſo früh nicht lügen lehren!

*18. Auf den Mnemon.

Iſt Mnemon nicht ein ſeltner Mann!
Wie weit er ſich zurück erinnern kann!
Bis an die erſten Kinderpoſſen:
Wie viel er Vögel abgeſchoſſen.

Wie manches Mädchen er beſeſſen;
Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbruſt,
Iſt, was er litt und that, ihm alles noch bewußt.
Zwar alles glaub' ich nicht; ich glaub' indeſſen,
Die Zeit iſt ihm noch unvergeſſen,
Als ſeine Mutter Dorilis
Noch nicht nach ſeinem Vater hieß.

19. Bavs Gaſt.

So oft Kodyll mich ſieht zu Baven ſchmauſen gehen,
Beneidet mich Kodyll. Der Thor!
Das Mahl bey Baven kömmt mir theuer gnug zu ſtehen:
Er lieſt mir ſeine Verſe vor.

20. Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag ſo viel Gelehrten ſchreiben?
Dieß weiß ich, daß ſie ihm die Antwort ſchuldig bleiben.

*21. Auf Dorinden.

Iſt nicht Dorinde von Geſicht
Ein Engel? — Ohne Zweifel. —
Allein ihr plumper Fuß? — Der hindert nicht.
Sie iſt ein Engel von Geſicht,
Von Fuß ein Teufel.

*22. An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hauſe eines Wucherers, nebſt der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmſt du hier zu ſtehen?
Hat dich dein Hausherr ſchon geſehen?
„Wie meynſt du, Fremder, dieſe Frage?
„Er ſieht und überſieht mich alle Tage."

*23. Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn' ich einen Edelmann!
Sein Ur — Ur — Ur — Ur — Aelterahn
War älter Einen Tag, als unſer aller Ahn.

*24. An eine würdige Privatperſon.

Giebt einſt der Leichenſtein von dem, was du geweſen,
Dem Enkel, der dich ſchätzt, ſo viel er braucht, zu leſen,
So ſey die Summe dieß: „Er lebte ſchlecht und recht,
„Ohn' Amt und Gnadengeld, und niemands Herr noch Knecht."

25. Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Bruſt
Reizt uns, o D*, zu welcher Luſt!
Doch ihr erbärmliches Geſichte,
O D*, macht Reiz und Luſt zu nichte.
Sieh, Freund, ſo liegen Froſt und Flammen,
Und Gift und Gegengift beyſammen.

*26. Auf Frau Trix.

Frau Trix beſucht ſehr oft den jungen Doktor Klette.
Argwohnet nichts! Ihr Mann liegt wirklich krank zu Bette.

*27. Auf Lukrins Grab.

Welch tödtender Geſtank hier, wo Lukrin begraben,
Der unbarmherz'ge Filz! — Ich glaube gar, ſie haben
Des Wuchrers Seele mit begraben.

*28. Im Namen eines gewiſſen Poeten, dem der König von Preußen eine goldene Doſe ſchenkte.

Die goldne Doſe, — denkt nur! denkt! —
Die König Friedrich mir geſchenkt,
Die war — was das bedeuten muß? —
Statt voll Dukaten, voll Helleborus.

29. Auf den falſchen Ruf von Nigrins Tode.

Es ſagte, ſonder alle Gnade,
Die ganze Stadt Nigrinen todt.
Was that die Stadt in dieſer Noth?

Ein Zehntheil von der Stadt ſprach: Schade!
Doch als man nach und nach erfuhr, daß das Geſchrey
Ein bloßes blindes Lärmen ſey:
So holten, was zuvor das eine Zehntheil ſprach,
Die andern neune nach.

30. Auf den Gargil.

Mit richtriſch ſcharfem Kiel durchackert ſeine Lieder
Gargil. Ins neunte Jahr ſchreibt, löſcht und ſchreibt er wieder.
Sein Lied iſt Lieb' und Wein. Kann man es ihm verdenken,
Daß er der Nachwelt will vollkommne Poſſen ſchenken!

*31. Die Flucht.

„Ich flieh, um öfter noch zu ſtreiten!“
Rief Fix, der Kern von tapfern Leuten.
Das hieß: (ſo überſetz' ich ihn)
Ich flieh, um öfter noch zu fliehn.

*32. Die Wohlthaten.

Wär' auch ein böſer Menſch gleich einer lecken Bütte,
Die keine Wohlthat hält: dem ungeachtet ſchütte —
Sind beides, Bütt' und Menſch nicht allzu morſch und alt, —
Nur deine Wohlthat ein. Wie leicht verquillt ein Spalt!

*33. An einen Geizigen.

Ich dich beneiden? — Thor! Erſpar', ererb', erwirb,
Hab' alles! — Brauche nichts, laß alles hier, und ſtirb!

*34. Hinz und Kunz.

Hinz. Was doch die Großen alles eſſen!
Gar Vogelneſter; eins, zehn Thaler werth.
Kunz. Was! Neſter? Hab' ich doch gehört,
Daß manche Land und Leute freſſen.
Hinz. Kann ſeyn! kann ſeyn, Gevattersmann!
Bei Neſtern fängt man das denn an.

*35. Auf eine lange Naſe.

O aller Naſen Naſ'! Ich wollte ſchwören,
Das Ohr kann ſie nicht ſchnauben hören.

*36. Auf Stipſen.

Stips iſt, trotz einem Edelmann,
Ein Dummkopf und ein braver Degen;
Borgt, wie ein frecher Edelmann;
Zahlt, wie ein Edelmann, mit Schlägen;
Verpraßet ſein und anderer Vermögen,
Wie ein geborner Edelmann:
Und doch — wer kann dergleichen Thorheit faſſen! —
Will Stips ſich noch erſt adeln laſſen.

*37. Auf den Sanktulus.

Dem Alter nah, und ſchwach an Kräften,
Entſchlägt ſich Sanktulus der Welt
Und allen weltlichen Geſchäften,
Von denen keins ihm mehr gefällt.
Die kleine trübe Neige Leben,
Iſt er in ſeinem Gott gemeint,
Der geiſtlichen Beſchauung zu ergeben;
Iſt weder Vater mehr, noch Bürger mehr, noch Freund.
Zwar ſagt man, daß ein trauter Knecht
Des Abends durch die Hinterthüre
Manch hübſches Mädchen zu ihm führe.
Doch, böſe Welt, wie ungerecht!
Ihm ſo was übel auszulegen!
Auch das geſchieht bloß der Beſchauung wegen.

38. An Grillen.

Sey kürzer! ſprichſt du, Grill. Schweig, Grill! du biſt nicht klug.
Iſt das dir kurz genug?

*39. An den Salomon.

Hochweiſer Salomon! dein Spruch,
„Daß unter tauſenden kein gutes Weib zu finden,“
Gehört — gerad' heraus — zu deinen Zungenſünden;
Und jeder Fluch iſt minder Fluch,
Als dieſer ſchöne Sittenſpruch.
Wer ſie bey tauſenden will auf die Probe nehmen,
Wie du gethan, hochweiſer Mann,
Muß ſich bey tauſenden der Probe freylich ſchämen,
Wird drüber wild, und läſtert dann.

*40. Auf ebendenſelben.

Daß, unter tauſenden, ein weiſer Mann
Kein gutes Weibchen finden kann:
Das wundert mich recht ſehr.
Doch wundert mich noch mehr,
Daß, unter tauſenden, ein weiſer Mann
Nicht Eine gut ſich machen kann.

*41. Das böſe Weib.

Ein einzig böſes Weib lebt höchſtens in der Welt:
Nur ſchlimm, daß jeder ſeins für dieſes einz'ge hält.

*42. An den Aemil.

Mit Unrecht klageſt du, treuherziger Aemil,
Daß man ſo ſelten nur auf deine Worte bauen,
Mit Gleichem Gleiches dir gar nicht vergelten will:
Wer allen alles traut, dem kann man wenig trauen.

*43. Trux an den Sabin.

Ich haſſe dich, Sabin; doch weiß ich nicht weswegen:
Genug, ich haſſe dich. Am Grund' iſt nichts gelegen.

*44. Antwort des Sabin.

Haß' mich, ſo viel du willſt! doch wüßt' ich gern, weswegen:
Denn nicht an deinem Haß, am Grund' iſt mir gelegen.

*45. An einen Lügner.

Du magſt ſo oft, ſo fein, als dir nur möglich, lügen:
Mich ſollſt du dennoch nicht betriegen.
Ein einzigmal nur haſt du mich betrogen:
Das kam daher, du hatteſt nicht gelogen.

*46. Auf Trill und Troll.

Ob Trill mehr, oder Troll mehr zu beneiden iſt,
Trill, der Dorindens Bild, Troll, der Dorinden küßt:
Das möcht' ich wohl entſchieden wiſſen, —
Da beide ſie gemalt nur küſſen.

*47. Entſcheidung des Vorigen.

Ich denke, Trill iſt noch am beſten dran:
Weil ihn das Bild nicht wieder küſſen kann.

*48. An die **.

Du fragſt: Wer giebt für meinen Sohn
Mir einen Namen an?
Für deinen Sohn, und weſſen Sohn? —
Du ſchweigeſt? — Nenn' ihn Pan.

*49. Auf Alandern.

Alander, hör' ich, iſt auf mich gewaltig wild;
Er ſpöttelt, läſtert, lügt und ſchilt.
Kennt mich der gute Mann? — Er kennt mich nicht, ich wette.
Doch was! als ob nicht auch ſein Bruder an der Kette
Auf die am heftigſten, die er nicht kennet, billt.

*50. Auf einen Brand zu **.

Ein Hurenhaus gerieth um Mitternacht in Brand.
Schnell ſprang, zum löſchen oder retten,
Ein Dutzend Mönche von den Betten.
Wo waren die? Sie waren — — bey der Hand.
Ein Hurenhaus gerieth in Brand.

*51. An Einen.

Du ſchmähſt mich hinterrücks? das ſoll mich wenig kränken.
Du lobſt mich ins Geſicht? das will ich dir gedenken!

*52. Grabſchrift des Nitulus.

Hier modert Nitulus, jungfräuliches Geſichts,
Der durch den Tod gewann: er wurde Staub aus Nichts.

*53. Auf den Kodyll.

Der kindiſche Kodyll wird keiner Steigrung ſatt,
Läßt keinen Krämer laufen,
Kauft alles, was er ſieht: um alles, was er hat,
Bald wieder zu verkaufen.

*54. An den Pompil.

Ich halte Spielen zwar für keine Sünde:
Doch ſpiel' ich eher nicht, Pompil,
Als bis ich keinen finde,
Der mir umſonſt Geſellſchaft leiſten will.

*55. Auf den Tod eines Affen.

Hier liegt er nun, der kleine, liebe Pavian,
Der uns ſo manches nachgethan!
Ich wette, was er itzt gethan,
Thun wir ihm alle nach, dem lieben Pavian.

*56. Grabſchrift auf ebendenſelben.

Hier faulet Mimulus, ein Affe.
Und leider! leider! welch ein Affe!
So zahm, als in der Welt kein Affe;
So rein, als in der Welt kein Affe;
So keuſch, als in der Welt kein Affe;
So ernſt, als in der Welt kein Affe;
So ohne Falſch. O welch ein Affe!
Damit ichs kurz zuſammen raffe:
Ein ganz originaler Affe.

*57. Auf die Phaſis.

Von weitem ſchon gefiel mir Phaſis ſehr:
Nun ich ſie in der Nähe
Von Zeit zu Zeiten ſehe,
Gefällt ſie mir — auch nicht von weitem mehr.

*58. Auf Nickel Fein.

In Jahresfriſt verſchwur ſich Nickel Fein,
Ein reicher, reicher Mann zu ſeyn.
Auch wär' es, traun! nach ſeinem Schwur gegangen,
Hätt' man ihn nicht vor Jahresfriſt gehangen.

*59. Auf eine Liebhaberinn des Trauerſpiels.

Ich höre, Freund, dein ernſtes, ſchönes Kind
Will ſich des Lachens ganz entwöhnen,
Kömmt in den Schauplatz nur, wenn ſüße Thränen
Da zu vergießen ſind. —
Wie? fehlt es ihr bereits an ſchönen Zähnen?

*60. Auf ein Schlachtſtück von Hugtenburg.

Furchtbare Täuſcherey! Bramarbas ſtand vor ihr,
Ward blaß, und zitterte, und fiel, und rief: Quartier!

*61. Auf den Hablador.

Habladors Mund, Trin, iſt dir ein Mund zum küſſen?
Wie er ſpricht, ſpricht dir niemand nicht! —
Wie ſollte ſo ein Mann auch nicht zu ſprechen wiſſen?
Er thut ja nichts, als daß er ſpricht.

*62. Auf den Miſon.

Ich warf dem Miſon vor, daß ihn ſo viele haſſen.
Je nun! wen lieb' ich denn? ſprach Miſon ganz gelaſſen.

*63. Der reiche Freyer.

Ein Bettler gieng auf Freyersfüßen,
Und ſprach zu einer Magd, die er nach Wunſche fand:
Nimm mich! Sie fragt: worauf? „Auf dieſe dürre Hand:
„Die ſoll uns wohl ernehren müſſen!“
Die Magd beſann ſich kurz, und gab ihm ihre Hand.

*64. Auf den Rufinus.

Rufinus endet nichts, er fängt nur alles an.
Ob alles? Lesbia, ſprich doch! du kennſt den Mann.

*65. Hänschen Schlau.

„Es iſt doch ſonderbar beſtellt,“
Sprach Hänschen Schlau zu Vetter Fritzen,
„Daß nur die Reichen in der Welt
„Das meiſte Geld beſitzen.“

66. An die Dorilis.

Dein Hündchen, Dorilis, iſt zärtlich, tändelnd, rein:
Daß du es alſo leckſt, ſoll das mich wundern? nein!
Allein dein Hündchen lecket dich:
Und dieſes wundert mich. *)

---

*) Das wundert mich. 1753.

*67. Grabſchrift eines Unglücklichen, welcher zuletzt in einem Schiffbruche umkam.

Hier warfen mich die Wellen an das Land.
Hier grub mich todt, mit frommer Hand,
Ein Fiſcher in den leichten Sand.

Dein Mitleid, Leſer, iſt bey mir nicht angewandt!
Im Sturme ſcheitern und erſaufen,
Hieß mir Unglücklichen, mit Sturm in Hafen laufen.

*68. An einen ſchlechten Maler.

Ich ſaß dir lang' und oft: warum denn, Meiſter Steffen?
Ich glaube faſt, mich nicht von ungefähr zu treffen.

69. Auf eine Bildſäule des Amor.

Hier blieb, als Amor, ſich noch mächtiger zu ſehen,
Eleonora ward, ſein Körper geiſtlos ſtehen.*)

*70. Auf ebendieſelbe.

So lieb euch, Kinder, Ruh und Glück:
Zurück von ihm, dem Schalke! weit zurück! —
(Ich hätte viel für dieſen Rath gegeben!)
Er ſtellt ſich ſo nur ohne Leben.

*71. Auf ebendieſelbe.

Kommt dieſem Amor nicht zu nah,
Und ſtört ihn nicht in ſeinem Staunen!
Noch ſteht er ſo, in Einem ſüßen Staunen,
Seit er Phillinzen ſah.

---

*) Auf eine marmorne Bildſäule des Amors.

Hier blieb, als Amor ſich noch mächtiger wollte ſehen,
Und denn zur Phyllis ward, ſein Körper geiſtlos ſtehen. 1753.

*72. Auf ebendieſelbe.

Die Unſchuld naht ſich ihm, und bebt:
Sie fühlt, ſie fühlt es, daß er lebt.

*73. Auf ebendieſelbe.

O Chloe, halte deinen Blick
Von dieſem Schatze ja zurück!
Geſetzt, er wär' auch ohne Leben:
Was er nicht hat, das kann dein Blick ihm geben

74. Auf den Fabull.

Fabull verſchließet alle Kiſten
Vor Freunden, Dienern, Weib und Kind,
Damit ſich niemand läßt gelüſten
Zu ſehen, daß ſie ledig ſind.

75. An den trägen A.

Mit dir und über dich zu lachen,
Soll ich ein Sinngedichte machen!
Gut! daß du ohne Müh kannſt lachen,
So will ichs ſonder Einfall machen.

*76. Entſchuldigung wegen unterlaſſenes Beſuchs.

So wahr ich lebe, Freund, ich wollte ganze Tage
Und ganze Nächte bey dir ſeyn:
Um mich mit dir die ganzen Tage,
Die ganzen Nächte zu erfreun.
Doch tauſend Schritte ſinds, die unſre Wohnung trennen;
Und hundert wohl noch oben drein.
Und wollt' ich ſie auch gern, die tauſend Schritte, rennen,
Und jene hundert oben drein:
So weiß ich doch, daß ich am Ende
Des langen Wegs, dich zwanzigmal nicht fände.
Denn öfters biſt du nicht zu Hauſe.

Und manchmal biſt du's nicht für mich:
Wenn nach dem langen Zirkelſchmauſe
Der kleinſte Gaſt dir hinderlich.
Ich wollte, wie geſagt, gern tauſend Schritte rennen,
Dich, liebſter Freund, dich ſehn zu können:
Doch, allzu weiter Freund, dich nicht zu ſehn,
Verdreußt michs, Einen nur zu gehn.

77. An den Paul *).

Es ſcheinet, daß du Paul *), der einz'ge Trunkne biſt:
Denn du willſt nüchtern ſeyn, wo keiner nüchtern iſt.

*78. Velt und Polt.

Zum Henker! fluchte Polt zu Velten,
Mußt du mich einen Lügner ſchelten!
Zum Henker! fluchte Velt zu Polten,
Ich einen Lügner dich geſcholten!
Das lengſt du, Polt, in deinen Hals,
Das lengſt du als ein Schelm, und als …
Ha! das hieß Gott dich ſprechen, Velten!
Denn Lügner laß ich mich nicht ſchelten.

79. Der kranke Star.

„Komm' ich vom Lager auf, und giebt Gott Fried' im Staat,"
Gelobt der kranke Star, „ſo werd' ich ein Soldat."

*80. Die blaue Hand.

Ein Richter war, der ſah nicht wohl:
Ein Färber kömmt, der ſchwören ſoll.
Der Färber hebt die blaue Hand;
Da ruft der Richter: Unverſtand!
Wer ſchwört im Handſchuh? Handſchuh aus!
Nein! ruft der Färber, Brill' heraus!

---

*) May, 1753.

81. Der Schuſter Franz.

Es hat der Schuſter Franz zum Dichter ſich entzückt.
Was er als Schuſter that, das thut er noch: er flickt.

*82. Das Mädchen.

Zum Mädchen wünſcht' ich mir — und wollt' es, ha! recht lieben —
Ein junges, nettes, tolles Ding,
Leicht zu erfreun, ſchwer zu betrüben,
Am Wuchſe ſchlank, im Gange flink,
Von Aug' ein Falk,
Von Mien' ein Schalk;
Das fleißig, fleißig lieſt:
Weil alles, was es lieſt,
Sein einzig Buch — der Spiegel iſt;
Das immer gaukelt, immer ſpricht,
Und ſpricht und ſpricht von tauſend Sachen
Verſteht es gleich das Zehnte nicht
Von allen dieſen tauſend Sachen:
Genug, es ſpricht mit Lachen,
Und kann ſehr reizend lachen.

Solch Mädchen wünſcht' ich mir! — Du, Freund, magſt deine Zeit
Nur immerhin bey ſchöner Sittſamkeit,
Nicht ohne ſeraphin'ſche Thränen,
Bey Tugend und Verſtand vergähnen.
Solch einen Engel
Ohn' alle Mängel
Zum Mädchen haben:
Das hieß' ein Mädchen haben! —
Heißt eingeſegnet ſeyn, und Weib und Hausſtand haben.

*83. Auf den Fell.

Als Fell, der Geiferer, auf dumpfes Heu ſich ſtreckte,
Stach ihn ein Skorpion. Was meynt ihr, daß geſchah?
Fell ſtarb am Stich! — Ey ja doch, ja!
Der Skorpion verreckte.

84. An den Herrn D*.

Dein Epigramm, o D*, iſt fein!
Es hat mich trefflich durchgezogen;
Und iſt, vollkommen ſchön zu ſeyn,
Erſtunken und erlogen.

*85. An einen geizigen Vater.

Verlangt dein Kind ein Freyer,
Der wenig nach der Mitgift fragt;
So denke, was das Sprichwort ſagt:
Sehr wohlfeil iſt ſehr theuer.

*86. Auf den Kauz.

Wer ſagt, daß Meiſter Kauz Satiren auf mich ſchreibt?
Wer nennt geſchrieben das, was ungeleſen bleibt?

*87. Auf den Lupan.

Des beißigen Lupans Befinden wollt ihr wiſſen:
Der beißige Lupan hat jüngſt ins Gras gebiſſen.

*88. An den Leſer.

Du, dem kein Epigramm gefällt,
Es ſey denn lang und reich und ſchwer:
Wo ſahſt du, daß man einen Speer,
Statt eines Pfeils, vom Bogen ſchnellt?

*89. An den Herrn von Dampf.

Dein Diener, Herr von Dampf, ruft: Platz da! vor dir her.
Wenn ich an deiner Stelle wär',
Den Diener wollt' ich beſſer brauchen:
Du kannſt dir freyen Weg ja durchs Gedränge — hauchen.

*90. An ebendenſelben.

Dem haſt du nur die Hand, und dem den Kuß beſchieden.
Ich, gnäd'ger Herr von Dampf! bin mit der Hand zufrieden.

91. Auf einen gewiſſen Dichter.

Ihn ſingen ſo viel mäß'ge Dichter,
Ihn preiſen ſo viel dunkle Richter,
Ihn ahmt ſo mancher Stümper nach,
Ihm nicht zum Ruhm, und ſich zur Schmach.
Freund, dir die Wahrheit zu geſtehen,
Ich bin zu dumm es einzuſehen,
Wie ſich für wahr Verdienſt ein ſolcher Beifall ſchicket.
Doch ſo viel ſeh ich ein,
Das Singen, das den Froſch im tiefen Sumpf entzücket,
Das Singen muß ein Quaken ſeyn.

*92. An den Weſp.

Nur Neues liebeſt du? nur Neues willſt du machen?
Du biſt, mein guter Weſp, ſehr neu in allen Sachen.

*93. An den Trill.

Bald willſt du, Trill, und bald willſt du dich nicht beweiben:
Bald dünkt dichs gut, bald nicht, ein Hageſtolz zu bleiben.
Ich ſoll dir rathen? Wohl! Thu, was dein Vater that:
Bleib frey: heyrathe nicht! — Da haſt du meinen Rath.

*94. An ebendenſelben.

Du nenneſt meinen Rath ein ſchales Sinngedicht?
Trill, einen andern Rath bekömmſt du wahrlich nicht.
Zum Hängen und zum Freyen
Muß niemand Rath verleihen.

*95. An die Fuska.

Sey nicht mit deinem rothen Haar
So äußerſt, Fuska, unzufrieden!
Ward dir nicht ſchönes braunes Haar,
So ward dir braune Haut beſchieden.

*96. Auf den Tod des D. Mead.

Als Mead am Styx erſchien, rief Pluto voller Schrecken:
Weh mir! nun kömmt er gar, die Todten zu erwecken.

97. Auf die ſchöne Tochter eines ſchlechten Poeten.

Der Vater reimt und ſuchet allen,
Nicht wenig Kennern, zu gefallen.
Die Tochter buhlt: o! ſtraft ſie nicht!
Das gute Kind will allen,
Wie ihres Vaters Reim, gefallen.

98. Auf ebendieſelbe.

Dein braunes Mädchen, Freund, iſt ſchön:
Das muß ihr auch der Neid geſtehn.
So ſchön, daß man es gern vergißt,
Daß ſie ein wenig buhlriſch *) iſt;
So ſchön, daß man es gar vergißt,
Daß ihr Papa ein Reimſchmied iſt.

*99. Auf den Sextus.

Die, der Ein Auge fehlt, die will ſich Sextus wählen?
Ein Auge fehlet ihr, ihm müſſen beide fehlen.

*100. Kunz und Hinz.

Kunz. Hinz, weißt du, wer das Pulver hat erfunden?
Der leid'ge böſe Geiſt.

---

*) buhlend 1753.

Hinz. Wer hat dir, Kunz, das aufgebunden?
Ein Pfaffe wars, der Berthold heißt.
Kunz. Sey drum! ſo ward mir doch nichts aufgebunden.
Denn ſieh! Pfaff' oder böſer Geiſt
Iſt Mans wie Mutter, wie mans heißt.

101. Auf den Bav.*)

Ein ſchlechter Dichter Bav? ein ſchlechter Dichter? nein!
Denn der muß wenigſtens ein guter Reimer ſeyn.

102. Auf Dorinden.

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Daß ſie aus Eitelkeit nur in die Kirchen rennt;
Daß ſie nicht betet, und nicht höret,
Und andre nur im Beten ſtöret.
Sie hat, (mein eignes Ohr iſt Zeug,
Denn ihre Schönheit geht allmälig auf die Neige)
Sie hat mit ernſtlichen **) Geberden:
„Laß unſer Angeſicht, Herr, nicht zu Schanden werden!“

103. Auf die Galathee.

Die gute Galathee! Man ſagt, ſie ſchwärz' ihr Haar;
Da doch ihr Haar ſchon ſchwarz, als ſie es kaufte, war.

*104. Auf die Hütte des Irus.

Vorbey, verwegner Dieb! denn unter dieſem Dache,
In jedem Winkel hier, hält Armuth treue Wache.

105. Auf einen gewiſſen Leichenredner.

O Redner! dein Geſicht zieht jämmerliche Falten,
Indem dein Maul erbärmlich ſpricht.***)
Eh du mir ſollſt die Leichenrede halten,
Wahrhaftig, lieber ſterb' ich nicht!

---

*) Auf den reimloſen Bav. 1753.

**) brünſtigen 1751 (in den Kleinigkeiten) und 1753.

***) O Redner lege doch dein Maul erſt in die Falten,
Dein Maul, das ſo erbärmlich ſpricht. 1753.

*106. Das ſchlimmſte Thier.

Wie heißt das ſchlimmſte Thier mit Namen?
So fragt' ein König einen weiſen Mann.
Der Weiſe ſprach: von wilden heißts Tyrann,
Und Schmeichler von den zahmen.

*107. Auf die Magdalis.

Die alte reiche Magdalis
Wünſcht mich zum Manne, wie ich höre.
Reich wäre ſie genug, das iſt gewiß;
Allein ſo alt! — Ja, wenn ſie älter wäre!

108. Auf Lorchen.

Lorchen heißt noch eine Jungfer. Wiſſet, die ihrs noch nicht wißt:
So heißt Lucifer ein Engel, ob er gleich gefallen iſt.

*109. Klimps.

Der alte fromme Klimps, bey jedem Biſſen Brodt,
Den er genoß, ſprach: Segne Gott!
Den ſchönen Spruch nicht bald zu laſſen, ſprach
Und ſtirb! ſein frommes Weib mit Hiobs Weib' ihm nach.

*110. Der ſpielſüchtige Deutſche.

So äußerſt war, nach Tacitus Bericht,
Der alte Deutſch' aufs Spiel erpicht,
Daß, wenn er ins Verlieren kam,
Er endlich keinen Anſtand nahm,
Den letzten Schatz von allen Schätzen,
Sich ſelber, auf das Spiel zu ſetzen.

Wie unbegreiflich raſch! wie wild!
Ob dieſes noch vom Deutſchen gilt?
Vom Deutſchen Manne ſchwerlich. — Doch,
Vom Deutſchen Weibe gilt es noch.

*111. Das Pferd Friedrich Wilhelms auf der Brücke zu Berlin.

Ihr bleibet vor Verwundrung ſtehn,
Und zweifelt doch an meinem Leben?
Laßt meinen Reiter mir die Ferſe geben:
So ſollt ihr ſehn!

*112. Auf die feige Mumma.

Wie kömmts, daß Mumma vor Geſpenſtern flieht,
Sie, die doch täglich eins im Spiegel ſieht?

113. Eine Geſundheit auf die Geſundheiten.

Weg, weg mit Wünſchen, Reimen, Schwänken!*)
Trinkt ſie ſtig, aber trinket ſtill!
Wer wird an die Geſundheit denken,
Wenn man die Gläſer leeren will!

114. Auf einen unnützen Bedienten.**)

Im Eſſen biſt du ſchnell, im Gehen biſt du faul.
Iß mit den Füßen, Freund, und nimm zum Gehn das Maul.

115. Der Schwur.

Ich ſchwöre Lalagen, daß ſonder ihre Küſſe
Kein königliches Glück mein Leben mir verſüße.
Dieß ſchwör' ich ihr im Ernſt, wofern ſie ſich ergiebt:
Und ſchwör' es ihr im Scherz, wofern ſie mich nicht liebt.***)

*116. Themis über ihr Bildniß in dem Hauſe eines Richters.

Womit, o Zeus, hab' ich den Schimpf verſchuldet,
Daß man mein Bild in dieſem Hauſe duldet?

---

*) Weg mit den längſt bekannten Schwänken! 1753.

**) An einen. 1753.

***) Ich ſchwöre der Iris, daß ohn ihre Küſſe
Kein königlich Glücke mein Leben verſüße.
Dieß ſchwör ich im Ernſt, wenn ſie ſich ergiebt,
Und ſchwör es im Scherze, wenn ſie mich nicht liebt.
1751 (in den Kleinigkeiten) und 1753.

117. Der Furchtſame.

Kaum ſeh ich *) den Donner die Himmel umziehen,
So flieh ich zum Keller hinein.
Was meynt ihr? ich ſuchte den Donner zu fliehen?
Ihr irrt euch; ich ſuche den Wein.

118. An den Herrn B.

Du ladeſt zwanzig Schmauſer ein,
Wovon ich keinen kenn'; und dann mich eben drein.
Doch zürnſt du, und erſtaunſt, warum ich nicht erſcheine?
Ich ſchmauſe, Freund, nicht gern alleine.

119. Auf die Geneſung einer Buhlerinn.

Dem Tode wurde jüngſt vom Pluto anbefohlen,
Die Lais unſrer Stadt nach jener Welt zu holen.
Sie war ſo alt doch nicht, und reizte manchen noch,
Durch Willigkeit und Scherz in ihr gemächlich Joch. **)
„Was!“ ſprach der ſchlaue Tod, der ökonomiſch denket,
Und nicht, wie man wohl glaubt, den Wurfpfeil blindlings ſchwenket: ***)
„Die Lais brächt' ich her? das wäre dumm genung!
Nein! Aerzt' und Huren — nein! die hol' ich nicht ſo jung!“ ****)

*120. An zwey liebenswürdige Schweſtern.

Reiz, Jugend, Unſchuld, Freud' und Scherz
Gewinnen Euch ein jedes Herz;
Und kurz: Ihr brauchet Eures gleichen,
Den Grazien, in nichts, als an der Zahl, zu weichen.

*121. An den Silius.

Mein Urtheil, Silius, von deiner Ueberſchrift,
Dieß Urtheil ſoll nichts gelten,
Weil es die Reime nur betrifft?
Was kann man ſonſt als Reim' an einem Reimer ſchelten?

---

*) Kaum ſieht er u. ſ. w. 1753.

**) Durch Scherz und Willigkeit in das verliebte Joch. 1753.

***) Die Senſe blindlings lenket: 1753.

****) Die Huren und den Arzt, die hohl ich nicht ſo jung. 1753.

*122. Auf den D. Klyſtill.

Klyſtill, der Arzt — (der Mörder ſollt' ich ſagen —)
Will niemands frühern Tod mehr auf der Seele tragen,
Und giebt, aus frommer Reu, ſich zum Huſaren an;
Um das nie mehr zu thun, was er ſo oft gethan.

*123. Auf Muſſeln.

Freund Muſſel ſchwört bey Gott und Ehre,
Ich koſt' ihn ſchon ſo manche Zähre. —
Nun! frommer Mann, wenn das auch wäre;
Was koſtet dich denn deine Zähre?

*124. An ein Paar arme verwaiſete Mädchen.

Ihr beſten Kinder, daß ihr Waiſen ſeyd,
Das iſt mir herzlich, herzlich leid.
Auch bin ich euch zu dienen gern erbötig
Mit Gut und Blut; euch, die ihr, ohne Streit,
Das beſte Blut des beſten Blutes ſeyd.
Nur, Kinder, daß ihr arme Waiſen ſeyd,
Das ſey euch ſelber ja nicht leid!
Nun habt ihr keines Vormunds nöthig.

*125. An den Bav.

Du lobeſt Todte nur? Bav, deines Lobes wegen
Hab' ich blutwenig Luſt, mich bald ins Grab zu legen.

*126. Auf den Cythariſt.

Jahr aus, Jahr ein reimt Cythariſt
Zweyhundert Verſ' in Einem Tage;
Doch drucken läßt er nichts. Entſcheidet mir die Frage,
Ob er mehr klug, mehr unklug iſt.

*127. Der beſte Wurf.

An ein Paar Brettſpieler.

Zwey Vierer wünſcheſt du, und du verlangſt zwey Einer:
Der beſte Wurf im Brett bleibt darum dennoch — keiner.

*128. Auf den Maler Klecks.

Mich malte Simon Klecks ſo treu, ſo meiſterlich,
Daß aller Welt, ſo gut als mir, das Bildniß glich.

129. Auf einen Zweykampf.

Warum zog das erzürnte Paar,
Siſtan, und wer ſein Gegner war,
Die Degen? Aller Welt zum Schrecken
Sie — friedlich wieder einzuſtecken.

*130. Auf den Urſin.

Urſin iſt ärgerlich, und geht mir auf die Haut,
Daß ich ihm jüngſt mein Buch, den Phädon, weggenommen;
Geleſen hab' er ihn, allein noch nicht verdaut.
Ja, ja! zu Stande wär' er bald damit gekommen:
Sein Windſpiel, oder er, hat ihn ſchon brav gekaut.

*131. Auf den Veit.

Veit iſt ein witz'ger Kopf, und zählet ſechzig? — Nein!
Er hat noch lange hin, ein kluger Kopf zu ſeyn.

132. Die Vorſpiele der Verſöhnung.

Korinne ſchwur, mich zu vergeſſen:
Und doch kann ſie mich nicht vergeſſen.
Wo ſie mich ſieht, und wo ſie kann,
Fängt ſie auf mich zu läſtern an.
Doch warum thut ſie das? warum erhitzt ſie ſich?
Ich wette was, noch liebt ſie mich.

Ich ſchwur, Korinnen zu vergeſſen:
Und doch kann ich ſie nicht vergeſſen.
Wo ich ſie ſeh, und wo ich kann,
Fang' ich mich zu entſchuld'gen an.
Doch warum thu ich das? und warum ſchweig' ich nie?
Ich wette was, noch lieb' ich ſie.*)

---

*) Dies Gedicht ſteht in den Ausgaben von 1751 und von 1753 unter den Liedern.

*133. Auf den Pfriem.

Pfriem iſt nicht bloß mein Freund; er iſt mein andres Ich.
Dieß ſagt er nicht allein, dieß zeigt er meiſterlich.
Er ſteckt in ſeinen Sack ein Geld, das mir gehöret,
Und thut mit Dingen groß, die ihn mein Brief gelehret.

*134. Auf den Avar.

Avar ſtirbt, und vermacht dem Hoſpital das Seine,
Damit ſein Erbe nicht verſtellte Thränen weine.

*135. Seufzer eines Kranken.

Hier lieg' ich ſchwach und ſiech;
Und ach! die liebe Sophilette
Weicht keinen Schritt von meinem Bette.
O! daß der Himmel mich
Von beiden Uebeln bald errette!

*136. Auf den Laar.

Daß Laar nur müßig geh, wie kann man dieſes ſagen?
Hat er nicht ſchwer genug an ſeinem Wanſt zu tragen?

*137. Ihr Wille und ſein Wille.

Er. Nein, liebe Frau, das geht nicht an:
Ich muß hier meinen Willen haben.
Sie. Und ich muß meinen haben, lieber Mann.
Er. Unmöglich!
Sie. Was? nicht meinen Willen haben?
Schon gut! ſo ſollſt du mich in Monatsfriſt begraben.
Er. Den Willen kannſt du haben.

*138. Grabſchrift der Tochter eines Freundes, die vor der Taufe ſtarb.

Hier lieget, die Beate heißen ſollte,
Und lieber ſeyn, als heißen wollte.

*139. Auf den Marius.

Dem Marius ward prophezeyet,
Sein Ende ſey ihm nah.
Nun lebet er drauf los; verſchwelgt, verſpielt, verſtreuet:
Sein End' iſt wirklich da!

*140. Auf den einäugigen Spieler Pfiff.

Indem der Spieler Pfiff — erzürnte Götter! —
Durch einen ſchlimmen Wurf ein Auge jüngſt verlor:
„Brav, Kammerade!“ rief ein Spötter;
„Du giebſt uns jedem nun Ein Auge vor.“

*141. An einen Autor.

Mit ſo beſcheiden ſtolzem Weſen
Trägſt du dein neuſtes Buch — welch ein Geſchenk! — mir an.
Doch, wenn ichs nehme, grundgelehrter Mann,
Mit Gunſt: muß ich es dann auch leſen?

*142. Auf den Ley.

Der gute Mann, den Ley bey Seite dort gezogen!
Was Ley ihm ſagt, das iſt erlogen.
Wie weiß ich das? — Ich hör' ihn freylich nicht:
Allein ich ſeh doch, daß er ſpricht.

*143. Die Sinngedichte über ſich ſelbſt.

Weiß uns der Leſer auch für unſre Kürze Dank?
Wohl kaum. Denn Kürze ward durch Vielheit leider! lang.

*144. Abſchied an den Leſer.

Wenn du von allem dem, was dieſe Blätter füllt,
Mein Leſer, nichts des Dankes werth gefunden:
So ſey mir wenigſtens für das verbunden,
Was ich zurück behielt.

Anmerk. In der Berliniſchen Zeitung vom Jahr 1751 ſteht das 9te und das 29ſte Sinngedicht; in dem Neueſten aus dem Reiche des Witzes, einer Beylage zur Berliniſchen Zeitung 1751, folgende: 11. 91. 101. 117. 15 (G** für Baſſus). 71. 129. 79. 19. 66. 6. 20.

Anhang,

aus Leſſings Schriften, 1753.

An den Herrn N.

Es freuet mich, mein Herr, daß ihr ein Dichter ſeyd.
Doch ſeyd ihr ſonſt nichts mehr, mein Herr? Das iſt mir leid.

Auf einen bekannten Dichter.

Den nennt der Dichter Mars, und die nennt er Cythere;
Hier kommen Grazien, hier Muſen ihm die Quere.
Apoll, Minerva, Zevs verſchönern was er ſpricht;
Wen er zum Gott nicht macht, den lobt er lieber nicht.
Ihr, die ihr ihn der Welt verachtungswerth gewieſen,
Trotz allen Tugenden, die er verſtellt geprieſen;
Wenn er die Götter all auf fertger Zunge trägt,
Was wunderts euch, daß er im Herzen keinen hegt?

Der Zwang.

Ich habe keinen Stof zum Lachen,
Und ſoll ein Sinngedichte machen.
Doch wahrlich, Stofs genug zum Lachen,
Ich ſoll ein Sinngedichte machen.

Auf das Heldengedichte Herrmann.*)

Dem Dichter, welcher uns den Herrmann hergeſungen,
Iſt wahrlich, G** ſagts, ein Meiſterſtück gelungen.
Und ich, ich ſag es auch. Wir müſſen es verſtehn.
Nur wünſcht ich vom Geſchick, noch eins von ihm zu ſehn.
Und was? Ein Trauerſpiel. Ein Trauerſpiel? Wovon?
Wenn mein Rath etwas gilt, ſo ſeys vom Phaeton.

Geſpräch.

X. Soll ich vergebens flehn,
Und keinen Brief von dir in Verſen ſehn?
Du ſchenkſt ja wohl an Schlechtre deine Lieder.
L. Nun wohl, das nächſtemal will ich in Verſen ſchreiben.
X. Topp! und ich ſchreibe dir gewiß in Verſen wieder.
L. So? Großen Dank! Nun laß ichs bleiben.

---

*) Zuerſt in der Berliniſchen Zeitung 1753, wo Gottſcheds Name ausgeſchrieben iſt.

Turan.*)

Die Knabenliebe log dem redlichen Turan
Der ungerechte Pöbel an.
Die Lügen zu beſtrafen,
Was konnt er anders thun, als bey der Schweſter ſchlafen?

Sexter.**)

Sagt nicht, daß ſeiner Frau, dem Inventar der Zeit,
Sexter den Tod gewünſcht. Was ſonſt? Die Ewigkeit.

Auf den Dorilas.

Sagt nicht, daß Dorilas ſich ſchämt, mit mir zu gehen.
Sein Rock iſts, der ſich ſchämt, bey meinem ſich zu ſehen.

Auf die Theſtylis.

Die ſchiele Theſtylis hat Augen in dem Kopfe,
So hat ein Luchs ſie nicht.
Glaubt ihr, ſie ſieht euch ins Geſicht,
So ſieht ſie nach dem Hoſenknopfe.

Auf den Sophron.

Damit er einſt was kann von ſeinen Aeltern erben;
So laſſen ſie ihn jetzt vor Hunger weidlich ſterben.

Nachahmung des 84ſten Sinngedichts im 3ten Buche des Martials.

Was macht dein Weib? Das heißt im myſtiſchen Verſtand,
Wenn man es Staxen fragt: Stax, was macht deine Hand?

Auf das Gedicht die Sündfluth.

Durch den erſten Regenbogen
Sprach der Mund, der nie gelogen:
Keine Sündfluth komme mehr
Ueber Welt und Menſchen her.

---

*) Zuerſt in dem Neueſten aus dem Reiche des Witzes. September 1751.
**) Desgleichen.

Die ihr dieß Verſprechen höret,
Menſchen ſündigt ungeſtöret!
Kommt die zweyte Sündfluth ſchon,
Sie trift nur den Helicon.

Auf den Urban.

Er widerſprach - - Was kann an ihm gemeiner ſeyn?
Und wiederlegte nicht - - Auch das iſt ihm gemein.

Charlotte.*)

Die jüngſt ließ ihren guten Mann begraben,
Charlotte wünſcht, ſtatt ſeiner, mich zu haben.
Gewiß Charlott iſt klug.
Wir haben uns vor dem ſchon oft geſehen,
Drum glaub ich wohl, die Sache möchte gehen,
Wär ich nur dumm genug.

Auf den Herrn M** den Erfinder der Quadratur des Zirkels.

Der mathematſche Theolog,
Der ſich und andre nie betrog,
Saß zwiſchen zweymal zweyen Wänden,
Mit archimedſcher Düſternheit,
Und hatte - - welche Kleinigkeit!
Der Zirkels Vierung unter Händen.
Kühn ſchmäht er auf das x + z
(Denn was iſt leichter als geſchmäht?)
Als ihn der Hochmuth ſacht und ſachte
Bey ſeinen Zahlen drehend machte.
So wie auf einem Fuß der Bube
Sich dreht, und dreht ſich endlich dumm,
So gieng die tetragonſche Stube,
Und Stuhl und Tiſch mit ihm herum.
O Wunder, ſchrie er, o Natur!
Da hab ich ſie, des Zirkels Quadratur.

---

*) Auch in den Kleinigkeiten, 1751.

Auf einen elenden komiſchen Dichter. *)

Ein elend jämmerliches Spiel
Schrieb Koromandels **) ſtumpfer Kiel,
Als er in der Entzückung dachte,
Daß er wohl Plautus ſchamroth machte,
Und daß kein Molier
Ihm zu vergleichen wär.
Er der ſie beyde kennt,
Wie ich den groſſen Mogul kenne,
Und ſie zu kennen brennt,
So wie ich ihn zu kennen brenne.
Er, der der Feinheit keuſcher Ohren,
Dem Witz, den Regeln, dem Verſtand,
Den lächerlichſten Krieg geſchworen,
Der je im Reich der Sittenlehr entſtand;
Für ihn ein unentdecktes Land!
Doch muß ich, kritiſch zu verfahren,
Dem Leſer treulich offenbaren,
Daß ich an ſeinem Stücke
Auch etwas trefliches erblicke.
Und was? . . Er macht damit, Trotz einem komiſchen Werke
Voll ungeborgter Stärke,
Den dümmſten Witzling in der Welt,
Den je ein Schauplatz vorgeſtellt,
Unnachzuahmend lächerlich.
Und wen denn? Welche Frage! Sich.

Auf . . . .

Dem ſchlaueſten Hebräer in B**
Dem kein Betrug zu ſchwer, kein Kniff zu ſchimpflich ſchien,
Dem Juden, der im Lügen,
Im Schachern und Betriegen,
Trotz Galgen und Gefahr,
Mehr als ein Jude war,
Dem Helden in der Kunſt zu prellen,
Kams ein . . . Was giebt der Geitz nicht ſeinen Sklaven ein!
Von Frankreichs Witzigen den Witzigſten zu ſchnellen.

---

*) Zuerſt in der Berliniſchen Zeitung vom J. 1751.

**) Kurchenackers 1751.

Wer kann das ſonſt als . . . . ſeyn?
Recht, M** wars, der von dem ſchrecklichen Oedip
Den ſaubern Witz bis zu Montreveniaden trieb.
Schon war die Schlinge ſchlau geſchlungen;
Schon war ſein Fuß dem Unglück wankend nah,
Schon ſchien die Liſt dem Juden als gelungen,
Als der Betrieger ſchnell ſich ſelbſt gefangen ſah.
Sagt Muſen, welcher Gott ſtand hier dem Dichter bey,
Und wies ihm unverhüllt verhüllte Schelmerey?
Wer ſonſt, als der fürs Geld den frommen Iber betrog,
Wenn er vom Dreyfuß ſelbſt Orakelſprüche log?
Er der Betrug und Liſt aus eigner Uebung kennet,
Durch den M** gebrannt, und jeder Dichter brennet.
Ja, ja, du wachteſt ſelbſt für deinen braven Sohn,
Apoll, und Spott und Reu ward ſeines Feindes Lohn.
Du ſelbſt . . doch wackrer Gott dich aus dem Spiel zu laſſen,
Und kurz und gut den Grund zu faſſen,
Warum die Liſt
Dem Juden nicht gelungen iſt;
So fält die Antwort ohngefehr:
Herr M** war ein gröſſrer Schelm als er.

Auf . . .

„O käm der groſſe Geiſt bald in dieß raue Land,
„Wohin aus Frankreichs Rom mich Naſos Glück verbannt,
„So wär doch einer hier noch auſſer mir zu finden,
„In deſſen Munde ſich Geſchmack und Witz verbinden.
„Komm Voltair!“ . . M** gung! Der Himmel hört kein Flehn.
Er kömmt, und läßt ſogleich des Geiſtes Proben ſehn.
„Was? ruft er; M** hier? Wenn mich der König liebt,
„So weis ich, daß er ſtracks dem Schurken Abſchied giebt.“

Sinnſchriften auf das ſogenannte Heldengedichte Herrmann.*)

1.

Fürſt Herrmann brach der Deutſchen alte Treu,
Natur- und Völkerrecht ward kühn durch ihn verletzet;

---

*) Sie ſtehen in der Berliniſchen Zeitung vom J. 1751, St. 17, und ſind wohl, wie alle Gedichte in dieſem Jahrgange der Zeitung, von Leſſing. In die Schriften hat er ſie nicht aufgenommen.

Und noch heißt er ein Held! noch wird Verrätherey
Den größten Thaten gleich geſchätzet!
Doch immer ſchläft des Himmels Rache nicht,
Und ſeine Rache muß der Welt ein Beyſpiel geben.
Zur Strafe (ſo ergehts, wenn man die Treue bricht)
Zur Strafe muß ein Sch** ihn erheben.

2.

Wie reimet nicht der große Sch** rein!
Was am Verſtande fehlt, wird durch den Reim erſetzet.
Die Leſer ſchläfert er alexandriniſch ein,
In W* ſelbſt wird er doch geſchätzet.
Doch immer ſchläft des Himmels Rache nicht,
Und ſeine Rache muß der Welt ein Beyſpiel geben.
Zur Strafe für ſein heroiſches Gedicht,
Zur Strafe muß ein G** ihn erheben.

3.

Dir Gott der Dichter muß ichs klagen,
Sprach Herrmann, Sch** darf es wagen,
Und ſingt ein ſchläfrig Lied von mir.
Sey ruhig, hat Apoll geſprochen,
Der Frevel iſt bereits gerochen,
Denn G** krönet ihn dafür.

4.

Ihr die ihr Witz und Ehre richtet,
Sagt, wer iſt ſchimpflicher gehöhnt,
Der Held von dem ein Sch** dichtet,
Der Dichter den ein G** krönt?

Epigrammata.

1753. 1771.

Ad Turanium.

Viventi decus atque ſentienti,
Turani, tibi quod dedere amici,
Rarus poſt cineres habet poeta.
Nec tu poſt cineres habebis ipſe.

In Ariſtum.

Neſcio, dum dicit, multum, mentitur Ariſtus.
Qui neſcit multum, paucula ſcire poteſt.

Ad Gelliam.

Vota tui breviter ſi, Gellia, noſcere vatis,
Dignorum juvenum publica cura, cupis:
Spernit opes regum, regum quoque ſpernit honores;
Eſſe ſuus primum, tunc petit eſſe tuus.

Ad Pompillam.

Vir fovet amplexu, nec tu prohibebis? amicas.
„Hunc ego? qui nobis jura dedit paria.“
Aſt velit amplexu quis te, Pompilla, fovere?
Sic vir jura dedit, nec dedit illa ſimul.

Ad Amicum.

Lætus es et pauper: ſciat hoc fortuna caveto,
Ne te felicem jam putet eſſe nimis.

Ad Ponticum.

Qua tua fronte legam, mi Pontice, carmina, quæris?
Num, precor, illa legam, Pontice, quære prius.

Ad **.

Abs te cum laudor, tibi cur laudatur et Aldus?
Dicam te laudis pœnituiſſe meæ?

In Albam.

Alba mihi ſemper narrat ſua ſomnia mane.
Alba ſibi dormit: ſomniat Alba mihi.

Ad Priſcum.

Commendare tuum dum vis mihi carmine munus,
Carmen commendas munere, Priſce, mihi.

In Paulum.

Carmina tentemus: num quid tentare nocebit?
Paulus ait. Tenta! nil niſi fama perit.

Ad Cæcilianum.

Garrula fama refert te, Cæciliane, diſertum,
Nec minus eſſe pium, garrula fama refert.
Nil video cur hæc credamus, Cæciliane.
Credo tamen: verum fama referre ſolet.

Ad Olum.

In prece qui multus nimiusque eſt, otia dum ſunt,
Ille malas horas collocat, Ole, bene.
In prece qui multus nimiusque eſt, otia nec ſunt,
Ille bonas horas collocat, Ole, male.

Ad Nævolam.

Vis fieri ſanus? Mentiris, Nævola; non vis.
Nam fieri ſi vis, quid tibi cum Medico? *)

Ad Soſibianum.

Soſibiane, rogas, prodat Galathea quot annos?
Annos quod prodat nocte? dicne rogas?

Ad Tuccam ludimagiſtrum.

Dic mihi, quis furor eſt ludo ſpectante cacare?
Num gravitatem aliter frontis habere nequis?

Ad eundem.

Quid te, Tucca, juvat gravitatem fingere vultu,
Ridetur gravitas ſi gravitate tua?

In Canem.

Nonne Canis germana Cani appellatur amica?
Cur ergo inceſtus inſimulare Canem?

Ad Poſthumum.

Quis melos auditu redimat, dic, Posthume, ſodes:
Qui famam redimit, Posthume, morte ſua.

---

*) Dies Epigramm fehlt der Ausgabe von 1771.

Ad Neæram.

Te tam deformem qui pinxit, pulchra Neæra.
Blanditus Veneri, pulchra Neæra, fuit.

In Armillum.

Cui dedit, haud dedit Armillus, qui munera egeno
Non ſine teſte dedit. Cui dedit ergo? Sibi.

Ad Murlam.

Deſine, Murla monet, nunc deſine ſcribere nugas.
Tu legere aſt nugas deſine, Murla, prior.

Lieder.

[Nota leges quaedam, sed lima raſa recenti;
Pars nova major erit: Lector utrique fave!
Martial. 1751.]

1751. 1753. 1771. *)

[Erſtes Buch. 1751.]

*An die Leyer.

Töne, frohe Leyer,
Töne Luſt und Wein!
Töne, ſanfte Leyer,
Töne Liebe drein! **)

---

*) Einige Lieder ſtehen in den Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths, von denen ſieben Stücke 1747 und das achte 1748, als erſter Band, Hamburg bey Johann Adolph Martini, herausgekommen ſind.

Im Jahr 1751, Frankfurt und Leipzig (Stuttgart bey Metzler) erſchienen die Lieder unter dem Titel Kleinigkeiten, mit folgendem Motto über einer Vignette:

Parva mei mihi sunt cordi monumenta laboris;
At populus tumido gaudeat Antimacho.
Catullus.

Auf dem zweiten Blatte ſteht nur das Wort Zuſchrift, auf dem dritten Vorrede. Am Schluſſe, S. 94.

Bericht an den Buchbinder.

Vorrede und Zuſchrift muß gleich auf das Titelblatt folgen, das Regiſter aber kömmt an das Ende des ganzen Werks zu ſtehen, die Kupfer geben ſich von ſelbſt.
Auf den beiden letzten Seiten das Regiſter der wichtigſten Sachen beſteht nur aus den Buchſtaben A bis Z.

Die den Kleinigkeiten fehlenden Gedichte ſind mit * bezeichnet, die in den Ermunterungen enthaltenen mit der Jahrzahl 1747.

**) Töne, ſanfte Leyer,
Töne Luſt und Wein.
Töne mir getreue Leyer,
Töne ſanfte Liebe drein. 1753.

Wilde Krieger ſingen,
Haß und Rach' und Blut
In die Laute ſingen,
Iſt nicht Luſt, iſt Wut. *)

Zwar der Heldenſänger **)
Sammelt Lorbeern ein;
Ihn verehrt man länger;
Lebt er länger? Nein. ***)

Er vergräbt im Leben
Sich in Tiefſinn ein:
Um erſt dann zu leben,
Wann er Staub wird ſeyn. †)

Lebt ſein göttlich Feuer,
Zeit und Afterzeit!
Und an meiner Leyer
Lebt die Fröhlichkeit. ††)

Die Namen.

Ich fragte meine Schöne:
Wie ſoll mein Lied dich nennen?
Soll Dich als Dorimene,

---

*) Ungeheuers ewig ſingen,
Iſt Begeiſterung? . . Nein, iſt Wuth. 1753.

**) Zwar der kühne Sänger 1753.

***) Seinen Namen nennt man länger;
Und er lebt auch länger? Nein.
Seht, er flammt und glühet,
Bis er, voll von Gott,
Den Olymp geöfnet ſiehet,
Aber nicht den nähern Tod. 1753.

†) Um, gelingts ihm, dann zu leben,
Wann er Staub und Nichts wird ſeyn. 1753.

††) Lebt ſein göttlich Feuer,
Werth der Ewigkeit!
Und an mir und meiner Leyer
Lebet den Genuß der Zeit! 1753.

Als Galathee, als Chloris,
Als Leſbia, als Doris,
Die Welt der Enkel kennen!
Ach! Namen ſind nur Töne: *)
Sprach meine holde Schöne.
Wähl' ſelbſt. Du kannſt mich Doris,
Und Galathee und Chloris,
Und — wie du willſt mich nennen;
Nur nenne mich die Deine.

Die Küſſe. 1747.

Ein Küßchen, das ein Kind mir ſchenket,
Das mit dem Küſſen nur noch ſpielt,
Und bey dem Küſſen noch nichts denket,
Das iſt ein Kuß, den man nicht fühlt. **)

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret,
Das iſt ein Gruß, der eigentlich ***)
Zum wahren Küſſen nicht gehöret:
Aus kalter Mode küßt er mich. ****)

Ein Kuß, den mir mein Vater giebet,
Ein wohlgemeynter Segenskuß,
Wenn er ſein Söhnchen lebt und liebet,
Iſt etwas, das ich ehren muß. †)

Ein Kuß von meiner Schweſter Liebe
Steht mir als Kuß nur ſo weit an, ††)
Als ich dabey mit heißem †††) Triebe
An andre Mädchen denken kann.

---

*) Die Namen ſind ſehr ſchöne. 1751. 53.
**) Iſt nun ſo was, das man nicht fühlt. 1747. 51. 53.
***) Iſt nun ſo was, das eigentlich 1747. 51. 53.
****) Es heißt hier nur, ſo ſchickt es ſich. 1747.
†) Wenn er mich lebt und lebend liebet,
Iſt was, das ich verehren muß. 1747. 51. 53.
††) Geht in ſo ferne noch wohl an. 1747. 51. 53.
†††) fremdem 1747, reinem 1751, freyem 1753.

Ein Kuß, den Lesbia mir reichet,
Den kein Verräther ſehen muß,
Und der dem Kuß der Tauben gleichet: *)
Ja, ſo ein Kuß, das iſt ein Kuß.

Die Gewißheit.

Ob ich morgen leben werde,
Weiß ich freylich nicht:
Aber, wenn ich morgen lebe,
Daß ich morgen trinken werde,
Weiß ich ganz gewiß.

Die Betrübniß.

Der Dichter und ſein Freund.

Der Freund.
Freund! welches Unglück, welche Reue
Macht dir ſo bittern Schmerz? **)
Der Dichter.
Ach Freund! ſie flieht, die Ungetreue!
Und ſie beſaß mein Herz.

Der Freund.
Um eine Falſche dich betrüben?
Du biſt ja ***) klug genug.
Der Dichter.
O ſchweig! das heißt nicht lieben,
Läßt uns die Liebe klug.

Antwort eines trunknen Dichters.

Ein trunkner Dichter leerte
Sein Glas auf jeden Zug;

---

*) Aus meiner Klagen Ueberdruß,
Und dann beſchämt zurücke weichet, 1747. 51. 53.

**) Plagt dich mit finſterm Schmerz? 1751. 53.

***) ſchon 1751, ſonſt 1753.

Ihn warnte ſein Gefährte:
Hör' auf! du haſt genug. *)

Bereit vom Stuhl zu ſinken,
Sprach der: **) Du biſt nicht klug;
Zu viel kann man wohl trinken,
Doch nie trinkt man genug.

Das aufgehobene Gebot.

Eliſe.
Siehſt du Wein im Glaſe blinken, ***)
Lerne von mir deine Pflicht:
Trinken kannſt du, du kannſt trinken;
Doch betrinke dich nur nicht.
Lyſias.
Wallt dein Blut von Jugendtrieben, ****)
Lerne von mir deine Pflicht:
Lieben kannſt du, du kannſt lieben;
Doch verliebe dich nur nicht.
Eliſe.
Bruder! †) ich mich nicht verlieben!
Lyſias.
Schweſter! ††) ich mich nicht betrinken!
Eliſe.
Wie verlangſt du das von mir?
Lyſias.
Wie verlangſt du das von mir?

---

*) Ich ſpielte jüngſt den Sittenrichter:
Gewiß ein ſchweres Spiel!
Und ſprach zu einem trunknen Dichter:
Hör auf! du trinkſt zu viel. 1751. 53.
**) Schon fertig untern Tiſch zu ſinken,
Sprach er: 1751. 53.
***) Liebſter, wenn die Gläſer winken, 1751. 53.
****) Mägdchen bey den zarten Trieben 1751. 53.
†) Damon, 1751. 53.
††) Phyllis, 1751. 53.

Eliſe.
Lieber mag ich gar nicht lieben.
Lyſias.
Lieber mag ich gar nicht trinken.
Beide.
Geh nur, ich erlaub' es dir.

Die Beredſamkeit.

Freunde, Waſſer machet ſtumm:
Lernet dieſes an den Fiſchen.
Doch beym Weine kehrt ſichs um:
Dieſes lernt an unſern Tiſchen.
Was für Redner ſind wir nicht,
Wenn der Rheinwein aus uns ſpricht!
Wir ermahnen, ſtreiten, lehren;
Keiner will den andern hören.

Die Haushaltung.

Zankſt du ſchon wieder? ſprach Hans Lau
Zu ſeiner lieben Ehefrau.
„Verſoffner, unverſchämter Mann" — — —
Geduld, mein Kind, ich zieh' mich an — —
„Wo nun ſchon wieder hin?" Zu Weine.
Zank' du alleine.

„Du gehſt? — — Verdammtes Kaffeehaus!
„Ja! blieb' er nur die Nacht nicht aus.
„Gott! ich ſoll ſo verlaſſen ſeyn? —
„Wer pocht? — — Herr Nachbar? — — nur herein!
„Mein böſer Teufel iſt zu Weine:
„Wir ſind alleine."

Der Regen.

Der Regen hält noch immer an!
So klagt der arme Bauersmann;
Doch eher ſtimm' ich nicht mit ein,
Es regne denn in meinen Wein.

Die Stärke des Weins.

Wein iſt ſtärker als das Waſſer:
Dieß geſtehn auch ſeine Haſſer.
Waſſer reißt wohl Eichen um,
Und hat Häuſer umgeriſſen:
Und ihr wundert euch darum, *)
Daß der Wein mich umgeriſſen!

Der Sonderling.

So bald der Menſch ſich kennt,
Sieht er, er ſey ein Narr;
Und gleichwohl zürnt der Narr,
Wenn man ihn alſo nennt.

So bald der Menſch ſich kennt,
Sieht er, er ſey nicht klug;
Doch iſts ihm lieb genug,
Wenn man ihn weiſe nennt.

Ein jeder, der mich kennt,
Spricht: welcher Sonderling!
Nur dieſem iſts Ein Ding,
Wie ihn die Welt auch nennt.

Der alte und der junge Wein.

Ihr Alten trinkt, euch jung und froh zu trinken:
Drum mag der junge Wein
Für euch, ihr Alten, ſeyn.

Der Jüngling trinkt, ſich alt und klug zu trinken:
Drum muß der alte Wein
Für mich, den Jüngling, ſeyn.

---

*) Und hat Häuſer umgeſchmiſſen:
Und doch wundert ſich Hans Dumm, 1751. 53.

Die Türken. 1747.

Die Türken haben ſchöne Töchter,
Und dieſe ſcharfe Keuſchheitswächter;
Wer will, kann mehr als eine freyn:
Ich möchte ſchon ein Türke ſeyn.

Wie wollt' ich mich der Lieb' ergeben!
Wie wollt' ich liebend ruhig leben,
Und - - doch ſie trinken keinen Wein;
Nein, nein, ich mag kein Türke ſeyn.

Alexander.

Der Weiſe ſprach zu Alexandern:
„Dort, wo die lichten Welten wandern,
„Iſt manches Volk, iſt manche Stadt."
Was thut der Mann von tauſend Siegen!
Die Memme weint, daß dort zu kriegen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Iſts wahr, was ihn der Weiſe lehret,
Und finden, was zur Welt gehöret,
Daſelbſt auch Wein und Mädchen ſtatt:
So laſſet, Brüder, Thränen fließen,
Daß dort zu trinken und zu küſſen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Die Schöne von hinten. 1747.

Sieh Freund! ſieh da! was geht doch immer
Dort für ein reizend Frauenzimmer!
Der neuen Tracht Vollkommenheit,
Der engen Schritte Nettigkeit,
Die bey der kleinſten Hindrung ſtocken,
Der weiße Hals voll ſchwarzer Locken,
Der wohlgewachſne ſchlanke Leib,
Verräth ein junges art'ges Weib.

Komm Freund! komm, laß uns ſchneller gehen,
Damit wir ſie von vorne ſehen.
Es muß, triegt nicht der hintre Schein,
Die Venus oder Phyllis ſeyn.
Komm, eile doch! — O welches Glücke!
Jetzt ſieht ſie ungefähr zurücke.
Was wars, das mich entzückt gemacht!
Ein altes Weib in junger Tracht.

An eine kleine Schöne.

Kleine Schöne, küſſe mich,
Kleine Schöne, ſchämſt du dich!
Küſſe geben, Küſſe nehmen,
Darf dich itzt nicht beſchämen.*)
Küſſe mich noch hundertmal!
Küß' und merk' der Küſſe Zahl.
Ich will dir, bey meinem Leben!
Alle zehnfach wiedergeben,
Wenn der Kuß kein Scherz mehr iſt,
Und du zehn Jahr älter biſt.

Nach der 10. Ode Anakreons. 1747.

Was frag' ich nach dem Großſultan,
Und Mahomets Geſetzen!
Was geht der Perſer Schach mich an,
Mit allen ſeinen Schätzen!

Was ſorg' ich ihrer Kriegesart
Und ihrer Treffen halben?
Kann ich nur meinen lieben Bart
Mit Spécereyen ſalben.

---

*) Die Drucke von 1751 und 1753 fügen hinzu
O wie zärtlich (ſchmackhaft 1751) küſſet ſie!
Kleiner Engel ſchon ſo früh!

Kann ich nur mein geſalbtes Haupt
Mit Roſen ſtolz umſchließen,
Und wenn mir ſie ein Mädchen raubt,
Das Mädchen ſtrafend küſſen.

Ein Thor ſorgt für die künft'ge Zeit.
Für heute will ich ſorgen.
Wer kennt, mit weiſer Gründlichkeit,
Den ungewiſſen Morgen?

Was ſoll ich hier, ſo lang' ich bin,
Mich um die Zukunft kränken?
Ich will mit kummerloſem Sinn
Auf Wein und Liebe denken.*)

Denn plötzlich ſteht er da, und ſpricht,
Der grimme Tod: „Von dannen!
„Du trinkſt, du küſſeſt länger nicht!
„Trink' aus! küß' aus! Von dannen!“ **)

Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben,
O Adam, welche Lüſternheit!
Statt deiner hätt' ich ſollen leben,
So wär' das Paradies noch heut. —

Wie aber, wenn alsdann die Traube
Die Probefrucht geweſen wär'?
Wie da, mein Freund? — Ey nun, ich glaube —
Das Paradies wär' auch nicht mehr.

---

*) Drum will ich, weil ich glücklich bin,
An Spiel und Wein nur denken;
Und oft mit kummerloſem Sinn
Dir, Bacchus, Opfer ſchenken. 1747. 51. 53.

**) Damit nicht eine Krankheit ſpricht,
In die ich ſchnell verſunken:
Nein, länger, länger trinke nicht:
Du haſt genug getrunken. 1747. 51. 53.

Die Geſpenſter.

Der Alte.

O Jüngling! ſey ſo ruchlos nicht,
Und leugne die Geſpenſter.
Ich ſelbſt ſah eins beym Mondenlicht
Aus meinem Kammerfenſter,
Das ſaß auf einem Leichenſtein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

Als meiner Schweſter Sohn verſchied,
(Das ſind nunmehr zehn Jahre!)
Sah ſeine Magd, die trefflich ſieht,
Des Abends eine Bahre,
Und eben drauf ein Todtenbein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

Und als mein Freund im Treffen blieb,
Das Frankreich jüngſt verloren,
Hört' ſeine Frau, wie ſie mir ſchrieb,
Mit ihren eignen Ohren
Zu Mitternacht drey Eulen ſchreyn: *)
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

---

*) Zur Nacht zwey Hund' und Katzen ſchreyn: 1751.

Der Alte.

In meinem Keller ſelbſt gehts um.
Ich hör' oft ein Geſauſe;
Doch werden die Geſpenſter ſtumm,
Iſt nur mein Sohn zu Hauſe.
Denk' nur, ſie ſaufen meinen Wein:
Das müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünſcht' ich eins davon zu ſeyn.

Der Alte.

Auch weiß ich nicht, was manche Nacht*)
In meiner Tochter Kammer
Sein Weſen hat, bald ſeufzt, bald lacht;**)
Oft bringt mirs Angſt und Jammer.
Ich weiß, das Mädchen ſchläft allein;
Drum müſſen es Geſpenſter ſeyn.***)

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünſcht' ich ihr Geſpenſt zu ſeyn.

Der trunkne Dichter lobt den Wein.

Mit Ehren, Wein, von dir bemeiſtert,
Und deinem ſüß'gen Feur begeiſtert,
Stimm' ich zum Danke, wenn ich kann,
Ein dir geheiligt Loblied an.

Doch wie! in was für kühnen Weiſen
Werd' ich, o Göttertrank, dich preiſen!
Dein Ruhm, hör' ihn ſummariſch an,
Iſt, daß ich ihn nicht ſingen kann.

---

*) Noch mehr. Ich weiß nicht, was die Nacht 1751. 53.
**) Das ſchütternde Getöſe macht. 1751. 53.
***) Drum muß es ein Geſpenſte ſeyn. 1751. 53.

Lob der Faulheit.

Faulheit, itzo will ich dir
Auch ein kleines Loblied bringen. *) —
O - - wie - - ſau - - er - - wird es mir, - -
Dich - - nach Würden - - zu beſingen! **)
Doch, ich will mein beſtes thun,
Nach der Arbeit iſt gut ruhn.

Höchſtes Gut! wer dich nur hat,
Deſſen ungeſtörtes Leben — —
Ach! - - ich - - gähn' - - ich - - werde matt - -
Nun - - ſo - - magſt du - - mirs vergeben,
Daß ich dich nicht ſingen kann;
Du verhinderſt mich ja dran.

Die Faulheit.

Fleiß und Arbeit lob' ich nicht.
Fleiß und Arbeit lob' ein Bauer.
Ja, der Bauer ſelber ſpricht,
Fleiß und Arbeit wird ihm ſauer.
Faul zu ſeyn, ſey meine Pflicht;
Dieſe Pflicht ermüdet nicht.

Bruder, laß das Buch voll Staub.
Willſt du länger mit ihm wachen?
Morgen biſt du ſelber Staub!
Laß uns faul in allen Sachen,
Nur nicht faul zu Lieb' und Wein,
Nur nicht faul zur Faulheit ſeyn.

Die Planetenbewohner.

Mit ſüßen Grillen ſich ergötzen,
Einwohner in Planeten ſetzen,
Eh man aus ſichern Gründen ſchließt,
Daß Wein in den Planeten iſt:
Das heißt zu früh bevölkern.

---

*) ſchenken. 1751. 53.

**) Käm es nur gleich aufs Papier,
Ohne lange nachzudenken. 1751. 53.

Freund, bringe nur zuerſt aufs reine,
Daß in den neuen Welten Weine,
Wie in der, die wir kennen, ſind:
Und glaube mir, dann kann ein Kind
Auf ſeine Trinker ſchließen.

Der Geſchmack der Alten.

Ob wir, wir Neuern, vor den Alten
Den Vorzug des Geſchmacks erhalten,
Was leſ't ihr darum vieles nach,
Was der und jener Franze ſprach?
Die Franzen ſind die Leute nicht,
Aus welchen ein Orakel ſpricht.

Ich will ein neues Urtheil wagen.
Geſchmack und Witz, es frey zu ſagen,
War bey den Alten allgemein.
Warum? ſie tranken alle Wein.
Doch ihr Geſchmack war noch nicht fein;
Warum? ſie miſchten Waſſer drein.

Die lügenhafte Phyllis.

Mein Damon ſpricht:
Kind, lüge nicht!
Sonſt werd ich ſtrafen müſſen,
Und dich zur Strafe küſſen.
Er droht mir, ſieht verdrüßlich aus,
Und ſtrafet mich ſchon im voraus.

Sonſt log ich nicht.
Nur ſeit er ſpricht:
Du ſollſt mir fein mit Küſſen
Die loſen Lügen büßen,
Red' ich kein wahres Wörtchen mehr.
Nun, Schweſtern, ſagt, wo kömmt das her?

Die 17ſte Ode Anakreons.

Alter tanze! Wenn du tanzeſt,
Alter, ſo gefällſt du mir!
Jüngling, tanze! Wenn du tanzeſt,
Jüngling, ſo gefällſt du mir.

Alter, tanze, troz den Jahren!
Welche Freude, wenn es heißt:
Alter, du biſt alt an Haaren,
Blühend aber iſt dein Geiſt!

Nachahmung dieſer Ode.

Jüngling, lebſt du nicht in Freuden,
Jüngling, o ſo haß' ich dich!
Alter, lebſt du nicht in Freuden,
Alter, o ſo haß' ich dich!

Jüngling, trauerſt du in Jahren,
Wo die Pflicht ſich freuen heißt! —
Schäme dich! ſo friſch an Haaren,
Jüngling, und ſo ſchwach an Geiſt!

Der Wunſch. 1747.

Wenn ich, Augenluſt zu finden,
Unter ſchatticht kühlen Linden
Schielend auf und nieder gehe,
Und ein häßlich Mädchen ſehe,
Wünſch' ich plötzlich blind zu ſeyn.

Wenn ich, Augenluſt zu finden,
Unter ſchatticht kühlen Linden
Schielend auf und nieder gehe,
Und ein ſchönes Mädchen ſehe,
Möcht' ich lauter Auge ſeyn.

Der größte Mann.

Laßt uns den Prieſter Orgon fragen:*)
Wer iſt der größte Mann?
Mit ſtolzen Mienen wird er ſagen:
Wer ſich zum kleinſten machen kann.

Laßt uns den Dichter Kriton hören:**)
Wer iſt der größte Mann?
Er wird es uns in Verſen ſchwören:
Wer ohne Mühe reimen kann.

Laßt uns den Hofmann Damis fragen:***)
Wer iſt der größte Mann?
Er bückt ſich lächelnd; das will ſagen:†)
Wer lächeln und ſich bücken kann.††)

Wollt ihr vom Philoſophen wiſſen,
Wer iſt der größte Mann?
Aus dunkeln Reden müßt ihr ſchließen:†††)
Wer ihn verſtehn und grübeln kann.

Was darf ich jeden Thoren fragen:
Wer iſt der größte Mann?
Ihr ſeht, die Thoren alle ſagen:
Wer mir am nächſten kommen kann.

---

*) Wie häufig ſind die größten Männer!
(Wie viel giebt es nicht größte Männer! 1751)
Kaum, daß ſie zählbar ſind;
Weil jeder angemaßte Kenner
Sein Muſter dazu dienlich findt.
Zuerſt laßt uns den Prieſter fragen: 1751. 53.

**) Iſts wahr? Laßt uns den Dichter hören: 1751. 53.

***) Ich bin es, weil ich reimen kann.
Wie nun? Laßt uns den Hofmann fragen: 1751. 53.

†) Er bückt ſich, lächelt und wird ſagen: 1751. 53.

††) Die Ausgabe von 1751 fügt hinzu:
Wollt ihr den weibſchen Sänger fragen:
Wer iſt der größte Mann?
Er wird in ſchönen Trillern ſagen,
Ein Kapphahn ſey der größte Hahn.

†††) Aus dunkeln Plaudern wird er ſchließen: 1751. 53.

Wollt ihr den klügſten Thoren fragen:
Wer iſt der größte Mann?
So fraget mich; ich will euch ſagen:
Wer trunken ſie verlachen kann.

Der Irrthum.

Den Hund im Arm, mit bloßen Brüſten,
Sah Lotte frech herab.
Wie mancher ließ ſichs nicht gelüſten,
Daß er ihr Blicke gab.

Ich kam gedankenvoll gegangen,
Und ſahe ſteif heran.
Ha! denkt ſie, der iſt auch gefangen,
Und lacht mich ſchalkhaft an.

Allein, geſagt zur guten Stunde,
Die Jungfer irrt ſich hier.
Ich ſah nach ihrem bunten Hunde:
Es iſt ein artig Thier.

An den Wein.

Wein, wenn ich dich itzo trinke,
Wenn ich dich als Jüngling trinke,
Sollſt du mich in allen Sachen
Dreiſt und klug, beherzt und weiſe, *)
Mir zum Nutz, und dir zum Preiſe,
Kurz, zu einem Alten machen.

Wein, werd' ich dich künftig trinken,
Werd' ich dich als Alter trinken,
Sollſt du mich geneigt zum Lachen,
Unbeſorgt für Tod und Lügen,
Dir zum Ruhm, mir zum Vergnügen,
Kurz, zu einem Jüngling machen.

---

*) Frey, doch klug, bedächtig, weiſe, 1751. 53

Phyllis an Damon.

Lehre mich, o Damon, ſingen,
Singen, wie du trunken ſingſt.
Laß auch mich dir Lieder bringen,
Wie du mir begeiſtert bringſt.
Wie du mich willſt ewig ſingen,
Möcht' auch ich dich ewig ſingen.

Durch des Weines Feuerkräfte,
Nur durch ſie ſingſt du ſo ſchön.
Aber dieſe Götterſäfte
Darf ich ſchmachtend nur beſehn.
Dir rieth Venus Wein zu trinken,
Mir rieth ſie, ihn nicht zu trinken.

Was wird nun mein Lied beleben,
Kann es dieſer Trank nicht ſeyn? —
Wie! Du willſt mir Küſſe geben,
Küſſe, feuriger, als Wein? —
Damon, ach! nach deinen Küſſen
Werd' ich wohl verſtummen müſſen. *)

[Zweytes Buch. 1753.]

Für wen ich ſinge.

Ich ſinge nicht für kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule gehn,
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht verſtehn.

Ich ſinge nicht für euch, ihr Richter,
Die ihr voll ſpitz'ger Gründlichkeit
Ein unerträglich Joch dem Dichter,
Und euch die Muſter ſelber ſeyd.

---

*) Was wird nun mein Lied beleben,
Wenn es nicht der Wein belebt:
Doch, dein Kuß ſoll es erheben,
Wenn es nach der Höhe ſtrebt.
Damon, ja du ſollſt mich küſſen,
Und den Wein vertreten müſſen. 1751. 53.

Ich ſinge nicht den kühnen Geiſtern,
Die nur Homer und Milton reizt;
Weil man den unerſchöpften Meiſtern
Die Lorbeern nur umſonſt begeizt.

Ich ſinge nicht, durch Stolz gedrungen,
Für dich, mein deutſches Vaterland.
Ich fürchte jene Läſterzungen,
Die dich bis an den Pol verbannt.

Ich ſinge nicht für fremde Reiche.
Wie käm' mir ſolch ein Ehrgeiz ein!
Das ſind verwegne Unterſtreiche.
Ich mag nicht überſezet ſeyn.

Ich ſinge nicht für fromme Schweſtern,
Die nie der Liebe Reiz gewinnt,
Die, wenn wir munter ſingen, läſtern,
Daß wir nicht alle Schmolken ſind.

Ich ſinge nur für euch, ihr Brüder,
Die ihr den Wein erhebt, wie ich.
Für euch, für euch ſind meine Lieder.
Singt ihr ſie nach: o Glück für mich!

Ich ſinge nur für meine Schöne,
O muntre Phyllis, nur für dich.
Für dich, für dich ſind meine Töne.
Stehn ſie dir an, ſo küſſe mich.

Die ſchlafende Laura.

Nachläßig hingeſtreckt,
Die Bruſt mit Flohr bedeckt,
Der jedem Lüftchen wich,
Das ſäuſelnd ihn durchſtrich,
Ließ unter jenen Linden
Mein Glück mich Lauren finden.

Sie ſchlief, und weit und breit
Schlug jede Blum' ihr Haupt zur Erden,
Aus mißvergnügter Traurigkeit,
Von Lauren nicht geſehn zu werden.
Sie ſchlief, und weit und breit
Erſchallten keine Nachtigallen,
Aus weiſer Furchtſamkeit,
Ihr minder zu gefallen,
Als ihr der Schlaf gefiel,
Als ihr der Traum gefiel,
Den ſie vielleicht itzt träumte,
Von dem, ich hoff' es, träumte,
Der ſtaunend bey ihr ſtand,
Und viel zu viel empfand,
Um deutlich zu empfinden,
Um noch es zu empfinden,
Wie viel er da empfand.
Ich ließ mich ſanfte nieder,
Ich ſegnete, ich küßte ſie,
Ich ſegnete, und küßte wieder:
Und ſchnell erwachte ſie.
Schnell thaten ſich die Augen auf.
Die Augen! — nein, der Himmel that ſich auf.

*Der Donner.

Es donnert! — Freunde, laßt uns trinken!
Der Frevler und der Heuchler Heer
Mag knechtiſch auf die Kniee ſinken.
Es donnert! — Macht die Gläſer leer!
Laßt Nüchterne, laßt Weiber zagen!
Zeus iſt gerecht, er ſtraft das Meer:
Sollt' er in ſeinen Nektar ſchlagen! *)

---

*) Es donnert. Ja es donnert ſehr.
Weg mit dem Weine! Was? nicht trinken!
Nein, Bruder, nein; der Heuchler Heer
Mag knechtiſch auf die Knie ſinken.

*Der müßige Pöbel. *)

Um einen Arzt und ſeine Bühne
Stand mit erſtaunungsvoller Miene
Die leicht betrogne Menge
In lebendem Gedrenge.
Ein weiſer Trinker gieng vorbey,
Und ſchriee: welche Polizey!
So müßig hier zu ſtehen?
Kann nicht das Volk zu Weine gehen?

*Die Muſik.

Ein Orpheus ſpielte; rings um ihn,
Mit lauſchendem Gedrenge,
Stand die erſtaunte Menge,
Durchs Ohr die Wolluſt einzuziehn.
Ein Trinker kam von ungefähr,
Und taumelte den Weg daher,
Schnell faßt' er ſich, blieb horchend ſtehn,
Und ward entzückt, und ſchriee: ſchön!
So ſchön, als wenn bey meinem wackern Wirthe
Das helle Paßglas klirrte!

Noch zitterſt du? O ſchäme dich.
Ein Trinker hat ein gut Gewiſſen.
Es donnert. Trink und ſieh auf mich;
Nicht auf der Blitze ſchmetternd Schieſſen.
Die Furcht flieht vor der Trunkenheit.
Im Glaſe liegen Muth und Scherze.
Was ſoll die weibſche Furchtſamkeit?
Auf Bruder, trink und trink dir Herze.
So! mach das Glas noch einmal leer.
Die nüchtern Leute mögen zagen.
Zevs iſt gerecht; er ſtraft das Meer.
Sollt er in ſeinen Nektar ſchlagen? 1751.

*) Zuerſt in dem Neueſten aus dem Reiche des Witzes, Auguſt 1751.

*An den Horaz.

Horaz, wenn ich mein Mädchen küſſe,
Entflammt von unſerm Gott, dem Wein,
Dann ſeh ich, ohne kritiſche Schlüſſe,
Dich tiefer als zehn Bentley ein.

Dann fühl' ich ſie, die ſüßen Küſſe,
Die ein barbarſcher Biß verletzt,
Sie, welche Venus, nebſt dem Biſſe,
Mit ihres Nektars Fünftheil netzt. *)

Dann fühl' ich, mehr als ich kann ſagen,
Die Göttinn, durch die Laura küßt,
Wie ſie ſich Amathunts entſchlagen,
Und ganz in mich geſtürzet iſt. **)

Sie herrſcht im Herzen, ſie gebietet;
Und Laura löſcht die Phyllis aus.
Sie herrſcht im Herzen? nein, ſie wütet;
Denn Laura hält mich ab vom Schmaus.

*Niklas. †)

Mein Eſel ſicherlich
Muß klüger ſeyn, als ich.
Ja, klüger muß er ſeyn!
Er fand ſich ſelbſt in Stall hinein,
Und kam doch von der Trenke.
Man denke!

---

*) — — — dulcia barbare
Lædentem oſcula, quæ Venus
Quinta parte ſui Nectaris imbuit.

**) — — — in me tota ruens Venus
Cyprum deſeruit.

†) Dies und das folgende in dem Neueſten aus dem Reiche des Witzes, Auguſt 1751.

*Die Küſſe.

Der Neid, o Kind,
Zählt unſre Küſſe:
Drum küß' geſchwind
Ein Tauſend Küſſe;
Geſchwind du mich,
Geſchwind ich dich!
Geſchwind, geſchwind,
O Laura, küſſe
Manch Tauſend Küſſe:
Damit er ſich
Verzählen müſſe. *)

*Der ſchwörende Liebhaber.

Ich ſchwör' es dir, o Laura, dich zu haſſen;
Gerechten Haß ſchwör' ich dir zu.
Ich ſchwör' es allen Schönen, ſie zu haſſen;
Weil alle treulos ſind, wie du.
Ich ſchwör' es dir, vor Amors Ohren,
Daß ich – – ach! daß ich falſch geſchworen. **)

*Trinklied.

Voll, voll, voll,
Freunde, macht euch voll!

---

*) Verzählen müſſe,
Der ungeküßte Neid! 1751. 1753.

**) Der Schwur.
Ich ſchwör es, Lauren nicht zu lieben,
Das ungetreue Kind!
Ich ſchwör es, nie ein Kind zu lieben,
Weil alle treulos ſind!
Ich ſchwör es, und vor Amors Ohren
Sey, was ich willig ſchwur, geſchworen
Ich ſchwör es, Laura, dich zu haſſen!
Den Haß ſchwör ich dir zu!
Ich ſchwör es, jedes Kind zu haſſen;
Denn jedes iſt wie du.
Ich ſchwör es dir vor Amors Ohren,
Daß ich – – ach! daß ich falſch geſchworen! 1751.

Wein, Wein, Wein,
Freunde, ſchenkt ihn ein!
Küßt, küßt, küßt,
Die euch wieder küßt!
Voll von Wein,
Voll von Liebe,
Voll von Wein und Liebe,
Freunde, voll zu ſeyn,
Küßt und ſchenket ein!

*Der Verluſt.

Alles gieng für mich verloren,
Als ich Sylvien verlor.
Du nur giengſt nicht mit verloren,
Liebe, da ich ſie verlor!

*Der Genuß.

So bringſt du mich um meine Liebe,
Unſeliger Genuß! Betrübter Tag für mich!
Sie zu verlieren, — meine Liebe, —
Sie zu verlieren, wünſcht' ich dich!
Nimm ſie, den Wunſch ſo mancher Lieder,
Nimm ſie zurück, die kurze Luſt!
Nimm ſie, und gieb der öden Bruſt,
Der ewig öden Bruſt die beßre Liebe wieder!

*Das Leben.

Sechs Tage kannt' ich ſie,
Und liebte ſie ſechs Tage.
Am ſiebenten erblaßte ſie,
Dem erſten meiner ew'gen Klage.
Noch leb' ich, zauderndes Geſchick!
Ein pflanzengleiches Leben,
O Himmel, iſt für den kein Glück,
Dem du Gefühl und Herz gegeben!

O! nimm dem Körper Wärm' und Blut,
Dem du die Seele ſchon genommen!
Hier, wo ich wein', und wo ſie ruht,
Hier laß den Tod auf mich herab gebeten kommen!
Was hilft es, daß er meine Jahre
Bis zu des Neſtors Alter ſpare?
Ich habe, Trotz der grauen Haare,
Womit ich dann zur Grube fahre,
Sechs Tage nur geliebt,
Sechs Tage nur gelebt.

*Die Biene.

Als Amor in den goldnen Zeiten
Verliebt in Schäferluſtbarkeiten
Auf bunten Blumenfeldern lief,
Da ſtach den kleinſten von den Göttern
Ein Bienchen, das in Roſenblättern,
Wo es ſonſt Honig holte, ſchlief.

Durch dieſen Stich ward Amor klüger.
Der unerſchöpfliche Betrüger
Sann einer neuen Kriegsliſt nach:
Er lauſcht' in Roſen und Violen;
Und kam ein Mädchen ſie zu holen,
Flog er als Bien' heraus, und ſtach.

Die Liebe.)

Ohne Liebe
Lebe, wer da kann.
Wenn er auch ein Menſch ſchon bliebe,
Bleibt er doch kein Mann.

Süße Liebe,
Mach' mein Leben ſüß!
Stille nie die regen Triebe
Sonder Hinderniß.

---

*) Zuerſt gedruckt in dem Neueſten aus dem Reiche des Witzes, Auguſt 1751.

Schmachten laſſen
Sey der Schönen Pflicht!
Nur uns ewig ſchmachten laſſen,
Dieſes ſey ſie nicht.

Der Tod. 1747.

Geſtern, Brüder, könnt ihrs glauben?
Geſtern bey dem Saft der Trauben,
(Bildet euch mein Schrecken ein!)
Kam der Tod zu mir herein.*)

Drohend ſchwang er ſeine Hippe,
Drohend ſprach das Furchtgerippe:
Fort, du theurer Bacchusknecht!
Fort, du haſt genug gezecht!

Lieber Tod, ſprach ich mit Thränen,
Sollteſt du nach mir dich ſehnen?
Sieh, da ſtehet Wein für dich!
Lieber Tod, verſchone mich!

Lächelnd greift er nach dem Glaſe;
Lächelnd macht ers auf der Baaſe,
Auf der Peſt, Geſundheit leer;
Lächelnd ſetzt ers wieder her.

Fröhlich glaub' ich mich befreyet,
Als er ſchnell ſein Drohn erneuet.
Narre, für dein Gläschen Wein
Denkſt du, ſpricht er, los zu ſeyn?

Tod, bat ich, ich möcht' auf Erden
Gern ein Mediciner werden.
Laß mich: ich verſpreche dir
Meine Kranken halb dafür.

---

*) (Stellt euch mein Erſchrecken für!)
Geſtern kam der Tod zu mir. 1747. 51. 53.

Gut, wenn das iſt, magſt du leben:
Rufſt er. Nur ſey mir ergeben.
Lebe bis du ſatt geküßt,
Und des Trinkens müde biſt.

O! wie ſchön klingt dieß den Ohren!
Tod, du haſt mich neu geboren.
Dieſes Glas voll Rebenſaft,
Tod, auf gute Brüderſchaft!

Ewig muß ich alſo leben,
Ewig! denn beym Gott der Reben!
Ewig ſoll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreun!

Der Faule.

Rennt dem ſcheuen Glücke nach!
Freunde, rennt euch alt und ſchwach! *)
Ich nehm' Theil an eurer Müh:
Die Natur gebietet ſie.
Ich, damit ich auch was thu, —
Seh' euch in dem Lehnſtul zu.

---

*) Rennt dem ſcheuen Glücke nach,
Sorgt und ſchwitzt euch alt und ſchwach!
Muthet mir es nur nicht zu,
Blinde Räuber eigner Ruh!
Iſt auf deiner Liſte, Glück,
Auch mein Nam ein kennbar Stück,
O ſo komm zu mir ins Haus - -
Oder - - ſtreich den Namen aus.
Kommſt du, und ich ruhe gleich,
O ſo tritt den Boden weich!
Iſt dein Reichthum ſo viel werth,
Daß er meine Träume ſtört?
Ich will - - doch jetzt fällt mirs ein,
Daß der Menſch muß elend ſeyn.
Wohl, ihr Freunde, ſchwitzt und rennt,
Daß ihr todt ausruhen könnt. 1751. 53.

*Der Flohr.

O Reize voll Verderben!
Wir ſehen euch, und ſterben.
O Augen, unſer Grab!
O Chloris, darf ich flehen?
Dich ſicher anzuſehen,
Laß erſt den Flohr herab!

Die wider den Cäſar verſchworne Helden.

Caſſius. Decimus. Brutus. Cimber.

Caſſius.

Jetzt, Helden, laßt uns rühmlich ſterben,
Eh Rom noch Königsfeſſeln trägt.
Wer ſollte nicht mit Luſt verderben,
Wenn ihn der Staat mit niederſchlägt?

Decimus.

Ja — aber ohne Rache ſterben,
Und ohne Nutz dem Vaterland — —
Freund, das heißt pöbelhaft verderben.
Und wozu hätt' ich Muth und Hand?

Caſſius.

O Brutus! voller tiefen Sorgen
Seh' ich dein Herz für Rom zertheilt.
O Freund! noch Einen freyen Morgen,
So hat die Knechtſchaft uns ereilt.

Brutus.

Wenn Cäſar Rom will unterdrücken,
Muß Brutus ihn zur Strafe ziehn.
Ich will den Dolch ins Herz ihm drücken:
Mit Zittern zwar, doch drück' ich ihn.

Caſſius.

Du! deinem Freunde? Brutus! Götter!
Rom ſteht, wenn Brutus Brutus iſt.
Schon war ein Brutus Roms Erretter;
Komm! zeige, daß du beyde biſt.

Cimber.
Auch ich will alles mit euch wagen;
Auch ich muß ohne König ſeyn.
Denn könnt' ich einen Herrn ertragen,
Ertrüg' ich allererſt den Wein.

Die Ente.

Ente, wahres Bild von mir,
Wahres Bild von meinen Brüdern!
Ente, jetzo ſchenk' ich dir
Auch ein Lied von meinen Liedern.

Oft und oft muß dich der Neid
Zechend auf dem Teiche ſehen.
Oft ſieht er aus Trunkenheit
Taumelnd dich in Pfützen gehen.

Auch ein Thier — — o das iſt viel!
Hält den Satz für wahr und ſüße,
Daß, wer glücklich leben will,
Fein das Trinken lieben müſſe.

Ente, iſts nicht die Natur,
Die dich ſtets zum Teiche treibet?
Ja, ſie iſts; drum folg' ihr nur,
Trinke, bis nichts übrig bleibet.

Ja, du trinkſt und ſingſt dazu.
Neider nennen es zwar ſchnadern;
Aber, Ente, ich und du
Wollen nicht um Worte hadern.

Wem mein Singen nicht gefällt,
Mag es immer Schnadern nennen.
Will uns nur die neid'ſche Welt
Als verſuchte Trinker kennen.

Aber, wie bedaur' ich dich,
Daß du nur mußt Waſſer trinken.
Und wie glücklich ſchätz' ich mich,
Wenn mir Weine dafür blinken! *)

Armes Thier, ergieb dich drein.
Laß dich nicht den Neid verführen.
Denn des Weins Gebrauch allein
Unterſcheidet uns von Thieren.

In der Welt muß Ordnung ſeyn.
Menſchen ſind von edlern Gaben.
Du trinkſt Waſſer, und ich Wein:
So will es die Ordnung haben.

Die drey Reiche der Natur.

Ich trink', und trinkend fällt mir bey,
Warum Naturreich dreyfach ſey.
Die Thier' und Menſchen trinken, lieben, **)
Ein jegliches nach ſeinen Trieben:

---

*) winken. 1751. 53.

**) Ich trink, und trinkend fällt mir bey,
Daß ſie, die Schöpfung, dreyfach ſey,
Die nach der Reih der ſichtbarn Weſen
Der Allmacht Wink zum Seyn erleſen.
Linnäus ſagts; doch ſagt er wohl,
Wie man ſie recht beſchreiben ſoll?
(„Drey Reiche ſinds, die mit der Welt
„Der Welten Schöpfer, Gott, erhält,
„Verſchieden an Vollkommenheiten.“
Ganz recht! die Zahl iſt auſſer Streiten.
Doch lehret ein Linnäus wol,
Wann er ſie uns beſchreiben ſoll. 1751)
Vielleicht, daß ich es beſſer (gründlich 1751) kann.
Ihr lacht! O hört mich doch erſt an.
Die Thiere ſind dem Menſchen gleich;
Und beyde ſind das erſte Reich.
Die Thiere leben, trinken, lieben. 1751. 53.

Delphin und *) Adler, Floh und Hund
Empfindet Lieb' und netzt den Mund.
Was alſo trinkt und lieben kann,
Wird in das erſte Reich gethan.

Die Pflanze macht das zweyte Reich,
Dem erſten nicht an Güte gleich:
Sie liebet nicht, doch kann ſie trinken,
Wenn Wolken träufelnd niederſinken;
So trinkt die Zeder und der Klee,
Der Weinſtock und die Aloe.
Drum, was nicht liebt, doch trinken kann,
Wird in das zweyte Reich gethan.

Das Steinreich macht das dritte Reich;
Und hier ſind Sand und Demant gleich:
Kein Stein fühlt Durſt und zarte Triebe,
Er wächſet ohne Trunk und Liebe.
Drum, was nicht liebt noch trinken kann
Wird in das letzte Reich gethan.
Denn ohne Lieb' und ohne Wein,
Sprich, Menſch, was bleibſt du noch! — Ein Stein

*Das Alter.

Nach der 11ten Ode Anakreons.

Euch, leſe Mädchen, hör' ich ſagen:
„Du biſt ja alt, Anakreon.
„Sieh her! du kannſt den Spiegel fragen,
„Sieh, deine Haare ſchwinden ſchon;
„Und von den trocknen Wangen
„Iſt Blüth' und Reiz entflohn“
Wahrhaftig! ob die Wangen
Noch mit dem Lenze prangen,
Wie, oder ob den Wangen
Der kurze Lenz vergangen,

---

*) Der König, 1751. 53.

Das weiß ich nicht; doch was ich weiß,
Will ich euch ſagen: daß ein Greis,
Sein Bißchen Zeit noch zu genießen,
Ein doppelt Recht hat, euch zu küſſen.

*An die Schwalbe.

Die 12te Ode Anakreons.

Schwatzhafteſte der Schwalben, ſprich,
Was thu ich dir? wie ſtraf' ich dich?
Soll ich dich um die Schwingen
Mit meiner Scheere bringen?
Soll ich, zu deiner Pein,
Ein andrer Tereus ſeyn?
Und willſt du gern der Progne gleichen?
Mußt du, zu frühe Schwätzerinn,
Mußt du von meiner Schäferinn
Mir meinen ſchönen Traum verſcheuchen?

*Die Kunſtrichter und der Dichter.

Die Kunſtrichter.

Ihr Dichter! ſeyd des Stoffes voll,
Den eure Muſe ſingen ſoll:
Alsdann geräth das Lied euch wohl.

Der Dichter.

Wohl! wohl! ihr Herren Richter, wohl!
Seht her! ich bin des Stoffes voll,
Den meine Muſe ſingen ſoll;
Ich bin, ich bin des Weines voll:
Und doch geräth kein Lied mir wohl.

Die Kunſtrichter.

Du biſt des Stoffes allzu voll,
Den deine Muſe ſingen ſoll:
Darum geräth kein Lied dir wohl.

*An die Kunſtrichter.

Schweigt, unberauſchte, finſtre Richter!
Ich trinke Wein, und bin ein Dichter.
Thut mir es nach, und trinket Wein,
So ſeht ihr meine Schönheit ein.
Sonſt wahrlich, unberauſchte Richter,
Sonſt wahrlich ſeht ihr ſie nicht ein! *)

Admoneo, ante bibas.
Jejunis nil ſcribo. Meum poſt pocula ſi quis
Legerit, hic ſapiet.
Auſon.

/ Anhang.

I. Aus den Kleinigkeiten 1751 und aus den Schriften 1753.

Die verſchlimmerte Zeiten.

Anakreon trank, liebte, ſcherzte,
Anakreon trank, ſpielte, herzte,
Anakreon trank, ſchlief, und träumte
Was ſich zu Wein und Liebe reimte:
Und hieß mit Recht der Weiſe.

Wir Brüder trinken, lieben, ſcherzen,
Wir Brüder trinken, ſpielen, herzen,
Wir Brüder trinken, ſchlafen, träumen,
Wozu ſich Wein und Liebe reimen;
Und heiſſen nicht die Weiſen.

---

*) Dieſes hätte ich vor ungefehr 50. Jahren auf das Titelblat ſetzen laſſen und darüber geſchrieben:

Für den Momus.
„Verſchweige doch nur deine Lieder!
„Anakreon kömmt uns nicht wieder,
„Und wer ſo leichte ſingt wie du,
„Den ſchuf das Schickſal nicht darzu.“
O ſchweiget doch ihr nüchtern Richter!
Ich trinke Wein, und bin ein Dichter.
Thut mir es nach und trinket Wein,
So ſeht ihr meine Schönheit ein. 1751.

Da ſeht den Neid von unſern Zeiten!
Uns dieſen Namen abzuſtreiten!
O Brüder lernet hieraus ſchlieſſen,
Daß ſie ſich ſtets verſchlimmern müſſen.
Sie nennen uns nicht weiſe!

Das Bild an Hrn. H.

Das, Mahler, iſt dein Meiſterſtücke!
Ja, H**, ja; an Anmuth reich,
Sieht dieß Kind meinem Kinde gleich.
Das iſt ſein Haar; dieß ſeine Blicke;
Das iſt ſein Mund; das iſt ſein Kinn.
O Freund, o laß dichs nicht verdrüſſen,
Und ſieh auf jene Seite hin:
Ich muß, ich muß das Bildchen küſſen.
Wie zärtlich nimts den Kuß nicht an:
Nur Schade, daß es ihn nicht wiedergeben kan.

Das Umwechſeln.

Der Bruder.

Liebe Schweſter, wer iſt die?
Deine Freundin? darf ich küſſen?
O wie frey, wie ſchön iſt ſie!
Liebe Schweſter darf ich küſſen?

Die Schweſter.

Pfuy! Ihr Bruder iſt ja hier.
Willſt du, daß ers ſieht, ſie küſſen?
Schäm dich! dieſesmal wird dir
Wohl die Luſt vergehen müſſen.

Der Bruder.

Schweſter, geh zum Bruder hin;
Laß dich von dem Bruder küſſen;
Dann, weil ich dein Bruder bin,
Darf ich ſeine Schweſter küſſen.

Der Vetter und die Muhme.

O ſuche, Freund, nicht alles Wetter
Auf deinen eigenſinngen Vetter.
Schmält er manchmal; ſo laß es ſeyn.
Er hat ja guten Wein.

Auch fluche nicht der alten Muhme.
Man muß ihr Brummen, ſich zum Ruhme,
Mit ſtiller Sanftmuth übergehn.
Die Tochter iſt ja ſchön.

Die Mutter.

Strenge Phyllis, dich zu küſſen,
Dich ein einzigmal zu küſſen,
Hab ich dich nicht bitten müſſen!
Und doch darf ich dich nicht küſſen,
Sagſt du? „Meine Mutter ſpricht:
„Phyllis, Tochter küſſe nicht!“
Iſt es ſo was böſes, küſſen?
Liegt kein Trieb dazu im Blut?
Doch ‥ weg mit den ſchweren Schlüſſen!
Laß ſie warnen! kurz und gut;
Was geht der die Mutter an,
Die ſelbſt Mutter werden kan?

Die Antwort.

Der Nachbarin Climene
Schrieb ich von Lieb und Gluth.
Die chriſtlich holde Schöne
War allen Menſchen gut.
Sie hat den Brief bekommen,
Voll Sehnſucht angenommen,
Geküßt und aufgemacht,
Geleſen und gelacht.
Ach Gott, das gute Kind!

Sie wird wohl wieder ſchreiben?
Nein: ſchreiben kann ſie nicht.
Nur ſich die Zeit vertreiben,
Iſt ihre Kunſt und Pflicht.
Doch ohne Troſt mich laſſen,
Hieß meine Liebe haſſen;
Drum kömmt ſie ſelbſt zu mir.
Durch unſre Hinterthür.
Ach, gar zu gutes Kind!

Der Schlaf.

Ich trinke bis um Mitternacht,
Wenn neben mir der Geizhals wacht,
Und mit bekümmertem Verlangen
Forſcht, ob dem Schatze nichts entgangen;
Da trink ich noch, und freue mich,
Und trinkend Bacchus lob ich dich.
Da flieht der Durſt! da flieht der Kummer!
Doch wärſt du nicht, du ſüßer Schlummer,
Wann ſollt ich wieder durſtig werden?
Und würd ich nicht mehr durſtig ſeyn,
So tränk ich ja auch nicht mehr Wein.
O Schlaf, welch Gut biſt du der Erden!

Der philoſophiſche Trinker.

Mein Freund, der Narr vom philoſophiſchen Orden,
Hat ſich bekehrt, und iſt ein Trinker worden.
Er zecht mit mir und meinen Brüdern,
Und fühlet ſchon in unſern Liedern
Mehr Weisheit, Witz und Kraft,
Als Jacob Böhm und Newton ſchaft.
Doch bringt er ſeine ſpitzgen Fragen,
Die minder als ſie ſagen, ſagen,
Noch dann und wann hervor,
Und plagt mit Schlüſſen unſer Ohr.
Jüngſt fragt er mich am vollen Tiſche,
Warum wohl in der Welt der Fiſche,
In Flüſſen und im Meer,
Nicht Wein ſtatt Waſſers wär?
Ohn Urſach, ſprach er, kann nichts ſeyn.
Die Antwort fiel mir ſchwer;
Ich dachte hin und her,
Doch endlich fiel mirs ein.
„Die Urſach iſt leicht zu erdenken,“
Sprach ich mit aufgeſtemmten Arm.
Und welche? ſchrie der ganze Schwarm.
„Damit, wenn Eſel davon tränken,
„Die Eſel, nur verdammt zu Bürden,
„Nicht klüger als die Menſchen würden.“
Die Antwort, ſchrie man, läßt ſich hören.
Drum trinket eins der Weltweisheit zu Ehren!

Der Fehler.

Angelica iſt jung und reich,
An Schönheit meiner Phyllis gleich.
Ich kann nichts ſchöners nennen;
Das wiſſen die, die Phyllis kennen.
Sie redet ungezwungen rein;
Sie ſcherzt empfindlich und doch fein;
Ihr biegſam redlich Herze fühlt;
Sie tanzt, ſie ſingt, ſie ſpielt.
Wenn meine Phyllis untreu wird . . .
O werde ſie es nie!
Wenn ſie es aber wird,
So lieb ich keine ſonſt als ſie.
Doch . . hab ichs auch bedacht?
Nein, einen Fehler tref ich an,
Der alles nichtig macht.
Sie liebet ihren Mann.

Phyllis lobt den Wein.

Seht, mein Damon tanzt und ſpringet!
Seht, wie wiegt er Leib und Fuß!
Seht, mein Damon lacht und ſinget,
Singt von Ruhe, Wein und Kuß.
Seht, wie Mund und Augen glühn!
Wir beleben uns durch ihn.

Hört die ungezwungnen Scherze!
Hört, die Liebe ſcherzt durch ihn!
Wie die Dämmerung vor der Kerze
Seht die Schwermuth vor ihm fliehn,
Seht, er taumelt, wankt im gehn,
Seht, ſo gar er taumelt ſchön.

Seht, wie locken ſeine Lippen!
Seht, wie glüht ſein Mund ſo roth!
Machet mich ihr rothen Lippen,
Macht mich halb gezwungen roth!
Ja, er kömmt, er küſſet mich.
O wie feurig küßt er mich!

Wein, du Wein haſt ihn begeiſtert,
Du theilſt ihm dein Feuer mit.
Durch dich küßt er ſo begeiſtert
Und theilt mir ſein Feuer mit.
Drum ſoll, wie von ihm, der Wein
Auch von mir vergöttert ſeyn!

An den Anakreon.

Anakreon ſingt, alles fühlet:
Und alles gähnt wenn Codrus*) ſpielet.
Anakreon, ſprich, wie man ſpielt,
Daß niemand gähnt, daß alles fühlt.

Du ſchweigſt! Doch mit beredtern Blicken,
Die mich in Bacchus Laube ſchicken,
Sprichſt du: mein Lehrer war der Wein.
Wohl! Wohl! Er ſoll auch meiner ſeyn!

Wem ich zu gefallen ſuche und nicht ſuche. **)

Alten, alt zu unſrer Pein,
Denen von der Luſt im Lieben,
Von der Jugend, von dem Wein
Das Erinnern kaum geblieben;
Weibern, die der Taufſchein drückt,
Wenn ihr Reitz, der ſonſt entzückt,
Sonſt geſtritten, ſonſt geſiegt,
Unter Schichten Runzeln liegt;
Dichtern, die den Wein nicht loben,
Die die Liebe nicht erheben;
Mägdchen, die nicht Gleimen kennen,
Keſten nicht vortreflich nennen;
Weiſen, die mit leeren Grillen
Leere Köpfe ſtrotzend füllen;
Männern, die die Sitten lehren,
Und dich, Molier, nicht ehren,
Stolz auf ihr Syſtema ſehn,
Und dich muntern Schauplaz***) ſchmähn;

---

*) Riekel 1751.
**) Zuerſt in den Ermunterungen 1747.
***) weiſer Schauplatz, 1751.

Handelsleuten, die das Geld
Und ihr Stolz zu Fürſten ſtellt;
Falſchen Prieſtern,*) die die Tugend
Mir nicht munter wie die Jugend,
Mir nicht ſchmackhaft, mir nicht ſüſſe,
Wie den Wein und wie die Küſſe,
Mir nicht reitzend, wie die Strahlen
Aus der Phyllis Augen, mahlen;
Stutzern, deren weiſſer Scheitel,
Deren reich und witzge Tracht
Dumm gelebte Schönen eitel
Und zu ihres gleichen macht;
Unverſuchten ſtolzen Kriegern;
Aufgeblaſnen Federſiegern;
Weltlichklugen jungen Leuten;
Seufzenden nach beſſern Zeiten;
Schwermuthsvollen Gallenchriſten;
Allen Narren, die ſich iſten,
Zum Exempel Pietiſten,
Zum Exempel Atheiſten,
Zum Exempel Rabuliſten,
Operiſten und Chymiſten,
Quietiſten und Sophiſten,
Und nicht wenigen Juriſten,
Publiciſten und Statiſten,
Und nicht wenigen Linguiſten,
Und nicht wenigen Styliſten,
Und nicht wenig Componiſten : : : **)
O der Athem will mir fehlen
Alle Narren zu erzehlen : : :

---

*) Schwarzen Prieſtern, 1747.

**) Zum Exempel Pietiſten,
Zum Exempel Quietiſten,
Zum Exempel Atheiſten,
Zum Exempel Rabuliſten,
Zum Exempel Alchymiſten,
Wie den ſchlechten Componiſten,
Schmeichelnden Panegyriſten,
Theologiſchen Sophiſten,
Und nicht wenigen Juriſten,
Und nicht wenigen Statiſten,
Und nicht wenigen Linguiſten,
Und nicht wenigen Styliſten,
Und nicht wenig Publiciſten : : : 1747.

Allen, die mich tadelnd haſſen,
Die mein Leben voller Freude
Mich nicht, aus verſtelltem Neide,
Ungeſtört genieſſen laſſen;
Dieſen Thoren, dieſen allen
Mag ich ** †) nicht gefallen,
Mag ich, ſag ich, nicht gefallen.

* * *

Alten die der Wein verjüngt,
Die mit zitternd ſchwachen Tönen,
Wenn die Jugend munter ſingt,
Ihr noch gleich zu ſeyn ſich ſehnen;
Weibern, die, was an ſich zieht,
Reitz und Jugend noch nicht flieht,
Die des Schickſals harte Hand
Weibſchen Männern zugewandt;
Jungen Wittwen, die ſich grämen
Flohr und Trauer um zu nehmen,
Und mit ſchwergereitzten Zähren
Nur den andern Mann begehren;
Dichtern, die wie Dichter küſſen,
Nichts als ſich zu freuen wiſſen;
Dichtern, die wie Dichter zechen,
Nie verſagten Beyfall rächen;
Dichtern, die bei Kuß und Wein
Miltons laſſen Miltons ſeyn;††)
Dichtern, die im Scherze ſtark,
Mit Geſchichten voller Mark
Muntern Mägdchen munter lehren,
Was die Mütter ihnen wehren;
Dichtern die mich ſpottend beſſern,
Kleine Fehlerchen vergröſſern,
Daß ich ſie in ihrem Spiele
Deſto lächerlicher fühle;

†) L = = 1747.

††) Dichtern, die wie Dichter lieben,
Ihre Weiber nur betrüben;
Dichtern, die wie Dichter trinken,
Voll in Schlaf, wie Dichter, ſinken;
Dichtern, die den Kuß und Wein
Sich wie würdge Dichter freun; 1747.

Rednern, die ſtark im Verſtellen
Uns vergnügend hintergehn,
Wenn wir ſie in zwanzig Fällen
Zwanzigmal nicht ſelber ſehn,
Bald als Unglückshelden ſprechen,
Bald die Tugend ſpottend rächen,
Bald als Könige befehlen,
Bald als alte Männer ſchmählen;
Künſtlern die auf Zauberſaiten
Sorg und Harm durchs Ohr beſtreiten,
Und mit heilſam falſchen Leide
Dämpfen übermäßge Freude;
Federbüſchen, die nicht prahlen;
Reichen, welche reich bezahlen;
Kriegern, die ihr Leben wagen;
Armen, welche nicht verzagen;
Allen liebenswürdgen Mägdchen,
Liebenswürdgen weiſſen Mägdchen,
Liebenswürdgen braunen Mägdchen,
Liebenswürdgen ſtillen Mägdchen,
Liebenswürdgen muntern Mägdchen,
Wären es gleich Bürgermägdchen,
Wären es gleich Kaufmannsmägdchen,
Wären es gleich Prieſtermägdchen,
Wären es gleich Kammermägdchen,
Wären es gleich Bauermägdchen,
Wenn ſie nur die Liebe fühlen,
Lachen, ſcherzen, küſſen, ſpielen;
Dieſen, Freunde, dieſen allen
Wünſch ich * * †) zu gefallen,
Wünſch ich, ſag ich, zu gefallen.

Das Erdbeben. ††)

Bruder, Bruder, halte mich!
Warum kann ich denn nicht ſtehen?
Warum kannſt du denn nicht gehen?
Bruder geh, ich führe dich.

---

†) L – – 1747.

††) Dies und das folgende Gedicht ſtehen nicht in den Kleinigkeiten, ſondern nur in den Schriften 1753.

Sachte, Bruder, ſtolperſt du?
Was? du fällſt mir gar zur Erden?
Halt! ich muß dein Retter werden.
Nu? ich falle ſelbſt dazu?

Sieh doch Bruder! Siehſt du nicht,
Wie die lockern Wände ſchwanken?
Sieh, wie Tiſch und Flaſche wanken!
Greif doch zu! das Glas zerbricht!

Himmel, bald, bald werden wir
Nicht mehr trinken, nicht mehr leben!
Fühlſt du nicht? des Grundes Erbeben
Droht es Bruder mir und dir.

Limas Schickſal bricht herein!
Bruder, Bruder, wenn wir ſterben,
Soll der Wein auch mit verderben?
Der auf heut beſtimmte Wein?

Nein, die Sünde wag ich nicht.
Bruder, wollteſt du ſie wagen?
Nein, in letzten Lebenstagen
Thut man gerne ſeine Pflicht.

Sieh, dort ſinket ſchon ein Haus!
Und hier auch! Nun muß man eilen!
Laß uns noch die Flaſche theilen!
Hurtig! Hurtig! trink doch aus!

Die Einwohner des Mondes.

Die Mägdchen die in ſechzehn Jahren
Noch nicht das leckre Glück erfahren,
Wozu ſie ihre Mütter ſparen;
Das Stutzerchen, das was gelernt;
Das Weib, das nie ſich aus den Schranken
Der ehelichen Pflicht entfernt,
Und um den Mann die Welt vergißt;
Der Bettler, der bey dem Bedanken
So höflich wie beym Bitten iſt;
Der Dichter, welcher nie gelegen,
Dem ſtets der Reim, und niemals er
Dem lieben Reime nachgezogen;

Der Pfaffe, der ſtolz auf ſein Amt,
Um Kleinigkeiten nicht verdammt,
Und weis durch Thaten zu ermahnen;
Der Edle, der von ſeinen Ahnen
In unzertrennter Ordnung ſtammt,
Ohn daß ein wackrer Bauerknecht
Nicht oft das Heldenblut geſchwächt;
Ein Arzt, der keinen todt gemacht;
Der Krieger, der mehr kämpft als fluchet;
Der Hageſtolz, der in der Nacht,
Was er am Tage flieht, nicht ſuchet;
Das fromme Weib, das nie geſchmählt;
Der reiche Greis, dem nichts gefehlt;
Und hundert andre ſchöne Sachen,
Die unſern Zeiten Ehre machen:
Wo trift man die? - - Vielleicht im Mond,
Wo jedes Hirngeſpinſte wohnt.

Der Tauſch an Hr. W.

Ein Mägdchen, das Verſtand und Geiſt
Gemeiner Schönen Zahl entreißt,
Ein Mägdchen, das bey Büchern ſchwitzet,
Wenn Phyllis vor dem Spiegel ſitzet,
Das ihrer Seelen Schönheit beſſert,
Wenn die die leibliche vergröſſert,
Das gründlich denkt und gründlich ſcherzt,
Platoniſch liebt, platoniſch herzt:
Freund, ſo ein Mägdchen iſt für dich,
Und nicht für mich.

Ein Mägdchen, deſſen zärtlich Bild
Mit Zärtlichkeit die Herzen füllt,
Ein Mägdchen mit beredten Blicken,
Mit Küſſen, die verſteckt entzücken,
Mit Händen, die liebkoſend ſchlagen,
Und drückend, dich nur lieb ich, ſagen,
Mit ſchwarzem Haar, mit voller Bruſt,
Gemacht zu dauerhafter Luſt:
Freund, ſo ein Mägdchen iſt für mich,
Und nicht für dich.

Das Glück iſt ungerecht und blind;
Wenn nicht die Dichter Lügner ſind.
Wie oft hat es mit deinem Hoffen,
Wie oft mit meinem eingetroffen?
Wie wenn es, dich und mich zu kränken,
Dir mein, und mir dein Kind wird ſchenken?
O Freund, was ſoll die Rache ſeyn?
Der Tauſch, o Freund, der Tauſch allein.
Doch giebſt du, geb' ich meine dir,
Auch deine mir?

II. Aus den Kleinigkeiten 1751.

Die Sparſamkeit.

Von nun an muß ich ſparſam werden.
Warum denn das? Der Wein ſchlägt auf.
So gehts, das beſte dieſer Erden
Erhält man nur durch theuren Kauf.

Wer pocht? Ey der verwünſchte Schneider
Macht mich faſt durch ſein Mahnen toll.
Da ſeht die Menſchenliebe! leider,
Daß man doch ſtets bezahlen ſoll.

„Beliebet morgen einzuſprechen.
„Die Wechſel laufen ſpäter ein.“
Er geht. Geh! geh! nun kan ich zechen.
Seht! ſeht! ſo muß man ſparſam ſeyn.

Die Abwechslung.

Ich trinke nicht ſtets einen Wein.
Das möchte mir zu ekel ſeyn.
Wein aus Burgund, Wein von der Moſel Strande,
Einheimſchen Wein, Wein aus dem Frankenlande,
Die wechſ'l ich täglich mit Bedacht,
Weil Wechſeln alles ſüſſer macht.

Und mich ſoll nur ein artig Kind,
Wenn mehrere zu finden ſind,
Durch ſüſſen Zwang gepriesner Liebe binden?
O, dieß zählt ich mit unter meine Sünden.
Nein, nein, ich folge meinem Brauch,
Mit artgen Kindern wechſ'l ich auch.

Der beſcheidene Wunſch.

Der Pfennig, den man Andachtsvoll
Dem Prieſter beichtend geben ſoll,
Gilt mehr als im gemeinen Leben
Ein Pfennig, den wir Iro geben.
Die Klügſten müſſen durch Ducaten
Den Sinn des kleinen Worts errathen.
Man nehm es nicht buchſtäblich an,
Der Buchſtab bringet Tod und Bann.

„Ach! ſchenkte mir mein lieber Gott
„Nur einſt mein liebes Bißchen Brod;
„Ich wolte mich begnügen laſſen
„Und keinen Reichen neidiſch haſſen.“
O, das iſt Staren leicht zu ſagen,
Doch, wolt ihr eine Wette wagen,
Star ſchließet Fiſche, Braten, Wein
Mit in den Wunſch des Brodes ein.

O Liebſte! machet dir mein Mund
Den heiſſen Wunſch nach Küſſen kund,
So wiſſe, daß ich mehr begehret
Als dir mein ſcheuer Mund erkläret.
Ein Kuß bey mir iſt . . Soll ichs ſagen?
Doch ſtill! Du wirſt mich heimlich fragen.
Komm! jener Luſtwald ruft dir zu:
O Mägdchen! was du thun willſt, thu!

Das Schäferleben.

Komm Freund! wir wollen Schäfer werden.
Dieß ſtille Volk beſitzet noch
Die ſüſſe Ruh, das Glück der Erden.
Was zauderſt du? Komm Freund! komm doch!

Dort blüht bei aufgeräumten Sinnen
Noch alte Treu und Redlichkeit,
Auch in den ſchönſten Schäferinnen.
Dort, dort iſt noch die güldne Zeit.

Wird dir es ſchwer, die Stadt zu laſſen,
Wo nichts als falſche Mägdchen ſind?
Bedenke, Phyllis will mich haſſen,
Das flatterhafte böſe Kind.

Auch Phyllis kan die Treue brechen,
Und windet ſich aus meiner Hand.
Ja, dieſe Falſchheit muß ich rächen.
Komm mit! Ich geh ins Schäferland.

Du ſchwärmſt, mein Freund. Laß mich zufrieden.
Was geht mich deine Phyllis an?
Dem iſt ein gröſſer Glück beſchieden,
Der ſich gleich mir betrinken kan.

Wo haſt du den Verſtand gelaſſen?
Du haſt gewiß noch keinen Rauſch?
Den Wein, den Wein für Milch zu haſſen?
Den Wein für Milch? Das wär ein Tauſch.

Recht, Freund! verzeih mir dieſe Poſſen.
Wie albern denkt und redt man nicht,
Wenn man noch keinen Wein genoſſen,
Wenn folglich der Verſtand gebricht.

Drum eile, Freund! mir einzuſchenken.
Trink mir es zu, und mach mich klug.
Nun lern ich wieder richtig denken.
Nun ſeh ich meinen Selbſtbetrug.

O Schade für die falſchen Kinder!
Laßt ſie nur unbeſtändig ſeyn.
Ich lache nun, und lieb nicht minder.
Den Rath, den Rath giebt mir der Wein.

Nun ſoll mich Phyllis nicht betrüben,
Laßt ſie nur unbeſtändig ſeyn,
Von nun an will ich auch ſo lieben.
Den Rath, den Rath giebt mir der Wein.

Salomon.

Lobt mir Davids weiſen Sohn!
Auch bey Lieb und Wein und Scherzen
War er doch nach Gottes Herzen.
Brüder, lobt den Salomon.
Brüder, laßt ſein Lob erſchallen;
Doch vor allen
Lobt mir ſeinen weiſen Schluß:
Wer viel lernt hat viel Verdruß!

Dieſes laßt mir Wahrheit ſeyn!
Dieſe Wahrheit ſtets zu lieben
Hat mich die Natur getrieben,
Die Natur und Lieb und Wein.
Ehrt mit mir den weiſen König!
Lernet wenig!
Brüder, und erwegt den Schluß:
Wer viel lernt hat viel Verdruß!

Der Fehler der Natur an Hr. M

Freund! du erforſcheſt die Natur.
Sprich! Iſts nicht wahr, ſie ſpielt nicht nur,
Sie fehlt auch oft in ihren Werken.
Ja ja, ſie fehlt. Oft in der Eil
Verſetzt ſie dieß und jenes Theil.
Ich ſelbſt kan meinen Satz beſtärken.
Denn hätt ſich ihre Götterhand,
Als ſie mich baute, nicht verlohren;
So wär ich an der Moſel Strand,
Wo nicht, doch in Burgund gebohren.
O Moßler, o Burgunderwein,
Ich, ich ſolt euer Landsmann ſeyn!

Die ſchlimmſte Frau.

Die Weiber können nichts als plagen.
Der Satz ſagt viel und iſt nicht neu
Doch, Freunde, könt ihr mir nicht ſagen
Welch Weib das ſchlimmſte ſey?

Ein Weib, das mit dem Manne ſcherzet
Wie ein gebildter Marmerſtein,
Das ohne Glut und Reiz ihn herzet,
Das kan kein gutes ſeyn.

Ein Weib, das wie ein Drache geizet,
Und gegen Kind und Magd genau,
Den Dieb, mich zu beſtehlen, reizet,
O eine ſchlimme Frau!

Ein Weib, das gegen alle lachet,
In Liebesſtreichen frech und ſchlau
Uns täglich neue Freunde machet,
O eine ſchlimmre Frau!

Ein Weib, das nichts als bet und ſinget,
Und bey der Kinder Zeitvertreib
Mit Seufzen ihre Hände ringet,
O ein noch ſchlimmer Weib!

Ein Weib, das ſtolz aufs Eingebrachte
(Und welche nimmt der Stolz nicht ein?)
Den Mann ſich gern zum Sclaven machte,
Das muß ein Teufel ſeyn!

Ein Weib, das ihrem Manne fluchet,
Wenn er Geſellſchaft, Spiel und Wein,
Wie heimlich ſie Liebhaber, ſuchet,
Das muß ⸗ ⸗ ein Weibsbild ſeyn!

Die Schiffahrt. *)

„Gewagt! Freund, komm mit mir aufs Meer!
„Das Trinken macht den Beutel leer,
„Drum hohl ich mir in fernen Landen,
„Die unſre Väter niemals fanden,
„Gold, Silber, Perlen, Edelſtein;
„Und folglich Wein.“

---

*) So hat K. G. Leſſing aus ſeines Bruders Papieren drucken laſſen. In den Kleinigkeiten ſteht Der Schiffbruch.

Nein Freund! nein Freund! Dieß wag ich nicht.
Geſetzt daß unſer Schiff zerbricht,
So müſſen wir ins Waſſer ſinken,
Und Waſſer wohl gezwungen trinken:
Und Waſſer, Waſſer ſchmecket ſchlecht;
Hab ich nicht Recht?

Ja, wär im Meere lauter Wein,
So gieng ich, Freund, die Schiffahrt ein.
O Freund! o Freund, mit Freuden
Wollt ich auch Schiffbruch leiden.
Doch dies iſt nicht. Drum bleibe hier
Und trink mit mir! *)

Die Redlichkeit.

So weit ſich läßt die Welt durchwandern,
Klagt ein verlarvter Schelm dem andern
Die ſelbſtverſchuldte Seltenheit
Der nie geübten Redlichkeit.

Und doch flucht ihre Luſt zum Schwärzen
Da ſeht die Thorheit ihrer Herzen!
Seht, klagen ſie nicht blos zum Schein?
Doch fluchen ſie auf dich, o Wein!

So klagen, und dem Trinken fluchen,
Heißt Zwecke ſonder Mittel ſuchen.
Nun, Brüder, red ich nicht gelehrt?
Wie man es kaum von Weiſen hört.

Wer hat die Redlichkeit erhoben
Ohn unſre Väter mit zu loben?
Ja, ja, die trunken wacker Wein,
Wie konten ſie nicht redlich ſeyn?

Drum, Brüder, bleibet euern Ahnen,
Die euch, ſo oft ihr durſtet, ermahnen,
An Treu und Trunke kindlich gleich.
Trinkt redlich aus und küſſet euch!

---

*) In den Kleinigkeiten ſiehe Man borget [illegible]

Oden.

1753. 1771.

I.

Der Eintritt des 1752ſten Jahres.[*]

Im Spiel, dem Huld und Macht
Die Welt zur Bühne gab, das Weisheit ausgedacht,
In dieſem Spiel zur kurzen Scen' erleſen,
Jahr! Zeit, für Sterbliche geweſen!
Für ihn, der eh du kamſt, dich als gekommen ſah,
Für Gott noch da!

So wie ein Strom, der aus der Erde bricht,
Und wenig Meilen rollt, und wieder ſich verkriecht,
Biſt du, aus der du dich ergoſſen,
Zur Ewigkeit, — die Gott mit aller Welten Laſt
Im Zipfel ſeines Kleides faßt, —
Zur Ewigkeit zurück geſtoſſen.

Vom Dürftigen verſeufzt, mit thränenvollen Blicken
Des Reuenden verfolgt, zurück gewünſcht vom Thor,
Vom Glücklichen erwähnt mit trunkenem Entzücken:
Jahr, welche Botſchaft von der Erde —
Jetzt unwerth jenes Rufs: Sie werde! —
Bringſt du dem Himmel vor!

Botſchaft ach! vom Triumph des Laſters über Tugend,
Hier, vordem ihrem liebſten Sitz;
Von Vätern böſer Art; Botſchaft von ſchlimmrer Jugend;
Von Feinden Gottes, ſtolz auf Witz;
Botſchaft von feiler Ehr, womit die Schmach ſich ſchmücket;
Von ungerechtem Recht, das arme Fromme drücket.

---

[*] Zuerſt gedruckt in der Voſſiſchen Berliniſchen Zeitung 1752.

Botſchaft, daß die Natur längſt unſrer müde werden,
Die dort mit Flüſſen Feuers ſchreckt,
Das paradieſiſche Gefilde überdeckt,
Und dort, geſchäfftig im Ermorden,
Der aufgebotnen Peſt
Die giftgen Schwingen ſchütteln läßt.

Botſchaft von hingerißnen Göttern
Der einſt durch ſie regierten Welt;
Botſchaft von finſtern Kriegeswettern,
Die hier ein Gott zurücke hält,
Und dort ein Gott, der grauſamer verfährt,
Mit immer neuen Blitzen nährt.

Doch Botſchaft auch von einem Lande,
Wo **Friederich** den weichen Zepter führt,
Und Ruh und Glück, im ſchweſterlichen Bande,
Die Schwellen ſeines Thrones ziert;
Des Thrones, ungewiß, ob ihn mehr Vorſicht ſchützt,
Als Liebe ſtützt.

O ihr, die **Friedrich** liebt, weil er geliebt will ſeyn,
Ihr Völker jauchzt ihm zu! Der Himmel ſtimmet ein.
Auf! ſtrebt, daß er mit dieſem Jahre,
Wenn er ſie jetzt nicht ſchon erfährt,
Die wicht'ge Botſchaft froh erfahre:
Ihr wäret eures **Friedrichs** werth.

II.

Auf eine vornehme Vermählung.

Paar, das, vom Glück geliebt, auch Liebe glücklich macht —
Sie, die ein fühlend Herz, und nicht die Ahnen ſchätzet,
Und nicht der Würden ſaure Pracht,
Und nicht der Thaten Glanz, die man in Marmor ätzet, —
Er kömmt · · hier iſt er ſchon, der ſchönſte deiner Tage,
Der ſchönſte, weil die Lieb' ihn ſchmückt,
Und ihr erfüllter Wunſch der Hoffnung ſüße Plage
Im Wechſelkuß erſtickt.

Dort in Aurorens Reich, am Quell vom ew'gen Licht,
Wo unſre Tage ſtehn, die Wieg und Grab umgränzen, —
Ein ſterblich Auge zählt ſie nicht —
Dort ſah, Beglückte glaubts, der Dichter eure glänzen!
Schnell hob ſich dieſer Tag, kenntbar am Roſenkranze,
Aus der gemeinen Tage Schaar.
Es wuchs ſein Glanz, und wuchs und überſtieg am Glanze
Den Tag, der euch gebar.

So wie ein Bach, der in der Wüſte ſchleicht, *)
Vergebens ſein Kryſtall auf lauten Kieſeln rollet,
Wenn ihn der Wandrer nicht erreicht,
Dem er den ſüßen Trunk, und dann das Schlaflied zollet:
So fließt in kalter Still, in ungenoßnen Stunden,
In Tagen, die Verdruß umhüllt,
Das faule Leben fort, die traurigen Sekunden, —
Wenn ſie nicht Liebe füllt.

Fühlt ihr es, ſelig Paar? Und ſelig, wer es fühlt!
Der Menſch, ſich ſelbſt ein Feind, kehrt oft den blinden Rücken
Der Wolluſt zu, auf die er zielt,
Sucht in Zerſtreuung Ruh, und Ruhm in Bubenſtücken.
Seht ſie, vom Traum getäuſcht, in Sorg' und Lüſten ſchweben,
Dem fräß'gen Strudel unſrer Zeit!
Dann wägt ihr Glück und ſagt: gebt ihr für all ihr Leben
So einen Tag als heut?

Dort ſinnt, in banger Nacht, ein Sklav von flücht'gem Ruhm
Von Amt auf Aemter hin. Der Märtyrer der Titel,
Des kranken Wahnes Eigenthum,
Schämt ſich, vor lauter Ehr, auch nicht entehrter Mittel.
Hier häuft der bleiche Geiz das Geld zur eignen Plage,
Und athmet kaum vor Hunger mehr.
Sagt, liebend Paar, gebt ihr für ihre ganzen Tage
So einen Tag, als der?

---

*) Und ja = = ſo wie ein Bach der in der Wüſten ſchleicht. 175

Er ſelbſt, der kühne Held, wenn er vom Kriegsgott glüht —
Du weißt es, Bräutigam! — ſprich, wenn im blut'gen Streite,
Er ſtarr mit Einem Blicke ſieht
Vor ſich den wilden Tod, und Ewigkeit zur Seite;
Wenn er, da über ihm die Himmel Famen hören,
Für Friedrichen und durch ihn ſiegt — —
Biſt du — geſteh es nur der Menſchlichkeit zu Ehren —
So ſchön als jetzt vergnügt?

O Braut, preß' ihm dieß Nein — vermag dein Reiz es doch —
Aus der bewegten Bruſt. Und ja, dir wird ers ſagen.
Der ſanften Lieb unſchimpflich Joch
Ward auch vom Tapferſten im Lorbeerkranz getragen.
Nur tolle Härte wähnt, es trät' ein zärtlich Herze
Dem Muth, dem ſtählern Muth, zu nah.
Er ſelbſt, der Krieger Gott, voll Blut und Staub und Schwärze,
Mars kennt Cytheren ja.

Den Prunk der großen Welt, und die verlarvte Stadt
Floh zwar ſeit langer Zeit die Gottheit holder Liebe.
Wo Buhlerey den Tempel hat,
Sind, die Verliebte ſind, Verräther oder Diebe.
Sie floh zur ſtillen Flur, wo, bey gelaßner Jugend,
Die Einfalt Schöne ſchöner macht.
Da brannt' ihr Rauchaltar! — Doch jüngſt hat ſie die Tugend
Zu euch zurück gebracht.

Sie kam. Ich ſah den Zug; ein Dichter ſieht ihn nur.
Der Frühling, vor ihr her, verſcheuchte Froſt und Wetter,
Und Weſte folgten ihrer Spur,
Und in den Weſten lacht' ein Schwarm der Liebesgötter.
Es führten Tugend ſie und Luſt in enger Mitten,
Luſt, welche nie der Liebe fehlt,
Und nie die Tugend haßt; und unter ihren Tritten
Ward auch der Stein beſeelt.

Zu euch, glückſelig Paar, zu euch zog dieſer Zug.
Verbergt die Göttinn nicht! Sie glüht in euren Blicken.
(Die ſind ſie zu verrathen gnug.)
Sie, die euch mehr beglückt, als Schätz' und Stand beglücken.
Verbergt die Liebe nicht! Das Laſter mag ſie haſſen,
Denn das ſoll ewig ſich nicht freun.
Wie traurig wird die Flur, die ſie um euch verlaſſen,
Den Schäferinnen ſeyn!

III.

Abſchied eines Freundes.

Schon haſt du, Freund, der letzten letzte Küſſe
Auf naſſe Wangen uns gedrückt;
Schon ſchon, beym Zaudern unentſchloßner Füße,
Den ſchnellen Geiſt vorweg geſchickt.

Für uns dahin! Doch nein, dem Arm entführet,
Wirſt du dem Herzen nicht entführt.
Dieß Herz, o Freund, einmal von dir gerühret,
Bleibt ewig, trau! von dir gerührt.

Erwarte nicht ein täuſchend Wortgepränge,
Für unſre Freundſchaft viel zu klein.
Empfindung haßt der Reime kalte Menge,
Und wünſcht unauspoſaunt zu ſeyn.

Ein feuchter Blick ſind ihre Zaubertöne;
Ein ſchlagend Herz ihr rührend Lied.
Sie ſchweigt beredt, ſie ſtockt, ſie ſtammelt ſchöne,
Ums ſtärkre Wort umſonſt bemüht.

Es winken dir beneidenswerthe Fluren,
Nur unſers Neides minder werth.
Zieh hin! und find' auch da der Vorſicht goldne Spuren,
Um dich beſorgt, von dir verehrt.

Dort *) herrſcht die Ruh, dort iſt der Lärm vergangen,
Der hier **) noch Muſen ſtören darf,
Seit Pallas gern, auf Friederichs Verlangen,
Die ſpitze Lanze von ſich warf.

IV.

An den Herrn N**.

Freund, noch ſind ich und du dem Glücke
Ein leichter Schleiderball,
Und doch belebt auf ſeine Tücke
Kein beißend Lied den Widerhall?

Der Thor gedeiht, der Spötter ſteiget,
Dem Böſen fehlt kein Heil.
Verdienſt ſteht nach, und fühlt gebeuget
Ein lohnend Amt dem Golde feil.

Auf, Freund! die Geißel zu erfaſſen,
Die dort vermodern will.
Seit Juvenal ſie fallen laſſen,
Liegt ſie, Triumph ihr Laſter! ſtill.

Geduld! Schon rauſcht ſie durch die Lüfte,
Blutgierig rauſcht ſie her!
Verbergt, verbergt die bloße Hüfte!
Ein jeder Schmiß ein gift'ger Schwär!

Erſt räche dich, dich Freund der Muſen.
Du rächeſt ſie in dir!
Doch dann auch mich, in deſſen Buſen
Ein Geiſt ſich regt, zu gut für hier.

Vielleicht, daß einſt in andern Welten
Wir minder elend ſind.
Die Tugend wird doch irgends gelten.
Das Gute kömmt nicht gern geſchwind.

*) Halle. **) Wittenberg.

V.

Der Tod eines Freundes.

Hat, neuer Himmelsbürger, ſich
Dein geiſtig Ohr nicht ſchon des Klagetons entwöhnet,
Und kann ein banges Ach um dich,
Das hier und da ein Freund bey ſtillen Thränen ſtöhnet,
Dir unterm jauchzenden Empfangen
Der beſſern Freunde hörbar ſeyn,
So ſey nicht für die Welt, mit unſerm Schmerz zu prangen,
Dieß Lied: es ſey für dich, für dich allein!

Wann war es, da auch dich noch junge Roſen zierten!
(Doch nein, die Roſen zierteſt du!)
Da Freud' und Unſchuld dich im Thal der Hoffnung führten
Dem Alter und der Tugend zu?
Geſichert folgten wir: als ſchnell, aus ſchlauen Hecken,
Der Unerbittliche ſich wies,
Und dich, den Beſten, uns zu ſchrecken,
Nicht dich zu ſtrafen, von uns riß.

Wie ein geliebtes Weib vom ſteilen *) Ufer blicket
Dem Schiffe nach, das ihre Kron' entreißt:
Sie ſteht, ein Marmorbild, **) zu Stunden unverrücket;
In Augen iſt ihr ganzer Geiſt:
So ſtanden wir betäubt und angeheftet,
Und ſannen dir mit ſtarren Sinnen nach,
Bis ſich der Schmerz durch Schmerz entkräftet,
Und ſtrömend durch die Augen brach.

Was weinen wir! Gleich einer Weiberſage,
Die im Entſtehn ſchon halb vergeſſen iſt,
Flohſt du dahin! — Geduld! noch wenig Tage,
Und wenige dazu, ſo ſind wir was du biſt.
Ja, wenn der Himmel uns die Palme leicht erringen,
Die Krone leicht erſiegen läßt,
So werden wir, wie du, das Alter überſpringen,
Des Lebens unſchmackhaften Reſt.

---

*) ſteinern 1753. **) Sie ſtehet, Stein auf Stein, 1753.

Was wartet unſer? — Ach! ein unbelohnter Schweiß,
Im Joch des Amts bey reifen Jahren,
Für andrer Wohl erſchöpft, als unbrauchbarer Greis
Hinunter in die Gruft zu fahren.
Doch deiner wartet? — Nein! was kannſt du noch erwarten
Im Schooß der vollen Seligkeit?
Nur wir, auf blindes Glück, als Schiffer ohne Karten,
Durchkreuzen ihn, den faulen Pfuhl der Zeit.

Vielleicht — noch ehe du dein Glücke wirſt gewohnen,
Noch ehe du es durchempfunden haſt —
Flieht einer von uns nach in die verklärten Zonen,
Für dich ein alter Freund, und dort ein neuer Gaſt.
Wen wird — verborgner Rath! — die nahe Reiſe treffen
Aus unſrer jetzt noch friſchen Schaar?
O Freunde, laßt euch nicht von ſüßer Hoffnung äffen!
Zum Wachſamſeyn verbarg Gott die Gefahr.

Komm ihm, wer er auch ſey, verklärter Geiſt, entgegen,
Bis an das Thor der beſſern Welt,
Und führ' ihn ſchnell, auf die dann ſchon bekannten Wegen,
Hin, wo die Huld Gerichte hält.
Wo um der Weisheit Thron der Freundſchaft Urbild ſchwebet,
In ſeraphinſchem Glanze ſchwebt,
Verknüpft uns einſt ein Band, ein Band von ihr gewebet;
Zur ew'gen Dauer feſt gewebt!

VI.

Der Eintritt des Jahres 1753. in Berlin. *)

Wie zaudernd ungern ſich die Jahre trennen mochten,
Die eine Götterhand
Durch Kränze mancher Art, mit Pracht und Scherz durchflochten,
Uns in einander wand!

---

*) Zuerſt in der Voſſiſchen Zeitung 1753, dann in den Schriften.

So träg, als hübe ſich ein Adler in die Lüfte,
Den man vom Raube ſcheucht:
Noch ſchwebt er drüber her, und witternd fette Düfte,
Entflieht er minder leicht.

Welch langſam Phänomen durchſtreicht des Aethers Wogen,
Dort wo Saturn gebeut?
Iſt es? Es iſts, das Jahr, das reuend uns entflogen,
Es fliegt zur Ewigkeit.

Das reuend uns entflog, Dir **Friedrich** zuzuſehen,
Kein Sekulum zu ſeyn;
Mit deinem ganzen Ruhm belaſtet fort zu gehen,
Und ſich der Laſt zu freun.

Noch oft ſoll manches Jahr ſo traurig von uns fliegen,
Noch oft, zu unſerm Glück.
Vom Himmel biſt Du, Herr, zu uns herabgeſtiegen;
Kehr' ſpät! kehr' ſpät zurück!

Laß Dich noch lange, Herr, den Namen **Vater** reizen,
Und den: **menſchlicher Held**!
Dort wird der Himmel zwar nach ſeiner Zierde geizen;
Doch hier braucht Dich die Welt.

Noch ſeh' ich mich für Dich mit raſchen Richteraugen
Nach einem Dichter um.
Dort einer! hier und da! Sie taugen viel, und taugen
Doch nichts für deinen Ruhm.

Iſt er nicht etwa ſchon, und ſingt noch wenig Ohren,
Weil er die Kräfte wiegt:
So werd' er dieſes Jahr, der ſeltne Geiſt, geboren,
Der dieſen Kranz erſtiegt.

Wenn er der Mutter dann ſich leicht vom Herzen windet,
O Muſe lach' ihn an!
Damit er Feur und Witz dem Edelmuth verbindet,
Poet und Biedermann. *)

---

*) Poet und braver Mann. 1753.

Hört! oder täuſchen mich beliebte Raſereyen!
Nein, nein, ich hör' ihn ſchon.
Der Heere ziehend Lärm ſind ſeine Melodeyen,
Und Friedrich jeder Ton!

VII.

Der 21ſte Jenner in Berlin. *)

Welch leichter Morgentraum ließ, auf den heil'gen Höhen,
Der Muſen Feſt um Friedrichs Bild
Mich bey Aurorens Glanz mit frommem Schauer ſehen,
Der noch, der noch die Seele füllt.

Ein Traum? Nein, nein, kein Traum. Ich ſah mit wachem Sinne,
Die Muſen tanzten darum her.
Wach ward ich nah dabey Cäſars und Solons inne,
Doch keinen, daß er neidiſch wär'.

Ein ſüßer Silberton durchzitterte die Lüfte,
Bis in des Ohres krummen Gang;
Die Bluhmen brachen auf, und ſtreuten Balſamdüfte;
Der Berg lag lauſchend; Klio ſang:

„Heil dir! feſtlicher Tag, der unſern Freund geboren.
„Ein König, Schweſtern, unſer Freund!
„Heil dir! uns neues Reich, zum Schauplatz ihm erkoren,
„Dem frommen Krieger, niemands Feind!

„Laßt freudig um ſein Bild, voll Majeſtät in Blicken,
„Der Tänze Hieroglyphen ziehn!
„Einſt, Schweſtern, tanzen wir, mit trunkenerm Entzücken,
„Einſt, freut euch, tanzen wir um ihn!"

Einſt tanzen wir um ihn? Prophetinn banger Schrecken!
Nie werde dieſes Wort erfüllt!
Nie mög' ein Morgenroth zu dieſem Glück euch wecken!
Tanzt, Muſen, ewig um ſein Bild!

---

*) Zuerſt in der voſſiſchen Zeitung, 25. Jan. 1753.

VIII.

An ſeinen Bruder.

Auch dich hat, da du wardſt geboren,
Die Muſe lächelnd angeblickt;
Auch du haſt dich dem Schwarm der Thoren
Auf jungen Flügeln kühn entrückt!

Ihm nach, dem Liebling des Mäcenen!
Ihm nach, ſein Name ſporne dich!
Er lehrte dich das Laſter höhnen;
Er mache dich ihm fürchterlich!

O! ſchnitten wir mit gleichem Fluge
Die Lüfte durch zur Ewigkeit!
O! ſchilderte mit Einem Zuge
Zwey Brüder einſt die Richterzeit!

„Die zwey, ſo ſoll die Nachwelt ſprechen,
„Betaumelte kein Modewahn,
„Die Sprache ſchön zu radebrechen,
„Zu ſtolz für eine Nebenbahn.“

Betritt der Alten ſichre Wege!
Ein Folger nur geht davon ab.
Er ſuchet blumenreichre Stege,
Und findet ſeines Ruhmes Grab.

Doch lerne früh das Lob entbehren,
Das hier die Scheelſucht vorenthält.
Gnug, wann verſetzt in höhre Sphären,
Ein Nachkomm uns ins Helle ſtellt!

IX.

Der Eintritt des Jahres 1751. in Berlin. *)

Wem tönt dieß kühne Lied? dieß Lied, zu weſſen Lobe
Hört es noch manche ſpäte Welt?
Hier ſteh' ich, ſinne nach, und glüh' und ſtampf' und tobe,
Und ſuche meiner Hymnen Held.

Wer wird es ſeyn? Vielleicht im blut'gen Panzerkleide
Des Krieges fürchterlicher Gott!
Um ihn tönt durch das Feld gedungner Krieger Freude,
Und der Erwürgten lauter Tod.

Wie, oder iſts vielmehr in fabelloſen Zeiten
Ein neuer göttlicher Apoll,
Der, ſchwer entbehrt, mit ſchnell zurückberufnen Saiten
Den Himmel wieder füllen ſoll!

Wo nicht, ſo werde der der Vorwurf meiner Lieder,
Der ſich als Themis Rächer wies,
Und deſſen frommes Schwerdt der gift'gen Zankſucht Hyder
Nur drey von tauſend Köpfen ließ.

Doch ihn, Apoll und Mars, in **Friedrichen** vereinet,
Vereine, mein Geſang, auch du!
Wann einſt ein junger Held bey ſeinem Grabe weinet,
So zähl' ihm ſeine Thaten zu!

Fang an von jenem Tag' — Doch, welch ein neues Feuer
Reißt mich vom niedern Staub' empor!
Auch Könige ſind Staub! Seyd ihnen treu; dem treuer,
Der ſie zu beſſerm Staub' erhob.

Wer wird, voll ſeines Geiſts, mir ſeinen Namen melden?
Sein Nam' iſt ihm allein bewußt.
Er iſt der Fürſten Fürſt, er iſt der Held der Helden;
Er füllt die Welt und meine Bruſt.

---

*) In der voſſiſchen Zeitung 1751, im hamburgiſchen Muſenalmanach für 1782, im zweiten Bande der vermiſchten Schriften gedruckt 1771, erſchienen 1781.

Er rief ſie aus des Nichts nur ihm folgſamem Schlunde;
Er ruft ſie noch, daß ſie beſteht.
Sie bebt, ſie wankt, ſo oft ein Hauch aus ſeinem Munde
Den Fluch in ihre Sphären weht.

O dreymal Schrecklicher! — — doch voller Quell des Guten,
Du biſt der Schreckliche nicht gern.
Den weiten Orient zerfleiſchen deine Ruthen;
Uns, Vater, zeigſt du ſie von fern.

Wie, daß des Undanks Froſt die trägen Lippen bindet,
Volk, dem er Heil, wie Flocken, giebt!
Ihm dank' es, wenn ein Jahr in ſüßer Ruh verſchwindet;
Ihm dank' es, daß dich **Friedrich** liebt.

Fabeln und Erzählungen.

1753. 1772.

I.

Der Sperling und die Feldmaus. *)

Zur Feldmaus ſprach ein Spatz: Sieh dort den Adler ſitzen!
Sieh, weil du ihn noch ſieh'ſt! er wiegt den Körper ſchon;
Bereit zum kühnen Flug, bekannt mit Sonn' und Blitzen,
Zielt er nach Jovis Thron.
Doch wette, — ſeh' ich ſchon nicht adlermäßig aus —
Ich flieg' ihm gleich. — Fleug, Praler! rief die Maus.
Indeß flog jener auf, kühn auf geprüfte Schwingen;
Und dieſer wagts, ihm nachzudringen.
Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug
Sie beide bis zur Höh' gemeiner Bäume trug,
Als beide ſich dem Blick der blöden Maus entzogen,
Und beide, wie ſie ſchloß, gleich unermeßlich flogen.

* * *

Ein unbiegſamer F* will kühn wie Milton ſingen.
Nach dem er Richter wählt, nach dem wirds ihm gelingen. **)

II.

Der Adler und die Eule. ***)

Der Adler Jupiters und Pallas Eule ſtritten.
„Abſcheulich Nachtgeſpenſt!" — „Beſcheidner, darf ich bitten.
„Der Himmel hegt mich und dich;
„Was biſt du alſo mehr als ich!"

---

*) Schon in dem Neueſten aus dem Reiche des Witzes, April 1751

**) Die Schlußzeilen ſtehn erſt in den Schriften 1753.

***) Ebenfalls in dem Neueſten, October 1751.

Der Adler ſprach: Wahr iſts, im Himmel ſind wir beide;
Doch mit dem Unterſcheide:
Ich kam durch eignen Flug,
Wohin dich deine Göttinn trug.

III.

Der Tanzbär. *)

Ein Tanzbär war der Kett' entriſſen,
Kam wieder in den Wald zurück,
Und tanzte ſeiner Schaar ein Meiſterſtück
Auf den gewohnten Hinterfüßen.
„Seht, ſchrie er, das iſt Kunſt; das lernt man in der Welt.
„Thut mir es nach, wenns euch gefällt,
„Und wenn ihr könnt!“ Geh, brummt ein alter Bär,
Dergleichen Kunſt, ſie ſey ſo ſchwer,
Sie ſey ſo rar ſie ſey,
Zeigt deinen niedern Geiſt und deine Sklaverey.

* * *

Ein großer Hofmann ſeyn,
Ein Mann, dem Schmeicheley und Liſt
Statt Witz und Tugend iſt;
Der durch Kabalen ſteigt, des Fürſten Gunſt erſtiehlt,
Mit Wort und Schwur als Komplimenten ſpielt,
Ein ſolcher Mann, ein großer Hofmann ſeyn,
Schließt das Lob oder Tadel ein!

IV.

Der Hirſch und der Fuchs.

„Hirſch, wahrlich, das begreif' ich nicht,
Hört' ich den Fuchs zum Hirſche ſagen,
„Wie dir der Muth ſo ſehr gebricht;
„Der kleinſte Windhund kann dich jagen.

---

*) In dem Neueſten aus dem Reiche des Witzes, October 1751, aber ohne die Anwendung.

„Beſieh dich doch, wie groß du biſt!
„Und ſollt' es dir an Stärke fehlen!
„Den größten Hund, ſo ſtark er iſt,
„Kann dein Geweyh mit Einem Stoß' entſeelen.
„Uns Füchſen muß man wohl die Schwachheit überſehn;
„Wir ſind zu ſchwach zum widerſtehn.
„Doch daß ein Hirſch nicht weichen muß,
„Iſt ſonnenklar. Hör' meinen Schluß.
„Iſt jemand ſtärker, als ſein Feind,
„Der braucht ſich nicht vor ihm zurück zu ziehen;
„Du biſt den Hunden nun weit überlegen, Freund:
„Und folglich darfſt du niemals fliehen."

Gewiß, ich hab' es nie ſo reiflich überlegt.
Von nun an, ſprach der Hirſch, ſieht man mich unbewegt,
Wenn Hund' und Jäger auf mich fallen;
Nun widerſteh' ich allen.

Zum Unglück, daß Dianens Schaar
So nah mit ihren Hunden war.
Sie bellen, und ſobald der Wald
Von ihrem Bellen wiederſchallt,
Fliehn ſchnell der ſchwache Fuchs und ſtarke Hirſch davon.

* * *

Natur thut allzeit mehr als Demonſtration.

V.

Die Sonne. *)

Der Stern, durch den es bey uns tagt —
„Ach! Dichter, lern', wie unſer einer ſprechen!
„Muß man, wenn du erzählſt,
„Und uns mit albern Fabeln quälſt,
„Sich denkend noch den Kopf zerbrechen!"

---

*) Zuerſt in den Ermunterungen, 1747. S. 358.

Nun gut! die Sonne ward gefragt: *)
Ob ſie es nicht verdröſſe,
Daß ihre unermeßne Gröſſe
Die durch den Schein betrogne Welt
Im Durchſchnitt' gröſſer kaum, als eine Spanne, hält?

Mich, ſpricht ſie, ſollte dieſes kränken?
Wer iſt die Welt? wer ſind ſie, die ſo denken?
Ein blind Gewürm! Genug, wenn jene Geiſter nur,
Die auf der Wahrheit dunkeln Spur,
Das Weſen von dem Scheine trennen,
Wenn dieſe mich nur beſſer kennen! **)

⁂

Ihr Dichter, welche Feur und Geiſt
Des Pöbels blödem Blick entreißt,
Lernt, will euch mißgeſchätzt des Leſers Kaltſinn kränken, ***)
Zufrieden mit euch †) ſelbſt, ſtolz wie die Sonne denken!

---

*) Die Ermunterungen fügen hinzu:
Von wem? das weis ich nicht,
Wie die gemeine Sage ſpricht,
Und wie wir hin und wieder leſen,
So iſts der Engel gar geweſen,
Der ihren ſchweren Schwung regiert
Und wälzend um die Pole führt;
Wie dieß der göttlich blinde Mann,
Den Gottſched nicht vertragen kann,
Und den die Schweizer, - nein - - die Dichtkunſt ſelber ehrt,
Nach Dichterart, das iſt, demonſtrativ gelehret.
Es kommt nicht viel auf dieſen Umſtand an.
Denn kurz, die Frage ward formell an ſie gethan:

**) Die Ermunterungen 1747 und die Schriften 1753 fügen hinzu:
So acht ich jener Thorheit nicht,
Die von mir nach den Sinnen ſpricht.

***) Lernt, will durch Tadel euch der Geiſter Pöbel kränken, 1753.
Ja, wär ich nur an eurer Statt,
(Wenn dieſer Wunſch nichts freches hat)
So würd ich, wollte mich der tolle Tadel kränken, 1747.

†) von mir 1747.

VI.

Das Muſter der Ehen.

Ein rares Beyſpiel will ich ſingen,
Wobey die Welt erſtaunen wird.
Daß alle Ehen Zwietracht bringen,
Glaubt jeder, aber jeder irrt.

Ich ſah das Muſter aller Ehen,
Still, wie die ſtillſte Sommernacht.
O! daß ſie keiner möge ſehen,
Der mich zum frechen Lügner macht!

Und gleichwohl war die Frau kein Engel,
Und der Gemahl kein Heiliger;
Es hatte jedes ſeine Mängel,
Denn niemand iſt von allen leer.

Doch ſollte mich ein Spötter fragen,
Wie dieſe Wunder möglich ſind?
Der laſſe ſich zur Antwort ſagen:
Der Mann war taub, die Frau war blind.

Das Geheimniß. *)

Hans war zum Pater hingetreten,
Ihm ſeine Sünden vorzubeten.
Hans war noch jung, doch ohne Ruhm,
So jung er war, von Herzen dumm.

Der Pater hört ihn an. Hans beichtete nicht viel.
Was ſollte Hans auch beichten?
Von Sünden wußt er nichts, und deſto mehr vom Spiel.
Spiel iſt ein Mittelding, das braucht er nicht zu beichten.
„Nun, ſoll das alles ſeyn?
„Fällt, ſprach der Pater, dir ſonſt nichts zu beichten ein?"
„Ehrwürdger Herr, ſonſt nichts" – „Sonſt weißt du gar nichts mehr?"
„Gar nichts, bey meiner Ehr!"

---

*) Dieſe Erzählung hat Leſſing im J. 1771 nicht wieder mit abdrucken laſſen. Sie ſtand zuerſt in der Berliniſchen Zeitung vom Jahr 1751.

„Sonſt weiſt du nichts? Das wäre ſchlecht!
„So wenig Sünden? Hans beſinn dich recht."
„Ach Herr, mit ſeinem ſcharfen Fragen . .
„Ich wüßte wohl noch was."
„Nu! Nur heraus!" . . **„Ja das,**
„Herr Pater, kann ich ihm bey meiner Treu nicht ſagen."
„So? weiſt du etwa ſchon, worüber junge Dirnen,
„Wenn man es ihnen thut, und ihnen nicht thut, zürnen?"
„Herr, ich verſteh euch nicht" . . „Und deſto beſſer; gut.
„Du weiſt doch nichts von Dieberey, von Blut?
„Dein Vater hurt doch nicht?" . . **„O meine Mutter ſprichts;**
„Doch das iſt alles nichts."
„Nichts? Nu, was weiſt du denn? Geſteh! du mußt es ſagen!
„Und ich verſprech es dir,
„Was du geſteheſt bleibt bey mir."
„Auf ſein Verſprechen, Herr, mag es ein andrer wagen;
„Daß ich kein Narre bin!
„Er darfs, Ehrwürdger Herr, nur einem Jungen ſagen,
„So iſt mein Glücke hin."
„Verſteckter Böſewicht, fuhr ihn der Pater an,
„Weiſt du, vor wem du ſtehſt? . . daß ich dich zwingen kann?
„Geh! dein Gewiſſen ſoll dich brennen!
„Kein Heiliger dich kennen!
„Dich kenn Maria nicht, auch nicht Mariens Sohn!"
Hier wär dem armen Bauerjungen
Vor Angſt bey nah das Herz zerſprungen.
Er weint und ſprach voll Reu: **„Ich weis"** . . „Das weis ich ſchon,
„Daß du was weiſt; doch was?" . . **„Was ſich nicht ſagen läßt"** . .
„Noch zauderſt du?" . . **„Ich weis"** . . „Was denn?" **„Ein Vogelneſt.**
„Doch wo es iſt, fragt nicht; ich fürchte drum zu kommen.
„Vorm Jahre hat mir Matz wohl zehne weggenommen."
„Geh Narr, ein Vogelneſt war nicht der Mühe werth,
„Daß du es mir geſagt, und ichs von dir begehrt."

* * *

Ich kenn ein drolligt Volk,*) mit mir kennt es die Welt,
Das ſchon ſeit manchen Jahren
Die Neugier auf der Folter hält,
Und dennoch kann ſie nichts erfahren.

---

*) Die Freymaurer. Anmerkung. 1753

Hör auf, leichtgläubge Schaar, ſie forſchend zu umſchlingen!
Hör auf, mit Ernſt in ſie zu dringen!
Wer kein Geheimniß hat, kann leicht den Mund verſchließen.
Das Gift der Plauderer iſt, nichts zu plaudern wiſſen.
Und wiſſen ſie auch was, ſo kann mein Mährchen lehren,
Daß oft Geheimniſſe uns nichts geheimes lehren,
Und man zuletzt wohl ſpricht: war das der Mühe werth,
Daß ihr es mir geſagt, und ichs von euch begehrt?

VII.

Fauſtin. *)

Fauſtin, der ganze funfzehn Jahr
Entfernt von Haus und Hof und Weib und Kindern war,
Ward, von dem Wucher reich gemacht,
Auf ſeinem Schiffe heimgebracht.
„Gott, ſeufzt der redliche Fauſtin,
Als ihm die Vaterſtadt in dunkler Fern erſchien,
„Gott, ſtrafe mich nicht meiner Sünden,
„Und gieb mir nicht verdienten Lohn!
„Laß, weil du gnädig biſt, mich Tochter, Weib und Sohn
„Geſund und fröhlich wieder finden."
So ſeufzt Fauſtin, und Gott erhört den Sünder.
Er kam, und fand ſein Haus in Ueberfluß und Ruh.
Er fand ſein Weib und ſeine beiden Kinder,
Und — Segen Gottes! — zwey dazu.

VIII.

Die eheliche Liebe. **)

Klerinde ſtarb; ſechs Wochen drauf
Gab auch ihr Mann das Leben auf,
Und ſeine Seele nahm aus dieſem Weltgetümmel
Den pfeilgeraden Weg zum Himmel.

---

*) Zuerſt gedruckt in dem Neueſten aus dem Reiche des Witzes, September 1751.

**) Zuerſt in der Voſſiſchen Zeitung 1751.

„Herr Petrus, rief er, aufgemacht!“
„**Wer da!**“ — „Ein wackrer Chriſt.“ —
„**Was für ein wackrer Chriſt!**“
„Der manche Nacht,
„Seit dem die Schwindſucht ihn aufs Krankenbette brachte,
„In Furcht, Gebet und Zittern wachte.
„Macht bald!“ — — Das Thor wird aufgethan.
„**Ha! ha! Klorindens Mann!**
„**Mein Freund, ſpricht Petrus, nur herein;**
„**Noch wird bey eurer Frau ein Plätzchen ledig ſeyn.**“
„Was! meine Frau im Himmel! Wie!
„Klorinden habt ihr eingenommen!
„Lebt wohl! habt Dank für eure Müh'!
„Ich will ſchon ſonſt wo unterkommen.“

IX.

Die Bäre. *)

Den Bären glückt' es, nun ſchon ſeit geraumer Zeit,
Mit Brummen, plumpem Ernſt und ſtolzer Frömmigkeit,
Das Sittenrichteramt bey allen ſchwächern Thieren
Aus angemaßter Macht, gleich Wütrichen, zu führen.
Ein jedes furchte ſich, und keines war ſo kühn,
Sich um die ſaure Pflicht nebſt ihnen zu bemühn;
Bis endlich noch im Fuchs der Patriot erwachte,
Und hier und da ein Fuchs auf Sittenſprüche dachte.
Nun ſah man beide ſtets auf gleiche Zwecke ſehn;
Und beide ſah man doch verſchiedne Wege gehn.
Die Bäre wollen nur durch Strenge heilig machen;
Die Füchſe ſtrafen auch, doch ſtrafen ſie mit Lachen.
Dort brauchet man nur Fluch, hier brauchet man nur Scherz;
Dort beſſert man den Schein, hier beſſert man das Herz;
Dort ſieht man Düſternheit, hier ſieht man Licht und Leben;
Dort nach der Heucheley, hier nach der Tugend ſtreben.
Du, der du weiter denkſt, fragſt du mich nicht geſchwind:
Ob beide Theile wohl auch gute Freunde ſind!

---

*) Zuerſt in den Ermunterungen, 1747, S. 479.

O wären ſies! Welch Glück für Tugend, Witz und Sitten!
Doch nein, der arme Fuchs wird von dem Bär beſtritten,
Und, trotz des guten Zwecks, von ihm in Bann gethan.
Warum? der Fuchs greift ſelbſt die Bäre tadelnd an.

* * *

Ich kann mich dießmal nicht bey der Moral verweilen;
Die fünfte Stunde ſchlägt; ich muß zum Schauplatz eilen.
Freund, leg die Predigt weg! Willſt du nicht mit mir gehn?
Was ſpielt man? Den Tartüff. Dieß Schandſtück ſollt' ich ſehn?*)

X.

Der Löwe und die Mücke.

Ein junger Held vom muntern Heere,
Das nur der Sonnenſchein belebt,
Und das mit ſaugendem Gewehre
Nach Ruhm geſtochner Beulen ſtrebt,
Doch die man noch, zum großen Glücke,
Durch zwey Paar Strümpfe hindern kann,
Der junge Held war eine Mücke.
Hört meines Helden Thaten an!

Auf ihren Kreuz- und Ritterzügen
Fand ſie, entfernt von ihrer Schaar,
Im Schlummer einen Löwen liegen,
Der von der Jagd entkräftet war.
Seht, Schweſtern, dort den Löwen ſchlafen,
Schrie ſie die Schweſtern gaukelnd an.
Jetzt will ich hin, und will ihn ſtrafen.
Er ſoll mir bluten, der Tyrann!

Sie eilt, und mit verwegnem Sprunge
Setzt ſie ſich auf des Königs Schwanz.
Sie ſticht, und ſtiebt mit ſchnellem Schwunge,
Stolz auf den ſauern Lorbeerkranz.

---

*) Geh, den mag ich nicht ſehn. 1747. 53.

Der Löwe will ſich nicht bewegen?
Wie? iſt er todt? Das heiß ich Mut!
Zu mörderiſch war der Mücke Degen:
Doch ſagt, ob er nicht Wunder thut?

„Ich bin es, die den Wald befreyet,
„Wo ſeine Mordſucht ſonſt getobt.
„Seht, Schweſtern, den der Tyger ſcheuet,
„Der ſtirbt! Mein Stachel ſey gelobt!"
Die Schweſtern jauchzen, voll Vergnügen,
Um ihre laute Siegerinn.
Wie! Löwen, Löwen zu beſiegen!
Wie, Schweſter, kam dir das in Sinn?

„Ja, Schweſtern, wagen muß man! wagen!
„Ich hätt' es ſelber nicht gedacht.
„Auf! laſſet uns mehr Feinde ſchlagen,
„Der Anfang iſt zu ſchön gemacht."
Doch unter dieſen Siegesliedern,
Da jede von Triumphen ſprach,
Erwacht der matte Löwe wieder,
Und eilt erquickt dem Raube nach.

XI.

Das Krucifix.

Hans, ſpricht der Pater, du mußt laufen,
Uns in der nächſten Stadt ein Krucifix zu kaufen.
Nimm Matzen mit, hier haſt du Geld.
Du wirſt wohl ſehn, wie theuer man es hält.

Hans kömmt mit Matzen nach der Stadt.
Der erſte Künſtler war der beſte.
„Herr, wenn Er Krucifixe hat,
„So laß' Er uns doch eins zum heil'gen Oſterfeſte."

Der Künſtler war ein ſchalkſcher Mann,
Der gern der Einfalt lachte,
Und Dumme gern noch dümmer machte,
Und fieng im Scherz zu fragen an:
„Was wollt ihr denn für eines?“

„Je nun, ſpricht Matz, ein wacker feines.
„Wir werden ſehn, was ihr uns gebt.“

„Das glaub' ich wohl, allein das frag' ich nicht.
„Ein todtes, oder eins das lebt?“

Hans guckte Matzen und Matz Hanſen ins Geſicht.
Sie öffneten das Maul, allein es redte nicht.
„Nun gebt mir doch Bericht.
„Habt ihr den Pater nicht gefragt?“
„Mein Blut! ſpricht endlich Hans, der aus dem Traum erwachte,
„Mein Blut! er hat uns nichts geſagt.
„Weißt du es, Matz?“ — „Ich dachte;
„Wenn du's nicht weißt; wie ſoll ich's wiſſen?“
„So werdet ihr den Weg noch einmal gehen müſſen.“
„Das wollen wir wohl bleiben laſſen.
„Ja, wenn es nicht zur Frohne wär.“

Sie denken lange hin und her,
Und wiſſen keinen Rath zu faſſen.
Doch endlich fällt es Matzen ein:
„Je! Hans, ſollt's nicht am beſten ſeyn,
„Wir kauften eins das lebt? — Denn ſieh,
„Iſt's ihm nicht recht, ſo macht's ja wenig Müh,
„Wär's auch ein Ochs, es todt zu ſchlagen.“
„Nu ja, ſpricht Hans, das wollt' ich eben ſagen:
„So haben wir nicht viel zu wagen.“

* * *

Das war ein Argument, ihr Herren Theologen,
Das Hans und Matz ex tuto zogen.

XII.

Der Eremit.[*]

Im Walde nah bey einer Stadt,
Die man mir nicht genennet hat,
Ließ einſt ein ſeltenes Gefieder,
Ein junger Eremit ſich nieder.

„In einer Stadt, denkt Applikant,
„Die man ihm nicht genannt?
„Was muß er wohl für eine meynen?
„Bey nahe ſollte mir es ſcheinen,
„Daß die, — nein die — gemeynet wär.“
Kurz Applikant denkt hin und her,
Und ſchließt, noch eh er mich geleſen,
Es ſey gewiß Berlin geweſen.

„Berlin? Ja, ja, das ſieht man bald;
„Denn bey Berlin iſt ja ein Wald.“

Der Schluß iſt ſtark, bey meiner Ehre:
Ich dachte nicht, daß es ſo deutlich wäre.
Der Wald paßt herrlich auf Berlin,
Ohn' ihn beym Haar' herbey zu ziehn.
Und ob das Uebrige wird paſſen,
Will ich dem Leſer überlaſſen.
Auf Griechiſch weiß ich, wie ſie hieß;
Doch wer verſtehts? Kerapolis.

Hier, nahe bey Kerapolis,
Wars, wo ein junger Eremite,
In einer kleinen leeren Hütte,
Im dickſten Wald ſich niederließ.
Was je ein Eremit gethan,
Fieng er mit größtem Eyfer an.
Er betete, er ſang, er ſchrie,
Des Tags, des Nachts, und ſpät und früh.

---

[*] Der Eremite. Eine Erzehlung. Kerapolis 1749. 15 Seiten in Quart

Er aß kein Fleiſch, er trank nicht Wein,
Ließ Wurzeln ſeine Nahrung ſeyn,
Und ſeinen Trank das helle Waſſer;
Bey allem Appetit kein Praſſer.*)
Er geißelte ſich bis aufs Blut,
Und wußte wie das Wachen thut.
Er faſtete wohl ganze Tage,
Und blieb auf Einem Fuße ſtehn;
Und macht' ſich rechtſchaffne Plage,
In Himmel mühſam einzugehn.
Was Wunder alſo, daß gar bald
Vom jungen Heiligen im Wald
Der Ruf bis in die Stadt erſchallt?

Die erſte, die aus dieſer Stadt
Zu ihm die heil'ge Wallfahrt that,
War ein betagtes Weib.
Auf Krücken, zitternd, kam ſie an,
Und fand den wilden Gottesmann,
Der ſie von weitem kommen ſahe,
Dem hölzern Kreuze knieend nahe.
Je näher ſie ihm kömmt, je mehr
Schlägt er die Bruſt, und weint, und winſelt er,
Und wie es ſich für einen Heil'gen ſchicket,
Erblickt ſie nicht, ob er ſie gleich erblicket;
Bis er zuletzt vom Knieen matt,
Und heiliger Verſtellung ſatt,
Vom Faſten, Kreuz'gen, Kloſterleben,
Marienbildern, Opfergeben,
Von Beichte, Salbung, Seelenmeſſen,
Ohn' das Vermächtniß zu vergeſſen,
Von Roſenkränzen mit ihr redte,
Und das ſo oratoriſch ſagt,
Daß ſie erbärmlich weint und klagt,
Als ob er ſie geprügelt hätte.

---

*) Und fluchte auf die reichen Praſſer. 1749. 53.

Zum Schluß bricht ſie von ſeiner Hütte,
Wozu der ſaure Eremite ,
Mit Noth ihr die Erlaubniß gab,
Sich einen heil'gen Splitter ab,
Den ſie beküſſet und belecket,
Und in den welken Buſen ſtecket.
Mit dieſem Schatz von Heiligkeit
Kehrt ſie zurück begnadigt und erfreut,
Und läßt daheim die frömmſten Frauen
Ihn küſſen, andre nur beſchauen.
Sie gieng zugleich von Haus zu Haus,
Und rief auf allen Gaſſen aus:
„Der iſt verloren und verflucht,
„Der unſern Eremiten nicht beſucht!“
Und brachte hundert Gründe bey,
Warum es ſonderlich den Weibern nützlich ſey.

Ein altes Weib kann Eindruck machen;
Zum Weinen bey der Frau, und bey dem Mann zum Lachen.
Zwar iſt der Satz nicht allgemein;
Auch Männer können Weiber ſeyn.
Doch dießmal waren ſie es nicht.
Die Weiber ſchienen nur erpicht,
Den theuern Waldſeraph zu ſehen.
Die Männer aber? — wehrtens nicht,
Und ließen ihre Weiber gehen.
Die Häßlichen und Schönen,
Die älteſten und jüngſten Frauen,
Das arme wie das reiche Weib, —
Kurz jede gieng, ſich zu erbauen,
Und jede fand erwünſchten Zeitvertreib.

„Was? Zeitvertreib, wo man erbauen will?
„Was ſoll der Widerſpruch bedeuten?“
Ein Widerſpruch? Das wäre viel!
„Er ſprach ja ſonſt von lauter Seligkeiten!“ —
O! davon ſprach er noch, nur mit dem Unterſchiede:

Mit Alten ſprach er ſtets von Tod und Eitelkeit,
Mit Armen von des Himmels Freude,
Mit Häßlichen von Ehrbarkeit,
Nur mit den Schönen allezeit
Vom erſten jeder Chriſtentriebe.
Was iſt das? Wer mich fragt, kann der ein Chriſt wohl ſeyn?
Denn jeder Chriſt kömmt damit überein,
Es ſey die liebe Liebe.

Der Eremit war jung; das hab' ich ſchon geſagt.
Doch ſchön? Wer nach der Schönheit fragt,
Der mag ihn hier beſehn.
Genug, den Weibern war er ſchön.
Ein ſtarker, friſcher, junger Kerl,
Nicht dicke wie ein Faß, nicht hager wie ein Quirl —
„Nun, nun, aus ſeiner Koſt iſt jenes leicht zu ſchließen.“
Doch ſollte man auch wiſſen,
Daß Gott dem, den er liebt,
Zu Steinen wohl Gedeihen giebt;
Und das iſt doch kein fett Gerichte!
Ein bräunlich männliches Geſichte,
Nicht allzu klein, nicht allzu groß,
Das ſich im dichten Barte ſchloß;
Die Blicke wild, doch ſonder Anmuth nicht;
Die Naſe lang, wie man die Kayſernaſen dicht't.
Das ungebundne Haar floß ſtraubicht um das Haupt;
Und weſentlichre Schönheitsſtücke
Hat der zerrißne Rock dem Blicke
Nicht ganz entdeckt, nicht ganz geraubt.
Der Waden nur noch zu gedenken:
Sie waren groß, und hart wie Stein.
Das ſollen, wie man ſagt, nicht ſchlimme Zeichen ſeyn;
Allein den Grund wird man mir ſchenken.

Nun wahrlich, ſo ein Kerl kann Weiber lüſtern machen.
Ich ſag' es nicht für mich; es ſind geſchehne Sachen.
„Geſchehne Sachen? was?

„So iſt man gar zur That gekommen!"
Mein lieber Simplex, fragt ſich das?
Weßwegen hätt' er denn die Predigt unternommen?
Die ſüße Lehre ſüßer Triebe!
Die Liebe heiſchet Gegenliebe,
Und wer ihr Prieſter iſt, verdienet keinen Haß.

O Andacht, mußt du doch ſo manche Sünde decken!
Zwar die Moral iſt hier zu ſcharf,
Weil mancher Menſch ſich nicht beſpiegeln darf,
Aus Furcht, er möchte vor ſich ſelbſt erſchrecken.
Drum will ich nur mit meinen Lehren
Ganz ſtill nach Hauſe wieder kehren.
Kömmt mir einmal der Einfall ein,
Und ein Verleger will für mich ſo gnädig ſeyn,
Mich in groß Quart in Druck zu nehmen,
So könnt' ich mich vielleicht bequemen,
Mit hundert engliſchen Moralen,
Die ich im Laden ſah, zu pralen,
Exempelſchätze, Sittenrichter,
Die alten und die neuen Dichter
Mit witz'gen Fingern nachzuſchlagen,
Und was die ſagen, und nicht ſagen,
In einer Note abzuſchreiben.
Bringt, ſag' ich noch einmal, man mich gedruckt an Tag;
Denn in der Handſchrift laß ichs bleiben,
Weil ich mich nicht belügen mag.

Ich fahr' in der Erzählung fort —
Doch möcht' ich in der That geſtehn,
Ich hätte manchmal mögen ſehn,
Was die und die, die an den Wallfahrtsort
Mit heiligen Gedanken kam,
Für fremde Mienen an ſich nahm,
Wenn der verwegne Eremit,
Fein liſtig, Schritt vor Schritt,
Vom Geiſt aufs Fleiſch zu reden kam.

Ich zweifle nicht, daß die verletzte Schaam
Den Zorn nicht ins Geſicht getrieben,
Daß Mund und Hand nicht in Bewegung kam,
Weil beide die Bewegung lieben;
Allein, daß die Verſöhnung ausgeblieben,
Glaub' ich, und wer die Weiber kennt,
Nicht eher, als kein Stroh mehr brennt.
Denn wird doch wohl ein Löwe zahm;
Und eine Frau iſt ohnedem ein Lamm.
„Ein Lamm! du magſt die Weiber kennen."
Je nun, man kann ſie doch in ſo weit Lämmer nennen,
Als ſie von ſelbſt ins Feuer rennen.

„Fährſt du in der Erzählung fort!
„Und bleibſt mit deinem kritiſiren
„Doch ewig an demſelben Ort!"
So kann das Nützliche den Dichter auch verführen.
Nun gut, ich fahre fort,
Und ſag', um wirklich fort zu fahren,
Daß nach fünf Vierteljahren
Die Schelmereyen ruchbar waren.
„Erſt nach fünf Vierteljahren! Nu;
„Der Eremit hat wacker ausgehalten.
„So viel trau ich mir doch nicht zu;
„Ich möchte nicht ſein Amt ein Vierteljahr verwalten.
„Allein, wie ward es ewig kund?
„Hat es ein ſchlauer Mann erfahren?
„Verrieth es einer Frau waſchhafter Mund?
„Wie? oder daß den Hochverrath
„Ein alt neugierig Weib, aus Neid, begangen hat?"
O nein; hier muß man beſſer rathen,
Zwey muntre Mädchen hatten Schuld,
Die voller frommen Ungeduld
Das thaten, was die Mütter thaten;
Und dennoch wollten ſich die Mütter nicht bequemen,
Die guten Kinder mit zu nehmen.
„Sie merkten alſo wohl den Braten!" —

Und haben ihn gar dem Papa verrathen.
„Die Töchter ſagtens dem Papa?
„Wo blieb die Liebe, zur Mama?“
O! die kann nichts darunter leiden;
Denn wenn ein Mädchen auch die Mutter liebt,
Daß es der Mutter in der Noth
Den letzten Biſſen Brodt
Aus ſeinem Munde giebt;
So kann das Mädchen doch die Mutter hier beneiden,
Hier, wo ſo Lieb' als Klugheit ſpricht:
Ihr Schönen, trotz der Kinderpflicht,
Vergeßt euch ſelber nicht!
Kurz, durch die Mädchen kams ans Licht,
Daß er, der Eremit, beynah die ganze Stadt
Zu Schwägern oder Kindern hat.

O! der verfluchte Schelm! Wer hätte das gedacht!
Die ganze Stadt ward aufgebracht,
Und jeder Ehmann ſchwur, daß in der erſten Nacht
Er und ſein Mitgenoß, der Hain,
Des Feuers Beute müſſe ſeyn.
Schon retteten ſich ganze Schaaren,
Die zu der Rache fertig waren.
Doch ein hochweiſer Magiſtrat
Beſetzt das Thor, und ſperrt die Stadt,
Der Eigenrache vorzukommen,
Und ſchicket alſobald
Die Schergen in den Wald,
Die ihn vom Kreuze weg, und in Verhaft genommen.
Man redte ſchon von Galgen und von Rad,
So ſehr ſchien ſein Verbrechen häßlich;
Und keine Strafe war ſo gräßlich,
Die, wie man ſagt, er nicht verdienet hat.
Und nur ein Hageſtolz, ein ſchlauer Advokat,
Sprach: „o! dem kömmt man nicht ans Leben,
„Der es unzählichen zu geben,
„So rühmlich ſich befliſſen hat.“

Der Eremite, der die Nacht
Im Kerker ungewiß und ſorgend durchgewacht,
Ward morgen ins Verhör gebracht.
Der Richter war ein ſchalkſcher Mann,
Der jeden mit Vergnügen ſchraubte,
Und doch — (wie man ſich irren kann!)
Von ſeiner Frau das beſte glaubte.
„Sie iſt ein Ausbund aller Frommen,
„Und nur einmal in Wald gekommen,
„Den Pater Eremit zu ſehn.
„Einmal! Was kann da viel geſchehn!"
So denkt der gütige Herr Richter.
Denk' immer ſo, zu deiner Ruh,
Lacht gleich die Wahrheit und der Dichter,
Und deine fromme Frau dazu.

Nun tritt der Eremit vor ihn.
„Mein Freund, wollt ihr von ſelbſt die nennen,
„Die — die ihr kennt, und die euch kennen:
„So könnt ihr der Tortur entfliehn.
„Doch" — „Darum laß ich mich nicht plagen.
„Ich will ſie alle ſagen.
„Herr Richter, ſchreib' Er nur!" Und wie!
Der Eremit entdecket ſie!
Ein Eremite kann nicht ſchweigen!
Sonſt iſt das Plaudern nur den Stutzern eigen.
Der Richter ſchrieb. „Die erſte war
„Kamilla" — „Wer! Kamilla!" „Ja fürwahr!
„Die andern ſind: Sophia, Laura, Doris,
„Angelika, Korinna, Chloris" —
„Der Henker mag ſie alle faſſen,
„Gemach! und eine nach der andern fein!
„Denn eine nur vorbey zu laſſen" —
Wird wohl kein großer Schade ſeyn.
Fiel jeder Rathsherr ihm ins Wort.
„Hört, ſchrieen ſie, erzählt nur fort!"
Weil jeder Rathsherr in Gefahr

Sein eigen Weib zu hören war.
„Ihr Herren, ſchrie der Richter, nein!
„Die Wahrheit muß am Tage ſeyn;
„Was können wir ſonſt für ein Urtheil faſſen?“
Ihn, ſchrieen alle, gehn zu laſſen.
„Nein, die Gerechtigkeit“ — und kurz der Delinquent
Hat jede noch einmal genennt,
Und jeder hieng der Richter dann
Ein loſes Wort für ihren Hahnrey an.
Das Hundert war ſchon mehr als voll;
Der Eremit, der mehr geſtehen ſoll,
Stockt, weigert ſich, ſcheut ſich zu ſprechen —
„Nu, nu, nur fort! was zwingt euch wohl,
„So unvermuthet abzubrechen?
„**Das ſind ſie alle!**“ „Seyd ihr toll?
„Ein Held wie ihr! Geſtehet nur, geſteht!
„Die letzten waren, wie ihr ſeht,
„Klara, Pulcheria, Suſanne,
„Charlotte, Mariane, Hanne.
„Denkt nach! ich laß euch Zeit dazu!“
„**Das ſind ſie wirklich alle!**“ „Nu —
„Macht, eh wir ſchärfer in euch dringen!“
„**Nein keine mehr; ich weiß genau**“ —
„Ha! ha! ich ſeh, man ſoll euch zwingen“ — —
„**Nun gut, Herr Richter, — Seine Frau.**“ —

⁂

Daß man von der Erzählung nicht
Als einem Weibermährchen ſpricht,
So mach' ich ſie zum Lehrgedicht
Durch beygefügten Unterricht:
Wer ſeines Nächſten Schande ſucht,
Wird ſelber ſeine Schande finden!
Nicht wahr, ſo lieſt man mich mit Frucht!
Und ich erzähle ſonder Sünden?

XIII.

Die Brille.[*]

Dem alten Freyherrn von Chryſant,
Wagts Amor, einen Streich zu ſpielen.
Für einen Hageſtolz bekannt,
Fieng, um die Sechzig, er ſich wieder an zu fühlen.

Es flatterte, von Alt und Jung begafft,
Mit Reizen ganz beſondrer Kraft,
Ein Bürgermädchen in der Nachbarſchaft.
Dieß Bürgermädchen hieß Finette.
Finette ward des Freyherrn Siegerinn.
Ihr Bild ſtand mit ihm auf, und gieng mit ihm zu Bette.
Da dacht' in ſeinem Sinn
Der Freyherr: „Und warum denn nur ihr Bild?
„Ihr Bild, das zwar den Kopf, doch nicht die Arme füllt?
„Sie ſelbſt ſteh' mit mir auf, und geh' mit mir zu Bette.
„Sie werde meine Frau! Es ſchelte, wer da ſchilt;
„Genäd'ge Tant' und Nicht' und Schwägerinn!
„Finett' iſt meine Frau, und — ihre Dienerinn."

Schon ſo gewiß? Man wird es hören.
Der Freyherr kömmt, ſich zu erklären,
Er greift das Mädchen bey der Hand,
Thut, wie ein Freyherr, ganz bekannt,
Und ſpricht: „Ich, Freyherr von Chryſant,
„Ich habe Sie, mein Kind, zu meiner Frau erſehen.
„Sie wird ſich hoffentlich nicht ſelbſt im Lichte ſtehen.
„Ich habe Guts die Füll' und Fülle."
Und hierauf las er ihr, durch eine große Brille,
Von einem großen Zettel ab,
Wie viel ihm Gott an Gütern gab;
Wie reich er ſie beſchenken wolle;
Welch großen Wittwenſchatz ſie einmal haben ſolle.
Dieß alles las der reiche Mann

---

[*] Zuerſt in den vermiſchten Schriften, 1772.

Ihr von dem Zettel ab, und guckte durch die Brille
Bey jedem Punkte ſie begierig an.

„Nun, Kind, was iſt ihr Wille?“
Mit dieſen Worten ſchwieg der Freyherr ſtille,
Und nahm mit dieſen Worten ſeine Brille —
(Denn, dacht' er, wird das Mädchen nun
So wie ein kluges Mädchen thun;
Wird mich und ſie ihr ſchnelles Ja beglücken;
Werd' ich den erſten Kuß auf ihre Lippen drücken:
So könnt' ich, im Entzücken,
Die theure Brille leicht zerknicken!) —
Die theure Brille wohlbedächtig ab.

Finette, der dieß Zeit ſich zu bedenken gab,
Bedachte ſich, und ſprach nach reiflichem Bedenken:
„Sie ſprechen, gnäd'ger Herr, vom Freyen und vom Schenken;
„Ach! gnäd'ger Herr, das alles wär' ſehr ſchön!
„Ich würd' in Sammt und Seide gehn —
„Was gehn! Ich würde nicht mehr gehn;
„Ich würde ſtolz mit Sechſen fahren.
„Mir würden ganze Schaaren
„Von Dienern zu Gebote ſtehn.
„Ach! wie geſagt, das alles wär' ſehr ſchön.
„Wenn ich — wenn ich — —“
„Ein Wenn? Ich will doch ſehn,
(Hier ſahe man den alten Herrn ſich blähn.)
„Was für ein Wenn mir kann im Wege ſtehn!“

„Wenn ich nur nicht verſchworen hätte — —“
„Verſchworen! was? Finette,
„Verſchworen nicht zu freyn! —
„O Grille, rief der Freyherr, Grille!“ —
Und griff nach ſeiner Brille,
Und nahm das Mädchen durch die Brille
Nochmals in Augenſchein,
Und rief beſtändig: „Grille! Grille!
„Verſchworen nicht zu freyn!“

„Behüte!“ ſprach Finette,
„Verſchweren nur mir keinen Mann zu freyn,
„Der ſo, wie Ihre Gnaden pflegt,
„Die Augen in der Taſche trägt!“

XIV.

Mir Bodenſtrom. *)

Mir Bodenſtrom, ein Schiffer, nahm —
War es in Hamburg oder Amſterdam,
Daran iſt wenig oder nichts gelegen —
Ein junges Weib.
„Das iſt auch ſehr verwegen,
Freund!“ ſprach ein Kaufherr, den zum Hochzeitſchmauſe
Der Schiffer bat. „Du biſt ſo lang' und oft von Hauſe;
„Dein Weibchen bleibt indeß allein:
„Und dennoch — willſt du mit Gewalt denn Hahnrey ſeyn!
„Indeß, daß du zur See dein Leben wagſt,
„Indeß, daß du in Surinam, am Amazonenfluſſe,
„Dich bey den Hottentotten, Kannibalen plagſt:
„Indeß wird ſie — —
„Mit Eurem ſchönen Schluſſe!
Verſetzte Mir. 'Indeß, indeß! Ey nun!
Das nehmliche kann Euer Weibchen thun —
Denn, Herr, was brauchts dazu für Zeit! —
Indeß ihr auf der Börſe ſeyd.“

---

*) Zuerſt gedruckt in der Göttinger poetiſchen Blumenleſe auf das J. 1772, und im zweiten Bande der vermiſchten Schriften 1772 (1781).

Anhang,

aus den Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths, 1717.

Der Wunſch zu ſterben.

Ein durch die Jagd ergrimmter Bär
Latſcht hinter einem Wandrer her.
Aus Rache will er ihn zerreiſſen.
(Das mag dem Wandrer wohl ein unverdientes Unglück heiſſen.)
Aus Rache, dummes Thier? wird mancher Leſer ſprechen,
Kannſt du dich nicht an deinen Jägern rächen?
O ſchimpft mir nicht das gute Vieh:
Es folgt den Trieben nur; Vernunft regiert es nie.
Es hat ja unter uns . . . was ſagt ich? nein . . bey Hunden
Gewiß nicht wenige von gleicher Art gefunden.
Geſchwinde! Wanderer, geſchwind und rette dich.
Er läuft, der Bär läuft nach. Er ſchreyt, will ſich verſtecken,
Der Bär nicht faul, ſucht ihn, bricht brummend durch die Hecken,
Und jagt ihn wieder vor. Der ändert oft den Lauf;
Bald rechts, bald vor, bald links. Doch alle dieſe Ränke
Sind hier umſonſt. Warum? Der Bär hat auch Gelenke.
Gewiß ſo eine Jagd wär mir nicht lächerlich!
Jedoch zu was wird ſich der Wandrer nun entſchließen?
Er ſpringt den nächſten Baum hinauf.
O! das wird niemand wohl das beſte Mittel nennen,
Er mußte doch in aller Angſt nicht wiſſen,
Daß Bäre gleichfalls klettern können.
Das tolle Thier erblickt es kaum,
So ſtutzt es, brummt und kratzt den Baum,
Es bäumt den ſchweren Leib, es ſetzt die Vordertatzen
An Rind und Aeſten ein, ſo ſchnell, als ſcheue Katzen.
So langſam gegentheils hebt es des Körpers Wucht;
Doch kömmt es ſchon ſo hoch, daß der den Gipfel ſucht.
Was giebt uns oft die Angſt nicht ein?
Der Wandrer ſucht des Feindes loß zu ſeyn.
Er ſtößt, und ſtößt den Fuß mit voller Leibesſtärke
Dem Bäre vor den Kopf. Doch große Wunderwerke
Thut dieſes Stößchen nicht. Wie kann es anders ſeyn?
Wer Bäre tödten will, braucht der den Fuß allein?

Er taumelt nur, anſtatt zu fallen,
Und faſſet ſchnell mit ſeinen Krallen
Des Wandrers Fuß, der nach ihm ſtieß.
Er hält ihn, wie ein Bär. Durch Zerren und durch Beiſſen
Sucht er den Raub herabzureiſſen.
Jedoch je mehr er rieß,
Jemehr hält jener ſich
An Aeſten feſt und ritterlich.
Wenn Witz und Tapferkeit uns nicht erretten kann,
Beut oft das blinde Glück uns ſeine Rettung an.
Der wütend plumpe Bär
Iſt für den dünnen Aſt zu ſchwer;
Der bricht, und er fällt ſchütternd ſchnell zu Boden.
Der Fall bringt ihn faſt um den Oden,
Und keuchend ſchleicht er zornig fort.
Von Schrecken, Furcht und Schmerzen eingenommen,
Sieht kaum der Wanderer, daß er der Noth entkommen.
Nun lobt er wohl, durch jedes Wort,
Mit zärtlich dankbarem Gemüthe
Des Himmels unverhoffte Güte?
O weit gefehlet! nein! mit zitternd ſchwacher Sprache
Flucht, läſtert, ſchreyet er ſelbſt wider Gott um Rache.
Er kriecht vom Baum herab und läßt ſich murrend nieder.
Sein naſſes Auge ſieht das Blut der wunden Glieder.
Der Schmerz verführet ihn, daß er den Tod begehrt,
Den Tod, vor dem er ſich mit Fliehn und Schreyn gewehrt.
Bald flucht er auf den Bär, der ihn nicht ganz zerriſſen;
Bald flucht er auf ſich ſelbſt, daß er ſich retten müſſen.
„O nähre dich, erwünſchter Tod!
„Benimm mir Leben, Schmerz und Noth!
„Entführ mir dieſer Wunſch doch mit dem letzten Hauche!"
St! St! was raſchelt dort, dort hinter jenem Strauche?
Beglückter Wanderer! dein Wunſch iſt ſchon erhört.
Es kömmt ein neuer Bär, der dich im Klagen ſtöhrt.
Ein Bär? Erſchrick nur nicht! Ein Bär,
Ohn Zweifel ſchickt der Tod ihn her.
Der Tod? Ja, ja, der Tod, den du gewünſchet haſt,
Gewünſchet und erfleht. „Das iſt ein ſchlimmer Gaſt.
„Der Henker! weis er denn gar nichts von Complimenten?
„Wenn meine Beine mich doch nur erretten könnten!"

Mit Mühe ſucht er aufzuſtehn;
Doch kann er nicht vom Flecke gehn.
Hier kam ihm ſchnell ein ander Mittel ein,
Das ihm vorher nicht eingekommen.
Er hatt' es einſt (zehn Jahre mocht es ſeyn)
Von einem Reiſenden vernommen,
Und hatt' es nie, nur in der Noth, vergeſſen,
Daß Bäre ſelten Todte freſſen.
Sein Einfall wirft ihn hurtig nieder;
Die ſchon vor Schrecken kalten Glieder
Streckt er ſtarr von ſich weg, ſo ſehr er immer kann,
Und hält den Odem mühſam an.
Der Bär beſchnopert ihn, findt keines Lebens Spur,
Mag ſich an Todten nicht begnügen,
Kehrt ſittſam um, und brummet nur,
Und läßt den Schalk in Ruhe liegen.
Was iſt bey dir ein Wunſch? Mein Freund, laß michs verſtehen.
Du wünſchſt den Tod: er kömmt; du ſuchſt ihm zu entgehen.
Steh auf! der Bär iſt fort. Was fluchſt du ihm noch nach?
Zum Danke, daß er dir nicht Hals und Beine brach?
Was ſoll die Läſterung? Verringert ſie die Schmerzen?
Noch wünſcheſt du den Tod? Das geht dir wohl von Herzen?
Nur Schade, daß er dich vorhin ſo ſpotten ſah:
Sonſt wär er warlich längſt auf dein Erſuchen da.
Der ſchwühle Tag vergeht; der Abend bricht herein.
O könnt' er, in geborſtnen Feldern,
Wie durch die Hitze matten Wäldern,
Mein Wandrer, ebenfalls dir zur Erquickung ſeyn!
Man ſieht die Luft, ſich abzukühlen,
Mit ſtummen Blitzen häufig ſpielen.
„O! ſchreyt der Wanderer, zög ſich ein Wetter auf!
„O hemmten Blitz und Schlag mir Pein und Lebenslauf!"
Schnell zeigt der Donnergott dem Wunſche ſich gewogen.
Des ganzen Himmels weite Ferne
Verdeckt viel Dunſt; die hellſten Sterne
Sind ſchwarz mit Wolken überzogen,
Schnell fährt der Blitz heraus, kracht hier und dort ein Schlag.
Auf, Wandrer, freue dich! das iſt dein Sterbetag!
Nun wird der Tod auf Donnerkeilen
Zu dir verlaßnem Armen eilen.

Was ſcherzſt du noch voll Furcht? - - Ihr Freunde, gebt doch acht;
Doch bitt ich, zwinget euch, daß ihr nicht drüber lacht. . . .
„Ja! das iſt Pein : - o ſtürb ich doch! - -
„Komm Tod! komm doch : - du zauderſt noch?
„Jedoch hier mag ich wohl nicht allzuſicher liegen?
„Ich habe ja einmal gehört,
„Wie die Erfahrung oft gelehrt,
„Daß Donner gern in Eichen ſchlügen.
„O machte mir ein Lorbeerbaum
„Doch unter ſeinen Aeſten Raum.
„O weh! wie ſchmerzt das Bein! Erbarm dich doch o Tod!
„Jedoch dort ſchlug es ein - - Nun iſts die höchſte Noth,
„Soll mich das Wetter nicht verletzen,
„Mich ſchnell in Sicherheit zu ſetzen!“
Geh! dummer Wandrer, geh! ſuch einen ſichern Ort;
Und wünſche bald den Tod; bald wünſch ihn wieder fort.
Mich ſoll dein Wankelmuth der Menſchen Zagheit lehren,
Muß ich ſie ſo, wie dich, verwegen wünſchen hören.
Glaubt, Freunde, glaubet mir! der iſt ein weiſer Mann,
Der zwar das Leben liebt, doch muthig ſterben kann!

L. a. C.

Freye Ueberſetzung einer Erzählung aus dem Fontaine, im I. Theile. 157. S.

Die kranke Pulcheria.

Pulcheria ward krank . . . . „Vielleicht die Luſt zu büßen,
„Die . . .“ Pfuy, wer wird nun gleich ſo voller Argwohn ſeyn?
Schweigt, Neider! hört mir zu! ich lenke wieder ein.
Pulcheria ward krank. Unruhig im Gewiſſen,
Ließ ihr der Schmerz manchmal, die Schwermuth niemals Ruh.
„Wie? Was? Pulcheria wär melancholiſch worden?
„Sprich, Lügner, lieber gar, ſie trat in Nonnenorden.“
Schon wieder ſtört ihr mich? Schweigt doch, und hört mir zu!
Als ſie einſt ihre Noth zu lauten Seufzern trieb,
Sprach Lady, ihre Magd: „Laßt doch den Prieſter holen;
„Legt dem die Beichte ab, ſo ſeyd ihr Gott empfohlen;
„Und beichten müſſet ihr, iſt euch der Himmel lieb.“
„Ja dieſer Rath iſt gut, ſpricht unſre kranke Schöne,

„Lauf, oder ſchicke gleich zum Pater Andres hin;
„Andres . . . merks wohl . . weil ich auch ſonſt ſein Beichtkind bin,
„So eſt ich mich mit dir, o lieber Gott! verſöhne.“
Gleich läuft ein Diener hin, klopft an das Kloſter an,
Und ſo, als wenn das Thor davon zerſpringen ſolle.
„Nu, nu! Gemach! gemach!“ Man fragt, zu wem er wolle.
„Je, macht nur erſtlich auf.“ Das Thor wird aufgethan.
„Der Pater Andres wird zu meiner Frau begehret,
„Die gerne beichten will, weil ſie bald ſterben kann.“
„Wer? fragt ein Bruder ihn; Andres? der gute Mann!
„Zehn Jahr iſts ſchon, daß der im Himmel Beichte höret.“

L.

Die Nuß und die Katze.

„Gewiß, Herr Wirth, dieß Obſt iſt nicht für meinen Magen.
„Denn wenn ich mir, es frey zu ſagen,
„Ja eine Baumfrucht loben muß,
„So lob ich mir die welſche Nuß.
„Die ſchmeckt doch noch! - Bey meiner Treu!
„Der zartſte Apfel kömmt der Nuß, der Nuß nicht bey.“
Ein Kätzchen, das der Wirthinn Liebe
Nie mit Gewalt zum mauſen triebe,
Und itzt in ihrem Schooße ſaß,
War ſchlau, vernahm und merkte das.
„Was? dacht es, eine Nuß ſoll ſo vortrefflich ſchmecken?
„Halt! dieſe Wahrheit ſoll mein Maul gleich ſelbſt entdecken.“
Es ſprang vom Schooße weg, und lief dem Garten zu.
Nu, Katze, nu, wie dumm biſt du!
Der ſchönen Chloris Schooß um eine Nuß zu laſſen?
Wärſt du ein junger Herr, wie würde ſie dich haſſen.
Nein, Schönen, räumet mir nur dieſen Ort erſt ein;
So wahr er mich ergetzt, ich will kein Kätzchen ſeyn.
Doch dieſes ſag ich nur ſo im Vorübergehen.
Horcht! ich erzähle fort. Beym Garten blieb ich ſtehen?
Nicht? Ja. Wohl gut. Hier fand der Katze Lüſternheit
Beym nächſten Nußbaum nun, worauf ſie ſich gefreut.
Wollt ihr etwan ein Bild zu meiner Fabel malen,
So malt die Nüſſe ja noch in den grünen Schalen,
Die unſre Katze fand. Darauf kömmt alles an.

Denn als ſie kaum darein den erſten Biß gethan,
So ſchnaubt und ſprudelt ſie, als wenn ſie Glas gefreſſen.
„Dich, ſpricht ſie, lobt der Menſch: ſo mag er dich auch eſſen.
„O! pfuy, was muß er nicht für eine Zunge haben!
„An ſolcher Säure ſich zu laben!“

O ſchweig nur dummes Thier!
Du ſchmähſt zur Ungebühr.
Du hätteſt auf den Kern nur erſtlich kommen ſollen,
Denn den, die Schale nicht, hat Lykas loben wollen!
L.

Fabeln. Drey Bücher.

1759.*)

Erſtes Buch.

1. Die Erſcheinung.

In der einſamſten Tiefe jenes Waldes, wo ich ſchon manches redende Thier belauſcht, lag ich an einem ſanften Waſſerfalle und war bemüht, einem meiner Mährchen den leichten poetiſchen Schmuck zu geben, in welchem am liebſten zu erſcheinen, la Fontaine die Fabel faſt verwöhnt hat. Ich ſann, ich wehlte, ich verwarf, die Stirne glühte — — Umſonſt, es kam nichts auf das Blatt. Voll Unwill ſprang ich auf; aber ſieh! — auf einmal ſtand ſie ſelbſt, die fabelnde Muſe, vor mir.

Und ſie ſprach lächelnd: Schüler, wozu dieſe undankbare Mühe? Die Wahrheit braucht die Anmuth der Fabel; aber wozu braucht die Fabel die Anmuth der Harmonie? Du willſt das Gewürze würzen. Genug, wenn die Erfindung des Dichters iſt; der Vortrag ſey des ungekünſtelten Geſchichtſchreibers, ſo wie der Sinn des Weltweiſen.

Ich wollte antworten, aber die Muſe verſchwand. „Sie „verſchwand? höre ich einen Leſer fragen. Wenn du uns doch „nur wahrſcheinlicher täuſchen wollteſt! Die ſeichten Schlüſſe, „auf die dein Unvermögen dich führte, der Muſe in den Mund „zu legen! Zwar ein gewöhnlicher Betrug —"

Vortreflich, mein Leſer! Mir iſt keine Muſe erſchienen. Ich erzehlte eine bloße Fabel, aus der du ſelbſt die Lehre gezogen. Ich bin nicht der erſte und werde nicht der letzte ſeyn, der ſeine Grillen zu Orakelſprüchen einer göttlichen Erſcheinung macht.

---

*) Folgende ſtehen ſchon im erſten Theile der Schriften, 1753. II, 10. I, 11. III, 15. I, 29. 17. II, 7. 8.

2. Der Hamſter und die Ameiſe.

Ihr armſeligen Ameiſen, ſagte ein Hamſter. Verlohnt es ſich der Mühe, daß ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein ſo weniges einzuſammeln? Wenn ihr meinen Vorrath ſehen ſolltet! — —

Höre, antwortete eine Ameiſe, wenn er größer iſt, als du ihn brauchſt, ſo iſt es ſchon recht, daß die Menſchen dir nachgraben, deine Scheuren ausleeren, und dich deinen räubriſchen Geiz mit dem Leben büßen laſſen!

3. Der Löwe und der Haſe.

Aelianus de natura animalium lib. I. cap. 38. Ὀῤῥωδεῖ ὁ ἐλέφας κεράστην κριὸν καὶ χοίρου βοήν. Idem lib. III. cap. 31. Ἀλεκτρυόνα φοβεῖται ὁ λέων.

Ein Löwe würdigte einen drolligten Haſen ſeiner nähern Bekanntſchaft. Aber iſt es denn wahr, fragte ihn einſt der Haſe, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn ſo leicht verjagen kann?

Allerdings iſt es wahr, antwortete der Löwe; und es iſt eine allgemeine Anmerkung, daß wir große Thiere durchgängig eine gewiſſe kleine Schwachheit an uns haben. So wirſt du, zum Exempel, von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entſetzen erweckt. —

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Haſe. Ja, nun begreif ich auch, warum wir Haſen uns ſo entſetzlich vor den Hunden fürchten.

4. Der Eſel und das Jagdpferd.

Ein Eſel vermaß ſich, mit einem Jagdpferde um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus, und der Eſel ward ausgelacht. Ich merke nun wohl, ſagte der Eſel, woran es gelegen hat; ich trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuß, und der ſchmerzt mich noch.

Entſchuldigen Sie mich, ſagte der Kanzelredner Liederhold, wenn meine heutige Predigt ſo gründlich und erbaulich nicht geweſen, als man ſie von dem glücklichen Nachahmer eines Mosheims erwartet hätte; ich habe, wie Sie hören, einen heiſchern Hals, und den ſchon ſeit acht Tagen.

5. Zeus und das Pferd.

Κάμηλον ὡς δεδοίκεν ἵππος, ἔγνω Κῦρος τε καὶ Κροῖσος. Aelianus de nat. an. lib. III. cap. 7.

Vater der Thiere und Menſchen, ſo ſprach das Pferd und nahte ſich dem Throne des Zeus, man will, ich ſey eines der ſchönſten Geſchöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber ſollte gleichwohl nicht noch verſchiednes an mir zu beſſern ſeyn? —

Und was meinſt du denn, daß an dir zu beſſern ſey? Rede; ich nehme Lehre an: ſprach der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, ſprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger ſeyn, wenn meine Beine höher und ſchmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verſtellen; eine breitere Bruſt würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal beſtimmt haſt, deinen Liebling, den Menſchen, zu tragen, ſo könnte mir ja wohl der Sattel anerſchaffen ſeyn, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

Gut, verſetzte Zeus; gedulde dich einen Augenblick! Zeus, mit ernſtem Geſichte, ſprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband ſich organiſirter Stoff; und plötzlich ſtand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd ſah, ſchauderte und zitterte vor entſetzendem Abſcheu.

Hier ſind höhere und ſchmächtigere Beine, ſprach Zeus; hier iſt ein langer Schwanenhals; hier iſt eine breitere Bruſt; hier iſt der anerſchaffene Sattel! Willſt du, Pferd, daß ich dich ſo umbilden ſoll?

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zeus fort; dieſesmal ſey belehrt, ohne beſtraft zu werden. Dich deiner Vermeſſenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, ſo daure du fort, neues Geſchöpf — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — — und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu ſchaudern.

6. Der Affe und der Fuchs.

Nenne mir ein ſo geſchicktes Thier, dem ich nicht nachahmen könnte! ſo prahlte der Affe gegen den Fuchs. Der Fuchs aber erwiederte: Und du, nenne mir ein ſo geringſchätziges Thier, dem es einfallen könnte, dir nachzuahmen.

Schriftſteller meiner Nation! — — Muß ich mich noch deutlicher erklären?

7. Die Nachtigall und der Pfau.

Eine geſellige Nachtigall fand, unter den Sängern des Waldes, Neider die Menge, aber keinen Freund. Vielleicht finde ich ihn unter einer andern Gattung, dachte ſie, und floh vertraulich zu dem Pfaue herab.

Schöner Pfau! ich bewundere dich. — — „Ich dich auch, liebliche Nachtigall!" — So laß uns Freunde ſeyn, ſprach die Nachtigall weiter; wir werden uns nicht beneiden dürfen; du biſt dem Auge ſo angenehm, als ich dem Ohre.

Die Nachtigall und der Pfau wurden Freunde.

Kneller und Pope waren beſſere Freunde, als Pope und Addiſon.

8. Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine grauſame Seuche ſeine ganze Heerde verloren. Das erfuhr der Wolf, und kam ſeine Condolenz abzuſtatten.

Schäfer, ſprach er, iſt es wahr, daß dich ein ſo grauſames Unglück betroffen? Du biſt um deine ganze Heerde gekommen? Die liebe, fromme, fette Heerde! Du tauerſt mich, und ich möchte blutige Thränen weinen.

Habe Dank, Meiſter Iſegrim; verſetzte der Schäfer. Ich ſehe, du haſt ein ſehr mitleidiges Herz.

Das hat er auch wirklich, fügte des Schäfers Hylax hinzu, ſo oft er unter dem Unglücke ſeines Nächſten ſelbſt leidet.

9. Das Roß und der Stier.

Auf einem feurigen Roſſe flog ſtolz ein dreiſter Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Roſſe zu: Schande! von einem Knaben ließ ich mich nicht regieren!

Aber ich; verſetzte das Roß. Denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?

10. Die Grille und die Nachtigall.

Ich verſichre dich, ſagte die Grille zu der Nachtigall, daß es meinem Geſange gar nicht an Bewundrern fehlt. — Nenne mir ſie doch, ſprach die Nachtigall. — Die arbeitſamen Schnitter, verſetzte die Grille, hören mich mit vielem Vergnügen, und daß dieſes die nützlichſten Leute in der menſchlichen Republik ſind, das wirſt du doch nicht leugnen wollen?

Das will ich nicht leugnen, ſagte die Nachtigall; aber deswegen darfſt du auf ihren Beyfall nicht ſtolz ſeyn. Ehrlichen Leuten, die alle ihre Gedanken bey der Arbeit haben, müſſen ja wohl die feinern Empfindungen fehlen. Bilde dir alſo ja nichts eher auf dein Lied ein, als bis ihm der ſorgloſe Schäfer, der ſelbſt auf ſeiner Flöte ſehr lieblich ſpielt, mit ſtillem Entzücken lauſchet.

11. Die Nachtigall und der Habicht.

Ein Habicht ſchoß auf eine ſingende Nachtigall. Da du ſo lieblich ſingſt, ſprach er, wie vortreflich wirſt du ſchmecken!

War es höhniſche Bosheit, oder war es Einfalt, was der Habicht ſagte? Ich weis nicht. Aber geſtern hört ich ſagen: dieſes Frauenzimmer, das ſo unvergleichlich dichtet, muß es nicht ein allerliebſtes Frauenzimmer ſeyn! Und das war gewiß Einfalt!

12. Der kriegriſche Wolf.

Mein Vater, glorreichen Andenkens, ſagte ein junger Wolf zu einem Fuchſe, das war ein rechter Held! Wie fürchterlich hat er ſich nicht in der ganzen Gegend gemacht! Er hat über mehr als zweyhundert Feinde, nach und nach, triumphirt, und ihre ſchwarze Seelen in das Reich des Verderbens geſandt. Was Wunder alſo, daß er endlich doch einem unterliegen mußte!

So würde ſich ein Leichenredner ausdrücken, ſagte der Fuchs; der trockene Geſchichtſchreiber aber würde hinzuſetzen: die zweyhundert Feinde über die er, nach und nach, triumphiret, waren Schafe und Eſel; und der eine Feind, dem er unterlag, war der erſte Stier, den er ſich anzufallen erkühnte.

13. Der Phönix.

Nach vielen Jahrhunderten gefiel es dem Phönix, ſich wieder einmal ſehen zu laſſen. Er erſchien, und alle Thiere und Vögel verſammelten ſich um ihn. Sie gaften, ſie ſtaunten, ſie bewunderten und brachen in entzückendes Lob aus.

Bald aber verwandten die beſten und geſelligſten mitleidsvoll ihre Blicke, und ſeufzten: Der unglückliche Phönix! Ihm ward das harte Loos, weder Geliebte noch Freund zu haben; denn er iſt der einzige ſeiner Art!

14. Die Gans.

Die Federn einer Gans beſchämten den neugebohrnen Schnee*). Stolz auf dieſes blendende Geſchenk der Natur, glaubte ſie eher zu einem Schwane, als zu dem was ſie war, gebohren zu ſeyn. Sie ſonderte ſich von ihres gleichen ab, und ſchwamm einſam und majeſtätiſch auf dem Teiche herum. Bald dehnte ſie ihren Hals, deſſen verrätheriſcher Kürze ſie mit aller Macht abhelfen wollte. Bald ſuchte ſie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdigſte Anſehen eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu ſteif, und mit aller ihrer Bemühung brachte ſie es nicht weiter, als daß ſie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

---

*) In welchem noch kein ſchmutziger Wanderer den Abdruck ſeines Fuſſes gelaſſen hat. 1753.

15. Die Eiche und das Schwein.

Ein gefräßiges Schwein mäſtete ſich, unter einer hohen Eiche, mit der herabgefallenen Frucht. Indem es die eine Eichel zerbiß, verſchluckte es bereits eine andere mit dem Auge.

Undankbares Vieh! rief endlich der Eichbaum herab. Du nähreſt dich von meinen Früchten, ohne einen einzigen dankbaren Blick auf mich in die Höhe zu richten.

Das Schwein hielt einen Augenblick inne, und grunzte zur Antwort: Meine dankbaren Blicke ſollten nicht auſſenbleiben, wenn ich nur wüßte, daß du deine Eicheln meinetwegen hätteſt fallen laſſen.

16. Die Wespen.

ἵππος ἐῤῥιμμένος σφηκῶν γένεσίς ἐστιν. Aelianus de nat. animal. lib. I. cap. 28.

Fäulniß und Verweſung zerſtörten das ſtolze Gebäu eines kriegeriſchen Roſſes, das unter ſeinem kühnen Reiter erſchoſſen worden. Die Ruinen des einen braucht die allzeit wirkſame Natur zu dem Leben des andern. Und ſo flog auch ein Schwarm junger Wespen aus dem beſchmeißten Aaſe hervor. O, riefen die Wespen, was für eines göttlichen Urſprungs ſind wir! Das prächtigſte Roß, der Liebling Neptuns, iſt unſer Erzeuger!

Dieſe ſeltſame Prahlerey hörte der aufmerkſame Fabeldichter, und dachte an die heutigen Italiäner, die ſich nichts geringers als Abkömmlinge der alten unſterblichen Römer zu ſeyn einbilden, weil ſie auf ihren Gräbern gebohren worden.

17. Die Sperlinge.

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzähliche Neſter gab, ward ausgebeſſert. Als ſie nun in ihrem neuen Glanze da ſtand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu ſuchen. Allein ſie fanden ſie alle vermauert. Zu was, ſchrien ſie, taugt denn nun das große Gebäude? Kommt, verlaßt den unbrauchbaren Steinhaufen!

18. Der Strauß.

Η στρουθος ἡ μεγαλη λασιοις μεν τοις πτεροις ἐπτερωται, ἀρθηναι δε και ἐς βαθυν ἀερα μετεωρισθηναι φυσιν οὐκ ἐχει· θει δε ὠκιστα, και τας παρα την πλευραν ἑκατεραν πτερυγας ἁπλοι, και ἐμπιπτον το πνευμα κολποι δικην ἱστιων αὐτας· πτησιν δε οὐκ οἰδεν. Aelianus lib. II. cap. 26.

Itzt will ich fliegen; rief der gigantiſche Strauß, und das ganze Volk der Vögel ſtand in ernſter Erwartung um ihn verſammelt. Itzt will ich fliegen, rief er nochmals; breitete die gewaltigen Fittige weit aus, und ſchoß, gleich einem Schiffe mit aufgeſpannten Segeln, auf dem Boden dahin, ohne ihn mit einem Tritte zu verlieren.

Sehet da, ein poetiſches Bild jener unpoetiſchen Köpfe, die in den erſten Zeilen ihrer ungeheuren Oden mit ſtolzen Schwingen prahlen, ſich über Wolken und Sterne zu erheben drohen, und dem Staube doch immer getreu bleiben!

19. Der Sperling und der Strauß.

Sey auf deine Größe, auf deine Stärke ſo ſtolz als du willſt: ſprach der Sperling zu dem Strauße. Ich bin doch mehr ein Vogel als du. Denn du kannſt nicht fliegen; ich aber fliege, obgleich nicht hoch, obgleich nur ruckweiſe.

Der leichte Dichter eines fröhlichen Trinkliedes, eines kleinen verliebten Geſanges, iſt mehr ein Genie, als der ſchwungloſe Schreiber einer langen Hermaniade.

20. Die Hunde.

Λεοντι ὁμοσε χωρει κυων Ἰνδικος — και πολλα αὐτον λυπησας και καταφθειρας, τελευτων ἡτταται ὁ κυων. Aelianus lib. IV. cap. 19.

Wie ausgeartet iſt hier zu Lande unſer Geſchlecht! ſagte ein gereiſter Pudel. In dem fernen Welttheile, welches die Menſchen Indien nennen, da, da giebt es noch rechte Hunde; Hunde, meine Brüder — — ihr werdet mir es nicht glauben, und doch habe ich es mit meinen Augen geſehen — die auch einen Löwen nicht fürchten, und kühn mit ihm anbinden.

Aber, fragte den Pudel ein geſetzter Jagdhund, überwinden ſie ihn denn auch, den Löwen?

Ueberwinden? war die Antwort. Das kann ich nun eben nicht ſagen. Gleichwohl, bedenke nur, einen Löwen anzufallen! —

O, fuhr der Jagdhund fort, wenn ſie ihn nicht überwinden, ſo ſind deine geprieſene Hunde in Indien — beſſer als wir ſo viel wie nichts — aber ein gut Theil dümmer.

21. Der Fuchs und der Storch.

Erzehle mir doch etwas von den fremden Ländern, die du alle geſehen haſt, ſagte der Fuchs zu dem weitgereiſten Storche.

Hierauf fing der Storch an, ihm jede Lache und jede feuchte Wieſe zu nennen, wo er die ſchmackhafteſten Würmer und die fetteſten Fröſche geſchmauſet.

Sie ſind lange in Paris geweſen, mein Herr. Wo ſpeiſet man da am beſten? Was für Weine haben Sie da am meiſten nach ihrem Geſchmacke gefunden?

22. Die Eule und der Schatzgräber.

Jener Schatzgräber war ein ſehr unbilliger Mann. Er wagte ſich in die Ruinen eines alten Raubſchloſſes, und ward da gewahr, daß die Eule eine magere Maus ergriff und verzehrte. Schickt ſich das, ſprach er, für den philoſophiſchen Liebling Minervens?

Warum nicht? verſetzte die Eule. Weil ich ſtille Betrachtungen liebe, kann ich deswegen von der Luft leben? Ich weis zwar wohl, daß ihr Menſchen es von euren Gelehrten verlanget. —

23. Die junge Schwalbe.

Was macht ihr da? fragte eine Schwalbe die geſchäftigen Ameiſen. Wir ſammeln Vorrath auf den Winter; war die geſchwinde Antwort.

Das iſt klug, ſagte die Schwalbe; das will ich auch thun. Und ſogleich fing ſie an, eine Menge todter Spinnen und Fliegen in ihr Neſt zu tragen.

Aber wozu ſoll das? fragte endlich ihre Mutter. „Wozu? „Vorrath auf den böſen Winter, liebe Mutter; ſammle doch „auch! Die Ameiſen haben mich dieſe Vorſicht gelehrt.“

O laß den irrdiſchen Ameiſen dieſe kleine Klugheit, verſetzte die Alte; was ſich für ſie ſchickt, ſchickt ſich nicht für beſſere Schwalben. Uns hat die gütige Natur ein holdres Schickſal beſtimmt. Wenn der reiche Sommer ſich endet, ziehen wir von hinnen; auf dieſer Reiſe entſchlafen wir allgemach, und da empfangen uns warme Sümpfe, wo wir ohne Bedürfniſſe raſten, bis uns ein neuer Frühling zu einem neuen Leben erwecket.

24. Merops.

Ὁ Μεροψ το ὀρνεον ἐναντιως, φασι, τοις ἀλλοις ἁπασι πετεται· τα μεν γαρ εἰς τουμπροσθεν ἱεται και κατ' ὀφθαλμους, το δε εἰς τουπισω,

Ich muß dich doch etwas fragen; ſprach ein junger Adler zu einem tiefſinnigen grundgelehrten Uhu. Man ſagt, es gäbe einen Vogel, mit Namen Merops, der, wenn er in die Luft ſteige, mit dem Schwanze voraus, den Kopf gegen die Erde gekehret, fliege. Iſt das wahr?

Ey nicht doch! antwortete der Uhu; das iſt eine alberne Erdichtung des Menſchen. Er mag ſelbſt ein ſolcher Merops ſeyn; weil er nur gar zu gern den Himmel erſtiegen möchte, ohne die Erde, auch nur einen Augenblick, aus dem Geſichte zu verlieren.

25. Der Pelekan.

Aelianus de nat. animal. lib. III. cap. 30.

Für wohlgerathene Kinder können Aeltern nicht zu viel thun. Aber wenn ſich ein blöder Vater für einen ausgearteten Sohn das Blut vom Herzen zapft; dann wird Liebe zur Thorheit.

Ein frommer Pelekan, da er ſeine Jungen ſchmachten ſahe, ritzte ſich mit ſcharfem Schnabel die Bruſt auf, und erquickte ſie mit ſeinem Blute. Ich bewundere deine Zärtlichkeit, rief ihm ein Adler zu, und bejammere deine Blindheit. Sieh doch, wie manchen nichtswürdigen Guckuck du unter deinen Jungen mit ausgebrütet haſt!

So war es auch wirklich; denn auch ihm hatte der kalte Guckuck ſeine Eyer untergeſchoben. — Waren es undankbare Guckucke werth, daß ihr Leben ſo theuer erkauft wurde?

26. Der Löwe und der Tieger.

Aelianus de natura animal. lib II. cap. 12.

Der Löwe und der Haſe, beyde ſchlafen mit offenen Augen. Und ſo ſchlief jener, ermüdet von der gewaltigen Jagd, einſt vor dem Eingange ſeiner fürchterlichen Höhle.

Da ſprang ein Tieger vorbey, und lachte des leichten Schlummers. „Der nichtsfürchtende Löwe! rief er. Schläft er nicht „mit offenen Augen, natürlich wie der Haſe!“

Wie der Haſe? brüllte der aufſpringende Löwe, und war dem Spötter an der Gurgel. Der Tieger wälzte ſich in ſeinem Blute, und der beruhigte Sieger legte ſich wieder, zu ſchlafen.

27. Der Stier und der Hirſch.

Ein ſchwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirſch weideten auf einer Wieſe zuſammen.

Hirſch, ſagte der Stier, wenn uns der Löwe anfallen ſollte, ſo laß uns für einen Mann ſtehen; wir wollen ihn tapfer abweiſen. — Das muthe mir nicht zu, erwiederte der Hirſch: denn warum ſollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlaſſen, da ich ihm ſichrer entlaufen kann?

28. Der Eſel und der Wolf.

Ein Eſel begegnete einem hungrigen Wolfe. Habe Mitleiden mit mir, ſagte der zitternde Eſel; ich bin ein armes krankes Thier; ſieh nur, was für einen Dorn ich mir in den Fuß getreten habe! —

Wahrhaftig, du tauerſt mich; verſetzte der Wolf. Und ich finde mich in meinem Gewiſſen verbunden, dich von dieſen Schmerzen zu befreyen. —

Kaum war das Wort geſagt, ſo ward der Eſel zerriſſen.

29. Der Springer im Schache.

Zwey Knaben wollten Schach ziehen. Weil ihnen ein Springer fehlte, so machten sie einen überflüſſigen Bauer, durch ein Merkzeichen,*) dazu.

Ey, riefen die andern Springer, woher, Herr Schritt vor Schritt?

Die Knaben hörten die Spötterey und ſprachen: Schweigt! Thut er uns nicht eben die Dienſte, die ihr thut?**)

30. Aeſopus und der Eſel.

Der Eſel ſprach zu dem Aeſopus: Wenn du wieder ein Geſchichtchen von mir ausbringſt, ſo laß mich etwas recht vernünftiges und ſinnreiches ſagen.

Dich etwas ſinnreiches! ſagte Aeſop; wie würde ſich das ſchicken? Würde man nicht ſprechen, du ſeyſt der Sittenlehrer, und ich der Eſel?

Zweytes Buch.

1. Die eherne Bildſäule.

Die eherne Bildſäule eines vortreflichen Künſtlers ſchmolz durch die Hitze einer wüthenden Feuersbrunſt in einen Klumpen. Dieſer Klumpen kam einem andern Künſtler in die Hände, und durch ſeine Geſchicklichkeit verfertigte er eine neue Bildſäule daraus; von der erſtern in dem, was ſie vorſtellete, unterſchieden, an Geſchmack und Schönheit aber ihr gleich.

Der Neid ſah es und knirſchte. Endlich beſann er ſich auf einen armſeligen Troſt: „Der gute Mann würde dieſes, noch

---

*) durch eine Marke 1753.

**) Was wollen ſie mit dieſem albern Mährchen ſagen? ſchrie der Herr von Fahnenſtolz. Nichts, Ewr. Gnaden. Vielleicht aber würde der Herr in meinen Reden etwas gefunden haben, über welchen ſie ſich kurz vorher aufhielten. Es war der Herr ** welchen der Monarch, weil er ihn brauchen kann, aus dem Staube zu den wichtigſten Bedienungen erhoben hat. 1753.

„ganz erträgliche Stück, auch nicht hervorgebracht haben, wenn „ihm nicht die Materie der alten Bildſäule dabey zu Statten „gekommen wäre.“

---

2. Herkules.

Fab. Aesop. 191. edit. Hauptmannianæ. Phædrus lib. IV. Fab. 11.

Als Herkules in den Himmel aufgenommen ward, machte er ſeinen Gruß unter allen Göttern der Juno zuerſt. Der ganze Himmel und Juno erſtaunte darüber. Deiner Feindin, rief man ihm zu, begegneſt du ſo vorzüglich? Ja, ihr ſelbſt; erwiederte Herkules. Nur ihre Verfolgungen ſind es, die mir zu den Thaten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdienet habe.

Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes, und Juno ward verſöhnt.

---

3. Der Knabe und die Schlange.

Fab. Aesop. 170. Phædrus lib. IV. Fab. 18.

Ein Knabe ſpielte mit einer zahmen Schlange. Mein liebes Thierchen, ſagte der Knabe, ich würde mich mit dir ſo gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen ſeyd die boshafteſten, undankbarſten Geſchöpfe! Ich habe es wohl geleſen, wie es einem armen Landmann ging, der eine, vielleicht von deinen Urältern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob, und ſie in ſeinen erwärmenden Buſen ſteckte. Kaum fühlte ſich die Böſe wieder, als ſie ihren Wohlthäter biß; und der gute freundliche Mann mußte ſterben.

Ich erſtaune, ſagte die Schlange. Wie partheyiſch eure Geſchichtſchreiber ſeyn müſſen! Die unſrigen erzehlen dieſe Hiſtorie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange ſey wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, ſo ſteckte er ſie zu ſich, ihr zu Hauſe die ſchöne Haut abzuſtreifen. War das recht?

Ach, ſchweig nur; erwiederte der Knabe. Welcher Undankbare hätte ſich nicht zu entſchuldigen gewußt!

Recht, mein Sohn; fiel der Vater, der dieſer Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören ſollteſt, ſo unterſuche ja alle Umſtände genau, bevor du einen Menſchen mit ſo einem abſcheulichen Schandflecke brandmarken läſſeſt. Wahre Wohlthäter haben ſelten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menſchheit hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen eigennützigen Abſichten, die ſind es werth, mein Sohn, daß ſie Undank anſtatt Erkenntlichkeit einwuchern.

4. Der Wolf auf dem Todtbette.

Fab. Aesop. 144. Phædrus lib. I. Fab. 8.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und ſchickte einen prüfenden Blick auf ſein vergangenes Leben zurück. Ich bin freylich ein Sünder, ſagte er; aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böſes gethan; aber auch viel Gutes. Einsmals, erinnere ich mich, kam mir ein blöckendes Lamm, welches ſich von der Heerde verirret hatte, ſo nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich that ihm nichts. Zu eben dieſer Zeit hörte ich die Spöttereyen und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigſten Gleichgültigkeit an, ob ich ſchon keine ſchützende Hunde zu fürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen; fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umſtände dabey. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine ſo jämmerlich würgteſt, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

5. Der Stier und das Kalb.

Phædrus lib. V. Fab. 9.

Ein ſtarker Stier zerſplitterte mit ſeinen Hörnern, indem er ſich durch die niedrige Stallthüre drengte, die obere Pfoſte. Sieh einmal, Hirte! ſchrie ein junges Kalb; ſolchen Schaden thu ich dir nicht. Wie lieb wäre mir es, verſetzte dieſer, wenn du ihn thun könnteſt!

Die Sprache des Kalbes iſt die Sprache der kleinen Philoſophen. „Der böſe Bayle! wie manche rechtſchaffene Seele „hat er mit ſeinen verwegnen Zweifeln geärgert!“ — O ihr Herren, wie gern wollen wir uns ärgern laſſen, wenn jeder von euch ein Bayle werden kann!

6. Die Pfauen und die Krähe.

Fab. Aeſop. 188. Phædrus lib. I. Fab. 3.

Eine ſtolze Krähe ſchmückte ſich mit den ausgefallenen Federn der farbigten Pfaue, und miſchte ſich kühn, als ſie gnug geſchmückt zu ſeyn glaubte, unter dieſe glänzende Vögel der Juno. Sie ward erkannt; und ſchnell fielen die Pfaue mit ſcharfen Schnäbeln auf ſie, ihr den betriegriſchen Putz auszureißen.

Laſſet nach! ſchrie ſie endlich; ihr habt nun alle das eurige wieder. Doch die Pfaue, welche einige von den eignen glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, verſetzten: Schweig, armſelige Närrin; auch dieſe können nicht dein ſeyn! — und hackten weiter.

7. Der Löwe mit dem Eſel.

Phædrus lib. I. Fab. 11.

Als des Aeſopus Löwe mit dem Eſel, der ihm durch ſeine fürchterliche Stimme die Thiere ſollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief ihm eine naſenweiſe Krähe von dem Baume zu: Ein ſchöner Geſellſchafter! Schämſt du dich nicht, mit einem Eſel zu gehen? — Wen ich brauchen kann, verſetzte der Löwe, dem kann ich ja wohl meine Seite gönnen.

So denken die Großen alle, wenn ſie einen Niedrigen ihrer Gemeinſchaft*) würdigen.

8. Der Eſel mit dem Löwen.

Phædrus lib. I. Fab. 11.

Als der Eſel mit dem Löwen des Aeſopus, der ihn ſtatt ſeines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging,**) begegnete

---

*) Freundſchaft 1753. **) zu ging. 1753.

ihm ein andrer Eſel von ſeiner Bekanntſchaft, und rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder!*) — Unverſchämter! war die Antwort. —

Und warum das? fuhr jener Eſel fort. Biſt du deßwegen, weil du mit einem Löwen gehſt, beſſer als ich? mehr als ein Eſel?**)

---

9. Die blinde Henne.

Phädrus lib. III. Fab. 12.

Eine blind gewordene Henne, die des Scharrens gewohnt war, hörte auch blind noch nicht auf, fleißig zu ſcharren. Was half es der arbeitſamen Närrin? Eine andre ſehende Henne, welche ihre zarten Füße ſchonte, wich nie von ihrer Seite, und genoß, ohne zu ſcharren, die Frucht des Scharrens. Denn ſo oft die blinde Henne ein Korn aufgeſcharret hatte, fraß es die ſehende weg.

Der fleißige Deutſche macht die Collectanea, die der witzige Franzoſe nutzt.

---

10. Die Eſel.

Fab. Aesop. 112.

Die Eſel beklagten ſich bey dem Zevs, daß die Menſchen mit ihnen zu grauſam umgingen. Unſer ſtarker Rücken, ſagten ſie, trägt ihre Laſten, unter welchen ſie und jedes ſchwächere Thier erliegen müßten. Und doch wollen ſie uns, durch***) unbarmherzige Schläge, zu einer Geſchwindigkeit nöthigen, die uns durch die Laſt unmöglich gemacht würde, wenn ſie uns auch die Natur nicht verſagt hätte. Verbiete ihnen, Zevs, ſo unbillig zu ſeyn, wenn ſich die Menſchen anders etwas böſes verbieten laſſen. Wir wollen ihnen dienen, weil es ſcheinet, daß du uns darzu erſchaffen haſt; allein*) geſchlagen wollen wir ohne Urſach nicht ſeyn.

---

*) Guten Tag, Herr Bruder, rufte dieſer. 1753.

**) Nur nicht ſo ſtolz, rief ihm der Bruder wieder zu.
Du biſt nichts mehr als ich; ich bin nichts mehr als du!
Geh mit dem Löwen, geh allein,
Du Eſel wirſt ein Eſel ſeyn. 1753.

***) durch wiederhohlte 1753.

Mein Geſchöpf, antwortete Zeus ihrem Sprecher, die Bitte iſt nicht ungerecht; aber ich ſehe keine Möglichkeit, die Menſchen zu überzeugen, daß eure natürliche Langſamkeit keine Faulheit ſey. Und ſo lange ſie dieſes nicht glauben, werdet ihr geſchlagen werden. — Doch ich ſinne euer Schickſal zu erleichtern. — Die Unempfindlichkeit ſoll von nun an euer Theil ſeyn; eure Haut ſoll ſich gegen die Schläge verhärten, und den Arm des Treibers ermüden.

Zeus, ſchrien die Eſel, du biſt allezeit weiſe und gnädig! — Sie gingen erfreut von ſeinem Throne, als dem Throne der allgemeinen Liebe.**)

11. Das beſchützte Lamm.

Fab. Aesop. 157.

Hylax, aus dem Geſchlechte der Wolfshunde, bewachte ein frommes Lamm. Ihn erblickte Lykodes, der gleichfalls an Haar, Schnautze und Ohren einem Wolfe ähnlicher war, als einem Hunde, und fuhr auf ihn los. Wolf, ſchrie er, was machſt du mit dieſem Lamme? —

Wolf ſelbſt! verſetzte Hylax. (Die Hunde verkannten ſich beyde.) Geh! oder du ſollſt es erfahren, daß ich ſein Beſchützer bin!

Doch Lykodes will das Lamm dem Hylax mit Gewalt nehmen; Hylax will es mit Gewalt behaupten, und das arme Lamm — Treffliche Beſchützer! — wird darüber zerriſſen.

---

*) gemacht haſt, aber 1753.

**) Gott, mein Gebet ſoll künftig weiſer ſeyn. Iſt mein Unglück unvermeidlich; wohl, es geſchehe. Nur mache mich ſtark genug, das, was andre tödlich niederſchlägt, nicht zu achten! und wann es ſeyn kann, nicht zu fühlen. Doch thue was du willſt! Du biſt immer gnädig und weiſe. 1753.

12. Jupiter und Apollo.

Fab. Aeſop. 187.

Jupiter und Apollo ſtritten, welcher von ihnen der beſte Bogenſchütze ſey. Laß uns die Probe machen! ſagte Apollo. Er ſpannte ſeinen Bogen, und ſchoß ſo mitten in das bemerkte Ziel, daß Jupiter keine Möglichkeit ſahe, ihn zu übertreffen. — Ich ſehe, ſprach er, daß du wirklich ſehr wohl ſchießeſt. Ich werde Mühe haben, es beſſer zu machen. Doch will ich es ein andermal verſuchen. — Er ſoll es noch verſuchen, der kluge Jupiter!

13. Die Waſſerſchlange.

Fab. Aeſop. 167. Phædrus lib. I. Fab. 2.

Zeus hatte nunmehr den Fröſchen einen andern König gegeben; anſtatt eines friedlichen Klotzes, eine gefräßige Waſſerſchlange.

Willſt du unſer König ſeyn, ſchrieen die Fröſche, warum verſchlingſt du uns? — Darum, antwortete die Schlange, weil ihr um mich gebeten habt. —

Ich habe nicht um dich gebeten! rief einer von den Fröſchen, den ſie ſchon mit den Augen verſchlang. — Nicht? ſagte die Waſſerſchlange. Deſto ſchlimmer! So muß ich dich verſchlingen, weil du nicht um mich gebeten haſt.

14. Der Fuchs und die Larve.

Fab. Aeſop. 11. Phædrus lib. I. Fab. 7.

Vor alten Zeiten fand ein Fuchs die hohle, einen weiten Mund aufreißende Larve eines Schauſpielers. Welch ein Kopf! ſagte der betrachtende Fuchs. Ohne Gehirn, und mit einem offenen Munde! Sollte das nicht der Kopf eines Schwätzers geweſen ſeyn?

Dieſer Fuchs kannte euch, ihr ewigen Redner, ihr Strafgerichte des unſchuldigſten unſerer Sinne!

15. Der Rabe und der Fuchs.

Fab. Aeſop. 205. Phædrus lib. I. Fab. 13.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleiſch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen ſeines Nachbars hingeworfen hatte, in ſeinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als ſich ein Fuchs herbey ſchlich, und ihm zurief: Sey mir geſegnet, Vogel des Jupiters! — Für wen ſiehſt du mich an? fragte der Rabe. — Für wen ich dich anſehe? erwiederte der Fuchs. Biſt du nicht der rüſtige Adler, der täglich von der Rechte des Zevs auf dieſe Eiche herab kömmt, mich Armen zu ſpeiſen? Warum verſtellſt du dich? Sehe ich denn nicht in der ſiegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu ſchicken noch fortfährt?

Der Rabe erſtaunte, und freute ſich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs aus dieſem Irrthume nicht bringen. — Großmüthig dumm ließ er ihm alſo ſeinen Raub herabfallen, und flog ſtolz davon.

Der Fuchs fing das Fleiſch lachend auf, und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte ſich die Freude in ein ſchmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken, und er verreckte.

Möchtet ihr euch nie etwas anders als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

16. Der Geizige.

Fab. Aeſop. 59.

Ich Unglücklicher! klagte ein Geizhals ſeinem Nachbar. Man hat mir den Schatz, den ich in meinem Garten vergraben hatte, dieſe Nacht entwendet, und einen verdammten Stein an deſſen Stelle gelegt.

Du würdeſt, antwortete ihm der Nachbar, deinen Schatz doch nicht genutzt haben. Bilde dir alſo ein, der Stein ſey dein Schatz; und du biſt nichts ärmer.

Wäre ich auch ſchon nichts ärmer, erwiederte der Geizhals; iſt ein andrer nicht um ſo viel reicher? Ein andrer um ſo viel reicher! Ich möchte raſend werden.

17. Der Rabe.

Fab. Aeſop. 132.

Der Fuchs ſahe, daß der Rabe die Altäre der Götter beraubte, und von ihren Opfern mit lebte. Da dachte er bey ſich ſelbſt: Ich möchte wohl wiſſen, ob der Rabe Antheil an den Opfern hat, weil er ein prophetiſcher Vogel iſt; oder ob man ihn für einen prophetiſchen Vogel hält, weil er frech genug iſt, die Opfer mit den Göttern zu theilen.

18. Zevs und das Schaf.

Fab. Aeſop. 119.

Das Schaf mußte von allen Thieren vieles leiden. Da trat es vor den Zevs, und bat, ſein Elend zu mindern.

Zevs ſchien willig, und ſprach zu dem Schafe: Ich ſehe wohl, mein frommes Geſchöpf, ich habe dich allzu wehrlos erſchaffen. Nun wähle, wie ich dieſem Fehler am beſten abhelfen ſoll. Soll ich deinen Mund mit ſchrecklichen Zähnen, und deine Füße mit Krallen rüſten? —

O nein, ſagte das Schaf; ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.

Oder, fuhr Zevs fort, ſoll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach! verſetzte das Schaf; die giftigen Schlangen werden ja ſo ſehr gehaſſet. —

Nun was ſoll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht ſo ſtößig werden, als der Bock.

Und gleichwohl, ſprach Zevs, mußt du ſelbſt ſchaden können, wenn ſich andere dir zu ſchaden hüten ſollen.

Mußt ich das! ſeufzte das Schaf. O ſo laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, ſchaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Luſt, ſchaden zu wollen; und es iſt beſſer, Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Zevs ſegnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an, zu klagen.

19. Der Fuchs und der Tieger.

Fab. Aesop. 159.

Deine Geſchwindigkeit und Stärke, ſagte ein Fuchs zu dem Tieger, möchte ich mir wohl wünſchen.

Und ſonſt hätte ich nichts, was dir anſtünde? fragte der Tieger.

Ich wüßte nichts! — — Auch mein ſchönes Fell nicht? fuhr der Tieger fort. Es iſt ſo vielfärbig als dein Gemüth, und das Aeußere würde ſich vortrefflich zu dem Innern ſchicken.

Eben darum, verſetzte der Fuchs, danke ich recht ſehr dafür. Ich muß das nicht ſcheinen, was ich bin. Aber wollten die Götter, daß ich meine Haare mit Federn vertauſchen könnte!

20. Der Mann und der Hund.

Fab. Aesop. 25. Phædrus lib. II. Fab. 3.

Ein Mann ward von einem Hunde gebiſſen, gerieth darüber in Zorn, und erſchlug den Hund. Die Wunde ſchien gefährlich, und der Arzt mußte zu Rathe gezogen werden.

Hier weis ich kein beſſeres Mittel, ſagte der Empiricus, als daß man ein Stücke Brodt in die Wunde tauche, und es dem Hunde zu freſſen gebe. Hilft dieſe ſympathetiſche Cur nicht, ſo — Hier zuckte der Arzt die Achſel.

Unglücklicher Jachzorn! rief der Mann; ſie kann nicht helfen, denn ich habe den Hund erſchlagen.

21. Die Traube.

Fab. Aesop. 156. Phædrus lib. IV. Fab. 2.

Ich kenne einen Dichter, dem die ſchreiende Bewunderung ſeiner kleinen Nachahmer weit mehr geſchadet hat, als die neidiſche Verachtung ſeiner Kunſtrichter.

Sie iſt ja doch ſauer! ſagte der Fuchs von der Traube, nach der er lange genug vergebens geſprungen war. Das hörte ein Sperling und ſprach: Sauer ſollte dieſe Traube ſeyn? Darnach ſieht ſie mir doch nicht aus! Er flog hin, und koſtete, und fand ſie ungemein ſüße, und rief hundert näſchige Brüder herbey. Koſtet doch! ſchrie er; koſtet doch! Dieſe treffliche Traube ſchalt der Fuchs ſauer. — Sie koſteten alle, und in wenig Augenblicken ward die Traube ſo zugerichtet, daß nie ein Fuchs wieder darnach ſprang.

22. Der Fuchs.

Fab. Aeſop. 8.

Ein verfolgter Fuchs rettete ſich auf eine Mauer. Um auf der andern Seite gut herab zu kommen, ergriff er einen nahen Dornenſtrauch. Er ließ ſich auch glücklich daran nieder, nur daß ihn die Dornen ſchmerzlich verwundeten. Elende Helfer, rief der Fuchs, die nicht helfen können, ohne zugleich zu ſchaden!

23. Das Schaf.

Fab. Aeſop. 189.

Als Jupiter das Feſt ſeiner Vermählung feyerte, und alle Thiere ihm Geſchenke brachten, vermißte Juno das Schaf.

Wo bleibt das Schaf? fragte die Göttin. Warum verſäumt das fromme Schaf, uns ſein wohlmeinendes Geſchenk zu bringen?

Und der Hund nahm das Wort und ſprach: Zürne nicht, Göttin! Ich habe das Schaf noch heute geſehen; es war ſehr betrübt, und jammerte laut.

Und warum jammerte das Schaf? fragte die ſchon gerührte Göttin.

Ich ärmſte! ſo ſprach es. Ich habe itzt weder Wolle, noch Milch; was werde ich dem Jupiter ſchenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erſcheinen? Lieber will ich hingehen, und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere!

Indem drang, mit des Hirten Gebete, der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein ſüßer Geruch, durch die Wolken. Und itzt hätte Juno die erſte Thräne geweinet, wenn Thränen ein unſterbliches Auge benetzten.

24. Die Ziegen.

Phædrus lib. IV. Fab. 15.

Die Ziegen baten den Zevs, auch ihnen Hörner zu geben; denn Anfangs hatten die Ziegen keine Hörner.

Ueberlegt es wohl, was ihr bittet: ſagte Zevs. Es iſt mit dem Geſchenke der Hörner ein anderes unzertrennlich verbunden, das euch ſo angenehm nicht ſeyn möchte.

Doch die Ziegen beharrten auf ihrer Bitte, und Zevs ſprach: So habet denn Hörner!

Und die Ziegen bekamen Hörner — und Bart! Denn Anfangs hatten die Ziegen auch keinen Bart. O wie ſchmerzte ſie der häßliche Bart! Weit mehr, als ſie die ſtolzen Hörner erfreuten!

25. Der wilde Apfelbaum.

Fab. Aeſop. 173.

In den hohlen Stamm eines wilden Apfelbaumes ließ ſich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum ward ſo ſtolz darauf, daß er alle andere Bäume gegen ſich verachtete.

Da rief ihm ein Roſenſtock zu: Elender Stolz auf geliehene Süßigkeiten! Iſt deine Frucht darum weniger herbe? In dieſe treibe den Honig herauf, wenn du es vermagſt; und dann erſt wird der Menſch dich ſegnen!

26. Der Hirſch und der Fuchs.

Fab. Aeſop. 226. Phædrus lib. I. Fab. 11. et lib. I. Fab. 5.

Der Hirſch ſprach zu dem Fuchſe: Nun wehe uns armen ſchwächern Thieren! Der Löwe hat ſich mit dem Wolfe verbunden.

Mit dem Wolfe? ſagte der Fuchs. Das mag noch hingehen! Der Löwe brüllet; der Wolf heulet; und ſo werdet ihr euch noch oft bey Zeiten mit der Flucht retten können. Aber alsdenn, alsdenn möchte es um uns alle geſchehen ſeyn, wenn es dem gewaltigen Löwen einfallen ſollte, ſich mit dem ſchleichenden Luchſe zu verbinden.

27. Der Dornſtrauch.

Fab. Aesop. 42.

Aber ſage mir doch, fragte die Weide den Dornſtrauch, warum du nach den Kleidern des vorbeygehenden Menſchen ſo begierig biſt? Was willſt du damit? Was können ſie dir helfen?

Nichts! ſagte der Dornſtrauch. Ich will ſie ihm auch nicht nehmen; ich will ſie ihm nur zerreißen.

28. Die Furien.

Suidas in Ἀνεπαφρόδιτος.

Meine Furien, ſagte Pluto zu dem Bothen der Götter, werden alt und ſtumpf. Ich brauche friſche. Geh alſo, Merkur, und ſuche mir auf der Oberwelt drey tüchtige Weibesperſonen dazu aus. Merkur ging. —

Kurz hierauf ſagte Juno zu ihrer Dienerin: Glaubteſt du wohl, Iris, unter den Sterblichen zwey oder drey vollkommen ſtrenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber vollkommen ſtrenge! Verſtehſt du mich? Um Cytheren Hohn zu ſprechen, die ſich das ganze weibliche Geſchlecht unterworfen zu haben rühmet. Geh immer, und ſieh, wo du ſie auftreibeſt. Iris ging. —

In welchem Winkel der Erde ſuchte nicht die gute Iris! Und dennoch umſonſt! Sie kam ganz allein wieder, und Juno rief ihr entgegen: Iſt es möglich? O Keuſchheit! O Tugend!

Göttin, ſagte Iris; ich hätte dir wohl drey Mädchen bringen können, die alle drey vollkommen ſtreng und züchtig geweſen; die alle drey nie einer Mannsperſon gelächelt; die alle drey den geringſten Funken der Liebe in ihren Herzen erſtickt: aber ich kam, leider, zu ſpät. —

Zu ſpät? ſagte Juno. Wie ſo?

„Eben hatte ſie Merkur für den Pluto abgeholt.“

Für den Pluto? Und wozu will Pluto dieſe Tugendhaften? —

„Zu Furien.“

29. Tireſias.

Antoninus Liberalis c. 16.

Tireſias nahm ſeinen Stab, und ging über Feld. Sein Weg trug ihn durch einen heiligen Hain, und mitten in dem

Haine, wo drey Wege einander durchkreuzten, ward er ein Paar Schlangen gewahr, die ſich begatteten. Da hub Tireſias ſeinen Stab auf, und ſchlug unter die verliebten Schlangen. — Aber, o Wunder! Indem der Stab auf die Schlangen herabſank, ward Tireſias zum Weibe.

Nach neun Monden ging das Weib Tireſias wieder durch den heiligen Hain; und an eben dem Orte, wo die drey Wege einander durchkreuzten, ward ſie ein Paar Schlangen gewahr, die mit einander kämpften. Da hub Tireſias abermals ihren Stab auf, und ſchlug unter die ergrimmten Schlangen, und — O Wunder! Indem der Stab die kämpfenden Schlangen ſchied, ward das Weib Tireſias wieder zum Manne.

30. Minerva.

Laß ſie doch, Freund, laß ſie, die kleinen hämiſchen Neider deines wachſenden Ruhmes! Warum will dein Witz ihre der Vergeſſenheit beſtimmte Namen verewigen?

In dem unſinnigen Kriege, welchen die Rieſen wider die Götter führten, ſtellten die Rieſen der Minerva einen ſchrecklichen Drachen entgegen. Minerva aber ergriff den Drachen, und ſchleuderte ihn mit gewaltiger Hand an das Firmament. Da glänzt er noch; und was ſo oft großer Thaten Belohnung war, ward des Drachen beneidenswürdige Strafe.

Drittes Buch.

1. Der Beſitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er ſehr weit und ſehr ſicher ſchoß, und den er ungemein werth hielt. Einſt aber, als er ihn aufmerkſam betrachtete, ſprach er: Ein wenig zu plump biſt du doch! Alle deine Zierde iſt die Glätte. Schade! — Doch dem iſt abzuhelfen! fiel ihm ein. Ich will hingehen und den beſten Künſtler Bilder in den Bogen ſchnitzen laſſen. — Er ging hin; und der Künſtler ſchnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte ſich beſſer auf einen Bogen geſchickt, als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. „Du verdieneſt dieſe Zierrathen, mein lieber Bogen!“ — Indem will er ihn verſuchen; er ſpannt, und der Bogen — zerbricht.

2. Die Nachtigall und die Lerche.

Was ſoll man zu den Dichtern ſagen, die ſo gern ihren Flug weit über alle Faſſung des größten Theiles ihrer Leſer nehmen? Was ſonſt, als was die Nachtigall einſt zu der Lerche ſagte: Schwingſt du dich, Freundin, nur darum ſo hoch, um nicht gehört zu werden?

3. Der Geiſt des Salomo.

Ein ehrlicher Greis trug des Tages Laſt und Hitze, ſein Feld mit eigner Hand zu pflügen, und mit eigner Hand den reinen Saamen in den lockern Schooß der willigen Erde zu ſtreuen.

Auf einmal ſtand unter dem breiten Schatten einer Linde eine göttliche Erſcheinung vor ihm da! Der Greis ſtutzte.

Ich bin Salomo: ſagte mit vertraulicher Stimme das Phantom. Was machſt du hier, Alter?

Wenn du Salomo biſt, verſetzte der Alte, wie kannſt du fragen? Du ſchickteſt mich in meiner Jugend zu der Ameiſe; ich ſahe ihren Wandel, und lernte von ihr fleißig ſeyn, und ſammeln. Was ich da lernte, das thue ich noch. —

Du haſt deine Lection nur halb gelernet: verſetzte der Geiſt. Geh noch einmal hin zur Ameiſe, und lerne nun auch von ihr in dem Winter deiner Jahre ruhen, und des Geſammelten genießen.

4. Das Geſchenk der Feyen.

Zu der Wiege eines jungen Prinzen, der in der Folge einer der größten Regenten ſeines Landes ward, traten zwey wohlthätige Feyen.

Ich ſchenke dieſem meinem Lieblinge, ſagte die eine, den ſcharfſichtigen Blick des Adlers, dem in ſeinem weiten Reiche auch die kleinſte Mücke nicht entgeht.

Das Geſchenk iſt ſchön: unterbrach ſie die zweyte Feye. Der Prinz wird ein einſichtsvoller Monarch werden. Aber der Adler beſitzt nicht allein Scharfſichtigkeit, die kleinſten Mücken zu bemerken; er beſitzt auch edle Verachtung, ihnen nicht nachzujagen. Und dieſe nehme der Prinz von mir zum Geſchenk!

Ich danke dir, Schweſter, für dieſe weiſe Einſchränkung: verſetzte die erſte Feye. Es iſt wahr; viele würden weit größere Könige geweſen ſeyn, wenn ſie ſich weniger mit ihrem durchdringenden Verſtande bis zu den kleinſten Angelegenheiten hätten erniedrigen wollen.

5. Das Schaf und die Schwalbe.

Η χελιδων — ἐπι τα νωτα των προβατων ἱζανει, και ἀποσπᾳ του μαλλου, και ἐντευθεν τοις ἑαυτης βρεφεσι το λεχος μαλακον ἐστρωσεν. **Aelianus lib. III. c. 24.**

Eine Schwalbe flog auf ein Schaf, ihm ein wenig Wolle, für ihr Neſt, auszurupfen. Das Schaf ſprang unwillig hin und wieder. Wie biſt du denn nur gegen mich ſo karg? ſagte die Schwalbe. Dem Hirten erlaubeſt du, daß er dich deiner Wolle über und über entblößen darf; und mir verweigerſt du eine kleine Flocke. Woher kömmt das?

Das kömmt daher, antwortete das Schaf, weil du mir meine Wolle nicht mit eben ſo guter Art zu nehmen weißt, als der Hirte.

6. Der Rabe.

Der Rabe bemerkte, daß der Adler ganze dreyßig Tage über ſeinen Eyern brütete. Und daher kömmt es, ohne Zweifel, ſprach er, daß die Jungen des Adlers ſo allſehend und ſtark werden. Gut! das will ich auch thun.

Und ſeitdem brütet der Rabe wirklich ganze dreyßig Tage über ſeinen Eyern; aber noch hat er nichts, als elende Raben ausgebrütet.

7. Der Rangſtreit der Thiere,

in vier Fabeln.

[1]

Es entſtand ein hitziger Rangſtreit unter den Thieren. Ihn zu ſchlichten, ſprach das Pferd, laßet uns den Menſchen zu Rathe ziehen; er iſt keiner von den ſtreitenden Theilen, und kann deſto unpartheyiſcher ſeyn.

Aber hat er auch den Verſtand dazu? ließ ſich ein Maulwurf hören. Er braucht wirklich den allerfeinſten, unſere oft tief verſteckte Vollkommenheiten zu erkennen.

Das war ſehr weislich erinnert! ſprach der Hamſter.

Ja wohl! rief auch der Igel. Ich glaube es nimmermehr, daß der Menſch Scharfſichtigkeit genug beſitzet.

Schweigt ihr! befahl das Pferd. Wir wiſſen es ſchon: Wer ſich auf die Güte ſeiner Sache am wenigſten zu verlaſſen hat, iſt immer am fertigſten, die Einſicht ſeines Richters in Zweifel zu ziehen.

8. [2]

Der Menſch ward Richter. — Noch ein Wort, rief ihm der majeſtätiſche Löwe zu, bevor du den Ausſpruch thuſt! Nach welcher Regel, Menſch, willſt du unſern Werth beſtimmen?

Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel, antwortete der Menſch, in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich ſeyd. —

Vortrefflich! verſetzte der beleidigte Löwe. Wie weit würde ich alsdenn unter dem Eſel zu ſtehen kommen! Du kannſt unſer Richter nicht ſeyn, Menſch! Verlaß die Verſammlung!

9. [3]

Der Menſch entfernte ſich. — Nun, ſprach der höhniſche Maulwurf, — (und ihm ſtimmte der Hamſter und der Igel wieder bey) — ſiehſt du, Pferd? der Löwe meint es auch, daß der Menſch unſer Richter nicht ſeyn kann. Der Löwe denkt, wie wir.

Aber aus beſſern Gründen, als ihr! ſagte der Löwe, und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

10. [4]

Der Löwe fuhr weiter fort: Der Rangſtreit, wenn ich es recht überlege, iſt ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmſten, oder für den Geringſten; es gilt mir gleich viel. Genug ich kenne mich! — Und ſo ging er aus der Verſammlung.

Ihm folgte der weiſe Elephant, der kühne Tieger, der ernſthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz, alle, die ihren Werth fühlten, oder zu fühlen glaubten.

Die ſich am letzten wegbegaben, und über die zerriſſene Verſammlung am meiſten murreten, waren — der Affe und der Eſel.

11. Der Bär und der Elephant.

Aelianus de nat. animal. lib. II. cap. 11.

Die unverſtändigen Menſchen! ſagte der Bär zu dem Elephanten. Was fordern ſie nicht alles von uns beſſern Thieren! Ich muß nach der Muſik tanzen; ich, der ernſthafte Bär! Und ſie wiſſen es doch nur allzuwohl, daß ſich ſolche Poſſen zu meinem ehrwürdigen Weſen nicht ſchicken; denn warum lachten ſie ſonſt, wenn ich tanze?

Ich tanze auch nach der Muſik: verſetzte der gelehrige Elephant; und glaube eben ſo ernſthaft und ehrwürdig zu ſeyn, als du. Gleichwohl haben die Zuſchauer nie über mich gelacht; freudige Bewunderung bloß war auf ihren Geſichtern zu leſen. Glaube mir alſo, Bär; die Menſchen lachen nicht darüber, daß du tanzeſt, ſondern darüber, daß du dich ſo albern dazu anſchickſt.

12. Der Strauß.

Das pfeilſchnelle Rennthier ſahe den Strauß, und ſprach: Das Laufen des Straußes iſt ſo außerordentlich eben nicht; aber ohne Zweifel fliegt er deſto beſſer.

Ein andermal ſahe der Adler den Strauß, und ſprach: Fliegen kann der Strauß nun wohl nicht, aber ich glaube, er muß gut laufen können.

13. 14. Die Wohlthaten,

in zwey Fabeln.

[1]

Haſt du wohl einen größern Wohlthäter unter den Thieren, als uns? fragte die Biene den Menſchen.

Ja wohl! erwiederte dieſer.

„Und wen?“

Das Schaf! Denn ſeine Wolle iſt mir nothwendig, und dein Honig iſt mir nur angenehm.

[2]

Und willſt du noch einen Grund wiſſen, warum ich das Schaf für meinen größern Wohlthäter halte, als dich Biene? Das Schaf ſchenket mir ſeine Wolle ohne die geringſte Schwierigkeit; aber wenn du mir deinen Honig ſchenkeſt, muß ich mich noch immer vor deinem Stachel fürchten.

15. Die Eiche.

Der raſende Nordwind hatte ſeine Stärke in einer ſtürmiſchen Nacht an einer erhabenen Eiche bewieſen. Nun lag ſie geſtreckt, und eine Menge niedriger Sträuche lagen unter ihr zerſchmettert. Ein Fuchs, der ſeine Grube nicht weit davon hatte, ſahe ſie des Morgens darauf. Was für ein Baum! rief er. Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß er ſo groß geweſen wäre!*)

16. Die Geſchichte des alten Wolfs,

in ſieben Fabeln.

Aelianus lib. IV. cap. 15.

[1]

Der böſe Wolf war zu Jahren gekommen, und faßte den gleißenden Entſchluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuß zu leben. Er machte ſich alſo auf, und kam zu dem Schäfer, deſſen Horden ſeiner Höhle die nächſten waren.

*) Ihr die ihr vom Geſchick erhöht,
Weit über uns erhaben ſteht,
Wie groß ihr wirklich ſeyd, zu wiſſen,
Wird euch das Glück erſt ſtürzen müſſen. 1753.

Schäfer, ſprach er, du nenneſt mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freylich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur ſatt, und du ſollſt mit mir recht wohl zufrieden ſeyn. Denn ich bin wirklich das zahmſte, ſanftmüthigſte Thier, wenn ich ſatt bin.

Wenn du ſatt biſt? Das kann wohl ſeyn: verſetzte der Schäfer. Aber wenn biſt du denn ſatt? Du und der Geiz werden es nie. Geh deinen Weg!

17. [2]

Der abgewieſene Wolf kam zu einem zweyten Schäfer.

Du weißt, Schäfer, war ſeine Anrede, daß ich dir, das Jahr durch, manches Schaf würgen könnte. Willſt du mir überhaupt jedes Jahr ſechs Schafe geben; ſo bin ich zufrieden. Du kannſt alsdenn ſicher ſchlafen, und die Hunde ohne Bedenken abſchaffen.

Sechs Schafe? ſprach der Schäfer. Das iſt ja eine ganze Heerde! —

Nun, weil du es biſt, ſo will ich mich mit fünfen begnügen: ſagte der Wolf.

„Du ſcherzeſt; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfre „ich kaum im ganzen Jahre dem Pan.“

Auch nicht viere? fragte der Wolf weiter; und der Schäfer ſchüttelte ſpöttiſch den Kopf.

„Drey? — Zwey?“ — —

Nicht ein einziges; fiel endlich der Beſcheid. Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachſamkeit ſichern kann.

18. [3]

Aller guten Dinge ſind drey; dachte der Wolf und kam zu einem dritten Schäfer.

Es geht mir recht nahe, ſprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grauſamſte, gewiſſenloſeſte Thier verſchrieen bin.

Dir, Montan, will ich itzt beweiſen, wie unrecht man mir thut. Gib mir jährlich ein Schaf, ſo ſoll deine Heerde in jenem Walde, den niemand unſicher macht, als ich, frey und unbeſchädigt weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachſt, Schäfer? Worüber lachſt du denn?

O über nichts! Aber wie alt biſt du, guter Freund? ſprach der Schäfer.

„Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, „dir deine liebſten Lämmer zu würgen."

Erzürne dich nicht, alter Iſegrim. Es thut mir Leid, daß du mit deinem Vorſchlage einige Jahre zu ſpät kömmſt. Deine ausgebiſſenen Zähne verrathen dich. Du ſpielſt den Uneigennützigen, bloß um dich deſto gemächlicher, mit deſto weniger Gefahr nähren zu können.

19. [4]

Der Wolf ward ärgerlich, faßte ſich aber doch, und ging auch zu dem vierten Schäfer. Dieſem war eben ſein treuer Hund geſtorben, und der Wolf machte ſich den Umſtand zu Nutze.

Schäfer, ſprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde veruneiniget, und ſo, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen ausſöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten haſt! Wenn du mich aber anſtatt deines verſtorbenen Hundes in Dienſte nehmen willſt, ſo ſtehe ich dir dafür, daß ſie keines deiner Schafe auch nur ſcheel anſehen ſollen.

Du willſt ſie alſo, verſetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beſchützen? —

„Was meine ich denn ſonſt? Freylich."

Das wäre nicht übel! Aber, wenn ich dich nun in meine Horden einnähme, ſage mir doch, wer ſollte alsdenn meine armen Schafe gegen dich beſchützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hauſe ſicher zu ſeyn, das halten wir Menſchen — —

Ich höre ſchon: ſagte der Wolf; du fängſt an zu moraliſiren. Lebe wohl!

20. [5]

Wäre ich nicht ſo alt! knirſchte der Wolf. Aber ich muß mich, leider, in die Zeit ſchicken. Und ſo kam er zu dem fünften Schäfer.

Kennſt du mich, Schäfer? fragte der Wolf.

Deines gleichen wenigſtens kenne ich: verſetzte der Schäfer.

„Meines gleichen? Daran zweifle ich ſehr. Ich bin ein ſo
„ſonderbarer Wolf, daß ich deiner und aller Schäfer Freund-
„ſchaft wohl werth bin."

Und wie ſonderbar biſt du denn?

„Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und freſſen, und
„wenn es mir das Leben koſten ſollte. Ich nähre mich blos
„mit todten Schafen. Iſt das nicht löblich? Erlaube mir
„alſo immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Heerde
„einfinden, und nachfragen darf, ob dir nicht —"

Spare der Worte! ſagte der Schäfer. Du müßteſt gar keine Schafe freſſen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht ſeyn ſollte. Ein Thier, das mir ſchon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt, und geſunde für krank anſehen. Mache auf meine Freundſchaft alſo keine Rechnung, und geh!

21. [6]

Ich muß nun ſchon mein Liebſtes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen! dachte der Wolf, und kam zu dem ſechſten Schäfer.

Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz? fragte der Wolf.

Dein Pelz? ſagte der Schäfer. Laß ſehen! Er iſt ſchön; die Hunde müſſen dich nicht oft unter gehabt haben.

„Nun ſo höre, Schäfer; ich bin alt, und werde es ſo
„lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu Tode; und ich
„vermache dir meinen Pelz."

Ey ſieh doch! ſagte der Schäfer. Kömmſt du auch hinter die Schliche der alten Geizhälſe? Nein, nein; dein Pelz würde mich am Ende ſiebenmal mehr koſten, als er werth wäre. Iſt es dir aber ein Ernſt, mir ein Geſchenk zu machen, ſo gieb mir ihn gleich itzt. — Hiermit grif der Schäfer nach der Keule, und der Wolf flohe.

22. [7]

O die Unbarmherzigen! ſchrie der Wolf, und gerieth in die äußerſte Wuth. So will ich auch als ihr Feind ſterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn ſie wollen es nicht beſſer!

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder, und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erſchlagen.

Da ſprach der Weiſeſte von ihnen: Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Aeußerſte brachten, und ihm alle Mittel zur Beſſerung, ſo ſpät und erzwungen ſie auch war, benahmen!

23. Die Maus.

Eine philoſophiſche Maus pries die gütige Natur, daß ſie die Mäuſe zu einem ſo vorzüglichen Gegenſtande ihrer Erhaltung gemacht habe. Denn eine Helfte von uns, ſprach ſie, erhielt von ihr Flügel, daß, wenn wir hier unten auch alle von den Katzen ausgerottet würden, ſie doch mit leichter Mühe aus den Fledermäuſen unſer ausgerottetes Geſchlecht wieder herſtellen könnte.

Die gute Maus wußte nicht, daß es auch geflügelte Katzen giebt. Und ſo beruhet unſer Stolz meiſtens auf unſrer Unwiſſenheit!

24. Die Schwalbe.

Glaubet mir, Freunde; die große Welt iſt nicht für den Weiſen, iſt nicht für den Dichter! Man kennet da ihren wahren Werth nicht, und ach! ſie ſind oft ſchwach genug, ihn mit einem nichtigen zu vertauſchen.

In den erſten Zeiten war die Schwalbe ein eben ſo tonreicher, melodiſcher Vogel, als die Nachtigall. Sie ward es aber bald müde, in den einſamen Büſchen zu wohnen, und da von niemand, als dem fleißigen Landmanne und der unſchuldigen Schäferinn gehöret und bewundert zu werden. Sie verließ ihre demüthigere Freundin, und zog in die Stadt. — Was geſchah? Weil man in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied zu hören, ſo verlernte ſie es nach und nach, und lernte dafür — bauen.

25. Der Adler.

Man fragte den Adler: warum erzieheſt du deine Jungen ſo hoch in der Luft?

Der Adler antwortete: Würden ſie ſich, erwachſen, ſo nahe zur Sonne wagen, wenn ich ſie tief an der Erde erzöge?

26. Der junge und der alte Hirſch.

Ein Hirſch, den die gütige Natur Jahrhunderte leben laſſen, ſagte einſt zu einem ſeiner Enkel: Ich kann mich der Zeit noch ſehr wohl erinnern, da der Menſch das donnernde Feuerrohr noch nicht erfunden hatte.

Welche glückliche Zeit muß das für unſer Geſchlecht geweſen ſeyn! ſeufzete der Enkel.

Du ſchließeſt zu geſchwind! ſagte der alte Hirſch. Die Zeit war anders, aber nicht beſſer. Der Menſch hatte da, anſtatt des Feuerrohres, Pfeile und Bogen; und wir waren eben ſo ſchlimm daran, als itzt.

27. Der Pfau und der Hahn.

Einſt ſprach der Pfau zu der Henne: Sieh einmal, wie hochmüthig und trotzig dein Hahn einher tritt! Und doch ſagen die Menſchen nicht: der ſtolze Hahn; ſondern nur immer: der ſtolze Pfau.

Das macht, ſagte die Henne, weil der Menſch einen gegründeten Stolz überſiehet. Der Hahn iſt auf ſeine Wachſamkeit, auf ſeine Mannheit ſtolz; aber worauf du? — Auf Farben und Federn.

28. Der Hirſch.

Die Natur hatte einen Hirſch von mehr als gewöhnlicher Größe gebildet, und an dem Halſe hingen ihm lange Haare herab. Da dachte der Hirſch bey ſich ſelbſt: Du könnteſt dich ja wohl für ein Elend anſehen laſſen. Und was that der Eitele, ein Elend zu ſcheinen? Er hing den Kopf traurig zur Erde, und ſtellte ſich, ſehr oft das böſe Weſen zu haben.

So glaubt nicht ſelten ein witziger Geck, daß man ihn für keinen ſchönen Geiſt halten werde, wenn er nicht über Kopfweh und Hypochonder klage.

29. Der Adler und der Fuchs.

Sey auf deinen Flug nicht ſo ſtolz! ſagte der Fuchs zu dem Adler. Du ſteigſt doch nur deswegen ſo hoch in die Luft, um dich deſto weiter nach einem Aſe umſehen zu können.

So kenne ich Männer, die tiefſinnige Weltweiſe geworden ſind, nicht aus Liebe zur Wahrheit, ſondern aus Begierde zu einem einträglichen Lehramte.

30. Der Schäfer und die Nachtigall.

Du zürneſt, Liebling der Muſen, über die laute Menge des parnaſſiſchen Geſchmeißes? — O höre von mir, was einſt die Nachtigall hören mußte.

Singe doch, liebe Nachtigall! rief ein Schäfer der ſchweigenden Sängerin, an einem lieblichen Frühlingsabende, zu.

Ach! ſagte die Nachtigall; die Fröſche machen ſich ſo laut, daß ich alle Luſt zum Singen verliere. Höreſt du ſie nicht?

Ich höre ſie freylich: verſetzte der Schäfer. Aber nur dein Schweigen iſt Schuld, daß ich ſie höre.

Anhang.

Fabeln aus dem erſten Theile der Schriften, 1753.

Der Rieſe.

Ein rebelliſcher Rieſe ſchoß ſeinen vergifteten Pfeil über ſich in den Himmel, niemand geringerm, als einem Gott, das Leben damit zu rauben. Der Pfeil flog in die unermeſſenſte Ferne, in welcher ihm auch der ſchärfere Blick des Rieſens nicht folgen konnte. Schon glaubte der Raſende ſein Ziel getroffen zu haben, und fing an, ein gottesläſterliches Triumphlied zu jauchzen. Endlich aber gebrach dem Pfeile die mitgetheilte Kraft der ſchnellenden Senne; er fiel mit einer ſtets wachſenden Wucht wieder herab, und tödtete ſeinen frevelnden Schützen.

Unſinnige Spötter der Religion, eure Zungenpfeile fallen weit unter ihrem ewigen Throne wieder zurück; und eure eigne Läſterungen ſind es, die ſie an euch rächen werden.

Der Falke.

Des einen Glück iſt in der Welt des andern Unglück. Eine alte Wahrheit, wird man ſagen. Die aber, antworte ich, wichtig genug iſt, daß man ſie mit einer neuen Fabel erleutert.

Ein blutgieriger Falke ſchoß einem unſchuldigen Taubenpaare nach, die ſein Anblick eben in den vertrauteſten Kennzeichen der Liebe geſtört hatte. Schon war er ihnen ſo nah, daß alle Rettung unmöglich ſchien; ſchon gurrten ſich die zärtlichen Freunde ihren Abſchied zu. Doch ſchnell wirft der Falke einen Blick aus der Höhe, und wird unter ſich einen Haſen gewahr. Er vergaß die Tauben; ſtürzte ſich herab, und machte dieſen zu ſeiner beſſern Beute.

Damon und Theodor.

Der ſchwarze Himmel drohte der Welt den fürchterlichſten Beſchluß des ſchönſten Sommertages. Noch ruhten Damon und Theodor unter einer kühlenden Laube; zwey Freunde, die der Welt ein rares Beyſpiel würden geweſen ſeyn, wenn ſie die Welt zum Zeugen ihrer Freundſchaft gebraucht hätten. Einer fand in des andern Umarmungen, was der Himmel nur die Tugendhaften finden läßt. Ihre Seelen vermiſchten ſich durch die zärtlichſten Geſpräche, in welchen ſich Scherz und Ernſt unzertrennlich verknüpften. Der Donner rollte ſtürmiſch in der Luft, und beugte die Knie heuchleriſcher Knechte. Was aber hat die Tugend zu fürchten, wenn Gott den Laſterhaften drohet? Damon und Theodor blieben geruhig · · · Doch ſchnell ſtand in dem Damon ein fürchterlicher Gedanke auf: wie wann ein ſolcher Schlag mir meinen Freund von der Seite riſſe? · · So ſchnell als dieſer Gedanke ſein Herz mit Schrecken übergoß, und die Heiterkeit aus ſeinen Blicken vertilgte; ſo ſchnell ſah er ihn · · unerforſchliches Schickſal! · · wahr gemacht. Theodor fiel tod zu ſeinen Füßen, und der Blitz kehrte triumphierend zurück. Rechte des Donnergottes, ſchrie Damon, wenn du auf mich gezielt haſt, ſo haſt du mich nur allzuwohl getroffen. Er zog ſein Schwerd aus, und verſchied auf ſeinem Freunde.

Zärtliche Seelen, werdet ihr dieſer Geſchichte eine heilige Thräne zollen? Weinet, und empfindet in einer lebhaften Vorſtellung die Süßigkeit mit einem Freunde zu ſterben.

Fragmente.

— — — disjecti membra poetae.
Horaz.

1753.

Aus einem Gedichte über die menſchliche Glückſeligkeit.

Wie kömmt es, daß ein Geiſt, der nichts als Glauben haßt,
Und nichts als Gründe liebt, den Schatten oft umfaßt,
Wenn er die Wahrheit denkt in ſichern Arm zu ſchlieſſen,
Daß ihm zum Anſtoß wird, was alle Kinder wiſſen?
Wer lehrt mich, obs an ihm, obs an der Wahrheit liegt?
Verführet er ſich ſelbſt? Iſt ſies, die ihn betriegt?
Vielleicht hat beydes Grund, und wir ſind nur erſchaffen,
Anſtatt ſie einzuſehn, bewundernd zu begaffen.
Sie, die der Dirne gleicht, die ihre Schönheit kennt,
Und jeden an ſich lockt, und doch vor jedem rennt.
Auch dem, der ſie verfolgt, und fleht und ſchenkt und ſchwöret,
Wird kaum ein Blick gegönnt, und wird nur halb gehöret.
Verzweifelnd und verliebt wünſcht ſie die Welt zu ſehn;
Stürzt jeden in Gefahr, um keinem beyzuſtehn.
Ein Zweifler mahle ſich ihr Bild in dieſen Zügen!
Nein, ſie betriegt uns nie! . . . Wir ſinds, die uns betriegen.

⁂

Ein Geiſt, der auf dem Pfad, den man vor ihm gegangen,
Nicht weiter kommen kann, als tauſend mitgelangen,
Verliert ſich in der Meng, die kein Verdienſt beſitzt,
Als daß ſie redlich glaubt, und was ſie weis, beſchützt.

Dieß iſt es, was ihn quält. Er will, daß man ihn merke.
Zum Folgen allzu ſtolz, fehlt ihm der Führer Stärke.
Drum ſpringt er plötzlich ab, ſucht kühn, doch ohn Verſtand,
Ein neues Wahrheitsreich, ein unentdecktes Land.
Ihm folgt ein leichter Schwarm noch zehnmahl kleinrer Geiſter.
Wie glücklich iſt er nun; die Rotte nennt ihn Meiſter.
Er wagt ſich in die Welt mit Witz und frecher Stirn.
Und was lehrt uns denn nun ſein göttliches Gehirn?
Dank ſey dem großen Geiſt, der Furcht und Wahn vertrieben!
Er ſprichts, und Gott iſt nicht zu fürchten, nicht zu lieben.
„Die Freyheit iſt ein Traum: die Seele wird ein Ton,
„Und meint man nicht das Hirn, verſteht man nichts davon.
„Dem Gut und Böſen ſetzt ein blöder Weiſe Schranken,
„Und ihr beglaubtes Nichts wohnt nun in den Gedanken.
„Cartuſch und er, der nie ſein Leid und Neid vergaß,
„Cartuſch und Epictet verdient nicht Ruhm, nicht Haß.
„Der ſtahl, weils ihm gefiel, und weil er ſtehlen mußte;
„Der lebte tugendhaft, weil er nichts beſſers wußte;
„Der ward wie der regiert, und ſeiner Thaten Herr
„War, wie ein Uhrwerk nie, auch nie ein Sterblicher.
„Wer thut was ihm gefällt, thut das was er thun ſollte;
„Nur unſer Stolz erfand das leere Wort: ich wollte.
„Und eben die, die uns ſtark oder ſchwach erſchaft,
„Sie, die Natur, ſchaft uns auch gut und laſterhaft.“ —
Wer glaubte, daß ein Geiſt, um kühn und neu zu denken,
Sich ſelber ſchänden kann, und ſeine Würde kränken?

⁂

Der Menge Beyfall iſt zwar nie der Wahrheit Grund,
Und oft liegt ihre Lehr in eines Weiſen Mund,
Der, alles ſelbſt zu ſehn, in ſich zurückgegangen,
Des Zweifels Gegengift durch Zweifeln zu erlangen.
Doch macht den größern Theil auch das zum Lügner nicht,
Weil der und jener Narr von Gegengründen ſpricht.
Er, der die Wahrheit ſucht, darf nicht die Stimmen zählen;
Doch wenn die Menge fehlt, ſo kann auch einer fehlen.
Ich glaub, es iſt ein Gott, und glaub es mit der Welt,
Weil ich es glauben muß, nicht weil es ihr gefällt.

Doch der, der ſich nicht ſelbſt zu denken will erkühnen,
Der fremdes Wiſſen nutzt, dem andrer Augen dienen,
Folgt kläglicher der Meng als einem Sonderling . . .

* * *

Gnug, wer Gott leugnen kann, muß ſich auch leugnen können.
Bin ich, ſo iſt auch Gott. Er iſt von mir zu trennen,
Ich aber nicht von ihm. Er wär, wär ich auch nicht;
Und ich fühl was in mir, das für ſein Daſeyn ſpricht.
Weh dem, der es nicht fühlt, und doch will glücklich werden,
Gott aus dem Himmel treibt, und dieſen ſucht auf Erden!

* * *

Beklagenswürdge Welt, wenn dir ein Schöpfer fehlt,
Des Weisheit nur das Wohl zum Zweck der Thaten wählt!
Spielt nur ein Ungefehr mit mein und deinem Weſen,
Ward ich nur, weil ich ward, und biſt du nicht erleſen;
Was hält den feigen Arm, daß er beym kleinſten Schmerz
Zu ſeiner Rettung ſich den Dolch nicht drückt ins Herz?
Stirb, weil dein Leiden doch zu keiner Abſicht zwecket,
Und dich in Freud und Leid ein hämſcher Zufall necket,
Der dich durch kurze Luſt ruckweiſe nur erquickt,
Daß dich der nächſte Schmerz nicht unempfindlich drückt.
Ein Weiſer ſchätzt kein Spiel, wo nur der Fall regieret,
Und Klugheit nichts gewinnt, und Dummheit nichts verlieret.
Verluſt ohn meine Schuld iſt ein zu bittres Gift,
Und Glück ergötzt mich nicht, das auch die Narren trift.
Stirb, und verlaß die Welt, das Urbild ſolcher Spiele,
Wo ich Pein ohne Schuld, und Luſt mit Eckel fühle.
Doch warum eifr' ich ſo? Gott iſt, mein Glück ſteht feſt,
Das Wechſel, Schmerz und Zeit mir ſchmackhaft werden läßt.

* * *

Die Wahrheit wird manchmal in Fabeln gern gehört;
So höre, was mich einſt ein frommer Mönch gelehrt.
Zur gütigen Natur kroch mit Verdruß und Klage
Der Gärten fleißger Feind, der irrdſche Feind vom Tage.
„Natur, dem Maulwurf nur warſt du ſtiefmütterlich!
„Für alle ſorgteſt du! und ſorgteſt nicht für mich!“

„Was klagſt du!“ – – „O Natur! das ſollteſt du nicht wiſſen!
„Warum ſoll ich allein das Glück zu ſehen miſſen!
„Der Menſch ſieht, ich bin blind. Mein Leben hängt daran;
„Der Falle zu entgehn, gib, daß ich ſehen kann.“
„Sey ſehend, daß ich auch bey dir entſchuldigt werde!“
Er ſah, und grub ſich gleich in die geliebte Erde.
Hier, wo kein Strahl des Lichts die Finſterniß verjagt,
Was nuzt ihm hier ſein Glück? daß er von neuem klagt.
„Natur, ſchrie er zurück, das ſind unmöglich Augen.“
„Sie ſinds, nur daß ſie nicht für einen Maulwurf taugen.“

⁂

Und das, was in mir wohnt, was in mir fühlt und denket;
Das, was zwar mein Gehirn, doch nicht die Welt umſchränket;
Das, was ſich ſelber weis, und zu ſich ſpricht: ich bin;
Was auch die Zeit beherrſcht, und was mit der will fliehn,
Durch unſichtbare Macht auf heut und morgen bringet,
Und Morgen, eh es wird, mit weitem Blick durchdringet;
Das mich, dem die Natur die Flügel nicht verliehn,
Vom niedern Staube hebt, die Himmel zu umziehn;
Das was die Stärk erſezt, die in dem Löwen wüthet,
Wodurch der Menſch ein Menſch, und ihm als Menſch gebietet:
Das wird des Uhrwerks Kraft, das im Gehirne geht,
Und ſeines Körpers Theil, weil man es nicht verſteht.
Doch ſprich, du kluger Thor, wenn es die Körper zeugen,
Verſteht man es dann eh, als wenn es Geiſtern eigen!
Du macheſt Schwierigkeit durch Schwierigkeiten klar,
Vertreibſt die Dämmerung, und bringſt die Nacht uns dar.
Wie jezo meinem Licht, das in den ſtillen Stunden
Mit meinem Fleiße wacht, der noch kein Glück gefunden,
Da ich es puzen will, die unachtſame Hand
Den Dacht zu knap gekürzt, die Flamme gar verſchwand ꝛc.

Aus einem Gedichte an den Herrn Baron von Sp**.

Die Schule macht den Dichter! Nein.
Er, welchen die Natur zu ihrem Mahler wählet,
Und ihn, ein mehr als Menſch zu ſeyn,
Mit jenem Feur beſeelet,
Das leider mir! doch nicht von Sp** fehlet;
Dem ſie ein fühlend Herz und ein harmoniſch Ohr,
Und einen Geiſt verlieh, dem Glück und Ehr und Thor
Nie marternd Mißvergnügen macht,
Wenn nur auf ihn die holde Muſe lacht,
Die ſeinen edlern Theil von dem Vergeſſen ſparet,
Wofür kein Titel nicht, nicht Königsgunſt bewahret:
Ein ſolcher dringt hervor, wohin das Glück ihn ſtieß,
Das gern auch Dichter plagen wollte,
Iſt minder das, was es ihn werden ließ,
Als was er werden ſollte.

* * *

Und ſchon hat man geſehen,
Als zweyfach Adams Sohn, ihn hinterm Pfluge gehen.
Als fauler Rinder Herr wagt er ein göttlich Lied,
Das Muſen vom Olymp, ihn aus dem Staube zieht;
Er wirft den Zepter weg, den er mit Klatſchen ſchwang,
Singt ſchöner ungelehrt, als G** mühſam ſang.

* * *

Noch öftrer treibet ihn, für Muſen nur geſchaffen,
Ein neidiſches Geſchick zu ungeliebten Waffen,
Und läßt ihn, ſtatt auf Pindus Höh,
Im wühlenden Gelerm des wilden Lagers ſchlafen.
Jedoch umſonſt: ſein rührend Rohr
Schweigt bey Carthaunen nicht, und tönt Trommeten vor.
Sein Muth erſtickt nicht ſeinen Witz;
Sein zärtliches Gefühl nicht Gier berühmt zu ſterben;
Und die gefaltne Stirn, des Schreckens finſtrer Sitz,
Vom Einfall aufgeklärt, wird keinen Scherz verderben.
Die Muſen ſtaunen ſanft, bey Helden ſich zu finden,
Die ihrer Lorbeern Schmuck in Mavors Lorbeern winden.

Aus einem Gedichte über den jetzigen Geſchmack in der Poeſie.

Noch rollt dein leichter Vers auf leichten Jamben fort;
Noch bringſt du gleichen Schall an den gewohnten Ort;
Noch denkſt du, wie man denkt, eh man den Witz verwöhnet,
Daß er ſich ekel nur nach ſeltnen Bildern ſehnet;
Noch redſt du, wie man redt, eh man die Zunge bricht,
Daß ſie lateiniſch Deutſch mit ſchönen Stammeln ſpricht.
Noch haſt du nicht gewagt ein römiſch Lied zu ſpielen,
Das von Gedanken ſtrotzt, doch minder hat zum fühlen;
Noch tönt dein ſchwacher Mund die Götterſprache nicht;
Noch giebſt du jedem Zug ſein ihm gehörig Licht;
Noch trägt Wort und Begrif bey dir nicht neue Banden,
Wer dich geleſen hat, der hat dich auch verſtanden;
Du biſt von kalter Art, die gern vernünftig denkt,
Und ihrem Zweifel mehr als ihrem Witze ſchenkt . . .
Und willſt ein Dichter ſeyn? . . Geh, laß den ſchweren Namen,
Zum Dichter trägſt du kaum den ungekeimten Samen.
So ſprach ein großer Geiſt, von K** Feur erhitzt,
Zu meiner Muſe jüngſt, die noch im Dunkeln ſitzt.
Mitleidig wollt er mich die kühnen Wege lehren,
Wo uns die Welt nicht hört, doch künftge Welten hören.
Nein, ſprach ich, jener Wahn hat mich noch nicht berauſcht,
Der nicht die Feſſeln flieht, die Feſſeln nur vertauſcht;
Die Ketten von dem Fuß ſich an die Hände legt,
Und glaubt, er trägt ſie nicht, weil ſie der Fuß nicht träget.
Du ſiehſt, wo Opitz ging . . . Voll Zorn verließ er mich,
Und donnert hinten nach: kein Schweitzer lobe dich!
Erſchüttert von dem Fluch bis in das Mark der Glieder,
Schlug ich dem Sünder gleich die Augen ſchamroth nieder,
Für den die Rache ſchon den Stab gebrochen hat,
Beſtimmt zum Prediger der Jugend auf dem Rad.
Vom kalten Schaur erloſch in mir das heilge Feuer,
Das ſtille Dichter lehrt auch ſonder einem M**.
Voll Ekel ſah ich mich, und ſahe mich veracht;
Von Enkeln nicht gekannt, die B** ſchwärmriſch macht;

Ich ſah voll Furcht hinaus auf Scenen künftger Dichter;
Die Wage der Critik hielt ein gewaltger Richter,
Der ſeines Beyfalls Wucht mit auf die Schale legt,
Die, wie ſein Finger will, ſteigt oder überſchlägt ꝛc.

Aus einem Gedichte an den Herrn M**.

Der lobt die Neuern nur, und der lobt nur die Alten.
Freund, der ſie beyde kennt, ſprich, mit wem ſoll ichs halten?
Die Weisheit, war ſie nur verfloßner Zeiten Ehr?
Iſt nicht des Menſchen Geiſt der alten Größe mehr?
Wie? oder ward die Welt zu unſrer Zeit nur weiſe?
Und ſtieg die Kunſt ſo ſpät bis zu dem höchſten Preiſe?
Nein, nein; denn die Natur wirkt ſich ſtets ſelber gleich,
Im Wohlthun ſtets gerecht, an Gaben allzeit reich.
An Geiſtern fehlt es nie, die aus gemeinen Schranken
Des Wiſſens ſich gewagt, voll ſchöpfriſcher Gedanken;
Nur weil ihr reger Sinn nicht allzeit eins geliebt,
Ward von der Kunſt bald der, bald jener Theil geübt.
Das Alter wird uns ſtets mit dem Homer beſchämen,
Und unſrer Zeiten Ruhm muß Newton auf ſich nehmen.
Zwey Geiſter gleich an Größ, und ungleich nur im Werk,
Die Wunder ihrer Zeit, des Neides Augenmerk.
Wer zweifelt, daß Homer ein Newton worden wäre,
Und Newton, wie Homer, der ewgen Dichtkunſt Ehre,
Wenn dieſer das geliebt, und dieſes der gewählt,
Worinne beyden doch nichts mehr zum Engel fehlt?
Vor dieſem galt der Witz, und durch den Witz der Dichter,
Selbſt Griechen machten ihn zum Feldherrn und zum Richter.
Jetzt ſucht man mehr als Witz; die Zeit wird gründlicher,
Und macht den Weg zum Ruhm dem Weiſen doppelt ſchwer.
Nutz geht Vergnügung vor. Was nur den Geiſt ergötzet,
Den Beutel ledig läßt, verdient das, daß mans ſchätzet?
Ihr weiſen Enkel ſeht der Aeltern Fehl wohl ein:
Sonſt ward der Dichter groß, nun wirds ein Schreiber ſeyn.
Schon recht, der nutzt dem Staat. Und müßige Poeten
Hat Platos Republick, Europa nicht, vonnöthen.

Was iſt denn ihre Kunſt, und worauf trotzen ſie?
Der Dummkopf, der ſie ſchmäht, begrif ihr Vorrecht nie.
Ihr Muſter iſt Natur, ſie in belebten Bildern
Mit eignen Farben uns, verſchönert oft, zu ſchildern.
Doch, Dichter, ſage ſelbſt, was ſchilderſt du von ihr?
Der Dinge Flächen nur und Schein gefallen dir.
Wie ſie das Auge ſieht, dem Geiſte vorzumahlen,
Bleibſt du den Sinnen treu, und machſt aus Geiſtern Schalen.
Ins innre der Natur dringt nie dein kurzer Blick;
Dein Wiſſen iſt zu leicht, und nur des Pöbels Glück.
Allein mit kühnem Aug ins Heiligthum zu blicken,
Wo die Natur im Werk, bemüht mit Meiſterſtücken,
Bey dunkler Heimlichkeit, der ewgen Richtſchnur treu,
Zu unſerm Räthſel wird, und Kunſt ihr kommt nicht bey;
Der Himmel Kenner ſeyn; bekannt mit Mond und Sternen,
Ihr Gleis, Zeit, Größ und Licht, durch glücklichs Rathen lernen;
Nicht fremd ſeyn auf der Welt, daß man die Wohnung kennt,
Der Herrn ſich mancher Thor, ohn ſie zu kennen, nennt;
Bald in dem finſtern Schacht, wo Graus und Reichthum thronet,
Und bey dem Nutz Gefahr in hohlen Felſen wohnet,
Der Steine theure Laſt, der Erzte hart Geſchlecht,
Der Gänge Wunderlauf, was ſchimmernd und was ächt,
Mit mühſamer Gefahr und fährlichen Beſchwerden,
Neugierig auszuſpähn, und ſo ihr Herr zu werden;
Bald in der luſtgen Plän, im ſchauernd dunkeln Wald,
Auf kahler Berge Haupt, in krummer Felſen Spalt,
Und wo die Neubegier die ſchweren Schritte leitet,
Und Froſt und Wind und Weg die Lehrbegier beſtreitet,
Der Pflanzen grünen Zucht gelehrig nachzugehn,
Und mit dem Pöbel zwar, doch mehr als er, zu ſehn;
Bald mehr Vollkommenheit in Thieren zu entdecken,
Der Vögel Feind zu ſeyn und Störer aller Hecken;
Zu wiſſen was dem Bär die ſtarken Knochen füllt,
Was in dem Elend zuckt, was aus dem Ochſen brüllt,
Was in dem Ocean für ſcheußlich Unthier ſchwimmet,
Und welche Schneckenbrut an ſeinem Ufer glimmet;
Was jedem Thier gemein, was ihm beſonders iſt.

Was jedes Reich verbindt, wo jedes March ſich ſchließt;
Bald mit geübtem Blick den Menſchen zu ergründen,
Des Blutes Kreislauf ſehn, ſein feſtes Triebwerk finden:
Dazu gehöret mehr, als wenn beym Glaſe Wein
Der Dichter ruhig ſingt, beſorgt nur um den Schein.
O Zeit, beglückte Zeit! wo gründlich ſeltne Geiſter
Gott in der Creatur, im Kunſtſtück ſeinen Meiſter,
Dem Spötter aufgedeckt, der blind ſich und die Welt
Für eine Glücksgeburth des blinden Zufalls hält.
Rühmt eure Dichter nur, ihr Väter alter Zeiten,
Die Meiſter ſchönes Wahns, und kleiner Treflichkeiten,
Durch die Gott und ſein Dienſt ein albern Mährlein ward,
Vom Pöbel nur geglaubt, der Geiſter kleinſten Art.
Die Wahrheit kam zu uns im Glanz herab geflogen,
Und hat im Newton gern die Menſchheit angezogen.
Uns ziert ein Aldrovand, ein Reaumur ziert uns mehr,
Als alle Muſen euch im einzigen Homer.
Was großes iſt es nun, ſich einen Held erdenken,
Und ihn mit eigner Kraft in ſchweres Unglück ſenken,
Woraus ihn bald ein Gott, bald unbeglaubter Muth
Mit großen Thaten reißt, die der Poete thut!
Braucht nicht der Philoſoph mehr Witz und ſtärkre Sinnen,
Der kleine Wunder ſucht, bekannt mit Wurm und Spinnen!
Dem keine Raupe kriecht, der Namen er nicht nennt,
Und jeden Schmetterling vom erſten Urſprung kennt;
Dem Fliegen nicht zu klein, noch Käfer zu geringe,
Und in der Mücke ſieht den Schöpfer aller Dinge;
Dem jeder Eßigtropf wird eine neue Welt,
Die eben der Gott ſchuf, und eben der Gott hält.
Da ſieht er Abentheur, die jener nur erfindet,
Und iſt des Staates kund, den Bien und Ameis gründet.
Ja, wenn ein Molier, der Tugend muntrer Freund,
Der Spötter eiteln Wahns, des Lächerlichen Feind,
Auf Fehler merkſam wird, und lernt aus hundert Fällen
Der Menſchen trotzig Herz und trügriſches Verſtellen;
Wenn ſeiner Spötterey kein alter Hut entgeht,
Und ihm das Laſter nie zu hoch zur Strafe ſteht;

Braucht er ſo viel Verſtand, als wenn aus kleinen Reiſen
Des Schwanzſterns Dörfel uns will ſeine Laufbahn weiſen,
Wenn er aus einem Stück aufs Ganze richtig ſchließt,
Und durch den einen Bug die ganze Krümmung mißt!
Braucht er ſo viele Kunſt, die Winkel zu entdecken,
In die, das ſcheue Herz, die Laſter ſich verſtecken,
Als jener, der im Glas entfernte Monden ſieht,
Und ihre Größ und Bahn in beſſre Tafeln zieht!
Und als ein andrer, der aus wenigen Minuten
Die Fahrt des Lichts beſtimmt, und rechnet ſie nach Ruthen!
Wer braucht mehr Geiſt und Müh, der, der in fauler Luſt
Den Wein trinkt und erhebt, gelehnt an Phyllis Bruſt!
Wie! oder der ſein Feur, wie es die Sonn erzeuget,
Und wie der Saft im Stock durch enge Röhren ſteiget,
Aus Gründen uns erklärt, und werth iſt, daß der Wein
Ihn einzig nur erfreu, und ſtärk ihn nur allein!
Der Dichtern nöthge Geiſt, der Möglichkeiten dichtet,
Und ſie durch ſeinen Schwung der Wahrheit gleich entrichtet,
Der ſchöpferiſche Geiſt, der ſie beſeelen muß,
Sprich, M***, du weißts, braucht den kein Phyſicus?
Er, der zuerſt die Luft aus ihrer Stelle jagte,
Und mehr bewies, als man je zu errathen wagte;
Er, der im Sonnenſtrahl den Grund der Farben fand,
Und ihre Aenderung in feſte Regeln band;
Er, der vom Erdenball die platten Pole wußte,
Eh ein Maupertuis ſie glücklich meſſen mußte;
Hat die kein Schöpfergeiſt bey ihrer Müh beſeelt:
Und iſt es nur Homer, weil ihm ein Ältrer fehlt!

⁂

Wird Ariſtoteles nicht ohne Grund geprieſen,
Dem nie ſich die Natur, als unterm Flor gewieſen!
Ein dunkler Wörterkram von Form und Qualität
Iſt, was er andre lehrt und ſelber nicht verſteht.
Zu glücklich, wenn ſie nicht mit ſpitzig ſeichten Grillen
Die Lücken der Natur durch leere Töne füllen!
Ein ſelbſt erwählter Grund ſtützt keine Wahrheit feſt,
Als die man, ſtatt zu ſehn, ſich ſelber träumen läßt;

Und wie wir die Natur bey alten Weiſen kennen,
Iſt ſie ihr eigen Werk, nicht Gottes Werk zu nennen.
Vergebens ſucht man da des Schöpfers Majeſtät,
Wo alles nach der Schnur verkehrter Grillen geht.
Wird gleich die Faulheit noch die leichten Lügen ehren,
Genug, wir ſehen Gott in neuern klärern Lehren.
Stagirens Ehr iſt jezt den Phyſikern ein Kind,
Wies unſre Dichter noch bey alten Dichtern ſind ꝛc.

Anmerkung. Daß dieſes Gedicht nicht ganz iſt, und daß ich es an vielen Orten ſelbſt nicht mehr verſtehe, dieſes habe ich dem verſtorbnen Herrn Profeſſor **Menz** in Leipzig zu danken. Der Freund an den es gerichtet iſt, ließ es in ein phyſikaliſches Wochenblatt einrücken.*) Dieſe Ehre kam mir ein wenig theuer zu ſtehen. Herr **Menz** war Cenſor, und zum Unglücke einer von denen, welche vermöge dieſes Amts das Recht zu haben glauben, die Schriftſteller nach Belieben zu mißhandeln. Er hat unter andern den ganzen Schluß weggeſtrichen, worinne man über gewiſſe, wenn Gott will phyſikaliſche, Kindereyen lachte, in welchen der und jener Naturlehrer alle ſeine Geſchicklichkeit beſtehen läßt.

An den Herrn Marpurg,
über die Regeln der Wiſſenſchaften zum Vergnügen; beſonders der Poeſie und Tonkunſt.

Der du, für dich und uns, der Töne Kräfte kennſt,
Der Kunſt und der Natur ihr wahres Amt ernennſt,
Maaß, Gleichheit, Ordnung, Werth im Reich der Schalle lehreſt,
Denkſt, wo man ſonſt nur fühlt, und mit der Seele höreſt,
Dein Ohr nicht kützeln läßt, wenn du nicht weißt, warum!
Dem ſchwere Schönheit nur Luſt bringt, und Meiſtern Ruhm;
Freund, ſprich, ſoll die Muſik nicht alle Welt ergötzen!
Soll ſies; was darf man ſie nach ſtrengen Regeln ſchätzen!
  Die grübelnde Vernunft dringt ſich in alles ein,
Und will, wo ſie nicht herrſcht, doch nicht entbehret ſeyn.
Ihr flucht der Orthodox; denn ſie will ſeinem Glauben,
Der blinde Folger heiſcht, den alten Beyfall rauben.
Und mich erzürnt ſie oft, wenn ſie der Schul entwiſcht,

---

*) Vermuthlich in den Naturforſcher, Leipzig 1747. 1748. S. Leſſings Leben I, S. 63.

Und ſpitzem Tadel bald in unſre Luſt ſich miſcht.
Gebieteriſch ſchreibt ſie vor, was unſern Sinnen tauge,
Macht ſich zum Ohr des Ohrs, und wird des Auges Auge.
Dort ſteigt ſie allzuhoch, hier allzutief herab,
Der Sphär nie treu, die Gott ihr zu erleuchten gab.
Die iſt des Menſchen Herz, wo ſich bey Irrthums Schatten,
Nach innerlichem Krieg, mit Laſtern Laſter gatten,
Wo neues Ungeheur ein jeder Tag erlebt,
Und nach dem leeren Thron ein Schwarm Rebellen ſtrebt.
Hier laß, Vernunft, dein Licht, uns unſern Feind erblicken,
Hier herrſche ſonder Ziel, hier herrſch uns zu beglücken.
Hier findet Tadel, Rath, Geſetz und Strafe ſtatt.
Doch ſo ein kleines Reich macht deinen Stolz nicht ſatt.
Du fliehſt auf Abentheur ins Elend zu den Sternen,
Und bauſt ein ſtolzes Reich in unermeßnen Fernen,
Spähſt der Planeten Lauf, Zeit, Größ und Ordnung aus,
Regierſt die ganze Welt, nur nicht dein eignes Haus.
Und ſteigſt du dann und wann, voll Schwindel, aus den Höhen,
Zufrieden mit dir ſelbſt, wie hoch du ſtiegſt, zu ſehen,
So kömſt du, ſtatt ins Herz, in einen Criticus,
Der, was die Sinne reizt, methodiſch muſtern muß,
Und treibſt durch Regeln, Grund, Kunſtwörter, Lehrgebäude,
Aus Luſt die Quinteſſenz, rectificirſt die Freude,
Und ſchaffſt, wo dein Geſchwätz am ſchärfſten überführt,
Daß viel nur halb ergötzt, und vieles gar nicht rührt;
Das Fühlen wird verlernt, und nach erkieſten Gründen
Lernt auch ein Schüler ſchon des Meiſters Fehler finden,
Und hält was Körner hat für ausgedroſchnes Stroh;
Denn Ekel macht nicht ſatt, und Eigenſinn nicht froh.
Iſt der Vergnügen Reich nicht klein genug umſchränket,
Daß unſer ekler Witz auf engre Marchen denket?
Treibt denn der Baum der Luſt Holz ſo im Ueberfluß,
Daß man gewaltſam ihm die Aeſte rauben muß?
Iſt unſre Freud ein Feur, das ſich zu reichlich nähret,
Das uns, ſchwächt man es nicht, anſtatt erwärmt, verzehret?
Iſt das, was uns gefällt, denn lauter ſtarker Wein,
Den man erſt wäſſern muß, wenn er ſoll heilſam ſeyn?

O nein! denn gleich entfernt vom Geitz und vom Verſchwenden,
Fließ, was du gabſt, Natur, aus ſparſam klugen Händen.
Was einen Bauer reitzt, macht keine Regel ſchlecht;
Denn in ihm wirkt ihr Trieb noch unverfälſchlich ächt;
Und wenn die kühne Kunſt zum höchſten Gipfel flieget,
So ſchwebt ſie viel zu hoch, daß ihn ihr Reitz vergnüget.
So wie des Weingeiſts Gluth, weil er zu reinlich brennt,
Kein dichtes Holz entflammt, noch ſeine Theile trennt.
Freund, wundre dich nur nicht, daß einſt des Orpheus Saiten
Die Tyger zahm gemacht, und lehrten Bäume ſchreiten;
Das iſt: ein wildes Volk den Thieren untermengt,
Hat, wenn er ſpielte, ſich erſtaunt um ihn gedrengt.
Sein ungeklügelt Ohr fühlt ſüße Zaubereyen;
Ihn lehrt die Macht der Kunſt die Macht der Götter ſcheuen,
Und was der Wundermann lobt, rathet und befiehlt,
Hat bey den rauheſten den Reitz, mit dem er ſpielt.
Die Menſchlichkeit erwacht; der Tugend ſanftes Feuer
Erhitzt die leere Bruſt und wird die Frucht der Leyer.
Der Wald ſieht ſich verſchmäht, man ſammelt ſich zu Hauf,
Man herrſcht, man dient, man liebt, und bauet Flecken auf.
So wirft ein Leyermann, und Gott weis was für einer!
Den Grund zum größten Staat, und macht die Bürger ſeiner.
Doch, wars ein Wunder? Nein. Dem unverwöhnten Ohr,
Das noch nichts ſchönres kennt, kömmt alles göttlich vor.
Jetzt aber - - wähle ſelbſt, nimm Haſſen oder Grauen,
Und ſprich, ihr edler Stolz, wird er ſich ſo viel trauen?
Er beſſre, wenn er kann, das ungeſchlifne Land.
Dem Junker und dem Baur fehlt noch gleich viel Verſtand.
Er geh, ſind ſie es werth, und lehr mit Opertönen,
Was ſich nicht lehren läßt, den ohne Murren fröhnen,
Und jenen ohne Stolz ein Bauerkönig ſeyn.
Der Prieſter räumt ihm gern dazu die Kirchen ein.
Doch er wird zehnmal eh die Karpfen in den Teichen,
Als ihren dummen Baur und Bauerherrn erweichen.
Nicht, weil er ſchlecht geſpielt, weil er kein Orpheus iſt,
Des Kunſt die Billigkeit nach ſeinen Zeiten mißt;
Nein weil jetzt, (güldne Zeit!) der Pöbel auf den Straßen

Ein ekler Ohr beſitzt, als Kenner ſonſt beſaßen.
Erſt drengt er durch die Wach ſich toll ins Opernhaus,
Urtheilt erbärmlich dann, und ſtrömt in Tadel aus.
Die Wendung war zu alt, die kam zu oftmals wieder;
Hier ſtieg er allzuhoch, hier fiel er plötzlich nieder;
Der Einfall war dem Ohr zu unerwartet da,
Und jener taugte nichts, weil man zuvor ihn ſah;
Bald wird das Traurige zum Heulen wüſter Töne,
Bald iſt die Sprach des Leids zu ausgekünſtelt ſchöne;
Dem iſt das Fröhliche zu ſcherzend poſſenhaft,
Und jenem eben das ein Grablied ohne Kraft;
Das iſt zu ſchwer geſetzt, und das für alle Kehlen;
Und manchem ſcheint es gar ein Fehler, nie zu fehlen;
Das Wort heißt zugedehnt, und das nicht gnug geſchleift;
Die Loge weint gerührt, wo jene ziſcht und pfeift.
Wo kömmt die Frechheit her, ſo unbeſtimmt zu richten?
Wer lehrt den gröbſten Geiſt die Fehler ſehn und dichten?
Iſt nicht, uneins mit ſich, ein Thor des andern Feind?
Und fühlt der Künſtler nur ſie all auf ſich vereint?
Iſt nicht der Grund, weil ſie erſchlichne Regeln wiſſen,
Und, auf gut Glück, darnach vom Stock zum Winkel ſchließen?
Er iſts. Nun tadle mich, daß ich die Regeln ſchmäh,
Und mehr auf das Gefühl, als ihr Geſchwätze ſeh.
Die Schweſter der Muſik hat mit ihr gleiches Glücke;
Critiken ohne Zahl, und wenig Meiſterſtücke,
Seit dem der Philoſoph auf dem Parnaſſe ſtreift,
Und Regeln abſtrahirt, und die mit Schlüſſen ſteift.
Der Schüler hat gehört, man müſſe fließend dichten.
Was braucht der Schüler mehr, des **Schweizers** Lied zu richten?
Grob, Lohenſteiniſch, ſchwer giebt ſeinen Worten Wucht.
Die Menge lobt den Wahn; das iſt des Wahnes Frucht.
Ja, ſeine Tyranney hat leichte Beſſerungen,
Nach langem Widerſtand, ihm endlich abgedrungen.
Und berſten möcht ich oft, wenn tadelndes Geſchmeiß,
Das kaum mit Müh und Noth die drey Einheiten weis,
Den Plaut und Molier zu überſehen glaubet;
Das iſt, dem Herkules im Schlaf die Keule raubet.

Und brächt ihm gern damit ſchimpfsvolle Wunden an;
Nur Schade! daß kein Zwerg ſie mächtig führen kann.
Kunſtwörter müſſen dann der Dummheit Blöße decken,
Und ein gelehrt Citat macht Zierden ſelbſt zu Flecken.
Ach arme Poeſie! anſtatt Begeiſterung,
Und Göttern in der Bruſt, ſind Regeln jetzt genung.
Noch einen Bodmer nur, ſo werden ſchöne Grillen
Der jungen Dichter Hirn, ſtatt Geiſt und Feuer füllen.
Sein Affe ſchneidert ſchon ein ontologiſch Kleid
Dem zärtlichen Geſchmack zur Maſcaradenzeit.
Sein critiſch Lämpchen hat die Sonne jüngſt erhellet,
Und Klopſtock ward durch ihn, wie er ſchon ſtand, geſtellet.
Tonarten, Intervall, Accorde, Diſſonanz,
Manieren, Clauſeln, Tact, Strich, Conterpunct und Schwanz,
Mit hundert Wörtern mehr, die tauſend nicht verſtehen,
Worauf ſich tauſend doch pedantiſch albern blehen,
Freund, ſey ſo gut, verbräm mein allzudeutſch Gedicht,
Damit man auch von mir als einem Kenner ſpricht.
Doch nein - - Es möchte mich ein Pfau zu rupfen faſſen.
Wobey ich nichts gedacht, mag ich nichts denken laſſen.
Zwar durch Beſcheidenheit ſteigt man nicht Himmel an;
Dem Mägdchen ſteht die Scham, und Prahlerey dem Mann.
Die Regeln ſind dazu, daß wir nicht dürfen ſchweigen,
Wenn Meiſter emſig ſind und ſich in Thaten zeigen.
Wer hat ſo müßige Zeit und ſitzet mühſam ſtill,
Daß er erſt alles lern, wovon er reden will!
Ein Weiſer braucht den Mund zum Richten und am Tiſche.
Wer ſchweigt iſt dumm. Drum ſind das dümmſte Vieh die Fiſche.
Bey einem Glaſe Wein kommt manches auf die Bahn;
Da heißt es: rede hier, daß man dich ſehen kann.
Und reden kann man ja. Vom Setzen, Dichten, Mahlen,
Lehrt auch das kleinſte Buch, wo nichts verſtehn, doch prahlen.
Der Schwätzer hat den Ruhm: dem Meiſter bleibt die Müh.
Das iſt der Regeln Schuld, und darum tadl' ich ſie.
Doch meinet man vielleicht, daß ſie dem Meiſter nützen?
Man irrt; das hieß die Welt mit Elephanten ſtützen.
Ein Adler hebet ſich von ſelbſt der Sonne zu;

Sein ungelernter Flug erhält ſich ohne Ruh.
Der Sperling ſteigt ihm nach, ſo weit die Dächer gehen,
Ihm auf der Feuereß, wanns hoch kommt, nach zu ſehen.
Ein Geiſt, den die Natur zum Muſtergeiſt beſchloß,
Iſt, was er iſt, durch ſich; wird ohne Regeln groß.
Er geht, ſo kühn er geht, auch ohne Weiſer ſicher.
Er ſchöpfet aus ſich ſelbſt. Er iſt ſich Schul und Bücher.
Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geſchmack iſt der Geſchmack der Welt.
Wer faſſet ſeinen Werth? Er ſelbſt nur kann ihn faſſen.
Sein Ruhm und Tadel bleibt ihm ſelber überlaſſen.
Fehlt einſt der Menſch in ihm, ſind doch die Fehler ſchön,
Nur ſeine Stärke macht, daß wir die Schwäche ſehn.
So kann der Aſtronom die fernen Sonnenflecken
Durch Hülf des Sonnenlichts, und anders nicht entdecken.
Nachahmen wird er nicht, weil eines Rieſen Schritt,
Sich ſelbſt gelaſſen, nie in Kindertappen tritt.
Nun ſaget mir, was dem die knechtiſche Regel nützet,
Die, wenn ſie feſt ſich ſtützt, ſich auf ſein Beyſpiel ſtützet?
Vielleicht, daß Feur und Geiſt durch ſie erſticket wird;
Denn mancher hat, aus Furcht zu irren, ſich verirrt.
Wo er ſchon Vorſicht braucht, verliert er ſeinen Adel.
Er ſinget ſonder Neid, und darum ohne Tadel.
  Doch jedes hundert Jahr, vielleicht auch ſeltner noch,
Kömmt ſo ein Geiſt empor, und wird der Schwächern Joch.
Muß man, wenn man ſich ſchwingt, ſtets adlermäßig ſchwingen?
Soll nur die Nachtigall in unſern Wäldern ſingen?
Der nebelhafte Stern muß auch am Himmel ſtehn;
Bey vieler Sonnen Glut würd unſre Welt vergehn.
Drum wird dem Mittelgeiſt vielleicht die Regel nützen?
Die Seul war dort zur Zier, und hier iſt ſie zum Stützen.
Doch, Freund, belehre mich, wie den Apollo nennt;
Wenn er die Töne gleich als ſeine Finger kennt,
Beſäß ſein ſchwerer Geiſt Eucliden und Carteſen,
Und Eulern könnt er gar, wie ich Talandern leſen;
Allein, er wagte nichts, allein er dächte nie,
Dem Führer allzutreu, und folgte wie das Vieh;

Und täuſchte nur das Ohr mit künſtlichem Geklimper:
Wie nennt Apollo den? Wenns hoch kommt: einen Stümper.
Auch Dichter kenn ich gnug, die nur die Regel macht.
Wer dieſem Gott nicht dient, iſt ihnen in der Acht.
Wagt ſich ihr netter Geiſt in Molierens Sphäre;
So kömmt kein Monolog, kein freyer Knecht die Quere;
Geſetzt er machte gleich die Augen thränenvoll,
Wo man nach Sitt und Recht ſich ſelbſt belachen ſoll.
Was ſchadt das? Hat er doch die Regeln nie verletzet,
Und gar, o ſeltner Ruhm, noch neue zugeſetzet.
Die Richter preiſen ihn, und rufen: ſeht, da ſeht!
Wie auch ein großer Geiſt mit Reiz in Feſſeln geht.
Allein, Freund, lachſt du nicht, daß ich von Stümpern ſpreche?
Wer andrer Schwäche zeigt, verberg erſt ſeine Schwäche.
Doch ja, du lachſt nicht nur; du gähnſt auch über mich.
Gut, ſchlafe nur nicht ein. Ich ſchließ, und frage dich:
Wenn der, der wenig braucht, und minder noch begehret,
Bey ſeiner Armuth lacht, und Reiche lachen lehret,
Der nichts verdrüßlich findt, auf alles Zucker ſtreut,
Die Freude ſich nie kauft, und ſich doch täglich freut:
Wenn der zu preiſen iſt, iſt der nicht auch zu preiſen,
Deß Ohr ſich nicht empört bey mittelmäßigen Weiſen,
Der bey des Hirten Flöt und muntern Dorfſchallmeyn
So freudig kann, als du in Grauens Opern, ſeyn?
Dies Glück, Freund, wünſch ich dir! und willſt du dich bedanken;
So wünſch mir gleiche Luſt aus Hallern und aus Hanken.

Die Religion.

Erſter Geſang.*)

Vorerinnerung.

Die Religion iſt, ſchon ſeit verſchiednen Jahren, die Beſchäftigung meiner ernſthaftern Muſe geweſen. Von den ſechs Geſängen, die ich größten Theils darüber ausgearbeitet habe, iſt vor einiger Zeit der Anfang des erſten Geſanges zur Probe gedruckt worden. Ich wiederhohle hier dieſe Probe, ohne etwas neues hinzuzuthun; einige Verbeſſerungen ausgenommen. Zum Dichten braucht man Bequemlichkeit, und zum Ausarbeiten Zeit. Beydes fehlt mir, und vielleicht wird es mir noch lange fehlen — — Mein Plan iſt groß.**) Ich entwerfe ihn in den erſten achtzehn Zeilen ſelbſt, von welchen ich im voraus erinnern muß, daß einige von den Prädicaten daſelbſt auf die Religion überhaupt, nicht auf die einzige wahre Religion gehen. Der erſte Geſang iſt beſonders den Zweifeln beſtimmt, welche wider alles Göttliche aus dem innern und äuſſern Elende des Menſchen gemacht werden können. Der Dichter hat ſie in ein Selbſtgeſpräch zuſammengenommen, welches er, an einem einſamen Tage des Verdruſſes, in der Stille geführt. Man glaube nicht, daß er ſeinen Gegenſtand aus den Augen läßt, wenn er ſich in den Labyrinthen der Selbſterkenntniß zu verlieren ſcheint. Sie, die Selbſterkenntniß, war allezeit der nächſte Weg zu der Religion, und ich füge hinzu, der ſicherſte. Man ſchieße einen Blick in ſich ſelbſt; man ſetze alles was man weis, als wüßte man es nicht, bey Seite; auf einmal iſt man in einer undurchdringlichen Nacht. Man gehe auf den erſten Tag ſeines Lebens zurück. Was entdeckt man? Eine mit dem Viehe gemeinſchaftliche Geburth; ja, unſer Stolz ſage was er wolle, eine noch elendere. Ganze Jahre ohne Geiſt, ohne Empfindung, folgen darauf, und den erſten Beweis, daß wir Menſchen ſind, geben wir durch Laſter, die wir in uns gelegt fanden, und mächtiger in uns gelegt fanden, als die Tugenden. Die Tugenden! Vielleicht ein leerer Ton! Die Abwechſelung mit den Laſtern ſind unſre Beſſerungen; Beſſerungen, die die Jahre wirken, die ihren Grund in der Veränderung unſrer Säfte haben. Wer iſt von dieſem elenden Looſe ausgenommen? Auch nicht der Weiſeſte. Bey ihm herrſchen die Laſter nur unter ſchönern Larven, und ſind, wegen der Natur ihrer Gegenſtände, nur minder ſchädlich, aber eben ſo ſtark, als bey der verworfenſten Seele aus dem Pöbel. Der Dichter darf die Beyſpiele nicht in der Ferne ſuchen. Alle ſein Fleiß hat ihm nur die Zeit zum Uebelthun benommen, den Hang aber dazu nicht geſchwächt. Unter andern

---

*) Zuerſt gedruckt in dem Neueſten aus dem Reiche des Witzes, November 1751.

) Die erſten Sätze lauten in dem Neueſten alſo. Wir wollen dieſes Blatt mit dem erſten Geſange eines Gedichts anfüllen, deſſen Vorwurf dem Dichter vielleicht am meiſten den Beyfall der Kenner wird müſſen erwerben helfen. Er beſingt die **Religion. Sein Plan iſt groß. ꝛc.

Umſtänden würde er — — und wer muß nicht ein gleiches von ſich geſtehen! — — vielleicht ein Schaum der Böſewichter, oder das Muſter eines Thoren geworden ſeyn. Welcher Anblick! in dem ganzen Umfange des menſchlichen Herzens nichts als Laſter zu finden! Und es iſt von Gott? Es iſt von einem allmächtigen, weiſen Gott? Marternde Zweifel! — — Doch vielleicht iſt unſer Geiſt deſto göttlicher. Vielleicht wurden wir für die Wahrheit erſchaffen, da wir es für die Tugend nicht ſind. Für die Wahrheit? Wie vielfach iſt ſie? Jeder glaubt ſie zu haben, und jeder hat ſie anders. Nein, nur der Irrthum iſt unſer Theil, und Wahn iſt unſre Wiſſenſchaft. Fügt zu dieſem erbärmlichen Bilde des edelſten Theiles von uns auch eine Abſchilderung des minder edeln; des Körpers. Er iſt ein Zuſammenhang mechaniſcher Wunder, die von einem ewigen Künſtler zeigen. Ja, aber auch ein Zuſammenhang abſcheulicher Krankheiten, in ſeinem Bau gegründeter Krankheiten, welche die Hand eines Stümpers verrathen. Dieſes alles verführt den zweifelnden Dichter zu ſchließen:

Der Menſch! wo iſt er her?
Zu ſchlecht für einen Gott; zu gut fürs Ungefehr.

Man ſtoße ſich hier an nichts. Alles dieſes ſind Einwürfe, die in den folgenden Geſängen widerlegt werden, wo das jetzt geſchilderte Elend ſelbſt der Wegweiſer zur Religion werden muß.*)

Was ſich der grobe Witz zum Stof des Spottes wählt;
Womit die Schwermuth ſich in Probetagen quält;
Wodurch der Aberglaub, in trübe Nacht verhüllet,
Die leichtgetäuſchte Welt mit frommen Teufeln füllet;
Das göttlichſte Geſchenk, das aus des Schöpfers Hand
Den ſchwachen Menſchen krönt, noch über dich, Verſtand;
Was du mit Zittern glaubſt, und bald aus Stolz verſchmäheſt,
Und bald, wenn du dich fühlſt, vom Himmel trotzig fleheſt;
Was dein neugierig Wiek in fromme Feſſeln ſchließt;
Was dem zum Irrlicht wird, und dem ein Leitſtern iſt;
Was Völker knüpft und trennt, und Welten ließ verwüſten,
Weil nur die Schwarzen Gott, kein hölzern Kreutze, grüßten;
Wodurch, dem Himmel treu, allein ein Geiſt voll Licht
In jene Dunkelheit mit ſichern Schritten bricht,
Die nach der grauſen Gruft, in unerſchafnen Zeiten,
Auf unſre Seelen harrt, die March der Sterblichkeiten:
Dies ſey mein rührend Lied!

---

*) Doch wir wollen nunmehro den Dichter ſelbſt hören. 1751.

Dein Feur, Religion!
Entflamme meinen Geiſt; das Herz entflammſt du ſchon.
Dich fühl ich, ehrfurchtsvoll, gleich ſtark als meine Jugend,
Das thörichte Geweb aus Laſter, Fehl und Tugend.
Nach Wahrheit durſtiger, als durſtig nach der Ehr,
Auf Klinger Beyfall ſtolz, doch auf den meinen mehr,
Entfernt von Welt und Glück, in unbelauſchten Stunden,
Hab ich den flüchtgen Geiſt oft an ſich ſelbſt gebunden;
Und gab mir kummerlos, da, weil ich Hülfe ſchrie,
Mich niemand kennen mag, mich ſelbſt zu kennen Müh.
Der ernſten erſter Blick, die ich auf mich geſchoſſen,
Hat mein erſtauntes Herz mit Schwermuth übergoſſen.
Verlohren in mir ſelbſt, ſah, hört und fühlt ich nicht;
Ich war in lauter Nacht, und hoffte lauter Licht.
Nun zwanzig Jahr gelebt — — und noch mich nicht geſehen!
Rief ich mit Schrecken aus, und blieb gleich Seulen ſtehen.
Was ich von mir gedacht iſt falſch, iſt lächerlich;
Kaum glaub ich, ich zu ſeyn, ſo wenig kenn ich mich.
Verdammte Schulweisheit! Ihr Grillen weiſer Thoren!
Bald hätt ich mich durch euch, wie meine Zeit verlohren.
Ihr habt, da Wähnen nur der Menſchheit Wiſſen iſt,
Den ſtolzen Sinn gelehrt, daß er mehr weis, als ſchließt.
Dem Irrthum in dem Schoos, träumt er von Lehrgebäuden,
Und kann, ſtolz auf den Traum, kein wachſam Zweifeln leiden.
Das Forſchen iſt ſein Gift, Hartnäckigkeit ſein Ruhm;
Wer ihn bekehren will, raubt ihm ſein Eigenthum;
Ihm, der ſtolz, von der Höh der aufgethürmten Lügen,
Natur und Geiſt und Gott ſieht unverhüllet liegen.
Warum? Wer? Wo bin ich? Zum Glück. Ein Menſch. Auf Erden.
Beſcheide ſonder Licht, die Kindern gnügen werden!
Was iſt der Menſch? Sein Glück? Die Erd, auf der er irrt?
Erklärt mir, was ihr nennt. Dann ſagt auch, was er wird;
Wenn ſchnell das Uhrwerk ſtockt, das in ihm denkt und fühlet?
Was bleibt von ihm, wann ihn der Würmer Heer durchwühlet,
Das ſich von ihm ernährt, und bald auf ihm verreckt?
Sind Wurm und Menſch alsdann gleich hoffnungslos geſtreckt?
Bleibt er im Staube Staub? Wird ſich ein neues Leben,
Auf einer Allmacht Wink, aus ſeiner Aſche heben?

Hier ſchweigt die Weisheit ſelbſt, den Finger auf den Mund,
Und nur ihr Schüler macht mehr, als ſie lehrt, uns kund.
Die Einfalt hört ihm zu, mit ſtarrverwandten Blicken,
Mit gierig ofnem Mund, und Beyfallsreichen Nicken.
Sie glaubt, ſie höre Gott; denn ſie verſteht ihm nichts,
Und was ſie halb gemerkt, ſtützt ſie auf ein: er ſprichts.
Auch ich, von ihr verführt, vom Hochmuth aufgeblaſen,
Hielt für die Wahrheit ſelbſt ein philoſophiſch Raſen;
Worinn der irre Kopf verwegne Wunder denkt,
Ein Königreich ſich träumt, und ſeinen Traum verſchenkt;
Die Schiff im Hafen zählt, und alle ſeine heißet,
Bis ihn ein böſer Arzt der Schwärmerey entreißet.
Er wird geſund und arm; erſt war er krank und reich;
Elend zuvor und nun — — Wer iſt, als ich, ihm gleich?
Wer kömmt und lehret mich, was ich zu wiſſen glaubte,
Eh der einſame Tag Gott, Welt und mich mir raubte?
  Durchforſchet, Sterbliche, des Lebens kurzen Raum!
Was kommen ſoll iſt Nacht. Was hin iſt, iſt ein Traum.
Der gegenwärtige Punct iſt allzukurz zur Freude,
Und doch, ſo kurz er iſt, nur allzulang zum Leide.
  Schick, wer es mit mir wagt, den wohlbewehrten Blick,
Zum unempfindlichſten, zum erſten Tag zurück.
Dort lag ich, blöder Wurm! Vom mütterlichen Herze
Entbundne theure Laſt, erzeugt im Schmerz zum Schmerze!
Wie war mir, als ich frey, in nie empfundner Luft,
Mit ungeübtem Ton, mein Schickſal ausgeruft?
Wo war mein junger Geiſt? fühlt er die Sonnenſtrahlen,
Das erſte Bild im Aug mit ſtillem Kitzel mahlen?
Mein ungelehrtes Schreyn, hat mich es auch erſchreckt,
Als es zuerſt durchs Ohr den krummen Weg entdeckt?
Die mütterliche Hand, die mich mit Zittern drückte,
Ihr Auge, das mit Luſt, doch thränend, nach mir blickte,
Des Vaters fromme Stimm, die Segen auf mich bat,
Der, als ich nichts verſtand, ſchon lehrend zu mir trat,
Der ſein Bild in mir ſah, mit ernſten Liebeszeichen
Mich dann der Mutter wieß, ihn mit mir zu vergleichen:
Ward dies von mir erkannt, und was dacht ich dabey?
Fühlt ich, mir unbewußt, für ſie ſchon Lieb und Scheu?

Ach! Neigung, Sinn und Witz lag noch in finſtern Banden,
Und was den Menſchen macht, war ohne Spur vorhanden.
Die Bildung nach der Form zum menſchlichen Geſchlecht,
Gab auf den edlern Theil mir kein untrüglich Recht.
Wer ſah durch Haut und Fleiſch das Werkzeug zum Empfinden?
Ob kein unſelger Fehl im innern Bau zu finden?
Wer ſah mein Hirn, ob es gedankenfähig war?
Ob meine Mutter nicht ein menſchlich Vieh gebahr?
  Wie elend kümmerlich wuchs ich die erſten Jahre!
Zum Menſchen noch nicht reif, doch immer reif zur Bahre.
Wie mancher Tag verfloß, eh vom geſchäftgen Spiel
Ein lächelnd heitrer Blick ſchief auf die Mutter fiel!
Eh meine Knorpelhand ſo ſtark zu ſeyn begonnte,
Daß ſie mit Jauchzen ihr das Haar zerzauſen konnte?
Eh leichter Sylben Schall ins Ohr vernehmlich ſtieß?
Eh ich mich ſtammelnde nachäffend loben ließ?
Eh meine Wärterin die dunkeln Worte zählte,
Womit den langen Tag die kleine Kehl ſich quälte?
Eh auf die Leitung kühn, mein Fuß, vom Tragen matt,
Mehr Schritte durch die Luft, als auf dem Boden that?
  Doch endlich ſollt ich auch das ſpäte Glück genießen,
Das ſchlechtre Thiere kaum die erſten Stunden miſſen.
Die Lieblings der Natur, vom ſichern Trieb regiert,
Der unverirrlich ſie zum Guten reizt und führt.
Ich hörte, ſah und ging, ich zürnte, weinte, lachte,
Bis Zeit und Ruthe mich zum ſchlimmern Knaben machte.
Das Blut, das jugendlich in friſchen Adern rann,
Trieb nun das leere Herz zu leichten Lüſten an.
Mein Wunſch war Zeitvertreib; mein Amt war Müßiggehen;
Ich floh vom Spiel zum Spiel, und nirgends blieb ich ſtehen.
Nach allem ſehnt ich mich, und alles wurd ich ſatt,
Der Kreyſel wich dem Ball, der Ball dem Kartenblatt.
Zu glücklich, wär mein Spiel ein bloßes Spiel geweſen,
Zur ſchlauen Larve nicht dem Laſter auserleſen,
Worunter unentdeckt das Herz ihm offen ſtand.
Wer kann dem Feind entfliehn, eh er den Feind gekannt?
Stolz, Rachſucht, Eigenſinn hat ſich in Kinderthaten
Des Lehrers ſchärferm Blick oft männlich gnug verrathen.

Ach! warum wüthete ihr Gift in Mark und Blut,
Mit mich verderbender, doch angenehmer Wuth,
Eh der biegſame Geiſt die Tugend kennen lernte,
Von der ihn die Natur, nicht er ſich ſelbſt entfernte?
Nein, er ſich ſelber nicht; denn in der Seele ſchlief
Vom Gut und Böſen noch der wankende Begrif,
Und als er wache ward, und als ich wollte wählen,
War ich, ach! ſchon beſtimmt, in meiner Wahl zu fehlen.
Ich brachte meinen Feind in mir, mit mir herfür,
Doch Waffen gegen ihn, die bracht ich nicht mit mir.
Das Laſter ward mein Herr, ein Herr deñ ich verfluche,
Den eifrig, doch umſonſt, ich zu entthronen ſuche;
Ein Wütrich, der es ward, damit ich ſey gequält,
Nicht, weil er mich beſiegt, nicht, weil ich ihn gewählt — —
Himmliſche Tugenden! Was hilft es, euch zu kennen,
In reiner Gluth für euch, als unſer Glück, zu brennen,
Wenn auch der kühnſte Schwung ſich ſchimpflich wieder ſenkt,
Und uns das Laſter ſtets an kurzen Banden lenkt?
Ich fühl es, daß mein Geiſt, wenn er ſich ſtill betrachtet,
Sich dieſer Bande ſchämt, ſich eurer werth nur achtet,
Daß, wenn von ſpäter Reu mein Aug in Thränen fließt,
Da ich ſonſt nichts vermag, mein Wunſch euch eigen iſt.
Du biſt mir Troſt und Pein, und an der Tugend Stelle,
Beweinenswerther Wunſch! Mein Himmel! Meine Hölle!
Du, nur du biſt in mir das einzge reiner Art,
Das einzige, was nicht dem Laſter dienſtbar ward.
Solch einen heißen Wunſch, ſolch marternd Unvermögen,
Die kann ein Gott zugleich in eine Seele legen?
Ein mächtig weiſer Gott! Ein Weſen ganz die Huld!
Und richtet Zwang als Wahl, und Ohnmacht gleich der Schuld?
Und ſtraft die Laſterbrut, die es mir aufgedrungen,
Die ich nicht müde rang, und die mich lahm gerungen.
O Menſch, elend Geſchöpf! Menſch! Verwurf ſeiner Wuth!
Und doch ſind, was er ſchuf, du und die Welt ſind gut?
  So kenn ich Gott durch euch, ihr Iſraels Verwirrer,
Und eure Weisheit macht den irren Geiſt noch irrer.
Umſonſt erhebt ihr mir des Willens freye Kraft!
Ich will, ich will . . Und doch bin ich nicht tugendhaft.

Umſonſt erhebt ihr mir des Urtheils ſtreng Entſcheiden.
Die Laſter kenn ich all, doch kann ich alle meiden!
Hier hilft kein ſtarker Geiſt, von Wiſſenſchaft genährt,
Und Schlüſſe haben nie das Böſ in uns zerſtört.
Er, der mit ſicherm Blick das Wahrheitsreich durchrennet,
Und kühn zur Sonne ſteigt - - Weg, den kein Adler kennet!
Wo er den innern Zug entfernter Welten wiegt,
Der ſie, zur Flucht bereit, in ewge Kreiſe ſchmiegt;
Und aus dem Himmel dann ſinkt auf verklärten Schwingen,
Mit gleicher Kraft den Bauch der Erde zu durchdringen,
Und in dem weiten Raum vom Himmel bis zum Schacht
Nichts ſieht, wovon er nicht gelehrte Werke macht;
Er, und der halbe Menſch, verdammt zum ſauern Pflügen,
Auf welchem einzig nur ſcheint Adams Fluch zu liegen,
Der Bauer, dem das Glück, das Feld das er durchdenkt,
Und das, das er bebaut, gleich eng und karg umſchränkt,
Der ſich erſchaffen glaubt zum Herrn von Ochs und Pferden,
Der, ſinnt er über ſich, ſinnt wie er ſatt will werden,
Der ſeine ganze Pflicht die Hofedienſte nennt,
Im Reiche der Natur zur Noth das Wetter kennt;
Sie, die ſich himmelweit an ſtolzer Einſicht weichen,
Sie, die ſich beſſer nicht als Menſch und Affe gleichen,
Sind ſich nur allzugleich, ſieht, Troz dem äuſſern Schein,
In beyder Herzen Grund ein kühner Blick ſich ein.
In beyden ſteht der Thron des Uebels aufgethürmet,
Nur daß ihn der gar nicht, und der umſonſt beſtürmet,
Nur daß frey ohne Scham das Laſter hier regiert,
Und dort ſich dann und wann mit ſchönen Maſken ziert.
Mein Herz, eröfne dich! Hier in dem ſtillen Zimmer,
Das nie der Neid beſucht, und ſpät der Sonne Schimmer;
Wo mich kein Gold zerſtreut, das an den Wänden blitzt,
An welchen es nicht mehr als ungegraben nützt;
Wo mir kein ſammtner Stuhl die goldnen Arme breitet,
Der nach dem vollen Tiſch zum trägen Schlaf verleitet;
Wo an des Hausraths ſtatt, was finſtern Gram beſiegt,
Begriffner Bücher Zahl auf Tiſch und Dielen liegt;
Hier Herz entwickle treu die tiefſten deiner Falten,
Wo Laſter, ſchlau verſteckt, bei hunderten ſich halten;

Hier rede frey mit mir, ſo wie zum Freund ein Freund,
Der, was er ihm entdeckt, nur laut zu denken meint,
Kein fremder Zeuge horcht, geſchickt dich roth zu machen,
Kein ſeichter Spötter droht ein nichts bedeutend Lachen.
Dich höret, iſt ein Gott, nur Gott und ich allein.
Doch rede; ſollte gleich die Welt mein Zeuge ſeyn!
Seit dem Neugier und Zeit mich aus dem Schlummer weckten,
Die Hände von dem Spiel ſich nach den Büchern ſtreckten,
Und mir das leere Hirn ward nach und nach zur Laſt,
Welch Bild hab ich nicht ſchnell und gierig aufgefaßt?
Kein Tag verſtrich, der nicht mein kleines Wiſſen mehrte,
Mit dem der junge Geiſt ſich ſtopfte mehr als nährte.
Der Sprachen ſchwer Gewirr; das Bild vergangner Welt,
Zum ſichern Unterricht der Nachwelt aufgeſtellt;
Der Alterthümer Schutt, wo in verlaßnen Trümmern
Des Kenners Augen noch Geſchmack und Schönheit ſchimmern;
Der Zunge Zauberkunſt, die den achtſamen Geiſt,
Wie leichte Spreu ein Nil, dem Strom nach folgſam reißt;
Und ſie, noch meine Luſt, und noch mein ſtill Bemühen,
Für deren Blicke ſchon unwürdge Sorgen fliehen,
Die Dichtkunſt, die ein Gott zum letzten Anker gab,
Reißt Sturm und Nacht mein Schif vom ſichern Ufer ab:
Die ſinds, worinn ich mich fern von mir ſelbſt verirrte,
Mein eigen Fach vergaß, begierig fremder Wirthe.
Indeſſen glimmte ſtill, am unbekanntſten Ort,
Durch Nachſicht angefacht, des Laſters Zunder fort.
Gern wär er, allzugern, in Flammen ausgeſchlagen,
Die in die Saat des Glücks Tod und Verwüſtung tragen,
Und die kein Thränenmeer mit Reu zu löſchen weis:
Doch Zeit zum Uebelthun verſagte mir mein Fleiß.
So ſchien ich, in der Still um Todte nur bemühet,
Mir tugendhaft und dem, der nicht das innre ſiehet.
Die Thorheit die mit Schall die ſtolzen Ohren nährt,
Mit Lob, das, reich an Peſt, aus giftgen Schmeichlern fährt,
Die Ruh für Titel giebt, und Luſt für Ordensbänder,
Der flüchtgen Königsgunſt vergebne Unterpfänder,
Die groß wird ſich zur Laſt, und wahres Glücke ſcheuet,
Weil dies ſich ungeputzt in ſtillen Thälern freuet,

Weil es die Höfe flieht, ſein zugewiſſes Grab,
Das keinen Raub zurück, gleich ihr, der Hölle, gab;
Die Ruhmſucht - - hab ich ſie nicht oft mit ſpöttſcher Mine,
Die lächelnde Vernunft auf mir zu bilden ſchiene,
Mit Gründen, friſch durch Salz, für Raſerey erklärt,
Und unter andrer Tracht ſie in mir ſelbſt ernährt!
Mein Lied, das wider ſie aus kühnen Mund ertönte,
Und Fürſten unbeſorgt in ihren Sklaven höhnte,
Das, bey der Lampe reif, die Ruh des Weiſen ſang,
Von reicher Dürftigkeit, von ſelger Still erklang,
Mein Lied, wanns ohngefehr ein Kreis Bekannter hörte,
Und es der Kenner ſchalt, und es die Dummheit ehrte,
Wie ward mir! Welches Feur! Was fühlt und fühlt ich nicht?
Was mahlte den Verdruß im rothen Angeſicht!
O Ruhmſucht, ſchlauer Feind! als ich dich keck verlachte,
Lagſt du im Hinterhalt, den Selbſtbetrug dir machte.
Der zürnt, weil man ihn nicht hoch, würdig, gnädig heißt,
Und ihm ein nichtig Wort aus ſeinem Titel reißt;
Ich zürn - - zum mindeſten, weil unverſorgte Jugend
Die Rennbahn mir verſchließt zu Wiſſenſchaft und Tugend!
Nein - - weil man mir ein Lob, ein knechtiſch Lob verſagt,
Daß ich - - Wer ſchätzt die Müh! - - die Reime ſchön erjagt.
Renn ſicher, ſtolze Schaar, Ruhmträume zu erwiſchen!
Der Spötter ſchweigt von dir, ſich ſelber auszuziſchen!
Ihr Laſter ſtellet euch! Aus eurem wilden Heere,
Unzählbar, wie der Sand, ſchlau zu des Uebels Ehre,
Such ich die ſchrecklichſten! Euch ſuch ich, Geitz und Neid,
Die ihr, flieht Wärm und Luſt, des Alters Seele ſeyd!
Doch Jüngling, Blüth und Feur, das deine Wangen hitzet,
Schließt ihren Wurm nicht aus, der tief am Kerne ſitzet.
Er wächſt, und wächſt mit dir, bis er ſich aufwärts frißt,
Und der unſeelge Grund zu zeitger Reifung iſt.
Bav kleidet ſich in Gold und trägt an Edelſteinen,
Auf ſeiner dürren Hand den Werth von Meyereyen;
Sein trotzig Dienerheer bläht ſich am hintern Rad,
Im Feyerkleid der Schmach, in ihres Herren Staat.
Wer geht vor ihm vorbey, und bückt ſich nicht zur Erde?

Er dankt, und lernt die Art von ſeinem ſtolzen Pferde;
Es ſchlägt das ſchöne Haupt zur Bruſt mit ſchielem Blick,
Und ſchnaubend zieht es ſchnell der ſtraffe Zaum zurück.
Sein Reichthum giebt ihm Witz; ſein Reichthum ſchenkt ihm Sitten,
Und macht das plumpe Klotz auch Weibern wohl gelitten. *)
Des Pöbels Augenmerk! Bav, biſt du meines? Nein.
Sich ſelbſt muß man ein Feind, dich zu beneiden, ſeyn.
Doch wenn der Löwe ſich an keinen Eſel waget,
Hat er drum mindre Wuth, wann er nach Tygern jaget?
Trift Baven nicht mein Neid, trift er drum keinen? Ach!
Nacheifrung, wer biſt du? Sprich, mir zur Zier? zur Schmach?
Sinnreich, zur eignen Fall, die Laſter zu verkleiden,
Betrogne Sterbliche, Nacheifern iſt beneiden.
Nimmt mich, ans Pult geheft, der ewige Geſang,
Durch den der deutſche Ton zuerſt in Himmel drang . .
In Himmel . . frommer Wahn! . . Gott . . Geiſter . . ewig Leben . .
Vielleicht ein leerer Ton, den Dichter kühn zu heben! . .
Nimmt mich dies neue Lied . . zu ſchön um wahr zu ſeyn,
Erſchüttert, nicht belehrt, mit heilgem Schauer ein:
Was wünſcht der innre Schalk, erhitzt nach fremder Ehre,
Und lächerlich erhitzt! . . Wann ich der Dichter wäre!
Umſonſt lacht die Vernunft, und ſpricht zum Wunſche: Thor!
Ein kleiner Geiſt erſchrickt, ein groſſer dringt hervor.
Dem Wunſche folgt der Neid mit unbemerkten Schritten,
Auch Weiſen unbemerkt und unbemerkt gelitten.
Was hilfts, daß er in mir bey Unfall ſich nicht freut,
Die Ruh der Welt nicht ſtört? . . Iſt er drum minder Neid?
Nicht er, der Gegenſtand, die Neigung macht das Laſter,
Stets durch ſich ſelbſt verhaßt, nur durch den Stof verhaßter.
Auch dich, o Geiz! .
Doch wie? was ſtößt den finſtern Blick,
Den redlichſten Spion, vom Grund der Bruſt zurück?
Ich werde mir zu ſchwarz, mich länger anzuſchauen,
Und Neugier kehret ſich in melancholiſch Grauen.
Des Uebels ſchwächſten Theil zog ich ans ſcheue Licht.
Verwöhnter Weichling! Wie? mit ſtärkern wag ichs nicht?

---

*) Sein Schuldner muß verziehn, die Armen ewig bitten. 1751.

Doch bleibt nur in dem Schacht, den ihr ſtets tiefer wühlet,
Je näher ihr den Feind, die Selbſterkenntniß, fühlet.
Ihr ſchwärzern Laſter, bleibt! Was die Natur verſteckt,
Zieh Unſinn an das Licht! - - Nichts hab ich mehr entdeckt,
Wenn ich auch eins vor eins die Muſtrung gehen laſſe,
Als daß ich ſündige, und doch die Sünde haſſe.
Doch wie! das Alterthum, auf Wahn und Moder groß,
Spricht: dein Loos, Sterblicher, iſt nicht der Menſchheit Loos!
Das kleine Griechenland ſtolzirt mit ſieben Weiſen,
Und ſahe Scythen ſelbſt nach ihrer Tugend reiſen.
Vergebens Alterthum! die Zeit vergöttert nicht!
Und kein Verjähren gilt vor der Vernunft Gericht!
Die ſchöne Schale täuſcht mich nicht an deinen Helden;
Und ſelbſt vom Sokrates iſt Thorheit gnug zu melden.
Wohin kein Meſſer dringt, das in des Arztes Hand
In Därmen wühlende des Todes Anlaß fand,
Bis dahin ſchick den Blick die Wahrheit auszuſpähen!
Was ich in mir geſehn, wirſt du in ihnen ſehen.
Großmuth iſt Ruhmbegier; Keuſchheit iſt kaltes Blut;
Treu ſeyn iſt Eigennutz; und Tapferkeit iſt Wuth;
Andacht iſt Heucheley; Freygebigkeit Verſchwenden;
Und Fertigkeit zum Tod Luſt ſeine Pein zu enden;
Der Freundſchaft ſchön Geſpenſt iſt gleicher Thorheit Zug;
Und ſeltne Redlichkeit der ſicherſte Betrug!
Mir unerkannter Feind, und vielen unerkannter,
O Herz, ſchwarz wie der Mohr, und fleckigt wie der Panther!
Pandorens Mordgefäß, woraus das Uebel flog,
Und wachſend in dem Flug *) durch beyde Welten zog!
Es wäre Läſterung, dir Gott zum Schöpfer geben!
Läſtrung, iſt Gott ein Gott, im Tode nicht vergeben ꝛc. **)

---

*) Im Fluge wachſende 1751.

**) Der Raum befiehlt uns hier abzubrechen, welches um ſoviel ungezwungener geſchiehet, da der Dichter ohnedem, wie man aus dem Eingange ſieht, auf einen neuen Gegenſtand kommt. Wir verſparen alſo den Reſt bis in das Decemberblatt. 1751.

Gedichte,

ſo man nach ſeinem Tode unter ſeinen Papieren gefunden, und davon einige ſchon in dem Göttingiſchen Muſenalmanache geſtanden.*) 1784.

Auf Rabeners Tod,
als nach welchem erſt ſeine übrigen Schriften an das Licht kommen ſollten.

Der Steuerrath tritt ab, dem Satyr Platz zu machen;
Es weine, wer da will; ich ſpitze mich auf Lachen.

Auf den Streit des Herrn Boſens mit den Wittenbergiſchen Theologen.

Er hat den Pabſt gelobt, und wir, zu Luthers Ehre,
Wir ſollten ihn nicht ſchelten?
Den Pabſt, den Pabſt gelobt? Wenns noch der Teufel wäre,
So ließen wir es gelten.

Die große Welt.

Die Wage gleicht der großen Welt:
Das Leichte ſteigt, das Schwere fällt.

Unter das Bildniß des Königs von Preußen.

Wer kennt ihn nicht?
Die hohe Mine ſpricht
Dem Denkenden. Der Denkende allein
Kann Philoſoph, kann Held, kann beydes ſeyn.

---

*) Nicht im göttingiſchen Muſenalmanach, ſondern in den hamburgiſchen für 1780, 1782 und 1783 ſtehen die hier mit größerer Schrift gedruckten.

Doppelter Nutzen einer Frau.

Zweymal taugt eine Frau — für die mich Gott bewahre! —
Einmal im Hochzeitbett, und einmal auf der Bahre.

Nutzen eines fernen Garten.

A. Was nutzt dir nun dein ferner Garten? He?
B. Daß ich dich dort nicht ſeh!

Der Blinde.

Niemanden kann ich ſehn, auch mich ſieht niemand an:
Wie viele Blinde ſeh' ich, armer blinder Mann.

Auf ein Caruſſel.

Freund, geſtern war ich — wo? — Wo alle Menſchen waren.
Da ſah ich für mein baares Geld
So manchen Prinz, ſo manchen Held,
Nach Opernart geputzt, als Führer fremder Schaaren.
Da ſah ich manche flinke Speere,
Auf mancher zugerittnen Märe,
Durch eben nicht den kleinſten Ring,
Der unter tauſend Sonnen hieng,
(O Schade, daß es Lampen waren!)
Oft, ſag ich, durch den Ring,
Und öfter noch darneben fahren.
Da ſah ich — ach was ſah ich nicht,
Da ſah ich, daß beym Licht,
Kriſtalle, Diamanten waren;
Da ſah ich, ach du glaubſt es nicht,
Wie viele Wunder ich geſehen!
Was war nicht prächtig groß und königlich?
Kurz, dir die Wahrheit zu geſtehen,
Mein halber Thaler dauert mich.

Der Arme.

Sollt einen Armen wohl des Todes Furcht entfärben!
Der Arme lebet nicht: ſo kann er auch nicht ſterben.

Kunz und Hinz.

Gevatter Hinz, rief Kunz, was trinken wir?
Zuerſt Wein oder Bier?
Gevatter, ſagte Hinz, Gevatter folge mir,
Erſt Wein, und dann — kein Bier.

Auf einen Sechszigjährigen.

Wer ſechzig Jahr gelebt, und noch
Des Lebens ſich nicht kann begeben,
Dem wünſch ich' — wünſcht ers ſelber doch —
Bis zu der Kinder Spott zu leben.

An den Dümm.

Wie Eſelsohren, Dümm, hätt' ich dir beygelegt?
Gewiß nicht! Ohren nur, ſo wie ſie Midas trägt.

Warum ich wieder Epigramme mache. 1779.

Daß ich mit Epigrammen wieder ſpiele,
Ich, armer Willebald,
Das macht, wie ich an mehrerm fühle,
Das macht, ich werde alt.

Ueber das Bildniß eines Freundes.

Der mir gefällt,
Gefiel er minder gleich der Welt.

In ein Stammbuch,

in welchem die bereits Verſtorbenen mit einem † bezeichnet waren.

1779.

Hier will ich liegen! denn hier bekomm' ich doch,
Wenn keinen Leichenſtein, ein Kreuzchen noch.

Auf die Katze des Petrarch.

Nach dem Lateiniſchen des Antonio Querci, in den Inſcriptionibus agri Patavini.

Warum der Dichter Hadrian
Die Katzen ſo beſonders leiden kann?
Das läßt ſich leicht ermeſſen!
Daß ſeine Verſe nicht die Mäuſe freſſen.

Grabſchrift auf Voltairen. 1779.

Hier liegt — wenn man euch glauben wollte,
Ihr frommen Herrn! — der längſt hier liegen ſollte.
Der liebe Gott verzeih aus Gnade
Ihm ſeine Henriade,
Und ſeine Trauerſpiele,
Und ſeiner Verschen viele:
Denn was er ſonſt ans Licht gebracht,
Das hat er ziemlich gut gemacht.

Die Verleumdung. 1745.

Du nennſt mich vom geſtrigen Rauſche noch trunken?
Vom geſtrigen Rauſche? Das ſpricht
Ein — — Faſſe dich, ſchimpfe nur nicht!
Ich weiß wohl, du haſt bis am Morgen getrunken.

In ein Stammbuch. 1779.

Wer Freunde ſucht, iſt ſie zu finden werth:
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

Lobſpruch des ſchönen Geſchlechts. 1717.

Wir Männer ſtecken voller Mängel;
Es leugne, wer es will!
Die Weiber gegen uns ſind Engel.
Nur taugen, wie ein Kenner will,

Drey kleine Stück' — und die ſind zu errathen —
An dieſen Engeln nicht gar viel!
Gedanken, Wort' und Thaten.

Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamemnons, des erſten Feldherrn der Griechen, ſpielte.

1.

Verſtellen und auch ſeyn
Kann Ferdinand allein.

2.

Staz ſpricht: Er ſpielt ihn ſchlecht!
Auch das wär Recht;
Denn ſeine eigne Rollen
Muß man nicht ſpielen wollen.

3.

Mit Gunſt!
Als Eckhof ſo den Agamemnon ſpielte,
Das, das war Kunſt.
Daß aber Ferdinand ſich ſelber ſpielte,
Hm! was für Kunſt.

In eines Schauſpielers Stammbuch.*)

Kunſt und Natur
Sey auf der Bühne Eines nur;
Wenn Kunſt ſich in Natur verwandelt,
Denn hat Natur mit Kunſt gehandelt.

In ein Stammbuch.

Ein Kirchhof iſt,
Mein frommer Chriſt,
Dies Büchelein,
Wo bald kann ſeyn
Dein Leichenſtein
Ein Kreuzelein!

---

*) Im Hamburger Muſenalmanach auf 1780 mit der Anmerkung „Iſt zwar anderswo, aber nicht ganz richtig abgedruckt."

Lied aus dem Spaniſchen.

Geſtern liebt' ich,
Heute leid' ich:
Morgen ſterb' ich.
Dennoch denk' ich
Heut' und morgen
Gern an geſtern.

Die Diebin. 1745.

Du Diebin mit der Roſenwange,
Du mit den blauen Augen da!
Dich mein' ich! — wird dir noch nicht bange?
Geſteh' nur, was ich fühlt' und ſah!

Du ſchweigſt, doch deine Roſenwange
Glüht ſchuldig, röther, als vorhin.
O Diebin mit der Roſenwange,
Wo iſt mein Herz, wo kam es hin?

Phillis. 1746.

Wenn der finſtre Damon ſpricht,
Amor ſey ein Ungeheuer,
Seine Glut ein hölliſch Feuer!
O ſo fürcht ich Amorn nicht.

Aber bebt mein Thirſis an,
Amor ſey ein Kind zum Küſſen,
Schalkhaft, ſchmeichelnd und befliſſen:
O wie fürcht ich Amorn dann!

Bacchus und Helena. 1748.

Ehret Brüder, meine Schöne,
Ehrt die galliſche Helene!
Bacchus ſelber ehret ſie.
Jüngſt an ihrer ſtolzen Rechte,
Als er mit uns beyden zechte,
Ward er, denn ſie ſchenkt ihm ein,
Voller noch von Lieb als Wein.

An Amor.

Amor ſoll mich dein Beſuch
Einſt erfreuen — —
O ſo lege dein Gefieder
Und die ganze Gottheit nieder.
Dieſe möchte mich erſchrecken,
Jenes möchte Furcht erwecken,
Furcht, nach flatterhaften Küſſen,
Meine Phillis einzubüßen.
Komm auch ohne Pfeil und Bogen
Ohne Fackel angezogen ...
Stelle dich, mir lieb zu ſeyn,
Als ein junger Satyr ein.

Heldenlied der Spartaner.

In drey Chören.

Alle.
Streitbare Männer
Chor der Alten.
Waren wir!
Alle.
Streitbare Männer
Chor der Männer.
Sind wir!
Alle.
Streitbare Männer
Chor der Jünglinge.
Werden wir!
Alle.
Streitbare Männer
Chor der Alten.
Waren wir!
Chöre der Männer und Jünglinge.
Waret ihr!
Chor der Alten.
Das leugne, wer darf!
Alle.
Streitbare Männer

Chor der Männer.
Sind wir!
Chor der Alten und Jünglinge.
Seyd ihr!
Chor der Männer.
Verſuch uns, wer darf!
Alle.
Streitbare Männer
Chor der Jünglinge.
Werden wir!
Chöre der Alten und Männer.
Werdet ihr!
Chor der Jünglinge.
Noch tapferer, als ihr!

Auf ſich ſelbſt.

Ich habe nicht ſtets Luſt zu leſen,
Ich habe nicht ſtets Luſt zu ſchreiben,
Ich habe nicht ſtets Luſt zu denken,
Kurz um, nicht immer zu ſtudiren.

Doch hab ich allzeit Luſt zu ſcherzen,
Doch hab ich allzeit Luſt zu lieben,
Doch hab ich allzeit Luſt zu trinken;
Kurz, allezeit vergnügt zu leben.

Verdenkt ihr mirs, ihr ſauern Alten?
Ihr habt ja allzeit Luſt zu geizen;
Ihr habt ja allzeit Luſt zu lehren;
Ihr habt ja allzeit Luſt zu tadeln.

Was ihr thut, iſt des Alters Folge:
Was ich thu, will die Jugend haben.
Ich gönn euch eure Luſt von Herzen.
Wollt ihr mir nicht die meine gönnen?

Der Tabak.*)

Dich, Tabak, lobt der Medicus,
Weil uns dein fleißiger Genuß
An Zahn und Augen wohl curiret,
Und Schleim und Flüſſe von uns führet.

---

*) Schon in den Ermunterungen 1747 gedruckt.

Dich lobet der Philoſophus,
Wenn er ſcharf meditiren muß,
Weil er, ſo lang er dich genieſſet,
Des Geiſtes Flatterkeit vermiſſet.

Dich lobet der Theologus
Durch einen homiletiſchen Schluß,
Wenn er in deinem Rauch entzücket
Ein Bild der Eitelkeit erblicket.

Ich lob an dir als ein Juriſt,
Was rechtens an dir löblich iſt,
Daß, wenigſtens wie mir es dünket,
Man mehr und öftrer bey dir trinket.

Refutatio Papatus.*)

Bey meiner Treu! ich glaub' es nicht,
Was Petri Reichsverweſer ſpricht,
Und halte mich an Luthers Lehren,
Die wir von unſern Prieſtern hören,
Das nicht von Gott es ſelber iſt,
Was man von Maccabäern lieſt.

Der Schluß von dieſen Büchern ſagt,
Was weiſen Trinkern nie behagt:
„Den Durſt ſich ſtets mit Wein zu ſtillen,
„Erreget eckeln Widerwillen.
„Bald Waſſer aber, und bald Wein,
„Müſt' eine wahre Wolluſt ſeyn."

Iſt das nicht grader Widerſpruch,
Den ein von Gott gegebnes Buch
Nicht haben darf? Denn unſer Leben
Muß ſtets zum Beſſern ſich erheben,
Und nie des Beſſern untreu ſeyn.
Iſt Waſſer beſſer wohl als Wein?

---

*) Auch dieſes Gedicht ſteht in den Ermunterungen, aber in ganz anderer Faſſung

Der neue Weltbau.

Der Wein, der Wein macht nicht nur froh,
Er macht auch zum Aſtronomo.
Ihr kennt doch wohl den großen Geiſt,
Nach dem der wahre Weltbau heißt?
Von dieſem hab ich einſt geleſen,
Daß er beym Weine gleich geweſen,
Als er der Sonne Stilleſtand,
Die alte neue Wahrheit, fand.

Der Wein, der Wein macht nicht nur froh,
Er macht auch zum Aſtronomo.
Hört, hört, ihr Sternenfahrer, hört,
Was mich der Wein, der Wein gelehrt!
So kann der Wein den Witz verſtärken!
Wir laufen ſelbſt, ohn es zu merken,
Von Oſten täglich gegen Weſt!
Die Sonne ruht. Die Welt ſteht feſt!

An den Herrn von Kleiſt.

Zu früh wär' es, viel zu früh, wenn ſchon jetzt den güldenen Faden deines Lebens zu trennen, der blutige Mars, oder die donnernde Bellona, der freundlich-ſaumſeligen Klotho vorgriff.

Der nur falle ſo jung, der in eine traurige, öde Wüſte hinausſieht; in künftige Tage, leer an Freundſchaft und Tugend, leer an großen Entwürfen zur Unſterblichkeit.

Nicht du; der du ſo manchen noch froh und glücklich zu machen wünſcheſt; — Schon ſolche Wünſche ſind nicht die kleinſten edler Thaten!

Nicht du; dem die vertrauliche Muſe ins Stille winket. — Wie zürnet ſie auf mich, die Eiferſüchtige, daß ich die Waffenloſen Stunden deiner Erholung mit ihr theile.

Dir zu gefallen, hatte ſie dem Lenze ſeinen ſchönſten Schmuck von Blumen und Perlen des Thaues entlehnet; gleich der liſtigen Juno den Gürtel der Venus.

Und nun lockt ſie dich mit neuen Beſtechungen. Sieh! in ihrer Rechte blitzt das tragiſche Zepter; die linke bedeckt das weinende Auge, und hinter dem feſtlichen Schritte wallt der königliche Purpur.

Wo bin ich? welche Bezauberung? Letzte Zierde des ausgearteten Roms! — Sein Schüler — ſein Mörder! — Wie ſtirbt der Weiſe ſo ruhig! —

So gern! Ein williger Tod macht den Weiſen zum Helden, und den Helden zum Weiſen!

Wie ſtill iſt die fromme Verſammlung! Da rollen die Kinder des Mitleids die ſchönen Wangen herab; hier wiſcht ſie die männliche Hand aus dem weggewandten Auge.

Weinet ihr Zärtlichen! Die Weisheit ſieht die Menſchen gern weinen. — Aber nun rauſchet der Vorhang herab. Klatſchendes Lob betäubt mich; und überall murmelt die Bewunderung: Seneca und Kleiſt!

Und dann erſt, o Kleiſt, wann dich auch dieſe Lorbeeren, mit der weißen Feder, nur uns Dichtern ſichtbar, durchflechten, wenn beyde deinen Scheitel beſchatten — — wenn die liebſten deiner Freunde nicht mehr ſind — —

Ich weiß es, keiner von ihnen wird dich gern überleben — — wenn dein Gleim nicht mehr iſt — — Außer noch in den Händen des lehrbegierigen Knaben, in dem Buſen des ſpröden Mädchens, das mit ſeinem Liede zu Winkel eilt — —

Wenn der redliche Sulzer ohne Körper nur denkt, hier nur noch der Vertraute eines künftigen Grüblers, begieriger die Luſt nach Regeln zu wiſſen, als ſie zu ſchmecken — —

Wenn unſer lächelnder Ramler ſich todt kritiſirt — wenn der harmoniſche Krauſe nun nicht mehr, weder die Zwiſte der Töne, noch des Eigennutzes ſchlichtet — —

Wenn auch ich nicht mehr bin — — Ich, deiner Freunde ſpäteſter, der ich, mit dieſer Welt weit beſſer zufrieden, als ſie mit mir, noch lange, ſehr lange zu leben denke — —

Dann erſt, o Kleiſt, dann erſt geſchehe mit dir, was mit uns allen geſchieht! dann ſtirbſt du; aber eines edlern Todes; für deinen König, für dein Vaterland und wie Schwerin.

O des beneidenswürdigen Helden! — Als die Menſchheit in den Kriegern ſtutzte, ergrif er mit gewaltiger Hand das Panier — Folgt mir! rief er und ihm folgten die Preußen.

Und alle folgten ihm zum Ziele des Sieges! Ihn aber trieb allzuviel Muth bis jenſeit der Grenzen des Sieges, zum Tode! Er fiel und ſtieß das breite Panier zum leichten Grabmahl über ihn her.

So ſtürzte der entſäulte Pallaſt über dich, Simſon, ein ſchreckliches Monument von Ruinen und zerſchmetterten Feinden zuſammen. So ward dein Tod der herrlichſte deiner Siege.

An Herrn Gleim.

Umſonſt rüſtet Kalliope den Geiſt ihres Lieblings zu hohen Liedern; zu Liedern von Gefahren und Tod und heldenmüthigem Schweiße — —

Umſonſt; wenn das Geſchick dem Lieblinge den Held verſagt, und beyde in verſchiedenen Jahrhunderten oder verunreinigten Ländern gebohren werden.

Mit dir, Gleim, ward es ſo nicht! dir fehlt weder die Gabe den Helden zu ſingen, noch der Held. Der Held iſt dein König.

Zwar ſang deine frohe Jugend, bekränzet vom roſenwangigten Bachus, nur von feindlichen Mädchen, nur vom ſtreitbaren Kelchglaß.

Doch biſt du auch nicht fremd im Lager, nicht fremd vor den feindlichen Wällen, unter brauſenden Roſſen.

Was hält dich noch? Singe ihn, deinen König! deinen tapfern, doch menſchlichen; deinen ſchlauen, doch edeldenkenden Friedrich.

Singe ihn an der Spitze ſeines Heeres, an der Spitze ihm ähnlicher Helden, ſo weit Menſchen den Göttern ähnlich ſeyn können.

Singe ihn, im Dampfe der Schlacht; ſo wie die Sonne unter den Wolken ihren Glanz, aber nicht ihren Einfluß verlieret.

Singe ihn, mit dem Kranze des Siegs, tiefſinnig auf dem Schlachtfelde, mit thränendem Auge unter den Leichnamen ſeiner verewigten Gefährten.

Du weißt wie du ihn am beſten ſingen ſollſt. Ich will unterdeß mit Aeſopiſcher Schüchternheit, ein Freund der Thiere, ſtillere Weisheit lehren. —

Ein Mährchen vom blutigen Tyger, der, als der ſorgloſe Hirt mit Chloris und dem Echo ſcherzte, die arme Heerde würgte und zerſtreute.

Unglücklicher Hirte, wenn wirſt du die zerſtreuten Lämmer wieder um dich verſammeln. Wie rufen ſie ſo ängſtlich im Dornengehecke nach dir!

Orpheus.

Orpheus, wie man erzehlt, ſtieg, ſeine Frau zu ſuchen, in die Hölle herab. Und wo anders, als in der Hölle, hätte Orpheus auch ſeine Frau ſuchen ſollen?

Man ſagt, er ſey ſingend herab geſtiegen. Ich zweifle im geringſten nicht daran; denn ſo lange er Wittwer war, konnte er wohl vergnügt ſeyn und ſingen.

Berge, Flüße und Steine folgten ſeinen Harmonien nach; und wenn er auch noch ſo ſchlecht geſungen hätte, ſo wären ſie ihm doch nachgefolgt.

Als er ankam, und ſeine Abſicht entdeckte, hörten alle Martern auf. Und was könnten für einen ſo dummen Ehemann wohl noch für Martern übrig ſeyn?

Endlich bewog ſeine Stimme das taube Reich der Schatten; ob es gleich mehr eine Züchtigung, als eine Belohnung war, daß man ihm ſeine Frau wiedergab.

An Mäcen.

Du, durch den einſt Horaz lebte, dem Leben ohne Ruhe, ohne Bequemlichkeit, ohne Wein, ohne den Genuß einer Geliebten, kein Leben geweſen wäre; du der du jetzt durch den Horaz lebſt, dem ohne Ruhm in dem Gedächtniſſe der Nachwelt leben ſchlimmer iſt, als ihr gar unbekannt ſeyn.

Du, o Mäcen, haſt uns deinen Nahmen hinterlaſſen, den die Reichen und Mächtigen an ſich reißen und die hungrigen Scribenten verſchenken; aber haſt du uns auch von dir etwas mehr als den Namen gelaſſen?

Wer iſts in unſern erſten Tagen, hier in einem Lande, deren Einwohner von innen noch immer die alten Barbaren ſind, wer iſt es, der einen Funken von deiner Menſchenliebe, von deinem tugendhaften Ehrgeize, die Lieblinge der Muſen zu ſchützen, in ſich häge?

Wie habe ich mich nicht nach einem neuen ſchwachen Abdrucke von dir umgeſehn! Mit den Augen eines Bedürftigen umgeſehn! Was für ſcharfſichtige Augen!

Endlich bin ich des Suchens müde geworden, und will über die Afterkopien ein bittres Lachen ausſchütten. — —

Nimmermehr werde ich mich fähig fühlen, eine niedrige Rolle zu ſpielen, und wenn auch Ordensbänder zu gewinnen ſtünden.

Ein König mag immer über mich herrſchen; er ſey mächtiger, aber beſſer dünk' er ſich nicht. Er kann mir keine ſo ſtarke Gnadengelder geben, daß ich ſie für werth halten ſollte, Niederträchtigkeiten zu begehen.

Corner, der Wollüſtling, hat ſich in meine Lieder verliebt. Er hält mich für ſeines gleichen. Er ſucht meine Geſellſchaft. Ich könnte täglich bey ihm ſchmauſen, mich mit ihm umſonſt betrinken, und umſonſt auch die theuerſte Dirne umfangen, wenn ich nur mein Leben nicht achtete; und ihn als einen zweyten Anakreon preiſen wollte. Ein Anakreon, daß es der Himmel erkenne! welcher das Podagra und die Gicht hat und noch eine andre Krankheit, von der man zweifelt, ob ſie Columbus aus Amerika gebracht.

Merydan.*)

Das Schiff, worinnen Merydan,
Ein armer und doch feiger Mann,
Mit ſeinem Weib und Kindern war,
Kam plötzlich auf der See in Sturm und in Gefahr.
„Ach, Götter, laßt euch doch bewegen!
„Ach laßt, ſchrie Merydan, laßt Well und Wind ſich legen.

---

*) Schon gedruckt in dem Neueſten aus dem Reiche des Witzes, October 1751, mit einigen Abweichungen.

„Nur dießmal laßt mich noch der naſſen Gruft entziehn.
„Nie, nie, gelob ich euch, mehr übers Meer zu ziehn.
„Neptun, Neptun erhöre mich!
„Sechs ſchwarze Rinder ſchenk ich dir
„Zum Opfer dann mit Luſt dafür!“
„Sechs ſchwarze Rinder!“ ſprach Mandar,
Sein Nachbar, der zugegen war.
„Sechs ſchwarze Rinder! biſt du toll?
Mir iſt es ja bekannt,
Daß ſolchen Reichthum nie das Glück dir zugewandt.
Und du glaubſt, daß es Gott, Neptun, nicht wiſſen ſoll?“

* * *

Wie oft, o Sterblicher, wie ofte traueſt du
Der Gottheit weniger als deinem Nachbar zu!

Schlußrede zu einem Trauerſpiele, gehalten von Mad. Schuch 1754.

Euch, die Geſchmack und Ernſt und was nur Weiſe rührt,
Die Tugend und ihr Lohn ins Trauerſpiel geführt,
Euch macht Melpomene durch künſtliches Betrügen,
Beklemmtes Herz zur Luſt, und Mitleid zum Vergnügen.
Ihr fühlt es, was ein Held, der mit dem Schickſal ficht,
Und mit Affekten kämpft, in ſchweren Worten ſpricht;
Ihr folgt ihm durch den Kampf, mit gleich getheilten Trieben,
Zu haſſen, wenn er haßt, und wenn er liebt, zu lieben.
Ihr hofft, ihr tobt mit ihm; ihr theilt ſein Weh und Wohl,
Und kurz, ihr habt das Herz, wie man es haben ſoll.
Schämt euch der Wehmuth nicht, die feucht im Auge ſchimmert.
Gönnt ihr, ach! gönnet ihr den Ausbruch! Unbekümmert,
Ob Weſen oder Schein, ob Wahrheit oder Trug
Den Panzer um das Herz mit ſüßer Macht zerſchlug.
Die Gottheit des Geſchmacks zählt jedes Kenners Zähre
Und hebt ſie theuer auf, zu ſein und unſrer Ehre!
Zu unſrer Ehre? — Ja, als Theil an unſerm Lohn,
Durch der Geberden Reiz, durch Mienen, Tracht und Ton,
Und durch die ganze Kunſt ruhmvoller Heuchlergaben,
Der Tadelſucht zum Trotz! ſie euch erpreßt zu haben.

Sittenſprüche. 1779.

Man würze, wie man will, mit Widerſpruch die Rede,
Wird Würze nur nicht Koſt, und Widerſpruch nicht Fehde.

Bav ſelbſt hat manchen guten Schauer,
Wär' Eſelstrab auch nur von Dauer.

In ein Stammbuch, deſſen Beſitzer verſicherte, daß ſein Freund ohne Mängel, und ſein Mädchen ein Engel ſey. 1778.*)

Trau keinem Freunde ſonder Mängel,
Und lieb' ein Mädchen, keinen Engel.

Die Theilung.**)

An ſeiner Braut, Fräulein Chriſtinchens, Seite
Saß Junker Bogislav Dietrich Karl Ferdinand
Von — ſein Geſchlecht bleibt ungenannt —
Und that, wie alle ſeine Landesleute,
Die Pommern, ganz abſcheulich witzig und galant.

Was ſchwatzte nicht für zuckerſüße Schmeicheleien
Der Junker ſeinem Fräulein vor!
Was raunte nicht für kühne Schelmereien
Er ihr vertraut in's Ohr!
Mund, Aug' und Naſ' und Bruſt und Hände,
Ein jedes Glied macht ihn entzückt,
Bis er, entzückt auch über Hüft' und Lende,
Den plumpen Arm um Hüft' und Lende drückt.
Das Fräulein war geſchnürt (vielleicht zum erſten Male.)
„Ha!“ ſchrie der Junker; „wie geſchlank!
Ha, welch ein Leib! verdammt, daß ich nicht male!
Als käm' er von der Drechſelbank!
So dünn! — Was braucht es viel zu ſprechen?
Ich wette gleich — was wetten wir? wie viel?
Ich will ihn von einander brechen!

---

*) Steht in dem Hamburger Muſenalmanach für 1782, iſt aber von K. G. Leſſing im zweiten Bande der vermiſchten Schriften 1784 nicht wiederholt worden.

**) Dieſe und die folgende Erzählung wurden nach Leſſings Tode im Deutſchen Muſeum vom J. 1782 (Monat Junius, S. 511 und 552) bekannt gemacht.

Mit den zwei Fingern will ich ihn zerbrechen,
Wie einen Pfeiſenſtiel!“

„Wie?“ rief das Fräulein; „wie? zerbrechen?
Zerbrechen“ (rief ſie nochmal) „mich?
Sie könnten ſich an meinem Latze ſtechen.
Ich bitte, Sie verſchonen ſich.“

„Bei'm Element! ſo will ich's wagen,“
Schrie Junker Bogislav. „wohlan!“
Und hatte ſchon die Hände kreuzweis angeſchlagen,
Und packte ſchon bereitſch an;
Als ſchnell ein: „Bruder! Bruder, halt!“
Vom Ofen her aus einem Winkel ſchallt.

In dieſem Winkel ſaß, vergeſſen, nicht verloren,
Des Bräut'gams jüngſter Bruder, Fritz.
Fritz ſaß mit offnem Aug' und Ohren,
Ein Kind voll Mutterwitz.

„Halt!“ ſchrie er, „Bruder! Auf ein Wort!“
Und zog den Bruder mit ſich fort:
„Zerbrichſt du ſie, die ſchöne Docke,
So nimm die Oberhälfte Dir!
Die Hälfte mit dem Unterrocke,
Die, lieber Bruder, ſchenke mir!“

Der über uns.*)

Hans Steffen ſtieg bey Dämmerung (und kaum
Konnt' er vor Näſchigkeit die Dämmerung erwarten)
In ſeines Edelmannes Garten,
Und plünderte den beſten Aepfelbaum.

Johann und Hanne konnten kaum
Vor Liebesgluth die Dämmerung erwarten,
Und ſchlichen ſich in eben dieſem Garten,
Von ungefähr an eben dieſen Aepfelbaum.

Hans Steffen, der im Winkel oben ſaß,
Und fleißig brach und aß,
Ward mäuschenſtill, vor Wartung böſer Dinge,

---

*) In Breslau verfaßt, nach der Angabe des Rectors Kloſe in Leſſings Leben I, S. 211.

Daß ſeine Näſcherei ihm diesmal ſchlecht gelinge.
Doch bald vernahm er unten Dinge,
Worüber er der Furcht vergaß,
Und immer ſachte weiter aß.

Johann warf Hannen in das Gras.
„O pfui:" rief Hanne; „welcher Spaß!
Nicht doch, Johann! — Ei was?
O, ſchäme dich! — Ein andermal — o laß —
O, ſchäme dich! — Hier iſt es naß." — —
„Naß, oder nicht; was ſchadet das?
Es iſt ja reines Gras." —

Wie dies Geſpräche weiter lief,
Das weiß ich nicht. Wer braucht's zu wiſſen?
Sie ſtunden wieder auf, und Hanne ſeufzte tief:
„So, ſchöner Herr! heißt das bloß küſſen?
Das Männerherz! Kein einz'ger hat Gewiſſen!
Sie können es uns ſo verſüßen!
Wie grauſam aber müſſen
Wir armen Mädchen öfters dafür büßen!
Wenn nun auch mir ein Unglück widerfährt —
Ein Kind — ich zittre — Wer ernährt
Mir dann das Kind? Kannſt du es mir ernähren?"
„Ich?" ſprach Johann: „die Zeit mag's lehren.
Doch wird's auch nicht von mir ernährt,
Der über uns wird's ſchon ernähren.
Dem über uns vertrau!"

Dem über uns! Dies hörte Steffen.
Was, dacht' er, will das Pack mich äffen?
Der über ihnen? Ei, wie ſchlau;
„Nein!" ſchrie er; „laßt Euch andre Hoffnung laben!
Der über Euch iſt nicht ſo toll!
Wenn ich ein Bankbein nähren ſoll:
So will ich es auch ſelbſt gedrechſelt haben!"

Wer hier erſchrack und aus dem Garten rann,
Das waren Hanne und Johann.
Doch gaben bey dem Edelmann
Sie auch den Apfeldieb wohl an?
Ich glaube nicht, daß ſie's gethan.

Der junge Gelehrte.

Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen.*)

Verfertiget im Jahre 1747, auf dem Neuberſchen Schauplatze in Leipzig im Jenner 1748 zum erſtenmal aufgeführt.

Perſonen.

Chryſander, ein alter Kaufmann.
Damis, der junge Gelehrte, Chryſanders Sohn.
Valer.
Juliane.
Anton, Bedienter des Damis.
Liſette.

Der Schauplatz iſt die Studierſtube des Damis.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Damis (am Tiſche unter Büchern) **Anton.**

Damis. Die Poſt alſo iſt noch nicht da?

Anton. Nein.

Damis. Noch nicht! Haſt du auch nach der rechten gefragt? Die Poſt von Berlin —

Anton. Nun ja doch; die Poſt von Berlin: ſie iſt noch nicht da! Wenn ſie aber nicht bald kömmt, ſo habe ich mir die Beine abgelaufen. Thun Sie doch, als ob ſie Ihnen, wer weiß was, mitbringen würde! Und ich wette, wenns doch kömmt, ſo iſt es eine neue Scharteke, oder eine Zeitung, oder ſonſt ein Wiſch — —

---

*) Gedruckt nach der noch ſehr vermehrten Ausgabe der Luſtſpiele 1767, verglichen mit der im vierten Bande der Schriften 1754.

Damis. Nein, mein guter Anton; dasmal möchte es etwas mehr ſeyn. Ah! wann du es wüßteſt — —

Anton. Will ichs denn wiſſen? Es würde mir weiter doch nichts helfen, als daß ich einmal wieder über Sie lachen könnte. Das iſt mir gewiß etwas ſeltnes? — — Haben Sie mich ſonſt noch wohin zu ſchicken? Ich habe ohnedem auf dem Rathskeller eine kleine Verrichtung; vielleicht iſts ein Gang? Nu?

Damis. (erzürnt) Nein, Schurke!

Anton. Da haben wirs! Er hat alles geleſen, nur kein Komplimentirbuch. — — Aber beſinnen Sie Sich. Etwa in den Buchladen?

Damis. Nein, Schurke.

Anton. Ich muß das Schurke ſo oft hören, daß ich endlich ſelbſt glauben werde, es ſey mein Taufname. — — Aber zum Buchbinder?

Damis. Schweig, oder — —

Anton. Oder zum Buchdrucker? Zu dieſen dreyen, Gott ſey Dank! weiß ich mich, wie das Färberpferd um die Rolle.

Damis. Sieht denn der Schlingel nicht, daß ich leſe? Will er mich noch länger ſtören?

Anton. (bey Seite) St! er iſt im Ernſte böſe geworden. Lenk ein, Anton. — — Aber, ſagen Sie mir nur, was leſen Sie denn da für ein Buch? Potz Stern, was das für Zeug iſt! Das verſtehen Sie? Solche Krakelfüſſe, ſolche fürchterliche Zickzacke, die kann ein Menſch leſen? Wann das nicht wenigſtens Fauſts Höllenzwang iſt — — Ach, man weiß es ja wohl, wies den Leuten geht, die alles lernen wollen. Endlich verführt ſie der böſe Geiſt, daß ſie auch hexen lernen — —

Damis. (nimmt ſein munteres Weſen wieder an) Du guter Anton! das iſt ein Buch in hebräiſcher Sprache. — Des Ben Maimon Jad chaſacka.

Anton. Ja doch; wers nur glauben wollte! Was Hebräiſch iſt, weiß ich endlich auch. Iſt es nicht mit der Grundſprache, mit der Textſprache, mit der heiligen Sprache einerley? Die warf unſer Pfarr, als ich noch in die Schule gieng, mehr als einmal von der Kanzel. Aber ſo ein Buch, wahrhaftig! hatte er nicht; ich habe alle ſeine Bücher beguckt; ich mußte ſie ihm einmal von einem Boden auf den andern räumen helfen.

Damis. Ha! ha! ha! das kann wohl ſeyn. Es iſt Wunders genug, wenn ein Geiſtlicher auf dem Lande nur den Namen davon weiß. Zwar, im Vertrauen, mein lieber Anton, die Geiſtlichen überhaupt ſind ſchlechte Helden in der Gelehrſamkeit.

Anton. Nu, nu, bey allen trift das wohl nicht ein. Der Magiſter in meinem Dorfe wenigſtens gehört unter die Ausnahme. Verſichert! der Schulmeiſter ſelber hat mir es mehr als einmal geſagt, daß er ein ſehr gelehrter Mann wäre. Und dem Schulmeiſter muß ich das glauben; denn wie mir der Herr Pfarr oft geſagt hat, ſo iſt er keiner von den ſchlechten Schulmeiſtern; er verſteht ein Wort Latein, und kann davon urtheilen.

Damis. Das iſt luſtig! Der Schulmeiſter alſo lobt den Pfarr, und der Pfarr nicht unerkenntlich zu ſeyn, lobt den Schulmeiſter. Wenn mein Vater zugegen wäre, ſo würde er gewiß ſagen: Manus manum lavat. Haſt du ihm die alberne Gewohnheit nicht angemerkt, daß er bey aller Gelegenheit ein lateiniſches Sprüchelchen mit einflickt? Der alte Idiote denkt, weil er ſo einen gelehrten Sohn hat, müſſe er doch auch zeigen, daß er einmal durch die Schule gelaufen ſey.

Anton. Hab ichs doch gedacht, daß es etwas albernes ſeyn müſſe; denn manchmal mitten in der Rede murmelt er etwas her, wovon ich kein Wort verſtehe.

Damis. Doch ſchlieſſe nur nicht daraus, daß alles albern ſey, was du nicht verſtehſt. Ich würde ſonſt viel albernes Zeug wiſſen. — — Aber, o himmliſche Gelehrſamkeit, wie viel iſt dir ein Sterblicher ſchuldig, der dich beſitzt! Und wie bejammernswürdig iſt es, daß dich die wenigſten in deinem Umfange kennen! Der Theolog glaubt dich bey einer Menge heiliger Sprüche, fürchterlicher Erzehlungen und einigen übel angebrachten Figuren zu beſitzen. Der Rechtsgelehrte bey einer unſeligen Geſchicklichkeit unbrauchbare Geſetze abgeſtorbner Staaten, zum Nachtheile der Billigkeit und Vernunft, zu verdrehen, und die fürchterlichſten Urthel in einer noch fürchterlichern Sprache vorzutragen. Der Arzt endlich glaubt ſich wirklich deiner bemächtiget zu haben, wann er durch eine Legion barbariſcher Wörter die Geſunden krank und die Kranken noch kränker machen kann. Aber, o betrogene Thoren! die Wahrheit läßt euch nicht lange in dieſem ſie ſchimpfenden Irrthume. Es kommen Gelegenheiten, wo ihr ſelbſt erkennet, wie mangelhaft euer Wiſſen ſey; voll tollen Hochmuths beurtheilet ihr alsdann alle menſchliche Erkänntniß nach der eurigen, und ruft wohl gar in einem Tone, welcher alle Sterbliche zu bejammern ſcheinet, aus: Unſer Wiſſen iſt Stückwerk! Nein, glaube mir, mein lieber Anton: der Menſch iſt allerdings einer allgemeinen Erkenntniß fähig. Es leugnen, heißt ein Bekenntniß ſeiner Faulheit, oder ſeines mäßigen Genies ablegen. Wenn ich erwäge, wie viel ich ſchon nach meinen wenigen Jahren verſtehe, ſo werde ich von dieſer Wahrheit noch mehr überzeugt. Lateiniſch, Griechiſch, Hebräiſch, Franzöſiſch, Italieniſch, Engliſch — — das ſind ſechs Sprachen, die ich alle vollkommen beſitze: und bin erſt zwanzig Jahr alt!

Anton. Sachte! Sie haben eine vergeſſen; die deutſche — —

Damis. Es iſt wahr, mein lieber Anton; das ſind alſo ſieben Sprachen: und ich bin erſt zwanzig Jahr alt!

Anton. Pfuy doch, Herr! Sie haben mich, oder Sich ſelbſt zum beſten. Sie werden doch das, daß Sie Deutſch können, nicht zu Ihrer Gelehrſamkeit rechnen? Es war ja mein Ernſt nicht. — —

Damis. Und alſo denkſt du wohl ſelber Deutſch zu können.

Anton. Ich? ich? nicht Deutſch! Es wäre ein verdammter Streich, wenn ich Kalmuckiſch redete, und wüßte es nicht.

Damis. Unter können und können iſt ein Unterſchied. Du kannſt Deutſch, das iſt: du kannſt deine Gedanken mit Tönen ausdrücken, die einem Deutſchen verſtändlich ſind; das iſt, die eben die Gedanken in ihm erwecken, die du bey dir haſt. Du kannſt aber nicht Deutſch; das iſt: du weißt nicht, was in dieſer Sprache gemein oder niedrig, rauh oder annehmlich, undeutlich oder verſtändlich, alt oder gebräuchlich iſt; du weißt ihre Regeln nicht; du haſt keine gelehrte Kenntniß von ihr.

Anton. Was einem die Gelehrten nicht weiß machen wollen! Wenn es nur auf Ihr das iſt ankäme, ich glaube, Sie ſtritten mir wohl gar noch ab, daß ich eſſen könnte.

Damis. Eſſen? Je nun wahrhaftig, wenn ich es genau nehmen will, ſo kannſt du es auch nicht.

Anton. Ich? ich nicht eſſen? Und trinken wohl auch nicht?

Damis. Du kannſt eſſen; das iſt: du kannſt die Speiſen zerſchneiden, in Mund ſtecken, kauen, herunter ſchlucken, und ſo weiter. Du kannſt nicht eſſen, das iſt: du weißt die mechaniſchen Geſetze nicht, nach welchen es geſchiehet; du weißt nicht, welches das Amt einer jeden dabey thätigen Muskel iſt; ob der Digaſtricus oder der Maſſeter, ob der Pterygoideus internus oder externus, ob der Zygomaticus oder der Platysmamyodes, ob — —

Anton. Ach ob, ob! Das einzige Ob, worauf ich ſehe, iſt das, ob mein Magen etwas davon erhält, und ob mirs bekömmt. — — Aber wieder auf die Sprache zu kommen. Glauben Sie wohl, daß ich eine verſtehe, die Sie nicht verſtehen?

Damis. Du, eine Sprache, die ich nicht verſtünde?

Anton. Ja; rathen Sie einmal.

Damis. Kannſt du etwa Koptiſch?

Anton. Koptiſch? Nein, das kann ich nicht.

Damis. Chineſiſch? Malabariſch? Ich wüßte nicht woher.

Anton. Wie Sie herumrathen. Haben Sie meinen Vetter nicht geſehn? Er beſuchte mich vor vierzehn Tagen. Der redte nichts, als dieſe Sprache.

Damis. Der Rabbi, der vor kurzen zu mir kam, war doch wohl nicht dein Vetter?

Anton. Daß ich nicht gar ein Jude wäre! Mein Vetter war ein Wende; ich kann Wendiſch; und das können Sie nicht.

Damis. (nachſinnend) Er hat Recht. — Mein Bedienter ſoll eine Sprache verſtehen, die ich nicht verſtehe? Und noch dazu eine Hauptſprache? Ich erinnere mich, daß ihre Verwandtſchaft mit der Hebräiſchen ſehr groß ſeyn ſoll. Wer weiß, wie viel Stammwörter, die in dieſer verloren ſind, ich in jener entdecken könnte! — — Das Ding fängt mir an im Kopfe herum zu gehen!

Anton. Sehen Sie! — Doch wiſſen Sie was? Wenn Sie mir meinen Lohn verdoppeln, ſo ſollen Sie bald ſo viel davon verſtehen, als ich ſelbſt. Wir wollen fleißig mit einander wendiſch parliren, und — — Kurz, überlegen Sie es. Ich vergeſſe über dem verdammten Plaudern meinen Gang auf den Rathskeller ganz und gar. Ich bin gleich wieder zu ihren Dienſten.

Damis. Bleib jetzt hier; bleib hier.

Anton. Aber Ihr Herr Vater kömmt. Hören Sie? Wir könnten doch nicht weiter reden. (Geht ab)

Damis. Wenn mich doch mein Vater ungeſtört laſſen wollte. Glaubt er denn, daß ich ſo ein Müßiggänger bin, wie er?

Zweyter Auftritt.

Damis. Chryſander.

Chryſander. Immer über den verdammten Büchern! Mein Sohn, zu viel iſt zu viel. Das Vergnügen iſt ſo nöthig, als die Arbeit.

Damis. O Herr Vater, das Studiren iſt mir Vergnügens genug. Wer neben den Wiſſenſchaften noch andere Ergötzungen ſucht, muß die wahre Süßigkeit derſelben noch nicht geſchmeckt haben.

Chryſ. Das ſage nicht! Ich habe in meiner Jugend auch ſtudirt; ich bin bis auf das Mark der Gelehrſamkeit gekommen. Aber daß ich beſtändig über den Büchern gelegen hätte, das iſt nicht wahr. Ich gieng ſpazieren; ich ſpielte; ich beſuchte Geſellſchaften; ich machte Bekanntſchaft mit Frauenzimmern. Was der Vater in der Jugend gethan hat, kann der Sohn auch thun; ſoll der Sohn auch thun. A bove majori diſcat arare minor! wie wir Lateiner reden. Beſonders das Frauenzimmer laß dir, wie wir Lateiner reden, de meliori empfohlen ſeyn! Das ſind Narren, die einen jungen Menſchen vor das Frauenzimmer ärger als vor Skorpionen warnen; die es ihm, wie wir Lateiner reden, cautius ſanguine viperino zu fliehen befehlen. —,

Damis. Cautius ſanguine viperino? Ja, das iſt noch Latein! Aber wie heißt die ganze Stelle?

Cautius timet flavum Tiberim tangere? cur olivum
Sanguine viperino
Cautius vitat? — —

O ich höre ſchon, Herr Vater, Sie haben auch nicht aus der Quelle geſchöpft! Denn ſonſt würden Sie wiſſen, daß Horaz in eben der Ode die Liebe als eine ſehr nachtheilige Leidenſchaft beſchreibt, und das Frauenzimmer — —

Chryſ. Horaz! Horaz! Horaz war ein Italiener, und meynet das italieniſche Frauenzimmer. Ja vor dem italieniſchen warne ich dich auch! das iſt gefährlich! Ich habe einen guten Freund, der in ſeiner Jugend — — Doch ſtill! man muß kein Aergerniß geben. — Das deutſche Frauenzimmer hingegen, o das deutſche! mit dem iſt es ganz anders beſchaffen. — — Ich würde der Mann nicht geworden ſeyn, der ich doch bin, wenn mich das Frauenzimmer nicht vollends zugeſtutzt hätte. Ich dächte, man ſähe mirs an. Du haſt todte Bücher genug geleſen; guck einmal in ein lebendiges!

Damis. Ich erſtaune — —

Chryſ. O du wirſt noch mehr erſtaunen, wann du erſt tiefer hinein ſehen wirſt. Das Frauenzimmer, mußt du wiſſen, iſt für einen jungen Menſchen eine neue Welt, wo man ſo viel anzugaffen, ſo viel zu bewundern findet — —

Damis. Hören Sie mich doch! Ich erſtaune, will ich ſagen, Sie eine Sprache führen zu hören, in der wahrhaftig diejenigen Vorſchriften nicht ausgedrückt waren, die Sie mir mit auf die hohe Schule gaben.

Chryſ. Quae, qualis, quanta! Jetzt und damals! Tempora mutantur, wie wir Lateiner ſagen.

Damis. Tempora mutantur? Ich bitte Sie, legen Sie doch die Vorurtheile des Pöbels ab. Die Zeiten ändern ſich nicht. Denn laſſen Sie uns einmal ſehen: was iſt die Zeit? — —

Chryſ. Schweig! die Zeit iſt ein Ding, das ich mir mit deinem unnützen Geplaudre nicht will verderben laſſen. Meine damaligen Vorſchriften waren nach dem damaligen Maaſſe deiner Erfahrung und deines Verſtandes eingerichtet. Nun aber traue ich dir von beyden ſo viel zu, daß du Ergötzlichkeiten nicht zu Beſchäftigungen machen wirſt. Aus dieſem Grunde rathe ich dir alſo — —.

Damis. Ihre Reden haben einigen Schein der Wahrheit. Allein ich dringe tiefer. Sie werden es gleich ſehen. Der Status Controverſiä iſt — —

Chryſ. Ey, der Status Controverſiä mag meinetwegen in Barbara oder in Celarent ſeyn. Ich bin nicht hergekommen mit dir zu diſputiren, ſondern — —

Damis. Die Kunſtwörter des Diſputirens zu lernen? Wohl! Sie müſſen alſo wiſſen, daß weder Barbara noch Celarent den Statum — —

Chryſ. Ich möchte toll werden! Bleib Er mir, Herr Jasſermater, mit den Poſſen weg, oder — —

Damis. Poſſen? Dieſe ſeltſamen Benennungen ſind zwar Ueberbleibſel der ſcholaſtiſchen Philoſophie, das iſt wahr; aber doch ſolche Ueberbleibſel — —

Chryſ. Ueber die ich die Geduld verlieren werde, wann du mich nicht bald anhörſt. Ich komme in der ernſthafteſten Sache von der Welt zu dir, — — denn was iſt ernſthafter als heyrathen? — — und du — —

Damis. Heyrathen? Des Heyrathens wegen zu mir? zu mir?

Chryſ. Ha! ha! macht dich das aufmerkſam? Alſo auſculta et perpende!

Damis. Auſculta et perpende? auſculta et perpende? Ein glücklicher Einfall —

Chryſ. O, ich habe Einfälle —

Damis. Den ich da bekomme!

Chryſ. Du?

Damis. Ja, ich. Wiſſen Sie, wo ſich dieſes auſculta et perpende herſchreibt? Eben mache ich die Entdeckung: aus dem Homer. O was finde ich nicht alles in meinem Homer!

Chryſ. Du und dein Homer, ihr ſeyd ein Paar Narren!

Damis. Ich und Homer? Homer und ich? wir beyde? Hi! hi! hi! Gewiß, Herr Vater? O ich danke, ich danke. Ich und Homer! Homer und ich! — Aber hören Sie nur: ſo oft Homer — er war wirklich kein Narr, ſo wenig wie ich — ſo oft er, ſag ich, ſeine Helden den Soldaten zur Tapferkeit ermuntern, oder in dem Kriegsrathe eine Berathſchlagung anheben läßt; ſo iſt auch der Anfang ihrer Rede: höret, was ich vortragen werde, und überlegt es! Zum Exempel in der Odyſſee:

Κέκλυτε δή νῦν μευ, Ἰθακήσιοι, ὅ,ττι κεν εἴπω.

Und darauf folgt denn auch oft:

Ὣς ἔφαθ'· οἱ δ' ἄρα τοῦ μάλα μὲν κλύον, ἠδ' ἐπίθοντο.

das iſt: ſo ſprach er, und ſie geborchten dem, was ſie gehöret hatten.

Chryſ. Gehorchten ſie ihm? Nu, das iſt vernünftig! Homer mag doch wohl kein Narr ſeyn. Sieh zu, daß ich von dir auch wiederrufen kann. Denn wieder zur Sache: ich kenne, mein Sohn —

Damis. Einen kleinen Augenblick Geduld, Herr Vater! Ich will mich nur hinſetzen, und dieſe Anmerkung aufſchreiben.

Chryſ. Aufſchreiben? was iſt hier aufzuſchreiben? Wem liegt daran, ob das Sprüchelchen aus dem Homer, oder aus dem Geſangbuche iſt?

Damis. Der gelehrten Welt liegt daran; meiner und Homers Ehre lieget daran! Denn ein halb hundert ſolche Anmerkungen machen einen Philologen. Und ſie iſt neu, muß ich Ihnen ſagen, ſie iſt ganz neu.

Chryſ. So ſchreib ſie ein andermal auf.

Damis. Wann ſie mir aber wieder entfiele? Ich würde untröſtlich ſeyn. Haben Sie wenigſtens die Gütigkeit, mich wieder daran zu erinnern.

Chryſ. Gut, das will ich thun: höre mir nur jetzt zu. Ich kenne, mein Sohn, ein recht allerliebſtes Frauenzimmer; und ich weiß, du kennſt es auch. Hätteſt du wohl Luſt — —

Damis. Ich ſoll ein Frauenzimmer, ein liebenswürdiges Frauenzimmer kennen? O, Herr Vater, wenn das jemand hörte, was würde er von meiner Gelehrſamkeit denken? — — Ich, ein liebenswürdiges Frauenzimmer? — —

Chryſ. Nun wahrhaftig; ich glaube nicht, daß ein Gaſtwirth ſo erſchrecken kann, wenn man ihm Schuld giebt, er kenne den oder jenen Spitzbuben, als du erſchrickſt, weil du ein Frauenzimmer kennen ſollſt. Iſt denn das ein Schimpf?

Damis. Wenigſtens iſt es keine Ehre, beſonders für einen Gelehrten. Mit wem man umgeht, deſſen Sitten nimmt man nach und nach an. Jedes Frauenzimmer iſt eitel, hoffärtig, geſchwätzig, zänkiſch und Zeitlebens kindiſch, es mag ſo alt werden, als es will. Jedes Frauenzimmer weiß kaum, daß es eine Seele hat, um die es unendlich mehr beſorgt ſeyn ſollte, als um den Körper. Sich ankleiden, auskleiden, und wieder anders ankleiden; vor dem Spiegel ſitzen; ſeinen eignen Reitz bewundern; auf ausgekünſtelte Mienen ſinnen; mit neugierigen

Augen müßig an dem Fenſter liegen; unſinnige Romane leſen, und aufs höchſte zum Zeitvertreibe die Nadel zur Hand nehmen: das ſind ſeine Beſchäftigungen; das iſt ſein Leben. Und Sie glauben, daß ein Gelehrter, ohne Nachtheil ſeines guten Namens, ſolche närriſche Geſchöpfe weiter, als ihrer äuſſerlichen Geſtalt nach, kennen dürfe?

Chryſ. Menſch, Menſch! deine Mutter kehret ſich im Grabe um. Bedenke doch, daß ſie auch ein Frauenzimmer war! Bedenke doch, daß die Dinger von Natur nun einmal nicht anders ſind! Ob ſchon, wie wir Lateiner zu reden pflegen, nulla regula ſine exceptione. Und ſo eine Exception iſt ſicherlich das Mädchen, das ich jetzt im Kopfe habe, und das du kennſt. — —

Damis. Nein, nein! ich ſchwöre es Ihnen zu: unſere Muhmen ausgenommen, und Julianen —

Chryſ. Und Julianen? bene! —

Damis. Und ihr Mädchen ausgenommen, kenne ich kein einziges Weibsbild. Ja, der Himmel ſoll mich ſtrafen, wenn ich mir jemals in den Sinn kommen laſſe, mehrere kennen zu lernen!

Chryſ. Je nun, auch das! wie du willſt! Genug, Julianen die kennſt du.

Damis. Leider!

Chryſ. Und eben Juliane iſt es, über die ich deine Gedanken vernehmen möchte. — —

Damis. Ueber Julianen? meine Gedanken über Julianen? O Herr Vater, wenn Sie noch meine Gedanken über Erinnen, oder Corinnen, über Teleſillen oder Praxillen verlangten — —

Chryſ. Schock tauſend! was ſind das für Jllen? Den Augenblick ſchwur er, er kenne kein Frauenzimmer, und nun nennt er ein halb Dutzend Menſcher. —

Damis. Menſcher? Herr Vater!

Chryſ. Ja, Herr Sohn, Menſcher! Die Endung giebts gewiß nicht? Netrix, Lotrix, Meretrix. —

Damis. Himmel, Menſcher! griechiſche berühmte Dichterinnen Menſcher zu nennen! — —

Chryſ. Ja, ja, Dichterinnen! das ſind mir eben die rechten. Lotrix, Meretrix, Poetrix — —

Damis. Poetrix! O wehe, meine Ohren! Poetria müßten Sie ſagen; oder Poetris —

Chryſ. Is oder ix, Herr Buchſtabenkrämer!

Dritter Auftritt.

Chryſander. **Damis.** **Liſette.**

Liſette. Hurtig herunter in die Wohnſtube, Herr Chryſander! Man will Sie ſprechen.

Chryſ. Nun, was für ein Narr muß mich jetzo ſtören? Wer iſt es denn?

Liſette. Soll ich alle Narren kennen?

Chryſ. Was ſagſt du? Du haſt ein unglückliches Maul, Liſette. Einen ehrlichen Mann einen Narren zu ſchimpfen? Denn ein ehrlicher Mann muß es doch ſeyn; was wollte er ſonſt bey mir?

Liſette. Nu, nu; verzeihen Sie immer meinem Maule den Fehler des Ihrigen.

Chryſ. Den Fehler des meinigen?

Liſette. O gehen Sie doch! der ehrliche Mann wartet.

Chryſ. Laß ihn warten. Habe ich doch den Narren nicht kommen heiſſen. — Ich werde gleich wieder da ſeyn, mein Sohn.

Liſette. (bey Seite) Ich muß doch ſehen, ob ich aus dem wunderlichen Einfall meiner Jungfer etwas machen kann.

Vierter Auftritt.

Liſette. **Damis.**

Damis. Nun? geht Liſette nicht mit?

Liſette. Ich bin Ihre gehorſamſte Dienerinn. Wenn Sie befehlen, ſo werde ich gehorchen. Aber nur eines möchte ich erſt wiſſen. Sagen Sie mir, um des Himmels willen, wie können Sie beſtändig ſo allein ſeyn? Was machen Sie denn den ganzen Tag auf Ihrer Studierſtube? Werden Ihnen denn nicht alle Augenblicke zu Stunden?

Damis. Ach, was nutzen die Fragen? Fort! fort!

Liſette. Ueber den Büchern können Sie doch unmöglich die ganze Zeit liegen. Die Bücher, die todten Geſellſchafter!

Nein, ich lebe mir das Lebendige; und das iſt auch Mamſell Julianens Geſchmack. Zwar dann und wann leſen wir auch; einen irrenden Ritter, eine Baniſe, und ſo etwas gutes; aber länger als eine Stunde halten wir es hintereinander nicht aus. Ganze Tage damit zuzubringen, wie Sie, hilf Himmel! in den erſten dreyen wären wir tod. Und vollends nicht ein Wort dabey zu reden, wie Sie; das wäre unſre Hölle. Ein Vorzug des ganzen männlichen Geſchlechts kann es nicht ſeyn, weil ich Mannsperſonen kenne, die ſo flüchtig und noch flüchtiger ſind als wir. Es müſſen nur ſehr wenig groſſe Geiſter dieſe beſondere Gaben beſitzen. — —

Damis. Liſette ſpricht ſo albern eben nicht. Es iſt Schade, daß ein ſo guter Mutterwitz nicht durch die Wiſſenſchaften ausgebeſſert wird.

Liſette. Sie machen mich ſchamroth. Bald dürfte ich mich dafür rächen, und Ihnen die Lobeserhebungen nach einander erzehlen, die Ihnen von der geſtrigen Gartengeſellſchaft gemacht wurden. Doch ich will Ihre Beſcheidenheit nicht beleidigen. Ich weiß, die Gelehrten halten auf dieſe Tugend allzuviel.

Damis. Meine Lobeserhebungen? meine?

Liſette. Ja, ja, die Ihrigen.

Damis. O beſorge Sie nichts, meine liebe Liſette. Ich will ſie als die Lobeserhebungen eines andern betrachten, und ſo kann meine Beſcheidenheit zufrieden ſeyn. Erzehle Sie mir ſie nur. Bloß wegen Ihrer lebhaften und ungekünſtelten Art ſich auszudrücken, wünſche ich ſie zu hören.

Liſette. O meine Art iſt wohl keine von den beſten. Es hat mir ein Lehrmeiſter, wie Sie, gefehlt. Doch ich will Ihrem Befehle gehorchen. Sie wiſſen doch wohl, wer die Herren waren, die geſtern bey Ihrem Herrn Vater im Garten ſchmauſeten?

Damis. Nein, wahrhaftig nicht. Weil ich nicht dabey ſeyn wollte, ſo habe ich mich auch nicht darum bekümmert. Hoffentlich aber werden es Leute geweſen ſeyn, die ſelbſt lobenswürdig ſind, daß man ſich alſo auf ihr Lob etwas einbilden kann.

Liſette. Das ſind ſie ſo ziemlich. Was würde es Ihnen aber verſchlagen, wenn ſie es auch nicht wären? Sie wollen ja Ihre Lobeserhebungen aus Beſcheidenheit als fremde betrachten. Und hängt denn die Wahrheit von dem Munde desjenigen ab, der ſie vorträgt? Hören Sie nur —

Damis. Himmel! ich höre meinen Vater wieder kommen. Um Gottes willen, liebe Liſette, daß er nicht merkt, daß Sie Sich ſo lange bey mir aufgehalten hat. Geh Sie hurtig unterdeſſen in das Kabinet.

Fünfter Auftritt.

Damis. Chryſander.

Chryſ. Der verzweifelte Valer! er hätte mir zu keiner ungelegnern Zeit kommen können. Muß ihn denn der Henker eben heute von Berlin zurück führen? Und muß er ſich denn eben gleich bey Mir anmelden laſſen? Hui daß — — Nein, Herr Valer, damit kommen Sie zu ſpät. — — Nun mein Sohn — (Damis ſteht zerſtreut, als in tiefen Gedanken) Hörſt du, mein Sohn?

Damis. Ich höre; ich höre alles.

Chryſ. Kurz, du merkſt doch, wo ich vorhin hinaus wollte? Einem Klugen ſind drey Worte genug. Sapienti ſat; ſagen wir Lateiner. — Antworte doch —

Damis. (noch immer als in Gedanken) Was iſt da zu antworten? — —

Chryſ. Was da zu antworten iſt? — Das will ich dir ſagen. — Antworte, daß du mich verſtanden; daß dir mein Antrag lieb iſt; daß dir Juliane gefällt; daß du mir in allem gehorchen willſt. — Nun, antworteſt du das? —

Damis. Ich will gleich ſehn — (indem er in der angenommenen Zerſtreuung nach einem Buche greift)

Chryſ. Was kann in dem Buche davon ſtehen? — Antworte aus dem Herzen, und nicht aus dem Buche. — — Ex libro doctus quilibet eſſe poteſt; ſagen wir Lateiner. — —

Damis. (als ob er in dem Buche läſe) Vollkommen recht! Aber nun wie weiter? —

Chryſ. Das weitere giebt ſich, wies Griechiſche. Du ſagſt Ja; Sie ſagt Ja; damit wird Verlöbniß; und bald drauf wird Hochzeit; und alsdenn — — Du wirſt ſchon ſehen, wies alsdann weiter geht. — —

Damis. Wenn nun aber dieſe Vorausſetzung — (immer noch als ob er läſe)

Chryſ. Ey, ich ſetze nichts voraus, was im geringſten zweifelhaft wäre. Juliane iſt eine Wayſe;, ich bin ihr Vormund; ich bin dein Vater; was muß mir angelegner ſeyn, als euch beide glücklich zu machen? Ihr Vater war mein Freund, und war ein ehrlicher Mann, obgleich ein Narr. Er hätte einen bonneten Banquerot machen können; ſeine Gläubiger würden aufs Drittel mit ſich haben akkordiren laſſen; und er war ſo einfältig und bezahlte bis auf den letzten Heller. Wie iſt mir denn? haſt du ihn nicht gekannt?

Damis. Von Perſon nicht. Aber ſeine Lebensumſtände ſind mir ganz wohl bewußt. Ich habe ſie, ich weiß nicht in welcher Biographie, geleſen.

Chryſ. Geleſen? gedruckt geleſen?

Damis. Ja, ja; geleſen. Er ward gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts gebohren, und iſt, etwa vor zwanzig Jahren, als Generalſuperintendent in Pommern geſtorben. In orientaliſchen Sprachen war ſeine vornehmſte Stärke. Allein ſeine Bücher ſind nicht alle gleich gut. Dieſes iſt noch eines von den beſten. Eine beſondere Gewohnheit ſoll der Mann an ſich gehabt haben — —

Chryſ. Von wem ſprichſt denn du?

Damis. Sie fragen mich ja, ob mir der Verfaſſer dieſes Buchs bekannt wäre?

Chryſ. Ich glaube du träumeſt; oder es geht gar noch etwas ärgers in deinem Gehirne vor. Ich frage dich, ob du Julianens Vater noch gekannt haſt?

Damis. Verzeihen Sie mir, wann ich ein wenig zerſtreut geantwortet habe! Ich dachte eben nach, — — warum wohl die Rabbinen — — das Schurek M'lo Pum heiſſen?

Chryſ. Mit dem verdammten Schurek! Gieb doch auf das Acht, was der Vater mit dir ſpricht! — — (er nimmt ihm das Buch aus der Hand) Du haſt ihn alſo nicht gekannt? Ich beſinne mich; es iſt auch nicht wohl möglich. Als er ſtarb, war Juliane noch ſehr jung. Ich nahm ſie gleich nach ſeinem Tode in mein Haus, und Gott ſey Dank! ſie hat viel Wohlthaten hier genoſſen. Sie iſt ſchön, ſie iſt tugendhaft; wem ſollte ich ſie alſo lieber gönnen, als dir? Was meynſt du? — — Antworte doch! Stehſt du nicht da, als wenn du ſchliefeſt! — —

Damis. Ja, ja, Herr Vater. Nur eins iſt noch dabey zu erwägen. — —

Chryſ. Du haſt recht; freylich iſt noch eins dabey zu erwägen: ob du dich nehmlich geſchickt befindeſt, bald ein öffentliches Amt anzunehmen, weil doch — —

Damis. Wie? geſchickt? geſchickt? Sie zweifeln alſo an meiner Geſchicklichkeit? — Wie unglücklich bin ich, daß ich Ihnen nicht ſogleich die unwiderſprechlichſten Beweiſe geben kann! Doch es ſoll noch dieſen Abend geſchehen. Glauben Sie mir, noch dieſen Abend. — — Die verdammte Poſt! Ich weiß auch nicht, wo ſie bleibt.

Chryſ. Beruhige dich nur, mein Sohn. Die Frage geſchahe eben aus keinem Mißtrauen, ſondern bloß weil ich glaube, es ſchicke ſich nicht, eher zu heyrathen, als bis man ein Amt hat; ſo wie es ſich, ſollte ich meynen, auch nicht wohl ſchickt, eher ein Amt anzunehmen, als bis man weiß, woher man die Frau bekommen will.

Damis. Ach, was heyrathen? was Frau? Erlauben Sie mir, daß ich Sie allein laſſe. Ich muß ihn gleich wieder auf die Poſt ſchicken. Anton! Anton! Doch es iſt mit dem Schlingel nichts anzufangen; ich muß nur ſelbſt gehen.

Sechſter Auftritt.

Anton. Chryſander.

Anton. Rufte mich nicht Herr Damis? Wo iſt er? was ſoll ich?

Chryſ. Ich weiß nicht, was ihm im Kopfe ſteckt. Er ruft dich; er will dich auf die Poſt ſchicken; er beſinnt ſich, daß mit dir Schlingel nichts anzufangen iſt, und geht ſelber. Sage mir nur; willſt du Zeitlebens ein Eſel bleiben?

Anton. Gemach, Herr Chryſander! ich nehme an den Thorheiten Ihres Sohnes keinen Theil. Mehr als zwölfmal habe ich ihm heute ſchon auf die Poſt lauffen müſſen. Er verlangt Briefe von Berlin. Iſt es meine Schuld, daß ſie nicht kommen?

Chryſ. Der wunderliche Heilige! Du biſt aber nun ſchon ſo lange um ihn; ſollteſt du nicht ſein Gemüth, ſeine Art zu denken ein wenig kennen?

Anton. Ha! ha! das kömmt darauf hinaus, was wir Gelehrten die Kenntniß der Gemüther nennen! Darinn bin ich Meiſter; bey meiner Ehre! Ich darf nur ein Wort mit einem reden; ich darf ihn nur anſehen: huſch habe ich den ganzen Menſchen weg! Ich weiß ſogleich, ob er vernünftig, oder eigenſinnig, ob er freygebig, oder ein Knicker — —

Chryſ. Ich glaube gar, du zeigſt auf mich?

Anton. O kehren Sie Sich an meine Hände nicht! — — Ob er — —

Chryſ. Du ſollſt deine Kunſt gleich zeigen! Ich habe meinem Sohne eine Heyrath vorgeſchlagen: nun ſage einmal, wenn du ihn kennſt, was wird er thun?

Anton. Ihr Herr Sohn? Herr Damis? Verzeihen Sie mir, bey dem geht meine Kunſt, meine ſonſt ſo wohl verſuchte Kunſt, betteln.

Chryſ. Nu, Schurke, ſo geh mit, und prahle nicht!

Anton. Die Gemüthsart eines jungen Gelehrten kennen wollen, und etwas daraus ſchlieſſen wollen, iſt unmöglich; und was unmöglich iſt, Herr Chryſander — — das iſt unmöglich.

Chryſ. Und wie ſo?

Anton. Weil er gar keine hat.

Chryſ. Gar keine?

Anton. Nein, nicht gar keine; ſondern alle Augenblicke eine andre. Die Bücher, und die Exempel, die er lieſt, ſind die Winde, nach welchen ſich der Wetterhahn ſeiner Gedanken richtet. Nur bey dem Kapitel vom Heyrathen ſtehen zu bleiben, weil das einmal auf dem Tapete iſt, ſo beſinne ich mich, daß — — Denn vor allen Dingen müſſen Sie wiſſen, daß Herr Damis nie etwas vor mir verborgen hat. Ich bin von je her ſein Vertrauter geweſen, und von je her der, mit dem er ſich immer am liebſten abgegeben hat. Ganze Tage, ganze Nächte haben wir manchmal auf der Univerſität mit einander diſputirt. Und ich weiß nicht, er muß doch ſo etwas an mir finden; etwa eine Eigenſchaft, die er an andern nicht findet —

Chryſ. Ich will dir ſagen, was das für eine Eigenſchaft iſt: deine Dummheit! Es ergötzt ihn, wenn er ſieht, daß er gelehrter iſt als du. Biſt du nun vollends ein Schalk, und widerſprichſt ihm nicht, und lobſt ihn ins Geſicht, und bewunderſt ihn — —

Anton. Je verflucht! da verrathen Sie mir ja meine ganze Politik! Wie ſchlau ein alter Kaufmann nicht iſt!

Chryſ. Aber vergiß das Hauptwerk nicht! Vom Heyrathen — —

Anton. Ja darüber hat er ſchon Teufelsgrillen im Kopfe gehabt. Zum Exempel; ich weiß die Zeit, da er gar nicht heyrathen wollte.

Chryſ. Gar nicht? ſo muß Ich noch heyrathen. Ich werde doch meinen Namen nicht untergehen laſſen? Der Böſewicht! Aber warum denn nicht?

Anton. Darum; weil es einmal Gelehrte gegeben hat, die geglaubt haben, der eheloſe Stand ſey für einen Gelehrten der ſchicklichſte. Gott weiß, ob dieſe Herren allzu geiſtlich oder allzu fleiſchlich ſind geſinnt geweſen! Als ein künftiger Hageſtolz hatte er ſich auch ſchon auf verſchiedene ſinnreiche Entſchuldigungen gefaßt gemacht. —

Chryſ. Auf Entſchuldigungen? Kann ſich ſo ein ruchloſer Menſch, der dieſes heilige Sakrament — — Denn im Vorbeygehen zu ſagen, ich bin mit unſern Theologen gar nicht zufrieden, daß ſie den Eheſtand für kein Sakrament wollen gelten laſſen — — der, ſage ich, dieſes heilige Sakrament verachtet, kann ſich der noch unterſtehen, ſeine Gottloſigkeit zu entſchuldigen? Aber, Kerl, ich glaube, du machſt mir etwas weiß; denn nur vorhin ſchien er ja meinen Vorſchlag zu billigen.

Anton. Das iſt unmöglich richtig zugegangen. Wie ſtellte er ſich dabey an? Laſſen Sie ſehen: ſtand er etwa da, als wenn er vor den Kopf geſchlagen wäre? ſahe er etwa ſteif auf die Erde? legte er etwa die Hand an die Stirne? griff er etwa nach einem Buche, als wenn er darinn leſen wollte? ließ er Sie etwa ungeſtört fort reden?

Chryſ. Getroffen! du mahlſt ihn, als ob du ihn geſehen hätteſt.

Anton. O da ſieht es windig aus! Wann er es ſo macht, will er haben, daß man ihn für zerſtreut halten ſoll. Ich kenne ſeine Mucken. Er hört alsdenn alles, was man ihm ſagt; allein die Leute ſollen glauben, er habe es vor vielem Nachſinnen nicht gehört. Er antwortet zuweilen auch; wenn man ihm aber ſeine Antwort wieder vorlegt, ſo wird er nimmermehr zugeſtehen, daß ſie auf das gegangen ſey, was man von ihm hat wiſſen wollen.

Chryſ. Nun, wer noch nicht geſtehen will, daß zu viel Gelehrſamkeit den Kopf verwirre, der verdient es ſelber zu erfahren. Gott ſey Dank, daß ich in meiner Jugend gleich das rechte Maaß zu treffen wußte! Omne nimium vertitur in vitulum: ſagen wir Lateiner ſehr ſpaßhaft. — — Aber Gott ſey dem Böſewichte gnädig, wann er auf dem Vorſatze verharret! Wann er behauptet, es ſey nicht nöthig zu heyrathen und Kinder zu zeugen, will er mir damit nicht zu verſtehn geben, es ſey auch nicht nöthig geweſen, daß ich ihn gezeugt habe? Der undankbare Sohn!

Anton. Es iſt wahr, kein größrer Undank kann unter der Sonne ſeyn, als wenn ein Sohn die viele Mühe nicht erkennen will, die ſein Vater hat über ſich nehmen müſſen, um ihn in die Welt zu ſetzen.

Chryſ. Nein; gewiß, an mir ſoll der heilige Eheſtand ſeinen Vertheidiger finden!

Anton. Der Wille iſt gut; aber lauter ſolche Vertheidiger würden die Konſumtionsacciſe ziemlich geringe machen.

Chryſ. Wie ſo?

Anton. Bedenken Sie es ſelbſt! drey Weiber, und von der dritten kaum einen Sohn.

Chryſ. Kaum? was willſt du mit dem kaum ſagen, Schlingel?

Anton. Huy, daß Sie etwas ſchlimmers darunter verſtehn, als ich.

Chryſ. Zwar im Vertrauen, Anton; wenn die Weiber vor zwanzig Jahren ſo geweſen wären, wie die Weiber jetzo ſind, ich würde auf wunderbare Gedanken gerathen. Er hat gar zu wenig von mir! Doch die Weiber vor zwanzig Jahren waren ſo frech noch nicht, wie die jetzigen; ſo treulos noch nicht, wie ſie heut zu Tage ſind; ſo lüſtern noch nicht — —

Anton. Iſt das gewiß? Nun wahrhaftig, ſo hat man meiner Mutter Unrecht gethan, die vor 33 Jahren von ihrem Manne, der mein Vater nicht ſeyn wollte, geſchieden wurde! Doch das iſt ein Punkt, woran ich nicht gern denke. Die Grillen Ihres Herrn Sohns ſind luſtiger.

Chryſ. Aergerlicher, ſprich! Aber ſage mir, was waren denn ſeine Entſchuldigungen?

Anton. Seine Entſchuldigungen waren Einfälle, die auf ſeinem Miſte nicht gewachſen waren. Er ſagte zum Exempel, ſo lange er unter 40 Jahren ſey, und ihn jemand um die Urſache fragen würde, warum er nicht heyrathe, wolle er antworten: er ſey zum Heyrathen noch zu jung; wäre er aber über 40 Jahr, ſo wolle er ſprechen: nunmehr ſey er zum Heyrathen zu alt. Ich weiß nicht, wie der Gelehrte hieß, der auch ſo ſoll geſagt haben. — — Ein anderer Vorwand war der: er heyrathete deswegen nicht, weil er alle Tage Willens wäre, ein Mönch zu werden; und würde deswegen kein Mönch, weil er alle Tage gedächte zu heyrathen.

Chryſ. Was? nun will er auch gar ein Mönch werden? Da ſieht man, wohin ſo ein böſes Gemüth, das keine Ehrfurcht für den heiligen Eheſtand hat, verfallen kann! Das hätte ich nimmermehr in meinem Sohne geſucht!

Anton. Sorgen Sie nicht! bey Ihrem Sohne iſt alles nur ein Uebergang. Er hatte den Einfall in der Lebensbeſchreibung eines Gelehrten geleſen; er hatte Geſchmack daran gefunden, und ſogleich beſchloſſen, ihn bey Gelegenheit als den ſeinen anzubringen. Bald aber ward die Grille von einer andern verjagt, ſo wie etwann, ſo wie etwann — — Schade, daß ich kein Gleichniß dazu finden kann! Kurz, ſie ward verjagt. Er wollte nunmehr heyrathen, und zwar einen rechten Teufel von einer Frau.

Chryſ. Wenn doch den Einfall mehr Narren haben wollten, damit andre ehrliche Männer mit böſen Weibern verſchont blieben.

Anton. Ja, meynte er; es würde doch hübſch klingen, wenn es einmal von ihm heiſſen könnte: unter die Zahl der Gelehrten, welche der Himmel mit böſen Weibern geſtraft hat, gehöret auch der berühmte Damis; gleichwohl kann ſich die gelehrte Welt nicht über ihn beklagen, daß ihn dieſes Hauskreuz nur im geringſten abgehalten hätte, ihr mit unzählbaren gelehrten Schriften zu dienen.

Chryſ. Mit Schriften! ja, die mir am theuerſten zu ſtehen kommen. Was für Rechnungen habe ich nicht ſchon an die Buchdrucker bezahlen müſſen! Der Böſewicht!

Anton. Geduld! er hat auch erſt angefangen zu ſchreiben! Es wird ſchon beſſer kommen.

Chryſ. Beſſer? vielleicht damit man ihn endlich einmal auch unter die zehlen kann, die ihren Vater arm geſchrieben haben!

Anton. Warum nicht? wenn es ihm Ehre brächte — —

Chryſ. Die verdammte Ehre!

Anton. Um die thut ein junger Gelehrter alles! Wann es auch nach ſeinem Tode heiſſen ſollte: unter diejenigen Gelehrten die zum Teufel gefahren ſind, gehört auch der berühmte Damis! was ſchadet das? Genug, er heißt gelehrt; er heißt berühmt — —

Chryſ. Kerl, du erſchreckſt mich! Aber du, der du weit älter biſt als er, kannſt du ihn nicht dann und wann zurechte weiſen? — —

Anton. O, Herr Chryſander! Sie wiſſen wohl, daß ich keinen Gehalt als Hofmeiſter bekomme. Und dazu meine Dummheit — —

Chryſ. Ja, die du annimmſt, um ihn deſto dümmer zu machen.

Anton. (bey Seite) St! der kennt mich. — Aber glauben Sie, daß es ihm mit der böſen Frau ein Ernſt war? nichts weniger! Eine Stunde darauf wollte er ſich eine gelehrte Frau ausſuchen.

Chryſ. Nun, das wäre doch noch etwas kluges!

Anton. Etwas kluges? Nach meiner unvorgreifflichen Meynung iſt es gleich der dümmſte Einfall, den er hat haben können. Eine gelehrte Frau! bedenken Sie doch! eine gelehrte Frau; eine Frau wie ihr Herr Sohn! Zittern und Entſetzen möchte einem ehrlichen Kerl ankommen. Wahrhaftig! ehe ich mir eine Gelehrte aufhängen ließ — —

Chryſ. Narre, Narre! ſie gehen unter andern Leuten, als du biſt, reiſſend weg. Wann ihrer nur viel wären, wer weiß, ob ich mir nicht ſelbſt eine wählte.

Anton. Kennen Sie Karlinen?

Chryſ. Karlinen? Nein.

Anton. Meinen ehemaligen Kameraden? meinen guten Freund? kennen Sie den nicht?

Chryſ. Nein doch, nein.

Anton. Er trug ein hechtgraues Kleid, mit rothen Aufſchlägen, und auf ſeiner Sonntags Montur rothe und blaue Achſelbänder. Sie müſſen ihn bey mir geſehen haben. Er hatte eine etwas lange Naſe. Sie war ein Erbſtück; denn er wollte aus der Geſchichte wiſſen, daß ſchon ſein Ururältervater, der ehedem einem gewiſſen Turnier, als Stallknecht beygewohnt, eine eben ſo lange gehabt habe. Sein einziger Fehler war, daß er etwas krumme Beine hatte. Beſinnen Sie Sich nun?

Chryſ. Soll ich denn alle das Lumpengeſindel kennen, das du kennſt? Und was willſt du denn mit ihm?

Anton. Sie kennen ihn alſo im Ernſte nicht? O! da kennen Sie einen ſehr groſſen Geiſt weniger. Ich will Sie zu ſeiner Bekanntſchaft verhelfen; ich gelte etwas bey ihm.

Chryſ. Ich glaube, du ſchwärmſt manchmal ſo gut, als mein Sohn. Wie kömmſt du denn auf die Poſſen?

Anton. Eben der Karlin, will ich ſagen — — O! es iſt ärgerlich, daß Sie ihn nicht kennen — — Eben der Karlin, ſage ich, hat einmal bey einem Herrn gedient, der eine gelehrte Frau hatte. Der verzweifelte Vogel! — — er ſah gut aus, und wie nun der Appetit ſich nach dem Stande nicht richtet — — kurz, er mußte ſie näher gekannt haben. Wo hätte er ſonſt ſo viel Verſtand her? Endlich merkte es auch ſein Herr, daß er bey der Frau in die Schule gieng. Er bekam ſeinen Abſchied, ehe er ſichs verſah. Die arme Frau!

Chryſ. Ach ſchweig! ich mag weder deine noch meines Sohnes Grillen länger mit anhören.

Anton. Noch eine hören Sie; und zwar die, welche zuletzt ſeine Leibgrille ward: er wollte mehr als eine Frau heyrathen.

Chryſ. Aber eine nach der andern.

Anton. Nein, wenigſtens ein halb Dutzend auf einmal. Der Bibel, der Obrigkeit und dem Gebrauche zum Trutze! Er las damals gleich ein Buch — —

Chryſ. Die verdammten Bücher! Kurz, ich will nicht weiter hören. Es ſoll ihm ſchon vergehen, mehr als eine zu nehmen, wenn er nur erſt die genommen hat, die ich jetzt für ihn im Kopfe habe. Und was meyneſt du wohl, Anton? quid putas? wie wir Lateiner reden; wird ers thun?

Anton. Vielleicht; vielleicht nicht. Wenn ich wüßte was er für ein Buch zuletzt geleſen hätte, und wenn ich dieſes Buch ſelbſt leſen könnte, und wenn — —

Chryſ. Ich ſehe ſchon, ich werde deine Hülfe nöthig haben. Du biſt zwar ein Gauner, aber ich weiß auch, man kömmt jetzt mit Betriegern weiter, als mit ehrlichen Leuten.

Anton. Ey, Herr Chryſander, für was halten Sie mich?

Chryſ. Ohne Komplimente, Herr Anton! Ich verſpreche dir eine Belohnung, die deinen Verdienſten gemäß ſeyn ſoll, wenn du meinen Sohn quovis modo, wie wir Lateiner reden, durch Wahrheiten oder durch Lügen, durch Ernſt oder Schraubereyen, vel sic vel aliter, wie wir Lateiner reden, Julianen zu heyrathen bereden kannſt.

Anton. Wen? Julianen?

Chryſ. Julianen; illam ipſam.

Anton. Unſere Mamſell Juliane? Ihr Mündel? Ihre Pflegetochter?

Chryſ. Kennſt du eine andre?

Anton. Das iſt unmöglich, oder das, was ich von ihr gehört habe, muß nicht wahr ſeyn.

Chryſ. Gehört? ſo? haſt du etwas von ihr gehört? doch wohl nichts böſes?

Anton. Nichts gutes war es freylich nicht.

Chryſ. Ey! ich habe auf das Mädchen ſo große Stücken gehalten. Sie wird doch nicht etwa mit einem jungen Kerl — — he?

Anton. Wann es nichts mehr wäre! ſo ein klein Fehlerchen entſchuldigt die Mode. Aber, es iſt noch etwas weit ärgers für eine gute Jungfer, die gerne nicht länger Jungfer ſeyn möchte.

Chryſ. Noch etwas weit ärgers? ich verſteh dich nicht.

Anton. Und Sie ſind gleichwohl ein Kaufmann?

Chryſ. Noch etwas weit ärgers? Ich habe immer geglaubt, Eingezogenheit und gute Sitten wären das Vornehmſte — —

Anton. Nicht mehr! nicht mehr! vor zwanzig Jahren wohl, wie Sie vorher ſelbſt weislich erinnerten.

Chryſ. Nun ſo erkläre dich deutlicher. Ich habe nicht Luſt deine närriſchen Gedanken zu errathen.

Anton. Und nichts iſt doch leichter. Mit einem Worte: ſie ſoll kein Geld haben. Man hat mir geſagt, in Anſehung ihres Vaters, der Ihr guter Freund geweſen wäre, hätten Sie Julianen, von ihrem neunten Jahre an, zu Sich genommen, und aus Barmherzigkeit erzogen.

Chryſ. Da hat man dir nun wohl keine Lügen geſagt; gleichwohl aber ſoll ſie doch kein andrer haben, als mein Sohn, wann nur er — — Denn ſieh, Anton, ich muß dir das ganze Räthſel erklären. — Es liegt nur an mir, Julianen in kurzer Zeit reich zu machen.

Anton. Ja, durch Ihr eigen Geld; und auf dieſe Art könnten Sie auch mich wohl reich machen. Wollen Sie ſo gut ſeyn?

Chryſ. Nein, nicht durch mein eigen Geld. — Kannſt du ſchweigen?

Anton. Verſuchen Sie es.

Chryſ. Höre alſo; mit Julianens Vermögen ſteht es ſo: ihr Vater kam durch einen Proceß, den er endlich doch mußte liegen laſſen, kurz vor ſeinem Tode, um alle das Seine. Jetzt nun iſt mir ein gewiſſes Dokument in die Hände gefallen, das er lange vergebens ſuchte, und das dem ganzen Handel ein ander Anſehen giebt. Es kömmt nur darauf an, daß ich ſo viel Geld hergebe, den Proceß wieder anzufangen. Das Dokument ſelbſt habe ich bereits an meinen Advokaten nach Dresden geſchickt. — —

Anton. Gott ſey Dank, daß Sie wieder zum Kaufmanne werden! Vorhin hätte ich bald nicht gewußt, was ich aus Ihnen machen ſollte. — — Aber Julianens Einwilligung haben Sie doch ſchon?

Chryſ. O! das gute Kind will mir, wie es ſpricht, in allen gehorchen. Unterdeſſen hat ſich doch ſchon Valer auf ſie geſpitzt. Er hat mir vor einiger Zeit auch ſeine Gedanken deshalb eröfnet. Ehe ich das Dokument bekam — —

Anton. Ja, da war uns an Julianen ſo viel nicht gelegen. Sie machten ihm alſo Hofnung?

Chryſ. Freylich! Er iſt heute von Berlin wieder zurück gekommen, und hat ſich auch ſchon bey mir melden laſſen. Ich beſorge, ich beſorge — — Doch wenn mein Sohn nur will — — Und dieſen, Anton, du verſteheſt mich — — Ein Narr iſt auf viel Seiten zu faſſen; und ein Mann, wie du, kann auf viel Seiten faſſen. — Du wirſt ſehen, daß ich erkenntlich bin.

Anton. Und Sie, daß ich ganz zu Ihren Dienſten bin, zumal wenn mich die Erkenntlichkeit zuerſt heraus fordert, und —

Siebender Auftritt.

Anton. Chryſander. Juliane.

Juliane. Kommen Sie doch, Herr Chryſander, kommen Sie doch hurtig herunter. Herr Valer iſt ſchon da, Ihnen ſeine Aufwartung zu machen.

Chryſ. Thut Sie doch ganz fröhlich, mein Jüngferchen!

Anton. (ſachte zu Chryſandern) Hm! daß Valer ſchon den Vogel gefangen hat.

Chryſ. Das wäre mir gelegen.

(Anton und Chryſander gehen ab)

Achter Auftritt.

Juliane. Liſette.

Liſette. (guckt aus dem Kabinet) Bſt! bſt! bſt!

Juliane. Nun, wem gilt das? Liſette? biſt dus? Was machſt du denn hier?

Liſette. Ja, das werden Sie wohl nimmermehr glauben, daß ich und Damis ſchon ſo weit mit einander gekommen ſind, daß er mich verſtecken muß. Schon kann ich ihn um einen Finger wickeln! Noch eine Unterredung, wie vorhin, ſo habe ich ihn im Sacke.

Juliane. Und alſo hätte ich wohl, in allem Scherze, einen recht guten Einfall gehabt? Wollte doch der Himmel, daß die Verbindung, die ſein Vater zwiſchen uns — —

Liſette. Ach, ſein Vater! der Schalk, der Geizhals! Jetzt habe ich ihn kennen lernen.

Juliane. Was giebſt du ihm für Titel? Seine Gütigkeit iſt nur gar zu groß. Seine Wohlthaten vollkommen zu machen, trägt er mir die Hand ſeines Sohnes, und mit ihr ſein ganzes Vermögen an. Aber wie unglücklich bin ich dabey! — Dankbarkeit und Liebe, Liebe gegen den Valer, und Dankbarkeit —

Liſette. Noch vor einer Minute war ich in eben dem Irrthume. Aber glauben Sie mir nur, ich weiß es nunmehr aus ſeinem Munde: nicht aus Freundſchaft für Sie, ſondern aus Freundſchaft für Ihr Vermögen, will er dieſe Verbindung treffen.

Juliane. Für mein Vermögen? Du ſchwärmſt. Was habe ich denn, das ich nicht von ihm hätte?

Liſette. Kommen Sie, kommen Sie. Hier iſt der Ort nicht, viel zu ſchwatzen. Ich will Ihnen alles erzehlen, was ich gehört habe.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Liſette. Valer. Juliane.

Liſette (noch innerhalb der Scene) Nur hier herein; Damis iſt ausgegangen. Sie können hier ſchon ein Wörtchen miteinander im Vertrauen reden.

Juliane. Ja, Valer: mein Entſchluß iſt gefaßt. Ich bin ihm zu viel ſchuldig: er hat durch ſeine Wohlthaten das größte Recht über mich erhalten. Es koſte mir was es wolle; ich muß die Heirath eingehen, weil es Chryſander verlangt. Oder ſoll ich etwa die Dankbarkeit der Liebe aufopfern? Sie ſind ſelbſt tugendhaft, Valer, und Ihr Umgang hat mich edler denken gelehrt. Mich Ihrer werth zu zeigen, muß ich meine Pflicht, auch mit dem Verluſte meines Glückes, erfüllen.

Liſette. Eine wunderbare Moral! wahrhaftig!

Valer. Aber wo bleiben Verſprechung, Schwur, Treue? Iſt es erlaubt, um eine eingebildete Pflicht zu erfüllen, einer andern, die uns wirklich verbindet, entgegen zu handeln?

Juliane. Ach Valer, Sie wiſſen es beſſer, was zu ſolchen Verſprechungen gehört. Mißbrauchen Sie meine Schwäche nicht. Die Einwilligung meines Vaters war nicht dabey.

Valer. Was für eines Vaters? — —

Juliane. Desjenigen, dem ich für ſeine Wohlthaten dieſe Benennung ſchuldig bin. Oder halten Sie es für keine Wohlthaten, der Armuth und allen ihren unſeligen Folgen entriſſen zu werden? Ach Valer, ich würde Ihr Herz nicht beſitzen, hätte nicht Chryſanders Sorgfalt mich zur Tugend und Anſtändigkeit bilden laſſen.

Valer. Wohlthaten hören auf Wohlthaten zu ſeyn, wenn man ſucht, ſich für ſie bezahlt zu machen. Und was thut Chryſander anders, da er Sie, allzugewiſſenhafte Juliane, nur deswegen mit ſeinem Sohne verbinden will, weil er ein Mittel ſieht, Ihnen wieder zu dem größten Theile Ihres väterlichen Vermögens zu verhelfen?

Juliane. Fußen Sie doch auf eine ſo wunderbare Nachricht nicht. Wer weiß, was Liſette gehört hat?

Liſette. Nichts, als was ſich vollkommen mit ſeiner übrigen Aufführung reimt. Ein Mann, der ſeine Wohlthaten ſchon ausposaunet, der ſie einem jeden auf den Fingern vorzurechnen weiß, ſucht etwas mehr, als das bloſſe Gotteslohn. Und wäre es etwa die erſte Thräne, die Ihnen aus Verdruß, von einem ſo eigennützig freygebigen Manne abzuhangen, entfahren iſt?

Valer. Liſette hat Recht! — — Aber ich empfinde es leider; Juliane liebt mich nicht mehr.

Juliane. Sie liebt Sie nicht mehr? Dieſer Verdacht fehlte noch, ihren Kummer vollkommen zu machen. Wann Sie wüßten, wie viel es ihr, gegen die Rathſchläge der Liebe taub zu ſeyn, koſte: wann Sie wüßten, Valer, — — ach, die mißtrauiſchen Mannsperſonen!

Valer. Legen Sie die Furcht eines Liebhabers, deſſen ganzes Glück auf dem Spiele ſteht, nicht falſch aus. Sie lieben mich alſo noch? und wollen ſich einem andern überlaſſen?

Juliane. Ich will? Könnten Sie mich empfindlicher martern? Ich will? — — Sagen Sie: ich muß.

Valer. Sie müſſen? — — Noch iſt nie ein Herz gezwungen worden, als dasjenige, dem es lieb iſt, den Zwang zu ſeiner Entſchuldigung machen zu können — —

Juliane. Ihre Vorwürfe ſind ſo fein, ſo fein, daß ich Sie vor Verdruß verlaſſen werde.

Valer. Bleiben Sie, Juliane; und ſagen Sie mir wenigſtens, was ich dabey thun ſoll?

Juliane. Was ich thue; dem Schickſale nachgeben.

Valer. Ach, laſſen Sie das unſchuldige Schickſal aus dem Spiele!

Juliane. Das unſchuldige? und ich werde alſo wohl die Schuldige ſeyn? Halten Sie mich nicht länger — —

Liſette. Wann ich mich nun nicht bald darzwiſchen lege, ſo werden ſie ſich vor lauter Liebe zanken. — Was Sie thun ſollen, Herr Valer? eine groſſe Frage! Himmel und Hölle rege machen, damit die gute Jungfer nicht muß! Den Vater auf andre Gedanken bringen; den Sohn auf Ihre Seite ziehen. — — Mit dem Sohne zwar hat es gute Wege; den überlaſſen Sie nur mir. Der gute Damis! Ich bin ohne Zweifel das erſte Mädchen, das ihm ſchmeichelt, und hoffe dadurch auch das erſte zu werden, das von ihm geſchmeichelt wird. Wahrhaftig; er iſt ſo eitel, und ich bin ſo geſchickt, daß ich mich wohl noch zu ſeiner Frau an ihm loben wollte, wann der verzweifelte Vater nicht wäre! — — Sehen Sie, Herr Valer, der Einfall iſt von Mamſell Julianen! Erfinden Sie nun eine Schlinge für den Vater — —

Juliane. Was ſagſt du, Liſette? von mir? O Valer, glauben Sie ſolch raſendes Zeug nicht! Habe ich dir etwas anders befohlen, als ihm einen ſchlechten Begriff von mir beyzubringen?

Liſette. Ja, recht; einen ſchlechten von Ihnen — und wenn es möglich wäre, einen deſto beſſern von mir.

Juliane. Nein, es iſt mit euch nicht auszuhalten — —

Valer. Erklären Sie wenigſtens, liebſte Juliane — —

Juliane. Erklären? und was? Vielleicht, daß ich Ihnen in die Arme rennen will, und wann ich auch alle Tugenden beleidigen ſollte? daß ich mich mit einer Begierde, mit einem Eifer die Ihrige zu werden bemühen will, die mich in Ihren Augen nothwendig einmal verächtlich machen müſſen? Nein, Valer — —

Liſette. Hören Sie denn nicht, daß ſie uns gern freye Hand laſſen will? Sie macht es wie die ſchöne Aſpaſia — — oder wie hieß die Prinzeßin in dem dicken Romane? Zwey Ritter machten auf ſie Anſpruch. Schlagt euch mit einander, ſagte die ſchöne Aſpaſia; wer den andern überwindet, ſoll mich haben. Gleichwohl aber war ſie dem Ritter in der blauen Rüſtung günſtiger, als dem andern — —

Juliane. Ach, die Närrinn, mit ihrem blauen Ritter — — (reißt ſich loß und geht ab)

Zweyter Auftritt.

Liſette. Valer.

Liſette. Ha! ha! ha!

Valer. Mir iſt nicht lächerlich, Liſette.

Liſette. Nicht? Ha! ha! ha!

Valer. Ich glaube, du lachſt mich aus?

Liſette. O ſo lachen Sie mit! Oder ich muß noch einmal darüber lachen, daß Sie nicht lachen wollen. Ha! ha! ha!

Valer. Ich möchte verzweifeln! In der Ungewißheit, ob ſie mich noch liebt —

Liſette. Ungewißheit? Sind denn alle Mannsperſonen ſo ſchwer zu überreden? Werden ſie denn alle zu ſolchen ängſtlichen Zweiflern, ſobald ſie die Liebe ein wenig erhitzt? Laſſen Sie Ihre Grillen fahren, Herr Valer, oder ich lache aufs neue.

Spannen Sie vielmehr Ihren Verſtand an, etwas auszuſinnen, um den alten Chryſander — —

Valer. Chryſander traut mir nicht, und kann mir nicht trauen. Er kennt meine Neigung zu Julianen. Alle mein Zureden würde umſonſt ſeyn; er würde den Eigennutz, die Quelle davon, gar bald entdecken. Und wenn ich auch eine völlige Anwerbung thun wollte; was würde es helfen? Er iſt deutſch genung, mir gerade ins Geſicht zu ſagen, daß ich ſeinem Sohne hier nachſtehen müſſe, welcher wegen der Wohlthaten des Vaters das größte Recht auf Julianen habe. — — Was ſoll ich alſo anfangen?

Liſette. Mit den wunderlichen Leuten, die nur überall den ebenen Weg gehen wollen! Hören Sie was mir eingefallen iſt. Das Dokument, oder wie der Quark heißt, iſt das einzige was Chryſandern zu dieſer Heyrath Luſt macht, ſo daß er es ſchon an ſeinen Advokaten geſchickt hat. Wie wenn man von dieſem Advokaten einen Brief unterſchieben könnte, in welchem — — in welchem — —

Valer. In welchem er ihm die Gültigkeit des Dokuments verdächtig machte; willſt du ſagen? der Einfall iſt ſo unrecht nicht! Aber — wenn ihm nun einmal der Advokate ganz das Gegentheil ſchreibt, ſo iſt ja unſer Betrug am Tage.

Liſette. Was für ein Einwurf! Freylich müſſen Sie ihn ſtimmen. Es iſt von je her gebräuchlich geweſen, daß es ſich ein Liebhaber etwas muß koſten laſſen.

Valer. Wenn nun aber der Advokat ehrlich iſt?

Liſette. Thun Sie doch, als ob Sie ſeit vier Wochen erſt in der Welt wären. Wie die Geſchenke, ſo iſt der Advokat. Kommen gar keine, ſo iſt der niederträchtigſte Betrieger der redlichſte Mann. Kommen welche, aber nur kleine, ſo hält das Gewiſſen noch ſo ziemlich das Gleichgewicht. Es ſteigen alsdenn wohl Verſuchungen bey ihm auf; allein die kleinſte Betrachtung ſchlägt ſie wieder nieder. Kommen aber nur recht anſehnliche, ſo iſt gar bald der ehrlichſte Advokat nicht mehr der ehrlichſte. Er legt die Ehrlichkeit mit den geſchenkten Goldſtücken in den Schatz, wo jene eher zu roſten anfängt, als dieſe. Ich kenne die Herren!

Valer. Dein Urtheil iſt zu allgemein. Nicht alle Perſonen von einerley Stande ſind auf einerley Art geſinnet. Ich kenne verſchiedne alte rechtſchaffne Sachwalter — —

Liſette. Was wollen Sie mit Ihren alten? Es iſt eben, als wenn Sie ſagten, die groſſen runden Aufſchläge, die kleinen ſpitzen Knöpfe, die erſchrecklichen Halskrauſen, aus welchen man Schifsſegel machen könnte, die viereckigten breiten Schuhe, die tiefen Taſchen, kurz die ganze Tracht, wie ſich etwa Ihre Pathen an Ehrentagen mögen ausſtaffirt haben, wären noch jetzt Mode, weil man noch manchmal hier und da einige gebückte zitternde Männerchen über die Gaſſen ſo ſchleichen ſieht. Laſſen Sie nur noch die, und Ihr Paar alte rechtſchaffne Advokaten ſterben; die Mode und die Redlichkeit werden einen Weg nehmen.

Valer. Man hört doch gleich, wenn das Frauenzimmer am beredteſten iſt!

Liſette. Sie meynen etwa, wenn es ans Läſtern geht? O wahrhaftig! des bloſſen Läſterns wegen habe ich ſo viel nicht geplaudert. Meine vornehmſte Abſicht war, Ihnen beyzubringen, wie viel überall das Geld thun könne, und was für ein vortreffliches Spiel ein Liebhaber in den Händen habe, wenn er gegen alle freygebig iſt, gegen die Gebieterinn, gegen den Advokaten und — — Dero Dienerinn. (Sie macht eine Verbeugung.)

Valer. Verlaß dich auf meine Erkenntlichkeit. Ich verſpreche dir eine recht anſehnliche Ausſtattung, wenn wir glücklich ſind — —

Liſette. Ey, wie fein! eine Ausſtattung? Sie hoffen doch wohl nicht, daß ich übrig bleiben werde?

Valer. Wann du das befürchteſt, ſo verſpreche ich dir den Mann darzu. — — Doch komm nur; Juliane wird ohne Zweifel auf uns warten. Wir wollen gemeinſchaftlich unſre Sachen weiter überlegen.

Liſette. Gehen Sie nur voran; ich muß noch hier verziehen, um meinem jungen Gelehrten — —

Valer. Er wird vielleicht ſchon unten bey dem Vater ſeyn.

Liſette. Wir müſſen uns alleine ſprechen. Gehen Sie nur! Sie haben ihn doch wohl noch nicht geſprochen?

Valer. Was wollte ich nicht darum geben, wenn ich es ganz und gar überhoben ſeyn könnte! Seinetwegen würde ich dieſes Haus fliehen, ärger als ein Tollhaus, wenn nicht ein angenehmerer Gegenſtand — —

Liſette. So gehen Sie doch, und laſſen Sie den angenehmern Gegenſtand nicht länger auf Sich warten. (Valer geht ab.)

Dritter Auftritt.

Anton. Liſette.

Anton. Nu? was will die, in meines Herrn Studierſtube? Jetzt gieng Valer heraus; vor einer Weile Juliane; und du biſt noch da? Ich glaube gar, ihr habt eure Zuſammenkünfte hier. Warte, Liſette! das will ich meinem Herrn ſagen. Ich will mich ſchon rächen; noch für das Geſtrige; beſinnſt du dich?

Liſette. Ich glaube, du keifſt? Was willſt du mit deinem Geſtrigen?

Anton. Eine Maulſchelle vergißt ſich wohl bey dem leicht, der ſie giebt, aber der, dem die Zähne davon gewackelt haben, der denkt eine Zeit lang daran. Warte nur! warte!

Liſette. Wer heißt dich, mich küſſen?

Anton. Potz Stern, wie gemein würden die Maulſchellen ſeyn, wenn alle die welche bekommen ſollten, die euch küſſen wollen. — — Jetzt ſoll dich mein Herr dafür wacker —

Liſette. Dein Herr? der wird mir nicht viel thun.

Anton. Nicht? Wie vielmal hat er es nicht geſagt, daß ſo ein heiliger Ort, als eine Studierſtube iſt, von euch unreinen Geſchöpfen nicht müſſe entheiligt werden? Der Gott der Gelehrſamkeit — — warte, wie nennt er ihn? — — Apollo — könne kein Weibsbild leiden. Schon der Geruch davon wäre ihm zuwider. Er fliehe davor, wie der Stöſſer vor den Tauben. — Und du denkſt, mein Herr würde es ſo mit anſehen, daß du ihm den lieben Gott von der Stube treibeſt?

Liſette. Ich glaube gar, du Narre denkſt, der liebe Gott ſey nur bey euch Mannsperſonen? Schweig, oder — —

Anton. Ja, ſo eine wie geſtern vielleicht?

Liſette. Noch eine beſſre! der Pinſel hätte geſtern mehr als eine verdient. Er kömmt zu mir; es iſt finſter; er will mich küſſen; ich ſtoſſe ihn zurück, er kömmt wieder; ich ſchlage ihn aufs Maul, es thut ihm weh; er läßt nach; er ſchimpft; er geht fort. — — Ich möchte dir gleich noch eine geben, wenn ich daran gedenke.

Anton. Ich hätte es alſo wohl abwarten ſollen, wie oft du deine Kareſſe hätteſt wiederholen wollen?

Liſette. Geſetzt, es wären noch einige gefolgt, ſo würden ſie doch immer ſchwächer und ſchwächer geworden ſeyn. Vielleicht hätten ſich die letztern gar — — doch ſo ein dummer Teufel verdient nichts.

Anton. Was hör ich? iſt das dein Ernſt, Liſette? Bald hätte ich Luſt, die Maulſchelle zu vergeſſen, und mich wieder mit dir zu vertragen.

Liſette. Halte es, wie du willſt. Was iſt mir jetzt an deiner Gunſt gelegen? Ich habe ganz ein ander Wildpret auf der Spur.

Anton. Ein anders? au weh, Liſette! Das war wieder eine Ohrfeige, die ich ſo bald nicht vergeſſen werde! Ein anders? Ich dächte, du hätteſt an einem genug, das dir ſelbſt ins Netz gelaufen iſt.

Liſette. Und drum eben iſt nichts dran. — Aber ſage mir, wo bleibt dein Herr?

Anton. Danke du Gott, daß er ſo lange bleibt; und mache, daß du hier fort kömmſt. Wann er dich trifft, ſo biſt du in Gefahr herausgeprügelt zu werden.

Liſette. Dafür laß mich ſorgen! Wo iſt er denn? iſt er von der Poſt noch nicht wieder zurück?

Anton. Woher weiſt du denn, daß er auf die Poſt gegangen iſt?

Liſette. Genug, ich weiß es. Er wollte dich erſt ſchicken. Aber wie kam es denn, daß er ſelbſt gieng? Ha! ha! ha! „Es iſt mit dem Schlingel nichts anzufangen.“ Wahrhaftig, das Lob macht mich ganz verliebt in dich.

Anton. Wer Henker muß dir das geſagt haben?

Liſette. O niemand; ſage mir nur, iſt er wieder da?

Anton. Schon längſt; unten iſt er bey ſeinem Vater.

Liſette. Und was machen ſie mit einander?

Anton. Was ſie machen? ſie zanken ſich.

Liſette. Der Sohn will gewiß den Vater von ſeiner Geſchicklichkeit überführen?

Anton. Ohne Zweifel muß es ſo etwas ſeyn. Damis iſt ganz auſſer ſich: er läßt den Alten kein Wort aufbringen; er rechnet ihm tauſend Bücher her, die er geſehen; tauſend, die er geleſen hat; andere tauſend, die er ſchreiben will, und hundert kleine Bücherchen, die er ſchon geſchrieben hat. Bald nennt er ein Dutzend Profeſſores, die ihm ſein Lob ſchriftlich, mit untergedrucktem Siegel, nicht umſonſt, gegeben hätten; bald ein Dutzend Zeitungsſchreiber, die eine vortrefliche Poſaune für einen jungen Gelehrten ſind, wenn man ein ſilbernes Mundſtück darauf ſteckt; bald ein Dutzend Jurnaliſten, die ihn alle zu ihrem Mitarbeiter flehentlich erbeten haben. Der Vater ſteht ganz erſtaunt; er iſt um die Geſundheit ſeines Sohnes beſorgt; er ruft einmal über das andre: Sohn, erhitze dich doch nicht ſo! ſchone deine Lunge! ja doch, ich glaub es! gib dich zufrieden! es war ſo nicht gemeynt!

Liſette. Und Damis? — —

Anton. Und Damis läßt nicht nach. Endlich greift ſich der Vater an; er überſchreit ihn mit Gewalt, und beſänftiget ihn mit einer Menge ſolcher Lobſprüche, die in der Welt niemand verdient hat, verdient, noch verdienen wird. Nun wird der Sohn wieder vernünftig, und nun — — ja nun ſchreiten ſie zu einem andern Punkte, zu einer andern Sache, — — zu — —

Liſette. Wozu denn?

Anton. Gott ſey Dank, mein Maul kann ſchweigen!

Liſette. Du willſt mir es nicht ſagen?

Anton. Nimmermehr! ich bin zwar ſonſt ein ſchlechter Kerl; aber wenn es auf die Verſchwiegenheit ankömmt — —

Liſette. Lerne ich dich ſo kennen?

Anton. Ich dächte, das ſollte dir lieb ſeyn, daß ich ſchweigen kann; und beſonders von Heyrathsſachen, oder was dem anhängig iſt — —

Liſette. Weißt du nichts mehr? O das habe ich längſt gewußt.

Anton. Wie ſchön ſie mich über den Tölpel ſtoßen will. Alſo wäre es ja nicht nöthig, daß ich dir es ſagte? — —

Liſette. Freylich nicht! aber mich für dein ſchelmiſches Mißtrauen zu rächen, weiß ich ſchon, was ich thun will. Du ſollſt es gewiß nicht mehr wagen, gegen ein Mädchen von meiner Profeſſion verſchwiegen zu ſeyn! Beſinnſt du dich, wie du von deinem Herrn vor kurzen geſprochen haſt?

Anton. Beſinnen? ein Mann, der in Geſchäften ſitzt, der einen Tag lang ſo viel zu reden hat, wie ich, ſoll ſich der auf allen Bettel beſinnen?

Liſette. Seinen Herrn verleumden iſt etwas mehr, ſollte ich meynen.

Anton. Was? verleumden?

Liſette. Ha, ha! Herr Mann, der in Geſchäften ſitzt, beſinnen Sie Sich nun? Was haben Sie vorhin gegen ſeinen Vater von ihm geredt?

Anton. Das Mädel muß den Teufel haben, oder der verzweifelte Alte hat geplaudert. Aber höre, Liſette, weißt du es gewiß, was ich geſagt habe? Was war es denn? Laß einmal hören.

Liſette. Du ſollſt alles hören, wenn ich es deinem Herrn erzehlen werde.

Anton. O wahrhaftig, ich glaube du machſt Ernſt daraus. Du wirſt mir doch meinen Kredit bey meinem Herrn nicht verderben wollen? Wenn du wirklich etwas weißt, ſo ſey keine Närrinn! — Daß ihr Weibsvolk doch niemals Spaß verſteht! Ich habe dir eine Ohrfeige vergeben, und du willſt dich, einer kleinen Neckerey wegen, rächen? Ich will dir ja alles ſagen.

Liſette. Nun ſo ſage — —

Anton. Aber du ſagſt doch nichts? — —

Liſette. Je mehr du ſagen wirſt; je weniger werde ich ſagen.

Anton. Was wird es ſonſt viel ſeyn, als daß der Vater dem Sohne nochmals die Heyrath mit Julianen verſchlug? Damis ſchien ganz aufmerkſam zu ſeyn, und — — und weiter kann ich dir nichts ſagen.

Liſette. Weiter nichts? Gut, gut, dein Herr ſoll alles erfahren.

Anton. Um des Himmels willen, Liſette; ich will dir es nur geſtehn.

Liſette. Nun ſo geſteh!

Anton. Ich will dir es nur geſtehen, daß ich wahrhaftig nichts mehr gehört habe. Ich wurde eben weggeſchickt. Nun weißt du wohl, wenn man nicht zugegen iſt, ſo kann man nicht viel hören — —

Liſette. Das verſteht ſich. Aber was meynſt du, wird Damis ſich dazu entſchloſſen haben?

Anton. Wenn er ſich noch nicht dazu entſchloſſen hat, ſo will ich mein Aeuſſerſtes anwenden, daß er es noch thut. Ich ſoll für meine Mühe bezahlt werden, Liſette; und du weißt wohl, wenn ich bezahlt werde, daß alsdenn auch du —

Liſette. Ja, ja, auch ich verſpreche dirs: du ſollſt redlich bezahlt werden! — Unterſtehe dich! —

Anton. Wie?

Liſette. Habe einmal das Herz! —

Anton. Was?

Liſette. Dummkopf! meine Jungfer will deinen Damis nicht haben —

Anton. Was thut das? —

Liſette. Folglich iſt mein Wille, daß er ſie auch nicht bekommen ſoll.

Anton. Folglich, wenn ſie mein Herr wird haben wollen, ſo wird mein Wille ſeyn müſſen, daß er ſie bekommen ſoll.

Liſette. Hört doch! du willſt mein Mann werden, und einen Willen für dich haben? Bürſchchen, das laß dir nicht einkommen! Dein Wille muß mein Wille ſeyn, oder —

Anton. St! potz Element! er kömmt; hörſt du? er kömmt! Nun ſieh ja, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen hat. Verſtecke dich wenigſtens; verſtecke dich! Er bringt ſonſt mich und dich um.

Liſette. (bey Seite) Halt, ich will beide betriegen! — — Wo denn aber hin? wo hin? in das Kabinet?

Anton. Ja, ja, nur unterdeſſen hinein. Vielleicht geht er bald wieder fort. — — Und ich, ich will mich geſchwind hierher ſetzen — — (er ſetzt ſich an den Tiſch, nimmt ein Buch in die Hand, und thut, als ob er den Damis nicht gewahr würde.)

Vierter Auftritt.

Anton. Damis.

Anton. (vor ſich) Ja, die Gelehrten — wie glücklich ſind die Leute nicht! — — Iſt mein Vater nicht ein Eſel geweſen, daß er mich nicht auch auf ihre Profeſſion gethan hat! Zum Henker, was muß es für eine Luſt ſeyn, wenn man alles in der Welt weiß, ſo wie mein Herr! — — Potz Stern, die Bücher alle zu verſtehn! — — Wenn man nur darunter ſitzt, man mag darinn leſen, oder nicht, ſo iſt man ſchon ein ganz andrer Menſch! — — Ich fühls, wahrhaftig ich fühls, der Verſtand duftet mir recht daraus entgegen. — — Gewiß, er hat Recht; ohne die Gelehrſamkeit iſt man nichts, als eine Beſtie. — — Ich dumme Beſtie! — — (bey Seite) Nun, wie lange wird er mich noch ſchimpfen laſſen? — — Wir ſind doch närriſch gepaaret, ich und mein Herr! — — Er giebt dem Gelehrteſten, und ich dem Ungelehrteſten nichts nach. — — Ich will auch noch heute anfangen zu leſen. — — Wenn ich ein Loch von achtzig Jahren in die Welt lebe, ſo kann ich ſchon noch ein ganzer Kerl werden. — — Nur friſch angefangen! Da ſind Bücher genug! — — Ich will mir das kleinſte' ausſuchen; denn Anfangs muß man ſich nicht übernehmen. — — Ha! da finde ich ein allerliebſtes Büchelchen. — — In ſo einem muß es ſich mit Luſt ſtudiren laſſen. — — Nur friſch angefangen, Anton! — — Es wird doch gleichviel ſeyn, ob hinten oder vorne? — — Wahrhaftig, es wäre eine Schande für meinen ſo erſtaunlich, ſo erſchrecklich, ſo abſcheulich gelehrten Herrn, wenn er länger einen ſo dummen Bedienten haben ſollte — —

Damis. (indem er ſich ihm vollends nähert) Ja freylich wäre es eine Schande für ihn.

Anton. Hilf Himmel! mein Herr — —

Damis. Erſchrick nur nicht! Ich habe alles gehört. — —

Anton. Sie haben alles gehört? — — Ich bitte tauſendmal um Verzeihung, wenn ich etwas unrechtes geſprochen habe. — — Ich war ſo eingenommen, ſo eingenommen von der

Schönheit der Gelehrſamkeit, — — verzeihen Sie mir meinen dummen Streich — — daß ich ſelbſt noch gelehrt werden wollte.

Damis. Schimpfe doch nicht ſelbſt den klügſten Einfall, den du Zeitlebens gehabt haſt.

Anton. Vor zwanzig Jahren möchte er klug genug geweſen ſeyn.

Damis. Glaube mir: noch biſt du zu den Wiſſenſchaften nicht zu alt. Wir können in unſrer Republick ſchon mehrere aufweiſen, die ſich gleichfalls den Muſen nicht eher in die Arme geworfen haben.

Anton. Nicht in die Arme allein, ich will mich ihnen in den Schooß werfen. — Aber in welcher Stadt ſind die Leute?

Damis. In welcher Stadt?

Anton. Ja; ich muß hin, ſie kennen zu lernen. Sie müſſen mir ſagen, wie ſie es angefangen haben. — —

Damis. Was willſt du mit der Stadt?

Anton. Sie denken etwa, ich weiß nicht, was eine Republick iſt? — — Sachſen, zum Exempel. — — Und eine Republick hat ja mehr wie eine Stadt? nicht?

Damis. Was für ein Idiote! Ich rede von der Republick der Gelehrten. Was geht uns Gelehrten, Sachſen, was Deutſchland, was Europa an? Ein Gelehrter, wie ich bin, iſt für die ganze Welt; er iſt ein Kosmopolit; er iſt eine Sonne, die den ganzen Erdball erleuchten muß — —

Anton. Aber ſie muß doch wo liegen, die Republick der Gelehrten.

Damis. Wo liegen? dummer Teufel! die gelehrte Republick iſt überall.

Anton. Ueberall? und alſo iſt ſie mit der Republick der Narren an einem Orte? Die, hat man mir geſagt, iſt auch überall.

Damis. Ja freylich ſind die Narren und die Klugen, die Gelehrten und die Ungelehrten überall untermengt, und zwar ſo, daß die leztern immer den größten Theil ausmachen. Du kannſt es an unſerm Hauſe ſehen. Mit wie viel Thoren und Unwiſſenden findeſt du mich nicht hier umgeben? Einige davon wiſſen nichts, und wiſſen es, daß ſie nichts wiſſen. Unter dieſe gehörſt du. Sie wollten aber doch gern etwas lernen, und deswegen ſind ſie noch die erträglichſten. Andre wiſſen nichts, und wollen auch nichts wiſſen; ſie halten ſich bey ihrer Unwiſſenheit für glücklich; ſie ſcheuen das Licht der Gelehrſamkeit — —

Anton. Das Eulengeſchlecht!

Damis. Noch andre aber wiſſen nichts, und glauben doch etwas zu wiſſen; ſie haben nichts, gar nichts gelernt, und wollen doch den Schein haben, als hätten ſie etwas gelernt. Und dieſe ſind die allerunerträglichſten Narren, worunter, die Wahrheit zu bekennen, auch mein Vater gehört.

Anton. Sie werden doch Ihren Vater, bedenken Sie doch, Ihren Vater, nicht zu einem Erznarren machen?

Damis. Lerne diſtinguiren! Ich ſchimpfe meinen Vater nicht, in ſo fern er mein Vater iſt, ſondern in ſo fern ich ihn als einen betrachten kann, der den Schein der Gelehrſamkeit unverdienter Weiſe an ſich reiſſen will. In ſo fern verdient er meinen Unwillen. Ich habe es ihm ſchon oft zu verſtehen gegeben, wie ärgerlich er mir iſt, wenn er, als ein Kaufmann, als ein Mann, der nichts mehr, als gute und ſchlechte Waaren, gutes und falſches Geld kennen darf, und höchſtens das letzte für das erſte wegzugeben wiſſen ſoll, wenn der, ſage ich, mit ſeinen Schulbrocken, bey welchen ich doch noch immer etwas erinnern muß, ſo prahlen will. In dieſer Abſicht iſt er ein Narr, er mag mein Vater ſeyn, oder nicht.

Anton. Schade! ewig Schade! daß ich das in ſo fern und in Abſicht nicht als ein Junge gewußt habe. Mein Vater hätte mir gewiß nicht ſo viel Prügel umſonſt geben ſollen. Er hätte ſie alle richtig wiederbekommen; nicht in ſo fern als mein Vater, ſondern in ſo fern als einer, der mich zuerſt geſchlagen hätte. Es lebe die Gelehrſamkeit! — —

Damis. Halt! ich beſinne mich auf einen Grundſatz des natürlichen Rechts, der dieſem Gedanken vortrefflich zu ſtatten kömmt. Ich muß doch den Hobbes nachſehen! — — Geduld! daraus will ich gewiß eine ſchöne Schrift machen!

Anton. Um zu beweiſen, daß man ſeinen Vater wieder prügeln dürffe? — —

Damis. Certo reſpectu allerdings. Nur muß man ſich wohl in Acht nehmen, daß man, wenn man ihn ſchlägt, nicht den Vater, ſondern den Aggreſſor zu ſchlagen ſich einbildet; denn ſonſt — —

Anton. Aggreſſor! Was iſt das für ein Ding?

Damis. So heißt der, welcher ausſchlägt — —

Anton. Ha, ha! nun verſteh ichs. Zum Exempel; Ihnen mein Herr ſtüße wieder einmal eine kleine gelehrte Raſerey zu, die ſich meinem Buckel durch eine Tracht Schläge empfindlich machte: ſo wären Sie — — wie heißt es? — — der Aggreſſor; und ich, ich würde berechtiget ſeyn, mich über den Aggreſſor zu erbarmen, und ihm — —

Damis. Kerl, du biſt toll! — —

Anton. Sorgen Sie nicht; ich wollte meine Gedanken ſchon ſo zu richten wiſſen, daß der Herr unterdeſſen bey Seite geſchafft würde — —

Damis. Nun wahrhaftig; das wäre ein merkwürdiges Exempel, in was für verderbliche Irrthümer man verfallen kann, wenn man nicht weiß, aus welcher Diſciplin dieſe oder jene Wahrheit zu entſcheiden iſt. Die Prügel, die ein Bedienter von ſeinem Herrn bekömmt, gehören nicht in das Recht der Natur, ſondern in das bürgerliche Recht. Wenn ſich ein Bedienter vermietet, ſo vermietet er auch ſeinen Buckel mit. Dieſen Grundſatz merke dir.

Anton. Aus dem bürgerlichen Rechte iſt er? O das muß ein garſtiges Recht ſeyn. Aber ich ſehe es nun ſchon! die verzweifelte Gelehrſamkeit, ſie kann eben ſo leicht zu Prügeln verhelfen, als dafür ſchützen. Was wollte ich nicht darum geben, wenn ich mich auf alle ihre wächſerne Naſen ſo gut verſtünde, als Sie. — — O Herr Damis, erbarmen Sie Sich meiner Dummheit!

Damis. Nun wohl, wenn es dein Ernſt iſt, ſo greiffe das Werk an. Es erfreut mich, der Gelehrſamkeit durch mein Exempel einen Proſelyten gemacht zu haben. Ich will dich redlich mit meinem Rathe und meinen Lehren unterſtützen. Bringſt du es zu etwas, ſo verſpreche ich dir, dich in die gelehrte Welt ſelbſt einzuführen, und mit einem beſondern Werke dich ihr anzukündigen. Vielleicht ergreiffe ich die Gelegenheit, etwas de Eruditis ſero ad literas admiſſis, oder de Opſimathia, oder auch de ſtudio ſenili zu ſchreiben, und ſo wirſt du auf einmal berühmt. — — Doch laß einmal ſehen, ob ich mir von deiner Lehrbegierde viel zu verſprechen habe? Welch Buch hatteſt du vorhin in Händen?

Anton. Es war ein ganz kleines — —

Damis. Welches denn? — —

Anton. Es war ſo allerliebſt eingebunden, mit Golde auf dem Rücken und auf dem Schnitte. Wo legte ichs doch hin? Da! da!

Damis. Das hatteſt du? das?

Anton. Ja, das!

Damis. Das?

Anton. Bin ich an das unrechte gekommen? Weil es ſo hübſch klein war —

Damis. Ich hätte dir ſelbſt kein beßres vorſchlagen können.

Anton. Das dacht ich wohl, daß es ein ſchön Buch ſeyn müſſe. Würde es wohl ſonſt einen ſo ſchönen Rock haben?

Damis. Es iſt ein Buch, das ſeines gleichen nicht hat. Ich habe es ſelbſt geſchrieben. Siehſt du? — — Auctore Damide!

Anton. Sie ſelbſt? Nu, nu, habe ichs doch immer gehört, daß man die leiblichen Kinder beſſer in Kleidung hält, als die Stiefkinder. Das zeigt von der väterlichen Liebe.

Damis. Ich habe mich in dieſem Buche, ſo zu reden, ſelbſt übertroffen. So oft ich es wieder leſe, ſo oft lerne ich auch etwas Neues daraus.

Anton. Aus Ihrem eignen Buche?

Damis. Wundert dich das? — — Ach verdammt! nun erinnere ich mich erſt: mein Gott, das arme Mädchen! ſie wird, doch nicht noch in dem Kabinete ſtecken? (er geht darauf los.)

Anton. Um Gottes Willen, wo wollen Sie hin?

Damis. Was fehlt dir? ins Kabinet. Haſt du Liſetten geſehen?

Anton. Nun bin ich verlohren! — Nein, Herr Damis, nein; ſo wahr ich lebe, ſie iſt nicht drinne.

Damis. Du haſt ſie alſo ſehen heraus gehen? Iſt ſie ſchon lange fort?

Anton. Ich habe ſie, ſo war ich ehrlich bin, nicht ſehen herein gehen. Sie iſt nicht drinne; glauben Sie mir nur, ſie iſt nicht drinne — —

Fünfter Auftritt.

Liſette. Damis. Anton.

Liſette. Allerdings iſt ſie noch drinne —

Anton. O das Rabenaas!

Damis. So lange hat Sie Sich hier verſteckt gehalten? Arme Liſette! das war mein Wille gar nicht. So bald mein Vater aus der Stube geweſen wäre, hätte Sie immer wieder heraus gehen können.

Liſette. Ich wußte doch nicht, ob ich recht thäte. Ich wollte alſo lieber warten, bis mich der, der mich verſteckt hatte, ſelbſt wieder hervorkommen hieß — —

Anton. Zum Henker, von was für einem Verſtecken reden die? (ſachte zu Liſetten) So, du feines Thierchen? hat dich mein Herr ſelbſt ſchon einmal verſteckt? Nun weiß ich doch, wie ich die geſtrige Ohrfeige auslegen ſoll. Du Falſche!

Liſette. Schweig; ſage nicht ein Wort, daß ich zuvor bey dir geweſen bin, oder — du weißt ſchon — —

Damis. Was ſchwatzt ihr denn beide da zuſammen? Darf ich es nicht hören?

Liſette. Es war nichts; ich ſagte ihm bloß, er ſolle herunter gehen, daß wenn meine Jungfer nach mir fragte, er unterdeſſen ſagen könnte, ich ſey ausgegangen. Juliane iſt mißtrauiſch; ſie ſuchte mich doch wohl hier, wenn ſie mich brauchte.

Damis. Das iſt vernünftig. Gleich, Anton, geh!

Anton. Das verlangſt du im Ernſte, Liſette?

Liſette. Freylich; fort, laß uns allein.

Damis. Willſt du bald gehen?

Anton. Bedenken Sie doch ſelbſt, Herr Damis; wann Sie nun ihr Geplaudre werden überdrüßig ſeyn, und das wird gar bald geſchehen, wer ſoll ſie Ihnen denn aus der Stube jagen helfen, wenn ich nicht dabey bin?

Liſette. Warte, ich will dein Läſtermaul — —

Damis. Laß dich unbekümmert! Wann ſie mir beſchwerlich fällt, wird ſie ſchon ſelbſt ſo vernünftig ſeyn, und gehen.

Anton. Aber betrachten Sie nur: ein Weibsbild in Ihrer Studierſtube! Was wird Ihr Gott ſagen? Er kann ja das Ungeziefer nicht leiden.

Liſette. Endlich werde ich dich wohl zur Stube hinaus ſchmeiſſen müſſen?

Anton. Das wäre mir gelegen. — — Die verdammten Mädel! auch bey dem Teufel können ſie ſich einſchmeicheln.

(Geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Liſette. Damis.

Damis. Und wo blieben wir denn vorhin?

Liſette. Wo blieben wir? bey dem, was ich allezeit am liebſten höre, und wovon ich allezeit am liebſten rede, bey Ihrem Lobe. Wenn es nur nicht eine ſo gar kützliche Sache wäre, einen ins Geſicht zu loben! — — Ich kann Ihnen unmöglich die Marter anthun.

Damis. Aber ich betheure Ihr nochmals, Liſette: es iſt mir nicht um mein Lob zu thun! Ich möchte nur gern hören, auf was für verſchiedene Art verſchiedene Perſonen einerley Gegenſtand betrachtet haben.

Liſette. Jeder lobte dasjenige an Ihnen, was er an ſich lobenswürdiges zu finden glaubte. Zum Exempel, der kleine dicke Mann, mit der ernſthaften Mine, der ſo ſelten lacht, der aber, wenn er einmal zu lachen anfängt, mit dem erſchütterten Bauche den ganzen Tiſch über den Haufen wirft — —

Damis. Und wer iſt das? Aus Ihrer Beſchreibung, Liſette, kann ich es nicht errathen. — — O es iſt mit den Beſchreibungen eine kützliche Sache! Es gehört nicht wenig dazu, ſie ſo einzurichten, daß man gleich bey dem erſten Anblicke das Beſchriebene erkennen kann. Ueber nichts aber muß ich mehr lachen, als wenn ich bey dieſem und jenem großen Philoſophen, wahrhaftig bey Männern, die ſchon einer ganzen Sekte ihren Namen gegeben haben, öfters Beſchreibungen anſtatt Erklärungen antreffe. Das macht, die guten Herren haben mehr Einbildungskraft, als Beurtheilung. Bey der Erklärung muß der Verſtand in das Innere der Dinge eindringen; bey der Beſchreibung aber darf man bloß auf die äuſſerlichen Merkmale, auf das — —

Liſette. Wir kommen von unſrer Sache, Herr Damis. Ihr Lob — —

Damis. Ja wohl; fahr Sie nur fort, Liſette. Von wem wollte Sie vorhin reden?

Liſette. Je, ſollten Sie denn den kleinen Mann nicht kennen? Er bläſet immer die Backen auf —

Damis. Sie meynt vielleicht den alten Rathsherrn?

Liſette. Ganz recht, aber ſeinen Namen — —

Damis. Was liegt an dem? — —

Liſette. Ja, Herr Chryſander, ſagte alſo der Rathsherr, an deſſen Namen nichts gelegen iſt, Ihr Herr Sohn kann einmal der beſte Rathsherr von der Welt werden, wenn er ſich nur darauf appliciren will. Es gehört ein aufgeweckter Geiſt dazu; den hat er: eine fixe Zunge; die hat er: eine tiefe Einſicht in die Staatskunſt; die hat er: eine Geſchicklichkeit, ſeine Gedanken zierlich auf das Papier zu bringen; die hat er: eine verſchlagne Aufmerkſamkeit auf die geringſten Bewegungen unruhiger Bürger; die hat er: und wenn er ſie nicht hat — o die Uebung — die Uebung! Ich weiß ja, wie mir es Anfangs gieng. Freylich kann man die Geſchicklichkeit zu einem ſo ſchweren Amte, nicht gleich mit auf die Welt bringen —

Damis. Der Narr! es iſt zwar wahr, daß ich alle dieſe Geſchicklichkeiten beſitze; allein mit der Helfte derſelben könnte ich Geheimter Rath werden, und nicht bloß — —

Siebender Auftritt.

Anton. Liſette. Damis.

Damis. Nun, was willſt du ſchon wieder?

Anton. Mamſell Juliane weiß es nun, daß Liſette ausgegangen iſt. Fürchten Sie Sich nur nicht; ſie wird uns nicht überraſchen. — —

Damis. Wer hieß dich denn wiederkommen?

Anton. Sollte ich wohl meinen Herrn allein laſſen? und dazu, es überfiel mich auf einmal ſo eine Angſt, ſo eine Bangigkeit; die Ohren fangen mir an zu klingen, und beſonders das linke. — — Liſette! Liſette!

Liſette. Was willſt du denn?

Anton. (ſachte zu Liſetten) Was habt ihr denn beide allein gemacht? Was gilts, es gieng auf meine Unkoſten!

Liſette. O pack dich! — — Ich weiß nicht, was der Narre will.

Damis. Fort, Anton! es iſt die höchſte Zeit; du mußt wieder auf die Poſt ſehen. Ich weiß auch gar nicht, wo ſie ſo lange bleibt. — — Wirds bald?

Anton. Liſette, komm mit!

Damis. Was ſoll denn Liſette mit?

Anton. Und was ſoll ſie denn bei Ihnen?

Damis. Unwiſſender!

Anton. Ja freylich iſt es mein Unglück, daß ich es nicht weiß. (ſachte zu Liſetten) Rede nur wenigſtens ein wenig laut, damit ich höre, was unter euch vorgeht — Ich werde horchen — (Geht ab.)

Achter Auftritt.

Liſette. Damis.

Liſette. Laſſen Sie uns ein wenig ſachte reden. Sie wiſſen wohl, man iſt vor dem Horcher nicht ſicher.

Damis. Ja wohl; fahr Sie alſo nur ſachte fort.

Liſette. Sie kennen doch wohl des Herrn Chryſanders Beichtvater?

Damis. Beichtvater? Soll ich denn alle ſolche Handwerksgelehrte kennen?

Liſette. Wenigſtens ſchien er Sie ſehr wohl zu kennen. Ein guter Prediger, fiel er der dicken Rechtsgelehrſamkeit ins Wort, ſollte Herr Damis gewiß auch werden. Eine ſchöne Statur; eine ſtarke deutliche Stimme; ein gutes Gedächtniß; ein feiner Vortrag; eine anſtändige Dreuſtigkeit; ein reifer Verſtand, der über ſeine Meynungen Türkenmäßig zu halten weiß: alle dieſe Eigenſchaften glaube ich, in einem ziemlich hohen Grade, bey ihm bemerkt zu haben. Nur um einen Punkt iſt mir bange. Ich fürchte, ich fürchte: er iſt auch ein wenig von der Freygeiſterey angeſteckt. — — Ey, was Freygeiſterey? ſchrie der ſchon halb trunkene Medikus. Die Freygeiſter ſind brave Leute! Wird er deswegen keinen Kranken kuriren können? Wenn es nach mir geht, ſo muß er ein Medikus werden. Griechiſch kann er, und Griechiſch iſt die halbe Medicin. (Indem ſie allmälich wieder lauter ſpricht) Freylich das Herz, das dazu gehört, kann ſich niemand geben. Doch das kömmt von ſich ſelbſt, wenn man erſt eine Weile prakticirt hat. — — Nu, fiel ihm ein alter Kaufmann in die Rede, ſo muß es mit den Herrn Medicinern wohl ſeyn, wie mit den Scharfrichtern. Wenn die zum erſtenmale köpfen, ſo zittern und beben ſie; je öfter ſie aber den Verſuch wiederhohlen, deſto friſcher geht es. — — Und auf dieſen Einfall ward eine ganze Viertelſtunde gelacht; in einem fort, in einem fort; ſo gar das Trinken ward darüber vergeſſen.

Neunter Auftritt.

Liſette. Damis. Anton.

Anton. Herr, die Poſt wird heute vor neun Uhr nicht kommen. Ich habe gefragt; Sie können Sich darauf verlaſſen.

Damis. Mußt du uns aber denn ſchon wieder ſtören, Idiote?

Anton. Es ſoll mir recht lieb ſeyn, wann ich Sie nur noch zur rechten Zeit geſtört habe.

Damis. Was willſt du mit deiner rechten Zeit?

Anton. Ich will mich gegen Liſetten ſchon deutlicher erklären. Darf ich ihr etwas ins Ohr ſagen?

Liſette. Was wirſt du mir ins Ohr zu ſagen haben?

Anton. Nur ein Wort. (ſachte) Du denkſt ich habe nicht gehorcht? Sagteſt du nicht: du hätteſt nicht Herz genug dazu? doch wenn du nur erſt das Ding eine Weile würdeſt prakticiret haben — — O ich habe alles gehört. — — Kurz, wir ſind geſchiedne Leute! Du Unverſchämte, Garſtige — —

Liſette. Sage nur, was du willſt!

Damis. Gleich, geh mir wieder aus den Augen! Und komme mir nicht wieder vors Geſicht, bis ich dich rufen werde, oder bis du mir Briefe von Berlin bringſt! — Ich kann ſie kaum erwarten. So macht es die übermäßige Freude! Zwar ſollte ich Hofnung ſagen, weil jene nur auf das Gegenwärtige, und dieſe auf das Zukünftige geht. Doch hier iſt das Zukünftige ſchon ſo gewiß, als das Gegenwärtige. Ich brauche die Sprache der Propheten, die ihrer Sachen doch unmöglich ſo gewiß ſeyn konnten. — — Die ganze Akademie müßte blind ſeyn. — — Nun, was ſtehſt du noch da? Wirſt du gehen?

Zehnter Auftritt.

Liſette. Damis.

Liſette. Da ſehen Sie! ſo lobten Sie die Leute.

Damis. Ah, wann die Leute nicht beſſer loben können, ſo möchten ſie es nur gar bleiben laſſen. Ich will mich nicht rühmen, aber doch ſo viel kann ich mir ohne Hochmuth zutrauen: ich will meiner Braut die Wahl laſſen, ob ſie lieber einen Doktor der Gottesgelahrheit, oder der Rechte, oder der Arzneykunſt, zu ihrem Manne haben will. In allen drey Fakultäten habe ich diſputirt; in allen dreyen habe ich — —

Liſette. Sie ſprechen von einer Braut? heyrathen Sie denn wirklich?

Damis. Hat Sie auch ſchon davon gehört, Liſette?

Liſette. Kömmt denn wohl ohn unſer einer irgend in einem Hauſe eine Heyrath zu Stande? Aber eingebildet hätte ich mir es nimmermehr, daß Sie Sich für Julianen entſchlieſſen würden! für Julianen!

Damis. Größten Theils thue ich es dem Vater zu gefallen, der auf die auſſerordentlichſte Weiſe deswegen in mich dringt. Ich weiß wohl, daß Juliane meiner nicht werth iſt. Allein ſoll ich einer ſolchen Kleinigkeit wegen, als eine Heyrath iſt, den Vater vor den Kopf ſtoſſen? Und dazu habe ich ſonſt einen Einfall, der mir ganz wohl laſſen wird.

Liſette. Freylich iſt Juliane Ihrer nicht werth; und wenn nur alle Leute die gute Mamſell ſo kennten, als ich — —

Eilfter Auftritt.

Anton. Damis. Liſette.

Anton. (vor ſich.) Ich kann die Leute unmöglich ſo alleine laſſen. — — Herr Valer fragt, ob Sie in Ihrer Stube ſind? Sind Sie noch da, Herr Damis?

Damis. Sage mir nur, Unwiſſender, haſt du dir es denn heute recht vorgeſetzt, mir beſchwerlich zu fallen?

Liſette. So laſſen Sie ihn nur da, Herr Damis. Er bleibt doch nicht weg —

Anton. Ja, jetzt ſoll ich da bleiben; jetzt, da es ſchon vielleicht vorbey iſt, was ich nicht hören und ſehen ſollte.

Damis. Was ſoll denn vorbey ſeyn?

Anton. Das werden Sie wohl wiſſen.

Liſette. (ſachte) Jetzt, Anton, hilf mir, Julianen bey deinem Herrn recht ſchwarz machen. Willſt du?

Anton. Ey ja doch! zum Danke vielleicht — —

Liſette. So ſchweig wenigſtens. — — Nothwendig, Herr Damis, müſſen Sie mit Julianen übel fahren. Ich bedaure Sie im voraus. Der ganze Erdboden trägt kein ärgeres Frauenzimmer. — —

Anton. Glauben Sie es nicht, Herr Damis; Juliane iſt ein recht gut Kind. Sie können mit keiner in der Welt beſſer fahren. Ich wünſche Ihnen im voraus Glück.

Liſette. Wahrhaftig! du mußt gegen deinen Herrn ſehr redlich geſinnt ſeyn, daß du ihm eine ſo unerträgliche Plage an den Hals ſchwatzen willſt.

Anton. Noch weit redlicher mußt du gegen deine Mamſell ſeyn, daß du ihr einen ſo guten Ehemann, als Herr Damis werden wird, mißgönneſt.

Liſette. Einen guten Ehemann? Nun wahrhaftig, ein guter Ehemann, das iſt auch alles, was ſie ſich wünſcht. Ein Mann, der alles gut ſeyn läßt — —

Anton. Ho! ho! alles? Hören Sie, Herr Damis, für was Sie Liſette anſieht? Aus der Urſache möchteſt du wohl ſelbſt gern ſeine Frau ſeyn? Alles? ey! unter das alles, gehört wohl auch? — — du verſtehſt mich doch? —

Damis. Aber im Ernſte, Liſette; glaubt Sie wirklich, daß Ihre Jungfer eine rechte böſe Frau werden wird? Hat ſie in der That viel ſchlimme Eigenſchaften?

Liſette. Viel? Sie hat ſie alle, die man haben kann; auch nicht die ausgenommen, die einander widerſprechen.

Damis. Will Sie mir nicht ein Verzeichniß davon geben?

Liſette. Wo ſoll ich anfangen? — Sie iſt albern — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und ich ſage: Lügen!

Liſette. Sie iſt zänkiſch — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und ich ſage: Lügen!

Liſette. Sie iſt eitel — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Lügen! ſag ich.

Liſette. Sie iſt keine Wirthin — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Lügen!

Liſette. Sie wird Sie durch übertriebenen Staat, durch beſtändige Ergötzlichkeiten und Schmauſereyen, um alle das Ihrige bringen — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Lügen!

Liſette. Sie wird Ihnen die Sorge um eine Heerde Kinder auf den Hals laden — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Das thun die beſten Weiber am erſten.

Liſette. Aber um Kinder, die aus der rechten Quelle nicht geholt ſind.

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und zwar Kleinigkeit nach der Mode!

Liſette. Kleinigkeit? aber was denken Sie denn Herr Damis?

Damis. Ich denke, daß Juliane nicht arg genug ſeyn kann. Iſt ſie albern? ich bin deſto klüger; iſt ſie zänkiſch? ich bin deſto gelaſſener; iſt ſie eitel? ich bin deſto philoſophiſcher geſinnt; verthut ſie? ſie wird aufhören, wenn ſie nichts mehr hat; iſt ſie fruchtbar? ſo mag ſie ſehen, was ſie vermag, wann ſie es mit mir um die Wette ſeyn will. Ein jedes mache ſich ewig, womit es kann; das Weib durch Kinder, der Mann durch Bücher.

Anton. Aber merken Sie denn nicht, daß Liſette ihre Urſachen haben muß, Julianen ſo zu verleumden?

Damis. Ach freylich merk ich es. Sie gönnt mich ihr, und beſchreibt ſie mir alſo vollkommen nach meinem Geſchmacke. Sie hat es ohne Zweifel geſchloſſen, daß ich ihre Mamſell nur eben deswegen, weil ſie das unerträglichſte Frauenzimmer iſt, heyrathen will.

Liſette. Nur deswegen? nur deswegen? und das hätte ich geſchloſſen? Ich müßte Sie für irre im Kopfe gehalten haben. Ueberlegen Sie doch nur — —

Damis. Das geht zu weit, Liſette! Traut Sie mir keine Ueberlegung zu? Was ich geſagt habe, iſt die Frucht einer nur allzu ſcharfen Ueberlegung. Ja, es iſt beſchloſſen: ich will die Zahl der unglücklich ſcheinenden Gelehrten, die ſich mit böſen Weibern vermählt haben, vermehren. Dieſer Vorſatz iſt nicht von heute.

Anton. Nein, wahrhaftig! — Was aber der Teufel nicht thun kann! Wer hätte es ſich jetzt ſollen träumen laſſen, jetzt da es Ernſt werden ſoll? Ich muß lachen; Liſette wollte ihn von der Heyrath abziehen, und hat ihn nur mehr dazu beredt; und ich, ich wollte ihn dazu bereden, und hätte ihn bald davon abgezogen.

Damis. Einmal ſoll geheyrathet ſeyn. Auf eine recht gute Frau darf ich mir nicht Rechnung machen; alſo wähle ich mir eine recht ſchlimme. Eine Frau von der gemeinen Art, die weder kalt, noch warm, weder recht gut, noch recht ſchlimm iſt, taugt für einen Gelehrten nichts, ganz und gar nichts! Wer wird ſich nach ſeinem Tode um ſie bekümmern? Gleichwohl verdient er es doch, daß ſein ganzes Haus mit ihm unſterblich bleibe. Kann ich keine Frau haben, die einmal ihren Platz in einer Abhandlung de bonis Eruditorum uxoribus findet, ſo will ich wenigſtens eine haben, mit welcher ein fleißiger Mann ſeine Sammlung de malis Eruditorum uxoribus vermehren kann. Ja, ja; ich bin es ohnehin meinem Vater, als der einzige Sohn, ſchuldig, auf die Erhaltung ſeines Namens mit der äuſſerſten Sorgfalt bedacht zu ſeyn.

Liſette. Kaum kann ich mich von meinem Erſtaunen erhohlen. — — Ich habe Sie, Herr Damis, für einen ſo großen Geiſt gehalten — —

Damis. Und das nicht mit Unrecht. Doch eben hierdurch glaube ich den ſtärkſten Beweis davon zu geben.

Liſette. Ich möchte platzen! — — Ja, ja, den ſtärkſten Beweis, daß niemand ſchwerer zu fangen iſt, als ein junger Gelehrter; nicht ſowohl wegen ſeiner Einſicht und Verſchlagenheit, als wegen ſeiner Narrheit.

Damis. Wie ſo naſeweis, Liſette? Ein junger Gelehrter? — — ein junger Gelehrter? — —

Liſette. Ich will Ihnen die Verweiſe erſparen. Valer ſoll gleich von allem Nachricht bekommen. Ich bin Ihre Dienerinn.

Zwölfter Auftritt.

Anton. Damis.

Anton. Da ſehen Sie! nun läuft ſie fort, da Sie nach ihrer Pfeiffe nicht tanzen wollen. — —

Damis. Mulier non Homo! bald werde ich auch dieſes Paradoxon für wahr halten. Wodurch zeigt man, daß man ein Menſch iſt? Durch den Verſtand. Wodurch zeigt man, daß man Verſtand hat? Wann man die Gelehrten und die Gelehrſamkeit gehörig zu ſchätzen weiß. Dieſes kann kein Weibsbild, und alſo hat es keinen Verſtand, und alſo iſt es kein Menſch. Ja, wahrhaftig ja; in dieſem Paradoxo liegt mehr Wahrheit, als in zwanzig Lehrbüchern.

Anton. Wie iſt mir denn? ich habe Ihnen doch geſagt, daß Sie Herr Valer geſucht hat? Wollen Sie nicht gehen und ihn ſprechen?

Damis. Valer? ich will ihn erwarten. Die Zeiten ſind vorbey, da ich ihn hochſchätzte. Er hat ſeit einigen Jahren die Bücher bey Seite gelegt; er hat ſich das Vorurtheil in den Kopf ſetzen laſſen, daß man ſich vollends durch den Umgang, und durch die Kenntniß der Welt, geſchickt machen müſſe, dem Staate nützliche Dienſte zu leiſten. Was kann ich mehr thun, als ihn betauern? Doch ja, endlich werde ich mich auch ſeiner ſchämen müſſen. Ich werde mich ſchämen müſſen, daß ich ihn ehemals meiner Freundſchaft werth geſchätzt habe. O wie eckel muß man in der Freundſchaft ſeyn! Doch was hat es geholfen, daß ich es bis auf den höchſten Grad geweſen bin?

Umſonſt habe ich mich vor der Bekanntſchaft aller mittelmäßigen Köpfe gehütet; umſonſt habe ich mich beſtrebt, nur mit Genies, nur mit originellen Geiſtern umzugehen: dennoch mußte mich Valer, unter der Larve eines ſolchen, hintergehen. O Valer! Valer!

Anton. Laut genug, wenn er es hören ſoll.

Damis. Ich hätte über ſein kaltſinniges Kompliment berſten mögen! Von was unterhielt er mich? von nichtswürdigen Kleinigkeiten. Und gleichwohl kam er von Berlin, und gleichwohl hätte er mir die allerangenehmſte Neuigkeit zuerſt berichten können. O Valer! Valer!

Anton. St! wahrhaftig, er kömmt. Sehen Sie, daß er ſich nicht dreymal rufen läßt?

Dreyzehnter Auftritt.

Damis. Valer. Anton.

Valer. Verzeihen Sie, liebſter Freund, daß ich Sie in Ihrer gelehrten Ruhe ſtöre — —

Anton. Wenn er doch gleich ſagte, Faulheit.

Damis. Stören? ich ſollte glauben, daß Sie mich zu ſtören kämen? Nein, Valer, ich kenne Sie zu wohl; Sie kommen, mir die angenehmſten Neuigkeiten zu hinterbringen, die der Aufmerkſamkeit eines Gelehrten, der ſeine Belohnung erwartet, würdig ſind. — — Einen Stuhl, Anton! — — Setzen Sie Sich

Valer. Sie irren ſich, liebſter Freund. Ich komme, Ihnen die Unbeſtändigkeit Ihres Vaters zu klagen; ich komme, eine Erklärung von Ihnen zu verlangen, von welcher mein ganzes Glück abhängen wird. — —

Damis. O! ich konnte es Ihnen gleich anſehen, daß Sie vorhin die Gegenwart meines Vaters abhielt, ſich mit mir vertraulicher zu beſprechen, und mir Ihre Freude über die Ehre zu bezeigen, die mir der billige Ausſpruch der Akademie — —

Valer. Nein, allzu gelehrter Freund; laſſen Sie uns einen Augenblick von etwas minder gleichgültigem reden.

Damis. Von etwas minder gleichgültigem? Alſo iſt Ihnen meine Ehre gleichgültig? Falſcher Freund! — —

Valer. Ihnen wird dieſe Benennung zukommen, wann Sie mich länger von dem, was für ein zärtliches Herz das wichtigſte iſt, abbringen werden. Iſt es wahr, daß Sie Julianen heyrathen wollen? daß Ihr Vater dieſes allzu zärtliche Frauenzimmer durch Bande der Dankbarkeit binden will, in ſeiner Wahl minder frey zu handeln? Habe ich Ihnen jemals aus meiner Neigung gegen Julianen ein Geheimniß gemacht? Haben Sie mir nicht von jeher verſprochen, meiner Liebe behülflich zu ſeyn?

Damis. Sie ereifern Sich, Valer; und vergeſſen, daß ein Weibsbild die Urſache iſt. Schlagen Sie Sich dieſe Kleinigkeit aus dem Sinne. — — Sie müſſen in Berlin geweſen ſeyn, da die Akademie den Preis auf dieſes Jahr ausgetheilet hat. Die Monaden ſind die Aufgabe geweſen. Sollten Sie nicht etwa gehört haben, daß die Deviſe — —

Valer. Wie grauſam ſind Sie, Damis! So antworten Sie mir doch!

Damis. Und Sie wollen mir nicht antworten? Beſinnen Sie Sich: ſollte nicht die Deviſe Unum eſt neceſſarium ſeyn gekrönt worden? Ich ſchmeichle mir wenigſtens — —

Valer. Bald ſchmeichle ich mir nun mit nichts mehr, da ich Sie ſo ausſchweifend ſehe. Bald werde ich nun auch glauben müſſen, daß die Nachricht, die ich für eine Spötterey von Liſetten gehalten habe, gegründet ſey. Sie halten Julianen für Ihrer unwerth, Sie halten ſie für die Schande ihres Geſchlechts, und eben deswegen wollen Sie ſie heyrathen? Was für ein ungeheurer Einfall!

Damis. Ha! ha! ha!

Valer. Ja lachen Sie nur, Damis, lachen Sie nur! Ich bin ein Thor, daß ich einen Augenblick ſolchen Unſinn von Ihnen habe glauben können. Sie haben Liſetten zum beſten gehabt, oder Liſette mich. Nein, nur in ein zerrüttetes Gehirn kann ein ſolcher Entſchluß kommen! Ihn zu verabſcheuen, braucht man nur vernünftig zu denken, und lange nicht edel, wie Sie doch zu denken gewohnt ſind. Aber löſen Sie mir, ich bitte Sie, dieſes marternde Räthſel!

Damis. Bald werden Sie mich, Valer, auf Ihr Geſchwätze aufmerkſam gemacht haben. So verlangen Sie doch in der That, daß ich meinen Ruhm Ihrer thörichten Neigung nachſetzen ſoll? Meinen Ruhm! — — Doch wahrhaftig, ich will vielmehr glauben, daß Sie ſcherzen. Sie wollen verſuchen, ob ich in meinen Entſchlieſſungen auch wankelhaft bin.

Valer. Ich ſcherzen? Der Scherz ſey verflucht, der mir hier in den Sinn kommt! — —

Damis. Deſto lieber iſt mir es, wann Sie endlich ernſthaft reden wollen. Was ich Ihnen ſage: die Schrift mit der Deviſe Unum eſt neceſſarium — —

Vierzehnter Auftritt.

Chryſander. Damis. Valer. Anton.

Chryſ. (mit einem Zeitungsblatt in der Hand) Nun, nicht wahr, Herr Valer? mein Sohn iſt nicht von der Heyrath abzubringen? Sehen Sie, daß nicht ſowohl ich, als er auf dieſe Heyrath dringt?

Damis. Ich? ich auf die Heyrath dringen?

Chryſ. St! ſt! ſt!

Damis. Ey was ſt, ſt? Meine Ehre leidet hierunter. Könnte man nicht auf die Gedanken kommen, wer weiß was mir an einer Frau gelegen ſey?

Chryſ. St! ſt! ſt!

Valer. O brauchen Sie doch keine Umſtände. Ich ſehe es ja wohl! Sie ſind mir beyde entgegen. Was für ein Unglück hat mich in dieſes Haus führen müſſen! Ich muß eine liebenswürdige Perſon antreffen; ich muß ihr gefallen, und muß doch endlich, nach vieler Hoffnung, alle Hoffnung verlieren. Damis, wenn ich jemals einiges Recht auf Ihre Freundſchaft gehabt habe — —

Damis. Aber, nicht wahr, Valer? einer Sache wegen, muß man auf die Berliniſche Akademie recht böſe ſeyn? Bedenken Sie doch, ſie will künftig die Aufgaben zu dem Preiſe zwey Jahr vorher bekannt machen. Warum denn zwey Jahr? war es nicht an einem genug? Hält ſie denn die Deutſchen für ſo langſame Köpfe? Seit ihrer Erneurung habe ich jedes

Jahr meine Abhandlung mit eingeſchickt; aber, ohne mich zu rühmen, länger als acht Tage habe ich über keine zugebracht.

Chryſ. Wißt ihr denn aber auch, ihr lieben Leute, was in den Niederlanden vorgegangen iſt? Ich habe hier eben die neuſte Zeitung. Sie haben ſich die Köpfe wacker gewaſchen. Doch die Alliirten, ich bin in der That recht böſe auf ſie. Haben ſie nicht wieder einen wunderbaren Streich gemacht! —

Anton. Nun, da reden alle drey etwas anders! Der ſpricht von der Liebe; der von ſeinen Abhandlungen; der vom Kriege. Wenn ich auch etwas beſonders reden ſoll, ſo werde ich vom Abendeſſen reden. Vom Mittage an, bis auf den Abend um ſechs Uhr, zu faſten, ſind keine Narrenspoſſen.

Valer. Unglückliche Liebe!

Damis. Die unbeſonnene Akademie!

Chryſ. Die dummen Alliirten!

Anton. Die vierte Stimme fehlt noch: die langſamen Bratenwender!

Funfzehnter Auftritt.

Liſette. Damis. Valer. Chryſander. Anton.

Liſette. Nun Herr Chryſander? ich glaubte, Sie hätten die Herren zu Tiſche rufen wollen? Ich ſehe aber, Sie wollen ſelbſt gerufen ſeyn. Es iſt ſchon aufgetragen.

Anton. Das war die höchſte Zeit! dem Himmel ſey Dank!

Chryſ. Es iſt wahr; es iſt wahr; ich hätte es bald vergeſſen. Der Zeitungsmann hielt mich auf der Treppe auf. Kommen Sie, Herr Valer; wir wollen die jetzigen Staatsgeſchäfte ein wenig mit einander bey einem Gläschen überlegen. Schlagen Sie Sich Julianen aus dem Kopfe. Und du, mein Sohn, du magſt mit deiner Braut ſchwatzen. Du wirſt gewiß eine wackre Frau an ihr haben; nicht ſo eine Xantippe, wie — —

Damis. Xantippe? wie verſtehen Sie das? Sind Sie etwa auch noch in dem pöbelhaften Vorurtheile, daß Xantippe eine böſe Frau geweſen ſey?

Chryſ. Willſt du ſie etwa für eine gute halten? Du wirſt doch nicht die Xantippe vertheidigen? Pfuy! das heißt einen ABC=

ſchnitzer machen. Ich glaube, ihr Gelehrten, je mehr ihr lernt, je mehr vergeßt ihr.

Damis. Ich behaupte aber, daß man kein einzig tüchtiges Zeugniß für Ihre Meynung anführen kann. Das iſt das erſte, was die ganze Sache verdächtig macht; und zum andern — —

Liſette. Das ewige Geplaudre!

Chryſ. Liſette hat Recht! Mein Sohn, contra principia negantem non eſt diſputandum. Kommt! Kommt!

(Chryſander, Damis und Anton gehen ab.)

Valer. Nun iſt alles für mich verlohren, Liſette. Was ſoll ich anfangen?

Liſette. Ich weiß keinen Rath; wann nicht der Brief — —

Valer. Dieſer Betrug wäre zu arg, und Juliane will ihn nicht zugeben.

Liſette. Ey, was Betrug? Wenn der Betrug nützlich iſt, ſo iſt er auch erlaubt. Ich ſehe es wohl, ich werde es ſelbſt thun müſſen. Kommen Sie nur fort, und faſſen Sie wieder Muth.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Liſette. Anton.

Liſette. So warte doch, Anton.

Anton. Ey, laß mich zufrieden. Ich mag mit dir nichts zu thun haben.

Liſette. Wollen wir uns alſo nicht wieder verſöhnen? Willſt du nicht thun, was ich dich gebeten habe?

Anton. Dir ſollte ich etwas zu gefallen thun?

Liſette. Anton, lieber Anton, goldner Anton, thu es immer. Wie leicht kannſt du nicht dem Alten den Brief geben, und ihm ſagen, der Poſtträger habe ihn gebracht?

Anton. Geh! du Schlange! Wie ſie nun ſchmeicheln kann! — — Halte mich nicht auf. Ich ſoll meinem Herrn ein Buch bringen. Laß mich gehen.

Liſette. Deinem Herrn ein Buch? Was will er denn mit dem Buche bey Tiſche?

Anton. Die Zeit wird ihm lang; und will er nicht müſſige Weile haben, ſo muß er ſich doch wohl etwas zu thun machen.

Liſette. Die Zeit wird ihm lang? bey Tiſche? Wenn es noch in der Kirche wäre. Reden ſie denn nichts?

Anton. Nicht ein Wort. Ich bin ein Schelm, wenn es auf einem Todenmahle ſo ſtille zugehen kann.

Liſette. Wenigſtens wird der Alte reden.

Anton. Der redt, ohne zu reden. Er iſt, und redt zugleich; und ich glaube, er gäbe wer weiß was darum, wenn er noch dazu trinken könnte, und das alles dreyes auf einmal. Das Zeitungsblatt liegt neben dem Teller; das eine Auge ſieht auf den, und das andre auf jenes. Mit dem einen Backen kaut er, und mit dem andern redt er. Da kann es freylich nun nicht anders ſeyn, die Worte müſſen auf dem Gekauten ſitzen bleiben, ſo daß man ihn mit genauer Noth noch murmeln hört.

Liſette. Was machen aber die Uebrigen?

Anton. Die Uebrigen? Valer und Juliane ſind wie halb tod. Sie eſſen nicht, und reden nicht; ſie ſehen einander an; ſie ſeufzen; ſie ſchlagen die Augen nieder; ſie ſchielen bald nach dem Vater, bald nach dem Sohne; ſie werden weiß; ſie werden roth. Der Zorn und die Verzweiflung ſieht beiden aus den Augen. — Aber juchhe! ſo recht! Siehſt du, daß es nicht nach deinem Kopfe gehen muß? Mein Herr ſoll Julianen haben, und wenn — —

Liſette. Ja, dein Herr! Was macht aber der?

Anton. Lauter dumme Streiche. Er krützelt mit der Gabel auf dem Teller; hengt den Kopf; bewegt das Maul, als ob er mit ſich ſelbſt redte; wackelt mit dem Stuhle; ſtößt einmal ein Weinglas um; läßt es liegen; thut, als wenn er nichts merkte, bis ihm der Wein auf die Kleider laufen will; nun fährt er auf, und ſpricht wohl gar, ich hätte es umgegoſſen. — Doch genug geplaudert; er wird auf mich fluchen, wo ich ihm das Buch nicht bald bringe. Ich muß es doch ſuchen. Auf dem Tiſche, zur rechten Hand, ſoll es liegen. Ja zur rechten

Hand; welche rechte Hand meynt er denn? Trete ich ſo, ſo iſt das die rechte Hand; trete ich ſo, ſo iſt ſie das; trete ich ſo, ſo iſt ſie das; und das wird ſie, wenn ich ſo trete. (tritt an alle vier Seiten des Tiſches) Sage mir doch, Liſette, welches iſt denn die rechte rechte Hand?

Liſette. Daß weiß ich ſo wenig, als du. Schade auf das Buch; er mag es ſelbſt hohlen. Aber, Anton, wir vergeſſen das Wichtigſte; den Brief — —

Anton. Kömmſt du mir ſchon wieder mit deinem Briefe? Denkt doch; deinetwegen ſoll ich meinen Herrn betriegen?

Liſette. Es ſoll aber dein Schade nicht ſeyn.

Anton. So? Iſt es mein Schade nicht, wann ich das, was mir Chryſander verſprochen hat, muß ſitzen laſſen?

Liſette. Dafür aber verſpricht dich Valer ſchadlos zu halten.

Anton. Wo verſpricht er mir es denn?

Liſette. Wunderliche Haut! ich verſpreche es dir an ſeiner Statt.

Anton. Und wenn du es auch an ſeiner Statt halten ſollſt, ſo werde ich viel bekommen. Nein, nein; ein Sperling in der Hand iſt beſſer, als eine Taube auf dem Dache.

Liſette. Wenn du die Taube gewiß fangen kannſt, ſo wird ſie doch beſſer ſeyn, als der Sperling?

Anton. Gewiß fangen! als wenn ſich alles fangen ließe? Nicht wahr, wann ich die Taube haſchen will, ſo muß ich den Sperling aus der Hand fliegen laſſen?

Liſette. So laß ihn fliegen.

Anton. Gut! und wann ſich nun die Taube auch davon macht? Nein, nein, Jungfer, ſo dumm iſt Anton nicht.

Liſette. Was du für kindiſche Umſtände machſt! Bedenke doch, wie glücklich du ſeyn kannſt.

Anton. Wie denn? laß doch hören.

Liſette. Valer hat verſprochen, mich auszuſtatten. Was ſind ſo einem Kapitaliſten tauſend Thaler?

Anton. Auf die machſt du dir Rechnung?

Liſette. Wenigſtens. Dich würde er auch nicht leer ausgehen laſſen, wann du mir behülflich wäreſt. Ich hätte alsdenn Geld; du hätteſt auch Geld: könnten wir nicht ein allerliebſtes Paar werden?

Anton. Wir? ein Paar? Wenn dich mein Herr nicht verſteckt hätte.

Liſette. Thuſt du nicht recht albern! Ich habe dir ja alles erzählt, was unter uns vorgegangen iſt. Dein Herr, das Bücherwürmchen!

Anton. Ja, auch das ſind verdämmte Thiere, die Bücherwürmer. Es iſt ſchon wahr, ein Mädel, wie du, mit tauſend Thaler, die iſt wenigſtens tauſend Thaler werth; aber nur das Kabinet — — das Kabinet — —

Liſette. Höre doch einmal auf, Anton, und laß dich nicht ſo lange bitten.

Anton. Warum willſt du aber dem Alten den Brief nicht ſelbſt geben?

Liſette. Ich habe dir ja geſagt, was darinn ſteht. Wie leicht könnte Chryſander nicht argwöhnen — —

Anton. Ja, ja, mein Aeffchen, ich merk es ſchon; du willſt die Kaſtanien aus der Aſche haben, und brauchſt Katzenpfoten dazu.

Liſette. Je nun, mein liebes Katerchen, thu es immer!

Anton. Wie ſie es einem ans Herze legen kann! Liebes Katerchen! Gieb nur her, den Brief; gieb nur!

Liſette. Da, mein unvergleichlicher Anton — —

Anton. Aber es hat doch mit der Ausſtattung ſeine Richtigkeit? — —

Liſette. Verlaß dich drauf — —

Anton. Und mit meiner Belohnung oben drein? — —

Liſette. Desgleichen.

Anton. Nun wohl, der Brief iſt übergeben!

Liſette. Aber ſo bald, als möglich —

Anton. Wenn du willſt, jetzt gleich. Komm! — — Potz Stern! wer kömmt? — — Zum Henker, es iſt Damis.

Zweyter Auftritt.

Damis. Anton. Liſette.

Damis. Wo bleibt denn der Schlingel mit dem Buche?

Anton. Ich wollte gleich, ich wollte — Liſette und — — Kurz, ich kann es nicht finden, Herr Damis.

Damis. Nicht ſinden? Ich habe dir ja geſagt, auf welcher Hand es liegt.

Anton. Auf der rechten, haben Sie wohl geſagt; aber nicht auf welcher rechten? Und das wollte ich Sie gleich fragen kommen.

Damis. Dummkopf, kannſt du nicht ſo viel errathen, daß ich von der Seite rede, an welcher ich ſitze?

Anton. Es iſt auch wahr, Liſette; und darüber haben wir uns den Kopf zerbrochen! Herr Damis iſt doch immer klüger, als wir! (indem er ihm hinterwerts einen Mönch ſticht) Nun will ich es wohl ſinden. Weiß eingebunden, rothen Schnitt, nicht? Gehen Sie nur, ich will es gleich bringen.

Damis. Ja, nun iſt es Zeit, da wir ſchon vom Tiſche aufgeſtanden ſind.

Anton. Schon aufgeſtanden? Zum Henker, ich bin noch nicht ſatt. Sind ſie ſchon alle, alle aufgeſtanden?

Damis. Mein Vater wird noch ſitzen, und die Zeitung auswendig lernen, damit er morgen in ſeinem Kränzchen den Staatsmann ſpielen kann. Geh geſchwind, wenn du glaubſt, von ſeinen politiſchen Brocken ſatt zu werden. Was will aber Liſette hier?

Liſette. Bin ich jetzt nicht eben ſowohl zu leiden, als vorhin?

Damis. Nein, wahrhaftig nein. Vorhin glaubte ich, Liſette hätte wenigſtens ſo viel Verſtand, daß ihr Plaudern auf eine Viertelſtunde erträglich ſeyn könnte; aber ich habe mich geirrt. Sie iſt ſo dumm, wie alle Uebrige im Hauſe.

Liſette. Ich habe die Ehre, mich im Namen aller Uebrigen zu bedanken.

Anton. Verzweifelt! das geht ja jetzt aus einem ganz andern Tone! Gott gebe, daß ſie ſich recht zanken! Aber zuhören mag ich nicht. — — Liſette, ich will immer gehen.

Liſette. (ſachte) Den Brief vergiß nicht; geſchwind!

Damis. So! haſt du Liſetten um Urlaub zu bitten? Ich befehle dir: bleib da. Ich wüßte nicht, wohin du zu gehen hätteſt.

Anton. Auf die Poſt, Herr Damis; auf die Poſt!

Damis. Doch, es iſt wahr; nun ſo geh! geh!

Dritter Auftritt.

Damis. Liſette.

Damis. Liſette kann ſich nur auch gleich mit fortmachen. Will denn meine Stube heute gar nicht leer werden? Bald iſt der da, bald jener; bald die, bald jene. Soll ich denn nicht einen Augenblick allein ſeyn? (ſetzt ſich an ſeinen Tiſch) Die Muſen verlangen Einſamkeit, und nichts verjagt ſie eher, als der Tumult. Ich habe ſo viele und wichtige Verrichtungen, daß ich nicht weiß, wo ich zuerſt anfangen ſoll; und gleichwohl ſtört man mich. Mit der Heyrath, mit einer ſo nichtswürdigen Sache, iſt der größte Theil des Nachmittags darauf gegangen; ſoll mir denn auch der Abend durch das ewige Hin- und Wiederlauffen entriſſen werden? Ich glaube, daß in keinem Hauſe der Müſſiggang ſo herrſchen kann, als in dieſem.

Liſette. Und beſonders auf dieſer Stube.

Damis. Auf dieſer Stube? Ungelehrte! Unwiſſende!

Liſette. Iſt das geſchimpft, oder gelobt?

Damis. Was für eine niederträchtige Seele! die Unwiſſenheit, die Ungelehrſamkeit für keinen Schimpf zu halten! für keinen Schimpf? So möchte ich doch die Begriffe wiſſen, die eine ſo unſinnige Schwätzerinn von Ehre und Schande hat. Vielleicht, daß bey ihr die Gelehrſamkeit ein Schimpf iſt?

Liſette. Wahrhaftig, wann ſie durchgängig von dem Schlage iſt, wie bey Ihnen — —

Damis. Nein, das iſt ſie nicht. Die wenigſten haben es ſo weit gebracht — —

Liſette. Daß man nicht unterſcheiden kann, ob ſie närriſch, oder gelehrt ſind? — —

Damis. Ich möchte aus der Haut fahren — —

Liſette. Thun Sie das, und fahren Sie in eine klügere.

Damis. Wie lange ſoll ich noch den Beleidigungen der nichtswürdigſten Kreatur ausgeſetzt ſeyn? — — Tauſend würden ſich glücklich preiſen, wenn ſie nur den zehnten Theil meiner Verdienſte hätten. Ich bin erſt zwanzig Jahr alt; und wie viele wollte ich finden, die dieſes Alter beynahe dreymal auf ſich haben, und gleichwohl mit mir — — Doch ich rede umſonſt. Was kann es mir für Ehre bringen, eine Unſinnige von meiner Geſchicklichkeit zu überführen? Ich verſtehe ſieben Sprachen vollkommen, und bin erſt zwanzig Jahr alt. In dem ganzen Umfange der Geſchichte, und in allen mit ihr verwandten Wiſſenſchaften, bin ich ohne gleichem — —

Liſette. Und Sie ſind erſt zwanzig Jahr alt!

Damis. Wie ſtark ich in der Weltweisheit bin, bezeugt die höchſte Würde, die ich ſchon vor drey Jahren darinn erhalten habe. Noch unwiderſprechlicher wird es die Welt jetzt aus meiner Abhandlung von den Monaden erkennen. — — Ach, die verwünſchte Poſt! — —

Liſette. Und Sie ſind erſt zwanzig Jahr alt!

Damis. Von meiner mehr als demoſthenischen Beredſamkeit, kann meine ſatyriſche Lobrede auf den Nix der Nachwelt eine ewige Probe geben.

Liſette. Und Sie ſind erſt zwanzig Jahr alt!

Damis. Freylich! Auch in der Poeſie darf ich meine Hand nach dem unvergänglichſten Lorbeer ausſtrecken. Gegen mich kriecht Milton, und Haller iſt gegen mich ein Schwätzer. Meine Freunde, welchen ich ſonſt zum öftern meine Verſuche, wie ich ſie zu nennen beliebe, vorgeleſen habe, wollen jetzt gar nichts mehr davon hören, und verſichern mich allezeit auf das aufrichtigſte, daß ſie ſchon genugſam von meiner mehr als göttlichen Ader überzeugt wären.

Liſette. Und Sie ſind erſt zwanzig Jahr alt!

Damis. Kurz, ich bin ein Philolog, ein Geſchichtskundiger, ein Weltweiſer, ein Redner, ein Dichter — —

Liſette. Und Sie ſind erſt zwanzig Jahr alt! Ein Weltweiſer ohne Bart, und ein Redner, der noch nicht mündig iſt! ſchöne Raritäten!

Damis. Fort! den Augenblick aus meiner Stube!

Liſette. Den Augenblick? Ich möchte gar zu gern die ſchöne Ausrufung: und Sie ſind erſt zwanzig Jahr alt! noch einmal anbringen. Haben Sie nichts mehr an Sich zu rühmen? O noch etwas! Wollen Sie nicht? Nun ſo will ich es ſelbſt thun. Hören Sie recht zu, Herr Damis: Sie ſind noch nicht klug, und ſind ſchon zwanzig Jahr alt!

Damis. Was? wie? (ſteht zornig auf)

Liſette. Leben Sie wohl! leben Sie wohl!

Damis. Himmel! was muß man von den ungelehrten Beſtien erdulden! Iſt es möglich von einem unwiſſenden Weibsbilde — —

Vierter Auftritt.

Chryſander. Anton. Damis.

Chryſ. Das iſt ein verfluchter Brief, Anton! Ey! ey! mein Sohn, mein Sohn, post coenam stabis, vel passus mille meabis. Du wirſt doch nicht ſchon wieder ſitzen?

Damis. Ein anderer, der nichts zu thun hat, mag ſich um dergleichen barbariſche Geſundheitsregeln bekümmern. Wichtige Beſchäftigungen — —

Chryſ. Was willſt du von wichtigen Beſchäftigungen reden?

Damis. Ich nicht, Herr Vater? Die meiſten von den Büchern, die Sie hier auf dem Tiſche ſehen, warten Theils auf meine Noten, Theils auf meine Ueberſetzung, Theils auf meine Widerlegung, Theils auf meine Vertheidigung, Theils auch auf mein bloßes Urtheil.

Chryſ. Laß ſie warten! Jetzt — —

Damis. Jetzt kann ich freylich nicht alles auf einmal verrichten. Wann ich nur erſt mit dem Wichtigſten werde zu Stande ſeyn. Sie glauben nicht, was mir hier eine gewiſſe Unterſuchung für Nachſchlagen und Kopfbrechen koſtet. Noch eine einzige Kleinigkeit fehlt mir, ſo habe ich es bewieſen, daß ſich Kleopatra die Schlangen an den Arm, und nicht an die Bruſt, geſetzt hat — —

Chryſ. Die Schlangen taugen nirgends viel. Mir wäre beynahe jetzt auch eine in Buſen gekrochen; aber noch iſt es Zeit. Höre einmal, mein Sohn: hier habe ich einen Brief bekommen, der mich — —

Damis. Wie? einen Brief? einen Brief? Ach lieber Anton! einen Brief? Liebſter Herr Vater, einen Brief? von Berlin? Laſſen Sie mich nicht länger warten: wo iſt er? Nicht wahr, nunmehr werden Sie aufhören an meiner Geſchicklichkeit zu zweifeln? Wie glücklich bin ich! Anton, weißt du es auch ſchon, was darinn ſteht?

Chryſ. Was ſchwärmſt du wieder? Der Brief iſt nicht von Berlin; er iſt von meinem Advokaten aus Dresden, und nach dem, was er ſchreibt, kann aus deiner Heyrath mit Julianen nichts werden.

Damis. Nichtswürdiger Kerl! ſo biſt du noch nicht wieder auf der Poſt geweſen?

Anton. Ich habe es Ihnen ja geſagt, daß vor neun Uhr für mich auf der Poſt nichts zu thun iſt.

Damis. Ah, verberabiliſſime, non fur, ſed trifur! Himmel! daß ich vor Zorn ſo gar des Plautus Schimpfwörter brauchen muß! Wird dir denn ein vergebner Gang gleich den Hals koſten?

Anton. Schimpften Sie mich? Weil ich es nicht verſtanden habe, ſo mag es hingehen.

Chryſ. Aber ſage mir nur, Damis: nicht wahr, du haſt och einen kleinen Widerwillen gegen Julianen? Wenn das iſt, o will ich dich nicht zwingen. Du mußt wiſſen, daß ich keiner von den Vätern bin — —

Damis. Iſt die Heyrath ſchon wieder auf dem Tapete? Kann Sie doch, wegen meines Widerwillens unbeſorgt ſeyn ollten. Genug, ich heyrathe ſie — —

Chryſ. Das heißt ſo viel, du wollteſt dich meinetwegen ingen? Das will ich durchaus nicht. Wenn du gleich mein ohn biſt, ſo biſt du doch ein Menſch; und jeder Menſch wird ey gebohren; er muß machen können, was er will; und — urz, — ich gebe dir dein Wort wieder zurück.

Damis. Wieder zurück? und vor einigen Stunden konnte mich nicht hurtig genug entſchlieſſen? Wie ſoll ich das verhen?

Chryſ. Das ſollſt du ſo verſtehen, daß ich es überlegt be, und daß, weil dir Juliane nicht gefällt, ſie mir auch ht anſieht; daß ich ihre wahren Umſtände in dieſem Briefe der gefunden habe, und daß — — Du ſiehſt es ja, daß den Brief nur jetzt gleich bekommen habe. Ich weiß zwar rhaftig nicht, was ich davon denken ſoll? Die Hand mei Advokaten iſt es nicht — —

(Damis ſetzt ſich wieder an den Tiſch)

Anton. Nicht? o! die Leutchen müſſen mehr als eine Hand zu ſchreiben wiſſen.

Chryſ. Zu geſchwind iſt es beynahe auch. Kaum ſind es acht Tage, daß ich ihm geſchrieben habe. Sollte er das Ding in der kurzen Zeit ſchon haben unterſuchen können? Von wem haſt du denn den Brief bekommen, Anton?

Anton. Von Liſetten.

Chryſ. Und Liſette?

Anton. Von dem Poſtträger, ohne Zweifel.

Chryſ. Aber warum bringt denn der Kerl die Briefe nicht mir ſelbſt?

Anton. Sie werden ſich doch in den Händen, wodurch ſie gehen, nicht verändern können?

Chryſ. Man weiß nicht — — Gleichwohl aber laſſen ſich die Gründe, die er anführt, hören. Ich muß alſo wohl den ſicherſten Weg nehmen, und dir, mein Sohn — — Aber, ich glaube gar, du haſt dich wieder an den Tiſch geſetzt, und ſtudirſt?

Damis. Mein Gott! ich habe zu thun, ich habe ſo gar viel zu thun.

Chryſ. Drum mit einem Worte, damit ich dich nicht um die Zeit bringe; die Heyrath mit Julianen war nichts, als ein Gedanke, den du wieder vergeſſen kannſt. Wann ich es recht überlege, ſo hat doch Valer das größte Recht auf ſie.

Damis. Sie betriegen Sich, wann Sie glauben, daß ich nunmehr davon abgehen werde. Ich habe alles wohl überleget, und ich muß es Ihnen nur mit ganz trocknen Worten ſagen, daß eine böſe Frau mir helfen ſoll, meinen Ruhm unſterblich zu machen; oder vielmehr, daß ich eine böſe Frau, an die man nicht denken würde, wann ſie keinen Gelehrten gehabt hätte, mit mir zugleich unſterblich machen will. Der Charakter eines ſolchen Eheteufels wird auf den meinigen ein gewiſſes Licht werfen — —

Chryſ. Nun wohl, wohl; ſo nimm dir eine böſe Frau; nur aber eine mit Gelde, weil an einer ſolchen die Bosheit noch erträglich iſt. Von der Gattung war meine erſte ſelige Frau. Um die zwanzig tauſend Thaler, die ich mit ihr bekam, hätte ich des böſen Feindes Schweſter heyrathen wollen — — Du mußt mich nur recht verſtehen: ich meyne es nicht nach den

Worten. — Wann ſie aber böſe ſeyn ſoll, deine Frau, was willſt du mit Julianen? — — Höre, ich kenne eine alte Wittwe, die ſchon vier Männer ins Grab gezankt hat; ſie hat ihr ſeines Auskommen: ich dächte, das wäre deine Sache; nimm die! Ich habe dir das Maul einmal wäßrig gemacht, ich muß dir alſo doch etwas darein geben. Wann es einmal eine Xantippe ſeyn ſoll, ſo kannſt du keine beßre finden.

Damis. Mit Ihrer Xantippe! ich habe es Ihnen ja ſchon mehr als einmal geſagt, daß Xantippe keine böſe Frau geweſen iſt. Haben Sie meine Beweisgründe ſchon wieder vergeſſen?

Chryſ. Ey was? mein Beweis iſt das ABCbuch. Wer ſo ein Buch hat ſchreiben können, das ſo allgemein geworden iſt, der muß es gewiß beſſer verſtanden haben, als du. Und kurz, mir liegt daran, daß Xantippe eine böſe Frau geweſen iſt. Ich könnte mich nicht zufrieden geben, wenn ich meine erſte Frau ſo oft ſollte gelobt haben. Schweig alſo mit deinen Narrenspoſſen; ich mag von dir nicht beſſer unterrichtet ſeyn.

Damis. So wird uns gedankt, wenn wir die Leute aus ihren Irrthümern helfen wollen.

Chryſ. Seit wenn iſt denn das Ey klüger, als die Henne? he? Herr Doktor, vergeſt Er nicht, daß ich Vater bin, und daß es auf den Vater ankömmt, wenn der Sohn heyrathen ſoll. Ich will an Julianen nicht mehr gedacht wiſſen — —

Damis. Und warum nicht?

Chryſ. Soll ich meinem einzigen Sohne ein armes Mädchen aufhängen? Du biſt nicht werth, daß ich für dich ſo beſorgt bin. Du weißt ja, daß ſie nichts im Vermögen hat.

Damis. Hatte ſie vorhin, da ich ſie heyrathen ſollte, mehr als jetzt?

Chryſ. Das verſtehſt du nicht. Ich wußte wohl, was ich vorhin that: aber ich weiß auch, was ich jetzt thue.

Damis. Gut, deſto beſſer iſt es, wann ſie kein Geld hat. Man wird mir alſo nicht nachreden können, die böſe Frau des Geldes wegen genommen zu haben; man wird es zugeſtehen müſſen, daß ich keine andre Abſicht gehabt, als die, mich in den Tugenden zu üben, die bey Erduldung eines ſolchen Weibes nöthig ſind.

Chryſ. Eines ſolchen Weibes! wer hat dir denn geſagt, daß Juliane eine böſe Frau werden wird?

Damis. Wann ich nicht, wie wir Gelehrten zu reden pflegen, a priori davon überführt wäre, ſo würde ich es ſchon daraus ſchlieſſen können, weil Sie daran zweifeln.

Chryſ. Fein naſeweiß, mein Sohn! fein naſeweiß! Ich habe Julianen auferzogen; ſie hat viel Wohlthat bey mir genoſſen; ich habe ihr alles Gute beygebracht: wer von ihr übels ſpricht, der ſpricht es zugleich von mir. Was? ich ſollte nicht ein Frauenzimmer zu ziehen wiſſen? Ich ſollte ein Mädchen, das unter meiner Aufſicht groß geworden iſt, nicht ſo weit gebracht haben, daß es einmal eine rechtſchafne wakre Frau würde? Reich habe ich ſie freylich nicht machen können; ich bin der Wohlthat ſelbſt noch benöthigt. Aber daß ich ſie nicht tugendhaft, nicht verſtändig gemacht hätte, das kann mir nur einer nachreden, der ſo dumm iſt, als du, mein Sohn. Nimm mir es nicht übel, daß ich mit der Sprache herausrücke. Du biſt ſo ein eingemachter Narre, ſo ein Stockfiſch — — nimm mirs nicht übel, mein Sohn — — ſo ein überſtudirter Pickelhering — — aber nimm mirs nicht übel — —

Damis. (bey Seite) Bald ſollte ich glauben, daß ſein erſter Handel mit eingeſalznen Fiſchen geweſen ſey. — — Schon gut, Herr Vater; von Julianens Tugend will ich nichts ſagen; die Tugend iſt oft eine Art von Dummheit. Aber was ihren Verſtand anbelangt, von dem werden Sie mir erlauben, daß ich ihn noch immer in Zweifel ziehe. Ich bin nun ſchon eine ziemliche Zeit wieder hier; ich habe mir auch manchmal die Mühe genommen, ein Paar Worte mit ihr zu ſprechen: hat ſie aber wohl jemals an meine Gelehrſamkeit gedacht? Ich mag nicht gelobt ſeyn; ſo eitel bin ich nicht: nur muß man den Leuten ihr Recht wiederfahren laſſen — —

Fünfter Auftritt.

Chryſander. Damis. Valer.

Chryſ. Gut, gut, Herr Valer, Sie kommen gleich zur rechten Stunde.

Damis. Was will der unerträgliche Menſch wieder?

Valer. Ich komme Abſchied von Ihnen beiden zu nehmen — —

Chryſ. Abſchied? ſo zeitig? warum denn?

Valer. Ich glaube nicht, daß Sie im Ernſte fragen.

Chryſ. Gott weiß es, Herr Valer; in dem aller ernſtlichſten Ernſte. Ich laſſe Sie wahrhaftig nicht.

Valer. Um mich noch empfindlicher zu martern? Sie wiſſen, wie lieb mir die Perſon allezeit geweſen iſt, die Sie mir heute entreiſſen. Doch das Unglück wäre klein, wenn es mich nur allein träfe. Sie wollen noch dazu dieſe geliebte Perſon mit einem verbinden, der ſie eben ſo ſehr haßt, als ich ſie verehre? Meine ganze Seele iſt voller Verzweiflung, und von nun an werde ich, weder hier, noch irgendswo in der Welt, wieder ruhig werden. Ich gehe, um mich — —

Chryſ. Nicht gehen, Herr Valer, nicht gehen! Dem Uebel iſt vielleicht noch abzuhelfen.

Valer. Abzuhelfen? Sie beſchimpfen mich, wenn Sie glauben, daß ich jemals dieſen Streich überwinden werde. Er würde für ein minder zärtliches Herz, als das meinige iſt, tödlich ſeyn.

Damis. Was für ein Gewäſche! (ſetzt ſich an ſeinen Tiſch)

Valer. Wie glücklich ſind Sie, Damis! Lernen Sie wenigſtens Ihr Glück erkennen; es iſt der geringſte Dank, den Sie dem Himmel ſchuldig ſind. Juliane wird die Ihrige — —

Chryſ. Ey, wer ſagt denn das? Sie ſoll noch zeitig genug die Ihrige werden, Herr Valer; nur Geduld!

Valer. Halten Sie inne mit Ihren kalten Verſpottungen —

Chryſ. Verſpottungen? Sie müſſen mich ſchlecht kennen. Was ich ſage, das ſag ich. Ich habe die Sache nun beſſer überlegt; ich ſehe, Juliane ſchickt ſich für meinen Sohn nicht, und er ſich noch vielweniger für Julianen. Sie lieben ſie; Sie haben längſt bey mir um ſie angehalten; wer am erſten kömmt, der muß am erſten mahlen. Ich habe eben mit meinem Sohne davon geredt — — Sie kennen ihn ja. — —

Valer. Himmel, was hör ich? Iſt es möglich? welche glückliche Veränderung! Erlauben Sie, daß ich Sie tauſendmal umfange. Soll ich alſo doch noch glücklich ſeyn? O Chryſander! o Damis!

Chryſ. Reden Sie mit ihm, und ſetzen Sie ihm den Kopf ein wenig zurechte. Ich will zu Julianen gehen, und ihr meinen veränderten Entſchluß hinterbringen. Sie wird mir es doch nicht übel nehmen?

Valer. Uebel? Sie werden ihr das Leben wieder geben, ſo wie Sie es mir wiedergegeben haben.

Chryſ. Ey! kann ich das? (geht ab)

Sechſter Auftritt.

Damis. Valer. Anton.

Valer. Und in welchem Tone ſoll ich nun mit Ihnen reden, liebſter Freund? Das erneuerte Verſprechen Ihres Vaters berechtigte mich, Sie ganz und gar zu übergehen. Ich habe gewonnen, ſo bald Chryſander Julianen zu zwingen aufhört. Doch wie angenehm ſoll es mir ſeyn, wann ich ihren Beſitz zum Theil auch Ihnen werde verdanken können.

Damis. Anton!

Anton. (kömmt) Was ſoll der? iſt Ihnen die Poſt wieder eingefallen?

Damis. Gleich geh! ſie muß nothwendig da ſeyn.

Anton. Aber ich ſage Ihnen, daß ſie bey ſo übeln Wetter vor zehn Uhr nicht kommen kann.

Damis. Giebſt du abermals eine Stunde zu? Kurz, geh! und kömmſt du leer wieder, ſo ſieh dich vor!

Anton. Wenn ich dieſe Nacht nicht ſanft ſchlafe, ſo glaube ich Zeitlebens nicht mehr, daß die Müdigkeit etwas dazu helfen kann. (geht ab)

Siebender Auftritt.

Damis. Valer.

Valer. So? anſtatt zu antworten, reden Sie mit dem Bedienten?

Damis. Verzeihen Sie, Valer; Sie haben alſo mit mir geſprochen? Ich habe den Kopf ſo voll; es iſt mir unmöglich, auf alles zu hören.

Valer. Und Sie wollen Sich auch bey mir verſtellen? Ich weiß die Zeit noch ſehr wohl, da ich in eben dem wunderbaren Wahne ſtand, es ließe gelehrt, ſo zerſtreut, als möglich, und auf nichts, als auf ſein Buch aufmerkſam zu thun. Doch glauben Sie nur, der muß ſehr einfältig ſeyn, den Sie mit dieſen Gaukeleyen hintergehen wollen.

Damis. Und Sie müſſen noch einfältiger ſeyn, daß Sie glauben können, ein jeder Kopf ſey ſo gedankenleer, als der Ihrige. Und verdient denn Ihr Geſchwätz, daß ich darauf höre? Sie haben ja gewonnen, ſobald Chryſander Julianen zu zwingen aufhört; Sie ſind ja berechtiget, mich zu übergehen — —

Valer. Das muß doch eine beſondere Art der Zerſtreuung ſeyn, in welcher man des andern Reden gleichwohl ſo genau höret, daß man ſie von Wort zu Wort wiederhohlen kann.

Damis. Ihre Spötterey iſt ſehr trocken. (ſieht wieder auf ſein Buch)

Valer. Doch aber zu empfinden? — — Was für eine Marter iſt es, mit einem Menſchen von Ihrer Art zu thun zu haben? Es giebt deren wenige — —

Damis. Das ſollte ich ſelbſt glauben.

Valer. Es würden ſich aber mehrere finden, wenn ſelbſt — —

Damis. Ganz recht: wenn die wahre Gelehrſamkeit nicht ſo ſchwer zu erlangen, die natürliche Fähigkeit dazu gemeiner, und ein unermüdeter Fleiß nicht ſo etwas beſchwerliches wären —

Valer. Ha! ha! ha!

Damis. Das Lachen eines wahren Idioten!

Valer. Sie reden von Ihrer Gelehrſamkeit, und ich, mit Vergebung, wollte von Ihrer Thorheit reden. Hierinn, meynte ich, würden Sie mehrere Ihres gleichen finden, wenn ſelbſt dieſe Thorheit ihren Sklaven nicht zur Laſt werden müßte.

Damis. Verdienen Sie alſo, daß ich Ihnen antworte? (ſieht wieder in ſein Buch)

Valer. Und verdienen Sie wohl, daß ich noch Freunds genung bin, mit Ihnen ohne Verſtellung zu reden? Glauben Sie mir, Sie werden Ihre Thorheiten bey mehrerm Verſtande bereuen — —

Damis. Bey mehrerm Verſtande? (ſpöttiſch)

Valer. Werden Sie darüber ungehalten? Das iſt wunderbar! Ihr Körper kann, Ihren Jahren nach, noch nicht ausgewachſen haben, und Sie glauben, daß Ihre Seele gleichwohl ſchon zu ihrer möglichen Vollkommenheit gelanget ſey? Ich würde den für meinen Feind halten, welcher mir den Vorzug, täglich zu mehrerm Verſtande zu kommen, ſtreitig machen wollte.

Damis. Sie!

Valer. Sie werden ſo ſpöttiſch, mein Herr Nebenbuhler — Doch da iſt ſie ſelbſt! (läuft ihr entgegen) Ah, Juliane — —

Achter Auftritt.

Juliane. Damis. Valer.

Juliane. Ach, Valer, welche glückliche Veränderung! — —

Damis. (indem er ſich auf dem Stuhle umwendet) Die Ehre, Sie hier zu ſehen, Mademoiſell, habe ich ohne Zweifel einem Irrthume zu danken? Sie glauben vielleicht in Ihr Schlafzimmer zu kommen — —

Juliane. Dieſer Irrthum wäre unvergeblich! Nein! mein Herr, es geſchieht auf Befehl Ihres Herrn Vaters, daß ich dieſen heiligen Ort betrete. Ich komme, Ihnen einen Kauf aufzuſagen, und mich bey Ihrer Muſe zu entſchuldigen, daß ich beynahe in die Gefahr gekommen wäre, ihr einen ſo liebenswürdigen Geiſt abſpenſtig zu machen.

Valer. O wie entzückt bin ich, ſchönſte Juliane, Sie auf einmal wieder in Ihrer Heiterkeit zu ſehen.

Damis. Wenn ich das Gewäſche eines Frauenzimmers recht verſtehe, ſo kommen Sie, ein Paktum aufzuheben, welches doch alle Requiſita hat, die zu einem unumſtößlichen Pakto erfordert werden.

Juliane. Und wann ich das Galimathias eines jungen Gelehrten verſtehen darf, ſo haben Sie es getroffen.

Damis. Mein Vater iſt ein Idiote. Kömmt es denn nur auf ihn, oder auf Sie, Mademoiſell, an, einen Vertrag, der an meinem Theil feſt beſtehet, ungültig zu machen? — — Es wird ſich alles zeigen; nur wollte ich bitten, mich jetzt ungeſtört zu laſſen — — (wendet ſich wieder an den Tiſch)

Valer. Was für ein Bezeigen! hat man jemals einem Frauenzimmer, auf deſſen Beſitz man Anſpruch macht, ſo begegnet?

Damis. Und iſt man jemals einem beſchäftigten Gelehrten ſo überläſtig geweſen? Dieſe verdrüßliche Geſellſchaft loß zu werden, muß ich nur ſelbſt meine vier Wände verlaſſen.

(geht ab)

Neunter Auftritt.

Valer. Juliane.

Juliane. Und wir lachen ihm nicht nach?

Valer. Nein, Juliane; eine beſſere Freude mag uns jetzt erfüllen; und beynahe gehört eine Art von Grauſamkeit dazu, ſich über einen ſo kläglichen Thoren luſtig zu machen. Wie ſoll ich Ihnen die Regungen meines Herzens beſchreiben, jetzt, da man ihm alle ſeine Glückſeligkeit wiedergegeben hat? Ich beſchwöre Sie, Juliane, wann Sie mich lieben, ſo verlaſſen Sie noch heute mit mir dieſes gefährliche Haus. Setzen Sie Sich nicht länger der Ungeſtümigkeit eines veränderlichen Alten, der Raſerey eines jungen Pedanten, und der Schwäche Ihrer eignen allzuzärtlichen Denkungsart aus. Sie ſind mir in einem Tage genommen, und wieder gegeben worden; laſſen Sie ihn den erſten und den letzten ſeyn, der ſo grauſam mit uns ſpielen darf!

Juliane. Faſſen Sie Sich, Valer. Wir wollen lieber nichts thun, was uns einige Vorwürfe von Chryſandern zuziehen könnte. Sie ſehen, er iſt auf dem beſten Wege, und ich liebe ihn eben ſo ſehr, als ich den Damis verachte. Durch das Mißtrauen, wodurch ich mich auf einmal ſeiner Vorſorge entzöge, würde ich ihm für ſeine Wohlthaten ſchlecht danken — —

Valer. Noch immer reden Sie von Wohlthaten? Ich werde nicht eher ruhig, als bis ich Sie von dieſen gefährlichen Banden befreyet habe. Erlauben Sie mir, daß ich ſie ſogleich gänzlich vernichte, und dem alten Eigennützigen — —

Juliane. Nennen Sie ihn anders, Valer; er iſt das nicht; und ſchon ſeine Veränderung zeigt es, daß Liſette falſch gehört, oder uns hintergangen hat. Zwar weiß ich nicht, wem ich dieſe Veränderung zuſchreiben ſoll — — (nachſinnend)

Valer. Warum auf einmal ſo in Gedanken? Die Urſache, die ihn bewegen hat, mag ſeyn, welche es will; ich weiß doch gewiß, daß es eine Fügung des Himmels iſt.

Juliane. Des Himmels, oder Liſettens. Auf einmal fällt mir ein, was Sie mir von einem Briefe geſagt haben. Sollte wohl Liſettens allzugroße Dienſtfertigkeit — —

Valer. Welche Einbildung, liebſte Juliane! Sie weiß es ja, daß Ihre Tugend in dieſen kleinen Betrug nicht willigen wollen.

Juliane. Gleichwohl, je mehr ich nachdenke — —

Valer. Wann es nun auch wäre, wollten Sie denn deswegen — —

Juliane. Wann es nun auch wäre? wie?

Zehnter Auftritt.

Liſette. Valer. Juliane.

Juliane. Du kömmſt als geruffen, Liſette.

Liſette. Nun? gehen meine Sachen nicht vortrefflich? Wollen Sie es nicht unten mit anhören, wie ſich Damis und Chryſander zanken? „Du ſollſt ſie nicht bekommen; ich muß ſie bekommen: ich bin Vater; Sie haben mir ſie verſprochen: ich habe mich anders beſonnen; ich aber nicht: ſo muß es noch geſchehen; das iſt unmöglich: unmöglich oder nicht: kurz ich geb nicht ab: ich will es Ihnen aus Büchern beweiſen, daß Sie mir Wort halten müſſen; du kannſt mit deinen Büchern an den Galgen gehen." — — Was wiederhohle ich viel ihre närriſche Reden? Der Vater hat Recht; er handelt klug: er würde aber gewiß nicht ſo klug handeln, wenn Ich nicht vorher ſo klug geweſen wäre.

Juliane. Wie verſtehſt du das, Liſette?

Liſette. Ich lobe mich nicht gerne ſelbſt. Kurz, meine liebe Mamſell, Ihr Schutzengel, der bin ich!

Juliane. Der biſt du? und wie denn?

Liſette. Dadurch, daß ich einen Betrieger mit ſeiner Münze bezahlt habe. Der alte häßliche — —

Juliane. Und alſo haſt du Chryſandern betrogen?

Liſette. Ey, ſagen Sie doch das nicht; einen Betrieger, betriegt man nicht, ſondern den hintergeht man nur. Hintergangen hab ich ihn.

Valer. Und wie?

Liſette. Schlecht genug, daß Sie es ſchon wieder vergeſſen haben. Ich ſollte meynen, erkenntlich zu ſeyn, brauche man ein beſſer Gedächtniß.

Juliane. Du haſt ihm alſo wohl gar den falſchen Brief untergeſchoben?

Liſette. Behüte Gott! ich habe ihn bloß durch einen erdichteten Brief auf andere Gedanken zu bringen geſucht, und das iſt mir gelungen.

Juliane. Das haſt du gethan? und ich ſollte mein Glück einer Betriegerin zu danken haben? Es mag mir gehen, wie es will; Chryſander ſoll es den Augenblick erfahren — —

Liſette. Was ſoll denn das heiſſen? iſt das mein Dank?

Valer. Beſinnen Sie Sich, Juliane! verziehen Sie!

Juliane. Unmöglich, Valer; laſſen Sie mich. (Juliane geht ab)

Eilfter Auftritt.

Valer. Liſette.

Valer. Himmel, nun iſt alles wieder aus!

Liſette. So mag ſie es haben! Gift und Galle möchte ich ſpeyen, ſo toll bin ich! Für meinen guten Willen mich eine Betriegerin zu heiſſen? Ich hoffte, ſie würde mir vor Freuden um den Hals fallen. — — Wie wird der Alte auf mich losziehen! Er jagt mich und Sie zum Hauſe heraus. Was wollen Sie nun anfangen?

Valer. Ja was ſoll ich nun anfangen, Liſette?

Liſette. Ich glaube, Sie antworten mir mit meiner eignen Frage? Das iſt bequem. Mein guter Rath hat ein Ende. Ich will mich bald wieder in ſo etwas mengen!

Valer. Zu was für einer ungelegnen Zeit kamſt du aber auch, Liſette? Ich hatte dir es geſagt, daß Juliane in dieſen Streich nicht willigen wollte. Hätteſt du nicht noch einige Zeit ſchweigen können?

Liſette. Konnte ich denn vermuthen, daß ſie ſo übertrieben eigenſinnig ſeyn würde? Sie können Sich leicht einbilden, wie es mit unſer einer iſt: ich hätte nicht wie viel nehmen, und es gegen ſie länger verbergen wollen, wem ſie ihr Glück zu danken habe. Die Freude iſt ſchwatzhaft, und — — Ach, ich möchte gleich — —

Zwölfter Auftritt.

Anton. Valer. Liſette.

Anton. (mit Briefen in der Hand) Ha! ha! haltet ihr wieder Konferenz! Wenn es mein Herr wüßte, daß in ſeiner eignen Stube die ſchlimmſten Anſchläge wider ihn geſchmiedet werden, er würde dich, Liſette — — Aber, wie ſteht ihr denn da beyſammen? Herr Valer ſcheint betrübt; du biſt erhitzt, erhitzt, wie ein Zinshahn. Habt ihr euch geſchlagen, oder habt ihr euch ſonſt eine Motion gemacht? Ey, ey, Liſette! höre — — (ſachte zu Liſetten) du haſt dich doch der Ausſtattung wegen mit ihm nicht überworfen? Hat er ſein Wort etwa zurück gezogen? Das wäre ein verfluchter Streich. (laut) Nein, nein, Herr Valer, was man verſpricht, das muß man halten. Sie hat Ihnen redlich gedienet, und ich auch. Zum Henker! glauben Sie denn, daß es einmal einer ehrlichen Seele keine Gewiſſensbiſſe verurſachen muß, wenn ſie ihre Herrſchaft für Null und Nichts betrogen hat? Ich laſſe mich nicht vexiren; und meine Forderung wenigſtens — — Hohl mich dieſer und jener! ich nehm einen Advokaten an, einen rechten Bullenbeiſſer von einen Advokaten, der Ihnen gewiß ſo viel ſoll zu ſchaffen machen — —

Liſette. Ach Narre, ſchweig!

Valer. Was will er denn? mit wem ſprichſt du denn?

Anton. Potz Stern! mit unſerm Schuldmanne ſprech ich. Das können Sie ja wohl am Tone hören.

Valer. Wer iſt denn dein Schuldmann?

Anton. Kommt es nun da heraus, daß Sie die Schuld leugnen wollen? Hören Sie; mein Advokat bringt Sie zum Schwur — —

Valer. Liſette, weißt denn du, was er will?

Liſette. Der Schwärmer! ich brauchte ihn vorhin zu Ueberbringung des Briefes, und verſprach ihm, wenn die Sache gut ausfallen ſollte, eine Belohnung von Ihnen.

Valer. Weiter iſt es nichts?

Anton. Ich dächte noch, das wäre genug. Und wie hält es denn mit Liſettens Ausſtattung? Ich muß mich um ihr Vermögen ſo gut als um das meinige bekümmern, weil es doch meine werden ſoll.

Valer. Seyd unbeſorgt; wenn ich mein Glück mache, ſo will ich das eurige gewiß nicht vergeſſen.

Anton. Geſetzt aber, Sie machten es nicht? Und was verſprochen iſt, iſt doch verſprochen.

Valer. Auch alsdenn will ich euern Eifer nicht unbelohnt laſſen.

Anton. Ach, das ſind Komplimente, Komplimente!

Liſette. So hör einmal auf!

Anton. Biſt du nicht eine Närrin; ich rede ja für dich mit.

Liſette. Es iſt aber ganz unnöthig.

Anton. Unnöthig? Habt ihr euch denn nicht gezankt?

Liſette. Warum nicht gar?

Anton. Hat er ſein Verſprechen nicht zurückgezogen?

Liſette. Nein doch.

Anton. O ſo verzeihen Sie mir, Herr Valer. Die Galle kann einem ehrlichen Manne leicht überlaufen. Ich bin ein wenig hitzig, zumal in Geldſachen. Fürchten Sie Sich für den Advokaten nur nicht. — —

Valer. Und ich kann in einer ſo marternden Ungewißheit hier noch verziehen? Ich muß ſie ſprechen; vielleicht hat ſie es noch nicht gethan — —

Liſette. Hat ſie es aber gethan, ſo kommen Sie dem Alten ja nicht zu nahe!

Valer. Ich habe von dem ganzen Handel nichts gewußt.

Liſette. Deſto ſchlimmer alsdenn für mich. Gehen Sie nur.

Dreyzehnter Auftritt.

Anton. Liſette.

Anton. Deſto ſchlimmer für dich? Was iſt denn deſto ſchlimmer für dich? Warum ſoll er denn dem Alten nicht zu nahe kommen? Was habt ihr denn wieder?

Liſette. Je, der verfluchte Brief!

Anton. Was für ein Brief?

Liſette. Den ich dir vorhin gab.

Anton. Was iſt denn mit dem?

Liſette. Es iſt alles umſonſt; meine Mühe iſt vergebens.

Anton. Wie denn ſo? ſo wahr ich lebe, ich habe ihn richtig beſtellt. Mache keine Poſſen, und ſchiebe die Schuld etwa auf mich!

Liſette. Richtig übergeben iſt er wohl; er that auch ſchon ſeine Wirkung. Aber Juliane hat uns ſelbſt einen Strich durch die Rechnung gemacht. Sie will es durchaus dem Alten entdecken, daß es ein falſcher Brief geweſen ſey, und hat es vielleicht auch ſchon gethan.

Anton. Was zum Henker, ſie ſelbſt? Da werden wir ankommen! Siehſt du; nun iſt der Sperling und die Taube weg. Und was das ſchlimmſte iſt; da ich die Taube habe fangen wollen, ſo bin ich darüber mit der Naſe ins Weiche gefallen. Oder deutlicher, und ohne Gleichniß mit dir zu reden: die verſprochene Belohnung bey dem Alten hab ich verlohren, die eingebildete bey Valeren entgeht mir auch, und aller Profit, den ich dabey machen werde, iſt, nebſt einem gnädigen Ribbenſtoſſe, ein Pak dich zum Teufel! — — Will Sie mich alsdenn noch, Jungfer Liſette? — — O, Sie muß mich. Ich will Sie die Leute lehren unglücklich machen — —

Liſette. Es wird mir gewiß beſſer gehen? Wir wandern mit einander, und wenn wir nur einmal ein Paar ſind, ſo magſt du ſehen, wie du mich ernehreſt.

Anton. Ich dich ernehren? bey der theuren Zeit? Wenn ich noch könnte mit dir herum ziehen, wie der mit dem großen Thiere, daß ein Horn auf der Naſe hat.

Liſette. Sorge nicht, in ein Thier mit einem Horne will ich dich bald verwandeln. Es wird alsdenn doch wohl einerley ſeyn, ob du mit mir, oder ich mit dir herum ziehe.

Anton. Nu wahrhaftig, mit dir weiß man doch noch, woran man iſt. — — Aber, damit wir nicht eins ins andre reden, wo iſt denn nun mein Herr? Da ſind endlich ſeine verdammten Briefe!

Liſette. Siehſt du ihn?

Anton. Nein; aber wo mir recht iſt, jetzt hör ich ihn.

Liſette. Laß ihn nur kommen; toll will ich ihn noch machen, zu guter letzt.

Vierzehnter Auftritt.

Anton. Liſette. Damis.

(kömmt ganz tiefſinnig; Liſette ſchleicht hinter ihm her, und macht ſeine Grimaſſen nach)

Anton. Halt! ich will ihn noch ein wenig zappeln laſſen, und ihm die Briefe nicht gleich geben. (ſteckt ſie ein) Wie ſo tiefſinnig, Herr Damis? was ſteckt Ihnen wieder im Kopfe?

Damis. Halt dein Maul!

Anton. Kurz geantwortet! Aber ſoll ſich denn ein Bedienter nicht um ſeinen Herrn bekümmern? Es wäre doch ganz billig, wann ich auch wüßte, worauf Sie dächten. Eine blinde Henne findet auch manchmal ein Körnchen, und vielleicht könnte ich Ihnen — —

Damis. Schweig!

Anton. Die Antwort war noch kürzer. Wenn ſie Stufenweiſe ſo abnimmt, ſo will ich einmal ſehen, was übrig bleiben wird. — Was zählen Sie denn an den Fingern? Was hat Ihnen denn der arme Nagel gethan, daß Sie ihn ſo zerbeiſſen? (er wird Liſetten gewahr) — — Und, zum Henker, was iſt denn das für ein Affe? Kömmſt du von Sinnen?

Liſette. Halt dein Maul!

Anton. Um des Himmels willen geh! Wann mein Herr aus ſeinem Schlafe erwacht, und dich ſieht — —

Liſette. Schweig!

Anton. Willſt du mich oder meinen Herrn zum beſten haben? So ſehen Sie doch einmal hinter ſich, Herr Damis!

Damis. (geht einigemal tiefſinnig auf und nieder; Liſette in gleichen Stellungen hinter ihm her; und wann er ſich umwendet, ſchleicht ſie ſich hurtig herum, daß er ſie nicht gewahr wird)

Meiner Hochzeitfackel Brand
Sey von mir jetzt ſelbſt beſungen!

Anton. Ho! ho! Sie machen Verſe? Komm, Liſette, nun müſſen wir ihn allein laſſen. Bey ſolcher Gelegenheit hat er mich ſelbſt ſchon, mehr als einmal, aus der Stube geſtoßen. Komm nur; er ruft uns gewiß ſelbſt wieder; ſobald er fertig iſt, und vielleicht das ganze Haus dazu.

Liſette. (indem ſich Damis umwendet, bleibt ſie ſtarr vor ihm ſtehen, und nimmt ſeinen Ton an)

Meiner Hochzeitfackel Brand
Sey von mir jezt ſelbſt beſungen!

(Damis thut als ob er ſie nicht gewahr würde, und ſtößt auf ſie)

Damis. Was iſt das?

Liſette. Was iſt das? (beide als ob ſie zu ſich ſelbſt kämen)

Damis. Unwiſſender, niederträchtiger Kerl! habe ich dir nicht oft genug geſagt, keine Seele in meine Stube zu laſſen, als aufs höchſte meinen Vater? Was will denn die hier?

Liſette. Unwiſſender, niederträchtiger Kerl! haſt du mir es nicht oft genug geſagt, daß ich mich aus der Stube fortmachen ſoll? Kannſt du dir denn aber nicht einbilden, daß die, welche im Kabinete hat ſeyn dürfen, auch Erlaubniß haben werde, in der Stube zu ſeyn? Unwiſſender, niederträchtiger Kerl!

Anton. Wem ſoll ich nun antworten?

Damis. Gleich ſtoße ſie zur Stube hinaus!

Anton. Stoßen? mit Gewalt?

Damis. Wenn ſie nicht in gutem gehen will — —

Anton. Liſette, geh immer in gutem — —

Liſette. Sobald es mir gelegen ſeyn wird.

Damis. Stoß ſie heraus, ſag ich!

Anton. Komm Liſette, gieb mir die Hand; ich will dich ganz ehrbar heraus führen.

Liſette. Grobian, wer wird denn ein Frauenzimmer mit der bloßen Hand führen wollen?

Anton. O ich weiß auch zu leben! — In Ermanglung eines Handſchuhs alſo — (er nimmt den Zipfel von der Weſte) — werde ich die Ehre haben — —

Damis. Ich ſeh wohl, ich ſoll mich ſelbſt über ſie machen — — (geht auf ſie los)

Liſette. Ha! ha! ha! ſo weit wollte ich Sie nur gern bringen. Adjeu!

Funfzehnter Auftritt.

Anton. Damis.

Damis. Nun ſind alle Gedanken wieder fort! das Feuer iſt verraucht; die Einbildungskraft iſt zerſtreut. Der Gott, der uns begeiſtern muß, hat mich verlaſſen. — Verdammte Kreatur! was für Verdruß hat ſie mir heute nicht ſchon gemacht! wie ſpöttiſch iſt ſie mit mir umgegangen! Himmel! in meiner Tiefſinnigkeit mir alles ſo lächerlich nachzuäffen!

Anton. Sie ſahen es ja aber nicht.

Damis. Ich ſah es nicht?

Anton. Ja? iſts möglich? und Sie ſtellten Sich nur ſo?

Damis. Schweig, Idiote! — — Ich will ſehen, ob ich mich wieder in die Entzückung ſetzen kann — —

Anton. Thun Sie das lieber nicht; die Verſe können unmöglich gerathen, wobey man ſo finſter ausſieht. — Darf man aber nicht wiſſen, was es werden wird? ein Abendlied, oder ein Morgenlied?

Damis. Dummkopf!

Anton. Ein Bußlied?

Damis. Einfaltspinſel!

Anton. Ein Tiſchlied? auch nicht? — — Ein Sterbelied werden Sie doch nicht machen? So wahr ich ehrlich bin, wenn ich auch noch ſo ein großer Poet wäre, das bliebe von mir ungemacht. Sterben iſt der abgeſchmackteſte Streich, den man ſich ſelbſt ſpielt. Er verdient nicht einen Vers, geſchweige ein Lied.

Damis. Ich muß Mitleiden mit deiner Unwiſſenheit haben. Du kennſt keine andre Arten von Gedichten, als die du im Geſangbuche gefunden haſt.

Anton. Es wird gewiß noch andre geben? So laſſen Sie doch hören, was Sie machen.

Damis. Ich mache — — ein Epithalamium — —

Anton. Ein Epithalamium? Potz Stern, das iſt ein ſchwer Ding! Damit können Sie wirklich zu rechte kommen? Da gehört Kunſt dazu — — Aber, Herr Damis, im Vertrauen, was iſt denn das, ein Epith — pitha — thlamium?

Damis. Wie kannſt du es denn aber ſchwer nennen, wenn du noch nicht weißt, was es iſt?

Anton. Ey nun, das Wort iſt ja ſchon ſchwer genug. Sagen Sie mir nur ein wenig mit einem andern Namen, was es iſt.

Damis. Ein Epithalamium iſt ein Thalaſſio.

Anton. So, ſo! nun verſteh ichs! ein Epithalamium iſt ein — — wie hieß es? —

Damis. Thalaſſio.

Anton. Ein Thalaſſio; und das können Sie machen? Wenigſtens werden Sie viel Zeit dazu brauchen. — — Aber, hören Sie doch, wenn mich nun jemand fragt, was ein Thalaſſio iſt, was muß ich ihm wohl antworten?

Damis. Auch das weißt du nicht, was ein Thalaſſio iſt?

Anton. Ich für mein Theil weiß es wohl. Ein Thalaſſio iſt ein — — wie hieß das vorige Wort?

Damis. Epithalamium.

Anton. Iſt ein Epithalamium. Und ein Epithalamium iſt ein Thalaſſio. Nicht wahr, ich habe es gut behalten? Aber das möchte nur andern Leuten nicht deutlich ſeyn, welche beide Worte nicht verſtehen.

Damis. Je nun, ſo ſage ihnen, Thalaſſio ſey ein Hymenæus.

Anton. Zum Henker! das heißt Leute vexiren. Ein Epithalamium iſt ein Thalaſſio, und ein Thalaſſio iſt ein Hymenæus. Und ſo umgekehrt, ein Hym — — Hym — — Die Namen mag ſonſt einer merken!

Damis. Recht! recht! ich ſehe doch, daß du anfängſt einen Begriff von Sachen zu bekommen.

Anton. Ich einen Begriff hiervon? ſo wahr ich ehrlich bin! Sie irren ſich. Der Kobold müßte mirs eingeblaſen haben, wenn ich wüßte, was die kauderwelſchen Worte heißen ſollen. Sagen Sie mir doch ihren deutſchen Namen; oder haben ſie keinen?

Damis. Sie haben zwar einen, allein er iſt lange nicht von der Annehmlichkeit und dem Nachdrucke der griechiſchen oder lateiniſchen. Sage einmal ſelbſt, ob ein Hochzeitgedichte nicht viel kahler klingt, als ein Epithalamium, ein Hymenæus, ein Thalaſſio.

Anton. Mir nicht; wahrhaftig mir nicht! denn jenes verſteh ich, und dieſes nicht. Ein Hochzeitgedichte haben Sie alſo machen wollen? Warum ſagten Sie das nicht gleich? — — O! in Hochzeitgedichten habe ich eine Beleſenheit, die erſtaunend iſt. Ich muß Ihnen nur ſagen, wie ich dazu gekommen bin. Mein weyland ſeliger Vater hatte einen Vetter — und gewiſſer Maaſſen war es alſo auch mein Vetter — —

Damis. Was wird das für ein Gewäſche werden?

Anton. Sie wollen es nicht abwarten? Gut! Der Schade iſt Ihre. — — Weiter alſo: Verſe auf eine Hochzeit wollten Sie machen? aber auf was denn für eine?

Damis. Welche Frage! auf meine eigne.

Anton. Sie heyrathen alſo Julianen noch? Der Alte will es ja nicht? — —

Damis. Ah der!

Anton. Es iſt ſchon wahr: was hat ſich ein Sohn um den Vater zu bekümmern? Aber ſagen Sie mir doch: ſchickt es ſich denn, daß man auf ſeine eigne Hochzeit Verſe macht?

Damis. Gewöhnlich iſt es freylich nicht; aber deſto beſſer! Geiſter, wie ich, lieben das Beſondre.

Anton. (bey Seite) St! jetzt will ich ihm einen Streich ſpielen! — (laut) Hören Sie nur, Herr Damis, ich werde es ſelbſt gern ſehen, wenn Sie Julianen heyrathen.

Damis. Wie ſo?

Anton. Ich weiß nicht, ob ich mich unterſtehen darf, es Ihnen zu ſagen. Ich habe — — ich habe ſelbſt — —

Damis. Nur heraus mit der Sprache!

Anton. Ich habe ſelbſt verſucht, Verſe auf Ihre Hochzeit zu machen, und deswegen wollte ich nun nicht gern, daß meine Mühe verloren wäre.

Damis. Das wird etwas ſchönes ſeyn!

Anton. Freylich! denn das iſt mein Fehler; ich mache entweder etwas rechtes, oder gar nichts.

Damis. Gieb doch her! vielleicht kann ich deine Reime verbeſſern, daß ſie alsdenn mir und dir Ehre machen.

Anton. Hören Sie nur, ich will ſie Ihnen vorleſen. (Er ſucht einen Zettel aus der Taſche) Ganz bin ich noch nicht fertig, muß ich Ihnen ſagen. Der Anfang aber, aus dem auch allenfalls das Ende werden kann, klingt ſo — — Rücken Sie mir doch das Licht ein wenig näher! — —

Du, o edle Fertigkeit,
Zu den vorgeſetzten Zwecken
Tüchtige Mittel — —

Damis. Halt! du biſt ein elender Stümper! Ha! ha! ha! Das du o ſteht ganz vergebens. Edle Fertigkeit ſagt nichts weniger, und Du o edle Fertigkeit nichts mehr. Deleatur ergo du o! Damit aber nicht zwey Sylben fehlen, ſo verſtärke das Beywort edel, nach Art der Griechen, und ſage überedel. Ich weiß zwar wohl, überedel iſt ein neues Wort; aber ich weiß auch, daß neue Wörter dasjenige ſind, was Poeſie am meiſten von der Proſe unterſcheiden muß. Solche Wortveilchen merke dir! Du mußt dich durchaus beſtreben, etwas unerhörtes, etwas ungeſagtes zu ſagen. Verſtehſt du mich, dummer Teufel?

Anton. Ich will es hoffen.

Damis. Alſo heißt dein erſter Vers
Ueberedle Fertigkeit ꝛc.
Nun lies weiter!

Anton. Zu den vorgeſetzten Zwecken
Tüchtige Mittel zu entdecken,
Und ſich dann zur rechten Zeit
Ihrer Kräfte zu bedienen,
Wirſt, ſo lange bis die Welt
In ihr erſtes Cha- Cha- Chaos fällt,
Wie die Pappelbäume grünen.

Aber, Herr Damis, können Sie mir nicht ſagen, was ich hier muß gedacht haben? Verflucht! das iſt ſchön; ich verſtehe mich ſelbſt nicht mehr. Das erſte Cha — Chaos; — ich dächte ich hätte das Wort noch nie in meinen Mund genommen, ſo fürchterlich klingt es mir.

Damis. Zeige doch — —

Anton. Warten Sie, warten Sie! Ich will es Ihnen noch einmal vorleſen.

Damis. Nein, nein; weiſe mir nur den Zettel her.

Anton. Sie können es unmöglich leſen. Ich habe gar zu ſchlecht geſchrieben; kein Buchſtabe ſteht gerade; ſie hocken einer auf den andern, als ob ſie Junge hecken wollten.

Damis. O ſo gieb her!

Anton. (giebt ihm den Zettel mit Zittern) Zum Henker, es iſt ſeine eigne Hand!

Damis. (betrachtet ihn einige Zeit) Was ſoll das heiſſen? (ſteht zornig auf) Verfluchter Verräther, wo haſt du dieſes Blatt her?

Anton. Nicht ſo zornig; nicht ſo zornig!

Damis. Wo haſt du es her?

Anton. Wollen Sie mich denn erwürgen?

Damis. Wo haſt du das Blatt her, frag ich?

Anton. Laſſen Sie nur erſt nach.

Damis. Geſteh!

Anton. Aus — — aus Ihrer — — Weſtentaſche.

Damis. Ungelehrte Beſtie! iſt das deine Treue? Das iſt ein Diebſtahl; ein Plagium.

Anton. Zum Henker! des Quarks wegen mich zu einem Diebe zu machen?

Damis. Des Quarks wegen? was? den Anfang eines philoſophiſchen Lehrgedichts einen Quark zu nennen?

Anton. Sie ſagten ja ſelbſt, es tauge nichts.

Damis. Ja, in ſo fern es ein Hochzeitkarmen vorſtellen ſollte, und du der Verfaſſer davon wäreſt. Gleich ſchaffe die andern Manuſcripte, die du mir ſonſt entwandt haſt, auch herbey! Soll ich meine Arbeit in fremden Händen ſehen? Soll ich zugeben, daß ſich eine häßliche Dohle mit meinen prächtigen Pfauenfedern ausſchmücke? Mach bald! oder ich werde andre Maaßregeln ergreifen.

Anton. Was wollen Sie denn? Ich habe nicht einen Buchſtaben mehr von Ihnen.

Damis. Gleich wende alle Taſchen um!

Anton. Warum auch nicht? Wenn ich ſie umwende, ſo fällt ja alles heraus, was ich darinn habe.

Damis. Mach, und erzürne mich nicht!

Anton. Ich will ein Schelm ſeyn, wenn Sie nur ein

Stäubchen Papier bey mir finden. Damit Sie aber doch Ihren Willen haben; — hier iſt die eine; da iſt die andre — — Was ſehen Sie? — Da iſt die dritte; die iſt auch leer. — — Nun kömmt die vierte — (indem er ſie umwendet, fallen die Briefe heraus) — — Zum Henker, die verfluchten Briefe! die hatte ich ganz vergeſſen — (er will ſie geſchwind wieder aufheben)

Damis. Gieb her, gieb hier! was fiel da heraus? Ganz gewiß wird es wieder etwas von mir ſeyn.

Anton. So wahr ich lebe, es iſt nichts von Ihnen. An Sie könnte es eher noch etwas ſeyn.

Damis. Halte mich nicht auf; ich habe mehr zu thun.

Anton. Halten Sie mich nur nicht auf. Sie wiſſen ja, daß ich nun bald wieder auf die Poſt gehen muß. Ich weiß, es ſind Briefe da.

Damis. Nun ſo geh, ſo geh! Aber durchaus zeige mir erſt, was du ſo eilfertig aufhobſt. Ich muß es ſehen.

Anton. Zum Henker! wenn das iſt, ſo brauche ich nicht auf die Poſt zu gehen.

Damis. Wie ſo?

Anton. Nu, nu! da haben Sie es. Ich will hurtig gehen. (er giebt ihm den Brief, und will fortlaufen)

Damis. (indem er ihn beſieht) Je, Anton, Anton! das iſt ja eben der Brief aus Berlin, welchen ich erwarte. Ich kenn ihn an der Aufſchrift.

Anton. Es kann wohl ſeyn, daß er es iſt. Aber, Herr Damis, werden Sie nur — — nur nicht ungehalten. Ich hatte es, bey meiner armen Seele! ganz vergeſſen —

Damis. Was haſt du denn vergeſſen?

Anton. Daß ich den Brief, beynahe ſchon eine halbe Stunde, in der Taſche trage. Mit dem verdammten Plaudern! —

Damis. Weil er nun da iſt, ſo will ich dir den dummen Streich verzeihen. — Aber, allerliebſter Anton, was müſſen hierinn für unvergleichliche, für unſchätzbare Nachrichten ſtehen! Wie wird ſich mein Vater freuen! Was für Ehre, was für Lobſprüche! — — O Anton! — — ich will dir ihn gleich vorleſen — — (bricht ihn haſtig auf)

Anton. Nur ſachte, ſonſt zerreiſſen Sie ihn gar. Nun da! ſagte ichs nicht?

Damis. Es ſchadet nichts; er wird doch noch zu leſen ſeyn. — — Vor allen Dingen muß ich dir ſagen, was er betrift. Du weißt, oder vielmehr du weißt nicht, daß die Preußiſche Akademie auf die beſte Unterſuchung der Lehre von den Monaden einen Preis geſetzt hat. Es kam mir noch ganz ſpät ein, unſern Philoſophen dieſen Preis vor dem Maule wegzufangen. Ich machte mich alſo geſchwind darüber, und ſchrieb eine Abhandlung, die noch gleich zur rechten Zeit muß gekommen ſeyn. — Eine Abhandlung, Anton, — — ich weiß ſelbſt nicht, wo ich ſie hergenommen habe, ſo gelehrt iſt ſie. Nun hat die Akademie, vor acht Tagen, ihr Urtheil über die eingeſchickten Schriften bekannt gemacht, welches nothwendig zu meiner Ehre muß ausgefallen ſeyn. Ich, ich muß den Preis haben, und kein andrer. Ich habe es einem von meinen Freunden daſelbſt heilig eingebunden, mir ſogleich Nachricht davon zu geben. Hier iſt ſie; nun höre zu.

„Mein Herr,

„Wie nahe können Sie einem Freunde das Antworten legen!
„Sie drohen mir mit dem Verluſte Ihrer Liebe,
„wenn Sie nicht von mir die erſte Nachricht erhielten, ob
„Sie, oder ein andrer den akademiſchen Preis davon getragen
„hätten. Ich muß Ihnen alſo in aller Eil melden, daß Sie
„ihn nicht — — (ſtotternd) bekommen haben, und auch — —
„(immer furchtſamer) nicht haben — — bekommen können.“ — —

Was? ich nicht? und wer denn? und warum denn nicht? —

„Erlauben Sie mir aber, daß ich als ein Freund mit Ihnen
„reden darf.“

So rede, Verräther!

„Ich habe Ihnen unmöglich den ſchlimmen Dienſt erweiſen
„können, Ihre Abhandlung zu übergeben.“ — —

Du haſt ſie alſo nicht übergeben, Treuloſer? Himmel, was für ein Donnerſchlag! — So ſoll mich deine Nachläßigkeit, unwürdiger Freund, um die verdienteſte Belohnung bringen? — Wie wird er ſich entſchuldigen, der Nichtswürdige?

„Wenn ich es frey geſtehen ſoll, ſo ſcheinen Sie etwas ganz

„anders gethan zu haben, als die Akademie verlangt hat.
„Sie wollte nicht unterſucht wiſſen, was das Wort Monas
„grammatikaliſch bedeute? wer es zuerſt gebraucht habe? was
„es bey dem Xenokrates anzeige? ob die Monaden des Pythagoras
„die Atomi des Moſchus geweſen? ꝛc. Was iſt ihr
„an dieſen kritiſchen Kleinigkeiten gelegen, und beſonders
„alsdann, wann die Hauptſache dabey aus den Augen geſetzt
„wird? Wie leicht hätte man Ihren Namen muthmaßen
„können, und Sie würden vielleicht Spöttereyen ſeyn
„ausgeſetzt werden, dergleichen ich nur vor wenig Tagen in
„einer gelehrten Zeitung über Sie gefunden habe.“ —
Was leſe ich? kann ich meinen Augen trauen? Ah verfluchtes Papier! verfluchte Hand, die dich ſchrieb! (wirft den Brief auf die Erde, und tritt mit den Füßen darauf)

Anton. Der arme Brief! man muß ihn doch vollends ausleſen! (hebt ihn auf) Das beſte kömmt vielleicht noch, Herr Damis. Wo blieben Sie? Da, da! hören Sie nur!
„gelehrten Zeitung gefunden habe. — — Man nennt Sie
„ein junges Gelehrtchen, welches überall gern glänzen möchte,
„und deſſen Schreibeſucht“ — —

Damis. (reißt ihm den Brief aus der Hand) Verdammter Korreſpondent! — Das iſt der Lohn, den dein Brief verdient! (er zerreißt ihn) Du zerreiſſeſt mein Herz, und ich zerreiſſe deine unverſchämte Neuigkeiten. Wollte Gott, daß ich ein gleiches mit deinem Eingeweide thun könnte! Aber — (zu Anton) du nichtswürdige, unwiſſende Beſtie! An alle dem biſt du Schuld!

Anton. Ich, Herr Damis?

Damis. Ja du! wie lange haſt du nicht den Brief in der Taſche behalten?

Anton. Herr, meine Taſche kann weder ſchreiben noch leſen; wenn Sie etwa denken, daß ihn die anders gemacht hat —

Damis. Schweig! — und ſolche Beſchimpfungen kann ich überleben? — — O ihr dummen Deutſchen! ja freylich, ſolche Werke, als die meinigen ſind, gehörig zu ſchätzen, dazu werden andre Genies erfordert! Ihr werdet ewig in eurer barbariſchen Finſterniß bleiben, und ein Spott eurer witzigen Nachbarn ſeyn! — Ich aber will mich an euch rächen, und von nun an aufhören, ein Deutſcher zu heißen. Ich will mein undankbares Vaterland verlaſſen. Vater, Anverwandte und Freunde, alle, alle verdienen es nicht, daß ich ſie länger kenne, weil ſie Deutſche ſind; weil ſie aus dem Volke ſind, das ihre größten Geiſter mit Gewalt von ſich ausſtößt. Ich weiß gewiß, Frankreich und Engeland werden meine Verdienſte erkennen — —

Anton. Herr Damis, Herr Damis, Sie fangen an zu raſen. Ich bin nicht ſicher bey Ihnen; ich werde jemand rufen müſſen.

Damis. Sie werden es ſchon empfinden, die dummen Deutſchen, was ſie an mir verlohren haben! Morgen will ich Anſtalt machen, dieſes unſelige Land zu verlaſſen — —

Sechzehnter Auftritt.

Chryſander. **Damis.** Anton.

Anton. Gott ſey Dank, daß jemand kömmt!

Chryſ. Das verzweifelte Mädel, die Liſette! Und (zu Anton) du, du Spitzbube! du ſollſt dein Briefträgerlohn auch bekommen. Mich ſo zu hintergehen? ſchon gut! — — Mein Sohn, ich habe mich beſonnen; du haſt Recht; ich kann dir Julianen nun nicht wieder nehmen. Du ſollſt ſie behalten.

Damis. Schon wieder Juliane? Jetzt da ich ganz andre Dinge zu beſchlieſſen habe — — Hören Sie nur auf damit; ich mag ſie nicht.

Chryſ. Es würde unrecht ſeyn, wenn ich dir länger widerſtehen wollte. Ich laſſe jedem ſeine Freyheit; und ich ſehe wohl, Juliane gefällt dir — —

Damis. Mir? eine dumme Deutſche?

Chryſ. Sie iſt ein hübſches, tugendhaftes, aufrichtiges Mädchen; ſie wird dir tauſend Vergnügen machen.

Damis. Sie mögen ſie loben oder ſchelten; mir gilt alles gleich. Ich weiß mich nach Ihrem Willen zu richten, und dieſer iſt, nicht an ſie zu gedenken.

Chryſ. Nein, nein; du ſollſt dich über meine Härte nicht beklagen dürfen.

Damis. Und Sie Sich noch weniger über meinen Ungehorſam.

Chryſ. Ich will dir zeigen, daß du einen gütigen Vater haſt, der ſich mehr nach deinem, als nach ſeinem eignen Willen richtet.

Damis. Und ich will Ihnen zeigen, daß Sie einen Sohn haben, der Ihnen in allen die ſchuldige Unterthänigkeit leiſtet.

Chryſ. Ja, ja; nimm Julianen! Ich gebe dir meinen Segen.

Damis. Nein, nein; ich werde Sie nicht ſo erzürnen. — —

Chryſ. Aber was ſoll denn das Widerſprechen? Dadurch erzürnſt du mich!

Damis. Ich will doch nicht glauben, daß Sie Sich im Ernſte ſchon zum drittenmal anders beſonnen haben?

Chryſ. Und warum das nicht?

Damis. O, dem ſey nun, wie ihm wolle! Ich habe mich gleichfalls geändert, und feſt entſchloſſen, ganz und gar nicht zu heirathen. Ich muß auf Reiſen gehen, und ich werde mich, je eher je lieber, davon machen.

Chryſ. Was? du willſt ohne meine Erlaubniß in die Welt laufen?

Anton. Das geht luſtig! Der dritte Mann fehlt noch, und den will ich gleich hohlen. Damis will Julianen nicht, vielleicht fiſcht ſie Valer. (geht ab)

Siebzehnter Auftritt.

Chryſander. Damis.

Damis. Ja, ja; in zweymal vier und zwanzig Stunden, muß ich ſchon unter Wegens ſeyn.

Chryſ. Aber was iſt dir denn in den Kopf gekommen?

Damis. Ich bin es längſt überdrüßig geweſen, länger in Deutſchland zu bleiben; in dieſem nordiſchen Sitze der Grobheit und Dummheit; wo es alle Elemente verwehren, klug zu ſeyn; wo kaum alle hundert Jahr ein Geiſt meines gleichen gebohren wird — —

Chryſ. Haſt du vergeſſen, daß Deutſchland dein Vaterland iſt?

Damis. Was Vaterland!

Chryſ. Du Böſewicht, ſprich doch lieber gar: was Vater! Aber ich will dir es zeigen: du mußt Julianen nehmen; du haſt ihr dein Wort gegeben, und ſie dir das ihrige.

Damis. Sie hat das ihrige zurückgenommen, wie ich jetzt das meinige; alſo —

Chryſ. Alſo! — alſo! — Kurz von der Sache zu reden, glaubſt du, daß ich vermögend bin, dich zu enterben, wann du mir nicht folgeſt?

Damis. Thun Sie, was Sie wollen. Nur, wann ich bitten darf, laſſen Sie mich jetzt allein. Ich muß vor meiner Abreiſe noch zwey Schriften zu Stande bringen, die ich meinen Landsleuten, aus Barmherzigkeit, noch zurücklaſſen will. Ich bitte nochmals, laſſen Sie mich — —

Chryſ. Willſt du mich nicht lieber gar zur Thür hinausſtoßen?

Achtzehnter Auftritt.

Valer. Anton. Chryſander. Damis.

Valer. Wie, Damis? iſt es wahr, daß Sie wieder zu Sich ſelbſt gekommen ſind? — daß Sie von Julianen abſtehen?

Chryſ. Ach, Herr Valer, Sie könnten mir nicht ungelegener kommen. Beſtärken Sie ihn fein in ſeinem Trotze. So? Sie verdienten es wohl, daß ich mich nach Ihrem Wunſche bequemte? Mich auf eine ſo gottloſe Art hintergehen zu wollen? — Mein Sohn, widerſprich mir nicht länger, oder — —

Damis. Ihre Drohungen ſind umſonſt. Ich muß mich fremden Ländern zeigen, die ſowohl ein Recht auf mich haben, als das Vaterland. Und Sie verlangen doch nicht, daß ich eine Frau mit herumführen ſoll?

Valer. Damis hat Recht, daß er auf das Reiſen dringt. Nichts kann ihm, in ſeinen Umſtänden, nützlicher ſeyn. Laſſen Sie ihm ſeinen Willen, und mir laſſen Sie Julianen, die Sie mir ſo heilig verſprochen haben.

Chryſ. Was verſprochen? Betriegern braucht man ſein Wort nicht zu halten.

Valer. Ich habe es Ihnen ſchon beſchworen, daß einzig und allein Liſette dieſen Betrug hat ſpielen wollen, ohne die wir von dem Dokumente gar nichts wiſſen würden — — Wie glücklich, wann es nie zum Vorſchein gekommen wäre! Es iſt das grauſamſte Glück, das Julianen hat treffen können. Wie gern würde ſie es aufopfern, wenn ſie dadurch die Freyheit über ihr Herz erhalten könnte.

Chryſ. Aufopfern? Herr Valer, bedenken Sie, was das ſagen will. Wir Handelsleute faſſen einander gern bey dem Worte.

Valer. O, thun Sie es auch hier! Mit Freuden tritt Ihnen Juliane das Dokument ab. Fangen Sie den Proceß an, wenn Sie wollen; der Vortheil davon ſoll ganz Ihnen gehören. Juliane hält dieſes für das kleinſte Zeichen ihrer Dankbarkeit. Sie glaubt Ihnen noch weit mehr ſchuldig zu ſeyn. — —

Chryſ. Nu, nu, ſie iſt mir immer ganz erkenntlich vorgekommen. — — Aber was würden Sie denn, Valer, als ihr künftiger Mann, zu dieſer Dankbarkeit ſagen?

Valer. Denken Sie beſſer von mir. Ich habe Julianen geliebt, da ſie zu nichts Hoffnung hatte. Ich liebe ſie auch noch, ohne die geringſte eigennützige Abſicht. Und ich bitte Sie: was ſchenkt man denn einem ehrlichen Manne, wenn man ihm einen ſchweren Proceß ſchenkt?

Chryſ. Valer, iſt das Ihr Ernſt?

Valer. Fordern Sie noch mehr, als das Dokument; mein halbes Vermögen iſt Ihre.

Chryſ. Da ſey Gott vor, daß ich von Ihrem Vermögen einen Heller haben wollte! Sie müſſen mich nicht für ſo eigennützig anſehen. — Wir ſind gute Freunde, und es bleibt bey dem alten: Juliane iſt Ihre! Und wenn das Dokument meine ſoll; ſo iſt ſie um ſo vielmehr Ihre.

Valer. Kommen Sie, Herr Chryſander, bekräftigen Sie ihr dieſes ſelbſt! Wie angenehm wird es ihr ſeyn, uns beide vergnügt machen zu können.

Chryſ. Wenn das iſt, Damis; ſo kannſt du meinetwegen noch heute die Nacht fortreiſen. Ich will Gott danken, wenn ich dich Narren wieder aus dem Hauſe los bin.

Damis. Gehen Sie doch nur, und laſſen Sie mich allein.

Valer. Damis, und endlich muß ich Ihnen doch noch mein Glück verdanken? Ich thue es mit der aufrichtigſten Zärtlichkeit, ob ich ſchon weiß, daß ich die Urſache Ihrer Veränderung nicht bin.

Damis. Aber die wahre Urſache? — (zu Anton) Verfluchter Kerl, haſt du dein Maul nicht halten können? — Gehen Sie nur, Valer — (indem Chryſander und Valer abgehen wollen, hält Anton Valeren zurück)

Anton. (ſachte) Nicht ſo geſchwind! Wie ſteht es mit Liſettens Ausſtattung, Herr Valer? und mit — —

Valer. Seyd ohne Sorgen; ich werde mehr halten, als ich verſprochen habe.

Anton. Juchhe! nun war die Taube gefangen.

Letzter Auftritt.

Damis, (an ſeinem Tiſche) **Anton.**

Anton. Noch ein Wort, Herr Damis, habe ich mit Ihnen zu reden.

Damis. Und? — —

Anton. Sie wollen auf Reiſen gehen? —

Damis. Zur Sache! es iſt ſchon mehr, als ein Wort.

Anton. Je nun! meinen Abſchied.

Damis. Deinen Abſchied? Du denkſt vielleicht, daß ich dich ungelehrten Eſel mit nehmen würde?

Anton. Nicht? und ich habe alſo meinen Abſchied? Gott ſey Dank! empfangen Sie nun auch den Ihrigen, welcher in einer kleinen Lehre beſtehen ſoll. Ich habe Ihre Thorheiten nun länger als drey Jahr angeſehen, und ſelber alber genug dabey gethan, weil ich weiß, daß ein Bedienter, wenn ſein Herr auch noch ſo närriſch iſt — —

Damis. Unverſchämter Idiote, wirſt du mir aus den Augen gehen?

Anton. Je nun! wem nicht zu rathen ſteht, dem ſteht auch nicht zu helfen. Bleiben Sie Zeitlebens der gelehrte Herr Damis! (geht ab)

Damis. Geh, ſag ich, oder! — —

Er wirft ihm ſein Buch nach, und das Theater fällt zu.

Die Juden.

Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Verfertiget im Jahr 1749.

Perſonen.

Michel Stich.
Martin Krumm.
Ein Reiſender.
Chriſtoph, deſſen Bedienter.
Der Baron.
Ein junges Fräulein, deſſen Tochter.
Liſette.

Erſter Auftritt.

Michel Stich. Martin Krumm.

Mart. Kr. Du dummer Michel Stich!

Mich. St. Du dummer Martin Krumm!

Mart. Kr. Wir wollens nur geſtehen, wir ſind beide erzdumm geweſen. Es wäre ja auf einen nicht angekommen, den wir mehr todt geſchlagen hätten!

Mich. St. Wie hätten wir es aber klüger können anfangen? Waren wir nicht gut vermummt? war nicht der Kutſcher auf unſrer Seite? konnten wir was dafür, daß uns das Glück ſo einen Querſtrich machte? Hab ichs doch viel hundertmal geſagt: das verdammte Glücke! ohne das kann man nicht einmal ein guter Spitzbube ſeyn.

Mart. Kr. Je nu, wenn ichs beym Lichte beſehe, ſo ſind wir kaum dadurch auf ein Paar Tage länger dem Stricke entgangen.

Mich. St. Ah, es hat ſich was mit dem Stricke! Wenn alle Diebe gehangen würden, die Galgen müßten dichter ſtehn.

Man ſieht ja kaum aller zwey Meilen einen; und wo auch einer ſteht, ſteht er meiſt leer. Ich glaube, die Herren Richter werden, aus Höflichkeit, die Dinger gar eingehen laſſen. Zu was ſind ſie auch nütze? Zu nichts, als aufs höchſte, daß unſer einer, wenn er vorbey geht, die Augen zublinzt.

Mart. Kr. O! das thu ich nicht einmal. Mein Vater und mein Großvater ſind daran geſtorben, was will ichs beſſer verlangen? Ich ſchäme mich meiner Eltern nicht.

Mich. St. Aber die ehrlichen Leute werden ſich deiner ſchämen. Du haſt noch lange nicht ſo viel gethan, daß man dich für ihren rechten und ächten Sohn halten kann.

Mart. Kr. O! denkſt du denn, daß es deswegen unſerm Herrn ſoll geſchenkt ſeyn? Und an dem verzweifelten Fremden, der uns ſo einen fetten Biſſen aus dem Munde geriſſen hat, will ich mich gewiß auch rächen. Seine Uhr ſoll er ſo richtig müſſen da laſſen — — Ha! ſieh, da kömmt er gleich. Hurtig geh fort! ich will mein Meiſterſtück machen.

Mich. St. Aber halbpart! halbpart!

Zweyter Auftritt.

Martin Krumm. Der Reiſende.

Mart. Kr. Ich will mich dumm ſtellen. — Ganz dienſtwilliger Diener, mein Herr, — — ich werde Martin Krumm heiſſen, und werde, auf dieſem Gute hier, wohlbeſtalter Vogt ſeyn.

Der Reiſ. Das glaube ich Euch, mein Freund. Aber habt Ihr nicht meinen Bedienten geſehen?

Mart. Kr. Ihnen zu dienen, nein; aber ich habe wohl von Dero preißwürdigen Perſon ſehr viel gutes zu hören, die Ehre gehabt. Und es erfreut mich alſo, daß ich die Ehre habe, die Ehre Ihrer Bekanntſchaft zu genieſſen. Man ſagt, daß Sie unſern Herrn geſtern Abends, auf der Reiſe, aus einer ſehr gefährlichen Gefahr ſollen geriſſen haben. Wie ich nun nicht anders kann, als mich des Glücks meines Herrn zu erfreuen, ſo erfreu ich mich — —

Der Reiſ. Ich errathe, was Ihr wollt: Ihr wollt Euch bey mir bedanken, daß ich Eurem Herrn beygeſtanden habe — —

Mart. Kr. Ja, ganz recht; eben das!

Der Reiſ. Ihr ſeyd ein ehrlicher Mann —

Mart. Kr. Das bin ich! Und mit der Ehrlichkeit kömmt man immer auch am weiteſten.

Der Reiſ. Es iſt mir kein geringes Vergnügen, daß ich mir durch eine ſo kleine Gefälligkeit ſo viel rechtſchaffne Leute verbindlich gemacht habe. Ihre Erkenntlichkeit iſt eine überflüßige Belohnung deſſen, was ich gethan habe. Die allgemeine Menſchenliebe verband mich darzu. Es war meine Schuldigkeit; und ich müßte zufrieden ſeyn, wenn man es auch für nichts anders, als dafür, angeſehen hätte. Ihr ſeyd allzugütig, ihr lieben Leute, daß Ihr Euch dafür bey mir bedanket, was Ihr mir, ohne Zweifel, mit eben ſo vielem Eifer würdet erwieſen haben, wenn ich mich in ähnlicher Gefahr befunden hätte. Kann ich Euch ſonſt worinn dienen, mein Freund?

Mart. Kr. O! mit dem Dienen, mein Herr, will ich Sie nicht beſchweren. Ich habe meinen Knecht, der mich bedienen muß, wanns nöthig iſt. Aber — — wiſſen möcht ich wohl gern, wie es doch dabey zugegangen wäre? Wo wars denn? Warens viel Spitzbuben? Wollten ſie unſern guten Herrn gar ums Leben bringen, oder wollten ſie ihm nur ſein Geld abnehmen? Es wäre doch wohl eins beſſer geweſen, als das andre.

Der Reiſ. Ich will Euch mit Wenigem den ganzen Verlauf erzählen. Es mag ohngefähr eine Stunde von hier ſeyn, wo die Räuber Euren Herrn, in einem hohlen Wege, angefallen hatten. Ich reiſete eben dieſen Weg, und ſein ängſtliches Schreyen um Hülfe bewog mich, daß ich nebſt meinem Bedienten eilends herzu ritt.

Mart. Kr. Ey! ey!

Der Reiſ. Ich fand ihn in einem offnen Wagen — —

Mart. Kr. Ey! ey!

Der Reiſ. Zwey vermummte Kerle — —

Mart. Kr. Vermummte? ey! ey!

Der Reiſ. Ja! machten ſich ſchon über ihn her.

Mart. Kr. Ey! ey!

Der Reiſ. Ob ſie ihn umbringen, oder ob ſie ihn nur binden wollten, ihn alsdann deſto ſichrer zu plündern, weiß ich nicht.

Mart. Kr. Ey! ey! Ach freylich werden ſie ihn wohl haben umbringen wollen; die gottloſen Leute!

Der Reiſ. Das will ich eben nicht behaupten, aus Furcht, ihnen zuviel zu thun.

Mart. Kr. Ja, ja, glauben Sie mir nur, ſie haben ihn umbringen wollen. Ich weiß, ich weiß ganz gewiß — —

Der Reiſ. Woher könnt Ihr das wiſſen? Doch es ſey. So bald mich die Räuber anſichtig wurden, verließen ſie ihre Beute, und liefen über Macht dem nahen Gebüſche zu. Ich löſete das Piſtol auf einen. Doch es war ſchon zu dunkel, und er ſchon zu weit entfernt; daß ich alſo zweifeln muß, ob ich ihn getroffen habe.

Mart. Kr. Nein, getroffen haben Sie ihn nicht. — —

Der Reiſ. Wißt Ihr es?

Mart. Kr. Ich meyne nur ſo, weils doch ſchon finſter geweſen iſt: und im Finſtern ſoll man, hör ich, nicht gut zielen können.

Der Reiſ. Ich kann Euch nicht beſchreiben, wie erkenntlich ſich Euer Herr gegen mich bezeigte. Er nannte mich hundertmal ſeinen Erretter, und nöthigte mich, mit ihm auf ſein Gut zurück zu kehren. Ich wollte wünſchen, daß es meine Umſtände zuließen, länger um dieſen angenehmen Mann zu ſeyn; ſo aber muß ich mich noch heute wieder auf den Weg machen. — Und eben deswegen ſuche ich meinen Bedienten.

Mart. Kr. O! laſſen Sie Sich doch die Zeit bey mir nicht ſo lang werden. Verziehen Sie noch ein wenig. — Ja! was wollte ich denn noch fragen? Die Räuber, — ſagen Sie mir doch — — wie ſahen ſie denn aus? wie giengen ſie denn? Sie hatten ſich verkleidet; aber wie?

Der Reiſ. Euer Herr will durchaus behaupten, es wären Juden geweſen. Bärte hatten ſie, das iſt wahr; aber ihre Sprache war die ordentliche hieſige Baurenſprache. Wenn ſie vermummt waren, wie ich gewiß glaube, ſo iſt ihnen die Demmerung ſehr wohl zu ſtatten gekommen. Denn ich begreife nicht, wie Juden die Straßen ſollten können unſicher machen, da doch in dieſem Lande ſo wenige geduldet werden.

Mart. Kr. Ja, ja, das glaub ich ganz gewiß auch, daß es Juden geweſen ſind. Sie mögen das gottloſe Geſindel noch nicht ſo kennen. So viel als ihrer ſind, keinen ausgenommen, ſind Betrieger, Diebe und Straßenräuber. Darum iſt es auch ein Volk, das der liebe Gott verflucht hat. Ich dürfte nicht König ſeyn: ich ließ keinen, keinen einzigen am Leben. Ach! Gott behüte alle rechtſchaffne Chriſten vor dieſen Leuten! Wenn ſie der liebe Gott nicht ſelber haßte, weswegen wären denn nur vor Kurzem, bey dem Unglücke in Breßlau, ihrer bald noch einmal ſo viel als Chriſten geblieben? Unſer Herr Pfarr erinnerte das ſehr weislich, in der letzten Predigt. Es iſt, als wenn ſie zugehört hätten, daß ſie ſich gleich deswegen an unſerm guten Herrn haben rächen wollen. Ach! mein lieber Herr, wenn Sie wollen Glück und Segen in der Welt haben, ſo hüten Sie Sich vor den Juden, ärger, als vor der Peſt.

Der Reiſ. Wollte Gott, daß das nur die Sprache des Pöbels wäre!

Mart. Kr. Mein Herr, zum Exempel: ich bin einmal auf der Meſſe geweſen — ja! wenn ich an die Meſſe gedenke, ſo möchte ich gleich die verdammten Juden alle auf einmal mit Gift vergeben, wenn ich nur könnte. Dem einen hatten ſie im Gedrenge das Schnupftuch, dem andern die Tobacksdoſe, dem dritten die Uhr, und ich weiß nicht was ſonſt mehr, wegſtipizt. Geſchwind ſind ſie, ochſenmäßig geſchwind, wenn es aufs Stehlen ankömmt. So behende, als unſer Schulmeiſter nimmermehr auf der Orgel iſt. Zum Exempel, mein Herr: erſtlich drengen ſie ſich an einen heran, ſo wie ich mich ungefähr jetzt an Sie — —

Der Reiſ. Nur ein wenig höflicher, mein Freund! — —

Mart. Kr. O! laſſen Sie Sichs doch nur weiſen. Wenn ſie nun ſo ſtehen, — — ſehen Sie, — — wie der Bliz ſind ſie mit der Hand nach der Uhrtaſche. (er fährt mit der Hand, anſtatt nach der Uhr, in die Rocktaſche, und nimmt ihm ſeine Tobacksdoſe heraus) Das können ſie nun aber alles ſo geſchickt machen, daß man ſchwören ſollte, ſie führen mit der Hand dahin, wenn ſie dorthin fahren. Wenn ſie von der Tobacksdoſe reden, ſo zielen ſie gewiß nach der Uhr, und wenn ſie von der Uhr reden, ſo haben ſie gewiß die Tobacksdoſe zu ſtehlen im Sinne. (er will ganz ſauber nach der Uhr greifen, wird aber ertappt)

Der Reiſ. Sachte! ſachte! was hat Eure Hand hier zu ſuchen?

Mart. Kr. Da können Sie ſehn, mein Herr, was ich für ein ungeſchickter Spitzbube ſeyn würde. Wenn ein Jude ſchon ſo einen Griff gethan hätte, ſo wäre es gewiß um die gute Uhr geſchehn geweſen. — — Doch weil ich ſehe, daß ich Ihnen beſchwerlich falle, ſo nehme ich mir die Freyheit, mich Ihnen beſtens zu empfehlen, und verbleibe Zeitlebens für Dero erwieſene Wohlthaten, meines hochzuehrenden Herrn gehorſamſter Diener, Martin Krumm, wohlbeſtallter Vogt auf dieſem Hochadelichen Rittergute.

Der Reiſ. Geht nur, geht!

Mart. Kr. Erinnern Sie Sich ja, was ich Ihnen von den Juden geſaget habe. Es iſt lauter gottloſes diebiſches Volk.

Dritter Auftritt.

Der Reiſende.

Vielleicht iſt dieſer Kerl, ſo dumm er iſt, oder ſich ſtellt, ein boshafterer Schelm, als je einer unter den Juden geweſen iſt. Wenn ein Jude betriegt, ſo hat ihn, unter neun malen, der Chriſt vielleicht ſieben mal dazu genöthiget. Ich zweifle, ob viel Chriſten ſich rühmen können, mit einem Juden aufrichtig verfahren zu ſeyn: und ſie wundern ſich, wenn er ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten ſucht? Sollen Treu und Redlichkeit unter zwey Völkerſchaften herrſchen, ſo müſſen beide gleich viel dazu beytragen. Wie aber, wenn es bey der einen ein Religionspunkt, und beynahe ein verdienſtliches Werk wäre, die andre zu verfolgen? Doch — —

Vierter Auftritt.

Der Reiſende. Chriſtoph.

Der Reiſ. Daß man Euch doch allezeit eine Stunde ſuchen muß, wenn man Euch haben will.

Chriſt. Sie ſcherzen, mein Herr. Nicht wahr, ich kann nicht mehr, als an Einem Orte zugleich ſeyn? Iſt es alſo meine Schuld, daß Sie Sich nicht an dieſen Ort begeben? Gewiß Sie ſinden mich allezeit da, wo ich bin.

Der Reiſ. So? und Ihr taumelt gar? Nun begreif ich, warum Ihr ſo ſinnreich ſeyd. Müßt Ihr Euch denn ſchon frühmorgens beſaufen?

Chriſt. Sie reden von Beſaufen, und ich habe kaum zu trinken angefangen. Ein Paar Flaſchen guten Landwein, ein Paar Gläſer Brandwein, und eine Mundſemmel ausgenommen, habe ich, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, nicht das geringſte zu mir genommen. Ich bin noch ganz nüchtern.

Der Reiſ. O! das ſieht man Euch an. Und ich rathe Euch, als ein Freund, die Portion zu verdoppeln.

Chriſt. Vortrefflicher Rath! Ich werde nicht unterlaſſen, ihn, nach meiner Schuldigkeit, als einen Befehl anzuſehen. Ich gehe, und Sie ſollen ſehen, wie gehorſam ich zu ſeyn weiß.

Der Reiſ. Seyd klug! Ihr könnt dafür gehn, und die Pferde ſatteln, und aufpacken. Ich will noch dieſen Vormittag fort.

Chriſt. Wenn Sie mir im Scherze gerathen haben, ein doppeltes Frühſtück zu nehmen, wie kann ich mir einbilden, daß Sie jetzt im Ernſte reden? Sie ſcheinen Sich heute mit mir erluſtigen zu wollen. Macht Sie etwa das junge Fräulein ſo aufgeräumt? O! es iſt ein allerliebſtes Kind. — Nur noch ein wenig älter, ein klein wenig älter ſollte ſie ſeyn. Nicht wahr, mein Herr? wenn das Frauenzimmer nicht zu einer gewiſſen Reiſe gelangt iſt, — —

Der Reiſ. Geht, und thut, was ich euch befohlen habe.

Chriſt. Sie werden ernſthaft. Nichts deſtoweniger werde ich warten, bis Sie mir es das drittemal befehlen. Der Punkt iſt zu wichtig! Sie könnten Sich übereilt haben. Und ich bin allezeit gewohnt geweſen, meinem Herren Bedenkzeit zu gönnen. Ueberlegen Sie es wohl; einen Ort, wo wir faſt auf den Händen getragen werden, ſo zeitig wieder zu verlaſſen? Geſtern ſind wir erſt gekommen. Wir haben uns um den Herrn unendlich verdient gemacht, und gleichwohl bey ihm kaum eine Abendmahlzeit und ein Frühſtück genoſſen.

Der Reiſ. Eure Grobheit iſt unerträglich. Wenn man ſich zu dienen entſchließt, ſollte man ſich gewöhnen, weniger Umſtände zu machen.

Chriſt. Gut, mein Herr! Sie fangen an zu moraliſiren, das iſt: Sie werden zornig. Mäßigen Sie Sich; ich gehe ſchon — —

Der Reiſ. Ihr müßt wenig Ueberlegungen zu machen gewohnt ſeyn. Das, was wir dieſem Herrn erwieſen haben, verlieret den Namen einer Wohlthat, ſobald wir die geringſte Erkenntlichkeit dafür zu erwarten ſcheinen. Ich hätte mich nicht einmal ſollen mit hieher nöthigen laſſen. Das Vergnügen, einem Unbekannten ohne Abſicht beygeſtanden zu haben, iſt ſchon vor ſich ſo groß! Und er ſelbſt würde uns mehr Segen nachgewünſcht haben, als er uns jetzt übertriebene Dankſagung hält. Wen man in die Verbindlichkeit ſetzt, ſich weitläuftig, und mit dabey verknüpften Koſten zu bedanken, der erweiſet uns einen Gegendienſt, der ihm vielleicht ſaurer wird, als uns unſere Wohlthat geworden. Die meiſten Menſchen ſind zu verderbt, als daß ihnen die Anweſenheit eines Wohlthäters nicht höchſt beſchwerlich ſeyn ſollte. Sie ſcheint ihren Stolz zu erniedrigen; —

Chriſt. Ihre Philoſophie, mein Herr, bringt Sie um den Athem. Gut! Sie ſollen ſehen, daß ich eben ſo großmüthig bin, als Sie. Ich gehe; in einer Viertelſtunde ſollen Sie Sich aufſetzen können.

Fünfter Auftritt.

Der Reiſende. Das Fräulein.

Der Reiſ. So wenig ich mich mit dieſem Menſchen gemein gemacht habe, ſo gemein macht er ſich mit mir.

Das Fräul. Warum verlaſſen Sie uns, mein Herr? Warum ſind Sie hier ſo allein? Iſt Ihnen unſer Umgang ſchon die wenigen Stunden, die Sie bey uns ſind, zuwider geworden? Es ſollte mir leid thun. Ich ſuche aller Welt zu gefallen; und Ihnen möchte ich, vor allen andern, nicht gern mißfallen.

Der Reiſ. Verzeihen Sie mir, Fräulein. Ich habe nur meinem Bedienten befehlen wollen, alles zur Abreiſe fertig zu halten.

Das Fräul. Wovon reden Sie? von Ihrer Abreiſe? Wenn war denn Ihre Ankunft? Es ſey noch, wenn Sie über Jahr und Tag eine melancholiſche Stunde auf dieſen Einfall brächte. Aber wie? nicht einmal einen völligen Tag aushalten wollen? das iſt zu arg. Ich ſage es Ihnen, ich werde böſe, wenn Sie noch einmal daran gedenken.

Der Reiſ. Sie könnten mir nichts empfindlichers drohen.

Das Fräul. Nein? im Ernſt? iſt es wahr, würden Sie empfindlich ſeyn, wenn ich böſe auf Sie würde?

Der Reiſ. Wem ſollte der Zorn eines liebenswürdigen Frauenzimmers gleichgültig ſeyn können?

Das Fräul. Was Sie ſagen, klingt zwar beynahe, als wenn Sie ſpotten wollten: doch ich will es für Ernſt aufnehmen; geſetzt, ich irrte mich auch. Alſo, mein Herr, — — ich bin ein wenig liebenswürdig, wie man mir geſagt hat, — und ich ſage Ihnen noch einmal, ich werde entſetzlich, entſetzlich zornig werden, wenn Sie binnen hier und dem neuen Jahre wieder an Ihre Abreiſe gedenken.

Der Reiſ. Der Termin iſt ſehr liebreich beſtimmt. Alsdann wollten Sie mir, mitten im Winter, die Thüre weiſen; und bey dem unbequemſten Wetter — —

Das Fräul. Ey! wer ſagt das? Ich ſage nur, daß Sie alsdann, des Wohlſtands halber, etwa einmal an die Abreiſe denken können. Wir werden Sie deswegen nicht fort laſſen; wir wollen Sie ſchon bitten — —

Der Reiſ. Vielleicht auch des Wohlſtands halber?

Das Fräul. Ey! ſeht, man ſollte nicht glauben, daß ein ſo ehrliches Geſicht auch ſpotten könnte. — — Ah! da kömmt der Papa. Ich muß fort! Sagen Sie ja nicht, daß ich bey Ihnen geweſen bin. Er wirft mir ſo oft genug vor, daß ich gern um Mannsperſonen wäre.

Sechſter Auftritt.

Der Baron. Der Reiſende.

Der Baron. War nicht meine Tochter bey Ihnen? Warum läuft denn das wilde Ding?

Der Reiſ. Das Glück iſt unſchätzbar, eine ſo angenehme und muntre Tochter zu haben. Sie bezaubert durch ihre Reden, in welchen die liebenswürdigſte Unſchuld, der ungekünſtelſte Witz herrſchet.

Der Baron. Sie urtheilen zu gütig von ihr. Sie iſt wenig unter ihres gleichen geweſen, und beſitzt die Kunſt zu gefallen, die man ſchwerlich auf dem Lande erlernen kann, und die doch oft mehr, als die Schönheit ſelbſt vermag, in einem ſehr geringen Grade. Es iſt alles bey ihr noch die ſelbſt gelaßne Natur.

Der Reiſ. Und dieſe iſt deſto einnehmender, je weniger man ſie in den Städten antrifft. Alles iſt da verſtellt, gezwungen und erlernt. Ja, man iſt ſchon ſo weit darinn gekommen, daß man Dummheit, Grobheit und Natur für gleichviel bedeutende Wörter hält.

Der Baron. Was könnte mir angenehmer ſeyn, als daß ich ſehe, wie unſre Gedanken und Urtheile ſo ſehr übereinſtimmen? O! daß ich nicht längſt einen Freund Ihres gleichen gehabt habe!

Der Reiſ. Sie werden ungerecht gegen Ihre übrigen Freunde.

Der Baron. Gegen meine übrigen Freunde, ſagen Sie? Ich bin funfzig Jahre alt: — — Bekannte habe ich gehabt, aber noch keinen Freund. Und niemals iſt mir die Freundſchaft ſo reizend vorgekommen, als ſeit den wenigen Stunden, da ich nach der Ihrigen ſtrebe. Wodurch kann ich ſie verdienen?

Der Reiſ. Meine Freundſchaft bedeutet ſo wenig, daß das bloße Verlangen darnach ein genugſames Verdienſt iſt, ſie zu erhalten. Ihre Bitte iſt weit mehr werth, als das, was Sie bitten.

Der Baron. O, mein Herr, die Freundſchaft eines Wohlthäters — —

Der Reiſ. Erlauben Sie, — — iſt keine Freundſchaft. Wenn Sie mich unter dieſer falſchen Geſtalt betrachten, ſo kann ich Ihr Freund nicht ſeyn. Geſetzt einen Augenblick, ich wäre Ihr Wohlthäter: würde ich nicht zu befürchten haben, daß Ihre Freundſchaft nichts, als eine wirkſame Dankbarkeit wäre?

Der Baron. Sollte ſich beides nicht verbinden laſſen?

Der Reiſ. Sehr ſchwer! Dieſe hält ein edles Gemüth für ſeine Pflicht; jene erfodert lauter willkührliche Bewegungen der Seele.

Der Baron. Aber wie ſollte ich — — Ihr allzuzärtlicher Geſchmack macht mich ganz verwirrt. — —

Der Reiſ. Schätzen Sie mich nur nicht höher, als ich es verdiene. Aufs höchſte bin ich ein Menſch, der ſeine Schuldigkeit mit Vergnügen gethan hat. Die Schuldigkeit an ſich ſelbſt iſt keiner Dankbarkeit werth. Daß ich ſie aber mit Vergnügen gethan habe, dafür bin ich genugſam durch Ihre Freundſchaft belohnt.

Der Baron. Dieſe Großmuth verwirrt mich nur noch mehr. — — Aber ich bin vielleicht zu verwegen. — — Ich habe mich noch nicht unterſtehen wollen, nach Ihrem Namen, nach Ihrem Stande zu fragen. — Vielleicht biete ich meine Freundſchaft einem an, der — — der ſie zu verachten — —

Der Reiſ. Verzeihen Sie, mein Herr! — Sie — Sie machen Sich — — Sie haben allzugroße Gedanken von mir.

Der Baron. (bey Seite) Soll ich ihn wohl fragen? Er kann meine Neugierde übel nehmen.

Der Reiſ. (bey Seite) Wenn er mich fragt, was werde ich ihm antworten?

Der Baron. (bey Seite) Frage ich ihn nicht; ſo kann er es als eine Grobheit auslegen.

Der Reiſ. (bey Seite) Soll ich ihm die Wahrheit ſagen?

Der Baron. (bey Seite) Doch ich will den ſicherſten Weg gehen. Ich will erſt ſeinen Bedienten ausfragen laſſen.

Der Reiſ. (bey Seite) Könnte ich doch dieſer Verwirrung überhoben ſeyn! — —

Der Baron. Warum ſo nachdenkend?

Der Reiſ. Ich war gleich bereit, dieſe Frage an Sie zu thun, mein Herr. — —

Der Baron. Ich weiß es, man vergißt ſich dann und wann. Laſſen Sie uns von etwas anderm reden. — — Sehen Sie, daß es wirkliche Juden geweſen ſind, die mich angefallen haben? Nur jetzt hat mir mein Schulze geſagt, daß er vor einigen Tagen ihrer drey auf der Landſtraße angetroffen.

Wie er ſie beſchreibt, haben ſie Spitzbuben ähnlicher, als ehrlichen Leuten, geſehen. Und warum ſollte ich auch daran zweifeln? Ein Volk, das auf den Gewinnſt ſo erpicht iſt, fragt wenig darnach, ob es ihn mit Recht oder Unrecht, mit Liſt oder Gewaltſamkeit erhält. — — Es ſcheinet auch zur Handelſchaft, oder deutſch zu reden, zur Betrügerey gemacht zu ſeyn. Höflich, frey, unternehmend, verſchwiegen, ſind Eigenſchaften die es ſchätzbar machen würden, wenn es ſie nicht allzuſehr zu unſerm Unglück anwendete. — (er hält etwas inne) — — Die Juden haben mir ſonſt ſchon nicht wenig Schaden und Verdruß gemacht. Als ich noch in Kriegsdienſten war, ließ ich mich bereden, einen Wechſel für einen meiner Bekannten mit zu unterſchreiben; und der Jude, an den er ausgeſtellet war, brachte mich nicht allein dahin, daß ich ihn bezahlen, ſondern, daß ich ihn ſo gar zweymal bezahlen mußte. — — O! es ſind die allerboshafteſten, niederträchtigſten Leute. — Was ſagen Sie dazu? Sie ſcheinen ganz niedergeſchlagen.

Der Reiſ. Was ſoll ich ſagen? Ich muß ſagen, daß ich dieſe Klage ſehr oft gehört habe. — —

Der Baron. Und iſt es nicht wahr, ihre Geſichtsbildung hat gleich etwas, das uns wider ſie einnimmt? Das Tückiſche, das Ungewiſſenhafte, das Eigennützige, Betrug und Meineid, ſollte man ſehr deutlich aus ihren Augen zu leſen glauben. — Aber warum kehren Sie ſich von mir?

Der Reiſ. Wie ich höre, mein Herr, ſo ſind Sie ein großer Kenner der Phyſiognomie; und ich beſorge, daß die meinige —

Der Baron. O! Sie kränken mich. Wie können Sie auf dergleichen Verdacht kommen? Ohne ein Kenner der Phyſiognomie zu ſeyn, muß ich Ihnen ſagen, daß ich nie eine ſo aufrichtige, großmüthige und gefällige Miene gefunden habe, als die Ihrige.

Der Reiſ. Ihnen die Wahrheit zu geſtehn: ich bin kein Freund allgemeiner Urtheile über ganze Völker. — — Sie werden meine Freyheit nicht übel nehmen. — Ich ſollte glauben, daß es unter allen Nationen gute und böſe Seelen geben könnte. Und unter den Juden — —

Siebender Auftritt.

Das Fräulein. Der Reiſende. Der Baron.

Das Fräul. Ach! Papa — —

Der Baron. Nu, nu! ſein wild, ſein wild! Vorhin lieſſt du vor mir: was ſollte das bedeuten? — —

Das Fräul. Vor Ihnen bin ich nicht gelaufen, Papa; ſondern nur vor Ihrem Verweiſe.

Der Baron. Der Unterſchied iſt ſehr ſubtil. Aber was war es denn, das meinen Verweis verdiente?

Das Fräul. O! Sie werden es ſchon wiſſen. Sie ſahen es ja! Ich war bey dem Herrn — —

Der Baron. Nun? und —

Das Fräul. Und der Herr iſt eine Mannsperſon, und mit den Mannsperſonen, haben Sie befohlen, mir nicht allzuviel zu thun zu machen. — —

Der Baron. Daß dieſer Herr eine Ausnahme ſey, hätteſt du wohl merken ſollen. Ich wollte wünſchen, daß er dich leiden könnte. — — Ich werde es mit Vergnügen ſehen, wenn du auch beſtändig um ihn biſt.

Das Fräul. Ach! — es wird wohl das erſte und letzte mal geweſen ſeyn. Sein Diener packt ſchon auf. — — Und das wollte ich Ihnen eben ſagen.

Der Baron. Was? wer? ſein Diener?

Der Reiſ. Ja, mein Herr, ich hab es ihm befohlen. Meine Verrichtungen und die Beſorgniß, Ihnen beſchwerlich zu fallen —

Der Baron. Was ſoll ich ewig davon denken? Soll ich das Glück nicht haben, Ihnen näher zu zeigen, daß Sie Sich ein erkenntliches Herz verbindlich gemacht haben? O! ich bitte Sie, fügen Sie zu Ihrer Wohlthat noch die andre hinzu, die mir eben ſo ſchätzbar als die Erhaltung meines Lebens ſeyn wird; bleiben Sie einige Zeit — wenigſtens einige Tage bey mir; ich würde mir es ewig vorzuwerfen haben, daß ich einen Mann, wie Sie, ungekannt, ungeehrt, unbelohnt, wenn es anders in meinem Vermögen ſtehet, von mir gelaſſen hätte. Ich habe einige meiner Anverwandten auf heute einladen laſſen, mein Vergnügen mit ihnen zu theilen, und ihnen das Glück zu verſchaffen, meinen Schutzengel kennen zu lernen.

Der Reiſ. Mein Herr, ich muß nothwendig — —

Das Fräul. Da bleiben, mein Herr, da bleiben! Ich laufe, Ihrem Bedienten zu ſagen, daß er wieder abpacken ſoll. Doch da iſt er ſchon.

Achter Auftritt.

Chriſtoph, (in Stiefeln und Sporen, und zwey Mantelſäcke unter den Armen.) **Die Vorigen.**

Chriſt. Nun! mein Herr, es iſt alles fertig. Fort! kürzen Sie Ihre Abſchiedsformeln ein wenig ab. Was ſoll das viele Reden, wenn wir nicht da bleiben können?

Der Baron. Was hindert Euch denn, hier zu bleiben?

Chriſt. Gewiſſe Betrachtungen, mein Herr Baron, die den Eigenſinn meines Herrn zum Grunde, und ſeine Großmuth zum Vorwande haben.

Der Reiſ. Mein Diener iſt öfters nicht klug: verzeihen Sie ihm. Ich ſehe, daß Ihre Bitten in der That mehr als Komplimente ſind. Ich ergebe mich; damit ich nicht aus Furcht grob zu ſeyn, eine Grobheit begehen möge.

Der Baron. O! was für Dank bin ich Ihnen ſchuldig!

Der Reiſ. Ihr könnt nur gehen, und wieder abpacken! Wir wollen erſt morgen fort.

Das Fräul. Nu! hört Er nicht? Was ſteht Er denn da? Er ſoll gehn, und wieder abpacken.

Chriſt. Von Rechts wegen ſollte ich böſe werden. Es iſt mir auch beynahe, als ob mein Zorn erwachen wollte; doch weil nichts ſchlimmers daraus erfolgt, als daß wir hier bleiben, und zu eſſen und zu trinken bekommen, und wohl gepflegt werden, ſo mag es ſeyn! Sonſt laß ich mir nicht gern unnöthige Mühe machen: wiſſen Sie das?

Der Reiſ. Schweigt! Ihr ſeyd zu unverſchämt.

Chriſt. Denn ich ſage die Wahrheit.

Das Fräul. O! das iſt vortrefflich, daß Sie bey uns bleiben. Nun bin ich Ihnen noch einmal ſo gut. Kommen Sie, ich will Ihnen unſern Garten zeigen; er wird Ihnen gefallen.

Der Reiſ. Wenn er Ihnen gefällt, Fräulein, ſo iſt es ſchon ſo gut, als gewiß.

Das Fräul. Kommen Sie nur; — — unterdeſſen wird es Eſſenszeit. Papa, Sie erlauben es doch?

Der Baron. Ich werde euch ſo gar begleiten.

Das Fräul. Nein, nein, das wollen wir Ihnen nicht zumuthen. Sie werden zu thun haben.

Der Baron. Ich habe jetzt nichts wichtigers zu thun, als meinen Gaſt zu vergnügen.

Das Fräul. Er wird es Ihnen nicht übel nehmen: nicht wahr mein Herr? (ſachte zu ihm) Sprechen Sie doch Nein. Ich möchte gern mit Ihnen allein gehen.

Der Reiſ. Es wird mich gereuen, daß ich mich ſo leicht habe bewegen laſſen, hier zu bleiben, ſo bald ich ſehe, daß ich Ihnen im geringſten verhinderlich bin. Ich bitte alſo — —

Der Baron. O! warum kehren Sie Sich an des Kindes Rede?

Das Fräul. Kind? — — Papa! — — beſchämen Sie mich doch nicht ſo! — Der Herr wird denken, wie jung ich bin! — — Laſſen Sie es gut ſeyn; ich bin alt genug, mit Ihnen ſpatzieren zu gehen. — Kommen Sie. — — Aber ſehen Sie einmal: Ihr Diener ſteht noch da, und hat die Mantelſäcke unter den Armen.

Chriſt. Ich dächte, das gienge nur den an, dem es ſauer wird?

Der Reiſ. Schweigt! Man erzeigt Euch zu viel Ehre. —

Neunter Auftritt.

Liſette. Die Vorigen.

Der Baron. (indem er Liſetten kommen ſieht) Mein Herr, ich werde Ihnen gleich nachfolgen, wann es Ihnen gefällig iſt, meine Tochter in den Garten zu begleiten.

Das Fräul. O! bleiben Sie ſo lange, als es Ihnen gefällt. Wir wollen uns ſchon die Zeit vertreiben. Kommen Sie! (das Fräulein und der Reiſende gehen ab.)

Der Baron. Liſette, dir habe ich etwas zu ſagen! — —

Liſette. Nu?

Der Baron. (ſachte zu ihr) Ich weiß noch nicht, wer unſer

Gaſt iſt. Gewiſſer Urſachen wegen, mag ich ihn auch nicht fragen. Könnteſt du nicht von ſeinem Diener — —

Liſette. Ich weiß, was Sie wollen. Dazu trieb mich meine Neugierigkeit von ſelbſt, und deswegen kam ich hieher. —

Der Baron. Bemühe dich alſo, — — und gieb mir Nachricht davon. Du wirſt Dank bey mir verdienen.

Liſette. Gehen Sie nur.

Chriſt. Sie werden es alſo nicht übel nehmen, mein Herr, daß wir es uns bey Ihnen gefallen laſſen. Aber ich bitte, machen Sie Sich meinetwegen keine Ungelegenheit; ich bin mit allem zufrieden, was da iſt.

Der Baron. Liſette, ich übergebe ihn deiner Aufſicht. Laß ihn an nichts Mangel leiden. (geht ab)

Chriſt. Ich empfehle mich alſo, Mademoiſell, Dero gütigen Aufſicht, die mich an nichts wird Mangel leiden laſſen. (will abgehen)

Zehnter Auftritt.

Liſette. Chriſtoph.

Liſette. (hält ihn auf) Nein, mein Herr, ich kann es unmöglich über mein Herz bringen, Sie ſo unhöflich ſeyn zu laſſen. — Bin ich denn nicht Frauenzimmers genug, um einer kurzen Unterhaltung werth zu ſeyn?

Chriſt. Der Geyer! Sie nehmen die Sache genau, Mamſell. Ob Sie Frauenzimmers genug oder zu viel ſind, kann ich nicht ſagen. Wenn ich zwar aus Ihrem geſprächigen Munde ſchließen ſollte, ſo dürfte ich beynahe das letzte behaupten. — Doch dem ſey, wie ihm wolle; jetzt werden Sie mich beurlauben; — — Sie ſehen, ich habe Hände und Arme voll. — — Sobald mich hungert oder durſtet, werde ich bey Ihnen ſeyn.

Liſette. So machts unſer Schirrmeiſter auch.

Chriſt. Der Henker! das muß ein geſcheuter Mann ſeyn: er machts wie ich!

Liſette. Wenn Sie ihn wollen kennen lernen: er liegt vor dem Hinterhauſe an der Kette.

Chriſt. Verdammt! ich glaube gar, Sie meynen den Hund. Ich merke alſo wohl, Sie werden den leiblichen Hunger und

Durſt verſtanden haben. Den aber habe ich nicht verſtanden; ſondern den Hunger und Durſt der Liebe. Den, Mamſell, den! Sind Sie nun mit meiner Erklärung zufrieden?

Liſette. Beſſer als mit dem Erklärten.

Chriſt. Ey! im Vertrauen: — — Sagen Sie etwa zugleich auch damit ſo viel, daß Ihnen ein Liebesantrag von mir nicht zuwider ſeyn würde?

Liſette. Vielleicht! Wollen Sie mir einen thun? im Ernſt?

Chriſt. Vielleicht!

Liſette. Pfuy! was das für eine Antwort iſt! vielleicht!

Chriſt. Und ſie war doch nicht ein Haar anders, als die Ihrige.

Liſette. In meinem Munde will ſie aber ganz etwas anders ſagen. Vielleicht, iſt eines Frauenzimmers größte Verſicherung. Denn ſo ſchlecht unſer Spiel auch iſt, ſo müſſen wir uns doch niemals in die Karte ſehen laſſen.

Chriſt. Ja, wenn das iſt! — Ich dächte, wir kämen alſo zur Sache. — — (er ſchmeißt beide Mantelſäcke auf die Erde) Ich weiß nicht, warum ich mirs ſo ſauer mache? Da liegt! — — Ich liebe Sie, Mamſell.

Liſette. Das heiß ich, mit Wenigem viel ſagen. Wir wollens zergliedern. — —

Chriſt. Nein, wir wollens lieber ganz laſſen. Doch, — damit wir in Ruhe einander unſre Gedanken eröffnen können; — — belieben Sie Sich nieder zu laſſen! — — Das Stehn ermüdet mich. — — Ohne Umſtände! — (er nöthiget ſie auf den Mantelſack zu ſitzen) — — Ich liebe Sie, Mamſell. — —

Liſette. Aber, — — ich ſitze verzweifelt hart. — — Ich glaube gar, es ſind Bücher darinn — —

Chriſt. Darzu recht zärtliche und witzige; — und gleichwohl ſitzen Sie hart darauf? Es iſt meines Herrn Reiſebibliothek. Sie beſteht aus Luſtſpielen, die zum Weinen, und aus Trauerſpielen, die zum Lachen bewegen; aus zärtlichen Heldengedichten, aus tiefſinnigen Trinkliedern, und was dergleichen neue Siebenſachen mehr ſind. — — Doch wir wollen umwechſeln. Setzen Sie Sich auf meinen; — ohne Umſtände! — — meiner iſt der weichſte.

Liſette. Verzeihen Sie! — — So grob werde ich nicht ſeyn. — —

Chriſt. Ohne Umſtände, — ohne Komplimente! — Wollen Sie nicht? — So werde ich Sie hintragen. — —

Liſette. Weil Sie es denn befehlen — (Sie ſteht auf und will ſich auf den andern ſetzen.)

Chriſt. Befehlen? behüte Gott! — Nein! befehlen, will viel ſagen. — — Wenn Sie es ſo nehmen wollen, ſo bleiben Sie lieber ſitzen. — — (Er ſetzt ſich wieder auf ſeinen Mantelſack.)

Liſette. (bey Seite) Der Grobian! Doch ich muß es gut ſeyn laſſen. — —

Chriſt. Wo blieben wir denn? — Ja, — bey der Liebe. — — Ich liebe Sie alſo, Mamſell. Je vous aime, würde ich ſagen, wenn Sie eine franzöſiſche Marquiſinn wären.

Liſette. Der Geyer! Sie ſind wohl gar ein Franzoſe?

Chriſt. Nein, ich muß meine Schande geſtehn: ich bin nur ein Deutſcher. — Aber ich habe das Glück gehabt, mit verſchiedenen Franzoſen umgeben zu können, und da habe ich denn ſo ziemlich gelernt, was zu einem rechtſchaffnen Kerl gehört. Ich glaube, man ſieht mir es auch gleich an.

Liſette. Sie kommen alſo vielleicht mit Ihrem Herrn aus Frankreich?

Chriſt. Ach nein! — —

Liſette. Wo ſonſt her? freylich wohl! —

Chriſt. Es liegt noch einige Meilen hinter Frankreich, wo wir herkommen.

Liſette. Aus Italien doch wohl nicht?

Chriſt. Nicht weit davon.

Liſette. Aus Engeland alſo?

Chriſt. Beynahe; Engeland iſt eine Provinz davon. Wir ſind über funfzig Meilen von hier zu Hauſe. — — Aber, daß Gott! — meine Pferde, — die armen Thiere ſtehen noch geſattelt. Verzeihen Sie, Mamſell! — — Hurtig! ſtehen Sie auf! — — (er nimmt die Mantelſäcke wieder untern Arm) — — Trotz meiner inbrünſtigen Liebe, muß ich doch gehn, und erſt das Nöthige verrichten. — — Wir haben noch den ganzen

Tag, und, was das meiſte iſt, noch die ganze Nacht vor uns. Wir wollen ſchon noch eins werden. — — Ich werde Sie wohl wieder zu finden wiſſen.

Eilfter Auftritt.

Martin Krumm. Liſette.

Liſette. Von dem werde ich wenig erfahren können. Entweder, er iſt zu dumm, oder zu fein. Und beides macht unergründlich.

Mart. Kr. So, Jungfer Liſette? Das iſt auch der Kerl darnach, daß er mich ausſtechen ſollte!

Liſette. Das hat er nicht nöthig gehabt.

Mart. Kr. Nicht nöthig gehabt? Und ich denke, wer weiß wie feſt ich in Ihrem Herzen ſitze.

Liſette. Das macht, Herr Vogt, Er denkts. Leute von Seiner Art haben das Recht, abgeſchmackt zu denken. Drum ärgre ich mich auch nicht darüber, daß Ers gedacht hat: ſondern, daß Er mirs geſagt hat. Ich möchte wiſſen, was Ihn mein Herz angeht? Mit was für Gefälligkeiten, mit was für Geſchenken, hat Er ſich denn ein Recht darauf erworben? — Man giebt die Herzen jetzt nicht mehr ſo in den Tag hinein weg. Und glaubt Er etwa, daß ich ſo verlegen mit dem meinigen bin? Ich werde ſchon noch einen ehrlichen Mann dazu finden, ehe ichs vor die Säue werfe.

Mart. Kr. Der Teufel, das verſchnupft! Ich muß eine Prieſe Taback darauf nehmen. — — Vielleicht geht es wieder mit dem Nieſen fort. — (er zieht die entwandte Doſe hervor, ſpielt einige Zeit in den Händen damit, und nimmt endlich, auf eine lächerlich hochmüthige Art, eine Prieſe)

Liſette. (ſchielt ihn von der Seite an) Verzweifelt! wo bekömmt der Kerl die Doſe her?

Mart. Kr. Belieben Sie ein Prieschen?

Liſette. O, Ihre unterthänige Magd, mein Herr Vogt! (ſie nimmt)

Mart. Kr. Was eine ſilberne Doſe nicht kann! — — Könnte ein Ohrwürmchen geſchmeidiger ſeyn?

Liſette. Iſt es eine ſilberne Doſe?

Mart. Kr. Wanns keine ſilberne wäre, ſo würde ſie Martin Krumm nicht haben.

Liſette. Iſt es nicht erlaubt, ſie zu beſehn?

Mart. Kr. Ja, aber nur in meinen Händen.

Liſette. Die Faſon iſt vortrefflich.

Mart. Kr. Ja, ſie wiegt ganzer fünf Loth. —

Liſette. Nur der Faſon wegen, möchte ich ſo ein Döschen haben.

Mart. Kr. Wenn ich ſie zuſammen ſchmelzen laſſe, ſteht Ihnen die Faſon davon zu Dienſte.

Liſette. Sie ſind allzugütig! — Es iſt ohne Zweifel ein Geſchenk?

Mart. Kr. Ja, — — ſie koſtet mir nicht einen Heller.

Liſette. Wahrhaftig, ſo ein Geſchenk könnte ein Frauenzimmer recht verblenden! Sie können Ihr Glück damit machen, Herr Vogt. Ich wenigſtens würde mich, wenn man mich mit ſilbernen Doſen anfiele, ſehr ſchlecht vertheidigen können. Mit ſo einer Doſe hätte ein Liebhaber gegen mich gewonnenes Spiel.

Mart. Kr. Ich verſtehs, ich verſtehs! —

Liſette. Da ſie Ihnen ſo nichts koſtet, wollte ich Ihnen rathen, Herr Vogt, ſich eine gute Freundinn damit zu machen —

Mart. Kr. Ich verſtehs, ich verſtehs! —

Liſette. (ſchmeichelnd) Wollten Sie mir ſie wohl ſchenken? —

Mart. Kr. O um Verzeihung! — Man giebt die ſilbernen Doſen jetzt nicht mehr ſo in den Tag hinein weg. Und glaubt Sie denn, Jungfer Liſette, daß ich ſo verlegen mit der meinigen bin? Ich werde ſchon noch einen ehrlichen Mann dazu finden, ehe ich ſie vor die Säue werfe.

Liſette. Hat man jemals eine dümmre Grobheit gefunden! — — Ein Herz einer Schnupftabaksdoſe gleich zu ſchätzen?

Mart. Kr. Ja, ein ſteinern Herz einer ſilbern Schnupftabaksdoſe — —

Liſette. Vielleicht würde es aufhören, ſteinern zu ſeyn, wenn — — Doch alle meine Reden ſind vergebens. — — Er iſt meiner Liebe nicht werth. — — Was ich für eine gutherzige Närrin bin! — (will weinen) beynahe hätte ich geglaubt, der Vogt wäre noch einer von den ehrlichen Leuten, die es meynen, wie ſie es reden —

Mart. Kr. Und was ich für ein gutherziger Narre bin, daß ich glaube, ein Frauenzimmer meyne es, wie ſie es redt! — Da, mein Liſettchen, weine Sie nicht! — (er giebt ihr die Doſe) — Aber nun bin ich doch wohl Ihrer Liebe werth? — Zum Anfange verlange ich nichts, als nur ein Küßchen auf Ihre ſchöne Hand! — — (er küßt ſie) Ah, wie ſchmeckt das! —

Zwölfter Auftritt.

Das Fräulein. Liſette. Martin Krumm.

Das Fräul. (ſie kömmt darzu geſchlichen, und ſtößt ihn mit dem Kopfe auf die Hand) Ey! Herr Vogt, — küß Er mir doch meine Hand auch!

Liſette. Daß doch! — —

Mart. Kr. Ganz gern, gnädiges Fräulein — (er will ihr die Hand küſſen)

Das Fräul. (giebt ihm eine Ohrfeige) Ihr Flegel, verſteht Ihr denn keinen Spaß?

Mart. Kr. Den Teufel mag das Spaß ſeyn!

Liſette. Ha! ha! ha! (lacht ihn aus) O ich bedaure Ihn, mein lieber Vogt — Ha! ha! ha!

Mart. Kr. So? und Sie lacht noch dazu? Iſt das mein Dank? Schon gut, ſchon gut! (geht ab)

Liſette. Ha! ha! ha!

Dreyzehnter Auftritt.

Liſette. Das Fräulein.

Das Fräul. Hätte ichs doch nicht geglaubt, wenn ichs nicht ſelbſt geſehen hätte. Du läßt dich küſſen? und noch dazu vom Vogt?

Liſette. Ich weiß auch gar nicht, was Sie für Recht haben, mich zu belauſchen? Ich denke, Sie gehen im Garten mit dem Fremden ſpaziren.

Das Fräul. Ja, und ich wäre noch bey ihm, wenn der Papa nicht nachgekommen wäre. Aber ſo kann ich ja kein kluges Wort mit ihm ſprechen. Der Papa iſt gar zu ernſthaft —

Liſette. Ey, was nennen Sie denn ein kluges Wort? Was haben Sie denn wohl mit ihm zu ſprechen, das der Papa nicht hören dürfte?

Das Fräul. Tauſenderley! — Aber du machſt mich böſe, wo du mich noch mehr fragſt. Genug, ich bin dem fremden Herrn gut. Das darf ich doch wohl geſtehn?

Liſette. Sie würden wohl greulich mit dem Papa zanken, wenn er Ihnen einmal ſo einen Bräutigam verſchaffte? Und im Ernſt, wer weiß, was er thut. Schade nur, daß Sie nicht einige Jahr älter ſind; es könnte vielleicht bald zu Stande kommen.

Das Fräul. O, wenn es nur am Alter liegt, ſo kann mich ja der Papa einige Jahr älter machen. Ich werde ihm gewiß nicht widerſprechen.

Liſette. Nein, ich weiß noch einen beſſern Rath. Ich will Ihnen einige Jahre von den meinigen geben, ſo iſt uns allen beiden geholfen. Ich bin alsdann nicht zu alt, und Sie nicht zu jung.

Das Fräul. Das iſt auch wahr; das geht ja an!

Liſette. Da kömmt des Fremden Bedienter; ich muß mit ihm ſprechen. Es iſt alles zu Ihrem Beſten. — — Laſſen Sie mich mit ihm allein. — — Gehen Sie.

Das Fräul. Vergiß es aber nicht, wegen der Jahre. — — Hörſt du, Liſette?

Vierzehnter Auftritt.

Liſette. Chriſtoph.

Liſette. Mein Herr, Sie hungert oder durſtet gewiß, daß Sie ſchon wiederkommen? nicht?

Chriſt. Ja freylich! — — Aber wohl gemerkt, wie ich den Hunger und Durſt erklärt habe. Ihr die Wahrheit zu geſtehn, meine liebe Jungfer, ſo hatte ich ſchon, ſo bald ich geſtern vom Pferde ſtieg, ein Auge auf Sie geworfen. Doch weil ich nur einige Stunden hier zu bleiben vermeynte, ſo glaubte ich, es verlohne ſich nicht der Mühe, mich mit Ihr bekannt zu machen. Was hätten wir in ſo kurzer Zeit können ausrichten? Wir hätten unſern Roman von hinten müſſen anfangen. Allein es iſt auch nicht allzu ſicher, die Katze bey dem Schwanze aus dem Ofen zu ziehen.

Liſette. Das iſt wahr! nun aber können wir ſchon ordentlicher verfahren. Sie können mir Ihren Antrag thun; ich kann darauf antworten. Ich kann Ihnen meine Zweifel machen; Sie können mir ſie auflöſen. Wir können uns bey jedem Schritte, den wir thun, bedenken, und dürfen einander nicht den Affen im Sacke verkauffen. Hätten Sie mir geſtern gleich Ihren Liebesantrag gethan; es iſt wahr, ich würde ihn angenommen haben. Aber überlegen Sie einmal, wie viel ich gewagt hätte, wenn ich mich nicht einmal nach Ihrem Stande, Vermögen, Vaterlande, Bedienungen, und dergleichen mehr, zu erkundigen, Zeit gehabt hätte!

Chriſt. Der Geyer! wäre das aber auch ſo nöthig geweſen? So viel Umſtände? Sie könnten ja bey dem Heyrathen nicht mehrere machen? — —

Liſette. O! wenn es nur auf eine kahle Heyrath angeſehen wäre, ſo wär es lächerlich, wenn ich ſo gewiſſenhaft ſeyn wollte. Allein mit einem Liebesverſtändniſſe iſt es ganz etwas anders! Hier wird die ſchlechteſte Kleinigkeit zu einem wichtigen Punkte. Alſo glauben Sie nur nicht, daß Sie die geringſte Gefälligkeit von mir erhalten werden, wenn Sie meiner Neugierde nicht in allen Stücken ein Genüge thun.

Chriſt. Nu? wie weit erſtreckt ſich denn die?

Liſette. Weil man doch einen Diener am beſten nach ſeinem Herrn beurtheilen kann, ſo verlange ich vor allen Dingen zu wiſſen — —

Chriſt. Wer mein Herr iſt? Ha! ha! das iſt luſtig. Sie fragen mich etwas, das ich Sie gern ſelbſt fragen möchte, wenn ich glaubte, daß Sie mehr wüßten, als ich.

Liſette. Und mit dieſer abgedroſchnen Ausflucht denken Sie durchzukommen? Kurz, ich muß wiſſen, wer Ihr Herr iſt, oder unſre ganze Freundſchaft hat ein Ende.

Chriſt. Ich kenne meinen Herrn nicht länger, als ſeit vier Wochen. So lange iſt es, daß er mich in Hamburg in ſeine Dienſte genommen hat. Von da aus habe ich ihn begleitet, niemals mir aber die Mühe genommen, nach ſeinem Stande oder Namen zu fragen. So viel iſt gewiß, reich muß er ſeyn: denn er hat weder mich, noch ſich, auf der Reiſe Noth leiden laſſen. Um was brauch ich mich mehr zu bekümmern?

Liſette. Was ſoll ich mir von Ihrer Liebe verſprechen, da Sie meiner Verſchwiegenheit nicht einmal eine ſolche Kleinigkeit anvertrauen wollen? Ich würde nimmermehr gegen Sie ſo ſeyn. Zum Exempel, hier habe ich eine ſchöne ſilberne Schnupftabacksdoſe — —

Chriſt. Ja? nu? — —

Liſette. Sie dürften mich ein klein wenig bitten, ſo ſagte ich Ihnen, von wem ich ſie bekommen habe — —

Chriſt. O! daran iſt mir nun eben ſo viel nicht gelegen. Lieber möchte ich wiſſen, wer ſie von Ihnen bekommen ſollte?

Liſette. Ueber den Punkt habe ich eigentlich noch nichts beſchloſſen. Doch wenn Sie ſie nicht ſollten bekommen, ſo haben Sie es niemanden anders, als Sich ſelbſt zuzuſchreiben. Ich würde Ihre Aufrichtigkeit gewiß nicht unbelohnt laſſen.

Chriſt. Oder vielmehr meine Schwatzhaftigkeit! Doch, ſo wahr ich ein ehrlicher Kerl bin, wann ich dasmal verſchwiegen bin, ſo bin ichs aus Noth. Denn ich weiß nichts, was ich ausplaudern könnte. Verdammt! wie gern wollte ich meine Geheimniſſe ausſchütten, wann ich nur welche hätte.

Liſette. Adieu! ich will Ihre Tugend nicht länger beſtürmen. Nur wünſch ich, daß ſie Ihnen bald zu einer ſilbernen Doſe und einer Liebſten verhelfen möge, ſo wie ſie Sie jetzt um beides gebracht hat. (will gehn)

Chriſt. Wohin? wohin? Geduld! (bey Seite) Ich ſehe mich genöthigt, zu lügen. Denn ſo ein Geſchenk werde ich mir doch nicht ſollen entgehn laſſen? Was wirds auch viel ſchaden?

Liſette. Nun, wollen Sie es näher geben? Aber, — — ich ſehe ſchon, es wird Ihnen ſauer. Nein, nein; ich mag nichts wiſſen —

Chriſt. Ja, ja, Sie ſoll alles wiſſen! — — (bey Seite) Wer doch recht viel lügen könnte! — — Hören Sie nur! — Mein Herr iſt — — iſt einer von Adel. Er kömmt, — — wir kommen mit einander aus — — aus — — Holland. Er hat müſſen — — gewiſſer Verdrüßlichkeiten wegen, — — einer Kleinigkeit — — eines Mords wegen — — entfliehen –

Liſette. Was? eines Mords wegen?

Chriſt. Ja, — — aber eines honetten Mords — — eines Duells wegen entfliehen. — Und jetzt eben — — iſt er auf der Flucht — —

Liſette. Und Sie, mein Freund? —

Chriſt. Ich, bin auch mit ihm auf der Flucht. Der Entleibte hat uns — — will ich ſagen, die Freunde des Entleibten haben uns ſehr verfolgen laſſen; und dieſer Verfolgung wegen — — Nun können Sie leicht das Uebrige errathen. — — Was Geyer, ſoll man auch thun? Ueberlegen Sie es ſelbſt; ein junger naſeweiſer Laffe ſchimpft uns. Mein Herr ſtößt ihn übern Hauſen. Das kann nicht anders ſeyn! — Schimpft mich jemand, ſo thu ichs auch, — oder — oder ſchlage ihn hinter die Ohren. Ein ehrlicher Kerl muß nichts auf ſich ſitzen laſſen.

Liſette. Das iſt brav! ſolchen Leuten bin ich gut; denn ich bin auch ein wenig unleidlich. Aber ſehen Sie einmal, da kömmt Ihr Herr! ſollte man es ihm wohl anſehn, daß er ſo zornig, ſo grauſam wäre?

Chriſt. O kommen Sie! wir wollen ihm aus dem Wege gehn. Er möchte mir es anſehn, daß ich ihn verrathen habe.

Liſette. Ich bins zufrieden — —

Chriſt. Aber die ſilberne Doſe —

Liſette. Kommen Sie nur. (bey Seite) Ich will erſt ſehen, was mir von meinem Herrn für mein entdecktes Geheimniß werden wird: lohnt ſich das der Mühe, ſo ſoll er ſie haben.

Funfzehnter Auftritt.

Der Reiſende.

Ich vermiſſe meine Doſe. Es iſt eine Kleinigkeit; gleichwohl iſt mir der Verluſt empfindlich. Sollte mir ſie wohl der Vogt? — — Doch ich kann ſie verlohren haben, — ich kann ſie aus Unvorſichtigkeit herausgeriſſen haben. — — Auch mit ſeinem Verdachte muß man niemanden beleidigen. — Gleichwohl, — er drengte ſich an mich heran; — er griff nach der Uhr: —

ich ertappte ihn; könnte er auch nicht nach der Doſe gegriffen haben, ohne daß ich ihn ertappt hätte?

Sechzehnter Auftritt.

Martin Krumm. **Der Reiſende.**

Mart. Kr. (als er den Reiſenden gewahr wird, will er wieder umkehren) Huy!

Der Reiſ. Nu, nu, immer näher, mein Freund! — — (bey Seite) Iſt er doch ſo ſchüchtern, als ob er meine Gedanken wüßte! — — Nu? nur näher!

Mart. Kr. (trotzig) Ach! ich habe nicht Zeit! Ich weiß ſchon, Sie wollen mit mir plaudern. Ich habe wichtigere Sachen zu thun. Ich mag Ihre Heldenthaten nicht zehnmal hören. Erzählen Sie ſie jemanden, der ſie noch nicht weiß.

Der Reiſ. Was höre ich? vorhin war der Vogt einfältig und höflich, jetzt iſt er unverſchämt und grob. Welches iſt denn Eure rechte Larve?

Mart. Kr. Ey! das hat Sie der Geyer gelernt, mein Geſicht eine Larve zu ſchimpfen. Ich mag mit Ihnen nicht zanken, — ſonſt — — (er will fort gehn)

Der Reiſ. Sein unverſchämtes Verfahren beſtärkt mich in meinem Argwohne. — Nein, nein, Geduld! Ich habe Euch etwas nothwendiges zu ſagen — —

Mart. Kr. Und ich werde nichts drauf zu antworten haben, es mag ſo nothwendig ſeyn, als es will. Drum ſparen Sie nur die Frage.

Der Reiſ. Ich will es wagen. — Allein, wie leid würde mir es ſeyn, wann ich ihm Unrecht thäte. — — Mein Freund, habt Ihr nicht meine Doſe geſehn? — Ich vermiſſe ſie. — —

Mart. Kr. Was iſt das für eine Frage? Kann ich etwas dafür, daß man ſie Ihnen geſtohlen hat? — — Für was ſehen Sie mich an? Für den Hehler? Oder für den Dieb?

Der Reiſ. Wer redt denn vom Stehlen? Ihr verrathet Euch faſt ſelbſt — —

Mart. Kr. Ich verrathe mich ſelbſt? Alſo meynen Sie, daß ich ſie habe? Wiſſen Sie auch, was das zu bedeuten hat, wenn man einen ehrlichen Kerl dergleichen beſchuldigt? Wiſſen Sies?

Der Reiſ. Warum müßt Ihr ſo ſchreyen? Ich habe Euch noch nichts beſchuldigt. Ihr ſeyd Euer eigner Ankläger. Dazu weiß ich eben nicht, ob ich groß Unrecht haben würde! Wen ertappte ich denn vorhin, als er nach meiner Uhr greiffen wollte?

Mart. Kr. O! Sie ſind ein Mann, der gar keinen Spaß verſteht. Hören Sies! — — (bey Seite) Wo er ſie nur nicht bey Liſetten geſehen hat. — Das Mädel wird doch nicht näriſch ſeyn, und ſich damit breit machen? — —

Der Reiſ. O! ich verſtehe den Spaß ſo wohl, daß ich glaube, Ihr wollt mit meiner Doſe auch ſpaßen. Allein wenn man den Spaß zu weit treibt, verwandelt er ſich endlich in Ernſt. Es iſt mir um Euren guten Namen leid. Geſetzt, Ich wäre überzeugt, daß Ihr es nicht böſe gemeynt hättet, würden auch andre — —

Martin Kr. Ach, — andre! — andre! — andre wären es längſt überdrüßig, ſich ſo etwas vorwerfen zu laſſen. Doch, wenn Sie denken, daß ich ſie habe: befühlen Sie mich, — — viſitiren Sie mich — —

Der Reiſ. Das iſt meines Amts nicht. Dazu trägt man auch nicht alles bey ſich in der Taſche.

Martin Kr. Nun gut! damit Sie ſehen, daß ich ein ehrlicher Kerl bin, ſo will ich meine Schubſäcke ſelber umwenden. — Geben Sie Acht! — (bey Seite) Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ſie herausfiele.

Der Reiſ. O macht Euch keine Mühe!

Martin Kr. Nein, nein; Sie ſollens ſehn, Sie ſollens ſehn. (er wendet die eine Taſche um) Iſt da eine Doſe? Brodgrümel ſind drinne; das liebe Gut! (er wendet die andre um) Da iſt auch nichts! Ja, — doch! ein Stückchen Kalender. — Ich hebe es der Verſe wegen auf, die über den Monaten ſtehen. Sie ſind recht ſchnurrig! — Nu, aber daß wir weiter kommen. Geben Sie Acht: da will ich den dritten umwenden. (bey dem Umwenden fallen zwey groſſe Bärte heraus) Der Henker! was laß ich da fallen? (er will ſie hurtig aufheben, der Reiſende aber iſt hurtiger, und erwiſcht einen davon)

Der Reiſ. Was ſoll das vorſtellen?

Mart. Kr. (bey Seite) O verdammt! ich denke, ich habe den Quark lange von mir gelegt.

Der Reiſ. Das iſt ja gar ein Bart. (er macht ihn vors Kinn) Sehe ich bald einem Juden ſo ähnlich? — —

Mart. Kr. Ach geben Sie her! geben Sie her! Wer weiß, was Sie wieder denken? Ich ſchrecke meinen kleinen Jungen manchmal damit. Dazu iſt er.

Der Reiſ. Ihr werdet ſo gut ſeyn, und mir ihn laſſen. Ich will auch damit ſchrecken.

Mart. Kr. Ach! vexiren Sie Sich nicht mit mir. Ich muß ihn wieder haben. (er will ihn aus der Hand reiſſen)

Der Reiſ. Geht, oder — —

Mart. Kr. (bey Seite) Der Geyer! nun mag ich ſehen, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen hat. — — Es iſt ſchon gut; es iſt ſchon gut! Ich ſehs, Sie ſind zu meinem Unglücke hieher gekommen. Aber, hohl mich alle Teufel, ich bin ein ehrlicher Kerl! Und den will ich ſehn, der mir etwas Schlimmes nachreden kann. Merken Sie Sich das! Es mag kommen zu was es will, ſo kann ich es beſchwören, daß ich den Bart zu nichts Böſem gebraucht habe. — (geht ab)

Siebzehnter Auftritt.

Der Reiſende.

Der Menſch bringt mich ſelbſt auf einen Argwohn, der ihm höchſt nachtheilig iſt. — — Könnte er nicht einer von den verkappten Räubern geweſen ſeyn? — Doch ich will in meiner Vermuthung behutſam gehen.

Achtzehnter Auftritt.

Der Baron. Der Reiſende.

Der Reiſ. Sollten Sie nicht glauben, ich wäre geſtern mit den jüdiſchen Straßenräubern ins Handgemenge gekommen, daß ich einem davon den Bart ausgeriſſen hätte? (er zeigt ihm den Bart)

Der Baron. Wie verſtehn Sie das, mein Herr? — — Allein, warum haben Sie mich ſo geſchwind im Garten verlaſſen?

Der Reiſ. Verzeihen Sie meine Unhöflichkeit. Ich wollte gleich wieder bey Ihnen ſeyn. Ich gieng nur meine Doſe zu ſuchen, die ich hier herum muß verloren haben.

Der Baron. Das iſt mir höchſt empfindlich. Sie ſollten noch bey mir zu Schaden kommen?

Der Reiſ. Der Schade würde ſo groß nicht ſeyn. — — Allein betrachten Sie doch einmal dieſen anſehnlichen Bart!

Der Baron. Sie haben mir ihn ſchon einmal gezeigt. Warum?

Der Reiſ. Ich will mich Ihnen deutlicher erklären. Ich glaube — — Doch nein, ich will meine Vermuthungen zurückhalten. — —

Der Baron. Ihre Vermuthungen? Erklären Sie Sich!

Der Reiſ. Nein; ich habe mich übereilt. Ich könnte mich irren — —

Der Baron. Sie machen mich unruhig.

Der Reiſ. Was halten Sie von Ihrem Vogt?

Der Baron. Nein, nein; wir wollen das Geſpräch auf nichts anders lenken. — — Ich beſchwöre Sie bey der Wohlthat, die Sie mir erzeigt haben, entdecken Sie mir, was Sie glauben, was Sie vermuthen, worinne Sie Sich könnten geirrt haben!

Der Reiſ. Nur die Beantwortung meiner Frage kann mich antreiben, es Ihnen zu entdecken.

Der Baron. Was ich von meinem Vogte halte? — — Ich halte ihn für einen ganz ehrlichen und rechtſchafnen Mann.

Der Reiſ. Vergeſſen Sie alſo, daß ich etwas habe ſagen wollen.

Der Baron. Ein Bart, — Vermuthungen, — der Vogt, — wie ſoll ich dieſe Dinge verbinden? — Vermögen meine Bitten nichts bey Ihnen? — Sie könnten Sich geirrt haben? Geſetzt, Sie haben Sich geirrt; was können Sie bey einem Freunde für Gefahr laufen?

Der Reiſ. Sie dringen zu ſtark in mich. Ich ſage Ihnen alſo, daß der Vogt dieſen Bart aus Unvorſichtigkeit hat fallen laſſen; daß er noch einen hatte, den er aber in der Geſchwindigkeit wieder zu ſich ſteckte; daß ſeine Reden einen Menſchen verriethen, welcher glaubt, man denke von ihm eben ſo viel Uebels, als er thut; daß ich ihn auch ſonſt über einem nicht allzu gewiſſenhaften — — wenigſtens nicht allzu klugen Griffe, ertappt habe.

Der Baron. Es iſt als ob mir die Augen auf einmal aufgiengen. Ich beſorge, — Sie werden Sich nicht geirrt haben. Und Sie trugen Bedenken, mir ſo etwas zu entdecken? — Den Augenblick will ich gehn, und alles anwenden, hinter die Wahrheit zu kommen. Sollte ich meinen Mörder in meinem eignen Hauſe haben?

Der Reiſ. Doch zürnen Sie nicht auf mich, wenn Sie, zum Glücke, meine Vermuthungen falſch befinden ſollten. Sie haben mir ſie ausgepreßt, ſonſt würde ich ſie gewiß verſchwiegen haben.

Der Baron. Ich mag ſie wahr oder falſch befinden, ich werde Ihnen allzeit dafür danken.

Neunzehnter Auftritt.

Der Reiſende. (und hernach) **Chriſtoph.**

Der Reiſ. Wo er nur nicht zu haſtig mit ihm verfährt! Denn ſo groß auch der Verdacht iſt, ſo könnte der Mann doch wohl noch unſchuldig ſeyn. — Ich bin ganz verlegen. — — In der That iſt es nichts geringes, einem Herrn ſeine Untergebnen ſo verdächtig zu machen. Wenn er ſie auch unſchuldig befindet, ſo verliert er doch auf immer das Vertrauen zu ihnen. — Gewiß, wenn ich es recht bedenke, ich hätte ſchweigen ſollen. — Wird man nicht Eigennutz und Rache für die Urſachen meines Argwohns halten, wenn man erfährt, daß ich ihm meinen Verluſt zugeſchrieben habe? — Ich wollte ein Vieles darum ſchuldig ſeyn, wenn ich die Unterſuchung noch hintertreiben könnte —

Chriſt. (kömmt gelacht) Ha! ha! ha! wiſſen Sie, wer Sie ſind, mein Herr?

Der Reiſ. Wißt Ihr, daß Ihr ein Narr ſeyd? Was fragt Ihr?

Chriſt. Gut! wenn Sie es denn nicht wiſſen, ſo will ich es Ihnen ſagen. Sie ſind einer von Adel. Sie kommen aus

Holland. Allda haben Sie Verdrüßlichkeiten, und ein Duell gehabt. Sie ſind ſo glücklich geweſen, einen jungen Naſeweis zu erſtechen. Die Freunde des Entleibten haben Sie heftig verfolgt. Sie haben Sich auf die Flucht begeben. Und ich habe die Ehre, Sie auf der Flucht zu begleiten.

Der Reiſ. Träumt Ihr, oder raſet Ihr?

Chriſt. Keines von beiden. Denn für einen Raſenden wäre meine Rede zu klug, und für einen Träumenden zu toll.

Der Reiſ. Wer hat Euch ſolch unſinniges Zeug weiß gemacht?

Chriſt. O dafür iſt gebeten, daß man mirs weiß macht. Allein finden Sie es nicht recht wohl ausgeſonnen? In der kurzen Zeit, die man mir zum Lügen ließ, hätte ich gewiß auf nichts Beſſers fallen können. So ſind Sie doch wenigſtens vor weitrer Neugierigkeit ſicher!

Der Reiſ. Was ſoll ich mir aber aus alle Dem nehmen?

Chriſt. Nichts mehr, als was Ihnen gefällt; das Uebrige laſſen Sie mir. Hören Sie nur, wie es zugieng. Man fragte mich nach Ihrem Namen, Stande, Vaterlande, Verrichtungen; ich ließ mich nicht lange bitten, ich ſagte alles, was ich davon wußte; das iſt: ich ſagte, ich wüßte nichts. Sie können leicht glauben, daß dieſe Nachricht ſehr unzulänglich war, und daß man wenig Urſache hatte, damit zufrieden zu ſeyn. Man drang alſo weiter in mich; allein umſonſt! Ich blieb verſchwiegen, weil ich nichts zu verſchweigen hatte. Doch endlich brachte mich ein Geſchenk, welches man mir anbot, dahin, daß ich mehr ſagte, als ich wußte; das iſt: ich log.

Der Reiſ. Schurke! ich befinde mich, wie ich ſehe, bey Euch in ſeinen Händen.

Chriſt. Ich will doch nimmermehr glauben, daß ich von ohngefähr die Wahrheit ſollte gelogen haben?

Der Reiſ. Unverſchämter Lügner, Ihr habt mich in eine Verwirrung geſetzt, aus der — —

Chriſt. Aus der Sie Sich gleich helfen können, ſobald Sie das ſchöne Beywort, daß Sie mir jetzt zu geben beliebten, bekannter machen.

Der Reiſ. Werde ich aber alsdann nicht genöthiget ſeyn, mich zu entdecken?

Chriſt. Deſto beſſer! ſo lerne ich Sie bey Gelegenheit auch kennen. — Allein, urtheilen Sie einmal ſelbſt, ob ich mir wohl, mit gutem Gewiſſen, dieſer Lügen wegen ein Gewiſſen machen konnte? (er zieht die Doſe heraus) Betrachten Sie dieſe Doſe! Hätte ich ſie leichter verdienen können?

Der Reiſ. Zeigt mir ſie doch! — (er nimmt ſie in die Hand) Was ſeh ich?

Chriſt. Ha! ha! ha! Das dachte ich, daß Sie erſtaunen würden. Nicht wahr, Sie lögen ſelber ein Geſetzchen, wenn Sie ſo eine Doſe verdienen könnten?

Der Reiſ. Und alſo habt Ihr mir ſie entwendet?

Chriſt. Wie? was?

Der Reiſ. Eure Treuloſigkeit ärgert mich nicht ſo ſehr, als der übereilte Verdacht, den ich deswegen einem ehrlichen Mann zugezogen habe. Und ihr könnt noch ſo raſend frech ſeyn, mich überreden zu wollen, ſie wäre ein — — obgleich beynahe eben ſo ſchimpflich erlangtes — Geſchenk? Geht! kommt mir nicht wieder vor die Augen!

Chriſt. Träumen Sie, oder — — aus Reſpekt will ich das andre noch verſchweigen. Der Neid bringt Sie doch nicht auf ſolche Ausſchweiffungen? Die Doſe ſoll Ihre ſeyn? Ich ſoll ſie Ihnen, salva venia, geſtohlen haben? Wenn das wäre; ich müßte ein dummer Teufel ſeyn, daß ich gegen Sie ſelbſt damit prahlen ſollte. — Gut, da kömmt Liſette! — Hurtig komm Sie! Helf Sie mir doch meinen Herrn wieder zu Rechte bringen.

Zwanzigſter Auftritt.

Liſette. Der Reiſende. Chriſtoph.

Liſette. O mein Herr, was ſtiften Sie bey uns für Unruhe! Was hat Ihnen denn unſer Vogt gethan? Sie haben den Herrn ganz raſend auf ihn gemacht. Man redt von Bärten, von Doſen, von Plündern; der Vogt weint und flucht, daß er unſchuldig wäre, daß Sie die Unwahrheit redten. Der Herr iſt nicht zu beſänftigen, und jetzt hat er ſo gar nach dem

Schulzen und den Gerichten geſchickt, ihn ſchlieſſen zu laſſen. Was ſoll denn das alles heiſſen?

Chriſt. O, das iſt alles noch nichts, Hör Sie nur, hör Sie, was er jetzt gar mit mir vor hat — —

Der Reiſ. Ja freylich, meine liebe Liſette, ich habe mich übereilt. Der Vogt iſt unſchuldig. Nur mein gottloſer Bedienter hat mich in dieſe Verdrüßlichkeiten geſtürzt. Er iſts, der mir meine Doſe entwandt hat, derenwegen ich den Vogt im Verdacht hatte; und der Bart kann allerdings ein Kinderſpiel geweſen ſeyn, wie er ſagte. Ich geh, ich will ihm Genugthuung geben, ich will meinen Irrthum geſtehn, ich will ihm, was er nur verlangen kann — —

Chriſt. Nein, nein, bleiben Sie! Sie müſſen mir erſt Genugthuung geben. Zum Henker, ſo rede Sie doch, Liſette, und ſage Sie, wie die Sache iſt. Ich wollte, daß Sie mit Ihrer Doſe am Galgen wäre! Soll ich mich deswegen zum Diebe machen laſſen? Hat Sie mir ſie nicht geſchenkt?

Liſette. Ja freylich! und ſie ſoll Ihm auch geſchenkt bleiben.

Der Reiſ. So iſt es doch wahr? Die Doſe gehört aber mir.

Liſette. Ihnen? das habe ich nicht gewußt.

Der Reiſ. Und alſo hat ſie wohl Liſette gefunden? und meine Unachtſamkeit iſt an allen den Verwirrungen Schuld? (zu Chriſtophen) Ich habe Euch auch zu viel gethan! Verzeiht mir! Ich muß mich ſchämen, daß ich mich ſo übereilen können.

Liſette. (bey Seite) Der Geyer! nun werde ich bald klug. O! er wird ſich nicht übereilt haben.

Der Reiſ. Kommt, wir wollen — —

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Der Baron. Der Reiſende. Liſette. Chriſtoph.

Der Baron. (kömmt haſtig herzu) Den Augenblick, Liſette, ſtelle dem Herrn ſeine Doſe wieder zu! Es iſt alles offenbar; er hat alles geſtanden. Und du haſt dich nicht geſchämt, von ſo einem Menſchen Geſchenke anzunehmen? Nun? wo iſt die Doſe?

Der Reiſ. Es iſt alſo doch wahr? — —

Liſette. Der Herr hat ſie lange wieder. Ich habe geglaubt, von wem Sie Dienſte annehmen können, von dem könne ich auch Geſchenke annehmen. Ich habe ihn ſo wenig gekannt, wie Sie.

Chriſt. Alſo iſt mein Geſchenk zum Teufel? Wie gewonnen, ſo zerronnen!

Der Baron. Wie aber ſoll ich, theuerſter Freund, mich gegen Sie erkenntlich erzeigen? Sie reiſſen mich zum zweytenmal aus einer gleich großen Gefahr. Ich bin Ihnen mein Leben ſchuldig. Nimmermehr würde ich, ohne Sie, mein ſo nahes Unglück entdeckt haben. Der Schulze, ein Mann, den ich für den ehrlichſten auf allen meinen Gütern hielt, iſt ſein gottloſer Gehülfe geweſen. Bedenken Sie alſo, ob ich jemals dieß hätte vermuthen können? Wären Sie heute von mir gereiſet —

Der Reiſ. Es iſt wahr — — ſo wäre die Hülfe, die ich Ihnen geſtern zu erweiſen glaubte, ſehr unvollkommen geblieben. Ich ſchätze mich alſo höchſt glücklich, daß mich der Himmel zu dieſer unvermutheten Entdeckung auserſehen hat; und ich freue mich jetzt ſo ſehr, als ich vorher aus Furcht zu irren, zitterte.

Der Baron. Ich bewundre Ihre Menſchenliebe, wie Ihre Großmuth. O möchte es wahr ſeyn, was mir Liſette berichtet hat!

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Das Fräulein, und die Vorigen.

Liſette. Nun, warum ſollte es nicht wahr ſeyn?

Der Baron. Komm, meine Tochter, komm! Verbinde deine Bitte mit der meinigen: erſuche meinen Erretter, deine Hand, und mit deiner Hand mein Vermögen anzunehmen. Was kann ihm meine Dankbarkeit koſtbarers ſchenken, als dich, die ich eben ſo ſehr liebe, als ihn? Wundern Sie Sich nur nicht, wie ich Ihnen ſo einen Antrag thun könne. Ihr Bedienter hat uns entdeckt, wer Sie ſind. Gönnen Sie mir das unſchätzbare Vergnügen, erkenntlich zu ſeyn! Mein Vermögen iſt meinem Stande, und dieſer dem Ihrigen gleich. Hier ſind Sie vor Ihren Feinden ſicher, und kommen unter Freunde, die Sie anbeten werden. Allein Sie werden niedergeſchlagen? Was ſoll ich denken?

Das Fräul. Sind Sie etwa meinetwegen in Sorgen? Ich verſichere Sie, ich werde dem Papa mit Vergnügen gehorchen.

Der Reiſ. Ihre Großmuth ſetzt mich in Erſtaunen. Aus der Größe der Vergeltung, die Sie mir anbieten, erkenne ich erſt, wie klein meine Wohlthat iſt. Allein, was ſoll ich Ihnen antworten? Mein Bedienter hat die Unwahrheit geredt, und ich —

Der Baron. Wollte der Himmel, daß Sie das nicht einmal wären, wofür er Sie ausgiebt! Wollte der Himmel, Ihr Stand wäre geringer, als der meinige! So würde doch meine Vergeltung etwas koſtbarer, und Sie würden vielleicht weniger ungeneigt ſeyn, meine Bitte Statt finden zu laſſen.

Der Reiſ. (bey Seite) Warum entdecke ich mich auch nicht? — Mein Herr, Ihre Edelmüthigkeit durchdringet meine ganze Seele. Allein ſchreiben Sie es dem Schickſale, nicht mir zu, daß Ihr Anerbieten vergebens iſt. Ich bin — —

Der Baron. Vielleicht ſchon verheyrathet?

Der Reiſ. Nein — —

Der Baron. Nun? was?

Der Reiſ. Ich bin ein Jude.

Der Baron. Ein Jude? grauſamer Zufall!

Chriſt. Ein Jude?

Liſette. Ein Jude?

Das Fräul. Ey, was thut das?

Liſette. St! Fräulein, ſt! ich will es Ihnen hernach ſagen, was das thut.

Der Baron. So giebt es denn Fälle, wo uns der Himmel ſelbſt verhindert, dankbar zu ſeyn?

Der Reiſ. Sie ſind es überflüßig dadurch, daß Sie es ſeyn wollen.

Der Baron. So will ich wenigſtens ſo viel thun, als mir das Schickſal zu thun erlaubt. Nehmen Sie mein ganzes Vermögen. Ich will lieber arm und dankbar, als reich und undankbar ſeyn.

Der Reiſ. Auch dieſes Anerbieten iſt bey mir umſonſt, da mir der Gott meiner Väter mehr gegeben hat, als ich brauche. Zu aller Vergeltung bitte ich nichts, als daß Sie künftig von meinem Volke etwas gelinder und weniger allgemein urtheilen. Ich habe mich nicht vor Ihnen verborgen, weil ich mich meiner Religion ſchäme. Nein! Ich ſahe aber, daß Sie Neigung zu mir, und Abneigung gegen meine Nation hatten. Und die Freundſchaft eines Menſchen, er ſey wer er wolle, iſt mir allezeit unſchätzbar geweſen.

Der Baron. Ich ſchäme mich meines Verfahrens.

Chriſt. Nun komm ich erſt von meinem Erſtaunen wieder zu mir ſelber. Was? Sie ſind ein Jude, und haben das Herz gehabt, einen ehrlichen Chriſten in Ihre Dienſte zu nehmen? Sie hätten mir dienen ſollen. So wär es nach der Bibel recht geweſen. Potz Stern! Sie haben in mir die ganze Chriſtenheit beleidigt. — Drum habe ich nicht gewußt, warum der Herr, auf der Reiſe, kein Schweinfleiſch eſſen wollte, und ſonſt hundert Alfanzereyen machte. — Glauben Sie nur nicht, daß ich Sie länger begleiten werde! Verklagen will ich Sie noch dazu.

Der Reiſ. Ich kann es Euch nicht zumuthen, daß Ihr beſſer, als der andre chriſtliche Pöbel, denken ſollt. Ich will Euch nicht zu Gemüthe führen, aus was für erbärmlichen Umſtänden ich Euch in Hamburg riß. Ich will Euch auch nicht zwingen, länger bey mir zu bleiben. Doch weil ich mit Euren Dienſten ſo ziemlich zufrieden bin, und ich Euch vorhin auſſerdem in einem ungegründeten Verdachte hatte, ſo behaltet zur Vergeltung, was dieſen Verdacht verurſachte. (gibt ihm die Doſe) Euren Lohn könnt Ihr auch haben. Sodann geht, wohin Ihr wollt!

Chriſt. Nein, der Henker! es gibt doch wohl auch Juden die keine Juden ſind. Sie ſind ein braver Mann. Topp, ich bleibe bey Ihnen! Ein Chriſt hätte mir einen Fuß in die Rippen gegeben, und keine Doſe!

Der Baron. Alles was ich von Ihnen ſehe, entzückt mich. Kommen Sie, wir wollen Anſtalt machen, daß die Schuldigen in ſichere Verwahrung gebracht werden. O wie achtungswürdig wären die Juden, wenn ſie alle Ihnen glichen!

Der Reiſ. Und wie liebenswürdig die Chriſten, wenn ſie alle Ihre Eigenſchaften beſäßen!

(Der Baron, das Fräulein und der Reiſende gehen ab.)

Letzter Auftritt.

Liſette. Chriſtoph.

Liſette. Alſo, mein Freund, hat Er mich vorhin belogen?

Chriſt. Ja, und das aus zweyerley Urſachen. Erſtlich, weil ich die Wahrheit nicht wußte; und anderns, weil man für eine Doſe, die man wiedergeben muß, nicht viel Wahrheit ſagen kann.

Liſette. Und wanns dazu kömmt, iſt Er wohl gar auch ein Jude, ſo ſehr Er Sich verſtellt?

Chriſt. Das iſt zu neugierig für eine Jungfer gefragt! Komm Sie nur!

(er nimmt ſie untern Arm, und ſie gehen ab.)

Der Miſogyn.

Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen.*)

Verfertiget im Jahre 1748.

Perſonen.

Wumshäter.
Laura, deſſen Tochter.
Valer, deſſen Sohn.
Hilaria, in Mannskleidern; unter dem Namen **Lelio**.
Solbiſt, ein Advokat.
Leander, der Laura Liebhaber.
Liſette.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Wumshäter. Liſette.

Wumsh. Wo finde ich nun den Schurken? Johann! — Johann! — Die verdammten Weiber! — Die Weiber haben mich zum Proceß gebracht, und der wird mich noch vor der Zeit ins Grab bringen. Wer weiß, weswegen Herr Solbiſt zu mir kommen will! Ich kann es kaum erwarten. Wo wir nur nicht wieder eine ſchlechte Sentenz bekommen haben! — Johann! — — Hätte ich mich doch lieber dreymal gehangen, als dreymal verheyrathet! — Johann! hörſt du nicht?

Liſette. (kommend) Was befehlen Sie?

---

*) So in den Luſtſpielen 1767. In einem Aufzuge, im ſechſten Bande der Schriften 1755.

Wumsh. Was willſt du? ruft ich dich?

Liſette. Johann iſt ausgegangen; was ſoll er? kann ich es nicht verrichten?

Wumsh. Ich mag von dir nicht bedient ſeyn. Wie vielmal habe ich dir es nicht ſchon geſagt, daß du mir den Verdruß, dich zu ſehen, erſparen ſollſt? Bleib, wohin du gehörſt; in der Küche, und bey der Tochter. — — Johann!

Liſette. Sie hören es ja; er iſt nicht da.

Wumsh. Wer heißt ihn denn ausgehen, gleich da ich ihn brauche? — — Johann!

Liſette. Johann! Johann! Johann!

Wumsh. Nun? was ſchreyſt du?

Liſette. Ihr Ruffen allein, wird er nicht drey Gaſſen weit hören.

Wumsh. Pfuy, über das Weibsſtück!

Liſette. Das ſteht mir an! Vor Kröten ſpeyt man aus, und nicht vor Menſchen.

Wumsh. Nun ja! — — Sobald du und deines gleichen ſich unter die Menſchen rechnen, ſo bald bekomme ich Luſt, mich mit dem Himmel zu zanken, daß er mich zu einem gemacht hat.

Liſette. So zanken Sie! Vielleicht bereuet er es ſchon, daß er nicht ein Klotz aus Ihnen gemacht hat.

Wumsh. Geh mir aus den Augen!

Liſette. Wie Sie befehlen.

Wumsh. Wirds bald? oder ſoll ich gehn?

Liſette. Ich werde die Ehre haben, Ihnen zu folgen.

Wumsh. Ich möchte raſend werden.

Liſette. (bey Seite) Unſinnig iſt er ſchon.

Wumsh. Iſt Herr Solbiſt, mein Advokat, noch nicht da geweſen?

Liſette. Johann wird es Ihnen wohl ſagen.

Wumsh. Iſt mein Sohn ausgegangen?

Liſette. Fragen Sie nur Ihren Johann.

Wumsh. Iſt das eine Antwort auf meine Frage? Ob Herr Solbiſt noch nicht hier geweſen iſt? will ich wiſſen.

Liſette. Sie mögen ja von mir nicht bedient ſeyn.

Wumsh. Antworte, ſag ich.

Liſette. Ich gehöre in die Küche.

Wumsh. Bleib, und antworte erſt!

Liſette. Ich habe nur mit Ihrer Tochter zu thun.

Wumsh. Du ſollſt antworten! Iſt Herr Selbiſt — —

Liſette. Ich will Ihnen den Verdruß erſparen, mich zu ſehen. (geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Wumshäter. Valer.

Wumsh. Welch Geſchöpf! — — Ich will auch heute noch alles Weibsvolk aus meinem Hauſe ſchaffen; ſelbſt meine Tochter. Sie mag ſehen, wo ſie bleibt. — — Gut, gut, mein Sohn, daß du kömmſt; ich habe eben nach dir gefragt.

Valer. Wie glücklich wär ich, wenn ich glauben dürfte, daß Sie meinen Bitten hätten wollen zuvor kommen. Darf ich mir ſchmeicheln, die ſo oft geſuchte Einwilligung endlich von Ihnen zu erhalten?

Wumsh. O! du fängſt wieder von der verdrüßlichen Sache an. Kränke doch deinen alten Vater nicht ſo, der dich bis jetzt für den einzigen Troſt ſeines Alters gehalten hat. Es iſt ja noch Zeit.

Valer. Nein, es iſt nicht länger Zeit, liebſter Vater. Ich habe heute Briefe bekommen, welche mich nöthigen, auf das eheſte wieder zurück zu reiſen.

Wumsh. Je nun, ſo reiſe in Gottes Namen; nur folge mir darinn; heirathe nicht. Ich habe dich zu lieb, als daß ich zu deinem Unglücke Ja ſagen ſollte.

Valer. Zu meinem Unglücke? Wie verſchieden müſſen wir über Glück und Unglück denken! Ich werde es für mein größtes Unglück halten, wenn ich eine Perſon länger entbehren muß, die mir das Schätzbarſte in der Welt iſt. Und Sie — —

Wumsh. Und ich werde es für dein äuſſerſtes Unglück halten, wenn ich dich deiner blinden Neigung folgen ſehe. Ein Weibsbild für das Schätzbarſte auf der Welt zu halten? Ein Weibsbild! Doch der Mangel der Erfahrung entſchuldigt dich. Höre; hältſt du mich für einen treuen Vater?

Valer. Es ſollte mir leid ſeyn, wenn Ihnen hiervon nicht mein Gehorſam — —

Wumsh. Du haſt Recht, dich auf deinen Gehorſam zu berufen. Allein hat es dich auch jemals gereuet, wenn du mir gehorſam geweſen biſt?

Valer. Bis jetzt noch nie; aber — —

Wumsh. Aber du fürchteſt, es werde dich gereuen, wenn du mir auch hierinn folgen wollteſt; nicht wahr? Doch wenn es andem iſt, daß ich dein treuer Vater bin; wenn es an dem iſt, daß ich mit meiner väterlichen Zuneigung Einſicht und Erfahrung verbinde: ſo iſt deine Furcht ſehr unbillig. Man glaubt einem Unglücklichen, den Sturm und Wellen an das Ufer geworfen, wenn er uns die Schrecken des Schifbruchs erzählt; und wer klug iſt, lernt aus ſeiner Erzählung, wie wenig dem ungetreuen Waſſer zu trauen. Alles, was ſo ein Unglücklicher auf der See erfahren hat, habe ich in meinem dreymaligen Eheſtande erfahren; und gleichwohl willſt du nicht durch meinen Schaden klug werden? Ich war in deinen Jahren eben ſo feurig, eben ſo unbedachtſam. Ich ſah ein Mädchen mit rothen Backen, ich ſah es, und beſchloß meine Frau daraus zu machen. Sie war arm — —

Valer. O Herr Vater, verſchonen Sie mich mit der nochmaligen Erzählung Ihrer Geſchichte. Ich habe ſie ſchon ſo oft gehört —

Wumsh. Und du haſt dich noch nicht daraus gebeſſert? — Sie war arm, und ich beſaß auch nicht viel. Nun ſtelle dir einmal vor, was ein angehender Handelsmann, wie ich dazumal war, für Kummer, Sorge und Plage hat, wenn er mit leeren Händen anfängt.

Valer. Meine Braut aber iſt ja nichts weniger, als arm.

Wumsh. Höre nur zu! Zu meinen Anverwandten durfte ich bey meinen mühſeligen Umſtänden keine Zuflucht nehmen. Warum? ſie hatten mir vorgeſchlagen, eine alte reiche Wittwe zu heyrathen, wodurch mir in meiner Handlung auf einmal wäre geholfen geweſen. Ich ſtieß ſie alſo vor den Kopf, da ich mich in ein ſchönes Geſicht vergaffte, und lieber glücklich lieben, als glücklich leben wollte.

Valer. Aber bey meiner Heyrath kann dieſes — —

Wumsh. Geduld! Was dabey das Schlimmſte war, ſo liebte ich ſie ſo blind, daß ich allen möglichen Aufwand ihrentwegen machte. Ihr übermäßiger Staat brachte mich in unzählige Schulden. —

Valer. Verſparen Sie nur jetzt, Herr Vater, dieſe überflüſſige Erzählung, und ſagen Sie mir kurz, ob ich hoffen darf — —

Wumsh. Ich erzähle es ja bloß zu deinem Beſten. — — Glaubſt du, daß ich mich aus den vielen Schulden hätte herausreißen können, wenn der Himmel nicht ſo gütig geweſen wäre, mir, nach Jahres Friſt, die Urſache meines Verderbens zu nehmen? Sie ſtarb, und ſie hatte kaum die Augen zugethan, als mir die meinigen aufgiengen. Wo ich hinſah, war ich ſchuldig. Und bedenke, in was für eine Raſerey ich gerieth, da ich nach ihrem Tode ihre verfluchte Untreue erfuhr. Meine Schulden fiengen an, mich zweymal heftiger zu drücken, als ich ſah, daß ich ſie einer Nichtswürdigen zu Liebe, einer verdammten Heuchlerin zu gefallen, gemacht hatte. Und biſt du ſicher, mein Sohn, daß es dir nicht auch ſo gehen werde?

Valer. Dieſerwegen kann ich ſo ſicher ſeyn, als überzeugt ich von der Liebe meiner Hilaria bin. Ihre Seele iſt viel zu edel; ihr Herz viel zu aufrichtig — —

Wumsh. Nun, nun, ich mag keine Lobrede auf eine Sirene hören, die ihre häßlichen Schuppen ſo klug unter dem Waſſer zu halten weiß. Wenn du nicht mein Sohn wärſt, ſo würde ich über deine Einfalt herzlich lachen. In der That, du haſt einen ſehr glücklichen Anſatz zu einem guten Manne! Eine edle Seele, ein aufrichtiges Herz in einem weiblichen Körper! Und wie du gar ſageſt: in einem ſchönen weiblichen Körper! Doch das kömmt endlich auf eins heraus: ſchön oder häßlich. Die Schöne findet ihre Liebhaber und die Räuber deiner Ehre überall, und die Häßliche ſucht ſie überall. Was kannſt du mir hierauf antworten?

Valer. Zweyerley. Entweder es iſt ſo gewiß nicht, daß alle Frauenzimmer von gleicher Untreue ſind: und in dieſem Falle bin ich verſichert, daß meine Hilaria mit unter der Ausnahme iſt: oder es iſt gewiß, daß eine getreue Frau nur ein Weſen der Einbildung iſt, das niemals war, und niemals ſeyn wird; und in dieſem Falle muß ich ſo gut, als jedermann —

Wumsh. O pfuy, pfuy! ſchäme dich, ſchäme dich! — Doch du ſcherzeſt.

Valer. In der That nicht! Iſt eine Frau ein unſtreitiges Uebel, ſo iſt ſie auch ein nothwendiges Uebel.

Wumsh. Ja, das unſere Thorheit nothwendig macht. Aber wie gern wollte ich thöricht geweſen ſeyn, wenn du es nur dadurch weniger ſeyn könnteſt! Vielleicht wäre es auch möglich, wenn du meine Zufälle recht überlegen wollteſt. Höre nur! Als meine erſte Frau alſo todt war, verſucht ich es mit einer reichen und ſchon etwas betagten — —

Dritter Auftritt.

Lelio. Die Vorigen.

Valer. Kommen Sie, Lelio, kommen Sie; helfen Sie mir meinen Vater erbitten, daß er meinem Glücke nicht länger hinderlich iſt.

Wumsh. Kommen Sie, Herr Lelio, kommen Sie! Mein Sohn hat wieder ſeinen Anfall von Heyrathen bekommen. Helfen Sie mir ihn doch zu rechte bringen.

Lelio. O! ſo ſchämen Sie Sich einmal, Valer, und machen der Vernunft Platz. Sie haben es ja oft genug von Ihrem Herrn Vater gehört, daß das Heyrathen eine lächerliche und unſinnige Handlung iſt. Ich dächte, Sie ſollten einmal überzeugt ſeyn. Einem Manne, der es mit drey Weibern verſucht hat, kann man es doch wohl endlich glauben, daß die Weiber insgeſammt — insgeſammt Weiber ſind.

Valer. Sind Sie ſo auf meiner Seite? Ihre Schweſter wird Ihnen ſehr verbunden ſeyn.

Lelio. Ich bin mehr auf Ihrer Seite, als Sie glauben; und meine Schweſter würde ſelbſt nicht anders reden, wenn ſie zugegen wäre.

Wumsh. Ja, das ſollte ich auch meynen. Denn wenn es wahr iſt, daß die Frauenzimmer noch ſo etwas, der Vernunft ähnliches, beſitzen, ſo müſſen ſie nothwendig von ihrer eignen Abſcheulichkeit überzeugt ſeyn. Sie iſt ſo ſonnenklar; und nur du kannſt ſie nicht ſehen, weil dir die Liebe die Augen zuhält.

Lelio. O, mein Herr, Sie reden, wie die Vernunft ſelbſt. Sie haben mich in der kurzen Zeit, die ich bey Ihnen bin, ganz bekehrt. Das Frauenzimmer war mir auch ſonſt nicht allzu gleichgültig. Aber jetzt — — ja, ich ſollte Ihr Sohn ſeyn, mein Herr Wumshäter; ich wollte das Geſchlecht der Weiberfeinde vortrefflich fortpflanzen! Meine Söhne ſollten alle ſo werden, wie ich!

Valer. Das laß ich gelten. Solche Weiberfeinde würden doch wenigſtens die Welt nicht ausſterben laſſen.

Lelio. Das wäre auch albern genug. So müßten ja auch die Weiberfeinde mit ausſterben? Nein, nein, Valer, auf die Erhaltung ſo vorzüglicher Menſchen muß man, ſo viel als möglich, bedacht ſeyn. Nicht wahr?

Wumsh. Das iſt ſchon einigermaaßen wahr. Doch aber ſähe ich lieber, wenn mein Sohn andere darauf bedacht ſeyn ließe. Ich weiß gewiß, man wird ſeinen Beytrag nicht vermiſſen. Warum ſoll er ſich, einer ungewiſſen Nachkommenſchaft wegen, ein unglückliches Leben machen? Und dazu iſt es eine ſehr ſchlechte Freude, Kinder zu haben, wenn man ſo viel Angſt mit ihnen haben muß, als ich. Du ſiehſt, mein Sohn, wie ich mir deine Umſtände zu Herzen nehme. Vergilt mir doch durch deinen Gehorſam den Verdruß, den mir deine Mutter gemacht hat.

Lelio. Das muß wohl eine ſehr böſe Frau geweſen ſeyn?

Wumsh. Wie ſie alle ſind, mein lieber Lelio. Habe ich Ihnen meinen Lebenslauf noch nicht erzählt? Er iſt erbärmlich anzuhören.

Valer. O, verſchonen Sie ihn damit. Er hat ihn ſchon mehr als zehnmal müſſen hören.

Lelio. Ich, Valer? Sie irren Sich. Erzählen Sie ihn nur, Herr Wumshäter; ich bitte. Ich weiß gewiß, ich werde vieles zu meiner Lehre daraus nehmen können.

Wumsh. Das gefällt mir. O, mein Sohn, wann du auch ſo geſinnt wärſt! Nun ſo hören Sie. — — Ich habe drey Weiber gehabt.

Lelio. Drey Weiber?

Valer. Wiſſen Sie das noch nicht?

Lelio. (zu Valern) O, ſo ſchweigen Sie! — Drey Weiber! Sie müſſen alſo einen rechten Schatz der mannigfaltigſten Erfahrung beſitzen. Nur wundre ich mich, wie Sie Ihre Weiberfeindſchaft gleichwohl dreymal ſo glücklich haben beſiegen können.

Wumsh. Von ſelbſt wird man auf einmal nicht klug. Hätte ich aber einen Vater gehabt, wie mein Sohn an mir hat; einen Vater, der mich mit ſeinem Beyſpiele von dem Rande des Verderbens hätte abhalten können — Gewiß, mein Sohn, du verdieneſt ſo einen Vater nicht! —

Lelio. O, ſagen Sie mir doch vor allen Dingen, welche von Ihren drey böſen Weibern war Valerens Mutter? war es wohl noch die beſte?

Wumsh. Die beſte?

Lelio. Von den ſchlimmen, meyne ich.

Wumsh. Die beſte von den ſchlimmen? — die ſchlimmſte, lieber Lelio, die allerſchlimmſte!

Lelio. Ey! ſo hatte ſie wohl gar nichts von Ihrem Sohne? O, die ausgeartete Mutter!

Valer. Warum wollen Sie mich quälen, Lelio? Ich liebe meinen Vater, allein ich habe auch meine Mutter geliebt. Mein Herz wird zerriſſen, wenn er ſie noch im Grabe nicht ruhen läßt.

Wumsh. Mein Sohn, wenn du es ſo nimmſt, gut, gut! — Ich will es Ihnen hernach erzählen, Herr Lelio, wenn wir allein ſind. Man kann ſichs unmöglich einbilden, wie eigenſinnig, wie zänkiſch —

Valer. Sie wollen es ihm erzählen, wenn Sie allein ſind? Ich muß alſo gehen.

Wumsh. Nun, nun, bleib nur da. Ich will gern nichts mehr ſagen. Hätte ich es doch nicht geglaubt, daß man ſo gar eingenommen für eine Mutter ſeyn könne. Mutter hin, Mutter her; ſie bleibt darum doch eine Frauensperſon, deren Fehler man verabſcheuen muß, wenn man ſich ihrer nicht mit ſchuldig machen will. Doch gut. — — Wieder auf deine Heyrath zu kommen; du verſprichſt mir es alſo, nicht zu heyrathen?

Valer. Wie kann ich dieſes verſprechen? Geſetzt, ich könnte die Neigung unterdrücken, die mich jetzt beherrſcht, ſo würden mich doch meine häuslichen Umſtände nöthigen, mir eine Gehülfin zu ſuchen.

Wumsh. O! wenn es nur eine Gehülfin in deinen häuslichen Geſchäften ſeyn ſoll, ſo weiß ich guten Rath. Höre, nimm deine Schweſter mit dir. Sie iſt geſchickt genug, deinem Hauſe vorzuſtehen, und ich werde auf dieſe Art eine Laſt los, die mir längſt unerträglich geworden iſt.

Valer. Soll ich meiner Schweſter an ihrem Glücke hinderlich ſeyn?

Wumsh. Du biſt wunderlich! An was für einem Glücke kannſt du ihr hinderlich ſeyn? Man wird ſich um ſie nicht reiſſen; und du magſt ſie mitnehmen oder nicht, ſie wird doch keine Heyrath finden, die mir, oder ihr anſtändig wäre. Denn daß ich einen ehrlichen rechtſchaffnen Mann mit ihr betriegen ſollte, das geſchieht nimmermehr. Ich mag keinen Menſchen unglücklich machen, geſchweige einen, den ich hochſchätze. Einen nichtswürdigen und ſchlechten Mann aber, dem ich ſie noch am liebſten gönnen würde, zu nehmen, dazu iſt ſie ſelbſt zu ſtolz.

Lelio. Aber, mein Herr Wumshäter, bedenken Sie denn nicht, daß es für mich höchſt gefährlich ſeyn würde, wenn Valer ſeine Schweſter mit ſich nehmen ſollte? Die Weiberfeindſchaft hat in meinem Herzen noch nicht allzu tiefe Wurzeln geſchlagen. Laura iſt munter und ſchön, und was das vornehmſte iſt, ſie iſt die Tochter eines Weiberfeinds, den ich mir in allem zur Nachahmung vorgeſtellt habe. Wie leicht könnte es nicht kommen, daß ich ſie, — ich will nicht ſagen, heyrathete; denn das möchte noch der geringſte Schaden ſeyn; ſondern daß ich ſie gar — — der Himmel wende das Unglück ab! — — daß ich ſie gar liebte. Alsdenn gute Nacht, Weiberfeindſchaft! Und vielleicht käme ich, nach vielem Unglücke, in Ihrem Alter kaum, wieder zu mir ſelbſt.

Wumsh. Behüte der Himmel, daß das daraus entſtehen ſollte! — — Doch trauen Sie Sich mehr zu, Herr Lelio;

Sie ſind zu vernünftig. Wie geſagt, mein Sohn, du kannſt dich darauf verlaſſen: deine Schweſter ſoll mit dir; ſie muß mit dir. Ich will gleich gehen, und es ihr ſagen. (er geht ab)

Vierter Auftritt.

Lelio. Valer.

Valer. Liebſte Hilaria, was ſoll ich noch anfangen? Sie ſehen —

Lelio. Ich ſehe, daß Sie zu ungeduldig ſind, Valer —

Valer. Zu ungeduldig? Sind wir nicht ſchon acht Tage hier? Warum war ich nicht leichtſinnig genug, mich um die Einwilligung meines Vaters nicht zu bekümmern? Warum mußte Hilaria für die Schwachheit ſeines mürriſchen Alters ſo viel Gefälligkeit haben? Der Einfall, den Sie hatten, Sich in der Verkleidung einer Mannsperſon, unter dem Namen Ihres Bruders, ſeine Gewogenheit vorher zu erwerben, war der ſinnreichſte von der Welt, der uns am geſchwindeſten zu unſerm Zwecke zu führen verſprach. Und doch will er zu nichts helfen.

Lelio. Sagen Sie das nicht; denn ich glaube, unſre Sache iſt auf einem ſehr guten Wege. Habe ich, als Lelio, ſeine Freundſchaft, und ſein ganzes Vertrauen nicht weg?

Valer. Und dieſes ohne Wunderwerke. Sie ſtellen Sich ihm ja in allem gleich.

Lelio. Muß ich es denn nicht thun?

Valer. Aber nicht ſo ernſtlich. Anſtatt, daß Sie ihn von ſeinem eigenſinnigen Wahne abbringen ſollten, beſtätigen Sie ihn darinn. Das kann unmöglich gut gehen! — Noch eins, liebſte Hilaria: gegen meine Schweſter treiben Sie gleichfalls die Maskerade viel zu weit.

Lelio. Es wird aber doch immer ein Schattenſpiel bleiben! Und ſo bald ſie erfährt, wer ich bin, ſo iſt alles wieder in ſeinem Gleiſe.

Valer. Wenn ſie es nicht zu ſpät erfährt. Ich weiß wohl, da Sie als Mannsperſon hier erſchienen, durften Sie Sich nicht entbrechen, ihr einige Schmeicheleyen zu ſagen. Aber Sie hätten dieſe Schmeicheleyen ſo froſtig, als möglich, ſagen ſollen; ohne einen ernſthaft ſcheinenden Anſchlag auf ihr Herz zu machen. Jetzt iſt mein Vater ihr anzudeuten gegangen, daß ſie mit uns reiſen ſoll. Denken Sie an mich, das wird, mit dem Sprüchworte zu reden, Waſſer auf ihre Mühle ſeyn. Für uns zwar kann freylich damit nichts verdorben werden; aber für einen andern deſto mehr.

Lelio. Ich weiß, was Sie ſagen wollen. Leander —

Valer. Leander hat ſchon lange Zeit in dem beſten Vernehmen mit ihr geſtanden; und nur der Proceß, in welchen er mit unſerm Vater verwickelt iſt, hat ihn, durch die Furcht einer ſchimpflich abſchläglichen Antwort, abgehalten, um ihre Hand zu bitten. Endlich aber hat es der dienſtfertige Herr Solbiſt auf ſich genommen, ihn wegen dieſer Furcht in Sicherheit zu ſetzen. Er will ſelbſt der Brautwerber ſeyn, und die Wendung, die er ſeinem Anſuchen geben will, wäre die thörichſte von der Welt, wenn er nicht mit einem Manne zu thun hätte, deſſen Thorheit ſich nicht anders, als mit Thorheit beſtreiten läßt.

Lelio. Eine artige Umſchreibung Ihres Vaters!

Valer. Es geht mir nahe genug, daß ich hierinn nicht anders von ihm denken kann! — Haben Sie nur die Gütigkeit, ſchönſte Hilaria, und lenken ein wenig ein. Führen Sie Sich gleichgültiger gegen meine Schweſter auf, damit Leander Sie nicht als einen Nebenbuhler anſehen darf, der ihm Schaden thut, ohne ſelbſt am Ende den über ihn erlangten Vortheil brauchen zu können. Auch meinen Vater müſſen Sie mehr für diejenige Perſon, die Sie ſind, als für die, welche Sie zu ſeyn ſcheinen, einzunehmen ſuchen. Sie müſſen anfangen, ſeinen Grillen zu widerſprechen, und ihn durch die Macht, die Sie über ihn erlangt haben, wenigſtens dahin bringen, daß er Hilarien für die einzige ihres Geſchlechts hält, die von ſeinem Haſſe ausgenommen zu werden verdient. Sie müſſen —

Lelio. Sie müſſen nicht immer ſagen: Sie müſſen. — — Mein guter Valer, Sie verſprechen, ein ziemlich gebietriſcher Ehemann zu werden. Gönnen Sie mir doch immer die Luſt, die angefangene Rolle nach meinem Gutdünken auszuſpielen.

Valer. Wenn ich nur ſähe, daß Sie an das Ausſpielen dächten. So aber denken Sie nur an das Fortſpielen, verwickeln den Knoten immer mehr und mehr, und endlich werden Sie ihn ſo verwickelt haben, daß er gar nicht wieder aufzuwickeln iſt.

Lelio. Nun wohl; wenn er nicht wieder aufzuwickeln iſt, ſo machen wir es, wie die ſchlechten Komödienſchreiber, und zerreiſſen ihn.

Valer. Und werden ausgeziſcht, wie die ſchlechten Komödienſchreiber.

Lelio. Immerhin!

Valer. Wie martern Sie mich mit dieſer Gleichgültigkeit, Hilaria!

Lelio. Das war zu ernſthaft, Valer! Ich bin im Grunde ſo gleichgültig nicht; und Sie davon zu überzeugen: — gut! — ſo will ich noch heute einen Schritt in unſerm Plane thun, den ich nicht genug vorbereiten zu können, geglaubt habe. Wir wollen die Hilaria erſcheinen laſſen, und verſuchen, was ſie für Glück in ihrer wahren Geſtalt haben wird.

Valer. Sie entzücken mich! — Ja, liebſte Hilaria, wir können nicht genug eilen, unſer Schickſal zu erfahren. Hilft es nichts, ſo haben wir doch alles gethan, was in unſern Kräften ſteht; und ich werde es endlich über mein Gewiſſen bringen können, einem wunderlichen Vater die Stirne zu bieten. Ich muß Sie beſitzen, es koſte, was es wolle. Wie glücklich werde ich ſeyn, wenn ich mich öffentlich dieſer Hand werde rühmen können — — (indem er die Hand küßt)

Fünfter Auftritt.

Wumshäter. Die Vorigen.

Wumsh. (welcher Valeren die Hand der Hilaria küſſen ſieht) Ey! ey! mein Sohn, thuſt du doch mit dem Bruder deiner Braut, als ob es die Braut ſelber wäre. Sieh, wie du zuſammenfährſt!

Lelio. Er vergißt ſich oft, der gute Valer. — Aber wiſſen Sie, woher es kommt?

Wumsh. Das kann ich nicht wiſſen. — In Parentheſi, mein Sohn, es iſt richtig; deine Schweſter will mit dir reiſen. Sie war mit meinem Vorſchlage zufriedener, als ich glaubte. —

Aber nun, Herr Lelio, woher könnt es denn, was Sie ſagen wollten?

Lelio. (ſachte zum Valer) Geben Sie Acht, Valer; jetzt wird ſich unſer Anſchlag einleiten laſſen.

Wumsh. Sagen Sie doch, Lelio, was meynten Sie denn?

Lelio. Sie ertappten den hitzigen Valer in einer Entzückung, die für eine männliche Freundſchaft ein wenig zu zärtlich iſt. Sie wunderten Sich, und glaubten, er müßte mich für meine Schweſter anſehen. — Wie durchdringend iſt Ihr Verſtand, mein Herr Wumshäter. Getroffen! dafür ſieht er mich auch wirklich, in der Trunkenheit ſeiner Leidenſchaft, nicht ſelten an. Allein dieſes Quid pro quo iſt ihm zu vergeben; weil es unmöglich iſt, daß zwey Tropfen Waſſer einander ähnlicher ſeyn ſollten, als ich und meine Schweſter einander ſind. So oft er mich daher ſcharf ins Geſicht faſſet, glaubt er auch ſie zu ſehen, und kann ſich nicht enthalten, mir einige der ehrfurchtsvollen Liebkoſungen zu erzeigen, die er ihr zu erzeigen gewohnt iſt.

Wumsh. Wie abgeſchmackt!

Lelio. Nicht wenige ſeines Gelichters ſind noch weit abgeſchmackter. Ich kenne einen gewiſſen Lidio, welcher mit einem verwelkten Blumenſtrauße, den ſeine Gebieterinn vor Jahr und Tag an dem Buſen getragen, nicht anders umgeht, als ob es ſeine Gebieterinn ſelbſt wäre. Er ſpricht ganze Tage mit ihm, er küßt ihn, er fällt vor ihm nieder — —

Wumsh. Und iſt noch nicht ins Tollhaus gebracht? — Mein Sohn, mein Sohn, werde doch ja durch fremden Schaden klug, und ſteure der Liebe, ſo lange ihr noch zu ſteuren iſt. Bedenke doch nur, mit einem Blumenſtrauße zu ſprechen; vor ihm nieder zu fallen! Können die Wirkungen von dem Biſſe eines raſenden Hundes wohl erſchrecklicher ſeyn?

Lelio. Gewiß nicht. Aber wieder auf meine Schweſter zu kommen — —

Wumsh. Die Ihnen ſo ähnlich ſeyn ſoll? Wie ähnlich wird ſie Ihnen nun wohl ſeyn? Man wird ohngefähr erkennen können, daß Sie beide aus einer Familie ſind.

Lelio. Kleinigkeit! Unſere Aeltern ſelbſt konnten uns im der Kindheit nicht unterſcheiden, wenn wir aus Muthwillen die Kleider vertauſcht hatten.

Valer. Und nun bedenken Sie einmal, liebſter Herr Vater; wenn es wahr iſt, was Sie oft ſelbſt geſagt haben, daß ſchon aus dem Aeuſſerlichen des Herrn Lelio, aus ſeiner Geſichtsbildung, aus ſeinen Mienen, aus dem beſcheidenen Feuer ſeiner Augen, aus ſeinem Gange, der innere Werth ſeiner Seele, ſein Verſtand, ſeine Tugend, und alle die Eigenſchaften, die Sie an ihm ſchätzen, zu ſchlieſſen wären; bedenken Sie einmal, ſage ich, ob man bey ſeiner liebenswürdigen Schweſter aus eben dem Aeuſſerlichen, aus eben der Geſichtsbildung, aus eben den Mienen, aus eben den Augen, aus eben dem Gange, einen andern Schluß zu machen habe? Gewiß nicht.

Wumsh. Gewiß ja! Damit du mich aber nicht zwingen kannſt, dir dieſes weitläuftig zu beweiſen, ſo darf ich es nur platterdings für unmöglich erklären, daß ſeine Schweſter ihm ſo ähnlich ſehen kann, als ihr ſagt.

Lelio. Beweiſen Sie ihm ja lieber jenes, Herr Wumshäter, als daß Sie dieſes leugnen ſollten, denn Sie möchten ſonſt, vielleicht noch heute, durch den Augenſchein eingetrieben werden.

Wumsh. Wie ſo durch den Augenſchein?

Lelio. Hat es Ihnen Valer noch nicht geſagt, daß er meine Schweſter heut erwartet?

Wumsh. Wie? ſie will ſelbſt kommen? Aller Hochachtung unbeſchadet, Herr Lelio, die ich gegen Sie hege, muß ich Ihnen doch frey bekennen, daß ich nicht ein Bißchen begierig bin, Ihr weibliches Ebenbild kennen zu lernen.

Valer. Und eben, weil ich dieſes wußte, Herr Vater, habe ich Ihnen noch bis jezt von ihrer Ankunft nichts ſagen wollen. Ich will aber doch hoffen, daß ich das Vergnügen haben darf, ſie Ihnen vorzuſtellen?

Wumsh. Wenn du nur nicht verlangſt, daß ich ihr als meiner künftigen Schwiegertochter begegnen ſoll.

Valer. Aber als der Schweſter des Lelio werden Sie ihr doch begegnen?

Wumsh. Nach dem ich ſie finde. — —*) Nun, was willſt du, Laura? —

Sechſter Auftritt.

Laura. Die Vorigen.

Laura. Ihnen nochmals danken, liebſter Herr Vater, daß Sie ſo gütig ſeyn wollen, mich meinem Bruder mit zu geben.

Wumsh. Laß nur gut ſeyn! —

Laura. Ihre väterliche Liebe iſt meiner Bitte zuvor gekommen.

Wumsh. Schweig doch! —

Laura. Wahrhaftig, ich habe Sie ſelbſt darum erſuchen wollen.

Wumsh. Was gehts mich an?

Laura. Nur wuſte ich nicht, wie ich meine Bitte am behutſamſten vorbringen ſollte. Ich fürchtete, —

Wumsh. Ich fürchte, daß ich mir noch die Schwindſucht über dein Plaudern an den Hals ärgern werde.

Laura. Ich fürchtete, ſag ich, Sie möchten meine Begierde, bey meinem Bruder zu leben, einer falſchen Urſache beymeſſen. —

Wumsh. Biſt du noch nicht fertig?

Laura. Einem ſträflichen Ueberdruſſe vielleicht, länger bey Ihnen zu bleiben. —

Wumsh. Ich werde dir das Maul zuhalten müſſen.

Laura. Aber ich verſichere, — —

Wumsh. Nun, wahrhaftig, ein Pferd, das den Koller bekömmt, iſt leichter aufzuhalten, als das Plappermaul eines ſolchen Nickels. — Du ſollſt wiſſen, daß ich nicht im geringſten dabey auf dich geſehen habe. Ich gebe dich dem Bruder mit, weil du dem Bruder die Haushaltung führen ſollſt, und

---

*) In der Ausgabe von 1755 folgt hier ſogleich
ber ſieh da, daß iſt ja gar unſer Herr Solbit.

Sechſter Auftritt.

Solbit. in einer groſſen Zirkelperücke u. ſ. w.

Solbit. Ja freylich bin ichs, u. ſ. w. (Die Scenen bis zur vierten es zweiten Aufzuges fehlen.)

weil ich dich los ſeyn will. Ob es dir aber angenehm, oder unangenehm iſt, das kann mir gleich viel gelten.

Laura. Ich höre wohl, Herr Vater, daß Sie nur deßwegen Ihre Wohlthat ſo klein und zweydeutig machen, um mich einer formellen Dankſagung zu überheben. Ich ſchweige alſo. — Aber du, mein lieber Bruder, —

Wumsh. Ja, ja; ſie ſchweigt, das iſt: ſie fängt mit einem andern an zu plaudern.

Laura. Du wirſt mich doch hoffentlich nicht ungern mit dir nehmen?

Valer. Liebe Schweſter, — —

Laura. Gut, gut; erſpare nur deine Verſicherungen. Ich weiß ſchon, daß du mich liebſt. Wie vergnügt will ich in deinem Umgange ſeyn, den ich ſo viele Jahre habe entbehren müſſen.

Valer. Ich kann dir es unmöglich zumuthen, eine geliebte Vaterſtadt, wo du ſo viele Freunde und Verehrer haſt, meinetwegen mit einem ganz unbekannten Orte zu vertauſchen.

Wumsh. Aber ich muthe es ihr zu! Ich will doch nicht hoffen, daß ihr mit einander komplimentirt?

Laura. Hörſt du? — — Und was willſt du denn mit deiner ganz unbekannten Stadt? Werde ich dich nicht da haben? Wird nicht Lelio da ſeyn? Werde ich nicht ſeine vortreffliche Schweſter da finden? (zum Lelio) Erlauben Sie mir, mein Herr, —

Wumsh. Das dacht ich wohl, ihr Schnadern geht die Reihe herum.

Laura. Erlauben Sie mir, ſag ich, Ihre Schweſter immer im voraus, als meine Freundinn zu betrachten. Sie darf nur die Hälfte von den Vollkommenheiten ihres Bruders beſitzen, wenn ich ſie eben ſo ſehr lieben ſoll, als ich dieſen hochſchätze.

Wumsh. Nu? ich glaube gar, du unterſtehſt dich, ehrlichen Leuten Schmeicheleyen zu ſagen? — Es thut mir leid, Herr Lelio, daß Sie das unbeſonnene Ding ſchamroth machen ſoll.

Valer. (ſachte zum Lelio) Antworten Sie ihr ja nicht zu verbindlich. — —

Lelio. Liebenswürdige Laura, — —

Valer. (ſachte zum Lelio) Nicht zu verbindlich, ſag ich. —

Lelio. Schönſte Laura, — —

Valer. (ſachte zum Lelio) Nehmen Sie Sich in Acht! — —

Lelio. Madmoiſell, — —

Wumsh. (zur Laura) Da, ſieh einmal, wie verwirrt du ihn gemacht haſt. Aber es iſt ein Zeichen ſeines Verſtandes; denn je verſtändiger ein Mann iſt, deſto weniger kann er ſich aus euerm Gickelgackel und Wiſchiwaſchi nehmen. — Kommen Sie nur, Lelio, wir wollen lieber im Garten ein wenig auf und niedergehen, als bey dem Weibsbilde länger bleiben. Folge uns ja nicht nach! Aber du, Valer, kannſt mitkommen. (Lelio macht der Laura eine Verbeugung) Ey, was ſoll das? Sie werden ſich doch wohl kein Gewiſſen machen, ihr ohne Referenz den Rücken zuzukehren? (Laura erwiedert die Verbeugung) Und dir, Mädel, ſag ich, laß die Knickſe bleiben, oder — — Das verwünſchte Pack! Wenn die Zunge müde iſt, ſo verfolgt es einen noch mit Grimaſſen.

Valer. Ich werde gleich nachkommen.

(Wumsh. und Lelio gehen ab.)

Siebender Auftritt.

Valer. Laura.

Valer. Nun, Schweſter, ſage mir einmal, was ich von dir denken ſoll?

Laura. Sage mir doch erſt, was ich von deinem Lelio denken ſoll?

Valer. Du biſt wirklich entſchloſſen, mit mir zu reiſen?

Laura. Wer es doch glaubte, daß Lelio kein Kompliment zu beantworten wiſſe! Ich kenne ihn beſſer. Wie viel ſchöne Sachen hat er mir nicht vorgeſagt, wenn er mich dann und wann allein gefunden. Aber, Bruder, er ſoll mir ſie gewiß nicht mehr allein ſagen. Ich will ihn bald dazu bringen, daß er mir ſie in deiner, und des Vaters Gegenwart, ſagen ſoll. Daß er ſich gegen dieſen bisher verſtellt, daran hat er ſehr wohl gethan. Er mußte ſich ſeiner Gewogenheit verſichern. Aber nun, ſollte ich meynen, könnte er die Maske ſchon nach und nach ein wenig aufheben.

Valer. Ich erſtaune! — —

Laura. Ich möchte doch wiſſen, worüber? Bin ich erſtaunt, daß du ſeiner Schweſter gefallen haſt?

Valer. Das heißt, ich ſoll ſo billig ſeyn, und auch nicht darüber erſtaunen, daß du ihrem Bruder gefallen haſt. Aber Leander — —

Laura. Sage mir nur nichts von Leandern, ich bitte dich. Der ſollte längſt wiſſen, woran er wäre. Habe ich ihm nicht, ſeit einigen Tagen, alle ſeine Briefe unerbrochen wieder zurück geſchickt?

Valer. Aber nur ſeit einigen Tagen.

Laura. Spöttiſcher Bruder! — Könnte es dir denn aber unangenehm ſeyn, wenn du mit der Familie des Lelio auf eine doppelte Art verbunden würdeſt?

Valer. Ich wette wie viel, daß du dich nicht deutlicher erklären kannſt!

Laura. Wette nicht; denn ſieh, ob du nicht die Wette verlohren hätteſt. — Ich weiß, woran ich mit dem Lelio bin. Er hat mir ſeine Liebe geſtanden; mit mehr Lebhaftigkeit, mit mehr Zärtlichkeit, als es Leander jemals gethan hat. Und weißt du denn nicht, wie wir Mädchen es machen? Wenn ich zu meinem Kaufmanne in das Gewölbe komme, ich verſichre dich, ich kaufe niemals den Stof, den ich zuerſt behandelt habe. Und wollte der Kaufmann darüber verdrüßlich werden, ſo würde ich ſagen: warum weiſen Sie mir den nicht gleich zu erſt, der mir am beſten gefällt?

Valer. Der Kaufmann wird darüber nicht verdrüßlich werden, denn er weiß aus der Erfahrung, daß, wenn ihr euch lange und viel beſonnen habt, ihr endlich doch auf das Schlechteſte fallt; auf eine Farbe, auf ein Muſter, das längſt nicht mehr Mode geweſen. Und eher merkt ihr auch euren Selbſtbetrug nicht, als bis ihr den Einkauf zu Hauſe mit Muße beſehen habt. Wie ſehr wünſcht ihr euch alsdenn das, was ihr zu erſt behandelt hattet!

Laura. Du kannſt ein Gleichniß vortrefflich ausführen. Willſt du nicht ſo gut ſeyn, und es nunmehr auch appliciren? Es liegt keine ſchlechte Anpreiſung des Lelio darinn. O, er ſoll es erfahren, wie ſehr du ihm das Wort ſprichſt; er ſoll es heute noch erfahren. Lebe wohl, Bruder!

Valer. Ein Wort im Ernſt, Schweſter.

Laura. Im Ernſte? bisher alſo haſt du geſcherzt? Ja, das laß ich gelten.

Valer. Höre, ich ſage dir mit trocknen Worten: Lelio kann unmöglich der deinige werden; glaube mir, er kann es unmöglich werden; unmöglich!

Laura. Ha! ha! ha! Wenn ich nun nicht bald gehe, ſo wirſt du mir vielleicht vertrauen, daß er ſchon verheyrathet ſey. Ha! ha! ha! (geht ab)

Valer. Närriſches Mädchen! — Ich habe es wahrhaftig nicht wagen dürfen, ihr von dem Anſchlage des Herrn Solbiſt etwas zu ſagen. Sie würde ihm bey dem Vater zuvorkommen; und alsdenn wäre alles aus. Wir müſſen ihr wider ihren Willen dienen, wenn ſie uns am Ende danken ſoll. — Da iſt ſie ja ſchon wieder.

Laura. (kommt ganz ernſthaft zurück) Bruder —

Valer. Nun, ſo ernſthaft?

Laura. Unmöglich, haſt du geſagt? Erkläre mir doch dieſe Unmöglichkeit.

Valer. Der Vater erwartet mich in dem Garten. Ich muß dir es alſo ganz kurz erklären. Unmöglich iſt das, — was nicht möglich iſt. Auf Wiederſehen, liebe Schweſter. (geht ab)

Laura. So? Ich bedanke mich! — Geduld! ich muß ſehen, wie ich den Lelio zu ſprechen bekomme. (geht ab)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Lelio oder Hilaria.

Bald werde ich es ſelbſt glauben, daß ich der guten Laura zu viel Liebkoſungen gemacht habe. Wir armes Geſchlecht! Wie leicht ſind wir zu hintergehen! Sie winkte mir eben jetzt ſehr vertraulich; ſie wird mich ſprechen wollen. Ja, ja, dacht ich es doch! Gut, daß ich mich gefaßt gemacht habe.

Zweyter Auftritt.

Laura. Lelio.

Laura. Armer Lelio, haben Sie Sich von der verdrüßlichen Geſellſchaft meines Vaters endlich los gemacht? Wie ſehr wünſchte ich, daß doch nur eine Perſon in unſerm Hauſe ſeyn möchte, deren angenehmere Geſellſchaft Sie ſchadlos halten könnte.

Lelio. (bey Seite) Sie weiß ein verliebtes Geſpräch vortrefflich einzufädeln! Schwerlich werde ich die Vorbereitungen zu meinem Rückzuge eben ſo fein zu machen wiſſen.

Laura. Sie antworten mir nicht?

Lelio. Was ſoll ich Ihnen antworten?

Laura. Es iſt wahr, was ſoll man antworten, wenn einem die Antwort in den Mund gelegt wird? Sie hätten mir es eben ſo galant, gerade herausſagen können: daß wenigſtens ich die gedachte Perſon nicht ſey.

Lelio. Grauſame Laura!

Laura. Barmherziger Lelio!

Lelio. Barbariſche Schöne!

Laura. Noch mehr? — Haben Sie Mitleiden, und machen mich menſchlicher.

Lelio. Sie ſpotten meiner? — Ich Unglücklicher! O, daß ich Sie niemals, oder wenigſtens eher gekannt hätte!

Laura. Noch kein Ende mit Ihren Ausruffungen? Aber was wollen Sie damit?

Lelio. Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie eine Flamme in mir ernähren, die mich ohne Hülfe verzehren wird?

Laura. Nun kommen Sie doch allmälig ins Fragen, und ich habe Hofnung, bald aus Ihnen klug zu werden.

Lelio. Womit habe ich es verſchuldet, daß Sie mich in eine hofnungsloſe Liebe verwickeln?

Laura. Fragen Sie weiter, vielleicht findet ſich doch etwas, worauf ich antworten kann.

Lelio. War Ihnen denn ſo viel daran gelegen, mich zu einem unſchuldigen Schlachtopfer Ihrer Reitze zu machen? Was für ein Vergnügen verſprachen Sie Sich aus meiner Verzweiflung? Genieſſen Sie es nur, genieſſen Sie es. Aber daß es ein andrer mit genieſſen ſoll, der Sie unmöglich ſo zärtlich lieben kann, als ich Sie liebe, das geht mir durch die Seele!

Laura. Im Vorbeygehen: Sie ſind doch wohl nicht gar eiferſüchtig?

Lelio. Eiferſüchtig? Nein, man hört auf, eiferſüchtig zu ſeyn, wenn man alle Hoffnung verloren hat, und man kann weiter nichts ſeyn, als neidiſch.

Laura. (bey Seite) Was ſoll ich von ihm denken? — Darf man den Glücklichen nicht wiſſen, den Sie beneiden?

Lelio. Fahren Sie nur fort, Sich zu verſtellen. Ihre Verſtellung eben hat mein Unglück gemacht. Je ſchöner ein Frauenzimmer iſt, deſto aufrichtiger ſollte es ſeyn: denn nur durch ihre Aufrichtigkeit kann es dem Schaden vorbauen, den ſeine Schönheit verüben würde. Gleich nach den erſten Höflichkeitsbezeigungen, wenigſtens gleich nach den erſten zärtlichen Blicken, die ich auf Sie richtete, gleich nach den erſten Seufzern, die mir meine neue Liebe auspreßte, hätten Sie zu mir ſagen ſollen: „Mein Herr, ich warne Sie, ſeyn Sie auf Ihrer Hut. Laſſen Sie Sich meine Schönheit nicht zu weit führen; Sie kommen zu ſpät, mein Herz iſt bereits verſagt.“ — Das hätten Sie zu mir ſagen ſollen, und ich würde mich nicht mehr unterſtanden haben, eines andern Gut zu begehren.

Laura. (bey Seite) Huy, daß ihm mein Bruder von Leandern etwas in den Kopf geſetzt hat!

Lelio. Allzu glücklicher Leander!

Laura. (bey Seite) Ja, ja, es iſt richtig. Das will ich ihm gedenken. — Mein Herr, —

Lelio. Nur keine Entſchuldigungen, Madmoiſell! Sie könnten leicht das Uebel ärger machen, und ich könnte anfangen zu glauben, daß Sie mich wenigſtens betauerten. Ich kenne die geheiligten Rechte einer erſten Liebe, wofür ich Ihre Liebe gegen Leandern halte. Ich will mich des thörichten Unternehmens, ſie zu ſchwächen, nicht ſchuldig machen. Alles würde vergebens ſeyn —

Laura. Ich erſtaune über Ihre Leichtgläubigkeit.

Lelio. Sie haben Recht, darüber zu erſtaunen. Könnte ich mir etwas thörichters einbilden, als daß Ihre bezaubernden

Reitze auf mich ſollten gewartet haben, Ihre Macht über ein empfindliches Herz zu äußern?

Laura. Dieſe Leichtgläubigkeit würde Ihnen zu vergeben geweſen ſeyn. Merken Sie denn aber nicht, oder wollen Sie es nicht merken? —

Lelio. Und was, ſchönſte Laura? —

Laura. Daß es eine ganz andere Leichtgläubigkeit iſt, die mich an Ihnen ärgert. —

Lelio. Eine andere? — Sie haben Recht! — Ah, ich Dummkopf! —

Laura. Nun?

Lelio. Ich kann meine Augen, vor Scham, nicht aufſchlagen. —

Laura. Vor Scham?

Lelio. Wie lächerlich muß ich Ihnen vorkommen? —

Laura. Ich wüßte nicht —

Lelio. Wie abgeſchmackt erſcheine ich mir ſelbſt! —

Laura. Mit Ihren Erſcheinungen! — Und warum denn?

Lelio. Ja wohl, wie lächerlich, wie abgeſchmackt, daß ich Höflichkeit für Zärtlichkeit, geſellſchaftliche Verbindlichkeiten für Merkmale einer werdenden Liebe gehalten habe! Das, das iſt die Leichtgläubigkeit, die Ihnen an mir ſo ärgerlich iſt; eine Leichtgläubigkeit, die deſto ſträflicher wird, je mehr Stolz ſie vorausſetzt.

Laura. Lelio! —

Lelio. Aber vergeben Sie mir; ſeyn Sie großmüthig, ſchönſte Laura; richten Sie mich nicht nach aller Strenge. Meine Jugend verdient Ihre Nachſicht. Welche Mannsperſon von meinen Jahren, von meiner Bildung, von meiner Lebhaftigkeit, iſt nicht ein wenig Geck? Es iſt unſere Natur. Jeder lächlende Blick, dünkt uns der Zoll unſrer Verdienſte, oder die Huldigung unſres Werths; ohne zu unterſuchen, ob er nicht bloß aus Zerſtreuung, ob er nicht aus Mitleid, ob er nicht wohl gar aus Hohn auf uns gefallen. —

Laura. O, Sie machen mich ungeduldig. — Ich weiß gar nicht, wie es mit Ihrem kleinen Gehirne dann und wann ſteht.

Lelio. Nicht immer zum beſten. — Aber beſorgen Sie von mir weiter nichts. Sie haben mich in die Schranken meiner Geringfügigkeit zurück gewieſen. —

Laura. Noch mehr? — Ich ſehe meinen Vater kommen, ich muß es kurz machen — Daß Sie ein albernes Mährchen von einem gewiſſen Leander Sich ſo leicht für Wahrheit aufbinden laſſen, das, das iſt die Leichtgläubigkeit, die mich an Ihnen verdrießt — Ich verlaſſe Sie; folgen Sie mir unvermerkt in das Gartenhauß. — Sie ſollen Beweiſe haben, daß man Sie hintergehen will. — (geht ab)

Dritter Auftritt.

Wumshäter. Valer. Lelio.

Lelio. Ich werde dir nicht folgen, gutes Kind! Wüßte ich doch nicht, was mir ſo ſauer geworden wäre, als dieſe Unterredung.

Wumsh. Sie ſind mir ja unter den Händen weggekommen, Herr Lelio. — Was mir mein Sohn den Kopf warm macht, das können Sie kaum glauben! Sieh, über dein verwünſchtes Anhalten, habe ichs ganz vergeſſen, daß Herr Solbiſt zu mir kommen wollen. Wo er nur nicht ſchon da geweſen iſt! Meine Leute ſagen mir auch gar nichts. Aber woher kömmts? Da hat mich der Himmel mit lauter weiblicher Aufwartung beſtraft, und wenn ich ja einmal einen guten Menſchen zur Aufwartung habe, ſo vergeht kein Monat, daß ihn nicht das verdammte Mädel, die Liſette, in ihren Stricken hat. Nu, nu, iſt nur meine Tochter erſt fort, ſo will ich auch keine weibliche Fliege mehr unter meinem Dache leiden.

Valer. Sehen Sie, Herr Vater, jetzt eben kömmt Herr Solbiſt.

Vierter Auftritt.

Solbiſt. (in einer großen Zipfelperuque und einen Packt Acten unter dem Arme.) **Die Vorigen.**

Wumsh. Ey, ſind Sie es denn, mein lieber Herr Solbiſt?

Solbiſt. Ja freylich bin ichs.

Valer. (ſachte zum Lelio) Laſſen Sie ihm ja nicht merken, daß

Sie von ſeinem Anſchlage etwas wiſſen; denn alles ſollen bey ihm Geheimniſſe ſeyn.

Wumsh. Nun, was bringen Sie mir gutes?

Solbiſt. Habe ichs nicht gleich lieber ſollen vor der Hausthüre ſagen? — Geduld! Ich muß ganz in geheim mit Ihnen ſprechen.

Wumsh. Ganz in geheim? Sie machen mich unruhig.

Solbiſt. (zu dem Lelio, welcher ihn von unten und oben betrachtet) Nun, was begucken Sie mich da?

Lelio. Ich bewundere Sie.

Solbiſt. Wie ein Bauer, der einmal in die Stadt kömmt, ein groß Haus.

Lelio. Ich ſehe, Sie haben Sich heute auſſerordentlich geputzt.

Solbiſt. Ich will ein Schelm ſeyn, wenn es um Ihrentwillen geſchehen iſt.

Lelio. In dieſer Perruque könnten Sie Sich vor die Europäiſche Fama ſtechen laſſen.

Solbiſt. Vexiren Sie mich heute nur nicht; heute bin ich in meinen Berufsverrichtungen. Ein andermal können Sie Ihren Spaß mit mir haben. Heute reſpecktiren Sie mein Amt.

Lelio. Ich habe allen Reſpeckt vor Ihre Ackten.

Solbiſt. Die Spötterey hätten Sie können weglaſſen. Iſt es meine Schuld, daß ich mir ſie ſelber tragen muß? Nein, gewiß nein! Ich habe nun lange genug der undankbaren Stadt, und der lieben Dorfſchaft, als ein betreibſamer Rechtskonſulent gedient; und meine Dienſte hätten mir, von Rechtswegen, ſchon ſo viel abwerfen ſollen, daß ich mir einen Jungen, einen Schreiber, einen Sekretär, oder ſo etwas, halten könnte. Aber wer kann denn das Glück zwingen? Bis jetzt bin ich mir alles noch ſelbſt. Sobald ich mir aber einen Jungen, oder ſo etwas, werde halten können, wird meine Großmuth, Sie dazu in Vorſchlag zu bringen, nicht anſtehen.

Lelio. Sie ſcherzen, Herr Solbiſt; und das ſehr fein.

Solbiſt. Ich ſcherze nie anders. Doch, Herr Wumshäter, machen Sie, machen Sie, daß die Leutchen wegkommen. Ich muß allein mit Ihnen reden.

Lelio. Sie dürfen ja nur im Kanzeleyſtile mit ihm reden; und es wird ſo gut ſeyn, als ob wir nicht da wären.

Wumsh. Aber es ſind ja meine Freunde; was Sie mir zu ſagen haben, können Sie ja wohl in ihrer Gegenwart ſagen.

Solbiſt. Sie wollen mich alſo nicht hören? Gut! — —

(er will gehen)

Lelio. Wir wollen Sie ſeinem Eigenſinne nicht ausſetzen Herr Wumshäter. Bleiben Sie nur, Herr Solbiſt; wir gehen ſchon. (ſachte zum Valer) Kommen Sie, Valer; es wird ohnedem bald Zeit ſeyn, daß ich mich umkleide.*)

Wumsh. Nehmen Sie es doch nicht übel!

(Valer und Lelio gehen ab)

Fünfter Auftritt.

Wumshäter. Solbiſt.

Wumsh. Laſſen Sie doch nunmehr hören, Herr Solbiſt, was Sie mir für Geheimniſſe zu vertrauen haben.

Solbiſt. Sind ſie weg? — Treten Sie hierher! ſie möchten an der Thüre horchen.

Wumsh. Nun?

Solbiſt. Herr Leander —

Wumsh. Hat ihn der Henker geholt?

Solbiſt. St! Hören Sie doch nur. Herr Leander will — (ſachte ins Ohr) will ſich mit Ihnen vergleichen.

Wumsh. (ſehr laut) Was? will ſich mit mir vergleichen?

Solbiſt. St! ſt! Ja, er will. Er hat ſich von mir laſſen übern Tölpel ſtoßen.

Wumsh. (ſehr laut) Sie mögen ſelber ein Tölpel ſeyn. Ich mag mich mit ihm nicht vergleichen. Wie viele hundertmal habe ich Ihnen das nicht auf das theuerſte verſichert?

Solbiſt. St! ſt! ſt! Mit Ihrem verzweifelten Schreyen werden Sie mich um Ehre, Reputation, Kredit und alles bringen. Wenn es nun jemand gehört hat?

Wumsh. O, das Zeugniß will ich Ihnen vor aller Welt geben, daß Sie nichts als meinen Ruin ſuchen. Vergleichen? habe ich nicht die gerechteſte Sache?

---

*) Die Worte „es wird — umkleide“ fehlen 1755.

Solbiſt. Auch die gerechteſte Sache kann verloren werden, wenn ſie wie die Ihrige ſteht. Ihre ſelige Frau hat es ſchon zu weit kommen laſſen.

Wumsh. Das verwünſchte Weib! kömmt nicht all mein Unglück von Weibern her?

Solbiſt. Nicht allein Ihr Unglück, ſondern überhaupt alles Unglück, das in der Welt geſchieht, — wie ich hernach erweiſen werde. Machen Sie nur, daß Sie den Beweis bald hören können, und ſagen Sie mir kurz, ob es Ihnen nicht lieb ſeyn würde, wenn Leander — ich will nicht ſagen, ſich mit Ihnen vergliche: denn von Vergleichen wollen Sie nichts hören — ſondern unter einer kleinen, ganz kleinen Bedingung, den Proceß hängen ließ.

Wumsh. Hängen ließ? So, daß ich ihn gleichſam gewonnen hätte? Ja, das wäre noch etwas. Aber was iſt es denn für eine Bedingung?

Solbiſt. Eine Bedingung, die vollkommen nach Ihrem Sinne ſeyn wird.

Wumsh. Nun?

Solbiſt. Kurz, Leander will den Proceß unter der Bedingung hängen laſſen, — unter der Bedingung, Herr Wumshäter — (ſachte ins Ohr) daß Sie ſein Unglück machen wollen.

Wumsh. (ſehr laut) Was? daß ich ſein Unglück machen will?

Solbiſt. Sie werden mit Ihrer verrätheriſchen Auktionatorſtimme noch meines machen. Ich thue meine Dinge alle gern heimlich, und in der Stille. Aber Sie, Sie — ich wette, Leander hat es in ſeinem Hauſe gehört!

Wumsh. Nun ſo entdecken Sie mir denn ganz heimlich, auf welche Weiſe ich ſein Unglück machen kann?

Solbiſt. Nichts iſt leichter. Hören Sie nur, im Vertrauen; der Menſch iſt ganz närriſch geworden. Ich glaube, der Himmel hat ihn Ihrentwegen geſtraft. Er iſt auf einen recht deſperaten Einfall gerathen. Ich will ihn Ihnen gleich erklären. —

Wumsh. Noch ſeh ich nicht, wo Sie hinaus wollen?

Solbiſt. (er legt die Akten weg; bringt eine große Halskrauſe aus der Taſche, die er ſich umbindet; zieht ein paar weiße Handſchuh an, tritt einige Schritte zurück, und fängt auf eine pedantiſche Art zu peroriren an) „Hochedelgeborner, inſonders hochzuehrender Herr und Gönner! „Als Gott den Adam erſchaffen, und in das ſchöne Paradies „geſetzt hatte — Vorläufig will ich erinnern, daß man bis „jetzo noch nicht weiß, wo eigentlich das Paradies geweſen iſt. „Die Gelehrten ſtreiten ſehr heftig darüber. Doch es ſey geweſen, wo es wolle — Als nun Gott den Adam in dieſes, „uns unbewußte Paradies geſetzt hatte“ —

Wumsh. Je, Herr Solbiſt! Herr Solbiſt!

Solbiſt. Treten Sie ein wenig vor die Thüre, damit niemand hereinkömmt.

Wumsh. Ich will Gott danken, wenn jemand darzukömmt, denn ich fürchte in der That, Sie ſind unſinnig geworden.

Solbiſt. Treten Sie doch nur, und gedulden Sie Sich einen Augenblick! — — „Als nun, ſag ich, Adam in dieſes „Paradies geſetzt, als er, ſag ich, darinn geſetzt war. Und, „will ich ſagen, alſo in dem Paradieſe war, worein er von „Gott war geſetzt worden — So war er in dieſem Paradieſe.“ — — Ey, vertrakt, wenn ich nur erſtlich wieder heraus wäre! — Da haben Sies nun! Das kömmt davon, wenn man dem Orator in die Rede fällt.

Wumsh. Ich beſorge nur, ich werde Ihnen bald in die Daumen fallen müſſen. Sagen Sie mir nur in Ewigkeit, was Sie wollen?

Solbiſt. Ich wollte lieber, das Sie mir eine Ohrfeige gegeben hätten, als daß Sie mich aus meinem Koncepte gebracht haben. Ich muß nur ſehen, ob ich wieder hineinkommen kann. (ganz geſchwind) „Hochedelgebohrner, inſonders Hochzuehrender Herr „und Gönner! Als Gott den Adam erſchaffen, und in „das ſchöne Paradies geſetzt hatte — — Hochedelgebohrner, „inſonders Hochzuehrender Herr und Gönner! Als Gott den „Adam erſchaffen, und in das ſchöne Paradies geſetzt hatte“ — — Nein, es geht wirklich nicht weiter; es iſt, als wenn mirs vom Maule weggeſchnitten wäre. Nun mags; der größte Schade dabey iſt Ihre.

Wumsh. Iſt meine?

Solbiſt. Ja, wahrhaftig; Sie hätten ein recht ciceronianiſches Meiſterſtück hören ſollen. Eine vertraute Rednergeſellſchaft würde es nicht beſſer haben abfaſſen können! Nun werden Sie ſich mit den Contentis begnügen müſſen. Hören Sie nur alſo: meine Rede — denn ſo viel werden Sie doch wohl gemerkt haben, daß ich Ihnen eine Rede habe halten wollen? — Meine Rede, ſag ich, hatte drey Partes, ob gleich ſonſt acht Partes orationis zu ſeyn pflegen. Der erſte Pars, oder vielmehr die erſte Pars, enthielt ein richtiges Verzeichniß aller böſen Weiber, von der Eva an, bis auf die Ihrigen drey.

Wumsh. Was? Ein Verzeichniß aller böſen Weiber? Ey, das wär ich curiös geweſen, zu hören! — Ein Verzeichniß aller böſen Weiber wirds nun wohl nicht geweſen ſeyn, ſondern nur ein Verzeichniß der böſeſten. Denn ein Verzeichniß aller böſen Weiber, das wär ein Verzeichniß aller Weiber, die jemals auf der Welt gelebt haben, und das kanns doch nicht geweſen ſeyn.

Solbiſt. Ganz recht. Meine andre Pars —

Wumsh. Hatten Sie denn auch in Ihrem Verzeichniſſe die Frau des Hiobs?

Solbiſt. Freylich! — meine andre Pars —

Wumsh. Hatten Sie denn auch die Frau des Tobias?

Solbiſt. Freylich! — Meine andre Pars —

Wumsh. Auch die Königinn Jeſabel?

Solbiſt. Auch! — Meine andre Pars —

Wumsh. Auch die große Hure von Babylon?

Solbiſt. Auch! — meine andre Pars —

Wumsh. Sie hören, daß ich doch auch ein wenig bewandert bin!

Solbiſt. Ich höre wohl, daß Sie nur die kennen, die noch die beſten darunter ſind. Ich wußte noch ganz andere! Eine Hispulla, eine Hippia, eine Medullina, eine Sauſeja, eine Ogulina, eine Meſſalina, eine Cäſonia — Von welchen allen, in dem Sechſten der Geſchichtbücher des Juvenal, ein mehreres nachgeleſen werden kann. — — Doch, damit meine Contenta nicht länger werden, als meine Rede geworden wäre, ſo hören Sie nur weiter. Meine zweyte Pars erwieß ſo kurz als gründlich, daß eine Frau das größte Unglück auf der Welt ſey, und leitete daraus unwiderſprechlich her, daß das Heyrathen eine ſehr unſinnige Sache seyn müſſe, welches denn weitläuftig mit Teſtimoniis, beſonders mit dem Ihrigen beſtärkt wurde.

Wumsh. Ey! lieber Herr Solbiſt, wie waren Sie auf eine ſo vortreſſliche Materie gekommen? Gewiß, ich beklag es nunmehr recht herzlich, daß Ihre Rede ſo vor die Hunde gegangen iſt. Je! je! Aber wie komm ich denn dazu, daß Sie mir ſo ein Vergnügen haben machen wollen? Es iſt doch heute weder mein Geburtstag, noch mein Namenstag, daß ich etwa dächte, Sie hätten mir ſo eine ſchöne Gratulationsrede halten wollen. —

Solbiſt. Aus meiner dritten Pars wird Ihnen alles klar werden. — — Die dritte Pars endlich enthielt, daß dem ohngeachtet, dieſe Unſinnigkeit, nehmlich die Unſinnigkeit zu heyrathen, — rathen Sie einmal, wer? begehen wollte —

Wumsh. Wer? Doch wohl nicht mein Sohn? Denn dem denk ich es wohl ausgeredt zu haben.

Solbiſt. Nicht Ihr Sohn, nein.

Wumsh. Nun, ſo wollte ich, daß es mein ärgſter Feind seyn müſſe.

Solbiſt. Bravo!

Wumsh. Ich wollte, daß es Leander wäre!

Solbiſt. Getroffen!

Wumsh. Wirklich? O, daß ich keine von meinen drey Weibern vom Tode erwecken, und ſie ihm geben kann!

Solbiſt. Das können Sie, Herr Wumshäter, das können Sie, wenn Sie nur wollen! Leibt und lebt nicht Ihre zweyte Frau in Ihrer Jungfer Tochter? Kurz, ſehen Sie in mir den Brautwerber des Herrn Leanders, und zwar um die Ehr- und Tugendſame Jungfer, Jungfer Laura, eheleiblichen einzigen Tochter des Herrn, Herrn Zacharias Maria Wumshäter. Wenn er in ſeinem Suchen glücklich iſt, ſo ſollen Sie den Proceß gewonnen haben. Dixi.

Wumsh. Was? allerliebſter Herr Solbiſt, iſt es möglich? Leander will meine Tochter haben, und wenn ich ſie ihm gebe, ſoll ich den Proceß gewonnen haben?

Solbiſt. Sollen Sie ihn gewonnen haben! Beſinnen Sie Sich ja nicht lange.

Wumsh. Ich mich beſinnen?

Solbiſt. Sie müſſen überzeugt ſeyn, daß man kein feindſeliger Verfahren erdenken kann, als einem eine Frau zu geben.

Wumsh. Das bin ich! Er ſoll ſie haben, ja; mit Freuden will ich ſie ihm geben. Wie ſoll ſie ihm das Leben ſo ſauer machen! Leander, Leander, er ſoll den Verdruß zehnfach wieder empfinden, den er mir verurſacht hat. Wie will ich mich freuen, wenn ich bald erfahren werde, daß ſich meine Tochter täglich mit ihm zankt; daß ſie ihn keinen Biſſen in Ruhe genieſſen läßt, daß ſie ſich ſo gar an ihm vergreift, daß ſie ihm untreu iſt, daß ſie ihm ſein Vermögen durchbringt, daß er endlich Haus und Hof ihrentwegen verlaſſen muß! Ich denke, ich denke, ſie ſolls dahin bringen. Ja, ja, Herr Solbiſt, Leander ſoll meine Tochter haben, er ſoll ſie haben. — Allein, wenn ich den Proceß dadurch gewinne, ſo muß ich die deponirten Sechs tauſend Thaler ausgezahlt bekommen.

Solbiſt. Die können Sie morgen bekommen.

Wumsh. Morgen? das wäre vortrefflich! Ich hätte eben Gelegenheit ſie zu Sechs Procent unterzubringen. — — Aber Leander denkt doch wohl nicht, daß er ſie zur Ausſteuer etwa wieder bekommen werde? Das mag er ſich nur vergehen laſſen. Mitgeben kann ich meiner Tochter nichts, gar nichts.

Solbiſt. Es wird auch nicht nöthig ſeyn; Leander iſt ſelbſt reich genug.

Wumsh. Wenn das iſt, ſo iſt ſie, wenn er will, noch heute ſeine Frau. Ich wollte ſie zwar meinem Sohne mitgeben; doch daraus wird nun nichts. Es iſt beſſer, daß ſie mich an einem Menſchen rächt, der mir ſo vieles Unrecht gethan hat. Wir wollen gleich zu ihr gehen; kann doch Herr Leander hernach ſelbſt herkommen. Kommen Sie, Herr Solbiſt —

Solbiſt. Gehen Sie nur. Ich muß meine Spitzenkrauſe vorher wieder abbinden, und die glaſirten Handſchuh einſtecken. Sagen Sie es aber ja niemanden, daß ich der Brautwerber geweſen bin! (Wumshäter geht ab) Es möchte ſich zu meinem Amte nicht allzuwohl ſchicken; weßwegen ich denn auch ganz weislich in dem völligen Ornate nicht herkommen wollte. Wie leicht hätte man mir es anſehen können, daß ich mir einen Kuppelpelz verdienen wollen. Geſchwind, es kömmt jemand! — —

Sechſter Auftritt.

Liſette. Solbiſt.

Solbiſt. (indem er ſich noch die Krauſe abbindet) Iſt Sies, Liſettchen? Nun, nun, Sie darf es endlich wiſſen, was ich hier gemacht habe.

Liſette. Iſt es gut abgelaufen, Herr Solbiſt?

Solbiſt. Als wenn nicht alles gut ablaufen müßte, womit ich mich einmal abgebe. Hätte man mich fein eher zu Rathe gezogen, ſo könnte Laura wohl ſchon von Leandern Kinder haben.

Liſette. Man ſollte es kaum denken, was in dem grauen Köpfchen für Schelmereyen ſtecken müſſen!

Solbiſt. Mache Sie mich nicht ſchamroth. Freylich würde Herr Wumshäter Leandern abgewieſen haben, wenn man den Antrag für ihn auf irgend eine andere Art gethan hätte. Aber es war doch auch ſo ſchwer nicht, dieſe einzige Art zu finden; beſonders für einen Mann von Erfahrung, wie ich. — — Denn im Vertrauen, Liſettchen, (ins Ohr) glaubt Sie, daß dieſes das erſte Paar iſt, das ich zuſammen bringe?

Liſette. Ey nicht doch; ich glaube vielmehr, daß Sie auf das Kuppeln ausgelernt haben.

Solbiſt. St! ſt! ſchrey Sie nicht ſo! Das hat mir müſſen manchen ſchönen Thaler einbringen. Die Leute irren ſich erſchrecklich, wenn ſie denken, ich könnte nichts als Uneinigkeit ſtiften. Das muß ich zwar können, als ein ehrlicher Advokat; doch, wenn es damit nicht allezeit fort will, ſo kann ich auch Ehen ſtiften.

Liſette. Als wenn Ehen ſtiften, und Uneinigkeit ſtiften, nicht einerley wäre! Und ſo viel ich gehört habe, ſo können Sie Eheleute eben ſowohl wieder von einander, als zuſammen bringen. Sie ſind ein ſchlauer Fuchs. Hätten Sie mit Eheſcheidungsproceſſen wohl ſo viel verdienen können, wenn Sie nicht durch Ihr Kuppeln den Grund dazu gelegt hätten?

Solbiſt. Der Geyer! wer hat Ihr das geſagt? Ich thue doch alles in der Stille und im Verſchwiegenen, und rede von ſolchen Sachen nicht gern einmal laut: und Sie hat es doch erfahren? Das kann mit rechten Dingen nicht zugehen. — — Aber das iſt wahr; eine Luſt iſt es, wenn ich des Vormittags meinen Klienten Gehör gebe. Alles hat ſeine Zuflucht zu mir. Will der Bauer mit ſeinem Herrn proceſſiren; ſo kömmt er zu mir. Will ein altes Mütterchen einen geſunden friſchen Mann haben; ſo kömmt ſie zu mir. Will ein Schelm den andern Injuriarum belangen; ſo kömmt er zu mir. Will eine junge Frau ihren alten Ehekrüppel los ſeyn; ſo kömmt ſie zu mir. Aber alles das, alles das, beſonders was die Eheſachen anbelangt, geſchieht ſo in der Stille, daß ſie mir es nur ins Ohr ſagen müſſen. Und gleichwohl weiß Sies? Sey Sie verſchwiegen, Liſettchen; und plaudere Sie es nicht weiter. Vielleicht, daß ich Ihr auch einen Dienſt thun kann. Ich weiß zwar nicht, ob Sie ſchon Luſt hat, ſich zu verheyrathen; aber die Luſt kömmt manchmal ganz geſchwind. Sage Sie mirs, wenn ſie kömmt. Ich halte ein richtiges Regiſter von allen mannbaren Jungfern, und allen weibbaren Junggeſellen in der Stadt. Das leſe ich alle Tage ein bis zweymal durch, und ſehe nach, welche meiner Hülfe etwa nöthig haben könnten. Die Wahrheit zu ſagen: ich habe ſchon einige Mannsperſonen mit einem Sternchen angemerkt, die ſich ganz wohl für Sie ſchicken würden.

Liſette. Wenn ſie reich, jung und ſchön ſind, ſo können Sie gewiß glauben, daß ſie ſich für mich ſchicken. Mehr gute Eigenſchaften braucht mein künftiger Mann eben nicht zu haben. Die andern habe ich.

Solbiſt. Ich will Ihr mein Regiſter weiſen. Kann Sie doch nachſehn, wer Ihr am meiſten darunter gefällt. Ich habe ſie umſtändlich nach ihren äußerlichen und innerlichen Gaben beſchrieben, und aus der Proportion der Glieder gewiſſe nicht unebene Schlüſſe gezogen; zumal der Naſe, der Schultern, der Waden — Ein andermal hiervon ein mehreres, Liſettchen. Ich muß jetzt gehen, und den Herrn Leander herſchicken. Trotz des Proceſſes, hat er doch immer eine große Liebe zur Jungfer Laura gehabt.

Liſette. O, und ſie auch zu ihm. Vergeſſen Sie das Regiſter nicht!

Solbiſt. Aber nur verſchwiegen! verſchwiegen!

Liſette. (allein) Das laßt mir einen rechtſchaffenen Advokaten ſeyn! Wenn es mit ſeiner Liſt nur nicht zu ſpät iſt! Laura iſt mir ſeit einigen Tagen ſehr verändert gegen Leandern vorgekommen. Ich fürchte, ich fürchte, Valer hat ſeinen künftigen Schwager zur Unzeit mitgebracht!

Siebender Auftritt.*)

Wumshäter. Liſette.

Wumsh. Wo iſt die Tochter, Liſette?

Liſette. Was für eine Tochter?

Wumsh. Die Tochter! Ich habe ſie ſchon im ganzen Hauſe geſucht. Wo iſt ſie?

Liſette. Welche Tochter denn?

Wumsh. Der Nickel will nur, daß ich ſagen ſoll: meine Tochter; und ſie weiß doch, wie ungern ich es ſage.

Liſette. Nach Ihrer Jungfer Tochter fragen Sie alſo? Nach Ihrer? Ich weiß wirklich nicht, wo ſie iſt. Aber was wetten wir, ich weiß, was Sie ihr melden wollen?

Wumsh. Iſt ſie etwann im Garten?

Liſette. Es kann wohl ſeyn. — Sie haben gewiß recht ſehr klug gethan, daß Sie Herr Leandern —

Wumsh. Sage du ja nicht, daß ich klug gethan habe, oder ich werde glauben, daß ich die größte Thorheit begangen habe.

Liſette So will ich das Letzte ſagen.

Wumsh. So ſag es in aller Hexen Namen, und laß mich ungehudelt.

Liſette. (allein) Nun gewiß, wenn ich einmal ſo einen Narrn zum Manne bekommen ſollte, ich glaube, ich würde in meinem Alter eine eben ſo große Männerfeindinn, als er ein Weiberfeind iſt. Aber, wohl gemerkt, nicht ehr als in meinem Alter!

---

*) Dieſer ganze Auftritt fehlt 1755.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Liſette von der einen, und Laura von der andern Seite.

Liſette. So hitzig, Mamſell?

Laura. Wo iſt der nichtswürdige Advokat? Der alte ungebetne Kuppler! In was mengt er ſich? Wer hat es ihm aufgetragen, mich von meinem Vater, als eine Strafe für einen Mann, zu erbitten, mit dem ich am meiſten geſtraft ſeyn würde?

Liſette. Mit dem Sie am meiſten geſtraft ſeyn würden? Lieben Sie denn nicht Leandern? Und haben Sie nicht ſchon längſt ihm Ihre Genehmhaltung ertheilt, auf die eine oder die andere Weiſe die Einwilligung Ihres Vaters zu ſuchen?

Laura. Es iſt dein Glück, daß du ſagſt, ſchon längſt. Eben deßwegen, weil ich Leandern ſchon längſt einmal geliebt habe, und ſchon längſt einmal die Seine habe ſeyn wollen, hätte man ſich doch wohl vorher erkundigen können, ob ich es auch noch jetzt wollte, und ob ich ihn auch noch jetzt liebte? Muß man ſo zuverſichtlich zu Werke gehen, ohne mir ein Wort davon zu ſagen? Ich dächte doch, ich wäre die geringſte Perſon bey dieſem Handel nicht.

Liſette. Und alſo lieben Sie wohl Leandern nicht mehr?

Laura. Nein; und ich ſchäme mich, ihn jemals geliebt zu haben. Wenn deine Verführungen nicht geweſen wären, ſo würde ich nimmermehr einen Menſchen meiner Achtung gewürdiget haben, der mit meinem Vater ſo offenbar im Zank und Streite lebt.

Liſette. (macht eine tiefe Verbeugung) Sie erzeigen mir zu viel Ehre, mich mit Ihrem Herzen zu vermengen.

Laura. Mein Herz muß keinen großen Antheil daran gehabt haben. Ein fliegender Geſchmack; das war es aufs höchſte alles. Sonſt würde es mir, ohne Zweifel, ſaurer geworden ſeyn, ihn zu vergeſſen. Eine einzige kleine Betrachtung hat mich von dieſer ungeziemenden Liebe abgezogen.

Liſette. So? eine Betrachtung? Darf man dieſe Betrachtung nicht wiſſen? Doch wohl nicht die Betrachtung des Herrn Lelio?

Laura. Du biſt eine Närrinn.

Liſette. Dieſer Antwort verſah ich mich. Aber wiſſen Sie das Sprüchelchen von Kindern und Narren?

Laura. Leander iſt ein Feind meines Vaters. Er hat mich zwar oft verſichert, daß er es nicht ſey, und daß er die Nothwendigkeit gar nicht einſehen könnte, warum diejenigen, welche mit einander proceſſirten, einander haſſen müßten; man könne ja wohl ſein Recht auch gegen einen Mann verfolgen, den man hochſchätze und liebe. Allein, ich ſehe nun wohl, dieſe Sprache iſt die Sprache eines Argliſtigen, welcher ſich gern auf den Fuß ſetzen will, ſeinen Proceß auch alsdenn nicht zu verlieren, wenn er ihn verliert; eines Eigennützigen, der das, was er durch eine Sentenz verloren hat, durch einen Ehekontrakt wieder zu gewinnen ſucht. Da haſt du meine Betrachtung! Ob mir aber Lelio zu dieſer Betrachtung Gelegenheit gegeben hat, oder ob er ſie nur beſtärkt hat, das geht dich nichts an, und iſt einzig und allein meine Sache.

Liſette. Ich habe die Erfahrung gemacht, ſo oft wir Frauenzimmer unſere Aufführung mit Vernunft und Gründen vertheidigen, ſo oft haben wir Unrecht. Geſtehen Sie mir es alſo nur, daß Lelio die einzige Urſache Ihrer Veränderung iſt. Nur ſeine Geſellſchaft hat Sie dieſe Tage über ſo beſtrickt, daß Sie weder Leanders Briefe leſen, noch ihm eine geheime Zuſammenkunft verſtatten wollen. Wie gern thaten Sie ſonſt beides!

Laura. Ich will von dir an keine Fehler erinnert ſeyn, die ich, wie ſchon geſagt, ohne dich nicht würde begangen haben. Es reuet mich genug, ſo ſchwach geweſen zu ſeyn.

Liſette. Um noch ſchwächer zu ſeyn, und ſich einem jungen Flattergeiſt zu überlaſſen, den Sie erſt ſeit acht Tagen kennen, und deſſen Liebe Sie nur aus nichts bedeutenden Schmeicheleyen ſchlieſſen. Ich rathe Ihnen, Mamſell, ſehen Sie Sich vor!

Zweyter Auftritt.

Wumshäter. Die Vorigen.

Wumsh. Nun? Haſt du dem armen Herrn Solbiſt die Augen ausgekratzt?

Liſette. Wenn er nicht ſchon fort geweſen wäre, wer weiß was ſie gethan hätte.

Wumsh. O, ich will es wohl glauben, daß ſie als eine wohlgerathene Tochter demjenigen alles Unglück anwünſcht, der ihren rechtſchaffenen Vater von zwey beſchwerlichen Dingen auf einmal befreyet; von einem Weibsbilde und einem Proceſſe. Aber du magſt mir dieſes Glück nun gönnen, oder nicht, ſo will ich es doch nicht länger entbehren. Du mußt Leanders Frau werden, oder meine Tochter zu ſeyn aufhören.

Laura. Dieſes Oder iſt hart! Gleichwohl nehme ich mir die Freyheit, Ihnen zu ſagen, daß ich Ihren erſten Befehl vorziehe, und mit dem Bruder reiſen will. Ich kann meinen Willen ſo geſchwind nicht ändern, als Sie den Ihrigen. Oder hat man Sie etwa zu bereden geſucht, daß ich Leandern liebe?

Wumsh. Daran iſt nicht gedacht worden; deſto beſſer wenn du ihn nicht liebſt! Mit der Liebe einer Weibsperſon ſind es zwar ſo bloſſe Narrenspoſſen, und lieben heißt bey euch nur weniger haſſen. Ihr ſeyd nicht im Stande jemanden zu lieben, als euch ſelbſt. —

Liſette. (fährt auf ihn los) Nein, mein Herr, das iſt zu toll! Ihre Jungfer Tochter hat zwar Unrecht, daß ſie den Mann von Ihrer Hand nicht annehmen will, aber müſſen Sie deswegen das ganze Geſchlecht läſtern?

Wumsh. Hu! — Nun iſt es Zeit, daß ich geh. Ich will lieber zwiſchen zwey Mühlräder, als zwiſchen zwey Weibsbilder kommen. Schweig, ich bitte dich, ſchweig! Sie kann ſich allein genug verantworten.

Dritter Auftritt.

Valer. Die Vorigen.

Valer. Eben jetzt, Herr Vater, iſt die Schweſter des Lelio angekommen. Sie iſt bey einem Anverwandten, den ſie hier hat, abgetreten, und hat ſich bereits bey mir melden laſſen. Ich erwarte ſie alle Augenblicke. Sie ſind es doch noch zufrieden, daß ich ſie Ihnen vorſtellen darf?

Wumsh. Einmal möchte ich ſie wohl ſehen, wenn es auch nur der vorgegebenen Aehnlichkeit wegen wäre. Aber mehr als einmal auch nicht. Bringe ſie nur. Ich will es ihr ſelbſt, ſo beſcheiden als möglich, ſagen, daß ſie auf dich keine Rechnung machen ſoll.

Laura. Wie, Bruder? So iſt deine Hilaria hier, und du haſt mir es auch nicht mit einem einzigen Worte vorhergeſagt, daß ſie kommen werde?

Valer. Du wirſt es nicht übel nehmen, Schweſter. Ich habe dir nichts ungewiſſes ſagen wollen. — Du wirſt dich aber über noch weit mehr, als über ihre bloſe Ankunft, zu verwundern haben. Ihre erſtaunliche Aehnlichkeit mit ihrem Bruder — Wen ſeh ich? Himmel! Sie iſt es ſelbſt!

Vierter Auftritt.

Lelio. (in ihrer wahren Geſtalt als Hilaria) **Die Vorigen.**

Valer. Ach! ſchönſte Hilaria, wie erfreut, wie glücklich machen Sie mich! Wie ſoll ich Ihnen genug dafür danken, daß Sie eine Familie zu beſuchen würdigen, die auf eine nähere Verbindung mit Ihnen ſchon zum voraus ſtolz iſt.

Lelio. Erlauben Sie, Valer, daß ich vor jetzt Ihre Schmeicheleyen unbeantwortet laſſe, und vor allen Dingen demjenigen (gegen Wumshätern) meine Ehrerbietigkeit bezeuge, der es mir ſo gütig erlauben will, ihn als einen Vater zu lieben.

Wumsh. Es iſt mir ange — ſehr unange — nicht ganz unangenehm, Madmoiſell, Sie kennen zu lernen; nur muß ich Ihnen gleich Anfangs ſagen, daß Sie ein wenig zu geſchwind gehen. Ich werde von zweyen bereits Vater genennt —

Valer. Und es iſt ſein einziger Wunſch, auch von Ihnen dafür erkannt zu werden. —

Wumsh. Nein doch, mein Sohn.

Valer. (indem er die Hilaria der Laura zuführet) Laſſen Sie Sich, Hilaria, von einer Schweſter umarmen, die ihre Freude nicht mehr mäßigen kann.

Lelio. (Indem ſie ſich umarmen) Ich bin ſo frey, ſchönſte Laura, um Ihre Freundſchaft zu bitten. —

Laura. Ich bin beſchämt, daß ich mir in dieſer Bitte habe zuvor kommen laſſen.

Valer. Nun, Herr Vater? erſtaunen Sie nicht über die Gleichheit, die Hilaria mit ihrem Bruder hat?

Laura. Gewiß, man muß darüber erſtaunen. Ich kann mich nicht ſatt ſehen. Wo iſt Herr Lelio? Warum können wir nicht das Vergnügen haben, ihn mit dieſem Ebenbilde zu vergleichen?

Wumsh. Wenn Lelio nur da wäre; wenn er nur da wäre! Ich weiß nicht, wo ihr die Augen haben müßt, ihr Leute. Ich will zwar nicht ſagen, Madmoiſell, daß Sie gar nichts ähnliches mit Ihrem Bruder haben ſollten; allein, man muß wirklich genau darauf ſehen, wenn man es bemerken will. Vors erſte, iſt Lelio wenigſtens eine Hand breit größer; der hohen Abſätze an Ihren Schuhen ungeachtet.

Lelio. Und doch haben wir uns hundertmal mit einander gemeſſen, und nicht den geringſten Unterſchied wahrnehmen können.

Wumsh. Mein Augenmaaß triegt nicht, ich kann mich darauf verlaſſen. Vors andere, iſt Herr Lelio auch nicht völlig ſo ſtark; er iſt beſſer gewachſen und ſchlanker, ob er gleich keine Schnierbruſt trägt. Ich will Sie dadurch nicht beleidigen, Madmoiſell; ſondern Ihrem Bruder blos Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Laura. Ich kann Ihrer Meynung nicht ſeyn, Herr Vater. Es iſt zwar wahr, man wird ſchwerlich an einer Mannsperſon einen ſchönern Wuchs finden, als an dem Herrn Lelio; aber ſehen Sie doch nur recht! Hilaria hat vollkommen eben denſelben Wuchs, nur daß ſie durch den Zwang der Kleidung eher ſchmächtiger, als ſtärker ſcheinet.

Wumsh. Und das Geſicht!

Valer. Nun? das Geſicht?

Wumsh. Ich will davon gar nicht reden. Lelio hat ſeine friſche natürliche Farbe, aber auf Ihrem Geſichte, Madmoiſell, liegt die Schminke ja Fingers dicke.

Lelio. Ich glaube zwar nicht, daß es etwas unerlaubtes für ein Frauenzimmer ſey, ſich zu ſchminken; aber doch habe ich noch nie für gut befunden, meiner Bildung auf dieſe Art zu Hülfe zu kommen. Ich will dieſes nicht zu meinem Lobe geſagt haben; denn vielleicht habe ich das, was andere aus Stolz thun, aus größerm Stolze unterlaſſen.

Wumsh. Ich verſteh, ich verſteh — Die Augen, mein Sohn! Haſt du noch nicht bemerkt, daß dieſes graue Augen ſind, und Lelio ſchwarze Augen hat?

Valer. Was ſagen Sie? Sind dieſes graue Augen?

Wumsh. Ja wohl graue Augen, und dabey ſind ſie eben ſo matt, als des Lelio Augen feurig ſind.

Laura. Je, Herr Vater —

Wumsh. Je, Jungfer Tochter! Schweig Sie doch! Ich weiß ſo wohl, daß keine Krähe der andern die Augen aushacken wird. Du willſt gewiß, daß ſie deine gelben Augen auch einmal ſchwarz nennen ſoll. Macht ihr mich nur blind! — Und dieſe Naſe — So eine kleine ſtumpfe Habichtsnaſe hat Lelio nicht. Wollt ihr das auch leugnen?

Valer. Ich erſtaune! —

Wumsh. Ueber deine Verblendung mußt du erſtaunen. — Auch der Mund iſt noch einmal ſo groß, als ihn Lelio hat. Was für eine aufgeworſene Lippe! Was für ein ſpitziges Kinn! Die rechte Schulter iſt eine Hand breit höher, als die linke! — Mit einem Worte, mein Sohn, die vorgegebene Gleichheit war eine Liſt, dem Vater ſeine Einwilligung abzulocken. Und freylich wäre ſie ein großer Punkt wider mich geweſen, wenn ſie ſich gefunden hätte. Deſto beſſer, daß ſie ſich nicht gefunden hat, und daß es nunmehr deſto wahrſcheinlicher bleibt, daß in einem Körper, der von dem Körper des Bruders ſo gar ſehr unterſchieden iſt, auch eine ganz verſchiedene Seele wohnen werde. Ihr Herr Bruder, Mademoiſell, iſt ein verſtändiger junger Menſch, der meine Urſachen, warum ich unmöglich zu der Verheyrathung meines Sohnes Ja ſagen kann, weiß und billiget. Er wird mich alſo beſtens entſchuldigen, daß ich mit Ihnen ſo wenig Umſtände mache. Ich kann mich jetzt nicht länger aufhalten, ſondern muß ſorgen, daß ich mit Leandern je eher je lieber richtig werde. Du, Laura, halte dich gefaßt! Ich kann dir ſie nunmehr nicht mitgeben, Valer; ich kann hier meinen Proceß mit ihr gewinnen, und das geht vor.

Laura. Laß dich nicht irre machen, Bruder, ich reiſe gewiß mit. Ihr Proceß iſt verloren, wenn Sie ihn durch mich gewinnen ſollen.

Wumsh. Spare dein Widerſprechen für deinen Mann. (geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Lelio. Valer. Laura. Liſette.

Laura. Wir müſſen uns ſchämen, Bruder, daß ein ſo liebenswürdiger Gaſt von unſerm Vater ſo übel aufgenommen worden. Du mußt übrigens der Liebe deiner Hilaria ſehr gewiß ſeyn, daß du ihre Geduld auf dieſe empfindliche Probe zu ſtellen, haſt wagen dürfen.

Lelio. Sie haben eine ſehr gütige Schweſter, Valer. Ihre Höflichkeit würde mich verwirren, wenn ich nicht wüßte, in welcher Achtung mein Bruder bey ihr zu ſtehen das Glück habe. Er gefällt Ihnen, zärtliche Laura, und dieſe Eroberung war das erſte, was er mir bey meiner Ankunft mit einer triumphirenden Mine erzählte. Er iſt es auch in der That ſchon werth, daß ein Frauenzimmer um ihn ſeufzet. Aber nehmen Sie Sich gleichwohl in Acht; er iſt ein kleiner Verräther, und macht ſich nicht das geringſte Bedenken, eine Untreue zu begehen. Wenn Sie ihn nicht recht feſt zu halten wiſſen, ſo wird er aus dem Garne ſeyn, ehe Sie Sichs verſehen. Er iſt ruhmredig dabey, und ich ſtehe Ihnen nicht dafür, daß er nicht hernach mit mehrern Gunſtbezeugungen prahlen ſollte, als er wirklich erhalten. — Ich empfehle mich Ihnen, bis auf Wiederſehen. Kommen Sie, Valer.

Sechſter Auftritt.

Laura. Liſette.

Laura. Was war das? Ich glaube Lelio und Hilaria müſſen nicht klug ſeyn. Woher weiß er es denn, daß ich ihn liebe? Und wenn er es auch wiſſen könnte, iſt es nicht etwas ſehr nichtswürdiges, eine ſo naſenweiſe Schweſter zur Vertrauten zu machen? Gut, mein Herrchen, gut, daß wir miteinander noch nicht ſo weit ſind! — Aber wie ſtehſt du denn da, Liſette? Biſt du verſteinert? Rede doch!

Liſette. Noch kann ich mich nicht recht beſinnen, was ich geſehen und gehört habe. Laſſen Sie mir ein klein wenig Zeit, daß ich mich von meinem Erſtaunen erhole! Wer war das Frauenzimmer?

Laura. Hilaria. Du haſt ſie die ganze Zeit über ja ſteif genug angeſehen. Sahe ſie dem Lelio nicht ähnlich genug, daß du noch daran zweifeln wollteſt?

Liſette. Sie ſah ihm nur allzu ähnlich: und ſo ähnlich, ſo vollkommen ähnlich, daß ich mich wundern muß, warum Sie nicht ſelbſt auf einen Verdacht fallen —

Laura. Auf was für einen Verdacht?

Liſette. Auf einen Verdacht, den ich mir nicht mehr ausreden laſſe. Hilaria muß entweder Lelio, oder Lelio muß Hilaria ſeyn.

Laura. Wie meynſt du das?

Liſette. Sie werden wohl thun, wenn Sie auf Ihrer Hut ſind, Mamſell. Ich will bald hinter das Geheimniß kommen. Bis dahin aber denken Sie ja fleißig an den Hund, der mit einem Stücke Fleiſch durchs Waſſer ſchwamm. Sie haben einen Liebhaber, der Ihnen gewiß iſt; kehren Sie Sich an den Schatten von einem andern nicht.

Laura. Schweig mit deinen Kinderlehren! Lelio mag ſeyn, wer er will, er hat es bey mir weg. Er ſoll es ſehen; er ſoll es ſehen, daß man ein Geſichtchen, wie das ſeine, leichter vergeſſen kann, als ein anders.

Liſette. Recht ſo! Beſonders wenn ſich bey einem andern Realitäten finden, die bey dem ſeinen ganz gewiß mangeln. Denn je mehr ich nachdenke, je wahrſcheinlicher wird es mir. — Stille! da kömmt ja das andere Geſicht ſelbſt! Zeigen Sie nunmehr, daß ein Stutzerchen, wie Lelio, uns nicht immer bey allen Zipfeln hat.

Siebender Auftritt.

Wumshäter. Leander. Die Vorigen.

Wumsh. Hier, Tochter, bringe ich dir den Mann, dem ich alle meine Rechte über dich abtrete. Es iſt der Herr Leander.

Leander. Ich ſchmeichle mir, Mademoiſell, daß Sie mich nicht völlig als einen Unbekannten betrachten werden.

Laura. Ich hätte nicht geglaubt, daß die wenigmale, die wir an öffentlichen Orten einander zu ſehen Gelegenheit gehabt, einen Mann, von der feinen Denkungsart des Herrn Leanders, ſo zuverſichtlich machen könnten. Sie haben Sich in einer Sache an meinen Vater gewandt, wegen der Sie, ohne Zweifel, mit mir ſelbſt vorher hätten einig werden ſollen.

Wumsh. Er denkt doch! So hätte er wohl gar ſein Wort eher bey dir, als bey mir anbringen ſollen?

Liſette. (bey Seite) Als wenn er es auch nicht gethan hätte! Schon recht! Verſtellen müſſen wir uns.

Wumsh. Ich finde, daß du ſehr unverſchämt biſt, und wenn ich dich nicht in Gegenwart deines Bräutigams ſchonen wollte, ſo würde ich dir jetzt eine recht derbe Lection geben.

Leander. Es iſt wahr, ſchönſte Laura, daß meine Liebe viel zu ungeduldig geweſen iſt, und daß Sie recht haben, Sich über mich zu beſchweren — —

Wumsh. Sie wollen Sich doch wohl nicht entſchuldigen? —

Laura. Und die Art, Herr Leander, mit der Solbiſt um mich angehalten hat —

Wumsh. An der Art war nichts auszuſetzen. Und kurz, ich will, daß du mir folgen ſollſt. — Kann ich das nicht verlangen, mein Sohn?

Achter Auftritt.

Valer. Die Vorigen.

Valer. Wenn ich es getroffen habe, wovon die Rede iſt, ſo will ich für den Gehorſam meiner Schweſter faſt ſtehen.

Laura. Du wagſt ſehr viel, Bruder. Weit eher könnte ich für deinen Ungehorſam ſtehen, und eine ſichere Wette darauf eingehen, daß du mir gewiſſer eine Schwägerinn geben wirſt, als ich dir einen Schwager.

Leander. Iſt es möglich, Madmoiſell?

Valer. Laſſen Sie Sich nichts anfechten.

Leander. Aber ich höre —

Valer. Sie hören das Geſpärre einer Braut —

Wumsh. Und ich höre weiblichen Unſinn. Schweig Mädel! Dein Bruder hat viel zu viel Verſtand, als daß er noch an das Heyrathen denken ſollte.

Valer. Verzeihen Sie, Herr Vater. Da ich nunmehr auch des verſprochenen Verſtandes meiner Schweſter entbehren muß, ſo iſt es um ſo viel nöthiger, bey meinem einmal gefaßten Entſchluſſe zu bleiben. Ich hoffe auch gewiß, daß Sie nicht länger dawider ſeyn werden. Die ganze Stadt kennet Sie als einen Mann von Billigkeit. Was würde man aber ſagen, wenn es auskäme, daß Sie eben dieſelben Eigenſchaften und Vollkommenheiten an der einen Perſon hochgeſchätzt, und an der andern verkleinert hätten? Was würde man ſagen, wenn man erführe, daß eingewurzelter Groll gegen ein Geſchlecht, von welchem Sie beleidiget zu ſeyn glauben, Sie etwas zu erkennen verhindert habe, was die ganze Welt erkennet? Eine ſo offenbare Gleichheit —

Wumsh. Schweig doch nur von deiner ſchimäriſchen Gleichheit! Oder willſt du mich nöthigen, daß ich dich auch bey Herrn Leandern lächerlich machen ſoll? Wahrhaftig ich werde es thun müſſen. Gut, Herr Leander, Sie ſollen Schiedsrichter zwiſchen uns ſeyn. Geh, hole deine Hilaria her, aber bringe auch den Bruder mit. Wir wollen die Vergleichung anſtellen, wie ſichs gehört.

Valer. Ich bin es zufrieden, Herr Vater. Liſette, ſpringe geſchwind auf die Stube des Herrn Lelio. Du wirſt ſie beide beyſammen antreffen. Bitte ſie, ſich hierher zu bemühen.

(Liſette geht ab)

Wumsh. Sie werden ſehen, Herr Leander, daß ich Recht habe.*)

Leander. (ſachte zu Valern) Möchte Ihre Liſt doch eben ſo glücklich ausfallen, als die meinige ausgefallen iſt!

Valer. (ſachte zu Leandern) Ich hoffe es, liebſter Freund, und danke Ihnen.

Wumsh. (der Leandern und Valeren zuſammen reden ſieht) Ja, das gilt nicht; bereden müßt ihr euch nicht vorher zuſammen. Ich hoffe, Herr Leander, daß die erſte Probe Ihrer Aufrichtigkeit, die ich von Ihnen verlange, —

Leander. Befürchten Sie nichts. Ich werde mich von der Wahrheit nicht entfernen, wenn es auf meinen Ausſpruch ankommen ſollte. Ich hoffe aber, daß es nicht darauf ankommen wird.

Wumsh. Wie ſo? Wiſſen Sie denn ſchon, was unſer Streit iſt? Die Schweſter ſoll vollkommen ſo ausſehen, wie der Bruder, und weil ich den Bruder leiden kann, ſo verlangt er, daß ich auch die Schweſter müſſe leiden können.

---

*) Das folgende fehlt 1755, bis an Wumshäters Worte „Die Schweſter ſoll vollkommen ſo ausſehen“ ꝛc.

Valer. Kann ich es nicht mit Recht verlangen?

Wumsh. Die Gleichheit voraus geſetzt, könnteſt du es freylich mit einigem Rechte verlangen. Aber eben über dieſe Gleichheit ſtreiten wir noch.

Valer. Wir werden nicht lange mehr darüber ſtreiten; und ich bin verſichert, Sie werden ſie endlich ſelbſt einräumen müſſen.

Wumsh. Ich werde ſie gewiß nicht einräumen. Wenn ich ſie aber einräume, ſo wird es ein ſicherer Beweis ſeyn, daß ich Sinne und Verſtand verloren habe, und du daher nicht verbunden biſt, mir im geringſten zu gehorchen.

Valer. Merken Sie dieſes, Herr Leander; daß ich nicht verbunden bin, ihm im geringſten zu gehorchen, im Falle er die Gleichheit ſelbſt zugeſtehen muß.

Wumsh. Merken Sie es nur! — Nun, was iſt das für ein Aufzug? —

Neunter Auftritt.

Lelio oder **Hilaria. Liſette. Wumshäter. Valer. Laura. Leander.**

Lelio. (in einer halb männlichen und halb weiblichen Kleidung, welche von dem Geſchmacke der Schauſpielerinn abhängen wird) Mein Herr, Sie haben den Lelio und die Hilaria beide zugleich zu ſehen verlangt.

Wumsh. Nun? — Ich weiß nicht, was mir ahndet.

Lelio. Hier ſind ſie beide.

Wumsh. Was?

Liſette. Ja, mein Herr, hier ſind ſie beide; und Sie waren gefangen.

Wumsh. Was, ich gefangen?

Liſette. (ſachte zur Laura) Hatte ich nicht Recht, Mamſell? Sie ſtutzen?

Wumsh. Ich gefangen? Wie ſoll ich das verſtehn?

Lelio. Sie werden die Gütigkeit haben, und es ſo verſtehen, daß eben dieſelbe Perſon nicht eine Hand breit größer ſeyn kann, als ſie wirklich iſt.

Wumsh. Nun? —

Lelio. Daß eben dieſelben Augen nicht zugleich grau und ſchwarz ſeyn können.

Wumsh. Nun? —

Lelio. Daß eben dieſelbe Naſe —

Valer. Kurz, liebſter Vater, (indem er ihm zu Fuſſe fällt) verzeihen Sie meiner unſchuldigen Liſt. Lelio iſt Hilaria, und Hilaria hatte die Liebe, mir nur deswegen in Mannskleidern hierher zu folgen, damit ſie Gelegenheit haben könnte, die Gewogenheit eines Mannes zu erlangen, von welchem ſie es wußte, wie unerbittlich er gegen ihr Geſchlecht ſey.

Wumsh. Steh auf, mein Sohn,*) ſteh auf, und mache der Poſſen einmal ein Ende. Ich ſehe nun wohl, wie es iſt. Deine Hilaria iſt gar nicht da, und der leichtfertige Lelio hat mit ſeinem Jungfergeſichtchen ihre Rolle geſpielt. Pfuy, Lelio — (indem er auf ihn los geht) Nein, nein, ſo leicht hintergeht man mich nicht. Legen Sie immer dieſen zweyten Habit wieder ab, mein guter — (indem er ſie auf die Achſel klopfen will) Himmel, was ſeh ich? O weh, meine arme Augen! Wo gerathen die hin. Es iſt ein Weibsbild! Es iſt wirklich ein Weibsbild! Und das liſtigſte, das verſchlagenſte, das gefährlichſte vielleicht von allen, die in der Welt ſind. Ich bin betrogen! Ich bin verrathen! Mein Sohn, mein Sohn, wie haſt du das thun können!

Valer. Laſſen Sie mich nochmals zu Ihren Füſſen um Vergebung bitten.

Wumsh. Was hilft dir meine Vergebung, wenn du meinem Rathe nicht mehr folgen kannſt? freylich vergeb ich dir, aber —

Lelio. Auch ich bitte auf das demüthigſte um Verzeihung —

Wumsh. Gehn Sie nur, gehn Sie nur. Ich vergeb auch Ihnen — weil ich muß!

---

*) Das folgende 1755 ſo.
Ich ſehe, ich bin betrogen, und dieſer Streich iſt unter den ſchlimmen Streichen, die mir das Frauenzimmer geſpielt hat, der kleinſte nicht.

Lelio. Laſſen Sie auch mich auf das demüthigſte um Verzeihung bitten.

Wumsh. Gut, ich vergebe auch Ihnen. Weil denn der Menſch verliebt und närriſch ſeyn ſoll, ſo ſey es auch du, mein Sohn. Ich habe mein möglichſtes gethan, dich von deinem Unglücke zurück zu halten; du willſt mir nicht folgen, nun wohl — Zieh in Frieden; u. ſ. w.

Valer. Nicht, weil Sie müſſen, Herr Vater! Laſſen Sie uns dieſe ſchmerzliche Worte nicht hören. Vergeben Sie uns, weil Sie uns lieben.

Wumsh. Nun ja doch, weil ich dich liebe.

Lelio. Und mich bald lieben werden, wie ich gewiß hoffe.

Wumsh. Sie hoffen zu viel. Daß ich Sie nicht haſſe, das wird alles ſeyn, was ich thun kann. Ich ſehe wohl, der Menſch ſoll verliebt, er ſoll närriſch ſeyn. Was kann ich wider das Schickſal? Sey es, mein Sohn, nur auch. Sey närriſch! durch unſere Narrheit werden wir am ſicherſten klug. Zieh in Frieden; es iſt mir lieb, daß ich wenigſtens kein Augenzeuge von deiner Thorheit ſeyn darf. Mache nur, daß mir meine Tochter nicht länger widerſpenſtig iſt —

Laura. Sorgen Sie nicht, Herr Vater, ich will Ihnen nicht einen zweyten Verdruß machen. Ich gebe Herr Leandern meine Hand, und würde ſie ihm gegeben haben, wenn Lelio auch nicht Hilaria wäre. (gegen die Hilaria) Dieſes Ihnen zur Nachricht, wegen der triumphirenden Mine!*)

Lelio. Sind Sie ungehalten gegen mich, liebſte Laura? (zu Leandern) Wie haben Sie es ewig angefangen, mein Herr, daß Sie ein ſolches Felſenherz zur Liebe haben bewegen können? Wenn Sie wüßten, was für Angriffe ich auf daſſelbe in meiner Verkleidung gewagt, und wie ſtandhaft es gleichwohl —

Laura. Stille Hilaria, oder ich werde noch ungehalten. (zu Leandern, welcher der Hilaria antworten will) Antworten Sie ihr nicht, Leander, ich verſpreche Ihnen, daß Sie nie einen gefährlichern Nebenbuhler haben ſollen, als Lelio war.

Leander. Wie glücklich bin ich!

Valer. Und wie glücklich bin auch ich!

Wumsh. Ueber Jahr und Tag, hoff ich, ſollt ihr anders exklamiren!

Liſette. Freylich anders; beſonders wenn mehr Stimmen dazu kommen — (gegen die Zuſchauer) Lachen Sie doch, meine Herrn, dieſe Komödie ſchließt ſich wie ein Hochzeitkarmen!

---

*) Lelios und Laurens folgende Reden fehlen 1755.

Der Freygeiſt.

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Verfertiget im Jahre 1749.*)

Perſonen.

Adraſt, der Freygeiſt.
Theophan, ein junger Geiſtlicher.
Liſidor.
Juliane. } Töchter des Liſidor.
Henriette. }
Fr. Philane.
Araspe, Theophans Vetter.
Johann.
Martin.
Liſette.
Ein Wechsler.

Die Scene iſt ein Saal.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Adraſt. Theophan.

Theophan. Werden Sie es übel nehmen, Adraſt, wenn ich mich endlich über den ſtolzen Kaltſinn beklage, den Sie nicht aufhören gegen mich zu äußern? Schon ſeit Monaten ſind wir in Einem Hauſe, und warten auf einerley Glück. Zwey liebenswürdige Schweſtern ſollen es uns machen. Bedenken Sie doch, Adraſt! können wir noch dringender eingeladen werden, uns zu lieben, und eine Freundſchaft unter uns zu ſtiften, wie ſie unter Brüdern ſeyn ſollte? Wie oft bin ich nicht darauf beſtanden? — —

---

*) Der Freigeiſt und der Schatz ſind in der Ausgabe der Luſtſpiele von 1767 wenig verändert, ſondern ſtimmen faſt ganz mit der im fünften Theile der Schriften von 1755 überein.

Adraſt. Eben ſo oft haben Sie geſehen, daß ich mich nicht einlaſſen will. Freundſchaft? Freundſchaft unter uns? — — Wiſſen Sie, muß ich fragen, was Freundſchaft iſt?

Theophan. Ob ich es weiß?

Adraſt. Alle Fragen beſtürzen, deren wir nicht gewärtig ſind. Gut, Sie wiſſen es. Aber meine Art zu denken, und die Ihrige, dieſe kennen Sie doch auch?

Theophan. Ich verſtehe Sie. Alſo ſollen wir wohl Feinde ſeyn?

Adraſt. Sie haben mich ſchön verſtanden! Feinde? Iſt denn kein Mittel? Muß denn der Menſch eines von beiden, haſſen, oder lieben? Gleichgültig wollen wir einander bleiben. Und ich weiß, eigentlich wünſchen Sie dieſes ſelbſt. Lernen Sie wenigſtens nur die Aufrichtigkeit von mir.

Theophan. Ich bin bereit. Werden Sie mich aber dieſe Tugend in aller ihrer Lauterkeit lehren?

Adraſt. Erſt fragen Sie Sich ſelbſt, ob ſie Ihnen in aller ihrer Lauterkeit gefallen würde?

Theophan. Gewiß. Und Ihnen zu zeigen, ob Ihr künftiger Schüler einige Fähigkeit dazu hat, wollen Sie mich wohl einen Verſuch machen laſſen?

Adraſt. Recht gern.

Theophan. Wo nur mein Verſuch nicht ein Meiſterſtück wird. Hören Sie alſo, Adraſt — — Aber erlauben Sie mir, daß ich mit einer Schmeicheley gegen mich ſelbſt anfange. Ich habe von je her einigen Werth auf meine Freundſchaft gelegt; ich bin vorſichtig, ich bin karg damit geweſen. Sie ſind der erſte, dem ich ſie angeboten habe; und Sie ſind der einzige, dem ich ſie aufdringen will. — — Umſonſt ſagt mir Ihr verächtlicher Blick, daß es mir nicht gelingen ſolle. Gewiß, es ſoll mir gelingen. Ihr eigen Herz iſt mir Bürge; Ihr eigen Herz, Adraſt, welches unendlich beſſer iſt, als es Ihr Witz, der ſich in gewiſſe groß ſcheinende Meynungen verliebt hat, vielleicht wünſchet.

Adraſt. Ich haſſe die Lobſprüche, Theophan, und beſonders die, welche meinem Herzen auf Unkoſten meines Verſtandes gegeben werden. Ich weiß eigentlich nicht, was das für

Schwachheiten ſeyn müſſen, (Schwachheiten aber müſſen es ſeyn,) derentwegen Ihnen mein Herz ſo wohlgefällt: das aber weiß ich, daß ich nicht eher ruhen werde, als bis ich ſie, durch Hülfe meines Verſtandes, daraus verdrungen habe.

Theophan. Ich habe die Probe meiner Aufrichtigkeit kaum angefangen, und Ihre Empfindlichkeit iſt ſchon rege. Ich werde nicht weit kommen.

Adraſt. So weit als Sie wollen. Fahren Sie nur fort.

Theophan. Wirklich? — — Ihr Herz alſo iſt das beſte, das man finden kann. Es iſt zu gut, Ihrem Geiſte zu dienen, den das Neue, das Beſondere geblendet hat, den ein Anſchein von Gründlichkeit zu glänzenden Irrthümern dahinreißt, und der, aus Begierde bemerkt zu werden, Sie mit aller Gewalt zu etwas machen will, was nur Feinde der Tugend, was nur Böſewichter ſeyn ſollten. Nennen Sie es, wie Sie wollen: Freydenker, ſtarker Geiſt, Deiſt; ja, wenn Sie ehrwürdige Benennungen mißbrauchen wollen, nennen Sie es Philoſoph: es iſt ein Ungeheuer, es iſt die Schande der Menſchheit. Und Sie, Adraſt, den die Natur zu einer Zierde derſelben beſtimmte, der nur ſeinen eignen Empfindungen folgen dürfte, um es zu ſeyn; Sie, mit einer ſolchen Anlage zu allem was edel und groß iſt, Sie entehren Sich vorſetzlich. Sie ſtürzen Sich mit Bedacht aus Ihrer Höhe herab, bey dem Pöbel der Geiſter einen Ruhm zu erlangen, für den ich lieber aller Welt Schande wählen wollte.

Adraſt. Sie vergeſſen Sich, Theophan, und wenn ich Sie nicht unterbreche, ſo glauben Sie endlich gar, daß Sie Sich an dem Platze befinden, auf welchem Ihres gleichen ganze Stunden ungeſtört ſchwatzen dürfen.

Theophan. Nein, Adraſt, Sie unterbrechen keinen überläſtigen Prediger; beſinnen Sie Sich nur: Sie unterbrechen bloß einen Freund, — — wider Ihren Willen nenne ich mich ſo, — — der eine Probe ſeiner Freymüthigkeit ablegen ſollte.

Adraſt. Und eine Probe ſeiner Schmeicheley abgeleget hat; — aber einer verdeckten Schmeicheley, einer Schmeicheley, die eine gewiſſe Bitterkeit annimmt, um deſtoweniger Schmeicheley zu ſcheinen. — — Sie werden machen, daß ich Sie endlich auch verachte. — — Wenn Sie die Freymüthigkeit kennten, ſo würden Sie mir alles unter die Augen geſagt haben, was Sie in Ihrem Herzen von mir denken. Ihr Mund würde mir keine gute Seite geliehen haben, die mir Ihre innere Ueberzeugung nicht zugeſtehet. Sie würden mich gerade weg einen Ruchloſen geſcholten haben, der ſich der Religion nur deswegen zu entziehen ſuche, damit er ſeinen Lüſten deſto ſicherer nachhängen könne. Um ſich pathetiſcher auszudrücken, würden Sie mich einen Höllenbrand, einen eingefleiſchten Teufel genannt haben. Sie würden keine Verwünſchungen geſpart, kurz, Sie würden Sich ſo erwieſen haben, wie ſich ein Theolog gegen die Verächter ſeines Aberglaubens, und alſo auch ſeines Anſehens, erweiſen muß.

Theophan. Ich erſtaune. Was für Begriffe!

Adraſt. Begriffe, die ich von tauſend Beyſpielen abgeſondert habe. — — Doch wir kommen zu weit. Ich weiß, was ich weiß, und habe längſt gelernt, die Larve von dem Geſichte zu unterſcheiden. Es iſt eine Karnevalserfahrung: Je ſchöner die erſte, deſto häßlicher das andere.

Theophan. Sie wollen damit ſagen — —

Adraſt. Ich will nichts damit ſagen, als daß ich noch zu wenig Grund habe, die Allgemeinheit meines Urtheils von den Gliedern Ihres Standes, um Ihret Willen einzuſchränken. Ich habe mich nach den Ausnahmen zu lange vergebens umgeſehen, als daß ich hoffen könnte, die erſte an Ihnen zu finden. Ich müßte Sie länger, ich müßte Sie unter verſchiedenen Umſtänden gekannt haben, wenn — —

Theophan. Wenn Sie meinem Geſichte die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen ſollten, es für keine Larve zu halten. Wohl! Aber wie können Sie kürzer dazu gelangen, als wenn Sie mich Ihres nähern Umganges würdigen? Machen Sie mich zu Ihrem Freunde, ſtellen Sie mich auf die Probe — —

Adraſt. Sachte! die Probe käme zu ſpät, wenn ich Sie bereits zu meinem Freunde angenommen hätte. Ich habe geglaubt, ſie müſſe vorhergehen.

Theophan. Es giebt Grade in der Freundſchaft, Adraſt; und ich verlange den vertrauteſten noch nicht.

Adraſt. Kurz, auch zu dem niedrigſten können Sie nicht fähig ſeyn.

Theophan. Ich kann nicht dazu fähig ſeyn? Wo liegt die Unmöglichkeit?

Adraſt. Kennen Sie, Theophan, wohl ein Buch, welches das Buch aller Bücher ſeyn ſoll; welches alle unſere Pflichten enthalten, welches uns zu allen Tugenden die ſicherſten Vorſchriften ertheilen ſoll, und welches der Freundſchaft gleichwohl mit keinem Worte gedenkt? Kennen Sie dieſes Buch?

Theophan. Ich ſehe Sie kommen, Adraſt. Welchem Collin haben Sie dieſen armſeligen Einwurf abgeborgt?

Adraſt. Abgeborgt, oder ſelbſt erfunden: es iſt gleich viel. Es muß ein kleiner Geiſt ſeyn, der ſich Wahrheiten zu borgen ſchämt.

Theophan. Wahrheiten! — — Sind Ihre übrigen Wahrheiten von gleicher Güte? Können Sie mich einen Augenblick anhören?

Adraſt. Wieder predigen?

Theophan. Zwingen Sie mich nicht darzu? Oder wollen Sie, daß man Ihre ſeichten Spöttereyen unbeantwortet laſſen ſoll, damit es ſcheine, als könne man nicht darauf antworten?

Adraſt. Und was können Sie denn darauf antworten?

Theophan. Dieſes. Sagen Sie mir, iſt die Liebe unter der Freundſchaft, oder die Freundſchaft unter der Liebe begriffen? Nothwendig das letztere. Derjenige alſo, der die Liebe in ihrem allerweiteſten Umfange gebietet, gebietet der nicht auch die Freundſchaft? Ich ſollte es glauben; und es iſt ſo wenig wahr, daß unſer Geſetzgeber die Freundſchaft ſeines Gebotes nicht würdig geſchätzt habe, daß er vielmehr ſeine Lehre zu einer Freundſchaft gegen die ganze Welt gemacht hat.

Adraſt. Sie bürden ihm Ungereimtheiten auf. Freundſchaft gegen die ganze Welt? Was iſt das? Mein Freund muß kein Freund der ganzen Welt ſeyn.

Theophan. Und alſo iſt Ihnen wohl nichts Freundſchaft, als jene Uebereinſtimmung der Temperamente, jene angeborne Harmonie der Gemüther, jener heimliche Zug gegen einander, jene unſichtbare Kette, die zwey einerley denkende, einerley wollende Seelen verknüpfet?

Adraſt. Ja, nur dieſes iſt mir Freundſchaft.

Theophan. Nur dieſes? Sie widerſprechen Sich alſo ſelbſt.

Adraſt. O! daß Ihr Leute doch überall Widerſprüche findet, außer nur da nicht, wo ſie wirklich ſind!

Theophan. Ueberlegen Sie es. Wenn dieſe, ohne Zweifel nicht willkührliche, Uebereinſtimmung der Seelen, dieſe in uns liegende Harmonie mit einem andern einzelnen Weſen allein die wahre Freundſchaft ausmacht: wie können Sie verlangen, daß ſie der Gegenſtand eines Geſetzes ſeyn ſoll? Wo ſie iſt, darf ſie nicht geboten werden; und wo ſie nicht iſt, da wird ſie umſonſt geboten. Und wie können Sie es unſerm Lehrer zur Laſt legen, daß er die Freundſchaft in dieſem Verſtande übergangen iſt? Er hat uns eine edlere Freundſchaft befohlen, welche jenes blinden Hanges, den auch die unvernünftigen Thiere nicht miſſen, entbehren kann: eine Freundſchaft, die ſich nach erkannten Vollkommenheiten mittheilet; welche ſich nicht von der Natur lenken läßt, ſondern welche die Natur ſelbſt lenket.

Adraſt. O Geſchwätze!

Theophan. Ich muß Ihnen dieſes ſagen, Adraſt, ob Sie es gleich eben ſo wohl wiſſen könnten, als ich; und auch wiſſen ſollten. Was würden Sie ſelbſt von mir denken, wenn ich den Verdacht nicht mit aller Gewalt von mir abzulenken ſuchte, als mache mich die Religion zu einem Verächter der Freundſchaft, die Religion, die Sie nur allzugern aus einem wichtigen Grunde verachten möchten? — — Sehen Sie mich nicht ſo geringſchätzig an; wenden Sie Sich nicht auf eine ſo beleidigende Art von mir — —

Adraſt. (bey Seite) Das Pfaffengeſchmeiß! — —

Theophan. Ich ſehe, Sie gebrauchen Zeit, den erſten Widerwillen zu unterdrücken, den eine widerlegte Lieblingsmeynung natürlicher Weiſe erregt. — Ich will Sie verlaſſen. Ich erfuhr itzt ohnedem, daß einer von meinen Anverwandten mit der Poſt angelangt ſey. Ich gehe ihm entgegen, und werde die Ehre haben Ihnen denſelben vorzuſtellen.

Zweyter Auftritt.

Adraſt.

— — Daß ich ihn nimmermehr wiederſehen dürfte! Welcher von euch Schwarzröcken wäre auch kein Heuchler? — — Prieſtern habe ich mein Unglück zu danken. Sie haben mich gedrückt, verfolgt, ſo nahe ſie auch das Blut mit mir verbunden hatte. Haſſen will ich dich, Theophan, und alle deines Ordens! Muß ich denn auch hier in die Verwandſchaft der Geiſtlichkeit gerathen? — — Er, dieſer Schleicher, dieſer blöde Verleugner ſeines Verſtandes, ſoll mein Schwager werden? — — Und mein Schwager durch Julianen? — Durch Julianen? — Welch grauſames Geſchick verfolgt mich doch überall! Ein alter Freund meines verſtorbenen Vaters trägt mir eine von ſeinen Töchtern an. Ich eile herbey, und muß zu ſpät kommen, und muß die, welche auf den erſten Anblick mein ganzes Herz hatte, die, mit der ich allein glücklich leben konnte, ſchon verſprochen finden. Ach, Juliane! So wareſt du mir nicht beſtimmt? du, die ich iebe? Und ſo ſoll ich mich mit einer Schweſter begnügen, die ch nicht liebe? — —

Dritter Auftritt.

Liſidor. Adraſt.

Liſidor. Da haben wirs! Schon wieder allein, Adraſt? Sagen Sie mir, müſſen die Philoſophen ſo zu Winkel kriechen? Ich wollte doch lieber ſonſt was ſeyn — — Und, wenn ich recht gehört habe, ſo ſprachen Sie ja wohl gar mit Sich ſelber? Nu, nu! es iſt ſchon wahr: ihr Herren Grillenfänger könnt freylich mit niemand klügerm reden, als mit euch ſelber. Aber gleichwohl iſt unſer einer auch kein Katzenkopf. Ich ſchwatze eins mit, es mag ſeyn, von was es will.

Adraſt. Verzeihen Sie — —

Liſidor. Je, mit Seinem Verzeihen! Er hat mir ja noch nichts zuwider gethan — — Ich habe gern, wenn die Leute luſtig ſind. Und ich will kein ehrlicher Mann ſeyn, wenn ich mir nicht eine rechte Freude darauf eingebildet habe, den Wildfang, wie ſie Ihn ſonſt zu Hauſe nannten, zu meinem Schwiegerſohne zu haben. Freylich iſt Er ſeit dem groß gewachſen; Er iſt auf Reiſen geweſen; Er hat Land und Leute geſehen. Aber, daß Er ſo gar ſehr verändert würde wiedergekommen ſeyn, das hätte ich mir nicht träumen laſſen. Da geht Er nun, und ſpintiſirt von dem, was iſt — — und was nicht iſt, — — von dem, was ſeyn könnte, und wenn es ſeyn könnte, warum es wieder nicht ſeyn könnte; — — von der Nothwendigkeit, der halben und ganzen, der nothwendigen Nothwendigkeit, und der nicht nothwendigen Nothwendigkeit; — — von den A — A — — wie heißen die kleinen Dingerchen, die ſo in den Sonnenſtrahlen herumfliegen? — — von den A — A — — Sage doch, Adraſt — —

Adraſt. Von den Atomis, wollen Sie ſagen.

Liſidor. Ja, ja, von den Atomis, von den Atomis. So heißen ſie, weil man ihrer ein ganz Tauſend mit Einem Athem hinunter ſchlucken kann.

Adraſt. Ha! ha! ha!

Liſidor. Er lacht, Adraſt? Ja, mein gutes Bürſchchen, du mußt nicht glauben, daß ich von den Sachen ganz und gar nichts verſtehe. Ich habe euch, Ihn und den Theophan, ja oft genug darüber zanken hören. Ich behalte mir das Beſte. Wenn ihr euch in den Haaren liegt, ſo fiſche ich im Trüben. Da fällt manche Brocke ab, die keiner von euch brauchen kann, und die iſt für mich. Ihr dürft deswegen nicht neidiſch auf mich ſeyn; denn ich bereichre mich nicht von einem allein. Das nehme ich von dir, mein lieber Adraſt; und das vom Theophan; und aus allen dem mache ich mir hernach ein Ganzes — —

Adraſt. Das vortrefflich ungeheuer ſeyn muß.

Liſidor. Wie ſo?

Adraſt. Sie verbinden Tag und Nacht, wenn Sie meine mit Theophans Gedanken verbinden.

Liſidor. Je nu! ſo wird eine angenehme Demmerung daraus. — — Und überhaupt iſt es nicht einmal wahr, daß ihr ſo ſehr von einander unterſchieden wäret. Einbildungen! Einbildungen! Wie vielmal habe ich nicht allen beiden zugleich Recht gegeben? Ich bin es nur allzuwohl überzeugt, daß alle ehrliche Leute einerley glauben.

Adraſt. Sollten! ſollten! das iſt wahr.

Liſidor. Nun da ſehe man! was iſt nun das wieder für ein Unterſchied? Glauben, oder glauben ſollen: es kömmt auf eines heraus. Wer kann alle Worte ſo abzirkeln? — — Und ich wette was, wenn ihr nur erſt werdet Schwäger ſeyn, kein Ey wird dem andern ähnlicher ſeyn können. — —

Adraſt. Als ich dem Theophan, und er mir?

Liſidor. Gewiß. Noch wißt ihr nicht, was das heißt, mit einander verwandt ſeyn. Der Verwandtſchaft wegen wird der einen Daumen breit, und der einen Daumen breit nachgeben. Und einen Daumen breit, und wieder einen Daumen breit, das macht zwey Daumen breit; und zwey Daumen breit — — ich bin ein Schelm, wenn ihr die auseinander ſeyd. — Nichts aber könnte mich in der Welt wohl ſo vergnügen, als daß meine Töchter ſo vortrefflich für euch paſſen. Die Juliane iſt eine geborne Prieſterfrau; und Henriette — — in ganz Deutſchland muß kein Mädchen zu finden ſeyn, das ſich für Ihn, Adraſt, beſſer ſchickte. Hübſch, munter, fix; ſie ſingt, ſie tanzt, ſie ſpielt; kurz, ſie iſt meine leibhafte Tochter. Juliane dargegen iſt die liebe, heilige Einfalt.

Adraſt. Juliane? Sagen Sie das nicht. Ihre Vollkommenheiten fallen vielleicht nur weniger in die Augen. Ihre Schönheit blendet nicht; aber ſie geht ans Herz. Man läßt ſich gern von ihren ſtillen Reizen feſſeln, und man biegt ſich mit Bedacht in ihr Joch, das uns andere in einer fröhlichen Unbeſonnenheit überwerfen müſſen. Sie redet wenig; aber auch ihr geringſtes Wort hat Vernunft.

Liſidor. Und Henriette?

Adraſt. Es iſt wahr: Henriette weiß ſich frey und witzig auszudrücken. Würde es aber Juliane nicht auch können, wenn ſie nur wollte, und wenn ſie nicht Wahrheit und Empfindung jenem prahlenden Schimmer vorzöge? Alle Tugenden ſcheinen ſich in ihrer Seele verbunden zu haben — —

Liſidor. Und Henriette?

Adraſt. Es ſey ferne, daß ich Henrietten irgend eine Tugend abſprechen ſollte. Aber es giebt ein gewiſſes Aeußeres, welches ſie ſchwerlich vermuthen ließe, wenn man nicht andre

Gründe für ſie hätte. Julianens geſetzte Anmuth, ihre ungezwungene Beſcheidenheit, ihre ruhige Freude, ihre — —

Liſidor. Und Henriettens?

Adraſt. Henriettens wilde Annehmlichkeiten, ihre wohl laſſende Dreuſtigkeit, ihre fröhlichen Entzückungen ſtechen mit den gründlichen Eigenſchaften ihrer Schweſter vortrefflich ab. Aber Juliane gewinnt dabey — —

Liſidor. Und Henriette?

Adraſt. Verlieret dabey nichts. Nur daß Juliane — —

Liſidor. Ho! ho! Herr Adraſt, ich will doch nicht hoffen, daß Sie auch an der Narrheit krank liegen, welche die Leute nur das für gut und ſchön erkennen läßt, was ſie nicht bekommen können. Wer Henker hat Sie denn gedungen, Julianen zu loben?

Adraſt. Fallen Sie auf nichts Widriges. Ich habe bloß zeigen wollen, daß mich die Liebe für meine Henriette gegen die Vorzüge ihrer Schweſter nicht blind mache.

Liſidor. Nu, nu! wenn das iſt, ſo mag es hingehen. Sie iſt auch gewiß ein gutes Kind, die Juliane. Sie iſt der Augapfel ihrer Großmutter. Und das gute, alte Weib hat tauſendmal geſagt, die Freude über ihr Julchen erhielte ſie noch am Leben.

Adraſt. Ach!

Liſidor. Das war ja gar geſeufzt. Was Geyer ficht Ihn an? Pfuy! Ein junger geſunder Mann, der alle Viertelſtunden eine Frau nehmen will, wird ſeufzen? Spare Er Sein Seufzen, bis Er die Frau hat.

Vierter Auftritt.

Johann. Adraſt. Liſidor.

Johann. Pſt! Pſt!

Liſidor. Nu? Nu?

Johann. Pſt! Pſt!

Adraſt. Was giebts?

Johann. Pſt! Pſt!

Liſidor. Pſt! Pſt! Moſſeu Johann. Kann der Schurke nicht näher kommen?

Johann. Pſt, Herr Adraſt! Ein Wort im Vertrauen.

Adraſt. So komm her!

Johann. Im Vertrauen, Herr Adraſt.

Liſidor. (welcher auf ihn zu geht) Nun? was willſt du?

Johann. (geht auf die andre Seite) Pſt! Herr Adraſt, nur ein Wörtchen, ganz im Vertrauen!

Adraſt. So pack dich her, und rede.

Liſidor. Rede! rede! Was kann der Schwiegerſohn haben, das der Schwiegervater nicht hören dürfte?

Johann. Herr Adraſt! (zieht ihn an dem Aermel bey Seite.)

Liſidor. Du Spitzbube, willſt mich mit aller Gewalt vom Platze haben. Rede nur, rede! ich gehe ſchon.

Johann. O! Sie ſind gar zu höflich. Wenn Sie einen kleinen Augenblick dort in die Ecke treten wollen: ſo können Sie immer da bleiben.

Adraſt. Bleiben Sie doch! ich bitte.

Liſidor. Nu! wenn ihr meynt — — (indem er auf ſie zu kömmt)

Adraſt. Nun ſage, was willſt du?

Johann. (welcher ſieht, daß ihm Liſidor wieder nahe ſteht) Nichts.

Adraſt. Nichts?

Johann. Nichts, gar nichts.

Liſidor. Das Wörtchen im Vertrauen, haſt du es ſchon wieder vergeſſen?

Johann. Potz Stern! ſind Sie da? Ich denke, Sie ſtehen dort im Winkel.

Liſidor. Narre, der Winkel iſt näher gerückt.

Johann. Daran hat er ſehr unrecht gethan.

Adraſt. Halte mich nicht länger auf, und rede.

Johann. Herr Liſidor, mein Herr wird böſe.

Adraſt. Ich habe vor ihm nichts Geheimes; rede!

Johann. So habe ich auch nichts für Sie.

Liſidor. Galgendieb, ich muß dir nur deinen Willen thun. — — Ich gehe auf meine Stube, Adraſt: wenn Sie zu mir kommen wollen —

Adraſt. Ich werde Ihnen gleich folgen.

Fünfter Auftritt.

Johann. Adraſt.

Johann. Iſt er fort?

Adraſt. Was haſt du mir denn zu ſagen? Ich wette, es iſt eine Kleinigkeit; und der Alte wird ſich einbilden, daß es Halsſachen ſind.

Johann. Eine Kleinigkeit? — — Mit Einem Worte, Herr Adraſt, wir ſind verloren. Und Sie konnten verlangen, daß ich es in Gegenwart des Liſidors ſagen ſollte?

Adraſt. Verloren? Und wie denn? Erkläre dich.

Johann. Was iſt da zu erklären? Kurz, wir ſind verloren. — — Aber ſo unvorſichtig hätte ich mir Sie doch nimmermehr eingebildet, daß Sie es ſogar ihren künftigen Schwiegervater wollten hören laſſen — —

Adraſt. So laß mich es nur hören — —

Johann. Wahrhaftig, er hätte die Luſt auf einmal verlieren können, es jemals zu werden. — — So ein Streich!

Adraſt. Nun? was denn für ein Streich? Wie lange wirſt du mich noch martern?

Johann. Ein ganz verdammter Streich. — — Ja, ja! wenn der Bediente nicht oft behutſamer wäre, als der Herr: es würden artige Dinge herauskommen.

Adraſt. Nichtswürdiger Schlingel — —

Johann. Ho, ho! iſt das mein Dank? Wenn ich es doch nur geſagt hätte, wie der Alte da war. Wir hätten wollen ſehen! wir hätten wollen ſehen —

Adraſt. Daß dich dieſer und jener — —

Johann. Ha, ha! nach dem Dieſen und Jenen wird nicht mehr gefragt. Ich weiß doch wohl, daß Sie den Teufel meynen, und daß keiner iſt. Ich müßte wenig von Ihnen gelernt haben, wenn ich nicht der ganzen Hölle ein Schnippchen ſchlagen wollte.

Adraſt. Ich glaube, du ſpielſt den Freygeiſt? Ein ehrlicher Mann möchte einen Ekel davor bekommen, wenn er ſieht, daß es ein jeder Lumpenhund ſeyn will. — — Aber ich verbiete dir nunmehr, mir ein Wort zu ſagen. Ich weiß doch, daß es nichts iſt.

Johann. Ich ſollte es Ihnen nicht ſagen? Ich ſollte Sie ſo in Ihr Unglück rennen laſſen? Das wollen wir ſehen.

Adraſt. Gehe mir aus den Augen!

Johann. Nur Geduld! — — Sie erinnern Sich doch wohl ſo ohngefähr, wie Sie Ihre Sachen zu Hauſe gelaſſen haben?

Adraſt. Ich mag nichts wiſſen.

Johann. Ich ſage Ihnen ja auch noch nichts. — — Sie erinnern Sich doch wohl auch der Wechſel, die Sie an den Herrn Araspe vor Jahr und Tag ausſtellten?

Adraſt. Schweig, ich mag nichts davon hören.

Johann. Ohne Zweifel, weil Sie ſie vergeſſen wollen? Wenn ſie nur dadurch bezahlt würden. — — Aber wiſſen Sie denn auch, daß ſie verfallen ſind?

Adraſt. Ich weiß, das du dich nicht darum zu bekümmern haſt.

Johann. Auch das verbeiße ich. — Sie denken freylich: weit davon, iſt gut für den Schuß; und Herr Araspe hat eben nicht nöthig, ſo ſehr dahinter her zu ſeyn. Aber, was meynen Sie, wenn ich den Herrn Araspe — —

Adraſt. Nun was?

Johann. Jetzt den Augenblick vom Poſtwagen hätte ſteigen ſehen?

Adraſt. Was ſagſt du? Ich erſtaune — —

Johann. Das that ich auch, als ich ihn ſah.

Adraſt. Du, Araspen geſehen? Araspen hier?

Johann. Mein Herr, ich habe mich auf den Fuß geſetzt, daß ich Ihre und meine Schuldner gleich auf den erſten Blick erkenne; ja ich rieche ſie ſchon, wenn ſie auch noch hundert Schritt von mir ſind.

Adraſt. (nachdem er nachgedacht) Ich bin verloren!

Johann. Das war ja mein erſtes Wort.

Adraſt. Was iſt anzufangen?

Johann. Das beſte wird ſeyn: wir packen auf, und ziehen weiter.

Adraſt. Das iſt unmöglich.

Johann. Nun ſo machen Sie Sich gefaßt zu bezahlen.

Adraſt. Das kann ich nicht; die Summe iſt zu groß.

Johann. O! ich ſagte auch nur ſo. — — Sie ſinnen?

Adraſt. Doch wer weiß auch, ob er ausdrücklich meinetwegen hergekommen iſt. Er kann andre Geſchäffte haben.

Johann. Je nu! ſo wird er das Geſchäffte mit Ihnen ſo beyher treiben. Wir ſind doch immer geklatſcht.

Adraſt. Du haſt Recht. — — Ich möchte raſend werden, wenn ich an alle die Streiche gedenke, die mir ein ungerechtes Schickſal zu ſpielen nicht aufhört. — Doch wider wen murre ich? Wider ein taubes Ohngefähr? Wider einen blinden Zufall, der uns ohne Abſicht und ohne Vorſatz ſchwer fällt? Ha! nichtswürdiges Leben! —

Johann. O! laſſen Sie mir das Leben ungeſchimpft. So einer Kleinigkeit wegen ſich mit ihm zu überwerfen, das wäre was geſcheutes!

Adraſt. So rathe mir doch, wenn du es für eine Kleinigkeit anſiehſt.

Johann. Fällt Ihnen im Ernſte kein Mittel ein? — — Bald werde ich Sie gar nicht mehr für den großen Geiſt halten, für den ich Sie doch immer gehalten habe. Fortgehen wollen Sie nicht; bezahlen können Sie nicht: was iſt denn noch übrig?

Adraſt. Mich ausklagen zu laſſen.

Johann. O pfuy! Worauf ich gleich zuerſt fallen würde, wenn ich auch bezahlen könnte — —

Adraſt. Und was iſt denn das?

Johann. Schwören Sie den Bettel ab.

Adraſt. (mit einer bittern Verachtung) Schurke!

Johann. Wie? Was bin ich? So einen brüderlichen Rath — —

Adraſt. Ja wohl ein brüderlicher Rath, den du nur deinen Brüdern, Leuten deines gleichen, geben ſollteſt.

Johann. Sind Sie Adraſt? Ich habe Sie wohl niemals über das Schwören ſpotten hören?

Adraſt. Ueber das Schwören, als Schwören, nicht aber als eine bloße Betheurung ſeines Wortes. Dieſe muß einem ehrlichen Manne heilig ſeyn, und wenn auch weder Gott noch

Strafe iſt. Ich würde mich ewig ſchämen, meine Unterſchrift geleugnet zu haben, und ohne Verachtung meiner ſelbſt, nie mehr meinen Namen ſchreiben können.

Johann. Aberglauben über Aberglauben! Zu einer Thüre haben Sie ihn herausgejagt, und zu der andern laſſen Sie ihn wieder herein.

Adraſt. Schweig! ich mag dein läſterliches Geſchwätze nicht anhören. Ich will Araspen aufſuchen. Ich will ihm Vorſtellungen thun; ich will ihm von meiner Herrath ſagen; ich will ihm Zinſen über Zinſen verſprechen. — — Ich treffe ihn doch wohl noch in dem Poſthauſe?

Johann. Vielleicht. — — Da geht er, der barmherzige Schlucker. Das Maul iſt groß genug an ihm; aber wenn es dazu kömmt, daß er das, was er glaubt, mit Thaten beweiſen ſoll, da zittert das alte Weib! Wohl dem, der nach ſeiner Ueberzeugung auch leben kann! So hat er doch noch etwas davon. Ich ſollte an ſeiner Stelle ſeyn. — — Doch, ich muß nur ſehen, wo er bleibt.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Juliane. Henriette. Liſette.

Liſette. Vor allen Dingen, meine lieben Mamſells, ehe ich Ihre kleine Streitigkeit ſchlichte, laſſen Sie uns ausmachen, welcher von Ihnen ich heute zugehöre. Sie wiſſen wohl, Ihre Herrſchaft über mich iſt umzechig. Denn weil es unmöglich ſeyn ſoll, zweyen Herren zu dienen, ſo hat Ihr wohlweiſer Papa — — neigen Sie Sich, Mamſells, neigen Sie Sich! — — ſo hat, ſage ich, Ihr wohlweiſer Papa wohlbedächtig mich damit verſchonen wollen, das Unmögliche möglich zu machen. Er hat jede von Ihnen einen Tag um den andern zu meiner hauptſächlichen Gebietherinn gemacht; ſo daß ich den einen Tag der ſanften Juliane ehrbares Mädchen, und den andern der muntern Henriette wilde Liſette ſeyn muß. Aber jetzt, ſeit dem die fremden Herren im Hauſe ſind — —

Henriette. Unſre Anbeter meynſt du — —

Liſette. Ja, ja! Ihre Anbeter, welche bald Ihre hochbefehlenden Ehemänner ſeyn werden — — Seit dem, ſage ich, dieſe im Hauſe ſind, geht alles drüber und drunter; ich werde aus einer Hand in die andre geſchmiſſen; und ach! unſre ſchöne Ordnung liegt mit dem Nähzeuge, das Sie ſeit eben der Zeit nicht angeſehen haben, unterm Nachttiſche. Hervor wieder damit! Ich muß wiſſen woran ich mit Ihnen bin, wenn ich ein unparteyiſches Urtheil fällen ſoll.

Henriette. Das wollen wir bald ausrechnen. — — Du beſinnſt dich doch wohl auf den letzten Feyertag, da dich meine Schweſter mit in die Nachmittagspredigt ſchleppte, ſo gerne du auch mit mir auf unſer Vorwerk gefahren wäreſt? Du warſt damals ſehr ſtrenge, Juliane! — — —

Juliane. Ich habe doch wohl nicht einer ehrlichen Seele einen vergeblichen Weg nach ihr hinaus gemacht?

Henriette. Liſette — —

Liſette. Stille, Mamſell Henriette! nicht aus der Schule geſchwatzt, oder — —

Henriette. Mädchen drohe nicht! Du weißt wohl, ich habe ein gut Gewiſſen.

Liſette. Ich auch. — — Doch laſſen Sie uns nicht das hundertſte ins tauſendſte ſchwatzen. — — Recht! an den Feyertag will ich gedenken! Er war der letzte in unſrer Ordnung; denn noch den Abend kam Theophan an.

Henriette. Und alſo, mit Erlaubniß meiner Schweſter, biſt du heute meine.

Juliane. Ohne Widerrede.

Liſette. Juchhey! Mamſellchen. Ich bin alſo heute Ihre. Juchhey!

Juliane. Iſt das dein Löſungswort unter ihrer Fahne?

Liſette. Ohne weitre Umſtände; erzählen Sie mir nunmehr Ihre Streitigkeit. — — Unterdeſſen lege ich mein Geſicht in richterliche Falten.

Juliane. Streitigkeit? Eine wichtige Streitigkeit? Ihr ſeyd beide Schäkerinnen. — — Ich will nichts mehr davon hören.

Henriette. So? Du willſt keinen Richter erkennen? Ein klarer Beweis, daß du Unrecht haſt. — Höre nur Liſette! wir haben über unſre Anbeter gezankt. Ich will die Dinger immer noch ſo nennen, mag doch zuletzt daraus werden, was da will.

Liſette. Das dachte ich. Ueber was könnten ſich zwey gute Schweſtern auch ſonſt zanken? Es iſt freylich verdrießlich, wenn man ſein künftiges Haupt verachten hört.

Henriette. Schwude! Mädchen; du willſt ganz auf die falſche Seite. Keine hat des andern Anbeter verachtet; ſondern unſer Zank kam daher, weil eine des andern Anbeter — — ſchon wieder Anbeter! — — allzu ſehr erhob.

Liſette. Eine neue Art Zanks! wahrhaftig, eine neue Art!

Henriette. Kannſt du es anders ſagen, Juliane?

Juliane. O! verſchone mich doch damit.

Henriette. Hoffe auf kein Verſchonen, wenn du nicht widerrufſt. — — Sage, Liſette, haſt du unſre Männerchen ſchon einmal gegeneinander gehalten? Was dünkt dich? Juliane macht ihren armen Theophan herunter, als wenn er ein kleines Ungeheuer wäre.

Juliane. Unartige Schweſter! Wann habe ich dieſes gethan? Mußt du aus einer flüchtigen Anmerkung, die du mir gar nicht hätteſt aufmutzen ſollen, ſolche Folgen ziehen?

Henriette. Ich ſeh, man muß dich böſe machen, wenn du mit der Sprache heraus ſollſt. — — Eine flüchtige Anmerkung nennſt du es? Warum ſtritteſt du denn über ihre Gründlichkeit?

Juliane. Du haſt doch närriſche Ausdrücke! Fiengſt du nicht den ganzen Handel ſelbſt an? Ich glaubte, wie ſehr ich dir ſchmeicheln würde; wenn ich deinen Adraſt den wohlgemachteſten Mann nennte, den ich jemals geſehen hätte. Du hätteſt mir für meine Geſinnungen danken, nicht aber widerſprechen ſollen.

Henriette. Sieh, wie wunderlich du biſt! Was war mein Widerſpruch anders, als ein Dank? Und wie konnte ich mich nachdrücklicher bedanken, als wenn ich den unverdienten Lobſpruch auf deinen Theophan zurück ſchob? —

Liſette. Sie hat Recht!

Juliane. Nein, ſie hat nicht Recht. Denn eben dieſes verdroß mich. Muß ſie auf einen ſo kindiſchen Fuß mit mir umgehen? Sahe ſie mich nicht dadurch für ein kleines ſpielendes Mädchen an, das zu ihr geſagt hätte: Deine Puppe iſt die ſchönſte; und dem ſie alſo, um es nicht böſe zu machen, antworten müßte: Nein, deine iſt die ſchönſte?

Liſette. Nun hat ſie Recht!

Henriette. O geh! du biſt eine artige Richterinn. Haſt du ſchon vergeſſen, daß du mir heute angehörſt?

Liſette. Deſto ſchärfer eben werde ich gegen Sie ſeyn, damit ich nicht parteyiſch laſſe.

Juliane. Glaube mir nur, daß ich beſſere Eigenſchaften an einer Mannsperſon zu ſchätzen weiß, als ſeine Geſtalt. Und es iſt genug, daß ich dieſe beſſern Eigenſchaften an dem Theophan finde. Sein Geiſt —

Henriette. Von dem iſt ja nicht die Rede. Jetzt kömmt es auf den Körper an, und dieſer iſt an dem Theophan ſchöner, du magſt ſagen, was du willſt. Adraſt iſt beſſer gewachſen: gut; er hat einen ſchönern Fuß: ich habe nichts dawider. Aber laß uns auf das Geſicht kommen. — —

Juliane. So ſtückweiſe habe ich mich nicht eingelaſſen.

Henriette. Das iſt eben dein Fehler. — Was für ein Stolz, was für eine Verachtung aller andern blickt nicht dem Adraſt aus jeder Miene! Du wirſt es Adel nennen; aber machſt du es dadurch ſchön? Umſonſt ſind ſeine Geſichtszüge noch ſo regelmäßig: ſein Eigenſinn, ſeine Luſt zum Spotten hat eine gewiſſe Falte hineingebracht, die ihm in meinen Augen recht häßlich läßt. Aber ich will ſie ihm gewiß heraus bringen; laß nur die Flitterwochen erſt vorbey ſeyn. — — Dein Theophan hingegen hat das liebenswürdigſte Geſicht von der Welt. Es herrſcht eine Freundlichkeit darinn, die ſich niemals verleugnet. —

Juliane. Sage mir doch nur nichts, was ich eben ſo gut bemerkt habe, als du. Allein eben dieſe ſeine Freundlichkeit iſt nicht ſowohl das Eigenthum ſeines Geſichts, als die Folge ſeiner innern Ruhe. Die Schönheit der Seele bringt auch in einen ungeſtalten Körper Reize; ſo wie ihre Häßlichkeit dem vortrefflichſten Baue und den ſchönſten Gliedern deſſelben, ich weiß nicht was eindrückt, das einen unzuerklärenden Verdruß erwecket. Wenn Adraſt eben der fromme Mann wäre, der Theophan iſt;

wenn ſeine Seele von eben ſo göttlichen Strahlen der Wahrheit, die er ſich mit Gewalt zu verkennen beſtrebet, erleuchtet wäre: ſo würde er ein Engel unter den Menſchen ſeyn; da er jetzt kaum ein Menſch unter den Menſchen iſt. Zürne nicht, Henriette, daß ich ſo verächtlich von ihm rede. Wenn er in gute Hände fällt, kann er noch alles das werden, was er jetzt nicht iſt, weil er es nie hat ſeyn wollen. Seine Begriffe von der Ehre, von der natürlichen Billigkeit ſind vortrefflich. — —

Henriette. (ſpöttiſch) O! du machſt ihn auch gar zu ſehr herunter. — — Aber im Ernſte, kann ich nicht ſagen, daß du mich nunmehr für das kleine ſpielende Mädchen anſiehſt? Ich mag ja nicht von dir ſeinetwegen zufrieden geſtellt ſeyn. Er iſt, wie er iſt, und lange gut für mich. Du ſprachſt von guten Händen, in die er fallen müßte, wenn noch was aus ihm werden ſollte. Da er in meine nunmehr gefallen iſt, wird er wohl nicht anders werden. Mich nach ihm zu richten, wird mein einziger Kunſtgriff ſeyn, uns das Leben erträglich zu machen. Nur die verdrießlichen Geſichter muß er ablegen; und da werde ich ihm die Geſichter deines Theophans zum Muſter vorſchlagen.

Juliane. Schon wieder Theophan, und ſeine freundlichen Geſichter?

Liſette. Stille! Mamſell — —

Zweyter Auftritt.

Theophan. Juliane. Henriette. Liſette.

Henriette. (ſpringt dem Theophan entgegen.) Kommen Sie doch, Theophan, kommen Sie! — Können Sie wohl glauben, daß ich Ihre Partey gegen meine Schweſter habe halten müſſen? Bewundern Sie meine Uneigennützigkeit. Ich habe Sie bis in den Himmel erhoben, da ich doch weiß, daß ich Sie nicht bekomme, ſondern daß Sie für meine Schweſter beſtimmt ſind, die Ihren Werth nicht kennet. Denken Sie nur, ſie behauptet, daß Sie keine ſo ſchöne Perſon vorſtellten, als Adraſt. Ich weiß nicht, wie ſie das behaupten kann. Ich ſehe doch den Adraſt mit den Augen einer Verliebten an, das iſt, ich mache mir ihn noch zehnmal ſchöner, als er iſt, und gleichwohl geben Sie ihm, meines Bedünkens, nichts nach. Sie ſpricht zwar, auf der Seite des Geiſtes hätten Sie mehr Vorzüge; aber was wiſſen wir Frauenzimmer denn vom Geiſte?

Juliane. Die Schwätzerinn! Sie kennen ſie, Theophan: glauben Sie ihr nicht.

Theophan. Ich ihr nicht glauben, ſchönſte Juliane? Warum wollen Sie mich nicht in der glücklichen Ueberzeugung laſſen, daß Sie ſo vortheilhaft von mir geſprochen haben? — — Ich danke Ihnen, angenehmſte Henriette, für Ihre Vertheidigung; ich danke Ihnen um ſo vielmehr, je ſtärker ich ſelbſt überführet bin, daß Sie eine ſchlechte Sache haben vertheidigen müſſen. Allein — —

Henriette. O! Theophan, von Ihnen verlange ich es nicht, daß Sie mir Recht geben ſollen. Es iſt eine andere gewiſſe Perſon — —

Juliane. Laſſen Sie dieſer andern Perſon Gerechtigkeit widerfahren, Theophan. Sie werden, hoffe ich, meine Geſinnungen kennen — —

Theophan. Gehen Sie nicht mit mir, als mit einem Fremden um, liebſte Juliane. Brauchen Sie keine Einlenkungen; ich würde bey jeder nähern Beſtimmung verlieren. — — Bey den Büchern, in einer engen ſtaubigten Studierſtube, vergißt man des Körpers ſehr leicht; und Sie wiſſen, der Körper muß eben ſo wohl bearbeitet werden, als die Seele, wenn beide diejenigen Vollkommenheiten erhalten ſollen, deren ſie fähig ſind. Adraſt iſt in der großen Welt erzogen worden; er hat alles, was bey derſelben beliebt macht —

Henriette. Und wenn es auch Fehler ſeyn ſollten. — —

Theophan. Wenigſtens habe ich dieſe Anmerkung nicht machen wollen. — — Aber nur Geduld! ein großer Verſtand kann dieſen Fehlern nicht immer ergeben ſeyn. Adraſt wird das Kleine derſelben endlich einſehen, welches ſich nur allzuſehr durch das Leere verräth, das ſie in unſern Herzen zurück laſſen. Ich bin ſeiner Umkehr ſo gewiß, daß ich ihn ſchon im voraus darum liebe. — — Wie glücklich werden Sie mit ihm leben, glückliche Henriette!

Henriette. So edel ſpricht Adraſt niemals von Ihnen, Theophan. — —

Juliane. Abermals eine recht garſtige Anmerkung, meine liebe Schweſter. — — Was ſuchſt du damit, daß du dem Theophan dieſes ſagſt? Es iſt allezeit beſſer, wenn man es nicht weiß, wer von uns übel ſpricht. Die Kenntniß unſerer Verleumder wirkt auch in dem großmüthigſten Herzen eine Art von Entfernung gegen ſie, die ihre Ausſöhnung mit der beleidigten Perſon nur noch ſchwerer macht.

Theophan. Sie entzücken mich, Juliane. Aber fürchten Sie nichts! Eben darinn ſoll über kurz oder lang mein Triumph beſtehen, daß ich den mich jetzt verachtenden Adraſt beſſer von mir zu urtheilen gezwungen habe. Würde ich aber nicht dieſen ganzen Triumph zernichten, wenn ich ſelbſt einigen Groll gegen ihn faſſen wollte? Noch hat er ſich nicht die Mühe genommen, mich näher kennen zu lernen. Vielleicht daß ich ein Mittel finde, ihn dazu zu vermögen. — — Laſſen Sie uns nur jetzt davon abbrechen; und erlauben Sie, daß ich einen meiner nächſten Blutsfreunde bey Ihnen anmelden darf, der ſich ein Vergnügen daraus gemacht hat, mich hier zu überraſchen. —

Juliane. Einen Anverwandten?

Henriette. Und wer iſt es?

Theophan. Araspe.

Juliane. Araspe?

Henriette. Ey! das iſt ja vortrefflich! Wo iſt er denn?

Theophan. Er war eben abgeſtiegen, und hat mir verſprochen, unverzüglich nachzufolgen.

Henriette. Weiß es der Papa ſchon?

Theophan. Ich glaube nicht.

Juliane. Und die Großmama?

Henriette. Komm, Schweſterchen! dieſe fröhliche Nachricht müſſen wir ihnen zuerſt bringen. — — Du biſt doch nicht böſe auf mich?

Juliane. Wer kann auf dich böſe ſeyn, Schmeichlerinn? Komm nur!

Theophan. Erlauben Sie, daß ich ihn hier erwarte.

Henriette. Bringen Sie ihn aber nur bald. Hören Sie!

Dritter Auftritt.

Theophan. Liſette.

Liſette. Ich bleibe, Herr Theophan, um Ihnen noch ein kleines großes Kompliment zu machen. Wahrhaftig! Sie ſind der glücklichſte Mann von der Welt! und wenn Herr Liſidor, glaube ich, noch zwey Töchter hätte, ſo würden ſie doch alle viere in Sie verliebt ſeyn.

Theophan. Wie verſteht Liſette das?

Liſette. Ich verſtehe es ſo: daß wenn es alle viere ſeyn würden, es jetzt alle zwey ſeyn müſſen.

Theophan. (lächelnd) Noch dunkler!

Liſette. Das ſagt Ihr Lächeln nicht. — Wenn Sie aber wirklich Ihre Verdienſte ſelbſt nicht kennen; ſo ſind Sie nur deſto liebenswerther. Juliane liebt Sie: und das geht mit rechten Dingen zu, denn ſie ſoll Sie lieben. Nur Schade, daß ihre Liebe ſo ein gar vernünftiges Anſehen hat. Aber was ſoll ich zu Henrietten ſagen? Gewiß ſie liebt Sie auch, und was das verzweifeltſte dabey iſt, ſie liebt Sie — aus Liebe. — Wenn Sie ſie doch nur alle beide auch heyrathen könnten!

Theophan. Sie meynt es ſehr gut, Liſette.

Liſette. Ja, wahrhaftig! alsdann ſollten Sie mich noch oben drein behalten.

Theophan. Noch beſſer! Aber ich ſehe, Liſette hat Verſtand — —

Liſette. Verſtand? Auf das Kompliment weiß ich, leider! nichts zu antworten. Auf ein anders: Liſette iſt ſchön, habe ich wohl ungefähr antworten lernen: Mein Herr, Sie ſcherzen. Ich weiß nicht, ob ſich dieſe Antwort hierher auch ſchickt.

Theophan. Ohne Umſtände! — Liſette kann mir einen Dienſt erzeigen, wenn ſie mir ihre wahre Meynung von Julianen entdeckt. Ich bin gewiß, daß ſie auch in ihren Muthmaßungen nicht weit vom Ziele treffen wird. Es giebt gewiſſe Dinge, wo ein Frauenzimmerauge immer ſchärfer ſieht, als hundert Augen der Mannsperſonen.

Liſette. Verzweifelt! dieſe Erfahrung können Sie wohl nimmermehr aus Büchern haben. — — Aber, wenn Sie nur Acht auf meine Reden gegeben hätten; ich habe Ihnen bereits meine wahre Meynung von Julianen geſagt. Sagte ich Ihnen nicht, daß mir ihre Liebe ein gar zu vernünftiges Anſehen zu haben ſcheine? Darinn liegt alles, was ich davon denke. Ueberlegung, Pflicht, vorzügliche Schönheiten der Seele — — Ihnen die Wahrheit zu ſagen, gegen ſo vortreffliche Worte in einem weiblichen Munde, mag ein Liebhaber immer ein wenig mißtrauiſch ſeyn. Und noch eine kleine Beobachtung gehöret hieher: dieſe nehmlich, daß ſie mit den ſchönen Worten weit ſparſamer geweſen, als Herr Theophan allein im Hauſe wär.

Theophan. Gewiß?

Liſette. (nachdem ſie ihn einen Augenblick angeſehen) Herr Theophan! Herr Theophan! Sie ſagen dieſes Gewiß mit einer Art, — — mit einer Art, —

Theophan. Mit was für einer Art?

Liſette. Ja! nun iſt ſie wieder weg. Die Mannsperſonen! die Mannsperſonen! Und wenn es auch gleich die allerfrömmſten ſind — — Doch ich will mich nicht irre machen laſſen. Seit Adraſt im Hauſe iſt, wollte ich ſagen, fallen zwiſchen dem Adraſt und Julianen dann und wann Blicke vor —

Theophan. Blicke? — Sie beunruhiget mich, Liſette.

Liſette. Und das Beunruhigen können Sie ſo ruhig ausſprechen, ſo ruhig — — Ja, Blicke fallen zwiſchen ihnen vor; Blicke, die nicht ein Haar anders ſind, als die Blicke, die dann und wann zwiſchen Mamſell Henrietten und dem vierten vorfallen —

Theophan. Was für einem vierten?

Liſette. Werden Sie nicht ungehalten. Wenn ich Sie gleich den vierten nenne, ſo ſind Sie eigentlich doch in aller Abſicht der erſte.

Theophan. (die erſten Worte bey Seite) Die Schlaue! — — — Sie beſchämt mich für meine Neubegierde, und ich habe es verdient. Nichts deſtoweniger aber irret Sie Sich, Liſette; gewaltig irret Sie Sich — —

Liſette. O pfuy! Sie machten mir vorhin ein ſo artiges Kompliment, und nunmehr gereuet es Sie auf einmal, mir es gemacht zu haben. — Ich müßte gar nichts von dem Verſtande beſitzen, den Sie mir beylegten, wenn ich mich ſo gar gewaltig irren ſollte. — —

Theophan. (unruhig und zerſtreut) Aber wo bleibt er denn? —

Liſette. Mein Verſtand? — Wo er will. — So viel iſt gewiß, daß Adraſt bey Henrietten ziemlich ſchlecht ſteht, ſo ſehr ſie ſich auch nach ſeiner Weiſe zu richten ſcheint. Sie kann alles leiden, nur gering geſchätzt zu werden, kann ſie nicht leiden. Sie weiß es allzuwohl, für was uns Adraſt anſieht: für nichts, als Geſchöpfchen, die aus keiner andern Abſicht da ſind, als den Männern ein Vergnügen zu machen. Und das iſt doch ſehr nichtswürdig gedacht! Aber da kann man ſehen, in was für gottloſe Irrthümer die ungläubigen Leute verfallen. — — Nu? Hören Sie mir nicht mehr zu, Herr Theophan? Wie ſo zerſtreut? wie ſo unruhig?

Theophan. Ich weiß nicht, wo mein Vetter bleibt? — —

Liſette. Er wird ja wohl kommen. — —

Theophan. Ich muß ihm wirklich nur wieder entgegen gehn. — — Adieu, Liſette!

Vierter Auftritt.

Liſette.

Das heiße ich kurz abgebrochen! — Er wird doch nicht verdrießlich geworden ſeyn, daß ich ihm ein wenig auf den Zahn fühlte? Das brave Männchen! Ich will nur gerne ſehen, was noch daraus werden wird. Ich gönne ihm wirklich alles Gutes, und wenn es nach mir gehen ſollte, ſo wüßte ich ſchon, was ich thäte. — (indem ſie ſich umſieht) Wer kömmt denn da den Gang hervor? — Sind die es? — Ein Paar allerliebſte Schlingel! Adraſts Johann, und Theophans Martin: die wahren Bilder ihrer Herren, von der häßlichen Seite! Aus Freygeiſterey iſt jener ein Spitzbube; und aus Frömmigkeit dieſer ein Dummkopf. Ich muß mir doch die Luſt machen, ſie zu behorchen. (ſie tritt zurück)

Fünfter Auftritt.

Liſette, halb verſteckt hinter einer Scene. **Johann. Martin.**

Johann. Was ich dir ſage!

Martin. Du muſt mich für ſehr dumm anſehen. Dein

Herr ein Atheiſt? das glaube ſonſt einer! Er ſieht ja aus, wie ich und du. Er hat Hände und Füße; er hat das Maul in der Breite und die Naſe in der Länge, wie ein Menſch; er redt, wie ein Menſch; er iſt, wie ein Menſch: — — und ſoll ein Atheiſt ſeyn?

Johann. Nun? ſind denn die Atheiſten keine Menſchen?

Martin. Menſchen? Ha! ha! ha! Nun höre ich, daß du ſelber nicht weiſt, was ein Atheiſt iſt.

Johann. Zum Henker! du wirſt es wohl beſſer wiſſen. Ey! belehre doch deinen unwiſſenden Nächſten.

Martin. Höre zu! — Ein Atheiſt iſt — eine Brut der Hölle, die ſich, wie der Teufel, tauſendmal verſtellen kann. Bald iſts ein liſtiger Fuchs, bald ein wilder Bär; — — bald iſts ein Eſel, bald ein Philoſoph; — — bald iſts ein Hund, bald ein unverſchämter Poete. Kurz, es iſt ein Unthier, das ſchon lebendig bey dem Satan in der Hölle brennt, — — eine Peſt der Erde, — — eine abſcheuliche Kreatur, — — ein Vieh, das dummer iſt, als ein Vieh; — — ein Seelenkannibal, — — ein Antichriſt, — — ein ſchreckliches Ungeheuer — —

Johann. Es hat Bocksfüße: nicht? Zwey Hörner? einen Schwanz? — —

Martin. Das kann wohl ſeyn. — — Es iſt ein Wechſelbalg, den die Hölle durch — — durch einen unzüchtigen Beyſchlaf mit der Weisheit dieſer Welt erzeugt hat; — — es iſt — — ja, ſieh, das iſt ein Atheiſt. So hat ihn unſer Pfarr abgemalt; der kennt ihn aus großen Büchern.

Johann. Einfältiger Schöps! — — Sieh mich doch einmal an.

Martin. Nu?

Johann. Was ſiehſt du an mir?

Martin. Nichts, als was ich zehnmal beſſer an mir ſehen kann.

Johann. Findeſt du denn etwas Erſchreckliches, etwas Abſcheuliches an mir? Bin ich nicht ein Menſch, wie du? Haſt du jemals geſehen, daß ich ein Fuchs, ein Eſel, oder ein Kannibal geweſen wäre?

Martin. Den Eſel laß immer weg, wenn ich dir antworten ſoll, wie du gerne willſt. — Aber, warum fragſt du das?

Johann. Weil ich ſelbſt ein Atheiſt bin; das iſt, ein ſtarker Geiſt, wie es jeder ehrliche Kerl nach der Mode ſeyn muß. Du ſprichſt, ein Atheiſt brenne lebendig in der Hölle. Nun! rieche einmal: riechſt du einen Brand an mir?

Martin. Darum eben biſt du keiner.

Johann. Ich wäre keiner? Thue mir nicht die Schande an, daran zu zweifeln, oder — — Doch wahrhaftig, das Mitleiden verhindert mich, böſe zu werden. Du biſt zu beklagen, armer Schelm!

Martin. Arm? Laß einmal ſehen, wer die vergangene Woche das meiſte Trinkgeld gekriegt hat. (er greift in die Taſche) Du biſt ein lüderlicher Teufel, du verſäufſt alles — —

Johann. Laß ſtecken! Ich rede von einer ganz andern Armuth, von der Armuth des Geiſtes, der ſich mit lauter elenden Brocken des Aberglaubens ernähren, und mit lauter armſeligen Lumpen der Dummheit kleiden muß. — Aber ſo geht es euch Leuten, die ihr nicht weiter, als höchſtens vier Meilen hinter den Backofen kommt. Wenn du gereiſet wäreſt, wie ich — —

Martin. Gereiſt biſt du? Laß hören, wo biſt du geweſen?

Johann. Ich bin geweſen — in Frankreich — —

Martin. In Frankreich? Mit deinem Herrn?

Johann. Ja, mein Herr war mit.

Martin. Das iſt das Land, wo die Franzoſen wohnen? — So wie ich einmal einen geſehen habe, — das war eine ſchnurrige Kröte! In einem Augenblicke konnte er ſich ſiebenmal auf dem Abſatze herum drehen; und dazu pfeifen.

Johann. Ja, es giebt große Geiſter unter ihnen! Ich bin da erſt recht klug geworden.

Martin. Haſt du denn auch Fränkreichſch gelernt?

Johann. Franzöſiſch, willſt du ſagen: — vollkommen.

Martin. O! rede einmal!

Johann. Das will ich wohl thun. — — Quelle heure est-il, maraut? Le pere est la mere une fille des coups de baton. Comment coquin? Diantre diable carogne à vous servir.

Martin. Das iſt ſchnackiſch! Und das Zeug können die Leute da verſtehen? Sag einmal, was hieß das auf Deutſch?

Johann. Ja! auf Deutſch! Du guter Narre, das läßt ſich auf Deutſch nicht ſo ſagen. Solche feine Gedanken können nur franzöſiſch ausgedrückt werden.

Martin. Der Bliz! — — Nu? wo biſt du weiter geweſen?

Johann. Weiter? in England — —

Martin. In England? — — Kannſt du auch Engländſch?

Johann. Was werde ich nicht können?

Martin. Sprich doch!

Johann. Du mußt wiſſen, es iſt eben, wie das Franzöſiſche. Es iſt Franzöſiſch, verſteh mich, auf Engliſch ausgeſprochen. Was hörſt du dir dran ab? — — Ich will dir ganz andre Dinge ſagen, wenn du mir zuhören willſt. Dinge, die ihres gleichen nicht haben müſſen. Zum Exempel, auf unſern vorigen Punkt zu kommen: ſey kein Narr, und glaube, daß ein Atheiſt ſo ein ſchrecklich Ding iſt. Ein Atheiſt iſt nichts weiter, als ein Menſch, der keinen Gott glaubt. — —

Martin. Keinen Gott? Je! das iſt ja noch viel ärger! Keinen Gott? Was glaubt er denn?

Johann. Nichts.

Martin. Das iſt wohl eine mächtige Mühe.

Johann. Ey! Mühe! Wenn auch Nichts glauben eine Mühe wäre, ſo glaubten ich und mein Herr gewiß alles. Wir ſind geſchworne Feinde alles deſſen, was Mühe macht. Der Menſch iſt in der Welt, vergnügt und luſtig zu leben. Die Freude, das Lachen, das Kurtiſiren, das Saufen ſind ſeine Pflichten. Die Mühe iſt dieſen Pflichten hinderlich; alſo iſt es auch nothwendig ſeine Pflicht, die Mühe zu fliehen. — — Sieh, das war ein Schluß, der mehr Gründliches enthält, als die ganze Bibel.

Martin. Ich wollts. Aber ſage mir doch, was hat man denn in der Welt ohne Mühe?

Johann. Alles was man erbt, und was man erheyrathet. Mein Herr erbte von ſeinem Vater und von zwey reichen Vettern keine kleinen Summen; und ich muß ihm das Zeugniß geben, er hat ſie, als ein braver Kerl, durchgebracht. Jetzt bekömmt er ein reich Mädel, und, wenn er klug iſt, ſo fängt er es wieder an, wo er es gelaſſen hat. Seit einiger Zeit iſt er mir zwar ganz aus der Art geſchlagen; und ich ſehe wohl, auch die Freygeiſterey bleibt nicht klug, wenn ſie auf die Freihte geht. Doch ich will ihn ſchon wieder in Gang bringen. — — Und höre, Martin, ich will auch dein Glück machen. Ich habe einen Einfall; aber ich glaube nicht, daß ich ihn anders wohl von mir geben kann, als — — bey einem Glaſe Wein. Du klimperſt vorhin mit deinen Trinkgeldern; und gewiß, du biſt in Gefahr, keine mehr zu bekommen, wenn man nicht ſieht, daß du ſie dazu anwendeſt, wozu ſie dir gegeben werden. Zum Trinken, guter Martin, zum Trinken: darum heißen es Trinkgelder. — —

Martin. Still! Herr Johann, ſtill! — Du biſt mir ſo noch Revanſche ſchuldig. Habe ich dich nicht jenen Abend nur noch frey gehalten? — — Doch, laß einmal hören! was iſt denn das für ein Glück, das ich von dir zu hoffen habe?

Johann. Höre, wenn mein Herr heyrathet, ſo muß er noch einen Bedienten annehmen. — — Eine Kanne Wein, ſo ſollſt du bey mir den Vorzug haben. Du verſauerſt doch nur bey deinem dummen Schwarzrocke. Du ſollſt bey Adraſten mehr Lohn und mehr Freyheit haben; und ich will dich noch oben drein zu einem ſtarken Geiſte machen, der es mit dem Teufel und ſeiner Großmutter aufnimmt, wenn nur erſt einer wäre.

Martin. Was? wenn erſt einer wäre? Ho! ho! Iſt es nicht genug, daß du keinen Gott glaubſt? willſt du noch dazu keinen Teufel glauben? O! male ihn nicht an die Wand! Er läßt ſich nicht ſo lange herumhudeln, wie der liebe Gott. Der liebe Gott iſt gar zu gut, und lacht über einen ſolchen Narren, wie du biſt. Aber der Teufel — — dem läuft gleich die Laus über die Leber; und darnach ſiehts nicht gut aus. — Nein, bey dir iſt kein Aushalten: ich will nur gehen. — —

Johann. (hält ihn zurück.) Spitzbube! Spitzbube! denkſt du, daß ich deine Streiche nicht merke? Du fürchteſt dich mehr für die Kanne Wein, die du geben ſollſt, als für den Teufel. Halt! — — Ich kann dich aber bey dem allen unmöglich in dergleichen Aberglauben ſtecken laſſen. Ueberlege dirs nur: — — Der Teufel — — der Teufel — — Ha! ha! ha! — — Und dir kömmt es nicht lächerlich vor? Je! ſo lache doch!

Martin. Wenn kein Teufel wäre, wo kämen denn die hin, die ihn auslachen? — — Darauf antworte mir einmal! den Knoten beiß mir auf! Siehſt du, daß ich auch weiß, wie man euch Leute zu Schanden machen muß?

Johann. Ein neuer Irrthum! Und wie kannſt du ſo ungläubig gegen meine Worte ſeyn? Es ſind die Ausſprüche der Weltweisheit, die Orakel der Vernunft! Es iſt bewieſen, ſage ich dir, in Büchern iſt es bewieſen, daß es weder Teufel noch Hölle giebt. — — Kennſt du Balthaſarn? Es war ein berühmter Becker in Holland.

Martin. Was gehn mich die Becker in Holland an? Wer weiß, ob ſie ſo gute Pretzeln backen, wie der hier an der Ecke.

Johann. Ey! das war ein gelehrter Becker! Seine bezauberte Welt — — ha! — das iſt ein Buch! Mein Herr hat es einmal geleſen. Kurz, ich verweiſe dich auf das Buch, ſo wie man mich darauf verwieſen hat, und will dir nur im Vertrauen ſagen: Der muß ein Ochſe, ein Rindvieh, ein altes Weib ſeyn, der einen Teufel glauben kann. Soll ich dirs zuſchwören, daß keiner iſt? — Ich will ein Hundsvott ſeyn!

Martin. Pah! der Schwur geht wohl mit.

Johann. Nun, ſieh, — — ich will, ich will — — auf der Stelle verblinden, wenn ein Teufel iſt.

(Liſette ſpringt geſchwinde hinter der Scene hervor, und hält ihm rückwärts die Augen zu, indem ſie dem Martin zugleich winkt.)

Martin. Das wäre noch Was; aber du weißt ſchon, daß das nicht geſchieht.

Johann. (ängſtlich) Ach! Martin, ach!

Martin. Was iſts?

Johann. Martin, wie wird mir? Wie iſt mir, Martin?

Martin. Nu? was haſt du denn?

Johann. Seh ich — oder — — ach! daß Gott — — Martin! Martin! wie wird es auf einmal ſo Nacht?

Martin. Nacht? Was willſt du mit der Nacht?

Johann. Ach! ſo iſt es nicht Nacht? Hülfe! Martin, Hülfe!

Martin. Was denn für Hülfe? Was fehlt dir denn?

Johann. Ach! ich bin blind, ich bin blind! Es liegt mir auf den Augen, auf den Augen. — — Ach! ich zittere am ganzen Leibe — —

Martin. Blind biſt du? Du wirſt ja nicht? — — Warte, ich will dich in die Augen ſchlagen, daß das Feuer herausſpringt, und du ſollſt bald ſehen — —

Johann. Ach! ich bin geſtraft, ich bin geſtraft. Und du kannſt meiner noch ſpotten? Hülfe! Martin, Hülfe! — — (er fällt auf die Knie) Ich will mich gern bekehren! Ach! was bin ich für ein Böſewicht geweſen! — —

Liſette. (welche ihn plötzlich gehen läßt, und indem ſie hervorſpringt, ihm eine Ohrfeige giebt) Du Schlingel!

Martin. Ha! ha! ha!

Johann. Ach! ich komme wieder zu mir. (indem er aufſteht) Sie Rabenaas, Liſette!

Liſette. Kann man euch Hundsvötter ſo ins Bockshorn jagen? Ha! ha! ha!

Martin. Krank lache ich mich noch darüber. Ha! ha! ha!

Johann. Lacht nur! lacht nur! — — — Ihr ſeyd wohl albern, wenn ihr denkt, daß ich es nicht gemerkt habe. — (bey Seite) Das Blitzmädel, was ſie mir für einen Schreck abgejagt hat! Ich muß mich wieder erholen. (geht langſam ab.)

Martin. Gehſt du? O! lacht ihn doch aus! Je! lach Sie doch, Liſettchen, lach Sie doch! Ha! ha! ha! Das hat Sie vortrefflich gemacht; ſo ſchöne, ſo ſchöne, ich möchte Sie gleich küſſen. — —

Liſette. O! geh, geh, dummer Martin!

Martin. Komm Sie, wirklich! ich will Sie zu Weine führen. Ich will Sie mit der Kanne Wein traktiren, um die mich der Schurke prellen wollte. Komm Sie!

Liſette. Das fehlte mir noch. Ich will nur gehen, und meinen Mamſells den Spaß erzählen.

Martin. Ja, und ich meinem Herrn. — Der war abgeführt! der war abgeführt!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Theophan. Araspe.

Araspe. Was ich Ihnen ſage, mein lieber Vetter. Das Vergnügen Sie zu überfallen, und die Begierde bey Ihrer Verbindung gegenwärtig zu ſeyn, ſind freylich die vornehmſten Urſachen meiner Anherkunſt; nur die einzigen ſind es nicht. Ich hatte den Aufenthalt des Adraſt endlich ausgekundſchaftet, und es war mir ſehr lieb, auf dieſe Art, wie man ſagt, zwey Würfe mit Einem Steine zu thun. Die Wechſel des Adraſt ſind verfallen; und ich habe nicht die geringſte Luſt, ihm auch nur die allerkleinſte Nachſicht zu gönnen. Ich erſtaune zwar, ihn, welches ich mir nimmermehr eingebildet hätte, in dem Hauſe Ihres künftigen Schwiegervaters zu finden; ihn auf eben demſelben Fuße, als Sie, Theophan, hier zu finden: aber gleichwohl, — — und wenn ihn das Schickſal auch noch näher mit mir verbinden könnte, — —

Theophan. Ich bitte Sie, liebſter Vetter, betheuern Sie nichts.

Araspe. Warum nicht? Sie wiſſen wohl, Theophan, ich bin der Mann ſonſt nicht, welcher ſeine Schuldner auf eine grauſame Art zu drücken fähig wäre. — —

Theophan. Das weiß ich, und deſto eher — —

Araspe. Hier wird kein Deſto eher gelten. Adraſt, dieſer Mann, der ſich, auf eine eben ſo abgeſchmackte als ruchloſe Art, von andern Menſchen zu unterſcheiden ſucht, verdient, daß man ihn auch wieder von andern Menſchen unterſcheide. Er muß die Vorrechte nicht genießen, die ein ehrlicher Mann ſeinen elenden Nächſten ſonſt gern genießen läßt. Einem ſpöttiſchen Freygeiſte, welcher uns lieber das Edelſte, was wir beſitzen, rauben, und uns alle Hoffnung eines künftigen glückſeligern Lebens zu nichte machen möchte, vergilt man noch lange nicht Gleiches mit Gleichem, wenn man ihm das gegenwärtige Leben ein wenig ſauer macht. — — Ich weiß, es iſt der letzte Stoß, den ich dem Adraſt verſetze; er wird ſeinen Kredit nicht wieder herſtellen können. Ja, ich wollte mich freuen, wenn ich ſo gar ſeine Heyrath dadurch rückgängig machen könnte. Wenn mir es nur um mein Geld zu thun wäre: ſo ſehen Sie wohl, daß ich dieſe Heyrath lieber würde befördern helfen, weil er doch wohl dadurch wieder etwas in die Hände bekommen wird. Aber nein; und ſollte ich bey dem Konkurſe, welcher entſtehen muß, auch ganz und gar ledig ausgehen: ſo will ich ihn dennoch auf das Aeußerſte bringen. Ja, wenn ich alles wohl erwäge, ſo glaube ich, ihm durch dieſe Grauſamkeit noch eine Wohlthat zu erweiſen. Schlechtere Umſtände werden ihn vielleicht zu ernſthaften Ueberlegungen bringen, die er in ſeinem Wohlſtande zu machen, nicht werth gehalten hat; und vielleicht ändert ſich, wie es faſt immer zu geſchehen pflegt, ſein Charakter mit ſeinem Glücke.

Theophan. Ich habe Sie ausreden laſſen. Ich glaube Sie werden ſo billig ſeyn, und mich nunmehr auch hören.

Araspe. Das werde ich. — Aber eingebildet hätte ich mir es nicht, daß ich an meinem frommen Vetter einen Vertheidiger des Adraſts finden ſollte.

Theophan. Ich bin es weniger, als es ſcheinet; und es kommen hier ſo viel Umſtände zuſammen, daß ich weiter faſt nichts, als meine eigne Sache führen werde. Adraſt, wie ich feſt überzeugt bin, iſt von derjenigen Art Freygeiſter, die wohl etwas Beſſers zu ſeyn verdienten. Es iſt auch ſehr begreiflich, daß man in der Jugend ſo etwas gleichſam wider Willen werden kann. Man iſt es aber alsdann nur ſo lange, bis der Verſtand zu einer gewiſſen Reife gelangt iſt, und ſich das aufwallende Geblüte abgekühlt hat. Auf dieſem kritiſchen Punkte ſteht jetzt Adraſt; aber noch mit wankendem Fuße. Ein kleiner Wind, ein Hauch kann ihn wieder herabſtürzen. Das Unglück, das Sie ihm drohen, würde ihn betäuben; er würde ſich einer wüthenden Verzweiflung überlaſſen, und Urſache zu haben glauben, ſich um die Religion nicht zu bekümmern, deren ſtrenge Anhänger ſich kein Bedenken gemacht hätten, ihn zu Grunde zu richten.

Araspe. Das iſt etwas; aber — —

Theophan. Nein, für einen Mann von Ihrer Denkungsart, liebſter Vetter, muß dieſes nicht nur etwas, ſondern ſehr viel ſeyn. Sie haben die Sache von dieſer Seite noch nicht betrachtet; Sie haben den Adraſt nur als einen verlornen Mann angeſehen, an dem man zum Ueberfluſſe noch eine deſperate Kur wagen müſſe. Aus dieſem Grunde iſt die Heftigkeit, mit der Sie wider ihn ſprachen, zu entſchuldigen. Lernen Sie ihn aber durch mich nunmehr unparteyiſcher beurtheilen. Er iſt in ſeinen Reden jetzt weit eingezogener, als man mir ihn ſonſt beſchrieben hat. Wenn er ſtreitet, ſo ſpottet er nicht mehr, ſondern giebt ſich alle Mühe, Gründe vorzubringen. Er fängt an, auf die Beweiſe, die man ihm entgegenſetzt, zu antworten, und ich habe es ganz deutlich gemerkt, daß er ſich ſchämt, wenn er nur halb darauf antworten kann. Freylich ſucht er dieſe Scham noch dann und wann unter das Verächtliche eines Schimpfworts zu verſtecken; aber nur Geduld! es iſt ſchon viel, daß er dieſe Schimpfworte niemals mehr auf die heiligen Sachen, die man gegen ihn vertheidiget, ſondern bloß auf die Vertheidiger fallen läßt. Seine Verachtung der Religion löſet ſich allmählig in die Verachtung derer auf, die ſie lehren.

Araspe. Iſt das wahr, Theophan!

Theophan. Sie werden Gelegenheit haben, Sich ſelbſt davon zu überzeugen. — Sie werden zwar hören, daß dieſe ſeine Verachtung der Geiſtlichen mich jetzt am meiſten trifft; allein ich bitte Sie im Voraus, nicht empfindlicher darüber zu werden, als ich ſelbſt bin. Ich habe es mir feſt vorgenommen, ihn nicht mit gleicher Münze zu bezahlen, ſondern ihm vielmehr ſeine Freundſchaft abzuzwingen, es mag auch koſten, was es will.

Araspe. Wenn Sie bey perſönlichen Beleidigungen ſo großmüthig ſind — —

Theophan. Stille! wir wollen es keine Großmuth nennen. Es kann Eigennutz, es kann eine Art von Ehrgeiz ſeyn, ſein Vorurtheil von den Gliedern meines Ordens durch mich zu Schanden zu machen. Es ſey aber, was es wolle, ſo weiß ich doch, daß Sie viel zu gütig ſind, mir darinn im Wege zu ſtehen. Adraſt würde es ganz gewiß für ein abgekartetes Spiel halten, wenn er ſähe, daß mein Vetter ſo ſcharf hinter ihm drein wäre. Seine Wuth würde einzig auf mich fallen, und er würde mich überall als einen Niederträchtigen ausſchreyen, der ihm, unter tauſend Verſicherungen der Freundſchaft, den Dolch ins Herz geſtoßen habe. Ich wollte nicht gerne, daß er die Exempel von hämtückiſchen Pfaffen, wie er ſie nennt, mit einigem Scheine der Wahrheit auch durch mich vermehren könnte.

Araspe. Lieber Vetter, das wollte ich noch tauſendmal weniger, als Sie. — —

Theophan. Erlauben Sie alſo, daß ich Ihnen einen Vorſchlag thue: — — oder nein; es wird vielmehr eine Bitte ſeyn.

Araspe. Nur ohne Umſtände, Vetter. Sie wiſſen ja doch wohl, daß Sie mich in Ihrer Hand haben.

Theophan. Sie ſollen ſo gütig ſeyn und mir die Wechſel ausliefern, und meine Bezahlung dafür annehmen.

Araspe. Und Ihre Bezahlung dafür annehmen? Bey einem Haare hätten Sie mich böſe gemacht. Was reden Sie von Bezahlung? Wenn ich Ihnen auch nicht geſagt hätte, daß es mir jetzt gar nicht um das Geld zu thun wäre: ſo ſollten Sie doch wenigſtens wiſſen, daß das, was meine iſt, auch Ihre iſt.

Theophan. Ich erkenne meinen Vetter.

Araspe. Und ich erkannte ihn faſt nicht. — Mein nächſter Blutsfreund, mein einziger Erbe, ſieht mich als einen Fremden an, mit dem er handeln kann? (indem er ſein Taſchenbuch herauszieht) Hier ſind die Wechſel! Sie ſind Ihre; machen Sie damit was Ihnen gefällt.

Theophan. Aber erlauben Sie, liebſter Vetter: ich werde nicht ſo frey damit ſchalten dürfen, wenn ich ſie nicht auf die gehörige Art an mich gebracht habe.

Araspe. Welches iſt denn die gehörige Art unter uns, wenn es nicht die iſt, daß ich gebe, und Sie nehmen? — — Doch damit ich alle Ihre Skrupel hebe: wohl! Sie ſollen einen Revers von Sich ſtellen, daß Sie die Summe dieſer Wechſel nach meinem Tode bey der Erbſchaft nicht noch einmal fodern wollen. (lächelnd) Wunderlicher Vetter! ſehen Sie denn nicht, daß ich weiter nichts thue, als auf Abſchlag bezahle? —

Theophan. Sie verwirren mich — —

Araspe. (der noch die Wechſel in Händen hat) Laſſen Sie mich nur die Wiſche nicht länger halten.

Theophan. Nehmen Sie unterdeſſen meinen Dank dafür an.

Araſpe. Was für verlorne Worte! (indem er ſich umſieht) Stecken Sie hurtig ein; da kömmt Adraſt ſelbſt.

Zweyter Auftritt.

Adraſt. Theophan. Araſpe.

Adraſt. (erſtaunend) Himmel! Araſpe hier?

Theophan. Adraſt, ich habe das Vergnügen, Ihnen in dem Herrn Araſpe meinen Vetter vorzuſtellen.

Adraſt. Wie? Araſpe Ihr Vetter?

Araſpe. O! wir kennen einander ſchon. Es iſt mir angenehm, Herr Adraſt, Sie hier zu ſehen.

Adraſt. Ich bin bereits die ganze Stadt nach Ihnen durchgerannt. Sie wiſſen, wie wir mit einander ſtehen, und ich wollte Ihnen die Mühe erſparen, mich aufzuſuchen.

Araſpe. Es wäre nicht nöthig geweſen. Wir wollen von unſerer Sache ein andermal ſprechen. Theophan hat es auf ſich genommen. — —

Adraſt. Theophan? Ha! nun iſt es klar. — —

Theophan. Was iſt klar, Adraſt? (ruhig)

Adraſt. Ihre Falſchheit, Ihre Liſt — —

Theophan. (zum Araſpe) Wir halten uns zu lange hier auf. Liſidor, lieber Vetter, wird Sie mit Schmerzen erwarten. Erlauben Sie, daß ich Sie zu ihm führe. — (zum Adraſt) Darf ich bitten, Adraſt, daß Sie einen Augenblick hier verziehen? Ich will den Araſpe nur herauf begleiten; ich werde gleich wieder hier ſeyn.

Araſpe. Wenn ich Ihnen rathen darf, Adraſt, ſo ſeyn Sie gegen meinen Vetter nicht ungerecht. — —

Theophan. Er wird es nicht ſeyn. Kommen Sie nur.

(Theophan und Araſpe gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Adraſt.

(bitter) Nein, gewiß, ich werde es auch nicht ſeyn! Er iſt unter allen ſeines gleichen, die ich noch gekannt habe, der haſſenswürdigſte! Dieſe Gerechtigkeit will ich ihm wiederfahren laſſen. Er hat den Araſpe ausdrücklich meinetwegen kommen laſſen: das iſt unleugbar. Es iſt mir aber doch lieb, daß ich ihm nie einen redlichen Tropfen Bluts zugetrauet, und ſeine ſüßen Reden jederzeit für das gehalten habe, was ſie ſind. — —

Vierter Auftritt.

Adraſt. Johann.

Johann. Nun? haben Sie den Araſpe gefunden?

Adraſt. Ja. (noch bitter.)

Johann. Gehts gut?

Adraſt. Vortrefflich.

Johann. Ich hätte es ihm auch rathen wollen, daß er die geringſte Schwierigkeit gemacht hätte! — — — Und er hat doch ſchon wieder ſeinen Abſchied genommen?

Adraſt. Verzieh nur: er wird uns gleich den unſrigen bringen.

Johann. Er den unſrigen? — Wo iſt Araſpe? — —

Adraſt. Beym Liſidor.

Johann. Araſpe beym Liſidor? Araſpe?

Adraſt. Ja, Theophans Vetter.

Johann. Was frage ich nach des Narren Vetter? Ich meyne Araſpen. — —

Adraſt. Den meyne ich auch.

Johann. Aber — —

Adraſt. Aber ſiehſt du denn nicht, daß ich raſend werden möchte? Was plagſt du mich noch? du hörſt ja, daß Theophan und Araſpe Vettern ſind.

Johann. Zum erſtenmal in meinem Leben. — — Vettern? Ey! deſto beſſer; unſere Wechſel bleiben alſo in der Freundſchaft, und Ihr neuer Herr Schwager wird dem alten Herrn Vetter ſchon zureden — —

Adraſt. Du Dummkopf! — Ja, er wird ihm zureden, mich ohne Nachſicht unglücklich zu machen. — Biſt du denn ſo albern, es für einen Zufall anzuſehen, daß Araſpe hier iſt? Siehſt du denn nicht, daß es Theophan muß erfahren haben, wie ich mit ſeinem Vetter ſtehe? daß er ihm Nachricht von meinen Umſtänden gegeben hat? daß er ihn gezwungen hat, über Hals über Kopf eine ſo weite Reiſe zu thun, um die Gelegenheit ja nicht zu verſäumen, meinen Ruin an den Tag zu bringen, und mir dadurch die letzte Zuflucht, die Gunſt des Liſidors, zu vernichten?

Johann. Verdammt! wie gehen mir die Augen auf! Sie haben Recht. Kann ich Eſel denn, wenn von einem Geiſtlichen die Rede iſt, nicht gleich auf das Allerboshafteſte fallen? — Ha! wenn ich doch die Schwarzröcke auf einmal zu Pulver ſtampfen und in die Luſt ſchießen könnte! Was für Streiche haben ſie uns nicht ſchon geſpielt! Der eine hat uns um manches Tauſend Thaler gebracht: das war der ehrwürdige Gemahl Ihrer lieben Schweſter. Der andere — —

Adraſt. O! fange nicht an, mir meine Unfälle vorzuzählen. Ich will ſie bald geendigt ſehen. Alsdann will ich es doch abwarten, was mir das Glück noch nehmen kann, wann ich nichts mehr habe.

Johann. Was es Ihnen noch nehmen kann, wann Sie nichts mehr haben? Das will ich Ihnen gleich ſagen: Mich wird es Ihnen alsdann noch nehmen.

Adraſt. Ich verſtehe dich, Holunke! —

Johann. Verſchwenden Sie Ihren Zorn nicht an mir. Hier kömmt der, an welchem Sie ihn beſſer anwenden können.

Fünfter Auftritt.

Theophan. Adraſt. Johann.

Theophan. Ich bin wieder hier, Adraſt. Es entfielen Ihnen vorhin einige Worte von Falſchheit und Liſt. — —

Adraſt. Beſchuldigungen entfallen mir niemals. Wenn ich ſie vorbringe, bringe ich ſie mit Vorſatz und Ueberlegung vor.

Theophan. Aber eine nähere Erklärung — —

Adraſt. Die fodern Sie nur von Sich ſelbſt.

Johann. (die erſten Worte bey Seite) Hier muß ich hetzen. — — Ja, ja, Herr Theophan! es iſt ſchon bekannt, daß Ihnen mein Herr ein Dorn in den Augen iſt.

Theophan. Adraſt, haben Sie es ihm befohlen, an Ihrer Stelle zu antworten?

Johann. So? auch meine Vertheidigung wollen Sie ihm nicht gönnen? Ich will doch ſehen, wer mir verbieten ſoll, mich meines Herrn anzunehmen?

Theophan. Laſſen Sie es ihn doch ſehen, Adraſt.

Adraſt. Schweig!

Johann. Ich ſollte — —

Adraſt. Noch ein Wort! (drohend)

Theophan. Nunmehr darf ich die Bitte um eine nähere Erklärung doch wohl wiederholen? Ich weiß ſie mir ſelbſt nicht zu geben.

Adraſt. Erklären Sie Sich denn gerne näher, Theophan?

Theophan. Mit Vergnügen, ſobald es verlangt wird.

Adraſt. Ey! ſo ſagen Sie mir doch, was wollte denn Araspe, bey Gelegenheit deſſen, was Sie ſchon wiſſen, mit den Worten ſagen: Theophan hat es auf ſich genommen?

Theophan. Darüber ſollte ſich Araspe eigentlich erklären. Doch ich kann es an ſeiner Statt thun. Er wollte ſagen, daß er mir Ihre Wechſel zur Beſorgung übergeben habe.

Adraſt. Auf Ihr Anliegen?

Theophan. Das kann wohl ſeyn.

Adraſt. Und was haben Sie beſchloſſen, damit zu thun?

Theophan. Sie ſind Ihnen ja noch nicht vorgewieſen worden? Können wir etwas beſchließen, ehe wir wiſſen, was Sie darauf thun wollen?

Adraſt. Kahle Ausflucht! Ihr Vetter weiß es längſt, was ich darauf thun kann.

Theophan. Er weiß, daß Sie ihnen Genüge thun können. Und ſind ſie alsdann nicht auseinander?

Adraſt. Sie ſpotten.

Theophan. Ich bin nicht Adraſt.

Adraſt. Setzen Sie aber den Fall, — — und Sie können ihn ſicher ſetzen, — — daß ich nicht im Stande wäre zu bezahlen: was haben Sie alsdann beſchloſſen?

Theophan. In dieſem Falle iſt noch nichts beſchloſſen.

Adraſt. Aber was dürfte beſchloſſen werden?

Theophan. Das kömmt auf Araspen an. Doch ſollte ich meynen, daß eine einzige Vorſtellung, eine einzige höfliche Bitte bey einem Manne, wie Araspe iſt, viel ausrichten könne.

Johann. Nach dem die Ohrenbläſer ſind. — —

Adraſt. Muß ich es noch einmal ſagen, daß du ſchweigen ſollſt?

Theophan. Ich würde mir ein wahres Vergnügen machen, wenn ich Ihnen durch meine Vermittelung einen kleinen Dienſt dabey erzeigen könnte.

Adraſt. Und Sie meynen, daß ich Sie mit einer demüthigen Miene, mit einer kriechenden Liebkoſung, mit einer niederträchtigen Schmeicheley darum erſuchen ſolle? Nein, ſo will ich Ihre Kitzelung über mich nicht vermehren. Wenn Sie mich mit dem ehrlichſten Geſichte verſichert hätten, Ihr Möglichſtes zu thun, ſo würden Sie in einigen Augenblicken mit einer wehmüthigen Stellung wiederkommen, und es betauern, daß Ihre angewandte Mühe umſonſt ſey? Wie würden ſich Ihre Augen an meiner Verwirrung weiden!

Theophan. Sie wollen mir alſo keine Gelegenheit geben, das Gegentheil zu beweiſen? — — Es ſoll Ihnen nur ein Wort koſten.

Adraſt. Nein, auch dieſes Wort will ich nicht verlieren. Denn kurz, — — und hier haben Sie meine nähere Erklärung: — — Araspe würde, ohne Ihr Anſtiften, nicht hieher gekommen ſeyn. Und nun, da Sie Ihre Mine, mich zu ſprengen, ſo wohl angelegt hätten, ſollten Sie durch ein einziges Wort können bewogen werden, ſie nicht ſpringen zu laſſen? Führen Sie Ihr ſchönes Werk nur aus.

Theophan. Ich erſtaune über Ihren Verdacht nicht. Ihre Gemüthsart hat mich ihn vorher ſehen laſſen. Aber gleichwohl iſt es gewiß, daß ich eben ſo wenig gewußt habe, daß Araspe Ihr Gläubiger ſey, als Sie gewußt haben, daß er mein Vetter iſt.

Adraſt. Es wird ſich zeigen.

Theophan. Zu Ihrem Vergnügen, hoffe ich. — Heitern Sie Ihr Geſicht nur auf; und folgen Sie mir mit zu der Geſellſchaft. — —

Adraſt. Ich will ſie nicht wieder ſehen.

Theophan. Was für ein Entſchluß! Ihren Freund, Ihre Geliebte — —

Adraſt. Wird mir wenig koſten, zu verlaſſen. Sorgen Sie aber nur nicht, daß es eher geſchehen ſoll, als bis Sie befriediget ſind. Ich will Ihren Verluſt nicht, und ſogleich noch das letzte Mittel verſuchen. —

Theophan. Bleiben Sie, Adraſt. — — Es thut mir leid, daß ich Sie nicht gleich den Augenblick aus aller Ihrer Unruhe geriſſen habe. — — Lernen Sie meinen Vetter beſſer kennen, (indem er die Wechſel hervor zieht) und glauben Sie gewiß, wenn Sie ſchon von mir das Allernichtswürdigſte denken wollen, daß wenigſtens er ein Mann iſt, der Ihre Hochachtung verdient. Er will Sie nicht anders, als mit dem ſorgloſeſten Geſichte ſehen, und giebt Ihnen deswegen Ihre Wechſel hier zurück. (er reicht ſie ihm dar) Sie ſollen ſie ſelbſt ſo lange verwahren, bis Sie ihn nach Ihrer Bequemlichkeit deswegen befriedigen können. Er glaubt, daß ſie ihm in Ihren Händen eben ſo ſicher ſind, als unter ſeinem eigenen Schloſſe. Sie haben den Ruhm eines ehrlichen Mannes, wenn Sie ſchon den Ruhm eines frommen nicht haben.

Adraſt. (ſtutzig, indem er des Theophans Hand zurück ſtößt) Mit was für einem neuen Fallſtricke drohen Sie mir? Die Wohlthaten eines Feindes — —

Theophan. Unter dieſem Feinde verſtehen Sie mich; was aber hat Araspe mit Ihrem Haſſe zu thun? Er iſt es, nicht ich, der Ihnen dieſe geringſchätzige Wohlthat erzeigen will; wenn anders eine armſelige Gefälligkeit dieſen Namen verdient. — Was überlegen Sie noch? Hier, Adraſt! nehmen Sie Ihre Handſchriften zurück!

Adraſt. Ich will mich wohl dafür hüten.

Theophan. Ich bitte Sie, laſſen Sie mich nicht unverrichteter Sache zu einem Manne zurückkommen, der es mit Ihnen gewiß redlich meynet. Er würde die Schuld ſeines verachteten Anerbietens auf mich ſchieben. (indem er ihm die Wechſel aufs neue darreicht, reißt ſie ihm Johann aus der Hand.)

Johann. Ha! ha! mein Herr, in weſſen Händen ſind die Wechſel nun?

Theophan. (gelaſſen) In den deinigen, ohne Zweifel. Immer bewahre ſie, anſtatt deines Herrn.

Adraſt. (geht wütend auf den Bedienten los) Infamer! es koſtet dein Leben — —

Theophan. Nicht ſo hitzig, Adraſt.

Adraſt. Den Augenblick gieb ſie ihm zurück! (er nimmt ſie ihm weg.) Geh mir aus den Augen!

Johann. Nun, wahrhaftig! — —

Adraſt. Wo du noch eine Minute verziehſt — — (er ſtößt ihn fort.)

Sechſter Auftritt.

Theophan. Adraſt.

Adraſt. Ich muß mich ſchämen, Theophan; ich glaube aber nicht, daß Sie ſo gar weit gehen, und mich mit meinem Bedienten vermengen werden. — — Nehmen Sie es zurück, was man Ihnen rauben wollte. — —

Theophan. Es iſt in der Hand, in der es ſeyn ſoll.

Adraſt. Nein. Ich verachte Sie viel zu ſehr, als daß ich Sie abhalten ſollte, eine niederträchtige That zu begehen.

Theophan. Das iſt empfindlich! (er nimmt die Wechſel zurück)

Adraſt. Es iſt mir lieb, daß Sie mich nicht gezwungen, ſie Ihnen vor die Füße zu werfen. Wenn ſie wieder in meine Hände zurück kommen ſollen, ſo werde ich anſtändigere Mittel dazu finden. Finde ich aber keine, ſo iſt es eben das. Sie werden Sich freuen, mich zu Grunde zu richten, und ich werde mich freuen, Sie von ganzem Herzen haſſen zu können.

Theophan. Es ſind doch wirklich Ihre Wechſel, Adraſt? (indem er ſie aufſchlägt und ihm zeigt)

Adraſt. Sie glauben etwa, daß ich ſie leugnen werde? —

Theophan. Das glaube ich nicht; ich will bloß gewiß ſeyn. (er zerreißt ſie gleichgültig.)

Adraſt. Was machen Sie, Theophan?

Theophan. Nichts. (indem er die Stücken in die Scene wirft) Ich vernichte eine Nichtswürdigkeit, die einen Mann, wie Adraſt iſt, zu ſo kleinen Reden verleiten kann.

Adraſt. Aber ſie gehören nicht Ihnen. —

Theophan. Sorgen Sie nicht; ich thue, was ich verantworten kann. — — Beſtehet Ihr Verdacht noch? (geht ab.)

Siebender Auftritt.

Adraſt.

(ſieht ihm einige Augenblicke nach.) Was für ein Mann! Ich habe tauſend aus ſeinem Stande gefunden, die unter der Larve der Heiligkeit betrogen; aber noch keinen, der es, wie dieſer, unter der Larve der Großmuth gethan hätte. — — Entweder er ſucht mich zu beſchämen, oder zu gewinnen. Keines von beiden ſoll ihm gelingen. Ich habe mich, zu gutem Glücke, auf einen hieſigen Wechsler beſonnen, mit dem ich, bey beſſern Umſtänden, ehemals Verkehr hatte. Er wird hoffentlich glauben, daß ich mich noch in eben denſelben befinde, und wenn das iſt, mir ohne Anſtand die nöthige Summe vorſchießen. Ich will ihn aber deswegen nicht zum Bocke machen, über deſſen Hörner ich aus dem Brunnen ſpringe. Ich habe noch liegende Gründe, die ich mit Vortheil verkaufen kann, wenn mir nur Zeit gelaſſen wird. Ich muß ihn aufſuchen. — —

Achter Auftritt.

Henriette. Adraſt.

Henriette. Wo ſtecken Sie denn, Adraſt? Man hat ſchon zwanzigmal nach Ihnen gefragt. O! ſchämen Sie Sich, daß ich Sie zu einer Zeit ſuchen muß, da Sie mich ſuchen ſollten. Sie ſpielen den Ehemann zu zeitig. Doch getroſt! vielleicht ſpielen Sie dafür den Verliebten alsdann, wann ihn andre nicht mehr ſpielen.

Adraſt. Erlauben Sie, Mademoiſell; ich habe nur noch etwas Nöthiges außer dem Hauſe zu beſorgen.

Henriette. Was können Sie jetzt Nöthigers zu thun haben, als um mich zu ſeyn?

Adraſt. Sie ſcherzen.

Henriette. Ich ſcherze? — Das war ein allerliebſtes Kompliment!

Adraſt. Ich mache nie welche.

Henriette. Was für ein mürriſches Geſicht! — — Wiſſen Sie, daß wir uns über dieſe mürriſchen Geſichter zanken werden, noch ehe uns die Trauung die Erlaubniß dazu ertheilt?

Adraſt. Wiſſen Sie, daß ein ſolcher Einfall in Ihrem Munde nicht eben der artigſte iſt?

Henriette. Vielleicht, weil Sie glauben, daß die leichtſinnigen Einfälle nur in Ihrem Munde wohl laſſen? Unterdeſſen haben Sie doch wohl kein Privilegium darüber?

Adraſt. Sie machen Ihre Dinge vortrefflich. Ein Frauenzimmer, das ſo fertig antworten kann, iſt ſehr viel werth.

Henriette. Das iſt wahr; denn wir ſchwachen Werkzeuge wiſſen ſonſt den Mund am allerwenigſten zu gebrauchen.

Adraſt. Wollte Gott!

Henriette. Ihr treuherziges Wollte Gott! bringt mich zum Lachen, ſo ſehr ich auch böſe ſeyn wollte. Ich bin ſchon wieder gut, Adraſt.

Adraſt. Sie ſehen noch einmal ſo reizend aus, wenn Sie böſe ſeyn wollen; denn es kömmt doch ſelten weiter damit, als bis zur Ernſthaftigkeit, und dieſe läßt Ihrem Geſichte um ſo viel ſchöner, je fremder ſie in demſelben iſt. Eine beſtändige Munterkeit, ein immer anhaltendes Lächeln wird unſchmackhaft.

Henriette. (ernſthaft) O! mein guter Herr, wenn das Ihr Fall iſt, ich will es Ihnen ſchmackhaft genug machen.

Adraſt. Ich wollte wünſchen, — — denn noch habe ich Ihnen nichts vorzuſchreiben, — —

Henriette. Dieſes Noch iſt mein Glück. Aber was wollten Sie denn wünſchen?

Adraſt. Daß Sie Sich ein klein wenig mehr nach dem Exempel Ihrer älteſten Mademoiſell Schweſter richten möchten. Ich verlange nicht, daß Sie ihre ganze ſittſame Art an Sich nehmen ſollen; wer weiß, ob ſie Ihnen ſo anſtehen würde? —

Henriette. St! die Pfeife verräth das Holz, woraus ſie geſchnitten iſt. Laſſen Sie doch hören, ob meine dazu ſtimmt?

Adraſt. Ich höre.

Henriette. Es iſt recht gut, daß Sie auf das Kapitel von Exempeln gekommen ſind. Ich habe Ihnen auch einen kleinen Vers daraus vorzupredigen.

Adraſt. Was für eine Art ſich auszudrücken!

Henriette. Hum! Sie denken, weil Sie nichts vom Predigen halten. Sie werden finden, daß ich eine Liebhaberinn davon bin. Aber hören Sie nur: — — (in ſeinem vorigen Tone) Ich wollte wünſchen, — — denn noch habe ich Ihnen nichts vorzuſchreiben — —

Adraſt. Und werden es auch niemals haben.

Henriette. Ja ſo! — Streichen Sie alſo das weg. — — Ich wollte wünſchen, daß Sie Sich ein klein wenig mehr nach dem Exempel des Herrn Theophans bilden möchten. Ich verlange nicht, daß Sie ſeine ganze gefällige Art an ſich nehmen ſollen, weil ich nichts Unmögliches verlangen mag; aber ſo etwas davon, würde Sie um ein gut Theil erträglicher machen. Dieſer Theophan, der nach weit ſtrengern Grundſätzen lebt, als die Grundſätze eines gewiſſen Freygeiſtes ſind, iſt allezeit aufgeräumt und geſprächig. Seine Tugend, und noch ſonſt etwas, worüber Sie aber lachen werden, ſeine Frömmigkeit — — Lachen Sie nicht?

Adraſt. Laſſen Sie Sich nicht ſtören. Reden Sie nur weiter. Ich will unterdeſſen meinen Gang verrichten, und gleich wieder hier ſeyn. (geht ab.)

Henriette. Sie dürfen nicht eilen. Sie kommen, wann Sie kommen: Sie werden mich nie wieder ſo treffen. — Welche Grobheit! Soll ich mich wohl darüber erzürnen? — Ich will mich beſinnen. (geht auf der andern Seite ab.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Juliane. Henriette. Liſette.

Henriette. Sage was du willſt; ſein Betragen iſt nicht zu entſchuldigen.

Juliane. Davon würde ſich alsdann erſt urtheilen laſſen, wann ich auch ſeine Gründe gehört hätte. Aber, meine liebe Henriette, willſt du mir wohl eine kleine ſchweſterliche Ermahnung nicht übel nehmen?

Henriette. Das kann ich dir nicht voraus ſagen. Wenn ſie dahin abzielen ſollte, wohin ich mir einbilde — —

Juliane. Ja, wenn du mit deinen Einbildungen dazu kömmſt — —

Henriette. O! ich bin mit meinen Einbildungen recht wohl zu frieden. Ich kann ihnen nicht nachſagen, daß ſie mich jemals ſehr irre geführt hätten.

Juliane. Was meynſt du damit?

Henriette. Muß man denn immer etwas meynen? Du weißt ja wohl, Henriette ſchwatzt gerne in den Tag hinein, und ſie erſtaunt allezeit ſelber, wenn ſie von ohngefähr ein Pünktchen trifft, welches das Pünktchen iſt, das man nicht gerne treffen laſſen möchte.

Juliane. Nun höre einmal, Liſette!

Henriette. Ja, Liſette, laß uns doch hören, was das für eine ſchweſterliche Ermahnung iſt, die ſie mir ertheilen will.

Juliane. Ich dir eine Ermahnung?

Henriette. Mich deucht, du ſprachſt davon.

Juliane. Ich würde ſehr übel thun, wenn ich dir das geringſte ſagen wollte.

Henriette. O! ich bitte — —

Juliane. Laß mich!

Henriette. Die Ermahnung, Schweſterchen! — —

Juliane. Du verdienſt ſie nicht.

Henriette. So ertheile ſie mir ohne mein Verdienſt.

Juliane. Du wirſt mich böſe machen.

Henriette. Und ich, — — ich bin es ſchon. Aber denke nur nicht, daß ich es über dich bin. Ich bin es über niemanden, als über den Adraſt. Und was mich unverſöhnlich gegen ihn macht, iſt dieſes, daß meine Schweſter ſeinetwegen gegen mich ungerecht werden muß.

Juliane. Von welcher Schweſter ſprichſt du?

Henriette. Von welcher? — — von der, die ich gehabt habe.

Juliane. Habe ich dich jemals ſo empfindlich geſehen! — Du weißt es, Liſette, was ich geſagt habe.

Liſette. Ja, das weiß ich; und es war wirklich weiter nichts, als eine unſchuldige Lobrede auf den Adraſt, an der ich nur das auszuſetzen hatte, daß ſie Mamſell Henrietten eiferſüchtig machen mußte.

Juliane. Eine Lobrede auf Adraſten?

Henriette. Mich eiferſüchtig?

Liſette. Nicht ſo ſtürmiſch! — — So gehts den Leuten, die mit der Wahrheit gerade durch wollen: ſie machen es niemanden recht.

Henriette. Mich eiferſüchtig? Auf Adraſten eiferſüchtig? Ich werde, von heute an, den Himmel um nichts inbrünſtiger anflehen, als um die Errettung aus den Händen dieſes Mannes.

Juliane. Ich? eine Lobrede auf Adraſten? Iſt das eine Lobrede, wenn ich ſage, daß ein Mann einen Tag nicht wie den andern aufgeräumt ſeyn kann? Wenn ich ſage, daß Adraſten die Bitterkeit, worüber meine Schweſter klagt, nicht natürlich iſt, und daß ſie ein zugeſtoßener Verdruß bey ihm müſſe erregt haben? Wenn ich ſage, daß ein Mann, wie er, der ſich mit finſterm Nachdenken vielleicht nur zu ſehr beſchäfftiget — —

Zweyter Auftritt.

Adraſt. Juliane. Henriette. Liſette.

Henriette. Als wenn Sie gerufen wären, Adraſt! Sie verließen mich vorhin, unhöflich genug, mitten in der Erhebung des Theophans; aber das hindert mich nicht, daß ich Ihnen nicht die Wiederholung Ihrer eigenen anzuhören gönnen ſollte. — Sie ſehen Sich um? Nach Ihrer Lobrednerinn gewiß? Ich bin es nicht, wahrhaftig! ich bin es nicht; meine Schweſter iſt es. Eine Betſchweſter die Lobrednerinn eines Freygeiſtes! Was für ein Widerſpruch! Entweder Ihre Bekehrung muß vor der Thüre ſeyn, Adraſt; oder meiner Schweſter Verführung.

Juliane. Wie ausgelaſſen ſie wieder auf einmal iſt.

Henriette. Stehen Sie doch nicht ſo hölzern da!

Adraſt. Ich nehme Sie zum Zeugen, ſchönſte Juliane, wie verächtlich ſie mir begegnet.

Henriette. Komm nur, Liſette! wir wollen ſie allein laſſen. Adraſt braucht ohne Zweifel unſere Gegenwart weder zu ſeiner Dankſagung, noch zu meiner Verklagung.

Juliane. Liſette ſoll hier bleiben.

Henriette. Nein, ſie ſoll nicht.

Liſette. Sie wiſſen wohl, ich gehöre heute Mamſell Henrietten.

Henriette. Aber bey dem allen ſieh dich vor, Schweſter! Wenn mir dein Theophan aufſtößt, ſo ſollſt du ſehen, was geſchieht. Sie dürfen nicht denken, Adraſt, daß ich dieſes ſage, um Sie eiferſüchtig zu machen. Ich fühle es in der That, daß ich anfange, Sie zu haſſen.

Adraſt. Es möchte Ihnen auch ſchwerlich gelingen, mich eiferſüchtig zu machen.

Henriette. O! das wäre vortrefflich, wenn Sie mir hierinne gleich wären. Alsdann, erſt alsdann würde unſre Ehe eine recht glückliche Ehe werden. Freuen Sie Sich, Adraſt! wie verächtlich wollen wir einander begegnen! — — Du willſt antworten, Schweſter? Nun iſt es Zeit. Fort, Liſette!

Dritter Auftritt.

Adraſt. Juliane.

Juliane. Adraſt, Sie werden Geduld mit ihr haben müſſen. — Sie verdient es aber auch; denn ſie hat das beſte Herz von der Welt, ſo verdächtig es ihre Zunge zu machen ſucht.

Adraſt. Allzugütige Juliane! Sie hat das Glück, Ihre Schweſter zu ſeyn; aber wie ſchlecht macht ſie ſich dieſes Glück zu Nutze? Ich entſchuldige jedes Frauenzimmer, das ohne merkliche Fehler nicht hat aufwachſen können, weil es ohne Erziehung und Beyſpiele hat aufwachſen müſſen; aber ein Frauenzimmer zu entſchuldigen, das eine Juliane zum Muſter gehabt hat, und eine Henriette geworden iſt: bis dahin langt meine Höflichkeit nicht. —

Juliane. Sie ſind aufgebracht, Adraſt: wie könnten Sie billig ſeyn?

Adraſt. Ich weiß nicht, was ich jetzo bin; aber ich weiß, daß ich aus Empfindung rede. — —

Juliane. Die zu heftig iſt, als daß ſie lange anhalten ſollte.

Adraſt. So prophezeihen Sie mir mein Unglück.

Juliane. Wie? — Sie vergeſſen, in was für Verbindung Sie mit meiner Schweſter ſtehen?

Adraſt. Ach! Juliane, warum muß ich Ihnen ſagen, daß ich kein Herz für Ihre Schweſter habe?

Juliane. Sie erſchrecken mich. — —

Adraſt. Und ich habe Ihnen nur noch die kleinſte Hälfte von dem geſagt, was ich Ihnen ſagen muß.

Juliane. So erlauben Sie, daß ich mir die größre erſpare. (Sie will fortgehen.)

Adraſt. Wohin? Ich hätte Ihnen meine Veränderung entdeckt, und Sie wollten die Gründe, die mich dazu bewogen haben, nicht anhören? Sie wollten mich mit dem Verdachte verlaſſen, daß ich ein unbeſtändiger, leichtſinniger Flattergeiſt ſey?

Juliane. Sie irren ſich. Nicht ich; mein Vater, meine Schweſter, haben allein auf Ihre Rechtfertigungen ein Recht.

Adraſt. Allein? Ach! — —

Juliane. Halten Sie mich nicht länger —

Adraſt. Ich bitte nur um einen Augenblick. Der größte Verbrecher wird gehört — —

Juliane. Von ſeinem Richter, Adraſt; und ich bin Ihr Richter nicht.

Adraſt. Aber ich beſchwöre Sie, es jetzt ſeyn zu wollen. Ihr Vater, ſchönſte Juliane, und Ihre Schweſter werden mich verdammen, und nicht richten. Ihnen allein traue ich die Billigkeit zu, die mich beruhigen kann.

Juliane. (bey Seite) Ich glaube, er beredet mich, ihn anzuhören. — — Nun wohl! ſo ſagen Sie denn, Adraſt, was Sie wider meine Schweſter ſo eingenommen hat?

Adraſt. Sie ſelbſt hat mich wider ſich eingenommen. Sie iſt zu wenig Frauenzimmer, als daß ich ſie als ein Frauenzimmer lieben könnte. Wenn ihre Lineamente nicht ihr Geſchlecht beſtärkten, ſo würde man ſie für einen verkleideten wilden Jüngling halten, der zu ungeſchickt wäre, ſeine angenommene Rolle zu ſpielen. Was für ein Mundwerk! Und was muß es für ein Geiſt ſeyn, der dieſen Mund in Beſchäfftigung erhält! Sagen Sie nicht, daß vielleicht Mund und Geiſt bey ihr wenig oder keine Verbindung mit einander haben. Deſto ſchlimmer. Dieſe Unordnung, da ein jedes von dieſen zwey Stücken ſeinen eignen Weg hält, macht zwar die Vergehungen einer ſolchen Perſon weniger ſtrafbar; allein ſie vernichtet auch alles Gute, was dieſe Perſon noch etwa an ſich haben kann. Wenn ihre beißenden Spöttereyen, ihre nachtheiligen Anmerkungen deßwegen zu überſehen ſind, weil ſie es, wie man zu reden pflegt, nicht ſo böſe meynet; iſt man nicht berechtiget, aus eben dieſem Grunde dasjenige, was ſie rühmliches und verbindliches ſagt, ebenfalls für leere Töne anzuſehen, bey welchen ſie es vielleicht nicht ſo gut meynet? Wie kann man eines Art zu denken beurtheilen, wenn man ſie nicht aus ſeiner Art zu reden beurtheilen ſoll? Und wenn der Schluß von der Rede auf die Geſinnung in dem einen Falle nicht gelten ſoll, warum ſoll er in dem andern gelten? Sie ſpricht mit dürren Worten, daß ſie mich zu haſſen anfange; und ich ſoll glauben, daß ſie mich noch liebe? So werde ich auch glauben müſſen, daß ſie mich haſſe, wenn ſie ſagen wird, daß ſie mich zu lieben anfange.

Juliane. Adraſt, Sie betrachten ihre kleinen Neckereyen zu ſtrenge, und verwechſeln Falſchheit mit Uebereilung. Sie kann der letztern des Tages hundertmal ſchuldig werden; und von der erſtern doch immer entfernt bleiben. Sie müſſen es aus ihren Thaten, und nicht aus ihren Reden, erfahren lernen, daß ſie im Grunde die freundſchaftlichſte und zärtlichſte Seele hat.

Adraſt. Ach! Juliane, die Reden ſind die erſten Anfänge der Thaten, ihre Elemente gleichſam. Wie kann man vermuthen, daß diejenige vorſichtig und gut handeln werde, der es nicht einmal gewöhnlich iſt, vorſichtig und gut zu reden? Ihre Zunge verſchont nichts, auch dasjenige nicht, was ihr das Heiligſte von der Welt ſeyn ſollte. Pflicht, Tugend, Anſtändigkeit, Religion: alles iſt ihrem Spotte ausgeſetzt. — —

Juliane. Stille, Adraſt! Sie ſollten der letzte ſeyn, der dieſe Anmerkung machte.

Adraſt. Wie ſo?

Juliane. Wie ſo? — Soll ich aufrichtig reden?

Adraſt. Als ob Sie anders reden könnten. — —

Juliane. Wie, wenn das ganze Betragen meiner Schweſter, ihr Beſtreben leichtſinniger zu ſcheinen, als ſie iſt, ihre Begierde Spöttereyen zu ſagen, ſich nur von einer gewiſſen Zeit herſchriebe? Wie, wenn dieſe gewiſſe Zeit die Zeit Ihres Hierſeyns wäre, Adraſt?

Adraſt. Was ſagen Sie?

Juliane. Ich will nicht ſagen, daß Sie ihr mit einem böſen Exempel vorgegangen wären. Allein wozu verleitet uns nicht die Begierde zu gefallen? Wenn Sie Ihre Geſinnungen auch noch weniger geäußert hätten: — — und Sie haben ſie oft deutlich genug geäußert: — — ſo würde ſie Henriette doch errathen haben. Und ſo bald ſie dieſelben errieth, ſo bald war der Schluß, ſich durch die Annehmung gleicher Geſinnungen bey Ihnen beliebt zu machen, für ein lebhaftes Mädchen ſehr natürlich. Wollen Sie wohl nun ſo grauſam ſeyn, und ihr dasjenige als ein Verbrechen anrechnen, wofür Sie ihr, als für eine Schmeicheley, danken ſollten?

Adraſt. Ich danke niemanden, der klein genug iſt, meinetwegen ſeinen Charakter zu verlaſſen; und derjenige macht mir eine ſchlechte Schmeicheley, der mich für einen Thoren hält, welchem nichts als ſeine Art gefalle, und der überall gern kleine Kopien und verjüngte Abſchilderungen von ſich ſelbſt ſehen möchte.

Juliane. Aber auf dieſe Art werden Sie wenig Proſelyten machen.

Adraſt. Was denken Sie von mir, ſchönſte Juliane? Ich Proſelyten machen? Raſendes Unternehmen! Wem habe ich meine Gedanken jemals anſchwatzen oder aufdringen wollen? Es ſollte mir Leid thun, ſie unter den Pöbel gebracht zu wiſſen. Wenn ich ſie oft laut und mit einer gewiſſen Heftigkeit vertheidiget habe, ſo iſt es in der Abſicht, mich zu rechtfertigen, nicht, andere zu überreden, geſchehen. Wenn meine Meynungen zu gemein würden, ſo würde ich der erſte ſeyn, der ſie verließe, und die gegenſeitigen annähme.

Juliane. Sie ſuchen alſo nur das Sonderbare?

Adraſt. Nein, nicht das Sonderbare, ſondern bloß das Wahre; und ich kann nicht dafür, wenn jenes, leider! eine Folge von dieſem iſt. Es iſt mir unmöglich zu glauben, daß die Wahrheit gemein ſeyn könne; eben ſo unmöglich, als zu glauben, daß in der ganzen Welt auf einmal Tag ſeyn könne. Das, was unter der Geſtalt der Wahrheit unter allen Völkern herumſchleicht, und auch von den Blödſinnigſten angenommen wird, iſt gewiß keine Wahrheit, und man darf nur getroſt die Hand, ſie zu entkleiden, anlegen, ſo wird man den ſcheußlichſten Irrthum nackend vor ſich ſtehen ſehen.

Juliane. Wie elend ſind die Menſchen, und wie ungerecht ihr Schöpfer, wenn Sie Recht haben, Adraſt! Es muß entweder gar keine Wahrheit ſeyn, oder ſie muß von der Beſchaffenheit ſeyn, daß ſie von den meiſten, ja von allen, wenigſtens im Weſentlichſten, empfunden werden kann.

Adraſt. Es liegt nicht an der Wahrheit, daß ſie es nicht werden kann; ſondern an den Menſchen. — — Wir ſollen glücklich in der Welt leben; dazu ſind wir erſchaffen; dazu ſind wir einzig und allein erſchaffen. So oft die Wahrheit dieſem großen Endzwecke hinderlich iſt, ſo oft iſt man verbunden, ſie bey Seite zu ſetzen; denn nur wenig Geiſter können in der Wahrheit ſelbſt ihr Glück finden. Man laſſe daher dem Pöbel ſeine Irrthümer; man laſſe ſie ihm, weil ſie ein Grund ſeines Glückes und die Stütze des Staates ſind, in welchem er für ſich Sicherheit, Ueberfluß und Freude findet. Ihm die Religion nehmen, heißt ein wildes Pferd auf der fetteſt Weide los binden, das, ſo bald es ſich frey fühlt, lieber in unfruchtbaren Wäldern herumſchweifen und Mangel leiden, als durch einen gemächlichen Dienſt alles, was es braucht, erwerben will. — Doch nicht für den Pöbel allein, auch noch für einen andern Theil des menſchlichen Geſchlechts muß man die Religion beybehalten. Für den ſchönſten Theil, meyne ich, dem ſie eine Art von Zierde, wie dort eine Art von Zaume iſt. Das Religiöſe ſtehet der weiblichen Beſcheidenheit ſehr wohl; es giebt der Schönheit ein gewiſſes edles, geſetztes und ſchmachtendes Anſehen — —

Juliane. Halten Sie, Adraſt! Sie erweiſen meinem Geſchlechte eben ſo wenig Ehre, als der Religion. Jenes ſetzen Sie mit dem Pöbel in Eine Klaſſe, ſo fein auch Ihre Wendung war; und dieſe machen Sie aufs höchſte zu einer Art von Schminke, die das Geräthe auf unſern Nachttiſchen vermehren kann. Nein, Adraſt! die Religion iſt eine Zierde für alle Menſchen; und muß ihre weſentlichſte Zierde ſeyn. Ach! Sie verkennen ſie aus Stolze; aber aus einem falſchen Stolze. Was kann unſre Seele mit erhabenern Begriffen füllen, als die Religion? Und worinn kann die Schönheit der Seele anders beſtehen, als in ſolchen Begriffen? in würdigen Begriffen von Gott, von uns, von unſern Pflichten, von unſerer Beſtimmung? Was kann unſer Herz, dieſen Sammelplatz verderbter und unruhiger Leidenſchaften, mehr reinigen, mehr beruhigen, als eben dieſe Religion? Was kann uns im Elende mehr aufrichten, als ſie? Was kann uns zu wahrern Menſchen, zu beſſern Bürgern, zu aufrichtigern Freunden machen, als ſie? — — Faſt ſchäme ich mich, Adraſt, mit Ihnen ſo ernſtlich zu reden. Es iſt der Ton ohne Zweifel nicht, der Ihnen an einem Frauenzimmer gefällt, ob Ihnen gleich der entgegen geſetzte eben ſo wenig zu gefallen ſcheinet. Sie könnten alles dieſes aus einem beredtern Munde, aus dem Munde des Theophans hören. — —

Vierter Auftritt.

Henriette. Juliane. Adraſt.

Henriette. (bleibt an der Scene horchend ſtehen) St!

Adraſt. Sagen Sie mir nichts vom Theophan. Ein Wort von Ihnen hat mehr Nachdruck, als ein ſtundenlanges Geplärre von ihm. Sie wundern Sich? Kann es bey der Macht, die eine Perſon über mich haben muß, die ich einzig liebe, die ich anbete, anders ſeyn? — — Ja, die ich liebe. — Das Wort iſt hin! es iſt geſagt! Ich bin mein Geheimniß los, bey deſſen Verſchweigung ich mich ewig gequälet hätte, von deſſen Entdeckung ich aber darum nichts mehr hoffe. — — Sie entfärben ſich? — —

Juliane. Was habe ich gehört? Adraſt! —

Adraſt. (indem er niederfällt) Laſſen Sie mich es Ihnen auf den Knieen zuſchwören, daß Sie die Wahrheit gehört haben. — Ich liebe Sie, ſchönſte Juliane, und werde Sie ewig lieben. Nun, nun liegt mein Herz klar und aufgedeckt vor Ihnen da. Umſonſt wollte ich mich und andere bereden, daß meine Gleichgültigkeit gegen Henrietten, die Wirkung an ihr bemerkter nachtheiliger Eigenſchaften ſey; da ſie doch nichts, als die Wirkung einer ſchon gebundenen Neigung war. Ach! die liebenswürdige Henriette hat vielleicht keinen andern Fehler, als dieſen, daß ſie eine noch liebenswürdigere Schweſter hat. — —

Henriette. Bravo! die Scene muß ich den Theophan unterbrechen laſſen. — — — (geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Juliane. Adraſt.

Adraſt. (indem er gähling aufſteht) Wer ſprach hier?

Juliane. Himmel! es war Henriettens Stimme.

Adraſt. Ja, ſie war es. Was für eine Neugierde! was für ein Vorwitz! Nein, nein! ich habe nichts zu wiederrufen; ſie hat alle die Fehler, die ich ihr beygelegt, und noch weit mehrere. Ich könnte ſie nicht lieben, und wenn ich auch ſchon vollkommen frey, vollkommen gleichgültig gegen eine jede andere wäre.

Juliane. Was für Verdruß, Adraſt, werden Sie mir zuziehen!

Adraſt. Sorgen Sie nicht! Ich werde Ihnen allen dieſen Verdruß durch meine plötzliche Entfernung zu erſparen wiſſen.

Juliane. Durch Ihre Entfernung?

Adraſt. Ja, ſie iſt feſt beſchloſſen. Meine Umſtände ſind von der Beſchaffenheit, daß ich die Güte Liſidors mißbrauchen würde, wenn ich länger bliebe. Und über dieſes will ich lieber meinen Abſchied nehmen, als ihn bekommen.

Juliane. Sie überlegen nicht, was Sie ſagen, Adraſt. Von wem ſollten Sie ihn bekommen?

Adraſt. Ich kenne die Väter, ſchönſte Juliane, und kenne auch die Theophane. Erlauben Sie, daß ich mich nicht näher erklären darf. Ach! wenn ich mir ſchmeicheln könnte, daß Juliane — — Ich ſage nichts weiter. Ich will mir mit keiner Unmöglichkeit ſchmeicheln. Nein, Juliane kann den Adraſt nicht lieben; ſie muß ihn haſſen. — —

Juliane. Ich haſſe niemanden, Adraſt. —

Adraſt. Sie haſſen mich; denn hier iſt Haſſen eben das, was Nicht lieben iſt. Sie lieben den Theophan. — — Ha! hier kömmt er ſelbſt.

Sechſter Auftritt.

Theophan. Adraſt. Juliane.

Juliane. (bey Seite) Was wird er ſagen? was werde ich antworten?

Adraſt. Ich kann mir es einbilden, auf weſſen Anſtiften Sie herkommen. Aber was glaubt ſie damit zu gewinnen? Mich zu verwirren? mich wieder an ſich zu ziehen? — — Wie wohl läßt es Ihnen, Theophan, und Ihrem ehrwürdigen Charakter, das Werkzeug einer weiblichen Eiferſucht zu ſeyn! Oder kommen Sie gar, mich zur Rede zu ſetzen? Ich werde Ihnen alles geſtehen; ich werde noch ſtolz darauf ſeyn. — —

Theophan. Wovon reden Sie, Adraſt? Ich verſtehe kein Wort.

Juliane. Erlauben Sie, daß ich mich entferne. Theophan, ich ſchmeichle mir, daß Sie einige Hochachtung für mich haben; Sie werden keine ungerechte Auslegungen machen, und wenigſtens glauben, daß ich meine Pflicht kenne, und daß ſie mir zu heilig iſt, ſie auch nur in Gedanken zu verletzen.

Theophan. Verziehen Sie doch. — Was ſollen dieſe Reden? Ich verſtehe Sie ſo wenig, als ich den Adraſt verſtanden habe.

Juliane. Es iſt mir lieb, daß Sie aus einer unſchuldigen Kleinigkeit nichts machen wollen. Aber laſſen Sie mich — —

(geht ab.)

Siebender Auftritt.

Adraſt. Theophan.

Theophan. Ihre Geliebte, Adraſt, ſchickte mich hierher: Ich würde hier nöthig ſeyn, ſagte ſie. Ich eile, und bekomme lauter Räthſel zu hören.

Adraſt. Meine Geliebte? — — Ey! wie fein haben Sie dieſes angebracht! Gewiß, Sie konnten Ihre Vorwürfe nicht kürzer faſſen.

Theophan. Meine Vorwürfe? Was habe ich Ihnen denn vorzuwerfen?

Adraſt. Wollen Sie etwa die Beſtätigung aus meinem Munde hören?

Theophan. Sagen Sie mir nur, was Sie beſtätigen wollen? Ich ſtehe ganz erſtaunt hier. — —

Adraſt. Das geht zu weit. Welche kriechende Verſtellung! Doch damit ſie Ihnen endlich nicht zu ſauer wird, ſo will ich Sie mit Gewalt zwingen, ſie abzulegen. — — Ja, es iſt alles wahr, was Ihnen Henriette hinterbracht hat. Sie war niederträchtig genug, uns zu behorchen. — Ich liebe Julianen, und habe ihr meine Liebe geſtanden. —

Theophan. Sie lieben Julianen? —

Adraſt. (ſpöttiſch) Und was das ſchlimmſte dabey iſt, ohne den Theophan um Erlaubniß gebeten zu haben.

Theophan. Stellen Sie Sich deßwegen zufrieden. Sie haben nur eine ſehr kleine Formalität übergangen.

Adraſt. Ihre Gelaſſenheit, Theophan, iſt hier nichts beſonders. Sie glauben Ihrer Sachen gewiß zu ſeyn. — — Und ach! wenn Sie es doch weniger wären! Wenn ich doch nur mit der geringſten Wahrſcheinlichkeit hinzu ſetzen könnte, daß Juliane auch mich liebe. Was für eine Wolluſt ſollte mir das Erſchrecken ſeyn, das ſich in Ihrem Geſichte verrathen würde! Was für ein Labſal für mich, wenn ich Sie ſeufzen hörte, wenn ich Sie zittern ſähe! Wie würde ich mich freuen, wenn Sie Ihre ganze Wut an mir auslaſſen, und mich voller Verzweiflung, ich weiß nicht wohin, verwünſchen müßten!

Theophan. So könnte Sie wohl kein Glück entzücken, wenn es nicht durch das Unglück eines andern gewürzt würde? — — Ich betaure den Adraſt! Die Liebe muß alle ihre verderbliche Macht an ihm verſchwendet haben, weil er ſo unanſtändig reden kann.

Adraſt. Wohl! an dieſer Miene, an dieſer Wendung erinnere ich mich, was ich bin. Es iſt wahr, ich bin Ihr Schuldner, Theophan; und gegen ſeine Schuldner hat man das Recht, immer ein wenig groß zu thun; — — doch Geduld! ich hoffe es nicht lange mehr zu ſeyn. Es hat ſich noch ein ehrlicher Mann gefunden, der mich aus dieſer Verlegenheit reißen will. Ich weiß nicht, wo er bleibt. Seinem Verſprechen gemäß, hätte er bereits mit dem Gelde hier ſeyn ſollen. Ich werde wohl thun, wenn ich ihn hole.

Theophan. Aber noch ein Wort, Adraſt. Ich will Ihnen mein ganzes Herz entdecken. — —

Adraſt. Dieſe Entdeckung würde mich nicht ſehr beluſtigen. Ich gehe, und bald werde ich Ihnen mit einem kühnern Geſichte unter die Augen treten können. (geht ab.)

Theophan. (allein) Unbiegſamer Geiſt! Faſt verzweifle ich an meinem Unternehmen. Alles iſt bey ihm umſonſt. Aber was würde er geſagt haben, wenn er mir Zeit gelaſſen hätte, ihn für ſein Geſtändniß, mit einem andern ähnlichen Geſtändniſſe zu bezahlen? — — Sie kömmt.

Achter Auftritt.

Henriette. Liſette. Theophan.

Henriette. Nun? Theophan, habe ich Sie nicht zu einem artigen Anblicke verholfen?

Theophan. Sie ſind leichtfertig, ſchöne Henriette. Aber was meynen Sie für einen Anblick? Kaum, daß ich die Hauptſache mit Mühe und Noth begriffen habe.

Henriette. O Schade! — Sie kamen alſo zu langſam? und Adraſt lag nicht mehr vor meiner Schweſter auf den Knieen?

Theophan. So hat er vor ihr auf den Knieen gelegen?

Liſette. Leider für Sie alle beide!

Henriette. Und meine Schweſter ſtand da, — — ich kann es Ihnen nicht beſchreiben, — — ſtand da, faſt, als wenn ſie ihn in dieſer unbequemen Stellung gerne geſehen hätte. Sie tauern mich, Theophan! — —

Theophan. Soll ich Sie auch betauern, mitleidiges Kind?

Henriette. Mich betauern? Sie ſollen mir Glück wünſchen.

Liſette. Aber nein; ſo etwas ſchreyt um Rache!

Theophan. Und wie meynt Liſette denn, daß man ſich rächen könne?

Liſette. Sie wollen Sich alſo doch rächen?

Theophan. Vielleicht.

Liſette. Und Sie Sich auch, Mamſell?

Henriette. Vielleicht.

Liſette. Gut! das ſind zwey Vielleicht, womit ſich etwas anfangen läßt.

Theophan. Aber es iſt noch ſehr ungewiß, ob Juliane den Adraſt wieder liebt; und wenn dieſes nicht iſt, ſo würde ich zu zeitig auf Rache denken.

Liſette. O! die chriſtliche Seele! Nun überlegt ſie erſt, daß man ſich nicht rächen ſoll.

Theophan. Nicht ſo ſpöttiſch, Liſette! Es würde hier von einer ſehr unſchuldigen Rache die Rede ſeyn.

Henriette. Das meyne ich auch; von einer ſehr unſchuldigen.

Liſette. Wer leugnet das? von einer ſo unſchuldigen, daß man ſich mit gutem Gewiſſen darüber berathſchlagen kann. Hören Sie nur! Ihre Rache, Herr Theophan, wäre eine männliche Rache, nicht wahr? und Ihre Rache, Mamſell Henriette, wäre eine weibliche Rache: eine männliche Rache nun, und eine weibliche Rache — — Ja! wie bringe ich wohl das Ding recht geſcheut herum?

Henriette. Du biſt eine Närrinn mit ſamt deinen Geſchlechtern.

Liſette. Helfen Sie mir doch ein wenig, Herr Theophan. — — Was meynen Sie dazu? Wenn zwey Perſonen einerley Weg gehen müſſen, nicht wahr? ſo iſt es gut, daß dieſe zwey Perſonen einander Geſellſchaft leiſten?

Theophan. Ja wohl; aber vorausgeſetzt, daß dieſe zwey Perſonen einander leiden können.

Henriette. Das war der Punkt!

Liſette. (bey Seite) Will denn Keines anbeißen? Ich muß einen andern Zipfel faſſen. — — Es iſt ſchon wahr, was Herr Theophan vorhin ſagte, daß es nehmlich noch ſehr ungewiß ſey, ob Mamſell Juliane den Adraſt liebe. Ich ſetze ſo gar hinzu: Es iſt noch ſehr ungewiß, ob Herr Adraſt Mamſell Julianen wirklich liebt.

Henriette. O! ſchweig, du unglückliche Zweiflerinn. Es ſoll nun aber gewiß ſeyn!

Liſette. Die Mannsperſonen bekommen dann und wann gewiſſe Anfälle von einer gewiſſen wetterwendiſchen Krankheit, die aus einer gewiſſen Ueberladung des Herzens entſpringt.

Henriette. Aus einer Ueberladung des Herzens? Schön gegeben!

Liſette. Ich will Ihnen gleich ſagen, was das heißt. So wie Leute, die ſich den Magen überladen haben, nicht eigentlich mehr wiſſen, was ihnen ſchmeckt, und was ihnen nicht ſchmeckt: ſo geht es auch den Leuten, die ſich das Herz überladen haben.

Sie wiſſen ſelbſt nicht mehr, auf welche Seite das überladene Herz hinhängt, und da trifft es ſich denn wohl, daß kleine Irrungen in der Perſon daraus entſtehen. — — Habe ich nicht Recht, Herr Theophan?

Theophan. Ich will es überlegen.

Liſette. Sie ſind freylich eine weit beſſere Art von Mannsperſonen, und ich halte Sie für allzuvorſichtig, als daß Sie Ihr Herz ſo überladen ſollten. — — Aber wiſſen Sie wohl, was ich für einen Einfall habe, wie wir gleichwohl hinter die Wahrheit mit dem Herrn Adraſt und der Mamſell Juliane kommen wollen?

Theophan. Nun?

Henriette. Du würdeſt mich neugierig machen, wenn ich nicht ſchon hinter der Wahrheit wäre. — —

Liſette. Wie? wenn wir einen gewiſſen blinden Lärm machten?

Henriette. Was iſt das wieder?

Liſette. Ein blinder Lärm iſt ein Lärm wohinter nichts iſt; der aber doch die Gabe hat, den Feind — — zu einer gewiſſen Aufmerkſamkeit zu bringen. — — Zum Exempel: Um zu erfahren, ob Mamſell Juliane den Adraſt liebe, müßte ſich Herr Theophan in Jemand anders verliebt ſtellen; und um zu erfahren, ob Adraſt Mamſell Julianen liebe, müßten Sie Sich in Jemand anders verliebt ſtellen. Und da es nun nicht laſſen würde, wenn ſich Herr Theophan in mich verliebt ſtellte, noch vielweniger, wenn Sie Sich in ſeinen Martin verliebt ſtellen wollten: ſo wäre, kurz und gut, mein Rath, Sie ſtellten ſich beide in einander verliebt. — — Ich rede nur von Stellen; merken Sie wohl, was ich ſage! nur von Stellen; denn ſonſt könnte der blinde Lärm auf einmal Augen kriegen. — — Nun ſagen Sie mir beide, iſt der Anſchlag nicht gut?

Theophan (bey Seite) Wo ich nicht gehe, ſo wird ſie noch machen, daß ich mich werde erklären müſſen. — — Der Anſchlag iſt ſo ſchlimm nicht; aber — —

Liſette. Sie ſollen Sich ja nur ſtellen. —

Theophan. Das Stellen eben iſt es, was mir dabey nicht gefällt.

Liſette. Und Sie, Mamſell?

Henriette. Ich bin auch keine Liebhaberinn vom Stellen.

Liſette. Beſorgen Sie beide etwa, daß Sie es zu natürlich machen möchten? — Was ſtehen Sie ſo auf dem Sprunge, Herr Theophan? Was ſtehen Sie ſo in Gedanken, Mamſell?

Henriette. O, geh! es wäre in meinem Leben das erſtemal.

Theophan. Ich muß mich auf einige Augenblicke beurlauben, ſchönſte Henriette. —

Liſette. Es iſt nicht nöthig. Sie ſollen mir wahrhaftig nicht nachſagen, daß ich Sie weggeplaudert habe. Kommen Sie, Mamſell! — —

Henriette. Es iſt auch wahr, dein Plaudern iſt manchmal recht ärgerlich. Komm! — — Theophan, ſoll ich ſagen, daß Sie nicht lange weg ſeyn werden?

Theophan. Wenn ich bitten darf. — —

(Henriette und Liſette gehen auf der einen Seite ab. Indem Theophan auf der andern abgehen will, begegnet ihm der Wechsler.)

Neunter Auftritt.

Theophan. Der Wechsler.

Der Wechsler. Sie werden verzeihen, mein Herr. Ich möchte nur ein Wort mit dem Herrn Adraſt ſprechen.

Theophan. Eben jetzt iſt er ausgegangen. Wollen Sie mir es auftragen? — —

Der Wechsler. Wenn ich ſo frey ſeyn darf. — — Er hat eine Summe Geldes bey mir aufnehmen wollen, die ich ihm auch Anfangs verſprach. Ich habe aber nunmehr Bedenklichkeiten gefunden, und ich komme, es ihm wieder abzuſagen: das iſt es alles.

Theophan. Bedenklichkeiten, mein Herr? Was für Bedenklichkeiten? doch wohl keine von Seiten des Adraſt?

Der Wechsler. Warum nicht?

Theophan. Iſt er kein Mann von Kredit?

Der Wechsler. Kredit, mein Herr, Sie werden wiſſen, was das iſt. Man kann heute Kredit haben, ohne gewiß zu ſeyn, daß man ihn morgen haben wird. Ich habe ſeine jetzigen Umſtände erfahren. —

Theophan. (bey Seite) Ich muß mein Möglichſtes thun, daß dieſe nicht auskommen. — — Sie müſſen die falſchen erfahren haben. — — Kennen Sie mich, mein Herr? —

Der Wechsler. Von Perſon nicht; vielleicht, wann ich Ihren Namen hören ſollte. — —

Theophan. Theophan.

Der Wechsler. Ein Name, von dem ich allezeit das beſte gehört habe.

Theophan. Wenn Sie dem Herrn Adraſt die verlangte Summe nicht auf ſeine Unterſchrift geben wollen, wollen Sie es wohl auf die meinige thun?

Der Wechsler. Mit Vergnügen.

Theophan. Haben Sie alſo die Güte, mich auf meine Stube zu begleiten. Ich will Ihnen die nöthigen Verſicherungen ausſtellen; wobey es bloß darauf ankommen wird, dieſe Bürgſchaft vor dem Adraſt ſelbſt geheim zu halten.

Der Wechsler. Vor ihm ſelbſt?

Theophan. Allerdings; um ihm den Verdruß über Ihr Mißtrauen zu erſparen. — —

Der Wechsler. Sie müſſen ein großmüthiger Freund ſeyn. — —

Theophan. Laſſen Sie uns nicht länger verziehen.

(gehen ab.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Wechsler, von der einen Seite, und von der andern **Adraſt**.

Adraſt. (vor ſich) Ich habe meinen Mann nicht finden können. — —

Der Wechsler. (vor ſich) So laſſe ich es mir gefallen. —

Adraſt. Aber ſieh da! — — Ey! mein Herr, finde ich Sie hier? So ſind wir ohne Zweifel einander Fehl gegangen?

Der Wechsler. Es iſt mir lieb, mein Herr Adraſt, daß ich Sie noch treffe.

Adraſt. Ich habe Sie in Ihrer Wohnung geſucht. Die

Sache leidet keinen Aufſchub. Ich kann mich doch noch auf Sie verlaſſen?

Der Wechsler. Nunmehr, ja.

Adraſt. Nunmehr? Was wollen Sie damit?

Der Wechsler. Nichts. Ja, Sie können Sich auf mich verlaſſen.

Adraſt. Ich will nicht hoffen, daß Sie einiges Mißtrauen gegen mich haben?

Der Wechsler. Im geringſten nicht.

Adraſt. Oder, daß man Ihnen einiges beyzubringen geſucht hat?

Der Wechsler. Noch vielweniger.

Adraſt. Wir haben bereits mit einander zu thun gehabt, und Sie ſollen mich auch künftig als einen ehrlichen Mann finden.

Der Wechsler. Ich bin ohne Sorgen.

Adraſt. Es liegt meiner Ehre daran, diejenigen zu Schanden zu machen, die boshaft genug ſind, meinen Kredit zu ſchmälern.

Der Wechsler. Ich finde, daß man das Gegentheil thut.

Adraſt. O! ſagen Sie das nicht. Ich weiß wohl, daß ich meine Feinde habe —

Der Wechsler. Sie haben aber auch Ihre Freunde. — —

Adraſt. Aufs Höchſte dem Namen nach. Ich würde auszulachen ſeyn, wenn ich auf ſie rechnen wollte. — — Und glauben Sie, mein Herr, daß es mir nicht einmal lieb iſt, daß Sie in meiner Abweſenheit hier in dieſem Hauſe geweſen ſind?

Der Wechsler. Und es muß Ihnen doch lieb ſeyn.

Adraſt. Es iſt zwar das Haus, zu welchem ich mir nichts als Gutes verſehen ſollte; aber eine gewiſſe Perſon darinn, mein Herr, eine gewiſſe Perſon — — Ich weiß, ich würde es empfunden haben, wenn Sie mit derſelben geſprochen hätten.

Der Wechsler. Ich habe eigentlich mit niemanden geſprochen; diejenige Perſon aber, bey welcher ich mich nach Ihnen erkundigte, hat die gröſte Ergebenheit gegen Sie bezeigt.

Adraſt. Ich kann es Ihnen wohl ſagen, wer die Perſon iſt, vor deren übeln Nachrede ich mich einigermaßen fürchte.

Es wird ſo gar gut ſeyn, wenn Sie es wiſſen, damit Sie, wenn Ihnen nachtheilige Dinge von mir zu Ohren kommen ſollten, den Urheber kennen.

Der Wechſler. Ich werde nicht nöthig haben, darauf zu hören.

Adraſt. Aber doch — — Mit einem Worte, es iſt Theophan.

Der Wechſler. (erſtaunt) Theophan?

Adraſt. Ja, Theophan. Er iſt mein Feind — —

Der Wechſler. Theophan Ihr Feind?

Adraſt. Sie erſtaunen?

Der Wechſler. Nicht ohne die größte Urſache. —

Adraſt. Ohne Zweifel weil Sie glauben, daß ein Mann von ſeinem Stande nicht anders, als großmüthig und edel ſeyn könne? — —

Der Wechſler. Mein Herr — —

Adraſt. Er iſt der gefährlichſte Heuchler, den ich unter ſeines Gleichen noch jemals gefunden habe.

Der Wechſler. Mein Herr — —

Adraſt. Er weiß, daß ich ihn kenne, und giebt ſich daher alle Mühe, mich zu untergraben. — —

Der Wechſler. Ich bitte Sie — —

Adraſt. Wenn Sie etwa eine gute Meynung von ihm haben, ſo irren Sie Sich ſehr. Vielleicht zwar, daß Sie ihn nur von der Seite ſeines Vermögens kennen; und wider dieſes habe ich nichts: er iſt reich; aber eben ſein Reichthum ſchafft ihm Gelegenheit, auf die allerfeinſte Art ſchaden zu können.

Der Wechſler. Was ſagen Sie?

Adraſt. Er wendet unbeſchreibliche Ränke an, mich aus dieſem Hauſe zu bringen; Ränke, denen er ein ſo unſchuldiges Anſehen geben kann, daß ich ſelbſt darüber erſtaune.

Der Wechſler. Das iſt zu arg! Länger kann ich durchaus nicht ſchweigen. Mein Herr, Sie hintergehen Sich auf die erſtaunlichſte Art. — —

Adraſt. Ich mich?

Der Wechſler. Theophan kann das unmöglich ſeyn, wofür Sie ihn ausgeben. Hören Sie alles! Ich kam hierher, mein Ihnen gegebenes Wort wieder zurücke zu nehmen. Ich hatte von ſicherer Hand, nicht vom Theophan, Umſtände von Ihnen erfahren, die mich dazu nöthigten. Ich fand ihn hier, und ich glaubte, es ihm ohne Schwierigkeit ſagen zu dürfen. —

Adraſt. Dem Theophan? Wie wird ſich der Niederträchtige gekitzelt haben!

Der Wechſler. Gekitzelt? Er hat auf das nachdrücklichſte für Sie geſprochen. Und kurz, wenn ich Ihnen mein erſtes Verſprechen halte, ſo geſchieht es bloß in Betrachtung ſeiner.

Adraſt. In Betrachtung ſeiner? — Wo bin ich?

Der Wechſler. Er hat mir ſchriftliche Verſicherungen gegeben, die ich als eine Bürgſchaft für Sie anſehen kann. Zwar hat er mir es zugleich verboten, jemanden das Geringſte davon zu ſagen: allein ich konnte es unmöglich anhören, daß ein rechtſchaffner Mann ſo unſchuldig verläſtert würde. Sie können die verlangte Summe bey mir abholen laſſen, wann es Ihnen beliebt. Nur werden Sie mir den Gefallen thun, und Sich nichts gegen ihn merken laſſen. Er bezeigte bey dem ganzen Handel ſo viel Aufrichtigkeit und Freundſchaft für Sie, daß er ein Unmenſch ſeyn müßte, wenn er die Verſtellung bis dahin treiben könnte. — Leben Sie wohl! (geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Adraſt.

— — Was für ein neuer Streich! — Ich kann nicht wieder zu mir ſelbſt kommen! — — Es iſt nicht auszuhalten! — Verachtungen, Beleidigungen, — Beleidigungen in dem Gegenſtande, der ihm der liebſte ſeyn muß: — — alles iſt umſonſt; nichts will er fühlen. Was kann ihn ſo verhärten? Die Bosheit allein, die Begierde allein, ſeine Rache reif werden zu laſſen. — — Wen ſollte dieſer Mann nicht hinter das Licht führen? Ich weiß nicht, was ich denken ſoll. Er dringt ſeine Wohlthaten mit einer Art auf — — Aber verwünſcht ſind ſeine Wohlthaten, und ſeine Art! Und wenn auch keine Schlange unter dieſen Blumen läge, ſo würde ich ihn doch nicht anders als haſſen können. Haſſen werde ich ihn, und wenn er mir das Leben rettete. Er hat mir das geraubt, was koſtbarer iſt, als das Leben: das Herz meiner Juliane; ein Raub, den er nicht erſetzen kann, und wenn er ſich mir zu eigen ſchenkte. Doch er will ihn nicht erſetzen; ich dichte ihm noch eine zu gute Meynung an. — —

Dritter Auftritt.

Theophan. Adraſt.

Theophan. In welcher heftigen Bewegung treffe ich Sie abermal, Adraſt?

Adraſt. Sie iſt Ihr Werk.

Theophan. So muß ſie eines von denen Werken ſeyn, die wir alsdann wider unſern Willen hervorbringen, wenn wir uns am meiſten nach ihrem Gegentheile beſtreben. Ich wünſche nichts, als Sie ruhig zu ſehen, damit Sie mit kaltem Blute von einer Sache mit mir reden könnten, die uns beide nicht näher angehen kann.

Adraſt. Nicht wahr, Theophan? es iſt der höchſte Grad der Liſt, wenn man alle ſeine Streiche ſo zu ſpielen weiß, daß die, denen man ſie ſpielt, ſelbſt nicht wiſſen, ob und was für Vorwürfe ſie uns machen ſollen?

Theophan. Ohne Zweifel.

Adraſt. Wünſchen Sie Sich Glück: Sie haben dieſen Grad erreicht.

Theophan. Was ſoll das wieder?

Adraſt. Ich verſprach Ihnen vorhin, die bewußten Wechſel zu bezahlen — (ſpöttiſch) Sie werden es nicht übel nehmen, es kann nunmehr nicht ſeyn. Ich will Ihnen, an ſtatt der zerriſſenen, andere Wechſel ſchreiben.

Theophan. (in eben dem Tone) Es iſt wahr, ich habe ſie in keiner andern Abſicht zerriſſen, als neue von Ihnen zu bekommen. —

Adraſt. Es mag Ihre Abſicht geweſen ſeyn, oder nicht: Sie ſollen ſie haben. — Wollten Sie aber nicht etwa gern erfahren, warum ich ſie nunmehr nicht bezahlen kann?

Theophan. Nun?

Adraſt. Weil ich die Bürgſchaften nicht liebe.

Theophan. Die Bürgſchaften?

Adraſt. Ja; und weil ich Ihrer Rechten nichts geben mag, was ich aus Ihrer Linken nehmen müßte.

Theophan. (bey Seite) Der Wechsler hat mir nicht reinen Mund gehalten!

Adraſt. Sie verſtehen mich doch?

Theophan. Ich kann es nicht mit Gewißheit ſagen.

Adraſt. Ich gebe mir alle Mühe, Ihnen auf keine Weiſe verbunden zu ſeyn: muß es mich alſo nicht verdrießen, daß Sie mich in den Verdacht bringen, als ob ich es gleichwohl zu ſeyn Urſache hätte?

Theophan. Ich erſtaune über Ihre Geſchicklichkeit, alles auf der ſchlimmſten Seite zu betrachten.

Adraſt. Und wie Sie gehört haben, ſo bin ich über die Ihrige erſtaunt, dieſe ſchlimme Seite ſo vortrefflich zu verbergen. Noch weiß ich ſelbſt nicht eigentlich, was ich davon denken ſoll.

Theophan. Weil Sie das Natürlichſte davon nicht denken wollen.

Adraſt. Dieſes Natürlichſte, meynen Sie vielleicht, wäre das, wenn ich dächte, daß Sie dieſen Schritt aus Großmuth, aus Vorſorge für meinen guten Namen gethan hätten? Allein, mit Erlaubniß, hier wäre es gleich das Unnatürlichſte.

Theophan. Sie haben doch wohl Recht. Denn wie wäre es immer möglich, daß ein Mann von meinem Stande nur halb ſo menſchliche Geſinnungen haben könnte?

Adraſt. Laſſen Sie uns Ihren Stand einmal bey Seite ſetzen.

Theophan. Sollten Sie das wohl können? —

Adraſt. Geſetzt alſo, Sie wären keiner von den Leuten, die, den Charakter der Frömmigkeit zu behaupten, ihre Leidenſchaften ſo geheim als möglich halten müſſen; die Anfangs aus Wohlſtand heucheln lernen, und endlich die Heucheley als eine zweyte Natur beybehalten; die nach ihren Grundſätzen verbunden ſind, ſich ehrlicher Leute, welche ſie die Kinder der Welt nennen, zu entziehen, oder wenigſtens aus keiner andern Abſicht Umgang mit ihnen zu pflegen, als aus der niederträchtigen Abſicht, ſie auf ihre Seite zu lenken; geſetzt, Sie wären keiner von dieſen: ſind Sie nicht wenigſtens ein Menſch, der Beleidigungen empfindet? Und auf einmal alles in allem zu ſagen: — — Sind Sie nicht ein Liebhaber, welcher Eiferſucht fühlen muß?

Theophan. Es iſt mir angenehm, daß Sie endlich auf dieſen Punkt herauskommen.

Adraſt. Vermuthen Sie aber nur nicht, daß ich mit der geringſten Mäßigung davon ſprechen werde.

Theophan. So will ich es verſuchen, deſto mehrere dabey zu brauchen.

Adraſt. Sie lieben Julianen, und ich — ich — was ſuche ich lange noch Worte? — Ich haſſe Sie wegen dieſer Liebe, ob ich gleich kein Recht auf den geliebten Gegenſtand habe; und Sie, der Sie ein Recht darauf haben, ſollten mich, der ich Sie um dieſes Recht beneide, nicht auch haſſen?

Theophan. Gewiß, ich ſollte nicht. — Aber laſſen Sie uns doch das Recht unterſuchen, daß Sie und ich auf Julianen haben.

Adraſt. Wenn dieſes Recht auf die Stärke unſrer Liebe ankäme, ſo würde ich es Ihnen vielleicht noch ſtreitig machen. Es iſt Ihr Glück, daß es auf die Einwilligung eines Vaters, und auf den Gehorſam einer Tochter ankömmt. — —

Theophan. Hierauf will ich es durchaus nicht ankommen laſſen. Die Liebe allein ſoll Richter ſeyn. Aber merken Sie wohl, nicht bloß unſere, ſondern vornehmlich die Liebe derjenigen, in deren Beſitz Sie mich glauben. Wenn Sie mich überführen können, daß Sie von Julianen wieder geliebet werden — —

Adraſt. So wollen Sie mir vielleicht Ihre Anſprüche abtreten? — —

Theophan. So muß ich.

Adraſt. Wie höhniſch Sie mit mir umgehen! — — Sie ſind Ihrer Sachen gewiß, und überzeugt, daß Sie bey dieſer Rodomontade nichts aufs Spiel ſetzen.

Theophan. Alſo können Sie mir es nicht ſagen, ob Sie Juliane liebet?

Adraſt. Wenn ich es könnte, würde ich wohl unterlaſſen, Sie mit dieſem Vorzuge zu peinigen?

Theophan. Stille! Sie machen Sich unmenſchlicher, als

Sie ſind. — — Nun wohl! ſo will ich, — ich will es Ihnen ſagen, daß Sie Juliane liebt.

Adraſt. Was ſagen Sie? — — Doch faſt hätte ich über das Entzückende dieſer Verſicherung vergeſſen, aus weſſen Munde ich ſie höre. Recht ſo! Theophan, recht ſo! Man muß über ſeine Feinde ſpotten. Aber wollen Sie, dieſe Spötterey vollkommen zu machen, mich nicht auch verſichern, daß Sie Julianen nicht lieben?

Theophan. (verdrießlich) Es iſt unmöglich, mit Ihnen ein vernünftiges Wort zu ſprechen. (er will weggehen.)

Adraſt. (bey Seite) Er wird zornig! — Warten Sie doch, Theophan. Wiſſen Sie, daß die erſte aufgebrachte Miene, die ich endlich von Ihnen ſehe, mich begierig macht, dieſes vernünftige Wort zu hören!

Theophan. (zornig) Und wiſſen Sie, daß ich endlich Ihres ſchimpflichen Betragens überdrüßig bin?

Adraſt. (bey Seite) Er macht Ernſt. —

Theophan. (noch zornig) Ich will mich beſtreben, daß Sie den Theophan ſo finden ſollen, als Sie ihn Sich vorſtellen.

Adraſt. Verzeihen Sie. Ich glaube in Ihrem Trotze mehr Aufrichtigkeit zu ſehen, als ich jemals in Ihrer Freundlichkeit geſehen habe.

Theophan. Wunderbarer Menſch! Muß man ſich Ihnen gleich ſtellen, muß man eben ſo ſtolz, eben ſo argwöhniſch, eben ſo grob ſeyn, als Sie, um Ihr elendes Vertrauen zu gewinnen?

Adraſt. Ich werde Ihnen dieſe Sprache, ihrer Neuheit wegen, vergeben müſſen.

Theophan. Sie ſoll Ihnen alt genug werden!

Adraſt. Aber in der That — — Sie machen mich vollends verwirrt. Müſſen Sie mir Dinge, worauf alle mein Wohl ankömmt, mit einem fröhlichen Geſichte ſagen? Ich bitte Sie, ſagen Sie es jetzt noch einmal, was ich vorhin für eine Spötterey aufnehmen mußte.

Theophan. Wenn ich es ſage, glauben Sie nur nicht, daß es um Ihret Willen geſchieht.

Adraſt. Deſto mehr werde ich mich darauf verlaſſen.

Theophan. Aber ohne mich zu unterbrechen: das bitte ich. — —

Adraſt. Reden Sie nur.

Theophan. Ich will Ihnen den Schlüſſel zu dem, was Sie hören ſollen, gleich voraus geben. Meine Neigung hat mich nicht weniger betrogen, als Sie die Ihrige. Ich kenne und bewundere alle die Vollkommenheiten, die Julianen zu einer Zierde ihres Geſchlechts machen; aber — ich liebe ſie nicht.

Adraſt. Sie — —

Theophan. Es iſt gleich viel, ob Sie es glauben oder nicht glauben. — — Ich habe mir Mühe genug gegeben, meine Hochachtung in Liebe zu verwandeln. Aber eben bey dieſer Bemühung habe ich Gelegenheit gehabt, es oft ſehr deutlich zu merken, daß ſich Juliane einen ähnlichen Zwang anthut. Sie wollte mich lieben, und liebte mich nicht. Das Herz nimmt keine Gründe an, und will in dieſem, wie in andern Stücken, ſeine Unabhängigkeit von dem Verſtande behaupten. Man kann es tyranniſiren, aber nicht zwingen. Und was hilft es, ſich ſelbſt zum Märtyrer ſeiner Ueberlegungen zu machen, wenn man gewiß weiß, daß man keine Beruhigung dabey finden kann? Ich erbarmte mich alſo Julianens, — — oder vielmehr, ich erbarmte mich meiner ſelbſt: ich unterdrückte meine wachſende Neigung gegen eine andre Perſon nicht länger, und ſahe es mit Vergnügen, daß auch Juliane zu ohnmächtig oder zu nachſehend war, der ihrigen zu widerſtehen. Dieſe gieng auf einen Mann, der ihrer eben ſo unwürdig iſt, als unwürdig er iſt, einen Freund zu haben. Adraſt würde ſein Glück in ihren Augen längſt gewahr geworden ſeyn, wenn Adraſt gelaſſen genug wäre, richtige Blicke zu thun. Er betrachtet alles durch das gefärbte Glas ſeiner vorgefaßten Meynungen, und alles oben hin; und würde wohl oft lieber ſeine Sinne verleugnen, als ſeinen Wahn aufgeben. Weil Juliane ihn liebenswürdig fand, konnte ich mir unmöglich einbilden, daß er ſo gar verderbt ſey. Ich ſann auf Mittel, es beiden mit der beſten Art beyzubringen, daß ſie mich nicht als eine gefährliche Hinderung anſehen ſollten. Ich kam nur jezt in dieſer Abſicht hieher; allein ließ mich Adraſt, ohne die ſchimpflichſten Abſchreckungen, darauf kommen? Ich würde ihn, ohne ein weiteres Wort, verlaſſen haben, wenn ich mich nicht noch derjenigen Perſon wegen gezwungen hätte, der ich, von Grund meiner Seelen, alles gönne, was ſie ſich ſelbſt wünſcht. — — Mehr habe ich ihm nicht zu ſagen. (er will fortgehen.)

Adraſt. Wohin, Theophan? — — Urtheilen Sie aus meinem Stilleſchweigen, wie groß mein Erſtaunen ſeyn müſſe! — Es iſt eine menſchliche Schwachheit, ſich dasjenige leicht überreden zu laſſen, was man heftig wünſcht. Soll ich ihr nachhängen? ſoll ich ſie unterdrücken? —

Theophan. Ich will bey Ihrer Ueberlegung nicht gegenwärtig ſeyn. — —

Adraſt. Wehe dem, der mich auf eine ſo grauſame Art aufzuziehen denkt!

Theophan. So räche mich denn Ihre marternde Ungewißheit an Ihnen!

Adraſt. (bey Seite) Jetzt will ich ihn fangen. — — Wollen Sie mir noch ein Wort erlauben, Theophan? — — Wie können Sie über einen Menſchen zürnen, der mehr aus Erſtaunen über ſein Glück, als aus Mißtrauen gegen Sie, zweifelt? — —

Theophan. Adraſt, ich werde mich ſchämen, nur einen Augenblick gezürnt zu haben, ſo bald Sie vernünftig reden wollen.

Adraſt. Wenn es wahr iſt, daß Sie Julianen nicht lieben, wird es nicht nöthig ſeyn, daß Sie Sich dem Liſidor entdecken?

Theophan. Allerdings.

Adraſt. Und Sie ſind es wirklich geſonnen?

Theophan. Und zwar je eher, je lieber.

Adraſt. Sie wollen dem Liſidor ſagen, daß Sie Julianen nicht lieben?

Theophan. Was ſonſt?

Adraſt. Daß Sie eine andere Perſon lieben?

Theophan. Vor allen Dingen! um ihm durchaus keine Urſache zu geben, Julianen die rückgängige Verbindung zur Laſt zu legen.

Adraſt. Wollten Sie wohl alles dieſes gleich jetzo thun?

Theophan. Gleich jetzo? —

Adraſt. (bey Seite) Nun habe ich ihn! — Ja, gleich jetzo.

Theophan. Wollten Sie aber auch wohl eben dieſen Schritt thun? Wollten auch Sie dem Liſidor wohl ſagen, daß Sie Henrietten nicht liebten?

Adraſt. Ich brenne vor Verlangen.

Theophan. Und daß Sie Julianen liebten?

Adraſt. Zweifeln Sie?

Theophan. Nun wohl! ſo kommen Sie.

Adraſt. (bey Seite) Er will? —

Theophan. Nur geſchwind!

Adraſt. Ueberlegen Sie es recht.

Theophan. Und was ſoll ich denn noch überlegen?

Adraſt. Noch iſt es Zeit. — —

Theophan. Sie halten Sich ſelbſt auf. Nur fort! — (indem er voran gehen will) Sie bleiben zurück? Sie ſtehen in Gedanken? Sie ſehen mich mit einem Auge an, das Erſtaunen verräth? Was ſoll das? —

Adraſt. (nach einer kleinen Pauſe) Theophan! — —

Theophan. Nun? — — bin ich nicht bereit?

Adraſt. (gerührt) Theophan! — — Sie ſind doch wohl ein ehrlicher Mann.

Theophan. Wie kommen Sie jetzt darauf?

Adraſt. Wie ich jetzt darauf komme? Kann ich einen ſtärkern Beweis verlangen, daß Ihnen mein Glück nicht gleichgültig iſt?

Theophan. Sie erkennen dieſes ſehr ſpät — aber Sie erkennen es doch noch. — — Liebſter Adraſt, ich muß Sie umarmen — —

Adraſt. Ich ſchäme mich — — laſſen Sie mich allein; ich will Ihnen bald folgen. — —

Theophan. Ich werde Sie nicht allein laſſen. — Iſt es möglich, daß ich Ihren Abſchen gegen mich überwunden habe? daß ich ihn durch eine Aufopferung überwunden habe, die mir ſo wenig koſtet? Ach! Adraſt, Sie wiſſen noch nicht, wie eigennützig ich dabey bin; ich werde vielleicht alle Ihre Hochachtung dadurch wieder verlieren: — — ich liebe Henrietten.

Adraſt. Sie lieben Henrietten? Himmel! ſo können wir ja hier noch beide glücklich ſeyn. Warum haben wir uns nicht eher erklären müſſen? O Theophan! Theophan! ich würde Ihre ganze Aufführung mit einem andern Auge angeſehen haben. Sie würden der Bitterkeit meines Verdachtes, meiner Vorwürfe nicht ausgeſetzt geweſen ſeyn.

Theophan. Keine Entſchuldigungen, Adraſt! Vorurtheile und eine unglückliche Liebe ſind zwey Stücke, deren eines ſchon hinreichet, einen Mann zu etwas ganz anderm zu machen, als er iſt. — — Aber was verweilen wir hier länger?

Adraſt. Ja, Theophan, nun laſſen Sie uns eilen. — — Aber wenn uns Liſidor zuwider wäre? — — Wenn Juliane einen andern liebte? — —

Theophan. Faſſen Sie Muth. Hier kömmt Liſidor.

Vierter Auftritt.

Liſidor. Theophan. Adraſt.

Liſidor. Ihr ſeyd mir feine Leute! Soll ich denn beſtändig mit dem fremden Vetter allein ſeyn?

Theophan. Wir waren gleich im Begriff zu Ihnen zu kommen.

Liſidor. Was habt ihr nun wieder zuſammen gemacht? geſtritten? Glaubt mir doch nur, aus dem Streiten kömmt nichts heraus. Ihr habt alle beide, alle beide habt ihr Recht. — — Zum Exempel: (zum Theophan) Der ſpricht, die Vernunft iſt ſchwach; und der (zum Adraſt) ſpricht, die Vernunft iſt ſtark. Jener beweiſet mit ſtarken Gründen, daß die Vernunft ſchwach iſt; und dieſer mit ſchwachen Gründen, daß ſie ſtark iſt. Kommt das nun nicht auf eins heraus? ſchwach und ſtark, oder, ſtark und ſchwach: was iſt denn da für ein Unterſcheid?

Theophan. Erlauben Sie, wir haben jetzt weder von der Stärke, noch von der Schwäche der Vernunft geſprochen — —

Liſidor. Nun! ſo war es von etwas anderm, das eben ſo wenig zu bedeuten hat. — Von der Freyheit etwa: Ob ein hungriger Eſel, der zwiſchen zwey Bündeln Heu ſteht, die einander vollkommen gleich ſind, das Vermögen hat, von dem erſten von dem beſten zu freſſen, oder, ob der Eſel ſo ein Eſel ſeyn muß, daß er lieber verhungert? — —.

Adraſt. Auch daran iſt nicht gedacht worden. Wir beſchäfftigten uns mit einer Sache, bey der das Vornehmſte nunmehr auf Sie ankömmt.

Liſidor. Auf mich?

Theophan. Auf Sie, der Sie unſer ganzes Glück in Händen haben.

Liſidor. O! ihr werdet mir einen Gefallen thun, wenn ihr es ſo geſchwind, als möglich, in Eure eignen Hände nehmt. — ihr meynt doch wohl das Glück in Fiſchbeinröcken? Schon lange habe ich es ſelber nicht mehr gern behalten wollen, denn der Menſch iſt ein Menſch, und eine Jungfer eine Jungfer; und Glück und Glas wie bald bricht das!

Theophan. Wir werden Zeit Lebens nicht dankbar genug ſeyn können, daß Sie uns einer ſo nahen Verbindung gewürdiget haben. Allein es ſtößt ſich noch an eine ſehr große Schwierigkeit.

Liſidor. Was?

Adraſt. An eine Schwierigkeit, die unmöglich voraus zu ſehen war.

Liſidor. Nu?

Theophan und Adraſt. Wir müſſen Ihnen geſtehen —

Liſidor. Alle beide zugleich? Was wird das ſeyn? Ich muß euch ordentlich vernehmen. — — Was geſtehen Sie, Theophan? — —

Theophan. Ich muß Ihnen geſtehen, — daß ich Julianen nicht liebe.

Liſidor. Nicht liebe? habe ich recht gehört? — Und was iſt denn Ihr Geſtändniß, Adraſt? — —

Adraſt. Ich muß Ihnen geſtehen, — — daß ich Henrietten nicht liebe.

Liſidor. Nicht liebe? — Sie nicht lieben, und Sie nicht lieben; das kann unmöglich ſeyn! Ihr Streitköpfe, die ihr noch nie einig geweſen ſeyd, ſolltet jetzo zum erſtenmale einig ſeyn, da es darauf ankömmt, mir den Stul vor die Thüre zu ſetzen? — — Ach! ihr ſcherzt; nun merke ichs erſt.

Adraſt. Wir? ſcherzen?

Liſidor. Oder ihr müßt nicht klug im Kopfe ſeyn. Ihr meine Töchter nicht lieben? die Mädel weinen ſich die Augen aus dem Kopfe. — — Aber warum denn nicht? wenn ich fragen darf. Was fehlt denn Julianen, daß Sie ſie nicht lieben können?

Theophan. Ihnen die Wahrheit zu geſtehen, ich glaube, daß ihr Herz ſelbſt für einen andern eingenommen iſt.

Adraſt. Und eben dieſes vermuthe ich mit Grunde auch von Henrietten.

Liſidor. Ho! ho! dahinter muß ich kommen. — — Liſette! he! Liſette! — — Ihr ſeyd alſo wohl gar eiferſüchtig, und wollt nur drohen?

Theophan. Drohen? da wir Ihrer Güte jetzt am nöthigſten haben?

Liſidor. He da! Liſette!

Fünfter Auftritt.

Liſette. Liſidor. Theophan. Adraſt.

Liſette. Hier bin ich ja ſchon! Was giebts?

Liſidor. Sage, ſie ſollen gleich herkommen.

Liſette. Wer denn?

Liſidor. Beide! hörſt du nicht?

Liſette. Meine Jungfern?

Liſidor. Fragſt du noch?

Liſette. Gleich will ich ſie holen. (indem ſie wieder umkehrt) Kann ich ihnen nicht voraus ſagen, was ſie hier ſollen?

Liſidor. Nein!

Liſette. (geht und kömmt wieder) Wenn ſie mich nun aber fragen?

Liſidor. Wirſt du gehen?

Liſette. Ich geh. — — (kömmt wieder) Es iſt wohl etwas wichtiges?

Liſidor. Ich glaube, du Maulaffe, willſt es eher wiſſen, als ſie?

Liſette. Nur ſachte! ich bin ſo neugierig nicht.

Sechſter Auftritt.

Liſidor. Theophan. Adraſt.

Liſidor. Ihr habt mich auf einmal ganz verwirrt gemacht. Doch nur Geduld, ich will das Ding ſchon wieder in ſeine Wege bringen. Das wäre mir gelegen, wenn ich mir ein Paar andre Schwiegerſöhne ſuchen müßte! Ihr waret mir gleich ſo recht, und ſo ein Paar bekomme ich nicht wieder zuſammen, wenn ich mir ſie auch beſtellen ließe.

Adraſt. Sie Sich andre Schwiegerſöhne ſuchen? — — Was für ein Unglück drohen Sie uns?

Liſidor. Ihr wollt doch wohl nicht die Mädel heyrathen, ohne ſie zu lieben? Da bin ich auch euer Diener.

Theophan. Ohne ſie zu lieben?

Adraſt. Wer ſagt das?

Liſidor. Was habt ihr denn ſonſt geſagt?

Adraſt. Ich bete Julianen an.

Liſidor. Julianen?

Theophan. Ich liebe Henrietten mehr, als mich ſelbſt.

Liſidor. Henrietten? — Uph! Wird mir doch auf einmal ganz wieder leichte. — Iſt das der Knoten? Alſo iſt es weiter nichts, als daß ſich einer in des andern ſeine Liebſte verliebt hat? Alſo wäre der ganze Plunder mit einem Tauſche gut zu machen?

Theophan. Wie gütig ſind Sie, Liſidor!

Adraſt. Sie erlauben uns alſo — —

Liſidor. Was will ich thun? Es iſt doch immer beſſer, ihr tauſcht vor der Hochzeit, als, daß ihr nach der Hochzeit tauſcht. Wenn es meine Töchter zufrieden ſind, ich bin es zufrieden.

Adraſt. Wir ſchmeicheln uns, daß ſie es ſeyn werden. — — Aber bey der Liebe, Liſidor, die Sie gegen uns zeigen, kann ich unmöglich anders, ich muß Ihnen noch ein Geſtändniß thun.

Liſidor. Noch eins?

Adraſt. Ich würde nicht rechtſchaffen handeln, wenn ich Ihnen meine Umſtände verhehlte.

Liſidor. Was für Umſtände?

Adraſt. Mein Vermögen iſt ſo geſchmolzen, daß ich, wenn ich alle meine Schulden bezahle, nichts übrig behalte.

Liſidor. O! ſchweig doch davon. Habe ich ſchon nach deinem Vermögen gefragt? Ich weiß ſo wohl, daß du ein lockrer Zeiſig geweſen biſt, und alles durchgebracht haſt; aber eben deßwegen will ich dir eine Tochter geben, damit du doch wieder etwas haſt. — — Nur ſtille! da ſind ſie; laßt mich machen.

Siebender Auftritt.

Juliane. Henriette. Liſette. Liſidor. Theophan. Adraſt.

Liſette. Hier bringe ich ſie, Herr Liſidor. Wir ſind höchſtbegierig, zu wiſſen, was Sie zu befehlen haben.

Liſidor. Seht freundlich aus, Mädchens! ich will euch etwas Fröhliches melden: Morgen ſolls richtig werden. Macht euch gefaßt!

Liſette. Was ſoll richtig werden?

Liſidor. Für dich wird nichts mit richtig. — Luſtig, Mädchens! Hochzeit! Hochzeit! — Nu? Ihr ſeht ja ſo barmherzig aus? Was fehlt dir, Juliane?

Juliane. Sie ſollen mich allezeit gehorſam finden; aber nur dieſesmal muß ich Ihnen vorſtellen, daß Sie mich übereilen würden. — — Himmel! morgen?

Liſidor. Und du, Henriette?

Henriette. Ich, lieber Herr Vater? ich werde morgen krank ſeyn, todſterbenskrank!

Liſidor. Verſchieb es immer bis übermorgen.

Henriette. Es kann nicht ſeyn. Adraſt weiß meine Urſachen.

Adraſt. Ich weiß, ſchönſte Henriette, daß Sie mich haſſen.

Theophan. Und Sie, liebſte Juliane, Sie wollen gehorſam ſeyn? — — Wie nahe ſcheine ich meinem Glücke zu ſeyn, und wie weit bin ich vielleicht noch davon entfernt! — Mit was für einem Geſichte ſoll ich es Ihnen ſagen, daß ich der Ehre Ihrer Hand unwerth bin? daß ich mir bey aller der Hochachtung, die ich für eine ſo vollkommene Perſon hegen muß, doch nicht getraue, dasjenige für Sie zu empfinden, was ich nur für eine einzige Perſon in der Welt empfinden will.

Liſette. Das iſt ja wohl gar ein Korb? Es iſt nicht erlaubt, daß auch Mannsperſonen welche austheilen wollen. Hurtig alſo, Julianchen, mit der Sprache heraus!

Theophan. Nur ein eitles Frauenzimmer könnte meine Erklärung beleidigen; und ich weiß, daß Juliane über ſolche Schwachheiten ſo weit erhaben iſt — —

Juliane. Ach Theophan! ich höre es ſchon: Sie haben zu ſcharfe Blicke in mein Herz gethan. — —

Adraſt. Sie ſind nun frey, ſchönſte Juliane. Ich habe Ihnen kein Bekenntniß weiter abzulegen, als das, welches ich Ihnen bereits abgelegt habe. — — Was ſoll ich hoffen?

Juliane. Liebſter Vater! — Adraſt! — Theophan! — Schweſter! — —

Liſette. Nun merke ich alles. Geſchwind muß das die Großmama erfahren. (Liſette läuft ab.)

Liſidor. (zu Julianen) Siehſt du, Mädchen, was du für Zeug angefangen haſt?

Theobpan. Aber Sie, liebſte Henriette, was meynen Sie hierzu? Iſt Adraſt nicht ein ungetreuer Liebhaber? Ach! wenn Sie Ihre Augen auf einen getreuern werfen wollten! Wir ſprachen vorhin von Rache, von einer unſchuldigen Rache — —

Henriette. Top! Theophan: ich räche mich.

Liſidor. Fein bedächtig, Henriette! Haſt du ſchon die Krankheit auf morgen vergeſſen?

Henriette. Gut! Ich laſſe mich verleugnen, wenn ſie kömmt.

Liſidor. Seyd ihr aber nicht wunderliches Volk! Ich wollte jedem zu ſeinem Rocke egales Futter geben; aber ich ſehe wohl, euer Geſchmack iſt bunt. Der Fromme ſollte die Fromme, und der Luſtige die Luſtige haben: Nichts! der Fromme will die Luſtige, und der Luſtige die Fromme.

Achter Auftritt.

Fr. Philane mit Liſetten, und die Vorigen.

Fr. Philane. Kinder, was höre ich? Iſt es möglich?

Liſidor. Ja, Mama; ich glaube, Sie werden nicht dawider ſeyn. Sie wollen nun einmal ſo — —

Fr. Philane. Ich ſollte dawider ſeyn? Dieſe Veränderung iſt mein Wunſch, mein Gebet geweſen. Ach! Adraſt, ach! Henriette, für euch habe ich oft gezittert! Ihr würdet ein unglückliches Paar geworden ſeyn! Ihr braucht beide einen Gefährten, der den Weg beſſer kennet, als ihr. Theophan, Sie haben längſt meinen Segen; aber wollen Sie mehr als dieſen, wollen Sie auch den Segen des Himmels haben, ſo ziehen Sie eine Perſon aus Henrietten, die Ihrer werth iſt. Und Sie, Adraſt, ich habe Sie wohl ſonſt für einen böſen Mann gehalten; doch getroſt! wer eine fromme Perſon lieben kann, muß ſelbſt ſchon halb fromm ſeyn. Ich verlaſſe mich ſeinetwegen auf dich, Julchen. — — Vor allen Dingen bringe ihm bey, wackern Leuten, rechtſchaffnen Geiſtlichen, nicht ſo verächtlich zu begegnen, als er dem Theophan begegnet. — —

Adraſt. Ach! Madame, erinnern Sie mich an mein Unrecht nicht. Himmel! wenn ich mich überall ſo irre, als ich mich bey Ihnen, Theophan, geirret habe: was für ein Menſch, was für ein abſcheulicher Menſch bin ich! — —

Liſidor. Habe ichs nicht geſagt, daß ihr die beſten Freunde werden müßt, ſo bald als ihr Schwäger ſeyd? Das iſt nur der Anfang!

Theophan. Ich wiederhole es, Adraſt: Sie ſind beſſer, als Sie glauben; beſſer, als Sie zeither haben ſcheinen wollen.

F. Philane. Nun! auch das iſt mir ein Troſt zu hören. — — (zum Liſidor) Komm, mein Sohn, führe mich. Das Stehen wird mir zu ſauer, und vor Freuden habe ich es ganz vergeſſen, daß ich Araspen allein gelaſſen.

Liſidor. Ja, wahrhaftig! da giebts was zu erzählen! Kommen Sie, Mama. — — Aber keinen Tauſch weiter! keinen Tauſch weiter!

Liſette. Wie übel iſt unſer eines dran, das nichts zu tauſchen hat!

Der Schatz.

Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Verfertiget im Jahre 1750.

Perſonen.

Leander.
Staleno. Leanders Vormund.
Philto. Ein Alter.
Anſelmus.
Lelio. Des Anſelmus Sohn.
Maskarill. Des Lelio Bedienter.
Raps.
Ein Träger.

Die Scene iſt auf der Straße.

Erſter Auftritt.

Leander. Staleno.

Staleno. Ey! Leander, ſo jung, und Er hat Sich ſchon ein Mädchen ausgeſehen?

Leander. Das wird dem Mädchen eben lieb ſeyn, daß ich jung bin. Und wie jung denn? Wenn ich noch einmal ſo alt wäre, ſo könnte ich ſchon Kinder haben, die ſo alt wären, als ich.

Staleno. Und das Mädchen ſoll ich Ihm zufreyen?

Leander. Ja, mein lieber Herr Vormund, wenn Sie wollten ſo gut ſeyn.

Staleno. Lieber Herr Vormund! das habe ich lange nicht gehört! Wenn Sie wollten ſo gut ſeyn! Wie höflich man doch gleich wird, wenn man verliebt iſt! — — Aber was iſt es denn für ein Mädchen? das hat Er mir ja noch nicht geſagt.

Leander. Ein allerliebſtes Mädchen.

Staleno. Hat ſie Geld? Was kriegt ſie mit?

Leander. Sie iſt die Schönheit ſelbſt; und unſchuldig dabey, — — ſo unſchuldig, als ich.

Staleno. Spricht ſie auch ſchon von Kindern, die ſie haben könnte? — — Aber ſage Er mir, was kriegt ſie mit?

Leander. Wenn Sie ſie ſehen ſollten, Sie würden Sich ſelbſt in ſie verlieben. Ein rundes, volles Geſicht, das aber gar nichts Kindiſches mehr hat; ein Gewächſe, wie ein Rohr —

Staleno. Und was kriegt ſie mit?

Leander. Wie ein Rohr ſo gerade. Und dabey nicht hager; aber auch nicht dicke. Sie wiſſen wohl, Herr Vormund, beides muß nicht ſeyn, wenn ein Frauenzimmer ſchön ſeyn ſoll.

Staleno. Und was kriegt ſie mit?

Leander. Sie weiß ſich zu tragen, ah! auf eine Art, liebſter Herr Staleno, auf eine Art — — Und ich verſichre Sie, ſie hat nicht tanzen gelernt; es iſt ihr natürlich.

Staleno. Und was kriegt ſie mit?

Leander. Wenn ihr Geſichte auch das ſchönſte ganz und gar nicht wäre, ſo würden ſie doch ſchon ihre Manieren zu der angenehmſten Perſon unter der Sonne machen. Ich kann nicht begreifen, wer ſie ihr muß gewieſen haben.

Staleno. O! ſo höre Er doch! Nach ihrer Ausſteuer frage ich; was kriegt ſie mit?

Leander. Und ſprechen — — ſprechen kann ſie wie ein Engel — —

Staleno. Was kriegt ſie mit?

Leander. Sie werden ſchwerlich mehr Verſtand und Tugend bey irgend einer Perſon ihres Geſchlechts antreffen, als bey ihr — —

Staleno. Gut! alles gut! aber was kriegt ſie mit?

Leander. Sie iſt über dieſes aus einem guten Geſchlechte, Herr Vormund; aus einem ſehr guten Geſchlechte.

Staleno. Die guten Geſchlechter ſind nicht allezeit die reichſten. Was kriegt ſie mit?

Leander. Ich habe vergeſſen, Ihnen noch zu ſagen, daß ſie auch ſehr ſchön ſingt.

Staleno. Zum Henker! laſſe Er mich nicht eine Sache hundertmal fragen. Ich will vor allen Dingen wiſſen, was ſie mit kriegt? — —

Leander. Wahrhaftig! ich habe ſie ſelbſt nur geſtern Abends ſingen hören. Wie wurde ich bezaubert!

Staleno. Ah! Er muß Seinen Vormund nicht zum Narren haben. Wenn Er mir keine Antwort geben will: ſo packe Er ſich, und laſſe Er mich meinen Gang gehen.

Leander. Sie ſind ja gar böſe, allerliebſter Herr Vormund. Ich wollte Ihnen eben Ihre Frage beantworten.

Staleno. Nun! ſo thu Ers.

Leander. Was war Ihre Frage? Ja, ich beſinne mich: Sie fragten, ob ſie eine gute Haushälterinn ſey? O! eine unvergleichliche! Ich weiß gewiß, ſie wird ihrem Manne Jahr aus Jahr ein zu Tauſenden erſparen.

Staleno. Das wäre noch etwas; aber es war doch auch nicht das, was ich Ihn fragte. Ich fragte, — — verſteht Er denn kein Deutſch? — — ob ſie reich iſt? ob ſie eine gute Ausſteuer mit bekömmt?

Leander. (traurig) Eine Ausſteuer?

Staleno. Ja, eine Ausſteuer. Was gilts, darum hat ſich das junge Herrchen noch nicht bekümmert? O Jugend, o Jugend! daß doch die leichtſinnige Jugend ſo wenig nach dem Allernothwendigſten fragt! — Nun! wenn Er es noch nicht weiß, was Sein Mädchen mitkriegen ſoll, ſo gehe Er, und erkundige Er Sich vorher. Alsdann können wir mehr von der Sache ſprechen.

Leander. Das können wir gleich jetzo, wenn es Ihnen nicht zuwider iſt. Ich bin ſo leichtſinnig nicht geweſen, ſondern habe mich allerdings ſchon darnach erkundiget.

Staleno. So weiß Ers, was ſie mitkriegt?

Leander. Auf ein Haar.

Staleno. Und wie viel?

Leander. Allzuviel iſt es nicht — —

Staleno. Ey! wer verlangt denn allzuviel? Was recht iſt! Er hat ja ſelber ſchon genug Geld.

Leander. O! Sie ſind ein vortrefflicher Mann, mein lieber Herr Vormund. Es iſt wahr, ich bin reich genug, daß ich ihr ſchon dieſen Punkt überſehen kann.

Staleno. Iſt es wohl ſo die Hälfte von Seinem Vermögen, was das Mädchen mitkriegt?

Leander. Die Hälfte? Nein, das iſt es nicht.

Staleno. Das Drittel?

Leander. Auch wohl nicht.

Staleno. Das Viertel doch?

Leander. Schwerlich.

Staleno. Nu? das Achtel muß es doch wohl ſeyn? Alsdann wären es ein Paar tauſend Thälerchen, die beym Anfange einer Wirthſchaft nur allzubald weg ſind.

Leander. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß es nicht viel iſt, gar nicht viel.

Staleno. Aber nicht viel iſt doch etwas. Wie viel denn?

Leander. Wenig, Herr Vormund.

Staleno. Wie wenig denn?

Leander. Wenig — — Sie wiſſen ja ſelbſt, was man wenig nennt.

Staleno. Nur heraus mit der Sprache! Das Kind muß doch einen Namen haben. Drücke Er doch das Wenige mit Zahlen aus.

Leander. Das Wenige, Herr Staleno, iſt — — iſt gar nichts.

Staleno. Gar nichts? Ja nun! da hat Er recht; gar nichts, iſt wenig genug. — — Aber im Ernſte, Leander: ſchämt Er Sich nicht, auf ſo eine Thorheit zu fallen, ein Mädchen ſich zur Frau auszuſehen, die nichts hat?

Leander. Was ſagen Sie? Nichts hat? Sie hat alles, was zu einer vollkommenen Frau gehört; nur kein Geld hat ſie nicht.

Staleno. Das iſt, ſie hat alles, was eine vollkommene Frau machen könnte, wenn ſie nur noch das hätte, was eine vollkommene Frau macht. — — Stille davon! Ich muß beſſer einſehen, was Ihm gut iſt. — — Aber darf man denn wiſſen, wer dieſe ſchöne, liebenswürdige, galante Bettlerinn iſt? wie ſie heißt? —

Leander. Sie verſündigen Sich, Herr Staleno. Wenn es nach Verdienſten gienge, ſo würden wir alle arm, und dieſe Bettlerinn würde allein reich ſeyn.

Staleno. So ſage Er mir ihren Namen, damit ich ſie anders nennen kann.

Leander. Kamilla.

Staleno. Kamilla? Doch wohl nicht die Schweſter des lüderlichen Lelio?

Leander. Eben die. Ihr Vater ſoll der rechtſchaffenſte Mann von der Welt ſeyn.

Staleno. Seyn, oder geweſen ſeyn. Es ſind nun bereits neun Jahre, daß er von hier wegreiſete; und ſchon ſeit vier Jahren hat man nicht die geringſte Nachricht von ihm. Wer weiß, wo er modert, der gute Anſelmus! Es iſt für ihn auch eben ſo gut. Denn wenn er wieder kommen ſollte, und ſollte ſehen, wie es mit ſeiner Familie ſtünde, ſo müßte er ſich doch zu Tode grämen.

Leander. So haben Sie ihn wohl gekannt?

Staleno. Was ſollte ich nicht? Er war mein Herzensfreund.

Leander. Und Sie wollen gegen ſeine Tochter ſo grauſam ſeyn? Sie wollen mich verhindern, ſie wieder in Umſtände zu ſetzen, die ihrer würdig ſind?

Staleno. Leander, wenn Er mein Sohn wäre, ſo wollte ich nicht ein Wort dawider reden; aber ſo iſt Er nur mein Mündel. Seine Neigung könnte ſich in reifern Jahren ändern, und wenn Er alsdann das ſchöne Geſicht ſatt wäre, dem der beſte Nachdruck fehlt, ſo würde alle Schuld auf mich fallen.

Leander. Wie? meine Neigung ſollte ſich ändern? ich ſollte aufhören, Kamillen zu lieben? ich ſollte — —

Staleno. Er ſoll warten, bis Er Sein eigner Herr wird; alsdann kann Er machen, was Er will. Ja, wenn das Mädchen noch in den Umſtänden wäre, in welchen ſie ihr Vater verließ; wenn ihr Bruder nicht alles durchgebracht hätte; wenn der alte Philto, dem Anſelmus die Aufſicht über ſeine Kinder anvertraute, nicht ein alter Betrieger geweſen wäre: gewiß, ich wollte ſelbſt mein Möglichſtes thun, daß kein andrer, als Er, die Kamilla bekommen ſollte. Aber, da das nicht iſt, ſo habe ich nichts damit zu ſchaffen. Gehe Er nach Hauſe.

Leander. Aber, liebſter Herr Staleno, —

Staleno. Er bringt Seine Schmeicheley zu unnützen Koſten. Was ich geſagt habe, habe ich geſagt. Ich wollte eben zum alten Philto gehen, der ſonſt mein guter Freund iſt, und ihm den Text wegen ſeines Betragens gegen den Lelio leſen. Nun hat er dem lüderlichen Burſchen auch ſo gar das Haus abgekauft, das Letzte, was die Leutchen noch hatten. Das iſt zu toll! das iſt unverantwortlich! — — Geh Er, Leander; halte Er mich nicht länger auf. Allenfalls können wir zu Hauſe mehr davon ſprechen.

Leander. In der Hoffnung, daß Sie gütiger werden geſinnt ſeyn, will ich gehen. Sie kommen doch bald zurück?

Staleno. Bald.

Zweyter Auftritt.

Staleno.

Es bringt freylich nichts ein, den Leuten die Wahrheit zu ſagen, und ihnen ihre ſchlechten Streiche vorzurücken; man macht ſie ſich meiſten Theils dadurch zu Feinden. Aber mags! Ich will den Mann nicht zum Freunde behalten, der ſo wenig Gewiſſen hat. — — Hätte ich mirs in Ewigkeit vorgeſtellt! Der Philto, der Mann, auf den ich Schlöſſer gebaut hätte — — Ha! da kömmt er mir eben in den Wurf. — —

Dritter Auftritt.

Philto. Staleno.

Staleno. Guten Tag, Herr Philto.

Philto. Ey ſich da! Herr Staleno! Wie gehts, mein alter, lieber, guter Freund? Wo wollten Sie hin?

Staleno. Ich war eben im Begriff, zu Ihnen zu gehen.

Philto. Zu mir? das iſt ja vortrefflich. Kommen Sie, ich kehre gleich wieder mit um.

Staleno. Es iſt nicht nöthig, wenn ich Sie nur ſpreche; es iſt mir gleich viel, ob es in Ihrem Hauſe, oder auf der Gaſſe geſchieht. Ich will ſo lieber unter freyem Himmel mit Ihnen reden, um vor dem Anſtecken ſichrer zu ſeyn.

Philto. Was wollen Sie mit Ihrem Anſtecken? Bin ich ſeitdem von der Peſt befallen worden, als ich Sie nicht geſehen habe?

Staleno. Von noch etwas ſchlimmern, als von der Peſt

— — O Philto, Philto! Sind Sie der ehrliche Philto, den die Stadt bisher noch immer unter die wenigen Männer von altem Schrot und Korne gezählt hat?

Philto. Das iſt ja ein vortrefflicher Anfang zu einer Strafpredigt. Wie käme ich zu der?

Staleno. Was für Zeug wird von Ihnen in der Stadt geſprochen! Ein alter Betrieger, ein Leuteſchinder, ein Blutigel, — das ſind noch Ihre beſten Ehrentitel.

Philto. Meine?

Staleno. Ja, Ihre.

Philto. Das iſt mir leid. Aber was iſt zu thun? man muß die Leute reden laſſen. Ich kann es niemanden verwehren, das Nachtheiligſte von mir zu denken, oder zu ſprechen; genug, wenn ich bey mir überzeugt bin, daß man mir Unrecht thut.

Staleno. So kaltſinnig ſind Sie dabey? So kaltſinnig war ich nicht einmal, als ich es hörte. Aber mit dieſer Gelaſſenheit ſind Sie noch nicht gerechtfertiget. Man iſt oft gelaſſen, weil man bey ſich kein Recht zu haben fühlt, haſtig und aufgebracht zu ſeyn. — — Von mir ſollte jemand ſo reden! Ich drehte dem erſten dem beſten den Hals um. Allein, ich glaube auch nicht, daß ich jemals durch meine Handlungen Gelegenheit dazu geben würde.

Philto. Kann ich denn endlich erfahren, worinn das Verbrechen beſteht, das man mir Schuld giebt?

Staleno. So? Sie müſſen mit Ihrem Gewiſſen ſchon vortrefflich zu Rande ſeyn, daß es Ihnen nicht ſelbſt gleich beyfällt. — Sagen Sie mir, war Anſelmus Ihr Freund?

Philto. Er war es, und iſt es noch, ſo weit wir auch jetzt von einander ſind. Wiſſen Sie denn nicht, daß er mir bey ſeiner Abreiſe ſeinen Sohn und ſeine Tochter zur Aufſicht anvertraute? Würde er das gethan haben, wenn er mich nicht für ſeinen rechtſchaffnen Freund gehalten hätte?

Staleno. Du ehrlicher Anſelmus, wie haſt du dich betrogen!

Philto. Ich denke, er ſoll ſich nicht betrogen haben.

Staleno. Nicht? Nu, nu! wenn ich einen Sohn hätte, den ich gern in das äuſſerſte Verderben wollte gebracht wiſſen, ſo würde ich ihn ganz gewiß auch Ihrer Aufſicht anvertrauen. Er iſt ein ſchönes Früchtchen geworden, der Lelio!

Philto. Sie legen mir jetzt etwas zur Laſt, wovon Sie mich ſelbſt ſonſt allezeit frey geſprochen haben. Lelio hat alle ſeine lüderlichen Ausſchweifungen ohne mein Vorwiſſen begangen; und wenn ich ſie erfuhr, ſo war es ſchon zu ſpät, ihnen vorzubeugen.

Staleno. Alles das glaube ich nun nicht mehr; denn Ihr letzter Streich verräth Ihre Karte.

Philto. Was für ein Streich?

Staleno. An wen hat denn Lelio ſein Haus verkauft?

Philto. An mich.

Staleno. Willkommen, Anſelmus! Können Sie doch nun auf der Gaſſe ſchlafen. — — Pfuy, Philto!

Philto. Ich habe die drey tauſend Thaler dafür richtig bezahlt.

Staleno. Um den Namen eines ehrlichen Mannes richtig los zu werden.

Philto. Hätte ich ſie denn nicht bezahlen ſollen?

Staleno. O! ſtellen Sie Sich nicht ſo albern. Sie hätten gar nichts von dem Lelio kaufen ſollen. Einem ſolchen Menſchen zu Gelde verhelfen, heißt das nicht dem Wahnwitzigen ein Meſſer in die Hände geben, womit er ſich die Gurgel abſchneiden kann? Heißt das nicht Gemeinſchaft mit ihm machen, um den armen Vater ohne Barmherzigkeit zu ruiniren?

Philto. Aber Lelio brauchte das Geld zur höchſten Noth: er mußte ſich mit einem Theile deſſelben von einem ſchimpflichen Gefängniſſe losmachen. Und wenn ich das Haus nicht gekauft hätte, ſo hätte es ein andrer gekauft.

Staleno. Andre hätten mögen thun, was ſie gewollt hätten. — Aber entſchuldigen Sie Sich nur nicht; man ſieht Ihre wahre Urſache doch. Das Häuschen iſt etwa noch vier tauſend Thaler werth; um drey tauſend war es zu verkaufen, und zu dem Profitchen, dachten Sie, bin ich der nächſte. Ich liebe das Geld doch auch; aber ſehen Sie, Philto, eher wollte ich mir dieſe meine rechte Hand abhauen laſſen, als ſo eine Niederträchtigkeit begehen, und wenn ich ſchon eine Million damit zu gewinnen wüßte. Kurz von der Sache zu kommen: meiner Freundſchaft ſind Sie quit.

Philto. Nun wahrhaftig! Staleno, Sie legen mirs äußerordentlich nahe. Ich glaube wirklich, Sie bringen es durch Ihre Schmähungen noch ſo weit, daß ich Ihnen ein Geheimniß vertraue, welches kein Menſch auf der Welt ſonſt von mir erfahren hätte.

Staleno. Was Sie mir vertrauen, darum laſſen Sie Sich nicht bange ſeyn. Es iſt bey mir ſo ſicher aufgehoben, als bey Ihnen.

Philto. Sehen Sie Sich einmal ein wenig um, daß uns niemand behorcht. Sehen Sie recht zu! Guckt auch niemand hier aus den Fenſtern?

Staleno. Das muß ja wohl ein recht geheimes Geheimniß ſeyn. Ich ſehe niemanden.

Philto. Nun, ſo hören Sie. Noch an eben dem Tage, als Anſelmus wegreiſete, zog er mich bey Seite, und führte mich an einen gewiſſen Ort in ſeinem Hauſe. Ich habe dir, ſprach er, mein lieber Philto, noch eins zu entdecken. Hier in dieſem — Warten ſie ein klein Bißchen, Staleno; da ſehe ich jemanden gehn, den wollen wir erſt vorbey laſſen. —

Staleno. Er iſt vorbey.

Philto. Hier ſprach er, in dieſem Gewölbe, unter einem von den — — Stille! dort kömmt eines — —

Staleno. Es iſt ja ein Kind.

Philto. Kinder ſind neugierig!

Staleno. Es iſt weg.

Philto. Unter einem von den Pflaſterſteinen, ſprach er, habe ich — — Da läuft ſchon wieder was. — —

Staleno. Es iſt ja nichts, als ein Hund.

Philto. Es hat aber doch Ohren! — — Habe ich, ſprach er, (indem er ſich von Zeit zu Zeit furchtſam umſiehet) eine kleine Baarſchaft vergraben.

Staleno. Was?

Philto. St! Wer wird ſo etwas zweymal ſagen?

Staleno. Eine Baarſchaft? einen Schatz?

Philto. Ja doch! — — Wenn es nur nicht jemand gehört hat.

Staleno. Vielleicht ein Sperling, der uns über dem Kopfe weggeflogen.

Philto. Ich habe, fuhr er fort, lange genug daran geſpart, und mir es herzlich ſauer werden laſſen. Ich reiſe jetzo weg; ich laſſe meinem Sohne ſo viel, daß er leben kann; mehr darf ich ihm aber auch keinen Heller laſſen. Er hat allen Anſatz zu einem lüderlichen Menſchen, und je mehr er haben würde, deſto mehr würde er verthun. Was bliebe alsdann für meine Tochter übrig? Ich muß mich auf alle Fälle gefaßt machen; meine Reiſe iſt weit und gefährlich; wer weiß, ob ich wieder komme? Von dieſer Baarſchaft alſo, ſoll ſo und ſo viel für meine Kamille zur Ausſteuer, wenn ihr etwa unterdeſſen eine gute Gelegenheit zu heyrathen vorkäme. Das Uebrige ſoll mein Sohn haben; aber nicht eher, als bis man es gewiß weiß, daß ich todt bin. Bis dahin, bitte ich dich, Philto, mit Thränen bitte ich dich, mein lieber Freund, laß den Lelio nichts davon merken; ſey auch ſonſt gegen alle verſchwiegen, damit er es etwa nicht von einem Dritten erfährt. Ich verſprach meinem Freunde alles, und that einen Schwur darauf. — — Nun ſagen Sie mir, Staleno, als ich hörte, daß Lelio das Haus, eben das Haus, worinn die Baarſchaft verborgen iſt, mit aller Gewalt verkaufen wollte: ſagen Sie mir, was ſollte ich thun?

Staleno. Was hör ich? Bey meiner Treu! das Ding bekömmt doch wohl ein ander Anſehen.

Philto. Lelio hatte das Haus anſchlagen laſſen, als ich eben auf dem Lande war.

Staleno. Ha! ha! der Wolf hatte gemerkt, daß die Hunde nicht bey der Heerde wären.

Philto. Sie können Sich einbilden, daß ich nicht wenig erſchrak, als ich wieder in die Stadt kam. Es war geſchehen. Sollte ich nun meinen Freund verrathen, und dem lüderlichen Lelio den Schatz anzeigen? Oder ſollte ich das Haus in fremde Hände kommen laſſen, aus welchen es vielleicht Anſelmus nimmermehr wieder bekommen hätte? Den Schatz wegzunehmen, das gieng gar nicht an. Mit einem Worte, ich ſah keinen andern Rath, als das Haus ſelber zu kaufen, um ſo wohl das eine, als das andere zu retten. Anſelmus mag nunmehr heute oder morgen kommen: ich kann ihm beides richtig überliefern. Sie ſehen ja wohl, daß ich das gekaufte Haus nicht einmal brauche. Ich habe Sohn und Tochter herausziehen laſſen, und es feſte verſchloſſen. Es ſoll niemand wieder hinein kommen, als ſein rechter Herr. Ich ſahe es voraus, daß mich die Leute verleumden würden; aber ich will doch lieber eine kurze Zeit weniger ehrlich ſcheinen, als es in der That ſeyn. Bin ich nun noch in Ihren Augen ein alter Betrieger? ein Blutigel? —

Staleno. Sie ſind ein ehrlicher Mann, und ich bin ein Narr. — Daß die Leute, die allen Plunder wiſſen wollen, und ſich mit Nachrichten ſchleppen, wovon doch weder Kopf noch Schwanz wahr iſt, bey dem Henker wären! Was für Zeug haben ſie mir nicht von Ihnen in die Ohren geſetzt! — Aber warum war ich auch ſo ein alter Eſel, und glaubte es? — Nehmen Sie mirs nicht übel, Philto, ich bin zu haſtig geweſen.

Philto. Ich nehme nichts übel, wobey ich eine gute Abſicht ſehe. Mein ehrlicher Name iſt Ihnen lieb geweſen; und das erfreut mich. Sie würden ſich viel darum bekümmert haben, wenn Sie nicht mein Freund wären.

Staleno. Gewiß, ich bin ganz böſe auf mich.

Philto. Ey nicht doch!

Staleno. Ich bin mir recht gram, daß ich mir nur einen Augenblick etwas Unrechtes von Ihnen habe einbilden können!

Philto. Und ich bin Ihnen recht gut, daß Sie ſo fein offenherzig gegen mich geweſen ſind. Ein Freund, der uns alles unter die Augen ſagt, was er anſtößiges an uns bemerkt, iſt jetzt ſehr rar; man muß ihn nicht vor den Kopf ſtoßen, und wenn er auch unter Zehnmalen nur einmal Recht haben ſollte. Meynen Sie es nur ferner gut mit mir.

Staleno. Das heiße ich doch noch geredt, wie man reden ſoll! Top! wir ſind Freunde, und wollen es immer bleiben.

Philto. Top! — — Haben Sie mir ſonſt noch etwas zu ſagen? — —

Staleno. Ich wüßte nicht. — — Doch ja. (bey Seite) Vielleicht kann ich meinem Mündel eine unverhoffte Freude machen.

Philto. Was iſts?

Staleno. Sagten Sie mir nicht, daß ein Theil der verborgenen Baarſchaft zur Ausſteuer für Jungfer Kamillen ſollte?

Philto. Ja.

Staleno. Wie hoch beläuft ſich wohl der Theil?

Philto. Auf ſechs tauſend Thaler.

Staleno. Das iſt nicht ſchlimm. Und wenn ſich nun etwa eine anſehnliche Partie für die ſechs tauſend Thaler — — für Jungfer Kamillen, wollte ich ſagen, fände: hätten Sie wohl Luſt, Ja dazu zu ſagen?

Philto. Wenn ſie anſehnlich wäre, die Partie; warum nicht?

Staleno. Zum Exempel, mein Mündel? was meynen Sie?

Philto. Was? der junge Herr Leander? hat der ein Auge auf ſie?

Staleno. Wohl beide. Er iſt ſo vergafft in ſie, daß er ſie lieber heute als morgen nähme, und wenn ſie auch nackend zu ihm käme.

Philto. Das laßt mir Liebe ſeyn! Wahrhaftig, Herr Staleno, Ihr Vorſchlag iſt nicht zu verachten. Wenn es Ihr Ernſt iſt —

Staleno. Mein völliger Ernſt! Ich werde ja nicht bey ſechs tauſend Thalern ſcherzen?

Philto. Ja! aber will denn auch Kamille Leandern haben?

Staleno. Wenigſtens will er ſie haben. Wenn zwanzig tauſend Thaler ſechs tauſend Thaler heyrathen wollen, ſo werden ja die ſechſe nicht närriſch ſeyn, und den zwanzigen einen Korb geben. Das Mädchen wird ja wohl zählen können.

Philto. Ich glaube, wenn auch Anſelmus heute wieder käme, daß er ſelbſt ſeine Tochter nicht beſſer zu verſorgen wünſchen könnte. Gut! ich nehme alles über mich. Die Sache ſoll richtig ſeyn, Herr Staleno.

Staleno. Wenn die ſechs tauſend Thaler richtig ſind. —

Philto. Ja, verzweifelt! nun fällt mir erſt die größte Schwierigkeit ein. — — Müßte denn Leander die ſechs tauſend Thaler gleich mit bekommen?

Staleno. Er müßte eben nicht; aber alsdann müßte er eben auch nicht Kamillen gleich haben.

Philto. Nun ſo geben Sie mir doch einen guten Rath. Das Geld iſt verborgen; wenn ich es hervor kriege, wo ſoll ich ſagen, daß ich es her bekommen habe? Soll ich die Wahrheit ſagen: ſo wird Lelio Lunte riechen, und ſich nicht ausreden laſſen, daß da, wo ſechs tauſend Thaler gelegen, nicht noch mehr liegen könnte. Soll ich ſagen, daß ich das Geld von dem Meinigen gebe? Das will ich auch nicht gern. Die Leute würden doch nur einen neuen Anlaß, mich zu verleumden, daraus nehmen. Philto, ſprächen ſie vielleicht, würde ſo freygebig nicht ſeyn, wenn ihm nicht ſein Gewiſſen ſagte, daß er die armen Kinder um gar zu vieles betrogen habe.

Staleno. Das iſt alles wahr.

Philto. Und daher meynte ich eben, daß es gut wäre, wenn es mit der Ausſteuer ſo lange bleiben könnte, bis Anſelmus wieder käme. Sie iſt Leandern doch gewiß genug.

Staleno. Leander, wie geſagt, würde ſich nichts daraus machen. Aber, mein lieber Philto, ich, der ich ſein Vormund bin, habe mich für die übeln Nachreden eben ſo wohl in Acht zu nehmen, als Sie. Ja, ja! würde man murmeln: der reiche Mündel iſt in guten Händen! Jetzt wird ihm ein armes Mädchen angehangen, und das arme Mädchen, um dankbar zu ſeyn, wird auch ſchon wiſſen, wie es ſich gegen den Vormund verhalten muß. Staleno iſt ſchlau; Rechnungen, wie er für Leandern zu führen hat, ſind ſo leicht nicht abzulegen. Eine Vorſprecherinn, die ihrem Manne die Augen zuhält, wenn er nachſehen will, iſt dabey nicht übel. — — Für ſolche Gloſſen bedanke ich mich.

Philto. Sie haben Recht. — Aber wie iſt die Sache nun anzufangen? Sinnen Sie doch ein Bißchen nach. —

Staleno. Sinnen Sie nur auch nach. —

Philto. Wie wenn wir — —

Staleno. Nun?

Philto. Nein, das geht nicht an.

Staleno. Hören Sie nur: ich dächte — — Das iſt auch nichts.

Philto. Könnte man nicht — — } zugleich, nachdem ſie einige Au-
Staleno. Man müßte — — } genblicke nachgedacht.

Philto. Was meynten Sie?

Staleno. Was wollten Sie ſagen?

Philto. Reden Sie nur — —

Staleno. Sagen Sie nur — —

Philto. Ich will Ihre Gedanken erſt hören.

Staleno. Und ich Ihre. Meine ſind ſo recht reif noch nicht. — —

Philto. Und meine — meine ſind wieder gar weg.

Staleno. Schade! Aber Geduld! meine fangen eben an zu reifen. — — Nun ſind ſie reif!

Philto. Das iſt gut!

Staleno. Wie wenn wir, für ein gutes Trinkgeld, einen Kerl auf die Seite kriegten, der frech genug wäre, und Mundwerk genug hätte, zehn Lügen in Einem Athem zu ſagen?

Philto. Was könnte uns der helfen?

Staleno. Er müßte ſich verkleiden, und vorgeben, daß er, ich weiß nicht aus welchem, weit entlegenen Lande käme — —

Philto. Und — —

Staleno. Und daß er den Anſelmus geſprochen habe — —

Philto. Und — —

Staleno. Und daß ihm Anſelmus Briefe mitgegeben habe, einen an ſeinen Sohn, und einen an Sie. — —

Philto. Und was denn nun?

Staleno. Sehen Sie denn noch nicht, wo ich hinaus will? In dem Briefe an ſeinen Sohn müßte ſtehen, daß Anſelmus ſo bald noch nicht zurückkommen könne, daß Lelio unterdeſſen gute Wirthſchaft treiben und das Seine fein zuſammenhalten ſolle, und mehr ſo dergleichen. In Ihrem Briefe aber müßte ſtehen, daß Anſelmus das Alter ſeiner Tochter überlegt habe, daß er ſie gerne verheyrathet wiſſen möchte, und daß er ihr hier ſo viel und ſo viel zur Ausſtattung ſchicke, im Fall ſie eine gute Gelegenheit finden ſollte.

Philto. Und der Kerl müßte thun, als ob er das Geld zur Ausſtattung mitbrächte? nicht?

Staleno. Ja freylich.

Philto. Das geht wirklich an! — — Aber wie denn, wenn der Sohn die Hand des Vaters zu gut kennt? Wie, wenn er ſich auf ſein Siegel beſinnt?

Staleno. O! da giebts tauſend Ausflüchte. Machen Sie Sich doch nicht unzeitige Sorge! — — Ich beſinne mich alleweile auf jemanden, der die Rolle recht meiſterlich wird ſpielen können.

Philto. Je nun! ſo gehen Sie, und reden das Nöthige mit ihm ab. Ich will ſo gleich das Geld zurechte legen, und es lieber unterdeſſen von dem Meinigen nehmen, bis ich es dort ſicher ausgraben kann.

Staleno. Thun Sie das! thun Sie das! In einer halben Stunde ſoll der Mann bey Ihnen ſeyn. (geht ab.)

Philto. (allein) Es iſt mir ärgerlich genug, daß ich in meinen alten Tagen noch ſolche Kniffe brauchen muß, und zwar des lüderlichen Lelios wegen! — — Da kömmt er ja wohl gar ſelber, mit ſeinem Anführer in allen Schelmſtücken? Sie reden ziemlich ernſtlich; ohne Zweifel muß ſie ein Gläubiger wieder auf dem Korne haben. (tritt ein wenig zurück.)

Vierter Auftritt.

Lelio. Maskarill. Philto.

Lelio. Und das wäre der ganze Reſt von den drey tauſend Thalern? (er zählt) Zehne, zwanzig, dreyßig, vierzig, funfzig, fünf und funfzig. Nicht mehr, als fünf und funfzig Thaler noch?

Maskarill. Es kömmt mir ſelbſt faſt unglaublich vor. Laſſen Sie mich doch zählen. (Lelio giebt ihm das Geld.) Zehne, zwanzig, dreyßig, vierzig, fünf und vierzig. Ja wahrhaftig; noch fünf und vierzig Thaler, und nicht einen Heller mehr. (er giebt ihm das Geld wieder.)

Lelio. Fünf und vierzig? fünf und funfzig, willſt du ſagen.

Maskarill. O! ich hoffe richtiger gezählt zu haben, als Sie.

Lelio. (nachdem er vor ſich gezählt) Ha! ha! Herr Taſchenſpieler! Sie haben Ihre Hände doch nicht zum Schubſacke gebraucht? Mit Erlaubniß — —

Maskarill. Was befehlen Sie?

Lelio. Ihre Hand, Herr Maskarill — —

Maskarill. O pfuy!

Lelio. Ich bitte — —

Maskarill. Nicht doch! Ich — — muß mich ſchämen — —

Lelio. Schämen? das wäre ja ganz etwas neues für dich. — — Ohne Umſtände, Schurke, weiſe mir deine Hand — —

Maskarill. Ich ſage Ihnen ja, Herr Lelio, ich muß mich ſchämen; denn wahrhaftig — — ich habe mich heute noch nicht gewaſchen.

Lelio. Da haben wirs! Drum iſt es ja wohl kein Wunder, daß alles an dem Schmutze kleben bleibt. (er macht ihm die Hand auf, und findet die Goldſtücke zwiſchen den Fingern.) Siehſt du, was die Reinlichkeit für eine nöthige Tugend iſt? Man ſollte dich bey einem Haare für einen Spitzbuben halten, und du biſt doch nur ein Schwein. — — Aber im Ernſt. Wenn du von jeden funfzig Thalern deine zehn Thaler Rabat genommen haſt, ſo ſind von den drey tauſend Thalern — — laß ſehen — — nicht mehr, als ſechs hundert in deinen Beutel gefallen.

Maskarill. Blitz! man ſollte es kaum glauben, daß ein Verſchwender ſo gut rechnen könnte!

Lelio. Und doch ſehe ich noch nicht, wie die Summe heraus kommen ſoll. — — Bedenke doch, drey tauſend Thaler!

Maskarill. Theilen ſich bald ein. — — Erſtlich auf den ausgeklagten Wechſel —

Lelio. Das macht es noch nicht.

Maskarill. Ihrer Jungfer Schweſter zur Wirthſchaft — —

Lelio. Iſt eine Kleinigkeit.

Maskarill. Dem Herrn Stiletti für Auſtern und italieniſche Weine — —

Lelio. Waren hundert und zwanzig Thaler. — —

Maskarill. Abgetragene Ehrenſchulden —

Lelio. Die werden ſich auch nicht viel höher belaufen haben.

Maskarill. Noch eine Art von Ehrenſchulden, die aber nicht bey dem Spiele gemacht waren: — — Zwar freylich auch bey dem Spiele! — — der guten, ehrlichen Frau Lelane und ihren gefälligen Nichten.

Lelio. Fort über den Punkt! Für hundert Thaler kann man viel Bänder, viel Schuhblätter, viel Spitzen kaufen.

Maskarill. Aber Ihr Schneider — —

Lelio. Iſt er davon bezahlt worden?

Maskarill. Ja ſo! der iſt gar noch nicht bezahlt. Und ich —

Lelio. Und du? Nun freylich wohl muß ich auf dich mehr, als auf den Wechſel, mehr, als auf den Herrn Stiletti, und mehr, als auf die Frau Lelane rechnen.

Maskarill. Nein, nein, mein Herr! — und ich, wollte ich ſagen, ich bin auch noch nicht bezahlt. Ich habe meinen Lohn ganzer ſieben Jahr bey Ihnen ſtehen laſſen.

Lelio. Du haſt dafür ſieben Jahr die Erlaubniß gehabt, mich auf alle mögliche Art zu betriegen, und dich dieſer Erlaubniß auch ſo wohl zu bedienen gewußt —

Philto. (der ihnen näher tritt) Daß der Herr noch endlich die Liverey des Bedienten wird tragen müſſen.

Maskarill. Welche Prophezeihung! Ich glaube, ſie kam vom Himmel? (indem er ſich umſieht) Ha! ha! Herr Philto, kam ſie von Ihnen? Ich bin zu großmüthig, als daß ich Ihnen das Schickſal der neuen Propheten wünſchen ſollte. — — Aber wenn Sie uns zugehört haben, ſagen Sie ſelbſt, iſt es erlaubt, daß ein armer Bedienter ſeinen Lohn für ſieben ſaure Jahre —

Philto. An dem Galgen ſollteſt du deinen Lohn finden. — — Herr Lelio, ich habe Ihnen ein Wort zu ſagen.

Lelio. Nur keine Vorwürfe, Herr Philto! Ich kann ſie wohl verdienen, aber ſie kommen zu ſpät.

Philto. Herr Leander hat durch ſeinen Vormund, den Herrn Staleno, um Ihre Schweſter anhalten laſſen.

Lelio. Um meine Schweſter? Das iſt ja ein großes Glück.

Philto. Freylich wäre es ein Glück; aber es ſtößt ſich an die Ausſteuer. Staleno hat es nicht glauben können, daß Sie alles verthan haben. Sobald ich es ihm ſagte, nahm er ſeine Anwerbung wieder zurück.

Lelio. Was ſagen Sie?

Philto. Ich ſage, daß Sie Ihre Schweſter zugleich unglücklich gemacht haben. Das arme Mädchen muß durch Ihre Schuld nun ſitzen bleiben.

Maskarill. Nicht durch ſeine Schuld; ſondern durch die Schuld eines alten Geitzhalſes. Wenn doch der Geyer alle eigennützige Vormünder, und alles was ihnen ähnlich ſieht, (indem er den Philto anſieht) holen wollte! Muß denn ein Mädchen Geld haben, wenn ſie die ehrliche Frau eines ehrlichen Mannes ſeyn ſoll? Und allen Falls wüßte ich wohl, wer ihr eine Ausſteuer geben könnte. Es giebt Leute, die ſehr wohlfeil Häuſer zu kaufen pflegen. —

Lelio. (in Gedanken) Kamilla iſt doch wirklich unglücklich. Ihr Bruder iſt — — iſt ein Nichtswürdiger.

Maskarill. Sie haben es mit Sich ſelbſt auszumachen, wenn Sie Sich ſchimpfen. — Aber Herr Philto, ein kleiner Nachſchuß von tauſend Thalern, in Anſehung des wohlfeilen Kaufs — —

Philto. Adieu, Lelio. Sie ſcheinen über meine Nachricht ernſthaft geworden zu ſeyn. Ich will gute Betrachtungen nicht ſtören.

Maskarill. Und auch ſelbſt keine gern machen. Nicht wahr? Denn ſonſt könnte der kleine Nachſchuß einen vortrefflichen Stoff an die Hand geben.

Philto. Maskarill, hüte dich vor meinem Nachſchuß. Die Münze möchte dir nicht anſtehen. — — (geht ab.)

Maskarill. Es müßte nichtswürdige Münze ſeyn, wenn ſie nicht wenigſtens beym Spiele gelten könnte.

Fünfter Auftritt.

Maskarill. Lelio.

Maskarill. Aber was wird denn nun das? So eine ſaure Miene pflegen Sie ja kaum zu machen, wenn Sie bey einem mißlichen Solo die Trümpfe nachzählen. — — Doch was wetten wir, ich weiß, was Sie denken? — — Es iſt doch ein verdammter Streich, denken Sie, daß meine Schweſter den reichen Leander nicht bekommen ſoll. Wie hätte ich den neuen Schwager rupfen wollen! — —

Lelio. (noch in Gedanken) Höre, Maskarill! — —

Maskarill. Nun? — Aber denken kann ich Sie nicht hören; Sie müſſen reden.

Lelio. — — Willſt du wohl alle deine an mir verübte Betriegereyen durch eine einzige rechtſchaffne That wieder gut machen?

Maskarill. Eine ſeltſame Frage! Für was ſehen Sie mich denn an? Für einen Betrieger, der ein rechtſchaffner Mann iſt; oder für einen rechtſchaffnen Mann, der ein Betrieger iſt?

Lelio. Mein lieber, ehrlicher Maskarill, ich ſehe dich für einen Mann an, der mir wenigſtens einige tauſend Thaler leihen könnte, wenn er mir ſo viel leihen wollte, als er mir geſtohlen hat.

Maskarill. Du lieber, ehrlicher Maskarill! — — Und was wollten Sie mit dieſen einigen tauſend Thalern machen?

Lelio. Sie meiner Schweſter zur Ausſteuer geben, und mich hernach — — vor den Kopf ſchießen.

Maskarill. Sich vor den Kopf ſchießen? — — Es iſt ſchon wahr, entlaufen würden Sie mir mit dem Gelde alsdann nicht. Aber doch — — (als ob er nachdächte)

Lelio. Du weißt es, Maskarill, ich liebe meine Schweſter. Jetzt alſo muß ich das Aeußerſte für ſie thun, wenn ſie nicht Zeit Lebens mit Unwillen an ihren Bruder denken ſoll. — — Sey großmüthig, und verſage mir deinen Beyſtand nicht. —

Maskarill. Sie faſſen mich bey meiner Schwäche. Ich habe einen verteufelten Hang zur Großmuth, und Ihre brüderliche Liebe, Herr Lelio, — — wirklich! bezaubert mich ganz. Sie iſt etwas recht edles, etwas recht ſuperbes! — — Aber Ihre Jungfer Schweſter verdient ſie auch; gewiß! Und ich ſehe mich gedrungen —

Lelio. O! ſo laß dich umarmen, liebſter Maskarill. Gebe doch Gott, daß du mich um recht vieles betrogen haſt, damit du mir recht viel leihen kannſt! Hätte ich doch nie geglaubt, daß du ein ſo zärtliches Herz hätteſt. — — Aber laß hören, wie viel kannſt du mir leihen? — —

Maskarill. Ich leihe Ihnen, mein Herr, —

Lelio. Sage nicht: mein Herr. Nenne mich deinen Freund. Ich wenigſtens will dich Zeit Lebens für meinen einzigen, beſten Freund halten.

Maskarill. Behüte der Himmel! Sollte ich, einer ſo kleinen nichtswürdigen Gefälligkeit wegen, den Reſpekt bey Seite ſetzen, den ich Ihnen ſchuldig bin?

Lelio. Wie? Maskarill, du biſt nicht allein großmüthig, du biſt auch beſcheiden?

Maskarill. Machen Sie meine Tugend nicht ſchamroth. — Ich leihe Ihnen alſo auf zehn Jahr — —

Lelio. Auf zehn Jahr? Welche übermäßige Güte! Auf fünf Jahr iſt genug, Maſkarill; auf zwey Jahr, wenn du willſt. Leihe mir nur, und ſetze den Termin zur Bezahlung ſo kurz, als es dir gefällt.

Maskarill. Nun wohl, ſo leihe ich Ihnen auf funfzehn Jahr — —

Lelio. Ich muß dir nur deinen Willen laſſen, edelmüthiger Maſkarill — —

Maskarill. Auf funfzehn Jahr leihe ich Ihnen, ohne Intereſſen — —

Lelio. Ohne Intereſſen? Das gebe ich nimmermehr ein. Ich will, was du mir leiheſt, nicht anders, als zu funfzig Procent — —

Maskarill. Ohne alle Intereſſen — —

Lelio. Ich bin dankbar, Maſkarill, und vierzig Procent mußt du wenigſtens nehmen.

Maskarill. Ohne alle Intereſſen — —

Lelio. Denkſt du, daß ich niederträchtig genug bin, deine Güte zu mißbrauchen? Willſt du mit dreyßig Procent zufrieden ſeyn, ſo will ich es als einen Beweis der größten Uneigennützigkeit anſehen.

Maskarill. Ohne Intereſſen, ſage ich. —

Lelio. Aber ich bitte dich, Maſkarill; bedenke doch nur, zwanzig Procent nimmt der allerchriſtlichſte Jude.

Maskarill. Mit Einem Worte, ohne alle Intereſſen, oder — —

Lelio. Sey doch nur — —

Maskarill. Oder es wird aus dem ganzen Darlehn nichts.

Lelio. Je nun! weil du denn deiner Freundſchaft gegen mich durchaus keine Schranken willſt geſetzt wiſſen — — —

Maskarill. Ohne Intereſſen! — —

Lelio. Ohne Intereſſen! — — ich muß mich ſchämen! — — Ohne Intereſſen leiheſt du mir alſo auf funfzehn Jahr — — was? wie viel?

Maskarill. Ohne Intereſſen leihe ich Ihnen noch auf funfzehn Jahr — — die 175 Thaler, die ich für ſieben Jahre Lohn bey Ihnen ſtehn habe.

Lelio. Wie meynſt du? die 175 Thaler, die ich dir ſchon ſchuldig bin? — —

Maskarill. Machen mein ganzes Vermögen aus, und ich will ſie Ihnen von Grund des Herzens gern noch funfzehn Jahr, ohne Intereſſen, ohne Intereſſen laſſen.

Lelio. Und das iſt dein Ernſt, Schlingel?

Maskarill. Schlingel? Das klingt ja nicht ein Bißchen erkenntlich.

Lelio. Ich ſehe ſchon, woran ich mit dir bin, du ehrvergeſſener, nichtswürdiger, infamer Verführer, Betrieger. — —

Maskarill. Ein weiſer Mann iſt gegen alles gleichgültig, gegen Lob und Tadel, gegen Schmeicheleyen und Scheltworte. Sie haben es vorhin geſehen, und ſehen es jetzt.

Lelio. Mit was für einem Geſichte werde ich mich meiner Schweſter zeigen können? — —

Maskarill. Mit einem unverſchämten, wäre mein Rath. Man hat nie etwas Unrechtes begangen, ſo lange man noch ſelbſt das Herz hat, es zu rechtfertigen. — Es iſt ein Unglück für dich, Schweſter, ich geſtehe es. Aber wer kann ſich helfen? Ich will des Todes ſeyn, wenn ich bey meinen Verſchwendungen jemals daran gedacht habe, daß ich das Deinige auch zugleich mit verſchwendete. — — So etwas ohngefähr müſſen Sie ihr ſagen, mein Herr, — —

Lelio. (nachdem er ein wenig nachgedacht) Ja, das wäre noch das Einzige. Ich will es dem Staleno ſelbſt vorſchlagen. Komm, Schurke! — —

Maskarill. Der Weg nach dem Kränzchen, in welches ich Sie begleiten ſollte, mein Herr, geht dahin.

Lelio. Zum Teufel, mit deinem Kränzchen! — — Aber iſt das nicht Herr Staleno ſelbſt, den ich hier kommen ſehe?

Sechſter Auftritt.

Staleno. Lelio. Maskarill.

Lelio. Mein Herr, ich wollte mir eben jetzt die Freyheit nehmen, Sie aufzuſuchen. Ich habe vom Herrn Philto die gütigen Geſinnungen Ihres Mündels gegen meine Schweſter erfahren. Halten Sie mich nicht für ſo verwildert, daß es mich nicht außerordentlich ſchmerzen würde, wenn ſie durch mein Verſchulden fruchtlos bleiben ſollten. Es iſt wahr, meine Ausſchweifungen haben mich entſetzlich herunter gebracht; allein, die mir drohende Armuth ſchreckt mich weit weniger, als der Vorwurf, den ich mir wegen einer geliebten Schweſter machen müßte, wenn ich nicht alles hervor ſuchte, das Unglück, das ich ihr durch meine Thorheit zugezogen, ſo viel als noch möglich, von ihr abzuwenden. Ueberlegen Sie alſo, Herr Staleno, ob das Anerbieten, welches ich jetzt thun will, einige Aufmerkſamkeit verdienen kann. Vielleicht iſt es Ihnen nicht unbekannt, daß mir eine alte Pathe ein ſo ziemlich beträchtliches Vorwerk in ihrem Teſtamente hinterließ. Dieſes habe ich noch; nur daß — — wie Sie leicht vermuthen können, — — einige Schulden darauf haften, deren ohngeachtet es jährlich noch ſo viel einbringt, daß ich nothdürftig davon leben könnte. Ich will es meiner Schweſter mit Vergnügen abtreten. Ihr Mündel hat Geld genug, daß er es frey machen, und anſehnliche Verbeſſerungen, deren es fähig iſt, damit vornehmen kann. Es würde alsdann als keine unebene Ausſteuer anzuſehen ſeyn, an deren Mangel, wie mir Herr Philto geſagt hat, Sie Sich einzig und allein ſtoßen.

Maskarill. (ſachte zum Lelio) Sind Sie nicht klug, Herr Lelio? —

Lelio. Schweig!

Maskarill. Das einzige, was Ihnen noch übrig iſt, — —

Lelio. Habe ich dir Rechenſchaft zu geben? — —

Maskarill. Wollen Sie denn hernach betteln gehen?

Lelio. Ich will thun, was ich will. —

Staleno (bey Seite) Ich merke ſchon. — Ja wohl, Herr Lelio, mußte ich mich an den gänzlichen Mangel der Ausſteuer ſtoßen, ſo gern ich auch ſonſt dieſe Heyrath geſehen hätte. Wenn es Ihnen alſo mit dem gethanen Vorſchlage ein Ernſt wäre, ſo wollte ich mich wohl noch beſinnen.

Lelio. Es iſt mein völliger Ernſt, Herr Staleno.

Maskarill. So nehmen Sie doch Ihr Wort wieder zurück!

Lelio. Wirſt du — —

Maskarill. Bedenken Sie doch nur — —

Lelio. Noch ein Wort!

Staleno. Vor allen Dingen aber, Herr Lelio, müßten Sie mir einen Anſchlag von dem Vorwerke, und ein aufrichtiges Verzeichniß von allen Schulden, die Sie darauf haben, geben. Eher läßt ſich nichts ſagen. — —

Lelio. Gut, ich will ſogleich gehen und beides aufſetzen. — Wann kann ich Sie wieder ſprechen?

Staleno. Sie werden mich immer zu Hauſe treffen.

Lelio. Leben Sie wohl unterdeſſen. (geht ab.)

Siebender Auftritt.

Staleno. Maskarill.

Maskarill. (bey Seite) Jetzt muß ich ihm wider ſeinen Willen einen guten Dienſt thun. Wie fange ichs an? Pſt! — — Verziehen Sie doch noch einen Augenblick, Herr Staleno —

Staleno. Was giebts?

Maskarill. Ich ſehe Sie für einen Mann an, der eine wohl gemeynte Warnung, wie es ſich gehört, zu ſchätzen weiß.

Staleno. Du ſiehſt mich für das an, was ich bin.

Maskarill. Und für einen Mann, welcher nicht glaubt, daß ein Bedienter ſeinen Herrn eben verrathe, wenn er nicht überall mit ihm in Ein Horn blaſen will.

Staleno. Ey freylich muß ſich ein Diener des Böſen, das ſein Herr thut, ſo wenig als möglich theilhaftig machen. — Aber wozu ſagſt du das? Hat Lelio wider mich etwas im Sinne?

Maskarill. Seyn Sie auf Ihrer Hut: ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie! Bey allem beſchwöre ich Sie, was Ihnen auf der Welt lieb iſt: bey der Wohlfahrt Ihres Mündels; bey der Ehre Ihrer grauen Haare — —

Staleno. Du ſprichſt auch wirklich, wie ein Beſchwörer. — — Aber weßwegen ſoll ich auf meiner Hut ſeyn?

Maskarill. Des Anerbietens wegen, das Ihnen Lelio gethan hat.

Staleno. Und wie ſo?

Maskarill. Kurz, Sie und Ihr Mündel ſind verlorne

Leute, wenn Sie das Vorwerk annehmen. Denn erſtlich muß ich Ihnen nur ſagen, daß er faſt eben ſo viel darauf ſchuldig iſt, als der ganze Bettel etwa werth ſeyn mag.

Staleno. Je nun! Maskarill, wenn es nur faſt ſo viel iſt — —

Maskarill. Schon recht, ſo kömmt doch noch etwas dabey heraus. — — Aber hören Sie nur, was ich nun ſagen will. Der Boden, worauf das Vorwerk liegt, muß gleich die Gegend ſeyn, in welcher aller Fluch, der jemals über die Erde ausgeſprochen worden, zuſammen gefloſſen iſt.

Staleno. Du erſchreckſt mich. — —

Maskarill. Wenn rund herum alle Nachbarn die reichſte Erndte haben, ſo bringen die Aecker, die zu dem Vorwerke gehören, doch kaum die Ausſaat wieder. Alle Jahre macht das Viehſterben die Ställe leer. —

Staleno. Man muß alſo kein Vieh darauf halten.

Maskarill. Das hat Herr Lelio auch gedacht, und daher ſchon längſt Schafe und Rinder, Schweine und Pferde, Hüner und Tauben verkauft. Allein wenn das Viehſterben keine Ochſen findet: — — was meynen Sie wohl? — — ſo fällt es die Menſchen an.

Staleno. Das wäre!

Maskarill. Ja gewiß. Es hat kein Knecht ein halb Jahr da ausgehalten, und wenn er auch eine eiſerne Geſundheit gehabt hätte. Die ſtärkſten Kerls hat Herr Lelio im Wendiſchen miethen laſſen; aber was halfs? das Frühjahr kam: weg waren ſie.

Staleno. Je nun! ſo muß mans mit den Pommern verſuchen. Das ſind Leute, die noch mehr aushalten können, als die Wenden; Leute, wie Klotz und Stein.

Maskarill. Und der kleine Buſch, Herr Staleno, der zu dem Vorwerke gehört —

Staleno. Nun? der Buſch?

Maskarill. Im ganzen Buſche iſt kein Baum anzutreffen, in den es nicht entweder einmal eingeſchlagen hätte — —

Staleno. Eingeſchlagen?

Maskarill. Oder an den ſich nicht einmal jemand gehenkt hätte. Lelio iſt dem abſcheulichen Buſche auch ſo gram, daß er ihn noch alle Tage lichter machen läßt. Und glauben Sie wohl, daß er das Holz, das darinne geſchlagen wird, fürs halbe Geld verkauft?

Staleno. Das iſt ſchlecht.

Maskarill. Ey! er muß wohl; denn die Leute, die es kaufen, und brennen wollen, wagen erſtaunend viel. Bey einigen hat es die Oefen eingeſchmiſſen, bey andern einen ſo ſtinkenden Dampf von ſich gegeben, daß die Magd vor dem Herde dem Koche ohnmächtig in die Arme gefallen iſt.

Staleno. Aber, Maskarill, lügſt du wohl nicht?

Maskarill. Ich lüge nicht, mein Herr, wenn ich Ihnen ſage, daß ich gar nicht lügen kann. — — Und die Teiche —

Staleno. Auch Teiche hat das Vorwerk?

Maskarill. Ja! aber Teiche, in welchen ſich mehr Menſchen erſäuft haben, als Tropfen Waſſer darinne ſind. Und da ſich alſo die Fiſche von lauter menſchlichem Luder nähren, ſo können Sie leicht denken, was das für Fiſche ſeyn mögen?

Staleno. Große und fette Fiſche. — —

Maskarill. Fiſche, die durch ihre Nahrung Menſchenverſtand bekommen haben, und ſich daher gar nicht mehr fangen laſſen; ja, wenn man die Teiche abläßt, ſo ſind ſie verſchwunden. — — Mit Einem Worte, es muß kein Winkel auf der ganzen Erde ſeyn, wo man allen Schaden, alles Unglück ſo häufig und ſo gewiß antreffen könnte, als auf dieſem elenden Vorwerke. Die Geſchichte meldet uns auch, und die Hiſtorie beſtätiget es, daß ſeit dreyhundert und etlichen funfzig Jahren, — — oder ſeit vier hundert Jahren, — — kein einziger Beſitzer deſſelben eines natürlichen Todes geſtorben ſey.

Staleno. Außer die alte Pathe doch, die es dem Lelio vermachte.

Maskarill. Man redet nicht gerne davon; aber auch die alte Pathe — —

Staleno. Nun?

Maskarill. Die alte Pathe ward des Nachts von einer ſchwarzen Katze, die ſie immer um ſich hatte, erſtickt. Und es iſt ſehr wahrſcheinlich, ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe ſchwarze

Katze — — der Teufel geweſen iſt. — — Wie es meinem Herrn gehen wird, das weiß Gott. Man hat ihm prophezeiht, daß ihn Diebe ermorden würden, und ich muß es ihm nachſagen, daß er ſich alle Mühe giebt, dieſe Prophezeihung zu Schanden zu machen, und die Diebe durch eine großmüthige Aufopferung ſeines Vermögens von ſich abzuwehren; aber gleichwohl — —

Staleno. Aber gleichwohl, Maskarill, werde ich ſeinen Vorſchlag annehmen. — —

Maskarill. Sie? — — Gehen Sie doch! das werden Sie nimmermehr thun.

Staleno. Gewiß, ich werde es thun.

Maskarill. (bey Seite) Der alte Fuchs!

Staleno. (bey Seite) Wie ich ihn martre, den Schelm! — — Aber doch, Maskarill, danke ich dir für deine gute Nachricht. Sie kann mir wenigſtens ſo viel nützen, daß ich meinen Mündel das Vorwerk zwar nehmen, aber auch gleich wieder verkaufen laſſe.

Maskarill. Am beſten wäre es, Sie gäben Sich gar nicht damit ab. Ich habe Ihnen noch lange nicht alles erzählt. — —

Staleno. Verſpare es nur; ich habe ohnedem jetzo nicht Zeit. Ein andermal, Maskarill, bin ich deinen Poſſen wieder zu Dienſten. (geht ab.)

Achter Auftritt.

Maskarill.

Das war nichts! War ich zu dumm, oder war er zu klug? Je nun! ich werde am wenigſten dabey verlieren. Will ſich Lelio von allem entblößen; meinetwegen. Endlich kann ich eines Herrn, wie er iſt, entbehren. Meine Schäfchen ſind im Treugen. Was ich noch für ihn thu, thu ich aus Mitleiden. Er iſt immer eine gute Haut geweſen; und ich wollte doch nicht gerne, daß er es am Ende gar zu ſchlecht hätte. Marſch! — — Ha! das iſt ja gar ein Reiſender. Ich dächte, ich hätte wenig genug zu thun, um mich um fremde Leute bekümmern zu können. Es iſt eine ſchöne Sache um die Neubegierde!

Neunter Auftritt.

Anſelmo. Ein Träger. Maskarill.

Anſelmo. Dem Himmel ſey Dank, daß ich endlich mein Haus, mein liebes Haus wieder ſehe!

Maskarill. Sein Haus?

Anſelmo. (zum Träger) Setzt den Koffer hier nur nieder, guter Freund. Ich will ihn ſchon vollends herein ſchaffen laſſen. — Ich habe euch doch bezahlt? — —

Der Träger. O ja, Herr! o ja! — — Aber — — ohne Zweifel ſind Sie wohl ſehr vergnügt, ſehr freudig, daß Sie wieder zu Hauſe ſind?

Anſelmo. Ja freylich!

Der Träger. Ich habe Leute gekannt, die, wenn ſie ſehr freudig waren, gegen einen armen Teufel ein Uebriges thaten. — — Bezahlt haben Sie mich, Herr, bezahlt haben Sie mich.

Anſelmo. Nun da! ich will auch ein Uebriges thun.

Der Träger. Ey! ey! das iſt mir doch lieb, daß ich mich nicht betrogen habe; ich ſahe Sie gleich für einen ſpendabeln Mann an. O! ich verſteh mich drauf. Gott bezahls! (geht ab.)

Anſelmo. Es will ſich niemand aus meinem Hauſe ſehen laſſen. Ich muß nur anklopfen. —

Maskarill. Der Mann iſt offenbar unrecht!

Anſelmo. Es ſieht nicht anders aus, als ob das ganze Haus ausgeſtorben wäre. Gott verhüte. — —

Maskarill. (der ihm näher tritt) Mein Herr! — — Sie werden verzeihen — — ich bitte um Vergebung — (indem er zurück prellt) Der Blitz! das Geſichte ſollte ich kennen.

Anſelmo. Verzeih Euchs der liebe Gott, daß Ihr nicht klug ſeyd! — — Was wollt Ihr?

Maskarill. Ich wollte — — ich wollte — —

Anſelmo. Nun? was geht Ihr denn um mich herum?

Maskarill. Ich wollte — —

Anſelmo. Abſehen vielleicht, wo meinem Beutel am beſten beyzukommen wäre?

Maskarill. Ich irre mich; wenn er es wäre, müßte er mich ja wohl auch kennen. — — Ich bin neugierig, mein

Herr; aber meine Neubegierde iſt keine von den unhöflichen, und ich frage mit aller Beſcheidenheit, — — was Sie vor dieſem Hauſe zu ſuchen haben?

Anſelmo. Kerl! — — Aber jetzt ſeh ich ihn erſt recht an. Mas — —

Maskarill. Herr An — —

Anſelmo. Maska — —

Maskarill. Anſel — —

Anſelmo. Maskarill —

Maskarill. Herr Anſelmo —

Anſelmo. Biſt du es denn?

Maskarill. Ich bin ich; das iſt gewiß. Aber Sie — —

Anſelmo. Es iſt kein Wunder, daß du zweifelſt, ob ich es bin.

Maskarill. Iſt es in aller Welt möglich? — — Ach! nicht doch! Herr Anſelmo iſt neun Jahr weg, und es wäre ja wohl wunderbar, wenn er eben heute wiederkommen ſollte? Warum denn eben heute?

Anſelmo. Die Frage kannſt du alle Tage thun; und ich dürfte alſo gar nicht wiederkommen.

Maskarill. Das iſt wahr! — — Je nun! ſo ſeyn Sie tauſendmal willkommen, und aber tauſendmal, allerliebſter Herr Anſelmo. — Zwar am Ende ſind Sie es doch wohl nicht? —

Anſelmo. Ich bin es gewiß. Antworte mir nur geſchwind, ob alles noch wohl ſteht? Leben meine Kinder noch? Lelio? Kamilla?

Maskarill. Ja, nun darf ich wohl nicht mehr daran zweifeln, daß Sie es ſind. — Sie leben, beide leben ſie noch. — — (bey Seite) Wenn er das Uebrige doch von einem andern zuerſt erfahren könnte. —

Anſelmo. Gott ſey Dank! daß ſie beide noch leben! Sie ſind doch zu Hauſe? — Geſchwind, daß ich ſie in meine alten Arme ſchließen kann! — Bringe den Koffer nach, Maskarill. —

Maskarill. Wohin, Herr Anſelmo, wohin?

Anſelmo. Ins Haus.

Maskarill. In dieſes Haus hier?

Anſelmo. In mein Haus.

Maskarill. Das wird ſogleich nicht angehen. — — (bey Seite) Was ſoll ich nun ſagen?

Anſelmo. Und warum nicht? — —

Maskarill. Dieſes Haus, Herr Anſelmo — — iſt verſchloſſen. — —

Anſelmo. Verſchloſſen?

Maskarill. Verſchloſſen, ja; und zwar — weil niemand darinne wohnt.

Anſelmo. Niemand darinne wohnt? Wo wohnen denn meine Kinder?

Maskarill. Herr Lelio? und Jungfer Kamille? — — die wohnen — — wohnen in einem andern Hauſe.

Anſelmo. Nun? Du ſprichſt ja ſo ſeltſam, ſo räthſelhaft. —

Maskarill. Sie wiſſen alſo wohl nicht, was ſeit Kurzem vorgefallen iſt?

Anſelmo. Wie kann ich es wiſſen?

Maskarill. Es iſt wahr, Sie ſind nicht zugegen geweſen; und in neun Jahren kann ſich ſchon etwas verändert haben. Neun Jahr! eine lange Zeit! — — Aber es iſt doch gewiß ganz etwas Eignes, — — neun Jahr, neun ganzer Jahr weg ſeyn, und eben jetzt wieder kommen! Wenn das in einer Komödie geſchähe, jedermann würde ſagen: Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß der Alte eben jetzt wieder kömmt. Und doch iſt es wahr! Er hat eben jetzt wieder kommen können, und kömmt auch eben jetzt wieder. — Sonderbar, ſehr ſonderbar!

Anſelmo. O du verdammter Schwätzer, ſo halte mich doch nicht auf, und ſage mir — —

Maskarill. Ich will es Ihnen ſagen, wo Ihre Kinder ſind. Ihre Jungfer Tochter iſt — — bey Ihrem Herrn Sohn. — — Und Ihr Herr Sohn — —

Anſelmo. Und mein Sohn — —

Maskarill. Iſt hier ausgezogen, und wohnt — — Sehen Sie hier, in der Straße, das neue Eckhaus? — — Da wohnt Ihr Herr Sohn.

Anſelmo. Und warum wohnt er denn nicht mehr hier? Hier in ſeinem väterlichen Hauſe? —

Maskarill. Sein väterliches Haus war ihm zu groß — — zu klein; zu leer — — zu enge.

Anſelmo. Zu groß, zu klein; zu leer, zu enge. Was heißt denn das?

Maskarill. Je nun! Sie werden es von ihm ſelbſt beſſer hören können, wie das alles iſt. — — So viel werden Sie doch wohl erfahren haben, daß er ein großer Handelsmann geworden iſt?

Anſelmo. Mein Sohn ein großer Handelsmann?

Maskarill. Ein ſehr großer! Er lebt, ſchon ſeit mehr als einem Jahre, von nichts als vom Verkaufen.

Anſelmo. Was ſagſt du? So wird er vielleicht zur Niederlage für ſeine Waaren ein großes Haus gebraucht haben?

Maskarill. Ganz recht, ganz recht.

Anſelmo. Das iſt vortrefflich! Ich bringe auch Waaren mit; koſtbare Indiſche Waaren.

Maskarill. Das wird an ein Verkaufen gehen!

Anſelmo. Mache nur, Maskarill; und nimm den Koffer auf den Buckel, und führe mich zu ihm.

Maskarill. Der Koffer, Herr Anſelmo, iſt wohl ſehr ſchwer. Verziehen Sie nur einen Augenblick, ich will gleich einen Träger ſchaffen.

Anſelmo. Du kannſt ihn ſelbſt fortbringen; es ſind nichts als Skripturen und Wäſche darinne.

Maskarill. Ich habe mir den Arm letzthin ausgefallen. —

Anſelmo. Den Arm? Du armer Teufel! So geh nur und bringe jemanden.

Maskarill. (bey Seite) Gut, daß ich ſo weg komme. Herr Lelio! Herr Lelio! was werden Sie zu der Nachricht ſagen?

(er geht und kömmt wieder zurück.)

Anſelmo. Nun? biſt du noch nicht fort?

Maskarill. Ich muß Sie wahrhaftig noch einmal anſehen, ob Sie es auch ſind.

Anſelmo. Je! ſo zweifle, du verzweifelter Zweifler!

Maskarill. (im fortgehen) Ja, ja, er iſts. — Neun Jahr weg ſeyn, und eben jetzt wieder kommen!

Zehnter Auftritt.

Anſelmo.

Da muß ich nun unter freyem Himmel warten? Es iſt gut, daß die Straße ein wenig abgelegen iſt, und daß mich die wenigſten mehr kennen werden. Aber gleichwohl darf ich die Augen nicht ſehr von meinem Koffer verwenden. Ich dächte, ich ſetzte mich darauf. — — Bald, bald werde ich nun wohl ruhiger ſitzen können. Ich habe mir es ſauer genug werden laſſen, und Gefahr genug ausgeſtanden, daß ich mir ſchon mit gutem Gewiſſen meine letzten Tage zu Raſt- und Freudentagen machen kann. — — Ja gewiß, das ſollen ſie werden. Und wer wird mir es verdenken? Wenn ich es nur ganz obenhin überſchlage, ſo beſitze ich doch — (er ſpricht die letzten Worte immer ſachter und ſachter, bis er zuletzt in bloßen Gedanken an Fingern zählt.)

Eilfter Auftritt.

Raps, in einer fremden und ſeltſamen Kleidung. Anſelmo.

Raps. Man muß allerley Perſonen ſpielen können. Den möchte ich doch ſehen, der in dieſem Aufzuge den Trommelſchläger Raps erkennen ſollte? Ich ſeh aus, ich weiß ſelber nicht wie; und ſoll — — ich weiß ſelber nicht was? Eine närriſche Kommiſſion! Närriſch immerhin; genug, daß man mich bezahlt. — — Hier in dieſer Gaſſe, hat mir Staleno geſagt, ſoll ich meinen Mann nur aufſuchen. Er wohnt nicht weit von ſeinem vorigen Hauſe; und das iſt ja ſein voriges Haus.

Anſelmo. Was iſt das für ein Geſpenſte?

Raps. Wie mich die Leute anſehen!

Anſelmo. Dieſe Figur muß in das Geſchlecht der Piltze gehören. Der Hut reicht auf allen Seiten eine halbe Elle über den Körper.

Raps. Guter Vater, der ihr mich ſo anguckt, ſeyd ihr weniger fremd hier, wie ich? — — Er will nicht hören. — — Mein Herr, der Sie auf dem Koffer hier ſitzen, könnten Sie mich wohl allenfalls zu rechte weiſen? Ich ſuche einen jungen Menſchen, Namens Lelio; und einen Kahlkopf von Ihrer Gattung, Namens Philto.

Anſelmo. Lelio? Philto? — (bey Seite) So heißt ja mein Sohn, und mein alter guter Freund. — —

Raps. Wenn Sie mir die Wohnung dieſer Leute zeigen können, ſo werden Sie bey einem Manne Dank verdienen, der nicht ermangeln wird, Ihre Höflichkeit an allen vier Enden der Welt auszupoſaunen; bey einem Reiſenden, der ſiebenmal rund um die Welt gereiſet iſt: einmal zu Schiffe, zweymal auf der geſchwinden Poſt, und viermal zu Fuße.

Anſelmo. Darf ich nicht wiſſen, mein Herr, wer Sie ſind? wie Sie heißen? von wannen Sie kommen? was Sie bey genannten Perſonen zu ſuchen haben?

Raps. Das heißt ſehr viel auf einmal fragen. Worauf ſoll ich nun zuerſt antworten? Wenn Sie mich jedes insbeſondere, mit der gehörigen Art, fragen wollten, ſo möchte ich vielleicht darauf Beſcheid ertheilen. Denn ich bin geſprächig, mein Herr, ſehr geſprächig. — — (bey Seite) Ich kann wenigſtens meine Rolle mit ihm probiren.

Anſelmo. Nun wohl, mein Herr; laſſen Sie uns bey dem Kürzeſten anfangen. Wie iſt Ihr Name?

Raps. Bey dem Kürzeſten? Mein Name? Gefehlt! weit gefehlt!

Anſelmo. Wie ſo?

Raps. Ja, mein guter, lieber, alter Herr, ich muß Ihnen nur ſagen, — — geben Sie wohl Achtung: — — — Wenn Sie ganz früh, ganz früh, ſo bald der Tag anfängt zu grauen, von meinem erſten Namen ausgehen, und gehen und gehen, ſo ſtark, wie Sie nur können: ſo wette ich, daß die Sonne doch ſchon untergegangen ſeyn wird, ehe Sie nur den Anfangsbuchſtaben von meinem letzten Namen zu ſehen bekommen.

Anſelmo. Ey! ſo brauchte man ja wohl gar eine Laterne und einen Schnappſack zu Ihrem Namen?

Raps. Nicht anders.

Anſelmo. (bey Seite) Der Kerl redt! — Aber was wollen Sie denn bey dem jungen Lelio, und bey dem alten Philto? Ohne Zweifel ſtehen Sie mit dem erſtern in Verkehr? Lelio ſoll ein großer Kaufmann ſeyn.

Raps. Ein groſſer Kaufmann? das ich nicht wüßte! Nein, mein Herr; ich habe bloß ein Paar Briefe bey ihm abzugeben.

Anſelmo. Ha! ha! Aviſobriefe vielleicht von Waaren, die an ihn abgegangen ſind, oder ſo etwas.

Raps. Nicht ſo etwas. — Es ſind Briefe, die mir ſein Vater an ihn mitgegeben hat.

Anſelmo. Wer?

Raps. Sein Vater.

Anſelmo. Des Lelio Vater?

Raps. Ja, des Lelio Vater, der jetzt in der Fremde iſt. — — Er iſt mein guter Freund.

Anſelmo. (bey Seite) Je! das iſt ja gar, mit Ehren zu melden, ein Betrieger. Warte, dich will ich kriegen. Ich ſoll ihm Briefe an meinen Sohn gegeben haben?

Raps. Was meynen Sie, mein Herr?

Anſelmo. Nichts. — — Und ſo kennen Sie wohl den Vater des Lelio?

Raps. Wenn ich ihn nicht kennte, würde ich wohl Briefe an ſeinen Sohn Lelio, und Briefe an ſeinen Freund Philto von ihm haben? — — Da, mein Herr, hier ſehen Sie beide. — — Er iſt mein Herzensfreund.

Anſelmo. Ihr Herzensfreund? — — Und wo war er denn, dieſer Ihr Herzensfreund, als er Ihnen die Briefe gab?

Raps. Er war — — er war — — bey guter Geſundheit.

Anſelmo. Das iſt mir von Herzen lieb. Aber wo war er denn? wo?

Raps. Mein Herr, er war — — auf der Küſte von Paphlagonien.

Anſelmo. Das geſteh ich! — — Daß Sie ihn kennen, haben Sie mir ſchon geſagt; aber es verſteht ſich doch wohl, von Perſon?

Raps. Freylich von Perſon. — — Habe ich denn nicht ſo manche Flaſche Kapwein mit ihm ausgeſtochen? und zwar auf dem Orte, wo er wächſt. — Sie wiſſen wohl, mein Herr, auf dem Vorgebirge Kapua, wo ſich in dem dreyßigjährigen Kriege Hannibal ſo voll ſoff, daß er nicht vor Rom gehen konnte.

Anſelmo. Sie beſitzen Gelehrſamkeit, wie ich höre.

Raps. So etwas fürs Haus.

Anſelmo. Können Sie mir nicht ſagen, wie er ausſieht, des Lelio Vater?

Raps. Wie er ausſieht? — — Sie ſind ſehr neugierig. Doch ich liebe die neugierigen Leute. — — Er iſt ungefähr einen Kopf größer, als Sie.

Anſelmo. (bey Seite) Das geht gut! ich bin abweſend größer als gegenwärtig. — Seinen Namen haben Sie mir noch nicht geſagt. Wie heißt er?

Raps. Er heißt — — vollkommen wie ein ehrlicher Mann heißen ſoll.

Anſelmo. Ich möchte doch hören — —

Raps. Er heißt — — er heißt nicht wie ſein Sohn — — er würde aber beſſer gethan haben, wenn er ſo hieße; — — ſondern er heißt — — daß dich!

Anſelmo. Nun?

Raps. Ich glaube, ich habe den Namen vergeſſen.

Anſelmo. Den Namen eines Freundes? — —

Raps. Nur Geduld! jetzt läuft er mir auf der Zunge herum. Nennen Sie mir doch geſchwind einen, der etwa ſo klingt. Er fängt ſich auf ein A an.

Anſelmo. Arnolph vielleicht?

Raps. Nicht Arnolph.

Anſelmo. Anton?

Raps. Nicht Anton. Ans — Anſa — Anſi — — Aſi — — Aſinus. Nein, nicht Aſinus, nicht Aſinus — — Ein verzweifelter Name! An — Anſel — —

Anſelmo. Anſelmo doch wohl nicht?

Raps. Recht! Anſelmo. Daß der Henker den ſchurkiſchen Namen holen wolle!

Anſelmo. Das iſt nicht freundſchaftlich geſprochen.

Raps. Ey! warum bleibt er auch einem zwiſchen den Zähnen ſtecken. Iſt das freundſchaftlich, wenn man ſich ſo lange ſuchen läßt? Dasmal will ich es ihm noch vergeben. — — Anſelmo hieß er? nicht? — Ganz recht! Anſelmo. Wie geſagt, das letztemal habe ich ihn auf der Küſte von Paphlagonien geſprochen, und zwar in dem Haſen Gibraltar. Er wollte noch den Königen von Gallipoli einen kleinen Beſuch abſtatten. —

Anſelmo. Den Königen von Gallipoli? Wer ſind die?

Raps. Wie, mein Herr! kennen Sie die berühmten Brüder nicht, welche über Gallipoli herrſchen? die weltbekannten Dardanellen? Sie reiſeten vor einigen zwanzig Jahren in Europa herum; und da hat er ſie kennen lernen.

Anſelmo. (bey Seite) Die Narrenspoſſen dauern zu lange. Ich muß der Pauke nur ein Loch machen, damit ich doch erfahre, woran ich bin.

Raps. Der Hof der Dardanellen, mein Herr, iſt einer von den prächtigſten in ganz Amerika; und ich weiß gewiß, mein Freund Anſelmo wird daſelbſt ſehr wohl empfangen worden ſeyn. Er wird ſobald auch nicht wieder wegkommen. Und eben deßwegen, weil er dieſes vorausſahe, und weil er wußte, daß ich gerades Weges hierher reiſen würde, gab er mir Briefe mit, um die Seinigen wegen ſeiner langen Abweſenheit zu beruhigen.

Anſelmo. Das war ſehr wohl gethan. — Aber eins muß ich doch noch fragen — —

Raps. So viel als Ihnen beliebt.

Anſelmo. Wenn man Ihnen, mein ſonderbarer Herr mit dem langen Namen —

Raps. Lang iſt mein Name, das iſt wahr; aber ich führe auch einen ganz kleinen, welcher gleichſam die Quinteſſenz von dem langen iſt.

Anſelmo. Darf ich ihn wiſſen?

Raps. Raps!

Anſelmo. Raps?

Raps. Ja, Raps; Ihnen zu dienen.

Anſelmo. Ich danke für Ihre Dienſte, Herr Raps.

Raps. Raps will eigentlich ſo viel ſagen, als der Sohn des Rap. Rap aber hieß mein Vater; und mein Großvater Rip, von welchem ſich denn mein Vater auch manchmal Rips zu nennen pflegte: ſo daß ich mich gar wohl, wenn ich mit meinen Ahnen pralen wollte, Rips Raps nennen könnte.

Anſelmo. Nun wohl, Herr Rips Raps, — damit ich wieder auf meine Frage komme: — — Wenn man Ihnen Ihren Freund Anſelmo jetzt zeigte, würden Sie ihn wohl wieder erkennen?

Raps. Wenn ich meine Augen behielte, ohne Zweifel. Aber es ſcheint, als ob Sie es noch nicht glauben wollten, daß ich den Anſelmo kenne. Hören Sie alſo einen Beweis über alle Beweiſe. Nicht allein Briefe hat er mir mitgegeben, ſondern auch ſechs tauſend Thaler, die ich dem Herrn Philto einhändigen ſoll. Würde er das wohl gethan haben, wenn ich nicht ſein ander Ich wäre?

Anſelmo. Sechs tauſend Thaler?

Raps. In lauter guten, vollwichtigen Dukaten.

Anſelmo. (bey Seite) Nun weiß ich faſt nicht, was ich von dem Kerl denken ſoll. Ein Betrieger, der Geld bringt, das iſt ja wohl ein ſehr wunderbarer Betrieger.

Raps. Aber, mein Herr, wir plaudern zu lange. Ich ſehe wohl, daß Sie mir meine Leute entweder nicht weiſen können, oder nicht wollen. — —

Anſelmo. Nur noch ein Wort! — Haben Sie denn, Herr Raps, das Geld bey ſich, das Ihnen Anſelmo gegeben hat?

Raps. Ja. Warum?

Anſelmo. Und es iſt ganz gewiß, daß Ihnen Anſelmo, des Lelio Vater, die ſechs tauſend Thaler gegeben hat?

Raps. Ganz gewiß.

Anſelmo. Je nun! ſo geben Sie mir ſie nur wieder, Herr Raps.

Raps. Was ſoll ich Ihnen wieder geben?

Anſelmo. Die ſechs tauſend Thaler, die Sie von mir bekommen haben.

Raps. Ich von Ihnen ſechs tauſend Thaler bekommen?

Anſelmo. Sie ſagen es ja ſelbſt.

Raps. Was ſag ich? — Sie ſind — — Wer ſind Sie denn?

Anſelmo. Ich bin eben der, der Herr Rapſen ſechs tauſend Thaler anvertrauet hat; ich bin Anſelmo.

Raps. Sie Anſelmo?

Anſelmo. Kennen Sie mich nicht? Die Könige von Gallipoli, die weltberühmten Dardanellen, haben die Gnade gehabt, mich eher wieder von ſich zu laſſen, als ich vermuthete. Und weil ich denn nun ſelbſt da bin, ſo will ich dem Herrn Raps fernere Mühe erſparen.

Raps. (bey Seite) Sollte man nicht ſchwören, der Mann wäre ein größrer Gauner, als ich ſelbſt! — —

Anſelmo. Beſinnen Sie Sich nur nicht lange, und geben Sie mir das Geld wieder.

Raps. Wer ſollte es denken, daß ein alter Mann noch ſo fein ſeyn könnte! Sobald er hört, daß ich Geld bey mir habe: huſch! iſt er Anſelmo. Aber, mein guter Vater, ſo geſchwind Sie Sich anſelmiſirt haben, ſo geſchwind werden Sie Sich auch wieder entanſelmiſiren müſſen.

Anſelmo. Je nun! wer bin ich denn, wenn ich nicht der bin, der ich bin?

Raps. Was geht das mich an? Seyn Sie wer Sie wollen, wenn Sie nur nicht der ſind, der ich nicht will, daß Sie ſeyn ſollen. Warum waren Sie denn nicht gleich Anfangs der, der Sie ſind? Und warum wollen Sie denn nun der ſeyn, der Sie nicht waren?

Anſelmo. O! ſo machen Sie doch nur fort — —

Raps. Was ſoll ich machen?

Anſelmo. Mir mein Geld wieder geben.

Raps. Machen Sie Sich nur weiter keine Ungelegenheit. Ich habe gelogen. Das Geld iſt nicht in vollwichtigen Dukaten; ſondern es ſteht bloß auf dem Papiere.

Anſelmo. Bald werde ich mit dem Herrn aus einem andern Tone ſprechen. — — Ihr ſollt in allem Ernſte wiſſen, Herr Rips Raps, daß ich Anſelmo bin; und wenn Ihr mir nicht gleich die Briefe und das Geld einhändiget, das Ihr von mir bekommen zu haben vorgebt: ſo will ich gar bald ſo viel Leute zuſammen rufen, als nöthig ſeyn wird, einen ſolchen Betrieger feſt zu halten.

Raps. Sie wiſſen alſo ganz ohnfehlbar, daß ich ein Betrieger bin? und Sie ſind ganz ohnfehlbar Herr Anſelmo? So habe ich denn die Ehre, mich dem Herrn Anſelmo zu empfehlen. — —

Anſelmo. Du ſollſt ſo nicht wegkommen, guter Freund!

Raps. O! ich bitte, mein Herr — — (indem ihn Anſelmo halten will, ſtößt ihn Raps mit Gewalt von ſich, daß er rücklings wieder auf den Koffer zu ſitzen kömmt.) Der alte Dieb könnte wenigſtens einen Auflauf erregen. Ich will dir ſchon einen ſchicken, der dich beſſer kennen ſoll. (geht ab.)

Anſelmo. Da ſitze ich ja nun wieder? Wo iſt er hin, der Spitzbube? Wo iſt er hin? — — Ich ſehe niemanden. — — Bin ich auf dem Koffer eingeſchlafen, und hat mir das närriſche Zeug geträumt, oder — — Den Henker mag es mir geträumt haben! — — Ich armer Mann! Dahinter ſteckt ganz gewiß etwas; ganz gewiß ſteckt etwas dahinter! Und Maskarill? — — Maskarill kömmt auch nicht wieder? Auch das geht nicht richtig zu! auch das nicht! — Was ſoll ich anfangen? Ich will nur gleich den erſten den beſten rufen — — He da, guter Freund, he da!

Zwölfter Auftritt.

Anſelmo. Ein andrer Träger.

Der Träger. Was ſteht zu Ihren Dienſten, mein Herr?

Anſelmo. Wollt Ihr Euch ein gut Trinkgeld verdienen, mein Freund?

Der Träger. Das wäre wohl meine Sache.

Anſelmo. So nehmt geſchwind den Koffer, und bringt mich zu dem Kaufmann Lelio.

Der Träger. Zu dem Kaufmann Lelio?

Anſelmo. Ja. Er ſoll da in der Straße, in dem neuen Eckhauſe wohnen.

Der Träger. Ich kenne in der ganzen Stadt keinen Kaufmann Lelio. In dem neuen Eckhauſe da unten wohnt jemand ganz anders.

Anſelmo. Ey nicht doch! Lelio muß da wohnen. Sonſt hat er hier in dieſem Hauſe gewohnt, welches ihm auch gehört.

Der Träger. Nun merke ich, wen Sie meynen. Sie meynen den lüderlichen Lelio. O! den kenn ich wohl!

Anſelmo. Was? den lüderlichen Lelio?

Der Träger. Je nu! die ganze Stadt nennt ihn ſo; warum ſoll ich ihn anders nennen? Sein Vater war der alte Anſelmo. Das war ein garſtiger, geiziger Mann, der nie genug kriegen konnte. Er reiſete vor vielen Jahren hier weg; Gott weiß, wohin? Unterdeſſen, daß er ſichs in der Fremde ſauer werden läßt, oder wohl gar darüber ſchon ins Gras gebiſſen hat, iſt ſein Sohn hier guter Dinge. Der wird zwar nun wohl auch allmählig auf die Hefen gekommen ſeyn; aber es iſt ſchon recht. Ein Sammler will einen Zerſtreuer haben. Das Häuschen, höre ich, hat er nun auch verkauft — —

Anſelmo. Was? verkauft? — — Nun iſts klar! Ach, du verwünſchter Maskarill! — Ach ich unglücklicher Vater! Du gottloſer ungerathner Sohn!

Der Träger. Ey! — Sie ſind doch wohl nicht gar der alte Anſelmo ſelber? Nehmen Sie mirs nicht übel, wenn Sie es ſind; ich habe Sie wirklich nicht gekannt. Sonſt hätte ich es wohl bleiben laſſen, Sie einen garſtigen, geizigen Mann zu nennen. Es iſt niemanden an die Stirne geſchrieben, wer er iſt. Mögen Sie mich doch immerhin das Trinkgeld nicht verdienen laſſen.

Anſelmo. Ihr ſollt es verdienen, guter Freund, Ihr ſollt es verdienen. Sagt mir nur geſchwind: Iſt es wirklich wahr, daß er das Haus verkauft hat? Und an wen hat er es verkauft?

Der Träger. Der alte Philto hats gekauft.

Anſelmo. Philto? — O du ehrvergeßner Mann! Iſt das deine Freundſchaft? — Ich bin verrathen! Ich bin verloren! — Er wird mir nun alles leugnen. — —

Der Träger. Die Leute haben es ihm übel genug ausgelegt, daß er ſich mit dem Kaufe abgegeben hat. Hat er nicht ſollen in Ihrer Abweſenheit bey Ihrem Sohne gleichſam Vormunds Stelle vertreten? Ein ſchöner Vormund! das hieß ja wohl den Bock zum Gärtner ſetzen. Er iſt alle ſein Lebtage für einen eigennützigen Mann gehalten worden; und was ein Rabe iſt, das bleibt wohl ein Rabe. — — Da eben ſeh ich ihn kommen! Ich will gern mein Trinkgeld im Stiche laſſen; die Leute ſind gar zu wunderlich, wenn ſie hören, daß man ſie kennt. (geht ab)

Dreyzehnter Auftritt.

Anſelmo. Philto.

Anſelmo. Unglück über alle Unglücke! Komm nur! Komm nur, du Verräther!

Philto. Ich muß doch ſehen, wer hier das Herze hat, ſich für den Anſelmo auszugeben. — — Aber was ſehe ich? Er iſt es wirklich. — — Laß dich umarmen, mein liebſter Freund! So biſt du doch endlich wieder da? Gott ſey tauſendmal gedankt. — Aber warum ſo verdrieſslich? Kennſt du deinen Philto nicht mehr?

Anſelmo. Ich weiß alles, Philto, ich weiß alles. Iſt das ein Streich, wie man ihn von einem Freunde erwarten kann?

Philto. Nicht ein Wort mehr, Anſelmo. Ich höre ſchon, daß mir ein dienſtfertiger Verleumder zuvorgekommen iſt. — — Hier iſt nicht der Ort, uns weitläuftiger zu erklären. Komm in dein Haus.

Anſelmo. In mein Haus?

Philto. Ja; noch iſt es das deine, und ſoll wider deinen Willen nie eines andern werden. Komm; ich habe zu allem Glücke den Schlüſſel bey mir. — Ohne Zweifel iſt dieſes dein Koffer? Faſſe nur an; wir wollen ihn ſelbſt hinein ziehen; es ſieht uns doch niemand. — —

Anſelmo. Aber meine Baarſchaft? — —

Philto. Auch dieſe wirſt du finden, wie du ſie verlaſſen haſt. (Sie gehen in das Haus, nachdem ſie den Koffer nach ſich gezogen.)

Vierzehnter Auftritt.

Lelio. Maskarill.

Maskarill. Nun? haben Sie ihn geſehen? War er es nicht?

Lelio. Er iſt es, Maskarill!

Maskarill. Wenn nur der erſte Empfang vorüber wäre!

Lelio. Nie habe ich meine Nichtswürdigkeit ſo lebhaft empfunden, als eben jetzt, da ſie mich verhindert, einem Vater freudig unter die Augen zu treten, der mich ſo zärtlich geliebt hat. Was ſoll ich thun? Soll ich mich aus ſeinen Augen verbannen? oder ſoll ich gehen, und ihm zu Fuße fallen?

Maskarill. Das letzte taugt nicht viel; aber das erſte taugt gar nichts.

Lelio. Nun! ſo rathe mir doch! Nenne mir wenigſtens einen Vorſprecher. — —

Maskarill. Einen Vorſprecher? eine Perſon, die bey Ihrem Vater für Sie ſprechen ſoll? — — Den Herrn Stiletti.

Lelio. Biſt du toll?

Maskarill. Oder — die Frau Lelane.

Lelio. Verräther!

Maskarill. Die eine von ihren Nichten. —

Lelio. Ich bringe dich um!

Maskarill. Ja! das würde vollends eine Freude für Ihren Vater ſeyn, wenn er ſeinen Sohn als einen Mörder fände.

Lelio. An den alten Philto darf ich mich nicht wenden. Ich habe ſeine Lehren, ſeine Warnungen, ſeinen Rath allzu oft verachtet, als daß ich auf ſein gutes Wort einigen Anſpruch machen könnte.

Maskarill. Aber fallen Sie denn gar nicht auf mich?

Lelio. Sieh du dich nur ſelbſt nach einem Vorſprecher um.

Maskarill. Das habe ich ſchon gethan; und der ſind Sie.

Lelio. Ich?

Maskarill. Sie! und zwar zur Dankſagung, daß ich Ihnen einen Vorſprecher werde geſchafft haben, den Sie in alle Ewigkeit nicht beſſer finden können.

Lelio. Wenn du das thuſt, Maskarill —

Maskarill. Kommen Sie nur hier weg; die Alten möchten wieder herauskommen.

Lelio. Aber nenne mir doch den Vorſprecher, den ich in alle Ewigkeit nicht beſſer finden könnte.

Maskarill. Kurz, Ihr Vater ſoll Ihr Vorſprecher bey dem Herrn Anſelmo ſeyn.

Lelio. Was heißt das?

Maskarill. Das heißt, daß ich einen Einfall habe, den ich Ihnen hier nicht ſagen kann. Nur fort! (gehen ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Anſelmo. Philto. (welche aus dem Hauſe kommen.)

Anſelmo. Nun! das iſt wahr, Philto: ein getreuer und klügrer Freund, als du biſt, muß in der Welt nicht zu finden ſeyn. Ich danke dir tauſendmal, und wollte wünſchen, daß ich dir deine Dienſte vergelten könnte.

Philto. Sie ſind vergolten genug, wenn ſie dir angenehm ſind.

Anſelmo. Ich weiß es, daß du meinetwegen viel Verleumdungen haſt über dich müſſen ergehen laſſen.

Philto. Was wollen Verleumdungen ſagen, wenn man bey ſich überzeugt iſt, daß man ſie nicht verdient habe? Auch die Liſt, hoffe ich, wirſt du gut finden, die ich wegen der Ausſteuer brauchen wollte.

Anſelmo. Die Liſt iſt vortrefflich erſonnen: aber nur iſt es mir leid, daß aus der ganzen Sache nichts werden kann.

Philto. Nichts werden? Warum denn nicht? Gut, daß Sie kommen, Herr Staleno.

Sechzehnter Auftritt.

Staleno. Anſelmo. Philto.

Staleno. So iſt es doch wahr, daß Anſelmo endlich wieder da iſt? Willkommen! willkommen!

Anſelmo. Es iſt mir lieb, einen alten guten Freund geſund wieder zu ſehen. Aber es iſt mir nicht lieb, daß das erſte, was ich ihm ſagen muß, eine abſchlägliche Antwort ſeyn ſoll. Philto hat mir hinterbracht, was für eine gute Abſicht Ihr Mündel auf meine Tochter hat. Ohne ihn zu kennen, würde ich, bloß in Anſehung Ihrer, Ja dazu ſagen, wenn ich meine Tochter nicht bereits verſprochen hätte; und zwar an den Sohn eines guten Freundes, der vor kurzem in Engeland verſtorben iſt. Ich habe ihm noch auf ſeinem Todbette mein Wort geben müſſen, daß ich ſeinen Sohn, welcher ſich hier aufhalten ſoll, auch zu dem meinigen machen wolle. Er hat mir ſein Verlangen ſo gar ſchriftlich hinterlaſſen, und es muß eine von meinen erſten Verrichtungen ſeyn, daß ich den jungen Leander aufſuche, und ihm davon Nachricht gebe.

Staleno. Wen? den jungen Leander? Je! das iſt ja eben mein Mündel.

Anſelmo. Leander iſt Ihr Mündel? des alten Pandolfo Sohn?

Staleno. Leander, des alten Pandolfo Sohn, iſt mein Mündel.

Anſelmo. Und eben dieſen Leander ſollte meine Tochter haben?

Philto. Eben dieſen.

Anſelmo. Was für ein glücklicher Zufall! Hätte ich mir es beſſer wünſchen können? Nun wohl, ich bekräftige alſo das Wort, das Ihnen Philto in meinem Namen gegeben hat. Kommen Sie; damit ich den lieben Mündel bald ſehen, und meine Tochter umarmen kann. Ach! wenn ich den ungerathnen Sohn nicht hätte, was für ein beneidenswürdiger Mann könnte ich ſeyn!

Siebenzehnter Auftritt.

Maskarill. Anſelmo. Philto. Staleno.

Maskarill. Ach! Unglück, unausſprechliches Unglück! Wo werde ich nun den armen Herrn Anſelmo finden?

Anſelmo. Iſt das nicht Maskarill? Was ſagt der Spitzbube?

Maskarill. Ach! unglücklicher Vater, was wirſt du zu dieſer Nachricht ſagen?

Anſelmo. Zu was für einer Nachricht?

Maskarill. Ach! der betauernswürdige Lelio!

Anſelmo. Nun? was iſt ihm denn wiederfahren?

Maskarill. Ach! was für ein trauriger Zufall!

Anſelmo. Maskarill!

Maskarill. Ach! welche tragiſche Begebenheit!

Anſelmo. Tragiſch? Aengſtige mich nicht länger, Kerl, und ſage was es iſt. — —

Maskarill. Ach! Herr Anſelmo, Ihr Sohn — —

Anſelmo. Nun? mein Sohn?

Maskarill. Als ich ihm Ihre glückliche Ankunft zu melden kam, fand ich ihn, mit untergeſtütztem Arme, im Lehnſtule —

Anſelmo. Und in den letzten Zügen vielleicht? — —

Maskarill. Ja, in den letzten Zügen, die er aus einer Ungerſchen Bouteille thun wollte. — Freuen Sie Sich, Herr Lelio, waren meine Worte: eben jetzt iſt Ihr lieber, ſehnlich gewünſchter Vater wieder gekommen! — Was? mein Vater? — Hier fiel ihm die Bouteille vor Schrecken aus der Hand; ſie ſprang in Stücken, und die koſtbare Neige floß auf den ſtaubigten Boden. Was? ſchrie er nochmals, mein Vater wiedergekommen? Wie wird es mir nun ergehen? — Wie Sie es verdient haben, ſagte ich. Er ſprang auf, lief zu dem Fenſter, das auf den Kanal geht, riß es auf — —

Anſelmo. Und ſtürzte ſich herab?

Maskarill. Und ſahe, was für Wetter wäre. — Geſchwind meinen Degen! — — Ich wollte ihm den Degen nicht geben, weil man Exempel hat, das mit einem Degen groß Unglück angerichtet worden. — Was wollen Sie mit dem Degen, Herr Lelio? — — Halte mich nicht auf, oder — das oder ſprach er in einem ſo fürchterlichen Tone aus, daß ich ihm den Degen vor Schrecken gab. Er nahm ihn, und —

Anſelmo. Und that ſich ein Leides?

Maskarill. Und — —

Anſelmo. Ach! ich unglücklicher Vater! —

Achtzehnter Auftritt.

Lelio an der Scene. **Die vorigen.**

Maskarill. Und ſteckte ihn an. Komm, rief er, Maskarill; mein Vater wird auf mich zürnen, und ſein Zorn iſt mir unerträglich. Ich will nicht länger leben, ohne ihn zu verſöhnen. Er ſtürzte die Treppe herab, lief ſporrenſtreichs zum Hauſe hinaus, und warf ſich nicht weit von hier — (indem Maskarill dieſes ſagt, und Anſelmo gegen ihn gekehrt iſt, fällt ihm Lelio auf der andern Seite zu Füßen) — — zu den Füßen ſeines Vaters. — —

Lelio. Verzeihen Sie, liebſter Vater, daß ich durch dieſes Mittel verſuchen wollen, ob Ihr Herz gegen mich noch einiges Mitleids fähig iſt. Das Traurigſte, was Sie meinetwegen beſorgten, geſchieht gewiß, wenn ich, ohne Vergebung von Ihnen zu erhalten, von Ihren Füßen aufſtehen muß. Ich bekenne, daß ich Ihrer Liebe nicht werth bin, aber ich will auch ohne dieſelbe nicht leben. Jugend und Unerfahrenheit können vieles entſchuldigen. — —

Philto. Laß dich bewegen, Anſelmo.

Staleno. Auch ich bitte für ihn. Er wird ſich beſſern.

Anſelmo. Wenn ich das nur glauben dürfte. · Steh auf! Noch will ichs einmal verſuchen. Aber wo du noch einen lüderlichen Streich machſt, ſo habe ich dir nichts vergeben, und die kleinſte Ausſchweifung, die du wieder begehſt, ſoll die gewiſſe Strafe für alle andre nach ſich ziehen.

Maskarill. Das iſt billig.

Anſelmo. Den nichtswürdigen Maskarill jage nur gleich zum Henker!

Maskarill. Das iſt unbillig! — — Doch jagen Sie mich, oder behalten Sie mich, es ſoll mir gleichviel ſeyn; nur zahlen Sie mir vorher die Summe aus, die ich Ihnen ſchon ſieben Jahr geliehen habe, und aus Großmuth noch zehn Jahr leihen wollte.

Minna von Barnhelm,

oder

das Soldatenglück.

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Verfertiget im Jahre 1763.*)

Perſonen.

Major von Tellheim, verabſchiedet.
Minna von Barnhelm.
Graf von Bruchſall, ihr Oheim.
Franciska, ihr Mädchen.
Juſt, Bedienter des Majors.
Paul Werner, geweſener Wachtmeiſter des Majors.
Der Wirth.
Eine Dame in Trauer.
Ein Feldjäger.
Riccaut de la Marliniere.

Die Scene iſt abwechſelnd in dem Saale eines Wirthshauſes, und einem daran ſtoßenden Zimmer.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Juſt (ſitzet in einem Winkel, ſchlummert, und redet im Traume)

Schurke von einem Wirthe! Du, uns? — Friſch, Bruder! — Schlage zu, Bruder! (er holt aus, und erwacht durch die Bewegung) He da! ſchon wieder? Ich mache kein Auge zu, ſo ſchlage ich mich mit ihm herum. Hätte er nur erſt die Hälfte von allen den Schlägen! — — Doch ſieh, es iſt Tag! Ich muß nur bald meinen armen Herrn aufſuchen. Mit meinem Willen ſoll er keinen Fuß mehr in das vermaledeyte Haus ſetzen. Wo wird er die Nacht zugebracht haben?

---

*) Die Originalhandſchrift, nach welcher die erſte Ausgabe in den Luſtſpielen 1767 gedruckt iſt, beſitzt Herr B. Friedländer und hat ſie dem Herausgeber freundſchaftlich mitgetheilt. Es ſind daraus einige Druckfehler der Ausgaben berichtigt worden.

Zweyter Auftritt.

Der Wirth. Juſt.

Der Wirth. Guten Morgen, Herr Juſt, guten Morgen! Ey, ſchon ſo früh auf? Oder ſoll ich ſagen: noch ſo ſpät auf?

Juſt. Sage Er, was Er will.

Der Wirth. Ich ſage nichts, als guten Morgen; und das verdient doch wohl, daß Herr Juſt, großen Dank, darauf ſagt?

Juſt. Großen Dank!

Der Wirth. Man iſt verdrießlich, wenn man ſeine gehörige Ruhe nicht haben kann. Was gilts, der Herr Major iſt nicht nach Hauſe gekommen, und Er hat hier auf ihn gelauert?

Juſt. Was der Mann nicht alles errathen kann!

Der Wirth. Ich vermuthe, ich vermuthe.

Juſt. (kehrt ſich um, und will gehen) Sein Diener!

Der Wirth. (hält ihn) Nicht doch, Herr Juſt!

Juſt. Nun gut; nicht Sein Diener!

Der Wirth. Ey, Herr Juſt! ich will doch nicht hoffen, Herr Juſt, daß Er noch von geſtern her böſe iſt? Wer wird ſeinen Zorn über Nacht behalten?

Juſt. Ich; und über alle folgende Nächte.

Der Wirth. Iſt das chriſtlich?

Juſt. Eben ſo chriſtlich, als einen ehrlichen Mann, der nicht gleich bezahlen kann, aus dem Hauſe ſtoßen, auf die Straße werfen.

Der Wirth. Pfuy, wer könnte ſo gottlos ſeyn?

Juſt. Ein chriſtlicher Gaſtwirth. — Meinen Herrn! ſo einen Mann! ſo einen Officier!

Der Wirth. Den hätte ich aus dem Hauſe geſtoßen? auf die Straße geworfen? Dazu habe ich viel zu viel Achtung für einen Officier, und viel zu viel Mitleid mit einem abgedankten! Ich habe ihm aus Noth ein ander Zimmer einräumen müſſen. — Denke Er nicht mehr daran, Herr Juſt. (er ruft in die Scene) Holla! — Ich wills auf andere Weiſe wieder gut machen.

(Ein Junge kömmt) Bring ein Gläßchen; Herr Juſt will ein Gläßchen haben; und was gutes!

Juſt. Mache Er ſich keine Mühe, Herr Wirth. Der Tropfen ſoll zu Gift werden, den — Doch ich will nicht ſchwören; ich bin noch nüchtern.

Der Wirth. (zu dem Jungen, der eine Flaſche Liqueur und ein Glaß bringt) Gieb her; geh! — Nun, Herr Juſt; was ganz vortreffliches; ſtark, lieblich, geſund. (Er füllt, und reicht ihm zu) Das kann einen überwachten Magen wieder in Ordnung bringen!

Juſt. Bald dürfte ich nicht! — — Doch warum ſoll ich meiner Geſundheit ſeine Grobheit entgelten laſſen? — (Er nimmt und trinkt)

Der Wirth. Wohl bekomms, Herr Juſt!

Juſt. (indem er das Gläßchen wieder zurück giebt) Nicht übel! — Aber Herr Wirth, Er iſt doch ein Grobian!

Der Wirth. Nicht doch, nicht doch! — Geſchwind noch eins; auf einem Beine iſt nicht gut ſtehen.

Juſt. (nachdem er getrunken) Das muß ich ſagen: gut, ſehr gut! — Selbſt gemacht, Herr Wirth? —

Der Wirth. Behüte! veritabler Danziger! echter, doppelter Lachs!

Juſt. Sieht Er, Herr Wirth; wenn ich heucheln könnte, ſo würde ich für ſo was heucheln; aber ich kann nicht; es muß raus — Er iſt doch ein Grobian, Herr Wirth!

Der Wirth. In meinem Leben hat mir das noch niemand geſagt. — Noch eins, Herr Juſt; aller guten Dinge ſind drey!

Juſt. Meinetwegen! (Er trinkt) Gut Ding, wahrlich gut Ding! — Aber auch die Wahrheit iſt gut Ding. — Herr Wirth, Er iſt doch ein Grobian!

Der Wirth. Wenn ich es wäre, würde ich das wohl ſo mit anhören?

Juſt. O ja, denn ſelten hat ein Grobian Galle.

Der Wirth. Nicht noch eins, Herr Juſt? Eine vierfache Schnur hält deſto beſſer.

Juſt. Nein, zu viel iſt zu viel! Und was hilfts Ihn, Herr Wirth? Bis auf den letzten Tropfen in der Flaſche würde ich bey meiner Rede bleiben. Pfuy, Herr Wirth; ſo guten Danziger zu haben, und ſo ſchlechte Mores! — Einem Manne, wie meinem Herrn, der Jahr und Tag bey Ihm gewohnt, von dem Er ſchon ſo manchen ſchönen Thaler gezogen, der in ſeinem Leben keinen Heller ſchuldig geblieben iſt; weil er ein Paar Monate her nicht prompt bezahlt, weil er nicht mehr ſo viel aufgehen läßt, — in der Abweſenheit das Zimmer auszuräumen!

Der Wirth. Da ich aber das Zimmer nothwendig brauchte? da ich voraus ſahe, daß der Herr Major es ſelbſt gutwillig würde geräumt haben, wenn wir nur lange auf ſeine Zurückkunft hätten warten können? Sollte ich denn ſo eine fremde Herrſchaft wieder von meiner Thüre wegfahren laſſen? Sollte ich einem andern Wirthe ſo einen Verdienſt muthwillig in den Rachen jagen? Und ich glaube nicht einmal, daß ſie ſonſt wo untergekommen wäre. Die Wirthshäuſer ſind itzt alle ſtark beſetzt. Sollte eine ſo junge, ſchöne, liebenswürdige Dame auf der Straße bleiben? Dazu iſt ſein Herr viel zu galant! Und was verliert er denn dabey? Habe ich ihm nicht ein anderes Zimmer dafür eingeräumt?

Juſt. Hinten an dem Taubenſchlage; die Ausſicht zwiſchen des Nachbars Feuermauren — —

Der Wirth. Die Ausſicht war wohl ſehr ſchön, ehe ſie der verzweifelte Nachbar verbaute. Das Zimmer iſt doch ſonſt galant, und tapeziert —

Juſt. Geweſen!

Der Wirth. Nicht doch, die eine Wand iſt es noch. Und Sein Stübchen darneben, Herr Juſt; was fehlt dem Stübchen? Es hat einen Kamin; der zwar im Winter ein wenig raucht —

Juſt. Aber doch im Sommer recht hübſch läßt. — Herr, ich glaube gar, Er vexirt uns noch oben drein? —

Der Wirth. Nu, nu, Herr Juſt, Herr Juſt —

Juſt. Mache Er Herr Juſten den Kopf nicht warm, oder —

Der Wirth. Ich macht ihn warm? der Danziger thuts! —

Juſt. Einen Officier wie meinen Herrn! Oder meint Er, daß ein abgedankter Officier nicht auch ein Officier iſt, der Ihm den Hals brechen kann? Warum waret ihr denn im Kriege ſo geſchmeidig, ihr Herren Wirthe? Warum war denn da jeder

Officier ein würdiger Mann, und jeder Soldat ein ehrlicher, braver Kerl? Macht euch das Bißchen Friede ſchon ſo übermüthig?

Der Wirth. Was ereyfert Er ſich nun, Herr Juſt? —

Juſt. Ich will mich ereyfern. — —

Dritter Auftritt.

v. Tellheim. Der Wirth. Juſt.

v. Tellheim. (im Hereintreten) Juſt!

Juſt. (in der Meynung, daß ihn der Wirth nenne) Juſt? —*) So bekannt ſind wir? —

v. Tellheim. Juſt!

Juſt. Ich dächte, ich wäre wohl Herr Juſt für Ihn!

Der Wirth. (der den Major gewahr wird) St! ſt! Herr, Herr, Herr Juſt — ſeh Er ſich doch um; ſein Herr — —

v. Tellheim. Juſt, ich glaube, du zankſt? Was habe ich dir befohlen?

Der Wirth. O, Ihro Gnaden! zanken? Da ſey Gott vor! Ihr unterthänigſter Knecht ſollte ſich unterſtehen, mit einem, der die Gnade hat, Ihnen anzugehören, zu zanken?

Juſt. Wenn ich ihm doch eins auf den Katzenbuckel geben dürfte! — —

Der Wirth. Es iſt wahr, Herr Juſt ſpricht für ſeinen Herrn, und ein wenig hitzig. Aber daran thut er recht; ich ſchätze ihn um ſo viel höher; ich liebe ihn darum. —

Juſt. Daß ich ihm nicht die Zähne austreten ſoll!

Der Wirth. Nur Schade, daß er ſich umſonſt erhitzet. Denn ich bin gewiß verſichert, daß Ihro Gnaden keine Ungnade deswegen auf mich geworfen haben, weil — die Noth — mich nothwendig**) —

v. Tellheim. Schon zu viel, mein Herr! Ich bin Ihnen ſchuldig; Sie räumen mir, in meiner Abweſenheit, das Zimmer aus; Sie müſſen bezahlt werden; ich muß wo anders unterzukommen ſuchen. Sehr natürlich!

Der Wirth. Wo anders? Sie wollen ausziehen, gnädiger

---

*) „Juſt? —“ fehlt den Ausgaben, ſteht aber in der Handſchrift.

**) Das Wort „nothwendig“ iſt erſt in der Ausgabe von 1770 hinzu gekommen.

Herr? Ich unglücklicher Mann! ich geſchlagner Mann! Nein, nimmermehr! Eher muß die Dame das Quartier wieder räumen. Der Herr Major kann ihr, will ihr ſein Zimmer nicht laſſen; das Zimmer iſt ſein; ſie muß fort; ich kann ihr nicht helfen. — Ich gehe, gnädiger Herr — —

v. Tellheim. Freund, nicht zwey dumme Streiche für einen! Die Dame muß in dem Beſitze des Zimmers bleiben —

Der Wirth. Und Ihro Gnaden ſollten glauben, daß ich aus Mißtrauen, aus Sorge für meine Bezahlung — —? Als wenn ich nicht wüßte, daß mich Ihro Gnaden bezahlen können, ſo bald Sie nur wollen. — — Das verſiegelte Beutelchen, — fünfhundert Thaler Louisdor, ſtehet drauf, — — welches Ihro Gnaden in dem Schreibepulte ſtehen gehabt, — — iſt in guter Verwahrung. —

v. Tellheim. Das will ich hoffen; ſo wie meine übrige Sachen. — Juſt ſoll ſie in Empfang nehmen, wenn er Ihnen die Rechnung bezahlt hat. — —

Der Wirth. Wahrhaftig, ich erſchrack recht, als ich das Beutelchen fand. — Ich habe immer Ihro Gnaden für einen ordentlichen und vorſichtigen Mann gehalten, der ſich niemals ganz ausgiebt. — — Aber dennoch, — — wenn ich baar Geld in dem Schreibepulte vermuthet hätte — —

v. Tellheim. Würden Sie höflicher mit mir verfahren ſeyn. Ich verſtehe Sie. — Gehen Sie nur, mein Herr; laſſen Sie mich; ich habe mit meinem Bedienten zu ſprechen. — —

Der Wirth. Aber gnädiger Herr — —

v. Tellheim. Komm Juſt, der Herr will nicht erlauben, daß ich dir in ſeinem Hauſe ſage, was du thun ſollſt. — —

Der Wirth. Ich gehe ja ſchon, gnädiger Herr! — Mein ganzes Haus iſt zu Ihren Dienſten.

Vierter Auftritt.

v. Tellheim. Juſt.

Juſt. (der mit dem Fuße ſtampft, und dem Wirthe nachſpuckt) Pfuy!

v. Tellheim. Was giebts?

Juſt. Ich erſticke vor Bosheit.

v. Tellheim. Das wäre ſo viel, als an Vollblütigkeit.

Juſt. Und Sie, — Sie erkenne ich nicht mehr, mein Herr. Ich ſterbe vor Ihren Augen, wenn Sie nicht der Schutzengel dieſes hämiſchen, unbarmherzigen Rackers ſind! Trotz Galgen und Schwert und Rad, hätte ich ihn — hätte ich ihn mit dieſen Händen erdroſſeln, mit dieſen Zähnen zerreißen wollen. —

v. Tellheim. Beſtie!

Juſt. Lieber Beſtie, als ſo ein Menſch!

v. Tellheim. Was willſt du aber?

Juſt. Ich will, daß Sie es empfinden ſollen, wie ſehr man Sie beleidiget.

v. Tellheim. Und dann?

Juſt. Daß Sie ſich rächten, — Nein, der Kerl iſt Ihnen zu gering. —

v. Tellheim. Sondern, daß ich es dir auftrüge, mich zu rächen? Das war von Anfang mein Gedanke. Er hätte mich nicht wieder mit Augen ſehen, und ſeine Bezahlung aus deinen Händen empfangen ſollen. Ich weiß, daß du eine Hand voll Geld mit einer ziemlich verächtlichen Miene hinwerfen kannſt. —

Juſt. So? eine vortreffliche Rache! —

v. Tellheim. Aber die wir noch verſchieben müſſen. Ich habe keinen Heller baares Geld mehr! ich weiß auch keines aufzutreiben.

Juſt. Kein baares Geld? Und was iſt denn das für ein Beutel, mit fünfhundert Thaler Louisdor, den der Wirth in Ihrem Schreibpulte gefunden?

v. Tellheim. Das iſt Geld, welches mir aufzuheben gegeben worden.

Juſt. Doch nicht die hundert Piſtolen, die Ihnen Ihr alter Wachtmeiſter vor vier oder fünf Wochen brachte?

v. Tellheim. Die nehmlichen, von Paul Wernern. Warum nicht?

Juſt. Dieſe haben Sie noch nicht gebraucht? Mein Herr, mit dieſen können Sie machen was Sie wollen. Auf meine Verantwortung —

v. Tellheim. Wahrhaftig?

Juſt. Werner hörte von mir, wie ſehr man Sie mit Ihren Foderungen an die Generalkriegeskaſſe aufzieht. Er hörte —

v. Tellheim. Daß ich ſicherlich zum Bettler werden würde, wenn ich es nicht ſchon wäre. — Ich bin dir ſehr verbunden, Juſt. — Und dieſe Nachricht vermochte Wernern, ſein Bißchen Armuth mit mir zu theilen. — Es iſt mir doch lieb, daß ich es errathen habe. — Höre Juſt, mache mir zugleich auch deine Rechnung; wir ſind geſchiedene Leute. — —

Juſt. Wie? was?

v. Tellheim. Kein Wort mehr; es kömmt jemand. —

Fünfter Auftritt.

Eine Dame in Trauer. v. Tellheim. Juſt.

Die Dame. Ich bitte um Verzeihung, mein Herr! —

v. Tellheim. Wen ſuchen Sie, Madame? —

Die Dame. Eben den würdigen Mann, mit welchem ich die Ehre habe zu ſprechen. Sie kennen mich nicht mehr? Ich bin die Wittwe Ihres ehemaligen Stabsrittmeiſters —

v. Tellheim. Um des Himmels willen, gnädige Frau! welche Veränderung! —

Die Dame. Ich ſtehe von dem Krankenbette auf, auf das mich der Schmerz über den Verluſt meines Mannes warf. Ich muß Ihnen früh beſchwerlich fallen, Herr Major. Ich reiſe auf das Land, wo mir eine gutherzige, aber eben auch nicht glückliche Freundin eine Zuflucht vors erſte angeboten. —

v. Tellheim. (zu Juſt) Geh, laß uns allein. —

Sechſter Auftritt.

Die Dame. v. Tellheim.

v. Tellheim. Reden Sie frey, gnädige Frau! Vor mir dürfen Sie ſich Ihres Unglücks nicht ſchämen. Kann ich Ihnen worinn dienen?

Die Dame. Mein Herr Major —

v. Tellheim. Ich beklage Sie, gnädige Frau! Worinn kann ich Ihnen dienen? Sie wiſſen, Ihr Gemahl war mein Freund; mein Freund, ſage ich; ich war immer karg mit dieſem Titel.

Die Dame. Wer weiß es beſſer, als ich, wie werth Sie ſeiner Freundſchaft waren, wie werth er der Ihrigen war? Sie würden ſein letzter Gedanke, Ihr Name der letzte Ton ſeiner ſterbenden Lippen geweſen ſeyn, hätte nicht die ſtärkere Natur dieſes traurige Vorrecht, für ſeinen unglücklichen Sohn, für ſeine unglückliche Gattin gefodert —

v. Tellheim. Hören Sie auf, Madame! Weinen wollte ich mit Ihnen gern; aber ich habe heute keine Thränen. Verſchonen Sie mich! Sie finden mich in einer Stunde, wo ich leicht zu verleiten wäre, wider die Vorſicht zu murren. — O mein rechtſchaffner Marloff! Geſchwind, gnädige Frau, was haben Sie zu befehlen? Wenn ich Ihnen zu dienen im Stande bin, wenn ich es bin —

Die Dame. Ich darf nicht abreiſen, ohne ſeinen letzten Willen zu vollziehen. Er erinnerte ſich kurz vor ſeinem Ende, daß er als Ihr Schuldner ſterbe, und beſchwor mich, dieſe Schuld mit der erſten Baarſchaft zu tilgen. Ich habe ſeine Equipage verkauft, und komme ſeine Handſchrift einzulöſen. —

v. Tellheim. Wie, gnädige Frau? darum kommen Sie?

Die Dame. Darum. Erlauben Sie, daß ich das Geld aufzähle.

v. Tellheim. Nicht doch, Madame! Marloff mir ſchuldig? das kann ſchwerlich ſeyn. Laſſen Sie doch ſehen. (er ziehet ſein Taſchenbuch heraus, und ſucht) Ich finde nichts.

Die Dame. Sie werden ſeine Handſchrift verlegt haben, und die Handſchrift thut nichts zur Sache. — Erlauben Sie —

v. Tellheim. Nein, Madame! ſo etwas pflege ich nicht zu verlegen. Wenn ich ſie nicht habe, ſo iſt es ein Beweis, daß ich nie eine gehabt habe, oder daß ſie getilgt, und von mir ſchon zurück gegeben worden.

Die Dame. Herr Major! —

v. Tellheim. Ganz gewiß, gnädige Frau. Marloff iſt mir nichts ſchuldig geblieben. Ich wüßte mich auch nicht zu erinnern, daß er mir jemals etwas ſchuldig geweſen wäre. Nicht anders, Madame; er hat mich vielmehr als ſeinen Schuldner hinterlaſſen. Ich habe nie etwas thun können, mich mit einem Manne abzufinden, der ſechs Jahr Glück und Unglück, Ehre und Gefahr mit mir getheilet. Ich werde es nicht vergeſſen, daß ein Sohn von ihm da iſt. Er wird mein Sohn ſeyn, ſo bald ich ſein Vater ſeyn kann. Die Verwirrung, in der ich mich itzt ſelbſt befinde —

Die Dame. Edelmüthiger Mann! Aber denken Sie auch von mir nicht zu klein. Nehmen Sie das Geld, Herr Major; ſo bin ich wenigſtens beruhiget. —

v. Tellheim. Was brauchen Sie zu Ihrer Beruhigung weiter, als meine Verſicherung, daß mir dieſes Geld nicht gehöret? Oder wollen Sie, daß ich die unerzogene Wayſe meines Freundes beſtehlen ſoll? Beſtehlen, Madame; das würde es in dem eigentlichſten Verſtande ſeyn. Ihm gehört es; für ihn legen Sie es an. —

Die Dame. Ich verſtehe Sie; verzeihen Sie nur, wenn ich noch nicht recht weiß, wie man Wohlthaten annehmen muß. Woher wiſſen es denn aber auch Sie, daß eine Mutter mehr für ihren Sohn thut, als ſie für ihr eigen Leben thun würde? Ich gehe —

v. Tellheim. Gehen Sie, Madame, gehen Sie! Reiſen Sie glücklich! Ich bitte Sie nicht, mir Nachricht von Ihnen zu geben. Sie möchte mir zu einer Zeit kommen, wo ich ſie nicht nutzen könnte. Aber noch eines, gnädige Frau; bald hätte ich das Wichtigſte vergeſſen. Marloff hat noch an der Kaſſe unſers ehemaligen Regiments zu fodern. Seine Foderungen ſind ſo richtig, wie die meinigen. Werden meine bezahlt, ſo müſſen auch die ſeinigen bezahlt werden. Ich hafte dafür. —

Die Dame. O! mein Herr — Aber ich ſchweige lieber. — Künftige Wohlthaten ſo vorbereiten, heißt ſie in den Augen des Himmels ſchon erwieſen haben. Empfangen Sie ſeine Belohnung, und meine Thränen! (geht ab)

Siebender Auftritt.

v. Tellheim.

Armes, braves Weib! Ich muß nicht vergeſſen, den Bettel zu vernichten. (er nimmt aus ſeinem Taſchenbuche Briefſchaften, die er zerreißt) Wer ſteht mir dafür, daß eigner Mangel mich nicht einmal verleiten könnte, Gebrauch davon zu machen?

Achter Auftritt.

Juſt. v. Tellheim.

v. Tellheim. Biſt du da?

Juſt. (indem er ſich die Augen wiſcht) Ja!

v. Tellheim. Du haſt geweint?

Juſt. Ich habe in der Küche meine Rechnung geſchrieben, und die Küche iſt voll Rauch. Hier iſt ſie, mein Herr!

v. Tellheim. Gieb her.

Juſt. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr. Ich weiß wohl, daß die Menſchen mit Ihnen keine haben; aber —

v. Tellheim. Was willſt du?

Juſt. Ich hätte mir eher den Tod, als meinen Abſchied vermuthet.

v. Tellheim. Ich kann dich nicht länger brauchen; ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen. (ſchlägt die Rechnung auf und lieſet) „Was der Herr Major mir ſchuldig: Drey und einen halben Monat Lohn, den Monat 6 Thaler, macht 21 „Thaler. Seit dem erſten dieſes, an Kleinigkeiten ausgelegt, „1 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Summa Summarum, 22 Thaler 7 Gr. „9 Pf.“ — Gut, und es iſt billig, daß ich dieſen laufenden Monat ganz bezahle.

Juſt. Die andere Seite, Herr Major —

v. Tellheim. Noch mehr? (lieſet) „Was dem Herrn Major „ich ſchuldig: An den Feldſcheer für mich bezahlt, 25 Thaler. „Für Wartung und Pflege, während meiner Kur, für mich „bezahlt, 39 Thlr. Meinem abgebrannten und geplünderten „Vater, auf meine Bitte, vorgeſchoſſen, ohne die zwey Beutepferde „zu rechnen, die er ihm geſchenkt, 50 Thaler. Summa Summarum, 114 Thaler. Davon abgezogen vorſtehende 22 Thlr. „7 Gr. 9 Pf. Bleibe dem Herrn Major ſchuldig, 91 Thlr. „16 Gr. 3 Pf.“ — Kerl, du biſt toll! —

Juſt. Ich glaube es gern, daß ich Ihnen weit mehr koſte. Aber es wäre verlorne Dinte, es dazu zu ſchreiben. Ich kann Ihnen das nicht bezahlen; und wenn Sie mir vollends die Liverey nehmen, die ich auch noch nicht verdient habe, — ſo wollte ich lieber, Sie hätten mich in dem Lazarethe krepiren laſſen.

v. Tellheim. Wofür ſiehſt du mich an? Du biſt mir nichts ſchuldig, und ich will dich einem von meinen Bekannten empfehlen, bey dem du es beſſer haben ſollſt, als bey mir.

Juſt. Ich bin Ihnen nichts ſchuldig, und doch wollen Sie mich verſtoßen?

v. Tellheim. Weil ich dir nichts ſchuldig werden will.

Juſt. Darum? nur darum? — So gewiß ich Ihnen ſchuldig bin, ſo gewiß Sie mir nichts ſchuldig werden können, ſo gewiß ſollen Sie mich nun nicht verſtoßen. — Machen Sie, was Sie wollen, Herr Major; ich bleibe bey Ihnen; ich muß bey Ihnen bleiben. —

v. Tellheim. Und deine Hartnäckigkeit, dein Trotz, dein wildes ungeſtümes Weſen gegen alle, von denen du meineſt, daß ſie dir nichts zu ſagen haben, deine tückiſche Schadenfreude, deine Rachſucht — —

Juſt. Machen Sie mich ſo ſchlimm, wie Sie wollen; ich will darum doch nicht ſchlechter von mir denken, als von meinem Hunde. Vorigen Winter ging ich in der Demmerung an dem Kanale, und hörte etwas winſeln. Ich ſtieg herab, und griff nach der Stimme, und glaubte ein Kind zu retten, und zog einen Pudel aus dem Waſſer. Auch gut; dachte ich. Der Pudel kam mir nach; aber ich bin kein Liebhaber von Pudeln. Ich jagte ihn fort, umſonſt; ich prügelte ihn von mir, umſonſt. Ich ließ ihn des Nachts nicht in meine Kammer; er blieb vor der Thüre auf der Schwelle. Wo er mir zu nahe kam, ſtieß ich ihn mit dem Fuße; er ſchrie, ſahe mich an, und wedelte mit dem Schwanze. Noch hat er keinen Biſſen Brod aus meiner Hand bekommen; und doch bin ich der einzige, dem er hört, und der ihn anrühren darf. Er ſpringt vor mir her, und macht mir ſeine Künſte unbefohlen vor. Es iſt ein häßlicher Pudel, aber ein gar zu guter Hund. Wenn er es länger treibt, ſo höre ich endlich auf, den Pudeln gram zu ſeyn.

v. Tellheim. (bey Seite) So wie ich ihm! Nein, es giebt keine völlige Unmenſchen! — — Juſt, wir bleiben beyſammen.

Juſt. Ganz gewiß! — Sie wollten ſich ohne Bedienten behelfen? Sie vergeſſen Ihrer Bleſſuren, und daß Sie nur eines Armes mächtig ſind. Sie können ſich ja nicht allein ankleiden. Ich bin Ihnen unentbehrlich; und bin, — — ohne mich ſelbſt zu rühmen, Herr Major — und bin ein Bedienter, der — wenn das Schlimmſte zum Schlimmen kömmt, — für ſeinen Herrn betteln und ſtehlen kann.

v. Tellheim. Juſt, wir bleiben nicht beyſammen.

Juſt. Schon gut!

Neunter Auftritt.

Ein Bedienter. v. Tellheim. Juſt.

Der Bediente. Bſt! Kammerad!

Juſt. Was giebts?

Der Bediente. Kann Er mir nicht den Officier nachweiſen, der geſtern noch in dieſem Zimmer (auf eines an der Seite zeigend, von welcher er herkömmt) gewohnt hat?

Juſt. Das dürfte ich leicht können. Was bringt Er ihm?

Der Bediente. Was wir immer bringen, wenn wir nichts bringen; ein Kompliment. Meine Herrſchaft hört, daß er durch ſie verdrengt worden. Meine Herrſchaft weiß zu leben, und ich ſoll ihn desfalls um Verzeihung bitten.

Juſt. Nun ſo b...e Er ihn um Verzeihung; da ſteht er.

Der Bediente. Was iſt er? Wie nennt man ihn?

v. Tellheim. Mein Freund, ich habe Euern Auftrag ſchon gehört. Es iſt eine überflüſſige Höflichkeit von Eurer Herrſchaft, die ich erkenne, wie ich ſoll. Macht ihr meinen Empfehl. — Wie heißt Eure Herrſchaft? —

Der Bediente. Wie ſie heißt? Sie läßt ſich gnädiges Fräulein heißen.

v. Tellheim. Und ihr Familienname?

Der Bediente. Den habe ich noch nicht gehört, und darnach zu fragen, iſt meine Sache nicht. Ich richte mich ſo ein, daß ich meiſtentheils aller ſechs Wochen eine neue Herrſchaft habe. Der Henker behalte alle ihre Namen! —

Juſt. Bravo, Kammerad!

Der Bediente. Zu dieſer bin ich erſt vor wenig Tagen in Dresden gekommen. Sie ſucht, glaube ich, hier ihren Bräutigam. —

v. Tellheim. Genug, mein Freund. Den Namen Eurer Herrſchaft wollte ich wiſſen; aber nicht ihre Geheimniſſe. Geht nur!

Der Bediente. Kammerad, das wäre kein Herr für mich!

Zehnter Auftritt.

v. Tellheim. Juſt.

v. Tellheim. Mache, Juſt, mache, daß wir aus dieſem Hauſe kommen! Die Höflichkeit der fremden Dame iſt mir empfindlicher, als die Grobheit des Wirths. Hier nimm dieſen Ring; die einzige Koſtbarkeit, die mir übrig iſt; von der ich nie geglaubt hätte, einen ſolchen Gebrauch zu machen! — Verſetze ihn! laß dir achtzig Friedrichdor darauf geben; die Rechnung des Wirths kann keine dreyßig betragen. Bezahle ihn, und räume meine Sachen — Ja, wohin? — Wohin du willſt. Der wohlfeilſte Gaſthof, der beſte. Du ſollſt mich hier neben an, auf dem Kaffehauſe, treffen. Ich gehe; mache deine Sache gut. —

Juſt. Sorgen Sie nicht, Herr Major! —

v. Tellheim. (kömmt wieder zurück) Vor allen Dingen, daß meine Piſtolen, die hinter dem Bette gehangen, nicht vergeſſen werden.

Juſt. Ich will nichts vergeſſen.

v. Tellheim. (kömmt nochmals zurück) Noch eins: nimm mir auch deinen Pudel mit; hörſt du, Juſt! —

Eilfter Auftritt.

Juſt.

Der Pudel wird nicht zurück bleiben. Dafür laß ich den Pudel ſorgen. — Hm! auch den koſtbaren Ring hat der Herr noch gehabt? Und trug ihn in der Taſche, anſtatt am Finger? — Guter Wirth, wir ſind ſo kahl noch nicht, als wir ſcheinen. Bey ihm, bey ihm ſelbſt will ich dich verſetzen, ſchönes Ringelchen! Ich weiß, er ärgert ſich, daß du in ſeinem Hauſe nicht ganz ſollſt verzehrt werden! — Ah —

Univ. Bibl. München

Zwölfter Auftritt.

Paul Werner. Juſt.

Juſt. Sieh da, Werner! guten Tag, Werner! willkommen in der Stadt!

Werner. Das verwünſchte Dorf! Ich kanns unmöglich wieder gewohne werden. Luſtig, Kinder, luſtig; ich bringe friſches Geld! Wo iſt der Major?

Juſt. Er muß dir begegnet ſeyn; er ging eben die Treppe herab.

Werner. Ich komme die Hintertreppe herauf. Nun wie gehts ihm? Ich wäre ſchon vorige Woche bey Euch geweſen; aber —

Juſt. Nun? was hat dich abgehalten? —

Werner. — Juſt, — haſt du von dem Prinzen Heraklius gehört?

Juſt. Heraklius? Ich wüßte nicht.

Werner. Kennſt du den großen Helden im Morgenlande nicht?

Juſt. Die Weiſen aus dem Morgenlande kenn ich wohl, die ums Neujahr mit dem Sterne herumlauffen. — —

Werner. Menſch, ich glaube, du lieſeſt eben ſo wenig die Zeitungen, als die Bibel? — Du kennſt den Prinz Heraklius nicht? den braven Mann nicht, der Perſien weggenommen, und nächſter Tage die ottomanniſche Pforte einſprengen wird? Gott ſey Dank, daß doch noch irgendwo in der Welt Krieg iſt! Ich habe lange genug gehoft, es ſollte hier wieder losgehen. Aber da ſitzen ſie, und heilen ſich die Haut. Nein, Soldat war ich, Soldat muß ich wieder ſeyn! Kurz, — (indem er ſich ſchüchtern umſieht, ob ihn jemand behorcht) im Vertrauen, Juſt; ich wandere nach Perſien, um unter Sr. Königlichen Hoheit, dem Prinzen Heraklius, ein Paar Feldzüge wider den Türken zu machen.

Juſt. Du?

Werner. Ich, wie du mich hier ſiehſt! Unſere Vorfahren zogen fleißig wider den Türken; und das ſollten wir noch thun, wenn wir ehrliche Kerls und gute Chriſten wären. Freylich begreiffe ich wohl, daß ein Feldzug wider den Türken nicht halb ſo luſtig ſeyn kann, als einer wider den Franzoſen; aber dafür muß er auch deſto verdienſtlicher ſeyn, in dieſem und in jenem Leben. Die Türken haben dir alle Säbels mit Diamanten beſetzt —

Juſt. Um mir von ſo einem Säbel den Kopf ſpalten zu laſſen, reiſe ich nicht eine Meile. Du wirſt doch nicht toll ſeyn, und dein ſchönes Schulzengerichte verlaſſen? —

Werner. O, das nehme ich mit! — Merkſt du was? — Das Gütchen iſt verkauft — —

Juſt. Verkauft?

Werner. St! — hier ſind hundert Dukaten, die ich geſtern auf den Kauf bekommen; die bring ich dem Major —

Juſt. Und was ſoll der damit?

Werner. Was er damit ſoll? Verzehren ſoll er ſie; verſpielen, vertrinken, ver — wie er will. Der Mann muß Geld haben, und es iſt ſchlecht genug, daß man ihm das Seinige ſo ſauer macht! Aber ich wüßte ſchon, was ich thäte, wenn ich an ſeiner Stelle wäre! Ich dächte: hohl euch hier alle der Henker; und ginge mit Paul Wernern nach Perſien! — Blitz! — der Prinz Heraklius muß ja wohl von dem Major Tellheim gehört haben; wenn er auch ſchon ſeinen geweſenen Wachtmeiſter, Paul Wernern, nicht kennt. Unſere Affaire bey den Katzenhäuſern —

Juſt. Soll ich dir die erzählen? —

Werner. Du mir? — Ich merke wohl, daß eine ſchöne Diſpoſition über deinen Verſtand geht. Ich will meine Perlen nicht vor die Säue werfen. — Da nimm die hundert Dukaten; gieb ſie dem Major. Sage ihm: er ſoll mir auch die aufheben. Ich muß itzt auf den Markt; ich habe zwey Winſpel Rocken herein geſchickt; was ich daraus löſe, kann er gleichfalls haben. —

Juſt. Werner, du meynſt es herzlich gut; aber wir mögen dein Geld nicht. Behalte deine Dukaten, und deine hundert Piſtolen kannſt du auch unverſehrt wieder bekommen, ſobald als du willſt. —

Werner. So? hat denn der Major noch Geld?

Juſt. Nein.

Werner. Hat er ſich wo welches geborgt?*)

Juſt. Nein.

Werner. Und wovon lebt ihr denn?

Juſt. Wir laſſen anſchreiben, und wenn man nicht mehr anſchreiben will, und uns zum Hauſe herauswirft, ſo verſetzen wir, was wir noch haben, und ziehen weiter. — Höre nur, Paul; dem Wirthe hier müſſen wir einen Poſſen ſpielen.

Werner. Hat er dem Major was in den Weg gelegt? — Ich bin dabey! — —

Juſt. Wie wärs, wenn wir ihm des Abends, wenn er aus der Tabagie kömmt, aufpaßten, und ihn brav durchprügelten? —

Werner. Des Abends? — aufpaßten? — ihrer Zwey, einem? — Das iſt nichts. —

Juſt. Oder, wenn wir ihm das Haus über dem Kopf anſteckten? —

Werner. Sengen und brennen? — Kerl, man hörts, daß du Packknecht geweſen biſt, und nicht Soldat; — pfuy!

Juſt. Oder, wenn wir ihm ſeine Tochter zur Hure machten? Sie iſt zwar verdammt häßlich — —

Werner. O da wird ſies lange ſchon ſeyn! Und allenfalls brauchſt du auch hierzu keinen Gehülfen. Aber was haſt du denn? Was giebts denn?

Juſt. Komm nur, du ſollſt dein Wunder hören!

Werner. So iſt der Teufel wohl hier gar los?

Juſt. Ja wohl; komm nur!

Werner. Deſto beſſer! Nach Perſien alſo, nach Perſien!

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Minna von Barnhelm. Franciska.

(Die Scene iſt in dem Zimmer des Fräuleins.)

Das Fräulein. (im Negligee, nach ihrer Uhr ſehend) Franciska, wir ſind auch ſehr früh aufgeſtanden. Die Zeit wird uns lang werden.

---

*) Dieſe Rede mit der Antwort fehlt den Drucken.

Franciska. Wer kann in den verzweifelten großen Städten ſchlafen? Die Karoſſen, die Nachtwächter, die Trommeln, die Katzen, die Korporals — das hört nicht auf zu raſſeln, zu ſchreyen,*) zu wirbeln, zu mauen, zu fluchen; gerade, als ob die Nacht zu nichts weniger wäre, als zur Ruhe. — Eine Taſſe Thee, gnädiges Fräulein? —

Das Fräulein. Der Thee ſchmeckt mir nicht. —

Franciska. Ich will von unſerer Schokolate machen laſſen.

Das Fräulein. Laß machen, für dich!

Franciska. Für mich? Ich wollte eben ſo gern für mich allein plaudern, als für mich allein trinken. — Freylich wird uns die Zeit ſo lang werden. — Wir werden, vor langer Weile, uns putzen müſſen, und das Kleid verſuchen, in welchem wir den erſten Sturm geben wollen.

Das Fräulein. Was redeſt du von Stürmen, da ich bloß herkomme, die Haltung der Kapitulation zu fodern?

Franciska. Und der Herr Officier, den wir vertrieben, und dem wir das Kompliment darüber machen laſſen; er muß auch nicht die feinſte Lebensart haben; ſonſt hätte er wohl um die Ehre können bitten laſſen, uns ſeine Aufwartung machen zu dürfen. —

Das Fräulein. Es ſind nicht alle Officiere Tellheims. Die Wahrheit zu ſagen, ich ließ ihm das Kompliment auch bloß machen, um Gelegenheit zu haben, mich nach dieſem bey ihm zu erkundigen. — Franciska, mein Herz ſagt es mir, daß meine Reiſe glücklich ſeyn wird, daß ich ihn finden werde. —

Franciska. Das Herz, gnädiges Fräulein? Man traue doch ja ſeinem Herzen nicht zu viel. Das Herz redet uns gewaltig gern nach dem Maule. Wenn das Maul eben ſo geneigt wäre, nach dem Herzen zu reden, ſo wäre die Mode längſt aufgekommen, die Mäuler unterm Schloſſe zu tragen.

Das Fräulein. Ha! ha! mit deinen Mäulern unterm Schloſſe! Die Mode wäre mir eben recht!

Franciska. Lieber die ſchönſten Zähne nicht gezeigt, als alle Augenblicke das Herz darüber ſpringen laſſen!

---

*) zu blöcken, in der Handſchrift.

Das Fräulein. Was? biſt du ſo zurückhaltend? —

Franciſka. Nein, gnädiges Fräulein; ſondern ich wollte es gern mehr ſeyn. Man ſpricht ſelten von der Tugend, die man hat; aber deſto öftrer von der, die uns fehlt.

Das Fräulein. Siehſt du, Franciſka? da haſt du eine ſehr gute Anmerkung gemacht. —

Franciſka. Gemacht? Macht man das, was einem ſo einfällt?

Das Fräulein. Und weißt du, warum ich eigentlich dieſe Anmerkung ſo gut finde? Sie hat viel Beziehung auf meinen Tellheim.

Franciſka. Was hätte bey Ihnen nicht auch Beziehung auf ihn?

Das Fräulein. Freund und Feind ſagen, daß er der tapferſte Mann von der Welt iſt. Aber wer hat ihn von Tapferkeit jemals reden hören? Er hat das rechtſchaffenſte Herz, aber Rechtſchaffenheit und Edelmuth ſind Worte, die er nie auf die Zunge bringt.

Franciſka. Von was für Tugenden ſpricht er denn?

Das Fräulein. Er ſpricht von keiner; denn ihm fehlt keine.

Franciſka. Das wollte ich nur hören.

Das Fräulein. Warte, Franciſka; ich beſinne mich. Er ſpricht ſehr oft von Oekonomie. Im Vertrauen, Franciſka; ich glaube, der Mann iſt ein Verſchwender.

Franciſka. Noch eins, gnädiges Fräulein. Ich habe ihn auch ſehr oft der Treue und Beſtändigkeit gegen Sie erwähnen hören. Wie, wenn der Herr auch ein Flattergeiſt wäre?

Das Fräulein. Du Unglückliche! — Aber meineſt du das im Ernſte, Franciſka?

Franciſka. Wie lange hat er Ihnen nun ſchon nicht geſchrieben?

Das Fräulein. Ach! ſeit dem Frieden hat er mir nur ein einzigesmal geſchrieben.

Franciſka. Auch ein Seufzer wider den Frieden! Wunderbar! der Friede ſollte nur das Böſe wieder gut machen, das der Krieg geſtiftet, und er zerrüttet auch das Gute, was dieſer ſein Gegenpart etwa noch veranlaſſet hat. Der Friede ſollte ſo eigenſinnig nicht ſeyn! — Und wie lange haben wir ſchon Friede? Die Zeit wird einem gewaltig lang, wenn es ſo wenig Neuigkeiten giebt. — Umſonſt gehen die Poſten wieder richtig; niemand ſchreibt; denn niemand hat was zu ſchreiben.

Das Fräulein. Es iſt Friede, ſchrieb er mir, und ich nähere mich der Erfüllung meiner Wünſche. Aber, daß er mir dieſes nur einmal, nur ein einzigesmal geſchrieben —

Franciska. — Daß er uns zwingt, dieſer Erfüllung der Wünſche ſelbſt entgegen zu eilen: finden wir ihn nur; das ſoll er uns entgelten! — Wenn indeß der Mann doch Wünſche erfüllt hätte, und wir erführen hier —

Das Fräulein. (ängſtlich und hitzig) Daß er todt wäre?

Franciska. Für Sie, gnädiges Fräulein; in den Armen einer andern. —

Das Fräulein. Du Quälgeiſt! Warte, Franciska, er ſoll dir es gedenken! — Doch ſchwatze nur; ſonſt ſchlafen wir wieder ein. — Sein Regiment ward nach dem Frieden zerriſſen. Wer weiß, in welche Verwirrung von Rechnungen und Nachweiſungen er dadurch gerathen? Wer weiß, zu welchem andern Regimente, in welche entlegne Provinz er verſetzt worden? Wer weiß, welche Umſtände — Es pocht jemand.

Franciska. Herein!

Zweyter Auftritt.

Der Wirth. Die Vorigen.

Der Wirth. (den Kopf voranſteckend) Iſt es erlaubt, meine gnädige Herrſchaft? —

Franciska. Unſer Herr Wirth? — Nur vollends herein.

Der Wirth. (mit einer Feder hinter dem Ohre, ein Blatt Papier und Schreibezeug in der Hand) Ich komme, gnädiges Fräulein, Ihnen einen unterthänigen guten Morgen zu wünſchen, — (zur Franciska) und auch Ihr, mein ſchönes Kind, —

Franciska. Ein höflicher Mann!

Das Fräulein. Wir bedanken uns.

Franciska. Und wünſchen Ihm auch einen guten Morgen.

Der Wirth. Darf ich mich unterſtehen zu fragen, wie

Ihro Gnaden die erſte Nacht unter meinem ſchlechten Dache geruhet? —

Franciska. Das Dach iſt ſo ſchlecht nicht, Herr Wirth; aber die Betten hätten können beſſer ſeyn.

Der Wirth. Was höre ich? Nicht wohl geruht? Vielleicht, daß die gar zu große Ermüdung von der Reiſe —

Das Fräulein. Es kann ſeyn.

Der Wirth. Gewiß, gewiß! denn ſonſt — — Indeß, ſollte etwas nicht vollkommen nach Ihro Gnaden Bequemlichkeit geweſen ſeyn, ſo geruhen Ihro Gnaden nur zu befehlen.

Franciska. Gut, Herr Wirth, gut! Wir ſind auch nicht blöde; und am wenigſten muß man im Gaſthofe blöde ſeyn. Wir wollen ſchon ſagen, wie wir es gern hätten.

Der Wirth. Hiernächſt komme ich zugleich — (indem er die Feder hinter dem Ohre hervorzieht)

Franciska. Nun? —

Der Wirth. Ohne Zweifel kennen Ihro Gnaden ſchon die weiſen Verordnungen unſrer Policey.

Das Fräulein. Nicht im geringſten, Herr Wirth. —

Der Wirth. Wir Wirthe ſind angewieſen, keinen Fremden, wes Standes und Geſchlechts er auch ſey, vier und zwanzig Stunden zu behauſen, ohne ſeinen Namen, Heymath, Charakter, hieſige Geſchäfte, vermuthliche Dauer des Aufenthalts, und ſo weiter, gehörigen Orts ſchriftlich einzureichen.

Das Fräulein. Sehr wohl.

Der Wirth. Ihro Gnaden werden alſo ſich gefallen laſſen — (indem er an einen Tiſch tritt, und ſich fertig macht, zu ſchreiben)

Das Fräulein. Sehr gern. — Ich heiße —

Der Wirth. Einen kleinen Augenblick Geduld! — (er ſchreibt) „Dato, den 22. Auguſt*) a. c. allhier zum Könige von Spa-
„nien angelangt" — Nun Dero Namen, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Das Fräulein von Barnhelm.

Der Wirth. (ſchreibt) „von Barnhelm" — Kommend? woher, gnädiges Fräulein?

---

*) Leſſing hat erſt geſchrieben „September", dies aber nachher ausgeſtrichen.

Das Fräulein. Von meinen Gütern aus Sachſen.

Der Wirth. (ſchreibt) „Gütern aus Sachſen" — Aus Sachſen! Ey, ey, aus Sachſen, gnädiges Fräulein? aus Sachſen?

Franciska. Nun? warum nicht? Es iſt doch wohl hier zu Lande keine Sünde, aus Sachſen zu ſeyn?

Der Wirth. Eine Sünde? Behüte! das wäre ja eine ganz neue Sünde! — Aus Sachſen alſo? Ey, ey! aus Sachſen! das liebe Sachſen! — Aber wo mir recht iſt, gnädiges Fräulein, Sachſen iſt nicht klein, und hat mehrere — wie ſoll ich es nennen? — Diſtrickte, Provinzen. — Unſere Policey iſt ſehr exackt, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Ich verſtehe: von meinen Gütern aus Thüringen alſo.

Der Wirth. Aus Thüringen! Ja, das iſt beſſer, gnädiges Fräulein, das iſt genauer. — (ſchreibt und lieſt) „Das Fräulein „von Barnhelm, kommend von ihren Gütern aus Thüringen, „nebſt einer Kammerfrau und zwey Bedienten" —

Franciska. Einer Kammerfrau? das ſoll ich wohl ſeyn?

Der Wirth. Ja, mein ſchönes Kind. —

Franciska. Nun, Herr Wirth, ſo ſetzen Sie anſtatt Kammerfrau, Kammerjungfer. — Ich höre, die Policey iſt ſehr exackt; es möchte ein Mißverſtändniß geben, welches mir bey meinem Aufgebothe einmal Händel machen könnte. Denn ich bin wirklich noch Jungfer, und heiße Franciska; mit dem Geſchlechtsnamen, Willig; Franciska Willig. Ich bin auch aus Thüringen. Mein Vater war Müller auf einem von den Gütern des gnädigen Fräuleins. Es heißt Klein-Rammsdorf. Die Mühle hat itzt mein Bruder. Ich kam ſehr jung auf den Hof, und ward mit dem gnädigen Fräulein erzogen. Wir ſind von einem Alter; künftige Lichtmeß ein und zwanzig Jahr. Ich habe alles gelernt, was das gnädige Fräulein gelernt hat. Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn mich die Policey recht kennt.

Der Wirth. Gut, mein ſchönes Kind; das will ich mir auf weitere Nachfrage merken. — Aber nunmehr, gnädiges Fräulein, Dero Verrichtungen allhier? —

Das Fräulein. Meine Verrichtungen?

Der Wirth. Suchen Ihro Gnaden etwas bey des Königs Majeſtät?

Das Fräulein. O, nein!

Der Wirth. Oder bey unſern hohen Juſtizkollegiis?

Das Fräulein. Auch nicht.

Der Wirth. Oder —

Das Fräulein. Nein, nein. Ich bin lediglich in meinen eigenen Angelegenheiten hier.

Der Wirth. Ganz wohl, gnädiges Fräulein; aber wie nennen ſich dieſe eigene Angelegenheiten?

Das Fräulein. Sie nennen ſich — Franciska, ich glaube, wir werden vernommen.

Franciska. Herr Wirth, die Policey wird doch nicht die Geheimniſſe eines Frauenzimmers zu wiſſen verlangen?

Der Wirth. Allerdings, mein ſchönes Kind: die Policey will alles, alles wiſſen; und beſonders Geheimniſſe.

Franciska. Ja nun, gnädiges Fräulein; was iſt zu thun? — So hören Sie nur, Herr Wirth; — aber daß es ja unter uns und der Policey bleibt! —

Das Fräulein. Was wird ihm die Närrinn ſagen?

Franciska. Wir kommen, dem Könige einen Officier wegzukapern —

Der Wirth. Wie? was? Mein Kind! mein Kind!

Franciska. Oder uns von dem Officiere kapern zu laſſen. Beydes iſt eins.

Das Fräulein. Franciska, biſt du toll? — Herr Wirth, die Naſenweiſe hat Sie zum beſten.

Der Wirth. Ich will nicht hoffen! Zwar mit meiner Wenigkeit kann ſie ſcherzen ſo viel, wie ſie will; nur mit einer hohen Policey —

Das Fräulein. Wiſſen Sie was, Herr Wirth? — Ich weiß mich in dieſer Sache nicht zu nehmen. Ich dächte, Sie ließen die ganze Schreiberey bis auf die Ankunft meines Oheims. Ich habe Ihnen ſchon geſtern geſagt, warum er nicht mit mir zugleich angekommen. Er verunglückte, zwey Meilen von hier, mit ſeinem Wagen; und wollte durchaus nicht, daß mich dieſer Zufall eine Nacht mehr koſten ſollte. Ich mußte alſo voran.

Wenn er vier und zwanzig Stunden nach mir eintrifft, ſo iſt es das Längſte.

Der Wirth. Nun ja, gnädiges Fräulein, ſo wollen wir ihn erwarten.

Das Fräulein. Er wird auf Ihre Fragen beſſer antworten können. Er wird wiſſen, wem, und wie weit er ſich zu entdecken hat; was er von ſeinen Geſchäften anzeigen muß, und was er davon verſchweigen darf.

Der Wirth. Deſto beſſer! Freylich, freylich kann man von einem jungen Mädchen (die Franciska mit einer bedeutenden Miene anſehend) nicht verlangen, daß es eine ernſthafte Sache, mit ernſthaften Leuten, ernſthaft tractire —

Das Fräulein. Und die Zimmer für ihn, ſind doch in Bereitſchaft, Herr Wirth?

Der Wirth. Völlig, gnädiges Fräulein, völlig; bis auf das eine —

Franciska. Aus dem Sie vielleicht auch noch erſt einen ehrlichen Mann vertreiben müſſen?

Der Wirth. Die Kammerjungfern aus Sachſen, gnädiges Fräulein, ſind wohl ſehr mitleidig. —

Das Fräulein. Doch, Herr Wirth; das haben Sie nicht gut gemacht. Lieber hätten Sie uns nicht einnehmen ſollen.

Der Wirth. Wie ſo, gnädiges Fräulein, wie ſo?

Das Fräulein. Ich höre, daß der Officier, welcher durch uns verdrengt worden —

Der Wirth. Ja nur ein abgedankter Officier iſt, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Wenn ſchon! —

Der Wirth. Mit dem es zu Ende geht. —

Das Fräulein. Deſto ſchlimmer! Es ſoll ein ſehr verdienter Mann ſeyn.

Der Wirth. Ich ſage Ihnen ja, daß er abgedankt iſt.

Das Fräulein. Der König kann nicht alle verdiente Männer kennen.

Der Wirth. O gewiß, er kennt ſie, er kennt ſie alle. —

Das Fräulein. So kann er ſie nicht alle belohnen.

Der Wirth. Sie wären alle belohnt, wenn ſie darnach gelebt hätten. Aber ſo lebten die Herren, währendes Krieges, als ob ewig Krieg bleiben würde; als ob das Dein und Mein ewig aufgehoben ſeyn würde. Jetzt liegen alle Wirthshäuſer und Gaſthöfe von ihnen voll; und ein Wirth hat ſich wohl mit ihnen in Acht zu nehmen. Ich bin mit dieſem noch ſo ziemlich weggekommen. Hatte er gleich kein Geld mehr, ſo hatte er doch noch Geldeswerth; und zwey, drey Monate hätte ich ihn freylich noch ruhig können ſitzen laſſen. Doch beſſer iſt beſſer. — A propos, gnädiges Fräulein; Sie verſtehen ſich doch auf Juwelen? —

Das Fräulein. Nicht ſonderlich.

Der Wirth. Was ſollten Ihro Gnaden nicht? — Ich muß Ihnen einen Ring zeigen, einen koſtbaren Ring. Zwar gnädiges Fräulein haben da auch einen ſehr ſchönen am Finger, und je mehr ich ihn betrachte, je mehr muß ich mich wundern, daß er dem meinigen ſo ähnlich iſt. — O! ſehen Sie doch, ſehen Sie doch! (indem er ihn aus dem Futteral herausnimmt, und dem Fräulein zureicht) Welch ein Feuer! der mittelſte Brillant allein wiegt über fünf Karat.

Das Fräulein. (ihn betrachtend) Wo bin ich? was ſeh ich? Dieſer Ring —

Der Wirth. Iſt ſeine funfzehnhundert Thaler unter Brüdern werth.

Das Fräulein. Franciſka! — Sieh doch! —

Der Wirth. Ich habe mich auch nicht einen Augenblick bedacht, achtzig Piſtolen darauf zu leihen.

Das Fräulein. Erkennſt du ihn nicht, Franciſka?

Franciſka. Der nehmliche! — Herr Wirth, wo haben Sie dieſen Ring her? —

Der Wirth. Nun, mein Kind? Sie hat doch wohl kein Recht daran?

Franciſka. Wir kein Recht an dieſem Ringe? — Inwerts auf dem Kaſten muß der Fräulein verzogner Name ſtehn. — Weiſen Sie doch, Fräulein.

Das Fräulein. Er iſts, er iſts! — Wie kommen Sie zu dieſem Ringe, Herr Wirth?

Der Wirth. Ich? auf die ehrlichſte Weiſe von der Welt. — Gnädiges Fräulein, gnädiges Fräulein, Sie werden mich nicht in Schaden und Unglück bringen wollen? Was weiß ich, wo ſich der Ring eigentlich herſchreibt? Während des Krieges hat manches ſeinen Herrn, ſehr oft, mit und ohne Vorbewußt des Herrn, verändert. Und Krieg war Krieg. Es werden mehr Ringe aus Sachſen über die Grenze gegangen ſeyn. — Geben Sie mir ihn wieder, gnädiges Fräulein, geben Sie mir ihn wieder!

Franciska. Erſt geantwortet: von wem haben Sie ihn?

Der Wirth. Von einem Manne, dem ich ſo was nicht zutrauen kann; von einem ſonſt guten Manne —

Das Fräulein. Von dem beſten Manne unter der Sonne, wenn Sie ihn von ſeinem Eigenthümer haben. — Geſchwind bringen Sie mir den Mann! Er iſt es ſelbſt, oder wenigſtens muß er ihn kennen.

Der Wirth. Wer denn? wen denn, gnädiges Fräulein?

Franciska. Hören Sie denn nicht? unſern Major.

Der Wirth. Major? Recht, er iſt Major, der dieſes Zimmer vor Ihnen bewohnt hat, und von dem ich ihn habe.

Das Fräulein. Major von Tellheim.

Der Wirth. Von Tellheim; ja! Kennen Sie ihn?

Das Fräulein. Ob ich ihn kenne? Er iſt hier? Tellheim iſt hier? Er? er hat in dieſem Zimmer gewohnt? Er! er hat Ihnen dieſen Ring verſetzt? Wie kömmt der Mann in dieſe Verlegenheit? Wo iſt er? Er iſt Ihnen ſchuldig? — — Franciska, die Schatulle her! Schließ auf! (indem ſie Franciska auf den Tiſch ſetzet, und öfnet) Was iſt er Ihnen ſchuldig? Wem iſt er mehr ſchuldig? Bringen Sie mir alle ſeine Schuldner. Hier iſt Geld. Hier ſind Wechſel. Alles iſt ſein!

Der Wirth. Was hör ich?

Das Fräulein. Wo iſt er? wo iſt er?

Der Wirth. Noch vor einer Stunde war er hier.

Das Fräulein. Häßlicher Mann, wie konnten Sie gegen ihn ſo unfreundlich, ſo hart, ſo grauſam ſeyn?

Der Wirth. Ihro Gnaden verzeihen —

Das Fräulein. Geſchwind, ſchaffen Sie mir ihn zur Stelle.

Der Wirth. Sein Bedienter iſt vielleicht noch hier. Wollen Ihro Gnaden, daß er ihn aufſuchen ſoll?

Das Fräulein. Ob ich will? Eilen Sie, laufen Sie; für dieſen Dienſt allein, will ich es vergeſſen, wie ſchlecht Sie mit ihm umgegangen ſind. —

Franciska. Fix, Herr Wirth, hurtig, fort, fort! (ſtößt ihn heraus)

Dritter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Nun habe ich ihn wieder, Franciska! Siehſt du, nun habe ich ihn wieder! Ich weiß nicht, wo ich vor Freuden bin! Freue dich doch mit, liebe Franciska. Aber freylich, warum du? Doch du ſollſt dich, du mußt dich mit mir freuen. Komm, Liebe, ich will dich beſchenken, damit du dich mit mir freuen kannſt. Sprich, Franciska, was ſoll ich dir geben? Was ſteht dir von meinen Sachen an? Was hätteſt du gern? Nimm, was du willſt; aber freue dich nur. Ich ſehe wohl, du wirſt dir nichts nehmen. Warte! (ſie faßt in die Schatulle) da, liebe Franciska; (und giebt ihr Geld) kaufe dir, was du gern hätteſt. Fordere mehr, wenn es nicht zulangt. Aber freue dich mit mit mir. Es iſt ſo traurig, ſich allein zu freuen. Nun, ſo nimm doch —

Franciska. Ich ſtehle es Ihnen, Fräulein; Sie ſind trunken, von Fröhlichkeit trunken. —

Das Fräulein. Mädchen, ich habe einen zänkiſchen Rauſch, nimm, oder — (ſie zwingt ihr das Geld in die Hand) Und wenn du dich bedankeſt! — Warte; gut, daß ich daran denke. (ſie greift nochmals in die Schatulle nach Geld) Das, liebe Franciska, ſtecke bey Seite; für den erſten bleſſirten armen Soldaten, der uns anſpricht. —

Vierter Auftritt.

Der Wirth. Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Nun? wird er kommen?

Der Wirth. Der widerwärtige, ungeſchliffene Kerl!

Das Fräulein. Wer?

Der Wirth. Sein Bedienter. Er weigert ſich, nach ihm zu gehen.

Franciska. Bringen Sie doch den Schurken her. — Des Majors Bediente kenne ich ja wohl alle. Welcher wäre denn das?

Das Fräulein. Bringen Sie ihn geſchwind her. Wenn er uns ſieht, wird er ſchon gehen.

(Der Wirth geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Ich kann den Augenblick nicht erwarten. Aber, Franciska, du biſt noch immer ſo kalt? Du willſt dich noch nicht mit mir freuen?

Franciska. Ich wollte von Herzen gern; wenn nur —

Das Fräulein. Wenn nur?

Franciska. Wir haben den Mann wiedergefunden; aber wie haben wir ihn wiedergefunden? Nach allem, was wir von ihm hören, muß es ihm übel gehn. Er muß unglücklich ſeyn. Das jammert mich.

Das Fräulein. Jammert dich? — Laß dich dafür umarmen, meine liebſte Geſpielin! Das will ich dir nie vergeſſen! — Ich bin nur verliebt, und du biſt gut. —

Sechſter Auftritt.

Der Wirth. Juſt. Die Vorigen.

Der Wirth. Mit genauer Noth bring ich ihn.

Franciska. Ein fremdes Geſicht! Ich kenne ihn nicht.

Das Fräulein. Mein Freund, iſt Er bey dem Major von Tellheim?

Juſt. Ja.

Das Fräulein. Wo iſt Sein Herr?

Juſt. Nicht hier.

Das Fräulein. Aber Er weiß ihn zu finden?

Juſt. Ja.

Das Fräulein. Will Er ihn nicht geſchwind herhohlen?

Juſt. Nein.

Das Fräulein. Er erweiſet mir damit einen Gefallen. —

Juſt. Ey!

Das Fräulein. Und ſeinem Herrn einen Dienſt. —

Juſt. Vielleicht auch nicht. —

Das Fräulein. Woher vermuthet Er das?

Juſt. Sie ſind doch die fremde Herrſchaft, die ihn dieſen Morgen komplimentiren laſſen?

Das Fräulein. Ja.

Juſt. So bin ich ſchon recht.

Das Fräulein. Weiß Sein Herr meinen Namen?

Juſt. Nein; aber er kann die allzu höflichen Damen eben ſo wenig leiden, als die allzu groben Wirthe.

Der Wirth. Das ſoll wohl mit auf mich gehn?

Juſt. Ja.

Der Wirth. So laß Er es doch dem gnädigen Fräulein nicht entgelten; und hole Er ihn geſchwind her.

Das Fräulein. (zur Franciska) Franciska, gieb ihm etwas —

Franciska. (die dem Juſt Geld in die Hand drücken will) Wir verlangen Seine Dienſte nicht umſonſt. —

Juſt. Und ich Ihr Geld nicht ohne Dienſte.

Franciska. Eines für das andere. —

Juſt. Ich kann nicht. Mein Herr hat mir befohlen, auszuräumen. Das thu ich jetzt, und daran, bitte ich, mich nicht weiter zu verhindern. Wenn ich fertig bin, ſo will ich es ihm ja wohl ſagen, daß er herkommen kann. Er iſt neben an auf dem Kaffeehauſe; und wenn er da nichts beſſers zu thun findet, wird er auch wohl kommen. (will fortgehn)

Franciska. So warte Er doch. — Das gnädige Fräulein iſt des Herrn Majors — Schweſter. —

Das Fräulein. Ja, ja, ſeine Schweſter.

Juſt. Das weiß ich beſſer, daß der Major keine Schweſter hat. Er hat mich in ſechs Monaten zweymal an ſeine Familie nach Curland geſchickt. — Zwar es giebt mancherley Schweſtern —

Franciska. Unverſchämter!

Juſt. Muß man es nicht ſeyn, wenn einen die Leute ſollen gehn laſſen? (geht ab.)

Franciska. Das iſt ein Schlingel!

Der Wirth. Ich ſagt es ja. Aber laſſen Sie ihn nur! Weiß ich doch nunmehr, wo ſein Herr iſt. Ich will ihn gleich ſelbſt hohlen. — Nur, gnädiges Fräulein, bitte ich unterthänigſt, ſodann ja mich bey dem Herrn Major zu entſchuldigen, daß ich ſo unglücklich geweſen, wider meinen Willen, einen Mann von ſeinen Verdienſten —

Das Fräulein. Gehen Sie nur geſchwind, Herr Wirth. Das will ich alles wieder gut machen. (der Wirth geht ab, und hierauf) Franciska, lauf ihm nach: er ſoll ihm meinen Namen nicht nennen! (Franciska, dem Wirthe nach)

Siebender Auftritt.

Das Fräulein. und hierauf **Franciska.**

Das Fräulein. Ich habe ihn wieder! — Bin ich allein? — Ich will nicht umſonſt allein ſeyn. (ſie faltet die Hände) Auch bin ich nicht allein! (und blickt aufwärts) Ein einziger dankbarer Gedanke gen Himmel iſt das vollkommenſte Gebet! — Ich hab ihn, ich hab ihn! (mit ausgebreiteten Armen) Ich bin glücklich! und fröhlich! Was kann der Schöpfer lieber ſehen, als ein fröhliches Geſchöpf! — (Franciska kömmt) Biſt du wieder da, Franciska? — Er jammert dich? Mich jammert er nicht. Unglück iſt auch gut. Vielleicht, daß ihm der Himmel alles nahm, um ihm in mir alles wieder zu geben!

Franciska. Er kann den Augenblick hier ſeyn. — Sie ſind noch in Ihrem Negligee, gnädiges Fräulein. Wie, wenn Sie ſich geſchwind ankleideten?

Das Fräulein. Geh! ich bitte dich. Er wird mich von nun an öftrer ſo, als geputzt ſehen.

Franciska. O, Sie kennen ſich, mein Fräulein.

Das Fräulein. (nach einem kurzen Nachdenken) Wahrhaftig, Mädchen, du haſt es wiederum getroffen.

Franciska. Wenn wir ſchön ſind, ſind wir ungeputzt am ſchönſten.

Das Fräulein. Müſſen wir denn ſchön ſeyn? — Aber, daß wir uns ſchön glauben, war vielleicht nothwendig. — Nein, wenn ich ihm, ihm nur ſchön bin! — Franciska, wenn alle Mädchens ſo ſind, wie ich mich iezt fühle, ſo ſind wir — ſonderbare Dinger. — Zärtlich und ſtolz, tugendhaft und eitel, wollüſtig und fromm — Du wirſt mich nicht verſtehen. Ich verſtehe mich wohl ſelbſt nicht. — Die Freude macht drehend, wirblicht. —

Franciska. Faſſen Sie ſich, mein Fräulein; ich höre kommen —

Das Fräulein. Mich faſſen? Ich ſollte ihn ruhig empfangen?

Achter Auftritt.

v. Tellheim. Der Wirth. Die Vorigen.

v. Tellheim. (tritt herein, und indem er ſie erblickt, flieht er auf ſie zu) Ah! meine Minna! —

Das Fräulein. (ihm entgegen fliehend) Ah! mein Tellheim! —

v. Tellheim. (ſtutzt auf einmal, und tritt wieder zurück) Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, — das Fräulein von Barnhelm hier zu finden —

Das Fräulein. Kann Ihnen doch ſo gar unerwartet nicht ſeyn? — (indem ſie ihm näher tritt, und er mehr zurück weicht) Ich ſoll Ihnen verzeihen, daß ich noch Ihre Minna bin? Verzeih Ihnen der Himmel, daß ich noch das Fräulein von Barnhelm bin! —

v. Tellheim. Gnädiges Fräulein — (ſieht ſtarr auf den Wirth, und zuckt die Schultern)

Das Fräulein. (wird den Wirth gewahr, und winkt der Franciska) Mein Herr, —

v. Tellheim. Wenn wir uns beiderſeits nicht irren —

Franciska. Je, Herr Wirth, wen bringen Sie uns denn da? Geſchwind kommen Sie, laſſen Sie uns den rechten ſuchen.

Der Wirth. Iſt es nicht der rechte? Ey ja doch!

Franciska. Ey nicht doch! Geſchwind kommen Sie; ich habe Ihrer Jungfer Tochter noch keinen guten Morgen geſagt.

Der Wirth. O! viel Ehre — (doch ohne von der Stelle zu gehn)

Franciska. (faßt ihn an) Kommen Sie, wir wollen den Küchenzettel machen. — Laſſen Sie ſehen, was wir haben werden —

Der Wirth. Sie ſollen haben; vors erſte —

Franciska. Still, ja ſtille! Wenn das Fräulein jetzt ſchon weiß, was ſie zu Mittag ſpeiſen ſoll, ſo iſt es um ihren Appetit geſchehen. Kommen Sie, das müſſen Sie mir allein ſagen. (führet ihn mit Gewalt ab)

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein.

Das Fräulein. Nun? irren wir uns noch?

v. Tellheim. Daß es der Himmel wollte! — Aber es giebt nur Eine, und Sie ſind es. —

Das Fräulein. Welche Umſtände! Was wir uns zu ſagen haben, kann jedermann hören.

v. Tellheim. Sie hier? Was ſuchen Sie hier, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Nichts ſuche ich mehr. (mit offenen Armen auf ihn zugehend) Alles, was ich ſuchte, habe ich gefunden.

v. Tellheim. (zurückweichend) Sie ſuchten einen glücklichen, einen Ihrer Liebe würdigen Mann; und finden — einen Elenden.

Das Fräulein. So lieben Sie mich nicht mehr? — Und lieben eine andere?

v. Tellheim. Ah! der hat Sie nie geliebt, mein Fräulein, der eine andere nach Ihnen lieben kann.

Das Fräulein. Sie reißen nur Einen Stachel aus meiner Seele. — Wenn ich Ihr Herz verloren habe, was liegt daran, ob mich Gleichgültigkeit oder mächtigere Reitze darum gebracht? — Sie lieben mich nicht mehr: und lieben auch keine andere? — Unglücklicher Mann, wenn Sie gar nichts lieben! —

v. Tellheim. Recht, gnädiges Fräulein; der Unglückliche muß gar nichts lieben. Er verdient ſein Unglück, wenn er dieſen Sieg nicht über ſich ſelbſt zu erhalten weiß; wenn er es ſich gefallen laſſen kann, daß die, welche er liebt, an ſeinem Unglück Antheil nehmen dürfen. — Wie ſchwer iſt dieſer Sieg! — Seit dem mir Vernunft und Nothwendigkeit befehlen, Minna von Barnhelm zu vergeſſen: was für Mühe habe ich angewandt! Eben wollte ich anfangen zu hoffen, daß dieſe Mühe nicht ewig vergebens ſeyn würde: — und Sie erſcheinen, mein Fräulein! —

Das Fräulein. Verſteh ich Sie recht? — Halten Sie, mein

Herr; laſſen Sie ſehen, wo wir ſind, ehe wir uns weiter verirren! — Wollen Sie mir die einzige Frage beantworten?

v. Tellheim. Jede, mein Fräulein —

Das Fräulein. Wollen Sie mir auch ohne Wendung, ohne Winkelzug, antworten? Mit nichts, als einem trocknen Ja, oder Nein?

v. Tellheim. Ich will es, — wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können es. — Gut: ohngeachtet der Mühe, die Sie angewendet, mich zu vergeſſen, — lieben Sie mich noch, Tellheim?

v. Tellheim. Mein Fräulein, dieſe Frage —

Das Fräulein. Sie haben verſprochen, mit nichts, als Ja oder Nein zu antworten.

v. Tellheim. Und hinzugeſetzt: wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können; Sie müſſen wiſſen, was in Ihrem Herzen vorgeht. — Lieben Sie mich noch, Tellheim? — Ja, oder Nein.

v. Tellheim. Wenn mein Herz —

Das Fräulein. Ja, oder Nein!

v. Tellheim. Nun, Ja!

Das Fräulein. Ja?

v. Tellheim. Ja, ja! — Allein —

Das Fräulein. Geduld! — Sie lieben mich noch: genug für mich. — In was für einen Ton bin ich mit Ihnen gefallen! Ein widriger, melancholiſcher, anſteckender Ton. — Ich nehme den meinigen wieder an. — Nun, mein lieber Unglücklicher, Sie lieben mich noch, und haben Ihre Minna noch, und ſind unglücklich? Hören Sie doch, was Ihre Minna für ein eingebildetes, albernes Ding war, — iſt. Sie ließ, ſie läßt ſich träumen, Ihr ganzes Glück ſey ſie. — Geſchwind kramen Sie Ihr Unglück aus. Sie mag verſuchen, wie viel ſie deſſen aufwiegt. — Nun?

v. Tellheim. Mein Fräulein, ich bin nicht gewohnt zu klagen.

Das Fräulein. Sehr wohl. Ich wüßte auch nicht, was mir an einem Soldaten, nach dem Prahlen, weniger gefiele, als das Klagen. Aber es giebt eine gewiſſe kalte, nachläßige Art, von ſeiner Tapferkeit und von ſeinem Unglücke zu ſprechen —

v. Tellheim. Die im Grunde doch auch geprahlt und geklagt iſt.

Das Fräulein. O, mein Rechthaber, ſo hätten Sie ſich auch gar nicht unglücklich nennen ſollen. — Ganz geſchwiegen, oder ganz mit der Sprache heraus. — Eine Vernunft, eine Nothwendigkeit, die Ihnen mich zu vergeſſen befiehlt? — Ich bin eine große Liebhaberin von Vernunft, ich habe ſehr viel Ehrerbietung für die Nothwendigkeit. — Aber laſſen Sie doch hören, wie vernünftig dieſe Vernunft, wie nothwendig dieſe Nothwendigkeit iſt.

v. Tellheim. Wohl denn; ſo hören Sie, mein Fräulein. — Sie nennen mich Tellheim; der Name trift ein. — Aber Sie meinen, ich ſey der Tellheim, den Sie in Ihrem Vaterlande gekannt haben; der blühende Mann, voller Anſprüche, voller Ruhmbegierde; der ſeines ganzen Körpers, ſeiner ganzen Seele mächtig war; vor dem die Schranken der Ehre und des Glücks eröfnet ſtanden; der Ihres Herzens und Ihrer Hand, wann er ſchon ihrer noch nicht würdig war, täglich würdiger zu werden hoffen durfte. — Dieſer Tellheim bin ich eben ſo wenig, — als ich mein Vater bin. Beide ſind geweſen. — Ich bin Tellheim, der verabſchiedete, der an ſeiner Ehre gekränkte, der Krüppel, der Bettler. — Jenem, mein Fräulein, verſprachen Sie ſich: wollen Sie dieſem Wort halten? —

Das Fräulein. Das klingt ſehr tragiſch! — Doch, mein Herr, bis ich jenen wieder finde, — in die Tellheims bin ich nun einmal vernarret, — dieſer wird mir ſchon aus der Noth helfen müſſen. — Deine Hand, lieber Bettler! (indem ſie ihn bey der Hand ergreift)

v. Tellheim. (der die andere Hand mit dem Hute vor das Geſicht ſchlägt, und ſich von ihr abwendet) Das iſt zu viel! — Wo bin ich? — Laſſen Sie mich, Fräulein! Ihre Güte foltert mich; — Laſſen Sie mich.

Das Fräulein. Was iſt Ihnen? wo wollen Sie hin?

v. Tellheim. Von Ihnen! —

Das Fräulein. Von mir? (indem ſie ſeine Hand an ihre Bruſt zieht) Träumer!

v. Tellheim. Die Verzweiflung wird mich todt zu Ihren Füßen werfen.

Das Fräulein. Von mir?

v. Tellheim. Von Ihnen. — Sie nie, nie wieder zu ſehen. — Oder doch ſo entſchloſſen, ſo feſt entſchloſſen, — keine Niederträchtigkeit zu begehen, — Sie keine Unbeſonnenheit begehen zu laſſen. — Laſſen Sie mich, Minna! (reißt ſich los, und ab.)

Das Fräulein. (ihm nach) Minna Sie laſſen? Tellheim! Tellheim!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(die Scene, der Saal)

Juſt. (einen Brief in der Hand)

Muß ich doch noch einmal in das verdammte Haus kommen! — Ein Brieſchen von meinem Herrn an das gnädige Fräulein, das ſeine Schweſter ſeyn will. — Wenn ſich nur da nichts anſpinnt! — Sonſt wird des Brieftragens kein Ende werden. — Ich wäre es gern los; aber ich möchte auch nicht gern ins Zimmer hinein. — Das Frauenszeug fragt ſo viel; und ich antworte ſo ungern! — Ha, die Thüre geht auf. Wie gewünſcht! das Kammerkätzchen!

Zweyter Auftritt.

Franciska. Juſt.

Franciska. (zur Thüre herein, aus der ſie kömmt) Sorgen Sie nicht; ich will ſchon aufpaſſen. — Sieh! (indem ſie Juſten gewahr wird) da ſtieße mir ja gleich was auf. Aber mit dem Vieh iſt nichts anzufangen.

Juſt. Ihr Diener —

Franciska. Ich wollte ſo einen Diener nicht —

Juſt. Nu, nu; verzeih Sie mir die Redensart! — Da bring ich ein Brieſchen von meinem Herrn an Ihre Herrſchaft, das gnädige Fräulein — Schweſter. — Wars nicht ſo? Schweſter.

Franciſka. Geb Er her! (reißt ihm den Brief aus der Hand)

Juſt. Sie ſoll ſo gut ſeyn, läßt mein Herr bitten, und es übergeben. Hernach ſoll Sie ſo gut ſeyn, läßt mein Herr bitten — daß Sie nicht etwa denkt, ich bitte was! —

Franciſka. Nun denn?

Juſt. Mein Herr verſteht den Rummel. Er weiß, daß der Weg zu den Fräuleins durch die Kammermädchens geht: — bild ich mir ein! — Die Jungfer ſoll alſo ſo gut ſeyn, — läßt mein Herr bitten, — und ihm ſagen laſſen, ob er nicht das Vergnügen haben könnte, die Jungfer auf ein Viertelſtündchen zu ſprechen.

Franciſka. Mich?

Juſt. Verzeih Sie mir, wenn ich Ihr einen unrechten Titel gebe. — Ja, Sie! — Nur auf ein Viertelſtündchen; aber allein, ganz allein, insgeheim, unter vier Augen. Er hätte Ihr was ſehr nothwendiges zu ſagen.

Franciſka. Gut! ich habe ihm auch viel zu ſagen. — Er kann nur kommen, ich werde zu ſeinem Befehle ſeyn.

Juſt. Aber, wenn kann er kommen? Wenn iſt es Ihr am gelegenſten, Jungfer? So in der Demmerung? —

Franciſka. Wie meint Er das? — Sein Herr kann kommen, wenn er will; — und damit packe Er ſich nur!

Juſt. Herzlich gern! (will fortgehen)

Franciſka. Hör Er doch; noch auf ein Wort. — Wo ſind denn die andern Bedienten des Majors?

Juſt. Die andern? Dahin, dorthin, überallhin.

Franciſka. Wo iſt Willhelm?

Juſt. Der Kammerdiener? den läßt der Major reiſen.

Franciſka. So? Und Philipp, wo iſt der?

Juſt. Der Jäger? den hat der Herr aufzuheben gegeben.

Franciſka. Weil er ietzt keine Jagd hat, ohne Zweifel. — Aber Martin?

Juſt. Der Kutſcher? der iſt weggeritten.

Franciſka. Und Fritz?

Juſt. Der Läuffer? der iſt avancirt.

Franciska. Wo war Er denn, als der Major bey uns in Thüringen im Winterquartiere ſtand? Er war wohl noch nicht bey ihm?

Juſt. O ja, ich war Reitknecht bey ihm; aber ich lag im Lazareth.

Franciska. Reitknecht? Und jetzt iſt Er?

Juſt. Alles in allem; Kammerdiener und Jäger, Läuffer und Reitknecht.

Franciska. Das muß ich geſtehen! So viele gute, tüchtige Leute von ſich zu laſſen, und gerade den allerſchlechteſten zu behalten! Ich möchte doch wiſſen, was Sein Herr an Ihm fände!

Juſt. Vielleicht findet er, daß ich ein ehrlicher Kerl bin.

Franciska. O, man iſt auch verzweifelt wenig, wenn man weiter nichts iſt, als ehrlich. — Willhelm war ein andrer Menſch! — Reiſen läßt ihn der Herr?

Juſt. Ja, er läßt ihn; — da ers nicht hindern kann.

Franciska. Wie?

Juſt. O, Willhelm wird ſich alle Ehre auf ſeinen Reiſen machen. Er hat des Herrn ganze Garderobe mit.

Franciska. Was? er iſt doch nicht damit durchgegangen?

Juſt. Das kann man nun eben nicht ſagen; ſondern, als wir von Nürnberg weggingen, iſt er uns nur nicht damit nachgekommen.

Franciska. O der Spitzbube!

Juſt. Es war ein ganzer Menſch! er konnte friſiren, und raſiren, und parliren, — und ſcharmiren — Nicht wahr?

Franciska. So nach hätte ich den Jäger nicht von mir gethan, wenn ich wie der Major geweſen wäre. Konnte er ihn ſchon nicht als Jäger nützen, ſo war es doch ſonſt ein tüchtiger Burſche. — Wem hat er ihn denn aufzuheben gegeben?

Juſt. Dem Kommendanten von Spandau.

Franciska. Der Veſtung? Die Jagd auf den Wällen kann doch da auch nicht groß ſeyn.

Juſt. O, Philipp jagt auch da nicht.

Franciska. Was thut er denn?

Juſt. Er karrt.

Franciska. Er karrt?

Juſt. Aber nur auf drey Jahr. Er machte ein kleines Komplot unter des Herrn Kompagnie, und wollte ſechs Mann durch die Vorpoſten bringen. —

Franciska. Ich erſtaune; der Böſewicht!

Juſt. O, es iſt ein tüchtiger Kerl! Ein Jäger, der funfzig Meilen in der Runde, durch Wälder und Moräſte, alle Fußſteige, alle Schleifwege kennt. Und ſchießen kann er!

Franciska. Gut, daß der Major nur noch den braven Kutſcher hat!

Juſt. Hat er ihn noch?

Franciska. Ich denke, Er ſagte, Martin wäre weggeritten? So wird er doch wohl wieder kommen?

Juſt. Meynt Sie?

Franciska. Wo iſt er denn hingeritten?

Juſt. Es geht nun in die zehnte Woche, da ritt er mit des Herrn einzigem und letztem Reitpferde — nach der Schwemme.

Franciska. Und iſt noch nicht wieder da? O, der Galgenſtrick!

Juſt. Die Schwemme kann den braven Kutſcher auch wohl verſchwemmt haben! — Es war gar ein rechter Kutſcher! Er hatte in Wien zehn Jahre gefahren. So einen kriegt der Herr gar nicht wieder. Wenn die Pferde in vollem Rennen waren, ſo durfte er nur machen: Burr! und auf einmal ſtanden ſie, wie die Mauern. Dabey war er ein ausgelernter Roßarzt!

Franciska. Nun iſt mir für das Avancement des Läuffers bange.

Juſt. Nein, nein; damit hats ſeine Richtigkeit. Er iſt Trommelſchläger bey einem Garniſonregimente geworden.

Franciska. Dacht ichs doch.

Juſt. Fritz hing ſich an ein lüderliches Menſch, kam des Nachts niemals nach Hauſe, machte auf des Herrn Namen überall Schulden, und tauſend infame Streiche. Kurz, der Major ſahe, daß er mit aller Gewalt höher wollte: (das Hängen pantomimiſch anzeigend) er brachte ihn alſo auf guten Weg.

Franciska. O der Bube!

Juſt. Aber ein perfecter Läuffer iſt er, das iſt gewiß. Wenn ihm der Herr funfzig Schritte vorgab, ſo konnte er ihn mit ſeinem beſten Renner nicht einhohlen. Fritz hingegen kann dem Galgen tauſend Schritte vorgeben, und ich wette mein Leben, er hohlt ihn ein. — Es waren wohl alles Ihre guten Freunde, Jungfer? Der Willhelm und der Philipp, der Martin und der Fritz? — Nun, Juſt empfiehlt ſich! (geht ab)

Dritter Auftritt.

Franciska und hernach **der Wirth**.

Franciska. (die ihm ernſthaft nachſieht) Ich verdiene den Biß! — Ich bedanke mich, Juſt. Ich ſetzte die Ehrlichkeit zu tief herab. Ich will die Lehre nicht vergeſſen. — Ah! der unglückliche Mann! (kehrt ſich um, und will nach dem Zimmer des Fräuleins gehen, indem der Wirth kömmt)

Der Wirth. Warte Sie doch, mein ſchönes Kind.

Franciska. Ich habe ietzt nicht Zeit, Herr Wirth —

Der Wirth. Nur ein kleines Augenblickchen! — Noch keine Nachricht weiter von dem Herrn Major? Das konnte doch unmöglich ſein Abſchied ſeyn! —

Franciska. Was denn?

Der Wirth. Hat es Ihr das gnädige Fräulein nicht erzählt? — Als ich Sie, mein ſchönes Kind, unten in der Küche verließ, ſo kam ich von ungefehr wieder hier in den Saal —

Franciska. Von ungefehr, in der Abſicht, ein wenig zu horchen.

Der Wirth. Ey, mein Kind, wie kann Sie das von mir denken? Einem Wirthe läßt nichts übler, als Neugierde. — Ich war nicht lange hier, ſo prellte auf einmal die Thüre bey dem gnädigen Fräulein auf. Der Major ſtürzte heraus; das Fräulein ihm nach; beide in einer Bewegung, mit Blicken, in einer Stellung — ſo was läßt ſich nur ſehen. Sie ergriff ihn; er riß ſich los; ſie ergriff ihn wieder. Tellheim! — Fräulein! laſſen Sie mich! — Wohin? — So zog er ſie bis an die Treppe. Mir war ſchon bange, er würde ſie mit herabreißen. Aber er wand ſich noch los. Das Fräulein blieb an der oberſten Schwelle ſtehn; ſah ihm nach; rief ihm nach; rang die Hände. Auf einmal wandte ſie ſich um, lief nach dem Fenſter, von dem Fenſter wieder zur Treppe, von der Treppe in dem Saale hin und wieder. Hier ſtand ich; hier ging ſie dreymal bey mir vorbey, ohne mich zu ſehen. Endlich war es, als ob ſie mich ſähe; aber, Gott ſey bey uns! ich glaube, das Fräulein ſahe mich für Sie an, mein Kind. „Franciſka,“ rief ſie, die Augen auf mich gerichtet, „bin ich nun glücklich?“ Drauf ſahe ſie ſteif an die Decke, und wiederum: „bin ich nun glücklich?“ Drauf wiſchte ſie ſich Thränen aus dem Auge, und lächelte, und fragte mich wiederum: „Franciſka, bin ich nun glücklich?“ — Wahrhaftig, ich wußte nicht, wie mir war. Bis ſie nach ihrer Thüre lief; da kehrte ſie ſich nochmals nach mir um: „So komm doch, Franciſka; wer jammert dich nun?“ — Und damit hinein.

Franciska. O, Herr Wirth, das hat Ihnen geträumt.

Der Wirth. Geträumt? Nein, mein ſchönes Kind; ſo umſtändlich träumt man nicht. — Ja, ich wollte wie viel drum geben, — ich bin nicht neugierig, — aber ich wollte wie viel drum geben, wenn ich den Schlüſſel dazu hätte.

Franciska. Den Schlüſſel? zu unſrer Thüre, Herr Wirth, der ſteckt innerhalb; wir haben ihn zur Nacht hereingezogen; wir ſind furchtſam.

Der Wirth. Nicht ſo einen Schlüſſel; ich will ſagen, mein ſchönes Kind, den Schlüſſel; die Auslegung gleichſam; ſo den eigentlichen Zuſammenhang von dem, was ich geſehen. —

Franciska. Ja ſo! — Nun, Adieu, Herr Wirth. Werden wir bald eſſen, Herr Wirth?

Der Wirth. Mein ſchönes Kind, nicht zu vergeſſen, was ich eigentlich ſagen wollte.

Franciska. Nun? aber nur kurz —

Der Wirth. Das gnädige Fräulein hat noch meinen Ring; ich nenne ihn meinen —

Franciska. Er ſoll Ihnen unverloren ſeyn.

Der Wirth. Ich trage darum auch keine Sorge; ich wills nur erinnern. Sieht Sie; ich will ihn gar nicht einmal wieder haben. Ich kann mir doch wohl an den Fingern abzählen, woher ſie den Ring kannte, und woher er dem ihrigen ſo ähnlich ſah! Er iſt in ihren Händen am beſten aufgehoben. Ich mag ihn gar nicht mehr, und will indeß die hundert Piſtolen, die ich darauf gegeben habe, auf des gnädigen Fräuleins Rechnung ſetzen. Nicht ſo recht, mein ſchönes Kind?

Vierter Auftritt.

Paul Werner. Der Wirth. Franciska.

Werner. Da iſt er ja!

Franciska. Hundert Piſtolen? Ich meinte, nur achtzig.

Der Wirth. Es iſt wahr, nur neunzig, nur neunzig. Das will ich thun, mein ſchönes Kind, das will ich thun.

Franciska. Alles das wird ſich finden, Herr Wirth.

Werner. (der ihnen hinterwärts näher kömmt, und auf einmal der Franciska auf die Schulter klopft) Frauenzimmerchen! Frauenzimmerchen!

Franciska. (erſchrickt) He!

Werner. Erſchreck Sie nicht! — Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, ich ſeh, Sie iſt hübſch, und iſt wohl gar fremd — Und hübſche fremde Leute müſſen gewarnt werden — Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, nehm Sie ſich vor dem Manne in Acht! (auf den Wirth zeigend)

Der Wirth. Je, unvermuthete Freude! Herr Paul Werner! Willkommen bey uns, willkommen! — Ah, es iſt doch immer noch der luſtige, ſpaßhafte, ehrliche Werner! — Sie ſoll ſich vor mir in Acht nehmen, mein ſchönes Kind! Ha, ha, ha!

Werner. Geh Sie ihm überall aus dem Wege!

Der Wirth. Mir! mir! — Bin ich denn ſo gefährlich? — Ha, ha, ha! — Hör Sie doch, mein ſchönes Kind! Wie gefällt Ihr der Spaß?

Werner. Daß es doch immer Seines gleichen für Spaß erklären, wenn man ihnen die Wahrheit ſagt.

Der Wirth. Die Wahrheit! ha, ha, ha! — Nicht wahr, mein ſchönes Kind, immer beſſer! Der Mann kann ſpaßen! Ich gefährlich? — ich? — So vor zwanzig Jahren war was dran. Ja, ja, mein ſchönes Kind, da war ich gefährlich; da wußte manche davon zu ſagen; aber ietzt —

Werner. O über den alten Narren!

Der Wirth. Da ſteckts eben! Wenn wir alt werden, iſt es mit unſrer Gefährlichkeit aus. Es wird Ihm auch nicht beſſer gehn, Herr Werner!

Werner. Potz Geck und kein Ende! — Frauenzimmerchen, ſo viel Verſtand wird Sie mir wohl zutrauen, daß ich von der Gefährlichkeit nicht rede. Der eine Teufel hat ihn verlaſſen, aber es ſind dafür ſieben andere in ihn gefahren —

Der Wirth. O hör Sie doch, hör Sie doch! Wie er das nun wieder ſo herum zu bringen weiß! — Spaß über Spaß, und immer was Neues! O, es iſt ein vortrefflicher Mann, der Herr Paul Werner! — (zur Franciska, als ins Ohr) Ein wohlhabender Mann, und noch ledig. Er hat drey Meilen von hier ein ſchönes Freyſchulzengerichte. Der hat Beute gemacht im Kriege! — Und iſt Wachtmeiſter bey unſerm Herrn Major geweſen. O, das iſt ein Freund von unſerm Herrn Major! das iſt ein Freund! der ſich für ihn tod ſchlagen ließe! —

Werner. Ja! und das iſt ein Freund von meinem Major! das iſt ein Freund! — den der Major ſollte tod ſchlagen laſſen.

Der Wirth. Wie? was? — Nein, Herr Werner, das iſt nicht guter Spaß. — Ich kein Freund vom Herrn Major? — Nein, den Spaß verſteh ich nicht.

Werner. Juſt hat mir ſchöne Dinge erzählt.

Der Wirth. Juſt? Ich dachts wohl, daß Juſt durch Sie ſpräche. Juſt iſt ein böſer, garſtiger Menſch. Aber hier iſt ein ſchönes Kind zur Stelle; das kann reden; das mag ſagen, ob ich kein Freund von dem Herrn Major bin? ob ich ihm keine Dienſte erwieſen habe? Und warum ſollte ich nicht ſein Freund ſeyn? Iſt er nicht ein verdienter Mann? Es iſt wahr; er hat das Unglück gehabt, abgedankt zu werden: aber was thut das? Der König kann nicht alle verdiente Männer kennen; und wenn er ſie auch alle kennte, ſo kann er ſie nicht alle belohnen.

Werner. Das heißt Ihn Gott ſprechen! — Aber Juſt — freylich iſt an Juſten auch nicht viel Beſonders; doch ein Lügner iſt Juſt nicht; und wenn das wahr wäre, was er mir geſagt hat —

Der Wirth. Ich will von Juſten nichts hören! Wie geſagt: das ſchöne Kind hier mag ſprechen! (zu ihr ins Ohr) Sie weiß, mein Kind; den Ring! — Erzähl Sie es doch Herr Wernern. Da wird er mich beſſer kennen lernen. Und damit es nicht heraus kömmt, als ob Sie mir nur zu gefallen rede; ſo will ich nicht einmal dabey ſeyn. Ich will nicht dabey ſeyn; ich will gehn; aber Sie ſollen mir es wiederſagen, Herr Werner, Sie ſollen mir es wiederſagen, ob Juſt nicht ein garſtiger Verläumder iſt.

Fünfter Auftritt.

Paul Werner. Franciska.

Werner. Frauenzimmerchen, kennt Sie denn meinen Major?

Franciska. Den Major von Tellheim? Ja wohl kenn ich den braven Mann.

Werner. Iſt es nicht ein braver Mann? Iſt Sie dem Manne wohl gut? —

Franciska. Vom Grunde meines Herzens.

Werner. Wahrhaftig? Sieht Sie, Frauenzimmerchen; nun kömmt Sie mir noch einmal ſo ſchön vor. — Aber was ſind denn das für Dienſte, die der Wirth unſerm Major will erwieſen haben?

Franciska. Ich wüßte eben nicht; es wäre denn, daß er ſich das Gute zuſchreiben wollte, welches glücklicher Weiſe aus ſeinem ſchurkiſchen Betragen entſtanden.

Werner. So wäre es ja wahr, was mir Juſt geſagt hat? — (gegen die Seite, wo der Wirth abgegangen) Dein Glück, daß du gegangen biſt! — Er hat ihm wirklich die Zimmer ausgeräumt? — So einem Manne, ſo einen Streich zu ſpielen, weil ſich das Eſelsgehirn einbildet, daß der Mann kein Geld mehr habe! Der Major kein Geld?

Franciska. So? hat der Major Geld?

Werner. Wie Heu! Er weiß nicht, wie viel er hat. Er weiß nicht, wer ihm ſchuldig iſt. Ich bin ihm ſelber ſchuldig, und bringe ihm ein altes Reſtchen. Sieht Sie, Frauenzimmerchen, hier in dieſem Beutelchen (das er aus der einen Taſche zieht) ſind hundert Louisdor; und in dieſem Röllchen (das er aus der andern zieht) hundert Dukaten. Alles ſein Geld!

Franciska. Wahrhaftig? Aber warum verſetzt denn der Major? Er hat ja einen Ring verſetzt —

Werner. Verſetzt! Glaub Sie doch ſo 'was nicht. Vielleicht, daß er den Bettel hat gern wollen los ſeyn.

Franciska. Es iſt kein Bettel! es iſt ein ſehr koſtbarer Ring, den er wohl noch dazu von lieben Händen hat.

Werner. Das wirds auch ſeyn. Von lieben Händen! ja, ja! So was erinnert Einen manchmal, woran man nicht gern erinnert ſeyn will. Drum ſchafft mans aus den Augen.

Franciska. Wie?

Werner. Dem Soldaten gehts in Winterquartieren wunderlich. Da hat er nichts zu thun, und pflegt ſich, und macht vor langer Weile Bekanntſchaften, die er nur auf den Winter meinet, und die das gute Herz, mit dem er ſie macht, für Zeit Lebens annimmt. Huſch iſt ihm denn ein Ringelchen an den Finger prakticirt; er weiß ſelbſt nicht, wie es dran kömmt. Und nicht ſelten gäb er gern den Finger mit drum, wenn er es nur wieder los werden könnte.

Franciska. Ey! und ſollte es dem Major auch ſo gegangen ſeyn?

Werner. Ganz gewiß. Beſonders in Sachſen; wenn er zehn Finger an jeder Hand gehabt hätte, er hätte ſie alle zwanzig voller Ringe gekriegt.

Franciska. (bey Seite) Das klingt ja ganz beſonders, und verdient unterſucht zu werden. — — Herr Freyſchulze, oder Herr Wachtmeiſter —

Werner. Frauenzimmerchen, wenns Ihr nichts verſchlägt: — Herr Wachtmeiſter, höre ich am liebſten.

Franciska. Nun, Herr Wachtmeiſter, hier habe ich ein Briefchen von dem Herrn Major an meine Herrſchaft. Ich will es nur geſchwind herein tragen, und bin gleich wieder da. Wil Er wohl ſo gut ſeyn, und ſo lange hier warten? Ich möcht gar zu gern mehr mit Ihm plaudern.

Werner. Plaudert Sie gern, Frauenzimmerchen? Nun meinetwegen; geh Sie nur; ich plaudre auch gern; ich will warten.

Franciska. O, warte Er doch ja! (geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Paul Werner.

Das iſt kein unebnes Frauenzimmerchen! — Aber ich hätte ihr doch nicht verſprechen ſollen, zu warten. — Denn das Wichtigſte wäre wohl, ich ſuchte den Major auf. — Er will mein Geld nicht, und verſetzt lieber? — Daran kenn ich ihn. — Es fällt mir ein Schneller ein. — Als ich vor vierzehn Tagen in der Stadt war, beſuchte ich die Rittmeiſterin Marloff. Das arme Weib lag krank, und jammerte, daß ihr Mann dem Major vierhundert Thaler ſchuldig geblieben wäre, die ſie nicht wüßte, wie ſie ſie bezahlen ſollte. Heute wollte ich ſie wieder beſuchen; — ich wollte ihr ſagen, wenn ich das Geld für mein Gütchen ausgezahlt kriegte, daß ich ihr fünfhundert Thaler leihen könnte. — Denn ich muß ja wohl was davon in Sicherheit bringen, wenns in Perſien nicht geht. — Aber ſie war über alle Berge. Und ganz gewiß wird ſie dem Major nicht haben bezahlen können. — Ja, ſo will ichs machen; und das je eher, je lieber. — Das Frauenzimmerchen mag mirs nicht übel nehmen; ich kann nicht warten. (geht in Gedanken ab, und ſtößt faſt auf den Major, der ihm entgegen kömmt)

Siebender Auftritt.

von Tellheim. Paul Werner.

v. Tellheim. So in Gedanken, Werner?

Werner. Da ſind Sie ja; ich wollte eben gehn, und Sie in Ihrem neuen Quartiere beſuchen, Herr Major.

v. Tellheim. Um mir auf den Wirth des alten die Ohren voll zu fluchen. Gedenke mir nicht dran.

Werner. Das hätte ich beyher gethan; ja. Aber eigentlich wollte ich mich nur bey Ihnen bedanken, daß Sie ſo gut geweſen, und mir die hundert Louisdor aufgehoben. Juſt hat mir ſie wiedergegeben. Es wäre mir wohl freylich lieb, wenn Sie mir ſie noch länger aufheben könnten. Aber Sie ſind in ein neu Quartier gezogen, das weder Sie, noch ich kennen. Wer weiß, wies da iſt. Sie könnten Ihnen da geſtohlen werden; und Sie müßten mir ſie erſetzen; da hülfe nichts davor. Alſo kann ichs Ihnen freylich nicht zumuthen.

v. Tellheim. (lächelnd) Seit wenn biſt du ſo vorſichtig, Werner?

Werner. Es lernt ſich wohl. Man kann, heute zu Tage, mit ſeinem Gelde nicht vorſichtig genug ſeyn. — Darnach hatte ich noch was an Sie zu beſtellen, Herr Major; von der Rittmeiſterin Marloff; ich kam eben von ihr her. Ihr Mann iſt Ihnen ja vierhundert Thaler ſchuldig geblieben; hier ſchickt ſie Ihnen auf Abſchlag hundert Dukaten. Das Uebrige will ſie künftige Woche ſchicken. Ich möchte wohl ſelber Urſache ſeyn, daß ſie die Summe nicht ganz ſchickt. Denn ſie war mir auch ein Thaler achtzig ſchuldig; und weil ſie dachte, ich wäre gekommen, ſie zu mahnen, — wies denn auch wohl wahr war; — ſo gab ſie mir ſie, und gab ſie mir aus dem Röllchen, das ſie für Sie ſchon zu rechte gelegt hatte. — Sie können auch ſchon eher Ihre hundert Thaler ein Acht Tage noch miſſen, als ich meine Paar Groſchen. — Da nehmen Sie doch! (reicht ihm die Rolle Dukaten)

v. Tellheim. Werner!

Werner. Nun? warum ſehen Sie mich ſo ſtarr an? — So nehmen Sie doch, Herr Major! —

v. Tellheim. Werner!

Werner. Was fehlt Ihnen? Was ärgert Sie?

v. Tellheim. (bitter, indem er ſich vor die Stirne ſchlägt, und mit dem Fuße auftritt) Daß es — die vierhundert Thaler nicht ganz ſind!

Werner. Nun, nun, Herr Major! Haben Sie mich denn nicht verſtanden?

v. Tellheim. Eben weil ich dich verſtanden habe! — Daß mich doch die beſten Menſchen heut am meiſten quälen müſſen!

Werner. Was ſagen Sie?

v. Tellheim. Es geht dich nur zur Hälfte an! — Geh, Werner! (indem er die Hand, mit der ihm Werner die Dukaten reicht, zurück ſtößt.)

Werner. Sobald ich das los bin!

v. Tellheim. Werner, wenn du nun von mir hörſt: daß die Marloffin, heute ganz früh, ſelbſt bey mir geweſen iſt?

Werner. So?

v. Tellheim. Daß ſie mir nichts mehr ſchuldig iſt?

Werner. Wahrhaftig!

v. Tellheim. Daß ſie mich bey Heller und Pfennig bezahlt hat: was wirſt du dann ſagen?

Werner. (der ſich einen Augenblick beſinnt) Ich werde ſagen, daß ich gelogen habe, und daß es eine hundsfottſche Sache ums Lügen iſt, weil man drüber ertappt werden kann.

v. Tellheim. Und wirſt dich ſchämen?

Werner. Aber der, der mich ſo zu lügen zwingt, was ſollte der? Sollte der ſich nicht auch ſchämen? Sehen Sie, Herr Major; wenn ich ſagte, daß mich Ihr Verfahren nicht verdröſſe, ſo hätte ich wieder gelogen, und ich will nicht mehr lügen. —

v. Tellheim. Sey nicht verdrüßlich, Werner! Ich erkenne dein Herz und deine Liebe zu mir. Aber ich brauche dein Geld nicht.

Werner. Sie brauchen es nicht? Und verkauffen lieber, und verſetzen lieber, und bringen ſich lieber in der Leute Mäuler?

v. Tellheim. Die Leute mögen es immer wiſſen, daß ich nichts mehr habe. Man muß nicht reicher ſcheinen wollen, als man iſt.

Werner. Aber warum ärmer? — Wir haben, ſo lange unſer Freund hat.

v. Tellheim. Es ziemt ſich nicht, daß ich dein Schuldner bin.

Werner. Ziemt ſich nicht? — Wenn an einem heißen Tage, den uns die Sonne und der Feind heiß machte, ſich Ihr Reitknecht mit den Kantinen verloren hatte; und Sie zu mir kamen, und ſagten: Werner haſt du nichts zu trinken? und ich Ihnen meine Feldflaſche reichte, nicht wahr, Sie nahmen und tranken? — Ziemte ſich das? — Bey meiner armen Seele, wenn ein Trunk faules Waſſer damals nicht oft mehr werth war, als alle der Quark! (indem er auch den Beutel mit den Louisdoren heraus zieht, und ihm beydes hinreicht) Nehmen Sie, lieber Major! Bilden Sie ſich ein, es iſt Waſſer. Auch das hat Gott für alle geſchaffen.

v. Tellheim. Du marterſt mich; du hörſt es ja, ich will dein Schuldner nicht ſeyn.

Werner. Erſt ziemte es ſich nicht; nun wollen Sie nicht? Ja, das iſt was anders. (etwas ärgerlich) Sie wollen mein Schuldner nicht ſeyn? Wenn Sie es denn aber ſchon wären, Herr Major? Oder ſind Sie dem Manne nichts ſchuldig, der einmal den Hieb auffing, der Ihnen den Kopf ſpalten ſollte, und ein andermal den Arm vom Rumpfe hieb, der eben losdrücken und Ihnen die Kugel durch die Bruſt jagen wollte? — Was können Sie dieſem Manne mehr ſchuldig werden? Oder hat es mit meinem Halſe weniger zu ſagen, als mit meinem Beutel? — Wenn das vornehm gedacht iſt, bey meiner armen Seele, ſo iſt es auch ſehr abgeſchmackt gedacht!

v. Tellheim. Mit wem ſprichſt du ſo, Werner? Wir ſind allein; jetzt darf ich es ſagen; wenn uns ein Dritter hörte, ſo wäre es Windbeuteley. Ich bekenne es mit Vergnügen, daß ich dir zweymal mein Leben zu danken habe. Aber, Freund, woran fehlte mir es, daß ich bey Gelegenheit nicht eben ſo viel für dich würde gethan haben? He!

Werner. Nur an der Gelegenheit! Wer hat daran gezweifelt, Herr Major? Habe ich Sie nicht hundertmal für den gemeinſten Soldaten, wenn er ins Gedrenge gekommen war, Ihr Leben wagen ſehen?

v. Tellheim. Alſo!

Werner. Aber —

v. Tellheim. Warum verſtehſt du mich nicht recht? Ich ſage: es ziemt ſich nicht, daß ich dein Schuldner bin; ich will dein Schuldner nicht ſeyn. Nehmlich in den Umſtänden nicht, in welchen ich mich jetzt befinde.

Werner. So, ſo! Sie wollen es verſparen, bis auf beßre Zeiten; Sie wollen ein andermal Geld von mir borgen, wenn Sie keines brauchen, wenn Sie ſelbſt welches haben, und ich vielleicht keines.

v. Tellheim. Man muß nicht borgen, wenn man nicht wieder zu geben weiß.

Werner. Einem Mann, wie Sie, kann es nicht immer fehlen.

v. Tellheim. Du kennſt die Welt! — Am wenigſten muß man ſodann von Einem borgen, der ſein Geld ſelbſt braucht.

Werner. O ja, ſo Einer bin ich! Wozu braucht ichs denn? — Wo man einen Wachtmeiſter nöthig hat, giebt man ihm auch zu leben.

v. Tellheim. Du brauchſt es, mehr als Wachtmeiſter zu werden; dich auf einer Bahn weiter zu bringen, auf der, ohne Geld, auch der Würdigſte zurück bleiben kann.

Werner. Mehr als Wachtmeiſter zu werden? daran denke ich nicht. Ich bin ein guter Wachtmeiſter; und dürfte leicht ein ſchlechter Rittmeiſter, und ſicherlich noch ein ſchlechtrer General werden. Die Erfahrung hat man.

v. Tellheim. Mache nicht, daß ich etwas Unrechtes von dir denken muß, Werner! Ich habe es nicht gern gehört, was mir Juſt geſagt hat. Du haſt dein Gut verkauft, und willſt wieder herum ſchwärmen. Laß mich nicht von dir glauben, daß du nicht ſo wohl das Metier, als die wilde, lüderliche Lebensart liebeſt, die unglücklicher Weiſe damit verbunden iſt. Man muß Soldat ſeyn, für ſein Land; oder aus Liebe zu der Sache, für die gefochten wird. Ohne Abſicht heute hier, morgen da dienen: heißt wie ein Fleiſcherknecht reiſen, weiter nichts.

Werner. Nun ja doch, Herr Major; ich will Ihnen folgen. Sie wiſſen beſſer, was ſich gehört. Ich will bey Ihnen bleiben. — Aber, lieber Major, nehmen Sie doch auch derweile mein Geld. Heut oder morgen muß Ihre Sache aus ſeyn. Sie müſſen Geld die Menge bekommen. Sie ſollen mir es ſodann mit Intereſſen wieder geben. Ich thu es ja nur der Intereſſen wegen.

v. Tellheim. Schweig davon!

Werner. Bey meiner armen Seele, ich thu es nur der Intereſſen wegen! — Wenn ich manchmal dachte: wie wird es mit dir aufs Alter werden? wenn du zu Schanden gehauen biſt? wenn du nichts haben wirſt? wenn du wirſt betteln gehen müſſen? So dachte ich wieder: Nein, du wirſt nicht betteln gehn; du wirſt zum Major Tellheim gehn; der wird ſeinen letzten Pfennig mit dir theilen; der wird dich zu Tode füttern; bey dem wirſt du als ein ehrlicher Kerl ſterben können.

v. Tellheim. (indem er Werners Hand ergreift) Und, Kammerad, das denkſt du nicht noch?

Werner. Nein, das denk ich nicht mehr. — Wer von mir nichts annehmen will, wenn ers bedarf, und ichs habe; der will mir auch nichts geben, wenn ers hat, und ichs bedarf. — Schon gut! (will gehen)

v. Tellheim. Menſch, mache mich nicht raſend! Wo willſt du hin? (hält ihn zurück) Wenn ich dich nun auf meine Ehre verſichere, daß ich noch Geld habe; wenn ich dir auf meine Ehre verſpreche, daß ich dir es ſagen will, wenn ich keines mehr habe; daß du der erſte und einzige ſeyn ſollſt, bey dem ich mir etwas borgen will: — biſt du dann zufrieden?

Werner. Muß ich nicht? — Geben Sie mir die Hand darauf, Herr Major.

v. Tellheim. Da, Paul! — Und nun genug davon. Ich kam hieher, um ein gewiſſes Mädchen zu ſprechen —

Achter Auftritt.

Franciska. (aus dem Zimmer des Fräuleins) **v. Tellheim.**
Paul Werner.

Franciska. (im Heraustreten) Sind Sie noch da, Herr Wachtmeiſter? — (indem ſie den Tellheim gewahr wird) Und Sie ſind auch da, Herr Major? — Den Augenblick bin ich zu Ihren Dienſten. (geht geſchwind wieder in das Zimmer)

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Paul Werner.

v. Tellheim. Das war ſie! — Aber ich höre ja, du kennſt ſie, Werner?

Werner. Ja, ich kenne das Frauenzimmerchen. —

v. Tellheim. Gleichwohl, wenn ich mich recht erinnere, als ich in Thüringen Winterquartier hatte, warſt du nicht bey mir?

Werner. Nein, da beſorgte ich in Leipzig Mundirungsſtücke.

v. Tellheim. Woher kennſt du ſie denn alſo?

Werner. Unſere Bekanntſchaft iſt noch blutjung. Sie iſt von heute. Aber junge Bekanntſchaft iſt warm.

v. Tellheim. Alſo haſt du ihr Fräulein wohl auch ſchon geſehen?

Werner. Iſt ihre Herrſchaft ein Fräulein? Sie hat mir geſagt, Sie kennten ihre Herrſchaft.

v. Tellheim. Hörſt du nicht? aus Thüringen her.

Werner. Iſt das Fräulein jung?

v. Tellheim. Ja.

Werner. Schön?

v. Tellheim. Sehr ſchön.

Werner. Reich?

v. Tellheim. Sehr reich.

Werner. Iſt Ihnen das Fräulein auch ſo gut, wie das Mädchen? Das wäre ja vortrefflich!

v. Tellheim. Wie meynſt du?

Zehnter Auftritt.

Franciska. (wieder heraus, mit einem Briefe in der Hand) **v. Tellheim. Paul Werner.**

Franciska. Herr Major —

v. Tellheim. Liebe Franciska, ich habe dich noch nicht willkommen heißen können.

Franciska. In Gedanken werden Sie es doch ſchon gethan haben. Ich weiß, Sie ſind mir gut. Ich Ihnen auch. Aber das iſt gar nicht artig, daß Sie Leute, die Ihnen gut ſind, ſo ängſtigen.

Werner. (vor ſich) Ha, nun merk ich. Es iſt richtig!

v. Tellheim. Mein Schickſal, Franciska! — Haſt du ihr den Brief übergeben?

Franciska. Ja, und hier übergebe ich Ihnen — (reicht ihm den Brief)

v. Tellheim. Eine Antwort? —

Franciska. Nein, Ihren eignen Brief wieder.

v. Tellheim. Was? Sie will ihn nicht leſen?

Franciska. Sie wollte wohl; aber — wir können Geſchriebnes nicht gut leſen.

v. Tellheim. Schäkerinn!

Franciska. Und wir denken, daß das Briefſchreiben für die nicht erfunden iſt, die ſich mündlich mit einander unterhalten können, ſobald ſie wollen.

v. Tellheim. Welcher Vorwand! Sie muß ihn leſen. Er enthält meine Rechtfertigung, — alle die Gründe und Urſachen —

Franciska. Die will das Fräulein von Ihnen ſelbſt hören, nicht leſen.

v. Tellheim. Von mir ſelbſt hören? Damit mich jedes Wort, jede Miene von ihr verwirre; damit ich in jedem ihrer Blicke die ganze Größe meines Verluſts empfinde? —

Franciska. Ohne Barmherzigkeit! — Nehmen Sie! (ſie giebt ihm den Brief) Sie erwartet Sie um drey Uhr. Sie will ausfahren, und die Stadt beſehen. Sie ſollen mit ihr fahren.

v. Tellheim. Mit ihr fahren?

Franciska. Und was geben Sie mir, ſo laß ich Sie beide ganz allein fahren? Ich will zu Hauſe bleiben.

v. Tellheim. Ganz allein?

Franciska. In einem ſchönen verſchloßnen Wagen.

v. Tellheim. Unmöglich!

Franciska. Ja, ja; im Wagen muß der Herr Major Katz aushalten! da kann er uns nicht entwiſchen. Darum geſchieht es eben. — Kurz, Sie kommen, Herr Major; und Punkte drey. — Nun? Sie wollten mich ja auch allein ſprechen. Was haben Sie mir denn zu ſagen? — Ja ſo, wir ſind nicht allein. (indem ſie Wernern anſieht)

v. Tellheim. Doch Franciska; wir wären allein. Aber da das Fräulein den Brief nicht geleſen hat, ſo habe ich dir noch nichts zu ſagen.

Franciska. So wären wir doch allein? Sie haben vor dem Herrn Wachtmeiſter keine Geheimniſſe?

v. Tellheim. Nein, keine.

Franciska. Gleichwohl, dünkt mich, ſollten Sie welche vor ihm haben.

v. Tellheim. Wie das?

Werner. Warum das, Frauenzimmerchen?

Franciska. Beſonders Geheimniſſe von einer gewiſſen Art — Alle zwanzig, Herr Wachtmeiſter! (indem ſie beide Hände mit geſpreitzten Fingern in die Höhe hält)

Werner. St! ſt! Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen!

v. Tellheim. Was heißt das?

Franciſka. Huſch iſts am Finger, Herr Wachtmeiſter? (als ob ſie einen Ring geſchwind anſteckte)

v. Tellheim. Was habt ihr?

Werner. Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, Sie wird ja wohl Spaß verſtehn?

v. Tellheim. Werner, du haſt doch nicht vergeſſen, was ich dir mehrmal geſagt habe; daß man über einen gewiſſen Punkt mit dem Frauenzimmer nie ſcherzen muß?

Werner. Bey meiner armen Seele, ich kanns vergeſſen haben! — Frauenzimmerchen, ich bitte —

Franciſka. Nun, wenn es Spaß geweſen iſt; dasmal will ich es Ihm verzeihen.

v. Tellheim. Wenn ich denn durchaus kommen muß, Franciſka: ſo mache doch nur, daß das Fräulein den Brief vorher noch lieſet. Das wird mir die Peinigung erſparen, Dinge noch einmal zu denken, noch einmal zu ſagen, die ich ſo gern vergeſſen möchte. Da, gib ihr ihn! (indem er den Brief umkehrt, und ihr ihn zureichen will, wird er gewahr, daß er erbrochen iſt) Aber ſehe ich recht? Der Brief, Franciſka, iſt ja erbrochen.

Franciſka. Das kann wohl ſeyn. (beſieht ihn) Wahrhaftig er iſt erbrochen. Wer muß ihn denn erbrochen haben? Doch geleſen haben wir ihn wirklich nicht, Herr Major, wirklich nicht. Wir wollen ihn auch nicht leſen, denn der Schreiber kömmt ſelbſt. Kommen Sie ja; und wiſſen Sie was, Herr Major? Kommen Sie nicht ſo, wie Sie da ſind; in Stiefeln, kaum friſirt. Sie ſind zu entſchuldigen; Sie haben uns nicht vermuthet. Kommen Sie in Schuen, und laſſen Sie ſich friſch friſiren. — So ſehen Sie mir gar zu brav, gar zu Preuſſiſch aus!

v. Tellheim. Ich danke dir, Franciſka.

Franciſka. Sie ſehen aus, als ob Sie vorige Nacht kampirt hätten.

v. Tellheim. Du kannſt es errathen haben.

Franciſka. Wir wollen uns gleich auch putzen, und ſodann eſſen. Wir behielten Sie gern zum Eſſen, aber Ihre

Gegenwart möchte uns an dem Eſſen hindern; und ſehen Sie, ſo gar verliebt ſind wir nicht, daß uns nicht hungerte.

v. Tellheim. Ich geh! Franciska, bereite ſie indeß ein wenig vor; damit ich weder in ihren, noch in meinen Augen verächtlich werden darf. — Komm, Werner, du ſollſt mit mir eſſen.

Werner. An der Wirthstafel, hier im Hauſe? Da wird mir kein Biſſen ſchmecken.

v. Tellheim. Bey mir auf der Stube.

Werner. So folge ich Ihnen gleich. Nur noch ein Wort mit dem Frauenzimmerchen.

v. Tellheim. Das gefällt mir nicht übel! (geht ab)

Eilfter Auftritt.

Paul Werner. Franciska.

Franciska. Nun, Herr Wachtmeiſter? —

Werner. Frauenzimmerchen, wenn ich wiederkomme, ſoll ich auch gepuzter kommen?

Franciska. Komm Er, wie Er will, Herr Wachtmeiſter; meine Augen werden nichts wider Ihn haben. Aber meine Ohren werden deſto mehr auf ihrer Hut gegen Ihn ſeyn müſſen. — Zwanzig Finger, alle voller Ringe! Ey, ey, Herr Wachtmeiſter!

Werner. Nein, Frauenzimmerchen; eben das wollt ich Ihr noch ſagen: die Schnurre fuhr mir nun ſo heraus! Es iſt nichts dran. Man hat ja wohl an Einem Ringe genug. Und hundert und aber hundertmal, habe ich den Major ſagen hören: Das muß ein Schurke von einem Soldaten ſeyn, der ein Mädchen anführen kann! — So denk ich auch, Frauenzimmerchen. Verlaß Sie ſich drauf! — Ich muß machen, daß ich ihm nachkomme. — Guten Appetit, Frauenzimmerchen! (geht ab)

Franciska. Gleichfalls, Herr Wachtmeiſter! — Ich glaube, der Mann gefällt mir! (indem ſie herein gehen will, kömmt ihr das Fräulein entgegen)

Zwölfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Iſt der Major ſchon wieder fort? — Franciska, ich glaube, ich wäre iezt ſchon wieder ruhig genug, daß ich ihn hätte hier behalten können.

Franciſka. Und ich will Sie noch ruhiger machen.

Das Fräulein. Deſto beſſer! Sein Brief, o ſein Brief! Jede Zeile ſprach den ehrlichen, edlen Mann. Jede Weigerung, mich zu beſitzen, betheuerte mir ſeine Liebe. — Er wird es wohl gemerkt haben, daß wir den Brief geleſen. — Mag er doch; wenn er nur kömmt. Er kömmt doch gewiß? — Bloß ein wenig zu viel Stolz, Franciſka, ſcheint mir in ſeiner Aufführung zu ſeyn. Denn auch ſeiner Geliebten ſein Glück nicht wollen zu danken haben, iſt Stolz, unverzeihlicher Stolz! Wenn er mir dieſen zu ſtark merken läßt, Franciſka —

Franciſka. So wollen Sie ſeiner entſagen?

Das Fräulein. Ey, ſieh doch! Jammert er dich nicht ſchon wieder? Nein, liebe Närrin, Eines Fehlers wegen entſagt man keinem Manne.*) Nein; aber ein Streich iſt mir beygefallen, ihn wegen dieſes Stolzes mit ähnlichem Stolze ein wenig zu martern.

Franciſka. Nun da müſſen Sie ja recht ſehr ruhig ſeyn, mein Fräulein, wenn Ihnen ſchon wieder Streiche beyfallen.

Das Fräulein. Ich bin es auch; komm nur. Du wirſt deine Rolle dabey zu ſpielen haben. (ſie gehen herein)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Die Scene, das Zimmer des Fräuleins) **Das Fräulein.** (völlig, und reich, aber mit Geſchmack gekleidet) **Franciſka.** (Sie ſtehen vom Tiſche auf, den ein Bedienter abräumt)

Franciſka. Sie können unmöglich ſatt ſeyn, gnädiges Fräulein.

Das Fräulein. Meynſt du, Franciſka? Vielleicht, daß ich mich nicht hungrig niederſetzte.

Franciſka. Wir hatten ausgemacht, ſeiner während der Mahlzeit nicht zu erwähnen. Aber wir hätten uns auch vornehmen ſollen, an ihn nicht zu denken.

---

*) In der Handſchrift ſtand erſt „keines Mannes.“

Das Fräulein. Wirklich, ich habe an nichts, als an ihn gedacht.

Franciska. Das merkt ich wohl. Ich fing von hundert Dingen an zu ſprechen, und Sie antworteten mir auf jedes verkehrt. (Ein andrer Bedienter trägt Kaffee auf) Hier kömmt eine Nahrung, bey der man eher Grillen machen kann. Der liebe, melancholiſche Kaffee!

Das Fräulein. Grillen? Ich mache keine. Ich denke bloß der Lection nach, die ich ihm geben will. Haſt du mich recht begriffen, Franciska?

Franciska. O ja; am beſten aber wär es, er erſparte ſie uns.

Das Fräulein. Du wirſt ſehen, daß ich ihn von Grund aus kenne. Der Mann, der mich ietzt mit allen Reichthümern verweigert, wird mich der ganzen Welt ſtreitig machen, ſobald er hört, daß ich unglücklich und verlaſſen bin.

Franciska. (ſehr ernſthaft) Und ſo was muß die feinſte Eigenliebe unendlich kützeln.

Das Fräulein. Sittenrichterin! Seht doch! vorhin ertappte ſie mich auf Eitelkeit; jetzt auf Eigenliebe. — Nun, laß mich nur, liebe Franciska. Du ſollſt mit deinem Wachtmeiſter auch machen können, was du willſt.

Franciska. Mit meinem Wachtmeiſter?

Das Fräulein. Ja, wenn du es vollends leugneſt, ſo iſt es richtig. — Ich habe ihn noch nicht geſehen; aber aus jedem Worte, das du mir von ihm geſagt haſt, prophezeye ich dir deinen Mann.

Zweyter Auftritt.

Riccaut de la Marliniere. Das Fräulein. Franciska.

Riccaut. (noch innerhalb der Scene) Est-il permis, Monſieur le Major?

Franciska. Was iſt das? Will das zu uns? (gegen die Thüre gehend)

Riccaut. Parbleu! Ik bin unriktig. — Mais non — Ik bin nit unriktig — C'eſt ſa chambre —

Franciska. Ganz gewiß, gnädiges Fräulein, glaubt dieſer Herr, den Major von Tellheim noch hier zu finden.

Riccaut. Iſt ſo! — Le Major de Tellheim; juſte, ma belle enfant, c'eſt lui que je cherche. Où eſt-il?

Franciska. Er wohnt nicht mehr hier.

Riccaut. Comment? nek vor vier un ſwanzik Stund hier logier? Und logier nit mehr hier? Wo logier er denn?

Das Fräulein. (die auf ihn zukömmt) Mein Herr, —

Riccaut. Ah, Madame, — Mademoiſelle, — Ihro Gnad verzeih —

Das Fräulein. Mein Herr, Ihre Irrung iſt ſehr zu vergeben, und Ihre Verwunderung ſehr natürlich. Der Herr Major hat die Güte gehabt, mir, als einer Fremden, die nicht unterzukommen wußte, ſein Zimmer zu überlaſſen.

Riccaut. Ah voilà de ſes politeſſes! C'est un très-galant-homme que ce Major!

Das Fräulein. Wo er indeß hingezogen, — wahrhaftig, ich muß mich ſchämen, es nicht zu wiſſen.

Riccaut. Ihro Gnad nit wiß? C'eſt dommage; j'en ſuis faché.*)

Das Fräulein. Ich hätte mich allerdings darnach erkundigen ſollen. Freylich werden ihn ſeine Freunde noch hier ſuchen.

Riccaut. Ik bin ſehr von ſeine Freund, Ihro Gnad —

Das Fräulein. Franciska, weißt du es nicht?

Franciska. Nein, gnädiges Fräulein.

Riccaut. Ik hätt ihn zu ſprek, ſehr nothwendik. Ik komm ihm bringen eine Nouvelle, davon er ſehr frölik ſeyn wird.

Das Fräulein. Ich betauere um ſo viel mehr. — Doch hoffe ich, vielleicht bald, ihn zu ſprechen. Iſt es gleichviel, aus weſſen Munde er dieſe gute Nachricht erfährt, ſo erbiete ich mich, mein Herr —

Riccaut. Ik verſteh. — Mademoiſelle parle françois? Mais ſans doute; telle que je la vois! — La demande etoit bien impolie; Vous me pardonnerés, Mademoiſelle. —

Das Fräulein. Mein Herr —

---

*) mortifié in der Handſchrift.

Riccaut. Nit? Sie ſprek nit Franzöſiſch, Ihro Gnad?

Das Fräulein. Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu ſprechen ſuchen. Aber warum hier? Ich höre ja, daß Sie mich verſtehen, mein Herr. Und ich, mein Herr, werde Sie gewiß auch verſtehen; ſprechen Sie, wie es Ihnen beliebt.

Riccaut. Gutt, gutt! Ik kann auk mik auf Deutſch explicier. — Sachés donc, Mademoiſelle, — Ihro Gnad ſoll alſo wiß, daß ik komm von die Tafel bey der Miniſter — Miniſter von — Miniſter von — wie heiß der Miniſter da draus? — in der lange Straß? — auf die breite Platz? —

Das Fräulein. Ich bin hier noch völlig unbekannt.

Riccaut. Nun, die Miniſter von der Kriegsdepartement. — Da haben ik zu Mittag geſpeiſen; — ik ſpeiſen à l'ordinaire bey ihm, — und da iß man gekommen reden auf der Major Tellheim; et le Miniſtre m'a dit en confidence, car Son Excellence eſt de mes amis, et il n'y a point de myſtéres entre nous — Se. Excellenz, will ik ſag, haben mir vertrau, daß die Sak von unſerm Major ſey auf den Point zu enden, und gutt zu enden. Er habe gemakt ein Rapport an den Könik, und der Könik habe darauf reſolvir, tout-à-fait en faveur du Major. — Monſieur, m'a dit Son Excellence, Vous comprenés bien, que tout depend de la maniere, dont on fait enviſager les choſes au Roi, et Vous me connoiſſés. Cela fait un très-joli garçon que ce Tellheim, et ne ſais-je pas que Vous l'aimés? Les amis de mes amis ſont auſſi les miens. Il coute un peu cher au Roi ce Tellheim, mais eſt-ce que l'on ſert les Rois pour rien? Il faut ſ'entr'aider en ce monde; et quand il ſ'agit de pertes, que ce ſoit le Roi, qui en faſſe, et non pas un honnêt-homme de nous autres.*) Voilà le principe, dont je ne me depars jamais. — Was ſag Ihro Gnad hierzu? Nit wahr, das iß ein brav Mann? Ah que Son Excellence a le coeur bien placé! Er hat mir au reſte verſiker, wenn der Major nit ſchon bekommen habe une Lettre de la main

---

*) des notres in der Handſchrift, die auch ſonſt im Franzöſiſchen einiges anders hat.

— eine Königliken Handbrief, daß er heut infailliblement müſſe bekommen einen.

Das Fräulein. Gewiß, mein Herr, dieſe Nachricht wird dem Major von Tellheim höchſt angenehm ſeyn. Ich wünſchte nur, ihm den Freund zugleich mit Namen nennen zu können, der ſo viel Antheil an ſeinem Glücke nimmt —

Riccaut. Mein Namen wünſcht Ihro Gnad? — Vous voyés en moi — Ihro Gnad ſeh in mik le Chevalier Riccaut de la Marliniere, Seigneur de Pret-au-val, de la Branche de Prensd'or. — Ihro Gnad ſteh verwundert, mik aus ſo ein groß, groß Familie zu hören, qui est veritablement du ſang Royal. — Il faut le dire; je ſuis ſans doute le Cadet le plus avantureux, que la maiſon a jamais eu — Ik dien von meiner elfte Jahr. Ein Affaire d'honneur makte mik fliehen. Darauf haben ik gedienet Sr. Päbſtliken Eilikheit, der Republik St. Marino, der Kron Pohlen, und den Staaten-General, bis ik endlik bin worden gezogen hierher. Ah, Mademoiſelle, que je voudrois n'avoir jamais vû ce pais-là! Hätte man mik gelaß im Dienſt von den Staaten-General, ſo müßt ik nun ſeyn, aufs wenikſt Oberſt. Aber ſo hier immer und ewik Capitaine geblieben, und nun gar ſeyn ein abgedankte Capitaine —

Das Fräulein. Das iſt viel Unglück.

Riccaut. Oui, Mademoiſelle, me voilà reformé, et par-là mis ſur le pavé!

Das Fräulein. Ich beklage ſehr.

Riccaut. Vous êtes bien bonne, Mademoiſelle. — Nein, man kenn ſik hier nit auf den Verdienſt. Einen Mann, wie mik, ſu reformir! Einen Mann, der ſik nek daſu in dieſem Dienſt hat ruinir! — Ik haben daben ſugeſetzt, mehr als ſwanſik tauſend Livres. Was hab ik nun? Tranchons le mot; je n'ai pas le ſou, et me voilà exactement vis-à-vis du rien. —

Das Fräulein. Es thut mir ungemein leid.

Riccaut. Vous êtes bien bonne, Mademoiſelle. Aber wie man pfleg ſu ſagen: ein jeder Unglück ſchlepp nak ſik ſeine Bruder; qu'un malheur ne vient jamais ſeul: ſo mit mir arrivir. Was ein Honnêt-homme von mein Extraction kann anders haben für Reſource, als das Spiel? Nun hab ik immer geſpielen mit Glück, ſo lang ik hatte nit von nöthen der Glück. Nun ik ihr hätte von nöthen, Mademoiſelle, je joue avec un guignon, qui ſurpaſſe toute croyance. Seit funfſehn Tag iß vergangen keine, wo ſie mik nit hab geſprenkt. Nok geſtern hab ſie mik geſprenkt dreymal. Je ſais bien, qu'il y avoit quelque choſe de plus que le jeu. Car parmi mes pontes ſe trouvoient certaines dames — Ik will niks weiter ſag. Man muß ſeyn galant gegen die Damen. Sie haben auk mik heut invitir, mir ſu geben revanche; mais — Vous m'entendés, Mademoiſelle — Man muß erſt wiß, wovon leben; ehe man haben kann, wovon ſu ſpielen. —

Das Fräulein. Ich will nicht hoffen, mein Herr —

Riccaut. Vous étes bien bonne, Mademoiſelle —

Das Fräulein. (nimmt die Franciska bey Seite) Franciska, der Mann tauert mich im Ernſte. Ob er mir es wohl übel nehmen würde, wenn ich ihm etwas anböthe?

Franciska. Der ſieht mir nicht darnach aus.

Das Fräulein. Gut! — Mein Herr, ich höre, — daß Sie ſpielen; daß Sie Bank machen; ohne Zweifel an Orten, wo etwas zu gewinnen iſt. Ich muß Ihnen bekennen, daß ich — gleichfalls das Spiel ſehr liebe, —

Riccaut. Tant mieux, Mademoiſelle, tant mieux! Tous les gens d'eſprit aiment le jeu à la fureur.

Das Fräulein. Daß ich ſehr gern gewinne; ſehr gern mein Geld mit einem Manne wage, der — zu ſpielen weiß. — Wären Sie wohl geneigt, mein Herr, mich in Geſellſchaft zu nehmen? mir einen Antheil an Ihrer Bank zu gönnen?

Riccaut. Comment, Mademoiſelle, Vous voulés étre de moitié avec moi? De tout mon coeur.

Das Fräulein. Vors erſte, nur mit einer Kleinigkeit — (geht und langt Geld aus ihrer Schatulle)

Riccaut. Ah, Mademoiſelle, que Vous étes charmante! —

Das Fräulein. Hier habe ich, was ich ohnlängſt gewonnen; nur zehn Piſtolen — ich muß mich zwar ſchämen, ſo wenig —

Riccaut. Donnés toujours, Mademoiſelle, donnés. (nimmt es)

Das Fräulein. Ohne Zweifel, daß Ihre Bank, mein Herr, ſehr anſehnlich iſt —

Riccaut. Ja wohl ſehr anſehnlik. Sehn Piſtol? Ihr Gnad ſoll ſeyn dafür intereſſir bey meiner Bank auf ein Dreytheil, pour le tiers. Swar auf ein Dreytheil ſollen ſeyn — etwas mehr. Dok mit einer ſchöne Damen muß man es nehmen nit ſo genau. Ik gratulir mik, ſu kommen dadurk in liaiſon mit Ihro Gnad, et de ce moment je recommence à bien augurer de ma fortune.

Das Fräulein. Ich kann aber nicht dabey ſeyn, wenn Sie ſpielen, mein Herr.

Riccaut. Was brauk Ihro Gnad dabey ſu ſeyn? Wir andern Spieler ſind ehrlike Leut unter einander.

Das Fräulein. Wenn wir glücklich ſind, mein Herr, ſo werden Sie mir meinen Antheil ſchon bringen. Sind wir aber unglücklich —

Riccaut. So komm ik hohlen Rekruten. Nit wahr, Ihro Gnad?

Das Fräulein. Auf die Länge dürften die Rekruten fehlen. Vertheidigen Sie unſer Geld daher ja wohl, mein Herr.

Riccaut. Wofür ſeh mik Ihro Gnad an? Für ein Einfaltspinſe? für ein dumme Teuff?

Das Fräulein. Verzeihen Sie mir —

Riccaut. Je ſuis des Bons, Mademoiſelle. Savés-vous ce que cela veut dire? Ik bin von die Ausgelernt —

Das Fräulein. Aber doch wohl, mein Herr —

Riccaut. Je ſais monter un coup —

Das Fräulein. (verwundernd) Sollten Sie?

Riccaut. Je file la carte avec une adreſſe —

Das Fräulein. Nimmermehr!

Riccaut. Je fais ſauter la coupe avec une dexterité —

Das Fräulein. Sie werden doch nicht, mein Herr? —

Riccaut. Was nit? Ihro Gnade, was nit? Donnés-moi un pigeonneau à plumer, et —

Das Fräulein. Falſch ſpielen? betrügen?

Riccaut. Comment, Mademoiſelle? Vous appellés cela betrügen? Corriger la fortune, l'enchainer ſous ſes doits, etre ſür de ſon fait, das nenn die Deutſch betrügen? Betrügen! O, was iſt die deutſch Sprak für ein arm Sprak! für ein plump Sprak!

Das Fräulein. Nein, mein Herr, wenn Sie ſo denken —

Riccaut. Laiſſés-moi faire, Mademoiſelle, und ſeyn Sie ruhik! Was gehn Sie an, wie ik ſpiel? — Gnug, morgen entweder ſehn mik wieder Ihro Gnad mit hundert Piſtol, oder ſeh mik wieder gar nit — Votre très-humble, Mademoiſelle, votre très-humble — (eilends ab)

Das Fräulein. (die ihm mit Erſtaunen und Verdruß nachſieht) Ich wünſche das letzte, mein Herr, das letzte!

Dritter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Franciska. (erbittert) Kann ich noch reden? O ſchön! o ſchön!

Das Fräulein. Spotte nur; ich verdiene es. (nach einem kleinen Nachdenken, und gelaſſener) Spotte nicht, Franciska; ich verdiene es nicht.

Franciska. Vortrefflich! da haben Sie etwas allerliebſtes gethan; einem Spitzbuben wieder auf die Beine geholfen.

Das Fräulein. Es war einem Unglücklichen zugedacht.

Franciska. Und was das beſte dabey iſt: der Kerl hält Sie für ſeines gleichen. — O ich muß ihm nach, und ihm das Geld wieder abnehmen. (will fort)

Das Fräulein. Franciska, laß den Kaffee nicht vollends kalt werden; ſchenk ein.

Franciska. Er muß es Ihnen wiedergeben; Sie haben ſich anders beſonnen; Sie wollen mit ihm nicht in Geſellſchaft ſpielen. Zehn Piſtolen! Sie hörten ja, Fräulein, daß es ein Bettler war! (das Fräulein ſchenkt indeß ſelbſt ein) Wer wird einem Bettler ſo viel geben? Und ihm noch dazu die Erniedrigung, es erbettelt zu haben, zu erſparen ſuchen? Den Mildthätigen, der den Bettler aus Großmuth verkennen will, verkennt der Bettler wieder. Nun mögen Sie es haben, Fräulein, wenn er Ihre Gabe, ich weiß nicht wofür, anſieht. — (und reicht der Franciska eine Taſſe) Wollen Sie mir das Blut noch mehr in Wallung bringen? Ich mag nicht trinken. (das Fräulein ſetzt ſie wieder weg) — „Parbleu, Ihro Gnad, man kenn ſik hier nit auf den Verdienſt“ (in dem Tone des Franzoſen) Freylich nicht, wenn man die Spitzbuben ſo ungehangen herumlauffen läßt.

Das Fräulein. (kalt und nachdenkend, indem ſie trinkt) Mädchen, du verſtehſt dich ſo trefflich auf die guten Menſchen: aber, wenn willſt du die ſchlechten ertragen lernen? — Und ſie ſind doch auch Menſchen. — Und öfters bey weitem ſo ſchlechte Menſchen nicht, als ſie ſcheinen. — Man muß ihre gute Seite nur aufſuchen. — Ich bilde mir ein, dieſer Franzoſe iſt nichts, als eitel. Aus bloßer Eitelkeit macht er ſich zum falſchen Spieler; er will mir nicht verbunden ſcheinen; er will ſich den Dank erſparen. Vielleicht, daß er nun hingeht, ſeine kleine Schulden bezahlt, von dem Reſte, ſo weit er reicht, ſtill und ſparſam lebt, und an das Spiel nicht denkt. Wenn das iſt, liebe Franciska, ſo laß ihn Rekruten hohlen, wenn er will. — (giebt ihr die Taſſe) Da, ſetz weg! — Aber, ſage mir, ſollte Tellheim nicht ſchon da ſeyn?

Franciska. Nein, gnädiges Fräulein; ich kann beides nicht; weder an einem ſchlechten Menſchen die gute, noch an einem guten Menſchen die böſe Seite aufſuchen.

Das Fräulein. Er kömmt doch ganz gewiß? —

Franciska. Er ſollte wegbleiben! — Sie bemerken an ihm, an ihm, dem beſten Manne, ein wenig Stolz, und darum wollen Sie ihn ſo grauſam necken?

Das Fräulein. Kömmſt du da wieder hin? — Schweig, das will ich nun einmal ſo. Wo du mir dieſe Luſt verdirbſt; wo du nicht alles ſagſt und thuſt, wie wir es abgeredet haben! — Ich will dich ſchon allein mit ihm laſſen; und dann — — Jetzt kömmt er wohl.

Vierter Auftritt.

Paul Werner. (der in einer ſteifen Stellung, gleichſam im Dienſte, hereintritt) Das Fräulein. Franciska.

Franciska. Nein, es iſt nur ſein lieber Wachtmeiſter.

Das Fräulein. Lieber Wachtmeiſter? Auf wen bezieht ſich dieſes Lieber?

Franciska. Gnädiges Fräulein, machen Sie mir den Mann nicht verwirrt. — Ihre Dienerin, Herr Wachtmeiſter; was bringen Sie uns?

Werner. (geht, ohne auf die Franciska zu achten, an das Fräulein) Der Major von Tellheim läßt an das gnädige Fräulein von Barnhelm durch mich, den Wachtmeiſter Werner, ſeinen unterthänigen Reſpekt vermelden, und ſagen, daß er ſogleich hier ſeyn werde.

Das Fräulein. Wo bleibt er denn?

Werner. Ihro Gnaden werden verzeihen; wir ſind, noch vor dem Schlage drey, aus dem Quartier gegangen; aber da hat ihn der Kriegszahlmeiſter unterwegens angeredt; und weil mit dergleichen Herrn des Redens immer kein Ende iſt: ſo gab er mir einen Wink, dem gnädigen Fräulein den Vorfall zu rapportiren.

Das Fräulein. Recht wohl, Herr Wachtmeiſter. Ich wünſche nur, daß der Kriegszahlmeiſter dem Major etwas angenehmes möge zu ſagen haben.

Werner. Das haben dergleichen Herren den Officieren ſelten. — Haben Ihro Gnaden etwas zu befehlen? (im Begriffe wieder zu gehen)

Franciska. Nun, wo denn ſchon wieder hin, Herr Wachtmeiſter? Hätten wir denn nichts mit einander zu plaudern?

Werner. (ſachte zur Franciska, und ernſthaft) Hier nicht, Frauenzimmerchen. Es iſt wider den Reſpekt, wider die Subordination. — Gnädiges Fräulein —

Das Fräulein. Ich danke für Seine Bemühung, Herr Wachtmeiſter. — Es iſt mir lieb geweſen, Ihn kennen zu lernen. Franciska hat mir viel gutes von Ihm geſagt. (Werner macht eine ſteife Verbeugung, und geht ab)

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Das iſt dein Wachtmeiſter, Franciska?

Franciska. Wegen des ſpöttiſchen Tones habe ich nicht Zeit, dieſes Dein nochmals aufzumutzen. — — Ja, gnädiges Fräulein, das iſt mein Wachtmeiſter. Sie finden ihn, ohne

Zweifel, ein wenig ſteif und hölzern. Jetzt kam er mir faſt auch ſo vor. Aber ich merke wohl; er glaubte, vor Ihro Gnaden, auf die Parade ziehen zu müſſen. Und wenn die Soldaten paradiren, — ja freylich ſcheinen ſie da mehr Drechſlerpuppen, als Männer. Sie ſollten ihn hingegen nur ſehn und hören, wenn er ſich ſelbſt gelaſſen iſt.

Das Fräulein. Das müßte ich denn wohl.

Franciſka. Er wird noch auf dem Saale ſeyn. Darf ich nicht gehn, und ein wenig mit ihm plaudern?

Das Fräulein. Ich verſage dir ungern dieſes Vergnügen. Du mußt hier bleiben, Franciſka. Du mußt bey unſerer Unterredung gegenwärtig ſeyn. — Es fällt mir noch etwas bey. (Sie zieht ihren Ring vom Finger) Da, nimm meinen Ring, verwahre ihn, und gieb mir des Majors ſeinen dafür.

Franciſka. Warum das?

Das Fräulein. (indem Franciſka den andern Ring holt) Recht weiß ich es ſelbſt nicht; aber mich dünkt, ich ſehe ſo etwas voraus, wo ich ihn brauchen könnte. — Man pocht. — Geſchwind gieb her! (ſie ſteckt ihn an) Er iſts!

Sechſter Auftritt.

v. Tellheim. (in dem nehmlichen Kleide, aber ſonſt ſo, wie es Franciſka verlangt) **Das Fräulein. Franciſka.**

v. Tellheim. Gnädiges Fräulein, Sie werden mein Verweilen entſchuldigen. —

Das Fräulein. O, Herr Major, ſo gar militairiſch wollen wir es mit einander nicht nehmen. Sie ſind ja da! Und ein Vergnügen erwarten, iſt auch ein Vergnügen. — Nun! (indem ſie ihm lächelnd ins Geſicht ſieht) lieber Tellheim, waren wir nicht vorhin Kinder?

v. Tellheim. Ja wohl Kinder, gnädiges Fräulein; Kinder, die ſich ſperren, wo ſie gelaſſen folgen ſollten.

Das Fräulein. Wir wollen ausfahren, lieber Major, — die Stadt ein wenig zu beſehen, — und hernach, meinem Oheim entgegen.

v. Tellheim. Wie?

Das Fräulein. Sehen Sie; auch das Wichtigſte haben wir einander noch nicht ſagen können. Ja, er trift noch heut hier ein. Ein Zufall iſt Schuld, daß ich, einen Tag früher, ohne ihn angekommen bin.

v. Tellheim. Der Graf von Bruchſall? Iſt er zurück?

Das Fräulein. Die Unruhen des Krieges verſcheuchten ihn nach Italien; der Friede hat ihn wieder zurückgebracht. — Machen Sie ſich keine Gedanken, Tellheim. Beſorgten wir ſchon ehemals das ſtärkſte Hinderniß unſerer Verbindung von ſeiner Seite —

v. Tellheim. Unſerer Verbindung?

Das Fräulein. Er iſt Ihr Freund. Er hat von zu vielen, zu viel Gutes von Ihnen gehört, um es nicht zu ſeyn. Er brennet, den Mann von Antlitz zu kennen, den ſeine einzige Erbin gewählt hat. Er kömmt als Oheim, als Vormund, als Vater, mich Ihnen zu übergeben.

v. Tellheim. Ah, Fräulein, warum haben Sie meinen Brief nicht geleſen? Warum haben Sie ihn nicht leſen wollen?

Das Fräulein. Ihren Brief? Ja, ich erinnere mich, Sie ſchickten mir einen. Wie war es denn mit dieſem Briefe, Franciska? Haben wir ihn geleſen, oder haben wir ihn nicht geleſen? Was ſchrieben Sie mir denn, lieber Tellheim? —

v. Tellheim. Nichts, als was mir die Ehre befiehlt.

Das Fräulein. Das iſt, ein ehrliches Mädchen, die Sie liebt, nicht ſitzen zu laſſen. Freylich befiehlt das die Ehre. Gewiß ich hätte den Brief leſen ſollen. Aber was ich nicht geleſen habe, das höre ich ja.

v. Tellheim. Ja, Sie ſollen es hören —

Das Fräulein. Nein, ich brauch es auch nicht einmal zu hören. Es verſteht ſich von ſelbſt. Sie könnten eines ſo häßlichen Streiches fähig ſeyn, daß Sie mich nun nicht wollten? Wiſſen Sie, daß ich auf Zeit meines Lebens beſchimpft wäre? Meine Landsmänninnen würden mit Fingern auf mich weiſen. — „Das iſt ſie," würde es heißen, „das iſt das Fräulein von Barnhelm, die ſich einbildete, weil ſie reich ſey, den wackern Tellheim zu bekommen: als ob die wackern Männer für Geld zu haben wären!" So würde es heißen: denn meine Landsmänninnen ſind alle neidiſch auf mich. Daß ich reich bin, können ſie nicht leugnen; aber davon wollen ſie nichts wiſſen, daß ich auch ſonſt noch ein ziemlich gutes Mädchen bin, das ſeines Mannes werth iſt. Nicht wahr, Tellheim?

v. Tellheim. Ja, ja, gnädiges Fräulein, daran erkenne ich Ihre Landsmänninnen. Sie werden Ihnen einen abgedankten, an ſeiner Ehre gekränkten Officier, einen Krüppel, einen Bettler, trefflich beneiden.

Das Fräulein. Und das alles wären Sie? Ich hörte ſo was, wenn ich mich nicht irre, ſchon heute Vormittage. Da iſt Böſes und Gutes unter einander. Laſſen Sie uns doch jedes näher beleuchten. — Verabſchiedet ſind Sie? So höre ich. Ich glaubte, Ihr Regiment ſey blos untergeſteckt worden. Wie iſt es gekommen, daß man einen Mann von Ihren Verdienſten nicht beybehalten?

v. Tellheim. Es iſt gekommen, wie es kommen müſſen. Die Großen haben ſich überzeugt, daß ein Soldat aus Neigung für ſie ganz wenig; aus Pflicht nicht viel mehr: aber alles ſeiner eignen Ehre wegen thut. Was können ſie ihm alſo ſchuldig zu ſeyn glauben? Der Friede hat ihnen mehrere meines gleichen entbehrlich gemacht; und am Ende iſt ihnen niemand unentbehrlich.

Das Fräulein. Sie ſprechen, wie ein Mann ſprechen muß, dem die Großen hinwiederum ſehr entbehrlich ſind. Und niemals waren ſie es mehr, als izt. Ich ſage den Großen meinen großen Dank, daß ſie ihre Anſprüche auf einen Mann haben fahren laſſen, den ich doch nur ſehr ungern mit ihnen getheilet hätte. — Ich bin Ihre Gebieterinn, Tellheim; Sie brauchen weiter keinen Herrn. — Sie verabſchiedet zu finden, das Glück hätte ich mir kaum träumen laſſen! — Doch Sie ſind nicht bloß verabſchiedet: Sie ſind noch mehr. Was ſind Sie noch mehr? Ein Krüppel: ſagten Sie? Nun, (indem ſie ihn von oben bis unten betrachtet) der Krüppel iſt doch noch ziemlich ganz und gerade; ſcheinet doch noch ziemlich geſund und ſtark. — Lieber Tellheim, wenn Sie auf den Verluſt Ihrer geſunden Gliedmaaßen betteln zu gehen denken: ſo prophezeye ich Ihnen, daß Sie vor den wenigſten Thüren etwas bekommen werden; ausgenommen vor den Thüren der gutherzigen Mädchen, wie ich.

v. Tellheim. Jetzt höre ich nur das muthwillige Mädchen, liebe Minna.

Das Fräulein. Und ich höre in Ihrem Verweiſe nur das Liebe Minna. — Ich will nicht mehr muthwillig ſeyn. Denn ich beſinne mich, daß Sie allerdings ein kleiner Krüppel ſind. Ein Schuß hat Ihnen den rechten Arm ein wenig gelähmt. — Doch alles wohl überlegt: ſo iſt auch das ſo ſchlimm nicht. Um ſo viel ſichrer bin ich vor Ihren Schlägen.

v. Tellheim. Fräulein!

Das Fräulein. Sie wollen ſagen: Aber Sie um ſo viel weniger vor meinen. Nun, nun, lieber Tellheim, ich hoffe, Sie werden es nicht dazu kommen laſſen.

v. Tellheim. Sie wollen lachen, mein Fräulein. Ich beklage nur, daß ich nicht mit lachen kann.

Das Fräulein. Warum nicht? Was haben Sie denn gegen das Lachen? Kann man denn auch nicht lachend ſehr ernſthaft ſeyn? Li[illegible] Major, das Lachen erhält uns vernünftiger, als der Verdr[illegible] Der Beweis liegt vor uns. Ihre lachende Freundin beurtheilt Ihre Umſtände weit richtiger, als Sie ſelbſt. Weil Sie verabſchiedet ſind, nennen Sie ſich an Ihrer Ehre gekränkt: weil Sie einen Schuß in dem Arme haben, machen Sie ſich zu einem Krüppel. Iſt das ſo recht? Iſt das keine Uebertreibung? Und iſt es meine Einrichtung, daß alle Uebertreibungen des Lächerlichen ſo fähig ſind? Ich wette, wenn ich Ihren Bettler nun vernehme, daß auch dieſer eben ſo wenig Stich halten wird. Sie werden einmal, zweymal, dreymal Ihre Equipage verloren haben; bey dem oder jenem Banquier werden einige Kapitale ietzt mit ſchwinden; Sie werden dieſen und jenen Vorſchuß, den Sie im Dienſte gethan, keine Hoffnung haben, wieder zu erhalten: aber ſind Sie darum ein Bettler? Wenn Ihnen auch nichts übrig geblieben iſt, als was mein Oheim für Sie mitbringt —

v. Tellheim. Ihr Oheim, gnädiges Fräulein, wird für mich nichts mitbringen.

Das Fräulein. Nichts, als die zweytauſend Piſtolen, die Sie unſern Ständen ſo großmüthig vorſchoſſen.

v. Tellheim. Hätten Sie doch nur meinen Brief geleſen, gnädiges Fräulein!

Das Fräulein. Nun ja, ich habe ihn geleſen. Aber was ich über dieſen Punkt darinn geleſen, iſt mir ein wahres Räthſel. Unmöglich kann man Ihnen aus einer edlen Handlung ein Verbrechen machen wollen. — Erklären Sie mir doch, lieber Major —

v. Tellheim. Sie erinnern ſich, gnädiges Fräulein, daß ich Ordre hatte, in den Aemtern Ihrer Gegend die Kontribution mit der äußerſten Strenge baar beyzutreiben. Ich wollte mir dieſe Strenge erſparen, und ſchoß die fehlende Summe ſelbſt vor. —

Das Fräulein. Ja wohl erinnere ich mich. — Ich liebte Sie um dieſer That willen, ohne Sie noch geſehen zu haben.

v. Tellheim. Die Stände gaben mir ihren Wechſel, und dieſen wollte ich, bey Zeichnung des Friedens, unter die zu ratihabirende Schulden eintragen laſſen. Der Wechſel ward für gültig erkannt, aber mir ward das Eigenthum deſſelben ſtreitig gemacht. Man zog ſpöttiſch das Maul, als ich verſicherte, die Valute baar hergegeben zu haben. Man erklärte ihn für eine Beſtechung, für das Gratial der Stände, weil ich ſobald mit ihnen auf die niedrigſte Summe einig geworden war, mit der ich mich nur im äußerſten Nothfalle zu begnügen, Vollmacht hatte. So kam der Wechſel aus meinen Händen, und wenn er bezahlt wird, wird er ſicherlich nicht an mich bezahlt. — Hierdurch, mein Fräulein, halte ich meine Ehre für gekränkt; nicht durch den Abſchied, den ich gefodert haben würde, wenn ich ihn nicht bekommen hätte. — Sie ſind ernſthaft, mein Fräulein? Warum lachen Sie nicht? Ha, ha, ha! Ich lache ja.

Das Fräulein. O, erſticken Sie dieſes Lachen, Tellheim! Ich beſchwöre Sie! Es iſt das ſchreckliche Lachen des Menſchenhaſſes! Nein, Sie ſind der Mann nicht, den eine gute That reuen kann, weil ſie üble Folgen für ihn hat. Nein, unmöglich können dieſe üble Folgen dauren! Die Wahrheit muß an den Tag kommen. Das Zeugniß meines Oheims, aller unſrer Stände —

v. Tellheim. Ihres Oheims! Ihrer Stände! Ha, ha, ha!

Das Fräulein. Ihr Lachen tödtet mich, Tellheim! Wenn Sie an Tugend und Vorſicht glauben, Tellheim, ſo lachen

Sie ſo nicht! Ich habe nie fürchterlicher fluchen hören, als Sie lachen. — Und laſſen Sie uns das Schlimmſte ſetzen! Wenn man Sie hier durchaus verkennen will: ſo kann man Sie bey uns nicht verkennen. Nein, wir können, wir werden Sie nicht verkennen, Tellheim. Und wenn unſere Stände die geringſte Empfindung von Ehre haben, ſo weiß ich was ſie thun müſſen. Doch ich bin nicht klug: was wäre das nöthig? Bilden Sie ſich ein, Tellheim, Sie hätten die zweytauſend Piſtolen an einem wilden Abende verloren. Der König war eine unglückliche Karte für Sie: die Dame (auf ſich weiſend) wird Ihnen deſto günſtiger ſeyn. — Die Vorſicht, glauben Sie mir, hält den ehrlichen Mann immer ſchadlos; und öfters ſchon im voraus. Die That, die Sie einmal um zweytauſend Piſtolen bringen ſollte, erwarb mich Ihnen. Ohne dieſe That, würde ich nie begierig geweſen ſeyn, Sie kennen zu lernen. Sie wiſſen, ich kam uneingeladen in die erſte Geſellſchaft, wo ich Sie zu finden glaubte. Ich kam blos Ihrentwegen. Ich kam in dem feſten Vorſatze, Sie zu lieben, — ich liebte Sie ſchon! — in dem feſten Vorſatze, Sie zu beſitzen, wenn ich Sie auch ſo ſchwarz und häßlich finden ſollte, als den Mohr von Venedig. Sie ſind ſo ſchwarz und häßlich nicht; auch ſo eiferſüchtig werden Sie nicht ſeyn. Aber Tellheim, Tellheim, Sie haben doch noch viel ähnliches mit ihm! O, über die wilden, unbiegſamen Männer, die nur immer ihr ſtieres Auge auf das Geſpenſt der Ehre heften! für alles andere Gefühl ſich verhärten! — Hierher Ihr Auge! auf mich, Tellheim! (der indeß vertieft, und unbeweglich, mit ſtarren Augen immer auf eine Stelle geſehen) Woran denken Sie? Sie hören mich nicht?

v. Tellheim. (zerſtreut) O ja! Aber ſagen Sie mir doch, mein Fräulein: wie kam der Mohr in Venetianiſche Dienſte? Hatte der Mohr kein Vaterland? Warum vermiethete er ſeinen Arm und ſein Blut einem fremden Staate? —

Das Fräulein. (erſchrocken) Wo ſind Sie, Tellheim? — Nun iſt es Zeit, daß wir abbrechen. — Kommen Sie! (indem ſie ihn bey der Hand ergreift) — Franciska, laß den Wagen vorfahren.

v. Tellheim. (der ſich von dem Fräulein los reißt, und der Franciska nachgeht) Nein, Franciska; ich kann nicht die Ehre haben, das Fräulein zu begleiten. — Mein Fräulein, laſſen Sie mir noch heute meinen geſunden Verſtand, und beurlauben Sie mich. Sie ſind auf dem beſten Wege, mich darum zu bringen. Ich ſtemme mich, ſo viel ich kann. — Aber weil ich noch bey Verſtande bin: ſo hören Sie, mein Fräulein, was ich feſt beſchloſſen habe; wovon mich nichts in der Welt abbringen ſoll. — Wenn nicht noch ein glücklicher Wurf für mich im Spiele iſt, wenn ſich das Blatt nicht völlig wendet, wenn —

Das Fräulein. Ich muß Ihnen ins Wort fallen, Herr Major. — Das hätten wir ihm gleich ſagen ſollen, Franciſka. Du erinnerſt mich auch an gar nichts. — Unſer Geſpräch würde ganz anders gefallen ſeyn, Tellheim, wenn ich mit der guten Nachricht angefangen hätte, die Ihnen der Chevalier de la Marliniere nur eben zu bringen kam.

v. Tellheim. Der Chevalier de la Marliniere? Wer iſt das?

Franciſka. Es mag ein ganz guter Mann ſeyn, Herr Major, bis auf —

Das Fräulein. Schweig, Franciſka! — Gleichfalls ein verabſchiedeter Officier, der aus Holländiſchen Dienſten —

v. Tellheim. Ha! der Lieutenant Riccaut!

Das Fräulein. Er verſicherte, daß er Ihr Freund ſey.

v. Tellheim. Ich verſichere, daß ich ſeiner nicht bin.

Das Fräulein. Und daß ihm, ich weiß nicht welcher Miniſter, vertraut habe, Ihre Sache ſey dem glücklichſten Ausgange nahe. Es müſſe ein Königliches Handſchreiben an Sie unterwegens ſeyn. —

v. Tellheim. Wie kämen Riccaut und ein Miniſter zuſammen? — Etwas zwar muß in meiner Sache geſchehen ſeyn. Denn nur itzt erklärte mir der Kriegszahlmeiſter, daß der König alles niedergeſchlagen habe, was wider mich urgiret worden; und daß ich mein ſchriftlich gegebnes Ehrenwort, nicht eher von hier zu gehen, als bis man mich völlig entladen habe, wieder zurücknehmen könne. — Das wird es aber auch alles ſeyn. Man wird mich wollen lauſſen laſſen. Allein man irrt ſich; ich werde nicht lauſſen. Eher ſoll mich hier das äußerſte Elend, vor den Augen meiner Verleumder, verzehren —

Das Fräulein. Hartnäckiger Mann!

v. Tellheim. Ich brauche keine Gnade; ich will Gerechtigkeit. Meine Ehre —

Das Fräulein. Die Ehre eines Mannes, wie Sie —

v. Tellheim. (hitzig) Nein, mein Fräulein, Sie werden von allen Dingen recht gut urtheilen können, nur hierüber nicht. Die Ehre iſt nicht die Stimme unſers Gewiſſens, nicht das Zeugniß weniger Rechtſchaffnen —

Das Fräulein. Nein, nein, ich weiß wohl. — Die Ehre iſt — die Ehre.

v. Tellheim. Kurz, mein Fräulein, — Sie haben mich nicht ausreden laſſen. — Ich wollte ſagen: wenn man mir das Meinige ſo ſchimpflich vorenthält, wenn meiner Ehre nicht die vollkommenſte Genugthuung geſchieht; ſo kann ich, mein Fräulein, der Ihrige nicht ſeyn. Denn ich bin es in den Augen der Welt nicht werth, zu ſeyn. Das Fräulein von Barnhelm verdienet einen unbeſcholtenen Mann. Es iſt eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trägt, ihren Gegenſtand der Verachtung auszuſetzen. Es iſt ein nichtswürdiger Mann, der ſich nicht ſchämet, ſein ganzes Glück einem Frauenzimmer zu verdanken, deſſen blinde Zärtlichkeit —

Das Fräulein. Und das iſt Ihr Ernſt, Herr Major? — (indem ſie ihm plötzlich den Rücken wendet) Franciska!

v. Tellheim. Werden Sie nicht ungehalten, mein Fräulein —

Das Fräulein. (bey Seite zur Franciska) Jetzt wäre es Zeit! Was räthſt du mir, Franciska? —

Franciska. Ich rathe nichts. Aber freylich macht er es Ihnen ein wenig zu bunt. —

v. Tellheim. (der ſie zu unterbrechen kömmt) Sie ſind ungehalten, mein Fräulein —

Das Fräulein. (höhniſch) Ich? im geringſten nicht.

v. Tellheim. Wenn ich Sie weniger liebte, mein Fräulein —

Das Fräulein. (noch in dieſem Tone) O gewiß, es wäre mein Unglück! — Und ſehen Sie, Herr Major, ich will Ihr Unglück auch nicht. — Man muß ganz uneigennützig lieben. — Eben ſo gut, daß ich nicht offenherziger geweſen bin! Vielleicht würde mir Ihr Mitleid gewähret haben, was mir Ihre Liebe verſagt. — (indem ſie den Ring langſam vom Finger zieht)

v. Tellheim. Was meinen Sie damit, Fräulein?

Das Fräulein. Nein, keines muß das andere, weder glücklicher noch unglücklicher machen. So will es die wahre Liebe! Ich glaube Ihnen, Herr Major; und Sie haben zu viel Ehre, als daß Sie die Liebe verkennen ſollten.

v. Tellheim. Spotten Sie, mein Fräulein?

Das Fräulein. Hier! Nehmen Sie den Ring wieder zurück, mit dem Sie mir Ihre Treue verpflichtet. (überreicht ihm den Ring) Es ſey drum! Wir wollen einander nicht gekannt haben.

v. Tellheim. Was höre ich?

Das Fräulein. Und das befremdet Sie? — Nehmen Sie, mein Herr. — Sie haben ſich doch wohl nicht bloß geziert?

v. Tellheim. (indem er den Ring aus ihrer Hand nimmt) Gott! So kann Minna ſprechen! —

Das Fräulein. Sie können der Meinige in Einem Falle nicht ſeyn: ich kann die Ihrige, in keinem ſeyn. Ihr Unglück iſt wahrſcheinlich; meines iſt gewiß. — Leben Sie wohl! (will fort)

v. Tellheim. Wohin, liebſte Minna? —

Das Fräulein. Mein Herr, Sie beſchimpfen mich iezt mit dieſer vertraulichen Benennung.

v. Tellheim. Was iſt Ihnen, mein Fräulein? Wohin?

Das Fräulein. Laſſen Sie mich. — Meine Thränen vor Ihnen zu verbergen, Verräther! (geht ab)

Siebender Auftritt.

v. Tellheim. Franciska.

v. Tellheim. Ihre Thränen? Und ich ſollte ſie laſſen? (will ihr nach)

Franciska. (die ihn zurückhält) Nicht doch, Herr Major! Sie werden ihr ja nicht in ihr Schlafzimmer folgen wollen?

v. Tellheim. Ihr Unglück? Sprach ſie nicht von Unglück?

Franciska. Nun freylich; das Unglück, Sie zu verlieren, nachdem —

v. Tellheim. Nachdem? was nachdem? Hier hinter ſteckt mehr. Was iſt es, Franciska? Rede, ſprich —

Franciska. Nachdem ſie, wollte ich ſagen, — Ihnen ſo vieles aufgeopfert.

v. Tellheim. Mir aufgeopfert?

Franciska. Hören Sie nur kurz. — Es iſt — für Sie recht gut, Herr Major, daß Sie auf dieſe Art von ihr los gekommen ſind. — Warum ſoll ich es Ihnen nicht ſagen? Es kann doch länger kein Geheimniß bleiben. — Wir ſind entflohen! — Der Graf von Bruchſall hat das Fräulein enterbt, weil ſie keinen Mann von ſeiner Hand annehmen wollte. Alles verließ, alles verachtete ſie hierauf. Was ſollten wir thun? Wir entſchloſſen uns, denjenigen aufzuſuchen, dem wir —

v. Tellheim. Ich habe genug. — Komm, ich muß mich zu ihren Füßen werfen.

Franciska. Was denken Sie? Gehen Sie vielmehr, und danken Ihrem guten Geſchicke —

v. Tellheim. Elende! für wen hältſt du mich? — Nein, liebe Franciska, der Rath kam nicht aus deinem Herzen. Vergieb meinem Unwillen!

Franciska. Halten Sie mich nicht länger auf. Ich muß ſehen, was ſie macht. Wie leicht könnte ihr etwas zugeſtoßen ſeyn. — Gehen Sie! Kommen Sie lieber wieder, wenn Sie wieder kommen wollen. (geht dem Fräulein nach)

Achter Auftritt.

v. Tellheim.

Aber Franciska! — O, ich erwarte euch hier! — Nein, das iſt dringender! — Wenn ſie Ernſt ſieht, kann mir ihre Vergebung nicht entſtehen. — Nun brauch ich dich, ehrlicher Werner! — Nein, Minna, ich bin kein Verräther! (eilends ab)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Die Scene, der Saal) **v. Tellheim** von der einen und **Werner** von der andern Seite.

v. Tellheim. Ha, Werner! ich ſuche dich überall. Wo ſteckſt du?

Werner. Und ich habe Sie geſucht, Herr Major; ſo gehts mit dem Suchen. — Ich bringe Ihnen gar eine gute Nachricht.

v. Tellheim. Ah, ich brauche iezt nicht deine Nachrichten: ich brauche dein Geld. Geſchwind, Werner, gieb mir ſo viel du haſt; und dann ſuche ſo viel aufzubringen, als du kannſt.

Werner. Herr Major? — Nun, bey meiner armen Seele, habe ichs doch geſagt: er wird Geld von mir borgen, wenn er ſelber welches zu verleihen hat.

v. Tellheim. Du ſuchſt doch nicht Ausflüchte?

Werner. Damit ich ihm nichts vorzuwerfen habe, ſo nimmt er mirs mit der Rechten, und giebt mirs mit der Linken wieder.

v. Tellheim. Halte mich nicht auf, Werner! — Ich habe den guten Willen, dir es wieder zu geben; aber wenn und wie? — das weiß Gott!

Werner. Sie wiſſen es alſo noch nicht, daß die Hofſtaatskaſſe Ordre hat, Ihnen Ihre Gelder zu bezahlen? Eben erfuhr ich es bey —

v. Tellheim. Was plauderſt du? Was läſſeſt du dir weiß machen? Begreifſt du denn nicht, daß, wenn es wahr wäre, ich es doch wohl am erſten wiſſen müßte? — Kurz, Werner, Geld! Geld!

Werner. Je nu, mit Freuden! hier iſt was! — Das ſind die hundert Louisdor, und das die hundert Dukaten. — (giebt ihm beides)

v. Tellheim. Die hundert Louisdor, Werner, geh und bringe Juſten. Er ſoll ſogleich den Ring wieder einlöſen, den er heute früh verſetzt hat. — Aber wo wirſt du mehr hernehmen, Werner? — Ich brauche weit mehr.

Werner. Dafür laſſen Sie mich ſorgen. — Der Mann, der mein Gut gekauft hat, wohnt in der Stadt. Der Zahlungstermin wäre zwar erſt in vierzehn Tagen; aber das Geld liegt parat, und ein halb Procentchen Abzug —

v. Tellheim. Nun ja, lieber Werner! — Siehſt du, daß ich meine einzige Zuflucht zu dir nehme? — Ich muß dir auch alles vertrauen. Das Fräulein hier, — du haſt ſie geſehn, — iſt unglücklich —

Werner. O Jammer!

v. Tellheim. Aber morgen iſt ſie meine Frau —

Werner. O Freude!

v. Tellheim. Und übermorgen, geh ich mit ihr fort. Ich darf fort; ich will fort. Lieber hier alles im Stiche gelaſſen! Wer weiß, wo mir ſonſt ein Glück aufgehoben iſt. Wenn du willſt, Werner, ſo komm mit. Wir wollen wieder Dienſte nehmen.

Werner. Wahrhaftig? — Aber doch wos Krieg giebt, Herr Major?

v. Tellheim. Wo ſonſt? — Geh, lieber Werner, wir ſprechen davon weiter.

Werner. O Herzensmajor! — Uebermorgen? Warum nicht lieber morgen? — Ich will ſchon alles zuſammenbringen. — In Perſien, Herr Major, giebts einen trefflichen Krieg; was meinen Sie?

v. Tellheim. Wir wollen das überlegen; geh nur, Werner! —

Werner. Juchhe! es lebe der Prinz Heraklius! (geht ab)

Zweyter Auftritt.

v. Tellheim.

Wie iſt mir? — Meine ganze Seele hat neue Triebfedern bekommen. Mein eignes Unglück ſchlug mich nieder; machte mich ärgerlich, kurzſichtig, ſchüchtern, läßig: ihr Unglück hebt mich empor, ich ſehe wieder frey um mich, und fühle mich willig und ſtark, alles für ſie zu unternehmen — Was verweile ich? (will nach dem Zimmer des Fräuleins, aus dem ihm Franciska entgegen kömmt.)

Dritter Auftritt.

Franciska. v. Tellheim.

Franciska. Sind Sie es doch? — Es war mir, als ob ich Ihre Stimme hörte. — Was wollen Sie, Herr Major?

v. Tellheim. Was ich will? — Was macht dein Fräulein? — Komm! —

Franciska. Sie will den Augenblick ausfahren.

v. Tellheim. Und allein? ohne mich? wohin?

Franciska. Haben Sie vergeſſen, Herr Major? —

v. Tellheim. Biſt du nicht klug, Franciska? — Ich habe ſie gereizt, und ſie ward empfindlich: ich werde ſie um Vergebung bitten, und ſie wird mir vergeben.

Franciska. Wie? — Nachdem Sie den Ring zurückgenommen, Herr Major?

v. Tellheim. Ha! — das that ich in der Betäubung. — Jetzt denk ich erſt wieder an den Ring. — Wo habe ich ihn hingeſteckt? — (er ſucht ihn) Hier iſt er.

Franciska. Iſt er das? (indem er ihn wieder einſteckt, bey Seite) Wenn er ihn doch genauer beſehen wollte!

v. Tellheim. Sie drang mir ihn auf, mit einer Bitterkeit — Ich habe dieſe Bitterkeit ſchon vergeſſen. Ein volles Herz kann die Worte nicht wägen. — Aber ſie wird ſich auch keinen Augenblick weigern, den Ring wieder anzunehmen. — Und habe ich nicht noch ihren?

Franciska. Den erwartet ſie dafür zurück. — Wo haben Sie ihn denn, Herr Major? Zeigen Sie mir ihn doch.

v. Tellheim. (etwas verlegen) Ich habe — ihn anzuſtecken vergeſſen. — Juſt — Juſt wird mir ihn gleich nachbringen.

Franciska. Es iſt wohl einer ziemlich wie der andere; laſſen Sie mich doch dieſen ſehen; ich ſehe ſo was gar zu gern.

v. Tellheim. Ein andermal, Franciska. Jetzt komm —

Franciska. (bey Seite) Er will ſich durchaus nicht aus ſeinem Irrthume bringen laſſen.

v. Tellheim. Was ſagſt du? Irrthume?

Franciska. Es iſt ein Irrthum, ſag ich, wenn Sie meynen, daß das Fräulein doch noch eine gute Partie ſey. Ihr eignes Vermögen iſt gar nicht beträchtlich; durch ein wenig eigennützige Rechnungen können es ihr die Vormünder völlig zu Waſſer machen. Sie erwartete alles von dem Oheim; aber dieſer grauſame Oheim —

v. Tellheim. Laß ihn doch! — Bin ich nicht Manns genug, ihr einmal alles zu erſetzen? —

Franciska. Hören Sie? Sie klingelt; ich muß herein.

v. Tellheim. Ich gehe mit dir.

Franciska. Um des Himmels willen nicht! Sie hat mir ausdrücklich verbothen, mit Ihnen zu ſprechen. Kommen Sie wenigſtens mir erſt nach. — (geht herein)

Vierter Auftritt.

v. Tellheim.

(ihr nachrufend) Melde mich ihr! — Sprich für mich, Franciska! — Ich folge dir ſogleich! — Was werde ich ihr ſagen? — Wo das Herz reden darf, braucht es keiner Vorbereitung. — Das einzige möchte eine ſtudierte Wendung bedürfen: ihre Zurückhaltung, ihre Bedenklichkeit, ſich als unglücklich in meine Arme zu werfen; ihre Befliſſenheit, mir ein Glück vorzuſpiegeln, daß ſie durch mich verloren hat. Dieſes Mißtrauen in meine Ehre, in ihren eignen Werth, vor ihr ſelbſt zu entſchuldigen, vor ihr ſelbſt — Vor mir iſt es ſchon entſchuldiget! — Ha! hier kömmt ſie. —

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska. v. Tellheim.

Das Fräulein. (im Heraustreten, als ob ſie den Major nicht gewahr würde) Der Wagen iſt doch vor der Thüre, Franciska? — Meinen Fächer! —

v. Tellheim. (auf ſie zu) Wohin, mein Fräulein?

Das Fräulein. (mit einer affektirten Kälte) Aus, Herr Major. — Ich errathe, warum Sie ſich nochmals her bemühet haben: mir auch meinen Ring wieder zurück zu geben. — Wohl, Herr Major; haben Sie nur die Güte, ihn der Franciska einzuhändigen. — Franciska, nimm dem Herrn Major den Ring ab! — Ich habe keine Zeit zu verlieren. (will fort)

v. Tellheim. (der ihr vortritt) Mein Fräulein! — Ah, was habe ich erfahren, mein Fräulein! Ich war ſo vieler Liebe nicht werth.

Das Fräulein. So, Franciska? Du haſt dem Herrn Major — —

Franciska. Alles entdeckt.

v. Tellheim. Zürnen Sie nicht auf mich, mein Fräulein. Ich bin kein Verräther. Sie haben um mich, in den Augen der Welt, viel verloren, aber nicht in meinen. In meinen Augen haben Sie unendlich durch dieſen Verluſt gewonnen. Er war Ihnen noch zu neu; Sie fürchteten, er möchte einen allzunachtheiligen Eindruck auf mich machen; Sie wollten mir ihn vors erſte verbergen. Ich beſchwere mich nicht über dieſes Mißtrauen. Es entſprang aus dem Verlangen, mich zu erhalten. Dieſes Verlangen iſt mein Stolz! Sie fanden mich ſelbſt unglücklich; und Sie wollten Unglück nicht mit Unglück häuffen. Sie konnten nicht vermuthen, wie ſehr mich Ihr Unglück über das meinige hinaus ſetzen würde.

Das Fräulein. Alles recht gut, Herr Major! Aber es iſt nun einmal geſchehen. Ich habe Sie Ihrer Verbindlichkeit erlaſſen; Sie haben durch Zurücknehmung des Ringes —

v. Tellheim. In nichts gewilliget! — Vielmehr halte ich mich iezt für gebundener, als jemals. — Sie ſind die Meinige, Minna, auf ewig die Meinige. (zieht den Ring heraus) Hier, empfangen Sie es zum zweytenmale, das Unterpfand meiner Treue —

Das Fräulein. Ich dieſen Ring wiedernehmen? dieſen Ring?

v. Tellheim. Ja, liebſte Minna, ja!

Das Fräulein. Was muthen Sie mir zu? dieſen Ring?

v. Tellheim. Dieſen Ring nahmen Sie das erſtemal aus meiner Hand, als unſer beider Umſtände einander gleich, und glücklich waren. Sie ſind nicht mehr glücklich, aber wiederum einander gleich. Gleichheit iſt immer das feſteſte Band der Liebe. — Erlauben Sie, liebſte Minna! — (ergreift ihre Hand, um ihr den Ring anzuſtecken)

Das Fräulein. Wie? mit Gewalt, Herr Major? — Nein, da iſt keine Gewalt in der Welt, die mich zwingen ſoll, dieſen Ring wieder anzunehmen! — — Meynen Sie etwa, daß es mir an einem Ringe fehlt? — O, Sie ſehen ja wohl, (auf ihren Ring zeigend) daß ich hier noch einen habe, der Ihrem nicht das geringſte nachgiebt? —

Franciska. Wenn er es noch nicht merkt! —

v. Tellheim. (indem er die Hand des Fräuleins fahren läßt) Was iſt das? — Ich ſehe das Fräulein von Barnhelm, aber ich höre es nicht. — Sie zieren ſich, mein Fräulein. — Vergeben Sie, daß ich Ihnen dieſes Wort nachbrauche.

Das Fräulein. (in ihrem wahren Ton) Hat Sie dieſes Wort beleidiget, Herr Major?

v. Tellheim. Es hat mir weh gethan.

Das Fräulein. (gerührt) Das ſollte es nicht, Tellheim. — Verzeihen Sie mir, Tellheim.

v. Tellheim. Ha, dieſer vertrauliche Ton ſagt mir, daß Sie wieder zu ſich kommen, mein Fräulein; daß Sie mich noch lieben, Minna. —

Franciska. (herausplatzend) Bald wäre der Spaß auch zu weit gegangen. —

Das Fräulein. (gebieteriſch) Ohne dich in unſer Spiel zu mengen, Franciska, wenn ich bitten darf! —

Franciska. (bey Seite und betroffen) Noch nicht genug?

Das Fräulein. Ja, mein Herr; es wäre weibliche Eitelkeit, mich kalt und höhniſch zu ſtellen. Weg damit! Sie verdienen es, mich eben ſo wahrhaft zu finden, als Sie ſelbſt ſind. — Ich liebe Sie noch, Tellheim, ich liebe Sie noch; aber dem ohngeachtet —

v. Tellheim. Nicht weiter, liebſte Minna, nicht weiter! (ergreift ihre Hand nochmals, ihr den Ring anzuſtecken.)

Das Fräulein. (die ihre Hand zurück zieht) Dem ohngeachtet, — um ſo viel mehr werde ich dieſes nimmermehr geſchehen laſſen; nimmermehr! — Wo denken Sie hin, Herr Major? — Ich meynte, Sie hätten an Ihrem eigenen Unglücke genug. — Sie müſſen hier bleiben; Sie müſſen ſich die allervollſtändigſte Genugthuung — ertrotzen. Ich weiß in der Geſchwindigkeit kein ander Wort. — Ertrotzen, — und ſollte Sie auch das äußerſte Elend, vor den Augen Ihrer Verleumder, darüber verzehren!

v. Tellheim. So dacht ich, ſo ſprach ich, als ich nicht wußte, was ich dachte und ſprach. Aergerniß und verbiſſene Wuth hatten meine ganze Seele umnebelt; die Liebe ſelbſt, in dem volleſten Glanze des Glückes, konnte ſich darinn nicht Tag ſchaffen. Aber ſie ſendet ihre Tochter, das Mitleid, die, mit dem finſtern Schmerze vertrauter, die Nebel zerſtreuet und alle Zugänge meiner Seele den Eindrücken der Zärtlichkeit wiederum öffnet. Der Trieb der Selbſterhaltung erwacht, da ich etwas Koſtbarers zu erhalten habe, als mich, und es durch mich zu erhalten habe. Laſſen Sie ſich, mein Fräulein, das Wort Mitleid nicht beleidigen. Von der unſchuldigen Urſache unſers Unglücks, können wir es ohne Erniedrigung hören.

Ich bin dieſe Urſache; durch mich, Minna, verlieren Sie Freunde und Anverwandte, Vermögen und Vaterland. Durch mich, in mir müſſen Sie alles dieſes wiederfinden, oder ich habe das Verderben der Liebenswürdigſten Ihres Geſchlechts auf meiner Seele. Laſſen Sie mich keine Zukunft denken, wo ich mich ſelbſt haſſen müßte. — Nein, nichts ſoll mich hier länger halten. Von dieſem Augenblicke an, will ich dem Unrechte, das mir hier wiederfährt, nichts als Verachtung entgegen ſetzen. Iſt dieſes Land die Welt? Geht hier allein die Sonne auf? Wo darf ich nicht hinkommen? Welche Dienſte wird man mir verweigern? Und müßte ich ſie unter dem entfernteſten Himmel ſuchen: folgen Sie mir nur getroſt, liebſte Minna; es ſoll uns an nichts fehlen. — Ich habe einen Freund, der mich gern unterſtützet. —

Sechſter Auftritt.

Ein Feldjäger. v. Tellheim. Das Fräulein. Franciska.

Franciska. (indem ſie den Feldjäger gewahr wird) St! Herr Major —

v. Tellheim. (gegen den Feldjäger) Zu wem wollen Sie?

Der Feldjäger. Ich ſuche den Herrn Major von Tellheim. — Ah, Sie ſind es ja ſelbſt. Mein Herr Major, dieſes Königliche Handſchreiben (das er aus ſeiner Brieftaſche nimmt) habe ich an Sie zu übergeben.

v. Tellheim. An mich?

Der Feldjäger. Zufolge der Aufſchrift —

Das Fräulein. Franciska, hörſt du? — Der Chevalier hat doch wahr geredet!

Der Feldjäger. (indem Tellheim den Brief nimmt) Ich bitte um Verzeihung, Herr Major; Sie hätten es bereits geſtern erhalten ſollen; aber es iſt mir nicht möglich geweſen, Sie auszufragen. Erſt heute, auf der Parade, habe ich Ihre Wohnung von dem Lieutenant Riccaut erfahren.

Franciska. Gnädiges Fräulein, hören Sie? — Das iſt des Chevaliers Miniſter. — „Wie heißen der Miniſter, da draus auf die breite Platz?“ —

v. Tellheim. Ich bin Ihnen für Ihre Mühe ſehr verbunden.

Der Feldjäger. Es iſt meine Schuldigkeit, Herr Major. (geht ab)

Siebender Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein. Franciska.

v. Tellheim. Ah, mein Fräulein, was habe ich hier? Was enthält dieſes Schreiben?

Das Fräulein. Ich bin nicht befugt, meine Neugierde ſo weit zu erſtrecken.

v. Tellheim. Wie? Sie trennen mein Schickſal noch von dem Ihrigen? — Aber warum ſteh ich an, es zu erbrechen? — Es kann mich nicht unglücklicher machen, als ich bin; nein, liebſte Minna, es kann uns nicht unglücklicher machen; — wohl aber glücklicher! — Erlauben Sie, mein Fräulein! (erbricht und lieſet den Brief, indeß daß der Wirth an die Scene geſchlichen kömmt.)

Achter Auftritt.

Der Wirth. Die Vorigen.

Der Wirth. (gegen die Franciska) Bſt! mein ſchönes Kind! auf ein Wort!

Franciska. (die ſich ihm nähert) Herr Wirth? — Gewiß, wir wiſſen ſelbſt noch nicht, was in dem Briefe ſteht.

Der Wirth. Wer will vom Briefe wiſſen? — Ich komme des Ringes wegen. Das gnädige Fräulein muß mir ihn gleich wiedergeben. Juſt iſt da, er ſoll ihn wieder einlöſen.

Das Fräulein. (die ſich indeß gleichfalls dem Wirthe genähert) Sagen Sie Juſten nur, daß er ſchon eingelöſet ſey; und ſagen Sie ihm nur von wem; von mir.

Der Wirth. Aber —

Das Fräulein. Ich nehme alles auf mich; gehen Sie doch! (der Wirth geht ab)

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein. Franciska.

Franciska. Und nun, gnädiges Fräulein, laſſen Sie es mit dem armen Major gut ſeyn.

Das Fräulein. O, über die Vorbitterinn! Als ob der Knoten ſich nicht von ſelbſt bald löſen müßte.

v. Tellheim. (nachdem er geleſen, mit der lebhafteſten Rührung) Ha! er hat ſich auch hier nicht verleugnet! — O, mein Fräulein, welche Gerechtigkeit! — welche Gnade! — Das iſt mehr, als ich erwartet! — Mehr, als ich verdiene! — Mein Glück, meine Ehre, alles iſt wiederhergeſtellt! — Ich träume doch nicht? (indem er wieder in den Brief ſieht, als um ſich nochmals zu überzeugen) Nein, kein Blendwerk meiner Wünſche! — Leſen Sie ſelbſt, mein Fräulein; leſen Sie ſelbſt!

Das Fräulein. Ich bin nicht ſo unbeſcheiden, Herr Major.

v. Tellheim. Unbeſcheiden? Der Brief iſt an mich; an Ihren Tellheim, Minna. Er enthält, — was Ihnen Ihr Oheim nicht nehmen kann. Sie müſſen ihn leſen; leſen Sie doch!

Das Fräulein. Wenn Ihnen ein Gefalle damit geſchieht, Herr Major — (ſie nimmt den Brief und lieſet)

„Mein lieber Major von Tellheim!

„Ich thue Euch zu wiſſen, daß der Handel, der mich um
„Eure Ehre beſorgt machte, ſich zu Eurem Vortheil aufgekläret hat.
„Mein Bruder war des Nähern davon unterrichtet,
„und ſein Zeugniß hat Euch für mehr als unſchuldig erkläret.
„Die Hofſtaatskaſſe hat Ordre, Euch den bewußten Wechſel
„wieder auszuliefern, und die gethanen Vorſchüſſe zu bezahlen;
„auch habe ich befohlen, daß alles, was die Feldkriegskaſſen
„wider Eure Rechnungen urgiren, niedergeſchlagen werde. Meldet
„mir, ob Euch Eure Geſundheit erlaubet, wieder Dienſte
„zu nehmen. Ich möchte nicht gern einen Mann von Eurer
„Bravour und Denkungsart entbehren. Ich bin Euer wohlaffektionirter
„König ꝛc.“

v. Tellheim. Nun, was ſagen Sie hierzu, mein Fräulein?

Das Fräulein. (indem ſie den Brief wieder zuſammenſchlägt, und zurückgiebt) Ich? nichts.

v. Tellheim. Nichts?

Das Fräulein. Doch ja: daß Ihr König, der ein großer Mann iſt, auch wohl ein guter Mann ſeyn mag. — Aber was geht mich das an? Er iſt nicht mein König.

v. Tellheim. Und ſonſt ſagen Sie nichts? Nichts von Rückſicht auf uns ſelbſt?

Das Fräulein. Sie treten wieder in ſeine Dienſte; der

Herr Major wird Oberſtlieutenant, Oberſter vielleicht. Ich gratulire von Herzen.

v. Tellheim. Und Sie kennen mich nicht beſſer? — Nein, da mir das Glück ſoviel zurückgiebt, als genug iſt, die Wünſche eines vernünftigen Mannes zu befriedigen, ſoll es einzig von meiner Minna abhangen, ob ich ſonſt noch jemanden wieder zugehören ſoll, als Ihr. Ihrem Dienſte allein ſey mein ganzes Leben gewidmet! Die Dienſte der Großen ſind gefährlich, und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die ſie koſten. Minna iſt keine von den Eiteln, die in ihren Männern nichts als den Titel und die Ehrenſtelle lieben. Sie wird mich um mich ſelbſt lieben; und ich werde um ſie die ganze Welt vergeſſen. Ich ward Soldat, aus Partheylichkeit, ich weiß ſelbſt nicht für welche politiſche Grundſätze, und aus der Grille, daß es für jeden ehrlichen Mann gut ſey, ſich in dieſem Stande eine Zeitlang zu verſuchen, um ſich mit allem, was Gefahr heißt, vertraulich zu machen, und Kälte und Entſchloſſenheit zu lernen. Nur die äußerſte Noth hätte mich zwingen können, aus dieſem Verſuche eine Beſtimmung, aus dieſer gelegentlichen Beſchäftigung ein Handwerk zu machen. Aber nun, da mich nichts mehr zwingt, nun iſt mein ganzer Ehrgeitz wiederum einzig und allein, ein ruhiger und zufriedner Menſch zu ſeyn. Der werde ich mit Ihnen, liebſte Minna, unfehlbar werden; der werde ich in Ihrer Geſellſchaft unveränderlich bleiben. — Morgen verbinde uns das heiligſte Band; und ſodann wollen wir um uns ſehen, und wollen in der ganzen weiten bewohnten Welt den ſtillſten, heiterſten, lachendſten Winkel ſuchen, dem zum Paradieſe nichts fehlt, als ein glückliches Paar. Da wollen wir wohnen; da ſoll jeder unſrer Tage — Was iſt Ihnen, mein Fräulein? (die ſich unruhig hin und her wendet, und ihre Rührung zu verbergen ſucht)

Das Fräulein. (ſich faſſend) Sie ſind ſehr grauſam, Tellheim, mir ein Glück ſo reitzend darzuſtellen, dem ich entſagen muß. Mein Verluſt —

v. Tellheim. Ihr Verluſt? — Was nennen Sie Ihren Verluſt? Alles, was Minna verlieren konnte, iſt nicht Minna. Sie ſind noch das ſüßeſte, lieblichſte, holdſeligſte, beſte Geſchöpf unter der Sonne; ganz Güte und Großmuth, ganz Unſchuld und Freude! — Dann und wann ein kleiner Muthwille; hier und da ein wenig Eigenſinn — Deſto beſſer! deſto beſſer! Minna wäre ſonſt ein Engel, den ich mit Schaudern verehren müßte, den ich nicht lieben könnte. (ergreift ihre Hand, ſie zu küſſen)

Das Fräulein. (die ihre Hand zurück zieht) Nicht ſo, mein Herr! — Wie auf einmal ſo verändert? — Iſt dieſer ſchmeichelnde, ſtürmiſche Liebhaber der kalte Tellheim? — Konnte nur ſein wiederkehrendes Glück ihn in dieſes Feuer ſetzen? — Er erlaube mir, daß ich, bey ſeiner fliegenden Hitze, für uns beide Ueberlegung behalte. — Als er ſelbſt überlegen konnte, hörte ich ihn ſagen; es ſey eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trage, ihren Gegenſtand der Verachtung auszuſetzen. — Recht; aber ich beſtrebe mich einer eben ſo reinen und edeln Liebe, als er. — Jetzt, da ihn die Ehre ruft, da ſich ein großer Monarch um ihn bewirbt, ſollte ich zugeben, daß er ſich verliebten Träumereyen mit mir überließe? daß der ruhmvolle Krieger in einen tändelnden Schäfer ausarte? — Nein, Herr Major, folgen Sie dem Wink Ihres beſſern Schickſals —

v. Tellheim. Nun wohl! Wenn Ihnen die große Welt reitzender iſt, Minna, — wohl! ſo behalte uns die große Welt! — Wie klein, wie armſelig iſt dieſe große Welt! — Sie kennen ſie nur erſt von ihrer Flitterſeite. Aber gewiß, Minna, Sie werden — Es ſey! Bis dahin, wohl! Es ſoll Ihren Vollkommenheiten nicht an Bewundrern fehlen, und meinem Glücke wird es nicht an Neidern gebrechen.

Das Fräulein. Nein, Tellheim, ſo iſt es nicht gemeynt! Ich weiſe Sie in die große Welt, auf die Bahn der Ehre zurück, ohne Ihnen dahin folgen zu wollen. — Dort braucht Tellheim eine unbeſcholtene Gattin! Ein Sächſiſches verlaufenes Fräulein, das ſich ihm an den Kopf geworfen —

v. Tellheim. (auffahrend und wild um ſich ſehend) Wer darf ſo ſprechen? — Ah, Minna, ich erſchrecke vor mir ſelbſt, wenn ich mir vorſtelle, daß jemand anders dieſes geſagt hätte, als Sie. Meine Wuth gegen ihn würde ohne Grenzen ſeyn.

Das Fräulein. Nun da! Das eben beſorge ich. Sie würden nicht die geringſte Spötterey über mich dulden, und doch würden Sie täglich die bitterſten einzunehmen haben. — Kurz;

hören Sie alſo, Tellheim, was ich feſt beſchloſſen, wovon mich nichts in der Welt abbringen ſoll —

v. Tellheim. Ehe Sie ausreden, Fräulein, — ich beſchwöre Sie, Minna! — überlegen Sie es noch einen Augenblick, daß Sie mir das Urtheil über Leben und Tod ſprechen! —

Das Fräulein. Ohne weitere Ueberlegung! — So gewiß ich Ihnen den Ring zurückgegeben, mit welchem Sie mir ehemals Ihre Treue verpflichtet, ſo gewiß Sie dieſen nehmlichen Ring zurückgenommen: ſo gewiß ſoll die unglückliche Barnhelm die Gattin des glücklichern Tellheims nie werden!

v. Tellheim. Und hiermit brechen Sie den Stab, Fräulein?

Das Fräulein. Gleichheit iſt allein das feſte Band der Liebe. — Die glückliche Barnhelm wünſchte, nur für den glücklichen Tellheim zu leben. Auch die unglückliche Minna hätte ſich endlich überreden laſſen, das Unglück ihres Freundes durch ſich, es ſey zu vermehren, oder zu lindern. — Er bemerkte es ja wohl, ehe dieſer Brief ankam, der alle Gleichheit zwiſchen uns wieder aufhebt, wie ſehr zum Schein ich mich nur noch weigerte.

v. Tellheim. Iſt das wahr, mein Fräulein? — Ich danke Ihnen, Minna, daß Sie den Stab noch nicht gebrochen. — Sie wollen nur den unglücklichen Tellheim? Er iſt zu haben. (kalt) Ich empfinde eben, daß es mir unanſtändig iſt, dieſe ſpäte Gerechtigkeit anzunehmen; daß es beſſer ſeyn wird, wenn ich das, was man durch einen ſo ſchimpflichen Verdacht entehret hat, gar nicht wiederverlange. — Ja; ich will den Brief nicht bekommen haben. Das ſey alles, was ich darauf antworte und thue! (im Begriffe, ihn zu zerreiſſen)

Das Fräulein. (das ihm in die Hände greift) Was wollen Sie, Tellheim?

v. Tellheim. Sie beſitzen.

Das Fräulein. Halten Sie!

v. Tellheim. Fräulein, er iſt unfehlbar zerriſſen, wenn Sie nicht bald ſich anders erklären. — Alsdann wollen wir doch ſehen, was Sie noch wider mich einzuwenden haben!

Das Fräulein. Wie? in dieſem Tone? — So ſoll ich, ſo muß ich in meinen eignen Augen verächtlich werden? Nimmermehr! Es iſt eine nichtswürdige Kreatur, die ſich nicht ſchämet, ihr ganzes Glück der blinden Zärtlichkeit eines Mannes zu verdanken!

v. Tellheim. Falſch, grundfalſch!

Das Fräulein. Wollen Sie es wagen, Ihre eigne Rede in meinem Munde zu ſchelten?

v. Tellheim. Sophiſtinn! So entehrt ſich das ſchwächere Geſchlecht durch alles, was dem ſtärkern nicht anſteht? So ſoll ſich der Mann alles erlauben, was dem Weibe geziemet? Welches beſtimmte die Natur zur Stütze des andern?

Das Fräulein. Beruhigen Sie ſich, Tellheim! — Ich werde nicht ganz ohne Schutz ſeyn, wenn ich ſchon die Ehre des Ihrigen ausſchlagen muß. So viel muß mir immer noch werden, als die Noth erfodert. Ich habe mich bey unſerm Geſandten melden laſſen. Er will mich noch heute ſprechen. Hoffentlich wird er ſich meiner annehmen. Die Zeit verfließt. Erlauben Sie, Herr Major —

v. Tellheim. Ich werde Sie begleiten, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Nicht doch, Herr Major; laſſen Sie mich —

v. Tellheim. Eher ſoll Ihr Schatten Sie verlaſſen! Kommen Sie nur, mein Fräulein; wohin Sie wollen; zu wem Sie wollen. Ueberall, an Bekannte und Unbekannte, will ich es erzehlen, in Ihrer Gegenwart des Tages hundertmal erzehlen, welche Bande Sie an mich verknüpfen, aus welchem grauſamen Eigenſinne Sie dieſe Bande trennen wollen —

Zehnter Auftritt.

Juſt. Die Vorigen.

Juſt. (mit Ungeſtüm) Herr Major! Herr Major!

v. Tellheim. Nun?

Juſt. Kommen Sie doch geſchwind, geſchwind!

v. Tellheim. Was ſoll ich? Zu mir her! Sprich, was iſts?

Juſt. Hören Sie nur — (redet ihm heimlich ins Ohr)

Das Fräulein. (indeß bey Seite zur Franciska) Merkſt Du was, Franciska?

Franciska. O, Sie Unbarmherzige! Ich habe hier geſtanden, wie auf Kohlen!

v. Tellheim. (zu Juſten) Was ſagſt du? — Das iſt nicht möglich! — Sie? (indem er das Fräulein wild anblickt) — Sag es laut; ſag es ihr ins Geſicht! — Hören Sie doch, mein Fräulein! —

Juſt. Der Wirth ſagt, das Fräulein von Barnhelm habe den Ring, welchen ich bey ihm verſetzt, zu ſich genommen; ſie habe ihn für den ihrigen erkannt, und wolle ihn nicht wieder herausgeben. —

v. Tellheim. Iſt das wahr, mein Fräulein? — Nein, das kann nicht wahr ſeyn!

Das Fräulein. (lächelnd) Und warum nicht, Tellheim? — Warum kann es nicht wahr ſeyn?

v. Tellheim. (heftig) Nun, ſo ſey es wahr! — Welch ſchreckliches Licht, das mir auf einmal aufgegangen! — Nun erkenne ich Sie, die Falſche, die Ungetreue!

Das Fräulein. (erſchrocken) Wer? wer iſt dieſe Ungetreue?

v. Tellheim. Sie, die ich nicht mehr nennen will!

Das Fräulein. Tellheim!

v. Tellheim. Vergeſſen Sie meinen Namen! — Sie kamen hierher, mit mir zu brechen. Es iſt klar! — Daß der Zufall ſo gern dem Treuloſen zu Statten kömmt! Er führte Ihnen Ihren Ring in die Hände. Ihre Argliſt wußte mir den meinigen zuzuſchanzen.

Das Fräulein. Tellheim, was für Geſpenſter ſehen Sie! Faſſen Sie ſich doch, und hören Sie mich.

Franciska. (vor ſich) Nun mag ſie es haben!

Eilfter Auftritt.

Werner (mit einem Beutel Geld) **v. Tellheim. Das Fräulein. Franciska. Juſt.**

Werner. Hier bin ich ſchon, Herr Major —

v. Tellheim. (ohne ihn anzuſehen) Wer verlangt dich? —

Werner. Hier iſt Geld; tauſend Piſtolen!

v. Tellheim. Ich will ſie nicht!

Werner. Morgen können Sie, Herr Major, über noch einmal ſo viel befehlen.

v. Tellheim. Behalte dein Geld!

Werner. Es iſt ja Ihr Geld, Herr Major. — Ich glaube, Sie ſehen nicht, mit wem Sie ſprechen?

v. Tellheim. Weg damit! ſag ich.

Werner. Was fehlt Ihnen? — Ich bin Werner.

v. Tellheim. Alle Güte iſt Verſtellung; alle Dienſtfertigkeit Betrug.

Werner. Gilt das mir?

v. Tellheim. Wie Du willſt!

Werner. Ich habe ja nur Ihren Befehl vollzogen. —

v. Tellheim. So vollziehe auch den, und packe dich!

Werner. Herr Major! (ärgerlich) ich bin ein Menſch —

v. Tellheim. Da biſt du was rechts!

Werner. Der auch Galle hat —

v. Tellheim. Gut! Galle iſt noch das beſte, was wir haben.

Werner. Ich bitte Sie, Herr Major, —

v. Tellheim. Wie vielmal ſoll ich dir es ſagen? Ich brauche dein Geld nicht!

Werner. (zornig) Nun ſo brauch es, wer da will! (indem er ihm den Beutel vor die Füße wirft, und bey Seite geht)

Das Fräulein. (zur Franciska) Ah, liebe Franciska, ich hätte dir folgen ſollen. Ich habe den Scherz zu weit getrieben. — Doch er darf mich ja nur hören — (auf ihn zugehend)

Franciska. (die, ohne dem Fräulein zu antworten, ſich Wernern nähert) Herr Wachtmeiſter! —

Werner. (mürriſch) Geh Sie! —

Franciska. Hu! was ſind das für Männer!

Das Fräulein. Tellheim! — Tellheim! (der vor Wuth an den Fingern naget, das Geſicht wegwendet, und nichts höret) — Nein, das iſt zu arg! — Hören Sie mich doch! — Sie betrügen ſich! — Ein bloßes Mißverſtändniß, — Tellheim! — Sie wollen Ihre Minna nicht hören? — Können Sie einen ſolchen Verdacht faſſen? — Ich mit Ihnen brechen wollen? — Ich darum hergekommen? — Tellheim!

Zwölfter Auftritt.

Zwey Bediente, nach einander, von verſchiedenen Seiten über den Saal laufend. Die Vorigen.

Der eine Bediente. Gnädiges Fräulein, Ihro Excellenz, der Graf! —

Der andere Bediente. Er kömmt, gnädiges Fräulein! —

Franciſka. (die ans Fenſter gelaufen) Er iſt es! er iſt es!

Das Fräulein. Iſt ers? — O nun geſchwind, Tellheim —

v. Tellheim. (auf einmal zu ſich ſelbſt kommend) Wer? wer kömmt? Ihr Oheim, Fräulein? dieſer grauſame Oheim? — Laſſen Sie ihn nur kommen; laſſen Sie ihn nur kommen! — Fürchten Sie nichts! Er ſoll Sie mit keinem Blicke beleidigen dürfen! Er hat es mit mir zu thun. — Zwar verdienen Sie es um mich nicht —

Das Fräulein. Geſchwind umarmen Sie mich, Tellheim, und vergeſſen Sie alles —

v. Tellheim. Ha, wenn ich wüßte, daß Sie es bereuen könnten! —

Das Fräulein. Nein, ich kann es nicht bereuen, mir den Anblick Ihres ganzen Herzens verſchafft zu haben! — Ah, was ſind Sie für ein Mann! — Umarmen Sie Ihre Minna, Ihre glückliche Minna! aber durch nichts glücklicher, als durch Sie! (ſie fällt ihm in die Arme) Und nun, ihm entgegen! —

v. Tellheim. Wem entgegen?

Das Fräulein. Dem beſten Ihrer unbekannten Freunde.

v. Tellheim. Wie?

Das Fräulein. Dem Grafen, meinem Oheim, meinem Vater, Ihrem Vater. — — Meine Flucht, ſein Unwille, meine Enterbung; — hören Sie denn nicht, daß alles erdichtet iſt? — Leichtgläubiger Ritter!

v. Tellheim. Erdichtet? — Aber der Ring? der Ring?

Das Fräulein. Wo haben Sie den Ring, den ich Ihnen zurückgegeben?

v. Tellheim. Sie nehmen ihn wieder? — O, ſo bin ich glücklich! — Hier Minna! — (ihn herausziehend)

Das Fräulein. So beſehen Sie ihn doch erſt! — O über die Blinden, die nicht ſehen wollen! — Welcher Ring iſt es denn? Den ich von Ihnen habe, oder den Sie von mir? — Iſt es denn nicht eben der, den ich in den Händen des Wirths nicht laſſen wollen?

v. Tellheim. Gott! was ſeh ich? was hör ich?

Das Fräulein. Soll ich ihn nun wieder nehmen? ſoll ich? — Geben Sie her, geben Sie her! (reißt ihn ihm aus der Hand, und ſteckt ihn ihm ſelbſt an den Finger) Nun? iſt alles richtig?

v. Tellheim. Wo bin ich? — (ihre Hand küſſend) O boshafter Engel! — mich ſo zu quälen!

Das Fräulein. Dieſes zur Probe, mein lieber Gemahl, daß Sie mir nie einen Streich ſpielen ſollen, ohne daß ich Ihnen nicht gleich darauf wieder einen ſpiele. — Denken Sie, daß Sie mich nicht auch gequält hatten?

v. Tellheim. O Komödiantinnen, ich hätte euch doch kennen ſollen!

Franciska. Nein, wahrhaftig; ich bin zur Komödiantin verdorben. Ich habe gezittert und gebebt, und mir mit der Hand das Maul zuhalten müſſen.

Das Fräulein. Leicht iſt mir meine Rolle auch nicht geworden. — Aber ſo kommen Sie doch!

v. Tellheim. Noch kann ich mich nicht erhohlen. — Wie wohl, wie ängſtlich iſt mir! So erwacht man plötzlich aus einem ſchreckhaften Traume!

Das Fräulein. Wir zaudern. — Ich höre ihn ſchon.

Dreyzehnter Auftritt.

Der Graf von Bruchſall, von verſchiedenen Bedienten und dem **Wirthe** begleitet. **Die Vorigen.**

Der Graf. (im Hereintreten) Sie iſt doch glücklich angelangt?

Das Fräulein. (die ihm entgegen ſpringt) Ah, mein Vater! —

Der Graf. Da bin ich, liebe Minna! (ſie umarmend) Aber was, Mädchen? (indem er den Tellheim gewahr wird) Vier und zwanzig Stunden erſt hier, und ſchon Bekanntſchaft, und ſchon Geſellſchaft?

Das Fräulein. Rathen Sie, wer es iſt? —

Der Graf. Doch nicht dein Tellheim?

Das Fräulein. Wer ſonſt, als er? — Kommen Sie, Tellheim! (ihn dem Grafen zuführend)

Der Graf. Mein Herr, wir haben uns nie geſehen; aber bey dem erſten Anblick glaubte ich, Sie zu erkennen. Ich wünſchte, daß Sie es ſeyn möchten. — Umarmen Sie mich. — Sie haben meine völlige Hochachtung. Ich bitte um Ihre Freundſchaft. — Meine Nichte, meine Tochter liebet Sie. —

Das Fräulein. Das wiſſen Sie, mein Vater! — Und iſt ſie blind, meine Liebe?

Der Graf. Nein, Minna; deine Liebe iſt nicht blind; aber dein Liebhaber — iſt ſtumm.

v. Tellheim. (ſich ihm in die Arme werfend) Laſſen Sie mich zu mir ſelbſt kommen, mein Vater! —

Der Graf. So recht, mein Sohn! Ich höre es; wenn Dein Mund nicht plaudern kann, ſo kann Dein Herz doch reden. — Ich bin ſonſt den Officieren von dieſer Farbe (auf Tellheims Uniform weiſend) eben nicht gut. Doch Sie ſind ein ehrlicher Mann, Tellheim; und ein ehrlicher Mann mag ſtecken, in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben.

Das Fräulein. O, wenn Sie alles wüßten! —

Der Graf. Was hinderts, daß ich nicht alles erfahre? — Wo ſind meine Zimmer, Herr Wirth?

Der Wirth. Wollen Ihro Excellenz nur die Gnade haben, hier herein zu treten.

Der Graf. Komm, Minna! Kommen Sie, Herr Major! (geht mit dem Wirthe und den Bedienten ab)

Das Fräulein. Kommen Sie, Tellheim!

v. Tellheim. Ich folge Ihnen den Augenblick, mein Fräulein. Nur noch ein Wort mit dieſem Manne! (gegen Wernern ſich wendend)

Das Fräulein. Und ja ein recht gutes; mich dünkt, Sie haben es nöthig. — Franciska, nicht wahr? (dem Grafen nach)

Vierzehnter Auftritt.

v. Tellheim. Werner. Juſt. Franciska.

v. Tellheim. (auf den Beutel weiſend, den Werner weggeworfen) Hier, Juſt! — hebe den Beutel auf, und trage ihn nach Hauſe. Geh! — (Juſt damit ab.)

Werner. (der noch immer mürriſch im Winkel geſtanden, und an nichts Theil zu nehmen geſchienen; indem er das hört) Ja, nun!

v. Tellheim. (vertraulich, auf ihn zugehend) Werner, wann kann ich die andern tauſend Piſtolen haben?

Werner. (auf einmal wieder in ſeiner guten Laune) Morgen, Herr Major, morgen. —

v. Tellheim. Ich brauche dein Schuldner nicht zu werden; aber ich will dein Rentmeiſter ſeyn. Euch gutherzigen Leuten ſollte man allen einen Vormund ſetzen. Ihr ſeyd eine Art Verſchwender. — Ich habe dich vorhin erzürnt, Werner! —

Werner. Bey meiner armen Seele, ja! — Ich hätte aber doch ſo ein Tölpel nicht ſeyn ſollen. Nun ſeh ichs wohl. Ich verdiente hundert Fuchtel. Laſſen Sie mir ſie auch ſchon geben; nur weiter keinen Groll, lieber Major! —

v. Tellheim. Groll? — (ihm die Hand drückend) Lies es in meinen Augen, was ich dir nicht alles ſagen kann. — Ha! wer ein beſſeres Mädchen, und einen redlichern Freund hat, als ich, den will ich ſehen — Franciska, nicht wahr? (geht ab)

Funfzehnter Auftritt.

Werner. Franciska.

Franciska. (vor ſich) Ja gewiß, es iſt ein gar zu guter Mann! — So einer kommt mir nicht wieder vor. — Es muß heraus! (ſchüchtern und verſchämt ſich Wernern nähernd) Herr Wachtmeiſter —

Werner. (der ſich die Augen wiſcht) Nu? —

Franciska. Herr Wachtmeiſter —

Werner. Was will Sie denn, Frauenzimmerchen?

Franciska. Seh Er mich einmal an, Herr Wachtmeiſter. —

Werner. Ich kann noch nicht; ich weiß nicht, was mir in die Augen gekommen.

Franciſka. So ſeh Er mich doch an!

Werner. Ich fürchte, ich habe Sie ſchon zu viel angeſehen, Frauenzimmerchen! — Nun, da ſeh ich Sie ja! Was giebts denn?

Franciſka. Herr Wachtmeiſter, — — braucht Er keine Frau Wachtmeiſterinn?

Werner. Iſt das Ihr Ernſt, Frauenzimmerchen?

Franciſka. Mein völliger!

Werner. Zöge Sie wohl auch mit nach Perſien?

Franciſka. Wohin Er will!

Werner. Gewiß? — Holla! Herr Major! nicht groß gethan! Nun habe ich wenigſtens ein eben ſo gutes Mädchen, und einen eben ſo redlichen Freund, als Sie! — Geb Sie mir Ihre Hand, Frauenzimmerchen! Topp! — Ueber zehn Jahr iſt Sie Frau Generalin, oder Wittwe!

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften

herausgegeben

von

Karl Lachmann.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Zweiter Band.

Berlin,
in der Voß'ſchen Buchhandlung.
1838.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Inhalt.

Seite

Miß Sara Sampſon. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. . . 1
Philotas. Ein Trauerſpiel. 90
Emilia Galotti. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 114
Nathan der Weiſe. Ein dramatiſches Gedicht, in fünf Aufzügen. 190

Damon, oder die wahre Freundſchaft. Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge. 363
Die alte Jungfer. Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen 386

Theatraliſcher Nachlaß. 420
- Verſuch eines Trauerſpiels. Giangir, oder der verſchmähte Thron. —
- Tarantula. Eine Poſſenoper. 425
- Weiber ſind Weiber. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 432
- Die beyderſeitige Ueberredung. Ein Schäferſpiel. 450
- Das befreyte Rom. 452
- Vor dieſem! Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge. 454
- Alcibiades. — Alcibiades in Perſien. 464
- (Virginia.) 472
- Die Clauſel im Teſtamente. — Die glückliche Erbin. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 473
- D. Fauſt. 489
- Fatime. Ein Trauerſpiel. 500
- Kleonnis. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 507
- Der Horoſcop. 513
- Spartacus. 522
- Der Schlaftrunk. Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen. 526
- Die Matrone von Epheſus. Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge. . 553
- Werther, der beſſere. 576
- Comiſche Einfälle und Züge. 577

Miß Sara Sampſon.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

1755. 1772.

Perſonen.

Sir William Sampſon.
Miß Sara. Deſſen Tochter.
Mellefont.
Marwood. Mellefonts alte Geliebte.
Arabella. Ein junges Kind, der Marwood Tochter.
Waitwell. Ein alter Diener des Sampſon.
Norton. Bedienter des Mellefont.
Betty. Mädchen der Sara.
Hannah. Mädchen der Marwood.
Der Gaſtwirth und einige Nebenperſonen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Schauplatz iſt ein Saal im Gaſthofe.

Sir William Sampſon und **Waitwell** treten in Reiſekleidern herein.

Sir William. Hier meine Tochter? Hier in dieſem elenden Wirthshauſe?

Waitwell. Ohne Zweifel hat Mellefont mit Fleiß das allerelendeſte im ganzen Städtchen zu ſeinem Aufenthalte gewählt. Böſe Leute ſuchen immer das Dunkle, weil ſie böſe Leute ſind. Aber was hilft es ihnen, wenn ſie ſich auch vor der ganzen Welt verbergen könnten? Das Gewiſſen iſt doch mehr, als eine ganze uns verklagende Welt. — Ach, Sie weinen ſchon wieder, ſchon wieder, Sir! — Sir!

Sir William. Laß mich weinen, alter ehrlicher Diener. Oder verdient ſie etwa meine Thränen nicht?

Waitwell. Ach! ſie verdient ſie, und wenn es blutige Thränen wären.

Sir William. Nun ſo laß mich.

Waitwell. Das beſte, ſchönſte, unſchuldigſte Kind, das unter der Sonne gelebt hat, das muß ſo verführt werden! Ach Sarchen! Sarchen! Ich habe dich aufwachſen ſehen; hundertmal habe ich dich als ein Kind auf dieſen meinen Armen gehabt; auf dieſen meinen Armen habe ich dein Lächeln, dein Lallen bewundert. Aus jeder kindiſchen Miene ſtralte die Morgenröthe eines Verſtandes, einer Leutſeligkeit, einer — —

Sir William. O ſchweig! Zerfleiſcht nicht das Gegenwärtige mein Herz ſchon genug? Willſt du meine Martern durch die Erinnerung an vergangne Glückſeligkeiten noch hölliſcher machen? Aendre deine Sprache, wenn du mir einen Dienſt thun willſt. Tadle mich; mache mir aus meiner Zärtlichkeit ein Verbrechen; vergrößre das Vergehen meiner Tochter; erfülle mich, wenn du kannſt, mit Abſcheu gegen ſie; entflamme aufs neue meine Rache gegen ihren verfluchten Verführer; ſage, daß Sara nie tugendhaft geweſen, weil ſie ſo leicht aufgehört hat es zu ſeyn; ſage, daß ſie mich nie geliebt, weil ſie mich heimlich verlaſſen hat.

Waitwell. Sagte ich das, ſo würde ich eine Lüge ſagen; eine unverſchämte, böſe Lüge. Sie könnte mir auf dem Todbette wieder einfallen, und ich alter Böſewicht müßte in Verzweiflung ſterben. — Nein, Sarchen hat ihren Vater geliebt, und gewiß! gewiß! ſie liebt ihn noch. Wenn Sie nur davon überzeugt ſeyn wollen, Sir, ſo ſehe ich ſie heute noch wieder in Ihren Armen.

Sir William. Ja, Waitwell, nur davon verlange ich überzeugt zu ſeyn. Ich kann ſie länger nicht entbehren; ſie iſt die Stütze meines Alters, und wenn ſie nicht den traurigen Reſt meines Lebens verſüßen hilft, wer ſoll es denn thun? Wenn ſie mich noch liebt, ſo iſt ihr Fehler vergeſſen. Es war der Fehler eines zärtlichen Mädchens, und ihre Flucht war die Wirkung ihrer Reue. Solche Vergehungen ſind beſſer, als erzwungene Tugenden — Doch ich fühle es, Waitwell, ich fühle es; wenn dieſe Vergehungen auch wahre Verbrechen, wenn es auch vorſetzliche Laſter wären: ach! ich würde ihr doch vergeben. Ich würde doch lieber von einer laſterhaften Tochter, als von keiner, geliebt ſeyn wollen.

Waitwell. Trocknen Sie Ihre Thränen ab, lieber Sir! Ich höre jemanden kommen. Es wird der Wirth ſeyn, uns zu empfangen.

Zweyter Auftritt.

Der Wirth. Sir William Sampſon. Waitwell.

Der Wirth. So früh, meine Herren, ſo früh? Willkommen! willkommen Waitwell! Ihr ſeyd ohne Zweifel die Nacht gefahren? Iſt das der Herr, von dem du geſtern mit mir geſprochen haſt?

Waitwell. Ja, er iſt es, und ich hoffe, daß du abgeredeter Maßen — —

Der Wirth. Gnädiger Herr, ich bin ganz zu Ihren Dienſten. Was liegt mir daran, ob ich es weiß, oder nicht, was Sie für eine Urſache hierher führt, und warum Sie bey mir im Verborgnen ſeyn wollen? Ein Wirth nimmt ſein Geld, und läßt ſeine Gäſte machen, was ihnen gut dünkt. Waitwell hat mir zwar geſagt, daß Sie den fremden Herrn, der ſich ſeit einigen Wochen mit ſeinem jungen Weibchen bey mir aufhält, ein wenig beobachten wollen. Aber ich hoffe, daß Sie ihm keinen Verdruß verurſachen werden. Sie würden mein Haus in einen übeln Ruf bringen, und gewiſſe Leute würden ſich ſcheuen, bey mir abzutreten. Unſer einer muß von allen Sorten Menſchen leben. — —

Sir William. Beſorget nichts; führt mich nur in das Zimmer, das Waitwell für mich beſtellt hat. Ich komme aus rechtſchaffnen Abſichten hierher.

Der Wirth. Ich mag Ihre Geheimniſſe nicht wiſſen, gnädiger Herr! Die Neugierde iſt mein Fehler gar nicht. Ich hätte es, zum Exempel, längſt erfahren können, wer der fremde Herr iſt, auf den Sie Acht geben wollen; aber ich mag nicht. So viel habe ich wohl herausgebracht, daß er mit dem Frauenzimmer muß durchgegangen ſeyn. Das gute Weibchen, oder was ſie iſt! ſie bleibt den ganzen Tag in ihrer Stube eingeſchloſſen, und weint.

Sir William. Und weint?

Der Wirth. Ja, und weint — — Aber, gnädiger Herr, warum weinen Sie? Das Frauenzimmer muß Ihnen ſehr nahe gehen. Sie ſind doch wohl nicht — —

Waitwell. Halt ihn nicht länger auf.

Der Wirth. Kommen Sie. Nur eine Wand wird Sie von dem Frauenzimmer trennen, das Ihnen ſo nahe geht, und die vielleicht — —

Waitwell. Du willſt es alſo mit aller Gewalt wiſſen, wer —

Der Wirth. Nein, Waitwell, ich mag nichts wiſſen.

Waitwell. Nun ſo mache und bringe uns an den gehörigen Ort, ehe noch das ganze Haus wach wird.

Der Wirth. Wollen Sie mir alſo folgen, gnädiger Herr?
(Sie gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Der mittlere Vorhang wird aufgezogen. Mellefonts Zimmer.

Mellefont und hernach ſein Bedienter.

Mellefont. (unangekleidet in einem Lehnſtuhle.) Wieder eine Nacht, die ich auf der Folter nicht grauſamer hätte zubringen können! — Norton! — Ich muß nur machen, daß ich Geſichter zu ſehen bekomme. Bliebe ich mit meinen Gedanken länger allein: ſie möchten mich zu weit führen. — He, Norton! Er ſchläft noch. Aber bin ich nicht grauſam, daß ich den armen Teufel nicht ſchlafen laſſe? Wie glücklich iſt er! — Doch ich will nicht, daß ein Menſch um mich glücklich ſey. — Norton!

Norton. (kommend) Mein Herr!

Mellefont. Kleide mich an! — O mache mir keine ſauern Geſichter! Wenn ich werde länger ſchlafen können, ſo erlaube ich dir, daß du auch länger ſchlafen darfſt. Wenn du von deiner Schuldigkeit nichts wiſſen willſt, ſo habe wenigſtens Mitleiden mit mir.

Norton. Mitleiden, mein Herr? Mitleiden mit Ihnen? Ich weiß beſſer, wo das Mitleiden hingehört.

Mellefont. Und wohin denn?

Norton. Ah, laſſen Sie ſich ankleiden, und fragen Sie mich nichts.

Mellefont. Henker! So ſollen auch deine Verweiſe mit meinem Gewiſſen aufwachen? Ich verſtehe dich; ich weiß es, wer dein Mitleiden erſchöpft. — Doch, ich laſſe ihr und mir Gerechtigkeit wiederfahren. Ganz recht; habe kein Mitleiden mit mir. Verfluche mich in deinem Herzen; aber — verfluche auch dich.

Norton. Auch mich?

Mellefont. Ja; weil du einem Elenden dieneſt, den die Erde nicht tragen ſollte, und weil du dich ſeiner Verbrechen mit theilhaft gemacht haſt.

Norton. Ich mich Ihrer Verbrechen theilhaft gemacht? durch was?

Mellefont. Dadurch, daß du dazu geſchwiegen.

Norton. Vortrefflich! in der Hitze Ihrer Leidenſchaften, würde mir ein Wort den Hals gekoſtet haben. — Und dazu, als ich Sie kennen lernte, fand ich Sie nicht ſchon ſo arg, daß alle Hoffnung zur Beßrung vergebens war? Was für ein Leben habe ich Sie nicht, von dem erſten Augenblicke an, führen ſehen! In der nichtswürdigſten Geſellſchaft von Spielern und Landſtreichern — ich nenne ſie, was ſie waren und kehre mich an ihre Titel, Ritter und dergleichen, nicht — in ſolcher Geſellſchaft brachten Sie ein Vermögen durch, das Ihnen den Weg zu den größten Ehrenſtellen hätte bahnen können. Und Ihr ſtrafbarer Umgang mit allen Arten von Weibsbildern, beſonders der böſen Marwood — —

Mellefont. Setze mich, ſetze mich wieder in dieſe Lebensart: ſie war Tugend in Vergleich meiner itzigen. Ich verthat mein Vermögen; gut. Die Strafe kömmt nach, und ich werde alles, was der Mangel hartes und erniedrigendes hat, zeitig genug empfinden. Ich beſuchte laſterhafte Weibsbilder; laß es ſeyn. Ich ward öfter verführt, als ich verführte; und die ich ſelbſt verführte, wollten verführt ſeyn. — Aber — ich hatte noch keine verwahrloſete Tugend auf meiner Seele. Ich hatte noch keine Unſchuld in ein unabſehliches Unglück geſtürzt. Ich hatte noch keine Sara aus dem Hauſe eines geliebten Vaters entwendet, und ſie gezwungen, einem Nichtswürdigen zu folgen, der auf keine Weiſe mehr ſein eigen war. Ich hatte — Wer kömmt ſchon ſo früh zu mir?

Vierter Auftritt.

Betty. Mellefont. Norton.

Norton. Es iſt Betty.

Mellefont. Schon auf, Betty? Was macht dein Fräulein?

Betty. Was macht ſie? (ſchluchzend) Es war ſchon lange nach Mitternacht, da ich ſie endlich bewegte, zur Ruhe zu geben. Sie ſchlief einige Augenblicke; aber Gott! Gott! was muß das für ein Schlaf geweſen ſeyn! Plötzlich fuhr ſie in die Höhe, ſprang auf, und fiel mir als eine Unglückliche in die Arme, die von einem Mörder verfolgt wird. Sie zitterte, und ein kalter Schweiß floß ihr über das erblaßte Geſicht. Ich wandte alles an, ſie zu beruhigen, aber ſie hat mir bis an den Morgen nur mit ſtummen Thränen geantwortet. Endlich hat ſie mich einmal über das andre an Ihre Thüre geſchickt, zu hören, ob Sie ſchon aufwären. Sie will Sie ſprechen. Sie allein können Sie tröſten. Thun Sie es doch, liebſter gnädiger Herr, thun Sie es doch. Das Herz muß mir ſpringen, wenn ſie ſich ſo zu ängſtigen fortfährt.

Mellefont. Geh, Betty, ſage ihr, daß ich den Augenblick bey ihr ſeyn wolle — —

Betty. Nein, ſie will ſelbſt zu Ihnen kommen.

Mellefont. Nun ſo ſage ihr, daß ich ſie erwarte — Ach! — — (Betty geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Mellefont. Norton.

Norton. Gott, die arme Miß!

Mellefont. Weſſen Gefühl willſt du durch deine Ausrufung rege machen? Sieh, da läuft die erſte Thräne, die ich ſeit meiner Kindheit geweinet, die Wange herunter! — Eine ſchlechte Vorbereitung, eine troſtſuchende Betrübte zu empfangen. Warum ſucht ſie ihn auch bey mir? — Doch wo ſoll ſie ihn ſonſt ſuchen? — Ich muß mich faſſen. (indem er ſich die Augen abtrocknet)

Wo iſt die alte Standhaftigkeit, mit der ich ein ſchönes Auge konnte weinen ſehen? Wo iſt die Gabe der Verſtellung hin, durch die ich ſeyn und ſagen konnte, was ich wollte? — Nun wird Sie kommen, und wird unwiderſtehliche Thränen weinen. Verwirrt, beſchämt werde ich vor ihr ſtehen; als ein verurtheilter Sünder werde ich vor ihr ſtehen. Rathe mir doch, was ſoll ich thun? was ſoll ich ſagen?

Norton. Sie ſollen thun, was ſie verlangen wird.

Mellefont. So werde ich eine neue Grauſamkeit an ihr begehen. Mit Unrecht tadelt ſie die Verzögerung einer Ceremonie, die itzt ohne unſer äuſſerſtes Verderben in dem Königreiche nicht vollzogen werden kann.

Norton. So machen Sie denn, daß Sie es verlaſſen. Warum zaudern wir? warum vergeht ein Tag, warum vergeht eine Woche nach der andern? Tragen Sie mir es doch auf. Sie ſollen morgen ſicher eingeſchifft ſeyn. Vielleicht, daß ihr der Kummer nicht ganz über das Meer folgt; daß ſie einen Theil deſſelben zurückläßt, und in einem andern Lande — —

Mellefont. Alles das hoffe ich ſelbſt. — Still, ſie kömmt. Wie ſchlägt mir das Herz — —

Sechſter Auftritt.

Sara. Mellefont. Norton.

Mellefont. (indem er ihr entgegen geht) Sie haben eine unruhige Nacht gehabt, liebſte Miß — —

Sara. Ach, Mellefont, wenn es nichts als eine unruhige Nacht wäre — —

Mellefont. (zum Bedienten.) Verlaß uns!

Norton (im abgehen) Ich wollte auch nicht da bleiben, und wenn mir gleich jeder Augenblick mit Golde bezahlt würde.

Siebenter Auftritt.

Sara. Mellefont.

Mellefont. Sie ſind ſchwach, liebſte Miß. Sie müſſen ſich ſetzen.

Sara. (ſie ſetzt ſich) Ich beunruhige Sie ſehr früh; und werden Sie mir es vergeben, daß ich meine Klagen wieder mit dem Morgen anfange?

Mellefont. Theuerſte Miß, Sie wollen ſagen, daß Sie mir es nicht vergeben können, weil ſchon wieder ein Morgen erſchienen iſt, ohne daß ich Ihren Klagen ein Ende gemacht habe.

Sara. Was ſollte ich Ihnen nicht vergeben? Sie wiſſen, was ich Ihnen bereits vergeben habe. Aber die neunte Woche, Mellefont, die neunte Woche fängt heute an, und dieſes elende Haus ſieht mich noch immer auf eben dem Fuße, als den erſten Tag.

Mellefont. So zweifeln Sie an meiner Liebe?

Sara. Ich, an Ihrer Liebe zweifeln? Nein, ich fühle mein Unglück zu ſehr, zu ſehr, als daß ich mir ſelbſt dieſe letzte einzige Verſüßung deſſelben rauben ſollte.

Mellefont. Wie kann alſo meine Miß über die Verſchiebung einer Ceremonie unruhig ſeyn?

Sara. Ach, Mellefont, warum muß ich einen andern Begriff von dieſer Ceremonie haben! — Geben Sie doch immer der weiblichen Denkungsart etwas nach. Ich ſtelle mir vor, daß eine nähere Einwilligung des Himmels darinn liegt. Umſonſt habe ich es, nur wieder erſt den geſtrigen langen Abend, verſucht, Ihre Begriffe anzunehmen, und die Zweifel aus meiner Bruſt zu verbannen, die Sie, itzt nicht das erſtemal, für Früchte meines Mißtrauens angeſehen haben. Ich ſtritt mit mir ſelbſt; ich war ſinnreich genug, meinen Verſtand zu betäuben; aber mein Herz und ein inneres Gefühl warfen auf einmal das mühſame Gebäude von Schlüſſen übern Haufen. Mitten aus dem Schlafe weckten mich ſtrafende Stimmen, mit welchen ſich meine Phantaſie, mich zu quälen, verband. Was für Bilder, was für ſchreckliche Bilder ſchwärmten um mich herum! Ich wollte ſie gern für Träume halten — —

Mellefont. Wie? meine vernünftige Sara ſollte ſie für etwas mehr halten? Träume, liebſte Miß, Träume! — Wie unglücklich iſt der Menſch! Fand ſein Schöpfer in dem Reiche der Wirklichkeiten nicht Qualen für ihn genug? Mußte er, ſie zu vermehren, auch ein noch weiteres Reich von Einbildungen in ihm ſchaffen?

Sara. Klagen Sie den Himmel nicht an! Er hat die

Einbildungen in unſerer Gewalt gelaſſen. Sie richten ſich nach unſern Thaten; und wenn dieſe unſern Pflichten und der Tugend gemäß ſind, ſo dienen die ſie begleitenden Einbildungen zur Vermehrung unſerer Ruhe und unſeres Vergnügens. Eine einzige Handlung, Mellefont, ein einziger Segen, der von einem Friedensbothen im Namen der ewigen Güte auf uns gelegt wird, kann meine zerrüttete Phantaſie wieder heilen. Stehen Sie noch an, mir zu Liebe dasjenige einige Tage eher zu thun, was Sie doch einmal thun werden? Erbarmen Sie ſich meiner, und überlegen Sie, daß wenn Sie mich auch dadurch nur von Qualen der Einbildung befreyen, dieſe eingebildete Qualen doch Qualen, und für die, die ſie empfindet, wirkliche Qualen ſind. — Ach, könnte ich Ihnen nur halb ſo lebhaft die Schrecken meiner vorigen Nacht erzählen, als ich ſie gefühlt habe! — Von Weinen und Klagen, meinen einzigen Beſchäfftigungen, ermüdet, ſank ich mit halb geſchloſſenen Augenliedern auf das Bett zurück. Die Natur wollte ſich einen Augenblick erholen, neue Thränen zu ſammeln. Aber noch ſchlief ich nicht ganz, als ich mich auf einmal an dem ſchroffſten Theile des ſchrecklichſten Felſen ſahe. Sie giengen vor mir her, und ich folgte Ihnen mit ſchwankenden ängſtlichen Schritten, die dann und wann ein Blick ſtärkte, welchen Sie auf mich zurückwarfen. Schnell hörte ich hinter mir ein freundliches Rufen, welches mir ſtill zu ſtehen befahl. Es war der Ton meines Vaters — Ich Elende! kann ich denn nichts von ihm vergeſſen? Ach! wo ihm ſein Gedächtniß eben ſo grauſame Dienſte leiſtet; wo er auch mich nicht vergeſſen kann! — Doch er hat mich vergeſſen. Troſt! grauſamer Troſt für ſeine Sara! — Hören Sie nur, Mellefont; indem ich mich nach dieſer bekannten Stimme umſehen wollte, gleitete mein Fuß; ich wankte und ſollte eben in den Abgrund herab ſtürzen, als ich mich, noch zur rechten Zeit, von einer mir ähnlichen Perſon zurückgehalten fühlte. Schon wollte ich ihr den feurigſten Dank abſtatten, als ſie einen Dolch aus dem Buſen zog. Ich rettete dich, ſchrie ſie, um dich zu verderben! Sie holte mit der bewaffneten Hand aus — und ach! ich erwachte mit dem Stiche. Wachend fühlte ich noch alles, was ein tödlicher Stich ſchmerzhaftes haben kann; ohne das zu empfinden, was er angenehmes haben muß: das Ende der Pein in dem Ende des Lebens hoffen zu dürfen.

Mellefont. Ach! liebſte Sara, ich verſpreche Ihnen das Ende Ihrer Pein, ohne das Ende Ihres Lebens, welches gewiß auch das Ende des meinigen ſeyn würde. Vergeſſen Sie das ſchreckliche Gewebe eines ſinnloſen Traumes.

Sara. Die Kraft es vergeſſen zu können, erwarte ich von Ihnen. Es ſey Liebe oder Verführung, es ſey Glück oder Unglück, das mich Ihnen in die Arme geworfen hat; ich bin in meinem Herzen die Ihrige, und werde es ewig ſeyn. Aber noch bin ich es nicht vor den Augen jenes Richters, der die geringſten Uebertretungen ſeiner Ordnung zu ſtrafen gedrohet hat — —

Mellefont. So falle denn alle Strafe auf mich allein!

Sara. Was kann auf Sie fallen, das mich nicht treffen ſollte? — — Legen Sie aber mein dringendes Anhalten nicht falſch aus. Ein andres Frauenzimmer, das durch einen gleichen Fehltritt ſich ihrer Ehre verluſtig gemacht hätte, würde vielleicht durch ein geſetzmäßiges Band nichts als einen Theil derſelben wieder zu erlangen ſuchen. Ich, Mellefont, denke darauf nicht, weil ich in der Welt weiter von keiner Ehre wiſſen will, als von der Ehre, Sie zu lieben. Ich will mit Ihnen, nicht um der Welt Willen, ich will mit Ihnen um meiner ſelbſt Willen verbunden ſeyn. Und wenn ich es bin, ſo will ich gern die Schmach auf mich nehmen, als ob ich es nicht wäre. Sie ſollen mich, wenn Sie nicht wollen, für ihre Gattin nicht erklären dürfen; Sie ſollen mich erklären können, für was Sie wollen. Ich will Ihren Namen nicht führen; Sie ſollen unſere Verbindung ſo geheim halten, als Sie es für gut befinden; und ich will derſelben ewig unwerth ſeyn, wenn ich mir in den Sinn kommen laſſe, einen andern Vortheil, als die Beruhigung meines Gewiſſens, daraus zu ziehen.

Mellefont. Halten Sie ein, Miß, oder ich muß vor Ihren Augen des Todes ſeyn. Wie elend bin ich, daß ich nicht das Herz habe, Sie noch elender zu machen! — Bedenken Sie, daß Sie ſich meiner Führung überlaſſen haben; bedenken Sie, daß ich ſchuldig bin, für uns weiter hinaus zu ſehen, und daß ich itzt gegen Ihre Klagen taub ſeyn muß, wenn ich Sie nicht, in der ganzen Folge Ihres Lebens, noch ſchmerzhaftere Klagen will führen hören. Haben Sie es denn vergeſſen, was ich Ihnen zu meiner Rechtfertigung ſchon oft vorgeſtellt?

Sara. Ich habe es nicht vergeſſen, Mellefont. Sie wollen vorher ein gewiſſes Vermächtniß retten. — Sie wollen vorher zeitliche Güter retten, und mich vielleicht ewige darüber verſcherzen laſſen.

Mellefont. Ach Sara, wenn Ihnen alle zeitliche Güter ſo gewiß wären, als Ihrer Tugend die ewigen ſind — —

Sara. Meiner Tugend? Nennen Sie mir dieſes Wort nicht! — Sonſt klang es mir ſüße, aber itzt ſchallt mir ein ſchrecklicher Donner darinn!

Mellefont. Wie? muß der, welcher tugendhaft ſeyn ſoll, keinen Fehler begangen haben? Hat ein einziger ſo unſelige Wirkungen, daß er eine ganze Reihe unſträflicher Jahre vernichten kann? So iſt kein Menſch tugendhaft; ſo iſt die Tugend ein Geſpenſt, das in der Luft zerfließet, wenn man es am feſteſten umarmt zu haben glaubt; ſo hat kein weiſes Weſen unſere Pflichten nach unſern Kräften abgemeſſen; ſo iſt die Luſt, uns ſtrafen zu können, der erſte Zweck unſers Daſeyns; ſo iſt — Ich erſchrecke vor allen den gräßlichen Folgerungen, in welche Sie Ihre Kleinmuth verwickeln muß! Nein, Miß, Sie ſind noch die tugendhafte Sara, die Sie vor meiner unglücklichen Bekanntſchaft waren. Wenn Sie ſich ſelbſt mit ſo grauſamen Augen anſehen, mit was für Augen müſſen Sie mich betrachten!

Sara. Mit den Augen der Liebe, Mellefont.

Mellefont. So bitte ich Sie denn um dieſer Liebe, um dieſer großmüthigen, alle meine Unwürdigkeit überſehenden Liebe Willen, zu Ihren Füßen bitte ich Sie: beruhigen Sie ſich. Haben Sie nur noch einige Tage Geduld.

Sara. Einige Tage! Wie iſt Ein Tag ſchon ſo lang!

Mellefont. Verwünſchtes Vermächtniß! Verdammter Unſinn eines ſterbenden Vetters, der mir ſein Vermögen nur mit der Bedingung laſſen wollte, einer Anverwandtinn die Hand zu geben, die mich eben ſo ſehr haßt, als ich ſie! Euch, unmenſchliche Tyrannen unſerer freyen Neigungen, euch werde alle das

Unglück, alle die Sünde zugerechnet, zu welchen uns euer Zwang bringet! — Und wenn ich ihrer nur entübriget ſeyn könnte, dieſer ſchimpflichen Erbſchaft! So lange mein väterliches Vermögen zu meiner Unterhaltung hinreichte, habe ich ſie allezeit verſchmähet, und ſie nicht einmal gewürdiget, mich darüber zu erklären. Aber itzt, itzt, da ich alle Schätze der Welt nur darum beſitzen möchte; um ſie zu den Füßen meiner Sara legen zu können, itzt, da ich wenigſtens darauf denken muß, ſie ihrem Stande gemäß in der Welt erſcheinen zu laſſen, itzt muß ich meine Zuflucht dahin nehmen.

Sara. Mit der es Ihnen zuletzt doch wohl noch fehl ſchlägt.

Mellefont. Sie vermuthen immer das ſchlimmſte. — Nein; das Frauenzimmer, die es mit betrifft, iſt nicht ungeneigt, eine Art von Vergleich einzugehen. Das Vermögen ſoll getheilt werden; und da ſie es nicht ganz mit mir genießen kann, ſo iſt ſie es zufrieden, daß ich mit der Hälfte meine Freyheit von ihr erkaufen darf. Ich erwarte alle Stunden die letzten Nachrichten in dieſer Sache, deren Verzögerung allein unſern hieſigen Aufenthalt ſo langwierig gemacht hat. So bald ich ſie bekommen habe, wollen wir keinen Augenblick länger hier verweilen. Wir wollen ſogleich, liebſte Miß, nach Frankreich übergehen, wo ſie neue Freunde finden ſollen, die ſich itzt ſchon auf das Vergnügen, Sie zu ſehen und Sie zu lieben, freuen. Und dieſe neuen Freunde ſollen die Zeugen unſerer Verbindung ſeyn — —

Sara. Dieſe ſollen die Zeugen unſerer Verbindung ſeyn? — Grauſamer! ſo ſoll dieſe Verbindung nicht in meinem Vaterlande geſchehen? So ſoll ich mein Vaterland als eine Verbrecherinn verlaſſen? Und als eine ſolche, glauben Sie, würde ich Muth genug haben, mich der See zu vertrauen? Deſſen Herz muß ruhiger oder muß ruchloſer ſeyn, als meines, welcher nur einen Augenblick zwiſchen ſich und dem Verderben mit Gleichgültigkeit nichts, als ein ſchwankendes Brett, ſehen kann. In jeder Welle, die an unſer Schiff ſchlüge, würde mir der Tod entgegenrauſchen; jeder Wind würde mir von den väterlichen Küſten Verwünſchungen nachbrauſen, und der kleinſte Sturm würde mich ein Blutgericht über mein Haupt zu ſeyn, dünken. — Nein, Mellefont, ſo ein Barbar können Sie gegen mich nicht ſeyn. Wenn ich noch das Ende Ihres Vergleichs erlebe, ſo muß es Ihnen auf einen Tag nicht ankommen, den wir hier länger zubringen. Es muß dieſes der Tag ſeyn, an dem Sie mich die Martern aller hier verweinten Tage vergeſſen lehren. Es muß dieſes der heilige Tag ſeyn — Ach! welcher wird es denn endlich ſeyn?

Mellefont. Aber überlegen Sie denn nicht, Miß, daß unſerer Verbindung hier diejenige Feyer fehlen würde, die wir ihr zu geben ſchuldig ſind?

Sara. Eine heilige Handlung wird durch das Feyerliche nicht kräftiger.

Mellefont. Allein — —

Sara. Ich erſtaune. Sie wollen doch wohl nicht auf einem ſo nichtigen Vorwande beſtehen? O Mellefont, Mellefont! wenn ich mir es nicht zum unverbrüchlichſten Geſetze gemacht hätte, niemals an der Aufrichtigkeit Ihrer Liebe zu zweifeln, ſo würde mir dieſer Umſtand — — Doch ſchon zu viel; es möchte ſcheinen, als hätte ich eben itzt daran gezweifelt.

Mellefont. Der erſte Augenblick Ihres Zweifels müſſe der letzte meines Lebens ſeyn! Ach, Sara, womit habe ich es verdient, daß Sie mir auch nur die Möglichkeit deſſelben voraus ſehen laſſen? Es iſt wahr, die Geſtändniſſe, die ich Ihnen von meinen ehemaligen Ausſchweifungen abzulegen, kein Bedenken getragen habe, können mir keine Ehre machen: aber Vertrauen ſollten ſie mir doch erwecken. Eine buhleriſche Marwood führte mich in ihren Stricken, weil ich das für ſie empfand, was ſo oft für Liebe gehalten wird, und es doch ſo ſelten iſt. Ich würde noch ihre ſchimpflichen Feſſeln tragen, hätte ſich nicht der Himmel meiner erbarmt, der vielleicht mein Herz nicht für ganz unwürdig erkannte, von beſſern Flammen zu brennen. Sie, liebſte Sara, ſehen, und alle Marwoods vergeſſen, war eins. Aber wie theuer kam es Ihnen zu ſtehen, mich aus ſolchen Händen zu erhalten! Ich war mit dem Laſter zu vertraut geworden, und ſie kannten es zu wenig — —

Sara. Laſſen Sie uns nicht mehr daran gedenken — —

Achter Auftritt.

Norton. Mellefont. Sara.

Mellefont. Was willſt du?

Norton. Ich ſtand eben vor dem Hauſe, als mir ein Bedienter dieſen Brief in die Hand gab. Die Aufſchrift iſt an Sie, mein Herr.

Mellefont. An mich? Wer weiß hier meinen Namen? — (indem er den Brief betrachtet) Himmel!

Sara. Sie erſchrecken?

Mellefont. Aber ohne Urſache, Miß; wie ich nun wohl ſehe. Ich irrte mich in der Hand.

Sara. Möchte doch der Inhalt Ihnen ſo angenehm ſeyn, als Sie es wünſchen können.

Mellefont. Ich vermuthe, daß er ſehr gleichgültig ſeyn wird.

Sara. Man braucht ſich weniger Zwang anzuthun, wenn man allein iſt. Erlauben Sie, daß ich mich wieder in mein Zimmer begebe.

Mellefont. Sie machen ſich alſo wohl Gedanken?

Sara. Ich mache mir keine, Mellefont.

Mellefont. (indem er ſie bis an die Scene begleitet) Ich werde den Augenblick bey Ihnen ſeyn, liebſte Miß.

Neunter Auftritt.

Mellefont. Norton.

Mellefont. (der den Brief noch anſieht) Gerechter Gott!

Norton. Weh Ihnen, wenn er nichts als gerecht iſt!

Mellefont. Kann es möglich ſeyn? Ich ſehe dieſe verruchte Hand wieder, und erſtarre nicht vor Schrecken? Iſt ſies? Iſt ſie es nicht? Was zweifle ich noch? Sie iſts! Ah, Freund, ein Brief von der Marwood! Welche Furie, welcher Satan hat ihr meinen Aufenthalt verrathen? Was will ſie noch von mir? — Geh, mache ſo gleich Anſtalt, daß wir von hier wegkommen. — Doch verzieh! Vielleicht iſt es nicht nöthig; vielleicht haben meine verächtlichen Abſchiedsbriefe die Marwood nur aufgebracht, mir mit gleicher Verachtung zu begegnen. Hier! erbrich den Brief; lies ihn. Ich zittere, es ſelbſt zu thun.

Norton. (er lieſt) „Es wird ſo gut ſeyn, als ob ich Ihnen
„den längſten Brief geſchrieben hätte, Mellefont, wenn Sie den
„Namen, den Sie am Ende der Seite finden werden, nur ei-
„ner kleinen Betrachtung würdigen wollen — —

Mellefont. Verflucht ſey ihr Name! Daß ich ihn nie gehört hätte! Daß er aus dem Buche der Lebendigen vertilgt würde!

Norton. (lieſt weiter) „Die Mühe Sie auszuforſchen, hat
„mir die Liebe, welche mir forſchen half, verſüßt.

Mellefont. Die Liebe? Frevlerinn! Du entheiligeſt Namen, die nur der Tugend geweiht ſind.

Norton. (fährt fort) „Sie hat noch mehr gethan; — —

Mellefont. Ich bebe — —

Norton. „Sie hat mich Ihnen nachgebracht. — —

Mellefont. Verräther, was lieſt du? (er reißt ihm den Brief aus der Hand, und lieſt ſelbſt) „Sie hat mich Ihnen — nachge-
„bracht. — Ich bin hier; und es ſtehet bey Ihnen, — ob Sie
„meinen Beſuch erwarten, — oder mir mit dem Ihrigen —
„zuvorkommen wollen. Marwood.“ — Was für ein Donnerſchlag! Sie iſt hier? — Wo iſt ſie? Dieſe Frechheit ſoll ſie mit dem Leben büßen.

Norton. Mit dem Leben? Es wird ihr einen Blick koſten, und Sie liegen wieder zu ihren Füßen. Bedenken Sie was Sie thun! Sie müſſen ſie nicht ſprechen, oder das Unglück Ihrer armen Miß iſt vollkommen.

Mellefont. Ich Unglücklicher! — Nein, ich muß ſie ſprechen. Sie würde mich bis in dem Zimmer der Sara ſuchen, und alle ihre Wuth gegen dieſe Unſchuldige auslaſſen.

Norton. Aber, mein Herr — —

Mellefont. Sage nichts! — Laß ſehen, (indem er in den Brief ſieht) ob ſie ihre Wohnung angezeigt hat. Hier iſt ſie. Komm, führe mich. (Sie gehen ab.)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Schauplatz ſtellt das Zimmer der Marwood vor, in einem andern Gaſthofe.

Marwood im Negligee. Hannah.

Marwood. Belford hat den Brief doch richtig eingehändiget, Hannah?

Hannah. Richtig.

Marwood. Ihm ſelbſt?

Hannah. Seinem Bedienten.

Marwood. Kaum kann ich es erwarten, was er für Wirkung haben wird. — Scheine ich dir nicht ein wenig unruhig, Hannah? Ich bin es auch. — Der Verräther! Doch gemach! Zornig muß ich durchaus nicht werden. Nachſicht, Liebe, Bitten, ſind die einzigen Waffen, die ich wider ihn brauchen darf, wo ich anders ſeine ſchwache Seite recht kenne.

Hannah. Wenn er ſich aber dagegen verhärten ſollte? —

Marwood. Wenn er ſich dagegen verhärten ſollte? So werde ich nicht zürnen — ich werde raſen. Ich fühle es, Hannah; und wollte es lieber ſchon itzt.

Hannah. Faſſen Sie ſich ja. Er kann vielleicht den Augenblick kommen.

Marwood. Wo er nur gar kömmt! Wo er ſich nur nicht entſchloſſen hat, mich feſtes Fußes bey ſich zu erwarten! — Aber weißt du, Hannah, worauf ich noch meine meiſte Hoffnung gründe, den Ungetreuen von dem neuen Gegenſtande ſeiner Liebe abzuziehen? Auf unſere Bella.

Hannah. Es iſt wahr; ſie iſt ſein kleiner Abgott; und der Einfall, ſie mit zu nehmen, hätte nicht glücklicher ſeyn können.

Marwood. Wenn ſein Herz auch gegen die Sprache einer alten Liebe taub iſt; ſo wird ihm doch die Sprache des Bluts vernehmlich ſeyn. Er riß das Kind vor einiger Zeit aus meinen Armen, unter dem Vorwande, ihm eine Art von Erziehung geben zu laſſen, die es bey mir nicht haben könne. Ich habe es von der Dame, die es unter ihrer Aufſicht hatte, itzt nicht anders als durch Liſt wieder bekommen können; er hatte auf mehr als ein Jahr vorausbezahlt, und noch den Tag vor ſeiner Flucht ausdrücklich befohlen, eine gewiſſe Marwood, die vielleicht kommen und ſich für die Mutter des Kindes ausgeben würde, durchaus nicht vorzulaſſen. Aus dieſem Befehle erkenne ich den Unterſchied, den er zwiſchen uns beyden macht. Arabellen ſieht er als einen koſtbaren Theil ſeiner ſelbſt an, und mich als eine Elende, die ihn mit allen ihren Reizen, bis zum Ueberdruſſe, geſättiget hat.

Hannah. Welcher Undank!

Marwood. Ach Hannah, nichts zieht den Undank ſo unausbleiblich nach ſich, als Gefälligkeiten, für die kein Dank zu groß wäre. Warum habe ich ſie ihm erzeigt, dieſe unſeligen Gefälligkeiten? Hätte ich es nicht voraus ſehen ſollen, daß ſie ihren Werth nicht immer bey ihm behalten könnten? daß ihr Werth auf der Schwierigkeit des Genuſſes beruhe, und daß er mit derjenigen Anmuth verſchwinden müſſe, welche die Hand der Zeit unmerklich, aber gewiß, aus unſern Geſichtern verlöſcht?

Hannah. O, Madam, von dieſer gefährlichen Hand haben Sie noch lange nichts zu befürchten. Ich finde, daß Ihre Schönheit den Punkt ihrer prächtigſten Blüthe ſo wenig überſchritten hat, daß ſie vielmehr erſt darauf losgeht, und Ihnen alle Tage neue Herzen feſſeln würde, wenn Sie ihr nur Vollmacht dazu geben wollten.

Marwood. Schweig, Hannah! Du ſchmeichelſt mir bey einer Gelegenheit, die mir alle Schmeicheleyen verdächtig macht. Es iſt Unſinn von neuen Eroberungen zu ſprechen, wenn man nicht einmal Kräfte genug hat, ſich im Beſitze der ſchon gemachten zu erhalten.

Zweyter Auftritt.

Ein Bedienter. Marwood. Hannah.

Der Bediente. Madam, man will die Ehre haben, mit Ihnen zu ſprechen.

Marwood. Wer?

Der Bediente. Ich vermuthe, daß es eben der Herr iſt, an welchen der vorige Brief überſchrieben war. Wenigſtens iſt der Bediente bey ihm, der mir ihn abgenommen hat.

Marwood. Mellefont! — Geſchwind, führe ihn herauf! (der Bediente geht ab.) Ach Hannah, nun iſt er da! Wie ſoll ich ihn empfangen? Was ſoll ich ſagen? Welche Miene ſoll ich annehmen? Iſt dieſe ruhig genug? Sieh doch!

Hannah. Nichts weniger als ruhig.

Marwood. Aber dieſe?

Hannah. Geben Sie ihr noch mehr Anmuth.

Marwood. Etwa ſo?

Hannah. Zu traurig!

Marwood. Sollte mir dieſes Lächeln laſſen?

Hannah. Vollkommen! Aber nur freyer — Er kömmt.

Dritter Auftritt.

Mellefont. Marwood. Hannah.

Mellefont. (der mit einer wilden Stellung herein tritt) Ha! Marwood —

Marwood. (die ihm mit offnen Armen lächelnd entgegen rennt) Ach Mellefont —

Mellefont. (bey Seite) Die Mörderinn, was für ein Blick!

Marwood. Ich muß Sie umarmen, treuloſer, lieber Flüchtling! — Theilen Sie doch meine Freude! — Warum entreißen Sie ſich meinen Liebkoſungen?

Mellefont. Marwood, ich vermuthete, daß Sie mich anders empfangen würden.

Marwood. Warum anders? Mit mehr Liebe vielleicht? mit mehr Entzücken? Ach ich Unglückliche, daß ich weniger ausdrücken kann, als ich fühle! — *) Sehen Sie, Mellefont, ſehen Sie, daß auch die Freude ihre Thränen hat? Hier rollen ſie, dieſe Kinder der ſüßeſten Wolluſt! — Aber ach, verlorne Thränen! ſeine Hand trocknet euch nicht ab.

Mellefont. Marwood, die Zeit iſt vorbey, da mich ſolche Reden bezaubert hätten. Sie müſſen itzt in einem andern

---

*) Hier folgt in der erſten Ausgabe „Mein Herz bebet vor Freuden, Sie wieder zu ſehn, Sie wieder an meine Bruſt zu drücken.“

Tone mit mir ſprechen. Ich komme her, Ihre letzten Vorwürfe anzuhören, und darauf zu antworten.

Marwood. Vorwürfe? Was hätte ich Ihnen für Vorwürfe zu machen, Mellefont? Keine.

Mellefont. So hätten Sie, ſollt' ich meynen, Ihren Weg erſparen können.

Marwood. Liebſte wunderliche Seele, warum wollen Sie mich nun mit Gewalt zwingen, einer Kleinigkeit zu gedenken, die ich Ihnen in eben dem Augenblicke vergab, in welchem ich ſie erfuhr? Eine kurze Untreue, die mir Ihre Galanterie, aber nicht Ihr Herz ſpielet, verdient dieſe Vorwürfe? Kommen Sie, laſſen Sie uns darüber ſcherzen.

Mellefont. Sie irren ſich; mein Herz hat mehr Antheil daran, als es jemals an allen unſern Liebeshändeln gehabt hat, auf die ich itzt nicht ohne Abſcheu zurück ſehen kann.

Marwood. Ihr Herz, Mellefont, iſt ein gutes Närrchen. Es läßt ſich alles bereden, was Ihrer Einbildung ihm zu bereden einfällt. Glauben Sie mir doch, ich kenne es beſſer, als Sie. Wenn es nicht das beſte, das getreuſte Herz wäre, würde ich mir wohl ſo viel Mühe geben, es zu behalten?

Mellefont. Zu behalten! Sie haben es niemals beſeſſen, ſage ich Ihnen.

Marwood. Und ich ſage Ihnen; ich beſitze es im Grunde noch.

Mellefont. Marwood, wenn ich wüßte daß Sie auch nur noch eine Faſer davon beſäßen, ſo wollte ich es mir ſelbſt, hier vor Ihren Augen, aus meinem Leibe reißen.

Marwood. Sie würden ſehen, daß Sie meines zugleich herausriſſen. Und dann, dann würden dieſe herausgeriſſenen Herzen endlich zu der Vereinigung gelangen, die ſie ſo oft auf unſern Lippen geſucht haben.

Mellefont. (bey Seite) Was für eine Schlange! Hier wird das beſte ſeyn, zu fliehen. — Sagen Sie mir es nur kurz, Marwood, warum Sie mir nachgekommen ſind, was Sie noch von mir verlangen. Aber ſagen Sie mir es ohne dieſes Lächeln, ohne dieſen Blick, aus welchem mich eine ganze Hölle von Verführung ſchreckt.

Marwood. (vertraulich) Höre nur, mein lieber Mellefont;

ich merke wohl, wie es itzt mit dir ſteht. Deine Begierden und dein Geſchmack ſind itzt deine Tyrannen. Laß es gut ſeyn; man muß ſie austoben laſſen. Sich ihnen widerſetzen, iſt Thorheit. Sie werden am ſicherſten eingeſchläfert, und endlich gar überwunden, wenn man ihnen freyes Feld läßt. Sie reiben ſich ſelbſt auf. Kannſt du mir nachſagen, kleiner Flattergeiſt, daß ich jemals eiferſüchtig geweſen wäre, wenn ſtärkere Reize, als die meinigen, dich mir auf eine Zeitlang abſpänſtig machten? Ich gönnte dir ja allezeit dieſe Veränderung, bey der ich immer mehr gewann, als verlor. Du kehrteſt mit neuem Feuer, mit neuer Inbrunſt in meine Arme zurück, in die ich dich nur als in leichte Bande, und nie als in ſchwere Feſſeln ſchloß. Bin ich nicht oft ſelbſt deine Vertraute geweſen, wenn du mir auch ſchon nichts zu vertrauen hatteſt, als die Gunſtbezeigungen, die du mir entwandteſt, um ſie gegen andre zu verſchwenden? Warum glaubſt du denn, daß ich itzt einen Eigenſinn gegen dich zu zeigen anfangen würde, zu welchem ich nun eben berechtiget zu ſeyn aufhöre, oder — vielleicht ſchon aufgehört habe? Wenn deine Hitze gegen das ſchöne Landmädchen noch nicht verraucht iſt; wenn du noch in dem erſten Fieber deiner Liebe gegen ſie biſt; wenn du ihren Genuß noch nicht entbehren kannſt: wer hindert dich denn, ihr ſo lange ergeben zu ſeyn, als du es für gut befindeſt? Mußt du deswegen ſo unbeſonnene Anſchläge machen, und mit ihr aus dem Reiche fliehen wollen?

Mellefont. Marwood, Sie reden vollkommen Ihrem Charakter gemäß, deſſen Häßlichkeit ich nie ſo gekannt habe, als ſeit dem ich, in dem Umgange mit einer tugendhaften Freundinn, die Liebe von der Wolluſt unterſcheiden gelernt.

Marwood. Ey ſieh doch! Deine neue Gebieterinn iſt alſo wohl gar ein Mädchen von ſchönen ſittlichen Empfindungen? Ihr Mannsperſonen müßt doch ſelbſt nicht wiſſen, was ihr wollt. Bald ſind es die ſchlüpfrigſten Reden, die buhlerhafteſten Scherze, die euch an uns gefallen; und bald entzücken wir euch, wenn wir nichts als Tugend reden, und alle ſieben Weiſen auf unſerer Zunge zu haben ſcheinen. Das ſchlimmſte aber iſt, daß ihr das eine ſo wohl als das andre überdrüßig werdet. Wir mögen närriſch oder vernünftig, weltlich oder geiſtlich geſinnet ſeyn: wir verlieren unſere Mühe, euch beſtändig zu machen, einmal wie das andre. Du wirſt an deine ſchöne Heilige die Reihe Zeit genug kommen laſſen. Soll ich wohl einen kleinen Ueberſchlag machen? Nun eben biſt du im heftigſten Paroxyſmo mit ihr: und dieſem geb' ich noch zwey, aufs längſte drey Tage. Hierauf wird eine ziemlich geruhige Liebe folgen: der geb' ich acht Tage. Die andern acht Tage wirſt du nur gelegentlich an dieſe Liebe denken. Die dritten wirſt du dich daran erinnern laſſen: und wann du dieſes Erinnern ſatt haſt, ſo wirſt du dich zu der äußerſten Gleichgültigkeit ſo ſchnell gebracht ſehen, daß ich kaum die vierten acht Tage auf dieſe letzte Veränderung rechnen darf. — Das wäre nun ungefähr ein Monath. Und dieſen Monath, Mellefont, will ich dir noch mit dem größten Vergnügen nachſehen; nur wirſt du erlauben, daß ich dich nicht aus dem Geſichte verlieren darf.

Mellefont. Vergebens, Marwood, ſuchen Sie alle Waffen hervor, mit welchen Sie ſich erinnern, gegen mich ſonſt glücklich geweſen zu ſeyn. Ein tugendhafter Entſchluß ſichert mich gegen Ihre Zärtlichkeit und gegen Ihren Witz. Gleichwohl will ich mich beyden nicht länger ausſetzen. Ich gehe, und habe Ihnen weiter nichts mehr zu ſagen, als daß Sie mich in wenig Tagen auf eine Art ſollen gebunden wiſſen, die Ihnen alle Hoffnung auf meine Rückkehr in Ihre laſterhafte Sklaverey vernichten wird. Meine Rechtfertigung werden Sie genugſam aus dem Briefe erſehen haben, den ich Ihnen vor meiner Abreiſe zuſtellen laſſen.

Marwood. Gut, daß Sie dieſes Briefes gedenken. Sagen Sie mir, von wem hatten Sie ihn ſchreiben laſſen?

Mellefont. Hatte ich ihn nicht ſelbſt geſchrieben?

Marwood. Unmöglich! Den Anfang deſſelben, in welchem Sie mir, ich weiß nicht was für Summen vorrechneten, die Sie mit mir wollen verſchwendet haben, mußte ein Gaſtwirth, ſo wie den übrigen theologiſchen Reſt ein Quäker geſchrieben haben. Dem ungeachtet will ich Ihnen itzt ernſtlich darauf antworten. Was den vornehmſten Punkt anbelangt, ſo wiſſen Sie wohl, daß alle die Geſchenke, welche Sie mir gemacht haben, noch da ſind. Ich habe Ihre Bankozettel, Ihre Juwelen, nie als mein Eigenthum angeſehen, und itzt alles mitgebracht, um es wieder in diejenigen Hände zu liefern, die mir es anvertrauet hatten.

Mellefont. Behalten Sie alles, Marwood.

Marwood. Ich will nichts davon behalten. Was hätte ich ohne Ihre Perſon für ein Recht darauf? Wenn Sie mich auch nicht mehr lieben, ſo müſſen Sie mir doch die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und mich für keine von den feilen Buhlerinnen halten, denen es gleich viel iſt, von weſſen Beute ſie ſich bereichern. Kommen Sie nur, Mellefont. Sie ſollen den Augenblick wieder ſo reich ſeyn, als Sie vielleicht ohne meine Bekanntſchaft geblieben wären; und vielleicht auch nicht.

Mellefont. Welcher Geiſt, der mein Verderben geſchworen hat, redet itzt aus Ihnen! Eine wollüſtige Marwood denkt ſo edel nicht.

Marwood. Nennen Sie das edel? Ich nenne es weiter nichts, als billig. Nein, mein Herr, nein; ich verlange nicht, daß Sie mir dieſe Wiedererſtattung als etwas beſonders anrechnen ſollen. Sie koſtet mich nichts; und auch den geringſten Dank, den Sie mir dafür ſagen wollten, würde ich für eine Beſchimpfung halten, weil er doch keinen andern Sinn als dieſen haben könnte: „Marwood, ich hielt Euch für eine niederträchtige Betriegerinn; ich bedanke mich, daß Ihr es wenigſtens gegen mich nicht ſeyn wollt.“

Mellefont. Genug, Madame, genug! Ich fliehe, weil mich mein Unſtern in einen Streit von Großmuth zu verwickeln drohet, in welchem ich am ungernſten unterliegen möchte.

Marwood. Fliehen Sie nur; aber nehmen Sie auch alles mit, was Ihr Andenken bey mir erneuern könnte. Arm, verachtet, ohne Ehre und ohne Freunde, will ich es alsdann noch einmal wagen, Ihr Erbarmen rege zu machen. Ich will Ihnen in der unglücklichen Marwood nichts als eine Elende zeigen, die Geſchlecht, Anſehen, Tugend und Gewiſſen für Sie aufgeopfert hat. Ich will Sie an den erſten Tag erinnern, da Sie mich ſahen und liebten; an den erſten Tag, da auch ich Sie ſahe und liebte; an das erſte ſtammelnde, ſchamhafte Bekenntniß, das Sie mir zu meinen Füßen von Ihrer Liebe ablegten; an die erſte Verſicherung von Gegenliebe, die Sie mir auspreßten; an die zärtlichen Blicke, an die feurigen Umarmungen, die darauf folgten; an das beredte Stillſchweigen, wenn wir mit beſchäfftigten Sinnen einer des andern geheimſte Regungen erriethen, und in den ſchmachtenden Augen die verborgenſten Gedanken der Seele laſen; an das zitternde Erwarten der nahenden Wolluſt; an die Trunkenheit ihrer Freuden; an das ſüße Erſtarren nach der Fülle des Genuſſes, in welchem ſich die ermatteten Geiſter zu neuen Entzückungen erholten. An alles dieſes will ich Sie erinnern, und dann Ihre Kniee umfaſſen, und nicht aufhören um das einzige Geſchenk zu bitten, das Sie mir nicht verſagen können, und ich ohne zu erröthen annehmen darf, — um den Tod von ihren Händen.

Mellefont. Grauſame! noch wollte ich ſelbſt mein Leben für Sie hingeben. Fordern Sie es; fordern Sie es; nur auf meine Liebe machen Sie weiter keinen Anſpruch. Ich muß Sie verlaſſen, Marwood, oder mich zu einem Abſcheu der ganzen Natur machen. Ich bin ſchon ſtrafbar, daß ich nur hier ſtehe, und Sie anhöre. Leben Sie wohl! leben Sie wohl!

Marwood. (die ihn zurück hält) Sie müſſen mich verlaſſen? Und was wollen Sie denn, das aus mir werde? So wie ich itzt bin, bin ich Ihr Geſchöpf; thun Sie alſo, was einem Schöpfer zukömmt; er darf die Hand von ſeinem Werke nicht eher abziehn, als bis er es gänzlich vernichten will. — Ach, Hannah, ich ſehe wohl, meine Bitten allein ſind zu ſchwach. Geh, bringe meinen Verſprecher her, der mir vielleicht itzt auf einmal mehr wiedergeben wird, als er von mir erhalten hat.

(Hannah geht ab.)

Mellefont. Was für einen Verſprecher, Marwood?

Marwood. Ach, einen Verſprecher, deſſen Sie mich nur allzugern beraubet hätten. Die Natur wird ſeine Klagen auf einem kürzern Wege zu Ihrem Herzen bringen — —

Mellefont. Ich erſchrecke. Sie werden doch nicht — —

Vierter Auftritt.

Arabella. Hannah. Mellefont. Marwood.

Mellefont. Was ſeh ich? Sie iſt es! — Marwood, wie haben Sie ſich unterſtehen können — —

Marwood. Soll ich umſonſt Mutter ſeyn? — Komm, meine Bella, komm; ſieh hier deinen Beſchützer wieder, deinen Freund, deinen — Ach! das Herz mag es ihm ſagen, was er noch mehr, als dein Beſchützer, als dein Freund ſeyn kann.

Mellefont. (mit abgewandtem Geſichte) Gott! wie wird es mir hier ergehen?

Arabella. (indem ſie ihm furchtſam näher tritt) Ach, mein Herr! Sind Sie es? Sind Sie unſer Mellefont? — Nein doch, Madam, er iſt es nicht. — Würde er mich nicht anſehen, wenn er es wäre? Würde er mich nicht in ſeine Arme ſchließen? Er hat es ja ſonſt gethan. Ich unglückliches Kind! Womit hätte ich ihn denn erzürnt, dieſen Mann, dieſen liebſten Mann, der mir erlaubte, mich ſeine Tochter zu nennen?

Marwood. Sie ſchweigen, Mellefont? Sie gönnen der Unſchuldigen keinen Blick?

Mellefont. Ach! — —

Arabella. Er ſeufzet ja, Madam. Was fehlt ihm? Können wir ihm nicht helfen? Ich nicht? Sie auch nicht? So laſſen Sie uns doch mit ihm ſeufzen. — Ach, nun ſieht er mich an! — Nein, er ſieht wieder weg! Er ſieht gen Himmel! Was wünſcht er? Was bittet er vom Himmel? Möchte er ihm doch alles gewähren, wenn er mir auch alles dafür verſagte!

Marwood. Geh, mein Kind, geh; fall ihm zu Füßen. Er will uns verlaſſen; er will uns auf ewig verlaſſen.

Arabella. (die vor ihm niederfällt) Hier liege ich ſchon. Sie uns verlaſſen? Sie uns auf ewig verlaſſen? War es nicht ſchon eine kleine Ewigkeit, die wir Sie jezt vermißt haben? Wir ſollen Sie wieder vermiſſen? Sie haben ja ſo oft geſagt, daß Sie uns liebten. Verläßt man denn die, die man liebt? So muß ich Sie wohl nicht lieben: denn ich wünſchte, Sie nie zu verlaſſen. Nie; und will Sie auch nie verlaſſen.

Marwood. Ich will dir bitten helfen, mein Kind; hilf nur auch mir — Nun, Mellefont, ſehen Sie auch mich zu Ihren Füßen — —

Mellefont. (hält ſie zurück, indem ſie ſich niederwerfen will) Marwood, gefährliche Marwood — Und auch du, meine liebſte Bella, (hebt ſie auf) auch du biſt wider deinen Mellefont?

Arabella. Ich wider Sie?

Marwood. Was beſchließen Sie, Mellefont?

Mellefont. Was ich nicht ſollte, Marwood; was ich nicht ſollte.

Marwood. (die ihn umarmt) Ach, ich weiß es ja, daß die Redlichkeit Ihres Herzens allezeit über den Eigenſinn Ihrer Begierden geſiegt hat.

Mellefont. Beſtürmen Sie mich nicht weiter. Ich bin ſchon, was Sie aus mir machen wollen: ein Meineidiger, ein Verführer, ein Räuber, ein Mörder.

Marwood. Itzt werden Sie es einige Tage in Ihrer Einbildung ſeyn, und hernach werden Sie erkennen, daß ich Sie abgehalten habe, es wirklich zu werden. Machen Sie nur, und kehren Sie wieder mit uns zurück.

Arabella. (ſchmeichelnd) O ja! thun Sie dieſes.

Mellefont. Mit euch zurückkehren? Kann ich denn?

Marwood. Nichts iſt leichter, wenn Sie nur wollen.

Mellefont. Und meine Miß — —

Marwood. Und Ihre Miß mag ſehen, wo ſie bleibt! —

Mellefont. Ha! barbariſche Marwood, dieſe Rede ließ mich bis auf den Grund Ihres Herzens ſehen — — Und ich Verruchter gehe doch nicht wieder in mich?

Marwood. Wenn Sie bis auf den Grund meines Herzens geſehen hätten, ſo würden Sie entdeckt haben, daß es mehr wahres Erbarmen gegen Ihre Miß fühlt, als Sie ſelbſt. Ich ſage, wahres Erbarmen: denn das Ihre iſt ein eigennütziges, weichherziges Erbarmen. Sie haben überhaupt dieſen Liebeshandel viel zu weit getrieben. Daß Sie, als ein Mann, der bey einem langen Umgange mit unſerm Geſchlechte, in der Kunſt zu verführen ausgelernt hatte, gegen ein ſo junges Frauenzimmer ſich Ihre Ueberlegenheit an Verſtellung und Erfahrung zu Nutze machten und nicht eher ruhten, als bis Sie Ihren

Zweck erreichten: das möchte noch hingehen; Sie können ſich mit der Heftigkeit Ihrer Leidenſchaft entſchuldigen. Allein, daß Sie einem alten Vater ſein einziges Kind raubten; daß Sie einem rechtſchaffnen Greiſe die wenigen Schritte zu ſeinem Grabe noch ſo ſchwer und bitter machten; daß Sie, Ihrer Luſt wegen, die ſtärkſten Banden der Natur trennten: das, Mellefont, das können Sie nicht verantworten. Machen Sie alſo Ihren Fehler wieder gut, ſo weit es möglich iſt, ihn gut zu machen. Geben Sie dem weinenden Alter ſeine Stütze wieder, und ſchicken Sie eine leichtgläubige Tochter in ihr Haus zurück, das Sie deswegen, weil Sie es beſchimpft haben, nicht auch öde machen müſſen.

Mellefont. Das fehlte noch, daß Sie auch mein Gewiſſen wider mich zu Hülfe riefen! Aber geſetzt, es wäre billig, was Sie ſagen; müßte ich nicht eine eiſerne Stirne haben, wenn ich es der unglücklichen Miß ſelbſt vorſchlagen ſollte?

Marwood. Nunmehr will ich es Ihnen geſtehen, daß ich ſchon im voraus bedacht geweſen bin, Ihnen dieſe Verwirrung zu erſparen. So bald ich Ihren Aufenthalt erfuhr, habe ich auch dem alten Sampſon unter der Hand Nachricht davon geben laſſen. Er iſt vor Freuden darüber ganz außer ſich geweſen, und hat ſich ſogleich auf den Weg machen wollen. Ich wundre mich, daß er noch nicht hier iſt.

Mellefont. Was ſagen Sie?

Marwood. Erwarten Sie nur ruhig ſeine Ankunft; und laſſen ſich gegen die Miß nichts merken. Ich will Sie ſelbſt jetzt nicht länger aufhalten. Gehen Sie wieder zu ihr; ſie möchte Verdacht bekommen. Doch verſprech' ich mir, Sie heute noch einmal zu ſehen.

Mellefont. O Marwood, mit was für Geſinnungen kam ich zu Ihnen, und mit welchen muß ich Sie verlaſſen! Einen Kuß, meine liebe Bella — —

Arabella. Der war für Sie; aber nun einen für mich. Kommen Sie nur ja bald wieder; ich bitte. (Mellefont geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Marwood. Arabella. Hannah.

Marwood. (nachdem ſie tief Athem geholt) Sieg, Hannah! aber ein ſaurer Sieg! — Gieb mir einen Stuhl; ich fühle mich ganz abgemattet — (ſie ſetzt ſich.) Eben war es die höchſte Zeit, als er ſich ergab; noch einen Augenblick hätte er anſtehen dürfen, ſo würde ich ihm eine ganz andre Marwood gezeigt haben.

Hannah. Ach, Madam, was ſind Sie für eine Frau! Den möchte ich doch ſehn, der Ihnen widerſtehen könnte.

Marwood. Er hat mir ſchon zu lange widerſtanden. Und gewiß, gewiß, ich will es ihm nicht vergeben, daß ich ihm faſt zu Fuße gefallen wäre.

Arabella. O nein! Sie müſſen ihm alles vergeben. Er iſt ja ſo gut, ſo gut — —

Marwood. Schweig, kleine Närrinn!

Hannah. Auf welcher Seite wußten Sie ihn nicht zu faſſen! Aber nichts, glaube ich, rührte ihn mehr, als die Uneigennützigkeit, mit welcher Sie ſich erboten, alle von ihm erhaltenen Geſchenke zurück zu geben.

Marwood. Ich glaube es auch. Ha! ha! ha! (verächtlich)

Hannah. Warum lachen Sie, Madam? Wenn es nicht Ihr Ernſt war, ſo wagten Sie in der That ſehr viel. Geſetzt, er hätte Sie bey Ihrem Worte gefaßt?

Marwood. O geh! man muß wiſſen, wen man vor ſich hat.

Hannah. Nun das geſteh ich! Aber auch Sie, meine ſchöne Bella, haben Ihre Sache vortrefflich gemacht; vortrefflich!

Arabella. Warum das? Konnte ich ſie denn anders machen? Ich hatte ihn ja ſo lange nicht geſehen. Sie ſind doch nicht böſe, Madam, daß ich ihn ſo lieb habe? Ich habe Sie ſo lieb, wie ihn; eben ſo lieb.

Marwood. Schon gut; dasmal will ich dir verzeihen, daß du mich nicht lieber haſt als ihn.

Arabella. Dasmal? (ſchluchzend)

Marwood. Du weinſt ja wohl gar? Warum denn?

Arabella. Ach nein! ich weine nicht. Werden Sie nur nicht ungehalten. Ich will Sie ja gern alle beide ſo lieb, ſo lieb haben, daß ich unmöglich, weder Sie noch ihn, lieber haben kann.

Marwood. Je nun ja!

Arabella. Ich bin recht unglücklich — —

Marwood. Sey doch nur ſtille — Aber was iſt das?

Sechſter Auftritt.

Mellefont. Marwood. Arabella. Hannah.

Marwood. Warum kommen Sie ſchon wieder, Mellefont? (ſie ſteht auf)

Mellefont. (hitzig) Weil ich mehr nicht, als einige Augenblicke nöthig hatte, wieder zu mir ſelbſt zu kommen.

Marwood. Nun?

Mellefont. Ich war betäubt, Marwood, aber nicht bewegt. Sie haben alle Ihre Mühe verloren; eine andre Luft, als dieſe anſteckende Luft Ihres Zimmers, gab mir Muth und Kräfte wieder, meinen Fuß aus dieſer gefährlichen Schlinge noch zeitig genug zu ziehen. Waren mir Nichtswürdigem die Ränke einer Marwood noch nicht bekannt genug?

Marwood. (haſtig) Was iſt das wieder für eine Sprache?

Mellefont. Die Sprache der Wahrheit und des Unwillens.

Marwood. Nur gemach, Mellefont, oder auch ich werde dieſe Sprache ſprechen.

Mellefont. Ich komme nur zurück, Sie keinen Augenblick länger in einem Irrthume von mir ſtecken zu laſſen, der mich, ſelbſt in Ihren Augen verächtlich machen muß.

Arabella. (furchtſam) Ach! Hannah —

Mellefont. Sehen Sie mich nur ſo wütend an, als Sie wollen. Je wütender, je beſſer. War es möglich, daß ich zwiſchen einer Marwood und einer Sara nur einen Augenblick unentſchlüßig bleiben konnte? Und daß ich mich faſt für die erſtere entſchloſſen hätte?

Arabella. Ach Mellefont! — —

Mellefont. Zittern Sie nicht, Bella. Auch für Sie bin ich mit zurück gekommen. Geben Sie mir die Hand, und folgen Sie mir nur getroſt.

Marwood. (die beyde zurückhält) Wem ſoll ſie folgen, Verräther?

Mellefont. Ihrem Vater.

Marwood. Geh, Elender; und lern' erſt ihre Mutter kennen.

Mellefont. Ich kenne ſie. Sie iſt die Schande ihres Geſchlechts — —

Marwood. Führe ſie weg, Hannah!

Mellefont. Bleiben Sie, Bella. (indem er ſie zurückhalten will)

Marwood. Nur keine Gewalt, Mellefont, oder — —

(Hannah und Arabella gehen ab.)

Siebender Auftritt.

Mellefont. Marwood.

Marwood. Nun ſind wir allein. Nun ſagen Sie es noch einmal, ob Sie feſt entſchloſſen ſind, mich einer jungen Närrinn aufzuopfern?

Mellefont. (bitter) Aufzuopfern? Sie machen daß ich mich hier erinnere, daß den alten Göttern auch ſehr unreine Thiere geopfert wurden.

Marwood. (höhniſch) Drücken Sie ſich ohne ſo gelehrte Anſpielungen aus.

Mellefont. So ſage ich Ihnen, daß ich feſt entſchloſſen bin, nie wieder ohne die ſchrecklichſten Verwünſchungen an Sie zu denken. Wer ſind Sie? und wer iſt Sara? Sie ſind eine wollüſtige, eigennützige, ſchändliche Buhlerinn, die ſich itzt kaum mehr muß erinnern können, einmal unſchuldig geweſen zu ſeyn. Ich habe mir mit Ihnen nichts vorzuwerfen, als daß ich dasjenige genoſſen, was Sie ohne mich vielleicht die ganze Welt hätten genießen laſſen. Sie haben mich geſucht, nicht ich Sie; und wenn ich nunmehr weiß, wer Marwood iſt, ſo kömmt mir dieſe Kenntniß theuer genug zu ſtehen. Sie koſtet mir mein Vermögen, meine Ehre, mein Glück — —

Marwood. Und ſo wollte ich, daß ſie dir auch deine Seeligkeit koſten müßte! Ungeheuer! Iſt der Teufel ärger als du, der ſchwache Menſchen zu Verbrechen reizet, und ſie, dieſer Verbrechen wegen, die ſein Werk ſind, hernach ſelbſt anklagt? Was geht dich meine Unſchuld an, wann und wie ich ſie verleren habe? Habe ich dir meine Tugend nicht Preis geben können, ſo habe ich doch meinen guten Namen für dich in die Schanze geſchlagen. Jene iſt nichts koſtbarer, als dieſer. Was ſage ich? koſtbarer? Sie iſt ohne ihn ein albernes Hirngeſpinnſt, das weder ruhig noch glücklich macht. Er allein giebt ihr noch einigen Werth, und kann vollkommen ohne ſie beſtehen. Mochte ich doch ſeyn, wer ich wollte, ehe ich dich, Scheuſal, kennen lernte; genug, daß ich in den Augen der Welt für ein Frauenzimmer ohne Tadel galt. Durch dich nur hat ſie es erfahren, daß ich es nicht ſey; durch meine Bereitwilligkeit bloß, dein Herz, wie ich damals glaubte, ohne deine Hand anzunehmen.

Mellefont. Eben dieſe Bereitwilligkeit verdammt dich, Niederträchtige.

Marwood. Erinnerſt du dich aber, welchen nichtswürdigen Kunſtgriffen du ſie zu verdanken hatteſt? Ward ich nicht von dir beredt, daß du dich in keine öffentliche Verbindung einlaſſen könnteſt, ohne einer Erbſchaft verluſtig zu werden, deren Genuß du mit niemand, als mit mir theilen wollteſt? Iſt es nun Zeit ihrer zu entſagen? Und ihrer für eine andre, als für mich zu entſagen?

Mellefont. Es iſt mir eine wahre Wolluſt, Ihnen melden zu können, daß dieſe Schwierigkeit nunmehr bald wird gehoben ſeyn. Begnügen Sie ſich alſo nur, mich um mein väterliches Erbtheil gebracht zu haben, und laſſen mich ein weit geringeres mit einer würdigern Gattinn genießen.

Marwood. Ha! nun ſeh' ichs, was dich eigentlich ſo trotzig macht. Wohl, ich will kein Wort mehr verlieren. Es ſey darum! Rechne darauf, daß ich alles anwenden will, dich zu vergeſſen. Und das erſte, was ich in dieſer Abſicht thun werde, ſoll dieſes ſeyn — Du wirſt mich verſtehen! Zittre für deine Bella! Ihr Leben ſoll das Andenken meiner verachteten Liebe auf die Nachwelt nicht bringen; meine Grauſamkeit ſoll es thun. Sieh in mir eine neue Medea!

Mellefont. (erſchrocken) Marwood — —

Marwood. Oder wenn du noch eine grauſamere Mutter weißt, ſo ſieh ſie gedoppelt in mir! Gift und Dolch ſollen mich rächen. Doch nein, Gift und Dolch ſind zu barmherzige Werkzeuge! Sie würden dein und mein Kind zu bald tödten. Ich will es nicht geſtorben ſehen; ſterben will ich es ſehen! Durch langſame Martern will ich in ſeinem Geſichte jeden ähnlichen Zug, den es von dir hat, ſich verſtellen, verzerren und verſchwinden ſehen. Ich will mit begieriger Hand Glied von Glied, Ader von Ader, Nerve von Nerve löſen, und das kleinſte derſelben auch da noch nicht aufhören zu ſchneiden und zu brennen, wenn es ſchon nichts mehr ſeyn wird, als ein empfindungsloſes Aas. Ich — ich werde wenigſtens dabey empfinden, wie ſüß die Rache ſey!

Mellefont. Sie raſen, Marwood — —

Marwood. Du erinnerſt mich, daß ich nicht gegen den rechten raſe. Der Vater muß voran! Er muß ſchon in jener Welt ſeyn, wenn der Geiſt ſeiner Tochter unter tauſend Seufzern ihm nachzieht — (ſie geht mit einem Dolche, den ſie aus dem Buſen reißt, auf ihn los) Drum ſtirb, Verräther!

Mellefont. (der ihr in den Arm fällt, und den Dolch entreißt) Unſinniges Weibsbild! — Was hindert mich nun, den Stal wider dich zu kehren? Doch lebe, und deine Strafe müſſe einer ehrloſen Hand aufgehoben ſeyn!

Marwood. (mit gerungenen Händen) Himmel, was hab' ich gethan? Mellefont — —

Mellefont. Deine Reue ſoll mich nicht hintergehen! Ich weiß es doch wohl, was dich reuet; nicht daß du den Stoß thun wollen, ſondern daß du ihn nicht thun können.

Marwood. Geben Sie mir ihn wieder, den verirrten Stal! geben Sie mir ihn wieder! und Sie ſollen es gleich ſehen, für wen er geſchliffen ward. Für dieſe Bruſt allein, die ſchon längſt einem Herzen zu enge iſt, das eher dem Leben als Ihrer Liebe entſagen will.

Mellefont. Hannah! — —

Marwood. Was wollen Sie thun, Mellefont?

Achter Auftritt.

Hannah (erſchrocken.) Marwood. Mellefont.

Mellefont. Haſt du es gehört, Hannah, welche Furie deine Gebieterinn iſt? Wiſſe, daß ich Arabellen von deinen Händen fodern werde.

Hannah. Ach Madam, wie ſind Sie außer ſich!

Mellefont. Ich will das unſchuldige Kind bald in völlige Sicherheit bringen. Die Gerechtigkeit wird einer ſo grauſamen Mutter die mördriſchen Hände ſchon zu binden wiſſen.

(er will gehen.)

Marwood. Wohin, Mellefont? Iſt es zu verwundern, daß die Heftigkeit meines Schmerzes mich des Verſtandes nicht mächtig ließ? Wer bringt mich zu ſo unnatürlichen Ausſchweifungen? Sind Sie es nicht ſelbſt? Wo kann Bella ſicherer ſeyn, als bey mir? Mein Mund tobet wider ſie, und mein Herz bleibt doch immer das Herz einer Mutter. Ach, Mellefont! vergeſſen Sie meine Raſerey; und denken, zu ihrer Entſchuldigung, nur an die Urſache derſelben.

Mellefont. Es iſt nur Ein Mittel, welches mich bewegen kann, ſie zu vergeſſen.

Marwood. Welches?

Mellefont. Wenn Sie den Augenblick nach London zurückkehren. Arabellen will ich in einer andern Begleitung wieder dahin bringen laſſen. Sie müſſen durchaus ferner mit ihr nichts zu thun haben.

Marwood. Gut, ich laſſe mir alles gefallen; aber eine einzige Bitte gewähren Sie mir noch. Laſſen Sie mich Ihre Sara wenigſtens einmal ſehen.

Mellefont. Und wozu?

Marwood. Um in ihren Blicken mein ganzes künftiges Schickſal zu leſen. Ich will ſelbſt urtheilen, ob ſie einer Untreue, wie Sie an mir begehen, würdig iſt; und ob ich Hoffnung haben kann, wenigſtens einmal einen Antheil an Ihrer Liebe wieder zu bekommen.

Mellefont. Nichtige Hoffnung!

Marwood. Wer iſt ſo grauſam, daß er einer Elenden auch nicht einmal die Hoffnung gönnen wollte? Ich will mich ihr nicht als Marwood, ſondern als eine Anverwandte von Ihnen zeigen. Melden Sie mich bey ihr als eine ſolche; Sie ſollen bey meinem Beſuche zugegen ſeyn, und ich verſpreche Ihnen, bey allem was heilig iſt, ihr nicht das geringſte anſtößige zu ſagen. Schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab; denn ſonſt möchte ich vielleicht alles anwenden, in meiner wahren Geſtalt vor ihr zu erſcheinen.

Mellefont. Dieſe Bitte, Marwood, (nachdem er einen Augenblick nachgedacht) — — könnte ich Ihnen gewähren. Wollen Sie aber auch alsdann gewiß dieſen Ort verlaſſen?

Marwood. Gewiß; ja, ich verſpreche Ihnen noch mehr; ich will Sie, wo nur noch einige Möglichkeit iſt, von dem Ueberfalle ihres Vaters befreyen.

Mellefont. Dieſes haben Sie nicht nötbig. Ich hoffe, daß er auch mich in die Verzeihung mit einſchließen wird, die er ſeiner Tochter wiederfahren läßt. Will er aber dieſer nicht verzeihen, ſo werde ich auch wiſſen, wie ich ihm begegnen ſoll. — Ich gehe, Sie bey meiner Miß zu melden. Nur halten Sie Wert, Marwood! (geht ab.)

Marwood. Ach Hannah! daß unſere Kräfte nicht ſo groß ſind, als unſere Wut! Komm, hilf mich ankleiden. Ich gebe mein Vorhaben nicht auf. Wenn ich ihn nur erſt ſicher gemacht habe. Komm!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ein Saal im erſtern Gaſthofe.

Sir William Sampſon. Waitwell.

Sir William. Hier, Waitwell, bring' ihr dieſen Brief. Es iſt der Brief eines zärtlichen Vaters, der ſich über nichts, als über ihre Abweſenheit beklaget. Sag' ihr, daß ich dich damit vorweg geſchickt, und daß ich nur noch ihre Antwort erwarten wolle, ehe ich ſelbſt käme, ſie wieder in meine Arme zu ſchließen.

Waitwell. Ich glaube, Sie thun recht wohl, daß Sie Ihre Zuſammenkunft auf dieſe Art vorbereiten.

Sir William. Ich werde ihrer Geſinnungen dadurch gewiß, und mache ihr Gelegenheit, alles, was ihr die Reue klägliches und erröthendes eingeben könnte, ſchon ausgeſchüttet zu haben, ehe ſie mündlich mit mir ſpricht. Es wird ihr in einem Briefe weniger Verwirrung, und mir vielleicht weniger Thränen koſten.

Waitwell. Darf ich aber fragen, Sir, was Sie in Anſehung Mellefonts beſchloſſen haben?

Sir William. Ach! Waitwell, wenn ich ihn von dem Geliebten meiner Tochter trennen könnte, ſo würde ich etwas ſehr hartes wider ihn beſchließen. Aber da dieſes nicht angeht, ſo ſiehſt du wohl, daß er gegen meinen Unwillen geſichert iſt. Ich habe ſelbſt den größten Fehler bey dieſem Unglücke begangen. Ohne mich würde Sara dieſen gefährlichen Mann nicht haben kennen lernen. Ich verſtattete ihm, wegen einer Verbindlichkeit, die ich gegen ihn zu haben glaubte, einen allzufreyen Zutritt in meinem Hauſe. Es war natürlich, daß ihm die dankbare Aufmerkſamkeit, die ich für ihn bezeigte, auch die Achtung meiner Tochter zuziehen mußte. Und es war eben ſo natürlich, daß ſich ein Menſch von ſeiner Denkungsart durch dieſe Achtung verleiten ließ, ſie zu etwas höherm zu treiben. Er hatte Geſchicklichkeit genug gehabt, ſie in Liebe zu verwandeln, ehe ich noch das geringſte merkte, und ehe ich noch Zeit hatte, mich nach ſeiner übrigen Lebensart zu erkundigen. Das Unglück war geſchehen, und ich hätte wohl gethan, wenn ich ihnen nur gleich alles vergeben hätte. Ich wollte unerbittlich gegen ihn ſeyn, und überlegte nicht, daß ich es gegen ihn nicht allein ſeyn könnte. Wenn ich meine zu ſpäte Strenge erſpart hätte, ſo würde ich wenigſtens ihre Flucht verhindert haben. — Da bin ich nun, Waitwell! Ich muß ſie ſelbſt zurückholen, und mich noch glücklich ſchätzen, wenn ich aus dem Verführer nur meinen Sohn machen kann. Denn wer weiß, ob er ſeine Marwoods und ſeine übrigen Kreaturen eines Mädchens wegen wird aufgeben wollen, das ſeinen Begierden nichts mehr zu verlangen übrig gelaſſen hat, und die feſſelnden Künſte einer Buhlerinn ſo wenig verſteht?

Waitwell. Nun, Sir, das iſt wohl nicht möglich, daß ein Menſch ſo gar böſe ſeyn könnte —

Sir William. Der Zweifel, guter Waitwell, macht deiner Tugend Ehre. Aber warum iſt es gleichwohl wahr, daß ſich die Gränzen der menſchlichen Bosheit noch viel weiter erſtrecken? — Geh nur jetzt und thue was ich dir geſagt habe. Gieb auf alle ihre Mienen Acht, wenn ſie meinen Brief leſen wird. In der kurzen Entfernung von der Tugend, kann ſie die Verſtellung noch nicht gelernt haben, zu deren Larven nur das eingewurzelte Laſter ſeine Zuflucht nimmt. Du wirſt ihre ganze Seele in ihrem Geſichte leſen. Laß dir ja keinen Zug entgehen, der etwa eine Gleichgültigkeit gegen mich, eine Verſchmähung ihres Vaters, anzeigen könnte. Denn wenn du dieſe unglückliche Entdeckung machen ſollteſt, und wenn ſie mich nicht mehr liebt: ſo hoffe ich, daß ich mich endlich werde überwinden können, ſie ihrem Schickſale zu überlaſſen. Ich hoffe es, Waitwell — Ach! wenn nur hier kein Herz ſchlüge, das dieſer Hoffnung widerſpricht.

(Sie gehen beide auf verſchiedenen Seiten ab.)

Zweyter Auftritt.

Das Zimmer der Sara.

Miß Sara. Mellefont.

Mellefont. Ich habe Unrecht gethan, liebſte Miß, daß ich Sie wegen des vorigen Briefes in einer kleinen Unruhe ließ.

Sara. Nein doch, Mellefont; ich bin deswegen ganz und gar nicht unruhig geweſen. Könnten Sie mich denn nicht lieben, wenn Sie gleich noch Geheimniſſe vor mir hätten?

Mellefont. Sie glauben alſo doch, daß es ein Geheimniß geweſen ſey?

Sara. Aber keines, das mich angeht. Und das muß mir genug ſeyn.

Mellefont. Sie ſind allzu gefällig. Doch erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dieſes Geheimniß gleichwohl entdecke. Es waren einige Zeilen von einer Anverwandten, die meinen hieſigen Aufenthalt erfahren hat. Sie geht auf ihrer Reiſe nach London hier durch, und will mich ſprechen. Sie hat zugleich um die Ehre erſucht, Ihnen ihre Aufwartung machen zu dürfen.

Sara. Es wird mir allezeit angenehm ſeyn, Mellefont, die würdigen Perſonen Ihrer Familie kennen zu lernen. Aber, überlegen Sie es ſelbſt, ob ich ſchon, ohne zu erröthen, einer derſelben unter die Augen ſehen darf.

Mellefont. Ohne zu erröthen? Und worüber? Darüber, daß Sie mich lieben? Es iſt wahr, Miß, Sie hätten Ihre Liebe einem Edlern, einem Reichern ſchenken können. Sie müſſen ſich ſchämen, daß Sie Ihr Herz nur um ein Herz haben geben wollen, und daß Sie bey dieſem Tauſche Ihr Glück ſo weit aus den Augen geſetzt.

Sara. Sie werden es ſelbſt wiſſen, wie falſch Sie meine Worte erklären.

Mellefont. Erlauben Sie, Miß; wenn ich ſie falſch erkläre, ſo können ſie gar keine Bedeutung haben.

Sara. Wie heißt Ihre Anverwandte?

Mellefont. Es iſt — Lady Solmes. Sie werden den Namen von mir ſchon gehört haben.

Sara. Ich kann mich nicht erinnern.

Mellefont. Darf ich bitten, daß Sie ihren Beſuch annehmen wollen?

Sara. Bitten, Mellefont? Sie können mir es ja befehlen.

Mellefont. Was für ein Wort! — Nein, Miß, ſie ſoll das Glück nicht haben, Sie zu ſehen. Sie wird es betauern; aber ſie muß es ſich gefallen laſſen. Miß Sara hat ihre Urſachen, die ich auch, ohne ſie zu wiſſen, verehre.

Sara. Mein Gott! wie ſchnell ſind Sie, Mellefont! Ich werde die Lady erwarten; und mich der Ehre ihres Beſuchs, ſo viel möglich, würdig zu erzeigen ſuchen. Sind Sie zufrieden?

Mellefont. Ach, Miß, laſſen Sie mich meinen Ehrgeiz geſtehen. Ich möchte gern gegen die ganze Welt mit Ihnen prahlen. Und wenn ich auf den Beſitz einer ſolchen Perſon nicht eitel wäre, ſo würde ich mir ſelbſt vorwerfen, daß ich den Werth derſelben nicht zu ſchätzen wüßte. Ich gehe, und bringe die Lady ſogleich zu Ihnen. (gehet ab.)

Sara. (allein) Wenn es nur keine von den ſtolzen Weibern iſt, die voll von ihrer Tugend, über alle Schwachheiten erhaben zu ſeyn glauben. Sie machen uns mit einem einzigen verächtlichen Blicke den Proceß, und ein zweydeutiges Achſelzucken iſt das ganze Mitleiden, das wir ihnen zu verdienen ſcheinen.

Dritter Auftritt.

Waitwell. Sara.

Betty. (zwiſchen der Scene.) Nur hier herein, wenn Er ſelbſt mit ihr ſprechen muß.

Sara. (die ſich umſieht) Wer muß ſelbſt mit mir ſprechen? — Wen ſeh' ich? Iſt es möglich? Waitwell, dich?

Waitwell. Was für ein glücklicher Mann bin ich, daß ich endlich unſere Miß Sara wieder ſehe!

Sara. Gott! was bringſt du? Ich hör' es ſchon, ich hör' es ſchon, du bringſt mir die Nachricht von dem Tode meines Vaters! Er iſt hin, der vortrefflichſte Mann, der beſte Vater! Er iſt hin, und ich, ich bin die Elende, die ſeinen Tod beſchleuniget hat.

Waitwell. Ach! Miß — —

Sara. Sage mir, geſchwind ſage mir, daß die letzten Augenblicke ſeines Lebens ihm durch mein Andenken nicht ſchwerer wurden; daß er mich vergeſſen hatte; daß er eben ſo ruhig ſtarb, als er ſich ſonſt in meinen Armen zu ſterben verſprach; daß er ſich meiner auch nicht einmal in ſeinem letzten Gebete erinnerte — —

Waitwell. Hören Sie doch auf, ſich mit ſo falſchen Vorſtellungen zu plagen! Er lebt ja noch, Ihr Vater; er lebt ja noch, der rechtſchaffne Sir William.

Sara. Lebt er noch? Iſt es wahr, lebt er noch? O! daß er noch lange leben, und glücklich leben möge! O! daß ihm Gott die Hälfte meiner Jahre zulegen wolle! Die Hälfte? — Ich Undankbare, wenn ich ihm nicht mit allen, ſo viel mir deren beſtimmt ſind, auch nur einige Augenblicke zu erkaufen bereit bin! Aber nun ſage mir wenigſtens, Waitwell, daß es ihm nicht hart fällt, ohne mich zu leben; daß es ihm leicht geworden iſt, eine Tochter aufzugeben, die ihre Tugend ſo leicht aufgeben können; daß ihn meine Flucht erzürnet, aber nicht gekränkt hat; daß er mich verwünſchet, aber nicht betauert.

Waitwell. Ach, Sir William iſt noch immer der zärtliche Vater, ſo wie ſein Sarchen noch immer die zärtliche Tochter iſt, die ſie beide geweſen ſind.

Sara. Was ſagſt du? Du biſt ein Bote des Unglücks, des ſchrecklichſten Unglücks unter allen, die mir meine feindſelige Einbildung jemals vorgeſtellet hat! Er iſt noch der zärtliche Vater? So liebt er mich ja noch? So muß er mich ja beklagen? Nein, nein, das thut er nicht; das kann er nicht thun! Siehſt du denn nicht, wie unendlich jeder Seufzer, den er um mich verlöre, meine Verbrechen vergröſſern würde? Müßte mir nicht die Gerechtigkeit des Himmels jede ſeiner Thränen, die ich ihm auspreßte, ſo anrechnen, als ob ich bey jeder derſelben mein Laſter und meinen Undank wiederholte? Ich erſtarre über dieſen Gedanken. Thränen koſte ich ihm? Thränen? Und es ſind andre Thränen, als Thränen der Freude? — Widerſprich mir doch, Waitwell! Aufs höchſte hat er einige leichte Regungen des Bluts für mich gefühlet; einige von den geſchwind überhin gehenden Regungen, welche die kleinſte Anſtrengung der Vernunft beſänftiget. Zu Thränen hat er es nicht kommen laſſen. Nicht wahr, Waitwell, zu Thränen hat er es nicht kommen laſſen?

Waitwell. (indem er ſich die Augen wiſcht) Nein, Miß, dazu hat er es nicht kommen laſſen.

Sara. Ach! dein Mund ſagt nein; und deine eignen Thränen ſagen ja.

Waitwell. Nehmen Sie dieſen Brief, Miß; er iſt von ihm ſelbſt.

Sara. Von wem? von meinem Vater? an mich?

Waitwell. Ja, nehmen Sie ihn nur; Sie werden mehr daraus ſehen können, als ich zu ſagen vermag. Er hätte einem andern, als mir, dieſes Geſchäfte auftragen ſollen. Ich verſprach mir Freude davon; aber Sie verwandeln mir dieſe Freude in Betrübniß.

Sara. Gieb nur, ehrlicher Waitwell! — Doch nein, ich will ihn nicht eher nehmen, als bis du mir ſagſt, was ungefähr darinn enthalten iſt.

Waitwell. Was kann darinn enthalten ſeyn? Liebe und Vergebung.

Sara. Liebe? Vergebung?

Waitwell. Und vielleicht ein aufrichtiges Bedauern, daß er die Rechte der väterlichen Gewalt gegen ein Kind brauchen wollen, für welches nur die Vorrechte der väterlichen Huld ſind.

Sara. So behalte nur deinen grauſamen Brief!

Waitwell. Grauſamen? fürchten Sie nichts; Sie erhalten völlige Freyheit über Ihr Herz und Ihre Hand.

Sara. Und das iſt es eben, was ich fürchte. Einen Vater, wie ihn, zu betrüben: dazu habe ich noch den Muth gehabt. Allein ihn durch eben dieſe Betrübniß, ihn durch ſeine Liebe, der ich entſagt, dahin gebracht zu ſehen, daß er ſich alles gefallen läßt, wozu mich eine unglückliche Leidenſchaft verleitet: das, Waitwell, das würde ich nicht ausſtehen. Wenn ſein Brief alles enthielte, was ein aufgebrachter Vater, in ſolchem Falle heftiges und hartes vorbringen kann, ſo würde ich ihn zwar mit Schaudern leſen, aber ich würde ihn doch leſen können. Ich würde gegen ſeinen Zorn noch einen Schatten von Vertheidigung aufzubringen wiſſen, um ihn durch dieſe Vertheidigung, wo möglich, noch zorniger zu machen. Meine Beruhigung wäre alsdann dieſe, daß bey einem gewaltſamen Zorne kein wehmütiger Gram Raum haben könne, und daß ſich jener endlich glücklich in eine bittere Verachtung gegen mich verwandeln werde. Wen man aber verachtet, um den bekümmert man ſich nicht mehr. Mein Vater wäre wieder ruhig, und ich dürfte mir nicht vorwerfen, ihn auf immer unglücklich gemacht zu haben.

Waitwell. Ach! Miß, Sie werden ſich dieſen Vorwurf noch weniger machen dürfen, wenn Sie jetzt ſeine Liebe wieder ergreifen, die ja alles vergeſſen will.

Sara. Du irrſt dich, Waitwell. Sein ſehnliches Verlangen nach mir, verführt ihn vielleicht, zu allem ja zu ſagen. Kaum aber würde dieſes Verlangen ein wenig beruhiget ſeyn, ſo würde er ſich, ſeiner Schwäche wegen, vor ſich ſelbſt ſchämen. Ein finſterer Unwille würde ſich ſeiner bemeiſtern, und er würde mich nie anſehen können, ohne mich heimlich anzuklagen, wie viel ich ihm abzutrotzen mich unterſtanden habe. Ja, wenn es in meinem Vermögen ſtünde, ihm bey der äußerſten Gewalt, die er ſich meinetwegen anthut, das bitterſte zu erſparen; wenn in dem Augenblicke, da er mir alles erlauben wollte, ich ihm alles aufopfern könnte: ſo wäre es ganz etwas anders. Ich wollte den Brief mit Vergnügen von deinen Händen nehmen, die Stärke der väterlichen Liebe darinn bewundern, und ohne ſie zu mißbrauchen, mich als eine reuende und gehorſame Tochter zu ſeinen Füßen werfen. Aber kann ich das? Ich würde es thun müſſen, was er mir erlaubte, ohne mich daran zu kehren, wie theuer ihm dieſe Erlaubniß zu ſtehen komme. Und wenn ich dann am vergnügteſten darüber ſeyn wollte, würde es mir plötzlich einfallen, daß er mein Vergnügen äußerlich nur zu theilen ſcheine, und in ſich ſelbſt vielleicht ſeufze; kurz, daß er mich mit Entſagung ſeiner eignen Glückſeligkeit glücklich gemacht habe — Und es auf dieſe Art zu ſeyn wünſchen, traueſt du mir das wohl zu, Waitwell?

Waitwell. Gewiß ich weiß nicht, was ich hierauf antworten ſoll.

Sara. Es iſt nichts darauf zu antworten. Bringe deinen Brief alſo nur wieder zurück. Wenn mein Vater durch mich unglücklich ſeyn muß; ſo will ich ſelbſt auch unglücklich bleiben. Ganz allein ohne ihn unglücklich zu ſeyn, das iſt es, was ich jetzt ſtündlich von dem Himmel bitte; glücklich aber ohne ihn ganz allein zu ſeyn, davon will ich durchaus nichts wiſſen.

Waitwell. (etwas bey Seite) Ich glaube wahrhaftig, ich werde das gute Kind hintergehen müſſen, damit es den Brief doch nur lieſet.

Sara. Was ſprichſt du da für dich?

Waitwell. Ich ſage mir ſelbſt, daß ich einen ſehr ungeſchickten Einfall gehabt hätte, Sie, Miß, zur Leſung des Brieſes deſto geſchwinder zu vermögen.

Sara. Wie ſo?

Waitwell. Ich konnte ſo weit nicht denken. Sie überlegen freylich alles genauer, als es unſer einer kann. Ich wollte Sie nicht erſchrecken; der Brief iſt vielleicht nur allzu hart; und wenn ich geſagt habe, daß nichts als Liebe und Vergebung darinn enthalten ſey, ſo hätte ich ſagen ſollen, daß ich nichts als dieſes darinn enthalten zu ſeyn wünſchte.

Sara. Iſt das wahr? — Nun ſo gieb mir ihn her. Ich will ihn leſen. Wenn man den Zorn eines Vaters unglücklicher Weiſe verdient hat, ſo muß man wenigſtens gegen dieſen väterlichen Zorn ſo viel Achtung haben, daß er ihn nach allen Gefallen gegen uns auslaſſen kann. Ihn zu vereiteln ſuchen, heißt Beleidigungen mit Geringſchätzung häufen. Ich werde ihn nach aller ſeiner Stärke empfinden. Du ſiehſt, ich zittre ſchon — Aber ich ſoll auch zittern; und ich will lieber zittern, als weinen. — (ſie erbricht den Brief) Nun iſt er erbrochen! Ich bebe — Aber was ſeh ich? (ſie lieſet) „Einzige, geliebteſte Tochter!“ — Ha! du alter Betrieger, iſt das die Anrede eines zornigen Vaters? Geh, weiter werde ich nicht leſen — —

Waitwell. Ach, Miß, verzeihen Sie doch einem alten Knechte. Ja gewiß, ich glaube es iſt in meinem Leben das erſtemal, daß ich mit Verſatz betrogen habe. Wer einmal betriegt, Miß, und aus einer ſo guten Abſicht betriegt, der iſt ja deswegen noch kein alter Betrieger. Das geht mir nahe, Miß. Ich weiß wohl, die gute Abſicht entſchuldigt nicht immer; aber was konnte ich denn thun? Einem ſo guten Vater ſeinen Brief ungeleſen wieder zu bringen? Das kann ich nimmermehr. Eher will ich gehen, ſo weit mich meine alten Beine tragen, und ihm nie wieder vor die Augen kommen.

Sara. Wie? auch du willſt ihn verlaſſen?

Waitwell. Werde ich denn nicht müſſen, wenn Sie den Brief nicht leſen? Leſen Sie ihn doch immer. Laſſen Sie doch immer den erſten vorſetzlichen Betrug, den ich mir vorzuwerfen habe, nicht ohne gute Wirkung bleiben. Sie werden ihn deſto eher vergeſſen, und ich werde mir ihn deſto eher vergeben können. Ich bin ein gemeiner einfältiger Mann, der Ihnen Ihre Urſachen, warum Sie den Brief nicht leſen können, oder wollen, freylich ſo muß gelten laſſen. Ob ſie wahr ſind, weiß ich nicht; aber ſo recht natürlich ſcheinen ſie mir wenigſtens nicht. Ich dächte nun ſo, Miß: ein Vater, dächte ich, iſt doch immer ein Vater; und ein Kind kann wohl einmal fehlen, es bleibt deswegen doch ein gutes Kind. Wenn der Vater den Fehler verzeiht, ſo kann ja das Kind ſich wohl wieder ſo aufführen, daß er auch gar nicht mehr daran denken darf. Und wer erinnert ſich denn gern an etwas, wovon er lieber wünſchte, es wäre gar nicht geſchehen? Es iſt, Miß, als ob Sie nur immer an Ihren Fehler dächten, und glaubten, es wäre genug, wenn Sie den in Ihrer Einbildung vergröſſerten, und ſich ſelbſt mit ſolchen vergröſſerten Vorſtellungen marterten. Aber ich ſollte meynen, Sie müßten auch daran denken, wie Sie das, was geſchehen iſt, wieder gut machten. Und wie wollen Sie es denn wieder gut machen, wenn Sie ſich ſelbſt alle Gelegenheit dazu benehmen? Kann es Ihnen denn ſauer werden, den andern Schritt zu thun, wenn ſo ein lieber Vater ſchon den erſten gethan hat?

Sara. Was für Schwerdter gehen aus deinem einfältigen Munde in mein Herz! — Eben das kann ich nicht aushalten, daß er den erſten Schritt thun muß. Und was willſt du denn? Thut er denn nur den erſten Schritt? Er muß ſie alle thun: ich kann ihm keinen entgegen thun. So weit ich mich von ihm entfernet, ſo weit muß er ſich zu mir herablaſſen. Wenn er mir vergiebt, ſo muß er mein ganzes Verbrechen vergeben, und ſich noch dazu gefallen laſſen, die Folgen deſſelben vor ſeinen Augen fortdauern zu ſehen. Iſt das von einem Vater zu verlangen?

Waitwell. Ich weiß nicht, Miß, ob ich dieſes ſo recht verſtehe. Aber mich deucht, Sie wollen ſagen, er müſſe Ihnen gar zu viel vergeben, und weil ihm das nicht anders als ſehr ſauer werden könne, ſo machten Sie ſich ein Gewiſſen, ſeine Vergebung anzunehmen. Wenn Sie das meynen, ſo ſagen Sie mir doch, iſt denn nicht das Vergeben für ein gutes Herz ein Vergnügen? Ich bin in meinem Leben ſo glücklich nicht geweſen, daß ich dieſes Vergnügen oft empfunden hätte. Aber der wenigen Male, die ich es empfunden habe, erinnere ich mich noch immer gern. Ich fühlte ſo etwas ſanftes, ſo etwas beruhigendes, ſo etwas himmliſches dabey, daß ich mich nicht entbrechen konnte, an die große unüberſchwengliche Seligkeit Gottes zu denken, deſſen ganze Erhaltung der elenden Menſchen ein immerwährendes Vergeben iſt. Ich wünſchte mir, alle Augenblicke verzeihen zu können, und ſchämte mich, daß ich nur ſolche Kleinigkeiten zu verzeihen hatte. Recht ſchmerzhafte Beleidigungen, recht tödliche Kränkungen zu vergeben, ſagt' ich zu mir ſelbſt, muß eine Wolluſt ſeyn, in der die ganze Seele zerfließt. — Und nun, Miß, wollen Sie denn ſo eine große Wolluſt Ihrem Vater nicht gönnen?

Sara. Ach! — Rede weiter, Waitwell, rede weiter!

Waitwell. Ich weiß wohl, es giebt eine Art von Leuten, die nichts ungerner, als Vergebung annehmen, und zwar, weil ſie keine zu erzeigen gelernt haben. Es ſind ſtolze unbiegſame Leute, die durchaus nicht geſtehen wollen, daß ſie unrecht gethan. Aber von der Art, Miß, ſind Sie nicht. Sie haben das liebreichſte und zärtlichſte Herz, das die beſte Ihres Geſchlechts nur haben kann. Ihren Fehler bekennen Sie auch. Woran liegt es denn nun alſo noch? — Doch verzeihen Sie mir nur, Miß, ich bin ein alter Plauderer, und hätte es gleich merken ſollen, daß Ihr Weigern nur eine rühmliche Beſorgniß, nur eine tugendhafte Schüchternheit ſey. Leute, die eine große Wohlthat gleich, ohne Bedenken, annehmen können, ſind der Wohlthat ſelten würdig. Die ſie am meiſten verdienen, haben auch immer das meiſte Mißtrauen gegen ſich ſelbſt. Doch muß das Mißtrauen nicht über ſein Ziel getrieben werden.

Sara. Lieber alter Vater, ich glaube du haſt mich überredet.

Waitwell. Ach Gott! wenn ich ſo glücklich geweſen bin, ſo muß mir ein guter Geiſt haben reden helfen. Aber nein, Miß, meine Reden haben dabey nichts gethan, als daß ſie Ihnen Zeit gelaſſen, ſelbſt nachzudenken, und ſich von einer ſo fröhlichen Beſtürzung zu erholen. — Nicht wahr, nun werden Sie den Brief leſen? O! leſen Sie ihn doch gleich!

Sara. Ich will es thun, Waitwell. — Welche Biſſe, welche Schmerzen werde ich fühlen!

Waitwell. Schmerzen, Miß, aber angenehme Schmerzen.

Sara. Sey ſtill! (ſie fängt an für ſich zu leſen.)

Waitwell. (bey Seite) O! wenn er ſie ſelbſt ſehen ſollte!

Sara. (nachdem ſie einige Augenblicke geleſen) Ach Waitwell, was für ein Vater! Er nennt meine Flucht eine Abweſenheit. Wie viel ſträflicher wird ſie durch dieſes gelinde Wort! (ſie lieſet weiter und unterbricht ſich wieder) Höre doch! er ſchmeichelt ſich, ich würde ihn noch lieben. Er ſchmeichelt ſich! (lieſet und unterbricht ſich) Er bittet mich — Er bittet mich? Ein Vater ſeine Tochter? ſeine ſtrafbare Tochter? Und was bittet er mich denn? — (lieſet vor ſich) Er bittet mich, ſeine übereilte Strenge zu vergeſſen, und ihn mit meiner Entfernung nicht länger zu ſtrafen. Uebereilte Strenge! — Zu ſtrafen! — (lieſet wieder und unterbricht ſich) Noch mehr! Nun dankt er mir gar, und dankt mir, daß ich ihm Gelegenheit gegeben, den ganzen Umfang der väterlichen Liebe kennen zu lernen. Unſelige Gelegenheit! Wenn er doch nur auch ſagte, daß ſie ihm zugleich den ganzen Umfang des kindlichen Ungehorſams habe kennen lernen! (ſie lieſet wieder) Nein, er ſagt es nicht! Er gedenkt meines Verbrechens nicht mit einem Buchſtaben. (Sie fährt weiter fort vor ſich zu leſen.) Er will kommen, und ſeine Kinder ſelbſt zurückholen. Seine Kinder, Waitwell! Das geht über alles! — Hab' ich auch recht geleſen? (Sie lieſet wieder vor ſich.) — Ich möchte vergehen! Er ſagt, derjenige verdiene nur allzu wohl ſein Sohn zu ſeyn, ohne welchen er keine Tochter haben könne. — O! hätte er ſie nie gehabt, dieſe unglückliche Tochter! — Geh, Waitwell, laß mich allein! Er verlangt eine Antwort, und ich will ſie ſogleich machen. Frag' in einer Stunde wieder nach. Ich danke dir unterdeſſen für deine Mühe. Du biſt ein rechtſchaffner Mann. Es ſind wenig Diener die Freunde ihrer Herren!

Waitwell. Beſchämen Sie mich nicht, Miß. Wenn alle Herren Sir Williams wären, ſo müßten die Diener Unmenſchen ſeyn, wenn ſie nicht ihr Leben für ſie laſſen wollten.

(geht ab.)

Vierter Auftritt.

Sara.

(Sie ſetzet ſich zum ſchreiben nieder.) Wenn man mir es vor Jahr und Tag geſagt hätte, daß ich auf einen ſolchen Brief würde antworten müſſen! Und unter ſolchen Umſtänden! — Ja, die Feder hab' ich in der Hand. — Weiß ich aber auch ſchon, was ich ſchreiben ſoll? Was ich denke; was ich empfinde. — Und was denkt man denn, wenn ſich in einem Augenblicke tauſend Gedanken durchkreuzen? Und was empfindet man denn, wenn das Herz, vor lauter Empfinden, in einer tiefen Betäubung liegt? — Ich muß doch ſchreiben — Ich führe ja die Feder nicht das erſte Mal. Nachdem ſie mir ſchon ſo manche kleine Dienſte der Höflichkeit und Freundſchaft abſtatten helfen: ſollte mir ihre Hülfe wohl bey dem wichtigſten Dienſte entſtehen? — (ſie denkt ein wenig nach, und ſchreibt darauf einige Zeilen.) Das ſoll der Anfang ſeyn? Ein ſehr froſtiger Anfang. Und werde ich denn bey ſeiner Liebe anfangen wollen? Ich muß bey meinem Verbrechen anfangen. (ſie ſtreicht aus und ſchreibt anders.) Daß ich mich ja nicht zu oben hin davon ausdrücke! — Das Schämen kann überall an ſeiner rechten Stelle ſeyn, nur bey dem Bekenntniſſe unſerer Fehler nicht. Ich darf mich nicht fürchten, in Uebertreibungen zu gerathen, wenn ich auch ſchon die gräßlichſten Züge anwende. — Ach! warum muß ich nun geſtört werden?

Fünfter Auftritt.

Marwood. Mellefont. Sara.

Mellefont. Liebſte Miß, ich habe die Ehre, Ihnen Lady Solmes vorzuſtellen, welche eine von denen Perſonen in meiner Familie iſt, welchen ich mich am meiſten verpflichtet erkenne.

Marwood. Ich muß um Vergebung bitten, Miß, daß ich ſo frey bin, mich mit meinen eignen Augen von dem Glücke eines Vetters zu überführen, dem ich das vollkommenſte Frauenzimmer wünſchen würde, wenn mich nicht gleich der erſte Anblick überzeugt hätte, daß er es in Ihnen bereits gefunden habe.

Sara. Sie erzeigen mir allzuviel Ehre, Lady. Eine Schmeicheley, wie dieſe, würde mich zu allen Zeiten beſchämt haben; itzt aber, ſollte ich ſie faſt für einen verſteckten Vorwurf annehmen, wenn ich Lady Solmes nicht für viel zu großmüthig hielte, ihre Ueberlegenheit an Tugend und Klugheit eine Unglückliche fühlen zu laſſen.

Marwood. (kalt) Ich würde untröſtlich ſeyn, Miß, wenn Sie mir andre, als die freundſchaftlichſten Geſinnungen, zutrauten. — (bey Seite) Sie iſt ſchön!

Mellefont. Und wäre es denn auch möglich, Lady, gegen ſo viel Schönheit, gegen ſo viel Beſcheidenheit gleichgültig zu bleiben? Man ſagt zwar, daß einem reizenden Frauenzimmer ſelten von einem andern Gerechtigkeit erwieſen werde; allein dieſes iſt auf der einen Seite nur von denen, die auf ihre Vorzüge allzu eitel ſind, und auf der andern nur von ſolchen zu verſtehen, welche ſich ſelbſt keiner Vorzüge bewußt ſind. Wie weit ſind Sie beide von dieſem Falle entfernt! — (zur Marwood, welche in Gedanken ſteht) Iſt es nicht wahr, Lady, daß meine Liebe nichts weniger, als partheyiſch, geweſen iſt? Iſt es nicht wahr, daß ich Ihnen zum Lobe meiner Miß viel, aber noch lange nicht ſo viel geſagt habe, als Sie ſelbſt finden? — Aber warum ſo in Gedanken? — (ſachte zu ihr) Sie vergeſſen, wer Sie ſeyn wollen.

Marwood. Darf ich es ſagen? — Die Bewunderung Ihrer liebſten Miß führte mich auf die Betrachtung ihres Schickſals. Es gieng mir nahe, daß ſie die Früchte ihrer Liebe nicht in ihrem Vaterlande genießen ſoll. Ich erinnerte mich, daß ſie einen Vater, und wie man mir geſagt hat, einen ſehr zärtlichen Vater verlaſſen mußte, um die Ihrige ſeyn zu können; und ich konnte mich nicht enthalten, ihre Ausſöhnung mit ihm zu wünſchen.

Sara. Ach! Lady, wie ſehr bin ich Ihnen für dieſen Wunſch verbunden. Er verdient es, daß ich meine ganze Freude mit Ihnen theile. Sie können es noch nicht wiſſen, Mellefont, daß er erfüllt wurde, ehe Lady die Liebe für uns hatte, ihn zu thun.

Mellefont. Wie verſtehen Sie dieſes, Miß?

Marwood. (bey Seite) Was will das ſagen?

Sara. Eben itzt habe ich einen Brief von meinem Vater erhalten. Waitwell brachte mir ihn. Ach, Mellefont, welch ein Brief!

Mellefont. Geſchwind reißen Sie mich aus meiner Ungewißheit. Was hab' ich zu fürchten? Was habe ich zu hoffen? Iſt er noch der Vater, den wir flohen? Und wenn er es noch iſt, wird Sara die Tochter ſeyn, die mich zärtlich genug liebt, um ihn noch weiter zu fliehen? Ach! hätte ich Ihnen gefolgt, liebſte Miß, ſo wären wir jetzt durch ein Band verknüpft, das man aus eigenſinnigen Abſichten zu trennen wohl unterlaſſen müßte. In dieſem Augenblick empfinde ich alles das Unglück, das unſer entdeckter Aufenthalt für mich nach ſich ziehen kann. — Er wird kommen, und Sie aus meinen Armen reißen. —

Wie haſſe ich den Nichtswürdigen, der uns ihm verrathen hat! (mit einem zornigen Blicke gegen die Marwood.)

Sara. Liebſter Mellefont, wie ſchmeichelhaft iſt dieſe Ihre Unruhe für mich! Und wie glücklich ſind wir beyde, daß ſie vergebens iſt! Leſen Sie hier ſeinen Brief. — (gegen die Marwood, indem Mellefont den Brief für ſich lieſet) Lady, er wird über die Liebe meines Vaters erſtaunen. Meines Vaters? Ach! er iſt nun auch der ſeinige.

Marwood. (betroffen) Iſt es möglich?

Sara. Ja wohl, Lady, haben Sie Urſache, dieſe Veränderung zu bewundern. Er vergiebt uns alles; wir werden uns nun vor ſeinen Augen lieben; er erlaubt es uns; er befiehlt es uns. — Wie hat dieſe Gütigkeit meine ganze Seele durchdrungen! — Nun, Mellefont? (der ihr den Brief wieder giebt) Sie ſchweigen? O nein, dieſe Thräne, die ſich aus Ihrem Auge ſchleicht, ſagt weit mehr, als Ihr Mund ausdrücken könnte.

Marwood. (bey Seite) Wie ſehr habe ich mir ſelbſt geſchadet! Ich Unvorſichtige!

Sara. O! laſſen Sie mich dieſe Thräne von Ihrer Wange küſſen!

Mellefont. Ach Miß, warum haben wir ſo einen göttlichen Mann betrüben müſſen? Ja wohl, einen göttlichen Mann: denn was iſt göttlicher, als vergeben? — Hätten wir uns dieſen glücklichen Ausgang nur als möglich vorſtellen können: gewiß, ſo wollten wir ihn jetzt ſo gewaltſamen Mitteln nicht zu verdanken haben; wir wollten ihn allein unſern Bitten zu verdanken haben. Welche Glückſeligkeit wartet auf mich! Wie ſchmerzlich wird mir aber auch die eigne Ueberzeugung ſeyn, daß ich dieſer Glückſeligkeit ſo unwerth bin!

Marwood. (bey Seite) Und das muß ich mit anhören!

Sara. Wie vollkommen rechtfertigen Sie, durch ſolche Geſinnungen, meine Liebe gegen Sie.

Marwood. (bey Seite) Was für Zwang muß ich mir anthun!

Sara. Auch Sie, vortreffliche Lady, müſſen den Brief meines Vaters leſen. Sie ſcheinen allzu viel Antheil an unſerm Schickſale zu nehmen, als daß Ihnen ſein Inhalt gleichgültig ſeyn könnte.

Marwood. Mir gleichgültig, Miß? (ſie nimmt den Brief)

Sara. Aber, Lady; Sie ſcheinen noch immer ſehr nachdenkend, ſehr traurig.

Marwood. Nachdenkend, Miß, aber nicht traurig.

Mellefont. (bey Seite) Himmel! wo ſie ſich verräth!

Sara. Und warum denn?

Marwood. Ich zittere für Sie beyde. Könnte dieſe unvermuthete Güte Ihres Vaters nicht eine Verſtellung ſeyn? eine Liſt?

Sara. Gewiß nicht, Lady, gewiß nicht. Leſen Sie nur, und Sie werden es ſelbſt geſtehen. Die Verſtellung bleibt immer kalt, und eine ſo zärtliche Sprache iſt in ihrem Vermögen nicht. (Marwood lieſet vor ſich) Werden Sie nicht argwöhniſch, Mellefont; ich bitte Sie. Ich ſtehe Ihnen dafür, daß mein Vater ſich zu keiner Liſt herablaſſen kann. Er ſagt nichts, was er nicht denkt, und Falſchheit iſt ihm ein unbekanntes Laſter.

Mellefont. O! davon bin ich vollkommen überzeugt, liebſte Miß. — Man muß der Lady den Verdacht vergeben, weil ſie den Mann noch nicht kennt, den er trifft.

Sara. (indem ihr Marwood den Brief zurück giebt) Was ſeh' ich, Lady? Sie haben ſich entfärbt? Sie zittern? Was fehlt Ihnen?

Mellefont. (bey Seite) In welcher Angſt bin ich! Warum habe ich ſie auch hergebracht?

Marwood. Es iſt nichts, Miß, als ein kleiner Schwindel, welcher vorübergehn wird. Die Nachtluft muß mir auf der Reiſe nicht bekommen ſeyn.

Mellefont. Sie erſchrecken mich, Lady — Iſt es Ihnen nicht gefällig, friſche Luft zu ſchöpfen? Man erholt ſich in einem verſchloßnen Zimmer nicht ſo leicht.

Marwood. Wann Sie meynen, ſo reichen Sie mir Ihren Arm.

Sara. Ich werde Sie begleiten, Lady.

Marwood. Ich verbitte dieſe Höflichkeit, Miß. Meine Schwachheit wird ohne Folgen ſeyn.

Sara. So hoffe ich denn, Lady bald wieder zu ſehen.

Marwood. Wenn Sie erlauben, Miß — (Mellefont führt ſie ab.)

Sara. (allein) Die arme Lady! — Sie ſcheinet die freundſchaftlichſte Perſon zwar nicht zu ſeyn; aber mürriſch und ſtolz ſcheinet ſie doch auch nicht. — Ich bin wieder allein. Kann ich die wenigen Augenblicke, die ich es vielleicht ſeyn werde, zu etwas beſſerm als zur Vollendung meiner Antwort anwenden? (ſie will ſich niederſetzen zu ſchreiben.)

Sechſter Auftritt.

Betty. Sara.

Betty. Das war ja wohl ein ſehr kurzer Beſuch.

Sara. Ja, Betty. Es iſt Lady Solmes; eine Anverwandte meines Mellefont. Es wandelte ihr gähling eine kleine Schwachheit an. Wo iſt ſie jezt?

Betty. Mellefont hat ſie bis an die Thüre begleitet.

Sara. So iſt ſie ja wohl wieder fort?

Betty. Ich vermuthe es. — Aber je mehr ich Sie anſehe, Miß — Sie müſſen mir meine Freyheit verzeihen — je mehr finde ich Sie verändert. Es iſt etwas ruhiges, etwas zufriednes in Ihren Blicken. Lady muß ein ſehr angenehmer Beſuch, oder der alte Mann ein ſehr angenehmer Bote geweſen ſeyn.

Sara. Das lezte, Betty, das lezte. Er kam von meinem Vater. Was für einen zärtlichen Brief will ich dich leſen laſſen! Dein gutes Herz hat ſo oft mit mir geweint, nun ſoll es ſich auch mit mir freuen. Ich werde wieder glücklich ſeyn, und dich für deine guten Dienſte belohnen können.

Betty. Was habe ich Ihnen in kurzen neun Wochen für Dienſte leiſten können?

Sara. Du hätteſt mir ihrer in meinem ganzen andern Leben nicht mehrere leiſten können, als in dieſen neun Wochen. — Sie ſind vorüber! — Komm nur itzt, Betty; weil Mellefont vielleicht wieder allein iſt, ſo muß ich ihn noch ſprechen. Ich bekomme eben den Einfall, daß es ſehr gut ſeyn würde, wenn er zugleich mit mir an meinen Vater ſchriebe, dem ſeine Dankſagung ſchwerlich unerwartet ſein dürfte. Komm!

(Sie gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Der Saal.

Sir William Sampſon. Waitwell.

Sir William. Was für Balſam, Waitwell, haſt du mir durch deine Erzählung in mein verwundetes Herz gegoſſen! Ich lebe wieder neu auf; und ihre herannahende Rückkehr ſcheint mich eben ſo weit zu meiner Jugend wieder zurück zu bringen, als mich ihre Flucht näher zu dem Grabe gebracht hatte. Sie liebt mich noch! Was will ich mehr? — Geh ja bald wieder zu ihr, Waitwell. Ich kann den Augenblick nicht erwarten, da ich ſie aufs neue in dieſe Arme ſchließen ſoll, die ich ſo ſehnlich gegen den Tod ausgeſtreckt hatte. Wie erwünſcht wäre er mir in den Augenblicken meines Kummers geweſen! Und wie fürchterlich wird er mir in meinem neuen Glücke ſeyn! Ein Alter iſt ohne Zweifel zu tadeln, wenn er die Bande, die ihn noch mit der Welt verbinden, ſo feſt wieder zuziehet. Die endliche Trennung wird deſto ſchmerzlicher. — Doch der Gott, der ſich jetzt ſo gnädig gegen mich erzeigt, wird mir auch dieſe überſtehen helfen. Sollte er mir wohl eine Wohlthat erweiſen, um ſie mir zuletzt zu meinem Verderben gereichen zu laſſen? Sollte er mir eine Tochter wiedergeben, damit ich über ſeine Abforderung aus dieſem Leben murren müſſe? Nein, nein; er ſchenkt mir ſie wieder, um in der letzten Stunde nur um mich ſelbſt beſorgt ſeyn zu dürfen. Dank ſey dir, ewige Güte! Wie ſchwach iſt der Dank eines ſterblichen Mundes! Doch bald, bald werde ich, in einer ihm geweihten Ewigkeit, ihm würdiger danken können.

Waitwell. Wie herzlich vergnügt es mich, Sir, Sie vor meinem Ende wieder zufrieden zu wiſſen! Glauben Sie mir es nur, ich habe faſt ſo viel bey Ihrem Jammer ausgeſtanden, als Sie ſelbſt. Faſt ſo viel; gar ſo viel nicht: denn der Schmerz eines Vaters mag wohl bey ſolchen Gelegenheiten unausſprechlich ſeyn.

Sir William. Betrachte dich von nun an, mein guter Waitwell, nicht mehr als meinen Diener. Du haſt es ſchon längſt um mich verdient, ein anſtändiger Alter zu genießen. Ich will dir es auch ſchaffen, und du ſollſt es nicht ſchlechter haben, als ich es noch in der Welt haben werde. Ich will allen Unterſchied zwiſchen uns aufheben; in jener Welt, weißt du wohl, iſt er ohnedieß aufgehoben. — Nur dasmal ſey noch der alte Diener, auf den ich mich nie umſonſt verlaſſen habe. Geh, und gieb Acht, daß du mir ihre Antwort ſogleich bringen kannſt, als ſie fertig iſt.

Waitwell. Ich gehe, Sir. Aber ſo ein Gang iſt kein Dienſt, den ich Ihnen thue. Er iſt eine Belohnung, die Sie mir für meine Dienſte gönnen. Ja gewiß, das iſt er.

(Sie gehen auf verſchiedenen Seiten ab.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Mellefonts Zimmer.

Mellefont. Sara.

Mellefont. Ja, liebſte Miß, ja; das will ich thun; das muß ich thun.

Sara. Wie vergnügt machen Sie mich!

Mellefont. Ich bin es allein, der das ganze Verbrechen auf ſich nehmen muß. Ich allein bin ſchuldig; ich allein muß um Vergebung bitten.

Sara. Nein, Mellefont, nehmen Sie mir den größern Antheil, den ich an unſerm Vergehen habe, nicht. Er iſt mir theuer, ſo ſtrafbar er auch iſt: denn er muß Sie überzeugt haben, daß ich meinen Mellefont über alles in der Welt liebe. — Aber iſt es denn gewiß wahr, daß ich nunmehr dieſe Liebe mit der Liebe gegen meinen Vater verbinden darf? Oder befinde ich mich in einem angenehmen Traume? Wie fürchte ich mich, ihn zu verlieren, und in meinem alten Jammer zu erwachen! — Doch nein, ich bin nicht bloß in einem Traume, ich bin wirklich glücklicher, als ich jemals zu werden hoffen durfte; glücklicher, als es vielleicht dieſes kurze Leben zuläßt. Vielleicht erſcheint mir dieſer Strahl von Glückſeligkeit nur darum von ferne, und ſcheinet mir nur darum ſo ſchmeichelhaft näher zu kommen, damit er auf einmal wieder in die dickſte Finſterniß zerfließe, und mich auf einmal in einer Nacht laſſe, deren Schrecklichkeit mir durch dieſe kurze Erleuchtung erſt recht fühlbar geworden. — Was für Ahnungen quälen mich! — Sind es wirklich Ahnungen, Mellefont, oder ſind es gewöhnliche Empfindungen, die von der Erwartung eines unverdienten Glücks, und von der Furcht es zu verlieren, unzertrennlich ſind? — Wie ſchlägt mir das Herz, und wie unordentlich ſchlägt es! Wie ſtark itzt, wie geſchwind! — Und nun, wie matt, wie bange, wie zitternd! — Itzt eilt es wieder, als ob es die letzten Schläge wären, die es gern recht ſchnell hinter einander thun wollte. Armes Herz!

Mellefont. Die Wallungen des Geblüts; welche plötzliche Ueberraſchungen nicht anders als verurſachen können, werden ſich legen, Miß, und das Herz wird ſeine Verrichtungen ruhiger fortſetzen. Keiner ſeiner Schläge zielet auf das Zukünftige; und wir ſind zu tadeln, — verzeihen Sie, liebſte Sara, — wenn wir des Bluts mechaniſche Drückungen zu fürchterlichen Propheten machen. — Deswegen aber will ich nichts unterlaſſen, was Sie ſelbſt zur Beſänftigung dieſes kleinen innerlichen Sturms für dienlich halten. Ich will ſo gleich ſchreiben, und Sir William, hoffe ich, ſoll mit den Betheurungen meiner Reue, mit den Ausdrückungen meines gerührten Herzens, und mit den Angelobungen des zärtlichſten Gehorſams zufrieden ſeyn.

Sara. Sir William? Ach Mellefont, fangen Sie doch nun an, ſich an einen weit zärtlichern Namen zu gewöhnen. Mein Vater, Ihr Vater, Mellefont — —

Mellefont. Nun ja, Miß, unſer gütiger, unſer beſter Vater! — Ich mußte ſehr jung aufhören, dieſen ſüßen Namen zu nennen; ſehr jung mußte ich den eben ſo ſüßen Namen, Mutter, verlernen —

Sara. Sie haben ihn verlernt, und mit — mir ward es ſo gut nicht, ihn nur einmal ſprechen zu können. Mein Leben war ihr Tod. — Gott! ich ward eine Muttermörderinn wider mein Verſchulden. Und wie viel fehlte — wie wenig, wie nichts fehlte — ſo wäre ich auch eine Vatermörderinn geworden! Aber nicht ohne mein Verſchulden; eine vorſetzliche Vatermörderinn! — Und wer weiß, ob ich es nicht ſchon bin? Die Jahre, die Tage, die Augenblicke, die er geſchwinder zu ſeinem Ziele kömmt, als er ohne die Betrübniß, die ich ihm verurſacht, gekommen wäre — dieſe hab' ich ihm, — ich habe ſie ihm geraubt. Wenn ihn ſein Schickſal auch noch ſo alt und Lebensſatt ſterben läßt, ſo wird mein Gewiſſen doch nichts gegen den Vorwurf ſichern können, daß er ohne mich vielleicht noch ſpäter geſtorben wäre. Trauriger Vorwurf, den ich mir ohne Zweifel nicht machen dürfte, wenn eine zärtliche Mutter die Führerinn meiner Jugend geweſen wäre! Ihre Lehren, ihr Exempel würden mein Herz — So zärtlich blicken ſie mich an, Mellefont? Sie haben Recht; eine Mutter würde mich vielleicht mit lauter Liebe tyranniſirt haben, und ich würde Mellefonts nicht ſeyn. Warum wünſche ich mir denn alſo das, was mir das weiſere Schickſal nur aus Güte verſagte? Seine Fügungen ſind immer die beſten. Laſſen Sie uns nur das recht brauchen, was es uns ſchenkt: einen Vater, der mich noch nie nach einer Mutter ſeufzen laſſen; einen Vater, der auch Sie ungenoſſene Aeltern will vergeſſen lehren. Welche ſchmeichelhafte Vorſtellung! Ich verliebe mich ſelbſt darein, und vergeſſe es faſt, daß in dem Innerſten ſich noch etwas regt, das ihm keinen Glauben beymeſſen will. — Was iſt es, dieſes rebelliſche Etwas?

Mellefont. Dieſes Etwas, liebſte Sara, wie Sie ſchon ſelbſt geſagt haben, iſt die natürliche furchtſame Schwierigkeit, ſich in ein großes Glück zu finden. — Ach, Ihr Herz machte weniger Bedenken, ſich unglücklich zu glauben, als es jetzt, zu ſeiner eignen Pein, macht, ſich für glücklich zu halten! — Aber wie dem, der in einer ſchnellen Kreisbewegung drehend geworden, auch da noch, wenn er ſchon wieder ſtill ſitzt, die äußern Gegenſtände mit ihm herum zu gehen ſcheinen: ſo wird auch das Herz, das zu heftig erſchüttert worden, nicht auf einmal wieder ruhig. Es bleibt eine zitternde Bebung oft noch lange zurück, die wir ihrer eignen Abſchwächung überlaſſen müſſen.

Sara. Ich glaube es, Mellefont, ich glaube es: weil Sie es ſagen; weil ich es wünſche. — Aber laſſen Sie uns einer den andern nicht länger aufhalten. Ich will gehen, und meinen Brief vollenden. Ich darf doch auch den Ihrigen leſen, wenn ich Ihnen den meinigen werde gezeigt haben?

Mellefont. Jedes Wort ſoll Ihrer Beurtheilung unterworfen ſeyn; nur das nicht, was ich zu Ihrer Rettung ſagen muß: denn ich weiß es, Sie halten ſich nicht für ſo unſchuldig, als Sie ſind. (indem er die Sara bis an die Scene begleitet.)

Zweyter Auftritt.

Mellefont.

(Nachdem er einigemal tiefſinnig auf und niedergegangen) Was für ein Räthſel bin ich mir ſelbſt! Wofür ſoll ich mich halten? Für einen Thoren? oder für einen Böſewicht? — oder für beides? — Herz, was für ein Schalk biſt du! — Ich liebe den Engel, ſo ein Teufel ich auch ſeyn mag. — Ich lieb' ihn? Ja, gewiß, gewiß ich lieb' ihn. Ich weiß, ich wollte tauſend Leben für ſie aufopfern, für ſie, die mir ihre Tugend aufgeopfert hat! Ich wollt' es; jetzt gleich ohne Anſtand wollt' ich es — Und doch, doch — Ich erſchrecke, mir es ſelbſt zu ſagen — Und doch — Wie ſoll ich es begreifen? — Und doch fürchte ich mich vor dem Augenblicke, der ſie auf ewig, vor dem Angeſichte der Welt, zu der meinigen machen wird. — Er iſt nun nicht zu vermeiden; denn der Vater iſt verſöhnt. Auch weit hinaus werde ich ihn nicht ſchieben können. Die Verzögerung deſſelben hat mir ſchon ſchmerzhafte Vorwürfe genug zugezogen. So ſchmerzhaft ſie aber waren, ſo wären ſie mir doch erträglicher, als der melancholiſche Gedanke, auf Zeit Lebens gefeſſelt zu ſeyn. — Aber bin ich es denn nicht ſchon? — Ich bin es freylich, und bin es mit Vergnügen. — Freylich bin ich ſchon ihr Gefangener. — Was will ich alſo? — Das! — Itzt bin ich ein Gefangener, den man auf ſein Wort frey herum gehen läßt: das ſchmeichelt! Warum kann es dabey nicht ſein Bewenden haben? Warum muß ich eingeſchmiedet werden, und auch ſo gar den elenden Schatten der Freyheit entbehren? — Eingeſchmiedet? Nichts anders! — Sara Sampſon, meine Geliebte! Wie viel Seligkeiten liegen in dieſen Worten! Sara Sampſon, meine Ehegattinn! — Die Hälfte dieſer Seligkeiten iſt verſchwunden! und die andre Hälfte — wird verſchwinden. —

Ich Ungeheuer! — Und bey dieſen Geſinnungen ſoll ich an ihren Vater ſchreiben? — Doch es ſind keine Geſinnungen; es ſind Einbildungen! Vermaledeyte Einbildungen, die mir durch ein zügelloſes Leben ſo natürlich geworden! Ich will ihrer los werden, oder — nicht leben.

Dritter Auftritt.

Norton. Mellefont.

Mellefont. Du ſtöreſt mich, Norton!

Norton. Verzeihen Sie alſo mein Herr — (indem er wieder zurück gehen will.)

Mellefont. Nein, nein, bleib da. Es iſt eben ſo gut, daß du mich ſtöreſt. Was willſt du?

Norton. Ich habe von Betty eine ſehr freudige Neuigkeit gehört, und ich komme Ihnen dazu Glück zu wünſchen.

Mellefont. Zur Verſöhnung des Vaters doch wohl? Ich danke dir.

Norton. Der Himmel will Sie alſo noch glücklich machen.

Mellefont. Wenn er es will — du ſiehſt, Norton, ich laſſe mir Gerechtigkeit wiederfahren — ſo will er es meinetwegen gewiß nicht.

Norton. Nein, wenn Sie dieſes erkennen, ſo will er es auch Ihretwegen.

Mellefont. Meiner Sara wegen, einzig und allein meiner Sara wegen. Wollte ſeine ſchon gerüſtete Rache eine ganze ſündige Stadt, weniger Gerechten wegen, verſchonen: ſo kann er ja wohl auch einen Verbrecher dulden, wenn eine ihm gefällige Seele an dem Schickſale deſſelben Antheil nimmt.

Norton. Sie ſprechen ſehr ernſthaft und rührend. Aber drückt ſich die Freude nicht etwas anders aus?

Mellefont. Die Freude, Norton? Sie iſt nun für mich dahin.

Norton. Darf ich frey reden? (indem er ihn ſcharf anſieht.)

Mellefont. Du darfſt.

Norton. Der Vorwurf, den ich an dem heutigen Morgen von Ihnen hören mußte, daß ich mich Ihrer Verbrechen theilhaſtig gemacht, weil ich dazu geſchwiegen, mag mich bey Ihnen entſchuldigen, wenn ich von nun an ſeltner ſchweige.

Mellefont. Nur vergiß nicht, wer du biſt.

Norton. Ich will es nicht vergeſſen, daß ich ein Bedienter bin: ein Bedienter, der auch etwas beſſers ſeyn könnte, wenn er, leider! darnach gelebt hätte. Ich bin Ihr Bedienter, ja; aber nicht auf dem Fuße, daß ich mich gern mit Ihnen möchte verdammen laſſen.

Mellefont. Mit mir? Und warum ſagſt du das itzt?

Norton. Weil ich nicht wenig erſtaune, Sie anders zu finden, als ich mir vorſtellte.

Mellefont. Willſt du mich nicht wiſſen laſſen, was du dir vorſtellteſt?

Norton. Sie in lauter Entzückung zu finden.

Mellefont. Nur der Pöbel wird gleich außer ſich gebracht, wenn ihn das Glück einmal anlächelt.

Norton. Vielleicht, weil der Pöbel noch ſein Gefühl hat, das bey Vornehmern durch tauſend unnatürliche Vorſtellungen verderbt und geſchwächt wird. Allein in Ihrem Geſichte iſt noch etwas anders als Mäßigung zu leſen. Kaltſinn, Unentſchloſſenheit, Widerwille — —

Mellefont. Und wenn auch? Haſt du es vergeſſen, wer noch außer der Sara hier iſt? Die Gegenwart der Marwood — —

Norton. Könnte Sie wohl beſorgt, aber nicht niedergeſchlagen machen. — Sie beunruhiget etwas anders. Und ich will mich gern geirret haben, wenn Sie es nicht lieber geſehen hätten, der Vater wäre noch nicht verſöhnt. Die Ausſicht in einen Stand, der ſich ſo wenig zu Ihrer Denkungsart ſchickt —

Mellefont. Norton! Norton! du mußt ein erſchrecklicher Böſewicht, entweder geweſen ſeyn, oder noch ſeyn, daß du mich ſo errathen kannſt. Weil du es getroffen haſt, ſo will ich es nicht leugnen. Es iſt wahr; ſo gewiß es iſt, daß ich meine Sara ewig lieben werde: ſo wenig will es mir ein, daß ich ſie ewig lieben ſoll, — Soll! — Aber beſorge nichts; ich will über dieſe närriſche Grille ſiegen. Oder meynſt du nicht, daß es eine Grille iſt? Wer heißt mich, die Ehe als einen Zwang anſehen? Ich wünſche es mir ja nicht, freyer zu ſeyn, als ſie mich laſſen wird.

Norton. Dieſe Betrachtungen ſind ſehr gut. Aber Marwood, Marwood wird Ihren alten Vorurtheilen zu Hülfe kommen, und ich fürchte, ich fürchte — —

Mellefont. Was nie geſchehen wird. Du ſollſt ſie noch heute nach London zurückreiſen ſehen. Da ich dir meine geheimſte — Narrheit will ich es nur unterdeſſen nennen — geſtanden habe, ſo darf ich dir auch nicht verbergen, daß ich die Marwood in ſolche Furcht gejagt habe, daß ſie ſich durchaus nach meinem geringſten Winke bequemen muß.

Norton. Sie ſagen mir etwas unglaubliches.

Mellefont. Sieh, dieſes Mördereiſen riß ich ihr aus der Hand, (er zeigt ihm den Dolch, den er der Marwood genommen) als ſie mir in der ſchrecklichſten Wut das Herz damit durchſtoßen wollte. Glaubſt du es nun bald, daß ich ihr feſten Obſtand gehalten habe? Anfangs zwar fehlte es nicht viel, ſie hätte mir ihre Schlinge wieder um den Hals geworfen. Die Verrätherinn hat Arabellen bey ſich.

Norton. Arabellen?

Mellefont. Ich habe es noch nicht unterſuchen können, durch welche Liſt ſie das Kind wieder in ihre Hände bekommen. Genug, der Erfolg fiel für ſie nicht ſo aus, als ſie es ohne Zweifel gehofft hatte.

Norton. Erlauben Sie, daß ich mich über Ihre Standhaftigkeit freuen, und Ihre Beſſerung ſchon für halb geborgen halten darf. Allein — da Sie mich doch alles wollen wiſſen laſſen — was hat ſie unter dem Namen der Lady Solmes hier geſollt?

Mellefont. Sie wollte ihre Nebenbuhlerinn mit aller Gewalt ſehen. Ich willigte in ihr Verlangen, theils aus Nachſicht, theils aus Uebereilung, theils aus Begierde, ſie durch den Anblick der beſten ihres Geſchlechts zu demüthigen. — Du ſchüttelſt den Kopf, Norton? — —

Norton. Das hätte ich nicht gewagt.

Mellefont. Gewagt? Eigentlich wagte ich nichts mehr dabey, als ich im Falle der Weigerung gewagt hätte. Sie würde als Marwood vorzukommen geſucht haben; und das ſchlimmſte, was bey ihrem unbekannten Beſuche zu beſorgen ſteht, iſt nichts ſchlimmers.

Norton. Danken Sie dem Himmel; daß es ſo ruhig abgelaufen.

Mellefont. Es iſt noch nicht ganz vorbey, Norton. Es ſtieß ihr eine kleine Unbäßlichkeit zu, daß ſie ſich, ohne Abſchied zu nehmen, wegbegeben mußte. Sie will wiederkommen. — Mag ſie doch! Die Weſpe, die den Stachel verloren hat, (indem er auf den Dolch weiſet, den er wieder in den Buſen ſteckt,) kann doch weiter nichts, als ſummen. Aber auch das Summen ſoll ihr theuer werden, wenn ſie zu überläſtig damit wird. — Hör' ich nicht jemand kommen? Verlaß mich, wenn Sie es iſt. — Sie iſt es. Geh! (Norton geht ab.)

Vierter Auftritt.

Mellefont. Marwood.

Marwood. Sie ſehen mich ohne Zweifel ſehr ungern wiederkommen.

Mellefont. Ich ſehe es ſehr gern, Marwood, daß Ihre Unbäßlichkeit ohne Folgen geweſen iſt. Sie befinden ſich doch beſſer?

Marwood. So, ſo!

Mellefont. Sie haben alſo nicht wohl gethan, ſich wieder hieher zu bemühen.

Marwood. Ich danke Ihnen, Mellefont, wenn Sie dieſes aus Vorſorge für mich ſagen. Und ich nehme es Ihnen nicht übel, wenn Sie etwas anders damit meynen.

Mellefont. Es iſt mir angenehm, Sie ſo ruhig zu ſehen.

Marwood. Der Sturm iſt vorüber. Vergeſſen Sie ihn, bitte ich nochmals.

Mellefont. Vergeſſen Sie nur Ihr Verſprechen nicht, Marwood, und ich will gern alles vergeſſen. — Aber, wenn ich wüßte, daß Sie es für keine Beleidigung annehmen wollten, ſo möchte ich wohl fragen — —

Marwood. Fragen Sie nur, Mellefont. Sie können mich nicht mehr beleidigen. — Was wollten Sie fragen?

Mellefont. Wie Ihnen meine Miß gefallen habe?

Marwood. Die Frage iſt natürlich. Meine Antwort wird ſo natürlich nicht ſcheinen, aber ſie iſt gleichwohl nichts weniger wahr. — Sie hat mir ſehr wohl gefallen.

Mellefont. Dieſe Unparteylichkeit entzückt mich. Aber wär' es auch möglich, daß der, welcher die Reize einer Marwood zu ſchätzen wußte, eine ſchlechte Wahl treffen könnte?

Marwood. Mit dieſer Schmeicheley, Mellefont, wenn es anders eine iſt, hätten Sie mich verſchonen ſollen. Sie will ſich mit meinem Vorſatze, Sie zu vergeſſen, nicht vertragen.

Mellefont. Sie wollen doch nicht, daß ich Ihnen dieſen Vorſatz durch Grobheiten erleichtern ſoll? Laſſen Sie unſere Trennung nicht von der gemeinen Art ſeyn. Laſſen Sie uns mit einander brechen, wie Leute von Vernunft, die der Nothwendigkeit weichen. Ohne Bitterkeit, ohne Groll und mit Beybehaltung eines Grades von Hochachtung, wie er ſich zu unſerer ehmaligen Vertraulichkeit ſchickt.

Marwood. Ehmaligen Vertraulichkeit? — Ich will nicht daran erinnert ſeyn. Nichts mehr davon! Was geſchehen muß, muß geſchehen; und es kömmt wenig auf die Art an, mit welcher es geſchieht. — Aber ein Wort noch von Arabellen. Sie wollen mir ſie nicht laſſen?

Mellefont. Nein, Marwood.

Marwood. Es iſt grauſam, da Sie ihr Vater nicht bleiben können, daß Sie ihr auch die Mutter nehmen wollen.

Mellefont. Ich kann ihr Vater bleiben; und will es auch bleiben.

Marwood. So beweiſen Sie es gleich itzt.

Mellefont. Wie?

Marwood. Erlauben Sie, daß Arabella die Reichthümer, welche ich von Ihnen in Verwahrung habe, als ihr Vatertheil beſitzen darf. Was ihr Muttertheil anbelangt, ſo wollte ich wohl wünſchen, daß ich ihr ein beſſres laſſen könnte, als die Schande, von mir geboren zu ſeyn.

Mellefont. Reden Sie nicht ſo. — Ich will für Arabellen ſorgen, ohne ihre Mutter wegen eines anſtändigen Auskommens in Verlegenheit zu ſetzen. Wenn ſie mich vergeſſen will, ſo muß ſie damit anfangen, daß ſie etwas von mir zu beſitzen vergißt. Ich habe Verbindlichkeiten gegen ſie, und werde es nie aus der Acht laſſen, daß ſie mein wahres Glück, obſchon wider ihren Willen, befördert hat. Ja, Marwood, ich danke Ihnen in allem Ernſte, daß Sie unſern Aufenthalt einem Vater verriethen, den bloß die Unwiſſenheit deſſelben verhinderte, uns nicht eher wieder anzunehmen.

Marwood. Martern Sie mich nicht mit einem Danke, den ich niemals habe verdienen wollen. Sir William iſt ein zu guter alter Narr: er muß anders denken, als ich an ſeiner Stelle würde gedacht haben. Ich hätte der Tochter vergeben, und ihrem Verführer hätt' ich — —

Mellefont. Marwood! — —

Marwood. Es iſt wahr; Sie ſind es ſelbſt. Ich ſchweige. — Werde ich der Miß mein Abſchiedskompliment bald machen dürfen?

Mellefont. Miß Sara würde es Ihnen nicht übel nehmen können, wenn Sie auch wegreiſeten, ohne ſie wieder zu ſprechen.

Marwood. Mellefont, ich ſpiele meine Rollen nicht gern halb, und ich will, auch unter keinem fremden Namen, für ein Frauenzimmer ohne Lebensart gehalten werden.

Mellefont. Wenn Ihnen Ihre eigne Ruhe lieb iſt, ſo ſollten Sie ſich ſelbſt hüten, eine Perſon nochmals zu ſehen, die gewiſſe Vorſtellungen bey Ihnen rege machen muß — —

Marwood. (ſpöttiſch lächelnd) Sie haben eine beſſere Meynung von ſich ſelbſt, als von mir. Wenn Sie es aber auch glaubten, daß ich Ihretwegen untröſtlich ſeyn müßte, ſo ſollten Sie es doch wenigſtens ganz in der Stille glauben. — Miß Sara ſoll gewiſſe Vorſtellungen bey mir rege machen? Gewiſſe? O ja — aber keine gewiſſer, als dieſe, daß das beſte Mädchen oft den nichtswürdigſten Mann lieben kann.

Mellefont. Allerliebſt, Marwood, allerliebſt! Nun ſind Sie gleich in der Verfaſſung, in der ich Sie längſt gern gewünſcht hätte: ob es mir gleich, wie ich ſchon geſagt, faſt lieber geweſen wäre, wenn wir einige gemeinſchaftliche Hochachtung für einander hätten behalten können. Doch vielleicht findet ſich dieſe noch, wenn nur das gährende Herz erſt ausgebrauſet hat.

— Erlauben Sie, daß ich Sie einige Augenblicke allein laſſe. Ich will Miß Sampſon zu Ihnen holen.

Fünfter Auftritt.

Marwood.

(Indem ſie um ſich herum ſieht) Bin ich allein? — Kann ich unbemerkt einmal Athem ſchöpfen, und die Muskeln des Geſichts in ihre natürliche Lage fahren laſſen? — Ich muß geſchwind einmal in allen Minen die wahre Marwood ſeyn, um den Zwang der Verſtellung wieder aushalten zu können. — Wie haſſe ich dich, niedrige Verſtellung! Nicht, weil ich die Aufrichtigkeit liebe, ſondern weil du die armſeligſte Zuflucht der ohnmächtigen Rachſucht biſt. Gewiß würde ich mich zu dir nicht herablaſſen, wenn mir ein Tyrann ſeine Gewalt, oder der Himmel ſeinen Bliz anvertrauen wollte. — Doch wann du mich nur zu meinem Zwecke bringſt! — Der Anfang verſpricht es; und Mellefont ſcheinet noch ſichrer werden zu wollen. Wenn mir meine Liſt gelingt, daß ich mit ſeiner Sara allein ſprechen kann: ſo — Ja, ſo iſt es doch noch ſehr ungewiß, ob es mir etwas helfen wird. Die Wahrheiten von dem Mellefont werden ihr vielleicht nichts neues ſeyn; die Verleumdungen wird ſie vielleicht nicht glauben; und die Drohungen vielleicht verachten. Aber doch ſoll ſie Wahrheit, Verleumdung und Drohungen von mir hören. Es wäre ſchlecht, wenn ſie in ihrem Gemüthe ganz und gar keinen Stachel zurück ließen. — Still! ſie kommen. Ich bin nun nicht mehr Marwood; ich bin eine nichtswürdige Verſtoßene, die durch kleine Kunſtgriffe die Schande von ſich abzuwehren ſucht; ein getretner Wurm, der ſich krümmet und dem, der ihn getreten hat, wenigſtens die Ferſe gern verwunden möchte.

Sechſter Auftritt.

Sara. Mellefont. Marwood.

Sara. Ich freue mich, Lady, daß meine Unruhe vergebens geweſen iſt.

Marwood. Ich danke Ihnen, Miß. Der Zufall war zu klein, als daß er Sie hätte beunruhigen ſollen.

Mellefont. Lady will ſich Ihnen empfehlen, liebſte Sara.

Sara. So eilig, Lady?

Marwood. Ich kann es für die, denen an meiner Gegenwart in London gelegen iſt, nicht genug ſeyn.

Sara. Sie werden doch heute nicht wieder aufbrechen?

Marwood. Morgen mit dem frühſten.

Mellefont. Morgen mit dem frühſten, Lady? Ich glaubte, noch heute.

Sara. Unſere Bekanntſchaft, Lady, fängt ſich ſehr im Vorbeygehn an. Ich ſchmeichle mir, in Zukunft eines nähern Umgangs mit Ihnen gewürdiget zu werden.

Marwood. Ich bitte um Ihre Freundſchaft, Miß.

Mellefont. Ich ſtehe Ihnen dafür, liebſte Sara, daß dieſe Bitte der Lady aufrichtig iſt: ob ich Ihnen gleich vorausſagen muß, daß Sie einander ohne Zweifel lange nicht wiederſehen werden. Lady wird ſich mit uns ſehr ſelten an einem Orte aufhalten können — —

Marwood. (bey Seite) Wie fein!

Sara. Mellefont, das heißt mir eine ſehr angenehme Hoffnung rauben.

Marwood. Ich werde am meiſten dabey verlieren, glückliche Miß.

Mellefont. Aber in der That, Lady, wollen Sie erſt morgen früh wieder fort?

Marwood. Vielleicht auch eher. (bey Seite) Es will noch niemand kommen!

Mellefont. Auch wir wollen uns nicht lange mehr hier aufhalten. Nicht wahr, liebſte Miß, es wird gut ſeyn, wenn wir unſerer Antwort ungeſäumt nachfolgen? Sir William kann unſere Eilfertigkeit nicht übel nehmen.

Siebenter Auftritt.

Betty. Mellefont. Sara. Marwood.

Mellefont. Was willſt du, Betty?

Betty. Man verlangt Sie unverzüglich zu ſprechen.

Marwood. (bey Seite) Ha! nun kömmt es drauf an — —

Mellefont. Mich? unverzüglich? Ich werde gleich kommen. — Lady, iſt es Ihnen gefällig, Ihren Beſuch abzukürzen?

Sara. Warum das, Mellefont? — Lady wird ſo gütig ſeyn, und bis zur Ihrer Zurückkunft warten.

Marwood. Verzeihen Sie, Miß; ich kenne meinen Vetter Mellefont, und will mich lieber mit ihm wegbegeben.

Betty. Der Fremde, mein Herr — Er will Sie nur auf ein Wort ſprechen. Er ſagt, er habe keinen Augenblick zu verſäumen — —

Mellefont. Geh nur; ich will gleich bey ihm ſeyn. — Ich vermuthe, Miß, daß es eine endliche Nachricht von dem Vergleiche ſeyn wird, deſſen ich gegen Sie gedacht habe.

(Betty geht ab.)

Marwood. (bey Seite) Gute Vermuthung!

Mellefont. Aber doch, Lady — —

Marwood. Wenn Sie es denn befehlen — Miß, ſo muß ich mich Ihnen — —

Sara. Nein doch, Mellefont: Sie werden mir ja das Vergnügen nicht mißgönnen, Lady Solmes ſo lange unterhalten zu dürfen?

Mellefont. Sie wollen es, Miß? — —

Sara. Halten Sie ſich nicht auf, liebſter Mellefont, und kommen Sie nur bald wieder. Aber mit einem freudigern Geſichte, will ich wünſchen! Sie vermuthen ohne Zweifel eine unangenehme Nachricht. Laſſen Sie ſich nichts anfechten; ich bin begieriger, zu ſehen, ob Sie allen Falls auf eine gute Art mich einer Erbſchaft vorziehen können, als ich begierig bin, Sie in dem Beſitze derſelben zu wiſſen. — —

Mellefont. Ich gehorche. (warnend) Lady, ich bin ganz gewiß den Augenblick wieder hier. (geht ab)

Marwood. (bey Seite) Glücklich!

Achter Auftritt.

Sara. Marwood.

Sara. Mein guter Mellefont ſagt ſeine Höflichkeiten manchmal mit einem ganz falſchen Tone. Finden Sie es nicht auch Lady? — —

Marwood. Ohne Zweifel bin ich ſeiner Art ſchon allzugewohnt, als daß ich ſo etwas bemerken könnte.

Sara. Wollen ſich Lady nicht ſetzen?

Marwood. Wenn Sie befehlen Miß — (bey Seite, indem ſie ſich ſetzen) Ich muß dieſen Augenblick nicht ungebraucht vorbeyſtreichen laſſen.

Sara. Sagen Sie mir, Lady, werde ich nicht das glücklichſte Frauenzimmer mit meinem Mellefont werden?

Marwood. Wenn ſich Mellefont in ſein Glück zu finden weiß, ſo wird ihn Miß Sara zu der beneidenswürdigſten Mannsperſon machen. Aber — —

Sara. Ein Aber, und eine nachdenkliche Pauſe, Lady — —

Marwood. Ich bin offenherzig, Miß — —

Sara. Und dadurch unendlich ſchätzbarer — —

Marwood. Offenherzig — nicht ſelten bis zur Unbedachtſamkeit. Mein Aber iſt der Beweis davon. Ein ſehr unbedächtiges Aber!

Sara. Ich glaube nicht, daß mich Lady durch dieſe Ausweichung noch unruhiger machen wollen. Es mag wohl eine grauſame Barmherzigkeit ſeyn, ein Uebel, das man zeigen könnte, nur argwohnen zu laſſen.

Marwood. Nicht doch, Miß; Sie denken bey meinem Aber viel zu viel. Mellefont iſt mein Anverwandter — —

Sara. Deſto wichtiger wird die geringſte Einwendung, die Sie wider ihn zu machen haben.

Marwood. Aber wenn Mellefont auch mein Bruder wäre, ſo muß ich Ihnen doch ſagen, daß ich mich ohne Bedenken einer Perſon meines Geſchlechts gegen ihn annehmen würde, wenn ich bemerkte, daß er nicht rechtſchaffen genug an ihr handle. Wir Frauenzimmer ſollten billig jede Beleidigung, die einer einzigen von uns erwieſen wird, zu Beleidigungen des ganzen Geſchlechts und zu einer allgemeinen Sache machen, an der auch die Schweſter und Mutter des Schuldigen, Antheil zu nehmen, ſich nicht bedenken müßten.

Sara. Dieſe Anmerkung — — —

Marwood. Iſt ſchon dann und wann in zweifelhaften Fällen meine Richtſchnur geweſen.

Sara. Und verſpricht mir — Ich zittere —

Marwood. Nein, Miß; wenn Sie zittern wollen — Laſſen Sie uns von etwas anderm ſprechen — —

Sara. Grauſame Lady!

Marwood. Es thut mir leid, daß ich verkannt werde. Ich wenigſtens, wenn ich mich in Gedanken an Miß Sampſons Stelle ſetze, würde jede nähere Nachricht, die man mir von demjenigen geben wollte, mit deſſen Schickſale ich das meinige auf ewig zu verbinden bereit wäre, als eine Wohlthat anſehen.

Sara. Was wollen Sie, Lady? Kenne ich meinen Mellefont nicht ſchon? Glauben Sie mir, ich kenne ihn, wie meine eigne Seele. Ich weiß, daß er mich liebt — —

Marwood. Und andre — —

Sara. Geliebt hat. Auch das weiß ich. Hat er mich lieben ſollen, ehe er von mir etwas wußte? Kann ich die einzige zu ſeyn verlangen, die für ihn Reize genug gehabt hat? Muß ich mir es nicht ſelbſt geſtehen, daß ich mich, ihm zu gefallen, beſtrebt habe? Iſt er nicht liebenswürdig genug, daß er bey mehrern dieſes Beſtreben hat erwecken müſſen? Und iſt es nicht natürlich, wenn mancher dieſes Beſtreben gelungen iſt?

Marwood. Sie vertheidigen ihn mit eben der Hitze und faſt mit eben den Gründen, mit welchen ich ihn ſchon oft vertheidiget habe. Es iſt kein Verbrechen, geliebt haben; noch viel weniger iſt es eines, geliebet werden ſeyn. Aber die Flatterhaftigkeit iſt ein Verbrechen.

Sara. Nicht immer; denn oft, glaube ich, wird ſie durch die Gegenſtände der Liebe entſchuldiget, die es immer zu bleiben, ſelten verdienen.

Marwood. Miß Sampſons Sittenlehre ſcheinet nicht die ſtrengſte zu ſeyn.

Sara. Es iſt wahr; die, nach der ich diejenigen zu richten pflege, welche es ſelbſt geſtehen, daß ſie auf Irrwegen gegangen ſind, iſt die ſtrengſte nicht. Sie muß es auch nicht ſeyn. Denn hier kömmt es nicht darauf an, die Schranken zu beſtimmen, die uns die Tugend bey der Liebe ſetzt; ſondern bloß darauf, die menſchliche Schwachheit zu entſchuldigen, wenn ſie in dieſen Schranken nicht geblieben iſt, und die daraus entſtehenden Folgen nach den Regeln der Klugheit zu beurtheilen. Wenn zum Exempel, ein Mellefont eine Marwood liebt, und ſie endlich verläßt: ſo iſt dieſes Verlaſſen, in Vergleichung mit der Liebe ſelbſt, etwas ſehr gutes. Es wäre ein Unglück, wenn er eine Laſterhafte deßwegen, weil er ſie einmal geliebt hat, ewig lieben müßte.

Marwood. Aber, Miß, kennen Sie denn dieſe Marwood, welche Sie ſo getroſt eine Laſterhafte nennen?

Sara. Ich kenne ſie aus der Beſchreibung des Mellefont.

Marwood. Des Mellefont? Iſt es Ihnen denn nie beygefallen, daß Mellefont in ſeiner eignen Sache nichts anders, als ein ſehr ungültiger Zeuge ſeyn könne?

Sara. — Nun merke ich es erſt, Lady, daß Sie mich auf die Probe ſtellen wollen. Mellefont wird lächeln, wenn Sie es ihm wieder ſagen werden, wie ernſthaft ich mich ſeiner angenommen.

Marwood. Verzeihen Sie, Miß; von dieſer Unterredung muß Mellefont nichts wieder erfahren. Sie denken zu edel, als daß Sie, zum Danke für eine wohlgemeynte Warnung, eine Anverwandte mit ihm entzweyen wollten, die ſich nur deßwegen wider ihn erklärt, weil ſie ſein unwürdiges Verfahren gegen mehr als eine der liebenswürdigſten Perſonen unſers Geſchlechts ſo anſieht, als ob ſie ſelbſt darunter gelitten hätte.

Sara. Ich will niemand entzweyen, Lady; und ich wünſchte, daß es andre eben ſo wenig wollten.

Marwood. Soll ich Ihnen die Geſchichte der Marwood in wenig Worten erzählen?

Sara. Ich weiß nicht — Aber doch ja, Lady; nur mit dem Beding, daß Sie davon aufhören, ſobald Mellefont zurück kömmt. Er möchte denken, ich hätte mich aus eignem Triebe darnach erkundiget; und ich wollte nicht gern, daß er mir eine ihm ſo nachtheilige Neubegierde zutrauen könnte.

Marwood. Ich würde Miß Sampſon um gleiche Vorſicht gebeten haben, wenn ſie mir nicht zuvorgekommen wäre. Er muß es auch nicht argwohnen können, daß Marwood unſer Geſpräch geweſen iſt; und Sie werden ſo behutſam ſeyn, Ihre

Maaßregeln ganz in der Stille darnach zu nehmen. — Hören Sie nunmehr! — Marwood iſt aus einem guten Geſchlechte. Sie war eine junge Wittwe, als ſie Mellefont bey einer ihrer Freundinnen kennen lernte. Man ſagt, es habe ihr weder an Schönheit noch an derjenigen Anmuth gemangelt, ohne welche die Schönheit todt ſeyn würde. Ihr guter Name war ohne Flecken. Ein einziges fehlte ihr: — Vermögen. Alles was ſie beſeſſen hatte, — und es ſollen anſehnliche Reichthümer geweſen ſeyn, — hatte ſie für die Befreyung eines Mannes aufgeopfert, dem ſie nichts in der Welt vorenthalten zu dürfen glaubte, nachdem ſie ihm einmal ihr Herz und ihre Hand ſchenken wollen.

Sara. Wahrlich ein edler Zug, Lady, von dem ich wollte, daß er in einem beſſern Gemälde prangte!

Marwood. Des Mangels an Vermögen ungeachtet, ward ſie von Perſonen geſucht, die nichts eifriger wünſchten, als ſie glücklich zu machen. Unter dieſen reichen und vornehmen Anbetern trat Mellefont auf. Sein Antrag war ernſtlich, und der Ueberfluß, in welchen er die Marwood zu ſetzen verſprach, war das geringſte, worauf er ſich ſtützte. Er hatte es bey der erſten Unterredung weg, daß er mit keiner Eigennützigen zu thun habe, ſondern mit einem Frauenzimmer, voll des zärtlichſten Gefühls, welches eine Hütte einem Palaſte würde vorgezogen haben, wenn ſie in jener mit einer geliebten, und in dieſem mit einer gleichgültigen Perſon hätte leben ſollen.

Sara. Wieder ein Zug, den ich der Marwood nicht gönne. Schmeicheln Sie ihr ja nicht mehr, Lady; oder ich möchte ſie am Ende betauern müſſen.

Marwood. Mellefont war eben im Begriff, ſich auf die feyerlichſte Art mit ihr zu verbinden, als er Nachricht von dem Tode eines Vetters bekam, welcher ihm ſein ganzes Vermögen mit der Bedingung hinterließ, eine weitläuftige Anverwandte zu heyrathen. Hatte Marwood ſeinetwegen reichere Verbindungen ausgeſchlagen, ſo wollte er ihr nunmehr an Großmuth nichts nachgeben. Er war Willens, ihr von dieſer Erbſchaft eher nichts zu ſagen, als bis er ſich derſelben durch ſie würde verluſtig gemacht haben. — Nicht wahr, Miß, das war groß gedacht!

Sara. O Lady, wer weiß es beſſer, als ich, daß Mellefont das edelſte Herz beſitzt!

Marwood. Was aber that Marwood? Sie erfuhr es unter der Hand, noch ſpät an einem Abende, wozu ſich Mellefont ihrentwegen entſchloſſen hätte. Mellefont kam des Morgens, ſie zu beſuchen, und Marwood war fort.

Sara. Wohin? Warum?

Marwood. Er fand nichts als einen Brief von ihr, worinn ſie ihm entdeckte, daß er ſich keine Rechnung machen dürfe, ſie jemals wieder zu ſehen. Sie leugne es zwar nicht, daß ſie ihn liebe; aber eben deßwegen könne ſie ſich nicht überwinden, die Urſache einer That zu ſeyn, die er nothwendig einmal bereuen müſſe. Sie erlaſſe ihn ſeines Verſprechens, und erſuche ihn, ohne weiteres Bedenken, durch die Vollziehung der in dem Teſtamente vorgeſchriebnen Verbindung, in den Beſitz eines Vermögens zu treten, welches ein Mann von Ehre zu etwas wichtigerm brauchen könne, als einem Frauenzimmer eine unüberlegte Schmeicheley damit zu machen.

Sara. Aber Lady, warum leihen Sie der Marwood ſo vortreffliche Geſinnungen? Lady Solmes kann derſelben wohl fähig ſeyn, aber nicht Marwood. Gewiß Marwood nicht.

Marwood. Es iſt nicht zu verwundern, Miß, daß Sie wider ſie eingenommen ſind. — Mellefont wollte über den Entſchluß der Marwood von Sinnen kommen. Er ſchickte überall Leute aus, ſie wieder aufzuſuchen; und endlich fand er ſie.

Sara. Weil ſie ſich finden laſſen wollte, ohne Zweifel.

Marwood. Keine bittere Gloſſen, Miß! Sie geziemen einem Frauenzimmer, von einer ſonſt ſo ſanften Denkungsart, nicht. — Er fand ſie, ſag' ich; und fand ſie unbeweglich. Sie wollte ſeine Hand durchaus nicht annehmen; und alles, was er von ihr erhalten konnte war dieſes, daß ſie nach London zurückzukommen verſprach. Sie wurden eins, ihre Vermählung ſo lange auszuſetzen, bis die Anverwandte, des langen Verzögerns überdrüßig, einen Vergleich vorzuſchlagen gezwungen ſey. Unterdeſſen konnte ſich Marwood nicht wohl der täglichen Beſuche des Mellefont entbrechen, die eine lange Zeit nichts, als ehrfurchtsvolle Beſuche eines Liebhabers waren, den man in die Gränzen der Freundſchaft zurückgewieſen hat. Aber wie unmöglich iſt es, daß ein hitziges Temperament dieſe engen Gränzen nicht überſchreiten ſollte! Mellefont beſitzt alles, was uns eine Mannsperſon gefährlich machen kann. Niemand kann hiervon überzeugter ſeyn, als Miß Sampſon ſelbſt.

Sara. Ach!

Marwood. Sie ſeufzen? Auch Marwood hat über ihre Schwachheit mehr als einmal geſeufzet, und ſeufzet noch.

Sara. Genug, Lady, genug; dieſe Wendung, ſollte ich meynen, war mehr, als eine bittere Gloſſe, die Sie mir zu unterſagen beliebten.

Marwood. Ihre Abſicht war nicht, zu beleidigen, ſondern bloß die unglückliche Marwood Ihnen in einem Lichte zu zeigen, in welchem Sie am richtigſten von ihr urtheilen könnten. — Kurz, die Liebe gab dem Mellefont die Rechte eines Gemahls; und Mellefont hielt es länger nicht für nöthig, ſie durch die Geſetze gültig machen zu laſſen. Wie glücklich wäre Marwood, wenn ſie, Mellefont und der Himmel, nur allein von ihrer Schande wüßten! Wie glücklich, wenn nicht eine jammernde Tochter dasjenige der ganzen Welt entdeckte, was ſie vor ſich ſelbſt verbergen zu können wünſchte!

Sara. Was ſagen Sie, Lady? Eine Tochter — —

Marwood. Ja, Miß, eine unglückliche Tochter verlieret durch die Darzwiſchenkunft der Sara Sampſon alle Hoffnung, ihre Aeltern jemals ohne Abſcheu nennen zu können.

Sara. Schreckliche Nachricht! Und dieſes hat mir Mellefont verſchwiegen? — — Darf ich es auch glauben, Lady?

Marwood. Sie dürfen ſicher glauben, Miß, daß Ihnen Mellefont vielleicht noch mehr verſchwiegen hat.

Sara. Noch mehr? Was könnte er mir noch mehr verſchwiegen haben?

Marwood. Dieſes, daß er die Marwood noch liebt.

Sara. Sie tödten mich, Lady!

Marwood. Es iſt unglaublich, daß ſich eine Liebe, welche länger als zehn Jahr gedauert hat, ſo geſchwind verlieren könne.

Sie kann zwar eine kurze Verfinſterung leiden; weiter aber auch nichts, als eine kurze Verfinſterung, aus welcher ſie hernach mit neuem Glanze wieder hervor bricht. Ich könnte Ihnen eine Miß Oklaff, eine Miß Dorkas, eine Miß Moor und mehrere nennen, welche, eine nach der andern, der Marwood einen Mann abſpänſtig zu machen drohten, von welchem ſie ſich am Ende auf das grauſamſte hintergangen ſahen. Er hat einen gewiſſen Punkt, über welchen er ſich nicht bringen läßt, und ſobald er dieſen ſcharf in das Geſicht bekömmt, ſpringt er ab. Geſetzt aber, Miß, Sie wären die einzige Glückliche, bey welcher ſich alle Umſtände wider ihn erklärten; geſetzt Sie brächten ihn dahin, daß er ſeinen nunmehr zur Natur gewordenen Abſcheu gegen ein förmliches Joch überwinden müßte: glaubten Sie wohl dadurch ſeines Herzens verſichert zu ſeyn?

Sara. Ich Unglückliche! Was muß ich hören!

Marwood. Nichts weniger. Alsdann würde er eben am allererſten in die Arme derjenigen zurückeilen, die auf ſeine Freyheit ſo eiferſüchtig nicht geweſen. Sie würden ſeine Gemahlinn heißen, und jene würde es ſeyn.

Sara. Martern Sie mich nicht länger mit ſo ſchrecklichen Vorſtellungen! Rathen Sie mir vielmehr, Lady, ich bitte Sie, rathen Sie mir, was ich thun ſoll. Sie müſſen ihn kennen. Sie müſſen es wiſſen, durch was es noch etwa möglich iſt, ihm ein Band angenehm zu machen, ohne welches auch die aufrichtigſte Liebe eine unheilige Leidenſchaft bleibet.

Marwood. Daß man einen Vogel fangen kann, Miß, das weiß ich wohl. Aber daß man ihm ſeinen Käfig angenehmer, als das freye Feld machen könne, das weiß ich nicht. Mein Rath wäre alſo, ihn lieber nicht zu fangen, und ſich den Verdruß über die vergebne Mühe zu erſparen. Begnügen Sie ſich, Miß, an dem Vergnügen, ihn ſehr nahe an Ihrer Schlinge geſehn zu haben; und weil Sie vorausſehen können, daß er die Schlinge ganz gewiß zerreißen werde, wenn Sie ihn vollends hinein lockten, ſo ſchonen Sie Ihre Schlinge, und locken ihn nicht herein.

Sara. Ich weiß nicht, ob ich dieſes tändelnde Gleichniß recht verſtehe, Lady —

Marwood. Wenn Sie verdrießlich darüber geworden ſind, ſo haben Sie es verſtanden. — Mit einem Worte, Ihr eigner Vortheil ſo wohl, als der Vortheil einer andern, die Klugheit ſo wohl als die Billigkeit, können und ſollen Miß Sampſon bewegen, ihre Anſprüche auf einen Mann aufzugeben, auf den Marwood die erſten und ſtärkſten hat. Noch ſtehen Sie, Miß, mit ihm ſo, daß Sie, ich will nicht ſagen mit vieler Ehre, aber doch ohne öffentliche Schande von ihm ablaſſen können. Eine kurze Verſchwindung mit einem Liebhaber iſt zwar ein Fleck; aber doch ein Fleck, den die Zeit ausbleichet. In einigen Jahren iſt alles vergeſſen, und es finden ſich für eine reiche Erbinn noch immer Mannsperſonen, die es ſo genau nicht nehmen. Wenn Marwood in dieſen Umſtänden wäre, und ſie brauchte, weder für ihre im Abzuge begriffene Reize einen Gemahl, noch für ihre hülfloſe Tochter einen Vater, ſo weiß ich gewiß, Marwood würde gegen Miß Sampſon großmüthiger handeln, als Miß Sampſon gegen die Marwood zu handeln, ſchimpfliche Schwierigkeiten macht.

Sara. (indem ſie unwillig aufſteht) Das geht zu weit! Iſt dieſes die Sprache einer Anverwandten des Mellefont? — Wie unwürdig verräth man Sie, Mellefont! — Nun merke ich es, Lady, warum er Sie ſo ungern bey mir allein laſſen wollte. Er mag es ſchon wiſſen, wie viel man von Ihrer Zunge zu fürchten habe. Eine giftige Zunge! — Ich rede dreiſt! Denn Lady haben lange genug unanſtändig geredet. Wodurch hat Marwood ſich eine ſolche Vorſprecherinn erwerben können, die alle ihre Erfindungskraft aufbietet, mir einen blendenden Roman von ihr aufzudringen; und alle Ränke anwendet, mich gegen die Redlichkeit eines Mannes argwöhniſch zu machen, der ein Menſch, aber kein Ungeheuer iſt? Ward es mir nur deßwegen geſagt, daß ſich Marwood einer Tochter von ihm rühme; ward mir nur deßwegen dieſe und jene betrogene Miß genannt, damit man mir am Ende auf die empfindlichſte Art zu verſtehen geben könne, ich würde wohl thun, wenn ich mich ſelbſt einer verhärteten Buhlerinn nachſetzte?

Marwood. Nur nicht ſo hitzig, mein junges Frauenzimmer! Eine verhärtete Buhlerinn? — Sie brauchen, wahrſcheinlicher Weiſe, Worte, deren Kraft Sie nicht überleget haben.

Sara. Erſcheint ſie nicht als eine ſolche; ſelbſt in der Schilderung der Lady Solmes? — Gut, Lady; Sie ſind ihre Freundinn, ihre vertrauteſte Freundinn vielleicht. Ich ſage dieſes nicht als einen Vorwurf; denn es kann leicht in der Welt nicht wohl möglich ſeyn, nur lauter tugendhafte Freunde zu haben. Allein wie komme ich dazu, dieſer Ihrer Freundſchaft wegen, ſo tief herabgeſtoßen zu werden? Wenn ich der Marwood Erfahrung gehabt hätte, ſo würde ich den Fehltritt gewiß nicht gethan haben, der mich mit ihr in eine ſo erniedrigende Parallel ſetzt. Hätte ich ihn aber doch gethan, ſo würde ich wenigſtens nicht zehn Jahr darinn verharret ſeyn. Es iſt ganz etwas anders, aus Unwiſſenheit auf das Laſter treffen; und ganz etwas anders, es kennen und dem ungeachtet mit ihm vertraulich werden. — Ach, Lady, wenn Sie es wüßten, was für Reue, was für Gewiſſensbiſſe, was für Angſt mich mein Irrthum gekoſtet! Mein Irrthum, ſag' ich; denn warum ſoll ich länger ſo grauſam gegen mich ſeyn, und ihn als ein Verbrechen betrachten? Der Himmel ſelbſt hört auf, ihn als ein ſolches anzuſehen; er nimmt die Strafe von mir, und ſchenkt mir einen Vater wieder. — Ich erſchrecke, Lady; wie verändern ſich auf einmal die Züge Ihres Geſichts? Sie glühen; aus dem ſtarren Auge ſchreckt Wut, und des Mundes knirſchende Bewegung — Ach! wo ich Sie erzürnt habe, Lady; ſo bitte ich um Verzeihung. Ich bin eine empfindliche Närrinn; was Sie geſagt haben, war ohne Zweifel ſo böſe nicht gemeynt. Vergeſſen Sie meine Uebereilung. Wodurch kann ich Sie beſänftigen? Wodurch kann auch ich mir eine Freundinn an Ihnen erwerben, ſo wie ſie Marwood an Ihnen gefunden hat? Laſſen Sie mich, Lady, laſſen Sie mich fußfällig darum bitten — (indem ſie nieder fällt) Um Ihre Freundſchaft, Lady — Und wo ich dieſe nicht erhalten kann, um die Gerechtigkeit wenigſtens, mich und Marwood nicht in einen Rang zu ſetzen.

Marwood. (die einige Schritte ſtolz zurück tritt und die Sara liegen läßt) Dieſe Stellung der Sara Sampſon iſt für Marwood viel zu reizend, als daß ſie nur unerkannt darüber frohlocken ſollte — Erkennen Sie, Miß, in mir die Marwood, mit der Sie nicht verglichen zu werden, die Marwood ſelbſt fußfällig bitten.

Sara. (die voller Erſchrecken aufſpringt, und ſich zitternd zurückzieht) Sie, Marwood? — Ha! Nun erkenn' ich ſie — nun erkenn' ich ſie, die mördriſche Retterinn, deren Dolche mich ein warnender Traum Preis gab. Sie iſt es! Flieh unglückliche Sara! Retten Sie mich, Mellefont; retten Sie Ihre Geliebte! Und du, ſüße Stimme meines geliebten Vaters, erſchalle! Wo ſchallt ſie? wo ſoll ich auf ſie zueilen? — hier? — da? — Hülfe, Mellefont! Hülfe, Betty! — Itzt dringt ſie mit tödtender Fauſt auf mich ein! Hülfe! (eilt ab)

Neunter Auftritt.

Marwood.

Was will die Schwärmerinn? — O daß ſie wahr redte, und ich mit tödtender Fauſt auf ſie eindränge! Bis hieher hätte ich den Stahl ſparen ſollen, ich Thörichte! Welche Wolluſt, eine Nebenbuhlerinn in der freywilligen Erniedrigung zu unſern Füßen durchbohren zu können! — Was nun? — Ich bin entdeckt. Mellefont kann den Augenblick hier ſeyn. Soll ich ihn fliehen? Soll ich ihn erwarten? Ich will ihn erwarten, aber nicht müßig. Vielleicht, daß ihn die glückliche Liſt meines Bedienten noch lange genug aufhält! — Ich ſehe, ich werde gefürchtet. Warum folge ich ihr alſo nicht? Warum verſuche ich nicht noch das letzte, das ich wider ſie brauchen kann? Drohungen ſind armſelige Waffen: doch die Verzweiflung verſchmäht keine, ſo armſelig ſie ſind. Ein ſchreckhaftes Mädchen, das betäubt und mit zerrütteten Sinnen ſchon vor meinem Namen flieht, kann leicht fürchterliche Worte für fürchterliche Thaten halten. Aber Mellefont? — Mellefont wird ihr wieder Muth machen, und ſie über meine Drohungen ſpotten lehren. Er wird? Vielleicht wird er auch nicht. Es wäre wenig in der Welt unternommen worden, wenn man nur immer auf den Ausgang geſehen hätte. Und bin ich auf den unglücklichſten nicht ſchon vorbereitet? — Der Dolch war für andre, das Gift iſt für mich! — Das Gift für mich! Schon längſt mit mir herumgetragen, wartet es hier, dem Herzen bereits nahe, auf den traurigen

Dienſt; hier, wo ich in beſſern Zeiten die geſchriebenen Schmeicheleyen der Anbeter verbarg; für uns ein eben ſo gewiſſes, aber nur langſameres Gift. — Wenn es doch nur beſtimmt wäre, in meinen Adern nicht allein zu toben! Wenn es doch einem Ungetreuen — Was halte ich mich mit Wünſchen auf? — Fort! Ich muß weder mich, noch ſie zu ſich ſelbſt kommen laſſen. Der will ſich nichts wagen, der ſich mit kaltem Blute wagen will. (geht ab.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Das Zimmer der Sara.

Sara (ſchwach in einem Lehnſtuhle.) Betty.

Betty. Fühlen Sie nicht, Miß, daß Ihnen ein wenig beſſer wird?

Sara. Beſſer, Betty? — Wenn nur Mellefont wieder kommen wollte. Du haſt doch nach ihm ausgeſchickt?

Betty. Norton und der Wirth ſuchen ihn.

Sara. Norton iſt ein guter Menſch, aber er iſt haſtig. Ich will durchaus nicht, daß er ſeinem Herrn meinetwegen Grobheiten ſagen ſoll. Wie er es ſelbſt erzählte, ſo iſt Mellefont ja an allem unſchuldig. — Nicht wahr, Betty, du hältſt ihn auch für unſchuldig? — Sie kömmt ihm nach; was kann er dafür? Sie tobt, ſie raſet, ſie will ihn ermorden. Siehſt du, Betty? dieſer Gefahr habe ich ihn ausgeſetzt. Wer ſonſt als ich? — Und endlich will die böſe Marwood mich ſehen, oder nicht eher nach London zurückkehren. Konnte er ihr dieſe Kleinigkeit abſchlagen? Bin ich doch auch oft begierig geweſen, die Marwood zu ſehen. Mellefont weiß wohl, daß wir neugierige Geſchöpfe ſind. Und wenn ich nicht ſelbſt darauf gedrungen hätte, daß ſie bis zu ſeiner Zurückkunft bey mir verziehen ſollte, ſo würde er ſie wieder mit weggenommen haben. Ich würde ſie unter einem falſchen Namen geſehen haben, ohne zu wiſſen, daß ich ſie geſehen hätte. Und vielleicht würde mir dieſer kleine Betrug einmal angenehm geweſen ſeyn. Kurz, alle Schuld iſt mein. — Je nun, ich bin erſchrocken; weiter bin ich ja nichts! Die kleine Ohnmacht wollte nicht viel ſagen. Du weißt wohl, Betty, ich bin dazu geneigt.

Betty. Aber in ſo tiefer hatte ich Miß noch nie geſehen.

Sara. Sage es mir nur nicht. Ich werde dir gutherzigem Mädchen freylich zu ſchaffen gemacht haben.

Betty. Marwood ſelbſt ſchien durch die Gefahr, in der Sie ſich befanden, gerühret zu ſeyn. So ſtark ich ihr auch anlag, daß ſie ſich nur fortbegeben möchte, ſo wollte ſie doch das Zimmer nicht eher verlaſſen, als bis Sie die Augen ein wenig wieder aufſchlugen, und ich Ihnen die Arzeney einflößen konnte.

Sara. Ich muß es wohl gar für ein Glück halten, daß ich in Ohnmacht gefallen bin. Denn wer weiß, was ich noch von ihr hätte hören müſſen. Umſonſt mochte ſie mir gewiß nicht in mein Zimmer gefolgt ſeyn. Du glaubſt nicht, wie außer mir ich war. Auf einmal fiel mir der ſchreckliche Traum von voriger Nacht ein, und ich flohe als eine Unſinnige, die nicht weiß warum und wohin ſie flieht. — Aber Mellefont kömmt noch nicht. — Ach! —

Betty. Was für ein Ach, Miß? Was für Zuckungen? —

Sara. Gott! was für eine Empfindung war dieſes — —

Betty. Was ſtößt Ihnen wieder zu?

Sara. Nichts, Betty. — Ein Stich! nicht Ein Stich, tauſend feurige Stiche in einem! — Sey nur ruhig; es iſt vorbey.

Zweyter Auftritt.

Norton. Sara. Betty.

Norton. Mellefont wird den Augenblick hier ſeyn.

Sara. Nun das iſt gut, Norton. Aber wo haſt du ihn noch gefunden?

Norton. Ein Unbekannter hat ihn bis vor das Thor mit ſich gelockt, wo ein Herr auf ihn warte, der in Sachen von der größten Wichtigkeit mit ihm ſprechen müſſe. Nach langem Herumführen hat ſich der Betrieger ihm von der Seite geſchlichen. Es iſt kein Unglück, wo er ſich ertappen läßt; ſo wütend iſt Mellefont.

Sara. Haſt du ihm geſagt, was vorgegangen?

Norton. Alles.

Sara. Aber mit einer Art — —

Norton. Ich habe auf die Art nicht denken können. Genug er weiß es, was für Angſt Ihnen ſeine Unvorſichtigkeit wieder verurſacht hat.

Sara. Nicht doch, Norton; ich habe mir ſie ſelbſt verurſacht. — —

Norton. Warum ſoll Mellefont niemals Unrecht haben? — Kommen Sie nur, mein Herr; die Liebe hat Sie bereits entſchuldiget.

Dritter Auftritt.

Mellefont. Norton. Sara. Betty.

Mellefont. Ach, Miß, wenn auch dieſe Ihre Liebe nicht wäre —

Sara. So wäre ich von uns beiden gewiß die Unglücklichſte. Iſt Ihnen in Ihrer Abweſenheit nur nichts verdrießlichers zugeſtoßen, als mir, ſo bin ich vergnügt.

Mellefont. So gütig empfangen zu werden, habe ich nicht verdient.

Sara. Verzeihen Sie es meiner Schwachheit, daß ich Sie nicht zärtlicher empfangen kann. Bloß Ihrer Zufriedenheit wegen wünſchte ich, mich weniger krank zu fühlen.

Mellefont. Ha, Marwood, dieſe Verrätherey war noch übrig! Der Nichtswürdige, der mich mit der geheimnißvollſten Mine aus einer Straße in die andre, aus einem Winkel in den andern führte, war gewiß nichts anders, als ein Abgeſchickter von ihr. Sehen Sie, liebſte Miß, dieſe Liſt wandte ſie an, mich von Ihnen zu entfernen. Eine plumpe Liſt, ohne Zweifel; aber eben weil ſie plump war, war ich weit davon entfernt, ſie dafür zu halten. Umſonſt muß ſie ſo treulos nicht geweſen ſeyn! Geſchwind, Norton, geh in ihre Wohnung; laß ſie nicht aus den Augen, und halte ſie ſo lange auf, bis ich nachkomme.

Sara. Wozu dieſes, Mellefont? Ich bitte für Marwood.

Mellefont. Geh! (Norton geht ab.)

Vierter Auftritt.

Sara. Mellefont. Betty.

Sara. Laſſen Sie doch einen abgematteten Feind, der den letzten fruchtloſen Sturm gewagt hat, ruhig abziehen. Ich würde ohne Marwood vieles nicht wiſſen — —

Mellefont. Vieles? Was iſt das viele?

Sara. Was Sie mir ſelbſt nicht geſagt hätten, Mellefont. — Sie werden ſtutzig? — Nun wohl, ich will es wieder vergeſſen; weil Sie doch nicht wollen, daß ich es wiſſen ſoll.

Mellefont. Ich will nicht hoffen, daß Sie etwas zu meinem Nachtheile glauben werden, was keinen andern Grund hat, als die Eiferſucht einer aufgebrachten Verleumderinn.

Sara. Auf ein andermal hiervon! — Warum aber laſſen Sie es nicht das erſte ſeyn, mir von der Gefahr zu ſagen, in der ſich Ihr koſtbares Leben befunden hat? Ich, Mellefont, ich würde den Stahl geſchliffen haben, mit dem Sie Marwood durchſtoßen hätte — —

Mellefont. Dieſe Gefahr war ſo groß nicht. Marwood ward von einer blinden Wut getrieben, und ich war bey kaltem Blute. Ihr Angriff alſo mußte mißlingen — Wenn ihr ein andrer, auf der Miß Sara gute Meynung von ihrem Mellefont, nur nicht beſſer gelungen iſt! Faſt muß ich es fürchten — Nein, liebſte Miß, verſchweigen Sie mir es nicht länger, was Sie von ihr wollen erfahren haben.

Sara. Nun wohl. — Wenn ich noch den geringſten Zweifel an Ihrer Liebe gehabt hätte, Mellefont, ſo würde mir ihn die tobende Marwood benommen haben. Sie muß es gewiß wiſſen, daß ſie durch mich um das Koſtbarſte gekommen ſey; denn ein ungewiſſer Verluſt würde ſie bedächtiger haben gehen laſſen.

Mellefont. Bald werde ich alſo auf ihre blutdürſtige Eiferſucht, auf ihre ungeſtüme Frechheit, auf ihre treuloſe Liſt einigen Werth legen müſſen! — Aber, Miß, Sie wollen mir wieder ausweichen, und mir dasjenige nicht entdecken — — —

Sara. Ich will es; und was ich ſagte war ſchon ein näherer Schritt dazu. Daß mich Mellefont alſo liebt, iſt unwiderſprechlich gewiß. Wenn ich nur nicht entdeckt hätte, daß ſeiner Liebe ein gewiſſes Vertrauen fehle, welches mir eben ſo ſchmeichelhaft ſeyn würde, als die Liebe ſelbſt. Kurz, liebſter Mellefont — Warum muß mir eine plötzliche Beklemmung das Reden ſo ſchwer machen? Ich werde es ſchon ſagen müſſen, ohne viel die behutſamſte Wendung zu ſuchen, mit der ich es Ihnen ſagen ſollte. — Marwood erwähnte eines Pfandes, und der ſchwatzhafte Norton — Vergeben Sie es ihm nur — nannte mir einen Namen; einen Namen, Mellefont, welcher eine andre Zärtlichkeit bey Ihnen rege machen muß, als Sie gegen mich empfinden —

Mellefont. Iſt es möglich? Hat die Unverſchämte ihre eigne Schande bekannt? — Ach, Miß, haben Sie Mitleiden mit meiner Verwirrung. — Da Sie ſchon alles wiſſen, warum wollen Sie es auch noch aus meinem Munde hören? Sie ſoll nie vor Ihre Augen kommen die kleine Unglückliche, der man nichts vorwerfen kann, als ihre Mutter.

Sara. Sie lieben ſie alſo doch? —

Mellefont. Zu ſehr, Miß, zu ſehr, als daß ich es leugnen ſollte.

Sara. Wohl! Mellefont. — Wie ſehr liebe ich Sie, auch um dieſer Liebe willen! Sie würden mich empfindlich beleidiget haben, wenn Sie die Sympathie Ihres Bluts, aus mir nachtheiligen Bedenklichkeiten, verleugnet hätten. Schon haben Sie mich dadurch beleidiget, daß Sie mir drohen, ſie nicht vor meine Augen kommen zu laſſen. Nein, Mellefont; es muß eine von den Verſprechungen ſeyn, die Sie mir vor den Augen des Höchſten angeloben, daß Sie Arabellen nicht von ſich laſſen wollen. Sie läuft Gefahr, in den Händen ihrer Mutter, ihres Vaters unwürdig zu werden. Brauchen Sie Ihre Rechte über beide, und laſſen mich an die Stelle der Marwood treten. Gönnen Sie mir das Glück, mir eine Freundinn zu erziehen, die Ihnen ihr Leben zu danken hat; einen Mellefont meines Geſchlechts. Glückliche Tage, wenn mein Vater, wenn Sie, wenn Arabella, meine kindliche Ehrfurcht, meine vertrauliche Liebe, meine ſorgſame Freundſchaft um die Wette beſchäftigen werden! Glückliche Tage! Aber ach! — ſie ſind noch fern in der Zukunft. — Doch vielleicht weiß auch die Zukunft nichts von ihnen, und ſie ſind bloß in meiner Begierde noch Glück! — Empfindungen, Mellefont, nie gefühlte Empfindungen wenden meine Augen in eine andre Ausſicht! Eine dunkle Ausſicht in ehrfurchtsvolle Schatten! — Wie wird mir? — (indem ſie die Hand vors Geſicht hält.)

Mellefont. Welcher plötzliche Uebergang von Bewunderung zum Schrecken! — Eile doch, Betty! Schaffe doch Hülfe! — Was fehlt Ihnen, großmüthige Miß! Himmliſche Seele! Warum verbirgt mir dieſe neidiſche Hand (indem er ſie wegnimmt) ſo holde Blicke? — Ach, es ſind Minen, die den grauſamſten Schmerz, aber ungern, verrathen! — Und doch iſt die Hand neidiſch, die mir dieſe Minen verbergen will. Soll ich Ihre Schmerzen nicht mit fühlen, Miß? Ich Unglücklicher, daß ich ſie nur mit fühlen kann! — Daß ich ſie nicht allein fühlen ſoll! — So eile doch, Betty — —

Betty. Wohin ſoll ich eilen? —

Mellefont. Du ſiehſt und fragſt? — Nach Hülfe!

Sara. Bleib nur! — Es geht vorüber. Ich will Sie nicht wieder erſchrecken, Mellefont.

Mellefont. Betty, was iſt ihr geſchehen? — Das ſind nicht bloße Folgen einer Ohnmacht. —

Fünfter Auftritt.

Norton. Mellefont. Sara. Betty.

Mellefont. Du kömmſt ſchon wieder, Norton? Recht gut! Du wirſt hier nöthiger ſeyn.

Norton. Marwood iſt fort — —

Mellefont. Und meine Flüche eilen ihr nach! — Sie iſt fort? — Wohin? — Unglück und Tod, und wo möglich, die ganze Hölle möge ſich auf ihrem Wege finden! Verzehrend Feuer donnre der Himmel auf ſie herab, und unter ihr breche die Erde ein, der weiblichen Ungeheuer größtes zu verſchlingen! — —

Norton. So bald ſie in ihre Wohnung zurück gekommen, hat ſie ſich mit Arabellen und ihrem Mädchen in den Wagen geworfen, und die Pferde mit verhängtem Zügel davon eilen laſſen. Dieſer verſiegelte Zettel iſt von ihr an Sie zurück geblieben.

Mellefont. (indem er den Zettel nimmt) Er iſt an mich. — — Soll ich ihn leſen, Miß?

Sara. Wenn Sie ruhiger ſeyn werden, Mellefont.

Mellefont. Ruhiger? Kann ich es werden, ehe ich mich an Marwood gerächet, und Sie, theuerſte Miß, außer Gefahr weiß?

Sara. Laſſen Sie mich nichts von Rache hören. Die Rache iſt nicht unſer! — Sie erbrechen ihn doch? — Ach, Mellefont, warum ſind wir zu gewiſſen Tugenden bey einem geſunden und ſeine Kräfte fühlenden Körper weniger, als bey einem ſiechen und abgematteten aufgelegt? Wie ſauer werden Ihnen Gelaſſenheit und Sanftmuth, und wie unnatürlich ſcheint mir des Affekts ungeduldige Hitze! — — Behalten Sie den Inhalt nur vor ſich.

Mellefont. Was iſt es für ein Geiſt, der mich Ihnen ungehorſam zu ſeyn zwinget? Ich erbrach ihn wider Willen, — wider Willen muß ich ihn leſen.

Sara. (indem Mellefont vor ſich lieſet) Wie ſchlau weiß ſich der Menſch zu trennen, und aus ſeinen Leidenſchaften ein von ſich unterſchiedenes Weſen zu machen, dem er alles zur Laſt legen könne, was er bey kaltem Blute ſelbſt nicht billiget — Mein Salz, Betty! Ich beſorge einen neuen Schreck, und werde es nöthig haben. — Siehſt du, was der unglückliche Zettel für einen Eindruck auf ihn macht! — Mellefont! — Sie gerathen außer ſich! — Mellefont! — Gott! er erſtarrt! — Hier, Betty! Reiche ihm das Salz! — Er hat es nöthiger, als ich.

Mellefont. (der die Betty damit zurück ſtößt) Nicht näher, Unglückliche! — Deine Arzeneyen ſind Gift! —

Sara. Was ſagen Sie? — Beſinnen Sie ſich! — Sie verkennen ſie!

Betty. Ich bin Betty, nehmen Sie doch.

Mellefont. Wünſche dir, Elende, daß du es nicht wäreſt! — Eile! fliehe! ehe du in Ermangelung des ſchuldigern, das ſchuldige Opfer meiner Wut wirſt!

Sara. Was für Reden! — Mellefont, liebſter Mellefont —

Mellefont. Das letzte liebſter Mellefont aus dieſem göttlichen Munde, und dann ewig nicht mehr! — Zu Ihren Füßen, Sara — — (indem er ſich niederwirft) — — Aber was will ich zu Ihren Füßen? (und wieder aufſpringt) Entdecken? Ich Ihnen entdecken? — Ja, ich will Ihnen entdecken, Miß, daß Sie mich haſſen werden, daß Sie mich haſſen müſſen. — Sie ſollen den Inhalt nicht erfahren; nein von mir nicht! — Aber Sie werden ihn erfahren. — Sie werden — Was ſteht ihr noch hier, müßig und angeheftet? Lauf Norton, bring' alle Aerzte zuſammen! Suche Hülfe, Betty! Laß die Hülfe ſo wirckſam ſeyn, als deinen Irrthum! — — Nein! bleibt hier! Ich gehe ſelbſt. —

Sara. Wohin, Mellefont? Nach was für Hülfe? Von welchem Irrthume reden Sie?

Mellefont. Göttliche Hülfe, Sara; oder unmenſchliche Rache! — Sie ſind verloren, liebſte Miß! Auch ich bin verloren! — Daß die Welt mit uns verloren wäre! —

Sechſter Auftritt.

Sara. Norton. Betty.

Sara. Er iſt weg? — Ich bin verloren? Was will er damit? Verſteheſt du ihn, Norton? — Ich bin krank, ſehr krank; aber ſetze das äußerſte, daß ich ſterben müſſe: bin ich darum verloren? Und was will er denn mit dir, arme Betty? — Du ringſt die Hände? Betrübe dich nicht; du haſt ihn gewiß nicht beleidiget; er wird ſich wieder beſinnen. — Hätte er mir doch gefolgt, und den Zettel nicht geleſen! Er konnte es ja wohl denken, daß er das letzte Gift der Marwood enthalten müſſe. —

Betty. Welche ſchreckliche Vermuthung! — Nein; es kann nicht ſeyn; ich glaube es nicht. —

Norton. (welcher nach der Scene zugegangen) Der alte Bediente Ihres Vaters, Miß —

Sara. Laß ihn herein kommen, Norton!

Siebenter Auftritt.

Waitwell. Sara. Betty. Norton.

Sara. Es wird dich nach meiner Antwort verlangen, guter Waitwell. Sie iſt fertig, bis auf einige Zeilen. — Aber warum ſo beſtürzt? Man hat es dir gewiß geſagt, daß ich krank bin.

Waitwell. Und noch mehr!

Sara. Gefährlich krank? — Ich ſchließe es mehr aus der ungeſtümen Angſt des Mellefont, als daß ich es fühle. — Wenn du mit dem unvollendeten Briefe der unglücklichen Sara an den unglücklichern Vater abreiſen müßteſt, Waitwell? — Laß uns das beſte hoffen! Willſt du wohl bis morgen warten? Vielleicht finde ich einige gute Augenblicke, dich abzufertigen. Itzo möchte ich es nicht im Stande ſeyn. Dieſe Hand hängt wie todt an der betäubten Seite. — Wenn der ganze Körper ſo leicht dahin ſtirbt, wie dieſe Glieder — Du biſt ein alter Mann, Waitwell, und kannſt von deinem letzten Auftritte nicht weit mehr entfernt ſeyn — Glaube mir, wenn das, was ich empfinde, Annäherungen des Todes ſind, — ſo ſind die Annäherungen des Todes ſo bitter nicht. — Ach! — Kehre dich nicht an dieſes Ach! Ohne alle unangenehme Empfindung kann es freylich nicht abgehen. Unempfindlich konnte der Menſch nicht ſeyn unleidlich muß er nicht ſeyn — Aber, Betty, warum hörſt du noch nicht auf, dich ſo untröſtlich zu bezeigen?

Betty. Erlauben Sie mir, Miß, erlauben Sie mir, daß ich mich aus Ihren Augen entfernen darf.

Sara. Geh nur; ich weiß wohl, es iſt nicht eines jeden Sache, um Sterbende zu ſeyn. Waitwell ſoll bey mir bleiben. Auch du Norton, wirſt mir einen Gefallen erweiſen, wenn du dich nach deinem Herrn umſiehſt. Ich ſehne mich nach ſeiner Gegenwart.

Betty. (im abgehn) Ach! Norton, ich nahm die Arzeney aus den Händen der Marwood! — —

Achter Auftritt.

Waitwell. Sara.

Sara. Waitwell, wenn du mir die Liebe erzeigen und bey mir bleiben willſt, ſo laß mich kein ſo wehmütiges Geſicht ſeben. Du verſtummſt? — Sprich doch! Und wenn ich bitten darf, ſprich von meinem Vater. Wiederhole mir alles, was du mir vor einigen Stunden tröſtliches ſagteſt. Wiederhole mir, daß mein Vater verſöhnt iſt, und mir vergeben hat. Wiederhole es mir, und füge hinzu, daß der ewige himmliſche Vater nicht grauſamer ſeyn könne. — Nicht wahr, ich kann hierauf ſterben? Wenn ich vor deiner Ankunft in dieſe Umſtände gekommen wäre, wie würde es mit mir ausgeſehen haben! Ich würde verzweifelt ſeyn, Waitwell. Mit dem Haſſe desjenigen beladen aus der Welt zu gehen, der wider ſeine Natur handelt, wenn er uns haſſen muß — was für ein Gedanke! Sag' ihm, daß ich in den lebhafteſten Empfindungen der Reue, Dankbarkeit und Liebe geſtorben ſey. Sag' ihm — Ach! daß ich es ihm nicht ſelbſt ſagen ſoll, wie voll mein Herz von ſeinen Wohlthaten iſt! Das Leben war die geringſte derſelben. Wie ſehr wünſchte ich, den ſchmachtenden Reſt zu ſeinen Füßen aufgeben zu können!

Waitwell. Wünſchen Sie wirklich, Miß, ihn zu ſehen?

Sara. Endlich ſprichſt du, um an meinem ſehnlichſten Verlangen, an meinem letzten Verlangen zu zweifeln.

Waitwell. Wo ſoll ich die Worte finden, die ich ſchon ſo lange ſuche? Eine plötzliche Freude iſt ſo gefährlich, als ein plötzlicher Schreck. Ich fürchte mich nur vor dem allzu gewaltſamen Eindrucke, den ſein unvermutheter Anblick auf einen ſo zärtlichen Geiſt machen möchte.

Sara. Wie meynſt du das? Weſſen unvermutheter Anblick? —

Waitwell. Der gewünſchte, Miß! — Faſſen Sie ſich!

Neunter Auftritt.

Sir William Sampſon. Sara. Waitwell.

Sir William. Du bleibſt mir viel zu lange, Waitwell. Ich muß ſie ſehen.

Sara. Weſſen Stimme — —

Sir William. Ach, meine Tochter!

Sara. Ach, mein Vater! — Hilf mir auf, Waitwell, hilf mir auf, daß ich mich zu ſeinen Füßen werfen kann. (Sie will aufſtehen, und fällt aus Schwachheit in den Lehnſtuhl zurück) Er iſt es doch? Oder iſt es eine erquickende Erſcheinung, vom Himmel geſandt, gleich jenem Engel, der den Starken zu ſtärken kam? — Segne mich, wer du auch ſeyſt, ein Bote des Höchſten, in der Geſtalt meines Vaters, oder ſelbſt mein Vater!

Sir William. Gott ſegne dich, meine Tochter! — Bleib ruhig. (indem ſie es nochmals verſuchen will, vor ihm niederzufallen) Ein andermal, bey mehrern Kräften, will ich dich nicht ungern mein zitterndes Knie umfaſſen ſehen.

Sara. Jetzt, mein Vater, oder niemals. Bald werde ich nicht mehr ſeyn! Zu glücklich, wenn ich noch einige Augenblicke gewinne, Ihnen die Empfindungen meines Herzens zu entdecken. Doch nicht Augenblicke, lange Tage, ein nochmaliges Leben würde erfodert, alles zu ſagen, was eine ſchuldige, eine reuende, eine geſtrafte Tochter, einem beleidigten, einem großmüthigen, einem zärtlichen Vater ſagen kann. Mein Fehler, Ihre Vergebung — —

Sir William. Mache dir aus einer Schwachheit keinen Vorwurf, und mir aus einer Schuldigkeit kein Verdienſt. Wenn du mich an mein Vergeben erinnerſt, ſo erinnerſt du mich auch daran, daß ich damit gezaudert habe. Warum vergab ich dir nicht gleich? Warum ſetzte ich dich in die Nothwendigkeit, mich zu fliehen? Und noch heute, da ich dir ſchon vergeben hatte, was zwang mich, erſt eine Antwort von dir zu erwarten? Itzt könnte ich dich ſchon einen Tag wieder genoſſen haben, wenn ich ſogleich deinen Umarmungen zugeeilet wäre. Ein heimlicher Unwille mußte in einer der verborgenſten Falten des betrognen Herzens zurückgeblieben ſeyn, daß ich vorher deiner fortdauernden Liebe gewiß ſeyn wollte, ehe ich dir die meinige wiederſchenkte. Soll ein Vater ſo eigennützig handeln? Sollen wir nur die lieben, die uns lieben? Tadle mich, liebſte Sara, tadle mich; ich ſahe mehr auf meine Freude an dir, als auf dich ſelbſt. — Und wenn ich ſie verlieren ſollte, dieſe Freude? — Aber wer ſagt es denn, daß ich ſie verlieren ſoll? Du wirſt leben; du wirſt noch lange leben! Entſchlage dich aller ſchwarzen Gedanken. Mellefont macht die Gefahr gröſſer als ſie iſt. Er brachte das ganze Haus in Aufruhr, und eilte ſelbſt Aerzte aufzuſuchen, die er in dieſem armſeligen Flecken vielleicht nicht finden wird. Ich ſahe ſeine ſtürmiſche Angſt, ſeine hoffnungsloſe Betrübniß, ohne von ihm geſehen zu werden. Nun weiß ich es, daß er dich aufrichtig liebet; nun gönne ich dich ihm. Hier will ich ihn erwarten, und deine Hand in ſeine Hand legen. Was ich ſonſt nur gedrungen gethan hätte, thue ich nun gern, da ich ſehe, wie theuer du ihm biſt. — Iſt es wahr, daß es Marwood ſelbſt geweſen iſt, die dir dieſes Schrecken verurſacht hat? So viel habe ich aus den Klagen deiner Betty verſtehen können, und mehr nicht. — Doch was forſche ich nach den Urſachen deiner Unbäßlichkeit, da ich nur auf die Mittel, ihr abzuhelfen, bedacht ſeyn ſollte. Ich ſehe, du wirſt von Augenblick zu Augenblick ſchwächer, ich ſeh es, und bleibe hülflos ſtehen. Was ſoll ich thun, Waitwell? Wohin ſoll ich laufen? Was ſoll ich daran wenden? mein Vermögen? mein Leben? Sage doch!

Sara. Beſter Vater, alle Hülfe würde vergebens ſeyn. Auch die unſchätzbarſte würde vergebens ſeyn, die Sie mit Ihrem Leben für mich erkaufen wollten.

Zehnter Auftritt.

Mellefont. Sara. Sir William. Waitwell.

Mellefont. Ich wag' es, den Fuß wieder in dieſes Zimmer zu ſetzen? Lebt ſie noch?

Sara. Treten Sie näher, Mellefont.

Mellefont. Ich ſollt' Ihr Angeſicht wieder ſehen? Nein, Miß; ich komme ohne Troſt, ohne Hülfe zurück. Die Verzweiflung allein bringt mich zurück — Aber wen ſeh ich? Sie, Sir? Unglücklicher Vater! Sie ſind zu einer ſchrecklichen Scene gekommen. Warum kamen Sie nicht eher? Sie kommen zu ſpät, Ihre Tochter zu retten! Aber — nur getroſt! — ſich gerächet zu ſehen, dazu ſollen Sie nicht zu ſpät gekommen ſeyn.

Sir William. Erinnern Sie ſich, Mellefont, in dieſem Augenblicke nicht, daß wir Feinde geweſen ſind! Wir ſind es nicht mehr, und wollen es nie wieder werden. Erhalten Sie mir nur eine Tochter, und Sie ſollen ſich ſelbſt eine Gattinn erhalten haben.

Mellefont. Machen Sie mich zu Gott, und wiederholen Sie dann Ihre Forderung. — Ich habe Ihnen, Miß, ſchon zu viel Unglück zugezogen, als daß ich mich bedenken dürfte, Ihnen auch das letzte anzukündigen: Sie müſſen ſterben. Und wiſſen Sie, durch weſſen Hand Sie ſterben?

Sara. Ich will es nicht wiſſen, und es iſt mir ſchon zu viel, daß ich es argwohnen kann.

Mellefont. Sie müſſen es wiſſen; denn wer könnte mir dafür ſtehen, daß Sie nicht falſch argwohnten? Dieß ſchreibet Marwood. (er lieſet) „Wenn Sie dieſen Zettel leſen werden, „Mellefont, wird Ihre Untreue in dem Anlaſſe derſelben ſchon „beſtraft ſeyn. Ich hatte mich ihr entdeckt, und vor Schrecken „war ſie in Ohnmacht gefallen. Betty gab ſich alle Mühe, „ſie wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Ich ward gewahr, daß „ſie ein Kordialpulver bey Seite legte, und hatte den glücklichen Einfall, es mit einem Giftpulver zu vertauſchen. Ich „ſtellte mich gerührt und dienſtfertig, und machte es ſelbſt zurechte. Ich ſah es ihr geben, und gieng triumphirend fort. „Rache und Wut haben mich zu einer Mörderinn gemacht; ich „will aber keine von den gemeinen Mörderinnen ſeyn, die ſich „ihrer That nicht zu rühmen wagen. Ich bin auf dem Wege „nach Dover; Sie können mich verfolgen, und meine eigne „Hand wider mich zeugen laſſen. Komme ich unverfolgt in „den Hafen, ſo will ich Arabellen unverletzt zurücklaſſen. Bis „dahin aber werde ich ſie als einen Geiſel betrachten. Marwood.“ — Nun wiſſen Sie alles, Miß. Hier, Sir, verwahren Sie dieſes Papier. Sie müſſen die Mörderinn zur Strafe ziehen laſſen, und dazu iſt es Ihnen unentbehrlich. — Wie erſtarrt er da ſteht!

Sara. Geben Sie mir dieſes Papier, Mellefont. Ich will mich mit meinen Augen überzeugen. (er giebt es ihr, und ſie ſieht es einen Augenblick an.) Werde ich ſo viel Kräfte noch haben? (ſie zerreißt es.)

Mellefont. Was machen Sie, Miß!

Sara. Marwood wird ihrem Schickſale nicht entgehen; aber weder Sie, noch mein Vater ſollen ihre Ankläger werden. Ich ſterbe, und vergeb' es der Hand, durch die mich Gott heimſucht. — Ach mein Vater, welcher finſtere Schmerz hat ſich Ihrer bemächtiget? — Noch liebe ich Sie, Mellefont, und wenn Sie lieben ein Verbrechen iſt, wie ſchuldig werde ich in jener Welt erſcheinen! — Wenn ich hoffen dürfte, liebſter Vater, daß Sie einen Sohn, anſtatt einer Tochter, annehmen wollten! Und auch eine Tochter wird Ihnen mit ihm nicht fehlen, wenn Sie Arabellen dafür erkennen wollen. Sie müſſen ſie zurückholen, Mellefont; und die Mutter mag entfliehen. — Da mich mein Vater liebt, warum ſoll es mir nicht erlaubt ſeyn, mit ſeiner Liebe, als mit einem Erbtheile umzugehen? Ich vermache dieſe väterliche Liebe Ihnen, und Arabellen. Reden Sie dann und wann mit ihr von einer Freundinn, aus deren Beyſpiele ſie gegen alle Liebe auf ihrer Hut zu ſeyn lerne. — Den letzten Segen, mein Vater! — Wer wollte die Fügungen des Höchſten zu richten wagen? — Tröſte deinen Herrn, Waitwell. Doch auch du ſtehſt in einem troſtloſen Kummer vergraben, der du in mir weder Geliebte noch Tochter verliereſt? —

Sir William. Wir ſollten dir Muth einſprechen, und dein ſterbendes Auge ſpricht ihn uns ein. Nicht mehr meine irdiſche Tochter, ſchon halb ein Engel, was vermag der Segen eines wimmernden Vaters auf einen Geiſt, auf welchen alle Segen des Himmels herabſtrömen? Laß mir einen Strahl des Lichtes, welches dich über alles Menſchliche ſo weit erhebt. Oder bitte Gott, den Gott, der nichts ſo gewiß als die Bitten eines frommen Sterbenden erhört, bitte ihn, daß dieſer Tag auch der letzte meines Lebens ſey.

Sara. Die bewährte Tugend muß Gott der Welt lange zum Beyſpiele laſſen, und nur die ſchwache Tugend, die allzu vielen Prüfungen vielleicht unterliegen würde, hebt er plötzlich aus den gefährlichen Schranken. — Wem fließen dieſe Thränen, mein Vater? Sie fallen als feurige Tropfen auf mein Herz; und doch — doch ſind ſie mir minder ſchrecklich, als die ſtumme Verzweiflung. Entreißen Sie ſich ihr, Mellefont! — Mein Auge bricht. — Dieß war der letzte Seufzer! — Noch denke ich an Betty, und verſtehe nun ihr ängſtliches Händeringen. Das arme Mädchen! Daß ihr ja niemand eine Unvorſichtigkeit vorwerfe, die durch ihr Herz ohne Falſch, und alſo auch ohne Argwohn der Falſchheit, entſchuldiget wird. — Der Augenblick iſt da! Mellefont — mein Vater —

Mellefont. Sie ſtirbt! — Ach! dieſe kalte Hand noch einmal zu küſſen, (indem er zu ihren Füßen fällt) — Nein, ich will es nicht wagen, ſie zu berühren. Die gemeine Sage ſchreckt mich, daß der Körper eines Erſchlagenen durch die Berührung ſeines Mörders zu bluten anfange. Und wer iſt ihr Mörder? Bin ich es nicht mehr, als Marwood? (ſteht auf) — Nun iſt ſie todt, Sir; nun hört ſie uns nicht mehr: nun verfluchen Sie mich! Laſſen Sie Ihren Schmerz in verdiente Verwünſchungen aus! Es müſſe keine mein Haupt verfehlen, und die gräßlichſte derſelben müſſe gedoppelt erfüllt werden! — Was ſchweigen Sie noch? Sie iſt todt; ſie iſt gewiß todt! Nun bin ich wieder nichts, als Mellefont. Ich bin nicht mehr der Geliebte einer zärtlichen Tochter, die Sie in ihm zu ſchonen Urſach hätten. — Was iſt das? Ich will nicht, daß Sie einen barmherzigen Blick auf mich werfen ſollen! Das iſt Ihre Tochter! Ich bin ihr Verführer! Denken Sie nach, Sir! — Wie ſoll ich Ihre Wut beſſer reizen? — Dieſe blühende Schönheit, über die Sie allein ein Recht hatten, ward wider Ihren Willen mein Raub! Meinetwegen vergaß ſich dieſe unerfahrne Tugend! Meinetwegen riß ſie ſich aus den Armen eines geliebten Vaters! Meinetwegen mußte ſie ſterben! — Sie machen mich mit Ihrer Langmuth ungeduldig, Sir! Laſſen Sie mich es hören, daß Sie Vater ſind.

Sir William. Ich bin Vater, Mellefont, und bin es zu ſehr, als daß ich den letzten Willen meiner Tochter nicht verehren ſollte. — Laß dich umarmen, mein Sohn, den ich theurer nicht erkaufen konnte!

Mellefont. Nicht ſo, Sir! Dieſe Heilige befahl mehr, als die menſchliche Natur vermag! Sie können mein Vater nicht ſeyn. — Sehen Sie, Sir, (indem er den Dolch aus dem Buſen zieht) dieſes iſt der Dolch, den Marwood heute auf mich zuckte. Zu meinem Unglücke mußte ich ſie entwaffnen. Wenn ich als das ſchuldige Opfer ihrer Eiferſucht gefallen wäre, ſo lebte Sara noch. Sie hätten ihre Tochter noch, und hätten ſie ohne Mellefont. Es ſtehet bey mir nicht, das Geſchehene ungeſchehen zu machen: aber mich wegen des Geſchehenen zu ſtrafen — das ſteht bey mir! (er erſticht ſich, und fällt an dem Stule der Sara nieder.)

Sir William. Halt' ihn, Waitwell! — Was für ein neuer Streich auf mein gebeugtes Haupt! — O! wenn das dritte hier erkaltende Herz das meine wäre!

Mellefont. (ſterbend) Ich fühl' es — daß ich nicht fehl geſtoßen habe! — Wollen Sie mich nun Ihren Sohn nennen, Sir, und mir als dieſem die Hand drücken, ſo ſterb' ich zufrieden. (Sir William umarmt ihn) — Sie haben von einer Arabella gehört, für die die ſterbende Sara Sie bat. Ich würde auch für ſie bitten — aber ſie iſt der Marwood Kind ſowohl, als meines — Was für fremde Empfindungen ergreifen mich! — Gnade! o Schöpfer, Gnade! —

Sir William. Wenn fremde Bitten itzt kräftig ſind, Waitwell, ſo laßt uns ihm dieſe Gnade erbitten helfen! Er ſtirbt! Ach, er war mehr unglücklich, als laſterhaft. — —

Eilfter Auftritt.

Norton. Die Vorigen.

Norton. Aerzte, Sir. —

Sir William. Wenn ſie Wunder thun können, ſo laß ſie herein kommen! — Laß mich nicht länger, Waitwell, bey dieſem tödtenden Anblicke verweilen. Ein Grab ſoll beide umſchließen. Komm, ſchleunige Anſtalt zu machen, und dann laß uns auf Arabellen denken. Sie ſey, wer ſie ſey: ſie iſt ein Vermächtniß meiner Tochter. (Sie gehen ab, und das Theater fällt zu.)

Philotas.

Ein Trauerſpiel.

1759. 1772.

Perſonen.

Aridäus, König.
Strato, Feldherr des Aridäus.
Philotas, gefangen.
Parmenio, Soldat.

Die Scene iſt ein Zelt in dem Lager des Aridäus.

Erſter Auftritt.

Philotas.

So bin ich wirklich gefangen? — Gefangen! — Ein würdiger Anfang meiner kriegeriſchen Lehrjahre! — O ihr Götter! O mein Vater! Wie gern überredte ich mich, daß alles ein Traum ſey! Meine frühſte Kindheit hat nie etwas anders, als Waffen, und Läger, und Schlachten und Stürme geträumet. Könnte der Jüngling nicht von Verluſt und Entwaffnung träumen? — Schmeichle dir nur, Philotas! Wenn ich ſie nicht ſähe, nicht fühlte, die Wunde, durch die der erſtarrten Hand das Schwerd entſank! — Man hat ſie mir wider Willen verbunden. O der grauſamen Barmherzigkeit eines liſtigen Feindes! Sie iſt nicht tödtlich, ſagte der Arzt, und glaubte mich zu tröſten. — Nichtswürdiger, ſie ſollte tödtlich ſeyn! — Und nur eine Wunde, nur eine! — Wüßte ich, daß ich ſie tödtlich machte, wenn ich ſie wieder aufriß, und wieder verbinden ließ, und wieder aufriß — Ich raſe, ich Unglücklicher! — Und was für ein höhniſches Geſicht — itzt fällt mir es ein — mir der alte Krieger machte, der mich vom Pferde riß! Er nannte mich: Kind! — Auch ſein König muß mich für ein Kind, für ein verzärteltes Kind halten. In was für ein Zelt hat er mich bringen laſſen! Aufgeputzt, mit allen Bequemlichkeiten verſehen! Es muß einer von ſeinen Beyſchläferinnen gehören. Ein ekler Aufenthalt für einen Soldaten! Und anſtatt bewacht zu werden, werde ich bedienet. Hohnſprechende Höflichkeit! —

Zweyter Auftritt.

Strato. Philotas.

Strato. Prinz —

Philotas. Schon wieder ein Beſuch? Alter, ich bin gern allein.

Strato. Prinz, ich komme auf Befehl des Königs —

Philotas. Ich verſtehe dich! Es iſt wahr, ich bin deines Königs Gefangener, und es ſtehet bey ihm, wie er mir will begegnen laſſen — Aber höre, wenn du der biſt, deſſen Mine du trägſt — biſt du ein alter ehrlicher Kriegsmann, ſo nimm dich meiner an, und bitte den König, daß er mir als einem Soldaten, und nicht als einem Weibe begegnen laſſe.

Strato. Er wird gleich bey dir ſeyn; ich komme, ihn zu melden.

Philotas. Der König bey mir? und du kömmſt, ihn zu melden? — Ich will nicht, daß er mir eine von den Erniedrigungen erſpare, die ſich ein Gefangener muß gefallen laſſen. — Komm, führe mich zu ihm! Nach dem Schimpfe entwafnet zu ſeyn, iſt mir nichts mehr ſchimpflich.

Strato. Prinz, deine Bildung, voll jugendlicher Anmuth, verſpricht ein ſanftres Gemüth.

Philotas. Laß meine Bildung unverſpottet! Dein Geſicht voll Narben iſt freylich ein ſchöners Geſicht — —

Strato. Bey den Göttern! eine große Antwort! Ich muß dich bewundern und lieben.

Philotas. Möchteſt du doch, wenn du mich nur erſt gefürchtet hätteſt.

Strato. Immer heldenmüthiger! Wir haben den ſchrecklichſten Feind vor uns, wenn unter ſeiner Jugend der Philotas viel ſind.

Philotas. Schmeichle mir nicht! — Euch ſchrecklich zu werden, müſſen ſie mit meinen Geſinnungen größre Thaten verbinden. — Darf ich deinen Namen wiſſen?

Strato. Strato.

Philotas. Strato? Der tapfre Strato, der meinen Vater am Lycus ſchlug? —

Strato. Gedenke mir dieſes zweydeutigen Sieges nicht! Und wie blutig rächte ſich dein Vater in der Ebene Methymna! So ein Vater muß ſo einen Sohn haben.

Philotas. O dir darf ich es klagen, du würdigſter der Feinde meines Vaters, dir darf ich mein Schickſal klagen. — Nur du kannſt mich ganz verſtehen; denn auch dich, auch dich hat das herrſchende Feuer der Ehre, der Ehre fürs Vaterland zu bluten, in deiner Jugend verzehret. Wäreſt du ſonſt, was du biſt? — Wie habe ich ihn nicht, meinen Vater, ſeit ſieben Tagen — denn erſt ſieben Tage kleidet mich die männliche Toga — wie habe ich ihn nicht gebeten, gefleht, beſchworen, ſiebenmal alle ſieben Tage auf den Knieen beſchworen, zu verſtatten, daß ich nicht umſonſt der Kindheit entwachſen ſey, und mich mit ſeinen Streitern ausziehen zu laſſen, die mir ſchon längſt ſo manche Thräne der Nacheiferung gekoſtet. Geſtern bewegte ich ihn, den beſten Vater, denn Ariſtodem half mir bitten. — Du kennſt ihn, den Ariſtodem; er iſt meines Vaters Strato. — „Gieb mir, König, den Jüngling morgen mit," ſprach Ariſtodem; „ich will das Gebirge durchſtreifen, um den Weg nach Cäſena offen zu halten." — Wenn ich euch nur begleiten könnte! ſeufzte mein Vater. — Er liegt noch an ſeinen Wunden krank. — Doch es ſey! und hiermit umarmte mich mein Vater. O was fühlte der glückliche Sohn in dieſer Umarmung! — Und die Nacht, die darauf folgte! Ich ſchloß kein Auge; doch verweilten mich Träume der Ehre und des Sieges, bis zur zweyten Nachtwache auf dem Lager. — Da ſprang ich auf, warf mich in den neuen Panzer, ſtrich die ungelockten Haare unter den Helm, wählte unter den Schwerdern meines Vaters, dem ich gewachſen zu ſeyn glaubte, ſtieg zu Pferde, und hatte ein Roß ſchon müde geſpornt, noch ehe die ſilberne Trommete die befohlne Mannſchaft weckte. Sie kamen, und ich ſprach mit jedem meiner Begleiter, und da drückte mich mancher wackere Krieger an ſeine narbigte Bruſt! Nur mit meinem Vater ſprach ich nicht; denn ich zitterte, wenn er mich noch einmal ſähe, er möchte ſein Wort wiederrufen. — Nun zogen wir aus! An der Seite der unſterblichen Götter kann man nicht glücklicher ſeyn, als ich an der Seite Ariſtodems mich fühlte! Auf jeden ſeiner anfeuernden Blicke, hätte ich, ich allein, ein Heer angegriffen, und mich in der feindlichen Eiſen gewiſſeſten Tod geſtürzet. In ſtiller Entſchloſſenheit freute ich mich auf jeden Hügel, von dem ich in der Ebene Feinde zu entdecken hofte; auf jede Krümmung des Thals, hinter der ich auf ſie zu ſtoßen, mir ſchmeichelte. Und da ich ſie endlich von der waldigten Höhe auf uns ſtürzen ſahe; ſie mit der Spitze des Schwerds meinen Gefährten zeigte; ihnen bergan entgegen flog — rufe dir, ruhmvoller Greis, die ſeligſte deiner jugendlichen Entzückungen zurück — du konnteſt nie entzückter ſeyn — Aber nun, nun ſieh mich, Strato, ſieh mich von dem Gipfel meiner hohen Erwartungen ſchimpflich herab ſtürzen! O wie ſchaudert mich, dieſen Fall in Gedanken noch einmal zu ſtürzen! — Ich war zu weit voraus geeilt; ich ward verwundet, und — gefangen! Armſeliger Jüngling, nur auf Wunden hielteſt du dich, nur auf den Tod gefaßt, — und wirſt gefangen. So ſchicken die ſtrengen Götter, unſre Faſſung zu vereiteln, nur immer unvorgeſehenes Uebel! — Ich weine; ich muß weinen, ob ich mich ſchon, von dir darum verachtet zu werden, ſcheue. Aber verachte mich nicht! — Du wendeſt dich weg?

Strato. Ich bin unwillig: du hätteſt mich nicht ſo bewegen ſollen. — Ich werde mit dir zum Kinde —

Philotas. Nein; höre, warum ich weine! Es iſt kein kindiſches Weinen, das du mit deiner männlichen Thräne zu begleiten würdigeſt — Was ich für mein größtes Glück hielt, die zärtliche Liebe, mit der mich mein Vater liebt, wird mein größtes Unglück. Ich fürchte, ich fürchte; er liebt mich mehr, als er ſein Reich liebt! Wozu wird er ſich nicht verſtehen, was wird ihm dein König nicht abdringen, mich aus der Gefangenſchaft zu retten! Durch mich Elenden, wird er an einem Tage mehr verlieren, als er in drey langen mühſamen Jahren, durch das Blut ſeiner Edeln, durch ſein eignes Blut gewonnen hat. Mit was für einem Angeſichte ſoll ich wieder vor ihm erſcheinen; ich, ſein ſchlimmſter Feind? Und meines Vaters Unterthanen — künftig einmal die meinigen, wenn ich ſie zu regieren, mich würdig gemacht hätte — wie werden ſie den ausgelöſten Prinzen ohne die ſpöttiſchſte Verachtung unter ſich dulden können? Wann ich denn vor Scham ſterbe und unbedauert hinab zu den Schatten ſchleiche, wie finſter und ſtolz werden die Seelen der Helden bey mir vorbey ziehen, die dem Könige die Vortheile mit ihrem Leben erkaufen mußten, deren er ſich als Vater für einen unwürdigen Sohn begiebt. — O das iſt mehr als eine fühlende Seele ertragen kann.

Strato. Faſſe dich, lieber Prinz! Es iſt der Fehler des Jünglings, ſich immer für glücklicher, oder unglücklicher zu halten, als er iſt. Dein Schickſal iſt ſo grauſam noch nicht; der König nähert ſich, und du wirſt aus ſeinem Munde mehr Troſt hören.

Dritter Auftritt.

König Aridäus. Philotas. Strato.

Aridäus. Kriege, die Könige unter ſich zu führen gezwungen werden, ſind keine perſönliche Feindſchaften. — Laß dich umarmen, mein Prinz! O welcher glücklichen Tage erinnert mich deine blühende Jugend! So blühte die Jugend deines Vaters! Dieß war ſein offnes, ſprechendes Auge; dieß ſeine ernſte, redliche Mine; dieß ſein edler Anſtand! — Noch einmal laß dich umarmen; ich umarme deinen jüngern Vater in dir. — Haſt du es nie von ihm gehört, Prinz, wie vertraute Freunde wir in deinem Alter waren? Das war das ſelige Alter, da wir uns noch ganz unſerm Herzen überlaſſen durften. Bald aber wurden wir beyde zum Throne gerufen, und der ſorgende König, der eiferſüchtige Nachbar unterdrückte, leider! den gefälligen Freund. —

Philotas. Verzeih, o König, wenn du mich in Erwiederung ſo ſüßer Worte zu kalt findeſt. Man hat meine Jugend denken, aber nicht reden gelehrt. — Was kann es mir itzt helfen, daß du und mein Vater einſt Freunde waren? Waren:

ſo ſagſt du ſelbſt. Der Haß, den man auf verloſchne Freundſchaft pfropfet, muß, unter allen, die tödtlichſten Früchte bringen; — oder ich kenne das menſchliche Herz noch zu wenig. — Verzögere daher, König, verzögere meine Verzweiflung nur nicht. Du haſt als der höfliche Staatsmann geſprochen; ſprich nun als der Monarch, der den Nebenbuhler ſeiner Gröſſe, ganz in ſeiner Gewalt hat.

Strato. O laß ihn, König, die Ungewißheit ſeines Schickſals nicht länger peinigen. —

Philotas. Ich danke, Strato! — Ja, laß mich es nur gleich hören, wie abſcheuungswürdig du einen unglücklichen Sohn ſeinem Vater machen willſt. Mit welchem ſchimpflichen Frieden, mit wie viel Ländern ſoll er ihn erkaufen? Wie klein und verächtlich ſoll er werden, um nicht verwaiſt zu bleiben? — O mein Vater! —

Aridäus. Auch dieſe frühe, männliche Sprache, Prinz, war deines Vaters! So höre ich dich gern! Und möchte, meiner nicht minder würdig, auch mein Sohn itzt vor deinem Vater ſo ſprechen! —

Philotas. Wie meynſt du das? —

Aridäus. Die Götter — ich bin es überzeugt — wachen für unſre Tugend, wie ſie für unſer Leben wachen. Die ſo lang als mögliche Erhaltung beyder, iſt ihr geheimes, ewiges Geſchäft. Wo weiß ein Sterblicher, wie böſe er im Grunde iſt, wie ſchlecht er handeln würde, ließen ſie jeden verführeriſchen Anlaß, ſich durch kleine Thaten zu beſchimpfen, ganz auf ihn wirken! — Ja, Prinz, vielleicht wäre ich der, den du mich glaubſt; vielleicht hätte ich nicht edel genug gedacht, das wunderliche Kriegesglück, das dich mir in die Hände liefert, beſcheiden zu nützen; vielleicht würde ich durch dich ertrozt haben, was ich zu erfechten nicht länger wagen mögen; vielleicht — Doch fürchte nichts; allen dieſen Vielleicht hat eine höhere Macht vorgebauet; ich kann deinen Vater ſeinen Sohn nicht theurer erkaufen laſſen, als — durch den meinigen.

Philotas. Ich erſtaune! Du giebſt mir zu verſtehen —

Aridäus. Daß mein Sohn deines Vaters Gefangener iſt, wie du meiner. —

Philotas. Dein Sohn meines Vaters? Dein Polytimet? — Seit wenn? Wie? Wo?

Aridäus. So wollt' es das Schickſal! Aus gleichen Wagſchalen nahm es auf einmal gleiche Gewichte, und die Schalen blieben noch gleich.

Strato. Du willſt nähere Umſtände wiſſen. — Eben daſſelbe Geſchwader, dem du zu hitzig entgegen eilteſt, führte Polytimet; und als dich die Deinigen verloren erblickten, erhob ſie Wuth und Verzweiflung über alle menſchliche Stärke. Sie brachen ein, und alle ſtürmten ſie auf den einen, in welchem ſie ihres Verluſtes Erſetzung ſahen. Das Ende weißt du. — Nun nimm noch von einem alten Soldaten die Lehre an: Der Angriff iſt kein Wettrennen; nicht der, welcher zuerſt, ſondern welcher zum ſicherſten auf den Feind trift, hat ſich dem Siege genähert. Das merke dir, zu feuriger Prinz; ſonſt möchte der werdende Held im erſten Keime erſticken.

Aridäus. Strato, du machſt den Prinzen, durch deine, zwar freundſchaftliche, Warnung verdrüßlich. Wie finſter er da ſteht! —

Philotas. Nicht das! Aber laßt mich; in tiefe Anbetung der Verſicht verloren —

Aridäus. Die beſte Anbetung, Prinz, iſt dankende Freude. Ermuntre dich! Wir Väter wollen uns unſre Söhne nicht lange vorenthalten. Mein Herold hält ſich bereits fertig; er ſoll gehen, und die Auswechslung beſchleunigen. Aber du weißt wohl, freudige Nachrichten, die wir allein vom Feinde erfahren, ſcheinen Fallſtricke. Man könnte argwohnen, du ſeyſt vielleicht an deiner Wunde geſtorben. Es wird daher nöthig ſeyn, daß du ſelbſt, mit dem Herolde einen unverdächtigen Bothen an deinen Vater ſendeſt. Komm mit mir! Suche dir einen unter den Gefangenen, den du deines Vertrauens würdigen kannſt. —

Philotas. So willſt du, daß ich mich vervielfältiget verabſcheuen ſoll? In jedem der Gefangenen werde ich mich ſelbſt erblicken. — Schenke mir dieſe Verwirrung. —

Aridäus. Aber —

Philotas. Unter den Gefangenen muß ſich Parmenio befinden. Den ſchicke mir her; ich will ihn abfertigen.

Aridäus. Wohl; auch ſo! Komm Strato! Prinz, wir ſehen uns bald wieder.

Vierter Auftritt.

Philotas.

— Götter! Näher konnte der Blitz, ohne mich ganz zu zerſchmettern, nicht vor mir niederſchlagen. Wunderbare Götter! Die Flamme kehrt zurück; der Dampf verfliegt, und ich war nur betäubt. — So war das mein ganzes Elend, zu ſehen, wie elend ich hätte werden können? wie elend mein Vater durch mich? Nun darf ich wieder vor dir erſcheinen, mein Vater! Zwar noch mit niedergeſchlagenen Augen; doch nur die Scham wird ſie niederſchlagen, nicht das brennende Bewußtſeyn, dich mit mir ins Verderben geriſſen zu haben. Nun darf ich nichts von dir fürchten, als einen Verweis mit Lächeln; kein ſtummes Trauren; keine, durch die ſtärkere Gewalt der väterlichen Liebe erſtickte Verwünſchungen. —

Aber — ja, bey dem Himmel! ich bin zu gütig gegen mich. Darf ich mir alle Fehler vergeben, die mir die Vorſicht zu vergeben ſcheinet? Soll ich mich nicht ſtrenger richten, als ſie und mein Vater mich richten? Die allzugütigen! — Sonſt jede der traurigen Folgen meiner Gefangenſchaft konnten die Götter vernichten; nur eine konnten ſie nicht: die Schande! Zwar jene leicht verfliegende wohl, die von der Zunge des Pöbels ſtrömt; aber nicht die wahre daurende Schande, die hier der innere Richter, mein unparteyiſches Selbſt, über mich ausſpricht! —

Und wie leicht ich mich verblende! Verlieret mein Vater durch mich nichts? Der Ausſchlag, den der gefangene Polytimet, — wenn ich nicht gefangen wäre, — auf ſeine Seite brächte, der iſt nichts? — Nur durch mich wird er nichts! — Das Glück hätte ſich erkläret, für wen es ſich erklären ſollte; das Recht meines Vaters triumphirte, wäre Polytimet, nicht Philotas und Polytimet gefangen! —

Und nun — welcher Gedanke war es, den ich izt dachte? Nein; den ein Gott in mir dachte — Ich muß ihm nachhängen! Laß dich feſſeln, flüchtiger Gedanke! — Izt denke ich ihn wieder! Wie weit er ſich verbreitet, und immer weiter; und nun durchſtrahlt er meine ganze Seele! —

Was ſagte der König? Warum wollte er, daß ich zugleich ſelbſt einen unverdächtigen Bothen an meinen Vater ſchicken ſollte? Damit mein Vater nicht argwohne — ſo waren ja ſeine eigne Worte — ich ſey bereits an meiner Wunde geſtorben. — Alſo meynt er doch, wenn ich bereits an meiner Wunde geſtorben wäre, ſo würde die Sache ein ganz anders Anſehen gewinnen? Würde ſie das? Tauſend Dank für dieſe Nachricht! Tauſend Dank! — Und freylich! Denn mein Vater hätte alsdenn einen gefangenen Prinzen, für den er ſich alles bedingen könnte; und der König, ſein Feind, hätte — den Leichnam eines gefangenen Prinzen, für den er nichts fordern könnte; den er — müßte begraben oder verbrennen laſſen, wenn er ihm nicht zum Abſcheu werden ſollte.

Gut! das begreif ich! Folglich, wenn ich, ich elender Gefangener, meinem Vater den Sieg noch in die Hände ſpielen will, worauf kömmt es an? Aufs Sterben. Auf weiter nichts? — O fürwahr; der Menſch iſt mächtiger, als er glaubt, der Menſch, der zu ſterben weiß!

Aber ich? Ich, der Keim, die Knoſpe eines Menſchen, weiß ich zu ſterben? Nicht der Menſch, der vollendete Menſch allein, muß es wiſſen; auch der Jüngling, auch der Knabe; oder er weiß gar nichts. Wer zehn Jahr gelebt hat, hat zehn Jahr Zeit gehabt, ſterben zu lernen; und was man in zehn Jahren nicht lernt, das lernt man auch in zwanzig, in dreyßig und mehrern nicht.

Alles, was ich werden können, muß ich durch das zeigen, was ich ſchon bin. Und was könnte ich, was wollte ich werden? Ein Held. — Wer iſt ein Held? — O mein abweſender vortrefflicher Vater, itzt ſey ganz in meiner Seele gegenwärtig! — Haſt du mich nicht gelehrt, ein Held ſey ein Mann, der höhere Güter kenne, als das Leben? Ein Mann, der ſein Leben dem Wohle des Staats geweyhet; ſich, den einzeln, dem Wohle vieler? Ein Held ſey ein Mann — Ein Mann? Alſo kein Jüngling, mein Vater? — Seltſame Frage! Gut, daß ſie mein Vater nicht gehöret hat! Er müßte glauben, ich ſähe es gern, wenn er Nein darauf antwortete. — Wie alt muß die Fichte ſeyn, die zum Maſte dienen ſoll? Wie alt? Sie muß hoch genug, und muß ſtark genug ſeyn.

Jedes Ding, ſagte der Weltweiſe, der mich erzog, iſt vollkommen, wenn es ſeinen Zweck erfüllen kann. Ich kann meinen Zweck erfüllen, ich kann zum Beſten des Staats ſterben: ich bin vollkommen alſo, ich bin ein Mann. Ein Mann, ob ich gleich noch vor wenig Tagen ein Knabe war.

Welch Feuer tobt in meinen Adern! Welche Begeiſterung befällt mich? Die Bruſt wird dem Herzen zu eng! — Geduld, mein Herz! Bald will ich dir Luſt machen! Bald will ich dich deines einförmigen langweiligen Dienſtes erlaſſen! Bald ſollſt du ruhen, und lange ruhen —

Wer kömmt? Es iſt Parmenio. — Geſchwind entſchloſſen! — Was muß ich zu ihm ſagen? Was muß ich durch ihn meinem Vater ſagen laſſen? — Recht! das muß ich ſagen, das muß ich ſagen laſſen.

Fünfter Auftritt.

Parmenio. Philotas.

Philotas. Tritt näher, Parmenio. — Nun? warum ſo ſchüchtern? So voller Scham? Weſſen ſchämſt du dich? Deiner, oder meiner?

Parmenio. Unſer beyder, Prinz.

Philotas. Immer ſprich, wie du denkſt. Freylich, Parmenio, müſſen wir beyde nicht viel taugen, weil wir uns hier befinden. Haſt du meine Geſchichte bereits gehöret?

Parmenio. Leider!

Philotas. Und als du ſie hörteſt? —

Parmenio. Ich betauerte dich, ich bewunderte dich, ich verwünſchte dich, ich weiß ſelbſt nicht, was ich alles that.

Philotas. Ja, ja! Nun aber, da du doch wohl auch erfahren, daß das Unglück ſo groß nicht iſt, weil gleich darauf Polytimet von den unſrigen — —

Parmenio. Ja nun; nun möchte ich faſt lachen. Ich finde, daß das Glück zu einem kleinen Schlage, den es uns verſetzen will, oft erſchrecklich weit ausholt. Man ſollte glauben, es wolle uns zerſchmettern, und hat uns am Ende nichts, als eine Mücke auf der Stirne todt geſchlagen.

Philotas. Zur Sache! — Ich ſoll dich mit dem Herolde des Königs zu meinem Vater ſchicken.

Parmenio. Gut! So wird deine Gefangenſchaft der meinigen das Wort ſprechen. Ohne die gute Nachricht, die ich ihm von dir bringen werde, und die eine freundliche Mine wohl werth iſt, hätte ich mir eine ziemlich froſtige von ihm verſprechen müſſen.

Philotas. Nein, ehrlicher Parmenio; nun im Ernſt! Mein Vater weiß es, daß dich der Feind verblutet und ſchon halb erſtarrt von der Wahlſtatt aufgehoben. Laß prahlen, wer prahlen will; der iſt leicht gefangen zu nehmen, den der nahende Tod ſchon entwaffnet hat. — Wie viel Wunden haſt du nun, alter Knecht? —

Parmenio. O, davon konnte ich ſonſt eine lange Liſte herſagen. Itzt aber habe ich ſie um ein gut Theil verkürzt.

Philotas. Wie das?

Parmenio. Ha! Ich rechne nun nicht mehr die Glieder, an welchen ich verwundet bin; Zeit und Athem zu erſparen, zähle ich die, an welchen ich es nicht bin. — Kleinigkeiten bey dem allen! Wozu hat man die Knochen anders, als daß ſich die feindlichen Eiſen darauf ſchartig hauen ſollen?

Philotas. Das iſt wacker! — Aber nun — was willſt du meinem Vater ſagen?

Parmenio. Was ich ſehe: daß du dich wohl befindeſt. Denn deine Wunde, wenn man mir anders die Wahrheit geſagt hat, —

Philotas. Iſt ſo gut als keine.

Parmenio. Ein kleines liebes Andenken! Dergleichen uns ein inbrünſtiges Mädchen in die Lippe beißt. Nicht wahr, Prinz?

Philotas. Was weiß ich davon?

Parmenio. Nu, nu; kömmt Zeit, kömmt Erfahrung. — Ferner will ich deinem Vater ſagen, was ich glaube, daß du wünſcheſt — —

Philotas. Und was iſt das?

Parmenio. Je eher, je lieber wieder bey ihm zu ſeyn. Deine kindliche Sehnſucht, deine bange Ungeduld —

Philotas. Mein Heimweh lieber gar. Schalk! warte, ich will dich anders denken lehren!

Parmenio. Bey dem Himmel, das mußt du nicht! Mein lieber frühzeitiger Held, laß dir das ſagen: Du biſt noch Kind! Gieb nicht zu, daß der rauhe Soldat das zärtliche Kind ſo bald in dir erſticke. Man möchte ſonſt von deinem Herzen nicht zum beſten denken; man möchte deine Tapferkeit für angeborne Wildheit halten. Ich bin auch Vater, Vater eines einzigen Sohnes, der nur wenig älter als du, mit gleicher Hitze — du kennſt ihn ja.

Philotas. Ich kenne ihn. Er verſpricht alles, was ſein Vater geleiſtet hat.

Parmenio. Aber wüßte ich, daß ſich der junge Wildfang nicht in allen Augenblicken, die ihm der Dienſt frey läßt, nach ſeinem Vater ſehnte, und ſich nicht ſo nach ihm ſehnte, wie ſich ein Lamm nach ſeiner Mutter ſehnet: ſo möchte ich ihn gleich — ſiehſt du! — nicht erzeugt haben. Jzt muß er mich noch mehr lieben, als ehren. Mit dem Ehren werde ich mich ſo Zeit genug müſſen begnügen laſſen; wenn nehmlich die Natur den Strom ſeiner Zärtlichkeit einen andern Weg leitet; wenn er ſelbſt Vater wird. — Werde nicht ungehalten, Prinz.

Philotas. Wer kann auf dich ungehalten werden? — Du haſt Recht! Sage meinem Vater alles, was du glaubeſt, daß ihm ein zärtlicher Sohn bey dieſer Gelegenheit muß ſagen laſſen. Entſchuldige meine jugendliche Unbedachtſamkeit, die ihn und ſein Reich faſt ins Verderben geſtürzt hätte. Bitte ihn, mir meinen Fehler zu vergeben. Verſichre ihn, daß ich ihn nie durch einen ähnlichen Fehler wieder daran erinnern will; daß ich alles thun will, damit er ihn auch vergeſſen kann. Beſchwöre ihn —

Parmenio. Laß mich nur machen! So etwas können wir Soldaten recht gut ſagen. — Und beſſer als ein gelehrter Schwätzer; denn wir ſagen es treuherziger. — Laß mich nur machen! Ich weiß ſchon alles. — Lebe wohl, Prinz; ich eile —

Philotas. Verzieh!

Parmenio. Nun? — Und welch feyerliches Anſehen giebſt du dir auf einmal?

Philotas. Der Sohn hat dich abgefertiget, aber noch nicht der Prinz. — Jener mußte fühlen; dieſer muß überlegen. Wie gern wollte der Sohn gleich itzt, wie gern wollte er noch eher, als möglich, wieder um ſeinen Vater, um ſeinen geliebten Vater ſeyn; aber der Prinz — der Prinz kann nicht. — Höre!

Parmenio. Der Prinz kann nicht?

Philotas. Und will nicht.

Parmenio. Will nicht?

Philotas. Höre!

Parmenio. Ich erſtaune — —

Philotas. Ich ſage, du ſollſt hören, und nicht erſtaunen. Höre!

Parmenio. Ich erſtaune, weil ich höre. Es hat geblitzt, und ich erwarte den Schlag. — Rede! — Aber, junger Prinz, keine zweyte Uebereilung! —

Philotas. Aber, Soldat, kein Vernünfteln! — Höre! Ich habe meine Urſachen, nicht eher ausgelöſet zu ſeyn, als morgen. Nicht eher als morgen! Hörſt du? — Sage alſo unſerm Könige, daß er ſich an die Eilfertigkeit des feindlichen Herolds nicht kehre. Eine gewiſſe Bedenklichkeit, ein gewiſſer Anſchlag nöthige den Philotas zu dieſer Verzögerung. — Haſt du mich verſtanden?

Parmenio. Nein!

Philotas. Nicht? Verräther! —

Parmenio. Sachte, Prinz! Ein Papagey verſteht nicht, aber er behält, was man ihm vorſagt. Sey unbeſorgt. Ich will deinem Vater alles wieder herplappern, was ich von dir höre.

Philotas. Ha! Ich unterſagte dir, zu vernünfteln; und das verdreußt dich. Aber wie biſt denn du ſo verwöhnt? Haben dir alle deine Befehlshaber Gründe geſagt? —

Parmenio. Alle, Prinz; ausgenommen die jungen.

Philotas. Vortrefflich! Parmenio, wenn ich ſo empfindlich wäre, als du! — —

Parmenio. Und doch kann nur derjenige meinen blinden Gehorſam heiſchen, dem die Erfahrung doppelte Augen gegeben.

Philotas. Bald werde ich dich alſo um Verzeihung bitten müſſen. — Nun wohl, ich bitte dich um Verzeihung, Parmenio. Murre nicht, Alter! Sey wieder gut, alter Vater! — Du biſt freylich klüger, als ich. Aber nicht die Klügſten allein, haben die beſten Einfälle. Gute Einfälle ſind Geſchenke des Glückes; und das Glück, weißt du wohl, beſchenkt den Jüngling oft lieber, als den Greis. Denn das Glück iſt blind. Blind, Parmenio; ſtockblind gegen alles Verdienſt. Wenn es das nicht wäre, müßteſt du nicht ſchon lange Feldherr ſeyn?

Parmenio. Sieh, wie du zu ſchmeicheln weißt, Prinz — Aber im Vertrauen, lieber Prinz! Willſt du mich nicht etwa beſtechen? mit Schmeicheleyen beſtechen?

Philotas. Ich, ſchmeicheln! Und dich beſtechen! Du biſt der Mann, der ſich beſtechen läßt!

Parmenio. Wenn du ſo fortfährſt, ſo kann ich es werden. Schon traue ich mir ſelbſt nicht mehr recht!

Philotas. Was wollte ich alſo ſagen? — So einen guten Einfall nun, wollte ich ſagen, als das Glück oft in das albernſte Gehirn wirft, ſo einen habe auch ich itzo ertappt. Bloß ertappt; von dem Meinigen iſt nicht das geringſte dazu gekommen. Denn hätte mein Verſtand, meine Erfindungskraft einigen Antheil daran, würde ich ihn nicht gern mit dir überlegen wollen? Aber ſo kann ich ihn nicht mit dir überlegen; er verſchwindet, wenn ich ihn mittheile; ſo zärtlich, ſo fein iſt er, ich getraue mir ihn nicht in Worte zu kleiden; ich denke ihn nur, wie mich der Philoſoph Gott zu denken gelehrt hat, und aufs höchſte könnte ich dir nur ſagen, was er nicht iſt — Möglich zwar genug, daß es im Grunde ein kindiſcher Einfall iſt; ein Einfall, den ich für einen glücklichen Einfall halte, weil ich noch keinen glücklichern gehabt habe. Aber mag er doch; kann er nichts nützen, ſo kann er doch auch nichts ſchaden. Das weiß ich gewiß; es iſt der unſchädlichſte Einfall von der Welt; ſo unſchädlich als — als ein Gebet. Wirſt du deswegen zu beten unterlaſſen, weil du nicht ganz gewiß weißt, ob dir das Gebet helfen wird? — Verdirb mir immer alſo meine Freude nicht, Parmenio, ehrlicher Parmenio! Ich bitte dich, ich umarme dich — Wenn du mich nur ein klein wenig lieb haſt — Willſt du? Kann ich mich darauf verlaſſen? Willſt du machen, daß ich erſt morgen ausgewechſelt werde? Willſt du?

Parmenio. Ob ich will? Muß ich nicht? muß ich nicht? — Höre, Prinz, wenn du einmal König wirſt, gieb dich nicht mit dem Befehlen ab. Befehlen iſt ein unſicheres Mittel, befolgt zu werden. Wem du etwas recht ſchweres aufzulegen haſt, mit dem mache es, wie du es itzt mit mir gemacht haſt, und wenn er dir alsdenn ſeinen Gehorſam verweigert — Unmöglich! Er kann dir ihn nicht verweigern! Ich muß auch wiſſen, was ein Mann verweigern kann.

Philotas. Was Gehorſam? Was hat die Freundſchaft, die du mir erweiſeſt, mit dem Gehorſame zu thun? Willſt du, mein Freund? —

Parmenio. Hör' auf! hör' auf! Du haſt mich ſchon ganz. Ja doch, ich will alles. Ich will es, ich will es deinem Vater ſagen, daß er dich erſt morgen auslöſen ſoll. Warum zwar erſt morgen, — das weiß ich nicht! Das brauch' ich nicht zu wiſſen. Das braucht auch er nicht zu wiſſen. Genug, ich weiß, daß du es willſt. Und ich will alles, was du willſt. Willſt du ſonſt nichts? Soll ich ſonſt nichts thun? Soll ich für dich durchs Feuer rennen? Mich für dich vom Felſen herab ſtürzen? Befiehl nur, mein lieber kleiner Freund, befiehl! Itzt thu ich dir alles! So gar! — ſag ein Wort, und ich will für dich ein Verbrechen, ein Bubenſtück begehen! Die Haut ſchaudert mir zwar; aber doch Prinz, wenn du willſt, ich will, ich will —

Philotas. O mein beſter, feuriger Freund! O du — wie ſoll ich dich nennen? — du Schöpfer meines künftigen Ruhmes! Dir ſchwöre ich bey allem, was mir am heiligſten iſt, bey der Ehre meines Vaters, bey dem Glücke ſeiner Waffen, bey der Wohlfahrt ſeines Landes, ſchwöre ich dir, nie in meinem Leben dieſe deine Bereitwilligkeit, deinen Eifer zu vergeſſen! Möchte ich ihn auch würdig genug belohnen können! — Höret, ihr Götter, meinen Schwur! — Und nun, Parmenio, ſchwöre auch du! Schwöre mir, dein Wort treulich zu halten. —

Parmenio. Ich ſchwören? Ich bin zu alt zum ſchwören.

Philotas. Und ich bin zu jung, dir ohne Schwur zu trauen. Schwöre mir! Ich habe dir bey meinem Vater geſchworen, ſchwöre du mir bey deinem Sohne. Du liebſt ihn doch, deinen Sohn? Du liebſt ihn doch recht herzlich?

Parmenio. So herzlich, wie dich! — Du willſt es, und ich ſchwöre. Ich ſchwöre dir, bey meinem einzigen Sohne, bey meinem Blute, das in ſeinen Adern wallet, bey dem Blute, das ich gern für deinen Vater geblutet, das auch er gern für dich einſt bluten wird, bey dieſem Blute ſchwöre ich dir, mein Wort zu halten! Und wenn ich es nicht halte, ſo falle mein Sohn in ſeiner erſten Schlacht, und erlebe ſie nicht, die glorreichen Tage deiner Regierung! — Höret, ihr Götter, meinen Schwur —

Philotas. Höret ihn noch nicht, ihr Götter! — Du haſt mich zum beſten, Alter. In der erſten Schlacht fallen; meine Regierung nicht erleben; iſt das ein Unglück? Iſt früh ſterben, ein Unglück?

Parmenio. Das ſag ich nicht. Doch nur deswegen, um dich auf dem Throne zu ſehen, um dir zu dienen, möchte ich — was ich ſonſt durchaus nicht möchte — noch einmal jung werden — Dein Vater iſt gut; aber du wirſt beſſer, als er.

Philotas. Kein Lob zum Nachtheile meines Vaters! — Aendere deinen Schwur! Komm, ändere ihn ſo: Wenn du dein Wort nicht hältſt, ſo möge dein Sohn ein Feiger, ein Nichtswürdiger werden; er möge, wenn er zwiſchen Tod und Schande zu wählen hat, die Schande wählen; er möge neunzig Jahr ein Spott der Weiber leben, und noch im neunzigſten Jahre ungern ſterben.

Parmenio. Ich entſetze mich — doch ſchwöre ich: das mög er! — Höret den gräßlichſten der Schwüre, ihr Götter!

Philotas. Höret ihn! — Nun gut, nun kannſt du gehen, Parmenio. Wir haben einander lange genug aufgehalten, und faſt zu viel Umſtände über eine Kleinigkeit gemacht. Denn iſt es nicht eine wahre Kleinigkeit, meinem Vater zu ſagen, ihn zu überreden, daß er mich nicht eher als morgen auswechsle? Und wenn er ja die Urſache wiſſen will; wohl, ſo erdenke dir unter Weges eine Urſache.

Parmenio. Das will ich auch! Ich habe zwar, ſo alt ich geworden bin, noch nie auf eine Unwahrheit geſonnen. Aber doch, dir zu Liebe, Prinz — Laß mich nur; das Böſe lernt ſich auch noch im Alter. — Lebe wohl!

Philotas. Umarme mich! — Geh!

Sechſter Auftritt.

Philotas.

— Es ſoll ſo viele Betrieger in der Welt geben, und das Betriegen iſt doch ſo ſchwer, wenn es auch in der beſten Abſicht geſchieht. — Habe ich mich nicht wenden und winden müſſen! — Mache nur, guter Parmenio, daß mich mein Vater erſt morgen auslöſet, und er ſoll mich gar nicht auszulöſen brauchen. — Nun habe ich Zeit genug gewonnen! — Zeit genug, mich in meinem Vorſatze zu beſtärken — Zeit genug, die ſicherſten Mittel zu wählen. — Mich in meinem Vorſatze zu beſtärken? — Wehe mir, wenn ich deſſen bedarf! — Standhaftigkeit des Alters, wenn du mein Theil nicht biſt, o ſo ſtehe du mir bey, Hartnäckigkeit des Jünglings!

Ja, es bleibt dabey! es bleibt feſt dabey! — Ich fühl es, ich werde ruhig, — ich bin ruhig! — Der du itzt da ſteheſt, Philotas — (indem er ſich ſelbſt betrachtet) — Ha! es muß ein trefflicher, ein großer Anblick ſeyn: ein Jüngling geſtreckt auf den Boden, das Schwerd in der Bruſt! —

Das Schwerd? Götter! o ich Elender! ich Aermſter! — Und itzt erſt werde ich es gewahr? Ich habe kein Schwerd; ich habe nichts! Es ward die Beute des Kriegers, der mich gefangen nahm. — Vielleicht hätte er es mir gelaſſen, aber Gold war der Heft. — Unſeliges Gold, biſt du denn immer das Verderben der Tugend!

Kein Schwerd? Ich kein Schwerd? — Götter, barmherzige Götter, dieß einzige ſchenket mir! Mächtige Götter, die ihr Erde und Himmel erſchaffen, ihr könntet mir kein Schwerd ſchaffen, — wenn ihr wolltet? — Was iſt nun mein großer, ſchimmernder Entſchluß? Ich werde mir ſelbſt ein bitteres Gelächter —

Und da kommt er auch ſchon wieder, der König. — Still! Wenn ich das Kind ſpielte? — Dieſer Gedanke verſpricht etwas. — Ja! Vielleicht bin ich glücklich —

Siebender Auftritt.

Aridäus. Philotas.

Aridäus. Nun ſind die Bothen fort, mein Prinz. Sie ſind auf den ſchnellſten Pferden abgegangen, und das Hauptlager deines Vaters iſt ſo nahe, daß wir in wenig Stunden Antwort erhalten können.

Philotas. Du biſt alſo, König, wohl ſehr ungeduldig, deinen Sohn wieder zu umarmen?

Aridäus. Wird es dein Vater weniger ſeyn, dich wieder an ſeine Bruſt zu drücken? — Laß mich aber, liebſter Prinz, deine Geſellſchaft genießen. In ihr wird mir die Zeit ſchneller verſchwinden; und vielleicht, daß es auch ſonſt glückliche Folgen hat, wenn wir uns näher kennen. Liebenswürdige Kinder ſind ſchon oft die Mittelsperſonen zwiſchen veruneinigten Vätern geweſen. Folge mir alſo in mein Zelt, wo die beſten meiner Befehlshaber deiner warten. Sie brennen vor Begierde dich zu ſehen und zu bewundern.

Philotas. Männer, König, müſſen kein Kind bewundern. Laß mich alſo nur immer hier. Scham und Aergerniß würden mich eine ſehr einfältige Perſon ſpielen laſſen. Und was deine Unterredung mit mir anbelangt — da ſeh' ich vollends nicht, was daraus kommen könnte. Ich weiß weiter nichts, als daß du und mein Vater in Krieg verwickelt ſind; und das Recht — das Recht, glaub' ich, iſt auf Seiten meines Vaters. Das glaub' ich, König, und will es nun einmal glauben — wenn du mir auch das Gegentheil unwiderſprechlich zeigen könnteſt. Ich bin Sohn und Soldat, und habe weiter keine Einſicht, als die Einſicht meines Vaters und meines Feldherrn.

Aridäus. Prinz, es zeiget einen großen Verſtand, ſeinen Verſtand ſo zu verleugnen. Doch thut es mir leid, daß ich mich alſo auch vor dir nicht ſoll rechtfertigen können. — Unſeliger Krieg! —

Philotas. Ja wohl, unſeliger Krieg! — Und wehe ſeinem Urheber!

Aridäus. Prinz! Prinz! erinnere dich, daß dein Vater das

Schwerd zuerſt gezogen. Ich mag in deine Verwünſchung nicht einſtimmen. Er hatte ſich übereilt, er war zu argwöhniſch —

Philotas. Nun ja; mein Vater hat das Schwerd zuerſt gezogen. Aber entſteht die Feuersbrunſt erſt dann, wenn die lichte Flamme durch das Dach ſchlägt? Wo iſt das geduldige, gallloſe, unempfindliche Geſchöpf, das durch unaufhörliches Necken nicht zu erbittern wäre? — Bedenke, — denn du zwingſt mich mit aller Gewalt von Dingen zu reden, die mir nicht zukommen — bedenke, welch eine ſtolze, verächtliche Antwort du ihm ertheilteſt, als er — Doch du ſollſt mich nicht zwingen; ich will nicht davon ſprechen! Unſere Schuld und Unſchuld ſind unendlicher Mißdeutungen, unendlicher Beſchönigungen fähig. Nur dem untrieglichen Auge der Götter erſcheinen wir, wie wir ſind; nur das kann uns richten. Die Götter aber, du weißt es, König, ſprechen ihr Urtheil durch das Schwerd des Tapferſten. Laß uns den blutigen Spruch aushören! Warum wollen wir uns kleinmüthig von dieſem höchſten Gerichte wieder zu den niedrigern wenden? Sind unſere Fäuſte ſchon ſo müde, daß die geſchmeidige Zunge ſie ablöſen müſſe?

Aridäus. Prinz, ich höre dich mit Erſtaunen —

Philotas. Ach! — Auch ein Weib kann man mit Erſtaunen hören!

Aridäus. Mit Erſtaunen, Prinz, und nicht ohne Jammer! — Dich hat das Schickſal zur Krone beſtimmt, dich! — Dir will es die Glückſeligkeit eines ganzen, mächtigen, edeln Volkes anvertrauen; dir! — Welch eine ſchreckliche Zukunft enthüllt ſich mir! Du wirſt dein Volk mit Lorbeern und mit Elend überhäufen. Du wirſt mehr Siege, als glückliche Unterthanen zählen. — Wohl mir, daß meine Tage in die deinigen nicht reichen werden! Aber wehe meinem Sohne, meinem redlichen Sohne! Du wirſt es ihm ſchwerlich vergönnen, den Harniſch abzulegen —

Philotas. Beruhige den Vater, o König! Ich werde deinem Sohne weit mehr vergönnen! weit mehr!

Aridäus. Weit mehr? Erkläre dich —

Philotas. Habe ich ein Räthſel geſprochen? — O verlange nicht, König, daß ein Jüngling, wie ich, alles mit Bedachte und Abſichten ſprechen ſoll. — Ich wollte nur ſagen: Die Frucht iſt oft ganz anders, als die Blüthe ſie verſpricht. Ein weibiſcher Prinz, hat mich die Geſchichte gelehret, ward oft ein kriegeriſcher König. Könnte mit mir ſich nicht das Gegentheil zutragen? — Oder vielleicht war auch dieſes meine Meynung, daß ich noch einen weiten und gefährlichen Weg zum Throne habe. Wer weiß, ob die Götter mich ihn vollenden laſſen? — Und laß mich ihn nicht vollenden, Vater der Götter und Menſchen, wenn du in der Zukunft mich als einen Verſchwender des Koſtbarſten, was du mir anvertrauet, des Blutes meiner Unterthanen, ſieheſt! —

Aridäus. Ja, Prinz; was iſt ein König, wenn er kein Vater iſt! Was iſt ein Held ohne Menſchenliebe! Nun erkenne ich auch dieſe in dir, und bin wieder ganz dein Freund! — Aber komm, komm; wir müſſen hier nicht allein bleiben. Wir ſind einer dem andern zu ernſthaft. Folge mir!

Philotas. Verzeih, König —

Aridäus. Weigere dich nicht!

Philotas. So wie ich bin, mich vor vielen ſehen zu laſſen? — —

Aridäus. Warum nicht?

Philotas. Ich kann nicht, König; ich kann nicht.

Aridäus. Und die Urſache?

Philotas. O die Urſache! — Sie würde dich zum Lachen bewegen.

Aridäus. Um ſo viel lieber laß ſie mich hören. Ich bin ein Menſch, und weine und lache gern.

Philotas. Nun ſo lache denn! — Sieh, König, ich habe kein Schwerd, und ich möchte nicht gern, ohne dieſes Kennzeichen des Soldaten, unter Soldaten erſcheinen.

Aridäus. Mein Lachen wird zur Freude. Ich habe in voraus hierauf gedacht, und du wirſt ſogleich befriediget werden. Strato hat Befehl, dir dein Schwerd wieder zu ſchaffen.

Philotas. Alſo laß uns ihn hier erwarten.

Aridäus. Und alsdenn begleiteſt du mich doch? —

Philotas. Alsdenn werde ich dir auf dem Fuße nachfolgen.

Aridäus. Gewünſcht! da kömmt er! Nun, Strato —

Achter Auftritt.

Strato, (mit einem Schwerde in der Hand.) Aridäus. Philotas.

Strato. König, ich kam zu dem Soldaten, der den Prinzen gefangen genommen, und forderte des Prinzen Schwerd in deinem Namen von ihm zurück. Aber höre, wie edel ſich der Soldat weigerte. „Der König, ſprach er, muß mir das „Schwerd nicht nehmen. Es iſt ein gutes Schwerd, und ich „werde es für ihn brauchen. Auch muß ich ein Andenken von „dieſer meiner That behalten. Bey den Göttern, ſie war keine „von meinen geringſten! Der Prinz iſt ein kleiner Dämon. „Vielleicht aber iſt es euch nur um den koſtbaren Heft zu thun — Und hiermit, ehe ich es verhindern konnte, hatte ſeine ſtarke Hand den Heft abgewunden, und warf mir ihn verächtlich zu Füßen — „Da iſt er! fuhr er fort. Was kümmert mich „euer Gold?“

Aridäus. O Strato, mache mir den Mann wieder gut! —

Strato. Ich that es. Und hier iſt eines von deinen Schwerdern!

Aridäus. Gieb her! — Willſt du es, Prinz, für das deinige annehmen?

Philotas. Laß ſehen! — Ha! — (bey Seite) Habet Dank, ihr Götter! (indem er es lange und ernſthaft betrachtet) — Ein Schwerd!

Strato. Habe ich nicht gut gewählet, Prinz?

Aridäus. Was findeſt du deiner tiefſinnigen Aufmerkſamkeit ſo werth daran?

Philotas. Daß es ein Schwerd iſt! — (indem er wieder zu ſich kömmt) Und ein ſchönes Schwerd! Ich werde bey dieſem Tauſche nichts verlieren. — Ein Schwerd!

Aridäus. Du zitterſt, Prinz?

Philotas. Vor Freuden! — Ein wenig zu kurz ſcheinet es mir bey alle dem. Aber was zu kurz? Ein Schritt näher auf den Feind erſetzt, was ihm an Eiſen abgehet. — Liebes Schwerd! Welch eine ſchöne Sache iſt ein Schwerd, zum Spiele und zum Gebrauche! Ich habe nie mit etwas andern geſpielt. —

Aridäus. (zum Strato) O der wunderbaren Vermiſchung von Kind und Held!

Philotas. (bey Seite) Liebes Schwerd! Wer doch bald mit dir allein wäre! — Aber, gewagt!

Aridäus. Nun lege das Schwerd an, Prinz; und folge mir.

Philotas. Sogleich! — Doch ſeinen Freund und ſein Schwerd muß man nicht bloß von außen kennen. (er zieht es, und Strato tritt zwiſchen ihn und den König)

Strato. Ich verſtehe mich mehr auf den Stahl, als auf die Arbeit. Glaube mir, Prinz; der Stahl iſt gut. Der König hat, in ſeinen männlichen Jahren, mehr als einen Helm damit geſpalten.

Philotas. So ſtark werde ich nicht werden! Immerhin! — Tritt mir nicht ſo nahe, Strato.

Strato. Warum nicht?

Philotas. So! (indem er zurückſpringt, und mit dem Schwerde einen Streich durch die Luft thut) Es hat den Zug, wie es ihn haben muß.

Aridäus. Prinz, ſchone deines verwundeten Armes! Du wirſt dich erhitzen! —

Philotas. Woran erinnerſt du mich, König? — An mein Unglück; nein, an meine Schande! Ich ward verwundet, und gefangen! Ja! Aber ich will es nie wieder werden! Bey dieſem meinem Schwerde, ich will es nie wieder werden! Nein, mein Vater, nein! Heut ſparet dir ein Wunder das ſchimpfliche Löſegeld für deinen Sohn; künftig ſpar' es dir ſein Tod! Sein gewiſſer Tod, wenn er ſich wieder umringt ſiehet! — Wieder umringt? — Entſetzen! — Ich bin es! Ich bin umringt! Was nun? Gefährte! Freunde! Brüder! Wo ſeyd ihr? Alle todt? Ueberall Feinde? — Ueberall! — Hier durch, Philotas! Ha! Nimm das, Verwegner! — Und du das! — Und du das! (um ſich hauend)

Strato. Prinz! was geſchieht dir? Faſſe dich! (geht auf ihn zu)

Philotas. (ſich von ihm entfernend) Auch du, Strato? auch du? — O Feind, ſey großmüthig! Tödte mich! Nimm mich nicht gefangen! — Nein, ich gebe mich nicht gefangen! Und wenn ihr alle Stratos wäret, die ihr mich umringet! Doch will ich mich gegen euch alle, gegen eine Welt will ich mich wehren! — Thut euer Beſtes, Feinde! — Aber ihr wollt nicht? Ihr wollt mich nicht tödten, Grauſame? Ihr wollt mich mit Gewalt lebendig? — Ich lache nur! Mich lebendig gefangen? Mich? — Eher will ich dieſes mein Schwerd, will ich — in dieſe meine Bruſt — eher — (er durchſticht ſich)

Aridäus. Götter! Strato!

Strato. König!

Philotas. Das wollt ich! (zurück ſinkend)

Aridäus. Halt ihn, Strato! — Hülfe! dem Prinzen zu Hülfe! — Prinz, welche wüthende Schwermuth —

Philotas. Vergieb mir, König! ich habe dir einen tödtlichern Streich verſetzt, als mir! — Ich ſterbe; und bald werden beruhigte Länder die Frucht meines Todes genießen. — Dein Sohn, König, iſt gefangen; und der Sohn meines Vaters iſt frey —

Aridäus. Was hör' ich?

Strato. So war es Vorſatz, Prinz? — Aber als unſer Gefangener hatteſt du kein Recht über dich ſelbſt.

Philotas. Sage das nicht, Strato! — Sollte die Freyheit zu ſterben, die uns die Götter in allen Umſtänden des Lebens gelaſſen haben, ſollte dieſe ein Menſch dem andern verkümmern können? —

Strato. O König! — Das Schrecken hat ihn verſteinert! König!

Aridäus. Wer ruft?

Strato. König!

Aridäus. Schweig!

Strato. Der Krieg iſt aus, König!

Aridäus. Aus? Das leugſt du, Strato! — Der Krieg iſt nicht aus, Prinz! — Stirb nur! ſtirb! Aber nimm das mit, nimm den quälenden Gedanken mit: Als ein wahrer unerfahrner Knabe haſt du geglaubt, daß die Väter alle von einer Art, alle von der weichlichen, weibiſchen Art deines Vaters ſind. — Sie ſind es nicht alle! Ich bin es nicht! Was liegt mir an meinem Sohne? Und denkſt du, daß er nicht eben ſowohl zum Beſten ſeines Vaters ſterben kann, als du zum Beſten des deinigen? — Er ſterbe! Auch ſein Tod erſpare mir das ſchimpfliche Löſegeld! — Strato, ich bin nun verwaiſet, ich armer Mann! — Du haſt einen Sohn; er ſey der meinige! — — Denn einen Sohn muß man doch haben. — Glücklicher Strato!

Philotas. Noch lebt auch dein Sohn, König! Und wird leben! Ich hör' es!

Aridäus. Lebt er noch? — So muß ich ihn wieder haben. Stirb du nur! Ich will ihn doch wieder haben! Und für dich! — Oder ich will deinem todten Körper ſo viel Unehre, ſo viel Schmach erzeigen laſſen! — Ich will ihn —

Philotas. Den todten Körper! — Wenn du dich rächen willſt, König, ſo erwecke ihn wieder! —

Aridäus. Ach! — wo gerath' ich hin!

Philotas. Du tauerſt mich! — Lebe wohl, Strato! Dort, wo alle tugendhafte Freunde, und alle tapfere Glieder eines ſeligen Staates ſind, im Elyſium ſehen wir uns wieder! — Auch wir, König, ſehen uns wieder —

Aridäus. Und verſöhnt! — Prinz! —

Philotas. O ſo empfanget meine triumphirende Seele, ihr Götter; und dein Opfer, Göttinn des Friedens! —

Aridäus. Höre mich, Prinz! —

Strato. Er ſtirbt! — Bin ich ein Verräther, König, wenn ich deinen Feind beweine? Ich kann mich nicht halten. Ein wunderbarer Jüngling!

Aridäus. Beweine ihn nur! — Auch ich! — Komm! Ich muß meinen Sohn wieder haben! Aber rede mir nicht ein, wenn ich ihn zu theuer erkaufe! — Umſonſt haben wir Ströme Bluts vergoſſen; umſonſt Länder erobert. Da zieht er mit unſrer Beute davon, der gröſſere Sieger! — Komm! Schaffe mir meinen Sohn! Und wenn ich ihn habe, will ich nicht mehr König ſeyn. Glaubt, ihr Menſchen, daß man es nicht ſatt wird? — (gehen ab.)

Emilia Galotti.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

1772.*)

Perſonen.

Emilia Galotti.
Odoardo und }
Claudia } **Galotti.** Aeltern der Emilia.
Hettore Gonzaga. Prinz von Guaſtalla.
Marinelli. Kammerherr des Prinzen.
Camillo Rota. Einer von des Prinzen Räthen.
Conti. Mahler.
Graf Appiani.
Gräfinn Orſina.
Angelo, und einige Bediente.

Erſter Aufzug.

(Die Scene, ein Kabinet des Prinzen.)

Erſter Auftritt.

Der Prinz, an einem Arbeitstiſche, voller Briefſchaften und Papiere, deren einige er durchläuft.

Klagen, nichts als Klagen! Bittſchriften, nichts als Bittſchriften! — Die traurigen Geſchäfte; und man beneidet uns noch! — Das glaub' ich; wenn wir allen helfen könnten: dann wären wir zu beneiden. — Emilia? (Indem er noch eine von den Bittſchriften aufſchlägt, und nach dem unterſchriebnen Namen ſieht.) Eine Emilia? — Aber eine Emilia Bruneschi — nicht Galotti. Nicht Emilia Galotti! — Was will ſie, dieſe Emilia Bruneschi? (Er lieſet.) Viel gefodert; ſehr viel. — Doch ſie heißt Emilia. Gewährt! (Er unterſchreibt und klingelt; worauf ein Kammerdiener herein tritt.) Es iſt wohl noch keiner von den Räthen in dem Vorzimmer?

---

*) Aus einer Abſchrift von Leſſings Hand, offenbar der vorletzten, hat der Herausgeber, der den Gebrauch derſelben dem jetzigen Beſitzer, Herrn Geh. Oberregierungsrath von Tzſchoppe, verdankt, einige nicht unbedeutende Druckfehler und viele Willkürlichkeiten der Ausgaben verbeſſern können. Die übrigen Abweichungen der Handſchrift werden, mit Ausnahme der bloß orthographiſchen, unter dem Text ſämtlich angegeben.

Der Kammerdiener. Nein.

Der Prinz. Ich habe zu früh Tag gemacht. — Der Morgen iſt ſo ſchön. Ich will ausfahren. Marcheſe Marinelli ſoll mich begleiten. Laßt ihn rufen. (Der Kammerdiener geht ab.) — Ich kann doch nicht mehr arbeiten. — Ich war ſo ruhig, bild' ich mir ein, ſo ruhig — Auf einmal muß eine arme*) Bruneschi, Emilia heißen: — weg iſt meine Ruhe, und alles! —

Der Kammerdiener (welcher wieder herein tritt.) Nach dem Marcheſe iſt geſchickt. Und hier, ein Brief von der Gräſinn Orſina.

Der Prinz. Der Orſina? Legt ihn hin.

Der Kammerdiener. Ihr Läufer wartet.

Der Prinz. Ich will die Antwort ſenden; wenn es einer bedarf. — Wo iſt ſie? In der Stadt? oder auf ihrer Villa?

Der Kammerdiener. Sie iſt geſtern in die Stadt gekommen.

Der Prinz. Deſto ſchlimmer — beſſer; wollt' ich ſagen. So braucht der Läufer um ſo weniger zu warten. (Der Kammerdiener geht ab.) Meine theure Gräſinn! (Bitter, indem er den Brief in die Hand nimmt.) So gut, als geleſen! (und ihn wieder wegwirft.) — Nun ja; ich habe ſie zu lieben geglaubt! Was glaubt man nicht alles! Kann ſeyn, ich habe ſie auch wirklich geliebt. Aber — ich habe!

Der Kammerdiener (der nochmals herein tritt.) Der Mahler Conti will die Gnade haben — —

Der Prinz. Conti? Recht wohl; laßt ihn hereinkommen. — Das wird mir andere Gedanken in den Kopf bringen. —

(Steht auf.)

---

*) In der Handſchrift ſteht deutlich „eine armene“. War mit dieſem Schreibfehler vielleicht gemeint „eine alberne“, und Leſſing ſetzte in der letzten überhaupt wohl flüchtigeren Abſchrift nur aus Übereilung „eine arme“?

Zweyter Auftritt.

Conti. Der Prinz.

Der Prinz. Guten Morgen, Conti. Wie leben Sie? Was macht die Kunſt?

Conti. Prinz, die Kunſt geht nach Brod.

Der Prinz. Das muß ſie nicht; das ſoll ſie nicht, — in meinem kleinen Gebiethe gewiß nicht. — Aber der Künſtler muß auch arbeiten wollen.

Conti. Arbeiten? Das iſt ſeine Luſt. Nur zu viel arbeiten müſſen, kann ihn um den Namen Künſtler bringen.

Der Prinz. Ich meyne nicht Vieles; ſondern viel: ein Weniges; aber mit Fleiß. — Sie kommen doch nicht leer, Conti?

Conti. Ich bringe das Portrait, welches Sie mir befohlen haben, gnädiger Herr. Und bringe noch eines, welches Sie mir nicht befohlen: aber weil es geſehen zu werden verdienet —

Der Prinz. Jenes iſt? — Kann ich mich doch kaum erinnern —

Conti. Die Gräfinn Orſina.

Der Prinz. Wahr! — Der Auftrag iſt nur ein wenig von lange her.

Conti. Unſere ſchönen Damen ſind nicht alle Tage zum Mahlen. Die Gräfinn hat, ſeit drey Monaten, gerade Einmal ſich entſchlieſſen können, zu ſitzen.

Der Prinz. Wo ſind die Stücke?

Conti. In dem Vorzimmer: ich hohle ſie.

Dritter Auftritt.

Der Prinz.

Ihr Bild! — mag! — Ihr Bild, iſt ſie doch nicht ſelber. — Und vielleicht find' ich in dem Bilde wieder, was ich in der Perſon nicht mehr erblicke. — Ich will es aber nicht wiederfinden. — Der beſchwerliche Mahler! Ich glaube gar, ſie hat ihn beſtochen. — Wär' es auch! Wenn ihr ein anderes Bild, das mit andern Farben, auf einen andern Grund gemahlet iſt, — in meinem Herzen wieder Platz machen will: —

Wahrlich, ich glaube, ich wär' es zufrieden.` Als ich dort liebte, war ich immer ſo leicht, ſo fröhlich, ſo ausgelaſſen — Nun bin ich von allem das Gegentheil. — Doch nein; nein, nein! Behäglicher, oder nicht behäglicher: ich bin ſo beſſer.

Vierter Auftritt.

Der Prinz. Conti, mit den Gemählden, wovon er das eine verwandt gegen einen Stuhl lehnet.

Conti (indem er das andere zurecht ſtellet.) Ich bitte, Prinz, daß Sie die Schranken*) unſerer Kunſt erwägen wollen. Vieles von dem Anzüglichſten der Schönheit, liegt ganz außer den Grenzen derſelben. — Treten Sie ſo! —

Der Prinz (nach einer kurzen Betrachtung.) Vortrefflich, Conti; — ganz vortrefflich! — Das gilt Ihrer Kunſt, Ihrem Pinſel. — Aber geſchmeichelt, Conti; ganz unendlich geſchmeichelt!

Conti. Das Original ſchien dieſer Meynung nicht zu ſeyn. Auch iſt es in der That nicht mehr geſchmeichelt, als die Kunſt ſchmeicheln muß. Die Kunſt muß mahlen, wie ſich die plaſtiſche Natur, — wenn es eine giebt — das Bild dachte: ohne den Abfall, welchen der widerſtrebende Stoff unvermeidlich macht; ohne das Verderb, mit welchem die Zeit dagegen an kämpfet.

Der Prinz. Der denkende Künſtler iſt noch eins ſo viel werth. — Aber das Original, ſagen Sie, fand dem ohngeachtet —

Conti. Verzeihen Sie, Prinz. Das Original iſt eine Perſon, die meine Ehrerbietung fodert. Ich habe nichts nachtheiliges von ihr äußern wollen.

Der Prinz. So viel als Ihnen beliebt! — Und was ſagte das Original?

Conti. Ich bin zufrieden, ſagte die Gräfinn, wenn ich nicht häßlicher ausſehe.

Der Prinz. Nicht häßlicher? — O das wahre Original!

Conti. Und mit einer Mine ſagte ſie das, — von der freylich dieſes ihr Bild keine Spur, keinen Verdacht zeiget.

---

*) „Grenzen“ in der Handſchrift und in den Ausgaben. Die Verbeſſerung findet ſich in dem Briefe Karl G. Leſſings vom 6. Junius 1772.

Der Prinz. Das meynt' ich ja; das iſt es eben, worinn ich die unendliche Schmeicheley ſinde. — O! ich kenne ſie, jene ſtolze höhniſche Mine, die auch das Geſicht einer Grazie entſtellen würde! — Ich leugne nicht, daß ein ſchöner Mund, der ſich ein wenig ſpöttiſch verziehet, nicht ſelten um ſo viel ſchöner iſt. Aber, wohl gemerkt, ein wenig: die Verziehung muß nicht bis zur Grimaſſe gehen, wie bey dieſer Gräſinn. Und Augen müſſen über den wollüſtigen Spötter die Aufſicht führen, — Augen, wie ſie die gute Gräſinn nun gerade gar nicht hat. Auch nicht einmal hier im Bilde hat.

Conti. Gnädiger Herr, ich bin äußerſt betroffen. —

Der Prinz. Und worüber? Alles, was die Kunſt aus den großen, hervorragenden, ſtieren, ſtarren Meduſenaugen der Gräſinn Gutes machen kann, das haben Sie, Conti, redlich daraus gemacht. — Redlich, ſag' ich? — Nicht ſo redlich, wäre redlicher. Denn ſagen Sie ſelbſt, Conti, läßt ſich aus dieſem Bilde wohl der Charakter der Perſon ſchließen? Und das ſollte doch. Stolz haben Sie in Würde, Hohn in Lächeln, Anſatz zu trübſinniger Schwärmerey in ſanfte Schwermuth verwandelt.

Conti (etwas ärgerlich.) Ah, mein Prinz, — wir Mahler rechnen darauf, daß das fertige Bild den Liebhaber noch eben ſo warm ſindet, als warm er es beſtellte. Wir mahlen mit Augen der Liebe: und Augen der Liebe müßten uns auch nur beurtheilen.

Der Prinz. Je nun, Conti; — warum kamen Sie nicht einen Monat früher damit? — Setzen Sie weg. — Was iſt das andere Stück?

Conti (indem er es hohlt, und noch verkehrt in der Hand hält.) Auch ein weibliches Portrait.

Der Prinz. So möcht' ich es bald — lieber gar nicht ſehen. Denn dem Ideal hier, (Mit dem Finger auf die Stirne) — oder vielmehr hier, (Mit dem Finger auf das Herz) kömmt es doch nicht bey. — Ich wünſchte, Conti, Ihre Kunſt in andern Vorwürfen zu bewundern.

Conti. Eine bewundernswürdigere Kunſt giebt es; aber ſicherlich keinen bewundernswürdigern Gegenſtand, als dieſen.

Der Prinz. So wett' ich, Conti, daß es des Künſtlers eigene Gebieterinn iſt. — (Indem der Mahler das Bild umwendet.) Was ſeh' ich? Ihr Werk, Conti? oder das Werk meiner Phantaſie? — Emilia Galotti!

Conti. Wie, mein Prinz? Sie kennen dieſen Engel?

Der Prinz (indem er ſich zu faſſen ſucht, aber ohne ein Auge von dem Bilde zu verwenden.) So halb! — um ſie eben wiederzukennen. — Es iſt einige Wochen her, als ich ſie mit ihrer Mutter in einer Vegghia traf. — Nachher iſt ſie mir nur an heiligen Stäten wieder vorgekommen, — wo das Angaffen ſich weniger ziemet. — Auch kenn' ich ihren Vater. Er iſt mein Freund nicht. Er war es, der ſich meinen Anſprüchen auf Sabionetta am meiſten widerſetzte. — Ein alter Degen; ſtolz und rauh; ſonſt bieder und gut! —

Conti. Der Vater! Aber hier haben wir ſeine Tochter. —

Der Prinz. Bey Gott! wie aus dem Spiegel geſtohlen! (Noch immer die Augen auf das Bild geheftet.) O, Sie wiſſen es ja wohl, Conti, daß man den Künſtler dann erſt recht lobt, wenn man über ſein Werk ſein Lob vergißt.

Conti. Gleichwohl hat mich dieſes noch ſehr unzufrieden mit mir gelaſſen. — Und doch bin ich wiederum ſehr zufrieden mit meiner Unzufriedenheit mit mir ſelbſt. — Ha! daß wir nicht unmittelbar mit den Augen mahlen! Auf dem langen Wege, aus dem Auge durch den Arm in den Pinſel, wie viel geht da verloren! — Aber, wie ich ſage, daß ich es weiß, was hier verloren gegangen, und wie es verloren gegangen, und warum es verloren gehen müſſen: darauf bin ich eben ſo ſtolz, und ſtolzer, als ich auf alles das bin, was ich nicht verloren gehen laſſen. Denn aus jenem erkenne ich, mehr als aus dieſem, daß ich wirklich ein großer Mahler bin; daß es aber meine Hand nur nicht immer iſt. — Oder meynen Sie, Prinz, daß Raphael nicht das größte mahleriſche Genie geweſen wäre, wenn er unglücklicher Weiſe ohne Hände wäre gebohren worden? Meynen Sie, Prinz?

Der Prinz (indem er nur eben von dem Bilde wegblickt.) Was ſagen Sie, Conti? Was wollen Sie wiſſen?

Conti. O nichts, nichts! — Plauderey! Ihre Seele, merk' ich, war ganz in Ihren Augen. Ich liebe ſolche Seelen, und ſolche Augen.

Der Prinz (mit einer erzwungenen Kälte.) Alſo, Conti, rechnen Sie doch wirklich Emilia Galotti mit zu den vorzüglichſten Schönheiten unſrer Stadt?

Conti. Alſo? mit? mit zu den vorzüglichſten? und den vorzüglichſten unſrer Stadt? — Sie ſpotten meiner, Prinz. Oder Sie ſahen, die ganze Zeit, eben ſo wenig, als Sie hörten.

Der Prinz. Lieber Conti, — (Die Augen wieder auf das Bild gerichtet.) wie darf unſer einer ſeinen Augen trauen? Eigentlich weiß doch nur allein ein Mahler von der Schönheit zu urtheilen.

Conti. Und eines jeden Empfindung ſollte erſt auf den Ausſpruch eines Mahlers warten? — Ins Kloſter mit dem, der es von uns lernen will, was ſchön iſt! Aber das muß ich Ihnen doch als Mahler ſagen, mein Prinz: eine von den größten Glückſeligkeiten meines Lebens iſt es, daß Emilia Galotti mir geſeſſen. Dieſer Kopf, dieſes Antlitz, dieſe Stirne, dieſe Augen, dieſe Naſe, dieſer Mund, dieſes Kinn, dieſer Hals, dieſe Bruſt, dieſer Wuchs, dieſer ganze Bau, ſind, von der Zeit an, mein einziges Studium der weiblichen Schönheit. — Die Schilderey ſelbſt, wovor ſie geſeſſen, hat ihr abweſender Vater bekommen. Aber dieſe Kopie —

Der Prinz. (der ſich ſchnell[*]) gegen ihn kehret.) Nun, Conti? iſt doch nicht ſchon verſagt?

Conti. Iſt für Sie, Prinz; wenn Sie Geſchmack daran finden.

Der Prinz. Geſchmack! — (lächelnd) Dieſes Ihr Studium der weiblichen Schönheit, Conti, wie könnt' ich beſſer thun, als es auch zu dem meinigen zu machen? — Dort, jenes Portrait nehmen Sie nur wieder mit; — einen Rahmen darum zu beſtellen.

Conti. Wohl!

Der Prinz. So ſchön, ſo reich, als ihn der Schnitzer nur machen kann. Es ſoll in der Gallerie aufgeſtellet werden. — Aber dieſes, — bleibt hier. Mit einem Studio macht man ſo viel Umſtände nicht: auch läßt man das nicht aufhängen; ſondern hat es gern bey der Hand. — Ich danke Ihnen, Conti; ich danke Ihnen recht ſehr. — Und wie geſagt: in meinem Gebiethe ſoll die Kunſt nicht nach Brod gehen; — bis ich ſelbſt keines habe. — Schicken Sie, Conti, zu meinem Schatzmeiſter, und laſſen Sie, auf Ihre Quittung, für beyde Portraite ſich bezahlen, — was Sie wollen. So viel [illegible] wollen, Conti.

---

[*]) „haſtig" in der Handſchrift.

Conti. Sollte ich doch nun bald fürchten, Prinz, daß Sie ſo, noch etwas anders belohnen wollen, als die Kunſt.

Der Prinz. O des eiferſüchtigen Künſtlers! Nicht doch! — Hören Sie, Conti; ſo viel Sie wollen. (Conti geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Prinz.

So viel er will! — (Gegen das Bild) Dich hab' ich für jeden Preis noch zu wohlfeil. — Ah! ſchönes Werk der Kunſt, iſt es wahr, daß ich dich beſitze? — Wer dich auch beſäße, ſchönres Meiſterſtück der Natur! — Was Sie dafür wollen, ehrliche Mutter! Was du willſt, alter Murrkopf! Fodre nur! Fodert nur! — Am liebſten kauft' ich dich, Zauberinn, von dir ſelbſt! — Dieſes Auge, voll Liebreitz und Beſcheidenheit! Dieſer Mund! — und wenn er ſich zum reden öfnet! wenn er lächelt! Dieſer Mund! — Ich höre kommen. — Noch bin ich mit dir zu neidiſch. (Indem er das Bild gegen die Wand drehet.*) Es wird Marinelli ſeyn. Hätt' ich ihn doch nicht rufen laſſen! Was für einen Morgen könnt' ich haben!

Sechſter Auftritt.

Marinelli. Der Prinz.

Marinelli. Gnädiger Herr, Sie werden verzeihen. — Ich war mir eines ſo frühen Befehls nicht gewärtig.

Der Prinz. Ich bekam Luſt, auszufahren. Der Morgen war ſo ſchön. — Aber nun iſt er ja wohl verſtrichen; und die Luſt iſt mir vergangen. — (Nach einem kurzen Stillſchweigen.) Was haben wir Neues, Marinelli?

---

*) „kehret" in der Handſchrift.

Marinelli. Nichts von Belang, das ich wüßte. — Die Gräſinn Orſina iſt geſtern zur Stadt gekommen.

Der Prinz. Hier liegt auch ſchon ihr guter Morgen. (Auf ihren Brief zeigend) Oder was es ſonſt ſeyn mag! Ich bin gar nicht neugierig darauf. — Sie haben ſie geſprochen?

Marinelli. Bin ich, leider, nicht ihr Vertrauter? — Aber, wenn ich es wieder von einer Dame werde, der es einkömmt, Sie in gutem Ernſte*) zu lieben, Prinz: ſo — —

Der Prinz. Nichts verſchworen, Marinelli!

Marinelli. Ja? In der That, Prinz? Könnt' es doch kommen? — O! ſo mag die Gräſinn auch ſo Unrecht nicht haben.

Der Prinz. Allerdings, ſehr Unrecht! — Meine nahe Vermählung mit der Prinzeſſinn von Maſſa, will durchaus, daß ich alle dergleichen Händel vors erſte abbreche.

Marinelli. Wenn es nur das wäre: ſo müßte freylich Orſina ſich in ihr Schickſal eben ſo wohl zu finden wiſſen, als der Prinz in ſeines.

Der Prinz. Das ohnſtreitig härter iſt, als ihres. Mein Herz wird das Opfer eines elenden Staatsintereſſe. Ihres darf ſie nur zurücknehmen: aber nicht wider Willen verſchenken.

Marinelli. Zurücknehmen? Warum zurücknehmen? fragt die Gräſinn: wenn es weiter nichts als eine Gemahlinn iſt, die dem Prinzen nicht die Liebe, ſondern die Politik zuführet? Neben ſo einer Gemahlinn ſieht die Geliebte noch immer ihren Platz. Nicht ſo einer Gemahlinn fürchtet ſie aufgeopfert zu ſeyn, ſondern — —

Der Prinz. Einer neuen Geliebten. — Nun denn? Wollten Sie mir daraus ein Verbrechen machen, Marinelli?

Marinelli. Ich? — O! vermengen Sie mich ja nicht, mein Prinz, mit der Närrinn, deren Wort ich führe, — aus Mitleid führe. Denn geſtern, wahrlich, hat ſie mich ſonderbar gerühret. Sie wollte von ihrer Angelegenheit mit Ihnen, gar nicht ſprechen. Sie wollte ſich ganz gelaſſen und kalt ſtellen. Aber mitten in dem gleichgültigſten Geſpräche, entfuhr ihr eine Wendung, eine Beziehung über die andere, die ihr gefoltertes

---

*) „in allem Ernſte“ hat die Handſchrift.

Herz verrieth. Mit dem luſtigſten Weſen, ſagte ſie die melancholiſchſten Dinge: und wiederum die lächerlichſten Poſſen mit der allertraurigſten Mine. Sie hat zu den Büchern ihre Zuflucht genommen; und ich fürchte, die werden ihr den Reſt geben.

Der Prinz. So wie ſie ihrem armen Verſtande *) auch den erſten Stoß gegeben. — Aber was mich vornehmlich mit von ihr entfernt hat, das wollen Sie doch nicht brauchen, Marinelli, mich wieder zu ihr zurückzubringen? — Wenn ſie aus Liebe närriſch wird, ſo wäre ſie es, früher oder ſpäter, auch ohne Liebe geworden — Und nun, genug von ihr. — Von etwas anderm! — Geht denn gar nichts vor, in der Stadt? —

Marinelli. So gut, wie gar nichts. — Denn daß die Verbindung des Grafen Appiani heute vollzogen wird, — iſt nicht viel mehr, als gar nichts.

Der Prinz. Des Grafen Appiani? und mit wem denn? — Ich ſoll ja noch hören, daß er verſprochen iſt.

Marinelli. Die Sache iſt ſehr geheim gehalten worden. Auch war nicht viel Aufhebens davon zu machen. — Sie werden lachen, Prinz. — Aber ſo geht es den Empfindſamen! Die Liebe ſpielet ihnen immer die ſchlimmſten Streiche. Ein Mädchen ohne Vermögen und ohne Rang, hat ihn in ihre Schlinge zu ziehen gewußt, — mit ein wenig Larve: aber mit vielem Prunke von Tugend und Gefühl und Witz, und was weiß ich?

Der Prinz. Wer ſich den Eindrücken, die Unſchuld und Schönheit auf ihn machen, ohne weitere Rückſicht, ſo ganz überlaſſen darf; — ich dächte, der wär' eher zu beneiden, als zu belachen. — Und wie heißt denn die Glückliche? — Denn bey alle dem iſt Appiani — ich weiß wohl, daß Sie, Marinelli, ihn nicht leiden können; eben ſo wenig als er Sie — bey alle dem iſt er doch ein ſehr würdiger junger Mann, ein ſchöner Mann, ein reicher Mann, ein Mann voller Ehre. Ich hätte ſehr gewünſcht, ihn mir verbinden zu können. Ich werde noch darauf denken.

Marinelli. Wenn es nicht zu ſpät iſt. — Denn ſo viel ich höre, iſt ſein Plan gar nicht, bey Hofe ſein Glück zu machen. — Er will mit ſeiner Gebieterinn nach ſeinen Thälern von Piemont: — Gemſen zu jagen, auf den Alpen; und Murmelthiere abzurichten. — Was kann er beßres thun? Hier iſt es durch das Mißbündniß, welches er trift, mit ihm doch aus. Der Zirkel der erſten Häuſer iſt ihm von nun an verſchloſſen —

---

*) „ihrem Bißchen Verſtande“ in der Handſchrift.

Der Prinz. Mit euern erſten Häuſern! — in welchen das Ceremoniel, der Zwang, die Langeweile, und nicht ſelten die Dürftigkeit herrſchet. — Aber ſo nennen Sie mir ſie doch, der er dieſes ſo große Opfer bringt.

Marinelli. Es iſt eine gewiſſe Emilia Galotti.

Der Prinz. Wie, Marinelli? Eine gewiſſe —

Marinelli. Emilia Galotti.

Der Prinz. Emilia Galotti? — Nimmermehr!

Marinelli. Zuverläſſig, gnädiger Herr.

Der Prinz. Nein, ſag' ich; das iſt nicht; das kann nicht ſeyn. — Sie irren ſich in dem Namen. — Das Geſchlecht der Galotti iſt groß. — Eine Galotti kann es ſeyn; aber nicht Emilia Galotti; nicht Emilia!

Marinelli. Emilia — Emilia Galotti!

Der Prinz. So giebt es noch eine, die beide Namen führt. — Sie ſagten ohnedem, eine gewiſſe Emilia Galotti — eine gewiſſe. Von der rechten könnte nur ein Narr ſo ſprechen —

Marinelli. Sie ſind auſſer ſich, gnädiger Herr. — Kennen Sie denn dieſe Emilia?

Der Prinz. Ich habe zu fragen, Marinelli; nicht Er. — Emilia Galotti? Die Tochter des Oberſten Galotti, bey Sabionetta?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Die hier in Guaſtalla mit ihrer Mutter wohnet?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Ohnfern der Kirche Aller-Heiligen?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Mit einem Worte — (indem er nach dem Portrait ſpringt, und es dem Marinelli in die Hand giebt) Da! — Dieſe? Dieſe Emilia Galotti? — Sprich dein verdammtes „Eben die" noch einmal, und ſtoß mir den Dolch ins Herz!

Marinelli. Eben die!

Der Prinz. Henker! — Dieſe? — Dieſe Emilia Galotti wird heute — —

Marinelli. Gräfinn Appiani! — (Hier reißt der Prinz dem Marinelli das Bild wieder aus der Hand, und wirft es bey Seite.) Die Trauung geſchieht in der Stille, auf dem Landgute des Vaters bey Sabionetta. Gegen Mittag fahren Mutter und Tochter, der Graf und vielleicht ein paar Freunde dahin ab.

Der Prinz (der ſich voll Verzweiflung in einen Stuhl wirft.) So bin ich verloren! — So will ich nicht leben!

Marinelli. Aber was iſt Ihnen, gnädiger Herr?

Der Prinz (der gegen ihn wieder aufſpringt.) Verräther! — was mir iſt? — Nun ja, ich liebe ſie; ich bete ſie an. Mögt ihr es doch wiſſen! mögt ihr es doch längſt gewußt haben, alle ihr, denen ich der tollen Orſina ſchimpfliche Feſſeln lieber ewig tragen ſollte! — Nur daß Sie, Marinelli, der Sie ſo oft mich Ihrer innigſten Freundſchaft verſicherten — O, ein Fürſt hat keinen Freund! kann keinen Freund haben! — daß Sie, Sie, ſo treulos, ſo hämiſch mir bis auf dieſen Augenblick die Gefahr verhehlen dürfen, die meiner Liebe drohte: wenn ich Ihnen jemals das vergebe, — ſo werde mir meiner Sünden keine vergeben!

Marinelli. Ich weiß kaum Worte zu finden, Prinz, — wenn Sie mich auch dazu kommen ließen — Ihnen mein Erſtaunen zu bezeigen. — Sie lieben Emilia Galotti? — Schwur denn gegen Schwur: Wenn ich von dieſer Liebe das geringſte gewußt, das geringſte vermuthet habe; ſo möge weder Engel noch Heiliger von mir wiſſen! — Eben das wollt' ich in die Seele der Orſina ſchwören. Ihr Verdacht ſchweift auf einer ganz andern Fährte.

Der Prinz. So verzeihen Sie mir, Marinelli; — (indem er ſich ihm in die Arme wirft) und bedauern Sie mich.

Marinelli. Nun da, Prinz! Erkennen Sie da die Frucht Ihrer Zurückhaltung! — „Fürſten haben keinen Freund! können keinen Freund haben!“ — Und die Urſache, wenn dem ſo iſt? — Weil ſie keinen haben wollen. — Heute beehren ſie uns mit ihrem Vertrauen, theilen uns ihre geheimſten Wünſche mit, ſchließen uns ihre ganze Seele auf: und morgen ſind wir ihnen wieder ſo fremd, als hätten ſie nie ein Wort mit uns gewechſelt.

Der Prinz. Ah, Marinelli, wie konnt' ich Ihnen vertrauen, was ich mir ſelbſt kaum geſtehen wollte?

Marinelli. Und alſo wohl noch weniger der Urheberinn Ihrer Quaal geſtanden haben?

Der Prinz. Ihr? — Alle meine Mühe iſt vergebens geweſen, ſie ein zweytesmal zu ſprechen. —

Marinelli. Und das erſtemal —

Der Prinz. Sprach ich ſie — O, ich komme von Sinnen! Und ich ſoll Ihnen noch lange erzehlen? — Sie ſehen mich ein Raub der Wellen: was fragen Sie viel, wie ich es geworden? Retten Sie mich, wenn Sie können: und fragen Sie dann.

Marinelli. Retten? iſt da viel zu retten? — Was Sie verſäumt haben, gnädiger Herr, der Emilia Galotti zu bekennen, das bekennen Sie nun der Gräfinn Appiani. Waaren, die man aus der erſten Hand nicht haben kann, kauft man aus der zweyten: — und ſolche Waaren nicht ſelten aus der zweyten um ſo viel wohlfeiler.

Der Prinz. Ernſthaft, Marinelli, ernſthaft, oder —

Marinelli. Freylich, auch um ſo viel ſchlechter — —

Der Prinz. Sie werden unverſchämt!

Marinelli. Und dazu will der Graf damit aus dem Lande. — Ja, ſo müßte man auf etwas anders denken. —

Der Prinz. Und auf was? — Liebſter, beſter Marinelli, denken Sie für mich. Was würden Sie thun, wann Sie an meiner Stelle wären?

Marinelli. Vor allen Dingen, eine Kleinigkeit als eine Kleinigkeit anſehen; — und mir ſagen, daß ich nicht vergebens ſeyn wolle, was ich bin — Herr!

Der Prinz. Schmeicheln Sie mir nicht mit einer Gewalt, von der ich hier keinen Gebrauch abſehe. — Heute, ſagen Sie? ſchon heute?

Marinelli. Erſt heute — ſoll es geſchehen. Und nur geſchehenen Dingen iſt nicht zu rathen. — (Nach einer kurzen Überlegung) Wollen Sie mir freye Hand laſſen, Prinz? Wollen Sie alles genehmigen, was ich thue?

Der Prinz. Alles, Marinelli, alles, was dieſen Streich abwenden kann.

Marinelli. So laſſen Sie uns keine Zeit verlieren. — Aber bleiben Sie nicht in der Stadt. Fahren Sie ſogleich nach Ihrem Luſtſchloſſe, nach Doſalo. Der Weg nach Sabionetta geht da vorbey. Wenn es mir nicht gelingt, den Grafen augenblicklich zu entfernen: ſo denk' ich — — Doch, doch; ich glaube, er geht in dieſe Falle gewiß. Sie wollen ja, Prinz, wegen Ihrer Vermählung einen Geſandten nach Maſſa ſchicken? Laſſen Sie den Grafen dieſer Geſandte ſeyn; mit dem Beding, daß er noch heute abreiſet. — Verſtehen Sie?

Der Prinz. Vortrefflich! — Bringen Sie ihn zu mir heraus. Gehen Sie, eilen Sie. Ich werfe mich ſogleich in den Wagen. (Marinelli geht ab.)

Siebender Auftritt.

Der Prinz.

Sogleich! ſogleich! — Wo blieb es? — (ſich nach dem Portraite umſehend) Auf der Erde? das war zu arg! (indem er es aufhebt) Doch betrachten? betrachten mag ich dich vors erſte nicht mehr. — Warum ſollt' ich mir den Pfeil noch tiefer in die Wunde drücken? (ſetzt es bey Seite) — Geſchmachtet, geſeufzet hab' ich lange genug, — länger als ich geſollt hätte: aber nichts gethan! und über die zärtliche Unthätigkeit bey einem Haar' alles verloren! — Und wenn nun *) doch alles verloren wäre? Wenn Marinelli nichts ausrichtete? — Warum will ich mich auch auf ihn allein verlaſſen? Es fällt mir ein, — um dieſe Stunde, (nach der Uhr ſehend) um dieſe nehmliche Stunde pflegt das fromme Mädchen alle Morgen bey den Dominikanern die Meſſe zu hören. — Wie wenn ich ſie da zu ſprechen ſuchte? — Doch heute, heut' an ihrem Hochzeittage, — heute werden ihr andere Dinge am Herzen liegen, als die Meſſe. — Indeß, wer weiß? — Es iſt ein Gang. — (Er klingelt, und indem er einige von den Papieren auf dem Tiſche haſtig zuſammenrafft, tritt der Kammerdiener herein.) Laßt vorfahren! — Iſt noch keiner von den Räthen da?

---

*) „nun" fehlt der Handſchrift.

Der Kammerdiener. Camillo Rota.

Der Prinz. Er ſoll hereinkommen. (Der Kammerdiener geht ab.) Nur aufhalten muß er mich nicht wollen. Dasmal nicht! — Ich ſtehe gern ſeinen Bedenklichkeiten ein andermal um ſo viel länger zu Dienſten. — Da war ja noch die Bittſchrift einer Emilia Bruneschi — (Sie ſuchend) Die iſts. — Aber, gute Bruneschi, wo deine Vorſprecherinn — —

Achter Auftritt.

Camillo Rota, Schriften in der Hand. Der Prinz.

Der Prinz. Kommen Sie, Rota, kommen Sie. — Hier iſt, was ich dieſen Morgen erbrochen. Nicht viel Tröſtliches! — Sie werden von ſelbſt ſehen, was darauf zu verfügen. — Nehmen Sie nur.

Camillo Rota. Gut, gnädiger Herr.

Der Prinz. Noch iſt hier eine Bittſchrift einer Emilia Galot : : Bruneschi will ich ſagen. — Ich habe meine Bewilligung zwar ſchon beygeſchrieben. Aber doch — die Sache iſt keine Kleinigkeit — Laſſen Sie die Ausfertigung noch anſtehen. — Oder auch nicht anſtehen: wie Sie wollen.

Camillo Rota. Nicht wie ich will, gnädiger Herr.

Der Prinz. Was iſt ſonſt? Etwas zu unterſchreiben?

Camillo Rota. Ein Todesurtheil wäre zu unterſchreiben.

Der Prinz. Recht gern. — Nur her! geſchwind.

Camillo Rota (ſtutzig und den Prinzen ſtarr anſehend) Ein Todesurtheil — ſagt' ich.

Der Prinz. Ich höre ja wohl. — Es könnte ſchon geſchehen ſeyn. Ich bin eilig.

Camillo Rota (ſeine Schriften nachſehend.) Nun hab' ich es doch wohl nicht mitgenommen! — — Verzeihen Sie, gnädiger Herr. — Es kann Anſtand damit haben bis morgen.

Der Prinz. Auch das! — Packen Sie nur zuſammen: ich muß fort. — Morgen, Rota, ein Mehres! (geht ab)

Camillo Rota (den Kopf ſchüttelnd, indem er die Papiere zu ſich nimmt und abgeht) Recht gern? — Ein Todesurtheil recht gern? — Ich hätt' es ihn in dieſem Augenblicke nicht mögen unterſchreiben laſſen, und wenn es den Mörder meines einzigen Sohnes betroffen hätte. — Recht gern! recht gern! — Es geht mir durch die Seele dieſes gräßliche Recht gern!

Zweyter Aufzug.

(Die Scene, ein Saal in dem Hauſe der Galotti.)

Erſter Auftritt.

Claudia Galotti. Pirro.*)

Claudia. (im Heraustreten zu Pirro, der von der andern Seite herein tritt.) Wer ſprengte da in den Hof?

Pirro. Unſer Herr, gnädige Frau.

Claudia. Mein Gemahl? Iſt es möglich?

Pirro. Er folgt mir auf dem Fuße.

Claudia. So unvermuthet? — (Ihm entgegeneilend.) Ah! mein Beſter! —

Zweyter Auftritt.

Odoardo Galotti, und die Vorigen.

Odoardo. Guten Morgen, meine Liebe! — Nicht wahr, das heißt überraſchen?

Claudia. Und auf die angenehmſte Art! — Wenn es anders nur eine Ueberraſchung ſeyn ſoll.

Odoardo. Nichts weiter! Sey unbeſorgt. — Das Glück des heutigen Tages weckte mich ſo früh; der Morgen war ſo ſchön; der Weg iſt ſo kurz; ich vermuthete euch hier ſo geſchäftig — Wie leicht vergeſſen ſie etwas! fiel mir ein. — Mit einem Worte: ich komme, und ſehe, und kehre ſogleich wieder zurück. — Wo iſt Emilia? Ohnſtreitig beſchäftigt mit dem Putze? — **)

---

*) „ein Bedienter" in der Handſchrift.

**) „Ohnſtreitig mit dem Putze beſchäftiget? —" in der Handſchrift.

Claudia. Ihrer Seele! — Sie iſt in der Meſſe. — „Ich habe heute, mehr als jeden andern Tag, Gnade von Oben zu erflehen“: ſagte ſie; und ließ alles liegen, und nahm ihren Schleyer, und eilte —

Odoardo. Ganz allein?

Claudia. Die wenigen Schritte — —

Odoardo. Einer iſt genug zu einem Fehltritt! —

Claudia. Zürnen Sie nicht, mein Beſter; und kommen Sie herein, — einen Augenblick auszuruhen, und, wann Sie wollen, eine Erfriſchung zu nehmen.

Odoardo. Wie du meyneſt, Claudia. — Aber ſie ſollte nicht allein gegangen ſeyn. —

Claudia. Und Ihr, Pirro [*]), bleibt hier in dem Vorzimmer, alle Beſuche auf heute zu verbitten.

Dritter Auftritt.

Pirro, und bald darauf Angelo.

Pirro. Die ſich nur aus Neugierde melden laſſen. — Was bin ich ſeit einer Stunde nicht alles ausgefragt worden! — Und wer kömmt da?

Angelo (noch halb hinter der Scene, in einem kurzen Mantel, den er über das Geſicht gezogen, den Hut in die Stirne) Pirro! — Pirro!

Pirro. Ein Bekannter? — (indem Angelo vollends hereintritt, und den Mantel auseinander ſchlägt.) Himmel! Angelo? — Du?

Angelo. Wie du ſiehſt. — Ich bin lange genug um das Haus herumgegangen, dich zu ſprechen. — Auf ein Wort! —

Pirro. Und du wagſt es, wieder ans Licht zu kommen? — Du biſt ſeit deiner letzten Mordthat vogelfrey erkläret; auf deinen Kopf ſtehet eine Belohnung —

Angelo. Die doch du nicht wirſt verdienen wollen? —

Pirro. Was willſt du? — Ich bitte dich, mache mich nicht unglücklich.

Angelo. Damit etwa? (ihm einen Beutel mit Gelde zeigend) — Nimm! Es gehöret dir!

Pirro. Mir?

---

[*]) Die Handſchrift fügt hinzu „(zu dem Bedienten)“

Angelo. Haſt du vergeſſen? Der Deutſche, dein voriger Herr, — —

Pirro. Schweig davon!

Angelo. Den du uns, auf dem Wege nach Piſa, in die Falle führteſt —

Pirro. Wenn uns jemand hörte!

Angelo. Hatte ja die Güte, uns auch einen koſtbaren Ring zu hinterlaſſen. — Weißt du nicht? — Er war zu koſtbar, der Ring, als daß wir ihn ſogleich ohne Verdacht hätten zu Gelde machen können. Endlich iſt mir es damit gelungen. Ich habe hundert Piſtolen dafür erhalten: und das iſt dein Antheil. Nimm!

Pirro. Ich mag nichts, — behalt' alles.

Angelo. Meintwegen! — wenn es dir gleich viel iſt, wie hoch du deinen Kopf feil trägſt — (als ob er den Beutel wieder einſtecken wollte.)

Pirro. So gieb nur! (nimmt ihn) — Und was nun? Denn daß du blos deswegen mich aufgeſucht haben ſollteſt — —

Angelo. Das kömmt dir nicht ſo recht glaublich vor? — Halunke! Was denkſt du von uns? — Daß wir fähig ſind, jemanden ſeinen Verdienſt vorzuenthalten? Das mag unter den ſo genannten ehrlichen Leuten Mode ſeyn: unter uns nicht. — Leb wohl! — (thut als ob er gehen wollte, und kehrt wieder um.) Eins muß ich doch fragen. — Da kam ja der alte Galotti ſo ganz allein in die Stadt geſprengt. Was will der?

Pirro. Nichts will er: ein bloßer Spatzierritt. Seine Tochter wird heut' Abend, auf dem Gute, von dem er herkömmt, dem Grafen Appiani angetrauet. Er kann die Zeit nicht erwarten —

Angelo. Und reitet bald wieder hinaus?

Pirro. So bald, daß er dich hier trift, wo du noch lange verzieheſt. — Aber du haſt doch keinen Anſchlag auf ihn? Nimm dich in Acht. Er iſt ein Mann — —

Angelo. Kenn' ich ihn nicht? Hab' ich nicht unter ihm gedient? — Wenn darum bey ihm nur viel zu hohlen wäre! — Wenn fahren die jungen Leute nach?

Pirro. Gegen Mittag.

Angelo. Mit viel Begleitung?

Pirro. In einem einzigen Wagen: die Mutter, die Tochter und der Graf. Ein Paar Freunde kommen aus Sabionetta als Zeugen.

Angelo. Und Bediente?

Pirro. Nur zwey; außer mir, der ich zu Pferde voraus reiten ſoll.

Angelo. Das iſt gut. — Noch eins: weſſen iſt die Equipage? Iſt es eure? oder des Grafen?

Pirro. Des Grafen.

Angelo. Schlimm! Da iſt noch ein Vorreiter, außer einem handfeſten Kutſcher. Doch! —

Pirro. Ich erſtaune. Aber was willſt du? — Das Bißchen Schmuck, das die Braut etwa haben dürfte, wird ſchwerlich der Mühe lohnen —

Angelo. So lohnt ihrer die Braut ſelbſt!

Pirro. Und auch bey dieſem Verbrechen ſoll ich dein Mitſchuldiger ſeyn?

Angelo. Du reiteſt voraus. Reite doch, reite! und kehre dich an nichts!

Pirro. Nimmermehr!

Angelo. Wie? ich glaube gar, du willſt den Gewiſſenhaften ſpielen. — Burſche! Ich denke, du kennſt mich. — Wo du plauderſt! Wo ſich ein einziger Umſtand anders findet, als du mir ihn angegeben! —

Pirro. Aber, Angelo, um des Himmels willen! —

Angelo. Thu, was du nicht laſſen kannſt! (geht ab)

Pirro. Ha! laß dich den Teufel bey Einem Haare faſſen; und du biſt ſein auf ewig! Ich Unglücklicher!

Vierter Auftritt.

Odoardo und Claudia Galotti. Pirro.

Odoardo. Sie bleibt mir zu lang' aus —

Claudia. Noch einen Augenblick, Odoardo! Es würde ſie ſchmerzen, deines Anblicks ſo zu verfehlen.

Odoardo. Ich muß auch bey dem Grafen noch einſprechen. Kaum kann ichs erwarten, dieſen würdigen jungen Mann meinen Sohn zu nennen. Alles entzückt mich an ihm. Und vor allem der Entſchluß, in ſeinen väterlichen Thälern ſich ſelbſt zu leben.

Claudia. Das Herz bricht mir, wenn ich hieran gedenke. — So ganz ſollen wir ſie verlieren, dieſe einzige geliebte Tochter?

Odoardo. Was nennſt du, ſie verlieren? Sie in den Armen der Liebe zu wiſſen? Vermenge dein Vergnügen an ihr, nicht mit ihrem Glücke. — Du möchteſt meinen alten Argwohn erneuern: — daß es mehr das Geräuſch und die Zerſtreuung der Welt, mehr die Nähe des Hofes war, als die Nothwendigkeit, unſerer Tochter eine anſtändige Erziehung zu geben, was dich bewog, hier in der Stadt mit ihr zu bleiben; — fern von einem Manne und Vater, der euch ſo herzlich liebet.

Claudia. Wie ungerecht, Odoardo! Aber laß mich heute nur ein einziges für dieſe Stadt, für dieſe Nähe des Hofes ſprechen, die deiner ſtrengen Tugend ſo verhaßt ſind. — Hier, nur hier konnte die Liebe zuſammenbringen, was für einander geſchaffen war. Hier nur konnte der Graf Emilien finden; und fand ſie.

Odoardo. Das räum' ich ein. Aber, gute Claudia, hatteſt du darum Recht, weil dir der Ausgang Recht giebt? — Gut, daß es mit dieſer Stadterziehung ſo abgelaufen! Laß uns nicht weiſe ſeyn wollen, wo wir nichts, als glücklich geweſen! Gut, daß es ſo damit abgelaufen! — Nun haben ſie ſich gefunden, die für einander beſtimmt waren: nun laß ſie ziehen, wohin Unſchuld und Ruhe ſie rufen. — Was ſollte der Graf hier? Sich bücken und ſchmeicheln und kriechen, und die Marinellis auszuſtechen ſuchen? um endlich ein Glück zu machen, deſſen er nicht bedarf? um endlich einer Ehre gewürdiget zu werden, die für ihn keine wäre? — Pirro!

Pirro. Hier bin ich.

Odoardo. Geh und führe mein Pferd vor das Haus des Grafen. Ich komme nach, und will mich da wieder aufſetzen. (Pirro geht ab.) — Warum ſoll der Graf hier dienen, wenn er dort ſelbſt befehlen kann? — Dazu bedenkſt du nicht, Claudia, daß durch unſere Tochter er es vollends mit dem Prinzen verdirbt. Der Prinz haßt mich —

Claudia. Vielleicht weniger, als du beſorgeſt.

Odoardo. Beſorgeſt! ich beſorg' auch ſo was!

Claudia. Denn hab' ich dir ſchon geſagt, daß der Prinz unſere Tochter geſehen hat?

Odoardo. Der Prinz? Und wo das?

Claudia. In der letzten Vegghia, bey dem Kanzler Grimaldi, die er mit ſeiner Gegenwart beehrte. Er bezeigte ſich gegen ſie ſo gnädig — —

Odoardo. So gnädig?

Claudia. Er unterhielt ſich mit ihr ſo lange — —

Odoardo. Unterhielt ſich mit ihr?

Claudia. Schien von ihrer Munterkeit und ihrem Witze ſo bezaubert — —

Odoardo. So bezaubert? —

Claudia. Hat von ihrer Schönheit mit ſo vielen Lobeserhebungen geſprochen — —

Odoardo. Lobeserhebungen? Und das alles erzehlſt du mir in einem Tone der Entzückung? O Claudia! Claudia! eitle, thörichte Mutter!

Claudia. Wie ſo?

Odoardo. Nun gut, nun gut! Auch das iſt ſo abgelaufen. — Ha! wenn ich mir einbilde — — Das gerade wäre der Ort, wo ich am tödtlichſten zu verwunden bin! — Ein Wollüſtling, der bewundert, begehrt. — Claudia! Claudia! der bloße Gedanke ſetzt mich in Wuth. — Du hätteſt mir das ſogleich ſollen gemeldet haben. — Doch, ich möchte dir heute nicht gern etwas unangenehmes ſagen. Und ich würde, (indem ſie ihn bey der Hand ergreift) wenn ich länger bliebe. — Drum laß mich! laß mich! — Gott befohlen, Claudia! — Kommt glücklich nach!

Fünfter Auftritt.

Claudia Galotti.

Welch ein Mann! — O, der rauhen Tugend! — wenn anders ſie dieſen Namen verdienet. — Alles ſcheinet ihr verdächtig, alles ſtrafbar! — Oder, wenn das die Menſchen kennen heißt: — wer ſollte ſich wünſchen, ſie zu kennen? — Wo bleibt aber auch Emilia? — Er iſt des Vaters Feind: folglich — folglich, wenn er ein Auge für die Tochter hat, ſo iſt es einzig, um ihn zu beſchimpfen? —

Sechſter Auftritt.

Emilia und Claudia Galotti.

Emilia, (ſtürzet in einer ängſtlichen Verwirrung herein.) Wohl mir! wohl mir! — Nun bin ich in Sicherheit. Oder iſt er mir gar gefolgt? (indem ſie den Schleyer zurück wirft und ihre Mutter erblickt) Iſt er, meine Mutter? iſt er? — Nein, dem Himmel ſey Dank!

Claudia. Was iſt dir, meine Tochter? was iſt dir?

Emilia. Nichts, nichts —

Claudia. Und blickeſt ſo wild um dich? Und zitterſt an jedem Gliede?

Emilia. Was hab' ich hören müſſen! Und wo, wo hab' ich es hören müſſen!

Claudia. Ich habe dich in der Kirche geglaubt —

Emilia. Eben da! Was iſt dem Laſter Kirch' und Altar? — Ah, meine Mutter! (ſich ihr in die Arme werfend)

Claudia. Rede, meine Tochter! — Mach meiner Furcht ein Ende. — Was kann dir da, an heiliger Stäte, ſo ſchlimmes begegnet ſeyn?

Emilia. Nie hätte meine Andacht inniger, brünſtiger ſeyn ſollen, als heute: nie iſt ſie weniger geweſen, was ſie ſeyn ſollte.

Claudia. Wir ſind Menſchen, Emilia. Die Gabe zu beten iſt nicht immer in unſerer Gewalt. Dem Himmel iſt beten wollen, auch beten.

Emilia. Und ſündigen wollen, auch ſündigen.

Claudia. Das hat meine Emilia nicht wollen!

Emilia. Nein, meine Mutter; ſo tief ließ mich die Gnade nicht ſinken. — Aber daß fremdes Laſter uns, wider unſern Willen, zu Mitſchuldigen machen kann!

Claudia. Faſſe dich! — Sammle deine Gedanken, ſo viel dir möglich. — Sag' es mir mit eins, was dir geſchehen.

Emilia. Eben hatt' ich mich — weiter von dem Altare, als ich ſonſt pflege, — denn ich kam zu ſpät — auf meine Knie gelaſſen. Eben fing ich an, mein Herz zu erheben: als dicht hinter mir etwas ſeinen Platz nahm. So dicht hinter mir! — Ich konnte weder vor, noch zur Seite rücken, — ſo gern ich auch wollte; aus Furcht, daß eines andern Andacht mich in meiner ſtören möchte. — Andacht! das war das ſchlimmſte, was ich beſorgte. — Aber es währte nicht lange, ſo hört' ich, ganz nah' an meinem Ohre, — nach einem tiefen Seufzer, — nicht den Namen einer Heiligen, — den Namen, — zürnen Sie nicht, meine Mutter — den Namen Ihrer Tochter! — Meinen Namen! — O, daß laute Donner mich verhindert hätten, mehr zu hören! — Es ſprach von Schönheit, von Liebe — Es klagte, daß dieſer Tag, welcher mein Glück mache, — wenn er es anders mache — ſein Unglück auf immer entſcheide. — Es beſchwor mich — hören mußt' ich dieß alles. Aber ich blickte nicht um; ich wollte thun, als ob ich es nicht hörte — Was konnt' ich ſonſt? — Meinen guten Engel bitten, mich mit Taubheit zu ſchlagen; und wann auch, wann auch auf immer! — Das bat ich; das war das einzige, was ich beten konnte. — Endlich ward es Zeit, mich wieder zu erheben. Das heilige Amt ging zu Ende. Ich zitterte, mich umzukehren. Ich zitterte, ihn zu erblicken, der ſich den Frevel erlauben dürfen. Und da ich mich umwandte, da ich ihn erblickte —

Claudia. Wen, meine Tochter?

Emilia. Rathen Sie, meine Mutter; rathen Sie. — Ich glaubte in die Erde zu ſinken. — Ihn ſelbſt.

Claudia. Wen ihn ſelbſt?

Emilia. Den Prinzen.

Claudia. Den Prinzen! — O geſegnet ſey die Ungeduld deines Vaters, der eben hier war, und dich nicht erwarten wollte!

Emilia. Mein Vater hier? — und wollte mich nicht erwarten?

Claudia. Wann du in deiner Verwirrung auch ihn das hätteſt hören laſſen!

Emilia. Nun, meine Mutter? — Was hätt' er an mir ſtrafbares finden können?

Claudia. Nichts; eben ſo wenig, als an mir. Und doch, doch — Ha, du kennſt deinen Vater nicht! In ſeinem Zorne hätt' er den unſchuldigen Gegenſtand des Verbrechens mit dem Verbrecher verwechſelt. In ſeiner Wuth hätt' ich ihm geſchienen, das veranlaßt zu haben, was ich weder verhindern, noch vorherſehen können. — Aber weiter, meine Tochter, weiter! Als du den Prinzen erkannteſt — Ich will hoffen, daß du deiner mächtig genug wareſt, ihm in Einem Blicke alle die Verachtung zu bezeigen, die er verdienet.

Emilia. Das war ich nicht, meine Mutter! Nach dem Blicke, mit dem ich ihn erkannte, hatt' ich nicht das Herz, einen zweyten auf ihn zu richten. Ich floh' —

Claudia. Und der Prinz dir nach —

Emilia. Was ich nicht wußte, bis ich in der Halle mich bey der Hand ergriffen fühlte. Und von ihm! Aus Scham mußt' ich Stand halten: mich von ihm loszuwinden, würde die Vorbeygehenden zu aufmerkſam auf uns gemacht haben. Das war die einzige Ueberlegung, deren ich fähig war — oder deren ich nun mich wieder erinnere. Er ſprach; und ich hab' ihm geantwortet. Aber, was er ſprach, was ich ihm geantwortet; — fällt mir es noch bey, ſo iſt es gut, ſo will ich es Ihnen ſagen, meine Mutter. Itzt weiß ich von dem allen nichts. Meine Sinne hatten mich verlaſſen. — Umſonſt denk' ich nach, wie ich von ihm weg, und aus der Halle gekommen. Ich finde mich erſt auf der Straße wieder; und höre ihn hinter mir her kommen; und höre ihn mit mir zugleich in das Haus treten, mit mir die Treppe hinauf ſteigen —

Claudia. Die Furcht hat ihren beſondern Sinn, meine Tochter! —*) Ich werde es nie vergeſſen, mit welcher Geberde du hereinſtürzteſt. — Nein, ſo weit durfte er nicht wagen, dir zu folgen. — Gott! Gott! wenn dein Vater das wüßte! — Wie wild er ſchon war, als er nur hörte, daß der Prinz dich jüngſt nicht ohne Mißfallen geſehen! — Indeß, ſey ruhig meine Tochter! Nimm es für einen Traum, was dir begegnet iſt. Auch wird es noch weniger Folgen haben, als ein Traum. Du entgeheſt heute mit eins allen Nachſtellungen.

---

*) Dieſe Veränderung von ſeinem Bruder Karl hat ſich der Dichter gefallen laſſen (ſ. ihre Briefe vom 3. und vom 10. Febr. 1772). Er ſelbſt hatte die Worte „die Furcht hat ihren beſondern Sinn." der Emilia gegeben.

Emilia. Aber, nicht, meine Mutter? Der Graf muß das wiſſen. Ihm muß ich es ſagen.

Claudia. Um alle Welt nicht! — Wozu? warum? Willſt du für nichts, und wieder für nichts, ihn unruhig machen? Und wann er es auch itzt nicht würde: wiſſe, mein Kind, daß ein Gift, welches nicht gleich wirket, darum kein minder gefährliches Gift iſt. Was auf den Liebhaber keinen Eindruck macht, kann ihn auf den Gemahl machen. Den Liebhaber könnt' es ſogar ſchmeicheln, einem ſo wichtigen Mitbewerber den Rang abzulaufen. Aber wenn er ihm den nun einmal abgelaufen hat: ah! mein Kind, — ſo wird aus dem Liebhaber oft ein ganz anderes Geſchöpf. Dein gutes Geſtirn behüte dich vor dieſer Erfahrung.

Emilia. Sie wiſſen, meine Mutter, wie gern ich Ihren beſſern Einſichten mich in allem unterwerfe. — Aber, wenn er es von einem andern erführe, daß der Prinz mich heute geſprochen? Würde mein Verſchweigen nicht, früh oder ſpät, ſeine Unruhe vermehren? — Ich dächte doch, ich behielte lieber vor ihm nichts auf dem Herzen.

Claudia. Schwachheit! verliebte Schwachheit! — Nein; durchaus nicht, meine Tochter! Sag' ihm nichts. Laß ihn nichts merken!

Emilia. Nun ja, meine Mutter! Ich habe keinen Willen gegen den Ihrigen. — Aha! (mit einem tiefen Athemzuge) Auch wird mir wieder ganz leicht. — Was für ein albernes, furchtſames Ding ich bin! — Nicht, meine Mutter? — Ich hätte mich noch wohl anders dabey nehmen können, und würde mir eben ſo wenig vergeben haben.

Claudia. Ich wollte dir das nicht ſagen, meine Tochter, bevor dir es dein eigner geſunder Verſtand ſagte. Und ich wußte, er würde dir es ſagen, ſobald du wieder zu dir ſelbſt gekommen. — Der Prinz iſt galant. Du biſt die unbedeutende Sprache der Galanterie zu wenig gewohnt. Eine Höflichkeit wird in ihr zur Empfindung; eine Schmeicheley zur Betheuerung; ein Einfall zum Wunſche; ein Wunſch zum Vorſatze.

Nichts klingt in dieſer Sprache*) wie Alles: und Alles iſt in ihr ſo viel als Nichts.

Emilia. O meine Mutter! — ſo müßte ich mir mit meiner Furcht vollends lächerlich vorkommen! — Nun ſoll er gewiß nichts davon erfahren, mein guter Appiani! Er könnte mich leicht für mehr eitel,**) als tugendhaft, halten. — Hui! daß er da ſelbſt kömmt! Es iſt ſein Gang.

Siebender Auftritt.

Graf Appiani. Die Vorigen.

Appiani (tritt tiefſinnig, mit vor ſich hingeſchlagnen Augen, herein, und kömmt näher, ohne ſie zu erblicken; bis Emilia ihm entgegenſpringt.) Ah, meine Theuerſte! — Ich war mir Sie in dem Vorzimmer nicht vermuthend.

Emilia. Ich wünſchte Sie heiter, Herr Graf, auch wo Sie mich nicht vermuthen. — So feyerlich? ſo ernſthaft? — Iſt dieſer Tag keiner freudigern Aufwallung werth?

Appiani. Er iſt mehr werth, als mein ganzes Leben. Aber ſchwanger mit ſo viel Glückſeligkeit für mich, — mag es wohl dieſe Glückſeligkeit ſelbſt ſeyn, die mich ſo ernſt, die mich, wie Sie es nennen, mein Fräulein, ſo feyerlich macht. — (Indem er die Mutter erblickt.) Ha! auch Sie hier, meine gnädige Frau! — nun bald mir mit einem innigern Namen zu verehrende!

Claudia. Der mein größter Stolz ſeyn wird! — Wie glücklich biſt du, meine Emilia! — Warum hat dein Vater unſere Entzückung nicht theilen wollen?

Appiani. Eben hab' ich mich aus ſeinen Armen geriſſen: — oder vielmehr er, ſich aus meinen. — Welch ein Mann, meine Emilia, Ihr Vater! Das Muſter aller männlichen Tugend! Zu was für Geſinnungen erhebt ſich meine Seele in ſeiner Gegenwart! Nie iſt mein Entſchluß, immer gut, immer edel zu ſeyn, lebendiger, als wenn ich ihn ſehe, — wenn ich ihn mir denke. Und womit ſonſt, als mit der Erfüllung dieſes Entſchluſſes kann ich mich der Ehre würdig machen, ſein

---

*) „in ihr“ hat die Handſchrift.

**) „für eitler,“ in der Handſchrift.

Sohn zu heißen; — der Ihrige zu ſeyn, meine Emilia?

Emilia. Und er wollte mich nicht erwarten!

Appiani. Ich urtheile, weil ihn ſeine Emilia, für dieſen augenblicklichen Beſuch, zu ſehr erſchüttert, zu ſehr ſich ſeiner ganzen Seele bemächtiget hätte.

Claudia. Er glaubte dich mit deinem Brautſchmucke beſchäftiget zu finden: und hörte —

Appiani. Was ich mit der zärtlichſten Bewunderung wieder von ihm gehört habe. — So recht, meine Emilia! Ich werde eine fromme Frau an Ihnen haben; und die nicht ſtolz auf ihre Frömmigkeit iſt.

Claudia. Aber, meine Kinder, eines thun, und das andere nicht laſſen! — Nun iſt es hohe Zeit; nun mach', Emilia!

Appiani. Was? meine gnädige Frau.

Claudia. Sie wollen ſie doch nicht ſo, Herr Graf, — ſo wie ſie da iſt, zum Altare führen?

Appiani. Wahrlich, das werd' ich nun erſt gewahr. — Wer kann Sie ſehen, Emilia, und auch auf Ihren Putz achten? — Und warum nicht ſo, ſo wie ſie da iſt?

Emilia. Nein, mein lieber Graf, nicht ſo; nicht ganz ſo. Aber auch nicht viel prächtiger; nicht viel. — Huſch, huſch, und ich bin fertig! — Nichts, gar nichts von dem Geſchmeide, dem letzten Geſchenke Ihrer verſchwendriſchen Großmuth! Nichts, gar nichts, was ſich nur zu ſolchem Geſchmeide ſchickte! — Ich könnte ihm gram ſeyn, dieſem Geſchmeide, wenn es nicht von Ihnen wäre. — Denn dreymal hat mir von ihm geträumet —

Claudia. Nun? Davon weiß ich ja nichts.

Emilia. Als ob ich es trüge, und als ob plötzlich ſich jeder Stein deſſelben in eine Perle verwandle. — Perlen aber, meine Mutter, Perlen bedeuten Thränen.

Claudia. Kind! — Die Bedeutung iſt träumeriſcher, als der Traum. — Wareſt du nicht von je her eine größere Liebhaberinn von Perlen, als von Steinen? —

Emilia. Freylich, meine Mutter, freylich —

Appiani (nachdenkend und ſchwermüthig) Bedeuten Thränen! — bedeuten Thränen!

Emilia. Wie? Ihnen fällt das auf? Ihnen?

Appiani. Ja wohl; ich ſollte mich ſchämen. — Aber, wenn die Einbildungskraft einmal zu traurigen Bildern geſtimmt iſt —

Emilia. Warum iſt ſie das auch? — Und was meinen Sie, das ich mir ausgedacht habe? — Was trug ich, wie ſah ich aus, als ich Ihnen zuerſt gefiel? — Wiſſen Sie es noch?

Appiani. Ob ich es noch weiß? Ich ſehe Sie in Gedanken nie anders, als ſo: und ſehe Sie ſo, auch wenn ich Sie nicht ſo ſehe.

Emilia. Alſo, ein Kleid von der nehmlichen Farbe, von dem nehmlichen Schnitte; fliegend und frey —

Appiani. Vortrefflich!

Emilia. Und das Haar —

Appiani. In ſeinem eignen braunen Glanze; in Locken, wie ſie die Natur ſchlug —

Emilia. Die Roſe darinn nicht zu vergeſſen! — Recht! recht! — Eine kleine Geduld, und ich ſtehe ſo vor Ihnen da!

Achter Auftritt.

Graf Appiani. Claudia Galotti.

Appiani (indem er ihr mit einer niedergeſchlagnen Mine nachſieht.) Perlen bedeuten Thränen! — Eine kleine Geduld? — Ja, wenn die Zeit nur außer uns wäre! — Wenn eine Minute am Zeiger, ſich in uns nicht in Jahre ausdehnen könnte! —

Claudia. Emiliens Beobachtung, Herr Graf, war ſo ſchnell, als richtig. Sie ſind heut' ernſter als gewöhnlich. Nur noch einen Schritt von dem Ziele Ihrer Wünſche, — ſollt' es Sie reuen, Herr Graf, daß es das Ziel Ihrer Wünſche geweſen?

Appiani. Ah, meine Mutter, und Sie können das von Ihrem Sohne argwohnen? — Aber, es iſt wahr; ich bin heut' ungewöhnlich trübe und finſter. — Nur ſehen Sie, gnädige Frau; — noch einen Schritt vom Ziele, oder noch gar nicht ausgelaufen ſeyn, iſt im Grunde eines. — Alles was ich ſehe, alles was ich höre, alles was ich träume, prediget mir ſeit geſtern und ehegeſtern dieſe Wahrheit. Dieſer Eine Gedanke kettet ſich an jeden andern, den ich haben muß und haben will. — Was iſt das? Ich verſteh' es nicht. —

Claudia. Sie machen mich unruhig, Herr Graf —

Appiani. Eines kömmt dann zum andern! — Ich bin ärgerlich; ärgerlich über meine Freunde, über mich ſelbſt —

Claudia. Wie ſo?

Appiani. Meine Freunde verlangen ſchlechterdings, daß ich dem Prinzen von meiner Heyrath ein Wort ſagen ſoll, ehe ich ſie vollziehe. Sie geben mir zu, ich ſey es nicht ſchuldig: aber die Achtung gegen ihn woll' es nicht anders. — Und ich bin ſchwach genug geweſen, es ihnen zu verſprechen. Eben wollt' ich noch bey ihm vorfahren.

Claudia (ſtutzig) Bey dem Prinzen?

Neunter Auftritt.

Pirro, gleich darauf Marinelli, und die Vorigen.

Pirro. Gnädige Frau, der Marcheſe Marinelli hält vor dem Hauſe, und erkundiget ſich nach dem Herrn Grafen.

Appiani. Nach mir?

Pirro. Hier iſt er ſchon. (Öfnet ihm die Thüre und geht ab)

Marinelli. Ich bitt' um Verzeihung, gnädige Frau. — Mein Herr Graf, ich war vor Ihrem Hauſe, und erfuhr, daß ich Sie hier treffen würde. Ich hab' ein dringendes Geſchäft an Sie — Gnädige Frau, ich bitte nochmals um Verzeihung; es iſt in einigen Minuten geſchehen.

Claudia. Die ich nicht verzögern will. (macht ihm eine Verbeugung und geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Marinelli. Appiani.

Appiani. Nun, mein Herr?

Marinelli. Ich komme von des Prinzen Durchlaucht.

Appiani. Was iſt zu ſeinem Befehl?

Marinelli. Ich bin ſtolz, der Überbringer einer ſo vorzüglichen Gnade zu ſeyn. — Und wenn Graf Appiani nicht mit Gewalt einen ſeiner ergebenſten Freunde in mir verkennen will —

Appiani. Ohne weitere Vorrede; wenn ich bitten darf.

Marinelli. Auch das! — Der Prinz muß ſo gleich an den Herzog von Maſſa, in Angelegenheit ſeiner Vermählung mit deſſen Prinzeſſinn Tochter, einen Bevollmächtigten ſenden. Er war lange unſchlüßig, wen er dazu ernennen ſollte. Endlich iſt ſeine Wahl, Herr Graf, auf Sie gefallen.

Appiani. Auf mich?

Marinelli. Und das — wenn die Freundſchaft ruhmredig ſeyn darf — nicht ohne mein Zuthun —

Appiani. Wahrlich, Sie ſetzen mich wegen eines Dankes in Verlegenheit. — Ich habe ſchon längſt nicht mehr erwartet, daß der Prinz mich zu brauchen geruhen werde. —

Marinelli. Ich bin verſichert, daß es ihm blos an einer würdigen Gelegenheit gemangelt hat. Und wenn auch dieſe ſo eines Mannes, wie Graf Appiani, noch nicht würdig genug ſeyn ſollte: ſo iſt freylich meine Freundſchaft zu voreilig geweſen.

Appiani. Freundſchaft und Freundſchaft, um das dritte Wort! — Mit wem red' ich denn? Des Marcheſe Marinelli Freundſchaft hätt' ich mir nie träumen laſſen. —

Marinelli. Ich erkenne mein Unrecht, Herr Graf, — mein unverzeihliches Unrecht, daß ich, ohne Ihre Erlaubniß, Ihr Freund ſeyn wollen. — Bey dem allen: was thut das? Die Gnade des Prinzen, die Ihnen angetragene Ehre, bleiben, was ſie ſind: und ich zweifle nicht, Sie werden ſie mit Begierd' ergreifen.

Appiani (nach einiger Überlegung.) Allerdings.

Marinelli. Nun ſo kommen Sie.

Appiani. Wohin?

Marinelli. Nach Doſalo, zu dem Prinzen. — Es liegt ſchon alles fertig; und Sie müſſen noch heut' abreiſen.

Appiani. Was ſagen Sie? — Noch heute?

Marinelli. Lieber noch in dieſer nehmlichen Stunde, als in der folgenden. Die Sache iſt von der äußerſten Eil.

Appiani. In Wahrheit? — So thut es mir Leid, daß ich die Ehre, welche mir der Prinz zugedacht, verbitten muß.

Marinelli. Wie?

Appiani. Ich kann heute nicht abreiſen; — auch morgen nicht; — auch übermorgen noch nicht. —

Marinelli. Sie ſcherzen, Herr Graf.

Appiani. Mit Ihnen?

Marinelli. Unvergleichlich! Wenn der Scherz den Prinzen gilt, ſo iſt er um ſo viel luſtiger. — Sie können nicht?

Appiani. Nein, mein Herr, nein. — Und ich hoffe, daß der Prinz ſelbſt meine Entſchuldigung wird gelten laſſen.

Marinelli. Die bin ich begierig, zu hören.

Appiani. O, eine Kleinigkeit! — Sehen Sie; ich ſoll noch heut' eine Frau nehmen.

Marinelli. Nun? und dann?

Appiani. Und dann? — und dann? — Ihre Frage iſt auch verzweifelt naif.

Marinelli. Man hat Exempel, Herr Graf, daß ſich Hochzeiten aufſchieben laſſen. — Ich glaube freylich nicht, daß der Braut oder dem Bräutigam immer damit gedient iſt. Die Sache mag ihr Unangenehmes haben. Aber doch, dächt' ich, der Befehl des Herrn —

Appiani. Der Befehl des Herrn? — des Herrn? Ein Herr, den man ſich ſelber wählt, iſt unſer Herr ſo eigentlich nicht — Ich gebe zu, daß Sie dem Prinzen unbedingtern Gehorſam ſchuldig wären. Aber nicht ich. — Ich kam an ſeinen Hof als ein Freywilliger. Ich wollte die Ehre haben, ihm zu dienen: aber nicht ſein Sklave werden. Ich bin der Vaſall eines größern Herrn —

Marinelli. Größer oder kleiner: Herr iſt Herr.

Appiani. Daß ich mit Ihnen darüber ſtritte! — Genug, ſagen Sie dem Prinzen, was Sie gehört haben: — daß es mir Leid thut, ſeine Gnade nicht annehmen zu können; weil ich eben heut' eine Verbindung vollzöge, die mein ganzes Glück ausmache.

Marinelli. Wollen Sie ihn nicht zugleich wiſſen laſſen, mit wem?

Appiani. Mit Emilia Galotti.

Marinelli. Der Tochter aus dieſem Hauſe?

Appiani. Aus dieſem Hauſe.

Marinelli. Hm! hm!

Appiani. Was beliebt?

Marinelli. Ich ſollte meynen, daß es ſo nach um ſo weniniger Schwierigkeit haben könne, die Ceremonie bis zu Ihrer Zurückkunft auszuſetzen.

Appiani. Die Ceremonie? Nur die Ceremonie?

Marinelli. Die guten Aeltern werden es ſo genau nicht nehmen.

Appiani. Die guten Aeltern!

Marinelli. Und Emilia bleibt Ihnen ja wohl gewiß.

Appiani. Ja wohl gewiß! — Sie ſind mit Ihrem Ja wohl — ja wohl ein ganzer Affe!

Marinelli. Mir das, Graf!

Appiani. Warum nicht?

Marinelli. Himmel und Hölle! — Wir werden uns ſprechen.

Appiani. Pah!*) Hämiſch iſt der Affe; aber —

Marinelli. Tod und Verdammniß! — Graf, ich fodere Genugthuung.

Appiani. Das verſteht ſich.

Marinelli. Und würde ſie gleich itzt nehmen: — nur daß ich dem zärtlichen Bräutigam den heutigen Tag nicht verderben mag.

Appiani. Gutherziges Ding! Nicht doch! Nicht doch! (indem er ihn bey der Hand ergreift.) Nach Maſſa freylich mag ich mich heute nicht ſchicken laſſen: aber zu einem Spatziergange mit Ihnen hab' ich Zeit übrig. — Kommen Sie, kommen Sie!

Marinelli (der ſich losreißt, und abgeht.) Nur Geduld, Graf: nur Geduld!

Eilfter Auftritt.

Appiani. Claudia Galotti.

Appiani. Geh, Nichtswürdiger! — Ha! das hat gut gethan. Mein Blut iſt in Wallung gekommen. Ich fühle mich anders und beſſer.

Claudia. (eiligſt und beſorgt) Gott! Herr Graf — Ich hab' einen heftigen Wortwechſel gehört. — Ihr Geſicht glühet. Was iſt vorgefallen?

Appiani. Nichts, gnädige Frau, gar nichts. Der Kammerherr Marinelli hat mir einen großen Dienſt erwieſen. Er hat mich des Ganges zum Prinzen überhoben.

---

*) „Ba!" in der Handſchrift.

Claudia. In der That?

Appiani. Wir können nun um ſo viel früher abfahren. Ich gehe, meine Leute zu treiben, und bin ſogleich wieder hier. Emilia wird indeß auch fertig.

Claudia. Kann ich ganz ruhig ſeyn, Herr Graf?

Appiani. Ganz ruhig, gnädige Frau.

(Sie geht herein, und er fort.)

Dritter Aufzug.

(Die Scene, ein Vorſaal auf dem Luſtſchloſſe des Prinzen.)

Erſter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli.

Marinelli. Umſonſt; er ſchlug die angetragene Ehre mit der größten Verachtung aus.

Der Prinz. Und ſo bleibt es dabey? So geht es vor ſich? So wird Emilia noch heute die ſeinige?

Marinelli. Allem Anſehen nach.

Der Prinz. Ich verſprach mir von Ihrem Einfalle ſo viel! — Wer weiß, wie albern Sie ſich*) dabey genommen. — Wenn der Rath eines Thoren einmal gut iſt, ſo muß ihn ein geſcheiter Mann ausführen. Das hätt' ich bedenken ſollen.

Marinelli. Da find' ich mich ſchön belohnt!

Der Prinz. Und wofür belohnt?

Marinelli. Daß ich noch mein Leben darüber in die Schanze ſchlagen wollte. — Als ich ſahe, daß weder Ernſt noch Spott den Grafen bewegen konnte, ſeine Liebe der Ehre nachzuſetzen: verſucht' ich es, ihn in Harniſch zu jagen. Ich ſagte ihm Dinge, über die er ſich vergaß. Er ſtieß Beleidigungen gegen mich aus: und ich foderte Genugthuung, — und foderte ſie gleich auf der Stelle. — Ich dachte ſo: entweder er mich; oder ich ihn. Ich ihn: ſo iſt das Feld ganz unſer. Oder er mich: nun, wenn auch; ſo muß er fliehen, und der Prinz gewinnt wenigſtens Zeit.

---

*) „Sie ſich auch“ in der Handſchrift.

Der Prinz. Das hätten Sie gethan, Marinelli?

Marinelli. Ha! man ſollt' es voraus wiſſen, wenn man ſo thöricht bereit iſt, ſich für die Großen aufzuopfern — man ſollt' es voraus wiſſen, wie erkenntlich ſie ſeyn würden —

Der Prinz. Und der Graf? — Er ſtehet in dem Rufe, ſich ſo etwas nicht zweymal ſagen zu laſſen.

Marinelli. Nach dem es fällt; ohne Zweifel. — Wer kann es ihm verdenken?*) — Er verſetzte, daß er auf heute doch noch etwas wichtigeres zu thun habe, als ſich mit mir den Hals zu brechen. Und ſo beſchied er mich auf die erſten acht Tage nach der Hochzeit.

Der Prinz. Mit Emilia Galotti! Der Gedanke macht mich raſend! — Darauf ließen Sie es gut ſeyn, und giengen: — und kommen und prahlen, daß Sie Ihr Leben für mich in die Schanze geſchlagen; ſich mir aufgeopfert —

Marinelli. Was wollen Sie aber, gnädiger Herr, das ich weiter hätte thun ſollen?

Der Prinz. Weiter thun? — Als ob er etwas gethan hätte!

Marinelli. Und laſſen Sie doch hören, gnädiger Herr, was Sie für ſich ſelbſt gethan haben. — Sie waren ſo glücklich, ſie noch in der Kirche zu ſprechen. Was haben Sie mit ihr abgeredet?

Der Prinz (höhniſch) Neugierde zur Genüge! — Die ich nur befriedigen muß. — O, es ging alles nach Wunſch. — Sie brauchen ſich nicht weiter zu bemühen, mein allzudienſtfertiger Freund! — Sie kam meinem Verlangen, mehr als halbes Weges, entgegen. Ich hätte ſie nur gleich mitnehmen dürfen. (Kalt und befehlend.) Nun wiſſen Sie, was Sie wiſſen wollen; — und können gehn!

Marinelli. Und können gehn! — Ja, ja; das iſt das Ende vom Liede! — und würd' es ſeyn, geſetzt auch, ich wollte noch das Unmögliche verſuchen. — Das Unmögliche, ſag' ich? —

---

*) „Wer kann es ihm auch verdenken?" in der Handſchrift.

So unmöglich wär' es nun wohl nicht: aber kühn! — Wenn wir die Braut in unſerer Gewalt hätten: ſo ſtünd' ich dafür, daß aus der Hochzeit nichts werden ſollte.

Der Prinz. Ey! wofür der Mann nicht alles ſtehen will! Nun dürft' ich ihm nur noch ein Kommando von meiner Leibwache geben, und er legte ſich an der Landſtraße damit in Hinterhalt, und fiel ſelbſt funfziger einen Wagen an, und riß ein Mädchen heraus, das er im Triumphe mir zubrächte.

Marinelli. Es iſt eher ein Mädchen mit Gewalt entführt worden, ohne daß es einer gewaltſamen Entführung ähnlich geſehen.

Der Prinz. Wenn Sie das zu machen wüßten: ſo würden Sie nicht erſt lange davon ſchwatzen.

Marinelli. Aber für den Ausgang müßte man nicht ſtehen ſollen. — Es könnten ſich Unglücksfälle dabey eräugnen —

Der Prinz. Und es iſt meine Art, daß ich Leute Dinge verantworten laſſe, wofür ſie nicht können!

Marinelli. Alſo, gnädiger Herr — (Man hört von weitem einen Schuß.) Ha! was war das? — Hört' ich recht? — Hörten Sie nicht auch, gnädiger Herr, einen Schuß fallen? — Und da noch einen!

Der Prinz. Was iſt das? was giebts?

Marinelli. Was meynen Sie wohl? — Wie wenn ich thätiger wäre, als Sie glauben?

Der Prinz. Thätiger? — So ſagen Sie doch —

Marinelli. Kurz: wovon ich geſprochen, geſchieht.

Der Prinz. Iſt es möglich?

Marinelli. Nur vergeſſen Sie nicht, Prinz, weſſen Sie mich eben verſichert. — Ich habe nochmals Ihr Wort — —

Der Prinz. Aber die Anſtalten ſind doch ſo —

Marinelli. Als ſie nur immer ſeyn können! — Die Ausführung iſt Leuten anvertrauet, auf die ich mich verlaſſen kann. Der Weg geht hart an der Planke des Thiergartens vorbey. Da wird ein Theil den Wagen angefallen haben; gleichſam, um ihn zu plündern. Und ein andrer Theil, wobey einer von meinen Bedienten iſt, wird aus dem Thiergarten geſtürzt ſeyn; den Angefallenen gleichſam zur Hülfe. Während des Handgemenges,*) in das beide Theile zum Schein gerathen, ſoll mein Bedienter Emilien ergreifen, als ob er ſie retten wolle, und durch den Thiergarten in das Schloß bringen. — So iſt die Abrede. — Was ſagen Sie nun, Prinz?

Der Prinz. Sie überraſchen mich auf eine ſonderbare Art. — Und eine Bangigkeit überfällt mich — (Marinelli tritt an das Fenſter) Wornach ſehen Sie?

Marinelli. Dahinaus muß es ſeyn! — Recht! — und eine Maske kömmt bereits um die Planke geſprengt; — ohne Zweifel, mir den Erfolg zu berichten. — Entfernen Sie ſich, gnädiger Herr.

Der Prinz. Ah, Marinelli —

Marinelli. Nun? Nicht wahr, nun hab' ich zu viel gethan; und vorhin zu wenig?

Der Prinz. Das nicht. Aber ich ſehe bey alle dem nicht ab — —

Marinelli. Abſehn? — Lieber alles mit eins! — Geſchwind entfernen Sie ſich. — Die Maske muß Sie nicht ſehen.

(Der Prinz geht ab)

Zweyter Auftritt.

Marinelli, und bald darauf **Angelo.**

Marinelli (der wieder nach dem Fenſter geht) Dort fährt der Wagen langſam nach der Stadt zurück. — So langſam? Und in jedem Schlage ein Bedienter? — Das ſind Anzeigen, die mir nicht gefallen: — daß der Streich wohl nur halb gelungen iſt; — daß man einen Verwundeten gemächlich zurückführet, — und keinen Todten. — Die Maske ſteigt ab. — Es iſt Angelo ſelbſt. Der Tolldreiſte! — Endlich, hier weiß er die Schliche. — Er winkt mir zu. Er muß ſeiner Sache gewiß ſeyn. — Ha, Herr Graf, der Sie nicht nach Maſſa wollten, und nun noch einen weitern Weg müſſen! — Wer hatte Sie die Affen ſo kennen gelehrt? (indem er nach der Thüre zugeht) Ja wohl ſind ſie hämiſch. — Nun, Angelo?

---

*) „Während dem Handgemenge,“ in der Handſchrift.

Angelo (der die Maſke abgenommen.) Paſſen Sie auf, Herr Kammerherr! Man muß ſie gleich bringen.

Marinelli. Und wie lief es ſonſt ab?

Angelo. Ich denke ja, recht gut.

Marinelli. Wie ſteht es mit dem Grafen?

Angelo. Zu dienen! So, ſo! — Aber er muß Wind gehabt haben. Denn er war nicht ſo ganz unbereitet.

Marinelli. Geſchwind ſage mir, was du mir zu ſagen haſt! — Iſt er todt?

Angelo. Es thut mir Leid um den guten Herrn.

Marinelli. Nun da, für dein mitleidiges Herz! (giebt ihm einen Beutel mit Gold.)

Angelo. Vollends mein braver Nicolo! der das Bad mit bezahlen müſſen.

Marinelli. So? Verluſt auf beiden Seiten?

Angelo. Ich könnte weinen, um den ehrlichen Jungen! Ob mir ſein Tod ſchon das (indem er den Beutel in der Hand wieget) um ein Viertheil verbeſſert. Denn ich bin ſein Erbe; weil ich ihn gerächet habe. Das iſt ſo unſer Geſetz: ein ſo gutes, mein' ich, als für Treu und Freundſchaft je gemacht worden. Dieſer Nicolo, Herr Kammerherr —

Marinelli. Mit deinem Nicolo! — Aber der Graf, der Graf —

Angelo. Blitz! der Graf hatte ihn gut gefaßt. Dafür faßt' ich auch wieder den Grafen! — Er ſtürzte; und wenn er noch lebendig zurück in die Kutſche kam: ſo ſteh' ich dafür, daß er nicht lebendig wieder herauskömmt.

Marinelli. Wenn das nur gewiß iſt, Angelo.

Angelo. Ich will Ihre Kundſchaft verlieren, wenn es nicht gewiß iſt! — Haben Sie noch was zu befehlen? Denn mein Weg iſt der weiteſte: wir wollen heute noch über die Grenze.

Marinelli. So geh!

Angelo. Wenn wieder was vorfällt, Herr Kammerherr, — Sie wiſſen, wo ich zu erfragen bin. Was ſich ein andrer zu thun getrauet, wird für mich auch keine Hexerey ſeyn. Und billiger bin ich, als jeder andere. (geht ab)

Marinelli. Gut das! — Aber doch nicht ſo recht gut. —

Pfuy, Angelo! ſo ein Knicker zu ſeyn! Einen zweyten Schuß wäre er ja wohl noch werth geweſen. — Und wie er ſich vielleicht nun martern muß, der arme Graf! — Pfuy, Angelo! Das heißt ſein Handwerk ſehr grauſam treiben; — und verpfuſchen. — Aber davon muß der Prinz noch nichts wiſſen. Er muß erſt ſelbſt finden, wie zuträglich ihm dieſer Tod iſt. — Dieſer Tod! — Was gäb' ich um die Gewißheit! —

Dritter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli.

Der Prinz. Dort kömmt ſie, die Allee herauf. Sie eilet vor dem Bedienten her. Die Furcht, wie es ſcheinet, beflügelt ihre Füße. Sie muß noch nichts argwohnen. Sie glaubt ſich nur vor Räubern zu retten. — Aber wie lange kann das dauern?

Marinelli. So haben wir ſie doch vors erſte.

Der Prinz. Und wird die Mutter ſie nicht aufſuchen? Wird der Graf ihr nicht nachkommen? Was ſind wir alsdenn weiter? Wie kann ich ſie ihnen vorenthalten?

Marinelli. Auf das alles weiß ich freylich noch nichts zu antworten. Aber wir müſſen ſehen. Gedulden Sie ſich, gnädiger Herr. Der erſte Schritt mußte doch gethan ſeyn. —

Der Prinz. Wozu? wenn wir ihn zurückthun müſſen.

Marinelli. Vielleicht müſſen wir nicht. — Da ſind tauſend Dinge, auf die ſich weiter fußen läßt. — Und vergeſſen Sie denn das Vornehmſte?

Der Prinz. Wie kann ich vergeſſen, woran ich ſicher noch nicht gedacht habe? — Das Vornehmſte? was iſt das?

Marinelli. Die Kunſt zu gefallen, zu überreden, — die einem Prinzen, welcher liebt, nie fehlet.

Der Prinz. Nie fehlet? Außer, wo er ſie gerade am nöthigſten brauchte. — Ich habe von dieſer Kunſt ſchon heut' einen zu ſchlechten Verſuch gemacht. Mit allen Schmeicheleyen und Betheuerungen konnt' ich ihr auch nicht ein Wort auspreſſen. Stumm und niedergeſchlagen und zitternd ſtand ſie da; wie eine Verbrecherinn, die ihr Todesurtheil höret. Ihre Angſt ſteckte mich an, ich zitterte mit, und ſchloß mit einer Bitte um Vergebung. Kaum getrau' ich mir, ſie wieder anzureden. — Bey ihrem Eintritte wenigſtens wag' ich es nicht zu ſeyn. Sie, Marinelli, müſſen ſie empfangen. Ich will hier in der Nähe hören, wie es abläuft; und kommen, wenn ich mich mehr geſammelt habe.

Vierter Auftritt.

Marinelli, und bald darauf deſſen Bedienter Battiſta mit Emilien.

Marinelli. Wenn ſie ihn nicht ſelbſt ſtürzen geſehen — Und das muß ſie wohl nicht; da ſie ſo fortgeeilet — Sie kömmt. Auch ich will nicht das erſte ſeyn, was ihr hier in die Augen fällt. (Er zieht ſich in einen Winkel des Saales zurück.)

Battiſta. Nur hier herein, gnädiges Fräulein.

Emilia. (außer Athem) Ah! — Ah! — Ich danke ihm, mein Freund; — ich dank' ihm. — Aber Gott, Gott! wo bin ich? — Und ſo ganz allein? Wo bleibt meine Mutter? Wo blieb der Graf? — Sie kommen doch nach? mir auf dem Fuße nach?

Battiſta. Ich vermuthe.

Emilia. Er vermuthet? Er weiß es nicht? Er ſah' ſie nicht? — Ward nicht gar hinter uns geſchoſſen? —

Battiſta. Geſchoſſen? — Das wäre! —

Emilia. Ganz gewiß! Und das hat den Grafen, oder meine Mutter getroffen. —

Battiſta. Ich will gleich nach ihnen ausgehen.

Emilia. Nicht ohne mich. — Ich will mit; ich muß mit: komm Er, mein Freund!

Marinelli (der plötzlich herzutritt, als ob er eben hereinkäme) Ah, gnädiges Fräulein! Was für ein Unglück, oder vielmehr, was für ein Glück, — was für ein glückliches Unglück verſchaft uns die Ehre —

Emilia (ſtutzend.) Wie? Sie hier, mein Herr? — Ich bin alſo wohl bey Ihnen? — Verzeihen Sie, Herr Kammerherr. Wir ſind von Räubern ohnferne überfallen worden. Da kamen uns gute Leute zu Hülfe; — und dieſer ehrliche Mann hob mich aus dem Wagen, und brachte mich hieher. — Aber ich erſchrecke, mich allein gerettet zu ſehen. Meine Mutter iſt noch in der Gefahr. Hinter uns ward ſogar geſchoſſen. Sie iſt vielleicht todt; — und ich lebe? — Verzeihen Sie. Ich muß fort; ich muß wieder hin, — wo ich gleich hätte bleiben ſollen.

Marinelli. Beruhigen Sie ſich, gnädiges Fräulein. Es ſtehet alles gut; ſie werden bald bey Ihnen ſeyn, die geliebten Perſonen, für die Sie ſo viel zärtliche Angſt empfinden. — Indeß, Battiſta, geh', lauf: ſie dürften vielleicht nicht wiſſen, wo das Fräulein iſt. Sie dürften ſie vielleicht in einem von den Wirthſchaftshäuſern des Gartens ſuchen. Bringe ſie unverzüglich hierher. (Battiſta geht ab.)

Emilia. Gewiß? Sind ſie alle geborgen? iſt ihnen nichts wiederfahren? — Ah, was iſt dieſer Tag für ein Tag des Schreckens für mich! — Aber ich ſollte nicht hier bleiben; ich ſollte ihnen entgegen eilen —

Marinelli. Wozu das, gnädiges Fräulein? Sie ſind ohnedem ſchon ohne Athem und Kräfte. Erholen Sie ſich vielmehr, und geruhen in ein Zimmer zu treten, wo mehr Bequemlichkeit iſt. — Ich will wetten, daß der Prinz ſchon ſelbſt um Ihre theuere ehrwürdige Mutter iſt, und ſie Ihnen zuführet.

Emilia. Wer, ſagen Sie?

Marinelli. Unſer gnädigſter Prinz ſelbſt.

Emilia (äußerſt beſtürzt) Der Prinz?

Marinelli. Er floh, auf die erſte Nachricht, Ihnen zu Hülfe. — Er iſt höchſt ergrimmt, daß ein ſolches Verbrechen ihm ſo nahe, unter ſeinen Augen gleichſam, hat dürfen gewagt werden. Er läßt den Thätern nachſetzen, und ihre Strafe, wenn ſie ergriffen werden, wird unerhört ſeyn.

Emilia. Der Prinz! — Wo bin ich denn alſo?

Marinelli. Auf Doſalo, dem Luſtſchloſſe des Prinzen.

Emilia. Welch ein Zufall! — Und Sie glauben, daß er gleich ſelbſt erſcheinen könne? — Aber doch in Geſellſchaft meiner Mutter?

Marinelli. Hier iſt er ſchon.

Fünfter Auftritt.

Der Prinz. Emilia. Marinelli.

Der Prinz. Wo iſt ſie? wo? — Wir ſuchen Sie überall, ſchönſtes Fräulein. — Sie ſind doch wohl? — Nun ſo iſt alles wohl! Der Graf, Ihre Mutter, —

Emilia. Ah, gnädigſter Herr! wo ſind ſie? Wo iſt meine Mutter?

Der Prinz. Nicht weit; hier ganz in der Nähe.

Emilia. Gott, in welchem Zuſtande werde ich die eine, oder den andern, vielleicht treffen! Ganz gewiß treffen! — Denn Sie verheelen mir, gnädiger Herr — ich ſeh' es, Sie verheelen mir —

Der Prinz. Nicht doch, beſtes Fräulein. — Geben Sie mir Ihren Arm, und folgen Sie mir getroſt.

Emilia (unentſchloſſen) Aber — wenn ihnen nichts wiederfahren — wenn meine Ahnungen mich trügen: — warum ſind ſie nicht ſchon hier? Warum kamen ſie nicht mit Ihnen, gnädiger Herr?

Der Prinz. So eilen Sie doch, mein Fräulein, alle dieſe Schreckenbilder mit eins verſchwinden zu ſehen. —

Emilia. Was ſoll ich thun? (die Hände ringend)

Der Prinz. Wie, mein Fräulein? Sollten Sie einen Verdacht gegen mich hägen? —

Emilia (die vor ihm niederfällt) Zu Ihren Füßen, gnädiger Herr —

Der Prinz (ſie aufhebend) Ich bin äußerſt beſchämt. — Ja, Emilia, ich verdiene dieſen ſtummen Vorwurf. — Mein Betragen dieſen Morgen, iſt nicht zu rechtfertigen: — zu entſchuldigen höchſtens. Verzeihen Sie meiner Schwachheit. Ich hätte Sie mit keinem Geſtändniſſe beunruhigen ſollen, von dem ich keinen Vortheil zu erwarten habe. Auch ward ich durch die ſprachloſe Beſtürzung, mit der Sie es anhörten, oder vielmehr nicht anhörten, genugſam beſtraft. — Und könnt' ich ſchon dieſen Zufall, der mir nochmals, ehe alle meine Hoffnung auf ewig verſchwindet, — mir nochmals das Glück Sie zu ſehen und zu ſprechen verſchaft; könnt' ich ſchon dieſen Zufall für den Wink eines günſtigen Glückes erklären, — für den wunderbarſten Aufſchub meiner endlichen Verurtheilung erklären, um nochmals um Gnade flehen zu dürfen: ſo will ich doch — Beben Sie nicht, mein Fräulein — einzig und allein von Ihrem Blicke abhangen. Kein Wort, kein Seufzer, ſoll Sie beleidigen. — Nur kränke mich nicht Ihr Mißtrauen. Nur zweifeln Sie keinen Augenblick an der unumſchränkteſten Gewalt, die Sie über mich haben. Nur falle Ihnen nie bey, daß Sie eines andern Schutzes gegen mich bedürfen. — Und nun kommen Sie, mein Fräulein, — kommen Sie, wo Entzückungen auf Sie warten, die Sie mehr billigen. (Er führt ſie, nicht ohne Sträuben, ab) Folgen Sie uns, Marinelli. —

Marinelli. Folgen Sie uns, — das mag heißen: folgen Sie uns nicht! — Was hätte ich ihnen auch zu folgen? Er mag ſehen, wie weit er es unter vier Augen mit ihr bringt. — Alles, was ich zu thun habe, iſt, — zu verhindern, daß ſie nicht geſtöret werden. Von dem Grafen zwar, hoffe ich nun wohl nicht. Aber von der Mutter; von der Mutter! Es ſollte mich ſehr wundern, wenn die ſo ruhig abgezogen wäre, und ihre Tochter im Stiche gelaſſen hätte. — Nun, Battiſta? was giebts?

Sechſter Auftritt.

Battiſta. Marinelli.

Battiſta (eiligſt) Die Mutter, Herr Kammerherr —

Marinelli. Dacht' ichs doch! — Wo iſt ſie?

Battiſta. Wenn Sie ihr nicht zuvorkommen, ſo wird ſie den Augenblick hier ſeyn. — Ich war gar nicht Willens, wie Sie mir zum Schein gebothen, mich nach ihr umzuſehen: als ich ihr Geſchrey von weitem hörte. Sie iſt der Tochter auf der Spur; und wo nur nicht — unſerm ganzen Anſchlage! Alles, was in dieſer einſamen Gegend von Menſchen iſt, hat ſich um ſie verſammelt; und jeder will der ſeyn, der ihr den Weg weiſet. Ob man ihr ſchon geſagt, daß der Prinz hier iſt, daß Sie hier ſind, weiß ich nicht. — Was wollen Sie thun?

Marinelli. Laß ſehen! — (Er überlegt.) Sie nicht einlaſſen, wenn ſie weiß, daß die Tochter hier iſt? — Das geht nicht. — Freylich, ſie wird Augen machen, wenn ſie den Wolf bey dem Schäfchen ſieht. — Augen? Das möchte noch ſeyn. Aber der Himmel ſey unſern Ohren gnädig! — Nun was? die beſte Lunge erſchöpft ſich; auch ſo gar eine weibliche. Sie hören alle auf zu ſchreyen, wenn ſie nicht mehr können. — Dazu, es iſt doch einmal die Mutter, die wir auf unſrer Seite haben müſſen. — Wenn ich die Mütter recht kenne: — ſo etwas von einer Schwiegermutter eines Prinzen zu ſeyn, ſchmeichelt den meiſten. — Laß ſie kommen, Battiſta, laß ſie kommen!

Battiſta. Hören Sie! hören Sie!

Claudia Galotti (innerhalb) Emilia! Emilia! Mein Kind, wo biſt du?

Marinelli. Geh, Battiſta, und ſuche mir ihre neugierigen Begleiter zu entfernen.

Siebender Auftritt.

Claudia Galotti. Battiſta. Marinelli.

Claudia. (die in die Thüre tritt, indem Battiſta herausgehen will) Ha! der hob ſie aus dem Wagen! — Der führte ſie fort! — Ich erkenne dich. Wo iſt ſie? Sprich, Unglücklicher!

Battiſta. Das iſt mein Dank?

Claudia. O, wenn du Dank verdieneſt: (in einem gelindern Tone) — ſo verzeihe mir, ehrlicher Mann! — Wo iſt ſie? — Laßt mich ſie nicht länger entbehren. Wo iſt ſie?

Battiſta. O, Ihre Gnaden, ſie könnte in dem Schooße der Seligkeit nicht aufgehobner ſeyn. — Hier mein Herr wird Ihre Gnaden zu ihr führen. (Gegen einige Leute, welche nachdringen wollen) Zurück da! ihr!

Achter Auftritt.

Claudia Galotti. Marinelli.

Claudia. Dein Herr? — (erblickt den Marinelli und fährt zurück) Ha! — Das dein Herr? — Sie hier, mein Herr? Und hier meine Tochter? Und Sie, Sie ſollen mich zu ihr führen?

Marinelli. Mit vielem Vergnügen, gnädige Frau.

Claudia. Halten Sie! — Eben fällt mir es bey — Sie waren es ja — nicht? — der den Grafen dieſen Morgen in meinem Hauſe aufſuchte? mit dem ich ihn allein ließ? mit dem er Streit bekam?

Marinelli. Streit? — Was ich nicht wüßte: ein unbedeutender Wortwechſel in herrſchaftlichen Angelegenheiten —

Claudia. Und Marinelli heißen Sie?

Marinelli. Marcheſe Marinelli.

Claudia. So iſt es richtig. — Hören Sie doch, Herr

Marcheſe. — Marinelli war — der Name Marinelli war — begleitet mit einer Verwünſchung — Nein, daß ich den edeln Mann nicht verleumde! — begleitet mit keiner Verwünſchung — Die Verwünſchung denk' ich hinzu — Der Name Marinelli war das letzte Wort des ſterbenden Grafen.

Marinelli. Des ſterbenden Grafen? Grafen Appiani? — Sie hören, gnädige Frau, was mir in Ihrer ſeltſamen Rede am meiſten auffällt. — Des ſterbenden Grafen? — Was Sie ſonſt ſagen wollen, verſteh' ich nicht.

Claudia (bitter und langſam) Der Name Marinelli war das letzte Wort des ſterbenden Grafen! — Verſtehen Sie nun? — Ich verſtand es erſt auch nicht: ob ſchon mit einem Tone geſprochen — mit einem Tone! — Ich höre ihn noch! Wo waren meine Sinne, daß ſie dieſen Ton nicht ſogleich verſtanden?

Marinelli. Nun, gnädige Frau? — Ich war von je her des Grafen Freund; ſein vertrauteſter Freund. Alſo, wenn er mich noch im Sterben nannte —

Claudia. Mit dem Tone? — Ich kann ihn nicht nachmachen; ich kann ihn nicht beſchreiben: aber er enthielt alles! alles! — Was? Räuber wären es geweſen, die uns anfielen? — Mörder waren es; erkaufte Mörder! — Und Marinelli, Marinelli war das letzte Wort des ſterbenden Grafen! Mit einem Tone!

Marinelli. Mit einem Tone? — Iſt es erhört, auf einen Ton, in einem Augenblicke des Schreckens vernommen, die Anklage eines rechtſchafnen Mannes zu gründen?

Claudia. Ha, könnt' ich ihn nur vor Gerichte ſtellen, dieſen Ton! — Doch, weh mir! Ich vergeſſe darüber meine Tochter. — Wo iſt ſie? — Wie? auch todt? — Was konnte meine Tochter dafür, daß Appiani dein Feind war?

Marinelli. Ich verzeihe der bangen Mutter. — Kommen Sie, gnädige Frau — Ihre Tochter iſt hier; in einem von den nächſten Zimmern: und hat ſich hoffentlich von ihrem Schrecken ſchon völlig erhohlt. Mit der zärtlichſten Sorgfalt iſt der Prinz ſelbſt um ſie beſchäftiget —

Claudia. Wer? — Wer ſelbſt?

Marinelli. Der Prinz.

Claudia. Der Prinz? — Sagen Sie wirklich, der Prinz? — Unſer Prinz?

Marinelli. Welcher ſonſt?

Claudia. Nun dann! — Ich unglückſelige Mutter! — Und ihr Vater! ihr Vater! — Er wird den Tag ihrer Geburt verfluchen. Er wird mich verfluchen.

Marinelli. Um des Himmels willen, gnädige Frau! Was fällt Ihnen nun ein?

Claudia. Es iſt klar! — Iſt es nicht? — Heute, im Tempel! vor den Augen der Allerreineſten! in der nähern Gegenwart des Ewigen! — begann das Bubenſtück; da brach es aus! (gegen den Marinelli.) Ha, Mörder! feiger, elender Mörder! Nicht tapfer genug, mit eigner Hand zu morden: aber nichtswürdig genug, zu Befriedigung eines fremden Kitzels zu morden! — morden zu laſſen! — Abſchaum aller Mörder! — Was ehrliche Mörder ſind, werden dich unter ſich nicht dulden! Dich! Dich! — Denn warum ſoll ich dir nicht alle meine Galle, allen meinen Geifer mit einem einzigen Worte ins Geſicht ſpeyen? — Dich! Dich Kuppler!

Marinelli. Sie ſchwärmen, gute Frau. — Aber mäßigen Sie wenigſtens Ihr wildes Geſchrey, und bedenken Sie, wo Sie ſind.

Claudia. Wo ich bin? Bedenken, wo ich bin? — Was kümmert es die Löwinn, der man die Jungen geraubet, in weſſen Walde ſie brüllet?

Emilia (innerhalb) Ha, meine Mutter! Ich höre meine Mutter!

Claudia. Ihre Stimme? Das iſt ſie! Sie hat mich gehört; ſie hat mich gehört. Und ich ſollte nicht ſchreyen? — Wo biſt du, mein Kind? Ich komme, ich komme! (Sie ſtürzt in das Zimmer, und Marinelli ihr nach.)

Vierter Aufzug.

(Die Scene bleibt.)

Erſter Auftritt.

Der Prinz. **Marinelli.**

Der Prinz (als aus dem Zimmer von Emilien kommend.) Kommen Sie, Marinelli! Ich muß mich erholen — und muß Licht von Ihnen haben.

Marinelli. O der mütterlichen Wuth! Ha! ha! ha!

Der Prinz. Sie lachen?

Marinelli. Wenn Sie geſehen hätten, Prinz, wie toll ſich hier, hier im Saale, die Mutter gebehrdete — Sie hörten ſie ja wohl ſchreyen! — und wie zahm ſie auf einmal ward, bey dem erſten Anblicke von Ihnen — — Ha! ha! — Das weiß ich ja wohl, daß keine Mutter einem Prinzen die Augen auskratzt, weil er ihre Tochter ſchön findet.

Der Prinz. Sie ſind ein ſchlechter Beobachter! — Die Tochter ſtürzte der Mutter ohnmächtig in die Arme. Darüber vergaß die Mutter ihre Wuth: nicht über mich. Ihre Tochter ſchonte ſie, nicht mich; wenn ſie es nicht lauter, nicht deutlicher ſagte, — was ich lieber ſelbſt nicht gehört, nicht verſtanden haben will.

Marinelli. Was, gnädiger Herr?

Der Prinz. Wozu die Verſtellung? — Heraus damit. Iſt es wahr? oder iſt es nicht wahr?

Marinelli. Und wenn es denn wäre!

Der Prinz. Wenn es denn wäre? — Alſo iſt es? — Er iſt todt? todt? — (drohend) Marinelli! Marinelli!

Marinelli. Nun?

Der Prinz. Bey Gott! bey dem allgerechten Gott! ich bin unſchuldig an dieſem Blute. — Wenn Sie mir vorhergeſagt hätten, daß es dem Grafen das Leben koſten werde — Nein, nein! und wenn es mir ſelbſt das Leben gekoſtet hätte! —

Marinelli. Wenn ich Ihnen vorher geſagt hätte? — Als ob ſein Tod in meinem Plane geweſen wäre! Ich hatte es dem Angelo auf die Seele gebunden, zu verhüten, daß niemanden

Leides geſchähe. Es würde auch ohne die geringſte Gewaltthätigkeit abgelaufen ſeyn, wenn ſich der Graf nicht die erſte erlaubt hätte. Er ſchoß Knall und Fall den einen nieder.

Der Prinz. Wahrlich; er hätte ſollen Spaß verſtehen!

Marinelli. Daß Angelo ſodann in Wuth kam, und den Tod ſeines Gefährten rächte —

Der Prinz. Freylich, das iſt ſehr natürlich!

Marinelli. Ich hab' es ihm genug verwieſen.

Der Prinz. Verwieſen? Wie freundſchaftlich! — Warnen Sie ihn, daß er ſich in meinem Gebiethe nicht betreten läßt. Mein Verweis möchte ſo freundſchaftlich nicht ſeyn.

Marinelli. Recht wohl! — Ich und Angelo; Vorſatz und Zufall: alles iſt eins. — Zwar ward es voraus bedungen, zwar ward es voraus verſprochen, daß keiner der Unglücksfälle, die ſich dabey eräugnen könnten, mir zu Schulden kommen ſolle —

Der Prinz. Die ſich dabey eräugnen — könnten, ſagen Sie? oder ſollten?

Marinelli. Immer beſſer! — Doch, gnädiger Herr, — ehe Sie mir es mit dem trocknen Worte ſagen, wofür Sie mich halten — eine einzige Vorſtellung! Der Tod des Grafen iſt mir nichts weniger, als gleichgültig. Ich hätte ihn ausgefodert; er war mir Genugthuung ſchuldig; er iſt ohne dieſe aus der Welt gegangen; und meine Ehre bleibt beleidiget. Geſetzt, ich verdiente unter jeden andern Umſtänden den Verdacht, den Sie gegen mich hägen: aber auch unter dieſen? — (Mit einer angenommenen Hitze) Wer das von mir denken kann! —

Der Prinz (nachgebend) Nun gut, nun gut —

Marinelli. Daß er noch lebte! O daß er noch lebte! Alles, alles in der Welt wollte ich darum geben — (bitter) ſelbſt die Gnade meines Prinzen, — dieſe unſchätzbare, nie zu verſcherzende Gnade — wollt' ich drum geben!

Der Prinz. Ich verſtehe. — Nun gut, nun gut. Sein Tod war Zufall, bloßer Zufall. Sie verſichern es; und ich, ich glaub' es. — Aber wer mehr?*) Auch die Mutter? Auch Emilia? — Auch die Welt?

---

*) In der Handſchrift „Aber wer mehr? Wer wird es mehr glauben? Auch der Vater?"

Marinelli (kalt) Schwerlich.

Der Prinz. Und wenn man es nicht glaubt, was wird man denn glauben? — Sie zucken die Achſel? — Ihren Angelo wird man für das Werkzeug, und mich für den Thäter halten —

Marinelli (noch kälter) Wahrſcheinlich genug.

Der Prinz. Mich! mich ſelbſt! — Oder ich muß von Stund an alle Abſicht auf Emilien aufgeben —

Marinelli (höchſt gleichgültig) Was Sie auch gewußt hätten — wenn der Graf noch lebte. —

Der Prinz (heſtig, aber ſich gleich wieder faſſend) Marinelli! — Doch, Sie ſollen mich nicht wild machen. — Es ſey ſo — Es iſt ſo! Und das wollen Sie doch nur ſagen: der Tod des Grafen iſt für mich ein Glück — das größte Glück, was mir begegnen konnte, — das einzige Glück, was meiner Liebe zu Statten kommen konnte. Und als dieſes, — mag er doch geſchehen ſeyn, wie er will! — Ein Graf mehr in der Welt, oder weniger! Denke ich Ihnen ſo recht? —*) Topp! auch ich erſchrecke vor einem kleinen Verbrechen nicht. Nur, guter Freund, muß es ein kleines ſtilles Verbrechen, ein kleines heilſames Verbrechen ſeyn. Und ſehen Sie, unſeres da, wäre nun gerade weder ſtille noch heilſam. Es hätte den Weg zwar gereiniget, aber zugleich geſperrt. Jedermann würde es uns auf den Kopf zuſagen, — und leider hätten wir es gar nicht einmal begangen! — Das liegt doch wohl nur blos an Ihren weiſen, wunderbaren Anſtalten?

Marinelli. Wenn Sie ſo befehlen —

Der Prinz. Woran ſonſt? — Ich will Rede!

Marinelli. Es kömmt mehr auf meine Rechnung, was nicht darauf gehört.

Der Prinz. Rede will ich!

Marinelli. Nun dann! Was läge an meinen Anſtalten? daß den Prinzen bey dieſem Unfalle ein ſo ſichtbarer Verdacht trift? — An dem Meiſterſtreiche liegt das, den er ſelbſt meinen Anſtalten mit einzumengen die Gnade hatte.

---

*) In der Handſchrift folgt, aber durchſtrichen, „Möchte doch auch die Welt glauben, was ſie wollte!“

Der Prinz. Ich?

Marinelli. Er erlaube mir, ihm zu ſagen, daß der Schritt, den er heute Morgen in der Kirche gethan, — mit ſo vielem Anſtande er ihn auch gethan,[*] — ſo unvermeidlich er ihn auch thun mußte — daß dieſer Schritt dennoch nicht in den Tanz gehörte.

Der Prinz. Was verdarb er denn auch?

Marinelli. Freylich nicht den ganzen Tanz; aber doch vor itzo den Takt.

Der Prinz. Hm! Verſteh' ich Sie?

Marinelli. Alſo, kurz und einfältig. Da ich die Sache übernahm, nicht wahr, da wußte Emilia von der Liebe des Prinzen noch nichts? Emiliens Mutter noch weniger. Wenn ich nun auf dieſen Umſtand baute? und der Prinz indeß den Grund meines Gebäudes untergrub? —

Der Prinz (ſich vor die Stirne ſchlagend.) Verwünſcht!

Marinelli. Wenn er es nun ſelbſt verrieth, was er im Schilde führe?

Der Prinz. Verdammter Einfall!

Marinelli. Und wenn er es nicht ſelbſt verrathen hätte? — Traum![**] Ich möchte doch wiſſen, aus welcher meiner Anſtalten, Mutter oder Tochter den geringſten Argwohn gegen ihn ſchöpfen könnte?

Der Prinz. Daß Sie Recht haben!

Marinelli. Daran thu' ich freylich ſehr Unrecht — Sie werden verzeihen, gnädiger Herr. —

Zweyter Auftritt.

Battiſta. Der Prinz. Marinelli.

Battiſta (eiligſt) Eben kömmt die Gräfinn an.

Der Prinz. Die Gräfinn? Was für eine Gräfinn?

Battiſta. Orſina.

Der Prinz. Orſina? — Marinelli! — Orſina? — Marinelli!

Marinelli. Ich erſtaune darüber nicht weniger als Sie ſelbſt.

---

[*] „gethan hat,“ in der Handſchrift. Erſt hieß es „mit ſo vielem Anſtande er auch geſchehen ſeyn mag.“

[**] Das Wort „Traum!“ fehlt der Handſchrift.

Der Prinz. Geh, lauf, Battiſta: ſie ſoll nicht ausſteigen. Ich bin nicht hier. Ich bin für ſie nicht hier. Sie ſoll augenblicklich wieder umkehren. Geh, lauf! — (Battiſta geht ab) Was will die Närrinn? Was unterſteht ſie ſich? Wie weiß ſie, daß wir hier ſind? Sollte ſie wohl auf Kundſchaft kommen? Sollte ſie wohl ſchon etwas vernommen haben? — Ah, Marinelli! So reden Sie, ſo antworten Sie doch! — Iſt er beleidiget der Mann, der mein Freund ſeyn will? Und durch einen elenden Wortwechſel beleidiget? Soll ich ihn um Verzeihung bitten?

Marinelli. Ah, mein Prinz, ſo bald Sie wieder Sie ſind, bin ich mit ganzer Seele wieder der Ihrige! — Die Ankunft der Orſina iſt mir ein Räthſel, wie Ihnen. Doch abweiſen wird ſie ſchwerlich ſich laſſen. Was wollen Sie thun?

Der Prinz. Sie durchaus nicht ſprechen; mich entfernen —

Marinelli. Wohl! und nur geſchwind. Ich will ſie empfangen —

Der Prinz. Aber blos, um ſie gehen zu heißen. — Weiter geben Sie mit ihr ſich nicht ab. Wir haben andere Dinge hier zu thun —

Marinelli. Nicht doch, Prinz! Dieſe andern Dinge ſind gethan. Faſſen Sie doch Muth! Was noch fehlt, kömmt ſicherlich von ſelbſt. — Aber hör' ich ſie nicht ſchon? — Eilen Sie, Prinz! — Da, (auf ein Kabinet zeigend, in welches ſich der Prinz begiebt) wenn Sie wollen, werden Sie uns hören können. — Ich fürchte, ich fürchte, ſie iſt nicht zu ihrer beſten Stunde ausgefahren.

Dritter Auftritt.

Die Gräfinn Orſina. Marinelli.

Orſina (ohne den Marinelli anfangs zu erblicken) Was iſt das? — Niemand kömmt mir entgegen, außer ein Unverſchämter, der mir lieber gar den Eintritt verweigert hätte? — Ich bin doch zu Doſalo? Zu dem Doſalo, wo mir ſonſt ein ganzes Heer geſchäftiger Augendiener entgegenſtürzte? wo mich ſonſt Lieb' und Entzücken erwarteten? — Der Ort iſt es: aber, aber! — Sieh da, Marinelli! — Recht gut, daß der Prinz Sie mitgenommen. — Nein, nicht gut! Was ich mit ihm auszumachen hätte, hätte ich nur mit ihm auszumachen. — Wo iſt er?

Marinelli. Der Prinz, meine gnädige Gräfinn?

Orſina. Wer ſonſt?

Marinelli. Sie vermuthen ihn alſo hier? wiſſen ihn hier? — Er wenigſtens iſt die Gräfinn Orſina hier nicht vermuthend.

Orſina. Nicht? So hat er meinen Brief heute Morgen nicht erhalten?

Marinelli. Ihren Brief? Doch ja; ich erinnere mich, daß er eines Briefes von Ihnen erwähnte.

Orſina. Nun? habe ich ihn nicht in dieſem Briefe auf heute um eine Zuſammenkunft hier auf Doſalo gebeten? — Es iſt wahr, es hat ihm nicht beliebet, mir ſchriftlich zu antworten. Aber ich erfuhr, daß er eine Stunde darauf wirklich nach Doſalo abgefahren. Ich glaubte, das ſey Antworts genug; und ich komme.

Marinelli. Ein ſonderbarer Zufall!

Orſina. Zufall? — Sie hören ja, daß es verabredet worden. So gut, als verabredet. Von meiner Seite, der Brief: von ſeiner, die That. — Wie er da ſteht, der Herr Marcheſe! Was er für Augen macht! Wundert ſich das Gehirnchen? und worüber denn?

Marinelli. Sie ſchienen geſtern ſo weit entfernt, dem Prinzen jemals wieder vor die Augen zu kommen.

Orſina. Beßrer Rath kömmt über Nacht. — Wo iſt er? wo iſt er? — Was gilts, er iſt in dem Zimmer, wo ich das Gequicke, das Gekreuſche hörte? — Ich wollte herein, und der Schurke vom Bedienten trat vor.

Marinelli. Meine liebſte, beſte Gräfinn —

Orſina. Es war ein weibliches Gekreuſche. Was gilts, Marinelli? — O ſagen Sie mir doch, ſagen Sie mir — wenn ich anders Ihre liebſte, beſte Gräfinn bin — Verdammt, über das Hofgeſchmeiß! So viel Worte, ſo viel Lügen! — Nun, was liegt daran, ob Sie mir es vorausſagen, oder nicht? Ich werd' es ja wohl ſehen. (will gehen)

Marinelli (der ſie zurück hält) Wohin?

Orſina. Wo ich längſt ſeyn ſollte. — Denken Sie, daß es ſchicklich iſt, mit Ihnen hier in dem Vorgemache einen elenden Schnickſchnack zu halten, indeß der Prinz in dem Gemache auf mich wartet?

Marinelli. Sie irren ſich, gnädige Gräſinn. Der Prinz erwartet Sie nicht. Der Prinz kann Sie hier nicht ſprechen, — will Sie nicht ſprechen.

Orſina. Und wäre doch hier? und wäre doch auf meinen Brief hier?

Marinelli. Nicht auf Ihren Brief —

Orſina. Den er ja erhalten, ſagen Sie —

Marinelli. Erhalten, aber nicht geleſen.

Orſina (heftig) Nicht geleſen? — (minder heftig) Nicht geleſen? — (wehmüthig, und eine Thräne aus dem Auge wiſchend) Nicht einmal geleſen?

Marinelli. Aus Zerſtreuung, weiß ich. — Nicht aus Verachtung.

Orſina (ſtolz) Verachtung? — Wer denkt daran? — Wem brauchen Sie das zu ſagen? — Sie ſind ein unverſchämter Tröſter, Marinelli! — Verachtung! Verachtung! Mich verachtet man auch! mich! — (gelinder, bis zum Tone der Schwermuth) Freylich liebt er mich nicht mehr. Das iſt ausgemacht. Und an die Stelle der Liebe trat in ſeiner Seele etwas anders. Das iſt natürlich. Aber warum denn eben Verachtung? Es braucht ja nur Gleichgültigkeit zu ſeyn. Nicht wahr, Marinelli?

Marinelli. Allerdings, allerdings.

Orſina (höhniſch) Allerdings? — O des weiſen Mannes, den man ſagen laſſen kann, was man will! — Gleichgültigkeit! Gleichgültigkeit an die Stelle der Liebe? — Das heißt, Nichts an die Stelle von Etwas. Denn lernen Sie, nachplauderndes Hofmännchen, lernen Sie von einem Weibe, daß Gleichgültigkeit ein leeres Wort, ein bloßer Schall iſt, dem nichts, gar nichts, entſpricht. Gleichgültig iſt die Seele nur gegen das, woran ſie nicht denkt; nur gegen ein Ding, das für ſie kein Ding iſt. Und nur gleichgültig für ein Ding, das kein Ding iſt, — das iſt ſo viel, als gar nicht gleichgültig. — Iſt dir das zu hoch, Menſch?

Marinelli (vor ſich) O weh! wie wahr iſt es, was ich fürchtete.

Orſina. Was murmeln Sie da?

Marinelli. Lauter Bewunderung! — Und wem iſt es nicht bekannt, gnädige Gräfinn, daß Sie eine Philoſophinn ſind?

Orſina. Nicht wahr? — Ja, ja; ich bin eine. — Aber habe ich mir es itzt merken laſſen, daß ich eine bin? — O pfuy, wenn ich mir es habe merken laſſen; und wenn ich mir es öfterer habe merken laſſen! Iſt es wohl noch Wunder, daß mich der Prinz verachtet? Wie kann ein Mann ein Ding lieben, das, ihm zum Trotze, auch denken will? Ein Frauenzimmer, das denket, iſt eben ſo eckel als ein Mann, der ſich ſchminket. Lachen ſoll es, nichts als lachen, um immerdar den geſtrengen Herrn der Schöpfung bey guter Laune zu erhalten. — Nun, worüber lach' ich denn gleich, Marinelli? — Ach, ja wohl! Über den Zufall! daß ich dem Prinzen ſchreibe, er ſoll nach Doſalo kommen; daß der Prinz meinen Brief nicht lieſet, und daß er doch nach Doſalo kömmt. Ha! ha! ha! Wahrlich ein ſonderbarer Zufall! Sehr luſtig, ſehr närriſch! — Und Sie lachen nicht mit, Marinelli? — Mitlachen kann ja wohl der geſtrenge Herr der Schöpfung, ob wir arme Geſchöpfe gleich nicht mitdenken dürfen. — (ernſthaft und befehlend) So lachen Sie doch!

Marinelli. Gleich, gnädige Gräfinn, gleich!

Orſina. Stock! Und darüber geht der Augenblick vorbey. Nein, nein, lachen Sie nur nicht. — Denn ſehen Sie, Marinelli, (nachdenkend bis zur Rührung) was mich ſo herzlich zu lachen macht, das hat auch ſeine ernſthafte — ſehr ernſthafte Seite. Wie alles in der Welt! — Zufall? Ein Zufall wär' es, daß der Prinz nicht daran gedacht, mich hier zu ſprechen, und mich doch hier ſprechen muß? Ein Zufall? — Glauben Sie mir, Marinelli: das Wort Zufall iſt Gotteslästerung. Nichts unter der Sonne iſt Zufall; — am wenigſten das, wovon die Abſicht ſo klar in die Augen leuchtet. — Allmächtige, allgütige Vorſicht, vergieb mir, daß ich mit dieſem albernen Sünder einen Zufall genennet habe, was ſo offenbar dein Werk, wohl gar dein' unmittelbares Werk iſt! — (haſtig gegen Marinelli) Kommen Sie mir, und verleiten Sie mich noch einmal zu ſo einem Frevel!

Marinelli (vor ſich) Das geht weit! — Aber, gnädige Gräſinn —

Orſina. Still mit dem Aber! Die Aber koſten Ueberlegung: — und mein Kopf! mein Kopf! (ſich mit der Hand die Stirne haltend) — Machen Sie, Marinelli, machen Sie, daß ich ihn bald ſpreche, den Prinzen; ſonſt bin ich es wohl gar nicht im Stande. — Sie ſehen, wir ſollen uns ſprechen; wir müſſen uns ſprechen —

Vierter Auftritt.

Der Prinz. Orſina. Marinelli.

Der Prinz (indem er aus dem Kabinete tritt, vor ſich.) Ich muß ihm zu Hülfe kommen. —

Orſina (die ihn erblickt; aber unentſchlüßig, ob ſie auf ihn zu gehen ſoll.) Ha! da iſt er.

Der Prinz (geht queer über den Saal, bey ihr vorbey, nach den andern Zimmern, ohne ſich im Reden aufzuhalten.) Sieh da! unſere ſchöne Gräſinn. — Wie ſehr bedauere ich, Madame, daß ich mir die Ehre Ihres Beſuchs für heute ſo wenig zu Nutze machen kann! Ich bin beſchäftiget. Ich bin nicht allein. — Ein andermal, meine liebe Gräſinn! Ein andermal. — Itzt halten Sie länger ſich nicht auf. Ja nicht länger! — Und Sie, Marinelli, ich erwarte Sie. —

Fünfter Auftritt.

Orſina. Marinelli.

Marinelli. Haben Sie es, gnädige Gräſinn, nun von ihm ſelbſt gehört, was Sie mir nicht glauben wollen?

Orſina (wie betäubt) Hab' ich? hab' ich wirklich?

Marinelli. Wirklich.

Orſina (mit Rührung) „Ich bin beſchäftiget. Ich bin nicht allein.“ Iſt das die Entſchuldigung ganz, die ich werth bin? Wen weiſet man damit nicht ab? Jeden Überläſtigen; jeden Bettler. Für mich keine einzige Lüge mehr? Keine einzige kleine Lüge mehr für mich? — Beſchäftiget? womit denn? Nicht allein? wer wäre denn bey ihm? — Kommen Sie, Marinelli; aus Barmherzigkeit, lieber Marinelli! Lügen Sie mir eines auf eigene Rechnung vor. Was koſtet Ihnen denn eine Lüge? — Was hat er zu thun? Wer iſt bey ihm? — Sagen Sie mir; ſagen Sie mir, was Ihnen zuerſt in den Mund kömmt, — und ich gehe.

Marinelli (vor ſich) Mit dieſer Bedingung, kann ich ihr ja wohl einen Theil der Wahrheit ſagen.

Orſina. Nun? Geſchwind, Marinelli; und ich gehe. — Er ſagte ohnedem, der Prinz: „Ein andermal, meine liebe Gräfinn!“ Sagte er nicht ſo? — Damit er mir Wort hält, damit er keinen Vorwand hat, mir nicht Wort zu halten: geſchwind, Marinelli, Ihre Lüge; und ich gehe.

Marinelli. Der Prinz, liebe Gräfinn, iſt wahrlich nicht allein. Es ſind Perſonen bey ihm, von denen er ſich keinen Augenblick abmüßigen kann; Perſonen, die eben einer großen Gefahr entgangen ſind. Der Graf Appiani —

Orſina. Wäre bey ihm? — Schade, daß ich über dieſe Lüge Sie ertappen muß. Geſchwind eine andere. — Denn Graf Appiani, wenn Sie es noch nicht wiſſen, iſt eben von Räubern erſchoſſen worden. Der Wagen mit ſeinem Leichname begegnete mir kurz vor der Stadt. — Oder iſt er nicht? Hätte es mir blos geträumet?

Marinelli. Leider, nicht blos geträumet! — Aber die Andern, die mit dem Grafen waren, haben ſich glücklich hierher nach dem Schloſſe gerettet: ſeine Braut nehmlich, und die Mutter der Braut, mit welchen er nach Sabionetta zu ſeiner feyerlichen Verbindung fahren wollte.

Orſina. Alſo die? Die ſind bey dem Prinzen? die Braut? und die Mutter der Braut? — Iſt die Braut ſchön?

Marinelli. Dem Prinzen geht ihr Unfall ungemein nahe.

Orſina. Ich will hoffen; auch wenn ſie häßlich wäre. Denn ihr Schickſal iſt ſchrecklich. — Armes, gutes Mädchen, eben da er dein auf immer werden ſollte, wird er dir auf immer entriſſen! — Wer iſt ſie denn, dieſe Braut? Kenn' ich ſie gar? — Ich bin ſo lange aus der Stadt, daß ich von Nichts weiß.

Marinelli. Es iſt Emilia Galotti.

Orſina. Wer? — Emilia Galotti? Emilia Galotti? — Marinelli! daß ich dieſe Lüge nicht für Wahrheit nehme!

Marinelli. Wie ſo?

Orſina. Emilia Galotti?

Marinelli. Die Sie ſchwerlich kennen werden —

Orſina. Doch! doch! Wenn es auch nur von heute wäre. — Im Ernſt, Marinelli? Emilia Galotti? — Emilia Galotti wäre die unglückliche Braut, die der Prinz tröſtet?

Marinelli (vor ſich) Sollte ich ihr ſchon zu viel geſagt haben?

Orſina. Und Graf Appiani war der Bräutigam dieſer Braut? der eben erſchoſſene Appiani?

Marinelli. Nicht anders.

Orſina. Bravo! o bravo! bravo! (in die Hände ſchlagend)

Marinelli. Wie das?

Orſina. Küſſen möcht' ich den Teufel, der ihn dazu verleitet hat!

Marinelli. Wen? verleitet? wozu?

Orſina. Ja, küſſen, küſſen möcht' ich ihn — Und wenn Sie ſelbſt dieſer Teufel wären, Marinelli.

Marinelli. Gräfinn!

Orſina. Kommen Sie her! Sehen Sie mich an! ſteif an! Aug' in Auge!

Marinelli. Nun?

Orſina. Wiſſen Sie nicht, was ich denke?

Marinelli. Wie kann ich das?

Orſina. Haben Sie keinen Antheil daran?

Marinelli. Woran?

Orſina. Schwören Sie! — Nein, ſchwören Sie nicht. Sie möchten eine Sünde mehr begehen — Oder ja; ſchwören Sie nur. Eine Sünde mehr oder weniger für einen, der doch verdammt iſt! — Haben Sie keinen Antheil daran?

Marinelli. Sie erſchrecken mich, Gräfinn.

Orſina. Gewiß? — Nun, Marinelli, argwohnet Ihr gutes Herz auch nichts?

Marinelli. Was? worüber?

Orſina. Wohl, — ſo will ich Ihnen etwas vertrauen; — etwas, das Ihnen jedes Haar auf dem Kopfe zu Berge ſträuben ſoll. — Aber hier, ſo nahe an der Thüre, möchte uns jemand hören. Kommen Sie hieher. — Und! (indem ſie den

Finger auf den Mund legt) Hören Sie! ganz in geheim! ganz in geheim! (und ihren Mund ſeinem Ohre nähert, als ob ſie ihm zuflüſtern wollte, was ſie aber ſehr laut ihm zuſchreyet) Der Prinz iſt ein Mörder!

Marinelli. Gräfinn, — Gräfinn — ſind Sie ganz von Sinnen?

Orſina. Von Sinnen? Ha! ha! ha! (aus vollem Halſe lachend) Ich bin ſelten, oder nie,*) mit meinem Verſtande ſo wohl zufrieden geweſen, als eben itzt. — Zuverläſſig, Marinelli; — aber es bleibt unter uns — (leiſe) der Prinz iſt ein Mörder! des Grafen Appiani Mörder! — Den haben nicht Räuber, den haben Helfershelfer des Prinzen, den hat der Prinz umgebracht!

Marinelli. Wie kann Ihnen ſo eine Abſcheulichkeit in den Mund, in die Gedanken kommen?

Orſina. Wie? — Ganz natürlich. — Mit dieſer Emilia Galotti, — die hier bey ihm iſt, — deren Bräutigam ſo über Hals über Kopf ſich aus der Welt trollen müſſen, — mit dieſer Emilia Galotti hat der Prinz heute Morgen, in der Halle bey den Dominikanern, ein Langes und Breites geſprochen. Das weiß ich; das haben meine Kundſchafter geſehen. Sie haben auch gehört, was er mit ihr geſprochen. — Nun, guter Herr? Bin ich von Sinnen? Ich reime, dächt' ich, doch noch ſo ziemlich zuſammen, was zuſammen gehört. — Oder trift auch das nur ſo von ungefehr zu? Iſt Ihnen auch das Zufall? O, Marinelli, ſo verſtehen Sie auf die Bosheit der Menſchen ſich eben ſo ſchlecht, als auf die Vorſicht.

Marinelli. Gräfinn, Sie würden ſich um den Hals reden —

Orſina. Wenn ich das mehrern ſagte? — Deſto beſſer, deſto beſſer! — Morgen will ich es auf dem Markte ausrufen. — Und wer mir widerſpricht — wer mir widerſpricht, der war des Mörders Spießgeſelle. — Leben Sie wohl. (Indem ſie fort gehen will, begegnet ſie an der Thüre dem alten Galotti, der eiligſt hereintritt.)

Sechſter Auftritt.

Odoardo Galotti. Die Gräfinn. Marinelli.

Odoardo Gal. Verzeihen Sie, gnädige Frau —

Orſina. Ich habe hier nichts zu verzeihen. Denn ich habe hier nichts übel zu nehmen — An dieſen Herrn wenden Sie ſich. (ihn nach dem Marinelli weiſend)

---

*) „oder nie,“ ſtand auch in der Handſchrift, iſt aber verändert „— ich bin nie“.

Marinelli (indem er ihn erblickt, vor ſich) Nun vollends! der Alte! —

Odoardo. Vergeben Sie, mein Herr, einem Vater, der in der äußerſten Beſtürzung iſt, — daß er ſo unangemeldet hereintritt.

Orſina. Vater? (kehrt wieder um) Der Emilia, ohne Zweifel. — Ha, willkommen!

Odoardo. Ein Bedienter kam mir entgegen geſprengt, mit der Nachricht, daß hierherum die Meinigen in Gefahr wären. Ich fliege herzu, und höre, daß der Graf Appiani verwundet worden; daß er nach der Stadt zurückgekehret; daß meine Frau und Tochter ſich in das Schloß gerettet. — Wo ſind ſie, mein Herr? wo ſind ſie?

Marinelli. Seyn Sie ruhig, Herr Oberſter. Ihrer Gemahlinn und Ihrer Tochter iſt nichts Übles widerfahren; den Schreck ausgenommen. Sie befinden ſich beide wohl. Der Prinz iſt bey ihnen. Ich gehe ſogleich, Sie zu melden.

Odoardo. Warum melden? erſt melden?

Marinelli. Aus Urſachen — von wegen — Von wegen des Prinzen. Sie wiſſen, Herr Oberſter, wie Sie mit dem Prinzen ſtehen. Nicht auf dem freundſchaftlichſten Fuße. So gnädig er ſich gegen Ihre Gemahlinn und Tochter bezeiget: — es ſind Damen — wird darum auch Ihr unvermutheter Anblick ihm gelegen ſeyn?

Odoardo. Sie haben Recht, mein Herr; Sie haben Recht.

Marinelli. Aber, gnädige Gräfinn, — kann ich vorher die Ehre haben, Sie nach Ihrem Wagen zu begleiten?

Orſina. Nicht doch, nicht doch.

Marinelli (ſie bey der Hand nicht unſanft ergreifend.) Erlauben Sie, daß ich meine Schuldigkeit beobachte. —

Orſina. Nur gemach! — Ich erlaſſe Sie deren, mein Herr! Daß doch immer Ihres gleichen Höflichkeit zur Schuldigkeit machen; um was eigentlich ihre Schuldigkeit wäre, als die Nebenſache betreiben zu dürfen! — Dieſen würdigen Mann je eher je lieber zu melden, das iſt Ihre Schuldigkeit.

Marinelli. Vergeſſen Sie, was Ihnen der Prinz ſelbſt befohlen?

Orſina. Er komme, und befehle es mir noch einmal. Ich erwarte ihn.

Marinelli (leiſe zu dem Oberſten, den er bey Seite ziehet.) Mein Herr, ich muß Sie hier mit einer Dame laſſen, die — der — mit deren Verſtande — Sie verſtehen mich. Ich ſage Ihnen dieſes, damit Sie wiſſen, was Sie auf ihre Reden zu geben haben, — deren Sie oft ſehr ſeltſame führet. Am beſten, Sie laſſen ſich mit ihr nicht ins Wort.

Odoardo. Recht wohl. — Eilen Sie nur, mein Herr.

Siebender Auftritt.

Die Gräfinn Orſina. Odoardo Galotti.

Orſina (nach einigem Stillſchweigen, unter welchem ſie den Oberſten mit Mitleid betrachtet; ſo wie er ſie, mit einer flüchtigen Neugierde.) Was er Ihnen auch da geſagt hat, unglücklicher Mann! —

Odoardo (halb vor ſich, halb gegen ſie) Unglücklicher?

Orſina. Eine Wahrheit war es gewiß nicht; — am wenigſten eine von denen, die auf Sie warten.

Odoardo. Auf mich warten? — Weiß ich nicht ſchon genug? — Madame! — Aber, reden Sie nur; reden Sie nur.

Orſina. Sie wiſſen nichts.

Odoardo. Nichts?

Orſina. Guter, lieber Vater! — Was gäbe ich darum, wenn Sie auch mein Vater wären! — Verzeihen Sie! die Unglücklichen ketten ſich ſo gern an einander. — Ich wollte treulich Schmerz und Wuth mit Ihnen theilen.

Odoardo. Schmerz und Wuth? Madame! — Aber ich vergeſſe — Reden Sie nur.

Orſina. Wenn es gar Ihre einzige Tochter — Ihr einziges Kind wäre! — Zwar einzig, oder nicht. Das unglückliche Kind, iſt immer das einzige.

Odoardo. Das unglückliche? — Madame! — Was will ich von ihr? — Doch, bey Gott, ſo ſpricht keine Wahnwitzige!

Orſina. Wahnwitzige? Das war es alſo, was er Ihnen von mir vertraute? — Nun, nun; es mag leicht keine von ſeinen gröbſten Lügen ſeyn. — Ich fühle ſo was! — Und glauben Sie, glauben Sie mir: wer über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verlieret, der hat keinen zu verlieren. —

Odoardo. Was ſoll ich denken?

Orſina. Daß Sie mich alſo ja nicht verachten! — Denn auch Sie haben Verſtand, guter Alter; auch Sie. — Ich ſeh' es an dieſer entſchloſſenen, ehrwürdigen Mine. Auch Sie haben Verſtand; und es koſtet mich ein Wort, — ſo haben Sie keinen.

Odoardo. Madame! — Madame! — Ich habe ſchon keinen mehr, noch ehe Sie mir dieſes Wort ſagen, wenn Sie mir es nicht bald ſagen. — Sagen Sie es! ſagen Sie es! Oder es iſt nicht wahr, — es iſt nicht wahr, daß Sie von jener guten, unſers Mitleids, unſrer Hochachtung ſo würdigen Gattung der Wahnwitzigen ſind — Sie ſind eine gemeine Thörinn. Sie haben nicht, was Sie nie hatten.

Orſina. So merken Sie auf! — Was wiſſen Sie, der Sie ſchon genug wiſſen wollen? Daß Appiani verwundet worden? Nur verwundet? — Appiani iſt todt!

Odoardo. Todt? todt? — Ha, Frau, das iſt wider die Abrede. Sie wollten mich um den Verſtand bringen: und Sie brechen mir das Herz.

Orſina. Das beyher! — Nur weiter. — Der Bräutigam iſt todt: und die Braut — Ihre Tochter — ſchlimmer als todt.

Odoardo. Schlimmer? ſchlimmer als todt? — Aber doch zugleich, auch todt? — Denn ich kenne nur Ein Schlimmeres —

Orſina. Nicht zugleich auch todt. Nein, guter Vater, nein! — Sie lebt, ſie lebt. Sie wird nun erſt recht anfangen zu leben. — Ein Leben voll Wonne! das ſchönſte, luſtigſte Schlaraffenleben, — ſo lang' es dauert.

Odoardo. Das Wort, Madame; das einzige Wort, das mich um den Verſtand bringen ſoll! Heraus damit! — Schütten Sie nicht Ihren Tropfen Gift in einen Eimer! — Das einzige Wort! geſchwind.

Orſina. Nun da; buchſtabiren Sie es zuſammen! — Des Morgens, ſprach der Prinz Ihre Tochter in der Meſſe: des Nachmittags, hat er ſie auf ſeinem Luſt — Luſtſchloſſe.

Odoardo. Sprach ſie in der Meſſe? Der Prinz meine Tochter?

Orſina. Mit einer Vertraulichkeit! mit einer Inbrunſt! — Sie hatten nichts Kleines abzureden. Und recht gut, wenn es abgeredet worden; recht gut, wenn Ihre Tochter freywillig ſich hierher gerettet! Sehen Sie: ſo iſt es doch keine gewaltſame Entführung; ſondern bloß ein kleiner — kleiner Meuchelmord.

Odoardo. Verleumdung! verdammte Verleumdung! Ich kenne meine Tochter. Iſt es Meuchelmord: ſo iſt es auch Entführung. — (blickt wild um ſich, und ſtampft, und ſchäumet.) Nun, Claudia? Nun, Mütterchen? — Haben wir nicht Freude erlebt! O des gnädigen Prinzen! O der ganz beſondern Ehre!

Orſina. Wirkt es, Alter? wirkt es?

Odoardo. Da ſteh' ich nun vor der Höhle des Räubers — (indem er den Rock von beiden Seiten aus einander ſchlägt, und ſich ohne Gewehr ſieht.) Wunder, daß ich aus Eilfertigkeit nicht auch die Hände zurückgelaſſen! — (an alle Schubſäcke fühlend, als etwas ſuchend) Nichts! gar nichts! nirgends!

Orſina. Ha, ich verſtehe! — Damit kann ich aushelfen! — Ich hab' einen mitgebracht. (einen Dolch hervorziehend) Da nehmen Sie! Nehmen Sie geſchwind, eh uns jemand ſieht! — Auch hätte ich noch etwas, — Gift. Aber Gift iſt nur für uns Weiber; nicht für Männer. — Nehmen Sie ihn! (ihm den Dolch aufdringend) Nehmen Sie!

Odoardo. Ich danke, ich danke. — Liebes Kind, wer wieder ſagt, daß du eine Närrinn biſt, der hat es mit mir zu thun.

Orſina. Stecken Sie bey Seite! geſchwind bey Seite! — Mir wird die Gelegenheit verſagt, Gebrauch davon zu machen. Ihnen wird ſie nicht fehlen, dieſe Gelegenheit: und Sie werden ſie ergreifen, die erſte, die beſte, — wenn Sie ein Mann ſind. — Ich, ich bin nur ein Weib: aber ſo kam ich her! Feſt entſchloſſen! — Wir, Alter, wir können uns alles vertrauen. Denn wir ſind beide beleidiget; von dem nehmlichen Verführer beleidiget. — Ah, wenn Sie wüßten, — wenn Sie wüßten, wie überſchwänglich, wie unausſprechlich, wie unbegreiflich ich von ihm beleidiget worden, und noch werde: — Sie könnten, Sie würden Ihre eigene Beleidigung darüber vergeſſen. — Kennen Sie mich? Ich bin Orſina; die betrogene, verlaſſene Orſina. — Zwar vielleicht nur um Ihre Tochter verlaſſen. — Doch was kann Ihre Tochter dafür? — Bald wird auch ſie verlaſſen ſeyn. — Und dann wieder eine! — Und wieder eine! — Ha! (wie in der Entzückung) welch eine himmliſche Phantaſie! Wann wir einmal alle, — wir, das ganze Heer der Verlaſſenen, wir alle, in Bacchantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir alle ihn unter uns hätten, ihn unter uns zerriſſen, zerfleiſchten, ſein Eingeweide durchwühlten, — um das Herz zu finden, das der Verräther einer jeden verſprach, und keiner gab! Ha! das ſollte ein Tanz werden! das ſollte!

Achter Auftritt.

Claudia Galotti. Die Vorigen.

Claudia (die im Hereintreten ſich umſiehet, und ſobald ſie ihren Gemahl erblickt, auf ihn zu fliegt) Errathen! — Ah, unſer Beſchützer, unſer Retter! Biſt du da, Odoardo? Biſt du da? — Aus ihrem Wiſpern, aus ihren Mienen ſchloß ich es. — Was ſoll ich dir ſagen, wenn du noch nichts weißt? — Was ſoll ich dir ſagen, wenn du ſchon alles weißt? — Aber wir ſind unſchuldig. Ich bin unſchuldig. Deine Tochter iſt unſchuldig. Unſchuldig, in allem unſchuldig!

Odoardo (der ſich bey Erblickung ſeiner Gemahlinn zu faſſen geſucht.) Gut, gut. Sey nur ruhig, nur ruhig, — und antworte mir. (gegen die Orſina) Nicht, Madame, als ob ich noch zweifelte — Iſt der Graf todt?

Claudia. Todt.

Odoardo. Iſt es wahr, daß der Prinz heute Morgen Emilien in der Meſſe geſprochen?

Claudia. Wahr. Aber wenn du wüßteſt, welchen Schreck es ihr verurſacht; in welcher Beſtürzung ſie nach Hauſe kam —

Orſina. Nun? hab' ich gelogen?

Odoardo (mit einem bittern Lachen) Ich wollt' auch nicht, Sie hätten! Um wie vieles nicht!

Orſina. Bin ich wahnwitzig?

Odoardo (wild hin und her gehend) O — noch bin ich es auch nicht. —

Claudia. Du gebotheſt mir, ruhig zu ſeyn; und ich bin ruhig. — Beſter Mann, darf auch ich — ich dich bitten —

Odoardo. Was willſt du? Bin ich nicht ruhig? Kann man ruhiger ſeyn, als ich bin? (Sich zwingend.) Weiß es Emilia, daß Appiani todt iſt?

Claudia. Wiſſen kann Sie es nicht. Aber ich fürchte, daß ſie es argwohnet; weil er nicht erſcheinet. —

Odoardo. Und ſie jammert und winſelt. —

Claudia. Nicht mehr. — Das iſt vorbey: nach ihrer Art, die du kenneſt. Sie iſt die Furchtſamſte und Entſchloſſenſte unſers Geſchlechts. Ihrer erſten Eindrücke nie mächtig: aber nach der geringſten Ueberlegung in alles ſich findend, auf alles gefaßt. Sie hält den Prinzen in einer Entfernung; ſie ſpricht mit ihm in einem Tone — Mache nur, Odoardo, daß wir wegkommen.

Odoardo. Ich bin zu Pferde. — Was zu thun? — Doch, Madame, Sie fahren ja nach der Stadt zurück?

Orſina. Nicht anders.

Odoardo. Hätten Sie wohl die Gewogenheit, meine Frau mit ſich zu nehmen?

Orſina. Warum nicht? Sehr gern.

Odoardo. Claudia, — (ihr die Gräfinn bekannt machend) die Gräfinn Orſina; eine Dame von großem Verſtande; meine Freundinn, meine Wohlthäterinn. — Du mußt mit ihr herein; um uns ſogleich den Wagen heraus zu ſchicken. Emilia darf nicht wieder nach Guaſtalla. Sie ſoll mit mir.

Claudia. Aber — wenn nur — Ich trenne mich ungern von dem Kinde.

Odoardo. Bleibt der Vater nicht in der Nähe? Man wird ihn endlich doch verlaſſen. Keine Einwendung! — Kommen Sie, gnädige Frau. (leiſe zu ihr) Sie werden von mir hören. — Komm, Claudia. (Er führet ſie ab.)

Fünfter Aufzug.

(Die Scene bleibt.)

Erſter Auftritt.

Marinelli. Der Prinz.

Marinelli. Hier, gnädiger Herr, aus dieſem Fenſter können Sie ihn ſehen. Er geht die Arkade auf und nieder. — Eben biegt er ein; er kömmt. — Nein, er kehrt wieder um — Ganz einig iſt er mit ſich noch nicht. Aber um ein großes ruhiger iſt er, — oder ſcheinet er. Für uns gleich viel! — Natürlich! Was ihm auch beide Weiber in den Kopf geſetzt haben, wird er es wagen zu äußern? — Wie Battiſta gehört, ſoll ihm ſeine Frau den Wagen ſogleich herausſenden. Denn er kam zu Pferde. — Geben Sie Acht, wenn er nun vor Ihnen erſcheinet, wird er ganz unterthänigſt Eurer Durchlaucht für den gnädigen Schutz danken, den ſeine Familie bey dieſem ſo traurigen Zufalle hier gefunden; wird ſich, mit ſamt ſeiner Tochter, zu fernerer Gnade empfehlen; wird ſie ruhig nach der Stadt bringen, und es in tiefſter Unterwerfung erwarten, welchen weitern Antheil Euer Durchlaucht an ſeinem unglücklichen, lieben Mädchen zu nehmen geruhen wollen.

Der Prinz. Wenn er nun aber ſo zahm nicht iſt? Und ſchwerlich, ſchwerlich wird er es ſeyn. Ich kenne ihn zu gut. — Wenn er höchſtens ſeinen Argwohn erſtickt, ſeine Wuth verbeißt: aber Emilien, anſtatt ſie nach der Stadt zu führen, mit ſich nimmt? bey ſich behält? oder wohl gar in ein Kloſter, außer meinem Gebiethe, verſchließt? Wie dann?

Marinelli. Die fürchtende Liebe ſieht weit. Wahrlich! — Aber er wird ja nicht —

Der Prinz. Wenn er nun aber! Wie dann? Was wird es uns dann helfen, daß der unglückliche Graf ſein Leben darüber verloren?

Marinelli. Wozu dieſer traurige Seitenblick? Vorwärts! denkt der Sieger: es falle neben ihm Feind oder Freund. — Und wenn auch! Wenn er es auch wollte, der alte*) Neidbart, was Sie von ihm fürchten, Prinz: — (überlegend) Das geht! Ich hab' es! — Weiter als zum Wollen, ſoll er es gewiß nicht bringen. Gewiß nicht! — Aber daß wir ihn nicht aus dem Geſichte verlieren! — (Tritt wieder ans Fenſter) Bald hätt' er uns überraſcht! Er kömmt. — Laſſen Sie uns ihm noch ausweichen: und hören Sie erſt, Prinz, was wir auf den zu befürchtenden Fall thun müſſen.

---

*) „garſtige“ iſt nach „alte“ in der Handſchrift getilgt.

Der Prinz (drohend) Nur, Marinelli! —

Marinelli. Das unſchuldigſte von der Welt!

Zweyter Auftritt.

Odoardo Galotti.

Noch niemand hier? — Gut; ich ſoll noch kälter werden. Es iſt mein Glück. — Nichts verächtlicher, als ein brauſender Jünglingskopf mit grauen Haaren! Ich hab' es mir ſo oft geſagt. Und doch ließ ich mich fortreißen: und von wem? Von einer Eiferſüchtigen; von einer für Eiferſucht Wahnwitzigen. — Was hat die gekränkte Tugend mit der Rache des Laſters zu ſchaffen? Jene allein hab' ich zu retten. — Und deine Sache, — mein Sohn! mein Sohn! — Weinen konnt' ich nie; — und will es nun nicht erſt lernen — Deine Sache wird ein ganz anderer zu ſeiner machen. Genug für mich, wenn dein Mörder die Frucht ſeines Verbrechens nicht genießt. — Dieß martere ihn mehr, als das Verbrechen! Wenn nun bald ihn Sättigung und Eckel von Lüſten zu Lüſten treiben; ſo vergälle die Erinnerung, dieſe eine Luſt nicht gebüßet zu haben, ihm den Genuß aller! In jedem Traume führe der blutige Bräutigam ihm die Braut vor das Bette; und wann er dennoch den wollüſtigen Arm nach ihr ausſtreckt: ſo höre er plötzlich das Hohngelächter der Hölle, und erwache!

Dritter Auftritt.

Marinelli. Odoardo Galotti.

Marinelli. Wo blieben Sie, mein Herr? wo blieben Sie?

Odoardo. War meine Tochter hier?

Marinelli. Nicht ſie: aber der Prinz.

Odoardo. Er verzeihe. — Ich habe die Gräfinn begleitet.

Marinelli. Nun?

Odoardo. Die gute Dame!

Marinelli. Und Ihre Gemahlinn?

Odoardo. Iſt mit der Gräſinn; — um uns den Wagen ſogleich heraus zu ſenden. Der Prinz vergönne mir, daß ich mich ſo lange mit meiner Tochter noch hier verweile.

Marinelli. Wozu dieſe Umſtände? Würde ſich der Prinz nicht ein Vergnügen daraus gemacht haben, ſie beide, Mutter und Tochter, ſelbſt nach der Stadt zu bringen?

Odoardo. Die Tochter wenigſtens würde dieſe Ehre haben verbitten müſſen.

Marinelli. Wie ſo?

Odoardo. Sie ſoll nicht mehr nach Guaſtalla.

Marinelli. Nicht? und warum nicht?

Odoardo. Der Graf iſt todt.

Marinelli. Um ſo viel mehr —

Odoardo. Sie ſoll mit mir.

Marinelli. Mit Ihnen?

Odoardo. Mit mir. Ich ſage Ihnen ja, der Graf iſt todt. — Wenn Sie es noch nicht wiſſen — Was hat ſie nun weiter in Guaſtalla zu thun? — Sie ſoll mit mir.

Marinelli. Allerdings wird der künftige Aufenthalt der Tochter einzig von dem Willen des Vaters abhangen. Nur vors erſte —

Odoardo. Was vors erſte?

Marinelli. Werden Sie wohl erlauben müſſen, Herr Oberſter, daß ſie nach Guaſtalla gebracht wird.

Odoardo. Meine Tochter? nach Guaſtalla gebracht wird? und warum?

Marinelli. Warum? Erwägen Sie doch nur —

Odoardo (hitzig) Erwägen! erwägen! Ich erwäge, daß hier nichts zu erwägen iſt. — Sie ſoll, ſie muß mit mir.

Marinelli. O, mein Herr, — was brauchen wir, uns hierüber zu ereifern? Es kann ſeyn, daß ich mich irre; daß es nicht nöthig iſt, was ich für nöthig halte. — Der Prinz wird es am beſten zu beurtheilen wiſſen. Der Prinz entſcheide. — Ich geh' und hohle ihn.

Vierter Auftritt.

Odoardo Galotti.

Wie? — Nimmermehr! — Mir vorſchreiben, wo ſie hin ſoll? — Mir ſie vorenthalten? — Wer will das? Wer darf das? — Der hier alles darf, was er will? Gut, gut; ſo ſoll er ſehen, wie viel auch ich darf, ob ich es ſchon nicht dürfte! Kurzſichtiger Wütherich! Mit dir will ich es wohl aufnehmen. Wer kein Geſetz achtet, iſt eben ſo mächtig, als wer kein Geſetz hat. Das weißt du nicht? Komm an! komm an! — — Aber ſieh da! Schon wieder; ſchon wieder rennet der Zorn mit dem Verſtande davon. — Was will ich? Erſt müßt' es doch geſchehen ſeyn, worüber ich tobe. Was plaudert nicht eine Hofſchranze! Und hätte ich ihn doch nur plaudern laſſen! Hätte ich ſeinen Vorwand, warum ſie wieder nach Guaſtalla ſoll, doch nur angehört! — So könnte ich mich itzt auf eine Antwort gefaßt machen. — Zwar auf welchen kann mir eine fehlen? — Sollte ſie mir aber fehlen; ſollte ſie — Man kömmt. Ruhig, alter Knabe, ruhig!

Fünfter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli. Odoardo Galotti.

Der Prinz. Ah, mein lieber, rechtſchaffner Galotti, — ſo etwas muß auch geſchehen, wenn ich Sie bey mir ſehen ſoll. Um ein Geringeres thun Sie es nicht. Doch keine Vorwürfe!

Odoardo. Gnädiger Herr, ich halte es in allen Fällen für unanſtändig, ſich zu ſeinem Fürſten zu drengen. Wen er kennt, den wird er fodern laſſen, wenn er ſeiner bedarf. Selbſt itzt bitte ich um Verzeihung —

Der Prinz. Wie manchem andern wollte ich dieſe ſtolze Beſcheidenheit wünſchen! — Doch zur Sache. Sie werden begierig ſeyn, Ihre Tochter zu ſehen. Sie iſt in neuer Unruhe, wegen der plötzlichen Entfernung einer ſo zärtlichen Mutter. — Wozu auch dieſe Entfernung? Ich wartete nur, daß die liebenswürdige Emilie ſich völlig erhohlet hätte, um beide im Triumphe nach der Stadt zu bringen. Sie haben mir dieſen

Triumph um die Hälfte verkümmert; aber ganz werde ich mir ihn nicht nehmen laſſen.

Odoardo. Zu viel Gnade! — Erlauben Sie, Prinz, daß ich meinem unglücklichen Kinde alle die mannichfaltigen Kränkungen erſpare, die Freund und Feind, Mitleid und Schadenfreude in Guaſtalla für ſie bereit halten.

Der Prinz. Um die ſüßen Kränkungen des Freundes und des Mitleids, würde es Grauſamkeit ſeyn, ſie zu bringen. Daß aber die Kränkungen des Feindes und der Schadenfreude ſie nicht erreichen ſollen; dafür, lieber Galotti, laſſen Sie mich ſorgen.

Odoardo. Prinz, die väterliche Liebe theilet ihre Sorge nicht gern. — Ich denke, ich weiß es, was meiner Tochter in ihren itzigen Umſtänden einzig ziemet. — Entfernung aus der Welt; — ein Kloſter, — ſobald als möglich.

Der Prinz. Ein Kloſter?

Odoardo. Bis dahin weine ſie unter den Augen ihres Vaters.

Der Prinz. So viel Schönheit ſoll in einem Kloſter verblühen? — Darf eine einzige fehlgeſchlagene Hoffnung uns gegen die Welt ſo unverſöhnlich machen? — Doch allerdings: dem Vater hat niemand einzureden. Bringen Sie Ihre Tochter, Galotti, wohin ſie wollen.

Odoardo (gegen Marinelli) Nun, mein Herr?

Marinelli. Wenn Sie mich ſogar auffodern! —

Odoardo. O mit nichten, mit nichten.

Der Prinz. Was haben Sie beide?

Odoardo. Nichts, gnädiger Herr, nichts. — Wir erwägen blos, welcher von uns ſich in Ihnen geirret hat.

Der Prinz. Wie ſo? — Reden Sie, Marinelli.

Marinelli. Es geht mir nahe, der Gnade meines Fürſten in den Weg zu treten. Doch wenn die Freundſchaft gebietet, vor allem in ihm den Richter aufzufodern —

Der Prinz. Welche Freundſchaft? —

Marinelli. Sie wiſſen, gnädiger Herr, wie ſehr ich den Grafen Appiani liebte; wie ſehr unſer beider Seelen in einander verwebt ſchienen —

Odoardo. Das wiſſen Sie, Prinz? So wiſſen Sie es wahrlich allein.

Marinelli. Von ihm ſelbſt zu ſeinem Rächer beſtellet —

Odoardo. Sie?

Marinelli. Fragen Sie nur Ihre Gemahlinn. Marinelli, der Name Marinelli war das letzte Wort des ſterbenden Grafen: und in einem Tone! in einem Tone! — Daß er mir nie aus dem Gehöre komme dieſer ſchreckliche Ton, wenn ich nicht alles anwende, daß ſeine Mörder entdeckt und beſtraft werden!

Der Prinz. Rechnen Sie auf meine kräftigſte Mitwirkung.

Odoardo. Und meine heißeſten Wünſche! — Gut, gut! — Aber was weiter?

Der Prinz. Das frag' ich, Marinelli.

Marinelli. Man hat Verdacht, daß es nicht Räuber geweſen, welche den Grafen angefallen.

Odoardo (höhniſch) Nicht? wirklich nicht?

Marinelli. Daß ein Nebenbuhler ihn aus dem Wege räumen laſſen.

Odoardo (bitter) Ey! Ein Nebenbuhler?

Marinelli. Nicht anders.

Odoardo. Nun dann, — Gott verdamm' ihn, den meuchelmörderiſchen Buben!

Marinelli. Ein Nebenbuhler, und ein begünſtigter Nebenbuhler —

Odoardo. Was? ein begünſtigter? — Was ſagen Sie?

Marinelli. Nichts, als was das Gerüchte verbreitet.

Odoardo. Ein begünſtigter? von meiner Tochter begünſtiget?

Marinelli. Das iſt gewiß nicht. Das kann nicht ſeyn. Dem widerſprech' ich, trotz Ihnen. — Aber bey dem allen, gnädiger Herr, — denn das gegründetſte Vorurtheil wieget auf der Wage der Gerechtigkeit ſo viel als nichts: — bey dem allen wird man doch nicht umhin können, die ſchöne Unglückliche darüber zu vernehmen.

Der Prinz. Ja wohl; allerdings.

Marinelli. Und wo anders? wo kann das anders geſchehen, als in Guaſtalla?

Der Prinz. Da haben Sie Recht, Marinelli; da haben Sie Recht. — Ja ſo: das verändert die Sache, lieber Galotti. Nicht wahr? Sie ſehen ſelbſt —

Odoardo. O ja, ich ſehe — Ich ſehe, was ich ſehe. — Gott! Gott!

Der Prinz. Was iſt Ihnen? was haben Sie mit ſich?

Odoardo. Daß ich es nicht vorausgeſehen, was ich da ſehe. Das ärgert mich: weiter nichts. — Nun ja; ſie ſoll wieder nach Guaſtalla. Ich will ſie wieder zu ihrer Mutter bringen: und bis die ſtrengſte Unterſuchung ſie frey geſprochen, will ich ſelbſt aus Guaſtalla nicht weichen. Denn wer weiß, — (mit einem bittern Lachen) wer weiß, ob die Gerechtigkeit nicht auch nöthig findet, mich zu vernehmen.

Marinelli. Sehr möglich! In ſolchen Fällen thut die Gerechtigkeit lieber zu viel, als zu wenig. — Daher fürchte ich ſogar —

Der Prinz. Was? was fürchten Sie?

Marinelli. Man werde vor der Hand nicht verſtatten können, daß Mutter und Tochter ſich ſprechen.

Odoardo. Sich nicht ſprechen?

Marinelli. Man werde genöthiget ſeyn, Mutter und Tochter zu trennen.

Odoardo. Mutter und Tochter zu trennen?

Marinelli. Mutter und Tochter und Vater. Die Form des Verhörs erfodert dieſe Vorſichtigkeit ſchlechterdings. Und es thut mir leid, gnädiger Herr, daß ich mich gezwungen ſehe, ausdrücklich darauf anzutragen, wenigſtens Emilien in eine beſondere Verwahrung zu bringen.

Odoardo. Beſondere Verwahrung? — Prinz! Prinz! — Doch ja; freylich, freylich! Ganz recht: in eine beſondere Verwahrung! Nicht, Prinz? nicht? — O wie fein die Gerechtigkeit iſt! Vortrefflich! (fährt ſchnell nach dem Schubſacke, in welchem er den Dolch hat)

Der Prinz (ſchmeichelhaft auf ihn zutretend.) Faſſen Sie ſich, lieber Galotti —

Odoardo (bey Seite, indem er die Hand leer wieder herauszieht.) Das ſprach ſein Engel!

Der Prinz. Sie ſind irrig; Sie verſtehen ihn nicht. Sie denken bey dem Worte Verwahrung wohl gar an Gefängniß und Kerker.

Odoardo. Laſſen Sie mich daran denken: und ich bin ruhig!

Der Prinz. Kein Wort von Gefängniß, Marinelli! Hier iſt die Strenge der Geſetze mit der Achtung gegen unbeſcholtene Tugend leicht zu vereinigen. Wenn Emilia in beſondere Verwahrung gebracht werden muß: ſo weiß ich ſchon — die alleranſtändigſte. Das Haus meines Kanzlers. — Keinen Widerſpruch, Marinelli! — Da will ich ſie ſelbſt hinbringen. Da will ich ſie der Aufſicht einer der würdigſten Damen übergeben. Die ſoll mir für ſie bürgen, haften. — Sie gehen zu weit, Marinelli, wirklich zu weit, wenn Sie mehr verlangen. — Sie kennen doch, Galotti, meinen Kanzler Grimaldi, und ſeine Gemahlinn?

Odoardo. Was ſollt' ich nicht? Sogar die liebenswürdigen Töchter dieſes edeln Paares kenn' ich. Wer kennt ſie nicht? — (zu Marinelli) Nein, mein Herr, geben Sie das nicht zu. Wenn Emilia verwahret werden muß: ſo müſſe ſie in dem tiefſten Kerker verwahret werden. Dringen Sie darauf; ich bitte Sie. — Ich Thor, mit meiner Bitte! Ich alter Geck! — Ja wohl hat ſie Recht, die gute Sibylle: Wer über gewiſſe Dinge ſeinen Verſtand nicht verlieret, der hat keinen zu verlieren!

Der Prinz. Ich verſtehe Sie nicht. — Lieber Galotti, was kann ich mehr thun? — Laſſen Sie es dabey: ich bitte Sie. — Ja, ja, in das Haus meines Kanzlers! Da ſoll ſie hin; da bring' ich ſie ſelbſt hin; und wenn ihr da nicht mit der äußerſten Achtung begegnet wird, ſo hat mein Wort nichts gegolten. Aber ſorgen Sie nicht. — Dabey bleibt es! Dabey bleibt es! — Sie ſelbſt, Galotti, mit ſich, können es halten, wie Sie wollen. Sie können uns nach Guaſtalla folgen; Sie können nach Sabionetta zurückkehren: wie Sie wollen. Es wäre lächerlich, Ihnen vorzuſchreiben. — Und nun, auf Wiederſehen, lieber Galotti! — Kommen Sie, Marinelli: es wird ſpät.

Odoardo (der in tiefen Gedanken geſtanden.) Wie? ſo ſoll ich ſie gar nicht ſprechen meine Tochter? Auch hier nicht? — Ich laſſe mir ja alles gefallen; ich finde ja alles ganz vortrefflich. Das Haus eines Kanzlers iſt natürlicher Weiſe eine Freyſtadt der Tugend. O, gnädiger Herr, bringen Sie ja meine Tochter dahin; nirgends anders als dahin. — Aber ſprechen wollt' ich ſie doch gern vorher. Der Tod des Grafen iſt ihr noch unbekannt. Sie wird nicht begreifen können, warum man ſie von ihren Aeltern trennet. Ihr jenen auf gute Art beyzubringen; ſie dieſer Trennung wegen zu beruhigen: — muß ich ſie ſprechen, gnädiger Herr, muß ich ſie ſprechen.

Der Prinz. So kommen Sie denn —

Odoardo. O, die Tochter kann auch wohl zu dem Vater kommen. — Hier, unter vier Augen, bin ich gleich mit ihr fertig. Senden Sie mir ſie nur, gnädiger Herr.

Der Prinz. Auch das! — O Galotti, wenn Sie mein Freund, mein Führer, mein Vater ſeyn wollten!

(Der Prinz und Marinelli gehen ab.)

Sechſter Auftritt.

Odoardo Galotti.

(Ihm nachſehend; nach einer Pauſe.) Warum nicht? — Herzlich gern. — Ha! ha! ha! — (blickt wild umher) Wer lacht da? Bey Gott, ich glaub', ich war es ſelbſt. — Schon recht! Luſtig, luſtig! Das Spiel geht zu Ende. So, oder ſo! — Aber — (Pauſe) wenn ſie mit ihm ſich verſtünde? Wenn es das alltägliche Poſſenſpiel wäre? Wenn ſie es nicht werth wäre, was ich für ſie thun will? — (Pauſe) Für ſie thun will? Was will ich denn für ſie thun? — Hab' ich das Herz, es mir zu ſagen? — Da denk' ich ſo was! So was, was ſich nur denken läßt: — Gräßlich! Fort, fort! Ich will ſie nicht erwarten. Nein! — (gegen den Himmel) Wer ſie unſchuldig in dieſen Abgrund geſtürzt hat, der ziehe ſie wieder heraus. Was braucht er meine Hand dazu? Fort! (Er will gehen, und ſieht Emilien kommen.) Zu ſpät! Ah! er will meine Hand; er will ſie!

Siebender Auftritt.

Emilia. Odoardo.

Emilia. Wie? Sie hier, mein Vater? — Und nur Sie? — Und meine Mutter? nicht hier? — Und der Graf? nicht hier? — Und Sie ſo unruhig, mein Vater?

Odoardo. Und du ſo ruhig, meine Tochter? —

Emilia. Warum nicht, mein Vater? — Entweder iſt nichts verloren: oder alles. Ruhig ſeyn können, und ruhig ſeyn müſſen; kömmt es nicht auf eines?

Odoardo. Aber, was meyneſt du, daß der Fall iſt?

Emilia. Daß alles verloren iſt; — und daß wir wohl ruhig ſeyn müſſen, mein Vater.

Odoardo. Und du wäreſt ruhig, weil du ruhig ſeyn mußt? — Wer biſt du? Ein Mädchen? und meine Tochter? So ſollte der Mann, und der Vater ſich wohl vor dir ſchämen? — Aber laß doch hören: was nenneſt du, alles verloren? — daß der Graf todt iſt?

Emilia. Und warum er todt iſt! Warum! Ha, ſo iſt es wahr, mein Vater? So iſt ſie wahr die ganze ſchreckliche Geſchichte, die ich in dem naſſen und wilden Auge meiner Mutter las? — Wo iſt meine Mutter? Wo iſt ſie hin, mein Vater?

Odoardo. Voraus; — wann wir anders ihr nachkommen.

Emilia. Je eher; je beſſer. Denn wenn der Graf todt iſt; wenn er darum todt iſt — darum! was verweilen wir noch hier? Laſſen Sie uns fliehen, mein Vater!

Odoardo. Fliehen? — Was hätt' es dann für Noth? — Du biſt, du bleibſt in den Händen deines Räubers.

Emilia. Ich bleibe in ſeinen Händen?

Odoardo. Und allein; ohne deine Mutter; ohne mich.

Emilia. Ich allein in ſeinen Händen? — Nimmermehr, mein Vater. — Oder Sie ſind nicht mein Vater. — Ich allein in ſeinen Händen? — Gut, laſſen Sie mich nur; laſſen Sie mich nur. — Ich will doch ſehn, wer mich hält, — wer mich zwingt, — wer der Menſch iſt, der einen Menſchen zwingen kann.

Odoardo. Ich meyne, du biſt ruhig, mein Kind.

Emilia. Das bin ich. Aber was nennen Sie ruhig ſeyn? Die Hände in den Schooß legen? Leiden, was man nicht ſollte? Dulden, was man nicht dürfte?

Odoardo. Ha! wann du ſo denkeſt! — Laß dich umarmen, meine Tochter! — Ich hab' es immer geſagt: Das Weib wollte die Natur zu ihrem Meiſterſtücke machen. Aber ſie vergriff ſich im Thone; ſie nahm ihn zu fein. Sonſt iſt alles beſſer an Euch, als an Uns. — Ha, wenn das deine Ruhe iſt: ſo habe ich meine in ihr wieder gefunden! Laß dich umarmen, meine Tochter! — Denke nur: unter dem Vorwande einer gerichtlichen Unterſuchung, — o des hölliſchen Gaukelſpieles! — reißt er dich aus unſern Armen, und bringt dich zur Grimaldi.

Emilia. Reißt mich? bringt mich? — Will mich reißen; will mich bringen: will! will! — Als ob wir, wir keinen Willen hätten, mein Vater!

Odoardo. Ich ward auch ſo wütend, daß ich ſchon nach dieſem Dolche griff, (ihn herausziehend) um einen von beiden — beiden! — das Herz zu durchſtoßen.

Emilia. Um des Himmels willen nicht, mein Vater! — Dieſes Leben iſt alles, was die Laſterhaften haben. — Mir, mein Vater, mir geben Sie dieſen Dolch.

Odoardo. Kind, es iſt keine Haarnadel.

Emilia. So werde die Haarnadel zum Dolche! — Gleich viel.

Odoardo. Was? Dahin wär' es gekommen? Nicht doch; nicht doch! Beſinne dich. — Auch du haſt nur Ein Leben zu verlieren.

Emilia. Und nur Eine Unſchuld!

Odoardo. Die über alle Gewalt erhaben iſt. —

Emilia. Aber nicht über alle Verführung. — Gewalt! Gewalt! wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, iſt nichts: Verführung iſt die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater; ſo jugendliches, ſo warmes Blut, als eins. Auch meine Sinne, ſind Sinne. Ich ſtehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es iſt das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter; — und es erhob ſich ſo mancher Tumult in meiner Seele, den die ſtrengſten Übungen der Religion kaum in Wochen beſänftigen konnten. — Der Religion! Und welcher Religion? — Nichts Schlimmers zu vermeiden, ſprangen Tauſende in die Fluthen, und ſind Heilige! — Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir dieſen Dolch.

Odoardo. Und wenn du ihn kenneſt dieſen Dolch! —

Emilia. Wenn ich ihn auch nicht kenne! — Ein unbekannter Freund, iſt auch ein Freund. — Geben Sie mir ihn, mein Vater; geben Sie mir ihn.

Odoardo. Wenn ich dir ihn nun gebe — da! (giebt ihr ihn.)

Emilia. Und da! (im Begriffe ſich damit zu durchſtoßen, reißt der Vater ihr ihn wieder aus der Hand.)

Odoardo. Sieh, wie raſch! — Nein, das iſt nicht für deine Hand.

Emilia. Es iſt wahr, mit einer Haarnadel ſoll ich — (Sie fährt mit der Hand nach dem Haare, eine zu ſuchen, und bekömmt die Roſe zu faſſen) Du noch hier? — Herunter mit dir! du gehöreſt nicht in das Haar Einer, — wie mein Vater will, daß ich werden ſoll!

Odoardo. O, meine Tochter! —

Emilia. O, mein Vater, wenn ich Sie erriethe! — Doch nein; das wollen Sie auch nicht. Warum zauderten Sie ſonſt? — (In einem bittern Tone, während daß ſie die Roſe zerpflückt) Ehedem wohl gab es einen Vater, der ſeine Tochter von der Schande zu retten, ihr den erſten den beſten Stahl in das Herz ſenkte — ihr zum zweyten das Leben gab. Aber alle ſolche Thaten ſind von ehedem! Solcher Väter giebt es keine mehr!

Odoardo. Doch, meine Tochter, doch! (indem er ſie durchſticht) — Gott, was hab' ich gethan! (Sie will ſinken, und er faßt ſie in ſeine Arme.)

Emilia. Eine Roſe gebrochen, ehe der Sturm ſie entblättert. — Laſſen Sie mich ſie küſſen, dieſe väterliche Hand.

Achter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli. Die Vorigen.

Der Prinz (im Hereintreten.) Was iſt das? — Iſt Emilien nicht wohl?

Odoardo. Sehr wohl; ſehr wohl!

Der Prinz (indem er näher kömmt.) Was ſeh' ich? — Entſetzen!

Marinelli. Weh mir!

Der Prinz. Grauſamer Vater, was haben Sie gethan!

Odoardo. Eine Roſe gebrochen, ehe der Sturm ſie entblättert. — War es nicht ſo, meine Tochter?

Emilia. Nicht Sie, mein Vater — Ich ſelbſt — ich ſelbſt —

Odoardo. Nicht du, meine Tochter; — nicht du! — Gehe mit keiner Unwahrheit aus der Welt. Nicht du, meine Tochter! Dein Vater, dein unglücklicher Vater!

Emilia. Ah — mein Vater — (Sie ſtirbt, und er legt ſie ſanft auf den Boden.)

Odoardo. Zieh hin! — Nun da, Prinz! Gefällt ſie Ihnen noch? Reizt ſie noch Ihre Lüſte? Noch, in dieſem Blute, das wider Sie um Rache ſchreyet? (Nach einer Pauſe) Aber Sie erwarten, wo das alles hinaus ſoll? Sie erwarten vielleicht, daß ich den Stahl wider mich ſelbſt kehren werde, um meine That wie eine ſchaale Tragödie zu beſchließen? — Sie irren ſich. Hier! (Indem er ihm den Dolch vor die Füße wirft.) Hier liegt er, der blutige Zeuge meines Verbrechens! Ich gehe und liefere mich ſelbſt in das Gefängniß. Ich gehe, und erwarte Sie, als Richter — Und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unſer aller!

Der Prinz (nach einigem Stillſchweigen, unter welchem er den Körper mit Entſetzen und Verzweiflung betrachtet, zu Marinelli) Hier! heb' ihn auf. — Nun? du bedenkſt dich? — Elender! — (indem er ihm den Dolch aus der Hand reißt) Nein, dein Blut ſoll mit dieſem Blute ſich nicht miſchen. — Geh, dich auf ewig zu verbergen! — Geh! ſag' ich. — Gott! Gott! — Iſt es, zum Unglücke ſo mancher, nicht genug, daß Fürſten Menſchen ſind: müſſen ſich auch noch Teufel in ihren Freund verſtellen?

Nathan der Weiſe.

Ein dramatiſches Gedicht, in fünf Aufzügen.

Introite, nam et heic Dii sunt!
APUD GELLIUM.

1779.*)

Perſonen.

Sultan **Saladin.**
Sittah, deſſen Schweſter.
Nathan, ein reicher Jude in Jeruſalem.
Recha, deſſen angenommene Tochter.
Daja, eine Chriſtinn, aber in dem Hauſe des Juden, als Geſellſchafterinn der Recha.
Ein junger **Tempelherr.**
Ein **Derwiſch.**
Der **Patriarch** von Jeruſalem.
Ein **Kloſterbruder.**
Ein **Emir** nebſt verſchiednen **Mameluken** des Saladin.

Die Scene iſt in Jeruſalem.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Scene: Flur in Nathans Hauſe.)

Nathan von der Reiſe kommend. **Daja** ihm entgegen.

Daja.

Er iſt es! Nathan! — Gott ſey ewig Dank,
Daß Ihr doch endlich einmal wiederkommt.

---

*) Da die Handſchrift, welche Engel beſaß, verſchollen iſt, konnte der Herausgeber ſich nur an die beiden erſten Drucke halten, deren Verſchiedenheiten er angezeigt hat mit Ausnahme der offenbaren Druckfehler. Die erſte, 2 Bl. und 276 S. ſtark, hat auf dem Titel nur die Jahrzahl 1779; die zweite, 2 Bl. und 240 S., „Mit Churfürſtl. Sächſiſchem Privilegio. Berlin, bey Chriſtian Friedrich Voß und Sohn, 1779.“ Bei den übrigen Abdrücken iſt die erſte Ausgabe zum Grunde gelegt und nicht alles Nöthige nach der zweiten verbeſſert.

Nathan.
Ja, Daja; Gott ſey Dank! Doch warum endlich?
Hab' ich denn eher wiederkommen wollen?
Und wiederkommen können? Babylon
Iſt von Jeruſalem, wie ich den Weg,
Seit ab bald rechts, bald links, zu nehmen bin
Genöthigt worden, gut zwey hundert Meilen;*)
Und Schulden einkaſſiren, iſt gewiß
Auch kein Geſchäft, das merklich födert, das
So von der Hand ſich ſchlagen läßt.
Daja.
O Nathan,
Wie elend, elend hättet Ihr indeß
Hier werden können! Euer Haus...
Nathan.
Das brannte.
So hab' ich ſchon vernommen. — Gebe Gott,
Daß ich nur alles ſchon vernommen habe!
Daja.
Und wäre leicht von Grund aus abgebrannt.
Nathan.
Dann, Daja, hätten wir ein neues uns
Gebaut; und ein bequemeres.
Daja.
Schon wahr! —
Doch Recha wär' bey einem Haare mit
Verbrannt.
Nathan.
Verbrannt? Wer? meine Recha? ſie? —
Das hab' ich nicht gehört. — Nun dann! So hätte
Ich keines Hauſes mehr bedurft. — Verbrannt
Bey einem Haare! — Ha! ſie iſt es wohl!
Iſt wirklich wohl verbrannt! — Sag' nur heraus!
Heraus nur! — Tödte mich: und martre mich
Nicht länger. — Ja, ſie iſt verbrannt.

---

*) In der erſten Ausgabe „gute hundert Meilen“.

Daja.
Wenn ſie
Es wäre, würdet Ihr von mir es hören?
Nathan.
Warum erſchreckeſt du mich denn? — O Recha!
O meine Recha!
Daja.
Eure? Eure Recha?
Nathan.
Wenn ich mich wieder je entwöhnen müßte,
Dieß Kind mein Kind zu nennen!
Daja.
Nennt Ihr alles,
Was Ihr beſitzt, mit eben ſo viel Rechte
Das Eure?
Nathan.
Nichts mit größerm! Alles, was
Ich ſonſt beſitze, hat Natur und Glück
Mir zugetheilt. Dieß Eigenthum allein
Dank' ich der Tugend.
Daja.
O wie theuer laßt
Ihr Eure Güte, Nathan, mich bezahlen!
Wenn Güt', in ſolcher Abſicht ausgeübt,
Noch Güte heißen kann!
Nathan.
In ſolcher Abſicht?
In welcher?
Daja.
Mein Gewiſſen …
Nathan.
Daja, laß
Vor allen Dingen dir erzählen …
Daja.
Mein
Gewiſſen, ſag' ich …

Nathan.
Was in Babylon
Für einen ſchönen Stoff ich dir gekauft.
So reich, und mit Geſchmack ſo reich! Ich bringe
Für Recha ſelbſt kaum einen ſchönern mit.
Daja.
Was hilfts? Denn mein Gewiſſen, muß ich Euch
Nur ſagen, läßt ſich länger nicht betäuben.
Nathan.
Und wie die Spangen, wie die Ohrgehenke,
Wie Ring und Kette dir gefallen werden,
Die in Damaskus ich dir ausgeſucht:
Verlanget mich zu ſehn.
Daja.
So ſeyd Ihr nun!
Wenn ihr nur ſchenken könnt! nur ſchenken könnt!
Nathan.
Nimm du ſo gern, als ich dir geb': — und ſchweig!
Daja.
Und ſchweig! Wer zweifelt, Nathan, daß Ihr nicht
Die Ehrlichkeit, die Großmuth ſelber ſeyd?
Und doch...
Nathan.
Doch bin ich nur ein Jude. — Gelt,
Das willſt du ſagen?
Daja.
Was ich ſagen will,
Das wißt Ihr beſſer.
Nathan.
Nun ſo ſchweig!
Daja.
Ich ſchweige.
Was Sträfliches vor Gott hierbey geſchieht,
Und ich nicht hindern kann, nicht ändern kann, —
Nicht kann, — komm' über Euch!
Nathan.
Komm' über mich! —

Wo aber iſt ſie denn? wo bleibt ſie? — Daja,
Wenn du mich hintergehſt! — Weiß ſie es denn,
Daß ich gekommen bin?

Daja.

Das frag' ich Euch!
Noch zittert ihr der Schreck durch jede Nerve.
Noch mahlet Feuer ihre Phantaſie
Zu allem, was ſie mahlt. Im Schlafe wacht,
Im Wachen ſchläft ihr Geiſt: bald weniger
Als Thier, bald mehr als Engel.

Nathan.

Armes Kind!
Was ſind wir Menſchen!

Daja.

Dieſen Morgen lag
Sie lange mit verſchloßnem Aug', und war
Wie todt. Schnell fuhr ſie auf, und rief: „Horch! horch!
„Da kommen die Kameele meines Vaters!
„Horch! ſeine ſanfte Stimme ſelbſt!“ — Indem
Brach ſich ihr Auge wieder: und ihr Haupt,
Dem ſeines Armes Stütze ſich entzog,
Stürzt auf das Küſſen. — Ich, zur Pfort' hinaus!
Und ſieh: da kommt Ihr wahrlich! kommt Ihr wahrlich! —
Was Wunder! ihre ganze Seele war
Die Zeit her nur bey Euch — und ihm. —

Nathan.

Bey ihm?
Bey welchem Ihm?

Daja.

Bey ihm, der aus dem Feuer
Sie rettete.

Nathan.

Wer war das? wer? — Wo iſt er?
Wer rettete mir meine Recha? wer?

Daja.

Ein junger Tempelherr, den, wenig Tage

Zuvor, man hier gefangen eingebracht,
Und Saladin begnadigt hatte.

Nathan.

Wie?
Ein Tempelherr, dem Sultan Saladin
Das Leben ließ? Durch ein geringres Wunder
War Recha nicht zu retten? Gott!

Daja.

Ohn' ihn,
Der ſeinen unvermutheten Gewinſt
Friſch wieder wagte, war es aus mit ihr.

Nathan.

Wo iſt er, Daja, dieſer edle Mann? —
Wo iſt er? Führe mich zu ſeinen Füßen.
Ihr gabt ihm doch vors erſte, was an Schätzen
Ich euch gelaſſen hatte? gabt ihm alles?
Verſpracht ihm mehr? weit mehr?

Daja.

Wie konnten wir?

Nathan.

Nicht? nicht?

Daja.

Er kam, und niemand weiß woher.
Er ging, und niemand weiß wohin. — Ohn' alle
Des Hauſes Kundſchaft, nur von ſeinem Ohr
Geleitet, drang, mit vorgeſpreiztem Mantel,
Er kühn durch Flamm' und Rauch der Stimme nach,
Die uns um Hülfe rief. Schon hielten wir
Ihn für verloren, als aus Rauch und Flamme
Mit eins er vor uns ſtand, im ſtarken Arm
Empor ſie tragend. Kalt und ungerührt
Vom Jauchzen unſers Danks, ſetzt ſeine Beute
Er nieder, drängt ſich unters Volk und iſt —
Verſchwunden!

Nathan.

Nicht auf immer, will ich hoffen.

Daja.

Nachher die erſten Tage ſahen wir
Ihn untern Palmen auf und nieder wandeln,
Die dort des Auferſtandnen Grab umſchatten.
Ich nahte mich ihm mit Entzücken, dankte,
Erhob, entbot, beſchwor, — nur einmal noch
Die fromme Kreatur zu ſehen, die
Nicht ruhen könne, bis ſie ihren Dank
Zu ſeinen Füßen ausgeweinet.

Nathan.

Nun?

Daja.

Umſonſt! Er war zu unſrer Bitte taub;
Und goß ſo bittern Spott auf mich beſonders...

Nathan.

Bis dadurch abgeſchreckt...

Daja.

Nichts weniger!
Ich trat ihn jeden Tag von neuem an;
Ließ jeden Tag von neuem mich verhöhnen.
Was litt ich nicht von ihm! Was hätt' ich nicht
Noch gern ertragen! — aber lange ſchon
Kommt er nicht mehr, die Palmen zu beſuchen,
Die unſers*) Auferſtandnen Grab umſchatten;
Und niemand weiß, wo er geblieben iſt. —
Ihr ſtaunt? Ihr ſinnt?

Nathan.

Ich überdenke mir,
Was das auf einen Geiſt, wie Rechas, wohl
Für Eindruck machen muß. Sich ſo verſchmäht
Von dem zu finden, den man hochzuſchätzen
Sich ſo gezwungen fühlt; ſo weggeſtoßen,
Und doch ſo angezogen werden; — Traun,
Da müſſen Herz und Kopf ſich lange zanken,
Ob Menſchenhaß, ob Schwermuth ſiegen ſoll.

---

*) „ſeines“ in der erſten Ausgabe.

Oft ſiegt auch keines; und die Phantaſie,
Die in den Streit ſich mengt, macht Schwärmer,
Bey welchen bald der Kopf das Herz, und bald
Das Herz den Kopf muß ſpielen. — Schlimmer Tauſch! —
Das letztere, verkenn' ich Recha nicht,
Iſt Rechas Fall: ſie ſchwärmt.

Daja.

Allein ſo fromm,
So liebenswürdig!

Nathan.

Iſt doch auch geſchwärmt!

Daja.

Vornehmlich Eine — Grille, wenn Ihr wollt,
Iſt ihr ſehr werth. Es ſey ihr Tempelherr
Kein irdiſcher und keines irdiſchen;
Der Engel einer, deren Schutze ſich
Ihr kleines Herz, von Kindheit auf, ſo gern
Vertrauet glaubte, ſey aus ſeiner Wolke,
In die er ſonſt verhüllt, auch noch im Feuer,
Um ſie geſchwebt, mit eins als Tempelherr
Hervorgetreten. — Lächelt nicht! — Wer weiß?
Laßt lächelnd wenigſtens ihr einen Wahn,
In dem ſich Jud' und Chriſt und Muſelmann
Vereinigen; — ſo einen ſüßen Wahn!

Nathan.

Auch mir ſo ſüß! — Geh, wackre Daja, geh;
Sieh, was ſie macht; ob ich ſie ſprechen kann. —
Sodann ſuch' ich den wilden, launigen
Schutzengel auf. Und wenn ihm noch beliebt,
Hienieden unter uns zu wallen; noch
Beliebt, ſo ungeſittet Ritterſchaft
Zu treiben: find' ich ihn gewiß; und bring'
Ihn her.

Daja.

Ihr unternehmet viel.

Nathan.

Macht dann

Der ſüße Wahn der ſüßern Wahrheit Platz: —
Denn, Daja, glaube mir; dem Menſchen iſt
Ein Menſch noch immer lieber, als ein Engel —
So wirſt du doch auf mich, auf mich nicht zürnen,
Die Engelſchwärmerinn geheilt zu ſehn?

Daja.

Ihr ſeyd ſo gut, und ſeyd zugleich ſo ſchlimm!
Ich geh! — Doch hört! doch ſeht! — Da kommt ſie ſelbſt.

Zweyter Auftritt.

Recha, und die Vorigen.

Recha.

So ſeyd Ihr es doch ganz und gar, mein Vater?
Ich glaubt', Ihr hättet Eure Stimme nur
Vorausgeſchickt. Wo bleibt Ihr? Was für Berge,
Für Wüſten, was für Ströme trennen uns
Denn noch? Ihr athmet Wand an Wand mit ihr,
Und eilt nicht, Eure Recha zu umarmen?
Die arme Recha, die indeß verbrannte! —
Faſt, faſt verbrannte! Faſt nur. Schaudert nicht!
Es iſt ein garſt'ger Tod, verbrennen. O!

Nathan.

Mein Kind! mein liebes Kind!

Recha.

Ihr mußtet über
Den Euphrat, Tygris, Jordan; über — wer
Weiß was für Waſſer all? — Wie oft hab' ich
Um Euch gezittert, eh das Feuer mir
So nahe kam! Denn ſeit das Feuer mir
So nahe kam: dünkt mich im Waſſer ſterben
Erquickung, Labſal, Rettung. — Doch Ihr ſeyd
Ja nicht ertrunken: ich, ich bin ja nicht
Verbrannt. Wie wollen wir uns freun, und Gott,
Gott loben! Er, er trug Euch und den Nachen
Auf Flügeln ſeiner unſichtbaren Engel
Die ungetreuen Ström' hinüber. Er,
Er winkte meinem Engel, daß er ſichtbar

Auf ſeinem weißen Fittiche mich durch
Das Feuer trüge —

Nathan.

(Weißem Fittiche!
Ja, ja! der weiße vorgeſpreizte Mantel
Des Tempelherrn.)

Recha.

Er ſichtbar, ſichtbar mich
Durchs Feuer trüg', von ſeinem Fittiche
Verweht. — Ich alſo, ich hab' einen Engel
Von Angeſicht zu Angeſicht geſehn;
Und meinen Engel.

Nathan.

Recha wär' es werth;
Und würd' an ihm nichts ſchöners ſehn, als er
An ihr.

Recha (lächelnd.)

Wem ſchmeichelt Ihr, mein Vater? wem?
Dem Engel, oder Euch?

Nathan.

Doch hätt' auch nur
Ein Menſch — ein Menſch, wie die Natur ſie täglich
Gewährt, dir dieſen Dienſt erzeigt: er müßte
Für dich ein Engel ſeyn. Er müßt' und würde.

Recha.

Nicht ſo ein Engel; nein! ein wirklicher;
Es war gewiß ein wirklicher! — Habt Ihr,
Ihr ſelbſt die Möglichkeit, daß Engel ſind,
Daß Gott zum Beſten derer, die ihn lieben,
Auch Wunder könne thun, mich nicht gelehrt?
Ich lieb' ihn ja.

Nathan.

Und er liebt dich; und thut
Für dich, und deines gleichen, ſtündlich Wunder;
Ja, hat ſie ſchon von aller Ewigkeit
Für euch gethan.

Recha.
Das hör' ich gern.
Nathan.
Wie? weil
Es ganz natürlich, ganz alltäglich klänge,
Wenn dich ein eigentlicher Tempelherr
Gerettet hätte: ſollt' es darum weniger
Ein Wunder ſeyn? — Der Wunder höchſtes iſt,
Daß uns die wahren, echten Wunder ſo
Alltäglich werden können, werden ſollen.
Ohn' dieſes allgemeine Wunder, hätte
Ein Denkender wohl ſchwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern bloß ſo heißen müßte,
Die gaffend nur das Ungewöhnlichſte,
Das Neuſte nur verfolgen.
Daja (zu Nathan.)
Wollt Ihr denn
Ihr ohnedem ſchon überſpanntes Hirn
Durch ſolcherley Subtilitäten ganz
Zerſprengen?
Nathan.
Laß mich! — Meiner Recha wär'
Es Wunders nicht genug, daß ſie ein Menſch
Gerettet, welchen ſelbſt kein kleines Wunder
Erſt retten müſſen? Ja, kein kleines Wunder!
Denn wer hat ſchon gehört, daß Saladin
Je eines Tempelherrn verſchont? daß je
Ein Tempelherr von ihm verſchont zu werden
Verlangt? gehofft? ihm je für ſeine Freyheit
Mehr als den ledern Gurt gebothen, der
Sein Eiſen ſchleppt; und höchſtens ſeinen Dolch?
Recha.
Das ſchließt für mich, mein Vater. — Darum eben
War das kein Tempelherr; er ſchien es nur. —
Kömmt kein gefangner Tempelherr je anders
Als zum gewiſſen Tode nach Jeruſalem;
Geht keiner in Jeruſalem ſo frey

Umher: wie hätte mich des Nachts freywillig
Denn einer retten können?

Nathan.

Sieh! wie ſinnreich.
Jetzt, Daja, nimm das Wort. Ich hab' es ja
Von dir, daß er gefangen hergeſchickt
Iſt worden. Ohne Zweifel weißt du mehr.

Daja.

Nun ja. — So ſagt man freylich; — doch man ſagt
Zugleich, daß Saladin den Tempelherrn
Begnadigt, weil er ſeiner Brüder einem,
Den er beſonders lieb gehabt, ſo ähnlich ſehe.
Doch da es viele zwanzig Jahre her,
Daß dieſer Bruder nicht mehr lebt, — er hieß,
Ich weiß nicht wie; — er blieb, ich weiß nicht wo: —
So klingt das ja ſo gar — ſo gar unglaublich,
Daß an der ganzen Sache wohl nichts iſt.

Nathan.

Ey, Daja! Warum wäre denn das ſo
Unglaublich? Doch wohl nicht — wie's wohl geſchieht —
Um lieber etwas noch unglaublichers
Zu glauben? — Warum hätte Saladin,
Der ſein Geſchwiſter insgeſammt ſo liebt,
In jüngern Jahren einen Bruder nicht
Noch ganz beſonders lieben können? — Pflegen
Sich zwey Geſichter nicht zu ähneln? — Iſt
Ein alter Eindruck ein verlorner? — Wirkt
Das Nehmliche nicht mehr das Nehmliche? —
Seit wenn? — Wo ſteckt hier das Unglaubliche? —
Ey freylich, weiſe Daja, wär's für dich
Kein Wunder mehr; und deine Wunder nur
Bedürf... verdienen, will ich ſagen, Glauben.

Daja.

Ihr ſpottet.

Nathan.

Weil du meiner ſpotteſt. — Doch
Auch ſo noch, Recha, bleibet deine Rettung

Ein Wunder, dem nur möglich, der die ſtrengſten
Entſchlüſſe, die unbändigſten Entwürfe
Der Könige, ſein Spiel — wenn nicht ſein Spott —
Gern an den ſchwächſten Fäden lenkt.

Recha.

Mein Vater!
Mein Vater, wenn ich irr', Ihr wißt, ich irre
Nicht gern.

Nathan.

Vielmehr, du läßt dich gern belehren. —
Sieh! eine Stirn, ſo oder ſo gewölbt;
Der Rücken einer Naſe, ſo vielmehr
Als ſo geführet; Augenbraunen, die
Auf einem ſcharfen oder ſtumpfen Knochen
So oder ſo ſich ſchlängeln; eine Linie,
Ein Bug, ein Winkel, eine Falt', ein Mahl,
Ein Nichts, auf eines wilden Europäers
Geſicht: — und du entkömmſt dem Feur, in Aſien!
Das wär' kein Wunder, wunderſücht'ges Volk?
Warum bemüht ihr denn noch einen Engel?

Daja.

Was ſchadets — Nathan, wenn ich ſprechen darf —
Bey alle dem, von einem Engel lieber
Als einem Menſchen ſich gerettet denken?
Fühlt man der erſten unbegreiflichen
Urſache ſeiner Rettung nicht ſich ſo
Viel näher?

Nathan.

Stolz! und nichts als Stolz! Der Topf
Von Eiſen will mit einer ſilbern Zange
Gern aus der Gluth gehoben ſeyn, um ſelbſt
Ein Topf von Silber ſich zu dünken. — Pah! —
Und was es ſchadet, fragſt du? was es ſchadet?
Was hilft es? dürft ich nur hinwieder fragen. —
Denn dein „Sich Gott um ſo viel näher fühlen,“
Iſt Unſinn oder Gotteslästerung. —
Allein es ſchadet; ja, es ſchadet allerdings. —

Kommt! hört mir zu. — Nicht wahr? dem Weſen, das
Dich rettete, — es ſey ein Engel oder
Ein Menſch, — dem möchtet ihr, und du beſonders,
Gern wieder viele große Dienſte thun? —
Nicht wahr? — Nun, einem Engel, was für Dienſte,
Für große Dienſte könnt ihr dem wohl thun?
Ihr könnt ihm danken; zu ihm ſeufzen, beten;
Könnt in Entzückung über ihn zerſchmelzen;
Könnt an dem Tage ſeiner Feyer faſten,
Almoſen ſpenden. — Alles nichts. — Denn mich
Deucht immer, daß ihr ſelbſt und euer Nächſter
Hierbey weit mehr gewinnt, als er. Er wird
Nicht fett durch euer Faſten; wird nicht reich
Durch eure Spenden; wird nicht herrlicher
Durch eur Entzücken; wird nicht mächtiger
Durch eur Vertraun. Nicht wahr? Allein ein Menſch!

Daja.

Ey freylich hätt' ein Menſch, etwas für ihn
Zu thun, uns mehr Gelegenheit verſchafft.
Und Gott weiß, wie bereit wir dazu waren!
Allein er wollte ja, bedurfte ja
So völlig nichts; war in ſich, mit ſich ſo
Vergnügſam, als nur Engel ſind, nur Engel
Seyn können.

Recha.

Endlich, als er gar verſchwand ...

Nathan.

Verſchwand? — Wie denn verſchwand? — Sich untern Palmen
Nicht ferner ſehen ließ? — Wie? oder habt
Ihr wirklich ſchon ihn weiter aufgeſucht?

Daja.

Das nun wohl nicht.

Nathan.

Nicht, Daja? nicht? — Da ſieh
Nun was es ſchadt! — Grauſame Schwärmerinnen! —
Wenn dieſer Engel nun — nun krank geworden! ...

Recha.
Krank!
Daja.
Krank! Er wird doch nicht!
Recha.
Welch kalter Schauer
Befällt mich! — Daja! — Meine Stirne, ſonſt
So warm, fühl! iſt auf einmal Eis.
Nathan.
Er iſt
Ein Franke, dieſes Klima's ungewohnt;
Iſt jung; der harten Arbeit ſeines Standes,
Des Hungerns, Wachens ungewohnt.
Recha.
Krank! krank!
Daja.
Das wäre möglich, meint ja Nathan nur.
Nathan.
Nun liegt er da! hat weder Freund, noch Geld
Sich Freunde zu beſolden.
Recha.
Ah, mein Vater!
Nathan.
Liegt ohne Wartung, ohne Rath und Zuſprach,
Ein Raub der Schmerzen und des Todes da!
Recha.
Wo? wo?
Nathan.
Er, der für eine, die er nie
Gekannt, geſehn — genug, es war ein Menſch —
Ins Feur ſich ſtürzte …
Daja.
Nathan, ſchonet ihrer!
Nathan.
Der, was er rettete, nicht näher kennen,
Nicht weiter ſehen mocht', um ihm den Dank
Zu ſparen …

Daja.
Schonet ihrer, Nathan!
Nathan.
Weiter
Auch nicht zu ſehn verlangt', es wäre denn,
Daß er zum zweytenmal es retten ſollte —
Denn gnug, es iſt ein Menſch ...
Daja.
Hört auf, und ſeht!
Nathan.
Der, der hat ſterbend ſich zu laben, nichts —
Als das Bewußtſeyn dieſer That!
Daja.
Hört auf!
Ihr tödtet ſie!
Nathan.
Und du haſt ihn getödtet! —
Hättſt ſo ihn tödten können. — Recha! Recha!
Es iſt Arzney, nicht Gift, was ich dir reiche.
Er lebt! — komm zu dir! — iſt auch wohl nicht krank;
Nicht einmal krank!
Recha.
Gewiß? — nicht todt? nicht krank?
Nathan.
Gewiß, nicht todt! Denn Gott lohnt Gutes, hier
Gethan, auch hier noch. — Geh! — Begreifſt du aber,
Wie viel *andächtig ſchwärmen* leichter, als
Gut handeln iſt? wie gern der ſchlaffſte Menſch
Andächtig ſchwärmt, um nur, — iſt er zu Zeiten
Sich ſchon der Abſicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?
Recha.
Ah,
Mein Vater! laßt, laßt Eure Recha doch
Nie wiederum allein! — Nicht wahr, er kann
Auch wohl verreiſt nur ſeyn? —

Nathan.

Geht! — Allerdings. —
Ich ſeh, dort muſtert mit neugier'gem Blick
Ein Muſelmann mir die beladenen
Kameele. Kennt ihr ihn?

Daja.

Ha! Euer Derwiſch.

Nathan.

Wer?

Daja.

Euer Derwiſch; Euer Schachgeſell!

Nathan.

Al-Haſi? das Al-Haſi?

Daja.

Itzt des Sultans
Schatzmeiſter.

Nathan.

Wie? Al-Haſi? Träumſt du wieder? —
Er iſts! — wahrhaftig, iſts! — kömmt auf uns zu.
Hinein mit Euch, geſchwind! — Was werd' ich hören!

Dritter Auftritt.

Nathan und der Derwiſch.

Derwiſch.

Reißt nur die Augen auf, ſo weit Ihr könnt!

Nathan.

Biſt du's? biſt du es nicht? — In dieſer Pracht,
Ein Derwiſch!...

Derwiſch.

Nun? warum denn nicht? Läßt ſich
Aus einem Derwiſch denn nichts, gar nichts machen?

Nathan.

Ey wohl, genug! — Ich dachte mir nur immer,
Der Derwiſch — ſo der rechte Derwiſch — woll'
Aus ſich nichts machen laſſen.

Derwiſch.

Beym Propheten!

Daß ich kein rechter bin, mag auch wohl wahr ſeyn.
Zwar wenn man muß —

Nathan.

Muß! Derwiſch! — Derwiſch muß?
Kein Menſch muß müſſen, und ein Derwiſch müßte?
Was müßt' er denn?

Derwiſch.

Warum man ihn recht bittet,
Und er für gut erkennt: das muß ein Derwiſch.

Nathan.

Bey unſerm Gott! da ſagſt du wahr. — Laß dich
Umarmen, Menſch. — Du biſt doch noch mein Freund?

Derwiſch.

Und fragt nicht erſt, was ich geworden bin?

Nathan.

Trotz dem, was du geworden!

Derwiſch.

Könnt' ich nicht
Ein Kerl im Staat geworden ſeyn, des Freundſchaft
Euch ungelegen wäre?

Nathan.

Wenn dein Herz
Noch Derwiſch iſt, ſo wag' ichs drauf. Der Kerl
Im Staat, iſt nur dein Kleid.

Derwiſch.

Das auch geehrt
Will ſeyn. — Was meint Ihr? rathet! — Was wär' ich
An Eurem Hofe?

Nathan.

Derwiſch; weiter nichts.
Doch nebenher, wahrſcheinlich — Koch.

Derwiſch.

Nun ja!
Mein Handwerk bey Euch zu verlernen. — Koch!
Nicht Kellner auch? — Geſteht, daß Saladin
Mich beſſer kennt. — Schatzmeiſter bin ich bey
Ihm worden.

Nathan.
Du? — bey ihm?
Derwiſch.
Verſteht:
Des kleinern Schatzes; denn des gröſſern waltet
Sein Vater noch — des Schatzes für ſein Haus.
Nathan.
Sein Haus iſt groß.
Derwiſch.
Und gröſſer, als Ihr glaubt;
Denn jeder Bettler iſt von ſeinem Hauſe.
Nathan.
Doch iſt den Bettlern Saladin ſo feind —
Derwiſch.
Daß er mit Stumpf und Stiel ſie zu vertilgen
Sich vorgeſetzt, — und ſollt' er ſelbſt darüber
Zum Bettler werden.
Nathan.
Brav! So meyn' ichs eben.
Derwiſch.
Er iſts auch ſchon, trotz einem! — Denn ſein Schatz
Iſt jeden Tag mit Sonnenuntergang
Viel leerer noch, als leer. Die Fluth, ſo hoch
Sie morgens eintritt, iſt des Mittags längſt
Verlaufen —
Nathan.
Weil Kanäle ſie zum Theil
Verſchlingen, die zu füllen oder zu
Verſtopfen, gleich unmöglich iſt.
Derwiſch.
Getroffen!
Nathan.
Ich kenne das!
Derwiſch.
Es taugt nun freylich nichts,
Wenn Fürſten Geyer unter Aeſern ſind.

Doch ſind ſie Aeſer unter Geyern, taugts
Noch zehnmal weniger.

Nathan.

O nicht doch, Derwiſch!
Nicht doch!

Derwiſch.

Ihr habt gut reden, Ihr! — Kommt an:
Was gebt Ihr mir? ſo tret' ich meine Stell'
Euch ab.

Nathan.

Was bringt dir deine Stelle?

Derwiſch.

Mir?
Nicht viel. Doch Euch, Euch kann ſie trefflich wuchern.
Denn iſt es Ebb' im Schatz, — wie öfters iſt, —
So zieht Ihr Eure Schleuſen auf: ſchießt vor,
Und nehmt an Zinſen, was Euch nur gefällt.

Nathan.

Auch Zins vom Zins der Zinſen?

Derwiſch.

Freylich!

Nathan.

Bis
Mein Kapital zu lauter Zinſen wird.

Derwiſch.

Das lockt Euch nicht? So ſchreibet unſrer Freundſchaft
Nur gleich den Scheidebrief! Denn wahrlich hab'
Ich ſehr auf Euch gerechnet.

Nathan.

Wahrlich? Wie
Denn ſo? wie ſo denn?

Derwiſch.

Daß Ihr mir mein Amt
Mit Ehren würdet führen helfen; daß
Ich allzeit offne Kaſſe bey Euch hätte. —
Ihr ſchüttelt?

Nathan.

Nun, verſtehn wir uns nur recht!
Hier giebts zu unterſcheiden. — Du? warum
Nicht du? Al-Hafi Derwiſch iſt zu allem,
Was ich vermag, mir ſtets willkommen. — Aber
Al-Hafi Defterdar des Saladin,
Der — dem —

Derwiſch.

Errieth ichs nicht? Daß Ihr doch immer
So gut als klug, ſo klug als weiſe ſeyd! —
Geduld! Was Ihr am Hafi unterſcheidet,
Soll bald geſchieden wieder ſeyn. — Seht da
Das Ehrenkleid, das Saladin mir gab.
Eh es verſchoſſen iſt, eh es zu Lumpen
Geworden, wie ſie einen Derwiſch kleiden,
Hängts in Jeruſalem am Nagel, und
Ich bin am Ganges, wo ich leicht und barfuß
Den heißen Sand mit meinen Lehrern trete.

Nathan.

Dir ähnlich gnug!

Derwiſch.

Und Schach mit ihnen ſpiele.

Nathan.

Dein höchſtes Gut!

Derwiſch.

Denkt nur, was mich verführte! —
Damit ich ſelbſt nicht länger betteln dürfte?
Den reichen Mann mit Bettlern ſpielen könnte?
Vermögend wär' im Hui den reichſten Bettler
In einen armen Reichen zu verwandeln?

Nathan.

Das nun wohl nicht.

Derwiſch.

Weit etwas abgeſchmackters!
Ich fühlte mich zum erſtenmal geſchmeichelt;
Durch Saladins gutherz'gen Wahn geſchmeichelt —

Nathan.

Der war?

Derwiſch.

„Ein Bettler wiſſe nur, wie Bettlern
„Zu Muthe ſey; ein Bettler habe nur
„Gelernt, mit guter Weiſe Bettlern geben.
„Dein Vorfahr, ſprach er, war mir viel zu kalt,
„Zu rauh. Er gab ſo unhold, wenn er gab;
„Erkundigte ſo ungeſtüm ſich erſt
„Nach dem Empfänger; nie zufrieden, daß
„Er nur den Mangel kenne, wollt' er auch
„Des Mangels Urſach wiſſen, um die Gabe
„Nach dieſer Urſach filzig abzuwägen.
„Das wird Al-Hafi nicht! So unmild mild
„Wird Saladin im Hafi nicht erſcheinen!
„Al-Hafi gleicht verſtopften Röhren nicht,
„Die ihre klar und ſtill empfangnen Waſſer
„So unrein und ſo ſprudelnd wieder geben.
„Al-Hafi denkt; Al-Hafi fühlt wie ich!“ —
So lieblich klang des Voglers Pfeife, bis
Der Gimpel in dem Netze war. — Ich Geck!
Ich eines Gecken Geck!

Nathan.

Gemach, mein Derwiſch,
Gemach!

Derwiſch.

Ey was! — Es wär' nicht Geckerey,
Bey Hunderttauſenden die Menſchen drücken,
Ausmärgeln, plündern, martern, würgen; und
Ein Menſchenfreund an Einzeln ſcheinen wollen?
Es wär' nicht Geckerey, des Höchſten Milde,
Die ſonder Auswahl über Böſ' und Gute
Und Flur und Wüſteney, in Sonnenſchein
Und Regen ſich verbreitet, — nachzuäffen,
Und nicht des Höchſten immer volle Hand
Zu haben? Was? es wär' nicht Geckerey …

Nathan.

Genug! hör auf!

Derwiſch.

Laßt meiner Geckerey
Mich doch nur auch erwähnen! — Was? es wäre
Nicht Geckerey, an ſolchen Geckereyen
Die gute Seite dennoch auszuſpüren,
Um Antheil, dieſer guten Seite wegen,
An dieſer Geckerey zu nehmen? Heh?
Das nicht?

Nathan.

Al-Haſi, mache, daß du bald
In deine Wüſte wieder kömmſt. Ich fürchte,
Grad' unter Menſchen möchteſt du ein Menſch
Zu ſeyn verlernen.

Derwiſch.

Recht, das fürcht' ich auch.
Lebt wohl!

Nathan.

So haſtig? — Warte doch, Al-Haſi.
Entläuft dir denn die Wüſte? — Warte doch! —
Daß er mich hörte! — He, Al-Haſi! hier! —
Weg iſt er; und ich hätt' ihn noch ſo gern
Nach unſerm Tempelherrn gefragt. Vermuthlich,
Daß er ihn kennt.

Vierter Auftritt.

Daja eilig herbey. Nathan.

Daja.

O Nathan, Nathan!

Nathan.

Nun?
Was giebts?

Daja.

Er läßt ſich wieder ſehn! Er läßt
Sich wieder ſehn!

Nathan.

Wer, Daja? wer?

Daja.

Er! er!

Nathan.

Er? Er? — Wann läßt ſich der nicht ſehn! — Ja ſo,
Nur euer Er heißt er. — Das ſollt' er nicht!
Und wenn er auch ein Engel wäre, nicht!

Daja.

Er wandelt untern Palmen wieder auf
Und ab; und bricht von Zeit zu Zeit ſich Datteln.

Nathan.

Sie eſſend? — und als Tempelherr?

Daja.

Was quält
Ihr mich? — Ihr gierig Aug' errieth ihn hinter
Den dicht verſchränkten Palmen ſchon; und folgt
Ihm unverrückt. Sie läßt Euch bitten, — Euch
Beſchwören, — ungeſäumt ihn anzugehn.
O eilt! Sie wird Euch aus dem Fenſter winken,
Ob er hinauf geht oder weiter ab
Sich ſchlägt. O eilt!

Nathan.

So wie ich vom Kameele
Geſtiegen? — Schickt ſich das? — Geh, eile du
Ihm zu; und meld' ihm meine Wiederkunft.
Gieb Acht, der Biedermann hat nur mein Haus
In meinem Abſeyn nicht betreten wollen;
Und kömmt nicht ungern, wenn der Vater ſelbſt
Ihn laden läßt. Geh, ſag', ich laß' ihn bitten,
Ihn herzlich bitten ...

Daja.

All umſonſt! Er kömmt
Euch nicht. — Denn kurz; er kömmt zu keinem Juden.

Nathan.

So geh, geh wenigſtens ihn anzuhalten;
Ihn wenigſtens mit deinen Augen zu
Begleiten. — Geh, ich komme gleich dir nach.

(Nathan eilet hinein, und Daja heraus.)

Fünfter Auftritt.

Scene: ein Platz mit Palmen,
unter welchen der **Tempelherr** auf und nieder geht. Ein **Kloſterbruder** folgt ihm in einiger Entfernung von der Seite, immer als ob er ihn anreden wolle.

Tempelherr.

Der folgt mir nicht vor langer Weile! — Sieh,
Wie ſchielt er nach den Händen! — Guter Bruder, . . .
Ich kann Euch auch wohl Vater nennen; nicht?

Kloſterbruder.

Nur Bruder. — Layenbruder nur; zu dienen.

Tempelherr.

Ja, guter Bruder, wer nur ſelbſt was hätte!
Bey Gott! bey Gott! ich habe nichts —

Kloſterbruder.

Und doch
Recht warmen Dank! Gott geb' Euch tauſendfach
Was Ihr gern geben wolltet. Denn der Wille
Und nicht die Gabe macht den Geber. — Auch
Ward ich dem Herrn Almoſens wegen gar
Nicht nachgeſchickt.

Tempelherr.

Doch aber nachgeſchickt?

Kloſterbruder.

Ja; aus dem Kloſter.

Tempelherr.

Wo ich eben jetzt
Ein kleines Pilgermahl zu finden hoffte?

Kloſterbruder.

Die Tiſche waren ſchon beſetzt: komm' aber
Der Herr nur wieder mit zurück.

Tempelherr.

Wozu?
Ich habe Fleiſch wohl lange nicht gegeſſen:
Allein was thuts? Die Datteln ſind ja reif.

Kloſterbruder.

Nehm' ſich der Herr in Acht mit dieſer Frucht.

Zu viel genoſſen taugt ſie nicht; verſtopft
Die Milz; macht melancholiſches Geblüt.
Tempelherr.
Wenn ich nun melancholiſch gern mich fühlte? —
Doch dieſer Warnung wegen wurdet Ihr
Mir doch nicht nachgeſchickt?
Kloſterbruder.
O nein! — Ich ſoll
Mich nur nach Euch erkunden; auf den Zahn
Euch fühlen.
Tempelherr.
Und das ſagt Ihr mir ſo ſelbſt?
Kloſterbruder.
Warum nicht?
Tempelherr.
(Ein verſchmitzter Bruder!) — Hat
Das Kloſter Eures gleichen mehr?
Kloſterbruder.
Weiß nicht.
Ich muß gehorchen, lieber Herr.
Tempelherr.
Und da
Gehorcht Ihr denn auch ohne viel zu klügeln?
Kloſterbruder.
Wär's ſonſt gehorchen, lieber Herr?
Tempelherr.
(Daß doch
Die Einfalt immer Recht behält!) — Ihr dürft
Mir doch auch wohl vertrauen, wer mich gern
Genauer kennen möchte? — Daß Ihrs ſelbſt
Nicht ſeyd, will ich wohl ſchwören.
Kloſterbruder.
Ziemte mirs?
Und frommte mirs?
Tempelherr.
Wem ziemt und frommt es denn,
Daß er ſo neubegierig iſt? Wem denn?

Kloſterbruder.

Dem Patriarchen; muß ich glauben. — Denn
Der ſandte mich Euch nach.

Tempelherr.

Der Patriarch?
Kennt der das rothe Kreuz auf weißem Mantel
Nicht beſſer?

Kloſterbruder.

Kenn' ja ichs!

Tempelherr.

Nun, Bruder? nun: —
Ich bin ein Tempelherr; und ein gefang'ner. —
Setz' ich hinzu; gefangen bey Tebnin,
Der Burg, die mit des Stillſtands letzter Stunde
Wir gern erſtiegen hätten, um ſodann
Auf Sidon los zu gehn — Setz' ich hinzu;
Selbzwanzigſter gefangen und allein
Vom Saladin begnadiget: ſo weiß
Der Patriarch, was er zu wiſſen braucht. —
Mehr, als er braucht.

Kloſterbruder.

Wohl aber ſchwerlich mehr,
Als er ſchon weiß. — Er wüßt' auch gern, warum
Der Herr vom Saladin begnadigt worden;
Er ganz allein.

Tempelherr.

Weiß ich das ſelber? — Schon
Den Hals entblößt, kniet' ich auf meinem Mantel,
Den Streich erwartend: als mich ſchärfer Saladin
Ins Auge faßt, mir näher ſpringt, und winkt.
Man hebt mich auf; ich bin entfeſſelt; will
Ihm danken; ſeh' ſein Aug' in Thränen: ſtumm
Iſt er, bin ich; er geht, ich bleibe. — Wie
Nun das zuſammenhängt, enträthſle ſich
Der Patriarche ſelbſt.

Kloſterbruder.
Er ſchließt daraus,
Daß Gott zu großen, großen Dingen Euch
Müß aufbehalten haben.
Tempelherr.
Ja, zu großen!
Ein Judenmädchen aus dem Feur zu retten;
Auf Sinai neugier'ge Pilger zu
Geleiten; und dergleichen mehr.
Kloſterbruder.
Wird ſchon
Noch kommen! — Iſt inzwiſchen auch nicht übel. —
Vielleicht hat ſelbſt der Patriarch bereits
Weit wicht'gere Geſchäfte für den Herrn.
Tempelherr.
So? meint Ihr, Bruder? — Hat er gar Euch ſchon
Was merken laſſen?
Kloſterbruder.
Ey, ja wohl! — Ich ſoll
Den Herrn nur erſt ergründen, ob er ſo
Der Mann wohl iſt.
Tempelherr.
Nun ja; ergründet nur!
(Ich will doch ſehn, wie der ergründet!) — Nun?
Kloſterbruder.
Das kürzſte wird wohl ſeyn, daß ich dem Herrn
Ganz grade zu des Patriarchen Wunſch
Eröffne.
Tempelherr.
Wohl!
Kloſterbruder.
Er hätte durch den Herrn
Ein Briefchen gern beſtellt.
Tempelherr.
Durch mich? Ich bin
Kein Bothe. — Das, das wäre das Geſchäft,

Das weit glorreicher ſey, als Judenmädchen
Dem Feur entreißen?

Kloſterbruder.

Muß doch wohl! Drum — ſagt
Der Patriarch — an dieſem Briefchen ſey
Der ganzen Chriſtenheit ſehr viel gelegen.
Dieß Briefchen wohl beſtellt zu haben, — ſagt
Der Patriarch, — werd' einſt im Himmel Gott
Mit einer ganz beſondern Krone lohnen.
Und dieſer Krone, — ſagt der Patriarch, —
Sey niemand würd'ger, als mein Herr.

Tempelherr.

Als ich?

Kloſterbruder.

Denn dieſe Krone zu verdienen, — ſagt
Der Patriarch, — ſey ſchwerlich jemand auch
Geſchickter, als mein Herr.

Tempelherr.

Als ich?

Kloſterbruder.

Er ſey
Hier frey; könn' überall ſich hier beſehn;
Verſteh', wie eine Stadt zu ſtürmen und
Zu ſchirmen; könne, — ſagt der Patriarch, —
Die Stärk' und Schwäche der von Saladin
Neu aufgeführten, innern, zweyten Mauer
Am beſten ſchätzen, ſie am deutlichſten
Den Streitern Gottes, ſagt der Patriarch,
Beſchreiben.

Tempelherr.

Guter Bruder, wenn ich doch
Nun auch des Briefchens nähern Inhalt wüßte.

Kloſterbruder.

Ja den, — den weiß ich nun wohl nicht ſo recht.
Das Briefchen aber iſt an König Philipp. —
Der Patriarch . . . Ich hab' mich oft gewundert,
Wie doch ein Heiliger, der ſonſt ſo ganz

Im Himmel lebt, zugleich ſo unterrichtet
Von Dingen dieſer Welt zu ſeyn herab
Sich laſſen kann. Es muß ihm ſauer werden.

Tempelherr.

Nun dann? der Patriarch? —

Kloſterbruder.

Weiß ganz genau,
Ganz zuverläßig, wie und wo, wie ſtark,
Von welcher Seite Saladin, im Fall
Es völlig wieder losgeht, ſeinen Feldzug
Eröffnen wird.

Tempelherr.

Das weiß er?

Kloſterbruder.

Ja, und möcht'
Es gern dem König Philipp wiſſen laſſen:
Damit der ungefähr ermeſſen könne,
Ob die Gefahr denn gar ſo ſchrecklich, um
Mit Saladin den Waffenſtilleſtand,
Den Euer Orden ſchon ſo brav gebrochen,
Es koſte was es wolle, wieder her
Zu ſtellen.

Tempelherr.

Welch ein Patriarch! — Ja ſo!
Der liebe tapfre Mann will mich zu keinem
Gemeinen Bothen; will mich*) — zum Spion. —
Sagt Euerm**) Patriarchen, guter Bruder,
So viel Ihr mich ergründen können, wär'
Das meine Sache nicht. — Ich müſſe mich
Noch als Gefangenen betrachten; und
Der Tempelherren einziger Beruf
Sey mit dem Schwerte drein zu ſchlagen, nicht
Kundſchafterey zu treiben.

Kloſterbruder.

Dacht' ichs doch! —
Wills auch dem Herrn nicht eben ſehr verübeln. —

---

*) „er will mich“ in beiden Ausgaben.

**) „Sag deinem“ u. ſ. w. in der erſten.

Zwar kömmt das Beſte noch. — Der Patriarch
Hiernächſt hat ausgegattert, wie die Veſte
Sich nennt, und wo auf Libanon ſie liegt,
In der die ungeheuern Summen ſtecken,
Mit welchen Saladins vorſichtiger Vater
Das Heer beſoldet, und die Zurüſtungen
Des Kriegs beſtreitet. Saladin verfügt
Von Zeit zu Zeit auf abgelegnen Wegen
Nach dieſer Veſte ſich, nur kaum begleitet. —
Ihr merkt doch?

Tempelherr.

Nimmermehr!

Kloſterbruder.

Was wäre da
Wohl leichter, als des Saladins ſich zu
Bemächtigen? den Garaus ihm zu machen? —
Ihr ſchaudert? — O es haben ſchon ein Paar
Gottsfürchtige Maroniten ſich erbothen,
Wenn nur ein wackrer Mann ſie führen wolle,
Das Stück zu wagen.

Tempelherr.

Und der Patriarch
Hätt' auch zu dieſem wackern Manne mich
Erſehn?

Kloſterbruder.

Er glaubt, daß König Philipp wohl
Von Ptolemais aus die Hand hierzu
Am beſten bieten könne.

Tempelherr.

Mir? mir, Bruder?
Mir? Habt Ihr nicht gehört? nur erſt gehört,
Was für Verbindlichkeit dem Saladin
Ich habe?

Kloſterbruder.

Wohl hab ichs gehört.

Tempelherr.

Und doch?

Kloſterbruder.

Ja, — meynt der Patriarch, — das wär' ſchon gut:
Gott aber und der Orden...

Tempelherr.

Aendern nichts!
Gebieten mir kein Bubenſtück!

Kloſterbruder.

Gewiß nicht! —
Nur, — meynt der Patriarch, — ſey Bubenſtück
Vor Menſchen, nicht auch Bubenſtück vor Gott.

Tempelherr.

Ich wär' dem Saladin mein Leben ſchuldig:
Und raubt ihm ſeines?

Kloſterbruder.

Pfuy! — Doch bliebe, — meynt
Der Patriarch, — noch immer Saladin
Ein Feind der Chriſtenheit, der Euer Freund
Zu ſeyn, kein Recht erwerben könne.

Tempelherr.

Freund?
An dem ich blos nicht will zum Schurken werden;
Zum undankbaren Schurken?

Kloſterbruder.

Allerdings! —
Zwar, meynt der Patriarch, — des Dankes ſey
Man quitt, vor Gott und Menſchen quitt, wenn uns
Der Dienſt um unſertwillen nicht geſchehen.
Und da verlauten wolle, — meynt der Patriarch, —
Daß Euch nur darum Saladin begnadet,
Weil ihm in Eurer Mien', in Eurem Weſen,
So was von ſeinem Bruder eingeleuchtet...

Tempelherr.

Auch dieſes weiß der Patriarch; und doch? —
Ah! wäre das gewiß! Ah, Saladin! —
Wie? die Natur hätt' auch nur Einen Zug
Von mir in deines Bruders Form gebildet:
Und dem entſpräche nichts in meiner Seele?

Was dem entſpräche, könnt ich unterdrücken,
Um einem Patriarchen zu gefallen? —
Natur, ſo leugſt du nicht! So widerſpricht
Sich Gott in ſeinen Werken nicht! — Geht Bruder! —
Erregt mir meine Galle nicht! — Geht! geht!

Kloſterbruder.

Ich geh'; und geh' vergnügter, als ich kam.
Verzeihe mir der Herr. Wir Kloſterleute
Sind ſchuldig, unſern Obern zu gehorchen.

Sechſter Auftritt.

Der Tempelherr und Daja, die den Tempelherrn ſchon eine Zeit lang von weiten beobachtet hatte, und ſich nun ihm nähert.

Daja.

Der Kloſterbruder, wie mich dünkt, ließ in
Der beſten Laun' ihn nicht. — Doch muß ich mein
Paket nur wagen.

Tempelherr.

Nun, vortrefflich! — Lügt
Das Sprichwort wohl: daß Mönch und Weib, und Weib
Und Mönch des Teufels beyde Krallen ſind?
Er wirft mich heut aus einer in die andre.

Daja.

Was ſeh' ich? — Edler Ritter, Euch? — Gott Dank!
Gott tauſend Dank! — Wo habt Ihr denn
Die ganze Zeit geſteckt? — Ihr ſeyd doch wohl
Nicht krank geweſen?

Tempelherr.

Nein.

Daja.

Geſund doch?

Tempelherr.

Ja.

Daja.

Wir waren Euertwegen wahrlich ganz
Bekümmert.

Tempelherr.

So?

Daja.

Ihr wart gewiß verreiſt?

Tempelherr.

Errathen!

Daja.

Und kamt*) heut erſt wieder?

Tempelherr.

Geſtern.

Daja.

Auch Rechas Vater iſt heut angekommen.
Und nun darf Recha doch wohl hoffen?

Tempelherr.

Was?

Daja.

Warum ſie Euch ſo öfters bitten laſſen.
Ihr Vater ladet Euch nun ſelber bald
Aufs dringlichſte. Er kömmt von Babylon;
Mit zwanzig hochbeladenen Kameelen,
Und allem, was an edeln Spezereyen,
An Steinen und an Stoffen, Indien
Und Perſien und Syrien, gar Sina,
Koſtbares nur gewähren.

Tempelherr.

Kaufe nichts.

Daja.

Sein Volk verehret ihn als einen Fürſten.
Doch daß es ihn den Weiſen Nathan nennt,
Und nicht vielmehr den Reichen, hat mich oft
Gewundert.

Tempelherr.

Seinem Volk iſt reich und weiſe
Vielleicht das nehmliche.

Daja.

Vor allen aber

---

*) „kommt“ in der erſten Ausgabe, „kamet“ in der zweiten.

Hätt's ihn den Guten nennen müſſen. Denn
Ihr ſtellt Euch gar nicht vor, wie gut er iſt.
Als er erfuhr, wie viel Euch Recha ſchuldig:
Was hätt', in dieſem Augenblicke, nicht
Er alles Euch gethan, gegeben!

Tempelherr.

Ey!

Daja.

Verſuchts und kommt und ſeht!

Tempelherr.

Was denn? wie ſchnell
Ein Augenblick vorüber iſt?

Daja.

Hätt' ich,
Wenn er ſo gut nicht wär', es mir ſo lange
Bey ihm gefallen laſſen? Meynt Ihr etwa,
Ich fühle meinen Werth als Chriſtinn nicht?
Auch mir wards vor der Wiege nicht geſungen,
Daß ich nur darum meinem Ehgemahl
Nach Paläſtina folgen würd', um da
Ein Judenmädchen zu erziehn. Es war
Mein lieber Ehgemahl ein edler Knecht
In Kaiſer Friedrichs Heere —

Tempelherr.

Von Geburth
Ein Schweitzer, dem die Ehr' und Gnade ward
Mit Seiner Kaiſerlichen Majeſtät
In einem Fluſſe zu erſaufen. — Weib!
Wie vielmal habt Ihr mir das ſchon erzehlt?
Hört Ihr denn gar nicht auf mich zu verfolgen?

Daja.

Verfolgen! lieber Gott!

Tempelherr.

Ja, ja, verfolgen.
Ich will nun einmal Euch nicht weiter ſehn!
Nicht hören! Will von Euch an eine That
Nicht fort und fort erinnert ſeyn, bey der

Ich nichts gedacht; die, wenn ich drüber denke,
Zum Räthſel von mir ſelbſt mir wird. Zwar möcht'
Ich ſie nicht gern bereuen. Aber ſeht;
Eräugnet ſo ein Fall ſich wieder: Ihr
Seyd Schuld, wenn ich ſo raſch nicht handle; wenn
Ich mich vorher erkund', — und brennen laſſe,
Was brennt.

Daja.

Bewahre Gott!

Tempelherr.

Von heut' an thut
Mir den Gefallen wenigſtens, und kennt
Mich weiter nicht. Ich bitt' Euch drum. Auch laßt
Den Vater mir vom Halſe. Jud' iſt Jude.
Ich bin ein plumper Schwab. Des Mädchens Bild
Iſt längſt aus meiner Seele; wenn es je
Da war.

Daja.

Doch Eures iſt aus Ihrer nicht.

Tempelherr.

Was ſolls nun aber da? was ſolls?

Daja.

Wer weiß!
Die Menſchen ſind nicht immer, was ſie ſcheinen.

Tempelherr.

Doch ſelten etwas beſſers. (Er geht.)

Daja.

Wartet doch!
Was eilt Ihr?

Tempelherr.

Weib, macht mir die Palmen nicht
Verhaßt, worunter ich ſo gern ſonſt wandle.

Daja.

So geh', du deutſcher Bär! ſo geh'! — Und doch
Muß ich die Spur des Thieres nicht verlieren.
(Sie geht ihm von weiten nach.)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Scene: des Sultans Pallaſt.

Saladin und Sittah ſpielen Schach.

Sittah.

Wo biſt du, Saladin? Wie ſpielſt du heut?

Saladin.

Nicht gut? Ich dächte doch.

Sittah.

Für mich; und kaum.
Nimm dieſen Zug zurück.

Saladin.

Warum?

Sittah.

Der Springer
Wird unbedeckt.

Saladin.

Iſt wahr. Nun ſo!

Sittah.

So zieh'
Ich in die Gabel.

Saladin.

Wieder wahr. — Schach dann!

Sittah.

Was hilft dir das? Ich ſetze vor: und du
Biſt, wie du warſt.

Saladin.

Aus dieſer Klemme, ſeh'
Ich wohl, iſt ohne Buße nicht zu kommen.
Mags! nimm den Springer nur.

Sittah.

Ich will ihn nicht.
Ich geh vorbey.

Saladin.

Du ſchenkſt mir nichts. Dir liegt
An dieſem Platze mehr, als an dem Springer.

Sittah.

Kann ſeyn.

Saladin.

Mach deine Rechnung nur nicht ohne
Den Wirth. Denn ſieh'! Was gilts, das wärſt du nicht
Vermuthen?

Sittah.

Freylich nicht. Wie konnt' ich auch
Vermuthen, daß du deiner Königinn
So müde wärſt?

Saladin.

Ich meiner Königinn?

Sittah.

Ich ſeh' nun ſchon: ich ſoll heut meine tauſend
Dinar', kein Naſerinchen mehr gewinnen.

Saladin.

Wie ſo?

Sittah.

Frag noch! — Weil du mit Fleiß, mit aller
Gewalt verlieren willſt. — Doch dabey find'
Ich meine Rechnung nicht. Denn auſſer, daß
Ein ſolches Spiel das unterhaltendſte
Nicht iſt: gewann ich immer nicht am meiſten
Mit dir, wenn ich verlor? Wenn haſt du mir
Den Satz, mich des verlornen Spieles wegen
Zu tröſten, doppelt nicht hernach geſchenkt?

Saladin.

Ey ſieh! ſo hätteſt du ja wohl, wenn du
Verlorſt, mit Fleiß verloren, Schweſterchen?

Sittah.

Zum wenigſten kann gar wohl ſeyn, daß deine
Freygebigkeit, mein liebes Brüderchen,
Schuld iſt, daß ich nicht beſſer ſpielen lernen.

Saladin.

Wir kommen ab vom Spiele. Mach ein Ende!

Sittah.

So bleibt es? Nun dann: Schach! und doppelt Schach!

Saladin.
Nun freylich; dieſes Abſchach hab' ich nicht
Geſehn, das meine Königinn zugleich
Mit niederwirft.
Sittah.
War dem noch abzuhelfen?
Laß ſehn.
Saladin.
Nein, nein; nimm nur die Königinn.
Ich war mit dieſem Steine nie recht glücklich.
Sittah.
Blos mit dem Steine?
Saladin.
Fort damit! — Das thut
Mir nichts. Denn ſo iſt alles wiederum
Geſchützt.
Sittah.
Wie höflich man mit Königinnen
Verfahren müſſe: hat mein Bruder mich
Zu wohl gelehrt. (Sie läßt ſie ſtehen.)
Saladin.
Nimm, oder nimm ſie nicht!
Ich habe keine mehr.
Sittah.
Wozu ſie nehmen?
Schach! — Schach!
Saladin.
Nur weiter.
Sittah.
Schach! — und Schach! — und Schach! —
Saladin.
Und matt!
Sittah.
Nicht ganz; du ziehſt den Springer noch
Dazwiſchen; oder was du machen willſt.
Gleichviel!

Saladin.

Ganz recht! — Du haſt gewonnen: und
Al-Haſi zahlt. Man laß ihn rufen! gleich! —
Du hatteſt, Sittah, nicht ſo unrecht; ich
War nicht ſo ganz beym Spiele; war zerſtreut.
Und dann: wer giebt uns denn die glatten Steine
Beſtändig? die an nichts erinnern, nichts
Bezeichnen. Hab' ich mit dem Jman denn
Geſpielt? — Doch was? Verluſt will Vorwand. Nicht
Die ungeformten Steine, Sittah, ſinds
Die mich verlieren machten: deine Kunſt,
Dein ruhiger und ſchneller Blick...

Sittah.

Auch ſo
Willſt du den Stachel des Verluſts nur ſtumpfen.
Genug, du warſt zerſtreut; und mehr als ich.

Saladin.

Als du? Was hätte dich zerſtreuet?

Sittah.

Deine
Zerſtreuung freylich nicht! — O Saladin,
Wenn werden wir ſo fleißig wieder ſpielen!

Saladin.

So ſpielen wir um ſo viel gieriger! —
Ah! weil es wieder los geht, meynſt du? — Mags! —
Nur zu! — Ich habe nicht zuerſt gezogen;
Ich hätte gern den Stillſtand aufs neue
Verlängert; hätte meiner Sittah gern,
Gern einen guten Mann zugleich verſchaft.
Und das muß Richards Bruder ſeyn: er iſt
Ja Richards Bruder.

Sittah.

Wenn du deinen Richard
Nur loben kannſt!

Saladin.

Wenn unſerm Bruder Melek
Dann Richards Schweſter wär' zu Theile worden:

Ha! welch ein Haus zuſammen! Ha, der erſten,
Der beſten Häuſer in der Welt das beſte! —
Du hörſt, ich bin mich ſelbſt zu loben, auch
Nicht faul. Ich dünk' mich meiner Freunde werth. —
Das hätte Menſchen geben ſollen! das!

Sittah.

Hab' ich des ſchönen Traums nicht gleich gelacht?
Du kennſt die Chriſten nicht, willſt ſie nicht kennen.
Ihr Stolz iſt: Chriſten ſeyn; nicht Menſchen. Denn
Selbſt das, was, noch von ihrem Stifter her,
Mit Menſchlichkeit den Aberglauben würzt,
Das lieben ſie, nicht weil es menſchlich iſt:
Weils Chriſtus lehrt; weils Chriſtus hat gethan. —
Wohl ihnen, daß er ein ſo guter Menſch
Noch war! Wohl ihnen, daß ſie ſeine Tugend
Auf Treu und Glaube nehmen können! — Doch
Was Tugend? — Seine Tugend nicht; ſein Name
Soll überall verbreitet werden; ſoll
Die Namen aller guten Menſchen ſchänden,
Verſchlingen. Um den Namen, um den Namen
Iſt ihnen nur zu thun.

Saladin.

Du meynſt: warum
Sie ſonſt verlangen würden, daß auch ihr,
Auch du und Melek, Chriſten hießet, eh
Als Ehgemahl ihr Chriſten lieben wolltet?

Sittah.

Ja wohl! Als wär' von Chriſten nur, als Chriſten,
Die Liebe zu gewärtigen, womit
Der Schöpfer Mann und Männinn ausgeſtattet!

Saladin.

Die Chriſten glauben mehr Armſeligkeiten,
Als daß ſie die nicht auch noch glauben könnten! —
Und gleichwohl irrſt du dich. — Die Tempelherren,
Die Chriſten nicht, ſind Schuld: ſind nicht, als Chriſten,
Als Tempelherren Schuld. Durch die allein
Wird aus der Sache nichts. Sie wollen Acca,

Das Richards Schweſter unſerm Bruder Melek
Zum Brautſchatz bringen müßte, ſchlechterdings
Nicht fahren laſſen. Daß des Ritters Vortheil
Gefahr nicht laufe, ſpielen ſie den Mönch,
Den albern Mönch. Und ob vielleicht im Fluge
Ein guter Streich gelänge: haben ſie
Des Waffenſtilleſtandes Ablauf kaum
Erwarten können. — Luſtig! Nur ſo weiter!
Ihr Herren, nur ſo weiter! — Mir ſchon recht! —
Wär alles ſonſt nur, wie es müßte.

Sittah.

Nun?
Was irrte dich denn ſonſt? Was könnte ſonſt
Dich aus der Faſſung bringen?

Saladin.

Was von je
Mich immer aus der Faſſung hat gebracht. —
Ich war auf Libanon, bey unſerm Vater.
Er unterliegt den Sorgen noch …

Sittah.

O weh! *)

Saladin.

Er kann nicht durch; es klemmt ſich aller Orten;
Es fehlt bald da, bald dort —

Sittah.

Was klemmt? was fehlt?

Saladin.

Was ſonſt, als was ich kaum zu nennen würd'ge?
Was, wenn ichs habe, mir ſo überflüßig,
Und hab' ichs nicht, ſo unentbehrlich ſcheint. —
Wo bleibt Al-Hafi denn? Iſt niemand nach
Ihm aus? — Das leidige, verwünſchte Geld! —
Gut, Hafi, daß du kömmſt.

---

*) „Er unterlieget faſt den Sorgen … Armer Mann!“ in der erſten Ausgabe.

Zweyter Auftritt.

Der Derwiſch Al-Hafi. Saladin. Sittah.

Al-Hafi.

Die Gelder aus
Aegypten ſind vermuthlich angelangt.
Wenns nur fein viel iſt.

Saladin.

Haſt du Nachricht?

Al-Hafi.

Ich?
Ich nicht. Ich denke, daß ich hier ſie in
Empfang ſoll nehmen.

Saladin.

Zahl an Sittah tauſend
Dinare! (In Gedanken hin und her gehend.)

Al-Hafi.

Zahl! anſtatt, empfang! O ſchön!
Das iſt für Was noch weniger als Nichts. —
An Sittah? — wiederum an Sittah? Und
Verloren? — wiederum im Schach verloren? —
Da ſteht es noch das Spiel!

Sittah.

Du gönnſt mir doch
Mein Glück?

Al-Hafi. (das Spiel betrachtend.)

Was gönnen? Wenn — Ihr wißt ja wohl.

Sittah. (ihm winkend.)

Bſt! Hafi! bſt!

Al-Hafi. (noch auf das Spiel gerichtet.)

Gönnts Euch nur ſelber erſt!

Sittah.

Al-Hafi; bſt!

Al-Hafi. (zu Sittah.)

Die Weißen waren Euer?
Ihr bietet Schach?

Sittah.
Gut, daß er nichts gehört!
Al-Hafi.
Nun iſt der Zug an ihm?
Sittah. (ihm näher tretend.)
So ſage doch,
Daß ich mein Geld bekommen kann.
Al-Hafi. (noch auf das Spiel geheftet.)
Nun ja;
Ihr ſollts bekommen, wie Ihrs ſtets bekommen.
Sittah.
Wie? biſt du toll?
Al-Hafi.
Das Spiel iſt ja nicht aus.
Ihr habt ja nicht verloren, Saladin.
Saladin. (kaum hinhörend.)
Doch! doch! Bezahl! bezahl!
Al-Hafi.
Bezahl! bezahl!
Da ſteht ja Eure Königinn.
Saladin. (noch ſo.)
Gilt nicht;
Gehört nicht mehr ins Spiel.
Sittah.
So mach, und ſag,
Daß ich das Geld mir nur kann hohlen laſſen.
Al-Hafi. (noch immer in das Spiel vertieft.)
Verſteht ſich, ſo wie immer. — Wenn auch ſchon;
Wenn auch die Königinn nichts gilt: Ihr ſeyd
Doch darum noch nicht matt.
Saladin. (tritt hinzu und wirft das Spiel um.)
Ich bin es; will
Es ſeyn.
Al-Hafi.
Ja ſo! — Spiel wie Gewinnſt! So wie
Gewonnen, ſo bezahlt.

Saladin. (zu Sittah.)
Was ſagt er? was?

Sittah. (von Zeit zu Zeit dem Hafi winkend.)
Du kennſt ihn ja. Er ſträubt ſich gern; läßt gern
Sich bitten; iſt wohl gar ein wenig neidiſch. —

Saladin.
Auf dich doch nicht? Auf meine Schweſter nicht? —
Was hör' ich, Hafi? Neidiſch? du?

Al-Hafi.
Kann ſeyn!
Kann ſeyn! — Ich hätt' ihr Hirn wohl lieber ſelbſt;
Wär' lieber ſelbſt ſo gut, als ſie.

Sittah.
Indeß
Hat er doch immer richtig noch bezahlt.
Und wird auch heut' bezahlen. Laß ihn nur! —
Geh nur, Al-Hafi, geh! Ich will das Geld
Schon hohlen laſſen.

Al-Hafi.
Nein; ich ſpiele länger
Die Mummerey nicht mit. Er muß es doch
Einmal erfahren.

Saladin.
Wer? und was?

Sittah.
Al-Hafi!
Iſt dieſes dein Verſprechen? Hältſt du ſo
Mir Wort?

Al-Hafi.
Wie konnt' ich glauben, daß es ſo
Weit gehen würde.

Saladin.
Nun? erfahr ich nichts?

Sittah.
Ich bitte dich, Al-Hafi; ſey beſcheiden.

Saladin.
Das iſt doch ſonderbar! Was könnte Sittah

So feyerlich, ſo warm bey einem Fremden,
Bey einem Derwiſch lieber, als bey mir,
Bey ihrem Bruder, ſich verbitten wollen.
Al-Hafi, nun befehl ich. — Rede, Derwiſch!

Sittah.

Laß eine Kleinigkeit, mein Bruder, dir
Nicht näher treten, als ſie würdig iſt.
Du weißt, ich habe zu verſchiednen Malen
Dieſelbe Summ' im Schach von dir gewonnen.
Und weil ich itzt das Geld nicht nöthig habe;
Weil itzt in Hafis Kaſſe doch das Geld
Nicht eben allzuhäufig iſt: ſo ſind
Die Poſten ſtehn geblieben. Aber ſorgt
Nur nicht! Ich will ſie weder dir, mein Bruder,
Noch Hafi, noch der Kaſſe ſchenken.

Al-Hafi.

Ja,
Wenns das nur wäre! das!

Sittah.

Und mehr dergleichen. —
Auch das iſt in der Kaſſe ſtehn geblieben,
Was du mir einmal ausgeworfen; iſt
Seit wenig Monden ſtehn geblieben.

Al-Hafi.

Noch
Nicht alles.

Saladin.

Noch nicht? — Wirſt du reden?

Al-Hafi.

Seit aus Aegypten wir das Geld erwarten,
Hat ſie . . .

Sittah. (zu Saladin.)

Wozu ihn hören?

Al-Hafi.

Nicht nur Nichts
Bekommen . . .

Saladin.

Gutes Mädchen! — Auch beyher
Mit vorgeſchoſſen. Nicht?

Al-Hafi.

Den ganzen Hof
Erhalten; Euern Aufwand ganz allein
Beſtritten.

Saladin.

Ha! das, das iſt meine Schweſter! (ſie umarmend.)

Sittah.

Wer hatte, dieß zu können, mich ſo reich
Gemacht, als du, mein Bruder?

Al-Hafi.

Wird ſchon auch
So bettelarm ſie wieder machen, als
Er ſelber iſt.

Saladin.

Ich arm? der Bruder arm?
Wenn hab' ich mehr? wenn weniger gehabt? —
Ein Kleid, Ein Schwert, Ein Pferd, — und Einen Gott!
Was brauch' ich mehr? Wenn kanns an dem mir fehlen?
Und doch, Al-Hafi, könnt' ich mit dir ſchelten.

Sittah.

Schilt nicht, mein Bruder. Wenn ich unſerm Vater
Auch ſeine Sorgen ſo erleichtern könnte!

Saladin.

Ah! Ah! Nun ſchlägſt du meine Freudigkeit
Auf einmal wieder nieder! — Mir; für mich
Fehlt nichts, und kann nichts fehlen. Aber ihm,
Ihm fehlet; und in ihm uns allen. — Sagt,
Was ſoll ich machen? — Aus Aegypten kommt
Vielleicht noch lange nichts. Woran das liegt,
Weiß Gott. Es iſt doch da noch alles ruhig. —
Abbrechen, einziehn, ſparen, will ich gern,
Mir gern gefallen laſſen; wenn es mich,
Blos mich betrift; blos ich, *) und niemand ſonſt

---

*) „blos mich," in beiden Ausgaben.

Darunter leidet. — Doch was kann das machen?
Ein Pferd, Ein Kleid, Ein Schwert, muß ich doch haben.
Und meinem Gott iſt auch nichts abzudingen.
Ihm gnügt ſchon ſo mit wenigem genug;
Mit meinem Herzen. — Auf den Ueberſchuß
Von deiner Kaſſe, Hafi, hatt' ich ſehr
Gerechnet.

Al-Hafi.

Ueberſchuß? — Sagt ſelber, ob
Ihr mich nicht hättet ſpießen, wenigſtens
Mich droſſeln **) laſſen, wenn auf Ueberſchuß
Ich von Euch wär' ergriffen worden. Ja,
Auf Unterſchleif! das war zu wagen.

Saladin.

Nun,
Was machen wir denn aber? — Konnteſt du
Vor erſt bey niemand andern borgen, als
Bey Sittah?

Sittah.

Würd' ich dieſes Vorrecht, Bruder,
Mir haben nehmen laſſen? Mir von ihm?
Auch noch beſteh' ich drauf. Noch bin ich auf
Dem Trocknen völlig nicht.

Saladin.

Nur völlig nicht!
Das fehlte noch! — Geh gleich, mach Anſtalt, Hafi!
Nimm auf bey wem du kannſt! und wie du kannſt!
Geh, borg, verſprich. — Nur, Hafi, borge nicht
Bey denen, die ich reich gemacht. Denn borgen
Von dieſen, möchte wiederfodern heißen.
Geh zu den Geizigſten; die werden mir
Am liebſten leihen. Denn ſie wiſſen wohl,
Wie gut ihr Geld in meinen Händen wuchert.

Al-Hafi.

Ich kenne deren keine.

**) „Mich hängen" in der erſten Ausgabe.

Sittah.

Eben fällt
Mir ein, gehört zu haben, Hafi, daß
Dein Freund zurückgekommen.

Al-Hafi. (betroffen.)

Freund? mein Freund?
Wer wär denn das?

Sittah.

Dein hochgeprieſner Jude.

Al-Hafi.

Geprieſner Jude? hoch von mir?

Sittah.

Dem Gott, —
Mich denkt des Ausdrucks noch recht wohl, deß einſt
Du ſelber dich von ihm bedienteſt, — dem
Sein Gott von allen Gütern dieſer Welt
Das Kleinſt' und Größte ſo in vollem Maas
Ertheilet habe. —

Al-Hafi.

Sagt' ich ſo? — Was meynt'
Ich denn damit?

Sittah.

Das Kleinſte: Reichthum. Und
Das Größte: Weisheit.

Al-Hafi.

Wie? von einem Juden?
Von einem Juden hätt' ich das geſagt?

Sittah.

Das hätteſt du von deinem Nathan nicht
Geſagt?

Al-Hafi.

Ja ſo! von dem? vom Nathan! — Fiel
Mir der doch gar nicht bey. — Wahrhaftig? Der
Iſt endlich wieder heim gekommen? Ey!
So mags doch gar ſo ſchlecht mit ihm nicht ſtehn. —
Ganz recht: den nannt' einmal das Volk den Weiſen!
Den Reichen auch.

Sittah.

Den Reichen nennt es ihn
Itzt mehr als je. Die ganze Stadt erſchallt,
Was er für Koſtbarkeiten, was für Schätze
Er mitgebracht.

Al-Hafi.

Nun, iſts der Reiche wieder:
So wirds auch wohl der Weiſe wieder ſeyn.

Sittah.

Was meynſt du, Hafi, wenn du dieſen angingſt?

Al-Hafi.

Und was bey ihm? — Doch wohl nicht borgen? — Ja,
Da kennt Ihr ihn. — Er borgen! — Seine Weisheit
Iſt eben, daß er niemand borgt.

Sittah.

Du haſt
Mir ſonſt doch ganz ein ander Bild von ihm
Gemacht.

Al-Hafi.

Zur Noth wird er euch Waaren borgen.
Geld aber, Geld? Geld nimmermehr. — Es iſt
Ein Jude freylich übrigens, wie's nicht
Viel Juden giebt. Er hat Verſtand; er weiß
Zu leben; ſpielt gut Schach. Doch zeichnet er
Im Schlechten ſich nicht minder, als im Guten,
Von allen andern Juden aus. — Auf den,
Auf den nur rechnet nicht. — Den Armen giebt
Er zwar; und giebt vielleicht Trotz Saladin.
Wenn ſchon nicht ganz ſo viel: doch ganz ſo gern;
Doch ganz ſo ſonder Anſehn. Jud' und Chriſt
Und Muſelmann und Parſi, alles iſt
Ihm eins.

Sittah.

Und ſo ein Mann ...

Saladin.

Wie kommt es denn,
Daß ich von dieſem Manne nie gehört? ...

Sittah.

Der ſollte Saladin nicht borgen? nicht
Dem Saladin, der nur für andre braucht,
Nicht ſich?

Al-Hafi.

Da ſeht nun gleich den Juden wieder:
Den ganz gemeinen Juden! — Glaubt mirs doch! —
Er iſt aufs Geben Euch ſo eiferſüchtig,
So neidiſch! Jedes Lohn von Gott, das in
Der Welt geſagt wird, zög' er lieber ganz
Allein. Nur darum eben leiht er keinem,
Damit er ſtets zu geben habe. Weil
Die Mild' ihm im Geſetz geboten; die
Gefälligkeit ihm aber nicht geboten: macht
Die Mild' ihn zu dem ungefälligſten
Geſellen auf der Welt. Zwar bin ich ſeit
Geraumer Zeit ein wenig übern Fuß
Mit ihm geſpannt; doch denkt nur nicht, daß ich
Ihm darum nicht Gerechtigkeit erzeige.
Er iſt zu allem gut: blos dazu nicht;
Blos dazu wahrlich nicht. Ich will auch gleich
Nur gehn, an andre Thüren klopfen ... Da
Beſinn' ich mich ſo eben eines Mohren,
Der reich und geizig iſt. — Ich geh'; ich geh'.

Sittah.

Was eilſt du, Haſi?

Saladin.

Laß ihn! laß ihn!

Dritter Auftritt.

Sittah. Saladin.

Sittah.

Eilt
Er doch, als ob er mir nur gern entkäme!
Was heißt das? — Hat er wirklich ſich in ihm
Betrogen, oder — möcht' er uns nur gern
Betriegen?

Saladin.

Wie? das fragſt du mich? Ich weiß
Ja kaum, von wem die Rede war; und höre
Von euerm Juden, euerm Nathan, heut'
Zum erſtenmal.

Sittah.

Iſts möglich? daß ein Mann
Dir ſo verborgen blieb, von dem es heißt,
Er habe Salomons und Davids Gräber
Erforſcht, und wiſſe deren Siegel durch
Ein mächtiges geheimes Wort zu löſen?
Aus ihnen bring' er dann von Zeit zu Zeit
Die unermeßlichen Reichthümer an
Den Tag, die keinen mindern Quell verriethen.

Saladin.

Hat ſeinen Reichthum dieſer Mann aus Gräbern,
So warens ſicherlich nicht Salomons,
Nicht Davids Gräber. Narren lagen da
Begraben!

Sittah.

Oder Böſewichter! — Auch
Iſt ſeines Reichthums Quelle weit ergiebiger,
Weit unerſchöpflicher, als ſo ein Grab
Voll Mammon.

Saladin.

Denn er handelt; wie ich hörte.

Sittah.

Sein Saumthier treibt auf allen Straßen, zieht
Durch alle Wüſten; ſeine Schiffe liegen
In allen Häfen. Das hat mir wohl eh
Al-Hafi ſelbſt geſagt; und voll Entzücken
Hinzugefügt, wie groß, wie edel dieſer
Sein Freund anwende, was ſo klug und emſig
Er zu erwerben für zu klein nicht achte:
Hinzugefügt, wie frey von Vorurtheilen
Sein Geiſt; ſein Herz wie offen jeder Tugend,
Wie eingeſtimmt mit jeder Schönheit ſey.

Saladin.

Und itzt ſprach Hafi doch ſo ungewiß,
So kalt von ihm.

Sittah.

Kalt nun wohl nicht; verlegen.
Als halt' ers für gefährlich, ihn zu loben,
Und woll' ihn unverdient doch auch nicht tadeln. —
Wie? oder wär' es wirklich ſo, daß ſelbſt
Der Beſte ſeines Volkes ſeinem Volke
Nicht ganz entfliehen kann? daß wirklich ſich
Al-Hafi ſeines Freund's von dieſer Seite
Zu ſchämen hätte? — Sey dem, wie ihm wolle! —
Der Jude ſey mehr oder weniger
Als Jud', iſt er nur reich: genug für uns!

Saladin.

Du willſt ihm aber doch das Seine mit
Gewalt nicht nehmen, Schweſter?

Sittah.

Ja, was heißt
Bey dir Gewalt? Mit*) Feu'r und Schwert? Nein, nein,
Was braucht es mit den Schwachen für Gewalt,
Als ihre Schwäche? — Komm vor itzt nur mit
In meinen Haram, eine Sängerinn
Zu hören, die ich geſtern erſt gekauft.
Es reift indeß bey mir vielleicht ein Anſchlag,
Den ich auf dieſen Nathan habe. — Komm!

Vierter Auftritt.

Scene: vor dem Hauſe des Nathan, wo es an die Palmen ſtößt.

Recha und Nathan kommen heraus. Zu ihnen Daja.

Recha.

Ihr habt Euch ſehr verweilt, mein Vater. Er
Wird kaum noch mehr zu treffen ſeyn.

Nathan.

Nun, nun;
Wenn hier, hier untern Palmen ſchon nicht mehr:

---

*) In den erſten Ausgaben „Bey".

Doch anderwärts. — Sey itzt nur ruhig. — Sieh!
Kömmt dort nicht Daja auf uns zu?
Recha.
Sie wird
Ihn ganz gewiß verloren haben.
Nathan.
Auch
Wohl nicht.
Recha.
Sie würde ſonſt geſchwinder kommen.
Nathan.
Sie hat uns wohl noch nicht geſehn …
Recha.
Nun ſieht
Sie uns.
Nathan.
Und doppelt ihre Schritte. Sieh! —
Sey doch nur ruhig! ruhig!
Recha.
Wolltet Ihr
Wohl eine Tochter, die hier ruhig wäre?
Sich unbekümmert lieſſe, weſſen Wohlthat
Ihr Leben ſey? Ihr Leben, — das ihr nur
So lieb, weil ſie es Euch zuerſt verdanket.
Nathan.
Ich möchte dich nicht anders, als du biſt:
Auch wenn ich wüßte, daß in deiner Seele
Ganz etwas anders noch ſich rege.
Recha.
Was,
Mein Vater?
Nathan.
Fragſt du mich? ſo ſchüchtern mich?
Was auch in deinem Innern vorgeht, iſt
Natur und Unſchuld. Laß es keine Sorge
Dir machen. Mir, mir macht es keine. Nur
Verſprich mir: wenn dein Herz vernehmlicher

Sich einſt erklärt, mir ſeiner Wünſche keinen
Zu bergen.

Recha.

Schon die Möglichkeit, mein Herz
Euch lieber zu verhüllen, macht mich zittern.

Nathan.

Nichts mehr hiervon! Das ein für allemal
Iſt abgethan. — Da iſt ja Daja. — Nun?

Daja.

Noch wandelt er hier untern Palmen; und
Wird gleich um jene Mauer kommen. — Seht,
Da kömmt er!

Recha.

Ah! und ſcheinet unentſchloſſen,
Wohin? ob weiter? ob hinab? ob rechts?
Ob links?

Daja.

Nein, nein; er macht den Weg ums Kloſter
Gewiß noch öfter; und dann muß er hier
Vorbey. — Was gilts?

Recha.

Recht! recht! — Haſt du ihn ſchon
Geſprochen? Und wie iſt er heut?

Daja.

Wie immer.

Nathan.

So macht nur, daß er euch hier nicht gewahr
Wird. Tretet mehr zurück. Geht lieber ganz
Hinein.

Recha.

Nur einen Blick noch! — Ah! die Hecke,
Die mir ihn ſtiehlt.

Daja.

Kommt! kommt! Der Vater hat
Ganz recht. Ihr lauft Gefahr, wenn er Euch ſieht,
Daß auf der Stell' er umkehrt.

Recha.

Ah! die Hecke!

Nathan.

Und kömmt er plötzlich dort aus ihr hervor:
So kann er anders nicht, er muß euch ſehn.
Drum geht doch nur!

Daja.

Kommt! kommt! Ich weiß ein Fenſter,
Aus dem wir ſie bemerken können.

Recha.

Ja!

(beyde hinein.)

Fünfter Auftritt.

Nathan und bald darauf der Tempelherr.

Nathan.

Faſt ſcheu' ich mich des Sonderlings. Faſt macht
Mich ſeine rauhe Tugend ſtutzen. Daß
Ein Menſch doch einen Menſchen ſo verlegen
Soll machen können! — Ha! er kömmt. — Bey Gott!
Ein Jüngling wie ein Mann. Ich mag ihn wohl
Den guten, trotzgen Blick! den drallen Gang!
Die Schaale kann nur bitter ſeyn: der Kern
Iſts ſicher nicht. — Wo ſah' ich doch dergleichen? —
Verzeihet, edler Franke...

Tempelherr.

Was?

Nathan.

Erlaubt...

Tempelherr.

Was, Jude? was?

Nathan.

Daß ich mich unterſteh',
Euch anzureden.

Tempelherr.

Kann ichs wehren? Doch
Nur kurz.

Nathan.

Verzieht, und eilet nicht ſo ſtolz,
Nicht ſo verächtlich einem Mann vorüber,
Den Ihr auf ewig Euch verbunden habt.

Tempelherr.

Wie das? — Ah, faſt errath' ichs. Nicht? Ihr ſeyd...

Nathan.

Ich heiſſe Nathan; bin des Mädchens Vater,
Das Eure Großmuth aus dem Feu'r gerettet;
Und komme...

Tempelherr.

Wenn zu danken: — ſparts! Ich hab'
Um dieſe Kleinigkeit des Dankes ſchon
Zu viel erdulden müſſen. — Vollends Ihr,
Ihr ſeyd mir gar nichts ſchuldig. Wußt' ich denn,
Daß dieſes Mädchen Eure Tochter war?
Es iſt der Tempelherren Pflicht, dem Erſten
Dem Beſten beyzuſpringen, deſſen Noth
Sie ſehn. Mein Leben war mir ohnedem
In dieſem Augenblicke läſtig. Gern,
Sehr gern ergriff ich die Gelegenheit,
Es für ein andres Leben in die Schanze
Zu ſchlagen: für ein andres — wenns auch nur
Das Leben einer Jüdinn wäre.

Nathan.

Groß!
Groß und abſcheulich! — Doch die Wendung läßt
Sich denken. Die beſcheidne Größe flüchtet
Sich hinter das Abſcheuliche, um der
Bewundrung auszuweichen. — Aber wenn
Sie ſo das Opfer der Bewunderung
Verſchmäht: was für ein Opfer denn verſchmäht
Sie minder? — Ritter, wenn Ihr hier nicht fremd,
Und nicht gefangen wäret, würd' ich Euch
So dreiſt nicht fragen. Sagt, befehlt: womit
Kann man Euch dienen?

Tempelherr.
Ihr? Mit nichts.
Nathan.
Ich bin
Ein reicher Mann.
Tempelherr.
Der reichre Jude war
Mir nie der beſſre Jude.
Nathan.
Dürft Ihr denn
Darum nicht nützen, was dem ungeachtet
Er beſſres hat? nicht ſeinen Reichthum nützen?
Tempelherr.
Nun gut, das will ich auch nicht ganz verreden;
Um meines Mantels willen nicht. Sobald
Der ganz und gar verſchliſſen; weder Stich
Noch Fetze länger halten will: komm' ich
Und borge mir bey Euch zu einem neuen,
Tuch oder Geld. — Seht nicht mit eins ſo finſter!
Noch ſeyd Ihr ſicher; noch iſts nicht ſo weit
Mit ihm. Ihr ſeht; er iſt ſo ziemlich noch
Im Stande. Nur der eine Zipfel da
Hat einen garſtigen Fleck; er iſt verſengt.
Und das bekam er, als ich Eure Tochter
Durchs Feuer trug.
Nathan. (der nach dem Zipfel greift und ihn betrachtet.)
Es iſt doch ſonderbar,
Daß ſo ein böſer Fleck, daß ſo ein Brandmahl
Dem Mann ein beſſres Zeugniß redet, als
Sein eigner Mund. Ich möcht ihn küſſen gleich —
Den Flecken! — Ah, verzeiht! — Ich that es ungern.
Tempelherr.
Was?
Nathan.
Eine Thräne fiel darauf.
Tempelherr.
Thut nichts!

Er hat der Tropfen mehr. — (Bald aber fängt
Mich dieſer Jud' an zu verwirren.)

Nathan.

Wär't
Ihr wohl ſo gut, und ſchicktet Euern Mantel
Auch einmal meinem Mädchen?

Tempelherr.

Was damit?

Nathan.

Auch ihren Mund auf dieſen Fleck zu drücken.
Denn Eure Kniee ſelber zu umfaſſen,
Wünſcht ſie nun wohl vergebens.

Tempelherr.

Aber, Jude —
Ihr heiſſet Nathan? — Aber, Nathan — Ihr
Setzt Eure Worte ſehr — ſehr gut — ſehr ſpitz —
Ich bin betreten — Allerdings — ich hätte...

Nathan.

Stellt und verſtellt Euch, wie Ihr wollt. Ich find'
Auch hier Euch aus. Ihr wart zu gut, zu bieder,
Um höflicher zu ſeyn. — Das Mädchen, ganz
Gefühl; der weibliche Geſandte, ganz
Dienſtfertigkeit; der Vater weit entfernt —
Ihr trugt für ihren guten Namen Sorge;
Floht ihre Prüfung; floht, um nicht zu ſiegen.
Auch dafür dank' ich Euch —

Tempelherr.

Ich muß geſtehn,
Ihr wißt, wie Tempelherren denken ſollten.

Nathan.

Nur Tempelherren? ſollten blos? und blos
Weil es die Ordensregeln ſo gebieten?
Ich weiß, wie gute Menſchen denken; weiß,
Daß alle Länder gute Menſchen tragen.

Tempelherr.

Mit Unterſchied, doch hoffentlich?

Nathan.
Ja wohl;
An Farb', an Kleidung, an Geſtalt verſchieden.
Tempelherr.
Auch hier bald mehr, bald weniger, als dort.
Nathan.
Mit dieſem Unterſchied iſts nicht weit her.
Der große Mann braucht überall viel Boden:
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerſchlagen
Sich nur die Aeſte. Mittelgut, wie wir,
Findt ſich hingegen überall in Menge.
Nur muß der eine nicht den andern mäckeln.
Nur muß der Knorr den Knubben hübſch vertragen.
Nur muß ein Gipfelchen ſich nicht vermeſſen,
Daß es allein der Erde nicht entſchoſſen.
Tempelherr.
Sehr wohl geſagt! — Doch kennt Ihr auch das Volk,
Das dieſe Menſchenmäckeley zu erſt
Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerſt das auserwählte Volk ſich nannte?
Wie? wenn ich dieſes Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen ſeines Stolzes zu verachten,
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes;
Den es auf Chriſt und Muſelmann vererbte,
Nur ſein Gott ſey der rechte Gott! — Ihr ſtutzt,
Daß ich, ein Chriſt, ein Tempelherr, ſo rede?
Wenn hat, und wo die fromme Raſerey,
Den beſſern Gott zu haben, dieſen beſſern
Der ganzen Welt als beſten aufzudringen,
In ihrer ſchwärzeſten Geſtalt ſich mehr
Gezeigt, als hier, als itzt? Wem hier, wem itzt
Die Schuppen nicht vom Auge fallen... Doch
Sey blind, wer will! — Vergeßt, was ich geſagt;
Und laßt mich! (will gehen.)
Nathan.
Ha! Ihr wißt nicht, wie viel feſter
Ich nun mich an Euch drengen werde. — Kommt,

Wir müſſen, müſſen Freunde ſeyn! — Verachtet
Mein Volk ſo ſehr Ihr wollt. Wir haben beyde
Uns unſer Volk nicht auserleſen. Sind
Wir unſer Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Chriſt und Jude eher Chriſt und Jude,
Als Menſch? Ah! wenn ich einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es gnügt, ein Menſch
Zu heiſſen!

Tempelherr.

Ja, bey Gott, das habt Ihr, Nathan!
Das habt Ihr! — Eure Hand! — Ich ſchäme mich
Euch einen Augenblick verkannt zu haben.

Nathan.

Und ich bin ſtolz darauf. Nur das Gemeine
Verkennt man ſelten.

Tempelherr.

Und das Seltene
Vergißt man ſchwerlich. — Nathan, ja;
Wir müſſen, müſſen Freunde werden.

Nathan.

Sind
Es ſchon. — Wie wird ſich meine Recha freuen! —
Und ah! welch eine heitre Ferne ſchließt
Sich meinen Blicken auf! — Kennt ſie nur erſt!

Tempelherr.

Ich brenne vor Verlangen. — Wer ſtürzt dort
Aus Euerm Hauſe? Iſts nicht ihre Daja?

Nathan.

Ja wohl. So ängſtlich?

Tempelherr.

Unſrer Recha iſt
Doch nichts begegnet?

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen und Daja eilig.

Daja.

Nathan! Nathan!

Nathan.

Nun!

Daja.

Verzeihet, edler Ritter, daß ich Euch
Muß unterbrechen.

Nathan.

Nun, was iſts?

Tempelherr.

Was iſts?

Daja.

Der Sultan hat geſchickt. Der Sultan will
Euch ſprechen. Gott, der Sultan!

Nathan.

Mich? der Sultan?
Er wird begierig ſeyn, zu ſehen, was
Ich Neues mitgebracht. Sag nur, es ſey
Noch wenig oder gar nichts ausgepackt.

Daja.

Nein, nein; er will nichts ſehen; will Euch ſprechen,
Euch in Perſon, und bald; ſobald Ihr könnt.

Nathan.

Ich werde kommen. — Geh nur wieder, geh!

Daja.

Nehmt ja nicht übel auf, geſtrenger Ritter —
Gott, wir ſind ſo bekümmert, was der Sultan
Doch will.

Nathan.

Das wird ſich zeigen. Geh nur, geh!

Siebender Auftritt.

Nathan und der Tempelherr.

Tempelherr.

So kennt Ihr ihn noch nicht? — ich meyne, von
Perſon.

Nathan.

Den Saladin? Noch nicht. Ich habe
Ihn nicht vermieden, nicht geſucht zu kennen.

Der allgemeine Ruf ſprach viel zu gut
Von ihm, daß ich nicht lieber glauben wollte,
Als ſehn. Doch nun, — wenn anders dem ſo iſt, —
Hat er durch Sparung Eures Lebens …

Tempelherr.

Ja;
Dem allerdings iſt ſo. Das Leben, das
Ich leb', iſt ſein Geſchenk.

Nathan.

Durch das er mir
Ein doppelt, dreyfach Leben ſchenkte. Dieß
Hat alles zwiſchen uns verändert; hat
Mit eins ein Seil mir umgeworfen, das
Mich ſeinem Dienſt' auf ewig feſſelt. Kaum,
Und kaum, kann ich es nun erwarten, was
Er mir zuerſt befehlen wird. Ich bin
Bereit zu allem; bin bereit ihm zu
Geſtehn, daß ich es Euertwegen bin.

Tempelherr.

Noch hab ich ſelber ihm nicht danken können:
So oft ich auch ihm in den Weg getreten.
Der Eindruck, den ich auf ihn machte, kam
So ſchnell, als ſchnell er wiederum verſchwunden.
Wer weiß, ob er ſich meiner gar erinnert.
Und dennoch muß er, einmal wenigſtens,
Sich meiner noch erinnern, um mein Schickſal
Ganz zu entſcheiden. Nicht genug, daß ich
Auf ſein Geheiß noch bin, *mit* ſeinem Willen
Noch leb': ich muß nun auch von ihm erwarten,
Nach weſſen Willen ich zu leben habe.

Nathan.

Nicht anders; um ſo mehr will ich nicht ſäumen. —
Es fällt vielleicht ein Wort, das mir, auf Euch
Zu kommen, Anlaß giebt. — Erlaubt, verzeiht —
Ich eile — Wenn, wenn aber ſehn wir Euch
Bey uns?

Tempelherr.
Sobald ich darf.
Nathan.
So bald Ihr wollt.
Tempelherr.
Noch heut.
Nathan.
Und Euer Name? — muß ich bitten.
Tempelherr.
Mein Name war — iſt Curd von Stauffen. — Curd!
Nathan.
Von Stauffen? — Stauffen? — Stauffen?
Tempelherr.
Warum fällt
Euch das ſo auf?
Nathan.
Von Stauffen? — Des Geſchlechts
Sind wohl ſchon mehrere ...
Tempelherr.
O ja! hier waren,
Hier faulen des Geſchlechts ſchon mehrere.
Mein Oheim ſelbſt, — mein Vater will ich ſagen, —
Doch warum ſchärft ſich Euer Blick auf mich
Je mehr und mehr?
Nathan.
O nichts! o nichts! Wie kann
Ich Euch zu ſehn ermüden?
Tempelherr.
Drum verlaß
Ich Euch zuerſt. Der Blick des Forſchers fand
Nicht ſelten mehr, als er zu finden wünſchte.
Ich fürcht' ihn, Nathan. Laßt die Zeit allmälig,
Und nicht die Neugier, unſre Kundſchaft machen. (Er geht.)
Nathan (der ihm mit Erſtaunen nachſieht.)
„Der Forſcher fand nicht ſelten mehr, als er
„Zu finden wünſchte." — Iſt es doch, als ob
In meiner Seel' er leſe! — Wahrlich ja;

Das könnt auch mir begegnen. — Nicht allein
Wolfs Wuchs, Wolfs Gang: auch ſeine Stimme. So,
Vollkommen ſo, warf Wolf ſogar den Kopf;
Trug Wolf ſogar das Schwerd im Arm'; ſtrich Wolf
Sogar die Augenbraunen mit der Hand,
Gleichſam das Feuer ſeines Blicks zu bergen. —
Wie ſolche tiefgeprägte Bilder doch
Zu Zeiten in uns ſchlafen können, bis
Ein Wort, ein Laut ſie weckt. — Von Stauffen! —
Ganz recht, ganz recht; Filnek und Stauffen. —
Ich will das bald genauer wiſſen; bald.
Nur erſt zum Saladin. — Doch wie? lauſcht dort
Nicht Daja? — Nun ſo komm nur näher, Daja.

Achter Auftritt.

Daja. Nathan.

Nathan.

Was gilts? nun drückts euch beyden ſchon das Herz,
Noch ganz was anders zu erfahren, als
Was Saladin mir will.

Daja.

Verdenkt Ihrs ihr?
Ihr fingt ſo eben an, vertraulicher
Mit ihm zu ſprechen: als des Sultans Bothſchaft
Uns von dem Fenſter ſcheuchte.

Nathan.

Nun ſo ſag
Ihr nur, daß ſie ihn jeden Augenblick
Erwarten darf.

Daja.

Gewiß? gewiß?

Nathan.

Ich kann
Mich doch auf dich verlaſſen, Daja? Sey
Auf deiner Hut; ich bitte dich. Es ſoll
Dich nicht gereuen. Dein Gewiſſen ſelbſt
Soll ſeine Rechnung dabey finden. Nur

Verdirb mir nichts in meinem Plane. Nur
Erzähl und frage mit Beſcheidenheit,
Mit Rückhalt ...

Daja.

Daß Ihr doch noch erſt, ſo was
Erinnern könnt! — Ich geh: geht Ihr nur auch.
Denn ſeht! ich glaube gar, da kömmt vom Sultan
Ein zweiter Both', Al-Hafi, Euer Derwiſch. (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Nathan. Al-Hafi.

Al-Hafi.

Ha! ha! zu Euch wollt ich nun eben wieder.

Nathan.

Iſts denn ſo eilig? Was verlangt er denn
Von mir?

Al-Hafi.

Wer?

Nathan.

Saladin. — Ich komm', ich komme.

Al-Hafi.

Zu wem? Zum Saladin?

Nathan.

Schickt Saladin
Dich nicht?

Al-Hafi.

Mich? nein. Hat er denn ſchon geſchickt?

Nathan.

Ja freylich hat er.

Al-Hafi.

Nun, ſo iſt es richtig.

Nathan.

Was? was iſt richtig?

Al-Hafi.

Daß ... ich bin nicht Schuld:
Gott weiß, ich bin nicht Schuld. — Was hab ich nicht
Von Euch geſagt, gelogen, um es abzuwenden!

Nathan.

Was abzuwenden? Was iſt richtig?

Al-Haſi.

Daß

Nun Ihr ſein Defterdar geworden. Ich
Bedaur' Euch. Doch mit anſehn will ichs nicht.
Ich geh von Stund an; geh. Ihr habt es ſchon
Gehört, wohin; und wißt den Weg. — Habt Ihr
Des Wegs was zu beſtellen, ſagt: ich bin
Zu Dienſten. Freylich muß es mehr nicht ſeyn,
Als was ein Nakter mit ſich ſchleppen kann.
Ich geh, ſagt bald.

Nathan.

Beſinn dich doch, Al-Haſi.
Beſinn dich, daß ich noch von gar nichts weiß.
Was plauderſt du denn da?

Al-Haſi.

Ihr bringt ſie doch
Gleich mit, die Beutel?

Nathan.

Beutel?

Al-Haſi.

Nun, das Geld,
Das Ihr dem Saladin vorſchießen ſollt.

Nathan.

Und weiter iſt es nichts?

Al-Haſi.

Ich ſollt es wohl
Mit anſehn, wie er Euch von Tag zu Tag
Aushöhlen wird bis auf die Zehen? Sollt'
Es wohl mit anſehn, daß Verſchwendung aus
Der weiſen Milde ſonſt nie leeren Scheuern
So lange borgt, und borgt, und borgt, bis auch
Die armen eingebornen Mäuschen drinn
Verhungern? — Bildet Ihr vielleicht Euch ein,
Wer Euers Gelds bedürftig ſey, der werde
Doch Euerm Rathe wohl auch folgen? — Ja;

Er Rathe folgen! Wenn hat Saladin
Sich rathen laſſen? — Denkt nur, Nathan, was
Mir eben izt mit ihm begegnet.

Nathan.

Nun?

Al-Hafi.

Da komm ich zu ihm, eben daß er Schach
Geſpielt mit ſeiner Schweſter. Sittah ſpielt
Nicht übel; und das Spiel, das Saladin
Verloren glaubte, ſchon gegeben hatte,
Das ſtand noch ganz ſo da. Ich ſeh Euch hin,
Und ſehe, daß das Spiel noch lange nicht
Verloren.

Nathan.

Ey! das war für dich ein Fund!

Al-Hafi.

Er durfte mit dem König an den Bauer
Nur rücken, auf ihr Schach. — Wenn ichs Euch gleich
Nur zeigen könnte!

Nathan.

O ich traue dir!

Al-Hafi.

Denn ſo bekam der Roche Feld: und ſie
War hin. — Das alles will ich ihm nun weiſen
Und ruf ihn. — Denkt!...

Nathan.

Er iſt nicht deiner Meinung?

Al-Hafi.

Er hört mich gar nicht an, und wirft verächtlich
Das ganze Spiel in Klumpen.

Nathan.

Iſt das möglich?

Al-Hafi.

Und ſagt: er wolle matt nun einmal ſeyn;
Er wolle! Heißt das ſpielen?

Nathan.

Schwerlich wohl;
Heißt mit dem Spiele ſpielen.

Al-Hafi.

Gleichwohl galt
Es keine taube Nuß.

Nathan.

Geld hin, Geld her!
Das iſt das wenigſte. Allein dich gar
Nicht anzuhören! über einen Punkt
Von ſolcher Wichtigkeit dich nicht einmal
Zu hören! deinen Adlerblick nicht zu
Bewundern! das, das ſchreyt um Rache; nicht?

Al-Hafi.

Ach was? Ich ſag Euch das nur ſo, damit
Ihr ſehen könnt, was für ein Kopf er iſt.
Kurz, ich, ich halts mit ihm nicht länger aus.
Da lauf ich nun bey allen ſchmutzgen Mohren
Herum, und frage, wer ihm borgen will.
Ich, der ich nie für mich gebettelt habe,
Soll nun für andre borgen. Borgen iſt
Viel beſſer nicht als betteln: ſo wie leihen,
Auf Wucher leihen, nicht viel beſſer iſt,
Als ſtehlen. Unter meinen Ghebern, an
Dem Ganges, brauch ich beydes nicht, und brauche
Das Werkzeug beyder nicht zu ſeyn. Am Ganges,
Am Ganges nur giebts Menſchen. Hier ſeyd Ihr
Der Einzige, der noch ſo würdig wäre,
Daß er am Ganges lebte. — Wollt Ihr mit? —
Laßt ihm mit eins den Plunder ganz im Stiche,
Um den es ihm zu thun. Er bringt Euch nach
Und nach doch drum. So wär' die Plackerey
Auf einmal aus. Ich ſchaff Euch einen Delk.
Kommt! kommt!

Nathan.

Ich dächte zwar, das blieb uns ja
Noch immer übrig. Doch, Al-Hafi, will
Ichs überlegen. Warte ...

Al-Hafi.
Ueberlegen?
Nein, ſo was überlegt ſich nicht.
Nathan.
Nur bis
Ich von dem Sultan wiederkomme: bis
Ich Abſchied erſt ...
Al-Hafi.
Wer überlegt, der ſucht
Bewegungsgründe, nicht zu dürfen. Wer
Sich Knall und Fall, ihm ſelbſt zu leben, nicht
Entſchlieſſen kann, der lebet andrer Sklav
Auf immer. — Wie Ihr wollt! — Lebt wohl! wies Euch
Wohl dünkt. — Mein Weg liegt dort; und Eurer da.
Nathan.
Al-Hafi! Du wirſt ſelbſt doch erſt das Deine
Berichtigen?
Al-Hafi.
Ach Poſſen! Der Beſtand
Von meiner Kaß' iſt nicht des Zählens werth;
Und meine Rechnung bürgt — Ihr oder Sittah.
Lebt wohl! (ab.)
Nathan. (ihm nachſehend.)
Die bürg' ich! — Wilder, guter, edler —
Wie nenn ich ihn? — Der wahre Bettler iſt
Doch einzig und allein der wahre König!
(von einer andern Seite ab.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Scene: in Nathans Hauſe.)

Recha und Daja.

Recha.
Wie, Daja, drückte ſich mein Vater aus?
„Ich dürf' ihn jeden Augenblick erwarten?"

Das klingt — nicht wahr? — als ob er noch ſo bald
Erſcheinen werde. — Wie viel Augenblicke
Sind aber ſchon vorbey! — Ah nun; wer denkt
An die verfloſſenen? — Ich will allein
In jedem nächſten Augenblicke leben.
Er wird doch einmal kommen, der ihn bringt.

Daja.

O der verwünſchten Bothſchaft von dem Sultan!
Denn Nathan hätte ſicher ohne ſie
Ihn gleich mit hergebracht.

Recha.

Und wenn er nun
Gekommen dieſer Augenblick; wenn denn
Nun meiner Wünſche wärmſter, innigſter
Erfüllet iſt: was dann? — was dann?

Daſa.

Was dann?
Dann hoff' ich, daß auch meiner Wünſche wärmſter
Soll in Erfüllung gehen.

Recha.

Was wird dann
In meiner Bruſt an deſſen Stelle treten,
Die ſchon verlernt, ohn einen herrſchenden
Wunſch aller Wünſche ſich zu dehnen? — Nichts?
Ah, ich erſchrecke!...

Daja.

Mein, mein Wunſch wird dann
An des erfüllten Stelle treten; meiner.
Mein Wunſch, dich in Europa, dich in Händen
Zu wiſſen, welche deiner würdig ſind.

Recha.

Du irrſt. — Was dieſen Wunſch zu deinem macht,
Das nehmliche verhindert, daß er meiner
Je werden kann. Dich zieht dein Vaterland:
Und meines, meines ſollte mich nicht halten?
Ein Bild der Deinen, das in deiner Seele
Noch nicht verloſchen, ſollet mehr vermögen,

Als die ich ſehn, und greifen kann, und hören,*)
Die Meinen?

Daja.

Sperre dich, ſo viel du willſt!
Des Himmels Wege ſind des Himmels Wege.
Und wenn es nun dein Retter ſelber wäre,
Durch den ſein Gott, für den er kämpft, dich in
Das Land, dich zu dem Volke führen wollte,
Für welche du geboren wurdeſt?

Recha.

Daja!
Was ſprichſt du da nun wieder, liebe Daja!
Du haſt doch wahrlich deine ſonderbaren
Begriffe! „Sein, ſein Gott! für den er kämpft!"
Wem eignet Gott? was iſt das für ein Gott,
Der einem Menſchen eignet? der für ſich
Muß kämpfen laſſen? — Und wie weiß
Man denn, *für* welchen Erdkloß man geboren,
Wenn mans für den nicht iſt, *auf* welchem man
Geboren? — Wenn mein Vater dich ſo hörte! —
Was that er dir, mir immer nur mein Glück
So weit von ihm als möglich vorzuſpiegeln?
Was that er dir, den Saamen der Vernunft,
Den er ſo rein in meine Seele ſtreute,
Mit deines Landes Unkraut oder Blumen
So gern zu miſchen? — Liebe, liebe Daja,
Er will nun deine bunten Blumen nicht
Auf meinem Boden! — Und ich muß dir ſagen,
Ich ſelber fühle meinen Boden, wenn
Sie noch ſo ſchön ihn kleiden, ſo entkräftet,
So ausgezehrt durch deine Blumen; fühle
In ihrem Dufte, ſauerſüßem Dufte,
Mich ſo betäubt, ſo ſchwindelnd! — Dein Gehirn
Iſt deſſen mehr gewohnt. Ich tadle drum
Die ſtärkern Nerven nicht, die ihn vertragen.

---

*) „Als die ich ſeh, und greiff', und höre," in der erſten Ausgabe.

Nur ſchlägt er mir nicht zu; und ſchon dein Engel,
Wie wenig fehlte, daß er mich zur Närrinn
Gemacht? — Noch ſchäm' ich mich vor meinem Vater
Der Poſſe!

Daja.

Poſſe! — Als ob der Verſtand
Nur hier zu Hauſe wäre! Poſſe! Poſſe!
Wenn ich nur reden dürfte!

Recha.

Darfſt du nicht?
Wenn war ich nicht ganz Ohr, ſo oft es dir
Gefiel, von deinen Glaubenshelden mich
Zu unterhalten? Hab' ich ihren Thaten
Nicht ſtets Bewunderung; und ihren Leiden
Nicht immer Thränen gern gezollt? Ihr Glaube
Schien freylich mir das Heldenmäßigſte
An ihnen nie. Doch ſo viel tröſtender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unſerm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt. — Liebe Daja,
Das hat mein Vater uns ſo oft geſagt;
Darüber haſt du ſelbſt mit ihm ſo oft
Dich einverſtanden: warum untergräbſt
Du denn allein, was du mit ihm zugleich
Gebauet? — Liebe Daja, das iſt kein
Geſpräch, womit wir unſerm Freund' am beſten
Entgegen ſehn. Für mich zwar, ja! Denn mir,
Mir liegt daran unendlich, ob auch er...
Horch, Daja! — Kommt es nicht an unſre Thüre?
Wenn Er es wäre! horch!

Zweyter Auftritt.

Recha. Daja und der Tempelherr, dem Jemand von auſſen die Thüre öfnet, mit den Worten:

Nur hier herein!

Recha. (fährt zuſammen, faßt ſich, und will ihm zu Füſſen fallen.)
Er iſts! — Mein Retter, ah!

Tempelherr.

Dieß zu vermeiden
Erſchien ich blos ſo ſpät: und doch —

Recha.

Ich will
Ja zu den Füſſen dieſes ſtolzen Mannes
Nur Gott noch einmal danken; nicht dem Manne.
Der Mann will keinen Dank; will ihn ſo wenig
Als ihn der Waſſereymer will, der bey
Dem Löſchen ſo geſchäftig ſich erwieſen.
Der ließ ſich füllen, ließ ſich leeren, mir
Nichts, dir nichts: alſo auch der Mann. Auch der
Ward nun ſo in die Glut hineingeſtoßen;
Da fiel ich ungefähr ihm in den Arm;
Da blieb ich ungefähr, ſo wie ein Funken
Auf ſeinem Mantel, ihm in ſeinen Armen;
Bis wiederum, ich weiß nicht was, uns beyde
Herausſchmiß aus der Glut. — Was giebt es da
Zu danken? — In Europa treibt der Wein
Zu noch weit andern Thaten. — Tempelherren,
Die müſſen einmal nun ſo handeln; müſſen
Wie etwas beſſer zugelernte Hunde,
Sowohl aus Feuer, als aus Waſſer hohlen.

Tempelherr.

(der ſie mit Erſtaunen und Unruhe die ganze Zeit über betrachtet.)

O Daja, Daja! Wenn in Augenblicken
Des Kummers und der Galle, meine Laune
Dich übel anließ, warum jede Thorheit,
Die meiner Zung' entfuhr, ihr hinterbringen?
Das hieß ſich zu empfindlich rächen, Daja!
Doch wenn du nur von nun an, beſſer mich
Bey ihr vertreten willſt.

Daja.

Ich denke, Ritter,
Ich denke nicht, daß dieſe kleinen Stacheln,
Ihr an das Herz geworfen, Euch da ſehr
Geſchadet haben.

Recha.

Wie? Ihr hattet Kummer?
Und wart mit Euerm Kummer geiziger
Als Euerm Leben?

Tempelherr.

Gutes, holdes Kind! —
Wie iſt doch meine Seele zwiſchen Auge
Und Ohr getheilt! — Das war das Mädchen nicht,
Nein, nein, das war es nicht, das aus dem Feuer
Ich holte. — Denn wer hätte die gekannt,
Und aus dem Feuer nicht geholt? Wer hätte
Auf mich gewartet? — Zwar — verſtellt — der Schreck
(Pauſe, unter der er, in Anſchauung ihrer, ſich wie verliert.)

Recha.

Ich aber find Euch noch den nehmlichen. —
(dergleichen; bis ſie fortfährt, um ihn in ſeinem Anſtaunen zu unterbrechen.)
Nun, Ritter, ſagt uns doch, wo Ihr ſo lange
Geweſen? — Faſt dürft' ich auch fragen: wo
Ihr itzo ſeyd?

Tempelherr.

Ich bin, — wo ich vielleicht
Nicht ſollte ſeyn. —

Recha.

Wo Ihr geweſen? — Auch
Wo Ihr vielleicht nicht ſolltet ſeyn geweſen?
Das iſt nicht gut.

Tempelherr.

Auf — auf — wie heißt der Berg?
Auf Sinai.

Recha.

Auf Sinai? — Ah ſchön!
Nun kann ich zuverläſſig doch einmal
Erfahren, ob es wahr...

Tempelherr.

Was? was? Obs wahr,
Daß noch daſelbſt der Ort zu ſehn, wo Moſes
Vor Gott geſtanden, als...

Recha.
Nun das wohl nicht.
Denn wo er ſtand, ſtand er vor Gott. Und davon
Iſt mir zur Gnüge ſchon bekannt. — Obs wahr,
Möcht' ich nur gern von Euch erfahren, daß —
Daß es bey weitem nicht ſo mühſam ſey,
Auf dieſen Berg hinauf zu ſteigen, als
Herab? — Denn ſeht; ſo viel ich Berge noch
Geſtiegen bin, wars juſt das Gegentheil. —
Nun, Ritter? — Was? — Ihr kehrt Euch von mir ab?
Wollt mich nicht ſehn?
Tempelherr.
Weil ich Euch hören will.
Recha.
Weil Ihr mich nicht wollt merken laſſen, daß
Ihr meiner Einfalt lächelt; daß Ihr lächelt,
Wie ich Euch doch ſo gar nichts Wichtigers
Von dieſem heiligen Berg' aller Berge
Zu fragen weiß? Nicht wahr?
Tempelherr.
So muß
Ich doch Euch wieder in die Augen ſehn. —
Was? Nun ſchlagt Ihr ſie nieder? nun verbeißt
Das Lächeln Ihr? wie ich noch erſt in Mienen,
In zweifelhaften Mienen leſen will,
Was ich ſo deutlich hör', Ihr ſo vernehmlich
Mir ſagt — verſchweigt? — Ah Recha! Recha! Wie
Hat er ſo wahr geſagt: „Kennt ſie nur erſt!"
Recha.
Wer hat? — von wem? — Euch das geſagt?
Tempelherr.
„Kennt ſie
Nur erſt!" hat Euer Vater mir geſagt;
Von Euch geſagt.
Daja.
Und ich nicht etwa auch?
Ich denn nicht auch?

Tempelherr.

Allein wo iſt er denn?
Wo iſt denn Euer Vater? Iſt er noch
Beym Sultan?

Recha.

Ohne Zweifel.

Tempelherr.

Noch, noch da? —
O mich vergeßlichen! Nein, nein; da iſt
Er ſchwerlich mehr. — Er wird dort unten bey
Dem Kloſter meiner warten; ganz gewiß.
So redten, meyn ich, wir es ab.*) Erlaubt!
Ich geh, ich hohl' ihn...

Daja.

Das iſt meine Sache.
Bleibt, Ritter, bleibt. Ich bring ihn unverzüglich.

Tempelherr.

Nicht ſo, nicht ſo! Er ſieht mir ſelbſt entgegen;
Nicht Euch. Dazu, er könnte leicht... wer weiß?...
Er könnte bey dem Sultan leicht,... Ihr kennt
Den Sultan nicht!... leicht in Verlegenheit
Gekommen ſeyn. — Glaubt mir; es hat Gefahr,
Wenn ich nicht geh.

Recha.

Gefahr? was für Gefahr?

Tempelherr.

Gefahr für mich, für Euch, für ihn: wenn ich
Nicht ſchleunig, ſchleunig geh. (ab.)

Dritter Auftritt.

Recha und Daja.

Recha.

Was iſt das, Daja? —
So ſchnell? — Was kömmt ihm an? Was fiel ihm auf?
Was jagt ihn?

---

*) „wir ſo ab." in der erſten Ausgabe.

Daja.

Laßt nur, laßt. Ich denk', es iſt
Kein ſchlimmes Zeichen.

Recha.

Zeichen? und wovon?

Daja.

Daß etwas vorgeht innerhalb. Es kocht,
Und ſoll nicht überkochen. Laßt ihn nur.
Nun iſts an Euch.

Recha.

Was iſt an mir? Du wirſt,
Wie er, mir unbegreiflich.

Daja.

Bald nun könnt
Ihr ihm die Unruh all vergelten, die
Er Euch gemacht hat. Seyd nur aber auch
Nicht allzuſtreng, nicht allzu rachbegierig.

Recha.

Wovon du ſprichſt, das magſt du ſelber wiſſen.

Daja.

Und ſeyd denn Ihr bereits ſo ruhig wieder?

Recha.

Das bin ich; ja das bin ich...

Daja.

Wenigſtens
Geſteht, daß Ihr Euch ſeiner Unruh freut;
Und ſeiner Unruh danket, was Ihr itzt
Von Ruh' genießt.

Recha.

Mir völlig unbewußt!
Denn was ich höchſtens dir geſtehen könnte,
Wär', daß es mich — mich ſelbſt befremdet, wie
Auf einen ſolchen Sturm in meinem Herzen
So eine Stille plötzlich folgen können.

Sein voller Anblick, ſein Geſpräch, ſein Ton*)
Hat mich . . .

Daja.

Geſättigt ſchon?

Recha.

Geſättigt, will
Ich nun nicht ſagen; nein — bey weitem nicht —

Daja.

Den heiſſen Hunger nur geſtillt.

Recha.

Nun ja;
Wenn du ſo willſt.

Daja.

Ich eben nicht.

Recha.

Er wird
Mir ewig werth; mir ewig werther, als
Mein Leben bleiben: wenn auch ſchon mein Puls
Nicht mehr bey ſeinem bloſſen Namen wechſelt;
Nicht mehr mein Herz, ſo oft ich an ihn denke,
Geſchwinder, ſtärker ſchlägt. — Was ſchwatz' ich? Komm,
Komm, liebe Daja, wieder an das Fenſter,
Das auf die Palmen ſieht.

Daja.

So iſt er doch
Wohl noch nicht ganz geſtillt, der heiſſe Hunger.

Recha.

Nun werd ich auch die Palmen wieder ſehn:
Nicht ihn blos untern Palmen.

Daja.

Dieſe Kälte
Beginnt auch wohl ein neues Fieber nur.

Recha.

Was Kält'? Ich bin nicht kalt. Ich ſehe wahrlich
Nicht minder gern, was ich mit Ruhe ſehe.

---

*) „ſein Thun" in der zweiten Ausgabe: in der erſten fehlen beide Worte.

Vierter Auftritt.

(Scene: ein Audienzſaal in dem Pallaſte des Saladin.)

Saladin und Sittah.

Saladin. (im hereintreten, gegen die Thüre.)
Hier bringt den Juden her, ſo bald er kömmt.
Er ſcheint ſich eben nicht zu übereilen.
Sittah.
Er war auch wohl nicht bey der Hand; nicht gleich
Zu finden.
Saladin.
Schweſter! Schweſter!
Sittah.
Thuſt du doch
Als ſtünde dir ein Treffen vor.
Saladin.
Und das
Mit Waffen, die ich nicht gelernt zu führen.
Ich ſoll mich ſtellen; ſoll beſorgen laſſen;
Soll Fallen legen; ſoll auf Glatteiß führen.
Wenn hätt' ich das gekonnt? Wo hätt' ich das
Gelernt? — Und ſoll das alles, ah, wozu?
Wozu? — Um Geld zu fiſchen! Geld! — Um Geld,
Geld einem Juden abzubangen? Geld!
Zu ſolchen kleinen Liſten wär' ich endlich
Gebracht, der Kleinigkeiten kleinſte mir
Zu ſchaffen?
Sittah.
Jede Kleinigkeit, zu ſehr
Verſchmäht, die rächt ſich, Bruder.
Saladin.
Leider wahr. —
Und wenn nun dieſer Jude gar der gute,
Vernünftge Mann iſt, wie der Derwiſch dir
Ihn ehedem beſchrieben?
Sittah.
O nun dann!
Was hat es dann für Noth! Die Schlinge liegt

Ja nur dem geizigen, beſorglichen,
Furchtſamen Juden: nicht dem guten, nicht
Dem weiſen Manne. Dieſer iſt ja ſo
Schon unſer, ohne Schlinge. Das Vergnügen
Zu hören, wie ein ſolcher Mann ſich ausredt;
Mit welcher dreiſten Stärk' entweder, er
Die Stricke kurz zerreißet; oder auch
Mit welcher ſchlauen Vorſicht er die Netze
Vorbey ſich windet: dieß Vergnügen haſt
Du obendrein.

Saladin.

Nun, das iſt wahr. Gewiß;
Ich freue mich darauf.

Sittah.

So kann dich ja
Auch weiter nichts verlegen machen. Denn
Iſts einer aus der Menge blos; iſts blos
Ein Jude, wie ein Jude: gegen den
Wirſt du dich doch nicht ſchämen, ſo zu ſcheinen
Wie er die Menſchen all ſich denkt? Vielmehr;
Wer ſich ihm beſſer zeigt, der zeigt ſich ihm
Als Geck, als Narr.

Saladin.

So muß ich ja wohl gar
Schlecht handeln, daß von mir der Schlechte nicht
Schlecht denke?

Sittah.

Traun! wenn du ſchlecht handeln nennſt,
Ein jedes Ding nach ſeiner Art zu brauchen.

Saladin.

Was hätt' ein Weiberkopf erdacht, das er
Nicht zu beſchönen wüßte!

Sittah.

Zu beſchönen!

Saladin.

Das feine, ſpitze Ding, beſorg ich nur,
In meiner plumpen Hand zerbricht! — So was

Will ausgeführt ſeyn, wies erfunden iſt:
Mit aller Pfiffigkeit, Gewandtheit. — Doch,
Mags doch nur, mags! Ich tanze, wie ich kann;
Und könnt' es freylich, lieber — ſchlechter noch
Als beſſer.

Sittah.

Trau dir auch nur nicht zu wenig!
Ich ſtehe dir für dich! Wenn du nur willſt. —
Daß uns die Männer deines gleichen doch
So gern bereden möchten, nur ihr Schwert,
Ihr Schwert nur habe ſie ſo weit gebracht.
Der Löwe ſchämt ſich freylich, wenn er mit
Dem Fuchſe jagt: des Fuchſes, nicht der Liſt.

Saladin.

Und daß die Weiber doch ſo gern den Mann
Zu ſich herunter hätten! — Geh nur, geh! —
Ich glaube meine Lection zu können.

Sittah.

Was? ich ſoll gehn?

Saladin.

Du wollteſt doch nicht bleiben?

Sittah.

Wenn auch nicht bleiben ... im Geſicht euch bleiben —
Doch hier im Nebenzimmer —

Saladin.

Da zu horchen?
Auch das nicht, Schweſter; wenn ich ſoll beſtehn. —
Fort, fort! der Vorhang rauſcht; er kömmt! — doch daß
Du ja nicht da verweilſt! Ich ſehe nach.

(Indem ſie ſich durch die eine Thüre entfernt, tritt Nathan zu der andern herein; und Saladin hat ſich geſetzt.)

Fünfter Auftritt.

Saladin und Nathan.

Saladin.

Tritt näher, Jude! — Näher! — Nur ganz her! —
Nur ohne Furcht!

Nathan.
Die bleibe deinem Feinde!
Saladin.
Du nennſt dich Nathan?
Nathan.
Ja.
Saladin.
Den weiſen Nathan?
Nathan.
Nein.
Saladin.
Wohl! nennſt du dich nicht; nennt dich das Volk.
Nathan.
Kann ſeyn; das Volk!
Saladin.
Du glaubſt doch nicht, daß ich
Verächtlich von des Volkes Stimme denke? —
Ich habe längſt gewünſcht, den Mann zu kennen,
Den es den Weiſen nennt.
Nathan.
Und wenn es ihn
Zum Spott ſo nennte? Wenn dem Volke weiſe
Nichts weiter wär' als klug? und klug nur der,
Der ſich auf ſeinen Vortheil gut verſteht?
Saladin.
Auf ſeinen wahren Vortheil, meynſt du doch?
Nathan.
Dann freylich wär' der Eigennützigſte
Der Klügſte. Dann wär' freylich klug und weiſe
Nur eins.
Saladin.
Ich höre dich erweiſen, was
Du widerſprechen willſt. — Des Menſchen wahre
Vortheile, die das Volk nicht kennt, kennſt du.
Haſt du zu kennen wenigſtens geſucht;
Haſt drüber nachgedacht: das auch allein
Macht ſchon den Weiſen.

Nathan.

Der ſich jeder dünkt
Zu ſeyn.

Saladin.

Nun der Beſcheidenheit genug!
Denn ſie nur immerdar zu hören, wo
Man trockene Vernunft erwartet, eckelt. (Er ſpringt auf.)
Laß uns zur Sache kommen! Aber, aber
Aufrichtig, Jud', aufrichtig!

Nathan.

Sultan, ich
Will ſicherlich dich ſo bedienen, daß
Ich deiner fernern Kundſchaft würdig bleibe.

Saladin.

Bedienen? wie?

Nathan.

Du ſollſt das Beſte haben
Von allem; ſollſt es um den billigſten
Preis haben.

Saladin.

Wovon ſprichſt du? doch wohl nicht
Von deinen Waaren? — Schachern wird mit dir
Schon meine Schweſter. (Das der Horcherinn!) —
Ich habe mit dem Kaufmann nichts zu thun.

Nathan.

So wirſt du ohne Zweifel wiſſen wollen,
Was ich auf meinem Wege von dem Feinde,
Der allerdings ſich wieder reget, etwa
Bemerkt, getroffen? — Wenn ich unverhohlen...

Saladin.

Auch darauf bin ich eben nicht mit dir
Geſteuert. Davon weiß ich ſchon, ſo viel
Ich nöthig habe. — Kurz; —

Nathan.

Gebiethe, Sultan.

Saladin.

Ich heiſche deinen Unterricht in ganz
Was anderm; ganz was anderm. — Da du nun
So weiſe biſt: ſo ſage mir doch einmal —
Was für ein Glaube, was für ein Geſetz
Hat dir am meiſten eingeleuchtet?

Nathan.

Sultan,
Ich bin ein Jud'.

Saladin.

Und ich ein Muſelmann.
Der Chriſt iſt zwiſchen uns. — Von dieſen drey
Religionen kann doch eine nur
Die wahre ſeyn. — Ein Mann, wie du, bleibt da
Nicht ſtehen, wo der Zufall der Geburth
Ihn hingeworfen: oder wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einſicht, Gründen, Wahl des Beſſern.
Wohlan! ſo theile deine Einſicht mir
Dann mit. Laß mich die Gründe hören, denen
Ich ſelber nachzugrübeln, nicht die Zeit
Gehabt. Laß mich die Wahl, die dieſe Gründe
Beſtimmt, — verſteht ſich, im Vertrauen — wiſſen,
Damit ich ſie zu meiner mache. — Wie?
Du ſtutzeſt? wägſt mich mit dem Auge? — Kann
Wohl ſeyn, daß ich der erſte Sultan bin,
Der eine ſolche Grille hat; die mich
Doch eines Sultans eben nicht ſo ganz
Unwürdig dünkt. — Nicht wahr? So rede doch!
Sprich! — Oder willſt du einen Augenblick,
Dich zu bedenken? Gut; ich geb' ihn dir. —
(Ob ſie wohl horcht? Ich will ſie doch belauſchen;
Will hören, ob ichs recht gemacht. —) Denk nach!
Geſchwind denk nach! Ich ſäume nicht, zurück
Zu kommen.

(Er geht in das Nebenzimmer, nach welchem ſich Sittah begeben.)

Sechſter Auftritt.

Nathan allein.

Hm! hm! — wunderlich! — Wie iſt
Mir denn? — Was will der Sultan? was? — Ich bin
Auf Geld gefaßt; und er will — Wahrheit. Wahrheit!
Und will ſie ſo, — ſo baar, ſo blank, — als ob
Die Wahrheit Münze wäre! — Ja, wenn noch
Uralte Münze, die gewogen ward! —
Das ginge noch! Allein ſo neue Münze,
Die nur der Stempel macht, die man aufs Bret
Nur zählen darf, das iſt ſie doch nun nicht!
Wie Geld in Sack, ſo ſtriche man in Kopf
Auch Wahrheit ein? Wer iſt denn hier der Jude?
Ich oder er? — Doch wie? Sollt' er auch wohl
Die Wahrheit nicht in Wahrheit fodern? — Zwar,
Zwar der Verdacht, daß er die Wahrheit nur
Als Falle brauche, wär' auch gar zu klein! —
Zu klein? — Was iſt für einen Groſſen denn
Zu klein? — Gewiß, gewiß: er ſtürzte mit
Der Thüre ſo ins Haus! Man pocht doch, hört
Doch erſt, wenn man als Freund ſich naht. — Ich muß
Behutſam gehn! — und wie? wie das? — So ganz
Stockjude ſeyn zu wollen, geht ſchon nicht. —
Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder.
Denn, wenn kein Jude, dürft er mich nur fragen,
Warum kein Muſelmann? — Das wars! Das kann
Mich retten! — Nicht die Kinder blos, ſpeiſt man
Mit Mährchen ab. — Er kömmt. Er komme nur!

Siebender Auftritt.

Saladin und Nathan.

Saladin.

(So iſt das Feld hier rein!) — Ich komm' dir doch
Nicht zu geſchwind zurück? Du biſt zu Rande
Mit deiner Ueberlegung. — Nun ſo rede!
Es hört uns keine Seele.

Nathan.

Möcht auch doch
Die ganze Welt uns hören.

Saladin.

So gewiß
Iſt Nathan ſeiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weiſen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für ſie alles auf das Spiel
Zu ſetzen! Leib und Leben! Gut und Blut!

Nathan.

Ja! ja! wanns nöthig iſt und nutzt.

Saladin.

Von nun
An darf ich hoffen, einen meiner Titel,
Verbeſſerer der Welt und des Geſetzes,
Mit Recht zu führen.

Nathan.

Traun, ein ſchöner Titel!
Doch, Sultan, eh ich mich dir ganz vertraue,
Erlaubſt du wohl, dir ein Geſchichtchen zu
Erzählen?

Saladin.

Warum das nicht? Ich bin ſtets
Ein Freund geweſen von Geſchichtchen, gut
Erzählt.

Nathan.

Ja, gut erzählen, das iſt nun
Wohl eben meine Sache nicht.

Saladin.

Schon wieder
So ſtolz beſcheiden? — Mach! erzähl', erzähle!

Nathan.

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Oſten,
Der einen Ring von unſchätzbarem Werth'
Aus lieber Hand beſaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert ſchöne Farben ſpielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott

Und Menſchen angenehm zu machen, wer
In dieſer Zuverſicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann in Oſten darum nie
Vom Finger ließ; und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bey ſeinem Hauſe zu
Erhalten? Nehmlich ſo. Er ließ den Ring
Von ſeinen Söhnen dem Geliebteſten;
Und ſetzte feſt, daß dieſer wiederum
Den Ring von ſeinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebſte ſey; und ſtets der Liebſte,
Ohn' Anſehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürſt des Hauſes werde. —
Verſteh mich, Sultan.

Saladin.

Ich verſteh dich. Weiter!

Nathan.

So kam nun dieſer Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drey Söhnen;
Die alle drey ihm gleich gehorſam waren,
Die alle drey er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit ſchien ihm bald der, bald dieſer, bald
Der dritte, — ſo wie jeder ſich mit ihm
Allein befand, und ſein ergieſſend Herz
Die andern zwey nicht theilten, — würdiger
Des Ringes; den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu verſprechen.
Das ging nun ſo, ſo lang es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kömmt in Verlegenheit. Es ſchmerzt ihn, zwey
Von ſeinen Söhnen, die ſich auf ſein Wort
Verlaſſen, ſo zu kränken. — Was zu thun? —
Er ſendet in geheim zu einem Künſtler,
Bey dem er, nach dem Muſter ſeines Ringes,
Zwey andere beſtellt, und weder Koſten
Noch Mühe ſparen heißt, ſie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt

Dem Künſtler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann ſelbſt der Vater ſeinen Muſterring
Nicht unterſcheiden. Froh und freudig ruft
Er ſeine Söhne, jeden ins beſondre;
Giebt jedem ins beſondre ſeinen Seegen, —
Und ſeinen Ring, — und ſtirbt. — Du hörſt doch, Sultan?

Saladin. (der ſich betroffen von ihm gewandt.)
Ich hör, ich höre! — Komm mit deinem Mährchen
Nur bald zu Ende. — Wirds?

Nathan.
Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, verſteht ſich ja von ſelbſt. —
Kaum war der Vater todt, ſo kömmt ein jeder
Mit ſeinem Ring', und jeder will der Fürſt
Des Hauſes ſeyn. Man unterſucht, man zankt,
Man klagt. Umſonſt; der rechte Ring war nicht
Erweislich; —
(nach einer Pauſe, in welcher er des Sultans Antwort erwartet.)
Faſt ſo unerweislich, als
Uns itzt — der rechte Glaube.

Saladin.
Wie? das ſoll
Die Antwort ſeyn auf meine Frage?...

Nathan.
Soll
Mich blos entſchuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau zu unterſcheiden, die
Der Vater in der Abſicht machen ließ,
Damit ſie nicht zu unterſcheiden wären.

Saladin.
Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterſcheiden wären.
Bis auf die Kleidung; bis auf Speis und Trank!

Nathan.
Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle ſich nicht auf Geſchichte?

Geſchrieben oder überliefert! — Und
Geſchichte muß doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun weſſen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigſten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir ſind? doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuſcht, als wo
Getäuſcht zu werden uns heilſamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt. —
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen ſtrafſt, um meinen nicht
Zu widerſprechen? Oder umgekehrt.
Das nehmliche gilt von den Chriſten. Nicht? —

Saladin.

(Bey dem Lebendigen! Der Mann hat Recht.
Ich muß verſtummen.)

Nathan.

Laß auf unſre Ring'
Uns wieder kommen. Wie geſagt: die Söhne
Verklagten ſich; und jeder ſchwur dem Richter,
Unmittelbar aus ſeines Vaters Hand
Den Ring zu haben. — Wie auch wahr! — Nachdem
Er von ihm lange das Verſprechen ſchon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genieſſen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Betheu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falſch geweſen ſeyn; und eh' er dieſes
Von ihm, von einem ſolchen lieben Vater,
Argwohnen laß': eh' müß' er ſeine Brüder,
So gern er ſonſt von ihnen nur das Beſte
Bereit zu glauben ſey, des falſchen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wiſſen; ſich ſchon rächen.

Saladin.

Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter ſagen läſſeſt. Sprich!

Nathan.

Der Richter ſprach: wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle ſchafft, ſo weiſ' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthſel
Zu löſen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Beſitzt die Wunderkraft beliebt zu machen;
Vor Gott und Menſchen angenehm. Das muß
Entſcheiden! Denn die falſchen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun; wen lieben zwey
Von euch am meiſten? — Macht, ſagt an! Ihr ſchweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach auſſen? Jeder liebt ſich ſelber nur
Am meiſten? — O ſo ſeyd ihr alle drey
Betrogene Betrieger! Eure Ringe
Sind alle drey nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verluſt
Zu bergen, zu erſetzen, ließ der Vater
Die drey für einen machen.

Saladin.

Herrlich! herrlich!

Nathan.

Und alſo; fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, ſtatt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rath iſt aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig wie ſie liegt. Hat von
Euch jeder ſeinen Ring von ſeinem Vater:
So glaube jeder ſicher ſeinen Ring
Den echten. — Möglich; daß der Vater nun
Die Tyranney des Einen Rings nicht länger
In ſeinem Hauſe dulden wollen! — Und gewiß;
Daß er euch alle drey geliebt, und gleich
Geliebt: indem er zwey nicht drücken mögen,

Um einen zu begünſtigen. — Wohlan!
Es eifre jeder ſeiner unbeſtochnen
Von Vorurtheilen freyen Liebe nach!
Es ſtrebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in ſeinem Ring' an Tag
Zu legen! komme dieſer Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigſter Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn ſich dann der Steine Kräfte
Bey euern Kindes-Kindeskindern äuſſern:
So lad' ich über tauſend tauſend Jahre,
Sie wiederum vor dieſen Stuhl. Da wird
Ein weiſrer Mann auf dieſem Stuhle ſitzen,
Als ich; und ſprechen. Geht! -- So ſagte der
Beſcheidne Richter.

Saladin.

Gott! Gott!

Nathan.

Saladin,
Wenn du dich fühleſt, dieſer weiſere
Verſprochne Mann zu ſeyn... .

Saladin. (der auf ihn zuſtürzt, und ſeine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt.)

Ich Staub! Ich Nichts!
O Gott!

Nathan.

Was iſt dir, Sultan?

Saladin.

Nathan, lieber Nathan! —
Die tauſend tauſend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um. — Sein Richterſtuhl iſt nicht
Der meine. — Geh! — Geh! — Aber ſey mein Freund.

Nathan.

Und weiter hätte Saladin mir nichts
Zu ſagen?

Saladin.

Nichts.

Nathan.

Nichts?

Saladin.

Gar nichts. — Und warum?

Nathan.

Ich hätte noch Gelegenheit gewünſcht,
Dir eine Bitte vorzutragen.

Saladin.

Brauchts
Gelegenheit zu einer Bitte? — Rede!

Nathan.

Ich komm' von einer weiten Reiſ', auf welcher
Ich Schulden eingetrieben. — Faſt hab' ich
Des baaren Gelds zu viel. — Die Zeit beginnt
Bedenklich wiederum zu werden; — und
Ich weiß nicht recht, wo ſicher damit hin. —
Da dacht ich, ob nicht du vielleicht, — weil doch
Ein naher Krieg des Geldes immer mehr
Erfodert, — etwas brauchen könnteſt.

Saladin. (ihm ſteif in die Augen ſehend.)

Nathan! —
Ich will nicht fragen, ob Al-Hafi ſchon
Bey dir geweſen; — will nicht unterſuchen,
Ob dich nicht ſonſt ein Argwohn treibt, mir dieſes
Erbieten freyer Dings zu thun …

Nathan.

Ein Argwohn?

Saladin.

Ich bin ihn werth. — Verzeih mir! — denn was hilfts?
Ich muß dir nur geſtehen, — daß ich im
Begriffe war —

Nathan.

Doch nicht, das Nehmliche
An mich zu ſuchen?

Saladin.

Allerdings.

Nathan.

So wär'
Uns beyden ja geholffen! Daß ich aber
Dir alle meine Baarſchaft nicht kann ſchicken,
Das macht der junge Tempelherr. Du kennſt
Ihn ja. Ihm hab' ich eine groſſe Poſt
Vorher noch zu bezahlen.

Saladin.

Tempelherr?
Du wirſt doch meine ſchlimmſten Feinde nicht
Mit deinem Geld' auch unterſtützen wollen?

Nathan.

Ich ſpreche von dem einen nur, dem du
Das Leben ſparteſt . . .

Saladin.

Ah! woran erinnerſt
Du mich! — Hab' ich doch dieſen Jüngling ganz
Vergeſſen! — Kennſt du ihn? — Wo iſt er?

Nathan.

Wie?
So weißt du nicht, wie viel von deiner Gnade
Für ihn, durch ihn auf mich gefloſſen? Er,
Er mit Gefahr des neu erhaltnen Lebens,
Hat meine Tochter aus dem Feu'r gerettet.

Saladin.

Er? Hat er das? — Ha! darnach ſah er aus.
Das hätte traun*) mein Bruder auch gethan,
Dem er ſo ähnelt! — Iſt er denn noch hier?
So bring ihn her! — Ich habe meiner Schweſter
Von dieſem ihren Bruder, den ſie nicht
Gekannt, ſo viel erzählet, daß ich ſie
Sein Ebenbild doch auch muß ſehen laſſen! —
Geh, hohl ihn! — Wie aus Einer guten That,
Gebahr ſie auch ſchon bloſſe Leidenſchaft,
Doch ſo viel andre gute Thaten flieſſen!
Geh, hohl ihn!

---

*) „Das hätte ſicherlich" in der erſten Ausgabe.

Nathan. (indem er Saladins Hand fahren läßt.)
Augenblicks! Und bey dem andern
Bleibt es doch auch? (ab.)

Saladin.
Ah! daß ich meine Schweſter
Nicht horchen laſſen! — Zu ihr! zu ihr! — Denn
Wie ſoll ich alles das ihr nun erzählen?
(ab von der andern Seite.)

Siebender Auftritt.

(Die Scene: unter den Palmen, in der Nähe des Kloſters, wo der Tempelherr Nathans wartet.)

Tempelherr.
(Geht, mit ſich ſelbſt kämpfend, auf und ab; bis er losbricht.)
— Hier hält das Opferthier ermüdet ſtill. —
Nun gut! Ich mag nicht, mag nicht näher wiſſen,
Was in mir vorgeht; mag voraus nicht wittern,
Was vorgehn wird. — Genug, ich bin umſonſt
Geflohn! umſonſt. — Und weiter konnt' ich doch
Auch nichts, als fliehn! — Nun komm', was kommen ſoll! —
Ihm auszubeugen, war der Streich zu ſchnell
Gefallen; unter den zu kommen, ich
So lang und viel mich weigerte. — Sie ſehn,
Die ich zu ſehn ſo wenig lüſtern war, —
Sie ſehn, und der Entſchluß, ſie wieder aus
Den Augen nie zu laſſen — Was Entſchluß?
Entſchluß iſt Vorſatz, That: und ich, ich litt',
Ich litte blos. — Sie ſehn, und das Gefühl,
An ſie verſtrickt, in ſie verwebt zu ſeyn,
War eins. — Bleibt eins. — Von ihr getrennt
Zu leben, iſt mir ganz undenkbar; wär'
Mein Tod, — und wo wir immer nach dem Tode
Noch ſind, auch da mein Tod. — Iſt das nun Liebe:
So — liebt der Tempelritter freylich, — liebt
Der Chriſt das Judenmädchen freylich. — Hm!
Was thuts? — Ich hab' in dem gelobten Lande, —
Und drum auch mir gelobt auf immerdar! —

Der Vorurtheile mehr ſchon abgelegt. —
Was will mein Orden auch? Ich Tempelherr
Bin todt; war von dem Augenblick' ihm todt,
Der mich zu Saladins Gefangnen machte.
Der Kopf, den Saladin mir ſchenkte, wär'
Mein alter? — Iſt ein neuer; der von allem
Nichts weiß, was jenem eingeplaudert ward,
Was jenen band. — Und iſt ein beſſrer; für
Den väterlichen Himmel mehr gemacht.
Das ſpür' ich ja. Denn erſt mit ihm beginn'
Ich ſo zu denken, wie mein Vater hier
Gedacht muß haben; wenn man Mährchen nicht
Von ihm mir vorgelogen. — Mährchen? — doch
Ganz glaubliche; die glaublicher mir nie,
Als itzt geſchienen, da ich nur Gefahr
Zu ſtraucheln lauffe, wo er fiel. — Er fiel?
Ich will mit Männern lieber fallen, als
Mit Kindern ſtehn. — Sein Beyſpiel bürget mir
Für ſeinen Beyfall. Und an weſſen Beyfall
Liegt mir denn ſonſt? — An Nathans? — O an deſſen
Ermuntrung mehr, als Beyfall, kann es mir
Noch weniger gebrechen. — Welch ein Jude! —
Und der ſo ganz nur Jude ſcheinen will!
Da kömmt er; kömmt mit Haſt; glüht heitre Freude.
Wer kam vom Saladin je anders? He!
He, Nathan!

Achter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr.

Nathan.

Wie? ſeyd Ihrs?

Tempelherr.

Ihr habt
Sehr lang' Euch bey dem Sultan aufgehalten.

Nathan.

So lange nun wohl nicht. Ich ward im hingehn
Zu viel verweilt. — Ah, wahrlich Curd; der Mann

Seht ſeinen Ruhm. Sein Ruhm iſt blos ſein Schatten. —
Doch laßt vor allen Dingen Euch geſchwind
Nur ſagen …

Tempelherr.

Was?

Nathan.

Er will Euch ſprechen; will,
Daß ungeſäumt Ihr zu ihm kommt. Begleitet
Mich nur nach Hauſe, wo ich noch für ihn
Erſt etwas anders zu verfügen habe:
Und dann, ſo gehn wir.

Tempelherr.

Nathan, Euer Haus
Betret' ich wieder eher nicht …

Nathan.

So ſeyd
Ihr doch indeß ſchon da geweſen? habt
Indeß ſie doch geſprochen? — Nun? — Sagt: wie
Gefällt Euch Recha?

Tempelherr.

Ueber allen Ausdruck!
Allein, — ſie wiederſehn — das werd ich nie!
Nie! nie! — Ihr müßtet mir zur Stelle denn
Verſprechen: — daß ich ſie auf immer, immer —
Soll können ſehn.

Nathan.

Wie wollt Ihr, daß ich das
Verſteh'?

Tempelherr.

(nach einer kurzen Pauſe ihm plötzlich um den Hals fallend.)
Mein Vater!

Nathan.

— Junger Mann!

Tempelherr. (ihn eben ſo plötzlich wieder laſſend)
Nicht Sohn? —
Ich bitt' Euch, Nathan! —

Nathan.
Lieber junger Mann!
Tempelherr.
Nicht Sohn? — Ich bitt Euch, Nathan! — Ich beſchwör'
Euch bey den erſten Banden der Natur! —
Zieht ihnen ſpätre Feſſeln doch nicht vor! —
Begnügt Euch doch ein Menſch zu ſeyn! — Stoßt mich
Nicht von Euch!
Nathan.
Lieber, lieber Freund!...
Tempelherr.
Und Sohn?
Sohn nicht? — Auch dann nicht, dann nicht einmal, wenn
Erkenntlichkeit zum Herzen Eurer Tochter
Der Liebe ſchon den Weg gebahnet hätte?
Auch dann nicht einmal, wenn in eins zu ſchmelzen
Auf Euern Wink nur beyde warteten? —
Ihr ſchweigt?
Nathan.
Ihr überraſcht mich, junger Ritter.
Tempelherr.
Ich überraſch' Euch? — überraſch' Euch, Nathan,
Mit Euern eigenen Gedanken? — Ihr
Verkennt ſie doch in meinem Munde nicht? —
Ich überraſch' Euch?
Nathan.
Eh ich einmal weiß,
Was für ein Staufen Euer Vater denn
Geweſen iſt!
Tempelherr.
Was ſagt Ihr, Nathan? was? —
In dieſem Augenblicke fühlt Ihr nichts,
Als Neubegier?
Nathan.
Denn ſeht! Ich habe ſelbſt
Wohl einen Staufen ehedem gekannt,
Der Conrad hieß.

Tempelherr.

Nun — wenn mein Vater denn
Nun eben ſo geheiſſen hätte?

Nathan.

Wahrlich?

Tempelherr.

Ich heiſſe ſelber ja nach meinem Vater: Curd
Iſt Conrad.

Nathan.

Nun — ſo war mein Conrad doch
Nicht Euer Vater. Denn mein Conrad war,
Was Ihr; war Tempelherr; war nie vermählt.

Tempelherr.

O darum!

Nathan.

Wie?

Tempelherr.

O darum könnt' er doch
Mein Vater wohl geweſen ſeyn.

Nathan.

Ihr ſcherzt.

Tempelherr.

Und Ihr nehmts wahrlich zu genau! —(Was wärs
Denn nun? So was von Baſtard oder Bankert!
Der Schlag iſt auch nicht zu verachten.)— Doch
Entlaßt mich immer meiner Ahnenprobe.
Ich will Euch Eurer wiederum entlaſſen.
Nicht zwar, als ob ich den geringſten Zweifel
In Euern Stammbaum ſetzte. Gott behüte!
Ihr könnt ihn Blatt vor Blatt bis Abraham
Hinauf belegen. Und von da ſo weiter,
Weis ich ihn ſelbſt; will ich ihn ſelbſt beſchwören.

Nathan.

Ihr werdet bitter. — Doch verdien' ichs? — Schlug
Ich denn Euch ſchon was ab? — Ich will Euch ja
Nur bey dem Worte nicht den Augenblick
So faſſen. — Weiter nichts.

Tempelherr.

Gewiß? — Nichts weiter?
O ſo vergebt!...

Nathan.

Nun kommt nur, kommt!

Tempelherr.

Wohin?
Nein! — Mit in Euer Haus? — Das nicht! das nicht! —
Da brennts! — Ich will Euch hier erwarten. Geht! —
Soll ich ſie wiederſehn: ſo ſeh ich ſie
Noch oft genug. Wo nicht: ſo ſah ich ſie
Schon viel zu viel...

Nathan.

Ich will mich möglichſt eilen.

Neunter Auftritt.

Der Tempelherr und bald darauf Daja.

Tempelherr.

Schon mehr als gnug! — Des Menſchen Hirn faßt ſo
Unendlich viel; und iſt doch manchmal auch
So plötzlich voll! von einer Kleinigkeit
So plötzlich voll! — Taugt nichts, taugt nichts; es ſey
Auch voll wovon es will. — Doch nur Geduld!
Die Seele wirkt den aufgedunſnen Stoff
Bald in einander, ſchafft ſich Raum, und Licht
Und Ordnung kommen wieder. — Lieb' ich denn
Zum erſtenmale? — Oder war, was ich
Als Liebe kenne, Liebe nicht? — Iſt Liebe
Nur was ich itzt empfinde?...

Daja. (die ſich von der Seite herbeygeſchlichen.)

Ritter! Ritter!

Tempelherr.

Wer ruft? — Ha, Daja, Ihr?

Daja.

Ich habe mich
Bey ihm vorbey geſchlichen. Aber noch

Könnt' er uns ſehn, wo Ihr da ſteht. — Drum kommt
Doch näher zu mir, hinter dieſen Baum.

Tempelherr.

Was giebts denn? — So geheimnißvoll? — Was iſts?

Daja.

Ja wohl betrift es ein Geheimniß, was
Mich zu Euch bringt; und zwar ein doppeltes.
Das eine weiß nur ich; das andre wißt
Nur Ihr. — Wie wär es, wenn wir tauſchten?
Vertraut mir Euers: ſo vertrau' ich Euch
Das Meine.

Tempelherr.

Mit Vergnügen. — Wenn ich nur
Erſt weiß, was Ihr für Meines achtet. Doch
Das wird aus Euerm wohl erhellen. — Fangt
Nur immer an.

Daja.

Ey denkt doch! — Nein, Herr Ritter:
Erſt Ihr; ich folge. — Denn verſichert, mein
Geheimniß kann Euch gar nichts nutzen, wenn
Ich nicht zuvor das Eure habe. — Nur
Geſchwind! — Denn frag' ichs Euch erſt ab: ſo habt
Ihr nichts vertrauet. Mein Geheimniß dann
Bleibt mein Geheimniß; und das Eure ſeyd
Ihr los. — Doch, armer Ritter! — Daß ihr Männer
Ein ſolch Geheimniß vor uns Weibern haben
Zu können, auch nur glaubt!

Tempelherr.

Das wir zu haben
Oft ſelbſt nicht wiſſen.

Daja.

Kann wohl ſeyn. Drum muß
Ich freylich erſt, Euch ſelbſt damit bekannt
Zu machen, ſchon die Freundſchaft haben. — Sagt:
Was hieß denn das, daß Ihr ſo Knall und Fall
Euch aus dem Staube machtet? daß Ihr uns
So ſitzen ließet? — daß Ihr nun mit Nathan

Nicht wiederkommt? — Hat Recha denn ſo wenig
Auf Euch gewirkt? wie? oder auch, ſo viel? —
So viel! ſo viel! — Lehrt Ihr des armen Vogels,
Der an der Ruthe klebt, Geflattre mich
Doch kennen! — Kurz: geſteht es mir nur gleich,
Daß Ihr ſie liebt, liebt bis zum Unſinn; und
Ich ſag' Euch was . . .

Tempelherr.

Zum Unſinn? Wahrlich; Ihr
Verſteht Euch trefflich drauf.

Daja.

Nun gebt mir nur
Die Liebe zu; den Unſinn will ich Euch
Erlaſſen.

Tempelherr.

Weil er ſich von ſelbſt verſteht? —
Ein Tempelherr ein Judenmädchen lieben! . . .

Daja.

Scheint freylich wenig Sinn zu haben. — Doch
Zuweilen iſt des Sinns in einer Sache
Auch mehr, als wir vermuthen; und es wäre
So unerhört doch nicht, daß uns der Heyland
Auf Wegen zu ſich zöge, die der Kluge
Von ſelbſt nicht leicht betreten würde.

Tempelherr.

Das
So feyerlich? — (Und ſetz' ich ſtatt des Heylands
Die Vorſicht: hat ſie denn nicht Recht?) Ihr macht
Mich neubegieriger, als ich wohl ſonſt
Zu ſeyn gewohnt bin.

Daja.

O! das iſt das Land
Der Wunder!

Tempelherr.

(Nun! — des Wunderbaren. Kann
Es auch wohl anders ſeyn? Die ganze Welt
Drängt ſich ja hier zuſammen.) — Liebe Daja,

Nehmt für geſtanden an, was ihr verlangt:
Daß ich ſie liebe; daß ich nicht begreife,
Wie ohne ſie ich leben werde; daß . . .

Daja.

Gewiß? gewiß? — So ſchwört mir, Ritter, ſie
Zur Eurigen zu machen; ſie zu retten;
Sie zeitlich hier, ſie ewig dort zu retten.

Tempelherr.

Und wie? — Wie kann ich? — Kann ich ſchwören, was
In meiner Macht nicht ſteht?

Daja.

In Eurer Macht
Steht es. Ich bring' es durch ein einzig Wort
In Eure Macht.

Tempelherr.

Daß ſelbſt der Vater nichts
Dawider hätte?

Daja.

Ey, was Vater! Vater!
Der Vater ſoll ſchon müſſen.

Tempelherr.

Müſſen, Daja? —
Noch iſt er unter Räuber nicht gefallen. —
Er muß nicht müſſen.

Daja.

Nun, ſo muß er wollen;
Muß gern am Ende wollen.

Tempelherr.

Muß und gern! —
Doch, Daja, wenn ich Euch nun ſage, daß
Ich ſelber dieſe Sait' ihm anzuſchlagen
Bereits verſucht?

Daja.

Was? und er fiel nicht ein?

Tempelherr.

Er fiel mit einem Mißlaut ein, der mich —
Beleidigte.

Daja.

Was ſagt Ihr? — Wie? Ihr hättet
Den Schatten eines Wunſches nur nach Recha
Ihm blicken laſſen: und er wär' vor Freuden
Nicht aufgeſprungen? hätte froſtig ſich
Zurückgezogen? hätte Schwierigkeiten
Gemacht?

Tempelherr.

So ungefähr.

Daja.

So will ich denn
Mich länger keinen Augenblick bedenken — (Pauſe.)

Tempelherr.

Und Ihr bedenkt Euch doch?

Daja.

Der Mann iſt ſonſt
So gut! — Ich ſelber bin ſo viel ihm ſchuldig! —
Daß er doch gar nicht hören will! — Gott weiß,
Das Herze blutet mir, ihn ſo zu zwingen.

Tempelherr.

Ich bitt' Euch, Daja, ſetzt mich kurz und gut
Aus dieſer Ungewißheit. Seyd Ihr aber
Noch ſelber ungewiß; ob, was Ihr vorhabt,
Gut oder Böſe, Schändlich oder Löblich
Zu nennen: — ſchweigt! Ich will vergeſſen, daß
Ihr etwas zu verſchweigen habt.

Daja.

Das ſpornt
Anſtatt zu halten. Nun; ſo wißt denn: Recha
Iſt keine Jüdinn; iſt — iſt eine Chriſtinn.

Tempelherr. (kalt)

So? Wünſch' Euch Glück! Hats ſchwer gehalten? Laßt
Euch nicht die Wehen ſchrecken! — Fahret ja
Mit Eifer fort, den Himmel zu bevölkern;
Wenn Ihr die Erde nicht mehr könnt!

Daja.
Wie, Ritter?
Verdienet meine Nachricht dieſen Spott?
Daß Recha eine Chriſtinn iſt: das freuet
Euch, einen Chriſten, einen Tempelherrn,
Der Ihr ſie liebt, nicht mehr?

Tempelherr.
Beſonders, da
Sie eine Chriſtinn iſt von Eurer Mache.

Daja.
Ah! ſo verſteht Ihrs? So mags gelten! — Nein!
Den will ich ſehn, der die bekehren ſoll!
Ihr Glück iſt, längſt zu ſeyn, was ſie zu werden
Verdorben iſt.

Tempelherr.
Erklärt Euch, oder — geht!

Daja.
Sie iſt ein Chriſtenkind; von Chriſtenältern
Gebohren; iſt getauft ...

Tempelherr. (haſtig)
Und Nathan?

Daja.
Nicht
Ihr Vater!

Tempelherr.
Nathan nicht ihr Vater? — Wißt
Ihr, was Ihr ſagt?

Daja.
Die Wahrheit, die ſo oft
Mich blutge Thränen weinen machen. — Nein,
Er iſt ihr Vater nicht ...

Tempelherr.
Und hätte ſie,
Als ſeine Tochter nur erzogen? hätte
Das Chriſtenkind als eine Jüdinn ſich
Erzogen?

Daja.

Ganz gewiß.

Tempelherr.

Sie wüßte nicht,
Was ſie gebohren ſey? — Sie hätt' es nie
Von ihm erfahren, daß ſie eine Chriſtinn
Gebohren ſey, und keine Jüdinn?

Daja.

Nie!

Tempelherr.

Er hätt' in dieſem Wahne nicht das Kind
Blos auferzogen? ließ das Mädchen noch
In dieſem Wahne?

Daja.

Leider!

Tempelherr.

Nathan — Wie? —
Der weiſe gute Nathan hätte ſich
Erlaubt, die Stimme der Natur ſo zu
Verfälſchen? — Die Ergieſſung eines Herzens
So zu verlenken, die, ſich ſelbſt gelaſſen,
Ganz andre Wege nehmen würde? — Daja,
Ihr habt mir allerdings etwas vertraut —
Von Wichtigkeit, — was Folgen haben kann, —
Was mich verwirrt, — worauf ich gleich nicht weiß,
Was mir zu thun. — Drum laßt mir Zeit. — Drum geht!
Er kömmt hier wiederum vorbey. Er möcht'
Uns überfallen. Geht!

Daja.

Ich wär' des Todes!

Tempelherr.

Ich bin ihn itzt zu ſprechen ganz und gar
Nicht fähig. Wenn Ihr ihm begegnet, ſagt
Ihm nur, daß wir einander bey dem Sultan
Schon finden würden.

Daja.

Aber laßt Euch ja

Nichts merken gegen ihn. — Das ſoll nur ſo
Den lezten Druck dem Dinge geben; ſoll
Euch, Rechas wegen, alle Skrupel nur
Benehmen! — Wenn Ihr aber dann, ſie nach
Europa führt: ſo laßt Ihr doch mich nicht
Zurück?

Tempelherr.

Das wird ſich finden. Geht nur, geht!

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Scene: in den Kreuzgängen des Kloſters.

Der Kloſterbruder und bald darauf der Tempelherr.

Kloſterbruder.

Ja, ja! er hat ſchon Recht, der Patriarch!
Es hat mir freylich noch von alle dem
Nicht viel gelingen wollen, was er mir
So aufgetragen. — Warum trägt er mir
Auch lauter ſolche Sachen auf? — Ich mag
Nicht fein ſeyn; mag nicht überreden; mag
Mein Näschen nicht in alles ſtecken; mag
Mein Händchen nicht in allem haben. — Bin
Ich darum aus der Welt geſchieden, ich
Für mich; um mich für andre mit der Welt
Noch erſt recht zu verwickeln?

Tempelherr. (mit Haſt auf ihn zukommend.)

Guter Bruder!
Da ſeyd Ihr ja. Ich hab' Euch lange ſchon
Geſucht.

Kloſterbruder.

Mich, Herr?

Tempelherr.

Ihr kennt mich ſchon nicht mehr?

Kloſterbruder.

Doch, doch! Ich glaubte nur, daß ich den Herrn

In meinem Leben wieder nie zu ſehn
Bekommen würde. Denn ich hofft' es zu
Dem lieben Gott. — Der liebe Gott, der weiß
Wie ſauer mir der Antrag ward, den ich
Dem Herrn zu thun verbunden war. Er weiß,
Ob ich gewünſcht, ein offnes Ohr bey Euch
Zu finden; weiß, wie ſehr ich mich gefreut,
Im Innerſten gefreut, daß Ihr ſo rund
Das alles, ohne viel Bedenken, von
Euch wieſ't, was einem Ritter nicht geziemt. —
Nun kommt Ihr doch; nun hats doch nachgewirkt!

Tempelherr.

Ihr wißt es ſchon, warum ich komme? Kaum
Weiß ich es ſelbſt.

Kloſterbruder.

Ihr habts nun überlegt;
Habt nun gefunden, daß der Patriarch
So Unrecht doch nicht hat; daß Ehr' und Geld
Durch ſeinen Anſchlag zu gewinnen; daß
Ein Feind ein Feind iſt, wenn er unſer Engel
Auch ſiebenmal geweſen wäre. Das,
Das habt Ihr nun mit Fleiſch und Blut erwogen,
Und kommt, und tragt Euch wieder an. — Ach Gott!

Tempelherr.

Mein frommer, lieber Mann! gebt Euch zufrieden.
Deswegen komm' ich nicht; deswegen will
Ich nicht den Patriarchen ſprechen. Noch,
Noch denk' ich über jenen Punkt, wie ich
Gedacht, und wollt' um alles in der Welt
Die gute Meynung nicht verlieren, deren
Mich ein ſo grader, frommer, lieber Mann
Einmal gewürdiget. — Ich komme blos,
Den Patriarchen über eine Sache
Um Rath zu fragen . . .

Kloſterbruder.

Ihr den Patriarchen?
Ein Ritter, einen — Pfaffen? (ſich ſchüchtern umſehend.)

Tempelherr.
Ja; — die Sach'
Iſt ziemlich pfäffiſch.
Kloſterbruder.
Gleichwohl fragt der Pfaffe
Den Ritter nie, die Sache ſey auch noch
So ritterlich.
Tempelherr.
Weil er das Vorrecht hat,
Sich zu vergehn; das unſer einer ihm
Nicht ſehr beneidet. — Freylich, wenn ich nur
Für mich zu handeln hätte; freylich, wenn
Ich Rechenſchaft nur mir zu geben hätte:
Was braucht' ich Euers Patriarchen? Aber
Gewiſſe Dinge will ich lieber ſchlecht,
Nach andrer Willen, machen; als allein
Nach meinem, gut. — Zudem, ich ſeh nun wohl,
Religion iſt auch Parthey; und wer
Sich drob auch noch ſo unparteyiſch glaubt,
Hält, ohn' es ſelbſt zu wiſſen, doch nur ſeiner
Die Stange. Weil das einmal nun ſo iſt:
Wirds ſo wohl recht ſeyn.
Kloſterbruder.
Dazu ſchweig' ich lieber.
Denn ich verſteh den Herrn nicht recht.
Tempelherr.
Und doch! —
(Laß ſehn, warum mir eigentlich zu thun!
Um Machtſpruch oder Rath? — Um lautern, oder
Gelehrten Rath?) — Ich dank' Euch, Bruder; dank'
Euch für den guten Wink. — Was Patriarch? —
Seyd Ihr mein Patriarch! Ich will ja doch
Den Chriſten mehr im Patriarchen, als
Den Patriarchen in dem Chriſten fragen. —
Die Sach' iſt die ...
Kloſterbruder.
Nicht weiter, Herr, nicht weiter!

Wozu? — Der Herr verkennt mich. — Wer viel weiß,
Hat viel zu ſorgen; und ich habe ja
Mich Einer Sorge nur gelobt. — O gut!
Hört! ſeht! Dort kömmt, zu meinem Glück, er ſelbſt.
Bleibt hier nur ſtehn. Er hat Euch ſchon erblickt.

Zweyter Auftritt.

Der Patriarch, welcher mit allem geiſtlichen Pomp den einen Kreuzgang heraufkömmt, und die **Vorigen**.

Tempelherr.
Ich wich ihm lieber aus. — Wär' nicht mein Mann! —
Ein dicker, rother, freundlicher Prälat!
Und welcher Prunk!

Kloſterbruder.
Ihr ſolltet ihn erſt ſehn,
Nach Hofe ſich erheben. Izo kömmt
Er nur von einem Kranken.

Tempelherr.
Wie ſich da
Nicht Saladin wird ſchämen müſſen!

Patriarch. (indem er näher kömmt, winkt dem Bruder.)
Hier! —
Das iſt ja wohl der Tempelherr. Was will
Er?

Kloſterbruder.
Weiß nicht.

Patriarch.
(auf ihn zugehend, indem der Bruder und das Gefolge zurücktreten.)
Nun, Herr Ritter! — Sehr erfreut
Den braven jungen Mann zu ſehn! — Ey, noch
So gar jung! — Nun, mit Gottes Hülfe, daraus
Kann etwas werden.

Tempelherr.
Mehr, ehrwürd'ger Herr,
Wohl ſchwerlich, als ſchon iſt. Und eher noch,
Was weniger.

Patriarch.
Ich wünſche wenigſtens,
Daß ſo ein frommer Ritter lange noch
Der lieben Chriſtenheit, der Sache Gottes
Zu Ehr und Frommen blühn und grünen möge!
Das wird denn auch nicht fehlen, wenn nur ſein
Die junge Tapferkeit dem reifen Rathe
Des Alters folgen will! — Womit wär' ſonſt
Dem Herrn zu dienen?

Tempelherr.
Mit dem nehmlichen,
Woran es meiner Jugend fehlt: mit Rath.

Patriarch.
Recht gern! — Nur iſt der Rath auch anzunehmen.

Tempelherr.
Doch blindlings nicht?

Patriarch.
Wer ſagt denn das? — Ey freylich
Muß niemand die Vernunft, die Gott ihm gab,
Zu brauchen unterlaſſen, — wo ſie hin
Gehört. — Gehört ſie aber überall
Denn hin? — O nein! — Zum Beyſpiel; wenn uns Gott
Durch einen ſeiner Engel, — iſt zu ſagen,
Durch einen Diener ſeines Worts, — ein Mittel
Bekannt zu machen würdiget, das Wohl
Der ganzen Chriſtenheit, das Heil der Kirche,
Auf irgend eine ganz beſondre Weiſe
Zu fördern, zu befeſtigen: wer darf
Sich da noch unterſtehn, die Willkühr deß,
Der die Vernunft erſchaffen, nach Vernunft
Zu unterſuchen? und das ewige
Geſetz der Herrlichkeit des Himmels, nach
Den kleinen Regeln einer eiteln Ehre
Zu prüfen? — Doch hiervon genug. — Was iſt
Es denn, worüber unſern Rath für itzt
Der Herr verlangt?

Tempelherr.

Geſetzt, ehrwürd'ger Vater,
Ein Jude hätt' ein einzig Kind, — es ſey
Ein Mädchen, — das er mit der größten Sorgfalt
Zu allem Guten auferzogen, das
Er liebe mehr als ſeine Seele, das
Ihn wieder mit der frömmſten Liebe liebe.
Und nun würd' unſer Einem hinterbracht,
Dieß Mädchen ſey des Juden Tochter nicht;
Er hab' es in der Kindheit aufgeleſen,
Gekauft, geſtohlen, — was Ihr wollt; man wiſſe,
Das Mädchen ſey ein Chriſtenkind, und ſey
Getauft; der Jude hab' es nur als Jüdinn
Erzogen; laß es nur als Jüdinn und
Als ſeine Tochter ſo verharren: — ſagt,
Ehrwürd'ger Vater, was wär' hierbey wohl
Zu thun?

Patriarch.

Mich ſchaudert! — Doch zu allererſt
Erkläre ſich der Herr, ob ſo ein Fall
Ein Faktum oder eine Hypotheſ'.
Das iſt zu ſagen: ob der Herr ſich das
Nur blos ſo dichtet, oder obs geſchehn,
Und fortfährt zu geſchehn.

Tempelherr.

Ich glaubte, das
Sey eins, um Euer Hochehrwürden Meynung
Blos zu vernehmen.

Patriarch.

Eins? — Da ſeh der Herr
Wie ſich die ſtolze menſchliche Vernunft
Im Geiſtlichen doch irren kann. — Mit nichten!
Denn iſt der vorgetragne Fall nur ſo
Ein Spiel des Witzes: ſo verlohnt es ſich
Der Mühe nicht, im Ernſt ihn durchzudenken.
Ich will den Herrn damit auf das Theater
Verwieſen haben, wo dergleichen pro

Et contra ſich mit vielem Beyfall könnte
Behandeln laſſen. — Hat der Herr mich aber
Nicht blos mit einer theatral'ſchen Schnurre
Zum beſten; iſt der Fall ein Faktum; hätt'
Er ſich wohl gar in unſrer Diöces',
In unſrer lieben Stadt Jeruſalem,
Eräugnet: — ja alsdann —

Tempelherr.

Und was alsdann?

Patriarch.

Dann wäre mit dem Juden förderſamſt
Die Strafe zu vollziehn, die Päbſtliches
Und Kaiſerliches Recht ſo einem Frevel,
So einer Laſterthat beſtimmen.

Tempelherr.

So?

Patriarch.

Und zwar beſtimmen obbeſagte Rechte
Dem Juden, welcher einen Chriſten zur
Apoſtaſie verführt, — den Scheiterhauffen, —
Den Holzſtoß —

Tempelherr.

So?

Patriarch.

Und wie vielmehr dem Juden,
Der mit Gewalt ein armes Chriſtenkind
Dem Bunde ſeiner Tauf entreißt! Denn iſt
Nicht alles, was man Kindern thut, Gewalt? —
Zu ſagen: — ausgenommen, was die Kirch'
An Kindern thut.

Tempelherr.

Wenn aber nun das Kind,
Erbarmte ſeiner ſich der Jude nicht,
Vielleicht im Elend umgekommen wäre?

Patriarch.

Thut nichts! der Jude wird verbrannt. — Denn beſſer,
Es wäre hier im Elend umgekommen,

Als daß zu ſeinem ewigen Verderben
Es ſo gerettet ward. — Zu dem, was hat
Der Jude Gott denn vorzugreifen? Gott
Kann, wen er retten will, ſchon ohn' ihn retten.

Tempelherr.

Auch Trotz ihm, ſollt' ich meynen, — ſelig machen.

Patriarch.

Thut nichts! der Jude wird verbrannt.

Tempelherr.

Das geht
Mir nah'! Beſonders, da man ſagt, er habe
Das Mädchen nicht ſowohl in ſeinem, als
Vielmehr in keinem Glauben auferzogen,
Und ſie von Gott nicht mehr nicht weniger
Gelehrt, als der Vernunft genügt.

Patriarch.

Thut nichts!
Der Jude wird verbrannt... Ja, wär' allein
Schon dieſerwegen werth, dreymal verbrannt
Zu werden! — Was? ein Kind ohn' allen Glauben
Erwachſen laſſen? — Wie? die große Pflicht
Zu glauben, ganz und gar ein Kind nicht lehren?
Das iſt zu arg! Mich wundert ſehr, Herr Ritter,
Euch ſelbſt...

Tempelherr.

Ehrwürd'ger Herr, das Uebrige,
Wenn Gott will, in der Beichte. (will gehn.)

Patriarch.

Was? mir nun
Nicht einmal Rede ſtehn? — Den Böſewicht,
Den Juden mir nicht nennen? — mir ihn nicht
Zur Stelle ſchaffen? — O da weiß ich Rath!
Ich geh ſogleich zum Sultan. — Saladin,
Vermöge der Capitulation,
Die er beſchworen, muß uns, muß uns ſchützen;
Bey allen Rechten, allen Lehren ſchützen,
Die wir zu unſrer allerheiligſten

Religion nur immer rechnen dürfen!
Gottlob! wir haben das Original.
Wir haben ſeine Hand, ſein Siegel. Wir! —
Auch mach' ich ihm gar leicht begreiflich, wie
Gefährlich ſelber für den Staat es iſt,
Nichts glauben! Alle bürgerliche Bande
Sind aufgelöſet, ſind zerriſſen, wenn
Der Menſch nichts glauben darf. — Hinweg! hinweg
Mit ſolchem Frevel!...

Tempelherr.

Schade, daß ich nicht
Den trefflichen Sermon mit beßrer Muſſe
Genießen kann! Ich bin zum Saladin
Gerufen.

Patriarch.

Ja? — Nun ſo — Nun freylich — Dann —

Tempelherr.

Ich will den Sultan vorbereiten, wenn
Es Eurer Hochehrwürden ſo gefällt.

Patriarch.

O, oh! — Ich weiß, der Herr hat Gnade funden
Vor Saladin! — Ich bitte meiner nur
Im Beſten bey ihm eingedenk zu ſeyn. —
Mich treibt der Eifer Gottes lediglich.
Was ich zu viel thu, thu ich ihm. — Das wolle
Doch ja der Herr erwägen! — Und nicht wahr,
Herr Ritter? das vorhin erwähnte von
Dem Juden, war nur ein Problema? — iſt
Zu ſagen —

Tempelherr.

Ein Problema. (geht ab.)

Patriarch.

(Dem ich tiefer
Doch auf den Grund zu kommen ſuchen muß.
Das wär' ſo wiederum ein Auftrag für
Den Bruder Bonaſides.) — Hier, mein Sohn!
(er ſpricht im abgehn mit dem Kloſterbruder.)

Dritter Auftritt.

Scene: ein Zimmer im Pallaſte des Saladin, in welches von Sklaven eine Menge Beutel getragen, und auf dem Boden neben einander geſtellt werden.

Saladin und bald darauf Sittah.

Saladin. (der dazu kömmt.)

Nun wahrlich! das hat noch kein Ende. — Iſt
Des Dings noch viel zurück?

Ein Sklave.

Wohl noch die Hälfte.

Saladin.

So tragt das Uebrige zu Sittah. — Und
Wo bleibt Al-Hafi? Das hier ſoll ſogleich
Al-Hafi zu ſich nehmen. — Oder ob
Ichs nicht vielmehr dem Vater ſchicke? Hier
Fällt mir es doch nur durch die Finger. — Zwar
Man wird wohl endlich hart; und nun gewiß
Sollts Künſte koſten, mir viel abzuzwacken.
Bis wenigſtens die Gelder aus Aegypten
Zur Stelle kommen, mag das Armuth ſehn
Wies fertig wird! — Die Spenden bey dem Grabe,
Wenn die nur fortgehn! Wenn die Chriſtenpilger
Mit leeren Händen nur nicht abziehn dürfen!
Wenn nur —

Sittah.

Was ſoll nun das? Was ſoll das Geld
Bey mir?

Saladin.

Mach dich davon bezahlt; und leg'
Auf Vorrath, wenn was übrig bleibt.

Sittah.

Iſt Nathan
Noch mit dem Tempelherrn nicht da?

Saladin.

Er ſucht
Ihn aller Orten.

Sittah.

Sieh doch, was ich hier,
Indem mir ſo mein alt Geſchmeide durch
Die Hände geht, gefunden. (ihm ein klein Gemählde zeigend.)

Saladin.

Ha! mein Bruder!
Das iſt er, iſt er! — War er! war er! ah! —
Ah wackrer lieber Junge, daß ich dich
So früh verlor! Was hätt' ich erſt mit dir,
An deiner Seit' erſt unternommen! — Sittah,
Laß mir das Bild. Auch kenn' ichs ſchon: er gab
Es deiner ältern Schweſter, ſeiner Lilla,
Die eines Morgens ihn ſo ganz und gar
Nicht aus den Armen laſſen wollt'. Es war
Der letzte, den er ausritt. — Ah, ich ließ
Ihn reiten, und allein! — Ah, Lilla ſtarb
Vor Gram, und hat mirs nie vergeben, daß
Ich ſo allein ihn reiten laſſen. — Er
Blieb weg!

Sittah.

Der arme Bruder!

Saladin.

Laß nur gut
Seyn! — Einmal bleiben wir doch alle weg! —
Zudem, — wer weiß? Der Tod iſts nicht allein,
Der einem Jüngling ſeiner Art das Ziel
Verrückt. Er hat der Feinde mehr; und oft
Erliegt der Stärkſte gleich dem Schwächſten. — Nun,
Sey wie ihm ſey! — Ich muß das Bild doch mit
Dem jungen Tempelherrn vergleichen; muß
Doch ſehn, wie viel mich meine Phantaſie
Getäuſcht.

Sittah.

Nur darum bring' ichs. Aber gib
Doch, gib! Ich will dir das wohl ſagen; das
Verſteht ein weiblich Aug am beſten.

Saladin. (zu einem Thürſteher, der hereintritt.)
Wer
Iſt da? — der Tempelherr? — Er komm'!

Sittah.
Euch nicht
Zu ſtören: ihn mit meiner Neugier nicht
Zu irren —
(ſie ſetzt ſich ſeitwärts auf einen Sofa und läßt den Schleyer fallen)

Saladin.
Gut ſo! gut! — (Und nun ſein Ton!
Wie der wohl ſeyn wird! — Aſſads Ton
Schläft auch wohl wo in meiner Seele noch!)

Vierter Auftritt.

Der Tempelherr und Saladin.

Tempelherr.
Ich, dein Gefangner, Sultan...

Saladin.
Mein Gefangner?
Wem ich das Leben ſchenke, werd' ich dem
Nicht auch die Freyheit ſchenken?

Tempelherr.
Was dir ziemt
Zu thun, ziemt mir, erſt zu vernehmen, nicht
Vorauszuſetzen. Aber, Sultan, — Dank,
Beſondern Dank dir für mein Leben zu
Betheuern, ſtimmt mit meinem Stand' und meinem
Charakter nicht. — Es ſteht in allen Fällen
Zu deinen Dienſten wieder.

Saladin.
Brauch es nur
Nicht wider mich! — Zwar ein Paar Hände mehr,
Die gönnt' ich meinem Feinde gern. Allein
Ihm ſo ein Herz auch mehr zu gönnen, fällt
Mir ſchwer. — Ich habe mich mit dir in nichts
Betrogen, braver junger Mann! Du biſt
Mit Seel und Leib mein Aſſad. Sieh! ich könnte

Dich fragen: wo du denn die ganze Zeit
Geſteckt? in welcher Höhle du geſchlafen?
In welchem Ginniſtan, von welcher guten
Div dieſe Blume fort und fort ſo friſch
Erhalten worden? Sieh! ich könnte dich
Erinnern wollen, was wir dort und dort
Zuſammen ausgeführt. Ich könnte mit
Dir zanken, daß du Ein Geheimniß doch
Vor mir gehabt! Ein Abentheuer mir
Doch unterſchlagen: — Ja das könnt' ich; wenn
Ich dich nur ſäh', und nicht auch mich. — Nun, mags!
Von dieſer ſüßen Träumerey iſt immer
Doch ſo viel wahr, daß mir in meinem Herbſt
Ein Aſſad wieder blühen ſoll. — Du biſt
Es doch zufrieden, Ritter?

Tempelherr.

Alles, was
Von dir mir kömmt, — ſey was es will — das lag
Als Wunſch in meiner Seele.

Saladin.

Laß uns das
Sogleich verſuchen. — Bliebſt du wohl bey mir?
Um mir? — Als Chriſt, als Muſelmann: gleich viel!
Im weißen Mantel, oder Jamerlonk;
Im Tulban, oder deinem Filze: wie
Du willſt! Gleich viel! Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen Eine Rinde wachſe.

Tempelherr.

Sonſt wärſt du wohl auch ſchwerlich, der du biſt:
Der Held, der lieber Gottes Gärtner wäre.

Saladin.

Nun dann; wenn du nicht ſchlechter von mir denkſt:
So wären wir ja halb ſchon richtig?

Tempelherr.

Ganz!

Saladin. (ihm die Hand bietend)

Ein Wort?

Tempelherr. (einſchlagend.)
Ein Mann! — Hiermit empfange mehr
Als du mir nehmen konnteſt. Ganz der Deine!

Saladin.
Zu viel Gewinn für einen Tag! zu viel! —
Kam er nicht mit?

Tempelherr.
Wer?

Saladin.
Nathan.

Tempelherr. (froſtig.)
Nein. Ich kam
Allein.

Saladin.
Welch eine That von dir! Und welch
Ein weiſes Glück, daß eine ſolche That
Zum Beſten eines ſolchen Mannes ausſchlug.

Tempelherr.
Ja, ja!

Saladin.
So kalt? — Nein, junger Mann! wenn Gott
Was gutes durch uns thut, muß man ſo kalt
Nicht ſeyn! — ſelbſt aus Beſcheidenheit ſo kalt
Nicht ſcheinen wollen!

Tempelherr.
Daß doch in der Welt
Ein jedes Ding ſo manche Seiten hat! —
Von denen oft ſich gar nicht denken läßt,
Wie ſie zuſammenpaſſen!

Saladin.
Halte dich
Nur immer an die beſt', und preiſe Gott!
Der weiß, wie ſie zuſammenpaſſen. — Aber,
Wenn du ſo ſchwierig ſeyn willſt, junger Mann:
So werd' auch ich ja wohl auf meiner Hut
Mich mit dir halten müſſen? Leider bin

Auch ich ein Ding von vielen Seiten, die
Oft nicht ſo recht zu paſſen ſcheinen mögen.

Tempelherr.

Das ſchmerzt! — Denn Argwohn iſt ſo wenig ſonſt
Mein Fehler —

Saladin.

Nun, ſo ſage doch, mit wem
Du's haſt? — Es ſchien ja gar, mit Nathan. Wie?
Auf Nathan Argwohn? du? — Erklär' dich! ſprich!
Komm, gib mir deines Zutrauns erſte Probe.

Tempelherr.

Ich habe wider Nathan nichts. Ich zürn'
Allein mit mir —

Saladin.

Und über was?

Tempelherr.

Daß mir
Geträumt, ein Jude könn' auch wohl ein Jude
Zu ſeyn verlernen; daß mir wachend ſo
Geträumt.

Saladin.

Heraus mit dieſem wachen Traume!

Tempelherr.

Du weißt von Nathans Tochter, Sultan. Was
Ich für ſie that, das that ich, — weil ichs that.
Zu ſtolz, Dank einzuerndten, wo ich ihn
Nicht ſäete, verſchmäht ich Tag für Tag
Das Mädchen noch einmal zu ſehn. Der Vater
War fern; er kömmt; er hört; er ſucht mich auf;
Er dankt; er wünſcht, daß ſeine Tochter mir
Gefallen möge; ſpricht von Ausſicht, ſpricht
Von heitern Fernen. — Nun, ich laſſe mich
Beſchwatzen, komme, ſehe, finde wirklich
Ein Mädchen... Ah, ich muß mich ſchämen, Sultan! —

Saladin.

Dich ſchämen? — daß ein Judenmädchen auf
Dich Eindruck machte: doch wohl nimmermehr?

Tempelherr.

Daß dieſem Eindruck, auf das liebliche
Geſchwätz des Vaters hin, mein raſches Herz
So wenig Widerſtand entgegen ſetzte! —
Ich Tropf! ich ſprang zum zweytenmal ins Feuer. —
Denn nun warb ich, und nun ward ich verſchmäht.

Saladin.

Verſchmäht?

Tempelherr.

Der weiſe Vater ſchlägt nun wohl
Mich platterdings nicht aus. Der weiſe Vater
Muß aber doch ſich erſt erkunden, erſt
Beſinnen. Allerdings! That ich denn das
Nicht auch? Erkundete, beſann ich denn
Mich erſt nicht auch, als ſie im Feuer ſchrie? —
Fürwahr! bey Gott! Es iſt doch gar was ſchönes,
So weiſe, ſo bedächtig ſeyn!

Saladin.

Nun, nun!
So ſieh doch einem Alten etwas nach!
Wie lange können ſeine Weigerungen
Denn dauern? Wird er denn von dir verlangen,
Daß du erſt Jude werden ſollſt?

Tempelherr.

Wer weiß!

Saladin.

Wer weiß? — der dieſen Nathan beſſer kennt.

Tempelherr.

Der Aberglaub', in dem wir aufgewachſen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum
Doch ſeine Macht nicht über uns. — Es ſind
Nicht alle frey, die ihrer Ketten ſpotten.

Saladin.

Sehr reif bemerkt! Doch Nathan wahrlich, Nathan...

Tempelherr.

Der Aberglauben ſchlimmſter iſt, den ſeinen
Für den erträglichern zu halten...

Saladin.

Mag
Wohl ſeyn! Doch Nathan...

Tempelherr.

Dem allein
Die blöde Menſchheit zu vertrauen, bis
Sie hellern Wahrheitstag gewöhne; dem
Allein...

Saladin.

Gut! Aber Nathan! — Nathans Loos
Iſt dieſe Schwachheit nicht.

Tempelherr.

So dacht' ich auch!...
Wenn gleichwohl dieſer Ausbund aller Menſchen
So ein gemeiner Jude wäre, daß
Er Chriſtenkinder zu bekommen ſuche,
Um ſie als Juden aufzuziehn: — wie dann?

Saladin.

Wer ſagt ihm ſo was nach?

Tempelherr.

Das Mädchen ſelbſt,
Mit welcher er mich körnt, mit deren Hoffnung
Er gern mir zu bezahlen ſchiene, was
Ich nicht umſonſt für ſie gethan ſoll haben: —
Dieß Mädchen ſelbſt, iſt ſeine Tochter — nicht;
Iſt ein verzettelt Chriſtenkind.

Saladin.

Das er
Dem ungeachtet dir nicht geben wollte?

Tempelherr. (heftig)

Woll' oder wolle nicht! Er iſt entdeckt.
Der tolerante Schwätzer iſt entdeckt!
Ich werde hinter dieſen jüd'ſchen Wolf
Im philoſoph'ſchen Schafpelz, Hunde ſchon
Zu bringen wiſſen, die ihn zauſen ſollen!

Saladin. (ernſt)

Sey ruhig, Chriſt!

Tempelherr.
Was? ruhig Chriſt? — Wenn Jud'
Und Muſelmann, auf Jud', auf Muſelmann
Beſtehen: ſoll allein der Chriſt den Chriſten
Nicht machen dürfen?

Saladin. (noch ernſter)
Ruhig, Chriſt!

Tempelherr. (gelaſſen)
Ich fühle
Des Vorwurfs ganze Laſt, — die Saladin
In dieſe Sylbe preßt! Ah, wenn ich wüßte,
Wie Aſſad, — Aſſad ſich an meiner Stelle
Hierher genommen hätte!

Saladin.
Nicht viel beſſer! —
Vermuthlich, ganz ſo brauſend! — Doch, wer hat
Denn dich auch ſchon gelehrt, mich ſo wie er
Mit Einem Worte zu beſtechen? Freylich
Wenn alles ſich verhält, wie du mir ſageſt:
Kann ich mich ſelber kaum in Nathan finden. —
Indeß, er iſt mein Freund, und meiner Freunde
Muß keiner mit dem andern hadern. — Laß
Dich weiſen! Geh behutſam! Gieb ihn nicht
Sofort den Schwärmern deines Pöbels Preis!
Verſchweig, was deine Geiſtlichkeit, an ihm
Zu rächen, mir ſo nahe legen würde!
Sey keinem Juden, keinem Muſelmanne
Zum Trotz ein Chriſt!

Tempelherr.
Bald wärs damit zu ſpät!
Doch Dank der Blutbegier des Patriarchen,
Deß Werkzeug mir zu werden graute!

Saladin.
Wie?
Du kamſt zum Patriarchen eher, als
Zu mir?

Tempelherr.

Im Sturm der Leidenſchaft, im Wirbel
Der Unentſchloſſenheit! — Verzeih! — Du wirſt
Von deinem Aſſad, fürcht' ich, ferner nun
Nichts mehr in mir erkennen wollen.

Saladin.

Wär'
Es dieſe Furcht nicht ſelbſt! Mich dünkt, ich weiß,
Aus welchen Fehlern unſre Tugend keimt.
Pfleg' dieſe ferner nur, und jene ſollen
Bey mir dir wenig ſchaden. — Aber geh!
Such du nun Nathan, wie er dich geſucht;
Und bring' ihn her. Ich muß euch doch zuſammen
Verſtändigen. — Wär' um das Mädchen dir
Im Ernſt zu thun: ſey ruhig. Sie iſt dein!
Auch ſoll es Nathan ſchon empfinden, daß
Er ohne Schweinefleiſch ein Chriſtenkind
Erziehen dürfen! — Geh!

(Der Tempelherr geht ab, und Sittah verläßt den Sofa)

Fünfter Auftritt.

Saladin und Sittah.

Sittah.

Ganz ſonderbar!

Saladin.

Gelt, Sittah? Muß mein Aſſad nicht ein braver,
Ein ſchöner junger Mann geweſen ſeyn?

Sittah.

Wenn er ſo war, und nicht zu dieſem Bilde
Der Tempelherr vielmehr geſeſſen! — Aber
Wie haſt du doch vergeſſen können dich
Nach ſeinen Aeltern zu erkundigen?

Saladin.

Und ins beſondre wohl nach ſeiner Mutter?
Ob ſeine Mutter hier zu Lande nie
Geweſen ſey? — Nicht wahr?

Sittah.
Das machſt du gut!
Saladin.
O, möglicher wär' nichts! Denn Aſſad war
Bey hübſchen Chriſtendamen ſo willkommen,
Auf hübſche Chriſtendamen ſo erpicht,
Daß einmal gar die Rede ging — Nun, nun;
Man ſpricht nicht gern davon. — Genug; ich hab
Ihn wieder! — will mit allen ſeinen Fehlern,
Mit allen Launen ſeines weichen Herzens
Ihn wieder haben! — Oh! das Mädchen muß
Ihm Nathan geben. Meynſt du nicht?
Sittah.
Ihm geben?
Ihm laſſen!
Saladin.
Allerdings! Was hätte Nathan,
So bald er nicht ihr Vater iſt, für Recht
Auf ſie? Wer ihr das Leben ſo erhielt,
Tritt einzig in die Rechte deß, der ihr
Es gab.
Sittah.
Wie alſo, Saladin? wenn du
Nur gleich das Mädchen zu dir nähmſt? Sie nur
Dem unrechtmäßigen Beſitzer gleich
Entzögeſt?
Saladin.
Thäte das wohl Noth?
Sittah.
Noth nun
Wohl eben nicht! — Die liebe Neubegier
Treibt mich allein, dir dieſen Rath zu geben.
Denn von gewiſſen Männern mag ich gar
Zu gern, ſo bald wie möglich, wiſſen, was
Sie für ein Mädchen lieben können.
Saladin.
Nun,
So ſchick' und laß ſie hohlen.

Sittah.

Darf ich, Bruder?

Saladin.

Nur ſchone Nathans! Nathan muß durchaus
Nicht glauben, daß man mit Gewalt ihn von
Ihr trennen wolle.

Sittah.

Sorge nicht.

Saladin.

Und ich,
Ich muß ſchon ſelbſt ſehn, wo Al-Hafi bleibt.

Sechſter Auftritt.

Scene: die offne Flur in Nathans Hauſe, gegen die Palmen zu; wie im erſten Auftritte des erſten Aufzuges.

Ein Theil der Waaren und Koſtbarkeiten liegt ausgekramt, deren eben daſelbſt gedacht wird.

Nathan und Daja.

Daja.

O, alles herrlich! alles auserleſen!
O, alles — wie nur Ihr es geben könnt.
Wo wird der Silberſtoff mit goldnen Ranken
Gemacht? Was koſtet er? — Das nenn' ich noch
Ein Brautkleid! Keine Königinn verlangt
Es beſſer.

Nathan.

Brautkleid? Warum Brautkleid eben?

Daja.

Je nun! Ihr dachtet daran freylich nicht,
Als Ihr ihn kauftet. — Aber wahrlich, Nathan,
Der und kein andrer muß es ſeyn! Er iſt
Zum Brautkleid wie beſtellt. Der weiſſe Grund;
Ein Bild der Unſchuld: und die goldnen Ströme,
Die aller Orten dieſen Grund durchſchlängeln;
Ein Bild des Reichthums. Seht Ihr? Allerliebſt!

Nathan.

Was witzelſt du mir da? Von weſſen Brautkleid

Sinnbilderſt du mir ſo gelehrt? — Biſt du
Denn Braut?

Daja.

Ich?

Nathan.

Nun wer denn?

Daja.

Ich? — lieber Gott!

Nathan.

Wer denn? Von weſſen Brautkleid ſprichſt du denn? —
Das alles iſt ja dein, und keiner andern.

Daja.

Iſt mein? Soll mein ſeyn? — Iſt für Recha nicht?

Nathan.

Was ich für Recha mitgebracht, das liegt
In einem andern Ballen. Mach! nimm weg!
Trag deine Siebenſachen fort!

Daja.

Verſucher!
Nein, wären es die Koſtbarkeiten auch
Der ganzen Welt! Nicht rühr an! wenn Ihr mir
Vorher nicht ſchwört, von dieſer einzigen
Gelegenheit, dergleichen Euch der Himmel
Nicht zweymal ſchicken wird, Gebrauch zu machen.

Nathan.

Gebrauch? von was? — Gelegenheit? wozu?

Daja.

O ſtellt Euch nicht ſo fremd! — Mit kurzen Worten!
Der Tempelherr liebt Recha: gebt ſie ihm,
So hat doch einmal Eure Sünde, die
Ich länger nicht verſchweigen kann, ein Ende.
So kömmt das Mädchen wieder unter Chriſten;
Wird wieder was ſie iſt; iſt wieder, was
Sie ward: und Ihr, Ihr habt mit all' dem Guten,
Das wir Euch nicht genug verdanken können,
Nicht Feuerkohlen bloß auf Euer Haupt
Geſammelt.

Nathan.

Doch die alte Leyer wieder? —
Mit einer neuen Saite nur bezogen,
Die, fürcht' ich, weder ſtimmt noch hält.

Daja.

Wie ſo?

Nathan.

Mir wär' der Tempelherr ſchon recht. Ihm gönnt'
Ich Recha mehr als einem in der Welt.
Allein ... Nun, habe nur Geduld.

Daja.

Geduld!
Geduld, iſt Eure alte Leyer nun
Wohl nicht?

Nathan.

Nur wenig Tage noch Geduld! ..
Sieh doch! — Wer kömmt denn dort? Ein Kloſterbruder?
Geh, frag' ihn was er will.

Daja.

Was wird er wollen?
(ſie geht auf ihn zu und fragt)

Nathan.

So gieb! — und eh' er bittet. — (Wüßt' ich nur
Dem Tempelherrn erſt beyzukommen, ohne
Die Urſach meiner Neugier ihm zu ſagen!
Denn wenn ich ſie ihm ſag', und der Verdacht
Iſt ohne Grund: ſo hab' ich ganz umſonſt
Den Vater auf das Spiel geſetzt.) — Was iſt's?

Daja.

Er will Euch ſprechen.

Nathan.

Nun, ſo laß ihn kommen;
Und geh indeß.

Siebenter Auftritt.

Nathan und der Kloſterbruder.

Nathan.

(Ich bliebe Rechas Vater
Doch gar zu gern! — Zwar kann ichs denn nicht bleiben,
Auch wenn ich aufhör', es zu heißen? — Ihr,
Ihr ſelbſt werd' ichs doch immer auch noch heißen,
Wenn ſie erkennt, wie gern ichs wäre.) — Geh! —
Was iſt zu Euern Dienſten, frommer Bruder?

Kloſterbruder.

Nicht eben viel. — Ich freue mich, Herr Nathan,
Euch annoch wohl zu ſehn.

Nathan.

So kennt Ihr mich?

Kloſterbruder.

Je nu; wer kennt Euch nicht? Ihr habt ſo manchem
Ja Euern Nahmen in die Hand gedrückt.
Er ſteht in meiner auch, ſeit vielen Jahren.

Nathan. (nach ſeinem Beutel langend)

Kommt, Bruder, kommt; ich friſch' ihn auf.

Kloſterbruder.

Habt Dank!
Ich würd' es ärmern ſtehlen; nehme nichts. —
Wenn Ihr mir nur erlauben wollt, ein wenig
Euch *meinen* Nahmen aufzufriſchen. Denn
Ich kann mich rühmen, auch in *Eure* Hand
Etwas gelegt zu haben, was nicht zu
Verachten war.

Nathan.

Verzeiht! — Ich ſchäme mich —
Sagt, was? — und nehmt zur Buße ſiebenfach
Den Werth deſſelben von mir an.

Kloſterbruder.

Hört doch
Vor allen Dingen, wie ich ſelber nur

Erſt heut an dieß mein Euch vertrautes Pfand
Erinnert worden.

Nathan.

Mir vertrautes Pfand?

Kloſterbruder.

Vor kurzem ſaß ich noch als Eremit
Auf Quarantana, unweit Jericho.
Da kam arabiſch Raubgeſindel, brach
Mein Gotteshäuschen ab und meine Zelle,
Und ſchleppte mich mit fort. Zum Glück entkam
Ich noch, und floh hierher zum Patriarchen,
Um mir ein ander Plätzchen auszubitten,
Allwo ich meinem Gott in Einſamkeit
Bis an mein ſelig Ende dienen könne.

Nathan.

Ich ſteh auf Kohlen, guter Bruder. Macht
Es kurz. Das Pfand! das mir vertraute Pfand!

Kloſterbruder.

Sogleich, Herr Nathan. — Nun, der Patriarch
Verſprach mir eine Siedeley auf Thabor,
Sobald als eine leer; und hieß inzwiſchen
Im Kloſter mich als Layenbruder bleiben.
Da bin ich itzt, Herr Nathan; und verlange
Des Tags wohl hundertmal auf Thabor. Denn
Der Patriarch braucht mich zu allerley,
Wovor ich groſſen Eckel habe. Zum
Exempel:

Nathan.

Macht, ich bitt' Euch!

Kloſterbruder.

Nun, es kömmt!
Da hat ihm jemand heut' ins Ohr geſetzt:
Es lebe hier herum ein Jude, der
Ein Chriſtenkind als ſeine Tochter ſich
Erzöge.

Nathan.

Wie? (betroffen)

Kloſterbruder.

Hört mich nur aus! — Indem
Er mir nun aufträgt, dieſem Juden ſtraks,*)
Wo möglich, auf die Spur zu kommen, und
Gewaltig ſich ob eines ſolchen Frevels
Erzürnt, der ihm die wahre Sünde wider
Den heil'gen Geiſt bedünkt; — das iſt, die Sünde,
Die aller Sünden größte Sünd' uns gilt,
Nur daß wir, Gott ſey Dank, ſo recht nicht wiſſen,
Worinn ſie eigentlich beſteht: — da wacht
Mit einmal mein Gewiſſen auf; und mir
Fällt bey, ich könnte ſelber wohl vor Zeiten
Zu dieſer unverzeihlich großen Sünde
Gelegenheit gegeben haben. — Sagt:
Hat Euch ein Reitknecht nicht vor achtzehn Jahren
Ein Töchterchen gebracht von wenig Wochen?

Nathan.

Wie das? — Nun freylich — allerdings —

Kloſterbruder.

Ey, ſeht
Mich doch recht an! — Der Reitknecht, der bin ich.

Nathan.

Seyd Ihr?

Kloſterbruder.

Der Herr, von welchem ichs Euch brachte,
War — iſt mir recht — ein Herr von Filnek. — Wolf
Von Filnek!

Nathan.

Richtig!

Kloſterbruder.

Weil die Mutter kurz
Vorher geſtorben war; und ſich der Vater
Nach — mein' ich — Gazza plötzlich werfen mußte,
Wohin das Würmchen ihm nicht folgen konnte:

---

*) „ſtraks" fehlt der erſten Ausgabe.

So ſandt ers Euch. Und traf ich Euch damit
Nicht in Darun?

Nathan.

Ganz recht!

Kloſterbruder.

Es wär' kein Wunder,
Wenn mein Gedächtniß mich betrög'. Ich habe
Der braven Herrn ſo viel gehabt; und dieſem
Hab' ich nur gar zu kurze Zeit gedient.
Er blieb bald drauf bey Askalon; und war
Wohl ſonſt ein lieber Herr.

Nathan.

Ja wohl! ja wohl!
Dem ich ſo viel, ſo viel zu danken habe!
Der mehr als einmal mich dem Schwert entriſſen!

Kloſterbruder.

O ſchön! So werd't Ihr ſeines Töchterchens
Euch um ſo lieber angenommen haben.

Nathan.

Das könnt Ihr denken.

Kloſterbruder.

Nun, wo iſt es denn?
Es iſt doch wohl nicht etwa gar geſtorben? —
Laßts lieber nicht geſtorben ſeyn! — Wenn ſonſt
Nur niemand um die Sache weiß: ſo hat
Es gute Wege.

Nathan.

Hat es?

Kloſterbruder.

Traut mir, Nathan!
Denn ſeht, ich denke ſo! Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeyne, gar zu nah
Was gar zu Schlimmes gränzt: ſo thu ich lieber
Das Gute nicht; weil wir das Schlimme zwar
So ziemlich zuverläſſig kennen, aber
Bey weiten nicht das Gute. — War ja wohl
Natürlich; wenn das Chriſtentöchterchen

Recht gut von Euch erzogen werden ſollte:
Daß Ihrs als Euer eigen Töchterchen
Erzögt. — Das hättet Ihr mit aller Lieb'
Und Treue nun gethan, und müßtet ſo
Belohnet werden? Das will mir nicht ein.
Ey freylich, klüger hättet Ihr gethan;
Wenn Ihr die Chriſtinn durch die zweyte Hand
Als Chriſtinn auferziehen laſſen: aber
So hättet Ihr das Kindchen Eures Freunds
Auch nicht geliebt. Und Kinder brauchen Liebe,
Wärs eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
In ſolchen Jahren mehr, als Chriſtenthum.
Zum Chriſtenthume hats noch immer Zeit.
Wenn nur das Mädchen ſonſt geſund und fromm
Vor Euern Augen aufgewachſen iſt,
So bliebs vor Gottes Augen, was es war.
Und iſt denn nicht das ganze Chriſtenthum
Aufs Judenthum gebaut? Es hat mich oft
Geärgert, hat mir Thränen gnug gekoſtet,
Wenn Chriſten gar ſo ſehr vergeſſen konnten,
Daß unſer Herr ja ſelbſt ein Jude war.

Nathan.

Ihr, guter Bruder, müßt mein Fürſprach ſeyn,
Wenn Haß und Gleißnerey ſich gegen mich
Erheben ſollten, — wegen einer That —
Ah, wegen einer That! — Nur Ihr, Ihr ſollt
Sie wiſſen! — Nehmt ſie aber mit ins Grab!
Noch hat mich nie die Eitelkeit verſucht,
Sie jemand andern zu erzählen. Euch
Allein erzähl' ich ſie. Der frommen Einfalt
Allein erzähl' ich ſie. Weil die allein
Verſteht, was ſich der gottergebne Menſch
Für Thaten abgewinnen kann.

Kloſterbruder.

Ihr ſeyd
Gerührt, und Euer Auge ſteht voll Waſſer?

Nathan.
Ihr traft mich mit dem Kinde zu Darun.
Ihr wißt wohl aber nicht, daß wenig Tage
Zuvor, in Gath die Chriſten alle Juden
Mit Weib und Kind ermordet hatten; wißt
Wohl nicht, daß unter dieſen meine Frau
Mit ſieben hoffnungsvollen Söhnen ſich
Befunden, die in meines Bruders Hauſe,
Zu dem ich ſie geflüchtet, insgeſamt
Verbrennen müſſen.
Kloſterbruder.
Allgerechter!
Nathan.
Als
Ihr kamt, hatt' ich drey Tag' und Nächt' in Aſch'
Und Staub vor Gott gelegen, und geweint. —
Geweint? Beyher mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünſcht;
Der Chriſtenheit den unverſöhnlichſten
Haß zugeſchworen —
Kloſterbruder.
Ach! Ich glaubs Euch wohl!
Nathan.
Doch nun kam die Vernunft allmählig wieder.
Sie ſprach mit ſanfter Stimm': „und doch iſt Gott!
Doch war auch Gottes Rathſchluß das! Wohlan!
Komm! übe, was du längſt begriffen haſt;
Was ſicherlich zu üben ſchwerer nicht,
Als zu begreifen iſt, wenn du nur willſt.
Steh auf!" — Ich ſtand! und rief zu Gott: ich will!
Willſt du nur, daß ich will! — Indem ſtiegt Ihr
Vom Pferd', und überreichtet mir das Kind,
In Euern Mantel eingehüllt. — Was Ihr
Mir damals ſagtet; was ich Euch: hab' ich
Vergeſſen. So viel weiß ich nur; ich nahm
Das Kind, trugs auf mein Lager, küßt' es, warf

Mich auf die Knie und ſchluchzte: Gott! auf Sieben
Doch nun ſchon Eines wieder!

Kloſterbruder.

Nathan! Nathan!
Ihr ſeyd ein Chriſt! — Bey Gott, Ihr ſeyd ein Chriſt!
Ein beßrer Chriſt war nie!

Nathan.

Wohl uns! Denn was
Mich Euch zum Chriſten macht, das macht Euch mir
Zum Juden! — Aber laßt uns länger nicht
Einander nur erweichen. Hier brauchts That!
Und ob mich ſiebenfache Liebe ſchon
Bald an diß einz'ge fremde Mädchen band;
Ob der Gedanke mich ſchon tödtet, daß
Ich meine ſieben Söhn' in ihr aufs neue
Verlieren ſoll: — wenn ſie von meinen Händen
Die Vorſicht wieder fodert, — ich gehorche!

Kloſterbruder.

Nun vollends! — Eben das bedacht' ich mich
So viel, Euch anzurathen! Und ſo hats
Euch Euer guter Geiſt ſchon angerathen!

Nathan.

Nur muß der erſte beſte mir ſie nicht
Entreiſſen wollen!

Kloſterbruder.

Nein, gewiß nicht!

Nathan.

Wer
Auf ſie nicht größre Rechte hat, als ich;
Muß frühere zum mindſten haben —

Kloſterbruder.

Freylich!

Nathan.

Die ihm Natur und Blut ertheilen.

Kloſterbruder.

So
Mein' ich es auch!

Nathan.

Drum nennt mir nur geſchwind
Den Mann, der ihr als Bruder oder Ohm,
Als Vetter oder ſonſt als Sipp verwandt:
Ihm will ich ſie nicht vorenthalten — Sie,
Die jedes Hauſes, jedes Glaubens Zierde
Zu ſeyn erſchaffen und erzogen ward. —
Ich hoff', Ihr wißt von dieſem Euern Herrn
Und dem Geſchlechte deſſen, mehr als ich.

Kloſterbruder.

Das, guter Nathan, wohl nun ſchwerlich! — Denn
Ihr habt ja ſchon gehört, daß ich nur gar
Zu kurze Zeit bey ihm geweſen.

Nathan.

Wißt
Ihr denn nicht wenigſtens, was für Geſchlechts
Die Mutter war? — War ſie nicht eine Stauffinn?

Kloſterbruder.

Wohl möglich! — Ja, mich dünkt.

Nathan.

Hieß nicht ihr Bruder
Conrad von Stauffen? — und war Tempelherr?

Kloſterbruder.

Wenn michs nicht triegt. Doch halt! Da fällt mir ein,
Daß ich vom ſelgen Herrn ein Büchelchen
Noch hab'. Ich zogs ihm aus dem Buſen, als
Wir ihn bey Aſkalon verſcharrten.

Nathan.

Nun?

Kloſterbruder.

Es ſind Gebete drinn. Wir nennens ein
Brevier. — Das, dacht' ich, kann ein Chriſtenmenſch
Ja wohl noch brauchen. — Ich nun freylich nicht —
Ich kann nicht leſen —

Nathan.

Thut nichts! — Nur zur Sache.

Kloſterbruder.

In dieſem Büchelchen ſtehn vorn und hinten,
Wie ich mir ſagen laſſen, mit des Herrn
Selbſteigner Hand, die Angehörigen
Von ihm und ihr geſchrieben.

Nathan.

O erwünſcht!
Geht! lauft! hohlt mir das Büchelchen. Geſchwind!
Ich bin bereit mit Gold es aufzuwiegen;
Und tauſend Dank dazu! Eilt! lauft!

Kloſterbruder.

Recht gern!
Es iſt Arabiſch aber, was der Herr
Hineingeſchrieben. (ab)

Nathan.

Einerley! Nur her! —
Gott! wenn ich doch das Mädchen noch behalten,
Und einen ſolchen Eidam mir damit
Erkauffen könnte! — Schwerlich wohl! — Nun fall'
Es aus, wie's will! — Wer mag es aber denn
Geweſen ſeyn, der bey dem Patriarchen
So etwas angebracht? Das muß ich doch
Zu fragen nicht vergeſſen. — Wenn es gar
Von Daja käme?

Achter Auftritt.

Daja und Nathan.

Daja. (eilig und verlegen.)

Denkt doch, Nathan!

Nathan.

Nun?

Daja.

Das arme Kind erſchrack wohl recht darüber!
Da ſchickt ...

Nathan.

Der Patriarch?

Daja.

Des Sultans Schweſter,
Prinzeſſinn Sittah...

Nathan.

Nicht der Patriarch?

Daja.

Nein, Sittah! — Hört Ihr nicht? — Prinzeſſinn Sittah
Schickt her, und läßt ſie zu ſich hohlen.

Nathan.

Wen?
Läßt Recha hohlen? — Sittah läßt ſie hohlen? —
Nun; wenn ſie Sittah hohlen läßt, und nicht
Der Patriarch...

Daja.

Wie kommt Ihr denn auf den?

Nathan.

So haſt du kürzlich nichts von ihm gehört?
Gewiß nicht? Auch ihm nichts geſteckt?

Daja.

Ich? ihm?

Nathan.

Wo ſind die Bothen?

Daja.

Vorn.

Nathan.

Ich will ſie doch
Aus Vorſicht ſelber ſprechen. Komm! — Wenn nur
Vom Patriarchen nichts dahinter ſteckt.*) (ab)

Daja.

Und ich — ich fürchte ganz was anders noch.
Was gilts? die einzige vermeinte Tochter
So eines reichen Juden wär' auch wohl
Für einen Muſelmann nicht übel? — Huy,
Der Tempelherr iſt drum. Iſt drum: wenn ich
Den zweyten Schritt nicht auch noch wage; nicht
Auch ihr noch ſelbſt entdecke, wer ſie iſt! —

---

*) „dahinter iſt.“ in der erſten Ausgabe.

Getroſt! Laß mich den erſten Augenblick,
Den ich allein ſie habe, dazu brauchen!
Und der wird ſeyn — vielleicht nun eben, wenn
Ich ſie begleite. So ein erſter Wink
Kann unterwegens wenigſtens nicht ſchaden.
Ja, ja! Nur zu! Itzt oder nie! Nur zu! (ihm nach)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Scene: das Zimmer in Saladins Pallaſte, in welches die Beutel mit Geld getragen worden, die noch zu ſehen.

Saladin und bald darauf verſchiedne Mameluken.

Saladin. (im Hereintreten)

Da ſteht das Geld nun noch! Und niemand weiß
Den Derwiſch aufzufinden, der vermuthlich
Ans Schachbret irgendwo gerathen iſt,
Das ihn wohl ſeiner ſelbſt vergeſſen macht; —
Warum nicht meiner? — Nun, Geduld! Was giebts?

Ein Mameluk.

Erwünſchte Nachricht, Sultan! Freude, Sultan!
Die Karavane von Kahira kömmt;
Iſt glücklich da! mit ſiebenjährigem
Tribut des reichen Nils.

Saladin.

Brav, Ibrahim!
Du biſt mir wahrlich ein willkommner Bothe! —
Ha! endlich einmal! endlich! — Habe Dank
Der guten Zeitung.

Der Mameluk. (wartend)

(Nun? nur her damit!)

Saladin.

Was wart'ſt du? — Geh nur wieder.

Der Mameluk.

Dem Willkommnen
Sonſt nichts?

Saladin.

Was denn noch ſonſt?

Der Mameluk.

Dem guten Bothen
Kein Bothenbrod? — So wär ich ja der Erſte,
Den Saladin mit Worten abzulohnen,
Doch endlich lernte! — Auch ein Ruhm! — der Erſte,
Mit dem er knickerte.

Saladin.

So nimm dir nur
Dort einen Beutel.

Der Mameluk.

Nein, nun nicht! Du kannſt
Mir ſie nun alle ſchenken wollen.

Saladin.

Trotz! —
Komm her! Da haſt du zwey. — Im Ernſt? er geht?
Thut mirs an Edelmuth zuvor? — Denn ſicher
Muß ihm es ſaurer werden, auszuſchlagen,
Als mir zu geben. — Ibrahim! — Was kömmt
Mir denn auch ein, ſo kurz vor meinem Abtritt
Auf einmal ganz ein andrer ſeyn zu wollen? —
Will Saladin als Saladin nicht ſterben? —
So mußt' er auch als Saladin nicht leben.

Ein zweyter Mameluk.

Nun, Sultan!...

Saladin.

Wenn du mir zu melden kömmſt...

Zweyter Mameluk.

Daß aus Aegypten der Transport nun da!

Saladin.

Ich weiß ſchon.

Zweyter Mameluk.

Kam ich doch zu ſpät!

Saladin.

Warum
Zu ſpät? — Da nimm für deinen guten Willen
Der Beutel einen oder zwey.

Zweyter Mameluk.
Macht drey!
Saladin.
Ja, wenn du rechnen kannſt! — So nimm ſie nur.
Zweyter Mameluk.
Es wird wohl noch ein Dritter kommen, — wenn
Er anders kommen kann.
Saladin.
Wie das?
Zweyter Mameluk.
Je nu;
Er hat auch wohl den Hals gebrochen! Denn
Sobald wir drey der Ankunft des Transports
Verſichert waren, ſprengte jeder friſch
Davon. Der Vorderſte, der ſtürzt; und ſo
Komm ich nun vor, und bleib' auch vor bis in
Die Stadt; wo aber Ibrahim, der Lecker,
Die Gaſſen beſſer kennt.
Saladin.
O der geſtürzte!
Freund, der geſtürzte! — Reit ihm doch entgegen.
Zweyter Mameluk.
Das werd ich ja wohl thun! — Und wenn er lebt:
So iſt die Hälfte dieſer Beutel ſein. (geht ab)
Saladin.
Sieh, welch ein guter*) edler Kerl auch das! —
Wer kann ſich ſolcher Mameluken rühmen?
Und wär' mir denn zu denken nicht erlaubt,
Daß ſie mein Beyſpiel bilden helfen? — Fort
Mit dem Gedanken, ſie zu guter letzt
Noch an ein anders zu gewöhnen!...
Ein dritter Mameluk.
Sultan,...
Saladin.
Biſt dus, der ſtürzte?

---

*) „guter" fehlt der erſten Ausgabe

Dritter Mameluk.

Nein. Ich melde nur, —
Daß Emir Manſor, der die Karavane
Geführt, vom Pferde ſteigt...

Saladin.

Bring ihn! geſchwind! —
Da iſt er ja! —

Zweyter Auftritt.

Emir Manſor und Saladin.

Saladin.

Willkommen, Emir! Nun,
Wie iſts gegangen? — Manſor, Manſor, haſt
Uns lange warten laſſen!

Manſor.

Dieſer Brief
Berichtet, was dein Abulkaſſem erſt
Für Unruh in Thebais dämpfen müſſen:
Eh' wir es wagen durften abzugehen.
Den Zug darauf hab' ich beſchleuniget
So viel, wie möglich war.

Saladin.

Ich glaube dir! —
Und nimm nur, guter Manſor, nimm ſogleich...
Du thuſt es aber doch auch gern?... nimm friſche
Bedeckung nur ſo gleich. Du mußt ſogleich
Noch weiter; mußt der Gelder größern Theil
Auf Libanen zum Vater bringen.

Manſor.

Gern!
Sehr gern!

Saladin.

Und nimm dir die Bedeckung ja
Nur nicht zu ſchwach. Es iſt um Libanon
Nicht alles mehr ſo ſicher. Haſt du nicht
Gehört? Die Tempelherrn ſind wieder rege.
Sey wohl auf deiner Hut! — Komm nur! Wo hält
Der Zug? Ich will ihn ſehn; und alles ſelbſt
Betreiben. — Ihr! ich bin ſodann bey Sittah.

Dritter Auftritt.

Scene: die Palmen vor Nathans Hauſe, wo der Tempelherr auf und nieder geht.

Ins Haus nun will ich einmal nicht. — Er wird
Sich endlich doch wohl ſehen laſſen! — Man
Bemerkte mich ja ſonſt ſo bald, ſo gern! —
Wills noch erleben, daß er ſichs verbittet,
Vor ſeinem Hauſe mich ſo fleißig finden
Zu laſſen. — Hm! — ich bin doch aber auch
Sehr ärgerlich. — Was hat mich denn nun ſo
Erbittert gegen ihn? — Er ſagte ja:
Noch ſchlüg' er mir nichts ab. Und Saladin
Hats über ſich genommen, ihn zu ſtimmen. —
Wie? ſollte wirklich wohl in mir der Chriſt
Noch tiefer niſten, als in ihm der Jude? —
Wer kennt ſich recht? Wie könnt ich ihm denn ſonſt
Den kleinen Raub nicht gönnen wollen, den
Er ſichs zu ſolcher Angelegenheit
Gemacht, den Chriſten abzujagen? — Freylich;
Kein kleiner Raub, ein ſolch Geſchöpf! — Geſchöpf?
Und weſſen? — Doch des Sklaven nicht, der auf
Des Lebens öden Strand den Block geflößt,
Und ſich davon gemacht? Des Künſtlers doch
Wohl mehr, der in dem hingeworfnen Blocke
Die göttliche Geſtalt ſich dachte, die
Er dargeſtellt? — Ach! Rechas wahrer Vater
Bleibt, Trotz dem Chriſten, der ſie zeugte — bleibt
In Ewigkeit der Jude. — Wenn ich mir
Sie lediglich als Chriſtendirne denke,
Sie ſonder alles das mir denke, was
Allein ihr ſo ein Jude geben konnte: —
Sprich, Herz, — was wär' an ihr, das dir gefiel?
Nichts! Wenig! Selbſt ihr Lächeln, wär' es nichts
Als ſanfte ſchöne Zuckung ihrer Muskeln;
Wär', was ſie lächeln macht, des Reitzes unwerth,
In den es ſich auf ihrem Munde kleidet: —
Nein; ſelbſt ihr Lächeln nicht! Ich hab' es ja

Wohl ſchöner noch an Aberwitz, an Tand,
An Höhnerey, an Schmeichler und an Buhler,
Verſchwenden ſehn! — Hats da mich auch bezaubert?
Hats da mir auch den Wunſch entlockt, mein Leben
In ſeinem Sonnenſcheine zu verflattern? —
Ich wüßte nicht. Und bin auf den doch launiſch,
Der dieſen höhern Werth allein ihr gab?
Wie das? warum? — Wenn ich den Spott verdiente,
Mit dem mich Saladin entließ! Schon ſchlimm
Genug, daß Saladin es glauben konnte!
Wie klein ich ihm da ſcheinen mußte! wie
Verächtlich! — Und das alles um ein Mädchen? —
Curd! Curd! das geht ſo nicht. Lenk' ein! Wenn vollends
Mir Daja nur was vorgeplaudert hätte,
Was ſchwerlich zu erweiſen ſtünde? — Sieh,
Da tritt er endlich, im Geſpräch vertieft,
Aus ſeinem Hauſe! — Ha! mit wem! — Mit ihm!
Mit meinem Kloſterbruder? — Ha! ſo weiß
Er ſicherlich ſchon alles! iſt wohl gar
Dem Patriarchen ſchon verrathen! — Ha!
Was hab' ich Queerkopf nun geſtiftet! — Daß
Ein einz'ger Funken dieſer Leidenſchaft
Doch unſers Hirns ſo viel verbrennen kann! —
Geſchwind entſchließ dich, was nunmehr zu thun!
Ich will hier ſeitwärts ihrer warten; — ob
Vielleicht der Kloſterbruder ihn verläßt.

Vierter Auftritt.

Nathan und der Kloſterbruder.

Nathan. (im näher kommen)
Habt nochmals, guter Bruder, vielen Dank!

Kloſterbruder.
Und Ihr desgleichen!

Nathan.
Ich? von Euch? wofür?
Für meinen Eigenſinn, Euch aufzudringen,
Was Ihr nicht braucht? — Ja, wenn ihm Eurer nur

Auch nachgegeben hätt'; Ihr mit Gewalt
Nicht wolltet reicher ſeyn, als ich.

Kloſterbruder.

Das Buch
Gehört ja ohnedem nicht mir; gehört
Ja ohnedem der Tochter; iſt ja ſo
Der Tochter ganzes väterliches Erbe. —
Je nu, ſie hat ja Euch. — Gott gebe nur,
Daß Ihr es nie bereuen dürft, ſo viel
Für ſie gethan zu haben!

Nathan.

Kann ich das?
Das kann ich nie. Seyd unbeſorgt!

Kloſterbruder.

Nu, nu!
Die Patriarchen und die Tempelherren …

Nathan.

Vermögen mir des Böſen nie ſo viel
Zu thun, daß irgend was mich reuen könnte:
Geſchweige, das! — Und ſeyd Ihr denn ſo ganz
Verſichert, daß ein Tempelherr es iſt,
Der Euern Patriarchen hetzt?

Kloſterbruder.

Es kann
Beynah kein andrer ſeyn. Ein Tempelherr
Sprach kurz vorher mit ihm; und was ich hörte,
Das klang darnach.

Nathan.

Es iſt doch aber nur
Ein einziger itzt in Jeruſalem.
Und dieſen kenn' ich. Dieſer iſt mein Freund.
Ein junger, edler, offner Mann!

Kloſterbruder.

Ganz recht;
Der nehmliche! — Doch was man iſt, und was
Man ſeyn muß in der Welt, das paßt ja wohl
Nicht immer.

Nathan.

Leider nicht. — So thue, wers
Auch immer iſt, ſein Schlimſtes oder Beſtes!
Mit Euerm Buche, Bruder, trotz' ich allen;
Und gehe graden Wegs damit zum Sultan.

Kloſterbruder.

Viel Glücks! Ich will Euch denn nur hier verlaſſen.

Nathan.

Und habt ſie nicht einmal geſehn! — Kommt ja
Doch bald, doch fleißig wieder. — Wenn nur heut
Der Patriarch noch nichts erfährt! — Doch was?
Sagt ihm auch heute, was Ihr wollt.

Kloſterbruder.

Ich nicht.
Lebt wohl! (geht ab.)

Nathan.

Vergeßt uns ja nicht, Bruder! — Gott!
Daß ich nicht gleich hier unter freyem Himmel
Auf meine Kniee ſinken kann! Wie ſich
Der Knoten, der ſo oft mir bange machte,
Nun von ſich ſelber löſet! — Gott! wie leicht
Mir wird, daß ich nun weiter auf der Welt
Nichts zu verbergen habe! daß ich vor
Den Menſchen nun ſo frey kann wandeln, als
Vor dir, der du allein den Menſchen nicht
Nach ſeinen Thaten brauchſt zu richten, die
So ſelten ſeine Thaten ſind, o Gott! —

Fünfter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr, der von der Seite auf ihn zu kömmt.

Tempelherr.

He! wartet, Nathan; nehmt mich mit!

Nathan.

Wer ruft? —
Seyd Ihr es, Ritter? Wo geweſen, daß
Ihr bey dem Sultan Euch nicht treffen laſſen?

Tempelherr.
Wir ſind einander fehl gegangen. Nehmts
Nicht übel!
Nathan.
Ich nicht; aber Saladin . . .
Tempelherr.
Ihr wart nur eben fort . . .
Nathan.
Und ſpracht ihn doch?
Nun, ſo iſts gut.
Tempelherr.
Er will uns aber beyde
Zuſammen ſprechen.
Nathan.
Deſto beſſer. Kommt
Nur mit. Mein Gang ſtand ohnehin zu ihm. —
Tempelherr.
Ich darf ja doch wohl fragen, Nathan, wer
Euch da verließ?
Nathan.
Ihr kennt ihn doch wohl nicht?
Tempelherr.
Wars nicht die gute Haut, der Layenbruder,
Deß ſich der Patriarch ſo gern zum Stöber
Bedient?
Nathan.
Kann ſeyn! Beym Patriarchen iſt
Er allerdings.
Tempelherr.
Der Pfiff iſt gar nicht übel:
Die Einfalt vor der Schurkerey voraus
Zu ſchicken.
Nathan.
Ja, die dumme; — nicht die fromme.
Tempelherr.
An fromme glaubt kein Patriarch.

Nathan.

Für den
Nun ſteh ich. Der wird ſeinem Patriarchen
Nichts ungebührliches vollziehen helffen.

Tempelherr.

So ſtellt er wenigſtens ſich an. — Doch hat
Er Euch von mir denn nichts geſagt?

Nathan.

Von Euch?
Von Euch nun namentlich wohl nichts. — Er weiß
Ja wohl auch ſchwerlich Euern Namen?

Tempelherr.

Schwerlich.

Nathan.

Von einem Tempelherren freylich hat
Er mir geſagt . . .

Tempelherr.

Und was?

Nathan.

Womit er Euch
Doch ein für allemal nicht meynen kann!

Tempelherr.

Wer weiß? Laßt doch nur hören.

Nathan.

Daß mich Einer
Bey ſeinem Patriarchen angeklagt . . .

Tempelherr.

Euch angeklagt? — Das iſt, mit ſeiner Gunſt —
Erlogen. — Hört mich, Nathan! — Ich bin nicht
Der Menſch, der irgend etwas abzuleugnen
Im Stande wäre. Was ich that, das that ich!
Doch bin ich auch nicht der, der alles, was
Er that, als wohl gethan vertheid'gen möchte.
Was ſollt' ich eines Fehls mich ſchämen? Hab'
Ich nicht den feſten Vorſatz ihn zu beſſern?
Und weiß ich etwa nicht, wie weit mit dem
Es Menſchen bringen können? — Hört mich, Nathan! —

Ich bin des Layenbruders Tempelherr,
Der Euch verklagt ſoll haben, allerdings. —
Ihr wißt ja, was mich wurmiſch machte! was
Mein Blut in allen Adern ſieden machte!
Ich Gauch! — ich kam, ſo ganz mit Leib und Seel'
Euch in die Arme mich zu werffen. Wie
Ihr mich empfingt — wie kalt — wie lau — denn lau
Iſt ſchlimmer noch als kalt; wie abgemeſſen
Mir auszubeugen Ihr befliſſen wart;
Mit welchen aus der Luft gegriffnen Fragen
Ihr Antwort mir zu geben ſcheinen wolltet:
Das darf ich kaum mir itzt noch denken, wenn
Ich ſoll gelaſſen bleiben. — Hört mich, Nathan! —
In dieſer Gärung ſchlich mir Daja nach,
Und warf mir ihr Geheimniß an den Kopf,
Das mir den Aufſchluß Euers räthſelhaften
Betragens zu enthalten ſchien.

Nathan.

Wie das?

Tempelherr.

Hört mich nur aus! — Ich bildete mir ein,
Ihr wolltet, was Ihr einmal nun den Chriſten
So abgejagt, an einen Chriſten wieder
Nicht gern verlieren. Und ſo fiel mir ein,
Euch kurz und gut das Meſſer an die Kehle
Zu ſetzen.

Nathan.

Kurz und gut? und gut? — Wo ſteckt
Das Gute?

Tempelherr.

Hört mich, Nathan! — Allerdings:
Ich that nicht recht! — Ihr ſeyd wohl gar nicht ſchuldig. —
Die Närrinn Daja weiß nicht was ſie ſpricht —
Iſt Euch gehäſſig — Sucht Euch nur damit
In einen böſen Handel zu verwickeln —
Kann ſeyn! kann ſeyn! — Ich bin ein junger Laffe,
Der immer nur an beyden Enden ſchwärmt;

Bald viel zu viel, bald viel zu wenig thut —
Auch das kann ſeyn! Verzeiht mir, Nathan.

Nathan.

Wenn
Ihr ſo mich freylich faſſet —

Tempelherr.

Kurz, ich ging
Zum Patriarchen! — hab' Euch aber nicht
Genannt. Das iſt erlogen, wie geſagt!
Ich hab ihm blos den Fall ganz allgemein
Erzählt, um ſeine Meynung zu vernehmen. —
Auch das hätt' unterbleiben können: ja doch! —
Denn kannt' ich nicht den Patriarchen ſchon
Als einen Schurken? Konnt' ich Euch nicht ſelber
Nur gleich zur Rede ſtellen? — Mußt ich der
Gefahr, ſo einen Vater zu verlieren,
Das arme Mädchen opfern? — Nun, was thuts?
Die Schurkerey des Patriarchen, die
So ähnlich immer ſich erhält, hat mich
Des nächſten Weges wieder zu mir ſelbſt
Gebracht. — Denn hört mich, Nathan; hört mich aus! —
Geſetzt; er wüßt' auch Euern Namen: was
Nun mehr, was mehr? — Er kann Euch ja das Mädchen
Nur nehmen, wenn ſie niemands iſt, als Euer.
Er kann ſie doch aus Euerm Hauſe nur
Ins Kloſter ſchleppen. — Alſo — gebt ſie mir!
Gebt ſie nur mir; und laßt ihn kommen. Ha!
Er ſolls wohl bleiben laſſen, mir mein Weib
Zu nehmen. — Gebt ſie mir; geſchwind! — Sie ſey
Nun Eure Tochter, oder ſey es nicht!
Sey Chriſtinn, oder Jüdinn, oder keines!
Gleich viel! gleich viel! Ich werd' Euch weder itzt
Noch jemals ſonſt in meinem ganzen Leben
Darum befragen. Sey, wie's ſey!

Nathan.

Ihr wähnt
Wohl gar, daß mir die Wahrheit zu verbergen
Sehr nöthig?

Tempelherr.
Sey, wie's ſey!
Nathan.
Ich hab' es ja
Euch — oder wem es ſonſt zu wiſſen ziemt —
Noch nicht geleugnet, daß ſie eine Chriſtinn,
Und nichts als meine Pflegetochter iſt. —
Warum ichs aber ihr noch nicht entdeckt? —
Darüber brauch' ich nur bey ihr mich zu
Entſchuldigen.
Tempelherr.
Das ſollt Ihr auch bey ihr
Nicht brauchen. — Gönnts ihr doch, daß ſie Euch nie
Mit andern Augen darf betrachten! Spart
Ihr die Entdeckung doch! — Noch habt Ihr ja,
Ihr ganz allein, mit ihr zu ſchalten. Gebt
Sie mir! Ich bitt' Euch, Nathan; gebt ſie mir!
Ich bins allein, der ſie zum zweytenmale
Euch retten kann — und will.
Nathan.
Ja — konnte! konnte!
Nun auch nicht mehr. Es iſt damit zu ſpät.
Tempelherr.
Wie ſo? zu ſpät?
Nathan.
Dank ſey dem Patriarchen ...
Tempelherr.
Dem Patriarchen? Dank? ihm Dank? wofür?
Dank hätte der bey uns verdienen wollen?
Wofür? wofür?
Nathan.
Daß wir nun wiſſen, wem
Sie anverwandt; nun wiſſen, weſſen Händen
Sie ſicher ausgeliefert werden kann.
Tempelherr.
Das dank' ihm — wer für mehr ihm danken wird!

Nathan.

Aus dieſen müßt Ihr ſie nun auch erhalten;
Und nicht aus meinen.

Tempelherr.

Arme Recha! Was
Dir alles zuſtößt, arme Recha! Was
Ein Glück für andre Waiſen wäre, wird
Dein Unglück! — Nathan! — Und wo ſind ſie, dieſe
Verwandte?

Nathan.

Wo ſie ſind?

Tempelherr.

Und wer ſie ſind?

Nathan.

Beſonders hat ein Bruder ſich gefunden,
Bey dem Ihr um ſie werben müßt.

Tempelherr.

Ein Bruder?
Was iſt er, dieſer Bruder? Ein Soldat?
Ein Geiſtlicher? — Laßt hören, was ich mir
Verſprechen darf.

Nathan.

Ich glaube, daß er keines
Von beyden — oder beydes iſt. Ich kenn'
Ihn noch nicht recht.

Tempelherr.

Und ſonſt?

Nathan.

Ein braver Mann!
Bey dem ſich Recha gar nicht übel wird
Befinden.

Tempelherr.

Doch ein Chriſt! — Ich weiß zu Zeiten
Auch gar nicht, was ich von Euch denken ſoll: —
Nehmt mirs nicht ungut, Nathan. — Wird ſie nicht
Die Chriſtinn ſpielen müſſen, unter Chriſten?
Und wird ſie, was ſie lange gnug geſpielt,

Nicht endlich werden? Wird den lautern Weizen,
Den Ihr geſä't, das Unkraut endlich nicht
Erſticken? — Und das kümmert Euch ſo wenig?
Dem ungeachtet könnt Ihr ſagen — Ihr? —
Daß ſie bey ihrem Bruder ſich nicht übel
Befinden werde?

Nathan.

Denk' ich! hoff' ich! — Wenn
Ihr ja bey ihm was mangeln ſollte, hat
Sie Euch und mich denn nicht noch immer? —

Tempelherr.

Oh!
Was wird bey ihm ihr mangeln können! Wird
Das Brüderchen mit Eſſen und mit Kleidung,
Mit Naſchwerk und mit Putz, das Schweſterchen
Nicht reichlich gnug verſorgen? Und was braucht
Ein Schweſterchen denn mehr? — Ey freylich: auch
Noch einen Mann! — Nun, nun; auch den, auch den
Wird ihr das Brüderchen zu ſeiner Zeit
Schon ſchaffen; wie er immer nur zu finden!
Der Chriſtlichſte der Beſte! — Nathan, Nathan!
Welch einen Engel hattet Ihr gebildet,*)
Den Euch nun andre ſo verhunzen werden!

Nathan.

Hat keine Noth! Er wird ſich unſrer Liebe
Noch immer werth genug behaupten.

Tempelherr.

Sagt
Das nicht! Von meiner Liebe ſagt das nicht!
Denn die läßt nichts ſich unterſchlagen; nichts.
Es ſey auch noch ſo klein! Auch keinen Namen! —
Doch halt! — Argwohnt ſie wohl bereits, was mit
Ihr vorgeht?

Nathan.

Möglich; ob ich ſchon nicht wüßte,
Woher?

---

*) „Was hattet Ihr für einen Engel da gebildet.“ in der erſten Ausgabe

Tempelherr.
Auch eben viel; Sie ſoll — ſie muß
In beyden Fällen, was ihr Schickſal droht,
Von mir zuerſt erfahren. Mein Gedanke,
Sie eher wieder nicht zu ſehn, zu ſprechen,
Als bis ich ſie die Meine nennen dürfe,
Fällt weg. Ich eile...
Nathan.
Bleibt! wohin?
Tempelherr.
Zu ihr!
Zu ſehn, ob dieſe Mädchenſeele Manns genug
Wohl iſt, den einzigen Entſchluß zu faſſen
Der ihrer würdig wäre!
Nathan.
Welchen?
Tempelherr.
Den:
Nach Euch und ihrem Bruder weiter nicht
Zu fragen —
Nathan.
Und?
Tempelherr.
Und mir zu folgen; — wenn
Sie drüber eines Muſelmannes Frau
Auch werden müßte.
Nathan.
Bleibt! Ihr trefft ſie nicht,
Sie iſt bey Sittah, bey des Sultans Schweſter.
Tempelherr.
Seit wenn? warum?
Nathan.
Und wollt Ihr da bey Ihnen
Zugleich den Bruder finden: kommt nur mit.
Tempelherr.
Den Bruder? welchen? Sittah's oder Recha's?

Nathan.

Leicht beyde. Kommt nur mit! Ich bitt' Euch, kommt!
(Er führt ihn fort.)

Sechſter Auftritt.

Scene: in Sittah's Harem.

Sittah und Recha in Unterhaltung begriffen.

Sittah.

Was freu ich mich nicht deiner, ſüſſes Mädchen! —
Sey ſo beklemmt nur nicht! ſo angſt! ſo ſchüchtern! —
Sey munter! ſey geſprächiger! vertrauter!

Recha.

Prinzeſſinn, . . .

Sittah.

Nicht doch! nicht Prinzeſſinn! Nenn
Mich Sittah, — deine Freundinn, — deine Schweſter.
Nenn mich dein Mütterchen! — Ich könnte das
Ja ſchier auch ſeyn. — So jung! ſo klug! ſo fromm!
Was du nicht alles weißt! nicht alles mußt
Geleſen haben!

Recha.

Ich geleſen? — Sittah,
Du ſpotteſt deiner kleinen albern Schweſter.
Ich kann kaum leſen.

Sittah.

Kannſt kaum, Lügnerinn!

Recha.

Ein wenig meines Vaters Hand! — Ich meynte,
Du ſprächſt von Büchern.

Sittah.

Allerdings! von Büchern.*)

Recha.

Nun, Bücher wird mir wahrlich ſchwer zu leſen! —

Sittah.

Im Ernſt?

---

*) „von Büchern." fehlt der erſten Ausgabe.

Recha.

In ganzem Ernſt. Mein Vater liebt
Die kalte Buchgelehrſamkeit, die ſich
Mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt,
Zu wenig.

Sittah.

Ey, was ſagſt du! — Hat indeß
Wohl nicht ſehr Unrecht! — Und ſo manches, was
Du weiſt . . ?

Recha.

Weiß ich allein aus ſeinem Munde.
Und könnte bey dem Meiſten dir noch ſagen,
Wie? wo? warum? er michs gelehrt.

Sittah.

So hängt
Sich freylich alles beſſer an. So lernt
Mit eins die ganze Seele.

Recha.

Sicher hat
Auch Sittah wenig oder nichts geleſen!

Sittah.

Wie ſo? — Ich bin nicht ſtolz aufs Gegentheil. —
Allein wie ſo? Dein Grund! Sprich dreiſt. Dein Grund?

Recha.

Sie iſt ſo ſchlecht und recht; ſo unverkünſtelt;
So ganz ſich ſelbſt nur ähnlich . . .

Sittah.

Nun?

Recha.

Das ſollen
Die Bücher uns nur ſelten laſſen: ſagt
Mein Vater.

Sittah.

O was iſt dein Vater für
Ein Mann!

Recha.

Nicht wahr?

Sittah.
Wie nah er immer doch
Zum Ziele trift!
Recha.
Nicht wahr? — Und dieſen Vater —
Sittah.
Was iſt dir, Liebe?
Recha.
Dieſen Vater —
Sittah.
Gott!
Du weinſt?
Recha.
Und dieſen Vater — Ah! es muß
Heraus! Mein Herz will Luft, will Luft . . .
(wirft ſich, von Thränen überwältiget, zu ihren Füßen.)
Sittah.
Kind, was
Geſchieht dir? Recha?
Recha.
Dieſen Vater ſoll —
Soll ich verlieren!
Sittah.
Du? verlieren? ihn?
Wie das? — Sey ruhig! — Nimmermehr! — Steh auf!
Recha.
Du ſollſt vergebens dich zu meiner Freundinn,
Zu meiner Schweſter nicht erbethen haben!
Sittah.
Ich bins ja! bins! — Steh doch nur auf! Ich muß
Sonſt Hülfe rufen.
Recha. (die ſich ermannt, und aufſteht)
Ah! verzeih! vergieb! —
Mein Schmerz hat mich vergeſſen machen, wer
Du biſt. Vor Sittah gilt kein Winſeln, kein
Verzweifeln. Kalte, ruhige Vernunft

Will alles über ſie allein vermögen.
Weß Sache dieſe bey ihr führt, der ſiegt!

Sittah.

Nun dann?

Recha.

Nein; meine Freundinn, meine Schweſter
Giebt das nicht zu! Giebt nimmer zu, daß mir
Ein andrer Vater aufgedrungen werde!

Sittah.

Ein andrer Vater? aufgedrungen? dir?
Wer kann das? kann das auch nur wollen, Liebe?

Recha.

Wer? Meine gute böſe Daja kann
Das wollen, — will das können. — Ja; du kennſt
Wohl dieſe gute böſe Daja nicht?
Nun, Gott vergeb' es ihr! — belohn' es ihr!
Sie hat mir ſo viel Gutes, — ſo viel Böſes
Erwieſen!

Sittah.

Böſes dir? — So muß ſie Gutes
Doch wahrlich wenig haben.

Recha.

Doch! recht viel,
Recht viel!

Sittah.

Wer iſt ſie?

Recha.

Eine Chriſtinn, die
In meiner Kindheit mich gepflegt; mich ſo
Gepflegt! — Du glaubſt nicht! — Die mir eine Mutter
So wenig miſſen laſſen! — Gott vergelt'
Es ihr! — Die aber mich auch ſo geängſtet!
Mich ſo gequält!

Sittah.

Und über was? warum?
Wie?

Recha.

Ach! die arme Frau, — ich ſag' dirs ja —
Iſt eine Chriſtinn; — muß aus Liebe quälen; —
Iſt eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen, einzig wahren Weg
Nach Gott, zu wiſſen wähnen!

Sittah.

Nun verſteh' ich!

Recha.

Und ſich gedrungen fühlen, einen jeden,
Der dieſes Wegs verfehlt, darauf zu lenken. —
Kaum können ſie auch anders. Denn iſts wahr,
Daß dieſer Weg allein nur richtig führt:
Wie ſollen ſie gelaſſen ihre Freunde
Auf einem andern wandeln ſehn, — der ins
Verderben ſtürzt, ins ewige Verderben?
Es müßte möglich ſeyn, denſelben Menſchen
Zur ſelben Zeit zu lieben und zu haſſen. —
Auch iſts das nicht, was endlich laute Klagen
Mich über ſie zu führen zwingt. Ihr Seufzen,
Ihr Warnen, ihr Gebet, ihr Drohen hätt'
Ich gern noch länger ausgehalten; gern!
Es brachte mich doch immer auf Gedanken,
Die gut und nützlich. Und wem ſchmeichelts doch
Im Grunde nicht, ſich gar ſo werth und theuer,
Von wems auch ſey, gehalten fühlen, daß
Er den Gedanken nicht ertragen kann,
Er müß' einmal auf ewig uns entbehren!

Sittah.

Sehr wahr!

Recha.

Allein — allein — das geht zu weit!
Dem kann ich nichts entgegenſetzen; nicht
Geduld, nicht Ueberlegung; nichts!

Sittah.

Was? wem?

Recha.
Was ſie mir eben itzt entdeckt will haben.

Sittah.
Entdeckt? und eben itzt?

Recha.
Nur eben itzt!
Wir nahten, auf dem Weg' hierher, uns einem
Verfallnen Chriſtentempel. Plötzlich ſtand
Sie ſtill; ſchien mit ſich ſelbſt zu kämpfen; blickte
Mit naſſen Augen bald gen Himmel, bald
Auf mich. Komm, ſprach ſie endlich, laß uns hier
Durch dieſen Tempel in die Richte gehn!
Sie geht; ich folg' ihr, und mein Auge ſchweift
Mit Graus die wankenden Ruinen durch.
Nun ſteht ſie wieder; und ich ſehe mich
An den verſunknen Stuffen eines morſchen
Altars mit ihr. Wie ward mir? als ſie da
Mit heiſſen Thränen, mit gerungnen Händen,
Zu meinen Füſſen ſtürzte . . .

Sittah.
Gutes Kind!

Recha.
Und bey der Göttlichen, die da wohl ſonſt
So manch Gebet erhört, ſo manches Wunder
Verrichtet habe, mich beſchwor; — mit Blicken
Des wahren Mitleids mich beſchwor, mich meiner
Doch zu erbarmen! — Wenigſtens, ihr zu
Vergeben, wenn ſie mir entdecken müſſe,
Was ihre Kirch' auf mich für Anſpruch habe.

Sittah.
(Unglückliche! — Es ahndte mir!)

Recha.
Ich ſey
Aus chriſtlichem Geblüte; ſey getauft;
Sey Nathans Tochter nicht; er nicht mein Vater! —

Gott! Gott! Er nicht mein Vater! — Sittah! Sittah!
Sieh mich aufs neu' zu deinen Füſſen...

Sittah.

Recha!
Nicht doch! ſteh auf! — Mein Bruder kömmt! ſteh auf!

Siebender Auftritt.

Saladin und die Vorigen.

Saladin.

Was giebts hier, Sittah?

Sittah.

Sie iſt von ſich! Gott!

Saladin.

Wer iſts?

Sittah.

Du weißt ja...

Saladin.

Unſers Nathans Tochter?
Was fehlt ihr?

Sittah.

Komm doch zu dir, Kind! — Der Sultan...

Recha.

(die ſich auf den Knieen zu Saladins Füſſen ſchleppt, den Kopf zur Erde geſenkt.)

Ich ſteh nicht auf! nicht eher auf! — mag eher
Des Sultans Antlitz nicht erblicken! — eher
Den Abglanz ewiger Gerechtigkeit
Und Güte nicht in ſeinen Augen, nicht
Auf ſeiner Stirn bewundern...

Saladin.

Steh... ſteh auf!

Recha.

Eh er mir nicht verſpricht...

Saladin.

Komm! ich verſpreche...
Sey was es will!

Recha.
Nicht mehr, nicht weniger,
Als meinen Vater mir zu laſſen; und
Mich ihm! — Noch weiß ich nicht, wer ſonſt mein Vater
Zu ſeyn verlangt; — verlangen kann. Will's auch
Nicht wiſſen. Aber macht denn nur das Blut
Den Vater? nur das Blut?

Saladin. (der ſie aufhebt)
Ich merke wohl! —
Wer war ſo grauſam denn, dir ſelbſt — dir ſelbſt
Dergleichen in den Kopf zu ſetzen? Iſt
Es denn ſchon völlig ausgemacht? erwieſen?

Recha.
Muß wohl! Denn Daja will von meiner Amm'
Es haben.

Saladin.
Deiner Amme!

Recha.
Die es ſterbend
Ihr zu vertrauen ſich verbunden fühlte.

Saladin.
Gar ſterbend! — Nicht auch faſelnd ſchon? — Und wärs
Auch wahr! — Ja wohl: das Blut, das Blut allein
Macht lange noch den Vater nicht! macht kaum
Den Vater eines Thieres! giebt zum höchſten
Das erſte Recht ſich dieſen Namen zu
Erwerben! — Laß dir doch nicht bange ſeyn! —
Und weißt du was? Sobald der Väter zwey
Sich um dich ſtreiten: — laß ſie beyde; nimm
Den dritten! — Nimm dann mich zu deinem Vater!

Sittah.
O thu's! o thu's!

Saladin.
Ich will ein guter Vater,
Recht guter Vater ſeyn! — Doch halt! mir fällt
Noch viel was Beſſers bey. — Was brauchſt du denn
Der Väter überhaupt? Wenn ſie nun ſterben?

Bey Zeiten ſich nach einem umgeſehn,
Der mit uns um die Wette leben will!
Kennſt du noch keinen?...

Sittah.

Mach ſie nicht erröthen!

Saladin.

Das hab' ich allerdings mir vorgeſetzt.
Erröthen macht die Häßlichen ſo ſchön:
Und ſollte Schöne nicht noch ſchöner machen? —
Ich habe deinen Vater Nathan, und
Noch einen — einen noch hierher beſtellt.
Erräthſt du ihn? — Hierher! Du wirſt mir doch
Erlauben, Sittah?

Sittah.

Bruder!

Saladin.

Daß du ja
Vor ihm recht ſehr errötheſt, liebes Mädchen!

Recha.

Vor wem? erröthen?...

Saladin.

Kleine Heuchlerinn!
Nun ſo erblaſſe lieber! — Wie du willſt
Und kannſt! —
(Eine Sklavinn tritt herein, und nahet ſich Sittah.)
Sie ſind doch etwa nicht ſchon da?

Sittah.

Gut! laß ſie nur herein. — Sie ſind es, Bruder!

Letzter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr zu den Vorigen.

Saladin.

Ah, meine guten lieben Freunde! — Dich,
Dich, Nathan, muß ich nur vor allen Dingen
Bedeuten, daß du nun, ſobald du willſt,
Dein Geld kannſt wiederhohlen laſſen!...

Nathan.

Sultan!...

Saladin.

Nun ſteh ich auch zu deinen Dienſten...

Nathan.

Sultan!...

Saladin.

Die Karavan' iſt da. Ich bin ſo reich
Nun wieder, als ich lange nicht geweſen. —
Komm, ſag' mir, was du brauchſt, ſo recht was Groſſes
Zu unternehmen! Denn auch ihr, auch ihr,
Ihr Handelsleute, könnt des baaren Geldes
Zu viel nie haben!

Nathan.

Und warum zuerſt
Von dieſer Kleinigkeit? — Ich ſehe dort
Ein Aug' in Thränen, das zu trocknen, mir
Weit angelegner iſt. (geht auf Recha zu) Du haſt geweint?
Was fehlt dir? — biſt doch meine Tochter noch?

Recha.

Mein Vater!.

Nathan.

Wir verſtehen uns. Genug! —
Sey heiter! Sey gefaßt! Wenn ſonſt dein Herz
Nur dein noch iſt! Wenn deinem Herzen ſonſt
Nur kein Verluſt nicht droht! — Dein Vater iſt
Dir unverloren!

Recha.

Keiner, keiner ſonſt!

Tempelherr.

Sonſt keiner? — Nun! ſo hab' ich mich betrogen.
Was man nicht zu verlieren fürchtet, hat
Man zu beſitzen nie geglaubt, und nie
Gewünſcht. — Recht wohl! recht wohl! — Das ändert, Nathan,
Das ändert alles! — Saladin, wir kamen
Auf dein Geheiß. Allein, ich hatte dich
Verleitet: itzt bemüh dich nur nicht weiter!

Saladin.

Wie gach nun wieder, junger Mann! — Soll alles
Dir denn entgegen kommen? alles dich
Errathen?

Tempelherr.

Nun du hörſt ja! ſiehſt ja, Sultan!

Saladin.

Er wahrlich! — Schlimm genug, daß deiner Sache
Du nicht gewiſſer warſt!

Tempelherr.

So bin ichs nun.

Saladin.

Wer ſo auf irgend eine Wohlthat trotzt,
Nimmt ſie zurück. Was du gerettet, iſt
Deswegen nicht dein Eigenthum. Sonſt wär'
Der Räuber, den ſein Geiz ins Feuer jagt,
So gut ein Held, wie du!

(auf Recha zugehend, um ſie dem Tempelherrn zuzuführen)

Komm, liebes Mädchen,
Komm! Nimms mit ihm nicht ſo genau. Denn wär'
Er anders; wär' er minder warm und ſtolz:
Er hätt' es bleiben laſſen, dich zu retten.
Du mußt ihm eins fürs andre rechnen. — Komm!
Beſchäm ihn! thu, was ihm zu thun geziemte!
Bekenn' ihm deine Liebe! trage dich ihm an!
Und wenn er dich verſchmäht; dirs je vergißt,
Wie ungleich mehr in dieſem Schritte du
Für ihn gethan, als er für dich ... Was hat
Er denn für dich gethan? Ein wenig ſich
Beräuchern laſſen! iſt was rechts! — ſo hat
Er meines Bruders, meines Aſſad, nichts!
So trägt er ſeine Larve, nicht ſein Herz.
Komm, Liebe ...

Sittah.

Geh! geh, Liebe, geh! Es iſt
Für deine Dankbarkeit noch immer wenig;
Noch immer nichts.

Nathan.

Halt Saladin! halt Sittah!

Saladin.

Auch du?

Nathan.

Hier hat noch einer mit zu ſprechen …

Saladin.

Wer leugnet das? — Unſtreitig, Nathan, kömmt
So einem Pflegevater eine Stimme
Mit zu! Die erſte, wenn du willſt. — Du hörſt,
Ich weiß der Sache ganze Lage.

Nathan.

Nicht ſo ganz! —
Ich rede nicht von mir. Es iſt ein andrer;
Weit, weit ein andrer, den ich, Saladin,
Doch auch vorher zu hören bitte.

Saladin.

Wer?

Nathan.

Ihr Bruder!

Saladin.

Recha's Bruder?

Nathan.

Ja!

Recha.

Mein Bruder?
So hab ich einen Bruder?

Tempelherr.

(aus ſeiner wilden, ſtummen Zerſtreuung auffahrend.)

Wo? wo iſt
Er, dieſer Bruder? Noch nicht hier? Ich ſollt'
Ihn hier ja treffen.

Nathan.

Nur Geduld!

Tempelherr. (äußerſt bitter)

Er hat
Ihr einen Vater aufgebunden: — wird
Er keinen Bruder für ſie finden?

Saladin.

Das
Hat noch gefehlt! Chriſt! ein ſo niedriger
Verdacht wär über Aſſads Lippen nicht
Gekommen. — Gut! fahr nur ſo fort!

Nathan.

Verzeih
Ihm! — Ich verzeih ihm gern. — Wer weiß, was wir
An ſeiner Stell', in ſeinem Alter dächten!

(freundſchaftlich auf ihn zugehend)

Natürlich, Ritter! — Argwohn folgt auf Mißtraun! —
Wenn Ihr mich Euers wahren Namens gleich
Gewürdigt hättet . . .

Tempelherr.

Wie?

Nathan.

Ihr ſeyd kein Stauffen!

Tempelherr.

Wer bin ich denn?

Nathan.

Heißt Curd von Stauffen nicht!

Tempelherr.

Wie heiß ich denn?

Nathan.

Heißt Leu von Filneck.

Tempelherr.

Wie?

Nathan.

Ihr ſtutzt?

Tempelherr.

Mit Recht! Wer ſagt das?

Nathan.

Ich; der mehr,
Noch mehr Euch ſagen kann. Ich ſtraf' indeß
Euch keiner Lüge.

Tempelherr.

Nicht?

Nathan.
Kann doch wohl ſeyn,
Daß jener Nam' Euch ebenfalls gebührt.
Tempelherr.
Das ſollt ich meynen! — (Das hieß Gott ihn ſprechen!)
Nathan.
Denn Eure Mutter — die wár eine Stauffinn.
Ihr Bruder, Euer Ohm, der Euch erzogen,
Dem Eure Aeltern Euch in Deutſchland lieſſen,
Als, von dem rauhen Himmel dort vertrieben,
Sie wieder hier zu Lande kamen: — Der
Hieß Curd von Stauffen; mag an Kindesſtatt
Vielleicht Euch angenommen haben! — Seyd
Ihr lange ſchon mit ihm nun auch herüber
Gekommen? Und er lebt doch noch?
Tempelherr.
Was ſoll
Ich ſagen? — Nathan! — Allerdings! So iſts!
Er ſelbſt iſt todt. Ich kam erſt mit der letzten
Verſtärkung unſers Ordens. — Aber, aber —
Was hat mit dieſem allen Recha's Bruder
Zu ſchaffen?
Nathan.
Euer Vater...
Tempelherr.
Wie? auch den
Habt Ihr gekannt? Auch den?
Nathan.
Er war mein Freund.
Tempelherr.
War Euer Freund? Iſts möglich, Nathan!...
Nathan.
Nannte
Sich Wolf von Filneck; aber war kein Deutſcher...
Tempelherr.
Ihr wißt auch das?

Nathan.
War einer Deutſchen nur
Vermählt; war Eurer Mutter nur nach Deutſchland
Auf kurze Zeit gefolgt . . .
Tempelherr.
Nicht mehr! Ich bitt'
Euch! — Aber Recha's Bruder? Recha's Bruder . . .
Nathan.
Seyd Ihr!
Tempelherr.
Ich? ich ihr Bruder?
Recha.
Er mein Bruder?
Sittah.
Geſchwiſter!
Saladin.
Sie Geſchwiſter!
Recha. (will auf ihn zu)
Ah! mein Bruder!
Tempelherr. (tritt zurück.)
Ihr Bruder!
Recha. (hält an, und wendet ſich zu Nathan)
Kann nicht ſeyn! nicht ſeyn! Sein Herz
Weiß nichts davon! — Wir ſind Betrieger! Gott!
Saladin. (zum Tempelherrn)
Betrieger? wie? Das denkſt du? kannſt du denken?
Betrieger ſelbſt! Denn alles iſt erlogen
An dir: Geſicht und Stimm und Gang! Nichts dein! [*]
So eine Schweſter nicht erkennen wollen! Geh!
Tempelherr. (ſich demüthig ihm nahend.)
Mißdeut' auch du nicht mein Erſtaunen, Sultan!
Verkenn' in einem Augenblick', in dem
Du ſchwerlich deinen Aſſad je geſehen,

---

[*] In der erſten Ausgabe:
Betrieger ſelbſt! Denn alles iſt an dir erlogen
Geſicht und Stimm und Gang! Nichts dein! nichts dein!

Nicht ihn und mich!
(auf Nathan zueilend)
Ihr nehmt und gebt mir, Nathan!
Mit vollen Händen beydes! — Nein! Ihr gebt
Mir mehr, als Ihr mir nehmt! unendlich mehr!
(Recha um den Hals fallend)
Ah meine Schweſter! meine Schweſter!

Nathan.

Blanda
Von Filneck!

Tempelherr.

Blanda? Blanda? — Recha nicht?
Nicht Eure Recha mehr? — Gott! Ihr verſtoßt
Sie! gebt ihr ihren Chriſtennamen wieder!
Verſtoßt ſie meinetwegen! — Nathan! Nathan!
Warum es ſie entgelten laſſen? ſie!

Nathan.

Und was? — O meine Kinder! meine Kinder! —
Denn meiner Tochter Bruder wär mein Kind
Nicht auch, — ſobald er will?
(Indem er ſich ihren Umarmungen überläßt, tritt Saladin mit unruhigem Erſtaunen zu ſeiner Schweſter.)

Saladin.

Was ſagſt du, Schweſter?

Sittah.

Ich bin gerührt ...

Saladin.

Und ich, — ich ſchaudere
Vor einer größern Rührung faſt zurück!
Bereite dich nur drauf, ſo gut du kannſt.

Sittah.

Wie?

Saladin.

Nathan, auf ein Wort! ein Wort! —
(Indem Nathan zu ihm tritt, tritt Sittah zu dem Geſchwiſter, ihm ihre Theilnehmung zu bezeigen; und Nathan und Saladin ſprechen leiſer.)
Hör! hör doch, Nathan! Sagteſt du vorhin
Nicht — ?

Nathan.
Was?
Saladin.
Aus Deutſchland ſey ihr Vater nicht
Geweſen; ein gebohrner Deutſcher nicht.
Was war er denn? wo war er ſonſt denn her?
Nathan.
Das hat er ſelbſt mir nie vertrauen wollen.
Aus ſeinem Munde weiß ich nichts davon.
Saladin.
Und war auch ſonſt kein Frank? kein Abendländer?
Nathan.
O! daß er der nicht ſey, geſtand er wohl. —
Er ſprach am liebſten Perſiſch ...
Saladin.
Perſiſch? Perſiſch?
Was will ich mehr? — Er iſts! Er war es!
Nathan.
Wer?
Saladin.
Mein Bruder! ganz gewiß! Mein Aſſad! ganz
Gewiß!
Nathan.
Nun, wenn du ſelbſt darauf verfällſt: —
Nimm die Verſichrung hier in dieſem Buche!
(Ihm das Brevier überreichend.)
Saladin. (es begierig aufſchlagend)
Ah! ſeine Hand! Auch die erkenn' ich wieder!
Nathan.
Noch wiſſen ſie von nichts! Noch ſtehts bey dir
Allein, was ſie davon erfahren ſollen!
Saladin. (indeß er darinn geblättert.)
Ich meines Bruders Kinder nicht erkennen?
Ich meine Neffen — meine Kinder nicht?
Sie nicht erkennen? ich? Sie dir wohl laſſen?
(wieder laut)
Sie ſinds! ſie ſind es, Sittah, ſind! Sie ſinds!

Sind beyde meines ... deines Bruders Kinder!
(er rennt in ihre Umarmungen.)

Sittah. (ihm folgend)
Was hör' ich! — Konnts auch anders, anders ſeyn! —

Saladin. (zum Tempelherrn)
Nun mußt du doch wohl, Trotzkopf, mußt mich lieben!
(zu Recha)
Nun bin ich doch, wozu ich mich erboth?
Magſt wollen, oder nicht!

Sittah.
Ich auch! ich auch!

Saladin. (zum Tempelherrn zurück)
Mein Sohn! mein Aſſad! meines Aſſads Sohn!

Tempelherr.
Ich deines Bluts! — So waren jene Träume,
Womit man meine Kindheit wiegte, doch —
Doch mehr als Träume! (ihm zu Füſſen fallend.)

Saladin. (ihn aufhebend)
Seht den Böſewicht!
Er wußte was davon, und konnte mich
Zu ſeinem Mörder machen wollen! Wart!

Unter ſtummer Wiederhohlung allerſeitiger Umarmungen fällt der Vorhang.

Damon, oder die wahre Freundſchaft.

Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge.

1747.*)

Perſonen.

Die Wittwe.
Leander.
Damon.
Oronte.
Liſette.

Der erſte Auftritt.

Die Wittwe. Liſette.

Liſette. Nun, das iſt wahr, unſer Haus hat ſich in kurzem recht ſehr geändert. Noch vor acht Tagen war es ein belebter Sammelplatz von unzähligen jungen Herren und verliebten Narren. Alle Tage haben ſich ihrer ein Paar verlohren. Heute blieben die weg; morgen folgten ein Paar andre nach, und übermorgen desgleichen. Gott ſey Dank! zwey ſind noch übrig geblieben. Wenn die ſich auch abfinden ſollten: ſo wird unſer Haus zur Einöde. Madame · · · Madame!

Die Wittwe. Nun, was iſt es?

Liſette. Alsdann bleibe ich gewiß auch nicht länger bey ihnen; ſo gut ich es auch hier habe. Geſellſchaft iſt das halbe Leben!

Die Wittwe. Du hätteſt dich alſo beſſer in einen Gaſthof, als in meine Dienſte, geſchickt?

Liſette. Ja. In einem Gaſthofe geht es doch noch munter zu. Wenn es nicht ſo viel Arbeit da gäbe, wer weis, was ich gethan hätte. Wenn man einmal, leider! dienen muß, ſo, dächte ich, iſt es wohl am vernünftigſten, man dient da, wo man bey ſeinem Dienen das gröſte Vergnügen haben kann. Doch, Scherz bey Seite. Was ſtellt denn itzo Herr Damon und Herr Leander bey ihnen vor?

Die Wittwe. Was ſie vorſtellen?

---

*) Im ſiebenten Stücke der Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths, S. 514.

Liſette. Die Frage ſcheint ihnen wunderſam? Das weis ich wohl, was ſie ſonſt vorgeſtellt haben. Ihre Freyer.

Die Wittwe. Und das ſind ſie auch noch.

Liſette. Das ſind ſie noch! So? Damon iſt alſo des Leanders Nebenbuhler, und Leander des Damons. Und gleichwohl ſind Leander und Damon die beſten Freunde? Das wäre eine neue Mode. Wider die ſtreite ich mit Händen und Füſſen. Was? Nebenbuhler, die ſich nicht unter einander zanken, verleumden, ſchimpfen, betrügen, herausfordern, ſchlagen, das wären mir artige Creaturen. Nein. Es muß bey dem Alten bleiben. Unter Nebenbuhlern muß Feindſchaft ſeyn, oder ſie ſind keine Nebenbuhler.

Die Wittwe. Es iſt wahr, ich habe mich über ihr Bezeigen einigermaßen ſelbſt gewundert. Ehe beyde noch wußten, daß ſie einerley Zweck hätten, bezeigte ſich niemand gegen mich verliebter, als eben ſie. Niemand war zärtlicher, niemand beſtrebte ſich um meine Gegengunſt mehr, als ſie. So bald ſie gewahr wurden, daß einer des andern Nebenbuhler wäre, ſo bald wurden beyde, in ihrem Beſtreben, mir zu gefallen, nachläſſiger. Einer redete bey mir dem andern das Wort, Damon dem Leander, und Leander dem Damon. Beyde ſchwiegen von ihren eigenen Angelegenheiten.

Liſette. Und bey der Aufführung halten ſie beyde noch für ihre Freyer?

Die Wittwe. Ja, ich bin es gewiß überzeugt, daß ſie mich beyde lieben. Beyde lieben mich aufrichtig. Nur ſchien mir Damon etwas zu flüchtig, und Leander etwas zu ungeſtüm.

Liſette. Beynahe möchte ich ſie itzt etwas fragen?

Die Wittwe. Nun, ſo laß doch hören.

Liſette. Werden ſie mir aber aufrichtig antworten?

Die Wittwe. Ob ich dir aufrichtig antworten werde? Ich ſehe nicht, was mich nöthigen ſollte, dir eine erdichtete Antwort zu geben. Wenn mir deine Frage nicht anſteht, ſo dürfte ich dir ja lieber gar nicht antworten.

Liſette. Sie glauben, daß ſie von beyden geliebt werden. Und vielleicht mit Recht. Welchen von ihnen lieben ſie denn aber?

Die Wittwe. Welchen?

Liſette. Ja.

Die Wittwe. Welchen? die Frage iſt wunderlich. Ich liebe ſie beyde.

Liſette. Nun, das iſt gut. Sie werden ſie alſo auch beyde heyrathen?

Die Wittwe. Du mengeſt alles unter einander. Itzt war die Rede vom Lieben und nicht vom Heyrathen. Alle Freyer, die ich gehabt habe, waren theils eitle verliebte Haſen, theils eigennützige niederträchtige Seelen. Was habe ich nicht von beyden ausſtehen müſſen! Nur Damon und Leander unterſchieden ſich gleich anfangs von ihnen. Ich nahm dieſen Unterſchied mit dem größten Vergnügen wahr. Und ich glaube auch, daß ich es ihnen ſelbſt habe deutlich genug zu verſtehen gegeben, wie ſehr ich ſie zu unterſcheiden wüßte. Ich habe allen den Abſchied gegeben, die nicht ſelbſt ſo klug waren, ihn zu nehmen; nur ſie habe ich da behalten, und ſehe ſie noch mit Vergnügen bey mir.

Liſette. Was ſoll aber daraus werden?

Die Wittwe. Ich will es mit abwarten. Kann ich nicht beyder Liebſte werden, ſo kann ich doch wohl beyder Freundinn ſeyn. Ja, gewiß, die Freundſchaft kömmt mir itzt viel reizender vor, als die Liebe. Ich muß dieſes dem Exempel meiner zärtlichen Liebhaber zuſchreiben.

Liſette. Was, die Freundſchaft? die Freundſchaft reizender, als die Liebe? die trockne Freundſchaft! Reden ſie mir nur nicht ſo philoſophiſch. Ich glaube doch davon ſo viel, als ich will. Ihr Herz denkt ganz anders. Und es würde ihm auch gewiß nicht viel Ehre machen, wenn es mit dem Munde übereinſtimmte. Laſſen ſie mich einmal verſuchen, ob ich ſeine ſtumme Sprache verſtehe. Ich höre es; ja, ja, es ſpricht: Wie? ſind das die aufrichtigen Liebhaber? was iſt das für eine neue Art der Liebe, die der Anblick eines Freundes unterdrückt? keiner wagt es, mir ſeinen Freund aufzuopfern! O die Unwürdigen! Ich will ſie haſſen, ja ich will · · aber werde ich auch können? werde ich auch · · ·

Die Wittwe. Schweig! ſchweig! Liſette. Du verſtehſt ſeine ſtumme Sprache ſehr ſchlecht.

Liſette. O! verzeihen ſie mir. Dieſes Einfallen in die Rede, verſichert mich, daß ich ſie ſehr wohl verſtehe. Je nun, wie kann es anders ſeyn? Ich würde ſelbſt verdrießlich ſeyn, wenn mir die Freundſchaft ſo einen Streich ſpielte. Ueberlegen ſie es nur, wer iſt ſonſt daran ſchuld, als die Freundſchaft, daß ſie itzo, da ſie zwey Anbeter haben könnten, gar keinen haben? Ach! es wäre eine Schande, wenn die Liebe nicht ſtärker ſeyn ſollte, als die Freundſchaft.

Die Wittwe. Ach!

Liſette. Ha! ha! den Ton verſtehe ich auch. Hören ſie einmal, ob ich ihn geſchickt umſchreiben kann. Nicht wahr? er will ſo viel ſagen: Liſette, nöthige mich nicht weiter, dir etwas zu geſtehen, was du ſchon weißt. Wollte der Himmel! daß die Liebe nur bey einem mächtiger wäre, als die Freundſchaft! Kannſt du was beytragen, meine Liebhaber empfindlicher und weniger gewiſſenhaft zu machen ...

Die Wittwe. Sage mir, was du ſchwärmſt?

Liſette. O! um Verzeihung. Es ſind ihre eigenen Schwärmereyen.

Die Wittwe. Geſetzt nun, ich geſtünde dir, daß ich es lieber ſehen würde, wenn mir beyde ihre Liebe noch ferner entdeckten, wenn ſich beyde die zärtlichſte Mühe um mein Herz gäben, wenn einer dem andern einen Rang abzulaufen ſuchte, wenn ſie meine Gunſtbezeigungen ſelbſt, die ich dem einen mehr oder weniger zukommen ließe, ein wenig uneinig machte, wenn ich alsdenn ſelbſt das Vergnügen haben könnte, ſie wieder zu vereinigen, um ſie aufs neue zu trennen, geſetzt, ſage ich, ich geſtünde dir dieſes, was wäre es nun mehr?

Liſette. Es wäre allerdings etwas mehr, als ſie mir vorhin zugeſtehen wollten.

Die Wittwe. Ich weis aber auch gar nicht, was ich für Urſache habe, dir von meinem Herzen Rechenſchaft zu geben?

Liſette. Ich bin mit ihnen einig, ſie haben keine, ſie thun es aus bloßer Gütigkeit. Aber ſie ſollen nicht umſonſt ſo gütig geweſen ſeyn, ich verſichre ſie. Ich will mein möglichſtes thun, daß es bald dahin kömmt, wohin ſie es gern haben wollen. Aber ſagen ſie mir nur erſt, für wen wollten ſie ſich wohl am liebſten erklären; für Damon oder Leandern? Sie beſinnen ſich? Hören ſie, es fällt mir ein guter Rath ein. Sie wiſſen, daß ſie beyde vor einem Jahre, beynahe ihr ganzes Vermögen, jeder auf ein beſonderes Schiff, welche nach Oſtindien handeln, gegeben haben. Sie warten alle Tage auf ihre Rückkunft. Wie wär es, wenn wir auch darauf warteten, und uns alsdenn für denjenigen erklärten, der der glücklichſte bey dieſem Handel geweſen iſt?

Die Wittwe. Ich laſſe mir es gefallen. Nur · · ·

Liſette. Hier kömmt Herr Damon. Laſſen ſie mich einmal mit ihm alleine, ich will ihn ausholen.

Der zweyte Auftritt.

Liſette. Damon.

Liſette. Ihre Dienerinn, Herr Damon. Sie ſcheinen mir jemanden zu ſuchen. Wer iſt es?

Damon. Leander hat mich hier erwarten wollen. Habt ihr ihn nicht geſehen?

Liſette. Nein. Nun · · Aber müſſen ſie denn deswegen gleich wieder fort gehen? Verziehen ſie doch einen Augenblick. Wird ihnen die Zeit ſchon zu lang, daß er ihnen nicht gleich ſeine ſüßen Träume der Freundſchaft verplaudern ſoll? Wenn ſie nur deswegen etwa hergekommen ſind angenehme Lügen und entzückende Gedanken von ihrem Freunde zu hören; verziehen ſie, verziehen ſie, ich will es ſo gut machen, als er. Seit ſie und Herr Leander einander hier angetroffen, ſchallen ja alle Wände von dem Lobe der Freundſchaft wieder; ich werde doch wohl was behalten haben.

Damon. Dieſe Spöttereyen geſchehen auf Unkoſten meines Freundes. Sie müſſen mir nothwendig zuwider ſeyn. Wenn ich bitten darf, ſchweigt!

Liſette. Ey! ſonſt jemand möchte bey ſolchen Umſtänden ſchweigen. Ueberlegen ſie es doch nur ſelbſt. Sie ſind in dem Hauſe einer jungen liebenswürdigen Wittwe. Sie lieben ſie. Sie ſuchen ihre Gegenliebe. Aber, mein Gott! auf was für eine beſondre Art! Ein Freund macht ſie in ihrem Antrage ſchüchtern. Sie wollen ihn nicht beleidigen. Ihre Liebe iſt viel zu ſchwach, ſeine ungegründeten Vorwürfe zu erdulden. Sie wollen es lieber mit ihrer Liebſten, als mit ihrem Freunde verderben. Je nun, möchte es doch noch endlich ſeyn, wenn der andre nur nicht eben ſo ein Grillenfänger wäre.

Damon. Unſre Aufführung darf eurer Frau gar nicht ſeltſam vorkommen. Sie weis unſrer beyder Neigung. Wir haben uns ihr beyde erklärt, ehe wir wußten, daß wir ihr einerley erkläret hätten. Wir beſtreben uns, aufrichtige Freunde zu ſeyn. Wäre es alſo nicht unbillig, wenn ich dem Leander, oder Leander mir, durch ungeſtümes

Anhalten, ein Herz entreiſſen wollte, das ſich vielleicht mit der Zeit aus Neigung an einen von uns ergeben wird?

Liſette. Aus Neigung? Als wenn ein Frauenzimmer nicht für alle wohlgemachte Mannsperſonen einerley Neigung hätte. Zum Exempel, was würde mir daran gelegen ſeyn, ob ich ſie, oder Herr Leandern bekommen ſollte. Nehmen ſie mir es nicht übel, daß ich meinem Stolze einmal ſolche ſüße Träume vorhalte. Sie und Herr Leander ſind von einer geſunden Leibesbeſchaffenheit. Stark und munter. Zwiſchen zwey gleich guten Sachen kann man ſich in der Wahl nicht irren. Der erſte der beſte. Nur blindlings zugegriffen!

Damon. Liſette, ihr beurtheilt eure Frau nach euch; und gewiß ihr macht ihr dadurch nicht viel Ehre. Ich kenne ſie zu wohl. Sie hat edlere Gedanken von der Liebe.

Liſette. Ach, nehmen ſie mir es nicht übel. Liebe bleibt Liebe. Eine Königinn liebt nicht edler, als eine Bettlerinn, und eine Philoſophinn nicht edler, als eine dumme Bauersfrau. Es iſt Maus, wie Mutter. Und ich und meine Frau würden in dem Weſentlichen der Liebe gewiß nicht um ein Haar unterſchieden ſeyn.

Damon. Lebt wohl! Ich habe itzo juſt weder Luſt, noch Zeit, eure ungegründeten Reden zu widerlegen. Sollte Herr Leander kommen, ſo bittet ihn, einen Augenblick zu verziehen. Ich habe was nöthiges vorher zu verrichten. Ich werde gleich wieder da ſeyn.

Liſette. Je, zum Henker! ſo warten ſie noch einen Augenblick. Sie nennen meine Reden ungegründet? Nun, horchen ſie einmal. Itzo will ich ihnen was ſagen. Vielleicht werden ſie ihnen alsdenn gegründeter vorkommen.

Damon. Nun, ſo werde ich was hören.

Liſette. Wiſſen ſie, was meine Frau beſchloſſen hat? Sie will warten, bis die beyden Schiffe wieder da ſind, auf welche ſie ihre Gelder gegeben haben. Und wer bey dem Handel der glücklichſte wird geweſen ſeyn, den will ſie heyrathen, Knall und Fall. Glauben ſie nun, daß es meiner Frau gleichviel ſeyn wird, ob ſie den Herrn Leander oder ſie bekömmt? He?

Damon. Was? Liſette! Das hätte ſich deine Frau entſchloſſen? Geh! erzähle dein Mährgen einem andern.

Liſette. Nun, warum kömmt ihnen das ſo unwahrſcheinlich vor? Iſt es ein Schelmſtück, daß man lieber einen Reichen, als einen

Armen, heyrathen will? Ihr närriſchen Mannsperſonen zählt wohl eher die Rockknöpfe, wenn ihr euch zu nichts entſchließen könnt. Und ich dächte doch, ſie hätte noch zehnmal geſcheiter gethan, da ſie es dem Glücke überlaſſen, den Ausſchlag zu thun, und ihre Neigung gewiß zu beſtimmen.

Damon. Himmel! wie unglücklich bin ich, wenn ihr die Wahrheit redet! Hätte ich mir auch jemals einbilden können, daß der Reichthum ſo viel Reizungen für ſie haben ſollte? Soll der nun unſere Perſon erſt beliebt machen? Findet ſie an mir und an Leandern nichts, welches dieſer verblendenden Kleinigkeit die Waage halten könnte? Bald ſollte es mich gereuen, eine Perſon zu lieben, die ſo niederträchtig . . .

Liſette. Nun, nun! Fein ſachte, fein ſachte! Nur nicht gleich geſchimpft. Zum Geyer, haben ſie es denn beſſer haben wollen? Der Reichthum an und für ſich ſelber iſt eben dasjenige nicht, was ſie an ihnen ſucht. Die Neigungen meiner Frau gegen ſie und gegen den Herrn Leander liegen itzo im Gleichgewichte, und dieſer ſoll alſo nur ein kleiner Zuwurf ſeyn, welcher der oder jener Schale den Ausſchlag giebt. O! geizig ſind wir eben nicht. Das ſagen ſie uns nur nicht nach. Ob es uns auch gleich keine Schande ſeyn würde, wenn wir es wären. Sie zeigen ja dadurch, daß ſie ihr eine Zeit lang nichts mehr von ihrer Liebe vorgeſagt haben, ganz deutlich, daß es ihnen gleichviel ſeyn würde, ob ſie ſich für ſie ſelbſt oder für ihren Freund erklärte; und Leander desgleichen. Wie hätte ſie es alſo wohl klüger können anfangen?

Damon. Ach daß ich ſo verliebt, ach, daß ich ſo gewiſſenhaft in der Freundſchaft bin!

Liſette. Würde es ihnen vielleicht lieber geweſen ſeyn, wenn meine Frau ſie beyde hätte würfeln laſſen, damit die meiſten oder die wenigſten Augen ſie dem einen oder dem andern zur Frau gegeben hätten? Es iſt dieſes ſonſt eine ganz löbliche Soldatenmode, wenn von zwey Galgenſchwengeln einem das Leben ſoll geſchenkt werden, und es einer doch eben ſo wenig verdient, als der andre. Ja, ja. Nicht wahr, ſie hätte der Mode wohl auch hier folgen können?

Damon. Eure Spöttereyen ſind ſehr übel angebracht. Mein Herz iſt . . . doch ich will nur gehen. Liſette, Liſette, in was für Unruhe habt ihr mich geſetzt! Himmel!

Dritter Auftritt.

Liſette.

Nun, der hat einen Floh hinter dem Ohrn. Aber was hilſt mirs? Ich kann itzo aus ihm eben ſo wenig klug werden, als zuvor. Wenn ich ihn nur wenigſtens ſo weit hätte bringen können, daß er ſeine Liebeserklärungen wieder vorgeſucht hätte. Er ließ aber auch gar nicht mit ſich reden; es war, als wenn er auf Kohlen ſtünde. Huy! da kömmt Leander. Laßt ſehn, was mit dem anzufangen iſt!

Vierter Auftritt.

Liſette. Leander.

Liſette. Ein klein bisgen eher, ſo hätten ſie ihn angetroffen.

Leander. So! Iſt Damon ſchon hier geweſen?

Liſette. Ja. Und er wird auch gleich wieder da ſeyn. Sie ſollen ſich nur ein klein wenig gedulden. Herr Leander, wie ſehen ſie mir denn aber heute einmal ſo verdrießlich aus? Ach! das Geſichte ſteht einem Freyer gar nicht! Pfuy! fein munter! hübſch luſtig!

Leander. Wer ſo viel Urſache zum Verdruſſe hat, wie ich ....

Liſette. Ach! ach! Reden ſie doch. Sie mögen wohl viel auf dem Herzen haben, das ſie bekümmert. Ich merke zwar bald, was es ſeyn kann? Huy! daß ſie die Liebe quält. Sind ſie es einmal ſatt, ſie der Freundſchaft nachzuſetzen. O ſie thäten nicht mehr, als billig. Friſch gewagt! Schade auf einen Freund. Halten ſie bey meiner Frau wieder aufs neue an. Ich gebe ihnen mein Wort, ſie bekommen ſie weg. Wenn ſie aber noch länger tändeln, ſo bin ich ihnen für nichts gut. Wählen kann meine Frau nicht. Wenn nicht bald einer von beyden kömmt, und ſie ſo holt, ſo hat ſie alles ſchon dem blinden Zufalle überlaſſen. Wer von ihnen bey dem Handel nach Oſtindien am glücklichſten wird geweſen ſeyn, dem will ſie Hand, Herz und Vermögen ſchenken ... Was fehlt ihnen? .. Was fehlt ihnen? ..

Leander. Liſette, um des Himmels wiſſen, dem glücklichſten? Nun iſt mein Unglück vollkommen.

Liſette. Vollkommen? Was will das ſagen? Erklären ſie ſich.

Leander. Wohl, ich will mich euch vertrauen. Wiſſet denn, daß ich nur geſtern Abends Briefe erhalten habe, daß mein Schiff in einem Sturme verunglücket ſey. Grauſamer Himmel! ſo war es nicht genug, mir mein Vermögen zu nehmen, du muſteſt mir auch noch den Gegenſtand meiner ſo zärtlichen Liebe entreiſſen!

Liſette. Jener ſchimpfte auf meine Frau, und der ſchimpft auf den Himmel. Und beyde ſind wohl unſchuldig. Herr Leander, ihr Unglück geht mir nahe. Ich will es ihnen ſchon glauben, daß es einem Verdruß genug verurſachen muß, wenn man ſein Vermögen verliert. Ich habe dieſe traurige Erfahrung noch nicht machen können; denn, Gott ſey Dank, ich habe keins. Wenn aber der Verdruß, Reichthümer zu verlieren, ſo groß iſt, als die Begierde, ſie zu gewinnen, ſo muß er unerträglich ſeyn. Ich geſteh es. Aber auf den andern Punct zu kommen. Den Gegenſtand ihrer ſo zärtlichen Liebe . . ſie meynen doch meine Frau . . nicht? hören ſie nur . . um den haben ſie ſich ſelbſt gebracht. Doch wenn ſie mir folgen wollen, Herr Leander, ſo verlohren als er ſcheint, ſo iſt er doch noch nicht ganz verlohren.

Leander. O ich bitte euch, redet frey. Ich will euch in allem folgen, was mir nützlich ſeyn kann.

Liſette. Aber ich zweiſle, daß ſie es thun werden.

Leander. Zweifelt nicht, ich bitte euch.

Liſette. Ich kenne ihre Hartnäckigkeit allzu wohl. Sie ſind von den erhabenen Begriffen der Freundſchaft zu ſehr eingenommen. Damon, ihr liebſter Freund auf der Welt, das koſtbarſte Geſchenk des Himmels, ohne welches ihnen alle Güter, alle Ehre, alles Vergnügen, nur verachtungswerth, nur eitel, nur unſchmackhaft vorkommen würden, Damon, ihr andres ich, deſſen Glück ihr Glück, deſſen Unglück ihr Unglück iſt; Damon, der edle Damon, der . . . .

Leander. Ja, allerdings Liſette. Du wirſt ihn nie genug loben können. Der iſt noch der einzige, der mir mein Unglück wird tragen helfen. Ich habe allezeit die vortheilhafteſten Gedanken und die zärtlichſten Empfindungen für ihn gehabt. Ich zweiſle nicht, er wird itzo zeigen, wie würdig er meiner Freundſchaft ſey. Hätte er ſein Vermögen verlohren, ſo würde das meinige das ſeinige geweſen ſeyn. Ich würde die Hand der liebenswürdigſten Perſon ſeinetwegen ausſchlagen. Damon, ja Damon . . . . o hätte er mein Herz . . . . Aber, aber . . ich weis, das wahre Zärtliche in der Freundſchaft hat er nie recht empfinden wollen . .

Liſette. Ja, Herr Leander, wenn ſie glücklich ſeyn wollen, ſo müſſen ſie dieſen Damon einige Zeit aus den Augen ſetzen. Erſchrecken ſie über dieſen Vorſchlag nicht.

Leander. Wie verſteht ihr das?

Liſette. Nun, ich ſehe doch, daß ſie mit einem ziemlich unerſchrocknen Geſichte meine Erklärungen verlangen. Befürchten ſie nur nichts, ich rathe ihnen keine Verrätherey an ihrem Freunde. Weder er wird ihnen, noch ſie werden ſich ſelbſt dabey was vorzuwerfen haben. Kurz, gehen ſie zu meiner Frau. Thun ſie ihr eine aufrichtige Liebeserklärung. Verſichern ſie ſie, daß ſie Damon nicht mehr liebe. Wenn es ſeyn muß, nehmen ſie noch ein Paar Nothlügen dazu, wodurch er ihr deſto gehäſſiger wird. Sie werden ſehen, es wird alles gut gehen.

Leander. Wenn ſie aber nun darauf beruht, erſt abzuwarten, wer am glücklichſten bey dem bewuſten Handel geweſen, ſo wird mich ja alles nichts helfen.

Liſette. Hey! iſt das der ſtandhafte Freund? So leicht läßt er ſich bereden? . . . Herr Leander, darauf wird ſie wohl ſchwerlich beſtehen. Doch geſetzt, es ſchadet uns nichts. Wiſſen ſie was? Ich weis, das ſie und Herr Damon einige mal Luſt hatten, mit ihren Capitalen zu tauſchen. Sie ſind von gleicher Summe. Ich dächte, ſie verſuchten den Herrn Damon noch dazu zu bereden. Er weis doch noch nichts, daß ihr Schiff ſoll unglücklich geweſen ſeyn?

Leander. Nein.

Liſette. Nun, ſehen ſie, ſo geht es vollkommen gut an. Verſuchen ſie ſein Capital zu bekommen, und treten ſie ihm das ihrige mit allem Wucher ab. Sie können es leicht thun; und werden auch leicht eine ſcheinbare Urſache dazu ausfündig machen können. Wie, wenn ſie zu ihm ſagten? Liebſter Damon, die Freundſchaft hat uns genau genug verbunden. Wie wär es aber, wenn wir auch unſre Glücksgüter dazu anwendeten, daß einer dem andern noch mehr verbunden würde? Laſſen ſie uns derohalben einen Tauſch mit den bewuſten Geldern, die wir in die oſtindiſche Handlung gegeben haben, treffen. Haben ſich die ihrigen mehr verintereſſirt, als die meinigen, ſo werde ich ihnen alsdenn einen Theil meines Vermögens zu danken haben. Sollten die meinigen mehr gewuchert haben, ſo werde ich das Vergnügen haben, dasjenige in ihren Händen zu ſehen, was das Glück mir eigentlich beſchieden hatte. Und werden wir dadurch nicht deſto mehr verpflichtet werden, einer dem andern mit ſeinem Vermögen, bey vorfallender Nothwendigkeit, beyzuſtehen?

Leander. Euer Rath iſt gut. Und auch der Vorwand ſcheinet mir ſcheinbar genung zu ſeyn. Aber ich beſorge, mein Freund möchte einmal einen Verdacht auf mich werfen. Drum möchte ich ſelbſt ihm dieſen Vorſchlag nicht gern thun. Könntet ihr nicht etwa eure Frau auf den Einfall bringen? Wenn dieſe thäte, als ob ſie es gern ſähe, . . ſo . . .

Liſette. Ich verſtehe ſie. Ich verſtehe ſie. Verlaſſen ſie ſich auf mich, und machen ſie nur, daß ſie bald zu meiner Frau kommen.

Leander. So bald als ich mit meinem Freunde werde geſprochen haben. Gott iſt mein Zeuge, daß ich bey allem dem redliche Abſichten habe. Ich weis es gewiß, mein Freund würde, wenn ich mein Vermögen verlöhre, nicht großmüthig genung ſeyn können, die Pflichten, die er mir alsdenn, vermöge unſers Bundes, ſchuldig wäre, auszuüben. Ich will ihm derohalben von dem gewiſſen Schimpfe, von der Nachwelt ein ungetreuer Freund genennet zu werden, befreyen. Meiner Seits aber will ich ihm zeigen, daß meine Reden vollkommen mit meinen Thaten übereinſtimmen. Er ſoll die Hälfte meines Vermögens haben. . . .

Liſette. In Anſehung deſſen, daß ihm von Rechts wegen das ganze gehöret . . Das iſt ein aufrichtiger Freund!

Leander. Ich will alles anwenden, ihm wieder aufzuhelfen Vielleicht iſt er ein andermal glücklich. Vielleicht . . .

Liſette. St! St! Herr Damon kömmt ohne Zweifel wieder Ich will gehen. Er möchte denken, wer weis was wir mit einander zu reden gehabt hätten. Ich geh zu meiner Frau. Kommen ſie bald nach. . . . . Nun, das hätte ich mir nicht vermuthet.

Fünfter Auftritt.

Leander. Damon.

Leander. Ich darf ihm alſo nichts von meinem Unglücke ſagen; weswegen ich ihn doch herbeſtellet hatte. . . . Was werde ich alſo mit ihm zu reden haben? . . Es wird ſich ſchon geben.

Damon. O wertheſter Leander, verzeihen ſie mir, daß ſie auf mich haben warten müſſen.

Leander. Ich ihnen verzeihen? Womit haben ſie mich beleidiget?

Legen ſie doch endlich einmal, allerliebſter Freund, das mir ſo nachtheilige Vorurtheil ab, daß ſie im Stande wären, mich zu beleidigen. Ein Freund wird über den andern nie verdrießlich. Der Pöbel, dem die ſüße Vereinigung der Gemüther unbekannt iſt, und ewig zu ſeinem unerſetzlichen Schaden, unbekannt bleiben wird, der Pöbel, die Schande des menſchlichen Geſchlechts, mag untereinander zürnen. Die Freundſchaft bewaffnet eine edle Seele mit einer unüberwindlichen Sanftmuth. Was ihr Freund thut, was von ihrem Freunde kömmt, iſt ihr billig und angenehm. Die Beleidigungen werden nur durch die böſen Abſichten deſſen, der beleidiget, und durch die Empfindlichkeit deſſen, der beleidiget wird, zu Beleidigungen. Wo niemand alſo böſe Abſichten hat, wo niemand empfindlich wird, da haben auch keine Beleidigungen Statt. Wird aber ein Freund gegen den andern wohl böſe Abſichten hegen? Oder wird ein Freund über den andern wohl empfindlich werden? Nein. Drum, liebſter Damon, wenn mir auch durch ſie der größte Schimpf wiederführe; wenn ich durch ſie um Ehre und Anſehen käme; wenn ich durch ſie Gut und Geld verlöhre; wenn ich durch ſie ungeſund, lahm, blind und taub würde; wenn ſie mich um Vater und Mutter brächten; wenn ſie mir ſelbſt das Leben nähmen; glauben ſie, liebſter Damon, daß ſie mich alsdenn beleidiget hätten? Nein. So viel Unrecht ſie auch hätten, ſo viel Recht würden ſie bey mir haben. Würde ſie auch die ganze Welt verdammen; ich würde ſie entſchuldigen, ich würde ſie losſprechen.

Damon. Ich will wünſchen, Leander, daß ich ihnen mit gleichem Feuer antworten könnte. Ich will mich bemühen, ihre Freundſchaft nie auf eine ſo harte Probe zu ſetzen.

Leander. Ey, liebſter Freund, wie ſo kaltſinnig? Zweifeln ſie an der Aufrichtigkeit meiner Reden? Zweifeln ſie, ob meine Freundſchaft dieſe Probe aushalten würde? Wollte doch Gott, ja wollte doch Gott, daß ſie mich, je eher je lieber, auf eine Art beleidigten, welche bey andern unvergeblich ſeyn würde! wie vergnügt, wie entzückt wollte ich ſeyn, die ſüße Rache einer großmüthigen Verzeihung an ihnen auszuüben.

Damon. Und ich will mir dagegen wünſchen, daß ich dieſer großmüthigen Verzeihung niemals möge nöthig haben.

Leander. Ja, Damon, und ich würde, in gleichen Fällen, auch ein gleiches von ihnen erwarten. O! ich kenne ſie zu wohl. Ihre

Seele iſt edel und großmüthig. Und dieſe läßt mich nicht daran zweifeln.

Damon. Sie trauen mir zu viel zu, wertheſter Leander. Voll Scham geſteh ich ihnen, daß ich mich zu ſchwach dazu befinde. Die Gedanken davon ſcheinen mir edel und wahr. Die Erfüllung aber unmöglich. Ich zittere ſchon im voraus, wenn ich mir vorſtelle, daß meine Freundſchaft einen ſo harten Verſuch vielleicht einmal auszuhalten habe. Doch ihre Tugend iſt mir gut dafür. Und iſt ein Freund wohl auch zu einer ſo allzu großmüthigen Sanftmuth verbunden? Ich weis es, es iſt die Pflicht eines Freundes, dem andern zu verzeihen. Doch iſt es auch des andern Pflicht, ihm ſo wenig Gelegenheit dazu zu geben, als ihm nur möglich iſt.

Leander. Freund, im Verzeihen müſſen wir dem Himmel gleich ſeyn. Unſere Verbrechen, ſo groß und ſo häufig ſie ſind, machen ihn in dieſer, ihm würdigen, Beſchäftigung nicht müde. Wen man einmal zu ſeinem Freunde erwählt hat, den muß man behalten. Weder ſeine Fehler noch ſeine Beleidigungen müſſen vermögend ſeyn, ihn aus unſrer Gunſt zu ſetzen. Man beſchimpfet ſich ſelbſt, wenn man es dazu kommen läßt. Oder iſt es etwan kein Schimpf, wenn man mit Scham geſtehen muß, daß man in der Wahl gröblich geirret habe!

Damon. Aber, liebſter Leander, ſagen ſie mir doch, weswegen ſie mit mir zu reden verlangt! Was iſt denn das Wichtige, daß ſie mir zu entdecken haben!

Leander. Werden ihnen meine Reden beſchwerlich! Ich kann es nicht glauben. Sie wiſſen, wie gern man von Sachen redet, die uns angenehm ſind. Und ich weis, man höret auch eben ſo gern davon. Sie ſcheinen mir aber heute zu beyden ein wenig verdrießlich. Was beunruhiget ſie! Iſt ihnen ein Unglück zugeſtoßen? Entdecken ſie mir es. Machen ſie mir das Vergnügen, ihren Schmerz mit ihnen zu theilen. Sie ſollen alsdenn alles erfahren, was ich ihnen zu ſagen habe.

Damon. Sie betrügen ſich nicht. Ich bin beſtürzt und bekümmert.

Leander. Und worüber! O was zaudern ſie, mir ihr Geheimniß anzuvertrauen. Setzen ſie in meine Verſchwiegenheit ein Mistrauen! Zweifeln ſie, daß ich ihnen helfen werde, wenn es in meinen Kräften ſtehet! Oder zweifeln ſie gar an meinem Mitleiden? Wenn ich mein Herz gegen ſie ausſchütten kann, ſo weichet gleich die Hälfte meines Grams. Und verſuchen ſie es nur. Vielleicht bin ich ſo glücklich, daß ſie auch in meinem Vertrauen einige Erleichterung finden.

Damon. Es betrifft mich und ſie.

Leander. Und deſto eher; nur heraus damit. Müſſen ſie es etwan verſchweigen? O! was man nur ſeinem Freunde ſagt, hat man noch niemanden geſagt. Ich und mein Freund ſind eine Perſon. Und wenn ich den größten Eidſchwur darauf gethan hätte, gegen niemanden ein Wort von dem oder jenen zu gedenken, ſo könnte ich es doch, ohne den Eidſchwur zu brechen, meinem Freunde ſagen. Was ich dem vertraue, vertraue ich mir ſelbſt. Und ich thue nichts mehr, als wenn ich es noch einmal für mich in den Gedanken wiederholte.

Damon. Nein. Nein. Es ſoll ihnen nicht verborgen ſeyn. Könnten ſie ſich wohl einbilden, zu was ſich die Madam entſchloſſen?

Leander. Worinne?

Damon. Nun rathen ſie einmal, auf was ſie es will ankommen laſſen, welchem ſie von uns beyden ihre Hand geben ſolle?

Leander. Und eben dieſes, mein Damon, eben dieſes hatte ich ihnen auch zu ſagen.

Damon. Aufrichtig nun zu reden, ich bin über dieſen niederträchtigen Entſchluß erſtaunet. Nein, Leander, ehe ich ihre Hand einer ſolchen ſchändlichen Urſache zu danken haben wollte, eher will ich ſie Zeit Lebens ausſchlagen.

Leander. Und glauben ſie denn, daß ich ſie annehmen würde? Wir haben die uneigennützigſten Abſichten gegen ſie. Wir würden ſie lieben, wenn ſie auch nichts beſäße. Und ſie iſt gegen uns ſo eigennützig! Iſt ein verachtungswürdiger Reichthum das einzige, was ihr an uns gefällt!

Damon. Wie, wenn wir dieſen Entſchluß auf alle mögliche Art ſuchten zu nichte zu machen? Darf ich ihnen wohl was vorſchlagen? Was meynen ſie, wenn wir Schaden und Gewinnſt bey unſerm Handel theilten?

Leander. Ey! das iſt Waſſer auf meine Mühle. So könnte das Tauſchen gar bleiben . . . Ja, ſie haben Recht. Nichts könnte ſie leichter wieder auf den rechten Weg bringen, einen von uns aus Neigung und Verdienſt zu wählen. Wohl! Ich bin es zufrieden.

Damon. O wie vergnügt machen ſie mich durch ihren Beyfall wieder. Ich beſorgte immer, ich beſorgte, ſie würden mir ihn hier entziehen. Und ſie hätten Recht dazu gehabt.

Leander. Wie wenig trauen ſie mir doch zu! So? Was könnte ich denn für Recht haben, hierinne nicht mit ihnen einig zu ſeyn? Alle Güter ſind ja unter Freunden gemein. Was ich beſitze, beſitzen ſie. Und was ſie beſitzen, darauf glaube ich auch ein kleines Recht zu haben. Verflucht ſey der Eigennutz! wenn ihnen das Unglück auch ſo ſehr zuwider ſeyn ſollte, daß ſie alles, alles dabey verlöhren. Nicht die Hälfte meines Vermögens, mein ganzes Vermögen wäre allezeit ſo gut, als das ihrige.

Damon. Freund, ſie machen mich ganz beſchämt!

Leander. Was ich ſage, würde ich auch thun. Und wenn ich es gethan hätte, ſo würde ich doch nichts mehr gethan haben, als was die Pflicht eines Freundes verlangt.

Damon. Aber ich weis nicht, was ich bey mir für eine geheime Urſache finde, ſelbſt an der Wahrheit dieſes Entſchluſſes zu zweifeln. Könnte mir wohl Liſette . . . .

Leander. Und von der hab ich es auch. Doch dahinter wollen wir wohl kommen. Es liegt uns beyden nicht wenig dran. Erlauben ſie mir, daß ich ſie verlaſſe. Ich will ſelbſt zu ihr gehen, und mich bey unſerer Liebſten erkundigen.

Damon. Aber, Leander, wie wird ſich das ſchicken? Wird ſie über dieſe Neugierigkeit nicht empfindlich werden?

Leander. Sorgen ſie nicht, ich will es ſchon mit einer Art vorzubringen wiſſen . . . .

Damon. Nun ich verlaſſe mich auf ihre Geſchicklichkeit. Kommen ſie bald wieder, mir Nachricht zu bringen.

Leander. . . So komme ich doch unter einem guten Vorwande wieder von ihm.

Sechſter Auftritt.

Damon.

. . . Entweder ich bin zur Freundſchaft ganz ungeſchickt, oder Leander hat ſehr ausſchweifende Begriffe davon. . . . . Ich bin unglücklich wenn das erſte wahr iſt . . . Ja . . die Freundſchaft . . . ſie iſt allerdings das, was uns das Leben erſt angenehm machen muß . . . So viel empfinde ich . . . Aber ſo viel empfinde ich doch nicht, als mein Freund zu empfinden ſagt. . . . . Geſetzt ich würde von ihm beleidigt . . . ich würde ſo von ihm beleidigt . . . als er von mir ſich wünſchte, beleidiget zu werden . . . . würde ich wohl . . . nein . . ich mag mir nicht ſchmeicheln . . . ich würde . . ich würde viel zu ſchwach ſeyn, es ihm zu vergeben . . . . Ja, ich würde es ihm verargen, wenn er mir bey einer ſolchen Gelegenheit verzeihen wollte . . . ich würde ihn ſelbſt tadeln . . . . Doch . . ich halte ihn auch nicht einmal für fähig dazu . . . er mag ſeyn, was er will . . . aber . . ich irre mich wohl auch . . ich beurtheile ihn nach mir . . . . weil ich ſo ſchwach bin; folgt es denn daraus, daß ein anderer . . . Doch allerdings eine ſo vollkommene Freundſchaft iſt für dieſe Welt nicht . . . . . . Ob auch wohl Leander ſo denkt, als er redet? . . Halt . . . ich will . . . ja wenn ich ihn beredte, ich hätte Nachricht erhalten, daß mein Schiff untergegangen . . . Da will ich ſehen, ob ſeine Großmuth . . . es wird mich ein wenig kützeln, wenn ich ihn beſtürzt . . . . Doch nein . . das war ein niederträchtiger Einfall . . . Seinen Freund auf die Probe ſetzen, heißt, ſeinen Freund gern verlieren wollen . . . . . Nein . . aber wenn nun die Wittwe auf ihrem thörichten Entſchluſſe blieb . . Geſetzt, Leander würde durch ſie glücklich . . . werde ich ſein Freund bleiben können? . . . Ich zittere . . ja . ich fühle meine Schwäche . . . ich würde auf ihn zürnen . . . . ich würde neidiſch werden . . . ach . . ich ſchäme mich recht vor mir ſelbſt . . .

Siebenter Auftritt.

Oronte. Damon.

Oronte. Nun, da iſt er ja. Verſteh er mich! Vetter, habe ich ihn doch müſſen in zehn Häuſern ſuchen. Verſteh er mich! Und ich hätte ihn eher ſonſt wo zu finden geglaubt als bey der jungen Wittwe. Verſteh er mich.

Damon. Je was führt ſie denn hieher, Herr Vetter?

Oronte. So? ſieht er mirs nicht an, verſteh er mich, was ich will? Mache er ſich nur parat, verſteh er mich, eine Nachricht von mir zu hören, die ihn halb todt, verſteh er mich, und wenn er noch ein klein wenig Vernunft übrig hat, verſteh er mich, die ihn raſend machen wird.

Damon. Sie erſchrecken mich. Was iſt es denn?

Oronte. Habe ichs ihm nicht geſagt, verſteh er mich, daß es ihm mit ſeinem Capitale würde unglücklich gehen? Verſteh er mich. Da ſeh er, leſe er . . Sein Schiff iſt untergegangen. Da, leſe er nur, verſteh er mich . . er wird alle Umſtände finden, verſteh er mich.

Damon. So?

Oronte. Nun, hab ichs ihm doch vorher geſagt, verſteh er mich. Aber ihr jungen Leute, laßt euch doch niemals ſagen, verſteh er mich. Alles, alles wollt ihr beſſer einſehen. Schon recht! verſteh er mich, ſchon recht!

Damon. Dieſes Unglück hätte ich mir nicht verſehen . . .

Oronte. Iſt das das ganze, was man ſagen kann, verſteh er mich, wenn man ſein Vermögen verliert? O Leichtſinnigkeit! o gottloſe Leichtſinnigkeit! verſteh er mich. Auf 12000 Rthlr. verſteh er mich. Auf zwölf tauſend! Nun, Vetter, ſag er, was will er nun anfangen? verſteh er mich. Er iſt von der ganzen Welt verlaſſen, verlaſſen, und mit Recht. Verſteh er mich. Kann ers läugnen, daß ichs ihm vorher verkündigt habe? Kann ers läugnen? Verſteh er mich. Wie vielmal habe ich ihm die güldne Regel gegeben: Was aufs Waſſer kömmt, verſteh er mich, iſt ſo gut, als halb verlohren.

Damon. Ach! möchte doch das Geld ſeyn, wo es wollte . . . . wenn nur . . .

Oronte. Ach! Schade um das Geld! Das ſind geſcheute Reden. Verſteh er mich. Damon, Damon, ein Menſch, der ſo denken kann, iſt nicht werth, daß er mein Vetter ſey. Verſteh er mich. Ach! ſchade ums Geld! Nein, Gott ſey Dank, verſteh er mich, ſo albern und gottesvergeſſen bin ich in meiner Jugend nicht geweſen. Denkt er, verſteh er mich, daß ihn die junge Wittwe nun heyrathen wird? verſteh er mich. Sie müßte eine Närrinn ſeyn. Verſteh er mich.

Damon. Ja, Herr Vetter, dieſes beſorge ich. Und dieſes iſt auch das einzige, was mir mein Unglück empfindlich macht.

Oronte. Der Narr, verſteh er mich. Als wenn es nicht ſo ſchon empfindlich genug wäre. Verſteh er mich. Doch Vetter, daß er ſehn ſoll, verſteh er mich, wie gut ich es mit ihm meyne, ſo will ich ihm, verſteh er mich, bey den Umſtänden rathen: mache er banquerot.

Damon. Wie, ſo niederträchtig . . .

Oronte. Was? Was? Niederträchtig? verſteh er mich. Das nennt er niederträchtig, verſteh er mich, Vetter, wenn man banque route macht? Zum Henker! verſteh er mich, habe ich nicht fünfmal Banqueroute gemacht! Und bin ich niederträchtig geweſen? verſteh er mich. Habe ich nicht mein ganzes Vermögen dem Banqueroute zu danken! verſteh er mich. Zu dem erſten brachte mich meine Frau! verſteh er mich. Das war eine ſtolze verſchwenderiſche Närrinn! Gott habe ſie ſelig, verſteh er mich. Aber das vergelte ihr noch Gott im Himmel, wo ſie ohne Zweifel ſeyn wird, verſteh er mich, denn ſie war allezeit gern, wo es fein luſtig und fein prächtig zugieng, verſteh er mich; das, ſage ich, vergelte ihr der liebe Gott, daß ſie mir auf den ſo kurzen Weg zum Reichthume zu gelangen geholfen hat. Verſteh er mich. Denkt er, Vetter, daß ich mit fünf Banqueroute, verſteh er mich, würde aufgehört haben, wenn mir es nicht wäre ausdrücklich verbothen worden, verſteh er mich, die Handlung aufs neue anzufangen?

Damon. Nein, Herr Vetter, ich kann ihnen durchaus nicht ſchmeicheln. Es bringt ihnen ein ſo ſchlimm erworbener Reichthum wenig Ehre.

Oronte. Ach! ach! Ehre! Ehre! Verſteh er mich. Um die Ehre iſt es auch zu thun. Es muß mancher, verſteh er mich, bey aller Ehre, die er hat, verhungern. Ach! die Ehre. Iſt er nicht ein Grillenfänger? Verſteh er mich. Nicht wahr, verſteh er mich, es wird meinen Erben gleichviel ſeyn, ob ich ihn mit Ehre oder ohne Ehre beſeſſen habe. Verſteh er mich. Sie werden mirs danken, und wenn ich ihn geſtohlen hätte. Verſteh er mich.

Damon. Nein, Herr Vetter, wenn ihre Erben vernünftig ſeyn werden, ſo werden ſie nach ihrem Tode ihre Verlaſſenſchaft dazu anwenden, daß ſie denjenigen, die durch ihre Banqueroute unglücklich geworden ſind, wieder aufhelfen.

Oronte. Was! Was! Verſteh er mich. Das ſollten meine Erben thun? Ja, wenn ich das voraus ſehen könnte, gewiß, verſteh er mich, gewiß ich ließe mir eher einmal alle mein Haab und Gut mit ins Grab geben. Hätte ich mirs deswegen ſo ſauer werden laſſen? Verſteh er mich. Fünfmal habe ich müſſen ſchwören. Fünfmal hätte ich alſo umſonſt geſchworen? Verſteh er mich. Höre er, Vetter, weil ich ſehe, daß er ſo wider Recht und Pflicht handeln würde, verſteh er mich, ſo will ich ihn fein aus meinem Teſtamente laſſen. Verſteh er mich. Darnach mag er vollends ſehn, was man anfängt, wenn man nichts hat, verſteh er mich.

Damon. Alsdenn wird der Himmel für mich ſorgen.

Oronte. Wer! Wer! Verſteh er mich. Wer wird für ihn ſorgen? Der Himmel? Ja, getröſte er ſich nur. Ja, er wird für ihn ſorgen, verſteh er mich, wie für die Sperlinge im Winter. Der Himmel will haben, verſteh er mich, daß wir für uns ſelbſt fein ſorgen ſollen. Dazu hat er uns Verſtand und Klugheit gegeben; verſteh er mich.

Damon. Ja, und manchem noch über dieſes Bosheit und Geiz, wenn Verſtand und Klugheit etwan nicht hinlänglich ſeyn wollten.

Oronte. Vetter, ſoll das auf mich gehen? Verſteh er mich! Sey er mir nicht ſo naſeweiß! Ich weis ſchon, auf was er trotzt. Verſteh er mich. Er denkt itzo eine gute Heyrath zu thun. Aber ſieht er mich? Ich will dem Wolfe das Schäfchen noch ſchon entreiſſen, verſteh er mich. Leander hat nunmehr Recht dazu. Deſſen Schiff iſt glücklich angekommen, ob man ihm gleich erſt geſchrieben hatte, verſteh er mich, daß es verunglückt wäre. Es iſt aber nichts weiter, als eine Irrung, verſteh er mich. Seines, ſeines iſt drauf gegangen. Verſteh er mich.

Damon. Wie! Leandern iſt dieß geſchrieben worden? Und er hat mir nichts geſagt?

Oronte. Muß man ihm denn alles auf die Naſe binden? Verſteh er mich. Nun, nun. Er ſoll ſchon ſehn, was ihm ſein Unglück, trotz ſeiner Ehre und trotz des Himmels! ſchaden ſoll. Ich gehe itzo gleich ſelber zu der Wittwe. Sie ſoll alles erfahren. Verſteh er mich. Leb er wohl, verſteh er mich.

Achter Auftritt.

Damon.

. . . Verdrießliche Nachricht! . . . Ich verliere mein Vermögen . . dieſes möchte noch ſeyn. Wer weis, wenn Leander unglücklich geweſen wäre, ich würde vielleicht nicht großmüthig genug geweſen ſeyn, ihm zu helfen . . . Was für eine Schande für mich, wenn ich an ihm untreu geworden wäre! . . . . der Himmel hat mich davor bewahren wollen . . . ich bin glücklich bey allem meinem Unglücke . . . aber ich verliere zugleich die liebenswürdige Wittwe . . . ſie wird ſich an Leandern nun ohne Schwierigkeit geben · · an Leandern · · doch Leander iſt ja mein Freund · · · die Liebe · · die verdammte Liebe · · · verdient ſie mein Freund nicht eben ſo wohl, als ich! · · · was darf ich viel nach einer Frau fragen, deren Herz ich, wenn ich es ja bekommen hätte, bloß meines Geldes wegen bekommen hätte · · Aber doch · · · ſie iſt liebenswürdig · · · wie muß ich mit mir ſelber kämpfen! · · · Allein Leander · · ſollte es wahr ſeyn, daß er dieſe falſche Nachricht bekommen hätte? · · und er ſollte mir es verſchwiegen haben? · · · wie hätte er den Vorſchlag annehmen können, den ich ihm that · · · ich falle auf ganz beſondre Gedanken · · · doch weg damit · · ſie ſchänden meinen Freund · · ·

Neunter Auftritt.

Liſette. Damon.

Liſette. So alleine! und ſo betrübt?

Damon. Ach Liſette, meinen Kummer zu erleichtern, muß ich ihn dem erſten dem beſten erzählen. Ich bin unglücklich geweſen. Mein Schiff iſt in einem Sturme untergegangen. Ich habe die gewiſſeſte Nachricht. Himmel! und ich verliere zugleich alle Hoffnung von eurer Frau · · ·

Liſette. Was! So iſt es an Leanders Unglücke nicht genug geweſen?

Damon. Wie ſo, an Leanders? Sein Schiff iſt ja glücklich angekommen. Was iſt ihm denn für ein Unglück begegnet?

Liſette. Ja. Sein Schiff iſt ſo hübſch eingelaufen, wie das ihre. Er hat mir es ja ſelber geſagt.

Damon. Er hat es euch ſelber geſagt? So iſt mein Verdacht doch wohl gegründet · · · Dem ohngeachtet, Liſette, könnt ihr mir gewiß glauben, daß es eine bloße Irrung mit ſeinem Schiffe geweſen · · aber ſollte mein Freund wohl eine kleine Untreue an mir begangen haben?

Liſette. Eine Untreue? Was für eine Untreue? Behüte Gott! Leander iſt der getreuſte Freund von der Welt. Ha ha ha ha!

Damon. Warum lacht ihr?

Liſette. Ja das iſt gewiß. Auf ſeine Treue können ſie ſich nun verlaſſen. Ha ha ha! Er wird ihnen in ihrer Noth redlich beyſtehen. Ha ha ha!

Damon. Das hoffe ich auch gewiß.

Liſette. Und ich auch. Ha ha ha! Ich weis ſeine guten Abſichten. Ha ha ha!

Letzter Auftritt.

Oronte. Die Wittwe. Leander. Damon. Liſette.

Die Wittwe. Wertheſter Damon, ich habe die betrübte Nachricht von ihrem Herrn Vetter vernommen. Ich verſichre ſie, daß mir ihr Unglück nicht näher hätte können gehen, wenn mir es auch ſelbſt wiederfahren wäre.

Leander. Mein liebſter Freund, das Glück iſt ihnen zuwider geweſen. Ich weis, ihr Gemüth iſt viel zu geſetzt, als daß es dieſer eitle Verluſt ſehr beunruhigen ſollte. Ich hoffe übrigens, daß ſie leicht mit dem Glücke werden auszuſöhnen ſeyn. Es wird ihnen vielleicht dasjenige, was es ihnen itzt entzogen, ein andermal deſto reichlicher erſetzen.

Oronte. Ja, Vetter, ja, verſteh er mich. Ein andermal. Ein andermal. Ha ha ha!

Leander. Sie, Madam, haben die Gütigkeit gehabt, ſich für den glücklichſten unter uns zu erklären. Der Himmel hat gewollt, daß ich es ſey. Doch ich werde mich alsdenn erſt wirklich für das halten, wenn ſie durch das koſtbare Geſchenk ihres Herzens mir · · ·

Die Wittwe. Auch dieſen Antrag, Leander, können Sie in Gegenwart ihres Freundes wiederholen?

Damon. Gerechter Himmel! was höre ich!

Leander. O, Madam, ich kenne meinen Freund allzu wohl. Er wird ſich nicht unterſtehen, ihnen in ihrem Glücke hinderlich zu ſeyn. Er wird ihnen nichts, als ſein Herz, darbiethen können. Ich kann das meinige mit einer Tonne Goldes begleiten · · ·

Damon. Leander, ſie wollen · · · Verdruß und Erſtaunen laſſen mich kein Wort aufbringen.

Oronte. Höre er, Herr Vetter, ich will ihm doch was ſagen, verſteh er mich. Er kann die hübſche Wittwe nun nicht heyrathen. So viel iſt gewiß, verſteh er mich. Leandern wird ſie wohl auch nicht viel nütze ſeyn. Verſteh er mich. Sie gefällt mir ganz wohl. Verſteh er mich. Ich möchte ſie ſchon haben. Ich dächte, er ſchlüge mich ihr vor. Verſteh er mich. Ich bin zu ſchamhaft dazu. Verſteh er mich. Mache er, thue er ſein möglichſtes, ich will ihn auch nicht in meinem Teſtamente vergeſſen. Verſteh er mich. Zwey Tonnen Geldes kann ich ihr mitbringen, verſteh er mich.

Leander. Ich bitte ſie inſtändig, Madam. Erklären ſie ſich; damit auch mein Freund weis, woran er iſt.

Oronte. Madam, erklären ſie ſich nicht ſo geſchwind. Verſtehn ſie mich. Mein Vetter weis einen hübſchen Bräutigam für ſie, verſtehn ſie mich, der ihnen wohl anſtehen möchte. Mit dem können ſie zwey, zwey Tonnen Geldes bekommen. Verſtehn ſie mich. Vetter, Vetter, ſage er ihr ihn doch! verſteh er mich.

Die Wittwe. Es wird unnöthig ſeyn. Mein Schluß iſt ſchon feſt geſtellt. Leander, es iſt wahr, ich habe mein Wort von mir gegeben den glücklichſten von ihnen zu erwählen. Ich will es auch halten. Der glücklichſte, liebſter Damon, ſind ſie.

Damon. Ich!

Leander. Damon!

Oronte. Was! Was! Mein Vetter? Je, dem ſein Schiff iſt ja untergegangen, Madame. Verſtehn ſie mich. Leander hat eine Tonne Geldes, verſtehn ſie mich. Und ich habe ihrer zwey, verſtehn ſie mich. Nothwendig, nothwendig müſſen ſie mich meynen.

Die Wittwe. Ja ja. Damon, ſie ſind bey dieſem Handel der glücklichſte geweſen. Sie ſind glücklich geweſen, daß ſie Gelegenheit gefunden haben, ihre große Seele auf ſo eine ausnehmende Art zu zeigen. Ihr größtes Glück aber iſt, daß ſie nun Licht bekommen, die Falſchheit ihres Freundes einzuſehen, deſſen prächtige Galimatias ſie bis hieher verblendet haben. Leander, erwägen ſie nicht ihre Aufführung! Sie hatten Nachricht bekommen, daß ihr Schiff verunglückt ſey. Bey dieſer Angſt wollten ſie ſich an mir erholen. Sie ſetzten ihren Freund ſchändlich aus den Augen. Mein Entſchluß, mich für den glücklichſten zu erklären, war ihnen nur in ſo fern verhaßt, als ſie beſorgten, daß ſie es nicht ſeyn würden. Sie ſuchten mich zu bereden, Damon liebte mich nicht mehr. Und gedenken ſie endlich an den Tauſch, zu dem ich den Damon habe verführen ſollen, zu einer Zeit, da ſie vermutheten, ſeine Sachen ſtünden beſſer, als die übrigen. Ueberlegen ſie dieſes alles, und ſchämen ſie ſich, einen Freund hintergangen zu haben, der ſie über alles hoch ſchätzte. Gehen ſie. Genieſen ſie ihrer Reichthümer, die juſt an keinen unwürdigern hätten kommen können.

Damon. Leander, ſoll ich es glauben? Sie haben mich hintergehen wollen!

Leander. Damon - - Ich habe ſie beleidigt. Leben ſie wohl!

Damon. Leander, liebſter Leander! wohin? Verziehn ſie.

Leander. Laſſen ſie mich, ich bitte ſie. Ich muß ihr Angeſicht fliehen, ich ſterbe vor Scham. Es iſt unmöglich, ſie können mir nicht verzeihen.

Damon. Ich ihnen nicht verzeihen! O Leander, wäre ihnen mit meinen Verzeihungen was gedient! Ja ja. Es iſt ihnen ſchon alles verziehen. Bleiben ſie da, mein Freund. Sie haben ſich übereilet. Und dieſe Uebereilung hat der Menſch, und nicht der Freund, begangen. Madam, ſie ſind erzürnet auf Leandern? Ich ſchlage alles aus, wo ſie nicht mit mir alles wider ihn vergeſſen. Wenn ſie uns trennen, ſo werde ich nothwendig der unglücklichſte ſeyn. Ich weis, wie ſchwer es iſt, einen Freund zu finden. Und will man ihn ſchon des erſten Fehlers wegen verlaſſen, ſo wird man Zeit Lebens ſuchen, und keinen erhalten.

Leander. Damon - - Urtheilen ſie aus dieſen Thränen, ob ich gerühret bin?

Die Wittwe. Wohl! Leander, Damon verzeiht ihnen. Und ich weis ſelbſt nicht, ob ich über ſeine Großmuth, oder über ihre Reue mehr gerühret bin. Laſſen ſie auch uns unſre Freundſchaft wieder von neuem anfangen. O Damon, wie zärtlich wird ihre Liebe ſeyn, da ihre Freundſchaft ſchon ſo zärtlich iſt!

Oronte. Da war meine Freyerey alſo auch umſonſt!

Damon. Nun, geſtehen ſie mir wenigſtens, lieber Leander, daß es etwas ſchwerer ſey, die Pflichten der Freundſchaft auszuüben, als von ihr entzücket zu reden.

Leander. Ja, Damon, ich habe die Freundſchaft oft genennt, aber ſie heute erſt von ihnen kennen lernen.

Die Wittwe. Damon! Damon! ich befürchte, ich befürchte, ich werde eiferſüchtig werden. Keines Frauenzimmers wegen zwar nicht, aber doch gewiß Leanders wegen!

Die alte Jungfer.

Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen.

Verfertiget im Jahre 1748.*)

> Non tu nunc hominum mores vides?
> Dum dos fit; nullum vitium vitio vortitur.
> PLAUT.

Perſonen.

Jungfer Ohldinn.
Lelio.
Liſette.
Herr Oront.
Frau Oront.

Herr von Schlag, Kapitän.
Peter.
Klitander, Lelios Freund.
Kräuſel, ein Poet.
Herr Rehfuß.

Der Schauplatz iſt ein Saal.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Jungfer Ohldinn. Herr Oront. Frau Oront.

Herr Oront. Ach! Grillen, dazu wird man nimmermehr zu alt! Und wie alt ſind Sie denn? Wie lange iſt es, daß ich Sie noch habe auf dem Arme herum tragen ſehn? Wenn es funfzig, ein, zwey — je nu — etliche funfzig Jahr —

Ohldinn. Warum nicht achtzig gar? Wenn Sie mich für ſo alt halten, was reden Sie mir viel vom Heirathen vor?

Herr Oront. Ey nicht doch! nicht zu alt! gar nicht zu alt! Vier und funfzig Jahr iſt juſt recht für eine mannbare Jungfer — Wenn die Dingerchen ſo jung heirathen, ſo werden auch die Kinder darnach —

Ohldinn. Mit Ihren vier und funfzig Jahren —

Frau Oront. Es iſt wahr. Du irreſt dich, mein Kind. Kannſt du doch noch nicht einmal ſo alt ſeyn.

*) In Ermangelung der Originalausgabe, Berlin 1749, abgedruckt aus Chr. Heinr. Schmidts Anthologie der Deutſchen (Bd. 1), Frankfurt und Leipzig 1770, S. 147.

Herr Oront. Das ſtünde mir auch an. Ich und das Seculum, wir gehn mit einander. Darfſt du dich etwan über mein Alter beſchweren? Bin ich nicht noch —

Frau Oront. Gut, gut! Alſo kannſt du ſie nicht als ein Kind gekannt haben.

Herr Oront. Ach — was, Kind —

Ohldinn. Wenn Sie mir nicht glauben wollen; mein Taufſchein kann es ausweiſen, daß ich erſt auf Oſtern funfzig Jahr bin.

Herr Oront. Was? Sie erſt funfzig Jahr? Ich denke, wer weiß wie alt Sie ſind. O! da iſt Ihre Zeit noch nicht verfloſſen. Sara war neunzig Jahr alt. Und nach Ihrem Geſichte hätte ich Sie gewiß auch nicht für jünger —

Ohldinn. Ey! mein Geſicht — mein Geſicht — wem das nicht anſteht —

Herr Oront. Wer ſagt das? Ihr Geſicht hat noch ſeine Liebhaber. Würde denn ſonſt der Herr Kapitän von Schlag? —

Ohldinn. Was? von? iſt er gar ein Adlicher?

Herr Oront. Ja freylich, und zwar aus einer der älteſten Familien. Er ſteht bey dem König vortreflich angeſchrieben, der ihm auch in Gnaden ſeinen Abſchied ertheilt hat, weil er das Unglück hatte, im letzten Feldzuge, zu fernern Dienſten, untüchtig gemacht zu werden.

Ohldinn. Untüchtig? — Nein, ich beſinne mich alleweile. Ich mag ihn nicht. Wenden Sie ſich an eine andere. Ich kann nichts thun, als ihn bedauren.

Herr Oront. Er mag aber keine andre, als Sie. Und verlangen Sie denn einen Mann, der ſtets zu Felde liegt? und der um Sie des Jahrs kaum zwey Nächte ſeyn kann? Die abgedankten Officiers ſind die beſten Ehemänner, wenn ſie ihren Muth nicht mehr an den Feinden beweiſen können, ſo ſind ſie deſto mannhafter gegen ihre — Doch, ich komme zu weit in Text. Sie verſtehn mich doch nicht —

Ohldinn. Ach — denkt doch —

Herr Oront. So? verſtehn Sies ſchon? Ich denke —

Ohldinn. Ich denke, daß Sie mich nur zum Beſten haben wollen.

Herr Oront. Oder Sie mich. Sage ich, Sie verſtehns, ſo iſt es nicht recht. Sage ich, Sie verſtehns nicht, ſo iſts wieder nicht recht. Ich ſehe wohl, ſo alt ihr Köpfchen iſt, ſo eigenſinnig iſt es auch. Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?

Ohldinn. Behüte Gott! muß man ſich denn gleich ärgern? Reden Sie ihm doch zu, Frau Oront.

Frau Oront. Du mußt, mein lieber Mann, ein wenig gelinder mit ihr verfahren. Du wirſt es ja wohl noch an meinem Beyſpiele wiſſen, wie es einem Frauenzimmer iſt, wenn man ihr das erſtemal dergleichen verſagt.

Ohldinn. Ach! das erſtemal — das erſtemal — Wenn ich hätte heirathen wollen —

Herr Oront. Sie wollen alſo nicht?

Ohldinn. Daß Gott! Sie ſind auch gar zu ſtürmiſch — Kann man ſich denn in ſolchen wichtigen Sachen gleich auf der Stelle entſchließen?

Herr Oront. Ja, ja! Man kann und muß. Gleich in der erſten Hitze. Wenn die verdammte Ueberlegung dazu kömmt, ſo iſt es auf einmal aus. Gott ſey Dank! die Ueberlegung iſt mein Fehler nicht. Soll denn Ihr ſchönes Vermögen an lachende Erben kommen? In den Händen Ihres verſchwenderiſchen Vetters wirds lange währen. Selbſt Kinder gemacht, ſo weiß man doch, wem mans hinterläßt. Sie kommen durch die Heirath in ein altes adeliches Geſchlecht, Sie wiſſen nicht, wie. Und wollen Sie denn in die Grube fahren, ohne das überirrdiſche Vergnügen des Eheſtands geſchmeckt zu haben?

Ohldinn. Je nu, ſo wäre mein Troſt, daß ich auch ſeine Beſchwerlichkeiten nicht hätte ertragen dürfen.

Frau Oront. O! die ſind bey der Luſt, die er uns ſchafft, zu dulden. Und kömmt ein Paar zuſammen, wie ich und mein lieber Mann, ſo wird man wenig davon zu ſagen haben. Nicht wahr, mein allerliebſtes Kind? Wir —

Herr Oront. Ja. Das iſt wahr, mein Schätzchen, wir haben einander das Leben ſo ſüße gemacht, ſo anmuthig — Wir ſind auch in unſrer Nachbarſchaft ein Muſter einer glücklichen Ehe.

Frau Oront. Wir ſind ein Leib und eine Seele beſtändig geweſen —

Herr Oront. Wir wiſſen von keinem Zank noch Streit. Des einen Verlangen iſt ſtets auch des andern Wille geweſen. Ja, mein engliſches Weibchen.

Frau Oront. Das iſt wahr, mein goldnes Männchen.

Ohldinn. Wahrlich, ſo ein Paar macht einem den Mund ganz wäßrig.

Herr Oront. Und das nun ſchon in die ſechs und zwanzig Jahre.

Frau Oront. So einig, ſo vertraut, wie die Täubchen —

Herr Oront. Schon ſechs und zwanzig Jahr.

Frau Oront. Du irrſt dich, mein Kind; erſt vier und zwanzig.

Herr Oront. Ey! wie ſo? Zähle doch nach.

Frau Oront. Je nu ja. Vier und zwanzig, und nicht mehr.

Herr Oront. Warum auch nicht. Vom Jahr Chriſti, Anno 1721. Ich weiß es ganz eigentlich, ich habe es an meine Cabinetthüre geſchrieben.

Frau Oront. Cabinet — Cabinet — Vortrefliches Cabinetſtückchen. Ich ſehe wohl, dein einziges Vergnügen iſt, mir zu widerſprechen.

Herr Oront. O ſachte! Du ſchreibſt deine närriſche Gemüthsart auf meine Rechnung. Das Widerſprechen eben iſt dein Fehler, und zu meinem Unglücke nicht der einzige.

Frau Oront. Mein Fehler! Der unbeſonnene Mann!

Herr Oront. Ich unbeſonnen! unbeſonnen! Was hält mich!

Frau Oront. Heirathen Sie ja nicht, liebe Jungfer. So ſind die Männer alle; und der beſte iſt nicht des Teufels werth.

Herr Oront. Was! Nicht des Teufels werth! Frau, ich erſchlage dich. Nicht des Teufels werth!

Frau Oront. Ja, ja. Er iſt des Teufels werth.

Herr Oront. Dein Glück, daß du wiederrufſt! Von 1721 bis 1748 ſollen nicht mehr als vier und zwanzig Jahr ſeyn! Biſt du närriſch!

Frau Oront. Oder du! Zähle doch! 21 bis 31 ſind zehn Jahr. 31 bis 41 ſind zwanzig. 45, 46, 47, 48 ſind vier Jahr, ſind vier und zwanzig Jahr.

Herr Oront. Du gottloſes Weib. Nur, daß du widerſprechen willſt. Laß mich einmal zählen. 21 bis 31 ſind zehn, 31 bis 41 ſind zwanzig. 45, 46, 47, 48 ſind, ſind — halt, ich habe mich verzählt. 21 bis 31 ſind zehn Jahr, 31 bis 41 ſind auch zehn Jahr, das ſind zwanzig Jahr. 45, 46, 47, 48 — Je verflucht! — Nun, Jungfer Ohldinn, entſchließen Sie ſich kurz. Was wollen Sie thun? damit ich nur von der verzweifelten Rechthaberinn wegkomme.

Frau Oront. Sie machen ſich unglücklich, wenn Sie ihm folgen. Sprechen Sie, um Gottes willen, nein.

Ohldinn. Ach, meine liebe Frau Oront, man merkt Ihren Unwillen gegen Ihren Mann gar zu deutlich.

Herr Oront. Du böſes Weib! du willſt mir auch meinen Recompenz zu Waſſer machen. Jungfer Ohldinn, erklärt! erklärt!

Ohldinn. Je nu — Ja — Wenn —

Herr Oront. Ach! was wenn? Sie können die Bedingungen alle mit Freuden annehmen. Ich habe alſo Ihr Wort, und meinen Zweck erlangt! Gut. Wieder funfzig Rthlr. erworben!

Zweyter Auftritt.

Jungfer Ohldinn. Frau Oront.

Ohldinn. Er geht fort, und eine halbe Antwort —

Frau Oront. Gefangen waren Sie! So ein unvernünftiger Mann; wenn man ihm einen Finger giebt, nimmt er die ganze Hand!

Ohldinn. Je nu — Wie Gott will.

Frau Oront. Behüts Gott! Sie werden doch das nicht thun! Ich will dem Flegel nachlaufen, ich will ihm nachlaufen.

Ohldinn. Nehmen Sie mirs nicht übel. Sie ſuchen doch alle Gelegenheiten, ſich mit Ihrem Manne zu zanken, vor. Das iſt gar nicht hübſch.

Frau Oront. Ach, ich ſehe wohl, der Narr iſt Ihnen auch in den Kopf gekommen. Sie denken, wer weiß, was für Zuckerlecken bey einem Manne iſt. Das Unglück hat Sie lange verſchont —

Ohldinn. Ach! pap! pap! pap! Wenn man ſich das Unglück nicht ſelber zuzieht. Der Mann iſt einmal Herr —

Frau Oront. Und der muß Ihnen ſehr noth thun. Leben Sie wohl. Machen Sie, was Sie wollen.

Dritter Auftritt.

Jungfer Ohldinn hernach Liſette.

Ohldinn. Die Neidiſche! Nu, ſo will mich doch der Himmel auch einmal erlöſen. Ich zittere ganz vor Freuden. Ach, wie ſauer wurde mir das Ja. Gott ſey Dank, daß es heraus iſt!

Liſette. Was war denn das wieder für ein Beſuch? Nicht wahr, Herr Oront wollte Geld borgen?

Ohldinn. Die Närrinn denkt, bey mir ſey ſonſt nichts, als nur das leidige Geld zu ſuchen.

Liſette. Nu, einen Freyer hat er Ihnen doch wohl nicht gebracht! Obgleich jetziger Zeit die Freyer auch zu einer Art von Geldborgern geworden ſind. Ueber dergleichen Sachen ſind Sie weg. Es iſt auch wahr, der Eheſtand iſt eine rechte Hölle —

Ohldinn. Gott behüte uns! Liſette, bedenkſt du auch, was du ſagſt!

Liſette. Nichts, als was Sie unzähligmal geſagt haben. Ach, daß mich doch niemand will in die Hölle holen! So lange hätte ich nimmermehr Geduld, wie Sie. Und wenn Sie nicht bald dazu thun, ſo wirds zu ſpät.

Ohldinn. Zu ſpät — unvernünftiges Menſch! Wie alt bin ich denn?

Liſette. Für mich iſt das keine Rechnung. Ich kann nicht bis 50 zählen.

Ohldinn. Bloß deine dumme Spötterey könnte mich zu was bringen, was dir und meinem Vetter nicht lieb ſeyn würde.

Liſette. Sachte alſo! Sachte! Ich könnte Sie vollends deſperat machen.

Ohldinn. Kurz, ich heirathe. Der Herr Kapitän von Schlag hat ſich alleweile durch Herr Oronten bey mir antragen laſſen. Ich habe ihm mein Jawort gegeben, und ich hoffe, die Sache ſoll heute noch richtig werden.

Liſette. Unvergleichlicher Traum! Er muß Ihnen die vorige Nacht ſehr anmuthig gemacht haben. Wie legen Sie ſich, wenn Sie ſo träumen wollen? Auf den Rücken? auf den Bauch? oder —

Ohldinn. Narrenspoſſen bey Seite! Was ich geſagt, iſt wahr. Und ich gehe jetzo den Augenblick, meine Wechſel und Documente in Ordnung zu bringen.

Liſette. Daran thun Sie ſehr wohl. Denn die gehn die Heirath doch wohl mehr an, als Sie —

Ohldinn. Schweig! grobes Ding!

Vierter Auftritt.

Liſette hernach Lelio.

Liſette. O! allerliebſte Poſt für ihren Vetter! Ob er denn in ſeiner Stube iſt? Herr Lelio! Herr Lelio! Die Männerſucht iſt doch eine recht weſentliche Krankheit des Frauenzimmers. Es mag ſo jung, oder ſo alt ſeyn als es will. Ach — Ich befinde mich in der That auch nicht geſund. Herr Lelio!

Lelio. Was giebts? Ey, Mademoiſell-Liſette! Ich dächte, mein Närrchen, du hätteſt dich können zu mir in meine Stube bemühen.

Liſette. Ergebene Dienerinn! Das hieße ſich zu weit in des Feindes Lager wagen: Der Platz iſt hier neutral. Hier kann ich Ihren Anfällen trotzen.

Lelio. Ach! Wer nur den Angriff wagen will, gewinnt dich aller Orten.

Liſette. Schade, daß es niemand hört! Sonſt würde ich Ihnen für gütige Recommendatien danken. Doch, zur Sache! Ich habe Ihnen eine recht beſondre neue Neuigkeit zu ſagen.

Lelio. Gut! daß du auf das Capitel von Neuigkeiten kömmſt. Ich habe dir auch was ſehr drolligtes daraus mitzutheilen.

Liſette. Meines iſt doch wohl noch drolligter.

Lelio. Unmöglich! Was wetten wir?

Liſette. Schade auf das Wetten! ich bekomme doch nichts von Ihnen.

Lelio. Ey! du biſt närriſch. Warte nur, bis meine Muhme ſtirbt. Denn —

Liſette. O! die hat noch viel vor ihrem Tode in willens.

Lelio. Du redtſt, als wenn du ſchon wüßteſt, was ich dir ſagen wollte.

Liſette. Nu? Nur heraus! was iſt es denn?

Lelio. Laß nur erſt deine Neuigkeit hören.

Liſette. Nu, ſo hören Sie. Ihre Muhme —

Lelio. Meine Muhme —

Liſette. Will heirathen.

Lelio. Will heirathen. Das wollte ich dir auch ſagen. Wo Henker, haſt du es ſchon her? Nur den Augenblick hat mir es die Frau Oront geſagt, die mir auch allen möglichen Beyſtand, es zu hintertreiben, verſprach.

Liſette. O! in dergleichen Entſchließungen ſind die alten Jungfern zu hartnäckig.

Lelio. Aber was Henker werden meine Creditores dazu ſagen?

die mir mit zwölf Procent ſo chriſtlich ausgeholfen, in Hofnung, daß ich einſt ihr Univerſalerbe werden würde.

Liſette. Das iſt der Creditoren Sorge. Was bekümmern Sie ſich darum?

Lelio. Um die, die es ſchon ſind, iſt mir nicht ſehr leid. Sondern um die, die es etwa noch werden ſollten. Auf was werde ich die vertröſten können?

Liſette. Nur auf nichts gewiſſers, als Ihre Erbſchaft; ſonſt laufen Sie Gefahr, daß Sie ſie einmal bezahlen müſſen.

Fünfter Auftritt.

Lelio. Liſette. Peter (mit einem Korbe Gebackens)

Peter. Holla! ihr Leutchen! kauft ihr heute nichts?

Liſette. Nichts, das mal, Peter.

Peter. Makronen, Krafttörtchen, Zuckerbrezeln, Spritzkuchen; nichts?

Liſette. Nichts. Nein.

Peter. Gar nichts! Herr Lelio, für das Naſchmaul. Makronen, Krafttörtchen, Zuckerbretzeln, Spritzkuchen.

Lelio. Pack dich! Ich habe heute kein Geld!

Peter. Kaufen Sie immer. Makronen, Krafttörtchen, Zuckerbrezeln, Spritzkuchen.

Lelio. Ich werde bald eine Erbſchaft thun. Willt du mir ſo lange borgen, ſo nehme ich dir deinen ganzen Korb ab.

Peter. Ha! Ha! Sie kommen auf des Herrn Kapitäns Sprünge. Der kaufte mir gewiß auch alle Tage ab, wenn ich nur bis nach ſeiner Heirath mit dem Gelde warten wollte. Aber, ihr Herren, ſo was frißt ſich wohl gut, doch läßt ſichs ſchwer bezahlen, wenn man es nicht mehr ſchmeckt.

Lelio. Was iſt das für ein Kapitän?

Peter. Je der, er wohnt drey Treppen hoch, hintenraus.

Lelio. Wo denn?

Peter. Da, oben in der breiten Straße. Es iſt eine kleine Stube, nur mit einem Fenſter.

Liſette. Nun, wiſſen Sie denn noch nicht genug? Der Kapitän in der breiten Straße, drey Teppen hoch, hintenraus, in einer kleinen Stube mit 2 Fenſtern!

Peter. Ja, ja. Ganz recht. Eben der.

Lelio. Wie heißt er aber denn? Narre.

Peter. Je, wie er heißt — Er heißt — warten Sie — ich werde mich wohl beſinnen. Sein Hund heißt Judas. Es iſt ſo ein großer gelber Fleiſcherhund — das weiß ich. Aber er — er heißt von Prügel — nein — von Stoß — nein — haha — Schlag, von Schlag. Der Herr Kapitän von Schlag.

Lelio. So, kennſt du den?

Peter. Warum nicht? Auch ſeinen Bedienten habe die Ehre zu kennen. Denn der iſt meiner Mutter Tochter Mann. Und wo ich mich nicht irre, ſo ſind wir gar Schwäger.

Liſette. Je, Peter, ſo könnteſt du uns einen großen Dienſt thun.

Peter. Top! Wenn er mir was einbringt, ſo iſt es ſo gut als gethan. Laß hören! (Er ſetzt ſeinen Korb weg.)

Liſette. Weißt du, wen der Herr von Schlag heirathen will?

Peter. Die erſte, die beſte; wenn ſie nur Geld hat. Ich glaube er nähme dich. Aber —

Liſette. O! Ich will ſchon ſehen, daß ich mich anderwärts ohne das Aber unterbringe. Kurz, er will unſre alte Jungfer heirathen.

Peter. Ja, er will —

Liſette. O! ſie will auch.

Peter. Deſto beſſer! Die Sache iſt alſo richtig. Und ich habe künftig einen Kundmann mehr.

Liſette. Ja, Narre, aber wir wollen nicht. (Sie macht ſich über den Korb.)

Peter. Nu gut, ſo wird nichts draus.

Lelio. Zu wünſchen wäre es, und ich verlöhre meine Erbſchaft nicht.

Peter. Ha! Ha! Ha!

Lelio. Was lachſt du?

Peter. Ha! ha! Steht Ihre Erbſchaft auf Freyers Füßen? Gut, daß ich meine Makronen noch habe! Aber was wollteſt du mir ſagen, Liſette? (Er ſieht, daß ſie naſcht) O! mein Blut, du wärſt mir die rechte! Käß weg! Ich werde ankommen bey meiner Frau. Sie hat mir alle Stückchen zugezählt. (Er ſetzt den Korb auf die andre Seite.)

Liſette. Narre, ich will koſten. Vielleicht kaufe ich was, wenn mirs ſchmeckt. Nu, höre nur. Mache dir doch einen Weg mit deinem Krame — (Sie geht auf die andre Seite) zu ihm.

Peter. Wärſt du nur ſtehn geblieben, Liſette. Ich kann auf jenem Ohre ſo gut hören, als auf dem. (Er ſetzt den Korb wieder auf die andre Seite) Nu, was ſoll ich denn bey ihm, er kauft mir ja nichts ab.

Liſette. Könnteſt du nicht etwan mit einer geſcheiten Art auf ſeine Heirath zu reden kommen —

Peter. Auf eine geſcheite Art! Zweifelſt du daran! Der Henker, ich weiß ſolche ſchöne Uebergänge — z. E. — er ſpräche: ich brauche nichts von deiner Waare, Peter. So würde ich etwan ſagen — Ja, was wollte ich ſagen! — Je nu, ich würde ſagen: nichts! gar nichts! Behüte ſie Gott — und gienge wieder meine Wege.

Liſette. Narre, was hätteſt du denn alſo von der Heirath mit ihm geredet! Und nicht allein das ſollſt du thun, ſondern du ſollſt auch ſehen, wie du ihm unſre Jungfer aus dem Sinne bringſt. Wir wollen dir auch deswegen die dazu gehörige Freyheit geben, ihr alle Schande und Laſter nachzuſagen, wenn es nur was hilft.

Lelio. Der Einfall wäre nicht dumm, aber der, der ihn ausführen ſoll, iſt deſto dümmer.

Peter. O, nein. Sie irren ſich, Herr Lelio. In ſolchen Sachen habe ich was gethan. Nur eine kleine Probe zu machen. Geſetzt, Sie wären der Herr Kapitän. Was! würde ich ſagen, Sie wollen heirathen! wer hätte ſich das ſollen träumen laſſen! Sie, der ſonſt ein ſolcher Verächter des Eheſtands — zwar nein, das wäre nichts. Es iſt nicht wahr. Er hätte lange gern geheirathet — Aber ſo — Was! die alte Jungfer wollen Sie heirathen! — Nu, nu, es iſt nicht übel, ſie hat wacker Geld.

Liſette. Ey, du wärſt uns der rechte! Geh, geh, ich ſehe ſchon, es iſt mit dir nichts anzufangen.

Peter. Ey, wie ſo! Haſt du mich doch noch nicht probiert. Aber glaubſt du, daß es was helfen würde, wenn ich ſagte, das alte Affengeſicht wollen Sie heirathen! Sie ſieht ja aus, als wenn ſie ſchon 3 Jahre im Grabe gelegen hätte. Die wird Ihr Hochadliches Geſchlecht weit fortpflanzen. Und, im Vertrauen geſagt, man ſpricht gar, ſie wäre eine Hexe. Ihr Reichthum, von dem man ſo viel Redens macht, ſind lauter glühende Kohlen, die ſie in großen Töpfen hinter der Kellerthür ſtehn hat, und wobey ein großer ſchwarzer Hund Wache liegt. Einer mit feurigen Augen, mit 6 Reyhen Zähne, mit einem dreyfachen Schwanze —

Liſette. Ach, behüte uns Gott! Mit einem dreyfachen — Kerl du machſt einem mit deinen Reden zu fürchten, daß man des Todes ſeyn könnte. (Sie macht ſich wieder über den Korb.)

Peter. Ha! ha! Und bey ihm würde das alles nichts helfen. Laß dich unbekümmert, würde er ſagen. Ich will ſchon ſehen, daß ich mich des Schatzes bemächtige. So gut ich in Schleſien oder Böhmen, wenn der Bauer ſein bischen Haabſeeligkeiten noch ſo tief vergraben hatte —

Liſette. Mir fällt noch was beſſers ein. Das wird gewiß gehn.

Peter. Nu was! — Hat dich der Teufel ſchon wieder übern Korbe? Ich muß ihn nur wieder umhängen.

Liſette. Sey kein Narr, er wird dir ja zu ſchwer.

Peter. Nein, nein. Wenn ich ihn zu lange ſtehn ließe, möchte er gar zu leicht werden.

Liſette. Ich weiß, daß unſre Jungfer den Herrn von Schlag noch nie geſehn hat. Ich dächte, wenn du dich für ihn ausgäbſt —

Lelio. Ich verſteh dich, Liſette. Das iſt vortreflich ausgeſonnen.

Peter. Ich verſteh noch nichts.

Liſette. Kommt fort, wir wollen die Sache an einem ſichern Orte überlegen. Hier möchten wir überraſcht werden.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Liſette. Lelio.

Liſette. Sorgen Sie nicht. Ich glaube gewiß, daß unſre Liſt gut ablaufen wird.

Lelio. Ich will es wünſchen. Gewiß; ich würde dich es genießen laſſen. Und vielleicht heirathete ich dich gar.

Liſette. Davon zu einer andern Zeit. Aber wie feſt ihr ſchon das Heirathen im Kopfe ſtecken muß, das können Sie daraus ſehen. Sie hat den Augenblick nach einem Schneider, nach einem Spitzenmanne, nach einer Auſſetzerinn, und nach einem Poeten geſchickt.

Lelio. Was ſoll der Poet?

Liſette. Als wenn eine Hochzeit ohne ein Carmen vor ſich gehen könnte. Er ſoll es in ſeinem oder in eines andern Namen machen. Und ſie hat ſchon einen alten Gulden parat gelegt.

Zweyter Auftritt.

Die vorigen. Klitander.

Klitander. Dein Diener, Herr Lelio! Wie befindeſt du dich? Iſt dir die geſtrige Motion wohl bekommen? Haſt du ausgeſchlafen? Wirſt du heute wieder in der Geſellſchaft ſeyn? Biſt du heute noch nicht auf dem Coffeehauſe geweſen? Wie ſchmeckte dir der Wein? Hatte ſich Valer nicht eine artige Brunette ausgeleſen?

Lelio. Sind das nicht eine Menge Fragen, und du haſt mich das Compliment noch nicht beantworten laſſen.

Klitander. Zum Henker, ich treffe euch ſchon wieder beyſammen alleine an? Lelio! Liſette! Daraus kann nichts gutes kommen. Aber was fehlt dir, Lelio? Du ſiehſt mir ganz, ganz, ich weiß nicht wie, aus. Du brauchſt eine Ermunterung. Komm mit. Ach! bey Gelegenheit, es iſt gut, daß ich daran denke: weißt du, wer das Frauenzimmer war, das uns geſtern im Garten begegnete? Gefiel ſie dir nicht? Wollen wir nicht wieder dahin gehn? Vielleicht treffen wir ſie.

Lelio. Willſt du mir nicht ſagen, auf welche Frage ich dir zuerſt antworten ſoll? oder ſoll ich lieber gar keine beantworten?

Liſette. O! mein Herr, wir haben jetzo gar nicht Zeit, Ihrem Geplaudere zuzuhören.

Klitander. So? Sollte ſich dieſe Wahrheit nicht etwas höflicher ausdrücken laſſen? Sind eure Verrichtungen ſehr dringend? Haſt du mir nichts Neues zu erzählen, Herr Lelio?

Lelio. Ach ja. Und zwar etwas Neues, das mich ſehr nahe angeht.

Klitander. So? Aber weißt du ſchon, daß unſre Freundinn, Clarice, eine Braut iſt? Geſtern iſt es richtig geworden.

Lelio. Willſt du alſo meine Neuigkeit nicht hören?

Klitander. Erzähle, erzähle. Ich höre ungemein gern was Neues. Nur geſtern —

Lelio. Du fängſt ſchon wieder von was andern an. Kann ich doch nicht einmal die vier Worte vor dir aufbringen: Meine Muhme will heirathen.

Klitander. Ha! ha! ha!

Lelio. O! wenn du an meiner Stelle wäreſt, du würdeſt gewiß nicht lachen.

Klitander. Ha! ha! ha! Du beſchwerſt dich, daß ich ſo viel rede, und neulich war ich in einer Geſellſchaft, wo man mir Schuld gab, ich redte zu wenig. Ha! ha! ha! Wenn redet man denn weder zu viel, noch zu wenig? Das iſt lächerlich! Ha! ha! ha! Aber wollteſt du mir nicht was Neues ſagen? Was war es denn?

Liſette. Wenn Sie nur nicht gar zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt wären, ſo hätten Sies längſt gehört. Seine Muhme will heirathen.

Klitander. Iſt es ſchon gewiß? Lelio, du machſt doch auch, daß ich auf die Hochzeit komme? Hat ſie den Wein ſchon dazu gekauft? Iſt er gut?

Lelio. Wenn du als ein Freund an mir handeln wollteſt, ſo würdeſt du mir lieber einen Rath geben, wie ich etwan dieſe unglückliche Heirath hintertreiben könnte.

Klitander. Wie ſo?

Lelio. Je, meine Erbſchaft geht damit zum Teufel.

Klitander. O! dem iſt bald abzuhelfen. Laß dir die Erbſchaft voraus geben. Die Muhme mag alsdenn machen, was ſie will.

Liſette. Herr Lelio! müſſen wir nicht dumm ſeyn. Es iſt wahr. Das iſt das beſte Mittel; und wir ſind nicht drauf gefallen! O es lebe ein hurtiger Verſtand!

Klitander. O mein Kind, du biſt nicht die erſte, die mir es ſagt, das ich ſehr glücklich in Rathſchlägen bin.

Liſette. Gewiß! Ihr Rath hat nicht mehr, als den einzigen Fehler, daß er ſehr abgeſchmackt iſt.

Klitander. So? Wenigſtens ſollte ich denken, daß er doch den Stoff zu einem beſſern geben könnte. Aber wo iſt deine Muhme? Ich muß ihr nothwendig zu der wohlgetroffnen Wahl Glück wünſchen. Wen will ſie nehmen?

Liſette. Sie können ſie ſelbſt fragen. Ich höre jemanden kommen. Sie wird es ohne Zweifel ſeyn. Kommen Sie, Herr Lelio, Peter möchte unſrer Anweiſung nöthig haben.

Lelio. Wenn du mit meiner Muhme ſprechen willſt, ſo thu mir den Gefallen, und nimm ſie recht herum.

Klitander. Das würde ich ohne dein Erinnern gethan haben. Ich bin ein Meiſter in beißenden und feinen Satiren. Und wenn du willſt, ich will es ſo toll machen, daß ſie zerplatzen ſoll.

Lelio. Deſto beſſer.

Dritter Auftritt.

Klitander. Jungfer Ohldinn.

Klitander. Mademoiſell, Jungfer Braut, Madam — wie, Teufel ſoll man Sie nennen? Iſt es wahr, oder iſt es nicht wahr, daß Sie heirathen wollen?

Ohldinn. Ja. Es iſt allerdings wahr. Wer kann wider ſein Schickſal! Ich verſichre Sie, Herr Klitander, es iſt eine ganz beſondre Verſehung dabey geweſen. Ich hatte an nichts weniger, als an einen Mann, gedacht, und plötzlich —

Klitander. Und plötzlich iſt Ihnen der Appetit angekommen?

Ohldinn. Sie können gewiß glauben, daß es mein Betrieb gar nicht geweſen iſt. Die Heirathen werden im Himmel geſtiftet, und wer wollte ſo gottlos ſeyn, ſich hier zu widerſetzen?

Klitander. Da haben Sie Recht. Die ganze Stadt lacht zwar über Sie; aber das iſt das Schickſal der Frommen. Kehren Sie ſich nicht daran. Ein Mann iſt doch ein ganz nützlicher Hausrath.

Ohldinn. Ich weiß nicht, worüber die Stadt lachen ſollte. Iſt denn eine Heirath ſo was Lächerliches? die gottloſe böſe Stadt!

Klitander. Sie thun der Stadt unrecht. Sie lacht nicht darüber, daß Sie heirathen, ſondern, daß Sie nicht ſchon vor dreyßig Jahren geheirathet haben.

Ohldinn. Iſt das nicht närriſch. Vor dreyßig Jahren! Vor dreyßig Jahren war ich noch ein Kind.

Klitander. Aber doch ſchon ein ziemlich mannbares. Denn Ihr Geſchlecht hat das Vorrecht, daß man ihm dieſe Benennung ſehr lange läßt. Zum Henker, wenn ich in Sie verliebt wäre, würde ich Sie doch wohl noch itzo mein Kind heißen. Aber Mademoiſell, das will ich ohne meinen Schaden geſagt haben. Glauben Sie nicht etwan, daß ich es bin.

Ohldinn. Ich würde mir auch wenig darauf einbilden. So ein wilder, leichtſinniger, unverſtändiger —

Klitander. O der Verſtand kömmt nicht vor den Jahren. Danken Sie es Ihren Runzeln, wenn er ſchon bey Ihnen ſollte eingezogen ſeyn.

Ohldinn. Meinen Runzeln? Sagen Sie mir nur, durch was für ein Unglück ich heute in Ihre Hände komme? Meinen Runzeln?

— Ich ſollte Ihnen vielleicht mehr glauben, als meinem Spiegel? Ich bin gewiß die erſte Braut, der man ſo eine niederträchtige Grobheit ſagt!

Klitander. Es würde ſonſt keine kleine Beſchimpfung für mich ſeyn, wenn ich nicht wüßte mit einer Braut umzugehen. Aber bey Ihnen hat es eine Ausnahme. Und ich wäre höchſt ſtrafbar, wenn ich Ihnen das geringſte artige Wörtchen, die geringſte galante Tändeley verſagte. Doch, ich will ein Uebriges an Ihnen thun. Wenn Sie mich auf Ihre Hochzeit bitten wollen, ſo verſpreche ich Ihnen einige neue Tänze, etliche Dutzend verliebte Ausdrückungen, gegen Ihren Bräutigam, und unterſchiedne neumodiſche zärtliche Blicke zu lehren. Denn in allen dreyen können Sie nicht anders, als ſehr ſchlecht beſchlagen ſeyn. Ich will Sie auch zum Ueberfluße mit einigen artigen Frauenzimmern, die meine guten Freundinnen ſind, bekannt machen, von denen Sie das Geſellſchaftliche gar bald lernen können.

Ohldinn. Das mögen auch die rechten ſeyn, die ſich mit Ihnen bekannt machen. Die müſſen gewiß den Männern nachlaufen.

Klitander. Je nun, die zehnte hat die Gabe nicht, ſo lange zu warten, wie Sie. Ein Mann geht ſeine Straße fort. Er ſtößt bey jedem Schritte an ein Frauenzimmer an, das er bekommen kann. Die ſich von ihnen nun nicht ein wenig hervorthut, die bleibt dahinten. Und ſo iſt es Ihnen gegangen. Doch, mit der Moral bey Seite. Ich will mich um Sie und Ihren Bräutigam verdient machen. Laſſen Sie ſehen, ob Sie eine Menuet tanzen können.

Ohldinn. Wie weit wollen Sie Ihre Poſſen noch treiben?

Klitander. Machen Sie keine Umſtände. Sie ſollten mir es noch Dank wiſſen.

Ohldinn. Daß Sie nur Gelegenheit zur Spötterey hätten.

Klitander. Zum Henker. Sie haben ja einen rechten artigen Fuß zum Tanzen. (Er hebt ihr den Rock ein wenig in die Höhe)

Ohldinn. Schämen Sie ſich. Ich bitte Sie —

Klitander. Was brauchen Sie für alte abgeſetzte Wörter? Schämen iſt nun ſchon über hundert Jahr nicht mehr im Gange. Friſch! Wir wollen nur erſtlich ſtückweiſe gehen. Wie machen Sie das Compliment?

Ohldinn. O Ihre Dienerinn! ſo weit laſſe ich mich nicht zum Beſten haben. (Sie macht eine Verbeugung)

Klitander. Ich ſehe wohl, ich muß mich an Ihre That, nicht an Ihre Worte kehren. Das Compliment war nicht uneben. Aber, nehmen Sie doch den Rock ein wenig in die Höhe. Ich kann ja nicht ſehn, was da unten vorgeht.

Ohldinn. Es iſt wahr, der Rock iſt mir ohnedem ein wenig zu lang. Ich muß wenigſtens ſo viel laſſen wegnehmen. (Sie zieht ihn ein wenig in die Höhe.)

Klitander. Der Teufel, was für ein Fuß! Schade, daß er nicht an einem jungen Körper iſt! Machen Sie nun einmal ein Pas.

Ohldinn. Nein, Herr Klitander, ich muß es Ihnen geſtehen, das Tanzen iſt mein Werk gar nicht, und mein Abſcheu davor iſt nicht geringe. Anſtatt ein Paar natürliche und feſte Schritte zu machen, (Sie geht ein Paar Schritte) ziert man ſich, und macht ein unſinniges Pas. (Sie macht wirklich ein Pas) Was für eine Thorheit!

Klitander. Aber bey meiner Seele, die Thorheit läßt Ihnen nicht ſchlecht. Und alſo können Sie ſchon tanzen. Und eben ſo viel, wie ich. O! da hats gute Sache. Sie können den Hochzeitabend ſchon mit herumſpringen.

Ohldinn. Das möchte wohl nicht geſchehn, und der Herr Kapitän von Schlag wird das auch wohl nicht von mir verlangen.

Klitander. Was haben Sie mit dem Hundsfott zu thun? Was ſoll der Kapitän von Schlag? Bekomme ich den einmal unter meine Hände — Ich will dich mit ehrlichen Leuten ſpielen lehren, und ſie nicht bezahlen —

Ohldinn. Sachte! ſachte! Sie wiſſen vielleicht noch nicht, daß eben der Herr Kapitän von Schlag mein Bräutigam iſt.

Klitander. Was? Die nackigte Maus! Ihr Bräutigam? Der Lumpenhund, iſt mir nun ſchon ſeit drey Monaten fünf und zwanzig Stück Ducaten ſchuldig, die ich ihm auf dem Billiard abgewonnen habe. Wie kommen Sie zu dem?

Ohldinn. Herr Oront, bey dem er im Hauſe wohnt, iſt der Freyersmann geweſen. Und ich bitte, reden Sie ein wenig beſcheidner von ihm.

Klitander. Ey! was? Hören Sie, Mademoiſell, ich lege auf Ihre Perſon Arreſt. Und der Teufel ſoll mich holen, wo er Sie eher ehlichen darf, bis ich mein Geld habe.

Ohldinn. Das wird er Ihnen nicht vorenthalten —

Klitander. Ey ja. Wenn ich ſein einziger Schuldmann wäre. Aber ich will wenig ſagen, es ſind ihrer gewiß ſo viel, als ich, er und Sie Haare auf dem Kopfe haben.

Ohldinn. Behüte mich Gott! das hat mir Herr Oront nicht geſagt.

Klitander. Ich will itzo den Augenblick hingehen. Ich will ihm die Hölle ſo heiß machen. Er ſoll ſich wohl unterſtehen, ein ehrliches Frauenzimmer hinters Licht zu führen.

Ohldinn. Seyn Sie nicht ſo hitzig. Verziehen Sie. Ich bitte. Ich will ſelbſt, wenn es nicht anders iſt, die fünf und zwanzig Ducaten —

Klitander. Laſſen Sie mich. Eh der verfluchte Kerl Sie heirathen, und ſich mit Ihrem Gelde breit machen ſoll — eher — ja eher will ich ſelbſt in einen ſauren Apfel beiſſen, lieber will ich ſelbſt die Mühe über mich nehmen, und Sie heirathen. Leben Sie wohl unterdeſſen.

Vierter Auftritt.

Jungfer Ohldinn allein.

Ach daß Gott! wie geſchieht mir! Müſſen denn alle Vorſchläge, die mir zum Heirathen gethan werden, vergebens ſeyn? Das iſt nun ſchon über das zwölfte mal! Aber der Herr Kapitän ſoll doch ſo ein artiger Mann ſeyn — Je! was ſchadet es? wenn er auch was ſchuldig iſt. Man kann das Geld doch nicht mit ins Grab nehmen — Und wer weiß, ob es ſo arg iſt, als es Klitander macht. Ach der liebe Herr Kapitän von Schlag! Es bleibt dabey, ich behalte ihn. Und iſt es nicht einerley, ob ich ihm, oder meinem lüderlichen Vetter das Vermögen gebe? Er läßt michs vielleicht wieder genieſſen; aber mein Vetter —

Fünfter Auftritt.

Jungfer Ohldinn. Liſette. Herr Kräuſel. Ein Schneider.

Liſette. Jungfer, hier bringe ich Ihnen zwey Leute, nach denen Sie geſchickt haben. Den Herrn Schneider und den Herrn Poeten.

Ohldinn. (zum Poeten) Willkommen, Meiſter Schneider! (zum Schneider) Gedulden Sie ſich einen Augenblick, mein lieber Herr Poete, ich will nur erſt ihn abfertigen.

Kräuſel. Was? mich einen Schneider zu heißen? Was denken Sie! Himmel, welcher Schimpf! Einen gekrönten Poeten für einen Schneider anzuſehn!

Schneider. Und was! Einen ehrlichen Bürger und Meiſter für einen Poeten anzuſehn! Für ſo einen Müßiggänger! Halten Sie das für keine Injurie!

Liſette. Sachte, ihr Leutchen, ſachte. Sie kennt euch noch nicht.

Kräuſel. Ey was! Ich ein Schneider!

Schneider. Was, ich ein Poete!

Kräuſel. Laſſen Sie ſich das Gedicht von ihm machen, wenn er kann. Adieu.

Schneider. Laſſen Sie ſich die Kleider von ihm machen, wenn er kann. Adieu.

Liſette. Warten Sie doch. Wer wird ſich um ein Verſehn gleich ſo ärgern. Sie ſind beyde ehrliche rechtſchaffene Leute, die man nicht entbehren kann.

Kräuſel. Einen Mann, der Tag und Nacht mit den göttlichen Muſen umgeht, einen Schneider zu heißen? Das iſt unerträglich! Laſſen Sie mich fort. (geht ab)

Schneider. Ein Mann, der wohl fürſtliche Perſonen gekleidet hat, ſoll ſich einen Poeten ſchimpfen laſſen! Ich verſteh meine Profeſſion. Es wird mir niemand was Uebels nachzuſagen haben. Und ich will den Schimpf gewiß auch nicht leiden. Wir wollens ſchon ſehen; wir wollens ſchon ſehn. (geht ab)

Sechſter Auftritt.

Jungfer Ohldinn. Liſette und hernach Kräuſel.

Ohldinn. Sind das nicht Narren! Ich kann es bey Gott betheuren, daß ich ſie nicht gekannt habe.

Liſette. O! der Poete iſt nach Brodte gewöhnt, der kömmt wieder. Da haben wir ihn.

Kräuſel. Der Klügſte giebt nach! Und dieſes bin ich. Ich habe es im Herausgehen überlegt, daß —

Liſette. Daß ein Schneider freylich eher trotzen kann, als ein Poete —

Kräuſel. Daß der Zorn einem Weiſen nicht anklebt. Ich verzeihe Ihnen alſo Ihren Irrthum. Lernen Sie nur daraus, daß in manchem Menſchen mehr ſteckt, als man ihm anſieht. Doch, was befehlen Sie? Worinne kann Ihnen meine Geſchicklichkeit dienen?

Ohldinn. Ich habe mich mit Gott entſchloſſen, zu heirathen. Und weil ich gehört habe, daß Sie einen guten Vers machen ſollen, und weil doch mein Bräutigam einer von Adel iſt, und weil ich auch gern ein Hochzeitcarmen haben möchte, und weil ich nicht weiß, ob ſonſt jemand ſo höflich ſeyn möchte —

Kräuſel. Sapienti ſat! Sie haben ſich deutlich genug erklärt. Das übrige beſorge ich. Ich werde Ihnen ſchon eins machen, daß Sie damit ſollen zufrieden ſeyn. Wollen Sie eins per Theſin et Hypotheſin?

Ohldinn. Ja. Ja.

Kräuſel. Oder eins nur per Antecedens et Conſequens?

Ohldinn. Ja. Ja.

Kräuſel. Wählen Sie. Wählen Sie. Mir gilt alles gleich. Nur will ich vorläufig erinnern, daß Sie für eins per Theſin et Hypotheſin etwas mehr zu geben belieben werden. Die Zeiten ſind theuer. Das Nachdenken iſt auch aufgeſchlagen, und —

Ohldinn. Darauf werde ich es nicht laſſen ankommen. Nur daß es fein artig wird.

Kräuſel. So wahr ich ein ehrlicher Poete bin, es ſoll ein Meiſterſtück werden. Soll es etwan von erbaulichem Innhalt ſeyn?

Ohldinn. Erbaulich — erbaulich. Bey einer Hochzeit dächte ich —

Kräuſel. Von hiſtoriſchem? von mythologiſchem? von ſcherzhaftem? von ſatyriſchem? von ſchalkhaftem Innhalte?

Ohldinn. Von ſchalkhaftem, dächte ich, ſollte wohl —

Kräuſel. O vortreflich! In dem Schalkhaften eben beſitze ich meine Stärke. Und dazu wird wohl am beſten ein unſchuldiges Quodlibet ſeyn? Nicht?

Ohldinn. Wie Sie denken.

Kräuſel. Ja. Ja. Ein unſchuldiges Quodlibet wird ſich vortreflich ſchicken. Zum Schluſſe kann ich alsdann eine lebhafte Beſchreibung des Bräutigams und der Braut mit anhängen. Z. E. den Bräutigam würde ich beſchreiben, als einen wohlgewachſenen anſehnlichen Mann, deſſen majeſtätiſcher Gang, deſſen feurige reizende Augen, deſſen kaiſerliche Naſe, deſſen vortheilhafte Bildung —

Ohldinn. O Liſette! was muß der Herr Kapitän für ein allerliebſter Mann ſeyn? Haben Sie ihn ſchon geſehen, mein Herr Poete?

Kräuſel. Sieht er wirklich ſo aus? Wie heißt er denn?

Ohldinn. Ich denke, Sie kennen ihn ſchon. Es iſt der Herr Kapitän von Schlag.

Kräuſel. Von Schlag? Und Dero werther Name iſt?

Ohldinn. Ohldinn.

Kräuſel. Ohldinn? Mit Erlaubniß, der wievielſte Mann iſt es, den Sie jetzo nehmen?

Ohldinn. Was für eine närriſche Frage! Der erſte.

Kräuſel. O! verzeihen Sie. Das hätte ich Ihnen gleich anſehen können. Es iſt wahr, Sie ſind ja noch in Ihrer blühenden Jugend.

Ohldinn. Höreſt du, Liſette?

Kräuſel. Ohldinn, Mademoiſell Ohldinn und Schlag, Herr von Schlag. O glückliche Namen! Die werden zu vortreflichen Gedanken Anlaß geben! Ohldinn, Schlag. Was werde ich nicht vor eine vortrefliche Alluſion auf die Münzen von altem Schlage machen können! Die alten Jungfern, werde ich ſagen können, ſind wie die Münzen von altem Schlage —

Liſette. Hören Sie, Jungfer?

Ohldinn. Ach! mein lieber Mann, Sie denken ſehr abgeſchmackt. Alte Jungfern, alte Münzen. Ich verſpreche mir nichts beſonders von Ihnen.

Kräuſel. Gut, ſo laſſen wir den Einfall weg, wenn er Ihnen nicht anſteht. Wenn verlangen Sie das Gedicht fertig zu ſehn?

Ohldinn. Je nun, ſo bald als möglich.

Kräuſel. Gut. Gut. Aufs höchſte in einer Stunde bin ich damit da.

Ohldinn. In einer Stunde? Ach! bleiben Sie immer ein wenig länger. Ich beſorge, es möchte ſonſt allzuſchlecht werden.

Kräuſel. Ja, wenn Sie erlauben wollen, ſo mache ich es gleich hier. Laſſen Sie mich nur ein wenig in einem Zimmer alleine ſeyn. Zu Hauſe lärmen mir Frau und Kinder die Ohren allzuſehr voll.

Ohldinn. Frau und Kinder?

Liſette. Ein Poete hat Weib und Kinder?

Kräuſel. Eben die Corinna, die ich durch meine Lieder in meiner Jugend verewiget habe, eben die Corinna iſt itzo mein Weib. Ich habe mir das Uebel an den Hals geſungen, und gehöre alſo in der That mit unter diejenigen großen Dichter, die durch ihre Kunſt unglücklich geworden ſind. Das böſe Weib! Sie liegt zwar zu Hauſe auf den Tod krank, aber ſie liegt ſchon über 8 Tage, und will ſich noch nicht entſchließen, zu ſterben. Ach! meine lieben Jungfern, das iſt gewiß, die Weiber ſind zum Unglücke der ganzen Welt erſchaffen! Ach das verdammte Geſchlecht!

Liſette. Je, du verdammter Hundsfott von einem Poeten.

Kräuſel. O verzeihen Sie! verzeihen Sie! Ich war in meiner Entzückung. Wo wollen Sie, daß ich mich hinbegeben ſoll? Nam Muſae ſeceſſum ſcribentis et otia quaerunt.

Ohldinn. Können Sie doch allenfalls hier in das Nebenzimmer gehen.

Liſette. Aber fürchten Sie ſich nicht. Sie werden in dem Zimmer eitel Narren antreffen.

Kräuſel. Wie ſo?

Liſette. Weil viel Spiegel darinnen ſind. Gehen Sie nur.

Kräuſel. Das verſtehe ich nicht. (geht ab)

Siebender Auftritt.

Jungfer Ohldinn. Liſette.

Ohldinn. Glaubſt du nun bald, Liſette, daß es mein Ernſt iſt? Aber daß Gott! was wird mein Vetter dazu ſprechen? Der reißt ſich die Haare aus dem Kopfe, wenn er es hört.

Liſette. Sie betrügen ſich. Ich habe es ihm ſchon geſagt —

Ohldinn. Nun?

Liſette. So bald er hörte, daß Sie der Herr Kapitän von Schlag bekommen ſollte, ſo faßte er ſich. Der Herr Kapitän von Schlag, ſprach er, iſt einer von meinen beſten Freunden. Ich gönne es ihm. Und meiner Muhme kann ich es auch nicht verdenken; ich habe ſchon viel von ihr genoſſen —

Ohldinn. Was? das ſagte mein Vetter? O der allerliebſte Vetter! Komm, ich muß ihn gleich ſprechen. Dafür ſoll er auf der Stelle einen Wechſel von 500 Rthlr. von mir haben.

Liſette. Nur geben Sie ihm mit einer Art, die ihn nicht ſchamroth macht.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Liſette. Peter (in einer alten Montirung, mit einem Stelzfuße und einem Knebelbarte.)

Peter. Lauf doch nicht ſo, Liſette. Ich kann nicht nachkommen. Ich bin das Bein noch nicht gewohnt.

Liſette. Ach! was für ein unvergleichlicher Kapitän! So einen Mann möchte ich haben.

Peter. Du biſt kein Narre. Ich glaube, es werden mehr Frauenzimmer von deinem Geſchmacke ſeyn. Und ich fürchte, ich fürchte, ſo ſehr ich mich verſtellt habe, deine Jungfer wird in das Weſentliche eines Mannes tiefer eindringen, und mich trotz eurer Liſt behalten wollen.

Liſette. Sie müßte raſend ſeyn.

Peter. Wenigſtens wäre die Raſerey von der Art bey alten Jungfern nichts beſonders, und nichts Neues. Machts klug, ſo viel ſag ich euch, daß ihr mir ſie nicht auf dem Halſe laßt. Einen Teufel habe ich ſchon zu Hauſe. Wenn der andere dazu käme, ſo wäre meine Hölle fertig.

Liſette. Sorge nicht. Lelio wird zwar thun, als wenn ihm dieſe Verbindung ganz lieb wäre, ſie deſto ſicherer zu machen. Doch, wenn du thuſt und redeſt, wie wir dir befohlen haben, und ich hier und da meine Beredſamkeit anwende, ſo müßte der Eheteufel lebendig in ſie gefahren ſeyn, wenn ſie nicht einen rechten Abſcheu vor dir bekommen ſollte. Ich habe den Herrn von Schlag in deiner Perſon ſchon bey ihr angemeldet und ſie wird ſich bald hier einfinden.

Peter. Aber Liſette, Liſette. Es geht mir gewaltig im Kopfe herum. Daß ich nur nicht zur andern Frau komme, wie jener zur Ohrfeige.

Liſette. Ach! wenn du es nur arg genug machſt. Laß einmal ſehen. Wie willſt du deine Rolle ſpielen? Stelle dir einmal vor, ich wäre meine Jungfer —

Peter. Du biſt es aber nicht.

Liſette. Nun, ſtelle dirs nur vor.

Peter. Wenns mit dem Verſtellen genug iſt, ſo ſtelle dirs auch nur vor, wie ichs etwan machen würde.

Zweyter Auftritt.

Herr Kräuſel (mit einem beſchriebenen Bogen Papier.) **Liſette. Peter.**

Liſette. Ach! da kömmt der verwünſchte Kerl uns gleich die Quere. Daß doch der Henker die Poeten holte!

Kräuſel. Bene! (in Gedanken, und lieſt ſein Gedicht)

Peter. Das iſt Kräuſel! Nicht? Gut, daß mir der Hundsfott in die Hände kömmt.

Kräuſel. Wohl gegeben!

Liſette. Was iſts? Was iſts? Peter. Wo willſt du hin?

Peter. Der Schlingel hat mir ſchon vor einem halben Jahre abgekauft, und ich habe noch keinen Pfennig dafür bekommen. Und was das Aergſte iſt, er hat meinen Namen ſo gar in ein Gaſſenlied gebracht. Einen ehrlichen Gebackensherumträger in ein Gaſſenlied zu bringen! Laß mich! jetzo habe ich den Schelm.

Kräuſel. Das iſt poetiſch! (immer noch in Gedanken)

Peter. Ja, ſpitzbübiſch iſt es —

Liſette. Peter! Peter! beſinne dich, jetzo biſt du der Herr Kapitän von Schlag.

Peter. Ich bin aber auch der Gebackensherumträger, Peter.

Liſette. Du verderbſt den ganzen Plunder. Thu ihm nichts, laß ihn gehn! Du kannſt den Narrn noch Zeit genug kriegen.

Kräuſel. Das heißt ſich ſchön ausdrücken. (noch in Gedanken)

Liſette. Komm fort. Ich will dich deine Partie anderswo überhören.

Peter. Nu. Nu. geborgt iſt nicht geſchenkt.

Dritter Auftritt.

Herr Kräuſel (geht ſein Gedichte durch.)

Die Henne pflegt dem muntern Hahn
Vor ſein Bemühn zu danken.

Das nenne ich ſchalkhaft! Dahinter ſteckt was.

Die faulen Käſe ſtinken ſtark,
Die Laus hat ſchon zehn Füße.

Appetitliche Stelle!

Ein Bräutgam muß ſich tummeln.

Ha! in der Zeile herrſcht eine recht anakreontiſche Feinheit.

Ein Reifrock braucht wohl manchen Stich.

Loſer Vogel! Die Poeten ſind doch verzweifelte Köpfe!

Ein Floh hat breite Tatzen.

Ich verſteh auch die Naturlehre.

Der Schaafbock ſchreyt aus lautem Ton.

Mich dünkt, er wird bald lammen.

Hier ziele ich auf die Freygeiſter. Man wirds ſchon verſtehn.

Vierter Auftritt.

Lelio. Jungfer Ohldinn. Herr Kräuſel.

Kräuſel. Kommen Sie! kommen Sie! Ich bin fertig. Ich bin fertig. O! ein ganz wunderbar ſchönes Gedichte habe ich gemacht. Ich habe mich hier ſo zu ſagen, ſelbſt übertroffen. Ich hätte nimmermehr geglaubt, daß ich ſo eine Gabe zu ſcherzen hätte. Sonſt habe ich meine Stärke im Ernſthaften. Sonderlich die theologiſch-polemiſch-poetiſchen Sachen laufen mir gut von Händen. Sie haben doch wohl die erbauliche Komödie 'geleſen, die ich wider Edelmannen gemacht habe? O! das iſt ein Stück, als ſchwerlich jemals auf das Theater wird gekommen ſeyn. Doch, wieder auf mein Karmen zu kommen. Hier iſt es, meine liebe Jungfer Ohldinn. Sie können es nun drucken laſſen, unter was für einem Namen Sie wollen.

Ohldinn. Ganz gut. Ich muß es aber nur vorher dem Herrn von Schlag zeigen. Die Adlichen ſind ſehr ekel in dergleichen Sachen. Er möchte doch wohl hier und da was zu ändern finden.

Kräuſel. Das ſteht Ihnen frey. Nur werden Sie ſo gütig ſeyn, und beyderſeits den Vers, den ich nicht ohne Urſache habe mit einfließen laſſen, in Erwägung ziehn. Er iſt allen chriſtlichen Herzen zum Nachdenken geſchrieben.

Ohldinn. Welchen?

Kräuſel. Hier auf der andern Seite:

Ich ſchmelze itzt Miſeriam.

Ohldinn. Was iſt das? Miſeriam?

Kräuſel. Ja, die Poeten ſind ſehr ſchamhaft. Sie ſagen es nicht gern allzudeutſch, wo ſie der Schuh drückt. Doch, ich habe das gute Vertrauen, daß Ihre milde Großmuth Ihrer Unwiſſenheit hierinnen ſchon abhelfen wird.

Lelio. Sollten Sie es nun nicht bald verſtehn, Jungfer Muhme?

Ohldinn. Nein, in der That —

Kräuſel. O! ich bitte, mein Herr, haben Sie die Gutheit für mich, und überheben Sie mich einer deutlichern Erklärung, die mir allzuviel Schamröthe koſten würde. (Er hält den Hut vors Geſichte.)

Lelio. Sorgen Sie nicht. Meine Muhme wird ſich ſchon erkenntlich gegen Sie bezeigen.

Ohldinn. War es das? Ja, ja, mein Herr Poete, ich will mich ſchon bey Ihnen abfinden.

Kräuſel. Ach! es hat gar nichts zu bedeuten. Glauben Sie nicht, daß ich ſo eigennützig bin. Die Ehre, nichts als die Ehre, iſt es, was ich durch meine Poeſie ſuche. Denn unſre Arbeit kann uns ſo nicht bezahlt werden. Aber was dächten Sie, daß ich oft für ſo ein Karmen genommen habe?

Lelio. Sonſt haben die Herren Poeten in Gewohnheit, daß ſie nehmen, was ſie kriegen. Ich weiß nicht, wie Sie es halten.

Fünfter Auftritt.

Die vorigen. Liſette.

Liſette. Freuen Sie ſich, meine liebe Jungfer! Ihr werther Herr Bräutigam, der Herr Kapitän von Schlag, wird den Augenblick bey Ihnen ſeyn. Er iſt ſchon mit allen ſeinen Annehmlichkeiten auf der Treppe. Der gute Mann muß ſie auf allen vieren heran kriechen. Das hölzerne Bein, die zerlappte Montirung, der kriegeriſche Knebelbart, ſind die deutlichſten Kennzeichen eines Helden, der ſich es um ſein Vaterland ſehr viel hat koſten laſſen. O! wie beneidenswerth ſind Sie! In der That, Sie haben nicht umſonſt gewartet. Was lange wird, wird gut.

Ohldinn. Biſt du närriſch? Weiſe ihn ab. Es wird ein Bettler ſeyn.

Liſette. Nein. Nein. Nach Ihrer Beſchreibung wird er es wohl ſelbſt ſeyn.

Kräuſel. Wie können Sie ſich ſo an das Aeußere ſtoßen? Mich ſahen Sie auch vor einen Schneider an. Und ich muß Ihnen die Lehre noch einmal geben: Es ſteckt oft mehr in einem Menſchen, als man ihm anſieht.

Liſette. Er ſeufzet ſchon recht herzlich nach Ihnen, und flucht, daß das Haus einfallen möchte, weil man ihm nicht entgegen kömmt.

Ohldinn. Und das ſoll der Herr Kapitän ſeyn!

Liſette. Ja. Ja. Nun, da ſehn Sie ihn ſelbſt mit Leib und Seele.

Sechſter Auftritt.

Peter. Liſette. Jungfer Ohldinn. Lelio. Kräuſel.

Peter. (in ſeinem vorigen Aufzuge) Was zum Teufel! Begegnet man einem Bräutigam hier ſo? Es kömmt mir ja weder Hund noch Katze entgegen. Für was, zum Henker! ſieht man mich an? Weiß man auch, wer ich bin?

Lelio. O! mein wertheſter Herr Kapitän, faſſen Sie ſich —

Peter. Ach! was habe ich mit Ihnen zu ſchaffen? Iſt das Ihre Muhme?

Lelio. Ja.

Liſette. Mein Herr, Sie ſind in einem fremden Hauſe ſehr unhöflich.

Peter. In einem fremden? Ich glaube, man weiß noch nicht, daß ich den Augenblick Herr deſſelben werden kann? Mademoiſell, ich habe mir die Freyheit genommen, Ihnen die Ehre antragen zu laſſen, meine Gemahlinn zu werden. Sie müßten verrückt ſeyn, wenn Sie nicht mit Händen und Füßen zugreifen wollten.

Ohldinn. Ach daß Gott! Lelio.

Kräuſel. Erſchrack ich nicht über den Kerl! Ich dachte, bey meiner Seelen, es wäre Peter. Wie doch die Menſchen einander manchmal ſo gleich ſehn.

Lelio. Meine liebe Muhme, kehren Sie ſich nicht an ſeine allzunatürlichen Ausdrückungen. Ein Kriegsmann iſt dergleichen Reden gewohnt.

Peter. Das iſt wahr. Ich bin noch nach der alten deutſchen Art. Und die Frau, die ich nehmen will, muß nicht ein Haar anders ſeyn. Sind Sie ſo?

Liſette. Es iſt Ihr Glück, daß ſie nicht ſo iſt; ſonſt würde ſie Sie ſchon mit der artigſten Art zur Thüre herausgeſtoßen haben.

Ohldinn. Pfuy doch, Liſette. Erzürne ihn nicht.

Liſette. Was? Ich glaube, Sie treten ihm noch die Brücke. Herr Kapitän, Sie müſſen doch närriſch im Kopfe ſeyn, daß Sie glauben, meine Jungfer werde ſo einen tollen Ehekrüpel nehmen, wie

Sie ſind. Ich bin ein armes Mägdchen; aber, wenn Sie im Gelde bis über die Ohren ſteckten, ich ſähe Sie nicht über die Achſel an. Ha! ha! Was für eine reizende Figur! Einen Stelzfuß, einen Bart, vor dem man weder Naſe noch Maul ſehn kann —

Peter. Hört doch, Plappermaul, nehme ich euch, oder eure Jungfer? Wenn ich der anſtehe — Und ich ſtehe ihr an — ich weiß. Nicht —

Ohldinn. Ja — Aber —

Peter. Aber — Aber — Aber. Wäre ſie ſchon meine Frau, ich wollte ihr das dumme Wort aus dem Maule bringen. Wie hoch iſt Ihr Vermögen? Wenn es nicht noch dreymal ſo groß iſt, als meine Schulden —

Liſette. Darinne beſteht vielleicht Ihre Haabſeligkeit?

Lelio. Ihre Schulden, mein Herr Kapitän, würden vielleicht das kleinſte Hinderniß bey der Sache ſeyn. Aber ich ſehe, daß meine Muhme durch Ihr Betragen —

Ohldinn. Stoßen Sie ihn nicht ganz vor den Kopf.

Liſette. (zu Petern ſachte) Mache es ja recht arg. Sie beißt wirklich ſonſt noch an — Nun, was will er, mein Herr?

Siebender Auftritt.

Die Vorigen. Herr Rehfuß.

Rehfuß. Sie werden es nicht übel nehmen, meine liebe Mademoiſell Ohldinn —

Liſette. Nein, nein, mein guter Freund, er kömmt an die falſche. Hier iſt die Mademoiſell Ohldinn.

Rehfuß. Sie werden es nicht übel nehmen, meine liebe Mademoiſell, daß ich —

Peter. Mein Freund, wenn ihr was zu ſagen habt, ſo macht es kurz. Gleich muß uns auch ſo ein Narr in unſern wichtigen Tractaten ſtören.

Rehfuß. Meine liebe Mademoiſell, ich habe mir von dem Herrn von Schlag ſagen laſſen —

Peter. Von wem? von mir?

Rehfuß. Nein. Nein. Verzeihen Sie, von dem Herrn von Schlag; daß er die Mademoiſell Ohldinn in wenig Tagen heirathen werde.

Liſette. Verfluchter Streich!

Peter. Was hätte ich euch geſagt? —

Rehfuß. Weil mir nun der Herr Kapitän einige hundert Thaler auf einen Wechſel ſchuldig iſt —

Peter. Was wäre ich euch ſchuldig? Seyd ihr närriſch!

Rehfuß. Ich rede von dem Herrn Kapitän. Der Wechſel iſt heute um, und es ſtünde bey mir, ihn in Verhaft nehmen zu laſſen.

Peter. Mich, in Verhaft nehmen zu laſſen!

Liſette. Schweig, Peter, ſonſt ſind wir verrathen.

Rehfuß. Weil er mir aber geſagt, daß ſeine Jungfer Braut für ihn bezahlen wollte, ſo habe ich mich erkundigen wollen, ob die Mademoiſell Ohldinn —

Ohldinn. Mein Herr Kapitän, ich weiß nicht, wie Sie ſich auf mein Wort ſo viele Rechnung in voraus haben machen können? Wenn Sie ſchuldig ſind —

Rehfuß. Nein doch, Mademoiſell, die Rede iſt von dem Herrn Kapitän von Schlag.

Ohldinn. Je nun, das iſt er ja —

Peter. Ja, ja, ich bins, mein Freund. Laß er ſich um die Bezahlung nicht bange ſeyn. Ich will mich als ein ehrlicher Kerl bey ihm abfinden.

Rehfuß. Mein Herr, Sie ſind allzugütig. Ich beſinne mich nicht, daß Sie mir etwas ſchuldig wären.

Peter. Ja, ja. Ich bin ihm etliche hundert Thaler ſchuldig. Waren es nicht fünfhundert?

Rehfuß. Nein, nein. Neunhundert iſt mir der Herr Kapitän von Schlag ſchuldig. Aber Sie —

Peter. O! das heißt auch gar zu viel für einen andern auf ſich zu nehmen. Nu, nu. Ich bin neunhundert Thaler ſchuldig. Und nicht wahr, meine liebe Frau, du willſt es bezahlen?

Rehfuß. Ich weiß nicht, mein Herr, ob Sie mich für einen Narren anſehen.

Lelio. Und ich weiß nicht, ob er uns nicht alle für Narren anſieht. Er ſpricht, der Herr Kapitän iſt ihm ſo und ſo viel ſchuldig; und wenn es der Herr Kapitän eingeſtändig iſt, ſo will er es wieder läugnen? Was ſoll das heißen?

Peter. Ja, ja. Ich bin ihm neunhundert Thaler ſchuldig.

Rehfuß. Nein, mein Herr, von Ihnen mag ich nicht einen Pfennig haben.

Peter. Er ſoll es richtig bekommen.

Rehfuß. Sie ſind mir nichts ſchuldig.

Peter. Gedulde er ſich nur noch aufs höchſte acht Tage.

Rehfuß. Sind Sie denn der Herr Kapitän?

Peter. Zum Henker! was geht ihm das an. Wenn ich ihn bezahlen will? Ich mag es ſeyn oder nicht. Und kurz, ich bins. So gewiß ich neunhundert Thaler von ihm geborgt habe, ſo gewiß will ich ſie ihm, mit Intreſſen, wieder geben.

Rehfuß. Aber, mein Herr, warum bekennen Sie ſich zu einer fremden Schuld?

Peter. Ach! Ich bin ein rechtſchaffner Kerl. Was ich ſchuldig bin, bezahle ich.

Liſette. Ohne Zweifel wird er ſich im Namen geirret haben, mein lieber Mann. Ich glaube, es iſt noch ein Kapitän dieſes Namens hier —

Peter. Ja, ja. Ganz recht. Es iſt noch einer hier, der ſo heißt. Er iſt meines ältern Vaters Bruder Tochter Mann, und wir ſind Geſchwiſter Kinder mit einander.

Ohldinn. Mein Freund, er wird wohl thun, wenn er ſeine Forderungen ein andermal vorbringt. Wenn der, den ich heirathen werde, ihm in der That was ſchuldig iſt, ſo ſoll ſchon zu der Bezahlung Rath werden. Ich kann aber wohl ſagen, ich weiß nicht, was ich hierbey denken ſoll.

Peter. Denken Sie, was Sie wollen. Und er, mein Freund, kann ſich ſeiner Wege packen, oder —

Rehfuß. Ich bitte, nur nicht übel zu nehmen —

Liſette. Nein, nein. Wir nehmen es nicht übel, wenn er geht. Geh er nur! (geht ab.)

Achter Auftritt.

Lelio. Liſette. Peter. Kräuſel. Jungfer Ohldinn.

Peter. Der verfluchte Kerl! Nun, wie weit wären wir denn richtig, mein Schatz? Nu ja, bis aufs Vermögen. Vorher aber habe ich doch noch unterſchiedne Puncte, die Sie mir nothwendig eingehn müſſen. Ich habe ſie ohngefähr ein wenig aufgeſetzt. (Er zieht einen Zettel aus der Taſche) Erſtlich verſpricht die Braut, weil ſie bürgerlichen Standes, und der Bräutigam, als der Hochwohlgebohrne Herr, Herr Kapitän von Schlag, aus einem uralten adlichen Geſchlechte entſproſſen, ihrem künftigen Manne allezeit die gebührende Ehrfurcht zu leiſten, und ihn nicht anders, als Ew. Gnaden, zu benennen. Nun? Verſprechen Sies?

Ohldinn. Aber —

Peter. Sie ſollen das verdammte Wort gegen mich nicht gebrauchen. Wer hat zu befehlen? der Mann, oder das Weib? Ich, oder Sie?

Ohldinn. Verzeihen Sie, wir ſind aber noch nicht Mann und Weib.

Peter. Ach! Was wir nicht ſind, können wir werden. Anderns verſpricht die Braut, weil ſie bürgerlichen Standes, und der Bräutigam, als der Hochwohlgebohrne Herr, Herr Kapitän von Schlag, aus einem uralten adlichen Geſchlechte entſproſſen, ihm alle Gelder in Händen zu laſſen, um damit nach Belieben zu ſchalten und zu walten. Nun? verſprechen Sies?

Liſette. Ohne Zweifel wird das einer von den Hauptpuncten ſeyn.

Ohldinn. Das könnte man wohl einem vernünftigen Manne einräumen. Aber —

Peter. Genug. Das andre mag ich nicht wiſſen. Ich bin vernünftigen Mannes genug. Drittens verſpricht die Braut, weil ſie bürgerlichen Standes, und der Bräutigam, als der Hochwohlgebohrne Herr, Herr Kapitän von Schlag, aus einer uralten adlichen Familie entſproſſen, die zwey Kinder, welche er außer der Ehe gezeugt — Nu, von dem Puncte wollen wir insgeheim reden. Den braucht niemand ſonſt zu wiſſen, als Sie. Viertens verſpricht die Braut, weil ſie bürgerlichen Standes —

Kräuſel. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen in die Rede falle. Wollen Sie nicht ſo gütig ſeyn, und ſich von Ihrer zukünftigen wertheſten Gemahlinn das Karmen zeigen laſſen, das ich auf Ihre, Gott gebe bald zu Stande kommende Hochzeit verfertiget habe? Ich habe nicht wohl Zeit, länger zu verziehen — und —

Peter. Wo iſt es? Wo iſt es!

Ohldinn. Hier. (ſie giebt es ihm.)

Peter. Was iſt das für ein Quark? Ich ſetze es gleich aus dem Titel, daß es nichts nütze iſt. Weiß er denn nicht, daß ich Erb-Lehn und Gerichtsherr auf Nichtswitz, Betteldorf, Schilthauſen und Armingen geweſen bin? Das muß alles mit darauf kommen. Auch daß ich 16 Jahr unter den Franzoſen, 12 Jahr unter den Oeſterreichern, 19 Jahr unter den Holländern, 17 Jahr unter den Engländern, und ohngefähr 22 Jahr unter den Sachſen gedient habe — O zum Henker! nun bin ich verlohren —

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Oront. Frau Oront. von Schlag.

Lelio. Ach verdammter Streich!

Liſette. Nun ſitzen wir!

Ohldinn. Sie kommen zu rechter Zeit, Herr Oront. Ich weiß Ihnen bis itzo noch wenig Dank, daß Sie mir den Herrn von Schlag über den Hals geſchickt.

Schlag. Wie ſo, Mademoiſell? Bin ich Ihnen ſchon verhaßt, ehe ich noch das Glück gehabt habe, mit Ihnen zu ſprechen?

Ohldinn. Sie, mein Herr? Sie treten ja den Augenblick erſt, unbekannter Weiſe, in das Zimmer. Wie könnte ich mich über Sie zu beklagen haben? Nein, ich meyne den Herrn Kapitän von Schlag.

Peter. Sie meynt mich. Sie meynt mich. Es iſt ein kleiner Irrthum in den Namen.

Oront. Was haben Sie mit dem Kerl zu thun? Hier bringe ich Ihnen den Herrn Kapitän von Schlag.

Ohldinn. Was! So hat man mich betrügen wollen? Ha! ha! mein lieber Vetter.

Lelio. Verfluchter Zufall!

Schlag. Ich glaube, es hat ein anderer meine Perſon hier geſpielt. Wer biſt du Nichtswürdiger?

Peter. Der Herr Kapitän von Schlag bin ich — nicht. Sondern — (er nimmt den Bart und den Stelzfuß ab) ſondern —

Schlag. Ich glaube gar, es iſt Peter.

Kräuſel. Ach daß Gott! Ja, ja, es iſt Peter. Ich dachts wohl. Ich dachts wohl. Wie wird mirs gehen?

Schlag. (zu Petern) Halt, Galgenſchwengel!

Peter. (zu Kräuſeln) Halt, Galgenſchwengel!

Schlag. Was ſoll das heißen? Meinen Namen ſo zu mißbrauchen! Wem hat dieſe Betrügerey hier gelten ſollen?

Peter. (zu Kräuſeln) Was ſoll das heißen? Meine Geduld ſo zu mißbrauchen! Wenn wirſt du mein Gebackenes einmal bezahlen?

Schlag. (zu Petern) Antworte, Hund!

Peter. (zu Kräuſeln) Antworte, Hund!

Kräuſel. Ach wer doch hier fort wäre!

Peter. Ach wer doch hier fort wäre!

Schlag. (zu Petern) Kerl, ich erdroßle dich. Gleich geſteh. Zu was hat die Verkleidung ſollen nützen?

Peter. (reißt ſich loß und zu Kräuſeln) Kerl, ich erdroßle dich. Gleich geſteh. Warum haſt du mich noch dazu in ein Gaſſenlied gebracht?

Kräuſel. O! hier iſt nicht gut ſeyn. Adieu! Adieu! (er läuft fort)

Peter. (läuft ihm nach) Ha! ha! Du ſollſt mir gewiß nicht entkommen.

Schlag. Und du mir auch ſchwerlich.

Zehnter Auftritt.

Jungfer Ohldinn. Lelio. Liſette. von Schlag. Herr Oront. Frau Oront.

Lelio. Halten Sie, Herr Kapitän, es iſt auf mein Anſtiften geſchehn. Sie machen mich durch Ihre Heirath unglücklich. Und können Sie mir es verdenken, daß ich alle Mittel angewandt habe, ſie zu hintertreiben?

Schlag. Das ſollte mir leid ſeyn, wenn ich Sie unglücklich machte. Nein, Lelio, wenn Sie mir in meinem Vorhaben nicht hinderlich ſeyn wollen —

Herr Oront. Ach! was kann Ihnen der hinderlich ſeyn, wenn ſie nur will. Und ſie will.

Frau Oront. Es iſt wahr, Jungfer Ohldinn, was werden Sie ſich an einen Menſchen kehren, der Ihnen ſolche Streiche ſpielen kann.

Lelio. So! Madam, wer war denn das, der mir vorhin allen möglichen Beyſtand dazu verſprach?

Frau Oront. Ach! vorhin war ich mit meinem Manne zerfallen.

Lelio. Und itzo —

Frau Oront. Sind wir wieder verſöhnt. Ein Paar rechtſchaffne Eheleute müſſen ſich des Tages hundertmal zanken, und hundertmal wieder verſöhnen.

Lelio. Jungfer Muhme, ehe ich in Ihre Heirath einwilligen kann, eher biete ich Ihnen ſelbſt meine Hand an. Denn ich glaube das nächſte Recht auf Sie zu haben.

Ohldinn. Was?

Liſette. Was?

Ohldinn. Dieſen Einfall hätten Sie können eher haben. Wir ſind nun ſchon über zehn Jahr im Hauſe beyſammen.

Schlag. (zieht den Lelio bey Seite) Ein Wort im Vertrauen. Warum wollen Sie mich nicht an Ihrem Vermögen Antheil nehmen laſſen? Ich glaube, es wird für uns beyde genug ſeyn. Als Mann bekäme ich es in die Hände. Und ich verſichre Sie, Sie ſollens von mir beſſer genieſſen als von ihr. Ja, ich verſpreche Ihnen ſo gar, an das, was übrig bleibt, wenn ſie ſtirbt, keinen Anſpruch zu machen. Meine Schulden nöthigen mich itzo, dieſen Schritt zu thun, den ich ſonſt gewiß würde unterlaſſen haben. Widerſtehen Sie mir nicht länger, ſo können wir als beſtändige Freunde leben.

Ohldinn. Darf man nicht hören, was Sie hier im Vertrauen reden?

Lelio. O! Es war nichts. Der Herr Kapitän hat mir mein Unrecht vorgeſtellt, wenn ich Ihnen an Ihrem Glücke länger hinderlich ſeyn wollte. Ich willige in alles.

Ohldinn. O! Sie ſind doch noch ein ehrliebender Menſch! Und ich verſichre, daß Ihre Einwilligung nicht wenig dazu beyträgt, daß ich itzo, mit ſo vielem Vergnügen, dem Herrn Kapitän meine Hand darbiete.

Schlag. Sie machen uns glücklich, Lelio.

Liſette. (ſachte) Aber, Herr Lelio!

Lelio. (ſachte) Laß es ſeyn, Liſette, nun ſoll es erſt recht bunt über Ecke gehn.

Ohldinn. Aber Liſette, mit dir habe ich ein Wort zu reden. Wir ſind geſchiedene Leute. Du kannſt hingehn, wo du hin willſt. Denn ich weiß doch wohl, das alle die Poſſen von dir herkommen, und daß du einzig und allein meinen Vetter verführſt.

Liſette. Ich —

Schlag. O! meine allerliebſte Mademoiſell, ich bitte für das arme Mägdchen. Behalten Sie ſie immer noch.

Ohldinn. Nein, nein. Sie muß weg. Sie muß weg.

Schlag. Bezeigen Sie mir dieſe erſte Gefälligkeit.

Ohldinn. Nein, nein. Es ſchickt ſich nicht, es ſchickt ſich nicht.

Schlag. Ach! Es ſchickt ſich allzuwohl. Zumal bey Leuten von adlichem Stande, wie wir ſind.

Eilfter Auftritt.

Die vorigen. Klitander.

Klitander. O! finde ich euch hier beyſammen, meine Kinder? Mein lieber Kapitän, ich komme, dir zu deiner Heirath Glück zu wünſchen. Ich habe dich aller Orten aufgeſucht.

Schlag. Bringſt du mir etwan auch meine fünf und zwanzig Ducaten mit?

Klitander. O! die kannſt du nun ſchon vergeſſen, da du ſo ein Glück gefunden haſt.

Ohldinn. Die ſind Sie ihm ſchuldig? Sie ſagten mir es ja vorhin ganz anders.

Klitander. Nein. Nein. Sie werden mich nicht recht verſtanden haben. Er hat ſie jüngſt von mir auf dem Billard gewonnen.

Herr Oront. Nun, ſo ſind wir richtig. Sie, Jungfer Braut, werden ſich gefallen laſſen, uns heute Abend einen kleinen Schmaus zu geben, und wo möglich, dieſe Woche Anſtalt zur Hochzeit machen.

Klitander. O! das iſt vortreflich. Ich hätte nicht zu gelegnerer Zeit kommen können. Kommen Sie! Kommen Sie! Zum Schmauſe, Lelio! Zum Schmauſe, Herr von Schlag! Lelio, führe die Frau Oront! Ich führe deine Muhme!

Schlag. Und für mich bleibt alſo Liſette.

Herr Oront. Ein böſes Omen!

Theatraliſcher Nachlaß.

1784. 1786*)

Verſuch eines Trauerſpiels.

Giangir,

oder der verſchmähte Thron.

1748. den 17. April.

Perſonen.

Solimann.	Kayſer.
Roxalana.	Deſſen andre Gemahlin.
Muſtapha.	Sohn des Solimanns von der erſten Frau.
Bajazet.	Söhne von der Roxalana.
Giangir.	
Temir.	

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Roxalana.

Mein kühner Streich gelingt. So werd ich noch regieren — — —
Ein Thron — — um einen Thron — ja — alles wollt ich wagen.
Iſt nur Muſtapha tod, ſo wird mein Sohn beglückt,
Herrſcht er nur erſt durch mich, ſo herrſch ich bald durch ihn.
Der Kayſer kömmt — — Wie leicht, wie leicht läßt er ſich führen.

---

*) Der größte Theil der Papiere, aus welchen Karl G. Leſſing den theatraliſchen Nachlaß ſeines Bruders herausgegeben hat, befindet ſich in der Univerſitätsbibliothek zu Breslau, und ward von Wachler, wenige Wochen vor ſeinem Tode, dem Herausgeber mitgetheilt, der danach ſehr viel verbeſſert, aber von dem Gedruckten außer dem Brutus von Brawe faſt nichts wegzulaſſen und weniges hinzu zu fügen gewagt hat. Die Anordnung wünſcht er nachſichtig beurtheilt zu ſehen.

Anderer Auftritt.

Roxalana. Solimann.

Und endlich ſeh ich doch, daß Solimann mich liebet,
Mich, und in mir auch ſich, ſein Glück und ſeinen Ruhm.

Solimann.

Und endlich zwang ich mich. Mein Sohn iſt nicht mein Sohn,
Des Blutes zärtlich Band vereint ihn mir vergebens,
Wenn er in wilder Bruſt Natur und Pflicht erſticket.
Wer ſeinen Vater kränkt, der kränkt ihn nicht als Kind,
Drum, wann der Vater ſtraft, ſtraft er als Vater nicht.
Ein grauß Gefängniß hält Muſtaphen ſchon umſchloſſen.
Der Frevler — — der! auf mich! — — auf mich den Dolch zu tragen!
Der Frevler — — Mein Gemahl — — — die Schandthat iſt zu groß.
Muſtapha, hättſt du mich auch hundertmal erwürgt — —
Muſtapha, ſterbende hätt ich dir noch vergeben.
Doch mein Gemahl — — doch dich — —

Roxalana.

Verzehrend Angedenken!
Mit heiterm Angeſicht, und ohne rothe Schaam,
Trug er mir Schandthat an, die, wär der Himmel nicht
Zur Nachſicht zu geneigt, ihm wäre unzerſchmettert
Auf ſeine Lippen nicht, nicht in den Sinn gekommen.

Solimann.

Die Wohlthat wär zu groß, wenn von der Allmacht Hand
Ein ſolcher Sünder ſtürb. Der Tod wär viel zu ſchön.
Wer allzuſchimpflich fehlt, den ſtraft der Fürſt der Fürſten,
Durch ſeine Sklaven nur, das ſind wir Erden-Fürſten.

Roxalana.

Mit Zittern hab ich dir ſein Laſter nur entdeckt.
Ob ich dirs ſagen ſoll, ob ichs nicht ſagen ſoll — —
Mein Geiſt darob verwirrt, bald hätt er ſich entſchloſſen,
(Zum beſten pflegt man ſich am ſpätſten zu entſchließen)
Es in Vergeſſenheit, in deren ſtummer Nacht
Es keinen ärgern kann, aus kluger Pflicht zu ziehn.
Doch deine Ehre — —

Soliman.

Ja — — recht ſo — — Ja meine Ehre
Sey dir noch ferner lieb. O Sohn! o Unglück!
Mein Herz, dir ſonſt geneigt, fühlt, da ich ſtrafen muß,
Die Strafe hundertfach, die einfach dich befällt.
Mein Herz! verleugne ihn — — ſo wie er dich verleugnet — —
Ja — — heute wird ihm noch der Kopf herab geſchlagen.

Roxalana.

So hart verfähreſt du? Das hätt ich nicht geglaubt — —

Soliman.

So haſt du nicht geglaubt, daß ich gerecht verfahr?

Roxalana.

Wer iſt der rare Held, in dem Natur verſtummet,
In dem das Blut nicht redt, wann allzuſcharfe Rechte
Geliebte Schuldige, zwar Frevler, doch zugleich
Beym Frevel Kinder noch, zu herben Strafen ziehn?
Willſt du das Wunder ſeyn? Willſt du allein nicht fühlen,
Als wärſt du mehr als Menſch, was alle Väter fühlen?
Ganz recht! Er hat den Tod — — mehr als den Tod — verdient,
Und die Gerechtigkeit zürnt, wenn er ihr entgeht.
Doch — — Ja, ſein Urtheil wird noch heut zurück geruffen.
Muſtapha fürchte nichts, dein Richter iſt dein Vater.

Soliman.

Du denkſt zu klein von mir. Mein Sohn gilt bey mir viel,
Doch die Gerechtigkeit und du gilſt mehr als er.
Gerechtigkeit und du vertreiben bald den Vater.
Drum Frevler fürchte mich, dein Vater wird dein Richter.
Er ahmt der Mutter nach. Die war nicht ſo wie du.
Sie liebte meinen Thron, mich, weil ich ihn beſaß.

Roxalana.

Verfluchter Eigennuz! Ja, Himmel, deine Strafen
Erbitt ich über mich, die unerhörten Strafen,
Wenn je in meiner Bruſt ein toller Wunſch entſteht,
Der nicht auf den Gemahl, auf ſeinen Thron nur zielt.
Wär durch des Schickſaals Schluß mein Soliman in Hütten,
Aus unbekanter Schooß, im niedern Staub gebohren,

Ich wehlt und liebt ihn doch. Beſäß er keinen Thron,
Genug, mein Solimann wär eines Thrones werth.

Solimann.

O! wer ſo edel denkt, kann nicht unedler lieben.
Du ſollſt auch meine Treu — — Du ſollſt ſie heute ſehen — —
Muſtapha — —

Roxalana.

Bringet dir, wenn du ihn nur erblickſt
Den heuchleriſchen Sohn, bald andre Schlüſſe bey.

Solimann.

Mir? Mir!

Roxalana.

Dem Vater, ja.

Solimann.

Nein, und dem vorzubeugen
Will ich ihn unverhört zu ſeinem Tode ſchicken.
Ich ſehe, Temir kommt, laß mich mit ihm allein — —

Roxalana.

Doch meinetwegen Herr, vergieße nicht ſein Blut.
Die Rache treibt mich nicht. Ich will ihm gern verzeyhen — —
Wenn du verzeyhen kannſt, nun wohl, ſo mag er leben!

Solimann.

Die Großmuth ſpricht aus dir. Dir brächte ſie zwar Ruhm,
Doch mir nur Schimpf — — — Nein — Geh!

Dritter Auftritt.

Solimann. Temir.

Nur, Temir, näher her!
Weiſt du mein Unglück ſchon? Haſt du mich ſchon beklaget?
Erkennſt du meinen Sohn in jenem Miſſethäter?
Und kennſt du mich in ihm? Beweiſet er ſein Blut?
O der verfluchte Sohn! dem nichts — nichts — heilig iſt

Temir.

Ich hätte Flammen eh im tiefſten Meer geſuchet,
Und Berge auf der See, und Dunkel in der Sonne,
Als in Muſtaphens Bruſt der Laſter Heßlichkeit.
Bedenke, Solimann, wie kindlich treu er ſchien!

Wenn hat er dich erzürnt? Ich hab ihn auferzogen,
Und weiß ſein biegſam Herz, das Tugend kennt und liebet.
Die Väter mahlt ich ihm als Götter auf der Welt,
Durch die der Götter Gott die raſche Jugend zwingt;
Ihr Seegen und ihr Fluch ſey Gottes Fluch und Seegen;
Wer ſie mit Ernſt verehrt, der habe Gott verehret.
Der Ehen heilig Band, durch das die Welt beſteht,
Der Keuſchheit ſtreng Geſez, den Eckel der Natur,
Des Vaters Nebenbuhl, der Mutter Mann zu werden,
Dieß alles drückt ich ihm jung in ſein wächſern Herze.
Und dieſen Eindruck läßt er ohne Würkung ſeyn?
Was Wunder, wenn nunmehr die gröſte Schuld mich trift!
Was Wunder, wenn der Neid mich ihm nun gleich wird achten?
„Aus ſeinen Lehren hat er dieſes Gift gezogen — —
„Den ſtrafe man ſtatt ihm — — der ging aufs Kayſers Tod — —
„Muſtapha mußte nur ſein leidend Werkzeug ſeyn.“
So grauſam ſchimpft er mich. Wirſt du es auch nicht glauben,
Der Pöbel glaubt es doch, der ſtets das ſchlimmſte glaubet.
Wie wenn ein junger Baum, der Nuz und Frucht verſprach,
Zu unſerm Schmerz verdorrt und unſre Hofnung teuſcht,
Der Gärtner leiden muß, ſo werd ich leiden müſſen — —
Doch Gott ſoll Zeuge ſeyn — —

Solimann.

Nein — — Ich will es bezeugen,
Wie viel du Treu und Fleiß an dieſen Baum gewandt.
Wenn ein gepflegter Baum durch innern Wurm verdorrt,
Spricht man den Gärtner loß, ſo wie ich dich losſpreche,
Und das unnüze Holz läßt man die Glut verzehren.

Tarantula.

Eine Poſſenoper, im neuſten italieniſchen
Guſto oder Geſchmack,
aufgeſetzt
von
einem reiſenden Liebhaber der Muſik und Poeſie,
bey Eröffnung des Operntheaters
in Teltow.
Teltow an der Tyber.*) 1749.

Imprimatur.
Leopoldo di Villati,
Poeta di sua Maesta.

Vorrede.

Ich gebe meine Arbeit vor nichts weniger, als vor ein Meiſterſtück aus; doch bin ich überzeugt, daß wahrhaftig groſſe Kenner der Muſik und Poeſie ungemeine und ſeltne Schönheiten darinnen finden werden. Willſt du nun, mein Leſer, bey mir vor einen wahrhaftig groſſen Kenner der Muſik und Poeſie gelten, ſo — — — ſapienti ſat. Lebe wohl! Was ich dir ſonſt ſagen könnte, wirſt du theils ſchon auf dem Tittel geleſen haben, theils kanſt du es in jeder Vorrede finden, und in ſo weit verweiſe ich dich auf die, die vor mir geſchrieben haben. Lebe nochmals wohl!

Innhalt.

Ich war zwar erſt in Willens dieſer meiner Oper keinen Innhalt vorzuſetzen; denn ich glaubte, das Vergnügen etwas unerwartetes zu finden, ſiele dadurch weg. Weil ich aber hernach fand, daß man ihn noch in keiner gedruckten Oper weggelaſſen habe, und nicht ohne Grund befürchtete, man möchte mein Stück vor unvollkommen halten, wenn er einzig bey mir fehlte, ſo habe ich mich endlich entſchloſſen bey der Mode zu bleiben. Der Innhalt meiner Tarantula wäre alſo kürzlich dieſer — — — Doch den Augenblick fällt mir ein entſetzlicher Scrupel bey. Könnte nicht ein boßhafter Spötter ſagen, die Opernſchreider müßten wohl den Innhalt verſetzen, weil man ſonſt unmöglich aus der Oper ſelbſt klug werden könne. Der Geyer! ſo einen Vorwurff mag ich meinem Singſpiele nicht gerne machen laſſen. Ich will alſo den Innhalt ſo lange lieber zurück halten, bis ich mich bey dem Hern. W. darüber Raths erhohlen kann.

---

*) Erſt hat Leſſing geſchrieben „Leipzig." Gleichwohl muß die Oper in Berlin gemacht ſein.

Muſick, Ballets und Verziehrungen ſind alles von meiner eignen Erfindung. Man ſiehet alſo wohl, daß ich darzu gebohren bin, dem deutſchen Opertheater aufzuhelffen.

Perſonen des Singeſpiels.

Olibrio. Ein närriſcher Muſicus.
Polinello. Ein alter Medicus.
Leminte. Des Polinello Tochter.
Liſette.
Octavio. Der Leminte Liebhaber.
Marelli.
Ein Chor Kranker.
Des Polinello Hausgeſinde.

Wann es möglich ſeyn wird, will ich auch unſerm ehrlichen Schulmeiſter allhier **Claus Steffen** eine Rolle geben.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Das Theater ſtellt den Plaz vor des Polinello Hauſe vor. Es treten auf **Ein Chor Kranker** und **Olibrio**. Unter den Kranken kann man allerhand beliebige wunderbare Figuren aufführen; Leute mit Buckeln, mit Stelzen, ohne Hände und Füße, wo möglich auch ohne Kopf. Will man was recht beſondres machen, ſo kann man einige in Betten auf den Schauplatz tragen, oder ſie durch den Himmel mit Stricken hernieder laſſen, weil doch wahrſcheinlich iſt, daß es um das Hauß eines großen Arztes ſehr gedrenge ſeyn müſſen. Bey dieſer Gelegenheit wäre alſo das Flugwerk auf eine ſehr natürliche Weiſe anzubringen. Die Kranken ſingen folgendes, und Herr Olibrio, welcher mitten inne ſtehen muß, ſchlägt den Tackt.

Chor.

Preiſet! Preiſet unſern großen Arzt!
Der durch Pulver, Pillen, Harzt
Uns curiret
Und dem Tod entführet.

Man merke, daß die Kranken hin und wieder in dem Singen Fehler machen müſſen, damit die Wahrſcheinlichkeit, wieder welche man bisher in den Opern ſo vielfältig verſtoſſen hat, deſtobeſſer beobachtet werde. Uebrigens wird man wohl thun, wenn man das Chor etliche zwanzigmal wiederhohlen läßt; denn ich beſorge, der erſte Actus möchte etwas kürzer gerathen, als die übrigen zwey. Nach dem Chore folgt, wie billig, ein Recitativ.

Olibrio.

Was hat man nicht vor Müh mit deutſchen Kehlen,
Die, wenn ſies hundertmal gehört,
Doch hundertmal noch fehlen.
Ihr Ochſen lernt doch einmal ſingen,
Sonſt wird mirs wenig Ehre bringen.
Zumal du Eſel da — —

Einer von den Kranken.

Je Herr — — ich — — ſtott — — re — — ja.

Olibrio.

Nu, dasmal mag es ſeyn,
Doch morgen ſtellt euch wieder ein.
Denn was kan billiger wohl ſeyn,
Als daß ihr euern Arzt mit Singen preiſet,
Der ſeine Kunſt an euch beweiſet?

Die Kranken gehen ab.

Andrer Auftritt.

Olibrio. Polinello.

Polinello.

Mein lieber Herr Olibrio,
Ich bin entſetzlich froh,
Daß man durch ihr Bemühn,
Mir ſo viel Ehr erzeugt,
Und auf der Gaſſe gar von meinem Ruhm nicht ſchweigt.

Olibrio.

Ich thue nichts, als meine Schuldigkeit,
Und bin bereit,
Noch mehr zu thun,
So bald ich werd in ihrer Tochter Armen ruhn.

Polinello.

Ey das hat ſeine Richtigkeit.

Sie ſind mein Schwiegerſohn,
Wenn es der Teuffel ſchon,
Mit aller Teuffelhaftigkeit,
Verwehren und verhindern ſollte.

Olibrio.

Doch wann erſcheinet denn der Tag,
Wo man mit zärtlichem Entzücken
Die Venus wird beglücken!
Der Tag, der dreymal ſeelge Tag,
Den ſie ſo oft verſchoben haben!
 Erſchein! Erſchein! Ich ſterbe,
 Vor langem Harren ſterb ich noch.
 Vergeblich Harr'n! So herbe
 Forse il morir non è.
  Doch ja er kömmt, der Tag,
  Da ich dir zeugen mag,
  O grauſame Leminte,
  Ch' io nacqui ſol per te.

Bey der erſten Wiederhohlung dieſer vortrefflichen Aria, will ihm Polinello ins Wort fallen. Olibrio winkt ihm aber. Bey der andern Wiederholung will er abermals reden, Olibrio aber ſchlägt ihn aufs Maul. Sobald er beſchloſſen, ſagt er ganz haſtig

Olibrio.

Zum Henker laſſen Sie mich doch
Erſt meine Arie zu Stande bringen.

Polinello.

Wer wird denn einerley ſo oftmals ſingen!
Ich habe ja wohl noch,
Gottlob und Dank, geſunde Ohren.

Olibrio.

Allein wie leicht geht nicht ein Wort, ein Ton verlohren!
Und jedes Wort, und jeder Ton
Iſt in den Opern Goldes werth,
Zumal wenn man mich hört.

Polinello.

Nu, nu, ich glaub es ſchon,
Erzürnen ſie ſich nicht, Herr künftger Schwiegerſohn;

Es möchte Kind und Enkeln ſchaden.
Der Zorn fährt in die Waden;
Und in den Waden ſteckts, wie wir es Aerzte wiſſen.
Doch, wenn ſies nicht erwarten können,
Und gar ſo ſehr vor Liebe brennen,
Nun gut, ſo ſollen ſie als Braut
Noch heute meine Tochter küſſen.
Topp! heute ſind ſie noch getraut!

Olibrio.

Noch heute! heut! o himmliſch Licht!
O welche Götter Wolluſt werd ich fühlen!

Gegen das Orcheſter.

Verdammt! Ihr Herren, könnt't ihr nicht
Die Zeilen Arioſo ſpielen?
Sie warens, dächt ich, wohl noch werth.
Doch wird Lomintens Grauſamkeit
Auch ihres Vaters Willen weichen?
Sie liebet ſeit geraumer Zeit
Den Herrn Octavio.

Polinello.

Ho! Ho!
Der ſoll ſie nicht erſchleichen.
Mein lieber Herr Octavio,
Laß er ſich rathen, mach ers ſo — — er wiſcht ſich das Maul
Und geh er ſeinen Gang.
O geh er! geh er! groſſen Dank!
Was? ſo ein Narre ſoll mein Kind — —!
Gleich will ich zu ihr gehen.
Sie ſollens ſehen, ſie ſollens ſehen — — (will gehn)

Olibrio.

Gedult, weil wir beyſammen ſind,
So laſſen ſie uns erſt ein klein Duetto ſingen.

Polinello.

O! ein Duetto iſt zu ſchwer.
Das würd' ich nicht zu ſammen bringen.
Ich danke Gott daß ich mit Müh und Noth kann ein Recitativ ſingen. Ehe ich durch ſie ſo eine große Liebe zur Muſick bekam, konnte

ich gar nicht ſingen. Es hat ſich aber doch ſeit dem ein wenig gegeben. Nicht wahr? Ja — jezo bin ich ſchon ſo ein ziemlicher Operiſte. Drum habe ich auch in meinem Hauſe ganz weißlich verordnet, daß fein alles geſungen wird. Es klingt noch einmal ſo gut. Ich ſinge auch meiſtentheils bey den Kranken, wenn ich Arzeneyen verordne. Es haben mich zwar einige ausgelacht, aber die Narren wiſſen nicht, daß ich es nur deßwegen thu, damit man doch einen wahrſcheinlichen Grund angeben könne, warum in dieſer Oper alles geſungen wird. Den Grund pflegen die Herren Opernſchreiber ſonſt immer zu vergeſſen.

Olibrio.

Doch ſchämen ſie ſich nicht
So viel ohn Reim und Tackt zu ſprechen,

Polinello.

Nu, nu, das müſſen ſie nicht rechen,
Was man ſo incidenter ſpricht.
Ich geh, ſie ſollen ſehen was ein Mann
Und was ein Vater kan.

Olibrio.

Ich werde ſie begleiten.

Polinello.

O laſſen ſies nur ſeyn; es hat nichts zu bedeuten.
Sie haben doch
Ein Wort wohl im Vertrauen noch
Dem auditorio ins Ohr zu ſagen!

Olibrio.

Nein, dasmal nichts.

Polinello.

O das iſt zu beklagen.

Olibrio.

Allein ſie haben es um das Duett gebracht. gehn ab.

Dritter Auftritt.

Lominte. Liſette.

Liſette.

So, kommen ſie doch fort,
Der Schauplatz bleibt ja ledig.

Leminte.

Nu, nu, Liſette, gnädig.
Entläufft uns denn der Ort?
Ich kann beynah vor Schmerz und Traurigkeit nicht fort.
Ich ſorg, ich ſorg, mein Vater wird mich zwingen.

Liſette.

O zwingen mag er immerhin,
Nur laſſen ſie ſich nicht bezwingen.

In der Muſick iſt der Unterſcheid von zwingen und bezwingen ganz vortrefflich ausgedruckt. Und die Coleratur, die auf der Syllebe beliegt, iſt ausnehmend ſchön. Man darf ſich nicht etwa daran ſtoßen, daß es eine Zeile aus dem Recitativ iſt. Einem Meiſter ſteht ſo eine Freyheit ſchon frey.

Der gute Schöps, denkt er denn, daß ein Mädchen ſich
Nichts wünſcht als einen Mann,
Der trefflich geigen kann!
Geige hin und geige her,
Du geigeſt dennoch hinterm Steg;
Flavio,
Lucio,
Olibrio,
Du kriegſt nimmermehr
Meine Jungfer weg.
Geige hin und geige her.
Da lob ich mir den Herrn Octavio.
Er geiget auch ein Bißchen vor das Hauß,
Doch macht er nicht ſein Handwerk draus.
Und haben wir ihm nicht ſchon unſer Wort gegeben?

Leminte.

Ja, ſonder ihn kann ich nicht leben. (Sie weint erſchrecklich)

Liſette.

Sie ſollen ja auch nicht.
Es liegt Liſettens Ehre dran,
Daß ſie es halten kan,
Was ſie verſpricht.
Wer wird denn gleich ſo ſchrecklich weinen!
Ein Bißchen gehet wohl in einer Oper an.

Man muß nicht gar zu ängſtlich ſcheinen
Um einen leidgen Mann.
Doch St! da kommt er ſelbſt mit ſeinem Diener an.

Vierter Auftritt.

Es wäre zwar nicht nöthig, daß man das Theater hier veränderte, doch weil es ſchon ganzer 3 Auftritte durch einerley geblieben iſt, ſo erfordern es die Regeln einer in omnibus numeris abſoluten Oper. Man wird derohalben den Ort zwar ſelbſt beyzubehalten, doch einige andre Auszierungen deſſelben anzubringen, und beſonders den Proſpekt zu ändern belieben. Variatio delectat.

Octavio. Marelli. Leminte. Liſette.

Weiber ſind Weiber.

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

> ME. — optuma femina — — EV. ubi ea est? quis ea
> Est nam optuma? — — — — — —
> — — — — — — — —
> Nam optuma nulla potest eligi: alia alia
> Pejor — est — — —
>
> Plautus.

Berlin 1749.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hilaria. Laura. Liſette.

Liſette. Nu ja. Solchen Männern glauben ſie noch die geringſte Treue ſchuldig zu ſeyn? Es iſt nun beynahe 3 Jahr, daß ſie wieder Wiſſen und Willen ihrer Weiber davon gegangen ſind. Sie haben zwar Zeit gehabt, daß ſie gegangen ſind, wenn ſie nicht wollten in Verhaft genommen werden. Aber hätten denn die Schufte von Ehemännern ihnen ſeit der Zeit nicht einige Nachricht geben können? Keinen Hund, keinen Buchſtaben haben ſie mehr von ihnen geſehen. Iſt denn daraus nicht offenbar, daß ſie ſich ihres Rechts gutwillig begeben haben? Das beſte iſt, meine lieben Madames, daß ſie nicht viel an den Schurken verlieren. Sie können abkommen. Beyde können ſie abkommen. Ich habe ſie zwar nicht ſelber zu kennen die Ehre gehabt, das wiſſen ſie. Aber nach ihrer eignen Beſchreibung, ſo iſt der eine ein Verſchwender, der andre ein Verthuer geweſen. Der eine hat ſein Geld verſpielt, der andre hat es in Pharao verlohren. Der eine hat ſeine Frau verſäumet, der andre hat ſie braache liegen laſſen. Der eine hat es mit andern Weibern gehalten, und der andre mit ſeines Nachbars Weibe. Kurz, es ſind Brüder dem Leibe und der Seele nach geweſen. Den einzigen Unterſcheid ausgenommen, daß der eine ſeiner Frau wenigſtens allen Willen gelaſſen, der andre aber gegen die ſeinige noch darzu ein rechter unſinniger Wieterich geweſen iſt. Der Unterſcheid iſt gleichwohl groß genung, daß ſie wenigſtens, Laura — — — Aber ſie laſſen mich auch ganz alleine reden. Stehe ich denn auf der Kanzel? Darf denn niemand darzwiſchen reden? Warum reden ſie nicht, Madame Laura — — Madame Hilaria — — Aber was? Das iſt ein artiger Anblick — — Sie lachen. Und ſie weinen. Warum lachen ſie, Madame Hilaria? Warum weinen ſie, Madame Laura? Nun ſehe ich, daß es unmöglich iſt zweyen Herren zu dienen. Soll ich mit ihnen lachen? Soll ich mit ihnen weinen? Soll ich vielleicht lachen und weinen zugleich?

Hilaria. Mache was du willſt.

Liſette. Ich werde alſo weder lachen noch weinen. Denn ich habe zu beyden noch keine Urſache. Aber entdecken ſie mir doch den Grund ihres Kummers?

Laura. Den Grund meines Kummers? Liſette kan noch fragen? Er iſt euch ſo wohl als mir bekannt. Einen Mann, einen liebenswürdigen Mann vermiſſen, und in Gefahr ſeyn, ihn auf ewig zu vermiſſen — — — Ach! kan man meine Thränen unbillig ſchelten?

Liſette. Alſo haben ſie wohl ihren Mann geliebt. Das iſt das erſte was ich höre. Sie ſind ſehr verſchwiegen damit geweſen. Und ich wette, Leander hat es ſelbſt nicht gewuſt. Ein liebenswürdiger Mann — — bey dem das Zanken das tägliche Brod geweſen iſt. Der es nicht einmal bey dem Zanken hat bewenden laſſen. Entweder Leander iſt nicht ſo arg geweſen, als ſie und andre mir ihn beſchrieben haben, oder — —

Laura. Nicht ſo arg? Man kann ihn nimmermehr ſo arg beſchreiben, als er geweſen iſt.

Liſette. Und doch weinen ſie um ihn!

Laura. Es war ein Teuffel von einem Manne.

Liſette. Und doch weinen ſie um ihn?

Laura. Unmöglich kan es ihm in der Welt wohl gehen.

Liſette. Der liebenswürdige Mann!

Laura. Aber das betrübt mich eben, daß ihn vielleicht Gott meinetwegen jezo heimſucht. Wer weiß wo er jetzo iſt; wer weiß wie übel es jetzo ihm geht. Ach mein allerliebſter Leander! Ich vergebe dir alles, was du mir zu viel gethan haſt. Deine Uebereilung, deine Trunkenheit — — —

Liſette. Weinen ſie nur, Madame, weinen ſie. Vielleicht ſtraft ſie der liebe Gott, daß er wiederkömmt, und alsdann werden ihre Thränen billig ſeyn. Wenn ihre Thränen noch Thränen des Verdruſſes, und des Andenkens, wie viel ſie bey ihm ausgeſtanden, wären — — —

Laura. Ach, Liſette, hört er denn auf deßwegen mein Mann zu ſeyn, weil er mich übel gehalten hat?

Liſette. Aber ihre Verbindlichkeit hört auf ihn zu lieben. Sagen ſie was ſie wollen. Ich ſehe es allzuwohl. Ihre Thränen ſind Weiberthränen, das iſt Thränen ohne Urſache. Oder, aufs höchſte Thränen des Eigenſinnes.

Laura. Ihr ſeyd eine Närrin, Liſette. Was würden die Leute ſagen — —

Liſette. Und alſo weinen ſie nur die Leute zu hintergehn? Ihre Thränen ſollen der Welt das glaublich machen, was ihre Aufführung gegen ihren Mann doch ſo deutlich wiederlegt hat? Und darzu, ſie ſind ſehr thörigt, daß ſie nach dem Ruhme einer treuen, und außerordentlich treuen Frau ſo geitzen. Dieſer Ruhm iſt jezo in den Augen der Welt ſehr klein. Denn dieſe theilt ſich nur in zwey Hauffen. Der eine hält dieſe Tugend bey einem Frauenzimmer für lächerlich und abgeſchmackt. Der andre für falſch und erdichtet. Der eine glaubt ſie nicht, und der andre achtet ſie nicht. Wir müſſen uns jeziger Zeit durch ganz andre Eigenſchaften beliebt machen.

Laura. Es iſt ſchlimm genung, daß die Tugend ſo wenig geachtet wird.

Liſette. O die Tugend, die keinen andern Grund hat, als ein was werden die Leute ſagen, die verdient dieſen Tittel ſehr wenig. Von Gott und Rechts wegen ſollten ſie lachen, Madame Laura, und ſich freuen, daß ſie eines Mannes loß ſeyn, den ſie ſelbſt nicht genug tadeln können. Und wenn ja eine von ihnen beyden weinen wollte, ſo würde es an ſie kommen, Madame Hilaria. Denn Männer, die ſich ihrer Weiber wegen ruiniren, ſind jezo ſehr rar. Sie möchten wohl keinen ſeines gleichen wieder finden.

Hilaria. Das kan ſchon wahr ſeyn. Aber ich weinen? Ich! Was hätte ich das Urſache? Mein Mann war eine ehrliche Haut, ob er gleich auch ſeine Fehler hatte. Und dafür war er eine Mannsperſon. Ich war ihm rechtſchaffen gut. Ich bin ihm auch jezo noch gut, ſo gut, als man einem Manne in ſeiner Abweſenheit ſeyn kann. Aber was hülffe mir meine Betriebniß? Er kömmt nicht wieder; nun gut, ſo mag er wegbleiben. Wenn es ihm an einem Orte beſſer geht, als es ihm hier gehen würde, warum ſollte ich es ihm nicht gönnen? Unterdeſſen kann ich mir ein unſchuldiges Vergnügen mit meinen närriſchen Freyern machen.

Liſette. O die hat ihr Vater ziemlich verjagt. Und es iſt ihnen noch der einzige Herr Segarin übrig geblieben.

Hilaria. Das iſt es eben, was mir noch einigen Verdruß machen könnte, wenn ich nur im geringſten darzu aufgelegt wäre. Ein Frauenzimmer wie ich nur einen Freyer zu haben? Das kränkt; das iſt unerträglich. Und wo ſich nicht bald wieder neue bey mir melden, Schweſter, Schweſter, ſo wirſt du deinen Herrn Wohlklang am längſten gehabt haben. Glaubſt du nicht, daß ich reitzend genug bin, ihn dir abſpänſtig zu machen?

Laura. O Hilaria, was verräthſt du vor ein niederträchtiges Gemüth? Iſt das die Treue, die du deinem Manne an dem heiligen Altare geſchworen? Ueberlegſt du denn gar nicht, was die Welt von dir ſagen wird?

Hilaria. O, ich ſage von der Welt was ich will, und die Welt hat eben das Recht über mich.

Liſette. (zur Laura) Aber gleichwohl ſcheint es, als ob ihnen der Verluſt des Herrn Wohlklangs etwas nahe gehen würde, troz der Liebe gegen ihren abweſenden Mann!

Laura. Eure Reden quälen mich, ſchweigt, Liſette.

Hilaria. Aber ich möchte nur ewig wiſſen, was unſern klugen Vater auf den närriſchen Einfall gebracht hätte, alle unſre Freyer ab zuweiſen, und juſt die zwey ſchlechteſten zu behalten, die er mit der ungegründeſten Hoffnung von der Welt ſchmeichelt. Ein närriſcher Muſicus und ein abgedankter holländiſcher Capitain — — —

Liſette. Er hätte ſie für ſich nicht beſſer wehlen können. Dieſe zwey Leute beſitzen, was er nicht beſitzt, und er beſitzt, was ſie nicht beſitzen. Iſt es denn alſo ſehr zu verwundern, daß ſie ſo wohl mit einander zuſammenſtimmen? Ihr Herr Vater hat Geld, und das fehlt beyden. Urſache genug, ſich vor ſeiner Töchter Freyer auszugeben. Bey dem einen lernt er dafür ſingen, weil er es trotz der Natur, die ihm Ton und Gehör verſagt hat, lernen will. Und der andre erzehlt ihm dafür ſeine Schlachten und Heldenthaten, weil er durch die Bewundrung fremder Tapferkeit den Mangel der ſeinigen zu erſetzen glaubt.

Hilaria. Schweig, Liſette. Da kömmt er gleich. Er braucht ſeine Lobrede eben nicht mit anzuhören.

Zweyter Auftritt.

Hr. Seltenarm. Und die Vorigen.

Hr. Seltenarm. Ha! hier ſind ſie. Ich will ganz ſäuberlich mit ihnen verfahren; vielleicht richten die guten Worte mehr aus als die böſen — — Nu, ihr ungerathnen Töchter, werdet ihr bald aufhören euerm Vater zu widerſprechen?

Liſette. In der That, mein Herr, ihre Anrede iſt ſehr verbindlich.

Herr Selt. Nicht wahr, Liſette? (ſachte zu ihr) Höre, ich habe immer ſonſt gegen ſie das rauche herausgekehrt. Allzuſcharf kan nicht gut thun. Ich wills einmal in der Güte mit ihnen verſuchen.

Liſette. Schon recht, ſchon recht.

Hr. Selt. Bedenkt doch, daß euch eure Mutter, neun Monate unter ihrer Bruſt, mit großer Gefahr und Angſt getragen hat. Und, ihr Wiederſpänſtigen, wollt mirs ſo belohnen?

Liſette. Höflich genung, wahrhaftig.

Hr. Selt. Glaubt ihr, ihr Brodfreſſer, die ihr nichts verdienen könnt, daß ich euch noch länger in meinem Hauſe leiden werde?

Liſette. Sie werden allzugütig, Herr Seltenarm.

Hr. Selt. Ich thu es mit Bedacht. Ich thu es mit Bedacht. Ich habe euch ſchon mehr als einmal gedroht, euch aus meinem Hauſe zu ſtoßen, mich eurer ganz zu entziehen, wann ihr mir nicht folgen wollt. Meiner Gütigkeit habt ihrs einzig und allein zu verdanken, daß ich dieſe Drohung jezo nicht wiederhohle. Aber glaubt gewiß, ich erfülle ſie.

Liſette. Was vor ein Ueberfluß väterlicher Liebe!

Hr. Selt. Ihr gottloſen Kinder — — Liſette, iſts ſo recht!

Liſette. Mehr als zu recht.

Hr. Selt. Wollt ihr mich denn noch vor der Zeit unter die Erde ärgern? Gott wird euch ſtraffen, gebt acht! — Iſt das gelinde! Liſette.

Liſette. O vortrefflich!

Hr. Selt. Bedenkt doch, daß ungehorſame Kinder verflucht ſind.

Liſette. Wie zärtlich!

Laura. Sie beſchuldigen uns des Ungehorſams! Wie könnten wir ihnen mehr gehorſam ſeyn, als wenn wir denjenigen Männern treu verbleiben, die ſie uns ſelbſt gewehlt haben!

Hr. Selt. Schweig, du Scheinheilige! Habe ich denn nicht ofte genung geſagt, daß die Herrn Conſiſtorialräthe faſt alle meine guten Freunde ſind, und daß ich eure Eheſcheidung augenblicklich erlangen kan!

Hilaria. Eheſcheidung! Warum ſollten wir von unſern Männern geſchieden werden, mit denen wir doch auf das allerfriedlichſte leben! Die uns in drey Jahren nicht die geringſte ſaure Mine gemacht haben. Die uns in der Zeit haben thun laſſen, was wir nur ſelber gewollt. Wenn man ja Männer haben muß, ſo ſind dieſes die beſten. Je weiter von uns, je beſſer für uns.

Hr. Selt. Ey ſieh! Kanſt du bey deinem Wittwenſtande ſo gleichgültig ſeyn! Dahinter muß was ſtecken. Beynahe komme ich auf die Gedanken — — Nu, nu, ich wills gewiß erfahren, ich wills gewiß erfahren.

Hilaria. O! ich will ihnen alles ſelbſt ſagen, was ſie nur von mir erfahren können. Sie wiſſen, daß ich mich mit meinem Manne, ſo lange wir beyſammen geweſen ſind, ſehr wohl vertragen habe. Warum ſollte ich mich nun, ohne ſein Verſchulden, ſeiner entziehen?

Hr. Selt. Ohne ſein Verſchulden? Iſt er nicht zum Bettler worden? Iſt er nicht davon gegangen?

Hilaria. An dem erſten könnte ich wohl ſelbſt unſchuldiger Weiſe Urſache haben. Und mit ſeinem Weggehen hat er mir nun eben auch keinen großen Verdruß verurſacht. Es fehlt mir ja in ſeiner Abweſenheit an nichts, und ich habe über nichts zu klagen, als über ihr ungeſtümes Anhalten, mich, da ich den erſten Mann noch habe, dem andern ſchon zu überlaſſen. Ein ganz anders wäre es, wenn er geſtorben wäre, oder wenn ich gewiß wüßte, daß er mich gänzlich vergeſſen habe. So lange als eines von beyden nicht iſt, ſo lange — — — —

Hr. Selt. Mag der Vater ſingen und ſagen — — es wird doch nichts draus.

Hilaria. Es iſt gut, daß ſie mich der Mühe es ſelbſt zu ſagen überheben.

Hr. Selt. Wenn er aber nun geſtorben wäre? He!

Hilaria. O alsdann — — alsdann würde ich mein Herz ohne Bedenken an einen andern ſchenken; und zwar an den, der mir am beſten gefiele, nicht aber an den, den ſie mir vorſchreiben würden — —

(geht ab)

Dritter Auftritt.

Hr. Seltenarm. Laura. Liſette.

Hr. Selt. Das iſt brav!

Laura. Ach Gott, wie leichtſinnig iſt meine Schweſter! Nein, mein liebſter Leander, du magſt ſeyn wo du willſt, es mag dir gehen wie es gehe, ich will allezeit als eine treue und rechtſchaffne Frau an dir handeln. Gott laſſe mir nicht die traurige Nachricht von deinem Tode erfahren! Mit Kummer und Traurigkeit würde ich den übrigen Reſt meiner Tage zubringen. Und die größte Wohlthat, die mir der Himmel alsdann erzeugen könnte, wäre, das Ende meines elenden Lebens zu beſchleinigen, um mit dir in jenem Leben bald wieder vereinigt zu ſeyn. (geht ab)

Vierter Auftritt.

Hr. Seltenarm. Liſette.

Liſette. Herr — — —

Hr. Selt. Nu — — —

Liſette. Unmöglich ſind alle beyde ihre Töchter.

Hr. Selt. Warum das?

Liſette. Ja, ja. Aufs höchſte können ſie nur von einer Vater ſeyn.

Hr. Selt. Narre, ſie ſind ja alle beyde von meiner Frau.

Liſette. Daran zweifle ich nicht. Aber müſſen ſie denn deswegen alle beyde von ihnen ſeyn?

Hr. Selt. Von wem ſonſt!

Liſette. Wenn ich ihre Frau geweſen wäre, ſo könnte ich ihnen nähere Nachricht geben. Laura und Hilaria ſind von ſo unterſchiedener Gemüthsart, daß ſie ohnmöglich einen Vater haben können.

Hr. Selt. Meine Frau kann ſich wohl mit der einen an jemanden verſehen haben, daß ſie alſo ihrem Vater nicht hat nachſchlagen können.

Liſette. So? erſtreckt ſich das Verſehn auch bis auf die Seele? Das iſt das erſte, was ich höre.

Hr. Selt. Ja, ſie ſind ja auch bey alledem einander noch ziemlich gleich. Du ſiehſt ja, daß ſie alle beyde ihren Männern treu und mir ungehorſam bleiben wollen. Die Gottloſen!

Liſette. Aber der einen ihr Leichtſinn, und der andern ihre Betrübniß, wie ſind denn die mit einander zu vergleichen?

Hr. Selt. O! was ſich nicht vergleichen läßt, das — — läßt ſich nicht vergleichen. Aber Liſette, laß uns doch auch von unſrer Sache etwas reden.

Liſette. Was iſt das vor eine Sache?

Hr. Selt. Je, unſre Sache — — —

Liſette. Ich weiß nicht, was ſie wollen.

Hr. Selt. Je Närrchen — — —

Liſette. Ha! ha! aus dem Närrchen merke ich bald, was es ſeyn ſoll. Nein, damit ſchweigen ſie nur vor jetzo ſtille — —

Hr. Selt. Aber biſt du nicht ein dummes Thier? — —

Liſette. Allerliebſte Carreſſen — —

Hr. Selt. Alberne Hure, ich meyne es ja nicht ſo arg — —

Liſette. O, immer beſſer und beſſer.

Hr. Selt. Nu, das iſt wahr. Dümmer, alberner, und närriſcher kann wohl auf der Gotteswelt kein Mädel ſeyn, als du biſt. Du ſiehſt ja, daß alles zu deinem Beſten ſeyn ſoll. Ich bin dem Aaſe ſo gut, und gleichwohl — — —

Liſette. Und gleichwohl nennen ſie mich ein Aas.

Hr. Selt. Je, ſoll denn alles bey dir complimentirt ſeyn? Ich rede wie mirs ins Maul kömmt. Die Complimente, der hundsfüttiſche Quark — —

Liſette. Kömmt ihnen der auch ins Maul?

Hr. Selt. Ach, mache keine Poſſen. Sieh, wir könnten ſo hübſch mit einander leben, als ich nimmermehr mit meiner Frau gelebt habe. Ich wollte dich zu meiner Ausgeberin machen — —

Liſette. Und der Einnehmer wollten ſie bleiben. Für das Amt bedank ich mich.

Hr. Selt. Ach, du wiſſt mich nicht verſtehen. Aber nim doch nur dein Bißchen Verſtand zu ſammen, ſiehſt du denn nicht, daß du dir ſelber im Lichte ſteheſt? Wann du fein meine Töchter ſelbſt zu einer neuen Heyrath bereden wollteſt, ſo bliebſt du ja hernach alleine im Hauſe — —

Liſette. Und das mag ich eben nicht.

Hr. Selt. So? Du hätteſt die ganze Wirthſchaft alsdann ſelber zu führen, und ich wollte dir es nicht übel nehmen, wann du dir einen Pfennig dabey ſammelteſt. Ich wollte dir ſo gar deinen Lohn verdoppeln — —

Liſette. So? Das iſt, wenn ich mich jezo nur manchen Tag nicht ſatt eſſen kan, ſo wollten ſie mich wohl alsdann ganze Wochen hungern laſſen, und wenn ich jezo ganze Monate auf meine Bezahlung warten muß, ſo wollten ſie mich alsdann wohl ganze Jahre lauren laſſen.

Hr. Selt. Biſt du nicht ein gottloſes Rabenaas! Mir ſolch Zeug ins Geſichte zu ſagen? Wenn es auch wahr wäre, muß mir es denn der Alb — — Aber ich will dirs das mal noch verzeyhen. Komm her, küſſe mir die Hand dafür.

Liſette. Gedult einen Augenblick, ich will nur erſt ihre Töchter darzuhohlen. (ſie thut als wollte ſie weggehn)

Hr. Selt. Biſt du raſend? Bleib da! Bleib da!

Liſette. Soll ich ihnen die Hand nicht küſſen? Ich thue alles, was ich thue, gern vor aller Welt.

Hr. Selt. Und ich nicht. Wer weiß was meine Töchter denken könnten, wenn du mir die Hand küßteſt.

Liſette. Sollten ſie etwas dabey denken können? Aber könnte ich nicht auch was dabey gedenken, daß ich es nicht in Gegenwart ihrer Töchter thun ſoll!

Hr. Selt. Deſto beſſer, wenn du was dabey gedenkſt, wann du nur das rechte gedenkeſt. Aber ſchweig, laß dir nichts merken, Herr Wohlklang kömmt — —

Liſette. Ha, ha! Ihr Herr c. d. e. f. g.

Fünfter Auftritt.

Hr. Seltenarm. Liſette. Hr. Wohlklang.

Hr. Wohlklang. Nun, mein Herr, werden die Entſchlüſſungen ihrer Frau Tochter bald mit unſern Abſichten harmoniren? Wie lange ſoll noch dieſe, mir ſo widrige, Diſſonanz anhalten? Wann wir Virtuoſen uns ſonſt einer Diſſonanz bedienen, ſo geſchieht es aus keiner andern Abſicht, als die übereinſtimmenden Töne beſſer ins Gehör fallen zu laſſen. Aber dieſe übereinſtimmenden Töne, wann werden ſie mich einmal ergötzen?

Hr. Selt. Ich habe ihr alleweile, was vorgeſpielt, ſie will aber nicht darnach tanzen. Mein lieber Herr Wohlklang, ob ich ſie gleich gerne zu meinem Schwiegerſohne haben möchte, denn ſie ſind doch noch ein ziemlich braver Kerl, ſo weiß ich doch nicht — — —

Hr. Wohlklang. O laſſen ſie den Muth nicht ſinken. Hat Orpheus durch ſeine Leyer den Pluto und Cerberus bewegen können, warum ſollte ich denn nicht ein eigenſinniges Weibsbild durch die bezaubernden Striche meines Bogens bändigen können?

Liſette. Sie müſſen ſich auf ihre Fiedel ſehr viel einbilden.

Hr. Selt. Ach nu, das könnte er auch ſchon mit Recht thun. Denn, bey meiner Treu, ich ſag es ohne ſie zu ſchmeicheln, ſie ſind ein Kerl, der es, hohl mich der Teuffel, mit manchem Cantor annehmen könnte.

Hr. Wohlklang. O ſie — —

Hr. Selt. Nein, nein, ſie können mir gewiß glauben.

Hr. Wohlklang. Aber ein Cantor — —

Hr. Selt. Nu, nu, freylich ſind es meiſtens geſchickte Leute, gleichwohl aber ſind ſie auch kein ſchlechter Tropff.

Hr. Wohlklang. Aber erlauben ſie mir. Ich wüßte nicht, wie man mich mit einem Cantor vergleichen könnte.

Hr. Selt. Ey, ey! Ich ſage ja auch nur, ſie würden es mit manchem annehmen. Sie ſind ein Bißchen gar zu beſcheiden.

Hr. Wohlklang. Aber mein Gott, die Cantores ſind ja meiſtens die unwiſſenſten Leute in der Tonkunſt.

Hr. Selt. Ho! ho! Herr Wohlklang, beſinnen ſie ſich. Beſinnen ſie ſich. Sie wollen gar zu hoch heraus.

Liſette. Es iſt auch wahr! Bedenken ſie doch, was das ſagen will. Ein Cantor! Ich habe wohl welche gekannt, die einen Halß hatten, daß die Kirche davon erſchitterte, und die einen Tackt ſchlagen konnten, daß die Schüler Beulen und Löcher im Geſichte, und auf dem Kopfe davon trugen.

Hr. Selt. Ja, ja, und der Cantor, bey dem ich in meiner Jugend ſollte ſingen lernen — —

Hr. Wohlklang. Ach, mit ihrem Cantor. Sie haben ja meine Symphonien und Concerts gehört. Können ſie denn daraus nicht zur Gnüge urtheilen, daß ich ein Virtuoſe bin? Wann ich ſagte, daß ich in einer Kapelle in ganz Europa, jemals dergleichen gehöret hätte, ſo müßte ichs als ein ehrlicher Mann lügen.

Hr. Selt. Nu, nu, was ihre Symphonien anbelangt, die will ich nicht tadeln. Ich glaube, ſie werden ſie im Himmel nicht beſſer haben.

Hr. Wohlklang. Und meine deutliche, gründliche, und überzeugende Lehrart — — —

Hr. Selt. Ah die — die — — Davon weiß ich am beſten zu ſagen. Wenn ich bedenke, was ich vor ein unwiſſender Kerl vordem in der Muſick geweſen bin, und wie weit ſie mich in kurzer Zeit gebracht haben — — Der Henker! — — — Ich muß mich ſchämen, — — drum denke ich nicht einmal gerne dran — — Ich wußte nicht einmal wie viel Töne waren — — Weißt dus, Liſette?

Liſette. Ich? Ich mags nicht wiſſen.

Hr. Selt. Ach, daß Gott! Auch nicht, was eine Tertie iſt?

Liſette. Auch nicht.

Hr. Selt. Pfuy, ſchäme dich! Aber weißt du denn wie viel Viertheil auf ein Ganzes gehn?

Liſette. Wiſſen ſie, wie viel zehn Gebothe ſind?

Hr. Selt. Auch das weiſt du nicht! Du biſt ja dümmer, als ein Vieh. Ja, nu ſieh, ſo ſind die Leute, die die Muſick verachten. Herr Wohlklang, was geb ich ihnen, ſie ſollen mein ganzes Haus informiren. Mich und meine Töchter, Knechte und Mägde — — —

Liſette. Hund und Katze — —

Hr. Selt. Denn ich glaube nicht, daß es ein ehrlicher Hausvater vor Gott und der Welt verantworten kan, wenn er die ſeinigen in einer ſolchen erbärmlichen Unwiſſenheit ſtecken läßt. Was verlangen ſie? ſagen ſie — —

Hr. Wohlklang. Sie dürffen ſich ja nur gütigſt an das erinnern, was wir längſt unter uns abgeredt haben. Alle meine Geſchicklichkeit ſteht ihnen alsdann umſonſt zu Dienſte.

Hr. Selt. Nu, das gefällt mir. Ich gebe ſo nicht gerne viel Geld aus. Sie ſollen mein Schwiegerſohn werden, es mag koſten was es will. Und du Liſette, da du künftig freye Stunden in der Muſick bekommen ſollſt, erzeige dich erkänntlich. Ich weiß, daß du bey meinen Töchtern ſchon was ausrichten kannſt, wann du nur willſt. Mach, daß ſich Laura je eher je lieber zum Zwecke legt.

Hr. Wohlklang. Und Liſette hat uns bis jetzo noch nicht beygeſtanden?

Liſette. Nein, mein Herr.

Hr. Wohlklang. Ey! ey!

Hr. Selt. Ha! jezo iſt mir was eingefallen. Die Liſt wird gehn. Adieu, ich muß gleich Anſtalt dazu machen.

Liſette. Gut Glück darzu!

Sechſter Auftritt.

Liſette. Herr Wohlklang.

Hr. Wohl. Wie'kömmts, daß Liſette durch ihre Stimme unſer Chor nicht verſtärken will?

Liſette. Wie kömmts, mein Herr, daß ſie ihr noch keine Urſache darzu geben?

Hr. Wohl. Keine Urſache? Habe ich ſie nicht öffte genug darum gebeten?

Liſette. Bitten? Ja, ja, es kan dann und wann eine Urſache ſeyn, aber hier — —

Hr. Wohl. Nu? Was ſoll ich denn durch die Urſache verſtehen?

Liſette. Durch dieſe Urſache ſollen ſie verſtehen, die gröſte Urſache, die nur in der Welt ſeyn kan. Die Urſache, warum Leute groß, verſtändig, gelehrt heißen. Warum ſie in Kutſchen fahren, da ſie könnten zu Fuſſe gehn. Die Urſache, warum heßliche Mägdchen ſchön werden. Die Urſache, warum die Herren Muſici componiren, die Diebe ſtehlen, die Advocaten Advocaten ſind, die Dichter ſingen, die Bettler weinen, die Aerzte Wind machen, die Taſchenſpieler hexen, die Juden Chriſten, und die Chriſten Juden werden, kurz die Urſache aller Urſachen — — die Hauptur — ur — urſache — — Verſtehen ſie es nun?

Hr. Wohl. (bey Seite) Wenn ichs nur verſtehen wollte. (zu Liſetten) Aber was ſoll ich mir aus dem Geſchwätze nehmen!

Liſette. Es thut mir Leid, mein Herr, daß ſie ſich nichts daraus nehmen, und zugleich, daß ich ihnen in ihrer Sache alſo unmöglich die geringſten Dienſte leiſten kan. Leben ſie wohl.

Siebenter Auftritt.

Segarin. Liſette. Wohlklang.

Segarin. Nein, nein, Liſette bleib da; dich eben hab ich geſucht. Oder mein Herr Muſicus, ſtehts ihnen etwa nicht an? Ich habe auch guten Rath von Nöthen; und kan ihn aus eben der Quelle, mit ſo gutem Rechte hehlen, als ſie.

Hr. Wohlklang. O die Quelle iſt an gutem Rathe ſehr vertrocknet. Sie werden wenig Troſt bey ihr finden.

Liſette. Ja, mein Herr Capitaine, aber nur für Leute wie Herr Wohlklang.

Segarin. Das dachte ich. Denn ſie, Herr Muſicus ſind gar nicht der Mann, der mit Frauenzimmern umzugehn weiß.

Hr. Wohlklang. O mein Herr Capitaine, wollten Sie nicht die hohe Gnade für mich haben, mich mit einem etwas vorzüglichern Tittel zu beehren. Ein Muſicus, ein ſimpler Muſicus iſt etwas gar zu wenig bedeutendes. Der Tittel eines Virtuoſen — — —

Segarin. Gut, gut, daß ſie von den Titteln anfangen. Ich habe ihnen einen ſcharffen Text darüber zu leſen. Herr Capitaine, Herr Capitaine ſchlecht weg, iſt durchaus kein Tittel der mir anſteht. Es iſt mancher ſchlechter Kerl Capitain geweſen. Ich aber ſtamm aus einem alten adlichen Geſchlechte. Alſo wird ſichs ganz wohl ſchicken, daß ſie mich künftig den Herren Capitain von Segarin nennen.

Hr. Wohlklang. O ganz unterthänigſter Diener, mein Herr Capitain von Segarin. Sie haben nur zu befehlen — —,

Hr. Segarin. Und ſie nur zu bitten, mein Herr Virtuoſe — — Aber erweiſen ſie mir doch die Gefälligkeit und laſſen ſie mich mit Liſetten allein.

Hr. Wohlklang. Von Herzen gern. Ich empfehle mich ihnen, mein Herr Capitain.

Segarin. Adieu, Herr Muſicus.

Hr. Wohlklang. Gehorſamſter Diener, mein Herr Capitaine.

Segarin. Adieu, Herr Muſieur; Adieu.

Hr. Wohlklang. O verzeyhen ſie, ich hab es aus der Acht gelaſſen — — Ich bin Dero unterthänigſter Knecht, mein Herr Capitain von Segarin.

Hr. Segarin. Das war was anders. Leben Sie wohl, mein Herr Virtuoſe, leben Sie wohl.

Achter Auftritt.

Segarin. Liſette.

Segarin. Liſette, es iſt mir eingekommen; ich muß Hilarien heute noch zu meiner Frau haben, oder ſonſt mag ich ſie gar nicht.

Liſette. Das iſt ihnen eingekommen! Es kömmt einem doch manchmal wunderlich Zeug ein. Aber erlauben ſie mir eine kleine Frage: iſt es ihnen im Wachen oder im Traume eingekommen?

Segarin. Närriſche Frage! im Wachen.

Liſette. Sie haben alſo wachend geträumt! Deſto ſchlimmer. Ihr Gehirn muß ſich in ſehr übelm Zuſtande befinden.

Segarin. O das Gehirn, das Gehirn. Wann in mir das Herz geſund iſt, was frag ich nach dem Gehirne! Zu was iſt das einem Soldaten viel nütze? Die Natur hätte von Rechtswegen einen Soldaten aus lauter Herz machen ſollen. Aber, im Ernſte, Liſette, wir haben ja beynahe noch den ganzen Tag vor uns; du müßteſt im Kuppel nicht viel gethan haben, wann du ſo eine Kleinigkeit nicht in ſechs bis ſieben Stunden zu Stande bringen könnteſt. Ich bin nun ſchon einen Monat hier.

Liſette. Daß weiß ich, leider.

Segarin. Wann ich Bergen op Zoom belagert hätte, ſo würde ich nicht ſo lange haben davor liegen müſſen. Und eine Frau ſoll mich ſo lange aufhalten? Wenn es noch eine Jungfer wäre. Und auch bey der würde eine monatliche Belagerung ſchon ziemlich romanhaft ſeyn. Ich muß alſo einen Sturm wagen, einen Generalſturm. Du indeſſen, Liſette, ſelbſt verſuchen ob du ſie zur Capitulation bewegen kanſt.

Liſette. Ich denke ſie wollen ſtürmen. Wie ich aber ſehe ſo wollen ſie es auch in der Güte verſuchen.

Segarin. Ach, das ſchickt ſich für dich nicht über meine Maaßregeln zu critiſiren. Kurz verſprich mir deinen Beyſtand, und ich verſpreche dir — — —

Liſette. Das hat ſie der Geyer gelernt, mich gleich bey dem ſchwächſten Orte anzugreiffen. Was verſprechen ſie mir?

Segarin. Ich könnte dir alsbald ein Paar Dutzend Ducaten geben — — —

Liſette. Nu, nur her, nur her — —

Segarin. Aber das wäre eine Kleinigkeit für deine Dienſte.

Liſette. O ihre Dienerin würde mit dieſer Kleinigkeit ſchon zu frieden ſeyn.

Segarin. Einen Ring vor etliche funfzig Piſtolen, und ein paar Ohrgehenke von gleichem Werthe — —

Liſette. Von dergleichem Schmucke bin ich eine ſehr groſe Liebhaberin.

Segarin. Aber ich müſte mich ſchämen dir ein ſo ſchlechtes Geſchenk gemacht zu haben.

Liſette. Und ich würde mich gar nicht ſchämen, es anzunehmen.

Segarin. Nein höre, Liſette. Ich verſpreche dir etwas, was allen dieſen Bettel bey weitem übertrifft.

Liſette. So?

Segarin. Das allerkoſtbarſte was ich dir nur geben könnte.

Liſette. Sie machen mich neugierig.

Segarin. Etwas unſchäzbares.

Liſette. O ſagen ſie —

Segarin. Was aller Welt Schätze nicht bezahlen würden.

Liſette. Nu, was denn?

Segarin. Rathe einmal.

Liſette. Etwa Hauß und Hof — —

Segarin. Pfuy!

Liſette. Ein Rittergut?

Segarin. Pfuy, ſag ich!

Liſette. Etwa den Stein, womit man Gold machen kan?

Segarin. O rathe beſſer.

Liſette. Eine Tinctur, ewig zu leben?

Segarin. Was wäre das?

Liſette. Etwa ein Waſſer, wodurch man zeitlebens ſchön bleibt?

Segarin. Was vor Kleinigkeiten!

Liſette. O ſie wollen mich zum beſten haben. Nichts koſtbarers wüſte ich in der That nicht.

Segarin. Nun ſo höre — — — Meine ewige Gewogenheit!

Liſette. O geben ſie mit dem Bettel; er iſt nicht einmal ſo viel werth als die Dutzend Ducaten, die ſie mir zuerſt anbothen. Ich ſehe ſchon, alle meine Hoffnung ſo wohl bey ihnen als Herr Wohlklangen, iſt vergebens. Leben ſie wohl, und wagen ſie ihren Generalſturm; ich werde mich in die Veſtung ziehen, ihren Feind zu verſtärken.

Neunter Auftritt.

Segarin.

Das Ding ſieht übel aus. Wo ich nicht bald meine Heyrath zu Stande bringe, ſo kan ich meinen neuen Character nicht länger unterſtützen. Segarin, Segarin, wenn aus dem gnädigen Herrn wieder ein Schuhputzer werden ſollte! Daß man ſich auf das verzweiffelte Glück nicht verlaſſen kann. O Glück! o Segarin! (geht ab)

Andrer Aufzug.

Erſter Auftritt.

Labrax.

Herr Seltarm hat mich zu ſich ruffen laſſen. Was werde ich bey ihm ſollen? Sollte er mir etwa von meinen oſtindiſchen Seltenheiten was abkauffen wollen? Aber er iſt ja ſonſt kein Liebhaber von Naturalien. Doch es kömmt einem reichen Manne manchmal wunderlich Zeug ein. Ich habe ſie zu mir geſteckt. Ein kleiner Gewinſt würde mir ſehr wohl zu ſtatten kommen. Denn ſonſt hätte ich heute wieder meinen Willen Faſttag. Wer ſollte es glauben, daß ein Mann, der ſichs in der Welt ſo ſauer hat werden laſſen, gleichwohl zuletzt kaum ſein Brod haben ſollte? Ich kenne Oſt- und Weſtindien beſſer als mein Vaterland. Ich habe die Welt in ihren unbekannteſten Winkeln durchſtrichen, und ich wünſchte mir nur von dem Golde, das ich habe graben, von den Perlen die ich habe fiſchen, und von den Edelſteinen die ich habe ſuchen ſehen, nur — nur — nur den zehnten — — ach Narre — — nur den zehntauſenden Theil. Aber was hilft mir meine Kenntniß? meine Erfahrung? Zieht man mich deßwegen andern vor? Gefehlt. Man zieht die unwiſſenſten Leute mir vor. In dem nah gelegnen kleinen Städtchen war jüngſt eine Acciſebedienung offen. Ich meldete mich. Ich ward abgewieſen. Und es erhielt ſie ein Kerl — —

ja, ich laſſe mir den Kopf abhauen — — wenn er jemals einen Elephanten oder ein Crokodill geſehen hat, oder wenn er weiß wie der Caffe wächſet, oder der Zucker gebauet wird. Nun ſage man einmal, ob es dem Staate nicht zu unausſprechlichem Nachtheile gereicht, wenn ſeine Aemter mit dergleichen Leuten beſezt werden. O Zeiten! O Sitten! Doch vielleicht würde es mir auch beſſer gehn, wenn ich die ganze Welt umſchifft wäre. Vielleicht iſt das die einzige Urſache, warum es mit meiner Verſorgung nicht recht fort will! Ach! daß ich niemals Gelegenheit darzu gehabt habe. Doch — — —

Andrer Auftritt.

Labrax. Hr. Seltarm.

Hr. Selt. Gut, Herr Labrax, gut, daß ſie gleich gekommen ſind, Sie ſind ein Mann der die Welt kennt, und weiß wie man es anſtellen muß, wenn man was verdienen will.

Labrax. Ja, mein Herr, das weiß ich; aber gleichwohl iſt mein Verdienſt ſehr ſchlecht. Es ſind viele die meine Raritäten beſehn, aber wenige, die ſie kauffen wollen. Ich wollte wünſchen, mein Herr, daß ſie von der leztern Sorte ſeyn möchten. Zum Exempel dieſe Venusmuſchel, durch wieviel Hände iſt ſie nicht ſchon gegangen, und immer wieder in die meinigen bewundert aber unbezahlt zurück gekommen.

Hr. Selt. Laſſen ſie ſtecken, laſſen ſie ſtecken. Davon brauche ich jezo nichts. Ich — —

Labrax. Aber betrachten ſie nur ihre Schönheit. Ich verſichre ſie bey meiner Ehre, um einer gewiſſen Gleichheit willen hat mir einſt ein junger Cavallier zehn Ducaten vor eine dergleichen bezahlt. O! ich will tauſend Spaß darmit haben, ſagte er. Heute ſpeiſe ich bey der Gräfinn von Ernſtlich. Ich werde ſie auf dem Teller um die Tafel geben laſſen. Ich ſehe ſchon im voraus, wie die eine roth wird, die andre, weil ſie wegen der Schminke nicht roth werden kan, die Serviette vor das Geſichte hält, dieſe ſie ſchleinig aus den Händen wirfft, jene eine Unſchuldsvolle Mine darbey macht, als ob ſie nichts als eine Muſchel ſähe. O die Luſt ſoll mir meine zehn Ducaten reichlich erſetzen! Und der Cavalier hatte Recht; betrachten ſie nur mein Herr! Ha! Ha! Ha!

Hr. Selt. Ja, ja, es iſt curiös genug. Aber — — —

Labrax. Ha! Ha! Ich merk es, ich merk es. Sie wollen was ernſthafters haben. Hier hab ich — — —

Hr. Selt. Nein doch. Von ihren Siebenſachen mag ich gar nichts ſehn. Laſſen ſie mich reden, und hören ſie was ich will — — — Ja, aber wo fang ich an? Welches ſag ich ihm zu erſt? Daß er Geld verdienen kan? oder daß ich ihn zu einem Schelmenſtreiche brauchen will? Doch ich will ihn vorher ein wenig aushohlen — — Sind ſie ein ehrlicher Mann? Antworten ſie.

Labrax. Beynahe ſollte ich aus der Frage ſchließen, daß ſie daran zweiffelten.

Hr. Selt. Ey, nein Narre, antworten ſie fein kurz und gut. Mit einem Worte: Ja oder Nein. Sind ſie ein ehrlicher Mann?

Labrax. Zum Henker! das dächte ich.

Hr. Selt. Soll das ſo viel heißen als Ja oder Nein? Sie könnten wohl, wer weiß was von ſich denken. Muß es denn wahr ſeyn? Antworten ſie, wie ich es haben will: mit Ja, oder mit Nein. So kan ich doch wiſſen woran ich bin. Ich frage ſie noch einmal: ſind ſie ein ehrlicher Mann?

Labrax. Ja.

Hr. Selt. Sind ſie einer?

Labrax. Ja. Ja.

Hr. Selt. Sind ſie einer?

Labrax. Beynahe ſollte ich glauben, daß ſie es lieber ſähen, wenn ich ſagte, ich wäre ein Schelm?

Hr. Selt. Wenn ſie alſo ein ehrlicher Mann ſind, ſo packen ſie ſich nur wieder ihrer Wege. Die verzweiffelten ehrlichen Leute! Wenn man ſie braucht, ſo findt man ſie nicht, und wenn man ſie mit Laternen ſuchte; wenn man ſie aber nicht braucht, ſo ſtößt man aller Orten an einen an. Geben ſie nur, geben ſie! Wir werden nichts mit einander anfangen können. Pfuy, über ſo einen Dummkopf, der die ganze Welt, und ich weiß nicht was noch mehr will geſehn haben; und nicht einmal die unnütze Tugend zu rechter Zeit an Nagel zu hengen gelernt hat. Ihre närriſche Antwort bringt ſie um einen Gewinnſt von etlichen Ducaten.

Labrax. Ey, mein Herr, erzürnen ſie ſich nicht. Ihre Frage war zu verfänglich, als daß ich anders darauf hätte antworten können. Sagen ſie mir nur ohne Scheu, mit was kann ich die etlichen

Ducaten verdienen? Denn meine Redlichkeit iſt nicht von der bäuerſchen, groben, und unbiegſamen Art. Sie iſt gefällig, verbindlich, kurz in die meiſten Sättel gerecht.

Hr. Selt. Ja, wenn ich ſie nun juſt auf einen Sattel ſetzen wollte, dem ſie nicht gerecht wäre! Nein, nein, mit der Redlichkeit kan ich jetzo nichts zu thun haben. Deutſch zu reden, ich brauche jetzo einen Mann, der gar keine beſitzt, und deſſen Gewiſſen einen und den andern unerlaubten Streich verdauen kann.

Labrax. Ohne mich zu rühmen, Herr Seltenarm, daß ich alle dieſe Eigenſchaften beſitze, ſo glaube ich doch, ſie werden an mir ihren Mann finden können.

Hr. Selt. Sie glauben es, und ich glaub es nicht. Sie ſind ja ein ehrlicher Mann? Wiederruffen ſie denn ihr Geſtändniß!

Labrax. O was vor ein innerlicher Kampf von Gewinnſucht und Ehre, von Philoſophie und Hunger! Der Sieg iſt zweifelhaft. Beyde Theile ſtreiten noch mit gleichen Kräften und mit gleichem Glück. Aber wie — — was empfind ich — — — Die Gewinnſucht wird matt — — ſie weichet — — die Ehre dringt nach — — Jetzt wird ſie fliehen — — ſie fliehet. Die Ehre verfolgt ſie mit ſiegriſchen Waffen: aber der Hunger — — der Hunger kämpft noch, und wird bald beyden den Sieg ſchwer machen. Aber wie?

Die beyderſeitige Ueberredung.

Ein Schäferſpiel.

1. Aufzug.

1. Auftritt.

Theſtylis. Sylvia.

Sie begegnen ſich beyde ſehr früh. Theſtylis iſt von ihrem Liebhaber beſtellt, und Sylvien lockt die Schönheit der Natur ſo früh heraus. Jene fängt an die Liebe zu preiſen, und dieſe die Sprödigkeit. Es gelingt beyden, daß die eine die andre überredet. Die verliebte Theſtylis wird geneigt ſpröde zu werden, und die ſpröde Sylvie wird geneigt, zu lieben. Sylvie verläßt ihre Geſpielin nachdenkend.

2ter Auftritt.

Theſtylis allein.

Sie beſtärkt ſich in ihrem Vorſatze, ſpröde zu ſeyn. Sie macht ſich mancherley Einbildungen, durch eine allzuoffenherzige Liebe ihrem Schäfer, dem Damon, Anlaß zur Kaltſinnigkeit gegeben zu haben. Sein jetziges Verweilen ſelbſt, bringt ſie auf den Verdacht, daß er ſie nicht mehr ſo feurig liebe, als Anfangs, da er ihre Zuneigung noch nicht kannte.

3ter Auftritt.

Theſtylis. Damon.

Er kömmt. Biſt du ſchon da, liebſte Schäferin? Ja, ſagt Theſtylis, aber nicht für dich. Sie thut auf einmal ſo unbekannt, daß Damon erſtaunt. Endlich glaubt er ſie ſcherze, um ihn für das Verzögern zu ſtrafen, wovon er ſo gut als möglich Urſachen angiebt. Sie wird ſpöttiſch und geht fort. Damon ihr nach ſie zu beſänftigen.

1. Zwiſchenraum.

Der Tanz eines Satyrs, welcher dem abgehenden Paare ſpöttiſche Minen nachmacht, als ob er ſich über ihren Zwiſt erfreute.

Zweyter Aufzug.

1. Auftritt.

Sylvia.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Theſtylis. Sylvia.

Theſtylis.

Wie Sylvia, ſo früh?

Sylvia.

Wie Theſtylis? Auch du
Verſchmähſt für jungen Thau die ſüße Morgenruh?

Theſtylis.

Wenn uns die Liebe weckt, ſo iſt kein Schlaf ſo ſüße,
Der nicht auf ihr Gebeth die Augen fliehen müßte.
Wahr iſts, daß auch der Schlaf durch manchen Traum erfreut,
Doch lieber als der Traum iſt mir die Wirklichkeit.
Ich eilte, meinen Freund an dieſem Quell zu treffen.
Er hat mich her beſtellt, und wird mich doch nicht äffen!
In ſeinem Arme ſey der junge Tag verſcherzt.
Wer weis, wie bald ihn uns ein Ungewitter ſchwärzt.
Dann jagt uns Sturm und Bliz in die betrübten Hütten,
Wo Lieb und Lachen fehlt, von Müttern nicht gelitten.
Allein was treibt denn dich ſo zeitig auf die Flur?
Gewiß die Liebe nicht.

Sylvia.

Die Schönheit der Natur.

Theſtylis.

Ja, ja, ſie iſt ſehr ſchön. Allein man ſieht ſie immer,
Und was man immer ſieht, verlieret ſeinen Schimmer.

Sylvia.

Du biſt ſehr ungerecht, doch wie Verliebte ſind,
Sie macht ihr Gegenſtand für alles andre blind.
Ach welche Thorheit iſts, ſein Herz der Lieb ergeben,
Und allem abgelebt, für ſie allein nur leben!
Euch lacht und lebt kein Lenz; euch glüht kein Morgenroth;
Für euch ſind Flur und Wald und Thal und Echo todt;

Das befreyte Rom.

Erſter Act.

Erſter Auftritt.

(Forum)

Brutus.

Allein. Er entdeckt in kurzen Worten ſeine Verſtellung, die ihm zur Laſt zu werden anfängt.

Zweyter Auftritt.

Zwey Römer kommen dazu, die ſich von der Tyranney des Tarquinius unterreden. Sie werden den Brutus gewahr, kehren ſich aber nicht an ihn, weil ſie ihn für einen Unſinnigen halten. Sie erwähnen der letzten Frevelthat des Tarquinius an der Lucretia.

Dritter Auftritt.

Lucretia erſcheinet, von einer Menge Pöbel begleitet, und zwey Sklavinnen. Sie iſt wüthend, erzehlt dem Volke ihre Schande. Erſticht ſich vor den Augen deſſelben, und wirft den Dolch unter das Volk, mit dem Ausruf: meinem Rächer! Wird ſterbend abgeführt.

Vierter Auftritt.

Brutus ergreift den Dolch; da ſich keiner ihn aufzuheben wagen will. Die Menge lacht, daß er in ſeine Hände gefallen; betauert aber das Schickſal der Lucretia.

Zweyter Act.

Erſter Auftritt.

Brutus zweydeutige und prägnante Spöttereyen über den Dolch, und die That die damit verübet werden; gegen verſchiedne aus dem Volke.

Zweyter Auftritt.

Es kommen die Lictores, das Volk aus einander gehen zu heiſſen. Das Volk treibt ſie aber weg.

Dritter Auftritt.

Brutus fährt mit ſeinen bedeutenden Poſſen fort.

Vierter Auftritt.

Tarquinius mit Lictoren erſcheint ſelbſt. Der Pöbel ſtiebet aus einander, und läßt den Brutus auf dem Platze allein. Der König triumphirt über dieſe Furcht. Er läßt ſich mit dem Brutus ein, und er hört ihn als einen Narrn an. Der Pöbel ſteht von ferne. Brutus erſticht ihn; und geht raſend ab. Brutus wird ſterbend abgeführt.

Dritter Act.

Erſter Auftritt.

Collatinus erſcheint, und redet an das Volk von ſeinen Anſprüchen auf den erledigten Thron.

Zweyter Auftritt.

Eine andre Menge kömmt hereingeſtürzt und rufet: Freyheit! Brutus!

Collatinus. Wie lange ſoll dieſer Raſende noch die Stadt verwirren!

Brutus. Hört mich, ihr Römer; ich bin kein Raſender, kein Wahnwitziger. Er declamirt wider die Könige, und Collatinus muß ſich entfernen.

Dritter Auftritt.

Publicola erſcheint, den man als den Gemahl der Lucretia annehmen muß. Brutus trägt ihm die Regierung auf; nicht als König, ſondern als Berather des Volks. Er erklärt, daß er ſie nicht ſelbſt annehmen könne, weil ihn ſeine Verſtellung dazu untüchtig gemacht.

Vierter Auftritt.

Die tanzenden Salier kommen herein. Und einer prophezeyt die künftigen Schickſale Roms; womit das Stück ſchließt.

Vor dieſem!

Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge.

1756.

Perſonen.

Wilibald.
Charitas, Tochter des Wilibalds.
Hedwig, der Charitas Mädchen.
Coder, ein Advocat.
Florian, deſſen Vetter.
Philibert, der Charitas Liebhaber.

Erſter Auftritt.

Wilibald, unangekleidet im Schlafrocke.

Wie ſehr iſt jeder ehrliche Mann heut zu Tage zu beklagen! Die gute alte Zeit iſt vorbey, und die, in der wir jetzt leben, muß allen zum Eckel und zum Verdruß werden, die nur noch ein Fünkchen Vernunſt und Tugend haben. Ich ſage das aus Ueberzeugung, und nicht aus Aergerniß, ob ich gleich Aergerniß mehr als zu viel habe. Es müßte auch mit einem Wunderwerke zugehen, wenn es mir bey einem ewigen Proceſſe von zwanzig Jahren und bey einer erwachſenen Tochter daran fehlen ſollte! Ein Proceß! Eine erwachſene Tochter! Aber was würde mir alles das ſchaden, wenn heut zu Tage unſern Mädchen die Ehrbarkeit nicht eben ſo unbekannt wäre, als die Gerechtigkeit unſern Richtern? Nein, wirklich; vor dieſem war das ſo nicht! Vor dieſem, da alle Richter Rhadamanthen und alle Mädchen Suſannen waren! Vor dieſem, da es noch eine eben ſo große Unmöglichkeit ſchien, die Gerechtigkeit zu erkauffen, als den Himmel! — — Wegen meines Proceſſes zwar hat mir der Preſident geſtern gute Hoffnung machen laſſen. Ich ſoll heute mit meinem Advocaten zu ihm kommen. Aber es wird gewiß wieder nichts ſeyn; denn es liegt dem Teufel zu viel daran, daß mich die Chikane nicht in Ruhe läßt — Gut, meine Tochter, daß du kömmſt — —

Zweyter Auftritt.

Charitas. Wilibald.

Wilibald. Ich hatte jetzt eben meine Gedanken über — — —

Charitas. Ueber die jetzigen verderbten Zeiten; nicht wahr? Dieſe ſind ja immer der traurige Gegenſtand ihrer Gedanken. Wahrhaftig, Herr Vater, es thut mir herzlich leid, daß Sie ſo wenig für dieſe Welt gemacht ſind. Ich dächte doch, ſie wäre noch ſo ziemlich gut.

Wilibald. O Jugend! O meine Tochter, wie ſehr wünſche ich dir geſundere Begriffe. Du machſt mein ganzes Mitleiden rege. Komm, Kind, und laß dir meine Erfahrungen mittheilen. Sie können deiner jungen Schönheit ſtatt der Stärke des Geiſtes dienen, die ſonſt nur das Vorrecht des Alters zu ſeyn pflegt. Ein weniges von meiner Einſicht kann dir zehn Jahr mehr geben — —

Charitas. Wie, Herr Vater? Zehn Jahr mehr? Sie bedenken nicht, was Sie ſagen. Zehn Jahr mehr? O ein vortreſliches Geſchenk für ein junges Mädchen.

Wilibald. Du verſtehſt mich nicht.

Charitas. O ich verſtehe Sie ganz wohl! Zehn Jahr mehr! Geben Sie mir, wenn es ſeyn kann, lieber zehn Jahr weniger. Ich erſchrecke über dieſe zehn Jahr mehr.

Wilibald. Dieſe zehn Jahr mehr würden weder deiner Schönheit, noch deiner Jugend nachtheilig ſeyn. Du würdeſt den Nutzen davon genießen, ohne ihre Laſt zu fühlen.

Charitas. Wenngleich. Wir wollen uns lieber nicht übereilen. Wir wollen dem Lauffe der Natur lieber nicht zuvorkommen. Wenn die finſtere Weisheit nur mit dem Alter erlangt wird, ſo kann ſie nie ſpät genug erlangt werden.

Wilibald. Fürchte nichts, meine Tochter. Bey ſolchen Geſinnungen, wird ſie dich in deinem Leben nicht incommodiren.

Charitas. Deſto beſſer!

Wilibald. Dieſes deſto beſſer geht mir durch die Seele! Ich fürchte, ich fürchte; du ſprichſt im Ernſt. Vor dieſem, Charitas, waren die Mädchen von deinem Alter, weit lehrbegieriger, weit beſcheidner. Vor dieſem hörten ſie einem vernünftigen und zärtlichen Vater mit mehr Vergnügen zu. Vor dieſem lieſſen ſie nicht ſo auf die Bälle und in die Komödien. Vor dieſem lagen ſie nicht den ganzen Tag über den Romanen, die dem Witze nur ſchmeicheln, um das Herz zu verderben. Vor dieſem — —

Charitas. Ich höre wohl. Vor dieſem waren alle junge Mädchen ehrwürdige Matronen. Nicht wahr?

Wilibald. Ja!

Charitas. Sie machen mich zu lachen, Herr Vater.

Wilibald. Zu lachen? Und ich wollte, daß du über deine Thorheiten weinteſt.

Charitas. Die Thorheiten, welche Sie mir Schuld geben, ſind die Thorheiten der Zeit, und nicht meine Thorheiten. Und iſt es nicht unſre Pflicht, ſich in die Zeit zu ſchicken! Doch laſſen Sie uns dieſe Unterredung abbrechen. Philibert iſt geſtern bey Ihnen geweſen.

Wilibald. Laß uns dieſe Unterredung abbrechen, um wieder auf die erſte zu kommen. Man muß ſich, ſagſt du, in die Zeit ſchicken! O was für ein gefährlicher Grundſatz! Man muß ſich nicht von der Menge hinreiſſen laſſen, ſondern man muß den Weg der Tugend wandeln, und wenn wir auch ganz allein darauf wandelten.

Charitas. Wir werden nicht ganz allein darauf wandeln, wenn Sie erlauben, daß uns Philibert begleiten darf. Er iſt es werth, ſich nach ihrem Muſter zu bilden. Er liebt Sie; er bewundert ihren richtigen und ſcharfen Verſtand; er betet mich an.

Wilibald. Er betet dich an?

Charitas. Ja, von Grund ſeiner Seelen

Wilibald. Von Grund ſeiner Seelen?

Charitas. Ja.

Wilibald. Er betet dich an von Grund ſeiner Seelen. Das entzückt mich — —

Charitas. Warum wollen Sie alſo länger einer ſo reinen, ſo zärtlichen Liebe zuwieder ſeyn? Einer Liebe, die Sie ſelbſt ſo entzückt —

Wilibald. Erſchöpfe deine Beredſamkeit nicht. Er betet dich an, und mehr brauch ich nicht zu wiſſen, um ihn aus dem Grunde zu kennen.

Charitas. Wie glücklich bin ich, daß Sie ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Ja, er iſt der artigſte, gefälligſte, liebenswürdigſte von allen jungen Menſchen.

Wilibald. Und mit einem Worte alles zu ſagen, der vollkommenſte Narr unter der Sonne.

Charitas. Was ſagen Sie!

Wilibald. Ich ſage, daß du in deiner Unverſchämtheit zu weit gehſt. Ein wohlerzognes Mädchen ſollte eher vor Scham ſterben, als mit ihrem Vater von ihren Liebhabern ſprechen. Vor dieſem liebten die Mädchen auch; aber ſie liebten mit Anſtändigkeit; ſie liebten ganz in der Stille. Und wenn ich ein Mädchen wäre, ich; ſo würde ich eine Mordthat eher bekennen, als meine Liebe. Weißt du denn, was das iſt, lieben?

Charitas. Ob ich es weis!

Wilibald. Du weißt es! Deſto ſchlimmer. Verheyrathe dich alſo je eher, je lieber. Ich bin ſo ein Thor nicht, daß ich die Neubegierde eines Mädchens, das ſchon weis, was lieben iſt, zu erſticken verſuchen wollte. Ich vermenge mich mit dem Unmöglichen nicht. Nein, wahrhaftig nein. Geh, verheyrathe dich, aber wehle einen, der es würdiger iſt, mein Schwiegerſohn zu ſeyn, als dieſer Philibert. Ich ſollte einen Menſchen, der die Frauenzimmer anbetet, in meine Familie nehmen? Ich? Ein Frauenzimmer anbeten, wenn du mir es nicht übel nehmen willſt, heißt die Narrheit ſelbſt anbeten. Vor dieſem hatte man für euch Geſchöpfe nur kleine Achtungen; euch zu lieben, davon war man weit entfernt; aber euch gar anzubeten, das iſt eine Raſerey, die unſern jetzigen Zeiten vorbehalten ward, die ausdrücklich dazu beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, mit der geſunden Vernunft im Streite zu leben. Und wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo hat ſich dein Philibert in dieſem Streite vortreflich hervorgethan. Er iſt galant, er ſchwatzt; er iſt in der Welt herumgeſchwärmt, er hat einen Narren gefreſſen an allem, was neu iſt: das ſind die ſchönen Eigenſchaften, die ich geſtern an ihm bemerkte, als er mich mit ſeinem verdrüßlichen Beſuche beehrte. Und übrigens darf man ſo gar ſcharfſichtig nicht ſeyn, um zu merken, daß er ſein Vermögen durch ſeine Reiſen ziemlich dünne gemacht. Sollte das etwa gar die wahre Urſache ſeyn, warum er dich anbetet?

Charitas. Wenigſtens ziehen Sie die Redlichkeit ſeines Herzens nicht in Zweifel. Vielleicht zwar, daß er nicht mehr der reichſte iſt. Aber was ſchadet das? Er beſitzt Geſchicklichkeiten, die ganz gewiß ſein Glück machen werden, und hat einen ſehr reichen alten Vetter, der — —

Wilibald. Geſchicklichkeiten! — — Einen alten Vetter! — — Du haſt mich zum beſten, Tochter. In dieſen barbariſchen Zeiten, in welchen der reichſte der geſchickteſte iſt, in welchen der, der Geld hat, alles zu wiſſen glaubt, ohne das geringſte gelernt zu haben; in dieſem Jahrhunderte der glücklichen Dummköpfe, was können da einem Geſchicklichkeiten helfen? Vor dieſem waren ſie wohl ſo gut als das größte Kapital; aber das war vor dieſem — Und was den alten Vetter anbelangt — glaubſt du denn nicht, daß die alten Vetter Leute ſind, die ihre jungen Vetter überleben wollen. Vor dieſem ſtarben die alten Leute wohl eher als die jungen; aber jetzt, jetzt ſtürmen ja die jungen Leute ſo entſetzlich in ihre Natur, daß ſie Kahlköpfe werden, ehe ſie einen Bart kriegen.

Charitas. Auch liebt ihn ſein geweſener Vormund ſo ſehr, daß er ihn zu ſeinem Erben einſetzen will.

Wilibald. Davon ſchweig vollends ſtill. Das Mährchen iſt mir ſo unglaublich vorgekommen, daß ich nicht einmal nach dem Namen dieſes großmüthigen Vormunds habe fragen mögen. Vor dieſem machten die Vormünder ihre Mündel wohl lieber reich, als arm; aber das war vor dieſem!

Charitas. Und wenn ich es Ihnen nun auch einräumen müßte, daß ſeine Hoffnungen nicht allzugegründet ſind; ſo müſſen Sie mir doch wiederum einräumen, daß der Reichthum nicht die glücklichen Ehen mache.

Wilibald. Die Liebe noch weniger. Tugend und gute Sitten müſſen ſie machen. Wenn mein künftiger Schwiegerſohn dieſe hat, ſo will ich ihm Reichthum und Geburth ſchenken — Zum Exempel, was meinſt du von dem wackern Florian, dem jungen Vetter meines Advocaten, des Herrn Codex?

Charitas. Nun, was ſoll der Kahlmäuſer?

Wilibald. Der ſoll dein Mann werden!

Charitas. Wer? der ſteiffe, düſtre Florian?

Wilibald. Ey, meine Tochter, es iſt ein ſehr gelehrter junger Menſch! Er verſteht Lateiniſch und Griechiſch, und hat die Alten geleſen. Die Alten! Weißt du, was das ſind, die Alten? Das ſind die, die vor dieſem geſchrieben haben.

Charitas. Ich bin der Alten ihre gehorſamſte Dienerin, und des Herrn Florians zugleich.

Wilibald. Folge mir nur in gutem, oder — — Nun, wer kömmt da uns zu ſtören?

Dritter Auftritt.

Codex. Wilibald. Charitas.

Wilibald. Sind Sie es ſchon, lieber Herr Codex!

Codex. Schon? Was zum Henker wollen Sie mit ihrem ſchon? Denken Sie, daß ein Advocat, wie ich, nicht punctuel iſt? Und warum ſind Sie noch nicht angekleidet? Haben Sie es vergeſſen, daß uns der Präſident um zehn Uhr beſtellt hat?

Wilibald.*) Ja, um zehn Uhr — — aber zehn Uhr —

---

*) In einer franzöſiſchen Bearbeitung unter dem Titel Palaion, Comedie en un Acte, à Berlin 1750, lautet der Schluß (denn weiter hat Leſſing ſie nicht fortgeführt) von hier an alſo.

Palaion. Il eſt vrai; mais dix heures — —

Codex. Ne ſonneront pas deux fois pour vous. Faire attendre le Preſident, et vous voulés gagner le proces!

Palaion. Voila donc ma fille, c'eſt votre faute! Dois-je toujours vous precher la morale? Jadis — — —

Codex. Taiſés vous donc avec votre Jadis. C'eſt à moi de parler du tems paſſé. Vous etes un ignorant plus ignorant qu'un enfant, tout nouveau né qu'il eſt. Faire attendre le Preſident? Oui, oui. Depuis la naiſſance du monde, et j'oſe meme aſſurer, depuis — depuis le tems qu'on plaide — (*faiſant des geſtes trop violents avec le bras il laiſſe tomber les actes ſans s'en appercevoir*)

Lucile. Voila donc ce que c'eſt que de parler avec le bras.

Codex. Wirds für Sie den Vormittag nicht noch einmal ſchlagen. — Machen Sie geſchwind, und ziehen ſich an — Himmel! den Preſidenten warten zu laſſen! Und Sie wollen in ihrem Proceſſe glücklich ſeyn? So lange als die Welt ſtehet, ja ich dürfte wohl ſagen, ſo lange als man proceſſirt, hat ſich kein Client einer ſolchen Ungereimtheit ſchuldig gemacht!

Wilibald. Es iſt aber nicht möglich, daß es ſchon zehn Uhr ſeyn ſollte.

Codex. Möglich? Als wenn nichts wahr ſeyn könnte, als was möglich iſt.

Wilibald. Ich weiß wahrhaftig nicht, wo die Zeit muß hingekommen ſeyn. Vor dieſem verlief ſie nicht halb ſo geſchwind!

Charitas. Machen Sie ſich doch keinen Kummer. Es iſt ganz gewiß noch nicht neun Uhr.

Codex. Ey! Sie wollen es auch beſſer wiſſen, Mamſell? Wenns noch nicht neune wäre, wie käms denn, daß ein Mädchen, wie Sie, ſchon im völligen Putze wäre.

Charitas. (vor ſich) Der verdammte Haberecht!

Codex. Ich habe zehne ſchlagen hören, und habe gezehlt, und habe gleich darauf nach meiner Uhr geſehen; da war es eine halbe Minute auf eilfe.

Charitas. Nach ihrer Uhr haben Sie geſehen?

Codex. — Jamais plaideur ne s'eſt ſouillé d'un crime ſi impardonnable — ſi noir, ſi enorme, d'un crime ſi — — ſi criminel — — ah les idees ſe confondent, ſe brouillent — — le crime eſt trop grand! je ne ſai plus que dire! Faire attendre le Preſident!

Palaion. Mais — —

Codex. Quoi? vous etes encore ici? Par tout les Diables allés donc, habillés vous. Mais que vois-je? (*il le retient*) Mes actes par terre? — Ne ſuffit-il pas d'avoir inſulté le Preſident, faut-il encore inſulter mes actes? — — mes actes! Allés, pouſſés, ſi vous pouvés, pouſſés plus loin votre negligence irreligieuſe, votre impertinence prophane! — Mais je vous en defie. Le vice a ſes extremités, et les voila! O mes actes! Et perſonne ne les ramaſſe? Monſieur, vous etes (*tout cela en ramaſſant les actes. Il les mett ſur la table, apres en avoir ſouſſlé ſoigneuſement le poudre*) vous etes indigne d'un avocat tel que moi — vous etes indigne de mes ſoins, — — de ma ſcience — — que j'epuiſe pour perdre votre proces ſi tard qu'il eſt poſſible.

Coder. Ja, nach meiner Uhr. Sie denken etwa, ich habe keine, weil ich kein ellenlanges Zeichen für die Beutelſchneider heraushängen laſſe! (er zieht ſie heraus) Da! Sehen Sie ſelber nach; ſehen Sie ſelber nach.

Charitas. Kann ihre Uhr nicht unrichtig gehn?

Coder. Nein, ſie geht niemals unrichtig.

Charitas. Nun wohl, ich ſehe; und ſehe, daß es nach ihrer Uhr fünf und funfzig Minuten auf neune iſt.

Coder. Was!

Charitas. Sehen Sie nur.

Coder. (ſieht) Das kann nicht ſeyn. — — Sie werden wohl machen, daß ich noch meine Brille hervorſuchen muß. (er ſetzt ſie auf und beſieht die Uhr.)

Charitas. Was ſagen Sie nun?

Coder. Meine Uhr geht unrecht. Genug, es hat zehne geſchlagen; ich habe gezehlt.

Charitas. Von wem haben Sie ihre Uhr?

Coder. Ich mag ſie haben, von wem ich will; es iſt eine gute engliſche Uhr.

Charitas. Wenn Sie ſie für eine engliſche gekauft haben, ſo ſind Sie ſehr betrogen worden.

Coder. Betrogen? Wie ſo?

Charitas. Eine Uhr, die ſo falſch geht — —

Coder. Falſch! Es iſt eine von den allerrichtigſten Uhren.

Charitas. Wenn ſie richtig wäre, ſo würde ſie nicht um mehr als eine Stunde zu ſpät gehen.

Coder. Sie geht nie zu ſpät.

Charitas. Sie zeigt aber auf neune, und es hat ſchon zehne geſchlagen.

Coder. Meine Uhr geht untrieglich.

Charitas. Ganz gewiß untrieglich? — Alſo, wie ich geſagt habe, iſt es noch nicht neune.

Coder. Sie ſind ſehr naſeweis, Mamſell. Kurz, meine Uhr geht richtig, und es hat zehne geſchlagen. — — Wollen Sie ſich anziehen, Herr Wilibald, oder ſoll ich wieder gehen?

Wilibald. Erzürnen Sie ſich nur nicht, Herr Coder. Ja, ich gehe, ich will mich gleich anziehen. (er geht)

Coder. Mir mein Gehör abzuſtreiten!

Wilibald. (kehrt wieder um und ſagt ſachte zum Coder) Aber, Herr Coder, Sie bleiben jezt mit meiner Tochter allein; reden Sie ja nicht mit ihr von dem Prozeſſe.

Coder. Sehen Sie doch nur. (Wilibald geht) Als wenn ich nicht zehne zehlen könnte!

Wilibald. (wie vorher) Sagen Sie ihr ja nicht, was der Proceß betrifft!

Coder. Nein doch! — Meine Uhr für einen elenden Bratenwender zu halten!

Wilibald. (der nochmals umkehrt) Daß ſie ja nicht den Anlaß erfährt.

Coder. Herr, für was ſehen Sie mich an? Gehen Sie, oder — — Mich für einen Mann zu halten, den man mit einer Uhr betriegen könnte! — —

Wilibald. (wie vorher) Meine Ehre, und mein ganzes väterliches Anſehn beruht darauf, daß ſie nichts davon erfährt. Kommen Sie lieber mit, damit Sie ſich nicht verſchnappen.

Coder. Ich mich verſchnappen! Welch eine Beleidigung! Gehen Sie den Augenblick, oder ich gehe. (Wilibald geht ab.)

Vierter Auftritt.

Charitas. Coder.

Coder. Ich mich verſchnappen! Habe ich mein Maul nicht etwa in meiner Gewalt? — Nun wirklich, bey dieſer zweyten Grobheit, muß ich die erſte vergeſſen! —

Charitas. Allmälig, Herr Coder, fange ich es nun an zu begreiffen, wie ihre Uhr richtig gehn und doch falſch weiſen kann; wie Sie richtig haben zehlen und ſich doch verzehlen können —

Coder. Hören Sie einmal davon auf, Mamſell! — Wiſſen Sie, daß ihr Vater ein alter Narr iſt?

Charitas. Er iſt ihr guter Freund, Herr Coder.

Coder. Und wenn er mein Bruder an Leib und an der Seele wäre. Er iſt ein alter Narr! — Mir, mir, einem Manne von meiner Ueberlegung zu viermalen die Verſchwiegenheit zu empfehlen? Das ſollen Sie mir nicht umſonſt gethan haben, Herr Wilibald! Sie verrathen ihr Mißtrauen gegen mich, und ihr Mißtrauen muß beſtraft werden. Als wenn ich nicht von mir ſelbſt ſo viel Verſtand würde gehabt haben, ihrer Tochter die Urſache ihres Proceſſes zu verſchweigen.

Charitas. (bey Seite) Er macht mich neugierig.

Coder. Kindern muß nicht alles auf die Naſe gebunden werden; das weis ich von mir ſelbſt.

Charitas. (bey Seite) Rede nur weiter.

Coder. Was würde das Töchterchen nicht für einen Begrif von dem lieben Papa bekommen, wenn ſie ihn näher, als aus ſeinem ewigen Vor dieſem! ſollte kennen lernen.

Charitas. (bey Seite) Ich muß nur thun, als ob ich ihm gar nicht zuhörte, wenn er mehr plaudern ſoll.

Coder. Wenn ſie erfahren ſollte, was für Streiche er in ſeiner Jugend angegeben hat —

Charitas. (fängt an zu trillern) La! la! la! Lalala! Sind Sie ein Liebhaber von Muſik, Herr Coder?

Coder. Nein! — Freylich wäre es alsdann um das väterliche Anſehen geſchehen. Sehe ich denn das nicht eben ſo gut ein, als er! Und er muß mir es noch lange auf die Seele binden, verſchwiegen zu ſeyn! — — Nun will ich es auch, ihm zum Poſſen, nicht ſeyn.

Charitas. (ſingt, als ob ſie gar nicht auf ihn Acht hätte)

Wenn der finſtre Damon ſpricht,
Amor ſey ein Ungeheuer,
Seine Gluth ein hölliſch Feuer:
O ſo fürcht ich Amorn nicht!

Coder. Sie hören es ja! daß ich kein Liebhaber von Muſik bin. — — Ja, nun will ich nicht verſchwiegen ſeyn, und wenn es ihm auch noch ſo viel Verdruß machen ſollte. Hören Sie, Mamſell, der Proceß ihres Vaters —

Charitas. Ich bin keine Liebhaberin von Proceſſen. (ſingt)

Aber hebt mein Thyrſis an,
Amor ſey der ſchönſte Knabe,
Seine Gluth des Himmels Gabe:
O wie fürcht ich Amorn dann!

Coder. Sie wollen mich nicht anhören!

Charitas. Nein.

Coder. Sie wollen mir es verwehren, mich an ihrem Vater zu rächen?

Charitas. Das will ich!

Coder. Sie wollen nicht hören, daß — —

Charitas. (die ſich die Ohren zuhält) Sie ſehen, ich höre nichts, Herr Coder — —

Coder. Daß ihr Vater um das Vermögen ihrer Mutter proceſſirt!

Charitas. Ich höre nichts; denn mein Vater will nun einmal nicht, daß ich es wiſſen ſoll.

Coder. Und zwar mit einem weitläuftigen Anverwandten ihrer Mutter, welcher vorgiebt, ihre Mutter wäre von ihren Aeltern enterbt worden.

Charitas. Ich höre nichts.

Coder. Sie wollen nicht hören, daß ihre Mutter deswegen von ihren Aeltern enterbt worden, weil ſie ſich von ihrem Vater entführen laſſen!

Charitas. Ich höre nichts.

Coder. Sie wollen nicht hören, daß wenigſtens ſo viel gewiß iſt, daß ihr Vater ihre Mutter in ſeiner Jugend wirklich entführt hat — —

Charitas. Was höre ich! (die die Finger von Ohren wegthut) Wie, Herr Coder!

Coder. Ey! wird das Mädchen endlich neugierig! Nun ſollen Sie nichts hören, Mamſell. Es iſt mir lieb, daß Sie ſich die Ohren zuhielten.

Alcibiades

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Alcibiades. Suſamithres (Zaris).

Die zärtliche Freundſchaft gegen den Suſamithres, obgleich die Eiferſucht ſeines Vaters, des Pharnabaz, zum Theil daran Schuld iſt, daß er den Hof verlaſſen.

Suſ. Das weis ich, mein Vater iſt ehrgeizig.

Alcib. Und weſſen iſt ein Ehrgeiziger nicht fähig, wie der größten Tugenden, ſo der ſchändlichſten Laſter, mit dem Unterſcheide nur, daß dieſe Laſter ganz unfehlbar Laſter, und jene Tugenden ſehr zweifelhafte Tugenden ſind. — Wie ſpät habe ich das erkennen lernen! Daß ich es nicht eher erkannt, lag an dir nicht, göttlicher Sokrates! Mit welcher liebenden Hartnäckigkeit verfolgteſt du meine Jugend, um mich zur Kenntniß meiner ſelbſt, meiner eignen Unwürdigkeit zu bringen, um den Stolz in mir zu unterdrücken. ꝛc.

In der Ebene von Perſepolis (Elymais) an dem Fluſſe Araxes.

Zweyter Auftritt.

Alcibiades. Suſamithres. Timandra.

Timandra ſpottet über ihre ſocratiſche Liebe, und ſpottet den jungen Perſer weg.

Dritter Auftritt.

Alcibiades. Timandra.

Sie beklagt ſich nunmehr ernſtlicher, daß er ſie nicht mehr liebe. Alcibiades verſetzt, daß Timandra ihn nie geliebt habe, daß kein Frauenzimmer einer wahren Liebe fähig ſey. Er ſey zu wohl überzeugt, daß Timandra nichts, als eine eitle Nachahmerin der Aſpaſia ſeyn wolle.

Unterdeß wird dem Alcibiades durch einen Hemerodrom die Ankunft des Königes gemeldet. Weil Alcibiades den Artaxerxes nicht ſucht, ſo muß Artaxerxes den Alcibiades ſuchen.

Tim. Wo ſind ſie hin, die glücklichen Zeiten, da, ſtatt altväteriſcher Sinnbilder, ein kleiner Liebesgott, den Bliz in der Rechten, von deinem goldnen Schilde ſchreckte? Da der lange Purpur nachläſſig hinter dir her floß. Plut. p. 400. Da dich die Ariſtophons in dem Schoße der zärtlichen Nemea mahlten ꝛc. Pl. p. 401, und der drengende Pöbel das Gemählde voll Wohlgefallens angaffte.

Alcib. Iſt es dir noch nicht genug, daß ich vierzig Jahr der Wolluſt und dem Ehrgeitze, der ganzen ſchrecklichen Schaar der Laſter, gefrohnt habe? Die Thorheit hat den beſten und größten Theil meines Lebens, hindre mich nicht, den kurzen kalten Reſt der Weisheit zu weihen. Hier in dieſer Einſamkeit, hier in dieſer ruhigen Einöde will ich, als ich ſelbſt, und mir ſelbſt leben. Habe ich mich ſonſt leicht in alle Geſtalten umgeſchaffen, war es mir ſonſt einerley, ob ich den arbeitſamen, ſtrengen und mäſſigen Spartaner, oder den wollüſtigen, faulen Jonier, oder den ſchwärmenden bacchiſchen Thracier ſpielen ſollte, ſo will ich von nun an, der wahre Alcibiades leben.

Tim. Vortreflich! Ein zweyter Timon, und lächerlicher als der erſte — —

Alcib. Timon war ſo lächerlich nicht, als du vielleicht denkſt —

Tim. War Timon nicht etwa gar ein Prophet? Als er dich einſt von dem jauchzenden Volke begleitet ſahe, wie freundlich, was er keinem gethan, kam er auf dich zu. Erinnerſt du dich, was er ſagte: Vortreflich, mein Sohn, und ergriff dich bey der Hand; es freut mich herzlich dich von Tag zu Tag gröſſer zu ſehen, denn deine Größe iſt das Verderben des Volks. Pl. p. 405.

Alcib. Timon ſagte die Wahrheit ꝛc. Ich elender — War ich es nicht, der aus Ehrgeitz die Athenienſer zu dem thörichten Unternehmen, Sicilien zu erobern brachte? (Pl. 405) Nicht um die Athenienſer mächtiger zu wiſſen, nein um meine eigne Größe auf das überwundne Sicilien zu gründen. Der ich alle Mächte im Traume Karthago einnahm, Afrika unter das Joch brachte, von da nach Italien übergieng, als der Sieger des ganzen Peloponnes zurückkam, ich wollte aus Sicilien nichts als einen bequemen Waffenplatz für mich machen. Umſonſt widerſetzte ſich der verſtändige Nicias; umſonſt ahndete dem Socrates der unglückliche Ausgang, den ohne Zweifel ſein Gott begeiſtert hatte; umſonſt ergriff der ſternkundige Meton die brennenden Fackeln, verbrannte im heiligen Unſinne ſein Haus, und weißagte bey der Flamme Niederlage und Verderben. Umſonſt ertönten am Adoniſchen Feſte (Pl. 409) vorbedeutende Klagen. (p. 410.) Umſonſt, mein Ehrgeiz muſte geſtillt werden — ꝛc.

Vierter Auftritt.

Timandra.

Sie iſt voller Zorn und Wuth, und entſchloſſen mit dem Critias und den übrigen griechiſchen Geſandten gemeinſchaftliche Sache zu machen.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Artaxerxes. Pharnabaz. Alcibiades.

Verbindliche Vorwürffe des Artaxerxes. Der König eröfnet das Anbringen der griechiſchen Geſandtſchaft. Er verſpricht ſie abzuweiſen, und erklärt vorläuffig den Alcibiades zum oberſten Feldherrn ſeiner Heere, und zwar an die Stelle des alten Pharnabaz.

Artax. Du ſollſt der erſte an meiner Linken ſeyn. (WG. IV. §. 114.)

Zweyter Auftritt.

Pharnabaz.

Pharnabaz iſt darüber empfindlich und voller rachſüchtigen Anſchläge. Siehe Otways Alcib. p. 8. die ähnliche Rede des Tiſſaphernes.

Dritter Auftritt.

Pharnabaz. Suſamithres.

Siehe die ähnliche Scene beym Otway p. 22. zwiſchen dem Tiſſaphern und Patroclus.

Vierter Auftritt.

Pharnabaz. Critias und Abgeſandte.

Pharnabaz verbindet ſich mit den griechiſchen Abgeſandten zum Verderben des Alcibiades.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Alcibiades. Artaxerxes.

Artaxerxes eröfnet dem Alcibiades ſeinen ganzen Entwurf; unter ſeiner Anführung nehmlich nicht ſo wohl ſeinen Bruder Cyrus, als die Griechen zu bekriegen. Siehe zum Theil die Scene in des Capiſtren Alcibiades p. 33.

Artax. Schon halten ſich meine Herolde fertig, Erd und Waſſer von den griechiſchen Staaten zu fordern (W.G. IV. §. 137.)

Zweyter Auftritt.

Alcibiades. Suſamithres.

Suſamithres Freude, unter dem Alcibiades bald zu fechten. Alcibiades benimt ihm dieſe Hofnung. Von der Liebe zum Vaterlande.

Dritter Auftritt.

Timandra. Alcibiades. Suſamithres.

Timandra ſpottet wieder; bittet aber, daß Alcibiades die griechiſche Geſandtſchaft vor ſich laſſen wolle. Alcibiades macht deswegen Schwierigkeiten.

Vierter Auftritt.

Pharnabaz. Timandra. Alcibiad. Suſamithres.

Pharnabaz hebt dieſe Schwierigkeiten. Und Alcibiades verſpricht die griechiſchen Geſandten an dem Altare, welcher dem Schutzgeiſte des Socrates aufgerichtet, zu ſprechen.

Fünfter Auftritt.

Pharnabaz.

Pharnabaz beſchließt dieſe Unterredung den Artaxerxes hören zu laſſen.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Artaxerxes. Pharnabaz.

Sie kommen, die griechiſchen Geſandten und den Alcibiades im verborgnen zu hören. Der Perſiſche heilige Abſcheu gegen den Altar, dem Schutzgeiſte des Socrates.

Pharn. Siehe wie jeder dieſer Ungläubigen ſich einen eignen Gott ſchaft! Anſtatt den einigen Gott im Feuer, auf ſeinem ewigen, ſichtbaren Throne der Sonne, anzubeten, betet jeder ſein eignes Hirngeſpinſt, oder welches noch lächerlicher iſt, und du hier ſiehſt, das Hirngeſpinſt eines Freundes an!

Zweyter Auftritt.

Alcibiades. Critias und Abgeſandte.

Sie wenden alle Künſte an, ihn zu erſchüttern, daß er mit ihnen nach Griechenland zurück komme.

Crit. Durch dich ſchwört noch jetzt die athenienſiſche Jugend in dem Agrauliſchen Hayne, ſo oft die kriegriſche Trompete ſie ruft, ihres

Vaterlands Grenzen nicht enger als jenſeit aller bewohnten und bebauten Erdſtriche zu ſetzen. Plut. 399.

Alcib. Ich ſollte dem Volke trauen? Ich dieſem vielköpfigen Ungeheuer? Heut wird es dich vergöttern, wenn du willſt; und morgen dich als den Schaum der Uebelthäter verdammen. Ein einziger heimtückiſcher Verleumder, ein einziger Teucer iſt genug es wider dich in Harniſch zu jagen. (Pl. p. 416.) Da ich mich am feſteſten in ſeiner Gunſt glaubte, ward ich als der verfluchte Verſtümmler heiliger Bildſeulen, als der Verräther der Geheimniſſe der Ceres angeklagt und verdammt. Sollte ich den Fluch ſchon vergeſſen haben, den damals ſeine Eumolpiden wider mich ausſprachen!

Dritter Auftritt.

Timandra. Alcibiades. Critias und Abgeſandte.

Timandra thut gleichfalls ihr möglichſtes, und endlich wird Alcibiades bewegt, und ſcheinet wenigſtens ſchlüßig zu ſeyn, bey dem Könige heimlich ihr beſtes zu beſorgen.

Vierter Auftritt.

Zu dieſen: Artaxerxes und Pharnabaz.

Der aufgebrachte König bricht hervor, und macht dem Alcibiades die härteſten Verwürfe, und erklärt ihn von nun an, ſeinem Schickſale zu überlaſſen. Er befiehlt den Altar des Sokrates zu zerſtören, den Ort zu reinigen, und ein Pyreum an die Stelle zu bauen.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Alcibiades. Critias.

Die heimtückiſche Freude des Critias, den Alcibiades bey dem Könige verdächtig gemacht und in Ungnade gebracht zu haben.

Zweyter Auftritt.

Alcibiades. Suſamithres.

Suſamithres iſt entſchloſſen, jedes Geſchick mit dem Alcibiades zu theilen.

Dritter Auftritt.

Suſamithres. Pharnabaz.

Pharnabaz, nachdem der König im Zorne nach ſeiner Reſidenz zurückgekehrt, kömmt ſeinen Sohn abzuhalten, ſich mit dem Alcibiades nicht ins Verderben zu ſtürzen. Suſamithres beruft ſich auf das perſiſche Geſetz wider die Undankbarkeit, nach welchem er durchaus ſtrafbar ſeyn würde, wenn er den Alcibiades in ſo gefährlichen Umſtänden verließe. (W. G. IV. §. 138.)

Vierter Auftritt.

Alcibiades, verwundet. Suſamithres. Pharnabaz.

Alcibiades kömmt verwundet zurück und ſtirbt. Suſamithres ſtürzt ſich in das Schwerd ſeines gereitzten Vaters.

Was hält mich ab (indem Suſamithres das Schwerd zieht) eine That zu thun, die der Meinung, daß ich dein Sohn geweſen, widerſpricht? (Al. W. H. IV. §. 127.)

Alcibiades verlangt, daß ihn Suſamithres vollends tödten ſoll, und weil ſich der Freund deſſen weigert, ſo thut es Pharnabaz.

Fünfter Auftritt.

Zu dieſen ruft **Pharnabaz** herein **Timandra, Critias** und **Abgeſ.**

Kommt herein! Was ſchleichet ihr draußen herum, wie die feigen Jäger vor der Höhle des verwundeten Löwen?

Alcibiades in Perſien.

Sc. I.

O wie glücklich hat den Alcibiades ſein freywilliges Elend gemacht! Es war der göttlichſte Gedanke, den ich jemals gehabt, mich nach Perſien zu verbannen! Aus dem weiſen Griechenlande, wo Aberglaube und geſetzloſe Frechheit den Pöbel, Ehrgeitz und Ohnegötterey die Großen regiert, in das **barbariſche** Perſien, wo Wahrheit und Tugend den alten Thron beſitzen.

Sc. II.

Komm, mein edler junger Freund. Hier auf dieſem anmuthigen Hügel, über dem ſpiegelnden Araxes, das prächtige Perſepolis im Geſichte, habe ich deiner unter den Palmen gewartet.

Zaris. Er hat vor der aufgehenden Sonne angebetet.

Alcib. Auch ihn hat dieſes prächtige Schauſpiel entzückt, und die Seele mit würdigen Gedanken von ihrem Schöpfer erfüllt. — Laß uns dieſen Tag in unſrer Freundſchaft glücklich ſeyn —

Zaris. So glücklich, als es uns das annahende Geräuſch des Hofes erlauben wird. Der kommende Frühling ruft ihn von Suſa nach Perſepolis. Der Zug geht heut hier durch.

Alcib. O möchte es dem König nicht einkommen, mich hier in meiner Einöde zu beſuchen. Ich will mich nicht wieder in Geſchäfte verwickeln laſſen; ich will den Reſt meines Lebens der Ruhe und den Betrachtungen widmen. — O könnte ich noch einen aus dem Schiffbruche meines Vaterlandes retten! den göttlichen Sokrates —

Zaris. Du haſt mir ſchon ſo viel von dieſem Manne erzehlt, daß ich eine wahre Hochachtung für ihn bekommen. Die Vorſicht, habe ich daraus erkannt, erweckt in allen Ländern von Zeit zu Zeit Männer, die es verhindern müßen, daß ſich die Menſchen von ihrer wahren Verehrung nicht zu weit verirren. — So war unſer Zoroaſter — —

Alcib. Auch Sokrates hat von dieſem großen Manne gehört und mir von ihm erzehlt. — Wenn er doch ſeine Nachfolger, ſeine Lehren hier näher erkennen könnte! Wenn er doch hier könnte einſehen lernen, daß ſeine . . . . keine abergläubiſche Zauberkunſt, ſondern eine Sammlung von den erhabenſten Lehren der Weisheit ſey.

Zaris. Wie entzückt es mich, daß du, als ein Grieche, uns ſo viel Gerechtigkeit wiederfahren läßeſt. Deine ſpöttiſche Timandra iſt von dieſer Art nicht. — Alles kömmt ihr hier lächerlich und unſinnig vor.

Alcib. Gedenke mir ihrer nicht! Ich haße ſie jetzt mehr, als ich ſie einsmals zu lieben glaubte. Wenn ſie mich doch verlaßen, und wieder in ihr Vaterland zurückkehren wollte — — Da kömmt ſie ſchon —

Sc. III.

Tim. Immer beyſammen? Und ſchon ſo früh. Ihr Unzertrennlichen, wie ſoll ich euch nennen, Freunde oder Liebhaber?

Alc. Alle Freunde ſind Liebhaber, Timandra, aber nicht alle Liebhaber Freunde —

Tim. Ich verſtehe deinen Vorwurf —

(Virginia.)

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Scene ein Zimmer in dem Hauſe des Claudius.

Claudius. Rufus.

Claud. Wardſt du es gewahr, Rufus? Als wir jetzt bey dem Hauſe des Virginius vorbey gingen, mit welcher Verachtung er uns anblickte?

Ruf. Alter und wahnwitzige Träume von Rom und Ehre, haben ihm das ſchwärmeriſche Gehirn verrückt.

Cl. Sahſt du, mit welcher ungeſtümmen Eilfertigkeit, mit was für finſtern Blicken er heraus ging?

Ruf. Und was mochte die Urſache ſeyn?

Cl. Eben iſt ein Befehl angelangt, der ihn ins Lager zurück ruft; weil man ſich alle Stunden einer Schlacht verſieht. Ein glücklicher Umſtand, der dem Anſchlage unſers Decemvirs auf ſeine ſchöne Tochter zu ſtatten kommen wird!

Ruf. Dieſe raſche Verfolgung eines verſprochnen Mädchens, fürchte ich, wird einen unglücklichen Ausgang haben. — Sollte Appius Gewalt brauchen! — — Ich zittre bey dieſem Gedanken. Virginius iſt durchgängig verehrt; ſein ſilbernes Haar, ſein Ruhm, ſeine rauhe Beredſamkeit würde ganz Rom empören! — Wir müſſen darauf denken, den Appius von einem ſo verzweifelten Unternehmen abzubringen.

Cl. Vergebens! Unmöglich! — — Seine ſtürmiſche Leidenſchaft ſpottet aller Vorſtellungen. — Nichts mehr hiervon! Denn ich ſage dir, uns ſteht weiter keine Wahl frey, als die Wahl der beſten Mittel, ſie durch Liebkoſungen in ſeine Arme zu bringen.

Ruf. Durch Liebkoſungen, in ſeine Arme? Claudius! — Du weißt, ſie iſt verſprochen; mit dem jungen Icilius verſprochen; und wie zärtlich liebt ſie ihn, dieſes Schooßkind des Volks, dem er als Tribun ſo muthige Dienſte geleiſtet.

Die Clauſel im Teſtamente.

Araspe. Ein reicher Banquier.
Lelio. Sein Sohn.
Camilla. Seine Tochter und Frau des
Philibert.
Juliane. Tochter des verſtorbenen Pancraz, Conſorten des Araspe.
Panurg. Stiefbruder des verſtorbenen Pancraz.
Joachim. Sohn des Panurgs.
Liſette.
Pasquin. Bedienter des Panurgs, und ehemaliger Bedienter des Pancraz.
Ein Notarius.

Man ſehe die XII Komödie des Goldoni im dritten Theile, l'Erede fortunata.

Actus primus.

Sc. 1.

Liſette. Pasquin.

Sc. 2.

Araspe. Panurg und **Joachim.**

Sie zanken über das eröfnete Teſtament.

Sc. 3.

Araspe. Lelio.

Siehe beym Goldoni die zweyte Scene im erſten Act.

Sc. 4.

Lelio.

Siehe die dritte Scene im erſten Act.

Sc. 5.

Pasquin. Lelio.

Siehe die vierte Scene im erſten Act.

Sc. 6.

Pasquin. Liſette.

Siehe die fünfte Scene im erſten Act.

Actus ſecundus.

Sc. pr.

Juliane. Liſette.

Juliane hat den Lelio geſprochen, welchen ihr der Vater zu nehmen gerathen. Siehe die XI. XII und XVI Scene im erſten Act.

Sc. II.

Juliane. Philibert.

Siehe die 17. Scene im erſten Act.

Sc. III.

Juliane. Philibert. Camilla.

Siehe die 18. Scene im erſten Act.

Sc. IV.

Philibert. Camilla.

Siehe die 19. Scene im erſten Act.

Sc. V.

Camilla und hernach Araspe.

Siehe die 20. Scene im erſten Act.

Sc. VI.

Siehe die 21. Scene im erſten Act.

Actus tertius.

Sc. pr.

Juliane.

Siehe die erſte Scene des 2ten Acts.

Sc. II.

Araspe. Juliane.

Siehe die zweyte Scene im zweyten Act.

Sc. III.

Araspe.

Siehe die 3te Scene im zweyten Act.

Sc. IV.

Araspe. Lelio.

Siehe die 4te Scene im zweyten Act.

Sc. V.

Araspe und hernach Camilla.

Camilla iſt noch immer eyferſüchtig, und will Genugthuung haben. Araspe ſpricht ſie zufrieden, und geht ab.

Sc. VI.

Camilla und hernach der dumme Joachim.

Joachim macht ihr tauſend Schmeicheleyen, um ſie auf ſeine Seite zu ziehen.

Sc. VII.

Philibert und die Vorigen.

Philibert ertappt den Joachim über den Schmeicheleyen, und nimmt ſie auf der ſchlimmen Seite. Er jagt ihn fort, und ſpielt den eyferſüchtigen mit ſeiner Frau, und will ihr deswegen die Schlüſſel zu ihrem Geſchmeide und Putz verſchließen. Siehe die 19. Scene im zweyten Act.

Actus quartus.

Sc. pr.

Camilla.

Sie beklagt ſich, daß ihr Philibert wirklich allen Putz verſchloſſen.

Sc. II.

Camilla. Philibert.

Siehe die ſechſte Scene im dritten Acte.

Sc. III.

Philibert.

Siehe die letzte Rede in der 6ten Scene des dritten Acts.

Sc. IV.

Pasquin und Philibert.

Philibert freut ſich, den Pasquin wieder in ihrem Hauſe zu wiſſen. Und Pasquin bezeigt ſeinen Verdruß wider den Panurg, aus deſſen Dienſten er ſich ſehne. Philibert geht ab, und Pasquin macht ſich auf den Betrug gefaßt, zu dem ihn Araspe braucht.

Sc. V.

Pasquin. Panurg.

Siehe die 9te Scene des dritten Acts

Sc. VI.

Panurg.

Siehe die letzte Rede in der 9. Scene des dritten Acts

Actus quintus.

Sc. pr.

Araspe und Panurg.

Panurg hat bereits alles zum Vergleiche richtig gemacht.

Sc. II.

Araspe. Panurg. Joachim.

Joachim will die Juliane durchaus, und will ſich nicht mit den zehntauſend Thalern Abſtand begnügen.

Sc. III.

Lelio. Juliane und die Vorigen.

Sc. IV.

Der Notarius und die Vorigen.

Siehe die vierzehnte Scene im 3ten Act.

Sc. V.

Joachim geht mit dem Gelde ab; und der Notarius gleichfalls.

Sc. VI.

Juliane. Lelio. Araspe. Panurg.

Siehe gleichfalls die 14. Scene im 3. Act.

Sc. VII.

Die Vorigen. Pasquin. Liſette.

Siehe die zweyte vierzehnte Scene im 3. Act. p. 334. Panurg geht mit Schimpf und Verdruß ab, nachdem ſich Pasquin bey ihm beurlaubt.

Die glückliche Erbin.

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Nach l'Erede fortunata des Goldoni.*)

Perſonen:

Araspe. Ein reicher Banquier.
Lelio. Sein Sohn.
Camilla. Seine Tochter und Frau des
Philibert.
Juliane. Tochter des verſtorbenen Pancraz, Conſorten des Araspe.
Panurg. Bruder des verſtorbenen Pancraz.
Joachim. Ein junger Anverwandte des Panurgs.
Liſette.
Pasquin. Bedienter des Panurgs, und ehemaliger Bedienter des Pancraz.
Ein Notarius.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Pasquin. Liſette.

Pasquin. Das Frühſtück war verzehrt! Der Magen iſt verſöhnt. Und nun, Liſette, laß uns auch der Liebe das ſchuldige Morgenopfer bringen. (will ſie umarmen.)

Liſette. Herr Pasquin — (indem ſie ihn zurückſtößt.)

Pasquin. Mademoiſell! — Sey keine Närrin. Sind wir nicht allein? Das ganze Haus iſt in dem großen Zimmer auf einen Klump verſammelt, und niemand wird uns ſtören. Sie eröfnen das Teſtament. Das Teſtament, Liſette! Woran denkt man zugleich, wenn man an ein Teſtament denkt? An den Tod.

---

*) Von dieſem Stücke wurden (wie es ſcheint, unter dem Titel das Teſtament) zwei Bogen 1758 gedruckt, die der Verleger Reich, als die Fortſetzung ausblieb, vernichtete. Den erſten, bis an die Worte im vierten Auftritt des erſten Aufzuges „du ſollſt, ſo bald du willſt, dein eigner Herr ſeyn" fand Karl G. Leſſing unter ſeines Bruders Papieren. (S. Nicolai in den Anmerkungen zu M. Mendelſohns Briefwechſel mit Leſſing, zu S. 24. Karl G. Leſſing zum theatral. Nachlaß I, S. XLI und zum zweiten Bande der vermiſchten Schriften S. VI.) Unter den Breslauer Papieren iſt nur ein nicht zu Ende geſchriebenes Blatt.

Und wenn man an den Tod denkt, woran denkt man da zugleich? An die Liebe. Ja wahrhaftig an die Liebe. Wäre die Liebe nicht, ſo wäre dem Tode längſt das Handwerk gelegt; die Welt wäre ausgeſtorben, und der Tod ſelbſt hätte müſſen den Weg alles Fleiſches wandern. Dem Teſtamente alſo zu Folge, und auf jungen Zuwachs für den Tod, erlaube, meine liebe Liſette, daß ich dich nach Jahr und Tag wieder einmal umarme.

Liſette. (die ihn abermals zurückſtößt.) Man ſollte ſchwören, der Mosjeu kenne mich ſehr genau.

Pasquin. Es ſchwöre wer Luſt hat! Wenn er einen falſchen Eid thut, ſo nehme ichs auf mich — Aber ſieh doch: Mosjeu? Und erſt, Herr? Steigt das, oder fällt das? — Jungfer Liſette, Sie wird mich böſe machen. Du ſollſt mich weder Mosjeu noch Herr nennen; du ſollſt mich deinen lieben Pasquin nennen. Hörſt du Liſette?

Liſette. Bey jedem Worte, das ich höre, iſt mir, als ob ich vom Himmel fiele. Ey, mein lieber Pasquin? Und geſtern habe ich Ihn in meinem Leben das erſtemal geſehn. Denn ich will doch nicht hoffen, daß Er ein gewiſſer Pasquin iſt, der vor langen langen Zeiten einmal bey dem verſtorbnen Herrn Panceraz in Dienſten war? Wenn Er das wäre, gewiß, ich krazte Ihm die Augen aus.

Pasquin. (bey Seite.) Was mach ich nun? Soll ichs ſeyn, oder ſoll ichs nicht ſeyn?

Liſette. (bey Seite.) Ich will ihn doch wenigſtens ein Bißchen zappeln laſſen. — Der Schurke von einem Pasquin. —

Pasquin. Gemach!

Liſette. Der Galgenſtrick —

Pasquin. Behüte!

Liſette. Ja wag Er es einmal, und nehm Er ſich ſeiner an.

Pasquin. Nein, gewiß das wag ich nicht. Meine Augen ſind mir zu lieb. Aber ſo viel muß ich ſagen: die Pasquine ſind, ſo lange die Welt ſteht, ehrliche brave Leute geweſen. Selbſt die Poeten wiſſen davon zu erzehlen. Man ſchlage die Komödien nach! Was für anſehnliche Rollen laſſen ſie uns nicht darinn ſpielen! Wir ſind allezeit treu, verſchlagen, hurtig, und die allerergebenſten Liebhaber der Liſetten. Würden uns aber wohl dieſe ſtrengen Beobachter der Wahrheit, die Poeten — die Dichter! würden ſie uns wohl in ihren unſterblichen Werken, die zwar freylich in dieſer Zeitlichkeit oft ausgepfiffen werden, — würden ſie uns wohl, ſag ich, ſo vortheilhaft ſchildern, wenn ſie uns im gemeinen Leben nicht ſo gefunden hätten? Dahingegen haben die Liſetten bey ihnen ein weit geringer Lob. Jung zwar und hübſch laſſen ſie dieſe Thierchen immer ſeyn. —

Liſette. Dieſe Thierchen, Herr Schlingel?

Pasquin. Nicht ſo wüthend, Jungfer; ſonſt muß ich ſagen dieſe Thiere! — Störe Sie mich nicht! — Jung und hübſch, ſag ich, mahlen die Dichter die Liſetten zwar alle; auch dabey verſchmitzt, ſchnipſch und plauderhaft. Aber daß ſie auch allezeit buhleriſch, unbeſtändig und treulos ſind, das — das hat den Teufel geſehen! (in einem affektirten tragiſchen Tone) O Himmel! Furcht und Eiferſucht zerfleiſchen mein gequältes Herz. Wo auch meine Liſette eine Liſette nach dem gemeinen Schlage iſt, wo auch ſie ihren Prinz Pasquin vergeſſen, wo auch ſie ihrem flatterhaften Herzen den Ziegel ſchieſſen laſſen —

Liſette. (verwundernd.) Nu?

Pasquin. (noch tragiſch.) Ich vergeh! Nur erſt der zwölfte Monden drohet zu verflieſſen, ſeit dem mich ein neidiſches Schickſal ihren Augen entriſſen. Erſt der zwölfte Monden, und ach ihr Götter! wie gleichgültig hat ſie mich aufgenommen. Die Grauſame thut, als ob ſie mich gar nicht kenne. Warum thut ſie ſo, die Grauſame? Euch, ihr verſchwiegnen Wände, euch muß es noch bewußt ſeyn, welche Zärtlichkeit uns ehedem verband. Ach, dieſes Andenken benimmt mir die Sprache — Ich kann nicht mehr! Iſt kein Lehnſtuhl da, in welchen ich mich werfen könnte?

Liſette. (bey Seite) Der Spitzbube, wo er mich erſt zum Lachen bringt, ſo iſt es um meine Verſtellung gethan.

Pasquin. (noch tragiſch.) Man denke nur! Heyrathen wollte ich ſie ſogar; heyrathen! Auf den nächſten Sonntag waren die Ceremonien ſchon feſtgeſezt. Aber ach, was für ein Sonnabend ging vor dieſem Sonntage vorher! Schrecklicher Sonnabend! Mein Herr jagte mich zum Teufel. Ich mußte dieſen Pallaſt verlaſſen; Knall und Fall mußte ich ihn verlaſſen, ſo, daß ich auch nicht einmal von meiner Braut Abſchied nehmen konnte. Mich ſchauert, wenn ich daran gedenke! Der böſe tyranniſche Pancraz! Daß er jezt in ſeinem Grabe ein ganzes Jahr eher verfaulen müßte. Ich floh auf das Land zu ſeinem Bruder, dem Herrn Panurg, welcher mich in meinem Elende aufnahm. Doch wo flieht ein Elender hin, daß ihm nicht ſein Elend nachfolge? Gerechten Götter, ich kam aus dem Regen unter die Trauffe! Eben konnte ich es nicht länger aushalten, als wir die Nachricht von dem Tode des Pancraz bekamen. Freudige Nachricht! Freudig war ſie für meinen Herrn; freudig für mich. Er beſchloß ſogleich ſich anher zu begeben, und ich, ich beſchloß ihm zu folgen. Ihn trieb die Hoffnung, ſich, oder wenigſtens den Vetter Jochen, in dem Teſtamente ſeines Bruders bedacht zu finden. Mich hingegen trieb ein weit edlerer Eigennutz; der Eigennutz meiner Liebe; die Begierde, mich wieder in die Arme meiner zurückgelaſſenen Braut zu werfen. Und nun, da ich hier bin, da ich —

Liſette. Ha! — (Sie will in Lachen ausbrechen; um es aber noch zu verbergen, wendet ſie das Geſicht vom Pasquin, und hält das Schnupftuch vor.)

Pasquin. War das ein Seufzer, Grauſame? Daß er es geweſen wäre! Aber warum wendeſt du dein Geſicht weg? — O wenn hinter dieſem ſchneeweißem Tuche ein weinendes Auge verborgen wäre, und deine unverdiente Strenge gegen mich endlich in Thränen zerflöße! — Sieh mich zu deinen Füſſen, du Tygerherz! (er fällt nieder) Du ſiehſt mich zum leztenmale, wo nicht ein gnädiger Blick —

Liſette. (die ſich des Lachens nicht länger enthalten kann.) Hör auf, oder ich muß erſticken. Ha! he! Ha! he!

Pasquin. (indem er wieder aufſteht.) O pfuy! Man hörts doch gleich, daß die Liſetten keine tragiſche Perſonen ſind.

Liſette. Höre, Pasquin; ich hätte wohl Urſache dich verzweifeln zu laſſen. Doch deine Reue, und deine Verſicherung, daß du nur meinetwegen mit hieher gekommen biſt — Was iſt das für ein Lerm? Horch doch! Dein Herr, wie er ſchreyt! Ganz gewiß iſt das Teſtament eröffnet, und der Inhalt iſt nicht nach ſeinem Kopfe geweſen. Komm hier weg, ich will dich anderwärts von der völligen Wiederangedeyung meiner Gnade verſichern. (gehen ab.)

Zweyter Auftritt.

Araspe. Panurg. Joachim.

Panurg. (erhitzt.) Schon gut, ſchon gut. Es iſt noch eine Gerechtigkeit in der Welt. Es iſt noch eine, ſag ich, es iſt noch eine, ob man ſie gleich ziemlich ſuchen muß. Und das iſt mein Glück, und das iſt auch dein Glück, Jochen!

Jochen. (weinerlich und dumm.) Auch mein Glück!

Panurg. Du armer Jochen!

Joachim. Armer Jochen!

Panurg. Siehſt du, daß dein ſeliger Onkel ein Schurke war!

Joachim. Ein Schurke war!

Araspe. Aber, Herr Panurg —

Panurg. Aber, Herr Araspe, reden Sie nicht, oder — Was ich geſagt habe, ſage ich noch einmal. Mein Bruder hat als ein Narr gelebt, und iſt als ein Narr geſtorben! Sie ſind ein Betrieger, ein Falſarius, und der Notar, der das Teſtament gemacht hat, verdient den Galgen. Da haben Sies! laſſen Sie Feder und Papier bringen, ich wills Ihnen ſchriftlich geben.

Araspe. Der Zorn iſt eine Raſerey, und einem Raſenden muſt man alles zu ſagen vergönnen.

Panurg. Einem Raſenden? Was? Iſt es nicht genug, daß Sie mich, und dieſen armen Jungen, beſtohlen, beraubt, geplündert haben? Müſſen Sie mir noch Injurien ſagen? Ich, ein Raſender? Schon gut! Du haſts gehört, Jochen, du haſts gehört!

Joachim. Ja, Herr Vetter, ja, ich habs gehört, und ich weiß das Sprüchelchen auch auf Lateiniſch: ira furor brevis est.

Panurg. Ach ſchweig; du biſt ein Schöps! — Ich will alles, was ich geſagt habe, Stück vor Stück beweiſen. Pro primo, mein Bruder hat als ein Narr gelebt. Er handelte mit Ihnen in Compagnie, und hätte ſein Commercium allein führen können; er hielt Sie für ſeinen Freund, und traute Ihnen in allen Stücken blindlings; er traute Ihnen ſogar mehr, als ſeinen nächſten Blutsfreunden. Narrheit an Narrheit! Pro ſecundo, mein Bruder — oder damit ich den Nichtswürdigen nicht mehr meinen Bruder nenne — Pancraz iſt als ein Narr geſtorben. Ich ſage nicht, er iſt in einer Narrheit geſtorben; das wäre zu wenig; denn in einer Narrheit ſtirbt mancher kluge Mann. Sondern ich ſage: alles war Narrheit, was er vor ſeinem Tode und in Abſicht auf ſeinen Tod that. Er machte ein Teſtament, und hätte keines zu machen gebraucht. Das müſſen alle Menſchen erkennen; nur die Juriſten ausgenommen, die von ſolchen Narrheiten leben. Denn wozu ein Teſtament, da er eine einzige leibliche Tochter hinterläßt, die nothwendig ſeine Erbin ſeyn muß? Wollen Sie ſagen, wegen der Vormundſchaft? Vormund, von Gott und Rechts wegen, wäre ich geweſen, als der nächſte Anverwandte. Und wäre ich Vormund geworden, ſo hätte ich ſchon darauf ſehen wollen, daß auch Vetter Jochen, dem er bey Lebzeiten immer viel verſprach, und wenig hielt, ſein Glück dabey gemacht hätte. Die Tochter hätte ihn müſſen heyrathen.

Joachim Wird ſie mich nun nicht heyrathen, Herr Vetter? Sie muß mich heyrathen; ſie muß. Denn wenn ich gewußt hätte, daß ſie mich nicht heyrathen wollte, ſo hätte ich mich ſein mit Pachters Lieſen nicht gezankt.

Panurg. Sey ſtille, Jochen! — Aber wenn er nun auch ein Teſtament mit aller Gewalt hätte machen wollen, muß er denn ein ſo wahnwitziges machen? Ein ſo unſinniges, als nimmermehr einer, der im Tollhauſe an der Kette ſtirbt, hätte machen können?

Araspe. Ich wundre mich über meine Geduld, Sie anzuhören. Sie wird gewiß ausreißen, wenn Sie ihre unvernünftige Hitze —

Panurg. Meine Hitze? Es wäre Ihr Unglück, wenn ich erſt hitzig würde. Man kann nicht bey kälterm Blute ſeyn, als ich bin. Ich ſage alles mit dem ruhigſten Gemüthe. Ja, ja! So närriſch iſt im Tollhauſe keiner geſtorben, als mein Bruder geſtorben iſt. Man denke nur! Seine Tochter ſoll ſeine Univerſalerbin nicht anders, als unter der Bedingung ſeyn, daß ſie den Herrn Araspe heyrathet. Und das iſt der Herr Araspe! Der armſelige Ehekriepel hier, der ſchon ſelbſt erwachſene und verheyrathete Kinder hat, der ehſter Tage Großvater werden wird, den ſoll ein friſches Mädchen von zwanzig Jahren heyrathen, wenn ſie nicht will ſo gut, als enterbt, seyn.

Araspe. Warten Sie doch nur, bis ſie es thut. Wiſſen Sie denn ſchon Julianens Geſinnungen? Sie ſollten über dieſe harte Laſt, die ihr ihr Vater aufgelegt hat, eher freudig als verdrüßlich seyn. Denn was ſagt das Teſtament weiter? „Im „Fall aber meine Tochter einen andern heyrathen wollte, will „ich zu meinem Univerſalerben meinen Bruder, den Herrn Panurg, und meinen Vetter Joachim erklärt haben, welche meiner Tochter von meiner ganzen Verlaſſenſchaft, nicht mehr als „zehn tauſend Thaler zur Ausſteuer abzugeben gehalten seyn „ſollen.“ — So heißt es im Teſtamente! Sollte man nun nicht vielmehr glauben, der Teſtator habe mir nur deswegen ſeine Tochter zur Frau beſtimmt, damit er Ihnen auf eine gute Art ſein ganzes Vermögen zuwenden könne? Ohne Zweifel, daß er den Ungehorſam ſeiner Tochter für ſchon gewiß gehalten hat. —

Panurg. Ey, großen Dank! Sie wird nicht ungehorſam seyn; ich weiß gewiß, ſie wird nicht. Denn heut zu Tage ſind die Mädchen bey weitem nicht mehr ſo delicat, als wir ſie in den alten Romanen finden. Ein alter Mann mit Gelde, und ein junger Mann ohne Geld, das ſind jetzt gar nicht mehr Dinge, unter welchen ihnen die Wahl ſchwer ſiele. Sie nehmen, wenn es seyn muß, jenen ohne Bedenken, im feſten Vorſatze, ihn auch ohne Bedenken zum Hahnrey zu machen. Da haben Sie ihr Prognoſticon, Araspe! Schade, daß ich nicht das Werkzeug dazu seyn ſoll! Ha! ha! ha! — Aber ich bin wohl nicht klug, daß ich darüber lache. Das Glück wäre für Sie noch viel zu groß, wenn Sie von einem Mädchen, wie Juliana iſt, zum Hahnrey gemacht würden. So weit muß es nicht kommen! Es muß gewiß ſo weit nicht kommen. Das Teſtament kann nicht anders als für null und nichtig erklärt werden; und zwar eben deswegen, weil es ſo unſinnig iſt; denn ſeine Unſinnigkeit iſt ein Beweis, daß der Teſtator nicht bey

Verſtande geweſen. Ein Menſch aber, der nicht bey Verſtande iſt, kann nicht teſtiren. Wiſſen Sie das noch nicht? Er kann nicht teſtiren. Und ex hoc capite will ich klagen. Aber geſetzt —

Joachim. Poſito ſed non conceſſo, ſagt der Lateiner.

Panurg. Halt das Maul, wenn ich rede! — Aber geſetzt — Sie ſehen, Araſpe, ich rede mit vieler Ueberlegung — Geſetzt, ſag ich, ich käme damit nicht fort, daß mein Bruder bey dem Teſtiren ſeines Verſtandes nicht mächtig geweſen; geſetzt, das Gegentheil würde erwieſen, wie ſichs gehört: je nun, deſto ſchlimmer für Sie! Ein unſinniges Teſtament iſt da; der Teſtator iſt nicht unſinnig geweſen, er kann das unſinnige Teſtament alſo auch nicht gemacht haben. Was folgt nun hieraus? Es muß untergeſchoben ſeyn. Und von wem muß es untergeſchoben ſeyn? Von dem, der den meiſten Vortheil dabey haben würde; von Ihnen.

Araſpe. Sie reden mit vieler Ueberlegung!

Panurg. Und zugleich mit Einſicht. O ich bin durch die Schulen durch. Ich weiß es aus der Erfahrung, wie dergleichen Sachen laufen können. Und wiſſen Sie, was ein Falſarius für Strafe zu erwarten hat? Sie werden ſich noch zu gratuliren haben, wenn Sie den Galgen abkauffen können. Der Notarius aber, der ſich dazu hat brauchen laſſen, der muß dran glauben. Da iſt keine Gnade! Er muß hängen; und ich ſeh ihn, ich ſehe ihn ſchon hängen.

Araſpe. (lächelnd.) Der arme Mann!

Panurg. Sie lachen noch? Nun hab ich genug. An dem Rande ſeines Verderbens zu lachen —

Joachim. Per riſum multum —

Panurg. Tum! Wo du noch einmal reden wirſt; Junge — Hören Sie, Araſpe, damit ich zeige, daß ich Menſchenliebe habe, und daß ich einmal Ihr guter Freund geweſen bin; entſagen Sie ſich im guten aller Anſprüche auf die Verlaſſenſchaft meines Bruders. Wenn Sie das wollen, ſo wollen wir den ganzen Plunder begraben; ich will nichts aufrühren, ſondern zufrieden ſeyn, daß Juliane die einzige Erbin quaſi ab inteſtato bleibe, nur mit der Bedingung, daß ſie Vetter Jochen heyrathet.

Joachim. Mich, Herr Araſpe, mich! O ja, thun Sie es doch!

Panurg. Erklären Sie ſich bald; wollen Sie, oder wollen Sie nicht?

Araſpe. Aber was kann das werden? Der arme Notar hängt ja doch einmal am Galgen.

Panurg. Sie ſpotten, glaub ich, gar?

Joachim. Herr Araſpe, ich bitte, ich bitte —

Panurg. Du bitteſt, Schurke? Und er ſollte uns bitten, daß wir ſeine Streiche nur noch vertuſchen möchten! Eſel von einem Jungen! Willſt du denn nie klug werden? Ich rüffle doch an dir, und rüffle — Komm fort! Wiſſen Sie, Herr Bräutigam, Herr Erbe, auch Herr Vormund zugleich, wo ich nun ſpornſtreichs hingehe? Zum Advocaten! Zum Advocaten!

Araſpe. So werde ich wohl immer das Geld, mich vom Galgen los zu kauffen, bereit halten müſſen?

Panurg. Ja; Herr Bräutigam, Herr Erbe, Herr Vormund zugleich — Wirſt du dich trollen, Junge? (Geht ab, indem er Jochen voranſtößt.)

Dritter Auftritt.

Araſpe.

Es iſt mir lieb, daß ich mich bey den Grobheiten dieſes Mannes noch ſo habe mäßigen können. — Es muß ihn freylich ſchmerzen, und das Teſtament wird mehrern wunderbar vorkommen, die die Denkungsart meines Freundes nicht gekannt haben. Für ſeinen guten Namen, und für den Credit unſrer gemeinſchaftlichen Handlung, war er alles aufzuopfern fähig. Er wußte der Trennung unſrer Güter, die er für gefährlich anſahe, auf keine andre Weiſe vorzubauen, als wenn er —

Vierter Auftritt.

Araſpe. Lelio (In tiefen Gedanken.)

Araſpe. Sieh da, mein Sohn! — Was ſagſt du, Lelio, zu dem Glücke deines Vaters? Der rechtſchaffene Pancraz! Es würde mit mir, und alſo auch mit dir, nicht zum beſten ausgeſehen haben, wenn ich mich mit Julianen hätte abfinden müſſen. Es iſt nicht alles Gold, was glänzet. Wir haben einen großen Credit, wir haben große Kapitale; aber wir haben auch große Schulden! Wie gut iſt es, daß nunmehr alles in ſeiner Ordnung bleibt, und unſre Handlung, unter ihrem alten Namen, mit gleichem Nachdrucke fortgeführet werden kann! — Aber was iſt das? Warum ſprichſt du nicht? — Du ſiehſt gen Himmel? Du ſeufzeſt? Gönneſt du mir mein Glück nicht? Oder befürchteſt du, ich möchte in einer neuen Ehe weniger auf deine Verſorgung bedacht ſeyn? Fürchte nichts, mein Sohn. Du weißt, wie ſehr ich dich liebe; ich denke weniger an mich ſelbſt, als an dich; und wenn ich zu einer zweyten Verbindung ſchreite, ſo thu ich es, weil ich muß, und mehr um deine Umſtände zu verbeſſern, als etwa einer mir nunmehr unanſtändigen Neigung zu willfahren. Suche dir ein Frauenzimmer, das dir gefällt; hier haſt du meine Einwilligung im Voraus. Du ſollſt, ſobald du willſt, dein eigner Herr ſeyn. Mein Eidam, das Stutzerchen, ſoll mir aus dem Hauſe, ſammt meiner närriſchen eiferſüchtigen Tochter. Iſt dir auch deine Stiefmutter Juliane läſtig, ſo will ich mich mit ihr aufs Land begeben, und dich allein hier laſſen. Was willſt du mehr? Kann dein Vater mehr für dich thun? Drum ſey auch wieder heiter und fröhlich, mein Sohn. Erwiedre die Liebe deines Vaters mit Liebe. Mein Blut wollte ich für dich vergießen.

Lelio. Liebſter Vater, Sie lieben mich mehr, als ich verdiene, überhäufen mich mit Wohlthaten über Wohlthaten. Ich erkenne es mit kindlichſtem Dank. Befehlen Sie über mich ganz: aber ein innerlicher Kummer drückt mich nieder, und ich kann nicht ſo heiter ſeyn als Sie verlangen.

Araspe. Woher kommt das aber? Du biſt ja nicht melancholiſchen Temperaments; biſt ja ſonſt vergnügt und luſtig geweſen. Wie du immer ſpaßteſt und mich aufheiterteſt! Und nun auf einmal ein ganz anderer Menſch!

Lelio. (vor ſich) Ich muß ſchon einen Vorwand erſinnen, um ihn zu beruhigen. Ich will es Ihnen ſagen, liebſter Vater, der Tod des alten Pancraz geht mir nahe, will mir gar nicht aus dem Sinn, bringt mich auf die Betrachtung des kurzen menſchlichen Lebens, der Nothwendigkeit zu ſterben, und der Ungewißheit unſers Endes.

Araspe. Lieber Sohn, was zu viel iſt, iſt zu viel und iſt vom Uebel. An den Tod denken iſt gut. Aber ſo an den Tod denken iſt nicht gut. Wer ſoviel Furcht vor dem Tod hat, beweiſet, daß er das Leben zu ſehr liebt. Beſtrebe dich gut zu leben, wenn du gut ſterben willſt. Weg mit der Melancholie! thu deine Schuldigkeit und mache dir erlaubtes Vergnügen. Folge deinem Vater und nicht deiner Leidenſchaft. Ich muß ja eher ſterben, wie du; denn ich bin älter wie du, aber nicht deswegen traurig.*) Ich lebe als ein ehrlicher Mann, um als ein zufriedner Mann ſterben zu können. — Denke dieſem nach, mein Sohn! Muntre dich auf und laß mich, wenn ich dich bald wiederſehe, ein fröhliches Geſicht erblicken.

(umarmt ihn und geht ab)

Fünfter Auftritt.

Lelio. (der ihm mit Verwirrung nachſieht) Armer betrogner Vater! Dein Feind, dein Nebenbuhler iſt es, den du ſo zärtlich umarmt haſt. Aber wie? Werde ich ſo ruchlos ſeyn und Julianen mehr lieben, als den, dem ich das Leben zu danken habe? Nein, ich muß ſie unterdrücken, dieſe Liebe, ſo unſchuldig ſie auch ſonſt war. Mein hartes Geſchick macht ſie mir von nun an zu einem Verbrechen. — — Aber wie theuer wird es mir werden, alle meine Glückſeligkeit auf einmal ſo aufzugeben? — Was hilft es? Ich muß. Oder will ich lieber eine unſchuldige Tochter ihrer väterlichen Verlaſſenſchaft berauben, und meinen Vater von dem Gipfel ſeiner Hoffnung herabſtürzen? Nein, gewiß, das will ich nicht — So ſey ſie denn meine Mutter, die meine Gattin nicht ſeyn kann! — Verhaßter Wechſel! —

Sechſter Auftritt.

Pasquin. Lelio.

Pasquin. Das geht gut! Man fängt ſchon wieder an, mich als einen Bedienten vom Hauſe anzuſehen. Nun, Herr

---

*) Mit den Worten „aber deswegen traurig?“ fängt das Breslauer Blatt an. Es ſchließt oben auf der Rückſeite mit den Worten des ſechsten Auftritts „**Lelio.** Nimmermehr hätt ich es geglaubt — — **Pasquin.**“

Panurg, werden wir am längſten beyſammen geweſen ſeyn! — Aber da iſt er ja, an den ich meine Commiſſion auszurichten habe! — Herr Lelio —

Lelio. (ohne daß er den Pasquin gewahr wird) Ich bin der unglücklichſte Menſch unter der Sonne. — —

Pasquin. Herr Lelio.

Lelio. Nimmermehr hätt ich es geglaubt —

Pasquin. Herr Lelio.

Lelio. Geh zum Henker.

Pasquin. (indem er gehen will) Zum Henker? Ich geh, ich geh.

Lelio. Was wollteſt denn du bey mir?

Pasquin. Ich hatte Ihnen was von Mademoiſelle Julianen zu ſagen; aber ich gehe ſchon.

Lelio. Nein, warte. Was haſt du mir zu ſagen?

Pasquin. Ich geh zum Henker.

Lelio. Rede, oder — (er droht ihm mit dem Stocke)

Pasquin. Bemühen Sie ſich nicht, ich will reden. Mamſell Juliane ſagte, ſie müßte Sie nothwendig ſprechen.

Lelio. Juliane? Wo?

Pasquin. Auf ihrem Zimmer.

Lelio. Ich werde gleich zu ihr gehen. — Aber nein, ſage ihr, daß ich jetzt nicht kann.

Pasquin. Gut, mein Herr. (und will abgehen)

Lelio. Halt! — Es iſt doch beſſer, daß ich ſelbſt gehe. (und will gehen)

Pasquin. Ja beſſer iſt es.

Lelio. Aber was kann ich ihr ſagen? Nein Pasquin, ſage ihr, du hätteſt mich nicht gefunden.

Pasquin. (indem er geht) Das will ich ſagen.

Lelio. Bleib, bleib — Entdeckt ſie, daß es nicht wahr iſt, ſo grämt ſie ſich. Ich will ſelbſt gehen.

Pasquin. Recht wohl!

Lelio. Aber in der Beſtürzung, in der ich bin — Geh, ſage ihr, ich würde nachkommen.

Pasquin. Nicht anders. (und will gehn)

Lelio. Nein, bleib, es iſt meine Schuldigkeit, daß ich ſelbſt gehe. (ab)

Siebenter Auftritt.

Liſette. Pasquin.

Pasquin. O der närriſche Herr!

Liſette. Pasquin.

Pasquin. Die poßierlichſte Haut von der Welt.

Liſette. Pasquin, Pasquin!

Pasquin. Nu was giebts?

Liſette. Madam Camille fragt nach dir.

Pasquin. (macht Lellen nach) Ich komme ſchon — aber nein. Thu mir den Gefallen und geh für mich.

Liſette. Was ſoll ich ihr denn ſagen?

Pasquin. Es wird doch beſſer ſeyn, daß ich ſelbſt gehe.

Liſette. O freylich wirds beſſer ſeyn.

Pasquin. Geh und ſage ihr, du hätteſt mich nicht gefunden.

Liſette. Warum denn dieſe Lüge?

Pasquin. Erfährt ſie aber, daß es nicht wahr iſt — Ich werde gehn.

Liſette. Nur hurtig.

Pasquin. Geh du nur.

Liſette. Sie hat aber nach dir und nicht nach mir gefragt.

Pasquin. Freylich, wenn ſie mich will, will ſie dich nicht — — Ich komme ſchon — — nein, ich gehe nicht — O Gott! — Bleib, — bleib — ich gehe ſchon. (ab)

D. Fauſt.

I. *)

Vorſpiel.

In einem alten Dome. Der Küſter und ſein Sohn, welche eben zu Mitternacht geläutet oder läuten wollen. Die Verſammlung der Teufel, unſichtbar auf den Altären ſitzend, und ſich über ihre Angelegenheiten berathſchlagend. Verſchiedene ausgeſchickte Teufel erſcheinen vor dem Beelzebub, Rechenſchaft von ihren Verrichtungen zu geben. Einer, der eine Stadt in Flammen geſetzt. Ein anderer, der in einem Sturme eine ganze Flotte begraben. Werden von einem Dritten verlacht, daß ſie ſich mit ſolchen Armſeligkeiten abgeben. Er rühmt ſich einen Heiligen verführt zu haben; den er beredt, ſich zu betrinken, und der im Trunke einen Ehebruch und einen Mord begangen. Dieſes giebt Gelegenheit, von Fauſten zu ſprechen, der ſo leicht nicht zu verführen ſeyn möchte. Dieſer dritte Teufel nimmt es auf ſich, und zwar ihn in vier und zwanzig Stunden der Hölle zu überliefern.

---

*) Dieſen Plan (er wußte von zwei verſchiedenen) giebt Karl G. Leſſing aus den Papieren ſeines Bruders: unter denen zu Breslau findet er ſich nicht.

Jetzt, ſagt der eine Teufel, ſitzt er noch bey der nächtlichen Lampe und forſcht in den Tiefen der Wahrheit. Zu viel Wißbegierde iſt ein Fehler; und aus einem Fehler können alle Laſter entſpringen, wenn man ihm zu ſehr nachhängt.

Nach dieſem Satze entwirft der Teufel, der ihn verführen will, ſeinen Plan.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Dauer des Stücks von Mitternacht zu Mitternacht.)

Fauſt unter ſeinen Büchern bey der Lampe. Schlägt ſich mit verſchiedenen Zweifeln aus der ſcholaſtiſchen Weltweisheit. Erinnert ſich, daß ein Gelehrter den Teufel über des Ariſtoteles Entelechie citirt haben ſoll. Auch er hat es ſchon vielfältigemal verſucht, aber vergebens. Er verſucht es nochmals; eben iſt die rechte Stunde; und lieſet eine Beſchwörung.

Zweyter Auftritt.

Ein Geiſt ſteigt aus dem Boden, mit langem Barte, in einen Mantel gehüllet.

G. Wer beunruhiget mich? Wo bin ich? Iſt das nicht Licht, was ich empfinde?

Fauſt erſchrickt, faſſet ſich aber und redet den Geiſt an. Wer biſt du? woher kömmſt du? auf weſſen Befehl erſcheinſt du?

G. Ich lag und ſchlummerte und träumte, mir wär nicht wohl, nicht übel; da rauſchte, ſo träumte ich, von weitem eine Stimme daher; ſie kam näher und näher; Behall! Behall! hörte ich, und mit dem dritten Behall, ſtehe ich hier!

F. Aber wer biſt du?

G. Wer ich bin? Laß mich beſinnen! Ich bin — ich bin nur erſt kürzlich, was ich bin. Dieſes Körpers, dieſer Glieder war ich mir dunkel bewußt; itzt ꝛc.

F. Aber wer warſt du?

G. Warſt du?

F. Ja, wer warſt du ſonſt, ehedem?

G. Sonſt? ehedem?

F. Erinnerſt du dich keiner Vorſtellung, die dieſem gegenwärtigen und jenem deinen hinüberrückenden Stande vorhergegangen? —

G. Was ſagſt du mir? Ja, nun ſchießt es mir ein — Ich habe ſchon einmal ähnliche Vorſtellungen gehabt. Warte, warte, ob ich den Faden zurückfinden kann.

F. Ich will dir zu helfen ſuchen. Wie hießeſt du?

G. Ich hieß — Ariſtoteles. Ja, ſo hieß ich. Wie iſt mir?

Er thut als ob er ſich nun völlig erinnerte, und antwortet dem Fauſt auf ſeine ſpitzigſten Fragen. Dieſer Geiſt iſt der Teufel ſelbſt, der den Fauſt zu verführen unternommen. Doch, ſagt er endlich, ich bin es müde, meinen Verſtand in die vorigen Schranken zurück zu zwingen. Von allem, was du mich fragſt, mag ich nicht länger reden als ein Menſch, und kann nicht mit dir reden als ein Geiſt. Entlaß mich, ich fühl es, daß ich wieder entſchlummere ꝛc.

Dritter Auftritt.

Er verſchwindet, und Fauſt voller Erſtaunen und Freude, daß die Beſchwörung ihre Kraft gehabt, ſchreitet zu einer andern, einen Dämon heraufzubringen.

Vierter Auftritt.

Ein Teufel erſcheinet.

Wer iſt der Mächtige, deſſen Ruf ich gehorchen muß? Du? Ein Sterblicher? Wer lehrte dich dieſe gewaltigen Worte?

II. Dritte Scene des zweyten Aufzugs.*)

Fauſt und ſieben Geiſter.

Fauſt. Ihr? Ihr ſeyd die ſchnelleſten Geiſter der Hölle?

Die Geiſter alle. Wir.

---

*) Aus dem ſiebzehnten der Litteraturbriefe, Febr. 1759.

Fauſt. Seyd ihr alle ſieben gleich ſchnell?

Die Geiſter alle. Nein.

Fauſt. Und welcher von euch iſt der ſchnelleſte?

Die Geiſter alle. Der bin ich!

Fauſt. Ein Wunder! daß unter ſieben Teufeln nur ſechs Lügner ſind. — Ich muß euch näher kennen lernen.

Der erſte Geiſt. Das wirſt du! Einſt!

Fauſt. Einſt! Wie meinſt du das? Predigen die Teufel auch Buſſe?

Der erſte Geiſt. Ja wohl, den verſtockten. — Aber halte uns nicht auf.

Fauſt. Wie heiſſeſt du? Und wie ſchnell biſt du?

Der erſte Geiſt. Du könnteſt eher eine Probe, als eine Antwort haben.

Fauſt. Nun wohl. Sieh her; was mache ich?

Der erſte Geiſt. Du fährſt mit deinem Finger durch die Flamme des Lichts —

Fauſt. Und verbrenne mich nicht. So geh auch du, und fahre ſiebenmal eben ſo ſchnell durch die Flammen der Hölle, und verbrenne dich nicht. — Du verſtummſt? Du bleibſt? — So prahlen auch die Teufel? Ja; ja; keine Sünde iſt ſo klein, daß ihr ſie euch nehmen lieſſet. — Zweyter, wie heiſſeſt du?

Der zweyte Geiſt. Chil; daß iſt in eurer langweiligen Sprache: Pfeil der Peſt.

Fauſt. Und wie ſchnell biſt du?

Der zweyte Geiſt. Denkeſt du, daß ich meinen Namen vergebens führe? — Wie die Pfeile der Peſt.

Fauſt. Nun ſo geh, und diene einem Arzte! Für mich biſt du viel zu langſam. — Du dritter, wie heiſſeſt du?

Der dritte Geiſt. Ich heiſſe Dilla; denn mich tragen die Flügel der Winde.

Fauſt. Und du vierter?

Der vierte Geiſt. Mein Name iſt Jutta, denn ich fahre auf den Strahlen des Lichts.

Fauſt. O ihr, deren Schnelligkeit in endlichen Zahlen auszudrücken, ihr Elenden —

Der fünfte Geiſt. Würdige ſie deines Unwillens nicht. Sie ſind nur Satans Bothen in der Körperwelt. Wir ſind es in der Welt der Geiſter; uns wirſt du ſchneller finden.

Fauſt. Und wie ſchnell biſt du?

Der fünfte Geiſt. So ſchnell als die Gedanken des Menſchen.

Fauſt. Das iſt etwas! — Aber nicht immer ſind die Gedanken des Menſchen ſchnell. Nicht da, wenn Wahrheit und Tugend ſie auffordern. Wie träge ſind ſie alsdenn! — Du kanſt ſchnell ſeyn, wenn du ſchnell ſeyn willſt; aber wer ſteht mir dafür, daß du es allezeit willſt. Nein, dir werde ich ſo wenig trauen, als ich mir ſelbſt hätte trauen ſollen. Ach! — (zum ſechſten Geiſte) Sage du, wie ſchnell biſt du? —

Der ſechſte Geiſt. So ſchnell als die Rache des Rächers.

Fauſt. Des Rächers? Welches Rächers?

Der ſechſte Geiſt. Des Gewaltigen, des Schrecklichen, der ſich allein die Rache vorbehielt, weil ihn die Rache vergnügte. —

Fauſt. Teufel! du läſterſt, denn ich ſehe, du zitterſt. — Schnell, ſagſt du, wie die Rache des — Bald hätte ich ihn genennt! Nein, er werde nicht unter uns genennt! — Schnell wäre ſeine Rache? Schnell? — Und ich lebe noch? Und ich ſündige noch? —

Der ſechſte Geiſt. Daß er dich noch ſündigen läßt, iſt ſchon Rache!

Fauſt. Und daß ein Teufel mich dieſes lehren muß! — Aber doch erſt heute! Nein, ſeine Rache iſt nicht ſchnell, und wenn du nicht ſchneller biſt als ſeine Rache, ſo geh nur. (zum ſiebenden Geiſte) — Wie ſchnell biſt du?

Der ſiebende Geiſt. Unzuvergnügender Sterbliche, wo auch ich dir nicht ſchnell genug bin — —

Fauſt. So ſage: wie ſchnell?

Der ſiebende Geiſt. Nicht mehr und nicht weniger, als der Uebergang vom Guten zum Böſen. —

Fauſt. Ha! du biſt mein Teufel! So ſchnell als der Uebergang vom Guten zum Böſen! — Ja, der iſt ſchnell; ſchneller iſt nichts als der! — Weg von hier, ihr Schnecken des Orcus! Weg! — Als der Uebergang vom Guten zum Böſen! Ich habe es erfahren, wie ſchnell er iſt! Ich habe es erfahren! u. ſ. w.

III. Schreiben über Leßings verlohren gegangenen Fauſt.

Vom Hauptmann von Blankenburg.*)

Sie wünſchen, mein theureſter Freund, eine Nachricht von dem verlohren gegangenen Fauſt des verſtorbenen Leßings zu erhalten; was ich davon weiß, theile ich Ihnen um deſto lieber mit, da, mit meinem Willen, nicht Eine Zeile, nicht Eine Idee dieſes großen, und immer noch nicht genug gekannten, ja oft ſogar muthwillig verkannten Mannes, verlohren gehen ſollte. Verlohren, gänzlich verlohren könnte zwar vielleicht ſein Fauſt nicht ſeyn; — — und zu fürchten iſt denn auch nicht, daß, wenn ein Anderer mit dieſer Feder ſich ſollte ſchmücken wollen, der Betrug nicht entdeckt werden würde; denn was man von den Verſen des Homers und den Ideen des Shakeſpears ſagt, gilt mit eben ſo vielem Rechte von den Arbeiten Leßings, und der verlohren gegangene Fauſt gehört zu dieſen; aber wer weiß, wenn und wie, und ob das Publikum jemals etwas von dieſem Werke zu Geſichte bekömmt? und ſo theilen Sie ihm denn einſtweilen mit, was ich weiß.

Daß Leßing vor vielen Jahren ſchon an einem Fauſt gearbeitet hatte, wiſſen wir aus den Litteraturbriefen. Aber, ſo viel mir bekannt iſt, unternahm er die Umarbeitung — vielleicht auch nur die Vollendung — ſeiner Arbeit zu einer Zeit, wo aus allen Zipfeln Deutſchlands Fauſte angekündigt waren, und ſein Werk war, meines Wiſſens, fertig.**) Man hat mir mit Gewißheit erzählt, daß er, um es herauszugeben, nur auf die Erſcheinung der übrigen Fauſte gewartet habe. — Er hatte es bey ſich, da er von Wolfenbüttel eine Reiſe nach Dreßden machte; hier übergab er es in einem Käſtchen, in welchem noch mehrere Papiere und andere Sachen waren, einem Fuhrmann, der dieſes Käſtchen einem ſeiner Verwandten in Leipzig, dem Kaufmann Hrn. Leßing, einliefern, und dieſer ſollte es dann weiter nach Wolfenbüttel beſorgen. Aber das Käſtchen kam nicht; der würdige Mann, an welchen es geſchickt werden ſollte, erkundigte ſich ſorgfältig, ſchrieb ſelbſt deswegen an Leßing u. ſ. w.*) Aber das Käſtchen blieb aus — und der Himmel weiß, in welche Hände es gerathen, oder wo es noch verſteckt iſt! — Es ſey wo es wolle, hier iſt mindeſten das Skelet von ſeinem Fauſt!

---

*) Litteratur und Völkerkunde, Ein periodiſches Werk (von Archenholz), fünfter Band, Julius 1784, S. 82.

**) „Einer ſeiner Freunde hat mich verſichert, hier in Breslau zwölf Bogen dieſes Trauerſpiels im Manuſcripte ſelbſt durchgeleſen zu haben.“ Karl G. Leſſing in der Vorrede zum zweiten Theile des theatraliſchen Nachlaſſes S. XXXIX.

Die Scene eröfnet ſich mit einer Conferenz der hölliſchen Geiſter, in welcher die Subalternen dem Oberſten der Teufel Rechenſchaft von ihren auf der Erde unternommnen und ausgeführten Arbeiten ablegen. Denken Sie, was ein Mann, wie Leßing, von dieſem Stoffe zu machen weiß! — Der letztere, welcher von den Unterteufeln erſcheint, berichtet: daß er wenigſtens einen Mann auf der Erde gefunden habe, welchem nun gar nicht beyzukommen ſey; er habe keine Leidenſchaft, keine Schwachheit; in der nähern Unterſuchung dieſer Nachricht wird Fauſt's Character immer mehr entwickelt; und auf die Nachfragen nach allen ſeinen Trieben und Neigungen antwortet endlich der Geiſt: er hat nur einen Trieb, nur eine Neigung; einen unauslöſchlichen Durſt nach Wiſſenſchaften und Kenntniß — Ha! ruft der Oberſte der Teufel aus, dann iſt er mein, und auf immer mein, und ſicherer mein, als bey jeder andern Leidenſchaft! — Sie werden ohne mein Zuthun fühlen, was alles in dieſer Idee liegt; vielleicht wäre ſie ein wenig zu bösartig, wenn die Auflöſung des Stückes nicht die Menſchheit beruhigte. Aber urtheilen Sie ſelbſt, wie viel dramatiſches Intereſſe dadurch in das Stück gebracht, wie ſehr der Leſer bis zur Angſt beunruhigt werden müſſen. — Nun erhält Mephiſtophiles Auftrag und Anweiſung, was und wie er es anzufangen habe, um den armen Fauſt zu fangen; in den folgenden Acten beginnt, — und vollendet er, dem Scheine nach, ſein Werk; hier kann ich Ihnen keinen beſtimmten Punkt angeben; aber die Größe, der Reichthum des Feldes, beſonders für einen Mann wie Leßing, iſt unüberſehlich. — — Genug, die hölliſchen Heerſchaaren glauben ihre Arbeit vollbracht zu haben; ſie ſtimmen im fünften Acte Triumphlieder an — wie eine Erſcheinung aus der Oberwelt ſie auf die unerwartetſte, und doch natürlichſte, und doch für jeden beruhigendſte Art unterbricht: „Triumphirt nicht.“

---

*) „Dieſe Kiſte gieng nicht bey dem Herrn Kaufmann Leßing in Leipzig, ſondern bey dem Herrn Buchhändler Gebler aus Braunſchweig, der ſich auf der Leipziger Meſſe damals befand, verlohren. Er ſollte ſie nach der Addreſſe mit nach Braunſchweig nehmen, und bis zur Zurückkunft meines Bruders aus Italien bewahren.“ Karl G. Leßing, eben da S. XLI.

ruft ihnen der Engel zu, „ihr habt nicht über Menſchheit und Wiſſenſchaft geſiegt; die Gottheit hat dem Menſchen nicht den edelſten der „Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen; was ihr ſahet, „und jezt zu beſitzen glaubt, war nichts als ein Phantom. —"

So wenig, mein theuerſter Freund! dies auch, was ich Ihnen mittheilen kann, immer iſt; ſo ſehr verdient es, meines Bedünkens, denn doch aufbewahrt zu werden. Machen Sie nach Belieben Gebrauch davon! — ꝛc.

v. Blankenburg.

Leipzig, am 14ten May 1784.

IV. An den Herausgeber des theatraliſchen Nachlaſſes.

Es iſt ganz wahr, liebſter Freund, daß Ihr ſeliger vortreflicher Bruder mir verſchiedene ſeiner Ideen zu theatraliſchen Stücken mitgetheilt hat. Aber das iſt nun ſchon ſo lange her; die Pläne ſelbſt waren ſo wenig ausgeführt oder wurden mir doch ſo unvollſtändig erzehlt, daß ich nichts mehr in meinem Gedächtnis davon zuſammenfinde, was des Niederſchreibens, geſchweige denn des öffentlichen Bekanntmachens, werth wäre. Von ſeinem Fauſt indeſſen, um den Sie mich vorzüglich fragen, weiß ich noch dieſes und jenes; wenigſtens erinnere ich mich im Allgemeinen der Anlage der erſten Scene und der lezten Hauptwendung derſelben.

Das Theater ſtellt in dieſer Scene eine zerſtörte gothiſche Kirche vor, mit einem Hauptaltar und ſechs Nebenaltären. Zerſtöhrung der Werke Gottes iſt Satans Wolluſt; Ruinen eines Tempels, wo ehemals der Allgütige verehrt ward, ſind ſeine Lieblingswohnung. Eben hier alſo iſt der Verſammlungsort der hölliſchen Geiſter zu ihren Berathſchlagungen. Satan ſelbſt hat ſeinen Siz auf dem Hauptaltar; auf die Nebenaltäre ſind die übrigen Teufel zerſtreut. Alle aber bleiben dem Auge unſichtbar; nur ihre rauhen mißtönenden Stimmen werden gehört. Satan fodert Rechenſchaft von den Thaten, welch die übrigen Teufel ausgeführt haben; iſt mit dieſen zufrieden, mit jenen unzufrieden. — Da das Wenige, deſſen ich mich aus dieſer Scen erinnere, ſo einzeln und abgeriſſen, ohne alle Wirkung ſeyn würde; ſ wage ichs, die Lücken dazwiſchen zu füllen und die ganze Scene hi herzuwerfen. —

Satan. Rede, du Erſter! Gieb uns Bericht, was du gethan haſ

Erſter Teufel. Satan! Ich ſah eine Wolke am Himmel; die trug Zerſtörung in ihrem Schooß: da ſchwang ich mich auf zu ihr, barg mich in ihr ſchwärzeſtes Dunkel und trieb ſie, und hielt mit ihr über der Hütte eines frommen Armen, der bey ſeinem Weibe im erſten Schlummer ruhte. Hier zerriß ich die Wolke und ſchüttete all' ihre Gluth auf die Hütte, daß die lichte Lohe emporſchlug und alle Haabe des Elenden ihr Raub ward. — Das war Alles, was ich vermochte, Satan. Denn ihn ſelbſt, ſeine jammernden Kinder, ſein Weib; die riß Gottes Engel noch aus dem Feuer, und als ich den ſah — entfloh ich.

Satan. Elender! Feiger! — und du ſagſt, es war eines Armen, es war eines Frommen Hütte?

Erſter Teufel. Eines Frommen und eines Armen, Satan. Jetzt iſt er nackt und bloß und verloren.

Satan. Für uns! Ja, das iſt er auf ewig. Nimm dem Reichen ſein Geld, daß er verzweifle, und ſchütt' es auf den Heerd des Armen, daß es ſein Herz verführe: dann haben wir zwiefachen Gewinn! Den frommen Armen noch ärmer machen, das knüpft ihn nur deſto feſter an Gott. — — Rede, du Zweyter! Gieb uns beſſern Bericht!

Zweyter Teufel. Das kann ich, Satan. — Ich ging aufs Meer und ſuchte mir einen Sturm, mit dem ich verderben könnte, und fand ihn: da ſchallten, indem ich dem Ufer zuflog, wilde Flüche zu mir hinauf, und als ich niederſah, fand ich eine Flotte mit Wuchrern ſegeln. Schnell wühlt' ich mich mit dem Ocean in die Tiefe, kletterte an der ſchäumenden Woge wieder gen Himmel — —

Satan. Und erſäufteſt ſie in der Fluth?

Zweyter Teufel. Daß nicht Einer entging! Die ganze Flotte zerriß ich, und alle Seelen, die ſie trug, ſind nun dein.

Satan. Verräther! dieſe waren ſchon mein. Aber ſie hätten des Fluchs und Verderbens noch mehr über die Erde gebracht; hätten an den fremden Küſten geraubt, geſchändet, gemordet; hätten neue Reize zu Sünden von Welttheil zu Welttheil geführt: und das alles — das iſt nun hin und verloren! — O, du ſollſt mir zurück in die Hölle Teufel; du zerſtörſt nur mein Reich. — — Rede, du Dritter! Fuhrſt auch du in Wolken und Stürmen?

Dritter Teufel. So hoch fliegt mein Geiſt nicht, Satan: ich liebe das Schreckliche nicht. Mein ganzes Dichten iſt Wolluſt.

Satan. Da biſt du nur um ſo ſchrecklicher für die Seelen!

Dritter Teufel. Ich ſah eine Buhlerinn ſchlummern; ſie wälzte ſich, halb träumend halb wachend in ihren Begierden, und ich ſchlich hin an ihr Lager. Aufmerkſam lauſcht' ich auf jeden Zug ihres Athems, haucht' ihr in die Seele auf jede wollüſtige Phantaſie; und endlich — da erhaſcht' ich glücklich das Lieblingsbild, das ihren Buſen am höchſten ſchwellte. Aus dieſem Bilde ſchuf ich mir eine Geſtalt, eine ſchlanke, nervigte, blühende Jünglingsgeſtalt: und in der — —

Satan. (ſchnell) Raubteſt du einem Mädchen die Unſchuld!

Dritter Teufel. Raubt' ich einer noch unberührten Schönheit — den erſten Kuß. Weiter trieb ich ſie nicht. — Aber ſey gewiß! Ich hab ihr nun eine Flamme ins Blut gehaucht; die giebt ſie dem erſten Verführer preis, und dieſem ſpart' ich die Sünde. Iſt dann erſt ſie verführt. — —

Satan. So haben wir Opfer auf Opfer; denn ſie wird wieder verführen. — Ha gut! In deiner That iſt doch Abſicht. — Da lernt, ihr Erſten! ihr Elenden, die ihr nur Verderben in der Körperwelt ſtiftet! Dieſer hier ſtiftet Verderben in der Welt der Seelen; das iſt der beſſere Teufel. — — Sag' an, du Vierter! Was haſt du für Thaten gethan?

Vierter Teufel. Keine, Satan. — Aber einen Gedanken gedacht, der, wenn er That würde, aller Jener Thaten zu Boden ſchlüge.

Satan. Der iſt? —

Vierter Teufel. Gott ſeinen Liebling zu rauben. — Einen denkenden, einſamen Jüngling, ganz der Weisheit ergeben; ganz nur für ſie athmend, für ſie empfindend; jeder Leidenſchaft abſagend, auſſer der einzigen für die Wahrheit; dir und uns allen gefährlich, wenn er einſt Lehrer des Volks würde — den ihm zu rauben, Satan!

Satan. Treflich! Herrlich! Und dein Entwurf? —

Vierter Teufel. Sieh, ich knirſche; ich habe keinen. — Ich ſchlich von allen Seiten um ſeine Seele; aber ich fand keine Schwäche, bey der ich ihn faſſen könnte.

Satan. Thor! Hat er nicht Wißbegierde?

Vierter Teufel. Mehr, als irgend ein Sterblicher.

Satan. So laß ihn nur mir über! Das iſt genug zum Verderben. — —

Und nun iſt Satan viel zu voll von ſeinem Entwurfe, als daß er noch den Bericht der übrigen Teufel ſollte hören wollen. Er bricht mit der ganzen Verſammlung auf; alle ſollen ihm zur Ausführung ſeiner großen Abſichten beyſtehn. Des Erfolgs hält er bey den Hülfsmitteln, die ihm Macht und Liſt geben, ſich völlig verſichert. Aber der Engel der Verſehung, der unſichtbar über den Ruinen geſchwebt hat, verkündiget uns die Fruchtloſigkeit der Beſtrebungen Satans, mit den feyerlich aber ſanft geſprochenen Worten, die aus der Höhe herabſchallen: Ihr ſollt nicht ſiegen! — —

So ſonderbar, wie der Entwurf dieſer erſten Scene, iſt der Entwurf des ganzen Stücks. Der Jüngling, den Satan zu verführen ſucht, iſt, wie Sie gleich werden errathen haben, Fauſt: dieſen Fauſt begräbt der Engel in einen tiefen Schlummer, und erſchafft an ſeiner Stelle ein Phantom, womit die Teufel ſo lange ihr Spiel treiben, bis es in dem Augenblick, da ſie ſich ſeiner völlig verſichern wollen, verſchwindet. Alles was mit dieſem Phantome vorgeht, iſt Traumgeſicht für den ſchlafenden wirklichen Fauſt: dieſer erwacht, da ſchon die Teufel ſich ſchamvoll und wütend entfernt haben, und dankt der Verſehung für die Warnung, die ſie durch einen ſo lehrreichen Traum ihm hat geben wollen. — Er iſt jezt feſter in Wahrheit und Tugend, als jemals. Von der Art, wie die Teufel den Plan der Verführung anſpinnen und fortführen, müſſen Sie keine Nachricht von mir erwarten: ich weiß nicht, ob mich hier mehr die Erzählung Ihres Bruders oder mehr mein Gedächtniß verläßt; aber wirklich liegt alles, was mir davon vorſchwebt, zu tief im Dunkeln, als daß ich hoffen dürfte, es wieder ans Licht zu ziehen.

Ich bin u. ſ. w. J. J. Engel.

Fatime.

Ein Trauerſpiel.

1 7 5 9.

angefangen den 5. Auguſt.

Perſonen.

Fatime.
Abdallah.
Mervan.

Erſter Auftritt.

Mervan. Fatime

Mervan. (der zu Fatimen in das Zimmer tritt.) Erwünſchte, freudige Nachricht! Hat man ſie dir ſchon hinterbracht, Fatime? — Glückliche Fatime! Dein Abdallah kömmt zurück.

Fatime. Ach! —

Mervan. Er iſt mit Aufgang der Sonne auf der Höhe erſchienen. Günſtige Winde ſchwellen ſeine Segel; ſeine Beute treibt vor ihm her; und der begrüßende Donner ſeine Kartaunen wird immer vernehmlicher. — Noch wenige Augenblicke, Fatime, und du ſchließeſt den feurigſten Liebhaber wieder in deine Arme.

Fatime. Ach! —

Mervan. Du ſeufzeſt? — Und dieſe Thräne! Fatime, du weineſt? — Ich entſetze mich vergebens. Du weineſt; aber du weineſt vor Freuden. Deine Freude war immer eine ſehr ſtille, eine melancholiſche Freude.

Fatime. Freude? — O nenne mir das nicht, was ich auf ewig entbehren muß.

Mervan. Fatime!

Fatime. Und wäre dieſe Entbehrung mein ganzes Unglück! Man iſt noch ſehr glücklich, wenn man bloß nicht glücklich iſt.

Mervan. Welch eine Sprache! Was iſt dir? Was befürchteſt du? — Ich Unglücklicher, wenn ich dem Abdallah dich mißvergnügt überliefere! Ich bin verlohren! Er wird deinen Unmuth meinem Betragen gegen dich zurechnen. Er wird glauben, daß ich mich dir, in ſeiner Abweſenheit, als einen Tyrannen, und nicht als den gefälligen, freundſchaftlichen Aufſeher erwieſen, zu dem mich ſein Vertrauen fähig hielt. Du kennſt ihn ja, wie argwöhniſch er iſt —

Fatime. Iſt Abdallah ſo argwöhniſch!

Mervan. Das fragſt du noch, Fatime!

Fatime. Sey ohne Sorge, rechtſchaffner Mervan. Demohngeachtet ſoll er auf einen ſolchen Argwohn gegen dich nie gerathen; ich weis ſchon, wie ich das verhüten muß. Ich will ihm ſo viel gutes von dir erzehlen; ich will deine mir erwieſenen Dienſte ſo rühmen; ich will dich ſeiner erkenntlichen Großmuth ſo oft, ſo innig, ſo dringend, ſo feurig empfählen; ich will es ihm unendlichmal wiederhohlen, daß kein Vater, kein Bruder gegen mich liebreicher ſeyn können; daß du dich allen meinen Wünſchen günſtiger, zuvorkommender erwieſen, als der innbrünſtigſte Liebhaber; daß du — —

Mervan. Um des Himmels willen, Fatime! — So haſt du mein Verderben geſchworen! Womit habe ich das verſchuldet! — Als der innbrünſtigſte Liebhaber! — Enthalte dich dieſes ſchrecklichen Worts von mir! Wenn du auch einen noch ſo unſchuldigen Sinn damit verbindeſt, — du weiſt ja, wie eyferſüchtig er iſt —

Fatime. Iſt Abdallah ſo eyferſüchtig!

Mervan. Und auch das fragſt du noch, Fatime!

Fatime. Ich fragte beydes, Mervan, um mich aus deinem eigenen Munde zu entſchuldigen. — Dieſer argwöhniſche, dieſer eyferſüchtige Abdallah kömmt wieder!

Mervan. Sey nicht ungerecht, Fatime!

Fatime. Und du, ſey nicht grauſam; und laß mich weinen!

Mervan. Dieſer eyferſüchtige Abdallah iſt ſonſt der redlichſte Mann, der großmüthigſte Freund —

Zweyter Auftritt.

Fatime. Mervan. Ein Sklave.

Der Sklave. Ich verkündige euch die Ankunft des Abdallah. Itzt tritt er ans Land!

Fatime. Itzt ſchon!

Mervan. Faſſe dich, Fatime! Laß einen verrätheriſchen Sklaven nicht ſo tief in deiner Seele leſen.

Sklave. Das Schrecken des Meeres! Die Geißel der Ungläubigen! Er kömmt als Sieger, und drey eroberte Schiffe führen die Reichthümer von ihm verheerter Küſten. Die Männer der Stadt ſtürzen aus dem Thore, und empfangen ihn mit Jauchzen. Das ſahe ich, und eilte mich mit dem Anblicke einer noch größern und reinern

Freude zu beſeligen; dem Entzücken ſeiner Fatime — Aber (indem er ſie ernſtlich betrachtet)

Mervan. Aber was weis ein Sklave, wie edlere Seelen ſich freuen. Geh!

Dritter Auftritt.

Mervan. Fatime.

Mervan. Fatime! Fatime! — Noch iſt es Zeit; noch kannſt du uns retten! Hemme dieſe Thränen; erſticke dieſe Seufzer, und ruffe die Heyterkeit, wo nicht in deine Seele, wenigſtens auf dein Geſicht zurück. Verſtelle dich — Ach! was muß ich dir rathen, ich Unglücklicher!

Fatime. — —

— — —

Ibrahim räth Phatimen, ihn mit aller Hitze der Liebe zu empfangen. Er weiß nicht Worte genug zu finden, ihr die Liebe des Abdallah zu beſchreiben; und verräth ihr dabey das Geheimniß. Er eilet ihm entgegen.

Sc. IV.

Phatime allein. Erbittert, über das was ſie erfahren!

Sc. V.

Abdallah, voll Feuer und Inbrunſt ſie wieder zu ſehen. Sie empfängt ihn kalt. Er klagt, weint, tobet, drohet, verſpricht. — Sie legt es etwas näher, und er geht ruhig ab; zum Ausſchiffen Befehl zu geben.

Sc. VI.

Phatime erſt allein. Ibrahim kömmt, und hat den Unwillen des Abdallah bemerkt. Sie dringt ihm, unter Drohungen, das Gift ab.

Sc. VII.

Er hohlt es, und giebt es ihr, nachdem er die Helfte davon zurück behalten.

Sc. VIII.

Abdallah zu ihnen; er ſchickt den Ibrahim ab, um das übrige zu beſorgen.

Sc. IX.

Abdallah, Phatime. Sie macht ihm, wegen des Aufgetragenen, bittere Vorwürfe. Er geräth in Wuth. Wirft ihr vor, daß ſie das Geheimniß nicht umſonſt von dem Ibrahim werde erfahren haben. Geht wüthend ab, ihn aufzuſuchen.

Sc. X.

Entſchluß der Phatime. Ein Sklave bringt ihr eine Schale … nimmt das Gift darinn.

Sc. X.

Abdalla. Phatime. Ein Sklave.

Sklave. (Ibrahim läßt es fragen) Was willſt du, Herr, daß mit den Gefangenen geſchehen ſoll, die ſich auf deinem Schiffe befinden.

Abdalla. Er ſoll ſie ermorden.

Sklave. Alle!

Abdalla. Sie alle! — Und wenn ſie und mein Vater darunter wäre!

Phatime. O der Wütrich! Der Unmenſch!

Abdalla. Komm wieder, Sklave! — Gieb die Gefangenen frey

Sklave. Alle!

Abdalla. Ja, alle gieb ſie frey! Und beſchenke ſie alle.

Phatime. Weis er, was er will! —

Abdalla. Freylich, weis ich es nicht! Geh, Sklave! Gieb ſie frey, ermorde ſie; mache was du willſt. Geh —

Sc. XI.

Abdallah. Phatime. Geht ab den Mervan zu ſuchen

Sc. XII.

Phatime nimmt Gift.

Sc. XIII.

Abdallah. Phatime.

Zittre nicht, mein Herz, zittre nicht. Es gilt nicht dir. Es gilt dem Abdallah!

Sc. XIV.

Sie bringen den Mervan geführt.

Abdallah. Wo biſt du, Verräther!

Mervan. Wo ich nicht lange mehr ſeyn werde.

Letzte Scene.

Phatime. Wie freue ich mich, dich zum Gefehrten zu haben. Wir werden Einen Weg gehen. Wir werden zu einer Zeit vor dem Auge des Propheten erſcheinen. Ah, er war ein beßrer Mann, als ſeine Nachfolger ſind! Er wird meine Klage hören; und du, Ibrahim, wirſt ſie unterſtützen — — Ah — —

Abdallah. Eure Klage! Schon recht. Der Beklagte wird mit erſcheinen.

Phatime. Ich ſterbe.

Ibrahim. Es iſt aus.

Abdallah. Sie ſterbe! Ihre Klage geht an. — Ich höre es, ich werde gefodert. Ich komme. Sie werden mich verklagen, — und du, Prophet, mich verdammen. (Er durchſticht ſich.)

Wir kommen —
Euch zu ſehn, iſt mir ſehr lieb,
Sehr angenehm. Nichts könnte mir ſo lieb,
Nichts angenehmer ſeyn, es wäre denn —
Euch nicht zu ſehn. Wozu auch dieſer Zwang?
Osmanns Geboth, dir Fürſtin ſeines Herzen,
Dir, ſeiner Auserwählteſten von uns,
Mit jedem Morgen unſrer Ehrfurcht Opfer
Zu bringen; dir den öden langen Tag
(Indeß ſein Schwerd von den Ungläubigen
Den Zoll des Meers in fernen Wäßern hebt)
Mit Freundſchaft und Geſpräch, mit Scherz und Spiel
Zu füllen, zu verkürzen: dieß Geboth —
Verräth ſein Mannsbild! den tyranniſchen
Kurzſichtigen Gebiether! — Nicht genug,
Der ehmals gleich vertheilten Lieb euch alle,
Um eine, zu berauben; ſoll der einen,
Ihr, die ſein Eigenſinn zur Glücklichſten —
(Zur Glücklichſten! wofür ich leider gelte!)
Nicht ihr Verdienſt zur Beſten macht, der einen
Soll von euch allen noch gefeyert, noch
Geſchmeichelt werden? Eiferſucht kocht Gift
Im eitervollen Herzen; erſtickter Neid
Preßt Gall und Fluch auf die verbißne Zunge:
Und doch ſoll Honig von den Lippen fließen,
Und Scherz und Freundſchaft aus den Augen lachen,
Die gern des Baſilisken Vorrecht übten,
Und gern mit jedem Strahl mich tödteten?
Ich kenn euch, Schweſtern; denn ich kenne mich.
Ihr ſeyd mir unausſtehlich, weil ich euch
Es ſeyn muß; und ich haß euch, denn ich fühl,

Ich fühl es, daß ihr mich nicht lieben könnt.
Nicht können?
Nein, nicht könnt!
Fürwahr —
Fürwahr,
Daß du es wenigſtens nicht kannſt, das ſpricht
Schon dieſer höhnſche Ton, ſchon dieſe Mine,
Die auch den ſchönſten Mund verzerren würde.
Auch deinen? Nicht? Du irreſt dich in mir.
Ich könnte dich nicht lieben? Ich nicht? Bloß
Daß du ſo ſehr gerecht biſt gegen dich
Und uns, blos darum könnt ich dich ſchon lieben,
Wär ſonſt auch gar nichts liebenswerth an dir.
Fahr nur ſo fort! Wer heute mich erbittert,
Der thut mir einen Dienſt. Du kannſt ſo wild
Mich ſchwerlich machen, als ich heut gern wäre.
Was iſt dir, theure, liebſte Buſenfreundinn!
Was willſt du, theure, liebſte Buſen — ſchlange?
Dein ſanftes Aug iſt blau, dein Herz iſt ſchwarz;
Dein Mund kan lächeln, wenn die Zähne knirſchen.
Harmoniſche Bezauberungen ſpricht
Die glatte Zunge, ſpricht Verderben, das
Im Hinterhalt des Doppelſinnes laurt.
Schweig! Lieber will ich noch von dir gekränkt,
Verhöhnet ſeyn, als liebgekoſt von dir.
Allein Prinzeſſin —
Nannte man dich ſo,
Als du der Liebling unſers Baſſa wareſt?
O wärſt dus noch! Prinzeſſin, Königin,
Wollt ich dich gern beym dritten Worte nennen,
Und tief dabey, tief bis in Staub, mich bücken.
Dehn nur den majeſtätiſchen Hals, und führ
Die groſſen Augen langſam rund umher!
Im Schwindel deiner vorgen Höh, der noch
Dich nicht verlaſſen, mag ich leicht
Dir viel zu unwerth ſcheinen, dieſen Platz
Nach dir, Prinzeſſin, zu bekleiden. Doch

Ich mag auch nicht mit dir zu meſſen, zu
Vergleichen ſeyn. Man mißet und vergleicht
Nur ähnliches — Spricht keine mehr ein Wort?
Ich mag mein Lob nicht hören, ich!
Und nun?
Da ſtehn ſie! Was iſt euch befehlen? Was?
Geſellſchaft mir zu leiſten? ſtumme! Wenn
Ich wieder ruhig, wieder kalt ſoll werden,
So würd ichs lieber wohl allein. — O geht!
Ich bitt euch, geht! — Was giebt ein Sklav auf Bitten? —
Ha! Wollt ihr die Erniedrigung ertrotzen,
Daß eure Nebenſklavin euch befiehlt?
Nun, ich befehl euch: geht! — Ihr wißt, wie viel
Ich über ihn vermag. Er kömmt nun bald,
Und dann! — Gehorcht, wo nicht — Da kriechen ſie!
So kommt doch nur! ha! ha!
Gelacht? Verlacht?
Warſt du es, Jaſſith?
Ja!

Auftritt II.

Bleib hier! Du lachſt,
Du biſt leicht noch die Redlichſte.
Das bin
Ich auch.
Bleib hier! Und warum lachſt du?
Weil
Ich leichtlich lach, und Lachen mir bekömmt.
Doch lachſt du doch wohl nicht ſo wie du gähnſt,
So wie du Athem hohlſt? Ohn äußern Anlaß.
Was brachte dich zum Lachen?
Darnach fragſt du?
Das Lächerliche, glaub ich; denn das macht
Zu lachen.
Und wo war das Lächerliche?
An euch? an mir?
Laß ſehn! Es war doch wohl

An — dir!
An mir?
Was dünket dich, Fatime?
Wär nicht ein kleines, ſchwaches, weißes Täubchen
Mit großen ſcharffen Uhuesklauen, mit
Gekrümmtem ſpitzem Adlerſchnabel, wär
So ein Geſchöpf der wilden Phantaſie
Des Mahlers, in der weiſeren Natur
Ein Unding, wohl nicht ein Geſchöpf zum Lachen?
Nun denn!
Erkennſt du dich, mein Täubchen, mein
Verſtelltes Täubchen? Oder willſt du auch,
So wie die wahre Taube vor dem Spiegel,
Dich gegen dein getreues Abbild ſträuben,
Und mit dem kleinen Schnabel darnach hacken?
Die närriſchen Geſichter! Ich muß lachen.
Denn jede, wett ich, ſitzet nun zu Winckel,
Wägt deinen Zorn und zittert kindiſcher,
Als du gedroht. Dein Zorn! Du zornig? Du?
Dein Zorn iſt Laune; launiſch kanſt du ſeyn,
Nicht zornig. Und dein Drohn! Die Nachtigall,
Sie will aus ihrer kleinen Kehle donnern.
Wer drohen will, muß Groll zu hegen wiſſen.
Und weißt du das? Dir ſteht das Drohen, ſo
Wie mir das Weinen.
Kanſt du gar nicht weinen?
Nein, aber auch nicht — weinen ſehn. Du weinſt?

Kleonnis.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Euphaes, der Vater. König der Meſſenier.

Cleonnis, ſein Sohn, der bey der Plünderung von Amphea weggekommen und unter dem Namen Melaneus (Μελανευς) in dem Stücke vorkömmt. (Oder Theres (Θηρης).

Doryſſus. Sohn des Theopompus, Königs der Lacedämonier.

Pytharatus (Demarat). Der zweyte Sohn des Euphaes. Der aber lieber nicht zum Vorſchein kommen darf.

Ariſtodemus. Ein Feldherr des Euphaes.

Tiſis der Prophet.

Melanthus. Ein andrer Feldherr des Euphaes.

Ein Soldat.

In ſeinem Collektaneenbuche S. 232:

Das Lemma zu dieſer meiner Tragödie (Kleonnis) in Anſehung des Hauptcharakters, des Vaters nehmlich, könnte ſeyn, was Ovidius von dem Ajax ſagt:

— — qui ferrum, ignemque Jovemque
Suſtinuit, unam non ſuſtinet iram.
Invictumque virum vincit dolor. —*)

Perſonen.

Euphaes. König der Meſſenier.
Ariſtodemus.
Philäus. } Freunde und Feldherren des Euphaes.
Doryſſus.
Telles. } Zwey gefangene Spartaner.
Tiſis, ein Prophet.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Euphaes allein, und hernach die Wache.

Euphaes.

Die träge Zeit! Kein Jahr ward mir ſo lang,
Als dieſer Morgen. He, Soldat!

Die Wache.

Befehl!

Euphaes.

Noch nicht zurück?

Die Wache.

Wer?

---

*) Noch andre Notizen von Leſſings Hand, meiſt aus Pauſanias, hat ſein Bruder im theatral. Nachlaß II, S. IX ff., in deutſcher Ueberſetzung gegeben.

Euphaes.

Träumer! fragſt du, wer!
Mein Sohn und ſein Geſchwader.

Die Wache.

König, nein!
Es war ſchon Tag, da brachen ſie erſt auf.

Euphaes.

Erſt! — Gott! — Daß die Natur zum Vater mich
Mehr, als zum König ſchuf! Manns zwar genug
Für dich, mein Volk, an jeder Ader gern
Zu bluten; nur nicht Helds genug, für dich
In meinem Sohne — theurer einzger Sohn! — —
Zu bluten. Einzger! — Ach einſt war er nicht
Der einzige! Nebſt ihm war einſt — Zurück
Gedanke voller Quaal! Iſts nicht genug,
Für einen zittern, wenn ich nicht zugleich
Auch um den andern weine? — Weine? Ja!
Ich wein aus Wuth; aus Wuth, die Thränen liebt,
Bis ſie befriedigt höhniſch lächeln kann.
Noch kann ichs nicht! Denn noch ſiegt Sparta! Noch
Iſt mein entvölkert Land ein leichter Raub
Der Unterdrücker! Noch gebiet ich hier,
Hier auf Ithomens rauen Felſen, hier,
Ins zwölfte Jahr von überlegner Macht,
Die beſſer ſchlau und kalt zu trotzen, als
Zu fechten weis, umſetzt; — gebiet ich — Wem?
Zwar einer Handvoll frommer Helden; doch
Sind Helden Götter? O Meſſenier!
(Beſchützt vom Recht; bekriegt von Hunger, Peſt,)
Das Recht und wir! Wir; gegen Hunger, Peſt
Und Feind und Götter. Götter wären wir,
Wenn wir noch ſiegten; beſſre Götter, als
Die ungerechten — Unſinn! Raſerey!
Erſticke Läſterung! Empörer! Staub!
Bin ich ein Heraklide! Bin ichs! — Wenn
Hat Herkules — Sieh nicht im Zorn auf mich
Herab, du meines Bluts vergötterter

Quell! Wenn haſt du, der du im ruhigſten
Der Augenblicke deines Lebens, mehr,
Unendlich mehr, mehr thatſt, mehr littſt, als ich
In Jahren nicht gelitten und gethan,
Nicht thun, nicht leiden werde; wenn haſt du
Ein raſches Wort des Murrens dir vergönnt?
Und ich dein ſchlechter Enkel murre? — Ha,
Philäus!

Zweyter Auftritt.

Euphaes. Philäus.

Euphaes.

Komm! Du biſt der glückliche,
Gewünſchte Bothe doch! Mein Sohn iſt da?
Wo iſt er? Sprich! Du ſchweigſt? Verwundet? Todt?
Er iſts! Die Ahndung —

Philäus.

Werde nimmer wahr!
Sey ruhig, Herr! Sey ruhig. Siegen iſt
Kein Werk des Augenblicks. Noch kann er nicht,
Dein junger, kühner Demarat, den Feind
Geſucht, gefunden, angegriffen und
Geſchlagen haben.

Euphaes.

Daß ich ihn ſo leicht
Aus meinen Augen ließ! Zu ſtürmſcher Jüngling, nur
Noch wenig Tage, dann hätt ich dich ſelbſt
In erſten Kampf, zur Probe deines Muths,
Begleiten können! — Schande! — Wenn nunmehr
Der junge Leu aus ſeiner Höhle tritt,
Wer führt ihn an? Wer lehret ihn dem Bär
Die neuen Klauen, unverſucht doch kek,
In Nacken ſchlagen, und den Tyger an
Der Gurgel faſſen? Iſts der alte Leu
Nicht ſelbſt? Und ich, beſchimpfter Vater! Ich — —

Philäus.

Herr, Deine Wunden hindern — —

Euphaes.

Warum ſind
Des Kriegers Wunden nicht ſo bald geheilt,
Als bald ſein Muth nach neuen dürſtet! Schon
Der neunte Tag, daß der zerſchmetterte
Vertheidigungsarm des ſchweren Schilds entwöhnt
Und die vom Speer durchſtochne Seite nicht
Den Panzer leiden will! Der neunte Tag!
Zu viel der aufgedrungnen Laſt! Zu viel
Auf eine Schlacht, die dennoch — — Hätte mir
Ein holders Schickſal dieſe Wunden bis
Zur letzten tödtlichen geborgt! Wie gern
Wollt ich alsdann, ich ganz Gefühl, ganz Schmerz
Für eine ſieben bluten; wenn ich heut
Nur, meiner Glieder Herr, und meines Sohns
Gefährte wäre! Meines Sohns! — Vielleicht
Daß eben jetzt — —

Philäus.

Nun reißt ſie zügellos,
Die kranke Phantaſie, ihn fort! Mich ſchmerzt
Der Zärtliche —

Euphaes.

Des Todes kalter Schaur
Durchläuft mich; ſtarrendes Entſetzen ſträubt
Das wilde Haar zu Berge —

Philäus.

Höre mich!

Euphaes.

Dich hören! Kann ich! — Sieh! Er iſt umringt!
Wo nunmehr durch? Sich Wege hauen, Kind,
Erfordert andre Nerven! Wage nichts!
Doch wag es! Hinter dich! Bedecke ſchnell
Die offne Lende! Hoch das Schild! — Umſonſt!
In dieſem Streiche rauſcht der Tod auf ihn
Herab. Erbarmung, Götter! — Ströme Bluts
Entſchießen der geſpaltnen Stirn; er wankt;

Er fällt; er ſtirbt! — Und ungerächet? Nein.
Philäus fort! Ich kenn den Mörder! Komm!

Philäus.

Wenn wird die kalte, ruhige Vernunft
Die ſanfte Stimm erheben dürfen? Ich
Dein Unterthan, doch jetzo mehr dein Freund,
Weil leicht den tadelſüchtigen Unterthan
Des Königs Schwachheit ärgert. — Ich, dein Freund,
Der dein zur Liebe ſo geſchaffnes Herz
Zu ſchätzen weis, verlange —

Euphaes.

Was du willſt!
Nur das verlange nicht, zu ſtrenger Freund,
Daß auf der Furcht und Hoffnung Wogen ich
Mich unerſchüttert halten ſoll.

Philäus.

Das nicht!
Doch wanns in deinem mächtigern Willen ſteht,
Daß dieſe Wogen, dieſer innre Sturm
Sich folgſam legt; dann kann ich doch von dir
Verlangen, nicht dein eigner Peiniger
Zu ſeyn?

Euphaes.

Mein eigner Peiniger?

Philäus.

Gewiß!
Jetzt wäge ſie, die Gründe deiner Furcht
Mit deiner Hoffnung Gründen ab! Wie leicht
Steigt jene Schaal empor! Wie ſchwer drückt die
Hernieder!

Euphaes.

Wann er bleibt, wann ihn ſo jung — —

Philäus.

So jung? Wen liebt das Glück verbuhlter, als
Den dreiſten und von ſeiner Tücke noch
Unabgeſchreckten Jüngling?

Euphaes.

Nein; das Glück
Iſt mir zu feind; zu feind, als daß es mich
Im Sohne lieben ſollte.

Philäus.

Finſtrer Wahn!
Das Glück iſt treulos, um das Glück zu ſeyn,
Und nicht uns zu verfolgen. Doch geſetzt:
Es haſſe dich, dich mehr als andre. Sprich!
Iſt das der Fall, die Wirkung ſeines Grolls
Zu fürchten? Wer begleitet ihn? Wer iſts,
In deſſen Schirm, als unterm breiten Schutz
Der göttlichen Aegide, Demarat
Jetzt ficht, jetzt ſiegt? Iſts nicht Ariſtodem?

Euphaes.

Wen nennſt du mir? O wär ers nicht! Er nicht!

Philäus.

So macht dich deine Furcht auch ungerecht!
Das geht zu weit! — Herr! an der Tapferkeit
Und Treu Ariſtodems verzweifeln, iſt
Beleidigung der Tugend! Wen von uns
Fürcht der Spartaner mehr als ihn? Dich ſelbſt
Nicht ausgenommen. Dich; ſein Schrecken, ſein
Verderben! Wie ein Wetterſtrahl, mit dem
Der Donner Felſen ſpaltet, ſo brachſt du
In ſeinen eiſern Phalanx ein; dein Schwerd
Fraß ganze Reihen. Endlich von der Zahl
Unſchimpflich übermannt, da du, mit dir
Meſſenens Heil zu ſinken drohte: wer,
Wer drang dir nach? Wer hielt rund um dich her
Der Rachſucht wilden Wirbel ab? Wer lud
Dich auf atlantſche Schultern, theure Laſt,
Und trug dich hoch durch den erſtaunten Feind
Hindurch! — Das that Ariſtodem! Da ſah
Der Feind, mit grimmiger Bewundrung, ſtarr
Ihm nach! Die Wunder, Herr, die er für dich

Gethan, die kann er auch für deinen Sohn
Thun. — Stammt er nicht vom Herkules, wie du? —

Euphaes.

Hör auf! Wenn zieh ich ſeine Tapferkeit
In Zweifel? Eben dieſe Tapferkeit
Die iſts vor der ich zittre. So wie ſie
Dem Tode trotzt, ſoll jeder neben ihr
Dem Tode trotzen. Weniger, als ſie
Zu leiſten wagt, ſoll niemand leiſten. Ihr
Iſt Demarat nicht der geliebte Sohn
Des jammernden, verwayſten Vaters; ihr
Iſt Demarat, Soldat, und weiter nichts! —
Wie anders? Denn was weis Ariſtodem
Von jenen zärtern, beſſern, menſchlichern
Empfindungen? Der ſanften Macht des Bluts?
Dem ſüßen Recht der Sympathie? Er? Er?
Der kalte Mörder ſeiner Tochter.

Philäus.

Sprich:
Der Tochter frommer Opfrer. Das Geboth
Des deutlichen Orakels —

Euphaes.

Das Geboth
Der deutlichen Natur war älter! — Ich
Unglücklicher! Dem, der ſo wenig weis
Was Vater iſt, dem meinen Sohn vertraun!

Philäus.

Herr! Tiſis kömmt uns näher. Faſſe dich,
Und ruf geſchwind die heitre Majeſtät
Zurück in deine Mine.

Euphaes.

Tiſis! Was
Will Tiſis? Der prophetſche Tiſis!

Philäus.

Jetzt
Nicht Tiſis, der Prophet. Kein Purpur fließt
Ihm von der Schulter ab; kein Lorbeer gränzt

170 Das braune Haar; kein goldner Scepter blitzt
Aus ſeiner Rechte. Sieh! Er tritt einher
Im Panzer und im offnen Helme: ganz
Der Krieger!

Dritter Auftritt.

Tiſis. Euphaes. Philäus.

Tiſis.

König! ……
Dein Heer hört Mitleids voll die bange Furcht
Der väterlichen Liebe. Uns ſo wohl
Als dir, verweilt dein Sohn zu lange. Nur
Ein Wort, ſo eilt mit mir ein fertger Trupp
Der Tapferſten ihm nach. Diß iſts, warum
Ich kam.

Euphaes.

Meſſenier! O beſtes Volk,
Der Menſchen und der Griechen würdigſtes!

Der Horoſcop.

Petrus Opalinski. Palatin von Podolien.
Lucas Opalinski. deſſen Sohn; Caſtellan von Creſſici.
Anna Maſſalska.

Unter dem Petrus Opalinski waren die Tartarn in Podolien eingefallen, die Lucas bey Creſſici ſchlug. Bey der Verfolgung derſelben befreyte Petrus die Anna Maſſalska, welche die Tartarn aus Lemberg mit weggeſchleppt hatten. Oder vielmehr Anna Maſſalska war einem Tartariſchen Murſen nicht ungern gefolgt; welcher ſich mit gutem Willen ſelbſt gefangen nehmen ließ, um ſeine geliebte Maſſalska, die in der Pohlen Hände wieder gefallen war, nicht aus den Augen zu verlieren. Sobald Petrus die Maſſalska ſahe, ward er ſterblich in ſie verliebt, welche Liebe er in jedem Blicke, den er auf ſie warf, verrieth. Auch auf den Lucas hatte Maſſalska Eindruck gemacht, und er wünſchte ſehr, daß ihm dieſe Beute geworden wäre.

Nun war dem Petrus, dem Vater, von einem Aſtrologen, den er über das Schickſal ſeines einzigen Sohnes um Rath fragte, vorhergeſagt werden, daß dieſer Sohn, dieſer Lucas, zwar ein braver Mann werden, und ſich um ſein Vaterland höchſt verdient machen, hierauf aber auch an ihm ſelbſt, dem Vater, zum Mörder werden würde. Die Worte, in welchen der Aſtrolog das Horoſcop abgefaßt hatte, waren: Hoc temporis momento natus vir fortis futurus eſt, deinde parricida: die der Vater dem Sohne, bis auf das deinde, oft ſelbſt vorgeſagt hatte, um ihn mit Zuverſicht auf ſich ſelbſt in allen ſeinen kriegriſchen Unternehmungen zu erfüllen.

So lange ſich Lucas noch eben durch keine ſonderbare Thaten hervorthun können, ſchwebte ihm nur die erſte Hälfte ſeines Horoſcops, vir fortis futurus eſt, vor den Augen. Kaum aber ſchien er ſich durch den Sieg über die Tartarn auf die höchſte Stufe ſeines Ruhmes geſtiegen zu ſeyn; kaum ſchien ihm von dieſer Seite die erſte Hälfte ſeines Horoſcops erfüllt: als ihm das deinde einfiel, bey welchem ſein Vater ſich allezeit unterbrochen. Er ſehnte ſich unendlich nun auch den übrigen Reſt ſeines Horoſcops zu erfahren; und weil er aus dem, daß ihm ſein Vater denſelben beſtändig verſchwieg, ſchlieſſen zu müſſen glaubte, daß er höchſt nachtheilig ſeyn müſſe: ſo fehlte nicht viel, daß er äußerſt tiefſinnig darüber geworden wäre.

Indeß hatte Peters Gemahlin, und Lucas Mutter, Marina Opalinska, wohl bemerkt, welchen Eindruck Anna auf Petern gemacht habe, ob er ſchon nichts anders dabey dachte, als wie er ſie ſeinem Sohne zufreuen möge. Sie fürchtete ſein ganzes Herz darüber zu verlieren, und war alſo auf den Einfall gekommen, dieſer ihr, wie ſie glaubte, ſo gefährlichen Liebe alle mögliche Hinderung in den Weg zu legen, in welcher Abſicht ſie ihrem Sohne ſelbſt die Anna gewaltig anprieß, und ihm unter den Fuß gab, ſie als die einzige annehmliche Belohnung für ſeine Heldenthaten von dem geretteten Königreiche zu verlangen. Ja, als Lucas dazu kein Gehör zu haben ſcheinet, und in ſeiner ganzen Seele der einzige Gedanke des verſchwiegenen deinde herrſcht: verſpricht ihm die Mutter das vollſtändige Horoſcop zu ſchaffen, um ihn hierüber zu beruhigen.

Die Mutter hält auch wirklich Wort, und er lieſet das ſchreckliche Parricida. Was bey dieſem Worte in ihm vorgeht, iſt zu ermeſſen: ſo wie in dem Stücke ſelbſt der weitere Erfolg davon zu vernehmen.

Peter Opalinski. Palatin von Podolien.
Arete Opalinska, ſeine Gemahlin.
Lucas Opalinski, deren Sohn und Caſtellan von Creſſin.
Anna Maſſalska.
Zuzi. Sultan-Galga.
Amru. Ein Murſe.
Connor. Ein Engliſcher Arzt.

Act. I. Sc. I.

Vor dem Pallaſte der Opalinski.

Zuzi und Amru.

Amru erkennt den Zuzi, der ſich freywillig gefangen nehmen laſſen, und ſich für keinen Tartar, ſondern für einen wieder befreyten Pohlen ausgiebt. Zuzi entdeckt ſich ihm endlich, und Amru ſagt ihm, daß er in der Theilung dem Leibarzte des Opalinski zugefallen, der bey dem allgemeinen Aufgebothe Muth genug gehabt, die Waffen mit zu ergreiffen. Dieſes giebt Gelegenheit, auf den jungen Opalinski zu kommen. Indem kommt der Arzt Connor

Sc. II.

aus dem Pallaſte, und Zuzi entfernt ſich. Amru und Connor. Man erfährt, wie es um den kranken Lucas ſteht; daß er beſtändig deinceps im Munde habe, und melancholiſch zu ſeyn ſcheine. Connor geht ab, nach andern Patienten.

Sc. III.

Worauf Zuzi wieder kömmt und das Geſpräch zwiſchen Zuzi und Amru fortfährt.

Sc. IV.

Im Pallaſt der Opalinski, und in einem Zimmer des kranken Opalinski.

Peter und Lucas.

Lucas, der ſeinem Vater mit aller Gewalt das Geheimniß ablocken oder abdringen will. Der Vater geht ab, um dieſem Anhalten nicht länger ausgeſetzt zu ſeyn. Der Vater beugt der kommenden Arete aus.

Sc. V.

Arete Opalinska. Lucas.

Arete preiſet ihrem Sohne die Anna an, und ſähe gern, daß er ſich näher mit ihr verbinde; es ſey auf die eine oder auf die andre Art. Lucas weigert ſich. Arete, die verſchiedne Urſachen davon vermuthet, berührt verſchiedne nach der Reihe, z. E. daß ſie in den Händen der Tartarn geweſen. Lucas leugnet dieſe alle ab. Und da er ihr doch nur wenigſtens die Urſache geſtehn ſoll, ſagt er, daß ſeine Beſorgung wegen des Horoſcops ihn unfähig mache, auf etwas anders zu denken. Sie verſichert ihn darüber zu beruhigen, und ihm das verſiegelte Horoſcop, von dem ſie wiſſe wo es liege, zu ſchicken.

Act. II. Sc. I.

Lucas

bekömmt das verſiegelte Horoſcop, erbricht und lieſt es und erſchrickt.

Sc. II.

Der Arzt. Lucas.

Jener findet ſeinen Kranken äußerſt alterirt. Lucas leitet das Geſpräch auf die Prophezehungen, und was ihm der Arzt darüber ſagt, macht den Lucas noch unruhiger. Er räth ihm, ſich zur Ader zu laſſen, und führt den Lucas ab.

Sc. III.

In einem Zimmer des Peter Opalinski.

Peter und Anna.

Anna iſt in beſtändiger Schwermuth; und Peter ſucht ſie aufzuheitern. Man erfährt, daß ſie für ihren Vater und ihre Brüder in Sorgen ſteht, nachdem ſie ihrem Juzi entriſſen worden.

Sc. IV.

Der Arzt und die Vorigen.

Der Arzt hinterbringt dem Vater, daß er um den Kranken immer bekümmerter werde. Seine Schwermuth nehme zu, und er rathe, daß man ihn ſo wenig als möglich allein laſſe. Der Vater geht ab, um ſelbſt ein Auge auf ihn zu haben.

Sc. V.

Der Arzt ſagt Annen, was er von ſeinem Gefangnen, dieſer von einem eben itzt eingebrachten Tartar gehört: daß die ihrigen noch alle wohl und am Leben. Sie iſt begierig dieſen Tartar zu ſprechen; und der Arzt verſpricht ihn zu ſchicken

Act. III. Sc. I.

Amru und Juzi.

Vorzimmer der Anna. Anna kömmt und Amru entfernt ſich.

Sc. II.

Juzi und Anna.

Er erinnert ſie an ihr gegebnes Wort und an die Pfänder ihrer Treue, die er in Händen habe. Die freye Anna wiederholt ihm das Verſprechen, das ihm die gefangne Anna wider Willen gegeben zu haben ſcheinen könnte. (gehn ab)

Sc. III. In dem Zimmer des Lucas.

Peter. Der Arzt, und Bediente des Lucas.

Peter erkundiget ſich bey dem Arzt und den Bedienten nach Lucas, der in dem Cabinete ſitzt, wo er ſich zur Ader gelaſſen. Peter erinnert ſich, daß man dieſes Cabinet von einer andern Seite beobachten könne, wohin er ſich begiebt.

Sc. IV.

Lucas,

der ſich die Adern aufreiſſen und ſich verbluten will. Indem erinnert er ſich an ſein Feuerrohr, das in dieſer Zeit erfunden war. Er weis es geladen, und will ſich erſchieſſen.

Sc. V.

Hierüber bricht plötzlich ſein Vater aus dem Gemach, und will es ihm aus den Händen reiſſen. Das Gewehr geht los, und trift den Vater. Der Vater fällt, und das ganze Haus kömmt zu Hülfe.

Act. IV. Sc. I.

Der Arzt. Lucas.

Der Arzt will den Lucas beruhigen, und freut ſich, ihn ſo beruhiget zu finden. Sie gehn zu dem verwundeten Vater, deſſen Umſtände ihm der Arzt ſehr erfreulich ſchildert.

Sc. II.

Das Zimmer des alten Opalinski.

Arete und Peter.

Er will Areten keine Vorwürffe machen, daß ſie dem Lucas das Horoſcop gegeben. Er empfiehlt ihr Annen: und entdeckt ihr, was er für Abſichten mit ihr und ſeinem Sohne gehabt habe.

Sc. III.

Lucas und die Vorigen.

Um dem verwundeten Vater das Reden zu erſparen, ſag lbſt alles, was ihm jener vielleicht ſagen könnte. Er verſichert ſ er ruhig und gelaſſen ſey; auch ſelbſt wenn mit dem Vater das Aeuſſerſte geſchehen ſollte.

Sc. IV.

Amru und Zuzi.

Alles iſt in dem Pallaſte in der äuſſerſten Beſtürzung; und ſie glauben, ſich dem Zimmer der Anna nahen zu dürfen.

Sc. V.

Anna kömmt, von der ſich alles entfernt hat, und will ſich ſelbſt nach dem Alten erkundigen. Sie erblickt den Zuzi, dem ſie mit kurzen Worten ihre Zuſage wiederhohlt und ihn fortſchickt.

Sc. VI.

Lucas. Anna.

Sc. VII.

Zu ihnen Arete, die nun ſchon gegen Annen ganz anders geſinnt iſt, und gern verhüten möchte, daß ſich Lucas mit Annen nicht zu vertraut mache.

Sc. VIII.

Arete und Lucas.

Arete ſagt ihm kurz und gut, was man von ihm argwohnen würde, wenn der Vater ſtürbe und er um Annen werbe; daß er ſeinen Vater vorſetzlich aus dem Wege geſchaft.

Sc. IX.

Dieſes fällt dem Lucas auf, und er bleibt bey ſeinem Vorſatze zu ſterben.

Act. V. Sc. I.

(Vorher ein paar Scenen im Pallaſt, wo man den Tod des Peter erfährt.)

Lucas in einer bergichten Gegend.

Er iſt früh aufgeſtanden, und ſucht den Abgrund, in welchem er bey der Schlacht ſein Leben verloren, mit ſammt ſeinem Pferde, wenn es noch einen einzigen Sprung gethan hätte.

Sc. II.

Zuzi und Anna, die entflohen ſind.

Sc. II.

Zu ihnen Lucas. Lucas erkennt Annen: erregt dem Zuzi Händel, und fällt in ſein Schwerd und ſtirbt.

Sc. I.

Amru und Zuzi.

Die Scene iſt vor dem Pallaſte der Opalinski. Jener von der einen, und dieſer von der andern Seite.

Amru, indem er den Zuzi erblickt, erſtaunt.

Der nehmliche! Vollkommen wie er geſtern
Hier ebenfalls herum ſich trieb! Er iſts,
Er iſts, gewiß! Ich ruf ihn an. — Zuzi! —
Er thut als hör er nicht! — Zuzi! Er kehrt
Sich von der Stimme; wirft zerſtreute Blick'
Ins Weite; fängt die Feuereſſen an
Zu zählen. Recht! So macht mans allerdings,
Wenn man nicht hören will. — Er ſoll, er muß
Mich aber hören (Er geht auf ihn zu, und Zuzi, der ihn nicht anders als ſehen kann, blickt ihm fremd und gleichgültig ins Geſicht.)

Zuzi.

Nu?

Amru.

Ja! wenn er mich
Im Ernſt nicht hört, nicht hören will; ſo hab'
Ich freylich mich betrogen. Nur nicht erſt
Seit heut und geſtern — (ſachte) Zuzi! Sultan Gelga!

Zuzi.

Nu? Gilt das mir?

Amru.

Nicht? wahrlich nicht? So nehmts
Nicht übel (kehrt ihm nochmals den Rücken)

Zuzi.

Freund, ihr ſeyd — ja wohl ein Tartar?

Amru.

Ihr nicht? Ihr nicht? — So nach als Zuzi jüngſt
Im Treffen blieb, ſtahl ſich ein böſer Geiſt
In ſeinen Leichnam? warf ein pohlniſches
Gewand um die zerfetzten Glieder? und
Will Freund und Feind zum Beſten haben?

Zuzi.

Ich
Verſteh euch nicht.

Amru.

Was alſo plaudern wir?

Lebt wohl! (will gehn)

Zuzi.

Bleib Amru! — Denn der biſt du doch? —

Amru (ärgerlich)

Ich ſagte lieber, nein!

Zuzi.

So? Dich zu rächen!

Das kannſt du doppelt, wenn du deiner Seits
Nun mich nicht kennen willſt, ſobald du mein
Geſchäft an dieſem Ort, in dieſer Tracht
Vernimmſt.

Amru.

Das iſt? — Was kann es anders ſeyn,
Als unſre Schande wieder gut zu machen?
Als abzuſehen, wie am ſicherſten
Den ſtolzen Pohlen wieder beyzukommen?

Zuzi.

Das ſollt' es freylich ſeyn, mein iezziges
Geſchäft —

Amru.

Und iſt?

Zuzi.

Und iſt ein Mädchen.

Amru.

Dacht

Ichs doch!

Spartacus.

Aus der Erzehlung des Florus (lib. 3. cap. 20.) kann ich wenig oder nichts brauchen. Er ſpricht mit einer Verachtung von meinem Helden, die faſt lächerlich iſt; und hält den Krieg, den die Römer gegen ihn führen müſſen, noch für weit unrühmlicher, als die vorhergehenden Kriege mit den Sklaven. Denn Sklaven, ſagt er, ſind doch wenigſtens eine zweyte Gattung von Menſchen, quaſi ſecundum

U[illegible] bl.
München

hominum genus ſunt. Aber Fechter! zu blutigen Spektakeln Verdammte. Auch macht er von dem Spartacus eine ſchlechte Idee, wenn es wahr iſt, daß er auf dieſe Art zum Fechter verdammt werden: de ſtipendiario Thrace miles, de milite deſertor, inde latro, deinde in honore virium gladiator.

Mein Spartacus muß das nicht ſelbſt gethan haben, was Florus von ihm ſagt: defunctorum praelio ducum funera imperatoriis celebravit exequiis, captivosque circa rogum juſſit armis depugnare. Er muß es nur nicht haben verhindern können. Crixus muß es veranſtaltet und gewollt haben.

Die inſignia und faſces, die er von den Prätoren erbeutet, und die ihm ſeine Soldaten übertragen, kan ich ihm brauchen laſſen. Aber nicht ſowohl aus Stolz und Verhönung der Römer: ſondern zu Schätzung und Heiligung ſeiner Perſon in Steurung der Ausſchweifungen und Grauſamkeiten des gemeinen Mannes. Er kann ſogar damit in den Lager des Craſſus erſcheinen: und Craſſo, der darüber empfindlich iſt, mit wenigem ſagen, welchen heilſamen Gebrauch er für die Römer ſelbſt oft davon gemacht.

Craſſus. Ich bewundere deine Beſcheidenheit, Spartacus — Doch einen Lictor weniger als ich —

Spartacus. Weil wir ein Beil weniger von dem Cajus Caſſius erbeutet — Nicht weil ich beſcheiden bin. — Hätten wir ein Beil mehr erbeutet: rc. Doch dieſes iſt vielmehr geringern Perſonen in den Mund zu legen. —

Craſſus. Man kann annehmen, daß er ſich zum Kriege gegen den Spartacus aus einer eigenen Urſache drang. Bey ſeinem ſchändlichen Geitze hielt er ſeine Sklaven für ſeinen größten Reichthum, und wußte mit ihnen mehr wie mit allem andern zu wuchern. Er hatte, wie Plutarch ſagt, unter ihnen ſo viele und ſo vortrefliche τοσουτους και τοιουτους

ἀναγνωστας lectores
ὑπογραφεις amanuenses
ἀργυρογνωμονας argentarios
διοικητας dispenſatores
τραπεζοκομους structores

die er zum Theil ſelbſt abgerichtet hatte. Er wußte alſo am beſten, was ein Sklave werth war, und wie viel die Römer durch ſie verlören.

Dieſes kann ich zugleich für die Urſache angeben, warum er ſich in keinen Vergleich mit dem Spartacus einlaſſen wollen. Denn Appianus ſagt ausdrücklich, daß Spartacus ἐς συνθήκας τὸν Κράσσον προυκαλεῖτο; und man kann annehmen, daß die Bedingung ihre gänzliche Freyheit geweſen. Dieſe verwarf er; ob ihm gleich Spartacus verſichert, daß er ſich nicht Rechnung machen dürfe, viele gefangen zu bekommen.

Craſſus hat einen Waffenſtillſtand mit dem Spartacus gemacht, unter dem Vorwande Verhaltungsbefehle von Rom über ſeine Verſchläge einzuhohlen. Aber er greift ihn an, ehe dieſer zu Ende; um dem Pompejus zuvorzukommen.

Ich erdichte, daß Craſſus ehedem eine Frau aus Lucanien gehabt, von der er ſich aber ſcheiden laſſen, um eine reichere zu heyrathen. Die Geſchiedene hat von ihm eine Tochter, welche in den Händen des Spartacus iſt.

De Gladiatoribus
ex ſermonibus Saturnalibus Lipſi.

Duplex genus fuiſſe inter gladiatores, *coactos* et *voluntarios*. Coacti ſervi, damnati, captivi. Voluntarii, liberi, qui pretio ſe addicebant. Hi poſtremi proprie auctorati dicti. — Auctoramentum pretium ipſum et merces.

Auctoratio liberi, juramento ſolenni interpoſito fiebat. Quod juramentum eſt apud Petronium — uri, vinciri, verberari, ferroque necari —

Das lezte entſcheidende Treffen zwiſchen dem Spartacus und Craſſus, war in Lucanien, ad caput Silări, welcher Fluß ohngefehr bey Potentia, (izt Potenza) entſpringt. Andre an dem Fluße und daherum liegende Städte ſind Aternum .....

Der Silarus fließt in das Tyrheniſche Meer. Von der andern Seite fließt der Bradanus in den Tarentiniſchen Meerbuſen.

Pompejus kann bereits am Vultur, dem Gebirge in Apulien, angelangt seyn; und Craſſus kann ein Theil ſeines Heeres über den Bradanus geſchickt haben, um den Spartacus von Tarentum und Brundiſium, das iſt, von Calabrien abzuſchneiden: ſo daß Spartacus gezwungen iſt, zu ſchlagen.

Bey den Göttern — bey Gott! Du biſt
Ein außerordentlicher Mann! Das biſt du, Spartacus!

Spartacus.

Da ſeht, wie weit ihr ſeyd, ihr Römer! daß
Ihr einen ſchlichten, ſimpeln Menſchen müßt
Für einen außerordentlichen Mann erkennen.
Ich bin ſehr ſtolz; und dennoch überzeugt,
Daß ich kein beſſrer Menſch bin, als wie ſie die Natur
Zu hundert — täglich, ſtündlich, aus den Händen wirft.

Spartacus.

Sollte ſich der Menſch nicht einer Freyheit ſchämen,
Die es verlangt, daß er Menſchen zu Sklaven habe?

Der Conſul.

Ich höre, du philoſophirſt, Spartacus.

Spartacus.

Was iſt das? du philoſophirſt? —
Doch ich erinnre mich — Ihr habt den Menſchenverſtand
In die Schule verwieſen, um ihn lächerlich machen zu können —
Wo du nicht willſt, daß ich philoſophiren ſoll —
Philoſophiren — es macht mich lachen — Nun gut! —
Wir wollen fechten — Lebewohl —
Auf Wiederſehen — wo der Kampf am hitzigſten wird ſeyn!

Des Spartacus geweſener Herr, welcher den Conſul unterbricht, um nachdrücklicher, wie er glaubt, zu reden.

Du kennſt mich?

Spartacus.

Wer biſt du?

Der Herr.

Wie? deinen Herrn verleugneſt du? willſt du nicht kennen?

Spartacus.

Laß es gut ſeyn, Pompejus, daß ich dich nicht kennen will!

Der Herr.

Räuber.

Spartacus.

Räuber?

Der Herr.

Des Koſtbarſten, was ich gehabt.

Spartacus.

Der Punkt betrift nur uns zwey! davon unter uns allein: hernach — Laßt izt den Conſul ſprechen —

Der Schlaftrunk.

Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen.*)

Perſonen.

Samuel Richard. } leibliche Brüder.
Philipp Richard.
Charlotte. Nichte derſelben.
Berthold.
Karl. } Kinder des Berthold.
Lucinde.
Finette. Mädchen der Charlotte.
Anton. Bedienter des Samuel.
Hausknecht, des Samuel.

---

*) „Die Entſtehung dieſer Komödie iſt ſonderbar genug. Mein Bruder machte dazu ſchon 1766., als er noch in Berlin war, den erſten Entwurf. In einer Geſellſchaft guter Freunde, wo er und Herr Profeſſor Rammler auch waren, kam die Rede auf die Stoffe, welche zu einer Komödie am beſten paßten. Mein Bruder behauptete, man könne aus allem eine Komödie oder Tragödie machen, indem es mehr auf die Bearbeitung des Stoffs, als auf den Stoff ſelbſt ankäme. Der Stoff wäre nur arm, wenn es der Dichter wäre. Dieſes ſchien der Geſellſchaft etwas parador; und Herr Profeſſor Rammler fragte ihn, ob er es ſelbſt mit der That beweiſen wollte. Warum nicht, erwiederte mein Bruder. Nun, ſo machen Sie, verſetzte jener, ein Luſtſpiel, wo ein Schlaftrunk die Kataſtrophe iſt, und benennen es darnach. Die ganze Geſellſchaft billigte es einmüthiglich, und mein Bruder verſprachs. So gieng man auseinander. Den erſten Morgen drauf fieng er auch gleich an, und damit er durch nichts geſtört würde, arbeitete er im Bette. Nach einigen Tagen war er mit dem Plane fertig, und wollte ſich eben an die Ausarbeitung machen, als er den Vorſchlag nach Hamburg zum Theater erhielt und annahm. Nachdem er dort angelangt, nahm er auch dieſes Stück wieder vor, ließ 1767. drey Bogen, nehmlich bis zum 7ten Auftritt des 2ten Akts S. 551. „Er ein Junggeſell, du eine Junggeſellin; er ein alter Junggeſell“, drucken, und zwar in der Druckerey, die er zu Ham-

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Samuel Richard. Charlotte.

(Scene, eine Wohnſtube; wo Richard, in einem Lehnſtuhle, vor einem Schreibepulte ſitzt, und durch die Brille in einem Folianten*) lieſet. Charlotte ſitzt am Fenſter, auf einem Taburet, und macht Knötchen.)

Charlotte. Legen Sie doch das Buch weg, lieber Onkel —

S. Richard. (indem er immer fortlieſet) Warum denn, Lottchen?

Charlotte. Der Beſuch wird gleich da ſeyn.

S. Richard. Ich muß erſt die Geſchichte**) ausleſen.

Charlotte. Sie ſchwächen ſich ja nur Ihre Augen noch mehr.

S. Richard. Du haſt wohl Recht.

Charlotte. Und ſtrengen Ihr Gedächtniß an.

S. Richard. Es iſt wohl wahr.

Charlotte. Da Ihnen Ihr Gedächtniß ohnehin ſo ſehr ablegt.

S. Richard. (indem er die Brille abnimmt, und das Buch zumacht.) Nein, Lottchen, nein; das ſage nicht. Mein Gedächtniß iſt noch recht ſehr gut. Ich wollte dir wohl die Geſchichte, die ich itzt geleſen habe, von Wort zu Wort wieder erzehlen. Leg deine Arbeit weg, und höre mir zu. — Es war einmal ein König von Frankreich — nein, ein König von England war es — ja, ein König von England, der führte einen ſchweren Krieg wider die Mohren — wider die Mohren — Sagte ich

---

burg mit ſeinem Freunde, Herrn Boden, gemeinſchaftlich beſaß. Allein er hatte von ſeinem Manuſcripte ein Blatt verlegt, oder vielmehr verloren, und darüber gerieth die Sache ins Stecken. Die Druckerey erhielt 1768. eine neue Sorte Pappier aus Italien; er ließ dieſe nehmlichen drey Bogen darauf umdrucken, mit dem feſten Vorſatze, es zu vollenden. Aber auch da blieb es bey dem Vorſatze, und ich habe nicht die eigentliche Urſache erfahren können, die ihn wieder davon abgebracht.“ Karl G. Leſſing. Eine Abſchrift des erſten Aufzuges weicht nur in Kleinigkeiten von dem Drucke im theatraliſchen Nachlaß ab. Der Herausgeber hat faſt nichts danach verändert: die Vergleichung der beiden von K. Leſſing angedeuteten Drucke würde aber wohl einige Willkürlichkeiten ſeiner Ausgabe ergeben.

*) „in Zieglers Schauplatze der Zeit, einem Folianten.“ ſteht in einer andern angefangenen Abſchrift.

**) „meine tägliche Geſchichte“ in derſelben.

ein König von England, Lottchen? Nein, ſiehſt du, man kann ſich irren; es war ein König von Spanien; denn er führte Krieg mit den Mohren — Dieſer König —

Charlotte. Ich höre wohl, lieber Onkel, daß Sie alles recht wohl behalten haben. Aber Sie haben es auch, nur erſt dieſen Augenblick, geleſen. Wenn Sie es auf den Abend wieder erzehlen ſollten —

S. Richard. Nun gut, gut; erinnere mich auf den Abend wieder daran. Ich will dirs auf den Abend erzehlen —

Charlotte. Wohl, lieber Onkel —

S. Richard. Sprachſt du nicht vorhin von Beſuche? Wer will uns denn beſuchen?

Charlotte. Ihr alter guter Freund, Herr Berthold, und ſein Herr Sohn —

S. Richard. Der junge Herr Berthold? Nu, nu, der kömmt nicht ſo wohl zu mir, als zu dir, und der mag immer kommen. Aber was der Vater mit will? —

Charlotte. Der Vater? Iſt er nicht Ihr älteſter, beſter Freund? —

S. Richard. Geweſen, Lottchen, geweſen! Sieh, wie vergeßlich du biſt. Hat mich nicht dieſer älteſte, beſte Freund verklagt? Um eine Poſt verklagt, die ich längſt richtig gemacht habe? Bin ich nicht —? Potz Stern! gut, daß ich daran gedenke! — Lottchen, geſchwind gieb mir den Kalender her.

Charlotte. (vor ſich) Ah, nun erinnert er ſich an den unglücklichen Termin.

S. Richard. Hörſt du nicht, Lottchen? den Kalender —

Charlotte. Wir ſchreiben den ſechzehnten, lieber Onkel, —

S. Richard. Den Kalender, Lottchen!

Charlotte. Den ſechzehnten September, lieber Onkel —

S. Richard. Lange mir ihn doch nur her, Lottchen; er ſteckt hinter dem Spiegel. Ich habe mir was darinne notirt. Wenn dichs zwar inkommodirt — (er rückt mit ſeinem Lehnſtuhle, als ob er aufſtehen wollte.)

Charlotte. Nicht doch! lieber Onkel; bleiben Sie doch ſitzen. (ſie hohlt ihm den Kalender) Hier iſt er!

S. Richard. Ich danke, Lottchen. Was für einen Monat haben wir?

Charlotte. September.

S. Richard. Und den wie vielten, ſagſt du, ſchreiben wir?

Charlotte. Den ſechzehnten.

S. Richard. Den ſechzehnten September! — Da iſt er! Richtig! richtig! Lieber Gott! was habe ich für vergeßliche Leute in meinem Hauſe! Kein Menſch erinnert mich an was! Und wenn es vergeſſen iſt, ſo ſoll ichs vergeſſen haben!

Charlotte. Was denn, lieber Onkel?

S. Richard. Ihr habt mich den erſten Termin verſäumen laſſen. Ihr habt mich den zweyten Termin verſäumen laſſen. Komm her, Lottchen, was ſteht hier bey dem ſiebzehnten?

Charlotte. Drey Kreutze, lieber Onkel.

S. Richard. Und was bedeuten die drey Kreutze?

Charlotte. Das muß wiſſen, wer ſie gemacht hat.

S. Richard. Siehſt du, das haſt du vergeſſen! Rufe mir Finetten herein; ich muß doch ſehn, ob die es auch vergeſſen hat?

Charlotte. Finette hat zu thun.

S. Richard. Nun, ſo rufe mir Antonen. Ich muß euch nur einmal alle überzeugen, wie vergeßlich ihr ſeyd.

Charlotte. Anton iſt ausgeſchickt.

S. Richard. Ich habe es euch allen geſagt, was die drey Kreutze bedeuten, und habe euch allen befohlen, mich fleißig an die drey Kreutze zu erinnern. Ja, ja, wer erinnert ſeyn will, erinnere ſich ſelber.

Charlotte. Werden Sie nicht ungehalten, lieber Onkel.

S. Richard. Ungehalten? Worüber denn? Ich freue mich von Herzen, wenn ich ſehe, wie viel mein alter Kopf noch behalten kann; (ſich an die Stirne ſchlagend) und wie ſo gar nichts in euren jungen Köpfen haften will! Ha, ha, ha! — Die drey Kreutze bedeuten — beſinnſt du dich noch nicht, Lottchen? —

Charlotte. Daß Sie morgen zur Ader laſſen müſſen?

S. Richard. Ey ja! Herr Berthold würde meinem Beutel ſchön zur Ader laſſen, wenn ich ſo vergeßlich wäre, wie du! — Die Kreutze bedeuten — nu? — Ich dächte, ich hülfe dir merklich genug drauf —

Charlotte. Itzt beſinne ich mich — Morgen muß der dritte Teich auf dem Gute gefiſcht werden — O ja, lieber Onkel, ich will es gleich dem Kutſcher ſagen; wir fahren morgen früh heraus, und fiſchen.

S. Richard. Fiſchen? Ja, Herr Berthold denkt zu fiſchen. Aber, Herr Berthold, man fängt nicht immer, wenn man fiſcht! — Lottchen, die drey Kreuze bedeuten, daß morgen der dritte Termin iſt; der dritte und letzte Termin zu Producirung meiner Quittungen. Nun freylich weiß ich nicht, wo die verdammten Quittungen hingekommen ſind. Aber ich will doch hoffen, daß man einen ehrlichen Mann, wie ich bin, wird zum Schwure kommen laſſen! — Ich ſchwöre, und Herr Berthold wird abgewieſen.

Charlotte. Aber, lieber Onkel, ich dächte, Sie lieſſen es ſo weit nicht kommen. — Ein Schwur iſt doch immer eine ſehr wichtige Sache; und Geld iſt nur Geld.

S. Richard. Nein, Lottchen, Geld iſt die wichtige Sache, und ein Schwur iſt nur ein Schwur. Nicht, daß ich, um wer weiß wie viel, einen falſchen Schwur thun ſollte! Nein, da ſey Gott vor! Aber wenn man Recht hat —

Charlotte. Auch dann, dächte ich, lieber Onkel, ſollte man, wenn es nur eine Kleinigkeit betrift, ſich lieber gefallen laſſen, Unrecht zu bekommen, als zu ſchwören —

S. Richard. Ja, das dächteſt du; aber das verſtehſt du nicht. — Morgen ſoll ſichs zeigen. Ey denkt doch! Was würde das für eine Freude für Herr Bertholden geweſen ſeyn, wenn ich auch den dritten Termin verſäumt hätte, und hätte mich kontumaciren laſſen, und hätte ihm noch einmal bezahlen müſſen —

Charlotte. Es kömmt jemand, lieber Onkel. Er iſt es wohl ſchon ſelbſt. —

Zweyter Auftritt.

Philipp Richard, und die Vorigen.

Charlotte. Nein, es iſt Onkel Philipp.

Philipp Richard. Guten Tag, Bruder Samuel.

S. Richard. Lottchen, hat der ſich auch melden laſſen?

Charlotte. Nein, aber — Seyn Sie gütig gegen ihn.

Philipp R. Wie ſtehts, Bruder? Noch geſund? noch friſch?

S. Richard. Geſunder und friſcher, Bruder, als ihr wünſcht —

Philipp R. Als ihr wünſcht? Wen meynſt du, Bruder?

S. Richard. Ich habe dirs hundertmal geſagt, daß mir gewiſſe Leute, wenn ſie ſich nach meiner Geſundheit erkundigen, recht ſehr ärgerlich ſind. Siehſt du, Bruder; ich ſehe dich herzlich gern kommen, aber auch herzlich gern bald wieder gehn.

Charlotte. Lieber Onkel, bedenken Sie, daß es Ihr Bruder iſt — —

Philipp R. Mühmchen, menge Sie ſich unter uns nicht. — Bruder, du biſt die wunderlichſte, argwöhniſchſte Glatze, die ſich jemals in einem Großvaterſtuhle geſchüttelt hat.

S. Richard. Hörſt du, Lottchen, hörſt du?

Philipp R. So was verhört Lottchen nicht! — Aber warum iſt dir denn mein Anblick ſo zuwider? Ich ſehe doch dem Tode ſo ähnlich nicht. Geſund, fett und frölich, wie ich bin — —

S. Richard. Die Geſundheit erhalte dir Gott; dein Fett biſt du ſchuldig, und deine Frölichkeit gehört ins Tollhaus. Was Wunder alſo, daß ich den Tod lieber ſehe, als dich? Wenn ich den Tod ſehe, ſo ſehe ich meine letzte Stunde; und wenn ich dich ſehe, ſo ſehe ich die nächſten Stunden nach meiner letzten. Einem ehrlichen Manne, der es ſich in der Welt hat ſauer werden laſſen, iſt die Vorſtellung des Grabes lange nicht ſo marternd, als die Vorſtellung eines lachenden Erben. Aber, Bruder, haſt du geleſen von einem Maler, der mit einem einzigen Pinſelſtriche ein lachendes Geſicht in ein weinendes verwandeln konnte? Ich bin ſo ein Maler.

Philipp R. Je nu, wenn ich nicht lache, ſo wird eine andere deſto mehr lachen. — — Lache Sie doch einmal, Lottchen! Sie lacht recht hübſch —

Charlotte. Sie verfahren ſehr grauſam mit mir, Onkel —

Philipp R. Im geringſten nicht! Denn gelacht wird bey dem Grabe eines reichen Geitzhalſes doch; er mag es anfangen, wie er will.

S. Richard. Undankbarer, gottloſer Bruder!

Philipp R. Zanke mit der Natur, und nicht mit mir. Du kamſt zwanzig Jahre früher in die Welt, als ich; du mußt zwanzig Jahre früher wieder heraus. — —

S. Richard. Ich muß? ich muß? Ich will doch ſehn, wer mich zwingen ſoll? —

Philipp R. Ha, ha, ha! nun machſt du, Bruder, daß ich ſo gar vor deinem Tode über dich lache. —

S. Richard. Geſchwind, Bruder, ſage mir, was du bey mir willſt, und packe dich alsdenn wieder deiner Wege. — —

Philipp R. Ich kam blos zu deinem Beſten. — Ich weiß, du biſt ein alter vergeßlicher Mann; ich wollte dich an etwas erinnern, woran dich Lottchen wohl ſo leicht nicht erinnern möchte. —

S. Richard. O Bruder, ich bin ſo vergeßlich nicht, als du meynſt. Soll ich dir eine Probe von meinem guten Gedächtniß geben? Komm her, ich will dir es auf den Finger herrechnen, wie viel du mir, ſeit funfzehn Jahren, gekoſtet haſt. — Bey deinem erſten Bankerotte verlohr ich dreyzehn tauſend, vier hundert, ſechs und achtzig Thaler, neunzehn Groſchen. —

Philipp R. Und ſieben Pfennige — Das habe ich ſo oft von dir hören müſſen, daß ich es endlich ſelbſt behalten habe. —

S. Richard. Bey deinem zweyten Bankerotte kam ich um ſieben tauſend, drey hundert, und drey und dreyßig Thaler —

Philipp R. Da war der Verluſt ſchon kleiner, wie bey dem erſten. Denn du warſt um eben ſo viel klüger, als härter geworden —

S. Richard. Bey deinem dritten Bankerotte —

Philipp R. Verlohrſt du faſt gar nichts. Eine Poſt Rheinweine, für die du in Cölln für mich gut geſagt hatteſt —

S. Richard. Iſt das nichts? Die Poſt betrug achtzehn hundert Thaler. Dieſe achtzehn hundert, und jene ſieben tauſend, drey hundert, und drey und dreyßig, mit den erſten dreyzehn tauſend, vier hundert, und ſechs und achtzig —

Philipp R. Neunzehn Groſchen, ſieben Pfennige —

S. Richard. Betragen zuſammen zwey und zwanzig tauſend, ſechs hundert, und neunzehn Thaler —

Philipp R. Neunzehn Groſchen, ſieben Pfennige —

S. Richard. Und die koſteſt du mich baares Geld. Was koſteſt du mich nicht ſonſt? — Nu, Bruder Unverſchämt, habe ich ein gutes Gedächtniß oder nicht?

Philipp R. Rabbi Samuel, alles das beweiſet für dein gutes Gedächtniß gar nichts; denn das waren Schußwunden die dir ein Paar Knochen zerſplitterten, und nachdem ſie kurirt waren, einen ewigen Kalender in den wieder verwachſenen Knochen zurück lieſſen; aber ein Kalender iſt kein Gedächtniß — —

S. Richard. Höre einmal, Lottchen, hör einmal! Weiſe ihm doch die Thüre, Lottchen!

Philipp R. Bemühe Sie ſich nicht, Lottchen; ſie iſt mir bekannt. Aber, Bruder, alle deine Grobheit ſoll mich doch die gute Abſicht nicht vergeſſen machen, in der ich herkam. Ich will dich nur erinnern, daß heute der ſechzehnte September iſt.

S. Richard. Iſt das wahr, Lottchen? — Nu? und? —

Philipp R. Und daß morgen der ſiebzehnte iſt —

S. Richard. Iſt das wahr, Lottchen? — Nu? und? —

Philipp R. Was iſt auf den ſiebzehnten, Lottchen? Ich wette, Sie mags nicht wiſſen —

Charlotte. O Herr Onkel, haben Sie ſonſt nichts? Daran hat ſich Ihr Herr Bruder ſchon ſelbſt erinnert.

S. Richard. Ja, daran habe ich mich ſchon ſelbſt erinnert — (ſachte zu ihr.) Was meynt er denn, Lottchen?

Charlotte. Eben das, lieber Onkel —

S. Richard. So? — Schon gut, Bruder, ich danke dir für deine Mühe, ſo unnöthig ſie auch war. (ſachte zu ihr.) Lottchen, du wirſt mir es wohl hernach ſagen, was er meynt —

Philipp R. Erkenne meine Aufmerkſamkeit auf dein Beſtes; oder erkenne ſie nicht: nur verſäume mir morgen den dritten Termin nicht, ſo wie du den erſten und zweyten verſäumet haſt — —

S. Richard. Den Termin, Bruder? den dritten Termin? — Lottchen? —

Philipp R. Den dritten und letzten Termin gegen Bertholden. Ich denke, du haſt dich ſchon ſelbſt daran erinnert?

S. Richard. O ja, das habe ich. Nicht wahr, Lottchen?

Aber, Lottchen, das macht Bruder Philipp doch gut, daß er uns daran denken hilft. — Setze dich doch einen Augenblick bey mir nieder, Bruder Philipp — Recht! den dritten Termin muß ich nicht verſäumen. — Was meynſt du, Bruder, wie die Sache laufen wird?

Philipp R. Sie mag laufen, wie ſie will, wenn du dich nur erſt gehörig eingelaſſen haſt. Das vornehmſte bey einem Proceſſe iſt, daß man ſeinem Gegenpart die Hölle ſo heiß, und das Leben ſo ſauer macht, als möglich. Ich habe jetzo nicht Zeit, Bruder. Aber wenn du willſt, ſo komme ich auf den Abend wieder zu dir, und wir wollen mehr davon ſchwatzen.

S. Richard. Ja, Bruder Philipp, thu das, komm! Du ſollſt mir angenehm ſeyn. —

Philipp R. So lebe unterdeſſen wohl. —

S. Richard. Auf Wiederſehn! — Begleite ihn doch, Lottchen, begleite ihn doch —

Philipp R. Ohne Umſtände, Lottchen! — Wir kennen einander.

Charlotte. Wohl kenne ich dich!

Dritter Auftritt.

Samuel Richard. Charlotte.

S. Richard. Lottchen, Bruder Philipp mag doch wohl noch eine gute Ader haben.

Charlotte. O ja, lieber Onkel —

S. Richard. Er ſorgt doch noch dafür, daß ich nicht in Schaden kommen ſoll. — Finette, gut, daß du kömmſt.

Vierter Auftritt.

Finette, und die Vorigen.

Finette. Es iſt alles fertig; ſie mögen nun kommen, wenn ſie wollen. (Sie rückt einen kleinen Koffeetiſch zurechte, bedeckt ihn, und ſetzt Taſſen darauf.)

S. Richard. Finette, Bruder Philipp wird heute zu Abend mit uns eſſen. Laß einen Krammetsvogel mehr braten —

Finette. Einen? Das wäre ſo viel, als eine Mücke für einen hungrigen Wolf. Bruder Philipp muß auf jeden Zahn einen haben.

S. Richard. Nu, nu, Mädchen, traktire ihn nur heute, ſo gut, als du kannſt. Er hat mir einen Dienſt gethan —

Finette. Bruder Philipp, Ihnen einen Dienſt? Den möchte ich doch hören.

S. Richard. Er hat gethan, was ihr hättet thun ſollen. Er hat mich erinnert, daß morgen der dritte Termin iſt.

Finette. Das hat er? — Ich muß Ihnen nur ſagen, Herr Richard, es ſetzt heute keine Krammetsvögel. Es ſind auf dem ganzen Markte keine zu bekommen geweſen.

S. Richard. Das iſt Schade! der arme Philipp! was wirſt du ihm denn nun vorſetzen?

Finette. Nichts. Und das wiſſen Sie doch auch, daß ich den Kellerſchlüſſel verlohren habe?

S. Richard. Den Kellerſchlüſſel? Und du haſt keinen Wein haußen? Was ſoll denn Bruder Philipp trinken?

Finette. Nichts; und das iſt gerade ſo viel, als er mit ſeinem Dienſte verdient hat. Merken Sie denn nicht, Herr Richard, was er darunter ſucht? Er will Sie und den alten Berthold nur vollends zuſammenhetzen, damit Charlottchens Heyrath mit dem jungen Berthold darüber zurückgehen möge.

S. Richard. Lottchen, ſollte das wohl wahr ſeyn?

Charlotte. Ich weiß nicht, lieber Onkel; aber wenn das auch Onkel Philipps Abſicht wäre, ſo weiß ich doch, daß Ihnen mein Glück viel zu angelegen iſt —

S. Richard. Ja, Lottchen, — wenn das auch ſeine Abſicht wäre. — —

Finette. Wenn? Sie iſt es ganz gewiß. — St! der Beſuch kömmt. (Charlotte geht ihm entgegen.)

S. Richard. Wer iſt es denn, Finette?

Finette. Herr Berthold mit ſeinem Sohne —

S. Richard. Ja, ganz recht, ganz recht! (ſteht auf.)

Fünfter Auftritt.

Berthold. Karl Berthold. Charlotte. Samuel Richard. Finette.

Berthold. Lieber, alter Freund, ich freue mich herzlich, dich wohl zu ſehen.

S. Richard. (Sie umarmen ſich.) Willkommen, Herr Bruder Berthold, willkommen! — Iſt das dein Sohn? (Karl neigt ſich gegen ihn.)

Berthold. Das iſt er. Die acht Monate, die er weggeweſen, haben ihn mir ſelber unkenntlich gemacht.

Karl B. Ich wünſche und hoffe, liebſter Herr Richard, daß Sie, dieſe Zeit über, beſtändig geſund und vergnügt mögen gelebt haben. —

S. Richard. Ich danke, Herr Karl. Wie alte Leute nun ſo leben!

Karl B. Ich bin höchſt ungeduldig geweſen, Ihnen meine Ergebenheit zu bezeigen. —

Berthold. Es iſt wirklich ſein erſter Ausgang.

S. Richard. Bedanke dich, Lottchen, bedanke dich! — Setzen Sie ſich doch, meine Herren — (Sie ſetzen ſich, indeß hat Finette Kaffee und Backwerk aufgetragen, und fängt an, davon herumzugeben.)

Karl B. Ich ſchmeichle mir, liebſter Herr Richard, daß meine Abweſenheit, oder was während derſelben etwa vorgefallen ſeyn könnte, mich in Ihrer ſchätzbaren Gewogenheit nicht wird zurückgeſetzt haben.

S. Richard. Darinn kann Sie nichts zurückſetzen; Sie ſind uns noch ſo lieb, als Sie uns jemals geweſen ſind. — Nicht wahr, Lottchen? — (zu Finetten, die ihm eine Taſſe Kaffee gebracht) Die wie vielte Taſſe iſt das, die ich trinke?

Finette. Die erſte.

Berthold. Freund Richard, mein Sohn iſt ein ſeltſamer Heiliger; er denkt, weil wir in ſeiner Abweſenheit ein wenig an einander gerathen ſind, weil ich dich habe verklagen müſſen —

S. Richard. Ja, lieber Karl, hätten Sie ſich das wohl jemals träumen laſſen, daß mich Ihr Herr Vater verklagen würde? —

Karl B. Es iſt ihm leid —

Berthold. Mir leid? Was ſprichſt du da? —

Karl B. Es iſt mir leid, ſage ich — —

Berthold. Geck, was braucht dir das leid zu ſeyn? Wird er dir darum das Mädchen nicht geben? Er hat ſie dir einmal verſprochen, und ein ehrlicher Mann hält Wort.

S. Richard. Freylich! Aber, Freund Berthold, ein ehrlicher Mann muß auch einen andern ehrlichen Mann mit Proceſſen verſchonen.

Berthold. Ich weiß gar nicht, warum die ganze Welt ſo wider die Proceſſe eingenommen iſt. Wollen denn die Advokaten nicht auch leben?

S. Richard. Sie wollen wohl, aber ſie müſſen darum nicht.

Berthold. Das iſt dein Spaß.

S. Richard. Das iſt mein völliger Ernſt.

Charlotte. (zu Karln) Wo ſie nur nicht hitzig gegen einander werden. —

Karl B. Wir müſſen ſie auf ein ander Geſpräch lenken. — Herr Richard, ich habe in London das Vergnügen gehabt, einen alten Freund von Ihnen kennen zu lernen.

S. Richard. So? — Mein völliger Ernſt, Freund Berthold! Ich wüßte nicht, welchem Dinge ich in der Welt gramer wäre, als dem Proceſſiren.

Berthold. Und ich habe Zeit meines Lebens gern proceſſirt. Mein erſter Proceß war mit meinem leiblichen Vater. Die beſten Freunde können einmal uneins werden, und dieſe Uneinigkeit auszufechten, iſt der friedlichſte und gütlichſte Weg, der Proceß. So lange man ſich nur ſo ſtreitet, ſo lange ärgert man ſich. Sobald aber die Sache den Advokaten übergeben iſt, müſſen ſich die Advokaten an unſerer Statt ärgern, und wir ſind wieder ruhig.

S. Richard. Nein, Freund Berthold; ich habe in meinem Leben nur ein einzigesmal proceſſirt, aber das weiß ich doch beſſer. Man ärgert ſich noch immer, und ärgert ſich über die Advokaten oben drein. —

Karl B. Dieſer Ihr Freund in London ſagte mir —

S. Richard. Hörſt du? das hat mein Freund in London ihm auch geſagt. —

Karl B. Daß er ehedem in Amſterdam —

S. Richard. Die ganze Börſe in Amſterdam denkt ſo. —

Berthold. Karl, kein Wort mehr von London und Amſterdam! Kaum ſind die jungen Laffen einmal hingerochen, ſo iſt ihr drittes Wort: London und Amſterdam.

S. Richard. Nein, nein, laß ihn nur mitreden. Er ſpricht

Karl B. Ich darf mich nicht länger aufhalten. — Liebſte Charlotte, meine Schweſter bittet um das Vergnügen, Sie dieſen Abend beſuchen zu dürfen. —

S. Richard. Sie ſoll uns herzlich willkommen ſeyn.

Karl B. Liebſter Herr Richard, trauen Sie meinem Vater das Beſte zu. Er iſt von allem Eigennutze entfernt; nur ſeinen Willen muß er haben. Ich darf mich nicht näher erklären; er hat mir es verbothen. Ich ſage Ihnen nur: Sie verlieren nichts, wenn Sie den Proceß verlieren. —

S. Richard. Nichts? Sind zwey tauſend Thaler nichts?

Karl B. Ich muß eilen, daß ich meinen Vater noch einhole. Wenn Sie aber erlauben, ſo bin ich mit meiner Schweſter dieſen Abend wieder hier. —

S. Richard. Es wird mir lieb ſeyn, Herr Karl. — Begleite ihn doch, Lottchen.

Siebender Auftritt.

Samuel Richard. Finette.

Finette. An alle dem hat niemand, als Bruder Philipp Schuld. Was braucht er Sie an den Termin zu erinnern? Sie hätten ihn vergeſſen —

S. Richard. Und wäre kontumacirt worden. — Du weißt nicht, Mädchen, was das iſt — Ich hätte bezahlen müſſen.

Finette. Nun ja, Sie hätten bezahlt. Genug, daß das Geld in der Familie bleibt, wenn Herr Karl Lottchen bekömmt. —

S. Richard. In der Familie bleibt! Das Geld bleibt alles in der Welt, und die ganze Welt ſollte nur eine Familie ſeyn; aber wers hat, der hats.

Achter Auftritt.

Anton. Samuel Richard. Finette.

Anton. Herr Richard, Jochen hat angeſpannt. —

S. Richard. Was angeſpannt?

Anton. Die Pferde —

S. Richard. Die Pferde?

Anton. Oder den Wagen; wie Sie wollen. Was weiß ich, ob, die Pferde an den Wagen, oder der Wagen an die Pferde geſpannt wird.

S. Richard. Aber wozu denn?

Anton. Iſt denn nicht Donnerſtag, heute? Fahren Sie denn nicht ins Kränzchen?

S. Richard. Wahrhaftig! Jochen hat Recht. (er ſteht auf) Finette, heute iſt Kränzchen; und das Kränzchen, weißt du wohl, verſäume ich um wie viel nicht.

Finette. Wer ſagt denn, daß Sie es verſäumen ſollen?

S. Richard. Geh, Anton, ſage Jochen, ich käme gleich. (Anton geht ab, indem Charlotte zurückkömmt.)

Neunter Auftritt.

Charlotte. Samuel Richard. Finette.

S. Richard. Gieb mir meinen Hut, Finette.

Charlotte. Wo wollen Sie hin, liebſter Onkel?

S. Richard. Ins Kränzchen. Ich muß Strafe geben, wo ich nicht komme.

Charlotte. Aber —

Finette. (zu Charlotten.) So laſſen Sie ihn doch! —

S. Richard. (indem ihm Finette den Hut giebt) Und meinen Stock.

Charlotte. Aber er vergißt ja —

Finette. Mag er doch vergeſſen.

S. Richard. (indem ihm Finette den Stock giebt) Und meine Rauchtabacksdoſe —

Charlotte. (zu Finetten) Aber wir bekommen Philippen über den Hals.

Finette. Den wollen wir ſchon los werden. —

S. Richard. (giebt ihm die Doſe) Iſt auch Taback drinne, und der Stopper? Ihr laßt mich doch an alles allein denken.

Finette. Stecken Sie doch nur ein, und gehn Sie —

S. Richard. Nun ſo führe mich herunter, Lottchen. Es thut mir leid, daß ich dich allein laſſen muß. Vertreib dir den Abend, ſo gut du kannſt. Halb zehn bin ich wieder da.

Finette. Gehn Sie nur, und laſſen Sie ſich das Gläßchen wohl ſchmecken! (Charlotte führt den Alten ab, und Finette räumt den Kaffeetiſch wieder auf.) Luſtig, Finette, das wird ein Abend für dich werden!

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Lucinde, die auf der einen Seite von Finetten herein geführet wird, und Charlotte, die auf der andern Seite ihr entgegen kömmt.)

Finette. Hier herein, Mademoiſell!

Charlotte. Oh, ſey mir tauſendmal willkommen, liebe, liebe Lucinde —

Lucinde. Küſſe mich, meine Charlotte! — du ſiehſt dich um? Ja, Kind, ich komme allein, mein Bruder kömmt nicht mit; und nun werden von den tauſendmalen, die ich dir willkommen ſeyn ſollte, neun hundert und neun und neunzig wohl abgehen? Nicht wahr? —

Charlotte. Glaubſt du in der That, daß ich ihn erwartet habe?

Lucinde. Verſtelle dich nur nicht!

Charlotte. Und du, ſey doch nicht ſo gar eitel auf deinen Bruder! Wenn ich ihn liebe, ſo liebe ich ihn blos, weil ich dich liebe.

Lucinde. Iſt das wahr, Finette? du biſt ja ihre Vertraute. —

Finette. So etwas mag davon wahr ſeyn. Die Zündröhre kann wohl durch das Herz der Schweſter gegangen ſeyn. Aber nachdem wir einmal Feuer gefangen — ſehn Sie, Mademoiſell — ſo könnten wir die Zündröhre zur Noth entbehren. —

Lucinde. Da haben wirs!

Finette. Erſt liebten wir den Bruder, blos der Schweſter wegen; allein alles kehrt ſich mit der Zeit in der Welt um. — Bald werden wir die Schweſter blos des Bruders wegen lieben.

Lucinde. Wobey ich nicht viel zu verlieren glaube. — Aber, Finette, habt ihr meinen Bruder wirklich nicht mit erwartet? —

Finette. Ich, für mein Theil, allerdings.

Charlotte. Dein Theil iſt mein Theil nicht, Finette.

Finette. O ich weiß wohl, daß ihr Theil das größere iſt. —

Lucinde. Nun, Finette; mein Bruder läſſet dich tauſendmal um Vergebung bitten. Du ſollſt ja nicht glauben, daß er eine andere Geſellſchaft der deinigen vorgezogen. Sondern er muß bey dem Vater bleiben, den ihr uns heute ein wenig ſehr unwillig nach Hauſe geſchickt habt.

Charlotte. So, Lucinde? Hat dein Bruder zu Finetten, oder zu mir kommen wollen?

Lucinde. Eigentlich, wohl zu dir. Aber da du ihn nicht erwartet haſt: ſo wäre es lächerlich, ihn bey dir zu entſchuldigen. Ich entſchuldige ihn da, wo er die Entſchuldigung braucht. — Indeß, Finette, hat er doch verſprochen, mich wieder abzuholen.

Charlotte. Hat er das?

Lucinde. Und ihr werdet euch noch ſehen, Finette, obgleich ein wenig ſpät; obgleich nur auf einen Augenblick —

Charlotte. Sage mir, Finette, haſt du drauſſen nichts zu thun?

Finette. Alle Hände voll —

Charlotte. Nu, ſo thu mir den Gefallen und geh. — Wenn Lucinde niemanden hat, mit dem ſie ihre Poſſen über mich treiben kann, wird ſie wohl ernſthaft werden. — Ich bitte dich, geh!

Finette. (zu Lucinden) Soll ich?

Lucinde. Geh nur, und nimm meine Poſſen mit.

Zweyter Auftritt.

Lucinde. Charlotte.

Charlotte. Nun, liebe Lucinde —

Lucinde. (In einem affektirten ernſthaften Tone, mit vielen Verbeugungen.) Aber, Mademoiſell, ich habe noch nicht die Ehre gehabt, dem wertheſten Herrn Richard mein Kompliment zu machen —

Charlotte. Er iſt nicht zu Hauſe, Lucinde —

Lucinde. Ey, das betaure ich ja recht ſehr —

Charlotte. Gewiß?

Lucinde. Ganz gewiß, Mademoiſell. — Aber er kömmt doch bald nach Hauſe?

Charlotte. Vor zehn Uhr ſchwerlich.

Lucinde. Ey! Sie erſchrecken mich Mademoiſell. —

Charlotte. Was iſt nun das, Lucinde?

Lucinde. Ich verſprach mir, in der Geſellſchaft dieſes ehrwürdigen Alten —

Charlotte. Du biſt doch eben ſonſt keine Liebhaberinn von Geſellſchaft mit alten Leuten.

Lucinde. Wie, Mademoiſell? Gewiß, Mademoiſell, Sie verkennen mich! Ich keine Liebhaberin von Geſellſchaft mit alten Leuten? Ich muß mich ſchämen, daß Sie von meiner Sittſamkeit, von meinem Verſtande, von meiner Tugend einen ſo nachtheiligen Begriff haben. In welcher Geſellſchaft iſt unſere unerfahrne Jugend, unſer leicht zu verführendes Herz, wohl beſſer aufgehoben, als in Geſellſchaft der Alten? In ihr, wo wir nichts als weiſe Sittenſprüche, nichts als fromme Ausrufungen über die verderbten Zeitläufte, nichts als lehrreiche Es war einmal, zu hören bekommen, ſollte ſich ein junges Mädchen nicht freuen, ganze lange Abende zu — zu —

Charlotte. Zu vergähnen? — Spricht ſie nicht, als ob wirklich der Onkel in ſeinem Lehnſtuhle ſäße, und ihr zuhörte?

Lucinde. Werthe Mademoiſell, laſſen Sie uns immer ſo reden, als ob wir von ernſthaften weiſen Männern gehöret würden —

Charlotte. Wird das noch lange ſo dauern, Lucinde?

Lucinde. Ich weiß, daß mich meine ernſthafte Freundinn in keinem andern Tone zu hören wünſcht —

Charlotte (ruft in die Scene.) Finette!

Lucinde. Was wollen Sie, Mademoiſell?

Charlotte. Sie mag nur wieder kommen. — Finette!

Lucinde. Ich ſehe ungern, Mademoiſell, daß Sie ſo gar vertraut mit Ihrem Dienſtmädchen ſind. — Eine vernünftige Herrſchaft —

Charlotte. Finette! Finette!

Lucinde. Muß ſeine Untergebene jederzeit in einer gewiſſen Entfernung zu halten wiſſen. —

Dritter Auftritt.

(Finette, die in der Vertiefung aus einem Zimmer kömmt, in welchem man einen kleinen Tiſch auf zwey Perſonen ſervirt ſieht. **Charlotte. Lucinde.**)

Finette. Sie ſind auch ſehr ungeduldig, Mademoiſell? —

Charlotte. Bleib ja hier, Finette —

Finette. Nun kann ich auch; es iſt angerichtet, und Sie dürfen ſich nur ſetzen.

Charlotte. (zu Finetten) Lucinde iſt noch ausgelaſſener worden.

Lucinde. (wiederum natürlich) Finette, ſage mir nur, was deine Jungfer will. Sie will mich nicht hören Poſſen treiben, und moraliſiren will ſie mich auch nicht hören —

Charlotte. Weil dein Moraliſiren eben die tollſten Poſſen ſind —

Lucinde. Ehe wir uns ſetzen, Finette: was haſt du für Wein?

Finette. Setzen Sie ſich nur; er wird Ihnen ſchon ſchmecken. Etwas recht gutes, recht ſüſſes —

Lucinde. Süſſes? Ueber die Närrin! —

Finette. Vino Santo, Mademoiſell —

Lucinde. Und wenn es Santo Vino wäre! — Bleibe mir damit vom Halſe. Ich will Wein, und kein Zuckerwaſſer. Werden wir mit dem ſüſſen Zeuge nicht in großen Geſellſchaften ſchon geplagt genug? Wollen wir uns unter uns ſelbſt auch noch damit martern? : : Etwas ſüſſes für die Damen! : : Denken denn die Herren Hüte, daß die Damen nicht auch Wein trinken wollen? —

Charlotte. Nu, ſo befiehl! Was willſt du für welchen?

Lucinde. Es iſt nichts Wein, als was Geiſt hat. — Champagner will ich —

Charlotte. Haben wir denn Champagner, Finette? —

Finette. Bravo, Mademoiſell; Sie ſind meines Geſchmacks! Gleich ſollen Sie bedient ſeyn. (läuft ab.)

Vierter Auftritt.

Charlotte. Lucinde.

Charlotte. Weißt du, liebe Lucinde, daß du mir heute allzu luſtig biſt? Dafür wirſt du es auch ganz allein ſeyn müſſen. Denn ich, ich befinde mich in einer Verfaſſung — Hat dir denn dein Bruder nichts geſagt? Die Alten haben mit einander ſo gut als gebrochen; und unſre Heyrath —

Lucinde. Behält ja ihre Richtigkeit, wenn ſie beyde den Proceß gewinnen.

Charlotte. Beyde! Und wie iſt denn das möglich?

Lucinde. Das ſieht der Bruder auch nicht.

Charlotte. Nun da! Und du haſt kein Mitleiden mit uns?

Lucinde. Kein Mitleiden mit dir? Iſt das kein Mitleiden, wenn ich dich zu zerſtreuen ſuche? Wenn ich mehr tolle, als mir ſelbſt um das Herz iſt, um dich von Grillen abzuhalten? Sey gutes Muths, Charlotte! Wir kriegen den Mann doch, den wir haben ſollen.

Fünfter Auftritt.

(Finette, mit einer Bouteille Champagner, von dem Hausknecht begleitet, der noch einen Korb mit ſechs Bouteillen herein bringt. Charlotte. Lucinde.)

Finette. Bin ich nicht geſchwind wieder da? (zu dem Hausknecht) Setze nur hier nieder! (worauf er ſtehen bleibt, und ſie alle nach einander anſieht, und lacht) Nun, was lachſt du?

Hausknecht. Eins, zwey, drey! (indem er die Bouteillen im Korbe überzählt) Eins, zwey, drey, vier, fünf, ſechs! —

Finette. Was willſt du damit, Kerl?

Hausknecht. Sonſt heißt es: der Mann einen Vogel. Hier heißt es: jede Jungfer zwey.

Finette. Stockfiſch!

Hausknecht. Nu, nu, Finettchen, meinetwegen nehme Sie alleine ſechſe auf ſich. Gehts doch nicht von dem Meinigen.

Finette. Wirſt du dich packen! (er geht)

Sechſter Auftritt.

Lucinde. Charlotte. Finette.

Lucinde. Mädel, was machſt du für Streiche? —

Finette. Haben Sie doch nur keine Sorge! Für uns iſt (indem ſie die Bouteille auf den Tiſch ſetzt) das! Und das (auf den Korb zeigend) iſt für einen lieben Gaſt, den wir nicht haben mögen.

(zu Charlotten) Denn ſo ſchlechterdings, Mademoiſell, werden wir Onkel Philippen nicht los. —

Charlotte. Wann du ihn auch nur ſo los wirſt. —

Finette. Es klingelt! — Wahrhaftig, er hat die Krammetsvögel über die Straße gerochen. Geſchwind, Mademoiſelle, in das Zimmer! Eſſen Sie ſtille; ich will nach Ihnen zumachen, und ihn hier erwarten. —

Lucinde. Was habt Ihr denn?

Charlotte. Komm nur geſchwind, Lucinde. —

Siebender Auftritt.

Finette, die das Zimmer in der Vertiefung hinter ihnen zumacht; ſodann **Philipp Richard.**

Finette. Er iſt es! — Wenn uns nur der Hausknecht nicht ſchon verrathen hat. Dem hätte ich vorbeugen ſollen. — Herein!

Philipp R. Ha, Finette — Guten Abend, Finette! Wo iſt der Bruder?

Finette. Er iſt ausgefahren —

Philipp R. Wo iſt Charlotte?

Finette. Die iſt ausgegangen.

Philipp R. Sie kommen doch bald wieder?

Finette. Um Bürgerszeit. Ueber zehn Uhr bleibt aus unſerm Hauſe niemand.

Philipp R. Haſt du mich zum Narren, Finette?

Finette. Wie ſo?

Philipp R. Der Bruder hat mich zum Abendeſſen gebeten —

Finette. Sie kennen ja Ihren Bruder! Als er Sie bat, hatte er vergeſſen, daß heute Kränzchen iſt; und als er ſich erinnerte, daß heute Kränzchen ſey, war es ihm ſchon wieder entfallen, daß er Sie gebeten habe. Woran er ſich zuletzt erinnert, das thut er.

Philipp R. Charlotte war dabey, als er mich bat. Hätte mich wenigſtens nicht Charlotte erwarten ſollen?

Finette. O! das junge Ding iſt eben ſo unbedachtſam, als der Alte vergeßlich iſt. Sie glauben nicht, Herr Philipp, was für Noth ich mit ihnen habe.

Philipp R. Warum ſagte denn aber der Schurke von einem Hausknecht, als er mir die Thüre aufmachte, ich würde recht gute Geſellſchaft finden?

Finette. Sagte er das? O der Strick! er hat ſich über mich mockirt. Ich! ich bin die rechte gute Geſellſchaft für einen Mann, wie Herr Philipp Richard! —

Philipp R. Rabenaaß! wenn du nur ſonſt wollteſt —

Finette. Er wird freylich wiſſen, daß ich die einzige in dem Hauſe bin, die es mit Ihnen gut meynt. Sie werden gleich eine Probe davon hören. Es war mir unmöglich, den Alten wegfahren zu laſſen, ohne ihm ſeine unhöfliche Vergeßlichkeit aufzumutzen. Noch als er in Wagen ſtieg, ſchrie ich ihm nach: „Aber der Herr Bruder! Es iſt doch nicht erlaubt, „einem Manne, um den ſich die Stadt reißt, ſo zu begegnen! „Ohne Zweifel würde er, ohne ihre Einladung, zwanzig luſtige „Orte gehabt haben, wo er ſeinen Abend hätte zubringen „können! —

Philipp R. Die hätte ich auch wirklich gehabt!

Finette. Etwas half mein Keuffen. Denn als der Bediente den Schlag zuwarf, rief er mir endlich zu: „So ſchicke „ihm ein Paar Bouteillen Wein herüber, und laß mich ent„ſchuldigen. —

Philipp R. So? — Und wo ſind die Bouteillen? —

Finette. (zeigt ihm den Korb) Hier, Herr Philipp! — Das ſind doch ein Paar? —

Philipp R. Nein, Kind! ein Paar ſind wenigſtens zwey; und das iſt nur ein Korb — Es wird doch nichts ſchlechtes ſeyn?

Finette. Von unſerm beſten Burgunder! — Der Hausknecht ſoll ſie Ihnen gleich herüber tragen. (als ob ſie ihn rufen wollte)

Philipp R. Warte noch ein wenig, Finette. — Hole ein Glas —

Finette. Wozu?

Philipp R. (indem er eine Bouteille aus dem Korb zieht) Fein auf der Stelle gekoſtet, ſo weiß man, was man hat. — Hol ein Glas! (indem Finette in die Scene geht, es aus einem Wandſchranke zu holen) Das Mädel ſagt, ſie ſey mir gut. Daraus läßt ſich was machen.

Finette. (giebt ihm das Glas) Hier! —

Philipp R. Noch eins, Finette.

Finette. Noch eins? wozu?

Philipp R. Es könnte Gift ſeyn; du mußt alſo mit koſten. — Hole noch ein Glas! (indem Finette es holt, ſtellt er die Bouteille und das Glas auf den Tiſch, und ſetzt zwey Stühle dabey.)

Finette. Nun da!

Philipp R. Gut! Setze dich, Finette! Laß uns thun, als ob wir zu Hauſe wären.

Finette. (bey Seite) Himmel! den habe ich nun auf dem Halſe —

Philipp R. (ſetzt ſich, und ſchenkt ein) Setze dich, Finette. — Was fehlt dir? du thuſt ja ſo ängſtlich. —

Finette. Ah, Herr Philipp, ich wäre des Todes, wenn uns jemand ſo ſähe. Was würde er denken? So unter vier Augen? Bey der Bouteille?

Philipp R. Lari Fari! Fari Lari! (indem er ihr das Glas reicht) Nimm, Finette!

Finette. Aber mit der Bedingung, daß es das erſte und letzte ſeyn muß —

Philipp R. Finette, auf dein Wohlſeyn! —

Finette. Sie erzeigen mir zu viel Ehre. Auf das Ihrige, Herr Richard! (ſie trinken.)

Philipp R. Und du trinkſt nicht aus?

Finette. Aus? was denken Sie von mir? Es wäre in meinem Leben das erſte Glas, das ich auf einmal austränke —

Philipp R. Ich müßte es lügen, wenn ich das von mir ſagte. (ſchenkt ſich wieder ein) Finette, der Alte ſoll leben! (nachdem er getrunken) A propos, Finette! wie lange denkſt du wohl, daß er noch leben wird? Gott weiß, wenn ich nicht ein ſo gutes Herz hätte, die Zeit würde mir ſchon verdammt lang geworden ſeyn.

Finette. O das glaube ich —

Philipp R. Da ſind wir nun ihrer drey, ich, du und Charlotte, die wir auf ſeinen Tod lauern. Iſt es wohl erlaubt, daß einer ihrer drey ſo lange aufziehen darf? (ſchenkt ſich wieder ein) Was wir wünſchen, Finette! (nachdem er getrunken) Nun? du thuſt mir nicht Beſcheid? Wünſcheſt du denn nichts?

Finette. Für unſer eins iſt das Wünſchen bloße Träumerey. Das Wenige, was ich dabey zu hoffen habe, kann ich ganz gelaſſen erwarten.

Philipp R. Das Wenige? (indem er ihr halb leeres Glas voll ſchenkt) Siehſt du, Finette, das Wenige iſt des Mehrern fähig! Freylich, was hier hinzukommen ſoll, muß anderswo abgenommen werden. So meine ich es auch. Charlotte iſt unſere Verwandte; aber iſt ſie deine? So ein weitläuftiges Mühmchen bey einem alten Hageſtolze auszuſtechen, bey Gott, Finette! das würde eben ſo wenig Sünde ſeyn, als — (nimmt ſein Glas) Lottchen ſoll leben! — als ein Glas Wein auszuſtechen. (und trinkt)

Finette. O, der Sünde wegen! —

Philipp R. Mädchen, du haſt engliſchen Verſtand. Sünde! Sünde! Weißt du, was die größte Sünde in der Welt iſt? — Ein leeres Glas iſt eine große Sünde. (indem er einſchenkt) Aber es giebt doch noch eine größere. Du meinſt: ein volles Glas nicht austrinken? (indem er trinkt) Auch eine große Sünde! — Aber die größte? Die größte Sünde iſt die Sünde — wider das Tempo. Ich nenne Tempo — Setze dich nieder, Finette, und höre mir zu!

Finette. Ich bitte Sie, Herr Philipp, laſſen Sie mich nicht vergeſſen, wer ich bin.

Philipp R. Aber, wenn Ich es nun vergeſſen wollte? Wenn Ich es nun vergeſſen wollte, wer du biſt, und wer ich bin?

Finette. So iſt es meine Schuldigkeit, Sie daran zu erinnern.

Philipp R. Schuldigkeit! Man iſt niemanden in der Welt etwas ſchuldig, als ſich ſelber. Und ſiehſt du, Finette; eine ſolche mißverſtandene Schuldigkeit, das wäre gerade eine Sünde wider das Tempo.

Finette. Ich verſtehe Sie nicht, Herr Philipp —

Philipp R. Du wirſt mich verſtehen, wenn ich dir ſage, daß Tempo ſo viel iſt, als das italieniſche Tempo. Ein jeder Menſch hat ſein Tempo; einer früher, der andere ſpäter. Aber nur wenige haben es in ihrem Leben mehr als einmal. Deſto ſchärſer muß man aufpaſſen.

Finette. Ich merke, Herr Philipp, daß der Wein beredt, aber eben nicht deutlich macht.

Philipp R. Nur Geduld; was ich bey der erſten Bouteille nicht bin, werde ich bey der zweyten ſeyn. (ſchenkt ſich ein)

Finette. (bey Seite) So helfe mir der Himmel!

Philipp R. (indem er an ihr Glas anſtößt) Unſer Tempo, Finette, unſer gemeinſchaftliches Tempo! (und trinkt) Ich nenne ein gemeinſchaftliches Tempo — Ja ſo, du verſteheſt überhaupt noch nicht, was das Tempo iſt. Ich will dirs gleich ſagen. Zum Exempel: du biſt jung, du biſt ſchön, du biſt liebenswürdig; aber du haſt nichts, und du mußt dienen. Du dienſt in dem Hauſe eines alten, reichen Junggeſellen. Merkſt du bald das Tempo? Er ein Junggeſell, du eine Junggeſellin; er ein alter Junggeſell,*) du eine junge Junggeſellin; er reich, du arm; du ſehr verführeriſch, er ſehr verführbar. Nun lerne ein für allemal: das Merkmal des Tempo iſt das Widerſpiel. Wo ſo viel Widerſpiele zuſammentreffen, da liegt ſicherlich ein Tempo; entweder für den einen, oder für den andern Theil; auch wohl für beide. Denn in der Natur, ſiehſt du, ſtrebt alles nach ſeinem Contrario; und dieſes Streben des Vollen nach dem Leeren, (indem er ſich einſchenkt) des Naſſen nach dem Hitzigen, (indem er trinkt) und wiederum zurück des Leeren nach dem Vollen, des Hitzigen nach dem Naſſen, und ſo weiter (indem er wieder einſchenkt) iſt es eben, was die

Sc. 8.

Lucinde. Charlotte. Finette.

Verdient der Kerl nicht das Rad, bloß ſeines Vorſatzes wegen! Haben Sie ihn gehört! Lucinde droht ihn zu denunciren

Sc. 9.

Der junge Berthold zu ihnen.

Er ſagt, es ſey alles verloren, wenn man nicht Mittel fände, zu machen, daß der alte Richard den Termin verſäume. Aber wie iſt das anzufangen! Philipp hat geſagt, daß er morgen gleich wieder kommen und den Bruder nochmals erinnern wolle. Der junge Berthold verſpricht ihn aufzuſuchen, und bis an den Morgen mit ihm zu trinken, daß er es wohl vergeſſen ſoll. Aber freylich iſt das noch nicht genug. Sein Anſchlag mit dem Schlaftrunke, den er Finetten heimlich entdeckt. Charlottens Unruhe über dieſe Vertraulichkeit, und Lucindens Hetzerey. Der Wagen mit dem alten Richard kömmt. Berthold nimmt mit ſeiner Schweſter Abſchied, und Finette führt ſie die Hintertreppe, um von dem Alten nicht bemerkt und aufgehalten zu werden.

---

*) Auf einem einzelnen Blatte, welches mit den Worten „iſt es eben, was die“ ſchließt, findet ſich hier das Setzerzeichen Pr. D. p. 49.

Sc. 10.

Der alte Richard, von Anton geführt, ein kleines Räuſchchen, und Charlotte. Er erinnert ſich, daß er ihr verſprochen hat, die Geſchichte aus dem Ziegler zu erzehlen. Verwirrt ſich aber darinn und will zu Bette. Anton will ihn zu Bette bringen, aber Finette ſoll es thun. Er knüpft ſich einen Knoten in ſein Schnupftuch wegen des Termins; und fragt Finetten den Augenblick darauf, was dieſer Knoten bedeute; und macht noch einen Knoten. (Ab, zu Bette.)

Act. III. Sc. 1.

Der Hausknecht, der den jungen Berthold hereingeführt bringt. Gehen Sie ſachte; es ſchläft noch alles im Hauſe; Finetten will ich Ihnen gleich wecken.

Sc. 2.

Finette kömmt dazu. Der Hausknecht ab. Berthold beruft ſich auf ſeine geſtrige Unterredung mit ihr, und giebt ihr das ſchlafmachende Mittel; und ſchleicht ſich nach den größten Verſicherungen, daß nichts Schlimmes daraus entſtehn könne, wieder fort.

Sc. 3.

Finette iſt entſchloſſen, das Mittel zu brauchen. Anton kömmt dazu, der den Herrn wecken will. Sie ſagt ihm, es nicht eher zu thun, als bis ſeine Chocolade fertig ſey, die ſie zu machen gehe. Er bittet ſich auch eine Taſſe davon aus.

Sc. 4.

Anton, der dem Herrn ſeine Kleider auskehrt, die er gelegentlich viſitirt. Er räumt ihm die Tabaksdoſe leer, und ſucht ihm die kleinen Geldmarken aus der Schnuptabaksdoſe.

Sc. 5.

Philipp Richard, der noch halb trunken iſt, dazu; tobt, und will den Bruder wecken. Es iſt alles Canaillenzeug hier im Hauſe; und auch Finetten trau ich nicht. Ueber dieſes Geräuſch wacht der Alte ſelbſt auf, und

Sc. 6.

Der alte Richard, Philipp, Anton.

der Alte ärgert ſich über ſeinen Bruder, und hat den Termin vergeſſen.

Die Matrone von Epheſus.

Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge.*)

Erſter Plan.

Erſter Auftritt.

Die Matrone in der Entfernung ſchlafend. Ihre Bediente.

Zweyter Auftritt.

Man hört hinter der Scene jemand kommen. Die Bediente fragt. Endlich tritt ein gemeiner Soldat herein, welcher bittet, daß man ihm ſein Licht anzuzünden erlaube. Er hat Eſſen bey ſich. Die Bediente bekömmt Appetit.

Dritter Auftritt.

Der Officier kömmt und ſucht ſeinen Mann. Er ſieht die Matrone; hört ihre traurige Geſchichte, und verliebt ſich. Er nähert ſich ihr, und ſie erwacht.

Vierter Auftritt.

Der Officier ſchickt den Soldaten weg, um zu ſehn, ob der Gehangene noch da iſt.

Fünfter Auftritt.

Der Soldat kömmt wieder, erzählt, daß der Gehangne geſtohlen ſey. Der Officier will verzweifeln. Die Bediente kömmt auf den Einfall, den todten Mann an die Stelle zu hängen. Die Matrone willigt endlich darein, und da ſie ſich eben darüber machen, entdeckt der Soldat lachend, daß der Gehangne noch da ſey.

---

*) Da ſich in dem breslauiſchen Convolute nur eine einzige geſchriebene Seite findet, hat der Herausgeber nicht gewagt an dem offenbar wenig genauen Drucke im theatraliſchen Nachlaß irgend etwas zu ändern.

Zweyter Plan.

Perſonen.

Antiphila. Die Wittwe.
Philokrates.
Myſis. Die Magd.
Dromo.

Erſter Auftritt.

Sie ſchläft feſt! — luſtig! Nun kann ich meinen lezten Biscuit kauen! — Wer doch eine Närrin wäre, und weinte ſich mit ihr zu Tode! Zwar verſprach ichs ihr: aber wie konnte ich mir traumen laſſen, daß ſie Ernſt draus machen würde! — Meinetwegen! — Knack! — Er iſt verzweifelt harte — Aber, welch Geräuſch!

Zweyter Auftritt.

Dromo. Drauſſen.

Dritter Auftritt.

Myſis. Indem Antiphila ſchläft — Glücklich, wenn ſie ſo in jenes Leben hinüber ſchlummert.

Antiphila, die mit dem Kopfe auf dem Sarge ruht, ſpricht von Zeit zu Zeit im Schlafe: Myſis, ach Myſis!

Myſis. Hier bin ich; was ſoll ich? Sie liegen ſo ſehr unbequem. Nehmen Sie doch eine beſſere Stellung.

Antiphila. Myſis, iſt die Tafel gedekt?

Myſis. Die Tafel.

Antiphila. Iſt aufgetragen?

Myſis. Was aufgetragen?

Antiphila. Der Wein, Myſis, der Wein!

Myſis. Sie ſpricht im Schlafe! — Ach! wenn ſie mir das wachend befehlen wollte! — — Wachen Sie, meine Frau? Sitzen Sie doch lieber ſo! (ſie gerade ſetzend)

Antiphila erwacht und glaubt gegeſſen zu haben; eifert deshalb mit Myſis — hört, daß es nur im Traume geſchehen, und ſchläft wieder ein — —

Myſis. Ich will Oel aufgieſſen, mich in einen Winkel ſetzen und auch zu ſchlafen ſuchen — — oder wenn Dromo doch wieder käme! — — Ich glaube, wirklich er kömmt.

Vierter Auftritt.

Philokrates und Dromo. — —

Dromo. Folgen Sie mir nur. — — Hier bin ich ſchon wieder, mein Kind, und bringe Geſellſchaft mit. Mein Herr hat mir nicht glauben wollen — — Sehn Sie, mein Herr, das iſt das Mädchen, und hier ſchläft die Frau.

Myſis. Leiſe! Leiſe! daß ſie nicht erwacht —

Philokrates. Der ſich ihr nähert und ſie bewundert — — Sie erwacht; er fängt ſie an zu loben, und ſich bey ihr einzuſchmeicheln — hört, wie lange ſie gefaſtet, ſagt, dieſes erinnere ihn, daß er ſelbſt dieſen Abend noch nichts gegeſſen und ihn hungre. Befiehlt dem Dromo, Wein und Eſſen zu holen, und aus ſeinem Zelte einen Tiſch und Feldſtühle mitzubringen.

Fünfter Auftritt.

Philokrates. Antiphila. Myſis.

Antiphila. Wie? Sie wollen hier Ihre Wohnung aufſchlagen!

Philokrates. Haben Sie Mitleid mit mir, ſchöne Betrübte; es iſt mir unterm Zelte zu kalt — bis Morgen mit Anbruch des Tages dulden Sie mich immer — —

Antiphila. Sie wollen mich unglücklich machen! Was wird man von mir denken, wenn die Stadt hört, daß ich Sie eine ganze Nacht bey mir geduldet!

Philokrates. Die Folge wird die Stadt ſchon lehren, wie ungern es geſchehen. Wenn man Sie demohngeachtet todt bey Ihrem Grabe ſindet. — Wer kein Mitleid mit ſich ſelbſt haben will, muß darum nicht aufhören, es mit andern zu haben.

Sechſter Auftritt.

Dromo mit einem Gehülfen, der einen kleinen Tiſch bringt.

Philokrates. Brod, Datteln und Wein; das iſt die Küche eines Soldaten. Er bewegt ſie zuerſt. Endlich fällt ihm das Orakel bey, daß er die beſte Frau bey den Todten finden werde. Er habe immer geglaubt, das Orakel wolle ihn zum beſten haben, jetzt ſähe er die Erfüllung.

Dromo. Nu das geſteh ich, mein Herr kann aus dem Stegreiſe vortreflich lügen.

Philokrates. Schickt den Dromo fort, nach dem Gefangenen zu ſehn.

Siebenter Auftritt.

Antiphila. Myſis. Philokrates. Fortſetzung. Antiphila ſcheint anfangen zu werden.

Achter Auftritt.

Dromo kömmt mit der Nachricht zurük, daß der Gehangene geſtohlen worden ſey. Verzweiflung des Officiers. Erklärung der Wittwe.

Dromo. Ei! Ei!

Philokrates. Was giebts? — Komm, faſſ' an!

Dromo. Ei! Ei!

Philokrates. Nun?

Dromo. Pardon für den Todten!

Philokrates. Was ſoll das? — Was meynſt du? —

Dromo. Es hängt drauſſen noch alles.

Philokrates. Wie? ſo hätteſt du mich belogen? Und mir dieſen Schrek eingejagt? Frevler, das ſoll dir dein Leben koſten.

Dromo. Vortreflich! Iſt das mein Dank, daß ich durch meine Erfindung die ſchöne Wittwe zur Erklärung gezwungen? Würde ſie wohl ſonſt ſo bald mit der Sprache herausgegangen ſeyn.

Philokrates. Dromo, du haſt Recht. — Vergeben Sie ihm, meine Antiphila.

Antiphila. Ihr Götter! welche Beſchimpfung? wozu bin ich gebracht worden?

Neunter Auftritt.

Dromo. Myſis.

Dromo. Ich will hoffen, mein Kind, daß Sie mit in den Kauf geht. Ich brauche alſo nicht lange um ſie zu handeln. — Wenn Sie heyrathen will, heyrathe Sie einen ehrlichen Soldaten. Bleibt er, ſo tritt ſein Vordermann, ſein Nebenmann, ſein Hintermann an ſeine Stelle. Bleiben die auch, ſo iſt ein andrer Kamrad gleich bey der Hand. Kurz wenn ſie einen Soldaten heyrathet, ſo kann Sie eigentlich nicht eher Wittwe werden, als bis der Henker die ganze Compagnie auf einmal holt. Und das geſchieht ſo leicht nicht. Wir haben jetzt in der Armee ein Weib, das bezieht ſchon die ganze Compagnie zweymal.

Myſis. Ja ſo gut wirds der zehnten nicht.

Dromo. Solls Ihr auch wohl ſo gut werden? — Nein, alsdann möcht ich doch wohl lieber dein letzter, als dein erſter Mann ſeyn — —

Myſis. Mache, daß wir ihnen nachkommen.

Dromo. Und dieſe heilige Stäte verlaſſen, wo ſich ein Beyſpiel der ehelichen Liebe ereignet hat: o! dergleichen — dergleichen — dergleichen die Welt alle Tage ſieht.

Myſis. Grauſames undankbares Geſchöpf! Iſt es nicht genung, daß ihr uns verführt, müßt ihr uns auch noch verſpotten?

Perſonen.

Antiphila.
Myſis.
Philokrates.
Dromo.

Die Scene iſt ein Grabmahl, in deſſen Vertiefung zwey Särge; der eine verdeckt, der andere offen; von einer aus der Mitte des Gewölbes herabhangenden Lampe nur kaum erleuchtet.

Erſter Auftritt.

Antiphila und Myſis.

(Beyde ſchlafend: Antiphila auf dem offenen Sarge, den Kopf gegen den verdeckten Sarg gelehnt; Myſis zum Fuße des offenen Sarges auf einem niedrigen Steine, die Arme auf die Knie geſtützt, das Geſicht zwiſchen beyden Händen.)

Myſis. (indem ſie erwacht.) Wo bin ich? (und um ſich ſieht) Ach! noch in dem verwünſchten Grabe! — Ich war eingeſchlafen. (gegen die Antiphila ſich wendend) Und ſie ſchläft auch — Schlafen Sie, werthe Frau! — Nein, ich will ſie nicht wecken. — Wenn ſie doch ſo in jenes Leben herüber ſchlummerte, und meiner und ihrer Quaal ein Ende machte! — Hu! wie ſchaudert mich! — Die Nächte werden ſchon kalt. Es muß ſchlimmes Wetter über uns ſeyn. Wie der Wind durch die Luftlöcher pfeift! Wie der Regen auf das kupferne Dach ſchlägt! Welche Hohlung! welche Feuchtigkeit hier! — Wenn ſie den Schnupfen bekömmt, ſo mag ſie es haben. Ja ſo, ſie will ſterben. Ob man mit oder ohne Schnupfen ſtirbt; ſterben iſt ſterben. — Aber ich, die ich nicht ſterben will — (indem ſie aufſpringt) — O, eine Sklavin iſt wohl ſehr unglücklich! — Horch, welch Geräuſch! —

Zweyter Auftritt.

Dromo. Myſis. Antiphila.

Dromo. (noch von drauſſen) Holla!

Myſis. Was iſt das? Eine Stimme?

Dromo. Holla! niemand da?

Myſis. Wer ſucht hier lebendige Menſchen?

Dromo. Will niemand hören?

Myſis. Es kömmt näher.

Dromo. Gleichwohl ſehe ich Licht ſchimmern. — — He, he! das gehet in die Tiefe.

Myſis. Wer muß das ſeyn?

Dromo. (Indem er herein tritt) Ha! wo komm ich hin?

Myſis. Ich dacht es wohl, daß Er ſich müßte verirrt haben.

Dromo. (Erſchrocken) Wo bin ich?

Myſis. (die auf ihn zugeht) Im Grabe!

Dromo. Was! Grabe? — da habe ich nicht hingewollt.

Myſis. Bey Todten!

Dromo. Todten! — Gott behüte die Todten! Ich will gern niemand ſtören. (indem er zurückgehen will)

Myſis. Nein, guter Freund. — Der arme Tropf fürchtet ſich. — So kömmt Er hier nicht wieder weg. (ihn aufhaltend) Was will Er?

Dromo. Blitz! ein weiblicher Geiſt gar! der wird mich quälen!

Myſis. Was will Er?

Dromo. Nichts, gute Geiſtin, nichts; — ſo viel wie nichts. — Der Wind blies mir eben meine Laterne aus; fremd bin ich; ſtockpechfinſter iſts; ich wußte nicht wohin; da ſchimmerte mir hier ſo was; da ging ich dem Schimmer nach; ich ging und ging, und auf einmal führt mich mein Unglück dir in die Klauen. — Thu mir nichts, liebes Geſpenſt. Ich habe es wirklich nicht gewußt, daß du hier dein Weſen haſt.

Myſis. Alſo will Er nichts, wie ſein Licht wieder anzünden?

Dromo. Weiter nichts; ſo wahr ich lebe! — Wenn ich anders noch lebe. —

Myſis. Nun da! (ihn auf die Lampe weiſend) Zünde Er an!

Dromo. Ey ja doch! Wie ſpaßhaft die Geſpenſter ſind! Das iſt keine rechte Flamme; das ſieht nur aus, wie eine Flamme! das brennt nicht; das ſcheint nur zu brennen! das ſcheint nicht, das ſcheint nur zu ſcheinen. Von ſo einem Geſpenſterlichte iſt ein recht Licht nicht anzuzünden.

Myſis. Geb Er her! (nimmt ihm die Laterne und geht, das Licht darinn bey der Lampe anzuzünden)

Dromo. Das bin ich begierig zu ſehn! — Wahrhaftig, es brennt: ja mir würde es ſo nicht gebrannt haben.

Myſis. Hier! (indem ſie ihm die angezündete Laterne wieder zurückgiebt)

Dromo. Ein dienſtfertiges Geſpenſt! Es mag wohl auch eine gute Art geben. — Ich danke, ich danke recht ſehr.

Myſis. Wie ich nun ſehe, ſo iſt Er ja wohl gar ein Soldat.

Dromo. Zu dienen, mein freundliches Geſpenſt —

Myſis. Aber für einen Soldaten iſt Er auch verzweifelt furchtſam.

Dromo. Ja, ich bin nicht Soldat, mich mit dem Teufel zu balgen. Diß geſagt, ohne dich erzürnen zu wollen, lieber Geiſt. —

Myſis. Er iſt nicht klug mit ſeinem Geiſte! Noch leib und leb ich.

Dromo. Wie? im Ernſt? — Mit Erlaubniß! (indem er ſie mit der flachen Hand hier und da behutſam betaſtet) Gewiß, das Ding iſt doch ziemlich compackt (geht mit der Laterne rund um ſie herum, und leuchtet ihr endlich ins Geſicht) Ey! ein allerliebſtes Geſichtchen! Nein, das Geſichtchen gehört wohl keinem Geſpenſte. Welch ein paar Augen! was für ein Mündchen! Was für ein paar Bäckchen! (Indem er ſie in den einen Backen kneift)

Myſis. Nun was ſoll das? Weg doch!

Dromo. Ich muß mich ja wohl überzeugen, daß es wirkliches Fleiſch iſt. — Wahrhaftig, wirkliches Fleiſch! Und geſundes, derbes Fleiſch. — (indem er ſie auch in den andern kneift) Wird mir doch wieder ganz wohl ums Herze! — Was ſagte Sie denn, mein ſchönes Kind, ich wäre im Grabe? bey Todten?

Myſis. Das iſt er demohngeachtet doch!

Dromo. Doch? (ſieht ſich mit der Laterne um) — Ach! Särge? — Und was ſizt denn auf dem einen? —

Myſis. St! geh Er nicht zu nahe! Er möchte ſie aufwecken.

Dromo. Schläfts nur? Was iſt es denn?

Myſis. Es iſt meine arme Frau; eine unglückliche junge Wittwe.

Dromo. Junge Wittwe? und was macht ihr denn hier zuſammen?

Myſis. Iſt das noch zu fragen? Sie hat ihren Gatten verlohren.

Dromo. So muß ſie ſich einen andern nehmen; aber hier wird ſie ihn ſchwerlich finden.

Myſis. Einen andern? Sein Glück, mein Freund, daß ſie ſchläft, und dieſe Läſterung nicht hört. Einen zweyten Gatten! O Gott, über die Weiber, die einen zweyten Mann nehmen könnten!

Dromo. Nun? warum nicht? Einen zweyten, einen dritten, einen vierten — nur nicht alle auf einmal! —

Myſis. Weil ihr Männer es mit den Weibern ſo haltet! — Nein, weiß Er, daß meine Frau eine tugendhafte Frau iſt.

Dromo. Welche Frau wäre das nicht?

Myſis. Sie iſt keine von denen, die ihr Herz verſchenken, und wieder nehmen und wieder verſchenken.

Dromo. Giebt es dergleichen?

Myſis. Wer es einmal beſeßen, ſoll es ewig beſitzen.

Dromo. Ey!

Myſis. Sie hat ihren Mann über alles in der Welt geliebt. —

Dromo. Das iſt viel!

Myſis. Und liebt ihn noch über alles!

Dromo. Das iſt gar zu viel! Er iſt ja geſtorben.

Myſis. Drum will ſie auch ſterben.

Dromo. O geh Sie, Kind; mach Sie mir nichts weiß.

Myſis. Wie könnte ſie einen ſolchen Verluſt auch ertragen? Ihre Verzweiflung iſt aufs äuſerſte geſtiegen. Wenn Gram und Hunger tödten können, ſo wird ſie es nicht lange mehr machen. Hier neben dem Sarge ihres geliebten Mannes, will ſie den Geiſt aufgeben. Schon haben ſie alle Kräfte verlaſſen. Nachdem ſie zweymal vier und zwanzig Stunden nichts als gejammert, und geweint und geſchrien, und die Hände gerungen, und die Haare zerriſſen, iſt ſie vor Ermüdung eingeſchlafen. —

Dromo. Und ſchläft ziemlich feſt. Gut; Schlaf bringt auf beßere Gedanken. Wenn ſie wieder aufwacht, wird alles vorbey ſeyn. Ich kenne das!

Myſis. (bitter) Ich kenne das? Was kennt er denn, Herr Soldat? Er mag viel kennen! — So? iſt der Herr auch von den abgeſchmackten Spöttern, die an die Treue der Frauen nicht glauben?

Dromo. Ich? behüte! Ich glaube ja an Geſpenſter — wie Sie geſehen hat, mein Kind —, warum ſollte ich an die Treue der Frauen nicht glauben? Ich glaube an alles, was nicht ſo recht glaublich iſt.

Myſis. O, wenn Er in dieſem Tone ſprechen will, ſo gehe Er nur wieder! Er war es nicht werth an dieſe heilige Stäte zu kommen, wo ſich nun bald ein Beyſpiel der ehelichen Liebe eräugnen wird, dergleichen die Welt noch nie geſehen.

Dromo. Noch nie? Sieht Sie; ſo giebt Sie mir ja gewonnen Spiel. Denn ich denke immer, was nie geſchehen iſt, das wird auch nie geſchehen, das kann gar nicht geſchehen. — Ha! was hör ich! (Man hört drauſſen, als in der Entfernung, von verſchiedenen Stimmen ruffen: Wer da? — Patrulle! — Steh, Patrulle. —)

Myſis. Was iſt das?

Dromo. Die Patrulle; und ich bin nicht da. — Ich muß fort; ich muß fort. — — Mein Hauptmann iſt ein Teufel. —

Myſis. Wo iſt ſein Hauptmann?

Dromo. Nicht weit. — Leb Sie wohl, mein Kind, leb Sie wohl! Denn Sie will doch nicht etwa auch ſterben? — Pfui, ſterbe Sie nicht. — (geht eilig ab, und ruft noch zurük) Wenn ich wieder abkommen kann —

Myſis. O bemühe Er ſich nicht! —

Dritter Auftritt.

Myſis. Antiphila, (noch ſchlafend.)

Myſis. Es müſſen Truppen in der Gegend eingetroffen ſeyn. — Was es für Männer giebt. Die meiſten ſind keine Thräne werth; geſchweige, daß man mit ihnen ſterben wollte. — Aber es iſt doch ſonderbar, daß die Frau über den Beſuch nicht aufgewacht iſt! (ſich ihr nähernd) Wenn ſie gar todt wäre! — Nein, das iſt ſie nicht. — Liebſte Frau! (ſtößt ſie an.)

Antiphila. (im Schlafe) Ach — Nein, nein — weg, weg!

Myſis. Beſte Frau! —

Antiphila. Beſter Mann! — Wo? wo denn?

Myſis. Sie redet im Schlafe. — — Erlauben Sie, Sie liegen ſo nicht gut; der Kopf muß Ihnen ſo noch wüſter werden —

Antiphila. Ich liege gut; recht gut. — Bey ihm — auf ihm — recht gut! — O, mein Arm — (indem ſie den Kopf erhebt)

Myſis. Er muß Ihnen ja wohl ſchmerzen; ſo verwandt Sie damit gelegen. Sie haben ihn ganz rund gedrückt.

Antiphila. O, mein Arm! mein Nacken! — (Sie erwacht vollends) Ach, Myſis, biſt du es? Iſt er nicht bey uns?

Myſis. Wer, meine werthe Frau?

Antiphila. Er! Er! — Ach dieſer Sarg — (indem ſie aufſpringt) dieſes ſchaudernde Gewölbe — dieſe verlöſchende Lampe — ſie erinnern mich, wo ich bin! wer ich bin! — Und mein Unglück ſtehet wieder ganz vor mir! — Myſis, Zeugin meiner Verzweifelung. (ſie bey der Hand ergreiffend)

Myſis. Laſſen Sie mich, ehe die Lampe verlöſcht. Ich will Oel aufgießen — (welches ſie thut)

Antiphila. Laß ſie verlöſchen! — Laß die Sonne und alle Geſtirne des Himmels mit ihr verlöſchen! — Alles werde um mir ſo dunkel und Nacht, als es in mir iſt — Sieh, Myſis! Es wird heller; die Flamme lodert neu auf! — Komm her, wie haſt du das gemacht?

Myſis. Ich habe Oel zugegoſſen und den Dacht gereiniget. —

Antiphila. Kannſt du das? O ſo wirſt du mehr können. — Kannſt du eine ſterbende Flamme erwecken? — Komm, ſo muſt du mir auch meinen Mann erwecken! — Komm, — gieß neues Leben in ſeine Adern — reinige ſeine Nerven von dem Moder der Verweſung — Komm! (zieht ſie gegen den Sarg) Du muſt, du muſt! — (ſie wieder loslaſſend) O ich Wahnſinnige!

Myſis. Wie jammern Sie mich!

Antiphila. Aus den eiſernen Armen des Todes iſt keine Rettung. Er iſt dahin, unwiederbringlich dahin! — Und doch, je öfterer ich mir es ſage, je unglaublicher wird es mir. — Er, er, mein Telamon todt — Sage, Myſis, blühte er nicht noch vor ſieben Tagen, gleich einer Roſe? Als ich ihn vor ſieben Tagen verließ, wie verließ ich ihn? Rede, wie du es weißt! Und geſtern, wie fand ich ihn wieder? — Reime mir das zuſammen, wenn du kannſt! Wie ich ihn verließ, und wie ich ihn wieder fand! — Nein, da iſt Betrug dahinter! Er iſt nicht todt; er iſt nicht todt! — Geſteh es mir, Myſis, daß er nicht todt iſt! Sage: er lebt! und nimm deine Freyheit dafür, und nimm mein Geſchmeide, nimm alles, was ich habe!

Myſis. Und wenn ich es ſagte? —

Antiphila. So wäre es darum doch nicht wahr? So wäre er doch todt? — Wo bin ich denn indeß geweſen? Fern über Land und Meer! — Warum holte man mich nicht? — Bin ich weiter als in der Stadt geweſen? Hätte ich nicht den Augenblick hier ſeyn können? Er hätte in meiner Abweſenheit ſterben wollen? — Das macht die ganze Sache verdächtig. — Sage, habe ich ihn ſterben ſehen?

Myſis. Freylich nicht.

Antiphila. Aber ich hätte ihn ſehen können? Sage —

Myſis. Allerdinges.

Antiphila. So? Ich hätte ihn können ſterben ſehn? und habe ihn nicht geſehen? — O, ſo iſt er auch nicht geſtorben! — Und wo war ich in der Stadt? — Ein neuer Beweiß, daß ihr mich betrügt, daß ihr mich zum Beſten habt! — Wo war ich? In dem Wirbel der leichtſinnigen Welt? Jugendlichen Zerſtreuungen, verführeriſchen Ergötzlichkeiten überlaſſen? Ich nehme dich ſelbſt zum Zeugen, Göttinn Diana, ob mich etwas anders als dein Feſt da beſchäftigte? Täglich und ſtündlich in deinem Tempel, wo ich zu dir betete, dir Hymnen ſang, dir opferte und deine Prieſter beſchenkte — Und du hatteſt indeß diß Unglück von mir nicht abgewandt? Du hätteſt ihn ſterben laſſen? — O ſo wäreſt du nicht die große Diana von Epheſus —

Myſis. Wo gerath[illegible] Sie hin, meine Frau? —

Antiphila. Nein, ſo iſt ſie es nicht! So will ich nie mehr zu ihr beten, nie mehr ihr Hymnen ſingen, nie mehr ihr opfern, nie mehr ihre Prieſter beſchenken!

Myſis. Die Göttinn wird Ihren Schmerz anſehen, und Ihnen verzeihen.

Antiphila. Und laß auch die Göttinn nichts beweiſen! Sie mag nicht gewollt oder nicht gekonnt haben! — Was hier, hier noch klopft, (auf ihr Herz) iſt mir glaubwürdiger, als alle Götter. Mein Herz, das mit ſeinem Herze ſo innig verwandt, ſo gleich geſtimmt, ſo völlig nur ein Herz mit ihm war, diß Herz wäre nicht zugleich mit ſeinem gebrochen? Reiſſe die Blume am Bache von ihrem Stängel, und ihr Bild im Waſſer verſchwindet zugleich. Verdunkle die Sonne, und der Mond hört auf zu ſcheinen — Nein, nichts kann ſich ſelbſt überleben. Und nur mein Herz überlebte ſich ſelbſt? überlebte das Herz, in welchem es lebte, durch das allein es lebte? — Widerſprich mir das, wenn du kannſt! Widerſprich mir das, Myſis! — Wie ſtumm und beſchämt du da ſteheſt! Habe ich dich ertappt? — Nun gut, ihr habt mich aufgezogen, grauſam aufgezogen. Aber macht auch einmal dem unmenſchlichen Scherze ein Ende! — Komm, hilf mir den Sarg aufmachen. Ich wette mit dir, der Sarg iſt leer — Telamon iſt nicht darinn; oder wenn er darinn iſt, ſo wird er plötzlich auffahren und mir lachend in die Arme fallen. — Ich werde auch lachen wollen, aber das Weinen wird mir näher ſeyn — Nun komm doch, Myſis; wenn er allzulange ſo liegt, ſich allzulange ſo zwingt und verſtellt — es könnte ihm ſchaden.

Myſis. O, laſſen Sie dem Leichnam ſeine Ruhe! Wie oft haben Sie ſchon den Sarg aufgeriſſen! — Sie werden ihn ſehen, und zu Boden ſinken. — Wenn ich Ihnen rathen dürfte? —

Antiphila. Warum darfſt du nicht? — Ja, liebe Myſis, rathe mir! Ich weiß mir ſelbſt nicht zu rathen. — Wie ſoll ich es machen, daß ich ihn zurückruffe? Daß ich ihm nachkomme?

Myſis. Keines von beyden. Jenes iſt unmöglich, und dieſes —

Antiphila. So bleibt mir nur dieſes! — Ja ich will ihm nach! — Nichts ſoll mich halten! —

Myſis. Verlaſſen Sie dieſen traurigen Ort, meine Frau! Kehren Sie in ihre Wohnung zurück. Hängen Sie dort Ihrem Schmerze nach.

Antiphila. Kehre du nur zurück, wenn du willſt. Mein Geſchäft hier kann deines Dienſtes entbehren. Ich erwartete von einer feilen Sklavinn nichts anders — Aber ich? Ich ſollte dieſen Ort verlaſſen? Bey allem, was in jener Welt ſchrecklich und heilig iſt, bey ihm, bey dem die Götter zu ſchwören ſich ſcheuen, — ſchwöre ich, daß ich nie, nie dieſen Ort, ohne dem Geliebten meiner Seele, verlaſſen will.

Myſis. Ich darf Ihnen nichts verheelen. Ich beſorge, wir werden hier nicht lange ruhig ſeyn. Es müſſen Truppen in der Nähe ſtehen. Eben als Sie ſchlieſen, kam ein Soldat, ſein Licht hier anzuzünden. Er ſprach von einem Hauptmann; er ſprach von Wiederkommen —

Antiphila. Was ſagſt du? — Ich will niemand ſehen. Ich will mich von niemand ſehen laſſen. — Was wollen ſie hier? Ihre Augen an meiner Verzweiflung weiden!

Myſis. Stille! horchen Sie doch, meine Frau! — Hören Sie nichts?

Antiphila. Ich höre reden über uns. — Geſchwind, Myſis, lauff; verſchließ, verriegle den Eingang.

Myſis. Was würde das helfen? Es ſind Soldaten. Kehren ſich Soldaten an Schloß und Riegel?

Antiphila. Eile, halte ſie ab!

Myſis. Ich?

Antiphila. Sage ihnen, ich ſey nicht mehr hier.

Myſis. Werden ſie es glauben?

Antiphila. Sage ihnen, ich ſey außer mir, ich tobe, ich raſe —

Myſis. Deſto neugieriger werden ſie ſeyn.

Antiphila. Sage ihnen, ich ſey ſchon todt —

Myſis. So wird noch ihr Mitleid zur Neugierde kommen — Mir fällt was ein — Gehen Sie geſchwind, werfen Sie ſich auf ihren Sarg; thun Sie, als ob Sie noch ſchliefen — So dürfen Sie doch nicht mit ihnen ſprechen — Ich will ſuchen, ſie, ſo bald als möglich, los zu werden.

Antiphila. Das will ich, ja — Aber laß dich nicht mit ihnen ein. — Und laß mir keinen zu nahe kommen! — (Sie wirft ſich auf den Sarg; in einer nachläßigen, aber vortheilhaften Stellung)

Vierter Auftritt.

Philokrates. Dromo. Antiphila. Myſis.

Dromo. (noch drauſſen) Nun kommen Sie nur. Sie werden es ſehen.

Myſis. (indem ſie ihnen entgegen geht) Liegen Sie nur ganz ſtille —

Dromo. (im Hereintreten mit einer brennenden Fackel) Sehen Sie! Fürchten Sie ſich nur nicht, Herr Hauptmann! —

Philokrates. O, den tapfern Dromo an ſeiner Seite, wer ſollte ſich fürchten? — Gieb her die Fackel — (nimmt ſie ihm)

Myſis. Wer ſind Sie? Was wollen Sie hier, meine Herren?

Dromo. Kennt Sie mich nicht mehr, mein ſchönes Kind? — Sieht Sie, ich bin geſchwind wieder da. — Das iſt mein Hauptmann. Ich mußte es ja wohl meinem Hauptmanne ſagen, wo ich ſo lange geweſen, und was für ein Abendtheuer mir hier aufgeſtoſſen. — Nun iſt mein Hauptmann, wie Sie ihn da ſieht, ſehr neugierig; und noch mitleidiger, als neugierig. Weil er alſo hörte, daß eine junge Wittwe hier für Betrübniß aus der Haut fahren wollte —

Philokrates. Ja — ſo komme ich, ſie zu tröſten.

Myſis. Sehr viel Ehre, Herr Hauptmann! — Aber ſie will nicht getröſtet ſeyn.

Philokrates. O, wenn Sie getröſtet ſeyn wollte, ſo wäre ſie ſchon getröſtet! Die nicht getröſtet ſeyn wollen, denen iſt eben der Troſt am nöthigſten. Die andern tröſten ſich ſelbſt — Wo iſt ſie?

Myſis. Sie ſchläft.

Dromo. Noch!

Philokrates. Deſto beſſer! So kann ich erſt ſehen, ob ſie des Tröſtens werth iſt. — Wo ſchläft ſie? —

Myſis. Kommen Sie ihr nicht näher. Sie möchten ſie aufwecken.

Philokrates. Ich will ſie ruhig wieder einſchlafen laſſen, wenn ſie meine Erwartung betrügt — Laß mich! —

Dromo. Kind, Sie wird einem Hauptmanne doch nicht den Paß verlegen wollen! Komm Sie hierher zu mir. (zieht ſie bey Seite und Philokrates geht in die Vertiefung nach den Särgen)

Myſis. Das ſind Gewaltthätigkeiten! — Herr Hauptmann, haben Sie Achtung gegen eine Unglückliche. — Und Er, Herr Soldat — (ſie liebkoſend) was ſoll das!

Dromo. Närrchen, laß dich umarmen, laß dich küſſen —

Myſis. Herr Hauptmann, dieſer Unverſchämte —

Dromo. Ich will ja weiter nichts, als mich nochmals überzeugen, daß du kein Geiſt biſt.

Philokrates. (voller Erſtaunen über den Anblick der Antiphila) Götter! was erblicke ich! — Dromo! —

Dromo. (ohne hinzuſehen, und mit der Myſis beſchäftiget) Iſt ſie hübſch? Hübſche Sklavinn, hübſche Frau: das habe ich immer gehört. Häßliche Frauen können nichts hübſches um ſich leiden.

Philokrates. (ohne ein Auge von ihr zu verwenden) Dromo! —

Dromo. Bewundern Sie nur, Herr Hauptmann! — Ich habe hier auch mein Theilchen zu bewundern.

Philokrates. Dromo! —

Myſis. Sie wird ohnfehlbar über dieſes Geſchrey aufwachen.

Dromo. Das iſt, ohne Zweifel, ſein Wille.

Philokrates. Wirſt du herkommen und mir die Fackel halten?

Dromo. (geht) Als wenn ich hier zu ſonſt nichts gut wäre.

Myſis. Aber Herr Hauptmann, ich bitte Sie! — Es wird mir hernach alles zur Laſt fallen. Wenn ſie erwacht, ſo bin ich unglücklich.

Philokrates. Da, Dromo, nimm die Fackel! — Tritt ein wenig damit zurücke! — Seitwärts! So! — Nun überſehe ich die ganze göttliche Form! — Sieh doch, Dromo! (der ſich nähern will) Nein, nein, bleib nur ſtehen! — Venus, als ſie ihren Adonis beweinte, war nicht rührender.

Myſis. Nun haben Sie ihre Neugierde geſtillt, Herr Hauptmann! — Nun entfernen Sie ſich wieder! Verlaſſen Sie uns.

Philokrates. Was ſagſt du? — Komm her, glückliche, beneidenswürdige Sklavinn! Denn du gehörſt ihr zu. — Komm her, wie heißt deine Gebieterinn?

Myſis. Antiphila.

Philokrates. Antiphila! Ein lieblicher, ſchmeichelnder Nahme! — Wie alt iſt ſie?

Myſis. Vier und zwanzig Jahr —

Philokrates. Nicht doch, das weiß ich beſſer. Aber meine Frage war auch ſo abgeſchmackt. Es iſt Hebe, die Göttin der Jugend, die keine Jahre zählt. — Und hier neben ihr, in dieſem Sarge? —

Myſis. Ruht ihr entſeelter Gemahl.

Philokrates. Wie lange hat er ſie gehabt?

Myſis. Ins fünfte Jahr.

Philokrates. Wie alt ſtarb er?

Myſis. Im dreyßigſten.

Philokrates. Und er liebte ſie? Verſtehe mich recht; es iſt eine Unmöglichkeit, ſie nicht zu lieben. — Ich frage: er liebte ſie doch ſo ſehr, ſo innig, mit der Liebe der inbrünſtigſten Liebe? —

Myſis. O ja; wie Sie aus ihrer Troſtloſigkeit leicht ſchlieſſen können.

Philokrates. Hat ſie Kinder von ihm?

Myſis. Nein.

Philokrates. Nein? (Antiphila wendet ſich hier, um ihr Geſicht zu verbergen) Sieh, ſie regt ſich! Itzt wird ſie erwachen. — Ich zittere vor Erwartung. — Nein, ſie legt ſich nur anders — und entzieht uns ihr Antlitz. Das holdſeligſte Antlitz! — Aber unendliche Reitze ſind über den ganzen Körper verbreitet. Auch ſo könnte ich ein Jahr hier ſtehen und ſie anſtaunen. — Dieſes Haar, ſo locklicht und wild! — Dieſer Hals, mit ſeiner abfallenden Schulter! — Dieſe Bruſt! Dieſe Hüfte! — Dieſer Fuß ſo frey über den andern geſchlagen! —

Dieſer Arm ſo weiß, ſo rund! — Dieſe Hand, ſo nachläßig im Schooſe! — Dieſe ganze Stellung, ſo mahleriſch hingeworfen! — Ach, dieſe Hand — einen Mund auf dieſe Hand zu drücken — da ſie noch ſchläft — (er ergreift ſie)

Antiphila. (die auffährt und ihre Hand zurückzieht) Ha! — Wie geſchieht mir? (ſich die Augen reibend, als ob ſie wirklich erwachte)

Philokrates. (indem er zurückſpringt, zur Myſis) Ich bin zu kühn geweſen; verrathe mich nicht —

Antiphila. Myſis, wo biſt du? — Wer war das? — Wer ſprach hier? — Wer faßte mich bey der Hand? Warſt du es? — Oder träumte ich? — Was iſt das für Licht? — Wer iſt hier, Myſis?

Philokrates. (der ihr wieder näher tritt) Verzeihen Sie, ſchöne Leidtragende —

Antiphila. (ſpringt auf) Götter! —

Philokrates. Erſchrecken Sie nicht, fromme Wittwe —

Antiphila. (auf Myſis zufliehend) Myſis, wo biſt du? — Wer darf uns hier ſtören? — Unglückliche, wen haſt du hereingelaſſen?

Philokrates. Zürnen Sie nicht, großmüthige Frau! Die Sklavinn iſt unſchuldig.

Myſis. Gewiß, das bin ich.

Philokrates. Ein glücklicher Zufall hat uns hieher gebracht —

Antiphila. (mit niedergeſchlagenen Augen) Mein Herr, wer Sie auch ſind — Gönnen Sie einer Sterbenden die Ruhe, die man Geſtorbenen verſtattet!

Philokrates. Beſorgen Sie nichts, Beſte Ihres Geſchlechts. — Ich weiß Ihren Schmerz und die Urſache deſſelben. Ich verehre Ihre Betrübniß, und — theile ſie. Ich bin ein Soldat, aber ich weine gern mit Unglücklichen —

Antiphila. Mitleid bringt jedem Ehre. — Aber zum Beweiſe dieſes Mitleids — mein Herr, unterbrechen Sie nicht länger die Todten-Stille dieſer geweihten Stäte — verlaſſen Sie uns!

Philokrates. Ich hatte gehofft, da mich der Zufall ſo wohl geleitet, daß ich mich ſeiner würde bedienen dürfen. — Ich hoffe es noch. Nein, Madam, Sie können ſo grauſam nicht ſeyn, mich in dieſer ſtürmiſchen Nacht auszuſtoßen.

Antiphila. Wie? auszuſtoßen? Man ſtößt niemanden aus, den man nicht eingenommen. — Wo kommen Sie her? Wer ſind Sie?

— Nicht daß ich dieſes alles zu wißen verlangte. Ich will nur ſagen, daß ich Sie nicht kenne, daß ich Sie nicht kommen heiſſen. —

Philokrates. Nein, Madam, ich habe nicht das Glück Ihnen bekannt zu ſeyn. Aber Werke der Barmherzigkeit muß man auch nicht blos an Bekannten ausüben. — Ich ſuche Schirm vor Wind und Wetter. — Das ſchlechteſte Dach iſt beßer als ein Zelt. — Ich bin von dem Corps des Kritolaus, welches einen Einfall in das Gebiethe der Kolophonier gethan. Sie wißen, Madam, wie heftig unſer Staat vor kurzem von den Kolophoniern beleidiget worden. Wir haben ihr plattes Land geplündert, ihre Flecken gebrandſchatzet, und alles, was ſich von Vornehmern auf ſeinen Gärten und Luſtſchlößern ergreiffen laßen, mit uns weggeführt. Geſtern ſind wir über den Kayſter zurückgegangen, und haben in der Aue von Lariſſa das Lager bezogen. Wir hatten Befehl, ſo bald wir den Epheſiſchen Boden wieder beträten, drey von den mitgeführten Kolophoniern hinrichten zu laßen. Es iſt geſchehen. Sie ſind vor dem Lager aufgeknüpft worden, und mich hat es getroffen, den Richtplatz zu bewachen. Es iſt ganz in der Nähe. Morgen mit dem frühſten brechen wir wieder auf — Erlauben Sie, daß ich den Morgen hier erwarte.

Antiphila. Wie, mein Herr! Sie wollten die Nacht hier zubringen? die ganze Nacht?

Philokrates. Ach ſie wird mir kurz genung werden!

Antiphila. Sie bedenken nicht, wo Sie ſind.

Philokrates. In einem Grabmahle. Aber Grabmahl oder nicht Grabmahl; es iſt ein bedeckter trockner Ort; weiter verlange ich nichts. Ich kann unmöglich in der freyen Luft länger dauern. Es würde mir das Leben koſten. — Haben Sie Mitleid mit mir, Madam. Sie haben zwar aufgehört, es mit ſich ſelbſt zu haben: aber auch ſo noch haben es edle Seelen mit andern!

Antiphila. Und wenn Sie doch nur um ſich ſehen wollten! — Ein finſterer Ort, ohne alle Bequemlichkeit: da iſt weder Erleuchtung, noch Sitz. —

Philokrates. Erleuchtung? Wenn dieſe Fackel nur Einen Gegenſtand erleuchtet! — Und Sitz! — Zu Ihren Füßen, Madame — (feurig)

Antiphila. (ſehr ernſthaft) Mein Herr —

Philokrates. (auf einmal kalt) Keine Mißdeutung, Krone der Frauen! — Zu Ihren Füßen — will ſagen, auf der Erde. — Die nakte harte Erde war von je des Kriegers Sitz und Lager. — — Auch wäre dem abzuhelfen. — Geſchwind, Dromo, ſpring in mein Zelt; hole Feldſtühle, Tiſch, Lichter — lauf! laß dir helfen! — die Fackel laß da! — Oder nimm ſie nur mit. — Nein, laß ſie da! gieb her! — Lauf! Lauf! (Dromo giebt ihm die Fackel und läuft ab.)

Fünfter Auftritt.

Philokrates. Antiphila. Myſis.

Antiphila. Nimmermehr, mein Herr; ich geb es nimmermehr zu. — Es geſchieht ohne meine Einwilligung — das heißt Gewalt brauchen; mit Gewalt Beſitz nehmen. — Aber Gewalt wider eine Schwache, Unglückliche; — ein Mann ſollte ſich dieſer Gewalt ſchämen.

Philokrates. Ich beſchwöre Sie, Madam —

Antiphila. Ich Sie hinwiederum! Entfernen Sie ſich, mein Herr; verlaſſen Sie mich! — Was würde die Welt ſagen! Meine Ehre, mein Nahme.

Philokrates. Ihr Nahme, Madam? — Als ob dieſer nicht ſchon durch Ihren grauſamen Entſchluß über alle Verleumdung erhaben wäre! — Wer wird es wagen, die Tugend zu läſtern, der an dem Sarge des Ewiggeliebten das Herz brach? Ihr gewißer Tod, Madam — bey dieſem unmäßigen Schmerze, bey dieſer gänzlichen Verſäumnung aller Pflichten der Selbſterhaltung, iſt er ſo nahe als gewiß — Ihr gewißer Tod drückt bald ein Siegel auf ihre Ehre, das — Kurz, Madam, ich habe Ihre Erlaubniß; ich kann nicht anders, als ſie haben. Daran zweifeln, würde an Ihrer Entſchloſſenheit eben ſo ſehr als an ihrer Lebensart, an Ihrer Menſchlichkeit zweifeln heißen. — Sie wollen ſterben: und ich muß leben, für das Vaterland leben, deſſen Knecht ich bin. Ein jedes gehe ſeinen Weg, ohne das andre zu irren. — Ja, Madam; Sie erlauben mir, dieſe Nacht hier zu bleiben; Sie erlauben mir, alles hier zu thun, was mir die Sorge für mein Leben befiehlt; eßen, trinken, ſchlafen — Ich bedarf der Pflege. — Aber wie war es denn? davon habe ich ja dem Dromo nichts befohlen. Ich muß ihm nach. — Können Sie glauben, Madam, daß ich heute noch den erſten Bißen in meinen Mund nehmen ſoll? So geht es uns armen Soldaten. — (eilig ab)

Sechſter Auftritt.

Antiphila. Myſis.

Antiphila. Myſis, Myſis, das alles iſt deine Schuld! Unglückliche! —

Myſis. Meine Schuld? — Warum erwachten Sie? Konnten Sie nicht fort ſchlafen?

Antiphila. Sollte ich noch ſeinen verliebten Erdreuſtungen mich mehr ausſetzen?

Myſis. Freylich verlohnte es ſich der Mühe, die Augen auf einen Mann aufzuſchlagen, den man ſo entzückt. Die möchte ich ſehen, die es hätte unterlaſſen können. Auch noch am Rande des Grabes iſt es gut, einen Anbeter kennen zu lernen, von deſſen Aufrichtigkeit man ſo verſichert iſt. Er glaubte, Sie ſchliefen wirklich.

Antiphila. Was ſpricht die Närrin? — Fort! dieſen Augenblick muß ich nicht verſäumen. — Laß uns fliehen, Myſis. Er muß uns nicht mehr finden, wenn er zurückkömmt.

Myſis. Fliehen, iſt die Gefahr ſo groß?

Antiphila. Was iſt dir? Was für Unſinn ſprichſt du? — Gefahr! Ich ſehe keine Gefahr: aber nichts ſoll meine Betrübniß unterbrechen. — Ohne ein Wort weiter, folge mir!

Myſis. Liebſte, beſte Frau, in dieſer ſpäten finſtern Nacht, auſſer den Thoren der Stadt, wo wollen wir hin?

Antiphila. Es ſind mehr Gräber in der Nähe — uns in das erſte das beſte zu verbergen, bis das Heer aufgebrochen und die Gegend wieder ruhig iſt. (Gegen den Sarg gewendet) Geliebter Schatten, verzeihe dieſer kurzen Trennung! — Und nun Myſis —

Myſis. Aber er wird uns nachfolgen; er kann nicht weit ſeyn; wir werden ihm ſchwerlich entkommen. Er wird uns zurückbringen. Und ſich zurückbringen laſſen, wenn man fliehen wollen: wie boshaft wiſſen Männer das auszulegen! — Fliehen Sie ja nicht, beſte Frau! —

Antiphila. So bleib, Nichtswürdige! (geht)

Myſis. O, allein habe ich hier nichts zu ſchaffen! (im Begriff ihr zu folgen)

Antiphila. (auf den Stuffen des Ausganges) Götter, es iſt zu ſpät! — Er kömmt ſchon.

Siebender Auftritt.

Philokrates. Antiphila. Myſis.

Philokrates. Wohin, Madam? wo wollen Sie hin, Schönſte? (Antiphila, ohne ihm zu antworten, ſteigt die Stuffen wieder herab, und geht nach den Särgen in der Vertiefung) — Rede du, Myſis: wo wollte deine Gebietherinn hin?

Myſis. Sie fliehen, Herr Hauptmann.

Philokrates. Mich fliehen! Mich fliehen! Was ſagſt du?

Antiphila. (die ſich kurz umwendet) Nein, mein Herr; nicht Sie fliehen; blos Ihnen Platz machen: das wollt ich — das wollte ich (indem ſie ſich wieder dem Ausgang nähert) Sie beſtehen darauf, hier zu übernachten. Ich kann es nicht wehren; meine Bitten ſind vergebens. Es ſey: was Sie thun ſollten, will ich thun.

Philokrates. Madam! — Myſis!

Myſis. Geben Sie mir die Fakel, Herr Hauptmann. Sie iſt Ihnen hinderlich.

Philokrates. (der ihr die Fakel giebt und die Antiphila bey der Hand ergreift) Und das ſollte ich verſtatten?

Antiphila. (die ihre Hand los windet) Ich will es hoffen, mein Herr —

Philokrates. Ach, ſo verzeihen Sie meinem Irrthume, Madam! — Ich hätte nie geglaubt, daß ſo viel Härte, bey ſo viel Empfindung ſeyn könne. Man iſt ſonſt ſo mitleidig, wenn man ſich ſelbſt unglücklich fühlt. — Ich ſehe, Madam, Sie ſind beſtimmt, in allen Dingen eine Ausnahme zu machen. — Ich beſcheide mich: ſo nachgeben wollen, heißt auf ſeinem Rechte mehr als jemals beſtehen. Ich gehe beſchämt, gekränkt, aller Rechte der Gaſtfreyheit verweigert, auch der verweigert, die der Tyger einem verirrten müden Wanderer, der in ſeine Höhle ſchlafen kömmt, nicht immer verſagt — Aber genung, ich gehe — und gehe voll Bewunderung —

Antiphila. Ich erlaſſe Sie, mein Herr, der Bewunderung; erweiſen Sie mir nur dafür Gerechtigkeit.

Philokrates. Hier iſt Gerechtigkeit und Bewunderung eines.

Antiphila. Ich fühle alles Beleidigende dieſer (etwas höhniſch) verbindlichen Wendung. — Und doch (ſanft) ſchmerzt es mich, ſo verkannt zu werden. Ich bitte: treten Sie an meine Stelle —

Philokrates. Nein, Madam; ich gehorche Ihrem Befehle, ohne mich ſelbſt zu fragen, was ich an Ihrer Stelle thun würde.

Antiphila. Die Götter wiſſen es, wie gern immer unſer Dach den Fremdling, den Schutzloſen aufgenommen! Ganz Epheſus nannte Caſſandern den Gaſtfreyen. — Aber wer fodert in einem Grabmahle das Gaſtrecht?

Philokrates. Caſſander. — Wen nennen Sie da, Madam?

Antiphila. Wen ſonſt, als ihn?

Philokrates. Ihren Gemahl? — Aber doch nicht Caſſandern, des Metrophanes Sohn?

Antiphila. Des Metrophanes Sohn.

Philokrates. Des Metrophanes Sohn, den Phylarchen?

Antiphila. Den Phylarchen.

Philokrates. Den Phylarchen? den großmüthigen bey allen Bedürfniſſen des Staats ſich ſelbſt erbietenden Liturgen?

Antiphila. Ihn! eben ihn!

Philokrates. Und dieſer Caſſander iſt todt? Und dieſer Caſſander war Ihr Gemahl?

Antiphila. Und Sie haben ihn gekannt?

Philokrates. Ob ich ihn gekannt habe? dieſen tapferſten, edelſten, beſten aller Männer von Epheſus!

Antiphila. Beſten aller Männer! Dieß war er! — war er! (indem ſie ſich wendet, und mit gerungenen Händen nach den Särgen geht.)

Philokrates. (der ihr folgen will) Ob ich ihn gekannt!

Myſis. (ihn zurückhaltend) Ein Wort, Herr Hauptmann. —

Philokrates. Was willſt du, Myſis?

Myſis. Im Vertrauen, Herr Hauptmann — Sie können doch leſen?

Philokrates. Warum nicht?

Myſis. Geſchriebenes, und in Stein gehauenes?

Philokrates. Beydes.

Myſis. Und haben ein gut Gedächtniß, Herr Hauptmann?

Philokrates. So ziemlich. Aber mach ein Ende: was willſt du? —

Myſis. Nun ſo wette ich, daß Sie unſern Todten nicht gekannt haben —

Philokrates. Aber du hörſt es ja

Myſis. Sondern daß Sie, bey dem Scheine Ihrer Fackel, das Epitaph drauſſen über dem Eingange geleſen haben.

Philokrates. Verleumderinn! — Aber liebe Myſis, wette was du willſt; du ſollſt alles gewinnen: nur ſey mir nicht zuwider — Unterſtütze mich —

Myſis. Nur friſch! das Eiſen glüht; folgen Sie ihr —

Philokrates. (der ihr in der Vertiefung nachgehet) Ob ich Caſſandern gekannt? Wir thaten zuſammen unſern erſten Feldzug. In ſo feurigen Jahren knüpft gemeinſchaftliche Gefahr die zärtlichſten Freundſchaften. Die unſere Ward durch meinen Aufenthalt an dem Perſiſchen Hofe unterbrochen. Darauf entſtand dieſer Krieg mit den Kolophoniern. Ich mußte zu meinem Phalanx, ohne Caſſandern vorher umarmen zu dürfen. Und indeß — indeß hat ihn die gräuſame Parze abgefordert! O ich Unglücklicher! — Doch mein Schmerz, Madam, hat kein Recht, ſich neben dem Ihrigen zu äußern.

Antiphila. (ſich langſam mit Empfindung gegen ihn wendend) Ach! Sie waren ſein Freund! — Ich kenne die Rechte der Freundſchaft, ſo wie die Rechte der Liebe. Liebe iſt nichts, als die innigſte Gattung der Freundſchaft. Welcher Empfindung könnte ſich die Freundſchaft vor den Augen der Liebe zu ſchämen haben? — Nein, mein Herr, erſticken Sie nichts, bergen Sie nichts, was Ihrem Herzen ſo rühmlich iſt: nicht dieſe Thräne, (indem Philokrates die Hand vor die Augen führt und das Geſicht von ihr abwendet) die Sie dem Andenken eines Mannes opfern, der uns beyden ſo werth war. —

Myſis. O liebſte Frau, nun dulden Sie den Herrn ja nicht länger! Seine Betrübniß würde der Ihrigen nur mehr Nahrung geben. Wir brauchen niemand, der uns noch wehmüthiger macht, als wir ſchon ſind.

Philokrates. Woran erinnerſt du deine Gebietherinn? — Doch ich kann dir nicht Unrecht geben. — Ich gehe —

Antiphila. Ach, mein Herr, entziehen Sie mir den Freund des Geliebten meiner Seele nicht ſo ſchnell. — Dieſem geht nichts an, was ich dem Unbekannten ſagte. — Er war Ihr Freund! Sie allein können meinen Verluſt ſchätzen: wie ich allein den Ihrigen. —

Achter Auftritt.

Dromo (mit einigen Stücken von dem Befohlenen.) **Antiphila.**
Philokrates. Myſis.

Dromo. Hier bin ich, Herr Hauptmann. Das andre iſt droben vor dem Eingange, wo ich es niederſetzen laſſen. Komm, Myſis, hilf mir es herunter bringen.

Myſis. Nicht ſo ſchnell, Herr Landsknecht. Es ſtreitet ſich noch, ob ihr werdet Quartier hier machen dürfen.

Philokrates. O, Dromo, welche Entdeckung habe ich gemacht! — der Entſeelte, der hier ruhet, den dieſe Göttliche beweinet — war mein Freund, der erſte Freund meiner Jugend.

Dromo. Was plaudert denn die alſo? — So ein Freund wird uns doch nicht die Thüre weiſen? — Komm, komm, laß dich die Mühe nicht verdrießen (Er zieht ſie mit fort, und nach und nach bringen ſie das Befohlene herunter und in Ordnung.)

Philokrates. O Sie, noch kürzlich die Wonne meines Freundes! O Schönſte, Beſte — wie kann ich die Freundinn meines Freundes anders nennen, als meine Freundinn! — Wenn und wo ich auch ſeinen Tod vernommen hätte, würde er mir das Herz durchbohrt haben. Aber hier, aber itzt — da ich es ſehe, mit dieſen unglücklichen Augen es ſelbſt ſehe, wie viel er verloren, in Ihnen verloren —

Antiphila. Wenigſtens zu verlieren geglaubt. Denn ſeine Liebe zu mir, war ſo groß, ſo unſäglich —

Philokrates. Nicht größer, nicht unſäglicher, als ihr Werth! — In welcher Verzweiflung muß er geſtorben ſeyn! Ich durfte ſicher ſein Herz nach dem meinigen beurtheilen. Was ich empfinde, das in meinem vorgehen würde, das ging alles in ſeinem vor. Das Licht des Tages verlaſſen, iſt ſchmerzlich; ſchmerzlich iſt es, ſich vielleicht ſelbſt verlaſſen müſſen, aufhören ſich zu fühlen, ſich ſagen zu können: das biſt du! das gilt dir! — Aber was iſt alles das gegen den Schmerz, ein Weſen zu verlaſſen, das wir mehr als das Licht des Tages, mehr als uns ſelbſt lieben? — Doch welche Reden, die ich führe! Iſt das die Zuſprache, die Sie, Schönſte, von mir erwarten? Ich ſollte Oel in Ihre Wunden gießen; und reiße ſie von neuem auf — Ich Unbeſonnener!

Antiphila. Nein, mein Herr, nein. — Solche Wunden weigern ſich aller Linderung. Nur in ihnen wühlen, iſt Wolluſt.

Philokrates. Allerdings, allerdings! — Doch mir verbieten Geſchlecht und Stand und Beſtimmung, ſolchen wollüſtigen Schmerzen nachzuhängen. Allen ziemt nicht alles. Dem Mann, dem Krieger iſt eine Thräne vergönnt, aber kein Strohm von Thränen, der unverkleinerlich nur aus ſo ſchönen Augen über ſo zärtliche Wangen rollt. — Wo denkt er hin, der Soldat, der ſich durch Bejammerung eines verſtorbenen Freundes weichherzig macht? Er ſoll gefaßt ſeyn, jeden Augenblick ihm zu folgen; er ſoll gefaßt ſeyn, dem Tode unter allen Geſtalten, auch den gräßlichſten, entgegen zu gehen: und er weinet, ob der ſanfteſten dieſer Geſtalten, die ſeinen Freund in die Arme nahm, und verantrug? — Nicht der Tod, ſondern der Tod mit Unehre, iſt das einzige, was ihm ſchrecklich ſeyn ſoll. Dort durfte es mich ſchaudern, bey den ſchimpflichen Pfählen, an welchen die unglücklichen Kolophonier hangen. *) — — — — — — — — — — — — —

Werther, der beſſere.

Act. I. Sc. I.

Es iſt Nacht, und er liegt noch im Bette, aber wach und voller Grillen und Verzweiflung. Er ſpringt auf und will Licht anſchlagen; zündet auch endlich ſeine Lampe an. Dieſe drohet bald zu verlöſchen, weil es ihr an Oel gebricht. Er will Oel aufgieſſen, und es iſt keins in der Flaſche. Er will geſchwind noch eine Pfeife Taback anzünden, und ſo rauchend der aufgehenden Sonne am Fenſter harren. Aber ſein Tabacksbeutel iſt leer. Selbſt in ſeinem Meißnerkruge iſt kein Trunk mehr, und er getraut ſich nicht dem Mädchen im Hauſe zu ruffen. Er glaubt zwar gehört zu haben, daß ſie ſchon auf ſey; er fürchtet aber daß ſie es endlich müde werden müßte, ihm für null und nichts aufzuwarten. Die Lampe erliſcht, und er wirft ſich wieder aufs Bette.

Sc. II.

Marthchen und Werther.

---

*) Das Breslauer Blatt, welches in einzelnen Ausdrücken abweicht, fügt hinzu „Auch iſt mir nie ein Poſten ſo unausſtehlich geweſen."

Comiſche Einfälle und Züge. *)

I.

Sie hat ja nur ein Auge — —

O deſto eher wird ſie ſterben, da ſie nur eins zuzuthun hat.

II.

Kurz, ich hab es beſchloſſen, kann ich Angeliquen nicht erhalten, ſo ſoll mich bald dieſer Degen von meinem traurigen Schickſale befreyen.

Die Thorheit werden Sie doch nicht begehen. Das Ding iſt von übeln Folgen.

Wie ſo?

Ja, ja, ich verſichere Sie, es iſt von ſehr übeln Folgen.

Wie denn ſo?

Ich habe von einem ſehr geſchickten Medico gehört, daß der Geſundheit nichts nachtheiliger wäre, als ſich einen Degen durch den Leib ſtoßen — — —

Ah das muß ein geſchickter Medicus geweſen ſeyn — —

Das verſichere ich Sie, ein rechter geſchickter. Er ſagte auch noch dazu, es wäre der nächſte Weg in jene Welt.

III.

Der Untreue, der Gottloſe, der Nichtswürdige — — ſprach ſie.

Laß nur jezt dieſe Beynahmen weg — —

Ah, ich bin ein gewiſſenhafter Hiſtoricus — — — Seine Flucht bringt mich ums Leben. Sie ſtand in vollem Eyfer auf, ergriff ihr Porcellain, warff es zur Erde, zerriß ihre Bilder, ſchmiß ihre ganze Meubeln zum Fenſter hinaus und ſich ſelbſt warff ſie — —

Sich ſelbſt — — Wohin? wohin?

In Grosvaters Stuhl.

IV. Der Herr und Peter.

Peter! Peter!

Nu, wer rufft — —

Ich.

Ey ihr — — — —

Komm raus!

---

*) „Den komiſchen Einfällen und Zügen, die den Beſchluß machen, ſieht man freylich die Jugend an." Karl G. Leſſing.

Nein, nein — — ich kan nicht. Mein Herr möchte mich ruffen. Ich muß drinnen bleiben, daß ich da bin —

Komm raus!

Kommt rein, wenn ihr was mit mir zu reden habt ꝛc.

V.

Haſt du wohl Luſt zu reiſen?

O ja — — wenn die Schenken nicht weit von einander liegen.

VI.

Den Medicum um Verzeihung zu bitten, daß man ſo lange nicht krank geweſen.

VII. Octave. Peter.

Peter. Nu, Herr, habe ich euch nicht einen rechten kurzen Weg geführt? Hier ſeyd Ihr nu, wo Ihr habt ſeyn wollen. Da iſt Herr Anſelmes Hauß. Adjeu.

Octave. Nu das iſt gut. Ich bedanke mich. Adjeu.

Peter. Ich will immer gehen; Adjeu Herr, Adjeu.

Octave. Adjeu, guter Freund, Adjeu.

Peter. Haben Sie mir ſonſt nichts zu ſagen? Ich will nun gehen.

Octave. Nein. Geht nur, geht, Adjeu.

Peter. Ah bey Gelegenheit, Herr Octave, nehmen Sie mirs doch nicht übel: Meine Frau ſagte, wenn Sie mir etwa was geben wollten, ich ſollte ja nichts nehmen — — —

Octave. Ha, ha. Ich verſteh das Deutſch. Da haſt du einen halben Gulden zu vertrinken.

Peter. Ah großen Dank, mein Herr, großen Dank.

Octave. Ich dachte, deine Frau hätte dir befohlen nichts zu nehmen — —

Peter. Ja mit der linken Hand — — Adjeu. Adjeu.

VIII.

Die Weiber müſſen über die Kinder zu befehlen haben, und nicht die Männer; denn ſonſt würden die Männer oft über was diſpeniren was ihnen doch nicht zugehörte. Das Geſetz iſt ganz deutlich: Mater certa, pater vero incertus.

IX.

Ich kenne ihn nicht. Aber ich habe einen guten Freund, der einen andern guten Freund hat, und der ein guter Freund von einem guten Freunde des Pierret iſt.

X.

Verdrüßen dich dieſe Verweiſe nicht?

Ah — was verdrüßen? Die Pillen muß man verſchlucken und nicht kauen.

XI.

Wer ein alt Hauß repariren und eine junge Frau befriedigen will, der muß immer wieder von ferne anfangen.

XII. Liſette. Johann.

Johann. Ja ſo, daß ichs nicht vergeſſe. Da hier, Liſette, von meinem Herrn — — —

Liſette. Was! Hält mich dein Herr für ſo ein intereſſirt Mädchen?

Johann. Greiff nur zu, und nimms. Wer wird ſich ſo ſchämen?

Liſette. Nein. Nein, ich diene deinem Herrn aus bloßer Großmuth. Wie viel iſt in dem Beutel?

Johann. Zwölf Ducaten. Greiff zu, ich kriege ſonſt geſcholtenes — —

Liſette. Sind ſie neu?

Johann. O wenn du nicht wilt, ſo ſtecke ich ſie wieder ein.

Liſette. Nu, gieb ſie nur her, gieb ſie. Dein Herr möchte dich ausſchelten. Und ich mag nicht gern daran ſchuld ſeyn.

XIII.

Es ſind doch rechte unciviliſirte Leute in der Stadt. Wenn man etwa einmal einen galanten Fluch von ſich hören läßt, ſo erſchrecken die Narren, als wenn ein Stücke loßginge. Wenn man ſich etwa mit einem Mägdgen ohne Beyhülfe des Prieſters einläßt und ihr ein kleines Merkmahl der Zärtlichkeit hinterläßt, ſo iſt gleich allerorten ſo ein Aufruhr, daß ein ehrlicher Mann davon lauffen muß. Das Trinken iſt noch das einzige, was kein Aufſehen macht, aber das Getränke iſt auch ſo ſchlecht, daß man es durchaus verbieten ſollte, aus Furcht, ein rechtſchaffner Kerl möchte einen Eckel für alles Trinken bekommen.

XIV.

Die Trauungen ſind in der That nichts anders als Erfindungen der Prieſter, dann und wann einen kleinen Profit zu haben. Aber die Narren, wenn ſie mir nur folgen wollten, ſo ſchafften ſie die Trauungen ab: ich weiß gewiß, was ſie hiebey einbüßten, käm ihnen an den Kindtauffen zehnmal wieder ein.

XV. Lucinde. (verliebt in Craſten) Marten.

L. Iſt er ausgegangen?

M. Wer denn?

L. Ob er ausgegangen iſt?

M. Euer Bruder?

L. Nein.

M. Euer Bedienter?

L. Wer redt von meinem Bedienten? iſt Craſt ausgegangen?

M. Ich glaube nicht. Aber wie habe ichs ſollen rathen, daß Sie von dem reden?

XVI. Marten. Paſquin.

M. Wen ſuchſt du denn, Paſquin?

P. Ich ſuchte eine Närrin. Ich habe dich gefunden, und nun ſuche ich niemanden mehr.

XVII.

Wenn der Teuffel und ein Eremite lange beyſammen leben, ſo wird entweder der Teuffel ein Eremite, oder der Eremite ein Teuffel werden.

XVIII. Monſade. Paſquin.

P. Die Zeit, wo Sie gar nichts machen, iſt bey Ihnen noch am beſten angewandt.

M. Und du biſt am witzigſten, wenn du gar ſchweigſt.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften

herausgegeben

von

Karl Lachmann.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Dritter Band.

Berlin,
in der Voß'ſchen Buchhandlung.
1838.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Inhalt.

Seite

Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters. 1750.

Von dem Leben, und den Werken des M. A. Plautus. . . . 1
Die Gefangnen des Plautus. 28
Critik über die Gefangnen des Plautus 77
Sam. Werenfels Rede zu Vertheidigung der Schauſpiele . . 122
Beſchluß der Critik über die Gefangnen des Plautus 127
Aus der Berliniſchen privilegirten Zeitung vom J. 1751. 140
Albertinus Hiſtorie der Gelahrheit, 1. Th. Die Weiberſtipendien,
Der Faule und die Vormünder, Luſtſp. Geſchichte der Böhmiſchen
Prinzeſſinnen. Arnaud, La Mort du Maréchal Comte de Saxe. 143
Clariſſe von dem wahren Verdienſte. Sinngedichte. Hofmann,
Dritte Anzeige derer Herrenhutiſchen Grund-Irrthümer. 146
C. F. Boerneri Institutiones Theologiae ſymbolicae. Gottſcheds
Gedichte. Rambach, Sammlung auserleſener Abhandlungen aus-
ländiſcher Gottesgelehrten. Chaufepié, Nouveau Dictionaire
historique & critique, T. I. II. Le Coſmopolite. 151
G. H. Kanz, Kurtzer Begrif des bibliſch-chronologiſchen Syſtems
von 6000 Jahren. Simonetti, Sammlung vermiſchter Beyträge ꝛc. 157
Gellerts Briefe. Briefe der Ninon von Lenclos. 160
Schauplatz der Natur. Holbergs moraliſche Fabeln. 162
Vermiſchte Abhandlungen und Anmerkungen ꝛc. Lieder. 3. . . . 165
Jöchers allgemeines Gelehrten-Lexicon, 3. Th. Beluſtigungen
auf dem Lande ꝛc. J. M. von Loen moraliſche Gedichte. . . 168
Das Lob der noch lebenden unbekannten Schriftſteller in Weſtphalen. 169
Bruckers erſte Anfangsgründe der philoſophiſchen Geſchichte. . . . 170
C. N. Naumanns Empfindungen für die Jugend in ſatyriſchen Ge-
dichten. J. S. Becks erbauliche Reden. Lilienthals gute Sache
der Offenbarung, 2. Th. Fenelons Kunſt glücklich zu regieren. 174
Falſchheit der neuen Propheten. Le Couſin de Mahomet. 175
Hagedorns Horaz. Oden, Lieder und Erzehlungen. 177
Des Kiefers G. W. Schwarzens Reiſe in Oſtindien. 179
Guevara, das vergnügte Land- und beſchwerliche Hofleben. 180
Dieu meriteroit-il bien &c. Commentarii Altonani. 182
K. W. Schuberts Lehrgedichte. Le Bramine inſpiré. 183
Der Däniſche Avanturier. Conesbruchs Verſuche in Weſtphäli-
ſchen Gedichten. Amuſemens d'un Priſonnier. Les Carac-
teres, par Mad. de P** Schauberts Anweiſung zur regel-
mäßigen Abfaſſung teutſcher Briefe. Heumanns Erklärung des
neuen Teſtaments, 3. Th. Le prince des delices des coeurs. 189
Leſſings Kleinigkeiten. Klopſtocks Ode an Gott. Arch. Bo-
wers Hiſtorie der römiſchen Päbſte, von Rambach, 1. Th. Du-
clos, Memoires pour ſervir à l'hiſtoire des moeurs du XVIII Siecle 193
J. T. Haupt, Gründe der Vernunft für die heil. Dreyeinigkeit. . . 194

Seite

Das Neueſte aus dem Reiche des Witzes. 1751.
Monat April 195
Monat May 208
Monat Junius 222
Monat September 236
Monat October 238
Monat December 250

Joh. Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften. 1752.
Vorrede des Ueberſetzers 256

Des Abts von Marigny Geſchichte der Araber. I Theil. 1753.
Vorrede des Ueberſetzers 260

Schriften. Erſter und zweyter Theil. 1753.
Vorrede 267
Briefe 272

Aus der Berliniſchen Zeitung von den Jahren 1752 und 1753. 375
Erzehlungen des Cervantes. Voltaire, Amalie ou le Duc de Foix. 376
Crebillons Idomeneus. Massuet, Elemens de la Philosophie moderne. L'Esprit des Nations. L'ecole de l'homme. 380
Hollanders Bibliothek für unſtudierte Religionsliebhaber. 381
Ueber Mylius Reiſe. Simonetti, gründliche Bemühungen des vernünftigen Menſchen. Uz, Sieg des Liebesgottes. Die doppelte Narrenkappe. Muzelius Abhandlungen zum Behuf der ſchönen Wiſſenſchaften und der Religion. Klagen oder Nachtgedanken. 386
Marignys Geſchichte der Araber. Drey Gebete, eines Freygeiſtes ꝛc. 388
Mylius Abreiſe. Drey Gebete eines Anti-Klopſtockianers ꝛc. 389
Erzaehlungen. Lauſons Gedichte nach Königsbergiſchem Geſchmacke. 390
Profeſſor Johann Chriſtoph. Staats und Liebesgeſchichte der Prinzeßin Numerane. Irene, ein Trauerſpiel von Bernhold. 392
Fr. Engels Verſuch einer Theorie von dem Menſchen und deſſen Erziehung. Cenie und Cato von L. A. V. Gottſchedinn. 393
Neue Erweiterungen, 1. Stück. Marignys Geſchichte der Araber. 394
Le soldat parvenu. Voltaires Zäſſer von M. Rohde. 396
P. R. le Boſſu Abhandlung vom Heldengedichte. Ariſtoteles Dichtkunſt von Curtius. Neue Erweiterungen, 6. Stück. 399
Wiedekinds ausführliches Verzeichnis von neuen Büchern. 400
Leßings Schriften, 1. u. 2. Th.. Beryber, Le Papillon qui mord. 402
d'Arnaud, Elvire. *Wielands Briefe von Verſtorbenen.* . . . 403
S. G. Langens Schreiben. Satyriſche und moraliſche Neujahrswünſche. 404

Ein Vade mecum für den Hrn. Sam. Gotth. Lange. 1754. 405

Beyträge
zur
Hiſtorie und Aufnahme des Theaters.
1750.

Abhandlung
von dem Leben, und den Werken des Marcus Accius Plautus.

Wir ſind Willens, dem Leſer in der Folge einige Luſtſpiele des Plautus überſetzt vorzulegen. Wir haben uns ſchon in der Vorrede erklärt, wie und warum wir dieſes thun wollen. Es wird alſo nicht unbillig ſeyn, wenn wir vorher das nöthige ſammeln, was uns den Verfaſſer und ſeine Arbeit näher kennen lehrt.

Von dem Plautus[a] ſelbſt finden wir wenige Nachricht. Alles was wir von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen, beruhet auf einigen Stellen des Cicero, Gellius, Feſtus, Servius, und Hieronymus. Horaz, Plinius der jüngere, Quintilian, Macrobius und andre gedenken zwar auch ſein, allein alles was ſie uns von ihm ſagen, ſind Lobeserhebungen oder Beurtheilungen. Marcus Accius [b]) Plautus ſoll in Sarſina [c]), einer Stadt in Umbrien, gebohren ſeyn. Seine Aeltern und die Zeit ſeiner Geburt ſind gleich unbekannt. Man glaubt gemeiniglich, daß ſeine Vorfahren Leute von ſehr geringem Stande, ja gar Sklaven ſollen geweſen ſeyn. Pareus beruft ſich deshalb auf eine Stelle bey dem Minutius Felix, wo Plautinae proſapiae homo, einen Menſchen von der allerniedrigſten Herkunſt anzeige. Ich weis nicht, ob dieſes Beweis genug iſt. Wenn man übrigens von der Geſchicklichkeit und dem feinen Witze eines Menſchen auf ſeine gute Erziehung und von dieſer auf ſeine Aeltern einigermaßen ſchließen kann, ſo möchte die Vermuthung von des Plautus geringer Herkunft am erſten wegfallen. Wenigſtens könnte man nicht ohne Grund glauben, daß er unter geſitteten und artigen Leuten müſſe ſeyn auferzogen worden. Vielleicht iſt er zeitig nach Rom gekommen, vielleicht hat er eben das Glück gehabt, welches Terentius hatte, daß er mit den größten Leuten ſeiner Zeit umzugehen Gelegenheit fand. Doch das ſind Vermuthungen, die keinen gewiſſern Grund als die gegenſeitigen haben. Das Glück mag einen großen Geiſt aus einem Stande entſpringen laſſen, aus welchem es will, er wird ſich allezeit hervorbringen und zur Bewunderung der Welt werden. Der Ruhm des Plautus wird nur noch größer, wenn er auch ſelbſt in ſeinen erſten Jahren ein Sklave geweſen wäre. Man bewundert den Epictet; und ich ſollte faſt meynen, daß es ſchwerer ſey in der Sklaverey ein Poete als ein Philoſoph zu werden. Das Unglück giebt oft die beſte Anleitung zur Weltweisheit, allein ob es zum Dichten gleich nützlich ſey, daran kann man um ſo viel mehr zweifeln, je mehr man Beyſpiele von Dichtern anführen könnte, welche Armuth und Niedrigkeit entkräftet und zu Boden geſchlagen hat. So viel iſt gewiß, Plautus muß ſehr zeitig Comödien zu ſchreiben angefangen haben, wenn alle, die man für ſeine Arbeit ausgegeben hat, wirklich von ihm ſind. Im Anfange muß er mit ſeiner Arbeit glücklich geweſen ſeyn. Er hatte nämlich, wie uns Gellius berichtet, damit ſo viel gewonnen, daß er eine Handlung anfangen konnte [d]). Vielleicht, daß er ſeine Stücke an die Aediles verkaufte, vielleicht, wann dieſe Einrichtung, damals, noch nicht war, daß er ſie ſelbſt auf ſeine Unkoſten aufführen ließ, und den Nutzen davon zog. Aus den Worten des Gellius kann man nichts gewiſſes ſchließen. Das erſte iſt zwar wahrſcheinlicher, weil aus einigen Stellen in ſeinen Luſtſpielen klar iſt[e]), daß die Aediles ſchon damals die Aufſicht über die Schauſpiele gehabt haben. Dem ſey wie ihm wolle. Plautus war aus einem comiſchen Dichter ein Handelsmann geworden. Er ſuchte ſich vielleicht dadurch in ſolche Glücksumſtände zu verſetzen, worinn er ſeiner Neigung mit mehr Bequemlichkeit genugthun könne. Allein ſeine Hoffnung ſchlug ihm fehl. Er verlohr durch ſeinen Handel alles, was er ſich ſo rühmlich verdient hatte, und kam in größter Armuth wieder nach Rom zurück. Hier nun nahm er ſeine erſtern Bemühungen wieder vor. Allein ein Luſtſpiel iſt nicht gleich gemacht, und ohne Zweifel fand er auch nicht gleich Gelegenheit es unterzubringen. Die Noth zwang ihn alſo, ſich zu einem Becker zu vermiethen, bey dem er die Handmühlen [f]) drehte.

---

[a] Man hat ſchon einige Lebensbeſchreibungen von dem Plautus. Derjenigen nicht zu gedenken, die man theils vor einigen Ausgaben und Ueberſetzungen ſeiner Werke, theils in unterſchiedenen Nachrichten von den lateiniſchen Schriftſtellern findet, ſo hat Caſp. Sagittarius ein beſonderes Buch de Vita, ſcriptis, editionibus, interpretibus, lectione atque imitatione Plauti, Terentii, et Ciceronis, Altorfi, 1672, in 8. herausgegeben. Ich würde mir vielleicht viel Mühe haben erſparen können, wenn ich es zu bekommen gewußt hätte.

---

[b]) Einige ſchreiben ihn auch Attius.

[c]) Man ſchreibt ſie auch Sarcina und Saſſina. Janus Parrhaſius nennt ſie gar Farſina, aus welchem Grunde, weis ich nicht. Sie führet noch bis itzo dieſen Namen, und liegt an dem apenniniſchen Gebirge an dem Fluſſe Sapis, in der heutigen Provinz Romagna, 24 Meilen weſtwärts von Rimini. Sie iſt ein biſchöflicher Sitz, und gehöret unter den Erzbiſchof von Ravenna. Limiers in der Lebensbeſchreibung des Plautus, die er ſeiner Ueberſetzung vorgeſetzt hat, meynt alſo fälſchlich, daß man Sarcina heutiges Tages nicht mehr fände.

---

[d]) Gellius im 3 Hauptſt. des 3 Buchs ſeiner attiſchen Nächte: *Saturionem* et *Addictum*, et tertiam quandam, cujus nunc mihi nomen non ſuppetit, in piſtrino Plautum ſcripſiſſe Varro et plerique alii memoriae tradiderunt, cum pecunia omni, quam in operis artificum ſcenicorum pepererat, in mercationibus perdita, inops Romam rediſſet, et ob quaerendum victum ad circumagendas molas, quae truſatiles appellantur, operam piſtori locaſſet. Sicut de Naevio quoque accepimus, Fabulas eum in carcere duas ſcripſiſſe, Hariolum et Leontem.

[e]) Siehe den Vorredner des Amphitruo, v. 72.

[f]) Dieſe Handmühlen hießen bey den Römern Truſatiles ſc. molae. Von dem alten Zeitworte Truſari, dem Frequentativo von trudi. Bey den Griechen heißen ſie χειρομύλαι.

Gewiß eine niedrige Beſchäfftigung für einen Dichter g). Allein die Schande fällt nicht auf ihn, ſondern auf die undankbaren und unempfindlichen Römer. Ungeacht dieſer knechtiſchen und faſt viehiſchen Arbeit, behielt Plautus noch immer einen genugſam aufgeräumten und muntern Geiſt, ſeine komiſchen Werke fortzuſetzen. Er machte die Zeit über, da er ſich in der Mühle aufhielt, drey Luſtſpiele; zwey davon nennt uns Gellius, *Saturio* und *Addictus*. Er beruft ſich auf das Zeugniß des Varro, diligentiſſimi inveſtigatoris antiquitatis, wie ihn Cicero nennt. Die Stücke ſelbſt ſind verlohren gegangen, auch von ihrem Inhalte weis man nichts zu ſagen, und aus den Benennungen läßt ſich wenig oder gar nichts ſchließen h). Aus dem Addictus führt der ungenannte Ausleger des Virgils über das 1 Buch Georg. eine Zeile an:

Opus facere nimio quam dormire mavolo: veternum metuo.

Ohne Zweifel hat der gute Plautus damals auch, wann er vom Drehen ermüdet war, zur Erquickung lieber an ſeinen Luſtſpielen arbeiten, als ſchlafen wollen. Aus dem Saturio aber hat uns Feſtus unterſchiedene Stellen aufbehalten. Man findet in der Nachricht des Gellius und des Hieronymus i), die ſie

---

g) Athenäus erzählt ein gleiches von den Weltweiſen Aſklepiades und Menedemus. Sonſt iſt auch aus dem Laertius bekannt, daß der ſtoiſche Weltweiſe Cleanthes des Nachts Waſſer, zur Begießung der Pflanzen, gepumpt, und damit ſeinen Unterhalt geſucht hat.

h) Herr Limiers überſetzt Addictus durch le Valet obeiſſant. Ich kann nicht begreiffen, wie die wahre Bedeutung des Worts Addictus einem Ueberſetzer des Plautus hat unbekannt ſeyn können. Ich will nicht leugnen, daß es nicht dann und wann **ergeben, gehorſam** heiße, Plautus aber braucht es in einem ganz andern Verſtande. Addicti wurden nämlich diejenigen genennt, die ihre Schuldner nicht befriedigen konnten, und ihnen deswegen von dem Richter als Knechte zugeſprochen wurden. Sie wurden auch nicht eher wieder frey, als bis ſie ihre Schulden bezahlt hatten. Man ſehe die Bacchid. im 5 Aufzuge im 2 Auftritt v. 87. desgleichen im **Rudens**, Aufz. 3. Auft. 6. v. 53. Ohne Zweifel hat alſo Plautus in dieſem Stücke etwan einen Hurenwirth, der ſeinen Klägern von dem Prätor zum Sklaven übergeben wird, aufgeführt. Saturio iſt der Name eines Schmarotzers, dergleichen Plautus auch in der **Perſa** vorgeſtellet hat.

i) Hieronymus in der Chronike des Euſebius: Olymp. 145. Plautus ex Vmbria Sarſinas Romae moritur, qui propter annonae difficultatem ad uns beyde von der Mühlarbeit des Plautus geben, einen kleinen anſcheinenden Widerſpruch. Gellius nämlich ſpricht, wie wir ſchon angeführet, daß ihn ſeine eigne Noth ſo weit gebracht habe; Hieronymus aber ſagt, daß er wegen damaliger Theurung hierzu hätte greifen müſſen. Allein ſie ſind leicht zu vergleichen. Es kan beydes wahr ſeyn. Plautus kam von ſeinem Handel arm wieder nach Rom, und zu allem Unglück war Theurung in Rom, ſo daß ihm ſeine Freunde, die er ohne Zweifel wird gehabt haben, nicht beyſpringen konnten. Es ſcheint, daß er von dieſem Zufalle einen beynahe ſchimpflichen Zunamen bekommen habe. In den drey Handſchriften, die C. Langius zuſammengehalten hat, hat er ihn allezeit M. A. Plautus Aſinius benennt gefunden. Joh. Meurſius glaubt, daß es ein Verſehen der Abſchreiber ſey, und daß es heißen müſſe Aſinus, weil alle diejenigen, die in den Mühlen gearbeitet, und mit den Eſeln beynahe gleiche Verrichtungen gehabt hätten, zur Verachtung, Aſini wären genennet worden. Allein ich glaube vielmehr, daß es überhaupt ein Zuſatz unbeſonnener Abſchreiber ſey, oder wenn ja Plautus auch bey ſeinen Lebzeiten dieſen Zunamen ſollte gehabt haben, daß ihn gewiß niemand, als der niedrigſte Pöbel, oder ſeine ärgſten Feinde, damit werden belegt haben. Wenn es ein Name geweſen wäre, den man ihm durchgängig gegeben hätte, ſo würde man ihn gewiß auch bey andern Schriftſtellern finden.

Durch die angeführten drey Luſtſpiele mochte ſich Plautus nun wohl wieder ſo viel verdienet haben, daß er die Mühle verlaſſen, und vor ſich leben konnte. Vielleicht hatte auch die Hungersnoth aufgehört. Er konnte nunmehro mehr Zeit auf ſeine Arbeit wenden, und ſeinem nachfolgenden Fleiße haben wir ohne Zweifel dasjenige zu danken, was uns von ihm übrig geblieben iſt. Wenn ich nicht dem ſpaniſchen Schriftſteller, deſſen Taubmann k) gedenket, gleich werden, und in Ermanglung

---

molas manuarias piſtori ſe locaverat. Ibi quoties ab opere vacaret, ſcribere fabulas et vendere ſolitus conſueverat.

k) Zum Schluſſe ſeiner Ausgabe vom Jahr 1605. Narro tibi, lector, cum extremas hasce pagellas typographiae adornarem, commodum mihi e Bibliotheca Lud. Perſonii JC. et Elect. Sax. Conſil. ac Prof. primarii, ligegründeter Nachrichten von dem Plautus, meine Erdichtungen oder Vermuthungen dem Leſer aufhängen will, ſo kann ich weiter nichts zur Lebensbeſchreibung unſers Dichters beyfügen, als ſeinen Tod. Plautus ſtarb in Rom. Die Zeit ſeines Todes haben uns Cicero und Hieronymus aufbehalten. Hieronymus ſagt in dem oben angeführten Orte, er ſey in der 145ten Olympiade geſtorben. Er läßt uns alſo die Wahl, ob wir es auf das erſte, andere, dritte oder vierte Jahr dieſer Olympiade ſetzen wollen. Cicero beſtimmt das Jahr genauer, und zwar, wie wir ſehen werden, mit einem ganz beträchtlichen Unterſchied 1). Der Ort befindet ſich in dem 15ten Hauptſtücke ſeines Brutus, wo er von dem Cethegus, und ſeinem Zeitgenoſſen dem Nävius redet. Er ſagt uns, daß Nävius unter dem Bürgermeiſteramte des Cethegus und des P. Tuditanus, zur Zeit des zweyten puniſchen Krieges, als M. Cato Quäſtor war, geſtorben ſey. Er beſtimmt uns dieſe Zeit noch genauer, nämlich gleich 140 Jahr vor ſeinem Conſulate. Und zwanzig Jahr hernach, ſpricht er, als P. Claudius und L. Porcius Conſuls, und Cato Cenſor waren, ſtarb Plautus. Wenn wir alſo das

---

bellus ab amico offertur Nob. cujusdam Hiſpani, in quo ille, pag. 19. germ. edit. ut rem certam ponit, Plautum noſtrum in juventute variis fuiſſe moribus: ſecutum eſſe militiam: per maria circumvectum eſſe: piſtorem fuiſſe: mercaturam et imprimis oleariam exercuiſſe: factum etiam veſtiarium et ſarcinatorem: tandemque in bonis literis acquieviſſe. Sed niſi potior ab aevo priſco juvet auctoritas, qui credam iſta omnia Taubmannus?

- - Credat Judaeus Apelles, non ego.

Wo ich nicht irre, ſo iſt dieſer Spanier Antonius von Guevara. Denn ſo viel ich mich beſinne, glaube ich an einem Orte ſeiner Schriften ein gleiches geleſen zu haben.

1) Es lautet alſo: At hic Cethegus conſul cum P. Tuditano fuit bello punico ſecundo. Quaeſtorque his conſulibus M. Cato, modo plane annis 140 ante me conſulem, et id ipſum niſi unius eſſet Ennii teſtimonio cognitum, hunc vetuſtas, ut alios fortaſſe multos, oblivione obruiſſet. Illius autem aetatis qui ſermo fuerit, ex Naevianis ſcriptis intelligi poteſt. His enim Conſulibus, ut in veteribus commentariis ſcriptum eſt, Naevius eſt mortuus: quanquam Varro noſter, diligentiſſimus inveſtigator antiquitatis, putat in hoc erratum, vitamque Naevii producit longius. Nam Plautus P. Claudio L. Porcio, viginti annos poſt illos quos ante dixi conſules, mortuus eſt, Catone cenſore.

Jahr wiſſen, in welchem Cicero Conſul war, ſo iſt das Uebrige leicht auszurechnen. Dieſes Jahr nun iſt das 690ſte nach Erbauung der Stadt Rom. In dem 550ſten alſo ſtarb Nävius, und 20 Jahr nachhero im Jahr 570 Plautus. Dieſes nun iſt das zweyte Jahr der 148ſten Olympiade. Hieronymus läßt alſo den Plautus wenigſtens zehn Jahr zu früh ſterben. Wir wollen nicht unterſuchen, woher dieſer Unterſcheid komme: ſo viel bleibt doch gewiß, daß ſich Plautus zur Zeit des zweyten puniſchen Krieges, zu Lebzeiten des Cato, durch ſeinen komiſchen Geiſt beliebt gemacht hat. Rom hatte alſo damals zu einer Zeit zwey der größten Geiſter, die aber ihrer Gemüthsbeſchaffenheit nach, einander ſehr ungleich waren. Wer war ernſthafter, als Cato? Wer war ſcherzhafter, als Plautus?

Wenn wir einigen Auslegern des Plautus glauben wollen, ſo iſt ſein Körper noch weit drollichter geweſen, als ſein Geiſt, und man könnte ſagen, daß ihn die Natur recht darzu ausgekünſtelt habe, ſeine ernſthaften Mitbürger zum Lachen zu bringen. Ein ſchwärzliches Geſicht, rothes Haar, ein hervorhangender Bauch, ein großer Kopf, ein Paar ſcharfe Augen, ein rother Mund; dieſe Stücke ſtelle man nach ihrer Lage auf ein Paar übermäßig große Beine mit dicken Waden, ſo möchte man ungefähr das Bild unſers Comödienſchreibers haben. Allein woher weis man denn, daß er ſo ausgeſehen hat? Ich muß doch meinen Leſern den ſchönen Grund mittheilen. Plautus ſoll ſich ſelbſt ſo unter der Geſtalt des Pſeudolus, in dem Luſtſpiele, das von dieſem ſchlauen Betrüger den Namen hat, geſchildert haben. Er läßt daſelbſt den Harpax eine Beſchreibung von dem machen, dem er das Symbolum gegeben hatte, und zwar in dieſen Worten: (ſiehe des 4 Aufz. VII Auft. v. 120.)

Rufus quidam, ventricoſus, craſſis ſuris, ſubniger,
Magno capite, acutis oculis, oro rubicundo, admodum
Magnis pedibus - -

Hier fällt ihm der alte Simo ins Wort:

Perdidiſti, poſtquam dixiſti pedes.

Pſeudolus fuit ipſus.

Und dieſes letztre, vermuthe ich, hat Gelegenheit gegeben, daß man dieſe Stelle auf die Geſtalt des Plautus ſelbſt angewendet hat. Man behauptet nämlich, und dieſes zwar nicht ohne Grund, daß ſein eigentlicher Name Marcus Accius geweſen ſey, daß er aber von ſeinen platten Füßen den Zunamen [m]) Plautus bekommen habe. Weil nun hier das deutlichſte Kennzeichen des Pſeudolus gleichfalls die Beine ſind, ſo hat man ſichs gefallen laſſen, ſo wohl dieſes, als das vorhergehende, auf den Verfaſſer ſelbſt zu deuten. Ob gleich nach der gemeinen Meinung Plautus nicht große, ſondern platte Füße ſoll gehabt haben. Die Herren Kunſtrichter ſind überhaupt ſehr ſcharfſichtig. In einer andern Stelle [n]) wollen einige von ihnen auch das Vaterland des Plautus gefunden haben. Ich aber und andre ehrliche Leute können nichts als eine froſtige Verwechslung des Worts Umbra, da es bald der Schatten, bald eine Weibsperſon aus Umbrien heißen kann, darinnen finden. Wenn man ſonſt nicht wüßte, daß Plautus aus Sarſina in Umbrien geweſen wäre, wie würde man es ewig daraus ſchließen können?

Gellius berichtet, daß ſich Plautus ſelbſt eine Grabſchrift gemacht habe. Sie klingt etwas hoffärtig, allein kann man es einem großen Manne verdenken, wenn auch er von ſeinen Verdienſten überzeugt iſt? Genug er hat die Wahrheit geſagt, und ſeine Prophezeyung iſt allerdings eingetroffen. Die Grabſchrift iſt dieſe:

---

[m]) Feſtus ſagt: Ploti appellati ſunt Vmbri pedibus planis quod eſſent, unde ſoleas dimidiatas, quibus utuntur in venando, quo planius pedes ponerent, vocant ſemiplotia, et ab eadem cauſa M. Accius Poeta, quia Vmber Sarſinas erat, a pedum planitie initio Plotus, poſtea Plautus coeptus eſt dici. Scaliger vermeint, daß das Wort Plotus ein umbriſches Wort ſey, allein wahrſcheinlicher Weiſe kömmt es wohl von dem griechiſchen πλατὺς her; und in der That heißt es auch nichts anders, als breit, platt, welches letztre auch dem Tone nach eine große Gleichheit mit ihm hat. Man ſagt es auch von Hunden, und plauti canes heißen Hunde mit breiten herabhangenden Ohren. Wenn man es von den Füßen ſagt, ſo heißen es Füße, wo die Fußſohlen nicht die gehörige Höhlung haben, und alſo ganz platt auf der Erde aufliegen. Allein ich begreiſe nicht, warum alle Umbrier dieſen Fehler ſollen gehabt haben. Ich vermuthe alſo vielmehr, daß ſie von ihren Schuhen, die ſie vielleicht ganz platt machten, den Zunamen bekommen haben. Die angeführte Stelle des Feſtus ſcheint dieſe Meinung zu beſtärken, da er glaubt, daß die Semiplotia von ihnen den Namen haben.

[n]) Dieſe Stelle ſiehe in der Moſtellaria im 3 Aufz. 2 Auft. v. 83.

Poſtquam eſt mortem aptus Plautus, Comoedia luget:
Scena eſt deſerta. Hinc ludus riſusque jocusque
Et numeri innumeri ſimul omnes collacrimarunt.

Wir kommen nunmehro auf die Werke des Plautus, wo wir ſchon ein viel weitläuftiger Feld vor uns haben. Die Anzahl ſeiner Luſtſpiele iſt nicht geringe, allein es iſt unmöglich, ſie gewiß zu beſtimmen. Zu des Gellius Zeiten waren ihrer auf hundert und dreyßig, die des Plautus Namen hatten *).

---

*) Gellius im 3 Buch ſ. attiſchen Nächte im 3 Hauptſt. Verum eſſe comperior, quod quosdam bene litteratos homines dicere audivi, qui plerasque Plauti Comoedias curioſe atque contente lectitaverunt, non indicibus Aelii, nec Sedigiti, nec Claudii, nec Aurelii, nec Accii, nec Manilii ſuper his fabulis, quae dicuntur ambiguae, crediturus, ſed ipſi Plauto moribusque ingenii atque linguae ejus. Hac enim judicii norma Varronem quoque eſſe uſum videmus. Nam praeter illas unam et viginti, quae *Varronianae* vocantur, quas idcirco a caeteris ſegregavit, quoniam dubioſae non erant, ſed conſenſu omnium Plauti eſſe cenſebantur; quasdam item alias probavit adductus ſtylo atque facetia ſermonis Plauto congruentis: easque jam nominibus aliorum occupatas Plauto vindicavit: ſicuti iſtam quam nuperrime legebamus, cui eſt nomen Boeotia. Nam cum in illis una et viginti non ſit et eſſe Aquilii dicatur, nihil tamen Varro dubitavit, quin Plauti foret, neque alius quisquam non infrequens Plauti lector dubitaverit, ſi vel hos ſolos verſus ex ea fabula cognoverit, qui quoniam ſunt, ut de illius more dicam, Plautiniſſimi, propterea et meminimus eos, et adſcripſimus. Paraſitus ibi eſuriens haec dicit:

Ut illum Dii perdant, primus qui horas repperit etc.

Favorinus quoque noſter, cum Nervolariam Plauti legerem, quae inter incertas eſt habita, et audiſſet ex ea Comoedia verſum hunc:

Strateae, ſcrupedae, ſtrativolae, ſordidae,

delectatus faceta verborum antiquitate, meretricum vitia atque deformitates ſignificantium: vel unus hercle, inquit, hic verſus Plauti eſſe hanc fabulam ſatis poteſt fidei feciſſe. Nos quoque ipſi nuperrime, cum legeremus *Fretum* (nomen eſt id Comoediae, quam Plauti eſſe quidam non putant) haud quicquam dubitavimus, quin Plauti foret, et omnium maxime genuina, ex qua duos hos verſus exſcripſimus, ut hiſtoriam quaereremus Oraculi arietini:

Nunc illud eſt
Quod arietinum reſponſum magnis ludis dicitur:
Peribo, ſi non fecero: ſi faxo, vapulabo.

Marcus autem Varro in libro de Comoediis Plautinis primo verba haec poſuit: Nam nec *Gemini*, nec *Lenones*, nec *Condalium*, nec *Anus* Plauti, nec *Bis compreſſa*, nec *Boeotia* unquam fuit, neque adeo ἄγροικος.

Allein es war auch damals ſchon ausgemacht, daß die meiſten nicht von ihm waren. Varro meinet, daß ein andrer römiſcher Komicus geweſen ſey, mit Namen Plautius, deſſen Stücke man mit den ſeinigen vermengt habe. Es kann ſeyn. Doch iſt auch die Vermuthung des Gellius nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, daß viele von dieſen Stücken die Arbeit ältrer Poeten wären; Plautus aber habe ſie vielleicht durchgearbeitet und verbeſſert, daher man darinnen hin und wieder den plautiniſchen Ausdruck fände. Er erzählt uns übrigens nicht wenige, die ſich bemüht hätten, die wahren Stücke des Plautus auszuſuchen, und ſie in richtige Verzeichniſſe zu bringen. Aelius, Sedigitus, Claudius, Aurelius, Accius, Manilius, und vornehmlich Varro, deſſen Buch von den plautiniſchen Comödien er anführet, welches ſich aber, leider, unter den verlohrnen Büchern des Varro befindet. Varro hatte nur 21 für ächte plautiniſche Stücke erkannt, weswegen ſie die Varronianiſchen hießen, und die auch in der That von allen einmüthig für die Arbeit des Plautus erkannt wurden. Er war aber nicht ſo ſtrenge, daß er nicht auch andre, in welchen er den Witz und die Schreibart des Plautus fand, ihm hätte zueignen ſollen. L. Aelius, ein gelehrter Grammaticus, gab dem Plautus 25 Stücke. Man leſe die angeführte Stelle

---

neque *Commorientes*; ſed M. Acuilei. In eodem libro Varronis id etiam ſcriptum eſt, Plautium fuiſſe quempiam Poetam Comoediarum, cujus quoniam Fabulae Plautii inſcriptae forent, acceptas eſſe quaſi Plautinas, cum eſſent non a Plauto Plautinae, ſed a Plautio Plautianae. Feruntur autem ſub Plauti nomine circiter centum atque triginta. Sed homo eruditiſſimus L. Aelius quinque et viginti eſſe ejus ſolas exiſtimavit. Non tamen dubium eſt, quin iſtae, et quae ſcriptae a Plauto non videntur, et nomini ejus addicuntur, veterum Poetarum fuerint, et ab eo retractatae et expolitae ſint, ac propterea reſipiant dictum Plautinum. Dieſer Lucius Aelius, welcher hier zu zweyenmalen genennet wird, iſt ohne Zweifel wohl der, deſſen Suetonius in ſeinem Buche von berühmten Grammatikern gedenket. Er ſagt unter andern daſelbſt von ihm: Lucius Aelius cognomine duplici fuit: nam et Praeconius, quod pater ejus praeconium fecerat, vocabatur: et Stilo, quod orationes nobiliſſimo cuique ſcribere ſolebat: tantus optimatum fautor, ut Quintum Metellum Numidicum in exilium comitatus ſit. Eben dieſer Lucius Aelius Stilo, wie uns Quintilian im 10 B. im 1 Hauptſt. meldet, hat zuerſt das Urtheil vom Plauto gefällt: Muſas Plautino ſermone locuturas fuiſſe, ſi latine loqui vellent.

des Gellius. Servius berichtet uns in ſeinen Anmerkungen über das erſte Buch der Aeneis, daß einige dem Plautus zwanzig, andre vierzig und andre hundert Luſtſpiele zuſchrieben. Da alſo ſchon die Alten ſo gar ſehr uneinig hierüber geweſen ſind, ſo muß es uns genug ſeyn, wenn wir wiſſen, er habe ſehr viele gemacht, und daß die, die uns unter ſeinem Namen übrig geblieben ſind, die Varronianiſchen, das iſt, diejenigen ſind, die er ohnſtreitig verfertiget hat. Von vielen der zweifelhaften Stücke haben uns die alten lateiniſchen Sprachkundigen theils die Namen, theils einige Stellen, oder nur einzelne Worte aufbehalten. Es iſt aber in den meiſten dieſer Fragmente ſo wenig Saft und Kraft, daß es ſehr unnöthig ſeyn würde, ſie hier anzuführen.

Bey den Alten machte die Erklärung der Luſtſpiele einen groſſen Theil ihrer ſchönen Wiſſenſchaften aus. Daher kam es, daß ſich viele von den Römern, deren Hauptwerk die Studia doch nicht waren, ſo ſehr darauf legten, daß ſie die Schreibart des Plautus, ſeine Art zu denken und zu ſcherzen ſo genau inne hatten, daß ſie gleich ſagen konnten, dieſes oder jenes iſt von ihm, oder iſt nicht von ihm. Außer dem was Gellius von dem Favorinus anführet, ſo verſichert ſchon Cicero [p]), daß Servius Claudius, der Bruder des Papirius Pätus, an den wir unterſchiedene Briefe von ihm leſen, beſonders dieſe Stärke im Urtheilen beſeſſen habe. Die alten Römer ſchätzten den Plautus beſonders zweyer Stücke wegen ſehr hoch; theils wegen ſeiner Schreibart, theils wegen ſeiner anmuthigen Scherze. Und gewiß beydes iſt unverbeſſerlich, wenn man von dem erſten das allzu alte und den poſſenhaften Ausdruck, von dieſem aber das Allzufreye wegnimmt. Sie glaubten, die Muſen würden plautiniſches Latein ſprechen, wenn ſie römiſch reden wollten. Hiermit ſtimmen die neuern Critici durchgängig überein. Es würde

---

p) Im 9 Buche ſ. Briefe an Unterſch. im 16 Briefe. Sed tamen ipſe Caeſar habet peracre judicium: et ut Servius frater tuus, quem literatiſſimum fuiſſe judico, (er war damals ſchon todt, denn er iſt unter dem Conſulate des Metellus und Afranius geſtorben) facile diceret, hic verſus Plauti non eſt, hic eſt, quod tritas aures haberet notandis generibus poetarum, et conſuetudine legendi etc.

eine unendliche Arbeit ſeyn, wenn ich alle die Lobeserhebungen ſammeln wollte, die man ihm deswegen gegeben hat. Seine Scherze haben ihm nicht mindern Beyfall erworben. Cicero[q] ſtellet ſie den Scherzen der alten Attiſchen Comödie, und der Socratiſchen Weltweiſen gleich. Der h. Hieronymus ergötzte ſich daran, wenn er in vielen Nachtwachen aus Reue über ſeine begangnen Sünden herzliche und bußfertige Thränen vergoſſen hatte[r]. Man mag hierüber ſchelten oder ſpotten, wie man will, ich ſehe weder was unbegreifliches, noch vielweniger was verdammliches darinnen. Darf denn ein Chriſt keine Erholung genießen? Iſt es denn ein ſo großer Widerſpruch das Laſter verlachen, und das Laſter beweinen? Ich ſollte vielmehr glauben, daß man beydes zugleich ſehr wohl thun könne. Entweder man betrachtet das Laſter als etwas das unſrer unanſtändig iſt, das uns geringer macht, das uns in unzählige widerſinniſche Vergehungen fallen läßt: oder man betrachtet es, als etwas, das wider unſre Pflicht iſt, das den Zorn Gottes erregt, und uns alſo nothwendig unglücklich machen muß. Im erſten Falle muß man darüber lachen, in dem andern wird man ſich darüber betrüben. Zu jenem giebt ein Luſtſpiel, zu dieſem die heilige Schrift die beſte Gelegenheit. Wer ſeine Laſter nur beſtändig beweint und ſie niemals verlacht, von deſſen Abſcheu dargegen kann ich mir in der That keinen allzuguten Begriff machen. Er beweint ſie nur vielleicht aus Furcht, es möchte ihm übel darbey gehen, er möchte die Strafe nicht vermeiden können. Wer aber das Laſter verlacht, der verachtet es zugleich, und beweiſet, daß er lebendig überzeugt iſt, Gott habe es nicht etwan aus einem deſpotiſchen Willen zu vermeiden befohlen, ſondern daß uns unſer eignes Wohl, unſre eigne Ehre es zu fliehen gebiethe. Allein, kann man mir einwerfen, wie hat Hieronymus ſo viele nicht allzu geſittete und reine Stellen, die in dem Plautus vorkommen, mit gutem Gewiſſen leſen können? Die zulänglichſte Antwort darauf iſt, daß den Reinen alles rein iſt. Ich könnte zwar dieſen ſcheinheiligen Richtern ſagen, daß der Charakter derjenigen Perſonen, die Plautus aufgeführet hat, und die Umſtände manchmal etwas Freyes erfodert hätten, ich könnte ihnen ſagen, daß vieles von dem, was ſie verdammen, nicht in der Abſicht geſchrieben ſey zu ärgern, ſondern vielmehr zu beſſern, allein hierzu möchten ſie mehr Ueberlegung nöthig haben, als ſie darauf wenden wollen. Sie müſſen ſich alſo mit der Verſicherung begnügen laſſen, daß es Leute, außer ihnen, giebt, welche die ſo genannten anſtößigen Stellen in den plautiniſchen Luſtſpielen, mit gleich unſträflichen Gedanken leſen können, als ſie etwa die Geſchichte der Bathſeba. Und aus dieſer Zahl war auch Hieronymus.

---

[q] Cicero im 29 Hauptſtücke des erſten Buchs von den Pflichten: Duplex omnino eſt jocandi genus, unum illiberale, petulans, flagitioſum, obſcenum: alterum elegans, urbanum, ingenioſum, facetum: quo genere non modo Plautus noſter et Atticorum antiqua Comoedia, ſed etiam Philoſophorum Socraticorum libri ſunt referti.

[r] Hieronymus in ſeinem Buche von der Bewahrung der Keuſchheit: Poſt noctium crebras vigilias, poſt lachrymas, quas mihi praeteritorum recordatio peccatorum ex imis viſceribus eruebat, Plautus ſumebatur in manus. Es ſind zwar einige, welche hier vor Plautus lieber Plato leſen wollen, wie man denn auch dieſes in der Baſeler Ausgabe von 1490 findet. Allein die Handſchriften haben ſonſt alle Plautus; übrigens leidet auch der Zuſammenhang dieſe Aendrung nicht. Und da wir aus andern Stellen verſichert ſeyn können, daß Hieronymus den Plautus ſehr fleißig geleſen habe, ſo können wir wegen der gemeinen Leſeart um ſo viel gewiſſer ſeyn.

Man wird mir dieſe kleine Ausſchweifung nicht verübeln. Ich will wieder einlenken. So viel auch Plautus Verehrer in alten und neuen Zeiten fand, ſo hat er doch auch ſeinen Verächter gefunden. Das übelſte darbey iſt, daß es ein Mann iſt, den die Welt nicht nur als einen großen Dichter, ſondern auch als einen gründlichen Kunſtrichter bewundert, der alſo viele durch ſeinen Ausſpruch, ehe ſie ihn unterſuchen konnten, auf ſeine Seite gezogen hat. Es iſt Horaz, und ſein Urtheil iſt dieſes: (ſiehe von der Dichtk. v. 270. f.f.)

At noſtri proavi Plautinos et numeros et
Laudavere ſales: nimium patienter utrumque,
Ne dicam ſtulte, mirati: ſi modo ego et vos
Scimus inurbanum lepido ſeponere dicto,
Legitimumque ſonum digitis callemus, et aure.

Zwar unſer Väter Mund hat Plautus Scherz und Kunſt
Im Luſtſpiel ſehr gelobt; allein aus blinder Gunſt.

Man hat ihn wahrlich nur aus Einfalt hochgeſchätzet:
Daſern ich anders weis, was euch und mich ergötzet,
Was ein erlaubter Scherz, was grob und garſtig iſt,
Und wenn ein reiner Vers ganz ungezwungen fließt:
Wenn wir das Sylbenmaaß an unſern Fingern zählen,
Und was den Klang betrifft, das Ohr zum Richter wählen.

Gottſched.

Gewiß es wird mir gleich ſchwer ihm zu widerſprechen, als ihm Recht zu geben. Wenn ich jenes thun wollte, ſo würde ich zwar nichts mehr thun, als was ſchon die größten Gelehrten gethan haben. J. J. Scaliger ſagt: Horatii judicium ſine judicio eſt. Turnebus (im 25 B. im 16 Hauptſt. ſ. Adverſ.) ſpricht in Plauti ſalibus exiſtimandis accedo potius ſententiae veterum ingenuorum Romanorum, quam Flacci, Venuſini hominis ac libertino patre nati. Camerarius gar, wird durch die angeführte Stelle ſo erhitzt, daß er den Horaz in vollem Affecte anredet: (ſ. ſeine Diſſert. von den Luſtſpielen des Plautus) Imo illi (proavi) merito et recte ac ſapienter Plautum laudarunt et admirati fuerunt: tuque ad Graecitatem omnia, quaſi regulam, poemata gentis tuae exigens, immerito et perperam atque incogitanter culpas. Doch hat es dem Horaz auch nicht an Vertheidigern gefehlt. Unter den Neuern hat beſonders Daniel Heinſius *) ſeine Sache auf ſich genommen. Und er geht ſo gar noch weiter, als ſelbſt Horaz gegangen iſt. Wenn wir genau überlegen, was dieſer ſagt, ſo finden wir, daß er eigentlich nichts an ihm ausſetze, als ſeine unharmoniſchen Verſe, und

---

*) Danielis Heinſii ad Horatii de Plauto et Terentio judicium Diſſertio. Man hat ſie unter andern auch der Ausgabe des Terentius zum Gebrauch des Dauphins, vordrucken laſſen. Er fängt mit den Worten des Horatius an, und ſpricht: Durum equidem judicium, et quod non nemo hac aetate de leporum omnium parente, ſummo Critico, ac maximo Poeta tulisse nollet: cujus tamen vernae melius de Plauto judicabant, quam qui familiam in literis hac aetate tueri creduntur, etc. Man kann leicht ſehen auf wen er zielt. Ich finde, daß er nachher von dem Bened. Floretti widerlegt worden, dieſer gab im Jahr 1619. in 8 heraus Apologiam pro Plauto oppoſitam ſevero judicio Horatiano et Heinſiano. Wir wollen wohl die Abhandlung des Heinſius als dieſe Apologie dem Leſer ein andermal bekannter machen.

ſeine hin und wieder angebrachten froſtigen und unhöflichen Scherze. Vielleicht könnte man ihm auch manchmal Recht geben, wenn er ſich nur nicht ſo gar unbeſtimmt erklärt hätte; wenn es nur nicht ſchiene, er habe alle Verſe des Plautus vor ſchlechte Verſe und alle Scherze vor ungeſittete Scherze gehalten. Gleichwohl kann ich mir nimmermehr einbilden, daß Horaz mit der Vertheidigung des Heinſius zufrieden ſeyn ſollte, wenn er ſie leſen könnte. Er verwirft darinne überhaupt die ganze Schreibart des Plautus, er behauptet, ſie ſey, außer dem Schauplatze, unbrauchbar, indem er nur das Lächerliche auszudrucken geſucht hätte. Er giebt ihm übrigens unzähliche Fehler ſo wohl wider die Wahrſcheinlichkeit, wider die Einheit des Orts und der Zeit, als auch wider das Sittliche der Luſtſpiele, Schuld. Wenn man aber ſeine Vorwürfe prüfet, ſo hat er oft den Plautus nicht verſtanden, oft auch ganz falſche Begriffe von der Comödie gehabt. Das Billigſte bey dieſer Streitigkeit iſt, daß man den Plautus nicht allzu unbehutſam, auf Unkoſten des Horazes, erhebt, noch auch dem Horaz, auf Unkoſten des Plautus, völlig beyfällt. Niemand iſt gründlicher daher verfahren, als die Frau Dacier, dieſe macht in der Vorrede zu ihrer Ueberſetzung einiger plautiniſchen Luſtſpiele, drey Anmerkungen, welche das Urtheil des Flaccus theils erklären, theils lindern. Erſtlich, ſagt ſie, muß man erwegen, daß, als Plautus anfing ſeine Stücke zu verfertigen, das römiſche Volk noch an die Satyren, welche vorher den Schauplatz beſeſſen hatten, gewöhnt war. Dieſe Satyren waren zwar ein regelmäßiges Gedichte, aber es hatte noch ſo viel rauhes von ſeinem Urſprunge behalten, ſo wohl was die Scherze als die Einrichtung ſelbſt anbelangte, daß es freylich, in einem ſo wenig artigen Jahrhunderte, noch ſehr hart ſeyn mußte. Plautus war alſo genöthiget, ſeinen Stücken Beyfall zu verſchaffen, einen Theil von dieſen Scherzen beyzubehalten. Dieſes war an ihm um ſo viel erträglicher, je weniger er ſich dadurch von der alten griechiſchen Comödie, die er nachzuahmen ſich vorgeſetzt hatte, entfernte. Zum andern machen die Verſe und die Scherze ſo wenig das Weſen der Luſtſpiele aus, daß ein Dichter ein vortrefflicher Comicus ſeyn kann, ob er gleich harte Verſe und einige ſchlimme Späße hat.

Endlich muß man die Stelle des Horazes nicht allzu ſehr nach dem Buchſtaben nehmen, als wenn dieſer Poete alle Scherze und alle luſtigen Einfälle des Plautus verdammte. Er konnte unmöglich dieſer Meinung ſeyn, ohne Vernunft und Wahrheit zu beleidigen. Plautus hat ohne Zweifel grobe und ſeichte Scherzreden, allein er hat auch ſehr viele, die ſehr fein, zärtlich und wohl angebracht ſind. Dieſerwegen ſtellt ihn auch Cicero, welcher gewiß kein übler Richter von dem war, was die alten Römer urbanitatem nennten, zum Muſter im Scherzen vor. Und wie man dem Cicero ſehr Unrecht thun würde, wenn man glaubte, er habe diejenigen Stellen gelobt, die Horaz tadelt, ſo wird man auch ſehr übel von dem Horaz urtheilen, wenn man meinet, er tadle das, was Cicero ſo ſehr erhoben hat. Sie haben alle beyde Recht. Der erſte redet nur von den Schönheiten, die man nicht leſen kann, ohne von ihnen bezaubert zu werden; der andre aber nimmt nur die üble Seite, und berühret nichts als gewiſſe froſtige, und unehrbare Poſſenreden; die er auch nicht einmal an und vor ſich ſelbſt verdammet, und die man zwar entſchuldigen könnte, allein weder loben noch nachahmen muß. Wir unterſchreiben dieſes Urtheil um ſo viel lieber, je gerner wir ſo wohl des einen als des andern Ehre mögen gerettet ſehen. Wir werden ein andermal Gelegenheit haben unſre Gedanken weitläuftiger von dem Vortrefflichen und von dem Tadelhaften in den Luſtſpielen des Plautus zu entdecken, wenn wir vorher einige Stücke von ihm, wie wir ſchon verſprochen, werden überſetzt haben, damit der Leſer zugleich mit uns urtheilen könne. Jetzo wollen wir uns etwas näher zu ſeinen uns hinterlaßnen Stücken machen, doch auf dieſesmal nichts mehr, als eine hiſtoriſche Nachricht davon ertheilen. Es ſind auf uns nicht mehr als zwanzig Luſtſpiele des Plautus gekommen. Wenn es alſo diejenigen ſind, die man die Varronianiſchen genennt hat, ſo fehlt uns noch eine daran. Ich hoffe, daß es vielen nicht unangenehm ſeyn wird, wenn wir vorher die vornehmſten Ausgaben davon bekannt machen. Alsdann wollen wir das Nöthigſte von ihren Ueberſetzungen, von ihren Nachahmungen und von ihrem allgemeinen Inhalte anführen.

Die erſte gedruckte Ausgabe von dem Plautus haben wir dem Georgius Merula zu danken. Dieſer Mann hat lange Zeit zu Venedig und Meyland gelehrt, und die plautiniſchen Comödien an dem erſtern Orte in Folio 1472 drucken laſſen. Von dieſer Zeit an, bis zum Anfange dieſes jetzigen Jahrhunderts, würde es uns was leichtes ſeyn, beynahe alle Jahre eine neue Ausgabe, wenigſtens Auflage, und oftmals in einem Jahre mehr als eine, anzumerken. Allein ſo ein Verzeichniß möchte den meiſten Leſern allzutrocken vorkommen, wir berühren alſo nur die vorzüglichſten; und dieſes ſind nach der Ordnung der Jahre folgende:

1499 zu Venedig, in Fol. mit den Anmerkungen des Valla und Saracenus.

1500 zu Meyland, in Fol. mit dem Commentar des Joh. Baptiſta Pius.

1512 hat in Leipzig Veit Werler einige Comödien des Plautus einzeln drucken laſſen, als die Ciſtellaria, den Truculentus, den Stichus. Er war Profeſſor daſelbſt, und Joachim Camerarius hat bey ihm über den Plautus gehört, wie er uns in der oben angeführten Abhandlung von den Plautiniſchen Fabeln berichtet.

1513 zu Paris von Simon Carpentarius, in 8.

1514 zu Straßburg in 4 ſind 5 Comödien des Plautus mit dem Commentar des Pilades, aus Breſcia, gedruckt worden.

1522 in Venedig eine Aldiniſche Ausgabe in 8.

In eben dieſem Jahre kamen auch die 20 Luſtſpiele des Plautus cum acri Judicio (wie es auf dem Tittel heißt) Nicolai Angelii zu Florenz in 8 heraus.

1530 in Paris von Robert Stephanus gedruckt in Fol.

In eben dieſem Jahre des Giſb. Longolius Ausgabe in 8.

1538 gab Joachim Camerarius ſeine in Baſel heraus. Er iſt derjenige, dem wir das Meiſte in Verbeſſerung des Plautus zu danken haben. Er hat unzählige Stellen wiederhergeſtellt, und die Menge derjenigen Kunſtrichter, welche vor ihm daran gearbeitet, hatten ihn mehr verdorben als verbeſſert. Er klagt ſelbſt hierüber in ſeiner angeführten Diſſertation, wo er uns auch von einer Handſchrift des

Plautus Nachricht giebt, die er aus der Bibliothek des vorhin erwähnten Veit Werlers bekommen hatte, welche zwar alt genug war, allein von einer ſehr ungelehrten Hand mochte ſeyn verfertiget worden.

1566 kam Carl Langens Ausgabe mit den unterſchiednen Leſearten des Turnebus, Junius und anderer heraus. In Antw.

1577 in Paris des Lambinus Ausgabe in Fol. Seine Verbeſſerungen ſind oft allzu verwegen und eigenmächtig. Man findet bey ihm viel Gelehrſamkeit, aber wenig Kenntniß des Comiſchen.

1590 des Janus Douſa, in Lübeck in 8. Die erſte Ausgabe zwar von ihm iſt von 1589.

1593 in Frankf. mit Anmerk. unterſchiedner Gelehrten.

1605 in Wittenberg in 4 von Fried. Taubmann. Der Fleiß, den dieſer Gelehrte daran gewendet hat, iſt ungemein zu rühmen. Er hat aus den Anmerkungen der vornehmſten Gelehrten einen nützlichen Auszug gemacht, und auch das, was er von dem ſeinen darzu geſetzt hat, iſt allezeit gelehrt und ſinnreich. Es iſt kein Wunder, daß ein Mann, der ſelbſt ſo anmuthig geſcherzt, die Scherze des Plautus am beſten verſtanden hat.

1610 gab Ph. Pareus in Frankf. in 8 den Plautus heraus. Er hat ſich ungemein verdient um ihn gemacht. Außer dieſer Ausgabe haben wir auch von ihm Analecta plautina, ein Lexicon plautinum, eine Abhandlung de Metris Plauti und eine andre de Imitatione Terentiana, ubi Plautum imitatus eſt. Daß Terentius den Plautus in der That nachgeahmet habe, geſteht er ſelbſt in der Vorrede zu ſeiner Andria

Quorum (Plauti ſc., Nævii, Ennii) æmulari exoptat negligentiam
Potius, quam iſtorum obſcuram diligentiam.

Pareus hat auch mit Grutern viele Streitigkeit des Plautus wegen gehabt, weswegen er 1620 Provocationem ad ſenatum Criticum pro Plauto et Electis plautinis herausgab.

1621 in 4 gab Janus Gruterus den Plautus mit dem Commentar des Taubmanns heraus. Dieſe Ausgabe iſt in der That die allerbrauchbarſte.

1640 hat ihn zu Wittenberg in 12 Buchnerus herausgegeben. Dieſe Ausgabe iſt daſelbſt zu unterſchiednenmalen wieder aufgelegt worden.

1645 trat Boxhorns Ausgabe in Leiden in 8 ans Licht. Sie iſt mit Anmerkungen unterſchiedner Gelehrten; dergleichen auch

1664 J. Fr. Gronovius zu Leiden in 8 herausgab.

1679 ſah die Welt die Ausgabe des Jacob Operarius zum Gebrauch des Dauphins. Zu Paris in 4. Man weis ſchon ohne mein Erinnern, wie dieſe Ausgaben beſchaffen ſind. Nach dieſer Ausgabe, mit der Erklärung und den Anmerkungen des Operarius, hat in dieſem Seculo 1724 Samuel Patrick in London vier Comödien Amphitruo, Captivi, Epidicus, Rudens in 8 herausgegeben. Und außer dieſer iſt auch keine in dieſem Jahrhunderte merkwürdige, als etwa die noch, die

1725 in Padua, in des Josephs Cominus Buchdruckerey, nach der Taubmanniſchen Ausgabe, in 8 ans Licht gekommen iſt.

An ſtatt ihn zu ediren, und ſich über ſeine dunkeln Stellen zu zanken, haben unſre neuern Gelehrten es vor dienlicher gehalten ihn theils zu überſetzen, theils nachzuahmen. Unter den Franzoſen haben ſich beſonders in dieſem und zum Ausgange des letztern Seculi vier Federn bemüht dieſen Vater aller Comödienſchreiber ihren Landsleuten in ihrer Mutterſprache vorzulegen. Man kennet die Frau Dacier, und weis was ſie vor einen Fleiß auf die Ueberſetzung des Terentius gewandt hat. Eben dieſen Fleiß fing ſie auch 1683 an dem Plautus genießen zu laſſen. Sie gab nämlich drey vorzügliche Stücke, den Amphitruo, Rudens und Epidicus in einer treuen und zierlichen Ueberſetzung, mit Anmerkungen und Beurtheilungen nach den Regeln des Theaters, in drey kleinen Bändchen zu Paris heraus. Aus der Vorrede haben wir oben ſchon etwas angeführt, ſie giebt außerdem noch darinnen eine kurze Nachricht von dem Urſprunge der Luſtſpiele und beſonders bey den Römern; und ſtellet alsdann eine kleine doch ſehr gründliche Vergleichung des Plautus und Terentius an. Sie verſpricht darinn ſich nun auf gleiche Art über den Ariſtophanes zu machen, welches ſie auch gethan hat, alsdann die griechiſchen Tragödienſchreiber durchzugehen, und von dar wieder auf den Plautus zurück zu kommen. Ich zweifle nicht, daß ſie ihr Verſprechen nicht würde gehalten haben; allein wie manchen ſchönen Vorſatz hat der Tod nicht ſchon zu nichte gemacht? Von ihren Beurtheilungen, werden wir ein andermal Gelegenheit nehmen ausführlicher zu reden. Der andre franzöſiſche Ueberſetzer des Plautus iſt Herr Coſt, welcher uns die Gefangnen des Plautus franzöſiſch geliefert hat. Die Arbeit iſt glücklich gerathen. Herr Coſt alſo und die Frau Dacier haben ſich nur, wie wir ſehen, über einzelne Stücke gemacht; die Franzoſen ſind derowegen dem Herrn von Limiers, und dem Herrn Gueudeville beſondern Dank ſchuldig, welche ihnen in zwey verſchiednen Ueberſetzungen alle ſämmtlichen Stücke des Plautus zu leſen verſchafft haben. Beyde Ueberſetzungen ſind in einem Jahre nämlich 1719 herausgekommen. Des Herrn Limiers iſt in Amſterdam in 10 Octavbänden gedruckt worden. Er hat diejenigen Stücke ſich zugeeignet, welche ſchon, wie wir erwehnt, von dem Herrn Coſt und der Fr. Dacier waren überſetzt worden. In der Vorrede erzählt er kürzlich des Plautus Leben, und ertheilt von ſeiner Arbeit Nachricht. Der lateiniſche Text iſt mit beygedruckt. Er ſagt, daß er ſich beſonders einer Aldiniſchen Ausgabe bedienet habe. Jedem Stücke hat er nach Art der Fr. Dacier eine wohlgeſchriebene Critik und Zergliederung vorgeſetzt, auch wo es nöthig, kurze Anmerkungen beygefügt. Dieſe ſind zwar gröſtentheils aus dem Taubmanniſchen Commentar genommen, doch hat er auch gewiſſe geſchriebne Anmerkungen von Gronoven hin und wieder dabey gebraucht. Die Ueberſetzung ſelbſt iſt an den meiſten Orten treu, beſonders muß man ſeine Geſchicklichkeit loben, mit welcher er die anſtößigen Stellen eingekleidet hat. Zwey Stücke nämlich Stichus und Trinummus hat er in Verſe überſetzt. Man hätte ihm vielleicht außer dieſer Probe geglaubt, daß er reimen könne. Uebrigens iſt es wohl ein franzöſiſches Vorurtheil, daß dieſes allein die rechte Art wäre, die Comicos zu überſetzen. In dem zehnten Bande befinden ſich theils die Fragmente, theils eine Sammlung auserleſener Lehrſprüche t) aus dem Plautus, theils zwey ganz nützliche Regiſter. Eine Stelle wollen wir doch aus ſeiner Vorrede anführen. „Ich habe mich bemüht, ſagt er, ſo viel mir möglich geweſen „iſt, die Lebhaftigkeit der Geſpräche zu erhalten. Und meiner „Ueberſetzung deſtomehr Anmuth zu geben, habe ich ſie dadurch „zu unterſtützen geglaubt, wenn ich mir die theatraliſche Vor„ſtellung lebhaft dabey einbildete. Dieſerwegen ſahe ich allezeit „auf Molieren zurück, und unterſuchte, ſo weit ichs fähig war, „welcher Ausdrücke er ſich wohl würde bedient haben, wenn er „dieſe oder jene Gedanke hätte ausdrücken ſollen. Alsdann „brachte ich die Perſonen des Plautus auf das franzöſiſche Thea„ter, und ſtellte mir die Bewegungen, mit welchen die beſten „Schauſpieler in Paris etwa dieſe oder jene Perſon vorſtellen „würden, vor. Hatte ich einen poſſenhaften Knecht vor mir, „ſo gedachte ich an la Torilliere oder an Poiſſon u). Sollte ich „einen Liebhaber oder einen Stutzer reden laſſen, ſo rufte ich „mir das Bezeigen des Barons, oder des Beauburgs x) ins „Gedächtniß zurück. Die la Beauval und die la Desmar y) „gaben mir den Begriff von einer geſchickten Buhlerinn. Es „iſt unglaublich, wie mich dieſe Beyhülfe in meiner Arbeit un„terſtützet hat, und wie viele Ausdrücke ich dieſem Kunſtſtücke „ſchuldig bin, auf die ich auſſerdem wohl ſchwerlich würde ge„fallen ſeyn.“ Dieſer Vortheil beſteht wirklich in keiner leeren Einbildung, er iſt gegründet, und man kann ſich deſſelben mit eben ſo vielem Nutzen auch bey Verfertigung eigner Stücke bedienen. Diejenigen welche einen Koch, einen Heydrich, einen Bruck, eine Lorenzin und eine Kleinfelderin gekannt haben, werden leicht die Stellen der angeführten franzöſiſchen Schauſpieler mit ihnen beſetzen können. Ich komme auf die Ueber-

---

t) Die Sittenſprüche aus dem Plautus haben auſſer ihm ſchon ſehr viele geſammelt. Dahin gehören des Ulaberaccius Flores Plauti, die zu Antw. 1597 gedruckt worden, desgleichen des Heupelds Plautus redivivus, der 1628 herausgekommen, wie auch des Georg Caſſanders ſententiae ſelectiores ex Plautinis Com. und viel andre mehr.

u) Ein Paar vortreffliche Schauſpieler zu Paris vor das Comiſche.

x) Sie waren beſonders in den ernſthaftern Rollen ſtark.

y) Zwey unvergleichliche Schauſpielerinnen vor die verſchmitzten Frauensrollen.

ſetzung des Herrn Gueudeville. Dieſe iſt zu Leiden gleichfalls in 10 Octavbänden herausgekommen, doch ohne den lateiniſchen Text. Er hat eine Vorrede vorgeſetzt, in der er die Schauſpiele auf eine ſehr muntre Art vertheidigt. Die Ueberſetzung ſelbſt iſt ſehr frey. Die Schreibart iſt zwar comiſch, und der Verſtand iſt größtentheils ſehr wohl beybehalten, allein es ſind ſo viel eigne Einfälle mit untermengt, daß man die Plautiniſchen mit Mühe darunter erkennen kann. Oft hat er auch den Plautus mehr zu einem Poſſenreißer, als geſcheiten Comödienſchreiber gemacht. So viel muß ich zwar geſtehn, ſeine Ueberſetzung läßt ſich angenehmer leſen, als des Herrn von Limiers, nur muß man nicht ſagen, daß man den Plautus geleſen habe. Er hat jedem Stücke eine freye Zergliederung vorgeſetzt, und jedem Stücke hat er auch eine wohl geſchriebene Unterſuchung ſeiner Charaktere beygefügt. Der letzte Band enthält die Fragmente, und ein Verzeichniß aller anſtößigen Stellen. Dieſes werden die Keuſchen ſo wohl als die Unkeuſchen zu gebrauchen wiſſen. Außer dieſen Ueberſetzungen haben die Franzoſen zwar ſchon lange Zeit vorher die Ueberſetzungen des Mich. von Marolles gehabt, die in Paris 1658 in 4 Octavbänden nebſt der Uhrſchrift iſt gedruckt worden, allein ſie iſt ſo ſchlecht, ſo unangenehm, ſo unverſtändlich, daß ſie in keine Erwegung zu ziehen iſt. Eine engliſche Ueberſetzung des Plautus haben wir nur vor einigen Jahren, 1742 von dem Herrn Cokes erhalten. Ich habe ſie nicht geſehen, und bin alſo nicht im Stande davon zu urtheilen. Noch weniger kann ich von Ueberſetzungen in andere Sprachen ſagen; die deutſche ausgenommen, in der ich aber nicht mehr als zwey Stücke unſers Poeten anzuführen weis. Das eine iſt die Aulularia, doch hat man eine doppelte Ueberſetzung davon. Die eine hat nur ohnlängſt ein geſchickter Schulmann, mit dem Texte und Anmerkungen herausgegeben. Ich habe ſie nicht bey der Hand und kann mich auch auf ſeinen Namen nicht beſinnen. Die andre aber iſt ſehr alt und 1535 in Magdeburg gedruckt worden. Der Tittel heißt: *Eine ſchöne luſtige Comoedia des Poeten Plauti, Aulularia genannt, durch Joachimum Greff von Zwickau deutſch gemacht und in Reimen verfaßt, faſt luſtig und kurzweilig zu leſen.*

Quisquis es, o faveas nostrisque laboribus adsis,
His quoque des veniam.

In der Vorrede kommen viel nützliche Sachen vor, woraus man ſieht, daß der Ueberſetzer allerdings ein vernünftiger Mann muß geweſen ſeyn, der einen ſehr guten Begriff von den Comödien und ihrem Nutzen gehabt hat. Die größte Hinderniß der Aufnahme des Theaters bey den Deutſchen, ſagt er, ſey, daß man die Leute, welche ſich damit zu thun machten, nicht unterſtütze. Er glaubt es würde ſehr nützlich ſeyn, wenn man in Deutſchland fleißig ſpielte, und lobt deswegen die Niederlande, wo faſt alle Sonntage Comödien gehalten würden, wodurch denn manche Gottesläſterung, mancher Todſchlag, Saufen, Freſſen und viel Uebles unterbleiben könnte. Die Ueberſetzung iſt vor die damaligen Zeiten noch ſehr gut. Der Anfang des Prologs klingt ſo:

Es möchte vielleicht euch Wunder nehm,
Wer ich doch ſey, woher ich quehm,
Ich wills euch ſagen alſobald,
So ihr ein wenig zuhören wolt. ꝛc.

Das andre Stück des Plautus, von welchem man eine deutſche Ueberſetzung hat, ſind die Gefangnen. Es iſt beynahe eben ſo alt, nämlich von 1582, und durch M. Mart. Heyneccium überſetzt. Ich kenne es bloß aus den Verzeichniſſen der alten deutſchen Luſtſpiele, die wir dem Fleiße des Herrn Prof. Gottſcheds zu verdanken haben. In eben dieſen Verzeichniſſen finde ich von 1608 ein Luſtſpiel von Wolfrath Spangenbergen, unter dem Tittel die Geburt des Herculis. Vielleicht iſt dieſes eine Ueberſetzung oder wenigſtens eine Nachahmung des Amphitruos. Ich will mich bemühen, daß ich es meinen Leſern ein andermal näher berichten kann.

Wir wollen nunmehr den Stücken des Plautus ſelbſt etwas näher treten. Es ſind ihrer, wie wir ſchon geſagt, an der Anzahl zwanzig, die nach den Buchſtaben geordnet zu ſeyn ſcheinen. Das erſte iſt

Amphitruo. In der Abweſenheit des Amphitruos hatte Jupiter deſſelben Geſtalt angenommen, und ſeine Stelle bey der Alcumena vertreten. In dieſem Luſtſpiele nun werden die Unruhen bey der Ankunft des wahren Amphitruos vorgeſtellt, welche ſich mit der Entdeckung des Jupiters und der Geburt des Hercules und Iphiclus endigen. Plautus nennt es eine Tragicocomödie, weil hohe und niedrige Perſonen, Götter und Menſchen darinne vermiſcht ſind. Es iſt in neuern Zeiten vom Molieren, unter eben dieſem Tittel, und im Engliſchen von Dryden unter der Benennung the two Soſias nachgeahmet worden. Von der erſtern Nachahmung ſagt Bayle, wenn aus des Plautus und aus des Molieres Amphitruo der Vorzug der Alten oder der Neuern ſollte feſt geſetzt werden, ſo würde er nothwendig auf die letztern fallen. Ich wundre mich, wie dieſes Urtheil dieſem großen Manne entwiſcht iſt. Geſetzt Moliere hat einige ſinnreichere Wendungen, einige feinere Einfälle; geſetzt ſeine ganze Einrichtung ſey vortrefflicher: ſo bleibt doch, welches das vornehmſte iſt, die Ehre der Erfindung dem Plautus. Wenn ein Meiſter, wie Moliere war, einen Plautus zum Vorgänger hat, ſo iſt es ja kein Wunder, wenn er ihn übertrifft. Wo man auf das gute nicht ſinnen darf, da kann man leicht auf die Vermeidung der Fehler denken. Wenn der erwehnte Streit durch dieſe zwey Stücke ſollte ausgemacht werden, ſo müßte Moliere dieſen Stoff nach ſeiner eignen Erfindung, wie es Plautus gethan hat, abgehandelt haben. Aus einer Stelle des Arnobius erhellet, daß dieſes Luſtſpiel noch zu Zeiten des Diocletians, das iſt dreyhundert Jahr nach Chriſti Geburt, zu Rom ſey aufgeführet worden. Nach dem Amphitruo kommen die übrigen Stücke in folgender Ordnung.

Aſinaria. Dieſes Luſtſpiel hat Plautus von dem Diphilus imitirt, und nicht, wie gleichwohl die meiſten Ausgaben leſen, von dem Dimophilus. Von dem erſtern hat man auch noch einige Fragmente ἐκ της ὀνηγου, welches ohne Zweifel das Vorbild des Plautus geweſen iſt.

Inest lepos, ludusque in hac Comoedia.
Ridicula res est.

Ein liſtiger Knecht nämlich betriegt ſeine Frau um das Geld, welches ihr für einige Eſel ſoll ausgezahlt werden. Mit dieſem Gelde befreyt er die Liebſte ſeines jüngern Herrn, und dem Vater wird ſie, für ſeine Einwilligung, auf eine Nacht verſprochen, welches aber die Frau erfährt und hintertreibt.

Aulularia. Dieſes iſt das bekannte Stück, woraus Moliere zu ſeinem Geizigen die ſchönſten Züge erborgt hat. Es iſt nur zu betauren, daß ſie nicht ganz zu uns gekommen iſt. Antonius Codrus, Profeſſor zu Bononien, der zu den Zeiten Sigismunds und Friedrichs des dritten gelebt hat, hat ſie zwar ergänzt, allein ſeine und des Plautus Arbeit unterſcheiden ſich allzuſehr. Sie hat den Namen von dem Geldtopfe (olla), den Euclio gefunden hatte.

Captivi. Wir wollen von dem Inhalte dieſes Stücks nichts gedenken, weil es das erſte ſeyn ſoll, welches wir unſern Leſern überſetzt vorlegen wollen. Es iſt gewiß, daß es das vortrefflichſte Stück iſt, welches jemals auf den Schauplatz gekommen iſt.

Curculio. Dieſes Stück hat von dem Schmarotzer, der darinnen vorkömmt, den Namen. Der Inhalt iſt ſehr einfach, und die ganze Verwicklung beruhet auf dem Ringe, den dieſer entwendet, und dadurch ſeinem Patrone ſeine Liebſte ohne Entgeld in die Hände ſpielt.

Caſina. Dieſes iſt der Name der Magd, über welche in dieſem Luſtſpiele geſtritten wird. Plautus hat es abermals von dem Diphilus erborgt, der es κληρουμενοι genennet hatte, weil beyde Parteyen darinnen um die Caſina loßen. Es iſt ungemein comiſch. Der Prolog, ob er gleich nicht vom Plautus ſelbſt iſt, iſt gleichwohl leſenswürdig. Wir wollen einandermal über unterſchiedne Stellen daraus unſre Gedanken mittheilen.

Ciſtellaria. Dieſes Stück hat von dem Schmuckkäſtchen (ciſtella), welches verlohren wird, und wodurch hernach ein Frauenzimmer von ihren Aeltern erkannt wird, den Namen.

Epidicus. Dieſes iſt der Name des betriegeriſchen Knechts, der die vornehmſte Rolle darinne zu ſpielen hat. Man hat eine italieniſche Nachahmung von dieſem Stücke, unter folgendem Titel: La Emilia Comedia nova di Luigi Groto, Cieco di Hadria. Sie iſt in Paris 1609. nebſt der franzöſiſchen Ueberſetzung herausgekommen. Allein dieſe Nachahmung hat ihr vortreffliches Urbild ſehr ſchlecht erreicht. Wir werden einandermal davon reden.

Bacchides. Sie hat ihren Namen von den beyden Buhlerinnen, die von dem Plautus aufgeführet werden.

Apud lenones rivales filiis fiunt patres.

Dieſes iſt der kurze Inhalt davon.

Moſtellaria. Wer des Regnard ſeine unvermuthete Wiederkunft geleſen hat, der hat von dieſem Stücke eine glückliche Nachahmung geleſen. Es hat ſeinen Namen von den Abentheuern (monſtris, woven das diminut. Moſtellum) die der Knecht ſeinem zurückkommenden Herrn weis macht.

Menaechmi. So heißen die zwey ähnlichen Brüder, von welchen dieſes Luſtſpiel handelt. Regnard hat es gleichfalls unter eben dieſer Benennung nachgeahmt.

Miles glorioſus. Dieſes Stück iſt genugſam wegen des von alten und neuen Poeten ſo oft nachgeahmten Charakters eines großſprecheriſchen Soldaten, bekannt genug.

Mercator. Aus dem Titel wird man es ſchwerlich errathen, daß dieſes Stück von einem alten verliebten Narren handelt, der ſeinem Sohne ſeine Liebſte vor dem Maule wegnehmen will. Dieſes Stück iſt von Joh. Maria Cecchi, einem Florentiner, in einer Comödie in Proſa, nachgeahmet worden, die nebſt ſeinen andern Schauſpielen 1550 zu Venedig iſt gedruckt worden.

Pſeudolus. Ueber dieſes Stück und über den Truculentus ſoll ſich Plautus, nach dem Zeugniſſe des Cicero, am meiſten gefreuet haben. Es hat ſeinen Namen von dem Knechte, den Plautus darinnen in der Schelmerey rechte Wunder thun läßt.

Poenulus. Der Inhalt betrifft ein Paar Erkennungen, und weil dieſe Erkennungen durch einen puniſchen Knecht geſchehen, ſo hat dieſes Stück von ihm den Namen bekommen.

Perſa. Ein Schmarotzer betriegt einen Hurenwirth, indem er ihm ſeine Tochter als eine Sklavinn verkauft, für das erhaltene Geld ſeines Patrones Liebſte von ihm befreyet, und ihm hernach ſeine Tochter, als eine Freygebohrne, wieder entreißt. Sie hatte ſich müſſen für eine Perſianerinn ausgeben, welcher Umſtand dann dem Stücke ſeine Benennung ertheilet hat.

Rudens. Heißt eigentlich ein Schiffsſeil. Es ſollte vielmehr der glückliche Schiffbruch heißen, und iſt eines von den anmuthigſten Stücken des Plautus. Die Jungfer Helena Balletti Riccoboni hat es ſehr artig unter dem Titel le Naufrage nachgeahmet. Dieſe Nachahmung iſt zu Paris 1726 in 12 gedruckt worden.

Stichus. Der Herr von Limiers benennt dieſes Stück in ſeiner Ueberſetzung den Triumph der ehelichen Treue. Der Hauptinhalt iſt auch ſo ziemlich dadurch ausgedrückt; ein Paar Weiber nämlich, die ihre Männer verlaſſen haben, wollen ſich, des Verlangens ihres Vaters ungeachtet, doch nicht wieder verheirathen, ſondern beſtehen darauf die Rückkunft ihrer Männer zu erwarten, welche auch erfolgt. Den Namen hat dieſes Stück von dem Knechte, der dieſe Männer begleitet hat, und ſich den Tag der Rückkunſt mit ſeinem Cameraden, und ihrer gemeinſchaftlichen Liebſten, luſtig macht.

Trinummus. Nach den Gefangenen des Plautus iſt dieſes ſein vortrefflichſtes Stück. Er hat es aus dem Griechiſchen des Philemo erborgt, bey dem es einen weit anſtändigern Titel hat, nämlich; der Schatz. Das letzte Stück des Plautus iſt endlich:

Truculentus. Dieſes Luſtſpiel iſt am allerfehlerhafteſten unter den Werken des Plautus auf uns gekommen. Den Inhalt machen die verſchiedenen Kunſtgriffe aus, die eine Buhlerinn anwendet, drey unterſchiedene Liebhaber auf ihrer Seite zu gleicher Zeit zu behalten. Den Namen aber hat es von dem groben Knechte, der darinnen mit vorkömmt.

Zu dieſen 20 Comödien fügen Pareus und einige andre Ausgaben noch die ein und zwanzigſte unter dem Titel Querolus. Dieſes Stück hat Peter Daniel zu Paris 1564 in 8. zum erſtenmale herausgegeben. Außerdem iſt es auch 1595 mit Conrad Rittershuſius und des Janus Gruterus Anmerkungen an das Licht gekommen. Ob nun zwar auch einige Manuſcripte dieſes Stück dem Plautus zueignen, ſo haben doch die Kunſtrichter erwieſen, daß es weit neuer, und ungefähr zu den Zeiten des Theodoſius des jüngern geſchrieben ſey.

Dieſes haben wir vor dießesmal von dem Leben und Schriften des Plautus anführen wollen. Wir werden ſchon noch öfter Gelegenheit haben, von ihm zu reden, wo wir dasjenige, was wir etwa noch übergangen haben, nachholen werden.

Die Gefangnen,

ein Luſtſpiel.

Titus Maccius

Aus dem Lateiniſchen des M. Accius Plautus überſetzt.

Vorbericht des Ueberſetzers.

Wir halten hiermit unſer Verſprechen, und ſcheuen uns nicht, noch einmal zu behaupten, daß die Gefangnen des Plautus mit eines von den ſchönſten Stücken ſind, die jemals auf den Schauplatz gekommen ſind. Johann Douza, ein Mann, der ſich in ſeinen Anmerkungen über den Plautus als einen wahren Kenner komiſcher Schönheiten gezeigt hat, ſpricht: Quotiescunque manum Plauti Captivis iniectare libet, me ſibi prorſus conſimilem, hoc eſt *captivum* reddunt, eadem opinor ratione qua olim *Graecia capta ferum victorem cepit*, et ſic ut iis ultro vinciendum me praebeam, faveamque ipſe ſervituti meae: neque adeo ſi liceat aufugere velim: *ita iſthaec nimis lenta* (ut meo more Plautiſſem) *vincla ſunt literaria. Quo magis intendas, tanto adſtringunt arctius* etc. Wir könnten noch mehr ſolche Urtheile anführen, wenn wir den Leſer nicht lieber ſelbſt wollten urtheilen laſſen. Dieſer Vorbericht iſt auch zu nichts beſtimmt, als nur etwas weniges von unſerer Ueberſetzung zu gedenken. Wir haben uns beſtrebet, ſie ſo einzurichten, daß ſich Plautus darinne ähnlich bleiben möge. Wir haben genau überſetzt, wo es möglich geweſen iſt; wir ſind von dem Originale abgegangen, wo es der natürliche und komiſche Ausdruck der Gedanken, oder unüberſetzliche Wortſpiele nothwendig erfoderten. Mit den letztern würden unſere feinern Kunſtrichter vielleicht etwas tyranniſcher umgegangen ſeyn, als wir es zu thun gewagt haben. Sie würden ſie mit einer verächtlichen Miene übergangen, und uns dafür mit einigen von ihren ausgeſuchten und zärtlichen Wendungen beſchenkt haben, die eben ſo weit von dem Komiſchen entfernt ſind, als des Plautus Spielwerke nimmermehr von dem wahren Witze. Sie werden uns mit Erbarmung anſehn, daß wir uns Mühe genommen haben, die Wortſpiele theils durch ähnliche Wortſpiele zu überſetzen, theils in die Anmerkungen zu bringen, daß der Leſer ja nichts von dieſem Schatze verliere. Doch ſie werden ſo gütig ſeyn uns ſo lange als Ueberſetzer, welche mit ihrem Originale gewiſſenhaft umgehen wollen, anzuſehen, bis wir einmal unſere Gedanken von dem Gebrauch der Wortſpiele in den Komödien entdecken, und ihnen das Recht geben, unſern Geſchmack zu verdammen. Wir waren Anfangs Willens in den Anmerkungen alle Schönheiten unſers Dichters zu entwickeln; allein wir fanden, daß ſie zu weitläuftig würden als daß man ſie mit Vergnügen, bey dem Stücke zugleich, leſen könne. Wir entſchloſſen uns alſo, die Empfindungen unſerer Leſer ungehindert fortgehen zu laſſen, und unſere Gedanken darüber in eine beſondere Abhandlung, die wir in dem dritten Stücke liefern wollen, zu bringen. Die wenigen Anmerkungen aber, welche noch geblieben ſind, enthalten größtentheils nichts, als was wir zur Erklärung unſers Originals, und zur Rechtfertigung unſrer Ueberſetzung, nothwendig beybringen mußten. Findet unſre Arbeit Beyfall, ſo wird es uns ungemein ermuntern, alles mögliche anzuwenden, daß wir einmal die ſämmtlichen Luſtſpiele des Plautus unſern Landsleuten überſetzt vorlegen können. Könnte man was beſſers thun, den itzt einreißenden verkehrten Geſchmack in den Luſtſpielen einigermaßen zu hemmen?

Perſonen des Luſtſpiels.

Hegio. Ein Alter.
Ergaſilus, ein Schmarutzer.
Philokrates, } die Gefangnen.
Tyndarus, }
Ariſtophontes.
Ein Scherge.
Ein Knecht des Hegio.
Philopolemus, des Hegio Sohn.
Stalagmus.

Der Vorredner an die Zuſchauer.

Dieſe zwey Gefangnen, die ihr hier ſtehen ſehet, ſitzen nicht, ſondern [*] , , ſtehen. Es kann mir es jeder von euch bezeugen, daß ich die Wahrheit rede. Der Alte, welcher hier wohnet, heiſt Hegio, und iſt dieſes Gefangnen Vater. - Wie es aber komme, daß er bey ſeinem eignen Vater diene, will ich euch, wenn ihr mir zuhören wollt, erzählen. Hegio hatte zwey Söhne. Einen davon, als ein Kind von vier Jahren, entführte ihm ein Knecht, welcher ſich damit fortmachte, und ihn in Elis an den Vater dieſes andern Gefangnen verkaufte. Ihr begreiſt es doch? - - Nun gut. Wie aber? Du, dort unten im Winkel, du ſprichſt, nein? Tritt näher her. Wenn du keinen Platz zum ſitzen finden kannſt, hier iſt Platz zum ſtehen. Soll ſich denn der Schauſpieler zum Bettler ſchreyen? Nimm mir es nicht übel, deinetwegen werde ich mich nicht zerreißen. Ihr aber, die ihr einen bequemen Ort inne habt, dankt es euerm Reichthum, und hört vollends das Reſtchen, denn ich bleibe die Reſtchen nicht gerne ſchuldig. Der flüchtige Knecht, wie ich ſchon geſagt habe, verkaufte ſeinen jungen Herrn, den er von Hauſe mitgenommen hatte, an dieſes Vater. Dieſer ſchenkte ihn alſobald ſeinem Sohne zu ſeinem beſondern Knechte, weil ſie beynahe von einem Alter waren. Nunmehro aber dient er in ſeinem väterlichen Hauſe ſeinem eignen Vater, ohne daß es der Vater weis. In der That, die Götter ſpielen auch mit den Menſchen, wie mit Fangebällen. Nunmehro wißt ihr, wie er den einen Sohn verlohren hat. Der andre aber iſt im Kriege, den die Aetolier und Elienſer mit einander geführt haben, zum Gefangnen gemacht worden, (denn das geſchieht, ſo viel ich weis, im Kriege dann und wann) und der Arzt Menarchus in Elis hat ihn an ſich gekauft. Hegio gegentheils kauft elienſiſche Gefangne auf, in Hoffnung, daß er einen darunter finden wird, mit dem er ſeinen gefangnen Sohn austauſchen könne; weis aber nicht, daß einer davon ſein eigner Sohn ſey. Weil er nun geſtern gehört, daß ein ſehr vornehmer elienſiſcher Ritter ſey gefangen worden, ſo hat er, zu ſeines Sohnes Beſten, keine Unkoſten

---

[*] Ich mag dieſen Einfall eben nicht vertheidigen. Plautus hat es ohne Zweifel ſelbſt eingeſehen, daß er nicht der vortrefflichſte iſt. Es iſt ihm genug geweſen, wenn er nur ſeine Abſicht, die Römer zum Lachen zu bewegen, damit erlangt hat. So ein Anfang verſpricht eine reiche Erndte lächerlicher

---

Sachen. Man ſehe übrigens, mit was für Lebhaftigkeit er das, was die Zuſchauer wiſſen ſollen, erzählet, und mit was für Kunſt er das verſteckt, was ſie itzt nicht wiſſen, ſondern was ſie ſelbſt bald ſehen ſollen. Und man ſage mir, ob in vielen neuen Komödien die erſten Auftritte, ob ſie gleich das Dialogiſche voraus haben, ſo angenehm ſind, als dieſer Prolog?

angeſehen, ſondern hat dieſen Ritter, nebſt ſeinem Knechte, bey den Quäſtors von der Beute erkauft, damit er durch ihn ſeinen Sohn deſto leichter wieder erhalten könne. Dieſe aber haben ſich folgende Liſt ausgeſonnen, wodurch der Knecht ſeinen Herrn nach Hauſe verhelfen könne: ſie haben nämlich Kleider und Namen unter einander verwechſelt, daher heißt nun dieſer Philokrates und jener Tyndarus, und Tyndarus ſpielt heute des Philokrates, und Philokrates des Tyndarus Rolle. Dieſer wird ſeine Liſt vortrefflich ausführen, und nicht allein ſeinen Herrn in die Freyheit verſetzen, ſondern zugleich ſeinen eignen Bruder erhalten, und ihn als einen Freyen in ſein Vaterland zu ſeinem Vater zurück helfen. Alles das aber wird er von ungefähr thun, wie es denn meiſtentheils geſchieht, daß die Menſchen mehr Gutes von ungefähr [*], als mit Willen, thun. Denn von ungefähr haben ſie, ohne jemands Einrathen, ihre Liſt alſo eingerichtet, daß dieſer bey ſeinem eignen Vater in der Knechtſchaft bleiben muß. Er dienet nun alſo ſeinem eignen Vater, ohne daß er es weis. Was für eine elende Creatur iſt der Menſch, wenn ichs bedenke!

Dieſes nun, ihr Zuſchauer, iſt es, was ihr als eine wahre Geſchichte, wir aber als eine Fabel [**] anzuſehen haben. Eines habe ich noch mit wenigem zu erinnern. Es verlohnt ſich, in der That, der Mühe, daß ihr dieſem Spiele zuhört. Denn es iſt nicht ſo oben hin nach der gemeinen Weiſe gemacht; es ſind keine unzüchtigen Verſe darinne, mit welchen man das Gedächtniß zu beladen ſich ſchämen muß. Es kömmt kein meyneidiger Hurenwirth, keine treuloſe Buhlerinn, kein großſprecheriſcher Soldat vor.

---

[*] — — Ibidem ut ſaepe iam in multis locis
Plus inſciens quis fecit, quam ſciens, boni.

Dieſes ſind des Plautus Worte. Wir wollen hierbey die Stelle aus dem Terentius anmerken, wo er eben dieſes den Parmeno zum Schluſſe der Hecyra ſagen läßt:

equidem plus hodie boni
Feci imprudens, quam ſciens ante hunc diem unquam.

Aus dieſer Stelle darf es nicht allein bewieſen werden, daß Terentius den Plautus nachgeahmet habe.

[**] Haec res agetur nobis, vobis fabula: ſo heißt eigentlich die Stelle. Wenn ich ſie aber nach der Einſicht beurtheile, welche Plautus nothwendig von der Einrichtung der Schauſpiele muß gehabt haben; ſo komme ich auf die Vermuthung, daß die beyden Pronomina verſetzt worden ſind, und daß es heißen ſolle: Haec res agetur vobis, nobis fabula. Denn dieſes eben macht die Vollkommenheit der Schauſpiele aus, wenn die Zuſchauer eine wahrhafte Geſchichte, und keine Vorſtellung einer erdichteten Begebenheit, zu ſehen glauben. Die Schauſpieler aber müſſen es niemals aus den Gedanken laſſen, daß ſie nur vorſtellende Perſonen ſind, und ihre Vorſtellungen ſo wahrſchein-

Uebrigens dürft ihr euch des Kriegs wegen nicht bange ſeyn laſſen, den, wie ich geſagt habe, die Aetolier und Elienſer mit einander führen. Es kömmt nichts auf dem Schauplatze davon vor. Denn es wäre ſehr unbillig, wenn wir, da die Zuſchauer ein Luſtſpiel erwarten, plötzlich in ein Trauerſpiel fallen wollten.* Will aber jemand von euch Krieg haben, der fange nur Händel an. Wenn es ihm glückt, daß er an einen kömmt, der ſtärker iſt als er, ſo wird es gewiß ein ſo artiges Treffen ſetzen, daß er ſich gerne in Zukunft für alle Treffen bedanken wird.

Lebet wohl, ihr gerechteſten Richter im Frieden, und tapferſten Helden im Kriege! Ich gehe ab.

---

lich machen müſſen, daß ſie den Zuſchauer zu hintergehen im Stande ſeyn können. Doch kann es auch ſeyn, daß die erſte Leſeart die rechte iſt, und daß Plautus ganz was anders dabey gedacht hat. Vielleicht will er den Vorredner dadurch ſagen laſſen: ihr könnt zwar das, was wir vorſtellen werden, für eine Fabel anſehen, für uns aber iſt es ſchon eine etwas wichtigere Sache, weil unſere Belohnungen, wenn wir es gut machen, darauf beruhen.

* Hoc paene iniquum eſt Comico choragio,
Conari de ſubito nos agere Tragoediam.

Die neuern Comici würden ſehr wohl thun, wenn ſie dieſe kleine Erinnerung merken wollten. Es iſt, als wenn ſich unſere Zeiten verſchworen hätten, das Weſen der Schauſpiele umzukehren. Man macht Trauerſpiele zum Lachen, und Luſtſpiele zum Weinen. Den Franzoſen könnte man es noch eher erlauben, daß ſie ſich dieſe kleine Abwechſelung machten. Sie haben ſchon Trauerſpiele genug, die zum Weinen, und Luſtſpiele, die zum Lachen bewegen. Warum die Deutſchen aber, die ihnen hierinne noch weichen müſſen, da mit Ruhm anzufangen glauben, wo dieſe mit Schanden aufgehöret haben, das begreifen wir nicht.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ergaſilus.

Die Jugend hat mir den Zunamen Hure gegeben, weil ich beſtändig ungerufen bey ihren Gaſtereyen bin. Ich weis wohl, die Herren Witzlinge ſagen, daß der Zuname ſehr albern ſey; allein ich = = ich ſage, daß er ſchon recht iſt. Denn wenn ein Buhler bey der Schmauſerey würfeln will, ſo ruft er ſeine Hure dabey an. Nicht wahr, ſie iſt alſo angerufen? Freylich .Iſt es denn nun viel anders mit uns Schmarutzern, die wir niemals zu einem Schmauſe gerufen werden? Wir ſind alſo allezeit ungerufen? Angerufen und ungerufen aber iſt ja nicht ſo weit von einander*. Wir ernähren uns beſtändig, wie die Mäuſe, von fremder Koſt. Wenn ſich die Leute Feyertage machen, und aufs Land begeben, ſo haben auch unſere Zähne Feyertage. So wie die Schnecke bey der Hitze, wenn kein Thau fällt, ſich ganz verborgen hält, und von ihrem eignen Safte zehret; ſo bleiben auch die Schmarutzer, wenn die, die ſie ſonſt beſchmauſen, auf dem Lande ſind, ganz verſteckt, und leben von ihrem eignen Safte. Alsdann gleichen ſie den Windhunden, nach und nach aber, wenn die Leute in die Stadt zurück kommen, werden ſie wieder zu dicken unbequemen und verdrüßlichen Bollenbeißern. Es iſt zwar hier auch ganz aus mit ihnen; wer nicht Ohrfeigen leiden, und ſich die Töpfe auf dem Kopfe zerſchmeißen laſſen kann, der mag nur den Sack nehmen und vors Thor betteln gehen. Und wer weis, ob mirs beſſer gehen wird, da mein Patron im Kriege, den die Aetolier und Elienſer mit einander führen, zum Gefangnen iſt gemacht worden. Itzo iſt er nun in Elis, der arme Philopolemus; denn ich bin hier in Aetolien, und zwar bey ſeines Vaters des Hegio Hauſe. Der gute alte Mann! Sein Haus iſt mir itzo ein recht Jammerhaus geworden, ich kann es ohne Thränen niemals anſehen. Er hat, ſeinem Sohne zum Beſten, einen recht ſchimpflichen Handel, und der ſeinem Naturell gar nicht gemäß iſt, angefangen. Er kauft nämlich Gefangne auf, in Hoffnung, daß er einen darunter finden wird, mit welchem er ſeinen Sohn vertauſchen kann. Ich muß ihn doch beſuchen. Doch die Thüre geht alleweile auf, woraus ich ſo oft dicke und berauſcht gegangen bin.

---

* Ich habe dieſes Wortſpiel einigermaßen beyzubehalten geſucht. In dem Lateiniſchen iſt es ungleich artiger, weil invocatus zugleich angerufen und ungerufen heißen kann. Ehe ich es aber gar übergehen wollte, ſo habe ich es lieber ſo gut überſetzen wollen, als es die deutſche Sprache verſtattet. Uebrigens wird man ſo billig ſeyn, und dieſes Spielwerk nach dem beurtheilen, in deſſen Munde es iſt. Die Scherze nach den unterſchiednen Charakteren einzurichten, iſt ein Kunſtſtück, welches wenig in einer ſolchen Stärke beſitzen, wie Plautus. Bey den meiſten ſcherzet der Knecht eben ſo fein, wie ſein Herr, oder der Herr eben ſo grob, wie ſein Knecht.

Zweyter Auftritt.

Hegio. Ein Scherge. Ergaſilus.

Hegio. Höre, was ich ſage. Mache die zwey Gefangnen, die ich geſtern bey den Quäſtors von der Beute gekauft habe, von ihren groſſen Ketten, womit ſie gefeſſelt ſind, los, und lege jedem eine beſondre an. Laß ſie, drinnen und drauſſen, frey herumgehen, nur daß ſie mit der größten Sorgfalt bewacht werden. Mit einem Gefangnen, dem man zu viel Freyheit läßt, iſt es nicht anders, als mit einem Vogel. Wenn er einmal Gelegenheit davon zu fliegen findet; ſo iſt es geſchehen. Er läßt ſich nimmermehr wieder fangen.

Der Scherge. Ja freylich ſind wir alleſammt lieber frey, als in der Knechtſchaft.

Hegio. Doch ſcheinſt du eben nicht von den allen zu ſeyn.

Der Scherge. Willſt du denn alſo, da ich dir nichts geben kann, daß ich mich auf die Flucht begeben ſoll?

Hegio. Begieb dich nur, begieb; du ſollſt ſchon ſehen, was ſich alsdann mit dir begeben ſoll.

Der Scherge. Je nu, ich will es machen, wie du ſprichſt, daß es die Vögel machen.

Hegio. Gut, und eben deswegen werde ich dich ins Käficht ſperren. Doch, genug geſpaßt. Thue was ich dir befohlen habe und pack dich fort.

Ergaſilus. Wie gerne wollte ich, daß der ehrliche Mann ſeinen Zweck erhielte. Denn wenn er ſeinen Sohn nicht wieder erhält, ſo iſt es mit meiner Erhaltung geſchehen. Von der übrigen Jugend iſt gar nichts zu hoffen. Sie lieben ſich alle ſelbſt zu ſehr. Das war noch der einzige Jüngling von altem Schrot und Korne. Ich habe ihn niemals umſonſt vergnügt gemacht. Sein Vater iſt auch noch von der guten Art.

Hegio. Ich will zu meinem Bruder, bey dem ich meine übrigen Gefangnen habe, gehen. Ich muß ſehen, ob ſie die Nacht keine Unordnung angefangen haben. Von dar will ich alsbald wieder nach Hauſe kommen.

Ergaſilus. Es thut mir leid, daß der arme alte Mann, zum Beſten ſeines Sohnes, ſo eine kerkermäßige Handthierung treiben muß. Wenn er ihn zwar auf keine andere Art wieder erhalten kann, ſo mag er gar einen Schinder abgeben. Ich kann es wohl leiden.

Hegio. Wer redt hier?

Ergaſilus. Ich, den deine Betrübniß ganz abmergelt. Ich veralte, verſchmachte und verſchwinde darüber. Ich bin vor lauter Magerkeit nichts als Haut und Knochen. Es bekömmt mir kein Biſſen, den ich zu Hauſe eſſe; kaum daß mir das, was ich bey guten Freunden koſte, noch gedeyet.

Hegio. Willkommen Ergaſilus.

Ergaſilus. Die Götter ſtehen dir bey, Hegio.

Hegio. Nu, nu, weine nur nicht.

Ergaſilus. Ich ſoll nicht weinen? Ich ſoll ſo einen rechtſchaffnen Jüngling nicht beweinen?

Hegio. Ich habe wohl geſehen, daß mein Sohn und du gute Freunde waret ⸗ ⸗

Ergaſilus. So gehts. Wir Menſchen erkennen unſer Glück nicht eher, als bis wir es wiederum verlieren. Seit dem dein Sohn iſt gefangen worden, ſeit dem hab ich erſt eingeſehen, wie hoch ich ihn zu ſchätzen habe. Ach wie ſehne ich mich nach ihm!

Hegio. Da einem Fremden ſein Unglück ſo nahe geht, wie ſoll es mich nicht ſchmerzen, da er mein einziger Sohn iſt?

Ergaſilus. Ich ein Fremder? Dein Sohn mir ein Fremder? O Hegio, ſage dieſes nicht; glaub es nicht. Er iſt dein einziger Sohn, aber mir : : mir iſt er noch viel einziger.

Hegio. Ich lobe dich, daß dich deines Freundes Ungemach wie das deine ſchmerzt. Doch ſey nur gutes Muths.

Ergaſilus. Ach!

Hegio. Der gute Schelm iſt ganz betrübt, weil die Schmauſereyen nunmehr abgedankt ſind. Haſt du denn aber niemanden gefunden, der unterdeſſen dieſe abgedankten Schmauſereyen in ſeinen Sold nehmen und commandiren will?

Ergaſilus. Du glaubſt es wohl; aber nein. Nachdem dein Sohn Philopolemus iſt gefangen worden, bedankt ſich jedermann für dergleichen Commando.

Hegio. Es wundert mich auch eben nicht, daß ſie ſich dafür bedanken. Man hat gar zu viel und gar zu vielerley Soldaten dazu nöthig. Da ſind erſtlich Beckerſoldaten. Und von dieſen Beckerſoldaten giebts wieder unterſchiedne Arten. Man braucht Brodſoldaten; man braucht Kuchenſoldaten. Hernach kommen die Ziemerſoldaten, die Schnepfenſoldaten. Und was hat man nicht endlich für eine Menge Fiſchſoldaten nöthig?

Ergaſilus. Wie doch manchmal die größten Köpfe im Verborgnen bleiben! Was ſollteſt du nicht für ein General ſeyn, und mußt doch als eine Privatperſon leben?

Hegio. Sey nur gutes Muths. Ich hoffe, daß ich meinen Sohn in wenig Tagen wieder zu Hauſe haben will. Denn ich habe geſtern einen jungen elienſiſchen Gefangnen, der von ſehr vornehmen und reichen Geſchlechte iſt, bekommen, und mit dieſem hoffe ich ihn zu vertauſchen.

Ergaſilus. Die Götter geben es!

Hegio. Aber ſage mir doch, biſt du heute auf den Abend zu Gaſte gebeten?

Ergaſilus. So viel ich weis, nicht. Aber warum fragſt du das?

Hegio. Es iſt heute mein Geburtstag, ich will dich alſo auf den Abend einladen.

Ergaſilus. Das war ſinnreich geſprochen!

Hegio. Aber du mußt mit wenigem können zufrieden ſeyn.

Ergaſilus. Wenn es nur nicht allzuwenig iſt.

Hegio. Wie ich ordentlich zu ſpeiſen pflege.

Ergaſilus. Nu, nu, biethe mich nur.

Hegio. Wenn mich nur niemand überbiethet.[*]

Ergaſilus. Ey! was für ein Geboth ſollte mir und meines gleichen wohl lieber ſeyn? Mit ſolchen Bedingungen will ich mich dir mit Grund und Boden zuſchlagen laſſen.

Hegio. O ſage vielmehr ohne Grund und Boden[**] : : Doch, wenn du kommen willſt, ſo mußt du bey Zeiten kommen.

Ergaſilus. Ich kann itzo gleich kommen.

Hegio. Nein, nein, gehe nur, und ſieh, ob du ſonſt wo etwa einen Haſen auftreiben kannſt, die Lerche bleibt dir doch gewiß[***]; denn meine Mahlzeit iſt allerdings auch für dich ein wenig zu harte und zu rauh.

Ergaſilus. O! o! Denke nicht, Hegio, daß du mich dadurch abſchrecken wirſt. Ich kann meinen Zähnen Schuhe anziehn.

Hegio. Nu, nu, meine Koſt wird ſtachlicht genug ſeyn.

Ergaſilus. Du wirſt doch nicht gar Dörner ſpeiſen?

Hegio. Lauter Feldgerichte : :

Ergaſilus. Das Schwein iſt auch ein Feldthier.

---

[*] Die Anſpielung, die im Lateiniſchen auf den Kauf überhaupt iſt, habe ich nur auf eine Art des Kaufs, auf die Verſteigerung, einſchränken müſſen, damit ich den Scherz beybehalten könnte.

[**] Wegen ſeiner Gefräßigkeit.

[***] Ich glaube, daß dieſes der natürlichſte Verſtand ſey, weil er mit der erſten Rede des Hegio, emtum, niſi qui meliorem adferet, am beſten übereinkömmt. Ich biethe dich zwar zu Gaſte, will Hegio ſagen, aber du brauchſt deswegen keine beſſre Mahlzeit zu verſäumen. Findeſt du einen, der dir was beſſers vorſetzen kann, laß dich nicht abhalten. Ich könnte hier dem ältern Scaliger eine gelehrte Unterſuchung, was Ciris ſey, abborgen, wenn ich glaubte, daß meinen Leſern was daran gelegen ſeyn würde. Ich habe es nach der gemeinen Art ſchlechtweg, durch Lerche überſetzt; ich will mir aber diejenigen nicht dadurch zu Feinden machen, welche gebratene Lerchen einem gebratenen Haſen vorziehen. Eine kleine Anmerkung will ich hier noch über den Charakter der Schmarutzer machen. Man wird wenig Stücke bey dem Plautus finden, worinne nicht ein Paraſitus vorkommen ſollte. Ich kann mich aber in der That auf kein einziges von neuern Luſtſpielen beſinnen, wo ſo eine Perſon wäre lächerlich gemacht worden. Doch es iſt kein Wunder. Man würde vielleicht ein Hirngeſpinſte lächerlich gemacht haben. Der Charakter eines Schmarutzers hat das Unglück gehabt, mit der Gaſtfreyheit auszuſterben.

Hegio. Vor allen Dingen viel Kraut : :

Ergaſilus. Das kannſt du den Kranken zu Hauſe vorſetzen. Haſt du mir ſonſt noch was zu befehlen?

Hegio. Nichts, als daß du bey Zeiten kommen ſollſt.

Ergaſilus. Das hätte ich ſo nicht vergeſſen.

Hegio. Ich will herein gehen, und doch überſchlagen, wie viel ich Geld bey dem Wechſler ſtehn habe. Den Gang zu meinem Bruder kann ich verſparen bis hernach.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Schergen. Philokrates und Tyndarus, die Gefangnen.

Ein Scherge. Da die unſterblichen Götter euch zu dieſem Unglück auserſehen haben, ſo habt ihr es mit Geduld zu ertragen. Durch dieſe könnt ihr euch eure Laſt erleichtern. Ich will es glauben, daß ihr in eurem Vaterlande frey geweſen ſeyd. Da ihr aber itzo in die Knechtſchaft gerathen ſeyd, ſo wird es gut ſeyn, wenn ihr euch darein ſchickt, und ſie euch, durch den Gehorſam gegen euren Herrn, ſo erträglich macht, als es nur möglich iſt. Alles was der Herr thut, muß euch recht ſeyn, wenn es gleich nicht recht iſt.

Die Gefangnen. Ach!

Ein Scherge. Der Seufzer war unnöthig, und euer Weinen iſt euch zu nichts gut, als die Augen zu verderben. In Trübſalen iſt nichts beſſer, als ein guter Muth.

Die Gefangnen. Allein, wir ſchämen uns, daß wir gefeſſelt ſeyn.

Ein Scherge. So darf es euren Herrn hernach nicht gereuen, daß er euch, die ihr ihm ſo viel Geld koſtet, frey, ohne Ketten, hat gehn laſſen, wenn ihr etwa : :

Die Gefangnen. Was befürchtet er ſich denn von uns? Wir wiſſen ſchon, was unſere Schuldigkeit iſt, wenn er uns gleich ungebunden gehen ließe.

Ein Scherge. Ha! ha! Ich ſehe ſchon, worauf ihr umgeht. Ihr ſucht zu entfliehn.

Die Gefangnen. Wir entfliehen? Und wohin?

Ein Scherge. Nach Hauſe.

Die Gefangnen. Geh! Es würde ſich ſchlecht für uns ſchicken, zu entfliehn.

Ein Scherge. Nu, nu, wenn ſich die Gelegenheit etwa eräugen ſollte, ſo will ich es euch nicht abrathen.

Die Gefangnen. Eine kleine Bitte haben wir an euch zu thun.

Ein Scherge. Worinne beſteht die?

Die Gefangnen. Wir wollten gerne mit einander ſprechen, ohne, daß uns weder du, noch jemand von dieſen, zuhörte.

Ein Scherge. Gut, das ſoll euch erlaubt ſeyn. Weg von hier! Laſt uns unterdeſſen hier zurück treten. Allein macht es kurz.

Philokrates. Dieſes wünſchte ich eben. Komm hier her Tyndarus.

Ein Scherge. Fort hier! Packt euch zurück!

Tyndarus. Wir ſind euch beyde ſehr verbunden, daß ihr uns dieſe Gefälligkeit erzeigt.

Philokrates. Komm alſo näher hieher, damit ſie nichts von unſern Reden auffangen können. Sie müſſen von unſerer Liſt nicht das geringſte merken. Denn eine Liſt iſt keine Liſt, wenn ſie nicht heimlich gehalten wird; ſie iſt vielmehr das größte Unglück, ſo bald ſie auskömmt. Wenn du dich alſo für meinen Herrn ausgeben willſt, und ich mich als deinen Diener anſtellen ſoll, ſo müſſen wir uns wohl vorſehn, daß wir alles behutſam und ohne Behorcher verrichten. Wir müſſen allen unſern Fleiß, allen unſern Witz dabey anwenden. Die Sache iſt zu wichtig, als daß ſie ſich ſchläfrich treiben lieſſe.

Tyndarus. Ich will alles thun, wie du es befiehlſt.

Philokrates. Das hoff ich.

Tyndarus. Du ſiehſt wohl, daß ich itzo für dein mir ſo werthes Leben, mein eigen Leben in die Schanze ſchlage.

Philokrates. Es iſt wahr.

Tyndarus. Aber gedenke auch daran, wenn du deinen Zweck wirſt erlangt haben. Denn ich weis wohl, wie die meiſten Menſchen ſind. So lange als ſie nach etwas ſtreben, ſo lange ſind ſie gut; ſo bald ſie es aber erlangt haben, ſo bald werden ſie aus den Beſten, die Schlimmſten und Ungetreueſten. Doch ich will hoffen, daß du ſo ſeyn werdeſt, wie ich es wünſche. Ich könnte es mit meinem Vater nicht beſſer meynen, als ich es mit dir meyne.

Philokrates. In der That, ich habe dich mit Recht meinen Vater zu nennen. Denn nach meinem wirklichen Vater haſt du dich am väterlichſten gegen mich bewieſen.

Tyndarus. Ja! Ja!

Philokrates. Ich ermahne dich alſo, gedenke ja fleißig daran, daß ich nun nicht mehr dein Herr, ſondern dein Knecht, bin. Nur das einzige bitte ich dich, da uns die Götter itzo ihren Willen kund gethan, und mich, deinen vorigen Herrn, zu deinem Mitknechte gemacht haben: dieß einzige bitte ich dich, ich, der ich dir ſonſt mit Recht zu befehlen hatte, ich bitte es dich um unſers ungewiſſen Glücks, um der Gütigkeit, die dir mein Vater erzeigt hat, um unſerer gemeinſchaftlichen Knechtſchaft willen; ehre mich nicht anders, als ich dich geehrt habe, da du mir dienteſt, und erinnere dich fleißig, was du geweſen ſeyſt, und was du nun biſt.

Tyndarus. Ich weis ſchon. Ich bin nunmehro du, und du biſt ich.

Philokrates. Gut. Wenn du das wohl merken kannſt, ſo können wir hoffen, daß unſre Liſt gelingen werde.

Zweyter Auftritt.

Hegio. Philokrates. Tyndarus.

Hegio. Ich werde gleich wieder herein kommen. Ich will nur dieſe erſt etwas fragen. Wo ſind ſie, die ich vor die Thüre zu führen befehlen habe?

Philokrates. O, du haſt ſchon dafür geſorgt, daß wir nicht weit fern können. Wir ſind ja mit Ketten und Wachen ganz umſchanzt.

Hegio. Wenn man ſich auch noch ſo ſehr vorſieht, man kann ſich doch nimmermehr zu viel vorſehn. Wenn man manchmal glaubt, ſich am beſten vorgeſehn zu haben, ſo iſt man mit aller ſeiner Vorſicht betrogen. Oder thue ich etwa unrecht, daß ich euch ſo ſcharf bewache, da ich euch für ſo viel baares Geld gekauft habe?

Philokrates. Es würde uns nicht geziemen, wenn wir dir deine Vorſicht übel nehmen wollten. Doch würde es ſich auch für dich nicht ſchicken, es uns zu verdenken, wenn wir uns bey Gelegenheit davon machen ſollten.

Hegio. Wie ich euch hier bewachen laſſe, eben ſo wird mein Sohn bey euch bewacht.

Philokrates. Iſt er auch gefangen worden?

Hegio. Leider!

Philokrates. So ſind wir doch nicht die einzigen Bärenhäuter geweſen.

Hegio. Komm hier her. Ich möchte dich gerne alleine um etwas fragen, worinne du mich aber nicht belügen mußt.

Philokrates. Was ich weis, will ich dir wahrhaft geſtehen. Wenn ich aber etwas nicht weis, ſo mußt du mir es auch nicht verdenken, daß ich es nicht weis.

Tyndarus. Nun iſt der Alte in der Barbierſtube. Das Meſſer iſt ſchon angeſetzt. Gleichwohl giebt er ihm nicht einmal das Tuch um, daß er ſich das Kleid nicht garſtig mache. Ob er ihn aber glatt, oder über den Kamm ſcheren wird, weis ich noch nicht. Wenn er aber geſcheid iſt, ſo wird er ihn rechtſchaffen zerkratzen.

Hegio. Höre! Willſt du lieber frey, oder ein Knecht ſeyn? Sprich!

Philok. Ich will nichts, als was dem Guten am nächſten kömmt, und von dem Uebel am weiteſten entfernt iſt. Vielen zwar iſt die Knechtſchaft eben nicht ſehr beſchwerlich geweſen. Darunter gehöre auch ich. Mein Herr hat mich nicht anders, als ſein eigen Kind gehalten.

Tynd. Gut! In der That, nicht einmal für ein Talent wollte ich den Thales aus Milet kaufen. Denn gegen dem ſeine Weisheit iſt die ſeinige Kinderpoſſen. Mit was für einer Art hat er nicht die Rede auf die Knechtſchaft zu bringen gewußt!

Hegio. Aus was für einem Geſchlechte iſt dieſer Philokrates?

Philok. Aus dem polypluſiſchen, welches daſelbſt das mächtigſte und geehrteſte Geſchlecht iſt.

Hegio. Aber er ſelbſt, in was für einem Anſehen ſtehet er in ſeiner Vaterſtadt?

Philok. In großem. Die vornehmſten Leute ſchätzen ihn.

Hegio. Da er nun, wie du ſagſt, in ſolcher Hochachtung bey den Elienſern ſteht, wie ſteht es denn um ſeinen Beutel? Iſt er fett?

Philok. Er könnte Unſchlitt daraus kochen. Der Alte . . .[*]

Hegio. Was? der Alte? Lebt ſein Vater auch noch?

Philok. Als wir von Hauſe abreiſeten, hat er noch gelebt. Ob er aber itzo noch lebt, das muß der Tod am beſten wiſſen.

Tynd. Das geht vortrefflich. Er lügt nicht nur, er fängt auch gar an zu philoſophiren.

Hegio. Wie heißt ſein Vater?

Philok. Theſaurocrypſonicochryſides.

Hegio. Den Namen hat man ihm gewiß wegen ſeines großen Reichthums gegeben.

Philok. Nicht allein. Auch wegen ſeines Geizes, und ſeiner Kühnheit. Denn ſein eigentlicher Name iſt Theodoromedes.

Hegio. Was ſagſt du? So iſt ſein Vater geizig?

Philok. Nur gar zu geizig. Zum Exempel, daß du doch ſiehſt, was er für ein Mann iſt; wann er ſeinem Genius opfert, ſo braucht er lauter irdene Gefäße zu dem heiligen Werke, aus Furcht ſein Genius möchte ſie ihm ſonſt entwenden. Daraus kannſt du ſehen, wie viel er andern trauen mag.

Hegio. Gut! Komm, tritt unterdeſſen hier her. Ich will mich auch bey dieſem erkundigen. Philokrates[**], dieſer hat als

---

*) Vnde excoquat ſevum ſenex heißt es in den meiſten Ausgaben, Deuza aber unterſcheidet die Perſonen alſo: *Phil.* Vnde excoquat ſevum. *Heg.* Senex quid pater? vivitne? Allein das Senex kann ganz wohl noch bey der Rede des Philokrates bleiben, nur ſo, daß es einen neuen Perioden anfängt, worinne er von ſeinem Vater etwas gedenken will, wo ihm Hegio aber alsbald ins Wort fällt: quid pater? etc. Daß man alſo vielleicht leſen muß:

Phil. Vnde excoquat ſevum. Senex - - -
Heg. Quid Pater? vivitne?

[**] In den Ausgaben, die ich habe nachſehen können, ſtehet: Philocraten hic fecit, hominem frugi ut facere oportuit. Dieſes iſt offenbar falſch.

ein rechtſchaffner Menſch, wie es auch ſeine Schuldigkeit war, gehandelt. Ich weis von ihm, aus was für einem Geſchlechte du biſt. Er hat mirs geſtanden. Wenn du mir es auch geſtehen willſt, es wird dein Schade nicht ſeyn. Unterdeſſen will ich dir doch ſagen, daß ich alles ſchon von ihm weis.

Tyndarus. Er hat ſeine Schuldigkeit gethan, da er dir die Wahrheit geſtanden hat; ob ich gleich mit aller Sorgfalt meinen Adel, mein Geſchlecht und meine Reichthümer habe verbergen wollen. Da ich aber Vaterland und Freyheit verlohren habe, ſo kann ich es ihm freylich nicht verdenken, daß er mich weniger als dich fürchtet. Die feindliche Gewalt hat meinen Stand dem ſeinigen gleich gemacht. Vorher durfte er mich nicht mit einem Worte beleidigen; itzo kann er es mit der That thun. Aber, wie du ſiehſt, das Glück verfährt mit uns Menſchen nach ſeinem Kopfe. Ich war frey, nun bin ich ein Knecht. Vom höchſten macht es mich zum letzten. Sonſt war ich gewohnt zu befehlen, nun muß ich mir befehlen laſſen. Wenn ich zwar einen Herrn bekommen habe, wie ich ſelbſt gegen meine Leute geweſen bin, ſo darf ich mich nicht befürchten, daß er mir was ungerechtes oder allzu beſchwerliches gebiethen werde. Dieſes einzige, Hegio, will ich dir nur ſagen, : : wenn du es nicht übel nehmen willſt : :

Hegio. Rede frey.

Tyndar. Ich bin eben ſowohl frey geweſen, als dein Sohn. Wir haben, ſowohl er als ich, durch die feindliche Macht unſre Freyheit verlohren. Er dienet bey uns nicht anders, als ich bey euch diene. Es iſt ganz gewiß ein Gott, welcher, was wir thun, hört und ſieht. Wie du mich hier halten wirſt, ſo wird er machen, daß man deinen Sohn auch bey uns hält. Führſt du dich gütig gegen mich auf, ſo wird es ihm zu ſtatten kommen, biſt du hart gegen mich, ſo wird man es auch gegen ihn ſeyn. So ſehr du nach deinem Sohne verlangſt, ſo ſehr verlangt auch mein Vater nach mir.

Bey Philokrates iſt das Comma unentbehrlich, welches hier die Anrede ſeyn muß; denn Hegio wußte es ja nicht, daß es Philokrates, mit dem er geredt hätte.

Hegio. Ich glaube alles das. Doch wirſt du mir es geſtehen, was er mir geſtanden hat?

Tynd. Ich geſtehe dir, daß mein Vater großen Reichthum beſitzet, und daß ich aus vornehmen Geſchlechte bin. Allein ich bitte dich, Hegio, laß dich meine Reichthümer nicht geiziger machen; und bringe meinen Vater nicht dahin, daß er es für anſtändiger halten muß, mich, ob ich gleich ſein einziger Sohn bin, lieber bey dir in der Knechtſchaft zu laſſen, wo du mich auf deine Unkoſten ſatt machen und kleiden mußt, als mich da, wo es mir am wenigſten anſtändig ſeyn würde, betteln zu ſehen.

Hegio. Ich bin durch den Segen der Götter, und den Fleiß meiner Vorfahren reich genug. Zwar glaube ich nicht, daß man den Gewinnſt allezeit verachten muß, ich weis vielmehr, daß viele Leute dadurch groß geworden ſind. Allein ich weis auch, daß zuweilen Schaden beſſer iſt, als Gewinnſt. Ich haſſe das Geld, es iſt vielen ein ſchlechter Rathgeber geweſen. Höre alſo, und vernimm meine ganze Sinnesmeynung. Mein Sohn dienet bey euch in Elis, als ein Gefangner. Wenn du mir ihn zurück ſchaffſt, ſo ſollſt du keinen Häller mehr geben. Ich will dich und deinen Knecht gehen laſſen. Anders aber laß ich euch nicht frey.

Tynd. Dein Verlangen iſt gut und billig. Du biſt der rechtſchaffenſte Mann. Allein iſt dein Sohn ein privat oder ein öffentlicher Gefangner?

Hegio. Ein privat Gefangner, bey dem Arzt Menarchus.

Phil. Vortrefflich. Menarchus iſt dieſes ſein Client. Die Sache wird gehn, als ob ſie geſchmiert wäre*.

Hegio. Mache alſo, daß er ranzionirt wird.

Tynd. Es ſoll geſchehn. Aber das bitte ich dich Hegio ⸗ ⸗

Hegio. Nur bitte nichts, was dieſem Vornehmen zuwider läuft; ſonſt alles ⸗ ⸗

Tynd. Höre mich nur. Ich verlange nicht, daß du mich eher frey laſſen ſollſt, als du deinen Sohn wieder bekommen haſt. Allein das bitte ich dich. Schlag mir dieſen um ein Gewiſſes an. Ich will ihn zu meinem Vater ſchicken, damit er deinen Sohn ranzioniren kann.

---

* Man halte mir den Ausdruck zu gute. Ich habe etwas ſetzen wollen, welches dem Lateiniſchen, welches ein Sprüchwort zu ſeyn ſcheinet, ein wenig ähnlich ſey.

Hegio. Ich dächte, wir ſchickten lieber einen andern, ſo bald als Waffenſtillſtand ſeyn wird. Ein andrer kann ſich mit deinem Vater eben ſo wohl beſprechen, und deine Befehle nach deinem Willen ausrichten.

Tynd. Nein, einen Unbekannten an ihn zu ſchicken, taugt nichts. Es wäre alles umſonſt. Schicke dieſen. Der wird alles ausrichten können, wenn er hinkömmt. Du kannſt keinen Getreuern, keinen, dem er mehr zutraute, ſchicken. Es iſt ein Knecht, der völlig nach ſeinem Sinne iſt. Wem ſollte er alſo wohl ſeinen Sohn ſichrer vertrauen können? Beſorge nichts, ich will auf meine Gefahr ſeine Treue probiren. Ich verlaſſe mich auf ſeine Ehrlichkeit, weil er weis, daß ich gütig gegen ihn geſinnt bin.

Hegio. Gut, wenn du es ſo haben willſt, ſo mag er auf deine Gefahr gehen. Ich will dir ihn anſchlagen.

Tynd. Ich ſähe aber gerne, daß du ihn je eher je lieber abfertigteſt.

Hegio. Willſt du mir aber, wenn er nicht wieder kömmt, zwanzig Pfund für ihn geben?

Tynd. Ja, die will ich dir geben.

Hegio. Ihr da! Nehmt dieſem die Ketten, oder nehmt ſie vielmehr allen beyden ab.

Tynd. Die Götter beglücken dich mit allem was du wünſcheſt, da du mich ſo vieler Ehre würdigeſt, und mir die Ketten abnimmſt. In der That, es iſt mir eben nicht beſchwerlich, daß ich das Halsband ablegen ſoll.

Hegio. Rechtſchaffnen Leuten iſt der Dank für die Wohlthat, die ſie rechtſchaffnen Leuten erzeigt haben, zuwider. Wenn du ihn alſo nach Hauſe ſenden willſt, ſo ſage, unterrichte, befiehl, was er deinem Vater melden ſoll. Soll ich ihn herrufen?

Tynd. Ja ruf ihn*.

---

* Ich weis in der That nicht, warum hier ein neuer Auftritt angehen ſoll. Tyndarus war ja nicht abgegangen, ſondern Hegio hatte ihn nur bey Seite geführt, und er war bloß einige Zeit ohne Handlung geblieben.

Dritter Auftritt.

Hegio. Philokrates. Tyndarus.

Hegio. Wollten die Götter, daß dieſes Vorhaben für mich, meinen Sohn und euch glücklich ausſchlage! Du, dein neuer Herr befiehlt dir deinem alten Herrn, in allem was er verlangt, treulich zu gehorchen. Ich habe dich ihm für 20 Pfund angeſchlagen. Er ſpricht, er wolle dich zu ſeinem Vater ſchicken, damit dieſer meinen Sohn ranzionire, und wir alſo unſre Söhne mit einander austauſchen können.

Philok. Ich halte meine Dienſte auf allen Seiten bereit. Ihr könnt mich wie eine Töpferſcheibe gebrauchen. Ich laſſe mich zu dir und zu ihm drehen, wie ihr es verlangt.

Hegio. Dieſe deine Dienſtfertigkeit wird dir das meiſte nutzen, da du dich bey deiner Knechtſchaft ſo verhältſt, wie es dir geziemet. Folge mir! Hier iſt er.

Tynd. Ich danke dir, daß du mir Macht und Gewalt giebſt, dieſen als einen Bothen zu meinem Vater zu ſchicken, der ihm alles umſtändlich berichte, wie es mit mir hier ſtehe, und wie ich es wolle gehalten haben. Hegio und ich, Tyndarus, ſind mit einander eins geworden, daß ich dich nach Hauſe ſchicken ſoll. Er hat dich mir um ein Gewiſſes angeſchlagen. Ich ſoll ihm nämlich, wenn du nicht wieder zurück kömmſt, zwanzig Pfund für dich bezahlen.

Philok. Das habt ihr ſehr wohl ausgemacht. Denn dein Vater wartet gewiß, daß du mich oder einen Bothen an ihn ſchicken wirſt.

Tynd. Vernimm alſo wohl, was du meinem Vater zu Hauſe berichten ſollſt.

Philok. Wie ich mich, Philokrates, bis anhero gegen dich erzeiget habe, will ich mich noch ſtets erzeigen. Alles, was deinen Umſtänden am zuträglichſten iſt, will ich mich mit Leibs- und Seelenkräften auszurichten beſtreben.

Tynd. Du thuſt dadurch, was dir geziemt. Doch höre mir nunmehro zu. Vor allen Dingen grüße meinen Vater und meine Mutter und unſere Verwandten, und alle, die uns ſonſt wohlwollen. Sage ihnen, daß ich mich wohl befinde, daß ich bey dieſem rechtſchaffnen Manne diene, und daß er mir alle Ehre erzeige.

Philok. Das brauchſt du mir nicht zu befehlen. Ich würde es ſo thun.

Tynd. Ich wäre bey ihm wie frey, nur daß ich einen Wächter um mich hätte. Und endlich ſage meinem Vater, auf was für Art ich mit ihm, wegen ſeines Sohns, einig geworden wäre.

Philok. Du hälſt dich nur auf, da du mir etwas befiehlſt, was ich ohnedem thun würde.

Tynd. Nämlich, daß er ſeinen Sohn ranzioniren, und ihn an unſer beyder Statt zurück ſchicken ſolle.

Philok. Das will ich nicht vergeſſen.

Hegio. Er ſoll es aber, ſo bald als möglich, thun, weil beyden Theilen daran gelegen iſt.

Philok. O die Begierde, ſeinen Sohn wieder zu ſehn, wird bey ihm nicht geringer als bey dir ſeyn.

Hegio. Ja, ich liebe meinen Sohn, und ein jeder liebt den ſeinigen.

Philok. Haſt du ſonſt noch was an den Vater zu beſtellen?

Tynd. Daß ich mich hier wohl befinde. Auſſerdem kannſt du ihn, Tyndarus, auch kühnlich verſichern, daß wir ſehr wohl mit einander ausgekommen wären, daß du keinen Fehler begangen habeſt, und daß ich dir nicht zuwider geweſen ſey. Du habeſt deinem Herrn in dieſen Trübſalen treulich beygeſtanden; du habeſt mich niemals verlaſſen, und ſeyſt mir in zweifelhaften und unglücklichen Fällen mit Rath und That an die Hand gegangen. Und wenn mein Vater hören wird, wie du, Tyndarus, gegen ſeinen Sohn ſeyſt geſinnt geweſen, ſo wird er nimmermehr ſo geizig ſeyn, daß er dir deine Freyheit nicht ohne Entgeld ertheilte. Ich ſelbſt will, wenn ich nach Hauſe komme, alles mögliche beytragen, daß er es deſto eher thue. Denn dir, deiner Leutſeligkeit, Tugend und Weisheit habe ich es zu danken, daß ich wieder zu meinen Aeltern werde zurück kehren können. Nach deiner Weisheit entdeckteſt du dem Hegio mein Geſchlecht und Vermögen, und nur dadurch befreyteſt du deinen Herrn aus den Ketten.

Philok. Ich habe alles gethan, was du ſagſt, und es iſt mir lieb, daß du dich deſſen erinnerſt. Ich habe nach meiner Pflicht mit dir gehandelt. Denn wenn ich, Philokrates, itzo auch erzählen wollte, wie viel Wohlthaten du mir erzeigt haſt, ſo würde ſich der Tag eher als meine Erzählung endigen. Denn wenn du auch ſelbſt mein Knecht wäreſt, ſo hätteſt du nicht ergebner gegen mich ſeyn können.

Hegio. O ihr Götter, was ſind das für großmüthige Seelen! Sie preſſen mir Thränen aus. Wie herzlich ſie ſich lieben. Mit was für Lobſprüchen belegt nicht der Knecht ſeinen Herrn.

Philok. O, er verdient hundertmal mehr gelobt zu werden, als er mich gelobt hat.

Hegio. Wann du alſo ſo treulich an ihn gehandelt haſt, ſiehe, hier haſt du eine Gelegenheit, deine Verdienſte gegen ihn vollkommen zu machen. Sey auch hierinne treu.

Philok. Man ſoll nicht treuer ſeyn können, ſo treu will ich mich zu ſeyn beſtreben. Und daß du mir, Hegio, deſto eher glaubeſt, ſo rufe ich den höchſten Jupiter zum Zeugen an, daß ich dem Philokrates nimmermehr untreu ſeyn werde.

Hegio. Du biſt ein wackrer Menſch!

Philok. Ich will an ihm handeln, wie ich an mir ſelbſt handeln würde.

Tynd. Gut! Bekräftige nur dieſe deine Reden auch mit der That. Weil ich dir aber noch nicht alles, was ich wollte, geſagt habe, ſo höre, doch hüte dich, daß du dich durch meine Worte nicht zum Zorne reizen laſſeſt. Ich bitte dich, bedenke, daß du auf mein Wort nach Hauſe geſchickt wirſt, daß du mir angeſchlagen biſt, und daß ich mein Leben hier für dich zum Pfande ſetze. Vergiß mich nicht etwan, ſo bald du mich aus den Augen gelaſſen haſt. Da du mich für dich hier in der Gefangenſchaft läſſeſt, ſo glaube nicht, daß du ſelbſt frey ſeyſt, und könneſt dein Pfand in Stiche laſſen; und brauchteſt dich nicht zu bemühen, daß ſein Sohn für mich ranzioniret werde. Bedenke es ja, du biſt mir um 20 Pfund angeſchlagen. Mache mein Vertrauen auf dich nicht zu Schanden. Laß dein Wort nicht in Wind geſprochen ſeyn. Ich weis, der Vater wird alles thun, was ihm zu thun zukömmt. Mache, daß du mich zu deinem beſtändigen Freunde behältſt, und an dem Hegio einen neuen Freund gefunden habeſt. Sieh, ich bitte dich um des Handſchlags, den meine Rechte der deinen giebt, ſey mir nicht ungetreuer, als ich dir bin. Bedenke, du biſt itzo mein Herr, mein Patron, mein Vater. Auf dich gründet ſich itzo meine Hoffnung und mein Glück.

Philok. Du haſt mir genug befohlen. Biſt du zufrieden, wenn ich das, was du mir befohlen haſt, ausrichte?

Tyndarus. Ja.

Philok. Ich hoffe mit Ehren nach deinem, und meinem Wunſche wieder zurück zu kommen. Iſt ſonſt noch was?

Tynd. Komm, ſo bald es möglich iſt, wieder.

Philok. Das verſteht ſich.

Hegio. Folge mir, ich will dir von meinem Wechsler Reiſegeld auszahlen laſſen, und will dir zugleich von dem Präter einen Paß verſchaffen.

Tynd. Was für einen Paß?

Hegio. Den er mit ſich nehmen muß, daß ihn unſre Truppen in ſein Vaterland reiſen laſſen. Gehe du unterdeſſen herein.

Tynd. Reiſe alſo glücklich Tyndarus.

Philok. Lebe wohl.

Hegio. Ich danke es den Göttern, daß ich dieſe zwey von den Quäſters gekauft habe. Ich habe meine Sache durch ſie auf einen rechten guten Fuß geſetzt. Mein Sohn iſt alſo, wenn es die Götter wollen, ſo gut als frey. Und ich konnte noch bey mir anſtehen, ob ich ſie kaufen, oder ob ich ſie nicht kaufen ſollte? Ihr Knechte, bewacht ihn drinnen wohl. Laßt ihn keinen Schritt, ohne ihn zu beobachten, thun. Ich werde gleich wieder zu Hauſe ſeyn. Ich will nur erſt ſehn, was bey meinem Bruder die übrigen Gefangnen machen. Ich muß mich doch zugleich erkundigen, ob einer von ihnen dieſen Jüngling kennt. Du folge mir, daß ich dich reiſen kann laſſen, denn dieſes geht allen andern vor.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ergaſilus.

Das iſt ein elender Menſch, der ſeine Nahrung ſucht, und ſie mit Mühe findet; der iſt aber noch viel elender, der ſie mit Mühe ſucht, und ſie gar nicht findet*. Ja, ja, das iſt der allerelendeſte, der gerne eſſen will, und nichts zu eſſen hat. Ich möchte dieſem Tage gleich die Augen auskratzen, wenn es angienge; ſo unbarmherzig ſind alle Sterbliche heut gegen mich. Ich habe keinen verhungertern, keinen faſttäglichern Tag geſehen. Es geht mir nichts an demſelben von Statten, ich mag anfangen, was ich will. Magen und Kehle feyern alſo heute bey mir Faſtnachten. Nun kannſt du dich, du ganze Schmarutzkunſt, nur an Galgen packen; denn die Jugend entfernt ſich von uns armen Poſſenreißern ganz und gar. Was bekümmern ſie ſich itzo mehr um die lakoniſchen Schlägefaulen, um die Prügelgeduldigen, welche wohl Einfälle, aber weder Brodt, noch Geld, haben. Sie bitten nur itzo die zu Gaſte, die ſie, wenn es ihnen geſchmeckt hat, wieder bitten können. Sie kaufen gar itzo ſelber zur Mahlzeit ein, welches doch ſonſt die Schmarutzer thun mußten. Sie verhüllen ſich eben ſo wenig den Kopf, wenn ſie vom Markte zum Hurenwirth gehen, als wenn ſie in ihrer Zunft zu eines Verdammung ihre Stimmen geben. Sie achten die Luſtigmacher nicht einen Pfiff mehr. Sie lieben ſich alle nur alleine. Als ich von hier weg gieng, machte ich mich auf dem Markte unter die Jünglinge. Seyd gegrüßt, ſprach ich. Wo wollen wir heute zu Mittage ſpeiſen? Keiner antwortet. Nu, wer wird uns denn einladen? Aber alle ſind ſtumm. Keiner will über mich lachen. Wo wollen wir zu Abend ſpeiſen? fragte ich wieder. Und alle ſchütteln den Kopf. Ich bringe darauf ein ſchnackiſches Wort, eine von meinen beſten Schnacken vor, eine, die mir wohl ſonſt einen ganzen Monat lang den

---

* In dem Lateiniſchen ſcheinet eine dreyfache Gradation zu ſeyn; die andre und dritte aber iſt, wenn man ſie recht betrachtet, einerley; daß alſo der Superlativus nichts als eine Beſtätigung des Comparativi hier ſeyn kann, wie ich es in der Ueberſetzung deutlicher zu machen mich bemüht habe.

Tiſch verdienen mußte. Allein, niemand lacht. Ich merkte bald, daß es eine abgeredte Sache war. Keiner von ihnen wollte es nicht einmal wie die geneckten Hunde machen, daß er wenigſtens die Zähne gefletſcht hätte, da er nicht lachen wollte. Weil ich ſehe, daß man mich ſo zum Narren hat, ſo gehe ich fort. Ich komme zu andern, wieder zu andern, und wieder zu andern: alle ſind einerley. Sie ſind alle von einem Schlage, wie die Oelmäckler auf dem Velabrum[*]. Ich komme eben von da her, weil ich mich nicht länger wollte verſpotten laſſen. O es ſind noch mehr Schmarutzer, die alle vergebens auf dem Markte auf und nieder ſpazieren. Ich habe es aber nunmehro beſchloſſen, mein Recht nach den römiſchen Geſetzen auszuführen. Ich will denen einen Termin ſetzen; ich will ſie rechtſchaffen ſtrafen, die darauf umgehn, daß ſie mir zu eſſen und zu leben verwehren wollen. Sie ſollen mir zehn Mahlzeiten geben müſſen, ſo wie ich ſie verlange, und noch dazu bey der theuerſten Zeit. Ja, das will ich thun. Voritzo aber will ich nach dem Hafen gehen. Ich habe da noch eine kleine Schmauſehoffnung; wird aber auch dieſer der Hals gebrochen, ſo muß ich mich ſchon mit der rauhen Mahlzeit bey dem alten Hegio begnügen.

Zweyter Auftritt.

Hegio.

Was iſt angenehmer, als wenn man, mit allgemeinem Beyfall[**], eine Sache wohl ausgeführt hat, wie ich geſtern gethan habe, da ich die zwey Gefangnen kaufte? Wer mich ſieht, kömmt mir entgegen, und wünſcht mir deswegen Glück. Sie haben mich durch ihr Stilleſtehnlaſſen und durch ihr Zurückhalten ganz ermüdet. Mit Mühe und Noth konnte ich mich durch die vielen Glückwünſche durchdringen. Endlich kam ich doch bis zum Präter, wo ich ein wenig ausruhte, und um einen Paß bath. Ich bekam ihn. Ich habe ihn auch ſchon dem Tyndarus gegeben, welcher ſich alſobald mit auf den Weg machte. Von dar komme ich nun itzo nach Hauſe. Auf dem Rückwege aber bin ich bey meinem Bruder eingeſprochen, wo ich meine übrigen Gefangnen habe. Ich fragte ſie, ob einer von ihnen den Philokrates aus Elis kenne? Endlich ſchreyt dieſer, es wäre ſein guter Freund. Ich ſagte ihm, er wäre bey mir; worauf er mich inſtändigſt bath, daß er ihn ſehen dürfe. Ich ließ ihn auch alſobald los ſchließen. Du, folge mir nunmehro, daß ich deine Bitte erfüllen kann. Du ſollſt ihn ſprechen.

---

[*] Velabrum hieß ein Platz in Rom an dem aventiniſchen Berge, wo die Oelverkäufer ihre Buden hatten. Plautus hat zwar in dieſem Stücke den Schauplatz nach Aetolien verlegt, gleichwohl macht er ſich kein Bedenken, Oerter, welche in Rom waren, darinne ſo anzuführen, als ob ſie an dem Orte ſelbſt wären, wo dieſe Vorſtellung geſchieht. Die römiſchen Zuſchauer mußten zu ſeiner Zeit noch nicht ſehr ekel ſeyn, weil er dergleichen Verwirrungen, ohne getadelt zu werden, brauchen konnte. In dem erſten Auftritt des erſten Aufzugs haben wir ſchon ein Exempel davon gehabt, wo er von der porta trigemina redet, welche in Rom war, und an der die Bettelleute am häufigſten ſaßen.

[**] Ich glaube nicht, daß bono publico etwas anders hier heißen kann. Denn des Lambinus Erklärung iſt ſehr weit hergeholt.

Dritter Auftritt.

Tyndarus.

Ach! Itzo wollte ich auch lieber gelebt haben, als leben. Hoffnung, Rath und Hülfe fliehen und verlaſſen mich. Dieſes iſt der Tag, an welchem ich keine Rettung meines Lebens mehr zu hoffen habe. Es iſt keine Zuflucht mehr für mich; keine Hoffnung, die mir dieſe Furcht benehmen könnte. Ich weis auf keine Art meine betrügriſche Lügen zu bemänteln, auf keine Art meine ſykophantiſchen Teuſchereyen zu beſchönigen. Ich kann eben ſo wenig meine Untreue abbitten, als entfliehen. Die Hartnäckigkeit wird mir eben ſo wenig, als neue Liſt, helfen. Allein, unſre Geheimniſſe ſind entdeckt. Unſre Liſt iſt verrathen. Alles iſt offenbar. Es iſt ausgemacht, ich bin verlohren, für mich und meinen Herrn. Ariſtophontes, der eben itzo kam, iſt mein Unglück. Er kennt mich. Er iſt des Philokrates Verwandter und guter Freund. Wenn mich auch die Errettung ſelbſt erretten wollte, ſie kann es nicht; es iſt unmöglich. = = Wo ich mich nicht noch auf eine Liſt beſinne = = Aber, zum Henker, auf was für eine? Was ſoll ich erdenken? Ich will = = Ach, es iſt alles nichts; es ſind Poſſen. Da ſteck ich!

Vierter Auftritt.

Hegio. Tyndarus. Ariſtophontes.

Hegio. Nu, wo iſt der aus dem Hauſe hingerennt?

Tyndarus. Nunmehr bin ich verlohren. Die Feinde kommen auf dich los, Tyndarus; was wirſt du ſagen? Was wirſt du vorbringen? Was wirſt du leugnen? Was wirſt du geſtehn? Ach, ich bin in allen ungewiß. Worauf ſoll ich mich verlaſſen? Daß du doch eher umgekommen wäreſt, Ariſtophontes, als du aus deinem Vaterlande kameſt. Du verwirreſt alle unſre Anſchläge. Alles iſt zu nichte, wenn ich nicht eine recht erſchreckliche Liſt erſinne ; ; ;

Hegio. Folge mir. Hier iſt er. Gehe zu ihm, rede mit ihm.

Tyndarus. Wer kann unglücklicher ſeyn, als ich?

Ariſtophontes. Was iſt das? Warum wendeſt du denn die Augen von mir weg, Tyndarus? Warum verachteſt du mich denn, als einen Fremden, als wenn du mich niemals gekannt hätteſt? Ich bin itzo ſo gut ein Knecht, als du; ob ich gleich zu Hauſe bin frey geweſen, und du von deiner Kindheit an in Elis gedient haſt.

Hegio. O, ich wundre mich gar nicht, daß er dich nicht anſehn will. Er zürnt auf dich, daß du ihn, anſtatt **Philokrates**, **Tyndarus** nenneſt.

Tyndarus. Hegio, dieſer Menſch iſt in Elis für raſend gehalten worden. Höre ja nicht auf ſeine Reden. Er hat Vater und Mutter mit dem Wurfſpieße verfolgt. Daher bekömmt er auch noch zuweilen die ſchwere Noth. Mache dich alſo ja nicht allzunahe an ihn.

Hegio. Fort mit dem von mir! Fort!

Ariſtophontes. Was ſagſt du Galgenſtrick? Ich raſend? Ich hätte meinen Vater und meine Mutter mit dem Wurfſpieße verfolgt? Und ich hätte eine Krankheit, daß man mich anſpeyen müßte?*

---

* Man weis nicht, ob die Alten, wenn ſie einen ſolchen Kranken ſahen, ihn deswegen angeſpien haben, weil ſie glaubten, daß es ihm geſund ſey, oder ob ſie es aus Abſcheu gethan haben: ſo viel iſt aus einigen Stellen des **Plinius** klar, daß Morbus qui inspuitur nichts anders als die Epilepſie ſey.

Hegio. Gieb dich zufrieden. Es ſind mehr Leute mit dieſem Unglücke behaftet, denen das Ausſpeyen ganz heilſam geweſen iſt.

Tyndarus. O, es hat auch vielen in Elis geholfen.

Ariſtophontes. So? Und du glaubſt ihm das?

Hegio. Was ſoll ich ihm glauben?

Ariſtophontes. Daß ich raſend ſey.

Tyndarus. Siehſt du, mit was für einem gräßlichen Geſichte er uns anſieht? Es iſt am beſten, man giebt ihm nach, Hegio, wie ich dir es geſagt habe, ſeine Raſerey nimmt zu, nimm dich in Acht.

Hegio Ich merkte es gleich, daß es nicht richtig mit ihm ſtehen müßte, weil er dich Tyndarus nannte.

Tyndarus. Je, er weis ja manchmal ſeinen eignen Namen nicht, und kennt ſich ſelber nicht.

Hegio. Aber er ſagte auch, du wärſt ſein guter Freund.

Tyndarus. Das könnt ich eben nicht ſagen. Alkmäo, Oreſtes und Lykurgus könnten ſich mit eben ſo vielem Rechte meinen guten Freund nennen, als er.

Ariſtophontes. Und du nichtswürdiger Kerl unterſtehſt dich, ſo viel Uebles von mir zu ſprechen? Kenne ich dich etwa nicht?

Hegio. Das iſt ganz offenbar, daß du ihn nicht kenneſt. Sonſt würdeſt du ihn nicht Tyndarus, anſtatt Philokrates, genannt haben. Den, den du ſiehſt, kennſt du nicht, und nennſt den, den du nicht ſiehſt.

Ariſtophontes. Nein, nein, ſondern er giebt ſich für einen aus, der er nicht iſt, und wer er iſt, verleugnet er.

Tyndarus. So? Du willſt der ſeyn, der den Philokrates Lügen ſtraft?

Ariſtoph. Aber du, wie ich wohl ſehe, willſt der ſeyn, der die Wahrheit durch ſeine Lügen unterdrückt? Sieh mich doch recht an, ich bitte dich.

Tyndar. Nu.

Ariſtoph. Ey! Und du ſprichſt, du wärſt nicht Tyndarus?

Tyndar. Eben das ſprech ich.

Ariſtoph. Du ſprichſt, du wärſt Philokrates?

Tyndar. Das ſprech ich, ja.

Ariſtoph. Und du glaubſt ihm?

Hegio. Mehr als dir und mir. Der, für den du ihn ausgiebſt, iſt heute von uns nach Elis zu dieſes Vater geſandt worden.

Ariſtoph. Seinem Vater? Der Knecht?

Tyndar. Biſt du doch itzo auch ein Knecht, ob du gleich ſonſt frey wareſt. Und ich, ich hoffe es auch zu ſeyn, ſo bald ſein Sohn durch mich die Freyheit wird erhalten haben.

Ariſtoph. Was ſprichſt du, Galgenſtrick? Du nennſt dich frey gebohren.

Tyndar. Nicht doch, ich heiße nicht Freygebohren. ſondern Philokrates.

Ariſtoph. Was? Höre einmal, Hegio, was er noch für Narrenspoſſen treibt. Glaube mir, es iſt der Knecht ſelbſt, und er hat niemals einen Knecht außer ſich ſelbſt gehabt.

Tyndar. Da du ſelbſt in deinem Vaterlande Mangel leideſt und nichts zu leben haſt, ſo wundert mich es gar nicht, daß du dir alle gleich zu ſeyn wünſcheſt. Die Unglücklichen ſind meiſtentheils ſo, ſie ſind mißgönſtig, und beneiden die Glücklichen.

Ariſtoph. Ich bitte dich nochmals, Hegio, höre auf ihm ſo ohne Grund zu trauen. So viel ich vermuthe, hat er dir ohne Zweifel ſchon einen Streich geſpielt. Was er von der Auslöſung deines Sohnes ſpricht, das will mir gar nicht gefallen.

Tyndar. Ich glaub es wohl, daß du es nicht gerne ſehen würdeſt. Gleichwohl will ich es thun, wenn mir die Götter beyſtehen. Ich will ihm ſeinen Sohn wieder zuſtellen, und er wird ein gleiches mit mir meinem Vater thun. Und in dieſer Abſicht habe ich den Tyndarus nach Hauſe geſchickt.

Ariſtoph. Biſt denn dus aber nicht ſelber? Es iſt ja ſonſt in ganz Elis kein Knecht dieſes Namens.

Tyndar. So fährſt du doch fort, mir meine Knechtſchaft vorzuwerfen, in die mich die feindliche Gewalt gezwungen hat?

Ariſtoph. Nein, länger kann ich mich nicht halten.

Tyndar. Hörſt du, was er ſagt? Mache dich ja fort! Bald wird er uns mit Steinen verfolgen, wenn du ihn nicht gleich zu binden befiehlſt.

Ariſtoph. Welche Marter!

Tyndar. Die Augen brennen ihm. Nun iſt der Strick nöthig, Hegio. Siehſt du nicht, wie er im Geſichte ganz ſchwarzgelbe wird? Das ſchwarze Geblüte macht ihn unſinnig.

Ariſtoph. Aber dein böſes Geblüte ſollte dir der Schinder ſchon abzapfen, wenn Hegio klug wäre.

Tynd. Er redt ſchon ganz verkehrt. Die Furien ſchrecken den armen Mann.

Hegio. Wie, Philokrates, wenn ich ihn binden ließe?

Tynd. Du könnteſt nicht klüger thun.

Ariſtoph. Ich ärgre mich, daß ich keinen Stein bey der Hand habe; damit ich dem verdammten Kerl, der mich durch ſeine Reden unſinnig machen will, den Hirnſchädel zerſchmeiſſen könnte.

Tynd. Hörſt du? Er ſucht einen Stein.

Ariſtoph. Ich will dich alleine ſprechen, Hegio.

Hegio. Bleib nur dort, wenn du mir was ſagen willſt, ich will es ſchon von weitem hören.

Tynd. Zum Henker, wenn du dir ihn auch ließeſt näher kommen, ſo wärs um deine Naſe gewiß geſchehen. Er würde dir ſie mit Wurzel und Stiel wegbeißen.

Ariſtoph. Glaube nicht, Hegio, daß ich unſinnig bin, oder daß ich es jemals geweſen ſey. Ich habe die Krankheit nicht, deren er mich beſchuldiget. Wenn du dich aber vor mir fürchteſt, gut, ſo laß mich binden, nur laß dieſen auch mit binden.

Tynd. Ja, ja, Hegio, laß ihn nur binden, wie er es ſelbſt begehrt.

Ariſtoph. Schweig nur. Ich will dich ſchon, falſcher Philokrates, noch heute überführen, daß du der wahre Tyndarus biſt. Nu, was winkſt du mir mit dem Kopfe?

Tynd. Ich winkte dir?[*]

---

[*] Dieſe und die folgende Rede iſt in allen Ausgaben nur eine. Allein ich ſehe nicht, was **Tyndarus** mit dem andern ſagen wollte; wenn man es aber dem **Ariſtophontes** in den Mund legt, wie ich es hier gethan habe, ſo hat es einen ganz natürlichen Verſtand. Er winkt mir, will er ſagen, da du ſo nahe dabey ſtehſt, wenn du weiter davon ſtündeſt, ſo würde er mich gar ſchweigen heiſſen.

Ariſtoph. Was würde er nicht thun, wenn du weiter davon ſtündeſt.

Hegio. Was meynſt du, ob ich wohl mit dem Unſinnigen rede?

Tynd. Er wird dir Poſſen vormachen, er wird dir Zeug ſchwatzen, das weder Kopf noch Schwanz hat. Es iſt der vollkommne Ajar, nur daß ihm ſein Anputz fehlt.

Hegio. Es ſchadet nichts: ich will doch mit ihm reden.

Tynd. Nun bin ich verlohren. Itzo ſtehe ich auf der gefährlichſten Stufe. Was ſoll ich anfangen?

Hegio. Ariſtophontes, ich will dir doch zuhören, wenn du mir was zu ſagen haſt.

Ariſtoph. Du wirſt alſo hören, daß das die Wahrheit ſey, was du für eine Lügen gehalten haſt. Vor allen Dingen aber mußt du überzeugt ſeyn, daß ich kein Unſinniger bin, und daß ich keine Krankheit habe, außer meiner Knechtſchaft. Wenn ich und du aber nicht eben ſo wohl Philokrates ſind, als dieſer, ſo ſtrafe mich der König aller Götter und Menſchen, und laſſe mich mein Vaterland niemals wieder ſehen.

Hegio. Nu ſo ſage mir doch, wer iſt er denn ſonſt?

Ariſtoph. Kein andrer, als für den ich ihn gleich anfangs ausgegeben habe. Und wenn du es anders befindeſt, als ich es ſage, ſo will ich meiner Freyheit und meiner Aeltern bey dir verluſtig werden.

Hegio. Was ſagſt du dazu?

Tynd. Daß ich dein Knecht bin, und du mein Herr biſt.

Hegio. Darnach frage ich nicht. Biſt du frey geweſen?

Tynd. Ja.

Ariſtoph. Nein, er iſt es niemals geweſen. Er hintergeht.

Tynd. Wie kannſt du denn das wiſſen? Biſt du denn etwa bey meiner Mutter Hebamme geweſen, daß du es ſo kühnlich behaupten kannſt?

Ariſtoph. Ich habe dich, da wir beyde noch Kinder waren, gekannt.

Tynd. Und ich kenne dich itzo, da wir beyde erwachſen ſind.

Ariſtoph. Siehſt du, wie er wieder Poſſen treibt! *

---

* Das Hem rursum tibi! habe ich lieber dem Ariſtophontes in Mund legen wollen. Tyndarus hatte ſich ſchon oben einmal durch eine ſolche

Tynd. Wenn du klug wäreſt, ſo ſollteſt du dich um mich gar nicht bekümmern; denn bekümmre ich mich denn um dich?

Hegio. Hat ſein Vater nicht Theſaurocrypſonicochryſides geheißen?

Ariſtoph. Nichts weniger. Ich habe Zeit meines Lebens den Namen nicht gehört. Des Philokrates Vater heißt Theoderomedes.

Tynd. Nun iſt es aus mit mir. O ſo ruhe doch, mein Herz, oder geh an Galgen. Du hüpfeſt, und ich armer Teufel kann vor Furcht kaum ſtehen.

Hegio. So kann ich es gewiß glauben, daß dieſer in Elis gedienet hat, und daß er Philokrates nicht iſt?

Ariſtoph. Ja, und du wirſt es niemals anders befinden. Aber wo iſt denn der rechte Philokrates?

Hegio. Da, wo er ſich am liebſten, und ich ihn am wenigſten zu ſeyn wünſche. Und ſo bin ich doch durch dieſes Ruchloſen Betrügerey ſo jämmerlich angeführt worden; ſo hat man mich doch, nach eignem Belieben, bey der Naſe herumgezogen? Aber hüte dich = =

Ariſtoph. Ich ſage dir nichts, als was ich ganz gewiß weis.

Hegio. Ganz gewiß alſo?

Ariſtoph. Du wirſt niemals was gewiſſers finden. Philokrates und ich ſind von den erſten Jahren der Kindheit an gute Freunde geweſen = =

Hegio. Aber ſage mir doch, wie ſieht denn dein guter Freund Philokrates aus?

Ariſtoph. Ich will dir es ſagen. Er hat ein hagres Geſicht, eine ſpitzige Naſe, bleiche Farbe, ſchwarze Augen, etwas röthlich krauſes Haar, das er in Locken legt = =

Hegio. Alles trifft überein.

Tynd. O, zu was für einer übeln Stunde bin ich heute aufgeſtanden! Wehe den armen Ruthen, die heute auf meinem Rücken ſterben werden!

Hegio. Ich ſehe wohl, ich bin betrogen.

Wendung aus dem Handel ziehen wollen; und itzo verſucht er es wieder, welches freylich Ariſtophontes nicht unangemerkt laſſen konnte.

Tynd. Was zaudert ihr noch ihr Feſſeln, kommt, leget euch um meine Schenkel, ich will euch redlich bewachen.

Hegio. So bin ich denn rechtſchaffen von dieſen unglücklichen Gefangnen hintergangen werden. Der Freygebohrne gab ſich für den Knecht, und der Knecht für den Freygebohrnen aus. Den Kern habe ich verlohren, und die Schale hat man mir zum Pfande gelaſſen. Und durch dieſes Blendwerk hab ich mich aus Unvorſichtigkeit ſchimpflich hintergehen laſſen. Doch : : wenigſtens ſoll mich dieſer nicht auslachen. He! Colaphus! Cordalio! Corax! kommt heraus, und bringt die Stricke mit.

Fünfter Auftritt.

Die Schergen. Hegio. Tyndarus. Ariſtophontes.

Die Schergen. Wir werden gewiß wieder Holz tragen ſollen.

Hegio. Gleich feſſelt dem Galgenſchwengel die Hände.

Tynd. Was ſoll das heißen? Was hab ich gethan?

Hegio. Du fragſt noch, du unglücklicher Säemann und Schnitter der größten Uebelthaten.

Tynd. Warum nennſt du mich denn nicht zuerſt den Egger? Denn die Bauern eggen allezeit eher, als ſie ſäen.

Hegio. Noch ſo unverſchämt kannſt du mir vor den Augen ſtehn?

Tynd. Ein unſchuldiger Knecht muß unerſchrocken ſeyn, beſonders gegen ſeinen Herrn.

Hegio. Bindet ihm die Hände recht ſcharf.

Tynd. Ich und alſo auch meine Hände gehören dir; du kannſt mir ſie gar abzuhauen befehlen. Aber was iſt denn das? Warum biſt du denn auf mich zornig?

Hegio. Weil du mein ganzes Vornehmen, das ſich auf euch allein gründete, durch deine verdammten betrügriſchen Lügen, zu nichte gemacht haſt. Durch alle meine Rechnungen haſt du mir einen Strich gemacht. Durch deine Liſt haſt du mir den Philokrates aus den Händen geſpielt. Ich habe ihn für den Knecht und dich für den Freygebohrnen gehalten. So nanntet ihr euch ſelbſt, und ſo hattet ihr eure Namen verwechſelt.

Tynd. So will ich es denn nur geſtehen. Ja, es iſt alles wahr, was du ſagſt. Durch meine Mühe und Argliſtigkeit iſt Philokrates dir entgangen. Aber, ich bitte dich, wie kannſt du darüber ungehalten auf mich ſeyn?

Hegio. Nu, nu, es ſoll dir nicht unbelohnt bleiben.

Tynd. Wenn ich nur wegen keiner Uebelthaten umkomme, ſo werde ich es wenig achten. Muß ich hier ſterben, und Philokrates kömmt, wie du befürchteſt, nicht wieder, ſo wird mir meine That noch nach meinem Tode Ruhm bringen, daß ich meinen gefangnen Herrn aus der Knechtſchaft und aus den Händen der Feinde frey in ſein Vaterland zu ſeinem Vater wieder geſchafft, und lieber mein, als ſein Leben, der Gefahr ausgeſetzt habe.

Hegio. Fort! Macht alſo, daß dieſer wackre Mann dieſen Ruhm am Galgen haben kann.

Tynd. Wer um der Tugend willen umkömmt, kömmt nicht um.

Hegio. Wenn ich dich werde rechtſchaffen haben martern laſſen, wenn du deiner Betrügereyen wegen wirſt zu Tode ſeyn gepeiniget werden, ſo mögen ſie meinetwegen ſagen, du ſeyſt umgekommen oder nicht; wann du nur umkömmſt, ſo gilt mir es gleich viel, wenn ſie auch ſagten, du lebteſt.

Tynd. Wenn du das thuſt, ſo wirſt du es gewiß nicht umſonſt gethan haben, wenn Philokrates wiederkömmt, wie ich gewiß hoffe.

Ariſtoph. O ihr unſterblichen Götter, nun bekomm ich in der Sache Licht. So iſt mein Freund Philokrates frey? So iſt er in ſeinem Vaterlande bey ſeinem Vater? Wohl. Wem ſollte ich dieſes Glück lieber gönnen, als ihm? Aber, wie ſchmerzt es mich, daß ich dieſem einen ſo ſchlechten Dienſt gethan habe. Meinetwegen, meiner Entdeckung willen iſt er gebunden.

Hegio. Habe ich dich nicht nachdrücklich gewarnt, mich nicht zu belügen?

Tynd. Ja.

Hegio. Warum haſt du es alſo gewagt?

Tynd. Weil dem, für deſſen Wohl ich beſorgt war, die Wahrheit geſchadet hätte. Itzo nutzt ihm die Lügen.

Hegio. Und dir wird ſie ſchaden.

Tynd. Wohl gut! Habe ich doch meinen Herrn erhalten, über deſſen Erhaltung ich mich freue; denn der alte Herr hatte mich ihm zum Beſchützer gegeben. Aber ſprich, iſt es eine Laſterthat, was ich begangen habe?

Hegio. Eine erſchreckliche.

Tynd. Ich aber bin andrer Meynung, und behaupte, es ſey eine gute That. Denn bedenke, wenn dein Knecht gegen deinen Sohn ſich ſo verhalten hätte, wie würdeſt du ihm danken? Würdeſt du ihn frey laſſen oder nicht? Würde er dir nicht der angenehmſte Knecht ſeyn? Antworte.

Hegio. Ja wohl.

Tynd. Warum zürnſt du denn alſo auf mich?

Hegio. Weil du ihm getreuer geweſen biſt, als mir.

Tynd. So? Du haſt alſo gemeynt, einen neuen Gefangnen in Nacht- und Tages-Friſt zu überreden, daß er dir mehr wohlwolle, als dem, mit dem ich von Kindheit an aufgewachſen bin?

Hegio. Du magſt alſo auch nur von ihm den Dank erwarten. Führt ihn nur fort, damit ihr ihm ſchwere und ſtarke Fußeiſen anlegen könnt. Von dar bringt ihn nur gleich in die Steingruben. Anſtatt, daß andre daſelbſt des Tages nur acht Stück brechen dürfen, ſo ſoll er alle Tage anderthalb Tagewerk verrichten müſſen, oder alle Tage 600 Stockſchläge gewärtig ſeyn.

Ariſtoph. Hegio, ich bitte dich um der Götter und Menſchen willen, laß dieſen Menſchen nicht umkommen.

Hegio. O dafür ſoll ſchon geſorgt werden. Des Nachts über will ich ihn gebunden bewachen laſſen, und des Tags über ſoll er Steine aus den Gruben bringen müſſen. Ich will ihn lange genug martern. Sorge nicht, daß er es mit einem Tage ſoll überſtanden haben.

Ariſtoph. Und das willſt du gewiß thun?

Hegio. So gewiß als ich einmal ſterben werde. Fort! Führt ihn alſobald zu dem Schmidt Hippolyt. Laßt ihm ſein ſtarke Beineiſen anlegen, und alsdann führt ihn ſogleich vor das Thor zu meinem Freygelaßnen Cordalus, damit er in die Steinbrüche gebracht wird. Sagt, daß es mein ausdrücklicher Wille wäre, er ſolle es nicht ſchlimmer haben, als die, die es am allerſchlimmſten haben.

Tynd. Je nu, ich will mich nicht wider deinen Willen erhalten wiſſen. Setze mich immer in Lebensgefahr, es geſchieht auf deine Gefahr. Ich habe, nach dem Tode, im Tode nichts Uebles zu befürchten. Und wenn ich auch das gröſte Alter erreichte, ſo muß ich doch nach kurzem das, womit du mir droheſt, einmal ausſtehen. Lebe wohl, ob du es gleich nicht um mich verdieneſt. Dir Ariſtophontes möge es ſo gehen, wie du es an mir erholt haſt. Nur du biſt die Urſache meines Unglücks.

Hegio. Führt ihn fort.

Tynd. Das einzige bitte ich euch; wenn **Philokrates** wieder zurück kömmt, macht, daß ich mit ihm ſprechen kann.

Hegio. Ihr ſeyd unglücklich, wo ihr ihn mir nicht gleich aus dem Geſichte führet.

Tynd. Nu, das heißt doch noch Gewalt brauchen, ein ziehen und ſtoßen zugleich *.

Hegio. Er wird an ſeinen verdienten Ort gebracht. Ich muß wegen der andern Gefangnen nothwendig ein Exempel ſtatuiren, damit andre nicht auch ſo ein Bubenſtück wagen. Wenn ich es nicht thäte, da man mir doch dieſen Streich ſo öffentlich geſpielt hat, ſo würde jeder ſagen, er wolle mir meinen Sohn frey ſchaffen, und mich alſo betrügen. Ich habe mirs nun feſte vorgenommen, keinem mehr zu glauben. Es iſt genug, daß ich einmal bin betrogen worden. Ich armer Mann hoffte meinen Sohn dadurch aus der Gefangenſchaft zu befreyen. Meine Hoffnung iſt zu Schanden worden. Einen Sohn habe ich ſchon verlohren, den mir ein Knecht als ein Kind von vier Jahren entwendet hat. Ich habe weder des Knechts, noch des Sohnes, wieder habhaft werden können. Der andre nun iſt auch in der Gewalt der Feinde. Was für ein Schickſal! Habe ich denn nur Kinder gezeugt, ſie zu verlieren? ⸗ ⸗ Du folge mir, ich will dich wieder hinführen, wo du hergekommen biſt. Ich will mich auch gewiß keines mehr erbarmen, weil ſich niemand meiner erbarmet.

---

* Ich weis nicht, wie einige Erklärer des Plautus dieſe Ironie nicht haben einſehen können, daß ſie ihre Erläuterungen ſo weit hergeſucht haben. Wenn die Alten bey erlittener Gewalt ſchrien: Haec vis est, ſo wollten ſie zugleich um Hülfe rufen, welches aber dem **Tyndarus** hier ganz unnöthig geweſen wäre. Man wird es durchgängig finden, je gelehrter die Commentatores ſind, je weniger Witz laſſen ſie dem Schriftſteller, den ſie erklären wollen.

Ariſtoph. Ich bin kaum einen Augenblick aus den Ketten geweſen, und nun, ſeh ich, muß ich ſchon wieder herein.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ergaſilus.

Höchſter Jupiter! ſo willſt du mich doch erhalten, und meine Umſtände verbeſſern! O mit was für Ueberfluß, mit was für köſtlichen Leckerbißchen, mit was für Lob, Gewinnſt, Spiel und Scherz, mit was für Feyer= und Freudentagen, mit was für Pracht, mit was für Vorrath, mit was für Zechen, mit was für Sättigkeit, mit was für Wolluſt beglückeſt du mich! Nun darf ich gewiß keinem Menſchen mehr gute Worte geben. Nun kann ich allen meinen Freunden helfen, und allen meinen Feinden ſchaden. O angenehmer Tag, mit was für angenehmen Annehmlichkeiten überſchütteſt du mich! Was für eine austrägliche Erbſchaft iſt auf mich gefallen! Ich muß gleich meinen Lauf zu dem alten Hegio richten, dem ich ſo viel gute Nachricht bringe, als er ſich nur ſelber wünſcht, und noch weit mehr. Ich will eilend, wie die komiſchen Knechte zu thun pflegen, meinen Mantel auf die Schulter werfen, damit er die Bothſchaft von mir zuerſt höre. Ich weiß gewiß, ich werde dafür eine ewige Mahlzeit bey ihm haben.

Zweyter Auftritt.

Hegio. Ergaſilus.

Hegio. Je mehr ich dieſen Zufall bey mir überlege, je größer wird mein Verdruß. Auf ſo eine Art bin ich heute hintergangen worden? Und ich konnte den Betrug nicht einſehn. Die ganze Stadt, wenn ſie es erfährt, wird mich auslachen.

Wenn ich werde auf den Markt kommen, ſo wird einer zum andern ſagen: das iſt der Alte, den ſie ſo betrogen haben. = = Aber, ſehe ich nicht den Ergaſilus dort von ferne? Und zwar mit auf die Schulter geworfnem Mantel. Was muß er vorhaben?

Ergaſ. Fort, zaudre nicht, Ergaſilus; thue was zu thun iſt. Ich will es niemanden rathen, daß er mir in Weg kömmt, wenn er nicht am längſten will gelebt haben. Wer mir entgegen kömmt, den will ich zur Erde ſchmeißen = =

Hegio. Ich glaube gar, er will Balgereyen anfangen?

Ergaſ. Ja, ja. Es ſoll ganz gewiß geſchehn. Es mögen nur alle ihre Gänge aufſchieben; es mag ſich nur niemand auf dieſer Straße was zu thun machen. Meine Fauſt ſoll mir ſtatt der Baliſta, mein Ellebogen ſtatt der Katapulta ſeyn; Schulter und Knie ſind meine Mauerböcke, damit will ich meine Feinde zu Boden werfen. Wer mir in Weg kömmt, ſoll ſeine Zähne müſſen auf der Gaſſe ſuchen.

Hegio. Was ſind das für Drohungen? Ich kann mich nicht wundern genug.

Ergaſ. Ich will gewiß machen, daß er dieſes Tags, dieſes Orts, und meiner nimmermehr vergißt. Wer meinen Lauf hemmet, ſoll ſein Leben ſchnell gehemmet haben.

Hegio. Was muß das Wichtige ſeyn, das er mit ſolchen Drohungen anfängt?

Ergaſ. Ich ſage es fein zuerſt, damit niemand durch ſein Verſehn unglücklich werde. Haltet euch in den Häuſern, und hütet euch vor meiner Gewalt.

Hegio. Das muß was ganz beſonders ſeyn, wenn ihn nicht etwa der volle Bauch ſo übermüthig macht. Wehe dem armen Mann, durch deſſen Koſt er ſo gebiethriſch geworden iſt!

Ergaſilus. Beſonders ihr Becker, die ihr ſo viel Säue mit Kleyen mäſtet, daß man wegen des Geſtanks bey euren Läden nicht vorbey gehen kann. Wenn ich welche von euren Schweinen auf der Gaſſe antreffe, ſo will ich ihnen gewiß mit meinen Fäuſten die Kleyen aus den Ranzen prügeln, ich meyne ihren Beſitzern.

Hegio. Nu, die Warnungen ſind königlich und herrſcheriſch genug. Er muß ganz gewiß ſatt ſeyn. Er trotzt auf ſeinen vollen Bauch.

Ergaſilus. Auch euch, ihr Fiſcher, die ihr dem Volke ſtinkende Fiſche feil biethet, welche ihr mit einer hinkenden Schindmehre in die Stadt bringt, und die durch Geſtank alle Pflaſtertreter von der Baſilica auf den Markt verjagen, euch will ich die Fiſchkörbe wacker unter die Naſen reiben, damit ihr doch auch fühlet, was ſie andern Naſen für Verdruß machen. Was euch aber anbelangt, ihr Fleiſcher, die ihr die Schafe der Kinder beraubt, die ihr Lämmer zum abſchlachten einkauft, mit dem Lammfleiſche das Volk betrügt *, und einen verſchnittnen Hammel einen Schafbock nennt, wenn ich ſo einen Schafbock auf öffentlicher Straße ſehe, ſo will ich den Schafbock und ſeinen Herrn, zu den unglücklichſten Thieren von der Welt machen.

Hegio. Nu, das ſind doch noch ädiliſche Verordnungen. Es ſollte mich ſehr wundern, wenn ihn nicht die Aetolier zu ihrem Marktmeiſter machen ſollten.

Ergaſilus. Itzo bin ich kein Schmarutzer, ſondern ein königlicher König der Könige, da ſo vieler Proviant für meinen Magen im Hafen angelangt iſt. Doch zaudre ich noch den Hegio mit dieſer Freude zu überſchütten? Kann wohl jemand glücklicher ſeyn, als dieſer Alte iſt?

Hegio. Nu, was iſt denn das für eine Freude, die er mir ſo voller Freuden ſchenkt?

Ergaſilus. Nu? Holla? Wo ſteckt ihr? Wird keiner die Thüre aufmachen?

Hegio. Ha! Ha! Er findet ſich zur Abendmahlzeit bey mir ein.

Ergaſilus. Macht die Thüren alle beyde auf, ehe ich ſie in Grund und Boden ſtoße.

Hegio. Ich muß ihn doch anreden. Ergaſilus.

Ergaſilus. Wer ruft den Ergaſilus?

---

* Die Gelehrten machen zu dieſer Stelle die Anmerkung, die Alten hätten das Lammfleiſch nicht gerne gegeſſen. Wie können ſie aber dieſes mit einer kurz darauf folgenden Stelle vergleichen, wo der Schmarutzer unter andern Leckerbiſſen, die Hegio ſoll zurechte machen laſſen, auch ausdrücklich agninam mit nennet?

Hegio. Sieh mich doch an!

Ergaſilus. Das thut das Glück an dir nicht, und ſoll es auch nimmermehr thun.

Hegio. Wünſcheſt du mir das? *

Ergaſilus. Aber was giebt es denn?

Hegio. Sieh dich doch um, ich bin Hegio.

Ergaſilus. O! biſt dus, du allerbeſter der allerbeſten Männer? Du kömmſt zu rechter Zeit.

Hegio. Ich weis nicht, wen du in dem Hafen mußt angetroffen haben, bey dem du auf den Abend ſchmauſen wirſt, weil du ſo hochmüthig geworden biſt.

Ergaſilus. Gieb mir die Hand.

Hegio. Die Hand?

Ergaſilus. Gieb mir deine Hand, ſage ich; gleich!

Hegio. Nu, da!

Ergaſilus. Freue dich!

Hegio. Weswegen ſoll ich mich freuen?

Ergaſilus. Weil ich dirs heiße. Fort! freue dich nur.

Hegio. Die Betrübniß iſt bey mir gröſſer als die Freude.

Ergaſilus. Sey nicht böſe auf mich. Ich will dir bald alle Betrübniß benehmen. Freue dich nur! Auf mein Wort!

Hegio. Gut. Ich freue mich, ob ich gleich nicht ſehe warum?

Ergaſilus. So recht! Nun befiehl auch = =

Hegio. Was ſoll ich befehlen?

Ergaſilus. Daß man ein entſetzliches Feuer anmache.

Hegio. Ein entſetzliches Feuer?

Ergaſilus. Ja, ja, was ich ſage; und es muß recht ſehr groß ſeyn.

Hegio. Was willſt du denn verbrennen? Glaubſt du, daß ich deinetwegen mein Haus anſtecken werde?

Ergaſilus. Werde nicht böſe. Befiehl auch zugleich, daß die Töpfe angeſetzt, und die Schüſſeln aufgewaſchen werden. Laß nur den geſpickten Braten aus Feuer bringen, und unterdeſſen ſchicke einen andern nach Fiſchen.

---

* Es hat mir natürlicher geſchienen, wenn ich das hoc me iubes als eine Frage dem Hegio in Mund legte, ob ich gleich nicht leugne, daß es einen guten Verſtand hat, wenn es auch Ergaſilus ſagt.

Hegio. Ich glaube er träumt wachende.

Ergaſilus. Einen andern ſchicke nach Schweinefleiſch, nach Lammfleiſch und nach jungen Hühnern.

Hegio. Nu, du weißt doch was gut ſchmeckt, aber woher nehmen?

Ergaſilus. Laß Schinken, Kuhlparſe, Makrellen, Stockfiſche und Wallfiſche, und weichen Käſe holen.*

Hegio. Nu, nu, nennen kannſt du es wohl, ob du es aber wirſt bey mir zu eſſen bekommen, mein guter Ergaſilus - -

Ergaſilus. Glaubſt du denn, daß ich es meinetwegen anzurichten befehle?

Hegio. Betrüge dich nicht. Ich will dir zwar nicht nichts, aber doch nicht viel mehr als nichts vorſetzen. Bringe alſo von deinen Bänchen nur den für die Alltagskoſt mit.

Ergaſilus. Wie aber, wenn du dieſen Aufwand, auch ohne mein Geheiß, machen wirſt?

Hegio. Ich?

Ergaſilus. Eben du.

Hegio. Alsdann will ich dich für meinen Herrn erkennen.

Ergaſilus. O! ich werde ein ganz gütiger Herr ſeyn. Soll ich dich glücklich machen?

Hegio. Wenigſtens lieber als unglücklich.

Ergaſilus. Gieb mir die Hand.

Hegio. Da iſt ſie.

Ergaſilus. Die Götter erbarmen ſich deiner.

Hegio. Ich weis nichts davon.

Ergaſilus. Aber bald wirſt du es wiſſen. Unterdeſſen gebiethe nur, daß man dir die Gefäße zu dem heiligen Werke fertig halte; und laß ein eignes und fettes Lamm holen.

Hegio. Warum das?

Ergaſilus. Weil du opfern mußt.

Hegio. Und welchem Gotte denn?

---

* Ich habe dieſe Namen ſo gut überſetzt, als es möglich iſt, einige habe ich gar weggelaſſen, weil ſie unſern heutigen Köchen allzu beſonders vorkommen möchten. Cetus heißt zwar jede Art von großen Fiſchen, ich glaube aber doch, daß ihn der Schmarutzer eher zum Scherze als im Ernſte dazu geſetzt hat.

Ergaſilus. Mir. Ich bin itzo dein höchſter Jupiter, ich bin deine Errettung, dein Glück, dein Licht, deine Freude, dein Vergnügen; wenn du nur dieſen deinen Gott wacker ſatt macheſt, damit er dir gnädig ſey.

Hegio. Du biſt mir alſo hungrig, wie es ſcheint? / [illegible]

Ergaſilus. Ich bin mir hungrig und nicht dir, [illegible]

Hegio. Ey, hol dich der : : [illegible]

Ergaſilus. Du ſollteſt dich lieber bey mir bedanken für die Nachricht, die ich dir aus dem Hafen bringe. O was für eine vortreffliche Nachricht! Wirſt du mir ſo wieder gut?

Hegio. Geh, Narre, du kömmſt zu ſpät.

Ergaſilus. Das hätteſt du können ſagen, wenn ich bey einer andern Gelegenheit gekommen wäre. Doch vernimm nur endlich die Freude, die ich dir bringe. Ich habe itzo gleich deinen Sohn Philopolemus lebend, geſund und friſch in dem Hafen geſehen. Er kam mit dem öffentlichen Jagtſchiffe. Es war noch ein andrer Jüngling bey ihm, und deinen Knecht Stalagmus, der dir mit deinem Sohne, als einem Kinde von vier Jahren, davon gegangen iſt, bringt er auch mit.

Hegio. Du willſt mich zum beſten haben. Geh! pack dich!

Ergaſilus. Ich ſchwöre dir es bey der heiligen Sättigkeit! Ihr Name ſoll nie zu meinem Namen können gefügt werden; wenn ich nicht alles das geſehen habe.

Hegio. Meinen Sohn haſt du geſehen?

Ergaſilus. Deinen Sohn, und meinen Schutzengel.

Hegio. Und den elidenſiſchen Gefangnen?

Ergaſilus. μα τον ἀπολλω![*]

Hegio. Und meinen Knecht Stalagmus, der mir meinen Sohn entwendet hat?

Ergaſilus. νη ταν σοραν!

Hegio. Schon lange?

Ergaſilus. νη ταν πραινεϛην!

---

[*] Ich habe dieſe griechiſchen Schwüre beybehalten, weil ſie unmöglich zu überſetzen waren. Ich kann auch den Leſer verſichern, daß er nicht viel darunter verliert. Der erſte Schwur iſt bey dem Apollo, der andere bey der Proſerpina, und die übrigen bey unterſchiednen italiäniſchen Städten, die er auf eine lächerliche Art als Gottheiten anſieht, bey welchen er ſchwören kann.

Hegio. Kömmt er?

Ergaſilus. νη ταν σιγνιαν!

Hegio. Ganz gewiß?

Ergaſilus. νη ταν φρουσινωνα!

Hegio. Aber du : :

Ergaſilus. νη ταν ἀλατριον!

Hegio. Bey was für barbariſchen rauhen Städten ſchwöreſt du?

Ergaſilus. Sie ſind eben ſo rauh, als deine Speiſen, wie du ſagteſt, ſeyn ſollten.

Hegio. Verdammtes Maul!

Ergaſilus. Du willſt mir aber ja nichts glauben, was ich dir doch ſo umſtändlich berichte.*

Hegio. Nein, ſage mir aufrichtig, kann ich dir Glauben zuſtellen?

Ergaſilus. Sehr vielen.

Hegio. O ihr unſterblichen Götter, ich bin von neuem gebohren, wenn es wahr iſt was er ſagt.

Ergaſilus. Und ich glaube, wenn ich die heiligſten Schwüre thäte, würdeſt du doch noch zweifeln. Doch kurz, Hegio, wenn du meinen Betheurungen ſo wenig traueſt, ſo gehe ſelber zum Hafen.

Hegio. Das ſoll auch geſchehn. Mache unterdeſſen drinnen die nöthigen Anſtalten. Verlange, nimm, fodre was du willſt. Ich mache dich zu meinem Ausgeber.

Ergaſilus. Wenn ich das Amt nicht reichlich verwalte**, ſo ſollſt du das Recht haben mich wacker zu prügeln.

---

* Hier habe ich drey Zeilen ausgelaſſen, weil ich ſie nicht ſo genau zu überſetzen weis, daß meine Leſer den Sinn des Plautus daraus begreifen könnten. Hier ſind ſie:

Sed Stalagmus cuius erat tunc nationis, cum hinc abiit?
Heg. Siculus. *Erg.* At nunc Siculus non est, Boius est, Boiam terit.
Liberorum quaerundorum causa ei, credo, uxor data est.

Dieſes zu verſtehen, darf man nur wiſſen, daß Boiae oder Boia eine Art von Ketten waren, Boii aber gewiſſe galliſche Völker. Der Scherz in der dritten Zeile aber beruht darauf, daß Boia auch ein Weibsbild aus dieſem Volke heiſſen kann. Man mag es ſelbſt verſuchen, ob es ſich auf eine Art überſetzen läßt, daß dieſe Anſpielungen nicht ganz verlohren gehen.

** Die Leſart mantissinatus ſcheint mir die bequemſte zu ſeyn, ſo daß man es von mantissa ableite. Mantissa, ſpricht Feſtus, est additamentum

Hegio. Du ſollſt ewig einen aufgedeckten Tiſch bey mir finden, wenn du die Wahrheit geſagt haſt.

Ergaſilus. Wie ſo?

Hegio. Bey mir, und meinem Sohne.

Ergaſilus. Verſprichſt du mir das?

Hegio. Ich verſprech es.

Ergaſilus. Und ich verſpreche dir nochmals, daß du deinen Sohn gewiß im Hafen finden wirſt.

Hegio. Beſorge alles aufs beſte.

Ergaſilus. Glück auf den Hinweg und Herweg!

Dritter Auftritt.

Ergaſilus.

Er geht, und hat mir ſein gemeines Küchenweſen übergeben. O ihr unſterblichen Götter, wie viel Rümpfe ſollen die Hälſe verlieren! Was für eine Peſt ſoll unter die Schinken, was für ein Sterben unter den Speck gerathen! Was für eine Abnahme ſoll über den Schmeer, was für eine Niederlage über die Schweinslenden kommen! Wie will ich die Schlächter, wie will ich die Schweinshändler abmatten! Doch, wenn ich alles erzählen wollte, was zur Sättigung des Bauchs gehört, ſo würde ich mich zu ſehr aufhalten. Ich will lieber mein Amt antreten, und dem Specke ſein Urtheil ſprechen; und will die armen aufgehangnen Schinken los ſchneiden laſſen.

Vierter Auftritt.

Ein Knecht des Hegio.

Daß du, Ergaſilus, mit deinem Bauche, mit allen Schmarutzern, und mit allen, die die Schmarutzer füttern, verunglückteſt! Was für Unfälle, was für Unmäßigkeiten ſind in unſer Haus gerathen! Er iſt wie ein hungriger Wolf, ich mußte fürchten, er würde auch mich anfallen. Ich hatte es in der That Urſache zu fürchten, ſo knirſchte er mit den Zähnen. Was

---

lingua Tuſca, quod ponderi additur. Er will alſo ſagen: ich will zu dem Fleiſche, das ich zum Schmauſe werde abwiegen laſſen, nicht wenig zugeben, damit die Gerichte deſto größer werden. Ich hab es etwas allgemeiner ausgedrückt.

für Unordnung hat er in dem Fleiſchbehältniſſe mit dem Fleiſche angefangen. Er ergriff das Beil und hackte gleich drey geſchlachteten Schweinen die Köpfe ab. Alle Gefäße, alle Töpfe, die nicht zum wenigſten acht Kannen hielten, brach er entzwey. Er hätte lieber gar von dem Koche verlangt, daß er die ganzen Fleiſchtonnen ans Feuer ſetze. Alle Keller, alle Vorrathsſchränke hat er mit Gewalt aufgebrochen. Haltet ihn ja feſte, ihr Knechte, ich muß mit dem Alten deswegen reden. Ich muß ihm ſagen, daß er ſich nur neuen Vorrath anſchaffen ſoll. Denn wie der es anfängt, ſo muß er itzo ſchon alle ſeyn, oder wird es bald werden.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hegio. Philopolemus. Philokrates. Stalagmus.

Hegio. Ich danke dem Jupiter und allen Göttern herzlich, daß ſie dich deinem Vater wiedergeſchenkt haben, daß ſie mich aus ſo vieler Kümmerniß geriſſen, die mich in deiner Abweſenheit beunruhigte, daß ſie dieſen Böſewicht wieder in unſre Hände geliefert haben, und daß Philokrates ſein Wort ſo redlich gehalten hat. Mein Herz hat ſich genug betrübet; Sorgen und Thränen haben mich genug abgemattet. Was du ausgeſtanden haſt, habe ich von dir weitläuftig in dem Hafen gehört. Es iſt vorbey . .

Philokrates. Wie nun, Hegio, da ich dir mein Wort gehalten, und deinen Sohn in die Freyheit verſetzt habe?

Hegio. Du haſt ſo an mir und meinem Sohne gehandelt, daß ich dir es nimmermehr verdanken kann.

Philopolemus. Du kannſt es einigermaßen, mein Vater, und mir werden vielleicht die Götter Gelegenheit geben, daß ich mich auch unſerm Wohlthäter erkenntlich erzeigen kann. Was du aber itzo thun kannſt, das hat er um uns verdienet.

Hegio. Ohne ſo viel Worte! Er verlange nur, ich werde ihm nimmermehr was abſchlagen können*.

* Der Ausdruck iſt hier im Lateiniſchen ſehr artig, ich habe ihn aber nicht zu erreichen gewußt: lingua nulla eſt, ſpricht er, qua negem, quicquid roges.

Philokrates. Ich verlange alſo, daß du mir meinen Knecht, den ich hier zum Pfande gelaſſen habe, wiedergebeſt. Mein Wohl iſt ihm lieber geweſen, als das ſeinige. Ich muß ihn für ſeine redlichen Dienſte belohnen.

Hegio. Ich will dir zeigen, daß ich dankbar bin. Sowohl das, als was du ſonſt noch verlangen wirſt, will ich thun. Nur nimm mir es nicht übel, daß ich mit deinem Knechte im Zorne hart verfahren habe.

Philokrates. Was haſt du mit ihm gemacht?

Hegio. Ich habe ihn gefeſſelt in die Steingruben geſchickt, ſo bald ich erfuhr, daß man mich hintergangen hatte.

Philokrates. O ich Unglückſeliger! Der beſte Menſch ſoll meinetwegen ſo viel leiden?

Hegio. Dieſerwegen ſollſt du auch keinen Häller für ihn bezahlen. Ich will ihn umſonſt frey geben.

Philokrates. Du handelſt in der That gütig, Hegio. Allein befiehl nur, daß er herausgebracht werde.

Hegio. Ja. Holla! Geht, und bringet gleich den Tyndarus her! Gehet unterdeſſen herein. Ich will ſehen, ob ich aus dieſer ſchlägefaulen Bildſäule erfahren kann, was er mit meinem jüngſten Sohne gemacht hat. Mittlerweile waſchet euch.

Philopolemus. Folge mir hier herein Philokrates.

Philokrates. Ich folge.

Zweyter Auftritt.

Hegio. Stalagmus.

Hegio. Nun, du wackrer Mann, komm doch näher her. Du biſt ein ſehr feiner Knecht.

Stalagmus[*]. Was muß ich denn noch thun, damit ſich ſo ein Mann wie du, nicht in ſeinem Urtheile von mir irret?

---

[*] Alle die Verbeſſerungen, die man mit dieſer Stelle hat machen wollen, ſcheinen mir ganz vergebens zu ſeyn. Ich glaube den rechten Sinn ohne eine Veränderung zu machen, getroffen zu haben. **Stalagmus** nämlich nimmt das, was ihm Hegio ſagt, für Ernſt auf, und antwortet ihm: ich habe dir deinen Sohn entwandt, und du kannſt mich noch für einen wackern Mann halten? Was ſoll ich denn noch für ein Schelmſtück begehen, daß du richtiger von mir urtheilen lerneſt?

Ich bin niemals fein, wacker, noch gut geweſen. Ich habe niemals was getaugt, und werde auch Zeitlebens nichts taugen. Hoffe nur nicht, daß ich mich beſſern werde.

Hegio. Du kannſt leicht einſehen, wie deine Sachen ſtehn. Es wird dir nicht ſchaden, wenn du die Wahrheit redeſt. Deine ſchlimme Sache wird weniger ſchlimm dadurch werden. Rede aufrichtig = = Doch du haſt niemals aufrichtig gehandelt = =

Stalagmus. Ich glaube gar du meynſt, ich werde mich ſchämen dir es zu geſtehn?

Hegio. Die Scham ſoll ſchon bey dir aufſteigen. Ich will dich über und über roth machen laſſen.

Stalagmus. Das glaube ich wohl. Allein drohſt du denn deine Schläge einem unverſuchten?* Weg mit den Poſſen. Sage was dein Anbringen iſt, wenn du was von mir wegbringen willſt.

Hegio. Ey! wie beredt du biſt. Doch, erſpare die vielen Worte = =

Stalagmus. Wohl, es geſchehe dann!

Hegio. In deiner Jugend warſt du beſcheiden, aber freylich ſchickt es ſich itzo nicht mehr für dich. Doch zur Sache. Höre zu, und geſtehe mir, was ich dich frage. Es wird deine Umſtände nicht verſchlimmern, wenn du mir die Wahrheit geſtehſt.

Stalagmus. Ach, das ſind Worte! Glaubſt du denn nicht, daß ich weis, was ich verdient habe?

Hegio. Du kannſt aber wenigſtens deine Strafe lindern, wenn du ihr auch nicht entfliehſt.

Stalagmus. O eine ſolche Strafe, als ich verdient habe, iſt zu groß, als daß ſie durch das Lindern kleiner werden könnte. Ich bin dir nicht allein entflohen, ſondern ich habe auch deinen Sohn mitgenommen, und ihn verkauft.

Hegio. An wen?

Stalagmus. An den polyplusiſchen Theodoromedes in Elis, für ſechs Pfund.

Hegio. Unſterbliche Götter! Das iſt Philokrates Vater.

---

* Ich glaube dieſes nicht unbillig in eine Frage verwandelt zu haben. Denkſt du, will er ſagen, daß mich deine Drohungen ſo ſchrecken, als ob ich nicht wüßte was Prügel wären?

Stalagmus. O! ich kenne ihn beſſer als dich, und hab ihn öftrer geſehen.

Hegio. Höchſter Jupiter! Erhalte mich, und erhalte mir meinen Sohn. Um des Himmels willen, Philokrates, komm heraus! Ich muß dich ſprechen.

Dritter Auftritt.

Philokrates. Hegio. Stalagmus.

Philok. Hier bin ich, Hegio. Was verlangſt du? Befiehl!

Hegio. Dieſer ſpricht er habe meinen Sohn in Elis an deinen Vater für ſechs Pfund verkauft.

Philok. Wie lange iſt das?

Stalagm. Es geht numehro ins zwanzigſte Jahr.

Philok. Du lügſt.

Stalagm. Entweder ich oder du. Dein Vater hat ihn dir als ein Kind von vier Jahren zu deinem eignen Knechte geſchenkt.

Philok. Wie hieß er? ſage mir das einmal, wenn du die Wahrheit redeſt.

Stalagm. Er hieß Pägnium, ihr aber gabt ihm den Namen Tyndarus.

Philok. Warum kenn ich dich aber nicht?

Stalagm. Weil es die Mode iſt diejenigen zu vergeſſen, deren Bekanntſchaft uns nichts hilft.

Philok. So iſt der, den du meinem Vater verkauft haſt, und den er mir zum eignen Knechte geſchenkt hat, dieſes ſein Sohn?

Hegio. Sage, lebt er noch?

Stalagm. Ich habe mein Geld bekommen; was bekümmere ich mich um das übrige?

Hegio. Aber was ſagſt du?

Philok. Aus ſeinen Reden kann ich nicht anders ſchließen, als daß mein Tyndarus dein Sohn iſt. Er iſt mit mir aufgewachſen, und hat eine gute, und einem Freygebohrnen anſtändige Erziehung genoſſen.

Hegio. Ich bin glücklich und unglücklich, wenn ihr die Wahrheit redet. Unglücklich, weil ich meinem eignen Sohne ſo hart mitgefahren habe. Ach! warum habe ich mehr und weniger thun müſſen, als die Billigkeit erfoderte? Wie bekümmert mich mein Verfahren! O könnte was geſchehen iſt, nicht geſchehen ſeyn. Doch hier kömmt er in ſeinem Schmucke. Was für ein unerſchrocknes Anſehen giebt ihm ſeine Tugend!

Vierter Auftritt.

Tyndarus. Hegio. Philokrates. Stalagmus.

Tyndarus. Ich habe doch oft viel hölliſche Strafen abgemalt geſehen, aber was kann die Hölle gegen die Steingruben ſeyn, woraus ich komme? Das iſt doch noch ein Ort, der einem nicht einen Tropfen Schweiß im Leibe läßt. So bald man herein kömmt, bringen ſie einem Schubkarn, Hacke und Schaufel, von einer klein wenig dauerhaftern Art, als die ſind, welche man den Kindern zum Spielen giebt[*]. Ich bekam auch eine ganz zierliche Spitzhacke, mir die Zeit zu vertreiben. : : : Doch, da ſteht Hegio vor der Thüre : : und, wie ich ſehe, ſo iſt auch mein Herr aus Elis wieder zurück gekommen.

Hegio. Umarme mich, mein liebſter Sohn.

Tynd. Was? Ich dein Sohn? Ha! Ha! Ich merke bald warum du dich meinen Vater, und mich deinen Sohn nenneſt. Vielleicht, weil du mich, wie es die Aeltern thun, ans Licht bringeſt?

Philok. Sey gegrüßet, Tyndarus.

Tynd. Du auch, für den ich ſoviel ausſtehen muß.

Philok. Dafür wirſt du numehr in Freyheit und Reichthum verſetzt. Siehe, das iſt dein Vater! Das iſt der Knecht, der dich ihm als ein Kind von vier Jahren entwendet, und an meinen Vater für 6 Pfund verkauft hat. Er ſchenkte dich mir, weil wir in einem Alter waren, zum eigenthümlichen Knechte.

---

[*] Es lautet in dem Originale ein wenig anders, ich mußte aber nothwendig davon abgehen, weil wir im Deutſchen kein Wort haben, das zugleich Wiedehopf und eine Spitzhacke bedeute, wie das lateiniſche Upupa iſt. Ich habe dergleichen Abweichungen noch hin und wieder gemacht, ohne ſie angemerkt zu haben; denn es iſt meine Abſicht nicht, daß man alle Worte des Plautus aus meiner Ueberſetzung ſoll verſtehen lernen; ich habe ſie bloß gemacht, damit die komiſchen Schönheiten deſſelben unter uns ein wenig bekannter würden.

Wir haben dieſen Dieb aus Elis wieder zurück gebracht, und er hat alles geſtanden.

Tynd. Aber wie iſts mit ſeinem Sohne geworden?

Philok. Gehe herein, ſo wirſt du deinen leiblichen Bruder finden.

Tynd. Was? So haſt du ihn mitgebracht?

Philok. Ja, ja, drinnen iſt er.

Tynd. O wie wohl haſt du gethan!

Philok. Dieſer iſt nunmehr dein Vater, und dieſer dein Dieb, der dich ihm als ein Kind geſtohlen hat.

Tynd. Dafür will ich ihn nun erwachſen züchtigen laſſen.

Philok. Er hat es verdient.

Tynd. Er ſoll ſeinen verdienten Lohn ſchon bekommen. Aber Hegio, ſo biſt du mein Vater?

Hegio. Ja, ich bin es, mein Sohn.

Tynd. Nun beſinne ich mich auch, wenn ich nachdenke. Es iſt mir, als ob ich wie im Traume einmal gehört hätte, daß mein Vater Hegio heiße.

Hegio. Und ich eben bin es.

Philok. Nun ſo mache doch Hegio, daß ihm die Feſſel abgenommen, und dieſem angelegt werden.

Hegio. Ja, das ſoll auch das erſte ſeyn. Kommt, laßt uns herein gehen. Der Schmid ſoll den Augenblick da ſeyn, dich von den Banden zu befreyen, die dein Räuber bekommen ſoll.

Stalagm. Du thuſt ſehr wohl; ich habe ſo nichts eigenthümliches.

Der Schlußredner.

Dieſes Luſtſpiel, ihr Zuſchauer, iſt für züchtige Sitten gemacht. Es kommen keine Liebesſtreiche, keine Unterſchiebung von Kindern, keine Geldſchneidereyen darinnen vor. Kein verliebter Jüngling befreyet darinnen eine Hure wider Wiſſen ſeines Vaters. Dergleichen Spiele, worinne die Guten beſſer werden können, erfinden wenige Dichter. Hat es euch gefallen, und ſind wir euch nicht zur Laſt geweſen, ſo gebet das gewöhnliche Zeichen; und ein jeder, der von euch gute Sitten liebet, klatſche!

Critik über die Gefangnen des Plautus.

Gleich als ich im Begriff war die meinem Leſer verſprochene und mir ſehr angenehme Arbeit zu unternehmen, nämlich mich über die Schönheiten des Plautus mit ihm etwas umſtändlich zu beſprechen; ſo erhalte ich von einem Freunde unſerer Arbeit einen Brief, deſſen Inhalt mit meinem Vorhaben allzuviel Verwandtſchaft hat, als daß ich ihn nicht mit Vergnügen bekannt machen ſollte. Er iſt zwar mehr wider als für mich. Doch daraus mag man ſchließen, was ich für ein Vertrauen zu meiner gerechten Sache und zu der Billigkeit meines Gegners habe. Der ganze Inhalt bezieht ſich auf drey Stücke. Erſtlich macht er überhaupt über unſer Vorhaben einige Anmerkungen. Zum andern beurtheilet er meine Ueberſetzung des plautiſchen Luſtſpiels. Endlich tadelt er den Plautus ſelbſt. Was die erſten zwey Stücke angeht, darauf werde ich ihm in beygefügten kurzen Anmerkungen antworten. Das letzte iſt das wichtigſte, und verdienet alſo eine beſondre Antwort. Mein Gegner zeigt überall eine wohlangebrachte Beleſenheit, welche ich, wie ſeine Einſicht in die Regeln der dramatiſchen Dichtkunſt, nicht wenig loben würde, wenn er nicht mein Gegner wäre. Denn ſeine Gegner zu loben iſt eine ſehr kützliche Sache. Alles Gute, das man ihnen beylegt, entzieht man ſich, und , , Doch ohne längre Vorrede, hier iſt der Brief.

Mein Herr,

Ich bin einer von denen, die Ihnen ſehr verbunden ſind, daß Sie zur Aufnahme des Theaters, durch eine der artigſten Monatsſchriften unſerer Zeit, den guten Geſchmack und die Liebe zu den Werken des Witzes ausbreiten wollen. Ich habe von Jugend auf ein großes Vergnügen an der dramatiſchen Dichtkunſt gefunden, und wenn mich die Natur einen Dichter hätte laſſen gebohren werden, ſo würde ich vielleicht in keiner andern als dieſer Art der Dichtkunſt meine Kräfte verſucht haben. Was Wunder alſo, daß Ihre Monatsſchrift meinen Beyfall erhalten hat?

Die Vorrede Ihres erſten Stücks hat mich in eine Verwunderung geſetzt, welche dem Erſtaunen ſehr nahe war. Ich ſahe die faſt unendliche Reihe von Dingen, welche alle zu erreichen Sie ſich vorgeſetzt, und welche alle zu erfüllen Sie ſich anheiſchig gemacht hatten. So gleich aber fiel mir ein: ſollte wohl alles dieſes ſo leicht ſeyn, als man es ſich einbildet? und wird nicht dieſes ſchöne Vorhaben vielleicht ein bloßer ſchöner Vorſatz bleiben? Nicht, daß ich an Ihren Kräften zweifelte; nein, ich verſprach mir vielmehr viel davon. Der Geiſt, den man in Ihrer Vorrede wahrnimmt, zeiget von Ihrer Stärke in Dingen dieſer Art. Allein ich hatte an einem andern Orte geleſen, daß eine Geſellſchaft, die wie die Ihrige iſt, und beynahe ein gleiches Abſehen gehabt hat, geſtehen müſſen, daß ſie nicht eher begriffen habe, wie ſchwer es ſey, in Dingen dieſer Art etwas mehr als trockne Namen anzuführen, als bis ſie Hand an das Werk gelegt. Die Gedanken hierüber ſind ſo ſchön, daß ich mich nicht enthalten kann ſolche hier anzuführen. Sie befinden ſich in der Vorrede des erſten Theils der Histoire
„du Theatre françois depuis ſon origine jusqu'à preſent etc.
„Amſterdam, 1735, 8. „Il eſt de certains tableaux, qui, con-
„ſiderés dans l'eloignement, preſentent aux yeux des plaines
„charmantes, des coteaux rians, des montagnes ſuperbement
„elevées, des rivieres larges, profondes et remplies d'une eau
„argentine, enfin tous les agremens d'une belle campagne.
„Aproche-t-on de cette perſpective? tout diſparoit, et des
„traits couchés groſſierement ſur une muraille prennent la place
„des objets enchanteurs, que l'oeil trompé par l'art du peintre
„regardoit avec admiration. Voila la juſte comparaiſon de ce
„qui arrive à ceux qui forment le deſſein de donner une hiſtoire
„du Theatre - - - Tout ſemble leur promettre une carriere
„aiſée et brillante, pieces ſingulieres, auteurs célèbres, faits
„anecdotes intereſſans, Comediennes et Comediens renommés
„dans leur art. Mais ces flateuſes idées ſe trouvent totale-
„ment confonduës lorsqu'on conſulte les hiſtoires - - - A l'égard
„des acteurs, le talent qu'ils ont exercé ne les a point tirés du
„néant dont ils ſortoient, et ils y ſont rentrés ſi parfaitement
„qu'on n'en retrouve que peu de veſtiges. - - - Ces difficultés

„ſont ſans doute rebutantes, et nous ne doutons point qu'elles „ne ſoient la cauſe pour laquelle jusqu'à ce jour les perſonnes „qui poſſedent le plus de cette maniere, ſe ſont refuſés au pé„nible et dangereux emploi de remplir les ſouhaits du public „en lui donnant un ouvrage qu'il s'imagine pouvoir être exécuté „dans toutes ſes parties.“ a)

Doch vielleicht finden alle dieſe Schwierigkeiten bey Ihnen eine Ausnahme, und man darf hoffen, daß Sie ſo ſchöne Verſprechungen nicht werden gethan haben, ohne zu wiſſen, daß es Ihnen leicht ſeyn werde, ſolche zu erfüllen. Wie viel Ehre werden Sie ſich dadurch erwerben? Wie viel werden wir und unſre witzigen Nachkommen Ihnen ſchuldig ſeyn? Und wie reizend iſt dieſe Aufmunterung?

Wenn alle diejenigen, ſo heut zu Tage Vorreden ſchreiben, ſo viel lehrreiches darinne anbrächten, als Sie in der Ihrigen, ſo würden die Vorreden öfters mehr ſcharfſinniges enthalten, und mehr Nachdenken erfodern, ja ſelbſt leſenswürdiger ſeyn, als manche Werke ſelber. Was Sie unter andern darinnen von der Declamation ſagen, ſcheint mir wahr zu ſeyn, nicht nur vielleicht darum, weil ich derſelben Meynung bin, ſondern weil es mit der Vernunſt, der Erfahrung, und der Empfindung verſtändiger Kenner übereinſtimmt. Dieſes Theil der Beredſamkeit iſt eines von den Dingen, an welchen ich von der Zeit an, da ich denken gelernt, einen großen Gefallen gehabt, und worinne ich mich bey aller Gelegenheit aus einer natürlichen Neigung geübt. Ungeachtet ich niemals das Glück gehabt öffentlich zu reden, ſo habe ich es doch gewiß dieſer Uebung allein zu danken, daß ich

---

a) Die Schwierigkeiten, welche die Verfaſſer der Hiſtorie des franzöſiſchen Theaters vor ſich gefunden, treffen uns nur zum Theil. Jene wollten eine aneinander hangende Geſchichte liefern, uns aber iſt dieſes niemals in Sinn gekommen. Wir haben nur verſprochen, die wichtigſten Nachrichten zu ſammeln, und demjenigen, der es einmal wagen möchte, eine vollſtändige Hiſtorie des Schauplatzes bey allen Völkern zu unternehmen, die Arbeit in etwas zu erleichtern. Bey den angeführten franzöſiſchen Verfaſſern wäre durch einen jeden beträchtlichen Umſtand, den ſie übergangen, oder nicht allzu hinlänglich vorgetragen hätten, die ganze Kette ihrer Erzählungen zerriſſen werden. Bey uns aber fällt dieſes weg; weil wir uns niemals zu der geringſten Ordnung oder Vollſtändigkeit anheiſchig gemacht haben. Man ſehe unſre Vorrede.

von einer ſehr ſchwachen Stimme, die ich von Natur hatte, zu einer männlichen geſetzten Ausſprache gelangt bin. Ich weis die Regeln davon, und kann alſo meinen Reden allen Nachdruck geben, wodurch ich mir öfters mehr Beyfall erwerbe, als andre durch die ausgeſuchteſten Ausdrücke.

Mein damaliger Aufenthalt an einem Orte, wo ein gekrönter Weltweiſe das prächtigſte der Schauſpiele, oder wie andre ſagen, *das ungereimteſte Werk, ſo der menſchliche Verſtand jemals erfunden*, die Oper einem Volke zeigte, ſo bisher dergleichen kaum dem Namen nach kannte; gab mir noch mehr Gelegenheit hierauf zu denken. Ein jeder ſagte ſeine Meynung von Arien und Recitativen, als von den allergemeinſten Sachen, ſo daß die Oper der Vorwurf aller Unterredungen ward. Ich befand mich bey einer derſelben, wo, nachdem verſchiedenes von dem Natürlichen und dem Wahrſcheinlichen der Oper war geredt worden, einer von der Geſellſchaft in die Worte eines Dichters unſerer Zeit ausbrach: *die Vernunft muß man zu Hauſe laſſen, wenn man in die Oper geht*; mithin, ſetzte er hinzu, müſſe man nicht viel Vernunft da ſuchen, wo keine anzutreffen ſey, ſondern ſich an der Wolluſt begnügen, die man durch das Gehör und das Geſicht empfände. Denn allerdings ſey nichts widerſinniſcher, als zwey Helden vor ſich zu ſehen, welche von den allerwichtigſten und oft ſehr heftig bewegenden Sachen ſich ſingend beſprechen. Ich ſagte hierauf, daß man dieſem Unnatürlichen abhelfen könne, wenn man nur die Arien ſingen ließe, und das Recitativ declamiret würde. Dieſes könne der Oper, anſtatt ihr etwas von ihrer Pracht zu benehmen, einen neuen Zierrath verſchaffen, indem dieſes liebenswürdige Schauſpiel dadurch dem Natürlichen näher kommen würde. Meine Gedanken fanden damals Beyfall, wenigſtens wurde ihnen nicht widerſprochen. Allein mir ſelbſt fiel hernach ein, daß ſich zu der rechten Declamation keine italieniſche Caſtratenſtimme ſchicke. Indeſſen ſuchte ich in meiner und meiner Freunde Bücherſammlungen etwas über dieſen Vorwurf nachzuleſen. Unter allen aber gefiel mir nichts beſſer als des Grimareſt Traité du Recitatif dans la lecture, dans l'action publique, dans la declamation, et dans le chant, 1740. 8.

Dieſes kleine Werk iſt gewiß eines der vortrefflichſten in ſeiner Art, und enthält ſo vieles, ſo zu Ihrem Vorhaben dient, daß ich hoffen darf, Sie werden wenigſtens einer Ueberſetzung[b]) des 7 und 8ten Hauptſt., darinne von der theatraliſchen Declamation und dem Singen eines Schauſpielers gehandelt wird, einmal einen Platz in ihren Beyträgen vergönnen. Sie verdienen es ſo wohl als die Abhandlungen des Corneille, und vielleicht iſt der Nutzen davon allgemeiner. Es ſcheint übrigens nicht, als habe der Verfaſſer der deutſchen Dichtkunſt dieſes Buch geſehen, wenn er da, wo von dem Vortrage und der Ausſprache der ſpielenden Perſonen gehandelt wird, verſchiedene Schriftſteller anführt, die meines Erachtens lange nicht ſo ausführlich davon gehandelt haben, als dieſer.

Doch ich entferne mich allzuweit von meinem Zwecke und komme eilends zu dem Plautus, den Sie ſich zu Ihrem Helden erwählt haben; worinne Sie ſo glücklich gewählt, als eine Dacier und ein Limiers, obſchon Horaz geſagt:

Daß ſeiner Väter Mund des Plautus Scherz und Kunſt
Im Luſtſpiel ſehr gelobt, allein aus blinder Gunſt.

G.

Ihre Ausdrücke aber, deren Sie ſich bedienen, ſo oft Sie Ihres Dichters gedenken, ſagen deutlich genug, daß Sie ſich vorgenommen haben, ihn nur zu loben. Ihrem angenommenen Satze ſelbſt: wider die Gewohnheit der Kunſtrichter mehr zu loben als zu tadeln, iſt dieſes vollkommen gemäß. Verzeihen Sie es alſo meiner Gemüthsart, welche zum Unglücke keine einzige von den Eigenſchaften hat, die einen Lobredner ausmachen. Ich werde den Plautus nur tadeln. So wenig es aber vernünftig ſeyn würde, wenn man ſagte, Sie behaupteten, daß Plautus ganz ohne alle Fehler, und alles an ihm lobenswürdig ſey: eben ſo unbillig wäre es, wenn man mir Schuld

---

b) Wir werden ehestens zeigen, daß wir guten Rath anzunehmen wiſſen. Gleichwohl ſcheinet mir auch dieſer Schriftſteller von der theatraliſchen Declamation nicht zureichend gehandelt zu haben. Das beſte, was ich mich über dieſe Materie jemals entſinne geleſen zu haben, iſt das ſchöne italieniſche Gedicht des Herrn Riccoboni von der Kunſt zu agiren; vornehmlich aber das ganz neue Werk: le Comedien.

geben wollte, als wenn ich alles an Ihrem Dichter für tadelhafte Mängel hielte.

Sie haben in dem erſten Stücke Ihrer Beyträge verſprochen, in einer eignen Abhandlung von dem Vortrefflichen ſowohl als dem Tadelhaften in den Schauſpielen des Plautus zu handeln; und ich habe mit Verlangen dieſe Abhandlung erwartet. Da ich aber ſahe, daß Sie in dem zweyten Stücke Ihr Wort halb zurück genommen und uns nur die Hoffnung gemacht, die Schönheiten Ihres Dichters im dritten Stücke zu entwickeln, ſo habe ich gemuthmaßt, daß es Ihnen vielleicht leid geworden*), an Ihrem Helden Fehler zu entdecken. Vergönnen Sie mir alſo, daß ich dieſen zweyten Theil Ihres Verſprechens ergänze, und nehmen Sie dieſe Critik ſo gütig auf, als ich mit Wahrheit verſichern kann, daß ſie aus keiner andern Abſicht geſchrieben iſt, als nur zu zeigen, wie viel dazu gehöre, ein vollkommen dramatiſches Gedicht zu machen, und wie groß die Verwegenheit derer ſeyn müſſe, die heut zu Tage dergleichen in 24 Stunden zu verfertigen für nichts unmögliches halten. Wenn Meiſter in der Kunſt, ein Plautus und Terenz fehlen, dürft ihr Lehrlinge denn ſchon trotzen? Dem Ruhme des Plautus wird indeß mein Tadel keinen Abbruch thun; ſo gewiß als Sophokles dennoch ein großer Dichter iſt, obſchon ſein Oedipus, den Ariſtoteles zum Muſter der Tragödie vorſchreibt, nicht ohne Fehler iſt. Plautus iſt allerdings ein großer Geiſt, deſſen Scharfſinnigkeit unſre Bewundrung verdient. Die alten Römer, ſagen Sie, ſchätzten ihn zweyer Stücke wegen ſehr hoch; wegen ſeiner Schreibart und ſeiner Scherze: beydes ſey unverbeſſerlich. Racine hingegen iſt der Meynung, daß alle dieſe Lobeserhebungen aus einem andern Grunde entſprungen ſind. Er ſagt in der Vorrede des Trauerſpiels Berenice: „Les partiſans de Terence, qui l'elevent avec „raiſon au deſſus de tous les poetes comiques pour l'elegance „de ſa diction et pour la vraiſemblance de ſes moeurs, ne laiſ„ſent pas de confeſſer que Plaute a un grand avantage ſur lui „par la ſimplicité qui eſt dans la plus part de ſes ſujets. Et „c'eſt ſans doute cette ſimplicité merveilleuſe qui a attiré à „Plaute toutes les louanges que les anciens lui ont données.“ d) Daß aber in den Scherzen des Plautus viele den guten Sitten ſchädliche und unanſtändige Dinge befindlich ſind, kann man nicht leugnen; ſo wenig man zu ſeiner Entſchuldigung behaupten kann, daß es die Charaktere ſeiner Perſonen allemal ſo erfodert hätten. Denn erſtlich hätte er dergleichen Charaktere auf den Schauplatz zu bringen vermeiden ſollen, und zweytens hat Balzac ſchon geſagt, que les plus libres courtiſanes de Terence ſont ſouvent plus modeſtes que les plus honnettes femmes de Plaute. In der That war er auch ſo daran gewöhnt, daß er es nicht unterlaſſen konnte, an allen Orten ärgerliche Dinge anzubringen. Man kann dieſes aus ſeinen Gefangnen beweiſen, wo er an unterſchiedenen Stellen, die ich anmerken werde, ganz ohne Noth dergleichen Unrath ausſtreuet; da er doch in dieſem Stücke ſich meynt Gewalt angethan zu haben, und bey dem Beſchluſſe derſelben ſagt: ad pudicos mores facta eſt fabula. Der Kunſt des Dichters benimmt dieſer Vorwurf nichts; nur ſchadet es den guten Sitten.

---

*) Wie aber, wenn ſie falſch gemuthmaßt hätten? Ich glaube nimmermehr, daß man die Schönheiten eines Schriftſtellers in ihr gehöriges Licht ſetzen könne, ohne zugleich das, was an ihm anſtößig zu ſeyn ſcheinet, anzuführen, dabey aber ſo viel wie möglich zu entſchuldigen. Dieſen letzten Punkt muß man beſonders bey den alten Dichtern beobachten: denn theils waren die Fehler, die man ihnen hin und wieder vorwerfen kann, zu ihren Zeiten keine Fehler; theils aber waren ſie ſelbſt von einem viel zu erhabnen Geiſte, als daß ſich ihre Sorgfalt zu den Kleinigkeiten hätte können hernieder laſſen, welche unſre Kunſtrichter alſobald in Harniſch bringen. Ich habe allezeit geglaubt, daß Plautus gewiſſe Fehler habe; allein dieſe Fehler ſind von mir niemals für was anders gehalten worden, als für eine Sommerſproſſe auf einem ſonſt vollkommen ſchönen Geſichte. Ich würde ſie bemerkt haben, ohne ſie zu tadeln und ohne ſie zu lieben. Zu dem erſten bin ich nicht verwegen und zu dem andern nicht blind genug.

Von den verſchiednen Ausgaben und Ueberſetzungen des

---

a) Es iſt unwiderſprechlich, daß Plautus wegen der Einheit ſeiner Handlungen ganz beſonders zu loben iſt; daß aber die Alten vornehmlich auf die zwey von mir angeführten Stücke geſehen haben, beweiſet die Stelle aus dem 29 Hauptſt. des 1 Buchs von den Pflichten, und das Urtheil des Lucius Aelius Stilo; welches ich beydes in der Abhandlung von d. L. und W. des Plautus angeführt habe.

Plautus haben Sie uns hinlängliche Nachricht ertheilet; da Sie aber von allen Ueberſetzungen ſo weitläuftig gehandelt, ſo wundert mich, warum Sie der vortrefflichen Ueberſetzung des Coſte nicht mit mehrerm gedacht, und ſie nur mit dem kurzen und guten Ruhme, die Arbeit ſey glücklich gerathen, abgefertiget haben. Ich bin daher auf den Argwohn gekommen*), daß Sie vielleicht dieſe Ueberſetzung nicht ſelbſt geſehen haben. Sie iſt unter dem Titel: les Captifs, Comedie de Plaute, traduite en françois avec des remarques par Mſr. Coſte, in Amſterdam 1716 8vo herausgekommen. Der lateiniſche Text iſt zur Seite beygedruckt, und die Anmerkungen enthalten lauter artige und lehrreiche Gedanken, die zu dem Verſtande des Gedichts nöthig waren, und die Ihnen vielleicht würden haben nutzen können, wenn Sie das Buch bey der Hand gehabt hätten. Man ſieht aus verſchiednen Stellen, daß Herr Coſte eine zweyte Ausgabe mit verſchiedenen Verbeſſerungen davon zu liefern Vorhabens geweſen iſt, ſo aber meines Wiſſens unerfüllt geblieben.

Dieſer Ihr Vorgänger hat ſich bemüht in einer ſehr wohlgeſchriebnen Vorrede zu erweiſen, daß dieſes Luſtſpiel nach allen Regeln des Theaters ſey. Seine Gedanken hiervon ſind ſehr ſchön. „Dieſes Stück, ſagt er, ſcheint mir vollkommen regelmäßig : : : Die Einheit der Handlung fällt in die Augen „: : Die Entdeckung der Betrügerey des Tyndars fließt ſehr „natürlich aus dem innerſten Stoffe, und dieſer Zwiſchenfall, „welches der einzige im ganzen Stücke iſt, macht den Knoten „durchgängig aus : : Die Wiederkunft des Philokrat löſet ihn „ſehr ungezwungen. Aus einem ſo einfachen Stoffe, worinne

---

*) Es iſt wahr; beſonders gedruckt war mir dieſe Ueberſetzung damals noch nicht vorgekommen, ich kannte ſie aber aus Limiers Ueberſetzung, wo ſie von Wort zu Wort eingerückt iſt. Doch auch dieſe, die Wahrheit zu geſtehen, hatte ich nicht bey der Hand; welches mir in ſo weit ganz lieb iſt, weil ich mich vielleicht durch ſein Beyſpiel zu einigen Fehlern, die ich hernach bemerken will, hätte können verleiten laſſen. Uebrigens hat doch der Verfaſſer dieſes Briefes eingeſehen, daß meine Abſicht gar nicht geweſen, alle Ausgaben des Plautus anzuführen; ſonſt würde es ihm weit leichter, als einem von meinen Bekannten, geworden ſeyn, noch ein halb Dutzend von mir übergangner Ausgaben, ich weis nicht aus was für Katalogen zuſammen zu ſtoppeln und gnädigſt mitzutheilen.

„ein mäßiger Geiſt kaum Materie zu zwey oder drey Aufzügen würde gefunden haben, hat Plautus durch ſeine Kunſt ein Stück von fünf ganz vollſtändigen Aufzügen zu machen gewußt : : Die Einheit des Orts iſt eben ſo genau als die Einheit der Handlungen darinne beobachtet. Alles geht ganz natürlich bey dem Hauſe des Hegio vor : : Was die Dauer der Handlung anbelangt, ſo hat ſie Plautus gleichfalls mit vieler Sorgfalt bemerkt. Sie fängt ſich des Morgens an, und ſchließt ſich noch vor dem Abendeſſen, ſo daß acht oder aufs höchſte neun Stunden dazu erfodert werden.“

Alles dieſes werde ich beantworten, und das Gegentheil darthun, wenn ich vorher einige kleine Erinnerungen werde gemacht haben, die ſich nirgends beſſer als hier anbringen laſſen.

Wenn Sie an des Limiers Ueberſetzung des Plautus ſeine Geſchicklichkeit rühmen, mit welcher er die anſtößigen Stellen überſetzt, ſo verdient Coſte eben dieſes Lob; denn in ſeiner Ueberſetzung finden Sie eben dieſe Behutſamkeit angewendet, ſo daß er ſelber ſagt: „à la faveur de ces changements je ſerois en droit de dire de ma traduction ſelon toute la rigueur de la lettre ce que Plaute dit de ſa piece: *ad pudicos mores facta eſt.*“

Die Ueberſetzung von des Plautus Aulularia, der ſie gedenken, iſt zu Zelle 1743 mit dem lateiniſchen Texte zur Seite und artigen Anmerkungen herausgekommen. Der Name aber des Ueberſetzers iſt nur durch ein bloßes M. am Ende der Vorrede angezeigt worden. In derſelben wird gleich Anfangs geſagt, daß man durch dieſen Verſuch den Deutſchen von der Stärke oder Schwäche der alten römiſchen Schaubühne einen Begriff habe geben wollen. Der Ueberſetzer ſcheint nichts von der ältern Ueberſetzung dieſes Stücks gewußt zu haben, der Sie gedenken.

Wenn[f] Plautus der Vater aller Komödienſchreiber wäre, wie Sie ihn nennen, ſo müßten alle Komödienſchreiber ſeine Schüler ſeyn, welches doch ſchwerlich wird können erwieſen werden. Ihre Meynung wird vielleicht nicht ſo allgemein ſeyn, als dieſer Ausdruck es zu behaupten ſcheint. Hat gleich Terenz und Moliere ihn zuweilen nachgeahmt, wie viel hat jener nicht auch von andern, abſonderlich den Griechen, genommen und gelernt!

---

[f] Wenn ich den Plautus den Vater aller Komödienſchreiber genennt, ſo habe ich nur alle diejenigen darunter verſtanden, welche nach ihm gelebt haben. Ich will auch nicht glauben, daß mir mein Gegner im Ernſte zutrauet, als hätte ich ſelbſt die Griechen für Schüler dieſes Dichters gehalten. Es wird ihm aber mehr als zu wohl bekannt ſeyn, daß uns von dieſen kein

Da ich in dem erſten Stücke Ihrer Beyträge las, daß Sie der Meynung wären, daß die Gefangnen des Plautus gewiß das vortrefflichſte Stück wären, welches jemals auf das Theater gekommen, und ich dieſes nochmals in dem zweyten Stücke wiederholt ſahe; ich aber bey Durchleſung des Originals und der Ueberſetzung des Herrn Coſte verſchiednes Unwahrſcheinliches und Ungereimtes darinne wahrgenommen hatte: ſo ſchien es mir, als wäre ich anitzo aufgefodert, meine Meynung, daß dieſes Stück kein Meiſterſtück ſey, zu beweiſen, oder zu ändern. Hieraus nun ſind dieſe Gedanken entſtanden. Ich erwähle Sie ſelbſt zu meinem Richter. Mit Vergnügen will ich meinem Irrthume abſagen, wenn Sie zeigen werden, daß das, ſo ich an dieſem Stücke tadle, nicht tadelnswürdig ſey, und daß das Stück ſelbſt dennoch wirklich ſchön und regelmäßig bleibe, und folglich für ein vollkommnes Muſter eines dramatiſchen Gedichts müſſe angeſehen werden.

Hätten Sie nur geſagt, daß die Gefangnen das ſchönſte Luſtſpiel unter allen Luſtſpielen des Plautus, und daß dieſes die Urſache wäre, warum Sie eben dieſes zu überſetzen ſich die Mühe gegeben; ſo hätte man Ihnen nichts anhaben können. Denn warum Sie ſonſt dieſes Stück gewählt, weis ich nicht. Es ſcheint ihrem Vorhaben zuwider zu ſeyn, nach welchem

---

einziger in ganzen Stücken übrig geblieben iſt, als Ariſtophanes. Und auch dieſer iſt einen ganz andern Weg in den Schauſpielen gegangen, als wir heut zu Tage zu geben pflegen; ſo daß wir ihn uns nur in ſehr wenig Sachen zum Muſter vorſtellen können. Wer iſt aber nach ihm der ältſte Komödienſchreiber? Unter denen, die uns übrig geblieben ſind, gewiß kein anderer als Plautus. Alle aber, die nach ihm gekommen, haben ſich eine Ehre daraus gemacht, zu bekennen, daß ſie in ihren vornehmſten Stücken den Plautus zu ihrem Vorgänger erwählt. Doch muß ich erinnern, daß ich unter dieſen allen nur diejenigen verſtehe, die es werth ſind Schüler des Plautus genennt zu werden.

Sie verſprochen, zu Ihren Ueberſetzungen allezeit ein ſolches Stück zu wählen, welches von neuern Poeten nachgeahmet worden, oder von deſſen Inhalte wenigſtens ein ähnliches neues Stück zu finden ſey. Wer hat denn die Gefangnen des Plautus nachgeahmt? Ich weis keinen. Doch es kann ſeyn, daß vielleicht meine Unwiſſenheit daran ſchuld iſt, und darum würden Sie mir und andern einen großen Gefallen erzeiget haben, wenn Sie uns ſolches geſagt hätten, denn ſo hätten wir es hernach auch gewußt.*)

Des Turnebus Urtheil, ſo Sie anführen, gilt hier nicht viel. Denn obſchon dieſer Mann ſeine großen Verdienſte, wegen ſeiner erſtaunlichen Gelehrſamkeit, hat; ſo weis man doch, wie heftig die Gelehrten des 16 Jahrhunderts die alten Schriftſteller vertheidigten, und dieſes mit weit größrer Gelehrſamkeit als Scharfſinnigkeit. Abſonderlich aber weis man, daß ſie in Sachen des Witzes nur ſchlechte Ritter waren.

Weil Sie alſo ihren Leſern die Freyheit gelaſſen haben ſelbſt zu urtheilen, ſo bediene ich mich derſelben, doch unterwerfe ich mich gänzlich Ihrer Beurtheilung. Dieſer freundſchaftliche Streit wird vielleicht einem Dritten nützlich ſeyn. Der Streit iſt bekannt, den der Abt Hedelin mit dem Menage wegen eines Luſtſpiels des Terentius gehabt hat. Wie viel ſchöne Anmerkungen haben ſie nicht dabey gemacht, die ihren Nachfolgern alle genutzt, und uns vieles gelehrt haben, wofür wir ihnen Dank ſagen müſſen. Sie würden aber unſerer Verehrung noch mehr würdig ſeyn, wenn ſie ſich nicht durch etliche niederträchtige Ausdrückungen und ihre lächerliche Hitze um einen Theil der Hochachtung, die man ihren Verdienſten ſchuldig iſt, gebracht hätten.

Anfangs werde ich mir mehrentheils mit dem Herrn Coſte allein zu thun haben, und das Gegentheil deſſen erweiſen, was er in ſeiner Vorrede behauptet. Dieſes geht Ihnen auch an, in ſo fern Sie dieſes Stück für vollkommen halten; und wenn es mir gelingt zu erweiſen, daß es nicht ſo regelmäßig iſt, als Herr Coſte behauptet, daß es im Gegentheil Unmöglichkeiten enthält, und daß es hin und wieder ohne Ueberlegung gemacht iſt: ſo habe ich zulänglich das Gegentheil Ihres Satzes erwieſen, daß es das ſchönſte Stück ſey, ſo jemals auf das Theater gekommen.

---

*) Ich habe geglaubt, es ſtehe mir frey, von den Regeln, die ich mir ſelbſt gemacht, gleich das erſtemal abzugehen; zumal da ich ſo wichtige Urſache vor mir ſahe. Es iſt wahr, ich weis ſelbſt keine Nachahmung dieſes Stücks; allein eben deswegen, weil es von einer ſo beſondern Einrichtung iſt, daß ich glaube, es zeige uns eine ganz neue Art von Luſtſpielen, an die ſich die neuern Dichter auf keine Weiſe gewagt; eben deswegen, ſage ich, habe ich mir geſchmeichelt, der Leſer würde mir es Dank wiſſen, daß ich mich nicht ſo gar genau an mein Wort gehalten hätte.

Dieſes ſetze ich aber, nach den Regeln der dramatiſchen Dichtkunſt, voraus, daß ein vollkommnes Gedicht dieſer Art nicht nur voll ſinnreicher Gedanken, artiger Einfälle, angenehmer Scherze, künſtlicher Verwickelung, und natürlicher Auflöſung des Knotens der Haupthandlung ſeyn müſſe; ſondern daß es abſonderlich müſſe wahrſcheinlich ſeyn, und der Zuſchauer nicht alle Augenblicke durch die großen Sprünge des Dichters merke, daß man ihm eine ohnmögliche Fabel vorplaudert.

„Jamais au ſpectateur n'offrés rien d'incroiable;
„l'Eſprit n'eſt point emù de ce qu'il ne croit pas,

ſagt Boileau in ſeiner Dichtkunſt. : : Ich habe alſo itzt zu erweiſen, was ich in den Gefangnen des Plautus für unanſtändig und unwahrſcheinlich halte; was ich wider die Einheit der Handlung und wider die Dauer derſelben zu ſagen habe.

Vorher aber muß ich noch erinnern, daß in dieſer Komödie ſo wie wir ſie anitzo leſen, viel unrichtige Abtheilungen der Aufzüge und Auftritte befindlich, welche das Ungereimte darinne vermehren. Allein dieſes lege ich dem Plautus nicht zur Laſt, ſondern ſeinen Scholiaſten und Abſchreibern. Die Urſache davon hat mir Menage in ſeinem Discours ſur Terence p. 216 gelehrt: Nous voyons dans Terence des ſcenes et des actes mal diviſés. La cauſe de cette confuſion eſt - - que les anciens Poetes grecs et latins n'ont laiſſé aucune marque de ces diſtinctions, non pas meme Seneque le dernier des Poetes dramatiques anciens. Dergleichen unrichtige Abtheilung befindet ſich im 2 Aufzuge, welcher in 3 Auftritte abgetheilet iſt, da er doch nur zwey haben ſollte. Dieſen Irrthum haben Sie bereits in ihrer Ueberſetzung angemerkt, darum halte ich mich nicht dabey auf, und würde ihn ganz mit Stillſchweigen übergangen haben, wenn ich nicht dabey anmerken wollen, daß Plautus ſelbſt viel Schuld an dieſem Irrthume ſey, und vielleicht nicht beſſer würde abgetheilet haben. Es iſt gewiß, daß in dem andern Auftritte Philokrates auf dem Theater iſt, und daß, wenn man auch ſagte, er habe ſo weit davon geſtanden, daß er nicht hören können, was ſie geſprochen, er ſie doch hat ſehen können. Mithin iſt das vin' vocem ad te? des Hegio, und des Tyndars Antwort voca ungereimt.[h] Hegio ſelbſt ruft ihn auch nicht einmal, ſondern, inzwiſchen daß er acht Worte ſpricht, nähert er ſich ihm und ſagt: vult te novus herus operam dare etc. Hier iſt alſo keine Veränderung vorgegangen, alſo geht auch kein neuer Auftritt an. Selbſt die Aufſchriften dieſer beyden Auftritte zeigen, daß in der einen eben die Perſonen ſind, die in der andern waren: obſchon dieſes noch zu merken, daß außer dieſen drey Perſonen noch andre Knechte müſſen auf der Bühne geweſen ſeyn, welche Hegio zu Anfange des zweyten Auftritts fragen können: ubi ſunt iſti quos ante aedes iuſſi produci foras? Denn den Philokrat und Tyndar kann dieſes nicht angehen; auch nicht einmal das vorhergehende ſi ex his quae volo exquiſivero. Denn wenn Hegio den Philokrat und Tyndar damit gemeynet, wie ungereimt wäre es, daß er gleich darauf fragte, wo ſie wären? Daß aber hier keine Knechte antworten, ſondern Philokrat ſo gleich herzutritt und den andern Knechten mit der Antwort zuvorkömmt, iſt ein Kunſtſtück des Dichters, davon die Abſicht einem jeden in die Augen fällt.[1]

---

[h] Warum dieſes ungereimt ſeyn ſollte, kann ich nicht einſehen. Hegio hatte den Philokrat vorher mit Fleiß bey Seite geführt, damit er den Tyndar insbeſondere vornehmen konnte. Wahrſcheinlicher Weiſe mußte er ihn ſo weit weggeführt haben, daß er auch dem Tyndar keinen Wink oder ein ander Zeichen geben können. Denn dieſes zu verhindern war eben die Urſache, warum er ihn wegführte. Da er ſich nun hernach genugſam mit dem Tyndar beſprochen hatte, und ſie über die Art, wie er und ſein Sohn frey könne gemacht werden, einig geworden waren: was war natürlicher, als daß Hegio ſagte: Soll ich ihn alſo her rufen? damit du ihm ſagen kannſt, wie er ſich in Elis zu verhalten hat? Rufe ihn, antwortet Tyndarus. Was iſt aber dem Plautus daraus für ein Verbrechen zu machen, daß nunmehr Hegio den Philokrat nicht ruft, ſondern gar herbeit?

Eben ſo iſt auch der dritte Aufzug in 5 Auftritte abgetheilt, da es nur viere ſeyn müſſen. Denn die beyden letzten Auftritte machen nicht mehr als einen aus. Hegio ruft am Ende des vierten Auftritts ſeine Knechte, ſie kommen, und er befiehlt ihnen den Tyndar zu feſſeln. So iſt zwar alles natürlich, und es geht allerdings ein neuer Auftritt an, da die Knechte auf den Schauplatz kommen; und ſo haben Sie in Ihrer Ueberſetzung durch eine geſchickte Ordnung dieſer Schwierigkeit abgeholfen. Allein in dem Originale ſieht es ganz anders aus. Da iſt alles in Unordnung. Hegio ſteht in dem vierten Auftritte vor der Thüre, und ruft ſeine Knechte. Dieſe ſind entweder im Hauſe, oder ſie ſind mit ihrem Herrn vor der Thüre. Man mag wählen, welches man will, ſo findet man Schwierigkeiten. Heg. v. 124.

Hic quidem me nunquam irridebit. Colaphe, Cordalio, Corax,
Ite iſtinc atque efferte lora.

---

[1] Auch hier ſcheinet mir mein Gegner Schwierigkeiten zu finden, wo keine ſind. Er hätte nur den vorhergehenden Auftritt mit ſollen zu Hülfe nehmen, ſo würde ihm alles nothwendig ſehr deutlich vorgekommen ſeyn. In dem erſten Auftritte des zweyten Aufzuges werden die beyden Gefangnen von ihrem Wächter herausgeführt. Sie bitten ſich die Erlaubniß aus, daß ſie ein Paar Worte im Vertrauen mit einander reden dürfen. Sie erhalten ſie, gehen alſo etwas bey Seite und werden über ihre ausgedachte Liſt einig. Unterdeſſen kömmt Hegio, ſo daß er die erſten Worte, Iam ego revertar intus, ſi ex his quae volo exquiſivero noch in ſeinem Hauſe, oder doch gleich vor der Thüre, das Geſicht gegen ſein Haus gekehret, ſagt. Als er ſich aber völlig umwendet, und die beyden Gefangnen, die er hatte herausführen laſſen, nicht gleich gewahr ward, weil ſie, wie aus dem erſten Auftritte erhellt, etwas bey Seite gegangen waren; ſo mußte er freylich wohl fragen, wo ſie wären? Das ex his kann alſo ganz wohl auf den Philokrat und Tyndarus gehen. Freylich wenn es hieße ex his, *quos hic ſtare video*, alsdann würde die darauf folgende Frage ungereimt ſeyn. Allein Plautus will ſagen ex his, *quos ante aedes iuſſi produci foras*. Uebrigens will ich gar nicht leugnen, daß noch außer dem Hegio, Philokrat und Tyndar, noch Knechte auf dem Theater müſſen geweſen ſeyn. In dem vorhergehenden Auftritte führt ja Plautus die Lorarios redend ein; daß ſie aber im Anfange des andern Auftritts ſollten abgegangen ſeyn, davon findet ſich keine Spur, wohl aber von dem Gegentheile. Denn zu wem hätte Hegio zu Ende dieſes Auftrittes ſonſt ſagen können: Solvite iſtum nunc iam etc.

Die Knechte antworten: Num lignatum mittimur? Und damit ſoll ſich der vierte Auftritt endigen. Hegio aber fährt fort in der fünften Scene zu ſeinen Knechten zu reden:

Inicite huic manicas etc.

Das ite iſtinc zeiget an, daß die Knechte ſchon vor der Thüre ſind, und Hegio zu ihnen ſagt: geht hin und holet die Stricke. Es müßte aber alsdenn wohl afferte lora heißen, wenn ich das *efferte lora* nicht durch bringet heraus überſetzen kann. Hegio hat das Wort kaum ausgeredt, ſo ſind die Stricke ſchon da, und er befiehlt den Tyndar zu feſſeln. Ich geſtehe gern, daß mir dieſes unbegreiflich bleibt. Denn daß ite iſtinc, kommet heraus heißen könne, kann ich mir nicht überreden. *)

Der vierte Aufzug beſteht aus vier Scenen und ſollte nur dreye haben; denn die vierte muß die erſte des letzten Aufzuges ſeyn. Ich wundre mich, daß Ihnen dieſer große Irrthum nicht bey dem Ueberſetzen in die Augen gefallen iſt. Nachdem Hegio den Ergaſilus in dem zweyten Auftritte zu ſeinem Haushofmeiſter gemacht, und dieſer in dem dritten Auftritte den ſchönen Vorſatz faßt, die größte Niederlage unter dem Vorrathe anzurichten, ſo geht er ab alle dieſe große Dinge zu bewerkſtelligen. Hier nun ſollte ſich der Aufzug enden, damit Ergaſilus in der Zeit, die der Raum zwiſchen dem vierten und fünften Aufzuge dem Dichter giebt, wirklich alles ausrichten, und alsdann der Knecht, in dem erſten Auftritte des fünften Aufzuges, die Erzählung

---

*) Ich glaube dieſen Ort nicht ſo wohl verbeſſert, als nur richtig überſetzt zu haben. Freylich heißt ite iſtinc nicht eigentlich kommet heraus, ſondern es heißt kommet von dort hierher, und nicht gehet von hier dorthin, wie es heißen müßte, wenn es Herr Coſte durch allez richtig ſollte überſetzt haben. Eine einzige Stelle, die ich aus dem 57 Briefe des erſten Buchs der Briefe Ciceronis anführen will, wird zeigen, daß iſtinc allerdings die Bedeutung hat, die ich ihm beylege: quanquam, ſpricht er, qui *iſtinc veniunt*, partim te ſuperbum eſſe dicunt, quod nihil reſpondeas etc. Man darf ſich alſo nur vorſtellen, Hegio habe ſeine Knechte unter der Hausthüre ſtehen ſehen, und alsdann iſt das ite iſtinc atque efferte lora ſehr deutlich. Daß aber die Knechte ſchon ſollten auf dem Theater geweſen ſeyn, iſt gar nicht wahrſcheinlich. Wenn ſie da geweſen wären, ſo hätten ſie ja nothwendig hören müſſen, was vorgegangen, und hätten gewußt, wozu ſie die Stricke herausbringen ſollten, ſo daß alsdann ihre Frage: num lignatum mittimur? ſehr abgeſchmackt geweſen wäre.

davon machen könne. So aber iſt Ergaſilus noch nicht einmal von dem Theater herunter, ſo kömmt der Knecht ſchon gelaufen, und erzählt was jener für Unheil im Hauſe angerichtet und wie er alle Vorrathskammern durchwühlet habe. Wann, fragt hier jeder Zuſchauer, hat er denn alles das gethan? Man läßt ihm ja keine Zeit darzu. Ich ſehe ihn ja erſt vor meinen Augen weggehen. Und ſiehe, der Zuſchauer ſpüret handgreiflich, daß ihn der Dichter betrügt.1)

Dieſes ſey von der unrichtigen Abtheilung der Aufzüge und Auſtritte genug. Ich komme auf das, was ich wider die Einheit der Handlung in den Gefangnen zu ſagen habe. Die Handlung iſt allerdings einfach, ſo wie ſie Herr Coſte in ſeiner Vorrede zergliedert. Allein in ſeinem Entwurfe ſagt er nichts von der Perſon des Tyndars, daß er ein Sohn des Hegio ſey, noch daß er ſeinem Vater vor vielen Jahren entführet worden, und nunmehr, ohne es zu wiſſen, in ſeines Vaters Hauſe ſich befinde. Man wird mir ſagen, dieſes ſey nur eine Epiſode, die nicht zur Haupthandlung gehöre. Allein die Epiſoden ſollen ja nach den Regeln der Dichtkunſt ſo genau mit der Haupthandlung verbunden ſeyn, daß dieſe ohne jene unvollkommen ſeyn würde; ohne welche Bedingung die Epiſoden als beſondere Handlungen können angeſehen werden; ſo wie in der That auch in dieſem Luſtſpiele die Handlung durch die Epiſode verdoppelt wird. Denn würde die Handlung dieſes Gedichts nicht eben ſo vollkommen geweſen ſeyn, wenn auch dieſe Epiſode nicht darzu gekommen, wenn auch in der Perſon des Tyndars Hegions Sohn nicht verborgen wäre? Was trägt denn dieſer Umſtand zu dem Knoten oder zur Auflöſung deſſelben bey? Er würde ganz fremde in dieſer Handlung ſeyn, wenn nicht der Dichter die Zuſchauer

---

1) In dieſem Stücke hat mein Gegner vollkommen Recht; ich bitte ihn nur, daß er die Schuld nicht auf den Plautus, ſondern auf ſeine Abſchreiber, und itzo auf mich, als ſeinen Ueberſetzer, legen wolle. Was mich aber abgehalten hat dieſe falſche Abtheilung anzumerken, iſt, daß wenn man die letzte Scene des vierten Aufzugs zu der erſten des fünften macht, ſie gar keine Verbindung mit den übrigen bekömmt. Der Knecht läuft auf der einen Seite fort, ſeinen Herrn zu ſuchen, und auf der andern Seite kömmt er ohne daß er ihn gewahr wird. Dieſe kleine Unwahrſcheinlichkeit war alſo Schuld, daß mir eine weit größre entwiſchte.

durch den Vorredner hätte warnen laſſen, daß einer von dieſen Gefangnen des alten Hegio Sohn ſey, ohne daß es einer von ihnen beyden wiſſe. Hierdurch hat freylich der Dichter mit großer Kunſt die Auflöſung des Knotens zubereiten wollen, und die Zuſchauer deſto aufmerkſamer auf alles gemacht, was dem Tyndar widerfährt. Allein es iſt die Frage, ob der Prolog der alten Komödien kann als ein nothwendiges Theil derſelben angeſehen werden, und ob es nicht der Vernunft gemäßer iſt, ſolchen für etwas ganz fremdes und nicht damit verbundenes anzuſehen?

Ich kann mich hierüber dießmal nicht weitläuftig erklären. Hierinne bin ich aber ihrer Meynung, daß dieſer Prolog ſehr angenehm ſey. Die alten Dichter hatten einen großen Vortheil bey dieſer Erfindung die Zuſchauer von dem Inhalte ihres Stücks zu unterrichten; allein daß man hernach dieſe Weiſe abgeſchafft hat, iſt gewiß aus keiner andern Urſache geſchehen, als weil ſie etwas ſehr unnatürliches an ſich haben.

Mehr werde ich wider die Einheit der Handlung in dieſem Stücke nicht ſagen. Wenn ich nicht erwieſen, daß ſie doppelt iſt, ſo glaube ich doch wenigſtens erwieſen zu haben, daß man an der Einheit derſelben zu zweifeln Urſache hat.

Was ich nun in dieſem Stücke für unanſtändig halte, iſt erſtlich die Perſon des Schmarutzers. Der Charakter dieſes Kerls iſt vollkommen ausgedrückt, und man erkennt an dieſem Bilde einen großen Mahler. Allein daß uns dieſe Perſon heut zu Tage etwas fremde, unwahrſcheinlich und übertrieben vorkömmt, davon haben Sie uns die Urſache gar artig in einer Anmerkung entdeckt. Nur dieſes gefällt mir nicht, daß dieſer Paraſit in drey Aufzügen allemal der erſte auf dem Theater iſt, und das noch darzu allemal alleine. Mir ſcheint, dieß ſey ſehr gezwungen. Man ſieht wohl, Plautus hat den Paraſiten zu dem Endzwecke gebraucht, wozu die Neuern den Arlequin aufgeführet haben.

Ferner iſt es lächerlich, daß Ergaſilus in dem erſten Auftritte ſagt: Aetolia haec est. Ich ſtelle mir dabey ſein ganzes Betragen vor. Vielleicht hat er eine Bewegung des Körpers darzu gemacht, welche ſich zu dieſem, denn ich bin hier in Aetolien, geſchickt; und ſo gleich fallen mir die Meiſterſtücke der erſten Mahler bey, welche, wenn ſie ein Gemählde fertig hatten, allen Irrungen vorzukommen, noch hinzuſchrieben: denn dieß iſt ein Pferd, und dieß iſt ein Ochſe. Doch Plautus iſt nicht der einzige dramatiſche Dichter der Alten, der dieſen Fehler begangen hat. Es iſt noch weit lächerlicher, wenn in dem Oedip des Sophokles, der Oedipus zu ſeinem Volke ſagt: Ich bin Oedipus, der in aller Welt ſo berühmt iſt; und der Prieſter des Jupiters ihm antwortet: Ich, der ich dich anrede, bin der Oberprieſter des Jupiters. Kann was ungereimter ſeyn oder erdacht werden?

Drittens ſind in dieſer Komödie gar ſehr viele und lange ſo genannte Aparte, welche ſo ungereimt ſind, daß nichts darüber iſt. Ich ließ es noch gelten, wenn dann und wann eine Perſon ein Wort ſagt, das ihr ſo zu ſagen aus dem Munde wider Willen entwiſcht, und die Verfaſſung ſeiner Seelen, bey unvermutheten Zufällen, gleichſam zu verrathen ſcheint. Allein ſolche lange Reden, als hier im zweyten Auftritte des erſten Aufzuges, im zweyten Auftritte des zweyten Aufzuges, im zweyten Auftritte des vierten Aufzuges anzutreffen, haben auch nicht die geringſte Spur des Natürlichen an ſich. Die letzte von den angezeigten Stellen iſt am allerunnatürlichſten, wo Ergaſilus die größten Poſſen macht, und gar erſtaunlich droht, wie unbarmherzig er mit dem ganzen menſchlichen Geſchlechte umgehen wolle, wenn ihn jemand aufhalten würde, eilends zu des Hegio Haus zu gelangen. Und ſiehe der Narr ſteht vor des Hauſes Thüre.

Abſonderlich aber halte ich die anſtößigen Stellen, die zweydeutigen Redensarten, und die ſchlechten platten Scherze, die in dieſem Stücke in Menge zu finden ſind, für ſehr unanſtändig. Gleich Anfangs in dem Prolog haben wir dergleichen:

Hos quos videtis ſtare hic captivos duos,
Illi qui aſtant, hi ſtant ambo, non ſedent etc.

C'eſt un jeu de Theatre (ſagt Coſte) dont tout le ſucces depend de l'habilité de l'acteur. Allein dieſes thut mir noch keine Genüge. Ihre Anmerkung, in welcher Sie geſtehen, daß dieſer Einfall nicht der vortrefflichſte ſey, verdient mehr Beyfall. Ob er aber geſchickt ſey zum Lachen zu bewegen, weis ich nicht. Dieß merke ich noch an, daß alſo dieſe beyden Gefangnen, Philokrat und Tyndar, auf dem Theater geweſen ſind, und Tyndar nothwendig muß gehöret haben, daß er Hegions Sohn ſey. Gehört nun noch der Prolog zur Handlung? Und kann man einen Beweis daher nehmen, daß der Poet dieſe Epiſode von Anfange der Handlung ſchon mit Kunſt vorbereitet habe?

Einen eben ſo ſchlechten Scherz findet man in dem erſten Auftritte des erſten Aufzugs, wo Ergaſilus ſagt:

> Iuventus nomen indidit ſcorto mihi,
> Eo quia invocatus ſoleo eſſe in convivio etc.

Anſtatt dieſes elende Wortſpiel zu überſetzen, ſagt Coſte in einer Anmerkung: „Il m'a été impoſſible de traduire ces huit vers, parce qu'ils ne contiennent qu'un jeu de mots ſi dependant de la langue latine qu'il ſeroit tout à fait abſurde, traduit en françois. Cela même prouve ſenſiblement que la plaiſanterie que Plaute a pretendu mettre dans ces huit vers, ſemble dire quelque choſe, mais ne ſignifie rien dans le fond. Car ce qui eſt véritablement plaiſant dans une langue, peut toûjours être transporté dans une autre. - - - Tout ce qu'on peut dire pour excuſer Plaute, qui eſt aſſez ſujet à donner dans ces ſortes des plaiſanteries qui ne roulent que ſur des mots, c'eſt qu'il les met dans la bouche de gens qui trouvent ces plaiſanteries merveilleuſes et ſont incapables d'en imaginer de plus fines et de plus raiſonnables. - - C'eſt pour ce qu'Ergaſilus n'a pas plûtôt lâché cette fade plaiſanterie que Plaute lui fait dire

> Scio abſurde dictum hoc deriſores dicere etc.

Der Sinn Ihrer Anmerkung über dieſe Stelle trifft mehrentheils hiermit überein. Alle beyde Anmerkungen geben nichts deſtoweniger zu, daß dieſes ein ſchlechter Scherz ſey. Eben ſo iſt es mit dem Scherze beſchaffen, der in den Worten des Tyndars im zweyten Aufz. 2 Auft. ſtecken ſoll, wo er den verſtellten Philokrates mit einem Barbier vergleicht. Und noch viel eckler iſt der Einfall der Knechte im 3 Aufz. 4 Auft. m)): Num lignatum mittimur? Es iſt wahr, durch die Art, wie Sie es überſetzt, haben Sie der Ungereimtheit dieſes gezwungnen Misver-

---

m) Aus meiner Anmerkung k werden Sie genugſam ſehen, daß dieſer Tadel ganz ungegründet iſt.

ſtändniſſes in etwas abgeholfen. Allein im Lateiniſchen iſt es als eine Frage an ihren Herrn eingerichtet, und ganz unerträglich.

Die zweyte Scene im vierten Aufzuge iſt voll dergleichen zweydeutiger Scherze. Im 86 V. ſagt Ergaſilus

> Mihi quidem eſurio non tibi - -

„Cette replique (ſagt Coſte) eſt très inſipide et ſondée ſur une „ſuppoſition tout a fait extravagante. Darauf ſagt Hegio im 87 V.

> Tuo arbitratu ſacile patior.

In dieſen Worten, ſpricht der franzöſiſche Ueberſetzer, liegt eine ſchändliche Anſpielung. Daß dieſes wahr ſey, und Hegio es wohl verſtanden habe, was jener ſagen wolle, kann man aus dem folgenden ſchlieſſen, da er böſe wird und ſagt:

> Iupiter te Dique perdant - -

Sie haben dieſes, die Ehre Ihres Helden zu retten, in Ihrer Ueberſetzung billig ausgelaſſen. *)

In dem zweyten Auftritte des vierten Aufzuges ſagt Ergaſilus von dem Stalagmus:

> Boius eſt, Boiam terit.

Cet equivoque (ſagt Coſte) porte ſur une idée obſcure et la plaiſanterie eſt en elle même obſcure et inſipide. Und Sie haben es in Ihrer Ueberſetzung eben darum auslaſſen müſſen, weil es zu überſetzen unmöglich war. Ein Beweis eines falſchen Scherzes.

In dem zweyten Auftritte des fünften Aufzuges ſagt Hegio vom Stalagmus:

> Bene morigerus fuit puer, nunc non decet.

Wenn man nun das ut vis ſiat, das vorhergehet, dazu nimmt, ſo ſcheint es, als wenn Coſte Recht hätte zu ſagen: Voila une de ces paſſages dont j'ai dit que la pudeur n'y etoit pas aſſez menagée. Sie haben dieſes aber in Ihrer Ueberſetzung ſo beſcheiden ausgedrückt, daß aller Argwohn einer Unfläterey weg-

---

*) Glauben Sie nicht, daß ich dieſe Stelle deswegen weggelaſſen, weil ich geglaubt, daß ſie keuſche Ohren beleidigen können. Nichts weniger als dieſes; ſondern ich habe ſie in der Ausgabe, die ich meiſtentheils bey meiner Arbeit gebraucht, nämlich in der Plautiniſchen von 1609 in 16, gar nicht gefunden. Auch in der Taubmanniſchen Ausgabe hatte ich ſie nicht geleſen. Ich will aber an dem gehörigen Orte zeigen, daß ſie ganz unſchuldig iſt.

fällt, und ich faſt dadurch bewogen werde zu glauben, daß Coſte ſich geirret, und Plautus hier keinen niederträchtigen Gedanken im Sinne gehabt habe.

Was ich nun endlich für unwahrſcheinlich in dieſem Gedichte halte, und was ich abſonderlich wider die Dauer deſſelben einzuwenden habe, gründet ſich auf folgendes. Der Schauplatz iſt in Aetolien, einer Provinz in Griechenland, und zwar in einer Stadt dieſer Provinz Namens Calydon. Gleichwohl nennt Plautus in dieſem Stücke mehr als an drey Orten verſchiedne bekannte Plätze der Stadt Rom, als wenn die Scene in Rom ſelbſt wäre. Der Dichter, als er ſein Gedicht ſchrieb, war freylich in Rom; allein die Unbedachtſamkeit ſeinen Aufenthalt mit dem Orte des Spiels zu verwechſeln, iſt nicht im geringſten zu entſchuldigen. Im erſten Auftritte des erſten Aufzuges ſagt Ergaſilus, wenn es noch lange ſo gienge, würde er vor die porta trigemina gehen, und ſein Brodt daſelbſt betteln müſſen. In der erſten Scene des dritten Aufzugs ſagt ebenderſelbe, daß ſich alle ſchienen beredt zu haben, als wie die Olearii in velabro, einem öffentlichen Marktplatze zu Rom. Beyde Stellen haben Sie in Ihrer Ueberſetzung, und vor Ihnen ſchon Herr Coſte, angemerkt, und beyde geſtehen ſie, daß es wunderlich ſey in einem Spiele, wo der Schauplatz in Griechenland iſt, römiſche Plätze zu nennen; und beyde haben nichts zu des Dichters Rechtfertigung beybringen können. Daß die römiſchen Zuſchauer zu ſeiner Zeit dergleichen Verwirrungen vertragen können, heißt nichts zu ſeinem Ruhme ſagen. Wenn Plautus nur ſolche Richter gehabt, ſo iſt es ihm ſehr leicht geweſen, ſich ihren Beyfall zu erwerben. Muß aber unſer Geſchmack nicht beſſer ſeyn?

Wenn man auch zu des Plautus Vertheidigung ſagen wollte, er habe mit Willen dieſe Benennungen erwählt, um ſeinen Zuſchauern durch ihnen bekannte Dinge ſeine Meynung leicht und begreiflich zu machen, ſo würde auch dieſes können widerlegt werden. Denn daß Plautus in dieſen Fehler bloß aus Unbedachtſamkeit oder Nachläßigkeit verfallen iſt, beweiſe ich aus dem zweyten Auftritte des vierten Aufzuges, wie Hegio ſagt:

Edictiones *aedilitias* hic habet quidem:
Mirumque adeo eſt, ni hunc fecere ſibi Aetoli *agoranomum*.

Was die Aediles bey den Römern waren, das waren die Agoranomi bey den Griechen, und wenn Plautus ſich hätte wollen nach den Römern richten, ſo hätte er die Aediles nur alleine nennen dürfen.

Was aber am allerunglaublichſten und am allerunwahrſcheinlichſten in dieſem Gedichte iſt, iſt des Philokrates ſchleunige Hin- und Herreiſe aus Aetolien nach Elis, und von da wieder zurück in einer Zeit von weniger als drey Stunden. Hier ſage ich mit Ihnen, die Zuſchauer des Plautus müſſen nicht ſehr eckel geweſen ſeyn, wenn er ihnen dergleichen Dinge hat dürfen vormachen, ohne daß ſie ihn darüber getadelt. Wie kann Coſte nunmehr behaupten, daß dieſes Stück vollkommen regelmäßig ſey, und daß ſeine Dauer nicht länger als 7 bis 8 Stunden währe? Ich werde meine Meynung beweiſen. Die Handlung fängt des Morgens an. Plautus hat es ſelbſt deutlich angezeigt, wenn er den Hegio ſagen läßt:

Ego ibo ad fratrem ad alios captivos meos,
Viſum ne nocte hac quippiam turbaverint.

Geſetzt alſo die Handlung gehe des Morgens an um	7 Uhr.
Zu dem erſten Aufzuge iſt eine Stunde genug.	8
Zwiſchen dem erſten und zweyten Aufzuge wollen wir dem Dichter eine Stunde zu Gute kommen laſſen,	9
Zu dem zweyten Aufzuge iſt gleichfalls nicht mehr als eine Stunde nöthig, und alſo	10
Zwiſchen dem zweyten und dritten Aufzuge müſſen wir dem Plautus zwey Stunden verſtatten, weil Hegio viel zu verrichten hat. Er geht nämlich mit dem verſtellten Philokrates zum Quäſtor, und fodert einen Paß. Man hält ihn aller Orten, ehe er dahin kömmt, mit Glückwünſchen auf; endlich bekömmt er den Paß und Philokrates reiſet ab,	11
Nachdem dieſer fort iſt, geht Hegio zu ſeinem Bruder, erkundiget ſich daſelbſt bey den Gefangnen, ob keiner von ihnen den Philokrates kenne. Es giebt ſich	

Ariſtophontes an, und Hegio nimmt ihn mit ſich in ſein Haus 12 Uhr.

Der dritte Aufzug dauert eine Stunde 1

Zwiſchen dem dritten und vierten Aufzuge wollen wir zwey Stunden rechnen, davon wir eine dem Dichter noch wollen laſſen zu Statten kommen, als ſey ſie verfloſſen, ehe Philokrates wieder angekommen iſt, 2

Die andre Stunde, wollen wir annehmen, habe Ergaſilus gebraucht von dem Hafen nach Hegions Hauſe zu kommen 3

Und hier ſind die 8 Stunden des Herrn Coſte ſchon verfloſſen, ohngeachtet wenigſtens noch zwey Stunden bis zu Endigung des Stücks nöthig ſind.

Wenn nun ein dramatiſches Gedicht nach den Regeln der Dichtkunſt, und zwar derer, welche der Währung deſſelben die längſte Zeit verſtatten, nicht über 24 Stunden dauern ſoll; wenn es vielmehr nur 6, 8, höchſtens 12 Stunden zu ſeinem ganzen Verlauf haben ſoll, und wenn der Poet, der es höher treibt, wider die Wahrſcheinlichkeit handelt, wie wird hier Plautus zu rechte kommen? Alles was man alſo wohl in dieſen Umſtänden von uns fodern kann, iſt, daß wir ihm die 24 Stunden laſſen zu Statten kommen, und ſehen, ob wir ihn können durchbringen.

Dieſes genau zu beſtimmen, müßte man wiſſen, was Aetolien und Elis für böhmiſche Dörfer geweſen. Eine kleine*) Anmerkung hierüber in Ihrer Ueberſetzung würde vielleicht nicht unangenehm geweſen ſeyn. Sind es griechiſche Provinzen oder Städte, und wie weit waren ſie von einander entfernt? Alles was ich hiervon weis, beſtehet in folgenden. Menage in ſeiner Abhandlung S. 14. ſagt, Polybius erzähle, die Aetolier und Elienſer hätten Krieg mit einander geführet, und wären mächtige Völker geweſen. Vielleicht hat Plautus von dieſem Kriege die Gelegenheit zu ſeiner Komödie genommen. Völker die zuſammen Krieg führen, wenn es auch nur kleine Staaten ſind, deren Macht nicht weiter als durch die Gegend ihres Hauptſitzes geht, müſſen doch wohl ſo gar nahe nicht beyſammen liegen. Sollte es wohl nicht das mindeſte ſeyn, wenn man ſagte, ſie hätten auch nur zehn Meilen von einander gelegen? So hat alſo Philokrates zu ſeiner Hin- und Herreiſe 20 Meilen gehabt. So bald er in Elis angekommen, hat er ſeinen Vater beſucht, er hat ihm ſeine Geſchichte erzählt, er iſt zu dem Arzt Menarchus gegangen, er hat um die Freylaſſung des Philopolemus angehalten, er hat ihn los bekommen, er hat ſich auf die Rückreiſe gemacht, iſt in Aetolien wieder angelangt, und das alles in drey Stunden.

---

*) Aus der Art wie ich den Plautus hierinne vertheidigen werde, wird man bald ſehen, daß ſo eine Anmerkung ganz wider meinen Zweck geweſen wäre.

Pauſanias ſoll uns hierinne mehr Licht geben. Ich bediene mich der franzöſiſchen Ueberſetzung des Abts Gedoyn, der amſterdamer Ausgabe von 1730. Daſelbſt ſehe ich in der Karte von Griechenland, die vor dem erſten Theile befindlich iſt, daß Aetolien eine große Provinz geweſen, und Elis gleichfalls keine kleine Provinz, die einen Theil des Peloponneſus ausgemacht; daß man aus Aetolien nach Elis zu kommen durch den korinthiſchen Meerbuſen ſchiffen müſſen, und daß alles das ziemlich weit von einander lieget. Auf einer andern Karte, die in dem dritten Theile befindlich, ſehe ich, daß Elis die Hauptſtadt der Provinz dieſes Namens geweſen iſt. Ich finde auch in der Provinz Aetolien den Ort, wo Plautus den Schauplatz hinverlegt, Namens Calydon, und der Maßſtab zeigt mir, daß Elis und Calydon 400 griechiſche Stadia von einander entfernt geweſen. Vierhundert griechiſche Stadia machen 50 römiſche Meilen, oder 12 deutſche Meilen, die Meile zu 4000 Schritt gerechnet.

Ich glaube alſo meine Meynung bewieſen zu haben, daß dieſe Oerter nicht nahe bey einander gelegen, und man alſo den Plautus hierdurch nicht retten kann. Doch dieſes ſind nur kleine Fehler, welche man dem Dichter eben ſowohl vergeben kann, als man es dem Euripides vergiebt, daß er gedichtet, Theſeus ſey von Athen nach Theben mit einer großen Armee gegangen, habe daſelbſt eine Schlacht geliefert und hundert andre Dinge verrichtet, ſey ſiegend wieder nach Athen auf das Theater gekommen, und das alles in 6 Stunden. (S. Menage Seit. 13-22. 53-55.) Dieſerwegen hat auch wohl Ariſtoteles von dem Euripides geſagt, daß er die Einrichtung und die Regeln des Theaters nicht verſtanden. Kann man alſo von dem Plautus nicht ein gleiches ſagen?

Wenn alſo bis zu Philokrates Abreiſe, nach meiner Rechnung, die Handlung vier Stunden dauert, und von der Zeit ſeiner Wiederkunft bis zu Ende noch drey Stunden gehören, ſo bleiben von 24 Stunden noch 17 Stunden zu des Philokrates Hin- und Herreiſe. Aber auch in dieſen 17 Stunden kann die Reiſe unmöglich verrichtet werden, wenn man auch zugeben wollte, Philokrates habe bey ſeiner Ankunft in Elis ſeinen Vater und den Menarchum und alle andre gleichſam wartend auf ihn angetroffen, daß er ohne ſich aufzuhalten gleich mit brennendem Kopfe wieder fortrennen können. Doch vielleicht widerſpricht wohl gar Plautus ſelbſt dieſer Meynung. Sein Gedicht ſoll ſich gegen das Abendeſſen enden, und der vierte Aufzug endet ſich auch wirklich mit den Anſtalten darzu. Nun fragt ſichs, um welche Zeit aßen die Griechen zu Abend? Hedelin behauptet, daß ſie ſehr ſpäte in der Nacht gegeſſen. Menage hingegen erweiſet genugſam, daß es mit Untergang der Sonne geſchehen; und alſo faſt zu eben der Zeit, wie wir es zu thun gewohnt ſind; wir wollen annehmen um acht Uhr. Da nun Herr Coſte ſelbſt ſagt, daß ſich das Stück einige Zeit vor dem Abendeſſen, etwa um 6 oder 7 Uhr, ſchließe; ſo rechne man mir nach, ob ich ihm nicht eben ſo viel Dauer zugeſtanden; nur muß man an des Philokrates Reiſe nicht gedenken. Dieſe bleibt eine Hexerey; es müßte denn ſeyn, daß er wie die Medea in der Tragödie, durch die Luft geflohen. Freylich ein viel kürzrer Weg.

Daß aber Plautus ſelbſt gar wohl gewußt, daß Philokrates zu ſeiner Reiſe mehr als 3 Stunden Zeit haben müſſe, beweiſe ich mit einer zweyten Unwahrſcheinlichkeit, die in dem Tyndar ſich antrifft. Nachdem Philokrates weg iſt, wird des Tyndars Liſt im 4 Auftritte des dritten Aufzuges, und alſo ohngefähr um 12 Uhr Vormittags entdeckt. Hegio verdammt ihn in den Steinbrüchen zu arbeiten; er befiehlt ſeinen Knechten mit ihm zum Schmiede zu gehen, der ihm die Schellen anlegen ſolle, ihn hernach zur Stadt heraus zu führen, und ihn ſeinem Freygelaßnen zu übergeben. Sie können alſo mit ihm ohngefähr um 1 Uhr fortgehen. In dem vierten Auftritte des fünften Aufzugs kömmt Tyndar ſchon wieder hervor, und macht eine umſtändliche ſchreckliche Erzählung von allen den Plagen, die er in den Steingruben habe ausſtehen müſſen. Die Zeit da er dieſes erzählt, iſt die fünfte Stunde Nachmittags; mithin wenn man annimmt, daß doch wohl wenigſtens eine Stunde vergangen, bis er zu den Steinbrüchen gekommen, und abermals eine Stunde verfloſſen, ehe er von da zurück in des Hegio Haus hat gelangen können, ſo bleiben nicht mehr als zwey Stunden übrig, die Tyndar in den Bergwerken zugebracht. Was kann er wohl in ſo kurzer Zeit für groß Ungemach ausgeſtanden haben, daß er davon eine ſo ſchöne Beſchreibung machen könnte? Hat nicht Plautus wenigſtens einige Tage zur Währung ſeines Gedichts haben wollen?

Was mir ſonſt noch unwahrſcheinlich in dieſem Stücke vorkömmt, iſt die Perſon des Stalagmus. Dieſer Kerl kömmt am Ende der Handlung ganz unvermuthet auf das Theater, als wenn er vom Himmel gefallen wäre; denn nichts ſcheint ſeine Gegenwart daſelbſt zu erfodern. Der Knoten der Haupthandlung iſt aufgelöſet. Er kömmt indeß mit den drey Perſonen der erſten Scene des fünften Aufzugs zugleich auf die Bühne, welches die ſinnreichen Worte des Hegio am Ende des Auftritts anzeigen:

Vos ite intro - - Interibi ego ex hac ſtatua erogitare volo etc. wodurch der Dichter zugleich die Unbeweglichkeit dieſes Knechts hat rechtfertigen wollen. Nun fragt der Zuſchauer, wie kömmt der hier her? und was will er? Wer es ſey, ſagt Hegio gleich ſelbſt, nämlich der, welcher ſeinen jüngſten Sohn entführt habe. Man wird ſagen, Plautus brauche dieſe Perſon zur Entdeckung, daß in der Perſon des Tyndars dieſer entführte Sohn verborgen ſey: allein von dieſer Epiſode habe ich ſchon oben meine Meynung geſagt, und der Einwurf, den ich hier mache, gereicht nur um ſo vielmehr zum Beweiſe, daß ſie der Dichter, ſo ſchön und künſtlich ſie auch ausgedacht iſt, entweder hätte weglaſſen, oder beſſer einrichten ſollen. Wo Stalagmus herkömmt, hat zwar der Zuſchauer im dritten Auftritte des vierten Aufzugs von dem Ergaſilus gehört, daß ihn nämlich Philokrat mitgebracht: allein mit alle dem kann ich in dieſem Stücke keine Spur des Wahrſcheinlichen, ja nicht einmal einen Zuſammenhang finden. Denn warum kömmt Stalagmus wieder in ein Haus, wo er ja wohl wußte, daß er nichts als die Strafe ſeiner Bosheit zu holen habe. Sagt man, Philokrat habe ihn wider ſeinen Willen mit zurück gebracht, wie es ſeine Worte in dem letzten Auftritte anzuzeigen ſcheinen,

„Nam hunc ex Alide huc reduximus:

ſo frage ich aufs neue, was bewog den Philokrat darzu? Er wußte ja nicht, daß Tyndar Hegions Sohn ſey, noch daß Stalagmus dem Hegio entlaufen, noch daß er ihm einen Sohn entführt, noch daß er denſelben ſeinem Vater verkauft. Er kannte ja den Stalagmus nicht einmal, wie er ſelbſt im 3ten Auftritte des 5ten Aufzuges ſagt:

Cur ego te non novi?

Hegio wußte ja ſelbſt nicht einmal, daß ſein Sohn noch am Leben, noch vielweniger, daß er ſchon in ſeinem Hauſe ſey; denn ſo, meyne ich, muß man die Worte des Hegio überſetzen,

Vivitne is homo?

nämlich is quem vendidiſti patri Philocratis; ſo wie Sie es auch gar wohl überſetzt, da des Herrn Coſte Ueberſetzung ganz falſch iſt. Und wo hat denn Philokrat den Stalagmus aufgetrieben? Denn daß er in des Theodoromedes Hauſe geblieben, kann nicht erwieſen werden. Das Gegentheil aber ſieht man aus der Antwort des Knechts:

Accepi argentum, nil curavi cæterum.

Alles das ſind für mich unauflösliche Schwierigkeiten und unbegreifliche Dinge.

Endlich muß ich noch des einfältigen Gedanken des Plautus gedenken, da er, nachdem Tyndar gehört, daß er Hegions Sohn ſey, jenen ſagen läßt:

Nunc demum in memoriam redeo, cum mecum cogito.
. . . . . . audiſſe me
Quaſi per nebulam Hegionem patrem meum vocarier.

Welche Lügen! Tyndar hat hier was ſcharfſinniges ſagen ſollen, und ſagt eine große Thorheit. Er war vier Jahre alt, als er aus ſeines Vaters Hauſe kam; ſeit der Zeit hatte er 20 Jahr in einem fremden Lande zugebracht, wo keine Seele den Hegio kannte. Wenn hat er es denn alſo gehört, daß ſein Vater ſo heiße? Als er noch zu Hauſe war? Wird man wohl ein Exempel beybringen können, daß ein Menſch von 24 Jahren ſich einer Sache erinnert habe, ſo er im vierten Jahre ſeines Alters gehört? Widerſpricht nicht die Erfahrung aller Menſchen dieſer Ungereimtheit?

Menage in ſeiner Abhandlung über den Selbſtpeiniger des Terentius hat ein ganzes Hauptſtück der Vertheidigung des Plautus wider die Beſchuldigungen des Scaligers und des Muretus gewidmet, welche lange vor mir angemerkt, daß Plautus eine große Unwahrſcheinlichkeit durch die ſchnelle Hin- und Herreiſe des Philokrates vorgebracht. Hier ſind ſeine Worte: Jul. Scaliger - et Muret - - accuſent Plaute d'une precipitation peu vraiſemblable dans ſa Comedie des captifs. Ils pretendent qu'il fait paſſer Philocrate d'Etolie en *Aulide* et revenir en Etolie en moins de 2 ou 3 heures. Mais Turnebe a fort bien juſtifié Plaute de cette accuſation, ſaiſant voir par la Geographie, par l'Hiſtoire et l'autorité de bons MScts, que les exemplaires de Plaute dont J. Scaliger et Muret ſe ſont ſervis, etoient corrompûs, *et qu'au lieu d'Aulide il faut lire Elide ou Alide.* „Quoiqu'il ne ſoit „pas toujours neceſſaire que le ſujet des Comedies ſoit veritable, il faut qu'il ſoit toujours vraiſemblable. Or il n'y a point „d'apparence qu'*Aulide* qui eſt une ville de Beotie fort eloignée „de l'Etolie, et qui n'a jamais été fort conſiderable, ait fait la „guerre aux Etoliens qui etoient des peuples très puiſſans. Mais „pour la ville d'*Alide* ou *Elide* on voit dans Polybe, qu'elle a „été en guerre avec les Etoliens, et quand l'Hiſtoire n'en diroit „rien, *cette ville n'etant pas eloignée d'Etolie*, il y a bien de „l'apparence qu'elle a eu quelque different avec les peuples „d'Etolie: que *ſi on veut donner a cette comedie le tems de* „24 *heures, on ne trouvera pas grande precipitation en ce* „*voyage de* Philocrate, particulierement ſi on conſidere que Philocrate l'a fait *dans un de ces vaiſſeaux que les anciens ap*„*pelloient* CELOCES, a cauſe de leur viteſſe, et il ne faut pas „douter que le Poete n'ait employé ce mot a deſſein pour faire

„connoitre aux ſpectateurs que Philocrate etoit allé et revenu „avec diligence." Dieſe Stelle iſt lang, allein ich habe ſie ganz einrücken müſſen, weil ich zu Behauptung meiner Meynung das Unrichtige aller dieſer Gegeneinwendungen zeigen muß, und wie ſie ſo gar nicht erweiſen, was ſie erweiſen ſollen. **Erſtlich** iſt es zwar wahr, daß, wenn Scaliger und Muret Aulis ſtatt Elis geleſen, die Schuld an den verderbnen Handſchriften gelegen. Indeſſen ob wir nun ſchon heut zu Tage alle Alis oder Elis leſen, ſo hebt dieſes die Schwierigkeit doch lange noch nicht auf. Dieſes iſt genugſam erwieſen. Zum andern, wenn die Aetolier ein mächtiges Volk, und die Eleenſer im Stande geweſen ſind, mit ihnen Krieg zu führen, ſo müſſen ſie wohl ſo gar nahe nicht beyſammen gelegen haben. Uebrigens iſt das ſehr unbeſtimmt geredt „celle ville n'étant pas eloignée d'Etolie." Wenn die Rede von groſſen Städten iſt, welche Krieg mit einander führen können, ſo iſt eine Entlegenheit von 10 bis 20 Meilen noch nicht ſehr weit von einander. Drittens, wenn man auch der Währung dieſes Stücks 24 Stunden geben wollte, ſo würde dieſe Reiſe dennoch unwahrſcheinlich bleiben. Wir haben aber ſchon genugſam erwieſen, daß Plautus ſelbſt die Dauer zwiſchen dem Morgen und der Zeit gegen das Abendeſſen einſchließt. Wie hat Menage dieſen Umſtand wohl nicht wahrnehmen können? **Endlich** iſt die Geſchwindigkeit des Schiffes, wodurch man dem Dichter zu Hülfe kommen will, noch ſehr zweydeutig. Im Lateiniſchen ſteht in publica celoce. Sie haben es überſetzt in einem öffentlichen **Jagdſchiffe**, und Herr Coſte le bâteau de poste. Iſt es alſo ein öffentliches Schiff geweſen, das zur Bequemlichkeit mehrer Reiſenden beſtimmt war, mithin zu gewiſſen Stunden des Tages abgieng, wie unſre Poſten heut zu Tage; ſo finde ich hier noch weit mehr Schwierigkeiten, als ſich würden angetroffen haben, wenn Philokrat mit einer Gelegenheit gereiſet wäre, ſo in ſeiner Gewalt alleine geſtanden. Ich wenigſtens würde zur Vertheidigung des Plautus mich dieſes Grundes nicht bedient haben; denn er iſt mehr wider den Dichter als für ihn.

So unrichtig als auch indeſſen Menage in dieſem Stücke geurtheilet, ſo ſchlecht er auch den Plautus vertheidiget; (was kann man zwar mehr von ihm fodern? es war unmöglich ihn zu vertheidigen, und er hat zu ſeiner Entſchuldigung alles beygebracht was er gekonnt) ſo muß ich doch geſtehen, daß dieſe ſeine kleine Abhandlung ſo voll der gelehrteſten Anmerkungen über die theatraliſche Dichtkunſt iſt, daß ich glaube, Sie würden auch noch aus dieſem kleinen Buche manchen Gedanken nehmen können, den man mit Vergnügen in Ihren Beyträgen leſen, und der manchem noch neu ſeyn würde. Das Buch iſt alt, und ſein Titel iſt auch nicht ſehr reizend; er verſpricht nicht viel, und gewiß niemand ſucht darinne, was man darinne findet. Die Aufſchrift heißt Diſcours de Mr. Menage ſur l'Heavtontimorumenos de Terence. à Utrecht. 1690. 12. Dieſes achtfüßige Wort ſchreckt ſchon manchen ab, das Buch in die Hände zu nehmen. Aber wenn man über den Eckel des erſten Blatts weg iſt, und man ſieht darinne die artigſten Gedanken über die Wahrſcheinlichkeit in den dramatiſchen Gedichten, wie wenig ſie die alten Dichter in Acht genommen, und wie ſehr ſo gar die größten Meiſter, ein Euripides, ein Aeſchylus und ein Ariſtophanes darwider geſündiget; über die Ausdehnung der Einheit des Orts, wie weit ſich die Scene erſtrecken könne, ohne wider die Regeln zu verſtoßen; wie das Theater der Alten und die Auszierungen deſſelben beſchaffen geweſen, und andere dergleichen Dinge, ſo ſage ich noch einmal, daß viele von Ihren Leſern ſie, wenn ſie in Ihren Beyträgen ſtünden, mit Luſt leſen würden. Wenn ein großer Kunſtrichter unſerer Zeit ſich die Mühe gegeben hätte, ein ſo verlegnes Büchelchen ſelbſt anzuſehen, ſo würde er nicht geſchrieben haben, „daß Menage den Terenz „wegen des Selbſtpeinigers beſchuldigen wollen, als habe er „mehr denn 24 Stunden zu dieſem Stücke genommen, und alſo „wider die Vorſchrift des Ariſtoteles gehandelt : :. Der Abt „von Aubignac aber habe den Terenz vertheidiget.“ (Crit. Dichtk. S. 733.) Was kann wohl deutlicher ſeyn, als die Worte des Menage gleich im Anfange? „Mr. d'Aubignac ſoutenoit que „l'action de cette comedie ne comprenoit que 10 heures et je „ſoutenois qu'elle en comprenoit plus de 12, mais je ſoutenois „en même tems qu'elle ne laiſſoit pas d'etre neanmoins reguliere . .“ Und bald darauf: „. . je crois avoir demontré que

„l'action de cette comedie comprend du moins 15 heures et qu'un „Poeme dramatique peut bien etre de plus de 12 heures ſans etre „contre les regles - - Und am Ende: „Je ſuis d'accord avec „vous que cette comedie eſt dans toute la juſteſſe des regles anciennes.“ Wo ſteht nun hier, daß dieſes Luſtſpiel wider die Regeln des Ariſtoteles ſey? Freylich, im Hedelin ſteht es. Allein, es heißt, man höre auch den andern Theil. Uebrigens iſt hier wohl nicht zu fragen, wer Recht hat, ob Menage oder Hedelin?

Wenn alle dieſe Gründe nicht hinreichend ſind, meinen Satz zu beweiſen, daß das Stück des Plautus ganz und gar nicht regelmäßig ſey, daß es wider die Einheit der Handlung, wider die Wahrſcheinlichkeit, wider die Dauer eines guten dramatiſchen Gedichts verſtoße, und alſo unmöglich das ſchönſte Stück könne genennet werden, welches jemals auf das Theater gekommen: ſo weis ich nicht, wozu wir den Verſtand und unſre Empfindung bey dem Natürlichen und Wahren brauchen ſollen, und wie man ſagen könne, eine Fabel, die nicht wahrſcheinlich iſt, tauge nichts, weil ihr die vornehmſte Eigenſchaft mangle.

Ich könnte hier meine Critik endigen, indeſſen, da ich während dieſer Arbeit noch einige Anmerkungen gemacht habe, die Ihnen vielleicht zu fernerer Unterſuchung Gelegenheit geben, und bey der Entwicklung des Schönen in dem Luſtſpiele des Plautus nutzen können, ſo theile ich ſie Ihnen hier mit, ſo gut als ſie ſind.

Im Prolog ſtehet eine merkwürdige Stelle, welche wohl mit größtem Recht eine Erklärung gebraucht hätte. Ich meyne die Worte:

Accedito! ſi non ubi ſedeas locus eſt, eſt ubi ambules.

Wenn ein in den Alterthümern, und beſonders in den theatraliſchen, Unerfahrner, dergleichen Leſer Sie mehr als der Gelehrten haben, dieſes in Ihrer Ueberſetz[illegible] lieſetp), ſo weis er

---

p) Es iſt wahr, wenn ich allzu ſehr bey dem Buchſtaben des Textes geblieben wäre, ſo wäre eine Anmerkung hier ſehr nöthig geweſen. Aus meiner Ueberſetzung aber wird jeder, der nur jemals in einem vollen Schauplatze geweſen iſt, ſo gleich erkennen, daß der Poet mit denjenigen zu thun hat, welche ſich mit vielen Lärmen Platz zum Sitzen verſchaffen wollen, da ſie doch noch genug Platz zum Stehen finden könnten.

nicht, was er daraus machen ſoll? Coſte hat ein Stück von dieſer Anrede erläutert, doch nicht alles, und ich möchte gerne wiſſen, ob denn der Vorredner den Prolog aus dem Kopfe auf dem Theater gemacht, oder der Poet vorher zu Hauſe? und ob er vorher gewußt, daß ſich bey Vorſtellung ſeiner Komödie dergleichen Begebenheit zutragen würde? und denn, ob die alten Komödien nur einmal vorgeſtellt worden, oder ob, wenn ſie öfters wiederholt worden, ſich dieſe Begebenheit allemal zugetragen, damit die Anrede paſſen können?

Ihre Anmerkung über das

Nam hoc paene iniquum eſt comico choragio etc.

iſt ſehr vernünftig, und was Sie an den Deutſchen tadeln, hat Coſte eben ſo in ſeiner Anmerkung über dieſe Stelle beſtraft.

In dem zweyten Auftritte des erſten Aufzuges iſt die Einladung des Hegio an den Ergaſilus bey Ihnen lange nicht ſo natürlich, als in der Ueberſetzung des Herrn Coſte. Es iſt wahr, er lieſet auch nicht im Texte ſo wie Sie; ſondern nach der Verbeſſerung des Salmaſius, und er ſagt von der Leſeart, wornach Sie überſetzt haben, tout cela me paroit un galimatias impenetrable.[q]) Er lieſet alſo:

Er. Facéte dictum. *Heg.* Sed ſi pauxillum potes
Contentus eſſe. *Erg.* Ne perpauxillum modo,
Nam iſthoc me aſſiduo victu delecto domi.
Heg. Ageſis, rogo. *Er.* Niſi qui meliorem aſſeret,
Quae mihi atque amicis placeat conditio magis.

Welches ich alſo überſetzen würde:

Erg. Das war noch einmal recht geredt!
Heg. Aber du mußt dich mit wenigem behelfen können.
Erg. Wenn es nur nicht allzuwenig wird: denn ſo behelfe ich mich, leider, alle Tage zu Hauſe.
Heg. Ich bitte dich alſo.
Erg. Es mag drum ſeyn; der Handel iſt richtig, wo ich

---

q) Ich geſtehe es, daß Sie hierinne einigermaßen Recht haben. Doch müſſen Sie mir auch zugeſtehen, daß aus meiner Ueberſetzung dennoch ein ganz guter Verſtand komme. Uebrigens ſcheint mir die Leſeart des Herrn Coſte etwas verwegen, da das emtum oder emin' tu, oder wie man ſonſt leſen will, ganz hinweg gekommen iſt.

nicht eine beßre Gelegenheit antreffe, und annehmlichre
Bedingungen als die deinen.

Eben daſelbſt haben Sie das Chim in den Worten

I modo, venare leporem: nunc Chim tenes,

durch Lerche überſetzt. Coſte lieſet ictim und überſetzet es durch Stachelſchwein, un heriſſon. Er hält dieſe Leſeart für die natürlichſte und wahrſcheinlichſte. In der That iſt der Sprung von einem Haſen auf ein Stachelſchwein, nicht ſo groß, als bis auf eine Lerche; und alles, was folget, ſcheint auf dieſes Thier zu ſpielen.r)

Heg. Aſper meus victus eſt.
Er. Sus terreſtris beſtia eſt.

In dem zweyten Auftritte des erſten Aufzuges haben Sie die letzten Worte des Hegio ad fratrem mox ivero ſo überſetzt: Den Gang zu meinem Bruder kann ich verſparen bis hernach. Ich weis nicht, ob ich mich irre; mir und allen, die ich darum gefragt, ſcheint aus dieſem Ausdrucke zu folgen, als wenn Hegio den Gang zu ſeinem Bruder noch lange hinaus verſchöbe; da er doch wirklich ſo gleich hingehet, in der Zeit nämlich, die zwiſchen dem erſten und zweyten Aufzuge verfließt.s) Da hingegen, wenn Sie alſo überſetzt hätten: Ich will herein gehen und erſt überſchlagen ‧ ‧ ‧ hernach ſo gleich zu meinem Bruder hingehen: ſo würde man hören, daß Hegio dieſen Gang nur auf einen Augenblick verſchöbe.

Eben ſo iſt es beſchaffen mit den erſten Worten des zweyten Auftritts im zweyten Aufzuge. Hegio ſagt

Iam ego revertar intus - -

---

r) Ich kann es zugeben, daß es jeder überſetzt, wie er will. Der Sinn wird doch allezeit mit dem meinigen übereinkommen. Daß aber die Stellen, welche ſie anführten, auf das Stachelſchwein zielten, glaube ich nicht. Iſt man denn die Stachelſchweine mit den Stacheln, daß ſie deswegen aſper victus können genennt werden?

s) Wer hat Ihnen denn geſagt, daß Hegio zwiſchen dem erſten und zweyten Aufzuge zu ſeinem Bruder gegangen? Finden Sie die geringſte Spur davon in dem Stücke? Ich glaube nicht. Hegio geht nicht eher zu ſeinem Bruder als zwiſchen dem zweyten und dritten Aufzuge, nachdem er den Philokrat hat fortreiſen laſſen; ſiehe den zweyten Auftr. des dritten Aufzuges. Ich habe alſo das *Mox* ganz recht durch hernach gegeben.

welches Sie ſo überſetzt: *Ich werde gleich wieder hereinkommen.* Dieſer Ausdruck ſetzet zum Voraus, daß Hegio mit jemanden geredt, der voran ins Haus gehet, und dem er dadurch zu verſtehen giebt, daß er ihm folgen wolle; oder aber daß Hegio aus ſeinem Hauſe herauskömmt. Beydes iſt falſch. Hegio kömmt von ſeinem Bruder, und iſt im Begriff in ſein Haus herein zu gehen. Er iſt allein, und ſagt gleichſam vor ſich, da er ſeine Knechte in der Thüre ſieht: *Ehe ich herein gehe, muß ich doch dieſe Knechte noch etwas fragen, was ich von ihnen wiſſen will.*1) So, deucht mich, iſt es natürlicher; obſchon das iam ego revertar intus nicht von Wort zu Wort überſetzt iſt; worauf aber nicht nöthig zu antworten iſt. Sie wiſſen, was überſetzen iſt.

Auch gefällt mir in einer ſchönen Ueberſetzung der Ausdruck des Tyndars im dritten Auftritte des dritten Aufzuges gar nicht: *Ich weis auf keine Art : : meine ſykophantiſchen Teuſchereyen zu beſchönigen.* Dieſer Ausdruck iſt nicht deutſch, und ich getraue mir unter 50 Ihrer Leſer kaum einen zu finden, der ſich einbilden könnte, was Sykophante für ein Gewächſe ſey. Wenn man ſagt, *ich weis meine Schelmereyen nicht zu beſchönigen,* ſo weis ein jeder Deutſcher was das iſt.

Ich bin Ihrer Meynung, daß die Leſeart, wie Sie im vierten Auftritte des dritten Aufzuges leſen: *A.* Quid mihi abnutas? *T.* Tibi ego abnuto. *A.* Quid agat ſi abſis longius; die wahre ſey, weil der Verſtand am natürlichſten iſt; obſchon, wenn man auch die alte Leſeart behält, und, ſo wie Coſte es überſetzt, die letzten Worte den Tyndar ſagen ließe, es auch nicht ſchaden würde. Man muß nur bedenken, daß dieſer Auftritt für alle drey Perſonen ganz ungemein wichtig und beſchäftigend iſt. Jeder kann viel Bewegungen anbringen, mithin hat auch Tyndar Gelegenheit dem Ariſtophontes einen Wink zu geben, damit er das Maul halten möge; Ariſtophontes aber, der das Geheimniß nicht verſteht, oder nicht verſtehen will, ſagt, daß es

---

1) Aus der vorhergehenden Anmerkung folgt, daß Sie mich auch hierinne ohne Grund tadeln. Hegio war nicht zu ſeinem Bruder gegangen, ſondern kömmt in dem zweyten Auftritte zu ſeinem Hauſe heraus, wie ich dieſe Stelle ſchon in einer vorhergehenden Anmerkung 1) erklärt habe.

Hegio hört: *Nu? was winkſt du mir?* So gleich giebt Hegio beſſer Acht, und weil Tyndar ſieht, daß ihm die Liſt fehlſchlägt, ſo leugnet er es, und ſpricht: *ich winkte dir?* und zum Hegio: *Siehe Herr, was er mir Schuld gie[illegible] mich nur verhaßt bey dir zu machen? Was würde e[illegible]ht vorbringen, wenn du nicht ſo nahe bey uns ſtündeſt?* Darauf wird Hegio böſe und ſagt: *Was ſchwatzeſt du mir da für Zeug vor? Wie, wenn ich gleichwohl mit dieſem Unſinnigen ernſthaft ſpräche?* Darum ſagt Tyndar endlich laut zum Ariſtophontes, weil er ſieht, daß alles ſtumme Winken nicht helfen will:

> Hem rurſum tibi, meam rem non cures etc.

Höre, ich ſage dir noch einmal, wenn du klug biſt, ſo laß dich um meine Sachen unbekümmert; bekümmre ich mich doch nicht um deine. Ich ſtelle mir dabey vor, daß Tyndar, indem er das ſagt, dem Ariſtophontes abermals, ohne daß es Hegio gewahr wird, einen Wink giebt, und gleichſam drohend zu ihm ſpricht: hem rurſum tibi! Er würde hinzugeſetzt haben: „es wird dir leid werden, das Maul nicht gehalten zu haben, „wenn du das Geheimniß erfahren wirſt:“ allein Hegio ſtehet zu nahe bey ihm.

Die Worte des Tyndars in eben demſelben Auftritte:

> Vae illis virgis miſeris, quae hodie in tergo morientur meo:

haben Sie meiner Meynung nach allzubuchſtäblich überſetzt. Kann man denn ſagen, daß Ruthen ſterben?*) Man ſagt zwar von einem Zweige eines Baumes, der vertrocknen will: er ſtirbt ab; allein dieſer Ausdruck findet nur alsdenn ſtatt, wenn der Zweig noch an dem Stamme ſitzt, welcher letzterer geſund iſt und bleibt, da jener nur alleine vergehet. Indeß iſt es gewiß, daß dieſes eine der artigſten Stellen in unſrer Komödie iſt. Ich ſtelle mir vor, wie der Schauſpieler mit einem halb zärtlichen doch gar nicht kläglichen Tone wird geſagt haben: *Wehe den armen Ruthen, die man heute ohne Erbarmen auf meinem Rücken zu Schanden ſchlagen wird.* Coſte hat dieſes gar artig überſetzt. Nach ſeiner Ueberſetzung ſieht man ganz deutlich, daß Tyndar ſich nicht beklagt; er bedauert nur die Ruthen. Und das was er gleich darauf ſagt: *Was verweilet ihr noch ihr Ketten; eilet doch, komme, umfaſſet meine Schenkel, ich will euch treulich bewachen*: klingt im Franzöſiſchen noch viel artiger, weil das Wort *embraſſez* (mes jambes) eine ſehr zärtliche Nebenbedeutung hat, weil es zugleich umarmen bedeutet.w) Der Dichter hat hier viel Geſchicklichkeit gezeigt, wie ein Menſch, der ein gutes Gewiſſen hat, gleichwohl aber einer Sache wegen, die mehr rühmlich als ſtrafbar iſt, in Gefahr kömmt, ohne eine niederträchtige Schwachheit blicken zu laſſen, gelaſſen erwartet, was man mit ihm vornehmen werde.

---

*) Warum ſagt es denn Plautus? Er hat dieſen Ausdruck komiſcher befunden als einen andern; und ich desgleichen.

Die prahlerhafte Ausſchweifung des Ergaſilus im zweyten Auftritte des vierten Aufzuges iſt lächerlich genug. Allein, daß Sie die Worte Baliſta und Catapulta in Ihrer Ueberſetzung nur mit deutſchen Buchſtaben geſchrieben haben, kann ich Ihnen nicht vergeben.x) Ein Leſer, der nicht die alte römiſche Kriegsgeräthſchaft kennet, ſucht hier den Verſtand, oder den ausſchweifenden Scherz vergeblich. Es iſt ja Ihre Abſicht nicht, *daß man alle Worte des Plautus aus ihrer Ueberſetzung ſoll verſtehen lernen*. Wenn Sie nur wenigſtens durch eine kleine Anmerkung der Armuth dieſer Leſer zu Hülfe gekommen wären. Allein Sie ſind gar zu geizig. Coſte hat ohne dieſe ſeltnen Namen anzubringen, dieſe Stelle gar artig überſetzt, und in einer Anmerkung die Urſache geſagt, warum er ſie nicht von Wort zu Wort habe überſetzen wollen.

Was ferner Ergaſilus in eben dem Auftritte etwas weiter unten ſagt:

Tum piſtores ſcrophipaſci . . .
Eorum ſi quojusquam ſcropham in publico conſpexero,
Ex ipſis dominis, meis pugnis exculcabo furfures.

---

w) Man darf nur das Wort umfaſſen nehmen, ſo findet eben die ſo artige Nebendeutung, welche meinem Gegner ſo wohl gefällt, bey dem deutſchen Ausdrucke Statt.

x) Ich habe geglaubt, daß das, was mir ſo gar ſehr deutlich geweſen, auch allen meinen Leſern begreiflich ſeyn werde. Habe ich dadurch, daß ich ihnen allzu viel zugetraut habe, einen Fehler begangen, ſo wird mich ihre Höflichkeit ſchon entſchuldigen. Denn eine Höflichkeit erfodert die andre.

haben Sie gleichfalls ſehr undeutlich überſetzt, wiewohl hieran die alte Leſeart, die Sie vor ſich gehabt haben, Schuld iſt. Sie mögen ſelbſt urtheilen, ob es nicht ſehr gezwungen iſt, wenn Sie am Ende der ganzen Rede hinzuſetzen müſſen, ich meyne ihren Beſitzern. Coſte hat dieß gemerkt; ſeine Anmerkung verdient, daß ich ſie herſetze y): Un ſavant Critique a crû qu'il falloit lire au lieu de *ex ipſis dominis*, *ex ipſo abdomine*. Je voudrois pour l'honneur de Plaute qu'on pût trouver cette leçon en quelque MScrit, car la leçon ordinaire fait à mon avis un ſens fort bizarre et où il eſt bien difficile de trouver le mot pour rire. Streichen Sie in Ihrer Ueberſetzung die Worte ich meyne ihren Beſitzern weg, ſo haben Sie eben dieſen Verſtand. Warum aber Coſte die Worte piſtores und piſtrinum durch mûniers und moulin überſetzt hat, weiß ich nicht.

Erlauben Sie mir, daß ich einen kleinen Auftritt überſetzen darf, der mir nach Ihrer Ueberſetzung nicht gefällt, ſo wie Ihnen die meine vielleicht nicht gefallen wird. Ich wollte anfänglich nur Anmerkungen zu der Ihrigen machen, und zeigen, daß man vom Specke nicht ſagen könne ſterben und dergleichen mehr; es würde aber viel zu weitläuftig geworden ſeyn. z) Der Auftritt, welchen ich vornehmen will, iſt der dritte des vierten Aufzuges. Ergaſilus iſt voller Freuden, daß Hegio ihn zu ſeinem Haushofmeiſter gemacht. Er iſt ganz außer ſich, für Ver-

---

y) Ich ſollte meynen, daß in dieſer Stelle eine ziemlich komiſche Wendung zu finden ſey, wenn man die alte Leſeart beybehielt. Gruterus iſt auch der Meynung, weswegen er hinzuſetzt: lepide minatur ſe id facturum dominis quod iuxta nexum orationis facturum quis putaret ſuibus. Der gelehrte Kunſtrichter aber, auf den ſich Coſte gründet, iſt Jacobus Palmerius. Wiſſen Sie aber, was Taubmann von dieſer Verbeſſerung ſagt? Palmerius legit *ex ipſo abdomine* etc. invita Venere, et cuius ſententia opinor non plus ſapit quam occiſa ſus, quod noſter ait.

z) Was ich in der Anmerkung u) geſagt habe, das kann ich auch hier ſagen. Hat Plautus ſolche uneigentliche Ausdrücke gebraucht, ſo muß ſie auch der Ueberſetzer brauchen können. Wer ſie tadeln will, der ſcheint mir von dem komiſchen Ausdrucke nicht viel zu verſtehen. Uebrigens wird es auf den Leſer ankommen, unſre beyden Ueberſetzungen dieſes Auftritts mit einander zu vergleichen. Mein Gegner wird ſich ohne Zweifel nicht beſonnen haben, daß dieſe wunderlichen Reden und poſſenhaften Anſpielungen mit zu dem Charakter des Ergaſilus gehören.

gnügen einmal eine rechte Mahlzeit anrichten zu können. Sobald alſo Hegio weg gehet, bricht er in die Worte aus:

> „Er geht fort? und mir überläßt er die Verwaltung des ganzen Küchenweſens? Ihr unſterblichen Götter welch Glück!
> „O welche Schlacht will ich unter dem Viehe anrichten! wie
> „viel Köpfe werde ich laſſen herunter ſchmeißen! Welche Verheerung will ich unter dem Specke und den Schinken anrichten! Wie werde ich das Fett ſo dünne machen! und wie will
> „ich die Schlächter durch viel Arbeiten abmatten! Doch was
> „halte ich mich auf, hier lange zu erzählen, womit ich meinen
> „Bauch zu füllen gedenke? Ich gehe hin, mein großes Amt
> „ſelbſt anzutreten. Ueber den Vorrath werde ich das Urtheil
> „ſprechen, und den unſchuldig aufgehangnen Schinken eiligſt zu
> „Hülfe kommen.“

Ich bin gewiß, daß Ihnen ſelbſt der Ausdruck im erſten Auftritte des fünften Aufzuges, wodurch Sie die Worte statua verberea, eine ſchlägefaule Bildſäule überſetzt, nicht gefällt. Was iſt das?[aa] Coſte hat dieß beſſer überſetzt, wenn er ſagt „cet idole icy, qui merite d'etre roué de coups.“

Die Art, wie Sie die Stelle des Stalagmus gleich im Anfange des zweyten Auftritts im fünften Aufzuge überſetzt haben, iſt ſehr natürlich, und ich glaube, daß dieſes wirklich der Sinn des Dichters iſt. Coſte hat eben ſo überſetzt, wenn er ſagt[bb]: que peut-on attendre de moi, ſi un homme de votre merite ne fait pas ſcrupule de donner des entorſes à la verité? je n'ai jamais eté beau ni joly etc.

Daß eine Sprache vor der andern manchmal gewiſſe Worte,

[aa] Ich ſollte kaum glauben, daß ein Deutſcher dieſen Ausdruck nicht verſtehen ſollte. Eine ſchlägefaule Bildſäule iſt hier ein Kerl, bey dem die Schläge eben ſo wenig fruchten würden, als bey einer Bildſäule. Gefällt jemanden die franzöſiſche Ueberſetzung dieſes Ausdrucks beſſer, ſo kann ich es leicht zufrieden ſeyn. Nur habe ich es nicht für gut befunden aus dem, was Plautus mit zwey Worten ſagt, acht bis neun Worte zu machen.

[bb] Mein Coſte hat es nicht ſo überſetzt. Bey ihm will der Knecht ſagen: Wenn du die Unwahrheit redeſt, wie vielmehr ſoll ich ſie nicht reden, der ich niemals was getaugt habe? Bey mir aber ſagt er: Ich habe dir deinen Sohn entführt, und du ſprichſt gleichwohl, ich ſey ein feiner Knecht? Was muß ich denn noch thun, daß du richtiger von mir urtheilen lernſt?

Ausdrückungen und Redensarten hat, die viel bequemer ſind eine Sache in einer Ueberſetzung eben ſo wohl als im Originale auszudrücken, daran wird wohl niemand zweifeln. Ein Beweis davon iſt die ſchöne Stelle im zweyten Auftritte des fünften Aufzuges:

Sta. Quod ego fatear, credine pudeat? - -

Heg. At ego faciam ut pudeat, nam in ruborem te totum dabo.

Coſte überſetzt es: *Sta.* Je ne rougis pas de l'avouer. *Heg.* Va je ſçaurai bien trouver le moyen de te faire rougir. Das artige in dieſem Ausdrucke beſtehet in dem Worte rougir, wie man leichte ſieht, und welches nicht einmal im Lateiniſchen ſo artig klingt. Im Deutſchen hätte man es eben ſo geben können. Stal. Meyneſt du, daß ich darüber erröthen werde? Heg. Allerdings, ich will es ſchon machen, daß du über und über erröthen ſollſt. cc)

Den Beſchluß der Komödie macht eine Anrede an die Zuſchauer, über welche in Ihrer Ueberſetzung ſtehet der Schlußredner. Ich vermuthe alſo dd), daß in der Ausgabe, der Sie ſich bedienet, Recitator geſtanden. Coſte lieſet ſtatt Recitator Grex oder Caterva, und hat bey dieſer Gelegenheit eine gar artige Anmerkung gemacht, ob dieſer Recitator einer von den Schauſpielern geweſen, ſo in eben demſelben Stücke mit geſpielt; oder eine beſondere Perſon. Er beweiſet das erſte, ob es ſchon ſehr wider den Wohlſtand ſey, daß einer von den Spielenden auf

---

cc) Vielleicht würde ich auch darauf gefallen ſeyn, wenn ich das Recht zu haben geglaubt hätte, den Plautus ſchöner zu machen, als er iſt.

dd) Sie vermuthen falſch. Es heißt in meiner Ausgabe auch Grex; und in der einzigen Straßburger Edition, welche Mulingus beſorgt hat, ſteht Recitator. Wenn ſich Herr Coſte übrigens nur ein wenig genauer umgeſehen hätte, ſo würde er eine Stelle bey dem Plautus gefunden haben, woraus er ausdrücklich hätte ſchließen können, daß es nicht allezeit einer von den ſpielenden Perſonen geweſen, welcher dieſe Schlußreden hielte. Dieſe Stelle ſteht zum Beſchluſſe der Ciſtellaria:

— — — omnes intus conficient negotium.
Ubi id erit factum, ornamenta *ponent*, poſt id ea loci
Qui deliquit, vapulabit; qui non deliquit, bibet.

Sie, die Schauſpieler, ſpricht er, werden ihren Putz ablegen, nicht wir, wie er doch nothwendig hätte ſagen müſſen, wenn er ſelbſt ein Schauſpieler geweſen wäre.

einmal ſeinen Charakter ablegt, und unter der Perſon eines bloßen Komödianten hintrit, den Zuſchauern ein Compliment zu machen.

Es iſt wohl einmal Zeit, daß ich meine Critik beſchließe. Ich werde es nicht wie diejenigen machen, die, wenn ſie nichts mehr wiſſen, dennoch zum Beſchluſſe ſagen, ſie würden noch vieles erinnern, wenn ſie nicht befürchteten allzu weitläuftig zu werden. Nein, ich geſtehe aufrichtig, daß dieſes alles iſt, was ich wider dieſe Komödie zu ſagen habe, und daß ich überzeugt bin, daß dieſe Critik dem Dichter und ſeinem Ueberſetzer ſo wenig ſchaden werde, als ich verſichern kann, daß ich dieſer Kleinigkeiten ungeachtet, gegen beyde die vollkommenſte Hochachtung habe, und daß das, was ich dagegen angeführt, viel zu wenig ſey, dem Dichter ſeinen Ruhm und meine Bewunderung zu verſagen. Je genauer ich gegentheils dieſes Stück unterſucht habe, Fehler darinne zu entdecken, je mehr habe ich auch Schönheiten darinne angetroffen. Alle Charaktere, bis auf die ſchlechteſten, ſind auf das vollkommenſte ausgebildet, und doch nicht übertrieben. Iſt nicht in der Perſon des Ergaſilus der Charakter eines Schmarutzers auf das lebhafteſte ausgedruckt, und behauptet er nicht dieſen Charakter durch das ganze Stück mit einer ungemeinen Stärke? Steigt und fällt nicht ſein Muth? Iſt er nicht trotzig oder verzagt, nachdem ſeine Hoffnung zu ſchmauſen groß oder geringe iſt? Iſt er nicht, wie es für einen ſolchen Kerl gehört, unverſchämt, niederträchtig, von ſchlechten Sitten, und laſterhaft? Hat nicht der Dichter in der Perſon des Hegio auf das vortrefflichſte einen alten reichen Bürger geſchildert, einen ehrlichen Mann, einen Vater, der ſeine Kinder über alles liebt, der alles, was ihm zum Beſitz derſelben verhelfen kann, anwendet, und alles, was man ihm ſagt, wodurch er dazu gelangen könne, leicht glaubt; ſo bald er aber einmal hintergangen worden, wie alle Alte, mistrauiſch wird, und ſich völlig verlohren ſchätzet? Iſt nicht Tyndarus ein Menſch, der mit ſeinem Herrn von Jugend auf zuſammen gelebt, und mit ihm die Vortheile einerley Erziehung genoſſen hat? Iſt es alſo nicht natürlich, daß er dieſen Herrn mehr liebt, als ein gemeiner Knecht ſonſt einen Herrn lieben würde? Iſt es nicht natürlich, daß der Herr ihn wiederum gleichfalls mehr liebt, als einen gemeinen Knecht? Hier bewundre ich die Kunſt und den Geiſt des Dichters: denn aus dieſem Grunde ſind die ſchönen Auftritte entſprungen, wo bey dem Abſchiednehmen Tyndarus unter der Perſon des Philokrates ſeinem Herrn alles das Gute vorhält, ſo er ihm als Knecht erwieſen; wie treulich und willig er ihm gedient, und wie viel er um ſeinetwillen bey dieſer Gelegenheit abſonderlich wage; wie viel Vertrauen er in ihn ſetze, daß er ihn nicht werde in der Gefangenſchaft zurücklaſſen, da er bloß durch ihn itzo frey ſey, und in ſein Vaterland reiſen könne. Tout cela me paroit intereſſant et touche avec beaucoup de delicateſſe, ſagt Coſte in einer artigen Anmerkung hierüber. Dem Hegio ſelbſt bricht das Herz, wenn er voller Verwundrung ausruft:

Dii voſtram fidem,
Hominum ingenium liberale ut lacrumas excutiunt mihi.

Eben ſo ſchön iſt der zweyte Auftritt im dritten Aufzuge, wo Hegio den Tyndarus, nachdem er die Liſt entdeckt, ſo hart angehet, und drohet, und dieſer mit der größten Standhaftigkeit, und einer Kaltſinnigkeit, welche nur ein gutes Gewiſſen wirken kann, antwortet, und ſich ſo ſchön vertheidigt, daß man ihm allezeit Beyfall geben, und ihn in ſeinem Unglücke bedauern muß. Er läßt zwar mehr Verſtand und Tugend blicken, als man von einem Knechte verlangen kann; allein dieſer Einwurf iſt dadurch gehoben werden, daß er mit dem Philokrat einerley Erziehung genoſſen hat. Stalagmus hingegen iſt ein trotziger Knecht, ein alter boshafter Schalk, der mit ſeinen Laſtern prahlet, und ſich eine Ehre daraus macht, ein Taugenichts zu ſeyn. Und konnte er wohl anders ſeyn? Mußte der Dichter nicht den, der das Herz gehabt, ſeinem Herrn ein Kind von vier Jahren zu entführen, alſo bilden? Ein mittelmäßig böſer Knecht, der ſich hier auf das Bitten gelegt hätte, würde nicht gefallen haben.

Doch hat Terenz vielleicht auch hier den Plautus übertroffen, weil Varro ſchon geſagt, daß er unter allen komiſchen Dichtern die Charaktere ſo vollkommen auszudrücken gewußt, daß wenn die Natur ſelbſt hätte ſprechen wollen, ſo würde ſie ſich ſeiner Worte haben bedienen müſſen.

Ich geſtehe alſo gern, daß Plautus große Verdienſte habe, daß dieſes Stück, die Gefangnen, voll ſchöner Stellen ſey, daß der Dichter darinne viel Kunſt und viel Erfahrung blicken laſſe: doch nimmermehr werde ich zugeſtehen, daß es ohne Fehler, oder daß es gar das ſchönſte Stück ſey, ſo jemals auf das Theater gekommen. Zu des Plautus Zeiten haben Sie vielleicht ſagen wollen. Denn wie weit iſt er noch von der Vollkommenheit entfernt, wozu ein Moliere gelangt iſt? Es verdient das Schöne darinne nachgeahmet zu werden, doch muß man uns das Stück überhaupt nicht als das vollkommenſte Muſter vorlegen. Sollte ich demnach in meinem Urtheile irren, ſo bitte ich Sie, um Ihrer Stärke willen in theatraliſchen Dingen, mir aus meinem Irrthume zu helfen, und mich davon mit Gründen zu überführen; welches Ihnen nicht wenig Ehre bringen, und den Ruhm Ihres Helden nicht um ein geringes vermehren wird. Ich werde zwar alſo meine Sache verlieren; im Gegentheil aber mich freuen, durch meine Zweifel Ihnen Gelegenheit gegeben zu haben, Trotz aller Einwürfe, uns das Geſtändniß abzuzwingen, daß die Gefangnen des Plautus das ſchönſte Stück ſind, ſo jemals auf das Theater gekommen iſt.

Ich ſchließe mit dem Urtheile des Hrn. von Effen, welches er in ſeinem Menſchenfeinde von unſerm Dichter fällt:

Ce comique Bouſon, n'en deplaiſe aux ſavans,
A ſon groſſier Parterre immole le bonſens.
Chez lui d'un trait d'eſprit la grace deployée
Dans mille jeux de mots d'ordinaire eſt noyée:
Sans rime et ſans raiſon il fait le goguenard:
La juſteſſe en ſes vers n'eſt qu'un don du hazard.
Si le Valet ſouvent y parle d'un ton grave,
L'honnet-homme y produit les pointes d'un eſclave.
Enfin par un ſeul trait, pour le depeindre en tout,
Il eut beaucoup d'eſprit, peu d'art, et point de gout.

Ich bin ꝛc.

Geſchrieben im Brachmonat 1750.

Ich glaube, in dieſem Briefe iſt alles geſagt, was man nur immer zum Nachtheil des Plautus vorbringen kann. Und vielleicht meynen auch viele meiner Leſer, daß Beſchuldigungen darinne vorkommen, die man nimmermehr beantworten könne, und wobey auch der eifrigſte Vertheidiger dieſes Dichters ſeinen Witz nur umſonſt anwenden würde. Doch wir wollen ſehen. Alles was man wider ihn vorgebracht hat, beziehet ſich auf drey Stücke. Kunſt, Witz und Moral ſind es, worinne ſich Plautus ſehr tadelhaft ſoll bezeigt haben. Zu dem erſten gehören alle Einwürfe, die man ihm, beſonders in dieſem Luſtſpiele, wider die Einheit der Handlung, wider die Dauer, kurz wider die ganze mechaniſche Einrichtung ſeiner Stücke macht. Zu dem andern gehören ſeine ſeichten und nichtsbedeutenden Scherze; und zu dem dritten einige unbehutſame und allzuſaftige Stellen, welche man bey ihm will gefunden haben. Ich will bey dem letzten zu erſt anfangen; und hoffe leicht damit zu Stande zu kommen, weil ich gar nicht geſinnt bin, unſern Dichter in allen ſeinen Luſtſpielen deswegen zu entſchuldigen, ſondern bloß ſeine Gefangnen von dieſem ſchimpflichen Vorwurfe zu befreyen ſuche. Ueberhaupt aber von den unkeuſchen Stellen des Plautus zu urtheilen, ſollte man wohl überlegen, daß vieles, was itzo unſre Ohren auf die ärgerlichſte Art beleidiget, zu ſeiner Zeit von ernſthaften Römern ganz gleichgültig konnte angehöret werden. Es iſt die größte Ungerechtigkeit, die man gegen einen alten Schriftſteller ausüben kann, wenn man ihn nach den itzigen feinern Sitten beurtheilen will. Man muß ſich durchgängig an die Stelle ſeiner Zeitgenoſſen ſetzen, wenn man ihm nicht Fehler andichten will, welche bey ihm keine ſind. Es war bey den alten Römern nichts gewöhnlicher und nichts weniger anſtößig, als Laſter, welche offenbar im Schwange giengen, bey ihrem rechten Namen zu nennen. Die Bühne war dazu, ſie zu beſtrafen. Was ſich der Zuſchauer nicht ſchämte zu thun, ſollte ſich das der Dichter ſchämen zu nennen? Dichter und Zuſchauer waren alſo, wird man mir verwerfen, im höchſten Grade unverſchämt, und folglich im höchſten Grade laſterhaft. Allein, die Wahrheit zu geſtehen, mit dieſem folglich bin ich nicht ſehr zufrieden. Ich weis nicht, mit was für einem Rechte man die oft erzwungne Fertigkeit bey Anhörung gewiſſer Worte, bey Erblickung gewiſſer Gegenſtände roth und unwillig zu ſcheinen, unter die Tugenden ſetzen kann? Die Schamhaftigkeit in dieſem Verſtande iſt oft nichts als die Schminke des Laſters. Uebrigens berufe ich mich auf alle die anſtößigen Stellen, woraus man dem Plautus ein ſo groß Verbrechen macht, und behaupte, daß keine einzige auf eine Art abgefaſſet ſey, welche unſchuldige Gemüther verführen könne. Sie ſind insgeſammt allzu rauh, und können nichts als Abſcheu erwecken. Ja, ich müßte mich ſehr irren, wenn man nicht von dem, was unſre feinern Köpfe das Schalkhafte zu nennen belieben, einen weit größern Schaden zu beſorgen hätte. Das Gift, welches man uns unvermerkt einflößet, verfehlt ſeltner ſeine Wirkung, als das, welches man uns offenbar aufzudringen ſucht. Doch ich will mich itzo hierüber nicht weiter einlaſſen; genug wenn ich nur zeigen kann, daß in den **Gefangnen** nicht das geringſte zu finden iſt, deſſen ſich Plautus, auch wenn er in unſern Zeiten gelebt, zu ſchämen hätte. Ich habe in dem zweyten Stücke bey Gelegenheit geſagt: daß je gelehrter die Commentatores ſind, je weniger Witz ließen ſie dem Schriftſteller, den ſie erklären wollen.[*] Jetzo will

---

[*] Es ſcheint, als ob man meine Beſchuldigung nur für einen bloßen Einfall angenommen habe; allein, wenn es darauf ankommen ſollte, ſo wollte ich mit mehr als hundert Beyſpielen die Wahrheit derſelben beſtärken. Eines davon habe ich allzu große Luſt hier anzuführen, weil es mir gar zu beſonders zu ſeyn ſcheinet. Im erſten Auftritte des erſten Aufzuges des Curculio ſtehet ein Jüngling nebſt ſeinem Knechte, und einigen andern, die er bey ſich hat, neben einem Altare der Venus. Es iſt noch ganz früh, und ſpricht alſo, er möchte gern der Venus ein Frühſtück zum Opfer bringen. Was denn? fragt der Knecht. Mich, dich, und dieſe alle, antwortet der Herr. Wie? ſpricht der Knecht, willſt du, daß ſich die Venus übergeben ſoll? Die Stelle ſelbſt heißt ſo:

Ph. Me inferre Veneri vovi iam ientaculum.
Pa. Quid antepones Veneri a ientaculo?
Ph. Me, te, atque hosce omnes. *Pa.* Num tu Venerem vomere vis?

Wer ſieht nicht ſogleich, daß der Knecht ſagen will: wenn du uns ihr willſt zum Frühſtücke vorſetzen, ſo wird es ihr gewiß ſchlecht bekommen. Wir ſind ſo ein niedlicher Biſſen, daß ſie ſich nothwendig wird übergeben müſſen! Der Einfall iſt knechtiſch, aber ſo deutlich, als er nur immer ſeyn kann. Gleichwohl will Tan. Faber uns in einem Briefe an Sarravium verſichern, daß niemand dieſe Stelle verſtanden habe, noch verſtehen könne. Er habe lange geſonnen, was wohl dahinter ſtecken möge, und endlich wäre er auf den Einfall gekommen, ſie in das Griechiſche zu überſetzen, woraus ſie ohne Zweifel genommen wäre. Er habe es gethan, und endlich dieſen ſehr richtigen griechiſchen Vers heraus bekommen:

Φ. Ἐμέ, σε και τούτους. Πα. την γουν Ἀφροδίτην θέλεις ἐμέσαι.

ὦ κοκοι habe er ausgerufen, iſtuc ipſum eſt quod quaeris. Er meynt nämich hinzu ſetzen, je gelehrter die Commentatores über unſern komiſchen Dichter ſeyn wollen, je mehr anſtößige Stellen finden ſie bey ihm. Zwey Oerter, aus gegenwärtigem Stücke, worinne ſie mir alleſammt mehr zu ſehen ſcheinen, als ſie ſehen ſollten, mögen es beweiſen. Allein, man wird fragen, was mich ſo verwegen macht, der Einſicht ſo vieler gelehrten Kunſtrichter meine Wenigkeit entgegen zu ſetzen, die man noch aus keinem einzigen lege meo periculo kennet; ich muß es alſo nur geſtehen, Plautus ſelbſt. Er verſichert uns in der Vorrede, daß in dem ganzen Stücke keine verſus ſpurcidici immemorabiles wären, muß alſo nicht entweder Plautus ſelbſt, oder ſeine Ausleger lügen? Nothwendig, und wer kann es mir verdenken, daß ich lieber das letzte glaube, da ohnedem in den ſtreitigen Stellen ein ſo guter Verſtand liegt, daß man gar nicht nöthig hat, zu ſolchen unzüchtigen Anſpielungen ſeine Zuflucht zu nehmen. Wir wollen ſie ſelbſt anſehen. Die erſte befindet ſich im zweyten Auftritte des vierten Aufzuges.

Heg. Eſurire mihi videre. *Erg.* Mihi quidem eſurio non tibi.
Heg. Tuo arbitratu facile patior. *Erg.* Credo, conſuetus puer.
Heg. Iupiter te Dique perdant.

Die mittelſte Zeile hatte ich in meiner Ueberſetzung aus den in der Anmerkung *) angeführten Urſachen weggelaſſen; jetzo aber will ich zeigen, daß ſie gar nichts Böſes in ſich hält. Man ſieht wohl, daß das Wort *patior* den Verdacht einzig und allein erweckt hat. Doch ich will nur die ganze Stelle überſetzen, und ich glaube, man wird dem Plautus Recht wiederfahren laſſen.

Hegio. Du biſt mir alſo hungrig, wie es ſcheint.
Ergaſilus. Ich bin mir hungrig und nicht dir.
Hegio. Meinetwegen, ich kann es zufrieden ſeyn.
Ergaſilus. O das weis ich wohl, du biſt von Jugend

---

lich, es ſey hier ein bloßes Wortſpiel zwiſchen ἐμεν, eſe und ἐμέσαι (vomere) welches von dem Plautus nicht bemerkt ſey, und daher ſo unverſtändlich überſetzt werden. Wer bewundert nicht die Geſchicklichkeit dieſes Mannes, der aus einem noch ganz erträglichen Scherze des Plautus mit ſo vieler Gelehrſamkeit ein verderbnes Wortſpiel zu machen weis. Ὦ πόποι rufte ich aus, als ich es das erſte mal las, wie kurzſichtig ſind die Herren Kunſtrichter, wenn ſie am weiteſten zu ſehen glauben!

auf ein Menſch geweſen, dem es eben ſo nahe nicht gegangen iſt, wenn einen ehrlichen Kerl hungerte.

Hegio. Ey, hol dich der ⸗ ⸗

Ich habe mit Fleiß etwas weitläuftig überſetzt, damit man es deſto deutlicher einſehen möge, was ich für einen Sinn darinne finde. Aus dem Fluche des Hegio iſt gar nichts zu ſchließen. Denn dieſer iſt nur verdrüßlich, daß ihn Ergaſilus einer ſolchen Unempfindlichkeit und Kargheit beſchuldigen will. Die andre Stelle, die ich nun zu entſchuldigen habe, iſt in dem zweyten Auftritte des letzten Aufzuges. Hegio ſagt zu ſeinem verlaufnen Knechte:

Bene morigerus fuit puer: nunc non decet.

Hier iſt es offenbar das arme Wort morigerus, welches unſre keuſchen Kunſtrichter aufmerkſam gemacht hat. Ich leugne gar nicht, daß es dann und wann nicht eine ſchlimme Bedeutung habe, allein hier nur findet ſie nicht Statt; weil Hegio nichts weniger als mit ſeinem Knechte Poſſen treiben will. Ich habe es in meiner Ueberſetzung ſo gegeben, daß mein Gegner ſelbſt geſtehet, er zweifle, ob Plautus ſo was ſchändliches dabey gedacht habe, als es ihm ſeine Ausleger, und der franzöſiſche Ueberſetzer Herr Coſte Schuld geben. Sind aber dieſe beyden angeführten Stellen unſchuldig, ſo wird man auch in dem ganzen Stücke kein einziges Wort finden, welches nur im geringſten der ſchärfſten Moral entgegen ſey.

Die Fortſetzung im vierten Stücke

Samuel Werenfels
Rede zu Vertheidigung der Schauſpiele.
Aus dem Lateiniſchen ins Deutſche überſetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet

von M. Immanuel Fried. Gregorius aus Camenz.

Wittenberg, 1750. in 4to, auf 40 Seiten.

Dieſe Rede des berühmten Werenfels iſt in ihrer Grundſprache ein leſenswürdiges Stück. Sie iſt nicht eine Vertheidigung der Schauſpiele überhaupt, ſondern nur in ſo ferne ſie in Schulen aufgeführt zu werden verdienen. Nach einem kurzen

bl.
hen

Eingange, in welchem er die Wichtigkeit ſeiner Materie darthut, und von der Annehmlichkeit der Schauſpiele, die von niemanden in Zweifel gezogen wird, redt, kömmt er auf ſeinen Hauptſatz, und zeiget auf eine doppelte Art, was ſie für einen unwiderſprechlichen Nutzen bey der Jugend haben können. Er betrachtet ſie erſtlich, in wie ferne ſie den Zuſchauern nutzen; er redet von der Kenntniß der Menſchen, von der Verabſcheuung des Laſters, von der Liebe zur Tugend, wozu ſie uns die vortrefflichſten Anleitungen geben, und weiſet zugleich, daß dieſe Anleitungen in der lebhaften Abſchilderung wahrſcheinlicher Gemüthsarten, in der Vorſtellung einnehmender Begebenheiten, und in der Anführung wichtiger Sittenſprüche liegen können. Doch nicht genug, daß ſie uns zu tugendhaften Menſchen machen, ſie können auch unſre Wiſſenſchaften vermehren und unſre Fähigkeiten ſtärken. Die merkwürdigſten Exempel der Hiſtorie, die ernſthafteſten Wahrheiten der Weltweisheit, ja ſelbſt die Streitigkeiten unterſchiedner Religionen, können auf das nachdrücklichſte darinne vorgeſtellet werden. Und was die Beredſamkeit für Nahrung in denſelben finde, haben die größten Meiſter derſelben, alter und neuer Zeit, bewieſen. Eben ſo richtig finden wir den Nutzen der Schauſpiele, wenn wir uns, andern Theils, an die Stelle derer, die ſie ſelbſt vorſtellen, ſetzen. Dieſe nehmen nicht allein an allen den angeführten Vortheilen der Zuhörer Theil, ſondern ſie ſtärken auch dadurch ihr Gedächtniß, welches nothwendig in der Jugend geſchehen muß, und üben ſich in der körperlichen Beredſamkeit, welche, nach des Demoſthenes eignem Ausſpruche, die vornehmſte Eigenſchaft eines Redners iſt. Alles dieſes führt unſer Redner auf eine würdige Art aus, und zeigt zum Ueberfluſſe, daß die größten Schulmänner, ein Johann Sturm und ein Comenius, und, welche in dieſer Sache kein geringer Anſehen haben, die Glieder der Geſellſchaft Jeſu ſelbſt, die Nothwendigkeit der Schauſpiele in den Schulen erkannt haben.

Dieſes, was wir anführen, iſt nichts als der trockne Inhalt. Wenn unſre Leſer von der Vortrefflichkeit der Ausführung urtheilen wollen, ſo müſſen ſie das Original ſelbſt, oder eine getreure Ueberſetzung, als die gegenwärtige iſt, zu Rathe ziehen. Es iſt ein Glück, daß uns dieſe nicht fehlt. Schon vor einigen Jahren iſt ſie uns von einer geſchickten Feder in den critiſchen Beyträgen geliefert worden. Wir würden ſie allzu wenig loben, wenn wir nur ſagen wollten, daß ſie die gregoriſche bey weitem übertreffe. Eine gute und ſchlechte Arbeit muß man auch nicht einmal mit einander vergleichen, wenn man beyden will Recht wiederfahren laſſen. Wir ſchließen nicht ohne Grund, daß Herr M. Gregorius ſeinen Vorgänger gar nicht müſſe gekannt haben; welches ihn zwar von dem Verdachte des Ausſchreibens befreyet, in der That aber zu einer Schande gereicht. Bey einem Schriftſteller muß es das erſte ſeyn, ſich zu erkundigen, wie weit es andre in der Arbeit, die er unternimmt, ſchon gebracht haben. Und beſonders iſt ein Ueberſetzer verbunden, keine Schrift vorzunehmen, von der man ſchon eine Ueberſetzung hat, wenn er nicht gewiß überzeugt iſt, daß er eine ungleich beßre liefern kann. Hätte der Herr Magiſter gewußt, daß dieſe Rede ſchon überſetzt ſey, ſo würde er es gewiß unterlaſſen haben, die Welt mit ein Paar Bogen voller Schulknabenſchnitzer zu beſchenken, und ſein Bißchen Ehre würde auf dieſer Seite auch keinen Abbruch gelitten haben. Unſer Urtheil würde ſehr ungerecht ſcheinen, wenn wir es nicht bewieſen. Wir wollen ihm alſo in aller Kürze Stück vor Stück zeigen, daß er erſtlich die lateiniſche Sprache ſehr ſchlecht verſtehe; daß er anderns faſt eben ſo wenig der deutſchen gewachſen ſey, und welcherley drittens ſeine Anmerkungen ſchlecht ſind.

Von dem erſten Stücke wollen wir nur ein Paar Stellen anführen, welche allzu deutlich in die Augen fallen. Weis denn der Herr Magiſter nicht, was apparatus figurarum heißt, daß er es durch Zubereitung von Figuren überſetzt? Es iſt zwar wahr, in ſeinem Wörterbuche wird er Anſtalt, Zurüſtung und dergleichen gefunden haben; allein, Genade Gott, wenn ein Ueberſetzer noch das um Rath zu fragen gezwungen iſt! Kann der Herr Magiſter ſeinen Text verſtanden haben, wenn er auf der 34 Seite überſetzt? Wie machen es die alten lateiniſchen und griechiſchen Tragödienſchreiber? Gewiß, dieſelben haben ihre Zuſchauer mit keinem Vergnügen erfüllt; indem ſie in ihren Erdichtungen alle andre Leidenſchaften, nur nicht die Liebe, ausgedruckt. Wie macht es Plautus? Kömmt er uns nicht in ſeinen Geſangnen ganz unangenehm vor, darinne er nach ſeinem Geſtändniſſe ꝛc. Ein jeder, wenn man auch das Original nicht bey der Hand hat, ſieht, daß der Ueberſetzer gleich das Gegentheil von dem ſagt, was er ſagen ſollte. Wir wollen die übrigen Fehler dieſer Art übergehen: die angeführten ſind hinlänglich, den Leſer vor ſeiner Ueber- zu warnen.

Sein Deutſch würden wir nicht tadeln, wenn er es nicht ausdrücklich auf dem Titel gemeldet, daß er dieſe Rede ins Deutſche überſetzt. Es ſcheinet, als habe er ſelbſt einen kleinen Argwohn gehabt, es möchten einige ſeiner Leſer zweifeln, ob ſeine Ueberſetzung nicht vielmehr wendiſch ſey. Es iſt alſo ganz klug gethan, daß man, allen Irrungen vorzukommen, dem Leſer gleich voraus ſagt, in was für einer Sprache man habe ſchreiben wollen. Welcher ehrliche Deutſche ſagt: Ausübungen des Körpers? Körperliche Uebungen ſagt er wohl, und das verſteht man auch, ohne darüber nachzudenken. Dem Urtheile ſeinen Namen unterſchreiben: was heißt denn das? Ein Urtheil unterſchreiben, das verſteh ich. Wir erlangen in den Schauſpielen ein Gelächter über die Thorheit: aus welcher Sprache iſt denn dieſe ſchöne Redensart genommen? Die Vorſtellung einer zierlichen Stellung, und dergleichen Ausdrücke wollen wir gern mit Stillſchweigen übergehen: denn es iſt uns in der That ein ſchlecht Vergnügen, dergleichen Schnitzer aufzuſuchen.

Auf ſeine Anmerkungen endlich zu kommen: dieſe zeigen eine ſolche Beleſenheit an, daß man erſtaunen muß, wie ein Herr Magiſter das Herz hat haben können, die Arbeit eines Mannes, wie Werenfels war, damit zu verſtellen. Wir wollen nur einiges davon anführen, und den, welcher Luſt hat ſich damit zu erbauen, auf das übrige verweiſen. Z. E. Wenn Werenfels von der Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen redet, ſo glaubt unſer Polyhiſtor wer weis was zu ſagen, wenn er darunter ſetzt: Daher ſchreibt Horaz

Omne tulit punctum etc.

Er bringt das Wort Pedante, welches Werenfels nicht einmal gebraucht, bey Gelegenheit einmal an, und alsbald glaubt er Urſache genug zu haben eine ganze Stelle aus dem Bayle davon anzuführen, welche nicht die geringſte Beziehung auf den Ort, an welchem er ſie anführt, hat. Doch ſo was wäre einem Menſchen, der nichts beſſers zu ſagen weis, noch zu gute zu halten; wenn er nur gezeigt hätte, daß er die Stellen, welche er anführt, verſtünde. Werenfels verdammt die Anrufung der Götter, und das Schwören bey ihren Namen in den Schauſpielen, und unſer Herr Magiſter ſetzt mit vieler Ueberlegung darunter: Horaz ſagt daher recht

> Nec Deus interſit, niſi dignus vindice nodus
> Inciderit.

Es iſt unmöglich, daß er dieſe Stelle bey dem Horaz ſelbſt kann geleſen haben: denn ſonſt würde er gewiß wiſſen, daß in dieſer Stelle eine der wichtigſten theatraliſchen Regeln verborgen liege, und daß ſie nichts weniger als das bedeute, was er ſie bedeuten läßt. Wer hat denn dem Herrn Gregorius geſagt, daß in dem Traume des Scipio lauter Gottheiten aufgeführet würden? Wir verlangen gar nicht, daß er dieſes Singeſpiel ſelbſt ſolle geleſen haben; allein als ein Magiſter hätte er es wohl aus dem Cicero ſchließen können, daß dieſes nicht möglich ſey. Der neue Bücherſaal hat ihm vortreffliche Dienſte bey dieſen ſauern Anmerkungen gethan. Woher wüßte man es auch ſonſt, als aus dem Bücherſaale, daß Plato die Dichter aus ſeiner Republik verbannt? Werden die Verfaſſer nicht ſelbſt herzlich über die Einfalt unſers Notenſchreibers haben lachen müſſen? Seine Art gelehrte Männer zu loben, iſt auch ganz beſonders. Einem Manne von entſchiednem Verdienſte das Beywort unvergleichlich zu geben, iſt gewiß unvergleichlich.

Wenn wir über dieſe Rede hätten Anmerkungen machen ſollen, ſo würden wir vornehmlich darauf geſehen haben, daß wir alle die Gründe, die der Verfaſſer nur insbeſondre für die Schauſpiele in Schulen anbringt, auf die Schauſpiele überhaupt angewendet hätten. Wir würden mit Exempeln gezeigt haben, daß man wirklich die ernſthafteſten philoſophiſchen Wahrheiten, ja ſelbſt Religionsſtreitigkeiten auf das Theater bringen könne, und gebracht habe. Wir würden die Laſter und Tugenden angeführt haben, die man mit gleichem Glück in den Luſtſpielen vollkommen verhaßt, und vollkommen liebenswürdig vorgeſtellt hat; und viele andre Sachen, wozu man aber Beleſenheti in den Schauſpielen ſelbſt nöthig hat, die wir freylich einem Herrn Magiſter nicht zumuthen wollen.

Wir wundern uns übrigens gar nicht, daß dieſe Ueberſetzung gleichwohl in ſo vielen Zeitungen ungemein gelobt worden iſt: woher dieſe gefälligen Urtheile entſprungen, wird Herr Gregorius am beſten wiſſen, und wir wiſſen es auch.

Beſchluß der Critik über die Gefangnen des Plautus.

Ich komme zu der andern Art von Fehlern, die man häufig bey dem Plautus finden will, und deren mein Gegner auch einige in ſeinen Gefangnen aufgetrieben hat. Dieſe ſind ſeine nichts bedeutenden Scherze, deren Grund meiſtentheils ein Wortſpiel iſt. Ich gebe es zu, die Luſtſpiele des Plautus ſind davon voll, nur das kann ich nicht zugeben, daß man daraus auf den übeln Geſchmack dieſes Dichters ſchließen will. Ich muß mich geſchwind deutlicher erklären, denn ich bin ſonſt in Gefahr, daß meine Leſer mir ſelbſt einen ſehr nichtswürdigen Geſchmack zuſchreiben werden. Ich rede gar nicht dem eingeſchränkten Witze das Wort, welcher ſeine Scherze und Einfälle bloß aus dem Gleichlaute, oder der Zweydeutigkeit der Worte nimmt. Dieſer kindiſche Weg ſinnreich zu ſcheinen iſt allen Schriftſtellern eine Schande, beſonders aber dem Dichter, als bey dem die wahre Scharfſinnigkeit am meiſten geſucht und am leichteſten vermißt wird. Ich muß gleich meine Einſchränkung hinzuſetzen, damit ich mir nicht zu widerſprechen ſcheine: Wortſpiele, behaupte ich alſo, beſchimpfen den Dichter, als Dichter, nicht aber als Nachahmer geringer Perſonen. Alle Gedichte, wie bekannt iſt, theilen ſich in zwey Arten; in Gedichte wo der Dichter redet, und in Gedichte, wo er andre reden läßt. Man kann, wenn man will, die dritte Art hinzu ſetzen, welche die beyden vorigen Fälle verbindet. In der erſten Art, wohin beſonders Oden und Lehrgedichte zu rechnen ſind, iſt der geringſte Schein eines Wortſpiels unerträglich. In der Ode iſt es, wo er die Sprache der Götter reden, und das Erhabne in Gedanken, Ausdruck und Ordnung herrſchen laſſen ſoll. Das Menſchliche will ihm ſchon darinne nicht anſtehen, geſchweige das Pöbelhafte. Und was iſt pöbelhafter als Wortſpiele? In den Lehrgedichten muß er die Vernunft mehr mit Gedanken zu überſchütten, als das Ohr zu kützeln ſuchen. Man tadelt ihn ſchon, und das mit Recht, wenn er uns wenig denken läßt; wie vielmehr wird er zu tadeln ſeyn, wenn er uns gar nichts denken läßt. Und was kann man bey einem Wortſpiele gedenken? Ganz anders aber iſt es in der Art von Gedichten, wo der Dichter Perſonen von verſchiedner Gattung redend aufführet; ich meyne in den dramatiſchen. Hier iſt es ſeine vornehmſte Pflicht, die Perſonen zu ſchildern, wie ſie ſind, und ſie dasjenige ſagen zu laſſen, was ſie nach ihrem Stande und nach ihrer Gemüthsart ſagen können. Diejenigen von den dramatiſchen Gedichten aber, die zu meinem Zwecke gehören, etwas näher zu betrachten, was für Perſonen hat denn ein komiſcher Dichter in ſeinen Stücken zu ſchildern? Von was für Stande, und von welcher Gemüthsart ſind ſie meiſtentheils? Hierauf muß man mit Unterſchied antworten. Die Alten führten in ihren Luſtſpielen durchgängig Leute vom niedrigen Stande auf, die, in dem erſten Alter der griechiſchen Komödie, alle entweder ſtrafbar oder lächerlich ſeyn mußten; gute und ernſthafte Perſonen waren gänzlich davon ausgeſchloſſen, ihre Stelle aber vertrat dann und wann der Chor, wenn es der Dichter nämlich für nöthig hielt, den Zuſchauern eine Moral beyzubringen, die in dem Munde einer ſtrafbaren oder lächerlichen Perſon ihren Werth verlohren hätte. Da aber in den letztern Zeiten die Komödie den Chor abſchaffen mußte, weil er ſich allzu viel Freyheit angemaßt hatte, ſo wurden die Dichter genöthiget in ihre Stücke auch gute und ernſthafte Charaktere zu miſchen, weil ſie ſonſt unmöglich ihren letzten Zweck, die Beſſerung der Zuſchauer, würden erhalten haben. Wir finden dergleichen Charaktere häufig bey dem Plautus und Terentius, die einzigen Muſter die uns das Alterthum von dem verbeſſerten Schauſpiele hinterlaſſen hat; und bey dem letztern noch häufiger als bey dem erſten. Wenn man aber alle, die uns ſowohl bey dem einen als bey dem andern vorkommen, genau betrachtet, ſo wird man finden, daß ſie ſich niemals, ſo gut und ernſthaft ſie auch ſind, über den Stand komiſcher Perſonen, welches aufs höchſte bey den Alten der mittlere Stand war*, erheben; das iſt, ſie ſind ſo beſchaffen, daß weder ein erhabner Geiſt noch ein edles Herz dazu erfodert wird, als wahre Muſter von dem, was wir im gemeinen Leben gute Leute zu nennen pflegen. Dieſe nun, und alle geringre Sorten von Menſchen, muß man ſich vorſtellen, wenn man die Muſter des komiſchen Ausdrucks und des komiſchen Scherzes haben will. Der letztere gehört vor jetzo zu meinem Zwecke. Wie ſcherzen Leute, welche Glück und Auferziehung an die niedrigſte Stelle geſetzt hat? Nicht ſelten ſtrafbar, oft grob und faſt allezeit mit Wortſpielen. Und eben ſo ſcherzen des Plautus Knechte. Iſt er aber zu tadeln, daß er ſeine Urbilder allzuwohl getroffen hat? Oder würde er nicht vielmehr zu tadeln ſeyn, wenn er ihnen ſeinen Witz geliehen hätte, und ſie Artigkeiten ſagen ließe, die kein Römer von ſeinen Knechten zu hören gewohnt war? Ich will es durch ein Beyſpiel erläutern. Vt pictura poeſis erit. Wer kennt nicht die ſaubern Gemälde auf den franzöſiſ. Spielkarten? Geſetzt es kömmt einem Künſtler ein, einen König daraus in aller ſeiner

---

* Daß die Alten in der That diejenigen Stücke, worinne Leute von Stande vorkamen, ob gleich ihr Inhalt vollkommen komiſch war, gleichwohl nicht Komödien genennt, iſt aus dem Vorredner des Amphitruo deutlich zu beweiſen.

Faciam ut commiſta ſit *Tragico-comoedia:*
Nam me perpetuo facere ut ſit *Comoedia,*
Reges quo veniant et Di, non par arbitror.
Quid igitur? Quoniam hic *ſervos* quoque partes habet,
Faciam ut commiſta ſit *Tragico-comoedia.*

Es würde ſich nicht ſchicken, ſpricht Plautus, wenn ich dieſes Stück, worinne Götter und vornehme Leute (denn ſo iſt das Wort *Reges* hier zu überſetzen) vorkommen, eine Komödie nennen wollte; es würde ſich aber auch nicht ſchicken, wenn ich ihm den Namen einer Tragödie beylegte, weil auch Perſonen vom geringen Stande darinne auftreten; ich will es alſo, um weder auf der einen noch auf der andern Seite zu verſtoßen, eine Tragikomödie nennen. Wie ſehr weicht folglich die Bedeutung, die wir jetzo dieſem Worte geben, von der ab, welche die Alten damit zu verbinden pflegten. Ich will aber damit nicht ſagen, als ob die Neuern nicht Grund gehabt hätten in Benennung ihrer Stücke mehr auf den Inhalt als die Perſonen zu ſehen; ſondern ich will nur zeigen, daß die Alten Leute von Stande und wichtigen Bedienungen durchaus aus ihren Luſtſpielen ausgeſchloſſen, und ſich die niedrigſten Sorten von Menſchen darinne aufzuführen begnügt haben.

Herrlichkeit in einem Quodlibet anzubringen; und es giebt allerdings große Künſtler, die ein Vergnügen finden in Nachahmung gewiſſer Kleinigkeiten ihre Stärke zu zeigen. Nicht wahr wir loben ihn, wenn er eben die groben Züge, eben die unförmliche Zeichnung, und eben die Aufeinanderkleckung widriger Farben deſto ähnlicher herausbringt, je mehr Zwang er ſeiner Hand und ſeinem Geſchmacke bey der Arbeit hat anthun müſſen? Lächerlich aber würde er ſeine Geſchicklichkeit machen, wenn er uns einen majeſtätiſchen Körper, eine erhabne Geſichtsbildung, und einen gewählten Schmuck auf einem Blatte vorſtellte, das ſeine ganze Schönheit von der Aehnlichkeit erlangt, und nothwendig ſchlecht ſeyn muß, wenn es ähnlich ſeyn ſoll. Warum urtheilt man alſo nicht auf gleiche Art von dem komiſchen Dichter? Warum lobt man nicht den Plautus, deſſen Knechte denken und reden, wie Knechte denken und reden können? Und warum tadelt man nicht einen Marivaux, deſſen Bediente zwar Bediente ſind, aber Bediente aus einer marivauxiſchen Welt, nimmermehr aber aus der unſrigen? Ja, wendet man ein, geſetzt auch, Plautus habe in dieſer genauen Nachahmung viel Kunſt erwieſen, ſo iſt er doch deswegen zu tadeln, daß er ſich ſo ſchlechte Vorbilder gewählt hat. Doch hierinne entſchuldiget ihn genugſam die damalige Einrichtung des Luſtſpiels, nach welcher er der Knechte unmöglich entbehren konnte, die, theils als gebohrne Sklaven, theils als gefangne oder erkaufte Barbaren, noch weit unter unſre Bediente zu ſetzen ſind, und alſo auch das Recht haben, noch gröber zu denken und noch ungeſchickter zu ſcherzen. Nach den Knechten hat Plautus beſonders noch eine andre Art von Perſonen, die oft nicht weniger abgeſchmackt ſpaßen und größtentheils durch Wortſpiele witzig ſeyn wollen; dieſes ſind die Schmarutzer. Leute denen ihre Einfälle ſtatt der Renten waren, und die von ihren Poſſen leben mußten. Allein in dieſen Charaktern ſind die ſchlechten Scherze des Plautus nicht nur zu entſchuldigen, ſondern ſo gar zu loben. Es war ſeine Abſicht dieſe Luſtigmacher verhaßt zu machen. Würde er ſie aber erreicht haben, wenn er ihnen einen wahren Witz und einen feinen Geiſt beygelegt hätte? Nimmermehr. Ihre Verdienſte waren, daß ſie Ohrfeigen leiden konnten, daß ſie ſich zu den ſchimpflichſten Verrichtungen brauchen ließen, daß ſie von wunderbarer Gefräßigkeit waren, und Leute dann und wann zu lachen machen konnten, die bey ſeinen Scherzen gegähnt hätten. Wäre es alſo nicht ſtrafbar geweſen, wenn er ihnen durch eine feine Art zu denken bey ſeinen Zuſchauern eine Art von Hochachtung zuwege gebracht hätte, die ſie gar nicht verdienten? Zum Exempel ein Maler wollte einen Affen malen, der über die Farben ſeines Herrn gerathen, und mit dem Pinſel eben das zu machen ſuchte, was er oft hat machen ſehen. Würde der Maler wohl unter der Pfote des Affen das Geſichte eines liebenswürdigen Frauenzimmers entſtehen laſſen? oder würde er nicht vielmehr durch das, was er den Affen malen läßt, auszudrücken ſuchen, daß es in der That ein Affe gemalt habe?

Wenn man alſo aus den Luſtſpielen des Plautus die Knechte und Paraſiten wegnimmt, ſo werden in der That wenig oder gar keine ſchlechten Scherze übrig bleiben. Es iſt nicht wahr, daß er ſie bey aller Gelegenheit anzubringen ſucht, er weis ſeine Perſonen vortrefflich zu unterſcheiden, und legt niemals einem Freygebohrnen Reden in den Mund, die man nur einem Knechte zu gute halten würde. Seine lächerlichen Alten nehm ich aus, wenn ihnen eine ausſchweifende Liebe das Vorrecht giebt närriſcher als andre ihres gleichen zu denken und zu handeln. Mit was für Ernſt hat er nicht, zum Exempel, in dem Luſtſpiele Trinummus, einen vernünftigen Vater in dem Philto, einen gehorſamen Sohn in dem Lyſiteles, einen uneigennützigen Freund in dem Callicles geſchildert? Mit was für Anſtändigkeit ſind die Muſter getreuer Weiber Panegyris und Pinacium in dem Stichus, mit was für Vorſichtigkeit die Tochter des Paraſiten in der Perſianerinn gebildet? In dieſen und dergleichen Charakteren, deren in ſeinen meiſten Stücken einige vorkommen, zeige man mir das geringſte Abgeſchmackte, den geringſten anſtößigen Scherz, und alsdann will ich es einräumen, daß Plautus nichts als ein ungeſchickter Luſtigmacher iſt, der zu ſeinen Poſſen weder Zeit noch Perſonen zu wählen weis. Wenn aber ſein Witz nur da ſeichte iſt, wo er ſeichte ſeyn muß, wenn er nicht damit zu prahlen ſucht, und ihn nicht, der Natur zum Trutz, an unwürdige Gegenſtände verſchwendet, ſo muß man ihn nothwendig, wenn man billig urtheilen will, den meiſten neuern Dichtern unendlich vorziehen, die in allen Kleinigkeiten ſo viel Geiſtiges anbringen, daß ſie das Körperliche ihres Gedichts gar darüber aus der Acht laſſen.

Wenn mein Gegner geglaubt hat, daß ich, die ſeichten Scherze des Plautus zu entſchuldigen, einen nach dem andern vornehmen und etwas ſchönes daraus zu erzwingen ſuchen würde, ſo hat er ſich ſehr geirrt. Ich entſchuldige ſie nicht an ſich ſelber, ſondern in Betrachtung auf das Ganze, und in Anſehung der getroffnen Natur. Beynahe eben ſo werde ich es mit den übrigen Fehlern die er ihm vorwirft machen, ob ſie gleich etwas mehr auf ſich zu haben ſcheinen. Die Fehler nämlich wider die mechaniſche Einrichtung ſind es, welche die Gefangnen in ſeinen Augen am meiſten unwürdig machen, den Namen des ſchönſten Stückes, das jemals auf das Theater gekommen iſt, zu verdienen. Ich will ſie etwas näher betrachten.

Der erſte davon iſt, daß Plautus wider die Einheit der Handlung ſoll verſtoßen haben. Ich wundre mich, daß es mein Gegner gewagt hat, dieſen Vorwurf zu machen, da er ſelbſt mit dem Racine glaubt, daß Plautus größtentheils durch den einfachen Stoff, den er auf eine recht wunderbare Weiſe in ſeinen Stücken aus einander zu ſetzen, und, ohne ihn zu verdoppeln, zu erweitern weis, die großen Lobeserhebungen, die ihm die Alten ertheilet, verdienet habe. Doch dieſes zeigt, daß er lieber ſelbſt zu urtheilen, als nach andern Urtheilen ſich zu richten gewohnt iſt. Es ſcheint mir aber, daß er hier zu ſcharf urtheilet. Wahr iſt es, die Handlung würde nicht unvollſtändig ſeyn, wenn auch Tyndarus nicht ein Sohn des Hegio wäre; allein es würde ihr eine Eigenſchaft fehlen, welche de la Motte zu einer beſondern Einheit gemacht hat, ob ſie gleich eigentlich mit zur Einheit der Handlung gehört. Dieſe iſt die Einheit des Antheils, oder wie er ſie in ſeiner Sprache nennet l'unité de l'interêt. Iſt es nicht wahr, die Zuſchauer würden misvergnügt aus dem Schauplatze gegangen ſeyn, wenn ein Menſch von ſo edlen Geſinnungen, als Tyndarus iſt, nach allen ſeinem Unglücke, in das ihn nur ſein großes Herz geſtürzt hat, nichts als ein Sklave geblieben wäre? Wäre es billig geweſen, daß bey dem Schluſſe des Stückes alle ſpielende Perſonen Urſache gehabt hätten ſich zu freuen, und nur die liebenswürdigſte nicht! Stalagmus hat zwar auch nicht Urſache ſich zu freuen, allein Stalagmus iſt ein Verbrecher und mit dem Tyndarus in keine Vergleichung zu ſtellen. Daß aber dieſe Epiſode dem Zuſchauer ganz fremd ſeyn würde, wenn ihm der Dichter in dem Vorredner nicht Nachricht davon gegeben hätte, glaube ich nicht. Ich bin vielmehr gewiß, daß jeder, der in den theatraliſchen Verwicklungen nur ein klein wenig Erfahrung hat, ſich dieſer Veränderung zum voraus verſehen würde, wenn er den Prolog auch vorher nicht geleſen hätte. Denn dadurch iſt ſie ſchon genug vorbereitet, daß der Dichter den Hegio in dem Stücke ſelbſt, in dem letzten Auftritte des dritten Aufzuges, ſagen läßt: *Einen Sohn habe ich ſchon verloren, den mir ein Knecht als ein Kind von vier Jahren entwendet hat. Ich habe weder des Knechts, noch des Sohnes wieder habhaft werden können. Der andre nun iſt auch in der Gewalt der Feinde. Was für ein Schickſal! Habe ich denn nur Kinder gezeugt, ſie zu verlieren?* Hätte Hegio dieſen entführten Sohn nicht bald wiederfinden ſollen, ſo wäre der Dichter ſehr grauſam geweſen, wenn er ihn ohne Noth unglücklicher gemacht hätte. Denn ein Vater, der dieſes Unglück nicht gehabt, hätte hier eben die Dienſte gethan. Es iſt aber als eine große Schönheit an dem Plautus zu rühmen, daß er unvermuthete Fälle, die er anzubringen gedenkt, auf eine ſo feine Art vorbereitet, daß ſie die Annehmlichkeiten der Ueberraſchung nicht verlieren. Viele von den neuen theatraliſchen Dichtern machen ihre Vorbereitungen auf eine ſo grobe Art, daß ſie auch den dümmſten Zuſchauer alles vorher ſehen laſſen. Der Prolog mag alſo bey den Alten ein nothwendiges Theil der Komödie ſeyn oder nicht; Plautus iſt in beyden Fällen wegen Verdopplung der Handlung außer Schuld.

Es wäre einigermaßen gut, wenn ich ihn auch wegen der Einheit der Zeit ſo leicht vertheidigen könnte. Allein mein Gegner iſt mir hierinne überlegen, und hat es allzudeutlich erwieſen, daß der gute Dichter allzugeſchwind gegangen iſt. Alles, was ich folglich thun kann, iſt, daß ich einige Anmerkungen anbringe, die das Verbrechen verkleinern, wenn ſie es nicht gänzlich ablehnen können. Erſtlich iſt es falſch, daß die beyden Oerter, der Ort wo der Schauplatz iſt, und der Ort, wohin Philokrates reiſet, den Philopolemus frey zu machen, nach der Rechnung meines Gegners, 12 deutſche Meilen von einander gelegen haben. Die Rechnung, an und für ſich ſelbſt, iſt zwar richtig, allein an den Suppoſitionen derſelben habe ich vieles auszuſetzen. Der Schauplatz iſt in Aetolien; ſo viel iſt gewiß. Woher weis man aber, daß der Ort, wo ihn Plautus hin verlegt, Calydon ſey? Kömmt in dem ganzen Stücke die geringſte Spur davon vor? Da ſich mein Gegner auf nichts zu gründen hat, warum hat er nicht lieber einen Ort ganz auf den Gränzen von Aetolien dazu erwählt? Was nun den Ort anbelangt, wohin Philokrates reiſet, ſo nennt ihn Plautus Elis. Was für Urſache aber hat man, zu glauben, daß Plautus die Hauptſtadt der Provinz dieſes Namens meyne? Kann er nicht vielmehr die ganze Provinz verſtehen wollen, ſo daß er es uns frey ſtellet, den nächſten den beſten Ort in Gedanken zu haben? Wenn man alſo dem Dichter nicht ohne Noth allzugroße Ungereimtheiten aufbürden will, ſo nehme man ein Paar Gränzörter, die aufs höchſte etliche deutſche Meilen von einander liegen können. Alsdann könnte Philokrates dieſe Reiſe ganz geräumlich in einem Tage gethan haben, da es ohnedem eine Reiſe zu Waſſer, wahrſcheinlicher Weiſe über den korinthiſchen Meerbuſen, war. Freylich, wenn man mit aller Gewalt Schwierigkeiten machen will, ſo kann man ſich auch hier einbilden, daß an dem Tage gleich vielleicht contrairer Wind könne geweſen ſeyn, und alsdann kömmt Plautus gewiß zu kurz. Zum andern: geſetzt, wie ich ſelbſt dafür halte, Plautus habe die Rückkunſt allzuſehr beſchleunigt, man mag die beyden Oerter ſo nahe beyſammen annehmen als man will; ſo finde ich doch hierinne nichts als ein Vergehen, das er mit hundert alten und neuen Dichtern gemein hat. In wie vielen theatraliſchen Stücken erfodert die Handlung, wenn ſie wirklich geſchehen ſoll, nicht weit mehr Zeit als die Vorſtellung derſelben vorbringt, wo die vier und zwanzig Stunden zu gar keiner Entſchuldigung dienen können? Corneille hat in ſeiner dritten Abhandlung genugſame

Exempel davon angeführet, und ich kann mich um ſo viel beſſer darauf beziehen, da es gleich die Abhandlung iſt, welche unſre Leſer in eben dieſem Stücke überſetzt finden. Zuſchauer, welche keine Kunſtrichter ſind (denn dieſe ſind immer allzu ſcharfſichtig, als daß ſie nicht einen großen Theil von dem Vergnügen, welches ſie aus der Vorſtellung eines Schauſpiels ziehen, verlieren ſollten) laſſen ſich von der Hitze der Handlung fortreißen, und ich bin gewiß, die meiſten Römer werden dieſe Uebereilung des Plautus nicht bemerkt, wenigſtens nicht angemerkt haben. Drittens muß ich nicht anzuführen vergeſſen, daß es deutlich erhellet, Plautus habe dieſe Schwierigkeiten ſelbſt eingeſehen, daher er ſie auch ſo klein und unmerklich, als immer möglich, zu machen geſucht hat. Er läßt die Reiſe zu Waſſer und dazu auf einem Jagtſchiffe geſchehen, und was das vornehmſte iſt, ſo beſtimmt er beyde Oerter nur ganz allgemein. Aetolia haec eſt ſpricht der Paraſite im erſten Auftritte. Meinem Gegner ſcheint dieſe Nachricht lächerlich, und ſie würde mir es ſelbſt ſcheinen, wenn ich nicht einen feinen Kunſtgriff dahinter zu finden glaubte. Er will ſeinen Zuſchauern vielleicht die Gelegenheit benehmen, auf einen gewiſſen Ort zu fallen, der leicht einer ſeyn könnte, der zu weit von Elis entfernt wäre. Corneille ſchreibt, in der angeführten Abhandlung, einem gleichen Kunſtgriffe in Anſehung der Einheit des Orts vielen Nutzen zu. In den Stücken nämlich wo es unmöglich iſt, daß der Schauplatz auf einem Orte bleiben kann, ſolle man nur den allgemeinen Ort, z. Ex. Paris, Lyon, niemals aber den beſondern, dieſes oder jenes Haus, dieſes oder jenes Zimmer nennen, damit der Zuſchauer die Veränderung der Bühne nicht ſo leicht bemerken könne. Und eben dieſes wollte ich, nach Veranlaſſung des Plautus, in Anſehung der Einheit der Zeit rathen. Wenn es nämlich der Inhalt des Stücks nothwendig erfodert, daß eine Perſon an einen Ort verſchickt werden muß, der nicht anders als etwas entfernt von dem Orte der Bühne ſeyn kann, ſo iſt es gut, daß man keinen von den Oertern insbeſondre nennt, wenn es nämlich wahre Oerter ſind. Will man ſich dieſe Freyheit nicht nehmen, ſo wird man hundert Materien, die auf dem Theater eine vortreffliche Wirkung thun würden, nicht darauf bringen können. Zum Beweiſe können die Gefangenen ſelbſt ſeyn. Mehr weis ich in der That nicht in dieſem Punkte zum Vortheile meines Dichters beyzubringen, ich glaube aber doch daß es genug ſeyn wird, zu zeigen, daß er nur alsdann einige kleine Schönheiten der Kunſt aus den Augen geſetzt hat, wenn er größern und weſentlichern Schönheiten hat Platz machen wollen.

Ich will mich zu einigen andern kleinern Vorwürfen meines Gegners wenden. Die ſogenannten Aparte ſind ihm ſehr anſtößig, und ſie müſſen es allen Leuten von Geſchmack ſeyn. Doch haben ſie auf den Theatern der Alten nicht ſo viel unwahrſcheinliches gehabt als ſie bey uns haben. Die Bühne der Römer war von einer beſondern Größe, daß es ganz wahrſcheinlich war, daß eine Perſon die andre nicht hörte, wenn dieſe auf der, und jene auf dieſer Seite ſtand. Zum Exempel der zweyte Auftritt des vierten Aufzuges iſt der unnatürlichſte eben nicht. Ergaſilus iſt vorne auf der Bühne, das Haus des Hegio iſt in dem Hintertheile des Theaters, er hatte alſo, nach der Größe der römiſchen Bühne, noch Schritte genug bis dahin zu machen, und er konnte noch von vielen auf ſeinem Wege aufgehalten werden. Zwar iſt es uns etwas ſeltſames, daß er, da er ſo ſehr eilen will, gleichwohl ſo viel unnützes Zeug immer auf einem Platze ſpricht, ich vermuthe aber, daß dieſes bey den geſchäfftig müßigen Knechten der Römer ganz wohl als eine feine Satyre wird Platz gefunden haben.

Das was mein Gegner wider die Perſon des Stalagmus ſagt, gründet ſich größtentheils auf das, was er wider die Einheit der Handlung eingewendet hat, und in ſo weit habe ich ſchon darauf geantwortet. Die Gegenwart des Stalagmus wurde nothwendig erfodert, wenn Tyndarus für den Sohn des Hegio ſollte erkannt werden, daß aber dieſes nothwendig war, habe ich aus ſeinem Charakter gezeiget; und Stalagmus fällt alſo nicht vom Himmel. Daß aber mein Gegner nicht begreifen kann, wer ihn wieder zurück bringt, das wundert mich. Wahr iſts, von ſich ſelbſt wiederzukommen, hatte er keine Urſache; Philokrat konnte ihn auch nicht mit Gewalt wieder mit genommen haben, weil er ihn nicht einmal kannte. Allein war denn nicht Philopolemus in Elis? Konnte ihn der nicht während ſeiner Gefangenſchaft entdeckt haben? Und als einen Knecht ſeines Vaters, als einen Räuber ſeines Bruders hatte er Recht, ihn auch wider ſeinen Willen mit ſich fortzuſchleppen.

Die Stelle, da Tyndarus zum Schluſſe des Stücks ſagt: *Nun beſinne ich mich auch, wenn ich nachdenke. Es iſt mir, als ob ich wie im Traume einmal gehört hätte, daß mein Vater Hegio heiße*, iſt in der That etwas übertrieben, wenn Tyndarus damit ſagen will, daß er es in den erſten vier Jahren ſeiner Kindheit, als er noch in ſeines Vaters Hauſe geweſen, gehört habe. Allein kann er es denn nicht in Elis einmal von ſeinem Herrn gehört haben, dem es Stalagmus vielleicht entdeckte, als er mit ihm den Handel traf. Stalagmus aber hat es ohne Gefahr entdecken können, da die Aetolier und Elienſer oft in Krieg mit einander verwickelt waren, und alſo entlaufene Sklaven einander wohl ſchwerlich auslieferten. Wie vieles läßt ſich entſchuldigen, wenn man es nur nicht immer auf der ſchlimmſten Seite anſieht!

Daß der Schmarutzer in drey Aufzügen allemal der erſte auf der Bühne iſt, wird wohl wenigen anſtößig ſeyn. Wenigſtens ſind die Kunſtrichter, Gott ſey Dank, ſo weit noch nicht gegangen, daß ſie Regeln feſt geſetzt hätten, in welcher Ordnung die Perſonen auf- und abtreten ſollten. Wer weis zwar, was bald geſchehen wird, da man jetzo ohnedem die geringſten Kleinigkeiten in der Poeſie auf einen metaphyſiſchen Fuß zu ſetzen bemüht iſt? Ich will in Voraus viel Glück dazu wünſchen. Daß übrigens Plautus die Paraſiten dazu gebraucht, wozu die Neuern den Arlequin aufgeführet haben, iſt ein ſehr artiger Einfall, der aber vielleicht mehr Wahrheit haben würde, wenn man ihn umkehrte, und ſagte, daß der Arlequin der neuern komiſchen Dichter ohne Zweifel aus der Perſon der Paraſiten bey den Alten entſtanden ſey.

Ich will gern glauben, daß die Beſchuldigungen meines Gegners, ohngeachtet alles deſſen, was ich darauf zu antworten für gut befunden habe, in vielen Stücken noch ihre Kraft behalten werden. Ich bin auch nicht ſo blind, daß ich an meinem Dichter nicht hier und da einige Unregelmäßigkeiten, einige üble Scherze und dergleichen ſehen ſollte; ich ſehe ſie ſo gar in den Gefangenen ſelbſt. Gleichwohl ſind ſie viel zu geringe, als daß ich mein Urtheil widerrufen ſollte, daß dieſes Stück das ſchönſte ſey, welches jemals auf das Theater gekommen iſt. Ich will es kurz anzeigen, worauf ich mich gründe.

Ich nenne das ſchönſte Luſtſpiel nicht dasjenige, welches am wahrſcheinlichſten und regelmäßigſten iſt, nicht das, welches die ſinnreichſten Gedanken, die artigſten Einfälle, die angenehmſten Scherze, die künſtlichſten Verwicklungen, und die natürlichſten Auflöſungen hat: ſondern das ſchönſte Luſtſpiel nenne ich dasjenige, welches ſeiner Abſicht am nächſten kömmt, zumal wenn es die angeführten Schönheiten größtentheils auch beſitzt. Was iſt aber die Abſicht des Luſtſpiels? Die Sitten der Zuſchauer zu bilden und zu beſſern. Die Mittel die ſie dazu anwendet, ſind, daß ſie das Laſter verhaßt, und die Tugend liebenswürdig vorſtellt. Weil aber viele allzuverderbt ſind, als daß dieſes Mittel bey ihnen anſchlagen ſollte, ſo hat ſie noch ein kräftigers, wenn ſie nämlich das Laſter allezeit unglücklich und die Tugend am Ende glücklich ſeyn läßt: denn Furcht und Hoffnung thut bey den verderbten Menſchen allezeit mehr als Scham und Ehrliebe. Wahr iſt es, die meiſten komiſchen Dichter haben gemeiniglich nur das erſte Mittel angewendet; allein daher kömmt es auch, daß ihre Stücke mehr ergötzen als fruchten. Plautus ſah es ein, er beſtrebte ſich alſo in den Gefangnen ein Stück zu liefern, ubi boni meliores fiant, da er ſeine übrigen Spiele den Zuſchauern nur durch ein ridicula res est anpreiſen konnte. Es iſt ihm als einem Meiſter geglückt, und ſo, daß ihn niemand übertreffen hat. Wenn man überzeugt ſeyn will, wie liebenswürdig die Tugend geſchildert ſey, ſo darf man auch nur den dritten Auftritt des zweyten Aufzuges leſen. Jeder, wer eine empfindliche Seele beſitzt, wird mit dem Hegio ſagen: *Was für großmüthige Seelen! Sie preſſen mir Thränen aus.* Noch ſchöner aber iſt der fünfte Auftritt des dritten Aufzuges. Wer die Tugend und das göttliche Vergnügen, welches ſie über die Seele ergieſt, kennet und empfunden hat, würde gewiß niemand anders als Tyndarus ſeyn wollen, wenn er bey gleichen Umſtänden die Wahl hätte eine von den daſelbſt vorkommenden Perſonen zu ſeyn, und würde das Unglück das ihm droht, gegen die Freude, die er aus ſeiner löblich vollbrachten That ſchöpfet, wenig achten. Noch weit kräftiger aber wirken die Reizungen ſeiner Tugend, da er zuletzt glücklich wird. Ich wollte wünſchen, daß dem guten Plautus nicht einige Zeilen entwiſcht wären, die ſeinen Charakter, da er nunmehr ſein Glück weis, etwas hart machen:

> *Tyndarus.* At ego hunc grandis grandem natu ob furtum ad carnificem dabo.
>
> *Ph.* Meritus est. *Tyn.* Ego edepol huic meritam mercedem dabo.

Er ſagt dieſe Drohungen zwar dem ärgſten Böſewichte, doch würden ſie, ſollte ich meynen, in eines andern Munde anſtändiger geweſen ſeyn. Die Rache iſt keine Zierde für eine große Seele. Was für ein Lob endlich verdient nicht Plautus, daß er die gereinigte Moral, welche durch das ganze Stück herrſcht, nicht durch den allzuzärtlichen Affect der Liebe geſchwächt hat! Wie viel hat er hierinne Nachfolger? Keinen. Wie groß aber würde der Nutzen ſeyn, wenn man ihm gefolgt wäre? Unendlich. Alsdann würde der Schauplatz in der allereigentlichſten Bedeutung die Schule guter Sitten geworden ſeyn. Ich habe oben geſagt, daß in den Luſtſpielen der Alten auch die beſten Perſonen nur ſolche wären, die weder einen erhabnen Geiſt noch ein edles Herz verlangten. Die Gefangnen des Plautus muß man hiervon ausnehmen, worinne er den nach ihm folgenden Dichtern das erſte Muſter gegeben hat, wie das Luſtſpiel durch erhabne Geſinnungen zu veredeln ſey. Wie gut wäre es, wenn ſie ihm treuer gefolgt wären!

Ich bleibe alſo dabey, daß die Gefangenen das ſchönſte Stück ſind, das jemals auf die Bühne gekommen iſt, und zwar aus keiner andern Urſache, welches ich nochmals wiederholen will, als weil es der Abſicht der Luſtſpiele am nächſten kömmt, und auch mit den übrigen zufälligen Schönheiten reichlich verſehen iſt. Dieſe ſollte ich nun umſtändlich entwickeln, und ihren innerlichen Werth feſte ſetzen: ich bin aber auf den Einfall gekommen, ſie lieber in einer Nachahmung empfindlich zu machen. Ich will meinen Leſern nicht voraus ſagen, von welcher Art dieſe Nachahmung ſeyn ſoll; genug, daß ich ſie in einem der nächſten Stücke liefere.

Ich habe auf unterſchiednes in dieſer Critik nur mit dem Finger gewieſen, welches ich ſchon zu ſeiner Zeit näher ausführen werde, da es ohnedem nicht das leztemal iſt, daß ich des Plautus in dieſer Monatsſchrift gedenke.

Aus der Berliniſchen privilegirten Zeitung vom Jahre 1751.

Von gelehrten Sachen.*)

(18. Febr.) **Bremen. Hiſtorie der Gelahrheit, von Anfange der Welt bis auf die ſieben Weiſen in Griechenland, nach der Zeitrechnung kurz abgefaßt, und dem Druck übergeben von Joh. Ge. Jac. Albertinus, beyder Rechte und der Weltweisheit Doctor. Erſter Theil. Bremen, bey Hermann Jäger in Commiſſion zu haben. 1751. in 8t. 2 Alph. 10 Bog.** Selten wird ein Gelehrter, welcher eine Lücke in der Wiſſenſchaft, die er in ſeiner Gewalt zu haben glaubt, wahrnimmt, dieſe Lücke einem andern auszufüllen überlaſſen. Denn welcher glaubt nicht im Stande zu ſeyn dasjenige ſelbſt auszuführen, von welchem er ſchon einſieht, daß es ausgeführet werden ſolte? Der Herr Verfaſſer dieſes Werks fand glücklicher Weiſe, daß es noch an einem Handbuche der gelehrten Hiſtorie fehle, welches durchaus nach der Zeitordnung eingerichtet ſey. Mußte es ihm alſo nicht nothwendig einfallen, dieſem Mangel abzuhelfen? Hier liefert er den Anfang ſeines Unternehmens, und macht noch auf vier gleich ſtarke Theile Hofnung, welche die übrigen Perioden enthalten ſollen. Dieſer erſte Periode iſt der Zeit nach der größeſte, der Materie nach der unfruchtbarſte. Er theilt ſich ganz natürlich in zwey kleinere, von Erſchaffung der Welt bis auf die Sündfluth, bis auf die ſieben Weiſen. Der erſte iſt der wahre Sitz übertriebener Grillen, und

---

*) Der Herausgeber darf kaum fürchten bei ſeiner Auswahl etwas von andern Verfaſſern mitgegriffen zu haben: wohl aber beſorgt er daß das Ausgewählte nicht überall anziehend genug erſcheinen, und daß es doch Leſſings Thätigkeit nicht in ihrem ganzen Umfange zeigen werde.

iſt es nicht in der That lächerlich den Adam an der Spitze aller Wiſſenſchaften, aller Künſte und aller Handwerker zu ſehen? Der andre iſt voller Verwirrung und Ungewißheit. Locmann, Zoroaſter, Hermes, Orpheus, die Sibyllen, lauter Perſonen die in dieſen Zeitpunkt gehören, und von welchen man uns tauſenderley erzählet, wovon ſich die Helfte widerſpricht und die Helfte von neuern Schriftſtellern ohne Anſehen erdichtet iſt. Bey nahe ſollte es alſo eine unnöthige Bemühung ſcheinen mit der Hiſtorie der Gelahrheit ſo weit hinaus zu gehen, und vielleicht würde, der ſich nicht bey Ungewißheiten aufhalten wolle, da anfangen, wo der Herr Doctor vor dieſesmal aufhört. Das einzige wobey ſich in dieſen Perioden ein Verfertiger der gelehrten Hiſtorie noch aufhalten könnte, wären die untergeſchobenen Bücher. Man weiß wie viel wunderliche Schriften die Gnoſtiker, die Manichäer, die Ebioniten und andre dem Adam, dem Seth, dem Jacob rc. angedichtet haben, um ihren ſchwärmeriſchen Lehrſätzen Vorgänger und Vertheidiger zu verſchaffen. Dieſe Schriften nun den Leſern näher bekannt zu machen, die ſie verrathenden Stellen daraus anzuführen, ihre Verfaſſer aufzuſuchen, ihre Abſichten zu entwickeln würde zwar nicht die leichteſte aber doch eine vielen Leſern ſehr angenehme Arbeit ſeyn; eine Arbeit übrigens die der Hiſtorie der Gelahrheit weſentlich zukommt. Gleichwohl aber wird man ſie in dieſem Werke vergebens ſuchen, ob es ſchon voller Ausſchweiffungen iſt, die man ſchwerlich vermiſſen würde. Sollte es übrigens dem Herrn Verfaſſer in den folgenden Theilen gefallen die Quellen, woraus er geſchöpft, fleißiger und genauer anzuführen, ſo wird er, wenigſtens nach unſerer Einſicht, der Vollkommenheit eines brauchbaren Handbuchs um ein vieles näher kommen. Wir müſſen noch erinnern, daß er dieſes Werk der hieſigen Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zugeeignet hat. Und beynahe möchte man aus dieſer Zuſchrift auf die Vermuthung kommen, daß er in der Antediluvianiſchen gelehrten Hiſtorie ſich beſſer umgeſehen habe als in der neuen. Man darf nur den Titel anſehen, der zwar zweymal, beydemahl aber falſch gedruckt iſt. Iſt zu haben in den Voßiſchen Buchhandlungen hier und in Potsdam für 20 Gr.

(6. März.) **Frankfurt und Leipzig. Die Weiberſtipendien, oder die wohlfeile Miethe der Studenten. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.** Frankf. und Leipz. 1751. in 8. 6½ Bogen. Desgleichen: **Der Faule und die Vormünder, ein Luſtſpiel in**

drey Aufzügen. Ebd. in eben dem Jahr. 6 Bogen. Wir nehmen dieſe zwey Stücke zuſammen, weil wir zuverläßig wiſſen, daß ſie von einem Verfaſſer ſind. Mancher, der das eine leſen ſollte, wird vielleicht am Ende ſagen: **Das Luſtſpiel möchte ich ſehen, welches erbärmlicher ſeyn könnte!** Wenn es ſein rechter Ernſt iſt, ſo darf er nur das andere vor ſich nehmen. Es gilt aber gleich viel, welches er zuerſt oder zu letzt lieſet, genug, dasjenige, welches er zu letzt lieſet, wird ihm allezeit nichtswürdiger ſcheinen, weil der Eckel, welchen das erſte erweckt hat, durch die Fortdaurung in dem andern endlich in einen Abſcheu ausſchlagen muß; ob wir gleich ſonſt geſtehen müſſen, daß beyde, ihrem innerlichen Werth nach, gleich nichtswürdig ſind. Plan, Knoten, Auflöſung, Charakter, Moral, Satyre, natürliche Unterredungen; alles Dinge, welche dem Verfaſſer Böhmiſche Dörfer ſind. Wenn er bey dem erſten anſtatt Luſtſpiel, Studentenſpiel geſetzt hätte, ſo wäre er einigermaſſen entſchuldiget. Bey dem andern wenigſtens drohet er den Leſern gleich auf dem Tittel, daß ſie vermöge der komiſchen Sympathie einſchlaffen werden; und kann man von einem Verfaſſer mehr begehren, als daß er dasjenige erfülle, was er auf dem Tittel verſpricht? Der gegenwärtige hat ſogar noch mehr geleiſtet. Wie viel Lob verdient er nicht! Doch, ernſtlich zu reden, ſo verſichern wir den Leſer, daß er unſer Urtheil gegründet finden wird, und daß wir uns, wenn es nur ein klein wenig vortheilhafft hätte ausfallen können, ein Vergnügen würden gemacht haben ihm zu ſagen, daß ein gewiſſer Herr O. in D . . der Verfaſſer dieſer ſchönen Luſtſpiele ſey. Videor mihi meo jure facturus ſi *judicium hoc* verſibus cluſero. Mart.

Ein elend jämmerliches Spiel ꝛc. [ſ. Band I, S. 32.]

(11. März.) **Geſchichte der Böhmiſchen Prinzeſſinnen. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.** Delitſch. 1750. Wie können doch die Deutſchen ſo verwegen ſeyn, gegen die Franzoſen einen gleichen Reichthum ihres Witzes zu behaupten? Wo haben ſie denn die Kunſt gezeigt mit dem ſchönen Geſchlecht unter allen Völkern verliebt zu thun? Die Grönländer und Hottentotten werden noch kaum mehr übrig ſeyn, von denen wir keine Liebeshändel im Franzöſiſchen haben. Allein die Deutſchen ſteigen doch noch weiter, ſie binden mit den Geiſtern an, und die vergangene Meſſe hat man uns gar welche aus dem Monde fallen laſſen. Wer wollte nun wohl noch ſo kühn ſeyn, um uns den Preis ſeltener Erfindungen abzuſprechen. Zu dieſer Laſt unnützer Ther-

heiten und deutlicher Beweiſe eines ausſchweiffenden Geiſtes, die gewiß die Klugheit der Leſer und Schrifftſteller in unſern Tagen ſehr verdächtig machen würden, wenn davon etwas ſo unglücklich ſeyn und auf die Nachwelt überbleiben ſollte, kann man dieſes Stück nicht zählen. Die Verfaſſerin hat ihre Charactere lebhaft geſchildert, die Hauptgeſchichte genungſam verwickelt und endlich ziemlich glücklich aufgelöſet. Wir können zwar nicht läugnen, daß manche Nebenbilder, wenn ſie nicht ſo kurz und dunkel entworffen wären, dem Hauptgemählde mehr Licht gegeben hätten und manche Erfindungen noch natürlicher hätten gerathen können, indeſſen gehöret doch dieſe Schrifft nicht zu der letzten Claſſe ihrer Art. Der Grund der ganzen Fabel iſt eine wahrhaffte Geſchichte aus dem achten Jahrhundert, doch ſind die Umſtände zu beſſerer Ausführung verändert worden. ꝛc. Wir können hier kaum die Helfte der Geſchichte entwerfen, es wird ſie niemand ohne Vergnügen durchgehen. In den Voſſiſchen Buchhandlungen wird es vor 4 Gr. verkauft.

(13. März.) **Dresden.** *La Mort du Maréchal Comte de Saxe. Poëme. Veritati & Virtuti. à Dresde in 4to* auf 3 Bogen. Der Verfaſſer dieſes Gedichts iſt Herr Arnaud, welcher ſich jetzo in Dresden aufhält. Man kennt ſeine Muſe ſchon aus andern Probeſtücken, und weiß, daß ſie ſich ſelten über das mittelmäßige erhebt. Eine prächtige Verſification, die dem bloßen Ohre ſehr wohlgefällt, und die er ſeinem Meiſter dem Herrn von Voltaire ſehr glücklich abgelernt hat, iſt ihm eigen. Das iſt es auch alles, was ein fähiger Kopf, der aber nicht zum Dichter erſchaffen iſt, erlernen kann. Der poetiſche Geiſt wird ihm allezeit fehlen; denn den zu erlangen iſt Uebung und Fleiß umſonſt. Hat er ein gutes Gedächtniß, ſo wird man in ſeinen Verſen zwar hier und da einen mahleriſchen Gedanken, einen poetiſchen Zug antreffen; doch Schade, daß ein ander gutes Gedächtniß ſich ohne Mühe beſinnet, wem dieſe geborgten Schönheiten eigenthümlich zu gehören. Der Plan des gegenwärtigen Gedichts iſt dieſer: der Verfaſſer beſchreibt die Annehmlichkeiten des Friedens; der Marſchall Graf von Sachſen genieſt ſie, ohne ſeinen Muth dadurch weichlich zu machen; der Neid geräth darüber in Wuth, und rufft den Tod um Hülfe an; der Tempel des Todes wird entworffen; die Verſchwörung wider den Helden gelingt; ſein Tod erfolgt, und auf ſeinen Tod folgt die Vergötterung. Zu Mahlereyen hat dieſer Plan Gelegenheit genung gegeben; die uns

noch am beſten gerathen zu ſeyn ſcheinet iſt die Beſchreibung der Aufführung des Marſchalls im Frieden.

Ce n'etoit plus ce Mars, ce ſier Dieu des batailles,
Qui trainant apres ſoi l'horreur des funérailles,
Miniſtre redouté des arrêts du Deſtin,
Dans des ruiſſeaux de ſang plonge ſes bras d'airain,
Court porter l'epouvante aux Villes allarmées
Et d'un ſouffle ranime, ou confond les Armées.
C'etoit Mars careſſé par la belle Cipris,
Sur ſon terrible front ſe joüoit le Souris,
De Plaiſirs innocens une troupe agréable
Diſputoit à ſes mains le glaive formidable.
Près de lui voltigeoient les folatres Amours,
L'un le paroit de fleurs qui renaiſſoient toujours.
L'autre dans un Tableau digne de ſon courage
De Champs de Fontenoi lui préſentoit l'image,
Celui-ci demandoit que ſur ce front guerrier
Son bandeau ſuccedât au caſque trop altier,
Celui-là qu'excitoit une enfantine audace,
Vouloit que ſon flambeau du glaive prît la place.

Iſt in den Voßiſchen Buchläden für 2 Gr. zu haben.

(18. März.) **Leipzig und Stralſund. Claville von dem wahren Verdienſte. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt durch ein Mitglied der Königlich Deutſchen Geſellſchaft in Greifswald. Leipzig und Stralſund bey Joh. Jacob Weitbrecht.** 1750. in 8vo. **Dieſes Werk des Herrn le Maitre de Claville,** älteſten Aufſehers der Finanzkammer in Rouen, hat ſich in Frankreich einen allgemeinen Beyfall erworben. Wer in dieſem Lande glücklich moraliſiren will, der muß es auch nothwendig auf die Art thun, als er es gethan hat; nemlich auf eine Art welche den Philoſophen, und den witzigen Kopf, dann und wann auch den Luſtigmacher, verbindet. Er ſelbſt beſchreibt uns dieſe Art gleich zum Anfange ſeiner Vorrede ſehr aufrichtig. Wir wollen die Stelle anführen, weil ſie den Leſern zugleich einen zureichenden Begriff von dem ganzen Werke geben kann. „Iſt es ein Buch, ſpricht er, das ich zu ſchreiben unternehme? Wahr„haftig ich weiß es nicht. Ich habe verſprochen zu ſchreiben, ich ſchreibe „alſo. Alles iſt bey meinem Entwurfe ſonderbar. Vielleicht wird die

„Ausführung noch ſonderbarer ſeyn. Ich mache einen Miſchmaſch von „Proſe und Verſen, von hiſtoriſchen Begebenheiten, von ſinnreichen „Einfällen, von Sittenlehre und Beluſtigung. Alles ſind zuſammengeleſene Stücke, die mir nicht zugehören. Ich erdichte Unterredungen „um gute Lehren anzubringen; bald laß ich den Philoſophen ſcherzen; „bald den luſtigen Kopf moraliſiren. Ich wärme alte Liederchen auf, „und rede Lateiniſch. Gaſſenhauer, Grundwahrheiten, Gewohnheiten, „Geſetze; alles menge ich unter einander. Hier bin ich allzu weitläuftig; man gähnet bey jedem Abſchnitte. Dort faß ich mich allzu kurz; „man verſteht mich nicht. Ich entehre den Horaz indem ich ihn nach „Franzöſiſcher Mode kleide; ich führe wechſelsweiſe bald Molieres bald „Bourdaloues an, und aus einer Oper hohle ich den Beweis einer „moraliſchen Wahrheit. Vielleicht werde ich tauſend Leute beleidigen, „die ſich getroffen finden, und die ich nicht kenne. Gleichwohl bin „ich nichts weniger willens als jemanden zu beleidigen; kleine Leute „kann man verachten, aber kleine Feinde muß man fürchten.“ Wir führen dieſe Stelle nach einer eignen Ueberſetzung an, weil uns die Schreibart des Greifswaldiſchen Ueberſetzers zu gedehnt vorkommt, als daß man das eigenthümliche des Originals darinne bemerken könnte. Mehr wollen wir nicht an ihr ausſetzen; es wären denn einige kleine Sprachfehler, welche ſich freylich nicht allzuwohl für ein Mitglied einer Deutſchen Geſellſchafft ſchicken. Sie befinden ſich zwar gröſtentheils in den poetiſchen Stellen; allein die Mode poetiſche Sprachſchnitzer zu vertheidigen iſt vorjetzo ziemlich abgekommen, zumal wenn ſie aus der Kürze und Wichtigkeit der Gedanken keine Entſchuldigung ziehen können, welche hier allezeit auf das erbärmlichſte gewäſſert ſind. Wieder auf das Original zu kommen, ſo iſt es durchgängig für ein Werk erkannt worden, welches der Jugend, die nur allzuſehr auf das Ergötzende ſieht, die wichtigſten Grundſätze der Sittenlehre auf eine angenehme Art einzuflößen geſchickt iſt. Doch nicht allein der Jugend, ſondern allen von jedem Alter, die es für keine Kleinigkeit halten zu gefallen. Die Mittel dazu ſind keine andre als Witz, Verſtand, Artigkeit und Tugend; alle dieſe, und die verſchiedene Aeſte in welche ſie ſich theilen, gehet er nach ſeiner Weiſe durch, die, wenn ſie auch nicht allezeit unterrichtet, doch allezeit ergötzt. Den Leſern aber, die ſich in der Ueberſetzung davon überzeugen wollen, müſſen wir noch ſagen, daß dieſes nur der erſte Theil des Clavilliſchen Wercks iſt. Man hat Ur ſach ſich zu wundern, daß dieſer Umſtand weder auf dem Tittel noch in der Vorrede bemerkt iſt, und daß man gar keine Hofnung zu dem andern Theile macht. Sollte der Ueberſetzer wohl geglaubt haben, daß kein anderer Theil mehr wäre? In dieſem erſten betrachtet der Verfaſſer nur die Verdienſte des Witzes und der Artigkeit. Kann er wohl glauben, daß Claviſſe dasjenige wahre Verdienſt würde genennt haben, wobey man noch immer ein laſterhafter und niederträchtiger Menſch ſeyn kan? Es war alſo ein anderer Theil unumgänglich nöthig, worinne er den Mann von Verdienſten auch auf der Seite der Tugend und des Verſtandes betrachten mußte. Er wird doch wohl auch überſetzt noch nachkommen? Iſt in den Voßiſchen Buchhandlungen hier und in Potsdam für 8 Gr. zu haben.

(20. März.) Werden wir es mit unſern Leſern verderben, wenn wir folgenden kleinen Poeſien dieſen Platz einräumen?

Auf einen geitzigen Dichter. [ſ. Band I, S. 3.]

Die eheliche Liebe. Eine Erdichtung. [ſ. Band I, S. 107.]

Auf den falſchen Ruf von Nigrinens Tode. [ſ. Band I, S. 6.]

(23. März.) Wittenberg und Zerbſt. Dritte und letzte gegründete Anzeige derer Herrenhuthiſchen Grund-Irrthümer in der Lehre von der H. Schrift, Rechtfertigung, Sacramenten und letzten Dingen; denen evangeliſchen Kirchen zur nöthigen Warnung ans Licht geſtellet von D. Carl Gottlob Hofmann, Generalſuperintend. Nebſt einem Regiſter über ſämtliche drey Theile. Wittenberg und Zerbſt, verlegts Sam. Gottf. Zimmermann. 1751. in 8t. 8 Bogen. Dieſes iſt der Beſchluß desjenigen Werks wodurch ſich der Herr Generalſuperintendent den Herrenhuthern keinen geringen Schaden zugefügt zu haben rühmt; nicht etwa weil er ihre Irrthümer dadurch gedämpft, ſondern weil er ſie, wie man deutlich ſieht, verhindert hat gewiſſe zeitliche Vortheile zu erlangen, die man, menſchlich zu handeln, auch ſeinen irrenden Brüdern gönnen muß. Wir hoffen, daß die Leſer ſchon wiſſen, was der Herr Verfaſſer Grundirrthümer der Herrenhuter heißt; nemlich diejenigen Stellen, wo ſie nicht die Sprache der ſymboliſchen Bücher führen. Dieſe Erklärung angenommen, müſſen wir die Ausführung durchgängig loben; man wollte denn wünſchen, daß ſie mit etwas weniger Spötterey, die oft die feinſte nicht iſt, und mit etwas minder zweydeutigen Abſichten angefüllet ſey. Der Kopf eines Herrenhuters, voll

Enthuſiaſterey, iſt zu nichts weniger als zu ſyſtematiſchen Begriffen und abgemeßnen Ausdrückungen geſchickt. Warum macht man ihm die Schwäche ſeines Verſtandes zu Verbrechen ſeines Willens? Warum folgert man aus gewiſſen Orten, wo er von Sachen, über welche die Scham einen geheimnißvollen Vorhang zieht, etwas zu frey, zu edel, zu ſchwärmeriſch geſchrieben hat, Thaten der ſträflichſten Unzucht? Nur zum Beweiſe der Verleumdung, und mehr zum Aergerniſſe als zur Erbauung, ſchreibt man aufgedeckte Bosheiten der Herrenhuter, ſo lange noch keiner von ihnen der Verbrechen, welche man ihnen Schuld giebt, und welche die ſchärfſte Ahndung verdienten, vor der weltlichen Obrigkeit überführet worden iſt. Man weiß es aber ſchon, daß man mit dieſen unbarmherzigen Beſchuldigungen vor Gerichte nicht fortkommen kann, und daß, am Ende, jeder billige Richter kein ander Urthel von den Herrenhutern zu fällen weiß, als das, was Plinius, obgleich in einer ganz verſchiednen Sache, fällte: nihil aliud inveni quam ſuperſtitionem pravam & immodicam. Wäre es alſo nicht gut, wenn die Herren Theologen die Wahrmachung eines Ausſpruches des Cicero, opinionum commenta delet dies, ruhig erwarteten? Sie haben einen Ausſpruch in der Bibel, der eben dieſes ſagt; und es iſt zu verwundern, das ihnen noch niemand des Gamaliels ἄφετε αὐτοὺς zugerufen hat. Könnten ſie ihrem Charakter gemäßer handeln, als wenn ſie, wie dieſer Phariſäer gedächten: iſt der Rath oder das **Werk aus den Menſchen, ſo wirds untergehen, iſts aber aus GOtt, ſo können wirs nicht dämpfen** ꝛc.? Ein gewiſſer Chriſtian Philaleth hatte der erſten Anzeige des Hrn. D. Hofmanns hundert Fragen entgegen geſetzt; und in der Vorrede zu dieſer dritten Anzeige ſagt uns der Verfaſſer, warum er auf dieſe Fragen zur Zeit noch nicht geantwortet habe. Die vornehmſte Urſache iſt, weil ſich dieſer Gegner nur unter einem falſchen Namen genennt, und der Herr Doktor durchaus denjenigen erſt perſönlich kennen will, welchen er wiederlegen ſoll. Die Wahrheit zu geſtehen; wir ſehen das ſchlieſſende dieſer Urſache nicht ein. Kan ein Schriftſteller unter erborgtem Nahmen keine Wahrheit ſagen? Oder kan man niemanden wiederlegen, wenn man nicht Perſönlichkeiten in die Wiederlegung miſcht? In eben der Vorrede meldet der Herr Generalſup. daß allem Anſehen nach die Heylandscaſſe bald banqueret machen werde. Vielleicht zieht der Umſturz ihres ſo nomiſchen Syſtems den Untergang der ganzen Gemeine nach ſich. Iſt in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam für 3 Gr. zu haben.

(25. März.) Leipzig. *Chriſtiani Friderici Boerneri S. T. D. & P. P. Pr. Inſtitutiones Theologiae ſymbolicae. Lipſiae apud Ioh. Wendlerum.* 1751. in 8t. 2 Alph. 6 Bogen. Wenn alle Religionen, und die verſchiedenen Arten derſelben ihre ſymboliſchen Bücher hätten, ſo würden auf einmal unzählige falſche Beſchuldigungen von Ungereimtheiten wegfallen, die ſie ſich unter einander ohn Unterlaß zu machen pflegen; die Meinungen einzler Glieder würden den ganzen Gemeinden nicht zur Laſt gelegt werden, und die Herren Polemici würde ſeltner mit Schatten fechten. Die Lutheriſche Kirche hat auf dieſer Seite einen beſondern Vorzug, und ihre ſymboliſchen Bücher ſind mit einer Behutſamkeit abgefaßt, welche tauſend Köpfe, wann ſie mit ihr nur in der Hauptſache einig ſind, unter einen Hut zu bringen ſehr geſchickt iſt. Man lacht alſo ganz mit Unrecht über den Eid, welchen ihre Gottesgelehrten auf dieſe Bücher ablegen müſſen. Sie beſchwören dadurch eigentlich nichts, als was ſie von Jugend auf, mit bibliſchen Ausdrücken, in dem kleinern Catechiſmo gelernt haben; weil in allen übrigen Sätzen, durch dieſen Schwur weder nähere Ausführungen, noch vortheilhafte Erklärungen, unterſagt werden. Wie nöthig es aber denen, welche ſich der Gottesgelahrtheit widmen, ſey, einen beſondern Fleiß auf dieſe Schriften zu wenden, erhellet auch nur aus dem Nachtheil, welcher denen zuwächſt, die die Sprache derſelben nicht zu reden wiſſen, und aus der Gefahr, um ein falſch gebrauchtes Wort verketzert zu werden. Man kann ein Theologe, aber kein Lutheriſcher Theologe, ohne eine genaue Einſicht in dieſelben, ſeyn, daß alſo diejenigen allen Dank verdienen, welche ſie allgemeiner zu machen ſuchen. Viele Jahre hindurch hat es der Herr Doktor und Prof. Primarius Börner auf der hohen Schule in Leipzig auf die rühmlichſte Art gethan, wovon gegenwärtiges Werk der ſicherſte Beweiß ſeyn kann. Die Einrichtung deſſelben iſt folgende. In der Einleitung handelt er ſowohl von den ſymboliſchen Büchern überhaupt, von ihrer Nothwendigkeit, und ihrem Anſehen, als auch von jedem insbeſondere, und berührt alles, was zu der Hiſtorie derſelben gehört. Die Ausführung ſelbſt beſtehet aus ein und zwanzig Kapiteln, deren jedes zwo Abtheilungen hat. In der erſten Abtheilung werden die Stellen aus den ſymboliſchen Büchern, welche die Lehre, die in dieſen Kapiteln abgehandelt

wird, angeben, angeführt, und wo es nöthig iſt, gegen die Veränderungen unächter Ausgaben gerettet. In dem andern Abſchnitte werden dieſe Stellen erklärt, bewieſen, und die einſchlagenden Irrthümer anderer Religionen widerlegt. Dieſer Plan und die ſonſt bekannte Gelehrſamkeit des Herrn Verfaſſers kann zureichende Gewehr leiſten, daß durchgängig alle Gründlichkeit darinne herrſcht, deren ein ſolches Werk fähig iſt. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

(27. März.) Leipzig. Allen nach Standesgebühr höchſt und hochzuehrenden Liebhabern, Gönnern, und Beförderern einer ächten deutſchen Poeterey kündigen und preiſen wir folgendes Werk an. **Herrn Johann Chriſtoph Gottſcheds, der Weltw. und Dichtkunſt öffentl. Lehrers in Leipzig, Gedichte, bey der jetzigen zweyten Auflage überſehen und mit dem II. Theile vermehrt, nebſt einer Vorrede ans Licht geſtellet von M. Joh. Joachim Schwaben. Leipzig, verlegts B. Chr. Breitkopf. 1751. in groß 8t.** Das Aeuſſerliche dieſer Gedichte iſt ſo vortreflich, daß ſie, wie wir hoffen, den Buchläden große Ehre machen werden, und wie wir wünſchen lange Zeit machen mögen. Von dem innerlichen aber einen zureichenden Entwurf zu geben, das überſteigt unſre Kräfte. Der erſte Theil iſt alt, und nur die Ordnung iſt neu, welche der ſchärfſten Hof-Etiquette Ehre machen würde. Wenn der Verfaſſer den Einfall dazu nicht in Wien bekommen hat, ſo hat er ihn wenigſtens nicht bey dem Horaz gelernt, dem er ſonſt ein ſehr wichtiges Kunſtſtück abgeſtohlen hat, das große Kunſtſtück nemlich ſeine Jubeloden allezeit ſein zum Schluſſe der Abtheilung von den Oden zu ſetzen. Der andre Theil iſt größten Theils neu, und mit eben der Rangordnung ausgeſchmückt, welche bey dem erſten ſo vorzüglich angebracht iſt; ſo daß nemlich alle Gedichte auf hohe Häupter und fürſtliche Perſonen in das erſte Buch; die auf gräfliche, adeliche und ſolche die ihnen gewiſſermaſſen gleich kommen, ins zweyte; alle freundſchaftliche Lieder aber ins dritte Buch gekommen ſind. Uns iſt die Ode auf den Herrn von Leibnitz ſogleich in die Augen gefallen. Der größte Theil derſelben beſchäftiget ſich mit dem Lobe der Stadt Leipzig. Das iſt Pindariſch! Wann dieſer erhabne Sänger das Lob eines olympiſchen Siegers vergöttern ſollte, von dem er auf der Gottes Welt nichts rühmlichers zu ſagen hatte, als etwa die Geſchwindigkeit ſeiner Füſſe, oder die Stärke ſeiner Fäuſte,

ſo geſchah es dann und wann, daß er ſtatt ſeiner, ſeine Vaterſtadt lebte. O wahrhaftig! das heißt die Alten mit Ueberlegung nachahmen, wenn es anders der Herr Prof. Gottſched zur Nachahmung der Alten gethan hat. Wer kann übrigens ernſthaft bleiben, wenn er das Lob dieſes Weltweiſen auf die Erfindung verſchiedner Kleinigkeiten ſtützt, wie zum Exempel ſeine Dyadik iſt, welche er zu erfinden eben nicht Leibnitz hätte ſeyn dürfen. Doch die Dyadik iſt für den Hrn. Prof. vielleicht ein eben ſo unbegreifliches Ding als ihm die Analyſis infinitorum zu ſeyn ſcheint, die er, mit vieler Einſicht, die Rechenkunſt in den unendlich Kleinen nennt. Dem poetiſchen Geiſte des Hrn. Profeſſors das völligſte Recht wiederfahren zu laßen, dürften wir nur eine Stelle aus einem Schreiben an den Herrn von Scheyb anführen, wo er ſein zu entbehrendes Urtheil über den Meßias fällt; allein wir wollen es immer in einem Buche laßen, in welchem es nur bey denen einen Eindruck machen wird, welche geſtraft genug ſind, dieſes große Gedicht nicht zu verſtehen. Geſetzt es hat einige Flecken, ſo bleibt es doch allezeit ein Stück, durch welches unſer Vaterland die Ehre ſchöpferiſche Geiſter zu beſitzen vertheidigen kan. Eine Anmerkung aber müſſen wir aus angeführtem Schreiben herſetzen: „Herr Bodmer, ſagt der Herr Prof. Gottſched, hat an den Hrn. Schuch, Principal „einer deutſchen Schauſpielergeſellſchaft, nach Baſel geſchrieben, und „ihn eingeladen nach Zürch zu kommen, nicht etwa tragiſche und ko„miſche Schauſpiele daſelbſt aufzuführen, ſondern durch ſeine geſchick„teſten Perſonen beyderley Geſchlechts den Meßias auf öffentlicher „Bühne herſagen zu laſſen. Der Brief iſt vorhanden." Die Wahrheit dieſer Anekdote vorausgeſetzt, ſo iſt ſie eben ſo gar lächerlich nicht, als ſie dem Herrn Prof. ſcheinet. Wäre es nicht ſehr gut, wenn man auch unſre Schauplätze zu den Vorleſungen verſchiedner Arten von Gedichten anwendete, wie es in der That bey den Römern üblich war. Hat er vergeſſen, daß Virgil ſelbſt ſein Heldengedicht auf öffentlichem Theater dem Volke vorgeleſen hat? Dieſe Gedichte koſten in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 2 Thlr. 4 Gr. Mit 2 Thlr. bezahlt man das Lächerliche, und mit 4 Gr. ohngefehr das Nützliche.

(30. März.) **Leipzig und Greifswalde. Sammlung auserleſener Abhandlungen ausländiſcher Gottesgelehrten zur Unterweiſung des Verſtandes und Beſſerung des Herzens;** zuſam-

men getragen von Friedr. Eberh. Rambach, Paſt. zum Heil. Geiſt in Magdeburg. Leipzig und Greifswalde. 1750. In 8. 1 Alph. 16 Bogen. Dieſes iſt der Anfang einer Sammlung von Schriften, deren Beſchaffenheit genugſam auf dem Tittel ausgedrückt iſt. In der Vorrede beſtimmt der Herr Paſtor Rambach ihren Zweck aber noch näher, und ſagt, daß es Abhandlungen ſeyn ſollen, welche vermögend ſind, den mit Vorurtheilen, Unwiſſenheit und Zweifeln verhinderten menſchlichen Verſtand zu unterweiſen und ihm ein Licht vorzuhalten, nach welchem er ſich in ſchweren Fällen, auch wohl im Stande empfindlicher Anfechtungen richten kann; Abhandlungen, die uns zeigen, wie heilig, gerecht und gut die Forderungen und Vorſchriften des Evangelii Jeſu Chriſti ſind; Abhandlungen, die gewiſſe beſondre Verheiſſungen des Evangelii betreffen, die Kraft, das Leben und den göttlichen Nachdruck derſelben vor Augen legen, ſonderlich aber ſollen es ſolche Abhandlungen ſeyn, die auf den wichtigen Punct der geiſtlichen Sittenlehre, nemlich auf den Unterſcheid der Natur und Gnade, gerichtet ſind. Alle dieſe Eigenſchaften wird der Leſer an denjenigen Stücken finden, die in dieſem erſten Theile befindlich ſind. Es ſind namentlich folgende: 1) John Flavels, ehemaligen Predigers zu Dortmouth in England, Betrachtungen über die menſchliche Furcht. Das Leben dieſes Mannes, welches für eine gewiſſe Art Leſer ſehr erbaulich ſeyn wird, macht den größten Theil der Vorrede aus. 2) Tillotſons Betrachtung über die gerechte Forderung Jeſu: Gott mehr zu fürchten, als die Menſchen. 3) Wilhelm Saldeni, weiland berühmten Predigers in Delft, Prüfung menſchlicher Urtheile, aus dem Holländiſchen überſetzt. Es iſt ein Glück, daß noch hier und da ein Gottesgelehrter auf das practiſche des Chriſtenthums gedenkt, zu einer Zeit, da ſich die allermeiſten in unfruchtbaren Streitigkeiten verlieren; bald einen einfältigen Herrnhuter verdammen; bald einem noch einfältigern Religionsſpötter durch ihre ſogenannte Widerlegungen, neuen Stof zum Spotten geben; bald über unmögliche Vereinigungen ſich zanken, ehe ſie den Grund dazu durch die Reinigung der Herzen von Bitterkeit, Zankſucht, Verläumdung, Unterdrückung, und durch die Ausbreitung derjenigen Liebe, welche allein das weſentliche Kennzeichen eines Chriſten ausmacht, gelegt haben. Eine einzige Religion zuſammen flicken, ehe man bedacht iſt, die Menſchen zur einmüthigen Ausübung ihrer Pflichten zu bringen, iſt ein leerer Einfall. Macht man zwey böſe Hunde gut, wenn man ſie in eine Hütte ſperret! Nicht die Uebereinſtimmung in den Meinungen, ſondern die Uebereinſtimmung in tugendhaften Handlungen iſt es, welche die Welt ruhig und glücklich macht. Iſt in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam für 12 Gr. zu haben.

(1. April.) Amſterdam. *Nouveau Dictionaire hiſtorique & critique pour ſervir de ſupplement ou de Continuation au Dictionaire hiſtorique & critique de Mr. Pierre Bayle par Jaques George de Chauſepié. Tom. I. & II. A-H. à Amſterdam chez Chatelain &c. à la Haye chez P. de Hondt.* 1750. Der I. Theil von 1 Alph. 19 Doppelbogen. Der II. Theil von 1 Alph. 12 Doppelbogen. Dieſes iſt der Anfang eines Werks, welches auch nur durch den Tittel die Aufmerkſamkeit der Gelehrten auf ſich reiſſen muß. Was für Vortheile werden ſie nicht daraus ziehen können, wenn es demjenigen Werke gleich kommt, zu deſſen Ergänzung es beſtimmt iſt. Es iſt eigentlich aus den Zuſätzen entſtanden, welche die Engliſchen Ueberſetzer dem Bayliſchen kritiſchen Wörterbuche beygefügt haben. Da aber dieſe Zuſätze, welche einige Holländiſche Buchhändler anfangs bloß überſetzen zu laſſen beſchloſſen hatten, größtentheils die Engliſche Literatur betreffen, und alſo für Ausländer minder gemeinnützig geweſen wären: ſo hat der Herr von Chauſepie eine groſſe Anzahl neuer Artickel von ſeiner Arbeit hinzugefügt; und weil er übrigens die Engliſchen Aufſätze an unzähligen Orten verbeſſert und vermehret hat, ſo iſt er allerdings als der eigentliche Verfaſſer anzuſehen. Die Einrichtung iſt der Bayliſchen Einrichtung völlig gleich. Von der Ausführung können wir nichts mehr ſagen als, daß es was leichtes iſt Baylen zu vermehren, was unendlich ſchweres aber ihn Bayliſch zu vermehren. Unter den vielen Artickeln, welche mit groſſer Gelehrſamkeit, Ordnung und Genauigkeit ausgearbeitet ſind, befindet ſich auch eine gute Anzahl ſolcher welche kritiſcher abgefaßt ſeyn könnten; hierunter rechnen wir das, was z. E. von B. Beckern, von Jacob Andreä, von Joh. Hus, von Grävio, von Holſteinen ꝛc. angeführet wird, wovon wir zum Beweiſe nur das Leben des letztern vorlegen wollen. „Holſtein, heißt es, ein Gelehrter des 17. Jahrhunderts, war in Hamburg 1596 gebohren. Nachdem er in ſeiner Vaterſtadt den Wiſſenſchaften mit vielem Glücke obgelegen hatte, reiſte er nach Frankreich, wo er durch ſeine Geſchicklichkeit einen groſſen Ruf erlangte; und ſich einige Zeit in Paris bey dem Präſident von Memes aufhielt. Da-

„mals, ohne Zweifel, geſchah es, daß er die Lutheriſche Religion mit „der Katholiſchen verwechſelte, und zwar wie man ſagt auf Zureden „des Jeſuiten, Pater Sirmonds. Er ging hierauf nach Rom, wo er „ſich beſonders an den Kardinal Fr. Barberini hielt ꝛc.“ In dieſen wenigen Zeilen ſind eine Menge Fehler, ſowohl der Begehung als Unterlaſſung. Erſtlich iſt es zwar wahr, daß er in ſeiner Vaterſtadt ſtudirt hat, und zwar beſonders unter Joh. Huswedeln, allein ſehr kurze Zeit; weit länger aber hat er ſich in Leyden aufgehalten, wo er ſich beſonders auf die Arzneykunſt legte. Zweytens war die Reiſe nach Frankreich nicht ſeine erſte Reiſe, ſondern dieſe unternahm er 1617 nach Italien, wohin ihn Ph. Cluver begleitete. Auch ſeine zweyte Reiſe war es nicht, denn dieſe ging 1622 nach England; und als er von da wieder zurück kam, begab er ſich erſt nach Frankreich, und zwar, wie man will, aus Verdruß vergebens um einen Schuldienſt angehalten zu haben, welchem man auch ſeine Religionsveränderung zuſchreibt. Drittens war es nicht in Italien, wo er den Kardinal Barberini kennen lernte, ſondern ſchon in Frankreich, wohin ihn Pabſt Urbanus der VIII. in Religionsgeſchäften als Legaten geſchickt hatte. Er wurde ihm von Pireſcio empfohlen, und auf deſſen Empfehlung nahm ihn der Kardinal unter ſeine Hausgenoſſen auf, und hernach mit ſich nach Italien, wo er ihn zu ſeinem Secretair und Bibliothekar machte. (Die Fortſetzung nächſtens.)

Dieſe zwey erſten Theile, von denen man überhaupt geſtehen muß, daß ſie verſchiedner Unrichtigkeiten ohngeachtet, mit einer ausgeſuchten Gelehrſamkeit angefüllet ſind, koſten in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 16 Thlr.

(3. April.) Was Chauſepie ſonſt von Holſteinen ſagt, iſt nicht weniger unvollſtändig. Die Reiſen, die er gethan, als er ſchon in Italien geweſen, vergißt er ganz und gar; z. E. ſeine Reiſe nach Pohlen 1630, wo er bey ſeiner Rückreiſe über Wien ging, und auf Verlangen des Kardinals Barberini verſchiedene Handſchriften nachſchlug. In der Stelle, die er zum Schluſſe aus den Nouvelles de la Repub. des Lettr. anführt, vergißt er eine kleine Unachtſamkeit des Herrn Bayle anzumerken, wo dieſer ſonſt ſo genaue Mann ihm den Tittel eines Bibliothéquaire du Vatican beylegt; da dieſer doch nur einem Kardinale gegeben werden kann, und Holſtein nichts als custos bibliothecæ war. Ferner iſt es zwar wahr, daß er den Kardinal Bar-

berini zu ſeinem Erben eingeſetzt hat, doch hätten auch ſeine beträchtlichen Vermächtniſſe, die er an die Königin Chriſtina, an die St. Johannes Bibliothek in Hamburg, an die Auguſtiner Mönche in Rom, an Büchern und Handſchriften, gemacht hat, nicht ſollen vergeſſen werden. Was aber im ganzen Artickel am aller unzulänglichſten und trockenſten iſt, iſt das Verzeichniß ſeiner Schriften. Was Bayle ſo oft an dem Moreri tadelt, daß er nichts als die Tittel davon wiſſe, und auch dieſe verſtümmelt anführe, daß er weder die Ordnung der Zeit, noch der Materien, dabey beobachte, daß er die Bücher, welche nach des Verfaſſers Tode heraus gekommen, von denen, die er ſelbſt herausgegeben, nicht unterſcheide, daß er die angefangenen und verſprochnen Werke anzuführen vergeſſen; alle dieſe Fehler hat er, als ein zweyter Moreri, ängſtlich in Acht genommen. Da er des Ranzovs Epiſtolam ad S. Calixtum mit unter die Holſteiniſchen Werke ſetzt, warum ſagt er uns den Inhalt nicht davon, auf welchen alles ankommt? Er gedenkt nicht mit einem Worte dieſes Proſelyten, den der eifrige Holſtein gemacht, auch der Mühe nicht, die er ſich gegeben, den Marggrafen von Brandenburg Chriſtian Ernſt zu Annehmung der katholiſchen Religion zu bewegen. Wo bleibt ſeine Arbeit über den Baronius, dem er mehr als 8000 Schnitzer Schuld gab? Wo ſein Katalogus der Handſchriften in der Florentiniſchen Bibliothek? Wir tragen Bedenken umſtändlicher in Sachen zu ſeyn, die vielleicht nach weniger Leſer Geſchmack ſind. Sollten dieſe Supplemente überſetzt werden, ſo hoffen wir, daß die Aufſicht einem Manne wird übergeben werden, der alle dergleichen Unrichtigkeiten zu verbeſſern im Stande iſt, nicht aber einem, deſſen ganzer Ehrgeiz es iſt, ſeinen Namen an der Stirne eines prächtigen Werks zu ſehen, der Antheil, den er daran hat, mag nun ſo geringe ſeyn, als er will.

(6. April.) *Le Coſmopolite ou le Citoien du Monde. Patria eſt, ubicunque eſt bene. Cicero 5. Tuſcul. 37. aux depens de l'Auteur.* in 8t. 8 Bogen. „Die Welt, fängt dieſer Weltbürger an, „iſt nichts anders, als ein Buch, woron man nur die erſte Seite geleſen hat, wenn man nichts, als ſein Vaterland, kennet. Ich habe „eine ziemlich groſſe Anzahl durchblättert; ich habe ſie aber alle gleich „ſchlecht befunden. Dieſe Unterſuchung iſt nicht ohne Nutzen geweſen. „Ich haßte mein Vaterland. Die Narrheiten der andern Völker, unter welchen ich gelebt habe, haben mich wieder mit ihm ausgeſöhnt.

„Wenn ich auch aus meinen Reiſen keinen andern Nutzen gezogen „hätte, als dieſen, ſo würden mich doch weder Unkoſten, noch Beſchwerlichkeiten, reuen.“ Dieſe Reiſen nun ſind es, welche man in dieſen Blättern auf die ſonderbarſte Art beſchrieben findet. Anſtatt deſſen, was er geſehen hat, erzählt uns der Verfaſſer das, was er gedacht hat; und hat er gleich nichts geſehen, was nicht tauſend andre auch geſehen haben, ſo hat er, zur Vergeltung, tauſenderley gedacht, was vielleicht kein einziger Reiſender gedacht hat. Seine erſte Reiſe ging nach Conſtantinopel; das wichtigſte dabey war ſeine Bekanntſchaft mit dem Pacha Bonneval. Dieſer ſagte ihm einmal, als er bey guter Laune war, und von ſeiner Religionsveränderung zu reden kam: er habe ſeinen Hut mit einer Nachtmütze vertauſcht. Man erfährt hier, was die bekannten Abtrünnigen, Mornay, Ramſay und der Abt Macarti für ein Schickſal gehabt haben. Seine andere Hauptreiſe, als er wieder von Conſtantinopel zurückgekommen, ging nach Italien, in das Reich der Papimanie, wie er ſich ausdrückt. Eine Probe von ſeiner Art zu denken zu geben, wollen wir folgende Stelle einrücken. „Nach einer monatlichen beſchwerlichen Reiſe kam ich in die berühmte „Stadt, welche ehemals das Haupt der ganzen Welt war, und noch „jetzt das Haupt der ganzen chriſtlichen Welt iſt. Ich ſahe auf dem „Throne der Kayſer eine Art von einem Zauberer, welcher ſich ehemals durch ſeine Marktſchreyerey bey den meiſten europäiſchen Völkern in ein ſolch unumſchränkt Anſehen geſetzt hatte, daß er ſich die „Monarchen zinsbar machte, und mit ihren Kronen nach ſeinem Gefallen haushielt. Doch ſeine unerträgliche Tyranney eröfnete dem „größten Theile ſeiner Anhänger die Augen, und ſeine Hochachtung „verringerte ſich dermaſſen, daß er jetzt kaum noch den Schatten der „oberſten Gewalt hat, und ſich genöthigt ſieht Amuleta zu verkaufen, „welche, wie er ſagt, für alle Uebel helfen ſollen, wenn man nur „daran glaubt. Unter andern wunderbaren Geheimniſſen dieſer Art, „rühmt er ſich eine Fleckkugel zu haben, welche alle Unreinigkeit von „der Seele wegnehmen kann. Dem aber ſey, wie ihm wolle, vor „zweyhundert Jahren wurden ſeine Quackſalbereyen von ein Paar „Empiricis, wovon der eine Martin, und der andre Johann hieß, „aus Handwerksneid, in einen ſehr üblen Ruf gebracht; ſie prieſen „dafür die übrigen an, und zogen beynahe die Helfte von ſeinen Kunden von ihm ab. Alles gute, was dieſe Trennung verurſacht hat,

„beſtehet darinne; vor dieſem mußte man, man mochte wollen oder „nicht, ſeine Paquete nehmen, jetzo aber hat man doch das Ausleſen.“ Aus Italien iſt der Weltbürger nach Deutſchland gereiſet, wo er über verſchiedne Oerter Anmerkungen macht, welche man mit Vergnügen leſen wird. Aus Deutſchland hat er ſich nach Spanien und Portugal begeben, von dar nach England, wo er ſich auch noch jetzt, nach einer kleinen Verdrüßlichkeit, die er in Paris erlitten, aufhält. Der Geiſt der Miſantropie leuchtet in allen Zeilen hervor, und der Name eines Menſchenfeindes würde ihm vielleicht eher zukommen, als der Name eines Weltbürgers. „Ich verachte, ſpricht er zum Schluſſe, die Menſchen allzuſehr, als daß ich nach ihrem Beyfalle ſtreben ſollte, und „vergönne es ihnen ganz gerne, daß ſie Verachtung mit Verachtung „vergelten; ich rathe ihnen ſogar, es zu thun; und ſchon ſeit langer „Zeit habe ich mir zum Wahlſpruch erwählt: Contemni & contemnere.“ Iſt in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam für 6 Gr. zu haben.

(17. April.) **Frankfurt an der Oder. Kurzer Begrif des bibliſch chronologiſchen Syſtems von 6000 Jahren, nemlich von Erſchaffung der Welt bis ins Jahr Jeſu Chriſti (1860) 1862, als an dem Anfange des tauſendjährigen Sabbaths in einem tauſendjährigen Reiche, herausgegeben von George Heinrich Kanz, evangeliſch-reformirten Prediger zu Aken an der Elbe. Nebſt einer Vorrede von Paul Ernſt Jablonski, öffentlichen ordentlichen Lehrer der Theologie auf der hohen Schule zu Frankfurt an der Oder. Bey Johann Chriſtian Kleyb.** 1750. in 8t. Der Herr Verfaſſer dieſes kurzen Begrifs hat ſich ſchon durch verſchiedene andre Schriften, und inſonderheit durch ſeine letzte **Schickſale der Kirche Gottes und der Welt** bekannt gemacht, und eben dieſe letztre hat ihm, wie er ſelbſt anzeigt, Anlaß gegeben, an eine, ſeiner Einſicht nach, richtigere Zeitrechnung des alten Teſtaments die Hand zu legen. Er hatte aus der Offenbarung (ein Buch das den Schlüſſel zu vielen Schwierigkeiten in der Schrift geben würde, wenn man es nur verſtünde) mit der Kirchengeſchichte des neuen Teſtaments verglichen, geſchloſſen, daß im Jahr nach Chriſti Geburt, wie wir zählen, 1862 die Welt volle 6000 Jahr würde geſtanden haben, und daß von da an das ſiebente Jahrtauſend, und mit demſelben der noch bevorſtehende Sabbat oder die glückliche Ruhezeit der Kirche Gottes auf Erden, welche viele

auch unſerer Gottesgelehrten noch hoffen, ihren Anfang nehmen würde. Um eben dieſes auch aus dem ganzen Zuſammenhange der von Erſchaffung der Welt, bis auf Chriſti Geburt verfloßnen Zeit, bündig darthun zu können, hat der Herr Verfaſſer die Rechnung derſelben, ſo wie ſie vornemlich aus der h. Schrift und dann auch aus den älteſten Geſchichten andrer Völker genommen werden kan, unterſucht, und ſich endlich überzeugt gefunden, daß ſeine ſchon vorhin angegebne Rechnung völlig dadurch beſtätiget werde. Dieſes hat er in dieſem kurzen Begriffe vorläufig anzeigen wollen, und behält ſich die weitre Ausführung der Grundſätze ſeiner neuen Zeitrechnung in einem größern Werke vor, welches bereits fertig iſt und auf Verſchuß gedruckt werden ſoll. Wenn er alles darinne leiſtet was er hier verſpricht, ſo wird künftig die Chronologie, allen Unterſuchungen eines Scaligers, Petavius, Marshams, Prideaux, Dodwells, des Vignoles zum Trotz, eine ganz andre Geſtalt annehmen müſſen. Wir wollen hoffen, daß ihm zuverläßige Richter in ſolchen Sachen eine Stelle bey dieſen Männern anweiſen und ihn nicht unter die Anzahl der chronologiſchen Schwärmer, zu einem Marius, Koch und Kohlreif ſetzen mögen. Uns wenigſtens ſcheint der Anlaß einer neuen Zeitrechnung, den man in einer Stelle der **Offenbarung** findet, ein wenig wunderſam, ob er gleich nichts mehr vorausſetzt als das Verſtändniß dieſes noch bis jetzt unverſtändlichen Buches. Der Herr Prediger Kanz ſucht durch ſeine neue Zeitrechnung nichts geringers als die Freygeiſter von der Göttlichkeit der h. Schrift zu überzeugen und die Juden zu bekehren. Ein Wunder wäre es, wann es der Chronologie, der ungewiſſeſten und dunkelſten von allen Wiſſenſchaften aufbehalten wäre, dieſe zwey wichtigen Veränderungen zu bewerkſtelligen. Iſt in den Buchhandlungen hier und in Potsdam für 3 Gr. zu haben.

(21. April.) **Frankfurt an der Oder. Chriſtian Ernſt Simonetti Sammlung vermiſchter Beiträge zum Dienſte der Wahrheit, Vernunft, Freiheit und Religion.** *Et prodeſſe volunt & delectare - - Horat.* **Auf das Jahr 1750. Viertes Stück, nebſt Titel und Regiſter zum zweiten Bande.** In dieſem Stücke einer der nützlichſten Sammlungen kommen folgende Aufſätze vor: 1) Beſchluß der Betrachtung des Satzes der Sittenlehre der Chriſten: Du ſollſt deinen Feind lieben. 2) D. L. v. Eichmanns Widerlegung der Meinung, daß die Churbrandenburgiſche Prinzeßin Anna mit Al-

brecht, Herzogen von Mecklenburg, im Jahre 1526 Beylager gehalten. Der Herr Verfaſſer dieſes Aufſatzes iſt überzeugt, daß ſeine vorige Arbeit von der gelehrten Welt geneigt aufgenommen worden iſt; und hat alſo um deſtoweniger angeſtanden, dieſe wichtige Entdeckung bekannt zu machen. Er hat es dem Publico ſchon einmal geſagt, und ſagt es ihm nochmals, daß er eine ſehr zahlreiche Sammlung von Urkunden beſitzt; er führt ſogar an, in welcher Zeitung man es nachleſen kann, um ſich unwiderſprechlich davon zu überzeugen. Unter dieſer Sammlung nun findet ſich auch ein Brief, welchen gedachte Prinzeßin an den Magiſtrat in Berlin 1526 geſchrieben hat. Sie berichtet ihm darinne, daß ſie ſich von dem Churfürſten, ihrem Hrn. Vater, abermals die Weiſemutter ausgebeten habe, welche ihr bereits vor einem Jahre gute Dienſte geleiſtet hätte, und verſichert ihn ihrer Gnade, wenn er die Abreiſe dieſer Frau befördern würde. Es kömmt alſo darauf an, daß man im Stande iſt, mit dem ſcharfſinnigen Herrn Verfaſſer folgenden kützlichen Schluß zu machen: Wenn dieſer Brief im Jahr 1526 geſchrieben iſt, und die Herzogin darinne ſagt, daß ſie die Weiſemutter vor einem Jahre und alſo 1525 gebraucht, ſo kann das Beylager nicht allererſt 1526 ſeyn gehalten werden: dieſes befindet ſich nun alſo, folglich u. ſ. w. Q. E. D. Hierauf beſeufzet der Herr Verfaſſer die Ungewißheit der Geſchichte auch noch im 16. Jahrhunderte; und verſichert, daß die Urkunden dieſer Ungewißheit abhelfen können. Er iſt bereit, nach ſeinem Vermögen andre hierzu aufzumuntern, und dieſes klärlich zu beweiſen überläßt er dieſe wichtige Urkunde dem Abdrucke. Aus ſeinen Anmerkungen übrigens kan man ſehen, was beträchtliche Anmerkungen heiſſen. 3) Kurzgefaßte Geſchichte der Handlung und Schiffahrt in den alten und mittlen Zeiten entworfen von J. P. S. Man ſieht der völligen Ausarbeitung dieſes Entwurfs mit deſto größern Vergnügen entgegen, je mehr ſchon aus dieſem wenigen die Einſicht des Verfaſſers nicht allein in die Geſchichte, ſondern auch in die Handlung ſelbſt hervorleuchtet. 4) Gedanken über die Religionsveränderung. Koſtet in den Voßiſchen Buchhandlungen hier und in Potsdam 6 Gr.

(8. May.) Leipzig. Briefe, nebſt einer praktiſchen Abhandlung von dem guten Geſchmacke in Briefen, von C. F. Gellert. Bey Johann Wendlern. 1751. in 8. 20 Bogen. Was abgeſchmakte Junkers und aberwitzige Neukirchs ſo unglücklich, und nur

zur Aufhaltung des guten Geſchmaks unternommen haben, wird in dieſem Werke auf die vortreflichſte Art geleiſtet. Der Hr. Verfaßer hat ſich das Recht längſt erworben, daß die Welt auf alles, was aus ſeiner Feder fließt, aufmerkſam ſeyn muß; und wer iſt geſchickter als er, die Natur überall in ihre alte Vorrechte unter uns wieder einzuſetzen? Den beſten Briefſteller zu machen wird nichts erfordert als zu beweiſen, daß man keinen Briefſteller braucht, und die ganze Kunſt ſchöne Briefe zu ſchreiben iſt die, daß man ſie ohne Kunſt ſchreiben lernt. Allein wie viel ſeltne Eigenſchaften ſetzt dieſe Vermeidung der Kunſt voraus! Geſunde Ordnung im Denken, lebhafter Witz, Kenntniß der Welt, ein empfindliches Herze, Leichtigkeit des Ausdrucks ſind Dinge die den Deutſchen weniger fehlen würden, wenn man ſie in Schulen lernen könnte. Die meiſten Lehrer haben ſie ſelbſt nicht; was Wunder alſo, daß ſie ihre Schüler anführen, ſich mit methodiſchen Leitfäden, topiſchen Einfällen, ſtudirten Empfindungen, ſtaubigten Realien und künſtlichen Perioden zu behelfen? Wie unbeſchreiblich würde der Nutzen ſeyn, wenn die praktiſche Abhandlung des Hrn. Gellerts alle wohl informirte Briefſteller und alle die gelehrten Männer auf us de conscribendis epistolis aus den Claßen vertreiben könnte! Man würde die Briefe des Cicero und Plinius beſſer nutzen lernen, und einige lateiniſche Brocken würden das wenigſte ſeyn, was man ihnen zu danken hätte. Iſt es zu hoffen? - - Die Briefe des Hrn. Gellerts ſelbſt ſind durchgängig Meiſterſtücke, die man eben ſo wenig als ſeine Fabeln zu leſen aufhören wird. Die ſchöne Natur herrſcht überall, alle Zeilen ſind mit dem ſüßeſten Gefühle, mit den rühmlichſten Geſinnungen belebt; und die Ueberzeugung, daß ſie der Verfaßer an würckliche Perſonen geſchrieben hat, macht das Antheil, welches die Leſer daran nehmen, ungleich größer. Von was vor einem Herze ſind ſie die Beweiſe! Wie liebenswerth hat ſich der Verfaßer ſelbſt, ihm unbewußt, darinne geſchildert! Welche Freundſchaft, welche Aufrichtigkeit, welche Liebe! Mit was für einer philoſophiſchen Gleichgültigkeit ſind zwey Briefe abgefaßt, wobey wenigſtens ſeine Leſer nicht gleichgültig bleiben werden. Verdienet ein Mann, welcher das Vergnügen Deutſchlands iſt, kein Amt zur Belohnung, wenn anders ein Amt eine Belohnung ſeyn kan? - - Herr Gellert ſcheint den vornehmſten Innhalt ſeiner Abhandlung in eine Erzählung, die er auf der 83ten Seite einſchaltet, gebracht zu haben. Können wir den Plaz ſchöner anwenden, als wenn wir ſie einrücken?

Ein junger Menſch, der, wenn er Briefe ſchrieb,
Die Sachen kunſtreich übertrieb,
Und wenig gern mit ſtolzen Formeln ſagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerſchreiben vor,
Darinn er einen Freund beklagte
Der ſeine Frau durch frühen Tod verlohr,
Und ihm mit vielen Schulwiz ſagte,
Daß nichts gewiſſer wär, als daß er ihn beklagte.
Ihr Brief, ſiel ihm der Kenner ein,
Scheint mir zu ſchwer und zu ſtudirt zu ſeyn.
Was haben Sie denn ſagen wollen?
„Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt,
„Daß er ein Weib verlohr, die er mit Recht geliebt,
„Und meinem Wunſche nach ſtets hätte haben ſollen;
„Daß ich von Lieb und Mitleid voll,
„Nicht weiß, wie ich ihn tröſten ſoll.
„Dieß ungefähr, dieß hab ich ſagen wollen.“
Mein Herr, ſiel ihm der Kenner wieder ein,
Warum ſind ſie ſich denn durch ihre Kunſt zuwider?
O ſchreiben Sie doch nur, was ſie mir ſagten, nieder:
So wird ihr Brief natürlich ſeyn.

Koſtet in den Voßiſchen Buchhandlungen hier und in Potsdam 12 Gr.

(11. May.) Leipzig. **Briefe der Ninon von Lenclos an den Marquis von Sevigne, nebſt den Briefen der Babet an den Bourſault aus dem franzöſiſchen überſetzt. In der Weidemanniſchen Handlung. 1751.** Ninon von Lenclos lebte zu einer Zeit, welche dazu beſtimmt zu ſeyn ſchien, daß Frankreich alle Arten großer Geiſter auf einmal beyſammen ſehen ſollte. Die Schriftſteller, ſo viel ihrer erwähnen, berichten uns, daß ihr Verſtand eben ſo viel Anmuth als Gründlichkeit beſeſſen habe. Sie war eine Philoſophin, aber eine liebenswürdige Philoſophin. Sie vereinigte alle Tugenden des männlichen Geſchlechts mit den Annehmlichkeiten des ihrigen, dem zu Troze ſie ſich in die Zahl berühmter Männer erhoben hat. Ihr Haus war der Sammelplatz aller geſitteten und durch ihren Wiz beliebten Leute, die Hof und Stadt nur aufweiſen konnten. Die tugendhafteſten Mütter

bewarben ſich aufs eifrigſte ihren Söhnen, die auf den Schauplatz der Welt getreten waren, den Vortheil zu verſchaffen, daß ihnen zu dieſer liebenswürdigen Geſellſchaft der Zutritt verſtattet würde, die man für den Mittelpunkt eines guten Umgangs anſahe. Saint Evremont ſagt von ihr:

Die weiſ und fröhliche Natur
Verband in Ninons edlem Herzen
Die Tugend mit der Wolluſt Scherzen,
Den Cato mit dem Epikur.

So ein Frauenzimmer mußte nothwendig in ihren Briefen unübertreflich ſeyn. Chateauneuf, ein Zeitverwandter von ihr, bekräftigt es in ſeinem Geſpräche von der Muſick der Alten; ob aber einige würklich bis auf unſre Zeit gekommen ſind, daran iſt zu zweifeln. Dieſe wenigſtens, wovon wir dem Leſer die Ueberſetzung ankündigen, ſind nichts als eine glückliche Erdichtung. Sie enthalten eine getreue Schilderey des menſchlichen Herzens, ein moraliſches Syſtem der Liebe, das wo es nicht allezeit genau, doch allezeit ſinnreich iſt. Der Plan des Verfaſſers nöthigte ihn verſchiedne Wahrheiten zu ſagen, die in dem Munde einer Mannsperſon Beleidigungen gegen das ſchöne Geſchlecht geworden wären. Er mußte ſie alſo einem Frauenzimmer ſagen laſſen. Weil er aber auch zugleich verſchiedne Sätze vorzubringen hatte, welche in dem Munde eines Frauenzimmers anſtößig klingen konnten, ſo mußte er ein ſolches Frauenzimmer wählen, deren mehr männliche als weibliche Denkungsart durchgängig bekannt ſey. Und dieſe konnte keine andere als Ninon ſeyn, welche mit Wahrheit von ſich ſagen konnte, daß ſie ſich durch Ueberlegung zu einer Mannsperſon gemacht habe. Dieſe nun läßt der Verfaſſer dem jungen Marquis von Sevigne Lehren geben, welche gleich geſchickt ſind die bloß platoniſche Liebe lächerlich, und die bloß ſinnliche Liebe verächtlich zu machen. Der Ueberſetzer wagt eine Muthmaßung in Anſehung des Verfaſſers; er glaubt daß es der jüngre Hr. v. Crebillon ſey. Iſt er es nicht, ſo hat er doch durch ſeine Briefe gezeigt, daß er es ſeyn könnte. Wir wollen eine Muthmaßung in Anſehung des Ueberſetzers wagen. Die Vergleichung der Vorrede mit verſchiednen Stellen der jüngſt angezeigten praktiſchen Abhandlung von dem guten Geſchmacke in Briefen lehrt uns, faſt überzeugend, daß es Hr. Gellert ſey. Iſt er es nicht, ſo kan ihm wenigſtens unſer Verdacht keine Schande machen; und der wahre Verfaſſer wird leicht ſehen, daß er der Innbegrif alles deſſen iſt, was wir gutes davon ſagen können. Die wenigen Briefe der Babet, welche man zum Schluße findet, verdienen dieſe Geſellſchaft. Sind ſie weniger moraliſch, ſo ſind ſie dafür deſto unſtudirter; haben ſie weniger Witz, ſo haben ſie deſto mehr Gefühl. Beyde ſind von dem Ueberſetzer mit Vorreden begleitet, nach deren Schlage wir vor jeder Ueberſetzung eine zu finden wünſchten. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(15. May.) **Nürnberg. Schauplatz der Natur oder Unterredungen von der Beſchaffenheit und den Abſichten der natürlichen Dinge, wodurch die Jugend zu weitern Nachforſchen aufgemuntert, und auf richtige Begriffe von der Allmacht und Weisheit Gottes geführet wird. Sechſter Theil, welcher dasjenige zu betrachten darſtellt was zum geſellſchaftlichen Leben der Menſchen gehöret. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Wien und Nürnberg bei P. Conrad Monath.** 1751. Dieſer Theil beſtehet aus vierzehn Unterredungen, welche von dem Urſprunge der Geſellſchaft, von dem Eheſtande, von der Auferziehung der Kinder, von dem Unterſchiede der Stände, von der Ausrottung des Bettelns, von dem Geſinde, von den Lebensmitteln, von der Kleidung, und den dazu erforderlichen Stücken handeln. Man kann nicht leugnen, daß nicht viel nützliches darinne vorkomme, man muß aber auch geſtehen, daß es mit einer Art vorgetragen iſt, welche die Jugend angewöhnt über all mit unzulänglichen Begriffen, und mit dem halbigen Verſtändniſſe der Kunſtwörter zufrieden zu ſeyn. Das ganze Werk ſchickt ſich ſehr wohl in diejenigen Schulen, wo man Kinder gern auf einmal zu alles wiſſenden Männern machen will, und ihnen durch mittelmäßige Lehrer Sachen beyzubringen ſich rühmt, wozu ſie ohnmöglich einen genugſam ſtarken Verſtand haben können. Man weiß, daß der Abt Pluche der Verfaſſer iſt; wir wollen alſo nichts mehr hinzuſetzen als das Urtheil, welches ſeine Landsleute ſelbſt von ihm fellen. Mr. Pluche, heißt es an einem Orte, qui continue ſi intrepidement à copier des livres, pour etaler le ſpectacle de la Nature & qui ſ'eſt fait le *Charlatan des Ignorans* &c. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

Leipzig. Moraliſche Fabeln mit beygefügten Erklärungen einer jeden Fabel. Aus dem Däniſchen des Herrn Barons von Hollberg überſetzt durch J. A. S. R. D. C. Verlegts Franz Ch. Mumme Buchhändler in Kopenhagen. 1751. in 8t. 16 Bo-

gen. Dieſe Fabeln hat der berühmte Verfaſſer nur vor kurzen in ſeiner Mutterſprache herausgegeben, und wir ſind die Ueberſetzung davon eben dem geſchickten Manne, welcher uns das komiſche Heldengedichte, Peter Paars, deutſch geliefert hat, ſchuldig, nemlich dem Hrn. J. A. Scheibe, Königl. Däniſchen Kapellmeiſter. Er wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir, was den Werth dieſer Fabeln anbelangt, mit ihm nicht einer Meinung ſeyn können. Der Herr von Holberg gehört unter diejenigen Schriftſteller, welchen einige mit Recht wohlaufgenommene Werke das glückliche Vorurtheil verſchaft haben, als ob alles, was aus ihrer beſchäftigten Feder fließt, vortreflich ſeyn müſte. Troz dieſem Vorurtheile aber wagen wir zu ſagen, daß ſeine Fabeln überhaupt erbärmlich, und unter allen zweyhundert und zwey und dreyßigen nicht zwey und dreyßig leidlich ſind. Er hat ſie in ungebundner Rede abgefaßt, welches wir weder billigen noch tadeln wollen. Die Wahrheit aber zu ſagen, ſo trauen wir dem Hrn. Verfaſſer nicht einmal zu, daß er im Stande ſey, den Verſen diejenige reizende Einfalt zu geben, welche ſie nothwendig haben müſſen, wenn ſie zum Vortrage der Fabeln geſchickt ſeyn ſollen. Wir wollen zur Probe ein Paar von den kleinſten herſetzen, woraus der Leſer ohne uns ſchließen wird, daß der Herr von Holberg auf das höchſte der däniſche Stoppe iſt. Die 185. Fabel heißt

Der Elephant und der Biber.

Ein Elephant und ein Biber ſprachen einsmals von dem Lauf der Welt mit einander, ſowohl in Anſehung der Thiere als der Menſchen. Unter andern Dingen fragte der Biber den Elephanten, welche Herrlichkeit er ſich am liebſten wünſchen möchte, entweder Reichthum oder Weißheit? Der Elephant antwortete: Ich wollte mir wohl Weißheit wünſchen, wenn ich nicht ſähe, daß ſo viele weiſe Sollicitanten und ſtudirte Leute mit niedergeſchlagnen Köpfen in den Vorgemächern der Narren ſtünden.

Warum hat der Verfaſſer den Elephanten und den Biber zu dieſer Fabel gewehlt? Warum nicht die Katze und den Hund, oder den Eſel und das Pferd? Welche Wahrſcheinlichkeit, daß der Elephant jemals in die Vorgemächer reicher Thoren gekommen iſt?

Die 187. Fabel.

Von der Neherinn, die ihre Nehnadel verlor.

Eine Neherinn verlohr einsmals auf dem Felde eine Nehnadel.

Dieſer Verluſt ging ihr ſehr zu Herzen. Sie ſagte, ſie wollte lieber zehn andre Nadeln, als dieſe einzige gemißt haben. Sie gab ſich darauf viele Mühe ſie wieder zu finden, aber vergebens, denn die Nadel blieb beſtändig unſichtbar. Aber indem ſie die verlorne Nadel ſuchte, fand ſie eine ächte Perl, für welche ſie mehr als eine Million Nehnadeln kaufen konnte ꝛc. ꝛc.

Koſtet in den Voßiſchen Buchläden 5 Gr.

(18. May.) **Frankfurt. Vermiſchte Abhandlungen und Anmerkungen aus den Geſchichten, dem Staatsrechte, der Sittenlehre und den ſchönen Wiſſenſchaften.** *Floriferis ut apes in saltibus omnia libant.* **Frankf. und Leipzig in der Knoch- und Eßlingerſchen Buchhandlung. 1751. in 8t. 1 Alph. 12 Bogen.** Dieſe Abhandlungen ſind folgende: 1) Die Geſchichte und die letzten Stunden des engliſchen Grafen Jacobs von Derby, Herrn der Inſul Man. Dieſer Jacob von Derby war einer von denen, welche es auch zu den Zeiten eines Cromwells wagten, rechtſchaffen zu ſeyn. Dieſe Kühnheit koſtete ihm den Kopf; er glaubte aber, daß man die Ehre ein treuer Unterthan eines rechtmäßigen Königs zu heiſſen, nicht theuer genug erkauffen könne. Wie viele kennen dieſen Mann? Ein neuer Beweis, daß nicht alle berühmt geworden ſind, die es hätten werden ſollen. 2) Zuverläſſige Nachrichten von dem Leben Peters Grafen von Holzapfel. Dieſer Held iſt in den Geſchichten des 30jährigen Krieges unter dem Namen Melander bekannt genug. In dieſem Aufſatze hat uns ihn aber der Verfaſſer mehr nach ſeinen häuslichen Umſtänden, aus ſeinen weitläuftigen hinterlaſſenen Briefſchaften, als auf der Seite des Feldherrn vorgeſtellt. Die Nachrichten ſind alſo deſto angenehmer, je unbekannter ſie bisher geweſen ſind. 3) Von etlichen in der güldnen Bulle unbrauchbaren Sachen. Vielleicht machen dieſe den größten Theil derſelben aus. Ein Schickſaal, welches ſie mit andern Reichsgeſetzen gemein hat. 4) Von den verführeriſchen und vielverſprechenden Titeln etlicher Bücher. Es ſind meiſtens Romane, von welchen der Verfaſſer hier redet. Er muß ein ziemlich erklärter Feind derſelben ſeyn, ſonſt würde er ſchwerlich von dem Kleveland, von dem Dechant von Killerine, von dem Joſeph Andrews ſo nachtheilig urtheilen. Es iſt zu viel, den Abt Prevot einen herumirrenden Mönch zu nennen. Es iſt ein Vorurtheil, von dem wir den Herrn Verfaſſer frey wünſchten; weil Herr Fielding ein Schauſpieler iſt, alſo muß er

nothwendig ein ſchlechter Lehrer ſeyn. 5) Von den großen Saufgläſern der Griechen und überhaupt von dem ſtarken Trinken. 6) Verſuch des Erweiſes, daß unſere Zeiten und Sitten beſſer als die vorigen ſind. 7) Beweis, daß Cato von Utica als ein unüberwindlicher Weiſe geſtorben iſt. Dieſer und der vorhergehende Satz ſind aus derjenigen Zahl, welche man mit einem mittelmäßigen Witze auf alle Seiten drehen kann, ſo lange man Tugend und Laſter noch an keinen untrüglichen Zeichen kennet, und, wie der Dichter ſpricht, ihre Grenze ſchwimmt und in einander fließt. 8) Wider die anatomiſchen Beluſtigungen des Herrn D. Delius in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes. *Defendat quod quisque sentit; sunt enim judicia libera. Cicero.* Wenn nicht jeder Stand etwas hätte, welches gewiſſen Gemüthern angenehm werden könnte, ſo würde es uns bald an Leuten fehlen, die ſich zu gewiſſen Verrichtungen, die wir ſchmutzig, oder wann ſie allzu ſchmutzig ſind, unehrlich nennen, herablaſſen wollten. 9) Betrachtungen über die Heuchler und die Heucheley. Wenn man des Verfaſſers Erklärung eines Heuchlers annimmt, ſo hat er vollkommen recht. Allein nach dieſer Erklärung halten wir die Heuchler vor eben ſo unmöglich, als die Gottesleugner. Die Betſchweſter des Herrn Gellerts verdient aus einem ganz andern Geſichtspunkte angeſehn zu werden. Gegen den Verfaſſer der Epitres diverses iſt er vielleicht auch zu ſcharf; ob er gleich darinne Recht hat, daß es unter den Jeſuiten eben ſowohl redliche und fromme Leute geben könne, als es möglich iſt, daß ſich in dem ſchlechten und rauhen W - - - ein Beleſprit hat finden können. Wir bieten den Jeſuiten Trotz, ſich auf dieſe Vertheidigung etwas einzubilden. 10) Hundert vermiſchte Anmerkungen. Die meiſten davon ſind leſenswürdig. In einer davon ſagt er, daß der Franzöſiſche Ueberſetzer der Hallerſchen Gedichte ein Berniſcher Edelmann, Herr von Tſcharner, ſey. Der Fortſetzung dieſer Sammlung, welche in der Vorrede verſprochen wird, kann man nicht anders als mit Vergnügen entgegen ſehen. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

(22. May.) Lieder (bey welchen man gähnen wird) 3. Bey Victorius Bößiegel 1751. in 4t. auf 5 Bogen. Wir halten dieſen Zuſatz für nöthig, damit man ſie gleich bey dem erſten Anblicke von gewiſſen andern Liedern unterſcheide, welche vor einiger Zeit herauskamen, und jetzt in eben ſo vieler Gedächtniß als Händen ſind. Sie ſind theils mit Reimen, theils ohne Reime, überall aber bleibt Hr. 3

ſich ſelbſt gleich; kalt, kindiſch, gemein. Anſtatt den Leſer mit einer Probe davon zu martern, wollen wir die Verwünſchung des Dichters wiederholen.

Die Väter dieſer Liederbrut,
Die Affen deines Gleims, gerechte Göttinn, ſtrafe.
Es fühl ihr Herz der Liebe Glut,
Ihr Mädgen leſ alsdann ihr froſtig Lob und ſchlafe.
Nie werde deren Lieds gedacht
Bey ſanftem Saitenſpiel, im Munde kluger Schönen,
Noch wo der junge Bacchus lacht,
Wann ihn die Grazien mit frohen Roſen krönen.

Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

(10. Jun.) **Leipzig. Allgemeines Gelehrten Lexicon ꝛc. Dritter Theil. M—R. herausgegeben von Chr. Gottlieb Jöcher, der H. Schrift Doctore, und der Geſchichte öffentlichen Lehrer in Leipzig. In Gleditſchens Buchhandlung.** 1751. Es iſt unnöthig ein Werk zu loben, welches ſich auf den meiſten Studierſtuben unentbehrlich macht. Wir freuen uns über den ungehinderten Fortgang deſſelben, wir würden aber zu ſehr unwiſſenden Schmeichlern werden, wenn wir nicht geſtünden, daß die billige Erwartung des Publici einen großen Abfall dabey leide. Zwar iſt es wahr, ein Gelehrtenlexicon ohne alle Fehler verlangen, heißt ſich einer unmöglichen Forderung ſchuldig machen, auch alsdann, wann anſtatt eines Jöchers deren zehne daran arbeiteten. Es giebt aber doch gewiſſe Arten von Fehlern, von welchen man es, ohne eine Unbilligkeit zu begehen, durchaus frey zu ſeyn begehren kann. Unſer Vorgeben zu rechtfertigen wollen wir einige aus dieſem Theile anführen. z. E. „George Makenzie ein Schottländer im vorigen Jahrhunderte ꝛc. ſchrieb Lives and Characters of the most eminent Writers of the Scots Nation in 3 Folianten, welche aber erſt 1708 zu Edimburg herausgekommen ſind.“ Dieſes hat ſeine Richtigkeit; allein wie hat man ſo unachtſam ſeyn können den gleich folgenden Artickel ſtehen zu laſſen, der eben dieſen George Makenzie zu einem Schriftſteller des 18ten Jahrhunderts macht, welcher 1708 und 1711 die Leben der gelehrten Schottländer herausgegeben haben ſoll! Er muß ganz und gar ausgeſtrichen werden. Eben ſo eine wunderliche Verdopplung iſt mit dem Mallet, welcher wider die franzöſiſche Ueberſetzung des neuen Teſtaments, die zu Mons heraus kam, ſchrieb, vorgegangen. Einmal heißt er Carl

und gleich drauf Peter. Der wahre Carl Mallet aber, ein Ciſtercienſermönch, welcher 1658 ſtarb und ſich durch ſein Werk de Hierarchia & iure ecclesiæ militantis bekannt gemacht hat, iſt gar weggeblieben. Ueberhaupt iſt kein einziger Artickel von den 5 Mallets richtig. Franciſcus Maſſaria hat Anmerkungen über das 9te Buch der natürlichen Geſchichte des Plinius geſchrieben, welche 1538 (nicht 1537) zu Baſel bey Frobenio herausgekommen ſind. Eben dieſe Anmerkungen werden in dem gleich folgenden Artickel dem Hieronymus Maſſaria zugeſchrieben. Hätten dergleichen Fehler wenigſtens nicht dem Corrector ſollen in die Augen fallen? Was hilft denn die vollſtändigſte Anführung der Schriften jedes Gelehrten, wenn ſie bey Homonymis unzähligmal verwechſelt werden? Hier iſt nicht der Ort uns weiter einzulaſſen, ob es gleich ohne Mühe geſchehen könnte. Wir wollen nur noch erinnern, daß es uns ein ſehr geringes Verdienſt zu ſeyn ſcheint, die Leben der Gelehrten aus ſchon bekannten Biographis und Wörterbüchern zuſammen zu ſchreiben, wenn man es mit keiner prüfenden Genauigkeit thut. Beſonders müſſen wir die Leſer vor dasjenige warnen, was man aus dem allgemeinen hiſtoriſchen Lexico gezogen hat. Faſt jeder Artickel welcher ſich mit einem H L ſchließt

hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!

Was ſollen wir aber von denen ſagen, wobey gar kein Wehrmann ſteht? Dieſe ſind größtentheils noch ſchlechter. Auch von den bekannteſten Männern weiß man nichts zu ſagen; z. E. der berühmte Rector der Schule zu Delft, Thomas Munker heißt ein Criticus zu Leiden und Amſterdam, welcher zwiſchen 1670 und 1680 florirte. Wann ſich jemand etwa wundern ſollte, wie aus einem mäßigen Bande in groß Octav vier ziemliche Quartanten werden können, dem wollen wir das ganze Geheimniß entdecken. In dieſer Ausgabe iſt erſtlich eine Schrift genommen worden, welche das, was man vorher auf 4 Seiten geleſen hat, auf einen ganzen Bogen bringt; zweitens ſind die Büchertittel, obgleich weder ganz noch halb, dazu gekommen; drittens hat man eine unzählige Menge der allerdunkelſten Männer mit hineingebracht, von welchen man ohngefehr etwas in den Bücherverzeichniſſen, wenn es auch nur eine Predigt oder Diſputation ſeyn ſolte, gefunden hat. Man urtheile alſo, ob es nicht beſſer geweſen wäre, wenn man ein ſo brauchbares Buch in ſeiner alten Form gelaſſen hätte, und nur dahin bedacht geweſen wäre, es von den anſtößigen Fehlern zu befreyen, anſtatt daß man durch unnöthige Vermehrungen ganze Legionen von neuen Fehlern hineingebracht hat. Koſtet in den Voßiſchen Buchhandlungen 4 Thlr.

(12. Jun.) **Frankfurt und Leipzig. Beluſtigungen auf dem Lande, bey Hofe und in der Stadt; worinne verſchiedne ſo wohl angenehme als auch andre geheime hiſtoriſche Nachrichten enthalten. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. In der Knoch- und Eßlingerſchen Buchhandlung. 1751. in 8t. 1 Alph. 4 Bogen.** Dieſe Sammlung kleiner Geſchichten, wo Erdichtung und Wahrheit mehr auf eine ergötzende als unterrichtende Art vermiſcht iſt, enthält folgende Stücke, welche ſich meiſtentheils müßige Frauenzimmer bey Hofe, auf dem Lande und in der Stadt vorleſen oder erzählen. 1) Die thörigte Klugheit, 2) der ſtumme Plauderer, 3) die gezwungene Sympathie oder der doppelte Tauſch. 4) Melchu-Kina, 5) Achmet Gedne, 6) Saladin, 7) Robert von Artois, 8) Socrates, 9) Gabrini, 10) Scanderberg. 11) Eliſabeth von Anjouleme Königin von Engelland und Gräfin von der Mark. Den Werth von jeder dieſer Erzählungen mögen diejenigen beſtimmen, welche Zeit haben ſie alle zu leſen. Wir haben die beyden erſten durchlauffen. Die thörigte Klugheit iſt erbärmlich. Der ſtumme Plauderer iſt artig, und enthält einen Stoff, welcher ſich unter gehörigen Veränderungen auf dem Theater vortreflich ausnehmen würde, beſonders wenn man Schauſpieler beſchäftigen wollte, welche das ſtumme Spiel in ihrer Gewalt haben. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(19. Jun.) **Frankfurt und Leipzig. Des Herrn von L** moraliſche Gedichte herausgegeben von Naumann. Bey Daniel Chriſtian Hechtel. 1751. in 8t. 15 Bogen.** Da man jetzo ſo geſchäftig iſt, die geringſten Kleinigkeiten, welche aus der Feder des Herrn von Loen gefloſſen ſind, zu ſammeln und der Welt mitzutheilen, ſo wäre es nicht bald recht geweſen, wenn man uns dieſe Gedichte länger vorenthalten hätte. Wir glauben, daß ſie Beyfall finden werden. Der Hr. Herausgeber beſtimmt ihren Werth in ſeiner Vorrede. Wir ſind aber verſichert, daß er ihn etwas anders würde beſtimmet haben, wenn er nicht der Herausgeber wäre. Er zeigt in eben dieſer Vorrede, worinne er die Vergleichung der Dichtkunſt und Mahlerey des Herrn Breitingers glücklich fortſetzt, zu viel Einſicht in das Innere der Poeſie, als daß man nicht glauben ſolle, er habe in einigen Stellen mehr

ſagen wollen, was ein Kenner in den Gedichten des Hrn von L** ſuchen, nicht aber was er finden werde. Sie beſtehen aus zwey langen Gedichten, welche Damons Landluſt und Damons Unluſt überſchrieben ſind, aus Erzählungen, aus Cantaten und einigen kleinen theils überſetzten, theils eignen franzöſiſchen und deutſchen Stücken. Hier iſt eines von der letztern Art:

Die glücklichſten Neigungen.

Ein ſtets vergnügter Muth, ein immer gleicher Freund;
Die Weisheit die nicht ſchreckt, wann ſie erhaben ſcheint;
Ein Buch das mich ergötzt, indem es unterrichtet;
Was ſchönes das mich reitzt, doch weiter nicht verpflichtet;
Feld, Mahlerey, Muſick, ein wohlberittnes Pferd;
Wer mehrers noch verlangt, der iſt nicht dieſes werth.

Der proſaiſche Aufſatz, welcher unter den Erzählungen ſteht, das Glück und die Tugend iſt ſchön, und wird vielleicht bey manchen den Einfall erwecken, daß der Herr von Loen in ſeiner Proſe poetiſcher iſt als in ſeiner Poeſie. Gleichwohl müſſen wir geſtehen, daß auch dieſe auf einer Seite mehr Schönheiten hat, als in manchen ſogenannten auserleſenen deutſchen Gedichten auf ganzen 24 Bogen nicht aufzutreiben ſind. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(22. Jun.) Cölln. **Das Lob der noch lebenden unbekannten Schriftſteller in den berühmteſten Gegenden von Weſtphalen: aus bewährten und unumſtößlichen Urkunden zuſammen gezogen und aufgeſetzt von einem Landmanne und patriotiſchen Verehrer ihrer groſſen Verdienſte V. G. R.** *Sunt aliquid manes, lethum non omnia finit. Prop.* Bey Peter Hammer. 1751. in 4to. auf 6½ Bogen. Man darf der ſcharfſichtigſte nicht ſeyn, den in einen Lobredner verkleideten Satyr zu erkennen. Jener Dichter, welchen die deutſchen Muſen nie aufhören werden von den franzöſiſchen zurück zu fodern, ging vielleicht in ſeinem Eifer zu weit, wann er von ſeinen Landsleuten ſagte: **Geh, o Schwift, aus Dublin, durchſtreiche noch einmal die Fluthen, und komm und mahle uns mit kühnem Pinſel unſere Yahoos, dieſe Machinen, leer des natürlichen Triebs, voller Eigenſinn, welche den Menſchen gleichen und von ihnen nichts als die Laſter haben.** Hier ſind die Yahoos, die ungeheuren Zuſammenſetzungen ſich widerſprechender Fehler, dumme Verſchwender, unverſchämt aus Stolz,

aus Niederträchtigkeit furchtſam ꝛc. Wenn es wahr iſt, daß die Tugend in wilden Herzen und bey einem ungeübten Verſtande wohnen kann, ſo iſt vielleicht der moraliſche Charakter der Weſtphäler im Grunde beſſer als der Charakter der geſittetſten Völker. Nur zu oft ſieht der witzige Kopf den Mangel des Witzes und der Artigkeit für den Mangel der Tugend an, er, der nicht ſelten den geſellſchaftlichen Laſtern dieſen Namen beylegt. Von dieſer Uebereilung iſt Herr R. weit entfernt. Er tadelt an den Weſtphälern nichts als ihren ungeheuren Geſchmack in den ſchönen Wiſſenſchaften. Er hat ſogar die Billigkeit ihnen den Ruhm nicht ſtreitig zu machen, Männer unter ſich gehabt zu haben, welche in den ernſthaften Theilen der Gelehrſamkeit ſtark geweſen ſind; wann es anders bey ihm eine Billigkeit zu nennen iſt, da er ſich ſelbſt für einen Weſtphäler ausgiebt. Man wird an ſeinem ganzen Aufſatze, wie wir hoffen, nichts zu erinnern finden, als dieſes: erſtlich, daß ſeine Satyre für ſeine Landsleute, nach der Einſicht, welche er ſelbſt ihnen beylegt, zu fein iſt; zweytens, daß alle die Verfaſſer welche er anführt unter der Satyre ſind. Ein elender geiſtlicher Redner, ein abgeſchmackter Polemicus, ein Reimſchmid welcher nichts als elende Hochzeitlieder, oder chrienmäßige Trauereden, voller ſchönen Sterbegedanken, die einen ehrlichen Mann zur Verzweiflung bringen können, der Welt verleyert, werden allzuſehr geehrt, wenn man ſich förmlich mit ihrem Tadel abgiebt. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

(29. Jun.) **Ulm. Erſte Anfangsgründe der philoſophiſchen Geſchichte, als ein Auszug ſeiner gröſſern Werke herausgegeben von Jacob Brucker. Zweyte Ausgabe. Bey Daniel Bartholomäi und Sohn. in 8t. 1 Alph. 15 Bog.** Dieſe Anfangsgründe kamen das erſtemal im Jahr 1736 heraus, als der Herr Verfaſſer die kurzen Fragen aus der philoſophiſchen Hiſtorie geendiget hatte. Seine Abſicht war den Anfängern an dieſem, in dem Cirkel der Wiſſenſchaften unentbehrlichen, Theile einen Geſchmack beyzubringen, und ſie zu den Fragen ſelbſt vorzubereiten. Die Ausarbeitung des gröſſern lateiniſchen Werks aber hat ihm in der Folge Gelegenheit gegeben die Lücken und Unzulänglichkeiten dieſes Auszuges, beſſer als jeder andre, wahrzunehmen. Er hat alſo in dieſer neuen Auflage, nicht geringe Veränderungen gemacht; er hat ganz neue Hauptſtücke, zum Exempel von der orientaliſchen Philoſophie, von den Schickſalen der griechiſchen

Philoſophie auſſer Griechenland und andre, eingeſchaltet; er hat die Vorſtellungen der Lehrſätze ergänzt, und ihren Zuſammenhang deutlicher vor Augen gelegt, als worauf in der Geſchichte der Weltweisheit offenbar das Hauptwerk beruhet. Uebrigens iſt die Eintheilung des Werks ſelbſt ſo eingerichtet worden, daß ſie mit dem lateiniſchen Werke übereintrift. Unſre Anpreiſung wird ſehr unnöthig ſeyn. Wenn es aber wahr iſt, daß niemand in einer Wiſſenſchaft ein gründliches Compendium abfaſſen kann, als der, welcher dieſe Wiſſenſchaft in dem weitläuftigſten Umfange überſieht, ſo muß das gegenwärtige gewiß das gründlichſte ſeyn. Ohne die Geſchichte bleibt man ein unerfahrnes Kind. Und ohne die Geſchichte der Weltweisheit insbeſondere, welche nichts als die Geſchichte des Irrthums und der Wahrheit iſt, wird man die Stärke des menſchlichen Verſtandes nimmermehr ſchätzen lernen; man wird ewig ein aufgeblasner Sophiſte bleiben, der, in ſeine Grillen verliebt, der Gewißheit im Schoſſe zu ſitzen glaubt; man wird ſtündlich der Gefahr ausgeſetzt ſeyn von unwiſſenden Pralern hintergangen zu werden, welche nicht ſelten das neue Entdeckungen nennen, was man ſchon vor etlichen tauſend Jahren gewußt und geglaubt hat ꝛc. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(20. Jul.) **Frankfurt am Mayn. Empfindungen für die Tugend in ſatyriſchen Gedichten von C. N. Naumann. Verlegts J. Ch. Hechtel. 1752.** Es iſt zu wenig, wenn man Schriften, welche lächerliche freye Handlungen der Menſchen als lächerliche ſchildern, unter gewiſſen Umſtänden erlaubte Schriften nennet. Man muß ſie unter die nützlichſten zählen, welche oft mehr als eine mit Fluch und Hölle beläſtigte Predigt das Reich der Tugend erweitern. Man weiß daß die Meiſter derſelben verſchiedne Wege gegangen ſind. Man weiß worinne die Satyren eines Horaz von den Satyren eines Juvenals und Perſius unterſchieden ſind. Man weiß daß allzu ſtrenge Kunſtrichter, welche ſich vielleicht zu genau an willkürliche Erklärungen gebunden haben, den leztern den Namen der Satyrenſchreiber abſprechen. Sie donnern anſtatt zu ſpotten. Sie führen Laſter auf anſtatt Ungereimtheiten. Sie machen mehr verhaßt als beſchämt. Ihr Lachen iſt voller Galle; ihre Scherze ſind Gift. Herr Naumann ſelbſt giebt uns das Recht, ihn unter die Nachfolger dieſer allzu ernſthaften Rächer der Tugend zu ſetzen. Was ſind ſeine Empfindungen für die Tugend anders als das, was ſein Muſter indignatio nennet? Dieſe al

lein würde ihn zu einem Dichter gemacht haben, wenn er es nicht wäre. Wir wünſchten alſo, daß er ein einziges Wort auf dem Titel geändert, und anſtatt in ſatyriſchen Gedichten geſetzt hätte in Straffgedichten. Es ſind deren nicht mehr als zwey. Die erſte beſchreibt eine wollüſtige und verderbte Stadt, und iſt voller wohlgetroffnen Bilder, welche aber alle mehr die häßlichen als lächerlichen Seiten verſtellen. Die zweyte iſt wider die Weichlichkeit der Sitten. Aus dem Anfange mag man auf den Reſt ſchlieſſen.

Komm wieder Juvenal und ſtraffe dieſe Stadt,
Die dein verhurtes Rom längſt übertroffen hat,
Und greif die Thoren an, der Republik Geſchwühre,
Und zürn und mach auf ſie die feurigſte Satyre.

Aus der erſten wollen wir noch folgende Stelle, in welcher ein beſondres Feuer herrſcht, herſetzen.

Wo wohnt Religion! Wo find ich Menſchenliebe!
Wer hört den Unſinn nicht auf Kaffehäuſern ſchreyn,
Wo jeder Wüſtling glaubt ein Edelmann zu ſeyn;
Wo Knaben ohne Bart ſich frech zuſammen rotten
Mit jungem Teufelswitz Gott und der Schrift zu ſpotten
Hier, wo der Atheiſt, der ludermäßig ſtarb,
Beym ſchöngeputzten Schöps noch Beyfall ſich erwarb;
Daß einſt ſein Flattergeiſt auch in der Luft verſchwände
Wünſcht er aus Dummheit ſich und kloppet in die Hände;
Und ruft, daß es ſogar die Straſſe hören kann;
Fürwahr ein groſſer Geiſt! fürwahr ein braver Mann!

Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr. 6 Pf.

(22. Jul.) **Königsberg. M. Friedrich Samuel Bocks, Predigers bey dem Königl. Preuſſ. von Schorlemerſchen Regiment Dragoner, erbauliche Reden an die Gemeine zu Befeſtigung der Wahrheit und Beförderung der Gottſeligkeit. Verlegts Joh. Heinr. Hartung. 1751. in 8t. 1 Alph. 7 Bogen.** Ein ſehr ſchlechter geiſtlicher Redner iſt in unſern Tagen bey nahe eben ſo ſelten, als ein vollkommner. Der philoſophiſche Geiſt, welcher ſeit geraumer Zeit auch in die Lehrbücher der Gottesgelehrten eine gewiſſe Klarheit und Genauigkeit gebracht zu haben ſcheinet; die beſtimmtere und reinere Sprache, die geſundern Begriffe von der wahren Beredſamkeit, welche alle nach und nach gemeiner werden, können auch den

mittelmäßigſten Kopf, wo nicht zu einem Mosheim, doch zu einem Manne machen, den man ohne Verdruß eine Stunde ſchon anhören kann. Wann er noch über dieſes die Klugheit beſitzt, diejenigen Stücke der Religion in ſeinem Vortrage zu übergehen, welche mehr als gemeine Einſichten und eine unzuermüdende Scharfſinnigkeit erfodern, ſo wird ihn der Pöbel bald für einen großen Geiſt zu halten anfangen; weil der Pöbel alle für groß hält, welche ihre Schwächen ſeinen Augen zu verſtecken wiſſen. Die in dieſer Samlung enthaltnen ſechs Reden haben folgende Aufſchriften. ꝛc. Der Herr Feldprediger entſchuldiget in der Vorrede die Länge ſeiner Reden, nach welcher ſie ſchwerlich ſo können ſeyn gehalten werden, als man ſie hier lieſet. Wir wollten wünſchen, daß er ſich wie Martial hätte entſchuldigen können: **dasjenige iſt nicht zu lang, was nicht kürzer ſeyn kann.** Dem ohngeachtet glauben wir, daß bey einer Menge Leſer dieſe Reden in der That erbaulich ſeyn werden. Sie koſten in den Voßiſchen Buchhandlungen hier und in Potsdam 8 Gr.

(24. Jul.) **Königsberg. Die gute Sache der in der heiligen Schrift alten und neuen Teſtaments enthaltnen göttlichen Offenbarung, wider die Feinde derſelben erwieſen und gerettet von Theodor Chriſtoph Lilienthal, der h. Schrift Doct. und ordentl. Lehrer auf der Königsbergiſchen Univerſität ꝛc. Zweyter Theil, bey Joh. Heinr. Hartung. 1751. in 8. 1 Alph. 9 Bogen.** Dieſer ganze zweyte Theil beſtrebt ſich die Weiſſagungen zu retten, welche in dem alten Teſtamente von Chriſto geſchehen ſind. Die vornehmſten Gegner, mit welchen der Herr Doctor zu thun hat, ſind **Schmidt, Collins und Parvish.** Der erſtere ſoll in ſeiner freyen Ueberſetzung der fünf Bücher Moſis, die darinnen vorkommenden Weiſſagungen verfälſcht haben. Der andre hat in ſeinen bekannten Schriften alle buchſtäblichen Weiſſagungen geleugnet, und zu beweiſen geglaubt, daß ihre vermeinte Erfüllung bloß auf einer verblümten Deutung derſelben beruhe. Der letztere hat einem Indianer, den er in ſeiner Unterſuchung der jüdiſchen und chriſtlichen Religion einführte, Reden in den Mund gelegt, welche die gewöhnlichen Erklärungen der Weiſſagungen von Chriſto und ſeinem Reiche beſtreiten. Der Herr Verfaſſer will überall zeigen, daß die Waffen dieſer Feinde der Offenbarung nicht neu ſind. Sie entlehnen dieſelben, ſpricht er, theils von den Juden, theils pflügen ſie mit Hugonis Grotii Kalbe. Dieſes

iſt eben ſo richtig, als wenn man ſagen wollte, die Widerlegungen des Herrn Doctors wären nicht neu, ſondern er habe größtentheils mit Calovii Kalbe gepflügt. Wir glauben, es ſey nichts widerſprechendes, daß einer eben das ſieht, was ein andrer geſehen hat, und hier iſt überhaupt nicht die Frage, ob die Einwürffe eines Collins neu, ſondern ob ſie wahr ſind? Das Gegentheil von den letztern hat der Herr Doctor Lilienthal auf eine gelehrte Art bewieſen; und es kann gleich viel ſeyn, ob er ſeine Beweiſe als der erſte erfunden, oder als der zwölfte wiederholt hat. In der Streitſache über die Weiſſagungen des Alten Teſtaments auf Chriſtum iſt wenigſtens ſo viel gewiß, daß man beſſer thut, wenn man die Anzahl derſelben verringert, als wenn man ſie vermehrt, weil in dem letztern Falle diejenigen, an deren Gewißheit man nicht zweifeln kann, durch die Nachbarſchaft mit nicht wenigen andern, deren Falſchheit nur allzu klar iſt, ein verdächtiges Anſehen bekommen. Dieſer zweyte Theil koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(29. Jul.) Ulm. **Herrn Franz Salignac de la Motte Fenelon, Erzbiſchofs zu Cämmerich, Kunſt glücklich zu regieren; mit nützlichen zur klugen Einrichtung und Verwaltung eines Staats. 1751. Auf Koſten Joh. Friedrich Gaums. In 8t. 8 Bogen.** Dieſen Aufſatz hat Fenelon zum Gebrauch des damaligen vermuthlichen franzöſiſchen Thronfolgers, des Herzogs von Bourgogne, deſſen Unterweiſung ihm anvertrauet war, verfertigt. Er beſteht aus ſieben und dreyßig Prüfungen, wovon jede einen Punkt abhandelt, welcher einen nothwendigen Einfluß auf das Wohl des Staats hat. In der erſten, zum Exempel, fragt er ſeinen Durchlauchtigen Schüler: Habt ihr auch eine hinlängliche Erkenntniß von allen Wahrheiten der chriſtlichen Lehre? In der zweyten: Seyd ihr noch niemalen auf die Gedanken gerathen, daß die heilige Schrift nicht ſowohl den Königen, als den Unterthanen zur Regel und Vorſchrift ihrer Handlungen diene? In der dritten: Habt ihr nicht unter euren Rathgebern diejenigen beſonders vorgezogen, welche am allerbeſten ſich euern ehrgeizigen, eiteln, hoffärtigen, wollüſtigen und ſchädlichen Abſichten zu fügen gewußt? Aus dieſem wenigen wird man leicht ſchlieſſen, daß dieſe Schrift eher heiſſen ſollte: Die Kunſt untadelhaft zu regieren, als die Kunſt glücklich zu regieren. Man darf die Geſchichte nur eben hin durchlauffen haben, um von der Wahrheit überzeugt zu ſeyn, daß die beſten Kö-

nige ſelten die glücklichſten, und die glücklichſten noch ſeltner die beſten geweſen ſind. So nahe Fenelon auch dem Ruder des Staats war, ſo wenig merkt man es doch aus ſeinen Vorſchriften, welche nichts deutlicher zeigen, als daß von der eigentlichen Kunſt zu regieren keine können gegeben werden. Alles, was Fenelon hier ſagt, würde ein jeder Schullehrer von gutem Verſtande auch haben ſagen können. Es ſind lauter allgemeine Sätze, welche aus einem Prinzen zur Noth einen ehrlichen und vorſichtigen Mann, nichts weniger aber als einen großen König machen können. Die deutſche Ueberſetzung iſt leidlich, nur verräth ſie hin und wieder ihren Geburtsort. Der Ueberſetzer nennet ſich in der Zueignungsſchrift T. E. Gerhardi. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

(3. Aug.) **Altenburg. Falſchheit der neuen Propheten. Erſtes und zweytes Stück. Bey Paul Richtern, 1751. in 8t. 16 Bogen.** Dieſes iſt der glückliche Anfang einer Arbeit, die man mit Vergnügen leſen wird. In dem erſten Stücke handelt der Verfaſſer anfangs überhaupt von der Thorheit, in die Nacht der Zukunft dringen zu wollen. Er macht ſich hierauf an die Muthmaſſungen, zu welchen die Whiſtoniſchen Lehrſätze von den Kometen ſeit einiger Zeit Gelegenheit gegeben haben. Es iſt uns leid, daß Heyn und Kindermann in eine Klaſſe gekommen ſind. Auf dieſe folgen verſchiedne neue Ausleger der Offenbarung, und einige drohende Verkündiger des jüngſten Tages. Bald waren es die Pluderhoſen, bald die bloſſen Brüſte, bald die Freymäurer, welche ſichre Zeichen ſeiner Annäherung ſeyn ſollten. Von dieſen ſchwermüthigen Träumen kömmt der Verfaſſer auf die Cabbala, auf die Coffeeſchale, auf den europäiſchen Staatswahrſager. In dem zweyten Stücke werden die prophetiſchen Denkſprüche von der Folge der römiſchen Päbſte, die man gemeiniglich dem armaghaniſchen Erzbiſchoffe Malachia zueignet, die Prophezeyungen von der Folge der Könige in Spanien, welche der Abt Archimbaud bekannt gemacht hat, und einige andre weitläuftig unterſucht. Wir wünſchen in den folgenden Stücken gleich gründliche Unterſuchungen zum Exempel der Vorherverkündigungen des Noſtradamus, des Merlins und beſonders des Grebners, welcher zu ſeiner Zeit viel Aufſehens in England machte, zu ſehen. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(5. Aug.) **Conſtantinopel.** Unter dieſem Orte ſieht man ſeit

kurzen *Le Couſin de Mahomet*, in zwey Theilen in 12. wovon der erſte 204 Seiten und der zweyte 247 Seiten ſtark iſt. Der Tittel kündigt einen Roman an, auch ohne unſer Erinnern. Er enthält die Abentheuer eines Franzoſen, welcher ſehr jung aus ſeinem Vaterlande nach Conſtantinopel floh, aus Unerfahrenheit Sklave ward, und in ſeiner Sklaverey gemeiniglich ſeinen Frauen redlicher als ſeinen Herren diente. Sein gutes Glück verhalf ihm zu manchen tauſend Schlägen, unter welchen jeder andre, als ein Romanenheld, würde haben erliegen müſſen. Doch was ſind dieſe und alle die Lebensgefahren, in welchen er geweſen iſt, gegen die Ehre in die Schwägerſchaft des Mahomets gekommen zu ſeyn? Aus dieſer muß man den Tittel erklären. Ohne zu unterſuchen, ob die Jugend dieſes Werk, ohne zu erröthen, leſen könne, müſſen wir geſtehen, daß der Verfaſſer eine beſondre Geſchicklichkeit beſitzt von allen Sachen die lächerliche Seite zu entdecken, und ſeinen Gedanken durch einen kurzen und ſinnreichen Ausdruck den gehörigen Schwung zu geben. Die beygefügten Noten können dieſen Roman ſogar einigermaſſen nützlich machen, weil man darinne häuffige Erklärungen verſchiedner türkiſchen Gebräuche findet, welche allerdings aus eigner Erfahrung aufgeſetzt zu ſeyn ſcheinen. Der Franzoſe leuchtet überall hervor, und wer weiß ob alle von ſeiner Nation, welche jemals in türkſcher Gefangenſchaft geweſen ſind, ſo viel Gunſtbezeugungen von mahometaniſchen Schönen erhalten haben, als er auf ſeine eigne Rechnung ſchreibet. Wenn ein frommer Muſelmann ihn leſen ſollte, er würde auf allen Seiten ausruffen müſſen: welche Gotteslaͤſterungen! Und dieſe Gotteslaͤſterungen ſind es gleichwohl, welche manchen ehrlichen Chriſten ergötzen werden. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

(12. Aug.) **Hamburg. Horaz. Bey Johann Carl Bohn.** 1751. in groß 4t. auf 2 Bogen. Dieſes Gedichte beſchreibt die Anmuth des Landlebens und den Horaz als den würdigſten Genieſſer deſſelben. Deutſchland kennt ihn ungenannt, ihn

cui liquidam pater
Vocem cum cithara dedit - - -
Qui perſæpe cava teſtudine flevit amorem,
- - elaboratum ad pedem.

Nach dem Beyſpiel des Horaz rührt er nicht immer entzückende Saiten, und tönet Lieder darin, welche jene mens divinior belebt. Die ſes, und die meiſten ſeiner moraliſchen Gedichte, ſind ſolche, welche ſein Muſter ſermoni propiora nennt. Starke Gedanken, wohlgetroffene Bilder, Ausdrücke quos reddidit junctura novos verrathen überall den Dichter, welcher ſich zwinget, anſtatt ſeines ganzen Feuers, nur Funken ſehen zu laſſen. Wir wollen nichts mehr davon ſagen, und uns begnügen folgende vortrefliche Stelle herzuſetzen.

Kroll, der Filz, des Wuchers blaſſer Knecht
Zieht auf das Land, vergnügt ſich; aber ſchlecht.
So wie ein Sclav, den Furcht und Kette lähmen,
Mehr kriecht, als geht, wann wir ſie von ihm nehmen
Was ſichtbar iſt, ſey nur dem Pöbel ſchön!
Die Geiſterwelt entzücket den Menon.
Wie Democrit, vertieft er ſich in Träume,
Sitzt in dem Wald, und ſucht im Walde Bäume.
Naſidien, der Comus unſrer Zeit,
Rollt durch das Thor in ſtolzer Herrlichkeit,
Erreicht ſein Gut, mit neun und zwanzig Gäſten,
Wie in der Stadt ſich Stundenlang zu mäſten.
Es eilt Quadrat, er, ſeines Roms Tribun,
In Gärten hin, wie ſeine Nachbarn thun.
Der Blüthen Duft, der Blumen Reitz zu fühlen?
Nein: ungeſtört, und vortheilhaft zu ſpielen.
Hephäſtion verläßt die Majeſtät,
Beſucht ſein Lehn, wo er das Schloß erhöht,
Guckt in ſein Feld; das Feld ergötzt ihn wenig.
Allein warum? Dort ſieht er keinen König.

Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(17. Aug.) **Stuttgard. Oden, Lieder und Erzehlungen Verlegts Johann Chriſtoph Erhard. 1751. in 8. 11 Bogen.** Die in dieſer Sammlung befindlichen Poeſien ſind theils ohne, theils mit Reimen. Die Reime für ein nothwendiges Stück der deutſchen Dichtkunſt halten, heißt einen ſehr gothiſchen Geſchmack verrathen. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leſer vortheilhafte Schönheit ſeyn können, und es aus keinem andern Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer ſich ihrer nicht bedienet haben, heißt das Beyſpiel der Alten mißbrauchen. Man laſſe einem Dichter

die Freyheit. Iſt ſein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erſtickt, ſo reime er. Verlieret ſich die Hitze ſeines Geiſtes während der Ausarbeitung, ſo reime er nicht. Es giebt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß ſie ſich der mühſamen Kunſt unterwerffen ſollten, und dieſe offendit limae labor & mora. Ihre Werke ſind Ausbrüche des ſie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coercuit. Es giebt andre, welche Horaz ſanos nennt, und welche nur allzuviel Demokrite jetziger Zeit Helicone excludunt. Sie wiſſen ſich nicht in den Grad der Begeiſterung zu ſetzen, welcher jenen eigen iſt, ſie wiſſen ſich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem ſie einmal ſind. Durch Genauigkeit und immer gleiche mäßige Lebhaftigkeit erſetzen ſie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche nichts als eine unfruchtbare Bewunderung erwecken. Es iſt ſchwer zu ſagen, welche den Vorzug verdienen. Sie ſind beyde groß, und beyde unterſcheiden ſich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung noch die abgeſchaften Reime eine Gelegenheit deſto feuriger zu bleiben, ſind. In welche Klaſſe der Verfaſſer der angeführten Oden, Lieder und Erzehlungen gehöre, mag man aus dieſen kleinen Proben errathen.

An die Unzufriedne.

Seine Mutter bat der Mond
Um ein Kleid, das ihm gut ſtünde.
Doch die Mutter ſprach zum Kinde:
Biſt du nicht bald groß und rund,
Bald auch klein und rauch von Ecken,
Welches Kleid wird dich gut decken?

* * *

Das Herz des Menſchen iſt bald groß, bald klein,
Und nie wird es beſtändig ſeyn.
Gott kann ihn durch kein Schickſal kleiden laſſen.
Nie wird ſein Zuſtand auf ihn paſſen.

Wein und Liebe.

Unterm Spiel der Liebe
Dacht ich an das Kelchglas,
Und ich trank das Kelchglas.
Unterm Lerm der Gläſer

Dacht ich an die Liebe,
Und ich folgt' der Liebe.
Unterm Aktenleſen
Kamen mir Gedanken
Von dem Wein und Liebe;
Und ich ließ die Akten
Um den Wein und Liebe.
Doch als unterm Beten
Mich vom Wein und Liebe
Der Gedanke ſtörte;
Sagt ich zum Gedanken:
Nein; du ſolleſt ſterben.

Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

(19. Aug.) **Heilbronn. George Bernhardt Schwarzens, von Beutelſpach aus dem Herzogthum Würtemberg, Hochfürſtl. Herrenkieffers zu Münſter bey Canſtadt, Reiſe in Oſtindien, worinne mancherley Merkwürdigkeiten, beſonders aber die anno 1740 in ſeiner Anweſenheit zu Batavia vorgefallene Rebellion der Chineſen, und derſelben darauf erfolgte groſſe Maſſacre umſtändlich und aufrichtig beſchrieben worden. Bey Franz Joſeph Eckebrecht. 1751. in Octav. 8½ Bogen.** Der Verfaſſer hat ſeine Reiſebeſchreibung für ſeines gleichen aufgeſetzt, das iſt für ſolche Leute, welche eben ſo unwiſſend ſich an die Leſung derſelben machen wollen, als er ſich auf die Reiſe ſelbſt gemacht hat. Er hat ſich die Aufſätze eines Barchewitz, Paradies, Langhans, Kühns und anderer Handwerksleute zum Muſter genommen; denn es iſt eine Thorheit ſich nicht gleich das vortreflichſte in jeder Art zur Nachahmung vorzuſtellen. Es wäre ein Wunder, wenn ein Kieffer, welcher aus Verzweiflung als Soldate nach Oſtindien geht, und in Oſtindien entweder Kriegsdienſte thun oder auf ſeiner Profeſſion arbeiten muß, etwas beſonders ſollte geſehen oder angemerkt haben. Die Leſer werden ſich alſo mit einigen Kleinigkeiten begnügen müſſen, welche vielleicht vollſtändiger erzählt zu werden verdient hätten. Die Beſchreibung der auf dem Titel gemeldten Rebellion befindet ſich ganz am Ende. „Im Jahre 1739 „den 11. October, fängt er an, ſchwommen alle Fiſche in der Stadt „oben auf dem Waſſer, und kehrten den Bauch in die Höhe, alſo, „daß ſie in dem Waſſer, als wie auf dem Lande aufzuleſen geweſen,

„worüber alle Menſchen, die es ſahen, über alle maſſen ſich verwunderten, alſo daß jedermann prognoſticirte, es müſte dieſes was beſonders zu bedeuten haben, welches in der That ſich alſo befande; indem das folgende Jahr darauf das gerechte Gerichte Gottes an eben dem 11. October an den Chineſern endlich ausgebrochen ꝛc.“ Vortreflich Herr Kieſſer! Die elende Schreibart wird man wohl überſehen müſſen, da der Verfaſſer ſo großmüthig geweſen iſt, einem jeden, welcher nach Batavia reiſen will, die hundert Thaler zu ſchenken, die er daſelbſt an ausſtehenden Schulden hat müſſen zurücklaſſen. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

(21. Aug.) **Hildburgshauſen. Das vergnügte Land- und beſchwerliche Hofleben, worinne ſowohl die Anmuthigkeiten des einen, als auch die Mühſeligkeiten des andern auf das artigſte abgebildet werden; vormals beſchrieben in ſpaniſcher Sprache von Antonio de Guevara, Biſchoffe zu Mondognedo, Rath, Beichtvater und Hiſtoriographo Kayſer Carls des V. jetzo aber ſeiner ſchönen Moralien halber von neuem ins Teutſche überſetzt. Verlegts Joh. Gottf. Haniſch 1751. in 8t. 11 Bogen.** Unter hundert Dichtern, welche die Wuth des ſtürmenden Meeres beſchreiben, iſt vielleicht kaum einer, welcher ſie aus eigner Erfahrung kennt. Dem Hofe geht es nicht anders. Aus dem innerſten ſeiner Studierſtube zieht oft ein Mann wider ihn los, der, ungeſchickt ſich an demſelben zu zeigen, ihn nur mit fremden Augen ſieht, und die Menſchen nur aus Büchern kennt, worinne ſie faſt allezeit abſcheulicher geſchildert werden, als ſie ſind. Dieſer Vorwurf iſt dem Antonio von Guevara zwar nicht zu machen. Er war über 18 Jahr an dem Hofe Carls des Vten, wo er anſehnlichen Bedienungen vorſtand, und lernte auf ſeinen Reiſen andre Höfe ſowohl, als den ſeinigen, kennen. Allein Guevara war ein Geiſtlicher, und dieſe Art Leute hat Vergrößrungsgläſer welche auf dem ſchönſten Geſichte unmerkliche Pores zu den abſcheulichſten Löchern machen. Die Kunſt zu declamiren war ihm eigen. Und welchem Spanier iſt ſie es nicht? Eine Kunſt welche durch ſinnreiche Gedanken, durch den Schwung den ſie ihnen zu geben weiß, durch übertriebne Anwendungen kleiner Geſchichten, den Verſtand oft ſo blendet, daß er überzeugt zu ſeyn glaubet. Die Menſchen ſind am Hofe, in der Stadt und auf dem Lande Menſchen; Geſchöpfe, bey welchen das Gute und Böſe einander die Wage hält. Schwachheiten

und Laſter zu fliehen, muß man nicht den Hof ſondern das Leben verlaſſen. Beyde ſind an dem Hofe, wegen des allgemeinen Einfluſſes, den ſie auf andre Stände haben, nur gefährlicher, aber nicht gröſſer. Von der Ueberſetzung dieſes kleinen Werks können wir nichts ſagen, als daß es uns ſcheint es ſey dem Guevara darinne gegangen, wie es ihm in den Ueberſetzungen ſeiner Epistolas familiares; ſeines libro aureo de Marco Aurelio, Emperador &c. ergangen iſt. Und wie elend dieſe ſind, weiß man. Unterdeſſen wird man ſie vermuthlich wegen der eingeſtreuten Gelehrſamkeit, womit der Spanier nicht weniger zu prahlen gewohnt iſt, als der Deutſche, nicht ohne Vergnügen leſen. Sie koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(28. Aug.) Hannover. *Dieu meriteroit-il bien qu'un homme eut pour lui des egards & du reſpect & qu'il lui en offrit un hommage public! Traduit de l'Allemand par une Weſtphalienne. à Hannovre aux depens de Jean Christ. Richter.* 1751. in 8t. 12¼ Bogen. Die Urſchrift dieſes Werks iſt bekannt. Sie hat ſich mit Recht eine Stelle unter der kleinen Anzahl ſolcher Bücher erworben, welche ohne prahlende Gelehrſamkeit, die Pflichten der Religion den Herzen mehr einzuflöſſen, als dem Verſtande aufzudringen ſuchen. Man hat eine Art des Vortrags dazu gewehlt, worinne uns die Alten ſo viel Meiſterſtücke geliefert haben, und welchen die Neuern ganz verlaſſen zu haben ſchienen; den dialogiſchen. Alle Schönheiten deſſelben, die Sprache der Geſellſchaft, die Verſchiedenheit der Charaktere und Stellungen, die ungezwungnen Zwiſchenfälle, die angenehme Unordnung, welche eben ſo weit von der Methode als von der Verwirrung entfernt iſt, die Uebergänge, wovon man das Muſter in der Natur der täglichen Unterredungen findet, ſind glücklich erreicht worden. Die weſentlichern Schönheiten des Innhalts werden Leſern von Gefühl nicht entgehen. Dem Menſchen iſt alles eher angenehm zu machen, als ſeine Pflicht, und die Kunſt das Joch der Religion als ein ſanftes Joch vorzuſtellen, iſt zu ſchwer, als daß ſie jeder Gottesgelehrte haben ſollte. Daher kommt es, daß man gegen ein Werk, von der Art wie das gegenwärtige iſt, zwanzig findet, worinne man die Theologie als eine Sophiſterey treibet, welche nichts weniger als einen Einfluß auf das Leben hat. Der Seelenſchlaf, das jüngſte Gericht, das tauſendjährige Reich, die verklärten Körper werden noch jetzt in ganzen Alphabeten abgehandelt. Vortrefliche Gegenſtände,

welche wenigſtens den Witz der Spötter thätig zu erhalten geſchickt ſind. Dieſen aber durch ein Leben, welches der Geiſt der Religion beherrſcht, und durch Lehrſätze zu entwaffnen, die durch eine erhabne Einfalt von ihrem göttlichen Urſprunge zeigen, iſt ein Werk, womit man ſich nur ungerne vermengt, weil es den Herrenhutern eingekommen iſt, ſich damit abzugeben. Wir erfreuen uns, daß man gleichwohl ein Buch von dieſer Gattung allgemeiner zu machen geſucht hat, und zwar in einer Sprache, welche jetzo den Zoten und Gottesläſterungen gewidmet zu ſeyn ſcheinet. Es hat die Ueberſetzung für hundert Streitſchriften verdient, welche zu nichts dienen als den Haß zwiſchen den verſchiednen Sekten zu erhalten. Weſtphalen hat einen guten franzöſiſchen Dichter, es hätte alſo ganz leicht auch eine gute franzöſiſche Ueberſetzerin haben können. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(7. Sept.) **Altona.** Die lateiniſchen Zeitungen, welche ſeit dem Monate April dieſes Jahres, alle Montage auf einem halben Bogen unter dem Tittel: Commentariorum Altonanorum de rebus in orbe terrarum recenter gestis erſcheinen, verdienen allen Beyfall und alle mögliche Aufmunterung der Käuffer. Die Wahl der Neuigkeiten, die man darinne beobachtet, iſt bedächtig, und die Schreibart ſehr ſchön. Sie können in den Händen der Jugend nicht geringen Nutzen ſtiften, die noch in ſehr wenig Schulen angeführt wird, die Begebenheiten unſrer Zeiten römiſch einzukleiden. Wir ſagen in den Händen der Jugend, und können eben ſo füglich in den Händen der Lehrer ſagen, welche gröſtentheils das Geheimniß beſitzen in den auserleſenſten lateiniſchen Worten deutſch zu ſchreiben.

Breßlau. Kriſtian Benjamin Schuberts, aus Breßlau, Lehrgedichte. Verlegts D. Pietſch. 1751. in 8t. 5 Bogen. Der Verfaſſer ſagt in der Vorrede, er habe es verſuchen wollen, dem Wahrheitsliebenden Leſer mit Lehrgedichten aufzuwarten, deren Ausarbeitung bis anher nicht ſo gewöhnlich als die Verfertigung anderer Stücke geweſen ſey. Unſers Wiſſens hat ſich die Epoche des gereinigten Geſchmacks unter den Deutſchen mit vortreflichen Lehrgedichten angefangen. Es iſt alſo zu bedauren, daß Herr Schubert diejenigen, welche ſeine Muſter hätten ſeyn ſollen, ſo wenig kennt. Mit dem Lehren fährt er ſo ziemlich; man wird lauter vortrefliche Wahrheiten darinne antreffen, die man längſt gewußt hat. Mit dem Dichten iſt es ihm deſto ſchlechter gelungen. Doch er hat auf die Wahrheitsliebenden Leſer geſehen: und dieſe hätten ihm das Dichten vielleicht übel genommen. Uebrigens ſchreibt er in abgezählten Füßen, und hat ſogar die glückliche Verwegenheit, die offenbar von dem feinſten Geſchmacke zeigt, den Reim dann und wann wegzulaſſen, und dafür lateiniſche Harmonien zu verſuchen. Wir wollen zur Probe das ganze Lehrgedichte von Himmel und Hölle herſetzen. Es wundert uns, daß man von einer ſo unfruchtbaren Materie noch ſo viel hat ſagen können.

Der Himmel und die Hölle.

Der Himmel iſt der Ort der großen Seligkeit,
Da Gottes Ueberfluß die Gläubigen erfreut.
Die Hölle nennet man den Ort, wo Seelen zagen,
Die ſich von Gott entfernt, den Aufenthalt der Plagen.
Wo mag der Himmel ſeyn? da wo die Gottheit wohnt,
Und dem, der ſie verehrt, mit reichen Gütern lohnt.
Wo mag die Hölle ſeyn? da wo der Fürſt regieret,
Der Fürſt der Finſterniß, der einſt die Welt verführet.
Da wo ein frommer lebt, des höchſten Willen thut,
Da iſt der Himmel ſchon, der iſt ein froher Muth.
Der Himmel iſt in ihm, der Zuſtand der beglücket,
Bey dem er jeden Tag Gott mehr entgegen rücket.
Ein Sünder fühlt in ſich der Höllen ſchwere Pein,
Das Laſter, das er thut, wird ihm ſein Henker ſeyn.
So haben Fromme ſchon den Himmel auf der Erden
Und Laſterhaften muß ſie ſchon zur Hölle werden.

Koſten in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(16. Sept.) Berlin. *Le Bramine inſpiré, traduit de l'anglais par Mr Leſcallier. Chez Etienne de Bourdeaux.* 1751. in 8t. 7 Bogen. Es kam vor einiger Zeit in England eine moraliſche Schrift unter dem Tittel heraus: The oeconomy of human Life, die **Oekonomie des menſchlichen Lebens.** Ihre beſondre Einkleidung, noch mehr die Vermuthung, daß Mylord Cheſterfield der Verfaſſer davon ſey, machten ihr einen Namen, der ſich auf einen allgemeinen Beyfall zu gründen ſchien. Mehr als eine Auflage wurde verkauft, man machte Fortſetzungen und Ergänzungsſtücke, und in Holland beſorgte Herr **Douespe** eine franzöſiſche Ueberſetzung. Kaum aber erfuhr man daß der wahre Verfaſſer der Buchhändler in London. Herr

Dodsley wäre, ſo fing das Publicum an, mit andern Augen zu ſehen, und man wagte es, dasjenige öffentlich zu ſagen, was Verſtändige bisher nur einander in die Ohren geſagt hatten; daß nemlich dieſe Oekonomie eine ſehr mittelmäßige Hirngeburt ſey. Da es jetzo die Mode unter den witzigen Köpfen Frankreichs iſt, alles für vortreflich zu halten, was ſich von einem Engländer herſchreibt, ſo iſt es kein Wunder, daß man dem ohngeachtet eine zweyte Ueberſetzung unter der Aufſchrift **des begeiſterten Braminen** davon ſieht. Unſern Leſern zu zeigen, daß ſie in der That nichts beſonders in dem Werke ſelbſt zu ſuchen haben, wollen wir ein Stück aus dem zweyten Abſchnitte, der Vater, mittheilen. Alles übrige iſt wie dieſe Probe. Du biſt Vater; dein Kind iſt ein Schatz, den dir der Himmel anvertrauet hat; dir kommt es zu, Sorge dafür zu tragen. Von ſeiner guten oder übeln Erziehung wird das Glück oder Unglück ſeiner Tage abhangen. Bereite ihm bey guter Zeit die Eindrücke der Wahrheit anzunehmen. Erforſche ſeine Neigung; vernichte alle übeln Fertigkeiten, welche mit ihm wachſen würden, und, ſo lange er noch biegſam iſt, bemühe dich, ihn gegen das Gute biegſam zu machen. So wird er ſich wie eine Ceder erheben, höher als alle andre Bäume des Waldes. Reißt ihn das Laſter mit ſich fort, ſo wird er eine ſchändliche Laſt der Geſellſchaft und deine Beſchimpfung ſeyn; iſt er tugendhaft, ſo wird er dem Vaterlande nützlich und die Ehre deiner alten Tage ſeyn. Baue, als ein fleißiger Bearbeiter, dieſes dir zugehörende Feld, die Erndte davon wird deine ſeyn. Er lerne gehorchen; der Gehorſam iſt ein Glück; er ſey beſcheiden, und man wird ſich ſcheuen ihn roth zu machen ꝛc. ꝛc. Was findet man hier neues? Sind es nicht die allerbekannteſten Sittenſprüche, die der Verfaſſer in einem orientaliſchen Styl einzukleiden die mäßige Geſchicklichkeit beſeſſen hat. Den Jeſus Sirach loben die witzigen Köpfe nicht, weil er zu allem Unglück der Bibel beygefügt iſt; aber eine ſeichte Nachahmung loben ſie, weil ſie ein Engländer gemacht hat. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(18. Sept.) **Frankfurt und Leipzig. Der Däniſche Avanturier, oder des Herrn von R. eines gebornen Dänen und Verwandten des berühmten Engelländers Robinſon Cruſoe, wun-**

derbare Begebenheiten und Reiſen nach Frankreich, Oſt- und Weſtindien und in die Südſee, gröſtentheils von ihm ſelbſt in Däniſcher Sprache beſchrieben, nach ſeinem Tode aber ins Deutſche überſetzt und herausgegeben von Oluf Friedrich Jakob Jakobſen. Erſter Theil. 1751. 1 Alph. 12 Bogen. Der Herausgeber will das däniſche Mannſcript dieſer Geſchichte 1749 in Jütland von einem Manne erhalten haben, welcher an dieſer Geſchichte ſelbſt großen Antheil hat. Er mußte es ihm verſprechen, ſie, doch erſt nach ſeinem Tode herauszugeben. Dieſer erfolgte kurz darauf und er fängt an ſein gegebenes Wort zu erfüllen. Er giebt ſich für einen gebohrnen Dänen aus, weil er aber in Deutſchland auferzogen ſeyn will, und daher ſeiner Mutterſprache weniger gewachſen zu ſeyn glaubt, als der deutſchen, ſo hat er das ihm anvertraute Werk lieber in einer Ueberſetzung, als in dem Originale herausgeben wollen. Ohne die Wahrheit dieſer Umſtände zu unterſuchen, müſſen wir geſtehen, daß er für einen Ausländer ziemlich deutſch und für einen Deutſchen ziemlich ausländiſch ſchreibt. Die Geſchichte die er mittheilt iſt wunderbar genug, und er verſpricht, daß ſie in den künftigen Theilen noch wunderbarer werden wird. Ein Verſprechen, das ohne Zweifel nicht wenige aufmuntern dürfte, ſie zu leſen. Dieſer erſte Theil koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(19. Oct.) Frankfurt. **Verſuche in Weſtphäliſchen Gedichten von L. C.** *Saepe ſtylum vertas, iterum quae digna legi ſunt ſcripturus. Horatius.* Frankfurt. bey Joh. Friedr. Fleiſcher. 1751. in 8t. 9 Bogen. Es war eine Zeit, da ein ſchweizeriſcher Dichter ein Widerſpruch zu ſeyn ſchien. Der einzige Haller hob ihn. Warum ſoll man nicht glauben, daß Haller, als er über den Titel ſeiner ewigen Gedichte bey ſich eins geworden, ihren ganzen Werth empfunden, und nur aus Ueberzeugung dieſes Werths ſein Vaterland zum Mitgenoſſen ſeines Ruhms gemacht habe? Von dem Verfaſſer der Verſuche in weſtphäliſchen Gedichten eben das zu ſagen, würde von einer Satyre eben ſo wenig unterſchieden ſeyn, als er von dem Verfaſſer der poetiſchen Erzehlungen, die vor einem Jahre herauskamen, unterſchieden iſt. Seine Arbeit iſt nicht die ſchlechteſte; man wird Stellen darinne finden, die ein Genie verrathen, welches ſich das mechaniſche der Poeſie eigen gemacht hat. Ob ihn aber ſeine Landsleute zum Model des weſtphäliſchen Witzes annehmen möch

ten, daran zweifeln wir. Die Ode auf die Muſik hat man ſchon in den Nacheiferungen in den zierlichen Wiſſenſchaften geleſen. Warum aber der Verfaſſer dort F. A. Consbruch und hier C. Consbruch heißt das wiſſen wir nicht. Das letzte Gedichte in dieſen Verſuchen iſt an ſein Vaterland überſchrieben. Es ſoll eine Wiederlegung des Verfaſſers der Epitres diverses ſeyn, welcher vielleicht alle Tugenden, nur die Liebe des Vaterlandes nicht beſitzet, wenn ſie anders eine iſt. Die Wahrheit zu geſtehen; wenn wir entweder auf unſer Vaterland ſinnreich läſtern, oder es elend vertheidigen ſollten, wir wehlten das erſte. Neugierigen Leſern zum Anbiß wollen wir folgende Erzehlung von der 118ten Seite hierher ſetzen.

Harpagon.

Als Harpagon, der ſich zum reichen Mann gelogen,
Sein einzig Kind dem alten Veit verſprach,
Ward Agnes nicht zu Rath gezogen;
Denn Veit ließ ihm den Brautſchatz nach.
Man führt das arme Kind mit Thränen zum Altare,
Wo Veit ſein Jawort keuchend ſagt:
Ein Wort, das mancher viele Jahre
Mit Schmerz bezahlt und oft beklagt.
Sie ſchweigt beſtürzt und weint, der Prieſter neigt ſich hin,
Und fragt: Erkläret euch; ihr wollt den Bräutgam doch!
Ach, ſpricht ſie, guter Freund! ihr ſeyd der erſte noch,
Von dem ich dieſerhalb um Rath gefraget bin!

Sonſt nennt man die Erzehlungen nach der Hauptperſon, und hier iſt ſie wenigſtens nicht Harpagon. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(3. Nov.) Paris. *Amuſemens d'un Priſonnier. Parve, nec invideo, ſine me liber ibis in urbem; Heu mihi! quod domino non licet ire tuo!* ***OVID.*** *en deux parties.* 1751. in 12. Der erſte Theil auf 121 Seiten, der zweite auf 101. Das Andenken tugendhafter Thaten und unſchuldig gelebter Jahre iſt der angenehmſte Zeitvertreib, allein nur für einen philoſophiſchen Geiſt, welcher ſich an dem eignen Beyfalle, den er ſich zu erkennt, zu ergötzen gelernt hat. Das Andenken genoſſener Ergötzungen kan auch ein Zeitvertreib ſeyn, der aber nothwendig einem verwöhnten Geiſte endlich zur Marter werden muß, wenn er ſich in einem Stande ſieht, der die Fort-

ſetzung ſeiner Ergötzungen unterbricht. Gleichwohl hat ein Gefangener auf dem Schloſſe von Amiens dieſen letzten Zeitvertreib vorgezogen. Vorgezogen? Die Wahl wird vielleicht bey ihm nicht ſtatt gefunden haben. Er erzehlt alſo, unter angeführten Titel, einem ſeiner Freunde, weil er ihm nichts beſſers von ſich zu erzehlen weiß, die kleinen verliebten Abentheuer, die ihn in den letzten Winterquartieren beſchäftiget haben. Sein Gefängniß iſt auf drey Jahr feſt geſetzt. „Wahrhaftig, ſagt er, es wäre ſehr närriſch, wenn ein junger Menſch von „zwey und zwanzig Jahren einer ſo kurzen Gefangenſchaft wegen verzweifeln wollte. Man muß ſich in die Zeit ſchicken; ich habe das, „was mir wiederfährt, verdient; hier iſt kein ander Mittel. Laßt uns „die Bande meiner Gefangenſchaft mit Blumen umwinden. Das Andenken meiner genoſſenen Ergötzlichkeiten ꝛc. ꝛc.“ Wer hier einen armen Hahnrey, dort ein verführtes Frauenzimmer, hier einen beſtraften Näſcher, dort einen barbariſchen Eiferſüchtigen ſehen will, der wird in dieſen Beluſtigungen eines Gefangenen Nahrung finden. Wir würden zum Lobe derſelben hinzu fügen, daß ſie aufgeweckt geſchrieben ſind, daß man die Reinigkeit der Sprache darinne nicht vermiſſen wird, wenn es nicht ſchon bekannt wäre, daß die Franzöſiſchen Witzlinge dem gefährlichſten Gifte den angenehmſten Geſchmack zu geben pflegten. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(5. Nov.) **London.** *Les Caracteres, par Madame de P**** 1751. in 8v. auf 15 **Bogen.** Die Verfaſſerin dieſer Charaktere iſt eben diejenige, welche uns die Lehren der Freundſchaft geliefert hat. Aus dieſen werden ſchon viele ihre Art zu denken kennen. Es iſt zwar was neues ein Frauenzimmer unter den Sittenlehrern zu ſehen; allein die Frau von P*** hatte uns noch eine ganz andere Neuigkeit verbehalten; dieſe nemlich, ſie unter den ſtarken Geiſtern zu finden. Ihre Religion iſt eine Aufgabe, die man, wenn man ſie aus dieſen Charakteren auflöſen wollte, nur noch verwirrter machen würde. Die Höflichkeit gegen das Frauenzimmer erlaubt uns nicht, den Knoten zu zerhauen und zu ſagen, ſie habe gar keine. Doch wer weiß ob ſie ſich ſo gar ſehr dadurch beleidiget finden würde, wenn man nur dazu ſetzte allein ſie hat **Witz.** Dieſes wird ſie vielleicht eben ſo ſchadlos halten, als die meiſten ihres Geſchlechts auch der empfindlichſten Tadel wegen ſchadlos gehalten zu ſeyn glauben, wenn man nur am Ende

geſteht, daß ſie ſchöne ſind. Sie hat dieſe Charaktere eigentlich zur Unterweiſung eines jungen Menſchen geſchrieben. Und wenigſtens diejenigen Väter, welche durchaus nicht wollen, daß ihre Kinder, wie ſie ſich auszudrücken belieben, bigott erzogen werden ſollen, werden ſie ſehr bequem dazu finden. Sie müßten denn das auszuſetzen haben, daß ſie manchmahl Nachdenken erfordern. Allerdings haben ſie dieſe Unbequemlichkeit für vornehme Leute; wir hoffen aber doch, daß ſie ſich dadurch nicht werden abſchrecken laſſen; weil ſie nicht fürchten dürfen, nach vielen Nachdenken nichts als eine ernſthafte Wahrheit zu finden. Sie werden mehr finden als dieſe; Witz werden ſie finden, und zwar von der feinſten Art, der zu ſeinem Probeſtücke nichts geringers als Tugend und Religion zu wehlen weiß. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 14 Gr.

(9. Nov.) **Jena. Anweiſung zur regelmäßigen Abfaſſung teutſcher Briefe, und beſonders der Wohlſtandsbriefe, herausgegeben von M. Joh. Wilh. Schaubert. Bey Th. Wilh. Ernſt Güth.** 1751. in 8t. Die Briefſteller und Heldendichter ſind jetzt die Modeſcribenten in Deutſchland. Was brauchten unſere witzigen Köpfe mehr, als zu wiſſen, daß uns gute Briefe und Epopeen fehlen, um dieſem Mangel abzuhelfen! Hätte man ihnen gleich zu Anfange dieſes Jahrhunderts dieſen Mangel zu Gemüthe geführt, ſo würde unſer Vaterland jetzo wenigſtens ſo viel Briefſammlungen als Gelegenheitscarmina, und eben ſo viel Heldengedichte als Poſtillen haben. Wie ſtolz könnten wir alsdenn gegen die Ausländer ſeyn! Doch nur noch wenige zwanzig Jahre Gedult, meine Herren Balzacs, Buſſys, Fontenells, Taſſos, Glovers, Miltons ꝛc. ſo werden ſie ſich durch unſere G** R** St** durch unſre B** N** und von Sch** verdunkelt ſehen. Wir würden uns ein Vergnügen daraus machen den Herrn M. Schaubert unter dieſe Zahl zu ſetzen, wann wir wüßten, wem wir ihn von den Ausländern entgegen ſetzen ſollten. Wo iſt der witzige Kopf unter ihnen, der wenn er dichtet und wenn er Briefe ſchreibt, ſo ſyſtematiſch iſt, als nimmermehr kein Compendium der wolfiſchen Philoſophie! Wir freuen uns recht inniglich über die neue Erweiterung des Reichs der mathematiſchen Lehrart, und erſuchen den Herrn Verfaſſer dieſer Anweiſung, ja bey einer neuen Auflage den Paragraphen die Ueberſchriften, Erklärung, Heuſcheſatz, Aufgabe, Auflöſung, Zuſatz ꝛc. beyfügen zu laſſen; und in ſeinen eigenen Briefen, wenn er

deren eine beſondere Sammlung einmal heraus geben ſollte, in Randnoten ja wohl anzuzeigen, welches der Hauptinhalt und Nebeninhalt, welches die Hauptgedanken und Nebengedanken derſelben ſind. Seine Arbeit hat übrigens einen ganz beſondern Vorzug, dieſen nemlich, daß man gleich aus dem Titel das gründlichſte Urtheil davon fällen kann. Er will regelmäßige Briefe ſchreiben lernen. O wahrhaftig was wäre auch ſonſt ſchöne als das Regelmäßige! Er darf aber nicht meinen, daß auch wir nichts mehr als den Titel geleſen haben. Eben weil uns die Leſung ſeiner Bogen Zeit gekoſtet hat, und wir doch in nichts klüger daraus geworden ſind, eben darum haben wir uns aus Verdruß die regelmäßige Freyheit genommen, unſre Meinung zu ſagen. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und Potsdam 6 Gr.

(18. Nov.) **Hannover. D. Chriſtoph Aug. Heumanns Erklärung des neuen Teſtaments. Dritter Theil, in welchem die erſte Helfte der Geſchichte des HErrn, wie ſie Johannes beſchreibet, betrachtet und erläutert wird. In Verlag Förſters Erben. 1751. in 8t. 1 Alph. 16 Bogen.** Man kan von dieſem dritten Theile nichts ſagen, als was ſchon unzählige von den erſten beyden geſagt haben: daß nemlich die Arbeit des Herrn D. Heumanns eine der vollſtändigſten gründlichſten und lehrreichſten in ihrer Art werden wird. Er iſt ſo weit von der Art gemeiner Exegeten entfernet, daß bekannte Erklärungen, wenn ſie nichts als das Alter und die Allgemeinheit vor ſich haben, niemals bey ihm von Anſehen ſind, und daß ihn der Vorwurff erzwungener Neuerungen niemals abſchreckt, mit ſeinen eigenen Augen zu ſehen. Es wäre Schade, wenn er in der Auslegung dieſer und jener Stelle einen allgemeinen Beyfall erhalten ſollte. Den Gottesgelehrten von Profeßion würde dadurch auf einmal ein fruchtbarer Stof zu Zänkereyen, worinne ſie ihre Gelehrſamkeit eben ſo unwiederſprechlich, als ihre Hartnäckigkeit zeigen können, benommen werden. Dieſer dritte Theil enthält die erſten eilf Hauptſtücke des Evangeliſten Johannes, und koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(23. Nov.) Amſterdam. *Le Prince les delices des coeurs, ou traité des qualités d'un grand Roi & ſiſtéme général d'un ſage Gouvernement par Mrſ. M*** en II. Tomes. Maxima, quae mentes dominatur amore, poteſtas. à Amſterdam, aux depens de la Compagnie.* 1751. in 8t. Der 1te Theil 10 Bog

der 2te Theil 13 Bogen. Abermals ein Werk eines Gelehrten von der Regierungskunſt, das recht gut ſeyn würde, wenn die Regierungskunſt ein Gegenſtand wäre, dem ein Gelehrter gewachſen wäre; oder vielmehr, wenn ſie nicht etwas wäre, welches hundert Umſtände ſo oft verändern, daß derjenige, der ſich ein Syſtem daraus zu machen unterfängt, weiter nichts beweiſet, als daß er aus der Schule ganz artige Gedanken von der Glückſeligkeit der Völker, von der wahren Gröſſe eines Regenten, und dergleichen, gebracht hat. Man überlaſſe einen ſolchen Stof denen, welche die Vorſicht erwehlte ihn auszuüben; demjenigen Geiſte insbeſondere, den die Natur auch zum Weltweiſen machen mußte, weil ſie ihn zu einem Urbilde der Könige machen wollte. Doch auch dieſer würde nur für die eine vollkommene Regierungskunſt ſchreiben können, die ſich in allen ſeinen Umſtänden befinden; ſeine Arbeit würde für die unbrauchbar ſeyn, die minder erhaben denken, die in veränderter Zeit und nicht über eben dieſelben Völker regieren. Der Herr von M*** hat ſeine Arbeit in vier Abtheilungen geſondert, und handelt in der Einleitung von der oberſten Gewalt. Die erſte Abtheilung betrachtet hierauf den Fürſten als einen Bürger, die 2te als eine obrigkeitliche Perſon, die dritte als einen Staatskundigen, die vierte als einen Kriegsmann. Man wird überall Regeln, Vorſchläge und Betrachtungen antreffen, wie man ſie in den ſo genannten politiſchen Collegiis auf hohen Schulen höret, und uns wundert nichts, als daß ſich der Verfaſſer in der Vorrede die Falſchheit des Sprichworts: **alles iſt ſchon geſagt**, ſo zuverſichtlich zu behaupten wagt. Allenfalls hat man es ja ſchon gewußt, daß die Projectmacher nicht mit darunter begriffen ſind. Gleichwohl muß man geſtehen, daß in dieſem **Fürſten, die Luſt der Herzen**, verſchiedenes hin und wieder vorkommt, welches die Mühe es hier zu ſuchen bezahlt. Es iſt noch zu erinnern, daß der Verfaſſer den dialogiſchen Vortrag gewehlt hat, daß er ſich überall rein und der Sache gemäß ausdrücket. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(1. Dec.) **Frankfurt und Leipzig. Kleinigkeiten.** 1751. in 8. 6 Bogen. Dieſe Kleinigkeiten beſtehen aus etlichen ſechzig kleinen Liedern. Man darf nicht glauben, daß ſie der Verfaſſer deswegen ſo benennet habe, damit er der unerbittlichen Critik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möge. Er wird der erſte ſeyn, diejenigen davon mit zu verdammen die ſie verdammt; ſie, der zum Ver-

druß er wohl einige mittelmäßige Stücke kan gemacht haben, der zum Trotze er aber nie dieſe mittelmäßige Stücke für ſchön erkennen wird. Er wagt es ſo gar, wann er ihr anders vorgreiffen darf, ſie, durch uns, ſelbſt anzuzeigen, und die Kenner erſuchen zu laſſen, in ſeiner Sammlung folgende gänzlich zu überſchlagen: **An den Anakreon: die Sparſamkeit: der Vetter und die Muhme: die Ente: der beſcheidne Wunſch: das Schäferleben: der Schifbruch und die Redlichkeit.** Noch ſind einige andere, welche ſie mit ſchonenden Augen anſehen mögen. Dieſe wie jene würden gewiß weggeblieben ſeyn, wenn ſie dem Verfaſſer nicht ſchon ganzer drey Jahre aus den Händen geweſen wären. Und kan man es ihm zur Laſt legen, wenn ſein Geſchmack vor drey Jahren weniger geläutert war, als er es jetzo vielleicht iſt. Unterdeſſen wollen wir ein Paar von denen herſetzen, die er ſelbſt für gut erkennet ‥ Er ſelbſt! Warum nicht? Sollte er nicht eben ſo wohl wiſſen dürffen, was an ſeiner Arbeit gut iſt, als was es nicht iſt? **Die Namen.** [ſ. Band I, S. 40.] **Das Paradies.** [ſ. Band I, S. 48.] **Das Gebet.** [ſ. Band I, S. 21.]
Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(7. Dec.) Ohne Benennung des Orts iſt auf einem Bogen in 8. eine **Ode an GOtt von dem Herrn Klopſtock**, abgedruckt worden. Der Dichter bedauret in dieſer Ode den Verluſt oder die Entfernung einer Geliebten. Er ſcheint ſein Mägdchen, wie ein Seraph den andern, zu lieben, und nur eine ſolche Liebe konnte edel genug ſeyn, daß man mit GOtt von ihr ſpricht. Durch die ganze Ode herrſcht eine gewiſſe erhabene Zärtlichkeit, die weil ſie zu erhaben iſt, vielleicht die meiſten Leſer kalt laſſen möchte. Man will übrigens einige leere Gedankenſpiele, verſchiedene Tautologien, und gemeine Gedanken, die ſehr prächtig eingekleidet ſind, darinne bemerken:

Verum ubi plura nitent in carmine &c.

Wir wollen folgende drey Strophen zur Probe hieher ſetzen, und weil das Sylbenmaaß ein Horaziſches iſt, welches den meiſten unbekannt ſeyn möchte, ſo wollen wir die erſtere bezeichnen.

◡ — ◡ — — — ◡ ◡ — ◡ —
Mach GOTT| dis Le|ben|, mach es zum ſchnel|len Hauch,
◡ — ◡ — — — ◡ ◡ — ◡ —
Oder| gib die| mir|, die du mir gleich| erſchufſt.
— — ◡ — — — ◡ — ◡
Ach! gieb| ſie mir| die leicht| zu ge|ben,
— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ — —
Gieb ſie dem| bebenden| bangen| Herzen.

Dem heilgen Schauer, der ihr entgegen wallt,
Dem ſtillen Stammeln der, die unſterblich iſt,
Und ſprachloß, ihr Gefühl zu ſagen,
Kaum noch in Thränen hier bang zerflieſſet.
Gieb ſie den Armen, die ich voll Unſchuld oft
In meiner Kindheit zu dir hab ausgeſtreckt,
Wenn ich mit heiſſer Stirn voll Andacht
Dich um die ewige Ruh anflehte.

Was für eine Verwegenheit, ſo ernſtlich um eine Frau zu bitten! Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 1 Gr.

(14. Dec.) **Magdeburg. Herr Archibald Bowers unpartheyiſche Hiſtorie der römiſchen Päbſte, von der erſten Grundlegung des Stuhls zu Rom bis auf die gegenwärtigen Zeiten; Erſter Theil. Aus der engländiſchen Sprache überſetzt von Friedrich Eberhard Rambach. 1751. Im Verlag der Seidel und Scheidhauerſchen Buchhandlung in 4to. 3 Alph. 8 Bogen.** Herr Bower, welcher jetzo einer von den gelehrten Verfaſſern der allgemeinen Weltgeſchichte iſt, war ehedem der katholiſchen Religion zugethan, und iſt zu Rom, Ferara und Macerata öffentlicher Lehrer der Rhetorick, Hiſtorie und Philoſophie, auch Inquiſitionsrath an dem letztern Orte geweſen. In Rom war es, wo er ſeine Hiſtorie der Päbſte anfing in der Abſicht, die päpſtliche Hoheit, wovon er damals ein ſehr eiferiger Vertheidiger war, feſte zu ſtellen, und von einem Jahrhunderte zum andern darzuthun, daß ſie von den Tagen der Apoſtel bis auf gegenwärtige Zeiten von der ganzen katholiſchen Kirche ſey erkannt und verehret worden. Er war aber kaum bis auf die Regierung des Victors, das iſt, bis an das Ende des zweyten Jahrhunderts, gekommen, als er es allzuüberzeugend merkte, daß er mehr gewagt habe, als er leiſten könne. Er fand gerade das Gegentheil von dem, was er ſuchte, und ſahe, daß durch die ganze Chriſtenheit im gedachten Zeitraume von der päbſtlichen Hoheit nicht das geringſte bekannt geweſen ſey. Einem ehrlichen Manne iſt es nicht genug die Wahrheit entdeckt zu haben; er tritt auch offenbar auf ihre Seite. Dieſes that Herr Bower, ſobald er wieder in ſein Vaterland kam, und ſetzte ſeine in einer andern Sprache angefangene Arbeit in der engliſchen fort, ſobald er ſich wieder darinne ſtark genug gemacht hatte. Er zeigt durchgängig durch unwiderſprechliche Gründe, daß die Päbſte nichts als Biſchöfe

geweſen, und daß geheime Abſichten weltlicher Monarchen, ihre eigene Ränke und die zu ihren Betrügereyen vortheilhafte Zeiten ihnen eine Hoheit verſchaft, die den erſten endlich ſelbſt ſchimpflich und unerträglich ward. Die Hiſtorie der Päbſte iſt diejenige, welche die wenigſten glaubwürdigen Scribenten hat. Anaſtaſius Bibliothecarius, Platina und Onuphrius Panvinius ſind bey nahe die einzigen Quellen, und noch darzu ſehr ſeichte und verfälſchte Quellen. Die neuen Scribenten, zu den Zeiten, da die Päbſte und Kayſer einander in den Haaren lagen, waren entweder Guelfen oder Gibellinen. Die erſten werden die größten Böſewichter, wenn ſie auf dem päpſtlichen Stuhle geſeſſen haben, zu Heiligen, und jene wahrhaftig fromme und untadelhafte Männer, die den einzigen Fehler hatten, daß ſie Päbſte waren, zu Ungeheuern der Boßheit machen. Herr Bower hat alſo ſein vornehmſtes Beſtreben dahin gerichtet, dieſe Partheilichkeit zu vermeiden. Er hätte ſein Werk eben ſo wohl Hiſtorie des Pabſtthums als der Päbſte nennen können, indem darinne nicht nur eine Nachricht von dem Leben und den Handlungen der Päbſte, ſondern auch von allen päpſtiſchen Lehrſätzen und Meinungen enthalten iſt, wenn, durch wen, bey welcher Gelegenheit und zu welchem Zweck eine jegliche erfunden, und eingeführet werden. Alles dieſes zeiget genugſam, daß die Ueberſetzung dieſer Geſchichte kein überflüßiges Unternehmen ſey, wovon den Nutzen nur der Ueberſetzer begreifen könne. Der Herr Paſtor Rambach hat in der Vorrede noch die Ueberſetzung eines kleinen Werks mitgetheilet, das in dem letzten Kriege, worinne England verwickelt war, in der Abſicht verfertiget wurde, die päpſtliche Religion auf der beſten Seite vorzuſtellen, und dadurch in Schottland die heimlichen Anhänger derſelben in Bewegung zu bringen. Ein engliſcher Theologe hat eine Wiederlegung hinzu gefügt, welcher durch die Kürze nichts an dem Nachdrucke abgehet. Dieſer erſte Theil koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 1 Thlr. 8 Gr.

(18. Dec.) Berlin. *Memoires pour ſervir à l'hiſtoire des moeurs du XVIII. Siecle, par M. Duclos, de l'Academie royale des belles-lettres. Chés Etienne de Bourdeaux.* 1752. *in 12mo.* Auch die Sitten haben ihre Moden. Ein Jüngling aus dem vorigen Jahrhunderte würde mit ſeiner jungfräulichen Schamhaftigkeit, mit ſeiner blöden Beſcheidenheit jetzo eine ſehr lächerliche Figur machen. Es war eine Zeit, wo man ein Frauenzimmer, welchem man

in unſern Tagen das Lob eines lebhaften Frauenzimmers, die ihre Welt kennet, beylegt, wenigſtens ins Tollhaus gebracht hätte. Es wird eine andre kommen, und es wäre Schade, wenn ſie nicht kommen ſollte, da es der Wohlanſtändigkeit gemäß ſeyn wird, ein guter Chriſt zu heiſſen, ſo wie es jetzo die Artigkeit erfordert, ſich für nichts ſchlechters als einen Atheiſten, ſo lange man geſund iſt, halten zu laſſen. Wenn man in geſitteten Ländern von Anfange an alle dieſe Abwechſelungen in beſondern Büchern aufgezeichnet hätte, ſo würde man dieſe Bücher nicht beſſer als die Schandchronike des menſchlichen Geſchlechts nennen können. Noch iſt es Zeit unſern Nachkommen dieſe Erniedrigung zu verſchaffen. Hr. Duclos, welchen man ſchon aus ſeinen Betrachtungen über die Sitten dieſes Jahrhunderts auf eine für ihn vortheilhafte Art kennet, ſcheint den Anfang gemacht zu haben. Er hat die verſchiedenen Bilder von den Sitten ſeiner Zeitgenoſſen in die Lebensbeſchreibung eines artigen Mannes gebracht. Dieſe Lebensbeſchreibung iſt wahrſcheinlich genug um wahr ſeyn zu können; gleichwohl wird ſie der Nachwelt, wenn anders, wider den Ausſpruch des Horaz, eine vernünftigere auf uns folgen ſollte, als der unſinnigſte Roman vorkommen; ſo viel ausſchweifende Thorheiten, ſo viel unbegreifliche lächerliche Kleinigkeiten wird ſie darinne aufgezeichnet finden. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

(28. Dec.) **Roſtock. Gründe der Vernunft zur Erläuterung und zum Beweiſe des Geheimniſſes der heil. Dreyeinigkeit geſammlet und beurtheilet von Johann Thomas Haupt, Königl. Preuß. Kirchen und Schulen Inſpectore zu Templin. Bey Joh. Andr. Berger und Joh. Bredner. 1752. in 8. 1 Alph. 4 Bogen.** Wahrheit bleibt Wahrheit, wenn ſie gleich ſchlecht bewieſen wird, und derjenige der ſchlechte Beweiſe für ſie verwirft, verwirft ſie deswegen nicht ſelbſt. So unbillig als es folglich ſeyn würde, wenn man diejenigen verdienten Männer, welche die Beweiſe von dem Daſeyn Gottes durch eine prüfende Muſterung gehen laſſen, und die wenigſten für richtig erkennen, für Gottesleugner halten wollte, eben ſo unbillig würde es ſeyn, wenn man dem Herrn Inſpector Schuld geben wolle, daß er das Geheimniß der Dreyfaltigkeit nicht erkenne und annehme; da er der gelehrten Welt eine Sammlung der vornehmſten Gründe, die von verſchiedenen Verfaſſern zur Erläuterung und zum Beweiſe deſſelben ſind gebraucht worden, vorlegt, und dieſe Gründe mit ſeiner

Beurtheilung begleitet, dieſe aber dergeſtalt ausgefallen iſt, daß er 1) alle angeführte Gleichniſſe zur Erläuterung der Dreyeinigkeit in den göttlichen Weſen für unzulänglich, und unrichtig erklärt, 2) verſchiedene wahrſcheinliche Beweiſe von eben dieſer Lehre als ſolche nicht annimt, 3) endlich aber alle ſtrenge Beweiſe aus der Vernunft ſowohl für die Wahrheit der Perſonen im göttlichen Weſen überhaupt, als auch für die Dreyeinigkeit inſonderheit verwirft. Dieſe drey Punkte machen die drey Hauptſtücke ſeines Werks aus, indem er noch in dem erſtern einige Anmerkungen über die Geheimniſſe der Chriſten überhaupt vorausſchickt. Alle welche das gründliche lieben, und die Wahrheit von den ſeichten und ungegründeten gereiniget zu ſehen wünſchen, werden dieſer Arbeit ihren Beyfall zu erkennen, und nur Handwerksgelehrte werden murren, wenn ſie ſehen daß man Beweiſe, welche bey ihnen in Anſehen ſtehen, ob ſie ſchon die Verjährung vor ſich haben, weil ſie dieſes Namens unwürdig ſind, aus ihrer Lage gehoben und ſie als unbrauchbare Grundſteine in dem Reiche der Wahrheit der Welt bekannt gemacht hat. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

Das Neueſte aus dem Reiche des Witzes,

als eine Beylage zu den Berliniſchen Staats- und Gelehrten Zeitungen.

Monat April 1751.

Dem Neueſten aus dem Reiche des Witzes ſoll dieſes monatliche Blat gewidmet ſeyn. Ein Reich, welches viele auf ihrer Karte nicht finden. Wenigſtens diejenigen Gelehrten nicht, es verdrüßt uns, daß wir ſie ſo nennen ſollen, welche die Wiſſenſchaften längſt in ein Handwerk verwandelt hätten, wenn nicht ihr Stolz dafür wäre. Aufs höchſte haben ſie es in die äuſſerſte Ecke derſelben verwieſen, und unbekannte Länder darauf geſchrieben, weil ſie ihnen nicht eher zu Geſichte kommen, als wenn ſie von einem unglücklichen Sturme dahin verſchlagen werden, und an ihren felſigten Ufern ſchimpflich ſcheitern. Dieſen Herren alſo würden wir ſehr unverſtändlich ſeyn, wann wir ihnen von ſeinem Umfange und ſeinen Gränzen vieles vorſagten; die andern aber, für die wir eigentlich ſchreiben, würden wir durch dieſe unnöthige Einleitung beleidigen. Zwar könnten wir ihr durch eine Menge äſthetiſcher an einander hangender Grillen, fein dunkel, aber doch nach der Mode, ein zureichendes Anſehen der Gründlichkeit geben, allein was würde es helfen? Die genaueſte Erklärung des Witzes muß einem, der keinen hat, eben ſo unbegreiflich ſeyn, als einem Blinden die hinlänglichſte Erklärung der Farben iſt. Glaubt dieſer, daß die verſchiedene Brechung der Sonnenſtrahlen ohngefehr etwas ſey, welches dem Schalle verſchiedner Inſtrumente gleich komme, ſo wird jener gewiß glauben, daß dieſe Fertigkeit die Uebereinſtimmungen der Dinge gewahr zu werden, ein Theil der Rechenkunſt ſeyn müſſe. Iſt er furchtſam, ſo ſtellt er ſich wohl gar ein Stücke von der Algebra darunter vor. Genug wenn man weiß, daß die ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte das Reich des Witzes ausmachen.

Dieſe ſind es, welche der menſchlichen Geſellſchaft Annehmlichkeiten mittheilen, ohne die ſie nichts, als die unerträglichſte Sklaverey, ſeyn würde. Sie machen den Menſchen empfindlich und entkleiden ihn von der Rauigkeit, welche ihm die weiſeſte Natur mit Bedacht gab, damit er ſich ſelbſt durch ihre mühſame Ablegung einen Theil ſeines Vorzuges für unedlere Thiere zu danken haben möge. Zeigen die ernſthaften Wiſſenſchaften, welche man im engern Verſtande die Gelehrſamkeit nennet, von nichts als von dem Elende und Verderben der Menſchen, von der Mühſeligkeit ihres Lebens, dieſe beweinenswürdigen Stützen der Geſellſchaft, ſo ſind es allein die ſchönen Wiſſenſchaften, welche durch bezaubernde Reitze die urſprüngliche Empfindung der Freyheit in uns erſticken, und unſre ſchimpflichen Ketten mit Blumenkränzen umwinden. Die Höflichkeit, das einnehmende Betragen, der zärtliche Geſchmack, alle untrügliche Kennzeichen geſitteter Völker, ſind ihre Früchte. Sie ſind die Erfinderinnen von tauſend Bequemlichkeiten, Ergötzungen, und eingebildeten Nothwendigkeiten, durch welche einzig kluge Monarchen ihre Throne unerſchüttert zu erhalten wiſſen. . . . Auch die Tugend wird durch ſie menſchlicher, und die groſſen Thaten, welche bey Barbaren feſt eingeprägte Vorurtheile oder ihre ungezähmte Wildheit zum Grunde haben, flieſſen bey geſitteten Völkern aus viel reinern Quellen.

Aller dieſer prächtigen Lobſprüche ohngeachtet wollen wir dem Leſer einen Mann bekannt machen, welcher die Wiſſenſchaften überhaupt, und beſonders die ſchönen Wiſſenſchaften nebſt den freyen Künſten auf einer ganz andern Seite betrachtet. Dieſes iſt der Verfaſſer derjenigen Rede, welche im vorigen Jahre bey der Akademie zu Dijon den Preiß erhalten hat.(*) Sie betrift die vorgelegte Frage, ob die **Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und Künſte zur Reinigung der Sitten etwas beygetragen habe?** Man wird ſchwerlich vorausgeſehen haben, daß man denjenigen krönen würde, welcher dieſe Frage mit Nein beantwortet. Unterdeſſen iſt es geſchehen; und Herr Rouſſeau, welches der Name des Verfaſſers iſt, hat ſo erhabene Geſinnungen mit einer ſo männlichen Beredſamkeit zu verbinden gewußt, daß ſeine Rede ein Meiſterſtück ſeyn würde, wenn ſie auch von keiner Akademie dafür wäre erkannt worden. Wir theilen einen umſtändlichen Auszug derſelben um ſo viel lieber mit, je weniger ſie noch bis jetzo in Deutſchland bekannt worden iſt.

Er hat ſie in zwey Theile getheilt. In dem erſtern zeiget er durch unverwerfliche Beyſpiele der Geſchichte, daß die Verderbung der Sitten und der aus ihr flieſſende Verfall des Staats allezeit mit dem Aufnehmen der Künſte und Wiſſenſchaften ſey verbunden geweſen. In dem andern beweiſet er aus den Gegenſtänden und den Wirkungen der Künſte und Wiſſenſchaften ſelbſt, daß ſie nothwendig dieſe Folgen nach ſich ziehen müſſen.

Europa, ſagt er, war in die Barbarey der erſten Zeiten zurückgefallen. Die Völker dieſes jetzt ſo erleuchteten Welttheils lebten vor einigen Jahrhunderten in einem Stande, welcher weit elender, als die Unwiſſenheit, war. Ich weiß nicht, welche ſcientifiſche Wäſcherey, hatte ſich den Namen der Wiſſenſchaft angemaßt, und ſetzte ihrer Zurückkunft ein bey nahe unüberwindliches Hinderniß entgegen. Es war eine allgemeine Umkehrung nöthig, die Menſchen wieder zu ihrem geſunden Verſtande zu verhelfen; und endlich kam ſie von der Seite, von welcher man ſie am wenigſten erwartet hatte. Der dumme Muſelmann, die ewige Geißel der Gelehrſamkeit war es, welcher ſie uns wieder herſtellte. Der Umſturz des orientaliſchen Thrones brachte die Ueberbleibſel des alten Griechenlands nach Italien. Bald drauf bereicherte ſich auch Frankreich von dieſer koſtbaren Beute. Auf die freyen Künſte folgten

---

(*) Der Titel iſt: Diſcours qui a remporté le prix à l'Academie de Dijon, en l'année 1750. ſur cette queſtion propoſée par la même Academie: ſi le retabliſſement des ſciences & des Arts a contribué à épurer les moeurs. Par Mr. *Rouſſeau* Citoyen de Geneve.

endlich die Wiſſenſchaften, und die Kunſt zu denken verband ſich mit der Kunſt zu reden; eine Stufenſteigung, welche ſeltſam ſcheint, gleichwohl natürlich iſt. Man fing an, den vornehmſten Vortheil des Umganges mit den Muſen zu empfinden; nehmlich dieſen, daß er die Menſchen geſellſchaftlicher macht, indem er ihnen die Begierde einander durch ihres gemeinſchaftlichen Beyfalls würdige Werke zu gefallen, einflößt . . Ihr ward man die Anmuth der Gemüthsarten, die Verbindlichkeit der Sitten, welche den Umgang ungezwungen und wünſchenswerth macht, und kurz, den Schein aller Tugenden, ohne eine einzige davon zu haben, ſchuldig . . . Ehe die Kunſt unſer Betragen gebildet, und die Leidenſchaften eine erborgte Sprache gelehrt hatten, waren unſre Sitten bäuriſch, aber natürlich. Der Unterſchied der Aufführung verrieth ſogleich den Unterſchied der Gemüthsarten. Die menſchliche Natur war deswegen nicht beſſer; die Leichtigkeit aber, einander zu erforſchen, erſparte den Menſchen unzähliche Laſter. Jetzo, da ein feinerer Geſchmack die Kunſt zu gefallen in Regeln gebracht hat, herrſcht in unſern Sitten eine ſchimpfliche und betrügliche Gleichheit. Immer befiehlt die Höflichkeit; ſtets regiert uns die Wohlanſtändigkeit; ohn Unterlaß folget man den Gebräuchen, und niemals ſeinen eignen Empfindungen. Kein Menſch weiß mehr, mit wem er zu thun hat. . . Welche Begleitung von Laſtern hat dieſe Ungewißheit bey ſich! Verdacht, Argwohn, Furcht, Kaltſinnigkeit, Zurückhaltung, Haß, Verrätherey; und alle verſtecken ſich unter der Larve der Höflichkeit. Man entheiliget nicht mehr den Namen des Höchſten durch Schwüre, aber man ſpricht ihm Hohn durch läſterliche Meinungen, ohne daß unſer Ohr dadurch beleidiget wird. Man rühmt nicht mehr ſeine eignen Verdienſte, man verkleinert aber die fremden. Man beſchimpft ſeinen Feind nicht gröblich, ſondern man verleumdet ihn mit Kunſt. Der Nationalhaß erlöſcht, aber mit der Liebe des Vaterlandes. An die Stelle der verachteten Unwiſſenheit iſt eine gefährliche Zweifelſucht gekommen. Man erkennt gewiſſe Ausſchweifungen für ſchimpflich, gewiſſe Laſter für entehrend, andre aber zieret man mit dem Namen der Tugenden. Man muß ſie haben, oder man muß ſich wenigſtens ſtellen, als ob man ſie habe. . . . Auf die Art ſind wir geſittete Völker geworden, und größten Theils haben wir den Wiſſenſchaften und Künſten dieſe heilſame Veränderung zu danken. . . . Je ſtärker ſich ihr Licht an unſerm Horizonte ausgebreitet, je weiter iſt die Tugend von uns geflohen; und eben dieſe Erſcheinung hat man zu allen Zeiten und an allen Orten bemerkt. . . . Egypten war die Mutter der Weltweisheit und der freyen Künſte geworden, und bald drauf ward ſie ein Raub des Cambyſes, der Griechen, der Römer, der Araber, und endlich der Türken. . . . Als Griechenland auf den Ruhm des Witzes und der Gelehrſamkeit am ſtolzeſten ſeyn konnte, mußte es ſich in das macedoniſche Joch ſchmiegen. . . . Rom, das von Hirten erbaute, und durch Ackersleute berühmt gemachte Rom, fing ſchon zu den Zeiten des Ennius und Terentius an auszuarten. Nach den Zeiten eines Ovids, eines Catulls, eines Martials aber ward es, ſonſt der Tempel der Tugend, ein Schauplatz der Laſter, der Abſcheu aller Völker und ein Raub der Barbaren. . . . In Aſien iſt ein Land, wo man durch die geprieſenen Wiſſenſchaften, zu den erhabenſten Aemtern des Staats ſteigen kann. Gleichwohl iſt kein Laſter zu nennen, welches nicht daſelbſt herrſcht; keine Schandthat, die ihnen nicht geläufig iſt. Alle ihre Weisheit hat ſie von dem Joche des unwiſſenden Tartars nicht befreyen können. . . . Die Perſer, ein beſonders Volk, bey welchem man die Tugend lernte, wie man bey uns die Wiſſenſchaften lernt, die Scythen, die alten Deutſchen ſind die Beweiſe des Gegentheils. Alle die lebten ohne Wiſſenſchaften; öfters Ueberwinder, niemals überwunden. . . . Sparta ſelbſt, im Schooſe Griechenlands, überzeugt uns, wie tugendhaft man ſeyn könne, ohne gelehrt zu ſeyn; wie feſt und blühend ein Staat ohne Künſte, ohne Wiſſenſchaften, beſtehe. . . . O Fabricius, was würde deine große Seele gedacht haben, wenn du, zu deinem Unglücke, wieder aufgeſtanden wäreſt, und die blendende Pracht des durch deinen Arm erretteten Roms, welches dein Name mehr, als alle ſeine Eroberungen berühmt machte, geſehen hätteſt. „Götter! würdeſt du geſagt haben, wo ſind die ſtrohern „Hütten, worunter ehemals Mäßigkeit und Tugend wohnten? Welche „verderbliche Pracht hat mit der römiſchen Einfalt abgewechſelt? Was „iſt das für eine fremde Sprache? Was ſind das für weibiſche Sitten? Was bedeuten dieſe Bildſäulen? dieſe Gemählde? dieſe Gebäude? „Unſinnige! was habt ihr gethan? Ihr, ihr Herren der Welt, ihr „habt euch zu Sklaven nichtiger von euch überwundener Leute gemacht. „Rhetors ſind es, die euch beherrſchen? Habt ihr deswegen Aſien „und Griechenland mit eurem Blute befeuchtet, um Baumeiſter, Mahler und Bildhauer reich zu machen? Wird der Raub Karthagens ei-

„nem Flötenſpieler Preis gegeben! Auf, ihr Römer! reiſſet eure Schauplätze ungeſäumt nieder; zerſchmettert dieſe Marmer; verbrennet dieſe Bilder; verjaget dieſe Sklaven, welche euch unter dem Joche halten, und deren unſelige Künſte euch verderben! Laßt fremde Hände durch eitle Geſchicklichkeiten berühmt werden; die einzige den Römern anſtändige Geſchicklichkeit iſt die Welt zu überwinden, und die Tugend daſelbſt herrſchen zu laſſen. Als Cineas unſern Rath für eine Verſammlung von Königen hielt, ſo ward er weder von eitelem Pomp noch von ausgeſuchter Zierlichkeit verblendet. Er hörte nichts daſelbſt von der kindiſchen Beredſamkeit, nichts von den leeren Künſten dieſer nichtigen Leute. Was ſchien denn nun alſo dem Cineas ſo majeſtätiſch? O ihr Bürger! Ein Anblick rührte ihn, welchen euch nimmermehr weder eure Reichthümer noch eure Künſte verſchaffen werden; der ſchönſte Anblick, welcher jemals unter der Sonne geweſen iſt; die Verſammlung von zweyhundert tugendhaften Männern, welche alle in Rom zu befehlen und die Welt zu beherrſchen verdienten . . . Seht, fährt der Verfaſſer fort, ſo ſind allezeit Verſchwendung und ungezähmte Sitten die Strafe der hochmüthigen Bemühungen, uns der glücklichen Unwiſſenheit, in welche uns die ewige Weisheit verſetzt hatte, zu entreiſſen, geweſen. Sie hatte uns zu nichts weniger, als zu eiteln Unterſuchungen, beſtimmt. Lernt einmal, Sterbliche, daß die Natur alle Wiſſenſchaften für uns verſteckt hat; ſo wie eine ſorgfältige Mutter aus den Händen ihres Kindes ein gefährliches Gewehr windet. Die Menſchen ſind verderbt; ſie würden noch weit verderbter ſeyn, wann ſie das Unglück gehabt hätten, gelehrt gebohren zu werden.

Er kömmt hierauf zu dem zweiten Theile, und zeigt, daß die Künſte und Wiſſenſchaften unſre Laſter zur Quelle haben; er zeigt, daß ſie uns ohne die Laſter und Verſchwendung nichts nutzen würden, und daß mit der Bemühung, die einige Wahrheit zu erkennen, eine tauſendfache Gefahr in Irthümer zu fallen, verbunden ſey. Er beweiſet ferner, daß ihre Wirkungen noch weit verderblicher ſind. Hierunter rechnet er den Verluſt der Zeit. Nichts Gutes thun, ſagt er, heißt Böſes thun. Ihr nun, ihr ſtolzen Weltweiſen, die ihr uns die Geheimniſſe des Himmels verrathen, und die Wunder der Natur aufgedeckt habt, antwortet; wann ihr uns alles das nicht gelehrt hättet, würden wir weniger zahlreich, weniger wohlregieret, weniger furchtbar, weniger blühend oder mehr verderbt ſeyn? Doch, was iſt der Verluſt der Zeit gegen andre Uebel, welche den Künſten und Wiſſenſchaften folgen? Das größte iſt die Verſchwendung. Man behauptet, in dieſer beſtehe die Blüte des Staats. Ein Paradoxon, welches ſich nur zu unſern Zeiten hat können denken laſſen. So ſind gute Sitten zur Dauer eines Staats nicht nöthig? Iſt es beſſer, daß ein Reich glänzend und augenblicklich, oder daß es tugendhaft und beſtändig iſt? Mit Gelde kann man alles haben, nur Sitten und Bürger nicht. Ein neues Uebel, welches die Verſchwendung nach ſich zieht, iſt die Verderbung des Geſchmacks. . . . Sage uns, berühmter Arouet, wie viel männliche und ſtarke Schönheiten haſt du unſrer falſchen Zärtlichkeit aufopfern müſſen? und wie viel groſſes hat ihm der buhlende Geiſt zu gefallen, welcher an Kleinigkeiten ſo fruchtbar iſt, gekoſtet? . . . Doch verderblichern Uebeln weichen kleinere Schaden. Indeſſen da ſich die Bequemlichkeiten des Lebens vermehren, die Künſte ſteigen und die Verſchwendung überhand nimmt, wird der wahre Muth entkräftet, und die kriegeriſchen Tugenden verſchwinden. Die Geſchichte beſtärkt es durchgängig. Die Erhebung des Hauſes Medicis und die Wiederherſtellung der Künſte verlöſchte von neuem, und vielleicht auf ewig den kriegeriſchen Ruhm, welchen Italien vor einigen Jahrhunderten wieder erhalten zu haben ſchien . . Nicht allein den martialiſchen, ſondern auch den ſittlichen Vollkommenheiten ſind die Wiſſenſchaften nachtheilig. Man ſieht überall unermeßliche Stiftungen, wo die Jugend alles mit groſſen Unkoſten lernt, nur ihre Pflicht nicht . . Unſre Gärten ſind mit Bildſäulen und unſre Gallerien mit Bildern ausgeziert. Und was ſtellen ſie vor? Die Vertheidiger des Vaterlands? oder die noch erhabenern Männer, die es durch ihre Tugenden bereichert haben? Abbildungen aller Ausſchweifungen des Herzens und der Vernunft ſind es, ſo wie man ſie ſorgfältig aus der alten Fabellehre gezogen hat; ohne Zweifel, damit den Kindern, noch eher, als ſie leſen können, Muſter von ſträflichen Handlungen vor Augen geſtellet würden . . . Die Geſchicklichkeiten werden vorgezogen, und die Tugend wird verachtet Der ſchöne Kopf erhält Belohnungen, und der ehrliche Mann bleibt immer im Dunkeln. Es giebt hundert Preiſe für ſchöne Reden, keinen einzigen für ſchöne Handlungen . . . . Wir haben Naturforſcher, Erdmeſſer, Chymiſten, Sternſeher, Dichter, Tonkünſtler, Mahler; nur Bürger haben wir nicht . . . Was enthalten denn die

Schriften der bekannteſten Philoſophen! Welches ſind denn die Lehren dieſer Freunde der Weisheit! Wenn man ſie hört, ſolte man ſie für einen Haufen Marktſchreyer halten, wovon jeder auf öffentlichen Platze ruft: kommt zu mir! von mir allein werdet ihr nicht betrogen . . . Was für ungeheure Schriften haben unſre Zeiten ausgeheckt. Die Buchdruckerkunſt wird ſie als unwiderſprechliche Beweiſe unſres Verderbens auf die Nachwelt bringen und unſre vielleicht gewitzigten Nachkommen werden die Hände gen Himmel ſtrecken und beten. „Allmächtiger Gott! der du alle Geiſter in deiner Hand trägſt, befreye uns „von den Einſichten und den verderblichen Künſten unſrer Väter; und „ſchenke uns wieder Unwiſſenheit, Unſchuld und Armuth; die einzigen Güter, welche unſer Glück befördern, und vor dir angenehm „ſind. . . Was ſoll man von denen ſagen, welche die Thüren zu dem Heiligthume der Gelehrſamkeit erbrochen, und den Pöbel hereingelaſſen haben! Wie viele ſind durch ſie zu den Wiſſenſchaften verführt worden, welche ſich auf Künſte, die der Geſellſchaft heilſamer ſind, würden gelegt haben. Nur diejenigen ſollte man dazu laſſen, welche was auſſerordentliches zu leiſten im Stande ſind. Dieſe aber müßte man auf die mächtigſte Art ermuntern. Nichts müßte für ihre Hofnung zu hoch ſeyn. Große Gelegenheiten machen große Geiſter. . . . O Jugend! ſchließt er endlich; erhabne Wiſſenſchaft einfältiger Seelen, ſo viel Mühe, ſo viel Anſtalten ſind nöthig, dich zu kennen! Sind deine Lehren nicht in unſer Herz gegraben! Iſt es nicht genug, daß man in ſich ſelbſt geht, wenn man deine Geſetze lernen will, und daß man die Stimme ſeines Gewiſſens höret, wann die Leidenſchaften ſchweigen! Dieſes iſt die wahre Weltweisheit; daran wollen wir uns begnügen lernen. Ohne die berühmten Leute, welche ſich in der gelehrten Welt unſterblich machen, zu beneiden, wollen wir uns beſtreben zwiſchen ihnen und uns den rühmlichen Unterſchied zu machen, welchen man ehedem zwiſchen zwey großen Völkern bemerkte; das eine wußte wohl zu reden, das andre wohl zu handeln.

Mit ſolchen Waffen beſtürmet Rouſſeau die Wiſſenſchaften und Künſte. Ich weiß nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet; auch ſogar alsdann, wann er zu weit geht. Wir könnten verſchiednes einwenden. Wir könnten ſagen, daß die Aufnahme der Wiſſenſchaften und der Verfall der Sitten und des

Staats zwo Sachen ſind, welche einander begleiten, ohne die Urſache und Wirkung von einander zu ſeyn. Alles hat in der Welt ſeinen gewiſſen Zeitpunkt. Ein Staat wächſt, bis er dieſen erreicht hat; und ſo lange er wächſt, wachſen auch Künſte und Wiſſenſchaften mit ihm. Stürzt er alſo, ſo ſtürzt er nicht deswegen, weil ihn dieſe untergraben, ſondern weil nichts auf der Welt eines immerwährenden Wachsthums fähig iſt, und weil er eben nunmehr den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geſchwindigkeit wieder abnehmen ſoll, als er geſtiegen war. Alle große Gebäude verfallen mit der Zeit, ſie mögen mit Kunſt und Zierrathen, oder ohne Kunſt und Zierrathen gebauet ſeyn. Es iſt wahr, das witzige Athen iſt hin, aber hat das tugendhafte Sparta viel länger geblühet? - - Ferner könnten wir ſagen; wann die kriegeriſchen Eigenſchaften durch die Gemeinmachung der Wiſſenſchaften verſchwinden, ſo iſt es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben? Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen ſollen? Und wenn ja den ſtrengen Sitten die Künſte und Wiſſenſchaften nachtheilig ſind, ſo ſind ſie es nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch diejenigen, welche ſie mißbrauchen. Iſt die Mahlerey deswegen zu verwerfen, weil ſie der und jener Meiſter zu verführeriſchen Gegenſtänden braucht? Iſt die Dichtkunſt deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuſchheiten entheiligen? Beyde können der Tugend dienen. Die Künſte ſind das, zu was wir ſie machen wollen. Es liegt nur an uns, wenn ſie uns ſchädlich ſind.

Wie glücklich wäre übrigens Frankreich, wenn es viele dergleichen Prediger hätte. Welcher Damm wird die Laſter, die bey ihnen zu Artigkeiten werden, aufhalten! Welches ſind die Meiſterſtücke, die uns ihr berüchtigter Witz liefert? Sie ſind zu zählen. Die Schriften aber, welche die Religion untergraben, und unter lockenden Bildern die ſchimpflichſte Wolluſt in das Herz ſtößen, ſind bey ihnen unzählbar. Eine philoſophirende Thereſe wird die Predigerin der Unzucht, und ein unſeliger Grabſtichel hilft der Einbildungskraft derjenigen nach, welche ohne ſeine Schilderungen das Aergerniß nur halb treffen würde. Man ſagt, das der Marquis d'A** Verfaſſer dieſes eben ſo unwitzig als eckel geſchriebnen Buchs ſey. Wir zweifeln aber. Der Urheber der jüdiſchen Briefe hat ſich zwar oft genug als einen Feind der Religion erklärt, niemals aber als einen Feind der Tugend. Thereſe verräth allzuſehr die Schule eines unſinnigen Demetrius. Was iſt ſie anders als ein Frauenzimmer, welches ſeine Grundſätze des glücklichen Lebens in Ausübung bringt? Was hat der Verfaſſer mehr gebraucht, ſie zu ſchreiben, als eine Stirne, welche zur Scham zu eiſern iſt? Der einzige Vorzug, mit dem er in allen ſeinen Schriften ſtolz thut. Bey dieſer Gelegenheit können wir den Leſern ſagen, daß ſich der Marquis d'Argens, nachdem er Berlin verlaſſen hat, bey dem Fürſten von Monaco aufhält.

Wer kennt alle die übrigen Schriften, wo das Gift unmerklicher, aber deſto gefährlicher, iſt? Wenn man der Wolluſt ihre gröſte Würze, das Geheimnißvolle, entzieht, ſo wird ſie weit weniger verführen, als wann ein leichter Witz einen dünnen Nebel über ſie bläſet, durch welchen man nur das Ganze und nie alle Theile gewahr werden kann. Von dieſer Art iſt ein kleiner Roman, unter dem Titel: (*) **Das wahre Vergnügen, oder die Liebe der Venus und des Adonis.** Er kömmt aus dem Schooſe Frankreichs, ob uns gleich die Aufſchrift Staub in die Augen ſtreuet. Es iſt eigentlich eine Nachahmung des achten Geſanges des italieniſchen Gedichts Adonis von dem Marino. Der Franzoſe aber hat dem Innhalte Folgen und Verbindungen gegeben, welche man vergebens in dem Originale ſucht. Er hat auch einige von ſeinen eignen Ideen eingeſchaltet. Die Vergleichung hat uns gelehrt, daß man, dieſe zu erkennen, nur die Stellen beobachten darf, wo man am meiſten roth wird. Wir können nicht leugnen, daß Schönheiten darinne verſchwendet ſind, welchen wir einen würdigern Gegenſtand wünſchen wollten. Die Leichtigkeit, die alte Fabellehre glücklich anzuwenden, und ihren Erdichtungen einige neue beyzufügen, welche mit den bekannten vollkommen übereinſtimmen; die Kunſt zu verhüllen, und der Neugierde nur dann und wann einen Durchblick zu gönnen, verrathen keinen Stümper. Wann wird man anfangen, die Tugend ſo reitzend zu ſchildern, als man jetzo das Laſter mahlt?

Durch welches Verhängniß geſchieht es, daß man faſt allen witzigen Köpfen Frankreichs, von dieſer Seite, einen ſchimpflichen Vorwurf zu machen hat? Welcher von ihnen hat nicht etwas geſchrieben, deſſen er ſich vor Tugendhaften ſchämen muß? Von dem großen Corneille an bis zu einem Piron haben alle ihren Witz beſchimpft. Es iſt ih-

---

(*) Les vrais plaisirs ou les amours de Venus & d'Adonis, à Amsterdam chez Mortimer Libraire 1750. in Octav auf 78 Seiten.

nen gleich, ob ſie die göttlichen Harmonien eines Davids wagen, oder ob ſie Sinnſchriften verfertigen, die auch an der Bildſäule eines Priapus eckel ſeyn würden. Einer der bekannteſten von dieſer Art iſt Rouſſeau; ein Mann, der vielleicht unter allen witzigen Köpfen die meiſten Verfolgungen wegen des Mißbrauchs ſeiner Muſe erlitten hat. Wir wollen nicht entſcheiden, ob er eben deſſen, was man ihm eigentlich zur Laſt legte, ſchuld geweſen iſt. Das wenigſtens, was man von ihm nach ſeinem Tode geſehen hat, mahlt uns ihn als einen Mann, welcher durch ſeine tugendhafte Aufführung im reifern Alter, und durch ſeine großmüthige Ertragung des Unglücks die Ausſchweifungen ſeiner Jugend auf die rühmlichſte Art ausgelöſcht hat. Wir haben im vorigen Jahre ſeine Briefe erhalten, welche voller leſenswürdigen Anekdoten ſind. In dieſem aber hat man uns eine Sammlung von noch ungedruckten kleinen Stücken, die theils ihn zum Verfaſſer haben, theils von andern verfertigt, von ihm aber für werth erkannt worden ſind, nebſt ſeinen Werken aufbehalten zu werden, geliefert. Der Titel dieſer Sammlung iſt: **Schreibetafel J. B. Rouſſeaus in zwey Theilen** (*) Der Dichter ſelbſt ſchenkte ſie einige Zeit vor ſeinem Tode an den Hrn. L. D., welcher ſie nunmehr, die Ausgabe ſeiner Werke von 1731. vollſtändig zu machen, der Welt mittheilet. Sie enthält Oden, Briefe, Cantaten, Allegorien, Erzählungen, zwey theatraliſche Stücke und eine Menge Sinngedichte. Man weiß, was Rouſſeau für ein Meiſter in dieſen letztern war. Er wußte das beiſſende mit dem Scherze ſo zu verbinden, daß in keinem der Einfall ohne Satyre, oder die Satyre ohne Einfall iſt. Wir haben eins zu überſetzen gewagt. Hier iſt es.

Als Zevs Europen lieb gewann. [ſ. Band I. S. 3.]

Die zwey theatraliſchen Stücke heiſſen (**) der **Hypochondriſt, oder die Frau, welche nicht redet**, und der (***) **Argwöhniſche**. Beyde ſind in Verſen. Das erſte beſtehet aus fünf Aufzügen, und der Stoff iſt aus dem Engliſchen genommen; das letztre nur aus neun Auftritten, und iſt nichts, als ein kleiner Entwurf eines vollſtändigen Stücks, welcher aber werth iſt, daß ihn eine Meiſterhand auszuführen wagte.

(*) Portefeuille de J. B. Rousseau en II. Tomes à Amsterdam chez Marc Michel Rey 1751. in 12. der erſte Theil von 405 Seiten, der zweyte von 252.

(**) L'Hypocondre ou la femme qui ne parle point.

(***) La Dupe de soi-même, ou le défiant confondu.

Die übrigen Aufſätze ſind faſt alle voller Galle wider ſeine Feinde. Die Nachwelt wird erſtaunen, daß Männer ſich ſo tödtlich haben haſſen können, wovon ihre Hochachtung der eine ſo wohl, als der andre verdient. Ueber ihre kleinen Zänkereyen hinweg ſehend, wird ſie einen Voltaire eben ſowohl als einen Rouſſeau in die Reihe der Dichter ſetzen, welche die Ehre dieſes Jahrhunderts geweſen ſind.

Wird ſie es mit den witzigen Köpfen Deutſchlands auch ſo halten? Wird ſie einen Gottſched und einen Bodmer, einen Scheib und einen Klopſtock in eine Klaſſe bringen? gewiß nicht. Wann es einmal heiſſen wird des verſtorbnen Hrn. von Scheib längſt verſtorbene Thereſiade, ſo wird man den Meßias immer noch ein ewiges Gedichte nennen. Man wartet mit Verlangen auf den Reſt, zu welchem man die inſtehende Meſſe Hofnung gemacht hat. Das Präſervativ, welches der Hr. Prof. Gottſched in ſeinen Gedichten gütigſt dargegen hat mittheilen wollen, wird hoffentlich nur bey ſeinen Schülern anſchlagen. Wie erfreut würden wir ſeyn, wenn er einmal die undankbare Dichtkunſt verlaſſen wollte, und der Welt keine Gelegenheit zu geben ſuchte, ihn auf ſeiner ſchwächſten Seite zu betrachten, da er ſich auf ſo vielen andern zeigen kan, welche ihm alle Hochachtung erwerben. Hätte der Hr. Profeſſor, an ſtatt den Meßias zu tadeln, diejenigen ſteifen Witzlinge angefallen, welche ſich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieſer erhabnen Dichtungsart lächerlich machen, ſo würden wir ihm mit Vergnügen beygetreten ſeyn. Es giebt nur allzuviele, welche glauben, ein hinkendes heroiſches Sylbenmaß, einige lateiniſche Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, ſie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiſte, welcher die erhitzte Einbildungskraft über dieſe Kleinigkeiten zu den groſſen Schönheiten der Vorſtellung und Empfindung reißt, bemühen ſie ſich, an ſtatt erhaben dunkel, an ſtatt neu verwegen, an ſtatt rührend romanenhaft zu ſchreiben. Kann was lächerlicher ſeyn, als wenn hier einer in einem verliebten Liede mit ſeiner Schönen von Seraphinen ſpricht, und dort ein andrer in einem Heldengedichte von artigen Mädchens, deren Beſchreibung kaum dem niedrigern Schäfergedichte gerecht wäre? Gleichwohl finden dieſe Herren ihre Bewunderer; und ſie haben, groſſe Dichter zu heißen, nichts nöthig, als mit gewiſſen witzigen Geiſtern, welche ſich den Ton in allem, was ſchön iſt, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu ſtehen. Sie bringen übrigens durch die ausſchweifenden Lobeserhebungen, welche ſie dem Meſſias auf eine Weiſe ertheilen, die genugſam zu verſtehen giebt, daß ſie nicht einmal die wahren Schönheiten an demſelben empfinden, denjenigen, welche dieſes große Gedicht noch nicht hinlänglich kennen, eine Art eines widrigen Vorurtheils dagegen bey. Folgende Sinnſchrift mag es beweiſen, die wir vor einiger Zeit von guter Hand erhalten haben.

Ihm ſingen ſo viel mäßige Dichter. [ſ. Band I, S. 19.]

Die wenigſten von ihnen verſtehen das Erhabne, und halten alſo alles, was ſie nicht verſtehen, für erhaben. Was ihnen einmal außer dem Geſicht iſt, iſt für ſie gleich hoch. Solche Richter müſſen auch diejenigen ſuchen, welche ihre erbärmlichen Verſuche dem Meſſias an die Seite geſetzt wiſſen möchten. Wären ſie nicht der Fabel entwachſen, ſo würden wir ihnen folgende erzählen.

Zur Feldmaus ſprach ein Spatz: ꝛc. [ſ. Band I, S. 101.]

Der Reim iſt es, gegen welchen dieſe Herren am unerbittlichſten ſind. Sie wollen ſich vielleicht rächen, daß er ihnen niemals hat zu Willen ſeyn wollen. Ein kindiſches Geklimper nennen ſie ihn mit einer verächtlichen Mine. Gleich, als ob der kützelnde wiederkommende Schall das einzige wäre, warum man ihn beybehalten ſolle. Rechnen ſie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überſtiegnen Schwierigkeit entſteht, für nichts? Iſt es kein Verdienſt, ſich von dem Reime nicht fortreiſſen zu laſſen, ſondern ihm, als ein geſchickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geſchickte Wendungen eine ſo nothwendige Stelle anzuweiſen, daß man glauben muß, ohnmöglich könne ein ander Wort an ſtatt ſeiner ſtehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieſer Anwendung, ſo verräth man nichts als ſeine Schwäche in der Sprache und die Armuth an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Utz, Leſen zeigen gnugſam, wie man über den Reim herrſchen, und ihm das vollkommne Anſehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit iſt mehr ſein Lob, als ein Grund ihn abzuſchaffen. Und die von unſern neuern Dichtern, welche ihn verachten, was für Freyheit haben ſie einem ungebundenen Geiſte verſchaft, wenn ſie an ſtatt eines ſchweren Reimes eine noch weit ſchwerere Harmonie einführen wollen? [ſ. Band I, S. 173.]

Ein Wahn hat ſie berauſchet
Der nicht die Feſſeln flieht, die Feſſeln nur vertauſchet.

Die Ketten von dem Fuß ſich an die Hände legt,
Und glaubt, er trägt ſie nicht, weil ſie der Fuß nicht trägt.

Man nennt die Verſe ſeichter Dichter, welche reimen, gereimte Proſe, wie aber ſoll man das Gewäſche gleich ſeichter Dichter nennen, welche nicht reimen? Wird man nicht ſagen müſſen: [ſ. Band I, S. 21.]

Ein ſchlechter Dichter Spahr? Ein ſchlechter Dichter? Nein.
Denn der muß wenigſtens ein guter Reimer ſeyn!

Daß aber ein Heldendichter und ein dramatiſcher Poet die Reime weg läßt, iſt ſehr billig; denn da verurſacht der Uebelklang eines faſt immer gleichen Abſchnitts einen größern Verdruß, als das Vergnügen ſeyn kann, welches jene ſchön überwundenen Hinderniſſe erwecken.

Monat May 1751.

Wenn ein kühner Geiſt, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geſchmacks durch einen neuen Eingang dringet, ſo ſind hundert nachahmende Geiſter hinter ihm her, die ſich durch dieſe Oeffnung mit einzuſtehlen hoffen. Doch umſonſt; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor geſprengt, ſchlägt er es hinter ſich zu. Sein erſtaunt Gefolge ſieht ſich ausgeſchloſſen, und plötzlich verwandelt ſich die Ewigkeit, die es ſich träumte, in ein ſpöttiſches Gelächter.

Endlich hat die Welt den erſten **Band des Meſſias** erhalten, worinne zu den drey bekannten Geſängen der vierte und fünfte gekommen ſind. Er iſt dem Könige von Dännemark in einer Ode zugeſchrieben. Es verſteht ſich; wenn der Verfaſſer des Meſſias eine Ode macht, ſo wird es in der That eine Ode ſeyn. Sie erhebt den König, welcher ein Menſchenfreund iſt. · · „Ihn erſahe Gott mit einweihendem Blicke, als er gebohren ward, zum Vater des Vaterlandes · · Umſonſt winkt ihm der ſchimmernde Ruhm in das eiſerne Feld, „wo die Unſterblichkeit viel zu theuer durchs Blut blühender Jünglinge, „durch die nächtlichen Thränen der Mutter und Braut erkauft wird · · „Für ihn war der Eroberer zu klein, ſo bald er zu fühlen begann. „Nie weint er bey deſſen Bilde ſeines gleichen zu ſeyn · · Nach dem „Ruhme nur weint er, geliebt zu ſeyn vom glückſeligen Volke, Gott „nachzuahmen, der Schöpfer des Glücks vieler Tauſend zu werden · · „Er iſt ein Chriſt! · · Er belohnt redliche Thaten, und belohnt ſich „zu erſt · · Lächelnd ſchaut er alsdann auf die Muſe, welche das „Herz tugendhafter und edler macht · · Er winkt dem ſtummen Verdienſt, das in der Ferne ſteht.“ · · · · Seht da, die zerſtreuten

Glieder des Dichters! Jeder Satz iſt eine Schilderung, und jedes Wort ein Bild. Betrachtet ſie Stückweiſe. Eine Schönheit wird die andre hervorbringen, und jede bleibt groß genug, unzähliche Anfangs unbemerkte in ſich zu enthalten, wann ihr mit der Zergliederung fortfahret. So wird unter dem Schnitte des neugierigen Naturforſchers jeder Theil des Polypus ein neuer, und erwartet nur die wiederhohlte Trennung, auch aus ſeinen Theilen vollſtändige Ganze dem verwundernden Auge darzuſtellen. - - Die Versart, welche der Dichter gewählt hat, iſt eine Horaziſche, voller majeſtätiſchen Wohlklangs, und ungemein geſchickt, die Gedanken ſo rund zu machen, als möglich. Die drey erſten Zeilen ſind Aſclepiadeiſch und die vierte Glyconiſch. Ueberall iſt der Werth der Sylben und der Abſchnitt genau beobachtet worden, welches man um ſo vielmehr bewundern muß, je ungewohnter bisher die deutſche Sprache der römiſchen Feſſeln geweſen iſt. Dieſe Genauigkeit ſcheint unumgänglich, wenn ein bardiſches Ohr die kunſtreiche Harmonie eines Flaccus fühlen ſoll. Wir wollen die erſte Strophe bezeichnet herſetzen, in Hofnung, daß wir einigen Leſern damit einen Gefallen erweiſen.

— — — ◡ ◡ — — ◡ ◡ — ◡ ◡
Welchen | König der Gott | über die Kö|nige
Mit ein|weihenden Blik | als er geboh|ren ward,
Vom O|lympus her ſah,| der wird ein Men|ſchenfreund
— — — ◡ ◡ — ◡ —
Und des | Vaterlands Va|ter ſeyn.

Sogar in dem Vorberichte zu der Ode herrſcht eine gewiſſe ungezwungene Hoheit, welche an der Spitze eines Gedichts, wie der Meſſias iſt, ſehr wohl läßt. „**Der König der Dänen**, heißt es, hat „dem Verfaſſer des Meßias, der ein **Deutſcher** iſt, diejenige Muſſe „gegeben, die ihm zu Vollendung ſeines Gedichts nöthig war." - - Ein vortrefliches Zeugniß für unſre Zeiten, welches gewiß auf die Nachwelt kommen wird. Wir wiſſen nicht, ob alle Leute ſo viel Satyre darinne ſehen, als wir. Wir wollen uns alſo aller Auslegung enthalten. Vielleicht daß wir mehr ſehen, als wir ſehen ſollten. - - Nur eine kleine Anmerkung von der nördlichen Verpflanzung der witzigen Köpfe. - - Doch auch dieſe wollen wir unterdrücken.

Der vierte Geſang enthält die Berathſchlagung des jüdiſchen Synedriums, die Verrätherey des Judas, das letzte Abendmal der Jünger mit Jeſu, ſeinen Gang nach dem Oelberge - - Kaiphas hatte ei nen Traum vom Satan gehabt; voller Angſt lag er auf dem Lager, und warf ſich ungeſtüm und voll Gedanken herum.

Wie tief in der Feldſchlacht
Sterbend ein Gottesleugner ſich wälzt; der kommende Sieger,
Und das bäumende Roß, der rauſchenden Panzer Getöſe,
Und das Geſchrey, und der Tödtenden Wut, und der donnernde Himmel
Stürmt über ihm; er liegt und ſinkt mit geſpaltenem Haupte
Dumm und gedankenlos unter den Todten, und glaubt zu vergehen.
Drauf erhebt er ſich wieder, und iſt noch, und denkt noch, und fluchet,
Daß er noch iſt, und ſprizt mit bleichen ſterbenden Händen
Blut gen Himmel, Gott flucht er, und wollte ihn gerne noch leugnen.
Alſo betäubt ſprang Kaiphas auf, und ließ die Verſammlung
Aller Prieſter und Aelteſten im Volke ſchnell zu ſich berufen. :c.

Wie vortreflich iſt dieſes Gleichniß ausgemahlt! Es iſt eines von denen, welches der Dichter mehr als einmal braucht, und immer auf einer neuen Seite ſchildert; ſo wie Virgil den Löwen - - Es würde eine Beleidigung gegen unſern Leſer ſeyn, wenn wir mehr Stellen ausziehen wollten. Wir würden zu glauben ſcheinen, ein Menſch von Geſchmack könne ſich mit abgeriſſnen Stücken begnügen.

Der fünfte Geſang enthält die Leiden Jeſu auf dem Oelberge. Die Wahrheit zu geſtehen, dieſe war eine von den Stellen, wo wir den Dichter erwarteten. Er hat unſre Hofnung, er hat ſich ſelbſt übertroffen. Einen einzigen Ort wollen wir bemerken, wo er einen Kunſtgrif anwendet, den man bey dem Virgil für eine Unvollkommenheit anſieht - - Gott war auf Tabor herabgeſtiegen, mit dem Meſſias ins Gerichte zu gehen, und die Sünden alle hatten ſich vor ihm verſammelt.

Aber Gott dachte ſich ſelbſt, die Geiſterwelt, die ihm getreu blieb;
Und den Sünder, das Menſchengeſchlecht. Da ergrimmt er, und
ſtand jezt
Hoch auf Tabor und hielt den erzitternden Erdkreis,
Daß er nicht vor ihm verging.

Hier bricht er den Vers ab; und dieſer Ruhepunkt läßt dem Leſer Zeit, ſich von der Laſt dieſes ſchwangern Gedankens, den der Dichter ſelbſt nicht bis an das Ende der Zeile fortzuwälzen gewagt hat, zu erholen. Wann alle die halben Verſe bey dem Virgil, welche ſeine Ausleger Stützen (tibicines) nennen, von gleicher Beſchaffenheit wäten, wie es einige in der That ſind, ſo würden die Kunſtrichter ſehr auszulachen ſeyn, die ſich die Mühe gegeben haben, ſie auf Gerathewohl zu erfüllen.

Unſer Dichter hat ſich nunmehr ſeinem erhabnen Belohner genähert. Er befindet ſich in Kopenhagen, und ohne Zweifel in derjenigen glücklichen Ruhe, woran die Aufmerkſamkeit der Welt Theil nimmt, und welche allezeit die Mutter der ewigſten Werke geweſen iſt. Ein belohnter Dichter iſt zu unſern Zeiten keine geringe Seltenheit. Dieſe Seltenheit aber wird noch weit gröſſer, wenn der Dichter ein Deutſcher iſt, und wenn ſeine Geſänge nichts als Religion und Tugend athmen. - - Könnte man dieſes letztre von dem franzöſiſchen Poeten Piron ſagen, ſo würde vielleicht ſein Wohlthäter eine Urſache weniger gehabt haben, ſich ihm und der Welt nicht zu entdecken. Dieſe Begebenheit verdient, daß wir ſie unſern Leſern mittheilen. Hier iſt der Brief, welchen er an den Verfaſſer des franzöſiſchen Merkurs geſchrieben hat, der ſie am beſten erzählen wird.

Mein Herr,

„Ich zweifle nicht, daß Sie nicht an den gehäuften Unglücksfällen, welche mich ſeit einem Jahre betreffen haben, Antheil werden genommen haben, wann anders die Nachricht davon bis zu Ihnen gekommen iſt. Ich habe ihrer Empfindlichkeit die Erzählung derſelben erſparen wollen; einen Zufall aber, welcher mir jetzo den Augenblick wiederfahren iſt, kann ich Ihnen unmöglich verſchweigen. Er iſt weit ſonderbarer, als alle meine Unglücksfälle geweſen ſind, und iſt ſo beſchaffen, daß ich Zeit meines Lebens daran denken werde. Das auſſerordentlichſte dabey iſt, daß ich nicht weiß, an wen ich mich deswegen halten ſoll, noch wodurch und wie ich mir ihn zugezogen habe. Hören Sie nur. Ich erhielt vor kurzem einen Brief ohne Namen, in welchem man mich bat, mich den und den Tag, zu der und der Stunde, in der und der Straſſe, bey einem gewiſſen Herrn - - - (welchen ich nicht im geringſten die Ehre hatte zu kennen) einzufinden, welcher mir ſagen würde, was man von mir verlange.

„Ich begab mich den beſtimmten Tag richtig dahin, doch nicht ohne eine kleine Bewegung, welche bey annahender Entwicklung ſolcher geheimnißvollen Anweiſungen ganz natürlich iſt. Hier kömmt endlich ein gewiß recht rührender Theaterzufall, der aber etwas we-

„niger abgedroſchen iſt, als die, welche wir auf der Bühne zu ſehen „bekommen.

„Dieſer Herr . . . war ein Notar, ein ſehr wackrer und höflicher Mann, welcher mir, ſobald er mich ſahe, die Feder darreichte, einen Contract auf 600 Livres Leibrenten, welche zu meinem Gebrauch ausgeſetzt waren, ohne daß ich einen Heller zu dem „Capitale gegeben hatte, zu unterzeichnen. Er gab mir zugleich eine „Rolle, worinne 25 Louisd'or auf das erſte Jahr waren. Sie können leicht begreiffen, in was für eine Flut von Fragen mein Erſtaunen und meine Dankbarkeit ausbrechen mußte. Doch umſonſt, „ich bekam keine Antwort. Der Notar verrichtete, was ihm aufgetragen war, und die Verſchwiegenheit war eine von ſeinen Vorſchriften. „Seine Rolle war aus, meine fängt nunmehr an, und dieſe iſt, den „edeln Urheber des Stücks zu entdecken, oder mit Verdruß zu ſterben.

„Es iſt kein Stof, den man von der Kanzel ableſen könnte, ob „er es gleich, wie mir es ſcheint, ſeyn ſollte. Denn iſt denn die Kanzel nur dazu, daß ſie ſtrafbare Handlungen bekannt machen ſoll? „Würde dieſer Zufall nicht eben ſo gut erbauen, als jede andre Abdankung? Ich frage Sie darum, mein Herr. Weil es aber doch „der Gebrauch nicht iſt, ſo erzeigen Sie mir wenigſtens den Gefallen „und unterſtützen meine Begierde denjenigen kennen zu lernen, an „welchen ich mich mit meinen ſchuldigen Dankſagungen zu wenden habe. „Zeigen Sie dieſen Brief einer gewiſſen Perſon von ihren Bekannten, „welche Ihnen wohlwill, welche überall in der Welt bekannt iſt, „welche alles wiſſen will, und in der That auch alles weiß, welche „alles ſagt, was ſie weiß, und zuweilen noch mehr. Sie wird plaudern, ſie wird plaudern laſſen, und dadurch wird vielleicht jemand „hinter das Geheimniß kommen. Dieſe Perſon iſt das Publicum. „Ich bin mit aller Hochachtung, mein Herr ꝛc.“

Piron.

Auf dieſen Brief folgt eine kleine Sinnſchrift, woven dieſes der Einfall iſt. „Wann derjenige, welcher gerne Gutes thut, ein Bild „Gottes auf Erden iſt, ſo iſt der es noch vielmehr, welcher es unſichtbar thut.“ . . . Wir hoffen, daß Leſer von Gefühl hierbey alles empfinden werden, was eine das Licht fliehende Großmuth, und eine Dankbarkeit, welcher man die Hände gebunden hat, empfinden zu laſſen fähig iſt. Wie ſchmeichelnd iſt dieſe uneigennützige Wohlthat, welche dadurch, daß ihr Urheber dem Dichter die Freyheit läßt, ſie zuzuſchreiben, wem er will, eine Art einer öffentlichen Belohnung wird. Noch ſchmeichelhafter muß es ſeyn, wenn man die Ueberzeugung damit verbinden kann, dieſe Belohnung verdient zu haben, ſie durch den Eifer verdient zu haben, die verſcheuchte Jugend der Welt an der Hand der ihr geweihten Muſe zuzuführen, nicht aber durch einen zügelloſen Witz, welcher Himmel und Sitten lächerlich macht, ſie erſündigt zu haben.

Wann der Verfaſſer des Meßias kein Dichter iſt, ſo iſt er doch ein Vertheidiger unſerer Religion. Und dieſes iſt er mehr als alle Schriftſteller ſogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweiſe. Oft beweiſen dieſe Herren durch ihre Beweiſe nichts, als daß ſie das Beweiſen hätten ſollen bleiben laſſen. In einer Zeit, da man das Chriſtenthum nur durch Spöttereyen beſtreitet, werden ernſthafte Schlüſſe übel verſchwendet. Den bündigſten Schluß kann man durch einen Einfall zwar nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abſchneiden. Man ſetze Witz dem Witze, Scharfſinnigkeit der Scharfſinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, ſo ſuche man auf der andern Seite, ſie in alle dem Glanze vorzuſtellen, wo ſie unſre Ehrfurcht verdienet. Dieſes hat der Dichter gethan. Das erhabenſte Geheimniß weiß er auf einer Seite zu ſchildern, wo man gern ſeine Unbegreiflichkeit vergißt, und ſich in der Bewunderung verlieret. Er weiß in ſeinen Leſern den Wunſch zu erwecken, daß das Chriſtenthum wahr ſeyn möchte; geſetzt auch, wir wären ſo unglücklich, daß es nicht wahr ſey. Unſer Urtheil ſchlägt ſich allezeit auf die Seite unſres Wunſches. Wann dieſer die Einbildungskraft beſchäftigt, ſo läßt er ihr keine Zeit auf ſpitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den meiſten ein unbeſtrittner Beweis eben das ſeyn, was einem Weltweiſen ein unzubeſtreitender iſt. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wann die Arzeney heilſam iſt, ſo iſt es gleich viel, wie man ſie dem Kinde beybringt - - Dieſe einzige Betrachtung ſollte den Meßias ſchätzbar machen, und diejenigen behutſamer, welche von der Natur verwahrloſet ſind, oder ſich ſelbſt verwahrloſet haben, daß ſie die poetiſchen Schönheiten deſſelben nicht empfinden. Beſonders wann es zum Unglücke Männer ſind, die bey einer Art Leute, welche immer noch den größten Theil macht, ein gewiſſes Anſehen haben.

Wir wollen den Leſern einen kleinen Auszug aus der Vorrede, welche der Hr. D. Triller dem jüngſt herausgekommenen fünften Theile ſeiner Gedichte vorgeſetzt hat, mittheilen. Man darf gewiſſe Leute nur an dem gehörigen Orte reden laſſen, wenn ſie ihre eigne Satyre reden ſollen. „Die Liebhaber einer ungezwungnen, leichten „und erbaulichen Dichtkunſt ſind meine geringen Gedichte noch nicht „überdrüßig. · · Ich überreiche dieſen fünften Theil mit der faſt zuverſichtlichen Hofnung, daß er nicht gänzlich mißfallen wird · · Sie „ſind nicht alle von gleichem Werthe und Nachdrucke · · Wo ſie keine „Bewunderung erwecken, ſo werden ſie doch auch keinen Eckel erregen · ·“ (Horaz ſagt, nicht wir,

Mediocribus eſſe poetis
Non homines, non dii, non conceſſere columnæ · ·

· · · · · ·

· Animis natum inventumque poema juvandis,
Si paulum a ſummo deceſſit, vergit ad imum.)

· · „Wir haben diejenige natürliche, leichte, flieſſende und mit einem Worte menſchliche Art zu dichten, auch in unſerm Alter nicht „verlaſſen wollen, welche wir vormals in der blühenden Jugend „wohlbedächtig angenommen haben · · Sie hat ganzer dreißig Jahr „bey vielen gelehrten und ungelehrten Leſern Beyfall erhalten · · „Man wird auch in dieſem Theile keine dunklen, ſchweren und Räthſelvollen Ausdrücke von den ſteilen und unwegſamen Alpen, oder aus „der neuen Arche Noah, und den duftigen Cedern von Libanon her „· · viel minder aber ſo genannte nur ſchöpfriſche Erfindungen antreffen „· · Es ſollte mir leid ſeyn, wenn ich unter die Afterſchöpfer gezählt „werden könnte · · Die neuen Heldengedichte, davon bisher ſo ein „ungeſtümes Lärmen, zum Trotz der geſunden Vernunft, und Beleidigung des Wohlklangs, allenthalben gehöret werden, ſind nur für „die rauhen und ſchwermüthigen Einwohner des Saturnus · · Unſre „natürlich denkenden Weltbürger werden ſie nicht eher verſtehen, als „bis ſie in reines Deutſch und in eine menſchliche Dichtart überſetzt „werden · · · Schöpferiſch ſchreiben, ſchöpferiſch dichten ſind ſtrafbare „und unchriſtliche Ausdrücke · · · Wir wiſſen aus der Schrift, Vernunft und Natur, daß nur ein einziger Schöpfer iſt · · Die Weltweiſen, ja Gottesgelehrte ſelbſt hätten es beſſer überlegen ſollen, ehe „ſie die Schöpferwürde einem ohnmächtigen Geſchöpfe zugeeignet hät-

„ten · · Sie ſchaffen aber lauter Abentheuer, wie aus der Miltoniſchen Geſpenſter und Geiſterhecke, aus Dantes Hölle ꝛc. ꝛc. mit Entſetzen zu erſehen iſt · · Wenn diejenigen Schöpfergeiſter ſind, die ein paar Dutzend neue und zum Theil gar fromme und büſſende Teufel erſinnen können, wie ſie in den bekannten Fauſtiſchen und Wagneriſchen Lebensbeſchreibungen ſtehen; die Schaaren von Seraphs eigenmächtig erdichten oder eine froſtige und finſtre Sonne unter der Erde ungeheiſſen aufgehen laſſen, als ob die oberſte allgemeine Sonne ſo eine unnöthige Nebengehülfin brauchte: ſo müſſen alle Trunkene, Träumende und Mondſüchtige auch in die ſeltne Claſſe der ſchöpferiſchen Geiſter zu ſetzen ſeyn · · · Die Menge von Gelehrten und Kennern iſt unzählig, welche mit dieſer ungewöhnlichen Art zu dichten nicht zu frieden ſind · · Viele haben nicht einmal einen Geſang, oder Ungeſang, weil es ſich weder *reimt* noch ſonſt poetiſch *klingt*, ganz aushören können · · · Doch dieſe ſchöpferiſche Heldengedichte werden ſchon mit der Zeit verſchwinden, wenn dieſes jezige faſt allgemeine Sinnenfieber wird nachgelaſſen haben · · · Ich wünſche es aus *herzlichem* Mitleiden · · · Ich würde mir die Mühe nicht gegeben haben, mein Urtheil zu ſagen, weil an der ganzen Sache wenig gelegen, woferne mir es nicht *vornehme* Standesperſonen anbefohlen hätten · · Opitz, Flemming, Gryphius, Günther ꝛc. haben von dieſer Art zu dichten nichts gewußt · · Wann ſie wieder kommen ſollten, würden ſie ſich *vermuthlich* über dieſe afrikaniſchen Wundergeburten entſetzen · · Ich danke dem gütigen Himmel, daß ich von der Dichtkunſt nicht leben darf, ſondern weit rühmlicher etwas anderes und nützlichers gelernt habe, als meine Verſorgung mit ſchöpfriſchen Gedichten zu gewinnen, oder mit elenden zuſammengeraſften Zeitungsſchreiben, und unanſtändigen Durchhecheln gelehrter und *verdienter* Männer das Brod zu verdienen. · · Das unhöfliche Schreyen gegen meine unſchuldigen, und zum *mindeſten* nicht unnützen Gedichte iſt ganz vergebens geweſen · · Doch ich habe mit dieſen lächerlichen Leuten zu lange geſchertzt. Ich empfehle dem billigen Leſer meine *mittelmäßige* Muſe, und verſpreche ihm den ſechſten Theil und einen beſondern Band geiſtlicher Gedichte. Ich bin für ſeine *unverdiente* Wohlgewogenheit ꝛc.

Hier fehlt nichts, als daß Herr D. Triller nicht noch, nach Maßgebung des Orts, wo er jetzo lebet, die orthodoxe Verſicherung hinzufügt, daß der Meßias, (denn dieſes Gedichte meint er doch, ob er es gleich nicht nennet,) voller ketzriſchen Irrthümer ſey. Und wer weiß ob nicht ehſtens der elende Geſchmack den Aberglaube zu Hülfe ruft. Ein Ungeheuer muß das andere vertheidigen helfen. Aber warum ereifert ſich der Herr Profeſſor! Die Hiſtorie der Schildbürger wird immer noch geleſen, ob man gleich Clariſſen hat. Laßt uns unſerm Vaterlande Glück wünſchen, daß ſeine Dichter, nach langen Verirrungen, den wahren Weg des Alterthums gefunden haben! Welche mit den Alten am meiſten zu prahlen pflegen, kennen ſie am wenigſten. Es giebt Männer, welche auf allen Seiten den Horaz anführen, und in dem ganzen Werke iſt nicht eine Horaziſche Schönheit.

Wir haben mit einer Anmerkung angefangen, wovon der Leſer vielleicht ſchon die Anwendung gemacht hat. Er mag ſie aber gemacht haben, wie er will, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß wir nichts damit ſuchen, als diejenigen abzuſchrecken, welche ihre Schultern einem Werke unterziehen, dem ſie nicht gewachſen ſind. Hierher gehört der Verfaſſer eines Gedichts in drey Geſängen; **Jacob und Joſeph.** Es iſt nichts als eine ausgedehnte Erzählung deſſen, was man von der zweyten Reiſe der Söhne Jacobs nach Egypten, bis auf den Zug des ganzen Geſchlechts dahin, in der Bibel findet. Die Erfindungskraft hat wenig dabey gearbeitet; obgleich die Geſchichte einer epiſchen Fabel weit ähnlicher hätte können gemacht werden. Doch vielleicht iſt es wider den Sinn des Verfaſſers ſelbſt, ſein Werk auf dieſer Seite betrachten zu laſſen, und er iſt zufrieden einen beträchtlichen Platz unter den hiſtoriſchen Poeten zu finden. Dieſen kann man ihm nicht verſagen. Hier iſt eine Stelle zur Probe. Es ſind die Worte des Jacobs, da er ſeinen Sohn das erſtemal wieder umarmet.

Und o, ſprach der Erzvater, mit Freuden wollt ich jetzt ſterben,
Da ich noch einmal dein Antlitz geſehn, dich noch lebend geſehen!
Welche gräßliche Lücke mit eingeſtürzetem Rande,
Wie der gehnende Schlund des Pardels, mit Zähnen umzäunet,
Brach in mein Leben ein von jenem mühſeligen Tag an,
Da du von Dothan nicht wiederkamſt, und die Brüder mir ſagten,
Joſeph hätt ein Raubthier zerfleiſcht, und den ſtreifigten Rock mir
Brachten, und fragten: **Sieh, Vater, obs wohl des Joſephs
Gewand ſey;**
Bis zu dem frölichen Tag, da Juda die beſſere Nachricht,

Kaum geglaubte, nicht glaubliche Nachricht, nach Mamre gebracht hat,
Joſeph lebt, und Joſeph regiert, auch gab ihm Gott Erben.
Alle die Längen von Jahren, die zwiſchen die Tage getreten,
Hielt die Trauer mich feſt und löſchte den männlichen Muth aus.
Wehmuth ſtreut auf das Grau der Haare mir Wolken von Aſche.
Aber dieß lange Weh erſetzt die vollkommenſte Freude,
Dieſe geſegnete Blicke, wohl werth, ſie ſo zu erkaufen.

Ein gewiſſer Kunſtrichter hat den Rath gegeben, diejenigen Werke mit lateiniſchen Buchſtaben drucken zu laſſen, welche verdienten, von den Ausländern geleſen zu werden. Bey dem Jacob und Joſeph hätte man die Gothiſchen Buchſtaben alſo immer noch behalten können.

Mit weit andern Augen muß man die zwey erſten Geſänge des Gedichts, der Sündfluth betrachten. Der Verfaſſer hat nichts geringes gewagt. Dem Dichter des Noah entgegen zu arbeiten, heißt, wie er ſelbſt ſagt, nach einem Ulyſſes Bogen greiffen, den zu ſpannen Muth und Sehnen von nöthen ſind. „Doch, fährt er fort, der „Verluſt ſelbſt in dieſem Kampfe iſt geringer als die Ehre des Unternehmens. Es iſt ſchon ein vornehmer Ruhm der andere oder der „dritte nach dem Sieger zu ſeyn. Hier ſind anſehnliche Gewinnſte „auch für die nächſten nach ihm ausgeſetzet. Oft iſt es ſehr ſchwer, „unter zweyen, deren jeder ſeine ſtarke Anſprache an den Sieg hat, „zu entſcheiden.“ Dieſes iſt gewiß, und eine Vergleichung dieſer zwey wetteifernden Gedichte wird es am beſten lehren. Der Raum nöthiget uns, ſie auf das künftige Stück zu verſparen. - - Wie ſtolz wird Deutſchland ſeyn können, wenn alle dieſe Werke ſo glücklich zu Stande kommen, als ſie angefangen ſind. Drey Heldendichter zu gleicher Zeit in Deutſchland! Zu viel gutes, zu viel auf einmal!

Wie einſam dagegen ſitzt Frankreichs Kalliope! Ein blitzender Witz hat ihr die Larve einer Buhlerin aufgedrückt und ihren majeſtätiſchen Purpur mit Flittergolde beſetzt. Ihre Trompete iſt dem Momus in die Hände gefallen. Will man den Beweis? hier iſt er. **Das neue Jahr, ein heroiſches Narrengedichte.** (*) Es beſtehet aus zehn Geſängen, wovon der längſte ohngefehr 80 Zeilen hat. Unter den kleinen Calendern, welche die Franzoſen einander zum Neuenjahre ſchen-

---

(*) Le nouvel an, Poeme Heroi-Fou. *Aimés-vous la Mascarade! On en a mis partout.* Delpréaux à Brochuromanie, l'an du deluge des Almanachs 1751. in 12. 60 Seiten.

ken, iſt in dieſem Jahre einer in Verſen geweſen, welcher der Almanach der Liebe heißt. Man kan ſich leicht einen Begrif davon machen. Die Gewalt dieſes Almanachs über das ſchöne Geſchlecht iſt der Stof dieſes Gedichts. Lycoris hat den Linder bezaubert; er erklärt ihr ſeine Liebe; Lycoris verwirft ſie auf das grauſamſte: erſter Geſang. Amor erſcheint dem Linder am Ufer der Seine, tröſtet ihn, und giebt ihm den Almanach der Liebe, mit der Verſicherung, daß eine einzige Lection daraus ſeine Geliebte überzeugen werde, jedes Herz ſey ihm Opfer ſchuldig: zweyter Geſang. Linder eröffnet das Buch, erſchrikt Anfangs da er ſieht, daß es ein Calender iſt, faſſet aber neuen Muth da er den eigentlichen Innhalt ſieht: dritter Geſang. Es iſt Nacht, Linder ſchläft, im Traum erſcheinen ihm die Liebes-Götter und Grazien, welche ſich über ſeinen Almanach erluſtigen. Er ſieht ſeine Lycoris im Schlafe ſich ihm ergeben, er küßt ſie im Schlafe. „Wird „man mir glauben, ſpricht der Dichter, wenn ich ſage, daß die Grazien, die das alles mit anſahen, finſtre Grimaſſen machten, daß eine „Zweydeutigkeit ihre Tugenden in Harniſch jagte? Nein, nein; die „Zeit der Scham iſt vergangen. Die Grazien ſind wie andre Schönen. Hinter dem Fächer braucht man über nichts roth zu werden ꝛc.“ vierter Geſang. Der Neujahrstag bricht an; ſeine Thorheiten belacht ein Philoſoph: fünfter Geſang. Linder begiebt ſich zu ſeiner Lycoris; ſie will ihn nicht anhören, ſie wirft ſein Geſchenke zu Boden; eine alte häßliche Kammerfrau wagt es Schiedsrichterin zu ſeyn; ſie vertheidigt den Linder; Linder küßt das Geſpenſte aus Dankbarkeit mehr als einmal; alle Anweſende lachen darüber, und endlich auch Lycoris: ſechſter Geſang. Linder und Lycoris ſind allein; er ſpricht aufs neue von ſeiner Liebe; die Unbewegliche will ihm nichts als Freundſchaft zugeſtehen. Endlich überreicht er ihr den Almanach; voller Verachtung wirft ſie ihn auf den Nachttiſch, und ſchwört ihn nicht zu leſen. Linder geht fort in der ſichern Hofnung ſeine Geliebte morgen verändert zu finden: ſiebender Geſang. Die Neugier beſiegt die Lycoris; ſie lieſt den Almanach; ihr Herz wird zärtlich; ſie geht zur Ruhe: achter Geſang. Lycoris träumt; ihr Traum iſt ein wollüſtiges Räthſel, welches der Dichter den Traumdeutern zur Erklärung vorlegt: neunter Geſang. Linder kömt mit anbrechenden Morgen zu ſeiner Schönen und ſie überliefert ſich ihm. „Iſt dieſes gleich eine Fabel, ſchließt „der Dichter, ſo hütet euch doch ihr Schönen für die Almanachs in

„Verſen; ſie verbergen Schlangen unter angenehmen Blumen; der Almanach der Liebe iſt der Almanach des Teufels.“ • • Hat es ſich der Mühe verlohnt, daß wir dem Leſer dieſe Kleinigkeit ſo weitläuftig erzählt haben? Die untermengte Satyre iſt fein, ſie hat aber nichts als gewiſſe Modethorheiten zum Gegenſtande. Den Ausländern wird ſie dadurch unverſtändlich; und in Paris ſelbſt ohne Nutzen, ſo bald man dieſe Thorheiten mit andern abwechſelt. Eine Abwechſelung worinne Frankreich ſo ſinnreich, als in Veränderung ſeiner Kleider iſt.

Vielleicht iſt die Epiſche Dichtkunſt in England glücklicher? Noch bewundert es ſeinen Leonidas, ein Werk, deſſen Schönheit ſich einem freyen Engländer in einer Vergröſſerung zeigen müſſen, worinne ſie wenigſtens kein zum dienen gebohrner Franzoſe zu fühlen fähig iſt. In dieſem Jahre aber hat es unter dem Tittel Scribleriade ein neues komiſches Heldengedichte erhalten, welches voller urſprünglichen Witzes iſt. Der Held heißt Scriblerus, ein Gelehrter, in deſſen Perſon der Dichter die unnützen Unternehmungen der ſtudirten Don Quixotes unnachahmlich lächerlich macht. Er hat überall des Cervantes ernſthafte Art zu ſcherzen genau beybehalten, und ſie niemals mit dem Drolligten abgewechſelt, welche Vermiſchung zwar vielen gefällt, in der That aber ein Fehler iſt. Wir wollen anfangen, dem Leſer von dem erſten Buche, mit eingeſtreuten kleinen Stellen, den Innhalt bekannt zu machen, und in dem künftigen Blatte damit fortfahren. Der Dichter fängt, wie gewöhnlich, mit Beſchreibung ſeines Unternehmens an. Er entdeckt, daß Saturn oder die Zeit der Feind ſeines Helden ſey. Er berührt kürzlich die Urſachen dieſer Feindſchaft, und zeigt uns den Scriblerus auf einmal in der afrikaniſchen Wüſte. Dieſe durchzieht er mit ſeinen Gefährten, die verſteinerte Stadt aufzuſuchen. (Dieſe verſteinerte Stadt iſt in ganz Afrika bekannt, und nicht wenige anſehnliche Perſonen in Europa haben das Mährchen geglaubt. Shaw erzehlet uns in ſeiner Reiſebeſchreibung, daß Ludwig XIV. ſo überzeugt davon geweſen ſey, daß er ſeinem Geſandten Befehl gegeben habe, ihm den Körper eines verſteinerten Mannes, aus dieſer Stadt, zu verſchaffen, es möge koſten, was es wolle. Zween Janitſcharen hätten dem Geſandten auch wirklich einen ſteinern Knaben um fünf hundert Liv. verkauft, und vorgegeben, daß ſie einen gröſſern Körper ohnmöglich ſo weit wegbringen könnten ohne von den Arabern entdeckt zu werden, welche es durchaus nicht zugeben wolten, daß ein Muſelmann, tod oder lebendig, an Chriſten verkauft würde. D. Shaw aber habe ihm bewieſen, daß der verſteinerte Knabe nichts, als die Bildſäule eines Cupido ſey, wie er ihm denn den Ort bemerken laſſen, wo ſie den Köcher von den Schultern abgebrochen hatten.) Saturn glaubt nunmehr Gelegenheit zu haben, ſeine Rache auszuführen, und den Held ums Leben, ja, was ihm noch werther als das Leben war, um ſeine Ehre zu bringen. Er bittet den Aeolus, ihn durch einen Wirbelwind unter den Wogen des Sandes zu vergraben, damit er mit ſammt ſeinen Gefährten in die Vergeſſenheit geſtürzt würde. Nun redet der Held. Eine ſo unedle Todesart wird von ihm verworfen. Voller Gegenwart des Geiſtes beſchließt er alle ſeine geſammelten Raritäten auf einen Haufen zu thürmen, ſie anzuzünden, und ſich ſelbſt in die Flamme zu ſtürzen. „Wie ſelig, ſagt er, iſt der Mann, deſſen Name von einem „ruhmvollen Tode ſeinen prächtigſten Glanz erhält. O hätte das liebreichere Schickſal beſchloſſen, daß ich, wie der groſſe Empedocles, in „dem Feuer des Aetna verderben könnte! Oder daß ich das Geſchick „des unſterblichen Plinius theilte, und die Aſche des berüchtigten Veſuvs wäre mein Grab geworden! Hätte es beſchloſſen, mein Ende „wie das Ende jener ruhmvollen Stadt zu machen, und mich, mir „ſelbſt ein trauriges Monument, verſteinert daſtehen zu laſſen! Weit „über die Welt würde alsdenn mein wachſender Ruhm erſchallen, und „von allen Muſen in allen Gegenden beſungen werden. Ach! Ein „ſchimpfliches Schickſal ſoll mein hofnungsloſes Haupt unbeweint, unbemerkt und auf ewig tod vergraben! Doch - - Ich ſollte dieſen unedlen Tod nicht verſchmähen! - - Nein, unter dem elenden Sande „will ich meinen Geiſt nicht aushauchen. - - Da ich alle meine Augenblicke würdig zugebracht habe, ſo ſey etwas gethan, wodurch auch „der lezte verherrlichet wird! Ja, der wackere Phönix ſoll mein Beyſpiel ſeyn. (- - ach, daß ich den Phönix, ich unglücklicher, nicht „noch habe ſehen ſollen! - -) - - Ja ſein prächtiger Scheiterhaufen erweckt in mir den erhabenſten Einfall! - - Ich will meine geſammle- „Schäze anzünden, und mich ſelbſt der theuren Flamme übergeben.“ - - Der Gott nimt die Aufopfrung dieſer raren Sammlung als das Zeichen der tiefſten Unterthänigkeit auf, und beſchließt alſo ſein Leben noch zu friſten. Weil er aber doch ſeine gegenwärtige Hofnung zu

Schanden machen will, ſo führet er den Sturmwind über die verſteinerte Stadt und vergräbt ſie unter dem Sande. Scribler, welcher unmöglich den Verluſt ſeiner Schätze überleben kan, wird von der Vollziehung ſeines Vorhabens durch ein Wunder, durch die Dazwiſchenkunft des Gottes Momus, abgehalten. Nach einem fruchtloſen Forſchen von ſechs Tagen dringen ſeine Gefährten auf die Rückreiſe. Scribler hält eine Rede an ſie, und beſteht darauf die verſteinerte Stadt aufzuſuchen; endlich aber redet es ihm Albertus, einer von ſeinen Gefährten, durch die Erzählung eines erdichteten Traums aus. Scribler hält eine Lobrede auf die prophetiſchen Träume, und beklagt den Mangel der andern Orakel. „Aber, ſpricht er, wo ich meine der Ewigkeit geweihte Reiſe „nun weiter hinwenden ſoll, das wollen mir keine Ahndungen entdecken, „keine freundliche Schatten mich lehren. Ach daß in unſern unerleuchteten „Tagen kein gelehrter Prieſter die Opfer mehr erkläret, und mit „prophetiſchen Auge die Eingeweide durchſpähet, oder die herumirrenden „Warnungen des Himmels leſen kan! Keine geheiligten Orakel kommen „mehr zu Hülfe; die Pythia und das Cumäiſche Mädchen ſind „ſprachlos. O hätten wir in jenen glüklichen Zeiten gelebt, als der „Trojaniſche Held und der Griechiſche Weiſe herumſchweiften! Da hätten „wir vielleicht einen freundſchaftlichen Helenus oder Anius gefunden, „welcher geſchikt geweſen wäre uns jede Ahndung zu entziffern. Vielleicht „wären wir zu den dunkeln Wohnungen der Hölle gegangen, „und der berüchtigte Tireſias hätte uns unſer Schickſal gezeigt!“ Hierauf ſpricht Albertus: „Ach, nur allzugerecht iſt dein Kummer! O „möchte mein weiſſagendes Herz die gewünſchte Linderung verſchaffen! „Die klugen Mahometaner haben den Narren und Unſinnigen allezeit „beſondere Ehre erzeugt, und dieſes ſehr weislich. Denn oft, wann „ſich die Flügel der Vernunft hoch über irrdiſche Dinge erheben, ſo „ſtreifen die Gedancken unter den Wohnungen der Sterne und werden „durch den Umgang mit den Unſterblichen beglückt. Von da aus theilt „alsdann der göttliche Mann den minder erhabenen Sterblichen unterrichtende „Wahrheiten aus. In Cairo wohnt ein phrenetiſcher Weiſe, „welcher von aller dieſer theomantiſchen Wuth begeiſtert iſt. Ich habe „bemerkt, ſo oft der Moroſoph zum Vorſchein kam, ward er von einer „unzähligen Menge umringt, und von allen verehret. Jung und „Alt, Jungfern und Weiber küßten die Fußſtapfen des ſeligen Gymnoſophiſten. „Die brünſtige Braut berührte jeden günſtigen Theil,

„geſchickt, die Kraft der Fortpflanzung zu ertheilen. Endlich thut die „Stimme den heiligen Ausſpruch, und die horchende Menge bleibt „ſtaunend ſtehen. - - Laß uns alſo, dieſes iſt meine Meinung, wieder „nach Cairo zurückkehren, und laß den Weiſen ſich bey dem Narren „Raths erhohlen.“ Hiermit endet ſich das erſte Buch. Die beſten Erläuterungen des ganzen Gedichts kan man aus den Denkwürdigkeiten des Scriblerus, welche ſich in Popens Werken befinden, ziehen, wovon es eigentlich eine Art der Nachahmung iſt.

Monat Junius 1751.

Die Regeln in den ſchönen Künſten ſind aus den Beobachtungen entſtanden, welche man über die Wercke derſelben gemacht hat. Dieſe Beobachtungen haben ſich von Zeit zu Zeit vermehret, und vermehren ſich noch, ſo oft ein Genie, welches niemals ſeinen Vorgängern ganz folgt, einen neuen Weg einſchlägt, oder den ſchon bekannten über die alten Grenzen hinaus bähnet. Wie unzehlig muß alſo nicht die Menge der Regeln ſeyn; denn allen dieſen Beobachtungen kan man eine Art der Allgemeinheit geben, das iſt, man kan ſie zu Regeln machen. Wie unnütz aber müſſen ſie uns nothwendig durch eben dieſe Menge werden, wenn man ſie nicht durch die Zurückführung auf allgemeine Sätze einfacher und weniger machen kan.

Dieſes war die Abſicht des Herrn Batteux in der **Einſchränckung der ſchönen Künſte auf einen einzigen Grundſatz**, welche er vor einigen Jahren in ſeiner Sprache herausgab. Er ſah alle Regeln als Zweige an, die aus einem einzigen Stamme ſproſſen. Er gieng bis zu ihrer Quelle zurück und traf einen Grundſatz an, welcher einfach und unverſteckt genug war, daß man ihn augenblicklich entdecken konnte, und weitläuftig genug, daß ſich alle die kleinen beſondern Regeln darinnen verloren, welche man bloß vermittelſt des Gefühls zu kennen braucht, und deren Theorie zu nichts hilft, als daß ſie den Geiſt feſſelt, ohne ihn zu erleuchten. Dieſer Grundſatz iſt die Nachahmung der ſchönen Natur. Ein Grundſatz, woran ſich alle, welche ein wirkliches Genie zu den Künſten haben, feſt halten können; welcher ſie von tauſend eiteln Zweifeln befreyet, und ſie bloß einem einzigen uneingeſchränkten Geſetze unterwirft, welches, ſo bald es einmal wohl begriffen iſt, den Grund, die Beſtimmung und die Auslegung aller andern enthält.

Wir haben nicht nöthig, von dieſer glücklichen Arbeit des Hrn. Batteux, welche ohnedem nicht unter das Neueſte gehört, weitläuftig zu reden, da ſie vor kurzen unter uns durch eine doppelte Ueberſetzung bekannt genung geworden iſt. Die eine dieſer Ueberſetzung iſt in Leipzig, die andre in **Gotha** ans Licht gekommen. Man braucht keine weitläuftige Unterſuchungen, der erſten den Vorzug zu ertheilen. Auſſer dem Anhange einiger eignen Abhandlungen, mit welchen ſie vorzüglich pranget, iſt die Ueberſetzung ſelbſt weit getreuer gerathen; da oft die andre den Sinn des Verfaſſers verfehlt. Gleich die erſte Periode aus dem Vorberichte des Verfaſſers mag es beweiſen. **Man beklagt ſich beſtändig über die Menge der Regeln; ſie ſetzen den Verfaſſer, welcher ſchreiben, und den Liebhaber, welcher urtheilen will, in eine gleiche Verwirrung.** Dieſes ſagt Herr Batteux; die Gothaiſche Ueberſetzung aber ſagt etwas ganz anders. **Man beklagt ſich, heißt es, täglich über die Menge der Regeln; ſie ſind ſo wohl dem Verfaſſer der S. K. verfertigen, als dem Liebhaber der S. K. beurtheilen will, beſchwerlich.** Das **S. K.** bringt einen ganz andern Verſtand hinein. Batteux will nicht ſagen, daß die Menge der Regeln denjenigen verwirre, welcher die Regeln ſchreiben oder beurtheilen wolle, ſondern den, welcher nach dieſen Regeln ſchreiben oder urtheilen will. Die eignen Abhandlungen, welche zu der erſten Ueberſetzung gekommen ſind, handeln von der Eintheilung der Künſte; von den Zeiten, in welchen die ſchönen Künſte entſprungen ſind; von dem höchſten und allgemeinſten Grundſatze der Poeſie; von der Einrichtung der Poeſie; von der künſtlichen Harmonie des Verſes; von dem Wunderbaren der Poeſie beſonders der Epopee, und von den eigentlichen Gegenſtänden des Schäfergedichts. Sie verbeſſern theils den Hrn. Batteux, theils ſetzen ſie ſeine Gedancken auf eine Art weiter fort, welche ſie der Nachbarſchaft, in der ſie ſtehen, würdig macht. An ſtatt durch einen Auszug Leſer von Geſchmack anzutreiben, ſie ganz zu leſen, dürfen wir nur den Verfaſſer nennen. Der Name des Herrn **Gellerts** wird mehr davon verſprechen, als die ſchönſten Stellen, die wir daraus abſchreiben könnten.

Wir wollen vielmehr ein ganz neues Werk bekannt machen, welches dem vorhergehenden ſeinen Urſprung zu danken hat. Es iſt ein Brief welcher unter folgender Aufſchrift an den Herrn Batteux gerichtet iſt. (*)Schreiben über die Tauben und Stummen, zum Gebrauch derer, welche hören und reden. Wer ſich an das Schreiben über die Blinden erinnert, welches vor einiger Zeit herauskam, der wird ohne Zweifel gleich bey dem Tittel vermuthen, daß Herr Diderot gleichfalls der Verfaſſer davon ſey. Was er jetzo vermuthet, wird er gewiß wiſſen ſo bald er das Werk ſelbſt geleſen hat. Die Aufſchrift ſcheinet nichts weniger zu verſprechen als eine Abhandlung von den Verſetzungen in den Sprachen. Gleichwohl iſt dieſes der vornehmſte Inhalt. Wir ſagen mit Fleiß, der vornehmſte; denn wem iſt die Gewohnheit des Herrn Diderot unbekannt! Er ſchweift überall aus, er ſpringt von einem auf das andre, und das letzte Wort einer Periode iſt ihm ein hinlänglicher Uebergang. Der Name eines Sendſchreibens iſt vielleicht eine kleine Entſchuldigung dieſer Ungebundenheit. Die beſte Entſchuldigung aber iſt, daß alle ſeine Ausſchweifungen voller neuen und ſchönen Gedanken ſind. Wann uns doch alle unordentliche Schriftſteller auf dieſe Art ſchadlos halten wollten. Die Art wie er die Verſetzungen, gegen den Herrn Batteux unterſucht, iſt dieſe. Er glaubt, die Natur der Verſetzungen zu erkennen, müſſe man unterſuchen, wie die oratoriſche Sprache entſtanden ſey. Er ſchließt aus dieſer Unterſuchung, erſtlich, daß die franzöſiſche Sprache voller Verſetzungen ſey, wenn man ſie mit der thieriſchen Sprache und mit dem erſten Zuſtande der oratoriſchen Sprache vergleichet, in welchem ſie ohne alle Regeln der Zuſammenfügung geweſen iſt; zweytens, daß, wann ſie faſt keine von den Verſetzungen habe, die in den alten Sprachen ſo gewöhnlich ſind, man es der neuen peripatetiſchen Weltweisheit zu danken habe, welche die Abſtracta realiſirt, und ihnen in der Rede den vornehmſten Platz eingeräumet hat. Hiervon glaubt er könne man ſich, auch ohne bis auf den Urſprung der oratoriſchen Sprache hinauf zu ſteigen, bloß durch die Betrachtung der Sprache der Geſtus überzeugen. Dieſe Sprache zu erkennen, ſchlägt er zwey Mittel vor; die Erfahrungen nemlich, die man mit einem ſich ſtellenden Stummen machen kan, und der beſtändige Umgang mit einem taub und ſtumm Gebohrnen. Der Begrif eines

---

(*) Lettre ſur les Sourds & Muets, à l'uſage de ceux qui entendent & qui parlent. Addreſſée à Mr. ° ° °. *Verſisque viarum Indiciis raptos; pedibus veſtigia rectis, Ne qua forent* - - Aeneid. lib 8. 1751. in 12mo auf 200 und etlichen 10 Seiten.

ſich ſtellenden Stummen bringt ihn auf den Einfall den Menſchen
in ſo viel beſondre Weſen zu theilen, als er Sinne hat. „Ich beſinne
„mich, ſpricht er, daß ich mich manchmal mit dieſer Art einer metaphyſiſchen
„Anatomie beſchäftigt habe. Ich fand, daß unter allen Sinnen, das
„Auge der am wenigſten gründliche, das Ohr der ſtolzeſte, der Geruch der
„wollüſtigſte, der Geſchmack der abergläubigſte und unbeſtändigſte, das
„Fühlen aber der gründlichſte und philoſophiſchſte Sinn wären. Es
„würde, ſollte ich denken, eine ſehr luſtige Geſellſchaft ſeyn, welche
„aus Perſonen beſtünde, wovon jede nur einen Sinn hätte. Ich
„glaube gewiß einer würde den andern für einen Unſinnigen halten;
„man urtheile aber, mit was für Grunde. Und gleichwohl iſt dieſes
„ein Bild von dem, was alle Augenblicke in der Welt geſchieht; man
„hat nicht mehr als einen Sinn, und urtheilet gleichwohl von allem.
„Uebrigens kan man über dieſe Geſellſchaft von fünf Perſonen, deren
„jede nur einen Sinn hat, eine beſondere Anmerkung machen; dieſe
„nemlich, daß ſie, vermöge der Kraft zu abſtrahiren, alle fünfe Geometers
„ſeyn können, daß ſie einander vortreflich verſtehen, aber nur
„in geometriſchen Sachen verſtehen würden.“ Die Fortſetzung dieſer
Gedanken bringt den Verfaſſer auf andre, die wir dem Leſer ganz
mittheilen müſſen. „Ich beſuchte, ſpricht er, vor dieſen ſehr fleißig
„die Schauſpiele, und ich konnte die meiſten von unſern guten Stücken
„auswendig. Wenn ich mir einmal vorſetzte, eine Unterſuchung
„der Geſtus und Stellungen vorzunehmen, ſo begab ich mich auf die
„dritten Logen, denn je weiter ich von den Schauſpielern entfernt
„war, deſto beſſer war mein Platz. So bald als der Vorhang aufgezogen
„war, und alle Zuſchauer ſich bereit machten, zuzuhören, verſtopfte
„ich mir die Ohren mit den Fingern zu nicht geringer Verwunderung
„derjenigen, die um mich herum waren, und mich, weil
„ſie mich nicht verſtunden, bey nahe für einen Unſinnigen anſahen,
„der nur deswegen in die Komödie gekommen wäre, daß er ſie nicht
„hören wollte. Ich ließ mich ſehr wenig von ihren Urtheilen anfechten,
„und hielt mir ungeſtört die Ohren feſt zu, ſo lange das Spiel
„des Schauſpielers mit den Reden überein kam, die ich mir ins Gedächtniß
„rufte. Ich hörte nur alsdann, wenn mich die Geſtus irre
„machten, oder ich wenigſtens irre zu ſeyn glaubte. Ach, mein Herr,
„wie wenig Schauſpieler können eine ſolche Probe aushalten, und wie
„erniedrigend würde für die meiſten von ihnen eine weitre Erklärung

„ſeyn, in die ich mich einlaſſen könnte. Ich muß ihnen aber auch
„nicht die neue Verwunderung verhehlen, in welche alle um mich
„herum fielen, als ſie ſahen, daß ich bey den pathetiſchen Stellen
„Thränen vergoß, und mir gleichwohl die Ohren immer zuhielt. Nun-
„mehr konnte man ſich nicht länger halten, und die am wenigſten
„Neugierigen wagten ſich mit ihren Fragen an mich, worauf ich aber
„ganz kaltſinnig antwortete: **jeder höre nach ſeiner Art, und**
„**meine Art wäre, mir die Ohren zuzuhalten, um deſto beſſer**
„**zu hören.** Ich lachte bey mir ſelbſt über die Reden, welche meine
„vielleicht nur ſcheinende, vielleicht würkliche Narrheit, verurſachte;
„noch mehr aber lachte ich über die Einfalt verſchiedner junger Leute,
„welche ſich gleichfalls nach meiner Art die Ohren mit den Fingern
„zuhielten, und ganz erſtaunten, daß es ihnen nicht gelingen wollte.
„Sie mögen von meiner Gewohnheit denken, was ſie wollen, ſo bitte
„ich ſie zu überlegen, daß, wenn man, von der Ausſprache richtig zu
„urtheilen, die Rede hören muß, ohne den Schauſpieler zu ſehen,
„es ganz natürlich iſt zu glauben, daß man, von den Bewegungen
„und Stellungen richtig zu urtheilen, den Schauſpieler ſehen müſſe,
„ohne ihn zu hören. Der Schriftſteller, welcher ſich durch ſeinen hin-
„kenden Teufel, durch ſeinen Gilblas von Santillana, und verſchiedne
„theatraliſche Stücke bekannt gemacht hat, **Herr le Sage** war in
„ſeinem Alter ſo taub geworden, daß man ihm mit aller Gewalt in
„die Ohren ſchreyen mußte, wenn man von ihm wollte verſtanden ſeyn.
„Gleichwohl wohnte er allen Vorſtellungen ſeiner Stücke bey; er ver-
„lohr kein Wort davon, und ſagte ſo gar, daß er niemals, ſowohl von
„dem Spiele als von den Stücken ſelbſt, beſſer geurtheilet habe, als
„ſeitdem er die Schauſpieler nicht mehr hören könne. “ Hierauf kommt der Verfaſſer auf den Nachdruck der Geſtus, er führt einige Exempel davon an, welche ihn auf die Betrachtung einer Art des Erhabnen bringen, welche er **das Erhabne der Stellung** nennet. Die Schwierigkeit, welche man hat, einem taub und ſtumm Gebohrnen gewiſſe Begriffe beyzubringen, geben ihm Gelegenheit unter den oratoriſchen Zeichen die zu erſt und zuletzt eingeführten zu unterſcheiden. Unter die zuletzt eingeführten Zeichen rechnet er die unbeſtimmten Theile der Größe, und beſonders der Zeit. Er macht hieraus begreiflich, warum einigen Sprachen verſchiedne Zeitfälle mangeln, und andere einerley Zeitfall verſchiedentlich brauchen. Dieſe Unvollkommenheiten

geben ihm die Eintheilung an die Hand, die Sprachen überhaupt in einem dreyfachen Stande, in dem Stande der Geburt, der Bildung, und der Vollkommenheit zu betrachten. Bey dem Stande der Bildung zeigt er, wie der Geiſt durch die Regeln der Wortfügung gebunden werden, und wie unmöglich es ſey die Ordnung bey den Begriffen ſelbſt anzubringen, welche in den griechiſchen und lateiniſchen Perioden herrſcht. Hieraus ſchließt er, erſtlich, daß, die Ordnung in den Theilen der Perioden möge auch in einer alten oder neuern Sprache ſeyn wie ſie wolle, der Geiſt des Schreibenden doch allezeit der didactiſchen Ordnung der franzöſiſchen Wortfügung folge; zweytens, daß, da dieſe Wortfügung die allereinfachſte ſey, die franzöſiſche Sprache, ſowohl dieſer als andrer Urſachen wegen, den Vorzug vor den alten Sprachen verdiene. „Die Franzoſen, ſpricht er, haben
„dadurch, daß ſie alle Verſetzungen verworfen haben, die Klarheit und
„Genauigkeit, die vornehmſten Stücke der Rede gewonnen; Stärke
„und Nachdruck aber haben ſie dadurch verloren. Ich füge hinzu,
„daß die franzöſiſche Sprache, wegen der didactiſchen Ordnung, welcher
„ſie unterworfen iſt, zu den ernſthaften Wiſſenſchaften weit bequemer,
„als die griechiſche, lateiniſche, italiäniſche und engliſche Sprache
„iſt, dieſe aber, wegen ihrer Wendungen und Verſetzungen, weit vortheilhafter
„bey den ſchönen Wiſſenſchaften können angewendet werden.
„Wir können beſſer als jedes andre Volk den Geiſt reden laſſen, und
„die Vernunft muß nothwendig die franzöſiſche Sprache, ſich auszudrücken,
„erwehlen; Einbildung und Leidenſchaften aber, werden den
„alten Sprachen und den Sprachen unſrer Nachbarn den Vorzug geben.
„Franzöſiſch muß man in der Geſellſchaft und in den Schulen
„der Weltweiſen reden; griechiſch, lateiniſch und engliſch aber auf der
„Kanzel und der Bühne. Unſre Sprache wird die Sprache der Wahrheit
„ſeyn, wenn ſie jemals wieder auf die Erde kommen ſollte: die
„übrigen Sprachen aber ſind die Sprachen der Fabel und der Lügen.
„Das franzöſiſche iſt gemacht zu unterrichten, zu erleuchten, und zu
„überzeugen; das griechiſche, lateiniſche, italiäniſche, engliſche aber zu
„überreden, zu bewegen und zu betriegen. Sprecht griechiſch, lateiniſch,
„italiäniſch mit dem Pöbel; franzöſiſch aber mit dem Weiſen.“
• • Indem er die gebildete Sprache bis zu dem Stande der Vollkommenheit begleitet, ſtößt ihm die Harmonie auf. Er vergleicht die Harmonie der Schreibart, mit der muſikaliſchen Harmonie, und zeigt erſt-

lich daß die erſtre in den Worten die Würkung einer gewiſſen Vermiſchung der ſelbſtlautenden und mitlautenden Buchſtaben, und des Werths der Sylben ſey; daß ſie aber in den Perioden aus der Stellung der Worte entſtehe: zweytens daß die Harmonie der Worte und die Harmonie der Perioden eine Art von Hieroglyphik hervorbrächten, welche der Poeſie beſonders eigen iſt. Er erklärt dieſe Hieroglyphik in verſchiednen Stellen der größten Dichter, und beweiſet, daß es unmöglich ſey einen Dichter in einer andern Sprache vollkommen auszudrücken. Eine von dieſen Stellen iſt die, in welcher Virgil von dem tödlich verwundeten Euryalus ſagt:

Pulchrosque per artus
It cruor; inque humeros cervix collapſa recumbit.
Purpureus veluti cum flos ſuccisus aratro
Langueſcit moriens, laſſove papavera collo
Demiſere caput, pluvia cum forte gravantur.

„Ich würde weniger erſtaunt ſeyn, ſagt er, wenn ich ſähe, daß „dieſe Verſe durch das ungefehre Untereinanderwerfen der Lettern entſtünden, als wenn ich ſehen ſollte, daß alle hieroglyphiſche Schönheiten derſelben in eine Ueberſetzung gebracht würden. Das Bild „der Hervorquellung des Bluts, it cruor; das Bild des ſterbenden „Haupts, welches auf die Schultern fällt, cervix collapſa recumbit; „das Geräuſche des Pflugs, wenn er durchſchneidet, ſuccisus; die tödliche Mattigkeit des langueſcit moriens; die Weichlichkeit des Mohnſtengels laſſove papavera collo; das demiſere caput, und das „gravantur, welches das Bild ſchlieſſet. Demiſere iſt ſo weichlich „als der Stengel der Blume; gravantur iſt eben ſo ſchwer, als der „Kelch, wann er mit Regen erfüllt iſt. Collapſa bemerkt die Gewalt und den Fall. Eben dieſe Hieroglyphe befindet ſich doppelt in „papavera. Die zwey erſten Sylben halten das Haupt des Mohns „aufrecht, und die zwey letzten biegen es." Der Verfaſſer geht hierauf weiter und zeigt, daß auch in den allerdeutlichſten Dichtern Schwierigkeiten ſind, und verſichert, daß es tauſendmal mehr Menſchen giebt, welche fähig ſind, einen Geometer zu verſtehen als einen Dichter, weil man allezeit tauſend Leute von Verſtande gegen einen Menſchen von Geſchmack findet, und tauſend Menſchen von Geſchmack gegen einen von einem ausgeſuchten Geſchmacke. Er bringt bey dieſer Gelegenheit eine neue Erklärung der bekannten Verſe des Homers an, von welchen man gezweifelt hat, ob ſie erhabner oder gottloſer ſind.

Ζεῦ πάτερ, ἀλλὰ σὺ ῥῦσαι ὑπ' ἠέρος υἷας Ἀχαιῶν,
Ποίησον δ' αἴθρην, δὸς δ' ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι,
Ἐν δὲ φάει καὶ ὄλεσσον, ἐπεί νύ τοι εὔαδεν οὕτως.

„Boileau, ſpricht er, hat dieſe Zeilen überſetzt: **Gott zerſtreue die Nacht, welche unſre Augen bedeckt, und ſtreite gleich ſelbſt wider uns, nur bey hellem Himmel.** Seht da, ſchreyt dieſer Kunſtrichter, mit dem Rhetor Longin, die würklichen Geſinnungen eines Kriegers. Er verlanget nicht das Leben; ein Held war dieſer Niederträchtigkeit nicht fähig; weil er aber keine Gelegenheit ſieht, ſeinen Muth in der Dunkelheit ſehen zu laſſen, ſo verdrüßt es ihm, daß er nicht ſtreiten ſoll; er verlangt alſo, daß der Tag geſchwind anbreche, damit er ſeinem groſſen Herzen wenigſtens ein ihm würdiges Ende herbey bringe, wenn er auch mit dem Jupiter ſelbſt zu ſtreiten haben ſollte.

Grand Dieu, rens nous le jour, & combats contre nous!

La Motte.

„Ey, meine Herren! werde ich dem Longin und dem Boileau antworten: hier iſt gar nicht die Frage von den Geſinnungen, welche ein Krieger haben muß, auch nicht von der Rede, welche er in den Umſtänden, worinne Ajax war, führen muß. Homer wußte dieſes, ohne Zweifel, eben ſo gut, wie ihr. Hier kömmt es nur darauf an, daß man zwey Verſe des Homers richtig überſetze. Und wenn es nun von ohngefehr geſchehen ſollte, daß dasjenige nicht darinne ſtünde, was ihr lobt; wie würde es denn mit euern Lobeserhebungen und Betrachtungen ſtehen? Was wird man von dem Longin, dem Boileau und la Motte denken müſſen, wenn ſie von ohngefehr etwa gottloſe Pralereyen da gefunden hätten, wo nichts als ein erhabnes und pathetiſches Gebet iſt? Man leſe und überleſe die zwey Verſe des Homers ſo vielmal als man will, ſo wird man doch nichts als dieſes darinne finden: Vater der Götter und Menſchen, Ζεῦ πάτερ, zerſtreue die Nacht, welche unſre Augen bedecket, und wenn du beſchloſſen haſt uns zu verderben, ſo verderbe uns wenigſtens bey hellem Himmel.

Faudra-t-il ſans combats terminer ſa carriere?
Grand Dieu, chaſſés la nuit, qui nous couvre les yeux,
Et que nous periſſions à la clarté des cieux.

„Wenn dieſe Ueberſetzung nicht das pathetiſche des Homers ausdrückt, „ſo findet man doch wenigſtens nicht den Mißverſtand darinne, welchen Boileau und la Motte hineingebracht haben. Hier iſt gar „keine Herausfoderung des Jupiters: man ſieht nichts als einen Held, „welcher bereit iſt zu ſterben, wann es Jupiter ſo verlangt, und keine „andre Gnade von ihm erbittet, als kämpfend ſterben zu können. „Ζεῦ πάτερ, Jupiter! Vater! Würde ein Menippus wohl den Jupiter „ſo anreden? - - Dieſe Stelle, fähret er fort, beweiſet genugſam, daß „es gar nicht nöthig iſt dem Homer Schönheiten zu leihen, und daß „man oft dadurch in Gefahr kömmt, ihm diejenigen zu nehmen, welche „er wirklich hat. Man mag ein noch ſo großes Genie ſeyn, ſo wird „man dasjenige doch nimmermehr beſſer ſagen, was Homer gut geſagt „hat. Laßt uns ihn erſt verſtehn lernen, ehe wir ihn verſchönern „wollen. Er iſt aber von den poetiſchen Hieroglyphen, von welchen „ich vorher geredet habe, ſo voll, daß man ſich nicht einmal, wenn „man ihn auch zum zehntenmale lieſet, ſchmeicheln darf, alles geſehn „zu haben.“ - - Der Verfaſſer merkt hierauf an, daß jede Kunſt der Nachahmung ihre Hieroglyphen habe, und daß es zu wünſchen ſey, wenn ein kundiger und zärtlicher Schriftſteller ihre Vergleichung unternehmen wollte. Hier giebt er dem Hrn. Batteux zu verſtehen, daß man von ihm dieſe Arbeit erwartet, und daß diejenigen, welche ſeine Einſchränkung der ſchönen Künſte auf die Nachahmung der ſchönen Natur geleſen hätten, berechtiget zu ſeyn glaubten, von ihm eine genaue Erklärung, was denn die ſchöne Natur ſey! zu verlangen. Ohne dieſe würde ſeinem Werke der Grund und ohne jene die Anwendung fehlen. In Erwartung wagt er von der erſten Arbeit ſelbſt eine Probe, wozu er die vortrefliche Stelle des Virgils gewählt hat.

Illa graves oculos conata attollere, rurſus
Deficit. Infixum ſtridet ſub pectore vulnus.
Ter ſeſe attollens cubitoque annexa levavit;
Ter revoluta toro eſt, oculisque errantibus alto
Quæſivit cœlo lucem, ingemuitque reperta.

Die Tonkünſtler und Mahler mögen es beurtheilen, ob er in ihren Künſten den poetiſchen Hieroglyphen gleichgeltende angegeben hat. - - Zum Schluſſe kömmt er auf die franzöſiſche Sprache wieder zurück; er ertheilt ihr noch einmal den Vorzug vor allen Sprachen in den nützlichen Sachen, und ſpricht ihr auch in dem angenehmen ihre Stärke nicht ab, wann ſie in den Händen eines Meiſters iſt. „Ein Werk, „ſchließt er, welches von dem Genie unterſtützt wird, fällt nie; es „mag in einer Sprache geſchrieben ſeyn, in welcher es will.“

Wir haben uns bey dieſem kleinen Werke ein wenig lange aufgehalten, und gleichwohl haben wir nichts als einige Blumen daraus ausſuchen können. Wir hoffen aber, daß ſie dem Leſer angenehmer ſeyn werden, als ein halb Dutzend Bücher Tittel, mit einem nichts beurtheilenden Urtheile verlängert, das voller kindiſchen Ausruffungen, lächerlichen Anſpielungen, und unnöthigen Verſicherungen iſt, wie werth uns der allerwertheſte Herr Verfaſſer ſey.

Ein kurzſichtiger Dogmaticus, welcher ſich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche ſein Syſtem ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrthümer aus dem angeführten Schreiben des Herrn Diderot heraus zu klauben wiſſen. Unſer Verfaſſer iſt einer von den Weltweiſen, welche ſich mehr Mühe geben, Wolken zu machen als ſie zu zerſtreuen. Ueberall, wo ſie ihre Augen hinfallen laſſen, erzittern die Stützen der bekannteſten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor ſich zu ſehen glaubte, verliert ſich in eine ungewiſſe Ferne. Sie führen uns

> In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit;
>
> v. Kleiſt.

wenn Schullehrer, in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düſtern Throne der Lügen leiten. Geſetzt auch ein ſolcher Weltweiſe wagt es, Meinungen zu beſtreiten, die wir geheiliget haben. Der Schade iſt klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man ſie nennen will, werden der Geſellſchaft eben ſo wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menſchen unter das Joch der ihrigen bringen wollen. Wenn man einer Art von Schriftſtellern das Handwerk legen will, ſo ſey es diejenige, welche uns das Laſter angenehm macht. Dem witzigen Wollüſtler nehme man die Feder, welcher ſich nicht ſcheuet, die **Mädchenſchulen**, unglücklich genug, zu vernehmen.

Dieſer Gedanke könnte eine Art des Ueberganges zu folgendem Buche ſeyn, wann wir in einem Blatte, wie das gegenwärtige iſt, die Uebergänge nöthig hätten. Der Herr **de la Mettrie**, ein Name, bey dem man vielerley denken kan, hat die Welt mit einer neuen Geburth ſeines Witzes beſchenkt, welche die Aufſchrift führet: **Die Kunſt zu** genieſſen. (*) Er hätte ſich noch kürzer, ob gleich ein wenig dunkler, faſſen können, wann er ſie die **Pornevtik** überſchrieben hätte. Wem die geheimſte Bedeutung des franzöſiſchen Worts genieſſen unbekannt iſt, dem wird der Vers aus dem Lucrez zu ſtatten kommen, welcher mehr als ein ganz artigs Bild, anſtatt der Tittelvignette enthält.

Et quibus ipſa modis tractetur blanda voluptas.

Der züchtigſte Begrif, den wir davon machen können, iſt, wenn wir ſagen, daß der Verfaſſer darinne die Wolluſt in ihren verſchiedenen und zwar den ausgeſuchteſten Stellungen mahlt. Die Züge zeigen von keiner Meiſterhand; die Colorite iſt blendend und die Farben ſind mehr unter einander gekleckt als vertrieben. „Vergnügen, hebt er an, höchſter Beherrſcher der Götter und Menſchen, vor welchem alles, auch ſo gar die Vernunft verſchwindet; du weißt wie tief mein Herz dich anbetet, du weißt alle die Opfer, die es dir gebracht hat. Ich weiß nicht ob ich an den Lobſprüchen, die ich dir gebe, werde Theil haben; ich würde mich aber für deiner unwerth halten, wenn ich nicht aufmerkſam wäre mich deiner Gegenwart zu verſichern, und mir ſelbſt von allen deinen Wolthaten Rechnung abzulegen. Die Dankbarkeit würde ein allzuſchwacher Zoll ſeyn; ich füge alſo die Unterſuchung meiner ſüſſeſten Empfindungen hinzu.“ In dieſem Tone fährt er einige Seiten fort, bis er endlich auf der eilften ausruft: „O Natur! o Liebe! werde ich auch in das Lob eurer Reitze alle die Entzückungen bringen können, mit welchen ich eure Wohlthaten ſchmecke!“ Sollte man nicht glauben, daß nach einer ſolchen Ausrufung ein Franzoſe, das iſt, ein gebohrner witziger Kopf, wie man behauptet, ſich ganz beſonders anſtrengen würde? Wahrhaftig es iſt auch geſchehen. Und wie? Er hat einen Deutſchen ausgeſchrieben. Die Ode des Hrn. von Hallers an Doris iſt es, welcher dieſes Glück wiederfahren iſt. Wir müſſen die ganze Stelle einrücken, damit unſere Leſer nicht glauben, wir ſcherzten. „Komm Phyllis, ſpricht der franzöſiſche Haller, laß uns in das kühle Thal herabſteigen. Alles ſchläft in der Natur: wir allein ſind wache. Komm unter jene Bäume, wo man nichts als das ſanfte Geräuſche ihrer Blätter höret. Der verliebte Zephir iſt es, welcher ſie belebt. Siehe wie ſie ſich gegen einander bewegen.

(*) L'Art de jouir. *Et quibus ipſa modis tractetur blanda voluptas. Lucr.* à Cythère. 1751. in 8. auf 8½ Bogen.

„und dir das Zeichen geben: ihnen nachzuahmen.“ Wie unglücklich hat ſich der Herr de la Mettrie ſeinen Raub zu Nutze gemacht. Man vergleiche!

Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,
Laß uns den ſtillen Grund beſuchen,
Wo nichts ſich regt, als ich und du.
Nur noch der Hauch verliebter Weſte
Belebt das ſchwanke Laub der Aeſte
Und winket dir liebkoſend zu.

„Sprich Phyllis, fühlſt du nicht eine ſüſſe Bewegung, eine angenehme „Wehmuth, welche dir unbekannt iſt? Ja, ich ſehe den glücklichen „Eindruck, welchen dieſer geheimnißvolle Ort auf dich gemacht hat. „Das Feuer deiner Augen wird gelinder; dein Blut rollt mit mehre„rer Geſchwindigkeit; es ſchwellt deinen ſchönen Buſen, es belebt dein „unſchuldiges Herz.“

Sprich Doris, fühlſt du nicht im Herzen
Die zarte Regung ſanfter Schmerzen,
Die ſüſſer ſind als alle Luſt!
Strahlt nicht dein holder Blick gelinder!
Rollt nicht dein Blut ſich ſelbſt geſchwinder,
Und ſchwellt die unſchuldsvolle Bruſt!

„Wie iſt mir! Was für neue Empfindungen! ſprichſt du. Komm „Phyllis, ich will ſie dir erklären.“

Ich weiß daß ſich dein Herz befraget,
Und ein Gedank zum andern ſaget,
Wie wird mir doch! Was fühle ich ꝛc.

„Deine Tugend erwacht; ſie fürchtet überraſcht zu werden, und iſt es „ſchon. Die Scham ſcheint deine Unruhe mit deinen Reizen zu ver„mehren. Dein Ruhm verwirft die Liebe, aber dein Herz verwirft „ſie nicht.“

Du ſtaunſt. Es regt ſich deine Tugend.
Die holde Farbe keuſcher Jugend
Deckt dein verſchämtes Angeſicht:
Dein Blut wallt von vermiſchtem Triebe,
Der ſtrenge Ruhm verwirft die Liebe
Allein dein Herz verwirft ſie nicht.

„Umſonſt widerſetzeſt du dich: jeder muß ſeinem Geſchicke folgen: dem

„deinigen hat nichts, glücklich zu ſeyn, gefehlt, als die Liebe. Du „wirſt dich nicht eines Glücks berauben, welches ſich verdoppelt, indem „man es theilt. Du wirſt die Schlingen nicht vermeiden, welche du „der ganzen Welt legſt: wer zweifelt, der hat ſich ſchon entſchloſſen.“

Mein Kind erheitre deine Blicke,
Ergieb dich nur in dein Geſchicke,
Dem nur die Liebe noch gefehlt.
Was willſt du dir dein Glück mißgönnen?
Du wirſt dich doch nicht retten können,
Wer zweifelt der hat ſchon gewählt.

„O könnteſt du nur den Schatten von dem Vergnügen empfinden, „welches zwey Herzen ſchmecken, die ſich einander ergeben; du würdeſt „von dem Jupiter alle die verdrüßlichen Augenblicke, alle die leeren „Stellen deines Lebens, die du ohne Liebe zugebracht haſt, zurück „fordern.“

O könnte dich ein Schatten rühren
Der Wolluſt die zwey Herzen ſpühren,
Die ſich einander zugedacht,
Du forderteſt von dem Geſchicke
Die langen Stunden ſelbſt zurücke,
Die dein Herz müßig zugebracht.

„Wann ſich eine Schöne ergeben hat; wann ſie nur für den noch „lebt, welcher für ſie lebt; wann ihre Weigerungen nichts mehr, als „ein nothwendiges Spiel ſind; wann die Zärtlichkeit, welche ſie begleitet, die verliebten Räubereyen recht ſpricht, und nichts als eine ſanfte „Gewalt fordert; wann zwey ſchöne Augen, deren Beſtürzung die „Reitze vermehret, heimlich verlangen, was der Mund ausſchlägt; „wann die geprüfte Liebe des Liebhabers von der Tugend ſelbſt mit „Myrten gekrönet wird; wann die Vernunft keine andre Sprache „führt, als die Sprache des Herzens; wenn - - die Ausdrücke fehlen „mir, Phyllis; alles was ich dir ſage iſt nichts als ein leichter Traum „von dieſem Vergnügen. Angenehme Wehmuth! ſüſſe Entzückung! „Umſonſt wagt der Witz euch auszudrücken; das Herz ſelbſt kann euch „kaum begreifen.“

Wenn eine Schöne ſich ergeben
Für den, der für ſie lebt, zu leben
Und ihr Verweigern wird zum Scherz:

Wann nach erkannter Treu des Hirten
Die Tugend ſelbſt ihn kränzt mit Myrten,
Und die Vernunft redt wie das Herz.

Wann zärtlich Wehren, holdes Zwingen,
Verliebter Diebſtal, reizend Ringen
Mit Wolluſt beyder Herz berauſcht,
Wann der verwirrte Blick der Schönen,
Ihr ſchwimmend Aug voll ſeichter Thränen,
Was ſie verweigert, heimlich heiſcht.

„Du ſeufzeſt, du fühleſt die ſüſſe Annäherung des Vergnügens! Liebe,
„wie anbetenswürdig biſt du! Wann dein Bild Begierden erweckt,
„was wirſt du nicht ſelbſt thun!“

Du ſeufzeſt, Doris! wirſt du blöde!
O ſelig! flößte deine Rede
Dir den Geſchmack des Liebens ein!
Wie angenehm iſt doch die Liebe!
Erregt ihr Bild ſchon zarte Triebe,
Was wird das Urbild ſelber ſeyn.

„Genieße, Phyllis, genieße deiner Reize: nur ſchöne für ſich ſeyn,
„heißt ſchöne zur Qual der Menſchen ſeyn.“

Mein Kind genieße deines Lebens,
Sey nicht ſo ſchön für dich vergebens,
Sey nicht ſo ſchön für uns zur Qual.

„Fürchte weder die Liebe noch den Geliebten: du biſt einmal Meiſterin
„von meinem Herze; du wirſt es ewig bleiben. Die Tugend erhält
„leicht diejenigen, welche die Schönheit beſiegt hat.

Zu dem was haſt du zu befahren!
Laß andre nur ein Herz bewahren,
Das, wers beſeſſen, leicht verläßt.
Du bleibſt der Seelen ewig Meiſter;
Die Schönheit feſſelt dir die Geiſter,
Und deine Tugend hält ſie feſt.

Wir müſſen noch einige Strophen weglaſſen, welche er eben ſo getreu ſich untreu abgeſchrieben hat. Ich weiß nicht was der für eine Stirne haben muß, welcher ſich fremde Gedanken auf eine ſo unerlaubte Art zueignet! Was für eine Beleidigung gegen einen tugendhaften Dichter, ſeine unſchuldigen Empfindungen unter priapeiſche Ausruffungen vermengt zu ſehen! Es iſt das zweyte Unrecht, welches dem Herrn von Haller durch den Herrn de la Mettrie geſchieht. Doch vielleicht iſt dieſes nur eine Folge von dem erſten. Da er in der Zueignungsſchrift ſeines Werks **der Menſch eine Machine**, ſich die Gedichte dieſes Mannes geleſen zu haben rühmte, ſo hat er vielleicht jetzo dadurch daß er ſie ausgeſchrieben, beweiſen wollen, daß er ſie würklich geleſen habe, woran man damals zweifeln konnte, weil die franzöſiſche Ueberſetzung noch nicht heraus war. Doch er glaubt wohl gar ſein Original verſchönert und uns eine Probe gegeben zu haben, wie ſehr ein deutſches Gedichte umgeſchmolzen werden müße, wenn es im franzöſiſchen nur erträglich ſeyn ſolle! So gut es auch wäre, wann die witzigen Schriften der Deutſchen bey den Franzoſen bekannter würden, ſo wenig wollten wir wünſchen, daß es durch dieſen Weg geſchehen möge. Sie würden offenbar mehr dabey verlieren als gewinnen.

Monat September 1751.*)

Die Fortſetzung dieſer Materie, weil ſie vielleicht nicht nach eines jeden Geſchmacke ſeyn möchte, wollen wir bis auf eine andere Gelegenheit verſparen. Den übrigen Raum mögen einige kleine Sinnſchriften, und folgendes Schreiben einnehmen, welches eine eben ſo feine als zu unſern tändelnden Zeiten nöthige Satyre enthält.

An den Herausgeber.

M. H.

Haben ſie wohl jemals gehört daß die Gabe anakreontiſch zu dichten anſteckt, wie die Elektricität oder wie die Peſt? Ich habe in meinem Leben nicht anakreontiſch gedichtet und nie geglaubt daß ich einen Trieb oder Geſchicklichkeit dazu haben würde. Letztens laſe ich über Tiſche in einer Zeitung eine allerliebſte anakreontiſche Ode: **Der Wunſch.** Ich ſetze mich nach Tiſche hin und denke es wäre doch beſſer eine anakreontiſche Ode zu machen als Mittagsruhe zu halten:

Verbaque prævisas res non invita ſequuntur.

Ich machte oder ich ſchrieb vielmehr nachfolgende anakreontiſche Ode:

Ich kann kein Haller werden
Und in erhabnen Liedern

---

*) Voraus geht die Abhandlung „über das Heldengedichte der Meſſias", die Leſſing nachher im funfzehnten ſechzehnten und ſiebzehnten Briefe wiederholt hat.

Von hoher Weisheit ſingen;
Ich kann nicht muntres Scherzen
Mit Wiſſenſchaft zu zieren,
Nach Hagederns Exempel,
Viel leſen und viel denken;
Ich kann mit Schlegels Fleiſſe
Mit Schlegels groſſem Geiſte
Kein Trauerſpiel erfinden,
Ich kann nicht Fabeln machen,
Wie Gellert zärtlich fühlen,
Wie Gellert edel denken;
Was Henker ſoll ich machen
Daß ich ein Dichter werde!
Gedankenleere Proſe
In ungereimten Zeilen
In Dreyquerfingerzeilen
Von Mägdchen und von Weine
Von Weine und von Mägdchen
Von Trinken und von Küſſen
Von Küſſen und von Trinken
Und wieder Wein und Mägdchen
Und wieder Kuß und Trinken
Und nichts als Wein und Mägdchen
Und nichts als Kuß und Trinken
Und immer ſo gelindert,
Will ich halb träumend ſchreiben.
Das heiſſen unſre Zeiten
Anakreontiſch dichten.

Sie glauben nicht M. H. wie leichte mir dieſe anakreontiſche Ode geworden iſt. Ich dächte unſere anakreontiſche Dichter könnten ihrer in einem Jahr mehr machen als ein Nürnberger Künſtler Stecknadeln oder Glascorallen. Aber ich ſehe auch mit Betrübniß, daß mancher vortrefliche Kopf der ein groſſer Anakreonte werden würde, aus Mangel des Unterrichts zurück bleibet. Letztens hörte ich beym Spazierengehen ein Paar Kinder folgendes Liedchen ſingen;

Guckt er nicht raus guckt ſie doch raus,
Guckt ſie nicht raus guckt er doch raus. V. A.

Glauben ſie nicht M. H. daß der glückliche Dichter dieſes Liedes einen vortreflichen Anſatz zu einem anakreontiſchen Dichter gehabt hat! Erſtlich iſt es gereimt und auch nicht gereimt, wie man es haben will, darnach iſt eine ſo allerliebſte Gedankenleere Tändeley mit den Tönen darinnen als man nur in einer anakreontiſchen Ode verlangen kan. Er und Sie die Hauptperſonen einer anakreontiſchen Ode ſind auch da; kurz ich glaube der artige Kopf welcher dieſes Liedchen gemacht hat, hätte es auch wohl dahin gebracht eine anakreontiſche Ode zu machen in der **Trinken** und **Küſſen** nicht genannt wäre, welches eine Erfindung in der anakreontiſchen Dichtkunſt wäre, auf die man einen Preiß ſetzen ſollte. Ich bin ꝛc.

Antipempil.

Monat October 1751.

Das einzige Denkmahl, woraus man ſich einen Begrif von der Artigkeit der alten Römer, von ihren feinern Sitten, dem Geſchmacke in ihren Ergötzungen, dem Tone ihrer Geſellſchaften, der Wendung ihrer zärtlichen Geſinnungen, machen kan, iſt des **Ovids Kunſt zu lieben**. Hundert Werke werden uns jene Beherrſcher der Welt als groſſe, mächtige und tugendhafte Geiſter ſchildern, dieſes allein ſchildert ſie uns als Geiſter, welche empfunden, ihre Empfindungen geläutert und die Natur zur ſchönen Natur ausgebildet haben.

Von dieſer Seite iſt dieſes Gedichte unſchätzbar. Es hat eine andere Seite, die es weniger iſt, diejenige nemlich, auf welcher es ſeinem Titel widerſpricht. Lehrte Ovid die Kunſt zu lieben, er würde der liebenswürdigſte und unſchuldigſte Dichter ſeyn. Die ſchamhafteſte Jugend würde ihn leſen, und jener Trieb der Natur würde ein Führer zur **Tugend** werden, da er bey denen, die ihn nicht zu ordnen wiſſen, ein Verleiter zu den unſauberſten Ausſchweifungen wird. Allein Ovid lehret die Wolluſt, jene ſinnliche, die ohne Zärtlichkeit des Herzens vom Genuß zum Genuſſe ſchweift, und ſelbſt in dem Genuſſe ſchmachtet.

Verſchiedene Neue ſcheinen den Widerſpruch, welcher bey dem römiſchen Gedichte zwiſchen dem Titel und der Ausführung iſt, eingeſehen zu haben. Wie ſchwer iſt es dasjenige gut zu machen, was ein Ovid ſchlecht gemacht hat! Jeder von ſeinen Nacheifrern hat ſich ein beſonder Lehrgebäude von der Liebe gemacht. Des Italiäners **Pietro Michele** arte degli amanti iſt eine Sammlung ſüſſer Grillen und wortreicher Tändeleyen. Kan auch ein Italiäner von der Liebe ſchreiben ohne zu platoniſiren! Die Maximen der Liebe des Grafen von Buſſy ſind lächerlich ernſthafte Stoßgebetchens, und was die kalte Frau von Lambert von dieſer feurigen Leidenſchaft ſagen will, ſind metaphyſiſche Grübeleyen, die nach dem Hotel de Rambouillet ſchmecken. Wo hin und wieder ein Deutſcher die Liebe zu ſeinem Gegenſtande gehabt hat, da wird man ſchwerlich mehr als ſchulmäßige Declamationes finden, welche die Ohren füllen, und dem Leſer nichts zu fühlen geben, weil die Verfaſſer nichts gefühlt haben.

Ein liebenswürdiger Franzoſe iſt glücklicher geweſen. Bernard hat uns in ſeiner Kunſt zu lieben ein Gedichte geliefert, welches dieſen Titel behauptet. Schon ſeit fünf bis ſechs Jahren hat die Welt unvollſtändige Abdrucke davon geleſen, und mit Vergnügen, ſo unvollſtändig ſie geweſen ſind. Nur erſt zu Ende des vorigen Jahres hat man eine getreue, verbeſſerte und ganze Ausgabe erhalten. Wir würden weniger berechtiget ſeyn ihrer hier zu gedenken, wenn ſie in Deutſchland mehr bekant geworden wäre. Sollten wir glauben, daß ein Auszug deswegen mißfallen ſollte, weil hinter dem l. auf dem Titel nicht noch ein l ſtehet?*

Dieſes neue Gedichte, welches aus ſechs Geſängen beſtehet, lehret die Kunſt die Liebe dem Wohlſtande zu unterwerfen, den Pflichten und den Sitten; doch ohne ihr Zwang anzuthun, ohne ihr ihre Reitze zu nehmen, ohne ſie Einſchränkungen auszuſetzen, die ſie vernichten; mit einem Worte, ohne von ihr zu verlangen, daß ſie keine Leidenſchaft ſey. Der Dichter hat ſich nicht vorgeſetzt die Natur zu erſticken, ſondern die Liebe zu lehren, wie ſie ein ehrlicher Mann zu empfinden, und das zärtlichſte Frauenzimmer beyzubringen wünſcht. Das ganze Werk läuft auf den Lehrſatz hinaus: man kan ſich durch nichts als durch gute Eigenſchaften beliebt machen.

Wir wollen von Geſang zu Geſang gehen, um den Leſer in Stand zu ſetzen den Plan zu überſehen; und wollen hin und wieder kleine Stellen einrücken, um ihn in den Stand zu ſetzen, von der Ausführung zu urtheilen.

Der erſte Geſang fängt ſich mit der Entdeckung des Vorſatzes, und

---

[*] L'art d'aimer, nouveau poeme en ſix chants par Mr. ****; edition fidele & complette, enrichie de figures. à Londres, aux depens de la compagnie. MDCCL. en 8.

den gewöhnlichen Anrufungen an. „Ohne Lehrmeiſter lernt man lieben, ohne Kunſt ſeufzet das Herz; denn die Liebe iſt eine Neigung, „die die Natur einflößt. Aber dem Geſetze der Pflichten ihre ſchönen „Flammen zu unterwerfen, das widrige Schickſal zu erweichen, die „Gunſtbezeigungen für den Preiß der Beſtändigkeit zu erkaufen, den „Argwohn bleicher Mitbuhler zu erſticken; dazu gehöret eine Kunſt, „dazu gehören Lehrmeiſter und Regeln.“ Dieſer Entwurf, hoffen wir, muß den ſchärfſten Sittenrichter auf das Trockene ſetzen. Der Dichter weiß von keiner Muſe außer von ſeiner Zulni, „die Geliebte, deren Reitz die Tugend borgen würde, wenn ſie ſterblichen Blicken ſichtbar werden wollte. „Wende dieſe Augen auf mich, worinne dein „Hertz ſich bildet, wo die Schamhaftigkeit wohnet, und die ſiegende „Liebe lächelt. Ein einziger deiner Blicke bringt jenes erhabene Feuer, „jene göttliche Flamme, die die Töne der ewigen Sänger beleben, in „meine Seele. Sey meine Muſe. Wo ſoll ich eine zärtlichere finden? „Komm führe meine Hand, leihe meinem Liede deine Anmuth. Indem ich die Liebe erhebe, ſinge ich dich, Zulni!“ — — Nunmehr tritt der Dichter ins Feld. Er lehrt den himmliſchen Urſprung der Liebe, er lehrt, daß ſie nach dieſem Urſprunge das ſchönſte Geſchenk ſey, welches das Schickſal auf die Menſchlichkeit flieſſen laſſen, er lehrt, daß ſie nur durch die Vermiſchung mit unſern Laſtern tadelhaft wird; daß ihr alle Herzen den Zoll ſchuldig ſind; daß ſie früh oder ſpäte ſich Meiſter davon macht; daß man die Zeit der Empfindlichkeit, der Jugend dazu anwenden müſſe; daß in der Welt eine Perſon ſey, welche das Schickſal uns zu lieben, und von uns geliebt zu werden beſtimmt habe. „Unſere Neigungen ſind beſtimmt, „umſonſt ſind unſchiffbare Meere unüberwindliche Scheidemauern zwiſchen zwey jungen Herzen, gebohren einander zu feſſeln. Ein unvermutheter Augenblick bringt ſie zuſammen. Wäre ſie auch unter „dem brennenden Himmelsſtriche gebohren, wo Phöbus die wilden „Mexicaner bereichert; lebte ſie auch auf den gefrohrnen, wüſten und „ſchrecklichen Bergen, um die ſich der Scythe und die Bäre ſtreiten, „auf den Bergen, den Gräbern der Welt, wo die Natur erblaſſet; „und der Himmel hat ihr die Beherrſchung eurer Wünſche vorbehalten; ſo wird nichts dieſe ewigen Rathſchlüſſe hintertreiben.“ Nur, fährt der Lehrer der Liebe fort, muß man den Augenblick erwarten; und ſich nicht darinne zu betriegen, zeigt er welches die Merkmahle der wahren Liebe ſind. „Von den Reitzen einer jungen Schönheit geblendet bleibt man bey dem erſten Blicke unbeweglich, bezaubert. Das „Herz fühlt die Annäherung der Liebe; die Sinne werden verwirrt, „die Stimme wird ſchwach; das Herz ſcheint ſich loszureiſſen, und dem „Gegenſtande nachzufolgen. Alles erneuert dem Auge das Bild davon; „alles mahlt euch ſeine Reitze, alles redet euch von ihm. Abweſend „betet ihr ſie an; ſie iſt gegenwärtig und ihr erbleichet. Eure gemeinſten Reden ſcheinen verworren; ihr drückt viel aus und empfindet noch mehr. Zeigt ſich einige Hofnung, die Furcht theilet ſie. „Furchtſam, ungewiß, voll von einer redenden Verwirrung, fallen die „Blicke nur zitternd auf ſie. — — Ja gewiß, dieſer iſt der bezaubernde Gegenſtand, welcher euch zu gefallen, gebohren ward. Und „hat ein ſolches Schickſal unter ſo viel Reitze ein für die Jugend gebildetes Herz verborgen, iſt ihr Geiſt eben ſo groß als ihre Schönheit, ſo liebt, ſo unterwerft euch ohne Murren." — — Allein wie oft widerſetzen ſich Geitz und Hochmuth dem Fortgange der Liebe. Glückliche Zeiten der erſten Welt, da ein König, wenn er liebte, nicht ſeine Krone, ſondern die Heftigkeit ſeiner Liebe pries! — — Hierauf beſchreibt der Dichter die Sprache der Augen, die erſte Sprache der Verliebten, ihre Gewalt und ihre Bequemlichkeit. Wo die Augen antworten, da iſt das Herz nicht taub. Doch jemehr eine Schöne nicht hintergangen zu werden wünſchet, deſto mehr fürchtet ſie es. Auf der Art des Angriffes beruhet das meiſte; ein Herz das man wohl angegriffen hat erobert man gewiß. Man verſchaffe ſich eine erſte Zuſammenkunft; man drücke ſich lebhaft und ungezwungen aus. Eine übel aufgenommene Erklärung muß die Hofnung nicht benehmen. Gebt mehr auf das übrige Betragen der Schönen Acht, als auf ihre Rede. Schreibt ihr, wenn ſie zu ſprechen unmöglich iſt. Die Liebe war es ja, welche die Kunſt die Worte abzumalen und den Ton ſichtbar zu machen erfand. Nunmehr zeigt der Dichter, was für Mittel anzuwenden ſind, wann die Schöne hartnäckig darauf beſteht, unempfindlich zu ſcheinen. Er erläutert ſeine Lehre mit einem Beyſpiele des Herzogs von Nemours und der Prinzeßin von Cleves. Eine angenommene Gleichgültigkeit lockt das geheimnißvolleſte Herz aus. Was feſte genug zu ſeyn ſcheinet hält man nicht; man hält nur das, wovon wir fürchten, es möchte uns entwiſchen.

Die Glieder des zweyten Geſanges ſind folgende. Die Gelegenheit iſt oft der Liebe vortheilhaft; man muß ihren ſchnellen Flug anzuhalten, ihr zuvorzukommen und ſie bey der Stirne zu faſſen wiſſen. Der Liebhaber und Soldat müſſen geſchwind ſeyn. — — „Folget „überall den Schritten eurer Schönen; ſehet nichts, bewundert nichts, „liebet nichts, als ihre Reitze. Die zärtliche Liebe belohnt ſich zuletzt „und man gefällt dem Gegenſtande, welcher empfindet, daß man ihm „gefallen will.“ Die Orte wohin man die Geliebte vornehmlich begleiten muß, ſind die Komödie, die Oper, die Spatziergänge. „Der Schau„platz iſt den Wünſchen der Verliebten günſtig und das Herz zu er„weichen bietet er glückliche Augenblicke an. Durch ihre Teuſchereyen „macht die zaubernde Scene ihren Betrug angenehm, ſchmeichelt, reitzet „und bewegt ꝛc. — — Allzuliebenswürdige Goßin, bricht der Dich„ter zum Schluſſe dieſer Materie aus, empfange hier den Preis, den „dir tauſend von deinen Reitzen beſiegte Liebhaber darbieten. Ja, die „ſchmeichelnden Töne deiner rührenden Stimme, deine Thränen, deine „Blicke, deren Anmuth bezaubert, ſchieſſen überall ſiegende Pfeile der „zärtlichſten Liebe ab. Sie herrſchet durch deine Augen; dir iſt ſie „alle Herzen ſchuldig. Glücklich, wer dich ſehen kan, wer mit dir „ſprechen, wer dich hören kan! Glücklich, wer dir gefallen kan! Glück„lich den dein Mund mit einem koſtbaren Lächeln beglückt, wer ſein „Glück in deinen bewegten Augen lieſet! Empfange dieſe Verſe, die „die Liebe erzeugte. Ich ſinge ihre Reitze und du machſt ſie be„kannt.“ — — Wenn wird unſer deutſches Theater eine Goßin bekommen, welche einen Dichter in ſo ſüſſe Entzückungen zu verſetzen fähig iſt? — — Der zweyte Ort, wohin man der Schönen folgen muß, iſt die Oper, der Tempel der Liebe, wo ſie alle Sinnen aufbietet ſie durch ſich einzunehmen. „Verliebte, ſtrömet in dieſe prächtige „Schauſpiele. Die allzeit ſiegende Liebe weiß da von keinem Hinderniſſe, „und alle vereinigte Künſte bieten alle Arten des Vergnügens an. „Sucht ihn, redet ihn an, den Gegenſtand eurer Wünſche. Die „ſchmeichelnde Harmonie der Lulliſchen Töne, welche die Liebe mit „den Geſängen des Quinaut verband, wird ſie ganz mit einer ſchmach„tenden Verwirrung erfüllen, und auf ihrem Munde werdet ihr die „Strenge erblaſſen ſehen. Wenn Cadmus feyerlich die Treue ſchwört, „ſo werden ihre Augen euch eine ewige Liebe ſchwören. — — Clio „glänzet im Winter, Flora im Frühlinge; jede hat ihre Zeit. Liebt „die reitzenden Betrügereyen der erſten, doch vergeßt nicht, daß man

„auch der Natur ihre Augenblicke geben müſſe. — — Unter jenen „wachſenden Lauben, wo die Götter des Lachens herumflattern und „Philomele durch zärtliche Klagen entzückt; da könnt ihr dem geliebten Gegenſtande eure zärtlichſten Geſinnungen durch eure Augen erklären. Laßt eure Begierden in allen euren Bewegungen leſen; alles „entdecke an euch die heftigſte Glut. Habt einen traurigen Anblick, „einen langſamen Gang. Suchet nichts als ihre Augen, fliehet ſie „dann, und ſuchet ſie wieder. Ueberall wird euch ihr Herz folgen, „und ſchalkhaft wird die Liebe ſie ihre Zärtlichkeit verrathen laſſen.“ — — Hierauf weiſet der Dichter, wie natürlich dem Frauenzimmer die Begierde zu gefallen ſey. Dieſe iſt ihre erſte und letzte Leidenſchaft. Gleichwohl iſt es bey ſeiner Liebe unruhig. Dieſe Unruhe ihm zu benehmen, ſie ihr bey einer geheimen Zuſammenkunſt zu benehmen, da laſſe der Liebhaber ſeine Stärke ſehen. Er finde ſich zuerſt an dem beſtimten Orte ein; er ſuche ſie durch Verſicherungen, durch Schwüre, durch Thränen zu gewinnen. — — „Sind Thränen nöthig ſie beſſer zu überzeugen, ſo laſſet ganze Ströme derſelben aus den Augen „brechen. Weinet! die zärtlichſte Liebe ergötzt ſich an Thränen, und „ihre ſüſſeſte Stille entſtehet aus der Unruhe. Ihre theuerſten Myrten ſind mit Thränen befeuchtet, und wer nicht weinen kan, kennet „ihre Anmuth nicht. — — Endlich ſiegt die Liebe und die Strenge „wanket. Die Zärtlichkeit flimmert in den ſchmachtenden Augen; die „Unbewegliche wird bewegt, und erkühnt ſich nicht den Fuß aus der „Falle zu ziehen, die ihr gefällt. Erntet dann den erſten Genuß auf „ihrer zitternden Hand ein; ein Kuß redet ans Herz, denn er iſt die „Sprache des Herzens. Liebe, umſonſt flieht man dich! Alles empfindet deine Gewalt, alles weichet deinen Reitzen; ſo gar das ſtolze Geſpenſt, die eitle Weltweisheit. Kom, Koloſſus von Rauch, ſiehe „den Hochmuth eines deiner größten Meiſter biegen, und lerne dich „kennen.“ Hierauf beſchließt der Dichter den zweyten Geſang mit der Erzählung der Liebe des Cartes; die uns aber ein wenig trocken vorkommt. Sie hat zwar ihren guten hiſtoriſchen Grund, da man weiß daß dieſer Weltweiſe in Holland eine Tochter, mit Namen Francine gehabt hat: ſo wie Newton einen Sohn. Der einzige Punkt worinne der Verfechter und der Vernichter des leeren Raumes vielleicht einander gleich geweſen ſind.

Im dritten Geſange werden die Eigenſchaften beſchrieben, die ein

Liebhaber haben muß, wenn er gefallen will. Der Dichter fängt mit einer doppelten Allegorie der laſterhaften und nichtigen, und der weiſen und dauerhaften Liebe an. Vor allen muß man ſich bemühen den Character des geliebten Gegenſtandes zu erforſchen. „Seine Geliebte „zu bezwingen, muß man aufmerkſam ihr zu gefallen, und von ſeinem „Vorſatze ganz erfüllet ſeyn; nach ihrem Geiſte, nach ihrem Geſchmacke „muß man ſich falten, denken, lieben, handeln wie ſie, und ſich ganz „in ſie verwandeln. Iſt ſie eine Schülerin der ernſten Weisheit, trägt „ſie in ihrem Herzen ein langſames Feuer, welches ſie beſtreitet? Geht „nicht allzukühn fort, und ſchonet ihre Tugend. Vereinigt ſie mit der „Liebe einen philoſophiſchen Geiſt? Redet, den Malebranche in der „Hand, nichts als Metaphyſik. Tadelt ſie? Tadelt. Lobt ſie? Lobt. „Tanzet ſie? Tanzet. Singt ſie? Singet. Mahlt ſie? bewundert ihre „Werke. Lieſet ſie euch ihre Verſe? verſchwendet die Lobeserhebungen." — — Dieſe Erforſchung der Charaktere muß auf beyden Theilen ſeyn, und keines muß glauben, der Verſtellung berechtiget zu ſeyn. Wer tugendhaft iſt der ſcheint es, und die Verbergung der wahren Geſtalt iſt ein gewiſſer Beweis von ihrer Häßlichkeit. Man beſtrebe ſich alſo durch Verdienſte liebenswerth zu werden; aus der Hochachtung entſpringt die Liebe; man habe die Geſinnungen und die Aufführung eines Mannes, der die Welt kennet; man trotze nicht auf äuſſerliche Vortheile, die nur von allzukurzer Dauer ſind; man ſchmücke ſeinen Geiſt mit dauerhaftern Reizen; man verbinde mit der Zärtlichkeit des Witzes großmüthige Geſinnungen des Herzens; man fliehe das gezwungene Betragen eines Stutzers; man ſey gleichförmig in der Aufführung; man prahle nicht mit Metaphyſik und Verſen, eine Prahlerey, die der üble Geſchmack zu rechtfertigen ſcheinet; man vermeide den lächerlich koſtbaren Ton der Neologiſten; man ſey kein Luſtigmacher, der die geringſten Fehler auch ſeiner Freunde anfällt; die Wahrheit wohne allezeit auf den Lippen; nie komme ein Ausdruck in den Mund, der die Schamhaftigkeit roth macht und die Unſchuld zum Schaudern bringt; man halte ſich zu Groſſen, deren Umgang die Schule der Tugend und Artigkeit iſt. — — Hier iſt der Dichter gedoppelt ein Dichter; und die Schmeicheleyen die er dieſem und jenen franzöſiſchen Hofmanne macht, den er mit Namen nennt, ſind nicht zu überſetzen. — — Doch die Welt allein bildet einen vollkommenen Menſchen nicht. Das Leſen der beſten Schriftſteller muß dazu kommen. La Fontaine, Moliere, Racine, Regnard, Mericant, La Chauſſee, Greſſet, Chaulieu, Bernis, und wer ſie ſonſt ſind, die Mahler, welche Natur und Kunſt gebildet hat, die Helden der Geſinnungen, die das edelſte Feuer belebt! — — Hiebey vermeide man das franzöſiſche Vorurtheil, die Nachbarn zu verachten. „Es „giebt gewiſſe in ihre Sphäre eingeſchränkte Geiſter, die nur den Him„melsſtrich preiſen, unter welchem ſie gebohren ſind, furchtſam ihren „Großältern nachſchleichen und nur die Güter loben, die vor ihren „Augen wachſen. Für ſie iſt auſſer Paris kein Genie anzutreffen, und „das Chaos fängt an da wo ſich Frankreich endet. Leget dieſen När„riſchen Hochmuth, den ihr mit der Milch eingeſogen habt, ab. In „den wildeſten Gegenden giebt es Pilpais. Der abergläubiſche Spa„nier, der ſelbmörderiſche Engländer haben Sitten und Gaben. Er„forſchet ihren Geſchmack und macht euch die Schätze zu Nutze, welche „die Natur andern Ufern vorbehält.“ — — Dieſes ſind Lehren, welche kluge Franzoſen ihren Landesleuten noch unzähligmal wiederhohlen und unzähligmal umſonſt wiederhohlen werden. — — Nunmehr kommt der Dichter auf den Zweykampf, der Frucht des falſchen Muths. Er beſchreibt alle ſchreckliche Folgen derſelben, und will in einer kleinen Geſchichte lehren, wie vermögend ein Frauenzimmer ſey, dieſe Raſerey bey Mitbuhlern zu unterdrücken. Auch dieſe Geſchichte will uns im Ganzen nicht gefallen. Wir wollen die Rede eines Frauenzimmers, die in voller Unſchuld ihre Liebe entdeckt daraus verſetzen: „Was empfindet man, was will man, wenn man „liebt? Belehre mich Zamor, warum mein zitternder Geiſt, wenn ich „mit dir rede, eine ihm ſonſt unbekannte Verwirrung fühlt. Mein „Herz zerfließt, wenn ich dich ſehe. Seitdem dich ein Gott in dieſe „Inſel führte, begleitet und entzückt mich dein Bild Tag und Nacht. „Der zärtliche Eindruck deiner geringſten Reden, wird immer in mir „neu, und ſcheint in mir zu leben. Geſtern ſeufzete ich deiner langen „Abweſenheit wegen, als Dorival erſchien. — — Ach welcher Unter„ſchied! Ich empfinde das nicht für ihn, was ich für dich empfinde. „— — In was für ein Gift würde ſich meine Liebe verwandeln, „wenn Zamor nicht ſo ſehr liebte, als er geliebet wird.“

Der vierte Geſang fängt mit der Beſchreibung des Nachttiſches an. Bey dieſem ſich einzufinden, doch erſt alsdann, wann das Frauenzimmer die Reize des Geſichts in Ordnung gebracht hat, iſt die Pflicht eines Liebhabers. Der Nachttiſch iſt ein Tempel, der niemals ohne

Dienſt ſeyn muß; ein Madrigal, eine Sinnſchrift, ein Lied, ein Sonnet ſind die Lobgeſänge, welche die Gottheit der Liebe daſelbſt preiſen. Dieſes führt den Dichter auf die Macht der Poeſie, auf ihren Urſprung, auf ihre Reize, auf ihre Vorrechte. — — „Weichet, Verliebte, dieſer „bezaubernden Kunſt einige Augenblicke, mehr euch beliebt zu machen, „als in die Klaſſe der Schriftſteller zu kommen. Sie weiß den Eingang in das unwirthbarſte Herz zu finden. Nicht Löwen, Felſen, „Sturmwinde hat man mehr durch ſie zu erweichen, ſondern allein „die Strenge des Herzens.“ — — Von der Poeſie kömt er auf die Vortheile des Schmauſes, den Mittelpunkt der Aufrichtigkeit. Der Schmaus bietet die zärtlichſten Geſtändniſſe dar, und berechtiget ſie; wie ſehr hilft er der Liebe, wann zumal Muſick und Tanz ihn begleiten, dieſe Kinder der Zärtlichkeit. — — „Auch das Spiel iſt für „Liebhaber. Die Munterkeit hat den Vorſitz, bey dieſem lachenden „Streite, den das Schickſal entſcheidet. Der Verdruß, die lange Weile „werden auf Flügeln der Zeit davon geſchickt. Jeder Augenblick bekömt eine neue Geſtalt. Das Glück flattert herum, es drohet, es „lacht; die Hofnung ſtrahlet und verſchwindet; das Geld wächſet und „vertrocknet. Doch wollt ihr den Augen derjenigen gefallen, welche „euer Herz beherrſcht, ſo fliehet den Ruff eines Spielers von Profeſſion. Das Herz wird getheilt, eure Geliebte aber will es ganz „beſitzen.“ Hier zeigt der Dichter, wie weit ſich ein vernünftiger Liebhaber in das Spiel einlaſſen müſſe. Nie muß die Geliebte darunter verlieren, die man beſtändig zu ſehen, ſich zu einer ſüſſen Gewohnheit machen muß. Dieſe allein entſcheidet; man wird ſich weſentlich, und endlich ſind es zwey Körper welche eine Seele belebt. Doch muß man deswegen nicht den andern Umgang fliehen, und aus Liebe ein Menſchenfeind werden. Man muß fortfahren ſeine Freunde zu beſuchen und ſie zu ſchätzen. Hier ſchildert der Dichter das Lob der Freundſchaft. „Das geheime Vergnügen einer zärtlichen Verbindung theile „euern Tagen neue Anmuth mit. Bringet der Welt eine geſchmeidige „Biegſamkeit davon her, und verbindet euch die Gemüther durch einen „willigen Umgang. Beſonders erwerbt euch den Schatz eines weiſen „Freundes, an deſſen Werth weder Ehre noch Geld kömmt. Er iſt „eine Quelle von Tugenden, die euch nützlich ſind; er iſt eine leuchtende Fackel auf den dunkelſten Wegen; nach der Liebe iſt er das „koſtbarſte Geſchenke des Himmels. Bey ihm leget alle Geheimniſſe en-

„rer Seele nieder, nur nicht die Geheimniſſe eurer Liebe.“ Die Verſchwiegenheit iſt eine der vornehmſten Tugenden eines ehrlichen Mannes, und der Dichter glaubt, daß ſie beſonders den Franzoſen einzuſchärfen ſey. Ein Vertrauter wird oft zum Mitbuhler, welches er durch das Beyſpiel Heinrichs des IVten, des Ritters von Bellegarde und der Gabrielle Deſtrees erläutert.

Fünfter Geſang. Ein geheimer verliebter Umgang hat ſeine Reize; doch weit mehr Vergnügen genieſſen Verliebte, die ſich für den Augen der Welt lieben. Dazu zu gelangen, muß man ſich einen freyen Zutritt bey ſeiner Geliebten zu verſchaffen ſuchen, unter dem Titel eines Freundes; man muß die Charaktere derjenigen zu erforſchen ſuchen, die um ihr ſind, und von welchen ſie in etwas abhanget. Hierunter gehören vornemlich die Vormünde. „Predigt er, in einen Lehnſeſſel „gekrümmt, ſchwach und kollernd, voller Galle gegen die jetzige Zeit, „wider die Jugend und ihre auſſerordentliche Verſchwendung! Setzt „er ſeine Ehre und ſein höchſtes Gut in das Geld, in welchem er „ſchwimmt ohne es zu genieſſen! So rühmt ſeinen jetzigen und zukünftigen Reichthum, und heimlich beklagt ſeine wirkliche Armuth.“ Oft beſtimmt ſo ein Wütherich den Gegenſtand unſerer Liebe dem Kloſter, dieſen dem ewigen Verdruß gewidmeten Mauern, den Gräbern, welche eine raſende Schwärmerey gehölet hat, welche die Reue, der Irrthum, die Tyranney bewohnen. Doch dieſer Aufenthalt erſticket die Heftigkeit der Leidenſchaft nicht, und die Beſtändigkeit des Liebhabers erlangt ihren Zweck. — — Bey vielen, weil ſie allzugewiß ſind, daß ſie geliebet werden, erkaltet die Liebe. „Der zuverſichtliche Reder verläßt ſich auf ſeinen Sieg, und wenig bewegt von der Unruhe ſeiner „Geliebten, betrachtet er mit einem heitern Auge ſein Glück. Als „ein ruhiger Beherrſcher eines ihm unterthanen Herzen trozt er ihrem „Argwohne, und lacht über ihre Beängſtigung. Er höret ihre Klagen „nicht, er ſieht ihre Thränen nicht. Bey ihr iſt er abweſend; und „redet ſie mit ihm, ſo iſt er zerſtreut; er betrachtet einen Ring oder „ein Bild, er ruft ſeinen Hund, er ſpricht mit ihm und ſtreichelt ihn. „Aus ſeiner umwölkten Stirne leuchtet eine ſtolze Verachtung; und „wenn die Geliebte ganz Feuer iſt, ſo iſt er ganz Eis.“ — — Doch muß man auch nicht ſeine Liebe durch Ausſchweifungen der Eiferſucht zu beweiſen ſuchen; wohl aber kann man ſich auf kurze Zeit entfernen, um die Beſtändigkeit der Geliebten auf die Probe zu ſtellen. Eine allzulange Abweſenheit iſt das traurigſte Unglück für Verliebte. Es zu lindern ſchenke man ſein Bildniß der Geliebten, und ſuche das ihre dafür zu erhalten. Die Liebe ſo wohl als die Freundſchaft erlaubt den Gebrauch der Geſchenke; dieſe aber müſſen gewählt ſeyn, und man muß mehr die Empfindlichkeit der Schönheit als ihr Glück dabey zu Rathe ziehen. Erhält man zum Gegengeſchenke ein von ihren Haaren geflochtenes Armband; welches koſtbare Pfand der zärtlichſten Liebe! Das ſicherſte Mittel ohne Nebenbuhler geliebt zu werden, iſt eine gleiche ungetheilte Liebe gegen die, von welcher man dieſes Glück begehrt. Hier haben beyde Geſchlechter gleiches Recht; und dieſes ſo wohl als jenes kann ſich über die Untreue des andern beklagen. Wie ſchädlich aber iſt dabey eine ſtürmende Eiferſucht! Nimmermehr wird dieſe ein Herz wider zurück bringen, welches nur durch Gefälligkeit und Anmuth von neuen gewonnen wird. Dieſen Satz erläutert der Dichter durch das Exempel des erſten Franciſcus Königs von Frankreich und der zwey Herzoginnen von Etampe und von Valentinois.

In dem letzten Geſange nahet ſich der Dichter dem glücklichen Zeitpunkte, da die Liebe gekrönt wird. Er beſchreibt die Beſorgniß der Geliebten durch einen völligen Genuß ihren Liebhaber allzuſehr zu ſättigen, und in der That ſind dieſe Gunſtbezeigungen oft die Mörder einer Leidenſchaft, die die wohlgegründeſte zu ſeyn ſchien; weil ſie meiſtentheils die Mängel auf beyden Theilen entdecken. Hier hat alſo der Liebhaber ſeine ganze Kunſt anzuwenden, jene Beſorgniß zu zerſtreuen, und ſein gutes Glücke mit Behutſamkeit weiter zu treiben. Lobt er ſeine Gebieterin, ſo muß dieſes Lob fein angebracht ſeyn. „Lobet mit „Anmuth, und lobet mit Genauigkeit. Man wird unhöflich durch „allzuviel Höflichkeit. Legt ihr keine Reize bey, von denen ſie, Dank „ſey ihrem Spiegel, weiß, daß ſie ſie nicht hat. Bey der blaſſen „Fanny lobet recht die blühenden Roſen; leihet ihr Schönheiten, allein „ohne die Sache zu übertreiben. Ein übertriebenes Lob iſt unſchmack„haft, und man lacht drüber. Oft, euch zu erforſchen, lobt ſie Reize „an andern, die ihr der Himmel nicht beygelegt hat: Wie lebhaft iſt „Iris! wie ſchöne iſt Dorinde! Dieſes iſt ein heimlicher Fallſtrick, den „euch ihre Furcht leget. Sagt alſo, daß ihre Reize nichts rührendes „haben, und treibt die Liſt ſo gar bis ſie zu verachten. Das Lob „einer jeden andern hat das Anſehen einer Critick.“ — — Den Unvollkommenheiten der geliebten Perſon muß man vortheilhafte Namen geben. Hiezu hilft die Gewohnheit nicht wenig, welche oft die Augen ſo verblendet, daß ſie wirkliche Fehler für Schönheiten anſehen. — — Doch wie eigenſinnig, wie wunderlich iſt das Gemüth eines Frauenzimmers! Wie oft wenn man ſich ihrem Beſitze am nächſten geglaubt hat, ſieht man ſich am entfernteſten davon! Dieſen kleinen Widerwärtigkeiten zu begegnen, dahin zielen die letzten Lehren des Dichters. Man ſetze dem Eigenſinne der Geliebten Gefälligkeiten entgegen. Man bekenne, daß man Unrecht habe; dieſes iſt allezeit das ſicherſte Mittel mehr als Vergebung zu erlangen. Verliebte, die ſich wieder vertragen, lieben ſich allezeit zärtlicher, als ſie ſich vorher geliebt haben; „und „wenn ja bey der Geliebten Skrupel übrig blieben; ſitzen ja noch „Wolken des Mißtrauens auf ihrer Stirne, und leſet ihr in ihren „Augen, daß ihr unruhiges Herz befürchtet nicht geliebt zu werden; „ſo ſchwöret ihr, daß eure Seele ſie anbete, und wiederhohlt dieſen „Schwur hundertmal; benetzt ihre Hände mit Thränen, erhebet ihre „Reitze, fallet ihr zu Füſſe, rufet den Tod an. Wo iſt das grauſame „Herz das hierdurch nicht ſollte gerührt werden!“ Die Geliebte ſucht die Verzweifelung zu ſtillen, durch längſtgewünſchte Gunſtbezeigungen. Hier kömmt es drauf an, die Zeit ſie einzuernten zu beobachten. Oft wird man in den ſüſſeſten Augenblicken geſtört, und alsdenn muß der Liebhaber ſein Spiel zu verſtecken wiſſen. — — Der Dichter hat bisher den Verliebten nur kleine Schreckbilder gewieſen; jetzt aber zeigt er ihnen ein wirkliches. Der geliebte Gegenſtand wird krank. Hier hat die Liebe ihre ſtärkſte Probe abzulegen; für die ſie aber nur allzuſehr belohnt wird, wann die Kranke wieder hergeſtellet wird. Folgt ſie der Stimme des Frühlings, welche ſie auf das Land ladet! Folget ihr dahin; da iſt es, wo euch die Liebe den ſchönſten Triumph vorbehält; da unterſteht man ſich alles, da erhält man alles. — — „Muſe, hier hemme deinen Lauf, und wag es nicht mit einem allzu„kühnen Blicke in das Heiligthum zu dringen, wo das Opfer erblaſſet, „und die Liebe es betrachtet. Dieſes Geheimniß verlangt die tiefſte „Verſchwiegenheit. Laß auf deiner Stirne, Muſe, die Anmuth und „Schamhaftigkeit verſchwiſtert prangen; fliege in den Himmel zurück; „dein Weg iſt vollendet. — — Liebe, du lehreſt mich deinen Dienſt, „und deine Geheimniſſe, die du in meinen Liedern niedergelegt haſt. „Deine unſterblichen Myrten umkränzen meinen Frühling, ich ſang dein „Geſetz der Welt, und hatte noch nicht zwanzig Jahre.“

Hiermit endet der Dichter ſeine Kunſt zu lieben. Zum Schluſſe des Werks findet man noch ein Gedichte über den Tod ſeiner Zulni, die er in dem erſten Geſange als ſeine Muſe angeruffen hat. Dieſes Gedichte iſt ungemein zärtlich, und vielleicht iſt mehr Empfindung darinne, als in allen ſechs vorhergehenden Geſängen; wovon wir dem Leſer das Urtheil überlaſſen wollen, da wir ihn gnugſam in den Stand geſetzt haben, es fällen zu können.

Monat December 1751.

Der **Herrmann** und der **Nimrod** würden in dieſen Blättern keinen Platz gefunden haben, wenn ſie nicht der unbekannte Verfaſſer folgendes Schreibens ſeiner Aufmerkſamkeit und Gedult gewürdiget hätte.

Mein Herr.

Sie ſind ſehr unachtſam auf die merkwürdigſten Begebenheiten im Reiche des Witzes. Sie haben Ihren Leſern noch gar nichts von den neuen Lichtern erzählet, welche dieſem Reiche in der letztverwichenen Michaelsmeſſe aufgegangen ſind. Haben Sie denn den **Herrmann** und den **Nimrod** noch nicht geleſen? Oder haben Sie denn nicht wenigſtens die Vorrede des Vormunds des guten Geſchmacks in Deutſchland durchgelaufen, welche derſelbe dem erſtern vorgeſetzet hat? Da würden Sie gefunden haben, daß es nunmehr mit dem Deutſchen Witze aufs höchſte gekommen iſt, und daß, wenn die Ausländer auch zehn **Henriaden** aufzuweiſen hätten, wir Deutſche ihnen doch nunmehr beherzt unter die Augen treten, und ihnen dieſes Heldengedicht ſelbſt zum Muſter ihrer künftigen Werke dieſer Art vorlegen könnten. Warum haben Sie denn Deutſchland zu dieſem längſt vergebens gewünſchten Zeitpunct noch nicht Glück gewünſcht? Ich will doch nimmermehr hoffen, daß Sie ein Franzoſe ſind, welcher vor allen Meiſterſtücken des Deutſchen Witzes Augen und Ohren verſchließet, um nur das bißgen Ehre ſeiner witzigen Landsleute noch in Anſehen zu erhalten. Da wir längſt den Ausländern in allen Arten von Gedichten Trotz biethen konnten, ſo fehlte es uns nur noch an einem Heldengedichte; und ſiehe, das haben wir nun, Gottlob! an dem **Herrmann**, wie der Titel deſſelben klärlich ausweiſet. Kommen Sie mir ja nicht mit dem **Meſſias**, und ſagen Sie etwan, daß dieſes auch ein Heldengedicht ſey. In der Schweiz und in den derſelben incorporirten Landen kann er allenfalls dafür gelten: aber in Deutſchland hat er das Diploma noch nicht erhalten; und iſt es, zu deſſen Beweiſe, nicht genug, daß ihn noch kein G . . . dafür erkennet? Siehe den **Wurmſaamen**, den erſten Geſang. Es iſt alſo gewiß, daß nunmehr der leere Raum in der Deutſchen Dichtkunſt durch diejenige hochfreyherrliche Feder glücklich ausgefüllet worden, welche uns den **Herrmann** in den ſo natürlich fließenden trochäiſchen Verſen, in 12 Büchern, wie Virgil ſeine Aeneis, geliefert hat.

Aber zu gleicher Zeit erſchien auch noch ein anderes Heldengedicht, der **Nimrod** des Herrn **Naumann**, welcher ſchon über 10 Jahr auf die Preſſe gewartet hatte. Welch ein Reichthum eines poetiſchen Witzes wird nicht dazu erfordert, von einem Helden, von welchem uns alle Geſchichte weiter nichts erzählet, als daß er ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn geweſen, ein Heldengedicht von ganzen 24 Büchern zu ſchreiben! Zu was für ſchönen Epiſoden hat nicht dieſer Mangel in der Geſchichte dem Dichter Gelegenheit gegeben, welcher die Aufmerkſamkeit des Leſers bald mit einem todten und wieder auferweckten Pferde, bald mit dem noch vor der Sündflut im Gebrauch geweſenen groben Geſchütz, bald von dem Taubenſchlage eines glückſeligen Schäfers, bald von der Capelle des Nimrod, bald von deſſen Hofnarren, welcher ſeinen hölzernen Säbel auf der rechten Seite ſtecken hat, und mit tauſend andern beluſtigenden Erdichtungen, unterhält! Der Dichter hat ſeinem Witze völlig den Lauf gelaſſen, und ſich mit den Reimen nicht abgegeben, ſondern Hexameters ohne Füße erwählet, an welche er ſich aber auch nicht ſo genau gebunden, daß er nicht öfters Octameters und Pentameters hätte ſollen mit unterlaufen laſſen. Ich ſchäme mich, mein **Herr**, daß ich Ihnen Neuigkeiten aus dem Reiche des Witzes erzählen ſoll, welche Sie Ihren Leſern zuerſt hätten erzählen ſollen.

Dahin gehöret auch die neueſte und letzte Ausgabe der **critiſchen Dichtkunſt** des berühmten Hrn. Prof. Gottſcheds. Ja, mein **Herr**, dieſes iſt die allerletzte Ausgabe, oder vielmehr die letzte Umgießung derſelben. Herr Gottſched hat dieſes ſelbſt feyerlich verſichert. Er hatte in den bisherigen Ausgaben ſo vieles weggenommen, hinzu geſetzt und verändert, und doch wuſte er ſelbſt nicht, woran es doch liegen müßte, daß ſie noch nicht für vollkommen erkannt werden wollte. Endlich beſann er ſich, daß es in derſelben noch an Anweiſungen zu Sechſtinen, Ringelreimen, Madrigalen, und andern dergleichen poetiſchen Marcipanen, fehlte. Dieſen Mangel nun hat er in dieſer neuen Ausgabe ſorgfältig erſetzt, und dadurch alles geleiſtet, was man noch von einer Gottſchediſchen Dichtkunſt verlangen konnte. Ich bin ꝛc.

P. S.

* * *

Bey den itzigen Luſtbarkeiten, an welchen das Theater den meiſten Theil nimmt, wird es nicht unrecht ſeyn, dem Leſer einige theatraliſche Anekdoten aus Paris zu erzählen.

Pechantre hatte in einem Wirthshauſe auf dem Tiſche einen Zettel liegen laſſen, auf welchem einige Ziffern und über denſelben die Worte ſtunden: **Hier ſoll der König ermordet werden.** Der Wirth, welcher ſich ſchon über die Mienen und über die Zerſtreuung dieſes Poeten Gedanken gemacht hatte, hielt es für ſeine Schuldigkeit, dieſen Zettel zu dem Quartiercommiſſar zu tragen, welcher ihm ſagte, er ſolle, wenn der Unbekannte wieder zu ihm zu Tiſche käme, ihm ja davon Nachricht geben. Pechantre kam wirklich einige Tage darauf wieder, und kaum hatte er angefangen zu eſſen, ſo ſah er ſich mit einer Menge Häſcher umgeben. Der Commiſſar zeigte ihm ſein Pappier, um ihn von ſeinem Verbrechen zu überführen. Ach! mein Herr, ſagte der Poet, wie froh bin ich, daß ich meinen Zettel wieder habe! Ich ſuche ihn ſchon etliche Tage. Das iſt der Auftritt, in welchem ich den Tod des Nero in einem Trauerſpiele, an welchem ich arbeite, bringen will. Der Commiſſar ſchickte ſeine Häſcher wieder nach Hauſe, und einige Zeit darauf ließ Pechantre ſein Trauerſpiel aufführen.

Der Comödiant Montfleury griff ſich einmal ſo an, da er in der Andromacha die Wut des Oreſtes vorſtellte, daß er krank ward und ſtarb. So hatte auch die Mariamne des Triſtan dem Mondory den Tod verurſachet. Daher pflegte man zu ſagen, daß künftig kein Poet mehr ſeyn würde, welcher nicht würde die Ehre haben wollen, in ſeinem Leben einen Comödianten ums Leben zu bringen.

Timokrates, das Trauerſpiel des Thomas Corneille, ward 80 mal hintereinander vor einer großen Menge Zuſchauer aufgeführet, welche es beſtändig wieder geſpielet haben wollten. Die Comödianten wurden müde, es zu ſpielen. Einer von ihnen trat einmal vorn vor auf dem Theater und ſagte: Meine Herren, Sie werden nicht müde, den Timokrates zu ſehen: wir aber ſind müde, ihn zu ſpielen. Wir befürchten, wir werden unſere andern Stücke vergeſſen. Laſſen Sie ihn uns doch nicht mehr ſpielen! Hierauf ward er nicht mehr wiederholet, und auch niemals wieder geſpielet.

La Fontaine war bey der erſten Vorſtellung ſeiner Oper Aſträa in einer Loge hinter einigen Damen, welche ihn nicht kannten. Faſt bey allen Stellen ſchrie er: Das iſt abſcheulich! Die Damen wurden müde, immer einerley zu hören, und ſagten zu ihm: Mein Herr, das iſt nicht ſo ſchlecht. Der Verfaſſer iſt ein witziger Kopf. Es iſt der Herr de la Fontaine. Ach! meine Damen, verſetzte er, ohne ſich was merken zu laſſen, das Stück taugt nichts. Dieſer la Fontaine iſt ein dummer Kerl. Ich bin es.

Als Racine den Brunet ſagen hörte: Meine Herren, das iſt das Theater des Herrn Dancourt, erwiederte er: Sage vielmehr, ſein Schaffot, ſage vielmehr ſein Schaffot!

Der Comödiant Chamesle ſtarb, als er aus dem Kloſter der Cordeliers kam, wo er zwey Seelenmeſſen, eine für ſeine Mutter und eine für ſeine Frau, hatte leſen laſſen. Für dieſe zwey Meſſen gab er dem Küſter 30 Sols, welcher ihm 10 wiedergeben wollte. Chamesle aber ſagte zu ihm: Die dritte ſoll für mich, ich will ſie eben hören geben. Als er aus der Kirche ging, ſetzte er ſich auf eine Bank bey der Thür der Allianz, welches ein Wirthshaus neben dem Comödienhauſe iſt, wo er ein wenig mit ſeinen Cameraden plauderte. Als er zu dem einen ſagte: Wir wollen heute zu Mittage mit einander eſſen, ſtarb er.

In der Faſtenzeit 1721 ward das Trauerſpiel des de la Mothe, die Maccabäer, aufgeführet. Bey der Vorſtellung deſſelben war dieſes etwas beſonders, daß der alte Baron die Rolle eines Kindes, in der Kappe und in herabhangenden Kinderärmeln, vollkommen gut ſpielte, ob er gleich damals 70 Jahr alt war.

Der Gebrauch, allezeit ein Nachſpiel nach den neuen Stücken aufzuführen, iſt erſt 1722 aufgekommen. Man ſpielte vor dieſer Zeit die neuen Comödien allein, und begleitete ſie erſt, wenn ſie 8 bis 10 mal waren vorgeſtellet worden, mit Nachſpielen. Man glaubte alsdenn, daß das Stück anfinge, weniger zu gefallen. Dieſen zuweilen ungegründeten Vorurtheilen zuvorzukommen, ließ der Herr de la Mothe gleich bey der erſten Vorſtellung ſeines Trauerſpiels, Romulus, ein Nachſpiel aufführen. Dieſem Exempel haben hernach andere Comödienſchreiber gefolgt, und ſie wünſchten alle, daß dieſer Gebrauch möchte eingeführet werden: aber niemand wollte den Anfang machen, aus Furcht, es möchte den Zuſchauern gleich bey der erſten Vorſtellung ihrer Stücke ein übler Begrif von denſelben gemacht werden.

Bis hieher die Anekdoten. Wir wollen denſelben noch eine kurze Nachricht von dem Urſprunge des Franzöſiſchen Theaters beyfügen.

Nichts iſt ungewiſſer, als der Urſprung der Franzöſiſchen Schauſpiele und theatraliſchen Stücke, und man kann faſt nicht anders, als muthmaßlich, davon reden. Man findet keine Spur davon in der erſten und zweyten Linie der Könige von Frankreich. Man weis nur, daß unter der dritten Linie derſelben Conſtantia aus der Provence, Roberts Gemalin, Gaukler und Pantomimen nach Paris kommen ließ. Hier muß man alſo die Epoche der erſten Pariſiſchen Comödianten beſtimmen, und doch kan man noch nichts zuverläßiges davon ſagen. Man bekömmt hierinnen eher kein kläreres Licht, als unter der Regierung Carls V. oder zu Anfang der Regierung Carls VI.

Frankreich hat den Urſprung ſeiner dramatiſchen Gedichte der Andacht der Herren Paters zu danken. Der größte Nutzen, welchen ſie vielleicht in der Welt geſtiftet haben. Wenn man den meiſten Schriftſtellern, welche hiervon Nachricht gegeben haben, glauben ſoll, ſo erwählten ſie dazu die Geheimniſſe ihrer Religion, die Jungfrau Maria und die Heiligen, und machten daraus den Gegenſtand des Vergnügens und der Erbauung des Volks.

Man weis, daß unterſchiedene Bürger in Paris, aus einer Art von Andacht, unter einander eine Geſellſchaft zu Erbauung eines Theaters errichteten, um auf demſelben Stücke von andächtigem Inhalte und beſonders das Geheimniß des Leidens Chriſti, vorzuſtellen. Sie wählten hierzu die Vorſtadt St. Maur dieſſeits Vincennes. Daſelbſt errichteten ſie ein Theater und ſtellten auf demſelben das Leiden Chriſti vor. Sie mußten anfangs einige Widerſprüche von dem Prevot der Kaufleute erdulden: als ſie aber vor dem Könige einige Stück, welche ihm gefielen, vorgeſtellet hatten, ſo ertheilte er ihnen im Jahr 1402 in einem Patent die Freyheit, ſich ordentlich zu ſetzen. Dieſe Bürger, welche ſich Brüder des Leidens Chriſti nennten, errichteten ihr Theater auf dem Saal des Hoſpitals der Dreyeinigkeit, in der Straße St. Denis, worauf ſie verſchiedene Geheimniſſe des alten und neuen Teſtaments und einige aus dem Leben der Heiligen vorſtellten.

Dieſes erſte Theater behielt faſt 150 Jahr eben dieſelbe Einrichtung. Aber man ward endlich dieſe allzu ernſthaften Schauſpiele überdrüſſig. Auf die Geheimniſſe folgten moraliſche Handlungen, auf die moraliſchen Handlungen luſtige Stücke, auf die luſtigen Stücke Narrenpoſſen, oder vielmehr man machte aus allem dieſem halb ernſthafte, halb poſſierliche Stücke, an welchen ſich das Publicum ärgerte. Man nahm ihnen ihr Theater, und das Haus zur Dreyeinigkeit ward wieder ein Hoſpital, welches es bey ſeiner Anlegung hatte ſeyn ſollen.

Im Jahr 1548 verließ dieſe Geſellſchaft dieſen Ort, und da ſie ſich viel verdienet hatte, ſo kaufte ſie den alten Pallaſt der Herzoge von Bourgogne, welcher nur noch in einem Mauerwerk beſtund. Sie ließ daſelbſt einen Saal, ein Theater und die andern Gebäude bauen, welche man noch itzo ſieht! Das Parlement erlaubte ihr, ſich daſelbſt zu ſetzen, doch mit der Bedingung, daß ſie lauter weltliche, erlaubte und ehrbare Stück ſpielen ſollte.

Die Brüder des Leidens Chriſti, welche Profeſſion von der Gottſeligkeit machten, konnten ſich lange Zeit nicht zu weltlichen Stücken bequemen und 40 Jahre hernach, nämlich 1588, überließen ſie ihr Theater zur Miethe einem Trupp Franzöſiſcher Comödianten, welcher ſich damals mit Erlaubniß des Königs zuſammen that. Die Stücke, welche man damals ſpielte, waren ſchon ein wenig erträglicher, als die Stücke der Brüder des Leidens Chriſti. Der Geſchmack ward allmählich mehr ausgebreitet und gereiniget. Die unter Ludwig XI. erfundene Buchdruckerkunſt, und die unter Franciſcus I. wieder hergeſtellten Wiſſenſchaften hatten eine neue Laufbahn eröffnet. Die Bücher waren gemein geworden, man hatte Sprachen gelernet, man überſetzte die Luſt- und Trauerſpiele der Alten; man wagte es ſo gar, aus dieſen Schauſpielen neue Franzöſiſche zu machen. Etienne Jodelle von Paris iſt der erſte unter den Franzöſiſchen Poeten, welcher Schauſpiele in Franzöſiſcher Sprache verfertiget hat. Die Neuigkeit dieſer Schauſpiele machte den meiſten Ruhm dieſes Poeten aus. Von dem Jodelle bis zu dem Robert Garnie war der Fortgang der dramatiſchen Werke in Frankreich nicht ſehr merklich. Dieſer letztere war aus la Ferte Bernard in Maine gebürtig. Er bildete ſeinen Geſchmack nach den Trauerſpielen des Seneca. Er bemühte ſich, dieſen Dichter nachzuahmen, und es gelang ihm völlig. Von ſeiner Zeit an bis zum Alexander Hardy erlangte die dramatiſche Poeſie eine neue Vollkommenheit. Dieſer lebte zu Anfange des 17. Jahrhunderts und war aus Paris gebürtig. Vor dem Corneille hielt man ihn für den berühmteſten theatraliſchen Schriftſteller. Seine Arbeit ward ihm überaus leicht, und kein Poet hat eine ſo große Menge Trauerſpiele gemacht, als er. Er lieferte den Comödianten jährlich auf 6 Trauerſpiele: aber ſeine Verſe ſind rauh und ſeine Ausarbeitungen finſter und ernſthaft. Von dem Hardy an bis zu dem Corneille iſt die Veränderung des Franzöſiſchen Theaters merklicher: aber Corneille und Moliere haben es zu derjenigen Größe erhoben, welche Racine und Regnard unterſtützet haben, und welche noch itzo durch die Werke der Herren Crebillon, Voltaire, des Touches, la Chauſſee und Boiſſy fortdauert.

Johann Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften. Aus dem Spaniſchen überſetzt.

1752.

Vorrede des Ueberſetzers.

Von den ſpaniſchen Gelehrten werden wenige unter uns ſo bekannt ſeyn als Johann Huart, nicht ſowohl nach ſeiner Perſon, als nach ſeinem Werke deſſen Ueberſetzung wir hier liefern: denn in Anſehung jener trift der Ausſpruch des Seneca, oder wenn man ihn lieber einem Franzoſen zuſchreiben will, des Herrn de la Bruyere, auch an ihm ein: viele kennt man und viele ſollte man kennen. Unzählige Halbgelehrte haben ſich mit ihren Geburtstägen und Sterbeſtunden, mit ihren Weibern und Kindern, mit ihren Schriften und Schriftchen in die Regiſter der Unſterblichkeit eingeſchlichen: nur einen Mann, der über die Grenzen ſeines Jahrhunderts hinaus dachte, der ſich mit nichts gemeinem beſchäftigte und kühn genug war neue Wege zu bahnen, findet man kaum dem Namen nach darinne, da doch die geringſten ſeiner Lebensumſtände auf den und jenen Theil ſeines Werks ein ſehr artiges Licht werfen könnten. Unterdeſſen können gleichwohl meine Leſer mit Recht von mir verlangen, ihnen davon ſo viele mitzutheilen, als ſich hier und da auftreiben laſſen. Ich will es thun; man ſchreibe mir es aber nicht zu, wann ſie nur allzutrocken und unzulänglich ſcheinen ſollten.

Johann Huart wurde zu St. Jean Pie de Port, einer kleinen Stadt in dem niedern Navarra, an dem Fluſſe Neve, gebohren. Dieſer Umſtand iſt gewiß, weil er ſich ſelbſt auf dem Titel ſeines Werks natural de ſant Juan del pie del Puerto genennt hat. Seine Geburtszeit iſt deſto ungewiſſer; und Antonius in ſeiner ſpaniſchen Bibliothek weiß ſelbſt nichts mehr zu ſagen, als daß er um 1580 gelebet habe. Wer ſie ein klein wenig näher wiſſen will, der begnüge ſich mit folgender Muthmaſſung. Das Bücherſchreiben, ſagt er gleich im Anfange dieſes Werks, ſollte man bis in dasjenige Alter verſparen in welchem der Verſtand alle diejenige Stärcke erlangt hat, deren er fähig iſt. Er ſetzt dieſes Alter zwiſchen das einunddreyßigſte bis zum einundfunfzigſten Jahre. Wann man nun glaubt, wie man es mit größter Wahrſcheinlichkeit glauben kann, der welcher dieſe Regel giebt, werde ſie ſelbſt beobachtet haben, ſo kann man, von dem Jahre 1566, in welchem er dieſes ſein einziges Werk zum erſtenmale herausgegeben hat, zurückgerechnet, unmaßgeblich behaupten, daß er gegen das Jahr 1520 gebohren ſey. Und wenn man ſich auf die Umſtände dieſer Zeit und der vorhergehenden Jahre beſinnt, ſo wird es nicht ſchwer fallen eine wahrſcheinliche Muthmaſſung anzugeben, wie unſer Huart als ein Spanier, auſſer ſeinem Vaterlande, zu St. Jean Pie de Port, welches jetzt der Krone Frankreich zuſtehet, damals aber zu dem Königreiche Navarra gehörte, ſey gebohren worden. Wer weiß nämlich nicht, daß um das Jahr 1512 der König von Spanien Ferdinandus Katholicus den päbſtlichen Bann an dem Könige Johannes Labretanus vollzogen und ſich in den Beſitz des ganzen Königreichs Navarra ſetzte? Wie leicht kann es alſo nicht ſeyn, daß die Aeltern unſers Huarts mit der ſpaniſchen Armee in dieſe Gegend kamen?

Daß er in Alcala de Henares ſtudirt habe, iſt aus dem einigermaſſen zu ſchlieſſen was er von dem Leichenredner des Antonius Nebriſſenſis erzehlt; ob es gleich nach dem Jahre welches wir unterdeſſen für ſein Geburtsjahr angenommen haben, nicht wohl möglich iſt, daß er ſelbſt könne dabey geweſen ſeyn, indem Antonius ſchon 1522 geſtorben iſt. Er mag nun aber hier oder in Salamanca ſtudirt haben, ſo iſt es doch gewiß, daß er ſich beſonders der Arzneykunſt gewidmet und in dieſer Facultät die Würde eines Doctors angenommen hat. Er hat hierauf practicirt, und ſich größten Theils in Madrid aufgehalten, wo er ohne Zweifel auch geſtorben iſt. Von der Zeit ſeines Todes aber weiß ich nichts als daß er um das Jahr 1590 nicht mehr gelebt hat.

Und das iſt es alles was ich von ſeinem Leben ſagen kann. Eine Kleinigkeit will ich noch beyfügen, welche wenigſtens ihres Lächerlichen wegen angemerkt zu werden verdienet. Huart hat das Unglück gehabt unter die Wahnwitzigen gerechnet zu werden, und zwar von dem D. Seligman welcher in ſeiner ſciagraphia virium imaginationis, von ihm ſchreibt: Huartus Hiſpanus ſe regem in delirio arbitratus prudentiſſimos de regimine faciebat diſcurſus. Dieſen wunderlichen Irrthum zu widerlegen darf ich den Leſer nur auf das verweiſen was Huart auf der 56 Seite von einem wahnwitzigen Pagen erzehlt; und ſogleich wird man ohne mein Erinnern ſehen, daß der welcher erzehlt mit dem von welchem erzehlt wird, entweder von dem D. Seligman ſelbſt, oder dem le Grand auf deſſen natürliche Geſchichte er ſich beruft, ſey verwechſelt worden.

So wenig ich von des Huarts Leben zu ſagen gehabt, ſo viel würde ich von ſeinem Werke ſagen können, wann es die Zeit und die Grenzen einer Vorrede erlaubten. Er hat es in ſeiner Sprache Examen de Ingenios para las ſciencias überſchrieben. In Deutſchland iſt es unter dem Namen Scrutinium ingeniorum bekannt geworden. Dieſes nämlich iſt der Titel der lateiniſchen Ueberſetzung welche Joachim Cäſar, oder, wie er ſich durch die Buchſtabenverſetzung nennt, Aeſchacius Major, 1612. herausgegeben. Dieſer Mann hat ſeine Sachen allzugut machen wollen, indem er die ſpaniſchen Ausgaben, ſo viel er deren habhaft werden können, nicht allein mit einander verglichen, ſondern auch alle zugleich zum Grunde ſeiner Ueberſetzung gelegt hat. Huart war einer von denjenigen Gelehrten welche von ihren Schriften niemals die Hand abzuziehen wiſſen. So oft ſeine Prüfung aufgelegt wurde, ſo oft ſahe ſich die eine Ausgabe der andern faſt nicht mehr ähnlich. Er änderte, er ſtrich aus, er zog ins Enge, er ſetzte hinzu. Anſtatt nun, daß ſich der lateiniſche Ueberſetzer blos nach der letzten Ausgabe hätte richten ſollen, ſo hat er alle in eine zuſammen geworffen, und an den meiſten Orten das Werk ſo dunkel, verwirrt und widerſprechend gemacht, daß man es nicht anders als mit Eckel leſen kann. Darf man ſich alſo wundern, daß er ſich durch dieſes Verfahren ſogar in den Verdacht geſetzt, als habe er ſein Original verfälſcht und von dem ſeinigen vieles hinzugeſetzt? Ich würde ihm über dieſes noch Schuld geben, daß er an unzähligen Orten den Sinn des Spaniers verfehlt habe, wenn man dieſes nicht für einen Kunſtgrif, meiner Arbeit dadurch einen Vorzug zu geben, anſehen möchte. Wenigſtens aber wird mir dieſes zu ſagen vergönnt ſeyn, daß eine von den vornehmſten Urſachen, warum ich mich an eine deutſche Ueberſetzung gemacht, eben der geringe Werth der lateiniſchen an der man ſich bisher hat müſſen begnügen laſſen, geweſen ſey. Das Buch an ſich ſelbſt hat ſeine Vortreflichkeit noch nicht verloren, ob gleich die Art zu philoſophiren welche man darinnen antrift jetzo ziemlich aus der Mode gekommen iſt. Es iſt immer noch das einzige welches wir von dieſer Materie, deren Einfluß in die ganze Gelehrſamkeit ganz unbeſchreiblich iſt, haben. Und ſo gewiß es iſt, daß Väter und Lehrer unzählige Wahrheiten, welche viel zu fein ſind als daß ſie durchgängig bekannt ſeyn ſollten, daraus lernen können, ſo gewiß iſt es auch, daß man mir nicht etwas überflüßiges gethan zu haben vorwerfen kann.

Wann übrigens Huart auf der 88. Seite dieſes Werks behauptet, daß es nur den groſſen und erfindenden Genies erlaubt ſeyn ſolle, Bücher zu ſchreiben, ſo muß er ſich ohne Zweifel ſelbſt für ein ſolches gehalten haben. Sollte man ihn nun nach ſeinen eignen Grundſätzen beſchreiben, ſo würde man von ihm ſagen müſſen; er iſt kühn, er verfährt nie nach den gemeinen Meinungen, er beurtheilt und treibt alles auf eine beſondre Art, er entdecket alle ſeine Gedanken frey und iſt ſich ſelbſt ſein eigner Führer. Man weiß aber wohl daß ſolche Geiſter auch auf unzählige Paradoxa verfallen; und der billige Leſer wird ſich deren eine ziemliche Anzahl auch hier anzutreffen, nicht wundern. Man überlege das Jahrhundert des Verfaſſers, man überlege ſeine Religion, ſo wird man auch von ſeinen

Irrthümern nicht anders als gut urtheilen können. Mit den allzugroben aber, welche ſo beſchaffen ſind, daß ſie bey der jetzt weit erleuchtetern Zeit gleich in die Augen fallen und daher der Kürze wegen hier übergangen werden, wird man Mitleiden haben. Ich vergleiche ihn übrigens einem muthigen Pferde, das niemals mehr Feuer aus den Steinen ſchlägt, als wenn es ſtolpert.

Des Abts von Marigny Geſchichte der Araber unter der Regierung der Califen. Aus dem Franzöſiſchen.

Erſter Theil, 1753.

Vorrede des Ueberſetzers.

Die Urſachen, welche der Abt von Marigny gehabt hat, dieſe Geſchichte der Araber zu ſchreiben, ſind eben die Urſachen, welche mich bewogen haben, ſeine Arbeit zu überſetzen.

Er fand in ſeiner Sprache ſehr wenig Nachrichten von einem Volke, deſſen Thaten unſrer Neugierde nicht unwürdiger ſind, als die Thaten der Griechen und Römer: ich fand in der meinigen faſt gar keine.

Was er in andern, beſonders in den gelehrten, Sprachen davon fand, waren zerſtreuete Glieder. Er gerieth auf den Einfall, ein Ganzes daraus zu machen; und vielleicht würde ich ſelbſt darauf gerathen ſeyn, wann er mir nicht zuvor gekommen wäre.

Er ſtellte ſich dabey einen Rollin zum Muſter vor. Und ſchon dieſes Muſter kan ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken. Er ſuchte die bequemſten Quellen; er zog nichts daraus, was er nicht für eben ſo ergötzend als lehrreich hielt; er brachte alles in eine Ordnung, welche den Leſer nirgends den Faden der Geſchichte verlieren läßt; er vermied alle gelehrte Unterſuchungen, die nur denen angenehm ſeyn können, welche die Hiſtorie als ihr Hauptwerk treiben. Daß er über dieſes die Kunſt wohl zu erzehlen, und die edle Einfalt in Worten und Ausdrücken, werde in ſeiner Gewalt gehabt haben, läßt ſich ſchon daraus ſchließen, weil er ein Franzoſe iſt. Man laſſe uns dieſer Nation wenigſtens den Ruhm nicht ſtreitig machen, daß die allermeiſten von ihren Schriften, wann ſie ſchon mit keiner ſchweren Gelehrſamkeit prahlen, dennoch von einem guten Geſchmacke zeigen.

Hieraus wird man alſo leicht ſehen, für wen unſer Abt eigentlich geſchrieben. Er ſchrieb nicht, um ſelbſt eine Quelle in der arabiſchen Geſchichte zu werden. Und wie hätte er dieſes werden können, da er ſeine Unwiſſenheit in der arabiſchen Sprache ſelbſt geſtehet? Er ſchrieb nicht, um ſein Werk zu einer Vorrathskammer aller chronologiſchen Widerſprüche, aller verſchiednen Erzehlungen, aller auch der geringſten Umſtände zu machen, mit welchen eine Begebenheit zwar in den Zeitungen, nicht aber in vernünftig geſchriebnen Geſchichtbüchern, aufgezeichnet wird.

Er ſchrieb nur für die, welche aus der Geſchichte jene groſſe Veränderungen, die einen Einfluß auf die ganze Welt gehabt, und jene groſſe Männer, die dieſe Veränderungen verurſacht, auf eine Art wollen kennen lernen, die nicht nur die Neugierde und das Gedächtniß, ſondern auch den Verſtand beſchäftiget. Er ſchrieb insbeſondre für Leute, welche deßwegen, weil ſie keine Gelehrte von Profeßion ſind, von Leſung der Bücher, und beſonders hiſtoriſcher Schriften, eben nicht wollen ausgeſchloſſen ſeyn. Er ſchrieb für die Jugend, bey welcher man damit anfangen muß, daß man ihr erſt das weſentlichſte bey den wichtigſten Epochen bekannt macht.

Alles dieſes giebt unſer Verfaſſer in ſeiner Vorrede deutlich genug zu verſtehen; und es hat an Männern nicht gefehlt, welche ſeine Abſicht, und die Art, wie er ſie zu erreichen geſucht, gelobt haben.

Dieſe Lobſprüche anzuführen, würde man einem Ueberſetzer, welcher ſein Original gerne geltend machen will, erlauben müſſen. Allein ich habe nicht Luſt, mir dieſe Begünſtigung zu Nutze zu machen; ich will vielmehr gleich das Gegentheil thun, und dasjenige anführen, was man an dieſer Geſchichte der Araber unter der Regierung der Califen ausgeſetzt hat.

Der Herr D. Baumgarten, ein Mann, welcher ſich mit Recht beynahe ein dictatoriſches Anſehen in der Geſchichte, und in der Beurtheilung ihrer Schriftſteller erworben, hat bey Gelegenheit ſeine Gedanken über den Abt von Marigny auf eine Art entdeckt, welche für ihn nichts weniger als vortheilhaft iſt. Beynahe hätte mich der Tadel dieſes Gelehrten, deſſen Verdienſte vielleicht niemand höher ſchätzt als ich, mitten in meiner Ueberſetzung zurückgehalten; und ohne Zweifel denkt mancher, daß es ſehr gut geweſen wäre. Muß ich mich nicht alſo rechtfertigen, wenn man mich nicht für einen Menſchen halten ſoll, dem es nur darum zu thun iſt, daß er überſetzt, es mag nun das, was er überſetzt, erbärmlich oder gut ſeyn?

Der Herr D. Baumgarten legt in dem 34ſten Stücke der Hälliſchen Anzeigen vom Jahre 1751., unſerm Verfaſſer dreyerley zur Laſt. Er erinnert verſchiednes wegen ſeiner Quellen; er beſchuldiget ihn einer Zerſtümmlung ſeiner Geſchichte; er giebt ihm die augenſcheinlichſten und gröbſten Fehler Schuld. Iſt wohl noch ein viertes Stück übrig, den Charakter eines elenden Geſchichtſchreibers vollkommen zu machen?

Der erſte Punkt betrifft die Quellen. „In der Geſchichte „der Araber, ſagt der Herr D., ſind zwar D. Herbelot, und „die Ueberſetzung vom Ockley und Elmacin ſeine beſten „Quellen, doch verachtet er den erſten auf Renaudots Verſicherung bey aller Gelegenheit, und zieht dieſes letztern „weit unrichtigere Erzehlungen den Nachrichten des erſtern „vor, den andern aber verſchweigt er ſorgfältig, und führt „den Alvakedi an deſſen Statt an, ohnerachtet er bey der „gänzlichen Unfähigkeit, arabiſche Schriftſteller zu Rathe „zu ziehen, aus Aſſemanni, Schultens, Salems und anderer Arbeiten richtigere und fruchtbarere Hülfsmittel entlehnen können." Hier liegen in der That eine Menge Beſchuldigungen herſammen, welche aber ſo in einander verwickelt ſind, daß ich faſt nicht weiß, wie ich ordentlich darauf antworten ſoll. Ich will es durch Fragen verſuchen. Iſt es denn nicht wahr, daß die orientaliſche Bibliothek des Herbelot ein Werk iſt, wo man faſt auf allen Seiten Fehler und Widerſprechungen antrift? Iſt denn Renaudot der einzige, der dieſes geſagt hat? Muß man eben ſo ſtark in den orientaliſchen Sprachen ſeyn, als Herbelot war, um ſeine Unrichtigkeiten wahrzunehmen? Oder fallen nicht unzählige ſchon einem jeden Leſenden, wann er ihn nur mit ſich ſelbſt vergleicht, in die Augen? Haben nicht Sale und Ockley ſchon unzähliges an ihm ausgeſetzt? Und iſt es denn wahr, daß ihn Marigny bey aller Gelegenheit verachtet? Bedient er ſich nicht ſeiner Nachrichten an ſehr vielen Stellen? Thut er etwas anders, als daß er, nach Maaßgebung des Renaudots, in der Vorrede erinnert, man habe ihn mit Behutſamkeit zu leſen, weil er nicht ſelbſt die letzte Hand an ſein Werk habe legen können? Ferner: wo zieht denn Marigny die Nachrichten des Elmacins den Nachrichten des Herbelots vor? Iſt dieſes nicht eine offenbar falſche Beſchuldigung? Macht er jenen in ſeiner Vorrede, auf Verſicherung ſeines Renaudots nicht weit verdächtiger, als dieſen, indem er ihn als eine von den falſchen Quellen anführt, aus welcher Herbelot verſchiedne Irrthümer geſchöpft? Woher weiß man, daß er die Schriften eines Aſſemanni, eines Schultens, eines Salems ganz und gar nicht gebraucht? Vielleicht weil er ſie in der Vorrede nicht anführt, oder weil er den Rand nicht mit Citaten angefüllt hat? Iſt es denn wahr, daß Herbelot, Ockley und Elmacin ſeine beſten Quellen ſind? Sind denn Renaudot, Abulpharagius ſelbſt, und andre, die er ſich weit mehr als jene zu Nutze gemacht hat, nicht eben ſo gute Quellen? Iſt es denn ſeine Abſicht geweſen, alles zuſammen zu tragen? Das einzige, was unter allen dieſen Beſchuldigungen Grund hat, iſt dieſes, daß er den Alvakedi, anſtatt des Ockley angeführt hat. Doch auch hierinne iſt er zu entſchuldigen; denn da er ſeine Unwiſſenheit in der arabiſchen Sprache nicht leugnet, ſo kan er es unmöglich aus Stolz gethan haben, um den Leſer zu überreden, als habe er ſelbſt die Handſchrift dieſes Geſchichtſchreibers zu Rathe gezogen; er muß es vielmehr deßwegen gethan haben, um ohne Umſchweiſe ſogleich den eigentlichen Währmann ſeiner Erzehlungen anzuführen. Geſetzt aber, er hätte es aus Eitelkeit gethan, ſo würde mehr ſein moraliſcher Charakter, als die Güte ſeiner Schrift, darunter leiden. Und iſt es denn ſo etwas unerhörtes, wann ein Gelehrter ſeine nächſten Quellen verſchweiget, und wann er ſich wohl gar Mühe giebt, ſie ſo wenig bekannt werden zu laſſen, als möglich?

Ich komme zu dem zweyten Punkte, worüber ſich der Herr D. Baumgarten folgender Maaßen erklärt: „Der Innhalt der Geſchichte der Araber unter den Califen, iſt der Aufſchrift gar nicht gemäß: indem er weder von den Veränderungen im eigentlichen Arabien unter der Regierung der abaſſidiſchen Califen zu Bagdad, noch auch von der ommiadiſchen Geſchlechtsfolge der Califen in Spanien, ingleichen den Aliden, Moraviden, oder Marabuts, und andern Reichen der Araber, auch nur ſo viel Nachricht giebt, als er aus Büchern nehmen können, die in jedermanns Händen ſind, und der Aufſchrift zu Folge alhier billig erwartet wird.“ Auf dieſe Beſchuldigungen überhaupt zu antworten, ſo bitte ich zu erwegen, was für eine Verwirrung in dem Werke des Marigny nothwendig würde müſſen geherrſcht haben, wann er ihnen hätte ausweichen wollen? Doch ich will mich Stückweiſe einlaſſen. Was ging denn in dem eigentlichen Arabien unter der Geſchlechtsfolge der Abbaßiden ſo wichtiges vor, daß er deswegen den Faden der Hauptgeſchichte hätte abreiſſen ſollen? Nimmt er denn das Wort Araber in einem ſo engen Verſtande, daß er niemals die wirklichen gebohrnen Araber aus dem Geſichte laſſen müſſen? Oder verſteht er vielmehr unter den Arabern diejenigen orientaliſchen Völker, welche ſich zu dem Glauben des Mahomets bekannten, und dieſen mit dem Schwerdte ausbreiteten? War es alſo nicht nothwendiger, daß er, nach der Folge ihrer rechtmäßigen Regenten, (das iſt, derjenigen, welche von dem größten und vornehmſten Theile der Muſelmänner für rechtmäßig erkannt wurden) vielmehr ihre auswärtigen Eroberungen, als ihre innerlichen Unruhen und Trennungen erzehlte? Iſt es nicht genug, wenn er dieſer kurz erwähnt, und ihrer nicht weiter gedenkt, als in ſo ferne ſie einen Einfluß in die Reihe der eigentlichen Nachfolger des Mahomets gehabt haben? Was beſonders die Moraviden anbelangt, ſo kommt mir dieſer Einwurf nicht anders vor, als wenn man es einem, welcher die Geſchichte der Sachſen zu beſchreiben unternimmt, zur Laſt legen wollte, daß er nicht, aus der Geſchichte von England, die ſieben ſächſiſchen Königreiche zugleich mit beſchrieben habe.

Doch es ſcheint, als ob der Herr D. Baumgarten ſelbſt dieſe anſcheinende Unvollſtändigkeit für keinen wirklichen Fehler halte, weil er gleich darauf fortfährt, daß dieſe Zerſtümmlung noch erträglich ſeyn würde, wann die gelieferten Theile derſelben nicht mit den unverantwortlichſten Unrichtigkeiten angefüllt wären. Das iſt viel. Doch der Herr D. iſt kein Mann, der etwas ohne Beweis vorzugeben pflegt, er rechtfertiget alſo dieſen Vorwurf folgender Geſtalt. Nur eine, ſagt er, der augenſcheinlichſten und gröbſten anzuführen, ſo wird im 2ten Theile S. 488. Ibrahim Ebn Mohammed für einen Aliden, oder Nachkommen des Ali ausgegeben, auch verſichert, daß die Anhänger des Ali ſowohl als des Abbas denſelben für den ächten Imam erkannt haben: da nicht nur dieſer Ibrahim unter die 12. Imams der Anhänger Ali gar nicht gehöret, ſondern auch unſtreitig ein Abaßide, und des erſten abaßidiſchen Califen, Abdalla Muhammed Abulabas, leiblicher Bruder geweſen. Welcher Irrthum aller Wahrſcheinlichkeit nach daher gekommen, daß der Verfaſſer irgendwo gefunden, dieſer Ibrahim ſey Muhammeds Sohn, Ali Enkel, geweſen; daher er ihn für einen Aliden ausgegeben, welche damals den Giafar Sadik für ihren Imam erkannt haben. Ich würde ein verzweifelter Wagehals ſeyn, wenn ich behaupten wollte, daß Marigny gar keine Fehler gemacht habe; aber dieſes kann ich ganz ſicher behaupten, daß die Critik des Hr. D. Baumgarten hier auf eine Stelle gefallen iſt, die man den Augenblick rechtfertigen kann. Es iſt wahr, Ibrahim Ebn Mohammed war ein Bruder des erſten Abbaßidiſchen Califen. Marigny weiß dieſes ſelbſt, (ſ. 2. Th. S. 493.) und muß es alſo gewußt haben, daß er ſeiner Geburth nach kein Nachkomme des Ali ſeyn konnte. Warum begeht er aber gleichwohl an dem von dem Hn. D. Baumgarten angeführten Orte dieſen Fehler, und nennt ihn einen Aliden? Ich begreiffe nicht, wie ſich ein ſo gelehrter Mann an eine ſo bekannte Zweideutigkeit hat ſtoſſen können. Heißt denn ein Alide blos ein Nachkomme des Ali, oder bedeut es auch einen, welcher des Ali Parthey hält, und nur dieſen für den erſten rechtmäſigen Nachfolger des Mahomet erkennet? Brauchten die Abbaßiden bey der Empörung wider die Ommiaden nicht die Ermordung des Ali zum Vorwande, ſo wie die Ommiaden die Ermordung des Othmans vorgeſchützt hatten? Und ſind in dem letzten Verſtande nicht jetzt noch alle Perſer Aliden, ohne daß ſie wirkliche Nachkommen des Ali ſind? Dieſe Entſchuldigung iſt zu überzeugend, als daß ich mich länger dabey aufhalten dürfte.

Ich wiederhole es noch einmal, daß ich ſehr viel wagen würde, wenn ich den Marigny von allen Fehlern frey ſprechen wollte; von allen groben und unverantwortlichen Fehlern aber getraue ich mir es in der That zu thun. Will man wiſſen, wie dieſe in der arabiſchen Geſchichte ausſehen, ſo darf man nur die chronologiſche Tafeln des Dufreſnoy, welche uns der Hr. D. Baumgarten im vorigen Jahre mit einer Vorrede verdeutſcht geliefert hat, nachſehen. Es wird nicht viel fehlen, daß nicht in jeder Zeile, die von den Saracenen handelt, ein häßlicher Fehler liegen ſollte. Da ſoll Abubeker den Jzdegerd geſchlagen, getödtet und ſich ſeines Reichs bemächtiget haben; da ſoll die Stadt Damaſcus von dem Omar ſeyn erobert und geplündert worden; da ſollen die Saracenen in Aegypten eher eingedrungen ſeyn, als ſie Jeruſalem belagert haben; da hat ein Sklave den Omar in der Moſchee zu Jeruſalem ermordet, und was dergleichen unſinnige Verfälſchungen mehr ſind. Der Hr. D. Baumgarten muß ſie alle wahrgenommen haben, und gleichwohl verſichert er uns, daß die Compilation des Dufreſnoy ſchön und nützlich ſey. Mit wie viel beſſerm Grunde wird man, bey einigen unendlich kleinern Fehlern, nicht eben dieſe Verſicherung von gegenwärtiger Geſchichte des Abts Marigny geben können?

Ich will wünſchen, daß der Beyfall der Leſer meiner Verſicherung nicht widerſprechen möge. Das Publicum iſt in ſolchen Sachen immer der beſte Richter.

Noch zwey Worte will ich von der Ueberſetzung ſelbſt hinzu thun, und ſchlieſſen: Das Original beſtehet aus vier Octavbändern, welche man auf dreye zu bringen für gut befunden hat.

In den nächſt folgenden Leipziger Meſſen ſollen die übrigen zwey erſcheinen.*) Einige Druckfehler, die in dieſem eingeſchlichen ſind, und welches vielleicht auch Schreibefehler können geweſen ſeyn, wird der Leſer ſo gut ſeyn und überſehen. Ich will ihm dafür die Schmeicheley machen, daß ich ihn viel zu ſcharfſichtig halte, als daß es nöthig ſeyn ſollte, ihm erſt lange ein Verzeichniß davon zu geben.

M. L. A.

Schriſten. Erſter und zweyter Theil. 1753.

Vorrede.

So ſind die Schriftſteller. Das Publicum giebt ihnen einen Finger, und ſie nehmen die Hand.

Meine Freunde — — es verſteht ſich, daß meine Eigenliebe mit darunter gehört — — wollen mich bereden, daß einige Bogen von mir den Beyfall der Kenner erlangt hätten. Daß ich es glaube, weil ich meine Rechnung dabey finde, iſt natürlich. Und daß ich mich jezt der Gefahr ausſetze, dasjenige Alphabetweiſe zu verlieren, was ich Bogenweiſe gewonnen habe, iſt zwar auch natürlich, ob es aber eben ſo gar klug ſey, das iſt eine andere Frage. Wann der Hund, der in der Fabel nach dem Schatten ſchnappt, auch zu meinem Vorbilde wird, ſo mag ich es haben.

Die Bogen, deren ich jezt gedacht, ſind eine Sammlung kleiner Lieder. Sie erſchienen vor zwey Jahren unter dem Titel **Kleinigkeiten**. Man darf nicht glauben, daß ich ſie eben deßwegen ſo nennte, damit ich der unerbittlichen Critik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möchte. Ich erklärte ſchon damals, daß ich der erſte ſeyn wolle, dasjenige mit zu verdammen, was ſie verdammt; ſie, der zum Verdruß ich wohl einige mittelmäßige Stücke könnte gemacht haben; der zum Trotze ich aber nie dieſe mittelmäßige Stücke für ſchön erkennen würde. Ich grif ihr ſo gar vor, und bat meine Leſer gewiſſe Blätter zu überſchlagen, die ich damit entſchuldigte, daß die Handſchrift ſchon ſeit drey Jahren nicht mehr in meiner Gewalt geweſen ſey.

---

*) Ungefähr beim Anfange des zweiten Alphabets des zweiten Theils hat ein anderer Ueberſetzer die Arbeit übernommen.

Ob dieſe Verſicherung unter die Autorſtreiche gehörte, wird man jetzt aus dem zweyten Drucke ſehen. Ich habe geändert; ich habe weggeworfen, und bin ſo ſtrenge geweſen, als es nur immer meine Einſicht hat zulaſſen wollen. Es iſt wahr, ich hätte noch ſtrenger ſeyn können; wenn ich nehmlich alles durchgeſtrichen, oder wenigſtens alles, ohne mich jemals zu entdecken, ſo wie es war, gelaſſen hätte: Denn das elende ſtreicht ſich ſelbſt durch, und ſchlechte Verſe, die niemand lieſet, ſind ſo gut, als wären ſie nicht gemacht worden. Doch es mag drum ſeyn; ich bekenne es, daß ich gegen die kleinen Denkmähler meiner Arbeit nicht ganz ohne Zärtlichkeit bin; und daß ſich dieſe Zärtlichkeit doppelt fühlen läßt, wenn ich ſie namenlos ein Raub des erſten des beſten werden ſehe.

Aber überlege ich es auch? Dieſe Lieder enthalten nichts, als Wein und Liebe, nichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernſthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken? — — Was man will. Man nenne ſie jugendliche Aufwallungen einer leichtſinnigen Moral, oder man nenne ſie poetiſche Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man ſage, ich habe meine Ausſchweifungen darinne verewigen wollen, oder man ſage, ich rühme mich darinne ſolcher Ausſchweifungen, zu welchen ich nicht einmal geſchickt ſey; man gebe ihnen entweder einen allzuwahren Grund, oder man gebe ihnen gar keinen: alles wird mir einerley ſeyn. Genug ſie ſind da, und ich glaube, daß man ſich dieſer Art von Gedichten, ſo wenig als einer andern zu ſchämen hat.

Ich weis, daß auch andre ſo denken, und wenigſtens bin ich es von einem gewiſſen Herrn H** überzeugt. Dieſer Herr hat meine Kleinigkeiten mit dem allerauſſerordentlichſten Beyfalle beehrt, indem er ſie für ſeine Arbeit ausgegeben. Und wann es nicht darauf ankäme, daß entweder er oder ich ein Lügner ſeyn müßte, ſo würde ich mir ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihm niemals zu widerſprechen: denn die Ehre, die ihm daraus hätte zuflieſſen können, wäre ohne Zweifel ſo klein geweſen, daß ſie meinen Neid nicht würde erweckt haben. Damit ich ihn aber nicht durch dieſe Erklärung gänzlich zu Schanden mache, ſo will ich ihm dasjenige, was er ſich wider mein Wiſſen angemaßt hat, hier vor den Augen der ganzen Welt ſchenken. Ich würde dieſes am beſten in einer Zueignungsſchrift haben thun können, und würde es auch wirklich gethan haben, wann ich von dem Zueignen nicht ein allzu abgeſagter Feind wäre. Dieſe Schenkung, wann es ihm beliebt, kann er auch auf alles das übrige erſtrecken, und ich will gar nicht böſe werden, wenn ich höre, daß auch meine Oden, meine Fabeln, meine Sinnſchriften, und meine Briefe ein andrer gemacht hat.

Doch ich eile von dieſen allen meinen Leſern nur einige Worte zu ſagen. Wann durch das Ausſtreichen in den Liedern keine Lücken entſtanden wären, und wann ich dieſe Lücken zu erfüllen nicht meinen ganzen poetiſchen Vorrath hätte durchlaufen müſſen, ſo würde ich vielleicht an eine Sammlung aller meiner Verſuche noch lange nicht gedacht haben; und ſie würden noch lange zerſtreut und verſtümmelt in der Irre und im Vergeſſen geblieben ſeyn. Doch ſo gehts; wenn man ein Schriftſteller werden ſoll, ſo muß ſich alles ſchicken. Die väterliche Liebe ward auf einmal bey mir rege, und ich wünſchte meine Geburthen berſammen zu ſehen. Ich weis nicht was es für ein Geſchicke iſt, daß ſolche Wünſche immer am erſten erfüllt werden; das aber weis ich, daß wir oft durch die Erfüllung unſrer Wünſche geſtraft werden. Ob mir es auch ſo gehen ſoll, wird die Aufnahme dieſer zwey Theile entſcheiden, von welchen ich dem Publico ganz im Vertrauen eröfne, daß ſie nichts als ein Paar verwegne Kundſchafter ſind.

Der erſte enthält dasjenige, was ich in den kleinen Gattungen von Gedichten verſucht habe. Der Lieder habe ich ſchon gedacht, und die verſchiedenen neuen Stücke, welche darzu gekommen ſind, haben mich genöthiget ſie in zwey Büchern abzutheilen. Für dieſe bin ich am wenigſten beſorgt, weil ſie gröſten Theils das Licht ſchon kennen, und bey dieſem Abdrucke mehr gewonnen, als verlohren haben.

Den wenigen Oden, welche darauf folgen, gebe ich nur mit Zittern dieſen Namen. Sie ſind zwar von einem ſtärkern Geiſte als die Lieder, und haben ernſthaftere Gegenſtände; allein ich kenne die Muſter in dieſer Art gar zu gut, als daß ich nicht einſehen ſollte, wie tief mein Flug unter dem ihrigen iſt. Und wenn zum Unglücke gar etwa nur das Oden ſeyn ſollten, was ich, der ſchmalen Zeilen ungeachtet, für Lehrgedichte halte, die man anſtatt der Paragraphen in Strophen eingetheilet hat; ſo werde ich vollends Urſache mich zu ſchämen haben.

Die Fabeln, die ich gemacht habe, ſind von verſchiedener Art, und ich begreiffe unter dieſem Namen auch die Erzehlungen, weil ich finde, daß ſie ſelbſt Phädrus mit darunter begriffen hat. Andere mögen dem Beyſpiele des Fontaine folgen, welcher freylich Urſache hatte, ſeine Erzehlungen, von den Fabeln, die der Unterweiſung gewidmet ſind, zu unterſcheiden. Die ganze Sache iſt eine Kleinigkeit. In Anſehung der Erfindung, glaube ich, werden ſie größtentheils neu ſeyn, und ich will es andern überlaſſen, dasjenige noch beſſer zu erzehlen, was hundert andere ſchon gut erzehlt haben. Was wird man aber von dem Ausdrucke ſagen? Ich hätte der Art des nur gedachten franzöſiſchen Dichters folgen müſſen, wann ich die Mode hätte mitmachen wollen. Allein ich fand, daß unzählige, weil ſie ihm ohne Geſchicklichkeit nachgeahmet haben, ſo läppiſch geworden ſind, daß man ſie eher für alte Weiber, als für Sittenlehrer halten könnte; ich ſahe, daß es nur einem Gellert gegeben ſey, in ſeine Fußſtapfen glücklich zu treten. Ich band mich alſo lieber an nichts; und ſchrieb ſie ſo auf, wie es mir jedesmal am beſten gefiel. Daher kommt es, daß einige niedrig genung ſind; andere aber ein wenig zu poetiſch. Daher kommt es ſo gar, daß ich verſchiedene lieber in Proſa habe erzehlen wollen, als in Verſen, zu welchen ich vielleicht damals nicht aufgelegt war.

Ich komme auf die Sinngedichte. Ich habe hierinne keinen andern Lehrmeiſter als den Martial gehabt, und erkenne auch keinen andern, es müßten denn die ſeyn, die er für die ſeinigen erkannt hat, und von welchen uns die Anthologie einen ſo vortreflichen Schatz derſelben aufbehalten. Aus ihm alſo und aus dieſer Sammlung, wird man verſchiedene überſetzt, und ſehr viele nachgeahmt finden. Daß ich zu beiſſend und zu frey darinne bin, wird man mir wohl nicht vorwerfen können; ob ich gleich beynahe in der Meinung ſtehe, daß man beydes in Sinnſchriften nicht genug ſeyn kann. Ich habe bey den wenigſten gewiſſe Perſonen im Sinne gehabt, und ich verbitte alſo im voraus alle Erklärungen.

Den Schluß in dem erſten Theile machen Fragmente; ſolche Stücke nehmlich die ich entweder nicht ganz zu Stande gebracht habe, oder die ich dem Leſer nicht ganz mitzutheilen für gut befinde. Ich hätte ſie alſo wohl ganz und gar zurück behalten können? Vielleicht; und es kömmt darauf an, ob man nicht etwas darunter findet, welches gleichwohl der Erhaltung nicht unwerth iſt.

Anfangs war ich willens einige kleine Stücke durch ein Zeichen merklich zu machen. Diejenigen nehmlich, die ich mir nicht ganz zuſchreiben kann, und wovon ich die Anlage aus dem oder jenem franzöſiſchen Dichter geborgt zu haben, mir nicht verbergen kann. Doch da dieſer Zeichen nur ſehr wenige geworden wären, und ich auſſerdem überlegte, daß es dem Leſer ſehr gleichgültig ſey, wem er eigentlich einen Einfall zu danken hat, wenn der Einfall ihm nur Vergnügen macht; ſo habe ich es gar unterlaſſen. Ich werde ohnedem der Gefahr nicht ausgeſezt ſeyn, daß man auch aus meinen Poeſien, zur Ehre des deutſchen Witzes, Proben ins Franzöſiſche überſezt, und zum Unglück gleich auf ſolche fällt, die von einem Franzoſen entlehnt ſind.

Der zweyte Theil enthält Briefe. Man wird ohne Zweifel galante Briefe vermuthen. Allein ich muß bekennen, daß ich noch bis jezt keine Gelegenheit gehabt habe, dergleichen zu ſchreiben. Mir Correſpondentinnen zu erdichten, und an Schönheiten zu ſchreiben, die nicht exiſtiren, ſchien mir in Proſa ein wenig zu poetiſch zu ſeyn. Es ſind alſo nichts als Briefe an Freunde, und zwar an ſolche, an die ich etwas mehr als Complimente zu ſchreiben gewohnt bin. Ich ſchmeichle mir ſo gar, daß in den meiſten etwas enthalten iſt, was die Mühe ſie zu leſen belohnt. Wenn man an Freunde ſchreibt, ſo ſchreibt man ohne ängſtlichen Zwang, und ohne Zurückhaltung. Beydes wird man auch in meinen Briefen finden, und ich will lieber, ein wenig nachläßig und frey ſcheinen, als ihnen dieſe Merkmahle abwiſchen, welche ſie von erdichteten Briefen unterſcheiden müſſen.

Ich habe ihrer einen ziemlichen Vorrath, und die welche ich hier ohne Wahl, ſo wie ſie mir in die Hände gerathen, mitgetheilt, ſind die wenigſten. Es wird mir angenehm ſeyn, wenn meine Freunde nicht die einzigen ſind, die etwas darinne zu finden glauben.

Ich habe geſagt, daß dieſe beyden Theile nichts als Kundſchafter ſind. Einige ernſthafte Abhandlungen, und verſchiedene gröſſre Poeſien, wozu ich die dramatiſchen Stücke vornehmlich rechne, möchten ihnen gerne folgen. Unter den lezten ſind einige, welche ſchon die Probe der öffentlichen Vorſtellung ausgehalten, und wenn ich ſie ſelbſt rühmen darf, auch Beyfall gefunden haben. Die Probe des Drucks iſt die lezte und wichtigſte.

Ich kann hier meine Vorrede beſchlieſſen, und muß den Leſer um Verzeihung bitten, daß ich von nichts als von mir geredet habe.

Briefe.

Aperto pectore officia pura miſcemus. Nihil in conſcientia latet, quod ſcriptorum cuniculis occulatur.

Symmachus.

1753.

Erſter Brief.

An den Herrn P.

Schon ſeit vierzehn Tagen hätte ich Ihnen ihre Handſchrift von den unglücklichen Dichtern wieder zurück ſchicken können, weil ich ſie gleich in den erſten Abenden durchgeleſen hatte. Allein ich glaubte dieſe Eilfertigkeit würde nicht gelehrt genug laſſen; wenigſtens nicht freundſchaftlich genug. Denn nicht wahr, entweder Sie hätten gedacht: nun wahrhaftig der muß ſehr viel müßige Stunden haben, daß er ſich ſo gleich hat darüber machen können! oder: ja, in der kurzen Zeit mag er auch viel geleſen haben; über alles läuft er doch weg, wie der Hahn über die Kohlen! Die eine Vermuthung ſowohl als die andre war mir ungelegen; mir, der ich ſo gerne immer beſchäftiget ſcheinen will;

mir, der ich auf nichts aufmerkſamer bin, als auf die Geburthen meiner Freunde. Ich würde alſo ganz gewiß ihr Werk wenigſtens noch acht Tage auf meinem Tiſche haben raſten laſſen; doch Sie fordern es ſelbſt zurück, und hier iſt es. Nun? aber ohne Beurtheilung, werden Sie ſagen? Als wenn Sie es nicht ſchon wüßten, daß ich durchaus über nichts urtheilen will. Wollen Sie aber mit ſo etwas zufrieden ſeyn, das aufs höchſte einer Meinung ähnlich ſieht, ſo bin ich zu ihren Dienſten. Sie zeigen eine ſehr weitläuftige Beleſenheit, die ich ſehr hoch ſchätze, wenn es Ihnen anders nicht viel Mühe gekoſtet hat, ſie zu zeigen. Gott weis, wo Sie alle die unglücklichen Dichter aufgetrieben haben! Was für tragiſche Scenen ziehen Sie ihren Leſern auf! Hier ſitzt einer in einer ewigen Finſterniß, und ſieht das Licht nicht, welches gleich ihm alles belebet; dort ſchmachtet einer auf einem Lager, das er ſeit Jahren nicht verlaſſen. Jener ſtirbt, fern von ſeinem Vaterlande und ſeinen Freunden, unter Barbaren, zu welchen ihn die Empfindlichkeit eines Groſſen verwieſen; dieſer in ſeiner Vaterſtadt, mitten unter den Bewundrern ſeiner Muſe, im Hoſpitale. Dort ſehe ich einen — — welche Erniedrigung für euch ihr Muſen! — — am Galgen; und hier einen, gegen welches der Galgen noch ein Kinderſpiel iſt, mit einem Teufel vom Weibe verheyrathet. Die moraliſchen Züge welche Sie mit unterſtreuen ſind gut; ich hätte aber gewünſcht, daß ſie häufiger wären, daß ſie aus ihren Erzählungen ungezwungener flöſſen, und in einem minder ſchulmäßigen Tone dahertönten. Auch das gefällt mir nicht, daß Sie keine Klaſſen unter den unglücklichen Dichtern machen. Diejenigen, welche ſo zu reden die Natur unglücklich gemacht hat, als die Blinden, gehören eigentlich gar nicht darunter, weil ſie unglücklich würden geweſen ſeyn, wenn ſie auch keine Dichter geworden wären. Andre haben ihre übeln Eigenſchaften unglücklich gemacht, und auch dieſe ſind nicht als unglückliche Dichter, ſondern als Böſewichter, oder wenigſtens als Thoren anzuſehen. Die einzigen, die dieſen Namen verdienen, ſind diejenigen, welche eine unſchuldige Ausübung der Dichtkunſt, oder eine allzueifrige Beſchäftigung mit derſelben, die uns gemeiniglich zu allen andern Verrichtungen ungeſchickt läßt, ihr Glück zu machen verhindert hat. Und in dieſem Verſtande iſt ihre Anzahl ſehr klein. Ja ſie wird noch kleiner, wenn man ihr vergebliches Unglück in der Nähe mit geſunden Augen, und nicht in einer ungewiſſen Ferne, durch das Vergröſſerungsglas ihrer eigenen mit allen Figuren angefüllten Klagen betrachtet. Iſt es nicht ärgerlich, wenn man einen Saint Amant, einen Neukirch, einen Günther ſo bitter, ſo ausſchweifend, ſo verzweifelnd über ihre, in Vergleichung andrer, noch ſehr erträgliche Armuth wimmern hört? Und ſie, die Armuth, iſt ſie denn etwa nur das Schickſal der Dichter und nicht viel mehr auch aller andern Gelehrten? So viel Sie mir arme Dichter nennen können, eben ſo viel will ich Ihnen arme Weltweiſe, arme Aerzte, arme Sternkundige ꝛc. nennen. Aus dieſem Geſichtspuncte alſo, mein Herr, betrachten Sie, wann ich Ihnen rathen ſoll, ihre Materie etwas aufmerkſamer, und vielleicht finden Sie zuletzt, daß Sie ganz unrecht gethan haben, ich weis nicht was für einen gewiſſen Stern zu erdichten, der ſich ein Vergnügen daraus macht, die Säuglinge der Muſen zu tyranniſiren. — — — Sind Sie meiner Erinnerungen bald ſatt? Doch, noch eine. Ich finde, daß Sie in ihrem Verzeichniß einen Mann ausgelaſſen haben, der vor zwanzig andern eine Stelle darinne verdienet; den armen Simon Lemnius. Sie kennen ihn doch wohl? Ich bin ꝛc.

Zweyter Brief.

An ebendenſelben.

Wahrhaftig, ich bewundre Sie! Ein Beywort, an deſſen Nachdruck ich nicht einmal gedacht hatte, legen Sie mir in allem Ernſte zur Laſt? Ich fürchte, ich fürchte, wir werden über den armen Simon Lemnius in einen kleinen Zank gerathen. Und da ſehen Sie es, daß ich das Herz habe, ihn noch einmahl ſo zu nennen, ob Sie ihn gleich den verleumderiſchen, den boshaften, den meineidigen, den unzüchtigen heiſſen. Aber ſagen Sie mir doch, geben Sie ihm dieſe Benennungen, weil Sie ſeine Aufführung unterſucht haben, oder weil ſie ihm von andern gegeben werden? Ich befürchte das letztere, und muß alſo den armen Lemnius gedoppelt beklagen. War es nicht genug, daß ihn Lutherus verfolgte, und muß ſein Andenken auch noch von der Nachwelt befeindet werden? Aber Sie erſtaunen; Lutherus und verfolgen, ſcheinen Ihnen zwey Begriffe zu ſeyn, die ſich widerſprechen. Geduld! Wann Sie wollen, ſo will ich Ihnen alles erzählen; und alsdann urtheilen Sie. Vorher aber muß ich Sie um alles was heilig iſt bitten, mich nicht für einen elenden Feind eines der größten Männer, die jemals die Welt geſehen hat, zu halten. Lutherus ſtehet bey mir in einer ſolchen Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb iſt, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr ſonſt nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menſchheit, die ich an ihm finde, ſind mir ſo koſtbar, als die blendendſte ſeiner Vollkommenheiten. Sie ſind ſo gar für mich lehrreicher, als alle dieſe zuſammen genommen; und ich werde mir ein Verdienſt daraus machen, ſie Ihnen zu zeigen. *) — — Zur Sache alſo! Lemnius, oder wie er auf Deutſch heißt, Lemichen, lag den Wiſſenſchaften in Wittenberg ob, eben als das Werk der Reformation am feurigſten getrieben ward. Sein Genie trieb ihn zur römiſchen Dichtkunſt, und mit einer ziemlich beträchtlichen Stärke darinne verband er eine gute Kenntniß der griechiſchen Sprache, welches damals noch etwas ſeltnes war. Sein muntrer Kopf und ſeine Wiſſenſchaften erwarben ihm die Freundſchaft des Melanchthons, welcher ihn mit Wohlthaten überhäufte. Sabinus, der Schwiegerſohn des Melanchthons, befand ſich damals auch in Wittenberg. Zwey gleiche Köpfe auf einer hohen Schule werden ſich leicht finden, und Freunde werden. Sabinus und Lemnius

---

[*) So muß der ſprechen, der aus Ueberzeugung und nicht aus Heucheley lobt.

Aus dieſer letztern Quelle ſind, leider ein großer Theil der uneingeſchränkten Lobſprüche gefloſſen, die Luthern von unſern Theologen beygelegt werden.

Denn loben ihn nicht auch diejenigen, deren ganzen, loſem Geiſte und Ehrgeitze man es nur allzuwohl anmerkt, daß ſie im Grunde ihres Herzens, nichts weniger als mit Luthern zufrieden ſind? die ihn heimlich verwünſchen, daß er ſich auf Unkoſten ſeiner Amtsbrüder groß gemacht, daß er die Gewalt und den Reichthum der Kirche den Regenten in die Hände geſpielt, und den geiſtlichen Stand dem weltlichen Preis gegeben, da doch dieſer ſo manche Jahrhunderte jenes Sklave geweſen? Anm. d. Verf.] 1784.

wurden es auf die ausnehmendſte Weiſe, und ich ſinde, daß auch die darauf folgenden Händel ihre Freundſchaft nicht geendet haben. Im Jahre 1538 kam es Lemnio ein, zwey Bücher lateiniſcher Sinnſchriften drucken zu laſſen. Er ließ ſie alſo unter ſeinem Namen drucken; er ließ ſie in Wittenberg drucken, und brachte ſie vorher, wie ich es höchſt wahrſcheinlich zeigen kann, dem Melanchthon zur Beurtheilung. Dieſe drey Umſtände, mein Herr, erwägen Sie wohl; ſie beweiſen ſchon ſo viel, daß Lemnius ein gut Gewiſſen muß gehabt haben. Melanchthon fand nichts anſtößiges darinne, wie es Sabinus dem Drucker verſicherte. Nunmehr wurden ſie bekannt gemacht; aber kaum waren ſie einige Tage in den Händen der Leſer geweſen, als Luther auf einmal ein entſetzliches Ungewitter wider ſie, und ihren Verfaſſer erregte. Und warum? Fand er etwa jene laſcivam verborum licentiam darinne? Dieſe wäre vielleicht zu entſchuldigen geweſen, weil ſie der Meiſter in dieſer Art des Witzes, Martial, Epigrammaton linguam nennt. Oder fand er, daß ſie giftige Verleumdungen enthielten, die Ehre eines unſchuldigen Nächſten zu brandmahlen? Oder fand er gar ſeine eigene Perſon darinne beleidigt? Nein; alles das, weßwegen Sinnſchriften mißfallen können, mißfiel Luthern nicht, weil es nicht darinne anzutreffen war; ſondern das mißfiel ihm, was wahrhaftig an den Sinnſchriften das anſtößige ſonſt nicht iſt: einige Lobeserhebungen. Unter den damaligen Beförderern der Gelehrſamkeit war der Churfürſt von Maynz Albertus einer der vornehmſten. Lemnius hatte Wohlthaten von ihm empfangen, und mit was kann ſich ein Dichter ſonſt erkenntlich erzeigen, als mit ſeinen Verſen? Er machte alſo deren eine ziemliche Menge zu ſeinem Ruhme; er lobte ihn als einen gelehrten Prinzen, und als einen guten Regenten. Er nahm ſich aber wohl in Acht, es nicht auf Luthers Unkoſten zu thun, welcher an dem Albertus einen Gegner hatte. Er gedachte ſeines Eifers für die Religion nicht mit einem Worte, und begnügte ſich, ſeine Dankbarkeit mit ganz allgemeinen, ob gleich hin und wieder übertriebenen Schmeicheleyen an den Tag zu legen. Gleichwohl verdroß es Luthern; und einen katholiſchen Prinzen, in Wittenberg, vor ſeinem Angeſichte zu loben, ſchien ihm ein unvergebliches Verbrechen. *) Ich dichte dieſem groſſen Manne hierdurch nichts an, und berufe mich deswegen auf ſein eigen Programma, welches er gegen den Dichter anſchlagen ließ, und das Sie, mein Herr, in dem 6ten Tome ſeiner Schriften, Altenburgiſcher Ausgabe, nachleſen können. Hier werden Sie ſeine Geſinnungen in den trockenſten Worten finden; Geſinnungen, welche man noch bis auf den heutigen Tag auf dieſer hohen Schule beyzubehalten ſcheinet. Luther donnerte alſo mündlich und ſchriftlich wider den unbehutſamen Epigrammatiſten, und brachte es in der erſten Hitze ſo gleich dahin, daß ihm Stubenarreſt angekündigt ward. Ich habe immer gehört, daß ein Poet eine furchtſame Kreatur iſt; und hier ſehe ich es auch. Lemnius erſchrack deſto heftiger, je unvermutheter dieſer Streich auf ihn fiel; er hörte, daß man allerhand falſche Beſchuldigungen wider ihn ſchmiedete, und daß Luther die ganze Akademie mit ſeinem Eifer anſteckte; ſeine Freunde machten ihm Angſt, und prophezeyten ihm lauter Unglück, anſtatt ihm Muth einzuſprechen; ſeine Gönner waren erkaltet; ſeine Richter waren eingenommen. Sich einer nahen Beſchimpfung, einer unverdienten Beſchimpfung zu entziehen, was ſollte er thun? Man rieth ihm zur Flucht; und die Furcht ließ ihm nicht Zeit zu überlegen, daß die Flucht ſeiner guten Sache nachtheilig ſeyn werde. Er floh; er ward citirt; er erſchien nicht **); er ward verdammet; er ward erbittert;

[*) Es war den erſten Reformatoren ſehr ſchwer, dem Geiſte des Pabſtthums gänzlich zu entſagen. Die Lehre von der Toleranz, welche doch eine weſentliche Lehre der chriſtlichen Religion iſt, war ihnen weder recht bekannt, noch recht behäglich. Und gleichwohl iſt jede Religion und Sekte, die von keiner Toleranz wiſſen will, ein Pabſtthum. Anm. d. Verf.] 1784.

[**) Lemnius hätte, wie Alcibiades, den die Athenienſer zurückberiefen, um ſich gegen ſeine Ankläger zu vertheidigen, antworten können:

Εὐήθες, τὸν ἔχοντα δίκην ζητεῖν
ἀποφυγεῖν, ἐνὸν φυγεῖν.

Und als man den Alcibiades fragte, ob er ſeinem Vaterlande (τῇ πατρίδι) nicht zutraue, daß es gerecht ſeyn werde, antwortete er: auch meinem Mutterlande nicht (τῇ μητρίδι). Wie leicht kann es nicht aus Irrthum oder Unwiſſenheit ein ſchwarzes Steinchen für ein weiſſes greifen.

Zu der Nachricht, daß ihn ſeine Landesleute zu Tode verurtheilt, ſprach er: wir wollen ihnen zeigen, daß wir noch leben. Er ging zu den Lacedemoniern und erregte den Athenienſern den dekelitiſchen Krieg. Aelian. XIII. c. 38.] 1784.

er fing an ſeine Verdammung zu verdienen, und that, was er noch nicht gethan hatte; er vertheidigte ſich, ſo bald er ſich in Sicherheit ſahe; er ſchimpfte; er ſchmähte; er läſterte. — — Soll ich in meinen künftigen Briefen fortfahren, Ihnen mehr davon zu ſagen? Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

An ebendenſelben.

Ehe ich fortfahre, ſoll ich Ihnen auf verſchiedene Puncte antworten. Wohl! Der erſte iſt dieſer: Sie behaupten die Lobeserhebungen des **Albertus** wären nicht das einzige geweſen, was **Luthern** wider den **Lemnius** aufgebracht; ſondern verſchiedne bittre Anzüglichkeiten wider den und jenen ehrlichen Mann hätten das ihre dazu beygetragen. Sie berufen ſich dieſerwegen auf des **Matheſius** und **Luthers** eigenes Zeugniß. Allein wie ſchwer wird es Ihnen fallen, wenn Sie dieſe Anzüglichkeiten in den erſten zwey Büchern, von welchen allein jetzo die Rede iſt, werden erhärten ſollen! Wenn **Lemnius** ſpottet, ſo ſpottet er über die allergemeinſten Laſter und Thorheiten; er braucht niemals andre als poetiſche Namen; und das Beiſſende iſt ſein Fehler ſo wenig, daß ich ihm gar wohl einen ſtärkern Vorrath davon gewünſcht hätte; geſetzt auch, daß das Bißchen Ehre dieſes oder jenes Thoren draufgegangen wäre. Ich behaupte alſo kühnlich, daß **Lemnius** ſo wenig ein Verleumder iſt, daß ich ihn nicht einmal für einen guten Epigrammatiſten halten kann, welcher das Salz mit weit freygebigern Händen ausſtreuet, ohne ſich zu bekümmern, auf welchen empfindlichen Schaden es fallen wird. Aber hier ſind ſie ja, ruffen Sie, die gottloſen Sinnſchriften, welche eine ſolche Ahndung gar wohl verdienten. Hat ſie nicht Schellhorn angeführt? Und ſollten Sie ſie nicht geleſen haben? — — — Ja, mein Herr, ich habe ſie geleſen; und dieſe eben ſind es, wo ich Sie erwartete, um Ihnen unwiderſprechlich zu zeigen, wie unbillig die Aufbürdungen waren, welche man **Lemnio** machte. **Martial** bittet in der Vorrede zu ſeinen Sinnſchriften: abſit à jocorum noſtrorum ſimplicitate malignus interpres, nec Epigrammata mea ſcribat. — — Und daß ſie bey dem Geyer wären, die verdammten Ausleger! Bald wird man vor dieſem Geſchmeiſſe keinen Einfall mehr haben dürfen! — — Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweiſen braucht man kaltes Blut. Laſſen Sie uns alſo ganz gelaſſen anfangen; und zwar bey dem *Midas*. Der Rang gehet nach den Ohren! Das Sinngedichte, das *Lemnius* auf ihn gemacht hat, enthält ungefehr dieſes: *Midas, ſpricht er; wann ſchon dein Haus auf Marmorſeulen ruhte; wann du in deinen Kaſten gleich venetianiſche Schätze verſchloſſen hätteſt; ſo biſt du doch ungelehrt, und nichts beſſer als ein Bauer. Denn was du biſt, kann der geringſte aus dem Pöbel ſeyn.* Wen muß er wohl mit dieſer Sinnſchrift gemeint haben? Einen reichen Edelmann ohne Zweifel, deſſen ganzer Verſtand der Goldklumpen war: oder wohl gar, wenn es dergleichen ſchon damals gegeben hat, einen dummen Grafen, den man mit ſeinem Hofebauer vermengen würde, wenn ihn nicht das reiche Kleid kenntlich machte. — — Ach, was Edelmann? Was Graf? Hier iſt ein ganz andrer gemeint. Der Dichter iſt ein Majeſtätsſchänder, und er meint niemand geringern, als den Churfürſten von Sachſen. — — Wen? Den großmüthigen Johann Friedrich? Wie iſt das möglich? — — Möglich, oder nicht; kurz es iſt klar; leſen Sie doch nur das Original:

In Midam

Extent marmoreis tibi ſplendida tecta columnis,
Et tibi vel Venetas arca recondat opes;
Aurifer et nitidis tibi ſerviat Albis arenis,
Serviat et culti plurima gleba ſoli;
Multaque florentes paſcant armenta per agros,
Tondeat et teneros ruſtica villa greges:
Es tamen indoctus; rides? es ruſticus idem:
Id quod es, e populo quilibet eſſe poteſt.

Nun, finden Sie es noch nicht, daß der Churfürſt von Sachſen gemeint iſt? O, Sie ſind muthwillig blind! Glauben Sie mir nur, die Zeile

Aurifer et nitidis tibi ſerviat Albis arenis,

iſt nicht umſonſt. Wo fließt denn die Elbe? Wem dienet denn dieſer Fluß? — — Doch es fällt mir unmöglich in dieſem Tone länger fortzufahren. Im Ernſte alſo: kann eine Beſchuldigung boshafter und zugleich ungegründeter ſeyn? Von allen den übrigen Sinnſchriften, die man ihm zur Laſt legt, werde ich ein gleiches ſagen müſſen. Er ſchildert einen Thraſo, welcher nicht eher Muth hat, als biß er ihn aus den Gläſern in ſich gegoſſen: und das ſoll der Commendant in Wittenberg ſeyn. Er mahlet einen Rabuliſten ab, deſſen nichts bedeutendes Gewäſche er verlacht: und muß den Kanzler Pontanus getroffen haben. Auf ein ehrliches Frauenzimmer ſollen folgende Zeilen gehn:

Cur vites ſemper communia balnea dicam,
Quod ſis nigra ſcio, quod ſcabioſa puto.

Und was iſt gleichwohl klärer, als daß dieſes ein Frauenzimmer ſeyn muß, welches nirgends als in der Einbildung des Dichters anzutreffen? Hatte denn Wittenberg damals öffentliche Bäder, welche das Mannsvolk und das Frauenzimmer ohne Unterſcheid zugleich beſuchen durfte? Oder hat dergleichen jemals eine chriſtliche Stadt gehabt? Erlauben Sie mir alſo, mein Herr, daß ich die übrigen Verwürfe von dieſer Art übergehe; und ſuchen Sie, wenn Sie können, in den erſten zwey Büchern ſtärkere und der Wahrheit gemäſſere Beyſpiele auf, um mich zu überzeugen. Finden Sie aber deren keine; ſo ſeyn Sie gelehrig, und erlauben, daß ich Sie überzeugen darf. Wollen Sie mir etwan einwenden: Lemnius könne allerdings auf den und jenen gezielet haben, ob es uns gleich jetzo, wegen Entfernung der Zeit, und aus Mangel gewiſſer kleinen Nachrichten, unmerklich wäre; genug, daß doch damals ſeine Stiche geblutet hätten, wie man aus dem Zeugniſſe der Zeitverwandten ſehen könne. — — — Ich will mich dieſes zu widerlegen nicht dabey aufhalten, was ich von den Grenzen einer erlaubten Satyre hernehmen könnte; ſondern ich will mich gleich zu dem Zeugniſſe ſelbſt wenden, auf welches Sie ſich berufen. Laſſen Sie uns alſo die Stelle aus des Matthesius Predigten über das Leben unſers Luthers näher betrachten. Hier iſt ſie: „Im 38 „Jar thet ſich herfür ein Poetaſter, Simon Lemchen ge„nant: der fing an, viel guter Leut mit ſchendlichen und „leſterlichen Verſen zu ſchmehen, und die groſſen Verfolger

„des Evangelii mit ſeiner Poeterey zu preiſen, auch unſern „Doctor in ſeiner Krankheit zu verhöhnen, dazu ihm groſſer Leut Verwandten halffen, daß ſolche Schmehſchriften „gedruckt, und heimlich ausgeſtreuet wurden, wie auch dieſer Lemnius hernach eine Riſianiſche und greuliche Leſterſchrift, die er den Hurenkrieg nennet, dem heiligen Eheſtand und der Kirchendiener Ehe, und viel erbaren Frauen „zu Unehren ließ ausgeben ꝛc.“ Als Prediger, bin ich hier mit dem guten Matheſius recht wohl zufrieden, aber als Geſchichtſchreiber gar nicht. Eine einzige Anmerkung wird ſeine Glaubwürdigkeit verdächtig machen. Er ſagt; Lemnius habe Luthern in ſeiner Krankheit verhöhnt. Wo finden Sie in den erſten zwey Büchern die geringſte Spur davon? Suchen Sie, ſo viel Sie wollen! Matheſius begeht hier ein Hyſteronproteron, welches gar nicht fein iſt. Lemnius hat Luthers eher mit keinem Worte im Böſen gedacht, als bis er es an ihm erhohlte. Das Sinngedichte, auf welches Matheſius hier zielt, ſtehet in dem dritten Buche, in welchem freylich ſehr viel nichtswürdige Sachen ſtehen, die aber durchaus nicht zur Urſache ſeiner Verdammung können gemacht werden, weil er ſie erſt nach derſelben den beyden erſten Büchern beyfügte. Es iſt zwar ſo ſchmutzig und ſo niederträchtig, daß ich mich mehr als die beyden erſten Zeilen, welches folgende ſind:

In M. Lutherum

Ipſo dyſenteriam pateris clamasque cacando
Quamque aliis optas evenit illa tibi &c.

anzuführen ſcheue: wann es aber auch noch ſchmutziger, noch niederträchtiger wäre, ſo würde es dennoch dem Matheſius ſehr übel zu nehmen ſeyn, daß er den Lemnius verhaßt zu machen, zu Falſchheiten ſeine Zuflucht nimt, und dasjenige zum Hauptverbrechen macht, was nichts als die Wirkung eines verbitterten Gemüths war. Da er ſich aber hier auf dem fahlen Pferde finden läßt, wie kann man ihm in den übrigen trauen? Werden die ſchändlichen und läſterlichen Verſe auf viel gute Leute, nicht eben ſo erdichtet, wenigſtens zu früh vorweg genommen ſeyn, als die Verhöhnung des kranken Luthers! Und ſie ſind es auch allerdings, weil, was ich ſchon mehr als einmal geſaget habe, in den ganzen beyden erſten Büchern keine Spur davon anzutreffen iſt. Es bleibt alſo auch in dieſem Zeugniſſe dem **Lemnius** weiter nichts zur Laſt, als daß er, wie **Matthesius** ſagt, **die groſſen Verfolger des Evangelii** mit ſeiner **Poeterey** geprieſen hat. Aber auch das iſt nicht eigentlich wahr, weil er den Churfürſten Albrecht zwar lobt, aber ſtets bloß als einen Beförderer der Wiſſenſchaften und als einen Beſchützer der Gelehrten, welches auch **Erasmus** und **Hutten** gethan haben, niemals aber als einen Feind der damals neu aufkeimenden reinern Lehre. Kaum daß er ganz von weiten, ſo viel ich mich erinnere, an einer einzigen Stelle, auf ſeine Liebe gegen die alte Religion zielt — — Auf ihren erſten Einwurf, mein Herr, glaube ich Ihnen alſo genung gethan zu haben. Ich hätte noch den zweyten zu beantworten, allein ich will ihn lieber verſparen und Sie argwohnen laſſen, daß ich nicht ſogleich etwas dagegen erwiedern könnte, als durch einen unbändig langen Brief ihre Aufmerkſamkeit ſchwächen. Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

An ebendenſelben.

Ich bin Ihnen noch die Antwort auf einen zweyten Einwurf ſchuldig. Sie behaupten, **Lemnius** habe ſeine Sinnſchriften verſtohlner Weiſe drucken laſſen; ich hingegen habe geſagt, es ſey höchſt wahrſcheinlich, daß er ſie dem **Melanchthon** vorher zur Beurtheilung übergeben. Sie berufen ſich auf ein Schreiben des leztern an den Churfürſten, deſſen Innhalt Seckendorf anführt; und ich bin kühn genug eben dieſes Schreiben für mich zu gebrauchen. **Melanchthon** ſchreibt alſo an den Churfürſten, welchem ohne Zweifel **Luther** dieſe Kleinigkeit auf der allerſchwärzeſten Seite vorgeſtellet hatte: „Was er dabey verſehen habe, „ſey ohne Vorſatz geſchehen; **Lemnius** habe ihm für ſeine erwieſene Wohlthaten ſchlecht gedankt, und ihn ſelbſt an zwey Stellen ſehr ſchimpflich durchgezogen. „Er habe die Sinnſchriften „nicht eher zu ſehen bekommen, als da ſie ſchon abgedruckt geweſen. „Weil er viel Anzüglichkeiten gegen Privatperſonen „darinne gefunden, habe er dem Verfaſſer ſogleich Stubenarreſt

„ankündigen laſſen, und ſey Willens geweſen, ihn zu relegiren.
„Als er den Tag darauf gar verſchiedenes angetroffen, was dem
„Churfürſten und Landgrafen zur Verkleinerung gereiche, habe
„er ihn wollen in Verhaft nehmen laſſen. Lemnius aber ſey
„ihm mit der Flucht zuvorgekommen; man habe ihn öffentlich
„vorgeladen, und ihn endlich, weil er nicht erſchienen, mit
„Schimpf von der hohen Schule verbannt. Er bitte alſo den
„Churfürſten, es ihm nicht übel zu deuten, daß er wegen der
„vielen akademiſchen Geſchäfte, die Sinnſchriften des Lemnius
„nicht gleich durchgeleſen, und das was der Ehre des Churfürſten
„darinne nachtheilig ſey, nicht gleich gefunden habe. Man
„ſolle es ihm nicht zurechnen, daß ſein Schwiegerſohn, wie
„man vorgebe, dem Drucker die Sinnſchriften zu drucken angerathen,
„und noch die Lügen hinzugefügt habe, daß ſie von
„ihm, dem Melanchthon, gebilliget wären." — — — Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, klingt dieſes nicht vollkommen, wie das Gewäſche eines Mannes, der ſich gedrungen entſchuldiget, und eigentlich nicht weis was er ſagen ſoll? Ich darf Ihnen den Charakter des Melanchthons nicht lang ſchildern; Sie kennen ihn ſo gut als ich. — — Ein ſanftmüthiger ehrlicher Mann, der mit ſich anfangen ließ was man wollte, und den beſonders Luther lenken konnte, wie er es nur immer wünſchte. Sein Feuer verhielt ſich zu Luthers Feuer, wie Luthers Gelehrſamkeit zu ſeiner Gelehrſamkeit. Nach ſeiner natürlichen Aufrichtigkeit würde er es gewiß frey bekannt haben, daß er in den Sinnſchriften des Lemnius nichts anſtößiges gefunden, wenn Luther nicht gewollt hätte, daß er etwas darinne finden ſollte. Er hatte von der Einſicht ſeines Freundes ſo hohe Begriffe, daß ſo oft ſein Verſtand mit Luthers Verſtande in Colliſion gerieth, er den ſeinigen allezeit Unrecht haben ließ. Luthers Augen waren ihm glaubwürdiger, als ſeine eigene. Sie ſehen es hier. Er ließ ſich nicht allein Schmähungen wider ſeinen Landesherrn in den unſchuldigen Sinnſchriften von ihm weiſen, ſondern ließ ſich ſo gar überreden, daß Lemnius auch ihn ſelbſt nicht verſchonet habe. Nun aber biete ich die ſcharfſichtigſten Augen auf, mir dieſe zwey Stellen nur mit der allergeringſten Wahrſcheinlichkeit zu zeigen. Das finde ich wohl,

und finde es auf den meiſten Seiten, daß Lemnius den Melanchthon lobt, und daß er ihn auch noch da lobt, da er wider alle Anhänger des Luthers die giftigſten Spöttereyen ausſtrömet. Er ſchiebt alle Schuld auf den Sabinus, weil ſie doch auf jemanden muß geſchoben ſeyn. Wer aber kann ſich wohl einbilden, daß dieſer ſeinem Schwiegervater einen ſo übeln Dienſt habe leiſten wollen? Wenigſtens, wenn er es gethan hat, ſo muß man ihm ſo viel Rechtſchaffenheit zutrauen, daß er etwas ganz gleichgültiges zu thun geglaubt hat. Er muß die Sinnſchriften ſeines Freundes für etwas unſchuldiges angeſehen haben, das von nichts weniger als gefährlichen Folgen ſeyn könne. Und auch alsdann habe ich ſchon viel gewonnen. Eben ſo unſchuldig als ſie dem Sabinus geſchienen, eben ſo unſchuldig haben ſie auch dem Melanchthon ſcheinen können; und er ſelbſt iſt es nicht in Abrede, weil er um Verzeihung bey dem Churfürſten bittet, daß er das Anſtößige darinne nicht ſogleich wahrgenommen. O wahrhaftig, wo es nicht gleich in die Augen fällt, wo man es lange ſuchen muß, da iſt es ſelten in der That anzutreffen! Doch ich beſinne mich, daß ich einmal recht freygebig mit Ihnen verfahren will. Wenn ich Ihnen zugebe, daß in der That alles ohne Billigung des Melanchthons gedruckt worden, warum hat man den Sabinus nicht zur Verantwortung gezogen? Dieſem, und nicht dem Lemnius, iſt die Uebergehung der Cenſur zuzuſchreiben. Dieſen ſtrafe man, wenn anders, es ſey nun durch ſeine Bosheit, oder durch ſeine Nachläßigkeit, ein ſtrafbares Buch zum Vorſchein gekommen iſt. Ich ſage mit Fleis ein ſtrafbares Buch; denn wenn es ein gleichgültiges geweſen iſt, wie ich in meinem vorigen Briefe erwieſen habe, ſo iſt weder dem einen noch dem andern, dem Lemnius aber am allerwenigſten, ein Verbrechen aus Verabſäumung einer Ceremonie zu machen. Und mehr als eine Ceremonie wäre es nicht geweſen. — — Es iſt mir recht lieb, daß ich hier abbrechen kann; denn wahrhaftig das Vertheidigen wird mir ſauer, wenn ich etwas allzuleichtes zu vertheidigen habe. Ich bin ꝛc.

Fünfter Brief.

An ebendenſelben.

Ich kann alſo in meiner Erzehlung fortfahren? — — Ich ſchloß meinen zweyten Brief mit der Flucht des Lemnius. Sagen Sie nicht, daß ihn dieſe Flucht meineidig gemacht hat, und daß er vermöge des Eides, den er als ein akademiſcher Bürger geleiſtet, ſein Urtheil hätte abwarten ſollen. Wenn ich augenſcheinlich ſehe, daß mir meine Richter die Gerechtigkeit verſagen werden, ſo entfliehe ich nicht meinen Richtern, ſondern Tyrannen, wenn ich ihnen entfliehe. Ein aufgebrachter Luther war alles zu thun vermögend. Bedenken Sie; ſeine blinde Hitze ging ſo weit, daß er ſich nicht ſcheute in einer öffentlichen, an die Kirchthüren angeſchlagenen Schrift zu behaupten; der flüchtige Bube, wie er den Lemnius nennt, würde, wenn man ihn bekommen hätte, nach allen Rechten billig den Kopf verlohren haben. Den Kopf! und warum? Wegen einiger elenden Spöttereyen, die nicht er, ſondern ſeine Ausleger giftig gemacht hatten? Iſt das erhört? Und wie hat Luther ſagen können, daß ein Paar ſatyriſche Züge gegen Privatperſonen mit dem Leben zu beſtrafen wären; er, der auf gekrönte Häupter nicht ſtichelte, ſondern ſchimpfte? In eben der Schrift, in welcher er den Epigrammatiſten verdammt, wird er zum Pasquillanten. Ich will ſeine Niederträchtigkeiten eben ſo wenig wiederhohlen, als des Lemnius ſeine. So viel aber muß ich ſagen: was Lemnius hernach gegen Luthern ward, das iſt Luther hier gegen den Churfürſten von Maynz. — — — Gott, was für eine ſchreckliche Lection für unſern Stolz! Wie tief erniedriget Zorn und Rache, auch den redlichſten, den heiligſten Mann! Aber, war ein minder heftiges Gemüthe geſchickt, dasjenige auszuführen, was Luther ausführte? Gewiß, nein! Laſſen Sie uns alſo jene weiſe Vorſicht bewundern, welche auch die Fehler ihrer Werkzeuge zu brauchen weis! — — Dieſe gedachte Schrift des Luthers ward gleich nach der Flucht des Lemnius angeſchlagen, und zog ſeine öffentlichen gerichtlichen Vorladungen nach ſich. Der Herr Prof. Rappe hat ſie uns in dem dritten Theil ſeiner Nachleſe aus einer Handſchrift mitgetheilet.

Sie ſind werth geleſen zu werden, und ein Paar Anmerkungen die ich ſogleich darüber machen will, werden Ihnen Luſt dazu erwecken. Die erſte iſt dieſe: man läßt das Verbrechen des Lemnius bloß darinne beſtehen, daß er in ſeinen giftigen Verſen viel ehrliche Leute von allerley Stande angegriffen habe. Es iſt bekannt, daß damals Melanchthon alle akademiſche Anſchläge beſorgte, und auch in dieſem iſt ſeine bekannte Behutſamkeit deutlich zu ſpüren. Er gedenkt der Lobſprüche des Churfürſten Albrechts, derentwegen Luther das meiſte Lermen machte, mit keinem Worte. Noch vielweniger ſagt er, daß Lemnius den Landesherrn angetaſtet habe. Zu beyden war er zu klug; jenes hätte einen blinden Haß verrathen; und dieſes ſtand nicht zu erweiſen. Meine zweyte Anmerkung wird Ihnen zeigen, daß man bey dieſem Proceſſe tumultuariſch verfahren. Lemnius wird nicht, wie gewöhnlich, zu drey verſchiedenenmalen, ſondern gleich auf das erſtemal peremptorie citirt, und der Termin, den man ihm ſetzt, ſind acht Tage. Dieſer Umſtand, ſollte ich meinen, verräth mehr eine Luſt zu verdammen, als zu verhören. Lemnius erſchien, wie man leicht denken kann, nicht, und ward alſo öffentlich contumacirt und ſeine Relegation ward auf den achten Tag darnach, als den 3ten Julius, feſtgeſetzt. In dem Anſchlage, in welchem man ihn contumacirt, wird geſagt, man habe ihm in der Citation freygeſtellt, entweder ſelbſt, oder durch einen Bevollmächtigten zu erſcheinen. Allein dieſes iſt falſch; er wurde ausdrücklich in eigner Perſon vorgeladen, und es iſt beſonders, daß man ſich auch nicht einmal ſo viel Zeit genommen hat, dieſe Kleinigkeit nachzuſehen. Die Relegation ging alſo erwähnten Tages vor ſich, und der Anſchlag wodurch ſie bekannt gemacht wurde, iſt in ſo heftigen Ausdrücken abgefaßt, daß Lemnius nothwendig erbittert werden mußte. Er war von Wittenberg nach Halle, zu ſeinem Mäcenas dem Albertus geflohen, und hier fand er vollkommene Freyheit, ſeine Feinde nach dem Sprichworte: Per quod quis peccat &c. zu beſtrafen. Die beyden erſten Bücher ſeiner Sinnſchriften waren in Wittenberg verbrannt worden; er ließ ſie alſo wieder auflegen, und fügte ein drittes Buch hinzu, worinn er die Strafe, die er voraus empfangen hatte, recht reichlich zu verdienen ſuchte. Vogt ſagt, dieſe zweyte Auflage ſey in Baſel gedruckt worden. Ich habe ſie eben vor mir, kann aber nicht die geringſte Spur davon entdecken, weil ich gar keinen Ort benennet finde. Da ich des Hr. Vogts einmal gedacht habe, ſo merken Sie doch dieſes von ihm, daß er auch einer von denen iſt, welche, zum Nachtheile der Wahrheit, in der erſten Ausgabe Schmähungen wider den Churfürſten von Sachſen, wider Luthern und andre Wittenbergiſche Profeſſores, finden. Luthers iſt mit keinem Worte darinne gedacht, und was er in dem dritten Buche wider ihn hat, muß man durchaus nicht auf die Rechnung der zwey erſten ſchreiben, und alſo zur Urſache der Verbannung machen. Der Hr. Prof. Kappe beſchreibet, in dem vierten Theile des angezognen Werks, beyde Ausgaben ſehr ſorgfältig; und ich verweiſe Sie dahin, um mich bey bekannten Sachen nicht aufzuhalten. Es thut mir aber leid, daß ich eben das von ihm ſagen muß, was ich von dem Hrn. Vogt geſagt habe. Von der Apologie des Lemnius, welche nach dem dritten Buche heraus kam, werde ich gleichfalls nichts gedenken, weil ſie Ihnen ſchon aus dem Schellhorn genugſam bekannt iſt. Ich eile vielmehr auf den Hurenkrieg, wie ihn Mattheſius nennt, und rühme mich im voraus, daß das, was ich davon ſagen werde, durchaus neu ſeyn wird, weil Hr. Freytag und andre Bücherkenner einmüthig geſtehen, daß von dieſer Schrift, wovon ſie auch nicht einmal den eigentlichen Titel wiſſen, überall ein tiefes Stillſchweigen ſey — — Spitzen Sie ſich aber nur nicht umſonſt, mein Herr. Ich werde Sie auf dieſes Confect noch acht Tage warten laſſen, und hier abbrechen — — Doch ich habe ja noch eine Hand breit Platz; warum ſoll ich dieſen ledig laſſen? — — Will mir denn geſchwind nichts einfallen ob fugam vacui? Doch ja; ich will Ihnen noch ſagen, daß man unter den Nichtswürdigkeiten des dritten Buchs auch noch hier und da eine artige Anekdote antrift. Dieſe zum Exempel, daß Erasmus den J. Jonas oratorem sine grammatica genennt hat. O ich bitte Sie, laſſen Sie dieſen Einfall nicht ins Vergeſſen gerathen; er iſt allzuartig, und auch jetziger Zeit noch brauchbar. Beſinnen Sie ſich, wie wir vor einem Jahre über die Herrn **. und **. lachten, wann ſie mitten in ihrem oratoriſchen Feuer, bey Wendungen, die eines Cicero werth waren, den Donat vergeſſen zu haben ſchienen. Eine Maulſchelle die der gute Priscian in einem Panegyrico bekam, ärgerte uns mehr, als Kenner die Maulſchelle im Cid geärgert hat. Erlauben Sie mir alſo, wenn ich dieſer Herren etwa einmal gegen Sie erwähnen ſollte, daß ich den einen den — — ſchen, und den andern den — — ſchen oratorem ſine grammatica nennen darf — — Nun habe ich Zeit zu ſchlieſſen, wenn ich meinen gehorſamen Diener noch ohne Abkürzung herbringen will. Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

An ebendenſelben.

Es iſt mir lieb, daß Sie ſich auf die Nachricht, die ich Ihnen von dem ſo genannten Hurenkriege geben werde, freuen. Es iſt unwiederſprechlich, daß ſeine Seltenheit auſſerordentlich iſt, und daß man nichts davon weis, als das wenige, was Mattheſius davon ſagt. Lemnius drohte am Ende ſeiner Apologie im Voraus damit, und verſprach die Greuel des wollüſtigen Wittenbergs auf das ſchrecklichſte darinne aufzudecken. Er verſicherte, daß er ſehr wohl davon unterrichtet wäre, weil er Zeit ſeines Aufenthalts in Wittenberg, viel Geſellſchaften beygewohnet, in welchen er von dem und jenem dieſes und jenes Hausgeheimniß erfahren hätte. Allein mit dieſem Bekenntniſſe hat er ſich Schaden gethan, weil wahrhaftig das Geſchwätze akademiſcher Wüſtlinge, welches ohne Zweifel ſeine Geſellſchafter waren, eine ſchlechte Quelle der Wahrheit iſt. Doch was bekümmerte er ſich um die Wahrheit? Er ſuchte bloß ſeine Widerſacher verhaßt zu machen, und ihnen Schimpf und Schande in einem weit reichlichern Maſſe, als er von ihnen bekommen hatte, wieder zuzumeſſen. Ich räume es Ihnen ein, daß er großmüthig würde gehandelt haben, wann er ſich nicht zu rächen geſucht, ſondern, in ſeine eigne Tugend eingehüllt, die Rechtfertigung der Nachwelt erwartet hätte. Doch wie vielen iſt es gegeben ſo großmüthig zu handeln? Und gehören die Dichter unter dieſe wenigen? Selbſt Horaz, der ſonſt gelaſſene Horaz ſagt, Dem ſey der Himmel gnädig, der mich angreift!

Flebit, et inſignis tota cantabitur Urbe.

Ein jeder wehrt ſich womit er kann; der Wolf mit den Zähnen; der Ochſe mit den Hörnern: und die Natur ſelbſt lehrt es ſie. Der erzürnte Cervius droht mit Geſetz und Urtheln und die feindſelige Canidia mit Gift:

Ut, quo quis valeat, ſuſpectos terreat.

Soll der arme Dichter nur allein ſeine Waffen nicht brauchen? Und ſind die mit Geißeln bewafneten Satyrs, die ihnen Apoll zur Bedeckung gegeben, nicht das einzige, was ſie noch ein wenig in Anſehen erhält? Noch beſſer würde es um ſie ſtehen, wann das Lycambiſche Geheimniß nicht verlohren gegangen wäre, einen Feind durch Stichelreden ſo weit zu treiben, daß er aus Verzweiflung zum Stricke greifen muß. Ha! Ha! Meine Herrn Thoren, ich wollte alsdann den Wald ſehen, in welchem nicht ein jeder Baum, wenigſtens einen von ihnen hätte reif werden laſſen!

— — — — In malos aſperrimus
Parata tollo cornua:

dachte alſo auch Lemnius, und wer weis ob wir nicht auch beyde eben ſo gedacht hätten? Laſſen Sie uns auf keine Tugend ſtolz thun, die wir noch nicht haben zeigen können. Ein beleidigter Menſch iſt ein Menſch; und ein beleidigter Poete iſt es gedoppelt. Die Rache iſt ſüſſe, und Sie ſollen es gleich an einem kleinen Exempel ſehen. Ich will hier meinen Brief ſchlieſſen, und Sie noch acht Tage auf meine Anekdoten warten laſſen. Und warum? — — Hat uns doch ihre Mademoiſell Schweſter ſchon dreymal acht Tage vergebens auf ihren Beſuch warten laſſen. Aber, werden Sie ſagen, was geht mich meine Schweſter an? — — Aber hören Sie es denn nicht, daß ich mich rächen will? Leben Sie wohl!

Siebender Brief.

An ebendenſelben.

Sehen Sie, mein Herr, daß Sie noch rachgieriger ſind als ich? Ich wollte nichts als eine Verzögrung mit der andern vergelten: Sie aber beſtrafen meine Neckerey durch die boshafteſte Auslegung, die nur kann erdacht werden. Ich laſſe Sie auf meinen Hurenkrieg warten, weil uns ihre Jungfer Schweſter auf ihren Beſuch warten läßt. Ein artig Compliment! ſetzen Sie hinzu; und Sie haben recht. So geht es einem Pedanten, wenn er galant thun will. Aber wo Sie dieſe Anmerkung nicht bey ſich behalten haben, und wo Sie mich noch weiblichen Spöttereyen deswegen ausſetzen; ſo ſehen Sie ſich vor! Doch vielleicht drohen Sie mir nur, um einem längern Aufſchube vorzubauen, und ihre ſchon beleidigte Neubegierde vor fernern Beleidigungen zu ſichern. Wenn das iſt, ſo mag es ſeyn. Es wird mir ohnedem zur Laſt, eine beſondre Nachricht länger alleine zu wiſſen, und Sie würden ſie nunmehr leſen müſſen, wenn Sie auch keine Luſt dazu hätten —— — Unſer Hurenkrieg alſo iſt eine kleine Schrift in Octav auf drey Bogen, und hat folgende Aufſchrift: Lutii Piſæi Juvenalis Monachopornomachia. Wo und wann ſie gedruckt worden, finde ich anders nicht, als mit den Worten: Datum ex Achaia Olympiade nona, welche gleichfalls auf dem Titel ſtehen, angemerkt. Schon hieraus ſehen Sie, daß ſie **Mattheſius** ſelbſt vielleicht nicht geſehen hat, weil er ſie ſchlechtweg den **Hurenkrieg** nennet, anſtatt daß er ſie den **Mönchshurenkrieg** hätte nennen ſollen. Dieſe Aufſchrift, ſollte ich meinen, und der Zuſatz des **Mattheſius**, daß es eine Schandſchrift wider den heiligen Eheſtand, und beſonders wider die Ehe der Prieſter ſey, wird Ihnen den Innhalt ungefehr errathen laſſen; eben wie Sie aus der Erbitterung des **Lemnius**, ungefehr auf den Ton und den Ausdruck werden ſchlieſſen können. Schon die Zueignung, welche an **Luthern** gerichtet iſt, könnte ſchwerlich giftiger ſeyn: Ad celeberrimum, et ſamoſiſſimum Dominum, Dominum Doctorem Lutherum, ſacrarum ceremoniarum renovatorem, cauſarum forenſium adminiſtratorem, Archiepiſcopum Witebergenſem, et totius Saxoniæ Primatem, per Germaniam Prophetam. Den Vorwurf den er ihm hier unter andern wegen der gerichtlichen Angelegenheiten macht, in die er ſich, anmaßlicher Weiſe, gemiſcht habe, dieſen, ſage ich, hat **Lemnius** in ſeiner Apologie nach ſeiner Art bewieſen, durch ein Paar ſchändliche Erzählungen nehmlich, die mir das Zeichen der Erdichtung gleich an der Stirne zu tragen ſcheinen. In einer davon will er uns unter andern bereden, daß **Lutherus** durch eine gewiſſe ſträfliche Handlung zu dem bekannten Sprüchworte: Hier liegt der Hund begraben, Gelegenheit gegeben habe. Doch davon ein andermal, damit wir von der Monachopornomachie nicht zu weit abkommen. Ihnen in wenig Worten einen Begrif davon zu machen, muß ich ſagen, daß ſie eine Art einer Komödie iſt; ich ſage eine Art, und noch dazu eine der allerſchlechteſten Arten: oder ſollte ich ſie nicht vielmehr einen Miſchmaſch unzüchtiger Geſpräche nennen, die ungefehr den Schein einer Verbindung haben? Die Perſonen, welche darinne aufgeführet werden, ſind: Venus, die Liebesgötter, der Gott verbothner Ehen, Luther, Jonas, Spalatinus, die Weiber dieſer drey Männer, Cotta, Elſa und Jutta, einige Freunde des Luthers, verſchiedene Liebhaber der benannten drey Matronen und andre Nebenperſonen; wie es denn der Dichter auch nicht an ein paar Chören hat fehlen laſſen. Die Handlung läuft ungefehr dahinaus: Anfangs ſuchte ſich Luther von ſeiner Käthe, die er ſchon im Kloſter unter Verſprechung der Ehe, ſoll gebraucht haben, auf alle mögliche Art los zu machen. Doch da er eben am eifrigſten daran arbeitet, und ſchon im Begrif iſt, eine andre zu herrathen, kömmt ihm ſeine alte Liebſte aus dem Kloſter über den Hals, und weis ihn ſo feſte zu faſſen, daß er ſie nothwendig zur Frau nehmen muß. Als ſeine Freunde, Jonas und Spalatinus dieſes ſehen, wollen ſie ihn in der Schande nicht alleine ſtecken laſſen, ſondern nehmen ein jeder eine von den geiſtlichen Nymphen, welche Käthe aus ihrem Kloſter mit gebracht hatte. Doch alle dreye finden ihre Männer hernach ziemlich ohnmächtig, ſo daß ſie ſich nothwendig auf auswärtige Koſt befleißigen müſſen. Hier findet Lemnius Gelegenheit die Frau des Spalatinus fein mit dem Worte Spado ſpielen zu laſſen, und durchaus ſolche Dinge anzubringen, welche Aergerniß und Eckel erwecken. Die kleinen Gedichte, welche an der Bildſeule des Priapus ſollen geſtanden haben, ſind bey weiten nicht ſo ſchmutzig, und ungleich ſinnreicher. Ich glaube nicht, daß Sie mir es zumuthen, etwas daraus anzuführen: damit Sie aber doch nur einigermaſſen urtheilen können, ſo will ich Ihnen die Anrede an Luthern. welche gleich auf die oben angeführten Worte folgt, abſchreiben. Wann ſie Ihnen ihrer eignen Schönheiten wegen nicht gefallen will, ſo bedenken Sie nur, daß ſie aus einer, mit dem Herrn Janozky zu reden, ganz entſetzlich raren Schrift genommen iſt, vielleicht gefällt ſie Ihnen alsdann beſſer. Denn an dem raren, mein Gott! muß doch wohl etwas ſeyn.

Ad Lutherum.

Pacis pernities, et cauſa Luthere tumultus,
O et Saxonicæ perfide Præſes aquæ,
Qui regis indoctum ſallax ſine jure popellum,
Quique tuo clarum crimine reddis opus,
Saxonicasque tenes urbes, et cogis ad arma,
Et tibi Leucorium ſubjicis ipſe tuum,
Qui vacuos culpa damnas, ſolvisque nocentes,
Quique reos ſalſa judicis arte premis,
Perſequerisque pios inſigni fraude poetas,
Et qui caſtalias pellis ab urbe Deas;
Qui toties captos jugulaſti mille colonos,
Et toties reparas horrida bella manu;
Cujus et auſpiciis ſudarunt ſanguine foſſæ,
Et rubeos fluctus unda cruenta dedit,
Ac toties patriis arſerunt ignibus arces,
Pertulit et tantum Teutonis ora malum!
Si tibi pauliſper ceſſant convitia linguæ,
Et vacat a cunno mentula forte tua,
Accipe non læto precor hæc mea carmina vultu,
Quosque dedit luſus Pieris ipſa lege.
Triſtia cum dederint noſtræ ſolatia Muſæ,
Et poterint verſus diſplicuiſſe mei;
Tum meliora tibi, tum candida crimina noſces,
Incertusque leges pignora chara tua.

Ich will es einem neuen Cochläo überlaſſen, alle dieſe Vorwürfe durch nöthige Erdichtungen, wann er keine wahrhafte Begebenheiten finden kann, zu unterſtützen. Ich begnüge mich, Ihnen meinen Abſcheu gegen ſolch lüderliches Zeug zu bezeigen, und zu verſichern, daß dieſes noch das allerzüchtigſte iſt, was ich aus den ganzen drey Bogen habe ausſuchen können. Es iſt aber auch nur der Anfang, von welchem man, in Anſehung des Endes, noch mit Recht ſagen könnte:

Deſinit in piſcem mulier formoſa ſuperne.

Dieſes Ende iſt ein Chor von Babyloniern, und fängt ſich folgender Geſtalt an:

Luſus, delitias, Cupidinesque
Et cunnos dedimus, vale Luthere,
Appelles aliter licet Luthere.
Refert nempe parum, nihilque refert,
Seu dicas veteris dies Priapi,
Seu feſtum vocites tibi Lupercal,
Seu floralia, quæ ſemel Catoni
Olim viſa fuere — — —

Doch ich komme wieder in das Abſchreiben, und bedenke nicht, mit was für Niederträchtigkeiten ich mir dieſe Mühe gebe; ich habe nur immer bloß ihre Seltenheit vor Augen. Kurz vor dieſer Stelle wird noch ein gewiſſer Valens von Bibra, als der Liebhaber der Käthe eingeführt. Ich vermuthe, daß er ein Tiſchgenoſſe wenigſtens ein Hausgenoſſe des Luthers geweſen iſt, von welchen, wenn ich nicht irre, Götze eine hiſtoriſche Diſſertation geſchrieben hat. Ich habe ſie zwar vor langer Zeit einmal geleſen, ich kann mich aber nicht beſinnen, dieſen Namen darinne bemerkt zu haben. Ey! ey! Wie wird die gute Käthe geſchimpft haben! Man ſagt ihr ohnedem nach, daß ſie ein wenig ſtolz und unleidlich geweſen ſey. Und wenn — — — Eben jetzt überfällt mich unſer gemeinſchaftlicher Freund, Herr B**. Die Freude über einen ſo ſeltnen Beſuch macht, daß ich nicht einmal den angefangenen Perioden ausſchreiben kann. Ich habe alles vergeſſen. Tröſten Sie ſich nur; es wird nicht viel beſonders geweſen ſeyn. Wir empfehlen uns beyde ihrer Freundſchaft. O wie wollen wir ſchwatzen! Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Achter Brief.

An ebendenſelben.

Sie hatten ihrem letzten Briefe des Herrn Walchs Geſchichte der Catharina von Bora beygelegt; und ich merke gar wohl, warum? Der Schluß meines vorigen Schreibens iſt Ihnen anſtößig geweſen, und Sie haben das Andenken dieſer rechtſchafnen Frau bey mir nicht beſſer zu retten gewußt. Ob Sie es nun gleich nicht nöthig gehabt hätten, ſo muß ich Ihnen doch für die Mittheilung dieſes Werks den verbindlichſten Dank abſtatten, weil ich kein gemeines Vergnügen dabey gefunden habe. Und nothwendig muß es allen denjenigen ſehr angenehm ſeyn, welche auch Kleinigkeiten und häußliche Umſtände von groſſen Männern zu wiſſen begierig ſind, weil dieſe auf ihren Charakter oft ein gröſſeres Licht werfen, als alles das, was ſie vor den Augen der Welt verrichtet haben. **Luther** aber, welches Bekenntniß ich Ihnen ſchon mehr als einmal gethan habe, gehört in der That unter die groſſen Männer, man mag ihn auf einer Seite betrachten auf welcher man will; und das Leben ſeiner Frau beſchreiben, heißt ihn auf derjenigen Seite bekannt machen, auf der ihn wenige kennen, und welche auch bey den größten Helden gemeiniglich die ſchwächſte iſt. Wären alle die Beſchuldigungen wahr, welche ſeine Feinde der **Catharina von Bora** machen, ſo müßte die Liebe über **Luthern** allzuviele und allzuſchimpfliche Macht gehabt haben, wann er das lüderlichſte Weibsbild ſo zärtlich geliebt hätte, als er in der That ſeine Frau geliebt*) hat. Wegen ihrer Herrſchſucht iſt ihr Gedächtniß am meiſten angefeindet worden, und ich ſelbſt kann ſie noch nicht recht davon frey ſprechen, ob ich gleich bekenne, daß Herr **Walch** alles geſagt hat, was man nur immer zu ihrer Rettung ſagen kann. Er hat vieles beantwortet; ein Zeugniß aber hat er gleichwohl nicht beantwortet, vielleicht weil es ihm nicht bekannt geweſen. Dieſes Zeugniß ſchreibt ſich von einem Manne her, welcher unter die Feinde unſers **Luthers** nicht gehört, von dem **Henricus Stephanus** nehmlich, unter deſſen Gedichten man ein Epigramma findet, von welchem ich allezeit geglaubt habe, daß es eine kleine Verſpottung des unter der Herrſchaft ſeiner Frau ſtehenden Reformators ſeyn ſolle. Ich wollte wünſchen, daß es ihm bekannt geweſen wäre, um zu erfahren, was man darauf antworten könne. Vielleicht fällt Ihnen, mein Herr, eine Antwort ein; Ihnen, deſſen Einbildungskraft immer gegenwärtig iſt. Hier haben Sie es:

---

*) Die Worte „hätte" bis „geliebt", welche der Originalausgabe fehlen, ſind in der von 1781 hinzu gefügt.

De Cornelio.

Uxorem vocitat *Dominam* Cornelius, illa
Increpat ut ſamulum, verberat ut ſamulum.
Obſignat ſic verba ſui *Katharina* mariti.
Nec vanum titulum quem gerit, eſſe docet,
Sed contra, ejus habent hæc quantum *verbera pondus.*
Tantum verba ſui pondus habere viri.

Ich dringe hier auf dreyerley. Erſtlich iſt es bekannt, daß Luther ſeine Frau nicht nur ſeine Dominam, ſondern wohl gar im Scherze ſeinen Dominum genennet hat. Zweytens, hätte Stephanus nicht die Catharina von Bora im Sinne gehabt, ſo wüßte ich nicht, warum er gleichwohl dieſen Namen gebraucht, da er ſonſt durchgängig in ſeinen Sinnſchriften lateiniſche Namen, und ſonderlich die Namen des Martials braucht. Drittens: auf wen kann der Schluß: „ſo viel Nachdruck die Schläge „der Frau hatten, ſo viel Nachdruck hatten die Worte des „Mannes,“ beſſer gedeutet werden, als auf Luthern, den durchdringenden Redner? Wann Sie, mein Herr, auf dieſe drey Puncte etwas zu antworten wiſſen, ſo thun Sie es bey Zeiten; denn wahrhaftig ich bin es nunmehr bald ſatt, Ihnen von nichts als von Luthern, und von Dingen die Luthern angehen, zu ſchreiben. Meine Nachricht von Lemnio können Sie in ihrem Werke nach Belieben brauchen, aber es verſteht ſich, ohne mich zu nennen. Die Lücken derſelben zu füllen, dürfen Sie nur nachſchlagen, was auſſer den angeführten Schriftſtellern, Simmler, Cruſius in dem Leben des Sabinus, Camerarius in dem Leben des Melanchthons, Wimmerus in dem Leben des Pontanus, und was Borrichius von ihm haben. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Neunter Brief.

An den Herrn G.

Ich habe die gekrönte Rede des Herrn Rouſſeau geleſen. Ich finde ſehr viel erhabne Geſinnungen darinne, und eine männliche Beredſamkeit. Die Waffen, mit welchen er die Künſte und Wiſſenſchaften beſtürmet, ſind zwar nicht allezeit die ſtärkſten: gleichwohl weis ich nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend, gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet, auch ſogar alsdann, wenn er zu weit gehet. Man könnte verſchiednes gegen ihn einwenden. Man könnte ſagen, daß die Aufnahme der Wiſſenſchaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwey Sachen ſind, welche einander begleiten, ohne die Urſache und Wirkung von einander zu ſeyn. Alles hat in der Welt ſeinen gewiſſen Zeitpunkt. Ein Staat wächſet, bis er dieſen erreicht hat; und ſo lange er wächſet, wachſen auch Künſte und Wiſſenſchaften mit ihm. Stürzt er alſo, ſo ſtürzt er nicht deswegen, weil ihn dieſe untergraben; ſondern weil nichts eines immerwährenden Wachsthums fähig iſt, und weil er nunmehr eben den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich gröſſern Geſchwindigkeit wieder abnehmen ſollte, als er geſtiegen war. Alle groſſe Gebäude verfallen mit der Zeit, ſie mögen mit Kunſt und Zierrathen, oder ohne Kunſt und Zierrathen gebaut ſeyn. Es iſt wahr, das witzige Athen iſt hin; aber das tugendhafte Sparta, iſt es nicht auch hin? — — Ferner könnte man ſagen, wenn die kriegriſchen Eigenſchaften durch die Gemeinmachung der Wiſſenſchaften verſchwinden, ſo iſt es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben? Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen ſollen? Und wenn ja den ſtrengen Sitten die Künſte und Wiſſenſchaften nachtheilig ſind, ſo ſind ſie es nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch diejenigen, welche ſie mißbrauchen. Iſt die Mahlerey deswegen zu verwerfen, weil ſie der und jener Meiſter zu verführeriſchen Gegenſtänden anwendet? Iſt die Dichtkunſt deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuſchheiten entheiligen? Die Künſte ſind das, wozu wir ſie machen wollen. Es liegt nur an uns, wann ſie uns ſchädlich ſind — —*) Kurz, Herr Rouſſeau hat Unrecht; aber ich weis keinen der es mit mehrerer Vernunft gehabt hätte. Ich bin ꝛc. W**. 1751.

---

*) Vergleiche oben S. 202.

Zehnter Brief.

An den Herrn D.

Sie haben ſich an das Meiſterſtück des Virgils gemacht. Eher getraue ich mir eine zweyte Aeneis zu machen, als ſeine Georgica gut zu überſetzen. Ich getraue mir das erſte nicht, ſondern ich vergleiche nur Unmöglichkeiten mit Unmöglichkeiten. Wann Sie aber hieraus ſchlieſſen, das ich von ihrer Arbeit nichts halte, ſo ſchlieſſen Sie falſch. Schlieſſen Sie vielmehr das Gegentheil aus den unzähligen Anmerkungen, die ich an den Rand ihrer Ueberſetzung geſchrieben habe. Ich will nicht ſagen, daß ich nicht vielleicht ein gleiches würde gethan haben, wenn ſie auch ganz und gar nichts taugte. Allein ich würde es ſparſamer; ich würde es in einem ganz andern Tone gethan haben. Vielleicht wäre mir eben die Bosheit beygefallen, deren ſich Hr. S. gegen den guten D** bediente. Dieſer hatte ihm eine Ode zu beurtheilen überſchickt. Wiſſen Sie was Hr. S. that? Die wenigen guten Stellen, die er darinne fand, ſtrich er aus, und erſetzte ſie mit andern, welche in das ſchlechte Ganze beſſer paßten — — Eine von meinen Anmerkungen muß ich noch in den Brief werfen, weil ſie auf dem Rande nicht Platz hat. Wenn Virgil den Neptun anruft:

Tuque o, cui prima frementem
Fudit equum magno tellus percuſſa tridenti,
Neptune etc.

ſo überſetzen Sie dieſe Zeilen, wie ſie die meiſten Kunſtrichter überſetzt wiſſen wollen; prima tellus iſt Ihnen Griechenland. Andre verſtehen darunter die neuerſchafene Erde: andre das Ufer. Daß ſich dieſe Herren insgeſammt geirrt haben, wundert mich nicht; denn was fehlt ihnen öſtrer als Geſchmack und Bekanntſchaft mit den poetiſchen Schönheiten? Allein, daß Sie ſich, mit ihnen, irren: das wundert mich. Ich finde hier nichts als die Verſetzung der Beywörter; eine den Dichtern ſehr gewöhnliche Figur. Neptuno equum fudit prima tellus iſt eben das, als wenn Virgil geſetzt hätte: tellus Neptuno primum fudit equum. Die Richtigkeit meiner Erklärung wird Ihnen vermuthlich ſo gleich in die Augen fallen. Wollen Sie eine gleichlautende Stelle, die ich anſtatt eines Beweiſes anführen kann, ſo beſinne ich mich, daß Horaz irgendwo ſagt:

Cum prorepſerunt *primis* animalia *terris*,
Mutum et turpe pecus etc.

Verzeihen Sie es meiner Faulheit, daß ſie ihre Faulheit keiner Mühe überheben, und dieſen Ort nicht genauer nachſchlagen will. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Eilfter Brief.

An den Herrn D.

Ja; es iſt wahr, was Ihnen unſer Freund von einem weitläuftigen Gedichte über die Mehrheit der Welten, welches er, wie ich mich erinnere, vor länger als ſechs Jahren bey mir geſehen, erzehlt hat. Es war einer von meinen allererſten Verſuchen in der Dichtkunſt, den ich noch bis jetzt blos aus der Abſicht aufhebe, aus welcher andre einen Schuh oder Strumpf, den ſie in der Kindheit getragen, aufzuheben pflegen. So ſchwach ich auch noch jetzt bin, ſo kann mir doch die Betrachtung, daß ich einmal noch ſchwächer geweſen, nicht anders als angenehm ſeyn. Die neue Theorie des Whiſtons, und des Hugens Kosmotheoros, hatten damals meine Einbildungskraft mit Begriffen und Bildern erfüllt, die mir deſto reitzender ſchienen, ſe neuer ſie waren. So viel ſahe ich, daß ſie einer poetiſchen Einkleidung fähiger, als irgend eine andre philoſophiſche Materie ſeyn müßten. Allein die Kunſt ſie zu bearbeiten, fehlte mir. Ich wußte nicht wie ſich abſtracte Wahrheiten durch Erdichtungen ſinnlich machen lieſſen, noch vielweniger wie man trocknen Betrachtungen das lachende Anſehen ſcherzhafter Einfälle geben könne. Ich reimte alſo meine Gedanken nach einer ziemlich mathematiſchen Methode; hier und da ein Gleichniß; hier und da eine kleine Ausſchweifung; das war alles poetiſche, was ich dabey anbrachte. Urtheilen Sie alſo, wie beſchämt ich einige Zeit darauf ward, als ich die Geſpräche des Herrn von Fontenelle in die Hände bekam, die ich vorher nur dem Namen nach gekannt hatte. Die Augen gingen mir auf einmal auf, und aus dem Leben, welches er, als ein proſaiſcher Schriftſteller, ſeinem Vortrage gegeben hatte, ſchloß ich auf dasjenige, welches ich, als ein angemaßter Dichter, dem meinigen hätte geben ſollen. Mein ſtolzer Anfang war nunmehr dasjenige, was ich nicht mehr ohne eine bittre Spötterey über mich ſelbſt anſehen konnte.

Ihr niedern Töne ſchweigt! Von Pracht und Glanz entzücket,
Sey ich zum Sternen jetzt mir und der Welt entrücket.
Ein dichtungswürdgrer Stof, als Liebe Scherz und Wein,
Soll, voll von kühner Glut, des Liedes Innhalt ſeyn.

Ey, dachte ich, du haſt deiner Entzückung, deiner kühnen Glut vortreflich viel Ehre gemacht! Unterdeſſen ſchien es doch, als wenn ich mein Unglück vorhergeſehen hätte: denn ich ſchloß meinen Eingang:

Beherzter als Columb, tret ich den Luftweg an,
Wo leichter als zur See die Kühnheit ſcheitern kann.
Mag doch die Sinnlichkeit des frommen Frevels fluchen!
Genug, die ſcheitern ſchön, die ſcheiternd Welten ſuchen.

Der erſte Geſang handelte von dem Betruge der Sinnen, und ich muß mir die Schmeicheley machen, daß ich noch jezt verſchiedenes davon ziemlich erträglich ausgedruckt, und mit eignen Gleichniſſen unterſtützt finde. Ich rechne dahin folgende Stelle, ſo viel matte Zeilen ſie auch hat.

Das Auge, wann ſein Netz der Sachen Abdruck rührt,
Thut, was es thuen ſoll, auch wann es dich verführt:
Was es nicht leiſten kann, das mußt du nicht begehren.
Es ſoll uns nur den Schein entfernter Flächen lehren.
Was davon wahr, was falſch, das unterſuche du;
Wo nicht, ſo rennſt du ſelbſt dem leichten Irrthum zu.
Deswegen gab dir Gott des Geiſtes ſchärfres Auge,
Daß es das leibliche dir zu verbeſſern tauge.
Wann du mit dieſem ſiehſt, zieh jenes auch zu Rath,
Durch beydes ſiehſt du recht, wann eines Mängel hat.
Wie in dem Zauberrohr, wodurch man in der Ferne
Gleich als im Nahen ſieht, wodurch man Mond und Sterne
Aus ihrer Höhen Kluſt, ohn Segen, ohne Geiſt,
Und ohne Talisma, zu uns hernieder reißt,
Des Künſtlers weiſe Hand ein doppelt Glas vereinet,
Und nur der Gegenſtand durch beyde klärer ſcheinet:

Da eines nie vor ſich der Neugier Auge ſtärkt,
Das ſtatt der Deutlichkeit in ihm nur Nebel merkt.

Sie ſehen wohl, daß ich es damals noch nicht wiſſen mußte, wenn ich es anders jetzo weis, was die Gedanken zuſammenziehen heißt. Ich will Ihnen noch eine Stelle herſetzen, und in dieſem Geſchmacke müſſen Sie ſich das übrige alles vorſtellen. In dem zweiten Geſange komm ich beyläufig auf die Geſchichte der Sternkunde:

Was in der jungen Welt, bey heller Nächte Stunden,
Ein Wandrer erſt bemerkt, ein Hirt zu erſt erfunden,
Trug ſich geheimnißvoll, gleich einem Götterwort
Vom Vater auf den Sohn, vom Sohn zum Enkel fort;
Bis, wie den Gottesdienſt, dies nützlich kleine Wiſſen,
Mit eigennützger Macht die Prieſter an ſich riſſen.
In dunkeln Tempeln ward mit tückſchem Neid verſteckt,
Was ſeinen Nutzen nicht auf Saat und Erndte ſtreckt.
Das flache Babilon wagt es, auf ſteilen Thürmen
Zuerſt mit Neubegier den Himmel zu beſtürmen.
Aegypten folget nach, und recht verdeckt zu ſeyn,
Gräbt es, was es erfand, in Hieroglyphen ein.
Das ſchlaue Griechenland dringt muthig durch die Dünſte,
Und raubt, ſtolz auf den Raub, dem Niele ſeine Künſte.
Sein Leichtſinn prahlt damit, als ſeinem Eigenthum;
Dem erſten war die Müh, und ihm verblieb der Ruhm.
So macht es oft der Franz; er prahlt mit fremden Wiſſen,
Das er bey der Geburth dem Nachbar ſchlau entriſſen.

In dem dritten Geſange, wo ich das Lächerliche des Ptolemäiſchen Weltbaues beſchreiben wollte, fing ich meine Beſchreibung alſo an:

Dich, Pöbel, ruf ich hier zu meinem Beyſtand an,
Daß ich recht pöbelhaft ihn ſehn und ſchildern kann.
Mein Aug, entwöhne dich jetzt der gereinigten Blicke,
Und nimm den Kinderwahn auf kurze Zeit zurücke.
Stell mir den Himmel vor, wie ihn die Einfalt lehrt,
Die das untrüglich glaubt, was ſie von Vätern hört.
Und wird er, wie er ſcheint, in meiner Zeichnung ſtrahlen,
So werd ich ihn nicht falſch, und gleichwohl unrecht mahlen.

So wie den fernen Wald der Künſtler bläulicht mahlt,
Der in der Nähe doch mit friſchem Grüne prahlt,
Und alſo die Natur nicht trift und nicht verfehlet,
Weil nur ſein feiner Strich den Schein zu ſchildern wählet ꝛc.

Wird Ihnen nun bald die Luſt vergehen, ein Ganzes ſehen zu wollen, das aus ſo ſchlechten Theilen beſteht? Doch Sie ſollen es nunmehr, zu ihrer Beſtrafung ſollen Sie es nunmehr ſehen. Ja, um Sie recht zu martern, will ich es Ihnen ſelbſt vorleſen. Wagen Sie es nur, und kommen Sie nach der Stadt. Doch wahrhaftig, Sie könnten meine Drohung für Ernſt aufnehmen. Sie könnten wohl gar nunmehr noch einen Monat länger auf dem Lande bleiben. Um des Himmels willen, nein! Ich will Ihnen gern nichts vorleſen; ich will gern den Ruhm nicht verlieren, daß ich wenigſtens dieſe Thorheit eines Poeten weniger beſitze. Kommen Sie nur. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Zwölfter Brief.

An den Herrn A**

Endlich habe ich Ihnen gefolgt, und bin geſtern in dem Nicoliniſchen Schauplatze geweſen. Es hat mir ſo wohl darinne gefallen, daß ich niemals wieder hinein kommen werde. Was für ein ſinnreicher Mann iſt Nicolini! Uns ſeine kleine Affen unter dem Namen Pantomimen aufzudringen! Ich bewundre ihn; und er iſt es werth, daß er ſeine Abſicht erreicht hat, da er ſich auf eine ſo anlockende Art die Neugierigkeit und den läppiſchen Geſchmack unſrer Zeiten zinsbar zu machen weis. Ich glaubte vom Himmel zu fallen, als ich Männer vor ſeiner Bühne antraf, die ich ſonſt nicht anders als mit Ehrerbietung genennt habe. Und als ich Geſichter durch ein unanſtändiges Lachen ſich verzerren ſahe, von welchen ich geſchworen hätte, daß ſie Areopagiten zugehören müßten; wahrhaftig ſo ſchämte ich mich, weil ſie ſich nicht ſchämen wollten. Ich verkroch mich hinter einen groſſen Officier, welcher vor mir ſtand, und ſagte mehr als einmal:

Der kleine Narre ſpielt; die groſſen ſehen zu.

Allein, ich ſagte es ganz ſachte, müſſen Sie wiſſen; denn auſſer dem Officier hatte ich noch einen bärtigen Huſaren zum Nachbar. Und ſo gar eifrig bin ich für den guten Geſchmack nicht, daß ich mir ſeinetwegen den Hals wollte brechen laſſen. Sie aber, mein Herr, der Sie kein Huſar ſind, wiſſen Sie, daß Sie mit mir Händel bekommen werden, wann Sie nicht beykommendes Buch von einem Ende zum andern durchleſen? Calliachius wird Ihnen zeigen, daß die Pantomimen der Alten ganz andre Pantomimen waren. Bemerken Sie ſonderlich die Stellen, welche ich angeſtrichen habe. Ueber dieſe wollen wir heute den ganzen Abend plaudern, wenn Sie nicht lieber wieder bey ihren ſtummen Geſellſchaftern ſeyn wollen. „Stumm?“ werden Sie ſagen. „Wenigſtens iſt es die kleine Nicolini „nicht.“ Sie haben recht: denn dieſe hat ihren Mund in den Augen. Ich bin ꝛc. L** 1747.

Dreyzehnter Brief.

An den Herrn D** *)

Die Natur weis nichts von dem verhaßten Unterſchiede, den die Menſchen unter ſich feſt geſetzt haben. Sie theilet die Eigenſchaften des Herzens aus, ohne den Edeln und den Reichen vorzuziehen, und es ſcheinet ſogar, als ob die natürlichen Empfindungen bey gemeinen Leuten ſtärker, als bey andern, wären. Gütige Natur, wie beneidenswürdig ſchadlos hältſt du ſie wegen der nichtigen Scheingüter, womit du die Kinder des Glücks abſpeiſeſt! Ein fühlbar Herz — — wie unſchätzbar iſt es! Es macht unſer Glück, auch alsdann wann es unſer Unglück zu machen ſcheinet — —

Was ſind das für Betrachtungen, werden Sie ſagen, und mit was für einem Briefe drohen Sie mir? Es ſind Betrachtungen, welche ich heute bey Leſung einer engliſchen Monatsſchrift gehabt habe, wo ich eine Erzehlung fand, die mich auf eine zwar traurige, aber doch ſo angenehme Art rührte, daß ich mich wider unſre Freundſchaft verſündigen würde, wann ich Sie an dieſen Rührungen nicht wollte Antheil nehmen laſſen. Hören Sie alſo; meine Geſchichte iſt der Triumph der väterlichen Liebe und mein Held heißt **Jacob Tomms** —

---

*) Unter dem Titel „Die väterliche Liebe“, mit Ausnahme des zweiten Abſatzes, ſchon gedruckt in der Berliniſchen Zeitung vom 15. Jul. 1751.

Nichts kann eingeſchränkter ſeyn, als der Verſtand dieſes Mannes, und nichts erhabener als ſeine Empfindungen. Nicht lange bedacht! — — Und wenn mich alle Orakel für den Weiſeſten erkläret hätten; wäre es möglich, ich würde den Ruhm des Empfindlichſten mit Verluſt aller meiner Weisheit dafür eintauſchen. — — Jacob Tomms war arm; er empfand ſeine Armuth vierfach härter; denn er hatte ein Weib und drey Kinder, die er mit Verkaufung weniger Gartenfrüchte kümmerlich erhielt. Er hatte mit einem reichen Manne einen kleinen Vergleich gemacht, welcher ihm wöchentlich eine gewiſſe Menge derſelben aus ſeinem Garten zukommen ließ, und erſt mit Ausgang der Woche das Geld von ihm verlangte — — Wie großmüthig, ohne Zweifel, ſchien ſich der reiche Mann zu ſeyn! Einem ehrlichen Manne ſieben ganzer Tage zu borgen! Wo es ihm nur nicht bald reuet, ſo viel gewagt zu haben — — Jacob Tomms hatte lange Zeit die vorgeſchoßnen Früchte genau abgezahlt, als ſein Weib und ſeine älteſte Tochter plötzlich krank wurden. Dieſer Zufall ſetzte ihn in die Unmöglichkeit ſeinem Vertrage nachzukommen, und am Ende der andern Woche ſahe er ſich in der Schuld einer unermäßlichen Summe von dreyßig und einem halben Groſchen ſtecken. Der Reiche glaubte ſeinem Ruine nahe zu ſeyn, und voller Zorn begab er ſich zu ſeinem Schuldner. Das erſte war, daß er ihm ferner die nöthigen Früchte, zu Fortſetzung ſeines kleinen Handels, vorzuſchieſſen verſagte. Das andre, daß er ihm einen Befehl zeigte, ihn in Verhaft nehmen zu laſſen, wann er ihn nicht auf der Stelle, wegen der dreyßig und einem halben Groſchen befriedigte. Ungefehr mochte Tomms noch ſo viel haben, allein das war es auch alles, was er hatte. Er warf ſich zu den Füſſen des Reichen. Er ſtellte ihm vor, an dieſen dreyßig und einem halben Groſchen hange ſeines Weibes und ſeiner Kinder Leben; er müſſe ſeinen kleinen Kram damit unterhalten ꝛc. Er erbot ſich, alle Wochen ſechs Groſchen abzutragen. Er zeigte ihm ſein Weib, und ſeine älteſte Tochter, welche eben in der Hitze des Fiebers auf ein wenig Stroh lagen. Er zeigte ihm die zwey andern kleinen Kinder, denen er nicht einen Biſſen Brod würde geben können. Umſonſt, der Reiche blieb unbewegt — — Ihr ſeyd alle Schelme, ſagte er, wenn ihr Geld habt, ſo beſauft ihr euch — — Ich will durchaus nicht länger warten — — In dieſem Tone fuhr er eine Zeit lang fort, bis ein großmüthiger Unwille in unſerm Tomms endlich die Empfindung ſeines Unglücks unterdrückte. Nu da! ſagte er, indem er aus allen Näten ſeiner Taſchen die kleine Schuld zuſammenſuchte. Der Reiche ſtrich ſie ein, und ging fort. Tomms verfolgte ihn mit einem Blicke, — — mit dem ein tugendhafter Arme meinen ärgſten Feind verfolge! Wüßte ich mich grauſamer zu rächen? — — Kaum warf er ſeine Augen wieder auf ſein unglückſeliges Geſchlecht, als er in Thränen zerfloß. Bald aber hemmte ſie die ſtille und finſtre Verzweiflung. Seine Frau verlangte einige Erquickung; ſeine Kinder verlangten Brod — — „Ihr ſollt „Brod haben, meine Kinder, ſagte er; ihr ſollt haben. Zwar „wird es euerm Vater theuer zu ſtehen kommen.“ — — Hier beſann er ſich, daß ſich das Kirchſpiel der Waiſen annehme. Auf einmal war ſein Entſchluß gefaßt. Meine Kinder zu verſorgen, dachte er, muß ich ihnen den Vater nehmen, der ihnen kein Brod mehr geben kann. Er begab ſich in einen kleinen Verſchlag neben der Stube, wo er ſeine Gartenfrüchte zu ſtehen hatte, feſt entſchloſſen zu ſterben. Einige Augenblicke hielt ihn die Betrachtung ſeiner Seligkeit zurück — — „Hätte ich doch „nie von jenem Leben etwas gewußt! — — Wie leicht würde „es mir werden, meinen Kindern Brod zu ſchaffen! Ich thue „vielleicht nicht recht, aber kann ich beſſer thun?“ — Er fing an zu beten und ſchloß in der Einfalt ſeines Herzens: „Lieber „Gott, ſetze dich an meine Stelle; ich weis, du würdeſt eben „das thun.“ — Mit dieſen Gedanken bewafnet legte er ſich den Strick um den Hals; in den heftigen Bewegungen aber, die er dabey machte, hörte die Nachbarin die ſtarken Stöſſe, die er gegen die Wand that. Sie frühſtückte gleich, und kam alſo mit dem Meſſer in der Hand herzugelauffen, in Meinung es ſey ihrer kranken Nachbarin etwas zu geſtoſſen. Sie fand dieſe Frau in der äuſſerſten Unruhe wegen dieſes Tumults, den ſie gleichfalls gehört hatte; und als ſie auf ihr Erſuchen in den Verſchlag ging, ſahe ſie den unglücklichen Tomms, welcher vielleicht kaum noch einige Minuten zu leben hatte. Sie ſtürzte ſich auf ihn zu, ſchnitt den Strick ab, und brachte ihn mit Hülfe der Kranken, welche auf ihr Geſchrey herbey gekommen war, ſterbend auf das Lager. Man ließ ihm zur Ader, und Tomms kam wieder zu ſich. Doch die Scham über ſein mißlungenes Unternehmen, und die Furcht des Vorwurfs hätten ihn gewiß in eine neue Verzweiflung geſtürzt, wenn ſich der Graf von G**, welchem ſein Bedienter dieſen traurigen Zufall erzehlt hatte, nicht in das Mittel geſchlagen hätte. Er ließ unſern Tomms zu ſich kommen; er verwies ihm auf eine leutſelige Art ſein Verbrechen, und ſetzte ihn in Umſtände, in welchen ſeine natürliche Liebe eine ſo harte Probe niemals wieder wird aushalten dürfen — —

Ich will ihr Gefühl durch keinen fremden Zuſatz zerſtreuen. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn F.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben Luſt mich zu verſuchen, und mir einen übeln Streich zu ſpielen. Würden Sie wohl ſonſt von einem armen Schriftſteller, der ſich von Leipzigern und Schweitzern umringt ſieht, ein offenherziges Bekenntniß von dem Reime fordern? Welche ſoll ich vor den Kopf ſtoſſen? Welcher Spöttereyen ſoll ich mich ausſetzen? Mit mindrer Gefahr kann ein heimlicher Anhänger des Prätendenten, mitten in London, ſeine wahren Geſinnungen gegen das jezt regierende Haus verrathen. — — Doch bey nahe fühlte ich mich geneigt, gegen dieſe Gefahr meine Augen zu verſchlieſſen, wenn ich nur wüßte, daß Sie reinen Mund halten könnten. Zwar bin ich wohl wunderlich. Zeuge ich nicht ſchon ſelbſt wider mich? Ich, der ich mir noch nie einen reimloſen Vers habe abgewinnen können? ich, dem es ſchwerer fallen würde, den Reim überall zu vermeiden, als ihn zu ſuchen? Hören Sie alſo, was ungefehr meine Gedanken wären. Es ſcheint mir, daß diejenigen, welche gegen den Reim unerbittlich ſind, ſich vielleicht an ihm rächen wollen, weil er ihnen niemals hat zu Willen ſeyn wollen. Ein kindiſches Geklimper, nennen ſie ihn mit einer verächtlichen Mine. Gleich als ob der kützelnde wiederkommende Schall, das einzige wäre, warum man ihn beybehalten ſolle. Rechnen ſie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überſtiegnen Schwierigkeit entſtehet, für nichts? Iſt es kein Verdienſt, ſich von dem Reime nicht fortreiſſen zu laſſen, ſondern ihm, als ein geſchickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geſchickte Wendungen eine ſo nothwendige Stelle anzuweiſen, daß man glauben muß, unmöglich könne ein ander Wort anſtatt ſeiner ſtehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieſer Anwendung, ſo verräth man nichts, als ſeine Schwäche in der Sprache, und die Armuth an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Utz zeigen genugſam, daß man über den Reim herrſchen, und ihm das vollkommene Anſehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit iſt mehr ein Lob für ihn, als ein Grund ihn abzuſchaffen. — — Und alſo, mein Herr, ſchlieſſen Sie wohl, daß ich ganz und gar wider die reimloſen Dichter bin? Nein; ſondern ich dringe nur auch hier auf eine republikaniſche Freyheit, die ich überall einführen würde, wenn ich könnte. Den Reim für ein nothwendiges Stück der deutſchen Dichtkunſt halten, heißt einen ſehr gothiſchen Geſchmack verrathen. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leſer vortheilhafte Schönheit ſeyn können, und es aus keinem andern Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer ſich ihrer nicht bedient haben, heißt das Beyſpiel der Alten mißbrauchen. Man laſſe einem Dichter die Wahl. Iſt ſein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erſtückt, ſo reime er. Verliert ſich die Hitze ſeines Geiſtes, während der Ausarbeitung, ſo reime er nicht. Es giebt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß ſie ſich der mühſamen Kunſt unterwerfen ſollten, und dieſe offendit limæ labor et mora. Ihre Werke ſind Ausbrüche des ſie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coërcuit. Es giebt andre welche Horaz sanos nennt, und welche nur allzuviel Democrite unſrer Zeit Helicone excludunt. Sie wiſſen ſich nicht in den Grad der Begeiſtrung zu ſetzen, welcher jenen eigen iſt; ſie wiſſen ſich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem ſie einmal ſind. Durch Genauigkeit und immer gleiche mäßige Lebhaftigkeit erſetzen ſie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche oft nichts als eine unfruchtbare Bewunderung erwecken. Es iſt ſchwer zu ſagen, welche den Vorzug verdienen. Sie ſind beyde groß, und beyde unterſcheiden ſich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung, noch die abgeſchaften Reime eine Gelegenheit deſto feuriger zu bleiben ſind.*) — — Was meinen Sie, ſollte ich wohl Recht haben? Es wird mir lieb ſeyn, wenn Sie ja! ſagen; und ich werde es nicht ungerne ſehen, wenn Sie nein! ſprechen. Denn nichts kann mir an einem Freunde angenehmer ſeyn, als verſchiedne Meinungen in gleichgültigen Sachen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Funfzehnter Brief.

An ebendenſelben.

So, mein Herr? Fragten Sie mich nur deswegen was ich von dem Reimen halte, um mich hernach mit deſto gröſſerer Dreuſtigkeit fragen zu können, was ich von dem Meſſias des Herrn Klopſtocks halte? Ueberhaupt, ſcheinen Sie mir es ſchon zu wiſſen, daß ich mit unter ſeine Bewunderer gehöre; weil Sie ſonſt ſchwerlich ihre Frage in den Worten des Horaz:

Age, quaeso,
Tu nihil in magno doctus reprehendis Homero?

würden ausgedrückt haben. Aber aus eben den Worten ſehe ich auch, daß Sie gern etwas mehr als meinen Beyfall hören möchten. Sie wollen ſo etwas, das einer Critik nicht ungleich iſt. Nicht wahr? Vor acht Tagen würde ich ſchlechthin geantwortet haben: damit vermenge ich mich nicht. Ich bin Zeit meines Lebens keinem Dinge gramer geweſen, als den Critiken über Gedichte. Vielleicht, weil ich ſie mehr zu beſorgen hatte, als andre? Das kann ſeyn. Aber, wie geſagt, vor acht Tagen ungefehr hat mich ein Geiſt getrieben, welcher ohnfehlbar nicht der beſte ſeyn mochte. Er trieb mich, Gedanken auf das Papier zu werfen, die mir ſchon mehr als einmal in den Kopf gekommen waren. Und dieſe Gedanken betrafen eben das, weswegen Sie mich jetzo fragen; gleich als wenn ich es voraus gewußt hätte, daß Sie mir einmal den Verdruß, einem Freunde etwas abzuſchlagen, erſparen würden. Noch liegen ſie in dem Concepte unter hundert Strichen und eben ſo viel Kleckſen begraben. Sie Ihnen alſo mitzutheilen, muß ich ſie nothwendig abſchreiben, und damit ich ſie gewiß abſchreibe, ſo will ich es gleich jetzo thun. Aber Geduld, mein Herr, Geduld werden Sie und ich nöthig haben. — — Ich will nur meine Feder erſt abkäpfen, und alsdenn gleich anfangen.

---

*) Vergl. oben S. 177.

Ueber das Heldengedicht der Meſſias.*)

„Hat der Meſſias die witzigen Köpfe und ihre Richter wirklich getrennt, oder ward er nur der Probierſtein, welcher diejenigen, die dieſe Benennung verdienen, von denen unterſcheiden mußte, die widerrechtlich in dem ſchmeichelhaften Beſitze derſelben ſind? Können unter ſeinen Tadlern Leute von dem feinſten Geſchmacke ſeyn, ſo wohl als deren unter ſeinen Bewundrern ſind? Oder verrathen jene unumgänglich einen Geiſt, in der Bildung verderben, das erhabne Schöne zu empfinden, ſo unumgänglich als dieſe von ihren eignen Fähigkeiten ein ſicheres Zeugniß ablegen? — — Wenn man mir dieſe Frage zuverläßig entſcheiden wollte, ſo könnte ich mich in dem folgenden darnach richten.

„Die Klopſtockianer wenigſtens haben alles gethan, was man von ihnen fordern kann. Die Klopſtockianer? — — Warum nicht? Man gönne einem Dichter vom erſten Range die Ehre, die nur zu oft ein ſehr mittelmäßiger Weltweiſe erhält. — — Sie haben die Schönheiten des Meſſias aus einander geſetzt; ſie haben die Gründe ihrer Bewundrung angezeigt. Der Herr Prof. Meier hat das Wort geführet; der Verfaſſer der Aeſthetick; der geſchickteſte von Schönheiten, die man nicht empfindet, zu beweiſen, daß man ſie empfinden ſolle.

„Das Gegentheil hat auch das Seinige gethan. Es hat geſchimpft. Man ſollte ſchwören, die Schweizerſchen Kunſtrichter wären von dieſer Parthey. Man irrt ſich; denn dieſesmal ſind ſie bey ſich überzeugt, daß ſie Recht haben. Nach und nach hatten es die berühmten Profeſſores G** und T** von ihnen gelernt; und wie man geſehen, recht glücklich. Der gemeine Soldat, der die meiſten Prügel bekommen hat, wird der Korporal der die meiſten Prügel giebt. Ich glaube aber doch, daß dieſe wackre Männer, nicht deswegen auf den Meſſias geläſtert, weil ſie geſehen, daß er vortreflich ſey, ſondern weil ſie ſich der Mühe überheben wollten, zu beweiſen, daß er es nicht ſey. Ihr Schimpfen war, ohne Zweifel, die Folge aus Vorderſätzen, die ſie ſo überzeugend dachten, daß ſie meineten, ein jeder müſſe ſie bey ſich empfinden; die ſie alſo verſchwiegen.

---

*) Das Folgende war ſchon in dem Neueſten aus dem Reiche des Witzes, Monat September 1751, gedruckt.

„Ich habe einen Einfall bekommen, der — — vielleicht nicht viel taugt. Ich will einige Gedanken auf das Papier werfen, die ich die Feinde der Klopſtockiſchen Muſe nicht mißzudeuten bitte. Sie würden mir eine allzukützliche Ehre erzeigen, wenn ſie mich unter ihre Zahl aufſchreiben wollten. Ich bin von der Schönheit des Meſſias ſo überzeugt, als ſie es kaum von der Schönheit ihrer eignen Poeſie ſeyn können. Das ſelbſt, was ich daran ausſetzen will, ſoll es Ihnen beweiſen.

„Das iſt wunderlich, wird man denken. So gar wunderlich nicht. Es giebt eine Art des Tadels, welche dem Getadelten Ehre macht. Man tadelt den Hannibal, daß er nicht Rom belagert. Welchem geringern Feldherrn von allen, die jemals an der Spitze römiſcher Feinde geweſen ſind, macht man dieſen Vorwurf? Keinem. Der einzige Hannibal war ſo weit gekommen, daß er es thun konnte, und nicht that. Wie viel Siege mußte er vorher erſtritten, durch welchen Muth, durch welche Klugheit, durch welche Schnelligkeit im Entſchlieſſen mußte er ſich in das Recht geſetzt haben, zu deſto gröſſern Thaten Hofnung zu machen, je gröſſere er verrichtete, ehe man ihm den über alle Lobſprüche ſteigenden Tadel machen konnte: und er hat nicht Rom belagert? Man ſchätzet jeden nach ſeinen Kräften. Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen groſſen iſt man unerbittlich. Bleibt ſich dieſer nicht allezeit gleich, entwiſcht ihm hier und da eine matte Zeile: dieſe matte Zeile, welche die Zierde eines mittelmäßigen Dichters ſeyn könnte, wird unerträglich: ſo wie man jeden guten Einfall, den man bey einem gemeinen Kopfe findet, bedauert, daß er nicht in einem der Ewigkeit gewidmeten Werke ſtehet, ob er gleich noch um ein groſſes ausgepuzt werden müßte, ehe er darinne glänzen könnte.

Sic mihi, qui multum ceſſat, fit Choerilus ille,
Quem bis terque bonum cum riſu miror: et idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus.

Horaz.

Es iſt eben dieſelbe Zärtlichkeit des Geiſtes, welche die Schönheit einer Sache fühlet, und welche die Mängel derſelben empfindet. Tadeln und loben, was zu tadeln und zu loben iſt, muß alſo gleich rühmlich ſeyn. Man thue nur beydes mit Geſchmack. Ich habe oft Kenner Meiſterſtücke der Bildhauerkunſt und Mahlerey betrachten ſehen. Ihr Urtheil fing ſich mit einer ſtillen Bewundrung an, und endlich glaubten ſie es nicht beſſer beweiſen zu können, daß ſie alle Vollkommenheiten des Gegenſtandes empfänden, als wenn ſie dasjenige anzeigten, was dabey weniger zu bewundern ſey. Ihr Aber war ſchmeichelhafter, als alle Ausruffungen des Pöbels, der ſich von dem Erſtaunen hinreiſſen ließ.

„Jetzo ſehe ich es erſt, daß mein Eingang ziemlich weitläuftig iſt. Kaum könnte er gröſſer ſeyn, wenn ich auch eine Critik über den ganzen Meſſias, über die Geſänge welche ſchon gedruckt ſind, und über die welche noch folgen könnten, vorhätte. Wird er alſo nicht für die erſten zwanzig Zeilen zu lang ſeyn?

„Ich muß mich erklären, warum ich eben dieſe gewählt habe. Ich ſahe es ein, und wer ſieht es nicht ein? daß das Gedichte fertig ſeyn müßte, wenn man von der Oekonomie deſſelben urtheilen wollte. Noch iſt der Dichter mitten in dem Labyrinthe. Man muß es erwarten, wie er ſich heraus findet, ehe man von der Handlung, von ihrer Einheit, von ihrer Vollſtändigkeit, von ihrer Dauer, von der Verwicklung und Entwicklung, von den Epiſoden, von den Sitten, von den Maſchinen, und von zwanzig andern Sachen etwas ſagen kann. Alles, was ſich bis jezt beurtheilen läßt, ſind die Schönheiten der Theile, von welchen man nur hofft, daß ſie ein ſchönes Ganze ausmachen werden; von den Ausdrücken, von den Beſchreibungen, von den Vergleichungen, von den eingeſtreuten Geſinnungen ꝛc.

„Gleichwohl fiel es mir ein, daß ich aus den Beyſpielen des Homers und Virgils bemerkt zu haben glaubte, ein Heldendichter pflege in dem Eingange ſeines Gedichts die ganze Einrichtung deſſelben nicht undeutlich zu verrathen. Wenn zum Exempel Maro anhebt:

Arma virumque cano, Trojæ qui primus ab oris
Italiam, fato profugus, Laviniaque venit
Littora: multum ille et terris jactatus et alto,
Vi ſuperum, ſævæ memorem Junonis ob iram.
Multa quoque et bello paſſus, dum conderet urbem
Inferretque Deos Latio: genus unde Latinum,
Albanique patres atque altæ mœnia Romæ.

ſo glaubte ich nicht allein den Held, virum, Trojæ qui primus ab oris Italiam venit; ſeinen Charakter inferretque Deos Latio als den frommen Aeneas; die vornehmſten Maſchinen, Fatum, vis ſuperum, Junonis ira; ſondern auch die beyden Theile der ganzen Aeneide darinne gefunden zu haben, den erſten multum ille et terris jactatus et alto, den zweyten multa quoque et bello paſſus. Es gefiel mir alſo, den Eingang des Meſſias vorzunehmen. Ich wußte, daß die Geſchichte zu heilig ſey, als daß der Dichter den geringſten weſentlichen Umſtand ändern dürfte; ich ſchmeichelte mir alſo deſto eher etwas daraus zu errathen. Ich fing an zu zergliedern; jede Gedanke insbeſondre, und eine gegen die andre zu betrachten. Nach und nach verlohr ich meinen Zweck aus den Augen, weil ſich mir andre Anmerkungen anbothen, die ich vorher nicht gemacht hatte. Hier ſind die vornehmſten davon.

„Singe unſterbliche Seele der ſündigen Menſchen Erlöſung,
Die der Meſſias auf Erden in ſeiner Menſchheit vollendet,
Und durch die er Adams Geſchlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuen geſchenkt hat.
Alſo geſchahe des Ewigen Wille. Vergebens erhub ſich
Satan wider den göttlichen Sohn; umſonſt ſtand Judäa
Wider ihn auf: er thats und vollbrachte die groſſe Verſöhnung.
Aber, o Werk, das nur Gott allgegenwärtig erkennet,
Darf ſich die Dichtkunſt auch wohl aus dunkler Ferne dir nähern!
Weihe ſie, Geiſt Schöpfer, vor dem ich im Stillen hier bete.

Führe ſie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unſterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen.
Rüſte ſie mit jener tiefſinnigen einſamen Weisheit,
Mit der du, forſchender Geiſt, die Tiefen Gottes durchſchaueſt:
Alſo werde ich durch ſie Licht und Offenbarungen ſehen,
Und die Erlöſung des groſſen Meſſias würdig beſingen.

„Man weis, daß der Eingang eines Heldengedichts aus dem Innhalte und aus der Anrufung beſteht. Die oben angeführte Stelle des Virgils iſt der Inhalt, die vier darauf folgenden Verſe ſind die Anrufung. Alſo auch hier. Der Inhalt geht bis auf, *und vollbrachte die groſſe Verſöhnung*; das übrige iſt die Anrufung an den Geiſt Gottes. Virgil ſagt: *ich ſinge die Waffen und den Held*; Klopſtock ſagt: *ſinge unſterbliche Seele.* Nichts thut man lieber und gewiſſer, als das was man ſich ſelbſt befohlen hat. Ich weis alſo nicht, wie der Herr Profeſſor Meier hat ſagen können: *Er ruft nicht etwa eine heidniſche Muſe an, ſondern er befiehlt, auf eine ganz neue Art, ſeiner unſterblichen Seele zu ſingen.* Nicht zu gedenken, daß der Herr Profeſſor den Inhalt und die Anrufung offenbar hier verwechſelt, und daß es eine greuliche Thorheit würde geweſen ſeyn, wenn Klopſtock eine heidniſche Muſe hätte anrufen wollen; will ich nur ſagen, daß alles neue, was in dieſer Stelle zu finden iſt, in einer grammatikaliſchen Figur beſtehet, nach welcher der Dichter das, was andre im Indicativo ſagen, in dem an ſich ſelbſt gerichteten Imperativo ſagt. Der Sänger des Meſſias hat überflüſſige Schönheiten, als daß man ihm welche andichten müſſe, die keine ſind. Die erſte Zeile würde alſo, wenn man ſie in den gewöhnlichen Ausdruck überſetzt, heiſſen: *Ich unſterbliche Seele,**) *ſinge der ſündigen Menſchen Erlöſung.*

„Dieſe Anmerkung iſt eine Kleinigkeit, welche eigentlich den Herrn Prof. Meier betrift. Ich komme auf eine andre“ — —

Nun wahrhaftig, daß heiß ich abſchreiben. Erlauben Sie mir, daß ich hier ausruhen darf. Ich verſpare den Reſt zu meinen folgenden Briefen, in welchen ich vielleicht — — Doch

*) „Ich unſterblicher Klopſtock“ im Neueſten.

ich will nichts verſprechen. Es wird ſich zeigen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Sechzehnter Brief.

An ebendenſelben.

Meine erſte Anmerkung betraf ein falſch angebrachtes Lob des Herrn **Meiers**; und bey dieſer blieb ich ſtehen. Ehe ich weiter gehe, will ich noch dieſes hinzu ſetzen. Geſetzt dieſer Criticus hätte den Inhalt und die Anrufung nicht verwechſelt; geſetzt Herr **Klopſtock** rufe wirklich ſeine unſterbliche Seele an, wie ein andrer die Muſen anruft: ſo würde auch alsdann in dieſer Wendung nichts neues ſeyn. Hat nicht ſchon **Dante** ſein Genie angerufen?

O Muſe, o alto 'ngegno, hor m'aiutate:
O Mente, che ſcriveſti cio ch'i vidi;
Qui ſi parra la tua nobilitate.

Und was noch mehr iſt; hat nicht einer der gröſten franzöſiſchen Kunſtrichter, Rapin, ihn deswegen getadelt? Wollen Sie aber ſagen: ja hier iſt mehr denn Rapin! hier iſt **Meier**! ſo zucke ich die Achſeln und gehe weiter.

Erſte Fortſetzung.*)

„Ich komme auf eine andre Anmerkung, welche die Beſcheidenheit angehet, die nach der Vorſchrift des Horaz in dem Eingange des Heldengedichts herrſchen ſoll. Ich muß die Stelle des römiſchen Kunſtrichters nothwendig herſetzen.

Nec ſic incipies ut ſcriptor Cyclicus olim
Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.
Quid feret hic tanto dignum promiſſor hiatu?
Parturiunt montes, naſcetur ridiculus mus.
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte!
Dic mihi, Muſa, virum captae tempora Trojae
Qui mores hominum multorum vidit et urbes.
Non fumum ex fulgore, ſed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut ſpecioſa dehinc miracula promat.

„Ich habe die Ueberſetzung des Herrn Prof. Gottſcheds nicht bey der Hand, ſonſt wollte ich zeigen, wie ſich Horaz im Deutſchen hiervon ausgedrückt haben würde, wenn er Gottſched geweſen wäre. — — Doch, man wird es hoffentlich ohne Ueberſetzung ſehen, daß Horaz hier dem epiſchen Dichter den Rath giebt, nicht als ein Großſprecher anzufangen; nicht als jener kykliſche Poet: Ich will das Glück des Priamus und den edlen Krieg beſingen; ſondern beſcheiden wie der Dichter, der nichts verwegen unternimt: Sage mir, Muſe, den Mann, der, nachdem Troja eingenommen worden, viele Städte und vieler Menſchen Sitten geſehen hat. Ich bin ſo kühn zu glauben, daß dieſe Stelle noch nie recht erkläret worden iſt. So viel als ich Ausleger des Horaz nachgeſchlagen habe, ſo viele wollen mich bereden, daß das Tadelhafte des kykliſchen Poeten in den Worten liege. Voßius ſagt, die Worte darinne wären ſonantia, vaſta, tumida und bringt zur Erläuterung den Anfang der Achilleis des Statius bey.

---

*) Wiederholt aus dem Neueſten, Monat September 1751.

Magnanimum Aeacidam, formidatamque Tonanti
Progeniem canimus.

In dem erſten Verſe, ſagt er, iſt ein ſechsfaches A; er fängt ſich mit drey vierſylbigten Wörtern an, wovon das letzte durch das angehangene que noch länger wird; die Ausſprache iſt alſo beſchwerlich. Wann Voßius Recht hat, ſo ſage man mir, ob nicht Homer, er, den Horaz gleichwohl zum Muſter anführt, in ſeiner Iliade in eben den Fehler gefallen iſt?

Μῆνιν ἄειδε θεὰ Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος
Οὐλομένην.

Das ſechsſylbigte Πηληϊάδεω, das vierſylbigte Ἀχιλῆος, das eben ſo lange Οὐλομένην, der Imperativus ἄειδε, den ſchon der Sophiſte Protagoras als zu fehlerisch getadelt hatte, klingen in der That weit großſprecheriſcher, als:

Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.

Hier iſt kein ſechsſylbigtes Wort, nicht einmal ein vierſylbigtes, hier iſt kein ſinge mir Muſe! Horaz müßte alſo, was er an der Odyſſee gelobt hätte, an der Iliade getadelt haben, wenn er nicht an dem Verſe des kykliſchen Dichters ganz etwas anders ausſetzte. Und was iſt das?

„Der Eingang eines Heldengedichts, wie geſagt, beſtehe aus dem Innhalte und aus der Anrufung. Man laſſe uns nunmehr die Exempel der Griechen gegen die Exempel der Römer halten. Man wird einen Unterſcheid antreffen, welcher ſo deutlich iſt, daß ich mich wundre, wie ihn noch niemand*) angemerkt hat. Die griechiſchen Heldendichter verbinden den Inhalt und die Anrufung; die römiſchen trennen ſie. Den Anfang der Iliade und der Odyſſee habe ich ſchon angeführt. Dort heißt es: *Beſinge mir, Göttin, den Zorn des Achilles* ꝛc. Hier *Sage mir, Muſe, den Mann* ꝛc. Beydemal iſt die Gottheit bey dem Dichter das erſte. Er erkennet ſeine Schwäche. Er ſagt nicht: ich will den und jenen Helden beſingen; er unterſteht ſich nichts, als der Muſe nachzuſingen. Durch dieſen einzigen Zug ſchildert er ſich als einen beſcheidenen Mann, als einen Mann, der ſich der Gnade der Götter überläſſet; zwey Stücke, welche ihm das Vertrauen der Leſer erwecken, und den zu erzehlenden Wundern einen Grad der Wahrſcheinlichkeit geben, den ſie nicht haben würden, wenn ſie ſich bloß auf ein menſchliches Anſehen gründeten. Die weitläuftigen griechiſchen Dichter alle, ſind dem Homer hierinne gefolgt. Aratus fängt an: Ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα; Apollonius Rhodius Ἀρχόμενος σέο, Φοῖβε — — — und mit dieſem Gebete verbinden ſie ſo gleich den Inhalt.

(*) Außer vielleicht der einzige Cowley, welcher in den Anmerkungen zu dem erſten Buche ſeiner **Davideis** folgendes ſchreibt: The Cuſtom of beginning all Poems, with a Propoſition of the whole work, and an Invocation of ſome God for his aſſiſtance to go through with it, is ſo ſolemnly and religiously obſerved by all the ancient Poets, that though I could have found out a better way, I ſhould not (I think) have ventured upon it. But there can be, I believe, none better; and that part of the Invocation, if it became a Heathen, is no leſs neceſſary for a chriſtian Poet. *A Jove principium Muſae*; and it follows then very naturally, *Jovis omnia plena.* The whole work may reaſonably hope to be filled with a divine Spirit, when it begins with a prayer to be ſo. The Grecians built this Portal with leſs ſtate, and made but one part of theſe *Two*; in which, and almoſt all things elſe, I prefer the judgment of the Latins; though generally the abuſed the Prayer, by converting it from the Deity, to the worſt of Men, their Princes: as Lucan addreſſes it to *Nero*, and Statius to *Domitian*; both imitating therein (but not equalling) Virgil, who in his Georgicks chuſes Auguſtus for the Object of his Invocation, a God little ſuperior to the other two.) Anmerkung der Ausgabe von 1785

Νύμφαι Τρωϊάδες, ποταμοῦ Ξάνθοιο γενέθλη
Ἔσπετέ μοι u. ſ. w.

ſingt Coluthus zu Anfange ſeines Raubes der Helena. Der zärtliche Muſäus ſelbſt, wenn er anhebt:

Εἰπέ, θεά, κρυφίων ἐπιμάρτυρα λύχνον ἐρώτων
Καὶ νύχιον πλωτῆρα θαλασσοπόρων ὑμεναίων u. ſ. w.
Beſinge mir, Göttin, die Fackel die Zeugin verborgener Liebe;
Den nächtlichen Schwimmer zum Feſte des Ehegotts, jenſeit dem Meere,
Die dunkeln Umarmungen, unüberraſcht von der Bothin des Tages,
Beſinge mir Seſt und Abyd, wo ſich Hero im Dunkeln vermählte ꝛc.

vergißt dieſe heilige Gewohnheit nicht. Und, daß ich es kurz mache, die Unterlaſſung dieſer Gewohnheit iſt es offenbar, welche Horaz an dem kykliſchen Poeten tadelt. Der Stoff ſeines Liedes war allzuwichtig, als daß man glauben könnte, er würde ihn ohne eine göttliche Begeiſterung ausführen können. Anſtatt das Glück des Priamus und den edlen Krieg will ich ſingen; hätte er alſo nach dem Beyſpiele des weiſen Homers ſagen ſollen: Singe, Muſe, das Glück des Priamus und den edlen Krieg; und alsdenn würde er dem Tadel des Römers entgangen ſeyn. Es iſt auch in der That beſonders, mit einem ſtolzen Ich anzufangen, und alsdann die Muſen anzurufen, nachdem man ſchon alles auf die eignen Hörner genommen hat. Das heißt anklopfen, wenn man die Thüre ſchon aufgemacht hat.

„Nach dieſer Erklärung nun wird man ohnſchwer errathen, was ich auch in Anſehung des Meſſias wünſchte; daß Herr Klopſtock nehmlich dem Exempel des Homers gefolget wäre. Es würde ihm, als einem chriſtlichen Dichter, um ſo viel anſtändiger geweſen ſeyn, wenn der Anfang ein Gebet geweſen wäre; als daß er ſeiner Seele befiehlt ein Werk zu beſingen dem ſie, ſo unſterblich ſie iſt, zu ſchwach iſt, wenigſtens ihm gewachſen zu ſeyn, ſich nicht rühmen muß. Es iſt wahr, das demüthigſte und zugleich erhabenſte Gebet folgt darauf; allein der kykliſche Dichter wird die Anrufung der Muſen gewiß auch nicht vergeſſen haben; und gleichwohl tadelt ihn Horaz.

„Ich will mich nicht länger hierbey aufhalten. Mein ganzer Tadel iſt vielleicht eine Grille, die ſich, wie man ſagen wird, auf nichts, als das Anſehen des Homers gründet. Wann nun aber Homer eben durch dieſe religiöſe Beſcheidenheit das Lob eines Dichters, qui nil molitur inepte verdienet hätte? — — Doch ich gehe wieder zurück anſtatt weiter zu gehen. Was ich bisher geſagt, hat den Eingang des Meſſias überhaupt betroffen. Man erlaube, daß ich ihn nunmehr Zeile vor Zeile betrachte. — —“

Sie aber, mein Herr, werden mir hier wieder einen kleinen Ruhepunct erlauben. Ich bin das Denken wenig gewohnt, aber das Abſchreiben, ohne zu denken, noch weniger. Und was kann ich neues bey etwas denken, was ich ſchon durchgedacht zu haben glaube? Ich bin ꝛc.

Siebzehnter Brief.

An ebendenſelben.

Ich fühle mich heute zum Briefſchreiben ſo wenig aufgelegt, daß Sie ganz gewiß, mein Herr, dieſesmal keinen bekommen würden; wenn ich mich nicht zu allem Glücke beſänne, daß ich ja nur abſchreiben dürfte, um einen Brief fertig zu haben. Wenn es weiter nichts iſt, ſo wollen wir wohl ſehen. — —

Zweyte Fortſetzung. *)

„Singe unſterbliche Seele der ſündigen Menſchen Erlöſung.

„Ueber die Anrede habe ich mich ſchon erklärt. Man betrachte ſie als eine bloſſe Anzeige deſſen, was der Dichter thun will, oder als eine Aufmunterung an ſich ſelbſt, ſo muß ich beydemal fragen, warum er hier ſeine Seele, auf der Seite eines unſterblichen Weſens betrachtet? Ich weis es, die Erlöſung iſt nichtig, wann unſere Seelen nicht unſterblich ſind; der Stoff, den er ſich gewählt, iſt ein Stoff, der ihm in die Ewigkeit nachfolgt; und aus dieſen Gründen würde man das unſterblich vielleicht rechtfertigen können. Allein man ſage mir, hat der Dichter hier nicht die Gelegenheit zu einer weit gemäſſern, zu einer weit zärtlichern Vorſtellung aus den Händen gelaſſen?

---

*) Ebenfalls aus dem Neueſten, September 1751.

Würde es nicht noch ſchöner geweſen ſeyn, wenn er ſeine Seele, als diejenige angeredet hätte, welche ſelbſt an der Erlöſung der ſündigen Menſchen Theil hat? Hieraus würde eine Verbindlichkeit zu ſingen entſtanden ſeyn, die ſeinem Eingange eine durchaus neue und von keinem Dichter gebrauchte Wendung gegeben hätte. Ich weis es, dieſer Zug müßte mit einer Feinheit angebracht werden, deren nur eine Meiſterhand fähig iſt. Allein, wäre er der einzige geweſen, der von dieſer Art in dem ewigen Gedichte glänzet? Wie viel der feinſten Anſpielungen, welche durch ein einziges Wort ein Meer von Gedanken in der Seele zurücklaſſen, findet man nicht darinne? Man betrachte die Zeile wie ſie iſt, und überlege wie ſie ſeyn könnte. Sich ſelbſt, oder ſeine Seele, ſchildert der Dichter auf ihrer prächtigſten Seite, auf der Seite der Unſterblichkeit; alle andere Menſchen auf der allerelendeſten, auf der Seite ſündiger und verlohrner Geſchöpfe. Scheint ſich der Dichter alſo nicht von ihnen auszuſchlieſſen? Hätte er einen gleichgültigern Eingang finden können, wenn er die Befreyung eines Volks, das bisher in dem Joche der Knechtſchaft geſeufzet, beſungen hätte; eines Volks, wovon er kein Glied wäre? Ich bin ein Feind von Parodien, weil ich weis, daß man das vortreflichſte dadurch lächerlich machen kann. Sonſt wollte ich verſuchen, ob man nicht einen untadelhaften Eingang zu einem Heldengedicht auf die Befreyung zum Exempel der Holländer, daraus machen könne. Beynahe hätte ich lieber Luſt zu zeigen wie dieſe erſte Zeile ſeyn könne, wenn ſie meine Critik nicht treffen ſollte. Doch auch dieſes will ich unterlaſſen. Ein unglückliches Beyſpiel macht oft eine gegründete Anmerkung verdächtig.

„Die der Meſſias auf Erden in ſeiner Menſchheit vollendet.

„Dieſe Zeile iſt leer. Ein einziger Begriff iſt unter verſchiednen Ausdrücken dreymal darinne wiederhohlt. Liegen auf Erden und in ſeiner *Menſchheit* nicht ſchon hinlänglich in dem Worte Meſſias? Wann anſtatt *Meſſias* der Dichter *ewiger Sohn*, oder etwas gleichgeltendes, geſagt hätte, ſo würde das folgende nothwendig ſeyn. Es würde Umſtände ausdrücken, die hier ſtehen müßten, und welche in dem Worte *ewiger Sohn* nicht liegen. Dieſes, ſollte ich meinen, iſt klar. An dem folgenden Einwurfe wird vielleicht mein Katechismus Schuld haben. Er betrift das Wort vollendet. Man hat mich gelehrt, zu der Erlöſung der Menſchen gehörten auch das Hinabſteigen zur Hölle und die Himmelfahrt Chriſti. Iſt es aber auf Erden geſchehen, daß er ſich den Teufeln triumphirend gezeigt hat? Iſt er in ſeiner Menſchheit gen Himmel gefahren, oder in ſeiner verklärten Menſchheit? Ich weis alſo nicht, wie man ſagen kann, Chriſtus habe die Erlöſung auf Erden in ſeiner Menſchheit vollendet? Dieſes iſt die Stelle, aus welcher man am zuverläßigſten ſchlieſſen könnte, wo die Handlung des Gedichts aufhören werde.

„Und durch die er Adams Geſchlecht die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuen geſchenkt hat.

„Im vorbeygehen will ich erinnern, daß der Ausdruck das Blut des heiligen Bundes zweydeutig iſt. Das Blut der Beſchneidung war auch Blut eines heiligen Bundes. Was mir aber hier am beſonderſten vorkommt, iſt die Liebe der Gottheit, welche der Meſſias durch das Blut des heiligen Bundes dem Geſchlechte Adams von neuen geſchenkt hat. Die Menſchen hatten alſo die Liebe der Gottheit verlohren? Gott haßte alſo die Menſchen; und gleichwohl hatte er von Ewigkeit beſchloſſen, ſie erlöſen zu laſſen? Ich will nicht hoffen, daß mein Einwurf die Sache ſelbſt trift; ich glaube vielmehr, der Dichter hätte einen behutſamern Ausdruck wählen ſollen. Der gewählte, er mag ſymboliſch ſeyn oder nicht, bringt auch den kurzſichtigſten Leſer auf den unverdaulichſten Widerſpruch. Das hieſſe das unveränderliche Weſen Gottes zu dem veränderlichſten machen, wenn man ſagen dürfte; Gott könne einem Geſchöpfe, das ſeine Liebe verlohren, (man überlege den ganzen Umfang dieſes Worts) das ſie, ſage ich, verlohren habe, dieſe verlohrne Liebe von neuen ſchenken. Was für niedrige Begriffe von Abwechſelung Haſſes und Liebe dichtete man dem ſich ſelber ewig Gleichen an? Doch wie können die Menſchen ſeine Liebe verlohren haben, wann gleichwohl, wie der Dichter in der folgenden Zeile ſagt, durch die Erlöſung des Ewigen Wille geſchehen iſt? Kann der in des Königs Ungnade ſeyn, den der König glücklich zu machen beſchließt? Ich ſehe ein Labyrinth hier vor mir, in das ich den Fuß lieber nicht ſetzen, als mich mit Mühe und Noth herausbringen laſſen will.

„Vergebens erhub ſich
Satan wider den göttlichen Sohn; umſonſt ſtand Judäa
Wider ihn auf: er thats, und vollbrachte die groſſe Verſöhnung.

„Der Dichter ſagt an einem andern Orte von Jeruſalem, daß ſie die Krone der hohen Erwählung unwiſſend hinweggeworfen. Hat das jüdiſche Volk alſo Jeſum nicht für den, der er war, erkannt, wie es ihn denn würklich nicht erkannt hat, wie kann es wider ihn aufgeſtanden ſeyn? Wie kann es ihn das groſſe Werk auszuführen gehindert haben, von dem es nichts wußte? Alle Verfolgungen der Juden ſind der Abſicht Chriſti eher behülflich, als entgegen geweſen. Satan iſt im gleichen Falle. Er kannte den Meſſias nicht; er hielt ihn für nichts als einen ſterblichen Seher. Er wandte alles an, ihn zu tödten, und Chriſtus ſollte uns zu erlöſen getödtet werden. Was für einen mächtigen Feind hat alſo der Meſſias an ihm zu überwinden gehabt? Wenn ſich Satan der Kreuzigung Chriſti widerſetzt hätte, ſo hätte der Dichter ſagen können: **Umſonſt; er thats und vollbrachte die große Verſöhnung.**

„Man überſehe nunmehr dieſen erſten Theil des Einganges im Ganzen, und ſage ob Hr. Klopſtock ſeinen groſſen Plan glücklich ins kurze zu ziehen gewußt hat.“ — —

O wie froh bin ich, daß ich einen Abſatz ſehe! Wenn ich nunmehr den Bogen zuſammen lege, ihn verſiegle und die Aufſchrift darauf ſetze, ſo iſt ja der Brief fertig. Nicht? Doch noch eines würde fehlen, und da iſt es: Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc. B**, den 20. December 1751.

Achtzehnter Brief.

An ebendenſelben.

Sie wundern ſich über die Veränderung meines Aufenthalts, und beklagen ſich über mein Stillſchweigen. Der Grund von dieſem liegt in jener; der Grund von jener aber in hundert kleinen Zufällen, die zu klein ſind, als daß ich Sie mit Erzehlung derſelben martern wollte. So viel können Sie gewiß glauben, daß unſre Freundſchaft nichts darunter leiden ſoll; und wie könnte ſie auch? Freunden, welche einmal getrennt ſeyn müſſen, kann es gleich viel ſeyn, welche Raume ſie trennen, wann dieſe nur in Anſehung der Gröſſe ungefehr eben dieſelben bleiben. Machen Sie ihre Wohnung zum Mittelpunkte, ſo werden Sie finden, daß ich blos den Ort in der Peripherie geändert habe, welches in Anſehung ihrer ſo etwas kleines iſt, daß ich mich nicht länger dabey aufhalten werde. Mein Stillſchweigen wird ſich auch vergeſſen laſſen, wenn unſer Briefwechſel nur erſt wieder in den Gang kommt. Ich habe aber hierzu um ſo viel mehr Hofnung, weil ich hier eben ſo viel zu thun habe, als Sie; das iſt, auf der Gottes Welt nichts, ganz und gar nichts. — — Allein wie ſteht es mit der Critik über den Meſſias? werden Sie fragen. Wo bleibt die Fortſetzung? — — Dieſe, glaube ich, wird wohl wegfallen. Meine Papiere ſind in eine ſolche Unordnung gerathen, daß ich die Zettel, worauf ich meine Gedanken geſchrieben, ſchon ganze Tage vergebens geſucht habe. Laſſen Sie aber ſehen, ob ich mir nicht die vornehmſten wieder in das Gedächtniß bringen kann. — —

Ich war bis auf die Anrufung gekommen. Ich fand ſehr auſſerordentliche Schönheiten darinne, und ſo viel ich mich erinnere, war mir nicht mehr, als eine einzige Stelle anſtößig. Der Dichter bittet den forſchenden Geiſt, die Dichtkunſt mit ſeiner tiefſinnigen einſamen Weisheit auszurüſten, mit der er die Tiefen Gottes durchſchauet. Erſtlich ſchien mir das Beywort forſchend ſehr unwürdig, und mit dem Prädicate die Tiefen Gottes durchſchauen in vollkommnem Widerſpruche. Ich glaubte, wo ein Durchſchauen Statt finde, höre das Forſchen auf, und das Forſchen ſelbſt könne wohl von einem endlichen Weſen, nicht aber von dem Geiſte Gottes geſagt werden. Zweytens, war ich mit der tiefſinnigen einſamen Weisheit, die eben dieſem Geiſte beygelegt wird, durchaus nicht zufrieden. Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen, ob der Geiſt Gottes erſt zu Winkel gehen müſſe, wenn er nachdenken wolle? Ich gab mir ſelbſt die Antwort, daß tiefſinnig und einſam gleichwohl das höchſte wären, was man von der menſchlichen Weisheit ſagen könne, und daß wir von der göttlichen nicht anders als nach Beziehung auf jene reden könnten. Allein aus dieſer Antwort, welches doch die einzige iſt, die man wahrſcheinlicher Weiſe vorbringen kann, ſchloß ich eine gänzliche Unbrauchbarkeit der wahren

Dichtkunſt bey gewiſſen geiſtigen Gegenſtänden, von welchen man ſich nicht anders als die allerlauterſten Begriffe machen ſollte. Einem philoſophiſchen Kopfe iſt ſchon das anſtößig, daß die Sprache für die Eigenſchaften des ſelbſtſtändigen Weſens keine beſondre und ihnen eigenthümliche Benennungen hat; wie viel anſtößiger muß es ihm ſeyn, wann der Dichter dieſe Armuth zu einer Schönheit macht, und überall ſeine ſinnliche Vorſtellungen anzubringen ſucht? Den Ausdruck *die Weisheit Gottes*, iſt man ſchon gewohnt, und man kann ihn, ſo uneigentlich, ſo ſchwächend er auch iſt, nicht entbehren; durch die Beywörter *tiefſinnig* und *einſam* aber, wird er noch weit uneigentlicher, noch weit ſchwächender.

Dieſer Anmerkung ungeachtet unterſtand ich mich zu behaupten, daß wenn der Verfaſſer des Meſſias auch kein Dichter wäre, er doch ein Vertheidiger unſrer Religion ſeyn würde, und dieſes weit mehr als alle Schriftſteller ſogenannter *geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweiſe*. Oft beweiſen dieſe Herren durch ihre Beweiſe nichts, als daß ſie das Beweiſen hätten ſollen bleiben laſſen. Zu einer Zeit, da man das Chriſtenthum nur durch Spöttereyen beſtreitet, werden ernſthafte Schlüſſe übel verſchwendet. Den bündigſten Schluß kann man zwar durch einen Einfall nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abſchneiden. Man ſetze Witz dem Witze, Scharfſinnigkeit der Scharfſinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, ſo ſuche man auf der andern Seite, ſie in alle dem Glanze vorzuſtellen, in welchem ſie unſre Ehrfurcht verdienet. Dieſes hat der Dichter gethan. Das erhabenſte Geheimniß weis er auf einer Seite zu ſchildern, wo man gern ſeine Unbegreiflichkeit vergißt und ſich in der Bewunderung verlieret. Er weis in ſeinen Leſern den Wunſch zu erwecken, daß das Chriſtenthum wahr ſeyn möchte, geſetzt auch, wir wären ſo unglücklich, daß es nicht wahr ſey. Unſer Urtheil ſchlägt ſich allzeit auf die Seite unſers Wunſches. Wann dieſer die Einbildungskraft beſchäftiget, ſo läßt er ihr keine Zeit, auf ſpitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den meiſten ein unbeſtrittner Beweis eben das ſeyn, was einem Weltweiſen ein unzubeſtreitender iſt. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wann die Arzney heilſam iſt, ſo iſt es gleich viel, wie man ſie dem Kinde beybringt. — — Dieſe einzige Betrachtung ſollte den Meſſias ſchätzbar machen, und diejenigen behutſamer, welche von der Natur verwahrloſet ſind, oder ſich ſelbſt verwahrloſet haben, daß ſie die poetiſchen Schönheiten deſſelben nicht empfinden. Beſonders wenn es zum Unglücke Männer ſind, die bey einer Art Leute, welche noch immer den größten Theil ausmachen, ein gewiſſes Anſehen haben. *)

Ich habe oben geſagt, daß ich hier völlig müßig bin. Es iſt alſo kein Wunder, daß ich auf die allerwunderlichſten Einfälle gerathe. Ueber einen werden Sie gewiß lachen, wo nicht gar mit den Achſeln zucken. Ich weis nicht, ob ich oder mein Bruder zuerſt darauf kamen; wir müſſen aber wohl beyde zugleich darauf gekommen ſeyn, weil wir unſere Kräfte zu Ausführung deſſelben vereinigten. Wir mußten es oft genug hören, der Meſſias ſey nicht zu verſtehen, und ich mußte mich oft genug auslachen laſſen, wenn ich ſagte, ich wollte, daß er noch ein wenig dunkler wäre. Man zeigte mir Stellen, gegen welche Orakelſprüche verſtändlicher ſeyn ſollten. Ich gab mir Mühe, ſie zu erklären, und mußte hier und da die lateiniſche Sprache mit zu Hülfe nehmen; da es ſich denn dann und wann fand, daß man keine Mühe hatte, das in einem römiſchen Ausdrucke zu verſtehen, was man in einem deutſchen nicht verſtehen wollte. Was konnte alſo natürlicher ſeyn, als daß wir darauf fielen, ob es nicht möglich ſey, dieſen unſern gelehrten Landesleuten zum Beſten, das ganze Gedichte in lateiniſche Verſe zu überſetzen. Gedacht; verſucht: und ich wollte, daß ich hinzuſetzen könnte: verſucht; gelungen. Wir ſind ſchon ziemlich weit damit gekommen, und wenn Sie wollen, ſo können Sie ehſtens eine Probe davon ſehen. Ich bin ꝛc.

Neunzehnter Brief.

An ebendenſelben.

Es iſt mir lieb, daß Sie mir Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und daß Sie mich nicht, als einen Verehrer des Meſſias, auch zu einem Verehrer derjenigen ſteifen Witzlinge ma-

---

*) Vergl. oben S. 213.

chen, welche durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieſer erhabnen Dichtungsart ich weis nicht was für einen lächerlichen Anſtrich geben. Es giebt nur allzuviele, welche glauben, ein hinkendes heroiſches Sylbenmaß, einige lateiniſche Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, ſie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiſte, welcher die erhitzte Einbildungskraft über dieſe Kleinigkeiten weg, zu den groſſen Schönheiten der Vorſtellung und Empfindung reißt, bemühen ſie ſich anſtatt erhaben dunkel, anſtatt neu verwegen, anſtatt rührend romanenhaft zu ſchreiben. Kann etwas lächerlicher ſeyn, als wenn hier einer in einem verliebten Liede mit ſeiner Schönen von Seraphinen ſpricht, und dort ein andrer in einem Heldengedicht von artigen Mägdchens, deren Beſchreibung kaum dem niedrigen Schäfergedichte gerecht wäre. Gleichwohl finden dieſe Herren ihre Anbeter, und ſie haben, groſſe Dichter zu heiſſen, nichts nöthig, als mit gewiſſen witzigen Geiſtern, welche ſich den Ton in allem, was ſchön iſt, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu ſtehen. Aber ſo geht es: wenn ein kühner Geiſt, voller Vertrauen auf eigne Stärke, in den Tempel des Geſchmacks durch einen neuen Eingang dringt, ſo ſind hundert nachahmende Geiſter hinter ihm her, die ſich durch dieſe Oefnung mit einſtehlen wollen. Doch umſonſt; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor geſprengt hat, ſchlägt er es hinter ſich zu. Sein erſtaunt Gefolge ſieht ſich ausgeſchloſſen, und plötzlich verwandelt ſich die Ewigkeit, die es ſich träumen ließ, in ein ſpöttiſches Gelächter *) — — —

Jetzo gleich will ich, vielleicht ein eben ſo ſpöttiſches Gelächter, über die in meinem letzten Schreiben erwähnten Ueberſetzer des Meſſias erwecken. Hier haben Sie eine Probe; wir müſſen Ihnen aber gleich voraus ſagen, daß es die erſte und letzte ſeyn wird, weil wir dieſer unſrer Beſchäftigung ſchon wieder überdrüßig geworden ſind. Nicht ſo wohl weil ſie ein wenig ſchwer war, ſondern vielmehr weil uns ein Freund Nachricht gab, daß uns ſchon eine geſchickte Feder zuvor gekommen ſey. Da wir von fremder Arbeit immer die vortheilhafteſten Begriffe haben,

---

*) Vergl. oben 206 und 208.

ſo fürchten wir bey der Vergleichung zu verlieren. Doch urtheilen Sie ſelbſt, ob wir Urſache haben, uns zu fürchten.

Meſſias.

Carmen Epicum, liber primus.

Quam ſub carne Deus luſtrans terrena nouauit
Crimine depreſſis, cane mens æterna ſalutem;
Infelicis Adæ generi dum fœderis icti
Sanguine recluſit fontem cœleſtis amoris.
Hoc fatum æterni. Fruſtra ſe opponere tentat
Diuinæ proli Satanas: Judæaque fruſtra
Nititur. Eſt agreſſus opus, totumque peregit.
   Aſt, quacunque pates, ſoli res cognita Jouæ,
Quæ iam merſa latet tenebris, arcesne poſſin?
Hanc in receſſu, amoto rumore loquaci,
Oranti, omnicreans Flamen, mihi redde ſacratam!
Hanc, plenam igne pio, manſuris viribus auge,
Et mihi ſiſte deam, tua quæ veſtigia carpat!
Hanc latebris gaudens, qua tu petis ima Iehouæ,
Armet, ſcrutator Flamen, ſapientia viuax!
Vt mihi pandantur nebulis arcana remotis,
Meſſiam ut dicar digno celebrare volatu.
   Qui vos nobilitat, miſeri, ſi noſtis honorem,
Dum terras adiït ſaluatum conditor orbis,
Tendite vati animos. Huc tendite, parua caterna
Nobilium! Dulci queis non eſt carior alter
Fratre Deo, placido vultu quos læta ſonantes
Opprimet vſque animis revolutus terminus ævi,
Hymnum audite meum! Vobis ſacra vita ſit Hymnus.
   Haud procul urbe ſacra, quæ ſe caligine fœdans
Quaſſabat ſtupido delectus calce coronam,
Quondam ſede Dei, ſanctorum matre parentum,
Sacrilegis ſuſi manibus nunc ſanguinis ara,
Haud procul hac, ſeſe Meſſias plebe remouit,
Tunc cultrice quidem, ſed non pietatis honore,
Quem ſine labe videt cordis penetralia ſcrutans,
Intrat receſſus. Hic greſſibus obuia turba

Subſternit palmas! illic Hoſianna reſultat!
Fruſtra. Rex titulo, nec rex cognoſcitur ulli,
Nec, quod vibratum verbum patris ore benigno
Certa ſalus aderat, tenebris ſentitur operto.
Labitur ipſe Deus cœlo. Pollentia verba:
Denuo claratus clarabitur! æthere miſſa,
Integra præſentis Jouæ documenta miniſtrant.
Aſt qui te capiat, Numen, mens ſordida ſpectans?
Hæc inter propius Jeſus accedere patri,
Qui populo iratus, demiſſa voce per auras
Nequicquam attonito, ſuperas remearat ad oras,
Diuinam mentem nullo cogente nouatum,
Terrigenas, caram gentem, ſibi morte piandi.
Auroram verſus, ſanctam ſupereminet vrbem
Mons, qui culminibus diuinum ſæpe patronum
Condiderat, veluti templi penetralibus imis,
Sub patris aſpectu nocturna ſilentia longis
Ducentem precibus. Montem contendit in illum;
Nec comes ire negat vatum monumenta Ioannes
Viſurus, placidam, diuini imitator amici,
Vt noctem ſacris orans duraret in antris.
Illinc Meſſias ſuperat faſtigia. Flamma
Protinus en cinctum! veniens de monte Moria
Quæ placabat adhuc, vſti ſub imagine, patrem.
Spargit oliua gelu circum, dum mollior aura
Ora, velut Iouam prodenti murmure, lambit.
Meſſiæ famulans aulæ cœleſtis alumnus,
Aethereis dictus Gabriel, ſub tegmine cedri
Halantis ceſſans voluit ſecum ipſe ſalutem
Inſtauratam orbi cœlique tropæa, redemptor
Obuius vt patri tacito pede præterit illum.
Speratum Gabriel non neſcit ſurgere tempus;
Obſtupet, exultat; ſuavis vox excidit ore:
Num, diuine, patri ſupplex, elidere ſomnum
Gaudes, an feſſis mulcentem admittere membris?
Ibo immortali capiti, ſis, ſtrata paratum.
En viridans proles cedri ſua brachia tendit.

Ambroſiusque frutex tendit. Propullulat imo
Monte ſilens muſcus vatum monumenta pererrans.
Hic diuine tibi, concedas, ſtrata parabo.
Inſtantes operi quis languor colligat artus!
Quo mortale genus tolerans dignaris amore!
Dixit. Ad hunc Ieſus clementia lumina torquet,
Stans gravis in ſummo montis pulſantis Olympum.
Hic Deus. Hic orat. Terris iam magnus ab imis
Auditur clangor, voluentes infima plauſus
Antra ſtrepunt, pulſu vocis commota potentis.
Haud vocis, quæ dira polis trepidantibus, igne
Nubibus abrepto tonitruſque fragore, precatur:
Sed blandæ illius, quæ nil niſi ſpirat amorem,
Qua telluri olim paradiſi forma redibit.
Circuitu nigrant per amœna crepuſcula colles,
Non ſecus ac hilares hortus iam cingat Eous.
Quæ Jeſus, alta tantum vi numinis ipſe
Atque ſator penetrant. Homini datur iſta referre.
Tandem, ſummo parens, lux fœderis atque ſalutis
Aduenit: æternum ſacra lux maioribus orſis,
Orſo ipſo primo, ſocia quod prole patraſti.
Surgens illa mihi radiis reſplendet iisdem,
Queis olim vaſtam ſeriem penetrantibus ævi
Reſplendens auidis oculis prærepta placebat.
Prima labe vias obſtructi pandere cœli,
Tunc tribus vnus erat, quod noſti, feruor amoris.
Regnantes per inane ſilens nudumque creatis,
Pulſi ardore ſacro, quod nondum traxerat auras,
Sede genus celſa contemplabamur egenum.
Heu miſeras gentes! Heu quondam morte carentem
Effigiem noſtri, nunc cuncto crimine fœdam!
Vidi infelices! Vidiſti me lacrymantem!
Tunc tu: rurſum homines formemus imagine diua!
Sanguinis hinc natum eſt fœdus penetrabile nulli.
Et typum ad æternum repetenda creatio mundi.
Scis diuine ſator, teſtantur ſidera cœli.
Huic operi immenſo quoties ego ſponte dicatus

Flagrarim, numen miſeris involuere membris:
Heu, quoties tellus te multo ſidere mixtam
Spectaui exultans! Et tu ſacra terra Canæa,
In cliuo quoties, fuſuro ſanguine ſacri
Foederis humenti, rorantia lumina fixi!
Nunc quæ pertentant animum mihi dulce trementem
Gaudia! — —

Doch genug, mein Herr. Ich ſollte meinen, daß hundert und mehr Verſe zu einem Anbiſſe mehr als zu viel wären. Vielleicht werden Sie ihrer nicht zehne leſen. Ich bin ꝛc. W**. 1752 im Februar.

Zwanzigſter Brief.

An den Herrn H.

Sie bekommen hier das Schreiben des Herrn Diderot über die Tauben und Stummen wieder zurück. Ein kurzſichtiger Dogmaticus, welcher ſich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche ſein Syſtem ausmachen, zu zweifeln; wird eine Menge Irrthümer aus demſelben zu klauben wiſſen. Diderot iſt einer von den Weltweiſen, welche ſich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als zu zerſtreuen. Ueberall wo ſie ihre Augen hinfallen laſſen, erzittern die Stützen der bekannteſten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor ſich zu ſehen glaubte, verlieret ſich in eine ungewiſſe Ferne. Sie führen uns
In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit:
wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düſtern Throne der Lügen leiten. Geſetzt auch ein ſolcher Weltweiſe wage es, Meinungen zu beſtreiten, die wir gebilliget haben. Der Schade iſt klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man ſie nennen will, werden der Geſellſchaft eben ſo wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menſchen unter das Joch der ihrigen bringen wollen.*) — — Es geht ja ohnedem nicht an. Wie viel Höflichkeiten, wie viel Wein ließ es ſich der Hr. ** nicht geſtern koſten, daß wir ſeine Verſe eben ſo vortrefflich finden ſollten, als er? — — Thaten wir es? Ich bin ꝛc. W** 1751.

---

*) Vergl. oben S. 231.

Einundzwanzigſter Brief.

An den Herrn S.

Ich habe geſtern von B** eine ſehr traurige Nachricht erhalten. Der Freund, deſſen ich ſo oft gegen Sie erwähnt habe, iſt auf der Reiſe in ſein Vaterland geſtorben. Es geht mir nahe, wenn ich bedenke in was für Geſinnungen von mir er vielleicht geſtorben iſt. Nach einer langen ununterbrochnen Freundſchaft mußte uns eine Kleinigkeit entzweyen, welcher meine Abweſenheit am meiſten zu ſtatten kam. Doch dieſe Kleinigkeit war es nicht allein die ihn wider mich aufbrachte. Wehe euch, die ihr mit Verleumdungen ſein Bette umlagert hieltet! Euch müſſe es nie gelingen, einen Freund zu finden; oder wann ihr ihn ja gefunden hättet, ſo müſſe ihn auf einmal, ohne euer Verſchulden, Haß und Rache wider euch erfüllen! Und in dieſem Augenblicke müſſe er ſterben, um euch in jener Welt mit einem ſchrecklichen Geſichte zu erwarten! Ich würde die ſtrengſte Gerechtigkeit zwiſchen mir und ihm zum Richter haben nehmen können, und ich weis gewiß, ſie würde für mich geweſen ſeyn. Doch er iſt todt, und ſein Tod macht ihn in meinen Augen von allen Vorwürfen frey, und mich allein ſchuldig. Ich mag ihn wirklich, oder nur ſeiner Einbildung nach beleidiget haben; genug er iſt beleidigt. Er iſt es, und ich muß ihn verſöhnen. Aber wie? Möchten mir doch die Worte des Horaz: placantur carmine manes, nicht umſonſt eingefallen ſeyn! Möchte es doch wahr ſeyn, daß dieſes das Mittel wäre! Doch es ſey es, oder ſey es nicht; ich werde wenigſtens eine Art des Troſtes und der Beruhigung darinne finden. Schon ſammle ich die traurigſten meiner Gedanken; und bald entwerfe ich ſein Bild, das ich ſo reizend nicht würde entworfen haben, wenn wir uns nicht entzweyt hätten. Schon iſt mein ganzer Geiſt dazu vorbereitet, und ſchon geſtern hab ich ihm, oder wann Sie lieber wollen, meiner Muſe, lange und ſchwere Harmonien befohlen.

Die ich dich nie dem Chor unſchuldger Scherze raubte,
Und ſchwer beklemmt zu bangen Klagen rief,
Die Roſen heut, o Muſe, von dem Haupte,
Das geſtern noch im Schooß der frohen Jugend ſchlief:

Und aus der freyen Rechte
Den fürchterlichen Stab,
Den, als der Pindus jüngſt in Libers Laube zechte,
Dir der vergnügte Wirth zum Freundſchafts Pfande gab;
Reiß ſchnell, der Weſte Spiel, das flatternde Gewand,
In ſchmutzig unachtſame Falten!
Und trenn mit ungeſtümer Hand
Die Perlenſchnur, beſtimmt das güldne Haar zu halten.

* * *

Nun nimm ſie hin, die mir getreuen Saiten,
Und ſtimme ſie zum Trauerton herab,
Zum Ton geſchickt die Seufzer zu begleiten,
Und fromm zu ſchallen um ein Grab.

Sollten Sie nicht glauben, daß ich Sie für meine Muſe hielte? Verzeihen Sie meiner Zerſtreuung, und erlauben, daß ich von Ihnen auf einige melancholiſche Wochen, welche mir die ſüſſeſten von der Welt ſeyn ſollen, Abſchied nehmen darf. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Zwey und zwanzigſter Brief.

An den Herrn D**

Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß meine Reden einen ſolchen Eindruck haben könnten. Ich erinnere mich ganz wohl, daß man in der Geſellſchaft, in welcher ich Sie das erſtemal zu ſprechen die Ehre hatte, und von welcher wir, wann es anders ihr Ernſt iſt, die Epoche unſerer Freundſchaft zu rechnen anfangen wollen, daß man, ſage ich, damals das Geſpräch auf die neuſte Geſchichte wandte, und daß ich in dem ganzen Umfange derſelben keine Begebenheit anzutreffen erklärte, welche mich mehr gerührt habe, als die Enthauptung des Herrn Henzi in Bern. Ich konnte mich nicht enthalten den vortheilhaften Begrif zu verrathen, den ich mir von ihm, Theils aus den öffentlichen Nachrichten, Theils aus mündlichen Erzehlungen gemacht hatte. Ich behauptete ſogar, daß er einen würdigen Helden zu einem recht erhabnen Trauerſpiele abgeben könne; und ich hatte das Vergnügen, daß Sie mir, nach einigem Wortwechſel, beyfielen. Wie viel gröſſer aber iſt das Vergnügen, welches Sie mir durch Ihre Zuſchrift gemacht haben? Ich finde den deutlichſten Beweis darinne, daß Sie mir nicht aus Höflichkeit, ſondern aus Ueberzeugung beygefallen ſind, und daß Sie meine Geſinnungen nicht ſo wohl gebilliget, als vielmehr angenommen haben. Als ein Geiſt, der ſich gleich Anfangs mit etwas wichtigen zeigen will, überſenden Sie mir einen Plan, wie unſer Held wohl am füglichſten auf die Bühne zu bringen ſey. Er macht ihrer Critik und ihrem Genie Ehre; und wenn ich mich in die Beurtheilung deſſelben einlaſſen wollte, ſo würde ich überall nichts zu ſagen finden, als: das iſt ſchön, das iſt regelmäßig, ob ich gleich dieſes ſo, und jenes anders eingerichtet zu haben bekenne. Denn ich muß es Ihnen nur geſtehen, daß ich mir einen gleichen Plan gemacht habe, und zwar noch ehe ich die Ehre hatte, mit Ihnen davon zu ſprechen. Ich habe ſogar angefangen, ihn auszuführen, und ich bin nicht übel Willens den erſten Aufzug meinem Briefe beyzulegen. Und warum nicht? Er wird mir die Mühe erſparen, meine Einrichtung weitläuftig zu erklären, und ich werde am Ende nichts nöthig haben, als einige allgemeine zu meiner Entſchuldigung dienende Anmerkungen beyzufügen. Hier iſt er; ich muß Sie aber erſuchen, daß Sie das Uebrige meines Briefes erſt nach ihm leſen, weil ich mich durchgängig darauf beziehen werde — — —

Samuel Henzi.

Ein Trauerſpiel.[*]

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Henzi. Wernier.

Henzi. (kömmt in tiefen Gedanken und wendet ſich plötzlich um.)

Wer folgt mir? — Liebſter Freund, biſt du's? — Wen ſuchſt
du? — — Mich?
Du folgſt mir nach? — — Warum?

---

[*] Karl G. Leſſing ſetzt im theatraliſchen Nachlaß, wahrſcheinlich aus ſeines Bruders Papieren, hinzu „Ελευθεριας ἓν μεν το εν μερει αρχεσθαι και αρχειν· ἓν δε το ζην, ὡς βουλεται τις. Arist. Resp. Lib. VI. c. 2. Berlin, 1749.“

Wernier.

Und warum wunderts dich?
Hat mich nicht Henzi ſtets mit ofnem Arm empfangen?
Nun jezo fragt er mich, was ich ihm nachgegangen?
Ich ſah erſtaunt, daß er ſo früh aufs Rathhaus ging,
Sich mit ſich ſelbſt beſprach, das Haupt zur Erde hing;
Ich ſah, daß Zorn und Gram ſo Blick als Schritt verriethen,
Ob ſie der Neugier gleich ſich zu entfliehn bemühten.
Der Anblick drang ans Herz — — Was quält den edlen Geiſt?
Ich floh ihm nach, und ſeh — —

Henzi.

Was?

Wernier.

Daß es ihm verdreußt.
Ach! bin ich nicht mehr werth ſein Unglück mit zu tragen?
Iſt er nicht Freunds genug mirs ungefragt zu ſagen?
Hab ichs an ihm verdient, daß er ſo grauſam iſt,
Und mir den ſüſſen Weg zu gleichem Gram verſchließt?
Bedenke, wie wir da uns brüderlich umfaßten,
Als wir, zu patriotiſch, die haſſenswerthen haßten,
Als unterdrücktes Recht, als unſer Vaterland
Den zu beſcheidnen Mund kühn, doch umſonſt, entband.
Bern ſeufzet noch wie vor. Die Helden ſind vertrieben;
Doch iſt ihr beſter Theil in dir zurück geblieben.
Bern ſieht allein auf dich. Bern hoſt allein von dir,
Freyheit, und Rach und Wohl. Drum Henzi, gönne mir
Das unermeßne Glück, wenn dich die Nachwelt nennet,
Daß ſie mich als den Freund von ihrem Schutzgott kennet.
Wie aber? — — Schweigſt du noch? — — Du ſiehſt mich traurig an?
O daß mein ſchwacher Geiſt dich nicht errathen kann!
O könnt ich göttlich jetzt in deine Seele blicken,
Und was du mir verhöhlſt dir unbewußt entrücken!
O ſtünde mir dein Geiſt ſo frey wie dein Geſicht,
Und ſchlöß ich dann daraus, was jede Mine ſpricht!
Ich gäbe, könnt es ſeyn, dein Mißtraun zu beſtrafen,
Mein Leben zehnmal hin, dir Ruhe zu verſchaffen.

Zu meiner Rache dann erführſt du nimmermehr,
Wer dir den Dienſt gethan, daß ich dein Freund es wär.
Ja, Henzi, könnteſt du dich nicht erkenntlich zeigen,
Ich weis, es ſchmerzte dich, wie mich dein Stilleſchweigen.
Erwäge, geſtern ſchon wichſt du mir liſtig aus,
Und flohſt, mich nicht zu ſehn — — o Gott! — — in Dücrets Haus.
So mußte Dücrets Haus dich von dem Freund befreyen?
So hatteſt du mich mehr, als dieſes Haus zu ſcheuen?
Des Scheuſals unſres Staats? Warum nahm Bern ihn ein?
Wird ihm Bern heiliger als Genf und Frankreich ſeyn?
Doch — — du kehrſt dich von mir? Du willſt mich — — auch nicht ſehen.
Freund! — — Henzi! — — noch umſonſt? — — Henzi! Vergebnes Flehen!
Sprich! Sage was dich quält? Warum beſchwer ich dich?
Was ſuchſt du hier ſo früh? Wie? Du verläſſeſt mich?
Wie? Soll ich dich etwan — — ſoll ich dich kniend bitten?

Henzi.

O Gott! o welcher Kampf! Was hat mein Herz gelitten!
O Freund, dein edler Geiſt iſt größres Glücke werth,
Als, daß zu ſeiner Pein, er meine Pein erfährt.
Was nutzt mirs, daß mein Freund mit mir gefällig weine?
Nichts, als daß ich in ihm mir zweyfach elend ſcheine.
Frey, fröhlich, ungequält hab ich dir ſonſt gedeucht;
Denn ſich verſtellen iſt bey kleinen Uebeln leicht.
Warum haſt du in mich jetzt tiefer blicken müſſen,
Und mir der Freudigkeit erborgte Larv entriſſen?
O wär es ſelbſt vor mir, wornach du fragſt, verſteckt!
Liebt ich dich weniger, hätt ich dir mehr entdeckt.
Du weißt es Zeit genug, wenn du es dann wirſt wiſſen,
Wann wir, ſteht Gott uns bey, die Frucht davon genieſſen.
O Bern! o Vaterland! — — — doch ſchon zu viel geſagt!
Freund, habe nichts gehört! — — Freund, habe nichts gefragt!
Noch warte bis der Tag — — nur dieſer Tag vergangen,
Und morgen, liebſter Freund — —

Wernier.

Wär ich für Gram vergangen.
O Bern? O Vaterland? Ja, ja, dein groſſer Geiſt,
Für Bern erzeugt, weis nicht, was mindre Sorge heiſt.
Wie ſelig, Henzi, iſts, fürs Vaterland ſich grämen,
Und ſein verlaßnes Wohl freywillig auf ſich nehmen.
Doch ſey nicht ungerecht, und glaube, daß in mir
Auch Schweizer Blut noch fließt, und wirket wie in dir.
Theil deine Laſt mit mir. Kann ich gleich minder faſſen,
So kann ich doch wie du, für Bern mein Leben laſſen.
Nicht morgen, heute noch, eröfne mir die Bahn,
Worauf ich unter dir, Bern und dich rächen kann.

Henzi.

O ſage nichts von mir. Enterbt von Amt und Ehre,
Ertrüg ich mein Geſchick, wanns einzig meines wäre.
Wär jedes Amt im Staat mit einem Mann beſtellt,
Der dienen kann und will; ich ſpräch als jener Held:
Glückſelig Vaterland! du kanſt mich nicht verſorgen,
Der Helden ſind zu viel; und bliebe gern verborgen.
Allein, wenn Eigennutz den kühnen Rath belebt;
Und wenn den Grund des Staats die Herrſchſucht untergräbt;
Wann die das Volk gewählt zu ſeiner Freyheit Stützen,
Den anvertrauten Rang gleich ſtrengen Sceptern nützen;
Wann Freundſchaft ſtatt Verdienſt, wann Blut für Würde gilt;
Wann der gemeine Schatz des Geitzes Beutel füllt;
Wann man des Staates Flehn, der ſie aus Gunſt erkohren,
Der nur aus Nachſicht fleht, empfängt mit tauben Ohren;
Wann wer der Freyheit ſich das Wort zu reden traut,
Zum Lohn für ſeine Müh ein ſchimpflich Elend baut;
Freyheit! wann uns von dir, du aller Tugend Saame,
Du aller Laſter Gift, nichts bleibet als der Name:
Und dann mein weichlich Herz gerechten Zorn nicht hört,
So bin ich meines Bluts — — ich bin des Tags nicht werth.

Wernier.

Jetzt redte Henzi! Freund, ich fühl es, was er ſagte.
O wer gleich Bruto denkt, ſich auch gleich Bruto wagte.
Freund, du verſtehſt mich ſchon. Doch, ſieh hier meine Fauſt!

Gönn ihr den ſüſſen Stoß, wann du vor Blut dich grauſt.
Glaub mir, noch heute kann ich hundert Brüder finden,
Wann du — — wann Henzi nur ſich will mit uns verbinden.
Du weißt, was jetzt den Rath mit bangen Warten quält.
Vielleicht, daß dieſer Streich geſchwind und glücklich fällt.
Vielleicht, daß das Geſchick, das noch den Wütrich ſtützet,
Zum Wohl des Vaterlands verſchworne Helden ſchützet.
Denn noch iſt nichts entdeckt, als was ein dunkles Blat
Von Mannſchaft und Gewehr kaum halb verrathen hat.
So bald man Freyheit! Bern! als ihre Löſung höret,
Muß ich der erſte ſeyn, der das Geſchrey vermehret.
O hört ichs heute noch! Und Henzi rief mit mir!
Und Bern wär heut noch frey, und frey gehorcht es dir!
Warum kenn ich ſie nicht und trage gleiche Würde,
Daß mir des Staates Wohl wie ihnen ſauer würde,
Daß ich auch einſt mit Ruhm zum Kindern ſagen kann:
„So ſauer ward es mir! mein Leben wagt ich dran,
„Daß ich euch, mein Geſchlecht, als Freye könnte küſſen.
„Seyd ſtark, und laßt dieß Glück auch euer Kind genieſſen.“

Henzi.

Du willſt ſie kennen?

Wernier.

Ja.

Henzi.

So kenn ſie dann in mir!

Wernier.

O redte Henzi wahr!

Henzi.

Kenn ſie in mir!

Wernier.

In dir?
Und haſt mir nichts geſagt? Mußt ich in deinen Augen
Der Freyheit ſonſt zu nichts, als ſie zu wünſchen taugen?
Freund, ungerechter Freund! — — Doch ich vergeß es ſchon,
Du haſt mirs noch entdeckt. Freund, hier nimm deinen Lohn!
(Er umarmt ihn)
Doch eile, lehre mich; wer? wo ſind deine Glieder?

Sind ſie des Hauptes werth? Sinds meiner würdge Brüder?
Wie weit iſts? Iſt ihr Zweck mehr als Bern zu befreyn?
Doch, du regierſt das Werk, wie kanns zu tadeln ſeyn?
Vergieb dem ekeln Stolz, der gern nichts wagen möchte,
Als was ihm Ruhm und Bern die alte Hoheit brächte.

Henzi.

Beſorge nichts, auch uns iſt nicht die Ehre feil.
Auch unſer Endzweck iſt nichts ſchlechters, als Berns Heil.
Der Gott des Vaterlands, der unſern Schwur vernommen,
Von dem, von dem allein uns Glück und Sieg muß kommen,
Der dreymal mächtige Gott ſtraf uns, und unſer Kind,
Wenn ſein allſehend Aug uns eigennützig findt;
Wann wir die Tyranney nur darum rächen wollen,
Daß unſre Brüder ſie in uns vertauſchen ſollen;
Wann nach vollbrachter That — — doch ſo weit komm es nie,
Sind wir ſo raſend frech, dann mehr zu ſern als ſie.
Fuetter, Richard, Wyß, die ehrenvollen Namen,
Der unverfälſchte Reſt vom freyen Schweitzer Saamen,
Die weder Stand noch Glück zum Pöbel niederdrückt,
Den Freyheit kaum ſo lang, als ſie neu iſt entzückt,
Die ſinds, und andre mehr, die heut im Rath es wagen,
Den ungerechten Dienſt ihm drohend aufzuſagen.
Sieh! darum bin ich hier. Ich führ für ſie das Wort — —

Wernier.

Und morgen zieht ihr dann aus Bern vertrieben fort.
Wie? mehr vermögt ihr nicht? Ohnmächtiges Beſchwören!
Euch, nur im Drohen ſtark, wird keine Otter hören!
Ja führe nur das Wort! donnre wie Cicero,
Du weißt es wie er ſtarb, vielleicht ſtirbſt du auch ſo.
Den Wütrichen das Recht keck unter Augen ſetzen,
Giebt unglückſelgen Stoff, daß ſies nur mehr verletzen.
Beſinn dich, wie es ging, nun iſts das fünfte Jahr — —
Nein, wenn der Nachdruck fehlt, ſo unterlaſts nur gar.

Henzi.

Auch dieſen haben wir. Bewehrt zum nahen Streite
Steht uns bey tauſenden das Landvolk treu zur Seite.
Fuetter wacht am Thor, und läßt es heut noch ein;

Denn länger als den Tag, ſoll Bern nicht dienſtbar ſeyn.
Ich ſelbſt kann tauſend Mann mit Flint und Schwerd bewehren,
Die bey dem erſten Sturm ſich muthig zu uns kehren.
Und zweifelſt du, wann uns der Ausbruch nur gelingt,
Daß nicht Berns beſter Theil zu unſrer Fahne dringt?
Doch alles wird man eh, als dieſes äußre wagen.
Den Fleck des Bürgerbluts kann kein Schwerd rühmlich tragen.
Drum wollte Gott, der Rath vernähm uns heute noch!
Denn heute noch iſts Zeit, und linderte ſein Joch,
Und gönnte ſich den Ruhm, der keinen König zieret,
Daß er ein freyes Volk durch freye Wahl regieret.
Dieß macht Regenten groß, kein angemaßtes Recht,
Kein Menſchen ähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht.
Freund, kann es möglich ſeyn, daß die ſich glücklich ſchätzen,
Die unverſchämt ſich ſelbſt an Gottes Stelle ſetzen?
Daß der vor Scham nicht ſtirbt, der überzeugt kann ſeyn,
Kein Herz räumt ihm die Ehr, die er ſich raubet, ein?

Wernier.

So weit denkt kein Tyrann. Er ſchätzt ſich gnug verehret,
Wann ſich ein ſcheuer Blick vor ihm zur Erde kehret.
Doch, welche Luſt, o Freund, erfüllt mein bebend Herz,
Empfindbar dem allein, der mit gerechtem Schmerz
Für Bern in Thränen floß, und flehte Gottes Rechte,
Daß ſie uns einen Held zum Rächer rüſten möchte.
Hier ſteht er dann in dir. Aus Ehrfurcht nenn ich dich
Nun nicht mehr meinen Freund.

Henzi.

Freund, ſo beſchämſt du mich?

Wernier.

Nun wohl, komm, eile dann, den Helden mich zu zeigen.
Wo ſind ſie? — Komm! — Du bleibſt? — Du ſchweigſt? —
Was ſagt das Schweigen?

Henzi.

Freund dieß verlange nicht.

Wernier.

Wie? Komm doch! Soll ich nun
Den Schwur, den ſie gethan, nicht dir und ihnen thun?

Henzi.

Ich trau dir ohne Schwur.

Wernier.

Allein ich will ſie ſehen.

Henzi.

Du wirſt, wenn du ſie ſiehſt, erzürnt von ihnen gehen.

Wernier.

Fueter, Richard, Wyß — — die ſolltens, ſprachſt du, ſeyn.
Sind ſie es nicht?

Henzi.

Sie ſinds, doch ſind ſies nicht allein.
Es hat ein Ungeheur ſich unter uns gedrungen,
Der flüchtge Rottengeiſt, verflucht von tauſend Zungen.
Und nach Verdienſt verflucht; den nicht die Sorg um Staat,
Den Rach und Grauſamkeit uns zugeführet hat;
Der die Tyrannen haßt, nur um Blut zu vergieſſen,
Und den, o hart Geſchick, wir doch erhalten müſſen.
Sieh! das macht meinen Gram. Ich ſcheu den tollen Geiſt,
Der uns vielleicht mit ſich in ſein Verderben reißt.

Wernier.

Wer iſts?

Henzi.

Er, der wohin er kam die Ruhe ſtörte,
Der jüngſt mit frecher Stirn dein Kind zur Eh begehrte.

Wernier.

Wer? Ducret?

Henzi.

Eben der.

Wernier.

Der ehrenloſe Mann!
Was geht Fremdlingen Bern, und unſre Freyheit an?
O ſpeit ihn aus von euch! daß er die beſte Sache,
Die beſten Bürger nicht durch ſich verdächtig mache.
O ſpeit ihn aus von euch! Nehmt mich an ſeine Statt,
Der mindre Bosheit zwar, doch gleiche Kühnheit hat.
Wer wird ſich lieber nicht zur Sclaverey bequemen,

Wenn er die Freyheit ſoll von Dücrets Händen nehmen?
O heute ſtößt ihn noch — —

Henzi.

Und ſo verlangſt du wohl,
Daß er uns heute noch mit Bern verrathen ſoll?
Sonſt wär es längſt geſchehn — —

Wernier.

O dem iſt vorzubeugen.
Mein Arm lehrt ihn geſchwind ein ewig Stilleſchweigen.

Henzi.

Nur gleich getödtet! Freund, wenn wir ſelbſt uneins ſind — —
Doch, hör ich recht? Er kömmt. Verlaß mich! Geh! Geſchwind!
Ich hab ihn her beſtellt. Ich will dich wieder finden.
Geh! und laß deinen Zorn die Klugheit überwinden.

Andrer Auftritt.

Henzi. Dücret.

Henzi.

Er hat ihn doch geſehn.

Dücret.

Ha! alles ſteht uns bey.
Hat Henzi Muth genug, ſo ſind wir morgen frey.

Henzi.

Ein Geiſt wie du, hat ſtets die Vorſicht ausgeſchlagen.
Was wüßteſt du auch mehr, als tollkühn dich zu wagen?
An Muthe fehlt mirs nicht. Doch an Bedacht fehlts dir.

Dücret.

O an Bedacht! Doch ſprich, war Wernier nicht hier?
Vertrauſt du dich dem auch?

Henzi.

Kann ich mich dir vertrauen,
So kann ich doch wohl auch auf einen Berner bauen.

Dücret.

Trau, Henzi, traue nur, bis du verrathen biſt.
Was hilfts ein Berner ſeyn, wenn man ein Sklave iſt?
Ich kenn ihn mehr als du. Er iſt dem Rath gewogen,
Sonſt hätt er längſt mit mir ein feſtes Band vollzogen.
Warum nimmt er mich nicht zu ſeinem Tochtermann?

Weil er den Feind des Raths in mir nicht lieben kann.
Denn ſo klein bin ich nicht, daß eine tolle Liebe
Den Haß der Tyranney aus meiner Bruſt vertriebe.
Er hebt vielleicht ſein Kind für einen Rathsherrn auf — —

Henzi.

O laß der frechen Zung nicht allzuſehr den Lauf.
Scheu mich in ihm! Er iſt mein Freund.

Dücret.

Das kann man hören,
Die Wahrheit würdſt du mir ſonſt nicht zu ſagen wehren.

Henzi.

Er haßt den Rath und dich. Nur haßt er dich noch mehr.
Doch ſchweig davon — — Kommt bald Wiß und Fuetter her?
Ich habe vieles noch mit ihnen zu beſchlieſſen — —

Dücret.

So wird auch dieſer Tag wohl ungebraucht verflieſſen.
Es iſt gnug überlegt. Wag was man wagen muß,
Und kröne durch die That des langen Zauderns Schluß.
Komm mit mir aus der Stadt, das Landvolk zu verſtärken,
Und zeige dich die Nacht mit blutgen Wunderwerken.
Erſchrecke, morde, brenn, vertilge Kind und Haus,
Und löſch mit Feur und Schwerd Berns Schimpf und Knechtſchaft aus.
Du ſchütterſt? — — Feiger Mann — —

Henzi.

Nur feig zu Grauſamkeiten.
Geh, Unthier, deine Wuth ſoll mich vom Recht nicht leiten.
Weiſt du, ob Gott nicht ſelbſt an unſre Freyheit denkt,
Er, der der Groſſen Herz wie Waſſerbäche lenkt,
Daß ſich der harte Rath auf unſer Flehn erweichet,
Und dann am gröſten wird, wann er dem Bürger gleichet?
Verdienen ſie den Tod, ſo hat Gott ſeinen Bliz.

Dücret.

Auf ſo was kleines ſieht er nicht vom hohen Siz.
Er hat von Sorgen frey, Tyrannen zu beſtrafen,
Empfindlichkeit und Wuth und Stahl und Fauſt erſchaffen.

Henzi.

Schweig Läſtrer! Ich erweis an dir ſonſt mit der That
Warum er, was du nennſt, allein erſchaffen hat.
Biſt du nicht haſſenswerth?

Dücret.

Nun wohl, man mag mich haſſen,
Darf ſich mein freyer Geiſt nur nicht gebieten laſſen.
Ich bin ſchadlos genug. Sey du die Luſt der Welt,
Und dien, gerechter Mann, ſo lang es dir gefällt.

Henzi.

Fein höniſch! Dienſt du nicht, wenn du den Laſtern dieneſt?

Dücret.

Wie lehrreich! Dienſt du nicht, wenn du dich nichts erkühneſt?
Was ſoll dir dann die Macht?

Henzi.

Durch ſie Bern zu befreyn,
Den Rath zu nöthigen, groß und gerecht zu ſeyn.
Er bleibe, was er iſt, wann er uns nicht mehr drücket,
Wann Dienſt und Regiment zum gleichen Theil beglücket,
Wann er als ſeinen Herrn erkennt das Vaterland
Und iſt nur, was er iſt, des Volkes Mund und Hand.
Wie gern wird Bern alsdann in ihm ſich ſelber lieben –

Dücret.

Und er die Tyranney nur etwas feiner üben.
Du haſt Verſtand genug zu einem Rädelsmann,
Doch Tugend allzuviel.

Henzi.

Die man nie haben kann.

Dücret.

Wer iſt je ohne Blut der Freyheit Rächer worden?
Wer ſich zu dienen ſcheut, der ſcheu ſich nicht zu morden.
Die Noth heißt alles gut. Sie hebt das Laſter auf;
Und bald wirds Tugend ſeyn, folgt Glück und Sieg nur drauf.
Wer Unkraut tilgen will, darf der die Wurzeln ſchonen?
Sie wird die gütge Hand mit neuer Mühe lohnen.
Drum ſoll die Nachwelt auch durch uns geborgen ſeyn,
Und wollen wir in uns auch unſer Kind befreyn,

So muß die Tyranney und der Tyrann erliegen,
Denn nur durch deſſen Tod iſt jene zu beſiegen.
So denkt Fuetter, Wyß, ſo denkt Richard und ich,
Und deine Gütigkeit ſcheint allen hinderlich.
Sieh, Henzi, dieſes Blat läßt dir die Namen wiſſen,
Die alle dieſe Nacht durch uns erkalten müſſen.
Nimm. Lies es. Folget mir, geht heute nicht in Rath:
Weil er ohndem Verdacht, obgleich auf uns nicht, hat.
Lies nur, doch laß dich nicht der Namen Menge ſchrecken.
Ihr ſchneller Tod wird uns die Freyheit auferwecken.
Was wagt man — —

Henzi. (lieſet.)

Steiger? Wie? Der ſoll der erſte ſeyn?
Der redlichſte des Raths? Das geh ich nimmer ein.
Soll das gerechte Haupt der Glieder Frevel büßen?
Ihn hat Freundſchaft und Blut dem Vaterland entriſſen.
Er kann Berns Vater ſeyn. Bern ſeufzet noch um ihn.
Drum laß uns ihn dem Schimpf, ſein Herr zu ſeyn, entziehn.

Dücret.

Wohl! durch den Tod.

Henzi. (zerreißt das Blat.)

Da nimm die unglückſelge Rolle
Und ſage deiner Brut — — —

Dücret.

Daß Henzi dienen wolle?
Daß ihm des Feindes Blut wie ſeines koſtbar iſt?
Daß er des Staates Wohl um Steigers Wohl vergißt?

Henzi.

Ja Raſender! (geht zornig ab.)

Dritter Auftritt.

Dücret.

Er geht? Henzi! Henzi! Verräther!
Ha! deiner Weichlichkeit ſchien ich ein Miſſethäter?
Wer? Steiger? Steiger findt an Henzi ſeinen Freund?
Er ſoll dem Tod entfliehn? Er? Mein geſchworner Feind?
Aus Rache gegen ihn hat Dücret ſich verſchworen — —
Und ſollt er Henzis Bruſt mit ihm zugleich durchbohren — —

Die Rache ſey vollführt! Und weh dem Hinderniß!
Ha! Steiger! nur Geduld! die Rach iſt allzu ſüß.
(Geht ab.)

Zweyerley, mein Herr, werden Sie gleich Anfangs bemerkt haben; daß ich nehmlich die Bühne in einen Saal des Rathhauſes verlege, und daß ich die Handlung mit dem Tage anfangen laſſe. Jenes thue ich, die Einheit des Orts zu erhalten, wenn ich etwa kühn genug ſeyn ſollte, in den folgenden Aufzügen die Rathsverſammlung ſelbſt, und meinen Helden vor ihr redend zu zeigen; man würde alsdenn nichts als den innern Vorhang aufziehen dürfen. Das andre habe ich deswegen für gut befunden, damit die Vorfälle einander nicht allzuſehr drengen und dadurch unnatürlich ſcheinen möchten. Gewiſſe groſſe Geiſter würden dieſe kleine Regeln ihrer Aufmerkſamkeit nicht würdig geſchätzt haben; wir aber, wir andern Anfänger in der Dichtkunſt, müſſen uns denſelben nun ſchon unterwerfen. Aber wird man nicht das ſchon für eine Uebertretung der Regeln halten, daß der Stof unſers Trauerſpiels ſo gar zu neu iſt? Hätte man nicht wenigſtens die ganze Begebenheit unter fremde Namen einkleiden ſollen, geſetzt dieſe Namen wären auch völlig erdichtet geweſen? Ich zweifle nicht, daß nicht einige dieſes behaupten ſollten; allein daß ſie es mit Grunde behaupten werden, daran zweifle ich. Die Verbergung der wahren Namen, wird meines Erachtens nur alsdann nothwendig, wenn man in einer neuen Geſchichte weſentliche Umſtände geändert hat, und man durch dieſe Veränderungen die beſſer unterrichteten Zuſchauer zu beleidigen fürchten muß. Sind wir aber in dieſem Falle? Ich ſollte nicht denken: wenigſtens wie ich Knoten, Auflöſung und Charaktere eingerichtet habe, glaube ich die Wahrheit nirgends beleidiget, und hin und wieder nur verſchönert zu haben.

Laſſen Sie uns das letzte zuerſt betrachten. Ich will Ihnen ſagen, was meine Abſicht damit war. Sie war dieſe: den Aufrührer im Gegenſatze mit dem Patrioten, und den Unterdrücker im Gegenſatze mit dem wahren Oberhaupte zu ſchildern. Henzi iſt der Patriot, Dücret der Aufrührer, Steiger das wahre Oberhaupt, und dieſer oder jener Rathsherr der Unterdrücker. Henzi, als ein Mann, bey dem das Herz eben ſo vortreflich als der Geiſt war, wird von nichts, als dem Wohle des Staats getrieben; kein Eigennutz, keine Luſt zu Veränderungen, keine Rache beſeelt ihn; er ſucht nichts als die Freyheit bis zu ihren alten Grenzen wieder zu erweitern, und ſucht es durch die allergelindeſten Mittel, und wann dieſe nicht anſchlagen ſollten, durch die allervorſichtigſte Gewalt. Dücret iſt das vollkommne Gegentheil. Haß und Blutdurſt ſind ſeine Tugenden, und Tollkühnheit ſein ganzes Verdienſt.

Sie werden leicht ſehen können, daß in dieſen Charakteren der Knoten des Stücks gegründet iſt. Henzi und ſeine Freunde kennen den Dücret, verabſcheuen ihn und ſuchen ſich auf alle mögliche Art von ihm zu trennen. Dieſer aber will ſelbſt Oberhaupt ſeyn, und ſucht den Henzi verdächtig zu machen, wozu er ſich des Umſtandes mit dem Wernier bedient. Setzen Sie nunmehr, daß ihm dieſes nicht gelingt, und daß man ihn völlig vor den Kopf ſtößt, ſo iſt nach ſeiner Gemüthsart nichts natürlicher, als daß er ſelbſt ſeine Mitverſchwornen verräth, und ſich aus der Schlinge zu ziehen ſucht. Es liegt wenig oder nichts daran, ob die Entdeckung wirklich ſo zugegangen, und ob Wernier erſt an dem Tage der Entdeckung an dem Geheimniſſe Theil genommen; genug daß beydes ſeyn konnte, und die Hauptſache darunter nichts leidet. Dieſe Entdeckung würde ich zu Ende des dritten Aufzuges vor ſich gehen laſſen, ſo daß ſich die Charaktere der Gegenparthey erſt in den beyden letztern entwickelten. Ich würde Steigern ſich Henzis eben ſo eifrig annehmen laſſen, als ſich Henzi Steigers annimmt. Ich würde nur gewiſſe Glieder auf eine blutige Beſtrafung dringen, und dieſe ohne jenes Vorwiſſen in der Geſchwindigkeit geſchehen laſſen — —

Es thut mir leid, daß mir die Zeit nicht erlauben will, umſtändlicher zu ſeyn. Doch ich glaube nicht einmal, daß es nöthig iſt. Halb ſo viel würde ſchon zureichend geweſen ſeyn, Ihnen meine Einrichtung zu entdecken, und weiter habe ich nichts gewollt. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Drey und zwanzigſter Brief.

An ebendenſelben.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben meine Gedanken ſo vortreflich gefaßt, oder vielmehr Sie haben ſie ſo vortreflich verbeſſert, daß ich nichts mehr wünſchte, als daß es Ihnen gefallen möchte, ſie völlig als die ihrigen zu betrachten, und nach denſelben ein Werk zu vollführen, welches meinen Schultern beynahe zu ſchwer iſt. Ein Lied, ein kleines Lied von Lieb und Wein, o wie viel leichter iſt das! Es geht mir wie es dem Ovid ging, ohne ſonſt mit ihm viel ähnliches zu haben.

Vincor; & ingenium ſumtis revocatur ab armis?
Resque domi geſtas & mea bella cano.
Sceptra tamen ſumſi, — — — — —
— — — — — — — — — —
Riſit Amor, pallamque meam, pictosque cothurnos
Sceptraque privata tam cito ſumta manu.
Hinc quoque me Dominæ numen deduxit iniquæ:
Deque cothurnato vate triumphat Amor.

Hier haben Sie alles, was ich noch auſſer dem erſten Aufzuge gemacht habe, und was Sie etwa brauchen können. Streichen Sie aus und verbeſſern Sie, was Ihnen nicht gefällt; ſetzen Sie hinzu, was Ihnen beliebt. Wann Sie das Stück zu Stande bringen, ſo werde ich keinen gröſſern Antheil daran haben, als an einer ſchönen Bildſäule derjenige hat, welcher den Marmor dazu gebrochen. Leben Sie wohl!

Andrer Aufzug.

Erſter Auftritt.

Dücret, Fuetter, Richard, Wyß.

Dücret.

Kommt Freunde! Uns vereint gemeinſchaftliche Rache.
Kämpft, wenn ihr kämpft, für Bern, doch auch für eure Sache.
Der Tag iſt endlich da. Und — — wär er ſchon vorbey!
Und ſtürzte Nacht und Tod die lange Tyranney!
Ich ſeh gerechte Scham durch eure Wangen dringen.

Doch kann die Scham allein die Freyheit wieder bringen?
(Fuetter ſieht ihn zornig an.)
So! zeiget allgemach des Zornes edle Spur!

Fuetter.

Schweig! dieſen edlen Zorn reizt deine Frechheit nur.
Wahr iſts; wir ſchämen uns der ungeerbten Ketten,
Doch ſchämen wir uns mehr, mit Schimpf uns zu erretten.
Des unterdrückten Staats großmüthge Rächer ſeyn;
Sich für das Vaterland, und nicht für ſich, befreyn;
Verwegne Richter nur, nicht das Gericht abſchaffen;
Den Mißbrauch ihres Amts, und nicht ihr Amt zu ſtrafen,
Iſt ein zu heilig Werk, als daß ein Geiſt wie du,
Voll Rach und Eigennutz, ein Feind gemeiner Ruh,
Ein Fremdling, der ſich uns nur ſchrecklich ſucht zu machen,
Es würdig unternähm —

Dücret.

Dein Stolz iſt zu verlachen.
Denn gleichwohl braucht ihr mich.

Fuetter.

So braucht ein Arzt das Gift,
Das auſſer ſeiner Hand nur hämſche Morde ſtift.

Dücret.

Das Gleichniß iſt gewählt! Auch Henzi würd es loben,
Der nur von Tugend träumt und läßt Tyrannen toben.
Doch lieber ſprich mit Ernſt, als oratoriſch ſchön,
Den Helden minder gleich, die auf der Bühne ſtehn,
Und auf des Sittenſpruchs geborgte Stelzen ſteigen,
Dem Volk die Tugenden im falſchen Licht zu zeigen.
Sprich ungekünſtelt! Sprich! Was habt ihr bis anizt
Der Freyheit eures Berns, auf das ihr trotzt, genützt?
Hab ich das ſchwerſte nicht ſtets auf mich nehmen müſſen?
Denn ihr könnt weiter nichts, als rathen, zweifeln, ſchlieſſen,
So tugendhaft ihr ſeyd, ſo durſtig nach der Ehr;
Und eine Heldenthat erfordert etwas mehr.
Hab ich das Landvolk nicht zu unſerm Zweck verlenket?
Hat euch nicht meine Liſt manch mächtig Glied geſchenket?
Vielleicht wär euer Muth zwar ohne mich gleich groß,

Doch wär er ohne mich, zum mindſten, waffenlos.
Zur Kühnheit in der Bruſt gehört auch Stahl in Händen,
Was dem entflieht muß dann ein donnernd Rohr vollenden.
Geht! ſchickt den kühnſten Held ohn dieſes in den Streit;
Die Feigheit zielt; er fällt. O weibiſch tapfre Zeit!
Jedoch, was brauch ich viel zu meinem Ruhm zu ſagen?
Wer ſeine Thaten rühmt, will keine gröſſern wagen.
Nur darum ſeht ihr mich mit neidſchem Hochmuth an,
Daß ich kein Bürger bin, doch mehr als er gethan.
Ein groſſes Herz muß ſich an keinen Undank kehren.
Beſchimpfet ihr mich gleich, und wünſcht mich zu entbehren,
Und nennt mich eures Ruhms gewiſſes Hinderniß;
Die Strafe wär zu hart, wann Dücret euch verließ.
Er kennet ſeinen Werth. O möchtet ihr ihn kennen,
Und ihm der Treue Lohn, euch zu erretten, gönnen.
Für alle ſeine Müh, für alle die Gefahr,
Verlangt er ſtatt des Dank'; man ſtell ihn größrer dar.
Für Bern und ſeinen Schwur wünſcht er Glück, Blut und Leben,
Ja, dem dieß alles weicht, die Tugend aufzugeben.
Sie, die nur allzu oft den ihr geweyhten Geiſt,
Von groſſen Thaten ab, zu kleinen Scrupeln reißt;
Die ſelten Helden ſchaft, doch öfters ſie erſticket,
Noch eh der kühnen Fauſt ein nützlich Laſter glücket;
Die ſich für Blut entſetzt, auch wann es büſſend fließt,
Und der ein Heldenmord die größte Schandthat iſt:
Die opfr ich für euch auf. Was ihr abſcheulich ſchätzet,
Das überlaßt nur mir, der ſich für nichts entſetzet.
Folgt mir. Geht nicht in Rath; und ſpart euch auf die Nacht,
Eh das verlangte Recht euch ihm verdächtig macht.
Was ſollen Recht und Flehn bey einem Wütrich nützen,
Der ſeine Laſter muß mit neuen Laſtern ſtützen?
Gnug, daß er unbereut, zum Sterben unbeſchickt,
Sein Unrecht und den Tod in einem Nu erblickt.

Wyß.

Wahr iſts; wir ſind der Welt ein ſtrafend Beyſpiel ſchuldig.
Man dient ſchon halb mit Recht, murrt man blos ungeduldig.
Wagt ſich die feige Fauſt ſelbſt an den Feſſel nicht,

Der, wann er brechen ſoll, mit Blut gebeizt nur bricht.
Laßt, Freunde, länger nicht euch einen Fremdling treiben,
Und in des Mietlings Hand des Staates Wohlfahrt bleiben,
Sein Beyſpiel ſchimpfet uns — —

Düeret.

Zwar iſt der Schimpf ſehr klein,
Doch, möcht er euch ein Sporn, mich ſo zu ſchimpfen ſeyn!

Richard.

Schweig Düeret! Gnug, wir ſind aus unſerm Schlaf erwachet.
Zorn, Rach und Wuth entbrennt. Du haſt ſie angefachet.
Dein Ruhm iſt Neides werth; und dieſer gnüge dir.
Des Werkes ſchwerern Theil, den übernehmen wir.
Von uns, von uns nur will ſich Bern befreyen laſſen.
Steh ab! Es möchte dich ſtatt alles Dankes haſſen.
Wir ſind uns ſelbſt genug. Es zeige dieſe Nacht,
Ob uns die Tugend nur zu feigen Bürgern macht;
Ob ſie das Rachſchwerd nie in fromme Hände faſſet,
Ob ſie des Wütrichs flucht und ſeinen Tod doch haſſet.
Ihr wißt es, Blut und Glück verbindet mich dem Rath.
Doch Blut und Glück gehört zu allererſt dem Staat.
Sein Wink, ſein Wohl ſey uns die heiligſte der Pflichten,
Und ſoll man Fauſt und Stahl auf einen Vater richten.
Umſonſt hegt ein Tyrann mit mir verwandtes Blut;
Ich thue das an ihm, was er am Staate thut!
Er unterdrückt ſein Recht; ich will ſein Blut verſpritzen.
Flieht von entheiligten, ſonſt frommen Richterſitzen!
Kommt, Wyß, Fuetter, kommt!

Fuetter.

Wohin erhiztes Paar?

Richard.

Wohin die Freyheit ruft; in rühmliche Gefahr.
Kommt, laſſet nur den Rath noch heute ſicher wüten,
Des künftigen Morgens Glück ſoll alles froh vergüten.

Fuetter.

Hat Düeret doch geſiegt? Und werdet ihr ihm gleich?
Pflanzt er durch grobe Liſt auch ſeine Wuth in euch?
Ihr ſeyd des Haupts nicht werth, das uns der Himmel ſchenket,

Das nur auf Freyheit ſinnt, da ihr nur Rache denket.
Euch kennet Henzi nicht; und euch verkenn auch ich.
Nennt mich nicht euer Glied, dieß Bündniß ſchimpfte mich.
Geht! raſet, mordet nur, und ſtürzet eure Brüder,
Sind es Tyrannen gleich, mit ſamt dem Staate nieder!
Doch wißt, ich werd es ſeyn, der euch dem Rath entdeckt,
Und eurer blinden Wuth gewißre Grenzen ſteckt.
Der Staat verſprach in euch ſich edle freye Bürger,
Und findet im Voraus leichtſinnge Brüder Würger?
Welch Bubenſtück, hebt ihr die Freyheit alſo an,
[illegible] ſchrecklich gnug, das er von euch nicht fürchten kann?
Nein, ewig drücke den der Knechtſchaft Schand und Bürde,
Der ſeine Freyheit nur zu Laſtern brauchen würde.
O Freyheit, welcher Schimpf! o Henzi, welche Qual
Steht deiner Tugend vor — —

Düceret.

Spar auf ein andermal
Sein unſchmackhaftes Lob. Vielleicht wirds bald geſchehen,
Daß ihr ihn unverlarvt, wie ich ihn ſah, könnt ſehen.
Geſchicht es nicht zu ſpät, ſo dankt es einzig mir.
Du drohſt uns mit Verrath, doch — — zittre ſelbſt dafür!
Vielleicht — — ich zweifle nicht — — Wir ſind wohl ſchon
verrathen.

Fuetter.

Ha! Einem Düceret träumt von lauter Miſſethaten.
Geh nur! ſteck andere mit deinem Mißtraun an.
Wer thäte ſo was? — — Doch, vielleicht haſt dus gethan?
Du nur — —

Düceret.

Iſt das mein Dank, wann ich euch hinterbringe,
Daß Steiger ſelbſt vielleicht in eur Geheimniß dringe?
Daß ein treuloſes Glied den ſchweren Schwur verlacht,
Und Mitgenoſſen ſich, die ihr nicht kennet, macht;
Daß es mit jedermann den groſſen Vorſatz theilet,
Der ſchon von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohren eilet;
Daß es der Strafe trozt, die es auf den Verrath
Mit euch ſelbſt feſtgeſezt, mit euch beſchworen hat.

Richard.

Er trozt der Strafe! Wie? Wer iſts? Du mußt ihn nennen.
Es ſoll nur eines ſeyn, ihn tödten und ihn kennen.
Er ſoll dem Himmel eh, als unſrer Straf entfliehn.
Wer iſt es?

Fuetter.

Wer?

Wyß.

Wer iſts?

Dücret.

Hier kömmt er! ſtrafet ihn!
(Geht ab.)

Andrer Auftritt.

Henzi. Fuetter. Richard. Wyß.

Henzi.

Bin ich noch euer Freund? — — Beſtürzt euch dieſe Frage,
So gönnt mir, daß ich euch als Freund die Wahrheit ſage.
Der groſſe Tag iſt da, der Bern und euer Wohl,
Mit Bitten oder Macht, ſtets billig, richten ſoll.
Doch wünſch ich blieb er nur ſo lange noch entfernet,
Bis ihr was Tugend ſey, was eure Pflicht, gelernet.
Noch kennt ihr beydes nicht. Und wünſchet frey zu ſeyn?
Wißt, Pflicht und Tugend nur muß dieſes Glück verleihn.
Ein Laſterhafter kann zwar ohne Herrſcher leben,
Stolz ohne Ketten gehn, vor keinem Richtſtuhl beben;
Doch alles dieſes iſt der Freyheit kleinſter Theil.
Nur gleichgetheilte Sorg um das gemeine Heil;
Nur fromme Sicherheit, rechtſchaffen ungezwungen,
Nicht unbelohnt zu ſeyn, und nie zur Lehr gedrungen,
Der Wahrheit die man fühlt, nicht die der Prieſter ſehn,
Und für uns ſehen will, freymüthig nachzugehn:
Nur unverfälſchtes Recht, wenn ärmre Bürger bitten;
Nur ungeſtörte Wahl gleichgültger Mod' und Sitten;
Nur unbeſchimpfte Müh, die nicht, ſtatt Lohns Genuß,
Der Groſſen faulen Bauch mit ſich ernähren muß;
Nur ſchmeichelhafte Pflicht fürs Vaterland zu ſtreiten,
Statt eines Königes herrſchſüchtigen Eitelkeiten,

Um die ein raſend Schwerd eh tauſend Bürger frißt,
Als er ein einzig Wort in ſeinem Tittel mißt:
Nur dieſes, Freunde, macht der Freyheit ſchätzbar Weſen,
Für die ſchon mancher Held den ſüſſen Tod erleſen.
Sagt denn ob man bey ihr die Tugend miſſen kann,
Die ihr ſo kühn verletzt, als kühner kein Tyrann?
Iſt denn der Blutdurſt auch zu einer Tugend worden?
Und iſt es Bürgerpflicht, die Bürger zu ermorden?
Ein Vorſatz gleicher Art ſteht nur Rebellen an.
Seyd ihr Rebellen? Wohl! Geht, ſucht euch euren Mann.
Für Helden hielt ich euch, die für den Riß ſich ſtellen,
Von dieſen ward ich Haupt, und kein Haupt von Rebellen.

Richard. (höniſch)

Gewiß ein feiner Grif! hört und bewundert ihn!
Daß man Vorwürfe macht, Vorwürfen zu entfliehn.
Iſt denn die Untreu auch zu einer Tugend werden?
Welch Laſter ziert uns mehr, verrathen oder morden?

Henzi.

Was ſagſt du? — — Solchen Spott verſtehet Henzi nicht.
Ich hör es allzuwohl, daß Düeret aus euch ſpricht.
Wars ihm noch nicht genug, ins Laſter euch zu ſtürzen?
Müßt ihr, auf ſeinen Trieb, auch Henzis Ehre kürzen?
Scheint der, der für ſich nichts, und alles für den Staat,
Und eure Rechte thut, euch fähig zum Verrath?
Wie? oder iſt bey euch, wer ſich ein Miſſethäter
Zu werden ſcheut — — iſt der ſo gleich auch ein Verräther?
Noch reuet mich es nicht, was ich im Zorn gethan.
Der Zorn war tugendhaft. Er ſtünd euch allen an.
Die unglückſelge Roll riß ich in hundert Stücken.
O möcht ein gleiches mir mit euren Herzen glücken!
Riß ich die Wuth heraus, noch eh ſie Wurzel ſchlägt,
Noch weil der ſeichte Geiſt der Menſchheit Spuren hegt.
Jedoch auch die ſind hin. Sonſt würdet ihr erblaſſen,
Und nicht den, der euch ſtraft, das was er ſtrafet haſſen.
Wann eure Wuth nur Blut, nur Blut der Bürger ſucht,
So ſucht nur meines erſt, der ſie und euch verflucht.
Eh Steiger ſterben ſoll — —

Fuetter.

Was Relle? Steiger? Sterben? —
Verſteht ihr was hiervon?

Wyß.

Genug uns zu verderben.
Welch ſchrecklicher Verdacht dringt mit Gewalt in mich.
Je mehr ich ihn beſtreit, je mehr beſtärkt er ſich.
Hört ihr, wie Steiger ihm ſo ſehr am Herze lieget — —

Fuetter.

Wie? Zweifl' ich länger noch, ob er, ob Dücret trieget?
Nein, deine Tugend, Freund, zerſtreuet den Verdacht;
Dein Herz ward uns zum Glück, nicht zum Verrath gemacht.
Man mahlt die Unſchuld oft in fürchterlichen Zügen.
Wo nichts zu tadeln iſt, iſt dennoch Stoff zum Lügen.
Allein erkläre dich. Wer dürſt nach Bürger Blut?
Wir deine —?

Henzi.

Gütger Gott! So ſchöpf ich wieder Muth!
So find ich noch in euch die tugendhaften Freunde?
Des Laſters Feinde zwar, doch ſtets menſchliche Feinde.
So war es Dücret nur, der mit verfluchter Hand
Die blutgen Urthel ſchrieb, die mich auf euch entbrannt?
So hab ich Steigers mich vergebens angenommen? — — —
Mein Zorn verlöſcht ſo ſchnell, ſo ſchnell er erſt entglommen.
Erkennet nun, wie werth mir eure Tugend iſt,
Erkennt es, und verzeiht — —

Fuetter.

Ha! welche Teufels Liſt!
O Freunde! lieſſen wir ſo ſchimpflich uns betriegen? — —
Doch wie? — — Zorn und Verdacht ſcheint noch in euch zu ſiegen?
Seyd ihr noch nicht gewiß, daß Dücret Zwietracht ſpinnt,
Daß Henzi redlich iſt, daß wir verrathen ſind?

Richard.

Nicht der, deß böſer Sinn am Unglück ſich ergötzet,
Der Redlichkeit und Wort für nichts als Worte ſchätzet,
Nicht der allein verräth, auch der, dem Pflicht und Freund

Auf ſeine Heimlichkeit ein Recht zu haben ſcheint,
Der aus blöder Begier ſich alle zu verbinden,
Auch alle läßt den Weg uns zu verderben finden.
Henzi.
Genug! ich höre ſchon, worauf dein Eyfer geht.
Wahr iſts, ich war zu ſchwach. Ein Freund hat mich erfleht.
Ich hab ihm unſern Zweck — —
Fuetter.
Du haſt — —
Wyß.
O Laſterthaten!
Henzi.
Hört mich!
Richard.
Wir hörens ſchon. Wir ſind — —
Wyß.
Wir ſind verrathen!
Fuetter.
So haſt du Wort und Schwur — —
Henzi.
Die hab ich nicht verletzt,
Weil ihr dieß neue Glied ſelbſt eurer würdig ſchätzt.
Ein Mann, von alter Treu, in Glück und Sturm geübet,
Der nur die Tugend mehr als ſeine Freyheit liebet,
Sonſt alles für ſie wagt, und für euch wagen wird — —
Fuetter.
Ja, wenn im Urtheil ſich die Freundſchaft nie geirrt,
So wär dein Fehl vielleicht — —
Wyß.
Kannſt du ihn noch vertreten?
Henzi.
Wer ſo wie ich gefehlt, Freund, hat es nicht vonnöthen.
Wyß.
Wie? Nicht vonnöthen? Ey! du tugendhafter Mann,
Der ſchlechter als ein Weib den Mund regieren kann!
Verführer, was wirſt du uns noch bereden wollen,
Wann du verrathen willſt, und wir nicht murren ſollen?

„Ein Freund hat mich erfleht!“ O träfe der Verrath,
Nur unſer Glücke mehr und weniger den Staat,
So könnte noch dein Blut für deinen Frevel büſſen,
So wär er gröſſer nicht, als wir die Strafe wiſſen.
Doch einem Feind des Staats wär dieß mehr Gnad als Pein,
Ein Leben voller Schimpf muß ſeine Strafe ſeyn.
Die Enkel werden dich noch mit Entſetzen nennen,
Für deren Freyheit wir nun nichts als ſterben können.
Denn wer ſteht uns dafür, daß dein unwürdger Freund
Kein gleicher Schwätzer iſt, daß er es treuer meint?

Henzi.

Er ſelber ſteht dafür! Jedoch, ich ſeh ihn kommen,
Und eurem Vorwurf iſt zugleich die Kraft benommen.

Dritter Auftritt.

Wernier, und die vorigen.

Fuetter, Richard, Wyß zugleich voller Erſtaunen.

Wie? Wernier? (Sie umarmen ihn.)

Henzi.

Wie nun? Umarmt ihr euren Feind?
Was ändert euch ſo ſchnell? Flieht ihn! Er iſt mein Freund!
Flieht ihn, er iſt wie ich ein Schwätzer und Verräther,
Ein Feind des freyen Staats, ein Schaum der Uebelthäter!
Flieht ihn! Er iſt mein Freund; wie wär er tugendhaft?

Wyß.

O Henzi, quäl uns nicht, wir ſind genug geſtraft!
Die Tugend haben wir in dir und ihm gekränket.

Richard.

Sieh, wie man irren kann, wenn man zu eifern denket.
Das Feuer riß uns hin, und mit ſich ſelbſt entzweyt,
Sieht allezeit die Furcht, was ſie zu ſehen ſcheut ꝛc.

Vier und zwanzigſter Brief.

An den Herrn F.

Sie müſſen ſich nothwendig noch erinnern, wie viel ich jederzeit aus den Horatziſchen Oden und aus ihrem Verfaſſer dem Herrn Paſtor Lange gemacht habe. Ich habe ihn allezeit als einen von unſern wichtigſten Dichtern betrachtet und ſeiner verſprochnen Ueberſetzung des Horatz mit dem unbeſchreiblichſten Verlangen entgegen geſehen. Endlich iſt ſie dieſe Meſſe erſchienen und meine Begierde hat ſie mehr verſchlungen als geleſen. Noch habe ich mich von dem Erſtaunen, in welches ſie mich geſetzt hat, nicht ganz erhohlt. Aber, guter Gott, wie unterſchieden iſt dieß Erſtaunen von dem, welches ich mir verſprach! Ein gehofftes Erſtaunen über unüberſchwengliche Schönheiten, hat ſich in ein Erſtaunen über unüberſchwängliche Fehler verwandelt. Gleich der erſte Blick, den ich hinein that, war entſetzlich, und beynahe hätte ich meinen eignen Augen nicht getrauet! Ich fiel auf die 14. Ode des fünften Buchs und las:

Als hätte ich mit dürren Schlund zweyhundertmal
Des ewgen Schlafes Becher durſtig getrunken.

Eine gewiſſe Ahndung ließ mich ſchnell in den Text ſehen, und was glauben Sie was ich entdeckte!

Pocula Lethæos ut ſi ducentia ſomnos
Arente fauce traxerim:

ſo ſagt Horatz; Herr Lange aber macht aus pocula ducentia ſomnos, aus ſchlaferweckenden Bechern, ducenta pocula zweyhundert Becher. O wahrhaftig er muß ihrer mehr als zwey hundert ausgeleeret haben, die ihm das innerſte der Bruſt ſo ſtark mit Vergeßlichkeit der erſten Anfangsgründe erfüllt haben! Ich zeigte dieſe Stelle ſo gleich einem Freunde, welcher wie ich und Sie nie aufhören wird, den Horatz zu leſen. Wir wurden einig, vorher das ganze Buch durch zu laufen, ehe wir den Ueberſetzer aus einem einzigen Fehler verdammten, welcher allenfalls, wenn er der einzige bliebe, auf die Rechnung der Menſchlichkeit zu ſchreiben ſey. Wir thaten es, und ſiehe, ich bekam dadurch ein Exemplar, welches auf allen Seiten Striche und Kreuze die Menge hatte. Das Reſultat dieſer Zeichen war dieſes, daß Herr Lange, welcher neun Jahre mit dieſer Arbeit zugebracht haben will, neun Jahre verloren habe, und daß es etwas unbegreifliches ſey, den Horatz glücklich nachzuahmen, ohne ihn zu verſtehen. Es liegt mir und meinem Freunde daran, daß Sie unſer Urtheil nicht für übereilt halten. Sie werden uns alſo ſchon den Gefallen thun müſſen, ein klein Regiſter von Schulſchnitzern zu durchlaufen, um ſich ihrer Kindheit zu erinnern. Ich nenne es ein klein Regiſter, das Sie allenfalls von ihrem jüngern Bruder, wenn Sie ſelbſt nicht Zeit haben, bis in das unendliche können vermehren laſſen.

1. B. Ode 1.

Sublimi feriam ſidera vertice.

Dieſes überſetzt Herr Lange

So rühre ich mit erhabnen Nacken die Sterne.

In meinem Cellario heißt vertex der Scheitel. Ein Wort das auch zwey Sylben [illegible]

1. B. Ode 2.

Galeae leves heiſſen dem Herrn Langen *leichte Helme*; hier müſſen es blanke Helme heiſſen, wie es aus der Quantität der erſten Sylbe in leves zu ſehen iſt. Der Gradus ad Parnaſſum iſt nicht zu verachten!

1. B. Ode 8.

— — — cur olivum
Sanguine viperino
Cautius vitat?

Warum flieht er den Oelzweig doch
Vorſichtiger als Gift der Ottern.

Wenn Horaz geſagt hätte: Olivam, ſo möchte Herr Lange Recht haben. Olivum aber heißt das Oel, womit ſich die Fechter beſchmierten, damit ſie deſto ſchwerer zu faſſen wären. Daß aber Horaz dieſes Oel und nicht den Oelzweig meint, kann man aus dem was er ihm entgegen ſetzt, dem Gifte der Ottern, ſehen.

1. B. Ode 11.

Horaz ſagt vina liques. Herr Lange überſetzt: *zerlaß den Wein.* Was heißt das, den Wein zerlaſſen? War der Wein gefroren? Vielleicht lernt er es aus einer Stelle des *Martials* verſtehen, was vina liquare heißt: 9. B. Sinnſchr. 3.

Incenſura nives Dominæ Setina liquantur.

2. B. Ode 1.

Graves Principum amicitiæ,

heißen unſerm Ueberſetzer, *der wichtige Bund der Groſſen.* Er hätte wenigſtens ſollen ſagen, der ſchädliche Bund.

2. B. Ode 4.

Cujus octavum trepidavit ætas
Claudere luſtrum.

Heißt in der Ueberſetzung: mein Alter iſt ſchon mit Zittern zu vierzig geſtiegen. Trepidare kann hier nicht Zittern bedeuten, weil man im 40ſten Jahre ſchwerlich ſchon zittert. Es heißt nichts als, eilen, ſo wie es Herr Lange ſelbſt an einem andern Orte, (3. B. Ode 27. V. 17.) überſetzt hat.*)

2. B. Ode 5.

— — nondum munia comparis
Aequare. *(valet)*

Sie iſt noch der Huld des Gatten nicht gewachſen; ſagt Herr Lange. Aber wer wird mit ihm von Thieren die edlen Worte, Huld und Gatte zu brauchen wagen? Doch wenn auch; Horatz will das gar nicht ſagen, was ihn ſein Ueberſetzer ſagen läßt; er bleibt bloß in der Metapher vom Joche und ſpricht: ſie kann noch nicht mit der Stärke des Ochſen, welcher neben ihr geſpannt iſt, ziehen.

2. B. Ode 12.

Dum flagrantia detorquet ad oſcula
Cervicem — —

Herr Lange ſagt, indem ſie den Hals den heiſſen Küſſen entziehet. Allein das iſt gleich das Gegentheil von dem, was Horatz ſagen will.

[*) In der nehmlichen Ode hat Herr Lange noch einen andern Fehler gemacht: er überſetzt:

Arsit Atrides medio in triumpho
Virgine rapta.
Erhitzte denn da, ſelbſt mitten in dem Triumphe
— — — nicht die beyden Söhne des Atreus
Die ſchöne Geraubte!

Die Conſtruktion, und die Geſchichte zeigt ja deutlich, daß hier nur von dem Agamemnon die Rede ſey, welcher dem Achill die Briſeis raubt. Und iſt es wohl der Sinn des Lateiniſchen:

Regum certe genus & penates
Moeret iniquos
wenn Herr Lange überſetzt:
Gewiß ſie beklagt das Unglück fürſtlicher Kinder
Und zürnende Götter!] Dieſen Zuſatz hat die Ausgabe von 1785

3. B. Ode 6.

Horatz ſagt von einem verbuhlten Mägdchen in dieſer Ode:

— — — neque eligit
Cui donet impermiſſa raptim
Gaudia, luminibus remotis.

Was iſt deutlicher, als daß er durch luminibus remotis ſagen will, wenn man die Lichter bey Seite geſchaft hat. Der beſſere Herr Lange aber giebt es: mit abgewandten Blicke.

3. B. Ode 21.

Sollte man es ſich wohl einbilden können, daß Herr Lange priſci Catonis durch Priſcus Cato überſetzt? Welcher von den Catonen hat denn Priſcus geheiſſen?

3. B. Ode 27.

Noch ein gröſſerer Fehler!

Uxor invicti Jovis eſſe neſcis —

überſetzt Herr Lange, oder Gott weis welcher Schulknabe, dem er dieſe Arbeit aufgetragen: Du weiſts nicht, und biſt des groſſen Jupiters Gattin!

4. B. Ode 4.

Die vortreflichſte Strophe in dieſer Ode hat Herr Lange ganz erbärmlich mißgehandelt. So ſieht, ſagt der Dichter, das auf fette Weiden erpichte Reh, den von der ſäugenden Bruſt ſeiner gelben Mutter verſtoßnen Löwen, deſſen junger Zahn es zerfleiſchen ſoll. — —

Qualemve lætis caprea paſcuis
Intenta, fulvæ matris ab ubere
Jam lacte depulſum leonem
Dente novo peritura vidit.

Man ſehe nun, was der Ueberſetzer für ein elendes Gewäſche daraus gemacht hat.

— — — — Und wie Ziegen
Mit froher Weid allein beſchäftigt, den Löwen,
Von Milch und Bruſt der gelben Mutter vertrieben,
Sehn, und den Tod von jungen Ziegen wahrnehmen.

Und alſo heißt Dente novo von jungen Ziegen.

5. B. Ode 11.

Deſinet imparibus
Certare ſummotus pudor.

Hier überſetzt Herr Lange imparibus durch nichtswürdige, da es doch offenbar iſt, daß der Dichter ſolche verſteht, welchen er nicht gewachſen iſt; der 16. und 17. Vers dieſer Ode zeigt es deutlich.

Bedanken Sie ſich ja, daß ich nicht freygebiger gegen Sie mit ſolchen Sächelchen bin. Ich glaube aber, dieſes wenige iſt ſchon hinlänglich, über einen Mann den Kopf zu ſchütteln, welcher in der Vorrede recht darauf trotzet, daß er nichts als eine wörtliche und treue Ueberſetzung habe liefern wollen. Ob ſie ſtark, ob ſie poetiſch, ob ſie rein ſey, ob ſie ſonſt eine andere Vollkommenheit beſitze, das mögen andre entſcheiden. Ich wenigſtens wüßte nicht, wo ich ſie finden ſollte. Ich bin ꝛc.
W** 1752.

Fünf und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Fa**.

Ey, mein Herr! wie kommen Sie darzu, mir einen ſolchen Strafbrief zu ſchreiben, und mir ſo bittre Wahrheiten zu ſagen? Es iſt wahr, daß ich eine allgemeine Critik des Jöcherſchen Gelehrten Lexicons unter Händen habe; es iſt wahr, daß ſchon wirklich einige Bogen davon gedruckt ſind. Allein was für Grund haben Sie, an meiner Beſcheidenheit zu zweifeln? Was für Grund haben Sie, mich mit einem Dunkel oder Hauber zu vermengen? Wann ich Ihnen nun ſagte, daß der Herr D. Jöcher ſelbſt, in Anſehung des Vortrags, mit mir zufrieden iſt, und daß er die falſchen Nachrichten, die man auch ihm davon hat hinterbringen wollen, nichts weniger als gegründet befunden hat? Wann ich Ihnen nun ſagte, daß ich durchaus nicht Willens ſey, nach dem Exempel genannter Herren, einen Zuſammenſchreiber ohne Prüfung abzugeben? Wann ich nun hinzufügte, daß ich nichts weniger als jenes groſſe Werk zu vermehren ſuche, ſondern bloß nach meinen Kräften die unzähligen Fehler darinne vermindern wolle? Was würden ſie alsdenn ſagen? Nicht wahr, wenn ich Ihnen alles dieſes beweiſe, ſo werden Sie ſich ſchämen, einen ſo übeln Begrif von mir gehabt zu haben? Und wie ſoll ich es Ihnen beſſer beweiſen als daß ich eine kleine Lage beylege, und Sie mit eignen Augen ſehen laſſe? Wenn Sie alsdann anfangen werden, von mir beſſer zu urtheilen, ſo will ich noch dieſes hinzuſetzen, daß vor der Hand meine Arbeit liegen bleibt, und daß ich das Verlangen des Herrn D. Jöchers billig gefunden habe, ihm meine Anmerkungen zu den Supplementbänden zu überlaſſen.*) Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Abaris.

Der Ausſpruch des Apollo wird ganz verfälſcht angeführt*. Iſt es Plutarch der das Wunderbare, welches man von dieſem ſcythiſchen Weiſen erzehlt, für Fabeln gehalten?†

* „Abaris, erzehlt der Herr D. J., wurde von ſeinen „Landsleuten, welche die Peſt hart beſchwerte, nach Athen „abgeſchickt, weil Apollo den Ausſpruch gethan, daß ſie „nicht eher aufhören würde, bis die Athenienſer ihm „deswegen für die Hyperboreer ein Gelübde gethan hätten." Ich weis nicht, wem der Herr Doctor hier nachgegangen iſt; das weis ich, daß er dem Harpokration hätte nachgehen ſollen, welcher von den Alten der einzige iſt, der dieſen Umſtand erzehlt. Λοιμου δε φασι, heißt es gleich im Anfange ſeines Wörterbuchs, κατα πασαν την οἰκουμενην

---

*) Aus drei Briefen von Jöcher (Leipzig, den 1. 11. 29. Oct. 1752), die Karl G. Leſſing vor dem vierten Theile der vermiſchten Schriften 1785 hat abdrucken laſſen, ergiebt ſich Folgendes. Es waren drei gedruckte Bogen (ohne Zweifel wohl dem Inhalte nach einerlei mit der Beilage dieſes Briefes), die Leſſing, nebſt einem Brief an Jöcher, der gleditſchiſchen Buchhandlung zuſchickte; wovon aber Jöcher erſt nach einigen Monaten auf Befragen etwas erfuhr. In dem Briefe ſchrieb Leſſing daß er unmöglich zurück könne, ſondern weiter fortgehen müſſe: Jöcher bedauert dies und wünſcht daß ſich Leſſing „manchmal weniger heftig, beiſſend und anzüglich ausgedrückt." — Hierauf unterſtrich Jöcher, auf Leſſings Verlangen, was ihm bedenklich ſchien: die künftigen Bogen verlange er nicht vorher zu ſehen, ſondern verlaſſe ſich auf ſeine Billigkeit. — In dem dritten Briefe freut er ſich daß Leſſing das Vorhaben freiwillig aufgegeben. Wenn er künftig Anmerkungen ſchicken wolle, werde guter Gebrauch davon gemacht werden. Endlich erbietet er ſich die Unkoſten des Druckes der drei Bogen, wenn ſie nicht der Verleger zu tragen habe, zu erſtatten. — Vergl. Leſſings Leben 1, S. 149

γεγονοτος, ἀνειλεν 'ο Απολλων μαντευομενος Ἑλλησι και Βαρβαροις, τον των Αθηναιων δημον ὑπερ παντων εὐχας ποιησασθαι. Πρεσβευομενων δε πολλων ἐθνων προς αὐτους, και Αβαριν ἐξ Ὑπερβορεων πρεσβευτην ἀφικεσθαι λεγουσιν. Die Peſt alſo, welche über die ganze bewohnte Welt ſoll gegangen ſeyn, ſchränkt der Herr Doctor auf die einzige Hyperboreiſche Gegend ein; und das Gelübde, welches Apollo von den Athenienſern für alle Völker, ſowohl Griechen als Barbaren, gefordert, läßt er allein auf die Landsleute des Abaris geben. Ich für mein Theil würde dieſe Stelle auch nur denen zu gefallen recht treulich überſetzt haben, welche gerne ſo viel glauben als nur immer möglich ſeyn will. Eine allgemeine Peſt würde für ſie eine Kleinigkeit geweſen ſeyn.

† Ich frage; und ich werde allezeit nur fragen, ſo oft ich noch eine Möglichkeit ſehe, daß der Herr Doctor Recht haben könnte. Ich habe die Stelle, wo Plutarch das, was von dem Pfeile des Abaris und von ſeinen Orakeln erzehlt wird, für ein Gedichte halten ſoll, vergebens geſucht. So lange alſo, bis man mir ſie zeigen wird, werde ich glauben, daß der Herr D. anſtatt Plutarch, Herodotus habe ſchreiben wollen, weil er ohne Zweifel bey dem Bayle geleſen: On en debitoit tant de choſes fabuleuſes, qu'il ſemble qu'Herodote même ſe fit un ſcrupule de les raporter . . . Il ſe contenta de dire, qu'on diſoit que ce barbare &c. Doch auch alsdann würde er zu tadeln ſeyn, weil er die Behutſamkeit und das Stillſchweigen des Herodotus für eine ausdrückliche Leugnung ausgegeben hätte.

Abancas.

Eigentlich gehört dieſer Mann gar nicht in ein Gelehrtenlexicon*. Doch geſetzt: ſo muß er Abanchas und nicht Abancas geſchrieben werden**. Er iſt kein arabiſcher Philoſoph.† Den Lucian hat man ſchlecht angeführt, und noch ſchlechter verſtanden††.

* Denn was für Recht hat er auf eine Stelle darinne? Iſt es genug, eine tugendhafte That zu begehen, einen artigen Ausſpruch zu thun, um in die Rolle der Gelehrten zu kommen? Aber er iſt ein arabiſcher Philoſoph. Das iſt eben

ein ganz beſondrer Fehler: man ſehe die Note †. Wenigſtens iſt ſeine Handlung eines Gelehrten ſehr würdig. Vollkommen; ob ſich gleich keiner die Mühe jemals nehmen wird, ihm gleich zu kommen. Wann aber das Gelehrtenlexicon zugleich ein Exempelſchatz ſeyn ſoll, warum findet man nicht eben ſowohl einen **Siſinnes**, einen **Belitta**, einen **Dandamis**, einen **Demetrius**, einen **Zenothemis** darinne? Was hat Abauchas für ein Vorrecht? Doch, mit einem Worte, Abauchas ſo gut wie die übrigen, die ich genannt habe, und noch mehrere, ſind Namen, und keiner von ihnen, wahrſcheinlicher Weiſe, hat jemals exiſtirt. Wie viel Millionen Menſchen würden in der Welt mehr geweſen ſeyn, wenn man die Namen der Moraliſten realiſiren wollte?

** Die Urſache ſieht ein jeder ein, wenn ich ihm ſage, daß ihn **Lucian** Αβαυχας und nicht Αβαυκας nennt.

† Je mehr ich herumſinne, je weniger begreiſe ich es, wie man den Abauchas zu einem arabiſchen Philoſophen hat machen können. **Lucian** iſt der einzige, welcher ſeiner gedenkt, oder vielmehr **Lucian** iſt ſein Schöpfer, und machte aus ihm nichts als einen Scythen. Die Gelegenheit iſt dieſe. Er führt einen Griechen mit Namen **Mneſippus** und einen Scythen mit Namen **Toxaris** auf, welche er von dem Vorzuge ihrer Nationen, in Beobachtung der Pflichten der Freundſchaft, ſtreiten läßt. Er läßt ſie eins werden, daß jeder fünf Beyſpiele aus ſeinem Volk erzehlen will, deren Vorzüglichkeit ihren Streit entſcheiden ſoll. Der Grieche fängt an, fünf Paar Griechiſcher Freunde aufzuführen; der Scythe folgt, und unter ſeinen Geſchichten iſt die Geſchichte des Abauchas die lezte. Iſt es alſo möglich, daß Abauchas ein Araber ſeyn kann? Oder iſt vielleicht Arabien eine Provinz in Scythien? Auch nicht einmal ein Philoſoph iſt er; denn wo giebt ihm **Lucian** dieſen Titel? Wollte man ihn aber ſeiner freundſchaftlichen Handlung wegen alſo nennen, ſo würde man der Philoſophen in Scythien beynahe ſo viele machen, als Scythen ſelbſt geweſen ſind, wenigſtens nach dem Zeugniſſe des **Lucians**; wenn anders ein Satyrenſchreiber bey hiſtoriſchen Wahrheiten ein Zeuge ſeyn kann. Seine Abſicht war weiter keine, als auf eine angenehme Art

zu lehren, wie weit die wahre Freundſchaft gehen müſſe, und was ſie für ein weiſſer Rabe, nach den vollkommnen Begriffen, die man ſich davon zu machen habe, ſey. Dieſe konnte er eben ſo wohl durch erdichtete, als durch wahre Beyſpiele erreichen. So lange man mir es alſo nicht durch das Zeugniß eines Geſchichtſchreibers beweiſen kann, daß ein Abauchas wirklich in der Welt geweſen ſey, ſo lange wird man mir es vergönnen, daß ich dem menſchlichen Geſchlechte dieſe Zierde abſpreche, und glaube, Lucian habe eben das gethan, was noch heute die Sittenlehrer thun, wenn ſie zeigen wollen, nicht wie die Freunde ſind, ſondern wie ſie ſeyn ſollten. Wenigſtens hoffe ich nicht, daß mir jemand einwenden werde, Lucian laſſe ausdrücklich den Scythen bey Wind und Schwerd ſchwören, daß er nichts als wahre Fälle erzehlen wolle.

†† Man ſage mir, kann man nachläßiger citiren, als: Lucianus dialog? Man erwiedre nicht: der Gegenſtand ſelbſt zeige es leicht, daß man kein ander Geſpräch des Lucians, als ſein Geſpräch von der Freundſchaft, Toxaris, meynen könne. Derjenige, welcher es ſchon weis, daß Lucian ein dergleichen Geſpräch geſchrieben hat, kann die Citation ganz und gar entbehren. Doch es möchte citirt ſeyn, wie es wollte, wenn nur der richtige Verſtand nichts gelitten hätte. „Er „wollte, ſagt das Gelehrtenlexicon, lieber ſeinen Freund aus „dem Feuer erretten, als ſeine Frau und ſeine zwey Kinder, „von denen das eine nur ſieben Jahr alt, das andere aber „noch ein Säugling war. Das letztere (der Säugling) kam „mit ſeiner Mutter davon; das erſte aber mußte in den Flammen ſein Leben einbüſſen.“ Man vergleiche dieſes mit den Worten des Lucians: ἀνεγρομενος ὁ Ἀβαυχας, καταλιπων τα παιδια κλαυθμυριζομενα, και την γυναικα ἐκκρεμαμενην ἀποσεισαμενος, και σωζειν αὑτην παρακελευσαμενος, ἀραμενος τον ἑταιρον, κατηλθε και ἐφθη διεκπεσας, καθο μηδεπω τελεως ἀπεκεκαυτο ὑπο του πυρος. ἡ γυνη δε, φερουσα το βρεφος, εἱπετο, ἀκολουθειν κελευσασα και την κορην. ἡ δε ἡμιφλεκτος, αφεισα το παιδιον ἐκ της ἀγκαλης, μολις διεπηδησε την φλογα, και ἡ παις συν αὐτῃ παρα μικρον ἐλθουσα κακεινη

ἀποϑανειν. Die Frau, ſagt Lucian, ſey mit dem Kinde auf dem Arme dem Manne gefolgt, und habe dem Mägdchen ihr nachzufolgen befohlen. Halb verbrannt habe ſie das Kind fallen laſſen; und ſich kaum aus der Flamme retten können; und auch das Mägdchen habe beynahe das Leben einbüſſen müſſen. Hier iſt das Mägdchen, oder das Kind von 7 Jahren, welches der Herr D. Jöcher verbrennen läßt, glücklich gerettet. Für den Säugling aber iſt mir bange, denn der iſt der Mutter aus den Armen gefallen. Doch auch dieſer ſcheinet nicht umgekommen zu ſeyn, wann ich anders die folgende Worte des Abauchas recht verſtehe: ἀλλα παιδας μεν, ἐφη, και αὖϑις ποιησασϑαι μοι ῥαδιον, και ἀδηλον εἰ ἀγαϑοι ἐσονται οὗτοι. Φιλον δε οὐκ ἀν εὑροιμι ἀλλον ἐν πολλῳ χρονῳ τοιουτον, οἱος Γυνδανης (ſo hieß der aus dem Feuer gerettete Freund) ἐςι, πειραν μοι πολλην της εὐνοιας παρεσχημενος. In den Worten ἀδηλον εἰ ἀγαϑοι ἐσονται οὗτοι, ſcheint mir die glückliche Entkommung beyder Kinder zu liegen. Man ſehe übrigens, wie entkräftet auch dieſe Stelle in der Ueberſetzung des Gl. klingt: „Ich könnte wohl andere Kinder bekommen, aber einen dergleichen Freund würde ich niemalen wieder gefunden haben."

George Abbot.

„Dieſer Abbot, ſagt Herr D. Jöcher, verurſachte ſonderlich durch ſeine Schärfe gegen die Nonconformiſten, daß ſich „viele über ihn beſchwerten." Gleich das erſtemal, da mir dieſe Stelle ins Geſicht fiel, ſchien mir es ein wenig ſeltſam, daß man einem Erzbiſchof die Strenge gegen die Feinde ſeines Anſehens und ſeiner Kirche habe verdenken können. Nimmermehr aber hätte ich mir das träumen laſſen, was ich hernach fand; daß man nehmlich die deutlichen Worte des Bayle, worinne dem Abbot gleich das Gegentheil Schuld gegeben wird, ſo ſehr habe verfälſchen können. Hier ſind ſie: La ſeverité qu'il avoit pour les Miniſtres ſubalternes & ſa *connivence* ſur la propagation des Nonconformiſtes, etoient deux choſes qui faiſoient parler contre lui. Was connivence heiſſe, iſt auch Leuten bekannt, welche kein Franzöſiſch verſtehen. Alles was man zu ſeiner Entſchuldigung vorbringen kann, iſt die Nachbarſchaft des Worts ſeverité. Aber wer wird mit halben Augen leſen? Ich würde menſchlich genug ſeyn und glauben, ſeine eilende Feder habe für Schärfe, Nachſicht ſchreiben wollen, wenn er nicht gleich drauf fortführe: „Bey dem König Jacob I. „machte er ſich verhaßt, weil er die Heyrath des Prinzen von „Wallis mit der Infantin von Spanien nicht billigen, ſondern „die Geſetze wider die Nonconformiſten nach der Strenge exercieren wollte.“ Auſſer der Wiederhohlung eines Fehlers begeht der Herr Doctor noch einen neuen. In was für einer Verbindung ſtehen dieſe Heyrath und die Nonconformiſten? Hätte Abbot gegen dieſe nicht nach der Strenge verfahren können, wenn er in jene gewilliget hätte? Kurz; ich kann hierbey gar nichts denken. In der Note* zwey Kleinigkeiten, die man etwas genauer hätte angeben können.

* Unter ſeinen Schriften, heißt es, ſind die vornehmſten: — — *Quaeſtiones theologicae* — — Lieber gar keinen Titel angeführt, als ihn ſo angeführt, daß man mehr dabey denken kann, als man ſoll. Weil das Werk ſelbſt rar iſt, ſo will ich ihn ganz herſetzen: Quæſtiones ſex, 1) de mendacio, 2) de circumciſione & baptiſmo, 3) de aſtrologia, 4) de præſentia in cultu idololatrico, 5) de fuga in perſecutione, 6) an Deus ſit autor peccati: totidem prælectionibus in ſchola theologica Oxonienſi diſputatæ anno 1597. in quibus e ſacra ſcriptura et Patribus quid ſtatuendum ſit definitur. Per Georg. Abbatum. Oxoniæ 1598. in 4. Ferner ein Tractat von der ſichtbaren Kirche. Die wahre Aufſchrift heißt: von der beſtändigen Sichtbarkeit der wahren Kirche. Der Herr D. Jöcher iſt ein zu groſſer Theolog, als daß er nicht zugeben ſollte, daß dieſer Titel etwas ganz anders denken laſſe, als der ſeinige.

Abraham Uſque.

Der Herr Doctor bekennt es ſelbſt, daß die rabbiniſchen Artikel ſehr ſchlecht gerathen ſind; und verſpricht in den Supplementen auf die Verbeſſerung derſelben Fleis zu wenden. Es war alſo billig, daß ich mir es gleich von Anfange vornahm, dasjenige zu übergeben, was der Herr Verfaſſer ſeiner eignen Feile vorzubehalten, für gut befunden hat. Nur bey dieſem einzigen Artickel, weil er in die ſpaniſche Literatur mit einſchlägt, erlaube man mir eine kleine Ausnahme. Meine Erinnerungen ſind folgende. 1) Es iſt wahr, daß wir dieſem Abraham den Druck der ſpaniſchen ferrariſchen Bibel zu danken haben; doch hätte man die Einſchränkung nicht vergeſſen ſollen, daß es nur von derjenigen Ausgabe zu verſtehen ſey, welche dem Gebrauche der Chriſten beſtimmt war. Die Ausgabe zum Nutzen der Juden hat Duarte Pinel gedruckt. Beyde ſind von einem Jahre. 2) Daß ſie zum andernmale 1630 in Holland ſey gedruckt worden, iſt ein offenbarer Fehler. Dieſe Ausgabe iſt die dritte, wo nicht gar die vierte; die zweyte aber iſt 5371. (1611) zu Amſterdam in Folio gedruckt worden. Die zwey Ausgaben nach der von 1630 ſind von 5406 (1646) und von 5421 (1661) welcher ich unten* gedenken will. 3) Bey den Worten: *Man hat angemerkt, daß die An. 1546 zu Conſtantinopel gedruckte ſpaniſche Bibel auch nicht in einem Worte von dieſer unterſchieden ſey*, habe ich zu erinnern: a) Eine ſpaniſche Bibel iſt niemals zu Conſtantinopel gedruckt worden, ſondern nur der Pentateuchus. b) Und auch dieſer iſt nicht 1546. ſondern 5307, welches das Jahr 1547 iſt, herausgekommen. c) *Wolf* ſagt *fere* ad uerbum repetita eſt. d) Wenn man aus dem *le Long*, welcher die Vergleichung zwiſchen dieſem zu Conſtantinopel gedruckten ſpaniſchen Pentateucho und der ferrariſchen Ueberſetzung angeſtellt hat, und aus dem *Wolf* etwa ſchlieſſen will, daß alſo die erſte ſpaniſche Ueberſetzung eines Stücks der Bibel zu Conſtantinopel herausgekommen ſey, ſo wird man ſich irren; denn eben dieſer ſpaniſche Pentateuchus iſt ſchon 5257 (1497) in Venedig gedruckt worden.

* Der Titel iſt dieſer: Biblia en lengua eſpañola traduzida palabra por palabra de la verdad Hebrayca por muy excelentes letrados. Viſta y examinada por el oficio de la Inquiſition. Con privilegio del illuſtriſſimo Señor Duque de Ferrara. Va ora de nuevo corregida en caſa de Joſeph Athias y por ſu orden impreſa. En Amſterdam Ao. 5421 in 8. Aus der Vorrede, welche Joſeph Athias dieſer Ausgabe vorgeſezt, ſieht man, daß der Rabbi Samuel de Cazeres die Beſorgung davon gehabt habe. Er hat ſie nicht nur von al-

len Druckfehlern der vorigen Ausgabe befreyet, ſondern auch die ſchweren und ungewöhnlichen Wörter und allzuharten Wortfügungen ausgemerzt, und bey den dunkeln Stellen einige kleine Erklärungen eingeſchaltet, welche von dem Texte durch () abgeſondert ſind. Auf dieſe Ausgabe darf man es alſo nicht ziehen, wann das GL. ſagt: „ſie iſt von Wort „zu Wort nach dem hebräiſchen Text gegeben, welches denn „ſehr ſchwer und dunkel zu verſtehen; zumahl, da es in „einer ungebräuchlichen ſpaniſchen Redensart, die meiſtens „nur in den Synagogen üblich, überſetzt iſt.“ (Man bemerke hier im Vorbeygehen einen ſchönen deutſchen Ausdruck: es iſt dunkel zu verſtehen.) Ich ſollte vielmehr meinen, daß ein Theologe nur dieſer Bibel zu gefallen Spaniſch lernen müßte; indem die größten Gelehrten darinne übereinkommen, daß keine einzige andere Ueberſetzung die natürliche und erſte Bedeutung der hebräiſchen Worte ſo genau ausdrückt, als dieſe. CASP. LINDENBERGERI *Epiſt. de non contemnendis ex lingua hiſpanica utilitatibus theologicis* in den *Nouis Literariis maris Baltici A.* 1702.) Von dem Samuel de Cazeres muß ich noch gedenken, daß das GL. dieſer ſeiner Arbeit auf eine ſehr unverſtändliche und unvollſtändige Art erwehnet, wenn es in dem Buchſtaben C weiter nichts von ihm ſagt, als: „ein ſpaniſcher Rabbi in der andern Hälfte des „17ten Seculi, hat die Bibel ins ſpaniſche überſetzt zu Amſterdam 1661 in 8. edirt.“ Auch der Artikel des obigen J. Athias iſt ſehr trocken. Man gedenkt blos ſeiner zwey hebräiſchen Auflagen der Bibel, und auch dabey wird Leusdenius ſowohl als die Vertheidigung des Athias gegen den Mareſius vergeſſen. Das Geſchenke der Generalſtaaten würde weniger befremden, wenn man dazu geſetzet hätte: für die an ſie gerichtete Dedication der ſpaniſchen Bibel. Seine Ausgaben der deutſchen, engliſchen und der gedachten ſpaniſchen Bibel, hätten eben ſo wenig ſollen übergangen werden, als die Art ſeines Todes. Sonſt darf man ſich in den ſpaniſchen Bibeln der Juden über das häufige vorkommende A. nicht wundern. Es iſt ihre Gewohnheit, den vierbuchſtäbigen Namen des Höchſten nicht anders auszudrücken.

Johannes Abrenethius.

Von dieſem Manne weis das GL. weiter nichts als: hat 1654 eine geiſtliche Seelenarzeney und von der Krankheit der Seelen zu Hanau edirt. Wenn man nur wenigſtens noch geſagt hätte, ob er ein Franzoſe oder ein Ruſſe, ein Spanier oder ein Wende geweſen wäre. Doch wenn er ſein Buch deutſch und zwar zu Hanau herausgegeben hat, ſo wird er wohl ein Deutſcher ſeyn. Gefehlt! Er iſt ein Engländer, und das von ihm angeführte Buch iſt nichts als eine Ueberſetzung desjenigen, welches 1615 in London unter dem Titel a chriſtian and heavenly treatiſe containing phyſicke for the ſoul herausgekommen iſt.

Laurentius Abſtemius.

Es iſt verdrüßlich, wenn man dasjenige noch einmal anmerken ſoll, was man bey dem Bayle ſchon angemerkt findet. Er hat, ſagt der Herr D. Jöcher, dem Herzoge Guido Ubaldus einige Bücher obſcurorum locorum zugeſchrieben. Es ſind nicht einige Bücher, ſondern ein einziges, und noch dazu ein ſehr kleines, wie es Abſtemius ſelbſt in der Zueignungsſchrift zu ſeinem Hecatomythion ſagt. Sonſt hat er auch annotationes in obſcura loca veterum geſchrieben, von denen ein Stück in GRVTERI Theſauro critico ſtehet. Dieſe ſind mit dem vorhergehenden Buche obſcurorum locorum einerley, und hätten alſo unter einem andern Titel gar nicht dürfen wiederhohlet werden. Der Auszug daraus ſteht in dem erſten Theile des gedachten Theſauri, wo man an dem Rande dieſe Anmerkung des Gruterus findet ex libro obſcurorum locorum Venetiis in 4. Urbini Grammaticam docuit et Bibliothecæ Guidi Ubaldi Urbini ducis præerat. Valla in illum invectus, qui in omnes ſtylum amarulentum ſtrinxit adeoque fere in Chriſtum. Von ſeinen Fabeln giebt weder Jöcher noch Bayle noch Geſner eine ältere Ausgabe an, als die von 1522 in Straßburg. Nevelet, wie Bayle anmerkt, hat ſich noch einer jüngern bedient. Ich habe eine weit ältere vor mir, welche aber nur das erſte Hundert enthält, und zu Venedig 1499 in 4. unter der Aufſchrift: Fabulæ per latiniſſimum virum LAVRENTIUM ABSTEMIVM nuper compoſitæ gedruckt iſt. Dieſen ſind 30 Fabeln des Aeſopus, aus dem Griechiſchen durch den Laurentius Valla überſetzt, beygefügt. Ich nenne dieſe letztern deswegen ausdrücklich mit, um den Zweifel des de la Monnoie zu beſtärken, den er bey der obigen Randnote des Gruterus hat, daß nehmlich Laurentius Valla dieſen Abſtemius ſehr unhöflich durchgezogen habe. Würde es wohl Abſtemius, welcher damals noch lebte, oder würden es ſeine Freunde, die dieſe Ausgabe beſorgt, zugegeben haben, daß man ſeinen Fabeln einige kahle Ueberſetzungen ſeines Feindes mit ſo vielen Lobſprüchen, als ſie daſelbſt bekommen, beyfügen dürfe?

Abudacnus.

Seine hiſtoria Iacobitarum iſt zu Oxford 1675. nicht in 12 ſondern in 4 gedruckt worden. Herr Clement ſagt zwar auch in 12; doch beyde berufen ſich auf den Herrn von Seelen, ohne dieſe erſte Ausgabe vielleicht jemals geſehen zu haben. Herr Clement ſetzt noch hinzu: pag. 75. und nennt es gleichwohl un petit traité qui ne remplit que quatre feuilles. Hier hat er ſich alſo noch dazu verrechnet; denn wenn es vier Bogen ſtark, und dennoch in 12 ſeyn ſollte, ſo müßte es ja 96 und nicht 75 Seiten haben. Doch wie geſagt, es iſt in Quart und nimmt nicht mehr als 30 Seiten, ohne das Titelblat und zwey Blätter Vorrede, ein. Uebrigens aber hüte man ſich, die Geſchichte der Jacobiten für das einzige Werk des Abudacnus zu halten. Auſſer den Schriften die er im Manuſcripte hinterlaſſen hat, und worunter ſonderlich die arabiſche Grammatik gehöret, welche in der kayſerlichen Bibliothek zu Wien aufbehalten wird, (LAMBECIVS Tom. I. Comment. S. 176.) hat man noch von ihm Speculum hebraicum, gedruckt zu Löwen 1615. Daß er in Löwen Profeſſor der orientaliſchen Sprachen geweſen ſey, iſt ausgemacht. Der Herr D. Jöcher hätte alſo das ſoll und nach einiger Meinung erſparen können. Abraham Scultetus in ſeiner Lebensbeſchreibung gedenkt ſeiner; desgleichen auch Eryc. Puteanus in dem 59ten Briefe des erſten Hunderts. Dieſe beyden Stellen habe ich den monatlichen Unterredungen des Herrn Tenzels zu danken; nach deſſen Vermuthung der damalige Biſchof, Johann Fell, die Ausgabe der Geſchichte der Jacobiten ſoll beſorgt haben.

Donat Acciajoli.

Er iſt kein Plagiarius.* Er iſt es nicht, welcher des Nic. Acciajoli Leben in das Italiäniſche überſetzt hat.** Dieſes Leben hat kein Palearius ſondern Matth. Palmerius geſchrieben.*** Die Lebensbeſchreibungen aus dem Plutarch hat er nicht italiäniſch überſetzt. Bey Gelegenheit dieſer Lebensbeſchreibungen noch eine Unrichtigkeit. † Eines von ſeinen Werken, welches das geringſte nicht iſt, hätte man nicht vergeſſen ſollen. †† Ein Umſtand von ihm, welcher vielleicht der bekannteſte nicht iſt. †††

* Wenn wird man aufhören einen ehrlichen Mann der Nachwelt mit einem Schandflecke abzumahlen, den ihm die Gelehrteſten längſt abgewiſcht haben? Doch was pflanzt man lieber fort als Beſchuldigungen? Simon Simonius war der erſte, welcher dem guten Acciajoli (epiſt. dedicat. comm. in lib. I. Eth. Nicom.) das Plagium gegen ſeinen Lehrer Schuld zu geben ſchien. Naude, welcher vielen Gelehrten ihren guten Namen wiedergegeben und vielen andern genommen hat, wiederhohlte dieſe Beſchuldigung als eine Gewißheit. Voßius zweifelte daran, und Conring wiederlegte ſie, und zwar durch Anführung einer Stelle, wo es Acciajoli ſelbſt geſtehet, daß er die Verleſungen ſeines Lehrers mit ſeiner Arbeit verbunden habe. Alles dieſes erzehlt Bayle weitläuftig. Was hilft es aber, daß billige Richter einen Ausſpruch thun, wenn man dennoch die ſchimpflichen Vorwürfe der Ankläger fortdauern läßt? Wenn es nun jemanden einkäme, aus dem GL. die Exempel undankbarer Schüler zu ſammeln; wie es denn ſchon zu vielen ſolchen ſchönen Sammlungen Gelegenheit gegeben hat: würde der Herr D. Jöcher nicht an der Beſchimpfung dieſes ehrlichen Italiäners Schuld ſeyn? Hätte man ihm aber ja einen gelehrten Diebſtahl vorwerfen wollen, ſo würde man mit wenig Mühe einen andern haben finden können, deſſen weder Bayle, noch ſonſt ein Criticus gedenkt, und weswegen ihn noch niemand ausdrücklich vertheidigt hat. Ich ziele hiermit auf das, was Friedrich Beſſel in der Vorrede zu ſeinen animaduerſ. ad Eginhartum ſagt: Circumfertur Caroli M. uita, quam in Hagiologiam ſuam tranſtulit GEORGIVS WICELIVS, ratus, antiqui alicuius eſſe ſcriptoris, aut plane a Plutarcho

conceptam, quo nomine riſum mouit Voſſio; ſed genuinus eius autor eſt DONATVS ACCIAIOLVS qui et ipſe Eginhartum *fere exſcribit* &c. Ich bin jetzo nicht im Stande, die Arbeit des Eginhartus mit der Arbeit des Acciajolus zu vergleichen, weil ich die letztere hier nicht bey der Hand habe; ich bin aber von ſeiner Ehrlichkeit ſo überzeugt, daß ich gleich im Voraus das Urtheil des Herrn Hofrath Buders unterſchreiben will, welcher in ſeiner Bibl. hiſt. ſelecta auf der 895. S. ſagt: Vitam Caroli M. DONATVS quoque ACCIAIOLVS Florentinus, compto ſtilo compoſuit, ſecutus quidem ſæpe Eginhartum, habet tamen quæ uel apud hunc minime, uel paulo aliter expreſſa inueniuntur.

** Wenn man ſich nur ein klein wenig näher um den Ueberſetzer der Lebensbeſchreibung des Nic. Acciajoli hätte bekümmern wollen, ſo würde man gefunden haben, daß er zwar mit unſerm Acciajoli gleichen Namen führe, daß er aber wenigſtens hundert Jahre nach ihm gelebt habe, und ein Rhodiſer Ritter geweſen ſey. Was aber das Vorgeben, als ob dieſer Acciajoli der Ueberſetzer dieſer Lebensbeſchreibung ſey, am allerlächerlichſten macht, iſt dieſes, daß in dem Anhange derſelben, welcher von der Familie des Acciajoli handelt, ſein eignes Leben nebſt ſeinem Tode erzehlt wird.

*** Daß kein Palcarius der Verfaſſer gedachter Lebensbensbeſchreibung iſt, kann ich nicht beſſer beweiſen, als wenn ich den Titel derſelben aus dem XIII. Tome der Scriptor. rer. ital. des Muratori herſetze: Matthiæ Palmerii de uita et rebus geſtis Nicolai Acciaioli, Florentini, Magnæ Apuliæ Seneſcalli ab anno 1310 - 1366. Ob ich mich aber, oder der Herr D. Jöcher richtiger auf dieſe Sammlung berufen, werden die ſehen, die ſie ſelbſt nachſchlagen können. Die gedachte Italiäniſche Ueberſetzung dieſer Lebensbeſchreibung iſt ſchon 1588 an das Licht getreten; und damals als der Herr de la Monnoie bey dem Bayle derſelben gedenkt, war es wahr, daß das lateiniſche Original, wie er ſagt, noch nicht im Druck erſchienen ſey. Man hat es nicht eher, als in dem angeführten 13ten Tome des Muratori, welcher 1728 herauskam, zu ſehen bekommen.

† Ich glaube es ſelbſt nicht, daß der Herr D. Jöcher dieſes habe ſagen wollen, gleichwohl aber ſagt er es, und daran iſt nichts Schuld, als ſeine verworrene Schreibart, welche gar zu viele und noch dazu verſchiedene Sachen in einen Perioden bringen will. Er hat, ſagt er, die vom Plutarch aufgeſetzten Lebensbeſchreibungen Hannibalis, Scipionis, Alcibiadis und Demetrii aus dem Griechiſchen, ingleichen — ins Italiäniſche überſetzt. Ich habe dieſe Lebensbeſchreibungen ſelbſt niemals geſehen; Jovius aber ſagt es ausdrücklich, daß ſie lateiniſch ſind. Wem dieſe Unrichtigkeit zu geringe ſcheint, dem will ich eine vielleicht gröſſere in eben den angeführten Worten zeigen. Die vom Plutarch aufgeſetzten Lebensbeſchreibungen Hannibalis und Scipionis. Hat es der Herr Doctor nicht bey dem Placcius und Bayle geleſen, daß Acciajoli dieſe beyden Stücke dem Plutarch müſſe untergeſchoben haben, weil man die Urſchrift in ſeinen Werken nicht findet? Will man aber ſagen, er könne wohl eine Handſchrift beſeſſen haben, die vollſtändiger geweſen wäre, als unſre jetzigen Abdrücke, ſo iſt auch hierauf die Antwort leicht. Das Verzeichniß nämlich, welches Lamprias, der Sohn des Plutarchs, von den Schriften ſeines Vaters aufgeſetzt, zeigt es augenſcheinlich, daß Plutarch wenigſtens niemals eine Lebensbeſchreibung des Hannibals verfertiget hat. Dieſes Verzeichniß hat Höſchelius, der es von dem Andreas Schottus bekommen hatte, zuerſt ans Licht gebracht; und wie wohl ſagt er in ſeinem Briefe an den Raphelengius davon: Id genus indices cui uſui ſint non neſcis. ψευδεπιγραφα multa produnt; de amiſſis et latitantibus erudiunt. Wenn man hieraus ſchlieſſen will, daß alſo Acciajoli, geſetzt, daß er auch kein Plagiarius geweſen iſt, gleichwohl ein gelehrter Betrieger geweſen ſey; ſo kann man ſich gleichwohl noch übereilen. Vielleicht hat er es ſelbſt zugeſtanden, daß er in dieſen beyden Lebensſchreibungen, den Plutarch nur nachgeahmt, nicht aber überſetzt habe.

†† Ich meine nehmlich ſeine italiäniſche Ueberſetzung der florentiniſchen Geſchichte des Leon. Bruni, welche drey Jahre nach ſeinem Tode in Venedig unter folgendem Titel iſt ge-

druckt worden: Storia Fiorentina tradotta in volgare per **DONATO ACCIAIOLI.** Impreſſa in Vinegia per lo diligente huomo maeſtro **JACOMO DI ROSSI**, de natione Gallo 1476. in Folio. Der Herr Clement hat ſowohl dieſe, als eine neuere Edition von 1561. mit der Fortſetzung und den Anmerkungen des Franciscus Sanſovini, angeführt, und rechnet beyde unter die ſeltnen Werke.

††† Daß Acciajoli ſeiner Vaterſtadt wichtige Dienſte geleiſtet, findet man bey dem Bayle; daß ihm aber ſeine Dienſte ſehr ſchlecht ſind belohnt worden, und daß er einmal ſo gar ſeine Vaterſtadt habe räumen müſſen; findet man daſelbſt nicht, ſo wichtig auch dieſer Umſtand iſt. Ich habe die Nachricht davon einer Stelle aus des B. Accolti Geſpräche de præſtantia virorum ſui ævi zu danken. Hier iſt ſie: Fuit etiam in civitate iſta præcipuæ auctoritatis vir, **DONATVS ACCIAIOLI** equeſtris ordinis, prudentiæ, magnitudinis animi, continentiæ ſingularis, cujus conſiliis plurima in republica utilia decreta ſunt: nec tamen ob ejus egregia merita declinare invidiam potuit, quin inimicorum opera ex urbe pelleretur.

Zenobius Acciajoli.

Ueberhaupt merke ich bey dieſem Artikel als einen nicht geringen Fehler an, daß man die Schriften dieſes Gelehrten, welche gedruckt worden, von denen nicht unterſchieden hat, die niemals an das Licht gekommen ſind. Man ſehe, was der Herr de la Monnoie bey dem Bayle davon erinnert. Der Herr D. Jöcher redet von Briefen an den Picus de Mirandula. Ich finde aber unter den Briefen dieſes Gelehrten nicht mehr als einen einzigen von dem Zenobius und zwey Antworten an ihn. Seine Chronik eines Kloſters in Florenz iſt auch mit einem Schnitzer angeführet worden, indem das GL. dieſes Kloſter St. Mariæ anſtatt St. Marci genennt hat. Was endlich des **ARISTOTELIS** Ethicam ad Nicomachum cum ſcholiis et gloſſis interlinearibus anbelangt, ſo vermuthe ich nicht ohne Grund, daß hier Zenobius Acciajoli mit dem vorhergehenden Donatus ſey verwechſelt worden. Von ſeinem Sterbejahre eine Anmerkung* welche den Herrn de la Monnoie angeht.

---

* Ambroſius Altamura ſagt, Zenobius ſey im Jahre

1520 geſtorben. Dem Herrn de la Monnoie iſt dieſes verdächtig vorgekommen. Er ſagt daher, es hielten einige dafür, er könne nicht eher als im Jahre 1537 geſtorben ſeyn, weil Hieronymus Aleander, welcher ihm in dem Amte eines Bibliothekars im Vaticane gefolgt iſt, dieſe Stelle nicht eher als im gedachten 1537ten Jahre angetreten habe. Allein woher hat der Herr de la Monnoie dieſe Nachricht? Bayle ſagt: Aleandre fut d'abord placé chés le Cardinal de Medicis, auquel il ſervit de Secretaire: il eut enſuite la charge de Bibliothecaire du Vatican aprés la mort d'Acciajoli. Mais le grand theatre où il commença de paroitre avec eclat fut l'Allemagne, au commencement des troubles que la Reformation y excita. Il y fut envoié Nonce du Pape l'an 1519. Iſt hieraus nicht zu ſchlieſſen, daß er ſchon vor dem Jahre 1519 die Aufſicht über die vaticaniſche Bibliothek müſſe gehabt haben? — — — Doch Bayle könnte vielleicht hier ein Hyſteronproteron begangen haben? Ich will alſo den Zweifel des Herrn de la Monnoie auf eine unwiderſprechlichere Art nichtig machen: durch die Anmerkung nehmlich, daß H. Aleander 1537 ſchon Kardinal geweſen, oder wenigſtens gleich das Jahr darauf geworden iſt. Iſt es alſo möglich, daß er dem Z. Acciajoli erſt zu dieſer Zeit könne gefolgt ſeyn? Ich will es aber gleich entdecken, woher dieſer Irrthum des Herrn de la Monnoie entſtanden iſt. Daher nehmlich, daß er eben ſo wenig wie der Herr D. Jöcher, die Aufſeher in der vaticaniſchen Bibliothek, von dem eigentlichen Bibliothekar, welches niemand anders als ein Kardinal ſeyn kann, unterſchieden hat. Als Acciajoli 1520, oder wie ich vermuthe noch eher, ſtarb, folgte ihm Aleander nur als Cuſtos, oder Magiſter Bibliothecæ Vaticanæ. Nach ſeiner Gelangung zur Kardinalswürde aber, welches gegen das Jahr 1538 geſchah, ward er eigentlicher Bibliothekarius. Ich muß mich wundern, wie ſich Bayle durch einen ſo leicht zu widerlegenden Einwurf hat können irre machen laſſen. Doch es ſcheinet, als ob er dem Herrn de la Monnoie allzuviel Genauigkeit zugetraut hätte. Und nur daher iſt es vielleicht gekommen, daß er ſich verſchiedne Fehler von ihm hat aufheften laſſen. Ich will es noch zum Ueberfluſſe durch ein Zeugniß beweiſen, daß Acciajoli ſchwerlich erſt 1537 könne geſtorben ſeyn. Leander Albertus ſagt in ſeiner Beſchreibung Italiens, welche ich nach der lateiniſchen Ueberſetzung anführen muß, von ihm folgendes: ZENOBIUS ACCIEVOLVS ex ordine prædicatorum, qui de græcis opera quædam in latinum convertit, nominatim Juſtinum Martyrem, et *annis ſuperioribus* Bibliothecæ Vaticanæ Magiſter exceſſit. Dieſe Stelle ſteht nicht weit vom Anfange eines Werks, welches der Verfaſſer ſchon 1537 völlig ausgearbeitet hatte, ob es gleich erſt einige Jahr drauf gedruckt worden. Wie hätte er annis ſuperioribus ſagen können, wann er in eben dem Jahre geſtorben wäre? Was die Ueberſetzung des Juſtinus, in dieſer Stelle des Albertus, anbelangt, ſo iſt ſie niemals gedruckt worden, welches denen bekannt ſeyn wird, welche wiſſen, daß wir nicht mehr als drey lateiniſche Ueberſetzungen des Juſtinus haben. Die erſte iſt von dem Joachimus Perionius; die zweyte von dem Sigiſ. Gelenius, und die dritte von Johann Langen.

Aus der Berliniſchen Staats- und gelehrten Zeitung von den Jahren 1752 und 1753.*)

Von gelehrten Sachen.

(12. Dec. 1752.) Satyriſche und lehrreiche Erzehlungen des Michel de Cervantes Saavedra, Verfaſſer der Geſchichte des Don Quiſchotte; nebſt dem Leben dieſes berühmten Schriftſtellers, wegen ihrer beſondern Annehmlichkeiten in das Teutſche überſetzt. Frankfurt und Leipzig. In der Knoch und Eßlingeriſchen Buchhandlung. in 8t. 1 Alphb. 13 Bogen. Der Name des Verfaſſers wird dieſes Werk mehr anpreiſen, als wir es mit aller Beredſamkeit zu thun im Stande wären. Es ſind Erzehlungen, oder

---

*) Bei dieſen und den folgenden Jahrgängen iſt die Sicherheit, daß nur Echtes ausgewählt worden ſei, ſchon weit geringer als bei dem Jahrgang 1751. Indeß wird der Auswähler nur gelehrten, nicht aber bloß auf Gefühl beruhenden Gründen nachgeben dürfen.

wie ſie Cervantes in ſeiner Sprache nennt, neue Beyſpiele, in deren keinem man weder ſeinen feinen Witz, noch ſeine lachende Satyre vermiſſen wird. Wir wollten nur wünſchen, daß dieſe Ueberſetzung nach dem ſpaniſchen Originale wäre gemacht worden; anſtatt daß man die ungetreue franzöſiſche Ueberſetzung überſetzt hat. Der Nutzen hiervon wäre nicht nur dieſer geweſen, daß ſich der Geiſt des Spaniers an unzählichen Orten in einer weit reitzendern Stärke würde gezeigt haben; ſondern vornehmlich auch dieſer, daß man keine fremden Werke dem Cervantes untergeſchoben hätte, wie es gleich mit der erſten Erzehlung **Ruis Dias und Quipaire**, ergangen iſt. Die übrigen, welche in dieſem erſten Theile (ob man es gleich auf dem Titel nicht ſagt daß es nur der erſte Theil ſey) enthalten ſind, heiſſen 2) die berühmte Fregonne. 3) Der freygebige Liebhaber. 4) Die Egypterin (das iſt franzöſiſch Deutſch; es ſollte die Zigeunerin heiſſen) 5) Die Kraft des Geblüts. 6) Die betrügliche Heyrath. 7) Das Geſpräch zweyer Hunde. Dieſe letztern ſechſe ſind ohne Widerſpruch von dem Cervantes und des Verfaſſers des Don Quiſchotts vollkommen würdig. Koſten in den Voßiſchen Buchläden 12 Gr.

(14. Dec.) *Amalie ou le Duc de Foix, Tragedie de Monſieur de Voltaire, Gentilhomme ordinaire de la chambre du Roi de France & Chambelan du Roi de Pruſſe. à Dresde* 1752. *chez G. C. Walther, Libraire du Roi*, in gr. 8v. auf 5 Bogen. Einen Voltaire loben iſt eben ſo was unnöthiges, als einen Hancken tadeln. Ein groſſer Geiſt hat nun einmal das Recht, daß nichts aus ſeiner Feder kommen kan, als was mit dem Stempel des Beſten bezeichnet iſt.

Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geſchmak iſt der Geſchmak der Welt.

Was für ein Dichter! welcher auch in ſeinem Alter das Feuer ſeiner Jugend beybehalten hat; ſo wie er in ſeiner Jugend die bedächtliche Critik des Alters gleichſam ſich im voraus weggenommen hatte. Man beſorge nur nicht, daß er wohl noch das Schickſaal des groſſen Corneille haben könne. Und geſezt; was wäre es mehr! Sind nicht auch in den jüngſten Stücken dieſes Dichters tauſend Stellen, wovon eine einzige einen ganzen **Colligny** werth iſt! . . Doch weit iſt **Amalie** noch von dieſem Falle entfernt, und wie geſichert iſt ſie, auch von dem partheylichſten Kunſtrichter weder ein Helas noch ein Holla! zu hören.

Sie hat nicht nur ſchöne Stellen; ſie iſt durchaus ſchön, und die Thränen eines fühlenden Leſers werden unſer Urtheil rechtfertigen. Der Stof iſt aus der Geſchichte der mittlern Zeit genommen. Es würde eine ſehr trockene und überflüßige Unterſuchung werden, das wahre und das erdichtete davon zu beſtimmen. Wie leicht könnte es kommen, daß das letztere das erſtere verſchlänge? Noch thörigter würde es ſeyn, wenn wir den Innhalt hier verrathen wollten. Wir wollen den Leſern das Vergnügen das aus dem Unerwarteten entſteht ganz gönnen, und ihnen weiter nichts ſagen, als daß es ein Trauerſpiel ohne Blut, zugleich aber ein lehrendes Muſter ſey, daß das tragiſche in etwas mehr als in der bloſſen Vergieſſung des Bluts beſtehe. Was für Stellungen! Was für Empfindungen! Liſois, was für ein Charakter! Es iſt vielleicht verwegen zu ſagen, der Dichter habe ſich ſelbſt darinne übertroffen. Doch es ſey verwegen; giebt es nicht auch verwegene Wahrheiten? . . Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden 6 Gr.

(19. Dec.) **Idomeneus, ein Trauerſpiel des Hrn. Crebillon. Stralſund und Leipzig bey Joh. Jacob Weitbrecht. 1752.** Von dem Trauerſpiele ſelbſt iſt nichts zu ſagen. Wer kennt den blutigen Cothurn eines grauſamen Crebillon nicht? Die Ueberſetzung iſt in reimloſen Zeilen, mit abwechſelnder Versart. Warum der Ueberſetzer den Reim verbannt habe, zeigt er in der Vorrede an: **weil man mitten in dem Sturme der Leidenſchaften ſtets durch ſein widerliches und unnatürliches Geklapper erinnert werde, man ſey nur auf dem Schauplatze.** Vortreſliche Urſache! Hieraus würde folgen, daß man mit verbundenen Augen in den Schauplatz gehen müſſe. Jedes Licht, jede Verzierung der Scenen, jede Verkleidung der Schauſpieler, erinnert mich weit mehr, als der Reim, daß ich nur auf dem Schauplatze bin; indem alles, was ich mit den Augen ſehe, einen weit ſchärfern Eindruck macht, als was flüchtig durch die Ohren rauſcht. Warum iſt man nun nicht aufrichtig mit der Welt? Warum ſagt man ihr nicht gleich? ich hatte groſſe Luſt dieſes Trauerſpiel zu überſetzen, ich war aber zu faul oder zu ungeſchickt, die Schwierigkeiten des Reims, ſo wie etwa Schlegel (ſiehe die Vorrede zu ſeinen theatraliſchen Werken) zu überſteigen; und habe alſo den Reim an Galgen heiſſen gehen. . . Ob er in der Wahl der jedesmaligen Versart, ſagt der Herr Ueberſetzer, glücklich geweſen oder nicht, werde die Aufführung dieſes Stücks am beſten zeigen können. Ins Ohr.

mein Herr! Ihre Ueberſetzung möchte wohl nimmermehr aufgeführt werden; es müßte denn von einer Geſellſchaft ſeyn, die ſie ausdrücklich dazu erbeten. Fragen Sie nur einen Schauſpieler, was für Dienſte ihm der Reim bey dem memoriren leiſte? Sie werden alsdann aus ſeiner Antwort ſchlieſſen können, ob ſie ihm durch ihre Neuerung eine große Gefälligkeit erzeigt haben. Werffen ſie mir nicht höniſch ein, er habe ihre Verſe nur als Proſa zu lernen. Sie irren ſich; in der Proſa kan er hier und da ein Wort, ohne Nachtheil der Stärke der Gedanken verſetzen, welches er in ihren Verſen unterlaſſen muß, wann ſie anders Verſe bleiben ſollen. - - Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden 4 Gr.

(23. Dec.) *Elemens de la Philoſophie moderne, qui contiennent la Pneumatique, la Metaphyſique, la Phyſique expérimentale, le Syſtéme du Monde, ſuivant les nouvelles decouvertes. Ouvrage enrichi de Figures. Par Mr. Pierre Maſſuet, Docteur en Medecine. en II Tomes.* in 12. 1 Alph. 16 Bogen, nebſt 5 Bogen Kupfer. Der Herr Maſſuet iſt zwar nicht der erſte, welcher die neuere Weltweisheit nach dem Begriffe eines jeden vorzutragen ſucht; er iſt aber unwiderſprechlich der glücklichſte. Die übrigen alle haben einer gewiſſen Philoſophie geſchworen, und theilen ihren Leſern von den neuen Entdeckungen nur diejenigen mit, welche in ihr Lehrgebäude paſſen. Wie viel verliert man alſo nicht bey dieſen Herren, welche die Natur nach ihren Ideen, nicht aber ihre Ideen nach der Natur einrichten wollen? Und wie viel aufrichtiger iſt Herr Maſſuet, welcher in allen den Stücken, worinne die Weltweiſen uneinig ſind, auf keines Seite trit; die Gründe für und wieder in aller ihrer Stärke verträgt, und es dem Leſer überläßt, ſeinen Beyfall feſt zu ſetzen, oder welches immer das beſte iſt, ſo lange zu verſchieben, bis neue Erfahrungen ein größeres Licht, in der ſtreitigen Sache, anzünden. Dieſe Entfernung von allen Sekten iſt ein großer Vorzug gegenwärtiger Anfangsgründe; er iſt aber bey weitem nicht der einzige. Die ungemeine Deutlichkeit, und die ſorgfältige Vermeidung aller unnützen Spitzfindigkeiten, hätten wir zuerſt rühmen ſollen. Nach dem Eingange, welcher von der Weltweisheit überhaupt handelt, theilt Hr. Maſſuet die ganze Philoſophie in nicht mehr als drey Bücher. In dem erſten handelt er die Pnevmatik, in dem andern die Metaphyſik und in dem dritten die Experimentalphyſik ab. Was werden aber un-

ſere tiefſinnigen Terminologiſten ſagen, wann ſie ſehen werden, daß der Verfaſſer ihre Königin der Wiſſenſchaften in zehen kleinen Hauptſtücken abgefertiget, der Naturlehre hingegen ganzer 88 Kapitel gewidmet hat? Sie werden ohne Zweifel in der barbariſchſten Sprache über Barbarey ſchreien, und aus Rache (wo es nur nicht auch aus Unwiſſenheit geſchieht) in ihren nächſten Lehrbüchern der Phyſik die wenigſten Blätter einräumen; ja ſie noch dazu ſo vortragen, daß man auch dieſe, wie gewöhnlich, ganz und gar wird überſchlagen müſſen. - - Sonſt hat es dem Hrn. Maſſuet gefallen, ſich der Methode durch Frag und Antwort zu bedienen; und hoffentlich wird man ſich nicht daran ſtoßen, weil er dieſe Lehrart, weder von einem Hübner, noch von einem Reimann gelernt hat. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 2 Thlr. 16 Gr.

(2. Jan. 1753.) *L'Eſprit des Nations, en II Tomes. à la Haye* 1752 in 12. jeder Theil 12 Bogen. Die edelſte Beſchäftigung des Menſchen iſt der Menſch. Man kan ſich aber mit dieſem Gegenſtande auf eine gedoppelte Art beſchäftigen. Entweder man betrachtet den Menſchen im einzeln, oder überhaupt. Auf die erſte Art kan der Ausſpruch, daß er die edelſte Beſchäftigung ſey, ſchwerlich gezogen werden. Den Menſchen im einzeln zu kennen; was kennt man? Thoren und Böſewichter. Und was nützt dieſe Erkenntniß? uns entweder in der Thorheit und Boßheit recht ſtark, oder über die Nichtswürdigkeit uns gleicher Geſchöpfe melancholiſch zu machen. Ganz anders iſt es mit der Betrachtung des Menſchen überhaupt. Ueberhaupt verräth er etwas groſſes und ſeinen göttlichen Urſprung. Man betrachte, was der Menſch für Unternehmungen ausführt, wie er täglich die Grenzen ſeines Verſtandes erweitert, was für Weisheit in ſeinen Geſetzen herrſchet, von was für Emſigkeit ſeine Denkmähler zeigen. Das einfacheſte und vollkommenſte Bild von ihm auf dieſer Seite zu erhalten, muß man es, auf eine Lucianiſche Art, aus den ſchönſten Theilen ſeiner Arten, das iſt der Nationen, zuſammen ſetzen, wozu aber eine ſehr genaue Charakteriſtik derſelben, erfordert wird. Noch hatte kein Schriftſteller ſich dieſen Gegenſtand insbeſondere erwehlet; ſo daß der Verfaſſer der gegenwärtigen Schrift mit Recht von ſich rühmen kan: libera per vacuum poſui veſtigia princeps. Man begreift es leicht, daß er alle ſeine Anmerkungen auf die Geſchichte gründen müſſe, und daß, wann er nur das geringſte von dem Charakter einer Nation,

ohne ſich auf die Erfahrung zu ſtützen, behaupten wollte, er eben ſo lächerlich werden würde, als der Naturforſcher, der uns neue Entdeckungen aufdringen will, ohne ſie durch Experimente zu beweiſen. Man muß ihm aber mit Recht den Ruhm laſſen, daß er ſich als einen eben ſo groſſen Kenner der Geſchichte, als einen ſcharfſinnigen Weltweiſen erwieſen hat. In dieſen beyden erſten Theilen, denen vielleicht noch einige folgen möchten, iſt ſeine Beſchäftigung dieſe, daß er die Urſachen der Verſchiedenheit unter den Nationen unterſucht, die vornehmſten alter und neuer Zeiten mit einander vergleicht, und ihren abwechſelnden Vorzug beſtimmt. Eigentlich zu reden hat man keine andere als phyſikaliſche Urſachen, warum die Nationen an Leidenſchaften, Talenten und körperlichen Geſchicklichkeiten ſo verſchieden ſind; denn was man moraliſche Urſachen nennt, ſind nichts als Folgen der phyſikaliſchen. Die Erziehung, die Regierungsform, die Religion zu den Urſachen dieſer Verſchiedenheit zu machen, zeigt deutlich, daß man es entweder ſchlecht überlegt hat, oder einer von denjenigen Gelehrten iſt, die zum Unglück in Ländern gebohren ſind, von welchen man vorgiebt, daß ſie den Wiſſenſchaften weniger günſtig, als etwa Frankreich und England, wären, und alſo ſich ſelbſt Unrecht zu thun glauben, wann ſie den Einfluß des Clima auf die Fähigkeit des Geiſtes zugeben wollten. Unter den Beurtheilungen verſchiedener Völker, welche der Verfaſſer angeſtellet, iſt insbeſondere die Beurtheilung der Chineſer und der alten lacedämoniſchen Republik ungemein leſenswürdig. Er behauptet von der letztern, daß viele Geſetze des Lycurgs allzubeſonders geweſen wären, und daß die Tugenden der Spartaner nicht allezeit aus den beſten Grundſätzen gefloſſen wären. Es war, ſagt er, allzuviel Kunſt und Gezwungenheit dabey. Es war Schminke; freylich die ſchönſte von der Welt, weil ſie von Griechen und Philoſophen war gemacht worden: aber es war doch Schminke. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden, hier und in Potsdam, 1 Rthlr.

(6. Jan.) Bald wird in Frankreich die Profeßion eines Sittenlehrers die Profeßion eines Wagehalſes werden. Schon wieder eine Moral die man in Paris verbrannt hat! Hier iſt der Titel: L'ecole de l'homme ou Parallele des portraits du ſiecle &c des tableaux de l'Ecriture ſainte. Ouvrage moral, critique &c anecdotique en III Tomes, in 8. Der Verfaſſer hat ſich ſeine glücklichen Vorgänger in moraliſchen Schilderungen nicht abſchrecken laſſen. Auch nach einem

Bruyere, Clariſſe und Panage glaubt er etwas neues ſagen zu können. Ihre Werke, behauptet er, hätten bloß die Kraft einen artigen Mann, oder aufs höchſte einen ehrlichen Mann zu bilden; er aber wolle, nebſt dieſen, einen Chriſten zu bilden ſuchen. Und in der That, darinne geht er von allen jetztlebenden franzöſiſchen Witzlingen ab; er zeigt es auf allen Seiten, daß er Religion habe, daß er ſie ſeinen Leſern einzuflößen ſuche, daß er überführet ſey, nur ſie gäbe allen guten Eigenſchaften den wahren Werth, nur durch ſie allein könne man ein rechtſchaffener Vater, ein rechtſchaffener Sohn, ein rechtſchaffner Ehemann, ein rechtſchaffner Freund, ja ſogar ein rechtſchaffner Liebhaber ſeyn. Und das Werk eines ſolchen Schriftſtellers, wird man ſagen, iſt verbrannt worden? Nicht allein; man hat ſogar den Verfaſſer, welcher ein Soldat unter der königlichen Garde, Namens Gesnard, ſeyn ſoll, ins Gefängniß geſetzt, wo er ſein Schickſal zu erwarten hat. Warum hat er mit aller Gewalt ein Lucil werden wollen, von welchem Horaz ſagt:

Primores populi rapuit, populumque tributim,
Scilicet uni æquus virtuti atque ejus amicis.

Eine Menge ſatyriſcher Schilderungen, in welchen man beynahe den ganzen pariſiſchen Hof, und wer weiß was noch für hohe Häupter finden will, ſind die Urſache ſeines Unglücks. Aber ſoll denn ein Sittenlehrer nicht nach dem Leben ſchildern? Sollen denn alle ſeine Gemählde ohne Aehnlichkeit ſeyn? Und wann er auch niemanden zu treffen Willens hat, ſo darf er nur die aller groteſkeſten Figuren von Narren auf das Papier werfen, und die Anwendung dem Leſer überlaſſen; er wird gewiſſe Perſonen vor den Augen müſſen gehabt haben, wann er das Gegentheil auch beſchwören wollte. Derjenige alſo hätte das Unglück des Verfaſſers verdient, welcher ſeinem Werke einen Schlüſſel beygefügt hat, welcher der Verleumdung vielleicht die Geheimniſſe aufſchlieſſen ſoll, wo der Verfaſſer keine wiſſen will. Unterdeſſen wird er gewiß mehr Leſer anlocken, als es die ſtrenge Moral des Verfaſſers würde gethan haben. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden 16 Gr.

(16. Jan.) **P. J. Hollanders Bibliothek für unſtudirte wahre Religionsliebhaber: oder auserleſene Schriften und Auszüge aus den alten ſowohl als neuern Zeiten, zur gnugſamen Beſtätigung der Wahrheiten des Seelenheils, wider die Ungläubigen, Juden und Schwärmer. *I. II.* und *III.* Theil. Frankfurt am Mayn 1752, zu finden in der Dürenſchen Buchhand-**

lung. in 8v. Wenn es wahr iſt, daß in den neuern Zeiten die fürchterlichſten Beſtreiter unſerer Religion aufgeſtanden ſind, ſo iſt es auch nicht minder wahr, daß zu eben den Zeiten dieſe beſtrittene Religion die mächtigſten Vertheidiger gefunden hat. Allein das würde offenbar falſch ſeyn, wenn man behaupten wollte, daß die Schriften ſowohl der einen als der andern auch gleiche Wirkungen gehabt hätten. Die erſtern beſitzen meiſtentheils die unſeelige Geſchicklichkeit dem Falſchen alle Reitze der Wahrheit zu geben, die ſchwächſten Gründe durch witzige Einfälle aufzuſtützen, und ſich ſo auszudrücken, daß man ſie ohne Kopfbrechen verſtehen kann. Die andern haben meiſtentheils ein allzugelehrtes Anſehen, und das iſt pedantiſch; ſie bleiben immer ernſthaft, und das iſt unerträglich; ſie ſetzen Schlüſſe auf Schlüſſe, und wer wird gerne ſeine Gedanken anſtrengen. Daher kommt es, daß dieſe nur diejenigen zu Leſern bekommen, die ſich unterrichten wollen, jene aber alle die, welche zum Zeitvertreibe leſen; ſo daß allezeit das kritiſche Wörterbuch hundert Leſer, und die Theodicee einen hat. Der Herr Hollander hat es verſucht dieſem Uebel dadurch abzuhelfen, daß er die berühmteſten Schriften für die Religion den Unſtudirten, welche die Weitläuftigkeit und dehnende Gründlichkeit oder die fremde Sprache derſelben abſchreckt, durch deutliche Ueberſetzungen, oder faßliche Auszüge, in die Hände liefre. So rühmlich ſein Vorhaben war, ſo wohl hat er es auch ausgeführet; welches aus nichts deutlicher erhellen wird, als wenn wir die Stücke nennen, die in dieſen drey erſten Theilen enthalten ſind. ꝛc. Aus dieſen Titeln wird man unſchwer ermeſſen können, daß dieſes Werk, wann die übrigen Theile dieſen gleich werden, Unſtudirten, welche eine nach ihren Umſtänden gründliche Erkenntniß von der Religion erlangen wollen, nicht genug wird können angeprieſen werden. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden 2 Thlr.

(18. Jan.) Berlin. Die Liebe zur einzigen wahren Weltweisheit, zur Erkenntniß der Natur, ſcheint jetzt in Deutſchland ein allgemeiner Geſchmack geworden zu ſeyn. Hoffentlich wird das Publicum einen neuen Beweis mit ſo viel größern Vergnügen leſen, je gewiſſer es iſt, daß es ſelbſt am Ende den größten Nutzen davon haben wird. Verſchiedne vornehme, gelehrte und neugierige Perſonen, welche überzeugt ſind, daß es in den amerikaniſchen Ländern an ſorgfältigen Beobachtern der Natur um ſo viel mehr fehlen müſſe, je ſeltener es geſchehe, daß man die Begierde ſich zu bereichern, von welcher faſt alle Euro-

väer in jene Gegenden getrieben werden, und die Begierde ſeine und des menſchlichen Geſchlechts Einſichten zu erweitern, beyſammen fände, haben ſich verbunden, einen Gelehrten auf ihre Unkoſten eine phyſikaliſche Reiſe dahin thun zu laſſen. Sie haben den Hrn. Mylius, Correſpondenten der königl. großbrittaniſchen Akademie der Wiſſenſchaften in Göttingen, dazu auserſehen, an deſſen Fähigkeit man ſo wenig zweifelt, daß man gewiß glaubt, ſeine Erfahrungen werden bey den Naturforſchern die Glaubwürdigkeit eigner Erfahrungen künftig haben. Er wird alſo in wenig Wochen von hier nach Holland abreiſen, von dannen er im künftigen Monat März nach Surinam zu Schiffe gehen, und ſich in den dortigen Gegenden ohngefehr ein Jahr aufhalten wird. Von Surinam wird er nach Carolina, und beſonders nach Georgien, auch wann es die Zeit verſtattet, nach Penſylvanien gehen, und auch in dieſen Provinzen ein Jahr zubringen. Endlich wird er von Boſton wieder nach den Antilliſchen Inſeln ſegeln, und ſich auf Befehl und Unkoſten Sr. Königl. Majeſtät in Dännemark auf den beyden däniſchen Inſeln St. Thomas und St. Crux gleichfalls beynahe ein Jahr aufhalten, und von da über England und Dännemark nach Deutſchland zurück kommen. Die Abſicht dieſer Reiſe, wie wir ſchon geſagt, iſt phyſikaliſch; nehmlich Beobachtungen und Verſuche anzuſtellen, welche hier nicht können angeſtellt werden; Nachrichten von dieſem und jenem einzuziehen, was in unſern Landen zur Aufnahme der Handlung, der Manufacturen, der Künſte und Wiſſenſchaften dienlich ſeyn kan; und endlich denjenigen, welche die Unkoſten dieſer Reiſe tragen, natürliche Seltenheiten aus allen Reichen der Natur zu ſammeln.

(23. Jan.) **Gründliche Bemühungen des vernünftigen Menſchen im Reiche der Wahrheit, den Verehrern des Wahren mitgetheilt von Chriſtian Ernſt Simonetti. Frankfurth an der Oder bey Joh. Chr. Kleyb. 1752. in 8vo. 1 Alphb. 3 Bogen.** Unter dieſem Titel hat es dem berühmten Hrn. Verfaſſer gefallen, der Welt eine Vernunftlehre mitzutheilen. Er iſt neu, wird man ſagen, aber für das darinne abgehandelte viel zu weitläuftig. Hierauf wiſſen wir nichts zu antworten, weil er in dem Werke ſelbſt nirgends gerettet wird; es müßte denn dieſes ſeyn, was man dem Leſer in der Vorrede zu verſtehen giebt, daß nehmlich der Herr Verfaſſer den vernünftigen Menſchen in ſeinen Bemühungen im Reiche der Wahrheit künftig weiter folgen wolle, das iſt, daß er unter dieſem Titel einen ganzen phi-

loſophiſchen Curſum ſchreiben wolle. Und alsdann wird man weniger darwider einzuwenden haben. Von der Ausführung wird ein verſtändiger Leſer dasjenige zu ſagen gedrungen ſeyn, was man von allen Simonettiſchen Schriften ſchon längſt geſagt hat, daß ſie in einer ſchönen Schreibart, in einer ungezwungenen Lebhaftigkeit und in einer Ordnung abgefaßt ſind, welche der Verfaſſer mehr in dem Kopfe als auf dem Concepte gehabt hat. Diejenigen welche viel neue Wahrheiten hier von ihm verlangen, ſind ſehr abgeſchmackt. Das neue ſollte uns in den ſpeculativiſchen Theilen der Weltweisheit allezeit verdächtig ſeyn. Genug wann ein Schriftſteller, welchen ſeine äuſſerlichen Umſtände in ein ſchon von vielen durchforſchtes Feld nöthigen, zeigt, daß er nicht bloß nachbete, daß er es ſelbſt durchgeforſcht habe; geſetzt auch, er habe nicht mehr erforſcht als ſeine Vorgänger. Die Wahrheit gewinnt nicht allein durch neue Entdeckungen, ſondern auch durch die verſchiedenen Arten ſie vorzutragen. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden 9 Gr.

(27. Jan.) **Sieg des Liebesgottes. Eine Nachahmung des Popiſchen Lockenraubes. Stralſund, Greifswald und Leipzig, bey J. J. Weitbrecht.** 1753. Dieſes comiſche Heldengedicht beſteht aus vier Geſängen, und es iſt ſchon ein ſehr gutes Vorurtheil für den Verfaſſer, daß er niemand geringerm, als einem Pope nacheifert. Seine Poeſie hat eine Schönheit, um die ſich die wenigſten unſerer jetzigen deutſchen Dichter bekümmern; ſie fließt mit einer reinen Leichtigkeit dahin, ohne daß ſie von Gedanken leer iſt. Mahlerey, Scherz und Satyre herrſcht in allen Zeilen, und wenn der Verfaſſer nicht mit dem Verfaſſer des Renomiſten und der Verwandlungen eine Perſon iſt, ſo wird er dem Leſer das Urtheil ſehr ſchwer machen, welcher von beyden den Vorzug verdiene. Einige Zeilen aus dem Auftritte mit Lesbien und dem Dichter Cleanth, welcher von der Raſerey vorzuleſen beſeſſen iſt, mögen zur Probe dienen.

O Schande, fuhr ſie fort, in abgelegnen Sträßchen
Begegnet mir Cleanth; ich ſuch ihm auszuweichen.
Er tritt mich ſchmeichelnd an, und, Himmel was geſchieht!
Nach einem apropos! lieſt mir Cleanth ein Lied.
Bis an den kalten Mond entfliegt in ſeiner Ode
Der Unſinn, dick umwölkt und ſcheckigt nach der Mode;
Der Henker flieg ihm nach! doch lob ich, was er ſchrieb:
Verfluchte Schmeicheley, die ihn zum Feral trieb!

Nun aber, fährt er fort und runzelt ſeine Stirne,
Bemüht ein Heldenlob mein kreiſendes Gehirne:
Und ſchöne Lesbie! ich kenn ihr feines Ohr,
Wofern es nicht mißfällt, ſo leſ' ich etwas vor.
Er zieht mit voller Hand und vornehm ſpröden Weſen,
Ein drohend Buch hervor, und alles will er leſen.
Ich flieh, er läuft mir nach, und lieſt, indem er läuft.
Warum wird ein Poet nicht eh er ſchreibt, erſäuft!
Ich fühlte da er las das Blut im Leib erkalten.
Ach! konnte mich Cleanth nicht ſüſſer unterhalten?
Verdrießlicher Poet! wie artig ſchickt ſich nicht
In ſchattiges Gebüſch ein epiſches Gedicht!

Koſtet in den Voßiſchen Buchläden 1 Gr. 6 Pf.

(30. Jan.) Ein aberwitziger Franzoſe ſchrieb im vorigen Jahre einen erbärmlichen Roman unter dem Titel la double Marotte ou l'Antipathie couronée par l'hymen. Ein Deutſcher welcher noch aberwitziger war, hat ihn ſogleich in ſeine Mutterſprache überſetzt. **Die doppelte Narrenkappe, oder die mit dem Brautkranze gecrönte Antipathie, als eine der ſeltenſten und auſſerordentlichſten Liebesgeſchichten, oder unter den neuen Zeitungen die neueſte, wie auch das Bittere ſüſſe werden kan; mit aufrichtiger Feder beſchrieben und wegen ihres beſondern Inhalts aus dem Franzöſiſchen in das Deutſche überſetzt. Delitſch bey J. C. E. Vogelgeſang** 1752. in 8v. 11 **Bogen.** Der Franzoſe beklagt ſich in der Vorrede, daß man nicht mehr wiſſe, wie man Leute, die gerne etwas leſen möchten, zufrieden ſtellen ſolle; er glaubt es gäbe nichts neues mehr, es ſey alles abgenutzt, auſſer der Neugierigkeit und dem Verlangen, beſtändig vergnügt zu ſeyn. - - Ein Schriftſteller der eine ſolche Sprache führt, kan der ſich Leſer verſprechen? Und was iſt ungegründeter als eine ſolche Sprache? In der Welt der Erdichtungen wird ein Genie noch immer ein Land finden, das ſeinen Entdeckungen aufbehalten zu ſeyn ſchien. Auch nicht einmal die Anlage zu dieſer elenden Geſchichte iſt dem Verfaſſer; denn wer das Luſtſpiel des Herrn de l'Isle, Timon, geleſen hat, dem wird eine zur Liebe führende Antipathie nichts unerwartetes ſeyn; nur mit dem Unterſchiede daß dieſe Erfindung dort mit aller Feinheit bearbeitet, und hier auf eine recht grobe Art übertrieben iſt. Was ſollen wir von der

Schreibart, von der eingeſtreuten Moral, von den Schilderungen ſagen? Dieſes, daß man weder Schreibart, noch Moral, noch Schilderungen darinne finden wird. Den Ueberſetzer bittet die deutſche Sprache durch uns, ja nichts eher wieder zu überſetzen, bis er wenigſtens den Unterſchied zwiſchen mir und mich gelernet hat. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden 3 Gr.

(1. Febr.) **Abhandlungen zum Behuf der ſchönen Wiſſenſchaften und der Religion von Carl Ludewig Muzelius, Diener am Worte Gottes in Prenzlow, Mitglied der deutſchen Geſellſchaft in Königsberg. Erſter Theil. Stettin und Leipzig, bey J. Fr. Kunkel 1752. in 8v. auf 10 Bogen.** Der Herr Verfaſſer fängt hiermit an ſeine zu verſchiedenen Zeiten über verſchiedene Gegenſtände ausgearbeiteten Abhandlungen zu ſammeln und der Welt theilweiſe zu ſchenken. Sie erhält vors erſte folgende, welche alle leſenswürdig ſind, und ſowohl von der richtigen Art zu denken, als von der ungekünſtelten Beredſamkeit ihres Urhebers deutliche Beweiſe ablegen: 1) Der Redner nach dem Muſter der Natur. Sollte ſich der Herr Verfaſſer nicht irren, wann er, wo nicht ſich, doch den Hrn. Batteux, zu dem Erfinder des Grundſatzes in den ſchönen Wiſſenſchaften: **ahme der Natur nach,** macht? Wir glauben ihn ſchon bey dem Ariſtoteles und Horaz gefunden zu haben, die ihn aber bey ihren Regeln in der allgemeinen Empfindung der Leſer mehr vorausſetzen, als erweiſen. Ueberhaupt ſcheint er uns viel zu entfernt zu ſeyn, um in der Ausführung einem Anfänger nützlich ſeyn zu können. Was würde man von einem Schuſter denken, welcher ſeinem Lehrjungen alle Handgriffe aus dem Grundſatze ſeines Handwerkes herleiten wollte: **jeder Schuh muß dem Fuſſe paſſen, für den er gemacht iſt?** Der dümſte Junge würde ihm antworten: das verſteht ſich. 2) Die Harmonie der Geſichtszüge mit den menſchlichen Neigungen, verſuchsweiſe erklärt. 3) Ein Brief über eine gewiſſe Linde, ſo die Eigenſchaften eines Thermometers hat. 4) Die Harmonie der Sprache mit dem Charakter eines Volks. 5) Eine Predigt über das Gewitter. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden 3 Gr.

(10. Febr.) **Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unſterblichkeit. Engliſch und Deutſch. Die vier erſten Nächte. Göttingen. Bey Joh. Wilh. Schmidt. 1752.** Da uns ſchon der Herr Ebert eine ſchöne Ueberſetzung dieſes Meiſterſtücks ei-

nes der ehrbarſten Dichter geliefert hat, ſo wird man vielleicht ſagen, daß eine neue Ueberſetzung unnöthig ſey, beſonders wann es wahr ſeyn ſollte, daß dieſe in reimloſen ſchlecht ſcandirten Verſen, und jene in einer ſtarken poetiſchen Proſe wäre. Wir können hierzu nicht völlig ja ſagen, da wir dem neuen Hrn. Ueberſetzer wenigſtens in der Abſicht vielen Dank ſchuldig ſind, daß er das engliſche Original unter uns durch ſeine Arbeit gemeiner macht; zumal wenn es ihm gefallen ſollte, ſie fortzuſetzen. Statt einer Vorrede findet man einige Nachrichten von dem Verfaſſer D. Young, aus einem Schreiben des Hrn. von Tſcharner an den Hrn. Hofrath von Haller. Die Umſtände welche zur Erläuterung ſeiner Nachtgedanken dienen können, ſind folgende: „Lucia war ſeine Gemahlin und Narciſſens Mutter; eine Schweſter „des Grafen von Litchfield, dem das fünfte Buch der Nachtgedanken „zugeſchrieben iſt, und eine Großtochter König Carls des zweyten von „mütterlicher Seite. Narciſſe heyrathete Philandern, einen Sohn „Mylord Palmerſtons. Dieſe Ehe und die Familie der Lucia verband „den D. Young mit einigen der vornehmſten Häuſer des Königreichs. „Philander und Narciſſe ſtarben beyde auf einer Reiſe, die ſie nach „Frankreich unternommen hatten, um ihre Geſundheit wieder herzu„ſtellen, und auf welcher ſie von ihrem würdigen Vater waren beglei„tet werden. Bald nach jenes Tode folgte ſie ihrem Ehgemahl: ein „doppelter Verluſt, der Young in die tiefſte Betrübniß verſetzte. Die„ſer wurde überdem auf der Reiſe von Calais nach Douvre mit einem „ſo ſtarken Fieber befallen, daß er ſich dem Tode nahe fand. Und „dieſes waren die traurigen Begebenheiten, die ihm die Gelegenheit „und den Vorwurf zu den Nachtgedanken gegeben hatten ‥ Koſtet in den Voßiſchen Buchläden 6 Gr.

(15. Febr.) Seit dem Verfalle des römiſchen Reichs, verdient wohl die Geſchichte keines einzigen Volks mit mehrerm Rechte bekannt zu ſeyn, als die Geſchichte der arabiſchen Muſelmänner; ſowohl in Betrachtung der großen Leute welche unter ihnen aufgeſtanden ſind, und die wunderbarſten Veränderungen vielleicht in dem beträchtlichſten Theile der Welt gemacht haben, als in Anſehung der Künſte und Wiſſenſchaften, welche ganze Jahrhunderte hindurch den ſchönſten Fortgang unter einem Volke genoßen, welches uns unſre Vorurtheile gemeiniglich als ein barbariſches Volk betrachten laſſen. Man kan zwar nicht ſagen, daß die Gelehrten in dieſer Geſchichte gar nichts geleiſtet hätten;

oder man müßte, auſſer den arabiſchen Originalſcribenten, einen Pocock, einen Golius, einen Prideaux, einen Sale, einen Ockley, einen Gagnier, einen Herbelot, einen Renaudot, ganz und gar nicht kennen. Dieſes aber kan man ſagen, daß uns, nur noch vor einiger Zeit, ein Werk zu fehlen ſchien, welches auf eine unterrichtende und zugleich anmuthige Art alles, was uns genannte Gelehrte ſtückweiſe geliefert haben, zuſammen faßte, ohne mit ihrer fürchterlichen Gelehrſamkeit zu prahlen. Es ſcheint uns aber jetzo nicht mehr zu fehlen, ſeit dem wir des **Herrn Abts Marigny Hiſtorie der Araber unter der Regierung der Califen**, erhalten haben. Dieſer Schriftſteller hat ſich einen Rollin zum Muſter vorgeſtellt, und ſchon dieſes Muſter muß ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken. Da er, wie dieſer, bloß die Abſicht hat eine mittlere Gattung von Leſern, und vornehmlich die Jugend zu unterrichten, ſo hat er ſich aller dunkeln Unterſuchungen entſchlagen, welche nur Gelehrten, die dieſe Geſchichte in allen ihren Theilen ergründen wollen, gefallen können. Sein ganzer Fleiß geht darauf, die häufigen Revolutionen, die umgeſtürzten Throne, die zum Glücksballe gewordenen Monarchien, die niedrigen Sklaven, die ſich zu dem Gipfel der Ehre geſchwungen, und mächtige Dynaſtien, die durch noch mächtigere zerſtöret werden, geſtiftet haben, auf eine Art zu beſchreiben, wodurch die Geſchichte allein zum Spiegel der Klugheit wird. Man kan alſo ſein Werk, welches aus vier Octavbänden beſteht, ſowohl dem innerlichen Werthe, als der äuſſerlichen Einrichtung nach, als eine Art von Fortſetzung der alten Geſchichte des Herrn Rollins anſehen, in welcher Betrachtung es auch einen allgemeinen Beyfall erhalten hat. Und eben dieſer Beyfall hat eine deutſche Ueberſetzung verurſacht, welcher es hoffentlich an einer guten Aufnahme nicht fehlen wird. Sie iſt bereits unter der Preſſe, ſo, daß künftige Oſtermeſſe der erſte Theil unfehlbar in der Voßiſchen Buchhandlung erſcheinen wird.

(20. Febr.) **Drey Gebete eines Freygeiſtes, eines Chriſten und eines guten Königs. Hamburg, zu bekommen in Joh. Carl Bohns Buchhandlung, 1753. in groß 4t. auf 1 Bogen.** Wann Worte und Redensarten, wobey gewiſſe große Geiſter vielleicht etwas gedacht haben, widerholen, denken heißt; wann kurze und nicht zuſammenhangende Perioden das einzige ſind, worinne der laconiſche Nachdruck beſtehet; wann in der bunten Reihe häufiger ? declamatoriſcher ! und geheimnißvoller . . . . das Erhabene ſteckt; wann verwegene

Wendungen Feuer, und undeutſche Wortfügungen Tiefſinnigkeit verrathen; kurz wann unſerer Witzlinge neueſte Art zu denken und ſich auszudrücken die beſte iſt: ſo wird man hoffentlich wider angezeigten Bogen nichts zu erinnern haben; es müßte denn die Kleinigkeit ſeyn, daß der Verfaſſer vielleicht nicht gewußt hat, was beten heiſſet. Zuerſt läßt er den Freygeiſt beten. Dieſes Gebet ſchließt ſich: „O könnte „ich mich aufmachen, und eilen und mit dieſen Thränen der Vernichtung flehen: Erbarme dich über mich! Denn verflucht ſey der Mann, „der mich gezeugt, und das Weib, die mich gebohren hat!" Heißt denn das auch beten, müſſen wir fragen, verzweifelnde Geſinnungen gegen ein Weſen ausſchütten, das man nicht kennet? Das folgende Gebet des Chriſten, welches der vorige nach einigen Jahren ſeyn ſoll, würde dem Unſinne eines Inſpirirten viel Ehre machen. Das erhabenſte Gebet, welches uns Chriſtus ſelbſt hinterlaſſen hat, iſt zugleich das einfältigſte, und nach dieſem Muſter iſt es wenigſtens nicht gemacht. Das Gebet endlich eines guten Königs, iſt ſo ſchön, daß man darauf wetten ſollte, es habe es kein König gemacht. Ein orientaliſcher Salomon hat dagegen ſehr kriechend gebetet. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden 1 Gr.

(1. März.) Zu der, eben in dem Artickel von Berlin, gemeldeten Abreiſe des **Herrn Mylius**, hat der **Herr D. Lehmann**, ſeinen Glückwunſch auf einen Bogen in 4t. drucken laſſen. Er handelt darinne vorläufig de aere ſub terra latente cauſa movente Vulcanorum vel montium ignivomorum, und trägt Gedanken vor, die ſeiner phyſikaliſchen Einſicht und bekannten Kenntniß des innern Baues der Erde Ehre machen. **Herr Mylius** ſelbſt hat einen Abſchied aus Europa drucken laſſen, den, ohne Zweifel, alle ſeine Freunde ſchon geleſen, und ihn mit Rührung geleſen haben. Eben da er Europa als ein Naturforſcher verläßt, hat er ſich noch erinnert, daß er ein eben ſo groſſer Dichter iſt.

(6. März.) **Drey Gebete eines Anti-Klopſtockianers, eines Klopſtockianers und eines guten Criticus.** 1753. auf einem Quartbogen. Dieſes iſt eine Parodie der drey Gebete eines Freygeiſtes, eines Chriſten und eines guten Königs, deren wir letzthin gedacht haben. Sie würde ſehr ſinnreich ſeyn, wenn ſie nicht ſo leichte geweſen wäre. Warum läßt man den Herrn Klopſtock die Ungereimtheit ſeiner Nachahmer entgelten? Wie kan man auf den Einfall kom

men, ihn ſelbſt zum Verfaſſer der parodirten Gebete zu machen? Er iſt, aller Spötttereyen, und aller unglücklichen Nachahmungen ungeachtet, eben ſo gewiß ein groſſer Dichter, als der Verfaſſer dieſer Parodie kein Satyricus iſt. Koſtet 1 Gr.

(15. März.) *Erzaehlungen. Heilbronn bey F. J. Eckenbrecht.* 1752. in klein 4t. 17 Bogen. Vielleicht zeigen es ſogleich die lateiniſchen Buchſtaben an, daß der Verfaſſer dieſer Erzählungen keiner aus dem gemeinen Hauffen der Dichter ſeyn will. Er iſt es auch in der That nicht. Eine feurige und doch ſittſame Einbildung, die Sprache der Natur, Schilderungen, die nicht in Eil entworffen ſondern mit Fleiß ausgearbeitet zu ſeyn ſcheinen, geben ihm das Recht auf einen vorzüglichen Rang unter unſern Dichtern. Sollte aber einmal die Nachwelt ſein Zeitalter nicht gleich aus gewiſſen transcendentaliſchen Ideen, aus der diſtillirten Zärtlichkeit, und einer mehr als thelematologiſchen Anatomie der Leidenſchaften ſchlieſſen können? Vielleicht iſt es ſo tadelhaft nicht, als allzuſtrenge Kunſtrichter etwa denken, wenn man mit weſentlichen Schönheiten, die ihren Glanz durch alle Jahrhunderte behalten werden, gewiſſe Modeſchönheiten, Geburthen eines flüchtigen Geſchmacks, verbindet, um des Beyfalls ſo wohl der jetzigen als folgenden Zeiten gewiß zu ſeyn. Die richtigſte Vorſtellung, welche man von dieſen Erzählungen machen kan, iſt dieſe, wenn man ſie Nachahmungen der Erzählungen des Thomſons nennt, deren Werth nach dem Werthe der Originale zu beſtimmen iſt. Es ſind derſelben ſechſe, welche folgende Aufſchriften haben: Balſora, Zemin und Gulhindy, die Unglücklichen, der Unzufriedne, Melinde, Selim. Koſten in den Voſſiſchen Buchläden 8 Gr.

(24. März.) Königsberg prangt jezo mit einem Dichter, welcher in dem vorigen Jahrhunderte zu Nürrenberg ein groſſer Geiſt hätte ſeyn können. Es iſt derſelbe **Herr Johann Friedrich Lauſon**, wohlverdienter College bey der Kneiphöfiſchen Schule, J. V. C. und Verfaſſer eines unter der Preſſe ſchwitzenden **Verſuchs in Gedichten nach Königsbergiſchem Geſchmacke**, auf welchen man, nach Anzeige eines gedruckten Avertiſſements, 10 gute Gr. Vorſchuß annimt. Dieſer berühmte Mann hat bey dem am 24. May vorigen Jahres eingefallenen Gröbenſchen Actu, im groſſen academiſchen Auditorio, von einem ihm daſelbſt verſiegelt überreichten Themate, aus dem Stegreiſe, über eine Stunde eine Rede, (horresco referens!) in deut-

ſchen Verſen gehalten. Eine ſo miraculöſe Geſchicklichkeit iſt vielen, und endlich ihm ſelbſt, ſo unglaublich vorgekommen, daß er nöthig befunden hat, ſie mit einem Atteſtate des academiſchen Senats bewähren zu laſſen, und dieſes Atteſtat, aus Liebe zur Wahrheit, in der Welt herum zu ſenden. Was für Lobſprüche wird er nicht einſammeln! Was für Neider wird er nicht erwecken! Wir erinnern uns mit Erſtaunen geleſen zu haben, daß es Kranke gegeben hat, welche bey phrenetiſchen Zufällen, in Reimen geredet; aber was ſind dieſe Wahnwitzige gegen den Herrn Lauſon, von welchem wir gewiß wiſſen, daß er ein gleiches friſch und geſund gethan hat! Nothwendig müſſen die verfolgten Reime, bey jetzigen bedrengten Zeiten, ihre Zuflucht in den Mund dieſes glückſeligen Sterblichen genommen haben, um ſich zur Beſchämung ihrer Feinde, welche von ihrer Schwierigkeit ſo viel ſchreckhafte Begriffe machen, wetteifernd aus ihm zu ergieſſen. Wir wünſchen gedachte Rede mit unbeſchreiblichem Verlangen unter ſeinen Gedichten zu finden, und werden uns des Verſchuſſes nicht entbrechen, ſobald er noch ein Atteſtat auswirken wird, welches der Welt verſichert, daß er ſeine Rede nicht nur in deutſchen Verſen, ſondern auch in guten deutſchen Verſen gehalten hat. Doch im Ernſte, die Auslaſſung dieſes Worts, und das hinzugefügte angeſuchter maaßen wird bey Vernünftigen den academiſchen Senat hinlänglich rechtfertigen, welcher es freylich nicht wohl hat abſchlagen können, dem Herrn Lauſon eine begangene Thorheit zu atteſtiren.

(5. April.) **Braunſchweig.** Man ſieht ein mit Beyſetzung dieſes Ortes gedrucktes Gedicht, unter dem Titel: **Profeſſor Johann Chriſtoph, oder der Koch, und der Geſchmack, ein epiſches Gedicht, des Vorſpiels zweyter Theil. 1753.** Da dieſe Schrift, in welcher die Perſonen mit Namen genennet ſind, ſehr beiſſend und ſpöttiſch eingerichtet iſt, ſo tragen wir billig Bedenken, mehr, als den Titel, davon anzuführen.

(12. April.) **Staats und Liebesgeſchichte der Durchlauchtigſten Prinzeßin Numerane von Aquitanien. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Frankf. u. Leipzig. 1752. in 8. 15 Bog.** Wer ſollte nicht Luſt haben, die Geſchichte einer Prinzeſſin zu leſen, deren erſtaunliche Schönheit allen denen Feſſeln anlegte, welche die Augen auf ſie warffen; einer Prinzeſſin, deren Blicke gewiſſe Pfeile in aller Herzen ſchoſſen, ſo daß ſich Junge und Alte, Könige und Helden,

Chilperich und Ramfrey, Freila und Miramalin in ſie verlieben mußten; einer Prinzeßin, in die ſich gewiß noch weit mehrere würden verliebt haben, wann ihr Geſchichtſchreiber mehr Mitbuhler, zur Verwirrung ſeines Romans, gebraucht hätte! Man trift alles darinne an, was man nur in einer Staats- und Liebesgeſchichte ſuchen darf; ſchreckliche Kriege, Turniere, Verkleidungen, wunderbare Erkennungen, koſtbare Gärten, Liebeserklärungen, Eyferſucht, Verzweiflung, Hochzeiten und Mörder; nur keine geſunde Vernunft, welche auch wahrhaftig in einem zum Zeitvertreibe geſchriebnen Buche ſehr entbehrlich iſt. Dem Ueberſetzer iſt man ein ſehr verbindliches Compliment ſchuldig, daß er etwas nach dem Geſchmacke ſeiner Landsleute zu ſeyn geglaubt, wover den Franzoſen ſchon längſt geeckelt hat. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden 4 Gr.

Irene, oder die von der Herrſchſucht erſtickte Mutterliebe, ein Trauerſpiel, verfertiget von M. Johann Gottfried Bernhold, der Alumnorum und der Oekonomie auf der Altdorfiſchen hohen Schule Inſpector, und der lateiniſchen Geſellſchaft zu Jena Ehrenmitglied. Nürnberg bey Stein und Raſpe. 1752. in 8v. 5 Bogen. Der einzige, welcher Deutſchland einen Corneille zu verſprechen ſchien, war der Hr. Prof. Schlegel; allein er ſtarb, eben da ſeine Landsleute auf ihn ſtolz zu werden anfingen. Von dem Herrn Bernhold darf man ſich wohl ſchwerlich die Hoffnung machen, daß er uns dieſes Verluſtes wegen ſchadlos halten werde. Sein Trauerſpiel wird zu wenig mehr, als zu Vermehrung der Regiſter des Herrn Prof. Gottſcheds taugen. Nur ſechs Zeilen wollen wir daraus anführen, woraus man ſehen wird, daß es einer Reibehandiſchen Bühne vollkommen werth iſt. Conſtantinus, nachdem ihn ſeine Mutter verdammt hat, daß er geblendet werden ſoll, ſpricht:

Nun gute Nacht! o Welt! Ich habe gnug geſehn,
Wie ungerecht es pflegt, bey Menſchen zuzugehn.
Die größten Lieblinge, die werden zu Verräthern!
Die Fürſten miſchen ſich ſelbſt mit den Uebelthätern!
Der Unterthan empört ſich ohne Furcht und Scheu!
Freund, Feind und Mutter ſind in Falſchheit einerley ꝛc. ꝛc.

Koſtet 2 Gr.

(3. May.) **Verſuch einer Theorie von dem Menſchen und deſſen Erziehung. Nebſt einer Vorrede Sr. Hochwürden des**

Herrn Oberconſiſtorialraths und Inſpector Baumgartens. Berlin, zu finden bey ſeel. Joh. Jac. Schützens Wittwe. 1753. in 8v. 14 Bogen. Ob wir gleich an guten Schriften von der Erziehung keinen Mangel haben, ſo iſt doch auch die gegenwärtige nichts weniger als überflüßig, weil Herr Engel, welches der Name des Verfaſſers iſt, hin und wieder in der That neue Wege geht. Sie hat zween Theile, deren einer von der allgemeinen Natur, der andre von der beſondern Natur eines Kindes handelt. Man wird überall einen Schriftſteller wahrnehmen, welchem das Denken nicht fremd iſt, und vielleicht denkt er für manche nur allzuviel. So viel wollen wir ſelbſt geſtehen, daß wir in dem Wahne ſind, eine ſo gemeinnützige Materie müße etwas faßlicher abgehandelt werden. Er verbirgt ſich oft in einem Rauche, in welchem man ihn ganz und gar verlieren würde, wann ſein Geiſt nicht ruckweiſe in prächtigen Flammen hervorbräche. Und eben dieſer Rauch iſt es, welcher uns verhindert, einen ordentlichen Auszug aus ſeiner Theorie mitzutheilen. Einzele vortrefliche Gedanken daraus anzuführen, würde zwar ſehr leicht ſeyn, aber eben deßwegen weil es leicht iſt, wollen wir es nicht thun. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden 6 Gr.

(24. May.) **Cenie oder die Großmuth im Unglück, ein moraliſches Stück der Frau von Graſigny, und Cato, ein Trauerſpiel des Herrn Addiſons, überſetzt von Luiſen Adelgunden Victorien Gottſchedinn. Leipzig, verlegts B. Ch. Breitkopf 1753. in 8v. 12 Bogen.** Cenie iſt ein Meiſterſtück in dem Geſchmacke der weinerlichen Luſtſpiele. Die Kunſtrichter mögen wider dieſe Art dramatiſcher Stücke einwenden was ſie wollen; das Gefühl der Leſer und Zuſchauer wird ſie allezeit vertheidigen, wenn ihre Verfaſſer anders das ſanftere Mitleiden eben ſo geſchickt zu erwecken wiſſen, als die Frau von Graſigny. Sie hat an der Frau Gottſchedin die würdigſte Ueberſetzerinn gefunden, weil nur diejenigen zärtliche Gedanken zärtlich verdollmetſchen können, welche ſie ſelbſt gedacht zu haben fähig ſind. Ihre Ueberſetzung war in Wien ſehr fehlerhaft abgedruckt worden, und es iſt ein Glück, daß die Fr. Profeſſorin böſe werden kann, ſonſt würden wir dieſen richtigern Abdruck nicht erhalten haben. Sie hat ihre Ueberſetzung des Cato beygefügt, weil man ſie nicht mehr haben können. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden 5 Gr.

(26. May.) **Neue Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens. Erſtes Stück. Frankfurt und Leipzig bey Lan-**

kiſchens Erben. 1753. in 8v. 6 Bogen. Dieſes iſt der Anfang einer neuen periodiſchen Schrift, worinne die proſaiſchen Aufſätze mit den poetiſchen, die ernſthaften mit den anmuthigen abwechſeln ſollen. Es werden keine Ueberſetzungen, wohl aber, doch nur ſelten, Nachahmungen darinne vorkommen; in welchem Stücke die Verfaſſer glücklich den Weg der **Beluſtiger** einſchlagen. Und in der That, kann ſich der, welcher nur ein wenig eifrig für die Ehre ſeiner Nation iſt, wohl erniedrigen ein Ueberſetzer zu werden, wenn er ſelbſt ein Original werden kann? Und iſt ein mittelmäßiges Original denn nicht immer leichter als eine gute Ueberſetzung? Wir wollen den Innhalt dieſes erſten Stücks anzeigen. Es kommen darinne vor 1. Der Jüngling, eine Ode. In einer Ode von ſiebzehn zehnzeiligen Strophen hat man es eben nicht nöthig, kurz, erhaben und mahleriſch zu ſeyn. 2. Der Geitz. 3. Von den Ordaliis oder Gottesurtheln der alten Deutſchen. 4. Der Sturmwind, ein Gedicht. Die erſte Strophe iſt eben ſo ſchön als die andern mittelmäßig ſind. 5. Der Knabe und der Spiegel. 6. Sendſchreiben an den Herrn X. Buchhändlern in L. ob ein altes Buch unter veränderten Titel als neu zu verkauffen ſey? 7. Das Beſſere. 8. Leben Johann Drydens. Der Verfaſſer verſichert uns, daß er mit den Schriften dieſes engliſchen Dichters bekannter ſey, als mit ſeinen Namen. 9. Die verſchlagne Frau. Eine Erzählung. 10. Wein und Liebe. 11. An den Winter. 12. Das Seltene. 13. Das Gemeine. 14. Der tapfere Officier. 15. Verzeichniß einiger Schriften, welche künftige Meſſe in allen Buchläden zu haben ſeyn werden, ſobald ſich ein Verleger dazu gefunden. 16. Die Tugend. Alle Aergerniß zu vermeiden, werden diejenigen, welche ſich jedes Stück dieſer Erweiterungen etwa beſonders heften laſſen, wohl thun, wann ſie dieſe letzte Seite an den Umſchlag kleiſtern laſſen. Das zweyte Stück von dieſen **Erweiterungen** iſt dieſe Meſſe auch erſchienen, worinne eine gleiche Abwechſelung, doch mit etwas mehr guten Stücken herrſcht. Jedes Stück koſtet in den Voßiſchen Buchläden 2 Gr.

(31. May.) **Des Abts von Marigny Geſchichte der Araber unter der Regierung der Califen. Aus dem Franzöſiſchen. Berlin und Potsdam bey Chr. Friedr. Voß. 1753. in 8v. 1 Alph. 12 Bog.** Manche ſind in den Geſchichten berühmt, und manche ſollten es ſeyn. Die Araber gehören zu den letztern. Die Thaten dieſes Volks, wenn man ſie auch nur ſeit dem Zeitpunkte des Mahomets

betrachtet, geben den ſo geprieſenen Thaten der Griechen und Römer wenig oder nichts nach. Allein zu wie vieler Kenntniß ſind ſie wohl gekommen? Die vornehmſte Urſache, warum ſie ſo verborgen geblieben ſind, und zum Theile noch bleiben, iſt die Sprache in welcher ſie hauptſächlich aufgezeichnet worden, und deren nur immer ſehr wenige Gelehrte in Europa mächtig geweſen ſind. Dieſe haben zwar verſchiednes aus den Originalſcribenten in die gelehrten Sprachen übergetragen, allein in wie viel Werken haben ſie es nicht zerſtreuet? Der Abt von Marigny hat ſich die Mühe genommen, aus dieſen zerſtreuten Stücken ein Ganzes zu machen, und ſeine Mühe iſt ihm ſo gut gelungen, daß er einer Ueberſetzung gar wohl werth war. Er hat ſich bloß auf die Regierung der Califen eingeſchränkt, und in dieſem Zeitraume, von etwas mehr als 600 Jahren, ſo viel merkwürdiges gefunden, als nur immer eine Geſchichte aufweiſen kann. Sein Werk beſtehet aus 4 Theilen, welche man in der Ueberſetzung auf dreye zu bringen für gut befunden hat. Dieſer erſte enthält die Regierung der vier erſten Califen, des Abubekers, des Omars, des Othmans und des Ali. Wann je große Geiſter unter einem Volke aufgeſtanden ſind, welche die erſtaunlichſten Veränderungen zu unternehmen und auszuführen im Stande waren, ſo ſind ſie damals unter den Arabern aufgeſtanden; und es wäre nicht möglich geweſen, daß ſie ihre Eroberungen ſo weit hätten ausdehnen können, wenn nicht, ſo zu reden, jeder gemeine Soldat unter ihnen ein Held geweſen wäre. Man bilde ſich aber nicht ein, daß ſie ſich bloß als tapfre Barbaren zeigten; auch die Tugend, und oft eine mehr als chriſtliche Tugend, war unter ihnen bekannt, wovon man die Beyſpiele gewiß mit einem angenehmen Erſtaunen leſen wird. In der Vorrede des Ueberſetzers zu dieſem Theil, wird Marigny wegen einiger Vorwürfe vertheidigt, welche der berühmte Hr. D. Baumgarten ihm zu machen für gut befunden hat. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden 12 Gr.

(7. Aug.) *Le ſoldat parvenu ou Memoires & Avantures de Mr. de Verval dit Belleroſe par Mr. de M**. enrichi de figures en taille-douce en II Tomes. à Dresde chez G. C. Walther.* 1753. in 8v. 1 Alph. 15 Bogen. Der Herr von Marivaux ſchrieb einen Roman unter dem Titel der glücklich gewordene Bauer. Er fand Beyfall, weil er ſchön war, noch mehr aber, weil die letztern Theile deſſelben, wegen verſchiedener darinne enthaltnen Per-

ſönlichkeiten, das Glück hatten in Paris verbothen, oder gar, wie man ſagt, verbrannt zu werden. Der Ritter Mouhy, ein nachäffender Geiſt, ſetzte bald darauf eine **glücklich gewordene** Bäuerin zuſammen; ein Buch welches einem Langeweile machen kan, wenn man keine hat. Wir haben eine deutſche Ueberſetzung davon, und auf dem Titel derſelben wird, entweder aus einer albern Unwiſſenheit, oder aus einem ſträflichen Betruge, der Herr von Marivaux als Verfaſſer angegeben. Wenn etwa der, der uns hier mit einem **glücklich gewordenen** Soldaten beſchenkt, ſich nur deswegen mit einem M** anfängt, damit er den Pöbel ſeiner Leſer zu einer gleichen Vermengung verführen möge; ſo muß man geſtehen, daß dieſer Kunſtgrif ein wenig zu grob iſt. Wann er noch eben den urſprünglichen Witz, eben die Kenntniß der Welt, eben die Einſicht in die Geheimniſſe des menſchlichen Herzens, und eben die Geſchicklichkeit im Erzählen und Schildern zeigte; ſo möchte es hingehen: allein wir beſorgen, daß Leſer von Geſchmack, ihn eben ſo weit unter dem Mouhy finden werden, als Mouhy unter dem Marivaux iſt. Er giebt ſeine Geſchichte für eine ſolche aus, die auf einem wahren Grunde ruhet; und der Hauptinhalt iſt auch in der That ſo gemein, daß man ſeinem Vorgeben nicht ſehr widerſprechen wird. Sein Held ſchwinget ſich aus einem bürgerlichen und dunkeln Geſchlechte bis zur Stelle eines Oberſten unter den Ingenieurs; und dieſes durch ſeine Verdienſte. Er gelangt zu einem anſehnlichen Vermögen; und dieſes durch ſeine gute Geſtalt, und ſeine Liebshändel. Beydes iſt ein Wunder, das noch ziemlich alltäglich zu ſeyn ſcheint. Doch wenn auch; es giebt eine Art auch die gemeinſten Umſtände auf eine gewiſſe Art dem Leſer ſo wichtig und ſo reitzend zu machen, daß er bey den auſſerordentlichſten Zufällen nicht aufmerkſamer ſeyn würde. Aber zum Unglücke weis der Verfaſſer von dieſer Art gar nichts; wenigſtens nichts mehr als ohngefehr genung iſt, die allermüſſigſten Leute mit Müh und Noth um ein Paar lange Stunden zu bringen. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden 1 Thl. 8. Gr.

(18. Aug.) **Die Fäſſer an den König von Preuſſen von dem Herrn von Voltaire,** in 8vo ½ Bogen. Dieſes Gedichte ſelbſt iſt in ſeiner Grundſprache bekannt. Der Ueberſetzer, welcher ſich M. Rehde nennt, ſagt, er habe ſich bemüht, des Herrn von Voltaire franzöſiſche Verſe in eben ſo viel deutſche zu bringen, ohne darüber einen Haupt- oder Nebenbegrif, worauf der Dichter einigen beſondern Werth gelegt

hat, zu verlieren. Daß er ſich darum bemüht habe, müſſen wir ihm glauben: allein, daß es ihm nicht gelungen iſt, wird er ſo gut ſeyn und uns glauben. Der Anfang lautet bey ihm folgender Geſtalt:

Paſcal, der fromme Thor, Heraclit unſrer Zeit,
Irrt, wenn er, da die Welt ihm, er ihr, ſtets verhaßter,
Meynt, alles ſey darinn nur Elend oder Laſter.
Mit Trauern ſagt er uns: Ach, es iſt ohne Streit,
Ein König dem man dient, ſelbſt einer, den man liebt,
Sobald derſelbe einſam iſt,
Und ihn der Höfling nicht umgiebt,
Iſt Mitleids werth und findt, daß nichts ſein Unglück mißt.
Er iſt der Glücklichſte, wofern er ſchaft und denket.
Dieß zeigt dein Beyſpiel an, erhabener Monarch.
Entfernt vom Hofe, wo dein Fleiß nicht gnug verbarg,
Durchforſchſt du, wenn dein Blick ſich in die Tiefe ſenket,
Wohin wir kraftlos ſehn, verborgner Dinge Grund. ꝛc. ꝛc.

Wir könnten es kühnlich wagen, dieſen Zeilen eine andere Ueberſetzung entgegen zu ſetzen, welche gleichfalls Zeile auf Zeile paßt, ob man ſich gleich aus dieſer Sklaverey kein Verdienſt macht.

Ja, Blaiſe Paſcal irrt; laßt uns die Wahrheit ehren!
Der fromme Miſanthrop, der tiefe Heraclit,
Der hier auf Erden nichts als Noth und Laſter ſieht,
Behauptet kühn in ſchwermuthsvollen Lehren:
„Ein König, den man zu ergötzen ſtrebt,
„Ja gar ein König, den man liebet,
„Sey, wenn ihn, fern vom Prunk, kein Höfling mehr umgiebet,
„Elender tauſendmal, als der im Staube lebt.“
Er iſt der glücklichſte, wofern er wirkt und denkt!
Das zeigeſt du, Monarch, den oft zu ganzen Tagen,
Der weiſen Eule gleich, das Cabinet umſchränkt,
Von da dein Adlerblick ſich darf zur Tiefe wagen,
Wohin vor Blöden ſich der Weisheit Licht geſenkt. ꝛc.

Koſtet in den Voßiſchen Buchläden 1 Gr.

(21. Aug.) Hr. Peter Renatus le Boſſu Abhandlung vom Heldengedichte, nach der neuſten Franzöſiſchen Ausgabe überſetzt, und mit einigen critiſchen Anmerkungen begleitet von D. Johann Heinrich Z** nebſt einer Vorrede Hrn. G. Friedrich

Meiers ꝛc. Halle bey Chr. Pet. Franken, in 8v. 1 Alph. 8 Bogen. Dieſes vortrefliche Werk kam zu einer Zeit an das Licht, als Frankreich mit Heldengedichten recht überſchwemmt war. Die Chapelains, die des Marets, die Perraults, die Saint Amants glaubten Meiſterſtücke geliefert zu haben, welche mit den ewigen Gedichten eines Homers und Virgils um den Vorzug ſtritten. Ihr Stolz und ihre Verdienſte ſchienen ſo ſchlecht zuſammen zu paſſen, daß ſich die damals lebenden wahren Kunſtrichter nicht einmal die Mühe nehmen wollten, ſie zurechte zu weiſen. Boileau ſelbſt that nichts, als daß er ſie dem Gelächter Preis gab, indem er ihnen mehr Satyre als Gründlichkeit entgegen ſetzte. Der einzige Boſſu unterzog ſich der Arbeit, die Regeln des Heldengedichts aus den Alten für ſie aufzuſuchen, und durch bloße Auseinanderſetzung derſelben ſie ſtillſchweigend ihre Schwäche ſehn zu laſſen. Die Aehnlichkeit, welche der Hr. D. Z** zwiſchen den damaligen und jetzigen Zeiten in Abſicht auf den deutſchen Parnaß findet, iſt ſehr in die Augen leuchtend, und durch eben dieſe Aehnlichkeit rechtfertiget er ſeine Ueberſetzung; wenn man anders die Ueberſetzung eines vortreflichen Werks zu rechtfertigen braucht. Wir wollen zum Lobe deſſelben weiter nichts ſagen, als daß es denjenigen, welche nur einigermaſſen von der allervollkommenſten Art der Gedichte kunſtmäßig reden wollen, unentbehrlich iſt. Der Hr. Ueberſetzer hat es ihnen durch verſchiedene Anmerkungen, welche größten Theils nichts als kleine Anwendungen auf einige unſerer neuſten deutſchen Heldendichter enthalten, noch brauchbarer gemacht. Sein Verfahren ſcheint uns übrigens ſehr klug, daß er keinen tadelt als die Verfaſſer des Meßias und Noah, und ſich für die Empfindlichkeit der andern ſo viel möglich in Acht nimt. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

(23. Aug.) **Ariſtoteles Dichtkunſt ins Deutſche überſetzt, mit Anmerkungen und beſondern Abhandlungen verſehen von Michael Conrad Curtius, der Königl. deutſchen Geſellſchaft in Göttingen Mitgliede. Hannover verlegts Joh. Chr. Richter** 1753. in 8v. 1 Alph. 5 Bogen. Unter allen Schriften des Ariſtoteles ſind ſeine Dichtkunſt und Redekunſt beynahe die einzigen, welche bis auf unſre Zeiten ihr Anſehen nicht nur behalten haben, ſondern noch faſt täglich einen neuen Anwachs deſſelben gewinnen. Ihr Verfaſſer muß nothwendig ein großer Geiſt geweſen ſeyn; man überlege

nur dieſes: kaum hörte ſeine Herrſchaft in dem Reiche der Weltweisheit auf, als man durch dieſen erloſchenen Glanz einen andern in ihm entdeckte, den kein Araber, und kein Scholaſtiker wahrgenommen hatte. Man erkannte ihn als den tiefſten Kunſtrichter, und ſeit der Zeit herrſcht er in dem Reiche des Geſchmacks unter den Dichtern und Rednern eben ſo unumſchränkt, als ehedem unter ſeinen Peripatetikern. Seine Dichtkunſt, oder vielmehr das Fragment derſelben, iſt der Quell aus welchem alle Horaze, alle Boileaus, alle Hedelins, alle Bodmers, bis ſo gar auf die Gottſchede, ihre Fluren bewäſſert haben. Dieſer hat uns ſchon ſeit vielen Jahren auf eine deutſche Ueberſetzung derſelben warten laſſen; und warum er ſich endlich doch einen andern damit hat zuvorkommen laſſen, können wir nicht ſagen, es müßte denn die Griechiſche Sprache und ſeine eigne Dichtkunſt, welche keine weder über ſich noch neben ſich leiden will, daran Schuld ſeyn. Herr Curtius beſitzt alle Eigenſchaften, welche zu Unternehmung einer ſolchen Arbeit erfordert wurden; Kenntniß der Sprache, Critik, Litteratur und Geſchmack. Seine Ueberſetzung iſt getreu und rein; ſeine Anmerkungen ſind gelehrt, und erleutern den Text hinlänglich; und ſeine eigne Abhandlungen enthalten ſehr viele ſchöne Gedanken von dem Weſen und dem wahren Begriffe der Dichtkunſt; von den Perſonen und Handlungen eines Heldengedichts, von der Abſicht des Trauerſpiels, von den Perſonen und Vorwürfen der Komödie, von der Wahrſcheinlichkeit, und von dem Theater der Alten. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(13. Sept.) *Neue Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens. Sechſtes Stück. Frankfurt und Leipzig bey J. Lankiſchens Erben 1753.* Die Verfaſſer ſchlieſſen mit dieſem Stücke den erſten Band, und wir nehmen uns bey dieſer Gelegenheit die Freyheit ihnen zu ſagen, daß ſie noch nicht einmal der Schatten von den Beluſtigern ſind. Ihre proſaiſche Stücke ſind mittelmäßig, und das iſt es alles was wir auch von denen ſagen können, die wir wiſſen nicht was für ein gelehrtes Anſehen haben wollen. Ihre poetiſchen Aufſätze aber ſind noch unter dem Mittelmäßigen und dem Elenden ziemlich nahe. Sie reimen ohne Erfindung, ohne Witz, ohne Sprachrichtigkeit die allertrivialſten Gedanken, wenn es anders Gedanken ſind. Von Gott ſagt einer von ihren Dichtern S. 189.

O nein, ſein Ohr iſt nicht zu dick,
Sein Arm iſt nicht zu kurz;
Er hört ihn, und er ſchaft ſein Glück,
Und wendet ſeinen Sturz.

Von dem Joſeph ſagt eben dieſer:

Die Brüder ſeine Peiniger,
Die ihm aus Neid geraubt,
Sehn nun den Bruder herrlicher
Als ſie vorher geglaubt.

Ein andrer ſingt

Kein Haushalt mehret meinen Kummer,
Kein böſes Weib ſtört meine Ruh.

Bey Beſchreibung ſeines Gartens ſagt er:

Kein Jupiter ſchwingt ſeine Blitze
Den hier des Künſtlers Hand geätzt.
Was iſt ein ſolcher Gott mir nütze,
Den erſt ſein Unterthan geſetzt!

Als wenn man Bildſeulen deswegen in die Gärten ſetzte, um ſie anzubeten. Solch Zeug wird man auf allen Seiten finden, wo die Herren ihre Proſe nach gereimten Zeilen abtheilen. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(20 Sept.) **Ausführliches Verzeichnis von neuen Büchern mit hiſtoriſchen und kritiſchen Anmerkungen in alphabetiſcher Ordnung verfaßt von Melchior Ludwig Widekind, Prediger zu Berlin. Erſtes und zweytes Stück. Berlin, verlegts A. Haude und J. C. Spener.** 1753. in 8v. 1 Alph. Das neuſte und zum Theil vollſtändigſte Werk von einem der angenehmſten Theile der Gelehrtengeſchichte, von der Kenntniß ſeltner Bücher, iſt ohne Streit die Bibliothek des Hrn. **Clement.** Da ſie aber ein wenig koſtbar iſt, und ohne Zweifel einmal zu einer ziemlichen Anzahl von Bänden anwachſen muß, ſo verdient das Unternehmen des Herrn Prediger **Widekinds**, eine ins kurze gezogene Ueberſetzung davon zu liefern, allen Dank. Dieſe zwey Stücke, welche der Anfang ſind, gehen von A bis Ba und enthalten nicht nur alle ſeltne Bücher welche Herr Clement anführt, ſondern auch noch verſchiedne mehr, welche Theils aus der Saltheniſchen Bibliothek, Theils aus den Schriften des Herrn Freytags, Theils auch aus der eignen Kenntniß des Hrn.

Widekinds hinzugekommen ſind. Auch wird man das Beträchtlichſte aus den Anmerkungen des erſtern darinne finden, ob man gleich vielleicht wünſchen wird, daß man ein wenig mehr Prüfung dabey angewendet hätte. Hr. Clement iſt oft in ſeinen Urtheilen ein wenig zu geſchwind, und ſpricht dann und wann von Büchern, die er nicht geſehen hat, eben ſo zuverſichtlich als wenn er ſie geſehen hätte. Wir wollen nur ein einziges Exempel anführen: er macht unter andern den **Jacobus Angelus**, wegen ſeiner Lebensbeſchreibung des Cicero zu einem bloſſen Ueberſetzer des Plutarchs, und ſetzt ganz freudig hinzu: voila donc un Auteur reduit à la condition de ſimple Traducteur! Wann er auch nur den Titel dieſer Lebensbeſchreibung gekannt hätte, ſo würde er ſchon ein beſſers aus den Worten, die ſich darauf befinden: à Jacobo quodam cognomento Angelo non tam ex Plutarcho converſa quam denuo ſcripta, erſehen haben. Herr Widekind ſchreibt ihm dieſes, wie faſt alles nach, und giebt ſich wohl gar oft Mühe, wann ſein Vorgänger ſich übereilt hat, noch eine Ausflucht für ihn zu finden; wie es z. E. bey dem **Nonnus** des **P. Abrahams** geſchehen iſt, wo man es nicht allein aus dem Titel ſieht, daß er ihn niemals muß geſehen haben, ſondern auch aus der falſchen Anzahl der Verſe, die er uns mit den beſtimmteſten Zahlen angiebt. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

(13. Nov.) **G. E. Leßings Schriften. Erſter und zweyter Theil. Berlin bey Chriſt. Fr. Voß. 1753. in 12mo. 1 Alph. 3 Bogen.** Der erſte Theil dieſer Schriften enthält zwey Bücher Lieder, Fabeln, Sinnſchriften und Fragmente ernſthafter Gedichte. Dieſe letztern hat der Verfaſſer ſeinen Leſern nicht ganz mittheilen wollen, vielleicht ihnen den Ekel zu erſparen, den er ſelbſt empfunden hat, wenn er um einige wenige ſchöne Stellen geleſen zu haben, zugleich nicht wenig ſchlechte, und ſehr viel mittelmäßige hat leſen müſſen. Der zweyte Theil beſtehet aus Briefen, die man, wenn man will, freundſchaftliche Briefe eines Pedanten nennen kan. Wenn es übrigens wahr iſt, daß verſchiedene von den in dieſer Sammlung enthaltenen Stücken, den Beyfall der Kenner, gedruckt oder geſchrieben, ſchon erhalten haben, ſo kan man vielleicht vermuthen, daß ihnen die Sammlung ſelbſt nicht zuwider ſeyn wird. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(27. Nov.) *Le Papillon qui mord; nouveau Lucien en*

douze Dialogues ſuivis d'une lettre à Mr. Ouf par Mr. Beryber. à Berlin chez Chr. Fr. Voss. 1753. in 12. 17 Bogen. Wann wir es darauf ankommen lieſſen, was [illegible] die Leſer unter dieſem Titel verſtellen wollten, ſo zweifeln wir ſehr, ob viele auf den rechten Punct kommen würden. Es ſind zwölf Geſpräche, welche nach Art des kleinen Herodots, von ſehr wichtigen Materien handeln, und nichts geringers als die Vertheidigung der natürlichen und geoffenbarten Religion zum Zwecke haben. Der Verfaſſer hat darinne beſonders mit dem Marquis d'Argens, mit dem Hrn. von Voltaire, mit dem Verfaſſer der Sitten, dem Verfaſſer des Geiſtes der Geſetze und einigen andern zu thun, welche das Unglück gehabt haben, oft unter der Larve der Philoſophie ſehr unphiloſophiſche Sätze zu behaupten. Er iſt aber dabey ein wahrer Schmetterling, welcher von einem Gegenſtande auf den andern flattert, und dieſe Flatterhaftigkeit nur dadurch entſchuldigen kan, daß alle dieſe Gegenſtände Blumen ſind. So macht er zum Exempel bey Gelegenheit des Vorwurfs, daß die ſo gnannten ſtarken Geiſter, ſehr kleine Helden in der Geſchichte zu ſeyn pflegten und oft die unſinnigſten hiſtoriſchen Fehler begingen, eine Ausſchweifung auf das Jahrhundert Ludewigs des vierzehnten, welche durch mehr als ein Geſpräch dauert, und in der That leſenswürdige Anmerkungen enthält. Die Geſpräche ſelbſt werden von einem Marquis und einem Weltweiſen geführt; und vielleicht wird mancher Leſer dabey wünſchen, daß der Verfaſſer dieſe Namen verwechſelt, und den Marquis zum Philoſophen, und den Philoſophen zum Marquis möchte gemacht haben, weil es ſich, nach der gemeinen Art zu denken, beſſer für einen Marquis als für einen Philoſophen ſchickt, die Sprache eines abgeſchmackten Freygeiſtes zu führen. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(8. Dec.) *Elvire Poeme par Mr. d'Arnaud, Conſeiller d'Ambaſſade de ſa Majeſté le Roi de Pologne &c. & Membre de l'Academie de Pruſſe. à Amsterdam* 1753. *chez Mortier.* in 8vo 6 Bogen. Der Stof zu dieſem Gedichte iſt eine Epiſode aus dem fünften Geſange der Luſiade des unſterblichen portugiſiſchen Dichters Camoens; die Geſchichte nehmlich des Don Manuel de Souze, welcher mit ſeiner Frau, Elvire, an den Klippen des Vorgebirges der guten Hoffnung Schiffbruch leidet, und auf eine wüſte Inſel geworfen wird, wo ſie dem Hunger eine erſchreckliche Beute werden. Was

Herr Arnaud für ein Dichter ſey, weiß man ſchon. Die Reinigkeit der Sprache, das wohlklingende der Verſification, und hier und da ein Meiſterzug, den er aber, wie es ſcheint, mehr ſeinem Gedächtniſſe, als ſeinem Genie zu danken hat: dieſes ſind ſeine Schönheiten: hinlängliche Schönheiten eine an ſich ſelbſt ſehr rührende Geſchichte ſo vorzutragen, daß ſie ihren Eindruck nicht verlieret. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(25. Dec.) *Briefe von Verſtorbenen an hinterlaſſene Freunde. Zyrich bei Orell. MDCCLIII.* in 4to 16 Bogen. Dieſes iſt eines von den Meiſterſtücken, mit welchen uns in vergangener Meſſe die Schweiz beſchenken wollen, die ſich lange genug mit trocknen Regeln beſchäftiget hat, und nunmehr auch die Muſter dazu geben will. Es iſt aus der Feder des Hn. **Wielands**, eines ſo fruchtbaren Geiſtes, daß die Vielheit ſeiner poetiſchen Geburten beynahe ein Vorurtheil wider ihren innern Werth ſeyn könnte, wann ihm der Gott der Critik nicht ſtets zur Rechten ſtünde, der ihn durch ſein cave faxis *) quidquam indignum! immer bey gleicher Stärke zu erhalten weiß. Daß es Briefe aus dem Reiche der Todten ſind, ſieht man aus dem Titel; und daß dieſe Einkleidung keine Erfindung des Hn. **Wielands** iſt, werden diejenigen wiſſen, welche die Briefe der Frau Rowe und andre dieſer Art kennen. Es ſind deren neune, welche alle voller Seligkeiten, Tugend und Freundſchaft ſind, ſo daß uns ſchon der Inhalt mit aller Achtung davon zu reden bewegen muß. Ueberall herrſcht darinne das feinſte der feinſten Empfindungen; und die Nachrichten, die uns von dem Himmel mitgetheilt werden, ſind neu und curiös. Wem die Briefe ſelbſt ein wenig zu lang vorkommen ſollten, der mag überlegen, daß die Gelegenheiten aus jenem in dieſes Leben jetziger Zeit ſehr rar ſind, und man alſo den Mangel des öftern Schreibens durch das viel Schreiben erſetzen muß. Sonſt aber haben wir durch eine neuere Nachricht von dorther erfahren, daß man eine ſcharfe Unterſuchung angeſtellt, die wahren Namen dieſer Correſpondenten, eines Junius, einer Lucinde, eines Teaners, und wie ſie alle heiſſen, zu entdecken, um es ihnen ernſtlichen zu verweiſen, daß ſie ſich unterſtanden haben, wider das; **Sie haben Moſen und die Propheten** rc. zu handeln. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(27. Dec.) Gleich jetzo erhalte ich zwey Bogen in Octav welche

in Halle bey Gebauern unter folgender Aufſchrift gedruckt ſind: **Samuel Gotthold Langens Schreiben an den Verfaſſer der gelehrten Artickel in dem Hamburgiſchen Correſpondenten wegen der im 178 und 179ſten Stücke eingedruckten Beurtheilung der Ueberſetzung des Horaz.** Der Herr Paſter Lange hat mir darinnen die Ehre angethan, auf meine Critik zu antworten; und ſich die Schande, es auf eine ſo abgeſchmackte Art zu thun, daß nichts darüber geht. Indem er ſeine Fehler entſchuldigen will, macht er neue, einen über den andern. Sie ſcheinen mir unter ſich zu wetteifern, welche ihn am lächerlichſten machen können; und es gelingt ihnen ſo gut, daß ich einige Tage Bedenkzeit haben muß, wenn ich den Ausſpruch thun ſoll. Ein einziger Punkt iſt es, über welchen ich mich nicht zeitig genug erklären kan. Was ich mir nie von einem vernünftigen Manne, geſchweige von einem Geiſtlichen vermuthet hätte, muß ich von ihm erfahren, von ihm, der meine Vermuthung nicht das erſtemal übertrift. Er greift meinen moraliſchen Charakter an, auf welchen es bey grammatikaliſchen Streitigkeiten, ſollte ich meinen, nicht ankäme. Er giebt mir auf der 25ten Seite einen recht abſcheulichen Anſtrich; er macht mich zu einem critiſchen Breteur, welcher die Schriftſteller herausfordert, damit ſie ihm die Ausfoderung abkaufen ſollen. Ich weis hierauf nichts zu antworten als dieſes: daß ich hier vor aller Welt den Herrn Prediger Lange für den boshafteſten Verleumder erkläre, wenn er mir die auf der angeführten Seite gemachte Beſchuldigung nicht beweiſet. Ich lege ihm eine Unmöglichkeit auf; mir aber iſt das Gegentheil zu erhärten eine Kleinigkeit; und zwar durch das ſchriftliche Zeugniß eben des dritten Mannes, auf welchen er ſich beruft. Ich will es in meiner Antwort der Welt vorlegen, und man wird daraus erkennen, daß mir die angemuthete Niederträchtigkeit nie in den Sinn gekommen iſt. Ich bin bis dahin ſein Diener.

Gotthold Ephraim Leßing.

(29. Dec.) Zu dem inſtehenden neuen Jahre wird es wohl nicht undienlich ſeyn, eine Leipziger Galanterie bekannt zu machen, durch welche man eine kalte Mode wenigſtens in einen Scherz verwandeln kan. Es ſind ſatyriſche und moraliſche Neujahrswünſche; an der Zahl vier Dutzend, zwey für Mannsperſonen und zwey für Frauenzimmer. Sie ſind in Form einer Spielkarte, aus der man ſich ein Blatt nach Belieben zieht, und allenfalls den darauf enthaltenen Spruch als

eine Warnung des Himmels anſehen kan. Wir müſſen geſtehen, daß dieſer faſt durchaus eine ziemlich artige Sinnſchrift iſt, deren Verfaſſer ohne Zweifel auch etwas beſſeres machen können, als Neujahrswünſche. Zwey kleine Proben mögen es zeigen.

Für eine Mannsperſon.

Dir wünſch ich, daß dies Jahr auf Erden
Nicht der Verwandlung Zeit erſcheint.
Denn wie die kluge Frau gemeint,
So möchteſt du zum Fächer werden.

Für ein Frauenzimmer.

Ihr Frauen von Triumph, ihr Fräuleins von Quadrille,
Das nächſte Jahr geb euch in jedem Spiel Spadille!
Und ſtellt ſich ſonſt kein Freyer ein,
So mags ein Kartenmahler ſeyn!

Ein jedes Spiel, welches ſein beſonderes Futeral hat, koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 9 Gr.

Ein VADE MECUM
für den Hrn. Sam. Gotth. Lange,
Paſtor in Laublingen,
in dieſem Taſchenformate
ausgefertigt von Gotth. Ephr. Leſſing.
1754.

Mein Herr Paſtor,

Ich weis nicht, ob ich es nöthig habe, mich viel zu entſchuldigen, daß ich mich mit meiner Gegenantwort ohne Umſchweif an Sie ſelbſt wende. Zwar ſollte ich, nach Maaßgebung ihrer Politik, einem dritten damit beſchwerlich fallen; wenigſtens demjenigen Unbekannten, dem es gefallen hat, meine Kritik über ihren verdeutſchten Horaz in dem Hamburgiſchen Correſpondenten bekannter zu machen. Allein ich bin nun einmal ſo; was ich den Leuten zu ſagen habe, ſage ich ihnen unter die Augen, und wann ſie auch darüber berſten müßten. Dieſe Gewohnheit, hat man mich verſichert, ſoll ſo unrecht nicht ſeyn; ich will ſie daher auch jezt beybehalten.

Um Ihnen, mein Herr Paſtor, gleich Anfangs ein vorläufiges Compliment zu machen, muß ich Ihnen geſtehen, daß es mir von Herzen leid iſt, Ihrer in dem zweyten Theile meiner Schriften erwähnt zu haben. Zu meiner Entſchuldigung muß ich Ihnen ſagen, was mich dazu bewog. Sie ſtanden, und ſtehen noch, in dem Rufe eines groſſen Dichters, und zwar eines ſolchen, dem es am erſten unter uns gelungen ſey, den öden Weg jenes alten Unſterblichen, des Horaz, zu finden, und ihn glücklich genug zu betreten. Da Sie alſo eine Ueberſetzung Ihres Urbildes verſprochen hatten, ſo vermuthete man mit Recht von Ihnen ein Muſter, wie man den ganzen Geiſt dieſes Odendichters in unſre Sprache einweben könne. Man hofte, Sie würden mit einer recht tiefen critiſchen Kenntniß ſeiner Sprache, einen untrüglichen Geſchmack, und eine glücklich kühne Stärke des deutſchen Ausdrucks verbinden. Ihre Ueberſetzung erſchien; und ich ſage es noch einmal, daß ich ſie in der Verſicherung, unüberſchwengliche Schönheiten zu finden, in die Hand genommen habe. Wie ſchändlich aber ward ich betrogen! Ich wußte vor Verdruß nicht auf wen ich erzürnter ſeyn ſollte, ob auf Sie, oder auf mich: auf Sie, daß Sie meine Erwartung ſo getäuſcht hatten; oder auf mich, daß ich mir ſo viel von Ihnen verſprochen hatte. Ich klagte in mehr als einem Briefe an meine Freunde darüber, und zum Unglücke behielt ich von einem, den ich ausdrücklich deswegen ſchrieb, die Abſchrift. Dieſe fiel mir bey Herausgebung des zweyten Theils meiner Schriften wieder in die Hände, und nach einer kleinen Ueberlegung beſchlos ich, Gebrauch davon zu machen. Noch bis jezt, dachte ich bey mir ſelbſt, hat niemand das Publicum für dieſe Mißgeburth gewarnet; man hat ſie ſogar angeprieſen. Wer weis in wie viel Händen angehender Leſer des Horaz ſie ſchon iſt; wer weis wie viele derſelben ſie ſchon betrogen hat? Soll Herr Lange glauben, daß er eine ſolche Quelle des Geſchmacks mit ſeinem Kothe verunreinigen dürfe, ohne daß andre, welche ſo gut als er daraus ſchöpfen wollen, darüber murren? Will niemand mit der Sprache heraus? — — — Und kurz, mein Brief ward gedruckt. Bald darauf ward er in einem öffentlichen Blatte wieder abgedruckt; Sie bekommen ihn da zu leſen;

Sie erzürnen ſich; Sie wollen darauf antworten; Sie ſetzen ſich und ſchreiben ein Paar Bogen voll; aber ein Paar Bogen, die ſo viel erbärmliches Zeug enthalten, daß ich mich wahrhaftig, von Grund des Herzens ſchäme, auf einen ſo elenden Gegner geſtoſſen zu ſeyn.

Daß Sie dieſes ſind; will ich Ihnen, mein Herr Paſtor, in dem erſten Theile meines Briefes erweiſen. Der zweyte Theil aber ſoll Ihnen darthun, daß Sie noch auſſer ihrer Unwiſſenheit, eine ſehr nichtswürdige Art zu denken verrathen haben, und mit einem Worte, daß Sie ein Verläumder ſind. Den erſten Theil will ich wieder in zwey kleine abſondern: Anfangs will ich zeigen, daß Sie die von mir getadelten Stellen nicht gerettet haben, und daß ſie nicht zu retten ſind; zweytens werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen mit einer Anzahl neuer Fehler aufzuwarten. — — Verzeihen Sie mir, daß ich in einem Briefe ſo ordentlich ſeyn muß!

Ein Glas friſches Brunnenwaſſer, die Wallung ihres kochenden Geblüts ein wenig niederzuſchlagen, wird Ihnen ſehr dienlich ſeyn, ehe wir zur erſten Unterabtheilung ſchreiten. Noch eines Herr Paſtor! — — Nun laſſen Sie uns anfangen.

1. B. Od. 1.

Sublimi feriam ſidera vertice.

Ich habe getadelt, daß *vertex* hier durch **Nacken** iſt überſetzt worden. Es iſt mit Fleiß geſchehen, antworten Sie. So? Und alſo haben Sie mit Fleiß etwas abgeſchmacktes geſagt? Doch laſſen Sie uns ihre Gründe betrachten. Erſtlich entſchuldigen Sie ſich damit: **Dacier** habe auch gewußt, was *vertex* heiſſe, und habe es gleichwohl durch Stirne überſetzt. — Iſt denn aber Stirn und Nacken einerley? **Dacier** verſchönert einigermaſſen das Bild; Sie aber verhunzen es. Oder glauben Sie im Ernſt, daß man mit dem Nacken in der Höhe an etwas anſtoſſen kann, ohne ihn vorher gebrochen zu haben? **Dacier** über dieſes mußte Stirne ſetzen, und wiſſen Sie warum? Ja, wenn es nicht ſchiene, als ob Sie von dem Franzöſiſchen eben ſo wenig verſtünden, als von dem Lateiniſchen, ſo traute ich es Ihnen zu. Lernen Sie alſo, Herr Paſtor, was Ihnen in Laublingen freylich niemand lehren kann; daß die franzöſiſche

Sprache kein eignes Wort hat, der Lateiner *vertex* oder unſer Scheitel auszudrücken. Wenn ſie es ja ausdrücken will, ſo muß ſie ſagen: sommet de la tête. Wie aber würde dieſes geklungen haben, wenn es Dacier in einer nachdrücklichen Ueberſetzung eines Dichters hätte brauchen wollen? Daß meine Anmerkung ihren Grund habe, können Sie ſchon daraus ſehen, weil er nicht einmal in der wörtlichen Ueberſetzung, die er bey abweichenden Stellen unter den Text zu ſetzen gewohnt iſt, das sommet de la tête hat brauchen können, ſondern bloß und allein ſagen muß: de ma tête glorieuse je fraperai les astres. Sind Sie nun in gleichem Falle? Iſt *Nacken* etwa kürzer, oder nachdrücklicher, oder edler als Scheitel? — — Laſſen Sie uns Ihre zweyte Urſache anſehen. Ich habe, ſagen Sie, mehr nach dem Verſtande, als nach den Worten überſetzt, — — (in der Vorrede ſagen Sie gleich das Gegentheil) — — und habe meinem Horaze auf das genauſte nachfolgen wollen. Sie ſetzen ſehr witzig hinzu: ich ſollte mir ihn nicht als ein Carteſianiſches Teufelchen vorſtellen, welches im Glaſe ſchnell aufwärts fährt, oben anſtößt, und die Beine gerade herunter hangen läßt. Wen machen Sie denn damit lächerlich, Herr Paſtor? Mich nicht. Wenn Horaz nicht ſagen will: *Dann werde ich für ſtolzer Freude auffahren, und mit erhabnem Scheitel an die Sterne ſtoſſen;* was ſagt er denn? Wir ſprechen in gemeinem Leben: für Freuden mit dem Kopfe wider die Decke ſpringen. Veredeln Sie dieſen Ausdruck, ſo werden Sie den Horaziſchen haben. Eine proverbialiſche Hyperbel haben alle Ausleger darinne erkannt, und Dacier ſelbſt führt die Stelle des Theocritus:

Ες ουρανον ὔμμιν ἁλευμαι

als eine ähnliche an. Hat ſich dieſer nun auch den Horaz als ein Glaßmännchen vorgeſtellt? Doch Sie finden ganz etwas anders in den ſtreitigen Worten, und ſehen hier den Dichter, wie er an dem Sternenhimmel ſchwebet und herab ſchauet — — O daß er doch auf Sie herab ſchauen, und ſich wegen ſeiner Schönheiten mit Ihnen in ein Verſtändniß einlaſſen möchte! — — Ich ſoll mir ihn nicht als ein Carteſianiſches Teufelchen einbilden, und Sie, Herr Paſtor, : : Sie machen ihn zu einem

Diebe am Galgen, oder wenigſtens zu einem armen Terminusbilde, welches mit dem Nacken ein Gebälke tragen muß. Ich ſage mit Bedacht tragen, weil ich jezo gleich auf einen Verdacht komme, der nicht unwahrſcheinlich iſt. Hum, daß Sie denken *feriam* heiſſe: ich will tragen; weil Sie ſich erinnern von feram einmal ein gleiches gehört zu haben? Wenn das nicht iſt, ſo können Sie unmöglich anders als im hitzigen Fieber auf den Nacken gekommen ſeyn.

1. B. Od. 2.

galeæque leves

Sie ſind ein poßierlicher Mann, mein Herr Gegner! Und alſo glauben Sie es noch nicht, daß levis, wenn die erſte Sylbe lang iſt, allezeit glatt oder blank heißt? Und alſo meinen Sie wirklich, daß es bloß auf meinen Befehl ſo heiſſen ſolle? Wahrhaftig Sie ſind liſtig! Die Gebothe der Grammatik zu meinen Gebothen zu machen, damit Sie ihnen nicht folgen dürfen! Ein Streich, den ich bewundere! Doch, Scherz bey Seite; haben Sie denn niemals gehört, wie lævis nach der Meinung groſſer Styliſten eigentlich ſolle geſchrieben werden? Haben Sie nie gehört, daß alle Diphthonge lang ſind? Ich vermuthe, daß in Laublingen ein Schulmeiſter ſeyn wird, welcher auch ein Wort Latein zu verſtehen denkt. Erkundigen Sie ſich bey dieſem, wenn ich Ihnen rathen darf. Sollte er aber eben ſo unwiſſend ſeyn, als Sie; ſo will ich kommen und die Bauern aufhetzen, daß ſie ihm Knall und Fall die Schippe geben. Ich weis auch ſchon, wen ich ihnen zum neuen Schulmeiſter vorſchlagen will. Mich. Ihr Votum, Herr Paſtor, habe ich ſchon. Nicht? Alsdann wollen wir wieder gute Freunde werden, und gemeinſchaftlich Ihre Ueberſetzung rechtſchaffen durchackern. Vor der Hand aber können Sie, auf meine Gefahr, die leichten Helme immer in blanke verwandeln: Denn was Ihre Ausflucht anbelangt, von der weis ich nicht, wie ich bitter genug darüber ſpotten ſoll. — Horaz, ſagen Sie, kehrt ſich zuweilen nicht an das Sylbenmaaß, ſo wenig als an die Schönheit der Wortfügung. — — Kann man ſich etwas ſeltſameres träumen laſſen? Horaz muß Schnitzer machen, damit der Herr Paſtor in Laublingen keine möge gemacht haben. Doch ſtille! es ſteht ein Beweis dabey. In der 19ten Ode des zweyten Buchs, ſoll Horaz noch einmal die erſte Sylbe in levis lang gebraucht haben, ob es ſchon daſelbſt offenbar leicht heiſſe:

Disjecta non levi ruina.

— — Allein, wenn ich bitten darf, laſſen Sie den Staub weg, den Sie uns in die Augen ſtreuen wollen. Schämen Sie ſich nicht, eine fehlerhafte Lesart ſich zu Nutze zu machen? Es iſt wahr, wie Sie den Vers anführen, würde ich bey nahe nicht wiſſen, was ich antworten ſollte. Zum guten Glücke aber kan ich unſern Leſern ſagen, daß die beſten Kunſtrichter für *levi* hier leni leſen, und daß man ihnen nothwendig beyfallen muß. Ich berufe mich deswegen von Herr Langen dem Ueberſetzer, auf Herr Langen den Dichter. Dieſer ſoll mir ſagen, ob nicht *non levis ruina* ein nicht leichter Fall für den Horaz ein ſehr gemeiner Ausdruck ſeyn würde? Und ob das Beywort *non lenis* ein nicht ſanfter ihm nicht weit anſtändiger ſey? Sie ſetzen mir die beſten Handſchriften entgegen. Welche haben Sie denn geſehen, mein Herr Paſtor? War keine von denen darunter, von welchen Lambinus ausdrücklich ſagt, *leni* habent aliquot libri manuſcripti? Und wiſſen Sie denn nicht, daß auch in den allerbeſten die Verwechslung des n in u, und umgekehrt nicht ſelten iſt? Ueberlegen Sie dieſes, vielleicht ſagen Sie endlich auch hier: als ich recht genau zu ſahe, ſo fand ich, daß ich Unrecht hatte.

— — — Ich hatte hier die Feder ſchon abgeſetzt, als ich mich beſann, daß ich zum Ueberfluſſe Ihnen auch Autoritäten entgegen ſetzen müſſe. Bey einem Manne, wie Sie, pflegen dieſe immer am beſten anzuſchlagen. Hier haben Sie alſo einige, die mir nachzuſehen die wenigſte Mühe gekoſtet haben. Lambinus ſchreibt læves. Mancinellus erklärt dieſes Wort durch ſplendentes; Landinus durch politæ und ſetzt mit ausdrücklichen Worten hinzu: leve cum prima ſyllaba correpta ſine pondere ſignificat: ſin autem prima ſyllaba producta profertur ſignificat *politum*. Beruht dieſer Unterſchied nun noch bloß auf meinem Befehle? Hermannus Figulus umſchreibt die ſtreitige Stelle alſo: qui horrendo militum concurrentium fremitu et formidabili armorum ſtrepitu ac *fulgore* delectatur. Laſſen Sie uns noch ſehen, wie es Dacier überſetzt; er, der ſo oft ihr Schild und Schutz ſeyn muß: qui n'aimés à voir que l'eclat de casques. In der Anmerkung leitet er levis von λειος her und erklärt es durch polies und luisantes. Habe ich nun noch nicht Recht? O ziſcht den Starrkopf aus!

1. B. Od. 11.

Vina liques.

Zerlaß den Wein. Ich habe dieſen Ausdruck getadelt, und mein Tadel beſteht noch. Mein ganzer Fehler iſt, daß ich mich zu kurz ausgedruckt, und Sie, mein Herr Lange, für ſcharfſichtiger gehalten habe, als Sie ſind. Sie bitten mich die Ruthe wegzulegen. Vielleicht, weil Sie zum voraus ſehen, daß Sie ſie hier am meiſten verdienen würden. Ihre Antwort beruht auf vier Punkten; und bey allen vieren werde ich ſie nöthig haben. Man wird es ſehen.

1. Sie ſagen, liquare heiſſe zerlaſſen und zerſchmelzen; beydes aber ſey nicht einerley. Beydes aber, ſage ich, iſt einerley, weil beydes in dem Hauptbegriffe flüßig machen liegt. Ein Fehler alſo! Der andere Fehler iſt eine Boßheit, weil Sie wider alle Wahrſcheinlichkeit meine Critik ſo aufgenommen haben, als ob ich verlangte, daß Sie vinum liquare durch den Wein ſchmelzen hätten geben ſollen. Sie fragen mich, ob es in den Worten des Plinius alvum liquare auch ſchmelzen heiſſe? Ich aber thue die Gegenfrage: heißt es denn zerlaſſen? Die Hauptbedeutung iſt flüßig, und folglich auch, klar machen; wie ich ſchon geſagt habe.

2. Nun wollen Sie, Herr Paſtor, gar Scholiaſten anführen, und zwar mit einem ſo froſtigen Scherze, daß ich beynahe das kalte Fieber darüber bekommen hätte. Den erſten Scholiaſten nennen Sie: Acris. Acris? Die Ruthe her! Die Ruthe her! Er heißt Acron, kleiner Knabe! Laß doch du die Scholiaſten zufrieden. — — Den andern nennen ſie, Herr Paſtor, Landin. Landin? Da haben wirs! Merkts, ihr Quintaner, indem ich es dem Herrn Lange ſage, daß man keinen Commentator aus dem 16ten Jahrhunderte einen Scholiaſten nennen kann. Es wär eben ſo abgeſchmackt, als wenn ich den Joachim Lange zu einem Kirchenvater machen wollte.

3. Ich weis es, Herr Paſtor, daß bey liquefacere in dem Wörterbuche zerlaſſen ſteht. Es iſt aber hier von liquare und nicht liquefacere die Rede. Doch, wenn Sie es auch bey jenem gefunden haben, ſo merken Sie ſich, daß nur unverſtändige Anfänger ohne Unterſcheid nach dem Wörterbuche überſetzen. Bey vertex hätten Sie dieſes thun ſollen, und nicht hier; hier wo es, wenn Sie anders deutſch reden wollten, durchaus nicht anging.

4. Gut; Sanadon ſoll Recht haben; vinum liquare ſoll den Wein filtriren, oder ihn durchſäugen heiſſen; ob gleich noch etwas mehr dazu gehört. Ich weis es, daß es dieſes heißt, zwar nicht aus dem Sanadon, ſondern aus dem Columella und Plinius, von welchem letztern Sie, mein Herr Lange, nichts mehr zu wiſſen ſcheinen, als was alvum liquare heißt. Eine Beleſenheit, die einen Apothekerjungen neidiſch machen mag! — — Doch worauf ging denn nun meine Critik? Darauf, daß kein Deutſcher bey dem Worte zerlaſſen auf eine Art von Filtriren denken wird, und daß ein jeder, dem ich ſage, ich habe den Wein zerlaſſen, glauben muß, er ſey vorher gefrohren geweſen. Haben Sie dieſes auch gemeint, Herr Paſtor? Beynahe wollte ich das juramentum credulitatis darauf ablegen! Denn was Sie verdächtig macht iſt dieſes, daß die Ode, in welcher die ſtreitige Stelle vorkommt, augenſcheinlich zur Winterszeit muß ſeyn gemacht worden. Dieſen Umſtand haben Sie in Gedanken gehabt, und vielleicht geglaubt, daß Italien an Lappland grenzt, wo wohl gar der Brandewein gefrührt. — — In der Geographie ſind Sie ohnedem gut bewandert, wie wir unten ſehen werden. — — Sie laſſen alſo den Horaz der Leuconoe befehlen, ein Stück aus dem Faſſe auszuhauen, und es an dem Feuer wieder flüßig zu machen. So habe ich mir ihren Irrthum gleich Anfangs vorgeſtellt, und in der Eil wollte mir keine andre Stelle aus einem Alten, als aus dem Martial, beyfallen, die Sie ein wenig aus dem Traume brächte. Was ſagen Sie nun? Kann ich die Ruthe weglegen? Oder werden Sie nicht vielmehr mit ihrem Dichter beten müſſen:

— — — — neque
Per noſtrum patimur ſcelus
Iracunda Jovem ponere fulmina.

Zwar, das möchte zu erhaben ſeyn; beten Sie alſo nur lieber ihr eignes Verschen.

O wie verfolgt das Glück die Frommen!
Hier bin ich garſtig weggekommen.

— — Bey Gelegenheit ſagen Sie mir doch, auf welcher Seite ihrer Horaziſchen Oden ſtehen dieſe Zeilen? Sie machen Ihnen Ehre!

2. B. Od. 1.

Gravesque principum amicitiæ.

Was ſoll ich von Ihnen denken, Herr Paſtor? Wenn ich Ihnen zeige, daß Sie der einzige weiſe Sterbliche ſind, der hier unter *graves* etwas anders als ſchädlich verſtehen will, was werden Sie alsdenn ſagen? Laſſen Sie uns von den franzöſiſchen Ueberſetzern anfangen; ſie ſind ohnedem, wie ich nunmehr wohl ſehe, ihr einziger Stecken und Stab geweſen. Ich habe aber deren nicht mehr als zwey bey der Hand; den Dacier und den Batteux. Jener ſagt vous nous decouvrés le ſecret des funeſtes ligues des Princes: dieſer ſagt faſt mit eben dieſen Worten: les ligues funeſtes des Grands. — — Betrachten Sie nunmehr alte und neue Commentatores. Acron ſezt für graves, pernicioſas aut inſidas: Mancinellus erklärt es durch noxias. Hermannus Figulus ſezt zu dieſer Stelle: puta ſocietatem Craſſi Pompeji & Cæſaris, qua orbis imperium occuparunt, afflixerunt atque perdiderunt. Chabotius fügt hinzu: amicitiæ Principum iſtorum fictæ et ſimulatæ erant, ideo & ipſis inter ſe & pop. Roman. *pernicioſæ* fuerunt. Rodellius endlich in ſeiner für den Dauphin gemachten Umſchreibung giebt es durch pernicioſas procerum coitiones — — Sagen Sie mir, iſt es nun noch bloß Leſſingiſch? Sie erweiſen einem jungen Critico, wie Sie ihn zu nennen pflegen, allzuviel Ehre, die Erklärungen ſo verdienſtvoller Männer nach ihm zu benennen. Laſſen Sie ſich noch von ihm ſagen, daß Horaz hier ohne Zweifel auf einen Ausſpruch des jüngern Cato zielet, nach welchem er behauptet: non ex inimicitiis Cæſaris atque Pompeji ſed ex ipſorum & Craſſi ſocietate amica omnia Reipubl. profecta eſſe mala — — Ich bin des Aufſchlagens müde; wann Sie aber mehr Zeit dazu haben als ich, ſo fordre ich Sie hiermit auf, mir denjenigen Ausleger zu nennen, welcher auf ihrer Seite iſt. Ihre Entſchuldigung von der Beſcheidenheit des Horaz iſt eine Grille, weil der Dichter nicht das zweyte ſondern das erſte Triumvirat will verſtanden wiſſen. Daß gravis eigentlich ſchwer heiſſe, brauche ich von Ihnen nicht zu lernen, und ich würde es ſehr wohl zufrieden geweſen ſeyn, wenn Sie ſchwer geſetzt hätten. Allein Sie ſetzen wichtig und das iſt abgeſchmackt. Bey ſchweren Bündniſſen hätte man wenigſtens noch ſo viel denken können, daß ſie der Republick ſchwer gefallen wären; bey ihrem Beyworte hingegen, läßt ſich ganz und gar nichts denken. Ueberhaupt muß Ihnen das *gravis* ein ſehr unbekanntes Wort geweſen ſeyn, weil Sie es an einem andern Orte gleichfalls falſch überſetzen. Ich meine die zweyte Ode des erſten Buchs, wo Sie *graves Perſæ* durch harte Perſer geben. Dieſe Ueberſetzung iſt ganz wider den Sprachgebrauch, nach welchem die Perſer eher ein weichliches als ein hartes Volk waren. In eben dieſer Ode ſagt Horaz *grave ſeculum Pyrrhæ* welches Sie ein klein wenig beſſer durch der Pyrrha betrübte Zeit ausdrücken. Was erhellet aber aus angeführten Orten deutlicher als dieſes, daß es dem Dichter etwas ſehr gemeines ſey, mit dem Worte *gravis* den Begrif, ſchädlich, ſchreklich, fürchterlich zu verbinden? Ohne Zweifel glauben Sie dem Dacier mehr als mir; hören Sie alſo was er ſagt, und ſchämen Sie ſich auch hier ihres Starrkopfs: il apelle les Perſes *graves*, c'eſt à dire terribles, redoutables, à cauſe du mal qu'ils avoient fait aux Romains, comme ils a deja apellé le ſiecle de Pyrrha *grave*, par la même raiſon. An einem andern Orte ſagt eben dieſer Ausleger, daß gravis ſo viel als horribilis wäre; ein Beywort welches Horaz den Medern, ſo wie jenes den Perſern giebt.

2. B. Od. 4.

Cujus octavum trepidavit ætas
Claudere luſtrum.

Hier weis ich nicht, wo ich zuerſt anfangen ſoll, Ihnen alle ihre Ungereimtheiten vorzuzählen. Sie wollen mir beweiſen, daß trepidare an mehr als einer Stelle, zittern heiſſe, und verlangen von mir, ich ſolle Ihnen die Ausgabe des Cellarius angeben, in welcher eilen ſtehe. Sagen Sie mir, Herr Paſtor, führen Sie ſich hier nicht als einen tückiſchen Schulknaben auf? Als einen Schulknaben, daß Sie verlangen, Ihnen aus dem Cellarius mehr zu beweiſen, als darinne ſtehen kann; als einen tückiſchen, daß Sie meine Worte verdrehen, als ob ich geſagt hätte, daß trepidare überall eilen heiſſe. Sehen Sie doch meinen Brief nach: wie habe ich geſchrieben? Trepidare, ſind meine Worte, kann hier nicht zittern heiſſen; es heißt nichts als eilen. Verſtehen Sie denn nicht, was ich mit dem hier ſagen will? Ein Quintaner weis es ja ſchon, wenn er dieſes Wörtchen lateiniſch durch h. l. ausgedrückt findet, daß eine nicht allzugemeine Bedeutung damit angemerkt werde. Doch was predige ich Ihnen viel vor? Sie müſſen mit der Naſe darauf geſtoßen ſeyn. Nun wohl! Erſt will ich Ihnen zeigen, daß trepidare gar oft, auch bey andern Schriftſtellern eilen heiſſe; und zum andern, daß es hier nichts anders heiſſe. Schlagen Sie alſo bey dem Virgil das neunte Buch der Aeneis nach; wie heißt der 114 Vers?

Ne trepidate meas, Teucri, defendere naves.

Was heißt es nun hier? Eilen. Haben Sie den Julius Cäſar geleſen? haben Sie nicht darinne gefunden, daß dieſer tredare und concurſare mit einander verbindet? Was muß es da heiſſen? Eilen. Drey Zeugen ſind unwiderſprechlich. Schlagen Sie alſo noch in dem Livius nach, ſo werden Sie, wo ich nicht irre, in dem 23ten Buche finden: cum in ſua quisque miniſteria diſcurſu trepidat. Trepidare kann alſo eilen heiſſen, und heißt auch nichts anders in der ſtreitigen Stelle des **Horaz**. Alle Ausleger, ſo viel ich deren bey der Hand habe, ſind auf meiner Seite. **Acron** erklärt es durch feſtinavit: **Landinus** durch properavit. **Chabotius** ſetzt hinzu verbum eſt celeritatis: **Lambinus** fügt bey: uſus eſt verbo ad ſignificandum celerrimum ætatis noſtræ curſum aptiſſimo. Noch einen kan ich anführen, den **Jodocus Badius**, welcher ſich mit dem Scholiaſten des Worts feſtinavit bedienet. Wollen Sie einen neuern Zeugen haben, ſo wird Ihnen vielleicht **Dacier** anſtatt aller ſeyn können. Sie ſcheinen ſeine Ueberſetzung nur immer da gebraucht zu haben, wo ſie zweifelhaft iſt. Hätten Sie doch auch hier nachgeſehen, ſo würden Sie gefunden haben, daß er es vollkommen nach meinem Sinne giebt: un homme dont l'age s'eſt haté d'accomplir le huitieme luſtre — — Hier könnte ich abbrechen, und meine Critik wäre erwieſen genug, wenn ich nicht noch auf ihre ſeltſame Entſchuldigungen etwas antworten müßte. Ich hatte geſagt, es müſſe deswegen hier eilen heiſſen, weil man in dem 40ten Jahre ſchwerlich ſchon zittere. Hierauf aber antworten Sie ganz eifrig: Was? iſt das ſo etwas ſeltſames, daß ein Trinker, wie Horaz, der auch nicht keuſch lebte, im 40ten Jahre zittert? — — Mit ihrer Erlaubniß, Herr Paſtor, das iſt nicht ihr Ernſt. Oben lachte ich ſchon über Sie, daß Sie, ſich zu entſchuldigen, den Horaz zu einem Dichter machen, welcher ſich weder um das Syllbenmaß, noch um die Wortfügung bekümmert. Was ſoll ich nun hier thun, hier, wo Sie ihn, ſich zu retten, gar zu einem Trunkenbolde und Hurer machen, welcher in ſeinem vierzigſten Jahre die Sünden ſeiner Jugend büſſen muß? Wann Sie von dem guten Manne ſo ſchlecht denken, ſo iſt es kein Wunder, daß er Sie mit ſeinem Geiſte verlaſſen hat. Daß dieſes wirklich müſſe geſchehen ſeyn, zeigen Sie gleich einige Zeilen darauf, indem Sie auf eine recht kindiſche Art fragen: Was denn das eilen hier ſagen könne? Ob Horaz ſchneller 40 Jahr alt geworden, als es von Rechts wegen hätte ſeyn ſollen? Ob ſein achtes Luſtrum weniger Wochen gehabt, als das ſiebende? Wahrhafte Fragen eines Mannes, bey dem die geſunde Vernunft Abſchied nehmen will! Sind Sie, Herr Paſtor, in der That noch eben der, welcher in ſeinen Horaziſchen Oden ſo vielen lebloſen Dingen Geiſt und Leben gegeben, ſo manchem nothwendigen Erfolge Vorſatz und Abſicht zugeſchrieben, ſo manchen Schein für das Weſen genommen, kurz alle poetiſche Farben ſo glücklich angebracht hat? Wie kann Sie jezt ein Ausdruck befremden, der wenn er auch uneigentlich iſt, doch unmöglich gemeiner ſeyn kann? Das Jahr eilt zu Ende; die Zeit eilt herbey; ſind Redensarten, die der gemeinſte Mann im Munde führet. Aber wohin verfällt man nicht, wenn man ſich, in den Tag hinein, ohne Ueberlegung vertheidigen will! Die

Rechthaberey bringt Sie ſo gar ſo weit, daß Sie ſich ſelbſt an einem andern Orte eines Fehlers beſchuldigen, um ihren Fehler nur hier gegen mich zu retten. Was ich tadle muß recht ſeyn, und was ich lobe muß falſch ſeyn. Ich hatte nehmlich ihre eigene Ueberſetzung der Stelle:

Sed vides quanto trepidet tumultu
Pronus Orion

wider Sie angeführt, wo Sie das trepidare ſchlecht weg durch eilen überſetzt haben. Allein Sie wollen lieber das Zittern weggelaſſen haben, als mir Recht geben. Pronus trepidat, ſagen Sie, heißt: er eilt zitternd hinunter. Ich habe das Wort pronus — — (Hier mag ich mich in Acht nehmen, daß ich für Lachen nicht einen Kleks mache) — — durch eilen ausgedrückt, das Zittern habe ich weggelaſſen, weil ich zu ſchwach war das ſchöne Bild vollkommen nachzumahlen. Und alſo haben Sie in der That pronus durch eilen ausgedrückt? Ich denke dieſes heißt hier zum Untergange? Sagen Sie es nicht ſelbſt?

Doch ſiehſt du nicht mit was vor Brauſen Orion
Zum Untergang eilet.

Wahrhaftig Sie müſſen jetzt ihre Augen nicht bey ſich gehabt haben; oder ihre Ueberſetzung hat ein anderer gemacht. Sie wiſſen ja nicht einmal was die Worte heiſſen, und wollen das durch eilen gegeben haben, was doch wirklich durch zum Untergange gegeben iſt. — — Ich will nur weiter gehen, weil es lächerlich ſeyn würde, über einen Gegner, der ſich im Staube ſo herum winden muß, zu jauchzen.

2. B. Od. 5.

Nondum munia comparis
Aequare (valet.)

Dieſes hatten Sie, mein Herr Paſtor, durch: ſie iſt noch der Huld des Gatten nicht gewachſen, überſetzt. Ich tadelte daran, theils daß Sie hier ganz an der unrechten Stelle, allzu edle Worte gebraucht, theils daß Sie den Sinn verfehlt hätten. Auf das erſte antworten Sie: Horaz brauche ſelbſt edle Worte, welches auch Dacier erkannt habe. Allein verzeihen Sie mir, Horaz braucht nicht edle ſondern ehrbare Worte, und wenn Dacier ſich erkläret c'eſt un mot honête, ſo kann nur einer welcher gar kein Franzöſiſch kan, wie Sie hinzuſetzen: merks ein edel Wort! Merks ſelber: honeſte heißt nicht edel ſondern ehrbar. Ich habe Ihnen nicht verwehren wollen ehrbare Worte von Thieren zu brauchen; wohl aber edle. Jene haben ſchon Chabotius, und andere, in der Stelle des Horaz erkannt, ob dieſer gleich hinzu ſetzt: non minus eſſe in his verbis translatis obſcoenitatis, quam ſi res fuiſſet propriis enunciata, aut rigido pene, aut mutone. &c. Dieſe aber finde ich nicht, weil Horaz ein viel zu guter Dichter war, als daß er nicht alle ſeine Ausdrücke nach der Metapher, in der er war, hätte abmeſſen ſollen. Oder glauben Sie wirklich, daß munia und Huld, von gleichem Werthe ſind? Ueberlegen Sie denn nicht, daß Huld ein Wort iſt, welches von dem Höhern gegen den Niedrigern, ja gar von GOtt gebraucht wird, das Unbegreifliche in ſeiner Liebe gegen den Menſchen auszudrücken? Doch genug hiervon; laſſen Sie uns meinen zweyten Tadel näher betrachten, welcher die Ueberſetzung ſelbſt angeht. Die ganze Strophe bey dem Horaz iſt dieſe:

Nondum ſubacta ferre jugum valet
Cervice: nondum munia comparis
Aequare, nec tauri ruentis
In Venerem tolerare pondus.

Ich würde es ungefehr ſo ausdrücken: Noch taugt ſie nicht mit gebändigtem Nacken das Joch zu tragen; noch taugt ſie nicht die Dienſte ihres Nebengeſpanns zu erwiedern, und die Laſt des zu ihrem Genuſſe ſich auf ſie ſtürzenden Stiers zu ertragen. Sie aber, der ſie noch den Nachdruck des Sylbenmaſſes voraus haben, laſſen den Dichter ſagen:

Sie kann noch nicht mit dem gebeugten Nacken
Das Joch ertragen, ſie iſt noch
Der Huld des Gatten nicht gewachſen,
Sie trägt noch nicht die Laſt des brünſtigen Stiers.

Hier nun habe ich getadelt, und tadle noch, daß Sie bey dem zweyten Gliede, nondum munia comparis aequare valet, ohne Noth und zum Nachtheile ihres Originals von den Worten abgegangen ſind. Ich ſage zum Nachtheile, weil Horaz dadurch ein Schwätzer wird, und einerley zweymal ſagt. Der Huld des Gatten nicht gewachſen ſeyn, und die Laſt des brünſtigen Stiers nicht tragen können, ſind hier Tavtologien, die man kaum einem Ovid vergeben würde. Sie fallen aber völlig weg, ſo wie ich den Sinn des Dichters ausdrücke; ob Sie gleich ganz ohne Ueberlegung vorgeben, daß ich alsdann das zweyte Glied zu einer unnöthigen Wiederhohlung des erſten mache. Da, das Joch noch nicht tragen können, ohne Zweifel weniger iſt, als die Dienſte des Nebengeſpanns noch nicht erwiedern können; ſo ſteigen bey mir die Jdeen, nach dem Geiſte des Horaz, vollkommen ſchön. Muß man dieſes noch einem Manne deutlich machen, der auf dem Lande in der Nachbarſchaft ſolcher Gleichniſſe lebt? Vergebens ſtellen Sie mir hier einige Ausleger entgegen, welche unter munia die Beywohnung verſtehen. Dieſe Männer wollen weiter nichts ſagen, als was es bey Anwendung der ganzen Metapher auf ein unreifes Mägdchen heiſſen könne. Sie fangen ſchon bey *jugum* an, die Einkleidungen wegzunehmen, und kein ander *jugum* darunter zu verſtehen, als das bey dem Plautus, wo Palinurus fragt: jamne ea fert jugum? und worauf Phädromus antwortet: pudica eſt neque dum cubitat cum viris. Wann Sie ihnen, Herr Paſtor, dort gefolgt ſind, warum auch nicht hier? Warum haben Sie nicht gleich geſagt: ſie kann noch nicht beſprungen werden! Es würde zu ihrem: ſie iſt der Huld des Gatten noch nicht gewachſen, vollkommen gepaßt haben. — — Doch ich will mich hier nicht länger aufhalten; ich will bloß noch ein Paar Zeugniſſe für mich anführen, und Sie laufen laſſen. Eraſmus ſagt: Metaphora ducta a juvenca, cui nondum ſuppetunt vires ut in ducendo aratro pares operis vires ſuſtineat. Cruquius ſetzt hinzu: quæ nondum eſt jugalis, quæ non æquo & pari labore concordiaque cum ſuo pari, id eſt, marito, jugum et munia moleſtiasque tractat familiares. Lubinus erklärt die ſtreitige Stelle: nondum munia, *onera & labores*, una cum compare ſuo *(cum quo jugo juncta incedit)* pari robore ferre & ex æquo præſtare valet. Alle dieſe werden es auch gewußt haben, was man unter munia verſtehen könne, wenn man es nach dem ſenſu nupto nehmen wolle; ſie haben aber geſehen, daß man es hier nicht verſtehen müſſe, und dieſes, Herr Paſtor, hätten Sie auch ſehen ſollen.

2. B. Od. 12.

Dum flagrantia detorquet ad oſcula
Cervicem.

Auch hier wollen Sie noch ſtreiten? Ihr den Hals den heiſſen Küſſen entziehen ſoll alſo nicht das Gegentheil von dem ſeyn, was Horaz ſagen will? Ich bitte Sie, betrachten Sie doch die Stelle mit kaltem Blute, wann ſie es fähig ſind, noch einmal.

Dum flagrantia detorquet ad oſcula
Cervicem, aut facili ſævitia negat
Quæ poſcente magis gaudeat eripi &c.

Finden Sie, der Sie ſonſt ein Mann von Geſchmack ſind, denn nicht, daß Horaz hier durch das aut einen kleinen Gegenſatz macht? Jetzt, will er ſagen, dreht ſie den Hals ſchmachtend den heiſſen Küſſen entgegen; jetzt verſagt ſie das mit verſtellter Grauſamkeit, was ſie ſich doch nur allzugern rauben läßt. — — Doch Sie wollen keine Gründe annehmen; Sie wollen alles nur durch Zeugniſſe berühmter Ausleger beygelegt wiſſen. Auch mit dieſen könnte ich Sie überſchütten, wenn mich die Mühe des Abſchreibens nicht verdröſſe. Ich muß Ihnen aber ſagen, daß ſie alle auf meiner Seite ſind, nur die zwey nicht, welche Sie anführen. Und wer ſind die? Den einen nennen Sie Acriſius und den andern Porphyr. Was iſt das für ein Mann, Acriſius? — — Endlich werde ich Erbarmung mit Ihnen haben müſſen, Herr Paſtor. Sie wollen abermals Acron ſagen. Ich hätte Ihr obiges Acris gerne für einen Druckfehler gehalten, wann mir nicht dieſe noch falſchere Wiederholung ſo gelinde zu ſeyn verwehrte. Wiſſen Sie denn aber, mein lieber Herr Gegner, warum die beyden Scholiaſten Acron und Porphyrio auf ihrer und nicht auf meiner Seite ſind? Deßwegen, weil ſie, wie es aus der Anmerkung des erſtern offenbar erhellt, eine andre Lesart gehabt, und anſtatt detorquet ad oſcula, detorquet ab oſculis gefunden haben. Haben Sie denn auch dieſe Lesart? Sie haben ſie nicht, und ſind ihr auch nicht gefolgt, weil Sie es ſonſt in ihrer Antwort würden erinnert haben. Die Anmerkung die Dacier zu dieſer Stelle macht iſt ſehr gründlich; und nur Ihnen ſcheinet ſie nicht hinlänglich. Aber warum denn nicht? Etwa weil ſie Ihnen widerſpricht? Oder haben Sie ſie nicht verſtanden? Das kann ſeyn, ich will alſo ein Werk der Barmherzigkeit thun und ſie Ihnen überſetzen, weil ſie ohnedem die beſte Rechtfertigung meiner Critik ſeyn wird. „Es läßt ſich, ſagt er, nichts galanters und nichts beſſer ausgedrücktes, als dieſe vier Verſe, erdenken. Den erſten aber „hat man nicht wohl verſtanden, weil die Ausleger geglaubt, „Horaz wolle ſagen, daß Licinia ihren Mund den Küſſen des „Mäcenas entziehen wolle; allein ſie haben nicht überlegt, daß „er, wenn dieſes wäre, nothwendig hätte ſagen müſſen detorquet ab oſculo und nicht ad oſculum. Horaz ſagt alſo, daß „Mäcen von Liebe gleich ſtark entflammt ſey, Licinia möge nun „mit ihrem Munde ſeinen Küſſen begegnen wollen, oder auch „auf eine nicht abſchreckende Art ſeiner Liebe widerſtehen. Detorquet cervicem ad oſcula ſagt man von einem Mägdchen, das, „indem es thut als ob es den Küſſen auszweichen wolle, ſeinen „Hals ſo zu wenden weis, daß ihr Mund mit dem Munde „ihres Geliebten zuſammen kömmt. Man wird geſtehen, daß „dieſe Erklärung gegenwärtiger Stelle eine ganz andre Wendung „giebt.“ — — Ich bin hier mit dem Dacier vollkommen zufrieden, nur daß er mir ein wenig zu ſtolz thut, gleich als ob dieſer Einfall bloß aus ſeinem Gehirne gekommen ſey, da ihn doch alle gehabt haben, und nothwendig haben müſſen, welche ab oſculis leſen. So gar der Paraphraſt Lubinus ſagt: dum roſeam ſuam cervicem ad oſcula tua, *ut tibi gratificetur, inclinat* & detorquet.

3. B. Od. 21.

Nun komm ich auf einen Punkt, der Ihnen, Herr Paſtor, Gelegenheit gegeben hat, eine wahrhafte Bettelgelehrſamkeit zu verrathen. Ich habe in dieſer Ode getadelt, das Sie priſci Catonis durch Priſcus Cato überſetzt haben. Ich habe dazu geſetzt, daß man ſich dieſe Ungereimtheit kaum einbilden könne, und endlich die Frage beygefügt, welcher von den Catonen Priſcus geheiſſen habe? Erſtlich alſo muß ich Ihnen zeigen, daß Sie ihrer Rechtfertigung ungeachtet dennoch falſch überſetzt haben; und hernach muß ich ſelbſt meine eigene Frage rechtfertigen. Doch ich will das letztere zuerſt thun, weil ich alsdann etwas kürzer ſeyn kann. Welcher von denen Catonen hat Priſcus geheiſſen? Wider dieſe Frage führen Sie mir, grundgelehrter Herr Paſtor, das Zeugniß des Dacier. und des Mancinelli an, welche beyde ſagen, daß der ältere Cato Priſcus geheiſſen habe. Ey! Dacier und Mancinelli! Mancinelli und Dacier! Sind das die Leute, mit welchen man etwas Streitiges aus den Alterthümern beweiſet? Keine beſſern wiſſen Sie nicht? Wahrhafte Bettelgelehrſamkeit, um es noch einmal zu wiederhohlen! Wann ich nun behauptete, Dacier habe den Mancinelli ausgeſchrieben, und Mancinelli rede ohne Beweis; was würden Sie wohl thun? Sie würden dieſe ihre Fontes noch einmal zu Rathe ziehen; Sie würden ſehen, ob ſie keine andre Fontes anführen. Allein ſie führen keine an; was nun zu thun? Das weis GOtt! Doch, Herr Paſtor, ich will Sie in dieſe Verlegenheit nicht ſetzen. Was hätte ich davon mit etwas zurückzuhalten, welches im geringſten nicht wider mich iſt. Lernen Sie alſo von mir, was ich weder von dem Mancinelli noch dem Dacier habe lernen dürfen, daß dieſe ihre beyden Helden ohne Zweifel auf eine Stelle des Plutarchs in dem Leben des ältern Cato zielen. Εκαλειτο δε, heißt es auf meiner 336 Seite der Wechelſchen Ausgabe, τῳ τριτῳ των ὀνοματων προτερον οὐ Κατων ἀλλα Πρισκος, ὑστερον δε τον Κατωνα της δυναμεως ἐπωνυμον ἐσχε. Ῥωμαιοι γαρ τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαζουσιν. Wann es Ihnen, mein lieber Herr Paſtor, mit dem Griechiſchen etwa ſo gehet, wie mit den algebraiſchen Aufgaben, die zu verſtehen, nach der 4ten Seite ihres Schreibens, es ſehr viel koſten ſoll, ſo ſchlagen Sie die Ueberſetzung des Herrn Kinds, die 520 Seite des 3ten Theiles auf, wo Sie folgendes finden werden: „im Anfange hieß ſein dritter Name „Priſcus, und nicht Cato, welchen man ihm wegen ſeiner Klugheit beylegte, weil die Römer einen klugen und erfahrnen „Mann Cato heiſſen.“ — — Ey, mein Herr Lange! Mache ich Ihnen hier nicht eine entſetzliche Freude! Ich gebe Ihnen den Dolch ſelbſt in die Hand, womit Sie mich ermorden ſollen. Nicht? Ehe Sie aber zu ſtoſſen, bitte ich, ſo ſehen Sie die griechiſche Stelle noch einmal an. Liegen folgende Sätze nicht deutlich darinnen? Der ältere Cato hat niemals mehr als drey

Namen gehabt; er hieß Priſcus bis er anfieng Cato zu heiſſen: ſo bald er Cato hieß, verlohr er den Namen Priſcus; und nie hat er zuſammen Priſcus Cato geheiſſen, welches vier Namen ausmachen würde, die er nach dem Zeugniſſe Plutarchs nie geführt hat. Wann ich alſo gefragt habe: welcher von den Catonen Priſcus genennet worden; ſo hat nur Herr Paſtor Lange, der ſeinen Gegner für ſo unwiſſend hält, als er ſelbſt iſt, glauben können, als ob ich ſo viel fragen wolle, welcher von den Catonen, ehe er Cato geheiſſen, den Namen Priſcus geführt habe? Was würde dieſes zu der Stelle des Horaz helfen, wo nicht von einem Manne geredet wird, der zu verſchiednen Zeiten, erſt Priſcus und hernach Cato geheiſſen, ſondern von einem, welcher beyde Namen zugleich, wie Herr Lange will, geführet haben ſoll? Meine Frage ſcheinet durch die Auslaſſung eines einzigen Worts ein wenig unbeſtimmt geworden zu ſeyn. Ich hätte nehmlich, um auch den Verdrehungen keine Blöſſe zu geben, mich ſo ausdrücken ſollen: Welcher von den Catonen hat denn Priſcus Cato geheiſſen? Auf dieſe Frage nun iſt unmöglich anders zu antworten als: keiner. Mancinelli und Dacier ſelbſt unterſcheiden die Zeiten, und ſagen nicht, daß er Priſcus Cato zugleich geheiſſen habe. Sie begehen folglich einen Schnitzer, wann Sie nach ihrer Art recht witzig ſeyn wollen, und im Tone der alten Weiber ſagen: es war einmal ein Mann, der hieß Priſcus, und bekam den Zunamen Cato. Nein, mein altes Mütterchen, das iſt falſch; ſo muß es heiſſen: es war einmal ein Mann, deſſen Zuname Priſcus durch einen andern Zunamen, Cato, verdrungen ward. — — Doch laſſen Sie uns weiter gehen. — — Da es alſo hiſtoriſch unrichtig iſt, daß jemals ein Priſcus Cato in der Welt geweſen iſt, ſo könnte es, wird man mir einwenden, gleichwohl dem Dichter erlaubt ſeyn, dieſe zwey Namen zuſammen zu bringen. Gut! und das iſt der zweyte Punkt, auf den ich antworten muß; ich muß nehmlich zeigen, daß Horaz hier gar nicht Willens geweſen iſt, eine Probe ſeiner Kenntniß der Catoniſchen Familiengeſchichte zu geben, und daß ein Herr Lange, der dieſes glaubt, ihn gelehrter macht, als er ſeyn will. Dieſes zu thun will ich, um mir bey Ihnen ein Anſehen zu machen, alte und neue Ausleger anführen, und zugleich die Gründe unterſuchen, welche ſie etwa mögen bewogen haben, ſo wie ich zu denken. Ueberhaupt muß ich Ihnen ſagen, daß ich unter mehr als dreyßig beträchtlichen Ausgaben keine einzige finde, die das priſcus mit einem großen P. ſchreibet, welches doch nothwendig ſeyn müßte, wenn ihre Beſorger es für einen Zunahmen angeſehen hätten. Nennen Sie mir doch, Wunders halber, diejenige die in dieſem Punkte ſo etwas beſonders hat. Ihr eigner Text, welchem es ſonſt an dem Beſondern, wenigſtens in Anſehung der Fehler, nicht mangelt, hat die gemeine Schreibart beybehalten; ſo daß ich ſchon entſchuldiget genug wäre, wann ich ſagte, ich habe Sie beurtheilt, ſo wie ich Sie gefunden. Denn weswegen läßt ein Ueberſetzer ſonſt ſein Original an die Seite drucken, wenn er es nicht deswegen thut, damit man ſehen ſoll, was für einer Lesart, was für einer Interpunction er gefolgt ſey? Geſchieht es nur darum, damit das Buch einige Bogen ſtärker werde? Umſonſt ſagen Sie: es ſey mit Fleis geſchehen, und die Urſache gehöre nicht hieher. Sie gehört hierher, Herr Paſtor, und nicht ſie, ſondern ihr unzeitiges Siegesgeſchrey hätten Sie weglaſſen ſollen — — Laſſen Sie ſich nun weiter lehren, daß alle Ausleger bey dieſer Stelle ſich in zwey Klaſſen abtheilen. Die einen verſtehen den ältern Cato, den Sittenrichter, darunter; die andern den jüngern, welchen ſein Tod berühmter als alles andre gemacht hat. Jene, worunter Acron, Badius. Glareanus, Lubinus und wie ſie alle heiſſen, gehören, erklären das priſci durch antiquioris oder veteris, und laſſen ſich es nicht in den Sinn kommen, das Vorgeben des Plutarchs hierher zu ziehen, ob es ihnen gleich, ohne Zweifel, ſo wenig unbekannt geweſen iſt, als mir. Dieſe, welche ſich beſonders darauf berufen, daß man den Sittenrichter wohl wegen der aller auſſerordentlichſten Mäßigung gelobt, nirgends aber wegen des übermäßigen Trunks getadelt finde; da man hingegen von ſeinem Enkel an mehr als einem Orte leſe, daß er ganze Nächte bey dem Weine geſeſſen und ganze Tage bey dem Bretſpiele zugebracht habe: dieſe, ſage ich, Lambinus, Chabotius ꝛc. verſtehen unter *priſcus* einen ſolchen, welcher ſeinen Sitten nach aus der alten Welt iſt, und nehmen es für ſeverus an. Einer von ihnen, Landinus, ſcheinet ſo gar eine andre Lesart gehabt und an ſtatt priſci priſca, welches alsdenn mit virtus zu verbinden wäre, gefunden zu haben. Er ſetzt hinzu: *priſca virtus*, quæ talis fuit qualis olim in priſcis hominibus eſſe conſuevit. Ich geſtehe, daß mir dieſe Abweichung ungemein gefallen würde, wann ſie nicht offenbar wider das Syllbenmaaß wäre. — — Doch was ſuche ich ihre Widerlegung ſo weit? Ihre zwey Wehrmänner, **Mancinellus** und **Dacier** ſind Ihnen ja ſelbſt zuwider; und wenn es nicht jedem Leſer in die Augen fällt, ſo kömmt es nur daher, weil Sie ihre Zeugniſſe minder vollſtändig angeführet haben. Ich will dieſen kleinen Betrug entdecken. Bey dem **Dacier** hätten Sie nicht bloß einen Theil der Anmerkung, ſondern auch die Ueberſetzung ſelbſt, beyfügen ſollen. Doch das war Ihnen ungelegen, weil dieſe ausdrücklich für mich iſt. Wann **Dacier** feſt geglaubt hat, daß priſcus den erſtern Zunamen des Cato bedeute, ſo ſagen Sie mir doch, warum giebt er es gleichwohl durch la vertu du *vieux* Caton? Scheint er dadurch nicht erkannt zu haben, daß ſeine Anmerkung, ſo gelehrt ſie auch ſey, dennoch nicht hierher gehöre? Was vollends den **Mancinelli** anbelangt, ſo hätten Sie nur noch einen Perioden mehr hinzuſetzen dürfen, um ſich lächerlich zu machen. Sagt er denn nicht ausdrücklich: poeta abuſus eſt nomine, man muß den jüngern Cato und nicht den Sittenrichter verſtehen? Oder meinen Sie etwa, daß der Widerpart des Cäſars auch **Priſcus** einmal geheiſſen habe. Wenn Sie dem **Mancinelli** ein Factum glauben, warum auch nicht das andere? — — Doch ich will mich nicht länger bey Zeugniſſen der Ausleger aufhalten, ſondern will nur noch durch den Parallelismum, die wahre Bedeutung des priſcus unwiderſprechlich beſtimmen. Ich finde zwey Stellen bey dem Horaz, von welchen ich mich wundre, daß ſie kein einziger von den Auslegern, die ich habe zu Rathe ziehen können, angeführet hat. Sie entſcheiden alles. Die erſte ſtehet in dem 19 Briefe des erſten Buchs. Horaz verſichert gleich Anfangs den Mäcenas, daß keine Gedichte lange leben könnten, welche von Waſſertrinkern geſchrieben würden; er macht dieſe Wahrheit zu einem Ausſpruche des Cratinus und ſagt:

Priſco ſi credis, Mæcenas docte, Cratino.

Priſco Cratino. Ey, Herr Paſtor; Sie ſehen, es iſt hier auch vom Weintrinken, wie in unſrer ſtreitigen Stelle die Rede; ſollte wohl Cratinus auch einmal mit dem Zunahmen Priſcus geheiſſen haben? Schlagen Sie doch geſchwind den Dacier oder Mancinelli nach! — — Die andre Stelle werden Sie in dem zweyten Briefe des zweyten Buchs finden, wo Horaz unter andern ſagt, daß ein Dichter, die alten nachdrücklichen Worte, um ſtark zu reden, wieder vorſuchen müſſe:

Obſcurata diu populo bonus eruet atque
Proferet in lucem ſpecioſa vocabula rerum
Quæ priscis memorata Catonibus atque Cethegis.

Hier haben Sie nun gar priscis Catonibus. Wenn in der Ode prisci der Zunahme geweſen iſt, warum ſoll er es auch nicht hier ſeyn? Ohne Zweifel haben alle Catone. nicht der Sittenrichter allein, Priſcus geheiſſen. Nicht Herr Paſtor? Den Dacier nachgeſehen! hurtig! — — Als den letzten Keil, will ich noch das Zeugniß eines noch lebenden Gelehrten anführen,

noſtrum melioris utroque.

Es iſt dieſes der Herr Prof. Geſner, welcher in der Vorrede zu ſeinen ſcriptoribus rei ruſticæ das *priſcus* ausdrücklich zu nichts als einem Horaziſchen Epitheto macht, ob ihm ſchon die Stelle des Plutarchs bekannt war, und ob er ſchon in andern alten Schriften gefunden hatte, daß man dieſes Priſcus mit unter die Namen des Cato ſeze. Er redet nehmlich von dem Buche dieſes alten Römers über den Ackerbau, und nennt es, ſo wie wir es jezt aufzuweiſen haben, congeriem parum digeſtam *oraculorum* quæ Plinius vocat veri et *Priſci* Catonis, und ſezt hinzu: Horatianum illud epitheton tribuunt illi etiam inter nomina libri antiqui. Dieſes aber ohne Zweifel auf keine andre Art, als ihn dadurch von dem jüngern Cato, durch das Beywort des Aeltern, zu unterſcheiden. — — Was meinen Sie nun? Haben Sie noch richtig überſezt? Müſſen Sie nun nicht geſtehen, daß ich mit Grund getadelt habe? Werden Sie noch glauben, daß ich von Ihnen etwas lernen kann? Wenn Sie der Mann wären, ſo würde ich weiter gehen; ich würde Ihnen über die Stelle des Plutarchs ſelbſt, ob ſie mir gleich, wie Sie oben geſehen haben, nicht widerſpricht, einige Zweifel machen; Zweifel, die mir nicht erſt ſeit geſtern und heute beygefallen ſind. Doch, wahrhaftig ich will ſie herſetzen. Wann ich ſchon von Ihnen keine Erleuterung zu erwarten habe; ſo ſind doch die Leute eben ſo rar nicht, welche mehr als ich und Sie kennen. Vielleicht lieſet uns einer von dieſen, und nimmt des Geſchichtſchreibers Parthey gegen mich, welches mir ſehr angenehm ſeyn wird. Sie aber, Herr Paſtor, überhüpfen Sie nur **Eine kleine Ausſchweifung über obige Stelle des Plutarchs.**

Der Griechiſche Schriftſteller meldet uns in dem angeführten Zeugniſſe dreyerley. Erſtlich daß **Marcus Porcius** der erſte aus ſeiner Familie geweſen ſey, welcher den Zunahmen **Cato** geführt; **Zweytens**, daß er dieſen Zunahmen wegen ſeiner Klugheit bekommen; **Drittens**, daß er vorher den Zunamen **Priſcus** geführet habe. — — Nun will ich meine Anmerkungen nach Punkten ordnen.

I. So viel iſt gewiß, daß Plutarch der genaueſte Geſchichtſchreiber nicht iſt. Seine Fehler, zum Exempel, in der Zeitrechnung ſind ſehr häufig. Alsdann aber kan man ihm am allerwenigſten trauen, wenn er Umſtände anführt, welche eine genauere Kenntniß der Lateiniſchen Sprache erfordern. Dieſe, wie bekannt iſt, hat er nicht beſeſſen. Er ſagt in dem Leben des ältern Cato von ſich ſelbſt, daß er die Reden des Sittenrichters nicht beurtheilen könne, und die Art, wie er die lateiniſche Sprache erlernt zu haben vorgiebt, iſt bekannt: aus griechiſchen Büchern nehmlich, welche von der römiſchen Hiſtorie geſchrieben. Grundes alſo genug, ihn allezeit für verdächtig zu halten, ſo oft er ſich in die römiſche Philologie wagt, die er wenigſtens aus keinem griechiſchen Geſchichtſchreiber hat lernen können.

II. Daß unſer Sittenrichter der erſte aus der **Porciusiſchen** Familie geweſen ſey, welcher Cato geheiſſen habe, muß ich dem Plutarch deswegen glauben, weil man auch andre Zeugniſſe dafür hat. Eines zwar von den vornehmſten, wo nicht gar das einzige, ich meine das Zeugniß des **Plinius**. (B. 7. Kap. 27.) iſt ſehr zweydeutig. Er ſagt Cato primus Porciæ gentis. Kann dieſes nicht eben ſowohl heiſſen, Cato welcher der erſte war, der den Namen Porcius führte; als es nach der gemeinen Auslegung heiſſen ſoll: derjenige aus dem Porciusiſchen Geſchlechte, welcher den Namen Cato bekam? Doch es mag das letzte heiſſen, ſo kann ich doch wenigſtens

III. die Plutarchiſche Ableitung mit Grunde verdächtig machen. Er ſagt Ρωμαιοι τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαζουσιν. Dieſes iſt offenbar falſch, und er hätte anſtatt Κατωνα, nothwendig Κάτον ſchreiben ſollen; weil das Adjectivum der Lateiner nicht cato ſondern catus heißt. Sein lateiniſcher Ueberſetzer Hermannus Crúſerus ſcheint dieſen Fehler gemerkt zu haben, und giebt deswegen die angeführten Worte: romani experientem Catum vocant. Doch, wird man ſagen, ungeachtet dieſes Fehlers kan die Ableitung dennoch richtig ſeyn; das Adjectivum mag catus heiſſen; vielleicht aber iſt es in cato verwandelt worden, wann es die Römer als einen Zunamen gebraucht haben — — Allein auch dieſes vielleicht iſt ungegründet. Man ſieht es an dem Beyſpiele des Aelius Sextus, welcher eben dieſen Zunamen bekam; und gleichwohl nicht Cato ſondern Catus genennet ward. Ein Vers, welchen Cicero in dem 1ten Buche ſeiner Tuſculaniſchen Streitunterredungen anführt, und der ohne Zweifel von dem Ennius iſt, ſoll es beweiſen:

Egregie cordatus homo Catus Aeliu' Sextus.

Das Catus kann hier nicht als ein bloſes Beywort anzuſehen ſeyn, weil cordatus das Beywort iſt, und die lateiniſchen Dichter von Häufung der Beywörter nichts halten. Es muß alſo ein Zunahme ſeyn, und wann es dieſer iſt, ſo ſage man mir, warum iſt er auch nicht hier in Cato verwandelt worden, oder warum hat nur bey dem Porcius das catus dieſe Veränderung erlitten? Wollte man ſagen, jenes ſey des Verſes wegen geſchehen, ſo würde man wenig ſagen; oder vielmehr man würde gar nichts ſagen, weil ich noch ein weit ſtärkeres Zeugniß für mich aufbringen kann. Das Zeugniß nehmlich des Plinius, welcher (7 B. Kap. 31) mit ausdrücklichen Worten ſagt: præſtitere ceteros mortales ſapientia, ob id Cati, Corculi apud Romanos cognominati. Warum ſagt Er, welcher den alten Cato bey aller Gelegenheit lobt, Cati und nicht Catones, wenn er geglaubt hätte, daß die letzte Benennung eben dieſe Abſtammung habe?

IV. Ich will noch weiter gehen, und es auch durch einen hiſtoriſchen Umſtand höchſt wahrſcheinlich machen, daß er den Zunamen Cato nicht ſeines Verſtandes und ſeiner Weisheit wegen bekommen habe. Ich berufe mich deswegen auf das, was Cicero de ſenectute anführt; er berichtet uns nehmlich, daß Cato erſt in ſeinem Alter den Zunamen Sapientis, des Weiſen, erhalten habe. Nun ſage man mir, wenn man hieran nicht zweifeln kan, iſt es wohl wahrſcheinlich, daß man ihm aus einer Urſache zwey Zunamen ſolle gegeben haben? daß man ihn ſchon in ſeiner Jugend den Klugen genennt, erſt aber in ſeinem Alter für würdig erkannt habe, den Zunamen der Weiſe zu führen? Denn dieſes iſt aufs höchſte der Unterſcheid, welchen man zwiſchen catus und ſapiens machen kann. Wenn mir jemand dieſen Zweifel heben könnte, ſo wollte ich glauben, daß auch die andern zu heben wären. Die Ausflucht wenigſtens, catus für acutus anzunehmen, ſo wie es Varro bey dem Aelius Sextus haben will, und zu ſagen, unſer Porcius ſey in ſeiner Jugend acutus, das iſt verſchmizt, und in ſeinem Alter erſt weiſe genennt worden, wird ſich hierher nicht ſchicken, weil das Verſchmizte ganz wider den Charakter des alten Sittenrichters iſt, der in ſeinem ganzen Leben immer den geraden Weg nahm, und mit der falſchen Klugheit gerne nichts zu thun hatte.

V. Weil nun Plutarch in den obigen Stücken höchſt verdächtig iſt, ſo glaube ich nunmehr das Recht zu haben, über das Priſcus ſelbſt eine Anmerkung zu machen. Da der ältere Cato von verſchiedenen Schriftſtellern mehr als einmal Priscus genennt wird, theils um dadurch die Strenge ſeiner Sitten anzuzeigen, welche völlig nach dem Muſter der alten Zeiten geweſen waren, theils ihn von dem jüngern Cato zu unterſcheiden: da vielleicht dieſes Beywort auch in den gemeinen Reden, ihn zu bezeichnen, üblich war, ſo wie etwa in den ganz neuern Zeiten, einer von den allertapferſten Feldherren beynahe von einem ganzen Lande der Alte, mit Zuſetzung ſeines Landes, genennt ward; da, ſage ich, dieſe Verwechſelung eines Beyworts in einen Zunahmen ungemein leicht iſt: ſo urtheile man einmal, ob ſie nicht ein Mann, welcher die lateiniſche Sprache nur halb inne hatte, ein Plutarch, gar wohl könne gemacht haben? Ich glaube, meine Vermuthung wird noch ein auſſerordentliches Gewichte mehr bekommen, wann ich zeige, daß ein Römer ſelbſt, und ſonſt einer von den genaueſten Geſchichtſchreibern, einen gleichen Fehler begangen habe. Ich ſage alſo, daß ſo gar **Livius** das Wort priscus als einen Namen angenommen hat, wo es doch nichts als ein Unterſcheidungswort iſt; bey dem erſten Tarquinius nehmlich, welcher blos deswegen Priſcus genennet ward, um ihn mit dem Superbo gleiches Namens nicht zu verwechſeln. Feſtus bezeiget dieſes mit ausdrücklichen Worten, wenn er unter Priſcus ſagt: Priscus Tarquinius est dictus, quia prius fuit quam superbus Tarquinius. Man ſchlieſſe nunmehr von dem Livius auf den Plutarch. Wäre es unmöglich, daß ein Grieche da angeſtoſſen hätte, wo ein Römer ſelbſt anſtößt?

Hier, mein Herr Paſtor, können Sie wieder anfangen zu leſen. Haben Sie aber ja nichts überhüpft, ſo ſollte es mir leid thun, wann durch dieſe Ausſchweifung etwa ihre Vermuthung lächerlich würde, daß ich deswegen von dem Namen Priſcus nichts gewußt habe, weil Bayle ſeiner nicht gedenket. Wer weis zwar, was ich für eine Ausgabe dieſes Wörterbuchs beſitze. Wo es nur nicht gar eine iſt, die ein prophetiſcher Geiſt mit den Schnitzern des Laublingſchen Paſtors vermehrt hat. — — Doch laſſen Sie uns weiter rücken.

3. B. 27. Od.

Uxor invicti Jovis esse nescis.

O Herr Paſtor, lehren Sie mich es doch nicht, daß dieſe Stelle eines doppelten Sinnes fähig iſt. Als Sie vor neun Jahren den Horaz auf deutſch zu mißhandeln anfingen, wußte ich es ſchon, daß es heiſſen könne: **Du weißt es nicht, daß du die Gattin des Jupiters biſt und du weißt dich nicht als die Gattin des Jupiters aufzuführen.** Wenn ich nöthig hätte mit übeln Wendungen meine Critik zu rechtfertigen, ſo dürfte ich nur ſagen, daß ihre Ueberſetzung von dieſem doppelten Sinne keinen, ſondern einen dritten ausdrücke.

Du weiſts nicht und biſt des groſſen Jupiters Gattin.
Kann dieſes nicht ohne viele Verdrehung heiſſen: *Ob du ſchon des Jupiters Gattin biſt, ſo weiſt du dennoch dieſes oder jenes nicht.* Doch ich brauche dieſe Ausflucht nicht; und meinetwegen mögen Sie den erſten Sinn haben ausdrücken wollen. Sie haben doch noch Schulknaben mäßig überſetzt. Denn was thut ein Schulknabe bey ſolchen Gelegenheiten? Er nimmt den erſten den beſten Sinn, ohne ſich viel zu bekümmern, welchen er eigentlich nehmen ſollte. Er iſt zufrieden, es ſey nun auf die eine, oder auf die andere Weiſe, den Wortverſtand ausgedrückt zu haben. Dieſes nun haben Sie auch gethan, atqui, ergo. Umſonſt ſagen Sie mit dem Dacier, Ihr Sinn ſey dem Zuſammenhange gemäſſer. Ich ſage: nein, und jederman wird es mit mir ſagen, der das, was darauf folgt, überlegen will. Durch was hat Horaz das zweydeutige

Uxor invicti Jovis esse nescis

gewiſſer beſtimmen können, als durch das gleich darauf folgende?

Mitte singultus: bene ferre magnam
Disce Fortunam.

Was iſt deutlicher, als daß Horaz ſagen will: glaubſt du, daß Seufzer und Thränen einer Gattin des Jupiters anſtehen? Lerne dich doch in dein Glück finden! Lerne doch zu ſeyn, was du biſt! — — Ich will noch einen Beweis anführen, den ſich ein Herr Lange freylich nicht vermuthen wird, der aber nicht weniger ſchlieſſend iſt. Es iſt unwiderſprechlich, daß Horaz in dieſer Ode das Idyllion des *Moſchus*, Europa, in mehr als einer Stelle vor Augen gehabt hat. Es iſt alſo auch höchſt wahrſcheinlich, daß Horaz die Europa in den Umſtänden angenommen habe, in welchen ſie *Moſchus* vorſtellt. Nun weis ſie es bey dieſem, daß nothwendig ein Gott unter dem ſie tragenden Stiere verborgen ſeyn müſſe. Sie ſagt:

Πη με φερεις, ϑεοταυρε; — — —
— — — — — —
Ἠ ῥα τις ἐσσι ϑεος; — — — —

— — — — ἐλπομαι εἰσοραασθαι
Τονδε κατιθυνοντα πλοον προκελευθον ἐμειο.

Und der Stier ſpricht ausdrücklich zu ihr:

Θαρσει παρθενικη — — —
Αὐτος τοι Ζευς εἰμι, και ἐγγυθεν εἰδομαι εἰναι
Ταυρος.

Söllte ihr alſo Horaz nicht eben dieſe Wiſſenſchaft gelaſſen haben? Nothwendig, weil er ſie erſt alsdenn klagen läßt, nachdem ihr Jupiter, unter einer beſſern Geſtalt, den Gürtel gelöſet hatte.

— — Ζευς δε παλιν ἑτερην ἀνελαζετο μορφην,
Λυσε δε οἱ μιτρην — — —

Wußte ſie es aber ſchon, daß Jupiter ihr Stier geweſen war, ſo wäre es wahrhaftig ſehr abgeſchmackt, wann ihr Cupido bey dem Horaz mit dem

Uxor invicti Jovis eſſe neſcis

nicht mehr ſagen wollte, als ſie ſchon wußte, und wann ſeine Worte keine conſolatio cum *reprehenſione* wären, wie ſich ein Ausleger darüber ausdrückt.

4. B. Ode 4.

Nehmen Sie mir es doch nicht übel, mein Herr Paſtor; mit dem Vorwande eines Druckfehlers kommen Sie hier nicht durch. Denn geſetzt auch, es ſollte ſtatt Ziegen, Zähne heiſſen; ſo würde Ihre Ueberſetzung gleichwohl noch fehlerhaft ſeyn. Sehen Sie doch die Stelle noch einmal an! Heißt denn caprea lacte depulſum leonem dente novo peritura vidit, die Ziege ſieht den Löwen, und nimmt den Tod von jungen Zähnen wahr? Es iſt hier etwas mehr als wahrnehmen, Herr Paſtor. Sie ſoll ſelbſt der Raub der jungen Zähne ſeyn. Auſſerdem iſt noch dieſes zu tadeln, daß Sie caprea durch Ziege überſetzen, und es für einerley mit capra halten. Einem wörtlichen Ueberſetzer, wie Sie ſeyn wollen, muß man nichts ſchenken!

5. B. Ode 11.

Und endlich, komme ich auf die letzte Stelle, bey welcher ich das wiederhohlen muß, was ich ſchon oben angemerkt habe. Sie ſcheinen dem Dacier nur da gefolgt zu ſeyn, wo ſeine Ueberſetzung zweifelhaft iſt. So geht es einem Manne, dem das Vermögen zu unterſcheiden fehlt! Wann doch dieſer franzöſiſche Ueberſetzer ſo gut geweſen wäre, und hätte nur ein einziges anderes Exempel angeführt, wo impar, *indigne* heißt. Zwar Herr Paſtor, auch alsdenn würden Sie nicht Recht haben: denn ich muß auch hier ihre Unwiſſenheit in der franzöſiſchen Sprache bewundern! Heißt denn indigne *nichtswürdig*? *Unwürdig* heißt es wohl, und dieſes hätte in ihrer Ueberſetzung mögen hingehen. *Nichtswürdig* aber iſt wahrhaftig zu toll. Oder glauben Sie, daß beydes einerley iſt? Gewiß nicht! Sie ſind zum Exempel ein *unwürdiger* Ueberſetzer des Horaz; ſind Sie deswegen ein *nichtswürdiger*? Das will ich nicht ſagen; ich hoffe aber, daß es die Welt ſagen wird. — — Ohe jam ſatis est — —

Ja wirklich genug und allzuviel; ob es ſchon für einen Mann, wie Sie mein Herr *Lange* ſind, noch zu wenig ſeyn wird! Denn niemand iſt ſchwerer zu belehren, als ein alter, hochmüthiger Ignorante. Zwar bin ich einigermaſſen ſelbſt daran Schuld,. daß es mir ſchwer geworden iſt. Warum habe ich Ihnen nicht gleich Anfangs lauter Fehler wie das ducentia vorgeworfen? Warum habe ich einige untermengt, auf die man zur äuſſerſten Noth noch etwas antworten kann? — — Doch was ich damals nicht gethan habe, das will ich jezt thun.

Ich komme nehmlich auf meine zweyte Unterabtheilung, in welcher wir mit einander, wann Sie es erlauben, nur das erſte Buch der Oden durchlauffen wollen. Ich ſage mit Fleiß nur das erſte, weil ich zu mehrern nicht Zeit habe, und noch etwas Wichtigers zu thun weis, als ihre Exercitia zu corrigiren. Ich verſpreche Ihnen im Voraus, durch das ganze Buch in jeder Ode wenigſtens einen Schnitzer zu weiſen, welcher unvergeblich ſeyn ſoll. Alle werden ſie mir freylich nicht in der Geſchwindigkeit in die Augen fallen; nicht einmal die von der erſten Gröſſe alle. Ich erkläre alſo, daß es denjenigen die ich überſehen werde, nicht präjudicirlich ſeyn ſoll; ſie ſollen Fehler, nach ihrem ganzen Umfange bleiben, ſo gut als wenn ich ſie angemerkt hätte! Zur Sache.

I. B. I. Od.

Trabe Cypria heißt nicht auf Balken aus Cyprien. Die

Inſel heiſt Cyprus, oder Cypern; Cyprius, a, um, iſt das Adjectivum davon. Hier macht alſo der Herr Schulmeiſter ein Kreutz! Es iſt ſein Glück, daß ſich der Knabe hier nicht mit dem Druckfehler entſchuldigen kann, weil Cypern, ſo wie es eigentlich heiſſen ſollte, wider das Sylbenmaaß ſeyn würde.

Am Ende dieſer Ode ſagen Sie, Hr. Paſtor: **Die Flöte beziehen.** Eine ſchreklich abgeſchmakte Redensart!

2. Ode.

Die Zeilen:

Vidimus flavum Tiberim, retortis
Littore Etruſco violenter undis

überſetzen Sie:

So ſahn auch wir die rückgeſchmißnen Wellen
Des gelben Tybers am Etruſciſchen Ufer ꝛc.

Falſch! Es muß heiſſen:

So ſahn auch wir die vom Etruſciſchen Ufer
Des gelben Tibers rückgeſchmißne Wellen.

3. Ode.

Tristes Hyadas würde nicht der trübe Siebenſtern ſondern das trübe Siebengeſtirn heißen, wenn nur Plejades und Hyades nicht zweyerley wären. Ha! ha! ha!

Vada hätten Sie nicht durch Furthen geben ſollen, weil man über Furthen nicht mit Nachen zu ſetzen nöthig hat. Sehen Sie nach, was Dacier bey dieſem Worte angemerkt hat.

4. Ode.

Cytherea Venus geben Sie durch Zythere. Wann dieſes Wort auch recht gedruckt wäre, ſo würde es dennoch falſch ſeyn; weil Cythere zwar die Inſel, aber nicht die Venus die nach dieſer Inſel genennt wird, heiſſen kann.

5. Ode.

Quis multa gracilis te puer in roſa
Perfuſus liquidis urget odoribus,
Grato, Pyrrha, ſub antro.

Dieſes überſetzen Sie ſo:

Was vor ein wohlgeſtalter Jüngling, o Pyrrha,
Bedient dich im dicken Roſengebüſche
Von Balſam naß in angenehmer Grotte.

Wachſen etwa in Laublingen dicke Roſengebüſche in Grotten? Das in roſa hätten Sie durch, auf dem Roſenbette, geben ſollen.

6. Ode.

Die Zeile cantamus vacui, ſive quid urimur haben Sie ungemein ſchlecht überſetzt: von Arbeit befreyt und wenn die Liebe mich reitzet. Erſtlich haben Sie den Gegenſatz verdorben und das ſive in und verwandelt, welches ohne Zweifel daher entſtanden iſt, weil Sie, zwertens, die Kraft des Worts vacuus nicht eingeſehen haben; es heißt hier vacuus ab amore nicht aber a labore.

7. Ode.

Es iſt Ihnen nicht zu vergeben, daß Sie in der 15 Zeile die wahre Stärke des mobilibus nicht gewußt, und es durch ihr elendes nimmer ſtille gegeben haben.

8. Ode.

Aus dieſer Ode iſt der getadelte Oelzweig. Ich kann ſie aber deswegen auch hier nicht übergeben, weil ich aus ihrer Ueberſetzung mit Verwunderung gelernet habe, daß ſchon die alten Römer, vielleicht wie jezt die ſogenannten Schützengilden, nach der Scheibe geſchoſſen haben. Sie ſagen:

Den ehemals der Scheibenſchuß und Wurfſpies erhoben.

9. Ode.

Hier tadle ich, daß Sie Viola durch Urne überſetzt haben. Sie müſſen eine vortrefliche Kenntniß der alten römiſchen Maaſſe haben! Merken Sie ſich doch, daß Viola ſo viel als Amphora, Urna aber das dimidium amphoræ iſt.

10. Ode.

Nepos Atlantis — — zuſammen ihr Schulknaben, um ihn auszuziſchen! — — giebt Herr Lange durch: Du Sohn des Atlantes. Erſtlich des Atlantes; es heißt nicht *Atlantes* gen. *Atlantis*, ſondern Atlas, antis. Zweytens Nepos heißt nicht Sohn, ſondern Enkel. Merkur war der Maja und des Jupiters Sohn; Maja aber war die Tochter des Atlas.

11. Ode.

Aus dieſer kleinen Ode iſt das zerlaß den Wein. Noch will ich anmerken, daß das oppoſitis pumicibus durch nahe Felſen ſchlecht überſetzt iſt.

12. Ode.

Quem virum, aut heroa, lyra vel acri
Tibia ſumis celebrare Clio?
Quem deum?

Dieſes überſetzen Sie:

Sprich Clio, was iſts vor ein Mann,
Was vor ein Held, den du jezt mit der Leyer;
Was iſts vor ein Gott, den du
Mit ſcharfer Flöte feyerlich willſt loben?

Beſtimmen Sie doch nichts, was Horaz hat wollen unbeſtimmt laſſen! Sie ſtolpern überall, wo Sie auch nur den kleinſten Tritt vor ſich thun wollen. Sie ziehen die Flöte auf den Gott, und die Leyer auf den Mann, welches gleich das Gegentheil von dem iſt was Dacier und andre angemerkt haben. On remarque, ſagt jener, que la lire etoit pour les louanges des Dieux, & la flute pour celles des hommes.

13. Ode.

Seu tibi candidos turparunt humeros immodicæ mero rixæ: Dieſes geben Sie ſo: wenn deine Schultern ein ſchrankenloſer Zank mit Weine beflecket. Ey! wo iſt denn ihr kleiner Schulknabe, den Sie das Nachdenken getauft haben, hier geweſen? Er würde Ihnen gewiß geſagt haben, daß man das mero nicht zu turparunt ſondern zu immodicæ ziehen müſſe.

14. Ode.

Carinæ würden Sie in der ſiebenden Zeile nicht durch Nachen gegeben haben, wann Sie die wahre Bedeutung dieſes Worts gewußt hätten. Carina iſt der untere Theil des Schifs; und eben das, was die Griechen τροπις nennen.

15. Ode.

Calami ſpicula Gnoſſii überſetzen Sie durch Gnoſſus ſcharfe Pfeile, zum ſichern Beweiſe, daß Sie weder wiſſen was calamus heißt, noch warum Horaz das Beywort Gnoßiſch dazu geſetzt hat.

16. Ode.

Die Ueberſchrift dieſer Ode iſt vollkommen falſch. Sie ſagen: An eine Freundin, die er durch ein Spottgedicht beleidiget hatte. Sie irren mit der Menge; nicht dieſe Freundin ſelbſt, ſondern ihre Mutter hatte er ehedem durchgezogen, wie es aus der Ode ſelbſt unwiderſprechlich erhellet.

Noch finde ich hier zu erinnern, daß man bey Dindymene, das e, wie Sie gethan haben, nicht weglaſſen darf, weil man es alsdenn für ein Maſculinum annehmen könnte.

Ferner; wenn Sie ſagen: aus ſeiner Grotte die er bewohnt, ſo haben Sie das lateiniſche incola ganz falſch auf adytis gezogen, anſtatt daß Sie es auf mentem ſacerdotum hätten ziehen ſollen.

17. Ode.

Die Verſtümmlung des Thyoneus in Thyon iſt unerträglich.

18. Ode.

Nullam ſacræ vite prius ſeveris arborem; Pflanze eher keinen Baum als den geweihten Weinſtock. Prius heißt eher, ja: allein hier heißt es noch etwas mehr, weil Horaz nicht blos ſagen will, daß er den Weinſtock eher, vor andern Bäumen, der Zeit nach, ſondern auch vorzüglich, mit Hintenanſetzung anderer Bäume, pflanzen ſoll. So ein vortreflicher Boden, iſt ſeine Meinung, muß mit nichts ſchlechtern beſetzt werden, als mit Weinſtöcken.

19. Ode.

In der letzten ohne einen Zeile tadle ich das geſchlachtet. Nur derjenige hat mactare ſo grob überſetzen können, welcher nicht gewußt hat, daß man der Venus nie ein blutiges Opfer habe bringen dürfen. Noch muß ich an dieſer Ode ausſetzen, daß der Schluß der dritten Strophe, welcher doch ſo viel ſagt, nec quæ nihil attinent, in der Ueberſetzung ſchändlich ausgeblieben iſt.

20. Ode.

Hier kommen zwey entſetzliche geographiſche Schnitzer. Sie ſagen die Keltern um Calenis, und es muß Cales heiſſen. Sie ſagen der Berg bey Formian und der Ort heißt gleichwohl Formiæ. Sie haben ſich beydemal durch die Adjectiva *Caleno* und *Formiani* verführen laſſen. Einem Manne, wie Sie, wird alles zum Anſtoſſe.

21. Ode.

Auch in dieſer Ode iſt ein eben ſo abſcheulicher Schnitzer, als die vorhergehenden ſind. Natalem Delon Apollinis, überſetzen Sie, mein vielwiſſender Herr Lange, durch Delos die Geburtsſtadt des Apollo. Delos alſo iſt eine Stadt? Das iſt das erſte, was ich höre.

22. Ode.

Lupus heißt keine Wölfin, wie Sie wollen, ſondern ein Wolf. Lernen Sie es ein wenig beſſer, welche Worte επικοινα ſind. Eine Wölfin heißt lupa.

23. Ode.

Wann ich doch ihres ſeel. Herrn Vaters lateiniſche Grammatik bey der Hand hätte, ſo wollte ich Ihnen Seite und Zeile citiren wo Sie es finden könten, was ſequor für einen Caſum zu ſich nimmt. Ich habe Schulmeiſter gekannt, die ihren Knaben einen Eſelskopf an die Seite mahlten, wenn ſie ſequor mit dem Dativo conſtruirten. Laſſen Sie einmal ſehen, was Sie gemacht haben?

Tandem deſine matrem
Tempeſtiva ſequi viro.

Dieſes überſetzen Sie:

Laß die Mutter geben
Nun reif genug dem Mann zu folgen.

Sie haben alſo wirklich geglaubt, daß man nicht ſequi matrem, ſondern ſequi viro zuſammen nehmen müſſe.

24. Ode.

In dieſer Ode iſt ein Schnitzer nach Art des Priſcus; und er kann kein Druckfehler ſeyn, weil er, ſowohl über dem Texte als über der Ueberſetzung ſtehet. An den Virgilius Varus. Was iſt das für ein Mann? Sie träumen, Herr Paſtor; ſie vermengen den, an welchen die Ode gerichtet iſt, mit dem, über welchen ſie verfertiget worden, und machen aus dieſer Vermengung ein abgeſchmaktes Ganze. Sie iſt an den Virgil gerichtet, über den Tod des Quintilius Varus.

25. Ode.

Angiportus durch Gang überſetzen, heißt geſtehen, daß man nicht wiſſe, was angiportus heißt.

26. Ode.

Fons integer heißt kein reiner Quell, ſondern ein Quell, woraus man noch nicht geſchöpft hat.

27. Ode.

Der ſchärfliche Falernus ſagen Sie? Wieder etwas von Ihnen gelernet. Vinum iſt alſo generis maſculini, und es iſt falſch wenn man ſagt vinum Falernum. Sie werden ſagen, es ſey ein Druckfehler für Falerner. Aber warum erklären Sie nicht gleich ihr ganzes Buch für einen Druckfehler?

28. Ode.

In dieſer Ode ſetzt es mehr wie einen Schnitzer. Erſtlich laſſen Sie ſich wieder durch das Adjectivum Matinum verführen, ein Ding daraus zu machen welches Matinus heiſſen ſoll. Zweytens ſagen Sie Panthus anſtatt, daß Sie ſagen ſollten Pantheus. Wollen Sie es zu einem Druckfehler machen, ſo wird Ihnen Ihr Syllbenmaaß widerſprechen. Drittens heiſſen hier Fluctus Heſperii nicht das ſpaniſche Meer, wie Sie es überſetzt haben, ſondern das italiäniſche. Behalten Sie doch lieber ein andermal das Heſperiſche, wenn Sie es nicht ganz gewiß wiſſen, ob Heſperia magna oder ein anderes zu verſtehen ſey.

29. Ode.

Puer ex aula heißt Ihnen ein Prinz. Mir und andern ehrlichen Leuten heißt es ein Page.

30. Ode.

Sperne in der zweyten Zeile durch Verachte geben, heißt die wörtliche Ueberſetzung bis zu dem Abgeſchmackten und Unſinnigen treiben.

31. Ode.

In der zweyten Zeile ſagen Sie ein Dichter und es muß der Dichter heiſſen. Der Fehler iſt gröſſer, als man denken wird.

Novum liquorem geben Sie durch jungen Saft zum Beweiſe, daß Sie es nicht wiſſen, wem der junge Wein, oder die Erſtlinge des Weins geopfert wurden. Merken Sie es, niemanden als dem Jupiter, und nicht dem Apollo. Sie hätten bey dem Worte bleiben ſollen, welches Sie bey nahe nur immer da thun, wo es falſch iſt. Novus liquor heißt hier Saft, der bey einer neuen Gelegenheit vergoſſen wird.

Sie ſagen die Calenſchen Hippe, und ſollten die Caleſiſche ſagen; Ein Fehler den ich ſchon vorher angemerkt habe, und den ich hier noch einmal anmerke, um zu zeigen, daß er aus keiner Uebereilung, ſondern aus einer wahrhaften Unwiſſenheit herkommt.

32. Ode.

Sive jactatam religarat udo
Littore navim.

Das religarat überſetzen Sie hier durch befeſtigen und hätten es durch losbinden geben ſollen. Sie ſagen alſo hier gleich das Gegentheil von dem was Horaz ſagen will. Religare iſt hier nach Art des refigere der 28. Ode des erſten Buchs, und des recludere in der 24. Ode eben deſſelben Buchs, zu nehmen.

33. Ode.

Auch hier hätten Sie bey dem Worte bleiben und junior nicht durch ein neuer Buhler, ſondern durch ein jüngrer Buhler geben ſollen. Sie geben eben ſo unglücklich davon ab, als unglücklich Sie dabey bleiben.

34. Ode.

Dieſe ganze Ode haben Sie verhunzt. Da Sie die Erklärung, welche Dacier davon gegeben hat, nicht annehmen, ſondern die gemeine; ſo hätten Sie die zweyte Strophe ganz anders geben ſollen. Ich will mich mit Fleiß näher nicht ausdrücken, ſondern Sie ihrem Schulknaben, dem Nachdenken, überlaſſen.

35. Ode.

Clavos trabales überſetzen Sie durch Balken und Nägel. Sie wiſſen alſo die Stärke des Adjectivi trabalis, e, nicht, und können es jezt lernen. Wenn die Lateiner etwas recht groſſes beſchreiben wollen, ſo ſagen ſie: ſo groß wie ein Balken. Bey dem Virgil werden Sie daher telum trabale finden, welches man, nach Ihrer Art zu überſetzen, durch Pfeil und Balken geben müßte.

36. Ode.

Breve lilium heißt nicht kleine Lilie. Horaz ſezt das breve dem vivax entgegen, daher es denn nothwendig die kurze Dauer ihrer Bluth anzeigen muß. Auch das vivax haben Sie durch das bloſſe friſch ſehr ſchlecht gegeben.

37. Ode.

Velut leporem citus venator in campis nivalis Aemoniæ. Dieſes überſetzen Sie: gleich dem ſchnellen Jäger, der Haſen jaget auf den Feldern des ſtets beſchneiten Hämus. Wer heißt Ihnen denn, aus der Landſchaft Aemonien, oder welches einerley iſt, Theſſalien, den Berg Hämus machen? Und wer heißt Ihnen denn, auf dem Berge Haſen hetzen zu laſſen? Der Jäger bricht den Hals; es iſt augenſcheinlich. Wollen Sie denn mit aller Gewalt lieber

equitem rumpere quam leporem?

38. Ode.

Ende gut alles gut! Ich weis wahrhaftig bey dieſer letzten Ode des erſten Buchs nichts zu erinnern. Sie iſt aber auch nur von acht Zeilen. Wann Sie, Herr Paſtor, alle ſo überſetzt hätten, wie dieſe, ſo würden Sie noch zur Noth ein Schriftſteller ſeyn, qui culpam vitavit, laudem non meruit.

Und ſo weit wären wir. — — Glauben Sie nun bald, daß es mir etwas ſehr leichtes ſeyn würde, zwey hundert Fehler in ihrer Ueberſetzung aufzubringen, ob ich gleich nirgends dieſe Zahl verſprochen habe? Wenn das erſte Buch deren an die funfzig hält, ſo werden ohne Zweifel die übrigen vier Bücher nicht unfruchtbarer ſeyn. Doch wahrhaftig, ich müßte meiner Zeit ſehr feind ſeyn, wenn ich mich weiter mit Ihnen abgeben wollte. Dieſesmal habe ich geantwortet, und nimmermehr wieder. Wann Sie ſich auch zehnmal aufs neue vertheidigen ſollten, ſo werde ich doch weiter nichts thun, als das Urtheil der Welt abwarten. Schon fängt es an, ſich für mich zu erklären, und ich hoffe die Zeit noch zu erleben, da man ſich kaum mehr erinnern wird, daß einmal ein Lange den Horaz überſetzt hat. Auch meine Critik wird alsdenn vergeſſen ſeyn, und eben dieſes wünſche ich. Ich ſehe ſie für nichts weniger, als für etwas an, welches mir Ehre machen könnte. Sie ſind der Gegner nicht, an welchem man Kräfte zu zeigen Gelegenheit hat. Ich hätte Sie von Anfange verachten ſollen, und es würde auch gewiß geſchehen ſeyn, wann mir nicht ihr Stolz und das Vorurtheil welches man für Sie hatte, die Wahrheit abgedrungen hätten. Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache, noch

Critik, weder Alterthümer, noch Geſchichte, weder Kenntniß der Erde noch des Himmels beſitzen; kurz daß Sie keine einzige von den Eigenſchaften haben, die zu einem Ueberſetzer des Horaz nothwendig erfordert werden. Was kann ich noch mehr thun?

Ja, mein Herr, alles dieſes würde eine ſehr kleine Schande für Sie ſeyn, wenn ich nicht der Welt auch zugleich entdecken müßte; daß Sie eine ſehr niederträchtige Art zu denken haben, und daß Sie, mit einem Worte, ein Verläumder ſind. Dieſes iſt der zweyte Theil meines Briefes, welcher der kürzeſte aber auch der nachdrücklichſte werden wird.

Unſer Streit, mein Herr Paſtor, war grammatikaliſch, das iſt, über Kleinigkeiten, die in der Welt nicht kleiner ſeyn können. Ich hätte mir nimmermehr eingebildet, daß ein vernünftiger Mann eine vorgeworfene Unwiſſenheit in denſelben für eine Beſchimpfung halten könne; für eine Beſchimpfung, die er nicht allein mit einer gleichen, ſondern auch noch mit boßhaften Lügen rächen müſſe. Am allerwenigſten hätte ich mir dieſes von einem Prediger vermuthet, welcher beßre Begriffe von der wahren Ehre und von der Verbindlichkeit bey allen Streitigkeiten den moraliſchen Charakter des Gegners aus dem Spiele zu laſſen, haben ſollte. Ich hatte Ihnen Schulſchnitzer vorgeworfen; Sie gaben mir dieſe Vorwürfe zurück, und damit, glaubte ich, würde es genug ſeyn. Doch nein, es war Ihnen zu wenig, mich zu widerlegen; Sie wollten mich verhaßt, und zu einem Abſcheu ehrlicher Leute machen. Was für eine Denkungsart! Aber zugleich was für eine Verblendung, mir eine Beſchuldigung aufzubürden, die Sie in Ewigkeit nicht nur nicht erweiſen, ſondern auch nicht einmal wahrſcheinlich machen können!

Ich ſoll Ihnen zugemuthet haben, mir meine Critik mit Gelde abzukaufen. — — Ich? Ihnen? Mit Gelde? — — Doch es würde mein Unglücke ſeyn, und ich würde mich nicht beruhigen können, wenn ich Sie bloß in die Unmöglichkeit ſetzte, ihr Vorgeben zu erhärten; und wenn ich mich nicht durch ein gutes Schickſal in den Umſtänden befände, das Gegentheil unwiderſprechlich zu beweiſen.

Der dritte, durch den ich das niederträchtige Anerbieten ſoll gethan haben, kann kein andrer ſeyn als eben der Hr. P. N.

deſſen Sie auf der 21ten Seite gedenken; weil dieſes der einzige lebendige Menſch iſt, der Sie und mich zugleich von Perſon kennt, und der einzige, mit dem ich von meiner Critik über ihren Horaz, ehe ſie gedruckt ward, geſprochen habe. Nun hören Sie.

Es war im Monat März des 1752 Jahrs als dieſer Herr P. N. durch Wittenberg reiſete, und mich daſelbſt der Ehre ſeines Beſuchs würdigte. Ich hatte ihn nie geſehen, und ihn weiter nicht als aus ſeinen Schriften gekannt. In Anſehung Ihrer aber war es ein Mann, mit welchem Sie ſchon viele Jahre eine vertraute Freundſchaft unterhalten hatten. Als er wieder in Halle war, fanden wir es für gut, unſre angefangne Freundſchaft in Briefen fortzuſetzen. Gleich in meinem erſten, wo ich nicht irre, ſchrieb ich ihm, daß ich ihren Horaz geleſen und ſehr merkliche Fehler darinne gefunden hätte; ich ſey nicht übel Willens die Welt auf einem fliegenden Bogen dafür zu warnen, vorher aber wünſchte ich, ſein Urtheil davon zu wiſſen. Sehen Sie nun, was er hierauf antwortete — — Es thut mir leid, daß ich freundſchaftliche Briefe ſo mißbrauchen muß. — —

„Oeffentlich, ſind ſeine Worte, wollte ich es niemanden
„rathen, Herrn Langen anzugreiffen, der etwa noch — — — —
„— — — — —*) Indeſſen kenne ich ihn als einen Mann, der
„folgt, wenn man ihm etwas ſagt, das ihm begreiflich iſt. Dieſe
„Fehler, dächte ich, wären ihm begreiflich zu machen. Sollte
„es alſo nicht angehen, daß man ihn ſelbſt aufmunterte Verleger
von den Bogen zu ſeyn, die Sie wider ihn geſchrieben
„haben. Nicht in der Abſicht, daß er dieſelben drucken läßt;
„ſondern daß es in ſeiner Gewalt ſtehet, die Verbeſſerungen
„derſelben bey einer neuen Auflage oder beſonders drucken zu
„laſſen. Er muß ſich aber auch alsdenn gegen den Hrn. Verfaſſer
ſo bezeigen, als ein billiger Verleger gegen den Autor.
„Sie müſſen keinen Schaden haben, ſondern ein Honorarium
„für gütigen Unterricht — — — —“

---

*) „Hofnung haben könnte, im Preußiſchen ſein Glück zu finden. Herr Lange kann viel bey Hofe durch gewiſſe Mittel ausrichten.“ So lautet das Fehlende nach dem Abdrucke des Briefes vom Profeſſor Gottlob Samuel Nicolai in der Vorrede zum vierten Theil der vermiſchten Schriften S. 11.

Ich wiederhohle es noch einmal, dieſes ſchrieb ein Mann, den ich in meinem Leben ein einzigmal geſprochen hatte, und der ihr vertrauter Freund ſeit langer Zeit war. Ich habe nicht Luſt, mich durch niederträchtige Ausbürdungen Ihnen gleich zu ſtellen, ſonſt würde es mir etwas leichtes ſeyn, die Beſchuldigung umzukehren, und es wahrſcheinlich zu machen, daß Sie ſelbſt hinter dieſem guten Freunde geſteckt hätten. So wahrſcheinlich es aber iſt, ſo glaube ich es doch nicht, weil ich den friedfertigen Charakter dieſes ohne Zweifel freywilligen Vermittlers kenne. Ich will wünſchen, daß er meine Critik mag aufgehoben haben; und ob ich mich ſchon nicht erinnere was ich ihm eigentlich auf ſeinen Vorſchlag geantwortet, ſo weis ich doch ſo viel gewiß, daß ich an kein Geld, an kein Honorarium gedacht habe.*) Ja, ich will es nur geſtehen; es verdroß mich ein wenig, daß mich der Hr. P. N. für eine ſo eigennützige Seele anſehen können. Geſetzt auch, daß er aus meinen Umſtänden geſchloſſen habe, daß das Geld bey mir nicht im Ueberfluſſe ſey, ſo weis ich doch wahrhaftig nicht, wie er vermuthen können, daß mir alle Arten Geld zu erlangen, gleichgültig ſeyn würden. Doch ſchon dieſen Umſtand, daß ich ihm meine Critik nicht geſchickt habe, hat er für eine ſtillſchweigende Mißbilligung ſeines Antrags annehmen müſſen, ob ich ihn ſchon ohne Verletzung meiner Denkungsart hätte ergreifen können, weil er ohne mein geringſtes Zuthun an mich geſchah.

Was antworten Sie nun hierauf? Sie werden ſich ſchämen ohne Zweiffel. Zwar nein; Verläumder ſind über das ſchämen hinaus.

---

*) „In dieſer Antwort ſchreibt Er, nachdem Er mir ſeine Gedanken über eine Anmerkung die ich Ihm bey einem Bogen ſeiner ſchon gedruckten Critik des Gelehrten Lexici vom Abbet, über Vorſchläge von ſeiner Ueberſetzung der ſpaniſchen Bücher des Aldrete und Suſa, und der lateiniſchen Ueberſetzung des Meſſias die Er damals angefangen, freundſchaftlich eröfnet hatte: „Auch Ihren Vorſchlag wegen der Beurtheilung über des Herrn Langens Ueberſetzung des Horaz laſſe ich mir gefallen. Ich will wann Sie „es meinen, eheſtens an Ihn ſchreiben, und ihm zum Anbiſſe mit aller Höf„lichkeit nur hundert Donatſchnitzer zuſchicken. Ich werde ſehen wie Er es „aufnehmen wird, und darnach will ich mich richten.“ G. S. Nicolai in ſeinem Antwortsſchreiben an Herrn Paſtor Lange, Frankf. den 13. May 1751 (Leſſings ſämmtliche Schriften IV, S. 301).

Sie ſind übrigens zu ihrem eignen Unglücke ſo boßhaft geweſen, weil ich Ihnen heilig verſichre, daß ich ohne die jezt berührte Lügen, Ihrer Antwort wegen gewiß keine Feder würde angeſetzt haben. Ich würde es ganz wohl haben leiden können, daß Sie als ein ſenex ABCdarius, mich einen jungen frechen Kunſtrichter, einen Scioppius, und ich weis nicht was nennen; daß Sie vorgeben, meine ganze Gelehrſamkeit ſey aus dem Bayle; zu meiner Critik über das Jöcherſche Gelehrten Lexicon hätte ich keinen Verleger finden können, (ob ich gleich einen ſo gar zu einer Critik über Sie gefunden habe) und was dergleichen Fratzen mehr ſind, bey welchen ich mich unmöglich aufhalten kann. Mein Wiſſen und Nichtwiſſen kan ich ganz wohl auf das Spiel ſetzen laſſen; was ich auf der einen Seite verliere, hoffe ich auf der andern wieder zu gewinnen. Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antaſten laſſen, und ich werde Ihren Namen in Zukunft allezeit nennen, ſo oft ich ein Beyſpiel eines rachſüchtigen Lügners nöthig habe.

Mit dieſer Verſicherung habe ich die Ehre, meinen Brief zu ſchließen. Ich bin — — doch nein, ich bin nichts. Ich ſehe, mein Brief iſt zu einer Abhandlung geworden. Streichen Sie alſo das übergeſchriebne *Mein Herr* aus, und nehmen ihn für das auf, was er iſt. Ich habe weiter nichts zu thun als ihn in Duodez drucken zu laſſen, um ihn dazu zu machen, wofür Sie meine Schriften halten; zu einem Vade mecum, das ich Ihnen zu Beſſerung ihres Verſtandes und Willens recht oft zu leſen rathe. Weil endlich ein Gelehrter, wie Sie ſind, ſich in das rohe Duodez Format nicht wohl finden kann, ſo ſoll es mir nicht darauf ankommen, Ihnen eines nach der Art der *ABC*Bücher binden zu laſſen, und mit einer ſchriftlichen Empfehle zu zuſchicken. Ich wünſche guten Gebrauch!

Gotthold Ephraim Leſſings
ſämmtliche Schriften

herausgegeben

von

Karl Lachmann.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Vierter Band.

Berlin,
in der Voß'ſchen Buchhandlung.
1838.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Inhalt.

Seite

Schriſten. Dritter und vierter Theil. 1754.

Vorrede 1
Rettungen des Horaz 5
Rettung des Hier. Cardanus 44
Rettung des Inepti Religioſi, und ſeines ungenannten Verfaſſers 68
Rettung des Cochläus, aber nur in einer Kleinigkeit 87
Zergliederung der Schönheit, geſchrieben von Wilhelm Hogarth, aus dem Engliſchen überſetzt von C. Mylius. 1754. Vorbericht 101

Theatraliſche Bibliothek.

Erſtes Stück. 1754.

Vorrede 106
I. Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Luſtſpiele 109
II. Leben des Herrn Jacob Thomſon 156
III. Auszug aus dem ſpaniſchen Trauerſpiele Virginia, des Don Auguſtino de Montiano y Luyando 173
IV. Auszug aus dem Schauſpieler des Herrn Remond von Sainte Albine. 176
V. Leben des Herrn Nericaut Deſtouches 210
VI. Ueber das Luſtſpiel die Juden in dem 4ten Theile der Leſſingſchen Schriften. 217

Seite

Zweytes Stück 1751.

VII. Von den lateiniſchen Trauerſpielen, welche unter dem Namen des Seneca bekannt ſind 221
1. Der raſende Herkules 225
Auszug aus demſelben 225. Beurtheilung deſſelben 246. Vergleichung mit des Euripides raſendem Herkules 247. Unbilliges Urtheil des Pater Brumoy 249. Von neuern Trauerſpielen auf den raſenden Herkules 251. Vorſchlag für einen heutigen Dichter 252. Die Moral des raſenden Herkules 255. Verſuch über ein in Unordnung gebrachtes Stück des lateiniſchen Dichters 257
2. Thyeſt 260
Auszug aus demſelben 260. Beurtheilung deſſelben 282. Von andern alten Trauerſpielen dieſes Inhalts 286. Wahrſcheinlicher Beweis, daß der raſende Herkules und der Thyeſt einen Verfaſſer haben 288. Von neuern Trauerſpielen, welche den Namen Thyeſt führen 291. Insbeſondre von dem Atreus und Thyeſt des ältern Crebillon 292
VIII. Des Herrn Ludewig Riccoboni Geſchichte der italiäniſchen Schaubühne.
Nachricht von dem Verfaſſer 304
IX. Auszug aus den italiäniſchen Trauerſpielen Sophonisbe und Roſemunde 306
X. Auszug aus der Calandra des Bernardo da Bibiena ... 307

Drittes Stück 1755.

XI. Des Abts du Bos Ausſchweifung von den theatraliſchen Vorſtellungen der Alten.
Vorbericht des Ueberſetzers 307

Viertes Stück 1758.

XII. Geſchichte der engliſchen Schaubühne.
Die älteſten Zeiten derſelben bis auf Shakeſpear .... 308—320
Eintheilung der nachherigen Zeiten in drey Perioden 320
Erſter Periode 321. Zweyter Periode 329. Dritter Periode 334
XIII. Von Johann Dryden und deſſen dramatiſchen Werken ... 336
Insbeſondere von deſſen Verſuch über die dramatiſche Dichtkunſt 336
XIV. Entwürfe ungedruckter Luſtſpiele des italiäniſchen Theaters 339
Von dem ältern Riccoboni. 1) le Joueur 341. 2) l'Italien francisé 346. 3) il Marito vitioſo 348. 4) l'Im-

Seite
poſteur malgré lui 349. 5) la Metempſicoſe d'Arlequin 351. 6) le Pere partial 352. 7) l'Italien marié à Paris 358. 8) la Moglie geloſa 361. 9) le Sincere à contre tems 363. 10) le Soupçonneux 366. 11) les Erreurs de l'Amour 376
Von Coypel. 1) l'Education perdüe 376. 2) le Defiant 378. 3) l'Impatient 381
Von de Lisle. 1) Arlequin Aſtrologue 382. 2) Arlequin Grand Mogul 386. 3) les Caprices du Coeur & de l'Eſprit 386
Von Saint-Foix. 1) le Contraſte de l'Hymen & de l'Amour 393. 2) la Veuve à la Mode 398
Von Gandini. 1) le Mari ſuppoſé 405. 2) le Bohemiens 410. 3) Arlequin & Scaramouche Voleurs 417. 4) la Vengeance d'Arlequin 429. 5) la Vengeance de Scaramouche 436

Vermiſchte Schriften des Hrn. Chriſtlob Mylius. 1754.

Vorrede 442
Aus der Berliniſchen privilegirten Zeitung vom Jahre 1754. . 460
Das neue Teſtament von J. A. Bengel. Leſſings Vade mecum 461
Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern, 24. St. 461
Muzelius Abhandlungen zum Behuf der ſchönen Wiſſenſchaften, 2. Th. Der Ruſſiſche Avanturier. Die Advocaten 464
Ein aufgeſchloſſenes Cabinet Gottes. Ueber Mylius 465
Leben des Moliere. Lettres du Comte de Cataneo 466
Voltaire, Annales de l'Empire. Mylius Tod 468
P. E. Weiß, Abraham ein Legiens. Leſſings Schriften, 3. und 4. Th. Hogarths Zergliederung der Schönheit 470
Ankündigung eines neuen Abdruckes davon 472
Der mit ſeiner Donna Charmante herumirrende Ritter Don Felix 475
Gedanken, mit einer Ueberſetzung der Hymne über die vier Jahrszeiten 476
Patzkens freundſchaftliche Briefe. Mocquerien 477
La Beaumelle, Reponſe au ſupplement du ſiecle de Louis XIV. 478
Neuer Abdruck der Hogarthſchen Zergliederung der Schönheit . . 479
v. Schönaich, die ganze Aeſthetik in einer Nuß 479
Grundriß einer Beſchreibung des Kayſerthums Marocco 480
P. Burleau, Nouvelle Methode pour aprendre le François & l'Allemand. Poſſen im Taſchenformate 482
Geſchichte Herrn Carl Grandiſons, 3. Band 483

Seite

F. C. von Creutz, Seneca, ein Trauerſpiel 483
Kurze Sammlung unterſchiedlicher Wiſſenſchaften und Kunſtſtücke 484
Leſſings theatraliſche Bibliothek, 1. Stück. de Bar, Reveries Poetiques. Poſſen. Phyſikaliſche Beluſtigungen, 23. St. 488
Das Chantillyſche Mägdchen. Begebenheiten des Roderich Random, 1 Th. Ragout à la mode oder des Neologiſchen Wörterbuchs erſte Zugabe. Mauvillon, Cours de la Langue françoiſe 491
Mémoires de deux Amis. Hiſtoire moderne des Chinois, des Japonnois &c. 493

Schrifften. Dritter und vierter Theil.

1754.

Vorrede.

Ich bin eitel genug, mich des kleinen Beyfalls zu rühmen, welchen die zwey erſten Theile meiner Schriften, hier und da, erhalten haben. Ich würde dem Publico ein ſehr abgeſchmacktes Compliment machen, wann ich ihn ganz und gar nicht verdient zu haben, bekennen wollte. Eine ſolche Erniedrigung ſchimpft ſeine Einſicht, und man ſagt ihm eine Grobheit, anſtatt eine Höflichkeit zu ſagen. Es ſey aber auch ferne von mir, ſeine ſchonende Nachſicht zu verkennen, und die Aufmunterung, die es einem Schriftſteller wiederfahren läßt, welcher zu ſeinem Vergnügen etwas beyzutragen ſucht, für ein ſchuldiges Opfer anzuſehen.

Ob mir nun alſo der erſte Schritt ſchon nicht mißlungen iſt; ſo bin ich doch darum nicht weniger furchtſam, den zweyten zu wagen. Oft lockt man einen nur darum mit Schmeicheleyen aus der Scene hervor, um ihn mit einem deſto ſpöttiſchern Gelächter wieder hineinzutreiben.

Ich nenne es einen zweyten Schritt; aber ich irrte mich: es iſt eben ſowohl ein erſter, als jener. Ein zweyter würde es ſeyn, wenn ich die Bahn nicht verändert hätte. Aber, wie ſehr habe ich dieſe verändert! Anſtatt Reime, die ſich durch ihre Leichtigkeit und durch einen Witz empfehlen, der deswegen keine Neider erweckt, weil jeder Leſer ihn eben ſo gut als der Poet zu haben glaubt, anſtatt ſolcher Reime bringe ich lange proſaiſche Aufſätze, die zum Theil noch dazu eine gelehrte Mine machen wollen.

Da ich mir alſo nicht einmal eben dieſelben Leſer wieder verſprechen kann, wie ſollte ich mir eben denſelben Beyfall verſprechen können? Doch er erfolge, oder erfolge nicht; ich will wenigſtens auf meiner Seite nichts verſäumen, ihn zu erhaſchen. Das iſt, ich will mich des Rechts der Vorrede bedienen, und mit den höflichſten Wendungen, ſo nachdrücklich als möglich, zu verſtehen geben, von welcher Seite ich gerne wollte, daß man dasjenige, was man nun bald wahrſcheinlicher Weiſe leſen, noch wahrſcheinlicherer Weiſe aber, nicht leſen wird, betrachten möge.

Ich ſage alſo, daß ich den dritten Theil mit einem Miſchmaſch von Critik und Litteratur angefüllt habe, der ſonſt einen Autor deutſcher Nation nicht übel zu kleiden pflegte. Es iſt Schade, daß ich mit dieſem Bändchen nicht einige zwanzig Jahr vor meiner Geburt, in lateiniſcher Sprache habe erſcheinen können! Die wenigen Abhandlungen deſſelben, ſind alle, Rettungen, überſchrieben. Und wen glaubt man wohl, daß ich darinne gerettet habe? Lauter verſtorbne Männer, die mir es nicht danken können. Und gegen wen? Faſt gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein ſauer Geſichte dafür machen werden. Wenn das klug iſt, ſo weis ich nicht, was unbeſonnen ſeyn ſoll. : : Man erlaube mir, daß ich nicht ein Wort mehr hinzu ſetzen darf.

Ich komme vielmehr ſo gleich auf den vierten Theil, von deſſen Inhalte ſich mehr ſagen läßt, weil er niemanden, oder welches einerley iſt, weil er alle und jede angeht. Er enthält Luſtſpiele.

Ich muß es, der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, geſtehen, daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige iſt, an welches ich mich am erſten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich nur die Menſchen aus Büchern kannte : : beneidenswürdig iſt der, der ſie niemals näher kennen lernt! : : beſchäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Daſeyn mir nichts gelegen war. Theophraſt, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer kloſtermäßigen Schule, mit aller Bequemlichkeit ſtudirte : : Wie gerne wünſchte ich mir dieſe Jahre zurück; die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.

Von dieſen erſten Verſuchen, ſchreibt ſich, zum Theil, der junge Gelehrte her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernſtlicher auszuarbeiten, mir die Mühe gab. Dieſe Mühe ward mir durch das daſige Theater, welches in ſehr blühenden Umſtänden war, ungemein verſüßt. Auch ungemein erleichtert, muß ich ſagen, weil ich vor demſelben hundert wichtige Kleinigkeiten lernte, die ein dramatiſcher Dichter lernen muß, und aus der bloßen Leſung ſeiner Muſter nimmermehr lernen kann.

Ich glaubte etwas zu Stande gebracht zu haben, und zeigte meine Arbeit einem Gelehrten, deſſen Unterricht ich in wichtigern Dingen zu genieſſen das Glück hatte. Wird man ſich nicht wundern, als den Kunſtrichter eines Luſtſpiels einen tiefſinnigen Weltweiſen und Meßkünſtler genennt zu finden? Vielleicht, wenn es ein andrer, als der Hr. Prof. Käſtner wäre. Er würdigte mich einer Beurtheilung, die mein Stück zu einem Meiſterſtücke würde gemacht haben, wenn ich die Kräfte gehabt hätte, ihr durchgängig zu folgen.

Mit ſo vielen Verbeſſerungen unterdeſſen, als ich nur immer hatte anbringen können, kam mein junger Gelehrte in die Hände der Frau Neuberin. Auch ihr Urtheil verlangte ich; aber anſtatt des Urtheils erwies ſie mir die Ehre, die ſie ſonſt einem angehenden Komödienſchreiber nicht leicht zu erweiſen pflegte; ſie ließ ihn aufführen. Wann nach dem Gelächter der Zuſchauer und ihrem Händeklatſchen die Güte eines Luſtſpiels abzumeſſen iſt, ſo hatte ich hinlängliche Urſache das meinige für keines von den ſchlechteſten zu halten. Wann es aber ungewiß iſt, ob dieſe Zeichen des Beyfalls mehr für den Schauſpieler, oder für den Verfaſſer gehören; wenn es wahr iſt, daß der Pöbel ohne Geſchmack am lauteſten lacht, daß er oft da lacht, wo Kenner weinen möchten: ſo will ich gerne nichts aus einem Erfolge ſchlieſſen, aus welchem ſich nichts ſchlieſſen läßt.

Dieſes aber glaube ich, daß mein Stück ſich auf dem Theater gewiß würde erhalten haben, wenn es nicht mit in den Ruin der Frau Neuberin wäre verwickelt worden. Es verſchwand mit ihr aus Leipzig, und folglich gleich aus demjenigen Orte, wo es ſich, ohne Widerrede, in ganz Deutſchland am beſten ausnehmen kann.

Ich wollte hierauf mit ihm den Weg des Drucks verſuchen. Aber-was liegt dem Leſer an der Urſache, warum ſich dieſer bis jetzt verzögert hat? Ich werde beſchämt genug ſeyn, wenn er finden ſollte, daß ich gleichwohl noch zu zeitig damit hervorrückte.

Das war doch noch einmal eine Wendung, wie ſie ſich für einen beſcheidnen Schriftſteller ſchickt! Aber man gebe Acht, ob ich nicht gleich wieder alles verderben werde! = = Man nenne mir doch diejenigen Geiſter, auf welche die komiſche Muſe Deutſchlands ſtolz ſeyn könnte? Was herrſcht auf unſern gereinigten Theatern? Iſt es nicht lauter ausländiſcher Witz, der ſo oft wir ihn bewundern, eine Satyre über den unſrigen macht? Aber wie kommt es, daß nur hier die deutſche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art ſelbſt, wie man unſre Bühne hat verbeſſern wollen, daran Schuld ſeyn? Sollte wohl die Menge von Meiſterſtücken, die man auf einmal, beſonders den Franzoſen abborgte, unſre urſprünglichen Dichter niedergeſchlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, ſo zu reden, alles erſchöpft, und ſetzte ſie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht bloß etwas gutes, ſondern etwas beſſers zu machen. Dieſer Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Herren Kunſtrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen ſollten, blieben aus.

Was ſoll aber dieſe Anmerkung? Vielleicht meine Leſer zu einer gelindern Beurtheilung bewegen? = = = Gewiß nicht; ſie können es halten wie ſie wollen. Sie mögen mich gegen meine Landsleute, oder gegen Ausländer aufwägen; ich habe ihnen nichts vorzuſchreiben. Aber das werden ſie doch wohl nicht vergeſſen, wenn die Critik den jungen Gelehrten insbeſondere angeht, ihn nur immer gegen ſolche Stücke zu halten, an welchen die Verfaſſer ihre Kräfte verſucht haben?

Ich glaube die Wahl des Gegenſtandes hat viel dazu beygetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrte, war die einzige Art von Narren, die mir auch damals ſchon unmöglich unbekannt ſeyn konnte. Unter dieſem Ungeziefer aufgewachſen, war es ein Wunder, daß ich meine erſten ſatyriſchen Waffen wider daſſelbe wandte?

Das zweyte Luſtſpiel, welches man in dem vierten Theile finden wird, heißt die Juden. Es war das Reſultat einer ſehr ernſthaften Betrachtung über die ſchimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk ſeufzen muß, das ein Chriſt, ſollte ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, ſind ehedem ſo viel Helden und Propheten aufgeſtanden, und jetzo zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen ſey? Meine Luſt zum Theater war damals ſo groß, daß ſich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam alſo gar bald den Einfall, zu verſuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es ſie ganz und gar nicht vermuthet. Ich bin begierig mein Urtheil zu hören.

Noch begieriger aber bin ich, zu erfahren, ob dieſe zwey Proben einige Begierde nach meinen übrigen dramatiſchen Arbeiten erwecken werden. Ich ſchlieſſe davon alle diejenigen aus, welche hier und da unglücklicher Weiſe ſchon das Licht geſehen haben. Ein beßrer Vorrath, bey welchem ich mehr Kräfte und Einſicht habe anwenden können, erwartet nichts als die Anlegung der letzten Hand. Dieſe aber wird lediglich von meinen Umſtänden abhangen. Ein ehrlicher Mann, der nur einigermaſſen gelernt hat, ſich von dem Aeuſſerlichen nicht unterdrücken zu laſſen, kann zwar faſt immer aufgelegt ſeyn, etwas ernſthaftes zu arbeiten, beſonders wann mehr Anſtrengung des Fleißes, als des Genies dazu erfordert wird; aber nicht immer etwas witziges, welches eine gewiſſe Heiterkeit des Geiſtes verlangt, die oft in einer ganz andern Gewalt, als in der unſrigen ſtehet — — Es rufen mir ohnedem faſt verſäumte wichtigere Wiſſenſchaften zu:

Satis eſt potuiſſe videri!

Rettungen des Horaz.

Quem rodunt omnes — — —
Horat. Lib. I. Sat. 6.

Dieſe Rettungen des Horaz werden völlig von denen unterſchieden ſeyn, die ich vor kurzen gegen einen alten Schulknaben habe übernehmen müſſen.

Seine kleine hämiſche Boßheit hat mich beynahe ein wenig abgeſchreckt, und ich werde ſo bald nicht wieder mit Schriftſtellern ſeines gleichen anbinden. Sie ſind das Pasquillmachen gewohnt, ſo daß es ihnen weit leichter wird, eine Verleumdung aus der Luft zu fangen, als eine Regel aus dem Donat anzuführen. Wer aber will denn gern verleumdet ſeyn?

Die Gabe ſich widerſprechen zu laſſen, iſt wohl überhaupt eine Gabe, die unter den Gelehrten nur die Todten haben. Nun will ich ſie eben nicht für ſo wichtig ausgeben, daß man, um ſie zu beſitzen, geſtorben zu ſeyn wünſchen ſollte: denn um dieſen Preis ſind vielleicht auch größre Vollkommenheiten zu theuer. Ich will nur ſagen, daß es ſehr gut ſeyn würde, wann auch noch lebende Gelehrte, immer im voraus, ein wenig todt zu ſeyn lernen wollten. Endlich müſſen ſie doch eine Nachwelt zurücklaſſen, die alles Zufällige von ihrem Ruhme abſondert, und die keine Ehrerbietigkeit zurückhalten wird über ihre Fehler zu lachen. Warum wollen ſie alſo nicht ſchon itzt dieſe Nachwelt ertragen lernen, die ſich hier und da in einem ankündiget, dem es gleichviel iſt, ob ſie ihn für neidiſch oder für ungeſittet halten?

Ungerecht wird die Nachwelt nie ſeyn. Anfangs zwar pflanzt ſie Lob und Tadel fort, wie ſie es bekömmt; nach und nach aber bringt ſie beydes auf ihren rechten Punkt. Bey Lebzeiten, und ein halb Jahrhundert nach dem Tode, für einen groſſen Geiſt gehalten werden, iſt ein ſchlechter Beweis, daß man es iſt; durch alle Jahrhunderte aber hindurch dafür gehalten werden, iſt ein unwiderſprechlicher. Eben das gilt bey dem Gegentheile. Ein Schriftſteller wird von ſeinen Zeitgenoſſen und von dieſer ihren Enkeln nicht geleſen; ein Unglück, aber kein Beweis wider ſeine Güte; nur wann auch der Enkel Enkel nie Luſt bekommen, ihn zu leſen, alsdann iſt es gewiß, daß er es nie verdient hat, geleſen zu werden.

Auch Tugenden und Laſter wird die Nachwelt nicht ewig verkennen. Ich begreiſe es ſehr wohl, daß jene eine Zeitlang beſchmitzt und dieſe aufgeputzt ſeyn können; daß ſie es aber immer bleiben ſollten, läßt mich die Weisheit nicht glauben, die den Zuſammenhang aller Dinge geordnet hat, und von der ich auch in dem, was von dem Eigenſinne der Sterblichen abhangt, anbethenswürdige Spuren finde.

Sie erweckt von Zeit zu Zeit Leute, die ſich ein Vergnügen daraus machen, den Vorurtheilen die Stirne zu bieten, und alles in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen, ſollte auch ein vermeinter Heiliger dadurch zum Böſewichte, und ein vermeinter Böſewicht zum Heiligen werden. Ich ſelbſt — — denn auch ich bin in Anſehung derer, die mir vorangegangen, ein Theil der Nachwelt, und wann es auch nur ein Trilliontheilchen wäre — — Ich ſelbſt kann mir keine angenehmere Beſchäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu muſtern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu unterſuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwiſchen, die falſchen Verkleiſterungen ihrer Schwächen aufzulöſen, kurz alles das im moraliſchen Verſtande zu thun, was derjenige, dem die Aufſicht über einen Bilderſaal anvertrauet iſt, phyſiſch verrichtet.

Ein ſolcher wird gemeiniglich unter der Menge einige Schildereyen haben, die er ſo vorzüglich liebt, daß er nicht gern ein Sonnenſtäubchen darauf ſitzen läßt. Ich bleibe alſo in der Vergleichung, und ſage daß auch ich einige groſſe Geiſter ſo verehre, daß mit meinem Willen nicht die allergeringſte Verleumdung auf ihnen haften ſoll.

Horaz iſt einer von dieſen. Und wie ſollte er es nicht ſeyn? Er, der philoſophiſche Dichter, der Witz und Vernunft in ein mehr als ſchweſterliches Band brachte, und mit der Feinheit eines Hofmanns den ernſtlichſten Lehren der Weisheit das geſchmeidige Weſen freundſchaftlicher Erinnerungen zu geben wußte, und ſie entzückenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz deſto unfehlbahrer zu machen.

Dieſe Lobſprüche zwar hat ihm niemand abgeſtritten, und ſie ſind es auch nicht, die ich hier wider irgend einen erhärten will. Der Neid würde ſich lächerlich machen, wann er entſchiedne Verdienſte verkleinern wollte; er wendet ſeine Anfälle, gleich einem ſchlauen Belagerer, gegen diejenigen Seiten, die er ohne Vertheidigung ſieht; er giebt dem, dem er den groſſen Geiſt nicht abſtreiten kann, laſterhafte Sitten, und dem, dem er die Tugend laſſen muß, läßt er ſie und macht ihn dafür zu einem Blödſinnigen.

Schon längſt habe ich es mit dem bitterſten Verdruſſe bemerkt, daß eben dieſen Ränken auch der Nachruhm des Horaz nicht entgangen iſt. So viel er auf der Seite des Dichters gewonnen hat, ſo viel hat er auf der Seite des ehrlichen Mannes verloren. Ja, ſpricht man, er ſang die zärtlichſten und artigſten Lieder, niemand aber war wollüſtiger als er; er lobte die Tapferkeit bis zum Entzücken, und war ſelbſt der feigherzigſte Flüchtling; er hatte die erhabenſten Begriffe von der Gottheit, aber er ſelbſt, war ihr ſchläfrigſter Verehrer.

Es haben ſich Gelehrte genug gefunden, die ſeine Geſchichte ſorgfältig unterſucht, und tauſend Kleinigkeiten beygebracht haben, die zum Verſtändniſſe ſeiner Schriften dienen ſollen. Sie haben uns ganze Chronologien davon geliefert; ſie haben alle zweifelhafte Lesarten unterſucht; nur jene Vorwürfe haben ſie ununterſucht gelaſſen. Und warum denn? Haben ſie etwa einen Heiden nicht gar zu verehrungswürdig machen wollen?

Mich wenigſtens ſoll nichts abhalten, den Ungrund dieſer Vorwürfe zu zeigen, und einige Anmerkungen darüber zu machen, die ſo natürlich ſind, daß ich mich wundern muß, warum man ſie nicht längſt gemacht hat.

Ich will bey ſeiner Wolluſt anfangen; oder wie ſich ein neuer Schriftſteller ausdrückt, der aber der feinſte nicht iſt; bey ſeiner ſtinkenden Geilheit und unmäßigen Unzucht.* Die Beweiſe zu dieſer Beſchuldigung nimt man, theils aus ſeinen eignen Schriften, theils aus den Zeugniſſen andrer.

Ich will bey den letztern anfangen. Alle Zeugniſſe die man wegen der wollüſtigen Ausſchweifung des Horaz auftreiben kann, flieſſen aus einer einzigen Quelle, deren Aufrichtigkeit nichts weniger als auſſer allem Zweifel geſetzt iſt. Man hat nehmlich auf einer alten Handſchrift der Bodlejaniſchen Bibliothek eine Lebensbeſchreibung des Horaz gefunden, die faſt alle Kunſtrichter dem Sueton, wie bekannt, zuſchreiben. Wann ſie keine andre Bewegungsgründe dazu hätten, als die Gleichheit der Schreibart, ſo würde ich mir die Freyheit nehmen, an ihrem Vorgeben zu zweifeln. Ich weis, daß man Schreibarten nachmachen kann; ich weis, daß es eine wahre Unmöglichkeit iſt,

---

[*] Der Herr Müller in ſeiner Einleitung zur Kenntniß der lateiniſchen Schriftſteller, Theil III. Seite 403.

alle kleine Eigenthümlichkeiten eines Schriftſtellers ſo genau zu kennen, daß man den geringſten Abgang derſelben in ſeinem Nachahmer entdecken ſollte; ich weis endlich, daß man, um in ſolchen Vermuthungen recht leicht zu fehlen, nichts als wenig Geſchmak und recht viel Stolz beſitzen darf, welches, wie man ſagt, gleich der Fall der meiſten Kunſtrichter iſt. Doch der Scholiaſt Porphyrion führt eine Stelle aus dieſer Lebensbeſchreibung des Horaz an, und legt ſie mit ausdrücklichen Worten dem Sueton bey. Dieſes nun iſt ſchon etwas mehr, ob gleich auch nicht alles. Die Paar Worte die er daraus anführt, ſind gar wohl von der Art, daß ſie in zwey verſchiedenen Lebensbeſchreibungen können geſtanden haben. Doch ich will meine Zweifelſucht nicht zu weit treiben; Sueton mag der Verfaſſer ſeyn.

Sueton alſo, der in dieſer Lebensbeſchreibung hunderterley beybringt, welches dem Horaz zum Lobe gereichet, läßt, gleichſam als von der Wahrheitsliebe darzu gezwungen, eine Stelle mit einflieſſen, die man tauſendmahl nachgeſchrieben, und oft genug mit einer kleinen Kützelung nachgeſchrieben hat. Hier iſt ſie: Ad res venereas intemperantior traditur. Nam ſpeculato cubiculo ſcorta dicitur habuiſſe diſpoſita, ut quocunque reſpexiſſet, ibi ei imago coitus referretur.

Was will man nun mehr? Sueton iſt doch wohl ein glaubwürdiger Schriftſteller; und Horaz war doch wohl Dichters genug, um ſo etwas von ihm für ganz wahrſcheinlich zu halten?

Man übereile ſich nicht, und ſey anfangs wenigſtens nur ſo vorſichtig, als es Sueton ſelbſt hat ſeyn wollen. Er ſagt traditur, dicitur. Zwey ſchöne Wörter, welchen ſchon mancher ehrliche Mann den Verluſt ſeines guten Namens zu danken hat! Alſo iſt nur die Rede ſo gegangen? Alſo hat man es nur geſagt? Wahrhaftig, mein lieber Sueton, ſo bin ich ſehr übel auf dich zu ſprechen, daß du ſolche Nichtswürdigkeiten nachplauderſt. In den hundert und mehr Jahren, die du nach ihm gelebt, hat vieles können erdacht werden, welches ein Geſchichtſchreiber wie du, hätte unterſuchen, nicht aber ununterſucht fortpflanzen ſollen — —

Es würde ein wenig eckel klingen, wenn ich dieſe Apoſtrophe weiter treiben wollte. Ich will alſo gelaſſener fortfahren — —

In eben dieſer Lebensbeſchreibung ſagt Suecon: es gehen unter dem Namen des Horaz Elegien und ein proſaiſcher Brief herum; allein beyde halte ich für falſch. Die Elegien ſind gemein, und der Brief iſt dunkel, welches doch ſein Fehler ganz und gar nicht war. — — Das iſt artig! Warum widerſpricht denn Sueton der Tradition hier, und oben bey dem Spiegelzimmer nicht? Hat es mehr auf ſich den Geiſt eines Schriftſtellers zu retten, als ſeine Sitten? Welches ſchimpft denn mehr? Nach einer Menge der vollkommenſten Gedichte, einige kalte Elegien und einen dunkeln Brief ſchreiben; oder bey aller Feinheit des Geſchmacks ein unmäßiger Wollüſtling seyn? — — Unmöglich kann ich mir einbilden, daß ein vernünftiger Geſchichtſchreiber, auf eben derſelben Seite, in eben derſelben Sache, nehmlich in Meldung der Nachreden, welchen ſein Held ausgeſetzt worden, gleich unvorſichtig, als behutſam ſeyn könne.

Nicht genug! Ich muß weiter gehen, und den Leſer bitten, die angeführte Stelle noch einmal zu betrachten; ad res venereas intemperantior traditur. Nam ſpeculato cubiculo ſcorta dicitur habuiſſe diſpoſita, ut quocunque reſpexiſſet, ibi ei imago coitus referretur.

Je mehr ich dieſe Worte anſehe, je mehr verlieren ſie in meinen Augen von ihrer Glaubwürdigkeit. Ich finde ſie abgeſchmackt; ich finde ſie unrömiſch; ich finde, daß ſie andern Stellen in dieſer Lebensbeſchreibung offenbar widerſprechen.

Ich finde ſie abgeſchmackt. Man höre doch nur, ob der Geſchichtſchreiber kann gewußt haben, was er will? Horatz ſoll in den veneriſchen Ergötzungen unmäßig geweſen ſeyn; denn man ſagt — — Auf die Urſache wohl Achtung gegeben! Man ſagt — Ohne Zweifel, daß er als ein wahrer Gartengott, ohne Wahl, ohne Geſchmack auf alles, was weiblichen Geſchlechts geweſen, losgeſtürmet ſey? Nein! — Man ſagt, er habe ſeine Buhlerinnen in einem Spiegelzimmer genoſſen, um auf allen Seiten, wo er hingeſehen, die wollüſtige Abbildung ſeines Glücks anzutreffen — Weiter nichts? Wo ſteckt denn die Unmäßigkeit? Ich ſehe, die Wahrheit dieſes Umſtandes vorausgeſetzt, nichts darinn, als ein Beſtreben, ſich die Wolluſt ſo reizend zu machen, als möglich. Der Dichter war alſo keiner von den groben Leuten, denen Brunſt und Galanterie eines iſt, und die im Finſtern mit der Befriedigung eines einzigen Sinnes vorlieb nehmen. Er wollte, ſo viel möglich, alle ſättigen; und ohne einen Wehrmann zu nennen, kann man behaupten, er werde auch nicht den Geruch davon ausgeſchloſſen haben. Wenigſtens hat er dieſe Reizung gekannt:

te puer in roſa
Perſuſus liquidis urget odoribus.

Und das Ohr? Ich traue ihm Zärtlichkeit genug zu, daß er auch dieſes nicht werde haben leer ausgehen laſſen. Sollte die Muſik auch nur

Gratus puellæ riſus

geweſen ſeyn. Und der Geſchmak?

oſcula, quæ Venus
Quinta parte ſui nectaris imbuit.

Nektar aber ſoll der Zunge keine gemeine Kützelung verſchaft haben; wenigſtens ſagt Ibykus bey dem Athenäus, es ſey noch neunmal ſüſſer als Honig — — Himmel! was für eine empfindliche Seele war die Seele des Horaz! Sie zog die Wolluſt durch alle Eingänge in ſich. — — Und gleichwohl iſt mir das Spiegelzimmer eine Unwahrſcheinlichkeit. Sollte denn dem Dichter nie eine Anſpielung darauf entwiſcht ſeyn? Vergebens wird man ſich nach dieſer bey ihm umſehen. Nein, nein; in den ſüſſen Umarmungen einer Chloe hat man die Sättigung der Augen näher, als daß man ſie erſt ſeitwerts in dem Spiegel ſuchen müßte. Wen das Urbild nicht rühret, wird den der Schatten rühren? — — Ich verſtehe eigentlich hievon nichts; gantz und gar nichts. Aber es muß doch auch hier alles ſeinen Grund haben; und es wäre ein ſehr wunderbares Geſetze nach welchem die Einbildungskraft wirkte, wenn der Schein mehr Eindruck auf ſie machen könnte, als das Weſen — —

Ferner finde ich die angeführten Worte unrömiſch. Wer wird mich zum Exempel bereden, daß die Römer ſpeculatum cubiculum, für cubiculum ſpeculis ornatum geſagt haben? Man mag dem Mittelworte ſpeculatum eine active oder paſſive Bedeutung geben, ſo wird es in dem erſten Fall gar nichts, und in dem andern etwas gantz anders ausdrücken. Schon ſpeculari für in dem Spiegel beſehen, iſt das gewöhnlichſte nicht, und niemand anders als ein Barbar oder ein Schulknabe kann darauf fallen, den Begrif mit Spiegeln ausgezieret, durch ſpeculatus zu geben. Doch wenn das auch nicht wäre, ſo ſage man mir doch, was die ganze Redensart heißt: ſpeculato cubiculo ſcorta dicitur habuiſſe diſpoſita? Ich weis wohl, was in einem gewiſſen Studentenliede ſcorta deponere bedeutet, aber was in einem klaßiſchen Schriftſteller ſcorta diſponere ſagen könne, geſteh ich ganz gerne, nicht zu wiſſen. Die Worte ſind ſo dunkel, daß man den Sinn nicht anders als errathen kann; welches aber den meiſten nicht ſauer werden wird, weil ein wenig Bosheit mit unterläuft. Wann man ihn nun aber errathen hat, ſo verſuche man doch, ob er ſich wohl mit dem, was Sueton ſonſt von dem Horaz erzehlt, vergleichen laſſe?

Nach dem Bericht dieſes Geſchichtſchreibers war Auguſt mit dem Dichter ſo vertraulich, daß er ihn oft im Scherze puriſſimum penem und homuncionem lepidiſſimum nannte. Der verſchämte Herr Paſtor Lange giebt das erſte Beywort durch einen artigen Bruder Lüderlich; oder vielmehr nach ſeiner Rechtſchreibung Liederlich. Ich will hoffen, daß man keine getreuere Ueberſetzung von mir verlangen wird. Genug für mich, daß puriſſimus, oder wenn man die Lesart ein wenig antiquer haben will, puliſſimus, der Allerreinſte heißt, und daß der, welcher ad res venereas intemperantior iſt, unmöglich der Allerreinſte ſeyn kann. Eines von beyden muß alſo nur wahr ſeyn; entweder das dicitur des Pöbels, oder das ausdrückliche Urtheil des Auguſts. Mit welchem will man es halten?

Die Wahl kann nicht ſchwer fallen; ſondern jeder Unpartheiſcher wird mir vielmehr zugeſtehen, daß Sueton ſchwerlich etwas ſo abgeſchmacktes, ſo unrömiſches und mit ſeinen anderweitigen Nachrichten ſo ſtreitendes, könne geſchrieben haben, und daß man vielmehr vollkommen berechtiget ſey, die angeführte Stelle für untergeſchoben zu halten.

Was das Unrömiſche darinnen zwar anbelangt, ſo könnte man vielleicht den Vorwand der verſtümmelten Lesart wider mich brauchen, und alle Schuld auf die unwiſſenden Abſchreiber ſchieben. Es iſt wahr; und ich ſelbſt kann eine Verbeſſerung angeben, die ſo ungezwungen iſt, daß man ſie ohne Widerrede annehmen wird. Anſtatt nehmlich: ſpeculato cubiculo ſcorta dicitur habuiſſe diſpoſita rathe ich zu leſen ſpecula in cubiculo ſcortans ita dicitur habuiſſe diſpoſita, ut &c. Man ſieht daß ich wenigſtens ſehr aufrichtig bin, und mir kein Bedenken mache, meinen Grund ſelbſt zu entkräften. Doch wer weiß ob ich es thun würde, wenn ich nicht den übrigen Gründen deſto mehr zutraute. Ich glaube aber; ſie ſind von der Beſchaffenheit, daß das, was ich noch hinzuſetzen will, ſie faſt unwiderſprechlich machen wird.

Ich hatte nicht lange über dieſe verdächtige Beſchuldigung nachgedacht, als ich mich erinnerte, etwas ähnliches bey dem Seneca geleſen zu haben. Dieſer ehrliche Philoſoph hat nicht gern eine Gelegenheit verſäumt, wo er mit guter Art ſeine ernſthaften Lehren, mit einem Zuge aus der Geſchichte lebhafter machen konnte. In dem erſten Buche ſeiner natürlichen Fragen handelt er unter andern von den Spiegeln, und nachdem er alles hergebracht, was er als ein Phyſiker davon zu ſagen gewußt, ſo ſchließt er endlich mit einer Erzehlung, die ziemlich ſchmutzig iſt. Vielleicht ſollte ich mehr ſagen, als ziemlich; wenigſtens bin ich nicht der einzige, der es einem ſtoiſchen Weiſen verdenkt, ſie mit allen ſpitzigen Schönheiten ſeines laconiſchen Witzes ausgekramt zu haben. Fromondus ſetzt ſchon hinzu: honeſtius tacuiſſes Seneca; und es giebt Ueberſetzer, die lieber ihre Urſchrift hier verſtümmeln, als durch allzugroſſe Treue ihren Leſern die Röthe ins Geſicht treiben wollen. Ich würde eben ſo behutſam ſeyn, wenn nicht unglücklicher Weiſe beynahe die ganze Rettung meines Dichters davon abhinge. Der Unſchuld zum Nutzen kann man ſchon den Mund ein wenig weiter aufthun. Ich werde bey dem allen noch weit beſcheidener als Seneca ſeyn, den diejenigen, welche gründlicher unterrichtet ſeyn wollen, in dem ſechzehnten Hauptſtücke des angeführten Buchs nachleſen können.

„Bey dieſer Gelegenheit“, ſagt er zu ſeinem Lucil, „muß
„ich dir doch ein Hiſtörchen erzehlen, woraus du erkennen wirſt,
„wie die Geilheit ſogar kein Werkzeug zur Anreitzung der Wol-
„luſt verachtet, und wie ſinnreich ſie iſt, ihrem unzüchtigen

„Feuer Nahrung zu ſchaffen. Ein gewiſſer Hoſtius übertraf an Unkeuſchheit alles, was man jemals auf der Bühne geſehen und verabſcheuet hat. Er war dabey ein reicher Geizhals, ein Sklave von mehr als tauſend Seſterzien. Als ihn ſeine Sklaven umgebracht hatten, achtete der göttliche Auguſt ihn nicht für werth, ſeinen Tod zu rächen, ob er ihn gleich nicht billigte. Er verunreinigte ſich nicht allein mit Einem Geſchlechte; ſondern er war auf das männliche eben ſo raſend als auf das weibliche. Er ließ ſich Spiegel verfertigen, die, wie ich ſie in dem vorhergehenden beſchrieben habe, die Bilder um vieles vergröſſerten, und den Finger an Dicke und Länge einem Arme gleich machten. Dieſe Spiegel ſtellte er ſo, daß wenn er ſich ſelbſt von einem ſeines Geſchlechts mißbrauchen ließ, er alle Bewegungen ſeines Schänders darinne ſehen, und ſich an der falſchen Gröſſe des Gliedes, gleichſam als einer wahren, vergnügen konnte. Er ſuchte zwar ſchon in allen Badſtuben die Muſter nach dem vergröſſerten Maaßſtabe aus; gleichwohl aber mußte er ſeine unerſättliche Brunſt auch noch mit Lügen ſtillen. Nun ſage man mir, ob es wahr iſt, daß der Spiegel nur der Reinigkeit wegen erfunden ſey?“ —

Weiter brauche ich meinen Stoiker nicht zu verdolmetſchen. Er moraliſirt noch eine ziemliche Ecke ins Feld hinein, und giebt ſich alle Mühe die Augen ſeiner Leſer auf dieſen Gegenſtand recht zu heften. Man ſollte ſchwören, er rede von dem freywilligen Tode des Cato, ſo feurig wird er dabey!

Ich will mich vielmehr ſogleich zu den Folgerungen wenden, die daraus flieſſen. Der göttliche Auguſtus, welcher hier einen unzüchtigen Mann ſo verabſcheuet, daß er auch ſeinen Tod, an den nichtswürdigſten Kreaturen in den Augen eines Römers, an meuchelmörderiſchen Sklaven, nicht ahnden will, iſt eben der Auguſt, deſſen Liebling Horaz war. Nun mahlt man uns den Horaz zwar nicht völlig als einen Hoſtius; allein das was daran fehlt, iſt auch ſo groß nicht, als daß es in dem Betragen des Auguſtus einen ſo merklichen Unterſcheid hätte machen können. Unter den ſcortis, die der Dichter vor dem Spiegel ſoll genoſſen haben, will man nicht bloß weibliche verſtehen, deren Gebrauch die Entbehrlichkeit übernatürlicher Anſpornung ziemlich vorausſetzt. Man muß das männliche Geſchlecht mit darunter begreifen, wenn das intemperantior ad res venereas traditur, nicht, wie ich ſchon gezeigt habe, eine Ungereimtheit ſeyn ſoll. Begreift man es aber darunter, ſo iſt Hoſtius dem Horaz nur noch in kleinen Umſtänden überlegen; und ihr Hauptverbrechen iſt eins. Es iſt eins, ſage ich; und Auguſtus muß von ſehr wankenden Grundſätzen geweſen ſeyn. Was konnte ihn antreiben, eben daſſelbe Laſter in dem einen zu verfolgen, und bey dem andern in einen Scherz oder vielmehr gar in eine Art von Lobſpruch zu verwandeln? Jenen für indignum vindicta, und dieſen für puriſſimum penem zu erklären? Man ſage nicht, die Vorzüge die Horaz ſonſt, als ein ſchöner Geiſt beſeſſen, könnten den Auguſt über dieſe Abſcheulichkeit wegzuſehen bewogen haben. Auguſt war der Mann nicht, der in Anſehung des Witzes die allzugroben Ausſchweifungen zu vergeben gewohnt war. Wenigſtens hat er es an einer ähnlichen Perſon, an dem Ovid nicht gewieſen.

Was ſoll ich von einer ſo klaren Sache viel Worte machen? Ich glaube die critiſche Vermuthung vorbereitet genug zu haben, die ich nunmehr vorbringen will. Man betrachte, daß Hoſtius unter dem Auguſt gelebt; man betrachte, daß der Name Hoſtius Gleichheit genug mit dem Namen Horatius hat, um von einem Unwiſſenden dafür angeſehn zu werden; man überlege endlich, daß die Worte des Seneca, die ich ſchon überſetzt angeführt habe: ſpecula ita diſponebat ut cum virum ipſe pateretur, averſus omnes admiſſarii ſui motus in ſpeculo videret: daß, ſage ich, dieſe Worte von den oben angeführten: ſpecula in cubiculo, ſcortatus ita dicitur habuiſſe diſpoſita, ut quocunque reſpexiſſet, ibi ei imago coitus referretur beynahe das Vorbild zu ſeyn ſcheinen; und wenn man alles dieſes genau überlegt hat, ſo ſage man mir, ob ich nicht mit einem ziemlichen Grade von Wahrſcheinlichkeit behaupten könnte, daß die ſtreitige Stelle des Suetons, das Einſchiebſel eines Abſchreibers ſey? Eines Abſchreibers, der vielleicht bey einem andern, als bey dem Seneca geleſen hatte: zu den Zeiten des Auguſtus habe ein gewiſſer Hoſtius — welcher Name ihm ohne Zweifel unbekannter war, als Horatius — — vor den Spiegeln ſeine unzüchtigen Lüſte geſtillt: eines Abſchreibers, der ein verdienſtliches Werk zu thun glaubte, wenn er mit dieſer Anekdote die Nachrichten des Suetons vermehrte.

Ich bin hoffentlich der erſte, der dieſe Vermuthung vorträgt, ob ich gleich nicht der erſte bin, der die Stelle, die ſie betrift, für untergeſchoben hält. Dacier hat ſie in ſeiner Ueberſetzung ſtillſchweigend ausgelaſſen, und ſtillſchweigend alſo verdammt. Baxter läßt ſie in ſeiner Ausgabe gleichfalls weg, und fügt in einer Anmerkung hinzu: quæ hic omittuntur, a neſcio quo nebulone infarcta ſunt, neque enim ſolum inhoneſta, verum etiam deridicula & ἀσυςατα videntur. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich das, was Baxter hier mit ganz trocknen Worten ſagt, richtig erwieſen hätte.

Und zwar ſollte es mir ſchon deswegen lieb ſeyn, weil die zweyte Art von Beweiſen, die man von der Unkeuſchheit des Horaz aus ſeinen eignen Schriften nimmt, ein groſſes verlieret, wann ſie von der erſtern nicht mehr unterſtützt wird.

Giebt man es zu, oder giebt man es nicht zu, daß der Dichter die Natur ſchildert; daß die ſinnlichen Gegenſtände ihn nicht bloß und allein, ja nicht einmal vorzüglich beſchäftigen müſſen; daß die Empfindungen, ſo wie ſie die Natur ſelbſt beleben, auch ſein Gemählde beleben müſſen? Man giebt es zu. Räumt man es ein, oder räumt man es nicht ein, daß die Empfindungen der Wolluſt unter allen diejenigen ſind, welche ſich der meiſten Herzen bemächtigen, und ſich ihrer am leichteſten bemächtigen; daß ſie unter ſich der mehreſten Abändrungen fähig ſind, welche alle Wolluſt, aber alle eine andre Wolluſt ſind; daß der Dichter, ſo wie er hier ſeine meiſte Stärke zeigen kann, auch hier ſeinen meiſten Ruhm zu erwarten hat? Man räumt es ein. Alſo räume man auch ein, daß der Dichter Wein und Liebe, Ruh und Leben, Schlaf und Tanz beſingen, und ſie als die vornehmſten Güter dieſes Lebens anpreiſen darf; oder wenigſtens geſtehe man zu, daß man dem Dichter, wenn man es ihm unterſagen wollte, eines von den ſchönſten Feldern unterſagen würde, wo er die angenehmſten Blumen für das menſchliche Herz ſammlen könnte. Ich rede von dem menſchlichen Herze, ſo wie es iſt, und nicht wie es ſeyn ſollte; ſo wie es ewig bleiben wird, und nicht wie es die ſtrengſten Sittenlehrer gern umbilden wollten.

Ich habe für den Horaz ſchon viel gewonnen, wenn der Dichter von der Liebe ſingen darf. Allein die Liebe, hat ſie nicht jedes Jahrhundert eine andere Geſtalt? Man hat angemerkt, daß ſie in den barbariſchen Zeiten ungemein beſcheiden, ehrerbietig, und bis zur Schwärmerey züchtig und beſtändig geweſen iſt; es waren die Zeiten der irrenden Ritter. In den Zeiten hingegen, in welchen ſich Witz und Geſchmak aus dem Bezirke der Künſte und Wiſſenſchaften bis in den Bezirk der Sitten ausgebreitet hatten, war ſie immer kühn, flatterhaft, ſchlüpfrigt, und ſchweifte wohl gar aus dem Gleiſe der Natur ein wenig aus. Iſt es aber nicht die Pflicht eines Dichters, den Ton ſeines Jahrhunderts anzunehmen? Sie iſt es, und Horaz konnte unmöglich anders von der Liebe reden, als nach der Denkungsart ſeiner Zeitgenoſſen. — — Noch mehr alſo für ihn gewonnen.

Hierzu füge man die Anmerkung, daß alles, woraus ein Dichter ſeine eigne Angelegenheit macht, weit mehr rührt, als das, was er nur erzehlt. Er muß die Empfindungen, die er erregen will, in ſich ſelbſt zu haben ſcheinen; er muß ſcheinen aus der Erfahrung und nicht aus der bloſſen Einbildungskraft zu ſprechen. Dieſe, durch welche er ſeinem geſchmeidigen Geiſte alle mögliche Formen auf kurze Zeit zu geben, und ihn in alle Leidenſchaften zu ſetzen weiß, iſt eben das, was ſeinen Vorzug vor andern Sterblichen ausmacht; allein es iſt gleich auch das, wovon ſich diejenigen, denen er verſagt iſt, ganz und gar keinen Begrif machen können. Sie können ſich nicht vorſtellen, wie ein Dichter zornig ſeyn könne, ohne zu zürnen; wie er von Liebe ſeufzen könne, ohne ſie zu fühlen. Sie, die alle Leidenſchaften nur durch Wirklichkeiten in ſich erwecken laſſen, wiſſen von dem Geheimniſſe nichts, ſie durch willkührliche Vorſtellungen rege zu machen. Sie gleichen den gemeinen Schiffern, die ihren Lauf nach dem Winde einrichten müſſen, wenn der Dichter einem Aeneas gleicht, der die Winde in verſchloſſenen Schläuchen bey ſich führt, und ſie nach ſeinem Laufe einrichten kann.

Gleichwohl muß er, ihren Beyfall zu haben, ſich ihm gleich ſtellen. Weil ſie nicht ehr feurig von der Liebe reden können, als bis ſie verliebt ſind; ſo muß er ſelbſt ihnen zu gefallen verliebt ſeyn, wenn er feurig davon reden will. Weil ſie nicht wiſſen, wie ſich der Schmerz über den Verluſt einer Geliebten ausdrücken würde, ohne ihn gefühlt zu haben; ſo muß ihm ſelbſt eine Neära untreu geworden ſeyn, wann er die Natur und ihre Ausbrüche bey einer ſolchen Gelegenheit, ſchildern will.

Da man aber dieſes weis, oder wenigſtens wiſſen könnte, ſchämt man ſich denn nicht, alles im Ernſte auf die Rechnung des Dichters zu ſchreiben, was er ſelbſt, des künſtlichen Blendwerks wegen, darauf geſchrieben hat? Muß er denn alle Gläſer geleert und alle Mädgens geküßt haben, die er geleert und geküßt zu haben vorgiebt? Die Bosheit herrſcht hier wie überall. Man laſſe ihn die herrlichſten Sittenſprüche, die erhabenſten Gedanken, von Gott und Tugend vortragen; man wird ſich wohl hüten ſein Herz zur Quelle derſelben zu machen; alles das Schöne, ſpricht man, ſagt er als Dichter. Aber es entfahre ihm das geringſte Anſtößige, ſchnell ſoll der Mund von dem übergefloſſen ſeyn, deſſen das Herz voll iſt.

Weg alſo mit allen den unwürdigen Anwendungen, die man von den Gedichten des Horaz auf den moraliſchen Charakter deſſelben oft genug gemacht hat! Sie ſind die größten Ungerechtigkeiten, die man ihm erweiſen kann, und allzu oft wiederholt, werden ſie endlich alle ſeine Nachahmer bewegen, uns die Natur nur auf ihrer ſtörriſchen Seite zu weiſen, und alle Grazien aus ihren Liedern zu verbannen.

Niemand hat dieſe verhaßten Anwendungen weiter getrieben, als einige Franzoſen. Und in welcher Thorheit tragen nicht immer die Franzoſen den Preis davon? De la Chapelle fand mit ſeinen Liebsgeſchichten des Catulls und Tibulls Nachahmer, ſo ein elender Schriftſteller er auch war. Doch habe ich es ſchon vergeſſen, daß es eben die elendeſten Schriftſteller ſind, welche die meiſten Nachahmer finden? Nicht einer, ſondern zwey wahrhafte Beaureſprits, das iſt, wahrhafte ſeichte Köpfe, haben uns les Amours d'Horace geliefert. Der eine hat in fünf Briefen an einen Marquis — — denn ein Marquis muß es wenigſtens ſeyn, mit dem ein franzöſiſcher Autor in Briefwechſel ſteht — — alle weibliche Namen, die in den Gedichten des Horaz vorkommen, in ein Ganzes zu bringen gewußt. Sie ſind ihm eine Reihe von willigen Schweſtern, die alle der flatterhafte Horaz durchgeſchwärmt iſt. Schon die Menge derſelben hätte ihm das Abgeſchmakte ſeines Unternehmens ſichtbar machen können; allein eben dieſelbe Menge macht er zu einem Beweiſe, daß Horaz in der Galanterie ein Held ohn gleichen müſſe geweſen ſeyn. Er erzwingt überall aus den Worten des Dichters, welche oft die unſchuldigſten von der Welt ſind, kleine ſcandaleuſe Umſtände, um ſeinen Erdichtungen eine Art von Zuſammenhang zu ſchaffen. Horaz, zum Exempel, begleitet die zur See gehende Galathee mit aufrichtigen Wünſchen der Freundſchaft; der Freundſchaft, ſag ich, die ihr alle Gefährlichkeiten des tobenden Oceans vorſtellt, und ſie durch das Exempel der Europa, keine ungewiſſe Reiſe anzutreten, ermahnet. Dieſes iſt der Inhalt der 27ten Ode des dritten Buchs. Das Zärtlichſte, was Horaz der Galathee darinne ſagt, ſind die Zeilen

Sis licet felix ubicunque mavis,
Et memor noſtri, Galatea, vivas.

Was kann unſchuldiger ſeyn, als dieſe Zeilen? Sie ſcheinen aus dem Munde eines Bruders gefloſſen zu ſeyn, der ſich einer geliebten Schweſter, die ihn verlaſſen will, empfiehlt. Doch was nicht darinne liegt, hat der Franzoſe hineingelegt; er überſetzt die Worte memor noſtri vivas durch daignez toujours conſerver le ſouvenir de ma tendreſſe, und nunmehr iſt es klar, daß Galathee eine Buhlerin des Horaz geweſen iſt. Noch nicht genug; zum Trotze aller Ausleger, die zu dieſer Ode ſetzen, man „weis nicht, wer dieſe Galathee geweſen iſt, noch vielweniger „ob ſie Horaz geliebt hat“ — ihnen zum Trotze, ſage ich, weis er beydes. Galathee, ſagt er, war ein gutes Weibchen, ſo wie ſie Horaz, der nun bald ausgedient hatte, brauchte. Sie wollte lieber gleich Anfangs die Waffen niederlegen, als ſich mit Vertheidigung eines Platzes aufhalten, von dem ſie vorher ſahe, daß er ſich doch würde ergeben müſſen. Ihre Leidenſchaften waren ſehr feurig, und die Heftigkeit derſelben war in allen ihren Minen zu leſen. Ihr Mund war von den häuffigen Küſſen, die ſie zu empfangen gewohnt war, wie verwelkt. Alles das machte ſie für den Horaz recht bequem; für ihn, der gleichfalls gern ſo geſchwind als möglich zu entern ſuchte; nur Schade, daß ſie ſich etwas mehr von ihm verſprach, als kalte Verſicherungen ſeiner Treue. Sie ließ es ihm daher auch gar bald merken, daß nichts als Liebe, ſelten ein Frauenzimmer zur Liebe bewege. Den Verfolgungen dieſes abgelebten Liebhabers zu entgehen, und was das vornehmſte war, ſich für ſeine Lieder, für die gewöhnlichen Werkzeuge ſeiner Rache, in Sicherheit zu ſetzen, beſchloß ſie, Rom zu verlaſſen. Sie machte ſich fertig zur See zu gehen, um vielleicht auf gut Glück ihren Mann aufzuſuchen —

Iſt es erlaubt, ſolche Nichtswürdigkeiten zu erdenken, die auch nicht den allermindeſten Grund haben? Doch ich will mich bey dieſem Schriftſteller nicht aufhalten. Gegen das Andenken eines groſſen Dichters ſo wenig Ehrerbietigkeit haben, daß man ſich nicht ſcheuet, es durch einen unſinnigen Roman zu verdunkeln, iſt ein Beweis der aller pöbelhafteſten Art zu denken, und des aller elendeſten Geſchmaks. Genug, daß jedem, der die Oden gegen einander halten will, die Horaz an einerley Frauenzimmer, dem Namen nach, geſchrieben zu haben ſcheinet, Widerſprüche in die Augen fallen werden, die ſogleich das Erdichtete der Gegenſtände verrathen. Mehr braucht es nicht, aus allen ſeinen Lydien, Neären, Chloen, Leuconoen, Glyceren, und wie ſie alle heiſſen, Weſen der Einbildung zu machen. Weſen der Einbildung, wofür ich beyläufig auch meine Phyllis und Laura und Corinna erklären will. — — Wird man nicht lachen, daß man mich um meinen Nachruhm ſo beſorgt ſieht?

Aber ich will wohl alſo gar, den Horaz zu einem Prieſter der Keuſchheit machen? Nichts weniger als das. Er mag immer geliebt haben; wenn ich nur ſo viel für ihn erlange, daß man ſeine Oden nicht wider ihn brauchen darf, und die Spiele ſeines Witzes nicht zu Bekenntniſſen ſeines Herzens macht. Ich dringe hierauf beſonders deswegen, um ihn von dem widernatürlichen Verbrechen der Wollüſtlinge ſeiner Zeit los zu ſprechen, und wenigſtens die weichlichen Knaben den Ligurin und Lyciſcus aus der Rolle ſeiner Buhlerinnen zu ſtreichen.

Um es wahrſcheinlich zu machen, daß Horaz nur das erlaubtre Vergnügen genoſſen habe, erinnre man ſich des Eifers, mit welchem er den Ehebruch beſtraft. Man leſe ſeine ſechſte Ode des dritten Buchs. Was für eine Strophe!

Fœcunda culpæ ſecula nuptias
Primum inquinavere, & genus & domus;
Hoc fonte derivata clades
In patriam populumque fluxit.

Konnte er die Verletzung des ehelichen Bandes mit ſchrecklichern Farben abſchildern, als daß er ſie zur Quelle machte, woraus alles Unglück über die Römer daher gefloſſen ſey? Nicht genug, daß er dieſes Laſter als Laſter verfolgte, er beſtrebte ſich ſo gar es lächerlich zu machen, um ſeine Römer durch das Ungereimte davon abzuhalten, wovon ſie die Furcht der Strafe nicht abhalten konnte. Ich berufe mich deswegen auf ſeine zweyte Satyre des erſten Buchs. Auf was dringt er mehr, als auf die Verſchonung der Matronen? Er beſchreibt ihren Genuß unſicher, mit weniger Reitz verbunden als den Genuß lediger Buhlerinnen, und mit hundert Gefahren umgeben, die man in den Armen einer Freygelaſſenen nicht zu befürchten habe. — — Solte alſo wohl der, welcher für die geſellſchaftlichen Geſetze ſo viel Ehrerbietung hatte, die weit heiligern Geſetze der Natur übertreten haben? Er kannte ſie, dieſe Natur, und wußte, daß ſie unſern Begierden gewiſſe Grenzen geſetzt habe, welche zu kennen eine der erſten Pflichten ſey.

Nonne cupidinibus ſtatuit natura modum? quem
Quid latura ſibi, quid ſit dolitura negatum,
Quærere plus prodeſt, & inane abſcindere ſoldo.

Ich kan es zwar nicht verbergen, daß er in eben dieſer Satyre von dem Gebrauche der Knaben ziemlich gleichgültig ſpricht: aber wie? So, daß er zugleich deutlich zeigt, nach ſeinem Geſchmacke ſey ihm der gewöhnlichſte Weg der liebſte. Es iſt wahr: er ſagt:

tument tibi quum inguina, num, ſi
Ancilla aut verna eſt præſto puer, impetus in quem
Continuo fiat, malis tentigine rumpi?

Es iſt wahr er ſetzt ſogleich hinzu: non ego. Allein er ſchließt auch in den nachfolgenden Verſen ſeine Begierde offenbar nur auf die erſte ein, ſo daß er durch dieſes Bekenntniß weiter nichts ſagen will, als daß er parabilem venerem facilemque liebe. Er fährt fort:

Hæc ubi ſuppoſuit dextro corpus mihi lævum,
Ilia & Egeria eſt; do nomen quodlibet illi.

Ich dringe auf das hæc, und bemerke noch dabey, daß Horaz die Natur ſo geliebt habe, daß er auch an dieſer Hæc nicht einmal die Schmünke und die hohen Abſätze leiden wollen.

ut neque longa
Nec magis alba velit, quam det natura, videri.

Nimmermehr wird man mich überreden können, daß einer welcher der Natur in ſolchen Kleinigkeiten nachgehet, ſie in dem allerwichtigſten ſollte verkannt haben. Der, welcher von einem Laſter, das die Mode gebilliget hat, ſo wie von einer Mode redet, die man mitmachen kann oder nicht, muß deswegen nicht dieſes Laſter ſelbſt ausgeübet haben. Er kann es im Herzen verdammen, ohne deswegen wider den Strohm ſchwimmen zu wollen.

Damit ich mich aber nicht bloß bey allgemeinen Entſchuldigungen aufzuhalten ſcheine, ſo will ich mich zu einer von den Oden ſelbſt wenden, die ſeine Knabenliebe, wie man ſagt, beweiſen. Ich wehle die erſte des vierten Buchs. Sie iſt an die Venus gerichtet und von dem Dichter in einem Alter von faſt funfzig Jahren geſungen worden. Er bittet darinne die Göttin, ihn nicht aufs neue zu bekriegen, ſondern ſich vielmehr mit allen ihren Reitzungen zu dem Maximus zu verfügen, welcher nicht unterlaſſen werde, ihr einen marmornen Altar zu errichten, und den lieblichſten Weihrauch bey feſtlichen Tänzen zu ihr aufſteigen zu laſſen. Für ihn ſelbſt ſchicke es ſich nun nicht mehr, bey dem freundlichen Kampfe der Becher, die Haare mit Blumen zu durchflechten, und allzuleichtgläubig auf Gegenliebe zu hoffen — Hier bricht der Dichter ab, und fügt durch eine ihm eigne Wendung hinzu:

Sed cur heu, Ligurine, cur
Manat rara meas lacryma per genas;
Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua ſilentio?

Nocturnis te ego ſomniis
Jam captum teneo, jam volucrem ſequor
Te per gramina Martii
Campi, te per aquas, dure, volubiles.

Was läßt ſich zärtlichers gedenken als dieſe Stelle? Wenn ſie doch nur keinen Ligurin beträfe! Doch wie, wenn Ligurin nichts als ein Gedanke des Dichters wäre? Wie wann es nichts als eine Nachbildung des anakreontiſchen Bathylls ſeyn ſollte? Ich will es entdecken, was mich auf dieſe Vermuthungen bringt. Horaz ſagt in der vierzehnten Ode des fünften Buchs:

Non aliter Samio dicunt arſiſſe Bathyllo
Anacreonta Teium,
Qui perſæpe cava teſtudine flevit amorem
Non elaboratum ad pedem.

Unter den Liedern des Anakreons, wie wir ſie jezt haben, werden etwa drey an den Bathyll ſeyn, welche aber alle von einem ganz andern Charakter ſind, als daß ihnen das Flevit zukommen könnte. Diejenigen müſſen alſo verlohren gegangen ſeyn, welche Horaz hier in Gedanken hatte. Fragt man mich aber, was man ſich für eine Vorſtellung von denſelben zu machen habe, ſo muß ich ſagen, daß ich mir ſie vollkommen, wie die angeführte Stelle des Horaz von ſeinem Ligurin, einbilde. Unmöglich kann der Grieche ſeine Liebe glücklicher daher geweinet haben! Oder vielmehr, unmöglich hätte der Römer ſie ſo glücklich daher geweint, wenn er das Muſter ſeines Lehrers in der Zärtlichkeit nicht vor ſich gehabt hätte. Mit einem Worte alſo: Horaz, welcher allen griechiſchen Liederdichtern die ſchönſten Blumen abborgte, und ſie mit glücklicher Hand auf den römiſchen Boden zu verpflanzen wußte; Horaz, ſage ich, ward von den verliebten Thränen des Anakreons ſo gerührt, daß er ſie zu den ſeinigen zu machen beſchloß. Man kann zwar, wie geſagt, das Lied des Griechen nicht dagegen aufſtellen, allein ich frage Kenner, welche die eigenthümlichen Bilder des einen und des andern Dichters zu unterſcheiden vermögen, ob ſie nicht lauter anakreontiſche in der Stelle des Horaz finden? Ja gewiß; und dieſes noch um ſo viel deutlicher, da man ſchon in den übrig gebliebenen Liedern des Anakreons ähnliche Züge aufweiſen kann. Man erinnere ſich unter andern des achten, wo ſich der Tejer im Traume ſowohl mit ſchönen Mädchens als Knaben herumjagt. Man erinnere ſich ferner des ſiebenden, wo Amor mit einem hyacinthnen Stabe den Anakreon durch Felder und Geſträuche, durch Thäler und Flüſſe vor ſich her treibt. Lauter gleichende Dichtungen! Und wann Horaz die beyden Zeilen:

Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua ſilentio?

nicht auch dem Anakreon zu danken hat; ſo hat er ſie wenigſtens der Sappho abgeſehen, die ſchon längſt vor ihm das finſtre Stillſchweigen zu einem verrätheriſchen Merkmale der Liebe gemacht hatte. Man vergleiche ſie nur mit der Ueberſetzung des Catulls:

— — — nihil eſt ſuper mi
Quod loquar amens.
Lingua ſed torpet — — —

Wann nun alſo dieſe Nachahmung ſeine Richtigkeit hat, ſo habe ich mich weiter auf nichts als auf eine ganz bekannte Anmerkung zu berufen. Auf dieſe nehmlich, daß eine wahre Leidenſchaft viel zu unruhig iſt, als daß ſie uns Zeit laſſen ſollte, fremde Empfindungen nachzubilden. Wenn man das, was man fühlt, ſingt, ſo ſingt man es allezeit mit urſprünglichen Gedanken und Wendungen. Sind aber dieſe angenommen, ſo iſt auch gewiß ihr ganzer Grund angenommen. Der Dichter hat alsdenn ruhig in ſeiner Stube geſeſſen, er hat die Züge der ſchönen Natur aus verſchiednen Bildern mühſam zuſammen geſucht, und ein Ganzes daraus gemacht, wovon er ſich ſelbſt, aus einem kleinen Ehrgeitze, zum Subjecte annimmt. Ich verrathe hier vielleicht ein Geheimniß, wovon die galante Ehre ſo mancher witzigen Köpfe abhängt; doch ich will es lieber verrathen, als zugeben, daß es unverrathen ſchimpfliche Vermuthungen veranlaſſe.

Aber, wird man vielleicht einwenden, hat denn Horaz nicht etwas edlers nachbilden können, als die Symptomata eines ſo heßlichen Laſters? Und verräth denn nicht ſchon die Nachbildung deſſelben einen Wohlgefallen daran? Das erſtre gebe ich zu, das andre aber leugne ich. Er würde etwas edlers in der Liebe nachgebildet haben, wann zu ſeiner Zeit etwas edlers darinne Mode geweſen wäre. Wäre dieſes aber geweſen, und hätte er es nachgebildet, zum Exempel alle Täuſchereyen der platoniſchen Liebe, ſo könnte man doch daraus eben ſo wenig auf ſeine Keuſchheit ſchlieſſen, als man jetzt aus dem Gegentheile auf ſeine Unkeuſchheit zu ſchlieſſen befugt iſt.

Wem aber alles dieſes noch nicht genug iſt, den Horaz von der Knabenliebe loszuſprechen, den bitte ich, ſich aus der Geſchichte des Auguſtus noch folgender Umſtände zu erinnern. Ich bitte ihn, an das Geſetz de adulteriis & pudicitia, und an das Geſetz de maritandis ordinibus zu denken. Wie angelegen lies es ſich dieſer Kayſer ſeyn, ihre alte Kraft wieder herzuſtellen, um allen Ausſchweifungen der Unzucht, die in den geſetzloſen Zeiten des bürgerlichen Krieges eingeriſſen waren, vorzukommen. Das erſtre Geſetz, welches lex Julia genennet ward, beſtrafte die Knabenſchänderey weit härter, als ſie ein älteres Geſetz, lex Scantinia beſtraft wiſſen wollte. Das zweyte verboth eben dieſes Laſter, in ſo ferne es ſchnurſtracks mit der Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts ſtreitet, auf welche niemals ein Staat aufmerkſamer war, als der römiſche. Man kann es bey dem Sueton (Hauptſtück 34.) nachleſen, wieviel Mühe es dem Auguſt gekoſtet hat, mit Erneuerung beſonders des letztern Geſetzes durchzudringen, und wie ſorgfältig er alle Schlupflöcher, wodurch man ſich der Verbindlichkeit deſſelben zu entziehen ſuchte, verſtopft hat. Nun muß man, entweder in das Weſen eines Hofmanns, welcher auch ſeine liebſten Leidenſchaften unterdrückt, ſobald er dem dadurch zu gefallen hoft, von welchem er all ſein Glück erwartet, nicht tief eingedrungen ſeyn, oder man muß glauben, daß Horaz ein ſchlechter Hofmann geweſen iſt, wenn man ihn für fähig halten will, durch ſein eigen Exempel die Verachtung der liebſten Geſetze ſeines Kayſers befördert zu haben. Seines Kayſers, den er ſelbſt, an mehr als einem Orte, dieſer heiligen Anſtalten wegen lobt:

Nullis polluitur caſta domus ſtupris:
Mos & lex maculoſum edomuit nefas.

Laudantur ſimili prole puerperæ:
  Culpam pœna premit comes.

Alles dieſes, ſagt Horaz, ſind die Vortheile der Regierung unſers Auguſtus! Man verſteht ihn aber ſehr ſchlecht, wenn man das maculoſum nefas für etwas anders annimmt, als für das Laſter, von welchem hier die Rede iſt. Auch dieſem Laſter folgte die Straſe auf dem Fuſſe nach; culpam pœna premit comes. Und Horaz ſollte es gleichwohl begangen haben? Ich will nicht hoffen, daß man Verleumdungen mit Verleumdungen beweiſen, und den Auguſt ſelbſt in gleiche Verdammniß werde ſetzen wollen. Es iſt wahr, wie Sueton meldet, ſo hat man ihm in ſeinen jüngern Jahren verſchiedne ſchändliche Verbrechen vorgeworfen. Sex. Pompejus ut effeminatum inſectatus eſt; M. Antonius, adoptionem avunculi ſtupro meritum &c. Aber waren nicht Pompejus und Antonius ſeine Feinde? Und ſagt nicht Sueton ſelbſt bald darauf: ex quibus ſive criminibus ſive maledictis infamiam impudicitiæ facillime refutavit, & præſentis & poſteræ vitæ caſtitate? Der Ehebruch war das einzige, wovon ihn auch ſeine Freunde nicht loszehlen konnten: ſie machten ihn aber, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, mehr zu einer Staatsliſt, als zu einer grenzenloſen Wolluſt. Adulteria quidem exercuiſſe ne amici quidem negant: excuſantes ſane, non libidine ſed ratione commiſſa; quo facilius conſilia adverſariorum per cujusque mulieres exquireret. Man weis, daß ein neuer Auguſt eben dieſen Weg ging, den er aber eben nicht aus der Geſchichte brauchte erlernet zu haben.

Ich weis nicht, ob ich noch eine kahle Ausflucht hier zu widerlegen nöthig habe. Man könnte ſagen, Horaz habe ſich der Knabenliebe ſchuldig gemacht, noch ehe Auguſt die Geſetze darwider erneuert hätte. Doch haben wir nicht oben ausdrücklich geſehen, daß der Dichter an die funfzig Jahr alt war, als er ſich in den Ligurin verliebt ſtellte? Dieſer Zeitpunkt fällt lange nach dem erſtern, und wer weis welcher gute Geiſt den Horaz getrieben hat, ihn zu ſeiner künftigen Entſchuldigung, ſo genau anzumerken. Auguſt hatte damals längſt die Knabenliebe durch die ſchärfſten Geſetze aus dem Staate verbannt; aber ſie aus den Liedern der Dichter zu verbannen, die ſich gerne keinen Gegenſtand entziehen laſſen, an welchem ſie ihren Witz zeigen können, war niemals ſein Wille geweſen. Er konnte es allzuwohl wiſſen, daß in den Verſen nur ihr Schatten wäre, welcher dem menſchlichen Geſchlechte wenig Abbruch thun würde.

Wenn ich nunmehr auf alles das zurück ſehe, was ich in dem Punkte der Unkeuſchheit zur Rettung meines Dichters beygebracht habe; obſchon ein wenig unordentlich, wie ich, leider, gewahr werde — — ſo glaube ich wenigſtens ſo weit gekommen zu ſeyn, daß man aus dem untergeſchobenen Zeugniſſe nichts, und aus ſeinen eignen Gedichten noch weniger als nichts, ſchlieſſen darf. Es bleibet vielmehr bey dem Urtheile des Auguſtus: puriſſimus penis! Das letztere, weil er freylich wohl ſeinen Theil an den fleiſchlichen Ergötzungen mochte genoſſen haben; das erſtere aber, weil er durchaus in den Grenzen der Natur geblieben war. — — Doch genug hiervon!

Ich wende mich zu einer zweyten Beſchuldigung, welche einen Römer, in ſo fern er ein Römer iſt, faſt noch mehr ſchimpfet, als die erſte. Horaz ſoll ein feigherziger Flüchtling geweſen ſeyn, welcher ſich nicht geſchämt habe, ſeine Schande ſelbſt zu geſtehen. Man weis, daß Horaz, als er ſich in Athen, ſeine Studien fortzuſetzen befand, unter der Armee des Brutus Dienſte nahm. Die hiſtoriſchen Umſtände davon ſind zu bekannt, als daß ich mich dabey aufhalten dürfte. Man weis, wie unglücklich die Schlacht bey Philippis für den Brutus ausfiel. Sie iſt es, an welche Horaz in der ſiebenden Ode des zweyten Buchs ſeinen Freund, den Pompejus Varus, erinnert:

Tecum Philippos, & celerem fugam
Senſi, relicta non bene parmula,
Cum fracta Virtus & minaces
Turpe ſolum tetigere mento.

Was für ein Bekenntniß! rufen alle aus, die ſich des Schimpfs erinnern, der ſowohl bey den Griechen als Römern mit dem Verluſte des Schildes verbunden war — — Wir wollen doch ſehen, ob ſie dieſe Ausrufung nöthig haben?

Ich will nicht darauf dringen, daß ein Soldat, der ſein Schild in der Schlacht eingebüßt, gleichwohl vollkommen tapfer könne geweſen ſeyn; daß er es nur eben dadurch könne eingebüßt haben, weil er allzutapfer geweſen iſt. Ich will nicht anführen, daß es eine Thorheit iſt, ſich die Flucht durch eine unnöthige Laſt ſchwer zu machen, wenn man ſie ein vor allemal ergreiffen muß. Alle dieſe Entſchuldigungen möchten zu allgemein ſeyn, und alſo nichts entſchuldigen; ob ich gleich die erſtre auf einen ſehr hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit bringen könnte. Horaz war ein junger Menſch ohne Ahnen und Vermögen, und dennoch gelangte er, gleich Anfangs, zu der Würde eines Tribuns. Iſt es alſo nicht klar, daß Brutus perſönliche Eigenſchaften in ihm müſſe entdeckt haben, welche den Mangel an Ahnen und Vermögen erſetzten? Was konnten dieſes aber für Eigenſchaften ſeyn, wenn es nicht ein entſchiedner Muth und eine vorzügliche Fähigkeit zur Kriegskunſt waren? Und rühmt er nicht in eben dieſer Ode ſelbſt von ſich, daß er noch vor der Schlacht bey Philippis, ſein Leben mehr als einmahl in die Schanze geſchlagen habe?

O ſæpe mecum tempus in ultimum
Deducte — —

Oder will man ihm dieſes für eine Prahlerey auslegen, und ihm nirgends als da glauben, wo er ſeine Schande bekannt zu machen ſcheinet?

Doch wie geſagt, alle dieſe Ausflüchte ſind mir zu klein. Wäre Horaz auch ſonſt noch ſo tapfer geweſen, ſo würde es ihm dennoch zu wenig Ehren gereichen, wenn ihn gleich bey der wichtigſten Gelegenheit ſein Muth verlaſſen hätte. Bey kleinen Scharmützeln etwas wagen, und in einem ernſtlichen Treffen davon fliehen, ſchickt ſich wohl für einen Huſaren, aber für keinen Römer. Ich bin folglich mit allen ſeinen Auslegern ſehr ſchlecht zufrieden, die ihn durch nichts anders zu entſchuldigen wiſſen, als durch die überlegene Macht des Auguſtus; die das Geſtändniß ſeiner Flucht, aufs höchſte zu einer feinen Schmeicheley machen, und dabey den Umſtand des weggeworfenen Schildes als eine ſichere Wahrheit annehmen.

Es kömmt darauf an, ob ich es beſſer treffen werde. Ich erinnerte mich zur rechten Zeit bey dem Dio Caßius geleſen zu haben, (B. 47.) daß die Sieger nach der verlohrnen Schlacht bey Philippis die Flüchtigen zwar ſcharf verfolgten; daß ſie aber keinen einzigen weder tödteten, noch gefangen nahmen, ſondern ſie bloß, ſo viel als möglich zerſtreuten, damit ſie ſich auf keine Art widerſetzen könnten — Was konnte mir alſo natürlicher einfallen als der Gedanke, daß Horaz, wenn er wirklich ſein Schild weggeworfen hätte, es ganz und gar ohne Urſach müſſe weggeworfen haben. Konnte er denn nicht etwa gemächlich genug fliehen? Er brauchte ja ſo geſchwind eben nicht zu ſeyn, da weder Tod noch Gefangenſchaft hinter ihm her waren. Mit dieſer vorgefaßten Meinung las ich die gleich darauf folgenden Zeilen.

Sed me per hoſtes Mercurius celer
Denſo paventem ſuſtulit aëre.

Man darf, glaub ich, der Scharfſinnigſte eben nicht ſeyn, in dieſen Worten den Dichter zu entdecken, der nichts weniger als ein Geſchichtſchreiber ſeyn will. Auch darf man der Beleſenſte nicht ſeyn, um zu wiſſen, daß Horaz hier den Homer nachgeahmt hat, bey dem es eben nichts seltnes iſt, daß ein Gott mitten in der Feldſchlacht, einen umringten Helden mit einer dicken Wolke umgiebt, und ihn auf dieſe Art ſeinen Feinden entrückt. Wie aber, wann auch die vorhergehenden Zeilen von dieſer Art wären? Wie wenn man auch in jenen Spuren einer Nachahmung fände, die den Dichter mehr zu ſagen verführt hätte, als er der ſtrengen Wahrheit gemäß hätte ſagen ſollen? Würde nicht daraus folgen, daß man von dem weggeworfenen Schilde nicht mehr und nicht weniger glauben müſſe, als von der Wolke, in die ihn Merkur ſoll gehüllt haben?

Man erinnere ſich alſo, was uns Herodotus und Strabo von dem Alcäus, demjenigen lyriſchen Dichter melden, welchen Horaz zu ſeinem vornehmſten Muſter gemacht hatte. Dieſer Grieche war ſo wenig ein bloſſer Poete, daß er vielmehr die Poeſie nur deſſentwegen zu lieben ſchien, weil er durch ſie ſeinen Haß wider die Unterdrücker des Vaterlandes am nachdrücklichſten erklären konnte. Er war der Gegner des Pittacus, der die Oberherrſchaft in Mitylene mit Gewalt an ſich riß, und den ein Paar Sittenſprüche, die noch ſo ziemlich ſind, unter die Zahl der ſieben Weiſen geſetzt haben. Sein Unglück wollte, daß er nicht allein dieſem ſeinem Feinde in die Hände fiel, ſondern auch in einem Treffen, welches die Athenienſer wider die von Lesbos gewannen, ſein Leben mit der Flucht retten, und ſeine Waffen im Stiche laſſen mußte. Man weis, daß er dieſen Umſtand in ſeinen eignen Gedichten nicht verſchwiegen hat, und ihn auch nicht zu verſchweigen brauchte, weil er ſchon zu viel Proben von ſeiner Tapferkeit gegeben hatte, als daß ihm dieſer Zufall hätte nachtheilig ſeyn können. Die Athenienſer hingen ſeine Waffen in einem Tempel der Pallas auf, und auch dieſes war ein Beweis, daß man ſie für keine ſchlechte Beute müſſe angeſehen haben — Vollkommen in dieſem Falle war nun zwar Horaz nicht; aber was hindert uns gleichwohl zu glauben, daß Pompejus Varus, an welchen er die Ode richtet, und den er primum ſuorum ſodalium nennet, genugſam von dem Muthe des Horaz könne überzeugt geweſen ſeyn, um das weggeworfene Schild für nichts als für einen poetiſchen Zug anzuſehen? Für einen Zug, der ſeinem Freunde eine Gleichheit mit demjenigen Griechen geben ſollte, mit welchem er ſo viel Aehnliches als möglich zu haben wünſchte.

Kurz, die ganze ſiebende Ode des zweyten Buchs iſt nichts als ein Scherz. Und was iſt im Scherze gewöhnlicher, als daß man ſich ſelbſt eine ganz andre Geſtalt giebt; daß ſich der Tapfre als einen Feigen, und der Freygebige als einen Knicker abbildet! In dieſen Verſtellungen liegt nur allzuoft ein feines Eigenlob, von welchem vielleicht auch Horaz hier nicht frey zu ſprechen iſt. Vielleicht war er einer von denen, die ſich bey Philippis am tapferſten gehalten hatten; vielleicht wußte er ſeine Thaten auf keine feinre und zugleich klügre Art zu erwehnen, als durch das Gegentheil. Ich ſage: auf keine klügere Art; weil es ihm nach der Zeit, als einem Lieblinge des Auguſts, ſehr ſchlecht angeſtanden hätte, ſo gerade hin damit zu prahlen. Ich berufe mich deswegen kühnlich auf die Empfindung aller Dichter, ob ſie wohl, wenn ſie an des Horaz Stelle geweſen wären, aus einer andern Urſache etwas Schlechtes von ſich würden geſagt haben, als um etwas deſto rühmlichers darunter verſtehen zu laſſen?

Was mich noch mehr in der Vermuthung beſtärkt, daß das weggeworfne Schild eine poetiſche Verkleinerung ſeiner ſelbſt ſey; iſt die zweyte Stelle, wo Horaz ſeines Soldatenſtandes gedenkt.

Sie befindet ſich in dem zweyten Briefe des zweyten Buchs, und alſo in einer Art von Gedichte, die der Wahrheit hiſtoriſcher Umſtände weit fähiger iſt, als eine Ode. Was ſagt er aber da von ſeiner Flucht? Nichts als:

Unde ſimul primum me dimiſere Philippi
Deciſis humilem pennis, inopemque paterni
Et laris & fundi: paupertas impulit audax
Ut verſus facerem — —

Kein einziger Ausleger ſcheint mir auf das Wort dimittere gehörig Achtung gegeben zu haben? und auch die Ueberſetzer überſehen es alle. Dimittere iſt ein militariſches Wort, und bedeutet eine rühmliche Abdankung. Exercitum dimittere wird man unzähligmal bey den klaßiſchen Schriftſtellern, beſonders den Geſchichtſchreibern antreffen, wo es überall die Armee auseinander laſſen heißt, und zwar mit Erkennung ihrer geleiſteten Dienſte. Nimmermehr kömmt dieſes Wort einem Flüchtigen, geſchweige einem, der ſeine Waffen im Stiche gelaſſen hat, zu. Beyde wurden nach der römiſchen Kriegszucht geſtraft und nicht dimittirt. Da aber Horaz dieſes letztere von ſich ſagt, muß er ſich nicht eines weit beſſern bewußt geweſen ſeyn, als was er ſich im Scherze gegen einen vertrauten Freund Schuld giebt?

Daß verſchiedne Sprachforſcher die erwähnte Nachahmung des Alcäus gewußt, und gleichwohl nicht die gehörige Folgerung daraus gezogen haben, wundert mich nicht; aber daß Bayle ſie gewußt und nicht nach ſeiner Scharfſinnigkeit angewendet hat, das wundert mich. Er ſagt unter dem Artikel dieſes Griechen: „derjenige unter den lateiniſchen Poeten, welcher dem Alcäus „am ähnlichſten iſt, hat ſo wohl als er, in ſeinen Gedichten „bekannt, daß er ſich mit Wegwerfung ſeiner Waffen, als ei„nes den Flüchtigen ganz unnützen Dinges, mit der Flucht aus „der Schlacht gerettet habe. Dem Archilochus begegnete vor „dem Alcäus dergleichen Zufall, und er bekannte ihn öffentlich. „Horaz würde vielleicht in dieſem Stücke nicht ſo aufrichtig ge„weſen ſeyn, wenn er nicht die groſſen Beyſpiele vor Augen „gehabt hätte.“ Dieſe groſſen Beyſpiele, hätte Bayle vielmehr ſagen ſollen, machten ihn noch mehr als aufrichtig; ſie machten ihn zum Selbſtverleugner, welchem es nicht genug war ſeinen griechiſchen Muſtern in der Flucht ähnlich zu ſeyn, wenn er ihnen nicht auch in der ſchimpflichen Flucht gleichen ſollte. Soviel er dadurch bey Unwiſſenden auf der Seite des tapfern Mannes verlohr, ſo viel, und noch mehr, gewann er auf der Seite eines Freundes der Muſen. Wenn er Tribun geblieben wäre, ſo würde ihm vielleicht das Beyſpiel des Epaminondas zu dem Wunſche bewogen haben, auf ſeinem Schilde zu ſterben; da er aber aus dem Tribun ein Dichter geworden war, ſo war das Beyſpiel eines Alcäus für ihn reitzender. Es war ihm angenehm, das Volk denken zu laſſen, zwey Dichter die einerley Schickſal gehabt, könnten nichts anders, als auch einerley Geiſt haben.

Nichts iſt daher abgeſchmackter als die Folgerung, welche Herr Müller aus dieſer Aehnlichkeit ziehen wollen. Hieraus, ſagt er, an dem angeführten Orte, ſollte man faſt das Vorurtheil faſſen, daß die geiſtigſten Odendichter eben nicht die tapferſten Soldaten ſind. — — Das faſt, iſt ein recht nützliches Wörtchen, wenn man etwas ungereimtes ſagen, und zugleich auch nicht ſagen will.

Je gröſſer überhaupt der Dichter iſt, je weiter wird das, was er von ſich ſelbſt mit einflieſſen läßt, von der ſtrengen Wahrheit entfernt ſeyn. Nur ein elender Gelegenheitsdichter, giebt in ſeinen Verſen die eigentlichen Umſtände an, die ein Zuſammenſchreiber nöthig hat, ſeinen Charakter einmal daraus zu entwerfen. Der wahre Dichter weis, daß er alles nach ſeiner Art verſchönern muß, und alſo auch ſich ſelbſt, welches er oft ſo fein zu thun weis, daß blöde Augen eine Bekänntniß ſeiner Fehler ſehen, wo der Kenner einen Zug ſeines ſchmeichelnden Pinſels wahrnimmt.

Noch weit ſchwerer, oder vielmehr gar unmöglich iſt es, aus ſeinen Gedichten ſeine Meinungen zu ſchlieſſen, ſie mögen nun die Religion oder die Weltweisheit betreffen; es müßte denn ſeyn, daß er die einen oder die andern, in eigentlichen Lehrgedichten ausdrücklich hätte entdecken wollen. Die Gegenſtände, mit welchen er ſich beſchäftiget, nöthigen ihn die ſchönſten Gedanken zu ihrer Ausbildung von allen Seiten zu borgen, ohne viel zu unterſuchen, welchem Lehrgebäude ſie eigen ſind. Er wird nicht viel Erhabnes von der Tugend ſagen können, ohne ein Stoiker zu ſcheinen; und nicht viel Rührendes von der Wolluſt, ohne das Anſehen eines Epikurs zu bekommen.

Der Odendichter beſonders pflegt zwar faſt immer in der erſten Perſon zu reden, aber nur ſelten iſt das ich ſein eigen ich. Er muß ſich dann und wann in fremde Umſtände ſetzen, oder ſetzt ſich mit Willen hinein, um ſeinen Witz auch auſſer der Sphäre ſeiner Empfindungen zu üben. Man ſoll den Rouſſeau einsmals gefragt haben, wie es möglich ſey, daß er eben ſowohl die unzüchtigen Sinnſchriften, als die göttlichſten Pſalme machen könne? Rouſſeau ſoll geantwortet haben: er verfertige jene eben ſowohl ohne Ruchloſigkeit, als dieſe ohne Andacht. Seine Antwort iſt vielleicht zu aufrichtig geweſen, obgleich dem Genie eines Dichters vollkommen gemäß.

Wird alſo nicht ſchon dieſe einzige Anmerkung hinlänglich ſeyn, alles was man von der Philoſophie des Horaz weis, zu wiederlegen? Und was weis man denn endlich davon? Dieſes, daß er in ſeinem Alter, als er ein ernſthaftes Geſchäfte aus derſelben zu machen anfing, auf keines Weltweiſen Worte ſchwur, ſondern das Beſte nahm wo er es fand; überall aber diejenigen Spitzfündigkeiten, welche keinen Einfluß auf die Sitten haben, unberühret ließ. So mahlt er ſich in dem erſten Briefe ſeines erſten Buchs, an einem Orte, wo er ſich ausdrücklich mahlen will. Alles, was man auſſer dieſen Zügen hinzuſetzet, ſind die ungegründeſten Folgerungen, die man aus dieſer oder jener Ode, ohne Geſchmack, gezogen hat.

Wir wollen ein Exempel davon an der bekannten Ode Parcens Deorum cultor &c. welches die vier und dreißigſte des erſten Buchs iſt, ſehen. Es iſt unbeſchreiblich, was man für wunderbare Auslegungen davon gemacht hat. Ich glaube dieſe Materie nicht beſſer ſchlieſſen zu können, als wenn ich meine Gedanken darüber mittheile, die ich dem Urtheile derjenigen überlaſſen will, welche Gelehrſamkeit und Geſchmak verbinden. Hier iſt die Ode, und zugleich eine Ueberſetzung in einer ſo viel als möglich poetiſchen Proſe. Ich glaube dieſes wird beſſer ſeyn, als wenn die Poeſie ſo viel als möglich proſaiſch wäre.

34. Ode des erſten Buchs.

Parcus Deorum cultor & inſrequens
Inſanientis dum ſapientiæ
Conſultus erro, nunc retrorſum
Vela dare atque iterare curſus
Cogor relictos: namque Dieſpiter
Igni coruſco nubila dividens
Plerumque, per purum tonantes
Egit equos, volucremque currum:
Quo bruta tellus & vaga flumina,
Quo Styx, & inviſi horrida Tænari
Sedes, Atlanteusque finis
Concutitur. Valet ima ſummis
Mutare & inſignem attenuat Deus
Obſcura promens. Hinc apicem rapax
Fortuna cum ſtridore acuto
Suſtulit; hic poſuiſſe gaudet.

Ueberſetzung.

„In unſinnige Weisheit vertieſt, irrt ich umher, ein karger, ſaumſeliger Verehrer der Götter. Doch nun, nun ſpann ich, den verlaßnen Lauf zu erneuern, gezwungen die Segel zurück.

„Denn ſonſt nur gewohnt die Wolken mit blendenden Blitzen zu trennen, trieb der Vater der Tage, durch den heitern Himmel, die donnernden Pferde und den beflügelten Wagen.

„Auf ihm erſchüttert er der Erde ſinnloſen Klumpen, und die ſchweifenden Ströme: auf ihm den Styx und die nie geſehenen Wohnungen im ſchrecklichen Tänarus, und die Wurzeln des Atlas.

„Gott iſt es, der das Tiefſte ins Höchſte zu verwandeln vermag, der den Stolzen erniedrigt, und das, was im Dunkeln iſt, hervor zieht. Hier riß mit ſcharfen Geräuſche das räuberiſche Glück den Wipfel hinweg, und dort gefällt es ihr, ihn anzuſetzen.

⁂

Es wird nöthig ſeyn, ehe ich mich in die Erklärung dieſer Ode einlaſſe, einige grammatikaliſche Anmerkungen, zur Rettung meiner Ueberſetzung, herzubringen. Gleich in dem erſten Worte habe ich mir die Freyheit genommen, den Hauffen der Ausleger zu verlaſſen. Parcus iſt ihnen ſo viel als rarus; ſelten. Und infrequens? Auch ſelten. So verſchwendriſch mit den Worten iſt Horaz ſchwerlich geweſen. Zwey Beywörter, die nur einerley ſagen, ſind ſeine Sache gar nicht. Dacier ſpricht parcus cultor Deorum bedeute nicht ſowohl einen, welcher die Götter wenig verehrt, als vielmehr einen, der ſie ganz und gar nicht verehrt. Wir wollen es annehmen; aber was heißt denn nun infrequens cultor. Infrequens, ſagt dieſer Kunſtrichter, iſt ein ſehr merkwürdiges Wort, deſſen Schönheit man nicht genugſam eingeſehen hat. Es iſt eine Metapher, die von den Soldaten genommen werden, welche ſich von ihren Fahnen entfernen. Er beweiſet dieſes aus dem Feſtus, welcher mit ausdrücklichen Worten ſagt: infrequens appellabatur miles qui abest, abfuitve a signis. — — Ein klares Exempel, daß es den Criticis gleichviel iſt, ob ſie ihren Schriftſteller etwas ungereimtes ſagen laſſen, oder nicht, wann ſie nur ihre Beleſenheit auskramen können! Nach dem Sinne des Dacier müßte man alſo die Worte: parcus Deorum cultor & infrequens überſetzen: ich, der ich die Götter ganz und gar nicht verehrte, und ihren Dienſt oft unterließ, bey welchem ich gleichwohl wie der Soldat bey der Fahne hätte verharren ſollen. Der geringſte Sylbenhenker würde kein ſo widerſinniges Climax gemacht haben — Aber was hat denn alle dieſe Leute bewogen, von der natürlichen Bedeutung der Worte abzugehen? Warum ſoll denn parcus hier nicht heiſſen, was es faſt immer heißt? Macht nicht karger Verehrer der Götter, einen ſehr ſchönen Sinn, wenn man überlegt, daß ein Heide in Erwehlung ſchlechter Opfer und in ihrer Seltenheit eine ſehr unheilige Kargheit verrathen konnte? Das andere Beywort infrequens habe ich durch ſaumſelig gegeben; ſelten aber würde vielleicht eben ſo gut geweſen ſeyn. Der Sinn, den ich ihm beylege, iſt dieſer, daß es einen anzeigt, welcher ſich ſelten in den Tempeln bey feyerlicher Begehung der Feſttäge, und öffentlichen Opfern einfand. Wenn man die beyden Erklärungen annimt, ſo wird man hoffentlich einſehen, daß Horaz nichts umſonſt geſetzt hat. Herr Lange hat parcus durch träge gegeben; aus was für Urſachen kann unmöglich jemand anders, als er ſelbſt wiſſen; doch vielleicht auch er ſelbſt nicht einmal.

Bey der zweyten Strophe muß ich dieſes erinnern, daß ich von der gewöhnlichen Interpunction, doch nicht ohne Vorgänger, abgegangen bin. Die meiſten Ausgaben haben das Komma nach dividens; ſo viel ich mich erinnere, der einzige Baxter ſetzt es nach plerumque, und beruft ſich deswegen auf den Scholiaſten. Baxter hat Recht, und wann er ſich auch auf keinen Wehrmann berufen könte. Ich glaube nicht, daß man leichter ein klärer Beyſpiel finden könne, was für Zweydeutigkeiten die lateiniſche Sprache unterworfen ſey, als das gegenwärtige. Horaz kan eben ſowohl geſagt haben: Diespiter igni corusco plerumque nubila dividit als: plerumque per purum tonantes egit equos. Beydes aber kann er doch nicht zugleich geſagt haben, und man muß alſo dasjenige wehlen, welches den ungezwungenſten Verſtand giebt. Nun iſt es wohl keine Frage, ob es öfter bey heiterm Himmel, oder öfter alsdann donnert, wenn der Himmel mit Wolkn umzogen iſt? Soll alſo der Dichter nichts ungereimtes geſagt haben, ſo kann nur die erſtre Auslegung Statt finden, welcher ich in der Ueberſetzung gefolgt bin; ob ich gleich ganz gerne geſtehe, daß es ſonſt der Gebrauch des Horaz nicht iſt, die Adverbia ſo nachzuſchleppen, als er es hier mit dem plerumque thut. Doch lieber ein Paar verkehrte Worte, als einen verkehrten Sinn! Verſchiedene Ausleger ſcheinen den leztern gemerkt zu haben, wann ſie das plerumque zu per purum egit zögen, und ſuchen ſich alſo durch beſondre Wendungen zu helfen. Lubinus, zum Exempel, will bey plerumque, hisce vero diebus einſchieben; und Dacier giebt das plerumque durch souvent. Aber ſeit wenn hat es denn aufgehört, mehrentheils zu heiſſen? Und ſeit wenn iſt es denn den Paraphraſten erlaubt, ganz neu Beſtimmungen in ihren Text zu flicken, die nicht den geringſten Grund darinne haben?

In der dritten Strophe habe ich die Ueberſetzung des Worts invisi und die Vertauſchung der Beywörter zu rechtfertigen. Ich weis wohl, daß den meiſten Auslegern invisus hier, verhaßt, ſcheußlich und dergleichen heißt; ich habe aber deßwegen lieber die allereigentlichſte Bedeutung, nach welcher es ſo viel als ungeſehen iſt, beybehalten wollen, weil ich glaube, daß Horaz dadurch der Griechen ᾅδης habe ausdrücken wollen. Tänarus war, wie bekannt, ein Vorgebürge in Laconien, durch welches die Dichter einen Eingang in die Hölle angelegt hatten. Die Hölle aber hielten Griechen und Römer für einen τοπον ζοφερον και ανηλιον, wie ſie bey dem Lucian περι πενθους beſchrieben wird. Daher nun, oder vielmehr weil ſie von keinem ſterblichen Auge erblickt wird, ward ſie ᾅδης genennt; und Horaz war Nachahmers genug, nach dieſem Exempel ſeine invisam sedem horridi Tænari zu machen. Ich ordne hier die Beywörter ſo, wie ich glaube, daß ſie natürlicher Weiſe zu ordnen ſind. Der Dichter hat ihre eigentliche Ordnung verrückt und horridam sedem invisi Tænari daraus gemacht, welches ohne Zweifel in ſeinem römiſchen Ohre eine beßre Wirkung that. Mir aber ſchien der ungeſehene Tänarus im Deutſchen zu verwegen, weil man glauben könnte, als ſollte es ſo viel anzeigen, daß man dieſes Vorgebürge niemals zu ſehen bekomme. Ich ſtelle alſo dieſes Beywort wieder dahin, wo es dieſe Zweydeutigkeit nicht verurſacht, und der Stärke des Ausdrucks daher nichts benimmt. Die Treue eines Ueberſetzers wird zur Untreue, wann er ſeine Urſchrift dadurch verdunkelt. Man ſage nicht, daß alle dieſe Schwierigkeiten wegfallen, wenn man die gewöhnliche Bedeutung von invisus annimmt. Ich weiß es; aber ich weis auch, daß alsdann dieſes Beywort mit dem andern horrida, eine vielzugroſſe Gleichheit bekömmt, als daß ich glauben könnte, derjenige Dichter werde beyde ſo nahe zuſammen gebracht haben, welcher die Beywörter gewiß nicht häuft, wenn nicht jedes dem Leſer ein beſondres Bild in die Gedanken ſchildert. Die grauſe Höle des ſcheuslichen Tänars, ſagt wohl ein Lange, aber kein Horaz. Es iſt eben als wollte man ſagen, die hohe Spitze des erhabnen Berges. — — Noch ſollte ich mich vielleicht in dieſer Strophe, wegen des atlanteus finis entſchuldigen. Aber will ich denn ein wörtlicher Ueberſetzer ſeyn?

Nach dieſen wenigen Anmerkungen, komme ich auf den Innhalt der Ode ſelbſt. Faſt alle Ausleger halten dafür, daß Horaz der Sekte des Epikurs darinne abſage, daß er die Regierung der Götter zu erkennen anfange, und ihnen eine beſſere Vereh-

rung verſpreche. — — Dieſe Erklärung ſcheinet dem erſten
Anblicke nach ziemlich ungezwungen und richtig. Sie war all
gemein angenommen, bis Tanaquill Faber ſie in Zweifel zu
ziehen anfing. Dacier, welcher mit der Tochter dieſes Gelehr
ten, auch deſſen Meinungen geheyrathet zu haben ſchien, tra
ſeinem Schwiegervater bey, und erklärte die Ode für nichts an
ders, als kindiſch und abgeſchmackt, wann ſie eine ernſtlich
Widerruffung ſeyn ſollte. Er kam auf den Einfall ſie zu eine
Spötterey über die Stoiſche Sekte zu machen: welches zu erwei
ſen, er ſie folgender Geſtalt umſchrieb. „Es iſt wahr, ſo lang
„ich den Lehren einer närriſchen Weisheit folgte, habe ich d
„Götter, nicht ſo, wie ich wohl ſollte, verehret. Ihr aber, ih
„Herren Stoiker, dringt mit ſo ſtarken Gründen in mich, da
„ich gezwungen bin, auf andre Art zu leben, und einen neue
„Weg zu erwehlen. Was mich in meiner Halsſtarrigkeit b
„feſtigte, war dieſes, daß ich gewiß überzeugt war, der Do
„ner könne nichts als die Wirkung der Ausdünſtungen ſey
„die ſich in Wolken zuſammen ziehen, und ſich unter eina
„der ſtoſſen. Allein nunmehr beweiſet ihr mir, daß es oft a
„heitern Himmel donnert. Hierauf nun habe ich nichts zu an
„worten, und ich muß mit euch erkennen, daß Gott ſelbſt, d
„Wagen ſeines Donners durch den Himmel führt, ſo oft
„ihm gefällt, und die Blitze mit eigner Hand wirft, wohin
„will. — — Bis hieher fließt alles noch ziemlich natürlich;
lein von den letzten fünf Verſen geſtehet Dacier ſelbſt, daß
mit ſeiner Auslegung ſchon etwas ſchwerer zu vereinigen ſin
Horaz, ſagt er, fängt in dieſen letztern Zeilen an, ernſtlich
reden, und entdeckt in wenig Worten, was er von der Ve
hung glaube. „Ich weis, ſoll des Dichters Meinung ſeyn, d
„Gott dieſen erniedrigen und jenen erhöhen kann. Aber
„weis auch, daß er dieſe Sorge dem Zufalle und dem Glü
„überläßt, welches mit ſcharfen Geräuſche dem Haupte des
„nen das Diadem entreißt, und das Haupt des andern
„mit krönet.

Der ſtärkſte Beweis des Dacier läuft dahin aus, daß
möglich Horaz eine ſo nichtige Urſache ſeiner Bekehrung kö
angeführt haben, als der Donner am heitern Himmel in

Augen eines jeden Verſtändigen ſeyn muß. „Man braucht, „ſagt er, in der Naturlehre nur ſehr ſchlecht erfahren zu ſeyn, „wenn man wiſſen will, daß kein Donner ohne Wolken ſeyn „könne. Horaz muß alſo nothwendig die Stoiker nur damit „lächerlich machen wollen, die den Epikurern wegen der Vorſehung weiter nichts als ungefehr dieſes entgegen zu ſetzen wußten: ihr könnt, ſagten die Stoiker, die Vorſehung nicht leugnen, wenn ihr auf den Donner und auf ſeine verſchiedene „Wirkungen Achtung geben wollt. Wann nun die Epikurer „ihnen antworteten, daß der Donner aus natürlichen Urſachen „hervorgebracht würde, und man alſo nichts weniger als eine „Vorſehung daraus beweiſen könne: ſo glaubten die Stoiker, „ihnen nicht beſſer den Mund zu ſtopfen, als wenn ſie ſagten, „daß es auch bey heiterm Wetter donnre; zu einer Zeit alſo, „da alle natürliche Urſachen wegfielen, und man deutlich ſehen „könne, daß der Donner allerdings von den Göttern regiert „werden müſſe.

Dieſes, wie geſagt, iſt der ſtärkſte Grund womit Dacier ſeine neue Auslegung unterſtützt; ich muß aber geſtehen, daß mich ſeine Schwäche nicht wenig befremdet. Iſt es nicht gleich anfangs offenbar, daß er, entweder aus Unwiſſenheit oder aus Liſt, die Stoiſchen Beweiſe der Vorſehung ganz kraftlos verſtellet? Dieſe Weltweiſen beruften ſich zwar auf die natürlichen Begebenheiten, und auf die weiſe Einrichtung derſelben; niemals aber leugneten ſie ihre in dem Weſen der Dinge gegründeten Urſachen, ſondern hielten es vielmehr für unanſtändig, ſich irgendwo auf die unmittelbare Regierung der Götter zu berufen. Ihre Gedanken von derſelben waren die gegründeſten und edelſten, die man je, auch in den aufgeklärteſten Zeiten, gehabt hat. Ich berufe mich auf das ganze zweyte Buch der natürlichen Fragen des Seneca, wo er die Natur des Donners unterſucht. Aus dem 18 Hauptſtücke deſſelben hätte Dacier genugſam ſehen können, daß die Stoiker auch bey den Donnerſchlägen am heitern Himmel die natürlichen Urſachen nicht bey Seite ſetzten, und daß purus aër im geringſten nicht alle Donnerwolken ausſchließt. Quare & ſereno tonat? heißt es daſelbſt; quia tunc quoque per craſſum & ſiccum aera ſpiritus proſilit. Was kan deutlicher ſeyn? Seneca ſagt dieſes zwar nach den Grundſätzen des Anaximanders, aber er erinnert nichts darwieder; er billiget ſie alſo. Eine Stelle aus dem 31. Hauptſtücke wird es noch deutlicher machen, in wie fern die Stoiker geglaubt haben, daß in dem Donner etwas göttliches ſey: mira fulminis, ſi intueri velis, opera ſunt, nec quidquam dubii relinquentia, quin divina inſit illis & ſubtilis potentia. Man gebe wohl Acht, daß er das divina durch ſubtilis erklärt, welche Erklärung die Exempel, die er gleich darauf anführt, auch einzig und allein nur zulaſſen. Der Blitz, fährt er fort, zerſchmelzt das Gold in dem Beutel, ohne dieſen zu verletzen; desgleichen die Klinge in der Scheide, ob ſchon dieſe ganz bleibt. Schöne Wunder einer göttlichen Macht, wenn ſie unmittelbare Wirkungen derſelben ſeyn ſollten! Es iſt wahr, die Stoiker glaubten ſogar, daß der Donner das Zukünftige vorherverkündige. Aber wie glaubten ſie es? So, daß ſie Gott ſehr ruhig dabey lieſſen, und dieſe Vorherverkündigung bloß aus der Ordnung, wie die Dinge in der Natur auf einander folgen müßten, erklärten. Die Tusker waren es, welche gröbre Begriffe damit verbanden, und glaubten, der Donner rolle nur deswegen, damit er etwas verkündige, nicht aber, daß er etwas verkündige, weil er rolle. Ich muß die Worte des Seneca nothwendig ſelbſt einrücken. Hoc autem, ſagt er in dem 32. Hauptſtücke, inter nos & Tuscos, quibus ſumma perſequendorum fulminum eſt ſcientia, intereſt. Nos putamus quod nubes colliſæ ſunt, ideo fulmina emitti. Ipſi exiſtimant, nubes collidi, ut fulmina emittantur. Nam cum omnia ad Deum referant, in ea ſunt opinione, tamquam non quia facta ſunt ſignificent; ſed quia ſignificatura ſunt, fiant: eadem tamen ratione fiunt, ſive illis ſignificare propoſitum eſt, ſive conſequens. Quomodo ergo ſignificant, niſi a Deo mittantur? Quomodo aves non in hoc motæ, ut nobis occurrerent, dextrum auſpicium, ſiniſtrumve fecerunt. Et illas, inquit, Deus movit. Nimis illum otioſum & puſillæ rei miniſtrum facis, ſi aliis ſomnia, aliis exta diſponit: iſta nihilominus divina ope geruntur. — Alia ratione fatorum ſeries explicatur, indicia venturi ubique præmittens, ex quibus nobis quædam familiaria, quædam ignota ſunt. — — Cujus rei ordo eſt, etiam prædictio eſt.

Man überlege dieſe Stelle genau, und ſage, ob es dem Inhalte derſelben zufolge möglich ſey, daß die Stoiker jemals ſo abgeſchmackt gegen die Epikurer können geſtritten haben, als ſie Dacier ſtreiten läßt. Iſt es aber nicht möglich, ſo muß ja auch die vorgegebene Spötterey des Horaz, und mit ihr die ganze ſich darauf gründende Erklärung wegfallen. Es iſt nicht nöthig, ihr mehr entgegen zu ſetzen, ob es gleich etwas ſehr leichtes ſeyn würde; beſonders wenn man die Gründe aus der Verdrehung der letzten fünf Zeilen, und aus der gewaltſamen Hineinpreſſung des Wörtchens ſed vor hinc apicem, nehmen wollte.

Nach dieſer Widerlegung wird man vielleicht glauben, daß ich die alte Auslegung dieſer Ode beybehalten wolle. Doch auch dieſe kann, meinem Urtheile nach, nicht ſtatt finden. Die Veränderung der Sekte wäre für den Horaz eine zu wichtige Begebenheit geweſen, als daß er ihrer nicht öfter in ſeinen Briefen oder Satyren, wo er ſo unzählich viel Kleinigkeiten von ſich einflieſſen läßt, hätte erwehnen ſollen. Aber überall iſt ein tiefes Stillſchweigen davon. Auch das kann nicht erwieſen werden, daß Horaz gleich Anfangs der ſtoiſchen Philoſophie ſolle zugethan geweſen ſeyn, welches doch ſeyn müßte, wann er ſie curſus relictos nennen wollen. Auſſer dieſen ſchon bekannten Schwierigkeiten, ſetze ich noch eine neue hinzu, die aus meiner Anmerkung über die Art, mit welcher die Stoiker von der göttlichen Regierung der natürlichen Dinge philoſophirten, hergenommen iſt. Wenn es wahr iſt, daß nach ihren Grundſätzen der Donner am umzognen Himmel nicht mehr und nicht weniger die Mitwirkung der Götter bewies, als der Donner am heitern Himmel; ſo kann Horaz den letzten eben ſo wenig im Ernſte als im Scherze als eine Ereignung anſehen, die ihn den Stoikern wieder beyzutreten nöthige. Das erſtere iſt wahr, und alſo auch das letzre. Oder will man etwa vermuthen, daß Horaz die ſtoiſche Weltweisheit nicht beſſer werde verſtanden haben, als ſeine Ausleger?

Laßt uns eine beßre Meinung von ihm haben, und ihn wo möglich wieder ihre unzeitige Gelehrſamkeit vertheidigen! Unzeitig iſt ſie, daß ſie da Sekten ſehen, wo keine ſind; daß ſie Abſchwörungen und Spöttereyen wahrnehmen, wo nichts als ge legentliche Empfindungen herrſchen. Denn mit einem Worte, ich glaube, daß Horaz in dieſer Ode weder an die Stoiker noch an die Epikurer gedacht hat, und daß ſie nichts iſt, als der Ausbruch der Regungen, die er bey einem auſſerordentlichen am hellen Himmel plötzlich entſtandenen Donnerwetter gefühlt hat. Man ſage nicht, daß die Furcht für den Donner etwas ſo kleines ſey, daß man ſie dem Dichter ſchwerlich Schuld geben könne. Der natürlichſte Zufall, wenn er unerwartet kömmt, iſt vermögend auch das männlichſte Gemüth auf wenig Augenblicke in eine Art von Beſtürzung zu ſetzen. Und was braucht es mehr, als daß Horaz in einer ſolchen kurzen Beſtürzung einige erhabene und rührende Gedanken gehabt hat, um das Andenken derſelben in ein Paar Strophen aufzubehalten? Affect und Poeſie ſind zu nahe verwandt, als daß dieſes unbegreiflich ſeyn ſollte.

Ich will meine Erklärung nicht Zeile auf Zeile anwenden, weil es eine ſehr überflüſſige Mühe ſeyn würde. Ich will nur noch eine Vermuthung hinzuthun, die hier mit allem Rechte eine Stelle verdient. Man erinnere ſich, was uns Sueton von dem Auguſtus in dem 90. Hauptſtücke ſeiner Lebensbeſchreibung meldet. Tonitrua & fulgura paulo infirmius expaveſcebat, ut ſemper & ubique pellem vituli marini circumferret, pro remedio: atque ad omnem majoris tempeſtatis ſuſpicionem in abditum & concameratum locum ſe reciperet. Wie gerne ſtellt ſich ein Hofmann in allen Geſinnungen ſeinem Regenten gleich! Geſetzt alſo, Horaz habe ſich nicht ſelbſt vor dem Donner gefürchtet, kann er nicht dieſe Schwachheit, dem Auguſt zu ſchmeicheln angenommen haben? Es ſcheint mir als ob dieſer Umſtand auf die Ode ein gewiſſes Licht werfe, bey welchem man eine Art von Schönheiten entdeckt, die ſich beſſer fühlen als umſtändlich zergliedern laſſen.

Soll ich noch etwas aus dem Leben des Auguſtus beybringen, woraus vielleicht eine neue Erklärung herzuholen iſt? Ich will gleich vorausſagen, daß ſie ein wenig kühn ſeyn wird; aber wer weis, ob ſie nicht eben das Kühne bey vielen empfehlen wird? Als Auguſtus, nach dem Tode des Cäſars von Apollonien zurück kam, und eben in die Stadt eintrat, erſchien plötzlich am hellen und klaren Himmel ein Zirkel, in Geſtalt eines

Regenbogens, rings um die Sonne; und gleich darauf ſchlug der Donner auf das Grabmahl der Julia, des Cäſars Tochter. Dieſe Ereignung ward, wie man ſich leicht vorſtellen kann, zum größten Vortheile des Auguſtus ausgelegt. Und wie, wann eben ſie es wäre, auf welche Horaz hier zielet? Er war zwar, wenn ich die Zeiten vergleiche, damals nicht in Rom, aber kann nicht ſchon die Erzehlung einen hinlänglichen Eindruck auf ihn gemacht haben? Und dieſes vielleicht um ſo viel eher, je lieber es ihm bey ſeiner Zurückkunft, nach der Schlacht bey Philippis, ſeyn mußte, eine Art einer göttlichen Antreibung angeben zu können, warum er nunmehr von der Parthey der Mörder des Cäſars abſtehe. Wollte man dieſen Einfall billigen, ſo müßte man unter den Göttern, die Horaz wenig verehrt zu haben geſtehet, den Cäſar und Auguſtus, welchen er mehr als einmal dieſen Namen giebt, verſtehen; und die insanam sapientiam müßte man für den Anhang des Brutus annehmen, welcher in der That zwar ein tugendhafter Mann war, aber auch in gewiſſen Stücken, beſonders wo die Freyheit mit einſchlug, die Tugend bis zur Raſerey übertrieb. Dieſe Auslegung, glaube ich, hat ihre Schönheiten, welche ſich beſonders in den letzten Zeilen ausnehmen, wo der Dichter von der Erniedrigung des Stolzen, und von der Uebertragung der höchſten Gewalt redet, die er unter dem Bilde des Wipfels will verſtanden wiſſen.

Ich will nichts mehr hinzu ſetzen, ſondern vielmehr nochmals bekennen, daß ich die erſtere plane Erklärung, welche ohne alle Anſpielungen iſt, dieſer andern weit vorziehe. Meine Leſer aber mögen es halten wie ſie wollen, wenn ſie mir nur ſo viel eingeſtehen, daß nach der leztern, aus dem Parcus Deorum cultor & infrequens, wider die Religion des Horaz gar nichts zu ſchlieſſen iſt, nach der erſtern aber nicht mehr, als man aus dem Liede des rechtſchaffenſten Theologen, in welchem er ſich einen armen Sünder nennet, wider deſſen Frömmigkeit zu folgern berechtiget iſt. Das iſt alles was ich verlange.

Ich weis, daß man noch vieles zur Rettung des Horaz beybringen könnte; ich weis aber auch, daß man eben nicht alles erſchöpfen muß.

Rettung des Hier. Cardanus.

Leſer, welche den Cardan kennen, und auch mir zutrauen, daß ich ihn kenne, müſſen es ſchon vorausſehen, daß meine Rettung den ganzen Cardan nicht angehen werde. Dieſes auſſerordentliche Genie hat alle Nachwelt ſeinetwegen in Zweifel gelaſſen. Man muß glauben, daß der größte Verſtand mit der größten Thorheit ſehr weſentlich verbunden iſt, oder ſein Charakter bleibt ein unauflösliches Räthſel. Zu was hat man ihn nicht gemacht; oder vielmehr zu was hat er ſich nicht ſelbſt in einem Werke gemacht, dergleichen ich wollte, daß jeder groſſe Mann mit eben der Aufrichtigkeit ſchreiben müßte! (de vita propria.)

Es wäre ein Wunder, wenn ein ſo ſeltner Geiſt dem Verdachte der Atheiſterey entgangen wäre. Hat man oft mehr gebraucht, ihn auf ſich zu laden, als ſelbſt zu denken und gebilligten Vorurtheilen die Stirne zu biethen? Selten hat man nöthig gehabt, in der That anſtößige Sätze und ein problematiſches Leben, wie Cardan, damit zu verbinden.

Eine augenſcheinliche Verläumdung, die man noch nicht aufhört aus einem Buche in das andere überzutragen, treibt mich an, dieſes Verdachts in etwas zu gedenken. Man gründet ihn, wie bekannt, auf drey Stücke. Auf ein Buch, welches er wider die Unſterblichkeit der Seele ſoll geſchrieben haben; auf ſeine aſtrologiſche Unſinnigkeit, dem Heilande die Nativität zu ſtellen; und endlich auf eine gewiſſe Stelle in ſeinem Werke de ſubtilitate.

Von den beyden erſtern Gründen werde ich nichts ſagen, weil ſchon andre nur allzuviel davon geſagt haben. Den erſten widerlegt ſogleich das ſoll. Er ſoll ſo ein Buch geſchrieben haben, welches er zwar nicht drucken laſſen, aber doch heimlich ſeinen Freunden gewieſen. Und wer iſt denn der Wehrmann dieſes Vorgebens? Kein anderer, als Martinus del Rio. (Diſput. Mag. Tom. I. Lib. II.) Wenn man es noch glauben will, ſo muß man dieſen Spanier nicht kennen. — — Den zweyten Grund zernichten die eignen Worte des Cardans, welche inſonderheit der Herr Paſtor Brucker aus deſſen ſeltnen Werke, über des Ptolemäus vier Bücher de aſtrorum judiciis, angeführt hat. (Hiſt. Crit. Phil. Tomi IV. Parte altera p. 76.)

Ich werde mich, wie geſagt, hierbey nicht aufhalten; ich wende mich vielmehr ſogleich zu dem letztern Punkte, weil ich in der That hoffe, etwas beſonders dabey anzumerken. Man wird es als einen guten Zuſaz zu dem Artikel anſehen können, welchen Bayle, in ſeinem critiſchen Wörterbuche, von dieſem Gelehrten gemacht hat.

Es iſt billig, daß man die Ankläger des Cardans zuerſt höret. Es ſind deren ſo viele, daß ich nur einen werde das Wort können führen laſſen. Dieſes mag ein noch lebender Schriftſteller ſeyn, deſſen Buch in ſeiner Art ein Handbuch der Gelehrten geworden iſt; der Herr Paſtor Vogt: oder vielmehr de la Monnoye durch dieſen. Er führt, in ſeinem Verzeichniſſe von raren Büchern, die erſtre, und noch eine andere Ausgabe des Cardaniſchen Werks de ſubtilitate an, und was er dabey anmerkt iſt folgendes. „Man lieſet, ſagt er, in dieſen unge„mein ſeltnen Ausgaben eine ſehr gottloſe und ärgerliche Stelle, „die man in den nachherigen Abdrücken weggelaſſen hat. Ich „will die ganze Sache mit den Worten des gelehrten de la „Monnoye, im 1 Th. der Menagianen, S. 305, erzehlen. „Noch ſchlimmer als Pompanaz, ſagt dieſer, macht es Cardan. „In dem eilften ſeiner Bücher de ſubtilitate vergleicht er die „vier Hauptreligionen kürzlich unter einander; und nachdem er „eine gegen die andre hat ſtreiten laſſen, ſo ſchließt er, ohne „ſich für eine zu erklären, mit dieſen unbedachtſamen Worten: „igitur his arbitrio victoriæ relictis. Das heißt auf gut deutſch, „er wolle dem Zufalle überlaſſen, auf welche Seite ſich der „Sieg wenden werde. Dieſe Worte veränderte er zwar ſelbſt „in der zweyten Ausgabe; dennoch aber ward er drey Jahre „darauf von dem Scaliger Exercit. 258. n. 1. ſehr bitter deß„wegen beſtraft, weil der Sinn derſelben ſehr ſchrecklich iſt, und „die Gleichgültigkeit des Cardans, in Anſehung des Sieges „deutlich beweiſet, welchen eine von den vier Religionen, es „möge nun ſeyn welche es wolle, entweder durch die Stärke „der Beweiſe, oder durch die Gewalt der Waffen davon tra„gen könne.“

Aus dieſer Anführung erhellet, daß Scaliger der erſte geweſen iſt, dem die Stelle wovon ich rede, zum Anſtoſſe gereicht hat. Man darf aber nicht glauben, daß von ihm bis auf den de la Monnoye ſie von keinem andern ſey gerüget worden. Marinus Merſennus iſt in ſeiner Auslegung des erſten Buchs Moſis (S. 1830.) darwider aufgeſtanden, und hat ſie für nichts ſchändlichers, als für einen Inbegrif des berüchtigten Buchs von den drey Betriegern gehalten. Aus dem Merſennus hat ſie hernach beſonders Morhof (Polyh. T. I. Lib. I. c. 8. §. 6.) Bücherkennern bekannt gemacht, und dieſe haben ſie einander redlich aus einer Hand in die andre geliefert.

Reimann, (Hiſt. univerſ. Atheiſmi & Atheorum p. 365. & 547.) die hälliſchen Verfaſſer der Obſervat. ſelectarum (Tom. X. p. 219.) **Freytag** (Analect. litteraria p. 210.) die Bibliothek des Saltbenius (p. 272.) ſagen alle ebendaſſelbe. Alle nennen die angeführte Stelle locum impium & ſcandaloſiſſimum, locum offenſionis pleniſſimum. Ich muß dieſen noch einen Freund von mir beyſetzen, nehmlich den Herrn Adjunct Schwarz in Wittenberg, welcher in ſeiner erſten Exercitation in utrumque Samaritanorum Pentateuchum, gelegentlich eben dieſe Saite berührt.

Was wird man aber von mir denken, wenn ich kühnlich behaupte, daß alle dieſe Gelehrte, entweder nur Nachbeter ſind, oder, wenn ſie mit ihren eignen Augen geſehen haben, nicht haben conſtruiren können. Ich ſage: nicht können; denn auch das kann man nicht, woran uns die Vorurtheile verhindern.

Ich für meinen Theil, habe es dem nur gedachten Herrn Adjunct Schwarz zu danken, daß ich nicht in das gemeine Horn mit blaſen darf. Bey ihm habe ich die allererſte Ausgabe des Cardaniſchen Werks de ſubtilitate in die Hände bekommen, und ſie mit um ſo viel gröſſrer Begierde durchblättert, da eben daſſelbe Exemplar dem Philipp Melanchthon zugehöret hatte, von deſſen eigner Hand, hier und da, einige kleine Noten zu leſen waren. Es war mir leid, daß ich den nunmehrigen Beſitzer deſſelben von der Richtigkeit meiner Anmerkung nicht überzeugen konnte.

Ich will mich nicht länger verweilen, ſie dem Leſer vorzulegen; vorher aber nur noch einige Worte von der erſten Ausgabe ſelbſt gedenken. Aus einigen Kleinigkeiten ſchlieſſe ich, daß ſie Herr Vogt nicht ſelbſt geſehen hat. Man vergleiche nur folgenden Titel mit dem ſeinigen: HIERONYMI CARDANI, Medici Mediolanenſis, de ſubtilitate Libri XXI. ad illuſtr. principem Ferrandum Gonzagam, Mediolanenſis Provinciæ præfectum. Nach dieſer Aufſchrift folgt auf dem Titel ſelbſt, eine kleine Anrede des Druckers an den Leſer, in welcher er ihm die Vortreflichkeit des Buchs anpreiſet. Hier iſt ſie: *Joh. Petrejus* Lectori: Habes hoc in libro, candide Lector, plus quam ſeſquimille, variarum non vulgarium, ſed difficilium, occultarum & pulcherrimarum rerum cauſas, vires & proprietates, ab authore hinc inde experimento obſervatas: quæ non ſolum propter cognitionem delectabiles, ſed etiam ad varios uſus, tum privatos tum publicos, multo utiliores quam hactenus plurimorum ſcripta, quæ etſi ex philoſophia ſint, minoris tamen momenti eſſe, legens hæc illa, haud mecum diſſenties! uti ſingula in adjecto indice perſpicue licet cernere. Unter dieſem kurzen Buchhändlerpanegyrico ſtehet endlich: Norimbergæ apud Jo. Petreium, jam primo impreſſum, cum Privilegio Cæſ. atque Reg. ad Sexennium Ao. MDL. Das Format iſt in Folio; die Stärcke, 373 Blätter, ohne das Regiſter.

Nunmehr wird man es mir hoffentlich zutrauen, daß ich die ſtreitige Stelle wirklich aus der erſten Originalausgabe anführen werde. — — Aber man erlaube mir, daß ich es nicht lateiniſch thun darf. Das Latein des Cardans iſt ſo ſchlecht, daß der Leſer nichts dabey einbüßt, wenn er es auch ſchon in eben ſo ſchlechtes Deutſch verwandelt ſieht. Denn habe ich nicht die Güte des Ausdrucks auch in der Ueberſetzung beybehalten müſſen? Hier iſt ſie alſo:

Stelle aus dem XIten Buche des Cardanus *de ſubtilitate.*

„Die Menſchen ſind von je her, an Sprache, Sitten und Geſetzen, eben ſo ſehr unter ſich von einander unterſchieden geweſen, als die Thiere von ihnen. Bey den Verehrern des Mahomets wird ein Chriſt, und bey beyden ein Jude nicht höher geſchätzt, als der verworfenſte Hund: er wird verſpottet, verfolgt, geſchlagen, geplündert, ermordet, in die Sklaverey geſtoſſen, durch die gewaltſamſten Schändungen gemißhandelt, und mit den unſauberſten Arbeiten gemartert, ſo daß er von einem Tiger, dem man die Jungen geraubet, nicht ſo viel auszuſtehen haben würde. Der Geſetze aber ſind viere; der Götzendiener, der Juden, der Chriſten und der Mahometaner.

„Der Götzendiener zieht ſein Geſetz aus vier Gründen vor. Erſtlich weil er ſo oft, in den Kriegen wieder die Juden, den Sieg davon getragen habe, bis es ihm endlich gelungen, ihre Geſetze ganz und gar zu vertilgen; es müſſe daher dem höchſten Werkmeiſter und Regenten, die Verehrung eines einzigen Gottes nicht mehr, als die Verehrung vieler Götter gefallen haben. Hernach ſagen ſie; ſo wie es ſich, wenn das Volk einen oberſten Regenten über ſich habe, für jeden gezieme, in Privatſachen und beſonders in Kleinigkeiten, ſeine Zuflucht vielmehr zu den Befehlshabern und Hofleuten deſſelben zu nehmen, als dem Könige ſelbſt, um jeder Urſach Willen, beſchwerlich zu fallen: eben ſo müſſe man, da der höchſte Gott ſich um das, was hier auf Erden vorgeht, und wovon die Angelegenheiten der Privatperſonen den allerkleinſten Theil ausmachen, ſehr wenig bekümmert, vielmehr zu den Göttern, die dieſer höchſte Gott zu ſeinen Dienern geordnet hat, bey nicht wichtigen Dingen fliehen, als daß man denjenigen ſelbſt, den kein Sterblicher nicht einmal mit den Gedanken erreichen kann, aus jeder nichtswürdigen Urſache, mit Bitten beläſtige. Endlich behaupten ſie, daß durch dieſes Geſetz, und durch dieſe Beyſpiele, indem ſie Hoffnung machten, nach dieſer Sterblichkeit göttlich verehrt zu werden, viele wären angetrieben worden, ſich durch Tugenden berühmt zu machen, als Herkules, Apollo, Jupiter, Mercurius, Ceres. Was aber die Wunder anbelange, ſo könnten ſie eben ſowohl, Exempel der offenbaren Hülfe ihrer Götter und Orakelſprüche anführen, als irgend andre. Auch ſey unſre Meinung von Gott und dem Urſprunge der Welt, nicht allein nicht weniger abgeſchmackt, ſondern auch noch abgeſchmakter, als ihre, welches aus dem Streite unter den andern Geſetzen, und aus dem Haſſe derſelben gegen alle Weltweiſe, als die Urheber der Wahrheit, erhelle. Dieſe aber werfen ihnen die Menſchenopfer, die Verehrung todter Bildſäulen, und die Menge der Götter vor, welche auch von den übrigen ſelbſt verlacht würden; deßgleichen die ſchändlichen Laſter dieſer ihrer Götter, die man ſich ſchon an einem Menſchen einzubilden ſchäme, und die undankbare Vergeſſung des allerhöchſten Schöpfers.

„Nachdem dieſe alſo, auf beſagte Art, widerlegt worden, ſo ſteht der Jude wider die Chriſten auf. Wenn in unſerm Geſetze, ſagt er, Fabeln enthalten ſind, ſo ſind ſie alle, auch auf euch gekommen, die ihr unſer Geſetz annehmet. Die Einheit Gottes hat niemand ſo unverfälſcht verehret als wir; und von uns ſtammet dieſe Wahrheit auch her. Ferner kann ſich kein Geſetz ſo groſſer Wunder und Zeichen, und kein Volk eines ſolchen Adels rühmen. Hierauf aber ſprechen die übrigen wider dieſes Geſetz: alles das, was untergegangen ſey, müſſe Gott nicht gefallen haben; ſie die Juden hätten wider ihre Propheten gewüthet; ihr Volk wäre allezeit der ganzen Welt ein Abſcheu geweſen, und diejenigen, welche von den Chriſten und Mahometanern verehret würden, die befehle ihnen ihr eignes Geſetze anzubeten.

„Nachdem auch dieſes Geſetz übern Haufen geworfen, ſo ſtreitet nunmehr der Chriſt wider den Mahometaner. Dieſer Streit iſt ſchärfer und wird auf beyden Theilen mit groſſen Kräften unterſtützet, von welchen das Wohl ganzer Reiche und Länder abhängt. Der Chriſt ſtützet ſich beſonders auf vier Gründe. Erſtlich auf das Zeugniß der Propheten, welche alles, was ſich mit Chriſto zugetragen, ſo genau erzehlten, daß man glauben ſollte, es ſey nicht vorher geſagt, ſondern nachdem alles ſchon geſchehen, aufgeſchrieben worden. Dieſe aber melden nicht das geringſte von dem Mahomet. Zweytens auf das Anſehen der Wunderwerke Chriſti, die von ſolcher Gröſſe und Beſchaffenheit geweſen ſind, daß ſie mit den Wundern der Mahometaner in keine Vergleichung kommen: wie zum Exempel die Auferweckung der Todten, des Lazarus, des Mägdleins und des Sohnes der Wittwe. Die Wunderwerke der Mahometaner hingegen, das Herabfallen der Steine von den ſchwarzen Vögeln, oder die Verbergung in der Höhle, wie er in ſeinem Korane lehret, oder dieſes, daß er in einer Nacht von Mecca nach Jeruſalem wäre geſchickt, oder verſetzt worden, oder ſeine Aufnahme in den Himmel, oder ſeine Zertheilung des Mondes; alle dieſe können entweder nicht mit Zeugen beſtätiget werden, oder ſind ganz und gar keine Wunder. Daß Steine von Vögeln herabgeſchmiſſen werden, dieſes iſt zwar etwas wunderſames, und mag es immerhin geweſen ſeyn, aber kein Wunder iſt es nicht: daß der Mond zertheilt ſcheinet, dieſes iſt weder ein Wunder noch etwas wunderſames. Von Mecca nach Jeruſalem verſetzt werden, oder in den Himmel hinanſteigen, dieſes wäre zwar ein Wunder, allein die Zeugen mangeln ihm. Der dritte Grund wird von den Gebothen Chriſti hergenommen, welche nichts enthalten, was mit der Moral oder mit der natürlichen Philoſophie ſtreitet. Was ſein Leben anbelangt, darinne kann es ihm niemand gleich thun, und wenn es auch der allerbeſte wäre; aber es nachahmen kann ein jeder. Wie? kann ſag ich? Ja, ſo viel du dich von ſeinem Exempel entfernſt, ſo viel Gottloſigkeit nimſt du an. Mahomet hingegen räth Mord und Krieg und den Thurm im Paradieſe; das Paradies aber beſchreibt er ſo, daß man darinnen heyrathe, von ſchönen Knaben bedient würde, Fleiſch und Aepfel eſſe, Necktar trinke, auf ſeidnen Betten liege, und unter dem Schatten der Bäume Edelſteine und ſeidne Lager beſitze. Welcher geſunde Verſtand wird dadurch nicht beleidiget? Und wie abgeſchmakt iſt nicht jenes Vorgeben im Korane, nach welchem Engel und Gott für den Mahomet beten ſollen? Desgleichen die Erdichtung, daß Gott von der Erde gen Himmel hinanſteige, und daß er ſelbſt bey den Geiſtern, ſeinen Dienern, ſchwöre. Was ſoll man von der Hiſtorie mit dem Kameele, wenn es anders eine Hiſtorie, und nicht vielmehr eine Fabel iſt, ſagen, die wenigſtens fünfmahl wiederhohlet wird? Hierzu kommt noch als der letzte Grund für die Chriſten dieſes, daß unſer Geſetz von ſehr wenigen unerfahrnen und armen Leuten, gegen ſo viele Kayſer und reiche Prieſter der Götzen iſt geprediget worden, und daß es, da es auch ſchon von innerlichen Spaltungen geſchwächt war, dennoch des ganzen Erdkreiſes ſich bemächtiget hat.

„Nun haben aber auch die Mahometaner fünf Beweisgründe für ſich. Erſtlich ſagen ſie: Die Chriſten verehrten die Einheit Gottes nicht ſo lauter, als ſie; die Chriſten gäben ihm einen Sohn, welcher ebenfalls Gott ſey. Wann aber, fahren ſie fort, mehrere Götter ſind, ſo werden ſie auf einander erbittert ſeyn, weil dieſes bey einem Reiche etwas unvermeidliches iſt, daß es von vielen ohne Eiferſucht nicht kann verwaltet werden. Es iſt aber auch etwas gottloſes, dem erhabenſten Gott, dem Schöpfer aller Dinge einen beyzugeſellen, der ihm gleich ſey, da er doch der allerhöchſte iſt, und ihm einen Sohn zu geben, da er doch keinen braucht, und ewig iſt. Ueber das alſo, ſagen ſie, was die Chriſten ihm beylegen, empören ſich die Himmel, und die Erde fliehet vor Entſetzen davon. Gott wird daher bey ihnen eingeführet, als ob er ſich beklagte; und Chriſtus, als ob er ſich entſchuldigte; daß er ſich dieſes nicht ſelbſt, ſondern, daß es ihm andre, wider ſeinen Willen, beygelegt hätten. Der zweyte Beweisgrund kömmt von dem Mahomet ſelbſt, welcher den Chriſten zur Laſt legt, daß ſie die Bilder anbeten, und daß ſie alſo Verehrer der Götter, und nicht eines einzigen Gottes zu ſeyn ſcheinen. Hierauf folgt der dritte Beweisgrund, welcher aus dem Erfolge hergenommen iſt, indem ſie ſchon ſo viel Siege erfochten, und ſchon ſo viel Provinzen erobert hätten, daß das chriſtliche Geſetz kaum ein Theil des Mahometiſchen würde zu nennen ſeyn, wann nicht, durch Vorſorge unſers Kayſers, ſchon zum Theil eine andre Welt, in der chriſtlichen Religion wäre unterrichtet worden. Iſt es aber, ſagen ſie, nun nicht wahrſcheinlich, daß Gott denjenigen wohlwolle, welche einen richtigern Glauben haben? Er könnte ja ſo viele mit der allerkleinſten Hülfe retten, wenn er ſich nicht von ihnen abgewandt hätte, und ſie freywillig verderben wollte. Was aber ihr Leben und ihre Sitten anbelangt, ſo geben dieſe ihrem Geſetze kein geringes Anſehen, indem auf eine ganz umgekehrte Weiſe, wir dem Mahomet und ſie Chriſto nachzuahmen ſcheinen; ſie beten, ſie faſten, ſie bedienen ſich einer ſehr ſimpeln, ja der allerſimpelſten Tracht, ſie enthalten ſich des Mordes, der Glücksſpiele, des Ehebruchs, und der abſcheulichſten Läſterungen gegen Gott, von welchen vier Laſtern hauptſächlich die Völker der Chriſtenheit, faſt ganz und gar überſchwemmt ſind. Und was ſagt man, wenn man die Ehrbarkeit ihrer Weiber, und die Verehrung ihrer Tempel betrachten will? Was endlich die Wunder anbelangt, ſo behaupten ſie, daß wir nur erzehlte Wunder haben, ſie aber noch bis jetzt gegenwärtige. Einige enthalten ſich viele Tage lang des Eſſens; andre brennen ſich mit Feuer, und zerfleiſchen ſich mit Eiſen, ohne das geringſte Zeichen eines Schmerzes von ſich zu geben. Viele können durch den Bauch reden, welche ehedem Engaſtrimuthi genennt wurden; dieſes aber können ſie beſonders alsdenn, wenn ſie gewiſſe Orgia begehen, und ſich im Kreiſe herumdrehen. So wie es mit dieſen drey Punkten ſeine völlige Richtigkeit hat, indem ſie, wie wir oben erinnert haben, natürlicher, obgleich wunderſamer Weiſe zugehen; ſo iſt es hingegen eine bloſſe Erdichtung, daß bey ihnen auch Kinder von Weibern, ohne Beyſchlaf, gebohren würden. Auch ſogar ihre Heiligen haben ſie, welche durch wunderbare Hülfleiſtungen berühmt ſind; den Sedichaſim zum Siege; den Vanus zum Frieden; den Aſeichus zur Wiederverſöhnung der Eheleute; den Mirtſchinus zur Bewahrung des Viehes; den Chidirelles für die Reiſenden, der auf einem bunten Pferde ſitzend, ihnen begegnen, und den rechten Weg zeigen ſoll. Sie heben auch noch die Schuh desjenigen auf, welcher von einem Könige unſchuldiger Weiſe verdammt, und in einen glühenden Ofen geworfen worden, gleichwohl aber, nach Art der drey Männer im Feuerofen, deren die heilige Schrift gedenkt, unverſehrt davon gekommen ſey. Ganz bekannt iſt endlich auch das Wunder des Mirathbeg, eines türkiſchen Regenten, welchen die Lateiner Amurath nennen, wodurch er aus einem groſſen und kriegeriſchen Könige, ein Prieſter geworden iſt, und ſich freywillig in ein Kloſter eingeſchloſſen hat. —“

So weit gehet der Streit, den **Cardan** die vier Religionen untereinander führen läßt. Noch ſind einige Perioden davon übrig, die ich aber noch wenig Augenblicke verſparen will, um die Rettung meines Philoſophen deſto beſſer in die Augen fallender zu machen. Man erlaube mir vor allen Dingen einige Anmerkungen über das, was man geleſen hat, zu wagen.

Warum verdammt man eigentlich dieſe Stelle? Iſt die Vergleichung der verſchiednen Religionen, an und vor ſich ſelbſt, ſtrafbar; oder iſt es nur die Art, mit welcher ſie **Cardan** unternommen hat?

Das erſte, wird man ſich wohl nicht in den Sinn kommen laſſen, zu behaupten. Was iſt nöthiger, als ſich von ſeinem Glauben zu überzeugen, und was iſt unmöglicher als Ueberzeugung, ohne vorhergegangene Prüfung? Man ſage nicht, daß die Prüfung ſeiner eignen Religion ſchon zureiche; daß es nicht nöthig ſey, die Merkmahle der Göttlichkeit, wenn man ſie an dieſer ſchon entdeckt habe, auch an andern aufzuſuchen. Man bediene ſich des Gleichniſſes nicht, daß, wenn man einmal den rechten Weg wiſſe, man ſich nicht um die Irrwege zu bekümmern brauche. — — Man lernt nicht dieſe durch jenen, ſondern jenen durch dieſe kennen. Und benimmt man ſich nicht, durch die Anpreiſung dieſer einſeitigen Unterſuchung, ſelbſt die Hofnung, daß die Irrgläubigen aus Erkenntniß unſre Brüder werden können? Wenn man dem Chriſten befiehlt, nur die Lehren Chriſti zu unterſuchen, ſo befiehlt man auch dem Mahometaner, ſich nur um die Lehre des Mahomets zu bekümmern. Es iſt wahr, jener wird darüber nicht in Gefahr kommen, einen beſſern Glauben für einen ſchlechtern fahren zu laſſen; allein dieſer wird auch die Gelegenheit nicht haben, den ſchlechtern mit einem beſſern zu verwechſeln. Doch was rede ich von Gefahr? Der muß ein ſchwaches Vertrauen auf die ewigen Wahrheiten des Heilandes ſetzen, der ſich fürchtet, ſie mit Lügen gegen einander zu halten. Wahrer als wahr, kann nichts ſeyn, und auch die Verläumdung hat da keine Statt, wo ich auf der einen Seite nichts als Unſinn, und auf der andern nichts als Vernunft ſehe. Was folgt alſo daraus? Daß der Chriſt, bey der Vergleichung der Religionen, nichts verlieren, der Heide, Jude und Türke aber unendlich viel gewinnen kann; daß ſie nicht nur, nicht zu unterſagen, ſondern auch anzupreiſen iſt.

Cardan muß alſo in der Art dieſer Vergleichung gefehlt haben. Wir wollen ſehen. Es kann auf eine gedoppelte Art geſchehen ſeyn. Entweder er hat die Gründe der falſchen Religionen allzuſtark, oder die Gründe der wahren allzu ſchwach vorgeſtellt.

Hat er wohl das letztere gethan? — — Ich verlange unpartheyiſche Leſer; und dieſe ſollen es mir ſagen, ob einer von allen den unzehlbaren Gottesgelehrten und Weltweiſen, welche nach dem Cardan die Wahrheit der chriſtlichen Religion erwieſen haben, einen Grund mehr, oder eben dieſelben Gründe ſtärker vorgetragen hat, als er. Weitläuftiger wohl, aber nicht ſtärker. Man weis, daß die vornehmſten derſelben die hiſtoriſchen ſind; und welche Art von ihnen vermißt man hier? Man kann dieſer Arten drey annehmen. Hiſtoriſche Gründe, welche aus den Zeiten vor der Menſchwerdung des Heilandes hergenommen ſind; hiſtoriſche Gründe aus den Zeiten des Heilandes ſelbſt, und endlich hiſtoriſche Gründe aus den Zeiten die nach ihm gefolget ſind. Die erſten ſind diejenigen, die uns die Propheten an die Hand geben; die andern ſind die, welche auf den Wundern unſers Erlöſers beruhen; und die dritten werden aus der Art, wie die chriſtliche Religion ausgebreitet worden, hergeholt. Alle dieſe hat **Cardan** mit wenig Worten, aber mit ſehr nachdrücklichen, berührt. Was kann man von den Vorherverkündigungen der jüdiſchen Propheten ſtärkers ſagen, als dieſes: daß ſie in Chriſto ſo genau erfüllet worden, daß man ſie eher für Erzehlungen, die nach geſchehener Sache aufgeſezt worden, als für das, was ſie ſind, halten ſollte? Kann die Zweydeutigkeit derſelben mit ausdrücklichern Worten geleugnet werden? Ich will nicht hoffen, daß man mit liebloſen Vermuthungen ſo weit gehen werde, daß man behaupte, **Cardan** habe, eben durch dieſen Zuſatz, ſie verdächtig machen, und ganz von weitem anzeigen wollen, für was man ſie eigentlich zu halten habe. So unſinnig kann kein vernünftiger Mann ſeyn, welcher es weis, daß noch jetzo ein ganzes Volk ihr unverfälſchtes Alterthum, zu ſeiner eignen Widerlegung, behauptet — Auch von den Wundern Chriſti ſpricht unſer Philoſoph ſehr ſcharfſinnig, und bemerkt zwey Dinge dabey, deren eines bey den Wundern der falſchen Religionen immer mangelt. Er behauptet, daß ſie wirkliche Wunder ſind, und behauptet, daß ſie, als ſolche, von glaubwürdigen Zeugen bekräftiget worden. Er unterſcheidet ſie alſo von den Täuſchereyen eines gelehrten Betriegers, welcher einem unwiſſenden Pöbel das Seltene für das Göttliche, und das Künſtliche für das Wunderbare verkauft. Er unterſcheidet ſie auch ferner von den Prahlereyen der Schwärmer, die wer weis was wollen gethan haben; nur Schade, daß es niemand geſehen hat. Kann man ihre Glaubwürdigkeit beſſer, oder kan man ſie nur anders beweiſen? — Endlich ſehe man auch, wie gründlich er von dem Beweiſe aus der Fortpflanzung der chriſtlichen Religion redet. Er berührt nichts davon, als was wirklich eine ſchlieſſende Kraft hat; und läßt alles Zweifelhafte weg. Er ſagt: ſie ward von armen Leuten geprediget; man kan ſie alſo aus keinen eigennützigen Abſichten angenommen haben: und dieſe armen Leute waren noch dazu unwiſſend, folglich waren ſie denen, die ſie bekehrten, am Verſtande nicht überlegen, und was ſie vermochten, war einer höhern Kraft zuzuſchreiben. Er bemerkt den Widerſtand der ihnen natürlicher Weiſe unüberwindlich geweſen wäre; und bemerkt auch etwas, welches ich nur von wenigen bemerkt finde. Dieſes nehmlich, daß unſre Religion auch alsdann nicht aufgehört hat, ſich die Menſchen unterwürfig zu machen, da ſie von innerlichen Sekten zerriſſen und verwirret war. Ein wichtiger Umſtand! Ein Umſtand, welcher nothwendig zeigt, daß in ihr etwas ſeyn müſſe, welches unabhänglich von allen Streitigkeiten ſeine Kraft zu allen Zeiten äuſſert. Und was kann dieſes anders ſeyn, als die immer ſiegende Wahrheit? Cardan läßt bey dieſem Beweiſe nichts weg, als das, was ich wünſchte, daß man es immer weggelaſſen hätte. Das Blut der Märtyrer nehmlich, welches ein ſehr zweydeutiges Ding iſt. Er war in ihrer Geſchichte, ohne Zweifel, allzuwohl bewandert, als daß er nicht ſehr viele unter ihnen bemerken ſollte, die eher Thoren und Raſende genannt zu werden verdienen, als Blutzeugen. Auch kannte er ohne Zweifel das menſchliche Herz zu gut, als daß er nicht wiſſen ſollte, eine geliebte Grille könne es eben ſo weit bringen, als die Wahrheit in allem ihren Glanze. Kurz, er iſt nicht allein ein ſtarker Verfechter des chriſtlichen Glaubens, ſondern auch ein vorſichtiger. Zwey Dinge, die nicht immer beyſammen ſind. — — Man betrachte noch das Uebrige! Cardan hätte es bey den hiſtoriſchen Gründen können bewenden laſſen; denn wer weis nicht, daß, wenn dieſe nur ihre Richtigkeit haben, man ſonſt alle Schwierigkeiten unter das Joch des Glaubens zwingen müſſe? [illegible] ein er iſt zu klug, dieſe Aufopferung der Vernunft, ſo ger[illegible]in, zu fordern. Er behauptet vielmehr, daß die ganze Leh[illegible]iſti nichts enthalte, was mit der Moral und mit der [illegible]n Weltweisheit ſtreite, oder mit ihr in keine Einſtimm[illegible]e gebracht werden: nihil continent præcepta Chriſti a philoſophia morali aut naturali *abſonum*, ſind ſeine eigne Worte. Das iſt alles, was man verlangen kann! Man ſage nicht, daß er dadurch auf einer andern Seite ausgeſchweift ſey, und unſrer Religion ihre eigenthümlichen Wahrheiten, auf welche die Vernunft, vor ſich allein, nicht kommen kann, abſprechen wolle. Wenn dieſes ſeine Meinung geweſen wäre, ſo würde er ſich ganz anders ausgedrückt haben; die Lehre Chriſti, hätte er ſagen müſſen, enthält nichts anders, als was die Moral und natürliche Philoſophie enthält; nicht aber: was ſie enthält, harmonirt mit dieſen. Zwey ganz verſchiedne Sätze! Beſonders dringt er auf die Vortreflichkeit der chriſtlichen Moral, und ſagt klar, daß nur Chriſtus das vollkommenſte Muſter aller Tugenden ſey: illius vitam æquare nemo quamvis optimus, imitari autem quilibet poteſt. Quid poteſt? imo quantum ab illius exemplo abſcedis, tantum nefarii moris induis. Man wäge dieſe Worte, die ich vielleicht in der Ueberſetzung zu ſchwach gegeben habe! Aber man ſage mir nun endlich auch, ob man mehr Gutes von unſrer Religion ſagen könne? Wer mehr Gründe verlangt, verräth, meines Erachtens, Luſt, gar keine Statt finden zu laſſen; und wer mehrere beybringt, Begierde lieber viele und ſchlechte, als wenige und gute zu haben. Mit einem Worte, ich halte dieſe Stelle des Cardans für den gründlichſten Auszug, den man aus allen Vertheidigungen der chriſtlichen Religion, die, vor ihm und nach ihm, ſind geſchrieben worden, machen kann.

Noch iſt der zweyte Fall zurück. Wann Cardan die Gründe für die Wahrheit nicht geſchwächt hat, ſo kann er doch der Lügen Farbe und Leben gegeben, und ſich dadurch verdächtig gemacht haben. Auch dieſes verdient erwogen zu werden.

Vor allen Dingen frage ich alſo; ob es erlaubt ſey, bey Unterſuchung der Wahrheit, ſich die Unwiſſenheit ſeines Gegners zu Nutze zu machen? Ich weis wohl, daß man in bürgerlichen Händeln nicht nöthig hat, ſeinem Widerſacher Beweiſe gegen ſich an die Hand zu geben, ohne die er ſeine Sachen ſogleich verlieren müßte. Man würde vielmehr denjenigen für einen Raſenden halten, der es thäte, wann er nicht gewiß wäre, daß er, alles und jedes, auf das augenſcheinlichſte widerlegen könne. Aber warum? Weil ſein Verluſt nothwendig mit des andern

Gewinne verbunden iſt; und weil man von einem Richter weiter nichts fordern kann, als daß er mit ſeinem Ausſpruche auf diejenige Seite tritt, welche das meiſte Recht vor ſich zu haben ſcheinet. Dieſes aber findet ſich, bey den Streitigkeiten, welche die Wahrheit zum Vorwurfe haben, nicht. Man ſtreitet zwar um ſie; allein es mag ſie der eine oder der andre Theil gewinnen, ſo gewinnt er ſie doch nie für ſich ſelbſt. Die Parthey welche verlieret, verlieret nichts als Irrthümer; und kann alle Augenblicke an dem Siege der andern, Theil nehmen. Die Aufrichtigkeit iſt daher das erſte, was ich an einem Weltweiſen verlange. Er muß mir keinen Satz deswegen verſchweigen, weil er mit ſeinem Syſtem weniger überein kömmt, als mit dem Syſtem eines andern; und keinen Einwurf deswegen, weil er nicht mit aller Stärke darauf antworten kann. Thut er es aber, ſo iſt es klar, daß er aus der Wahrheit ein eigennütziges Geſchäft macht, und ſie in die engen Grenzen ſeiner Untrüglichkeit einſchlieſſen will. — — Dieſe Anmerkung alſo voraus geſetzt, möchte ich doch wiſſen, wie man eine ernſthafte Beſchuldigung daraus machen könne, wenn ein Philoſoph auch die falſchen Religionen, und die aller gefährlichſten Sophiſtereyen, in das aller vortheilhafteſte Licht ſetzt, um ſich die Widerlegung, nicht ſowohl leicht, als gewiß zu machen? Ich möchte doch wiſſen, was denn nunmehr daraus folgte, wann es auch wahr wäre, daß Cardan, den heidniſchen, jüdiſchen und türkiſchen Glauben, mit ſo vielen und ſtarken Gründen unterſtützt hätte, daß auch die aller feinſten Köpfe von ihren eignen Anhängern nichts mehr hinzu thun könnten? Würden ſie deßwegen weniger falſch bleiben, oder würde unſer Glaube deßwegen weniger wahr werden? — — Doch es fehlt viel, daß Cardan dieſes gethan habe, daß ich ihm vielmehr, zu meinem groſſen Leidweſen, gleich das Gegentheil Schuld geben muß.

Ich behaupte alſo, er ſey mit keiner einzigen Religion aufrichtig verfahren, als mit der chriſtlichen; die übrigen alle hat er mit den allerſchlechteſten Gründen unterſtützt, und mit noch ſchlechtern widerlegt. Man braucht nur ohne Vorurtheile zu ſeyn, um hierinne mit mir überein zu kommen. Ich will von der heidniſchen nichts, und von der jüdiſchen nur wenig gedenken. Wider dieſe läßt er die übrigen drey den Einwurf machen; daß Gott dasjenige nicht könne gefallen haben, was er habe laſſen untergehen. Iſt ſie denn untergegangen die jüdiſche Religion? Wie wann ihr jetziger Zuſtand, nichts als eine verlängerte Babyloniſche Gefangenſchaft wäre? Der Arm, der ſein Volk damals rettete, iſt noch jezt ungeſchwächt. Vielleicht hat der Gott Abrahams, die Schwierigkeit, die Nachkommenſchaft dieſes Frommen wieder in ihr Erbtheil zu führen, nur darum ſich ſo häuffen, und nur darum ſo unüberſteiglich werden laſſen, um ſeine Macht und Weisheit in einem deſto herrlichern Glanze, zur Beſchämung ihrer Unterdrücker, an den Tag zu legen. Irre dich nicht, Cardan, würde ihm ohne Zweifel ein rechtgläubiger Iſraelite geantwortet haben; unſer Gott hat uns ſo wenig verlaſſen, daß er auch in ſeinen Strafgerichten, noch unſer Schutz und Schirm bleibt. Wann er nicht über uns wachte, würden wir nicht längſt von unſern Feinden verſchlungen ſeyn? Würden ſie uns nicht längſt von dem Erdboden vertilgt, und unſern Namen aus dem Buche der Lebendigen ausgelöſchet haben? In alle Winkel der Welt zerſtreuet, und überall gedrückt, beſchimpft und verfolgt, ſind wir noch eben die, die wir, vor tauſend und viel mehr Jahren, geweſen ſind. Erkenne ſeine Hand, oder nenne uns ein zweytes Volk, das dem Elende ſo unüberwindliche Kräfte entgegen ſetzt, und bey allen Trübſalen den Gott anbetet, von dem dieſe Trübſalen kommen; ihn noch nach der Weiſe ihrer Väter anbetet, die er mit guten überſchüttete. Was dieſer Gott zu dem Satan ſagte, als er ſeinen Mann, Hiob, auf die Probe ſtellen wollte: *Siehe da, er ſey in deiner Hand, doch ſchone ſeines Lebens!* eben das ſprach er zu unſern Feinden: *mein Volk ſey in eurer Hand, doch ſchonet ſeines Lebens!* Da ſind die Grenzen eures Tobens; da iſt das Ufer, an welchem ſich die Wellen eures Stolzes brechen ſollen! Bis hierher und nicht weiter! Fahrt nur fort uns zu plagen; machet der Bedrängniſſen kein Ende; ihr werdet den Zweck nicht erreichen, den ihr ſucht. Er hat ein ſchonet geſprochen; und was er ſpricht iſt wahr. Umſonſt werden Bildads und Zophars, aus unſerm eignen Geſchlechte, aufſtehen, und an unſrer guten Sache zweifeln; umſonſt werden uns unſre eigne Weiber zurufſen: haltet ihr noch feſt an eurer Frömmigkeit? Ja, ſegnet Gott und ſterbt! Wir wollen ihm nicht ſegnen; denn endlich wird er doch in einem Wetter herabfahren, und unſer Gefängniß wenden, und uns zweyfältig ſo viel geben, als wir gehabt haben. — — Ich will meinen Iſraeliten nicht weiter reden laſſen; es ſey nur eine Probe, wie leicht er die Trugſchlüſſe des Cardans widerlegen könnte. Und eben ſo leicht würde ihn auch der Mahometaner eintreiben, gegen deſſen Glauben er noch ungerechter geweſen iſt. Ungerecht ſollte ich zwar vielleicht nicht ſagen; weil Unwiſſenheit, ohne Zweifel, mehr Schuld daran hat, als der böſe Wille. Die Nachrichten, die man zu ſeinen Zeiten, von dem Mahomet und deſſen Lehren hatte, waren ſehr unzulänglich, und mit tauſend Lügen vermengt, welche die chriſtlichen Polemici deſto lieber für Wahrheiten annahmen, je ein leichtres Spiel ſie dadurch erhielten. Wir haben nicht eher eine aufrichtige Kenntniß davon erhalten, als durch die Werke eines Reland und Sale; aus welchen man am meiſten erkannt hat, daß Mahomet eben kein ſo unſinniger Betrieger, und ſeine Religion eben kein bloſſes Gewebe übel an einander hangender Ungereimtheiten und Verfälſchungen ſey. Aber bey dem allen iſt Cardan noch nicht entſchuldiget: er, der ſich um ſo viel unbekannte Sachen bekümmerte, hätte ſich auch hierum erſt bekümmern können, ehe er eine Vergleichung wagte, die eine völlige Erkenntniß vorausſetzt, wenn ſie einem Philoſophen nicht unanſtändig ſeyn ſoll. Und was würde er wohl haben erwiedern können, wann ſich ein Muſelmann, der eben der gelehrteſte nicht zu ſeyn braucht, folgender Geſtalt mit ihm eingelaſſen hätte. „Man ſieht es wohl, mein guter Cardan, daß du ein Chriſt biſt, und daß dein Vorſatz nicht ſowohl geweſen iſt, die Religionen zu vergleichen, als die chriſtliche, ſo leicht als möglich, triumphiren zu laſſen. Gleich Anfangs bin ich ſchlecht mit dir zufrieden, daß du die Lehren unſers Mahomets in eine Claſſe ſetzeſt, in welche ſie gar nicht gehören. Das, was der Heide, der Jude und der Chriſte ſeine Religion nennet, iſt ein Wirrwar von Sätzen, die eine geſunde Vernunft nie für die ihrigen erkennen wird. Sie berufen ſich alle auf höhere Offenbarungen, deren Möglichkeit noch nicht einmal erwieſen iſt. Durch dieſe wollen ſie Wahrheiten überkommen haben, die vielleicht in einer andern möglichen Welt, nur nicht in der unſrigen, Wahrheiten ſeyn können. Sie erkennen es ſelbſt, und nennen ſie daher Geheimniſſe; ein Wort, das ſeine Widerlegung gleich bey ſich führet. Ich will ſie dir nicht nennen, ſondern ich will nur ſagen, daß eben ſie es ſind, welche die allergröbſten und ſinnlichſten Begriffe von allem, was Göttlich iſt, erzeugen; daß ſie es ſind, die nie dem gemeinen Volke erlauben werden, ſich ſeinen Schöpfer auf eine anſtändige Art zu gedenken; daß ſie es ſind, welche den Geiſt zu unfruchtbaren Betrachtungen verführen, und ihm ein Ungeheuer bilden, welches ihr den Glauben nennet. Dieſem gebt ihr die Schlüſſel des Himmels und der Höllen; und Glücks genug für die Tugend, daß ihr ſie mit genauer Noth zu einer etwannigen Begleiterin deſſelben gemacht! Die Verehrung heiliger Hirngeſpenſter, macht bey euch ohne Gerechtigkeit ſeelig; aber nicht dieſe ohne jene. Welche Verblendung! Doch dem Propheten ſelbſt iſt es nur zum Theil geglückt, euch die Augen zu eröfnen, und ich ſollte es unternehmen? Wirf einen Blick auf ſein Geſetz! Was findeſt du darinne, das nicht mit der allerſtrengſten Vernunft übereinkomme? Wir glauben einen einigen Gott; wir glauben eine zukünftige Strafe und Belohnung, deren eine uns, nach Maaßgebung unſerer Thaten, gewiß treffen wird. Dieſes glauben wir, oder vielmehr, damit ich auch eure entheiligten Worte nicht brauche, davon ſind wir überzeugt, und ſonſt von nichts! Weißt du alſo, was dir obliegt, wann du wider uns ſtreiten willſt? Du muſt die Unzulänglichkeit unſrer Lehrſätze beweiſen! Du muſt beweiſen, daß der Menſch zu mehr verbunden iſt, als Gott zu kennen, und tugendhaft zu ſeyn; oder wenigſtens, daß ihm beydes die Vernunft nicht lehren kann, die ihm doch eben dazu gegeben ward! Schwatze nicht von Wundern, wann du das Chriſtenthum über uns erheben willſt. Mahomet hat niemals dergleichen thun wollen; und hat er es denn auch nöthig gehabt? Nur der braucht Wunder zu thun, welcher unbegreifliche Dinge zu überreden hat, um das eine Unbegreifliche mit dem andern, wahrſcheinlich zu machen. Der aber nicht, welcher nichts als Lehren vorträgt, deren Probierſtein ein jeder bey ſich führet. Wann einer aufſtehet, und ſagt: ich bin der Sohn Gottes; ſo iſt es billig, daß man ihm zuruft: thue etwas, was ein ſolcher nur allein thun könnte! Aber wenn ein anderer ſagt: es iſt nur ein Gott, und ich bin ſein Prophet; das iſt, ich bin derjenige, der ſich beſtimmt zu ſeyn fühlet, ſeine Einheit gegen euch, die ihr ihn verkennet, zu retten; was ſind da für Wunder nöthig? Laß dich alſo das Beſondre unſrer Sprache, das Kühne in unſrer Art zu denken, welche den geringſten Satz in blendende Allegorien gern einſchließt, nicht verführen, alles nach den Worten anzunehmen, und dasjenige für Wunder zu halten, worüber wir ſelbſt ſehr betroffen ſeyn würden, wenn es in der That Wunder wären. Wir ſchenken euch gar gerne dieſe übernatürlichen — — ich weis nicht, wie ich ſie nennen ſoll? Wir ſchenken ſie euch, ſage ich, und danken es unſerm Lehrer, daß er ſeine gute Sache, nicht dadurch hat verdächtig machen wollen. Auch wirf uns nicht die Gewalt der Waffen vor, bey deren Unterſtützung Mahomet predigte. Es iſt wahr, er und ſeine Anhänger haben ſehr viel, und Chriſtus und ſeine Apoſtel haben gar kein Blut vergoſſen. Aber glaubſt du wohl, daß das, was bey euch eine Grauſamkeit geweſen wäre, es bey uns nicht iſt? Gieb Acht, es wird auf das vorige hinaus kommen! Wann der, welcher unbegreifliche Dinge vorträgt, die ich höchſtens nur deswegen glauben kann, weil ich ihn für einen ehrlichen Mann halte, der mich nicht hintergehen wird; wann der, ſage ich, den Glauben mit dem Schwerde erzwingen will, ſo iſt er der verabſcheuungswürdigſte Tyrann, und ein Ungeheuer, das den Fluch der ganzen Welt verdienet. Wann aber der, welcher die Ehre des Schöpfers rettet, halsſtarrige Verruchte findet, die nicht einmal das, wovon die ganze Natur zeuget, die nicht einmal ſeine Einheit bekennen wollen, und dieſe von dem Erdboden vertilgt, den ſie entheiligen, ſo iſt er kein Tyrann; er iſt, — — wann du ihn ja keinen Propheten, der Friede verkündiget, nennen willſt, nichts als ein rächendes Werkzeug des Ewigen. Oder glaubſt du in der That, daß Mahomet und ſeine Nachfolger ein ander Bekänntniß von den Menſchen gefordert haben, als das Bekänntniß ſolcher Wahrheiten, ohne die ſie ſich nicht rühmen können, Menſchen zu ſeyn. Weiſt du was Abu Obeidach an die von Jeruſalem ſchrieb, als er dieſen heiligen Ort belagerte? „Wir verlangen von euch, zu bezeugen, daß nur „ein Gott und Mahomet ſein Apoſtel iſt, und daß ein Tag „des Gerichts ſeyn wird, da Gott die Todten aus ihren Gräbern erwecken will. Wann ihr dieſes Zeugniß ablegt, ſo iſt „es uns nicht erlaubt, euer Blut zu vergieſſen, oder uns an „eurem Haab und Gut, oder Kindern zu vergreiffen. Wollt ihr „dieſes ausſchlagen, ſo bewilliget Tribut zu bezahlen, und uns „unterwürfig zu ſeyn: ſonſt will ich Leute wider euch bringen, „welchen der Tod ſüſſer iſt, als euch der Wein und das „Schweinefleiſch.“ — — (*) Siehe, dieſe Aufforderung ergieng an alle! Nun ſprich, verdienten die zu leben, welche nicht einmal die Einheit Gottes und die Zukunft des Gerichts bekennen wollen? Stoſſe dich nicht daran, daß man von ihnen auch verlangte, den Mahomet für einen Geſandten Gottes zu erklären. Dieſe Clauſel mußte beygefügt werden, um zu erſehen, ob ſie auch die Einheit Gottes recht eigentlich annehmen wollten; denn auch ihr behauptet ſie anzunehmen, aber wir kennen euch! Ich will nicht weiter in dich dringen; aber lachen muß ich noch zuletzt über dich. Du glaubſt, daß wir die ſinnlichen Vorſtellungen des Paradieſes nach den Buchſtaben verſtehen. Sage mir doch, wenn ich euren Koran recht geleſen habe, verſteht ihr die Beſchreibung eures himmliſchen Jeruſalems auch nach den Buchſtaben? — —“

Doch ich glaube, das heißt lange genug einen andern reden laſſen. Ich ergreiffe das Wort wieder ſelbſt, und ſage, daß es mich, bey ſo geſtalten Sachen, nicht wundern würde, wann beſonders die Mahometaner den guten Cardan, im Fall, daß ſie ihn einmal kennen lernten, unter ihre boßhafteſten Verläumder rechnen ſollten; daß es mich aber ſehr wundert, wann die Chriſten ihn unter die ihrigen rechnen.

Ich habe alſo noch den lezten Schritt zu thun. — — Je nun, wird man, ohne Zweifel, ſagen, ſo mag denn die Stelle ſelbſt ſo unſchuldig ſeyn, wie ſie will; genug daß Cardan durch einen gottloſen Schluß ſein Innerſtes nur allzu unglücklich verrathen hat. Das Igitur his arbitrio victoriæ relictis, iſt ſo er-

---

(*) Okley aus einer geſchriebenen arabiſchen Geſchichte des heiligen Landes.

ſchrecklich, daß gewiß keine Wendungen zureichen werden, es zu etwas beſſern, als zu einer Geringſchätzung alles Göttlichen zu machen.

Da ſey Gott vor, daß ich Wendungen brauchen wollte! Die Stelle muß ſich ſelbſt retten, oder ich will derjenige ſeyn, welcher am meiſten wider ſie eifert. Man gehe alſo einen Augenblick zurück, und ſehe wo ich eben auf der 52ten Seite aufhörete. Und ſich freywillig in ein Kloſter eingeſchloſſen hat; waren die lezten Worte. Auf dieſe nun folgen unmittelbar folgende, die ich der gröſſern Glaubwürdigkeit wegen in ihrer Sprache anführen will. Sed utinam tam facile eſſet, arma illorum ſuperare, quam hæc objecta diluere. Verum res ad arma traducta eſt, quibus plerumque major pars vincit meliorem. Doch wollte Gott, heißt dieſes, daß man ihre Waffen eben ſo leicht überwinden könnte, als man dieſe ihre Einwürfe zunichte machen kann. Allein die Sache iſt zu den Waffen gekommen, wo der ſtärkere Theil mehrentheils den beſſern überwindet. — — Nunmehr verläßt Cardan auf einmal dieſe Materie, und wendet ſich zu den Verſchiedenheiten, die man unter den Gegenden der Erde bemerkt. Die Worte aber, die er zu dem Uebergange braucht, ſind die ſo oft verdammten Worte: Igitur his arbitrio victoriæ relictis, ad provinciarum diſcrimina tranſeamus.

Wenn ich ein Mann von Ausrufungen wäre, ſo würde ich mich jezt ganz und gar darinne erſchöpfen. Ich würde mit manchem O und Ach zu verſtehen geben, daß auch nicht das allerdeutlichſte vor liebloſen Verdrehungen ſicher ſey. Ich würde den guten Cardan bejammern; ich würde allen ehrlichen Gelehrten wünſchen, daß ſie der liebe Gott ja für Neider behüten möge, die lieber die Regeln der Grammatik nicht kennen, als nicht verleumden wollen.

Doch ich will alles dieſes nicht thun, ſondern bloß die Stelle in ihrem Zuſammenhange noch einmal herſetzen: Verum res ad arma traducta eſt, quibus plerumque major pars vincit meliorem. Igitur his arbitrio victoriæ relictis, tranſeamus &c. O ſagen Sie mir doch, meine Herren, Scaliger, Merſennus, Morhof, de la Monnoye, Vogt, Salthenius, Freytag, Schwarz, worauf geht denn *his?* Warum ſoll es denn auf den Innhalt zweyer vorhergehenden Seiten geben, und warum denn nicht auf arma? Warum ſoll es denn heiſſen: ich will es auf das gute Glück ankommen laſſen, welche von den vier Religionen den Vorzug behaupten wird; und warum denn nicht vielmehr: wir müſſen es dem Glücke überlaſſen, ob die Waffen der Mahometaner, oder die Waffen der Chriſten die Oberhand, nicht in ihren Lehrſätzen, ſondern in den Schlachten, davon tragen werden? Iſt denn beydes etwa einerley? Was haben ſie an dem leztern Sinne zu tadeln? Dieſes doch wohl nicht, daß ſie ihre fromme Galle nicht daran auslaſſen können? Wenn ein andrer an meiner Stelle wäre, der würde die ſeinige vielleicht an ihnen auslaſſen.

Alles dieſes iſt ſo klar, daß ich mich wohl hüten will, noch ein Wort hinzu zu ſetzen. Es würde ſcheinen, als ob ich mit meinen Leſern ſelber ſtreiten wollte, die mir ohne Zweifel, gleich bey dem erſten Worte, die ganze Verleumdung eingeräumt haben.

Allein warum hat Cardan gleichwohl dieſe Worte hernach geändert? — — Als wenn man nur alles änderte, was man ſelbſt für unrecht erkennet; als wenn man es nicht auch oft mit dem allerunſchuldigſten thäte, wenn man ſieht, daß Gegner Gift daraus ſaugen wollen.

Hier würde es vielleicht nicht undienlich ſeyn, zu beſtimmen, in welcher Ausgabe dieſe Veränderung am erſten vorgenommen worden; allein ich muß dieſe Arbeit demjenigen überlaſſen, welchem die Mittel dazu nicht fehlen. Ich habe, zu allem Unglücke keine andre Ausgabe bey der Hand, als eine von den jüngſten, wo es nicht gar die allerjüngſte iſt; nehmlich die von 1664. in Baſel bey Emanuel König. Und auch von dieſer kann ich nicht einmal ſagen, nach welcher ältern Ausgabe ſie abgedruckt werden; ich vermuthe aber nach derjenigen, welche Cardan, ohne Zweifel in dem Jahre 1560 zum zweytenmale überſah; weil ich, ſowohl die zweyte Zuſchrift an den Herzog von Sueſſe, als auch die Actionem primam in Calumniatorem dabey finde. Dem ſey unterdeſſen, wie ihm wolle, ich will ſo viel thun, als ich thun kann, und die Aenderungen bemerken, die Cardan in dieſer ganzen Stelle, nach meiner Ausgabe zu urtheilen, gemacht hat.

Man irret ſich ſehr, wenn man glaubt, daß er nichts als die Worte Igitur his &c. ausgeſtrichen und mit andern, weniger anſtößigen, wenn Gott will! erſetzt habe. Ich bemerke ſonderlich drey Stellen, welche ſich in der Original Ausgabe vorzüglich befinden; und in den verbeſſerten weggeblieben ſind. Die erſte iſt die, welche man im vorhergehenden auf meiner 50 Seite findet, wo anſtatt der Worte: und wie abgeſchmakt, bis ſeinen Dienern ſchwöre, Cardan folgende zu ſetzen für gut befunden hat: Abſurda nonne ſunt, quod fingant Deum aſcendere ad cœlum e terris, & quod ipſe etiam per Dæmones ſervos ſuos juret. Man ſieht alſo, daß er aufrichtig genug geweſen iſt, die abgeſchmackte Beſchuldigung wegzulaſſen, die er daſelbſt dem Korane macht, als ob er lehre, Gott und die Engel beteten für den Mahomet. Allein ich wollte, daß er noch aufrichtiger geweſen wäre und auch das übrige weggelaſſen hätte. Denn was will er damit? Wie kann er dem Korane etwas zur Laſt legen, wovon die heilige Schrift ſelbſt nicht frey iſt? Wird nicht auch in dieſer, von dem Herauf und Herabſteigen Gottes unzähligmahl geredet? Und wenn ſchon nicht darinne geſagt wird, daß Gott bey dem Himmel und bey der Erde ſchwöre; ſo ſchwört er doch bey ſeiner Seele. Ein Ausdruck der, ohne Zweifel, auch ſeine Erklärungen nöthig hat. Die zweyte Stelle iſt der ganze erſte Beweisgrund der Mahometaner, welcher von der Einheit Gottes, deren Verleugnung ſie den Chriſten Schuld geben, hergenommen iſt (Siehe oben S. 50. von: Nun haben aber auch ꝛc. bis S. 51. der zweyte Beweisgrund kömmt.) Alles dieſes hat er in wenig Worte folgender Geſtalt zuſammen geſchmelzen: At Mahumetani & ipſi munimenta habent. Primum quod Chriſtiani non eam quam ipſi in Deo ſimplicitatem colant, & quod Chriſticolæ imagines venerentur, videanturque Deorum non Dei unius cultores. Die dritte Stelle iſt endlich die, wo Cardan von den Heiligen der Mahometaner redet, und von der ich in meiner Ausgabe nicht die geringſte Spur ſehe. Sie geht oben S. 52. von: Auch ſo gar Heilige haben ſie bis zu Ende des ganzen Ortes, eingeſchloſſen hat. — — Von dieſen drey Veränderungen kann man ohne viel Mühe einen Grund angeben, allein was ich von der vierten, die ich gleich anführen will, ſagen ſoll, weis ich nicht. Ich finde nehmlich, daß er auch diejenigen Worte, die zur Rettung ſeiner guten Geſinnung ſo vortreflich ſind, nehmlich: Sed utinam tam facile eſſet, arma illorum ſuperare quam hæc objecta diluere. Verum res ad arma traducta eſt, quibus plerumque major pars vincit meliorem gänzlich weggelaſſen hat. Er bricht da ab, wo ich auf der 52ten Seite abgebrochen habe, und ſetzt anſtatt des berüchtigten Ueberganges nichts als die kahlen Worte: Sed hæc parum philoſophos attinent, pro quibus inſtitutus eſt ſermo: ad provinciarum miracula tranſeamus &c.

Ich nenne dieſe Worte hoffentlich mit Recht kahl, und wer weis, ob ich ihnen nicht noch ein härter Beywort geben ſollte. Dem guten Cardan iſt es wie hundert andern Gelehrten gegangen, die ſich eben ſo wenig, als er, auf das Verbeſſern verſtanden haben. Setzt er nicht offenbar für etwas anſtößiges, noch etwas anſtößigers? Was hindert es, ſein hæc parum philoſophos attinent zu überſetzen: Was hat ſich ein Philoſoph um die Religionen zu bekümmern? Was geht ihn das abergläubiſche Zeug an? Ich weis wohl, ſeine Meinung iſt ſo arg nicht, und er will weiter nichts ſagen, als: *Dieſes geht diejenigen Weltweiſen, für die ich hier ſchreibe, die Naturforſcher nehmlich, weniger an.* Er meint alſo nicht die Weltweiſen überhaupt, für welche die Religionen allerdings ein ſehr würdiger Gegenſtand ſind. Allein nimmt man denn Gründe an, wenn man verdrehen will?

Ich will nur noch ein Paar Worte von der Ordnung, in welcher die verſchiedenen Ausgaben der Bücher de ſubtilitate, auf einander gefolgt ſind, beyfügen, und alsdann mit einer Anmerkung ſchlieſſen, die vielleicht von einigem Nutzen ſeyn kann. Die erſte Ausgabe iſt ohne allen Streit die oben angeführte von 1550. in Nürnberg. Für die zweyte hält Herr Freytag eine Ausgabe von Baſel, ohne Jahrzahl in Folio; für die dritte, die von 1554. gleichfalls in Baſel bey Ludovico Lucio, und für die vierte die von 1560. welche in 8vo an ebendemſelben Orte herausgekommen iſt. Ueber dieſe Folge wird er mir erlauben, einige Anmerkungen zu machen. 1. **Cardan** ſagt es ausdrücklich ſelbſt, in ſeiner Actione prima auf der 728. S. daß die zweyte Ausgabe ſeines Buchs, 1554, und zwar im Anfange des Jahrs erſchienen ſey. *De la Monnoye*, welchen Herr Freytag tadelt, könnte alſo doch wohl Recht haben, wenn er behauptet, daß die anſtößigen Worte in derſelben wären verbeſſert worden. Doch ich muß auch dieſes zu des Herrn Freytags Entſchuldigung ſagen, daß Cardan wenn er die Ausgabe von 1551 die zweyte nennet, dadurch ohne Zweifel nicht ſagen wolle, als ob die erſte niemals nachgedruckt worden ſey; er nennt ſie die zweyte, weil alle die vorhergehenden, als von einer einzigen Originalausgabe abgedruckt, nur für eine, in Anſehung des unveränderten Innhalts, anzuſehen ſind. II. Weil aber doch auf der Baſelſchen Ausgabe in Folio ohne Jahrzahl, ſehr vieler Verbeſſerungen gedacht wird, weil man auch ſo gar die Actio prima auf dem Tittel genennt findet, ſo irret ſich Herr Freytag ganz gewaltig, wenn er ſie für die zweyte halten will. Wie iſt das möglich? Hat dieſer Bücherkenner vergeſſen, daß erſt 1557. des Scaligers Exercitationes herausgekommen ſind, und daß alſo die Actio prima, welches eine Antwort darauf ſeyn ſoll, von noch ſpäterm Dato ſeyn muß? III. Warum aber auch nicht, nach des Herrn Freytags Art zu rechnen, die Ausgabe von 1551. die dritte ſeyn kann, iſt dieſes der Grund, weil Cardan ſelbſt, auf der 791. S. der Actio prima von einer prima & ſecunda Norimbergenſi desgleichen von einer Lugdunenſi und Lutetiana redet. Von der Lugdunenſi nun weis ich es gewiß, daß dieſe 1551. in Octav ans Licht getreten ſey, weil ſie der Verfaſſer des in dem Xten Theile der Obſervationum Hallenſium befindlichen Aufſatzes de libris raris ausdrücklich anführt. Ueberhaupt vermuthe ich, daß man aus dieſen und vielen andern daher vorkommenden Schwierigkeiten ſich ſchwerlich jemals werde helffen können, weil die Buchhändler ohne Zweifel auch hier, ein Stückchen nach gelehrter Art geſpielt, und um einerley Ausgabe mehr als einen Titel gedruckt haben.

Ich komme endlich auf die Anmerkung mit welcher ich ſchlieſſen will. Dieſe Beſchuldigung des Cardans, welche ich hoffentlich unwiderſprechlich zu Schanden gemacht, haben unſre Litteratores aus den Händen der Katholiken; beſonders eines hitzigen Merſennus. Ich will ihnen rathen, daß ſie alles, was ſie dieſen Glaubensgenoſſen abborgen, vorher wohl unterſuchen, ehe ſie mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machen. Dieſe Herren haben oft beſondere Urſachen, dem und jenem Verfaſſer einen Schandfleck anzuhängen, welche bey uns wegfallen. Cardanus zum Exempel läßt die Vielheit der Götter in der ſtreitigen Stelle, auf eben die Art vertheidigen, wie ſie die Heiligen zu vertheidigen pflegen, dergleichen er auch den Mahometanern beylegt. Sollte dieſes die Katholicken nicht etwa weit mehr verdroſſen haben, als alles andre? Allein ſie waren vielleicht zu klug, um nicht einen andern Vorwand zu ſuchen. Ich bitte dieſes zu überlegen.

Rettung des INEPTI RELIGIOSI, und ſeines ungenannten Verfaſſers.

Dieſe ganze Rettung wird wider den Herrn Paſtor Vogt gerichtet ſeyn; oder vielmehr ſie wird dieſem Gelehrten Gelegenheit geben, ſich eines Umſtandes wegen zu erklären, welcher, wenn er ihm erſt nach ſeinem Tode ſollte zur Laſt geleget werden, ſeiner Aufrichtigkeit einen ziemlichen Stoß geben könnte. Ich habe für ſeine Verdienſte alle Hochachtung; ja eben dieſe Hochachtung iſt es, welche mich, dieſen Schritt zu thun, bewegt.

Zur Sache! Der Herr Vogt gedenkt in ſeinem Verzeichniſſe rarer Bücher, in dem Buchſtaben J. einer Scharteke, welche, zu Anfange der zweyten Helfte des vorigen Jahrhunderts, in Lateiniſcher Sprache, unter folgendem Titel ans Licht gekommen iſt: Ineptus Religioſus ad mores horum temporum deſcriptus M. I. S. Anno 1652. In Duodez, auf zwey Bogen. Das Urtheil, welches er davon fällt, iſt folgendes: „ein höchſt ſeltnes „aber böſes und gottloſes Büchelchen. Dem Exemplare, welches mir der Herr Göring Superintendent in Minden, aus „ſeiner zahlreichen Bibliothek mitgetheilet hat, war folgendes am „Rande beygeſchrieben: Mente cares, ſi res tibi agitur ſeria: „rurſus fronte cares, ſi ſic ludis amice Faber. Hæc ſunt Eraſmi „verba, alia occaſione prolata, in hunc libellum optime quadrantia. S. die vermiſchte Hamburgiſche Bibl. Band III. S. 581. „Ich will dasjenige daraus herſetzen, was man in dem 45. „Paragrapho lieſet, und was den Sinn des Verfaſſers verräth:

„Omnes quæſtiones & controverſias ab ovo, dicitur, ſemper in
„cipito. Nihil ſuppone; ſemper quæras: an Chriſtus fuerit in re
„rum natura."

Ich habe an dieſem Richterſpruche zweyerley von Wichtigkeit auszuſetzen: erſtlich, daß Herr Vogt ſeinem Leſer von dieſer ſeltnen Schrift einen durchaus falſchen Begrif macht: Zweytens, daß er die daraus angeführte Stelle offenbar verfälſcht.

Der erſte Punct. Herr Vogt macht ſeinen Leſern einen ganz falſchen Begrif davon. Er ſagt es ſey ein höchſt böſes und gottloſes Büchelchen. Ich aber ſage, es ſey ein ſehr gutes und rechtgläubiges Büchelchen. Wie werde ich dieſen Gegenſatz am beſten beweiſen? Nicht beſſer, glaube ich, als wenn ich es den unpartheyiſchen Leſer ſelbſt verſuchen laſſe, was es für Wirkungen bey ihm haben werde, wenn er es von einem Ende zum andern leſen ſollte. Dieſes alſo will ich thun; doch um ihm den Verdruß zu erſparen, ſich mit dem ziemlich barbariſchen Lateine, in welchem es geſchrieben iſt, zu plagen, lege ich ihm nichts als einen deutſchen Auszug davon vor. Einen Auszug, ſage ich, und nicht eine Ueberſetzung; damit ich in jenem das Gift, wenn anders welches darinnen iſt, ſo nahe zuſammen bringen kann, als möglich: und damit dieſes auf einem Haufen, ſeine Kräfte gewiß äuſſere, wann es anders welche äuſſern kann.

Ich ſage alſo, daß der Ineptus Religioſus eine kleine Schrift iſt, die aus einer Zueignungsſchrift, aus 53 Paragraphen, aus einem kleinen Gedichte, und endlich aus einer Stelle des Auguſtinus beſtehet. Man betrachte eines nach dem andern. Zuerſt die

Zueignungsſchrift.

Hier iſt das vornehmſte davon. — — „Mein lieber
„Freund, du befindeſt dich jetzo auſſer deinem Vaterlande, in
„den am Meere liegenden Ländern Europens; deine größte
„Begierde geht dahin, daß du, in allen Stücken, einen recht
„galanten Weltmann, und einen recht groſſen Geiſt aus dir
„machen mögeſt. Das iſt löblich, und ich halte es für eine
„Schuldigkeit, dich noch mehr dazu aufzumuntern. Ich will
„dir ſo gar mit meinem guten Rathe an die Hand geben, und
„dir dasjenige mittheilen, was ich, nach einer neulichen Unter-

„ſuchung, für das beſte zu ſeyn fand, um ein nicht unwürdiger „Gottesgelehrter — — (ſo will ich unterdeſſen das Wort Religioſus überſetzen.) dieſes Jahrhunderts zu werden. Ich weiß „gewiß, es wird dir ſehr nützlich ſeyn, und du wirſt in kurzen „ſehr viel daraus lernen können, wenn du nur folgſam ſeyn „willſt. Lebe wohl. Datum & conceptum in otio febrili.

Nach dieſer Zueignungsſchrift, die nicht viel beſſer, als eine — — doch der Leſer mag es ſelbſt entſcheiden, was ſie zu verſprechen ſcheinet? — — Hier folgt die Abhandlung ſelbſt, deren Hauptſätze ich folgender Maaſſen zuſammen ziehe.

§. 1.

„Höre mir zu, der du dich von dem Pöbel abſondern, zu einer gröſſern Theologiſchen Weisheit gelangen, und viel in kurzer Zeit lernen willſt. Du wirſt ſehen, daß der Weg zu dem Erhabenſten heut zu Tage ſehr leicht iſt, ſo daß du dich über die Glückſeeligkeit deiner Zeiten, und über deine eigne Fähigkeit wundern wirſt. Ohne viel Sprachen zu lernen, ohne die Nächte ſchlaflos hinzubringen, ohne viel Oel und Fleiß zu verlieren, will ich dir das Innerſte der Weisheit eröfnen. Laß andre ſich quälen, ſo viel wie ſie wollen; ſie wollen das gute nicht erkennen ꝛc.

§. 2.

„Du alſo der du dich berühmt zu machen gedenkeſt, überrede dich vor allen Dingen, daß du ein ganzer Mann biſt, und daß dir nichts fehlt, um von allen, was dir in den Weg kömmt, urtheilen zu können. Weg mit der thörigten Behutſamkeit. Wer wird ſeine Meinung andern unterwerfen wollen? Weg mit ſolcher Sklaverey! Keine Sklaverey iſt ſchimpflicher als die freywillige ꝛc.

§. 3.

„Halte die Gottesgelahrheit für das allerleichteſte Studium — — Glaube, daß nichts weniger Mühe koſtet, als das wahre von dem falſchen, und das Licht von der Finſterniß zu unterſcheiden. Ich verſichre dir, daß alle Schwierigkeiten in der Einbildung beſtehen; und daß nichts ſchwer iſt, als was einem ſchwer ſcheinet. Der Löwe entſetzt ſich über das Quacken des Froſches und wann er näher kömmt, zertritt er ihn ꝛc.

§. 4.

„Ferner verachte das Anſehen der Alten und der Verſtorbenen. Wir ſind zwar überall unſern Vorfahren viel ſchuldig; nur in der Religion ſind wir ihnen nichts ſchuldig ꝛc.

§. 5.

„An die Hirten und Lehrer, unter welchen du lebeſt, kehre dich nicht. In einer ſo wichtigen Sache, als das Heil deiner Seelen iſt, mußt du dich auf niemanden verlaſſen. Der beſte Chriſt iſt der, welcher ſein eigner Hirt iſt. Die Sorge für deine Seeligkeit iſt niemanden aufgetragen, und niemand wird für dich zum Teufel fahren. Du kanſt dich ja ſelbſt aus Büchern genugſam unterrichten, derer heut zu Tage oft ein Schuſter und Schneider mehrere hat, als ſonſt ein groſſer Doctor des Kanoniſchen Rechts. Und was iſt jetziger Zeit gemeiner als die Gelehrſamkeit? Was haben die Gelehrten vor gemeinen Handwerksleuten, die oft fertiger mit der Zunge ſind als ſie, voraus, als den Namen? Vor dieſen möchte es wohl wahr ſeyn, daß man die Gelehrſamkeit nur bey den Gelehrten finden konnte; allein jetzt

redeunt Saturnia regna,
In quibus Aſſyrium vulgo naſcetur Amomum.

§. 6.

„Mit dieſen witzigen Köpfen alſo, welche eigentlich keine Gelehrte ſind, rathe ich dir fleißig umzugehen. Alle Paſtores, Magiſtros, Doctores, Baccalaureos verachte gegen ſie. Dieſe finſtern Leute wollen, daß man nur ihnen alles glauben müſſe; ſie ſind aufgeblaſen und in ihre Grillen närriſch verliebt. Wenn ſich ja noch einige unter ihnen finden, die dieſe Fehler nicht haben, ſo ſind ſie dafür albern, blödſinnig, einfältig und dumm. Ueberhaupt aber werden ſie dich alle mit ſo viel Sophiſtereyen und ſchulmäßigen Unterſcheidungen plagen, daß du nothwendig einen Eckel für ſie bekommen mußt. Sie werden dich auf die Grammatiken, auf die Vernunftlehren, auf die Wörterbücher, auf Commentarios, Diſputationes, Thomiſten und Scotiſten verweiſen; ſie werden dich zu einem ewigen Sklaven der Bücher machen, damit ſie dich ja in ihren Ketten behalten, und du nur immer ihre Speichel lecken mußt ꝛc.

§. 7.

„Noch einmahl alſo, laß dieſe düſteren Köpfe, und gieb dich mit niemanden, als mit ſolchen ab, welchen Wahrheit und Lügen gleichgültige Dinge ſind, und die weder die Kunſt zu ſchlieſſen, noch zu diſputiren, gelernt haben. Du brauchſt eben nicht, um die Theologie zu lernen, deine andern Handthierungen aufzugeben; du kannſt alles dabey treiben, was du nur willſt; und es iſt genug wenn du nur in müßigen Stunden mit deinen Geſellſchaften ein wenig von der Religion ſchwatzeſt. Du kannſt alles unter Scherz und Lachen lernen — — Schuſter und Schneider ſind oft die beſten Theologen, weil ſie aus Erfahrung reden. Die Stimme des Pöbels, iſt die Stimme Gottes. Verſuch es nur!

§. 8.

„Du wirſt aber deſto leichter lernen, je mit beredtern du umgeheſt; dergleichen jetziger Zeit die Engeländer und Holländer zu ſeyn pflegen, bey welchen alle Märktplätze von Religion wiederſchallen. Ihre Weibleins ſo gar, ſind die geſchwätzigſten, die nur zu finden ſind, und ſie können fertiger von theologiſchen Dingen plaudern, als mancher langbärtige Profeſſor der Theologie. Doch auch nicht immer mit einem unterrede dich! Bald mit dieſem, bald mit jenem, damit du fein vielerley in den Kopf bekömmſt ꝛc.

§. 9.

„Nun muß ich dich ferner zur Kühnheit aufmuntern. Das Sprichwort ſagt: den Kühnen hilft das Glück; und ich ſage dir: den Kühnen hilft die Weisheit. Furchtſame bleiben auf dem bekannten Wege; Zweifelhafte folgen einem Führer; und die den Weg nicht wiſſen, treten in andrer Fußtapfen. Die Feigheit verräth ein unedles Gemüth. Ein Weiſer weis, daß er etwas weis; er verehrt ſich, und läßt ſich von andern verehren. Was fragt er darnach, ob ihn andre frech, verwegen, oder, wie ſie ſonſt wollen, nennen?

§. 10.

„Mit dieſer Tugend iſt die Groſmuth verwandt, die du auch lernen mußt. Sie iſt es, welche dich die Kleinigkeiten der Sprachlehrer, und die Kindereyen der Dialektiker verachten lehrt ꝛc.

§. 11.

„Mit dieſen Eigenſchaften ausgerüſtet, mußt du dich zu keiner gewiſſen Sekte bekennen, und auf keines Worte ſchwören. Auch die Namen der Lutheraner, Papiſten und Calviniſten mußt du nicht einmal vertragen. Remonſtranten oder Contraremonſtranten; was will das ſagen? Die Chriſten müſſen unter ſich alle Brüder ſeyn. Luther war ſo gut ein Menſch als andre, und wir fehlen alle mannigfaltig ꝛc.

§. 12.

„Wann du aber ja in einer von den Sekten biſt auferzogen worden, ſo verachte doch die andern nicht daher. Jede hat etwas gutes; ſuche dir das Beſte aus; lerne aus allen etwas, und nicht aus einer alles. Haſt du aber Schreiben gelernet, ſo mache dir ſelbſt ein theologiſches Syſtem ꝛc.

§. 13.

„Haſſe alſo keine Sekte, und glaube, daß, wie der Deutſche ſagt, hinter dem Berge auch noch Leute wohnen. Gedenke an das, was Barläus in ſeinem ſchönen Epigrammate ſagt:

— — — — — non unius ævi,
Non populi unius credimus eſſe pium
Si ſapimus diverſa, Deo vivamus amici,
Doctaque mens pretio conſtet ubique ſuo &c.

§. 14.

„Wann du ja haſſen willſt, ſo haſſe die Katholiken vor allen andern, weil ſie die Gewiſſen binden, uns alle Freyheit im Denken rauben, und nach der Art der Alten eine gar zu ſtrenge Kirchenzucht haben; weil ſie die Kirche zu einem Gefängniſſe, und den Glauben zu einer Marterbank machen ꝛc.

§. 15.

„Nach dieſen verachte die Lutheraner oder Ubiquetiſten. Dieſe Heerde iſt ſehr zankſüchtig, ſie dünkt ſich alleine klug, und hat noch viel von den äuſſerlichen päbſtiſchen Ceremonien beybehalten. Alle Ceremonien aber, befehl ich dir, zu fliehen. Wozu ſoll das Kniebeugen, das Kreuzmachen, die Entblöſung des Hauptes? Dergleichen Grimaſſen gehören für die Klopffechter und Tänzer.

§. 16.

„Sonſt aber halte alle Sekten in gleichem Werthe, es mögen nun Arminianer, oder David-Joriten, oder Browniſten ſeyn. Tros Tyriusve fuat nullo discrimine habeto. Laß dir es auch niemals in den Sinn kommen, als wenn die päbſtliche Religion weniger zu haſſen wäre, als die Photinianiſche oder Mahometaniſche. Den Sektirer mußt du fliehen, ſofern er ein Sektirer iſt, nicht aber, inſoferne er irret.

§. 17.

„An allen Glaubenslehren und Lebenspflichten zweifle in deinem Leben wenigſtens einmal. Und wann du es thuſt; ſo entziehe dich allem Umgange der Menſchen. Begieb dich in die Einſamkeit, welche dich manches lehren wird! Ziehe keine Bücher dabey zu Rathe; ſondern bloß und allein dich. Wenn der Geiſt von allzu vielen Leſen abgemattet iſt, ſo kann er von nichts gehörig urtheilen ꝛc.

§. 18.

„Die Bibel rathe ich dir, ohne alle Hülfe zu leſen. Doch brauchſt du nicht immer darüber zu liegen; aufs höchſte bey garſtigem und traurigen Wetter, oder wann du von der Arbeit müde und zu andern Verrichtungen ungeſchickt biſt. Fliehe alle Ausleger; denn glaube mir, kein einziger iſt von Vorurtheilen frey.

§. 19.

„Alle andre Gebetbücher, oder Geſangbücher kannſt du bey der Bibel entbehren. Ich rathe dir überhaupt nicht, dich gewiſſer Formeln bey dem Beten zu bedienen; nicht einmal des Vater Unſers. Das iſt eine elende Andacht, die ihr Feuer aus den Büchern hohlen will! ꝛc.

§. 20.

„Die Bibel ſelbſt aber lies mit Sorgfalt und Ueberlegung; nicht mit jener ſinnloſen Ehrfurcht, die man Andacht zu nennen pflegt. Es ſind Orte wo ſelbſt Paulus anſtößt, und wo Petrus ſtolpert. Homer ſchläft ja ſelbſt manchmal ein. Lies die Bibel, nicht anders als du den Livius, Froſchmäusler, oder der Gräfin von Pembrok Arkadien lieſeſt. Einiges davon lobſt du; einiges übergehſt du; von einigem wollteſt du, daß es lieber anders, als ſo heiſſen möge. Es ſteckt auch noch vieles in der Bibel, das noch niemand bemerkt oder an den Tag gebracht hat; und das entweder auf deine oder auf eines andern Hand wartet. Viele Stellen ſollten ganz anders ausgelegt werden. Bey vielen folgt ein Schöps dem andern, und ein Ausleger dem andern ꝛc.

§. 21.

„Hieraus kannſt du leicht ſchlieſſen, was ich von dem akademiſchen Diſputiren halte. Damit dieſe Leutchen doch etwas thun mögen, ſo zanken ſie ſich über Worte, die weder bey ihnen noch bey andern einen Sinn haben. Ich möchte doch wiſſen, welcher von den Apoſteln ihre Sophiſtereyen de cauſa efficiente, formali, informante, aſſiſtente &c. verſtehen würde? Von ihren Hæcceitatibus Quidditatibus und dergleichen Dingern, die ſie dem Thomas und Holcoth abborgen, will ich nichts ſagen. Wie ſehr hat man es vergeſſen, was der Heil. Ambroſius ſagt: Piſcatoribus creditur non Dialecticis. &c.

§. 22.

„Wenn du aber ja mit mir nicht durchgängig einig biſt, und ohne Bücher nicht gelehrt zu werden glaubſt, ſo will ich dir wenigſtens ſagen, was für welche du loben und billigen mußt.

§. 23.

„Erſt ſiehe, ob der Verfaſſer eine gute Schreibart hat. Sie muß Ciceronianiſch ſeyn. Dieſes Lob haben beſonders die Bücher der Arminianer, desgleichen Calvinus und verſchiedene im vorigen Jahrhunderte verſtorbene Schweizerſche Theologen ꝛc.

§. 24.

„Die andre Tugend eines Schriftſtellers iſt die Beſcheidenheit. Er muß mit ſeinen Gegnern fein ſäuberlich verfahren. Er muß den Ausſpruch des Heilandes beſtändig in Gedanken gehabt haben: richtet nicht!

§. 25.

„Die dritte Tugend iſt die Verſöhnlichkeit, welche die Griechen ἐπιείκειαν nennen. Sie müſſen immer bereit ſeyn, ſich mit ihren Feinden zu vereinigen und beſtändig im Munde führen: ſo viel an euch iſt, haltet mit allen Menſchen Friede!

Dergleichen Bücher kommen heut zu Tage ſehr viele aus Licht, und erhalten hier und da Beyfall.

§. 26.

„Die vierte Tugend iſt die Froſtigkeit, welche die Griechen ψυχρολογιαν nennen. Sie müſſen nicht dem Leſer aus Herz reden, noch Seiten mit Ausrufungen und Fragen anfüllen. Sie müſſen keine Leidenſchaften rege machen, ob man dieſes gleich ſonſt für einen Fehler zu halten pflegt ꝛc.

§. 27.

„Fünftens wollte ich wohl rathen, daß man auf einen guten Druck, auf weiſſes Papier und ſaubere Lettern ſehen möge; allein das weiß jeder ſchon von ſich ſelbſt. Ich will alſo eine andre Regel geben, die wichtiger iſt; dieſe nehmlich, man fliehe ſorgfältig alle methodiſche Bücher. Die beſten ſind diejenigen, welche frey und ohne Zwang geſchrieben ſind ꝛc.

§. 28.

„Endlich, welches ich gleich zuerſt hätte erinnern ſollen, halte beſonders diejenigen für auserleſene Bücher, welche ohne Nahmen des Verfaſſers heraus kommen, und auch keinen Ort des Drucks angeben, es müßte denn etwa eine Stadt in Utopien ſeyn. In ſolchen Büchern wirſt du Schätze antreffen, weil ſie meiſtentheils von witzigen und wahrheitliebenden Männern kommen. Die Welt iſt ſehr undankbar, daß ſie dergleichen Schriften verbieten, oder ſie nicht frey verkaufen laſſen will.

§. 29.

„Solche Bücher, wie ich ſie dir jetzt beſchrieben habe, liebe und lies; alle die übrigen aber, Ausleger, Streitſchriften, Compendia ꝛc. brauche

Ad piper & quicquid chartis amicitur ineptis.

§. 30.

„Ausdrücklich dir aber diejenigen Bücher zu nennen, welche du leſen mußt, will ſich nicht thun laſſen; weil ich dazu den Ort, wo du dich aufhältſt, und ſonſt deine Umſtände wiſſen müßte. Unterdeſſen aber kanſt du mit folgenden anfangen: mit Hugonis Grotii Büchern von der Wahrheit der Chriſtlichen Religion, und ſeinen Auslegungen über das alte und neue Teſtament; mit Thomas Browns Religion des Arztes, (welches

Buch Hugo beſonders wegen ſeiner reinen Schreibart vielen anzupreiſen pflegte) mit des Marcus Antonius de Dominis Republica Eccleſiaſtica; mit des Paräus Irenico: mit Gottfried Hottons Concordia Eccleſiaſtica, und was dir etwa ſonſt für welche in den holländiſchen Buchläden vorkommen.

§. 31.

„Nun will ich noch einige gute Regeln beyfügen, die dir durch dein ganzes Leben nützlich ſeyn können ꝛc.

§. 32.

I. „Verachte deinen Catechiſen, und was du ſonſt in deiner Jugend gelernet haſt. Allen dieſen Bettel mußt du mit den Kinderſchuhen ablegen ꝛc.

§. 33.

II. „Wage dich gleich an etwas groſſes; und das geringſte, worüber du ſtreiteſt, laß die Vorherbeſtimmung von Ewigkeit, die allgemeine Gnade, die Nothwendigkeit der guten Werke zur Seeligkeit, die Art und Weiſe, wie Chriſtus im Abendmahl zugegen iſt, und andere ſolche Fragen ſeyn. Wann du gleich nichts davon verſteheſt, das ſchadet alles nichts.

§. 34.

III. „Von denen, die wichtige Aemter bey der Kirche oder im Staate bekleiden, glaube durchgängig, daß ſie unwiſſend und dumm ſind; denn es wäre ein Wunder, wenn Anſehen und Verſtand beyſammen ſeyn ſollten. Wann du findeſt, daß ſie auch nur in einer Kleinigkeit gefehlt haben, ſo ſchlieſſe weiter.

§. 35.

IV. „Gewöhne dich deine Meinung über alles zu ſagen. Weg mit dem Pythagoriſchen Stilleſchweigen. Erſt lehre andre, und alsdenn lerne ſelbſt. Ueberall aber, in Wein- und Bierhäuſern, ſuche die Unterredung auf theologiſche Dinge zu lenken.

§. 36.

V. „Gieb beſtändig Acht, wo du etwas zu widerſprechen findeſt. Es ſey dir deßwegen erlaubt, den unwiderſprechlichſten Grund des Chriſtenthums anzutaſten; man bekömmt wenigſtens dadurch eine groſſe Meinung von dir ꝛc.

§. 37.

VI. „Halte dich zu denjenigen, die von den oberſten Geiſtlichen verachtet, und gedrückt werden. Es werden immer witzige und gelehrte Männer ſeyn, die man wegen ihrer Wahrheitsliebe verfolgt, und aus deren Umgange du vieles lernen kannſt.

§. 38.

VII. „Auch aus den Reden des aller geringſten Menſchen ſchäme dich nicht etwas zu lernen; und wenn es auch ein alt Weib wäre ꝛc.

§. 39.

VIII. „Wann du mit Männern, die gelehrt ſeyn wollen, von der Religion redeſt, und ſie ſagen dir etwas, was dir ſchwer und dunkel ſcheinet, ſo halte es für verdächtig. Alles was ſchwer iſt, erkenne für Poſſen; und nur das, was du gleich faſſen kannſt, für Wahrheit.

§. 40.

IX. „Der Hauptzweck aller deiner Unterredungen und Handlungen ſey, die Sekten zu vereinigen, und Friede und Ruhe in der Kirche herzuſtellen. Die Theologen ſelbſt ſind viel zu eigennützig, halsſtarrig und zänkiſch, als daß ſie ſich damit beſchäftigen ſollten ꝛc.

§. 41.

X. „Bey Streitunterredungen ſuche beſtändig auf eine neue Art zu antworten. Mit dem Antworten ſelbſt aber, ſey ja recht fertig. Jedes groſſe Genie redet alles aus dem Stegreife. In theologiſchen Sachen beſonders, ſind oft die erſtern Gedanken beſſer als die leztern ꝛc.

§. 42.

XI. „Die Streitigkeiten, welche unter den Sekten obwalten, mache ſo geringe als möglich; denn ſie ſind es, die der Vereinigung am meiſten im Wege ſtehen. Oft ſind es nur Wortſtreite, und der ganze Fehler iſt der, daß beyde Partheyen einander nicht verſtehen. Ueberhaupt wird dir hier der Unterſchied zwiſchen Glaubensartikeln, die zur Seeligkeit unumgänglich nöthig ſind, und denen, die es nicht ſind, ſehr wohl zu Statten kommen.

§. 43.

XII. „Wann du von den verſchiednen Sekten ſprichſt, ſo drücke dich allezeit beſcheiden aus. Die Beſcheidenheit iſt die erſte Tugend eines Jüngers der groſſen und allgemeinen Religion. Miſche daher fein oft in deine Reden die Wörter, wenn, vielleicht, es ſcheinet, ich halte, meiſtentheils, kaum, ohne Zweifel. Sage zum Exempel: wenn irgend ein Glaubensbekänntniß nach allen Vorſchriften der Frömmigkeit und Heiligkeit abgefaßt iſt, ſo iſt es wohl das Augſpurgiſche; die Photinianer ſind des chriſtlichen Namens kaum würdig; die Calviniſten ſcheinen aus Begierde, die göttliche Gnade groß zu machen, den unbedingten Rathſchluß aufgebracht zu haben; dem ehrlichen Hugo Grotius iſt hier etwas menſchliches zugeſtoſſen, ꝛc. Aber ganz anders mußt du von denjenigen reden, die mit deinen beſondern Meinungen nicht überein kommen wollen.

§. 44.

XIII. „Gieb dich bey Streitunterredungen niemals überwunden. Wenn dein Gegner ſcharfſinniger iſt, und dich mit Schlüſſen eintreiben will, ſo halte immer einen Einfall in Bereitſchaft, den du dieſem Schulfuchſe in den Bart werfen kannſt. Allenfalls kannſt du ihm auch ſagen, daß er dich nicht verſtehe, und daß er ſelbſt nicht wiſſe, was er wolle?

§. 45.

XIV. „Bey allen Streitfragen fange ganz von vorne an. Setze nichts voraus. — — — (Doch ich will dieſen Paragraphen, nicht weiter ausziehen: ich werde ihn unten ganz einrücken müſſen, weil die von dem Herrn Vogt angezogene Stelle daraus genommen iſt.)

§. 46.

XV. „Rühme dich oft deiner heiligen Betrachtungen, deiner Geduld, deiner Demuth, und deiner andern dir verliehenen Gnadengaben. Thue aber, als wenn du hierbey nicht deine, ſondern Gottes Ehre ſuchteſt.

§. 47.

XVI. „Lebe ſo, als wenn dich dieſe Zeiten ganz und gar nichts angingen. Entweder ſiehe beſtändig auf das vergangne; oder ſpare dich beſſern Zeiten. Die Berge werden bald etwas gebähren, und alsdenn wird eine ſehr groſſe Veränderung entſtehen.

§. 48.

XVII. „Was dir in der Nähe iſt, verachte. Bücher und Menſchen aus deiner Gegend müſſen dir eckeln. Nur das ausländiſche muß dich ergötzen ꝛc.

§. 49.

XVIII. „Wenn du auf dieſe Art in deiner Religion zugenommen haſt, ſo ſinne endlich einmal darauf, wie die ganze Hierarchie der Kirche abgeſchaft werden könne. Die Geiſtlichen koſten der Republik jährlich ſehr groſſe Summen; ein Erzbiſchof verzehrt in einem Monate mehr, als ein andrer Vornehmer in einem Jahre. Von was für einer Laſt würde der Staat nicht befreyt ſeyn, wenn er dieſe Koſten erſparen könnte?

§. 50.

XIX. „Endlich wann du dich in deinen Glaubensartikeln feſt geſetzt haſt, ſo fange auch an, dich um den Zuſtand deiner politiſchen Obrigkeit zu bekümmern. Lebſt du in einer Monarchie, ſo unterſuche, was dein Monarch für Recht habe, über freye Leute zu herrſchen; Ob es erlaubt ſey, daß einer über alle gebiethe? Kanſt du auch andre mit dazu aufmuntern, daß ſie gleiche Unterſuchungen mit dir anſtellen, ſo iſt es deſto beſſer. ꝛc.

§. 51.

XX. „Um aber von deiner Obrigkeit ein richtiges Urthe fällen zu können, wirſt du ſehr wohl thun, wann du von allen ihren Mängeln und Fehlern Nachricht einzuziehen ſuchſt, welche du am beſten durch ihre Mägde, oder andre Bothſchaftträgerinnen bekommen kannſt ꝛc.

§. 52.

„Mit dieſen und dergleichen Unterſuchungen bringe deine Jugend hin; und ſey nicht ſo unſinnig ſie bis auf das Alter zu verſparen ꝛc.

§. 53.

„Hier will ich aufhören, und ein mehreres deiner eignen Klugheit überlaſſen. Vielleicht erkläre ich mich zu einer andern Zeit weitläuftiger, beſonders wann ich erfahren ſollte, daß dieſes nicht übel aufgenommen werden.

* * *

Noch iſt es einige Augenblicke zu zeitig, meine Leſer zu fragen, was ſie wohl geleſen haben? Es iſt vorher noch ein kleiner Anhang übrig, den ich ihnen gleichfalls mittheilen muß. Er beſtehet, wie ſchon geſagt, aus einem kurzen Gedichte und aus einer Stelle des Auguſtinus. Das erſtre iſt Manuductio ad Epicureiſmum überſchrieben und lautet von Wort zu Wort ſo:

Vitam quæ faciunt ſuis beatam
Porcis, hæc Epicurus ille tradit:
Ne ſpectes hominum Deive mentem!
Non eſt qui regat & curet orbem;
Spem vitæ bene rideas futuræ,
Quamvis mens ratioque ſana monſtrent.
Te ſoli tibi finge procreatum,
Certus cuncta tuo eſſe nata ventri;
Silenus placeat nihilque malis.
Vivas ut tua ſus tuusque porcus;
Et tandem moriare porcus & ſus.
Sic, ſic itur ad inſulas beatas,
Aeterno quibus igne carcer ardet
Et tales coquit uſtulatque porcos.
Tunc malles, Epicure, non fuiſſe,
Sed ſero venient eæ querelæ:
Et diſces aliud fuiſſe quiddam,
Quam quod riſeris hic inane numen.

Dieſe Verſe ſind die beſten nicht; und ſie würden ſchwerlich hier ſtehen, wann ich ſie gemacht hätte. — — Endlich folgt auch die Stelle des Kirchenvaters: Utile eſt libros a pluribus fieri diverſo ſtylo, non diverſa fide, etiam de quæſtionibus iisdem, ut ad plurimos res ipſa, quæ orthodoxe tractatur, pervenire poſſit. — —

Ho! ho! wird man mir nunmehr entgegen rufen, dieſe Stelle war wohl noch nöthig, uns recht mit der Naſe darauf zu ſtoßen, daß der ganze Bettel eine Satyre ſey? Die Wendung darinne iſt gleichwohl weder neu noch ſelten! Der Verfaſſer ſagt überall das Gegentheil von dem, was er ſagen will; und ſagt es oft mit ſo dürren Worten, daß man ſehr dumm ſeyn muß, wenn man ſeine Meinung nicht faſſen will.

Und das urtheile ich auch. Ich will denjenigen ſehen, der mir das geringſte anſtößige oder gottloſe darinne zeigt: ſobald er dasjenige verneinet, was unſer Spötter bejahet, und dasjenige bejahet, was er verneinet. Doch auch dieſes iſt nicht einmal nöthig; man nehme alles nach den Worten an; man gehe von dem eigentlichen Verſtande derſelben, nirgends ab: was iſt es nun mehr? Hat nicht ein Religiosus ineptus ſollen geſchildert werden? Was hat man dazu für andre Züge wehlen können?

Um die Ironie überall noch beſſer einzuſehen, darf man ſich nur an die Streitigkeiten erinnern, welche beſonders um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Lutheriſche Kirche zerrütteten. Eine der vornehmſten war die Syncretiſtiſche, oder diejenige welche die Helmſtädter Gottesgelehrten, und beſonders der ältere Calixtus erregten. Um das Jahr 1652. war ſie eben ſehr heftig geworden, und ſie iſt es, gegen die unſer Verfaſſer die meiſten und ſchärfſten Pfeile losdrückt. Man ſehe beſonders auf den zwey und vierzigſten und drey und vierzigſten Paragraphum, und überhaupt auf alle zurück, wo er von den verſchiednen Sekten, von der Beſcheidenheit, die man gegen ſie brauchen müſſe, und von ihrem Unterſcheide, der nichts weniger als weſentlich ſey, redet.

Auch auf die damaligen Unionsbemühungen, welche mit jener Streitigkeit, eine Art von Verwandſchaft haben, zielt er. Ich berufe mich deswegen beſonders auf den [illegible]ten Paragraphum, wo er von der Verträglichkeit ſpricht, und auf den 30ſten, wo er faſt lauter Bücher anpreiſet, die auf die Wiedervereinigung der chriſtlichen Religion dringen. Was er aber daſelbſt von des Thomas Browns Religion des Arztes ſagt, iſt mir beynahe ein wenig verdächtig. Quem Hugo ex puritate dictionis multis solitus commendare, ſind ſeine Worte. Gleichwohl iſt das Werk eigentlich engliſch geſchrieben; und die lateiniſche Ueberſetzung, wenn ich mich recht erinnere, iſt erſt herausgekommen, als Grotius ſchon todt war.

Ferner ſcheint mir der ganze 21ſte Paragraphus, und wo er ſonſt noch der Scholaſtiſchen Philoſophie gedenkt, auf die Streitigkeiten zu gehen, welche der Helmſtädtiſche Superintendent D. Hoffmann anſpann, der ſich durch ſeinen Haß gegen die Weltweisheit ungemein lächerlich machte.

Desgleichen ſticht er die Anwendung der Carteſiſchen Philoſophie in der Gottesgelahrheit offenbahr, in dem 17ten Paragrapho, an. De omnibus articulis fidei, deque omnibus doctrinis morum fac ſemel in vita dubites.

Endlich beſinne man ſich noch auf die Schwärmereyen des erleuchteten Schuſters von Görlitz, welcher ohne Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit, durch ſeinen bloſſen Unſinn, das Haupt einer Sekte und der Theoſoph Deutſchlands zu werden, das Glück hatte. Auch auf dieſen und ſeine Anhänger wird ſich vieles nicht übel deuten laſſen, ſo daß man, wenn man noch wenig andre Anwendungen auf die Wiedertäufer, und auf die ſtarken Geiſter damaliger Zeit, macht, wenig in den Wind geſagtes finden wird.

Ich will die Auswicklung aller dieſer kleinen Umſtände dem Leſer ſelbſt überlaſſen, und mich begnügen, ihn nur mit dem Finger darauf gewieſen zu haben. Er wird durchgängig, nach einer kleinen Ueberlegung finden, daß wenn eine Satyre in der Welt, orthodox abgefaßt worden; ſo ſey es gewiß dieſe, welche der Herr Paſtor Vogt als böſe und gottlos ausſchreyt.

Doch ein jeder hat ſeine eigene Art zu denken; und es könnte wohl ſeyn, daß dieſer Gelehrte vollkommen nach ſeiner Empfindung geſchrieben habe. Es iſt nicht allen gegeben, Scherz zu verſtehen; beſonders wenn er auf etwas fällt, woran unſere Eigenliebe Theil nimmt. Ich würde ihm daher ſein bloſſes Urtheil nicht verdenken, wann er es dabey hätte wollen bewenden laſſen. Allein, daß er unſre Beyſtimmung durch Verfälſchungen erzwingen will, das verdenke ich ihm ſehr.

Und dieſes iſt der zweite Punkt, den ich erweiſen muß. Man ſehe alſo in dem vorhergehenden die Worte nach, die er aus dem 45 Paragrapho des Religioſi Inepti will genommen haben. Es waren folgende: Omnes Quæſtiones & Controverſias ab ovo, quod dicitur, ſemper incipito. Nihil ſuppone: ſemper quæras: an Chriſtus fuerit in rerum natura. Geſetzt einen Augenblick, dieſe Anführung hätte ihre vollkommene Richtigkeit: was nun? Die ganze Schrift, wie wir geſehen haben, iſt eine Ironie, und alſo auch dieſe Zeilen! Als eine ſolche aber, ſind ſie die unſchuldigſten von der Welt, und ich kann auf keine Weiſe einſehen, wie ſie den böſen Sinn des Verfaſſers verrathen können. Der Herr Vogt wird ihm doch nicht Schuld geben wollen, als habe er gezweifelt, ob jemals ein Chriſtus in der Welt geweſen ſey? Und bey nahe kann er ihm nichts anders damit Schuld geben.

Wie alſo, wenn ich ihm mit ausdrücklichen Worten in eben dieſer Stelle grade das Gegentheil zeigte? Und nichts iſt leichter, denn ich darf ſie nur herſetzen, ſo wie ſie eigentlich in dem Originale, das ich vor mir habe, lautet. Es heißt aber daſelbſt nicht ſchlecht weg: nihil ſuppone; ſondern es heißt: nihil AB ALIIS PROBATUM AUT DECISUM ſuppone. Hier iſt der ganze Paragraphus, den ich oben nur mit wenig Sylben angeführt habe:

§. 45.

XIV. Omnes quæſtiones & controverſias ab ovo, quod dicitur, ſemper incipito. Nihil *ab aliis probatum aut deciſum* ſuppone. Semper quæras: utrum etiam ſint angeli ſeu ſpiritus? An Chriſtus fuerit in rerum natura? An diluvium Moſaicum fuerit univerſale & ſimilia. Neque opus eſt, ut tamdiu expectes, donec neceſſitate quadam eo perducaris, ſed ultro te torque & quam ſtudioſiſſime labora, ut dubia & diſputabilia quædam habeas. Quæſtiones etiam tales amato: unde ſcire poſſum veram eſſe ſcripturæ interpretationem, quam Paſtor meus proponit? quo indicio conſtat Lutheranam religionem congruam eſſe verbo Dei, quum id Photiniani etiam jactent?

Nun muß ich aber in allem Ernſte fragen, warum der Herr Paſtor Vogt das *ab aliis probatum aut deciſum* an einem Orte weggelaſſen hat, wo der ganze Verſtand davon abhängt? Daß er aber hier davon abhängt, wird niemand leugnen. Es iſt zwar wahr, will der ungenannte Verfaſſer ſagen, andre haben es längſt ausgemacht und bewieſen, daß es Geiſter giebt, daß Chriſtus in der Welt geweſen iſt; aber gleichwohl, was gehen dich, der du klüger als die ganze Welt mußt ſeyn wollen, was gehen dich, ſage ich, andre an? Deine Fragen ſind zu Millionenmalen beantwortet worden; doch was ſchadet das? Du kannſt ſie ſchon noch einmal aufwerfen, und dir dadurch das Anſehen eines Geiſtes geben, der bis auf den Grund der

Sachen dringet. — — Wer iſt ſo einfältig, dieſe Sprache nicht zu verſtehen? Und wer ſieht nicht, daß die ganze Stärke des Spottes auf dem ab aliis probatum aut decisum beruhet? So bald dieſes weg iſt, ſo bald ſcheint alles, beſonders wenn es auſſer dem Zuſammenhange genommen wird, wo nicht im vollen Ernſte, wenigſtens in einer ſehr plumpen Ironie geſagt zu ſeyn.

Ich habe ſchon hin und her auf einige Entſchuldigungen für den Hrn. Vogt gedacht. Wie gerne wollte ich annehmen, daß er die Schrift niemals ſelbſt geſehen, und daß ihm ein unachtſamer Freund die Stelle daraus mitgetheilet habe; doch hierwieder iſt ſein eignes Bekenntniß. Wie gerne wolte ich ferner vermuthen, daß er vielleicht einen andern veränderten Abdruck gebraucht habe, wann ich nur den geringſten Grund hätte, zu glauben, daß ein ſolcher in der Welt ſey?

Wenn es ihm daher gefallen ſollte, ſich etwa in einer neuen Ausgabe ſeines Verzeichniſſes hierüber zu erklären, ſo wollte ich wohl wünſchen, daß er ſeine Vermuthungen beyfügen möge, wer ſich etwa unter die Buchſtaben M. J. S. könne verſteckt haben? Kaum darf ich es wagen, die meinigen vorzulegen, weil ich es ganz gerne geſtehe, daß ſie auf ziemlich ſchwachen Gründen ruhen. Anfangs nehmlich, da ich die Schrift ſelbſt noch nicht geſehen hatte, gingen meine Gedanken auf den Johann Steller, welcher ſich durch die Vertheidigung des Pilatus berüchtigt gemacht hat. Nach der Zeit aber bin ich auf den Joſua Schwarz gefallen, welcher zuletzt Schleſwig Hollſteiniſcher Generalſuperintendent war. Er war in ſeiner Jugend ziemlich gereiſet, und konnte alſo Ketzer und Schwärmer genug gekannt haben, um Luſt zu bekommen, ihre Thorheiten nach dem Leben zu ſchildern. Was dieſer Muthmaſſung noch das meiſte Gewicht geben mußte, wäre der Haß, den er beſtändig gegen die Syncretiſten geäuſſert hat. Er mußte ihrentwegen ſo gar ſein Vaterland verlaſſen, welche Verdrüßlichkeit ihm um die Jahre einige ſechzig, begegnete. Doch ich ſage es noch einmal, dieſe Wahrſcheinlichkeiten ſind zu klein, als daß man darauf bauen könnte.

Man wird oben ohne Zweifel bemerkt haben, daß Herr Vogt den dritten Theil der Hamburgiſchen vermiſchten Bibliothek anführet. Wann man ſich die Mühe nehmen will, die Stelle nachzuſehen, ſo wird man finden, daß daſelbſt Herr Harenberg unter den Merkwürdigkeiten ſeiner Weſtphäliſchen Reiſe, gleichfalls des inepti Religiosi gedenkt. Das Exemplar, welches er davon durchlauffen, iſt eben daſſelbe, welches Herr Vogt gebraucht hat. Allein wie verſchieden ſind die Urtheile beyder Gelehrten. Herr Harenberg trift viel näher zum Zwecke, und ich bin durchgängig mit ihm einig, nur darinne nicht, daß er vergiebt, man könne es nicht ſo leicht errathen, ob der Schriftſteller im Ernſte, oder nur Spottweiſe dem Leſer ſo viel heilloſe Lehren vorhalte. — — Hat er etwa bey jedem Paragrapho hinzuſetzen ſollen: aber merkts ihr Leute, daß ich mich nur der Ironie bediene? Das ſind ſchlechte Satyren, über die man es ausdrücklich ſchreiben muß, daß es Satyren ſeyn ſollen.

Es taugt, ſollte ich meinen, überhaupt nicht viel, wenn man die gefährlichen Bücher ohne Noth vermehret. Es wäre beſſer, wenn man ſie ſo viel als möglich verringerte; welches dadurch am erſten geſchehen kann, wenn man jedes nach ſeiner Abſicht beurtheilt, und ſich begnügen läßt, ein nichtswürdiges Buch ein nichtswürdiges zu nennen, ohne es zu einem gottloſen zu machen.

Dieſe Regel der Klugheit ſcheinen nur die wenigſten unſerer Bücherkenner zu beobachten. Da ſie gewohnt ſind, den Werth ihrer Entdeckungen, nach den Graden der Seltenheit eines Werks abzumeſſen, ſo werden ſie nur gar zu oft von einer kleinen Ruhmſucht verleitet, dieſe durch Uebertreibung zu erhöhn, und den Innhalt wenigſtens atheiſtiſch zu machen. So iſt es zum Exempel mit den Werken des Bruscambille ergangen, wider die Herr Reimann nach ſeiner Art auf der 392. Seite der Hiſtoriæ univerſalis Atheiſm. ſehr fürchterlich declamirt. Herr Vogt hat in ſeinem Verzeichniſſe deſſen eigne Worte beybehalten, und beyden ſind ſie liber æternis tenebris dignus. Ich habe eine neuere Ausgabe davon, welche 1668. in Paris in Duodez gedrukt worden. Es iſt wahr, man findet nichts als Poſſen darinne; weiter aber auch nichts, als Poſſen. Bruscambille ſelbſt muß ein Komödiant des vorigen Jahrhunderts geweſen ſeyn, denn faſt alle in ſeinen Werken enthaltene Stücke ſind entweder an die Zuſchauer, vor oder nach den Schauſpielen, gerichtet, oder es ſind Tiraden, wie man ſie auf der franzöſiſchen Bühne zu nennen pflegt. Herr Reimann irrt ſich daher ſehr, wenn er vermuthet, daß Rabelais vielleicht der eigentliche Verfaſſer ſey. Die Schreibart iſt viel neuer, als die Schreibart dieſes franzöſiſchen Lucians — —

Doch ich muß nur aufhören, ehe mich die Luſt zu Ausſchweifungen mehr Beyſpiele vorzulegen, verleitet.

Rettung des Cochläus,

aber nur in einer Kleinigkeit.

Ich geſtehe es ganz gerne, daß Cochläus ein Mann iſt, an den ein ehrlicher Lutheraner nicht ohne Abſcheu denken kan. Er hat ſich gegen unſern Vater der gereinigtern Lehre, nicht als einen wahrheitliebenden Gegner, ſondern als einen unſinnigen Läſtrer, erwieſen; er hat von 1521 bis 1550 faſt kein Jahr verſtreichen laſſen, ohne eine Schmähſchrift wider ihn an Tag zu bringen, welche alle von den römiſchen Glaubensgenoſſen als Evangelia aufgenommen wurden; Verfälſchungen, Lügen, Schimpfworte, Flüche waren ſeine einzigen Waffen, welche der Aberglaube heiligte, ſo ungerecht ſie auch waren. Ich habe daher lange Zeit bey mir angeſtanden, ob er wohl etwas beßres verdiene, als daß man mit Gegenverleumdungen wider ihn verfahre. Man würde ihm, wenn man es auch noch ſo arg machte, dennoch nicht ſo viel Unrecht thun können, als er Luthern gethan hat.

Doch endlich überlegte ich auch auf der andern Seite, daß man dadurch, ſo gut als er, einen Mangel an Gründen, die keines falſchen Zuſatzes benöthiget ſind, verrathen würde; daß durch eine ungezwungene Aufrichtigkeit ſich ſein Anſehen ſichrer untergraben lieſſe, als durch ihm abgelernte Ränke; und kurz, daß man auch dem Teufel nicht zu viel thun müſſe. Dieſer Ueberlegung habe ich es alſo zuzuſchreiben, daß ich mich folgendes aufzuſetzen habe überwinden können.

Unter den Vorwürfen, welche die Katholiken uns wegen der Reformation zu machen pflegen, iſt derjenige keiner von den geringſten, den ſie von den vorgeblichen veranlaſſenden Urſachen hernehmen. Dieſes Werk, ſagen ſie, ward ganz und gar nicht aus einem heiligen Eifer angefangen; der Neid war die Triebfeder. Es verdroß **Luthern**, daß man ſeinem Orden den Ablaßkram entzogen, und ihn den **Dominikanern** gegeben hatte.

Es haben verſchiedene Gelehrte unſrer Kirche dieſe Beſchuldigung hinlänglich beantwortet. **Hunnius**, **Seckendorf**, **Möller** ſcheinen alles geſagt zu haben, was man darauf ſagen kann. Weil ſie es aber nur mit wenig Worten gethan haben, ſo hat es der **Herr D. Kraft** vor einiger Zeit für werth gehalten, ſich umſtändlicher darüber einzulaſſen. Er vertheidigte daher, im Jahr 1749, als er ſich noch in Göttingen befand, eine Streitſchrift de Luthero contra indulgentiarum nundinationes haud quaquam per invidiam diſputante. Dieſe Arbeit ward ſehr wohl aufgenommen, ſo gar, daß man auch einige Jahre darauf eine freye Ueberſetzung, unter dem Titel **die gerettete Ehre des ſeel. D. Martin Luthers**, davon beſorgte. Man kann ihr auch in der That, wenn man billig ſeyn will, ihr Lob nicht entziehen; das Hauptwerk was er beweiſen wollen, hat er glücklich bewieſen, und nur über einen einzigen Umſtand dabey, habe ich meine Anmerkung zu machen. Der **Herr D. Kraft** will nehmlich, daß **Cochläus** der aller erſte Erfinder obgedachter Verläumdung ſey, und daß vor ihm auch **Luthers** allerärgſten Feinde nicht daran gedacht hätten.

Wir wollen ſeine eigne Worte hören, die ich aus dem 14ten Paragrapho der deutſchen Ueberſetzung nehme. „Wir
„ſetzen aber, heißt es daſelbſt, den allgemeinen Grund voraus,
„welcher allerdings ein groſſes Gewicht hat, daß alle Schriftſteller,
„welche zu Luthers Zeiten gelebt, nicht ein Wort von
„dieſer Zunöthigung gedacht haben. Es iſt nicht einmal nöthig,
„daß wir uns auf die berühmten Männer, welche ſich eine allgemeine
„Hochachtung erworben haben, beziehen, nehmlich den
„**Schleidan**, **Thuan**, **Guicciardini**; oder daß wir diejenigen
„anführen, welche ſich noch ziemlich unpartheyiſch und aufrichtig
„bewieſen, nehmlich den **Jovius**, **Alphonſus a Caſtro**, **Ferron**,
„**Surius** ꝛc. als die insgeſamt Luthers Aufſtand aus andern
„Quellen herleiten, und von dieſer Anſchuldigung nichts wiſſen;

„ſondern wir wollen uns, ohne alles Bedenken, auf die Schriften der giftigſten Feinde Luthers berufen, welche den möglichſten Fleiß angewandt, alles mit vieler Bitterkeit zu ſammeln und drucken zu laſſen, was ihre Raſerey wider ihn Verdächtiges und Lächerliches nur ausſinnen können. Es iſt dieſer Umſtand wahrhaftig nicht obenhin anzuſehen, daß unter allen dieſen Vorfechtern, welche vom Jahre 1517 bis an den Tod Luthers 1546, ihm mündlich und ſchriftlich einen Rang abzulaufen geſucht, auch nicht einmal in dem erſten Treffen, als von dem Ablaß allein, und von den Urſachen des angefangenen Streits eigentlich die Rede war, nicht ein einziger ſo unverſchämt geweſen, daß er dieſen Bewegungsgrund angegeben, und Luthern eines ſolchen Neides beſchuldiget hätte, dergleichen ihm nach der Zeit zur Laſt gelegt worden. — — Cochläus ſelbſt, der unglückliche Erfinder dieſer Fabel, hat in den Schriften, die er dem noch lebenden Luther entgegen geſetzt, davon nicht einmal gelallt; ſondern iſt erſt, (§. 4.) nach deſſen Tode, in dem Verzeichniſſe der Thaten und Schriften Martin Luthers in Sachſen, damit hervor gerückt ꝛc.“

In dieſer Stelle alſo, welche dem Herrn D. Kraft einer von den allgemeinen Beweisgründen iſt, warum die Beſchuldigung, daß Luther die Reformation aus Neid angefangen, erdichtet ſey; behauptet er mit ausdrücklichen Worten, I. daß Cochläus, und folglich ein Mann ohne Treu und Glaube, ſie zuerſt vorgebracht habe, und daß II. in den Jahren von 1517 bis 1546 von keinem Menſchen jemals ſey daran gedacht worden.

Doch beydes, mit Erlaubniß des Herrn Doktors, iſt falſch. Ich kenne ein Zeugniß, welches ſich von einem andern, als von Cochläo, herſchreibt, und gleich in den erſten Jahren iſt abgelegt worden. Hier iſt es: Habes primam, ſagt mein Schriftſteller, nachdem er den Urſprung der Lutheriſchen Unruhen erzehlt, hujus Tragœdiæ ſcenam, quam Monachorum odiis debemus. Dum enim Auguſtinenſis invidet Dominicano, & Dominicanus viciſſim Auguſtinenſi, atque hi etiam Franciſcanis, quid quæſo poterimus præter graviſſima diſſidia ſperare?

Wirft dieſe Stelle, wenn anders die Umſtände wahr ſind, die ich davon vorgegeben habe, nicht alles, was Herr Kraft in den vorigen behauptet hat, auf einmal über den Haufen? Ich ſollte es meinen.

Allein iſt es auch ganz gewiß, daß Cochläus nicht Urheber davon iſt? Ganz gewiß. Ihr Urheber iſt Alphonſus Valdeſius. Iſt es auch ganz gewiß, daß ſie in den Jahren von 1517 bis 1546. geſchrieben worden? Auch dieſes iſt ganz gewiß. Sie ward den 31. Auguſt 1520 geſchrieben.

Wer iſt denn aber dieſer Alphonſus Valdeſius? — — Ich will es ganz gerne glauben, daß ich auch denen, die in der Reformationsgeſchichte noch ſowohl bewandert ſind, einen ganz unbekannten Namen genennt habe. Einen Johann Valdeſius der in Neapolis den erſten Saamen des Lutherthums ausgeſtreuet hat, werden ſie wohl kennen; allein von einem Alphonſus dieſes Namens, iſt überall das tiefſte Stillſchweigen.

Ich muß daher alles mittheilen, was ich von ihm weis. — — Alphonſus Valdeſius war magnæ ſpei juvenis, er war ferner ein Sohn Ferdinandi de Valdes, Rectoris Conchenſis, und hat an den Peter Martyr, nicht Vermilium, ſondern Anglerium, aus Holland und Deutſchland verſchiedene Briefe geſchrieben. — — Das ſind ſehr dunkle und unzulängliche Nachrichten, wird man ſagen; es iſt wahr; allein kann ich ſie beſſer geben, als ich ſie habe? Ich habe es nicht einmal gewagt, ſie deutſch zu überſetzen, aus Furcht, auch nur mit dem allergeringſten Worte von ihrem eigentlichen Verſtande abzuweichen.

Meinen Wehrmann aber wird man ohne Zweifel daraus errathen können. Es iſt der nur gedachte **Peter Martyr**. Dieſer Gelehrte war ein gebohrner Mayländer aus Angbiera, verließ ſein Vaterland, und begab ſich nach Spanien, wo er bey dem König Ferdinand ſehr anſehnliche Ehrenſtellen bekleidete. Seine Schriften ſind bekannt, ob ſie gleich faſt alle unter die ſeltnen gehören. Beſonders werden ſeine Briefe, wegen der ganz beſondern darinne enthaltenen Nachrichten, ſehr hoch geſchätzet. Sie ſind das erſtemal im Jahre 1530 zu Complut in Folio gedruckt, und von den Elzeviren im Jahr 1670 zu Amſterdam, in eben demſelben Formate, nachgedruckt worden; doch hat man nur ſehr wenige Exemplare davon abgezogen, ſo daß ſie dieſer neuen Auflage ohngeachtet, gleichwohl noch ein ſehr rares Buch bleiben. Sie ſind in 38 Bücher abgetheilt, und die Briefe, deren Zahl ſich auf 813 beläuft, gehen vom Jahr 1488 bis auf 1525.

In dem ſechshundert und neun und achtzigſten dieſer Briefe nun, desgleichen in dem ſieben hundert und zwey und zwanzigſten, theilet Martyr zwey Schreiben mit, die er von dem gedachten Alphonſus Valdeſius erhalten hatte. Beyde betreffen das Reformationswerk; der erſte iſt aus Brüſſel den 31. Auguſt 1520, und der zweyte aus Worms den 15. May 1521. datirt. Aus jenem iſt die oben angeführte Stelle, welche alle erforderliche Eigenſchaften hat, das Vorgeben des Hrn. D. Krafts zu vernichten. Man kann ſie, wenn man mir nicht trauet, auf der 381ten Seite der zweyten angeführten Ausgabe, ſelbſt nachſehen. Ich finde von dieſem Valdeſius noch einen dritten Brief in dem 699ten eingerückt, allein er betrift ganz etwas anders, die Krönung Carls nehmlich zum römiſchen Könige, bey welcher er zu Achen gegenwärtig geweſen war.

Es verlohnet ſich ohne Zweifel der Mühe, daß ich von den erſtern Briefen etwas umſtändlicher rede, beſonders da ſie ſo wenig bekannt geworden ſind. Ich wüßte nicht einen einzigen Schriftſteller, der ſich mit der Reformationsgeſchichte abgegeben hätte, und ihrer gedächte. Unterdeſſen hätten ſie es doch nur allzuwohl verdient, weil ſie in der That mit vieler Unpartheylichkeit geſchrieben zu ſeyn ſcheinen. Ich hoffe, daß eine Art von Ueberſetzung derſelben, dem Leſer angenehm ſeyn wird, damit er ſich um ſo viel mehr daraus überzeugen könne, ob die von mir angeführte Stelle auch in der That dasjenige beweiſe, was ſie beweiſen ſolle. Der Eingang, den Martyr dem erſten Briefe voranſchickt, iſt folgender: *Petrus Martyr A. M. Marchionibus diſcipulis.* Quæ in regnis geruntur, vos non latent. Ex his quæ ab exteris habemus, legite prodigium horrendum, mihi ab *Alphonſo Valdeſio,* magnæ ſpei iuvene, cujus patrem Ferdinandum de Valdes, Rectorem Conchenſem noſtis, non minus fideliter quam ornate deſcriptum, cujus epiſtola ſic habet. Man ſieht, daß dieſe Worte die Quelle meiner obigen Nachrichten ſind. Der Leſer mag es ſelbſt unterſuchen, was das Rector Conchenſis ſey, ob man einen Statthalter oder einen Schulrecter in Conches, oder was man ſonſt darunter verſtehen ſolle? Ich bekenne meine Unwiſſenheit ganz gerne. Was liegt endlich an dieſem Umſtande? Die Briefe ſelbſt werden deswegen ihren Werth nicht verlieren. Hier ſind ſie:

Der erſte Brief.

Des Alphonſus Valdeſius an den Peter Martyr.

„Du verlangſt von mir zu wiſſen, was die jüngſt unter den Deutſchen entſtandene Sekte der Lutheraner für einen Urſprung habe, und wie ſie ausgebreitet worden. Ich will dir alles, wo nicht zierlich, doch getreulich überſchreiben, wie ich es von glaubwürdigen Perſonen erfahren habe. Du wirſt, ohne Zweifel, gehört haben, daß der Pabſt Julius II. dem Apoſtel Petro einen unglaublich prächtigen und groſſen Tempel bauen zu laſſen, angefangen habe. Er hielt es, vermuthlich, für unanſtändig, daß der Oberſte der Apoſtel in einem niedrigen Tempel wohnen ſolle, beſonders da aus allen Theilen der Welt, unzehliche Menſchen der Religion wegen, daſelbſt eintrafen. Er würde, nach ſeiner Großmuth, dieſen Bau auch gewiß zu Stande gebracht haben, wenn ihn nicht, mitten in dem Laufe, der Tod aus der Zeitlichkeit abgefordert hätte. Leo der Xte folgte ihm auf dem Päpſtlichen Stuhle, weil er aber nicht Geld genug hatte, einen ſolchen Aufwand zu beſtreiten, ſo ließ er durch die ganze chriſtliche Welt denjenigen Ablaß verkündigen, welche zum Baue dieſes Tempels einige Beyſteuer geben wollten. Er hofte, daß er auf dieſe Art eine unſägliche Menge Geldes, beſonders unter den Deutſchen, welche die Römiſche Kirche mit einer ganz beſondern Hochachtung verehrten, zuſammen bringen werde. Doch wie nichts in der Welt ſo feſt und beſtändig iſt, das nicht entweder durch die Gewalt der Zeit, oder durch die Bosheit der Menſchen verfallen ſollte, ſo konnten auch dieſe Ablaßverkündigungen nicht davon ausgenommen bleiben, ſondern ſie wurden die Urſache, daß Deutſchland, welches keiner andern chriſtlichen Nation an Frömmigkeit etwas nachgab, jetzo von allen und jeden darinne übertroffen ward. Es ſprang nehmlich in Wittenberg, einer Stadt in Sachſen, als ein gewiſſer Dominikaner predigte, und dem Volke den Ablaß, woraus er ſelbſt keinen geringen Vortheil zu ziehen trachtete, aufdringen wollte, ein Auguſtiner Mönch, mit Nahmen Martinus Luther hervor, welcher der Urheber dieſer Tragödie ward, und vielleicht aus Neid gegen den Dominikaner, verſchiedene Artickel im Druck ausgehen ließ, in welchen er behauptete, daß der Dominikaner mit ſeinem Ablaſſe viel weiter gehe, als ihm der Pabſt erlaubt habe, oder auch erlauben könne. Der Dominikaner, als er dieſe Artikel geleſen hatte, gerieth wider den Auguſtiner in Wuth; die Mönche fingen nunmehr an, Theils mit Scheltworten, Theils mit Gründen, hitzig unter einander zu ſtreiten; einige vertheidigten die Predigt, andre die Artikel, bis endlich (weil das Böſe niemals Grenzen kennet) der Auguſtiner den päbſtlichen Ablaß ganz und gar zu verſpotten wagte, und vorgab, er ſey nicht ſo wohl zum Heile chriſtlichen Volks, als vielmehr, um den Geitz der Prieſter zu ſättigen erfunden worden. Dieſes iſt alſo der erſte Auftritt dieſer Tragödie, die wir dem Haſſe der Mönche zu danken haben. Denn da der Auguſtiner auf den Dominikaner, der Dominikaner auf den Auguſtiner, und beyde auf die Franciscaner neidiſch ſind, was kann man ſich anders als die allerheftigſten Uneinigkeiten verſprechen? Nun kommen wir auf den zweyten Auftritt. Der Herzog von Sachſen, Friedrich, hatte gehört, daß aus dieſem Ablaſſe dem Kardinal und Erzbiſchofe zu Maynz, Alberto, ſeinem Collegen bey Erwehlung römiſcher Kayſer, mit dem er aber über den Fuß geſpannt war, viel Vortheil zuſlieſſen werde, ſo wie er mit dem Pabſte deswegen eins geworden war. Da nun alſo der Herzog auf Gelegenheit dachte, dem von Maynz dieſen Vortheil zu entrücken, ſo bediente er ſich des Mönchs, der zu allem kühn und unverſchämt genug war, und dem päbſtlichen Ablaſſe ſchon den Krieg angekündiget hatte. Er ließ alles Geld, welches in ſeinen Ländern aus dem Ablaßkrahme war gelöſet worden, den Commiſſarien wegnehmen, und ſagte: er wolle ſelbſt einen eignen Mann nach Rom ſchicken, welcher dieſes Geld zu dem Baue der Heil. Petrikirche überbringen, und zuſehen ſolle, was man für einen Gebrauch von dem übrigen Gelde, das von andern Seiten herbeygeſchaft würde, in Rom mache. Der Pabſt, dem es zukömmt, die Freyheit der Kirche zu beſchützen, und zu verhindern, daß kein weltlicher Fürſt ſich in daſjenige miſche, was der päbſtlichen Heiligkeit einzig und allein zuſtehet, ermahnte den Herzog zu verſchiednen malen, Theils durch die höflichſten Briefe, Theils durch beſondre Abgeordnete, daß er dem päbſtlichen Stuhle dieſe Beſchimpfung nicht anthun, ſondern das aufgefangene Geld wieder heraus geben möge. Doch da der Herzog ſich deſſen halsſtarrig weigerte, und auf ſeiner Meinung blieb, ſo that ihn der Pabſt in Bann. Der Auguſtiner wollte dieſe Gelegenheit, ſich bey dem Herzoge einzuſchmeicheln, nicht verſäumen, und behauptete mit vieler Frechheit, daß ein ſo unbilliger Spruch ganz und gar keine Kraft habe, und daß der Pabſt keinen unſchuldiger Weiſe in den Bann thun könne. Er fing hierauf an ſehr viel Heftiges wider den römiſchen Pabſt und ſeine Anhänger auszuſtoſſen, welches alles gedruckt und ſehr geſchwind in ganz Deutſchland ausgebreitet wurde. Zugleich ermahnte er den Herzog von Sachſen, ſich durch dieſe Drohungen von ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe nicht abbringen zu laſſen. Die Gemüther der Deutſchen wären ſchon längſt, durch die mehr als heidniſchen Sitten der Römer, aufgebracht worden, und hatten ſchon heimlich das Joch des römiſchen Pabſtes abzuſchütteln geſucht. Daher kam es denn, daß ſobald Luthers Schriften öffentlich bekannt wurden, ſie bey allen einen ganz erſtaunlichen Beyfall fanden. Die Deutſchen frohlockten, ſchimpften auf die Römiſchgeſinnten, und verlangten, daß ein allgemeines chriſtliches Concilium gehalten werden ſolle, worinne man Luthers Lehren unterſuchen, und eine andre Einrichtung in der Kirche treffen könne. Und wollte Gott, daß dieſes geſchehen wäre! Doch da der Pabſt mit aller Gewalt ſein Recht behaupten wollte, da er ſich für ein allgemeines Concilium furchte, da er, die Wahrheit frey zu ſagen, ſeinen privat Vortheil, welcher vielleicht dabey Gefahr lauffen könnte, dem Heile der Chriſtenheit vorzog, da er Luthers Schriften, ohne Unterſuchung vertilgen wollte; ſo ſchickte er einen Legatum a Latere an den Kayſer Maximilian, welcher es dahin bringen ſollte, daß Luthern von dem Kayſer und dem ganzen römiſchen Reiche, ein Stillſchweigen auferlegt werde. Es wurden daher in Augſpurg Reichsverſammlungen angeſtellt, auf welche Luther von dem Kayſer gefordert wurde. Er erſchien alſo daſelbſt, feſt entſchloſſen, ſeine Schriften tapfer zu vertheidigen, und mit dem Cajetanus (ſo hieß der Legate) ſich in einen Streit darüber einzulaſſen. Cajetanus ſagte, man müſſe den Mönch ganz und gar nicht anhören, der ſo viel Läſterungen wider den römiſchen Pabſt geſchrieben hätte. Allein die Reichsſtände erwiederten: es würde ſehr unbillig ſeyn, wenn man ihn unverhört verdammen, oder zwingen wolle, diejenigen Schriften, die er zu vertheidigen entſchloſſen wäre, ohne Ueberzeugung zu wiederruffen. Wenn daher Cajetan, (der, wie du weißt, in der heil. Schrift ſelbſt nicht unerfahren iſt,) Luthern überzeugen könne, ſo wären ſie und der Kayſer bereit ihn zu verurtheilen. Da Cajetan alſo ſahe, daß er nichts ausrichten werde, wenn er ſich nicht mit Luthern näher einlaſſen wollte; da er es auch wirklich verſchiednemal verſuchte, und ſehr unglücklich damit war; ſo begab er ſich, unverrichteter Sache, wieder fort. Luther aber, der mit gröſſern Ehren wegging, als er war vorgelaſſen worden, triumphirte als ob er völlig den Sieg erfochten hätte. Weil er ſich übrigens auf den Schutz des Herzogs von Sachſen verlaſſen konnte, ſo trieb ihn ſeine Hitze immer weiter und weiter, und er hörte nicht auf, beſtändig neue Lehren, die mit dem apoſtoliſchen Glauben ſtreiten, in Druck ausgehen zu laſſen. Da alſo der Pabſt ſahe, daß er es im guten nicht dahin bringen könne, daß man dieſen läſternden Mönch zur verdienten Straffe zöge; da er befürchten mußte, daß das Gift, welches ſchon weit und breit um ſich gegriffen hatte, noch mehr Schaden thun, und Luther auch rechtgläubige Männer auf ſeine Seite ziehen könne, ſo ließ er eine ſehr heftige Bulle wider ihn und ſeine Anhänger ausgehen, und erklärte ſie alle für Irrgläubige und Ketzer. Hierdurch ward Luther nicht ſo wohl aufgebracht, als völlig in Raſerey geſetzt, und erklärte den Pabſt ſelbſt (welche Unverſchämtheit!) für einen Irrgläubigen und Ketzer. Er gab unter andern ein Buch unter dem Titel de Captivitate babylonica Ecclesiæ heraus, und es iſt unglaublich, mit was für Ränken er darinne die Lehrſätze und Anordnungen der Kirchenverſammlungen und Päbſte angreift. Er behauptet ſogar, daß Johann Huß auf dem Concilio zu Coſtnitz unſchuldig ſey verbrannt worden, und daß er alle ſeine Artikel, die man verdammt habe, als rechtgläubig vertheidigen wolle. Doch auch hieran ließ er ſich nicht einmal begnügen, ſondern verbrannte noch in Wittenberg alle Bücher des kanoniſchen Rechts, ſo viel er deren daſelbſt auftreiben konnte, weil ſie, nach ſeinem Vorgeben, die chriſtliche Frömmigkeit verdorben hätten, und alſo bey Seite geſchaft werden müßten. Nachdem ſich das Gerüchte hiervon durch ganz Deutſchland ausgebreitet, ſind die Gemüther der Deutſchen auf eine ſo unbeſchreibliche Art wider den apoſtoliſchen Stuhl erbittert worden, daß wenn der Pabſt nicht die Klugheit, oder der Kayſer nicht das Glück hat, mit einer allgemeinen Kirchenverſammlung, dem Uebel abzuhelffen, nur allzuſehr zu beſorgen ſteht, dieſes Unheil werde noch ſo weit um ſich greiffen, daß zuletzt ganz und gar kein Mittel darwieder vorhanden ſeyn wird. — — So viel habe ich dir vorjezt melden wollen. Nimm es geneigt auf, und lebe wohl. Brüſſel, den 31 Auguſt. 1520.

Zweyter Brief

des Alphonſus Valdeſius an den Peter Martyr.

Den Urſprung der Lutheriſchen Sekte, und ihren Fortgang bis auf den heutigen Tag, habe ich dir aus Brüſſel geſchrieben. Vernimm nunmehr, was darauf gefolgt iſt. Nachdem der Kayſer in dieſe Stadt Worms, die Churfürſten des römiſchen Reichs und alle Stände zuſammen berufen, hat er vor allen Dingen Luthers Sache vorzunehmen verlangt, damit durch das Anſehen des ganzen Reichs, der Unſinn dieſes Mannes endlich gebändiget, und andre ihm beyzutreten abgehalten würden. Ob er dieſes nun ſchon ſehr eifrig getrieben, ſo hat er doch nichts weiter erlangen können, als daß Luther, unter kayſerlichem ſichern Geleite nach Worms geruffen und vorher gehört würde, ehe man etwas wider ihn beſchlieſſen wolle. Sie behaupteten alle, daß es unbillig ſeyn würde, ihn unverhört zu verdammen, und daß es der Würde und Frömmigkeit des Kayſers zukomme, wenn Luther ſeine Irrthümer wiederruffe, das übrige, was er ſonſt, ſo gelehrt als chriſtlich, geſchrieben habe, zu unterſuchen, und Deutſchland von den Unterdrückungen und Beſchwerden des päbſtlichen Stuhles zu befreyen. Da der Kayſer ſahe, daß er nichts weiter erlangen könne, ſo ließ er Luthern unter ſeinem ſichern Geleite kommen, der ſich auch vor ihm und allen Ständen des Reichs ſtellte. Er ward gefragt: ob er ſich zu den Büchern, die hier und da unter ſeinem Namen herum gingen, bekenne, und ob er das, was er darinne geſchrieben habe, wiederrufen wolle, oder nicht? Er antwortete: er bekenne ſich zu allen dieſen Büchern; (deren Titel ihm auf ſein Begehren vorgeleſen wurden) und wolle er weder jezt noch jemals leugnen, daß er Verfaſſer davon ſey. Was aber den zweyten Punkt der an ihn geſchehenen Frage anbelangte, ob er nehmlich das was er geſchrieben habe, wiederrufen wolle, ſo bat er, der Kayſer möge ihm Bedenkzeit laſſen, die ihm auch der Kayſer bis auf den folgenden Tag verſtattete. An dieſem nun, wurde Martinus Lutherus abermals vor den Kayſer, die Churfürſten und alle Reichsſtände gefordert, und man verlangte von ihm, daß er auf den zweyten Theil der geſtrigen Frage antworten ſolle. Hierauf hielt er eine lange und weitläuftige Rede, Theils in lateiniſcher, Theils in deutſcher Sprache, und beſchloß endlich damit, daß er nichts, was in ſeinen Büchern enthalten ſey, wiederrufen könne, wenn man ihm nicht aus der Lehre des Evangelii und aus dem alten oder neuen Teſtamente zeigen könne, daß er geirret und gottloſe Sachen vorgetragen habe. Und als man aufs neue in ihn drang, daß er, alles andre bey Seite geſetzt, entweder mit Ja oder Nein antworten möge, ob er bey den Lehrſätzen und Anordnungen der Kirchenverſammlungen bleiben wolle; ſo antwortete er: er wolle nichts wiederrufen, und könne auch bey den Lehrſätzen der Kirchenverſammlungen nicht bleiben, weil die Kirchenverſammlungen ſich manchmal wiederſprochen hätten. Der Kayſer befahl ihm hierauf abzutreten, und ließ die Verſammlung auf dieſen Tag auseinander. Den Tag darauf, ließ er die Churfürſten zu ſich kommen, und legte ihnen eine von ſeiner eignen Hand aufgeſetzte Schrift vor, in der er ihnen, was nunmehr zu thun ſey, erklärte, und ſie insgeſamt ſeiner Meinung beyzutreten bat, daß man nehmlich geſchärfte Befehle wider Luthern und die Lutheraner, ergehen, und die Bücher dieſes unſinnigen Mannes verbrennen laſſen wolle. Die Reichsſtände aber, deren einige Luthers Gift eingeſogen hatten, andre aber Luthern nicht eher verdammt wiſſen wollten, als bis die Deutſchen erſt von den Unterdrückungen und Beſchwerden des römiſchen Hofes befreyt wären, lagen dem Kayſer mit inſtändigen Bitten an, daß man Luthern wenigſtens ins geheim ermahnen möge, dasjenige, was er wider die Kirche geſchrieben habe, zu widerrufen. Als ihnen der Kayſer dieſes erlaubt, und ſie ganzer drey Tage den verſtockten Luther, aber umſonſt, ermahnt hatten, ſahen ſie wohl, daß ſie nichts ausrichten würden, und unterſchrieben alſo das Kayſerliche Decret. Als dieſes geſchehen war, wollte der Kayſer gleichwohl nicht wider das Luthern ertheilte ſichre Geleite handeln, ſondern ließ ihn durch ein öffentliches Inſtrument erinnern, daß er ſich den folgenden Tag ſogleich aus der Stadt Worms, und innerhalb zwanzig Tagen in einen ſichern Ort begeben ſolle. Luther gehorchte, und der Kayſer ließ nunmehr, in ſeinem, in der Churfürſten, und aller Reichsſtände Namen, nicht nur ein ſehr ſcharfes Edikt wider Luthern und ſeine Anhänger ergehen, ſondern ließ auch ſeine Schriften, ſo viel man deren hier finden konnte, mit groſſem Gepränge verbrennen, welches er auch in den übrigen Städten Deutſchlands zu thun befahl. Hier haſt du alſo von dieſer Tragödie, wie einige wollen, das Ende; ſo wie ich aber ganz gewiß überzeugt bin, nicht das Ende, ſondern den Anfang. Denn ich ſehe, daß die Deutſchen wieder den päbſtlichen Stuhl allzu erbittert ſind, und glaube nicht, daß die Befehle des Kayſers bey ihnen von groſſem Nachdrucke ſeyn werden, weil man, auch nach Ergehung derſelben, Luthers Bücher hin und wieder frey und ungeſtraft verkauft. Du kannſt daher leicht muthmaſſen, was vollends in Abweſenheit des Kayſers geſchehen wird. Dieſem Uebel hätte, zum größten Nutzen der Chriſtenheit, ganz leicht können geſteuert werden, wenn der Pabſt gegen eine allgemeine Kirchenverſammlung nicht ſo abgeneigt wäre, und die öffentliche Wohlfahrt ſeinen beſondern Vortheilen vorzöge. Allein, da er ſein Recht auf das hartnäckigſte vertheidiget, da er nichts anhören, ſondern bloß, vielleicht aus einem heiligen Affecte, Luthern verdammt und verbrannt wiſſen will, ſo ſehe ich zum voraus, daß die ganze chriſtliche Republik zu Grunde gehen wird, wann ſich Gott nicht ſelbſt unſrer annimmt. Lebe wohl. Worms, den 15. May 1521.

⁂

Ich bin ſo weit entfernt dieſen Briefen eine Lobrede zu halten, und mich zu ihrem unbedingten Vertheidiger aufzuwerfen, daß ich es vielmehr ganz gerne einräumen werde, wenn man hier und da einige kleine Falſchheiten darinne entdecken ſollte. Ich habe ſie eigentlich aus keiner andern Urſache angeführt und mitgetheilt, als wegen der Stelle, die ich dem Herrn D. Krafte daraus entgegen ſetze, und aus welcher er wenigſtens ſo viel erſehen wird, daß Cochläus den unſerm Luther vorgeworfnen Neid, nicht, wie man zu reden pflegt, aus den Fingern geſogen habe, ſondern dabey ohne Zweifel dem Gerüchte gefolgt ſey.

Indem ich aber leugne daß dieſer geſchworne Feind des groſſen Reformators der Erfinder gedachter Beſchuldigung ſey, ſo will ich ſie doch deßwegen für nichts weniger als für wahr halten. Sie hat zu wenig Wahrſcheinlichkeit, wenn man ſie mit Luthers uneigennützigem und großmüthigen Charakter vergleicht. Er, der durch eine Glaubensverbeſſerung nichts irrdiſches für ſich ſelbſt zu gewinnen ſuchte, ſollte den die Gewinnſucht, oder welches auf eins hinaus kömmt, der Neid über den Gewinn eines andern, dazu angetrieben haben?

Eine Betrachtung aber wird man mir erlauben. — — Ich ſehe nicht, was unſre Gegner gewinnen würden, wann es auch wahr wäre, daß Luthern der Neid angetrieben habe, und wann auch ſonſt alles wahr wäre, was ſie zur Verkleinerung dieſes Helden vorbringen. Wir ſind einfältig genug, und laſſen uns faſt immer mit ihnen in die heftigſten Streitigkeiten darüber ein; wir unterſuchen, vertheidigen, wiederlegen, und geben uns die undankbarſte Mühe; oft ſind wir glücklich, und öfters auch nicht, denn das iſt unſtreitig, daß es leichter iſt, tauſend Beſchuldigungen zu erdenken, als eine einzige ſo zu Schanden zu machen, daß auch nicht der geringſte Verdacht mehr übrig bleibe. Wie wäre es alſo, wenn man dieſes ganze Feld, welches ſo vielen Kampf zu erhalten koſtet, und uns doch nicht das geringſte einbringt, endlich aufgäbe? Genug, daß durch die Reformation unendlich viel gutes iſt geſtiftet worden, welches die Katholiken ſelbſt nicht ganz und gar leugnen; genug, daß wir in dem Genuſſe ihrer Früchte ſitzen; genug, daß wir dieſe der Vorſehung des Himmels zu danken haben. Was gehen uns allenfalls die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat? Er wehlt überhaupt faſt immer nicht die untadelhafteſten, ſondern die bequemſten. Mag doch alſo die Reformation den Neid zur Quelle haben; wollte nur Gott, daß jeder Neid eben ſo glückliche Folgen hätte! Der Ausgang der Kinder Iſrael aus Aegypten ward durch einen Todſchlag, und man mag ſagen was man will, durch einen ſtrafbaren Todſchlag veranlaſt; iſt er aber deſwegen weniger ein Werk Gottes und weniger ein Wunder?

Ich weis wohl, daß es auch eine Art von Dankbarkeit gegen die Werkzeuge, wodurch unſer Glück iſt befördert worden, giebt; allein, ich weis auch, daß dieſe Dankbarkeit, wenn man ſie übertreibt, zu einer Idolatrie wird. Man bleibt mit ſeiner Erkenntlichkeit an der nächſten Urſach kleben, und geht wenig oder gar nicht auf die erſte zurück, die allein die wahre iſt. Billig bleibt Luthers Andenken bey uns in Seegen; allein die Verehrung ſo weit treiben, daß man auch nicht den geringſten Fehler auf ihn will haften laſſen, als ob Gott das, was er durch ihn verrichtet hat, ſonſt nicht würde durch ihn haben verrichten können, heißt meinem Urtheile nach, viel zu ausſchweifend ſeyn. Ein neuer Schriftſteller hatte vor einiger Zeit einen witzigen Einfall; er ſagte, die Reformation ſey in Deutſchland ein Werk des Eigennutzes, in England ein Werk der Liebe, und in dem liederreichen Frankreich das Werk eines Gaſſenhauers geweſen. Man hat ſich viel Mühe gegeben, dieſen Einfall zu widerlegen; als ob ein Einfall widerlegt werden könnte. Man kann ihn nicht anders widerlegen, als wenn man ihm den Witz nimmt, und das iſt hier nicht möglich. Er bleibt witzig, er mag nun wahr oder falſch ſeyn. Allein ihm ſein Gift zu nehmen, wenn er anders welches hat, hätte man ihn nur ſo ausdrücken dürfen: in Deutſchland hat die ewige Weisheit, welche alles zu ihrem Zwecke zu lenken weis, die Reformation durch den Eigennutz, in England durch die Liebe, und in Frankreich durch ein Lied gewirkt. Auf dieſe Art wäre aus dem Tadel des Menſchen, ein Lob des Höchſten geworden! Doch wie ſchwer geben die Sterblichen an dieſes, wann ſie ihr eignes nicht damit verbinden können.

Ich komme auf meine Briefe wieder zurück. Ich glaubte, ſie verdienen auch ſchon deswegen einige Achtung, weil ſich Valdeſius über die Fehler des Pabſts ſehr frey darinne erklärt, und genugſam zeigt, daß er das damalige Verderben der Kirche eingeſehen habe. Endlich können ſie auch noch dieſen zufälligen Nutzen haben, daß ſich künftig unſre Theologen ein wenig genauer erkundigen, ehe ſie den zuverſichtlichen Ausſpruch wagen: dieſes und jenes hat der und der zuerſt aufgedeckt.

Noch erinnere ich mich, was der Pabſt Leo, nach dem Berichte des Herrn von Seckendorfs, bey dem Anfange der Reformation ſoll geſagt haben: *der Bruder Martin hat einen guten Kopf; es iſt nur eine Mönchszänkerey.* Liegt in dem Worte *Mönchszänkerey* nicht faſt eben die Beſchuldigung der Mißgunſt, die unter den verſchiedenen Ordensleuten herrſchte; und hätte der Herr D. Kraft auch nicht dieſen kleinen Ausſpruch in Betrachtung ziehen ſollen? — — Doch genug hiervon.

Zergliederung der Schönheit,

geſchrieben von Wilhelm Hogarth,

aus dem Engliſchen überſetzt von C. Mylius.

Verbeſſerter und vermehrter Abdruck.

1754.

Vorbericht zu dieſem neuen Abdrucke.

Die Begierde, das Hogarthſche Syſtem von der körperlichen Schönheit allen denen unter uns, wo möglich, in die Hände zu liefern, welche in ihren Künſten oder Wiſſenſchaften ein neues Licht daraus borgen können, und durch dieſe weitere Bekanntmachung deſſelben, die gute Abſicht befördern zu helfen, welche Hr. *Mylius* bey ſeiner Ueberſetzung wahrſcheinlicher Weiſe, für ſeine Landsleute gehabt hat; dieſe Begierde, ſag ich, iſt die vornehmſte, ja die einzige Urſache dieſes neuen Abdrucks. Der Preis der erſten Ausgabe war ein Preis, welcher die reichere Gegend, wo ſie beſorgt worden, zu verrathen ſchien, und mit dem Vermögen unſrer Künſtler, noch mehr aber unſrer Gelehrten, dasjenige Verhältniß nicht hatte, welches er haben konnte.

Man hat ihn daher bey dieſer neuen Ausgabe ſo verringert, daß der Verdacht einer neidiſchen Gewinnſucht, hoffentlich, von ſelbſt wegfallen wird.

Da die Liebhaber dieſes Werk nunmehr wohlfeiler bekommen, ſo könnte es leicht ſeyn, daß ſie es auch ſchlechter bekämen. Doch man ſchmeichelt ſich gleich des Gegentheils.

Was die Kupfer anbelangt, auf die man, ohne Zweifel, den erſten Blick werfen wird, ſo muß es der Augenſchein lehren, daß ſie ſo glücklich nachgeſtochen worden, daß, um mich eines Ausdrucks des Hrn. Hogarths zu bedienen, die überſchliffene Brille eines ſogenannten Kenners dazu gehört, etwas darinne zu entdecken, was ſie, zum Nachtheile des Ganzen, weiter unter die Originale ſetzen könnte, als ſie, vermöge der Natur einer Copie, zu ſetzen ſind.

Was ferner die Schrift ſelbſt betrift, ſo glaubt man dieſer ſogar einige Vorzüge gegeben zu haben. Vornehmlich hat man ihr in Anſehung der deutſchen Schreibart verſchiedene Flecken abgewiſcht, die zwar für ſich klein, aber doch anſtößig genug waren. Dem Hrn. Hogarth war es nicht zu verdenken, daß er, als ein Mahler, die Feder weniger geſchickt zu führen wußte, als den Pinſel; daß er ſich oft in dem Ausdrucke verwirrte; daß er die Worte, weil er ihre wahre Kraft nicht kannte, unnöthig häufte, und die Perioden ſo unordentlich unter einander lauffen ließ, als ordentlich ſeine Begriffe auf einander folgten. Allein dem Hrn. Mylius muß man es beynahe ein wenig verargen, wann er ein Wort für das andre genommen, oder, durch die allzuofte Wiederhohlung eben deſſelben Worts, den Leſer wegen des Verſtandes in Zweifel gelaſſen hat, der ihm ſelbſt, in Betrachtung der authentiſchen Erklärungen des Verfaſſers, nicht zweifelhaft ſeyn konnte. Wenn zum Exempel auf der 57 Seite der Londoner deutſchen Ausgabe) Hr. Hogarth ſagt, das Herz ſey in dem Menſchen eine Art des erſten Grundes der Bewegung, und Hr. Mylius druckt es durch eine Art des erſten Bewegungsgrundes aus, ſo iſt dieſes ohnſtreitig eine kleine Nachläßigkeit, die ſich ſchwerlich mit ſeinem überſetzeriſchen Eigenſinne entſchuldigen läßt. Von dieſer Art ſind die Unrichtigkeiten faſt alle, denen ich abzuhelfen geſucht habe, und ſie haben es auch ſeyn müſſen, indem ich mich ohne Vergleichung der Grundſchrift daran zu wagen hatte. Ich ſetze aber voraus, daß mir dieſe wenig würde genutzt haben, weil ich an der eigentlichen Treue der Ueberſetzung zu zweifeln, eben keinen Grund finde.

Auſſer dieſen leichten Veränderungen, durch die gleichwohl die Schreibart nicht ſchöner hat werden können, wird man zum Schluſſe auch eine kleine Vermehrung antreffen. Dieſe beſteht in den überſetzten Briefen des Hrn. Rouquets, deren Hr. Mylius in ſeiner Vorrede gedenkt. Sie waren bey der Hand, und ich hofte, daß ſie dem Leſer um ſo viel angenehmer ſeyn würden, je ſchwerer man ſich aus den bloſſen Ueberſchriften einen Begrif davon machen kan. Dieſe Schwierigkeit iſt durch die Verdeutſchung, welche Hr. Mylius von dieſen Ueberſchriften gemacht hat, eher vermehrt als vermindert worden. Er überſetzt zum Exempel Harlot's Progreſs durch Hurenglück, und hat nicht überlegt, daß dieſes ein proverbialiſcher Ausdruck iſt, welcher etwas ganz anders, ja gar das Gegentheil von dem denken läßt, was man in der Rouquetſchen Erklärung finden wird.

Ich bin nicht in Abrede, daß ein Herausgeber an dieſem Hogarthſchen Werke nicht noch mehr hätte thun können; auch ſogar in Anſehung des Innhalts ſelbſt. Allein er hätte mehr Geſchicklichkeit beſitzen müſſen, als ich mir deren zutraue. Ich will mich gleich erklären.

Hr. Hogarth zeiget, daß alle körperliche Schönheit in der geſchickten und mannichfaltigen Anwendung der Wellenlinie liege, und der ſchwankende Geſchmak iſt glücklich durch dieſe Entdeckung auf etwas gewiſſes eingeſchränkt. Ich ſage eingeſchränkt, aber feſtgeſetzt noch nicht. Man betrachte einmal die Reihe verſchiedner Wellenlinien, welche er oben auf der erſten Kupfertafel vorſtellig macht. Eine jede derſelben hat einen Grad von Schönheit: doch nur eine verdient den Namen der eigentlichen Schönheitslinie; diejenige nehmlich welche weder zu wenig, noch zu ſehr gebogen iſt. Allein welche iſt dieſes? Hr. Hogarth beſtimmt ſie nicht, und da er ſie nicht beſtimmt, ſo iſt es gewiß, daß er die Streitigkeiten des Geſchmacks nur auf einige Schritte weiter hinaus ſchiebt, beſonders, wenn es auf das wenigere oder mehrere in der Schönheit ankömmt. Wann es aber unmöglich ſeyn ſollte, wie ich es beynahe ſelbſt dafür halte, die eigentliche Mitte anzugeben, in welcher die Linie weder zu platt noch zu gekrümmt iſt: ſo ſollte ich doch meinen, daß es wenigſtens möglich ſey, die äuſſern Grenzen anzugeben, jenſeits welcher ſie den Namen der eigentlichen Schönheitslinie verlieren müſſe. Doch auch dieſes läßt unſer Verfaſſer unausgemacht.

Zwar ſeine Entſchuldigung iſt nicht weit herzuhohlen. Er ſahe es vielleicht ein, daß in dieſer Unterſuchung ohne Hülfe der höhern Mathematik nicht fortzukommen ſey, und daß weitläuftige und ſchwere Berechnungen ſein Werk wohl gründlicher, aber nicht brauchbarer machen könnten. Er ließ alſo ſeinen Faden, als ein Künſtler, da fahren, wo ich wollte, daß ihn ein philoſophiſcher Meßkünſtler ergreiffen und weiter führen möchte.

Die ganze Sache würde, ohne Zweifel, auf die Berechnung der punctorum flexus contrarii ankommen, doch ſo, daß man die metaphyſiſchen Gründe der Schönheit niemals dabey aus den Augen laſſen müßte. Die Vollkommenheit beſtehet in der Uebereinſtimmung des Mannichfaltigen, und alsdann wenn die Uebereinſtimmung leicht zu faſſen iſt, nennen wir die Vollkommenheit Schönheit. Der Berechner müßte alſo vornehmlich darauf denken, an der eigentlichen Schönheitslinie ſolche Eigenſchaften zu finden, von welchen man ſagen könnte, daß ſie geſchwinder und leichter zu begreifen wären, als die Eigenſchaften der übrigen Linien dieſer Art. Und nur dieſes, glaube ich, könnte einen Philoſophen in Anſehung der Urſache befriedigen, warum dieſe Linie eine ſo angenehme Gewalt über unſre Empfindungen habe.

Vielleicht würde, unter den verſtorbnen Gelehrten, der Hr. Parent, auf eine vorzügliche Art, zu dieſer analytiſchen Unterſuchung geſchickt geweſen ſeyn. Ich muß es mit wenigen noch entdecken, warum ich eben auf dieſen falle. Ich fand, daß Hr. Maty in ſeinem Journal Britannique, und zwar in den Monaten November und December des vorigen Jahres, bey Gelegenheit der Bekanntmachung des Hogarthſchen Werks, durch eine kleine Note mit einflieſſen laſſen, es habe ſchon vor unſerm Engländer der Hr. Parent ein ähnliches Syſtem gehabt. Er beruft ſich deßwegen auf deſſelben dritten Theil phyſiſcher und mathematiſcher Unterſuchungen, wie auch auf das Jour. des

Sav. vom Jahre 1700. wo eine Abhandlung über die Natur der körperlichen Schönheit von ihm eingerückt ſey. Ich habe nur die letztre nachzuſehen Gelegenheit gehabt, und ich geſtehe es, daß ich über die Aehnlichkeit der Hogarthſchen und Parentſchen Gedanken beynahe erſtaunt bin. Gleich Anfangs beweiſet Parent, daß die Schönheit nicht in ſolchen Verhältniſſen der Theile beſtehen könne, welche auch Hr. Hogarth, beſonders an dem Dürer und Lamozzo, verwirft. Er zeiget hierauf, daß ſie auch nicht auf die bloſſe Mannichfaltigkeit der Theile ankomme, ob dieſe gleich oft gefalle; und eben dieſes behauptet auch Hr. Hogarth. Doch bis hierher würde dieſe Uebereinſtimmung noch nichts ſagen wollen, wann ſie ſich nur nicht bis auf die Hauptſache erſtreckte. Parent geht weiter und unterſucht die Formen, welche keine Schönheit haben, und findet, daß es diejenigen ſind, welche aus vielen weit herausragenden oder weit hineinſtehenden Winkeln, mit vielen geraden Linien untermiſcht, zuſammengeſetzt ſind. Die ſchönen Figuren hingegen, lehrt er, vollkommen wie Hr. Hogarth, beſtünden aus ſchönen Krümmungen, die aus ſanften Convexitäten, Concavitäten, und Inflexionen erzeugt würden. Was fehlt alſo hier mehr, als dieſen Krümmungen willkührliche Namen zu geben, und ihre Verhältniſſe untereinander etwas weitläuftiger zu unterſuchen? Doch vielleicht hat Hr. Parent auch dieſes in ſeinen Werken gethan, die ich nicht habe zu Rathe ziehen können, wenigſtens läßt mich es der Schluß gedachter Abhandlung vermuthen. *Es wäre nunmehr noch übrig, ſagt er, daß ich die verſchiednen krummen Figuren unterſuchte, welche mehr oder weniger Schönheit haben, und diejenige davon beſtimmte, welche die allermeiſte Schönheit hat; und endlich auch, daß ich ausmachte, woher die Herrſchaft komme, welche dieſe Arten von Figuren über die Einbildung, nicht allein der Menſchen, ſondern auch andrer Thiere haben: doch dieſes verdient eine beſondere Unterſuchung, die ich an einen andern Ort verſpare.*

Man ſieht leicht, daß es eben die Unterſuchung ſeyn würde, von der ich oben gewünſcht habe, daß man ſie noch anſtellen möchte, wenn man ſie, mir unwiſſend, nicht ſchon angeſtellt hat.

Theatraliſche Bibliothek.

Erſtes Stück. 1754.

Vorrede.

Man wird ſich der Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters erinnern, von welchen im Jahr 1750. vier Stück zum Vorſchein kamen. Nicht der Mangel der guten Aufnahme, ſondern andere Umſtände machten ihnen ein zu kurzes Ende. Ich könnte es beweiſen, daß Leute von Einſicht und Geſchmack öffentlich die Fortſetzung derſelben gewünſcht haben. Und ſo viel man auch von dergleichen öffentlichen Wünſchen, nach Gelegenheit, ablaſſen muß, ſo bleibt doch noch immer ſo viel davon übrig, als hinlänglich iſt, mein gegenwärtiges Unternehmen zu rechtfertigen.

Man ſieht leicht, daß ich hiermit dieſe Theatraliſche Bibliothek als eine Folge gedachter Beyträge ankündigen will. Ich verliere mich, nach dem Sprichworte zu reden, nicht mit meiner Sichel in eine fremde Erndte; ſondern mein Recht auf dieſe Arbeit iſt gegründet. Von mir nehmlich ſchrieb ſich nicht nur der ganze Plan jener periodiſchen Schrift her, ſo wie er in der Vorrede entworfen wird; ſondern auch der größte Theil der darinn enthaltenen Aufſätze iſt aus meiner Feder gefloſſen. Ja ich kann ſagen, daß die fernere Fortſetzung nur dadurch wegfiel, weil ich länger keinen Theil daran nehmen wollte.

Zu dieſem Entſchluſſe brachten mich, Theils verſchiedene allzukühne und bittere Beurtheilungen, welche einer von meinen Mitarbeitern einrückte; Theils einige kleine Fehler, die von Seiten ſeiner gemacht wurden, und die nothwendig dem Leſer von den Verfaſſern überhaupt einen ſchlechten Begrif beybringen mußten. Er überſetzte, zum Exempel, die Clitia des Machiavells. Ich konnte mit der Wahl dieſes Stücks, in gewiſſer Abſicht, ganz wohl zu frieden ſeyn: allein mit ſeinem Vorberichte hatte ich Urſache, es ganz und gar nicht zu ſeyn. Er ſagte unter andern darinne: „Fragt man mich, warum ich nicht „lieber ein gutes als ein mittelmäßiges Stück gewählt habe?

„ſo bitte ich, mir erſt ein gutes Stück von dem italiäniſchen Theater zu nennen." - - - Dieſe Bitte machte mich ſo verwirrt, daß ich mir nunmehr beſtändig vorſtellte, ein jeder der in der welſchen Litteratur nur nicht ganz und gar ein Fremdling ſey, werde uns zuruffen: wenn ihr die Bühnen der übrigen Ausländer nicht beſſer kennt, als die Bühne der Italiäner, ſo haben wir uns feine Dinge von euch zu verſprechen!

Was war alſo natürlicher, als daß ich die erſte die beſte Gelegenheit ergrif, mich von einer Geſellſchaft los zu ſagen, die gar leicht meinen Entwurf in der Ausführung noch mehr hätte verunſtalten können? Ich nahm mir vor, meine Bemühungen für das Theater in der Stille fortzuſetzen, und die Zeit zu erwarten, da ich das allein ausführen könnte, von welchem ich wohl ſahe, daß es gemeinſchaftlich mit andern nicht allzuwohl auszuführen ſey.

Ich weis nicht, ob ich mir ſchmeicheln darf, dieſe Zeit jezt erreicht zu haben. Wenigſtens kann ich verſichern, daß ich ſeit dem nicht aufgehöret habe, meinen erſtern Vorrath mit allem zu vermehren, was, nach einer kleinen Einſchränkung des Plans, zu meiner Abſicht dienlich war.

Dieſe Einſchränkung beſtand darinne, daß ich den Beyträgen, welche, ihrer erſten Anlage nach, ein Werk ohne Ende ſcheinen konnten, eine Anzahl mäßiger Bände beſtimmte, welche zuſammengenommen, nicht bloß einen theatraliſchen Miſchmaſch, ſondern wirklich eine critiſche Geſchichte des Theaters zu allen Zeiten und bey allen Völkern, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen, noch nach den andern, enthielten. Ich ſezte mir alſo vor, nicht alles aufzuſuchen, was man von der dramatiſchen Dichtkunſt geſchrieben habe, ſondern das beſte und brauchbarſte; nicht alle und jede dramatiſche Dichter bekannt zu machen, ſondern die vorzüglichſten, mit welchen entweder eine jede Nation als mit ihren größten pranget, oder welche wenigſtens Genie genug hatten, hier und da glückliche Veränderungen zu machen. Und auch bey dieſen wollte ich mich bloß auf dieſe von ihren Stücken einlaſſen, welchen ſie den größten Theil ihres Ruhms zu danken haben. Mein vornehmſtes Augenmerk blieben aber dabey noch immer die Alten, mit welchen ich das noch gewiß zu leiſten hoffe, was ich in der Vorrede zu den Beyträgen verſprochen habe.

Zweyerley wird man daſelbſt auch noch verſprochen finden, womit ich mich aber jezt ganz und gar nicht abgeben will. Erſtlich werde ich es nicht wagen, die dramatiſchen Werke meiner noch lebenden Landsleute zu beurtheilen. Da ich mich ſelbſt unter ſie gemengt habe, ſo habe ich mich des Rechts, den Kunſtrichter über ſie zu ſpielen, verluſtig gemacht. Denn entweder ſie ſind beſſer, oder ſie ſind geringer als ich. Jene ſetzen ſich über mein Urtheil hinweg; und was dieſe ihre Leſer bitten, das muß ich die meinigen gleichfalls noch bitten:

- - - date creſcendi copiam
Novarum qui ſpectandi faciunt copiam
Sine vitiis - -

Zweytens werde ich keine Nachrichten von dem gegenwärtigen Zuſtande der verſchiedenen Bühnen in Deutſchland mittheilen; Theils weil ich für die wenigſten derſelben würde ſtehen können; Theils weil ich unſern Schauſpielern nicht gern einige Gelegenheit zur Eiferſucht geben will. Sie brauchen, zum Theil, wenigſtens eben ſo viel Ermunterung und Nachſicht, als unſre Schriftſteller.

Was die äuſſerliche Einrichtung dieſer theatraliſchen Bibliothek anbelangt, ſo iſt weiter dabey nichts zu erinnern, als daß immer zwey Stück einen kleinen Band ausmachen ſollen. Der letzte Band, von welchem ich aber noch nicht beſtimmen kann, welcher es ſeyn wird, ſoll eine kurze chronologiſche Skiagraphie von allem, was in den vorhergehenden Bänden vorgekommen iſt, enthalten, und die nöthigen Verbindungen hinzuthun, damit man die Schickſale der dramatiſchen Dichtkunſt auf einmal überſehen könne. An keine gewiſſe Zeit werde ich mich dabey nicht binden; wohl aber kann ich verſichern, daß mir ſelbſt daran liegt, ſobald es ſich thun läßt, zu Stande zu kommen.

I. Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Luſtſpiele.

Neuerungen machen, kann ſowohl der Charakter eines groſſen Geiſtes, als eines kleinen ſeyn. Jener verläßt das alte, weil es unzulänglich, oder gar falſch iſt; dieſer, weil es alt iſt. Was bey jenem die Einſicht veranlaßt, veranlaßt bey dieſem der Eckel. Das Genie will mehr thun als ſein Vorgänger; der Affe des Genies nur etwas anders.

Beyde laſſen ſich nicht immer auf den erſten Blick von einander unterſcheiden. Bald macht die flatterhafte Liebe zu Veränderungen, daß man aus Gefälligkeit dieſen für jenes gelten läßt; und bald die hartnäckige Pedanterey, daß man, voll unwiſſenden Stolzes, jenes zu dieſem erniedriget. Genaue Beurtheilung muß mit der lauterſten Unpartheylichkeit verbunden ſeyn, wenn der aufgeworfene Kunſtrichter weder aus wollüſtiger Nachſicht, noch aus neidiſchem Eigendünkel fehlen ſoll.

Dieſe allgemeine Betrachtung findet hier ganz natürlich ihren Platz, da ich von den Neuerungen reden will, welche zu unſern Zeiten in der Dramatiſchen Dichtkunſt ſind gemacht worden. Weder das Luſtſpiel, noch das Trauerſpiel, iſt davon verſchont geblieben. Das erſtere hat man um einige Staffeln erhöhet, und das andre um einige herabgeſetzt. Dort glaubte man, daß die Welt lange genug in dem Luſtſpiele gelacht und abgeſchmackte Laſter ausgeziſcht habe; man kam alſo auf den Einfall, die Welt endlich einmal auch darinne weinen und an ſtillen Tugenden ein edles Vergnügen finden zu laſſen. Hier hielt man es für unbillig, daß nur Regenten und hohe Standesperſonen in uns Schrecken und Mitleiden erwecken ſollten; man ſuchte ſich alſo aus dem Mittelſtande Helden, und ſchnallte ihnen den tragiſchen Stiefel an, in dem man ſie ſonſt, nur ihn lächerlich zu machen, geſehen hatte.

Die erſte Veränderung brachte dasjenige hervor, was ſeine Anhänger das rührende Luſtſpiel, und ſeine Widerſacher das weinerliche nennen.

Aus der zweyten Veränderung entſtand das bürgerliche Trauerſpiel.

Jene iſt von den Franzoſen und dieſe von den Engländern gemacht worden. Ich wollte faſt ſagen, daß ſie beyde aus dem beſondern Naturelle dieſer Völker entſprungen zu ſeyn ſcheinen. Der Franzoſe iſt ein Geſchöpf, das immer gröſſer ſcheinen will, als es iſt. Der Engländer iſt ein anders, welches alles groſſe zu ſich hernieder ziehen will. Dem einen ward es verdrüßlich, ſich immer auf der lächerlichen Seite vorgeſtellt zu ſehen; ein heimlicher Ehrgeiz trieb ihn, ſeines gleichen aus einem edeln Geſichtspunkte zu zeigen. Dem andern war es ärgerlich, gekrönten Häuptern viel voraus zu laſſen; er glaubte bey ſich zu fühlen, daß gewaltſame Leidenſchaften und erhabne Gedanken nicht mehr für ſie, als für einen aus ſeinen Mitteln wären.

Dieſes iſt vielleicht nur ein leerer Gedanke; aber genug, daß es doch wenigſtens ein Gedanke iſt. — — Ich will für dieſesmal nur die erſte Veränderung zu dem Gegenſtande meiner Betrachtungen machen, und die Beurtheilung der zweyten auf einen andern Ort ſparen.

Ich habe ſchon geſagt, daß man ihr einen doppelten Namen beylegt, welchen ich auch ſo gar in der Ueberſchrift gebraucht habe, um mich nicht durch die bloſſe Anwendung des einen, ſo ſchlecht weg gegen den Begrif des andern zu erklären. Das weinerliche Luſtſpiel iſt die Benennung derjenigen, welche wider dieſe neue Gattung eingenommen ſind. Ich glaube, ob ſchon nicht hier, ſondern anderwärts, das Wort weinerlich, um das Franzöſiſche larmoyant auszudrücken, am erſten gebraucht zu haben. Und ich wüßte es noch jezt nicht beſſer zu überſetzen, wenn anders der ſpöttiſche Nebenbegrif, den man damit hat verbinden wollen, nicht verlohren gehen ſollte. Man ſieht dieſes an der zweyten Benennung, wo ihre Vertheidiger ihre Rechnung dabey gefunden haben, ihn gänzlich wegzulaſſen. Ein rührendes Luſtſpiel läßt uns an ein ſehr ſchönes Werk denken, da ein weinerliches, ich weis nicht was für ein kleines Ungeheuer zu verſprechen ſcheinet.

Aus dieſen verſchiedenen Benennungen iſt genugſam, glaub ich, zu ſchlieſſen, daß die Sache ſelbſt eine doppelte Seite haben müſſe, wo man ihr bald zu viel, und bald zu wenig thun könne. Sie muß eine gute Seite haben, ſonſt würden ſich nicht ſo viel ſchöne und ſcharfſinnige Geiſter für ſie erklären: ſie muß aber auch eine ſchlechte haben, ſonſt würden ſich andre, die eben ſo ſchön und ſcharfſinnig ſind, ihr nicht widerſetzen.

Wie kann man alſo wohl ſicherer hierbey gehen, als daß man jeden von dieſen Theilen höret, um ſich alsdann entweder auf den einen, oder auf den andern zu ſchlagen, oder auch, wenn man lieber will, einen Mittelweg zu wählen, auf welchem ſie ſich gewiſſermaſſen beyde vereinigen laſſen? Zum guten Glücke finde ich, ſo wohl hier als da, zwey Sprecher, an deren Geſchicklichkeit es wahrhaftig nicht liegt, wenn ſie nicht beyde Recht haben.

Der eine iſt ein Franzoſe und der andre ein Deutſcher. Jener verdammt dieſe neue Gattung, und dieſer vertheidiget ſie; ſo wahr iſt es, daß die wenigſten Erfindungen, an dem Orte, wo ſie gemacht werden, den meiſten Schutz und die meiſte Unterſtützung finden.

Der Franzoſe iſt ein Mitglied der Akademie von Rochelle, deſſen Name ſich mit den Buchſtaben M. D. C. anfängt. Er hat Betrachtungen über das weinerlich Komiſche geſchrieben, welche bereits im Jahr 1749. auf fünf Bogen in klein Octav herausgekommen ſind. Hier iſt der völlige Titel: Reflexions ſur le Comique-larmoyant, par Mr. M. D. C. Tréſorier de France & Conſeiller au Preſidial, de l'Academie de la Rochelle; adreſſées à M. M. *Arcere* & *Thylorier* de la même Academie.

Der Deutſche iſt der Hr. Prof. Gellert, welcher im Jahre 1751. bey dem Antritte ſeiner Profeſſur, durch eine lateiniſche Abhandlung pro Comoedia commovente, zu der feyerlichen Antrittsrede einlud. Sie iſt in Quart, auf drey Bogen gedruckt.

Die Regel, daß man das, was bereits gethan iſt, nicht noch einmal thun ſolle, wenn man nicht gewiß wüßte, daß man es beſſer thun werde, ſcheint mir ſo billig, als bequem. Sie allein würde mich daher entſchuldigen, daß ich jezt gleich beyde Aufſätze meinem Leſer überſetzt vorlegen will, wenn dieſes Verfahren eine Entſchuldigung brauchte.

Mit der Abhandlung des Franzoſen, die man alſo zuerſt leſen wird, bin ich ein wenig franzöſiſch verfahren, und beynahe wäre ich noch franzöſiſcher damit umgegangen. Sie iſt, wie man geſehen hat, an zwey Nebenmitglieder der Akademie zu Rochelle gerichtet; und ich habe es für gut befunden, dieſe Anrede durchgängig zu verändern. Sie hat verſchiedene Noten, die nicht viel ſagen wollen; ich habe alſo die [illegible] weggelaſſen, und beynahe hätten ſie dieſes Schickſal alle gehabt. Sie hat ferner eine Einleitung von ſechs Seiten, und auch dieſe habe ich nicht überſetzt, weil ich glaube, daß ſie zu vermiſſen iſt. Beynahe hätte ich ſogar den Anfang der Abhandlung ſelbſt übergangen, wo uns mit wenigen die ganze Geſchichte der Dramatiſchen Dichtkunſt, nach dem Pater Brumoi, erzehlt wird. Doch weil der Verfaſſer verſichert, daß er dieſe Schritte zurück nothwendig habe thun müſſen, um deſto ſicherer und mit deſto mehr Kräften auf ſeinen eigentlichen Gegenſtand loßgehen zu können, ſo habe ich alles gelaſſen wie es iſt. Seine Schreibart übrigens ſchmeckt ein wenig nach der koſtbaren Art, die auch keine Kleinigkeit ohne Wendung ſagen will. Ich habe ſie gröſten Theils müſſen beybehalten, und man wird mich entſchuldigen.

Ohne weitre Vorrede endlich zur Abhandlung ſelbſt zu kommen; hier iſt ſie!

Betrachtungen über das weinerlich Komiſche,

aus dem Franzöſiſchen des Herrn M. D. C.

Die Schaubühne der Griechen, das unſterbliche Werk des Pater Brumoi, lehret uns, daß die Komödie, nachdem ſie ihre bretterne Gerüſte verlaſſen, ihr Augenmerk auf den Unterricht der Bürger, in Anſehung der politiſchen Angelegenheiten der Regierung, gerichtet habe. In dem erſten Alter der Bühne grif man vielmehr die Perſonen, als die Laſter an, und gebrauchte lieber die Waffen der Satyre, als die Züge des Lächerlichen. Damals waren der Weltweiſe, der Redner, die Obrigkeit, der Feldherr, die Götter ſelbſt, den allerblutigſten Spöttereyen ausgeſetzt; und alles, ohne Unterſcheid, ward das Opfer einer Freyheit, die keine Grenzen kannte.

Die erſtern Geſetze ſchränkten dieſe unbändige Frechheit der Dichter einigermaſſen ein. Sie durften ſich nicht erkühnen irgend eine Perſon zu nennen; allein ſie fanden gar bald das Geheimniß, ſich dieſes Zwangs wegen ſchadlos zu halten. Ariſtophanes und ſeine Zeitgenoſſen ſchilderten unter geborgten Namen, vollkommen gleichende Charaktere; ſo daß ſie das Vergnügen hatten, ſo wohl ihrer Eigenliebe, als der Bosheit der Zuſchauer, auf eine feinre Art ein Gnüge zu thun.

Das dritte Alter der Athenienſiſchen Bühne war unendlich weniger frech. Menander, welcher das Muſter derſelben ward, verlegte die Scene an einen eingebildeten Ort, welcher mit dem, wo die Vorſtellung geſchah, nichts mehr gemein hatte. Die Perſonen waren gleichfalls Geſchöpfe der Erfindung, und wie die Begebenheiten erdichtet. Neue Geſetze, welche weit ſtrenger als die erſtern waren, erlaubten dieſer neuen Art von Komödie nicht das geringſte von dem zu behalten, was ſie etwa den erſten Dichtern konnte abgeborgt haben.

Das Lateiniſche Theater machte in der Art des Menanders keine Veränderung, ſondern begnügte ſich, ihr mehr oder weniger knechtiſch nachzuahmen, nach dem das Genie ſeiner Verfaſſer beſchaffen war. Plautus, welcher eine vortrefliche Gabe zu ſcherzen hatte, entwarf alle ſeine Schilderungen von der Seite des Lächerlichen, und wäre weit lieber ein Nacheiferer des Ariſtophanes als des Menanders geweſen, wenn er es hätte wagen dürfen. Terenz war kälter, anſtändiger und regelmäßiger; ſeine Schilderungen hatten mehr Wahrheit, aber weniger Leben. Die Römer, ſagt der Pater Rapin, glaubten in artiger Geſellſchaft zu ſeyn, wann ſie den Luſtſpielen dieſes Dichters beywohnten; und ſeine Scherze ſind, nach dem Urtheile der Frau Dacier, von einer Leichtigkeit und Beſcheidenheit, die den Luſtſpieldichtern aller Jahrhunderte zum Muſter dienen kann.

Die perſönliche Satyre und das Lächerliche der Sitten machten alſo, die auf einander folgenden Kennzeichen der Gedichte von dieſen verſchiedenen Arten des Komiſchen, aus; und unter dieſen Zügen einzig und allein ſuchten die Verfaſſer ihre Mitbürger zu beſſern und zu ergötzen. Doch dieſe letztre Art, welche ſich auf alle Stände erſtrecken konnte, ward nicht ſo weit getrieben, als ſie es wohl hätte ſeyn können. Wir haben in der That kein Stück, weder im Griechiſchen noch im Lateiniſchen, deſſen Gegenſtand unmittelbar das Frauenzimmer ſey. Ariſtophanes führt zwar oft genug Weibsbilder auf, allein nur immer als Nebenrollen, welche keinen Antheil an dem Lächerlichen haben; und auch alsdenn, wenn er ihnen die erſten Rollen giebt, wie zum Exempel in den Rednerinnen, fällt dennoch die Critik auf die Mannsperſonen zurück, welche den wahren Gegenſtand ſeines Gedichts ausmachen.

Plautus und Terenz haben uns nichts als das ſchändliche und feile

Leben der griechiſchen Buhlerinnen vorgeſtellt. Dieſe häßlichen Schilderungen können uns keinen richtigen Begrif von der häuslichen Aufführung des römiſchen Frauenzimmers machen; und unſre Neugierde wird beſtändig ein für die Critik ſo weitläuftiges und fruchtbares Feld vermiſſen. Die Neuern, welche glücklicher (oder ſoll ich vielmehr ſagen, verwegener?) waren, haben ſich die Sitten des andern Geſchlechts beſſer zu Nutze gemacht, und ihnen haben wir es zu danken, daß es nunmehr nicht anders, als auf gemeine Unkoſten lachen kann.

Das Jahrhundert des Auguſtus, welches faſt alle Arten zur Vollkommenheit brachte, ließ dem Jahrhunderte Ludewigs des XIV. die Ehre, die komiſche Dichtkunſt bis dahin zu bringen. Da aber die Ausbreitung des Geſchmacks nur allmälich geſchieht, ſo haben wir vorher tauſend Irrthümer erſchöpfen müſſen, ehe wir auf den beſtimmten Punkt gelangt ſind, auf welchen die Kunſt eigentlich kommen muß. Als unbehutſame Nachahmer des Spaniſchen Genies, ſuchten unſre Väter in der Religion den Stof zu ihren verwegenen Ergötzungen; ihre unüberlegte Andacht unterſtand ſich, die allerverehrungswürdigſten Geheimniſſe zu ſpielen, und ſcheute ſich nicht, eine ungeheure Vermiſchung von Frömmigkeit, Ausſchweifungen und Poſſen auf die öffentlichen Bühnen zu bringen.

Hierauf bemächtigte ſich, zufolge einer ſehr widerſinnigen Abwechſelung, der Geſchmack an verliebten Abentheuern unſrer Scene. Man ſahe nichts als Romane, die aus einer Menge Liebshändel zuſammen geſetzt waren, ſich auf derſelben verwirren und zum Erſtaunen entwickeln. Alle das Fabelhafte und Unglaubliche der irrenden Ritterſchaft, die Zweykämpfe und Entführungen ſchlichen ſich in unſre Luſtſpiele ein; das Herz ward dadurch gefährlich angegriffen, und die Frömmigkeit hatte Urſache darüber unwillig zu werden.

Endlich erſchien **Corneille**, welcher dazu beſtimmt war, die eine Scene ſowohl, als die andre berühmt zu machen. **Melite** brachte eine neue Art von Komödie hervor; und dieſes Stück welches uns jetzt ſo ſchwach und fehlerhaft ſcheint, ſtellte unſern erſtaunten Vorältern Schönheiten dar, von welchen man ganz und gar nichts wußte.

Unterdeſſen muß man doch erſt von dem **Lügner** die Epoche der guten Komödie rechnen. Der groſſe **Corneille**, welcher den Stof dazu aus einem ſpaniſchen Poeten zog, leiſtete damit dem franzöſiſchen Theater den allerwichtigſten Dienſt. Er eröfnete ſeinen Nachfolgern den

Weg, durch einfache Verwicklungen zu gefallen, und lehrte die ſinnreiche Art, ſie unſern Sitten gemäß einzurichten.

Von dem Lügner muß man ſo gleich auf den Moliere kommen, um die franzöſiſche Scene auf ihrer Staffel der Vollkommenheit zu finden. Dieſem bewundernswürdigen Schriftſteller haben wir die ſiegenden Einfälle zu danken, welche unſere Luſtſpiele auf alle Europäiſche Bühnen gebracht haben, und uns einen ſo beſondern Vorzug vor den Griechen und Römern geben.

Nunmehr ſahe man alle Schönheiten der Kunſt und des Genies in unſern Gedichten verbunden: eine vernünftige Oekonomie in der Eintheilung der Fabel und dem Fortgange der Handlung; fein angebrachte Zwiſchenfälle, die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers anzufeuren; ausgeführte Charaktere, die mit Nebenperſonen in eine ſinnreiche Abſtechung* gebracht waren, um den Originalen deſto mehr Vorſprung zu geben. Die Laſter des Herzens wurden der Gegenſtand des hohen Komiſchen, welches dem Alterthume, und, vor Molieren, allen Völkern Europens unbekannt war, und eine neue erhabne Art ausmacht, deren Reitze nach Maßgebung des Umfanges und der Zärtlichkeit der Gemüther empfunden werden. Endlich ſo ſahe man auch, in der von den Alten nachgeahmten Gattung, eine auf die Sitten und Handlungen des bürgerlichen und gemeinen Lebens ſich beziehende Beurtheilung; das Luſtige und Spaßhafte wurde aus dem Innerſten der Sache ſelbſt genommen, und weniger durch die Worte als durch die wahrhaftig komiſchen Stellungen der Spiele ausgedrückt.

Bey Erblickung dieſes edeln Fluges konnte man natürlicher Weiſe nicht anders denken, als daß die Komödie auf dieſem Grade der Vortreflichkeit, welchen ſie endlich erlangt hatte, ſtehen bleiben, und daß man wenigſtens alle Mühe anwenden würde, nicht aus der Art zu ſchlagen. Allein, wo ſind die Geſetze, die Gewohnheiten, die Vergleiche, welche dem Eigenſinne der Neuigkeit widerſtehen, und den Geſchmack dieſer gebiethriſchen Göttin feſtſetzen könnten? Das Anſehen des Moliere, und noch mehr, die Empfindung des Wahren, nöthigten zwar einigermaſſen verſchiedne von ſeinen Nachfolgern, in ſeine Fußtapfen zu treten, und laſſen ihn auch noch jezt berühmte Schüler finden. Doch der größte Theil unſrer Verfaſſer, und ſelbſt diejenigen, welchen die Natur die meiſten Gaben ertheilet hat, glauben, daß ſie ein ſo nützliches Muſter verlaſſen können, und beſtreben ſich um die Wette, einen Namen zu erlangen, den ſie, weder der Nachahmung der Alten noch der Neuern, zu danken hätten.

---

* Durch dieſes Wort habe ich das Franzöſiſche Contraſte überſetzen wollen. Wer es beſſer zu überſetzen weis, wird mir einen Gefallen thun, wann er mich es lehret. Nur daß er nicht glaubt, es ſey durch Gegenſatz zu geben. Ich habe Abſtechung deswegen gewählt, weil es von den Farben hergenommen, und alſo eben ſo wohl ein mahleriſches Kunſtwort iſt, als das franzöſiſche. Ueb.

Ich will unter der Menge von Neuigkeiten, die ſie auf unſre Scene gebracht haben, nichts von jenen beſondern Komödien ſagen, worinne man Weſen der Einbildung zur wirklichen Perſon gemacht und ſie anſtatt dieſer gebraucht hat: es iſt dieſes ein feyenmäßiger Geſchmack, und nur die Oper hat das Recht ſich ihn zuzueignen. Auch von jenen Komödien will ich nichts gedenken, worinne die ſpitzige Lebhaftigkeit des Geſprächs anſtatt der Verwicklung und Handlung dienen muß; man hat ſie für nichts als für feine Zergliederungen der Empfindungen des Herzens, und für ein Zuſammengeſetztes aus Einfällen und Strahlen der Einbildungskraft anzuſehen, welches geſchickter iſt, einen Roman glänzend zu machen, als ein dramatiſches Gedicht mit ſeinen wahren Zierrathen auszuputzen. Ich will mich vorjezo blos auf diejenige neue Gattung des Komiſchen einſchränken, welcher der Abt Desfontaines den Zunahmen der **Weinerlichen** gab, und für die man in der That ſchwerlich eine anſtändigere und gemäßere Benennung finden wird. (1)

Damit man mir aber nicht ein Unding zu beſtreiten, Schuld geben könne, ſo muß ich hier die Maximen eines Apologiſten der Melanide,* dieſer mit Recht ſo berühmten Komödie, von welcher ich noch oft in der Folge zu reden Gelegenheit finden werde, einrücken. „Warum wollte man, ſagt er, einem Verfaſſer verwehren, in eben „demſelben Werke das Feinſte, was das Luſtſpiel hat, mit dem Rührend-

---

(1) Ich geſtehe es, nichts iſt lächerlicher, als über Namen zu ſtreiten; es iſt aber auch eben ſo lächerlich, einen bekannten und beſtimmten Namen einer Sache beyzulegen, der er nicht zukömmt. Der Name einer Komödie kömmt dem **weinerlich Komiſchen** nicht beſſer zu, als der Name eines Epiſchen Gedichts den Abentheuern des Don Quichott zukömmt . . Wie ſoll man alſo dieſe neue Gattung bezeichnen? Eine in Geſpräche gebrachte pathetiſche Declamation, die durch eine romanenhafte Verwicklung zuſammen gehalten wird ꝛc. Man ſehe Principes pour lire les Poetes im 2ten Theile.

* Lettres sur Melanide. Paris, 1741.

„ſten, was das Trauerſpiel darbieten kann, zu verbinden. Es tadle dieſe Vermiſchung wer da will; ich, für mein Theil, bin ſehr wohl damit zufrieden. Die Veränderungen ſogar in den Ergötzungen lieben, iſt der Geſchmack der Natur · · · Man geht von einem Vergnügen zu dem andern über; bald lacht man, und bald weinet man. Dieſe Gattung von Schauſpielen, wenn man will, iſt neu; allein ſie hat den Beyfall der Vernunft und der Natur, das Anſehen des ſchönen Geſchlechts und die Zufriedenheit des Publicums für ſich.

Von dieſer Art ſind die gefährlichen Maximen, gegen die ich mich zu ſetzen wage; denn man merke wohl, daß ich von einer aufrichtigen Bewunderung des Genies der Verfaſſer durchdrungen bin, und niemals etwas anders als den Geſchmack ihrer Werke, oder vielmehr **das weinerlich Komiſche überhaupt genommen**, angreiffe. Ich habe mir beſtändig die Freyheit vorbehalten, den liebenswürdigen Dichtern tauſend Lobſprüche zu ertheilen, die uns durch ſehr wirkliche Schönheiten der Ausführung, durch die Entdeckung verſchiedner wahren und ſich ausnehmenden Schilderungen und Charaktere, durch die blendende Neuigkeit ihrer Farbenmiſchung, oft dasjenige zu verbergen wußten, was an dem Weſentlichen ihrer Fabel etwa nichtig oder fehlerhaft ſeyn konnte. Das Genie des Verfaſſers ſtrahlet allezeit durch, und kann ihm, ohngeachtet der Fehler ſeines Werks, ein gerechtes Lob erwerben: allein die Fehler ſeines Werks ſtrahlen gleichfalls durch, und können, Troz den Bezauberungen, die das Genie des Werkmeiſters angebracht hat, mit Grund getadelt werden.

Nachdem ich alſo den hochachtungswürdigen Gaben der Künſtler in dieſer neuen Gattung, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ſo laßt uns ohne Furcht den Geſchmack ihrer Stücke unterſuchen, und gleich Anfangs ſehen, ob ihnen das Alterthum Beyſpiele darbiethe, die ſie uns zur Rechtfertigung ihrer Wahl entgegenſetzen können.

Aus dem leichten Entwurfe, den wir eben jetzt betrachtet haben, iſt es klar und deutlich, daß ihnen das griechiſche Theater keine Idee, die mit dem weinerlich Komiſchen analogiſch wäre, geben konnte. Die Stücke des Ariſtophanes ſind eigentlich faſt nichts, als ſatyriſche Geſpräche; und aus den Fragmenten des Menanders erhellet, daß auch dieſer Dichter bloß die Farben des Lächerlichen, oder derjenigen allgemeinen Critik gebraucht habe, welche mehr den Witz erfreuet, als das Gemüthe angreift.

Die Art und Weiſe des lateiniſchen Theaters iſt eben ſo wenig für ſie.[*] Es iſt ganz und gar nicht die Weichmachung der Herzen, die Plautus zum Gegenſtand ſeiner Luſtſpiele gewählt hat. Keine einzige von ſeinen Fabeln, kein einziger von ſeinen Zwiſchenfällen, kein einziger von ſeinen Charaktern iſt dazu beſtimmt, daß wir Thränen darüber vergieſſen ſollen. Es iſt wahr, daß man bey dem Terenz einige rührende Scenen findet; zum Exempel diejenigen, wo Pamphilus ſeine zärtliche Unruhe für die Glycerium, die er verführt hatte, ausdrückt: allein die Stellung eines jungen verliebten Menſchen, der von der Ehre und von der Leidenſchaft gleich ſtark getrieben wird, hat ganz und gar keine Aehnlichkeit mit den Stellungen unſrer neuen Originale. Terenz findet unter der Hand bewegliche Stellungen, dergleichen die Liebe beſtändig hervorbringt; und er drückt ſie auch mit demjenigen Feuer und mit derjenigen ungekünſtelten Einfalt aus, welche die Natur ſo wohl treffen, und auf einen gewiſſen Punkt feſt ſtellen. Iſt aber dieſes der Geſchmack der neuen Schauſpielſchreiber? Sie wählen, mit allem Bedacht, eine traurige Handlung, und durch eine natürliche Folge ſind ſie hernach verbunden, ihren vornehmſten Perſonen einen klagenden Ton zu geben, und das Komiſche für die Nebenrollen aufzubehalten. Die Zwiſchenfälle entſtehen blos um neue Thränen vergieſſen zu laſſen, und man geht endlich aus dem komiſchen Schauſpiele mit einem von Schmerz eben ſo beklemmten Herze, als ob man die Medea oder den Thyeſt hätte aufführen ſehen.

Bey den Alten alſo können die Urheber der neuen Gattung ihre klägliche Weiſe nicht gelernt haben; und ihr Sieg würde nicht lange ungewiß bleiben, wenn er von ihren Beyſpielen abhinge, oder auch nur von den Beyſpielen der franzöſiſchen Dichter, welche bis zu Anfange dieſes Jahrhunderts auf unſerm Theater geglänzt haben. Der Zuſammenfluß ſo vieler wichtigen Exempel könnte ohne Zweifel eine ſiegende Ueberzeugung verurſachen; gleichwohl aber will ich dieſem Vortheile auf einen Augenblick entſagen, und unterſuchen, ob dieſe neue mit komiſchen und kläglichen Zügen vermiſchten Accente genau aus der Natur hergehohlet ſind. Ich räume es ein, daß der widrige Gebrauch, dem man zwanzig Jahrhunderte hindurch gefolgt iſt, die Vernunft nicht aus ihrem Rechte verdringen kann, und daß ein von ihm geheiligter Irrthum, deswegen nicht aufhöre ein Irrthum zu ſeyn. Ich gebe meinen Gegnern folglich alle mögliche Bequemlichkeit, und ſie können, ohne ungerecht zu ſeyn, mehr Höflichkeit und Uneigennützigkeit von mir nicht fordern.

---

[*] Man redet hier von dem lateiniſchen Theater bloß nach Beziehung auf die zwey Schriftſteller, die uns davon übrig ſind.

Nach den verſchiednen Rührungen des Herzens entweder lachen oder weinen, ſind, ohne Zweifel, natürliche Empfindungen: allein in eben demſelben Augenblicke lachen und weinen, und jenes in der einen Scene fortſetzen, wenn man in der andern dieſes thun ſoll, das iſt ganz und gar nicht nach der Natur. Dieſer ſchleinige Uebergang von der Freude zur Betrübniß, und von der Betrübniß zur Freude, ſetzet die Seele in Zwang und verurſacht ihr unangenehme und gewaltſame Bewegungen.*

Damit man dieſe Wahrheit in aller ſeiner Stärke empfinde, ſo wird man mir erlauben, ein verhaßtes Exempel anzuführen: denn wenn man nicht überreden kann, ſo muß man zu überzeugen ſuchen. In dem ungeheuren Luſtſpiele Samſon, reißt dieſer von einem muthigen Eifer erfüllte Held, nachdem er das höchſte Weſen angerufen, die Thore des Gefängniſſes ein, und trägt ſie auf ſeinen Schultern fort. Den Augenblick darauf erſcheint Harlequin und bringt einen Kalekutſchhahn, und ſchüttet ſich in komiſchen Poſſen aus, die eben ſo kriechend ſind, als die Empfindungen des Helden edel und großmüthig zu ſeyn geſchienen hatten. Ich bitte, was kann man wohl zu einer Abſtechung ſagen, die auf einmal zwey ſo widrige Stellungen zeiget, und zwey ſo widerſprechende Bewegungen verurſachet! Kann man noch zweifeln, daß Vernunft und Anſtändigkeit ihr gleich ſehr zuwider ſind! Kann man verhindern, daß nicht eine Art von Verdruß gegen den Zuſammenlauf nichtswürdiger Zuſchauer, welche ſolche widerwärtige Ungereimtheiten bewundern können, in uns entſtehen ſollte!

Ueber eine ſo närriſche Vermiſchung läßt man ohne Zweifel die Verdammung ergehen: allein es giebt eine minder merkliche, welche eine edlere Wendung hat, und dieſe iſt es, der man wohl will, und zu deren Vertheidigung man bis zu den erſten Grundſätzen zurück geht.

---

* Es iſt nicht der Körper, welcher in dem Schauſpiele lacht oder weinet: es iſt die Seele, die von den Eindrücken, die man auf ſie macht, gerühret wird. Wann ſie, durch das Pathetiſche bewegt, und durch das Komiſche erfreut wird, ſo iſt ſie zu gleicher Zeit ein Raub zweyer gegenſeitigen Bewegungen . . Wie erſtaunlich iſt es für den menſchlichen Geiſt, ſo ſchleinig und ohne Vorbereitung, von dem Tragiſchen auf das Komiſche über zu gehen, und von einer zärtlichen Erkennung, auf die Schäkereyen eines Mädchens und eines Petitmaiters ꝛc. Principes, eben daſelbſt.

Derjenige, ſagt man, der das Schauſpiel einer Komödie zuerſt aufführte, konnte nach keinem Muſter arbeiten; er machte ſich einen Plan nach ſeiner Einſicht, und das neue Werk bekam folglich ſeine Natur und ſeine Eigenſchaften aus dem Innerſten ſeiner Begriffe. Die, welche nachfolgten, glaubten eben ſo wohl ein Recht zum Erfinden zu haben; unter ihren Händen bekam die Komödie eine neue Form, welche gleichfalls der Veränderung unterworfen war. Dieſe Veränderungen wurden nicht als Neuerungen ausgeſchrien; man hatte es ſich noch nicht in Sinn kommen laſſen, daß es nicht erlaubt ſey, Aenderungen zu machen, und die Hirngeburth eines Verfaſſers anders zu bearbeiten, deren Natur ziemlich willkührlich ſeyn muß. Denn kurz, ſetzt man hinzu, das Weſen der Komödie, es mag nun beſtehen worinne es will, kann doch nimmermehr ſo unwandelbar feſtgeſetzt ſeyn, als es das Weſen der geometriſchen Wahrheiten iſt; und hieraus ſchließt man endlich, daß es unſern Neuern erlaubt ſeyn müſſe, die alte Einrichtung des komiſchen Gedichts zu ändern. Das Beyſpiel ihrer Vorgänger muntert ſie dazu auf, und die Natur der Sache erlaubt es.

So übertäubend als dieſer Einwurf zu ſeyn ſcheinet, ſo braucht es, ihn übern Haufen zu ſtoſſen, doch weiter nichts, als daß man die Grundſätze deſſelben zugiebt, und die daraus gemachte Folgerung leugnet. Es iſt wahr, daß alle Geburthen des Genies, ſo zu reden, ihr Lappen haben, bis ſie zu ihrer Vollkommenheit gelangt ſind; allein, es iſt auch eben ſo gewiß, daß verſchiedne von denſelben, ſie ſchon erreicht haben, als das epiſche Gedichte, die Ode, die Beredſamkeit und die Hiſtorie. Homer, Pindarus, Demoſthenes und Thucydides ſind die Lehrmeiſter des Virgils, des Horaz, des Cicero und des Livius geweſen. Das vereinigte Anſehen dieſer groſſen Männer iſt zum Geſetze geworden; und dieſes Geſetz haben hernach alle Nationen angenommen, und die Vollkommenheit einzig und allein an die genaue Nachahmung dieſer alten Muſter gebunden. Wenn es alſo nun wahr iſt, daß das Weſen dieſer verſchiednen Werke ſo unveränderlich feſtgeſtellet iſt, als es nur immer durch die aller verehrungswürdigſten Beyſpiele feſtgeſtellet werden kann; aus was für einer beſondern Urſache ſollte es denn nur vergönnet ſeyn, das Weſen der Komödie zu ändern, welches durch die allgemeine Billigung nicht minder geheiliget iſt.

Und man glaube nur nicht, daß dieſe durchgängige Uebereinſtimmung ſchwer zu beweiſen ſey. Man nehme den Ariſtophanes, Plautus und Terenz; man durchlaufe das engliſche Theater und die guten Stücke des Italiäniſchen; man beſinne ſich hernach auf den Moliere und Regnard, und verbinde dieſe thätlichen Beweiſe mit den Entſcheidungen der dramatiſchen Geſetzgeber, des Ariſtoteles, des Horaz, des Deſpreaux, des P. Rapins, ſo wird man die einen ſowohl, als die andern, dem Syſtem des kläglich Komiſchen gänzlich zuwider finden. Zwar wird man die nothwendigen Verſchiedenheiten zwiſchen den Sitten und dem Genie der Dichter eines jeden Volks bemerken; zwar wird man, nach Beſchaffenheit der Gegenſtände, in den Stücken, welche die Laſter des Herzens angreifen, einen nothwendig ernſthaften Ton antreffen, ſo wie man in denen, welche mit den Ungereimtheiten des Verſtandes zu thun haben, eine Vermiſchung des Scherzes und des Ernſtes, und in denen, welche nur das Lächerliche ſchildern ſollen, nichts als komiſche Züge und Wendungen finden wird; zwar wird man ſehen, daß die Kunſt eben nicht verbunden iſt, uns zum Lachen zu bewegen, und daß ſie ſich oft begnügt, uns weiter nicht als auf diejenige innere Empfindung, welche die Seele erweitert, zu bringen, ohne uns zu den unmäßigen Bewegungen zu treiben, welche laut ausbrechen: aber jenen traurigen und kläglichen Ton, jenes romanenhafte Gewinſle, welches vor unſern Augen der Abgott des Frauenzimmers und der jungen Leute geworden iſt, wird man ganz und gar nicht gewahr werden. Mit einem Worte, dieſe Unterſuchung wird uns überzeugen, daß es wider die Natur der komiſchen Gattung iſt, uns unſre Fehler beweinen zu laſſen, es mögen auch noch ſo häßliche Laſter geſchildert werden; daß Thalia, ſo zu reden, auf ihrer Maske keine andre Thränen, als Thränen der Freude und der Liebe duldet; und daß diejenigen, welche ſie quaſi-tragiſche Thränen wollen vergieſſen laſſen, ſich nur eine andre Gottheit für ihre Opfer ſuchen können.

Der Einwurf alſo, den man aus der willkührlichen Natur der Komödie hergenommen, ſcheint mir hinlänglich widerlegt zu ſeyn; weil alles, was die vornehmſte Wirkung, die ein Werk hervorbringen ſoll, vernichtet, ein weſentlicher Fehler iſt. Wollte man gleichwohl noch darauf dringen, daß die Komödie natürlicher Weiſe mehr, als irgend eine andre Geburth des Genies, dem Geſchmacke des Jahrhunderts, in welchem man ſchreibt, unterworfen ſey, und daß man dieſem Geſchmacke alſo folgen müſſe, wenn man darinne glücklich ſeyn wolle; ſo nehme ich dieſe Maximen ganz gerne an: allein was kann daraus zur Ehre des weinerlich Komiſchen flieſſen? Weit gefehlt, daß der allgemeine Geſchmack ſich dafür erkläre; wenigſtens ſind die Stimmen getheilt. Es giebt ein auserwähltes Häufchen Zuſchauer, bey welchem das heilige Feuer der Wahrheit gleichſam niedergelegt worden, und deſſen ſicherer und unveränderlicher Geſchmack ſich niemals unter die Tyranney der Mode geſchmiegt, noch dieſen Götzen weniger Tage angebethet hat.

Dieſem erleuchteten Theile des Publicums hat man es zu danken, daß ſich noch in allen Gattungen jene ausgeſuchte Empfindung der Natur und jener vollkommene Geſchmack erhält, der, indem er wider die Blendungen gefährlicher Neuigkeiten eifert, zugleich den wirklich nützlichen Erfindungen ihren wahren Werth zu beſtimmen weis. Er iſt eben ſo einfach, als die Wahrheit ſelbſt; oder wenn man lieber dem Lehrgebäude des franzöſiſchen Odendichters* folgen will, ſo giebt es nur einen gedoppelten, deren Züge hier zu entwerfen nicht undienlich ſeyn wird, damit man den Unterſcheid ihrer Charaktere deſto beſſer empfinde.

Der erſte giebt ſich mit den Laſtern ab, welche verächtlich machen, und mit den Ungereimtheiten, durch die man lächerlich wird: er belebt ſeine Bilder mit lachenden und ſatyriſchen Zügen; er will, daß ſich jeder in ſeinen Gemählden erkennen, und über ſeine eigne Abſchilderungen eben ſo boshaft lachen ſolle, als ob alles auf Koſten ſeines

---

* Der Verfaſſer zielt hier auf eine Stelle in des Rouſſeau Briefe an Thalien. Sie iſt ſo trocken ſchön, daß ich ſie nicht zu überſetzen wage. Wenn ich mich nicht irre, ſo iſt es eben die, welche der Herr von **Voltaire** an einem Orte ſehr ſcharf getadelt hat. Man ſehe, ob Rouſſeau mehr darinne ſagt als, daß es mit dem Geſchmacke eine kützliche Sache ſey, und daß er nothwendig entweder gut oder ſchlecht ſeyn müſſe.

Tout inſtinct, tout art, toute police
Subordonnée au pouvoir du caprice,
Doit être auſſi conſequemment pour tous
Subordonnée à nos differens gouts.
Mais de ces gouts la diſſemblance extreme,
A le bien prendre, eſt un foible probleme;
Et quoi qu'on diſe, on n'en ſauroit jamais
Compter que deux; l'un bon, l'autre mauvais &c. Ueb-

Univ. Bibl. München

Nächſten gebe. Der andere hingegen greift nur gewiſſe Fehler an, oder beſſer zu reden, er greift ganz und gar keine an: er ſucht mühſam nichts, als traurige und außerordentliche Stellungen, und mahlt ſie mit den allerdunkelſten Farben. Der eine erfreut das Herz und vergnügt den Geiſt, durch ein lebhaftes und ſich ausnehmendes Spiel, welches allen Verdruß verjagt; der andere ſtürzt uns durch einen traurigen Ton wieder hinein, und giebt ſich alle Mühe eure Seele durch gehäufte Erzehlungen von Unglücksfällen zu betrüben. Nun wage man es, den Vorzug zu entſcheiden, oder leugne die Wahrheit dieſer Charaktere.

Meine Gegner werden nunmehr unter ihren Einwürfen wählen müſſen; denn ob man ſchon, durch die Beantwortung aller und jeder, die Materie ergründen würde, ſo muß ich mich doch, zu Vermeidung der Weitläuftigkeit nur auf die ſcheinbarſten einſchränken.

„Die Komödie iſt das Bild der Handlungen des gemeinen Lebens,
„oder, wenn man lieber will, der gewöhnlichen Laſter oder Tugenden,
„die den Zirkel deſſelben erfüllen. In der Schilderung ſo wohl der
„guten, als ſchlechten Eigenſchaften, beſtehet daher ihre weſentliche
„Beſchaffenheit. Das Portrait der Menſchen mit Genauigkeit entwer-
„fen, ihre Gemüthsneigungen und Geſinnungen auf das deutlichſte
„ausdrücken, und dieſe Gemählde zum Vortheile der Sitten anwen-
„den; das heißt, auf einmal die groſſen Gegenſtände der Kunſt und
„des Künſtlers faſſen.

Obſchon dieſe Grundſätze, überhaupt betrachtet, wahr ſind, ſo können ſie doch nicht anders, als auf eine ganz indirecte Weiſe, auf die komiſche Dichtkunſt angewendet werden. Die Menſchen mahlen, und ihre Gemüthsarten mit Genauigkeit ausdrücken, iſt ein Zweck, den auch die la Rochefoucaults und die la Bruyere mit ihr gemein haben, die uns zwar Gemählde von Laſtern und Tugenden überhaupt, niemals aber dramatiſche Gedichte haben liefern wollen. Die Schilderungen der guten und böſen Eigenſchaften macht alſo nicht an und für ſich ſelbſt das Weſen der Komödie aus; die Wahl und die Miſchung der Farben, die Stellung und der Ausdruck der Perſonen, dieſe ſind es, die ihr vornehmlich Namen, Form und Weſen ertheilt haben.

Man muß daher den Gegenſtand der Kunſt und die Pflicht des Künſtlers wohl unterſcheiden. Der erſtre iſt durch den Tadel des Laſters und durch die Anpreiſung der Tugend genugſam erfüllet. Der andern aber ein Genüge zu thun, muß der Poet ſich nothwendig ſolcher Farben bedienen, welche ſowohl den allgemeinen Laſtern, dergleichen die Leidenſchaften ſind, die ihren Urſprung aus dem Herzen haben, als den beſondern Lächerlichkeiten, dergleichen die thörigten Moden ſind, die ihre Quelle in dem Verſtande haben, eigenthümlich zukommen. Ferner muß er dazu eine anſtändige Handlung erwählen; er muß ſie ſo einzurichten wiſſen, daß ſie die vortheilhafteſten Wirkungen hervorbringen kann; und muß überall Moral, vermittelſt der ſpielenden Perſonen, mit einſtreuen, welche Vernunft und Erfahrung zu dieſer Abſicht einmüthig beſtimmt zu haben ſcheinen.

Nun iſt es aber ganz und gar keine Frage, ob dieſe Moral aus dem Helden des Stücks flieſſen ſoll, oder ob ſie vielmehr der Gegenſtand aller Züge des Tadels und des Scherzes ſeyn ſoll. Die neue Gattung ſcheint die erſtre Methode angenommen zu haben: allein ſowohl die Grundſätze als die Beyſpiele ſind gleich ſtark darwider. Nach den Grundſätzen iſt die Komödie beſtimmt, uns mehr Laſter und Ungereimtheiten, die wir vermeiden, als Tugenden, die wir nachahmen ſollen, vorzuſtellen; und nach den Beyſpielen, kömmt es den Nebenperſonen zu, die Maximen der Weisheit anzubringen. So hat **Moliere** dem Freunde des Miſanthropens, dem Schwager des Orgons, dem Bruder des Sganarelle ꝛc. die Sorge aufgetragen, uns die Grundſätze der Tugenden vorzulegen, die er zu dem Gegenſtande unſrer Nachahmung machen wollte; ſeine Originale aber hat er mit allen Zügen der Satyre, des Tadels und des Lächerlichen überhäuft, von welchen er glaubte, daß ſie ſowohl zu unſerm Ergötzen, als zu unſerm Unterrichte dienen könnten.

Aus dem, was ich jezt geſagt, folgt unwiderſprechlich, daß das Original einer wahren Komödie keine gänzlich tugendhafte Perſon ſeyn könne, wie es die Originale der neuen Gattung ſind, und daß dieſes ein eingewurzelter Uebelſtand iſt, vor dem uns alle Schönheiten der Ausführung niemals gänzlich die Augen verblenden können. Vergebens wirft man ein, daß die ſatyriſchen Züge, womit man die Originale überhäuft, nicht mehr zum Zwecke treffen; und daß ſie unſre Eigenliebe auf andre uns umgebende Gegenſtände abzuwenden wiſſe.* Umſonſt wird man uns zu überreden ſuchen, daß die neuen komiſchen Dichter eben darum deſto mehr Lob verdienten, weil ſie anſtatt der laſterhaften Charaktere lauter Perſonen, die voller Empfindungen der Ehre wären, eingeführet hätten; daß wir tugendhaften Maximen unſer Herz von ſelbſt aufſchlöſſen, und ſie mit Vergnügen uns einflöſſen lieſſen, wenn man nur ein wenig uns auf der rechten Seite zu faſſen wüßte. Alle dieſe Gründe ſind verfänglicher als wahr; blendender als gründlich. Laſſet ſie uns einmal aus ihren Wirkungen beurtheilen, denn dieſe ſind ſichrer, als alle Vernünfteley.

---

* Lettre sur Melanide.

Was hat denn nun jene leichte und hochmüthige Auskrahmung ſchöner und groſſer Geſinnungen den Sitten genützt? Was für Wirkungen hat denn jene glänzende Moral auf unſre Herzen und auf unſern Verſtand gehabt? Eine unfruchtbare Bewunderung, eine Blendung auf wenige Augenblicke, eine überhingehende Bewegung, welche ganz unfähig iſt, uns in uns ſelbſt gehen zu laſſen. So viele auf das allerfeinſte vorbereitete Sittenſprüche, ſo viel zierlich ausgekrahmte Vorſchriften ſind für die Zuſchauer völlig in Wind geſagt. Man bewundert **Melaniden**, und bedauert ſie: allein ihr unaufhörlich kläglicher Ton, und die Erzehlung ihrer romanhaften Zufälle, machen auf uns keinen nützlichen Eindruck, weil ſie mit der Stellung, worinne wir uns befinden, ganz und gar keine Gemeinſchaft haben. Das Schickſal der **Aufſeherin** bewegt und rühret uns, allein ihre ganz beſondern Umſtände haben mit den unſrigen gar nichts gemein. (1) Wir treffen in uns ſelbſt nichts an, was wir mit den Abentheuern in Vergleichung bringen können, die blos unter die möglichen Dinge gehören, und alſo gar nicht für uns gemacht zu ſeyn ſcheinen. Man wird, wenn man es ja geſtehen muß, bey dem Anblicke ſo ſinnreicher Gemählde, ergriffen, durchdrungen, bewegt; allein man fühlet für uns ſelbſt, in dieſem Zuſammenfluſſe von Begebenheiten, mit welchen der ordentliche Lauf menſchlicher Dinge uns gewiß verſchonen wird, weder Reue, noch Scham, noch Furcht.

Ganz anders iſt es mit den Schilderungen bewandt, welche der

(1) Der Stoff einer Komödie muß aus den gewöhnlichen Begebenheiten genommen ſeyn; und ihre Perſonen müſſen, von allen Seiten, mit dem Volke, für das ſie gemacht wird, eine Aehnlichkeit haben. Sie hat nicht nöthig, dieſe ihre Perſonen auf ein Fußgeſtelle zu erhöhen, weil ihr vornehmſter Endzweck eben nicht iſt, Bewundrung für ſie zu erwecken, damit man ſie deſto leichter beklagen könne; ſie will aufs höchſte, durch die verdrüßlichen Zufälle, die ihnen begegnen, uns für ſie ein wenig unruhig machen. **Dubos kritiſche Betrachtungen Th. II. S. 225.**

Dichter von den Laſtern und von dem Lächerlichen macht; ſie finden bey uns allen Statt, und auch der vollkommenſte Menſch trägt ſowohl in ſeinem Verſtande, als in ſeinem Herzen beſtändig den Saamen gewiſſer Ungereimtheiten und gewiſſer Fehler, welche ſich bey Gelegenheit entwickeln. Wir finden uns alſo in dem Gemählde ſolcher mit der Menſchheit verbundenen Schwachheiten getroffen, und ſehen darinne was wir ſind, oder wenigſtens ſeyn können. Dieſes Bild, welches zu dem unſrigen wird, iſt eines von den einnehmendſten Gegenſtänden, und erleuchtet unſre Seelen mit gewiſſen Lichtſtrahlen, die deſto heilſamer ſind, je fähiger ihre Urſache, die Furcht vor der Schande und dem Lächerlichen, zu ſeyn pflegt, uns zu heilſamen Entſchlieſſungen zu bewegen. So ward der ſtolze und unverſöhnliche Hauffe der Heuchler durch das Gemählde von den Laſtern des **ſcheinheiligen Betriegers** zu Boden geſchlagen. Tauſend Schuldige wurden in Harniſch gejagt, und beklagten ſich mit ſo viel gröſſerer Bitterkeit, je empfindlicher ſie waren getroffen worden. Bey den Vorſtellungen des **George Dandins** laſſen auch die verhärteſten Ehemänner auf ihren Geſichtern die Bewegung ſpüren, die ſie alsdenn empfinden, wenn ihre Umſtände mit den Umſtänden des Originals allzuſehr übereinſtimmen; dieſe Uebereinſtimmungen ſind nicht ſelten, ob ſie ſchon durch den Mangel der Bildung oder des Genies, durch den Geſchmack an Veränderungen und den Eigenſinn, ſo vielfältig gemacht werden, als ſie es durch die Verſchiedenheit der Geburth ſind. Die ohne Unterlaß wieder jung werdenden Schilderungen der **Diafoiren** haben vielleicht nicht wenig dazu beygetragen, daß die Aerzte ihren blinden Eigenſinn für die alte Methode verlaſſen haben, ohne daß ſie eben zu jenen kühnen Verſuchen wären gereizt worden, von welchen man ſchalkhaft genug vorgiebt, daß wir dann und wann derſelben Opfer ſeyn müßten. Und wem iſt endlich unbekannt, daß die muntern und beiſſenden Züge der **gelehrten Weiber** und der **koſtbar Lächerlichen**, auf das plötzlichſte das ſchöne Geſchlecht von dieſen zwey Unſinnigkeiten abgebracht haben?

Ich gebe zu, daß andre Charaktere, welche eben ſowohl getroffen waren, keine ſo merkliche Wirkungen gehabt haben. Der **eingebildete Kranke** hat nicht alle Orgons von ihren Dünſten befreyet; es ſind nicht alle **Menſchenfeinde** geſellſchaftlicher, noch alle **Grafen von Tufiere** beſcheidner geworden. Allein was iſt der Grund davon? Er iſt dieſer; weil die Fehler von dieſer Art das rechtſchafne Weſen nicht angreifen, und weil man ſo gar in der Welt Leute antrift, die ſich eine Ehre daraus machen. Zärtliche Leibesbeſchaffenheiten ſetzen gemeiniglich zärtliche Seelen voraus. Eine ſtrenge und unwillige Gemüthsart iſt faſt immer mit viel Rechtſchaffenheit verbunden; der Herzog von **Montauſier** hielt es nicht für ſeiner unwürdig, ein Menſchenfeind zu ſeyn. Und ein gewiſſer Stolz endlich, entſtehet nicht ſelten aus einer vernünftigen Empfindung ſeiner eignen überſehenden Größe. Das Vorurtheil ringet bey ſolchen Gelegenheiten glücklich mit den Spöttereyen des Tadels, da es Gegentheils gegen die komiſche Schilderung eines Laſters des Herzens, oder eine Lächerlichkeit im geſellſchaftlichen Leben, oder eine Ungereimtheit des Verſtandes, gewiß nicht beſtehen wird. Der Gegenſtand der beſchämenden Bemerkungen der Zuſchauer, will man durchaus nicht ſeyn, es koſte auch, was es wolle; und wenn man ſich auch nicht wirklich beſſert, ſo iſt man doch gezwungen ſich zu verſtellen, damit man öffentlich weder für lächerlich noch für verächtlich gehalten werde.

Und ſo wären wir denn endlich auf die letzte Ausflucht gebracht, welche über alle Beyſpiele und Gründe ſieget. Dieſe neue komiſche Gattung, ſagt man, gefällt;* das iſt genug, und die Regeln thun dabey nichts.

Man berufe ſich nicht zur Beſtätigung dieſer zu allgemeinen und eben deswegen gefährlichen Maxime auf den Einfall Sr. Hoheit des Prinzen über die regelmäßige aber verdrüßliche Tragödie des Abts von Aubignac. Die Anwendung der Regeln verurſachte den Fall dieſes Stücks gar nicht; ſondern die ſchlechte Colorite ſeines Pinſels ſchlug es nieder. Doch weil ich mir vorgenommen habe meinen Gegnern nur ſolche Gründe entgegen zu ſetzen, von welchen ich ſelbſt überzeugt bin, ſo will ich es ihnen vorläufig einräumen, daß das kläglich Komiſche große Bewegungen und oft angenehme Empfindungen verurſache. Allein, wenn ich auf einen Augenblick die ganze Frage dahinaus lauffen laſſe, bey welcher Gattung das größere Vergnügen anzutreffen ſey, ſo behaupte ich, daß jene neuere uns kein ſo mannichfaltiges und natürliches Vergnügen verſchaffen könne, als die Gattung welche in dem Jahrhunderte des **Moliere** herrſchte.

---

* S. den Prolog des Luſtſpiels **Liebe für Liebe**.

Zuerſt ſindet man in den weinerlichen Komödien alle die rührungsloſen leeren Plätze, die man bey Leſung eines Romans findet. Sie ſind eben ſo wie dieſe mit erzwungnen Verwicklungen, mit auſſerordentlichen Stellungen, mit übertriebenen Charakteren angefüllt, welche oft wahrer als wahrſcheinlich ſind; und wenn ſie in unſrer Seele jene, nichts weniger als willkührliche, Bewegungen verurſachen, die ſie auf einige Augenblicke bezaubern, ſo kömmt es daher, weil wir bey dem Anblicke auch der erdichteſten Gegenſtände gerührt werden, wenn ſie nur mit Kunſt geſchildert ſind. Allein man merke wohl, daß die Rührungen weder ſo einnehmend ſind, noch eben dieſelbe Dauer und eben denſelben Charakter der Wahrheit haben, welchen die getreue Nachahmung einer aus dem Innerſten der Natur geſchöpften Stellung hervorbringt.

In der That, wenn die dramatiſchen Erdichtungen uns um ſo viel lebhafter rühren, je näher ſie der Wirklichkeit kommen, ſo müſſen die Erdichtungen der neuen Gattung ſo viel ſchwächere Eindrücke machen, je entgegengeſetzter ſie der Wahrſcheinlichkeit ſind. Es iſt ein Wunderwerk der Kunſt nöthig geweſen, um uns die Abentheuer einer Frau annehmlich zu machen, die nach ſiebzehn Jahren einer heimlichen Vermählung und eines eingebildeten Gefängniſſes, auf einmal ſich aus dem Schooße ihrer Provinz aufmacht, und nach Paris kommt, einen untreuen Mann aufzuſuchen, der ſie, ob er ſie ſchon alle Tage zu ſehen bekommen könnte, doch nicht eher, als bey der Entwicklung findet. So und nicht anders iſt der romanenhafte Grund beſchaffen, auf welchen das Gebäude des weinerlich Komiſchen gemeiniglich aufgeführt iſt, oder vielmehr nothwendig aufgeführt ſein muß; und dieſen muß ſich der Zuſchauer gefallen laſſen, wenn er anders Vergnügen daran finden will. Die Oper ſezt bey weitem nicht ſo viel Triebfedern in Bewegung, um uns durch das Glänzende ihrer Auszierungen zu verblenden, als das kläglich Komiſche Täuſchungen anwendet, um eine ſchmerzhaft angenehme Empfindung in uns zu erwecken.

Die Eindrücke des Vergnügens, welche das wahre Komiſche hervorbringt, ſind von einer ganz andern Beſchaffenheit. Es geſchiehet allezeit mit einem ſtets neuen Vergnügen, ſo oft wir jene von der Natur erkannte Schilderungen, dergleichen der Menſchenfeind, der Geizige, der Stumme, der Spieler, der Mürriſche, der Ruhmredige und andre ſind, wieder vorſtellen ſehen, oder ſie aufs neue leſen. Oder, wenn wir uns in kleine Stücke einlaſſen wollen, wird man es wohl jemals ſatt, die wahren komiſchen Auftritte zu ſehen, zum Exempel die Auftritte des Harpagons mit der Euphroſine, des Valers mit dem Meiſter Jacob, des bürgerlichen Edelmanns mit ſeinem Mädchen und ſeinen verſchiednen Lehrmeiſtern, die pedantiſche Zänkerey des Triſſotins und des Vadius; oder auch in einer höhern Art, das feine und ſinnreiche Geſpräch des Merkurs mit der Nacht, die verleumdriſche Unterredung der Célimene mit dem Marquis und ihre ſinnreiche Art, der ſpröden Arſinoe ihre ſpitzigen Anzüglichkeiten wieder zurück zu geben? Verurſachen uns wohl die am meiſten glänzenden Moralien, wann ſie auch bis zum Thränen getrieben werden, jemals ein ſo lebhaftes, ein ſo wahres und ein ſo daurendes Vergnügen?

Doch die Verringerung und Schwächung unſeres Vergnügens, oder die Unnützlichkeit einer ernſthaften und traurig ſpruchreichen Moral, iſt der gegründeſte Vorwurf noch nicht, den man der neuen Art von Komödien machen kann: ihr vornehmſter Fehler iſt dieſer, daß ſie die Grenzen gar aufhebt, welche von je her das Tragiſche von dem Komiſchen getrennt haben, und uns jene ungeheure Gattung des Tragikomiſchen zurück bringet, welche man mit ſo vielem Grunde, nach verſchiednen Jahren eines betrieglichen Triumphs, verworffen hat. Ich weis wohl, die neue Art hat bey weitem nicht ſo viele und groſſe Ungereimtheiten; die Verſchiedenheit ihrer Perſonen iſt nicht ſo anſtößig, und die Bedienten dürfen darinne nicht mit Prinzen zuſammen ſpielen: allein im Grunde iſt ſie doch eben ſo fehlerhaft, ob ſchon auf eine verſchiedne Weiſe. Denn wie die erſtre Art die heroiſchen Perſonen erniedrigte, indem ſie ihnen bloß gemeine Leidenſchaften gab, und nur die gewöhnlichen Tugenden ausführte, die zu dem heldenmäßigen der Tragödie lange nicht erhaben genung ſind; eben ſo erhöhet die andre die gemeinen Perſonen zu Geſinnungen, welche Bewunderung erwecken, und mahlt ſie mit Zügen jenes reitzenden Mitleids, welches das unterſcheidende Eigenthum des Trauerſpiels ausmachet. Beyde ſind alſo dem Weſen, welches man dem komiſchen Gedichte zugeſtanden hat, gleich ſehr zuwider; beyde verdienen alſo einen gleichen Tadel, und vielleicht auch eine gleiche Verbannung.

Als das Tragikomiſche zuerſt aufkam, glaubte man, ohne Zweifel, das Gebiethe der komiſchen Muſe erweitert zu haben, und billigte alſo anfangs dieſe kühne Erfindung. Mit eben dieſer Einbildung geſchmeichelt, triumphiren auch jetzo die Anhänger der neuen Gattung; ſie ſuchen ſich zu überreden, der Weg der Empfindung ſey gleichfalls eine von den glücklichen Entdeckungen, welche der franzöſiſchen Scene den höchſten Grad der Ausſchmückung gegeben habe; ſie wollen durchaus nicht einſehen, daß die Empfindung, welche gewiſſen Gedichten, zum Exempel der Elegie und dem Hirtengedichte, ſo weſentlich iſt, ſich ganz und gar nicht mit der komiſchen Grundlage verbinden laſſe, welche das Theater nothwendig braucht, wenn ſie ihren Originalen denjenigen Ton geben will, der im Ergötzen beſſert. Man betriege ſich hier nur nicht: wir haben zwey ſehr unterſchiedne Gattungen; die eine iſt die nützliche, und die andre die angenehme: weit gefehlt alſo, daß das weinerlich Komiſche eine dritte ausmache; ſie ſchmelzt vielmehr beyde Gattungen in eine einzige, und machet uns ärmer, indem ſie uns reicher zu machen ſcheinet.

Wann die wirklich komiſchen Fabeln gänzlich erſchöpft wären, ſo könnte man die Erfindung der weinerlichen Charaktere noch eher vergeben, weil ſie wenigſtens, als eine Vermiſchung des Wahren und Falſchen, das Verdienſt haben, uns auf einen Augenblick zu rühren, wenn ſie uns auch ſchon durch die Ueberlegung verdrüßlich werden: allein es iſt derſelben noch eine ſehr große Menge übrig, welche alle neu ſind, und die man, ſchon ſeit langer Zeit, auf der Bühne geſchildert zu ſehen gewünſcht hat. Wir haben vielleicht nicht ein einziges getreues Gemählde von verſchiednen Sitten und Lächerlichkeiten unſrer Zeit; zum Exempel, von der gebiethriſchen Leutſeligkeit unſrer Hofleute, und von ihrem unerſättlichen Durſte nach Vergnügen und Gunſt; von der unbeſonnenen Eitelkeit und wichtigen Aufgeblaſenheit unſerer jungen Magiſtratsperſonen; von dem wirklichen Geitze und der hochmüthigen Verſchwendung unſrer großen Rentmeiſter; von jener feinen und manchmal ausgelaßenen Eiferſucht, welche unter den Hofdamen, wegen der Vorzüge des Ranges, und noch mehr wegen der Vorzüge der Schönheit, herrſchet; von jenen reichen Bürgerinnen, welche das Glück trunken macht, und die durch ihre unverſchämte Pracht den Geſetzen, dem Wohlſtande und der Vernunft Hohn ſprechen.

Auf dieſe Art würden ſich tauſend nützliche und glänzende Neuigkeiten dem Pinſel unſrer Dichter darbiethen, wenn ſie nicht von der Liebe zu dem Beſondern verführt würden. Sollten ſie wohl von der Schwierigkeit, ſolche feine Charaktere zu ſchattiren, welch enur eine ſehr leichte Auftragung der Farben erlauben, zurückgehalten werden! Allein könnten ſie nicht, nach dem Beyſpiele des Moliere, an den Nebenrollen dasjenige einbringen, was ihnen an der Unterſtützung des Hauptcharakters abgehet? Und brauchen ſie denn weniger Kunſt darzu, wenn ſie uns in Komödien eingekleidete Romane wollen bewundern laſſen, oder weniger Genie, um ſich in dem engen Bezirke, in welchen ſie ſich einſchlieſſen, zu erhalten! Da ſie nur auf eine einzige Empfindung, des Mitleidens nehmlich, eingeſchränkt ſind, ſo haben wir vielmehr zu fürchten, daß ſie uns, durch die Einförmigkeit ihres Tones und ihrer Originale, Froſt und Eckel erwecken werden. Denn in der That, wie die Erkennungen beſtändig mit einerley Farben vorbereitet, herzugeführet, und aufgeſchloſſen werden, ſo iſt auch nichts dem Gemählde einer Mutter, welche ihr und ihrer Tochter Unglück beklagt, ähnlicher, als das Bild einer Frau, welche über ihr und ihres Sohnes Unglück Thränen vergießt. Flieſſen aber hieraus nicht nothwendig Wiederhohlungen, die nicht anders, als verdrüßlich ſeyn können!

Wie weit übertrift das wahre Komiſche eine ſo unfruchtbare Gattung! Nicht allein alle Charaktere und alle Stände, nicht allein alle Laſter und Lächerlichkeiten ſind ſeinen Pfeilen ausgeſetzt; ſondern es hat auch noch die Freyheit die Farben zu verändern, womit eben dieſelben Originale, und eben dieſelben Ungereimtheiten gemahlt werden können. Und auf dieſem Wege findet man nirgends Grenzen; denn obſchon die Menſchen zu allen Zeiten einerley Fehlern unterworfen ſind, ſo zeigen ſie dieſelben doch nicht immer auf einerley Art. Die Alten, in dieſer Abſicht, ſind den Neuern ſehr ungleich; und wir ſelbſt, die wir in den jetzigen Tagen leben, haben mit unſern Vätern ſehr wenig Ähnliches.

Zu den Zeiten des **Moliere** und der **Corneillen**, beſonders zu Anfange ihres Jahrhunderts, konnte man die gelehrten und witzigen Köpfe von Profeßion mit griechiſchen und lateiniſchen Citationen ausgeſpickt, über ihre barbariſchen Schriftſteller verdüſtert, in ihren Sitten grob und unbiegſam, und in ihrem Aeuſſerlichen nachläßig und ſchmutzig vorſtellen. Dieſe Züge paſſen ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr. Das pedantiſche Anſehen iſt mit jener tiefen Gelehrſamkeit, die aus Leſung der Originale geſchöpft war, verſchwunden. Man begnügt ſich, wenn ich ſo reden darf, mit dem bloſſen Vernis der Litteratur, und den meiſten von unſern Neuern iſt ein leichtes und ſich ausnehmendes

Mundwerk anſtatt der gründlichen Wiſſenſchaft, welche ihre Vorgänger beſaſſen. Ihre Erkenntniß, ſagt man, iſt mannigfaltiger, aber eben deswegen auch unvollkommner. Sie haben, wenn man will, mehr Witz; aber vielleicht deſto weniger wahres Genie. Kurz die meiſten von ihnen ſcheinen von den alten Gelehrten nichts beybehalten zu haben, als die beklagenswürdige Erbitterung, ihre Perſonen und ihre Werke unter einander zu verläſtern, und ſich dadurch in den Augen ihrer Zeitgenoſſen und der Nachwelt verächtlich zu machen.

Es iſt alſo nicht ſowohl die Erſchöpfung der Charaktere und des Lächerlichen, noch die Begierde nützlicher zu ſeyn, noch die Vorſtellung eines gröſſern Vergnügens, welche uns die Gattung des weinerlich Komiſchen verſchaft hat, ſondern vielmehr die Schwierigkeit, den Ton des Moliere zu erreichen, oder vielmehr die Begierde unſre Bewunderung durch die glänzenden Reitze der Neuigkeit zu überraſchen. Dieſe Krankheit, welche dem Franzöſiſchen Genie ſo eigen iſt, erzeugt die Moden in der Litteratur, und ſtekt mit ihren Sonderlichkeiten ſowohl alle Schreibarten, als alle Stände an. Unſre Neugierde will alles durchlaufen; unſre Eitelkeit will alles verſuchen; und auch alsdenn, wenn wir der Vernunft nachgeben, ſcheinen wir nicht ſowohl ihrem Reitze, als unſerm Eigenſinn gefolgt zu ſeyn.

Wann dieſe Betrachtungen wahr ſind, ſo iſt es leicht, das Schickſal des weinerlich Komiſchen vorher zu ſagen. Die Mode hat es eingeführt, und mit der Mode wird es vergehen, und in das Land des Tragikomiſchen verwieſen werden, aus welchem es gekommen iſt. Es glänzet vermöge der ſchimmernden Blitze der Neuigkeit, und wird eben ſo geſchwind, als dieſe, verlöſchen. Das ſchöne Geſchlecht, welches der gebohrne Beſchützer aller zärtlichen Neuerungen iſt, kann nicht immer weinen wollen, ob es gleich immer empfinden will. Wir dürfen uns nur auf ſeine Unbeſtändigkeit verlaſſen.

Unter die Gründe, warum man den Geſchmack an dem weinerlich Komiſchen wird fahren laſſen, gehöret auch noch die äuſſerſte Schwierigkeit, in dieſer Gattung glücklich zu ſeyn: die Laufbahn iſt nicht von groſſem Umfange, und es wird ein eben ſo glänzendes und bearbeitetes Genie, als das Genie des Verfaſſers der Melanide iſt, dazu erfordert, wenn man ſie mit gutem Fortgange ausfüllen will. Der Herr von Fontenelle hat einen Ton, welcher ihm eigen iſt, und der ihm allein unvergleichlich wohl läßt; allein es iſt unmöglich oder gefährlich ihn nachzuahmen. Der Herr de la Chauſſee hat gleichfalls ſeinen Ton, deſſen Schöpfer er iſt, und dem es mehr in Anſehung der Art von Unmöglichkeit, ſeine Fabeln nicht nach zu copiren, als in Anſehung der Schwierigkeit, ſie mit eben ſo vieler Kunſt und mit eben ſo glänzenden Farben vorzutragen, an Nachahmern fehlen wird.

Doch alle Kunſt iſt unnütze, wenn die Gattung an und für ſich ſelbſt fehlerhaft iſt, das iſt, wenn ſie ſich nicht auf jenes empfindbare und allgemeine Wahre gründet, welches zu allen Zeiten und für alle Gemüther verſtändlich iſt. Aus dieſer Urſache vornehmlich wird die Täuſchung des neuen Komiſchen gewiß verſchwinden; man wird es bald durchgängig überdrüßig ſeyn, die Auskramung der Tugend mit bürgerlichen Abentheuern verbunden zu ſehen, und romanenhafte Originale die ſtrengſte Weisheit, in dem nachgemachten Tone des Seneca predigen, oder mit den menſchlichen Tugenden, zur Nachahmung des berühmten Maximenſchreibers, ſinnreich zanken zu hören.

Laſſet uns daher aus dieſem allen den Schluß ziehen, daß keine Erfindungen vergönnt ſind, als welche die Abſicht zu verſchönern haben, und daß die Gattung des weinerlich Komiſchen eine von den gefährlichen Erfindungen iſt, welche dem wahren Komiſchen einen tödlichen Streich verſetzen kann. Wenn eine Kunſt zu ihrer Vollkommenheit gelangt iſt, und man will ihr Weſen verändern, ſo iſt dieſes, nicht ſowohl eine in dem Reiche der Gelehrſamkeit erlaubte Freyheit, als vielmehr eine unerträgliche Frechheit. (1) Die Griechen und die Römer, unſre Meiſter und Muſter in allen Geburthen des Geſchmacks, haben die Komödie vornehmlich dazu beſtimmt, daß ſie uns, vermittelſt der Critik und des Scherzes, zugleich ergötzen und unterrichten ſoll. Alle Völker Europens ſind hernach dieſer Weiſe mehr oder weniger gefolgt, ſo wie es ihrem eigenthümlichen Genie gemäß war: und wir ſelbſt haben ſie in den Zeiten unſers Ruhmes, in dem Jahrhunderte angenommen, das man ſo oft mit dem Jahrhunderte des Auguſts in Vergleichung geſtellet hat. Warum will man jezt Thalien nöthigen die traurige Stellung der Melpomene zu borgen, und ein ernſthaftes Anſehen über eine Bühne zu verbreiten, deren vornehmſte Zierde allezeit Spiel und Lachen geweſen ſind, und beſtändig ihr unterſcheidender Charakter ſeyn werden!

---

(1) Da alle Künſte an einander grenzen, ſo laßt uns noch die Klagen hören, welche Hr. **Blondel** in ſeinem 1747 gedruckten Discours sur l'Architecture führet. Es iſt zu befürchten, ſagt er, daß die ſinnreichen Neuerungen, welche man zu jetziger Zeit, mit ziemlichem Glück einführt, endlich von Künſtlern werden nachgeahmt werden, welchen die Verdienſte und die Fähigkeiten der Erfinder mangeln. Sie werden daher auf eine Menge ungereimter Geſtalten fallen, welche den Geſchmack nach und nach verderben, und werden ausſchweifenden Sonderlichkeiten den ſchönen Namen der Erfindungen beylegen. Wann dieſes Gift die Künſte einmal ergriffen hat, ſo fangen die Alten an unfruchtbar zu ſcheinen, die groſſen Meiſter froſtig, und die Regeln allzu enge ꝛc. ꝛc.

Verſibus exponi tragicis res comica non vult.

Horaz in der Dichtkunſt.

* * *

Hier iſt die Schrift des franzöſiſchen Gegners aus. Ob es nun gleich nicht ſcheint, daß ſie der Hr. Prof. Gellert gekannt habe, ſo iſt es dennoch geſchehen, daß er auf die meiſten ihrer Gründe glücklich geantwortet hat. Weil ſie dem Leſer noch in friſchem Andenken ſeyn müſſen, ſo will ich ihn nicht lange abhalten, ſich ſelbſt davon zu überzeugen. Nur habe ich eine kleine Bitte an ihn zu thun. Er mag ſo gut ſeyn, und es dem Hrn. Prof. Gellert nicht zuſchreiben, wann er finden ſollte, daß er ſich dieſesmal ſchlechter ausdrücke, als er ſonſt von ihm gewohnt iſt. Man ſagt, daß auch die beſten Ueberſetzer Verhunzer wären.

Des Herrn Prof. Gellerts Abhandlung für das rührende Luſtſpiel.

Man hat zu unſern Zeiten, beſonders in Frankreich, eine Art von Luſtſpielen verſucht, welche nicht allein die Gemüther der Zuſchauer zu ergötzen, ſondern auch ſo zu rühren und ſo anzutreiben vermögend wäre, daß ſie ihnen ſo gar Thränen auspreſſe. Man hat dergleichen Komödie, zum Scherz und zur Verſpottung, in der franzöſiſchen Sprache, comedie larmoyante,* das iſt die weinerliche genennt, und von nicht wenigen pflegt ſie als eine abgeſchmackte Nachäffung des Trauerſpiels getadelt zu werden. Ich bin zwar nicht Willens, alle und jede Stücke, welche in dieſe Klaſſe können gebracht werden, zu vertheidigen; ſondern ich will bloß die Art der Einrichtung ſelbſt retten, und wo möglich erweiſen, daß die Komödie, mit allem Ruhme, beſtiger bewegen könne. **Dacier**[*] und andre, welche die von dem Ariſtoteles entworfene Erklärung weitläuftiger haben erleutern wollen, ſetzen die ganze Kraft und Stärke der Komödie in das Lächerliche. Nun kann man zwar nicht leugnen, daß nicht der größte Theil derſelben darauf ankomme, obgleich, nach dem **Voßius**,[**] auch dieſes zweifelhaft ſein könnte; allein ſo viel iſt auch gewiß, daß in dem Lächerlichen nicht durchaus alle ihre Tugend beſtehe. Denn entweder ſind die reizenden Stücke des Terenz keine Komödien zu nennen; oder die Komödie hat ihre ernſthaften Stellen, und muß ſie haben, damit ſelbſt das Lächerliche durch das beſtändige Anhalten nicht geſchwächt werde. Denn was ohne Unterlaß artig iſt, das rührt entweder nicht genug, oder ermüdet das Gemüth, indem es daſſelbe allzuſehr rührt. Ich glaube alſo, daß aus der Erklärung des Ariſtoteles weiter nichts zu folgern iſt, als dieſes, was für eine Art von Laſtern die Komödie vornehmlich durchziehen ſoll. Es erhellt nehmlich daraus, daß ſie ſich mit ſolchen Laſtern beſchäftigen müſſe, welche niemandem ohne Schande, obſchon ohne ſeinem und ohne andrer Schaden, anhängen können; kurz, ſolche Laſter, welche Lachen und Satyre, nicht aber Ahndung und öffentliche Strafe verdienen, woran ſich aber doch weder **Plautus**, noch diejenigen, die er unter den Griechen nachgeahmet hat, beſonders gekehrt zu haben ſcheinen. Ja man muß ſo gar zugeſtehen, daß es eine Art Laſter giebt, welche gar ſehr mit eines andern Schaden verbunden iſt, als zum Exempel die Verſchwendung, und dennoch in der Komödie angebracht werden kann, wenn es nur auf eine geſchickte und kunſtmäßige Art geſchieht. Ich ſehe alſo nicht, worinne derjenige Luſtſpieldichter ſündige, welcher, in Betrachtung der Nützlichkeit, die Regeln der Kunſt dann und wann bey Seite ſetzt, beſonders wenn man von ihm ſagen kann:

---

* S. die Vorrede des Hrn. v. Voltaire zu ſeiner Nanine im IX. Theile ſeiner Werke, Dresdner Ausgabe.

> Habet bonorum exemplum: quo exemplo ſibi
> Licere id facere, quod illi fecerunt, putat.

---

[*] In den Anmerkungen zu des Ariſtoteles Dichtkunſt Hauptſt. V. S. 58. Pariſer Ausgabe von 1692. Ariſtote en faiſant la definition de la Comedie decide, quelles choſes peuvent faire le ſujet de ſon imitation. Il n'y a que celles qui ſont purement ridicules, car tous les autres genres de mechanceté ou de vice, ne ſçauroient y trouver place, parce qu'ils ne peuvent attirer que l'indignation, ou la pitié, paſſions, qui ne doivent nullement regner dans la Comedie.

[**] In ſeiner Poetik. lib. I. c. V. p. 123.

Es ſey alſo immer die ſinnreiche Verſpottung der Laſter und Ungereimtheiten die vornehmſte Verrichtung der Komödie, damit eine mit Nutzen verbundene Fröhlichkeit die Gemüther der Zuſchauer einnehme; nur merke man auch zugleich, daß es eine doppelte Gattung des Lächerlichen giebt. Die eine iſt die ſtammhafte und, ſo zureden, am meiſten handgreifliche, weil ſie in ein lautes Gelächter ausbricht; die andere iſt feiner und beſcheidener, weil ſie zwar ebenfalls Beyfall und Vergnügen erweckt, immer aber nur einen ſolchen Beyfall und ein ſolches Vergnügen, welches nicht ſo ſtark ausbricht, ſondern gleichſam in dem Innerſten des Herzens verſchloſſen bleibt. Wann nun die ausgelaſſene und heftige Freude, welche aus der erſten Gattung entſpringt, nicht leicht eine ernſthaftere Gemüthsbewegung verſtattet; ſo glaube ich doch, daß jene geſetztere Freude ſie verſtatten werde. Und wenn ferner die Freude nicht das einzige Vergnügen iſt, welches bey den Nachahmungen des gemeinen Lebens empfunden werden kann; ſo ſage man mir doch, worinne dasjenige Luſtſpiel zu tadeln ſey, welches ſich einen ſolchen Innhalt erwählet, durch welchen es, auſſer der Freude, auch eine Art von Gemüthsbewegung hervorbringen kann, welche zwar den Schein der Traurigkeit hat, an und für ſich ſelbſt aber ungemein ſüſſe iſt.* Da nun aber dieſes alsdann ſehr leicht geſchehen kann, wenn man die Komödie nicht nur die Laſter, ſondern auch die Tugenden ſchildern läßt; ſo ſehe ich nicht warum es ihr nicht vergönnt ſeyn ſollte, mit den tadelhaften Perſonen auch gute und liebenswürdige zu verbinden, und ſich dadurch ſowohl angenehmer als nützlicher zu machen, damit einigermaaſſen jener alten Klage des komiſchen Trupps bey dem Plautus abgeholfen werde.

Hujusmodi paucas Poetæ reperiunt comœdias,
Ubi boni meliores fiant.

Wenigſtens ſind unter den Alten, wie Scaliger erinnert, ſowohl unter den Griechen als unter den Römern, verſchiedene geweſen, welche eine doppelte Gattung von Komödie zugelaſſen, und ſie in die ſittliche und lächerliche eingetheilet haben. Unter der ſittlichen verſtanden ſie diejenige, in welcher die Sitten, und unter der lächerlichen, in welcher das Lächerliche herrſchte. Doch wenn man nicht allein darauf zu ſehen hat, was in der Komödie zu geſchehen pflegt, ſondern auch auf das, was darinne geſchehen ſollte, warum wollen wir ſie nicht lieber, nach Maaßgebung des Trapps,[*] alſo erklären, daß wir ſagen, die Komödie ſey ein dramatiſches Gedicht, welches Abſchilderungen von dem gemeinen Privatleben enthalte, die Tugend anpreiſe, und verſchiedene Laſter und Ungereimtheiten der Menſchen, auf eine ſcherzhafte und feine Art durchziehe. Ich geſtehe ganz gerne, daß ſich dieſe Erklärung nicht auf alle und jede Exempel anwenden laſſe; allein, wenn man auch durchaus eine ſolche verlangte, welche alles, was jemals unter dem Namen Komödie begriffen werden, in ſich faſſen ſollte, ſo würde man entweder gar keine, oder doch ein Ungeheuer von einer Erklärung bekommen. Genug, daß dieſe von uns angenommene Erklärung von dem Endzwecke, welchen die Komödie erreichen ſoll, und auch leicht erreichen kann, abgeleitet iſt, und auch daher ihre Entſchuldigung und Vertheidigung nehmen darf.

---

* Permagna enim, ſagt der vortreſliche Engländer, Joſeph Trapp, est discrepantia inter istam tristitiam, quae in tragoedia dominatur, & istam, quae in comoediam admittitur. Illa tanquam hiemalis tempestas, diem pene integrum nubibus & tenebris obvolvit; interspersis tantum raris & brevibus lucis intervallis: haec actionem dramaticam, tanquam coelum tempore aestivo plerumque sudum, nubibus non nunquam, sed raris, intercipit. *Praelect. Poet.* p. 393. edit. alt. Londini 1722.

Damit ich aber die Sache der rührenden Komödie, wo nicht glücklich, doch ſorgfältig führen möge, ſo muß ich einer doppelten Anklage entgegen gehen; deren eine dahinaus läuft, **daß auf dieſe Weiſe der Unterſchied, welcher zwiſchen einer Tragödie und Komödie ſeyn müſſe, aufgehoben werde;** und deren andre darauf ankömmt, daß **diejenige Komödie ſich ſelbſt zuwieder wäre, welche die Affecten ſorgfältig erregen wolle.**

Was den erſten Grund anbelangt, ſo ſcheint es mir gar nicht, daß man zu befürchten habe, die Grenzen beyder Gattungen möchten vermengt werden. Die Komödie kann ganz wohl zu rühren fähig ſeyn, und gleichwohl von der Tragödie noch weit entfernt bleiben, indem ſie weder eben dieſelben Leidenſchaften rege macht, noch aus eben derſelben Abſicht, und durch eben dieſelben Mittel, als die Tragödie zu thun pflegt. Es wäre freylich unſinnig, wenn ſich die Komödie jene großen und ſchrecklichen Zurüſtungen der Tragödie, Mord, Verzweiflung und dergleichen, anmaaßen wollte; allein wenn hat ſie dieſes jemals gethan? Sie begnügt ſich mit einer gemeinen, obſchon ſeltnen, Begebenheit, und weis von dem Adel und von der Hoheit der Handlung nichts; ſie weis nichts von den Sitten und Empfindungen großer Helden, welche ſich entweder durch ihre erhabne Tugend, oder durch ihre auſſerordentliche Häßlichkeit ausnehmen; ſie weis nichts von jenem tragiſchen hohen und prächtigen Ausdrucke. Dieſes alles iſt ſo klar, daß ich es nur verdunkeln würde, wenn ich es mehr aus einander ſetzen wollte. Was hat man alſo für einen Grund, zu behaupten, daß die rührende Komödie, wenn ſie dann und wann Erbarmen erweckt, in die Vorzüge der Tragödie einen Eingriff thue? Können denn die kleinen Uebel, welche ſie dieſer oder jener Perſon zuſtoßen läßt, jene heftige Empfindung des Mitleids erregen, welche der Tragödie eigen iſt? Es ſind kaum die Anfänge dieſer Empfindung, welche die Komödie zuläßt und auf kurze Zeit in der Abſicht anwendet, daß ſie dieſe kleine Bewegung durch etwas erwünſchtes wieder ſtillen möge; welches in der Tragödie ganz anders zu geſchehen pflegt. Doch wir wollen uns zu der vornehmſten Quelle wenden, aus welcher die Komödie ihre Rührungen herholt, und ſehen, ob ſie ſich vielleicht auf dieſer Seite des Eigenthums der Tragödie anmaaſſe. Man ſage mir alſo, wenn rühret denn dieſe neue Art von Komödie, von welcher wir handeln? Geſchicht es nicht meiſtentheils, wenn ſie eine tugendhafte, geſetzte und auſſerordentliche Liebe vorſtellet? Was iſt aber nun zwiſchen der Liebe, welche die Tragödie anwendet, und derjenigen, welche die Komödie braucht, für ein Unterſcheid? Ein ſehr großer. Die Liebe in der Komödie iſt nicht jene heroiſche Liebe, welche durch die Bande wichtiger Angelegenheiten, der Pflicht, der Tapferkeit, des größten Ehrgeizes, entweder unzertrennlich verknüpfet, oder unglücklich zertrennet wird; es iſt nicht jene lermende Liebe, welche von einer Menge von Gefahren und Laſtern begleitet wird; nicht jene verzweifelnde Liebe: ſondern eine angenehm unruhige Liebe, welche zwar in verſchiedene Hinderniſſe und Beſchwerlichkeiten verwickelt wird, die ſie entweder vermehren oder ſchwächen, die aber alle glücklich überſtiegen werden, und einen Ausgang gewinnen, welcher, wenn er auch nicht für alle Perſonen des Stücks angenehm, doch dem Wunſche der Zuſchauer gemäß zu ſeyn pflegt. Es iſt daher im geringſten keine Vermiſchung der Kunſt zu befürchten, ſo lange ſich nicht die Komödie mit eben derſelben Liebe beſchäftigt, welche in der Tragödie vorkömmt, ſondern von ihr in Anſehung der Wirkungen und der damit verknüpften Umſtände eben ſo weit, als in Anſehung der Stärke und Hoheit, entfernt bleibt. Denn ſo wie die Liebe in einem doppelten Bilde ſtrahlt, welche auf ſo verſchiedene Weiſe ausgedrückt werden, daß man ſie ſchwerlich für einerley halten kann; ja wie ſo gar die Gewalt, die ſie über die Gemüther der Menſchen hat, von ganz verſchiedner Art iſt, ſo daß, wenn der eine mit zerſtreuten Haaren, mit verwirrter Stirn, und verzweifelnden Augen herumirret, der andere das Haar zierlich in Locken ſchlägt, und mit lächelnd trauriger Mine und angenehm unruhigen Augen ſeinen Kummer verräth: eben ſo, ſage ich, iſt die Liebe, welche in beyden Spielen gebraucht wird, ganz und gar nicht von einerley Art und kann alſo auch nicht auf einerley, oder auch nur auf ähnliche Art rühren. Ja es fehlt ſo viel, daß die Komödie in dieſem Stücke die Rechte der Tragödie zu ſchmälern ſcheinen ſollte, daß ſie vielmehr nichts als ihr Recht zu behaupten ſucht. Denn ob ich ſchon denjenigen nicht beyſtimme, welche, durch das Anſehen einiger alten Tragödienſchreiber bewogen, die Liebe gänzlich aus der tragiſchen Fabel verbannen wollen; ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß nicht jede Liebe, beſonders die zärtlichere, ſich für ſie ſchickt, und daß auch diejenige, die ſich für ſie ſchickt, nicht darinne herrſchen darf, weil es nicht erlaubt iſt, die Liebe einzig und allein zu dem Innhalte eines Trauerſpiels zu machen. Sie kann zwar jenen heftigern Gemüthsbewegungen, welche der Tragödie Hoheit, Glanz und Bewunderung ertheilen, gelegentlich beygefügt werden, damit ſie dieſelben bald heftiger antreibe, bald zurückhalte, nicht aber, damit ſie ſelbſt das Hauptwerk der Handlung ausmache. Dieſes Geſetz, welches man der Tragödie vorgeſchrieben hat, und welches aus der Natur einer heroiſchen That hergeholet iſt, zeiget deutlich genug, daß es allein der Komödie zukomme, aus der Liebe ihre Haupthandlung zu machen. Alles derohalben, was die Liebe, ihren ſchrecklichen und traurigen Theil bey Seite geſetzt, im Rührenden vermag, kann ſich die Komödie mit allen Recht anmaaſſen. Der vortrefliche Corneille erinnert ſehr wohl, daß dasjenige Stück, in welchem allein die Liebe herrſchet, wann es auch ſchon in den vornehmſten Perſonen wäre, keine Tragödie, ſondern, ſeiner natürlichen Kraft nach, eine Komödie ſey.[*] Wie viel weniger kann daher dasjenige Stück, in welchem nur die heftige Liebe einiger Privatperſonen aufgeführet wird, das Weſen des Trauerſpiels angenommen zu haben ſcheinen? Das, was ich aber von der Liebe, und von dem Anſpruche der Komödie auf dieſelbe, geſagt habe, kann, glaube ich, eben ſo wohl von den übrigen Stücken behauptet werden, welche die Gemüther zu bewegen vermögend ſind; von der Freundſchaft, von der Beſtändigkeit, von der Freygebigkeit, von dem dankbaren Gemüthe, und ſo weiter. Denn weil dieſe Tugenden denjenigen, der ſie beſitzt, zwar zu einem rechtſchafnen, nicht aber zu einem groſſen und der Tragödie würdigen Manne machen, und alſo auch vornehmlich nur Zierden des Privatlebens ſind, wovon die Komödie eine Abſchilderung iſt: ſo wird ſich auch die Komödie die Vorſtellung dieſer Tugenden mit allem Rechte anmaaſſen, und alles zu gehöriger Zeit und an gehörigen Orte anwenden dürfen, was ſie, die Gemüther auf eine angenehme Art zu rühren, darbiethen können. Allein auf dieſe Art, kann man einwenden, wird die Komödie allzu froſtig und trocken ſcheinen; ſie wird von jungen Leuten weniger geliebt, und von denjenigen weniger beſucht werden, welche durch ein heftiges Lachen nur ihren Bauch erſchüttern wollen. Was ſchadet das? Genug, daß ſie alsdann, wie der berühmte **Wehrenfels**[*] ſaget, weiſe, gelehrte, rechtſchafne und kunſtverſtändige Männer ergötzen wird, welche mehr auf das ſchickliche, als auf das lächerliche, mehr auf das artige als auf das grimaſſenhafte ſehen: und wann ſchon die, welche nur Poſſen ſuchen, dabey nicht klatſchen, ſo wird ſie doch denen gefallen, welche, mit dem **Plautus** zu reden, pudicitiæ præmium eſſe volunt.

---

[*] Am angef. Orte S. 311. und folglich.

---

[*] S. die erſte Abhandlung des P. Corneille über das dramatiſche Gedicht.

Ich komme nunmehr auf den zweyten Einwurf. Rührende Komödien, ſagt man, widerſprechen ſich ſelbſt; denn eben deswegen weil ſie rühren wollen, können entweder die Laſter und Ungereimtheiten der Menſchen darinne nicht zugleich belacht werden, oder, wenn beydes geſchieht, ſo ſind es weder Komödien noch Tragödien, ſondern ein drittes, welches zwiſchen beyden inne liegt, und von welchem man das ſagen könnte, was Ovidius von dem Minotaurus ſagte:

Semibovemque virum, ſemivirumque bovem.

Dieſer ganze Tadel kann, glaube ich, ſehr leicht durch diejenigen Beyſpiele nichtig gemacht werden, welche unter den dramatiſchen Dichtern der Franzoſen ſehr häufig ſind. Denn wenn **Deſtouches, de la Chauſſee, Marivaux, Voltaire, Fagan** und andre, deren Namen und Werke längſt unter uns bekannt ſind, dasjenige glücklich geleiſtet haben, was wir verlangen, wann ſie nehmlich, mit Beybehaltung der Freude und der komiſchen Stärke, auch Gemüthsbewegungen an dem gehörigen Orte angebracht haben, welche aus dem Innerſten der Handlung flieſſen und den Zuſchauern gefallen; was bedarf es alsdann noch für andre Beweiſe? Doch wenn wir auch ganz und gar kein Exempel für uns anführen könnten, ſo erhellet wenigſtens aus der verſchiednen Natur derjenigen Perſonen, welche der Dichter auf die Bühne bringt, daß ſich die Sache ganz wohl thun laſſe. Denn da, wie wir eben gezeigt haben, den böſen Sitten ganz füglich gute entgegen geſetzt werden können, damit durch die Annehmlichkeit der letztern, die Häßlichkeit der erſtern ſich deſto mehr ausnehme; und da dieſe rechtſchaffnen und edeln Gemüthsarten, wenn ſie ſich hinlänglich äuſſern ſollen, in ſchwere und eine Zeit lang minder glückliche Zufälle, bey welchen ſie ihre Kräfte zeigen können, verwickelt ſeyn müſſen: ſo darf man nur dieſe mit dem Stoffe der Fabel gehörig verbinden und kunſtmäßig einflechten, wenn diejenige Komödie, die ſich am meiſten mit Verſpottung der Laſter beſchäftiget, nichts deſtoweniger die Gemüther der Zuhörer durch ernſthaftere Rührungen vergnügen ſoll. Zwar iſt allerdings eine groſſe Behutſamkeit anzuwenden, daß dieſes zur rechten Zeit, und am gehörigen Orte und im rechten Maaſſe geſchehe; ja der komiſche Dichter, wenn er unſer Herz entflammen will, muß glauben, daß jene Warnung, nihil citius marceſcere quam lacrumas, welche man dem Redner zu geben pflegt, ihm noch weit mehr als dem Redner angehe. Vornehmlich hat er dahin zu ſehen, daß er nicht auf eine oder die andere luſtige Scene, ſogleich eine ernſthafte folgen laſſe, wodurch das Gemüth, welches ſich durch das Lachen geruhig erhohlt hatte, und nun auf einmal durch die volle Empfindung der Menſchlichkeit dahin geriſſen wird, eben den verdrüßlichen Schmerz empfindet, welchen das Auge fühlt, wenn es aus einem finſtern Orte plötzlich gegen ein helles Licht gebracht wird. Noch vielweniger muß einer geſetzten Perſon alsdann, wenn ſie die Gemüther der Zuſchauer in Bewegung ſetzt, eine allzulächerliche beygeſellet werden; überhaupt aber muß man nichts von dieſer Gattung anbringen, wenn man nicht die Gemüther genugſam dazu vorbereitet hat, und muß auch bey eben denſelben Affecten ſich nicht allzulange aufhalten. Wenn man alſo die rührenden Scenen auf den bequemen Ort verſparet, welchen man alsdann, wann ſich die Fabel am meiſten verwirret, noch öfter aber, wenn ſie ſich auswickelt, findet: ſo kann das Luſtſpiel nicht nur ſeiner ſatyriſchen Pflicht genung thun, ſondern kann auch noch dabey das Gemüth in Bewegung ſetzen. Freylich trägt hierzu der Stoff und die ganze Einrichtung des Stückes viel bey. Denn wenn dasjenige, was der Dichter, glückliches oder unglückliches, wider alle Hoffnung ſich ereignen läßt, und zu den Gemüthsbewegungen die Gelegenheit geben muß, aus den Sitten der Perſonen ſo natürlich fließt, daß es ſich faſt nicht anders hätte zutragen können: ſo überläßt ſich alsdann der Zuſchauer, deſſen ſich Verwundrung und Wahrſcheinlichkeit bemächtiget haben, er mag nun der Perſon wohl wollen oder nicht, willig und gern den Bewegungen, und wird bald mit Vergnügen zürnen, bald trauren, und bald über die Zufälle derjenigen Perſonen, deren er ſich am meiſten annimmt, für Freuden weinen. Auf dieſe Art, welches mir ohne Ruhmredigkeit anzuführen erlaubt ſeyn wird, pflegen die Zuſchauer in dem letzten Auftritte des Looſes in der Lotterie gerührt zu werden. Damons Ehegattin, und die Jungfer Caroline haben durch ihre Sitten die Gunſt der Zuſchauer erlangt. Jene hatte ſchon daran verzweifelt, daß ſie das Looß wiederbekommen würde, welches für ſie zehn tauſend Thaler gewonnen hatte, und war auf eine anſtändige Art deswegen betrübt. Ehe ſie ſichs aber vermuthet, kömmt Caroline, und bringt ihrer Schwägerin mit dem willigſten Herzen dasjenige wieder, was ſie für verlohren gehalten hatte. Hieraus nun entſtehet zwiſchen beyden der edelſte Streit freundſchaftlicher Geſinnungen, ſo wie bald darauf zwiſchen Carolinen und ihrem Liebhaber ein Liebesſtreit; und da ſowohl dieſer als jener ſchon für ſich ſelbſt, als ein angenehmes Schauſpiel, ſehr lebhaft zu rühren vermögend, zugleich auch nicht weit hergehohlet, ſondern in der Natur der Sache gegründet, und freywillig aus den Charakteren ſelbſt gefloſſen ſind: ſo ſtreitet ein ſolcher Ausgang nicht allein nicht mit der Komödie, ſondern iſt ihr vielmehr, wenn auch das übrige gehörig beobachtet werden, vortheilhaft. Mir wenigſtens ſcheint eine Komödie, welche, wenn ſie den Witz der Zuſchauer genugſam beſchäftiget hat, endlich mit einer angenehmen Rührung des Gemüths ſchlieſſet, nicht tadelhafter, als ein Gaſtgeboth, welches, nachdem man leichtern Wein zur Gnüge dabey genoſſen, die Gäſte zum Schluſſe durch ein Glas ſtärkern Weins erhitzen und ſo auseinander gehen läßt.

---

[*] In ſeiner Rede von der Komödie. S. 365. Diſſ. var. argum. Parte altera. Amſtelod. 1717.

Es iſt aber noch eine andre Gattung, an welcher mehr auszuſetzen zu ſeyn ſcheinet, weil Scherz und Spott weniger darinne herrſchen, als die Gemüthsbewegungen, und weil ihre vornehmſten Perſonen entweder nicht gemein und tadelhaft, ſondern von vornehmen Stande, von zierlichen Sitten und von einer artigen Lebensart ſind, oder, wenn ſie ja einige Laſter haben, ihnen doch nicht ſolche ankleben, dergleichen bey dem Pöbel gemeiniglich zu finden ſind. Von dieſer Gattung ſind ungefehr die **verliebten Philoſophen des Destouches**, die **Melanide des la Chauſſee**, das **Mündel des Fagan**, und der **Sidney des Greſſets**. Weil nun aber diejenige Perſon, auf die es in dem Stücke größten Theils ankömmt, entweder von guter Art iſt, oder doch keinen allzulächerlichen Fehler an ſich hat, ſo kann daher ganz wohl gefragt werden, worinne denn ein ſolches Schauſpiel mit dem Weſen der Komödie übereinkomme? Denn obſchon meiſten Theils auch luſtige und auf gewiſſe Art lächerliche Charaktere darinne vorkommen, ſo erhellt doch genugſam aus der Ueberlegenheit der andern, daß ſie nur der Veränderung wegen mit eingemiſcht ſind und das Hauptwerk ganz und gar nicht vorſtellen ſollen. Nun gebe ich ſehr gerne zu, daß dergleichen Schauſpiele in den Grenzen, welche man der Komödie zu ſetzen pflegt, nicht mit begriffen ſind; allein es fragt ſich, ob man nicht dieſe Grenzen um ſo viel erweitern müſſe, daß ſie auch jene Gattung dramatiſcher Gedichte mit in ſich ſchlieſſen können.* Wenn dieſes nun der Endzweck der Komödie verſtattet, ſo ſehe ich nicht, warum es nicht erlaubt ſeyn ſollte? Das Anſehen unſrer Vorgänger wird es doch nicht verwehren? Es wird doch kein Verbrechen ſeyn, dasjenige zu verſuchen, was ſie unverſucht gelaſſen haben, oder aus eben der Urſache von ihnen abzugehen, aus welcher wir ihnen in andern Stücken zu folgen pflegen? Hat nicht ſchon Horatius geſagt:

---

* Wenn der Endzweck der Komödie überhaupt eine anſtändige Gemüthsergötzung iſt, und dieſe durch eine geſchickte Nachahmung des gemeinen Lebens verſchaft wird: ſo werden ſich die verſchiednen Formen der Komödie gar leicht erfinden und beſtimmen laſſen. Denn da es eine doppelte Art von menſchlichen Handlungen giebt, indem einige Lachen, und andre ernſthaftere Gemüthsbewegungen erwecken: ſo muß es auch eine doppelte Art von Komödie geben, welche die Nachahmerin des gemeinen Lebens iſt. Die eine muß zu Erregung des Lachens, und die andre zu Erregung ernſthafterer Gemüthsbewegungen geſchickt ſeyn. Und da es endlich auch Handlungen giebt, die in Betrachtung ihrer verſchiednen Theile, und in Anſehung der verſchiednen Perſonen von welchen ſie ausgeübt werden, beydes hervorzubringen fähig ſind: ſo muß es auch eine vermiſchte Gattung von Komödien geben, von welcher der **Cyclops des Euripides**, und der **Ruhmredige des Destouches** ſind. Dieſes hat der jüngſt in Dennemark verſtorbene Hr. Prof. **Schlegel**, ein Freund deſſen Verluſt ich nie genug betauren kann, und ein Dichter der eine ewige Zierde der dramatiſchen Dichtkunſt ſeyn wird, vollkommen wohl eingeſehen. Man ſehe was in den Anmerkungen zu der deutſchen Ueberſe-

> Nec minimum meruere decus, veſtigia græca
> Auſi deſerere.

Wenn man keine andre Komödien machen darf, als ſolche, wie ſie **Ariſtophanes**, **Plautus** und ſelbſt **Terenz** gemacht haben; ſo glaube ich ſchwerlich, daß ſie den guten Sitten ſehr zuträglich ſeyn, und mit der Denkungsart unſrer Zeiten ſehr übereinkommen möchten. Sollen wir deswegen ein Schauſpiel, welches aus dem gemeinen Leben genommen und ſo eingerichtet iſt, daß es zugleich ergötze und unterrichte, als welches der ganze Endzweck eines dramatiſchen Stücks iſt; ſollen wir, ſage ich, es deswegen von der Bühne verbannen, weil die Erklärung, welche die Alten von der Komödie gegeben haben, nicht völlig auf daſſelbe paſſen will? Muß es deswegen abgeſchmackt und ungeheuer ſeyn? In Dingen, welche empfunden werden, und deren Werth durch die Empfindung beurtheilet wird, ſollte ich glauben, müſſe die Stimme der Natur von größerm Nachdrucke ſeyn, als die Stimme der Regeln. Die Regeln hat man aus denjenigen dramatiſchen Stücken gezogen, welche ehedem auf der Bühne Beyfall gefunden haben. Warum ſollen wir uns nicht eben dieſes Rechts bedienen können? Und wenn es, außer der alten Gattung von Komödie, noch eine andre giebt, welche gefällt, welche Beyfall findet, kurz welche ergötzt und nützt, übrigens aber die allgemeinen und unveränderlichen Regeln des dramatiſchen Gedichts nicht verletzet, ſondern ſie in der Einrichtung und Eintheilung der Fabel und in der Schilderung der menſchlichen Gemüthsarten und Sitten genau beobachtet; warum ſollten wir uns denn lieber darüber beklagen, als erfreuen wollen? Wenn dieſe Komödie, von der wir handeln, abgeſchmackt wäre, glaubt man denn, daß ein ſo abgeſchmacktes Ding ſich die Billigung, ſowohl der Klugen

---

ßung der Schrift des Herrn **Batteux**, Les beaux Arts reduits à un même principe, welche vor einiger Zeit in Leipzig herausgekommen, aus einer von ſeinen noch ungedruckten Abhandlungen, über dieſe Materie angeführet worden. S. 316.

als des Volks, erwerben könne? Gleichwohl wiſſen wir, daß dergleichen Spiele, ſowohl in Paris, als an andern Orten, mehr als einmal mit vielem Glücke aufgeführet worden, und gar leicht den Weg zu den Gemüthern der Zuhörer gefunden haben. Wenn nun alſo die meiſten durch ein ſolches Schauſpiel auf eine angenehme Art gerühret werden, was haben wir uns um jene wenige viel zu bekümmern, welche nichts dabey zu empfinden vorgeben?* Es giebt Leute, welchen die luſtige Komödie auf keine Art ein Genüge thut, und gleichwohl hört ſie deswegen nicht auf, gut zu ſeyn. Allein, wird man ſagen, es giebt unter den ſo genannten rührenden Komödien ſehr viel trockne, froſtige und abgeſchmackte. Wohl gut; was folgt aber daraus? Ich will ja nicht ein jedes armſeliges Stück vertheidigen. Es giebt auch auf der andern Seite eine große Menge höchſt ungereimter Luſtſpiele, von deren Verfaſſern man nicht ſagen kann, daß ſie die allgemeinen Regeln nicht beobachtet hätten; nur Schade, daß ſie, mit dem Boileau** zu reden, die Hauptregel nicht inne gehabt haben. Es hat ihnen nehmlich am Genie gefehlt. Und wenn dieſer Fehler ſich auch bey den Verfaſſern der neuen Gattung von Komödie findet, ſo muß man die Schuld nicht auf die Sache ſelbſt legen. Wollen wir es aber gründlich ausmachen, was man ihr für einen Werth zugeſtehen müßte, ſo müſſen wir ſie, wie ich ſchon erinnert habe, nach der allgemeinen Abſicht der dramatiſchen Poeſie beurtheilen. Ohne Zweifel iſt die Komödie zur Ergötzung erfunden worden; weil es aber keine kunſtmäßige und anſtändige Ergötzung giebt, mit welcher nicht auch einiger Nutzen verbunden wäre, ſo läßt ſich auch von der Komödie ſagen, daß ſie nützlich ſeyn könne und müſſe. Das erſtere, die Ergötzung nehmlich, wird theils durch den Inhalt der Fabel ſelbſt, theils durch die neuen, abwechſelnden und mit den Perſonen übereinſtimmenden Charaktere, erlangt. Und zwar durch den Inhalt; erſtlich, wenn die Erwartung ſowohl erregt als unterhalten wird; und hernach, wenn ihr auf eine ganz andere Art ein Genüge geſchieht, als es Anfangs das Anſehen hatte, wobey gleichwohl alle Regeln der Wahrſcheinlichkeit genau beobachtet werden müſſen. Dieſes hat ſo gewiß ſeine Richtigkeit, daß weder eine wahre noch eine erdichtete Begebenheit, wann ſie für ſich ſelbſt auch noch ſo wunderbar wäre, auf der Bühne einiges Vergnügen erwecken wird, wenn ſie nicht zugleich auch wahrſcheinlich iſt.

---

* Es ſcheint als ob man auf unſere Komödie dasjenige anwenden könne, was Cicero von dem Werth einer Rede gegen den Brutus behauptet. Tu artifex, ſagt er, quid quaeris amplius? Delectatur audiens multitudo & ducitur oratione & quaſi voluptate quadam perfunditur. Quid habes quod diſputes? Gaudet, dolet, ridet, plorat, favet, audit, contemnit, invidet, ad miſerationem inducitur, ad pudendum, ad pigendum, iraſcitur, miratur, ſperat, timet: haec proinde accidunt, ut eorum, qui adſunt, mentes verbis & ſententiis & actione tractantur. Quid eſt quod expectetur docti alicujus ſententia? Quod enim probat multitudo, hoc idem doctis probandum eſt. Denique hoc ſpecimen eſt popularis judicii, in quo nunquam fuit populo cum doctis intelligentibusque diſſenſio. Cic. in Bruto p. 369 f. edit. Elzev.

** In der Rede zu dem erſten Verſe der Dichtkunſt.

Reſpicere exemplar vitæ morumque jubebo
Doctum imitatorem.

Bey jeder Erdichtung nehmlich verurſacht nicht ſo wohl die Fabel ſelbſt, als vielmehr das Genie und die Kunſt, womit ſie behandelt wird, bey den Zuſchauern das Vergnügen. „Denn derjenige, ſagt „Wehrenfels,* erlangt einen allgemeinen Beyfall, derjenige ergötzt „durchgängig, welcher alle Perſonen, Sitten und Leidenſchaften, die „er auf der Bühne vorſtellen will, vollkommen, und ſo viel möglich, „mit lebendigen Farben abſchildert; welcher die Aufmerkſamkeit der „Zuhörer zu feſſeln, und ihrem Buſen alle Bewegungen mitzutheilen „weis, die er ihnen mitzutheilen für gut befindet.“ Denn nicht nur deswegen gefällt die Komödie, weil ſie andrer abgeſchmackte und lächerliche Handlungen, den Augen und Gemüthern darſtellet; (denn dieſes thut eine jede gute Satyre) ſondern auch weil ſie eine einfache und für ſich ſelbſt angenehme Begebenheit ſo abhandelt, daß ſie überall die Erwartung des Zuſchauers unterhält, und durch dieſes Unterhalten Vergnügen und Beyfall erwecket. Denn wie hätten ſonſt faſt alle Stücke des Terenz, ſo viel wir deren von ihm übrig haben, und auch einige des Plautus, als zum Exempel die Gefangnen, in welchen durch die Darzwiſchenkunft eines Simo, eines Chremes, eines Phädria, eines Hegio, ein großer Theil derſelben, nicht nur nicht ſcherzhaft, ſondern vielmehr ernſthaft wird; wie hätten ſie, ſage ich, ſonſt gefallen können? Wenn nun aber zu dem Ergötzen nicht nothwendig eine lächerliche Handlung erfordert wird; wenn vielmehr eine jede Fabel, die der Wahrheit nachahmet, und Dinge enthält, welche des Sehens und Hörens würdig ſind, die Gemüther vergnügt: warum ſollte man denn nicht auch dann und wann der Komödie einen ernſthaften, ſeiner Natur nach aber angenehmen Inhalt, geben dürfen?* „Auch alsdann empfinden wir eine wunderbare Wolluſt, wenn wir mit „einer von den Perſonen in der Komödie eine genaue Freundſchaft „errichten, für ſie bekümmert ſind, für ſie uns ängſtigen, mit ihr „Freund und Feind gemein haben, für ſie ſtille Wünſche ergeben laſ„ſen, bey ihren Gefahren uns fürchten, bey ihrem Unglücke uns be„trüben, und bey ihrer entdeckten Unſchuld und Tugend uns freuen." Es giebt viel Dinge, welche zwar nicht ſcherzhaft, aber doch deswegen auch nicht traurig ſind. Ein Schauſpiel, welches uns einen vornehmen Mann, der ein gemeines Mägdchen heyrathet, ſo vor die Augen ſtellet, daß man alles, was bey einer ſolchen Liebe abgeſchmacktes und ungereimtes ſeyn kann, genau bemerket, wird ergötzen. Doch laßt uns dieſe Fabel verändern. Laßt uns ſetzen, der Entſchluß des vornehmen Mannes ſey nicht abgeſchmackt, ſondern vielmehr aus gewiſſen Urſachen löblich, oder doch wenigſtens zu billigen; ſollte wohl alsdann die Seltenheit und Rühmlichkeit einer ſolchen Handlung weniger ergötzen, als dort die Schändlichkeit derſelben? Der Herr von **Voltaire** hat eine Komödie dieſes Inhalts, unter dem Titel **Nanine**, verfertiget, welche Beyfall auf der Bühne erhalten hat; und man kann auch nicht leugnen, daß man nicht noch mehr dergleichen Handlungen, welche Erſtaunen erwecken, und dennoch nicht romanenhaft ſind, erdenken und auf das gemeine Leben anwenden könne, als welches von dem Gebrauche ſelbſt gebilliget wird.

---

* In angeführter Rede S. 367.

Wir müſſen uns nunmehr zu den guten Charakteren ſelbſt wenden, welche hauptſächlich in der Komödie, von welcher wir handeln, angebracht werden, und müſſen unterſuchen, auf was für Weiſe Vergnügen und Ergötzung daraus entſpringen könne. Die Urſache hiervon iſt ohne Zweifel in der Natur der Menſchen und in der wunderbaren Kraft der Tugend zu ſuchen. In unſrer Gewalt wenigſtens iſt es nicht, ob wir das, was gut, rechtſchaffen und löblich iſt, billigen wollen oder nicht. Wir werden durch die natürliche Schönheit und den Reiz dieſer Dinge dahin geriſſen: und auch der allernichtswürdigſte Menſch findet, gleichſam wider Willen, an der Betrachtung einer vortreflichen Gemüthsart, Vergnügen, ob er ſie gleich weder ſelbſt beſitzt, noch ſie zu beſitzen, ſich einige Mühe giebt. Diejenigen alſo, aus welchen eine große und zugleich geſellſchaftliche Tugend hervorleuchtet, pflegen uns, ſo wie im gemeinen Leben, alſo auch auf der Bühne werth und angenehm zu ſeyn. Doch dieſes würde nur ſehr wenig bedeuten wollen, wenn nicht noch andre Dinge dazu kämen. Die Tugend ſelbſt gefällt auf der Bühne, wo ſie vorgeſtellt wird, weit mehr als im gemeinen Leben. Denn da bey Betrachtung und Bewunderung eines rechtſchafnen Mannes, auch oft zugleich der Neid ſich mit einmiſchet, ſo bleibt er doch bey dem Anblicke des bloßen Bildes der Tugend weg, und anſtatt des Neides wird in dem Gemüthe eine ſüße Empfindung des Stolzes und der Selbſtliebe erweckt. Denn wenn wir ſehen, zu was für einem Grade der Vortreflichkeit die menſchliche Natur erhoben werden könne, ſo dünken wir uns ſelbſt etwas groſſes zu ſeyn. Wir gefallen uns alſo in jenen erdichteten Perſonen ſelbſt, und die auf die Bühne gebrachte Tugend feſſelt uns deſto mehr, je leichter die Sitten ſind, welche den guten Perſonen beygelegt werden, und je mehr ihre Güte ſelbſt, welche immer mäßig und ſich immer gleich bleibet, nicht ſo wohl die Frucht von Arbeit und Mühe, als vielmehr ein Geſchenke der Natur zu ſeyn ſcheint. Mit einem Worte, ſo wie wir bey den lächerlichen Perſonen der Bühne, uns ſelbſt freuen, weil wir ihnen nicht ähnlich ſcheinen; eben ſo freuen wir uns über unſere eigne Vortreflichkeit, wenn wir gute Gemüthsarten betrachten, welches bey den heroiſchen Tugenden, die in der Tragödie vorkommen, ſich ſeltner zu ereignen pflegt, weil ſie von unſern gewöhnlichen Umſtänden allzuentfernt ſind. Ich kann mir leicht einbilden, was man hierwieder ſagen wird. Man wird nehmlich einwerfen, weil die Erdichtung alltäglicher Dinge weder Verlangen, noch Bewunderung erwecken könne, ſo müßte nothwendig die Tugend auf der Bühne gröſſer und glänzender vorgeſtellet werden, als ſie im gemeinen Leben vorkomme; hieraus aber ſcheine zu folgen, daß dergleichen Sittenſchilderungen, weil ſie übertrieben werden, nicht ſattſam gefallen könnten. Dieſes nun wäre freylich zu befürchten, wenn nicht die Kunſt dazu käme, welche das, was in einem Charakter Maaß und Ziel zu überſchreiten ſcheinet, ſo geſchickt einrichtet, daß das ungewöhnliche wenigſtens wahrſcheinlich ſcheinet. Ein Schauſpiel, welches einem Mägdchen von geringem Stande, Zierlichkeit, Witz und Lebensart geben wollte, würde den Beyfall der Zuſchauer wohl nicht erlangen. Denn

---

* **Wehrenfels** am angeführten Orte.

Si dicentis erunt fortunis abſona dicta,
Romani tollent equites peditesque cachinnum.

Allein wenn man voraus ſetzt, dieſes Mägdchen ſey, von ihren erſten Jahren an, in ein vornehmes Haus gekommen, wo ſie Gelegenheit gefunden habe, ihre Sitten und ihren Geiſt zu beſſern: ſo wird alsdann die zuerſt unwahrſcheinliche Perſon wahrſcheinlich. Weit weniger aber können uns auserleſene Sitten und edle Empfindungen bey denjenigen anſtößig ſeyn, von welchen wir wiſſen, daß ſie aus einer anſehnlichen Familie entſprungen ſind, und eine ſorgfältige Erziehung genoſſen haben. Die Wahrſcheinlichkeit aber iſt hier, nicht ſo wohl nach der Wahrheit der Sache, als vielmehr nach der gemeinen Meinung zu beurtheilen; ſo daß es gar nicht darauf ankömmt, ob es wirklich ſolche rühmliche Leute, und wie viele es derſelben giebt, ſondern daß es genug iſt, wenn viele, ſo etwas zu ſeyn ſcheinen. Dieſes findet auch bey den tadelhaften Charakteren Statt, die deswegen nicht zu gefallen aufhören, ob ſie ſchon die Beyſpiele des gemeinen Lebens überſchreiten *. So wird der Geitzige in dem Luſtſpiele, ob er gleich weit geitziger iſt, als alle die Geitzigen, die man alltäglich ſieht, doch nicht mißfallen. Der Thraſo bey dem Terenz iſt ſo närriſch, daß er den Gnatho und ſeine übrigen Knechte, als ob es Soldaten wären, ins Gewehr ruft, daß er ſich zu ihrem Heerführer macht, und einem jeden ſeine Stelle und ſeine Pflicht anweiſet: ob nun aber gleich vielleicht niemals ein Soldate ſo großſprecheriſch geweſen iſt, ſo iſt dennoch die Perſon des Thraſo, weil ſie ſonſt alles mit den Großſprechern gemein hat, der Wahrheit nicht zuwider. Eben dieſes geſchieht auch auf der andern Seite, wenn nehmlich die Vortreflichkeit einer Perſon auf gewiſſe Art gemäßiget, und ihr, durch die genaue Beobachtung der Wahrſcheinlichkeit in den andern Stücken, nachgeholfen wird. Es finden ſich übrigens in uns verſchiedne Empfindungen, welche dergleichen Charaktere glaubwürdig machen, und das übertriebne in denſelben zu bemerken verhindern. Wir wünſchen heimlich, daß die rechtſchafnen Leute ſo

---

[*] Hiervon haben die Verfaſſer der Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters, S. 266. und fol. ſehr geſchickt gehandelt. Die Abhandlung, welche der Herr Profeſſor hier mit ſeinem Beyfalle beehrt, iſt von dem ſeel. Hrn. Mylius.

häufig als möglich ſeyn möchten, geſetzt auch, daß uns nicht ſo wohl der Reitz der Tugend, als die Betrachtung der Nützlichkeit, dieſen Wunſch abzwinget; und alles was der menſchlichen Natur in einem ſolchen Bilde rühmliches beygeleget wird, das glauben wir, werde uns ſelbſt beygelegt. Daher kömmt es, daß die guten Charaktere, ob ſie gleich noch ſo vollkommen ſind, und alle Beyſpiele übertreffen, in der Meinung die wir von unſrer eignen Vortreflichkeit, und von der Nützlichkeit der Tugend haben, ihre Vertheidigung finden. Wenn nun alſo dieſe Charaktere ſchon des Vergnügens wegen, welches ſie verurſachen, billig in dem Luſtſpiele können gebraucht werden, ſo hat man noch weit mehr Urſache, ſie in Betrachtung ihrer Nützlichkeit anzuwenden. Die Abſchilderungen tadelhafter Perſonen zeigen uns bloß das Ungereimte, das Verkehrte und Schändliche; die Abſchilderungen guter Perſonen aber zeigen uns das Gerechte, das Schöne und Löbliche. Jene ſchrecken von den Laſtern ab; dieſe feuern zu der Tugend an, und ermuntern die Zuſchauer, ihr zu folgen. Und wie es nur etwas geringes iſt, wenn man dasjenige, was übel anſtehet, kennet, und ſich vor demjenigen hüten lernet, was uns dem allgemeinen Tadel ausſetzt; ſo iſt es Gegentheils etwas ſehr großes und erſprießliches, wenn man das wahre Schöne erkennt, und gleichſam in einem Bilde ſieht, wie man ſelbſt beſchaffen ſeyn ſolle. Doch dieſe Kraft haben nicht allein die Reden, welche den guten Perſonen beygelegt werden, ſondern auch dasjenige, was in dem Stücke löbliches von ihnen verrichtet und uns vor die Augen geſtellet wird, giebt uns ein Beyſpiel von dem, was in dem menſchlichen Leben ſchön und rühmlich iſt. Wenn alſo ſchon dergleichen Schauſpiele, dem gewöhnlichen und angenommenen Gebrauche nach, ſich mit Recht den Namen der Komödien nicht anmaaßen können; ſo verdienen ſie doch wenigſtens die Freyheiten und Vorzüge der Komödie zu genießen, weil ſie nicht allein ergötzen, ſondern auch nützlich ſind, und alſo denjenigen Dramatiſchen Stücken beigezehlt werden können, welche **Wehrenfels**, am angeführten Orte, mit folgenden Worten verlangt. „Endlich ſollen unſre Komödien ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie Plato in ſeiner Republick dulden, Cato mit Vergnügen anhören, Veſtalinnen ohne Verletzung ihrer Keuſchheit ſehen, „und was das vornehmſte iſt, Chriſten aufführen und beſuchen können." Diejenigen wenigſtens, welche Komödien ſchreiben wollen, werden nicht übel thun, wenn ſie ſich unter andern auch darauf befleißigen, daß ihre Stücke eine ſtärkere Empfindung der Menſchlichkeit erregen, welche ſo gar mit Thränen, den Zeugen der Rührung, begleitet wird. Denn wer wird nicht gerne manchmal auf eine ſolche Art in Bewegung geſetzt werden wollen; wer wird nicht dann und wann diejenige Wolluſt, in welcher das ganze Gemüth gleichſam zerfließt, derjenigen vorziehen, welche nur, ſo zu reden, ſich an den äußern Flächen der Seele aufhält! Die Thränen, welche die Komödie auspreſſet, ſind dem ſanften Regen gleich, welcher die Saaten nicht allein erquickt, ſondern auch fruchtbar macht. Dieſes alles will ich nicht darum angeführt haben, als ob jene alte fröhliche Komödie aus ihrem rechtmäßigen Beſitze zu vertreiben wäre; (ſie bleibe vielmehr ewig bey ihrem Anſehen und ihrer Würde!) ſondern bloß darum, daß man dieſe neue Gattung in ihre Geſellſchaft aufnehmen möge, welche, da die gemeinen Charaktere erſchöpft ſind, neue Charaktere, und alſo einen reichern Stof zu den Fabeln darbiethet, und zugleich die Art des Vortrags ändert. Wenn es Leute giebt, welche nur deswegen den Komödien beywohnen wollen, damit ſie in laute Gelächter ausbrechen können, ſo weis ich gewiß, daß ſich die Terenze und die Destouches wenig um ſie bekümmern werden. Denjenigen aber zu mißfallen, welche nichts als eine ausgelaſſene und wilde Poſſenluſt vergnügt, wird wohl keine allzugroſſe Schande ſeyn. Es werden auch nach uns einmal Richter kommen; und auch auf dieſe ſollten wir ſehen. Flaccus hat ſchon einmal ſein critiſches Anſehen gebraucht, und den Ausſpruch gethan:

At proavi noſtri Plautinos & numeros &
Laudavere ſales; nimium patienter utrumque
(Ne dicam ſtulte) mirati.

Vielleicht werden ſich auch einmal welche finden, die uns darum tadeln, daß wir bey Annehmung des rührenden Luſtſpiels, uns allzuunleidlich, ich will nicht ſagen, allzuhartnäckig erwieſen haben.

* * *

So weit der Hr. Prof. Gellert! Ich würde meinen Leſern wenig zutrauen, wenn ich nicht glaubte, daß ſie es nunmehr von ſelbſt wiſſen könnten, auf welche Seite die Wage den Ausſchlag thue. Ich will zum Ueberfluſſe, alles, was man für und wider geſagt hat, in einige kurze Sätze bringen, die man auf einmal überſehen kann. Ich will ſie ſo einrichten, daß ſie, wo möglich, alles Mißverſtändniß heben, und alle ſchweifende Begriffe in richtige und genaue verwandeln.

Anfangs muß man über die Erklärung der rührenden oder weinerlichen Komödie einig werden. Will man eine ſolche darunter verſtanden haben, welche hier und da rührende und Thränen auspreſſende Scenen hat; oder eine ſolche, welche aus nichts als dergleichen Scenen beſteht? Meinet man eine, wo man nicht immer lacht, oder wo man gar nicht lacht? Eine, wo edle Charaktere mit ungereimten verbunden ſind, oder eine, wo nichts als edle Charaktere vorkommen?

Wider die erſte Gattung, in welcher Lachen und Rührung, Scherz und Ernſt abwechſeln, iſt offenbar nichts einzuwenden. Ich erinnere mich auch nicht, daß man jemals darwieder etwas habe einwenden wollen. Vernunft und Beyſpiele der alten Dichter vertheidigen ſie. Er, der an Scherz und Einfällen der reichſte iſt, und Lachen zu erregen nicht ſelten Witz und Anſtändigkeit, wie man ſagt, bey Seite geſetzt hat, Plautus hat die Gefangnen gemacht und, was noch mehr iſt, dem Philemon ſeinen Schatz, unter der Aufſchrift Trinummus abgeborgt. In beyden Stücken, und auch in andern, kommen Auftritte vor, die einer zärtlichen Seele Thränen koſten müſſen. Im Moliere ſelbſt, fehlt es an rührenden Stellen nicht, die nur deswegen ihre völlige Wirkung nicht thun können, weil er uns das Lachen allzugewöhnlich macht. Was man von dem ſchleunigen Uebergange der Seele von Freude auf Traurigkeit, und von dem unnatürlichen deſſelben geſagt hat; betrift nicht die Sache ſelbſt, ſondern die ungeſchickte Ausführung. Man ſehe das Exempel, welches der Franzoſe aus dem Schauſpiele, Simſon, anführt. Freylich muß der Dichter gewiſſe Staffeln, gewiſſe Schattirungen beobachten, und unſre Empfindungen niemals einen Sprung thun laſſen. Von einem Aeuſſerſten plötzlich auf das andre geriſſen werden, iſt ganz etwas anders, als von einem Aeuſſerſten allmälig zu dem andern gelangen.

Es muß alſo die andre Gattung ſeyn, über die man hauptſächlich ſtreitet; diejenige nehmlich, worinne man gar nicht lacht, auch nicht einmahl lächelt; worinne man durchgängig weich gemacht wird. Und auch hier kan man eine doppelte

Frage thun. Man kann fragen, iſt ein ſolches Stück dasjenige, was man von je her unter dem Namen Komödie verſtanden hat? Und darauf antwortet Hr. Gellert ſelbſt Nein. Iſt es aber gleichwohl ein Schauſpiel, welches nützlich und für gewiſſe Denkungsarten angenehm ſeyn kann? Ja; und dieſes kann der franzöſiſche Verfaſſer ſelbſt nicht gänzlich in Abrede ſeyn.

Worauf kömmt es alſo nun noch weiter an? Darauf, ſollte ich meinen, daß man den Grad der Nützlichkeit des neuen Schauſpiels, gegen die Nützlichkeit der alten Komödie beſtimme, und nach Maaßgebung dieſer Beſtimmung entſcheide, ob man beyden einerley Vorzüge einräumen müſſe oder nicht? Ich habe ſchon geſagt, daß man niemals diejenigen Stücke getadelt habe, welche Lachen und Rührung verbinden; ich kann mich dieſerwegen unter andern darauf berufen, daß man den Destouches niemals mit dem la Chauſſee in eine Klaſſe geſetzt hat, und daß die hartnäckigſten Feinde des letztern, niemals dem erſtern den Ruhm eines vortreflichen komiſchen Dichters abgeſprochen haben, ſo viel edle Charaktere und zärtliche Scenen in ſeinem Stücke auch vorkommen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß nur dieſes allein wahre Komödien ſind, welche ſo wohl Tugenden als Laſter, ſo wohl Anſtändigkeit als Ungereimtheit ſchildern, weil ſie eben durch dieſe Vermiſchung ihrem Originale, dem menſchlichen Leben, am nächſten kommen. Die Klugen und Thoren ſind in der Welt untermengt, und ob es gleich gewiß iſt, daß die erſtern von den letztern an der Zahl übertroffen werden, ſo iſt doch eine Geſellſchaft von lauter Thoren, beynahe eben ſo unwahrſcheinlich, als eine Geſellſchaft von lauter Klugen. Dieſe Erſcheinung ahmet das Luſtſpiel nach, und nur durch die Nachahmung derſelben iſt es fähig, dem Volke nicht allein das, was es vermeiden muß, auch nicht allein das, was es beobachten muß, ſondern beydes zugleich in einem Lichte vorzuſtellen, in welchem das eine das andre erhebt. Man ſieht leicht, daß man von dieſem wahren und einigen Wege auf eine doppelte Art abweichen kann. Der einen Abweichung hat man ſchon längſt den Namen des Poſſenſpiels gegeben, deſſen charakteriſtiſche Eigenſchaft darinne beſteht, daß es nichts als Laſter und Ungereimtheiten, mit keinen andern als ſolchen Zügen ſchildert, welche zum Lachen bewegen, es mag dieſes Lachen nun ein nützliches oder ein ſinnloſes Lachen ſeyn. Edle Geſinnungen, ernſthafte Leidenſchaften, Stellungen, wo ſich die ſchöne Natur in ihrer Stärke zeigen kann, bleiben aus demſelben ganz und gar weg; und wenn es auſſerdem auch noch ſo regelmäßig iſt, ſo wird es doch in den Augen ſtrenger Kunſtrichter dadurch noch lange nicht zu einer Komödie. Worinne wird alſo die andre Abweichung beſtehen? Ohnfehlbar darinne, wenn man nichts als Tugenden und anſtändige Sitten, mit keinen andern als ſolchen Zügen ſchildert, welche Bewunderung und Mitleid erwecken, beydes mag nun einen Einfluß auf die Beßrung der Zuhörer haben können, oder nicht. Lebhafte Satyre, lächerliche Ausſchweifungen, Stellungen, die den Narren in ſeiner Blöße zeigen, ſind gänzlich aus einem ſolchen Stücke verbannt. Und wie wird man ein ſolches Stück nennen? Jedermann wird mir zuruffen: das eben iſt die weinerliche Komödie! Noch einmal alſo mit einem Worte; das Poſſenſpiel will nur zum Lachen bewegen; das weinerliche Luſtſpiel will nur rühren; die wahre Komödie will beydes. Man glaube nicht, daß ich dadurch die beyden erſtern in eine Klaſſe ſetzen will; es iſt noch immer der Unterſcheid zwiſchen beyden, der zwiſchen dem Pöbel und Leuten von Stande iſt. Der Pöbel wird ewig der Beſchützer der Poſſenſpiele bleiben, und unter Leuten von Stande wird es immer gezwungne Zärtlinge geben, die den Ruhm empfindlicher Seelen auch da zu behaupten ſuchen, wo andre ehrliche Leute gähnen. Die wahre Komödie allein iſt für das Volk, und allein fähig einen allgemeinen Beyfall zu erlangen, und folglich auch einen allgemeinen Nutzen zu ſtiften. Was ſie bey dem einen nicht durch die Schahm erlangt, das erlangt ſie durch die Bewunderung; und wer ſich gegen dieſe verhärtet, dem macht ſie jene fühlbar. Hieraus ſcheinet die Regel des Contraſts oder der Abſtechung. gefloſſen zu ſeyn, vermöge welcher man nicht gerne eine Untugend aufführt, ohne ihr Gegentheil mit anzubringen; ob ich gleich gerne zugebe, daß ſie auch darinne gegründet iſt, daß ohne ſie der Dichter ſeine Charaktere nicht wirkſam genug vorſtellen könnte.

Dieſes nun, ſollte ich meinen, beſtimme den Nutzen der weinerlichen Komödie genau genug. Er iſt nehmlich nur die Hälfte von dem Nutzen, den ſich die wahre Komödie vorſtellet; und auch von dieſer Hälfte geht nur allzuoft nicht wenig ab. Ihre Zuſchauer wollen ausgeſucht ſeyn, und ſie werden ſchwerlich den zwanzigſten Theil der gewöhnlichen Komödiengänger ausmachen. Doch geſetzt ſie machten die Helfte derſelben aus. Die Aufmerkſamkeit, mit der ſie zuhören, iſt, wie es der Herr Prof. Gellert ſelbſt an die Hand giebt, doch nur ein Kompliment, welches ſie ihrer Eigenliebe machen; eine Nahrung ihres Stolzes. Wie aber hieraus eine Beßrung erfolgen könne, ſehe ich nicht ein. Jeder von ihnen glaubt der edlen Geſinnungen und der großmüthigen Thaten, die er ſiehet und höret, deſto eher fähig zu ſeyn, je weniger er an das Gegentheil zu denken, und ſich mit demſelben zu vergleichen Gelegenheit findet. Er bleibt was er iſt, und bekömmt von den guten Eigenſchaften weiter nichts, als die Einbildung, daß er ſie ſchon beſitze.

Wie ſteht es aber mit dem Namen? Der Name iſt etwas ſehr willkührliches, und man könnte unſerer neuen Gattung gar wohl die Benennung einer Komödie geben, wenn ſie ihr auch nicht zukäme. Sie kömmt ihr aber mit völligem Recht zu, weil ſie ganz und gar nicht etwas anders als eine Komödie, ſonder bloß eine Untergattung der Komödie iſt.

Ich wiederhohle es aber noch einmal, daß dieſes alles nur auf diejenigen Stücke gehet, welche völlig den Stücken des la Chauſſee ähnlich ſind. Ich bin weit entfernt, den Herrn Gellert für einen eigentlichen Nachahmer deſſelben auszugeben. Ich habe beyde zu wohl geleſen, als daß ich in den Luſtſpielen des letztern, nicht noch genug lächerliche Charaktere und ſatyriſche Züge angetroffen haben ſollte, welche aus den Luſtſpielen des erſtern ganz und gar verwieſen ſind. Die rührenden Scenen ſind bey dem Herrn Gellert nur die meiſten; und ganz und gar nicht die einzigen. Wer weis aber nicht, daß das mehrere oder wenigere, wohl die verſchiedne Gemüthsart der Verfaſſer anzeigt, nicht aber einen weſentlichen Unterſcheid ihrer Werke ausmacht!

Mehr braucht es hoffentlich nicht, meine Meinung vor aller Mißdeutung zu ſichern.

II. Leben des Herrn Jacob Thomſon.

Thomſon iſt auch in Deutſchland als ein großer Dichter nicht unbekannt. Seine Jahrszeiten ſind von denen, welche ihn in ſeiner Sprache nicht leſen können, in der Ueberſetzung des Herrn Brockes bewundert worden, ſo viel ſie auch von ihrer Schönheit darinne verlohren haben. Vor einiger Zeit haben wir auch eine Ueberſetzung ſeines Agamemnons erhalten, deren ich weiter unten mit mehrern gedenken werde. Es wäre ſchlecht, wenn beydes ſeine Leſer nicht ſollte begierig gemacht haben, nähere Umſtände von dem Verfaſſer zu wiſſen. Man erlaube mir alſo, daß ich mir ſchmeicheln darf, ihnen durch die Mittheilung derſelben einen Gefallen zu erzeigen.

Es wird nöthig ſeyn vor allen Dingen meine Quelle anzuzeigen. Dieſe ſind die Lebensbeſchreibungen der Dichter Großbritanniens und Irrlands,[*] welche im vorigen Jahre in fünf Duodezbänden zu London herauskamen. Es haben verſchiedene daran gearbeitet, der vornehmſte Verfaſſer aber, der auf dem Titel genennt wird, iſt Herr Cibber, welcher auch die Leben der berühmteſten Schauſpieler und Schauſpielerinnen Englands heraus gegeben hat.[**] Aus dieſem Werke alſo, welches Lobſprüche genug erhalten hat, will ich dasjenige ziehen, was den Herrn Thomſon angehet, und zwar vornehmlich von der Seite eines theatraliſchen Dichters betrachtet.

Jacob Thomſon war der Sohn eines Geiſtlichen der Schottiſchen Kirche, in dem Presbyteriate von Jedburgh.

Er ward an eben dem Orte gebohren, wo ſein Vater Prediger war, und zwar im Anfange des jetzigen Jahrhunderts. Seine erſte Erziehung genoß er in einer Privatſchule der daſigen Gegend. In ſeinen erſten Jahren zeigte er ſo wenig ein beſonders Genie, daß ihm vielmehr ſein Lehrmeiſter, und alle die mit ſeiner Erziehung zu thun hatten, kaum die gewöhnlichſten und ſchlechteſten Gaben zutrauten.

---

[*] The Lives of the Poets of Great Britain and Ireland, by Mr. Cibber and other hands.

[**] The Lives and Characters of the moſt eminent Actors and Actreſſes of Great Britain and Ireland, from Shakeſpear to the preſent Time &c.

Als er auf gedachter Schule die lateiniſche und griechiſche Sprache lernte, beſuchte er oft einen Geiſtlichen, deſſen Kirchſpiel mit dem Kirchſpiele ſeines Vaters in eben demſelben Presbyteriate lag. Es war dieſes der Herr Rickerton, ein Mann von ſo beſondern Eigenſchaften, daß ſehr viel Leute von Einſicht, und Herr Thomſon ſelbſt, welcher mit ihm umging, erſtaunten, ſo große Verdienſte an einem dunkeln Orte auf dem Lande vergraben zu ſehen, wo er weder Gelegenheit hatte ſich zu zeigen, noch ſonſt mit Gelehrten umzugehen, außer etwa bey den periodiſchen Zuſammenkünften der Geiſtlichen.

Ob nun ſchon der Lehrmeiſter unſers Thomſons ſeinen Schüler kaum mit einem ſehr geringen Verſtande begabt zu ſeyn glaubte, ſo konnte ſich doch den Augen des Hrn. Rickerton deſſen Genie nicht entziehen. Er bemerkte gar bald eine frühzeitige Neigung zur Poeſie bey ihm, wie er denn auch nach der Zeit noch verſchiedne von den erſten Verſuchen, die Hr. Thomſon in dieſer Provinz gemacht hatte, aufhob.

Ohne Zweifel nahm unſer junge Dichter, durch den fernern Umgang mit dem Hrn. Rickerton ſehr zu, welcher ihm die Liebe zu den Wiſſenſchaften einflößte. Und die Einſicht in die natürliche und ſittliche Philoſophie, welche er hernach in ſeinen Werken zeigte, hatte er vielleicht nur den Eindrücken dieſes Gelehrten zu danken.

So wenig nun aber Hr. Rickerton den jungen Thomſon für einen Menſchen ohne alle Gabe hielt, ſondern vielmehr ein ſehr feines Genie an ihm wahrnahm: ſo hätte er ſich doch, wie er oft ſelbſt geſtanden, niemals eingebildet, daß er es ſo weit bringen und auf eine ſo erhabne Staffel unter den Dichtern gelangen ſollte. Als er daher zuerſt Thomſons Winter zu ſehen bekam, welches in einem Buchladen zu Edinburgh geſchah, erſtaunete er ganz, und ließ, nachdem er die erſten Zeilen deſſelben, welche nicht erhabener ſeyn könnten, geleſen hatte, das Buch vor Verwundrung und Entzücken aus den Händen fallen.

Nachdem Hr. Thomſon die gewöhnliche Zeit mit Erlernung der todten Sprachen auf der Schule zugebracht, ward er auf die Univerſität nach Edinburg geſchickt, wo er ſeine Studien enden und ſich zu dem geiſtlichen Amte tüchtig machen ſollte.

Hier machte er eben ſo wenig als auf der Schule eine groſſe Figur; ſeine Mitſchüler dachten ſehr verächtlich von ihm, und die Lehrer ſelbſt, unter welchen er ſtudirte, hatten keinen beſſern Begrif von ſeiner Fähigkeit, als ihre Untergebenen. Nachdem er endlich die philoſophiſchen Klaſſen durchgegangen war, ward er als ein Candidat des h. Predigtamts, in das theologiſche Collegium aufgenommen, in welchem die Studierenden ſechs Jahr verziehen müſſen, ehe ſie ihre Probe ablegen dürfen.

Er war zwey Jahr in dieſem theologiſchen Collegio, deſſen Profeſſor damals Hr. William Hamilton war, als ihm von dieſem eine Rede über die Macht des höchſten Weſens auszuarbeiten, aufgetragen ward. Als es ſeine Mitſchüler erfuhren, hielten ſie ſich nicht wenig über die ſchlechte Beurtheilungskraft des Profeſſors auf, eine ſo fruchtbare Materie einem jungen Menſchen aufzugeben, von dem man ſich ganz und gar nichts verſprechen konnte. Doch als Herr Thomſon ſeine Rede ablegte, fanden ſie Urſache, ſich ihre eigene ſchlechte Beurtheilungskraft vorzuwerfen, daß ſie einen Menſchen verachtet hatten, der dem größten Genie unter ihnen überlegen war. Dieſe Rede war ſo erhaben, daß ſowohl der Profeſſor als die Studierenden, welche ſie halten hörten, darüber erſtaunten. Sie war in reimloſen Verſen abgefaßt, welches aber Hr. Hamilton daran ausſetzte, weil es ſich zu dieſer Materie nicht ſchicke. Verſchiedne von den Mitgliedern des Collegii, welche ihm den durch dieſe Rede erlangten Ruhm nicht gönnten, glaubten, er müßte einen gelehrten Diebſtahl begangen haben, und gaben ſich daher alle Mühe, ihn zu entdecken. Doch ihr Nachforſchen war vergebens, und Hr. Thomſon blieb in dem unverkürzten Beſitze ſeiner Ehre, ſo lange er ſich auf der Univerſität aufhielt.

Man weis eigentlich nicht, warum Herr Thomſon den Vorſatz, in das heilige Predigtamt zu treten fahren ließ. Vielleicht glaubte er, dieſer Stand ſey zu ſtrenge, als daß er ſich mit der Freyheit ſeiner Neigung vertragen könne; vielleicht fühlte er ſich auch ſelbſt und glaubte, daß er ſich, in Anſehung ſeiner Gaben, auf etwas gröſſers Rechnung machen könnte, als ein Presbyterianiſcher Geiſtlicher zu werden: denn ſelten pflegt ſich ein groſſes Genie mit einer dunkeln Lebensart, und mit einer jährlichen Einkunſt von ſechzig Pfund in dem entfernten Winkel einer ſchlechten Provinz, zu begnügen, welches doch gewiß das Schickſal des Herrn Thomſon geweſen wäre, wenn ſich ſeine Abſichten nicht über die Sphäre eines Predigers der ſchottiſchen Kirche erſtreckt hätten.

Nachdem er alſo alle Gedanken auf den geiſtlichen Stand aufgegeben hatte, ſo war er mit mehr Sorgfalt darauf bedacht, ſich zu zeigen und ſich Gönner zu erwerben, die ihm zu einer vortheilhaften Lebensart behülflich ſeyn könnten. Weil aber der Theil der Welt, wo er ſich jetzo befand, ihm ganz und gar keine Hofnung hierzu machen konnte, ſo fing er an, ſein Augenmerk auf die Hauptſtadt zu richten.

Das erſte Gedicht des Hrn. Thomſons, welches ihm einiges Anſehen bey dem Publico erwarb, war ſein **Winter**, deſſen ſchon gedacht worden; doch hatte er auch ſchon wegen verſchiedner andern Stücke, noch ehe er ſein Vaterland verließ, den Beyfall deren, welchen ſie zu Geſichte gekommen waren, erhalten. Er machte eine Paraphraſin über den 104ten Pſalmen, welche er ſeinen Freunden abzuſchreiben erlaubte, nachdem ſie vorher von dem Hrn. Rickerton war gebilliget worden. Dieſe Paraphraſis kam endlich durch verſchiedne Wege in die Hände des Hrn. Auditor Benſon, welcher ſeine Verwunderung darüber entdeckte, und zugleich ſagte, wenn der Verfaſſer in London wäre, ſo würde es ihm ſchwerlich an einer ſeiner Verdienſte würdigen Aufmunterung mangeln. Dieſe Anmerkung ward dem Hrn. Thomſon durch einen Brief mitgetheilt, und machte einen ſo ſtarken Eindruck bey ihm, daß er ſeinen Aufenthalt in der Hauptſtadt zu nehmen, beſchleinigte. Er machte ſich alſobald nach Newcaſtle, wo er zu Schiffe ging, und in Billinsgate anlandete. Als er angekommen war, ließ er ſeine unmittelbare Sorge ſeyn, den Herrn Mallet, ſeinen ehemaligen Schulkameraden zu beſuchen, welcher jetzo in Hannover-Square lebte, und zwar als Hofmeiſter bey dem Herzoge von Montroſe und ſeinem verſtorbnen Bruder dem Lord Graham. Ehe er aber in Hannover-Square anlangte, begegnete ihm ein Zufall, der ein wenig lächerlich iſt. Er hatte von einem vornehmen Manne in Schottland Empfehlungsſchreiben an verſchiedne

Standesperſonen in London mitbekommen, die er ſehr ſorgfältig in ſein Schnupftuch eingewickelt hatte. Als er nun durch die Gaſſen ſchlenderte, konnte er die Gröſſe, den Reichthum und die verſchiednen Gegenſtände, die ihm alle Augenblicke in dieſer berühmten Hauptſtadt vorkamen, nicht genug bewundern. Er blieb oft ſtehen, und ſein Geiſt war mit dieſen Scenen ſo erfüllt, daß er auf das beſchäftigte Gedrenge um ſich herum wenig Achtung gab. Als er nun endlich den Weg nach Hannover-Square, in einer zehnmal längern Zeit, als er ordentlich nöthig gehabt hätte, zurück gelegt hatte, und daſelbſt ankam, fand er, daß er ſeine Neugierde habe bezahlen müſſen; man hatte ihm nehmlich das Schnupftuch aus dem Schupſacke gezogen, in welches die Briefe eingewickelt waren. Dieſer Zufall würde einem, der weniger philoſophiſch geweſen wäre, als Hr. Thomſon, ſehr empfindlich geweſen ſeyn; doch er lächelte darüber, und brachte hernach oft ſelbſt ſeine Freunde durch die Erzehlung deſſelben zum lachen.

Es iſt natürlich, daß Hr. Thomſon, nach ſeiner Ankunft in die Stadt, verſchiednen von ſeinen Bekannten das Gedichte auf den Winter zeigte. Es beſtand Anfangs aus abgeriſſenen Stücken und gelegentlichen Beſchreibungen, die er auf des Hrn. Mallets Rath hernach in ein Ganzes zuſammenbrachte. So vielen Beyfall es nun auch etwa fand, ſo wollte es ihm doch zu keiner hinlänglichen Empfehlung bey ſeinem Eintritte in die Welt dienen. Er hatte den Verdruß, es verſchiednen Buchhändlern vergebens anzubiethen, welche die Schönheit deſſelben ohne Zweifel nicht zu beurtheilen vermochten, noch ſich eines unbekannten Fremdlings wegen, deſſen Name keine Anpreiſung ſeyn konnte, in Unkoſten ſetzen wollten. Endlich both es Hr. Mallet dem Hrn. Millan, jetzigen Buchhändler in Charing-croß an, der es auch ohne Umſtände übernahm, und drucken ließ. Eine Zeitlang glaubte Hr. Millan ſehr ſchlecht gefahren zu ſeyn; es blieb liegen und nur ſehr wenige Exemplare wurden davon verkauft, bis endlich die Vortreflichkeit deſſelben durch einen Zufall entdeckt ward. Ein gewiſſer Herr Whatley, ein Mann von einigem Geſchmacke in den Wiſſenſchaften, der aber die Bewunderung alles deſſen, was ihm gefiel, bis zum Enthuſiasmus übertrieb, warf ungefehr die Augen darauf: und weil er verſchiednes fand, was ihn vergnügte, ſo las er es ganz durch und erſtaunte nicht wenig, daß ein ſolches Gedicht eben ſo unbekannt, als ſein Verfaſſer ſey. Er erfuhr von dem Buchhändler die jezt gedachten Umſtände, und in der Entzückung ging er von einem Kaffehauſe auf das andre, poſaunte die Schönheiten ſeines Dichters aus, und both alle Leute von Geſchmack auf, eines von den größten Genies, die jemals erſchienen wären, aus ſeiner Dunkelheit zu retten. Dieſes Verfahren hatte eine ſehr glückliche Wirkung; die ganze Auflage ward in kurzer Zeit verkauft, und alle, die das Gedichte laſen, glaubten den Hrn. Whatley keiner Uebertreibung beſchuldigen zu dürfen, weil ſie es ſelbſt ſo vortreflich fanden, daß ſie ſich glücklich ſchäzten, einem Manne von ſolchen Verdienſte Gerechtigkeit wiederfahren zulaſſen.

Das Gedicht auf den Winter iſt ohne Zweifel das am meiſten vollendete und zugleich das mahleriſchſte von ſeinen Jahrszeiten. Es iſt voll groſſer und lebhafter Scenen. Die Schöpfung ſcheinet in dieſer Jahrszeit in Trauer zu ſeyn, und die ganze Natur nimmt eine melancholiſche Bildung an. Eine ſo poetiſche Einbildungskraft, als des Thomſons ſeine war, konnte alſo keine andre, als die grauſeſten und ſchrecklichſten Bilder darbiethen, welche die Seele mit einem feyerlichen Schauer über die Dünſte, Stürme und Wolken, die er ſo ſchön ſchildert, erfüllen. Die Beſchreibung iſt die eigene Gabe des Thomſons; wir zittern bey ſeinem Donner im Sommer; wir frühren bey der Kälte ſeines Winters; wir werden erquickt, wenn ſich die Natur bey ihm erneuert, und der Frühling ſeinen angenehmen Einfluß empfinden läßt.

Eine kleine Anekdote iſt hier mitzunehmen. Sobald der Winter gedruckt war, ſchickte Hr. Thomſon ſeinem Landsmanne und Bruder in Apollo, dem Hrn. Joſeph Mitchel ein Exemplar zum Geſchenke. Dieſer fand ſehr wenig darinne, was nach ſeinen Gedanken zu billigen wäre, und ſchickte ihm folgende Zeilen zu:

Beauties and faults ſo thick lie ſcatter'd here,
Thoſe i could read, if theſe were not ſo near.

d. i. Schönheiten und Fehler liegen hier ſehr dicke unter einander. Ich könnte jene geleſen haben, wenn dieſe ihnen nicht ſo nahe wären. Hr. Thomſon antwortete hierauf aus dem Stegreiſe:

Why all not faults, injurious Mitchell? why
Appears one beauty to thy blaſted eye?
Damnation worſe than thine, if worſe can be,
Is all i aſk, and all i want from thee.

d. i. Warum ſieheſt du nicht überall Fehler, ehrenrühriger Mitchell? Warum entdeckt ſich deinem verdorbenen Auge auch einige Schönheit? Noch eine ungerechtere Verdammung, wenn es eine ungerechtere giebt, iſt alles, was ich von dir verlange, und alles was ich von dir erwarte. Auf die Vorſtellung, die ein Freund dem Hrn. Thomſon that, daß man den Ausdruck blaſted eye (verdorbenes Auge) für eine perſönliche Anzüglichkeit annehmen könnte, weil Herr Mitchell wirklich dieſes Unglück hatte, änderte er das Beywort blaſted in blasting. (verderbend.)

Weil der Winter einen ſo allgemeinen Beyfall fand, ſo ward Herr Thomſon, beſonders auf das Anrathen des Herrn Maller bewegen, auch die andern drey Jahrszeiten auszuarbeiten, mit welchen es ihm eben ſo wohl glückte. Die, welche davon zuerſt ans Licht trat, war der Herbſt; hierauf folgte der Frühling und endlich der Sommer.

Von jedem dieſer vier Stücke, als ein beſonders Gedicht betrachtet, hat man geurtheilet, daß es in Anſehung des Plans fehlerhaft ſey. Nirgends zeigt ſich ein beſonderer Zweck; die Theile ſind einer den andern nicht untergeordnet; man bemerkt unter ihnen weder Folge noch Verbindung: doch dieſes iſt vielleicht ein Fehler der von einer ſo abwechſelnden Materie untrennbar war. Genug, daß er ſich keiner Unfüglichkeit ſchuldig gemacht, ſondern durchgängig lauter ſolche Scenen geſchildert hat, die jeder Jahrszeit beſonders zukommen.

Was den poetiſchen Ausdruck in den Jahrszeiten anbelangt, ſo iſt dieſer dem Herrn Thomſon gänzlich eigen: er hat eine Menge zuſammengeſetzter Worte eingeführt, Nennwörter in Zeitwörter verwandelt, und kurz, eine Art einer neuen Sprache geſchaffen. Man hat ſeine Schreibart als ſonderbar und ſteif getadelt, und wenn man dieſes auch ſchon nicht gänzlich leugnen kann, ſo muß man doch zugeſtehen, daß ſie ſich zu den Beſchreibungen vortreflich wohl ſchicket. Der Gegenſtand, den er mahlet, ſtehet ganz vor uns, und wir bewundern ihn in allem ſeinen Lichte; wer wollte aber eine natürliche Seltenheit nicht lieber durch ein Vergröſſerungsglas, welches alle kleine Schönheiten deſſelben zu entdecken fähig iſt, betrachten, ob es gleich noch ſo ſchlecht gefaßt iſt, als durch ein anders, welches zu dieſer Abſicht nichts taugt, aber ſonſt mit vielen Zierathen verſehen iſt? Thomſon iſt in ſeiner Manier ein wenig ſteif; aber ſeine Manier iſt neu; und es iſt niemals ein vorzügliches Genie aufgeſtanden, welches nicht ſeine eigene Weiſe gehabt hätte. So viel iſt wahr, daß ſich die Schreibart des Herrn Thomſons zu den zärtlichen Leidenſchaften nicht allzuwohl ſchickt, welches man näher einſehen wird, wenn wir ihn bald als einen dramatiſchen Dichter betrachten werden; eine Sphäre, in welcher er zwar ſehr, aber doch nicht ſo ſehr, als in andern Gattungen der Dichtkunſt geglänzet hat.

Die Vortreflichkeit dieſer Gedichte hatte unſerm Verfaſſer die Bekanntſchaft verſchiedner Perſonen erworben, die theils wegen ihres vornehmen Standes, theils wegen ihrer erhabnen Talente berühmt waren. Unter den letztern befand ſich der D. Rundle, nachheriger Biſchof von Derry, welchem der Geiſt der Andacht, der überall in den Jahrszeiten hervorſtrahlet, ſo wohl gefallen hatte, daß er ihn der Freundſchaft des verſtorbenen Kanzlers Talbot empfahl, der ihm die Aufſicht über ſeinen älteſten Sohn anvertraute, welcher ſich eben zu ſeiner Reiſe nach Frankreich und Italien fertig machte.

Mit dieſem jungen Edelmanne hielt er ſich drey Jahr lang in fremden Ländern auf, wo er ohne Zweifel ſeinen Geiſt durch die vortrefflichen Denkmähler des Alterthums, und durch den Umgang mit gelehrten Ausländern bereicherte. Die Vergleichung die er zwiſchen dem neuen Italien und dem Begriffe anſtellte, den er von den alten Römern hatte, brachte ihn ohne Zweifel auf den Einfall ſeine Freyheit, in drey Theilen zu ſchreiben. Der erſte Theil enthält die Vergleichung des alten und neuen

Italiens; der zweyte Griechenland, und der dritte **Britannien**. Das ganze Werk iſt an den älteſten Sohne des Lord Talbots gerichtet, welcher im Jahre 1734. auf ſeinen Reiſen ſtarb.

Unter den Gedichten des Herrn **Thomſons** findet ſich auch eines zum Andenken des **Iſaac Newtons**, von welchem wir nichts mehr ſagen wollen, als dieſes, daß er durch dieſes Stück allein, wenn er auch ſonſt nichts mehr geſchrieben hätte, eine vorzügliche Stelle unter den Dichtern würde verdient haben.

Um das Jahr 1728. ſchrieb Herr **Thomſon** ein Gedicht, welches er **Britannia** nennte. Sein Vorſatz war darinne, die Nation zu Ergreifung der Waffen aufzumuntern, und in den Gemüthern des Volks eine edle Neigung anzuflammen, das von den Spaniern erlittene Unrecht zu rächen. Dieſes Gedicht iſt bey weiten nicht eines von ſeinen beſten.

Auf den Tod ſeines großmüthigen Beförderers des Lord Talbots, welchen die ganze Nation mit dem Herrn **Thomſon** zugleich aufrichtig betauerte, ſchrieb er eine Elegie, welche ihrem Verfaſſer, und dem Andenken des groſſen Mannes, den er darinne geprieſen hatte, Ehre machte. Er genoß, bey Lebzeiten des Kanzler Talbots, eine ſehr einträgliche Stelle, die ihm dieſer würdige Patriot als eine Belohnung für die Mühe, den Geiſt ſeines Sohnes gebildet zu haben, zugetheilt hatte. Nach ſeinem Tode behielt der Nachfolger deſſelben dieſe Stelle dem Hrn. **Thomſon** vor, und wartete nur darauf, bis dieſer zu ihm kommen, und durch Beobachtung einiger kleinen Formalitäten, ſie in Beſitz nehmen würde. Doch dieſes verſäumte der Dichter durch eine unverantwortliche Nachläßigkeit, ſo daß zuletzt ſeine Stelle, die er ohne viele Mühe länger hätte behalten können, einem andern zufiel.

Unter die letzten Werke des Hrn. **Thomſons** gehöret ſeine **Burg der Trägheit**, (Caſtle of Indolence) ein allegoriſches Gedicht von ſo auſſerordentlichen Schönheiten, daß man nicht zu weit geht, wenn man behauptet, dieſes einzige Stück zeige mehr Genie und poetiſche Beurtheilungskraft, als alle ſeine andern Werke. Es iſt in dem Stile des **Spencers** geſchrieben, welchen die Engländer in den allegoriſchen Gedichten eben ſo nachahmen, als die Franzoſen den Stil des **Marots** in den Erzehlungen und Sinnſchriften.

Es iſt nunmehr Zeit den Hrn. Thomſon auf derjenigen Seite zu betrachten, welche mit unſrer Abſicht eine nähere Verwandtſchaft hat; nehmlich auf der Seite eines dramatiſchen Dichters. Im Jahre 1730, ungefehr in dem ſechſten Jahre ſeines Aufenthalts in London, brachte er ſeine erſte Tragödie, unter dem Titel Sophonisbe, auf die Bühne, die ſich auf die Karthaginenſiſche Geſchichte dieſer Prinzeßin gründet, welche der bekannte Nathanael Lee gleichfalls in ein Trauerſpiel gebracht hat. Dieſes Stück ward von dem Publico ſehr wohl aufgenommen. Die Mad. Oldfield that ſich in dem Character der Sophonisbe ungemein hervor, welches Hr. Thomſon ſelbſt in ſeiner Vorrede geſtehet. „Ehe ich ſchlieſſe, ſagte er, muß ich „noch bekennen, wie ſehr ich denjenigen, welche mein Trauer„ſpiel vorgeſtellt haben, verbunden bin. Sie haben in der „That mir mehr als Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Was ich „dem Maſiniſſa nur liebenswürdiges und einnehmendes gegeben „hatte, alles dieſes hat Hr. Wilk vollkommen ausgedrückt. Auch „die Mad. Oldfield hat ihre Sophonisbe unverbeſſerlich ge„ſpielt; ſchöner als es der zärtlichſte Eigenſinn eines Verfaſſers „verlangen, oder ſich einbilden kann. Der Reitz, die Würde „und die glückliche Abwechslung aller ihrer Stellungen und Be„wegungen hat den durchgängigſten Beyfall erhalten, und ihn „auch mehr als zu wohl verdient.

Bey der erſten Vorſtellung dieſes Trauerſpiels fiel eine kleine lächerliche Begebenheit vor. Hr. Thomſon läßt eine von ſeinen Perſonen gegen die Sophonisbe folgende Zeile ſagen:

O Sophonisbe, Sophonisbe O!

Dieſe Worte waren kaum ausgeſprochen, als ein Spötter aus dem Parterre laut ſchrie:

O Jacob Thomſon, Jacob Thomſon O!

So ungeſittet es nun auch war, die Vorſtellung durch einen ſo lächerlichen Einfall zu unterbrechen, ſo kann man doch das falſche Pathetiſche dieſer getadelten Zeile nicht leugnen, und ein tragiſcher Dichter muß es ſich zur Warnung dienen laſſen, ja wohl auf ſich Acht zu haben, daß er nicht ſchwülſtig wird, wenn er erhaben ſeyn will = = Hr. Thomſon mußte nothwendig an dem erſten Tage ſeines Trauerſpiels alle die Bewegungen und Beſorgniſſe eines jungen Schriftſtellers empfinden; er hatte ſich daher an einen dunkeln und abgelegenen Ort auf der oberſten Gallerie gemacht, wo er die Vorſtellung ungehindert abwarten könnte, ohne für den Dichter erkannt zu werden. Doch die Natur war viel zu ſtark bey ihm, als daß er ſich hätte enthalten können, die Rollen den Schauſpielern nachzuſagen, und manchmal bey ſich zu murmeln: „nun muß die Scene kommen; nun „muß das geſchehen.“ Und hierdurch ward er gar bald von einem Manne von Stande, welcher wegen des groſſen Gedrengs keinen Platz, als auf der Gallerie, hatte finden können, als der Verfaſſer entdeckt.

Nach einem Zwiſchenraume von vier Jahren brachte Thomſon ſeine zweyte Tragödie, den Agamemnon, zum Vorſcheine. Hr. Pope gab bey dieſer Gelegenheit einen ſehr merklichen Beweis ſeiner groſſen Gewogenheit gegen den Hrn. Thomſon; er ſchrieb ſeinetwegen zwey Briefe an die Entrepreneurs der Bühne, und beehrte die erſte Vorſtellung mit ſeiner Gegenwart. Weil er ſeit langer Zeit in kein Schauſpiel gekommen war, ſo wurde dieſes für ein Zeichen einer ganz beſondern Hochachtung aufgenommen. Ob man nun ſchon an dem Hrn. Thomſon ausſetzte, daß er in dieſem Trauerſpiele die Handlung allzuſehr verkürzt habe; daß verſchiedne Theile deſſelben zu lang, und andre ganz und gar überflüßig wären, weil nicht die Perſon, ſondern der Dichter darinne rede; und obſchon die Aufführung ſelbſt erſt in dem Monate April vor ſich ging, ſo ward ſie doch zu verſchiednenmalen mit Beyfall wiederhohlt.

Einige Kunſtrichter haben angemerkt daß die Charaktere in ſeinen Tragödien mehr durch Beſchreibungen, als durch thätige Leidenſchaften ausgedrückt werden; daß ſie aber alle einen Ueberfluß an den ſeltenſten Schönheiten, an Feuer, an tiefen Gedanken, und an edeln Empfindungen haben, und in einem nervenreichen Ausdrucke geſchrieben ſind. Seine Reden ſind oft zu lang, beſondes für ein engliſches Auditorium, dem ſie manchmal ganz übernatürlich gedehnt vorkommen. Es iſt überhaupt angenehmer für das Ohr, wenn die Unterredung öftrer gebrochen wird; doch wird die angeſtrengtre Aufmerkſamkeit deſſelben wohl in keinem Stücke des Thomſons beſſer belohnt, als in dem

Agamemnon, und beſonders in der beweglichen Erzehlung, welche Meliſander von ſeiner Ausſetzung auf die wüſte Inſel macht.

. . . Als ich im Schoos der Schatten,
Von Furcht und Argwohn frey, in ſtillem Schlummer lag,
Brach ein vermummter Schwarm, von des Aegiſthus Bande
Schnell in mein Zimmer ein: vermuthlich weil er mich
Für eine Hinderniß der Abſicht angeſehen,
Die ich errathen kann, und die vielleicht Mycenen,
Jetzt beſſer weis als ich. Man riß mich zu der See.
In meinem Sinn war ich ſchon die beſtimmte Speiſe
Der Fiſche, als das Schiff vom Ufer ſtieß: die Fluth
Die brauſend klatſchete, entdeckte mir mein Schickſal.
Es ſchien, der Tod war ſelbſt ein allzumilder Lohn
Für meine Redlichkeit: ein unbewohnter Fels,
An deſſen rauhen Fuß die ſtärkſte Brandung zürnte,
War mir beſtimmt, daß ich von Freund und Feind entfernt
Und hülflos, alle Pein des Todes fühlen möchte.
Oft muß das Unrecht ſelbſt ſein eigner Rächer ſeyn:
Stumm klagt ſichs an, und ſchreit um die verdiente Strafe!
Du öfneſt ihm den Mund, unwandelbarer Rath
Der Götter . . Dieſer Schwarm ſetzt mich die nächſte Nacht
(Die mir noch ſchrecklich iſt) an das betrübte Ufer
Der wildſten Inſel: nie hat auſſer mir ein Menſch
Auf ſie den Fuß geſetzt. Allein die Menſchenliebe
(Das glaube) iſt ſo tief in unſre Bruſt gepflanzt
Und unſer menſchlich Herz iſt ſo mit ihr durchwachſen,
Daß ich im Leben nichts erſchrecklichers gehört,
Als den betrübten Schall, da mich ihr Bot verließ.
Ich ſeufzte ihnen nach! . . Die fürchterlichſte Stille
Umſchloß mich nun, die bloß das brauſende Geräuſch
Der nimmer müden Fluth mit einem Laut durchbrach.
Bisweilen bließ ein Wind durch den betrübten Wald,
Und ſeufzte faſt wie ich. Hier ſetzt ich mich im Schatten
Mit einem Kummer hin, den ich noch nicht gefühlt,
Und klagte mir den Gram. Die Muſe die die Wälder
Bewohnt, und (ich weis nicht ob faſt aus gleichem Triebe
Als wir?) die Menſchen ſucht, ſang über meinem Haupte

Ihr unvergleichlichs Lied; ihr klagend ſchöner Ton
Betrog mich faſt, als ob ſie meine Noth beſänge.
Ich hört ihr traurig zu, und dichtete ein Lied
Zu ihrem Ton, bis daß der Schatten ſein Geſchenk,
Das er dem ärmſten giebt, den angenehmen Schlummer
Mir gönnete. Sobald das frühe Morgenroth
Der Vögel Dank empfing, ſo weckte mich ihr Lied;
Das Auge ſchloß ſich auf: vermiſſend ſuchte es
Den alten Gegenſtand, und fand doch nichts als Wellen
Darauf der Himmel lag, und hinter mir den Fels
Und einen grauſen Wald. In einem Augenblick,
Indem ich mich vergaß, entzückte mich das Schrecken;
Ich ſchien mir nicht mehr Ich. Doch eben ſo geſchwind
War dieſer Traum vorbey, mein nagendes Gedächtniß
Erneurte meine Noth . .

Ich habe mich nicht enthalten können, dieſe Stelle abzuſchreiben; und zwar nach der obgedachten Ueberſetzung. Sie iſt in Göttingen im Jahr 1750 auf 7 Bogen in Octav ans Licht getreten. Ihren Urheber weis ich nicht zu nennen; zwar könnte ich mit einem vielleicht angezogen kommen; doch dieſes vielleicht könnte ſehr leicht falſch ſeyn. Wie man wird gemerkt haben, ſo iſt ſie, gleich dem engliſchen Originale, in reimloſen Verſen abgefaßt. Nur bey der Rolle der Caſſandra iſt eine Ausnahme beobachtet worden; als eine Prophetin redet dieſe in Reimen, um ſich von den übrigen Perſonen zu unterſcheiden. Der Einfall iſt ſehr glücklich; und er würde gewiß die beſte Wirkung von der Welt thun, wann wir uns nur Hofnung machen dürften, dieſe Ueberſetzung auf einer deutſchen Bühne aufgeführt zu ſehen. Sie iſt, überhaupt betrachtet, treu, flieſſend und ſtark. Ihr Verfaſſer aber geſtehet, daß er die zweyte Hand nicht daran habe legen können, ſondern daß er den erſten Entwurf dem Drucker ohne Abſchrift habe ausliefern müſſen. Dieſem Umſtande alſo müſſen wir nothwendig einige kleine Verſehen zuſchreiben, die ich vielleicht ſchwerlich würde gemerkt haben, wenn ich nicht ehmals ſelbſt an einer Verdolmetſchung dieſes Trauerſpiels gearbeitet hätte.*) Zum Exempel;

---

*) Dieſe Überſetzung, in Proſa, bis in den fünften Auftritt des zweiten Aufzugs fortgeführt, befindet ſich in dem Breslauiſchen Convolute.

in der erſten Scene des erſten Aufzuges werden die Worte given to the Beaſts a Prey, or wilder famine überſetzt: dich gab ich den Thieren Preis: ihr wilder Hunger hat längſt meinen Freund verdauet. Ich will hier nicht erinnern, daß zwar Aegiſthus aber nicht Klytemneſtra den Meliſander auf die wüſte Inſel ſetzen laſſen; auch nicht daß der Ausdruck, der wilde Hunger der Thiere hat ihn ſchon längſt verdaut, der ſchönſte nicht ſey: ſondern nur dieſes muß ich anmerken, daß wilder famine gar nicht auf Beaſts gehet, und daß der Dichter die Klytemneſtra eigentlich ſagen läßt: entweder die Thiere haben ihn umgebracht, oder er hat verhungern müſſen. Auch gewiſſe kleine Zuſätze würde der Verfaſſer hoffentlich ausgeſtrichen, und einige undeutſche, wenigſtens nicht allen verſtändliche Worte mit gewöhnlichern vertauſcht haben, wenn ihm eine Ueberſetzung ſeiner Arbeit wäre vergönnt geweſen. Zum Exempel, am Ende des zweyten Auftritts im erſten Aufzuge, giebt er die Worte: and as a Greek regoic'd me ſehr gut und poetiſch durch: es ſchwoll mein treu und griechiſch Herz; allein der Anhang, den er dazu macht, und drohete dem überwundnen Troja, taugt gar nichts. Der Engländer ſchildert ſeine Perſon, als einen Mann, der ſich über die Siege ſeines Vaterlands erfreut; der Ueberſetzer aber bildet ihn durch den beygefügten Zug als einen Poltron. Denn was kann das für eine Tapferkeit ſeyn, einer überwundnen Stadt zu drohen! : Zur Probe der undeutlichen Worte berufe ich mich auf das Wort Brandung in der angeführten Stelle. : : Doch ich bekenne es nochmals, alles dieſes ſind Kleinigkeiten, die ich vielleicht gar nicht einmal hätte anführen ſollen. Wo das meiſte glänzt, da ward auch Horaz durch wenige Flecken nicht beleidiget. Wollen wir eckeler ſeyn als Horaz!

Ich komme wieder zu unſerm Dichter ſelbſt. Im Jahr 1736. both Herr Thomſon der Bühne ein Trauerſpiel an, unter dem Titel Edward und Eleonora, deſſen Vorſtellung aber, aus politiſchen Urſachen, welche nicht bekannt geworden, unterſagt wurde.

Im Jahr 1744 ward ſein Tancred und Sigismunda aufgeführt; welches Stück glücklicher ausfiel, als alle andre Stücke des Thomſons, und noch jezt geſpielet wird. Die Anlage dazu iſt von einer Begebenheit in dem bekannten Roman des Gil Blas geborgt. Die Fabel iſt ungemein anmuthig; der Charaktere ſind wenige, aber ſie werden alle ſehr wirkſam vorgeſtellt. Nur den Charakter des Seffredi hat man mit Recht als mit ſich ſelbſt ſtreitend, als gezwungen und unnatürlich getadelt.

Auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Wallis verfertigte Herr Thomſon, gemeinſchaftlich mit dem Herrn Mallet, die Maſke des Alfred, welche zweymal in dem Garten Sr. Hoheit zu Cliffden aufgeführet ward. Nach dem Tode des Herrn Thomſons ward dieſes Stück von dem Herrn Mallet ganz neu umgearbeitet, und 1751. wieder auf die Bühne gebracht.

Die letzte Tragödie des Herrn Thomſons iſt ſein Coriolanus, welcher erſt nach ſeinem Tode aufgeführet ward. Die dem Verfaſſer davon zukommenden Einkünfte wurden ſeinen Schweſtern in Schottland gegeben, davon eine mit einem Geiſtlichen daſelbſt, und die andre mit einem Manne von geringem Stande in Edinburgh verheyrathet iſt. Dieſes Trauerſpiel, welches unter allen Trauerſpielen des Thomſons, ohne Zweifel, das am wenigſten vollkommne iſt, ward zuerſt dem Herrn Garrik angebothen, der es aber anzunehmen nicht für gut befand. Der Prologus war von dem Herrn George Lyttleton verfertiget worden, und von dem Herrn Quin wurde er gehalten, welches einen ſehr glücklichen Eindruck auf die Zuhörer machte. Herr Quin war ein beſondrer Freund des Herrn Thomſon geweſen, und als er folgende Zeilen, die an und für ſich ſelbſt ſehr zärtlich ſind, ausſprach, ſtellten ſich ſeiner Einbildungskraft auf einmal alle Annehmlichkeiten des mit ihm lange gepflogenen Umganges dar, und wahrhafte Thränen floſſen über ſeine Wangen.

He lov'd his friends (forgive this guſhing tear:
Alas! I feel i am no actor here)
He lov'd his friends with ſuch a warmth of heart,
So clear of int'reſt, ſo devoid of art,
Such generous freedom, ſuch unshaken zeal,
No words can ſpeak it, but our tears may tell.

D. i. Er liebte ſeine Freunde - - verzeiht den herabrollenden Thränen: Ach! ich fühle es, hier bin ich kein Schauſpieler mehr - - Er liebte ſeine Freunde mit einer ſolchen Inbrunſt des Herzens, ſo rein von allem Eigennutze, ſo fern von aller Kunſt, mit einer ſo großmüthigen Freyheit, mit einem ſo ſtandhaften Eifer, daß es mit Worten nicht auszudrücken iſt. Unſre Thränen mögen davon ſprechen! Die ſchöne Abbrechung in dieſen Worten fiel ungemein glücklich aus. Herr Quin übertraf ſich ſelbſt, und er ſchien niemals ein größerer Schauſpieler, als in dem Augenblicke, da er von ſich geſtand, daß er keiner ſey. Die Pauſe, der tiefe Seufzer, den er damit verband, die Einlenkung, und alles das übrige war ſo voller Rührung, daß es unmöglich ein bloßes Werk der Kunſt seyn konnte; die Natur mußte dabey das beſte thun.

Auch der Epilogus, welcher von dem Herrn Weſſington mit außerordentlicher Laune gehalten ward, gefiel ungemein. Dieſe Umſtände nun, nebſt der Ueberlegung, daß der Verfaſſer nunmehr dahin ſey, verſchaften dieſem Trauerſpiele eine neunmalige Vorſtellung, die es an und vor ſich ſelbſt ſchwerlich würde gefunden haben. Denn, wie geſagt, es iſt bey weitem nicht, irgend einem von den Thomſonſchen Werken, an Güte gleich. Er hatte als ein dramatiſcher Dichter den Fehler, daß er niemals wußte, wenn er aufhören müſſe; er läßt jeden Charakter reden, ſo lange noch etwas zu ſagen iſt; die Handlung ſteht alſo, während dieſer gedehnten Unterredungen, ſtill, und die Geſchichte wird matt. Nur ſein Tancred und Sigismunde muß von dieſem allgemeinen Tadel ausgenommen werden; dafür aber ſind auch die Charaktere darinne nicht genug unterſchieden, welche ſich faſt durchgängig auf einerley Art ausdrücken. Kurz, Thomſon war ein gebohrner mahleriſcher Dichter, welcher die Bühne nur aus einem Bewegungsgrunde beſtieg, der allzubekannt iſt, und dem man allzuſchwerlich widerſteht. Er iſt in der That der Aeltſtgebohrne des Spencers, und er hat es ſelbſt oft bekannt, daß er das beſte, was er gemacht habe, der Begeiſterung verdanken müſſe, in die er ſchon in ſeinen jüngſten Jahren durch die Leſung dieſes alten Dichters ſey geſetzt worden.

Im Auguſt 1748 verlohr die Welt dieſe Zierde der poetiſchen Sphäre durch ein heftiges Fieber, welches ihn im 48ten Jahre ſeines Alters dahin riß. Vor ſeinem Tode ward ihm von dem Herrn George Lyttleton die einträgliche Stelle eines

Controlleurs von America verſchaft, deren wirklichen Genuß er aber kaum erlebte. Herr Thomſon ward von allen, die ihn kannten, ſehr geliebt. Er war von einer offnen und edeln Gemüthsart; hing aber dann und wann den geſellſchaftlichen Ergötzungen allzu ſehr nach; ein Fehler, von welchem ſelten ein Mann von Genie frey zu ſeyn pfleget. Sein äuſſerliches Anſehen war nicht ſehr einnehmend, es ward aber immer angenehmer und angenehmer, je länger man mit ihm umging. Er hatte ein dankbares Herz, welches für die geringſte erhaltene Gefälligkeit erkenntlich zu ſeyn bereit war; er vergaß, der langen Abweſenheit, der neuen Bekanntſchaft und des Zuwachſes eigner Verdienſte ungeachtet, ſeine alten Wohlthäter niemals, welches er bey verſchiednen Gelegenheiten gezeigt hat. Es iſt eine richtige Anmerkung, daß ein Herz, dem die Dankbarkeit mangelt, überhaupt der allergrößten Niederträchtigkeit fähig iſt; wie ihm Gegentheils, wenn dieſe großmüthige Tugend in der Seele verwirkt, gewiß nicht die andern liebenswürdigen Eigenſchaften fehlen werden, welche eine gute Gemüthsart ausmachen. Und ſo war das Herz unſers vortrefflichen Dichters beſchaffen, deſſen Leben eben ſo untadelhaft als lehrreich ſeine Muſe war: denn von allen engliſchen Dichtern iſt er derjenige, welcher ſich von allem, was unanſtändig war, am meiſten entfernte, welches Zeugniß ihm unter andern auch Herr Lyttleton in dem angeführten Prologe ertheilt hat.

— His chaſte Muſe employ'd her heav'ntaught lyre
None but the nobleſt paſſions to inſpire,
Not one immoral, one corrupted thought,
One line, which, dying, he could wish to blot.

d. i. Seine keuſche Muſe brauchte ihre himmliſche Leyer zu nichts, als zu Einflößung der edelſten Geſinnungen. Kein einziger unſittlicher, verderbter Gedanke, keine einzige Linie, die er ſterbend ausſtreichen zu können, hätte wünſchen dürfen.

Zum Schluſſe muß ich noch erinnern, daß ſein Bildniß, welches man vor dieſem Stücke findet, nach demjenigen getreulich geſtochen iſt, welches vor ſeinen ſämmtlichen Werken ſtehet, deren wir hoffentlich noch einmal gedenken werden.

III. Auszug aus dem Trauerſpiele Virginia des Don Auguſtino de Montiano y Luyando.

Die Schriften der Spanier ſind diejenigen, welche unter allen ausländiſchen Schriften am wenigſten unter uns bekannt werden. Kaum daß man einige ihrer jeztlebenden Gelehrten in Deutſchland dem Namen nach kennt, deren nähere Bekanntſchaft uns einen ganz andern Begrif von der Spaniſchen Litteratur machen würde, als man gemeiniglich davon zu haben pflegt. Ich ſchmeichle mir, daß ſchon die gegenwärtige Nachricht ihn um ein groſſes erhöhen wird, und daß meine Leſer erfreut ſeyn werden, den gröſten tragiſchen Dichter kennen zu lernen, den jezt Spanien aufweiſen und ihn ſeinen Nachbarn entgegen ſtellen kann. Es iſt dieſes Don Auguſtino de Montiano y Luyando, von deſſen Lebensumſtänden ich, ohne weitre Vorrede, einige Nachricht ertheilen will, ehe ich von einem der vorzüglichſten ſeiner Werke einen umſtändlichen Auszug verlege.

Don Auguſtino de Montiano y Luyando iſt den erſten März im Jahre 1697 gebohren, und alſo jezt in einem Alter von 57 Jahren. Sein Vater und ſeine Mutter ſtammten aus adlichen Familien in Biscaja, und zwar aus den allervornehmſten dieſer Provinz. Seine Erziehung war ſeiner Geburth gemäß. Nachdem er die Humaniora wohl ſtudiret, und die gewöhnlichen Wiſſenſchaften eines jungen Menſchen von Stande begriffen hatte, that er ſich als ein geſchickter Weltweiſer und Rechtsgelehrter vor. Er verſteht übrigens die franzöſiſche und italiäniſche Sprache, und hat auch einige Kenntniß von der engliſchen. Er fand, ſchon in ſeiner zarteſten Jugend, einen beſondern Geſchmak an der Dichtkunſt und den ſchönen Wiſſenſchaften, ſo, daß er bereits in ſeinem zwey und zwanzigſten Jahre, nehmlich im Jahre 1719, eine Oper zu Madrid, ohne ſeinem Namen, unter dem Titel die Leyer des Orpheus, (la Lira de Orfeo) in 8vo drucken ließ, welche zu verſchiednen Zeiten zu Palma oder Majorca, der Hauptſtadt dieſer Inſel, geſungen ward. Im Jahre 1721 gab er in eben derſelben Stadt eine proſaiſche und poetiſche Beſchreibung der bey der Krönung Ludewigs des I. angeſtellten Feyerlichkeiten, in Quart heraus. Fünf

Jahr hernach entwandte man ihm ein kleines Werk in Verſen über die Entführung der Dina, der Tochter des Jacobs, da er es eben noch ausbeſſerte, und ſtellte es in eben dem 1729. Jahre zu Madrid in Quart ans Licht. Dieſes Gedicht iſt nachher weit vollkommner in Barcellona in Octav, doch ohne Jahrzahl und ohne Erlaubniß, ans Licht getreten. Es führet den Titel: El robo de Dina.

Die Verdienſte des Don Auguſtino bewegten den König Philipp den Vten ihn im Jahre 1732. zum Secretär bey den Conferenzen der ſpaniſchen und engliſchen Commiſſare zu ernennen. Im Jahre 1738. ward er in der Kanzeley der allgemeinen Staatsangelegenheiten gebraucht. Das Jahr darauf trat er in die Königl. ſpaniſche Akademie; und als einer von den Stiftern und älteſten Mitgliedern der Königl. Geſellſchaft der Geſchichte, ward er von der erſtern in eben dem Jahre, als ſie unter Königl. Schutz genommen ward, zu ihrem Director ernennt, welche Stelle ihm 1745. auf Zeitlebens aufgetragen ward. Im Jahre 1746 beehrte ihn Se. Majeſtät mit der Stelle eines Secretärs bey der Begnadigungs- und Gerichtskammer und dem Staate von Caſtilien. Auch war er im Jahre 1742. in die Geſellſchaften der ſchönen Wiſſenſchaften zu Barcellona und Sevilien aufgenommen worden.

Auſſer den angeführten Werken gab er auch im Jahr 1739. zu Madrid eine Vergleichung der Aufführung des Königs von Spanien mit der Aufführung des Königs von England, in Quart heraus; (El cotejo de la conducta de S. M. con la del Rey Britannico) desgleichen in eben dieſem Jahre eine Rede an die Königl. Akademie der Geſchichte; und im Jahre 1740 eine Rede an den König Philipp den V. im Namen gedachter Akademie, über eine Anmerkung die dieſer Monarch gemacht hatte. Beyde Reden ſind in Octav gedrukt, und befinden ſich in dem erſten und zweyten Theile der Schriften dieſer Akademie. Ferner hat man von ihm eine Rede im Namen der Spaniſchen Akademie an den König, bey Gelegenheit der Vermählung der Infantin Donna Maria Antoinetta Ferdinanda mit dem Herzoge von Savoyen, in Quart; und eine Lobſchrift auf den Doctor Don Blaſio Antonio Naſſarra y Ferriz, die er auf Verlangen der Spaniſchen Akademie machte, und 1751. zu Madrid in Octav drucken ließ.

Doch das vornehmſte von ſeinen Werken ſind unſtreitig zwey Tragödien, deren eine 1750. und die andre gegen das Ende des Jahres 1753. gedruckt ward. Die eine führet den Titel Virginia, und die andre Athaulpho. Beyden iſt eine Abhandlung von den ſpaniſchen Tragödien vorgeſetzt, in welchen er beſonders gegen den Herrn du Perron de Caſtera beweiſet, daß es ſeiner Nation ganz und gar nicht an regelmäßigen Trauerſpielen fehle. Wir werden ein andermal dieſer Abhandlung mit mehrern gedenken, oder ſie vielmehr ganz mittheilen; vorjetzo aber wollen wir uns an das erſte der gedachten Trauerſpiele machen, und dem Leſer das Urtheil überlaſſen, was für einen Rang unter den tragiſchen Dichtern er dem Verfaſſer einräumen will.

Vor allen Dingen muß ich noch eine kleine Erklärung vorweg ſchicken. Ich habe nicht ſo glücklich ſeyn können das Spaniſche Original der Virginia zu bekommen, und bin alſo genöthiget geweſen mich der Franzöſiſchen Ueberſetzung des Herrn Hermilly zu bedienen, die in dieſem Jahre in zwey kleinen Octavbänden in Paris an das Licht getreten iſt. Der eine Band enthält die erſte der angeführten Abhandlungen über die Spaniſchen Tragödien, und der andre eine abgekürzte Ueberſetzung der Virginia; beyden iſt ein hiſtoriſches Regiſter der in der Abhandlung erwähnten Verfaſſer zur Helfte beygefügt, welches eine Arbeit des Herrn Hermilly iſt. Eben dieſem habe ich auch die angeführten Lebensumſtände des Spaniſchen Dichters zu danken, die ihm dieſer ſelbſt überſchrieben hat. Er hat die Virginia deswegen lieber in einen Auszug bringen, als ganz und gar überſetzen wollen, weil die Franzoſen keine proſaiſche Trauerſpiele leſen mögen. Ich kann keine ähnliche Urſache für mich geltend machen, ſondern muß mich lediglich mit der Nothwendigkeit entſchuldigen, meinen Leſern eine ſo angenehme Neuigkeit entweder gar nicht, oder durch die Vermittelung des franzöſiſchen Ueberſetzers mitzutheilen. Es iſt kein Zweifel, daß dieſes nicht noch immer beſſer ſeyn ſollte, als jenes.

Die Geſchichte der Virginia iſt aus dem Livius und an dern zu bekannt, als daß ich mich hier mit Erzehlung ihrer wahren Umſtände aufhalten dürfte. Man ſehe, wie ſich der Dichter dieſelben zu Nutze gemacht hat.

* * *

IV. Auszug aus dem Schauſpieler des Herrn Remond von Sainte Albine.

Ich habe lange Zeit vorgehabt, dieſes Werk des Herrn von Sainte Albine zu überſetzen. Doch Gründe, die ich am Ende anführen will, haben mich endlich bewogen, die Ueberſetzung in einen Auszug zu verwandeln. Ich werde mich bemühen, ihn ſo unterrichtend, als möglich, zu machen.

Unſre Schrift iſt ſchon im Jahr 1747. zu Paris auf zwanzig Bogen in Octav unter folgendem Titel ans Licht getreten: Le Comedien. Ouvrage divisé en deux Parties; par M. *Remond de Sainte Albine.* Ich kann von ihrem Verfaſſer weiter keine Nachricht geben, als daß er ſelbſt kein Schauſpieler iſt, ſondern ein Gelehrter, der ſich auch um andre Dinge bekümmert, welche die meiſten, ohne Zweifel, wichtiger nennen werden. Ich ſchlieſſe dieſes aus ſeinem Aufſatze ſur le Laminage (vom Blechſchlagen) wovon ich bereits die dritte Ausgabe habe angeführt gefunden.

Sein Schauſpieler iſt, wie gleich auf dem Titel geſagt wird, ein Werk, welches aus zwey Theilen beſteht. Zu dieſen kommt noch eine Vorrede und eine kurze Einleitung.

In der Vorrede wundert ſich der Verfaſſer, daß noch niemand in Frankreich darauf gefallen ſey, ein eigentliches Buch über die Kunſt Tragödien und Komödien vorzuſtellen, zu verfertigen. Er glaubt, und das mit Recht, ſeine Nation habe es mehr als irgend eine andre verdient, daß ihr ein philoſophiſcher Kenner ein ſolches Geſchenk mache. — — Was er ſonſt in der Vorrede ſagt, ſind Complimente eines Autors, die eines Auszuges nicht wohl fähig ſind. Man läßt ihnen nichts, wenn man ihnen die Wendungen nicht laſſen will.

Die Einleitung fängt mit einer artigen Vergleichung der Mahlerey und Schauſpielkunſt an. Dieſe erhält den Vorzug. „Umſonſt rühmt ſich die Mahlerey, daß ſie die Leinewand be-

„lebe; es kommen aus ihren Händen nichts als unbelebte Werke. „Die dramatiſche Dichtkunſt hingegen, giebt den Weſen, welche „ſie ſchaft, Gedanken und Empfindungen, ja ſo gar, vermittelſt „des theatraliſchen Spiels, Sprache und Bewegung. Die Mahlerey verführt die Augen allein. Die Zauberey der Bühne „feſſelt die Augen, das Gehör, den Geiſt und das Herz. Der „Mahler ſtellt die Begebenheiten nur vor. Der Schauſpieler „läßt ſie auf gewiſſe Weiſe noch einmal geſchehen. Seine Kunſt „iſt daher eine von denjenigen, welchen es am meiſten zukömmt, „uns ein vollſtändiges Vergnügen zu verſchaffen. Bey den übrigen Künſten, welche die Natur nachahmen, muß unſre Einbildungskraft ihrem Unvermögen faſt immer nachhelfen. Nur „die Kunſt des Schauſpielers braucht dieſe Nachhülfe nicht: „und wenn ihre Täuſcherey unvollkommen iſt, ſo liegt es nicht „an ihr, ſondern an den Fehlern derjenigen, welche ſie ausüben. — — Hieraus folgert der Verfaſſer, wie unumgänglich nöthig es ſey, daß ſich diejenigen, die ſich damit abgeben wollen, vorher genau prüfen. Sie müſſen unterſuchen, ob ihnen nicht diejenigen natürlichen Gaben fehlen, ohne welche ſie nicht einmal dem allergemeinſten Zuſchauer gefallen können. Beſitzen ſie dieſe, ſo kömmt es darauf an, diejenigen Vollkommenheiten zu erlangen, welche ihnen den Beyfall der Zuſchauer von Geſchmack und Einſicht erwerben. „Die Natur muß den Schauſpieler entwerfen. Die Kunſt muß ihn vollends ausbilden.

Nach dieſen zwey Puncten iſt das ganze Werk geordnet. In dem erſten Theile nehmlich wird von den vorzüglichſten Eigenſchaften geredet, welche die Schauſpieler von der Natur müſſen bekommen haben. In dem zweyten Theile wird von dem gehandelt, was ſie von der Kunſt erborgen müſſen.

Der erſte Theil ſondert ſich wiederum in zwey Bücher ab. Das erſte Buch macht verſchiedne Anmerkungen über die natürlichen Gaben, welche allen Schauſpielern überhaupt unentbehrlich ſind. Das zweyte Buch betrachtet diejenigen natürlichen Gaben, welche zu dieſer oder jener Rolle insbeſondere erfordert werden.

Wir wollen das erſte Buch näher zu betrachten anfangen. Es beſteht aus vier Hauptſtücken und zwey angehängten Betrachtungen. Gleich das erſte Hauptſtück unterſucht, ob es wahr ſey, daß es vortreflichen Schauſpielern an Witze gefehlt habe? Man glaubt zwar faſt durchgängig, daß man ſich auch ohne Witz auf der Bühne Ruhm erwerben könne; allein man irrt gewaltig. Kann ein Schauſpieler wohl in ſeiner Kunſt vortreflich ſeyn, wenn er nicht, in allen verſchiednen Stellungen mit einem geſchwinden und ſichern Blicke dasjenige, was ihm zu thun zukömmt, zu erkennen vermag? Eine feine Empfindung deſſen, was ſich ſchickt, muß ihn überall leiten. „Doch „nicht genug, daß er alle Schönheiten ſeiner Rolle faßt. Er „muß die wahre Art, mit welcher jede von dieſen Schönheiten „auszudrücken iſt, unterſcheiden. Nicht genug, daß er ſich bloß „in Affect ſetzen kann; man verlangt auch, daß er es niemals „als zur rechten Zeit, und gleich in demjenigen Grade thue, „welchen die Umſtände erfordern. Nicht genug, daß ſich ſeine „Figur für das Theater ſchickt, daß ſein Geſicht des Ausdrucks „fähig iſt; wir ſind unzufrieden, wenn ſein Ausdruck nicht beſtändig und genau mit den Bewegungen zuſammen trift, die „er uns zeigen ſoll. Er muß nicht bloß von der Stärke und „Feinheit ſeiner Reden nichts laſſen verlohren gehen; er muß „ihnen auch noch alle die Annehmlichkeiten leihen, die ihnen „Ausſprache und Action geben können. Es iſt nicht hinreichend, daß er bloß ſeinem Verfaſſer treulich folgt; er muß ihm „nachhelfen; er muß ihn unterſtützen. Er muß ſelbſt Verfaſſer „werden; er muß nicht bloß alle Feinheiten ſeiner Rolle ausdrücken; er muß auch neue hinzuthun; er muß nicht bloß „ausführen, er muß ſelbſt ſchaffen. Ein Blick, eine Bewegung „iſt zuweilen in der Komödie ein ſinnreicher Einfall, und in „der Tragödie eine Empfindung. Eine Wendung der Stimme, „ein Stillſchweigen, die man mit Kunſt angebracht, haben zuweilen das Glück eines Verſes gemacht, der nimmermehr die „Aufmerkſamkeit würde an ſich gezogen haben, wenn ihn ein „mittelmäßiger Schauſpieler, oder eine gemeine Schauſpielerin „ausgeſprochen hätte. = = Der Witz iſt ihnen alſo eben ſo unumgänglich nöthig, als der Steuermann dem Schiffe. Eine lange Erfahrung auf der Bühne kann zwar dann und wann den Mangel deſſelben verbergen, und ein Schauſpieler ohne

Witz kan andre Gaben in einem hohen Grade haben, und ſie oft zufälliger Weiſe ſo glücklich anwenden, daß wir ihm Beyfall geben müſſen. Doch es währt nicht lange, ſo erinnert uns wieder ein Mißverſtand in dem Tone, in der Bewegung, in dem Ausdrucke des Geſichts, daß wir ſeiner Organiſation, und nicht ihm den Beyfall ſchuldig ſind. — — Sonſt hat man noch bemerkt, daß man die tragiſchen Schauſpieler weit öftrer, als die komiſchen des Mangels am Witze beſchuldiget hat. Dieſer Unterſchied kömmt ohne Zweifel daher, weil das Feine in dem Spiele der letztern von den gemeinen Zuſchauern leichter kann erkannt werden, als das Feine in dem tragiſchen Spiele. Der Witz in der Tragödie muß ſich größten Theils, ſowohl bey dem Verfaſſer als bey dem Acteur, unter der Geſtalt der Empfindung zeigen, und man hat Mühe ihn unter dieſer Verkleidung zu erkennen. Und überhaupt geht man nicht ſowohl in die Tragödie ſeinen Witz, als ſein Herz zu brauchen. Man überläßt ſich den Bewegungen, die der Schauſpieler erweckt, ohne zu überlegen, durch welchen Weg er dazu gelangt iſt. — — Man muß aber nur hier merken, von was für einem Witze die Rede iſt. An dem leichten Witze, welcher nur zur Prahlerey dienet, und uns nur in Kleinigkeiten und unnützen Dingen ein Anſehen giebt, kann es ganz wohl groſſen Schauſpielern gemangelt haben: aber niemals an dem gründlichen Witze, welcher uns das verborgenſte an einem Dinge entdeckt, und es uns anzuwenden lehret — — Von dem Witze kommt der Verfaſſer im zweyten Hauptſtücke auf die Empfindung. Er unterſucht, was die Empfindung ſey, und ob ſie bey dem tragiſchen Schauſpieler wichtiger ſey, als bey dem komiſchen. Unter der Empfindung wird hier nicht bloß die Gabe zu weinen verſtanden, ſondern dieſes Wort hat einen gröſſern Umfang, und bedeutet bey den Schauſpielern die Leichtigkeit in ihren Seelen die verſchiedenen Leidenſchaften, deren ein Menſch fähig iſt, auf einander folgen zu laſſen. Aus dieſer Erklärung iſt das übrige zu entſcheiden. In den Bezirk des Trauerſpiels gehören nur ſehr wenig Leidenſchaften, Liebe, Haß, Ehrgeiz, welche noch dazu in dem Schrecklichen und Traurigen alle mit einander übereinkommen. Die Komödie hingegen ſchließt keine einzige Leidenſchaft aus; und dieſe alle muß der Schauſpieler annehmen und von einer auf die andre überſpringen können. Weil aber die Leidenſchaften in der Komödie nicht ſo gewaltſam ſind, als in der Tragödie: ſo muß der komiſche Schauſpieler zwar die Empfindung in einem größern Umfange, der tragiſche aber in einem männlichern Grade beſitzen. — — Mit der Empfindung hat das Feuer einige Verwandtſchaft, und von dieſem unterſucht der Verfaſſer im dritten Hauptſtücke, ob ein Schauſpieler deſſen zu viel haben könne? Das Feuer beſteht nicht in der Heftigkeit der Declamation, oder in der Gewaltſamkeit der Bewegungen, ſondern es iſt nichts anders als die Geſchwindigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher alle Theile, die einen Schauſpieler ausmachen, zuſammen treffen, um ſeiner Action das Anſehen der Wahrheit zu geben. In dieſem Verſtande nun iſt es unmöglich, daß eine ſpielende Perſon allzuviel Feuer haben könne. „Man wird ſie zwar mit Recht tadeln, wenn ihre Action mit ihrem Charakter, oder mit der Stellung, in welcher „ſie ſich befindet, nicht überein kömmt, und wenn ſie, anſtatt „Feuer zu zeigen, nichts als convulſiviſche Verzückungen ſehen, „und nichts als ein überläſtiges Geſchrey hören läßt. Allein „alsdenn werden Leute von Geſchmack ihr nicht allzuviel Feuer „Schuld geben, ſondern ſie werden ſich vielmehr beklagen, daß „ſie nicht Feuer genug hat; ſo wie ſie, anſtatt mit dem Publico bey gewiſſen Schriftſtellern allzuviel Witz zu finden, vielmehr finden, daß es ihnen daran fehlt. Ein Schriftſteller „leihet zum Exempel in einem Luſtſpiele dem Bedienten oder „dem Mägdchen die Sprache eines witzigen Kopfes; er legt einer Perſon, welche von einer heftigen Leidenſchaft getrieben „wird, Madrigale oder Sinnſchriften in Mund: und alsdenn „ſagt man, er habe allzuviel Witz. Genauer zu reden, ſollte „man vielmehr ſagen, er habe nicht Witz genung, die Natur zu erkennen, und ſie nachzuahmen. So auch mit dem „Schauſpieler; kömmt er bey Stellen außer ſich, wo er nicht „außer ſich kommen ſoll, ſo iſt dieſes unnatürlich. Allein er „verfällt in dieſen Fehler nicht aus Ueberfluß, ſondern aus „Mangel der Hitze. Er empfindet alsdenn nicht das, was er „empfinden ſollte; und drückt das nicht aus, was er ausdrü-

„cken ſollte. Es iſt daher kein Feuer, was wir bey ihm gewahr werden, ſondern es iſt Ungeſchicklichkeit; es iſt Unſinn — — Aus dieſem wird man leicht urtheilen können, ob ein Schauſpieler des Feuers ganz und gar überhoben ſeyn könne. Unmöglich; wenn man anders das, was wir angeführt haben, und nicht die bloſſe äußerliche Heftigkeit in der Stimme und in den Bewegungen darunter verſteht — — Bis hierher hat der Verfaſſer die innerlichen natürlichen Gaben betrachtet, nun kömmt er auf die äußerlichen, und unterſucht in dem vierten Hauptſtücke, ob es vortheilhaft ſeyn würde, wenn alle Perſonen auf dem Theater von ausnehmender Geſtalt wären? „Gewiſſe Zuſchauer, welche das ſinnliche Vergnügen dem geiſtigen „vorziehen, werden mehr durch die Schauſpielerinnen, als durch „die Stücke vor die Bühne gelockt. Als Leute, die nur gegen „die Geſtalt empfindlich, und immer geneigt ſind, ein liebenswürdiges Geſicht für Talente anzunehmen, wollten ſie lieber gar, „daß auch die alte Mutter des Orgons im Tartüff, die Madam „Pernelle, reizend wäre. — — Doch dieſe Herren verſtehen den Vortheil der Zuſchauer ſehr ſchlecht, und noch ſchlechter verſtehen ſie das, was die Einrichtung der Komödie ſelbſt erfordert. Den erſtern verſtehen ſie deswegen nicht, weil, wenn es wahr wäre, daß nur ausnehmend ſchöne Geſtalten auf dem Theater erſcheinen dürften, das Publicum nicht ſelten die vortreflichſten Schauſpieler entbehren würde, denen es ſonſt an keiner Art von Geſchicklichkeit mangelt. Noch ſchlechter, wie geſagt, verſtehen ſie das, was die Einrichtung der Komödie erfordert, nach welcher die äuſſerlichen Vollkommenheiten unter die Acteurs nicht gleich vertheilt ſeyn müſſen, ja nach welcher es ſo gar oft gut iſt, wenn gewiſſe Acteurs einige von dieſen Vollkommenheiten ganz und gar nicht beſitzen. „Regelmäßige Geſichtszüge, ein edles Anſehen nehmen uns freylich überhaupt „für eine Perſon auf dem Theater ein; allein es giebt Rollen, „welche ihr weit beſſer anſtehen, wenn ihr die Natur dieſe Vorzüge nicht ertheilt hat. Ich weis wohl, daß man, ohne von „dem Mangel der Wahrſcheinlichkeit beleidiget zu werden, ja „daß man ſogar mit Vergnügen eine junge Schöne die Perſon „einer Alten, und einen liebenswürdigen Schauſpieler einen gro-

„den und tölpiſchen Bauer vorſtellen ſieht. Ich weis wohl, daß
„wir nicht in die Komödie gehen, die Gegenſtände ſelbſt, ſondern
„blos ihre Nachahmung zu ſehen - - Gleichwohl aber muß
„man doch unter den Gattungen der komiſchen Rollen einen
„Unterſchied machen. Einige ergötzen uns durch die bloſſe Nachahmung
„gewiſſer lächerlichen Fehler. Andre aber ergötzen uns
„durch die Abſtechung, die ſich entweder zwiſchen dem Vorgeben
„der Perſon und den Beweiſen, auf welche ſie daſſelbe gründet,
„oder zwiſchen dem Eindrucke befindet, den ſie bey denjenigen
„Perſonen, die mit ihr ſpielen, machen ſollte, und zwiſchen dem
„Eindrucke, welchen ſie wirklich bey ihnen macht. Je mehr ein
„Schauſpieler, in den Rollen von der erſten Art, die Vollkommenheiten
„hat, die den Fehlern, welche er nachahmt, entgegen
„geſetzt ſind; deſto mehr wiſſen wir es ihm Dank, wenn er uns
„gleichwohl eine vollkommene Abſchilderung von dieſen Fehlern
„macht. Je weniger aber, in den Rollen von der zweyten
„Art, ein Schauſpieler die Vollkommenheiten hat, welche die Perſon,
„die er vorſtellt, haben will, oder welche ihm die andern
„ausſchweifenden Perſonen des Stücks beylegen, deſto lächerlicher
„macht er die närriſche Einbildung des einen und das abgeſchmackte
„Urtheil der andern, und deſto komiſcher folglich wird
„ſeine ganze Action. Die Rolle eines Menſchen, der nach der
„Meinung des Verfaſſers, mit aller Gewalt den Titel eines
„Schönen haben will, wird weit weniger belacht werden, wenn
„ſie von einem Komödianten geſpielt wird, der ſich dieſes Titels
„in der That anmaaßen könnte, als wenn ſie einer vorſtellt,
„der der Natur in dieſem Stücke weniger zu danken hat. Der
„Irrthum eines albernen Tropps, welcher einen Bedienten für
„einen Menſchen von Stande anſieht, wird uns weniger ergötzen,
„wenn das gute Anſehen des Bedienten den Irrthum entſchuldigen
„kann, als wenn er ganz und gar nichts an ſich hat,
„das ihn rechtfertigen könnte. Weit gefehlt alſo, daß es gut
„ſeyn ſollte, wenn alle Schauſpieler von reizender und ausnehmender
„Geſtalt wären; es iſt vielmehr unſerm Vergnügen zuträglicher,
„wenn ſie nicht alle nach einem Muſter gebildet ſind.
„Unterdeſſen aber muß man dieſe Maxime nicht allzuweit ausdehnen.
„Wir erlauben ihnen zwar, gewiſſe Vollkommenheiten

„nicht zu haben; aber die gegenſeitigen Fehler zu beſitzen, verſtatten wir ihnen durchaus nicht. Sie müſſen ſo gar völlig „von gewiſſen Mängeln frey ſeyn, die uns bey andern Perſonen, die ſich dem Schauſpiele nicht widmen, wenig oder gar „nicht anſtößig ſeyn würden. Dergleichen ſind, zu lange oder „kurze Arme, ein zu groſſer Mund, übelgeſtaltene Füße ꝛc. = = Zu dieſen vier Hauptſtücken fügt der Verfaſſer noch zwey Anmerkungen, die mit dem Inhalte des erſten Buchs genau verbunden ſind. Die erſte iſt dieſe: *Die Schauſpieler können in den Nebenrollen, des Witzes, des Feuers und der Empfindung eben ſo wenig entübrigt ſeyn, als in den Hauptrollen.* Die Urſache iſt, weil in guten Stücken auch die Nebenrollen, nicht etwa zum Ausflicken da ſind, ſondern einen Einfluß in das Ganze haben, und ſich oft eben ſo thätig erweiſen, als die allervornehmſten Perſonen. Die Vertrauten, zum Exempel, in den Trauerſpielen, haben oft ſo vortrefliche Stellen, beſonders in den Erzehlungen, die ihnen meiſten Theils aufgetragen werden, zu ſagen, daß ſie ohne Witz, ohne Feuer und ohne Empfindung gewiß alles verderben würden. Die zweyte Anmerkung iſt dieſe: *Wenn man auch ſchon die vornehmſten Vollkommenheiten hat, die zu einem Schauſpieler erfordert werden, ſo muß man doch in einem gewiſſen Alter zu ſpielen aufhören.* Denn in den Schauſpielen beleidiget uns unumgänglich alles dasjenige, was uns Gelegenheit giebt, die Schwachheiten der menſchlichen Natur zu überlegen, und auf uns ſelbſt verdrüßliche Blicke zurück zu werfen. Es werden hier bloß diejenigen Rollen ausgenommen, deren Lächerliches durch das wahre Alter des Schauſpielers vermehrt wird, zum Exempel, die Rollen der Alten, die mit aller Gewalt noch jung ſeyn wollen; auch muß man gegen Acteurs von auſſerordentlichen Gaben einige Nachſicht haben; nur werden dieſe alsdann ſo billig ſeyn, wenn es in ihrer Gewalt ſtehet, keine andre als ſolche Rollen zu wählen, welche mit ihrem Alter nicht allzuſehr abſtechen. Frankreich hat es ſelbſt ſeinem Baron nicht vergeben, daß er noch in ſeinen letzten Jahren ſo gern junge Prinzen vorſtellte. Es konnte es durchaus nicht gewohnt werden, ihn von Schauſpielerinnen Sohn nennen zu hören, deren Großvater er hätte ſeyn können.

In dem zweyten Buche des erſten Theils handelt der Verfaſſer von einigen Vorzügen, welche gewiſſe Schauſpieler insbeſondere haben müſſen. Dieſe Schauſpieler ſind erſtlich diejenigen, welche man in der Komödie Vorzugsweiſe die komiſchen nennt; zweytens diejenigen, welche ſich in der Tragödie durch ihre Tugenden unſere Bewunderung, und durch ihre Unglücksfälle unſer Mitleiden erwerben ſollen; und drittens diejenigen, welche ſo wohl in der Tragödie als Komödie die Rollen der Liebhaber vorſtellen. Alle dieſe haben gewiſſe beſondere Gaben nöthig, welches Theils innerliche, Theils äußerliche ſind. Dieſer Eintheilung gemäß macht der Verfaſſer in dieſem zweyten Buche zwey Abſchnitte, deren erſter die innerlichen, und der zweyte die äußerlichen Gaben unterſucht. Wir wollen uns zu dem erſten Abſchnitte wenden, welcher aus fünf Hauptſtücken beſteht. In dem erſten Hauptſtücke zeigt er, daß die **Munterkeit** denjenigen Schauſpielern, welche uns zum lachen bewegen ſollen, unumgänglich nöthig ſey. „Wenn man, ſind ſeine „Worte, eine komiſche Perſon vorſtellt, ohne ſelbſt Vergnügen „daran zu haben, ſo hat man das bloße Anſehen eines gedungenen Menſchen, welcher nur deswegen Komödiant iſt, weil „er ſich ſeinen Lebensunterhalt auf keine andre Art verſchaffen „kann. Theilt man aber das Vergnügen mit dem Zuſchauer, „ſo kann man ſich allezeit gewiß verſprechen, zu gefallen. Die „Munterkeit iſt der wahre Apollo der komiſchen Schauſpieler. „Wenn ſie aufgeräumt ſind, ſo werden ſie faſt immer Feuer „und Genie haben. = = Es iſt aber hierbey wohl zu merken, daß man dieſe Munterkeit mehr in ihrem Spiele als auf ihren Geſichtern zu bemerken verlangt. Man giebt tragiſchen Schauſpielern die Regel: weinet wenn ihr wollt, daß ich weinen ſoll; und den komiſchen Schauſpielern ſollte man die Regel geben: Lachet faſt niemals, wenn ihr wollt, daß ich lachen ſoll. = = Das zweyte Hauptſtück zeigt, daß derjenige, welcher keine erhabne Seele habe, einen Helden ſchlecht vorſtelle. Unter dieſer erhabnen Seele muß man nicht die Narrheit gewiſſer tragiſchen Schauſpieler verſtehen, welche auch außer dem

Theater noch immer Prinzen zu ſeyn ſich einbilden. Auch nicht das Vorurtheil einiger von ihnen, welche große Acteurs den allergrößten Männern gleich ſchätzen, und lieber gar behaupten möchten, es ſey leichter ein Held zu ſeyn, als einen Helden gut vorzuſtellen. Die Hoheit der Seele, von welcher hier geredet wird, beſteht in einem edeln Enthuſiasmo, der von allem was groß iſt in der Seele gewirkt wird. Dieſer iſt es, welcher die vortreflichen tragiſchen Schauſpieler von den mittelmäßigen unterſcheidet, und ſie in den Stand ſetzt, das Herz des gemeinſten Zuſchauers mit Bewegungen zu erfüllen, die er ſich ſelbſt nicht zugetrauet hätte : : Mit dieſem Enthuſiasmo, welcher für diejenige Perſon gehöret, die Bewunderung erwecken ſoll, muß derjenige Theil der Empfindung verbunden werden, welchen die Franzoſen unter dem Namen des Eingeweides (d'Entrailles) verſtehen, wenn eben dieſelbe Perſon unſer Mitleiden erregen will. Hiervon handelt das dritte Hauptſtück. „Wollen die „tragiſchen Schauſpieler, ſagt der Verfaſſer, uns täuſchen; ſo „müſſen ſie ſich ſelbſt täuſchen. Sie müſſen ſich einbilden, daß „ſie wirklich das ſind, was ſie vorſtellen; eine glückliche „Maſerey muß ſie überreden, daß ſie ſelbſt diejenigen ſind, die man „verräth, die man verfolgt. Dieſer Irrthum muß aus ihrer „Vorſtellung in ihr Herz übergeben, und oft muß ein „eingebildetes Unglück ihnen wahrhafte Thränen auspreſſen. Alsdann „ſehen wir in ihnen nicht mehr froſtige Komödianten, welche „uns durch gelernte Töne und Bewegungen für eingebildete „Begebenheiten einnehmen wollen. Sie werden zu unumſchränkten „Gebiethern über unſre Seelen; ſie werden zu Zaubrern, die „das unempfindlichſte empfindlich machen können : : Und dieſes „alles durch die Gewalt der Traurigkeit, welche Leidenſchaft „eine Art von epidemiſcher Krankheit zu ſeyn ſcheinet, deren „Ausbreitung eben ſo ſchnell als erſtaunlich iſt. Sie iſt von „den übrigen Krankheiten darinne unterſchieden, daß ſie ſich „durch die Augen und durch das Gehör mittheilet; wir „brauchen eine mit Grund wahrhaft betrübte Perſon nur zu „ſehen, um uns zugleich mit ihr zu betrüben. Der Anblick der „andern Leidenſchaften iſt ſo anſteckend nicht. Es kann ſich ein „Menſch in unſrer Gegenwart dem allerheftigſten Zorne überlaſ

„ſen; wir bleiben gleichwohl in der vollkommenſten Ruhe. Ein
„andrer wird von der lebhafteſten Freude entzückt, wir aber legen
„unſern Ernſt deswegen nicht ab. Nur die Thränen, wenn
„es auch ſchon Thränen einer Perſon ſind, die uns gleichgültig
„iſt, haben faſt immer das Vorrecht uns zu rühren. Da wir
„uns zur Mühe und zum Leiden gebohren wiſſen, ſo leſen wir
„voll Traurigkeit unſere Beſtimmung in dem Schickſale der Unglücklichen,
„und ihre Zufälle ſind für uns ein Spiegel, in
„welchem wir mit Verdruß das mit unſerm Stande verknüpfte
„Elend betrachten. = = Dieſes bringt den Verfaſſer auf eine kleine
Ausſchweifung, welche viel zu artig iſt, als daß ich ſie hier
übergehen ſollte. = = „Es iſt nicht ſchwer, ſpricht er, von unſrer
„Leichtigkeit uns zu betrüben einen Grund anzugeben. Allein
„deſto ſchwerer iſt es die Natur desjenigen Vergnügens eigentlich
„zu beſtimmen, welches wir, bey Anhörung einer Tragödie,
„aus dieſer Empfindung ziehen. Daß man in der Abſicht vor
„die Bühne geht, diejenigen Eindrücke, welche uns fehlen, daſelbſt
„zu borgen, oder uns von denjenigen, die uns mißfallen,
„zu zerſtreuen, darüber wundert man ſich gar nicht. Das aber,
„worüber man erſtaunt, iſt dieſes, daß wir oft durch die Begierde
„Thränen zu vergießen dahin geführt werden. Unterdeſſen
„kann man doch von dieſer wunderlichen Neigung verſchiedne
„Urſachen angeben, und die Schwierigkeit dabey iſt bloß, die
„allgemeinſte davon zu beſtimmen. Wenn ich geſagt habe, daß
„das Unglück andrer ein Spiegel für uns ſey, in welchem wir
„das Schickſal, zu dem wir verurtheilet ſind, betrachten, ſo
„hätte ich einen Unterſcheid dabey machen können. Dieſer Unterſchied
„kann hier ſeine Stelle finden, und er wird uns eine
„von den Quellen desjenigen Vergnügens, deſſen Urſprung wir
„ſuchen, entdecken. Der Anblick eines fremden Elends iſt für
„uns ſchmerzlich, wenn es nehmlich ein ſolches Elend iſt, dem
„wir gleichfalls ausgeſetzt ſind. Er wird aber zu einer Tröſtung,
„wenn wir das Elend nicht zu fürchten haben, deſſen Abſchilderung
„er uns vorlegt. Wir bekommen eine Art von Erleichterung,
„wenn wir ſehen, daß man in demjenigen Stande,
„welchen wir beneiden, oft grauſamen Martern ausgeſetzt ſey,
„für die uns unſre Mittelmäßigkeit in Sicherheit ſtellet. Wir

„ertragen alsdenn unſer Uebel nicht nur mit weniger Ungeduld, „ſondern wir wünſchen uns auch Glück, daß wir nicht ſo elend „ſind, als wir uns zu ſeyn eingebildet haben. Doch daher, „daß uns fremde Unglücksfälle, welche gröſſer als die unſrigen „ſind, unſrer geringen Glücksumſtände wegen tröſten, würde „noch nicht folgen, daß wir in der Betrübniß über dieſe Unglücksfälle ein Vergnügen finden müßten, wenn unſre Eigenliebe, indem ſie ihnen dieſen Tribut bezahlt, nicht dabey ihre „Rechnung fände. Denn die Helden, welche durch ihr Unglück „berühmt ſind, ſind es zugleich auch durch auſſerordentliche Eigenſchaften. Je mehr uns ihr Schickſal rührt, deſto deutlicher „zeigen wir, daß wir den Werth ihrer Tugenden kennen, und „der Ruhm, daß wir die Größe gehörig zu ſchätzen wiſſen, „ſchmeichelt unſerm Stolze. Uebrigens iſt die Empfindlichkeit, „wenn ſie von der Unterſcheidungskraft geleitet wird, ſchon ſelbſt „eine Tugend. Man ſetzt ſich in die Klaſſe edler Seelen, indem man durchlauchten Unglücklichen das ſchuldige Mitleiden „nicht verſaget. Auf der Bühne beſonders läßt man ſich um „ſo viel leichter für vornehme Perſonen erweichen, weil man „weis, daß dieſe Empfindung durch die allzulange Dauer uns „nicht überläſtig fallen, ſondern eine glückliche Veränderung gar „bald ihrem Unglücke, und unſrer Betrübniß ein Ende machen „werde. Werden wir aber in dieſer Erwartung betrogen, und „werden dieſe Helden zu Opfern eines ungerechten und barbariſchen Schickſals; ſo werfen wir uns alsdann zwiſchen ihnen „und ihren Feinden zu Richtern auf. Es ſcheint uns ſogar, „wenn wir die Wahl hätten, entweder wie die einen umzukommen, oder wir die andern zu triumphiren, daß wir nicht einen Augenblick in Zweifel ſtehen würden, und dieſes macht „uns in unſern Augen deſto größer. Vielleicht würde die Unterſuchung, welche von dieſen Urſachen den meiſten Einfluß in „das Vergnügen habe, mit dem wir in einem Trauerſpiele weinen, ganz und gar vergebens ſeyn. Vielleicht wird jede von „denſelben nach Beſchaffenheit derjenigen Seele auf welche ſie „wirken, bald die vornehmſte, bald die geringſte : : : Wir kommen von dieſer Ausſchweifung wieder auf den geraden Weg. Das vierte Hauptſtück beweiſet, daß nur diejenigen Perſonen allein, welche gebohren ſind zu lieben, das Vorrecht haben ſollten, verliebte Rollen zu ſpielen. „Eine gewiſſe Sängerin, „erzehlt der Verfaſſer, ſtellte in einer neuen Oper eine Prinze„ßin vor, die gegen ihren Ungetreuen in einem heftigen Feuer „iſt; allein ſie brachte diejenige Zärtlichkeit, welche ihre Rolle „erforderte, gar nicht hinein. Eine von ihren Geſellſchafterin„nen, die der Urſachen ungeachtet, warum zwey Perſonen von „einerley Profeßion und von einerley Geſchlecht einander nicht „zu lieben pflegen, ihre Freundin war, hätte gar zu gerne ge„wollt, daß ſie dieſe Rolle mit Beyfall ſpielen möchte. Sie „gab ihr daher verſchiedene Lehren, aber dieſe Lehren blieben „ohne Wirkung. Endlich ſagte die Lehrerin einmal zu ihrer „Schülerin: Iſt denn das, was ich von ihnen verlange, „ſo ſchwer? Setzen ſie ſich doch an die Stelle der verra„thenen Geliebte! Wenn ſie von einem Menſchen, den ſie „zärtlich liebten, verlaſſen würden, würden ſie nicht von „einem lebhaften Schmerze durchdrungen ſeyn? Würden „ſie nicht ſuchen — — Ich? antwortete die Actrice, an die „dieſes gerichtet war; ich würde auf das ſchleunigſte, einen „andern Liebhaber zu bekommen ſuchen. Ja, wenn das „iſt, antwortete ihre Freundin, ſo iſt ihre und meine Mühe „vergebens. Ich werde ſie ihre Rolle nimmermehr gehörig „ſpielen lehren. Dieſe Folge war ſehr richtig; denn eine wahre Zärtlichkeit auszudrücken, dazu iſt alle Kunſt nicht hinlänglich. Man mag ſich auch noch ſo ſehr beſtreben, das unſchuldige und rührende Weſen derſelben zu erreichen; es wird doch noch immer von der Natur eben ſo weit unterſchieden ſeyn, als es die froſtigen Liebkoſungen einer Buhlerinn, von den affektvollen Blicken einer aufrichtigen Liebhaberin ſind. Man ſtellt alle übrige Leidenſchaften unvollkommen vor, wenn man ſich ihren Bewegungen nicht überläßt, aber wenigſtens ſtellt man ſie doch unvollkommen vor. Man ahmet mit kaltem Blute den Ton eines Zornigen ſchlecht nach, allein man kann doch wenigſtens einige von den andern äuſſerlichen Zeichen, durch welche er ſich an den Tag legt, entlehnen; und wenn man in verſchiedenen Rollen ſchon nicht die Ohren betriegt, ſo betriegt man doch wenigſtens die Augen. In den zärtlichen Rollen aber kann man eben ſo wenig die Augen, als die Ohren betriegen, wenn man nicht von der Natur eine zur Liebe gemachte Seele bekommen hat. — — „Will man, fährt der Verfaſſer fort, die Urſache wiſſen, warum „man zwar die Larve der andern Leidenſchaften borgen, die „Entzückungen der Zärtlichkeit aber nur auf eine ſehr ungetreue „Art nachbilden kann, wenn man nicht ſelbſt liebt, oder wohl „gar zu lieben nicht fähig iſt, ſo will ich es wagen eine Vermuthung hierüber vorzutragen. Die übrigen Leidenſchaften „mahlen ſich blos dadurch auf dem Geſichte, daß ſie in den „Zügen eine gewiſſe Art von Veränderung verurſachen; die „Zärtlichkeit hingegen hat, ſo wie die Freude, das Vorrecht, „der Geſichtsbildung neue Schönheiten zu geben und ihre Fehler zu verbeſſern. Daher alſo, daß man uns von gewiſſen „Leidenſchaften ein unvollkommenes Bild vorſtellen kann, ohne „von ihnen ſelbſt beherrſcht zu werden, folgt noch nicht, daß „man auch die ſanfte Trunkenheit der Liebe auch nur unvollkommen nachahmen könne, ohne ſie ſelbſt zu fühlen. — — Aus allem dieſen zieht der Verfaſſer in dem fünften Hauptſtücke die Folgerung, daß man ſich nicht mehr mit dieſen Rollen abgeben müſſe, wenn man nicht mehr in dem glücklichen Alter zu lieben ſey. Die Wahrheit dieſer Folgerung fällt zu deutlich in die Augen, als daß es nöthig wär, ſeine Gründe anzuführen, die ohnedem auf das vorige hinaus lauffen. — — Wir kommen vielmehr ſogleich auf den zweyten Abſchnitt dieſes zweyten Buchs, worinn, wie ſchon geſagt, die äuſſerlichen Gaben abgehandelt werden, welche zu gewiſſen Rollen insbeſondere nöthig ſind. Es geſchieht dieſes in vier Hauptſtücken, wovon das erſte die Stimme angeht, und zeiget, daß eine Stimme, welche in gewiſſen Rollen hinlänglich iſt, in andern Rollen, welche uns einnehmen ſollen, es nicht ſey. Den komiſchen Schauſpielern iſt es faſt genug, wenn wir ihnen nur alles, was ſie ſagen ſollen, hinlänglich verſtehen können, und wir können ihnen eine mittelmäßige Stimme gar gern überſehen. Der tragiſche Schauſpieler hingegen muß eine ſtarke, majeſtätiſche und pathetiſche Stimme haben; der, welcher in der Komödie Perſonen von Stande vorſtellt, eine edle; der, welcher den Liebhaber macht, eine angenehme, und die, welche die Liebhaberin ſpielt, eine bezaubernde. Von der leztern beſonders verlanget man diejenigen überredenden Töne, mit welchen eine Schöne aus dem Zuſchauer, alles was ſie will, machen und von ihrem Liebhaber, alles was ſie begehrt, erlangen kann. Eine reitzende Stimme kann anſtatt vieler andern Vorzüge ſeyn. Bey mehr als einer Gelegenheit hat die Verführung der Ohren über das Zeugniß der Augen geſiegt, und eine Perſon, der wir unſere Huldigung verweigerten, wenn wir ſie blos ſahen, hat ſie vollkommen zu verdienen geſchienen, wenn wir ſie gehöret haben — — Von der Stimme kommt der Verfaſſer auf die Geſtalt und zeigt in dem zweyten Hauptſtücke, daß die Liebhaber in der Komödie eine liebenswürdige, und die Helden in der Tragödie eine anſehnliche Geſtalt haben müſſen. Weil es wahrſcheinlich iſt, daß die erhabenen Geſinnungen einer Prinzeßin ſie bewegen können, bey einem Helden die nicht allzu regelmäſſige Bildung ſeines Geſichts in Anſehung ſeiner übrigen groſſen Eigenſchaften, zu vergeſſen: ſo iſt es eben nicht ſo unumgänglich nöthig, daß der Liebhaber in der Tragödie von einer durchaus reitzenden Geſtalt ſey, wenn ſeine Rolle ſich nur ungefehr zu ſeinem Alter ſchikt. In der Komödie aber pflegen wir ſtrenger zu ſeyn. Weil dieſe uns in den Geſinnungen und Handlungen ihrer Perſonen nichts als das Gemeine zeigt, ſo bilden wir uns ihre Helden auch von keinen ſo ausnehmenden Verdienſten ein, daß ſie über das Herz ſiegen könnten, ohne die Augen zu reitzen, und ihre Heldinnen ſtellen wir uns nicht ſo gar zärtlich vor, daß ſie bey dem Geſchenke ihres Herzens nicht ihre Augen zu Rathe ziehen ſollten. Die Geſtalt des Liebhabers muß die Zärtlichkeit derjenigen, von welcher er geliebet wird, rechtfertigen; und die Liebhaberin muß uns ihre Liebe nicht blos mit lebendigen Farben abſchildern, ſondern wir müſſen ſie auch nicht für unwahrſcheinlich halten, noch ihren ſchlechten Geſchmak dabey tadeln können. Man wirſt zwar ein, daß man im gemeinen Leben oft genug eine Schöne nach einem gar nicht liebenswürdigen Menſchen ſeufzen ſehe, und daß uns daher ein klein wenig Ueberlegung gleiche Ereignungen auf dem Theater erträglich machen könne. Hierauf aber iſt zu antworten, daß man in der Komödie das Vergnügen durchaus nicht von der Ueberlegung will abhangen laſſen. Bey den Liebhaberinnen iſt dieſe Bedingung noch nothwendiger, als bey den Liebhabern. Es iſt zwar nicht eigentlich Schönheit, was ſie beſitzen müſſen; ſondern es iſt etwas, was noch mehr als Schönheit iſt, und welches noch allgemeiner und noch mächtiger auf die Herzen wirkt; es iſt ein ich weis nicht was, wodurch ein Frauenzimmer reitzend wird, und ohne welches ſie nur umſonſt ſchön iſt; es iſt eine gewiſſe ſiegende Anmuth, welche eben ſo gewiß allezeit rührt, als es gewiß iſt, daß ſie ſich nicht beſchreiben läßt. — — Gleiche Bewandniß hat es auch mit denjenigen Perſonen, welche der Verfaſſer in Anſehung ihres Standes und ihrer Geſinnungen über das Gemeine hinaus ſetzt; ihre äuſſerliche Geſtalt muß ihre Rolle nicht erniedrigen. Obgleich die Natur ihre Gaben nicht allezeit dem Glanze der Geburth gemäß einrichtet, und obgleich oft mit einer ſehr ſchlechten Phyſiognomie ſehr ehrwürdige Titel verbunden ſind: ſo iſt es uns doch zuwider, wenn wir einen Schauſpieler von geringen Anſehen eine Perſon von Stande vorſtellen ſehen. Seine Geſtalt muß edel, und ſeine Geſichtsbildung muß ſanft und glücklich ſeyn, wenn er gewiß ſeyn will, Hochachtung und Mitleiden in uns zu erregen. Man weis in Paris noch gar wohl, was einem gewiſſen Schauſpieler wiederfuhr, welcher ſeine Probe ſpielen ſollte. Es fehlte ihm weder an Empfindung, noch an Witze, noch an Feuer; nur ſein äuſſerliches war gar nicht heldenmäßig. Einsmals ſtellte er die Perſon des *Mithridats* vor, und ſtellte ſie ſo vor, daß alle Zuſchauer mit ihm hätten zufrieden ſeyn müſſen, wenn er lauter Blinde zu Zuſchauern gehabt hätte. In dem Auftritte, wo *Monime* zu dem Könige ſagt: *Herr, du änderſt dein Geſicht*, rufte ein Spottvogel aus dem Parterre der Schauſpielerin zu: *Laßt ihn doch ändern.* Auf einmal verlohr man alle Gaben des Schauſpielers aus den Augen, und dachte bloß und allein an die wenige Uebereinſtimmung, die ſich zwiſchen ihm und ſeiner Perſon befände. — — In dem dritten *Hauptſtücke* kömmt der Verfaſſer auf das *wahre oder anſcheinende Verhältniß, welches zwiſchen dem Alter des Schauſpielers und dem Alter der Perſon ſeyn muß.* Ein Portrait, das wegen ſeiner Zeichnung und ſeiner Farbenmiſchung auch noch ſo ſchätzbar iſt, wird doch mit Recht getadelt, wenn es diejenige Perſon, die es vorſtellen ſoll, älter macht. Eben ſo wird uns auch ein Schauſpieler, wenn er auch ſonſt noch ſo vollkommen ſpielt, nur mittelmäßig gefallen, wenn er für ſeine Rolle allzu alt iſt. Es iſt nicht genug, daß man uns Iphigenien nicht mit Runzeln und den Britannicus nicht mit grauen Haaren zeiget; wir verlangen beyde in allen Reizungen ihrer Jugend zu ſehen. Einige Jahre zwar kann der Acteur älter als ſeine Perſon ſeyn, weil er uns alsdann, wenn er dieſen Unterſcheid wohl zu verbergen weis, das Vergnügen einer doppelten Täuſchung verſchaft, welches wir nicht haben würden, wenn er in dieſem Falle nicht wäre. — — Dieſes iſt zu deutlich, als daß der Verfaſſer nöthig haben ſollte viel Worte damit zu verſchwenden. Er thut es auch nicht, ſondern eilt mit dem erſten Theile ſeines Werks zu Ende, indem er nur noch ein kleines *Hauptſtück*, welches das vierte iſt, und beſonders *die Mägdchen und die Bedienten* angehet, hinzu thut. Bey einigen Rollen iſt es gut, wenn die Schauſpielerinnen, welche die Mägdchen vorſtellen, nicht allzu jung mehr ſind; bey einigen aber müſſen ſie nothwendig jung ſeyn, oder wenigſtens jung ſcheinen, um ihre Jugend zu einer Art von Entſchuldigung für die unbedachtſamen Reden, welche ſie meiſtentheils führen, oder für die nicht allzuklugen Rathſchläge, die ſie ihren Gebietherinnen oft bey Liebeshändeln geben, zu machen. Wenn aber das Mägdchen eben nicht allezeit jung ſeyn darf, ſo muß ſie doch immer eine auſſerordentliche Flüchtigkeit der Zunge beſitzen. Dieſe Eigenſchaft iſt beſonders in den Luſtſpielen des *Regnards* ſehr nöthig, wo ohne dieſelbe bey verſchiednen Rollen alle Anmuth wegfällt. Auch fordert man von den Mägdchen eine ſchalkhafte Mine, und von den Bedienten Geſchwindigkeit und Hurtigkeit. Ein dicker Körper ſchickt ſich daher für die Bedienten eben ſo wenig, als ſich für die Mägdchen das Stottern ſchicken würde.

Dieſes alſo wäre der Inhalt des erſten Theils. Er handelt, wie man geſehen hat, nichts anders ab, als diejenigen natürlichen Gaben, ohne welche es nicht einmal möglich iſt, ein guter Schauſpieler zu werden. Wie viel häßliche Gegenſtände würden wir unter ihnen entbehren, wenn ſie alle ſo billig geweſen wären, ſich darnach zu prüfen. Noch weniger Stümper aber würden wir ſehen, wenn diejenigen die dieſe Prüfung vorgenommen, und darinne beſtanden haben, nicht geglaubt hätten, daß ſie nunmehr ſchon vollkommne Schauſpieler wären, und nichts mehr als dieſe natürlichen Vorzüge nöthig hätten, um den Beyfall der Zuſchauer zu erzwingen. Sie mögen ſich ja nicht betriegen; ſie haben aufs höchſte nur die Anlage von dem, was ſie ſeyn müſſen, und wenn ſie ſich nicht durch Kunſt und Fleiß ausarbeiten wollen, ſo werden ſie zeitlebens auf dem halben Wege ſtehen bleiben. Wie dieſes aber geſchehen müſſe und worauf ſie insbeſondere zu ſehen haben, handelt unſer Verfaſſer in ſeinem zweyten Theile ab, welcher, ohne einige Unterabtheilungen, aus neunzehn Hauptſtücken beſteht, deren Inhalt ich gleichfalls anzeigen will.

Das erſte Hauptſtück unterſucht worinne die Wahrheit der Vorſtellung beſtehe? Dieſe Wahrheit beſtehet in dem Zuſammenfluße aller Wahrſcheinlichkeiten, welche den Zuſchauer zu betriegen geſchickt ſind. Sie theilen ſich in zwey Klaſſen. Die einen entſtehen aus dem Spiele des Acteurs; und die andern aus gewiſſen Modificationen des Schauſpielers, in Anſehung ſeiner Verkleidung oder der Auszierung des Orts, wo er ſpielt. Die Wahrſcheinlichkeiten von der erſten Art gehören vornehmlich hierher, und beſtehen in der genauen Beobachtung alles deſſen, was ſich geziemt. Das Spiel des Acteurs iſt nur alsdann wahr, wenn man alles darinne bemerkt, was ſich für das Alter, für den Stand, für den Charakter und für die Umſtände der Perſon, die er vorſtellt, ſchicket. Dieſe Wahrheit aber theilt ſich in die Wahrheit der Action, und in die Wahrheit der Recitation.

Von der erſten handelt das *zweyte Hauptſtück*. Dieſe Wahrheit iſt oft diejenige gar nicht, welche dem Schauſpieler zuerſt in die Gedanken kömmt. Agamemnon zum Exempel, (Iphigenia Aufz. II. Auft. 2.) als ihn Iphigenia fragt, ob er ihr erlauben werde, dem Opfer, das er vorhabe, beyzuwohnen, antwortet ihr: *Du biſt dabey, mein Tochter.* Verſchiedne Schauſpieler glauben dieſe Stellung recht pathetiſch auszudrücken, wenn ſie Blicke voll Zärtlichkeiten auf Iphigenien heften, allein dieſe Action iſt ganz wider die Wahrſcheinlichkeit, weil Agamemnon, indem er dieſes zu ſeiner Tochter geſagt, die Augen gewiß wird abgewendet haben, damit ſie den tödlichen Schmerz, der ſein Herz zerfleiſchte, nicht darinne leſen möge. Die Schwierigkeit alle kleine Schattirungen zu bemerken, aus welchen die Wahrheit der Action beſtehet, zeigt ſich beſonders in den verwickelten Stellungen. Der Verfaſſer verſtehet unter dieſer Benennung diejenigen Stellungen, in welchen die Perſon entgegengeſetzten Abſichten ein Genüge thun muß. In dieſem Falle iſt Iſabelle in der Männerſchule, wenn ſie ſich zwiſchen dem Sganarelle und Valere befindet, und den einen umfaßt indem ſie dem andern die Hand giebt, und zu dem einen etwas ſpricht, was ſich der andre annehmen ſoll. Die Schauſpielerin, die dieſes ſpielt, hat ſehr viel Genauigkeit anzuwenden, damit ihr die Zuſchauer weder allzuwenige Vorſicht in Anſehung ihres Eiferſüchtigen, noch allzuwenig Zärtlichkeit gegen ihren Liebhaber Schuld geben können.

In dem dritten Hauptſtücke betrachtet der Verfaſſer die zwey vornehmſten Stücke der Action; die Minen nehmlich und die Geſtus. Beyde müſſen hauptſächlich wahr ſeyn. Der Schauſpieler muß die Leidenſchaften nicht allein in ſeinem Geſichte ausdrücken, ſondern er muß ſie auch lebhaft ausdrücken können. Nur muß es nicht ſo weit gehen, daß er ſein Geſicht dadurch verſtellet. Gemeiniglich aber fällt man in dieſen Fehler nur alsdenn, wenn man nicht wirklich, nachdem es die Stellung der Perſon erfordert, aufgebracht oder gerührt iſt. Empfindet man wirklich eine von dieſen beyden Eindrücken, wie man ſie empfinden ſoll, ſo wird ſie ſich ohne Mühe in den Augen abmahlen. Muß man aber ſeine Seele erſt mit aller Gewalt aus ihrem Todenſchlafe reiſſen, ſo wird ſich der innere gewaltſame Zuſtand auch in dem Spiele und in den Minen verrathen. — — Die Geſtus theilt der Verfaſſer in zwey Arten; einige, ſpricht er, haben eine beſtimmte Bedeutung, andre aber dienen bloß die Action zu beleben. Die erſtern ſind nicht willkührlich, ſondern ſie machen eine gewiſſe Sprache aus, die wir alle reden, ohne ſie gelernt zu haben, und durch die uns alle Nationen verſtehen können. Die Kunſt kann ſie weder deutlicher noch nachdrücklicher machen; ſie kann ſie aufs höchſte nur auspuzen, und den Schauſpieler lehren, ſich ihrer ſo zu bedienen, wie es ſich für ſeine Rolle ſchickt. Sie kann ihn zum Exempel lehren, daß das edle Komiſche wenigere heftige Geſtus erfordert, als das niedrig Komiſche; und das Tragiſche noch wenigere, als das edle Komiſche. Die Urſache hiervon iſt leicht zu errathen. Die Natur nehmlich macht, wenn ſie ſich ſelbſt gelaſſen iſt, weit unmäßigere Bewegungen, als wenn ſie von dem Zaume der Erziehung, oder von der Ernſthaftigkeit eines zu beobachtenden Anſehens zurück gehalten wird. Was die andre Art der Geſtus anbelangt, ſo müſſen ſie wenigſtens eine Art des Ausdruckes haben; ſie müſſen nicht ſtudirt ſeyn, und müſſen oft abgewechſelt werden. Bey denjenigen komiſchen Rollen, bey welchen man gewiſſer Maaſſen die Natur nicht vor ſich haben kann, dergleichen die erdichteten Rollen der Criſpins, der Pomceaugnacs und andre ſind, thut man wohl, wenn man ſeinen Vorgänger in denſelben, deſſen Art Beyfall gefunden hat, ſo viel wie möglich nachahmt. Vielleicht iſt es gut, wenn man manchmal auch ſogar deſſen Fehler nachahmt, um den Zuſchauern die Action deſto wahrer ſcheinen zu laſſen.

Von der Action kömmt nunmehr der Verfaſſer in dem vierten Hauptſtücke auf die Recitation und derſelben Wahrheit. Nach einigen Stellen bey den Alten muß man glauben, daß ſie die Declamation ihrer dramatiſchen Werke nach Noten abgemeſſen haben. Wenn dieſes harmoniſche Noten geweſen ſind, ſo haben ſich ihre Schauſpieler in eben den Umſtänden befunden, in welchen ſich die heutigen Operſänger in Anſehung der Recitative befinden, allein die Wahrheit der Recitation kann dabey nichts gewonnen haben, weil die Muſik keine an und vor ſich beſtimmten Mittel hat, die verſchiednen Leidenſchaften auszudrücken. Sollen aber dieſe Noten bloß die Töne der gemeinen Unterredung angegeben haben, wie der Abt du Bos behauptet, ſo muß man vorausſetzen, daß ſich dergleichen Töne, in Vergleichung mit andern gegebenen Tönen wirklich ausdrücken laſſen, und daß jede Empfindung nur einen Ton habe, welcher ihr eigentlich zukomme. Allein beydes iſt falſch. Die verſchiednen Veränderungen der Stimme, welche aus einerley Eindrücken entſtehen, haben zwar mit einander etwas gemein; allein ſie ſind auch wegen der verſchiednen Sprachwerkzeuge nothwendig unterſchieden. Wer daher die Kunſt zu recitiren methodiſch abhandeln wollte, der müßte eben ſo vielerley Regeln geben, als Arten von Stimmen ſind. Kurz, es gehört allein der Natur zu, die Töne, welche ſich am beſten ſchicken, vorzuſchreiben, und die Empfindung iſt die einzige Lehrerin in dieſer bezaubernden Beredſamkeit der Schalle, durch welche man in den Zuhörern alle beliebige Bewegungen erregen kann. Das vornehmſte Geheimniß iſt dabey dieſes, daß man diejenigen Töne, welche dem Anſcheine nach einerley ſind, in der That aber unterſchieden werden müſſen, nicht unter einander verwechſele, und die einen für die andern brauche. Man betrachtet zum Exempel den naifen Ton und den aufrichtigen Ton als zwey Töne, die unter einerley Art gehören, allein es würde ganz unrecht gethan ſeyn, wenn man den einen anſtatt des andern nehmen wollte. Der eine gehört derjenigen Perſon zu, welche nicht Witz oder Stärke genug hat, ihre Gedanken und ihre Geſinnungen zu verbergen, ſondern die Geheimniſſe ihrer Seele wider ihren Willen, und wohl gar zu ihrem Schaden, entwiſchen läßt. Der andre iſt vielmehr das Zeichen der Redlichkeit, als der Dummheit oder Schwachheit, und gehört für diejenigen Perſonen, welche Geſchicke und Herrſchaft über ſich ſelbſt genug hätten, um ihre Art zu denken und zu empfinden zu verbergen, gleichwohl aber ſich nicht entſchlieſſen können, der Wahrheit Abbruch zu thun. Es giebt übrigens auch Töne, welche zu mehr als einer Art gehören. Die Ironie kann, zum Exempel, aus Zorn, aus Verachtung, und aus bloſſer Munterkeit gebraucht werden. Allein der ironiſche Ton, welcher ſich bey dem einen Falle ſchickt, ſchickt ſich ganz und gar nicht bey dem andern, und ſo weiter.

Dieſes war von der Recitation überhaupt. In dem fünften Hauptſtücke handelt der Verfaſſer mit wenigen, von der Art, wie die Komödie recitirt werden müſſe. Sie muß durchaus nicht declamirt werden; wenige Stellen ausgenommen, die man, um ſie den Zuhörern deſto lächerlicher zu machen, declamiren kann. „Es iſt überhaupt ein unverbrüchliches Geſetz für „die komiſchen Schauſpieler, daß ſie eben ſo recitiren müſſen, „als ſie auſſer dem Theater reden würden, wenn ſie ſich wirk-

„lich in den Umſtänden befänden, in welchen ſich die Perſon, „die ſie vorſtellen, befindet. In den proſaiſchen Komödien wird „es ihnen eben nicht ſchwer, dieſer Regel zu folgen: allein in „den Komödien in Verſen haben ſie ſchon mehr Mühe damit. „Sie ſollten dahero wünſchen, daß ſie alle in Proſe möchten „geſchrieben ſeyn. Dennoch aber, ob ſchon oft in ganzen Ge„ſellſchaften von Komödianten kaum eine Perſon Verſe gehörig „herzuſagen weis, ziehen ſie die Stücke in Verſen vor, weil „dieſe ſich leichter lernen und behalten laſſen. Der größte Theil „der Zuhörer giebt dieſen Stücken gleichfalls den Vorzug. Ohne „hier zu unterſuchen, ob ſich die Sprache der Poeſie für die „Komödien ſchickt, und in welchem Falle ſie zu dulden ſey, will „ich nur anmerken, daß man ſich ihrer gewiß ſeltner bedienen „würde, wenn man nicht in Proſe mehr Witz haben müßte; „daß das Sylbenmaaß und der Reim die Wahrheit der Un„terredung nothwendig verringert, und daß folglich die Schau„ſpieler ſich nicht Mühe genug geben können, das eine zu un„terbrechen, und den andern zu verſtecken.

In dem ſechſten Hauptſtücke unterſucht der Verfaſſer, ob die Tragödie declamirt werden müſſe? Man iſt dieſer Frage wegen nur deswegen ſo ſehr uneinig, weil man ſich allzu verſchiedne Begriffe von der Declamation macht. Einige verſtehen darunter eine gewiſſe ſchwülſtige und prahlende Recitation, ein gewiſſes unſinniges und monotoniſches Singen, woran die Natur keinen Antheil nimmt, und welches bloß die Ohren betäubt, und niemals das Herz angreift. Eine ſolche Declamation muß aus der Tragödie verbannt ſeyn; nicht aber die Majeſtät des Vortrags, welche bey einer natürlichen Recitation ganz wohl beſtehen kann. Dieſer prächtige Vortrag ſchickt ſich beſonders an gewiſſe Stellen in den Tragödien, deren Begebenheiten aus den fabelhaften Zeiten erborgt ſind. Man muß zwar auch da die Natur nicht übertreiben; allein man muß ſie doch in aller ihrer Gröſſe und in allen ihrem Glanze zeigen. Von einer mächtigen Zauberin glaubt man, daß ſie etwas mehr als menſchliches beſitze. Wenn daher Medea nichts als ihren untreuen Gemahl zurückrufen will, ſo kann ſie ganz wohl als eine andre Weibsperſon reden. Wenn ſie aber die dreyförmige Hecate citirt, wenn ſie mit ihren geflügelten Drachen durch die Luft fährt, alsdann muß ſie donnern.

In dem ſiebenden Hauptſtücke werden einige Hinderniſſe angegeben, welche der Wahrheit der Recitation ſchaden. Eine von den vornehmſten iſt die Gewohnheit verſchiedener Schauſpieler, ihre Stimme zu zwingen. So bald man nicht mehr in ſeinem natürlichen Tone redet, iſt es ſehr ſchwer, der Wahrheit gemäß zu ſpielen. Eine andere Hinderniß iſt die Monotonie, deren es dreyerley Arten giebt. Die eine iſt die Verharrung in eben derſelben Modulation, die zweyte die Gleichheit der Schlußtöne, und die dritte die allzuofte Wiederhohlung eben derſelben Wendungen der Stimme. Der erſte von dieſen Fehlern iſt den tragiſchen und comiſchen Schauſpielern gleich gemein. Verſchiedene von ihnen bleiben ohn Unterlaß in einem Tone, ſo wie die kleinen Inſtrumente, mit welchen man gewiſſe Vögel abrichtet. In den zweyten Fehler fallen die tragiſchen Acteurs öfterer als die komiſchen; ſie ſind gewohnt, faſt immer mit der tiefen Octave zu ſchlieſſen. Eben ſo iſt es mit dem dritten Fehler, welchen man gleichfalls den komiſchen Schauſpielern weit ſeltner als den tragiſchen vorzuwerfen hat, die beſonders durch die Nothwendigkeit, von Zeit zu Zeit eine lange Reihe von Verſen majeſtätiſch auszuſprechen, dazu verleitet werden. Man würde auch dem geringſten Anfänger unter ihnen Unrecht thun, wenn man ihm noch rathen wollte, ſo viel möglich den Ruhepunct der Cäſur zu vermeiden. Es iſt dieſes blos ein Anſtoß für diejenigen Komödianten, welche ohne Verſtand und ohne Geſchmack mehr auf die Zahl der Sylben, als auf die Verbindung der Gedanken Achtung geben. Weil aber die Poeſie die natürliche Sprache der Tragödie iſt, ſo ſind die tragiſchen Acteurs nicht ſo wie die komiſchen verbunden, den Reim allezeit zu verſtecken. Gemeiniglich würde es auch nicht einmal angehen, wenn ſie auch gerne wolten. Der Abſchnitt des Verſtandes zwingt ſie oft, bey dem Schluſſe eines jeden Verſes inne zu halten, und dieſes verurſacht eine Art von Geſang, welchem man am beſten dadurch abhilft, wenn man dieſen Abſchnitt nach Beſchaffenheit der Umſtände entweder verkürzt oder verlängert, und nicht alle Verſe in einerley Zeit ausſpricht. — — Ferner gehöret unter die Hinderniſſe der vorherrſchende Geſchmak, welchen gewiſſe Schauſpieler für eine beſondere Art zu ſpielen haben. Beſitzen ſie zum Exempel die Kunſt zu rühren, ſo wollen ſie dieſe Kunſt überall anwenden, und weil ihnen der weinende Ton wohl läßt, ſo ſind ſie faſt nie daraus zu bringen.

Das achte Hauptſtück unterſucht in welcher Vollkommenheit die Schauſpieler ihre Rollen auswendig wiſſen ſollen. damit die Wahrheit der Vorſtellung nichts darunter leide? Die Antwort hierauf iſt offenbar: in der allermöglichſten. „Denn die vornehmſte Aufmerkſamkeit des Schauſpielers, ſagt der Verfaſſer, muß dahin gerichtet ſeyn, daß er uns nichts als die Perſon, die er vorſtellt, ſehen laſſe. Wie iſt dieſes aber möglich, wenn er uns merken läßt, daß er blos das wiederhohlt, was er auswendig gelernt hat? Ja noch mehr. Wie kann er uns nur den bloſſen Schauſpieler zeigen, wenn ſein Gedächtniß arbeiten muß? Wenn der Lauf des Waſſers, das durch ſeine Erhöhung oder durch ſeinen Fall eine Fontaine zu verſchönern beſtimmt iſt, in ſeinen Kanälen durch etwas aufgehalten wird, ſo kann es unmöglich die verlangte Wirkung thun. Wenn dem Schauſpieler ſeine Rede nicht auf das ſchleunigſte beyfällt, ſo kann er faſt nicht den geringſten Gebrauch von ſeinen Talenten machen. — — Ja, der Verfaſſer geht noch weiter und behauptet, daß die Schauſpieler nicht allein ihre eigne Rolle, ſondern auch die Rollen aller andern, mit welchen ſie auf der Bühne zuſammen kommen, wenigſtens zum Theil, wiſſen müſſen. Man muß faſt immer auf dem Theater, ehe man das Stillſchweigen bricht, ſeine Rede durch einige Action vorbereiten, und der Anfang dieſer Action muß, nach Beſchaffenheit der Umſtände, eine kürzere oder längere Zeit vor der Rede vorhergehen. Wenn man aber nichts als die letzten Worte von der Rede, auf die man antworten ſoll, weis, ſo iſt man oft der Gefahr ausgeſetzt, ſeine Antwort nicht gehörig vorbereiten zu können.

Bis hieher hat der Verfaſſer die Wahrſcheinlichkeiten betrachtet, die der Schauſpieler in ſeinem Spiele beobachten muß, wenn die Vorſtellung wahr ſcheinen ſoll. In dem neunten Hauptſtücke betrachtet er nunmehr diejenigen Wahrſcheinlichkeiten.

welche von den äuſſerlichen Umſtänden, in welchen ſich der Schauſpieler befindet, abhangen. Es muß zum Exempel der Ort der Scene allezeit dem Orte ähnlich ſeyn, in welchem man die Handlung vorgeben läßt. Die Zuſchauer müſſen ſich nicht mit auf dem Theater befinden, welches in Paris beſonders Mode iſt. Die Schauſpieler müſſen gehörig gekleidet ſeyn; wenn ſie ihre Rolle in einem prächtigen Aufzuge zu erſcheinen verbindet, ſo müſſen ſie nicht in einem ſchlechten erſcheinen; auch diejenigen Schauſpielerinnen, welche die Mägdchen vorſtellen, müſſen ſich nicht allzuſehr putzen, ſondern ihrer Eitelkeit ein wenig Gewalt anthun. Beſonders müſſen die Schauſpieler die Wahrſcheinlichkeit beobachten, wenn ſie ſich den Zuſchauern nach einer That zeigen, die ihre Perſon nothwendig in einige Unordnung muß geſetzt haben. Oreſt, wenn er aus dem Tempel kömmt, wo er, Hermionen ein Gnüge zu thun, den Pirrhus umgebracht hat, muß nicht in künſtlich friſirten und gepuderten Haaren erſcheinen. = = Noch eine gewiſſe Gleichheit muß zwiſchen dem Schauſpieler und der Perſon, die er vorſtellt, auſſer der, deren wir oben gedacht haben, beobachtet werden. Derjenige Acteur, welcher zuerſt den verlohrnen Sohn vorſtellte, ſchien ſeiner Vortrefflichkeit in dem hohen Komiſchen ungeachtet, dennoch an der unrechten Stelle zu ſeyn, weil man ihn unmöglich für einen jungen Unglücklichen halten konnte, der ſich durch ſeine üble Aufführung in die äuſſerſte Armuth geſtürzt, und das härteſte Elend erduldet habe. Hingegen war das geſunde Anſehen des Montmeny, welcher den eingebildeten Kranken vorſtellte, in dieſer Rolle gar nicht anſtößig, ſondern um ſo viel angenehmer, je lächerlicher es war, daß ein Menſch, dem alles das längſte Leben zu verſprechen ſchien, ſich beſtändig in einer nahen Todesgefahr zu ſeyn einbildete.

Aus den jetzt angeführten Betrachtungen über die Wahrheit der Vorſtellung flieſſen einige andere Betrachtungen, welche das zehnte Hauptſtück ausmachen. Sie betreffen die Vorbereitung groſſer Bewegungen, daß ſtuffenweiſe Steigen derſelben und die Verbindung in dem Uebergange von einer auf die andre. Ein dramatiſcher Dichter, welcher ſeine Kunſt verſtehet, läßt die Zuſchauer mit Fleiß nicht merken, wohin er ſie führen will. Der

Schauſpieler muß ſich hierinne nach dem Verfaſſer richten, und muß uns das letzte nicht eher ſehen laſſen, als bis wir eben darauf kommen ſollen. Allein, wie wir das, was uns vorbehalten wird, nicht gern errathen mögen, ſo mögen wir auch eben ſo wenig uns gern betriegen laſſen. Es iſt uns lieb, wenn wir das zu ſehen bekommen, was wir nicht erwarteten, allein mißvergnügt ſind wir, wenn man uns etwas anders hat erwarten laſſen, als das, was wir ſehen. Dieſes erläutert der Verfaſſer durch eine Stelle aus der Phädra, wo dieſe den Hippolyt zu einer Liebeserklärung vorbereitet. Das ſtuffenweiſe Steigen beſteht darinne, daß ſich die heftige Bewegung immer nach und nach entwickle, welches eben ſo nothwendig als die Vorbereitung iſt, weil jeder Eindruck, welcher nicht zunimmt, nothwendig abnimmt. Die fernere Folge der angeführten Stelle aus der Phädra muß auch dieſes erläutern. — — Was aber die Verbindung verſchiedner Bewegungen, beſonders diejenigen, die einander vernichten, anbelangt, ſo wird die Stelle aus der Zaire zum Muſter angeführt, wo Grosman bald Wuth, bald Liebe, und bald Verachtung gegen den unſchuldigen Gegenſtand ſeines Verdachts äuſſert. Ich müßte ſie ganz herſetzen, wenn ich mehr davon anführen wollte.

Ein Schauſpieler kann die meiſten der nur gedachten Bedingungen beobachten, und dennoch nicht natürlich ſpielen. Der Verfaſſer unterſucht alſo in dem eilften Hauptſtücke, worinne das natürliche Spiel beſtehe, und ob es auf dem Theater allezeit nöthig ſey. Wenn man unter dem natürlichen Spiele dasjenige meint, welches nicht gezwungen und mühſam läßt, ſo iſt es wohl gewiß, daß es überhaupt alle Schauſpieler haben müſſen. Verſteht man aber eine durchaus genaue Nachahmung der gemeinen Natur darunter, ſo kann man kühnlich behaupten, daß der Schauſpieler unſchmackhaft werden würde, wenn er beſtändig natürlich ſpielen wollte. Der komiſche Schauſpieler darf nicht nur, ſondern muß auch dann und wann ſeine Rolle übertreiben. Allein man merke wohl, daß unter dieſem Uebertreiben nicht die Heftigkeit der Declamation eines tragiſchen Acteurs begriffen iſt, und daß man ſie nur dem komiſchen Acteur erlaubet, um etwas lächerliches deſto ſtärker in die Augen fallen zu laſſen.

Doch auch hier müſſen gewiſſe Bedingungen und Umſtände beobachtet werden. Der Schauſpieler muß noch immer bey ſeinem Uebertreiben eine Art von Regeln beobachten; er kann wohl weiter gehen, als die Natur geht, aber keine Ungeheuer muß er uns deswegen nicht vorſtellen. So erlaubt man zum Exempel wohl einem Mahler, daß er, in der Hitze einer luſtigen Raſerey, eine Figur mit einer außerordentlich langen Naſe mache; aber dieſe Naſe muß doch ſonſt mit den andern Naſen übereinkommen, und muß ſich an der Stelle befinden, welche ihr die Natur angewieſen hat. Gleichfalls muß der Schauſpieler, wenn er übertreiben will, zuerſt eine Art von Vorbereitung anwenden, und es nicht eher wagen, als bis er den Zuſchauer in eine Art von freudiger Trunkenheit verſetzt hat, welche ihm nicht ſo ſtrenge zu urtheilen erlaubt, als wenn er bey kaltem Blute wäre. Außer dieſen zwey Bedingungen muß das Uebertreiben auch nicht allzuhäufig und auch nicht am falſchen Orte angebracht werden. Am falſchen Orte würde es zum Exempel angebracht ſeyn, wenn es diejenigen Acteurs brauchen wollten, die das, was man in der Welt rechtſchafne ehrliche Leute nennt, vorzuſtellen haben, und uns für ſich einnehmen ſollen. Ein deutliches Exempel übrigens daß das Uebertreiben durchaus nothwendig ſeyn könne, kömmt in den Betriegereyen des Scapins, (Aufz. 1. Auft. 3.) vor, wo Scapin den Argante nachmacht, um den Octavio die Gegenwart eines aufgebrachten Vaters aushalten zu lehren. Der Acteur kann hier übertreiben ſo viel als er will, weil die Wahrſcheinlichkeit dadurch mehr aufgeholfen, als verletzet wird. Es würde nehmlich weniger wahrſcheinlich ſeyn, daß Octav ganz betäubt wird, und nicht weis, was er ſagen ſoll, wenn nicht die außerordentliche Heftigkeit des Scapins und die Gewaltſamkeit ſeines Betragens, dieſen jungen Liebhaber ſo täuſchte, daß er wirklich den fürchterlichen Argante in dem Scapin zu ſehen glaubte.

Alles was unſer Verfaſſer bisher angeführt hat, thut, wenn es von dem Schauſpieler beobachtet wird, nur denjenigen Zuſchauern Genüge, welche das Gute, was ſie ſehen, empfinden, und damit zufrieden ſind, nicht aber denen, welche zugleich unterſuchen, ob das Gute nicht noch beſſer hätte ſeyn können.

Für dieſe hat der Schauſpieler gewiſſe Feinheiten von Nöthen, die der Verfaſſer in den folgenden drey Hauptſtücken erklärt. In dem zwölften Hauptſtücke handelt er von dieſen Feinheiten überhaupt. Eine von den größten beſtehet darinne, daß er dem Verfaſſer nachhilft, wo er etwa durch Unterdrückung eines Worts, oder durch ſonſt eine kleine Unrichtigkeit, die er vielleicht aus Nothwendigkeit des Reims begangen hat, einen ſchönen Gedanken nicht deutlich genug ausgedrückt hat. „Wenn „zum Exempel Sever nach dem Tode des Polieuct (Aufz. 5. „letzter Auftritt) zu dem Felix und zu der Paulina ſagt:

Servez bien votre Dieu, servez votre Monarque,

„ſo bekümmert er ſich wenig darum, daß ſie bey ihrer Religion bleiben, allein die Treue gegen den Kayſer betrachtet er, „als eine Schuldigkeit, deren ſie ſich auf keine Weiſe entbrechen „können. Daher ſprach auch Baron, welcher dasjenige, was „die Verfaſſer nicht ſagten, aber doch gerne ſagen wollten, ungemein glücklich zu errathen wußte, die letztern Worte: dienet „eurem Monarchen auf eine ganz andre Art aus, als die erſtern dienet nur eurem GOtt. Er ging über die erſte Helfte „ganz leicht weg, und legte allen Nachdruck auf die andere. „In der erſten nahm er den Ton eines Mannes an, welcher „von den Tugenden der Chriſten zwar gerührt, aber von der „Wahrheit ihrer Religion noch nicht überzeugt iſt, und alſo „ganz wohl zugeben konnte, daß man ihr anhing, aber es gar „nicht für nöthig hielt, ſie ſelbſt zu ergreifen. In der andern „aber gab er durch eine ſehr feine Bewegung und durch eine „ſehr künſtliche Veränderung der Stimme zu verſtehen, daß ihm „der Dienſt des Kayſers ein weit wichtigerer Punct zu ſeyn „ſcheine, als die genaueſte Beobachtung des Chriſtenthums. — — Eine andre Art von den Feinheiten des Schauſpielers kommt auf die Verbergung der Fehler eines Stücks an. Läßt, zum Exempel, der Verfaſſer, eine Perſon, mit der er in Unterredung iſt, allzulange ſprechen, ſo macht er es nicht, wie es wohl oft gewiſſe Schauſpielerinnen machen, und läßt ſeine Augen unterdeſſen unter den Zuſchauern herumſchweifen, ſondern er bemüht ſich, durch ein ſtummes Spiel auch alsdenn zu ſprechen, wenn ihm der Dichter das Stillſchweigen auflegt.

In dem dreyzehnten Hauptſtücke nimt der Verfaſſer, um die Feinheiten des Schauſpielers näher zu betrachten, diejenigen vor, welche dem Tragiſchen insbeſondere zugehören. „Man glaubt mit Recht, daß die Tragödie groſſe Bewegungen „in uns erregen müſſe. Wenn man aber daraus ſchlieſt, daß „ſich folglich der Schauſpieler dieſen Bewegungen nicht ununterbrochen genug überlaſſen könne, ſo betriegt man ſich. Oft iſt „es ſehr gut, wenn er in denjenigen Augenblicken, in welchen „gemeine Seelen denken, daß er ſich in der allergewaltſamſten „Bewegung zeigen werde, ganz vollkommen ruhig zu ſeyn ſcheinet. In dieſer Abſtechung liegt der größte und vornehmſte „Theil der Feinheiten, welche in dem tragiſchen Spiele anzubringen ſind. Ein Paar Exempel werden dieſes deutlicher machen. „Die ausnehmende Gunſt, womit Auguſtus den Cinna „beehrte, hatte den letztern doch nicht abhalten können, ſich in „eine Verſchwörung wider ſeinen Wohlthäter einzulaſſen. Das „Vorhaben des Cinna wird entdeckt. Auguſtus läßt ihn vor „ſich fordern, um ihm zu entdecken, daß er alle ſeine Untreue „wiſſe. Wer ſieht nicht ſogleich ein, daß dieſer Kayſer um ſo „vielmehr Ehrfurcht erwecken muß, je weniger er ſeinen Unwillen auslaſſen wird? Und je mehr er Urſache hat über die „Undankbarkeit eines Verräthers erbittert zu ſeyn, den er mit „Wohlthaten überſchüttet hat, und der ihm gleichwohl nach „Thron und Leben ſteht, deſto mehr wird man erſtaunen, die „Majeſtät eines Regenten, welcher richtet, und nicht den Zorn „eines ſich rächenden Feindes in ihm zu bemerken. — — „Eben ſo deutlich fällt es in die Augen, daß je weniger man „über die Gröſſe ſeiner entworfnen Unternehmungen erſtaunt „ſcheint, deſto gröſſer der Begrif iſt, den man bey andern von „ſeinem Vermögen, ſie auszuführen, erweckt. Mithridat muß „daher einen weit gröſſern Eindruck machen, wenn er ſeinen „Söhnen die Entwürfe, die er den Stolz der Römer zu erniedrigen gemacht hat, mit einer ganz gelaſſenen und einfältigen Art mittheilet, als wenn er ſie mit Schwulſt und Pralerey auskrahmet, und in dem Tone eines Menſchen vorträgt, „welcher den weiten Umfang ſeines Genies und die Gröſſe ſeines Muths gern möchte bewundern laſſen. — — Wenn man dieſes gehörig überlegt, ſo wird man hoffentlich nicht einen Augenblick länger daran zweifeln, daß groſſe Geſinnungen zur Vorſtellung einer Tragödie nothwendig erfordert werden. Ein Acteur, welcher keine erhabene Seele hat, wird dieſe verlangten Abſtechungen auf keine Weiſe anbringen können; kaum daß er fähig ſeyn wird, dieſelben ſich vorzuſtellen.

Das vierzehnte Hauptſtücke handelt von denjenigen Feinheiten insbeſondere, welche für das Komiſche gehören. Dieſe ſind zweyerley. Entweder der komiſche Schauſpieler macht uns über ſeine eigne Perſon zu lachen, oder über die andern Perſonen des Stücks. Das erſte zu thun, ſind eine unzählige Menge Mittel verhanden. Das vornehmſte aber beſteht darinne, daß man ſich der Umſtände zu Nutze macht, welche den Charakter der Perſon an den Tag legen können. Iſt zum Exempel dieſe Perſon ein Geiziger und es brennen zwey Wachslichter in dem Zimmer, ſo muß er nothwendig das eine auslöſchen. Auch bey den Leidenſchaften kann man viel komiſche Feinheiten von dieſer Art anbringen; wenn man nehmlich thut, als ob ſie ſich wider Willen der Perſon, die ſie gerne verbergen will, verriethen. Ferner kann man über ſeiner Perſon zu lachen machen, wenn man ſie etwas thun läßt, was ihren Abſichten zuwider iſt. Ein Liebhaber, der wider ſeine Schöne in dem heftigſten Zorne iſt und ſie fliehen will, ergötzt uns allezeit, wenn wir ihn aus Gewohnheit den Weg zu dem Zimmer ſeiner Geliebten nehmen ſehen; desgleichen ein unbedachtſam Dummer, wenn er dasjenige, was er gerne verſchweigen möchte, ganz laut erzehlt. — — Unter den komiſchen Feinheiten, von der andern Art, wodurch man nehmlich andre Perſonen lächerlich zu machen ſucht, gehöret der rechte Gebrauch der Anſpielungen, und beſonders das Parodiren, welches entweder aus Unwillen, oder aus bloſſer Munterkeit geſchieht. Gleichfalls gehören die Hinderniſſe hierher, die man der Ungeduld eines andern in Weg legt. Zum Exempel ein Herr glaubt den Brief, den ihm der Bediente bringt, nicht hurtig genug leſen zu können; und dieſer zieht ihn entweder durch die Langſamkeit, mit welcher er ihn ſucht, oder durch die Unvorſichtigkeit, ein Pappier für das andre zu ergreifen, auf.

In dem funfzehnten Hauptſtücke fügt der Verfaſſer zu dem, was von den Feinheiten geſagt worden, einige Regeln, die man bey Anwendung derſelben beobachten muß. Sie müſſen vor allen Dingen diejenige Perſon nicht witzig machen, welche entweder gar keinen oder nur ſehr wenig Witz haben ſoll. Sie müſſen auch alsdenn nicht gebraucht werden, wenn die Perſon in einer heftigen Bewegung iſt, weil die Feinheiten eine völlige Freyheit der Vernunft vorausſetzen. Ferner muß man ſich lieber gar nicht damit abgeben, als ſolche anzuwenden wagen, von deren guten Wirkung man nicht gewiß überzeugt iſt; denn in Abſicht auf angenehme Empfindungen, wollen wir lieber gar keine, als unvollkommene haben.

Alle dieſe Feinheiten ſind von der Art, daß ſie faſt immer ſo wohl geſehen als gehöret werden müſſen. Es giebt deren aber auch noch eine Art, welche blos geſehen werden dürfen, und dieſe ſind das, was man Theaterſpiele nennt. Der Verfaſſer widmet ihnen das ſechszehnte Hauptſtück. Sie helfen entweder die Vorſtellung blos angenehmer, oder wahrer machen. Die letztern, welche die Vorſtellung wahrer machen, gehören für die Tragödie ſo wohl, als für die Komödie; die andern aber, insbeſondre nur für die Komödie. Ferner hangen ſie entweder nur von einer Perſon, oder von allen Perſonen, die ſich mit einander auf der Bühne befinden, zuſammen ab. Die letztern müſſen ſo eingerichtet ſeyn, daß in aller Stellungen und Bewegungen eine vollkommene Uebereinſtimmung herrſche. Wenn Phädra dem Hippolyt den Degen von der Seite reißt, ſo müſſen der Schauſpieler und die Schauſpielerin ſich wohl vorgeſehen haben, damit ſie ſich in dem Augenblicke nicht allzuweit von einander befinden, und damit die Schauſpielerin nicht nöthig hat, das Gewehr, deſſen ſie ſich bemächtigen will, erſt lange zu ſuchen. — — Ueberhaupt muß in den Theaterſpielen eine groſſe Abwechſelung zu bemerken ſeyn; und von dieſer handelt der Verfaſſer

In dem ſiebzehnten Hauptſtücke. Die Abwechſelung gehöret nicht allein für diejenigen Schauſpieler, welche ſich zugleich in der Tragödie und Komödie zeigen wollen; auch nicht für die alleine, die nur in der einen oder in der andern ſpielen: ſondern auch für die, die ſich nur zu gewiſſen Rollen beſtimmen, die alle einigermaaſſen mit einander übereinkommen. Die Urſache davon iſt dieſe, weil auch diejenigen Perſonen, die einander am meiſten ähnlich ſind, dennoch gewiſſe Schattirungen haben, die ſie von einander unterſcheiden. Dieſe Schattirungen muß der Schauſpieler aufſuchen, und ſeine Rolle genau zergliedern, wenn er nicht alles unter einander mengen, und ſich nicht einer eckeln Einförmigkeit ſchuldig machen will. — — Doch auch nicht einmal in den ähnlichen Rollen allein muß der Schauſpieler ſein Spiel abwechſeln; er muß es auch alsdann abwechſeln, wenn er eben dieſelben Rollen ſpielt. Die wenige Aufmerkſamkeit, die man auf dieſen Artickel richtet, iſt eine von den vornehmſten Urſachen, warum wir nicht gerne einerley Stück mehr als einmal hintereinander ſehen mögen. — — Meiſtentheils ſind die Schauſpieler aber nur deswegen ſo einförmig, weil ſie mehr nach dem Gedächtniſſe, als nach der Empfindung ſpielen. Wenn ein Acteur, der Feuer hat, von ſeiner Stellung gehörig eingenommen iſt; wenn er die Gabe hat, ſich in ſeine Perſon zu verwandeln, ſo braucht er auf die Abwechſelung weiter nicht zu denken. Ob er gleich verbunden iſt, ſo oft er eben dieſelbe Rolle ſpielt, eben derſelbe Menſch zu bleiben, ſo wird er doch immer ein Mittel finden, den Zuſchauern neu zu ſcheinen.

Geſetzt nun, daß das Spiel eines Komödianten vollkommen wahr iſt; geſetzt, daß es natürlich iſt; geſetzt, daß es fein und abwechſelnd iſt: ſo werden wir ihn zwar bewundern, wir werden aber doch immer noch etwas vermiſſen, wenn er nicht die Anmuth des Vortrags und der Action damit verbindet. Von dieſer Anmuth handelt das achtzehnte Hauptſtück. Bey Vorſtellung der Tragödie, iſt ſie mit unter der Majeſtät begriffen, welche überall darinne herrſchen muß. Was aber die Anmuth in dem Komiſchen ſey, beſonders in dem hohen Komiſchen, das läßt ſich ſchwer erklären, und eben ſo ſchwer laſſen ſich Regeln davon geben; überhaupt kann man ſagen, daß ſie darinne beſtehe, wenn man der Natur auch ſo gar in ihren Fehlern Zierde und Reitz giebt. Man muß närriſche Originale nachſchildern, aber man muß ſie auf ihrer ſchönſten Seite nachſchildern. Ein jeder Gegenſtand iſt einer Art von Vollkommenheit fähig, und ein jeder, den man auf der Bühne zeigt, muß ſo vollkommen ſeyn, als er nur immer ſeyn kann. Ein Landmägdchen, zum Exempel, iſt auf dem Theater diejenige gar nicht, die es auf dem Dorfe iſt. Es muß unter ihrem Betragen und dem Betragen ihres gleichen, eben der Unterſchied ſeyn, welcher zwiſchen ihren Kleidern und den Kleidern einer gemeinen Bäuerin iſt.

Das neunzehnte Hauptſtück, welches das letzte unſers Schauſpielers iſt, enthält nichts als einen kurzen Schluß, welcher aus einer Betrachtung beſteht, der die natürliche Folge aus den vorhergemachten Anmerkungen iſt. „Je ſchwerer nun, ſagt „der Verfaſſer, die Kunſt iſt, deſto mehr Nachſicht ſollten wir „gegen die jungen Schauſpieler haben, wenn ſie mit den na„türlichen Gaben, die ihnen nöthig ſind, auch den gehörigen „Eifer, in ihrem Werke vortreflich zu werden, verbinden. Wenn „es aber unſer Nutzen erfordert, mit dieſen nicht allzuſtrenge „zu verfahren, ſo erfordert es auch unſre Billigkeit, vortrefli„chen Schauſpielern alle die Achtung wiederfahren zu laſſen, „welche ſie verdienen. — — —

Ich bin überzeugt, daß meine Leſer aus dieſem Auszuge eine ſehr gute Meinung von dem Werke des Herrn Remond von Sainte Albine bekommen werden. Und vielleicht werden ſie mir es gar verdenken, daß ich ſie mit einem bloſſen Auszuge abgefertiget habe. Ich muß alſo meine Gründe entdecken, warum ich von einer förmlichen Ueberſetzung, die doch ſchon faſt fertig war, abgeſtanden bin. Ich habe deren zwey. Erſtlich glaube ich nicht, daß unſre deutſchen Schauſpieler viel daraus lernen können; zweytens wollte ich nicht gerne, daß deutſche Zuſchauer ihre Art zu beurtheilen daraus borgen möchten. Das erſte zu beweiſen berufe ich mich Theils darauf, daß der Verfaſſer ſeine feinſten Anmerkungen zu erläutern ſehr oft nur ſolche franzöſiſche Stücke anführt, die wir auf unſrer deutſchen Bühne nicht kennen: Theils berufe ich mich auf die ganze Einrichtung des Werks. Man ſage mir, iſt es wohl etwas mehr, als eine ſchöne Metaphyſik von der Kunſt des Schauſpielers? Glaubt wohl jemand wenn er auch ſchon alles, was darinne geſagt wird, inne hat, ſich mit völliger Zuverſicht des Beyfalls auf dem Theater zeigen zu können? Man bilde ſich einen Menſchen ein, dem es an dem äußerlichen nicht fehlt, einen Menſchen, der Witz, Feuer und Empfindung hat, einen Menſchen, der alles weis, was zur Wahrheit der Vorſtellung gehört: wird ihm denn deswegen ſogleich ſein Körper überall zu Dienſten ſeyn? Wird er deswegen alles durch äußerliche Merkmahle ausdrücken können, was er empfindet und einſieht? Umſonſt ſagt man: ja, wenn er nur alsdenn Action und Ausſprache ſeiner Perſon gemäß, natürlich, abwechſelnd und reitzend einrichtet. Alles dieſes ſind abgeſonderte Begriffe von dem, was er thun ſoll, aber noch gar keine Vorſchriften, wie er es thun ſoll. Der Herr Remond von Sainte Albine ſetzet in ſeinem ganzen Werke ſtillſchweigend voraus, daß die äußerlichen Modificationen des Körpers natürliche Folgen von der innern Beſchaffenheit der Seele ſind, die ſich von ſelbſt ohne Mühe ergeben. Es iſt zwar wahr, daß jeder Menſch ungelernt den Zuſtand ſeiner Seele durch Kennzeichen, welche in die Sinne fallen, einigermaaßen ausdrücken kann, der eine durch dieſes, der andre durch jenes. Allein auf dem Theater will man Geſinnungen und Leidenſchaften nicht nur einigermaaſſen ausgedrückt ſehen; nicht nur auf die unvollkommene Weiſe, wie ſie ein einzelner Menſch, wenn er ſich wirklich in eben denſelben Umſtänden befände, vor ſich ausdrücken würde; ſondern man will ſie auf die allervollkommenſte Art ausgedrückt ſehen, ſo wie ſie nicht beſſer und nicht vollſtändiger ausgedrückt werden können. Dazu aber iſt kein ander Mittel, als die beſondern Arten, wie ſie ſich bey dem und bey jenem ausdrücken, kennen zu lernen, und eine allgemeine Art daraus zuſammen zu ſetzen, die um ſo viel wahrer ſcheinen muß, da ein jeder etwas von der ſeinigen darinnen entdeckt. Kurz, ich glaube, der ganze Grundſatz unſers Verfaſſers iſt umzukehren. Ich glaube, wenn der Schauſpieler alle äußerliche Kennzeichen und Merkmale, alle Abänderungen des Körpers, von welchen man aus der Erfahrung gelernet hat, daß ſie etwas gewiſſes ausdrücken, nachzumachen weis, ſo wird ſich ſeine Seele durch den Eindruck, der durch die Sinne auf ſie geſchieht, von ſelbſt in den Stand ſetzen, der ſeinen Bewegungen, Stellungen und Tönen gemäß iſt. Dieſe nun auf eine gewiſſe mechaniſche Art zu erlernen, auf eine Art aber, die ſich auf unwandelbare Regeln gründet, an deren Daſeyn man durchgängig zweifelt, iſt die einzige und wahre Art die Schauſpielkunſt zu ſtudiren. Allein was findet man hiervon in dem ganzen Schauſpieler unſers Verfaſſers? Nichts, oder aufs höchſte nur ſolche allgemeine Anmerkungen, welche uns leere Worte für Begriffe, oder ein ich weis nicht was für Erklärungen geben. Und eben dieſes iſt auch die Urſache, warum es nicht gut wäre, wenn unſre Zuſchauer ſich nach dieſen Anmerkungen zu urtheilen gewöhnen wollten. **Feuer, Empfindung, Eingeweide, Wahrheit, Natur, Anmuth** würden alle im Munde führen, und kein einziger würde vielleicht wiſſen, was er dabey denken müſſe. Ich hoffe eheſtens Gelegenheit zu haben, mich weitläuftiger hierüber zu erklären, wenn ich nehmlich dem Publico ein kleines Werk über **die körperliche Beredſamkeit** vorlegen werde, von welchem ich jetzt weiter nichts ſagen will, als daß ich mir alle Mühe gegeben habe, die Erlernung derſelben eben ſo ſicher, als leicht zu machen.

V. Leben des Herrn Philipp Nericault Destouches.

Der nur vor kurzen erfolgte Tod dieſes berühmten komiſchen Dichters hat die Vorſtellung ſeiner Vollkommenheiten bey mir ſo lebhaft gemacht, daß ich nicht umhin kann, in dieſer Bibliothek ſeiner unter allen Franzoſen am erſten zu gedenken. Vor jezt will ich nur einige hiſtoriſche Umſtände ſeines Lebens mittheilen, und die nähere Bekanntmachung ſeiner Werke, deren vornehmſte ich mit allem Fleis zergliedern werde, auf die nächſte Fortſetzung verſparen.

Philipp Nericault Destouches, Herr von Fortoiſeau, von Voſres, von Vives-Eaux, ꝛc. Gouverneur der Stadt und des Schloſſes Melun, und eines von den vierzig Gliedern der franzöſiſchen Akademie, war im Jahr 1680 gebohren. In ſeinem neunzehnten Jahre kam er zu dem Marquis von Puyzieulx, damaligen Generallieutenant der franzöſiſchen Armeen, und Gouverneur von Hüningen, in deſſen Dienſten und unter deſſen Aufſicht er ſich ganzer ſieben Jahr zu öffentlichen Angelegenheiten geſchickt machte. Dieſer Herr hatte ſich ehedem nicht nur im Felde einen groſſen Ruhm und das Vertrauen des Turenne erworben, ſondern war auch königlicher Abgeſandter bey den Schweizeriſchen Cantons geweſen. Er beſas ſehr beſondere Verdienſte, und wußte zwey ganz entgegen geſetzte Eigenſchaften, die Klugheit nehmlich und das Phlegma eines Staatsmanns mit der Kühnheit und Thätigkeit eines Soldaten zu verbinden. Der junge Destouches befand ſich noch in dem Hauſe des Marquis, als er ſeine erſte Komödie ans Licht ſtellte. Es war dieſes der unverſchämte Neugierige (le Curieux impertinent) in Verſen und fünf Aufzügen. Sie hatte Beyfall gefunden, und er glaubte verbunden zu ſeyn, ſie ſeinem Wohlthäter zuzueignen; ja, wenn er in dieſer Zueignungsſchrift nicht ſo wohl die Sprache der Schmeicheley, als der Wahrheit geredet hat, ſo war er es auch in der That. Er und ſeine Familie hatten ihm den löblichen Ehrgeiz, ſich auch in der gelehrten Republik einen Rang zu erwerben, beygebracht; unter ihm hatte er ſeinen Geiſt gebildet und ſein Herz gebeſſert, ja von ihm hatte er ſo gar manche vortrefliche Einſicht in die Kunſt, in welcher er ſich zu zeigen anfing, erlangt. So viel iſt gewiß, daß unſer Dichter ſchon in ſeinem erſten Stücke eine beſondre Kenntniß der groſſen Welt und der Art, durch welche ſich das Lächerliche derſelben von den Lächerlichkeiten des Pöbels unterſcheidet, zeigte, und überall diejenige Anſtändigkeit auch bey Schilderung der Laſter blicken ließ, die faſt nur denen, die unter Leuten von Stande aufgewachſen ſind, natürlich zu ſeyn ſcheinet. Nachdem er das Haus des Marquis von Puyzieulx verlaſſen, ward er nach und nach in verſchiedenen Staatsunterhandlungen gebraucht, in welchen er immer glücklich war. Er unterließ dabey nicht, ein vortrefliches Stück nach dem andern dem Theater zu liefern, und wiederlegte durch ſein Beyſpiel auf eine ſehr nachdrückliche Art das Vorurtheil, daß ſich ein Dichter zu weiter nichts als zum Dichten ſchicke, und beſonders die geringſten öffentlichen Angelegenheiten zu verwalten unfähig ſey. Die Belohnungen ſeiner Verdienſte blieben nicht aus. Im Jahr 1723 machte ihn die franzöſiſche Akademie zu ihrem Mitgliede, und einige Jahre darauf erhielt er das gedachte Gouvernement von Melun. Er hörte auch in ſeinem höchſten Alter nicht auf, ſich immer neue komiſche Lorbeerkränze zu flechten, und trieb dieſe ſeine gelehrte Beſchäftigung mit dem mühſamſten Fleiſe. Er arbeitete unter andern ganzer zehn Jahr an dramatiſchen Commentariis über alle tragiſche und komiſche, ſo wohl alte als neue Dichter, ohne die Spaniſchen, Engliſchen und Italiäniſchen auszunehmen. Er machte über jeden derſelben kritiſche Anmerkungen, und der erſte Theil, welcher Verſuche über den Sophokles, Euripides Ariſtophanes, Plautus und Terenz enthält, iſt bereits vor verſchiedenen Jahren fertig geweſen. In dem andern Theile war er auch ſchon bis auf die beyden Corneilles gekommen, und fand den jüngern, jemehr er ihn unterſuchte, beſonders in Anſehung der Erfindung und Einrichtung ſeiner Stücke, immer ſchätzbarer, als man ſich ihn gemeiniglich einbildet. Ob der Verfaſſer dieſes Werk noch vor ſeinem Tode zu Stande gebracht, und ob es das Licht ſehen werde, wird die Zeit lehren. Niemand kann über groſſe Meiſter beſſer urtheilen, als wer ſelbſt ein groſſer Meiſter iſt, und zugleich die edle Beſcheidenheit beſitzt, welche den Herrn Destouches allezeit liebenswerth gemacht hat. Er ſtarb zu Melun, den 5ten Julius dieſes Jahres.

Seine dramatiſchen Stücke ſind zu verſchiedenen malen zuſammen gedruckt worden. Die neuſte Ausgabe davon iſt ohne Zweifel die, welche ich vor mir habe und zu Haag 1752 in vier Theilen in Duodez gedruckt iſt. Der Buchhändler Benjamin Gibert hat ſie dem Herrn Destouches ſelbſt zugeeignet, und bittet ihn in der Zueignung um Verzeihung, daß er ohne ſeine Erlaubniß alles, was er von ſeiner Arbeit auftreiben können, zuſammen gedruckt, und der Welt mitgetheilt habe. Ich glaube eine Zueignungsſchrift iſt in ſolchen Fällen die geringſte Genugthuung, die der gewinſüchtige Buchhändler dem beſchämten Verfaſſer kann wiederfahren laſſen. Doch ohne mich um die Rechtmäßigkeit dieſer Ausgabe viel zu bekümmern, will ich mir vielmehr ihre Vollſtändigkeit zu Nutze machen, und den Inhalt daraus anzeigen.

Der erſte Theil enthält ſechs Stück. Das erſte iſt der unverſchämte **Neugierige**, deſſen ich ſchon gedacht habe. Der Prolog, den ihm der Dichter vorgeſetzt hat, iſt erſt lange nach der Zeit dazu gekommen, und iſt auf die Feyerlichkeit gerichtet, bey welcher er von einer Geſellſchaft Freunde auf dem Lande vorgeſtellet ward. Das zweyte Stück iſt der **Undankbare** (l'Ingrat) in Verſen und fünf Aufzügen. Dieſes folgte in der That gleich auf das erſte, wie denn überhaupt alle folgende Stücke nach der Zeitrechnung geordnet ſind. Das dritte Stück iſt der **Unentſchlüßige** (l'Irresolu) auch in Verſen und fünf Aufzügen. Der Verfaſſer hat es dem **Marquis von Courcillon** zugeeignet, welcher zu eben der Zeit das Gouvernement von Touraine, der Provinz in welcher unſer **Deſtouches** gebohren war, erhalten hatte. Das vierte Stück iſt der **Verleumder**, (le Medisant) gleichfalls in Verſen und fünf Aufzügen. Das fünfte Stück iſt nur in einem Aufzuge, in Proſa, und heißt: **Die dreyfache Heyrath** (le triple Mariage.) Das ſechſte Stück iſt auch nur in einem Aufzuge, aber in Verſen, und führt den Titel: **Die ſchöne Stolze, oder das verwöhnte Kind** (la belle Orgueilleuse ou l'Enfant gaté.)

Der zweyte Theil beſtehet aus fünf Stücken. Erſtlich aus der **unvermutheten Hinderniß, oder der Hinderniß ohne Hinderniß**, (l'obstacle imprevu ou l'obstacle sans obstacle) einem Luſtſpiele in Verſen und fünf Aufzügen. Dieſes Stück iſt dem Herzoge von Orleans, damaligem Regenten von Frankreich zugeeignet. Zweytens aus dem **Verſchwender oder der ehrlichen Betriegerin**, (le Dissipateur ou l'honnete friponne) in Verſen und fünf Aufzügen. Drittens aus dem **Ruhmredigen** (le Glorieux) auch in Verſen und fünf Aufzügen. Dieſes iſt ohne Zweifel dasjenige Stück, welches dem Herrn **Deſtouches** den meiſten Beyfall erworben hat. Er iſt ſo beſcheiden einen groſſen Theil dieſes Beyfalls, den Schauſpielern zuzuſchreiben, welche ſich alle mögliche Mühe gegeben hatten, ihren Rollen ein Genüge zu thun. Wie glücklich iſt der dramatiſche Dichter, der ſich eines ſolchen Schickſals rühmen kann, und dem nicht das Herz brechen darf, ſeine Arbeit durch Eigenſinn und Unwiſſenheit verhunzt zu ſehen! Der ältere Quinault hatte die Rolle des Licanders darinne gemacht, und ſich als der unglückliche Vater des Grafen Tufiere und der Liſette die Hochachtung und die Bewunderung aller Zuſchauer erworben. Der Herr **Dufresne** hatte den Ruhmredigen vorgeſtellt, und ſeinen Charakter, noch ehe er ein Wort geredet, durch die bloſſe Art, ſich auf der Bühne zu zeigen, auszudrücken gewußt. Solche Leute können auch das ſchlechteſte Stück aufrecht erhalten; doch ſollten nur diejenigen Verfaſſer das Vorrecht haben, ſie für ihre Geburthen zu finden, die auch die ſchlechteſten Schauſpieler nicht ſo vorſtellen können, daß ſie nicht noch immer Schönheiten genug behalten ſollten. — Das vierte Stück in dieſem Theile ſind die verliebten **Philoſophen** (les philosophes amoureux) gleichfalls in Verſen und fünf Aufzügen; und das ſechſte Stück iſt der poetiſche **Dorfjunker** (le poete Campagnard). Dieſes letztere hat einen beſondern Prolog, welcher der **Triumph des Herbſtes** (le Triomphe de l'Automne) heißt.

Der dritte Theil begreift ebenfalls fünf Schauſpiele, und einige Kleinigkeiten. Das erſte Stück iſt **das Geſpenſt mit der Trommel**, (le Tambour nocturne) in Proſa und fünf Aufzügen. Es iſt eigentlich nicht von der Erfindung des Herrn **Destouches**, ſondern eine Nachahmung eines engliſchen Stückes des Herrn **Addiſons**, welches in ſeiner Sprache The Drummer heißt, und auch in Deutſchland bekannt genug iſt. Unſer Dichter wär in England geweſen, und hatte den Herrn **Addiſon** perſönlich kennen lernen. Er giebt ihm das Zeugniß, daß er unter allen ſchönen Geiſtern ſeiner Nation die wenigſte Entfernung für das franzöſiſche Theater gehabt habe, und mit den regelloſen Unanſtändigkeiten der engliſchen Bühne gar nicht zufrieden geweſen ſey. Er hatte auch ſeinen **Drummer** in keiner andern Abſicht geſchrieben, als ſeinen Landsleuten zu zeigen, daß ſich Regeln und Witz, Anſtändigkeit und Satyre ganz wohl vertrügen. Gleichwohl aber behielt ſein Stück noch allzuviel Engliſches, als daß es ohne Veränderungen auf dem franzöſiſchen Theater hätte gefallen können. Dieſe nun machte der Herr **Destouches** mit aller möglichen Geſchicklichkeit, und wenn er die ſtolze Treuloſigkeit der engliſchen Schriftſteller, beſonders **Drydens** hätte nachahmen wollen, ſo hätte er ganz wohl das ganze Schauſpiel für ſein eigen ausgeben, und in der Vorrede noch dazu auf den engliſchen Urheber ſchimpfen können. — — Der verheyrathete Philoſoph (le Philosophe marié) iſt das zwente Luſtſpiel im dritten Theile. Es iſt in Verſen und fünf Aufzügen. Auch dieſes fand ungemeinen Beyfall, und ſein Verfaſſer ſchrieb es dem Miniſter und Staatsſecretair Grafen von Morville zu. Das dritte Stück iſt eigentlich nichts als eine dramatiſche Satyre über die unbilligen Urtheile, welche einige neidiſche Kunſtrichter über das vorhergehende Stück gefällt hatten. Es iſt in Proſa abgefaßt, hat nur einen Aufzug und heißt der Neidiſche. (l'Envieux) Der Kürze ungeachtet iſt der Charakter darinne vortreflich ausgedrückt. — — Das vierte Stück nennt der Verfaſſer eine Tragikomödie. Es führt den Titel: Der Ehrgeizige und die Unbeſonnene. (l'Ambitieux & l'Indiscrete) Er hat ihm deswegen den Namen eines bloſſen Luſtſpiels nicht geben wollen, weil alle Perſonen darinnen von einem gewiſſen Range ſind, und er die Scene bey Hofe hat annehmen müſſen, wollte er anders ſeine Helden in die vortheilhafteſten Umſtände für die Entwickelung ihrer Charaktere ſetzen. Es iſt ein Prolog bey dem Ehrgeizigen, der die innre Einrichtung des Stücks betrift, und worinne verſchiedene Perſonen aufgeführet werden, die dafür oder dawider reden. Das fünfte Schauſpiel in dieſem Theile iſt die abgenutzte Liebe, (l'Amour usé) ein proſaiſches Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Mit dieſem Stücke gieng es dem Verfaſſer ein wenig unglücklich. Feinde und unbillige Richter brachten es bey der erſten Vorſtellung um allen Beyfall. Er beklagt ſich deswegen in einem Briefe an den Grafen von L**, welcher dem Luſtſpiele vorgedruckt iſt, ſehr empfindlich darüber, und es ſchmerzte ihm, daß eine fünf und dreyßigjährige Bemühung für das Vergnügen des Publici, ihn vor dieſer Beſchimpfung nicht habe ſichern können. — — Auſſer dieſen fünf Stücken findet man noch in dem dritten Theile drey kleine Divertiſſements, welche aber durchaus nichts ſagen wollen, und beynahe ihres Verfaſſers unwerth wären, wenn ſie vielleicht nicht in dem Zirkel der Freunde, in welchem ſie geſpielt werden, gewiſſe geſellſchaftliche Vollkommenheiten gehabt hätten, die für fremde Leſer durchaus unmerklich ſind.

Der vierte Theil enthält nur drey ganze Stücke. Das erſte iſt der Sonderling (l'Homme singulier) ein Luſtſpiel in Verſen und fünf Aufzügen. Es iſt eher gedruckt als aufgeführt worden. Der Verfaſſer bezeigt eine beſondre Liebe für daſſelbe und ſchmeichelt ſich ſelbſt, daß man nicht allein das hohe Komiſche und die lebhafte und männliche Moral, welche ſeinen übrigen Stücken ſo viel Beyfall erworben, ſondern auch einen ziemlich neuen und ſehr lehrreichen Charakter, darinnen antreffen werde. Das zweyte Stück iſt die Stärke des Naturells, (la force du naturel) ebenfalls in Verſen und fünf Aufzügen. Man iſt mit dem Inhalte dieſes Luſtſpiels nicht zufrieden geweſen, und kann es auch gewiſſermaaſſen nicht wohl ſeyn, wie wir ein andermal zeigen wollen. Es iſt gleich das Gegenſpiel von der Nanine des Herrn von Voltaire, welcher wenigſtens in dieſem Stücke ein beſſerer Kenner der Natur als der alte Destouches geweſen iſt. Das dritte Stücke endlich heißt le jeune homme à l'epreuve, der junge Menſch, der die Probe aushält; es iſt in Proſa und in fünf Aufzügen. Wenn auch dieſes gleich die Frucht des Alters iſt, ſo iſt es doch die Frucht des Alters eines Destouches, und würde der Blüthe eines andern Schriftſtellers Ehre machen. Der übrige Inhalt des vierten Theils beſtehet aus den erſten Auftritten verſchiedener Luſtſpiele, die der Verfaſſer ohne Zweifel noch hat ausarbeiten wollen, ob er ſie gleich für nichts, als für bloſſe Entwürfe ausgiebt, die er für einen jungen Chevalier von B. der ſich in der komiſchen Dichtkunſt üben wollen, gemacht habe. Die vornehmſten davon ſind Anfangsſcenen zu einem Luſtſpiele, welches der liebenswürdige Alte heiſſen ſollen; desgleichen zu einem über den Charakter des Rachſüchtigen. Auch iſt der Anfang zu einem Luſtſpiele Protheus da, worinne der Dichter einen Betrieger aufführen wollen, der jeden Charakter anzunehmen fähig iſt. Wird wohl jemand ſo kühn ſeyn, und dasjenige auszuführen wagen, was ein ſolcher Dichter entworfen hat? — — Noch findet man in dieſem vierten Theile eine Sammlung von hundert und drey und ſiebenzig Sinnſchriften, und ein poetiſches Schreiben an den König über ſeine Geneſung. Nur die Lieder des Hrn. Destouches, deren er verſchiedene und gewiß ſehr artige gemacht hat, vermiſſe ich in dieſer ganzen Sammlung ſeiner Werke. Sie iſt übrigens noch mit dem in Kupfer geſtochnen Bilde unſers Dichters geziert, von welchem der Verleger verſichert, daß er es nicht ohne Mühe erhalten habe. Ich weis nicht ob es ähnlicher iſt als das, welches Petit bereits 1740, nach dem Gemählde eines Largilliere geſtochen hat; ſo viel weis ich, daß dieſes von beſſern Geſchmack iſt.

VI. Ueber das Luſtſpiel die Juden,

im vierten Theile der Leſingſchen Schriften.

Unter den Beyfall, welchen die zwey Luſtſpiele in dem vierten Theile meiner Schriften gefunden haben, rechne ich mit Recht die Anmerkungen, deren man das eine, die Juden, werth geſchätzt hat. Ich bitte ſehr, daß man es keiner Unleidlichkeit des Tadels zuſchreibe, wenn ich mich eben jezt gefaßt mache, etwas darauf zu antworten. Daß ich ſie nicht mit Stillſchweigen übergehe, iſt vielmehr ein Zeichen, daß ſie mir nicht zuwider geweſen ſind, daß ich ſie überlegt habe, und daß ich nichts mehr wünſche, als billige Urtheile der Kunſtrichter zu erfahren, die ich auch alsdenn, wenn ſie mich unglücklicher Weiſe nicht überzeugen ſollten, mit Dank erkennen werde.

Es ſind dieſe Anmerkungen in dem 70ten Stücke der Göttingſchen Anzeigen von gelehrten Sachen, dieſes Jahres, gemacht worden, und in den Jenaiſchen gelehrten Zeitungen hat man ihnen beygepflichtet. Ich muß ſie nothwendig herſetzen, wenn ich denjenigen von meinen Leſern, welchen ſie nicht zu Geſichte gekommen ſind, nicht undeutlich ſeyn will. „Der Endzweck dieſes Luſtſpiels, hat mein Hr. Gegner die Gütigkeit zu „ſagen, iſt eine ſehr ernſthafte Sittenlehre, nehmlich die Thorheit und Unbilligkeit des Haſſes und der Verachtung zu zeigen, „womit wir den Juden meiſtentheils begegnen. Man kann daher dieſes Luſtſpiel nicht leſen, ohne daß einem die mit gleichem Endzweck gedichtete Erzählung von einem ehrlichen Juden, „die in Hrn. Gellerts Schwediſcher Gräſin ſtehet, beyfallen „muß. Bey Leſung beyder aber iſt uns ſtets das Vergnügen, „ſo wir reichlich empfunden haben, durch etwas unterbrochen „worden, das wir entweder zu Hebung des Zweifels oder zu

„künftiger Verbeſſerung der Erdichtungen dieſer Art bekannt
„machen wollen. Der unbekannte Reiſende iſt in allen Stücken
„ſo vollkommen gut, ſo edelmüthig, ſo beſorgt, ob er auch et-
„wann ſeinem Nächſten Unrecht thun und ihn durch ungegrün-
„deten Verdacht beleidigen möchte, gebildet, daß es zwar nicht
„unmöglich, aber doch allzu unwahrſcheinlich iſt, daß unter ei-
„nem Volke von den Grundſätzen, Lebensart und Erziehung,
„das wirklich die üble Begegnung der Chriſten auch zu ſehr mit
„Feindſchaft, oder wenigſtens mit Kaltſinnigkeit gegen die Chri-
„ſten erfüllen muß, ein ſolches edles Gemüth ſich gleichſam ſelbſt
„bilden könne. Diſe Unwahrſcheinlichkeit ſtört unſer Vergnügen
„deſto mehr, jemehr wir dem edeln und ſchönen Bilde Wahr-
„heit und Daſeyn wünſcheten. Aber auch die mittelmäßige
„Tugend und Redlichkeit findet ſich unter dieſem Volke ſo ſel-
„ten, daß die wenigen Beyſpiele davon den Haß gegen daſſelbe
„nicht ſo ſehr mindern, als man wünſchen möchte. Bey den
„Grundſätzen der Sittenlehre, welche zum wenigſten der größte
„Theil derſelben angenommen hat, iſt auch eine allgemeine Red-
„lichkeit kaum möglich, ſonderlich da faſt das ganze Volk von
„der Handlung leben muß, die mehr Gelegenheit und Verſu-
„chung zum Betruge giebt, als andre Lebensarten."

Man ſieht leicht, daß es bey dieſen Erinnerungen auf zwey Puncte ankömmt. Erſtlich darauf, ob ein rechtſchafner und edler Jude an und vor ſich ſelbſt etwas unwahrſcheinliches ſey; zweytens ob die Annehmung eines ſolchen Juden in meinem Luſtſpiele unwahrſcheinlich ſey. Es iſt offenbar, daß der eine Punct den andern hier nicht nach ſich zieht; und es iſt eben ſo offenbar, daß ich mich eigentlich nur des letztern wegen in Sicherheit ſetzen dürfte, wenn ich die Menſchenliebe nicht meiner Ehre vorzöge, und nicht lieber eben bey dieſem, als bey dem erſtern verlieren wollte. Gleichwohl aber muß ich mich über den letztern zuerſt erklären.

Habe ich in meinem Luſtſpiele einen rechtſchafnen und edeln Juden wider die Wahrſcheinlichkeit angenommen? — — Noch muß ich dieſes nur bloß nach den eignen Begriffen meines Gegners unterſuchen. Er giebt zur Urſache der Unwahrſcheinlichkeit eines ſolchen Juden die Verachtung und Unterdrückung, in welcher dieſes Volk ſeufzet, und die Nothwendigkeit an, in welcher es ſich befindet, blos und allein von der Handlung zu leben. Es ſey; folgt aber alſo nicht nothwendig, daß die Unwahrſcheinlichkeit wegfalle, ſo bald dieſe Umſtände ſie zu verurſachen aufhören? Wenn hören ſie aber auf, dieſes zu thun? Ohne Zweifel alsdann, wenn ſie von andern Umſtänden vernichtet werden, das iſt, wenn ſich ein Jude im Stande befindet, die Verachtung und Unterdrückung der Chriſten weniger zu fühlen, und ſich nicht gezwungen ſieht, durch die Vortheile eines kleinen nichtswürdigen Handels ein elendes Leben zu unterhalten. Was aber wird mehr hierzu erfordert, als Reichthum? Doch ja, auch die richtige Anwendung dieſes Reichthums wird dazu erfordert. Man ſehe nunmehr, ob ich nicht beydes bey dem Charakter meines Juden angebracht habe. Er iſt reich; er ſagt es ſelbſt von ſich, daß ihm der GOtt ſeiner Väter mehr gegeben habe, als er brauche; ich laſſe ihn auf Reiſen ſeyn; ja, ich ſetze ihn ſo gar aus derjenigen Unwiſſenheit, in welcher man ihn vermuthen könnte; er lieſet, und iſt auch nicht einmal auf der Reiſe ohne Bücher. Man ſage mir, iſt es alſo nun noch wahr, daß ſich mein Jude hätte ſelbſt bilden müſſen? Beſteht man aber darauf, daß Reichthum, beſſere Erfahrung, und ein aufgeklärterer Verſtand nur bey einem Juden keine Wirkung haben könnten: ſo muß ich ſagen, daß dieſes eben das Vorurtheil iſt, welches ich durch mein Luſtſpiel zu ſchwächen geſucht habe; ein Vorurtheil, das nur aus Stolz oder Haß flieſſen kann, und die Juden nicht blos zu rohen Menſchen macht, ſondern ſie in der That weit unter die Menſchheit ſetzt. Iſt dieſes Vorurtheil nun bey meinen Glaubensgenoſſen unüberwindlich, ſo darf ich mir nicht ſchmeicheln, daß man mein Stück jemals mit Vergnügen ſehen werde. Will ich ſie denn aber bereden, einen jeden Juden für rechtſchaffen und großmüthig zu halten, oder auch nur die meiſten dafür gelten zu laſſen? Ich ſage es gerade heraus; noch alsdenn, wenn mein Reiſender ein Chriſt wäre, würde ſein Charakter ſehr ſelten ſeyn, und wenn das Seltene blos das Unwahrſcheinliche ausmacht, auch ſehr unwahrſcheinlich. — —

Ich bin ſchon allmälich auf den erſten Punkt gekommen.

Iſt denn ein Jude, wie ich ihn angenommen habe, vor ſich ſelbſt unwahrſcheinlich? Und warum iſt er es? Man wird ſich wieder auf die obigen Urſachen berufen. Allein, können denn dieſe nicht wirklich im gemeinen Leben eben ſo wohl wegfallen, als ſie in meinem Spiele wegfallen? Freylich muß man, dieſes zu glauben, die Juden näher kennen, als aus dem lüderlichen Geſindel, welches auf den Jahrmärkten herumſchweift. — — Doch ich will lieber hier einen andern reden laſſen, dem dieſer Umſtand näher an das Herz gehen muß; einen aus dieſer Nation ſelbſt. Ich kenne ihn zu wohl, als daß ich ihm hier das Zeugniß eines eben ſo witzigen, als gelehrten und rechtſchafnen Mannes verſagen könnte. Folgenden Brief hat er bey Gelegenheit der Göttingiſchen Erinnerung, an einen Freund in ſeinem Volke, der ihm an guten Eigenſchaften völlig gleich iſt, geſchrieben. Ich ſehe es voraus, daß man es ſchwerlich glauben, ſondern vielmehr dieſen Brief für eine Erdichtung von mir halten wird; allein ich erbiethe mich, denjenigen, dem daran gelegen iſt, unwiderſprechlich von der Authenticität deſſelben zu überzeugen. Hier iſt er.*)

Mein Herr,

„Ich überſchicke Ihnen hier, das 70 Stück der Göttingſchen ge-
„lehrten Anzeigen. Leſen Sie den Artickel von Berlin. Die Herren
„Anzeiger recenſiren den 4ten Theil der Leßingſchen Schriften, die
„wir ſo oft mit Vergnügen geleſen haben. Was glauben Sie wohl,
„daß ſie an dem Luſtſpiele, die Juden, ausſetzen? Den Hauptcharak-
„ter, welcher, wie ſie ſich ausdrücken, viel zu edel und viel zu groß-
„müthig iſt. Das Vergnügen, ſagen ſie, daß wir über die Schönheit
„eines ſolchen Charakters empfinden, wird durch deſſen Unwahrſchein-
„lichkeit unterbrochen, und endlich bleibt in unſrer Seele nichts, als
„der bloſſe Wunſch für ſein Daſeyn übrig. Dieſe Gedanken machten
„mich ſchamroth. Ich bin nicht im Stande alles auszudrücken, was
„ſie mich haben empfinden laſſen. Welche Erniedrung für unſere be-

---

*) „**Michaelis** war der Göttingiſche Recenſent. Der Brief iſt von **Moſes Mendelsſohn**, und an den Doctor **Gumperz**, einen Arzt in Berlin, der aber nicht praktiſirte, ſondern von ſeinen Mitteln lebte, und ſich eigentlich mit Mathematik beſchäftigte. **Gumperz** war um die damalige Zeit Secretair bey **Maupertuis**.“ **Karl G. Leſſing**

„drengte Nation! Welche übertriebene Verachtung! Das gemeine „Volk der Chriſten hat uns von je her als den Auswurf der Natur, „als Geſchwüre der menſchlichen Geſellſchaft angeſehen. Allein von gelehrten Leuten erwartete ich jederzeit eine billigere Beurtheilung; von „dieſen vermuthete ich die uneingeſchränkte Billigkeit, deren Mangel „uns insgemein vorgeworfen zu werden pflegt. Wie ſehr habe ich „mich geirrt, als ich einem jeden Chriſtlichen Schriftſteller ſo viel „Aufrichtigkeit zutrauete, als er von andern fordert.

„In Wahrheit! mit welcher Stirne kann ein Menſch, der noch „ein Gefühl der Redlichkeit in ſich hat, einer ganzen Nation die „Wahrſcheinlichkeit abſprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufweiſen zu können? Einer Nation, aus welcher, wie ſich der Verfaſſer „der Juden ausdrückt, alle Propheten und die größeſten Könige „aufſtanden? Iſt ſein grauſamer Richterſpruch gegründet? Welche „Schande für das menſchliche Geſchlecht! Ungegründet? Welche „Schande für ihn!

„Iſt es nicht genung, daß wir den bitterſten Haß der Chriſten auf „ſo manche grauſame Art empfinden müſſen; ſollen auch dieſe Ungerechtigkeiten wider uns durch Verleumdungen gerechtfertiget werden?

„Man fahre fort uns zu unterdrücken, man laſſe uns beſtändig „mitten unter freyen und glückſeligen Bürgern eingeſchränkt leben, ja „man ſetze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt „aus; nur die Tugend, den einzigen Troſt bedrengter Seelen, die „einzige Zuflucht der Verlaſſenen, ſuche man uns nicht gänzlich abzuſprechen.

„Jedoch man ſpreche ſie uns ab, was gewinnen die Herren Recenſenten dabey? Ihre Kritik bleibet dennoch unverantwortlich. Eigentlich ſoll der Charakter des reiſenden Juden (ich ſchäme mich, „wann ich ihn von dieſer Seite betrachte) das wunderbare, das unerwartete in der Komödie ſeyn. Soll nun der Charakter eines hochmüthigen Bürgers der ſich zum türkiſchen Fürſten machen läßt, ſo „unwahrſcheinlich nicht ſeyn, als eines Juden, der großmüthig iſt? „Laßt einen Menſchen, dem von der Verachtung der jüdiſchen Nation „nichts bekannt iſt, der Aufführung dieſes Stückes beywohnen; er „wird gewiß, während des ganzen Stückes für lange Weile gähnen, „ob es gleich für uns ſehr viele Schönheiten hat. Der Anfang wird „ihn auf die traurige Betrachtung leiten, wie weit der Nationalhaß

„getrieben werden könne, und über das Ende wird er lachen müſſen. „Die guten Leute, wird er bey ſich denken, haben doch endlich die „groſſe Entdeckung gemacht, daß Juden auch Menſchen ſind. So „menſchlich denkt ein Gemüth, das von Vorurtheilen gereinigt iſt.

„Nicht daß ich durch dieſe Betrachtung dem Leßingſchen Schauſpiele ſeinen Werth entziehen wollte; keines weges! Man weis daß „ſich der Dichter überhaupt, und ins beſondere wenn er für die Schaubühne arbeitet, nur nach der unter dem Volke herrſchenden Meinung „zu richten habe. Nach dieſer aber muß der unvermuthete Charakter „des Juden eine ſehr rührende Wirkung auf die Zuſchauer thun. Und „in ſo weit iſt ihm die ganze jüdiſche Nation viele Verbindlichkeit „ſchuldig, daß er ſich Mühe giebt, die Welt von einer Wahrheit zu „überzeugen, die für ſie von groſſer Wichtigkeit ſeyn muß.

„Sollte dieſe Recenſion, dieſe grauſame Seelenverdammung nicht „aus der Feder eines Theologen gefloſſen ſeyn? Dieſe Leute denken „der Chriſtlichen Religion einen groſſen Vorſchub zu thun, wenn ſie „alle Menſchen, die keine Chriſten ſind, für Meuchelmörder und Straſſenräuber erklären. Ich bin weit entfernt, von der Chriſtlichen Religion ſo ſchimpflich zu denken; das wäre ohnſtreitig der ſtärkſte Beweis wider ihre Wahrhaftigkeit, wenn man ſie feſtzuſtellen alle „Menſchlichkeit aus den Augen ſetzen müßte.

„Was können uns unſere ſtrengen Beurtheiler, die nicht ſelten „ihre Urtheile mit Blute verſiegeln, erhebliches verrücken? Laufen „nicht alle ihre Vorwürfe auf den unerſättlichen Geitz hinaus, den ſie „vielleicht durch ihre eigene Schuld, bey dem gemeinen jüdiſchen Haufen zu finden, frohlocken? Man gebe ihnen dieſen zu; wird es denn „deswegen aufhören wahrſcheinlich zu ſeyn, daß ein Jude einem Chriſten der in räuberiſche Hände gefallen iſt, das Leben gerettet haben „ſollte? Oder wenn er es gethan, muß er ſich nothwendig das edle „Vergnügen, ſeine Pflicht in einer ſo wichtigen Sache beobachtet zu „haben, mit niederträchtigen Belohnungen verſalzen laſſen? Gewiß „nicht! Zuvoraus wenn er in ſolchen Umſtänden iſt, in welche der „Jude im Schauſpiele geſetzt worden.

„Wie aber, ſoll dieſes unglaublich ſeyn, daß unter einem Volke „von ſolchen Grundſätzen und Erziehung, ein ſo edles und erhabenes „Gemüth ſich gleichſam ſelbſt bilden ſollte? Welche Beleidigung! ſo iſt „alle unſere Sittlichkeit dahin! ſo regt ſich in uns kein Trieb mehr

„für die Tugend! ſo iſt die Natur ſtiefmütterlich gegen uns geweſen, als ſie die edelſte Gabe unter den Menſchen ausgetheilt, die natürliche Liebe zum Guten! Wie weit biſt du, gütiger Vater, über ſolche Grauſamkeit erhaben!

„Wer ſie näher kennt, theuerſter Freund! und ihre Talente zu ſchätzen weis, dem kann es gewiß an keinem Exempel fehlen, wie leicht ſich glückliche Geiſter, ohne Vorbild und Erziehung empor ſchwingen, ihre unſchätzbaren Gaben ausarbeiten, Geiſt und Herz beſſern, und ſich in den Rang der gröſten Männer erheben können. Ich gebe einem jeden zu bedenken, ob ſie, großmüthiger Freund! nicht die Rolle des Juden im Schauſpiel übernommen hätten, wenn ſie auf ihrer gelehrten Reiſe, in ſeine Umſtände geſetzt worden wären. Ja ich würde unſere Nation erniedrigen, wenn ich fortfahren wollte, einzelne Exempel von edlen Gemüthern anzuführen. Nur das übrige konnte ich nicht übergehen, weil es ſo ſehr in die Augen leuchtet, und weil ich es allzuoft bewundere.

„Ueberhaupt ſind gewiſſe menſchliche Tugenden den Juden gemeiner, als den meiſten Chriſten. Man bedenke den gewaltigen Abſcheu, den ſie für eine Mordthat haben. Kein einziges Exempel wird man anführen können, daß ein Jude, (ich nehme die Diebe von Profeſſion aus) einen Menſchen ermordet haben ſollte. Wie leicht wird es aber nicht manchem ſonſt redlichen Chriſten ſeinem Nebenmenſchen für ein bloßes Schimpfwort das Leben zu rauben? Man ſagt, es ſey Niederträchtigkeit bey den Juden. Wohl! wenn Niederträchtigkeit Menſchenblut verſchont; ſo iſt Niederträchtigkeit eine Tugend.

„Wie mitleidig ſind ſie nicht gegen alle Menſchen, wie milde gegen die Armen beyder Nationen! Und wie hart verdient das Verfahren der meiſten Chriſten gegen ihre Arme genennt zu werden! Es iſt wahr, ſie treiben dieſe beyden Tugenden faſt zu weit. Ihr Mitleiden iſt allzu empfindlich, und hindert beynah die Gerechtigkeit, und ihre Mildigkeit iſt beynah Verſchwendung. Allein, wenn doch alle, die ausſchweifen, auf der guten Seite ausſchweifeten.

„Ich könnte noch vieles von ihrem Fleiße, von ihrer bewundernswürdigen Mäßigkeit, von ihrer Heiligkeit in den Ehen hinzuſetzen. Doch ſchon ihre geſellſchaftliche Tugenden ſind hinreichend genug, die Göttingſche Anzeigen zu widerlegen; und ich betaure den, der eine ſo allgemeine Verurtheilung ohne Schauern leſen kann. Ich bin ꝛc.

Ich habe auch die Antwort auf dieſen Brief vor mir. Allein ich mache mir ein Bedenken, ſie hier drucken zu laſſen. Sie iſt mit zuviel Hitze geſchrieben, und die Retorſionen ſind gegen die Chriſten ein wenig zu lebhaſt gebraucht. Man kann es mir aber gewiß glauben, daß beyde Correſpondenten, auch ohne Reichthum, Tugend und Gelehrſamkeit zu erlangen gewußt haben, und ich bin überzeugt, daß ſie unter ihrem Volke mehr Nachfolger haben würden, wenn ihnen die Chriſten nur vergönnten, das Haupt ein wenig mehr zu erheben. — —

Der übrige Theil der Göttingſchen Erinnerungen, worinne man mich zu einem andern ähnlichen Luſtſpiele aufmuntert, iſt zu ſchmeichelhaft für mich, als daß ich ihn ohne Eitelkeit wiederholen könnte. Es iſt gewiß, daß ſich nach dem daſelbſt angegebnen Plane, ein ſehr einnehmendes Stück machen lieſſe. Nur muß ich erinnern, daß die Juden alsdenn bloß als ein unterdrücktes Volk und nicht als Juden betrachtet werden, und die Abſichten, die ich bey Verfertigung meines Stücks gehabt habe, größten Theils wegfallen würden.

Zweytes Stück.

VII. Von den lateiniſchen Trauerſpielen welche unter dem Namen des Seneca bekannt ſind.

Die einzigen Ueberreſte, woraus man die tragiſche Bühne der Römer einigermaſſen beurtheilen kann, ſind diejenigen zehn Trauerſpiele, welche unter dem Namen des Seneca geleſen werden.

Da ich jetzt vorhabe, ſie meinen Leſern bekannter zu machen, ſo ſollte ich vielleicht verſchiedene hiſtoriſchkritiſche Anmerkungen und Nachrichten voraus ſchicken, die ihnen die Meinungen der Gelehrten von den wahren Verfaſſern dieſer Trauerſpiele, von ihrem Alter, von ihrem innern Werthe ꝛc. erklärten. Doch weil ſich hiervon ſchwerlich urtheilen läßt, wenn man die Stücke nicht ſchon ſelbſt geleſen hat, ſo will ich in dieſer meiner Abhandlung eben der Ordnung folgen, die jeder wahrſcheinlicher

Weiſe beobachten würde, der ſich ſelbſt von dieſen Dingen unterrichten wollte. Ich will alle zehn Trauerſpiele nach der Reihe durchgehen, und Auszüge davon mittheilen, in welchen man die Einrichtung und die vornehmſten Schönheiten derſelben erkennen kann. Ich ſchmeichle mir, daß dieſe Auszüge deſto angenehmer ſeyn werden, je gröſſer die Schwierigkeiten ſind, mit welchen die Leſung der Stücke ſelbſt verbunden iſt.

Es ſind, wie ſchon geſagt, deren zehne, welche folgende Ueberſchriften führen. I. der raſende **Herkules**. II. **Thyeſt**. III. **Thebais**. IV. **Hippolytus**. V. **Oedipus**. VI. **Troas**. VII. **Medea**. VIII. **Agamemnon**. IX. **Herkules auf Oeta**. X. **Octavia**. Ich will mich ſogleich zu dem erſten Stücke wenden.

I. Der raſende Herkules.

Inhalt.

Herkules hatte ſich mit der **Megara**, der Tochter des Creons, Königs von Theben vermählt. Seine Thaten und beſonders ſeine Reiſe in die Hölle nöthigten ihn, lange Zeit von ſeinem Reiche und ſeiner Familie abweſend zu ſeyn. Während ſeiner Abweſenheit empörte ſich ein gewiſſer **Lycus**, ließ den Creon mit ſeinen Söhnen ermorden und bemächtigte ſich des Thebaniſchen Scepters. Um ſeinen Thron zu befeſtigen, hielt er es vor gut, ſich mit der zurückgelaſſenen Gemahlin des **Herkules** zu verbinden. Doch indem er am heftigſten darauf dringt, kömmt **Herkules** aus der Hölle zurück, und tödtet den tyranniſchen **Lycus** mit allen ſeinen Anhängern. Juno, die unverſöhnliche Feindin des **Herkules**, wird durch das beſtändige Glück dieſes Helden erbittert, und ſtürzt ihn durch Hülfe der Furien, in eine ſchreckliche Raſerey; deren traurige Folgen der eigentliche Stof dieſes Trauerſpiels ſind. Auſſer dem Chore kommen nicht mehr als ſechs Perſonen darinne vor: **Juno, Megara, Lycus, Amphitryo, Herkules, Theſeus.**

Auszug.

Juno eröfnet die Scene. **Herkules** iſt in den zwey erſten Acten zwar noch nicht gegenwärtig. Als Juno aber weis ſie doch ſchon, daß er gewiß erſcheinen werde, und ſchon bereits ſiegend die Hölle verlaſſen habe. Man muß ſich erinnern, daß **Herkules** ein Sohn des Jupiters war, den er mit der Alcmene erzeugt hatte. Sie tobt alſo in dieſem erſten Auftritte wider die Untreue ihres Gemahls überhaupt, und wider dieſe Frucht derſelben insbeſondere. Endlich faßt ſie wider den Herkules den allergrauſamſten Anſchlag. — — Wir wollen ſehen, wie dieſes der Dichter ungefehr ausgeführt hat.

Sie ſagt gleich Anfangs, daß ſie, die Schweſter des Donnergotts — — denn nur dieſer Name bleibe ihr noch übrig — — die ätheriſchen Wohnungen, und den von ihr immer abgeneigten Jupiter verlaſſen habe. „Ich muß auf der Erde „wandeln, um den Kebsweibern Platz zu machen. Dieſe haben „den Himmel beſetzt! Dort glänzt von dem erhabenſten Theile „des eisreichen Pols Calliſto in der Bärin, und regieret „argoliſche Flotten. Da, wo in verlängerten Tagen der laue „Frühling herab fließt, ſchimmert der ſchwimmende Träger „Europens. Hier bilden des Atlas ſchweifende Töchter das den „Schiffern und der See furchtbare Geſtirn; dort ſchreckt mit „drohendem Schwerd Orion die Götter. Hier hat der güldne „Perſeus ſeine Sterne; dort Caſtor und Pollux ꝛc. Und „damit ja kein Theil des Himmels unentehrt bleibe, ſo muß er „auch noch den Kranz des Cnoßiſchen Mädchens tragen. Doch „was klage ich über alte Beleidigungen? Wie oft haben mich „nicht des einzigen gräßlichen Thebens ruchloſe Dirnen zur „Stiefmutter gemacht! Erſteige nur den Himmel, Alcmene; „bemächtige dich nur ſiegend meines Sitzes; und du, ihr Sohn, „um deſſen Geburth die Welt einen Tag einbüßte und der „langſame Phöbus ſpäter aus dem Eoiſchen Meere aufſtieg, nimm „die verſprochnen Geſtirne nur ein! Ich will meinen Haß nicht „fahren laſſen; mein raſender Schmerz, mein tobender Zorn „ſoll mich zu ewigen Kriegen reitzen — — Aber, zu was für „Kriegen? Was die feindſelige Erde nur ſcheusliches „hervorbringt; was Meer und Luft nur ſchreckliches, gräßliches, „wildes und ungeheures tragen, alles das iſt von ihm gebändigt „und beſiegt. Das Ungemach ſtärkt ihn; er nützet meinen Zorn; „er verkehret meinen Haß in ſein Lob, und je härtere Dinge „ich ihm auflege, je mehr beweiſet er ſeinen Vater! — — Die Göttin berührt hierauf die Thaten des Herkules näher, der als ein Gott ſchon in der ganzen Welt verehrt werde, und der ihre Befehle leichter vollziehe, als ſie dieſelben erdenke. Die Erde ſey ihm nicht weit genug geweſen; er habe die Pforten der Hölle erbrochen, den Weg aus dem Reiche der Schatten zurück gefunden, und ſchleppe, über ſie triumphirend, mit ſtolzer Fauſt den Höllenhund durch die Städte Griechenlands zur Schau. „Der Tag, fährt ſie fort, erblaßte, die Sonne „zitterte, als ſie den Cerberus erblickte; mich ſelbſt überfiel ein „Schauer, da ich das überwältigte dreyköpfigte Ungeheuer ſahe, „und ich erſchrak über meinen Befehl. — — Sie fürchtet, Herkules werde ſich auch des obern Reichs bemächtigen, da er das unterirrdiſche überwunden habe; er werde ſeinem Vater den Scepter entreiſſen, und nicht, wie Bacchus, auf langſamen Wegen ſich zu den Sternen erheben; er werde auf den Trümmern der Welt ſie erſteigen und über den öden Himmel gebiethen wollen. — „Wüthe nur alſo fort, mein Zorn; wüthe „fort! Unterdrücke ihn mit ſeinem groſſen Anſchlage; falle ihn „an, Juno, zerfleiſche ihn mit deinen eignen Händen. Warum „überträgſt du andern deinen Haß? — — Welche Feinde „kannſt du ihm erwecken, die er nicht überwunden habe? Du „ſuchſt einen, der ihm gewachſen ſey? Nur er ſelbſt iſt ſich gewachſen. So bekriege er ſich dann alſo ſelbſt! Herbey ihr „Eumeniden! Herbey aus dem tiefſten Abgrunde des Tartarus! „Schüttelt das flammende Haar; ſchlagt ihm mit wüthenden „Händen vergiftete Wunden! — — Nun, Stolzer, kannſt du „nach den himmliſchen Wohnungen trachten! — — Umſonſt „glaubſt du dem Styx entflohen zu ſeyn! Hier, hier will ich „dir die wahre Hölle zeigen! Schon rufe ich die Zwietracht „aus ihrer finſtern Höhle, noch jenſeits dem Reiche der Verdammten, hervor! Was du noch ſchreckliches da gelaſſen haſt, „ſoll erſcheinen. Das lichtſcheue Verbrechen, die wilde Ruchloſigkeit, die ihr eigen Blut leckt, und die irre ſtets wieder ſich „ſelbſt bewafnete Raſerey; dieſe, dieſe ſollen erſcheinen und Rächer meines Schmerzes ſeyn! Fanget dann alſo an, ihr Dienerinnen des Pluto! Schwinget die lodernden Fackeln! Strafet des Styx kühnen Verächter! Erſchüttert ſeine Bruſt und „laßt ſie ein heftiger Feuer durchraſen, als in den Höhlen des „Aetna tobet! — — Ach, daß Herkules raſen möge, muß ich

„vorher erſt ſelbſt raſen. Und warum raſe ich nicht ſchon? — — Auf dieſe Art beſchließt Juno, daß ihr Feind immerhin aus der Hölle unverletzt und mit unverringerten Kräften zurückkommen möge; ſie wolle ihn ſeine Kinder geſund wieder finden laſſen, aber in einer plötzlichen Unſinnigkeit ſolle er ihr Mörder werden. „Ich will ihm ſelbſt die Pfeile von der gewiſſen „Senne ſchnellen helfen; ich will ſelbſt die Waffen des Raſenden lenken, und endlich einmal ſelbſt dem kämpfenden Herkules beyſtehen. Mag ihn doch nach dieſer That ſein Vater in „den Himmel aufnehmen — Mit dieſem Vorſatze begiebt ſich Juno fort, weil ſie den Tag anbrechen ſieht.

Dieſen Anbruch des Tages beſchreibt der darauf folgende Chor. Er beſchreibt ihn nach den Veränderungen, die an dem Himmel vorgehen, und nach den verſchiedenen Beſchäftigungen der Menſchen, welche nun wieder ihren Anfang nehmen. „Wie „wenige, fügt er hinzu, beglückt die ſichere Ruhe! Wie wenige „ſind der Flüchtigkeit des Lebens eingedenk, und nützen die nie „wieder zurückkehrende Zeit. Lebt, weil es noch das Schickſal „erlaubt, vergnügt! Das rollende Jahr eilt mit ſchnellen Tagen dahin, und die unerbittlichen Schweſtern ſpinnen fort, „ohne den Faden wieder aufzuwinden. — — Er tadelt hierauf diejenigen, welche gleichwohl freywillig ihrem Schickſale entgegen eilen, und wie Herkules das trübe Reich der Schatten nicht bald genug erblicken können. Er verlangt die Ehre, die dieſe treibt, nicht, ſondern wünſcht ſich, in einer verborgenen Hütte ruhig zu leben, wo das Glück auf einem zwar niedrigen aber ſichern Orte feſt ſtehe, wenn die kühne Tugend hoch herab ſtürzet. — — Hier ſieht er die traurige Megara, mit zerſtreuten Haaren näher kommen, welcher der alte Amphitryo, der Halbvater des Herkules, langſam nachfolgt. Er macht ihnen alſo Platz und Megara eröfnet den

Zweyten Aufzug.

Sie bittet den Jupiter, ihren und ihres Gemahls Mühſeligkeiten endlich einmal ein Ende zu machen. Sie klagt, daß noch nie ein Tag ſie mit Ruhe beglückt habe; daß immer das Ende des einen Uebels der Uebergang zu dem andern ſey; daß dem Herkules nicht ein Augenblick Ruhe gelaſſen werde; daß ihn

Juno ſeit der zarteſten Kindheit verfolge, und ihn Ungeheuer zu überwinden genöthiget habe, noch ehe er fähig geweſen ſey, ſie zu kennen. Sie fängt hierauf von den zwey Schlangen an, die er ſchon in der Wiege, ſo feſt ſie ihn auch umſchlungen hatten, mit lächelnden Blicke zerquetſchte, und berührt alle ſeine übrigen Thaten mit kurzen mahleriſchen Zügen, bis auf die ſchimpfliche Arbeit im Stall des Augias. „Aber, fährt ſie „fort, was hilft ihn alles dieſes? Er muß der Welt, die er „vertheidigte, entbehren. Und ſchon hat es die Erde empfunden, daß der Urheber ihres Friedens nicht zugegen ſey! Das „glückliche Laſter heißt Tugend; die Böſen herrſchen über die „Guten; Gewalt geht vor Recht, und die Geſetze verſtummen „vor Furcht. — — Zum Beweiſe führt ſie die Grauſamkeiten des Lycus an, welcher ihren Vater den Creon und ihre Brüder, deſſen Söhne, ermordet und ſich des Thebaniſchen Reichs bemächtiget habe. Sie bedauret, daß dieſe berühmte Stadt, aus welcher ſo viel Götter entſproſſen, deren Mauern Amphion mit mächtigen Melodien aufgeführt, und in welche ſelbſt der Vater der Götter ſich ſo oft herab gelaſſen habe, jezt einem nichtswürdigen Verbannten gehorchen müſſe. „Der, welcher zu „Waſſer und Land die Laſter verfolgt, und tyranniſche Scepter „mit gerechter Fauſt zerbrochen hat, muß ſelbſt abweſend dienen, und das Joch tragen, wovon er andre befreyet. Dem „Herkules gehöret Theben, und Lycus hat es inne. Doch lange „wird er es nicht mehr inne haben. Plötzlich wird der Held „an das Tageslicht wieder hervor dringen; er wird den Weg „zurück entweder finden, oder ſich machen. — — Erſcheine „denn, o Gemahl, und komm als Sieger zu deinem beſiegten „Hauſe zurück! Entreiſſe dich der Nacht, und wann alle Rückgänge verſchloſſen ſind, ſo ſpalte die Erde, ſo wie du einſt das „Gebirge ſpalte[illegible], und dahin den Oſſa und dorthin den Olympus warfſt und mitten durch den Theſſaliſchen Strom einen „neuen Weg führteſt. Spalte ſie; treibe was in ewigen Finſterniſſen begraben war, zitternde Schaaren des Lichts entwöhnter Schatten, vor dir her, und ſo ſtelle dich deinen Aeltern, deinen Kindern, deinem Vaterlande wieder dar! Keine „andre Beute davon bringen, als die man dir befohlen hat,

„iſt deiner unwürdig! — — Doch hier beſinnt ſich Megara, daß dieſe Reden für ihre Umſtände zu großſprechriſch ſind; und wendet ſich lieber zu den Göttern, welchen ſie Opfer und heilige Feſte verſpricht, wenn ſie ihr den Gemahl bald wieder ſchenken wollen. „Hält dich aber, fügt ſie hinzu, eine höhere „Macht zurück; wohl, ſo folgen wir! Entweder ſchütze uns „durch deine Zurückkunſt alle, oder ziehe uns alle nach dir! „— — Ja, nachziehen wirſt du uns dir; denn uns Gebeugte „vermag auch kein Gott aufzurichten.

Hier unterbricht ſie der alte Amphitryo. „Hoffe ein beſſeres, ſpricht er, und laß den Muth nicht ſinken. Er wird gewiß auch aus dieſer Mühſeligkeit, wie aus allen, gröſſer hervorgehen!

Meg Was die Elenden gern wollen, das glauben ſie leicht.

Amphit. Oder vielmehr, was ſie allzuſehr fürchten, dem vermeinen ſie auf keine Weiſe entgehen zu können.

Meg. Aber jezt, da er in die Tiefe verſenkt und begraben iſt, da die ganze Welt auf ihm liegt, welchen Weg kann er zu den Lebendigen zurückfinden?

Amph. Eben den, welchen er durch den brennenden Erdſtrich, und durch das trockne Meer ſtürmender Sandwogen fand ꝛc.

Meg. Nur ſelten verſchonet das unbillige Glück die größten Tugenden. Niemand kann ſich lange ſo häufigen Gefahren ſicher blos ſtellen. Wen das Verderben ſo oft vorbey gegangen iſt, den trift es endlich einmal.

Hier bricht Megara ab, weil ſie den wüthenden Lycus mit drohendem Geſicht, und mit Schritten, die ſeine Gemüthsart verrathen, einhertreten ſieht. Er redet die erſten zwanzig Zeilen mit ſich ſelbſt, und ſchildert ſich als einen wahren Tyrannen. Er iſt ſtolz darauf, daß er ſein Reich nicht durch Erbſchaft beſitze, daß er keine edeln Vorfahren, kein durch erhabne Titel berühmtes Geſchlecht aufweiſen könne. Er trozt auf ſeine eigene Tapferkeit, und findet, daß ſeine fernere Sicherheit nur auf dem Schwerde beruhe. „Nur dieſes, ſagt er, kann bey „dem ſchützen, was man wider Willen der Unterthanen beſitzt — — Unterdeſſen will er doch auch nicht unterlaſſen, einen Staatsgriff anzuwenden. Er bildet ſich nehmlich ein, daß er ſein neu erobertes Reich durch nichts mehr befeſtigen könne, als wenn er ſich mit der Megara vermählte. Er kann ſich nicht vorſtellen, daß ſie ſeinen Antrag verachten werde: ſollte ſie es aber thun, ſo hat er bereits den feſten Entſchluß gefaßt, das ganze Herkuliſche Haus auszurotten. Er fragt nichts darnach, was das Volk von ſo einer That urtheilen werde; er hält es für eines von den vornehmſten Stücken der Regierungskunſt, gegen die Nachreden des Pöbels gleichgültig zu ſeyn. In dieſer Geſinnung will er ſogleich den Verſuch machen, und geht auf Megara los, die ſich ſchon im voraus von ſeinem Vorhaben nichts gutes verſpricht. Seine Anrede iſt nicht ſchlecht; er macht ihr eine kleine Schmeicheley wegen ihrer edeln Abkunft, und bittet ſie, ihn ruhig anzuhören. Er ſtellt ihr hierauf vor, wie übel es um die Welt ſtehen würde, wenn Sterbliche einander ewig haſſen wollten. „Dem Sieger und dem Beſiegten „liegt daran, daß der Friede endlich wieder hergeſtellet werde. „Komm alſo und theile das Reich mit mir; laß uns in ein „enges Bündniß treten, und empfange meine Rechte, als das „Pfand der Treue. — — Megara ſieht ihn mit zornigen Blicke an. „Ich, ſpricht ſie, ſollte deine Rechte annehmen, „an welcher das Blut meines Vaters, und meiner Brüder klebt? „Eher ſoll man die Sonne im Oſt untergehen, und im Weſt aufgehen ſehen; eher ſollen Waſſer und Feuer ihre alte Feindſchaft „in Friede verwandeln ꝛc. Du haſt mir Vater, Reich, Brüder „und Götter geraubt. Was blieb mir noch übrig? Eins blieb „mir noch übrig, welches mir lieber als Vater, Reich, Brüder „und Götter iſt: das Recht dich zu haſſen. Ach! warum muß „auch das Volk dieſes mit mir gemein haben. — — Doch „herrſche nur, Aufgeblaſener; verrathe nur deinen Uebermuth! „Gott iſt Rächer und ſeine Rache folget hinter dem Rücken „der Stolzen.“ Sie ſtellt ihm hierauf vor, was für ein ſtrenges Schickſal faſt alle Thebaniſche Regenten betroffen habe. Agave und Ino, Oedipus und ſeine Söhne, Niobe und Cadmus ſind ihre ſchrecklichen Beyſpiele. „Sieh, fährt ſie fort, dieſe „warten deiner! Herrſche wie du willſt, wenn ich dich nur endlich in eben das Elend, das von unſerm Reiche ſo unzertrennlich iſt, verwickelt ſehe. — — Lycus wird über dieſe Reden unwillig, und giebt ihr auf eine höhniſche Art zu verſtehen, daß er König ſey, und ſie gehorchen müſſe. „Lerne, ſagt er, von „deinem Gemahl, wie unterwürfig man Königen ſeyn müſſe.“ Er zielet hiemit auf die Befehle des Euryſtheus, die ſich Herkules zu vollziehen bequemte. „Doch, ſpricht er weiter, ob ich „ſchon die Gewalt in meinen Händen habe, ſo will ich mich „doch ſo weit herablaſſen, meine Sache gegen dich zu rechtfertigen. Er bemüht ſich hierauf den Tod ihres Vaters und ihrer Brüder von ſich abzuwelzen. „Sie ſind im Streite umgekommen. Die Waffen wiſſen von keiner Mäßigung; und die „Wuth des gezückten Schwerdes kennet kein Schonen. Es iſt „wahr, dein Vater ſtritt für ſein Reich, und mich trieben ſträfliche Begierden. Doch jezt kömmt es nicht auf die Urſache, „ſondern auf den Ausgang des Krieges an. Laß uns daher „an das geſchehene nicht länger denken. Wenn der Sieger die „Waffen ablegt, ſo geziemet es ſich, daß auch der Beſiegete den „Haß ablege. Ich verlange nicht, daß du mich mit gebogenem „Knie verehren ſollſt. Es gefällt mir vielmehr, daß du deinen „Unfall mit ſtarken Muthe zu tragen weißt. Und da du die „Gemahlin eines Königs zu ſeyn verdieneſt, ſo ſey es denn an „meiner Seite.“ *Megara* geräth über dieſen Antrag auſſer ſich. „Ich deine Gemahlin? Nun empfinde ich es erſt, daß ich eine „Gefangene bin — — Nein, Alcides, keine Gewalt ſoll meine „Treue überwinden; als die Deinige will ich ſterben.

Lycus. Wie? ein Gemahl, der in der Tiefe der Hölle vergraben iſt, macht dich ſo kühn?

Megara. Er ſtieg in die Hölle herab, um den Himmel zu erſteigen.

Lycus. Die ganze unendliche Laſt der Erde liegt nun auf ihm.

Megara. Kann eine Laſt für den zu ſchwer ſeyn, der den Himmel getragen hat?

Lycus. Aber du wirſt gezwungen werden.

Megara. Wer gezwungen werden kann, weis nicht zu ſterben.

Lycus. Kann ich dir ein königlicher Geſchenk anbieten, als meine Hand?

Megara. Ja; deinen oder meinen Tod.

Lycus. Nun wohl; du ſollſt ſterben.

Megara. So werde ich denn meinem Gemahl entgegen gehen.

Lycus. So ziehſt du meinem Throne einen Knecht vor?

Megara. Wie viel Könige hat dieſer Knecht dem Tode geliefert!

Lycus. Warum [illegible]nt er denn aber einem Könige?

Megara. Was wäre Tapferkeit ohne harte Dienſte?

Lycus. Wilden Thieren und Ungeheuern vorgeworfen werden, nennſt du Tapferkeit?

Megara. Das eben muß die Tapferkeit überwinden, wofür ſich alle entſetzen.

Dieſe kurzen Gegenreden, welche gewiß nicht ohne ihre Schönheiten ſind, werden noch einige Zeilen fortgeſetzt, bis Lycus zuletzt auch die Abkunft des Herkules antaſtet, und den alten Amphitryo alſo nöthiget, das Wort zu ergreifen. „Mir „ſpricht er, kömmt es zu, ihm ſeinen wahren Vater nicht ſtrei„tig machen zu laſſen.“ Er führt hierauf ſeine erſtaunlichen Thaten an, durch die er den Frieden in der ganzen Welt hergeſtellet, und die Götter ſelbſt vertheidiget habe. „Zeigen dieſe „nicht deutlich genug, daß Jupiter ſein Vater ſey, oder muß „man vielmehr dem Haſſe der Juno glauben? Was läſterſt du „den Jupiter, erwiedert Lycus? Das ſterbliche Geſchlecht iſt „keiner Verbindung mit dem Himmel fähig. — — Er ſucht hierauf alles hervor, was die göttliche Herkunft des Herkules verdächtig machen könne. Er nennt ihn einen Knecht, einen Elenden, der ein unſtätes und flüchtiges Leben führe, und alle Augenblicke der Wuth der wilden Thiere Preis gegeben werde. Doch Amphitryo ſetzt dieſen Beſchuldigungen das Exempel des Apollo entgegen, der ein Hirte geweſen ſey, der auf einer herumirrenden Inſel ſogar gebohren worden, und mit dem erſten Drachen gekämpft habe. Er fügt hierzu noch das Beyſpiel des Bacchus, und zeigt auch an dieſem, wie theuer das Vorrecht, als ein Gott gebohren werden, zu ſtehen komme.

Lycus. Wer elend iſt, iſt ein Menſch.

Amph. Wer tapfer iſt, iſt nicht elend.

Lycus will ihm auch dieſen Ruhm zu Schanden machen, und erwähnt mit einer ſehr ſpöttiſchen Art ſeines Abentheuers mit der Omphale, bey welcher Herkules die Rolle eines Helden in die Rolle eines Weichlings verwandelte. Doch auch hier beruft ſich Amphitryo auf den Bacchus, welcher ſich nicht geſchämt habe, das Haar zierlich fliegen zu laſſen, den leichten Thyrſus mit ſpielender Hand zu ſchwenken, und im ſanften Gange den güldnen Schweif des herabfallenden Kleides hinter ſich her zu ziehen. Nach vielen und ſchweren Thaten, fügt er hinzu, iſt es der Tapferkeit ganz wohl erlaubt, ſich zu erholen. — —

Lycus. Dieſes beweiſet das Haus des **Thespius**, und die nach Art des Viehes durch ihn befruchtete Heerde von Mädchen. Dieſes hatte ihm keine Juno, kein Euryſtheus befohlen; es waren ſeine eigne Thaten.

Auf dieſe höhniſche Anmerkung erwiedert Amphitryo, daß Herkules auch noch andre Thaten ungeheiſſen verrichtet habe. Er gedenkt des Eryx, des Antäus, des Buſiris, des Geryon. „Und auch du, Lycus, wirſt noch unter die Zahl dieſer Ermordeten kommen, die doch durch keine Schändung ſein Ehebette „zu beflecken geſucht.

Lycus. Was dem Jupiter erlaubt iſt, iſt auch dem Könige vergönnt. Jupiter bekam von dir eine Gemahlin; von dir ſoll auch der König eine bekommen ꝛc. — — Hier treibt Lycus ſeine Ruchloſigkeit auf das höchſte. Er wirft dem guten Alten ſeine gefällige Nachſicht gegen den Jupiter vor, und will, daß ſich Megara nur ein Exempel an der Alcmene nehmen ſolle. Er droht ſogar Gewalt zu brauchen, und ſagt, was ich keinem tragiſchen Dichter jetziger Zeit zu ſagen rathen wollte: vel ex coacta nobilem partum feram. Hierüber geräth Megara in eine Art von Wuth, und erklärt ſich, daß ſie in dieſem Falle die Zahl der Danaiden voll machen wolle. Sie zielet hier auf die Hypermneſtra, welches die einzige von den funfzig Schweſtern war, die in der blutigen Hochzeitnacht ihres Mannes ſchonte. Auf dieſe Erklärung ändert Lycus die Sprache. „Wenn du „denn alſo unſre Verbindung hartnäckig ausſchlägſt, ſo erfahre „es, was ein König vermag. Umfaſſe nur den Altar; kein „Gott ſoll dich mir entreiſſen; und wenn auch Alcides ſelbſt „triumphirend aus der Tiefe zurückkehrte. — — Er befiehlt hierauf, daß man den Altar und den Tempel mit Holz umlegen ſolle. Er will das ganze Geſchlecht des Herkules in ſeinem Schutzorte, aus welchem er es nicht mit Gewalt reiſſen durfte, verbrennen. Amphitryo bittet von ihm weiter nichts als die Gnade, daß er zuerſt ſterben dürfe. „Sterben? ſpricht Lycus. „Wer alle zum Sterben verdammt, iſt kein Tyrann. Die „Strafen müſſen verſchieden ſeyn. Es ſterbe der Glückliche; „der Elende lebe. Mit dieſen Worten geht Lycus ab, um dem Neptunus noch vorher ein Opfer zu bringen. Amphitryo weis weiter nichts zu thun, als die Götter wider dieſen Wütrich anzurufen. „Doch was flehe ich umſonſt die Götter an. „Höre mich, Sohn, wo du auch biſt! — Welch plötzliches Erſchüttern? Der Tempel wankt; der Boden brüllet! Welcher „Donner ſchallt aus der Tiefe hervor — — Wir ſind erhört! „— — Ich höre, ich höre ſie, des Herkules nahende Tritte.

Hier läßt der Dichter den Chorus einfallen. Der Geſang deſſelben iſt eine Apoſtrophe an das Glück, welches ſeine Wohlthaten ſo ungleich austheile und den Euryſtheus in leichter Ruhe herrſchen laſſe, während der Zeit, da Herkules mit Ungeheuern kämpfen müſſe. Hierauf wird die Anrede an dieſen Held ſelbſt gerichtet. Er wird ermuntert, ſiegend aus der Hölle hervor zu gehen, und nichts geringers zu thun, als die Banden des Schickſals zu zerreiſſen. Das Exempel des Orpheus, welcher durch die Gewalt ſeiner Saiten, Eurydicen von den unerbittlichen Richtern, obſchon unter einer allzuſtrengen Bedingung, erhalten, wird ziemlich weitläuftig berührt, und endlich wird geſchloſſen, daß ein Sieg, der über das Reich der Schatten durch Geſänge erhalten worden, auch wohl durch Gewalt zu erhalten ſey.

Dritter Aufzug.

Die erwünſchte Erſcheinung des Herkules erfolgt nunmehr. Er eröfnet den dritten Aufzug, welcher von dem zweyten durch nichts als durch den vorigen Chor unterſchieden wird. Megara und Amphitryo ſind nicht von der Bühne gekommen.

Herkules redet die Sonne an, und bittet ſie um Verzeihung, daß er den Cerberus ans Licht gebracht habe. Er wendet ſich hierauf an den Jupiter, an den Neptun und an alle andere Götter, die von oben auf das Irrdiſche herabſehen. Dem Jupiter giebt er den Rath, wenn er dieſes Ungeheuer nicht ſehen wolle, ſich unterdeſſen den Bliz vor die Augen zu halten: viſus fulmine oppoſito tege; dem Neptun, auf den Grund des Meeres herabzufahren, und den übrigen, das Geſicht wegzuwenden. „Der „Anblick dieſes Scheuſals, fährt er fort, iſt nur für zwey; für „den, der es hervorgezogen, und für die, die es hervorzuziehen „befohlen.“ Dieſer, der Juno nehmlich, ſpricht er hierauf förmlich Hohn. Er rühmt ſich das Chaos der ewigen Nacht, und was noch ärger als Nacht ſey, und der Finſterniß ſchreckliche Götter, und das Schickſal überwunden zu haben. Er fordert ſie, wo möglich, zu noch härtern Befehlen auf, und wundert ſich, daß ſie ſeine Hände ſo lange müſſig laſſe. — — Doch in dem Augenblicke wird er die Anſtalten gewahr, die Lycus in dem vorigen Aufzuge machen laſſen. Er ſieht den Tempel mit bewafneter Mannſchaft umſezt, und da er noch darüber erſtaunt, wird er von dem Amphitryo angeredet.

Dieſer zweifelt noch vor Freuden, ob es auch der wahre Herkules, oder nur der Schatten deſſelben ſey. Doch endlich erkennt er ihn. Herkules fragt ſogleich, was dieſe traurige Tracht ſeines Vaters und ſeiner Gemahlin, und der ſchmuzige Aufzug ſeiner Kinder bedeute. „Welch Unglück drückt das Haus? Amphitryo antwortet auf dieſe Frage in wenig Worten, daß Creon ermordet ſey, daß Lycus herrſche, und daß dieſer Tyrann Kinder, Vater und Gemahlin hinrichten wolle.

Herkules. Undankbare Erde! So iſt niemand dem Herkuliſchen Hauſe zu Hülfe gekommen? So konnte die von mir vertheidigte Welt ſolch Unrecht mit anſehen? Doch was verliere ich die Zeit mit Klagen? Es ſterbe der Feind!

Hier fällt ihm Theſeus, den er aus der Hölle mit zurück gebracht, und der mit ihm zugleich auf der Bühne erſchienen, ins Wort. „Dieſen Fleck ſollte deine Tapferkeit tragen? Ly„cus ſollte ein würdiger Feind Alcidens ſeyn? Nein; ich muß „ſein verhaßtes Blut vergieſſen.

Doch Herkules hält den Theſeus zurück, entreißt ſich den Umarmungen ſeines Vaters und ſeiner Gemahlin, und eilet zur Rache. „Es bringe Lycus dem Pluto die Nachricht, daß ich „angekommen ſey — — So ſagt er und geht ab. Theſeus wendet ſich hierauf gegen den Amphitryo, und ermuntert ihn, ſein Geſicht aufzuheitern, und die herabfallenden Thränen zurück zu halten. „Wenn ich, ſagt er, den Herkules kenne, ſo wird „er gewiß an dem Lycus des ermordeten Creons wegen Rache „üben. Er wird? Nein er übt ſie ſchon. Doch auch dieſes „iſt für ihn zu langſam: er hat ſie bereits geübt. — — Hierauf wünſcht der alte Amphitryo, daß es Gott alſo gefallen möge, und wendet auf einmal die Aufmerkſamkeit der Zuhörer auf eine andere Seite. Er verlangt nehmlich von dem Gefehrten ſeines unüberwindlichen Sohnes nähere Umſtände von dem unterirrdiſchen Reiche und dem gebändigten Cerberus zu wiſſen. Theſeus weigert ſich Anfangs; endlich aber, nachdem er die vornehmſten Gottheiten um Erlaubniß gebethen, fängt er eine lange und prächtige Beſchreibung an, welche an einem jeden andern Orte Bewunderung verdienen würde. Das letzte Stück derſelben beſonders, welches den Kampf des Herkules mit dem hölliſchen Ungeheuer ſchildert, iſt von einer auſſerordentlichen Stärke. Die ganze deutſche Sprache, — — wenigſtens ſo wie ich derſelben mächtig bin, — — iſt zu ſchwach und zu arm, die meiſterhaften Züge des Römers mit eben der kühnen und glücklichen Kürze auszudrücken. Das ſtarrende Waſſer des Styx, der darüber hangende fürchterliche Fels, der alte ſcheusliche Fuhrmann ſchrecken in den traurigſten Farben — — Charon war eben an dem dißeitigen Ufer mit dem leeren Nachen angelangt; als ſich Herkules durch die Schaar wartender Schatten drengte, und zuerſt hinüber geſetzt zu werden begehrte. „Wohin Verwegener? ſchrie der gräßliche Charon. Hemme die „eilenden Schritte! Doch nichts konnte den Alcides aufhalten; er bändigte den alten Schiffer mit dem ihm entriſſenen Ruder, und ſtieg ein. Der Nachen, der Völkern nicht zu enge, ſank unter der Laſt des einzigen tiefer herab, und ſchöpfte überladen mit ſchwankendem Rande letheiſche Fluth — — Endlich näherten ſie ſich den Wohnungen des geitzigen Pluto, die der Stygiſche Hund bewacht. Die Geſtalt dieſes dreyköpfigten Wächters iſt die gräßlichſte, und der Geſtalt gleicht ſeine Wuth. Fähig auch den leiſen Schritt wandelnder Schatten zu hören, horcht er mit geſpitzten Ohren auf das Geräuſche nahender Füſſe. Er blieb ungewiß in ſeiner Höle ſitzen, als der Sohn des Donnergottes vor ihm ſtand; und beyde furchten ſich. Doch jezt erhebt er ein brüllendes Bellen, die Schlangen umziſchen das dreyfache Haupt, die ſtillen Wohnungen ertönen und auch die ſeeligen Schatten entſetzen ſich. Herkules löſet unerſchrocken den cleonäiſchen Raub von der linken Schulter, und ſchützt ſich hinter dem noch ſchreckenden Rachen des Löwen. Er ſchwingt mit ſiegender Hand die Keule, und Schlag auf Schlag trift das endlich ermüdende Ungeheuer. Es läßt ein Haupt nach dem andern ſinken, und räumet ſeinem Ueberwinder den Eingang. Die unterirrdiſchen Gottheiten entſetzen ſich, und laſſen den Cerberus abfolgen, und auch mich, ſpricht Theſeus, ſchenkte Pluto dem bittenden Alciden. Dieſer ſträuchelt des Ungeheuers gebändigte Nacken und feſſelt ſie mit diamantenen Ketten. Es vergaß, daß es der Wächter der Höllen ſey, ließ furchtſam die Ohren ſinken, und folgte dem Bändiger demüthig nach. Doch als es an den Ausgang des Tänarus kam, und der Glatz des ihm unbekannten Lichts die Augen traf, ſträubte es ſich, faßte neue Kräfte, ſchüttelte wüthend die tönenden Ketten, und faſt hätte es den Sieger zurück geſchleppt. Doch hier nahm Herkules die Fäuſte des Theſeus zu Hülfe, und ſo riſſen beyde den vergebens raſenden Cerberus auf die Welt heraus. Noch einen Zug ſetzt der Dichter zu dieſem Bilde, der gewiß wenige ſeines gleichen hat. Er ſagt nehmlich, der Höllenhund habe die Köpfe in den Schatten des Herkules verborgen, um das Tageslicht ſo wenig als möglich in die verſchloßenen Augen zu laſſen:

— — — Sub Herculea caput
Abſcondit umbra.

Die nahende Schaar des über die Zurückkunft des Herkules frohlockenden Volkes macht der Beſchreibung ein Ende. Mit viel mattern Beſchreibungen und ziemlich kalten Sittenſprüchen iſt der Chorus angefüllt. Sie betreffen das unterirrdiſche Reich und die traurige Nothwendigkeit, daß alle und jede einmal dahin abſteigen müſſen. „Niemand, heißt es, kömmt dahin zu „ſpät, von wannen er, wenn er einmal dahin gekommen iſt, „nicht wieder zurück kann. — Schone doch, o Tod, der Menſchen, die dir ohne dem zueilen. — — Die erſte Stunde, die

„uns das Leben ſchenkte, hat es auch wieder genommen ꝛc. Und andere dergleichen Blümchen mehr.

Vierter Aufzug.

Es iſt geſchehen. Herkules hat den Lycus mit allen ſeinen Anhängern ermordet, und macht ſich nunmehr gefaßt, den Göttern ein Opfer zu bringen. Er ruft ſie insgeſamt dazu an, und nur die Kinder der Juno ſchließt er davon aus. Er will ganze Heerden ſchlachten, und ganze Erndten von Weyhrauch anzünden. Amphitryo der noch das Blut an den Händen ſeines Sohnes kleben ſieht, erinnert ihn, ſie vorher zu reinigen; doch Herkules antwortet: „ich wünſchte, ſelbſt das Blut des verhaßten „Hauptes den Göttern opfern zu können. Kein angenehmeres „Naß würde je den Altar benetzt haben; denn dem Jupiter „kann kein fetteres Opfer geſchlachtet werden, als ein ungerechter „König. — — Hierauf will er ſelbſt das Opfergebeth anfangen, ein Gebeth, das, wie er ſagt, des Jupiters und ſeiner würdig ſey. Er fängt auch wirklich an, und bittet nichts geringeres, als daß der Himmel und die Erde auf ihrer Stelle bleiben, und die ewigen Geſtirne ihren Lauf ungeſtört fortſetzen mögen; daß ein anhaltender Friede die Völker nähre, daß kein Sturm das Meer beunruhige, daß kein erzürnter Blitz aus der Hand des Jupiters ſchieſſe, daß kein ausgetretener Fluß die Felder überſchwemme, und daß nirgends ein wilder Tyrann regiere ꝛc. Schon dieſes Gebet iſt unſinnig genug, um der Anfang zu einer förmlichen Raſerey zu ſeyn. Dieſe äuſſert ſich nunmehr auch auf einmal. „Doch wie? Welche Finſterniſſe „umhüllen den Mittag? Warum ſchießt Phöbus ſo trübe Blicke, „ohne von einer Wolke verdunkelt zu ſeyn? Wer treibet den „Tag zu ſeiner Demmerung zurück? Welche unbekannte Nacht „breitet ihr ſchwarzes Gefieder aus? Woher dieſe zu frühen „Sterne, die den Pol erfüllen? Seht, dort durchglänzet das „erſte der von mir gebändigten Ungeheuer, der Löwe, ein weites „Gefielde! Er glüet vor Zorn, und drohet tödliche Biſſe. „Er ſpeiet aus dem offenen Rachen Feuer, und ſchüttelt die „röthliche Mähne. Jezt wird er ein Geſtirn herab reiſſen; jezt „wird er des harten Herbſtes und des froſtigen Winters breite „Zeichen überſpringen, den Stier im Felde des Frühlings an-

„fallen, und ſeinen Nacken zermalmen. — — Amphitryo erſtaunet über dieſen plötzlichen Wahnwitz, doch Herkules fährt fort. Er kömmt auf ſeine Thaten, und will ſich mit Gewalt den Eingang in den Himmel eröfnen. Er drohet, wenn Jupiter geſchehen laſſe, daß ihm Juno noch länger zuwider ſey, den Saturn zu befreyen, die Rieſen zu neuen Kriegen aufzufriſchen und ſie ſelbſt anzuführen. Dieſe Kriege glaubt er bereits mit allen ihren ſchrecklichen Verwüſtungen zu ſehen, bis er endlich ſeine eigne Kinder, die mit der Megara bey dem Opfer gegenwärtig ſeyn ſollten, gewahr wird, und ſie für die Kinder des Lycus anſieht. Dieſer Wahn bringt ſeine Wuth aufs höchſte. Er ſpannt ſeinen Bogen und durchſchießt das eine, und das andere, welches ſeine Knie mit den kleinen Händen umfaßt, und mit erbärmlicher Stimme bittet, ergreift er mit gewaltiger Fauſt, ſchwenkt es in der Luft herum, und zerſchmettert es gegen den Boden. Indem er das dritte verfolgt, welches ſeine Zuflucht zu ſeiner Mutter nimt, ſieht er dieſe für die Juno an. Erſt richtet er das Kind hin, und alsdann ſeine Gemahlin. — — Alles dieſes, wird man ſagen, müſſe einen ſehr gräßlichen und blutigen Anblick machen. Allein der Dichter hat, durch Hülfe der römiſchen Bühne, deren Bauart von den unſrigen ganz unterſchieden war, ein vortrefliches Spiel hier angebracht. Indem nehmlich Herkules ſeine Kinder und ſeine Gemahlin verfolgt, und von Zeit zu Zeit den Zuſchauern aus dem Geſichte kömmt, ſo gehen alle die Ermordungen hinter der Scene vor, wo ſie nur von den übrigen Perſonen auf der Bühne können geſehen werden. Von dem Amphitryo vornehmlich, welcher alles was er ſieht in eben dem Augenblicke ſagt, und die Zuſchauer alſo eben ſo lebhaft davon unterrichtet, als ob ſie es ſelbſt geſehen hätten. Zum Exempel, wenn Herkules dem dritten Kinde nachgeht, ſo ſchreyt Megara: „Wohin, Unſinniger? Du vergießeſt „dein eigen Blut. Mit dieſen Worten eilt ſie beyden nach, daß ſie alſo bereits hinter der Scene iſt, wenn Amphitryo folgende Erzehlung macht: „das zitternde Kind ſtirbt vor dem feurigen Blicke des Vaters, noch ehe es verwundet worden. Die „Furcht hat ihm das Leben genommen. Und nun, nun ſchwenkt „er die tödliche Keule auf ſeine Gemahlin. Sie iſt zermalmt,

„und nirgends ſieht man den Kopf des zerſtümmelten Körpers. — — Amphitryo geräth hierüber auſſer ſich, er verwünſcht ſein Alter, das ihn zu dieſem Unglücke geſpart; er will nicht länger leben, ſondern eilt den Pfeilen und der Keule des unſinnigen Mörders entgegen. Doch Theſeus hält ihn zurück, und beſchwört ihn, dem Herkules das letzte und größte Verbrechen zu erſparen. Dieſer kömmt unterdeſſen allmälig wieder zu ſich, und Amphitryo erſtaunt ihn in einen tiefen Schlaf fallen zu ſehen. Er zweifelt zwar Anfangs, ob es nicht ein tödtlicher Schlaf ſey, und ob ihn nicht eben die Wuth, welche die Seinigen umgebracht, hingeraft habe; doch das ſtarke Athemhohlen überzeugt ihn von dem Gegentheile. Er findet es alſo für gut, ihn ruhen zu laſſen; nur läßt er vorher von den Dienern die Pfeile wegnehmen, damit er ſie nicht in einer neuen Raſerey brauchen könne.

Der nunmehr einhertretende Chor, wie man leicht errathen kann, beklaget die dem Herkules zugeſtoſſene Unſinnigkeit. Er flehet die Götter an, ihn davon zu befreyen, und wendet ſich beſonders an den Schlaf, den er zur Unzeit allzu poetiſch apoſtrophirt. „Beſänftige die raſenden Aufwallungen ſeines Gemüths; „und gieb dem Helden Frömmigkeit und Tugend wieder. Wo „nicht, ſo laß ihn fortraſen, und in ſteter Unſinnigkeit dahin „leben. In ihr allein beruhet jetzt ſeine Unſchuld. Reinen Händen kommen diejenigen am nächſten, die ihr Verbrechen nicht „kennen. — — Er beſchreibt nunmehr, wie verzweifelnd ſich Herkules anſtellen werde, wenn er wieder zu ſich ſelbſt kommen, und ſein Unglück erfahren ſollte. Und zuletzt beweinet er noch den zufrühzeitigen Tod der Kinder.

Fünfter Aufzug.

Herkules erwacht, und Amphitryo und Theſeus ſtehen ſchweigend von ferne. „Wo bin ich? In welchem Lande? Unter welchem Himmelsſtriche? ꝛc. Welche Luft ſchöpfe ich? Ich „bin doch wenigſtens aus der Hölle wieder zurück? Aber, welche „blutige Leichname ſehe ich hier geſtreckt? Welche hölliſchen „Schattenbilder ſchweben mir noch vor den Augen? Ich ſchäme „mich, es zu ſagen: ich zittere. Ich weis nicht, welcher ſchreckliche Unfall mir ahndet. Wo iſt mein Vater? Wo meine „Gemahlin, die auf die kleine Heerde ihrer muthigen Kinder

„ſo ſtolz iſt? Warum vermiſſe ich an meiner Linken die Beute
„des überwundenen Löwens? — — Wo ſind meine Pfeile?
„Wo der Bogen? Ich lebe, und man hat mir meine Waffen
„abnehmen können? Wer hat dieſen Raub davon getragen?
„Wer hat auch den ſchlafenden Herkules nicht geſcheuet? Ich
„muß ihn doch ſehen, meinen Sieger; ich muß ihn doch ſehen.
„Stelle dich, Sieger, den zu zeugen, der Vater den Himmel
„nochmals verlaſſen, und dem zu gefallen die Nacht länger, als
„mir, ſtille geſtanden — — Was ſehe ich? Meine Kinder
„ermordet? Meine Gemahlin todt? Welcher zweyte Lycus hat
„ſich des Reichs bemächtiget? Herkules iſt wieder gekommen,
„und doch erkühnt man ſich zu Theben ſolcher Verbrechen? Herbey
„Boeotier, Phryger ꝛc. Zeiget mir den Urheber dieſer gräßlichen
„Morde! — — So breche denn mein Zorn auf meine
„Feinde los! Alle ſind meine Feinde, die mir meinen Feind
„nicht zeigen. — — Du verbirgeſt dich, Alcidens Sieger? Erſcheine
„ꝛc. Laß uns ohne Anſtand kämpfen. Hier ſtehe ich
„frey und bloß; auf! greife mich mit meinen eigenen Waffen
„an. — — Doch warum entziehet ſich Theſeus, warum entziehet
„ſich der Vater meinen Blicken? Warum verbergen ſie
„ihr Antlitz? Hemmet dies Winſeln! Saget, wer hat meine
„Söhne ermordet? Vater, warum ſchweigſt du? Rede, Theſeus;
„aber rede ſo, wie ichs vom Theſeus gewohnt bin. Schweigt
„ihr noch? Noch wendet ihr voll Scham euer Geſichte weg?
„Noch fallen verſtohlne Thränen herab? — — Weſſen hat
„man ſich bey ſolchem Unglücke zu ſchämen? Iſt es Euryſtheus;
„iſt es das feindliche Heer des ermordeten Lycus, von dem
„dieſe Niederlage kömmt? Ich bitte dich, Vater, bey allen
„meinen ruhmvollen Thaten bitte ich dich, ſage, wer iſt der
„Mörder meines Geſchlechts? Als weſſen Beute habe ich untergelegen?

Amph. Laß uns dies Unglück mit Stillſchweigen übergehen.

Herkules. Und ich ſollte ungerochen ſeyn?

Amph. Schon oft iſt die Rache ſchädlich geweſen.

Herkules. Wer war je träge genug dergleichen Unglück zu erdulden?

Amph. Der, welcher noch gröſſer Unglück zu fürchten hatte.

Herkules. Kann wohl ein gröſſeres Unglück zu fürchten ſeyn, als dieſes?

Amph. Was du davon weiſst, ach! was für ein kleiner Theil iſt es.

Herkules. Erbarme dich, Vater. Flehend ſtrecke ich meine Hände gegen dich aus.“ — — Indem Herkules dieſes thut, wird er gewahr, daß ſeine eigenen Hände voller Blut ſind. Er wird gewahr, daß es ſeine eigenen Pfeile ſind, an welchen das Blut der Kinder klebt. In der Gewißheit, daß niemand, als er ſelbſt, ſeinen Bogen habe ſpannen können, iſt er genöthiget ſich ſelbſt für den Mörder zu erkennen. „Wie? Vater, Freund, „ſo bin ich es ſelbſt der dieſes Verbrechen begangen hat? Ach! „ſie ſchweigen; ich bin es.“ Amphitryo will ihn tröſten, und ſchiebt alle Schuld auf die Juno. Doch umſonſt; er geräth in eine ſo wüthende Verzweiflung, daß es ſcheint, die Raſerey habe ihn nicht ſowohl verlaſſen, als nur ihre Richtung verändert und ſich gegen ihn ſelbſt gewendet. Er bittet ſeinen wahren Vater, den Jupiter, daß er ihn vergeſſen, und zornig von dem geſtirnten Pole auf ihn donnern möge. Er will an des Prometheus Statt an den leeren Caucaſus gefeſſelt, oder zwiſchen den Symplegaden zerſchmettert ſeyn. Er will Wälder zuſammen häufen, und ſich, befleckt von ſträflichen Blute, in den brennenden Holzſtoß ſtürzen. Er will den Herkules der Hölle wieder zurück geben. Dieſe ſoll ihn, wo möglich, an einem Orte, welcher noch jenſeits dem Erebus liege, verbergen; an einem Orte, der ihm und dem Cerberus unbekannt ſey. — — Er beklagt, daß ſein Geſicht zu verhärtet ſey, und keine Thränen kenne, welche um den Tod ſeiner Kinder nicht reichlich genug fließen könnten. Er will ſein Schwerd, ſeine Pfeile, ſeinen Bogen zerbrechen; er will ſeine Keule, er will ſeine Hände, die ſie geführt haben, verbrennen. — — Hier wagt es Theſeus, ihm zuzureden.

Theſ. Wer hat dem Irrthume jemals den Namen des Verbrechens gegeben?

Herk. Oft iſt ein zu groſſer Irrthum anſtatt des Verbrechens geweſen.

Theſ. Hier iſt Herkules nöthig. Ertrage dieſe Laſt von Uebeln!

Herkules. Noch habe ich in der Raſerey nicht alle Scham verloren, daß ich meinen abſcheuligen Anblick nicht vor allen Völkern verbergen ſollte, die ihn ohnedem fliehen müßten. Meine Waffen, Theſeus, meine Waffen, die man mir ſo ſchimpflich genommen hat, verlange ich wieder. Raſe ich nicht mehr; ſo gieb mir ſie zurück. Raſe ich aber noch, ſo entferne dich, Vater. Ich will ſchon einen Weg zum Tode finden.

Amphitryo fängt nunmehr an, den Herkules auf das zärtlichſte zu bitten. Er beſchwört ihn bey allen den Verbindungen, die zwiſchen ihnen beyden obwalteten; es ſey nun, daß er ihn als ſeinen Vater, oder als ſeinen Pfleger betrachte. Er ſtellt ihm vor, daß er die einzige Stütze ſeines Hauſes ſey; daß er ihn noch nie genoſſen habe, ſondern immer in der äuſſerſten Furcht ſeinetwegen habe leben müſſen.

Herkules. Und warum ſollte ich noch länger leben? Habe ich nicht alles verlohren? Sinnen, Waffen, Ruhm, Gemahlin, Kinder, meine Raſerey ſelbſt, habe ich verloren. Es iſt kein Rath für meine befleckte Seele. Mit dem Tode muß ich mein Verbrechen büſſen.

Theſeus. Du wirſt deinen Vater ums Leben bringen.

Herk. Damit ich es nicht etwa thue, eben deswegen will ich ſterben.

Theſ. In Gegenwart des Vaters?

Herk. Solchen Gräul anzuſehen, habe ich ihn ſchon gelehrt.

Amph. Siehe doch vielmehr auf deine andern rühmlichen Thaten zurück, und verzeihe dir ſelbſt dieſe einzige Schuld.

Herk. Der ſollte ſich etwas verzeihen, der niemanden verziehen hat? Was ich löbliches gethan habe, that ich auf Befehl. Dieſes einzige that ich von mir ſelbſt — —

Kurz, er dringt mit aller Gewalt darauf, daß man ihm ſeine Waffen wieder zurück geben ſolle. Umſonſt verbindet Theſeus ſeine Bitten mit den Bitten des Vaters, und erinnert ihn, daß es dem Herkules unanſtändig ſey, irgend einem Unglücke unterzuliegen. Er aber antwortet: „Ich habe meine Verbrechen „nicht freywillig, ſondern gezwungen gethan. Jenes würde man „glauben, wenn ich leben bliebe; dieſes kann nur mein Tod „bekräftigen. — — Der Dichter hat dieſes in wenig Worten auszudrücken gewußt: Si vivo, feci ſcelera; ſi morior, tuli. — Herkules fährt alſo fort, ſich als ein Ungeheuer anzuſehen, von welchem er die Welt reinigen müſſe. Er drohet, wenn ihm die Waffen nicht wieder gegeben würden, die Wälder des Pindus und die dem Bacchus geheiligten Hayne auszurotten, und ſich mit ihnen zu verbrennen; oder auch die Häuſer mit ihren Einwohnern, die Tempel mit ihren Göttern auf ſich zu reiſſen, und ſich unter dem Schutte der ganzen Stadt zu begraben. Sollte aber auch dieſe Laſt ihm zu leicht ſeyn, ſollten ſieben Thore noch nicht ſchwer genug auf ihm liegen: ſo ſoll die halbe Welt auf ſein Haupt ſtürzen, und ihn in dem Mittelpuncte der Erde erdrücken. — — Dieſe Hartnäckigkeit des Herkules bringt endlich den alten Amphitryo gleichfalls zur Verzweiflung, und die Stellungen werden nunmehr ungemein rührend. Es iſt nur zu bedauren, daß der Text hier eine ſehr merkliche Verwirrung der Perſonen gelitten hat. Bald wird der einen etwas in den Mund gelegt, was wahrſcheinlicher Weiſe die andre ſagen ſoll; bald hat man aus zwey Reden eine, und bald aus einer zwey Reden gemacht. Was man noch zuverläßiges daraus erkennen kann, iſt dieſes, daß Amphitryo ſelbſt ſich einen von den Pfeilen an die Bruſt ſezt, und ſich zu durchſtechen drohet, wenn Herkules ſeinen Schluß nicht ändern wolle. „Entweder, ſpricht „er, du lebſt, oder du wirſt auch an mir zum Mörder. Schon „ſchwebt meine durch Unglück und Alter geſchwächte Seele auf „den äuſſerſten Lippen. Wer überlegt es ſo lange, ob er ſeinem Vater das Leben ſchenken wolle? Jezt drüke ich, des „Verzögerns ſatt, das tödliche Eiſen durch die Bruſt. Hier, „hier wird des vernünftigen Herkules Verbrechen liegen." Und hiermit gelingt es dem Amphitryo den Herkules ſo zu erweichen, daß er ſich zu leben, und dieſen Sieg über ſich ſelbſt zu ſeinen übrigen Siegen hinzu zu thun, entſchließt. Er iſt nun weiter auf nichts bedacht, als Theben zu verlaſſen. „Doch wohin ſoll „ich fliehen? Wo werde ich mich verbergen? Welcher Tanais, „welcher Nil, welcher gewaltige Tigris, welcher wilde Rhein „wird meine Rechte abwaſchen können? Und wenn auch der „ganze Ocean über meine Hände dahin ſtrömte, ſo würden doch „noch die gräßlichen Morde daran kleben. — — Er erſucht hierauf den Theſeus ihn in dieſer Noth nicht zu verlaſſen, einen Ort, wo er verborgen ſeyn könnte, für ihn auszuſuchen, oder, wo möglich, ihn in das unterirrdiſche Reich wieder zurück zu bringen. „Da, da will ich mich verborgen halten. Doch „auch da bin ich bekannt. — — Theſeus ſchlägt ihm ſein eigen Land, Athen, zum Zufluchtsorte vor, und zwar deswegen, weil es das Land ſey, wo Mars ſelbſt wegen Ermordung ſeines Sohnes, losgeſprochen worden. „Dieſes Land, welches die Unſchuld der Götter richtet; dieſes Land, Alcides, rufet dich.

Und ſo ſchließt der raſende Herkules. Ohne Zweifel erwartet man nun eine kurze

Beurtheilung deſſelben.

Ueberhaupt werde ich mich hoffentlich auf die Empfindung der Leſer zum Vortheile meines Dichters berufen können. Starke Schilderungen von Leidenſchaften können unſre Leidenſchaften unmöglich ganz ruhig laſſen. Und dieſe wollen wir vornehmlich in den Trauerſpielen erregt wiſſen. Hat man den Zorn der Juno, die Drohungen des Lycus, den edlen Stolz der Megara, den kühnen Uebermuth des Herkules, das Unglück einer blinden Raſerey, die Verzweiflung eines Reuenden, die Bitten eines Vaters gefühlt, ſo kann der Dichter gewiß ſeyn, daß man ihm ſeine Fehler willig vergeben wird. Und was ſind es denn endlich auch für Fehler? Er iſt mit den poetiſchen Farben allzuverſchwenderiſch geweſen; er iſt oft in ſeiner Zeichnung zu kühn; er treibt die Gröſſe hier und da bis zur Schwulſt; und die Natur ſcheinet bey ihm allzuviel von der Kunſt zu haben. Lauter Fehler, in die ein ſchlechtes Genie niemals fallen wird! Und wie klein werden ſie, wenn man ſie nach dem Stoffe des Trauerſpiels beurtheilet, welcher, wie man geſehen hat, gänzlich aus der Fabel entlehnt iſt. Die Thaten des Herkules ſind für uns unſinnige Erdichtungen, und bey den Heiden waren ſie Glaubensartikel. Sie überfiel ein heiliger Schauer, wenn ſie hörten, daß er Gebirge zerriſſen, daß er die Hölle geſtürmt, daß er den Himmel getragen: und wir wollen uns kaum des Lachens dabey enthalten können. Allein, iſt es billig einen Dichter anders, als nach den Umſtänden ſeiner Zeit zu beurtheilen? Iſt es billig, daß wir das, was ſeine Zeitverwandten in dem Munde des Herkules für ſchreckliche Drohungen hielten, für unſinnige Großſprechereyen halten, und ſie als ſolche, mit ſamt dem Dichter, auspfeifen wollen? Ich will auf dieſen Umſtand nicht weiter dringen, weil man ſchon zu oft darauf gedrungen hat. Daß unſer Verfaſſer ſonſt die Regeln der Bühne gekannt, und ſich ihnen mit vieler Klugheit zu unterwerfen gewußt habe, iſt nicht zu leugnen. Er hat die Einheit der Zeit genau beobachtet. Die Handlung fängt kurz vor Tage an, und endet ſich noch vor einbrechendem Abend. Daß dem alſo ſey, beweiſet die Stelle der Juno im erſten Aufzuge. V. 124.

clarescit dies
Ortuque Titan lucidus croceo subit.

und die Stelle im vierten Aufzuge: V. 939.

Sed quid hoc? medium diem
Cinxere tenebræ.

Wenn es alſo da noch Mittag iſt, ſo bleibt für den Schlaf des Herkules Zeit genug übrig, daß er noch vor Abend aufwachen kann. Auch die Einheit des Orts wird man nicht unterbrochen finden. Die Scene iſt bey dem Altare, welcher dem Jupiter vor dem Pallaſte des Herkules aufgebauet war. Zu dieſem nehmen Amphitryo und Megara nebſt ihren Kindern mit Anbruch des Tages ihre Zuflucht. An dieſem wollte ſie Lycus verbrennen laſſen, weil er ſie nicht mit Gewalt davon wegreiſſen durfte. Bey dieſem findet ſie Herkules, als er plötzlich erſcheinet. Auf dieſem will er den Göttern ein Dankopfer anzünden ꝛc. Endlich iſt auch die Einheit der Handlung ohne Tadel. Die Ermordung des Lycus iſt eine bloſſe Epiſode, welche mit vieler Kunſt in das Ganze eingewebt worden. Sie iſt nicht die Haupthandlung, ſondern bloß die Gelegenheit zu derſelben. — — Dieſer Umſtand führt mich auf eine

Vergleichung mit des Euripides raſendem Herkules.

Der Ἡρακλης μαινομενος iſt das achtzehnte unter den übrig gebliebenen Trauerſpielen des Griechen. Daß ſich der Römer daſſelbe zum Muſter vorgeſtellet habe, iſt nicht zu leugnen. Allein er hat nicht als ein Sklave, ſondern als ein Kopf, welcher ſelbſt denkt, nachgeahmt, und verſchiedne Fehler, welche in dem Vorbilde ſind, glücklich verbeſſert. Ich kann mich hier in keinen weitläuftigen Auszug des griechiſchen Stücks einlaſſen, ſo viel aber muß ich anmerken, daß Euripides die Handlung offenbar verdoppelt hat. Bey ihm eröfnet Amphitryo das Stück, welcher die Zuhörer von den nöthigſten hiſtoriſchen Umſtänden unterrichtet. Megara kömmt dazu, und beyde beklagen ihr Unglück. Lycus eröfnet ihnen ihr Todesurtheil, mit den bitterſten Verſpottungen des Herkules. Megara und Amphitryo ergeben ſich in ihr Schickſal, und bitten nur noch um eine kurze Friſt, unter dem Vorwande, den Kindern ihre Todtenkleider anzulegen. Als dieſes geſchehen, und ſie vor dem Altar auf die Hinrichtung warten, erſcheinet Herkules, welcher unerkannt in die Stadt gekommen war. Er erfährt das Unglück, welches ſeinem Hauſe drohe, und ermordet den Lycus. Was erwartet man nunmehr noch weiter? Nichts, ohne Zweifel. Doch ehe man ſichs verſieht erſcheinen mitten in dem dritten Aufzuge Iris und eine Furie. Die Furie ſoll dem Herkules auf Befehl der Juno den Verſtand verrücken; die Furie weigert ſich, doch endlich muß ſie wider ihren Willen gehorchen. Hierauf werden im vierten Aufzuge die Wirkungen der Raſerey des Herkules nur erzehlt, und in dem fünften kömmt Theſeus dazu, welcher ſeinen Freund, der ſich aus Verzweiflung durchaus das Leben nehmen will, wieder zurechte bringt. — — Nun ſehe man, wie geſchickt der römiſche Dichter durch eine kleine Veränderung ein zuſammenhangendes Stück daraus gemacht hat, in welchem die Neubegierde keinen ſolchen gefährlichen Ruhepunkt findet, ſondern bis ans Ende in einem Feuer erhalten wird. Er fängt nehmlich mit dem grauſamen Entſchluſſe der Juno an, und bereitet dadurch alles vor, was er in der Folge den Zuſchauern zeigen will. Es iſt wahr, daß er den Ausgang dadurch ein wenig zu ſehr verräth; doch verräth ihn Euripides in dem dritten Aufzuge nicht gleichfalls? — — Einen andern Kunſtgrif des lateiniſchen Dichters habe ich bereits angemerkt; die Art nehmlich, wie er die Grauſamkeiten des Herkules zugleich zeigt, und auch nicht zeigt. Euripides läßt ſie bloß erzehlen, und unterrichtet den Zuſchauer nicht einmal ſo lebhaft davon, als er ihn von dem Tode des Lycus unterrichtet, deſſen Geſchrey, da er auſſer der Bühne ermordet wird, man doch wenigſtens vernimt. Wie viel beſſer läßt der Römer bloß den Tod des Lycus erzehlen, und ſpart ſeine Theaterſpiele auf den Tod derjenigen, für die er uns vornehmlich einnehmen will. — Dieſes aber, was ich jezt geſagt habe, muß man nicht ſo auslegen, als ob ich dem Euripides auch in andern Stücken eben ſo wenig, als in dieſen mechaniſchen Einrichtungen, den Vorzug zugeſtehen wollte. Er hat eigenthümliche Schönheiten, welche Seneca, oder wer ſonſt ſein Nachahmer iſt, nur ſelten gekannt zu haben ſcheinet. Der Affect drückt ſich bey ihm allezeit in der Sprache der Natur aus; er übertreibt nichts, und weis nicht was es heißt, den Mangel der Empfindung mit Wiz erſetzen. Aber glücklich ſind die, welche ihn noch ſo erſetzen können! Sie entgehen doch wenigſtens der Gefahr, platt, eckel und wäßrigt zu werden.

Unbilliges Urtheil des Pater Brumoy.

Ich glaube, es wird hier noch meine Pflicht ſeyn, einige unbillige Urtheile des Pater Brumoy zu widerlegen. Man kennet das Verdienſt dieſes Jeſuiten um die Bühne der Griechen. Er hat überall, wo es möglich geweſen, ſeinen Auszügen aus den griechiſchen Trauerſpielen, Auszüge aus den ähnlichen römiſchen Tragödien beygefügt. Man kann alſo leicht glauben, daß er auch unſern raſenden Herkules, bey Gelegenheit des Euripidiſchen, nicht werde vergeſſen haben. Ich habe nichts darwider, daß er dieſen weit vorzieht; allein daß er jenen durch nichtswürdige Einfälle lächerlich zu machen ſucht, wo er es nicht iſt, dieſes kann ich unmöglich ſo hingehen laſſen. Ich muß einige Proben anführen, um zu zeigen, wie lächerlich der Jeſuit ſelbſt iſt. Man wird ſich der Stelle erinnern, die ich oben auf der 237 Seite, aus dem dritten Aufzuge angeführt habe:

— — — — si novi Herculem,
Lycus Creonti debitas pœnas dabit.
Lentum est, dabit; dat: hoc quoque est lentum; dedit.

Theſeus will dem Amphitryo damit Troſt zuſprechen. Ich habe ſchon ſo viel Zutrauen zu meinem Geſchmacke, daß ich mich nicht zu geſtehen ſchäme, dieſe Zeilen allezeit für ſehr ſchön gehalten zu haben. Mußte ich alſo nicht erſtaunt ſeyn, als ich folgendes Urtheil des Brumoy las. „Das ich ſterbe, ich bin

„tod, ich bin begraben, des Geitzigen bey dem Moliere (Aufz. „1. Auft. 7.) iſt ohne Zweifel aus dieſer Quelle entſprungen. „Allein dieſes ſagt ein Narr, welchen der Dichter in einer lächerlichen Unſinnigkeit ſeinem Charakter gemäß ſprechen läßt; „und Theſeus hätte ſich, wo nicht als ein König, doch wenigſtens als ein vernünftiger Mann ausdrücken ſollen. — — Wenn es auch wahr wäre, daß Moliere bey Gelegenheit dieſer Stelle auf ſeinen Einfall gerathen ſey, ſo würde dieſes doch nichts mehr beweiſen, als ſo viel, daß kein ernſthafter Gedanke, keine Wendung ſo ſchön ſey, die ſich nicht ziemlich luſtig parodiren laſſe. Hieraus aber zu ſchlieſſen, daß die Parodie, und die parodirte Stelle gleich ungereimt ſeyn müßten, iſt eine ſehr kindiſche Uebereilung. Das Ungereimte in der Stelle des Moliere liegt eigentlich nicht in dem Klimax ſelbſt, ſondern darinne, daß er einen Narren von ſich etwas ſagen läßt, welches gleich dadurch, daß er es noch von ſich ſagen kann, widerlegt wird: nicht darinne, daß der Tod ſo geſchwind auf das Sterben, und das Begräbniß ſo geſchwind auf den Tod folgt; ſondern darinne, daß er einen Menſchen vorgeben läßt, dieſes alles wiederfahre ihm bey lebendigem Leibe. Was hat denn nun alſo die Rede des Theſeus, auſſer dem dreyfachen Steigen, hiermit für Gleichheit? Oder iſt ſie an und vor ſich ſelbſt abgeſchmackt? Hätte doch der Pater dieſes gezeigt; hätte er doch auch beyläufig gezeigt, wie es der Dichter ſchöner ausdrücken ſollen, daß Herkules den Lycus ganz gewiß, und ganz gewiß unverzüglich ſtrafen werde. — — Mit eben ſo wenig Grunde tadelt Brumoy diejenigen Stellen, in welchen Herkules raſet. „Herkules, ſagt er, bildet ſich ein den himmliſchen Löwen, den „er in dem Nemeäiſchen Walde überwunden, zu ſehen, wie er „eben bereit iſt, die Zeichen des Herbſtes und des Winters zu „überſpringen, um den Stier zu zerreiſſen, welcher ein Zeichen „des Frühlings iſt. Das iſt wahrhaftig eine gelehrte Raſerey! — — Wie artig der Jeſuit ſpottet. Aber warum iſt ſie denn gelehrt? Ohne Zweifel darum, weil ein Jeſuiterſchüler nicht ganz und gar ein Ignorante ſeyn muß, wenn er wiſſen will, daß Herkules einen Löwen umgebracht habe. Aber was für eine Gelehrſamkeit braucht denn Herkules, dieſes von ſich ſelbſt zu wiſſen? Oder ſteckt etwa die Gelehrſamkeit in der Kenntniß der Zeichen des Thierkreiſſes? Wenn das iſt, ſo werden ziemlich alle Bauern gelehrt ſeyn. — — Ich muß noch einen Tadel dieſes franzöſiſchen Kunſtrichters anführen, welcher entweder ſehr viel leichtſinnige Uebereilung, oder ſehr viel Bosheit verräth. In dem fünften Aufzuge, wie man geſehen hat, kömmt Herkules wieder zu ſich ſelbſt, und geräth in die äuſſerſte Verzweiflung, als er erfährt, was er in ſeiner Raſerey begangen. Man könnte ſagen, er werde aufs neue raſend: ſo ſchreckliche Dinge erbittet er über ſich ſelbſt. „Allein, ſagt Brumoy, „ſeiner Gewohnheit gemäß, mengt er auch lächerliches Zeug „darunter. Er will ſeine Keule, ſeine Pfeile, und ſelbſt die „Hände der Juno, die ſie ſo unglücklich geführt haben, ver„brennen. — — Nun ſehe man, ob es wahr iſt, daß ihn der Dichter dieſes ſagen läßt. Die Stelle iſt dieſe:

Tibi tela frangam noſtra, tibi noſtros puer
Rumpemus arcus, ac tuis ſtipes gravis
Ardebit umbris: ipſa Lernaeis frequens
Pharetra telis in tuos ibit rogos.
Dent arma poenas: vos quoque infauſtas meis
Cremabo telis, ô *novercales manus.*

Er redet die ermordeten Kinder, eines nach dem andern an, und will zu deſſen Genugthuung die Pfeile, zu deſſen den Bogen, zu deſſen Keule und Köcher zerbrechen und verbrennen. „Auch „euch, ſpricht er, auch euch, unſelige ſtiefmütterliche Hände, will „ich mit meinen Pfeilen verbrennen. — — Wer heißt denn nun hier den Jeſuiten, unter novercales manus die Hände der Juno verſtehen? Warum können es denn nicht die eignen Hände des Herkules ſeyn? Ja freylich wäre alsdann die Stelle nicht mehr lächerlich. Aufs höchſte liegt in dem Worte novercales blos eine Anſpielung auf die Juno, und er nennt ſeine Hände bloß darum ſtiefmütterlich, weil ſie nicht minder grauſam gegen ſeine Kinder geweſen waren, als die Juno gegen ihn zu ſeyn pflegte. — — Ich will mich nicht länger hierbey aufhalten.

Von neuern Trauerſpielen auf den raſenden Herkules.

Es fehlt an neuern Dichtern nicht, welche gleichfalls dieſen Stof bearbeitet haben. Bey den Franzoſen führen eine Menge

Tragödien den Titel Herkules; ich kann es aber jezt nur von zweyen mit Gewißheit ſagen, daß ſie den raſenden Herkules angeben. Die mehreſten werden ohne Zweifel den ſterbenden Herkules aufſtellen. Roland Briſſet iſt der erſte, von welchem ich einen Hercule furieux anzugeben weis. Sein Theater iſt zu Tours 1589. in 4to gedruckt, und enthält auſſer genanntem Stücke, noch folgende: Baptiste; Agamemnon; Octavie; und Thieste. Der zweyte Franzoſe iſt Nicolas L'Heritier Nouvellon, welcher 1638. ein Trauerſpiel unter der Aufſchrift: Amphitrion ou Hercule furieux, verfertigte. Ich habe jezt weder des einen noch des andern Arbeit bey der Hand, und kann alſo nicht urtheilen, wie ſie zu Werke gegangen ſind; ob ſie mehr den Euripides oder den Seneca nachgeahmt, oder ob ſie gar nur einen von beyden überſezt haben. Auf dem italiäniſchen Theater finde ich einen Ercole furioso vom Lodovico Dolce; allein von dieſem weiß ich es zuverläßig, daß es bloß eine poetiſche Ueberſezung des Seneca iſt. Dolce hat noch ſieben Trauerſpiele unſers lateiniſchen Dichters überſezt, die ich an ihrem Orte anführen will.

Da ich alſo nicht eigentlich ſagen kann, mit wie viel Glück man in den neuern Zeiten den raſenden Herkules auf die Bühne gebracht habe: ſo will ich wenigſtens meine Gedanken entdecken, wie er am beſten darauf zu bringen ſey.

Vorſchlag für einen heutigen Dichter.

So viel iſt augenſcheinlich, daß aus dem Stücke des Seneca, mit kleinen Veränderungen, eine vollkommene Oper zu machen ſey. Die Maſchinen finden ihren natürlichen Platz darinne, und wenn die bloſſe Erſcheinung der Juno für die Verzierung des Theaters zu einfach wäre, ſo könnte man die Erſcheinungen aus dem Euripides borgen. Dieſer nehmlich, wi ich ſchon angemerkt habe, führt anſtatt der Juno ſelbſt, di Iris, ihre Bothſchafterin, und eine Furie auf. Zwey Gegenſtände, an welchen Maſchinenmeiſter und Mahler ihre Kun hinlänglich zeigen könnten. Auch der Tonkünſtler würde ſi nicht beſchweren dürfen, daß man ſeine Kunſt durch eine ve haßte Monotonie der Leidenſchaften einſchränkte. Sie ſind durc gängig in dem ſtärkſten Spiele. Das Zernige, das Klagend das Stolze, das Erfreute, das Raſende, das Zärtliche, das Geſetzte, das Freundſchaftliche, wechſelt unaufhörlich ab, und oft treffen ſie ſo glücklich zuſammen, daß ſie der ſchönſten Abſtechungen unter einander fähig ſind. Auch die Erfindung des Balletmeiſters würde ſich hier nicht auf dem Trockenen befinden, auf welchen man in einem Schauſpiele, das ſo vorzüglich zum Vergnügen des Geſichts und des Gehörs beſtimmt iſt, billig auch mit ſehen muß. Doch da die Oper mehr in das muſikaliſche, als in das poetiſche Fach gehöret, ſo will ich mich nicht weiter damit einlaſſen. Ich will vielmehr meine Abſicht auf ein regelmäßiges Stück richten. Die mechaniſche Einrichtung deſſelben würde man gänzlich dem Seneca abſehen können. Nur mit der Juno, welche bey ihm ziemlich das Anſehen eines Prologen hat, müßte man eine Aenderung treffen. Unſere neuere tragiſche Bühne will die Gottheiten nicht mehr leiden. Man hat ſie in die allegoriſchen Stücke verwieſen, und das mit Recht. Was alſo zu thun? Ich wollte rathen die perſönliche Erſcheinung der Juno in einen göttlichen Traum eines Prieſters zu verwandeln. Er müßte ſelbſt kommen, und es dem Herkuliſchen Hauſe erzehlen, was er in ſeiner Entzückung geſehen, und welche ſchreckliche Drohungen er gehöret. Dieſe Drohungen aber müßten in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt ſeyn; ſie müßten etwas orakelmäßiges haben, damit ſie den Ausgang ſo wenig, als möglich verriethen, und den Amphitryo und die Megara nicht verhinderten, den Herkules bey ſeiner Zurückkunft mit aller Zärtlichkeit zu empfangen. In Anſehung der Sitten, wollte ich, daß ſich der neuere Dichter den Euripides zum Muſter vorſtellte; doch mit Beybehaltung des Senecaſchen Lycus. Dieſer iſt bey dem Griechen viel gröber und grauſamer geſchildert. Er ſagt es gerade heraus, daß er die ganze Familie des Herkules umbringen müſſe, wenn er ſicher herrſchen wolle, und thut der Megara den Vorſchlag nicht, den ihn der Römer thun läßt. Dahingegen ſind in dem Griechiſchen der Herkules weit menſchlicher, die Megara weit zärtlicher, und Theſeus weit freundſchaftlicher gebildet. Das Abentheuerliche des erſtern iſt da ungemein verſteckt, und aller ſeiner Thaten wird nur mit ganz kurzen Zügen in einer Entfernung gedacht, in welcher ihre Unglaublichkeit nicht ſo ſehr in die Augen fällt. Die prächtige Beſchreibung des Kampfes mit dem Cerberus müßte, als eine unnöthige Zierrath, wegbleiben. Der Römer hatte noch einigen Grund ſie zu wagen, ob er gleich freylich beſſer gethan hätte, wenn er hier der vorſichtigen Anſtändigkeit ſeines Muſters gefolgt wäre. Seine Stärke war im Schildern, und welcher Dichter läßt ſich nicht gerne von der Begierde, ſeine Stärke zu zeigen, dahin reiſſen? Was die Perſon des Theſeus anbelangt, ſo würde man auch bey dieſer beſſer der Einrichtung des lateiniſchen als des griechiſchen Dichters folgen. Jener bringt ihn gleich mit dem Herkules auf die Bühne; dieſer aber läßt ihn erſt in dem fünften Aufzuge darzu kommen, wo er recht vom Himmel fällt. Wenn der neure Dichter übrigens eine Vermehrung der Perſonen vorzunehmen für nöthig befände, ſo würde er, vielleicht nicht ohne Glück eines von den Kindern des Herkules, welche ſeine beyden Vorgänger nur ſtumm aufführen, mündig machen können. Er müßte den Charakter deſſelben aus Zärtlichkeit und Unſchuld zuſammen ſetzen, um unſer Mitleiden deſto ſchmerzlicher zu machen, wenn wir es von den blinden Händen ſeines geliebten Vaters ſterben ſehen. Doch würde es wohl unſre Bühne zulaſſen, in Anſehung der Ermordung ſelbſt, das Kunſtſtücke des Römers anzubringen? In ſeinem ganzen Umfange möchte ſie es wohl ſchwerlich zu laſſen, doch wollte ich auch nicht, daß man dem Zuſchauer deswegen dieſen ganzen ſchrecklichen Anblick zu entziehen ſuchte. Wenigſtens müßte den Herkules auf der Bühne die Raſerey befallen; voller Beſtürzung müßten Gemahlin und Kinder furchtſam von ihm fliehen, er ihnen nacheilen, und ſie auſſer dem Geſichte des Zuſchauers tödten. Dieſes würde das Mittel zwiſchen dem, was der römiſche und was der griechiſche Dichter geſchehen laſſen, ſeyn. Amphitryo könnte alsdann den folgenden Aufzug mit der traurigſten und lebhafteſten Beſchreibung anfangen; er könnte ſich mit dem Theſeus berathſchlagen, wie ſie ſich gegen den ſchlafenden Herkules verhalten ſollten, und während der Berathſchlagung könnte der erwachte Herkules dazu kommen, und die Rolle, die ihn der Römer ſpielen läßt, ausführen. — — Doch, wird man nunmehr fragen, iſt denn überhaupt ein Held, den eine haſſende Gottheit, in einer plötzlichen Raſerey, Grauſamkeiten begeben läßt, ein würdiges Schauſpiel? Iſt es lehrreich, oder enthält es nicht vielmehr eben ſo abſcheuliche und die Menſchen zur Verzweiflung bringende Grundſätze als der Oedip? Dieſer iſt zu den ſchrecklichſten Verbrechen beſtimmt, und kann ihnen, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht entgehen. Jener thut alles mögliche, ein tugendhafter und der Welt nützlicher Mann zu ſeyn, und wird mitten unter dieſen Beſtrebungen, durch die Eiferſucht einer obern Macht, der Elendeſte. Soll dies das Schickſal derer ſeyn, die auf dem ſauren Wege zu der Ewigkeit wandeln? Eine ſchöne Ermunterung für die, welche als neue Alciden die Laſter überwinden, und die Ungeheuer ausrotten wollen; — — Dieſen Einwurf wegzuſchaffen, muß ich nothwendig

Die Moral des raſenden Herkules

unterſuchen; ſo wohl die, welche jezt darinne liegt, als die, welche darein gelegt werden kann. Eigentlich halte ich es eben für keine Nothwendigkeit, daß aus der Fabel eines Trauerſpiels eine gute Lehre flieſſen müſſe, wenn uns nur einzelne Stellen von nützlichen Wahrheiten unterrichten. Allein ſo viel wird doch wenigſtens nothwendig ſeyn, daß man auch keine böſe Lehre daraus folgern könne. Und dieſe, — — ich mag es ſo ungern geſtehen, als ich will — — liegt allerdings in dem raſenden Herkules. Es liegt, ſage ich, eine böſe Lehre darinne, oder eine abgeſchmackte. Entweder die Lehre, daß Tugenden und Heldenthaten eine erzürnte Gottheit ſo wenig verſöhnen, daß ſie vielmehr dieſelbe noch heftiger aufbringen: oder die Lehre, daß man ſich hüten müſſe, von dem Jupiter aus verſtohlener Ehe erzeugt zu werden, wenn man allen den grauſamen Verfolgungen der Juno entgehen wolle. Bey dem Euripides zwar, deſſen Fabel gleichwohl von dem Weſentlichen der lateiniſchen Fabel um nichts unterſchieden iſt, will der Pater Brumoy eine ganz andere Moral entdeckt haben. Weil bey dem Griechen Herkules, der durch die Freundſchaft des Theſeus gerühret worden, das ganze Stück mit den Worten ſchlieſſet: „Unglücklich „iſt der, welcher Güter oder Ehre einem wahren Freunde vor„zieht; ſo ſetzt der Jeſuit hinzu: „Dieſer Gedanke iſt, wie mich „dünkt, die Moral dieſes Trauerſpiels, weil alles darinnen auf

„die Entwicklung des Theſeus abzuzielen ſcheinet. — — Doch es iſt offenbar, daß Brumoy den letzten Sittenſpruch für die Hauptlehre genommen hat. Wenn ſeine Meinung wahr wäre, ſo hätte Euripides wahrhaftig den Werth eines wahren Freundes durch keine weniger paſſende Fabel, als durch dieſe, erleutern können. Die ganzen vier erſten Aufzüge würden in dieſer Abſicht umſonſt geſchrieben ſeyn. Alles, was man alſo zur Entſchuldigung dieſer beyden alten Muſter anführen kann, iſt dieſes, daß ſie es für ganz unnöthig gehalten haben, an die Moral des Ganzen zu denken, und daß ſie ihre Tragödien nicht ſo gemacht haben, wie ſie uns eine ſogenannte critiſche Dichtkunſt zu machen lehret. Erſt eine Wahrheit ſich vorzuſtellen, und hernach eine Begebenheit dazu zu ſuchen, oder zu erdichten, war die Art ihres Verfahrens gar nicht. Sie wußten," daß bey jeder Begebenheit unzählige Wahrheiten anzubringen wären, und überlieſſen es dem Strome ihrer Gedanken, welche ſich beſonders darinne ausnehmen würde. Da ſie übrigens in gewiſſen Fällen ziemlich genau bey der hergebrachten Geſchichte zu bleiben gezwungen waren, ſo mußte es ihnen entweder gleichgültig ſeyn, ob die moraliſche Folge aus der Begebenheit ſelbſt gut oder böſe ſey, oder ſie mußten überhaupt von der Aufführung gewiſſer Begebenheiten abſtehen. Allein kann ein neuer Dichter eben dieſe Entſchuldigung haben? Und iſt ſeine Freyheit eben ſo eingeſchränkt? Gewiß nicht; er kann ändern was er will, und es liegt nur an ihm, wenn das Ganze bey ihm nicht eben ſo lehrreich iſt, als die beſondern Theile. — — Nun kömmt es darauf an, was er in dieſer Abſicht mit dem raſenden Herkules thun müßte. Ohne Zweifel würde es auf eine feinere Bearbeitung dieſes Charakters ſelbſt ankommen. Seine Raſerey müßte eine natürliche Folge aus demſelben werden. Juno müßte ſich daran nur erfreuen, nicht aber ſie ſelbſt bewirken. Und dieſes iſt leicht: denn was iſt näher verbunden als Tapferkeit und Uebermuth, als Uebermuth und Wahnwitz. Man ſchildre alſo den Herkules als einen Helden voll Muth und Tapferkeit; man laſſe ihn die größten Thaten glücklich ausgeführt haben; man laſſe ihn noch gröſſere ſich vorſetzen. Allein ſein allzugroſſes Vertrauen auf eigene Kräfte bringe ihn zu einer ſtolzen Verachtung der Götter. Man laſſe ihn nach und nach ſich in ſeine eigne Anſchläge verwickeln; man gebe ihm einen Schmeichler zu, der durch übertriebene Lobſprüche das ohnedem geringe Gefühl ſeiner Menſchheit unterdrückt. Wenn der Dichter alle dieſe Stafeln glücklich hinan zu gehen weis, ſo bin ich gewiß, der Zuſchauer wird endlich geneigt ſeyn, die völlige Raſerey des Herkules als einen ganz natürlichen Erfolg anzuſehen. Ich habe ſchon angemerkt, daß das Gebet, welches ihm der Römer in den Mund giebt, eine ſehr feine Vorbereitung iſt; und wenn man auch das Gebet wieder vorbereitet, ſo wird ſich eines aus dem andern ungezwungen ergeben. — — Welche ſchreckliche Lection würde dieſes für unſre wilden Helden; für unſre aufgeblaſenen Sieger ſeyn!

Ehe ich dieſes Trauerſpiel ganz verlaſſe, will ich vorher noch einen

Verſuch über das in Unordnung gebrachte Stück des lateiniſchen Dichters,

deſſen ich auf der 245ten Seite gedacht habe, wagen. Es gehet von der 1295ſten Zeile bis zu der 1315ten. Ich ordne die Perſonen darinne folgender Geſtalt.

1295. *Am.* Redde arma. *Her.* Vox eſt digna genitore Herculis.
Am. Hoc en peremptus ſpiculo cecidit puer:
Hoc Juno telum manibus emiſit tuis:
Hoc nunc ego utar. *Th.* Ecce, jam miſerum metu
Cor palpitat, corpusque ſollicitum ferit.
1300. *Am.* Aptata arundo eſt: ecce jam facies ſcelus
Volens, ſciensque. Pande quid fieri jubes?
Her. Nihil rogamus, noſter in tuto eſt dolor.
Am. Natum potes ſervare tu ſolus mihi,
Eripere nec tu: maximum evaſi metum.
1305. Miſerum haud potes me facere, felicem potes.
Sic ſtatue quidquid ſtatuis, ut cauſam tuam
Famamque in arcto ſtare & ancipiti ſcias.
Aut vivis aut occidis. Hanc animam levem
Feſſamque ſenio, nec minus quaſſam malis
1310. In ore primo teneo. Tam tarde patri
Vitam dat aliquis? Non feram ulterius moram,

Letale ferro pectus impreſſo induam.
Hic, hic jacebit Herculis ſani ſcelus.
Her. Jam parce, genitor &c.

Herkules will kurz vor dieſer Stelle, wie man geſehen hat, durchaus ſterben. Er verlangt ſeine Waffen mit Ungeſtümm zurück. Die gemeinſten Ausgaben laſſen daher ihn ſelbſt redde arma ſagen und legen das folgende Vox eſt &c. dem Amphitryo in den Mund. Doch wenn man dieſen leztern Worten weder eine abgeſchmackte noch eine zu weit hergehohlte Erklärung geben will, ſo muß ſie kein andrer als Herkules ſagen, zu Bezeigung nehmlich ſeiner Zufriedenheit über das redde arma ſeines Vaters. Gronov hat dieſes durch Hülfe ſeiner Handſchriften ſehr wohl eingeſehen, nur daß er das redde in reddo verwandelt. Er glaubt nehmlich, daß Amphitryo hier wirklich dem Herkules ſeine Waffen wiedergebe, und dieſer Irrthum hat gemacht, daß er alles das andere unrecht, obgleich ſcharfſinnig genug erklärt hat. Ich ſchmeichle mir den rechten Punct getroffen zu haben. Da nehmlich Amphitryo ſieht, daß Herkules unbeweglich iſt, ſo ſagt er endlich voller Unwillen zu einem von den Dienern: redde arma. Daß er dieſes zu einem Diener ſagen könne, beweiſe ich aus einer vorhergehenden Stelle, in welcher er dem ſchlafenden Herkules die Pfeile wegnehmen läßt:

Removete *famuli* tela, ne repetat furens.

Wer das Theater ein wenig verſteht, wird nunmehr gleich einſehen, daß die Zweydeutigkeit des *redde arma* ein vortrefliches Spiel ausmache. Herkules glaubt, der Bediente werde ihm die Waffen wiedergeben und ſagt daher ſich und dem Amphitryo die Schmeicheley: vox eſt digna genitore Herculis. Allein der Bediente hat den Befehl entweder genauer verſtanden und giebt den Pfeil dem Amphitryo, oder indem der Bediente dem Herkules den Pfeil geben will, reißt ihm Amphitryo denſelben weg, und ſezt ihn mit den Worten an ſeine eigne Bruſt: Hoc en peremptus ſpiculo &c. „Dieſer Pfeil war es, durch „den dein Sohn fiel; dieſer war es, den Juno ſelbſt durch „deine Hände abſchoß: dieſer ſoll es ſeyn, den ich nun gegen „mich ſelbſt brauchen will. Die folgenden Worte ecce jam miſerum his ſollicitum ferit, kann weder Herkules noch Amphitryo ſagen. Sie müſſen dem Theſeus zugehören, und ich nehme ſie ſo an, daß ſie den erbärmlichen Anblick des ſich zu erſtechen drohenden Alten ſchildern, und den Herkules zur Barmherzigkeit bewegen ſollen. Doch weil dieſer ſchweigt, ſo fährt der Vater fort: aptata arundo est &c. „Der Pfeil iſt ange„ſetzt. Siehe, dieſes Verbrechen wirſt du mit Wiſſen und Wil„len begehen. Sprich; was ſoll ich thun? Ich ſchreibe dir „nichts vor, antwortet ihm Herkules. Mein Schmerz iſt ge„ſichert. Alles das übrige laſſe ich nunmehr den Amphitryo ſagen. Das Eripere nec tu iſt eine Verbeſſerung welche Gronov aus ſeiner Handſchrift vorgebracht hat, und ohne Widerrede angenommen zu werden verdient. Da Amphitryo faſt entſchloſſen iſt, ſich zu durchſtechen, wenn Herkules bey dem Verſatze zu ſterben, bleiben ſollte, da er ſich auf keine Weiſe von ihm will trennen laſſen: ſo kann man leicht einſehen, was er mit folgenden Worten ſagen will: „Den Sohn mir erhalten, das „kannſt du allein: aber mir ihn rauben, kannſt du nicht. Der „größten Furcht bin ich entledigt. Elend kannſt du mich nicht „machen; glücklich machen kannſt du mich ꝛc. D. i. da ich einmal beſchloſſen habe dir zu folgen, ſo kannſt du dich mir zwar erhalten, aber nicht rauben. Du kannſt mich glücklich machen, wenn du leben bleibſt: aber nicht elend, wenn du ſtirbſt, weil du ohne mich nicht ſterben ſollſt ‑ ‑ Die folgenden Zeilen paſſen in dem Munde des Amphitryo eben ſo wohl. Sollte aber ſeine Rede ein wenig zu lang ſcheinen, ſo könnte man ſie durchſchneiden, und die Worte Tam tarde patri vitam dat aliquis? den Theſeus ſagen laſſen. Auf dieſe nun müßte Amphitryo weiter fortfahren: non seram ulterius moram &c. bis endlich Herkules jam parce genitor, ſaget. Das jam, welches in eben dieſer Zeile nochmals wiederholt wird, zeigt gnugſam wider Gronoven, daß Amphitryo ſich nicht erſt in den gleich vorhergehenden zwey Zeilen zu erſtechen gedroht, ſondern daß er es gleich von Anfange dieſer Stelle gethan, und daß man alſo ihm und nicht dem Herkules das hoc nunc ego utar, und das aptata arundo est müſſe ſagen laſſen. Leſer von Geſchmack werden mir gewiß recht geben, wenn ſie ſich die Mühe nehmen wollen, auch in den übrigen Stücken meine Ordnung der Perſonen mit der ſeinigen zu vergleichen. Andere Kunſtrichter haben noch weniger zum Ziele getroffen. — — Ich komme zu dem zweyten Trauerſpiele.

II. Thyeſt.

Innhalt.

Atreus und Thyeſt, die Söhne des Pelops, regierten beyde zu Argos, ein Jahr um das andre. Thyeſt verliebte ſich in die Gemahlin ſeines Bruders, in die Aerope, und entwendete durch deren Hülfe den güldnen Widder, mit deſſen Beſitze das Schickſal des Reichs verknüpft war. Er flohe davon, und entging auf einige Zeit der Rache des Atreus. Doch dieſer dachte unaufhörlich auf die Vollziehung derſelben, und hielt endlich eine verſtellte Verſöhnung für das ſicherſte Mittel. Seine eignen Kinder mußten den Thyeſt bereden, daß er ſicher zurückkommen könne, weil ſein Bruder alle Feindſchaft bey Seite gelegt habe. Er kam. Atreus empfing ihn mit aller Freundlichkeit, deren die Bosheit fähig iſt, wenn ſie eine leichtgläubige Beute in ihr Netz lockt. Allein wie unmenſchlich waren die Folgen. Atreus ermordete die Kinder ſeines Bruders am Altare; und machte ſeinem Bruder ein Mahl daraus, über welches die Welt nicht aufhören wird, ſich zu entſetzen. — — Mehr braucht man hoffentlich, zur Einleitung in das Stück ſelbſt, nicht zu wiſſen.

Auszug.

Die Bühne eröffnen der Schatten des Tantalus und die Furie Megära. Tantalus war der Großvater des Atreus und des Thyeſt. Man kennet ſeine Verbrechen, und ſeine Strafe in der Hölle. Jetzt bringt ihn Megära auf die Oberwelt. Er erſtaunt und glaubt, daß man eine Veränderung der Quaalen mit ihm vornehmen wolle. Doch Megära entdeckt ihm gar bald, daß er ſeine Familie mit Wuth und Haß anſtecken und zu den grauſamſten Verbrechen geneigt machen ſolle. „In dieſen werde um den Vorzug gekämpft, und wechſelsweiſe zücke „man den Dolch. Der Zorn kenne weder Maaß noch Scham, „und blinde Raſerey reitze die Gemüther. Die Wuth der Aeltern daure fort, und anhaltende Bosheit pflanze ſich von einem Enkel auf den andern. Ohne jemandem Zeit zu gönnen,

„ſein Verbrechen zu haſſen, fehle es nie an einem neuen, und „nie ſey eines allein in einem allein. Es wachſe, indem es geſtraft wird. Den übermüthigen Brüdern entfalle der Scepter, „und ein zweifelhaftes Glück ſcheine ſich ihrer im Elende anzunehmen. Es wanke betriegriſch zwiſchen ihnen, und mache „jezt aus dem Mächtigen den Unglücklichen, und jezt aus dem „Unglücklichen den Mächtigen. Ein beſtändiger Wechſel treibe „ihr Reich umher. Abſcheulicher Laſter wegen mögen ſie vertrieben werden, und in eben ſo abſcheuliche Laſter mögen ſie „wieder fallen, wenn ſie Gott in ihr Vaterland zurück bringt. „Allen müſſen ſie ſo verhaßt ſeyn, als ſich ſelbſt. Nichts halte „ſich ihr Zorn vor unerlaubt. Der Bruder fürchte den Bruder, „den Sohn der Vater, und den Vater der Sohn. Böſe ſollen „die Kinder umkommen, und noch böſer erzeugt werden. Die „feindſelige Gattin laure auf ihren Mann. Man führe den „Krieg über das Meer; vergoßnes Blut überſchwemme die Länder, und die ſiegende Wolluſt triumphire über mächtige Führer der Völker. Unzucht ſey in dem gottloſen Hauſe das geringſte ꝛc. Alle dieſe Verwünſchungen, und noch mehrere, ſind prophetiſch und beziehen ſich weit auf das zukünftige hinaus; auf das, zum Exempel, was ſich mit der Clytämneſtra, mit dem Oreſt, mit dem Agamemnon und Menelaus und andern Verwandten des Pelopejiſchen Hauſes zutragen ſollte. Endlich kömmt Megära auf die nähern Gräuel mit mehrer Deutlichkeit, und verkündiget dem Tantalus das grauſame Mahl, vor welchem ſich die Sonne zurück ziehen werde. „An dieſem „ſollſt du deinen Hunger ſtillen. Vor deinen Augen ſoll der mit „Blut gemiſchte Wein getrunken werden. Endlich habe ich die „Speiſen gefunden, die du ſelbſt fliehen wirſt. — — Auf dieſe ſchrecklichen Worte, will der Schatten davon eilen, und alle ſeine hölliſchen Strafen ſcheinen ihm dagegen geringe. Doch die Furie zwingt ihn, mit Streit und Mordluſt vorher das Haus und die Gemüther der Könige zu erfüllen. Umſonſt wendet er ein, es ſey zwar billig, daß er Strafe leide, aber nicht, daß er andern zur Strafe diene. Umſonſt beklagt er ſich, daß er gleichſam, als ein giftiger Dampf aus der geborſtenen Erde geſchickt werde, welcher Peſt und Seuchen unter die Völker bringen müſſe. Umſonſt will er es wagen, nochmals ſchwazhaft zu ſeyn, und ſeine Enkel vor allen Verbrechen vielmehr zu warnen. Doch die Furie droht und vermehrt in dem Schatten das innere Gefühl ſeiner Quaalen ſo heftig, daß er ihr in den Pallaſt folgen muß, wo er überall Raſerey und Blutdurſt verbreitet. — — Man muß ſich einbilden, daß dieſes ſogleich geſchicht, ſobald er über die Schwelle getreten. Der Pallaſt empfindet es, daß er von einem unſeligen Geiſte berührt wird, und zittert. Die Furie ruft ihm zu, daß es genug ſey, und befiehlt ihm, in die unterirdiſchen Höhlen zu ſeinen Martern zurückzukehren, weil die Erde ihn nicht länger tragen wolle, und die ganze Natur ſich über ſeine Gegenwart entſetze. Sie beſchreibt dieſes Entſetzen in ein Dutzend ſchönen Verſen, die ſie hier hätte erſparen können, und macht dem Chore Platz. Der Inhalt ſeines Geſanges iſt eine Bitte an die Götter, alle Verbrechen von dem königlichen Hauſe abzuhalten, und nicht zuzugeben, daß auf einen böſen Großvater ein ſchlimmerer Enkel folge. Er ſagt, es ſey bereits genug geſündiget worden; und führt dieſes zu beweiſen, die Geſchichte des Myrtilus und die blutige Mahlzeit an, welche Tantalus den Göttern vorgeſetzt. Von der Strafe des letztern macht er ein ſehr künſtliches Gemählde, welches aber den Leſer kalt läßt, und beſchließt es ſo abgebrochen, daß einige Kunſtrichter zu glauben bewogen worden, es müſſe das eigentliche Ende hier fehlen.

Zweyter Aufzug.

Auch dieſer Aufzug beſteht nur aus einer einzigen Scene, zwiſchen dem Atreus und einem Vertrauten. Atreus iſt gleich Anfangs gegen ſich ſelbſt unwillig, daß er noch bis jezt, wegen den ſchimpflichen Beleidigungen ſeines Bruders, ungerochen ſey. Er tadelt ſich, daß er nicht ſchon längſt alles in Blut und Flammen geſezt. Wie gern hätte er ſich wollen unter dem einſtürzenden Pallaſte begraben laſſen, wenn er nur zugleich auch den Bruder zerſchmettert hätte. „Auf Atreus, beginne etwas,
„was keine Nachwelt billige, aber auch keine verſchweige. Auf!
„erkühne dich einer blutigen gräßlichen Schandthat; einer Schandthat,
„auf die mein Bruder neidiſch werde; die er ſelbſt begangen zu
„haben wünſchen möchte. Du kannſt ſeine Verbrechen nicht rächen,

„ohne ſie zu übertreffen. Doch durch welche Abſcheulichkeit werde „ich ihm überlegen ſeyn können? Auch in ſeinem Elende ruhet „er nicht. Das Unglück macht ihn eben ſo hartnäckig, als übermüthig ihn das Glück macht. Ich kenne ſeinen ungelehrigen „Geiſt. Biegen läßt er ſich nicht, aber brechen läßt er ſich. Ehe „er ſich alſo wieder erhohlt, ehe er neue Kräfte ſammelt, muß „ich ihn angreifen: denn bleib ich ruhig, ſo greift er mich an. „Ich komme durch ihn um, oder er muß durch mich umkommen. Das Verbrechen iſt mitten zwiſchen uns, gleich einem „Preiſe, aufgeſtellt, welcher dem gehört, der es zuerſt unternimt.

Der Vertraute. So kann dich das widrige Urtheil des Volks nicht ſchrecken?

Atreus. Das iſt eben das beſte an einem Reiche, daß das Volk die Thaten ſeines Beherrſchers eben ſowohl dulden als loben muß.

Der Vertraute. Die, welche man aus Furcht loben muß, eben die haßt man auch aus Furcht. Der aber, welcher nach dem Ruhme einer wahren Liebe ſtrebt, will ſich lieber von den Herzen, als von den Stimmen loben laſſen.

Atreus. Ein wahres Lob kann auch oft einem geringen Manne zu Theile werden; aber ein falſches nur dem Mächtigen. Die Unterthanen müſſen wohl wollen, was ſie nicht wollen.

Der Vertraute. Wenn der König, was recht iſt, will, ſo wird ſein Wille gern aller Wille ſeyn.

Atreus. Derjenige König iſt nur halb König, welcher nur das, was recht iſt, wollen darf.

Der Vertraute. Wo weder Scham, noch Liebe zum Recht, weder Frömmigkeit noch Treue und Glaube iſt, da ruhet das Reich auf ſchwachem Grunde.

Atreus. Scham, Liebe zum Recht, Frömmigkeit, Treu und Glaube ſind kleine Tugenden für Bürger. Ein König thue, was ihm nützt.

Der Vertraute. Auch einem böſen Bruder zu ſchaden, mußt du für Unrecht halten.

Atreus. Alles iſt gegen ihn billig, was gegen einen Bruder unbillig iſt. Denn welcher Verbrechen hat er ſich enthalten? Von welcher Schandthat iſt er abgeſtanden? Durch Schändung hat er mir die Gemahlin, und durch Liſt das Reich entriſſen. — — Mit dieſem letztern zielet Atreus auf die ſchon erwehnte Raubung des goldnen Widders, mit deſſen Beſitze das Reich verbunden war. Es gehen verſchiedene Zeilen auf die Beſchreibung deſſelben, bis er endlich wieder ſchließt: „Meine Gemah„lin iſt verführt; die Sicherheit des Reichs iſt untergraben; „das Haus iſt beſchimpft; das Blut iſt ungewiß worden. Und „nichts iſt gewiß, als daß mein Bruder mein Feind iſt.“ Du „zitterſt? — — fährt er zu dem Vertrauten fort. — — „Sieh „auf den Tantalus und Pelops. Dieſer ihren Beyſpielen zu „folgen, werden meine Hände aufgebothen. Sprich, wie ſoll „ich das verhaßte Haupt verderben?

Der Vertraute. Ein tödlicher Stahl vergieſſe ſein feindſeliges Blut.

Atreus. Du redeſt von dem Ende der Strafe, und ich will von der Strafe ſelbſt hören. Ein ſanftmüthiger Tyrann mag umbringen laſſen. In meinem Reiche wird der Tod als eine Gnade erlangt.

Der Vertraute. So iſt alle Frömmigkeit bey dir hin?

Atreus. Fort, Frömmigkeit! wenn du anders jemals in unſerm Hauſe geweſen biſt. Das wüthende Heer der Furien, die zwiſtliebende Erynnis, und ſie, die in beyden Händen ſchreckliche Fackeln ſchüttelt, Megära, ziehe dafür ein. Ich brenne vor Wuth, und dürſte nach unerhörten unglaublichen Verbrechen. — — Der Vertraute fragt ihn, worinne dieſe Verbrechen beſtehen ſollen, und ob er ſich des Schwerds oder des Feuers zu ſeiner Rache bedienen werde. Doch beydes iſt ihm zu geringe; Thyeſt ſelbſt ſoll das Werkzeug ſeiner Rache ſeyn. Er entdeckt hierauf ſein unmenſchliches Vorhaben, und ermuntert ſich von Zeit zu Zeit ſelbſt, den Muth darüber nicht ſinken zu laſſen, ſondern es, ſo gräßlich es auch ſey, unerſchrocken auszuführen. Auf den Einwurf, welchen ihm der Vertraute macht, daß es ſehr ſchwer halten werde, ſeinen Bruder in das Netz zu locken, antwortet er, daß er ihn ſchon durch das anzukörnen wiſſen werde, was ihm wichtig genug ſcheine, ſich der äuſſerſten Gefahr deswegen auszuſetzen. Nehmlich durch die Hofnung zu regieren. „Voll von dieſer Hofnung, wird er dem Blitze des

„drohenden Jupiters entgegen zu eilen kein Bedenken tragen. „Voll von dieſer Hofnung, wird er, was er für das gröſte Uebel „hält, ſelbſt den Bruder zu ſehen, nicht anſtehen. — — Und dieſe Hofnung will er ihm durch ſeine eignen Söhne machen laſſen, durch den Agamemnon und Menelaus nehmlich, die er mit der Aerope noch vor ihrer Untreue erzeugt hatte. Der Vertraute räth ihm, andre Mittelsperſonen darzu zu erwehlen, damit die Kinder nicht einmal das an dem Vater thun möchten, was er ſie jezt an dem Vetter zu thun lehre. Doch Atreus iſt von der Ruchloſigkeit ſeines Bluts ſchon ſo überzeugt, daß er zur Antwort giebt: „Wenn ſie auch niemand die Wege des „Betrugs und der Verbrechen lehret, ſo wird ſie doch das Reich „dieſelben lehren. Du fürchteſt, ſie möchten böſe werden? Sie „werden böſe gebohren. — — Der Vertraute macht ihm noch eine Einwendung, und giebt ihm zu überlegen, ob er ſich auch wohl auf die Verſchwiegenheit ſo junger Leute verlaſſen dürfe? „Oder, ſpricht er, willſt du ſie etwa ſelbſt hintergehen, und „ihnen deine wahre Abſicht nicht entdecken? Ja, antwortet „Atreus; ſie ſollen keinen Antheil an meinem Verbrechen haben. „Und was iſt es auch nöthig, daß ich ſie zu Mitſchuldigen machen will? — — Doch den Augenblick beſinnt er ſich, daß dieſes für ihn zu gut gedacht ſey. Er ſchilt ſich ſelbſt feig, und vermuthet, daß wenn er ſeiner Kinder hierinne ſchonen wolle, er auch ſeines Bruders ſchonen werde. Agamemnon und Menelaus ſollen es wiſſen, wozu er ſie brauche, und eben daran will er es zugleich erkennen, ob ſie auch wirklich ſeine Kinder ſind. „Wenn ſie ihn nicht verfolgen, wenn ſie ihn nicht haſſen „wollen; wenn ſie ihn Vetter nennen: ſo iſt er ihr Vater. — — Er will eben fortgehen, als er ſich gleichwohl noch plötzlich anders beſinnet. „Ein ſchüchtern Geſicht, ſagt er, pflegt „manches zu entdecken, und groſſe Anſchläge verrathen ſich wider Willen. Nein; ſie ſollen es nicht wiſſen, zu welcher „That ſie die Werkzeuge werden. Und du — — (zum Vertrauten) halte unſer Vorhaben geheim! — — Dieſer verſichert, daß er ſowohl aus Furcht, als aus Treue verſchwiegen ſeyn werde, und geht mit dem Atreus ab.

Der Chor, welcher zu dieſem Aufzuge gehöret, nimmt von der Herrſchſucht der zwey Brüder Gelegenheit, eine Menge Sittenſprüche über den falſchen Ehrgeitz anzubringen, und mehr ſpitzig als gründlich zu beſtimmen, worinne das wahre Königreich beſtehe. „Ihr wißt es nicht, die ihr nach Schlöſſern geitzet! „Nicht der Reichthum, nicht der Glanz des Tyriſchen Purpurs, „nicht das ſtrahlende Diadem macht den König. Nur der iſt „König, welcher alle Furcht abgelegt, und alles Böſe aus der „wilden Bruſt vertrieben hat. Nur der, welchen nicht der „ohnmächtige Ehrgeitz, welchen nicht die immer wankende Gunſt „des Pöbels bewegt. — — Nur der, welcher von ſeiner ſichern „Höhe alles weit unter ſich ſieht. Nur der, welcher ſeinem „Schickſale willig entgegen eilt, und ohne zu klagen ſtirbt. — — „Es erſteige, wer da will, die ſchlüpfrige Spitze des Hofes; mich „ſoll die ſüſſe Ruhe ſättigen, und verborgen will ich in ſanfter „Stille dahin leben. Allen Quiriten unbekannt, ſollen meine „Jahre ſachte vorüber flieſſen. Und wenn meine Tage ohne „Geräuſche verſchwunden ſind, will ich Lebens ſatt und ohne „Titel erblaſſen. Auf den wartet ein harter Tod, der, wenn „er ſterben muß, allen viel zu bekannt iſt, ſich ſelbſt aber „nicht kennet.

Dritter Aufzug.

Dieſen eröfnet Thyeſt mit ſeinen Söhnen, und unter dieſen führet Pliſthenes das Wort. Sie langen auf die betrügeriſche Einladung des Atreus, an. Thyeſt erfreuet ſich Anfangs, daß er endlich ſeine Vaterſtadt, und die Götter ſeiner Väter, wenn anders, ſetzt er hinzu, Götter ſind, wieder ſiehet. „Bald, ſpricht er, wird mir nun das Volk aus Argos „fröhlig entgegen kommen. Doch auch Atreus wird mit kommen. O fliehe Thyeſt. und ſuche die dunkeln Wälder wieder, „wo du unter dem Wilde ein ihm ähnliches Leben führteſt. „Laß dich nicht den falſchen Glanz des Reiches blenden. Wenn „du auf das ſieheſt, was dir angebothen wird, ſo ſiehe auch „auf den, der dir es anbietet. Unter den härteſten Beſchwerlichkeiten bin ich bisher muthig und frölich geweſen. Doch nun „falle ich in marternde Furcht zurück; der Geiſt iſt in banger „Erwartung, und möchte den Körper nur allzugern zurück bewegen. Jeder Schritt ſtockt, den ich thun will. — — Pliſthenes erſtaunt über die Unentſchloſſenheit ſeines Vaters, doch Thyeſt fährt fort: „Warum ſtehe ich noch an? Warum quäle „ich mich noch über einen ſo leichten Entſchluß? Da ich niemanden trauen darf, ſoll ich meinem Bruder, ſoll ich der Hofnung zu regieren trauen? Was fürchte ich ſchon überwundene, „von mir ſchon gebändigte Uebel? Warum fliehe ich Trübſalen, „in die ich mich bereits geſchickt? Ich will, ich will elend ſeyn. „Zurück alſo, Thyeſt, zurück, und rette dich, da es dir noch „vergönnt iſt.

Pliſthenes. Was bewegt dich, o Vater, deinen Schritt von der nun wieder erblickten väterlichen Burg zurück zu wenden? Warum willſt du dich ſelbſt ſo groſſen angebothenen Gütern entziehen? Dein Bruder hat ſeinen Zorn abgelegt, und wird aufs neue dein Bruder. Er giebt dir deinen Antheil an dem Reiche zurück, ſammelt die Glieder des zerrütteten Hauſes, und ſetzt dich wieder in den Beſitz deiner ſelbſt.

Thyeſt. Du willſt die Urſache der Furcht wiſſen, die ich ſelbſt nicht weis. Ich ſehe nichts, wovor ich mich fürchten ſollte, und fürchte mich dennoch. Ich will gern gehen, aber die Knie ſinken unter mir zuſammen, und ich werde mit Gewalt von dem Orte zurück getrieben, zu dem ich doch will. — —

Pliſth. O ſchlage alles nieder, was dein Gemüth ſo unentſchlüßig macht, und betrachte, was für Belohnungen deiner warten. Du kannſt regieren, Vater — —

Thyeſt. Unter beſtändiger Furcht des Todes.

Pliſth. Du ſollſt die höchſte Gewalt erlangen. — —

Thyeſt. Die höchſte Gewalt iſt die, nichts zu begehren.

Pliſth. Du kannſt nun deinen Kindern ein Reich laſſen.

Thyeſt. Kein Reich faſſet zwey Regenten.

Pliſth. Wer will wohl elend ſeyn, wenn er glücklich ſeyn kann?

Thyeſt. Glaube mir; das Groſſe gefällt nur durch die falſchen Namen, die wir ihm beylegen. Mit Unrecht fürchtet man ein geringes und hartes Schickſal. So lange ich auf der Spitze der Ehren ſtand, habe ich nicht einen Augenblick zu zittern aufgehört, und mich ſelbſt für mein eignes Schwerd an meinen Lenden gefürchtet. O welch ein Glück iſt es, niemanden im Wege zu ſtehen, und auf dem Boden hingeſtreckt, ſichre Speiſen zu genieſſen! Kein Verbrechen ſchleicht ſich in ſchlechte Hütten, wo man ſich an einem geringen Tiſche ſorglos ſättigen kann. Das Gift wird aus Golde getrunken; und ich weis es aus der Erfahrung, wie weit das ſchlechte Glück dem guten vorzuziehen iſt. — — Hier verirrt ſich Thyeſt in eine poetiſche Beſchreibung der ausſchweifenden Pracht und Ueppigkeit der Groſſen. Sie iſt ſchön und paßt ſehr wohl auf die damaligen Zeiten der Römer; aber auch deswegen verliert ſie in dem Munde des Thyeſt ſehr vieles von ihrer Schönheit. Endlich ſchließt er mit den Worten: „Es iſt ein Reich über alle Reiche, das Reich entbehren zu können.

Pliſth. Man muß das Reich nicht ausſchlagen, wenn es Gott giebt.

Thyeſt. Noch weniger muß man darnach trachten.

Pliſth. Dein Bruder bittet dich ja, zu regieren.

Thyeſt. Er bittet und das iſt ſchrecklich. Hier muß eine Liſt verborgen liegen.

Pliſth. Die brüderliche Liebe kann ja wohl das Herz, woraus ſie vertrieben worden, wieder einnehmen, und neue Kräfte, anſtatt der verlohrnen, ſammeln.

Thyeſt. Wie? Atreus ſollte ſeinen Bruder lieben? — — Eher wird die Nacht die Erde erleuchten; eher wird das Feuer mit dem Waſſer, der Tod mit dem Leben, der Wind mit der See Bündniß und Friede ſchlieſſen.

Pliſth. Vor welchem Betruge fürchteſt du dich denn aber?

Thyeſt. Vor allem! Und was kann ich meiner Furcht für Grenzen ſetzen, da ſeine Macht ſo groß iſt, als ſein Haß?

Pliſth. Was kann er gegen dich vermögen?

Thyeſt. Für mich fürchte ich auch nichts, ſondern ihr allein, meine Kinder, macht, daß ich den Atreus fürchte.

Pliſth. Aber du biſt ſchon gefangen, und fürchteſt dich, gefangen zu werden? Mitten in der Noth iſt es zu ſpät, ſich dafür zu hüten.

Thyeſt. So kommt denn. Nur dieſes einzige will ich, euer Vater, noch betheuern: Ich folge euch, nicht ihr mir.

Pliſth. Gott wird unſere gute Abſicht gnädig anſehen. Setze den zweifelhaften Fuß nur weiter.

Hier kommt Atreus darzu und macht durch ſeine Erſcheinung die zweyte Scene dieſes Aufzuges. In den erſten Zeilen, welche er in der Entfernung vor ſich ſagt, freut er ſich, daß er ſeinen Bruder nunmehr im Netze habe; und zwar ganz, mit allen ſeinen drey Söhnen. Der zweyte dieſer Söhne hieß Tantalus, wie wir weiter unten hören werden; der Name des dritten aber kömmt in dem Stücke nicht vor. „Kaum, ſagt Atreus, „daß ich mich mäßigen, und die ausbrechende Wuth zurücke „halten kann. So wie ein Spierhund, der an dem langen „Leitbande das Wild ausſpiert, und mit gebückter Schnautze „die Wege beſchnaubert. So lange er noch durch den ſchwachen Geruch ſich weit von dem Eber merkt, iſt er folgſam, „und durchirret ſchweigend die Spur. Doch kaum fühlt er ſich „der Beute näher, ſo ſtemmt er ſich, kämpfet mit dem unbändigen Nacken, und ruft winſelnd ſeinen ſäumenden Führer, „bis er ſich ihm entreißt. Wenn der Zorn Blut wittert, wer „kann ihn verbergen? Und doch muß ich ihn verbergen. — — In dem Munde des Dichters würde dieſes Gleichniß ſehr ſchön ſeyn, aber in dem Munde der Perſon ſelbſt, welche dieſe ſchwer zu zähmende Wuth fühlet, iſt es ohne Zweifel zu geſucht und zu unnatürlich. — — Je näher Atreus ſeinem Bruder kömmt; deſto mehr verändert er ſeine Rede. Jetzt, da er ungefehr von ihm gehört werden kann, beklagt er ihn ſchon, und erſtaunt über ſeinen armſeligen Aufzug. „Ich will mein Wort halten, „fährt er fort. Und wo iſt er denn, mein Bruder? — — Hier geht er endlich auf ihn los: „Umarme mich, ſehnlichſt gewünſchter Bruder! Aller Zorn ſey nunmehr zwiſchen uns vorbey. An dieſem Tage feyre man den Sieg des Bluts und „der Liebe. Weg mit allem Haſſe aus unſern Gemüthern.

Thyeſt. Ach, Atreus, ich könnte alles rechtfertigen, wenn du dich jezt nicht ſo erzeigteſt! Ja, Bruder, ich geſtehe es; ich geſtehe es, ich habe alles verbrochen, deſſen du mich ſchuldig gehalten. Deine heutige Liebe macht meine Sache zur ſchlimmſten Sache. Der muß ganz ſchuldig ſeyn, den ein ſo guter Bruder hat für ſchuldig halten können. Zu den Thränen muß ich nunmehr meine Zuflucht nehmen. Siehe mich hier zu deinen Füſſen! Laß dieſe Hände, die noch keines Knie umfaßt haben, die deinigen umfaſſen. Laß uns allen Zorn bey Seite legen; laß uns allen Unwillen aus den Gemüthern verbannen. Empfange dieſe Unſchuldigen als die Unterpfänder meiner Treue.

Atreus. Verlaß dieſe erniedrigende Stellung, und umarme mich, mein Bruder. Und auch ihr, ihr Stützen unſers Alters, edeln Jünglinge laßt euch an meine Bruſt drücken. Lege das ſchmutzige Kleid ab; verſchone meine Augen mit einem ſolchen Anblicke: laß dir einen Schmuck reichen, der dem meinen gleich iſt; und tritt freudig in den Beſitz deines Antheils an dem brüderlichen Reiche. Ich will mich des gröſſern Lobes erfreuen, meinen Bruder unverletzt der väterlichen Würde wieder hergeſtellt zu haben. Ein Reich beſitzen, iſt Zufall; ein Reich ſchenken, iſt Tugend.

Thyeſt. Möchten dir doch, Bruder, dieſe deine Wohlthaten die Götter würdig vergelten. Meine Armſeligkeit ſchlägt es aus, die königliche Binde anzunehmen, und die unglückliche Hand ſcheuet ſich vor dem Scepter. Erlaube mir, daß ich mitten unter dem Volke verborgen leben darf.

Atreus. Unſer Reich leidet zwey Regenten.

Thyeſt. Was du haſt, ſoll mir ſo gut ſeyn, als ob ich es ſelbſt hätte.

Atreus. Wer wollte die freywillig zuflieſſenden Güter des Glücks verſchmähen?

Thyeſt. Der, welcher es erfahren hat, wie ſchnell ſie wieder dahin ſind.

Atreus. So willſt du deinen Bruder die unſchätzbarſte Ehre nicht erlangen laſſen?

Thyeſt. Deine Ehre hat bereits die erhabenſte Staffel erreicht, und nun iſt es nur noch um meine zu thun. Ja, ich habe es feſt beſchloſſen, das Reich auszuſchlagen.

Atreus. Wenn du deinen Antheil nicht wieder nimmſt, ſo will ich meinen verlaſſen.

Thyeſt. Wohl ich nehme ihn. Ich will den Namen der mir aufgelegten Herrſchaft führen; dir aber allein ſollen Geſetze und Waffen mit mir dienen.

Atreus. So laß dir denn um die ehrwürdige Stirne das Diadem binden. Ich will gehen, und den Göttern die verſprochenen Opfer bringen.

Hiermit gehen beyde Theile ab, und der zu dieſem Aufzuge gehörende Chor erhebt die brüderliche Liebe des Atreus, dem man kaum einen Funken derſelben hätte zutrauen ſollen. Er vergleicht dieſe nach langen Verfolgungen wieder hergeſtellte Freundſchaft, einer angenehmen Meerſtille, welche auf einen ſchrecklichen Sturm folgt. Er macht dabey Schilderungen über Schilderungen, welche keinen andern Fehler haben, als daß ſie die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers zerſtreuen. Vielleicht zwar, daß ſie dieſen Fehler nicht geäuſſert haben, wenn die Alten anders die Kunſt, etwas ſo zierlich herzuſingen, daß man kein Wort davon errathen kann, eben ſo gut verſtanden haben, als wir Neuern ſie verſtehen. — — Der Schluß dieſes Chors ſind abermals einige moraliſche Anwendungen über das veränderliche Glück, beſonders der Groſſen. „O ihr, welchen der Herrſcher „über Erd und Meer, das groſſe Recht des Lebens und des „Todes anvertrauet hat, entſaget den ſtolzen aufgeblaſenen Gebehrden. Was der Geringere von euch fürchtet, eben das „drohet euch ein gröſſrer Herr. Jedes Reich ſtehet unter einem noch mächtigern Reiche. Oft ſahe einen, den der anbrechende Tag im Glanze fand, der untergehende im Staube. „Niemand traue dem ihn anlachenden Glücke; niemand verzweifle, wenn es ihm den Rücken zukehret. Clotho miſcht gutes und böſes, und treibt unaufhörlich das Rad des Schickſals um ꝛc.

Vierter Aufzug.

In dem Zwiſchenraum dieſes und des vorhergehenden Aufzuges, muß man ſich vorſtellen, daß Atreus ſeine Grauſamkeiten begangen habe. Sie waren zu ſchrecklich, als daß ſie der Dichter, der ſich der Regel des Horaz ohne Zweifel erinnerte:

Nec pueros coram populo Medea trucidet:
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus.

dem Zuſchauer hätte zeigen ſollen. Er läßt ſie alſo blos erzehlen; und giebt ſich, dieſe Erzehlung mit dem Ganzen auf eine kunſtmäßige Art zu verbinden, ſo wenig Mühe, daß er weiter nichts thut, als einen Mann, den er Nuncius nennt, herauskommen und dem Chore von dem, was er geſehen hat, Nachricht geben läßt. Der Chor wird alſo hier zu einer ſpielenden

Perſon, welches in den alten Trauerſpielen nichts ungewöhnliches iſt. Gemeiniglich führte alsdann der Coryphäus das Wort, der entweder mit dem ganzen Chore, oder nur mit einem Theile deſſelben zurück blieb, nachdem es die Umſtände erforderten. Wir werden unten ſehen, warum man annehmen müße, daß er hier nur mit einem Theile zurück geblieben ſey. Seine Reden ſind ſehr kurz, und geben blos dem Erzehler Gelegenheit, ſo umſtändlich, als es nöthig iſt, zu ſeyn. Dieſer nun tritt voller Schrecken und Entſetzen hervor, und wünſcht von einem Wirbelwinde durch die Lüfte geriſſen und in eine finſtre Wolke gehüllet zu werden, damit er dem Anblicke eines ſo gräßlichen Verbrechens entkommen möge. „O Haus, deſſen ſich ſelbſt Pelops „und Tantalus ſchämen müſſen.

Der Chor. Was bringſt du neues?

Der Erzehler. Wo bin ich? Iſt dieſes das Land, in welchem Argos, Corinth und das durch die frommen Brüder berühmte Sparta liegt? Oder bin ich an dem Iſter unter den wilden Alanen? Oder bin ich unter dem ewigen Schnee des rauen Hircaniens? Oder unter den ſchweifenden Scythen? Was iſt es für eine Gegend, die zur Mitſchuldigen ſo abſcheulicher Verbrechen gemacht wird?

Der Chor. Welcher Verbrechen? Entdecke doch — —

Der Erzehler. Noch ſtaunet meine ganze Seele, noch iſt der vor Furcht ſtarrende Körper ſeiner Glieder nicht mächtig. Noch ſchwebt das Bild der gräßlichen That vor meinen Augen ꝛc.

Der Chor. Du marterſt uns durch die Ungewißheit noch mehr. Sage, wovor du dich entſetzeſt, und nenne den Urheber. Einer von den Brüdern muß es ſeyn, aber welcher? Rede doch — — Nunmehr wäre es ohne Zweifel billig, daß der Erzehler ſogleich zur Sache käme, und dieſe geſchwind in wenig kurzen und affectvollen Worten entdeckte, ehe er ſich mit Beſchreibung kleiner Umſtände, die vielleicht ganz und gar unnöthig ſind, beſchäftige. Allein was glaubt man wohl, daß er vorher thut? Er beſchreibet in mehr als vierzig Zeilen vor allen Dingen den heiligen Hayn, hinter der mitternächtlichen Seite des Pelopeiſchen Pallaſts, in welchem Atreus die blutigen Opfer geſchlacht hatte, ohne dieſer mit einer Sylbe zu gedenken.

Er ſagt uns, aus was für Bäumen dieſer Wald beſtehe, zu welchen Handlungen ihn die Nachkommen des Tantalus geweihet; mit was für gelobten Geſchenken und Denkmählern er ausgeziert und behangen ſey. Er meldet, daß es darinne umgehe, und mahlt faſt jede Art von Erſcheinungen, die den Tag ſowohl als die Nacht darinne ſchrecklich machten. — — Ich begreiſe nicht, was der Dichter hierbey muß gedacht haben; noch vielweniger begreiſe ich, wie ſich die Zuſchauer eine ſolche Verzögerung können gefallen laſſen. Eine kleine Vorbereitung, wenn etwas ſehr wichtiges zu erzehlen iſt, wird gar wohl erlaubt; ſie reizt die Zuhörer, ihre Aufmerkſamkeit auf das, was folgen ſoll, gefaßt zu halten. Allein ſie muß dieſe Aufmerkſamkeit nicht vorweg ermüden; ſie muß das, was in einer Zeile eine ſehr gute Wirkung thun würde, nicht in vierzig ausdehnen. — — Doch damit ich auch meinen Tadel nicht zu weit ausdehne, ſo will ich das Gemählde des Hayns an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen, und mit dem Dichter wieder weiter gehen. „Als nun, läßt er den Erzehler fortfahren, der raſende Atreus „in Begleitung der Kinder ſeines Bruders in den Hayn ge„kommen war, wurden die Altäre ſogleich geſchmückt. Aber „nun, wo werde ich Worte finden? — Die Hände werden den „edlen Jünglingen auf den Rücken gebunden, und um ihre „Stirne wird die traurige Opferbinde geſchlagen. Da fehlt „kein Weihrauch, kein geheiligter Wein; das Opfer wird mit „Salzmehl beſtreuet, ehe es das Schlachtmeſſer berühren darf. „Alle Ordnung wird beybehalten, damit ja eine ſolche Laſter„that nicht anders als auf die beſte Weiſe geſchehe.“

Der Chor. Und weſſen Hand führte das Eiſen?

Der Erzehler. Er ſelbſt iſt Prieſter; er ſelbſt hält das blutige Gebeth, und läßt aus ſchrecklichem Munde das Sterbelied tönen. Er ſelbſt ſtehet am Altare, befühlt die dem Tode Geweihten, legt ſie zurechte, und ergreift den Stahl. Er ſelbſt giebt Acht, und kein einziger Opfergebrauch wird übergangen. Der Hayn erzittert; der ganze Pallaſt ſchwankt auf dem durchſchütterten Boden, und drohet bald hier bald dahin zu ſtürzen. Oben zur Linken ſchießt ein Stern durch den Himmel, und ein ſchwarzer Schweif bemerkt ſeine Bahn. Der in das Feuer geſprizte Wein wird Blut; dreymal entfällt dem Haupte das Diadem; die Bildſäulen weinen, und ein jeder wird von dieſen Vorbedeutungen gerührt. Nur Atreus allein bleibt unbeweglich und ſich ſelbſt gleich, und hört nicht auf die drohenden Götter zu ſchrecken. Länger will er nicht verweilen, er ſpringt wieder zu dem Altare, und ſchielet mit grimmigen Blicken um ſich. So irret ein hungriges Tiegerthier in den Gangetiſchen Wäldern zwiſchen zwey jungen Stieren. Es iſt auf den einen Raub ſo begierig, wie auf den andern, und nur ungewiß, welchen es zuerſt zerreiſſen ſolle. Jezt bleckt es den Rachen auf dieſen; jezt bleckt es ihn auf jenen zurück, und hält ſeinen Hunger in Zweifel. Nicht anders betrachtet der ruchloſe Atreus die Schlachtopfer ſeines verfluchten Zornes, und ſteht bey ſich an, welches er zuerſt, und welches er hernach abthun wolle. Es wäre gleichviel, aber doch ſteht er bey ſich an, und freuet ſich, über ſeine verruchte That zu künſteln.

Der Chor. Aber gegen wen braucht er endlich den Stahl zuerſt?

Der Erzehler. Das erſte Opfer — — damit man, ohne Zweifel, die kindliche Ehrfurcht nicht vermiſſen möge — — wird dem Großvater geweihet. Tantalus iſt dieſes erſte Opfer.

Der Chor. Mit welchem Muthe, mit welchem Geſichte duldete der Jüngling den Tod?

Der Erzehler. Unbeſorgt für ſich ſelbſt ſtand er da, und verſchwendete keine Bitte vergebens. Aber der Wütrich ſtieß und drückte ſo lange nach, bis ſich der Stahl in der Wunde verlohr, und die Hand an die Gurgel traf. Da er das Eiſen zurückzog, ſtand der Leichnam; und als er lange gezweifelt hatte, ob er auf dieſe oder auf jene Seite fallen ſollte, fiel er endlich auf den Vetter. Voller Wuth riß dieſer hierauf den Pliſthenes zum Altare, und ſchickte ihn dem Bruder nach. Er hieb ihm den Hals ab; der Rumpf fiel vor ſich nieder, und der Kopf rollte mit einem unverſtändlichen kläglichen Murmeln auf den Boden hin.

Der Chor. Nachdem er dieſen doppelten Mord vollbracht, was that er alsdann? Schonte er des Knabens? Oder häufte er Verbrechen auf Verbrechen?

Der Erzehler. So wie ein Löwe in Armeniſchen Wäldern mit ſiegender Wuth unter den Rindern tobet, und mit blutigem Rachen, auch nach geſtilltem Hunger, ſeinen Grimm nicht ableget; ſondern noch hier einen Stier und noch da einen anfällt, bis er mit müden Zähnen endlich auch den Kälbern drohet: eben ſo wüthet Atreus und ſchwellet vor Zorn. Er hält das vom doppelten Morde blutige Eiſen, vergißt was für ein ſchwaches Kind er zu durchſtoſſen habe, und hohlt weit von dem Körper aus. (*) Der Stahl drang in der Bruſt ein, und fuhr durch den Rücken heraus. Das Kind fiel, löſchte mit ſeinem Blute das Feuer auf dem Altar, und ſtarb an der zwiefachen Wunde.

Der Chor. Abſcheuliche Laſterthat!

Der Erzehler. Ihr entſetzet euch? Wenn er hier inne gehalten hätte; ſo wäre er noch fromm.

Der Chor. Was kann noch verruchters in der Natur gefunden werden?

Der Erzehler. Ihr glaubt, es ſey das Ende ſeines Verbrechens? Es iſt nur eine Staffel deſſelben.

Der Chor. Aber was hat er weiter thun können? Er hat vielleicht die Leichname den wilden Thieren zu zerreiſſen vorgeworfen, und ihnen den Holzſtoß verſagt.

Der Erzehler. Wäre es doch nichts als das! — — — Nunmehr folgt eine ſehr gräßliche Beſchreibung, die aber ſo

---

(*) Die Worte heiſſen in dem Originale:

> Ferrumque gemina caede perfuſum tenens,
> Oblitus in quem fuerit, infeſta manu
> Exegit ultra corpus - - -

Alle Ausleger übergehen dieſe Stelle, und gleichwohl zweifle ich, ob ſie von allen gehörig iſt verſtanden werden. Das exigere corpus iſt mir ungemein verdächtig. Ich weis wohl, was bey dem **Virgil** exigere enſem per corpus heißt; allein ob ſchlechtweg exigere corpus eben dieſes heiſſen könne, daran zweifle ich, und glaube nicht, daß man bey irgend einem Schriftſteller ein ähnliches Exempel finden werde. Ich erkühne mich daher, eine kleine Veränderung zu machen, und anſtatt infeſta manu zu leſen infeſtam manum; ſo daß ultra, welches man vorher adverbialiter nehmen mußte, nunmehr zur Präpoſition wird, die zu corpus gehöret. Was aber manum exigere heiſſe, und daß es gar wohl **aushohlen** heiſſen könne, wird man leicht einſehen. Vielleicht könnte auch die Bedeutung, da exigere **verſuchen, probiren** heißt, hier zu Statten kommen.

eckel iſt, daß ich meine Leſer damit verſchonen will. Man ſieht darinne, wie Atreus die todten Körper in Stücken zerhackt; wie er einen Theil derſelben an die Spieſſe geſteckt, und den andern in Keſſel geworfen, um jene zu braten und dieſe zu kochen; wie das Feuer dieſen grauſamen Dienſt verweigert, und wie traurig der fette Rauch davon in die Höhe geſtiegen. Der Erzehler fügt endlich hinzu, daß Thyeſt in der Trunkenheit wirklich von dieſen abſcheulichen Gerichten gegeſſen; daß ihm oft die Biſſen in dem Schlunde ſtecken geblieben; daß ſich die Sonne, obgleich zu ſpät, darüber zurück gezogen; daß Thyeſt ſein Unglück zwar noch nicht kenne, daß es ihm aber ſchwerlich lange verborgen bleiben werde.

Mehr hat der Erzehler nicht zu ſagen. Er geht alſo wieder fort und die vorhin abgegangene Helfte des Chors tritt herein, ihren Geſang anzuſtimmen. Er enthält lauter Verwunderung und Entſetzen über das Zurückfliehen der Sonne. Sie wiſſen gar nicht, welcher Urſache ſie daſſelbe zuſchreiben ſollen, und vermuthen nichts geringers, als daß die Rieſen einen neuen Sturm auf den Himmel müßten gewagt haben, oder daß gar der Untergang der Welt nahe ſey. Hieraus alſo, daß ſie nicht wiſſen, daß die Sonne aus Abſcheu über die Verbrechen des Atreus zurückgeflohen, iſt es klar, daß ſie bey der vorhergehenden Unterredung nicht können gegenwärtig geweſen ſeyn. Da aber doch allerdings der Chor eine unterredende Perſon dabey iſt, ſo muß man entweder einen doppelten Chor annehmen, oder, wie ich gethan habe, ihn theilen. Es iſt erſtaunend, daß die Kunſtrichter ſolcher Schwierigkeiten durchaus nicht mit einem Worte gedenken, und alles gethan zu haben glauben, wenn ſie hier ein Wörtchen und da einen Umſtand, mit Auskrahmung aller ihrer Gelehrſamkeit, erklären — — Vielleicht könte man auch ſagen, daß der einzige Coryphäus nur mit dem Erzehler geſprochen, und daß auſſer ihm der ganze Chor abgegangen ſeye. Vielleicht könnte man ſich dieſerwegen unter andern darauf berufen, daß der Erzehler ſelbſt ihn als eine einzelne Perſon betrachtet und in der einfachen Zahl mit ihm ſpricht; als Zeile 746.

— — — Sceleris hunc finem putas?

Kurz vorher redet er ihn zwar in der vielfachen Zahl an, wenn er ihn in der 744. Zeile fragt: exhorruistis? Allein dieſes exhorruistis wäre ſehr leicht in exhorruisti zu verwandeln, welches ohnedem der Gleichförmigkeit wegen höchſt nöthig iſt. — — Von dem Chore ſelbſt will ich nicht viel ſagen, weil er faſt aus nichts, als aus poetiſchen Blümchen beſtehet, die der befürchtete Untergang der Welt, wie man leicht vermuthen kann, reichlich genug darbiethet. Unter andern geht der Dichter den ganzen Thierkreiß durch, und betauert gleichſam ein jedes Zeichen, das nunmehr herabſtürzen und in das alte Chaos zurück fallen würde. Zum Schluſſe kömmt er wieder auf einige moraliſche Sprüche. „So ſind wir denn, nach einer unzehligen „Menge von Sterblichen, die, welche man für würdig erkannt „hat, von den Trümmern der Welt zerſchmettert zu werden? „So ſind wir es, die auf die lezten Zeiten verſpart wurden? „Ach, wie hart iſt unſer Schickſal; es ſey nun, daß wir die „Sonne verlohren, oder ſie vertrieben haben! Doch, weg ihr „Klagen! weg Furcht! Der iſt auf das Leben zu begierig, der „nicht einmahl ſterben will, wenn die Welt mit ihm untergeht.

Fünfter Aufzug.

Die grauſame Mahlzeit iſt vorbey. Atreus kann ſeine ruchloſe Freude länger nicht mäßigen, ſondern kömmt heraus, ſich ſeinen abſcheuligen Frolockungen zu überlaſſen. Dieſe ſind der vornehmſte Inhalt des erſten Auftritts in dieſem Aufzuge. Aber doch iſt er noch nicht zufrieden; er will dem Thyeſt, zum Schluſſe der Mahlzeit, auch noch das Blut ſeiner Kinder zu trinken geben. Er befiehlt daher ſeinen Dienern, die Thore des Pallaſts zu eröfnen, und man ſieht in der Entfernung den Thyeſt am Tiſche liegen. Atreus hatte bey Zermetzlung der Kinder, ihre Köpfe zurücke gelegt, um ſie dem Vater, bey Eröfnung ſeines Unglücks, zu zeigen. Er freuet ſich ſchon im voraus über die Entferbung des Geſichts, mit welcher ſie Thyeſt erblicken werde. „Das, ſpricht er, muß ich mit anſehn. Ich muß es mit an„hören, welche Worte ſein Schmerz zuerſt ausſtoſſen wird. Ich „muß dabey ſeyn, wenn er ſtarr und für Entſetzen wie entſeelt „da ſtehen wird. Das iſt die Frucht meiner That! Ich mag „ihn nicht ſowohl elend ſeyn, als elend werden ſehn. — —

Er wird mit Vergnügen gewahr, daß Thyeſt ſchon faſt trunken ſey, und hoft daher, daß ihm ſeine Liſt mit dem Blute welches er unter alten Wein von einer ſtarken Farbe miſchen wolle, deſto eher gelingen werde. — — „Ein ſolches Mahl „muß mit einem ſolchen Trunke beſchloſſen werden. Er, der „lieber mein Blut getrunken hätte, ſoll das Blut der Seinen „trinken. Hört, ſchon ſtimmt er feſtliche Geſänge an, und iſt „ſeines Verſtandes kaum mehr mächtig.

Hier nun kömmt Thyeſt langſam hervor, und ſein Geſang iſt eine Ermunterung ſeiner ſelbſt, alle traurige Vorſtellungen fahren zu laſſen. „Heitere deine Blicke zur gegenwärtigen Freude „auf, und verjage den alten Thyeſt aus deinem Gemüthe! „Aber ſo ſind die Elenden! Sie trauen dem Glücke nie, wenn „es ſie gleich wieder anlacht, und freuen ſich mit Widerwillen. „Welcher ohne Urſache erregter Schmerz verbeuth mir dieſen feſtlichen Tag zu feyern, und befiehlt mir, zu weinen? Was iſt „es, das mir mein Haupt mit friſchen Blumen zu kränzen nicht „erlauben will? Es will nicht; es will nicht! — Unerwartete „Thränen rollen die Wangen herab, und mitten unter meine „Worte miſchen ſich Seufzer — — Ach, der ſein Unglück ahndende Geiſt verkündiget mit dieſen Zeichen ein nahes Leiden! „— — Doch mit was für traurigen Erwartungen quälſt du „dich, Unſinniger? Ueberlaß dich deinem Bruder voll leichtgläubiger Liebe! Es ſey nun was es ſey, ſo fürchteſt du dich entweder ohne Grund, oder zu ſpät. Gern wollt ich Unglücklicher „mich nicht fürchten, aber mein Innerſtes bebet vor Schrecken. „Schnell ſtrömet aus den Augen eine Fluth von Zehren, und „ſtrömet ohne Urſache. Iſt es Schmerz, oder iſt es Furcht? „Oder hat auch eine heftige Freude ihre Thränen?

Nunmehr redet ihn Atreus an: „Laß uns, Bruder, unſere „Freude verbinden, dieſen glücklichen Tag würdig zu begehen. „Heute wird mein Thron befeſtiget; heute wird ein Friede geſtiftet, wie er unſerer brüderlichen Treue geziemet.

Thyeſt. Die reiche Tafel hat mich genung geſättiget; ich glühe vom Weine. Aber wie unendlich könnte meine Freude vermehret werden, wenn ich mich mit den Meinigen freuen dürfte.

Atreus. Glaube, daß ſie ſo gut verwahrt ſind, als ob du ſie in deinen Armen hielteſt. Sie ſind hier, und werden hier bleiben. Von deinen Kindern ſoll dir nichts verlohren gehen. Ich will dich ihre Geſichter, die du ſo ſehnlich verlangſt, ſehen laſſen; ich will ſie dich alle genieſſen laſſen. Deine Begierde ſoll geſättiget werden; fürchte nichts. Sie liegen noch jezt, mit meinen Kindern zugleich, an dem frohen Tiſche; aber man ſoll ſie gleich herhohlen. Nimm nur unterdeſſen dieſen unſern Geſchlechtsbecher, mit Bacchus Gaben erfüllet, aus meiner Hand — Thyeſt vermuthet bey dieſen zweydeutigen Reden, noch nichts arges. Er greift mit Dankſagung nach dem Becher, ihn vor dem Angeſichte der väterlichen Götter auf eine ewige Liebe auszuleeren, und iſt eben in der Stellung, ihn an den Mund zu führen; als ſeine fürchterliche Ahndungen zunehmen. „Was iſt „das? die Hand will nicht gehorchen? die Schwere des Bechers wächſt und ziehet die Rechte mit nieder? Ich bringe „ihn dem Munde näher, und vergieſſe zitternd den Wein, ohne „die betrogenen Lippen zu netzen. Sieh! ſelbſt der Tiſch ſpringt „von dem erſchütterten Boden in die Höh! Kaum leuchtet das „Feuer! Die ſchwere öde Luft erſtarret ſchrecklich zwiſchen Tag „und Nacht! Das krachende Gewölbe des Himmels drohet zu „ſtürzen! Schwarze Schatten verdicken die Finſterniß, und die „Nacht verbirgt ſich in Nacht! Alles Geſtirne flieht! Es „drohe, was uns auch drohe; nur daß es meinen Bruder, „nur daß es meine Kinder verſchone! Auf mein unwürdiges „Haupt allein breche das Wetter los. Ach, jezt, jezt gieb mir „meine Kinder wieder.

Atreus. Ich will ſie dir geben, und kein Tag ſoll ſie dir jemahls wieder rauben. — — Hier muß man ſich vorſtellen, daß Atreus einen Wink giebt, und die zurück gelegten Häupter und Hände der Kinder herbey bringen läßt, unterdeſſen daß Thyeſt in dem vorigen Tone fortfährt: „Welch ein Aufruhr „durchwühlet mein Eingeweide? Was zittert in meinem Innern? Ich fühle eine ungeduldige Laſt, und aus meiner „Bruſt ſteigen Seufzer auf, die nicht meine ſind. Kommt doch, „meine Söhne! Euer unglücklicher Vater ruft euch. Kommt „doch! Euer Anblick wird dieſen Schmerz verjagen. Hörte ich ſie „nicht? Wo ſprachen ſie? — — Nunmehr ſind ihre traurigen

Ueberbleibſel hier, und Atreus ſiehet ſich an ſeinem erwünſchten Augenblicke.

Atreus. Halte deine väterlichen Umarmungen bereit! Hier ſind ſie! (indem er ſie ihm zeigt.) Erkennſt du deine Söhne?

Thyeſt. Ich erkenne den Bruder! Erde! und ſo eine Schandthat konnteſt du auf dir dulden? — — Dieſes iſt der Anfang von den gräßlichſten Verwünſchungen ſeines Bruders und ſeiner ſelbſt. Das ich erkenne den Bruder iſt ohne Zweifel ein Meiſterzug, der alles auf einmal denken läßt, was Thyeſt hier kann empfunden haben. Er ſcheinet zwar etwas von einer ſpitzigen Gegenrede an ſich zu haben, aber gleichwohl muß ſeine Würkung in dem Munde des Schauſpielers vortreflich geweſen ſeyn, wenn er das dazu gehörige ſtarrende Erſtaunen mit gnug Bitterkeit und Abſcheu hat ausdrucken können. — — Es fehlt ſo viel, daß Atreus von den Verwünſchungen ſeines Bruders ſollte gerührt werden, daß er ihn vielmehr auf die ſpöttiſchſte Art unterbricht:

Atreus. Nimm ſie doch lieber hin, die ſo lange begehrten Kinder. Dein Bruder verwehrt es dir nicht länger. Genieſſe ſie; küſſe ſie; theile unter alle drey die Zeichen deiner Liebe.

Thyeſt. War das der Bund? War das die Ausſöhnung? Iſt das die brüderliche Treue? So legſt du deinen Haß ab? Ich kann dich nun nicht bitten, mir meine Kinder unverlezt zu laſſen; aber das muß ich dich bitten, ein Bruder den Bruder, was du mir, deinem Verbrechen, deinem Haſſe unbeſchadet, verſtatten kanſt. Erlaube mir, ihnen die lezte Pflicht zu erweiſen. Gieb mir ihre Körper wieder, und du ſollſt ſie ſogleich auf dem Scheiterhaufen brennen ſehen. Ich bitte dich um nichts, was ich beſitzen, ſondern um etwas, was ich verlieren will.

Atreus. Was von deinen Söhnen übrig iſt, ſollſt du haben; was von ihnen nicht mehr übrig iſt, das haſt du ſchon.

Thyeſt. Haſt du ſie den Vögeln zur Speiſe hinwerfen laſſen? Oder werden ſie zum Fraſſe für wilde Thiere geſpart?

Atreus. Du ſelbſt haſt deine Söhne in ruchloſen Gerichten genoſſen.

Thyeſt. Das war es, wovor ſich die Götter entſezten! Das trieb den Tag in ſein öſtliches Thor zurück! In welche Klagen ſoll ich Elender ausbrechen? Welche Worte ſoll mein Schmerz wählen? Hier ſeh ich ſie, die abgehauene Köpfe und die vom zerſchmetterten Arme getrennten Hände! Das war es, was dem hungrigen Vater nicht herab wollte! Wie welzet ſich das Eingeweide in mir! Der verſchloſſene Greuel tobet und ſuchet einen Ausgang. Gib mir, Bruder, das von meinem Blute ſchon trunkene Schwerd, um mit dem Eiſen meinen Kindern den Weg zu öfnen. Man verſagt mir das Schwerd? So mag denn die hohle Bruſt von traurigen Schlägen ertönen. Halt ein, Unglücklicher! Verſchone die Schatten. Wer hat dergleichen Abſcheuligkeit geſehen? Welcher Henioche auf den rauhen Felſen des unwirthbaren Caucaſus? Welcher Procruſtes, das Schrecken der attiſchen Gegenden? Ich Vater drücke die Söhne, und die Söhne den Vater. So kannteſt du denn bey deinem Verbrechen keine Maaß?

Atreus. Maaß muß man in den Verbrechen halten, wenn man ſie begehet, nicht aber wenn man ſie rächet. Auch das iſt mir noch zu geringe. Aus den Wunden ſelbſt hätte ich das warme Blut in deinen Mund ſollen flieſſen laſſen, damit es aus ihren lebendigen Leibern in deinen gekommen wäre. Mein Zorn hat mich hintergangen. Ich war zu ſchnell; ich that nichts, als daß ich ſie mit dem Stahle am Altare niederſtieß, und die Hausgötter mit dieſem ihnen gelobten Opfer verſöhnete. Ich trennte die Glieder von den todten Körpern und hieb ſie in kleine Stücken. Dieſe warf ich in ſiedende Keſſel, und jene ließ ich am langſamen Feuer braten. Ich hörte ſie an dem Spieſſe ziſchen; ich wartete mit eigener Hand das Feuer. Alles dieſes hätte ihr Vater weit beſſer thun können. Meine Rache iſt falſch ausgeſchlagen. Er hat mit ruchloſem Munde ſeine Kinder zermalmt; aber er wußte es nicht; aber ſie wußten es nicht. — — Thyeſt hebt hierauf neue Verwünſchungen an, und alles was er von dem Beherrſcher des Himmels bittet, iſt dieſes, daß er ihn mit dem Feuer ſeines Blitzes verzehren möge. Auf dieſe einzige Art könne ſeinen Kindern der letzte Dienſt, ſie zu verbrennen, erwieſen werden. Oder wenn keine Gottheit die Ruchloſen zerſchmettern wolle, ſo wünſcht er, daß wenigſtens die Sonne niemals wieder zurückkehren, ſondern eine ewige Nacht dieſe unmenſchlichen Verbrechen bedecken möge.

Atreus. Nun preiſe ich meine Hände! Nun habe ich die Palme errungen! Meine Laſter wären umſonſt, wenn es dich nicht ſo ſchmerzte. Nun dünket mich, werden mir Kinder gebohren. Nun dünket mich, dem keuſchen Ehebette die verletzte Treue wiedergegeben zu haben.

Thyeſt. Was hatten aber die Kinder verbrochen?

Atreus. Daß ſie deine Kinder waren.

Thyeſt. Dem Vater ſeine Söhne — —

Atreus. Ja, und was mich freuet, ſeine gewiſſen Söhne.

Thyeſt. Euch ruf ich an, ihr Schutzgötter der Frommen —

Atreus. Warum nicht lieber die Schutzgötter der Ehen?

Thyeſt. Wer vergilt Verbrechen mit Verbrechen?

Atreus. Ich weiß, worüber du klagſt. Es ſchmerzt dich, daß ich dir mit dem Verbrechen zuvorgekommen bin. Nicht das geht dir nahe, daß du dieſe gräßliche Mahlzeit genoſſen, ſondern daß du ſie nicht zubereitet. Du hatteſt im Sinne, deinem unwiſſenden Bruder gleiche Gerichte vorzuſetzen, und mit Hülfe der Mutter, meine Kinder eines ähnlichen Todes ſterben zu laſſen; wenn du ſie nur nicht für deine gehalten hätteſt.

Thyeſt. Die Götter werden Rächer ſeyn; und dieſen übergeben dich meine Wünſche zur Strafe.

Atreus. Und dich zu ſtrafen, will ich deinen Kindern überlaſſen.

Beurtheilung des Thyeſt.

So ſchließt ſich dieſes ſchreckliche Trauerſpiel, deſſen bloſſer Inhalt, wenn er auch noch ſo trocken erzehlt wird, ſchon Entſetzen erwecken muß. Die Fabel iſt einfach, und ohne alle Epiſoden, von welchen die alten tragiſchen Dichter überhaupt keine Freunde waren. Sie führten den Faden ihrer Handlung gerade aus, und verlieſſen ſich auf ihre Kunſt, ohne viele Verwicklung, fünf Acte mit nichts zu füllen, als was nothwendig zu ihrem Zwecke gehörte.

Atreus will ſich an ſeinem Bruder rächen; er macht einen Anſchlag; der Anſchlag gelingt, und Atreus rächet ſich. Das iſt es alle; aber bleibt deswegen irgendwo unſere Aufmerkſamkeit müßig? Es iſt wahr, der Alte macht wenig Scenen; allein wer hat es uns denn befohlen, derſelben in jedem Aufzuge ſo eine Menge zu machen? Wir ſtrengen das Gedächtniß unſerer Zuhörer oft auf eine übermäßige Art an; wir häufen Verwirrung auf Verwirrung, Erzehlung auf Erzehlung, und vergeſſen es, ſo zu reden mit Fleiß, daß man nicht viel denken muß, wenn man viel empfinden ſoll. Wenn der Verſtand arbeitet, ſo ruhet das Herz; und wenn ſich das Herz zu zeigen hat, ſo muß der Verſtand ruhen können. — — Die Rache des Atreus iſt ſo unmenſchlich, daß der Dichter eine Art von Vorbereitung nöthig befunden hat, ſie glaubwürdig genug zu machen. Aus dieſem Geſichtspuncte muß man den ganzen erſten Aufzug betrachten, in welchem er den Schatten des Tantalus und die Furie nur deswegen einführet, damit Atreus von etwas mehr, als von der Wuth und Rachſucht ſeines Herzens, getrieben zu werden ſcheine. Ein Theil der Hölle und das Schickſal des Pelopeiſchen Hauſes muß ihn zu den Verbrechen gleichſam zwingen, die alle Natur auf eine ſo gewaltige Art überſchreiten. Zu der Handlung ſelbſt trägt dieſer Aufzug ſonſt gar nichts bey, und das Trauerſpiel würde eben ſo vollſtändig ſeyn, wenn es auch erſt bey dem zweyten Aufzuge ſeinen Anfang nähme. Ich werde weiter unten noch eine andere Anmerkung hierüber machen — — Die Einheit des Orts hat der Dichter glücklich beobachtet. Er läßt alles vor dem königlichen Pallaſte vor ſich gehen, und nur in dem letzten Aufzuge wird dieſer Ort gleichſam erweitert, indem ſich der Pallaſt ſelbſt öfnet, und den Thyeſt an der Tafel zeiget. Es muß dieſes ein ganz anderer Anblick geweſen ſeyn, als wenn ein jetziger Dichter in gleichen Fällen den hintern Vorhang muß aufziehen laſſen. Nur wollte ich, daß der Römer bey dieſer prächtigen Ausſicht in einen ſtark erleuchteten Speiſeſaal des Pallaſts, ein wenig mehr Kunſt angebracht hätte. Atreus iſt drauſſen vor dem Pallaſte, und giebt ſelbſt den Befehl ihn zu öfnen: (V. 901.)

turba famularis fores
Templi relaxa; feſta patefiat domus.

Warum befiehlt er aber dieſes? Der Zuſchauer wegen, ohne Zweifel, und wenn keine Zuſchauer da wären, ſo würde er vielleicht ohne dieſe weite Eröfnung zu ſeinem Bruder hinein gegangen ſeyn. Ich würde es viel lieber ſehen, wenn der Pallaſt gleich vom Anfange des Aufzuges geöfnet wäre; Atreus könte in der Entfernung doch wohl noch ſagen, was er wollte, ohne von dem Thyeſt gehört zu werden. So gut ſich dieſes bey der letzten Helfte ſeiner Rede thun ließ, eben ſo gut hätte es auch bey der erſten geſchehen können. — — Es wäre gut, wenn ich bey der Einheit der Zeit, weiter nichts als nur eben ſo eine Kleinigkeit zu erinnern hätte. Allein hier wird man mit dem Dichter weniger zufrieden ſeyn können. Er ſetzt den Anfang ſeines Stücks noch vor den Anbruch des Tages, und mußte nothwendig einen Theil der Nacht zu Hülfe nehmen, weil er Geiſter wollte erſcheinen laſſen, und dieſe, nach der Meinung der Heiden, am Tage nicht erſcheinen durften. Die letzten Worte, welche die Furie zu dem Schatten des Tantalus ſagt, zeigen es deutlich genug:

En ipſe Titan dubitat, an jubeat ſequi,
Cogatque habenis ire periturum diem.

Die Sonne alſo geht eben auf, als die Geiſter von der Bühne verſchwinden, und die Berathſchlagungen des Atreus in dem zweyten Aufzuge fallen am früheſten Morgen vor. Alles dieſes hat ſeine Richtigkeit. Aber nunmehr kömmt ein Punct, bey welchem es mehr wird zu bedenken geben. Am Ende des zweyten Aufzuges beſchließt Atreus ſeine Söhne, den Menelaus und Agamemnon, an den Thyeſt abzuſchicken; und zu Anfange des dritten Aufzuges erſcheinet Thyeſt bereits mit ſeinen Söhnen. Was muß alſo in dem Zwiſchenraume vorgefallen ſeyn? Atreus hat ſeinen Söhnen das Geſchäfte aufgetragen; ſie haben es über ſich genommen; ſie haben den Thyeſt aufgeſucht; ſie haben ihn gefunden; ſie haben ihn überredet; er macht ſich auf den Weg; er iſt da. Und wie viel Zeit kan man auf dieſes alles rechnen? Wir wollen es gleich ſehen. Im vierten Aufzuge, nachdem Atreus den Thyeſt empfangen, nachdem er ihm alle Schmeicheleyen einer verſtellten Ausſöhnung gemacht, nachdem er ihm den königlichen Purpur umlegen laſſen, nachdem er ſein grauſames Opfer vollzogen, nachdem er das unmenſchliche Mahl zubereitet, nach allem dieſen, ſage ich, iſt es, wenn die Sonne vor Entſetzen zurücke flieht, eben Mittag. Der Dichter giebt dieſen Zeitpunct in der 777ten Zeile:

O Phœbe patiens, fugeris retro licet,
Medioque raptum merſeris *cœlo* diem &c.

und in der 792ten

— — — quo vertis iter
Medioque diem perdis Olympo?

ſelbſt an. Iſt es nun aber da Mittag, ſo muß Thyeſt noch einige Stunden vor Mittage angekommen ſeyn. Einige Stunden nach Sonnen-Aufgang ward er geholt; und nun urtheile man ſelbſt, wie viel Stunden zu obigem Zwiſchen-Raume übrig bleiben. Die natürlichſte Entſchuldigung, die einem hiebey einfallen kann, iſt dieſe, daß man ſagte, Thyeſt müſſe ſich ganz in der Nähe aufgehalten haben; aber auch mit dieſer Nähe wird nicht alles gehoben ſeyn. Und wie nahe iſt er denn würklich geweſen? Ich finde in dem ganzen Stücke zwey Stellen, aus welchen ſich dieſer Umſtand einigermaaſſen beſtimmen läßt. Die erſte ſind die Worte des Atreus, V. 297.

— — relictis exul hoſpitiis vagus
Regno ut miſerias mutet &c.

Wenn hier hoſpitia einen Aufenthalt in ganz fremden Ländern, und exul einen, der ſich auſſer ſeinem Vaterlande aufhält, bedeuten ſoll, ſo wird die vorgebrachte Schwierigkeit nicht verringert, ſondern unendlich vergröſſert. Nicht Argos allein; der ganze Peloponneſus gehörte dem Atreus, und hatte dem Thyeſt gehört, ſo lange er mit ſeinem Bruder zugleich regierte. Soll ſich dieſer alſo auſſerhalb demſelben befunden haben, ſo konnte er nicht in einigen Stunden, ſondern kaum in einigen Tagen herbey geſchaft werden. Doch die andere Stelle (V. 412. u. f.) wird zeigen, daß man die erſte in einem engern Verſtande nehmen müſſe. Thyeſt ſagt zu ſich ſelbſt:

— — — repete ſylveſtres fugas,
Saltusque denſos potius, & mixtam feris,
Similemque vitam. — —

Er hielt ſich alſo nur in Wäldern verborgen, die freylich nicht allzuweit, aber auch nicht allzunahe ſeyn durften. Und in dieſen mögen ihn die Söhne des Atreus geſucht und auch ſogleich gefunden haben, ſo unwahrſcheinlich es auch iſt, daß ſich ein Mann, der ſich einmal verbergen muß, nicht beſſer verbergen werde. Dennoch wird man ſchwerlich die ſchleunige Ankunft deſſelben ſo leicht begreifen können, als man ſie, ohne anſtößig zu ſeyn, begreifen ſollte. Ich will mich hierbey nicht länger aufhalten, ſondern nur noch ein Wort von den Charakteren ſagen. — — Sie ſind ohne Zweifel ſo vollkommen ausgedruckt, daß man wegen keines einzigen in Ungewißheit bleiben kann. Die Abſtechungen, in welche übrigens der Dichter die beyden Brüder geſetzt hat, iſt unvergleichlich. In dem Atreus ſieht man einen Unmenſchen, der auf nichts als Rache denkt, und in dem Thyeſt eines von den rechtſchaffenen Herzen, die ſich durch den geringſten Anſchein von Güte hintergehen laſſen, auch wenn ihnen die Vernunft noch ſo viel Urſachen, nicht allzuleichtgläubig zu ſeyn, darbiethet. Was für zärtliche und edele Gedanken äuſſert er, da er ſich auf einmal blos deswegen für ſchuldig erkennet, weil ſein Bruder ſich jetzt ſo gütig gegen ihn erzeige. Und was für eine beſorgte Liebe für dieſen ruchloſen Bruder verräth die einzige Wendung, da er eben ſein Unglück erfahren ſoll, welches durch die ganze Natur ein ſchreckliches Entſetzen verbreitet, und noch ſagt:

— — quicquid eſt, fratri precor
Gnatisque parcat; omnis in vile hoc caput
Abeat procella — —

Aber nun möchte ich wiſſen, warum der Dichter dieſen vortrefflichen Charakter durch einen Zug hat ſchänden müſſen, der den Thyeſt zu nichts geringern, als zu einem Gottesleugner macht?

— — & patrios deos
(Si ſunt tamen dii) cerno — —

Dieſes ſind faſt ſeine erſten Worte, und ich geſtehe es ganz gern, daß, als ich ſie zuerſt las, ich mir einen ſehr abſcheulichen Thyeſt verſprach.

Von andern alten Trauerſpielen dieſes Inhalts.

Das Alterthum hat mehr als eine Tragödie von der abſcheulichen Rache des Atreus gehabt, ob gleich nicht mehr als dieſe einzige auf uns gekommen iſt. Unter den Griechen hatten **Agathon**, **Nikomachus von Athen**, **Theognis**, (nicht aber der Sittendichter,) Kleophon, und andere dieſen Stof bearbeitet; vornehmlich aber Euripides, welchen ich zuerſt hätte nennen ſollen. Wenn uns das Stück dieſes Meiſters übrig geblieben wäre, ſo würden wir vielleicht ſehen, daß ihm der Römer verſchiedenes abgeborgt habe. Doch auch in ſeiner eigenen Sprache hat es ihm hier nicht an Muſtern, wenigſtens nicht an Vorgängern gefehlet, deren vielleicht jeder einen von den Griechen nachgeahmet hatte. Nonius und Feſtus führen einen Thyeſt des Ennius an; Fulgentius, einen Thyeſt des Pacuvius; Cenſorinus einen Thyeſt des Junius Gracchus; und Quintilian einen von dem L. Varius. Wenn man dem Donat und Servius glauben darf, ſo iſt der eigentliche Verfaſſer dieſes leztern Virgil geweſen. Er ſoll mit der Frau des L. Varius ein wenig vertraut gelebt, und ihr ſein Stück gegeben haben. Von der Frau habe es der Mann bekommen, und dieſer habe es alsdann unter ſeinem eigenen Namen öffentlich abgeleſen. Virgil ſelbſt ſoll auf dieſe Begebenheit mit folgender Zeile in ſeinen Hirtengedichten zielen:

> Quem mea carminibus meruiſſet fiſtula caprum.

Wenn aber die Begebenheit eben ſo ungewiß iſt, als die Anſpielung, ſo kann man ſie ganz ſicher unter diejenigen Mährchen rechnen, welche der Neid ſo gar gern auf die Rechnung groſſer Geiſter ſchreibt. — — Doch nicht diejenigen Stücke allein, welche den Namen Thyeſt führen, gehören hieher, ſondern auch diejenigen, welche man unter der Benennung Atreus angezogen findet, und vielleicht auch wohl die, welche die Pelopiden überſchrieben waren. Unter dem erſtern Titel hat unter andern L. Attius ein Trauerſpiel verfertiget, deſſen Nonius und Priſcian gedenken. Aus den wenigen Zeilen, die ſie daraus anführen, kann man nicht undeutlich ſchlieſſen, daß es mit unſerm Thyeſt viel Gleichheit gehabt haben müſſe. Ueber eine Stelle aber daraus kann ich nicht unterlaſſen, hier eine Anmerkung zu machen. Sie kömmt bey dem Nonius unter dem Worte *veſci* vor, und iſt dieſe:

> Ne cum Tyranno quisquam epulandi gratia
> Accumbat menſam, aut eandem veſcatur dapem.

Ich weiß nicht, ob ich der einzige ſeyn werde, dem es ein wenig wunderbar vorgekommen, daß Thyeſt bey einem öffentlichen Mahle ganz allein von den abſcheulichen Gerichten habe eſſen können. Haben andere mit ihm zu Tiſche gelegen, und ſie ſind ihm nur allein vorgeſetzt worden, ſo hat er ja natürlicher Weiſe müſſen Verdacht faſſen. Hat ihm aber niemand an der Tafel Geſellſchaft geleiſtet, wie es in unſerm obigen Stücke zu ſeyn ſcheinet, wo nicht einmal Atreus mit ihm ſpeiſet, ſo hat ja dieſe Abſonderung nothwendig auch Gedanken erregen müſſen. Dieſe Schwierigkeit alſo hatte der alte Attius vielleicht, wer weiß durch welchen glücklichen Einfall, gehoben. Wenigſtens ſind die angeführten Worte ein ausdrücklicher Befehl, daß ſich niemand mit dem Thyeſt zu Tiſche legen, noch mit ihm von eben denſelben Gerichten eſſen ſolle. Eine Urſache dieſes Befehls wird er ohne Zweifel auch angeführet haben, und zwar eine ſolche, die allem Argwohne wegen der wahren Urſache vorzubeugen fähig war. Denn ohne dieſe wäre der bloſſe Befehl noch weit ſchlimmer, als das völlige Stillſchweigen über den bedenklichen Umſtand geweſen; wie ein jeder auch ohne mein Erinnern leicht einſehen wird.

Wahrſcheinlicher Beweis, daß der raſende Herkules und der Thyeſt einen Verfaſſer haben.

Es iſt hier noch nicht der Ort, zu zeigen, wem eigentlich das eine und das andere dieſer zwey Trauerſpiele von alten Schriftſtellern beygelegt worden. Ich will thun als ob man gar keine Zeugniſſe hätte, und bloß aus ihren innern Kennzeichen ſo viel zu ſchlieſſen ſuchen, als in der Fölge nöthig ſeyn wird, ein jedes von den zehn Stücken kenntlich genug zu machen, um es mit Einſicht dieſem oder jenem beylegen zu können. Drey Stücke ſind es, welche im Thyeſt eben denſelben Verfaſſer verrathen, den man im raſenden Herkules hat kennen lernen; die Schreibart, die Kunſt, die Fehler. Die Schreibart iſt in beyden Stücken gleich kurz, gleich ſtark, gleich kühn, gleich geſucht. Es herrſcht durchaus einerley tragiſcher Pomp darinne; einerley Wohlklang und einerley Art der Fügung. Alles dieſes läßt ſich ohne Mühe entdecken, und will man dieſe Unterſuchung ins Kleine treiben, ſo wird man auch gar leicht gewiſſe Worte antreffen, die dem Verfaſſer ſo eigenthümlich ſind, daß man ſie ſchwerlich anderwärts wiederholt finden kann, ohne ſich zu überreden, daß ſie wohl das einemal wie das andere aus eben derſelben Feder könnten gefloſſen ſeyn. Ich will eine einzige Probe von ſolchen Worten anführen. Man halte den 1193ten Vers des Herkules:

Quid hoc? manus refugit: hic *errat* scelus.

gegen den 173ten des Thyeſt:

Rogat? timendum est: *errat* hic aliquis dolus.

Findet man nicht in beyden Stellen ein ſehr gewöhnliches Wort in einer ſehr ungewöhnlichen Bedeutung gebraucht? Errare iſt hier beydesmal ſo viel als subesse, und ich wenigſtens kann mich nicht erinnern, es bey irgend einem andern Schriftſteller in eben dieſem Verſtande geleſen zu haben. Jedoch ich will dergleichen grammatiſche Anmerkungen denjenigen überlaſſen, welchen ſie eigentlich zugehören, und mich zu dem zweyten Puncte wenden. Ueberhaupt zwar wird man die Anmerkung ſchon oben mit mir gemacht haben, daß ſich in der Oekonomie des Thyeſt weniger Kunſt zeigt, als in dem raſenden Herkules; gleichwohl aber iſt in beyden ein gewiſſer Kunſtgrif angebracht, an welchem man die Hand ihres Meiſters erkennet. Ich finde dieſen Kunſtgrif in dem erſten Aufzuge ſowohl des einen, als des andern, und hier iſt es, wo ich die oben verſprochene Anmerkung darüber beybringen will. Die Juno, welche in dem Herkules die Bühne eröfnet, hat ungemein viel ähnliches mit dem Tantalus und der Megära, welche es im Thyeſt thun. Beyde ſind als eine Art von Prologen anzuſehen; ich ſage als eine Art, um ſie von den gewöhnlichen Prologen bey den Alten zu unterſcheiden, die zu nichts als zur Erklärung des Inhalts beſtimmt waren, und mehr den Mangel der Kunſt, als die Kunſt verrathen. Der römiſche Dichter hatte ſeine Stücke ſo eingerichtet, daß ſie aus ſich ſelbſt ſattſam verſtändlich waren, und jener einleitenden Vorerinnerungen gar wohl entbehren konnten; wie es denn offenbar iſt, daß das eine wie das andre auch ohne die erſten Aufzüge ganz ſeyn würde. Nur gewiſſe Wahrſcheinlichkeiten würden beyden ohne dieſelben fehlen, die ihnen zwey verſchiedene Schriftſteller wohl ſchwerlich auf eine und eben dieſelbe Art möchten gegeben haben. In dem Herkules würde, wie wir ſchon geſehen, ohne die vorläufige Einführung der Juno die Einheit der Handlung gelitten haben; und im Thyeſt, ohne die Vorbereitung der Furie, die innere Wahrſcheinlichkeit der Handlung, ſo ſehr auch die Wahrheit derſelben durch die Geſchichte auſſer allem Zweifel geſetzt ſeyn konnte. Dieſe Gleichheit nun, die erſten Aufzüge zu etwas mehr als zu bloſſen trocknen hiſtoriſchen Einleitungen, welches ſie in den meiſten alten Trauerſpielen ſind, zu machen, und durch ſie einem etwanigen Tadel zuvorzukommen, beweiſet, ſollte ich meinen, ſo ziemlich einerley Denkungsart, die ſich in beſondern Vergleichungen noch deutlicher zeigen muß. Zum Exempel, in Schilderung der Charaktere iſt der Verfaſſer des Herkules vollkommen der Verfaſſer des Thyeſt. Man erinnere ſich aus jenem des Lycus und aus dieſem des Atreus. Es ſind nicht nur beydes Tyrannen, ſondern auch beydes Tyrannen von einerley Grundſätzen, welches ſie ſchwerlich ſeyn würden, wenn es nicht die wiederholten Einfälle eben deſſelben Dichters wären. Lycus ſagt:

Qui morte cunctos luere ſupplicium jubet,
Neſcit Tyrannus eſſe. Diverſa irroga,
Miſerum veta perire, felicem jube.

Und Atreus ſagt:

De fine pœnæ loqueris, ego pœnam volo.
Perimat tyrannus lenis: in regno meo
Mors impetratur.

Dieſe Gedanken könnten, ohne Zweifel, einander nicht gleicher ſeyn, und nur der Verfaſſer ſelbſt kann das Recht haben, ſich auf eine ſolche Art auszuſchreiben. Ein Nachahmer aber läßt ſich hier, auch um deswillen, nicht vermuthen, weil auſſerdem weder der Dichter des Herkules noch der Dichter des Thyeſt, als zwey verſchiedene Dichter betrachtet, an Sinnſprüchen und ſchönen Gedanken ſo arm ſind, daß einer dem andern ein ſolches Blümchen hätte ſtehlen dürfen — — Der dritte Punct, in welchem ich beyde Stücke ſehr ähnlich finde, ſind ihre Fehler. Als einen der größten hat man die häufigen Beſchreibungen bereits angemerkt. Man vergleiche aber nur die Beſchreibung des unterirdiſchen Reichs und der Thaten des Herkules, in dem dritten Aufzuge dieſes Trauerſpiels, etwas umſtändlicher mit der

Beſchreibung des geheiligten Hayns, im vierten Aufzuge des Thyeſt, ſo wird man ohne Schwierigkeit in beyden Schildereyen eben denſelben Pinſel, eben dieſelben Farben entdecken. Beyde übrigens ſtehen auch vollkommen, die eine ſo wohl als die andre, ganz an der unrechten Stelle, und die Begierde zu mahlen muß bey dem Dichter auſſerordentlich groß geweſen ſeyn, daß er ſie wenigſtens nicht bis zur gelegenen Zeit hat mäßigen können. Ein andrer Fehler in unſern zwey Trauerſpielen, iſt die öftere Auskrahmung einer zimlich geſuchten geographiſchen und aſtronomiſchen Gelehrſamkeit. An einem Orte in dem Herkules habe ich den Dichter zwar dieſerwegen gegen den P. Brumoy vertheidiget; (ſiehe oben S. 250. 251.) allein man muß nicht glauben, daß ich das, was einmal ſehr wohl zu entſchuldigen war, auch an allen andern Orten gut heiſſen wolle. Ich brauche dieſes hier nicht weitläuftiger auszuführen, weil ich mich, in einer ſo deutlichen Sache, ſicher auf die Unterſcheidungskraft der Leſer verlaſſen kann, und weil es überhaupt hier bloß auf die Gleichheit der Stellen, nicht aber auf ihren innern Werth ankömmt. Man halte alſo folgendes aus dem Herkules:

Quis Tanais, aut quis Nilus, aut quis Perſica
Violentus unda Tigris, aut Rhenus ferox
Tagusve Ibera turbidus gaza fluens
Abluere dextram poterit?

gegen folgende aus dem Thyeſt:

Quænam iſta regio eſt, Argos & Sparte pios
Sortita fratres? & maris gemini premens
Fauces Corinthus? an feris Iſter fugam
Præbens Alanis? an ſub æterna nive
Hyrcana tellus? an vagi paſſim Scythæ?

beſonders aber den Chor des vierten Aufzuges im Thyeſt gegen den Anfang des Herkules; und man wird ſich hoffentlich, alle angeführte Umſtände zuſammen genommen, kein Bedenken machen, beyde Trauerſpiele einem Verfaſſer zuzuſchreiben.

Von neuern Trauerſpielen, welche die Aufſchrift Thyeſt führen.

Auf dem italiäniſchen Theater ſtößt uns hier abermal Lud. Dolce auf, welcher den lateiniſchen Thyeſt nach ſeiner Art in Verſen überſetzt hat. Delrio ſagt von ihm: italice tragœdiam Thyestem non ineleganter Ludovicus Dulcis composuit; und ſcheint alſo die Arbeit des Italiäners mehr für etwas ihm eignes, als für eine Ueberſetzung zu halten. Als eine ſolche mag ſie auch wohl ſehr untreu gerathen ſeyn, indem ihm, wie Brumoy anmerkt, ſo gar das oben gerühmte agnosco fratrem entwiſcht iſt; deſſen Nachdruck er entweder nicht eingeſehen, oder in ſeine Sprache nicht überzutragen gewuſt hat. — — Von der franzöſiſchen Bühne haben wir ſchon bey Gelegenheit des Herkules, auch den Thyeſt des **Roland Briſſet** angeführet; er iſt mit Chören, und wird alſo ſchwerlich etwas anders ſeyn, als eine ſchlechte Ueberſetzung, wie ſie es zu ſeiner Zeit alle waren. Auſſer dieſem hat auch ein gewiſſer **Montleon** 1633 einen **Thyeſt** drucken laſſen. Deßgleichen will man von einem **Thyeſt** des **Pouſſet de Montauban** wiſſen, der ſich aber nicht in der Sammlung ſeiner Schauſpiele (von 1654 in 12mo) befindet. Man kennt dieſen **Montauban** als einen Freund des Racine, des **Deſpreaux** und **Chapelle**, und behauptet ſo gar, daß er mit an des erſtern Luſtſpiele les Plaideurs arbeiten helfen. Doch alle dieſe drey franzöſiſchen Schriftſteller haben des Ruhms verfehlt, den ein neuer Dichter aus ihrem Volke in dieſen Schranken erwerben ſollte. Ich würde mir daher einen groſſen Fehler der Unterlaſſung vorzuwerfen haben, wenn ich nicht

Von dem Atreus und Thyeſt des ältern Hrn. von Crebillon etwas umſtändlicher handelte. Dieſer ſchöne Geiſt, welcher, ſo zureden, mit dem Hr. von Fontenelle um die Wette lebt, kann, wenn er will, auf den 29ten December dieſes Jahres, ſein theatraliſches Jubiläum feyern. An dieſem Tage nemlich, vor funfzig Jahren, ward ſein erſtes Trauerſpiel zu Paris zum erſtenmale aufgeführt. Es war dieſes ſein **Idomeneus**, mit welchem er Beyfall genug erhielt, um ſich aufmuntern zu laſſen, der Tragödie, die damals in einer Art von Entkräftung ganz darnieder lag, in ſeiner Perſon einen neuen würdigen Dichter zu verſchaffen. Die unnachahmlichen Werke des Corneille und des Racine brachten alle, welche eben dieſe Bahn durchlaufen wollen, zur Bewunderung nicht minder, als zur Verzweiflung. Sie waren unfähig dieſen groſſen Meiſtern zu folgen, und gaben ſich alſo nur mit den kleinen Theilen dieſer Dichtungsart ab. Einige mehr ſchimmernde als natürliche Stellungen, einige ziemlich wohl ausgedrückte Verſe, machten den ganzen Werth ihrer Gedichte aus. Uebrigens war weder glückliche Wahl des Stofs, noch kunſtreiche Einrichtung darinnen zu ſpüren; die Charaktere waren entweder falſch, oder verfehlt; die Verſification war hart und proſaiſch. Das iſt der wahre Abriß der Stücke, welche eine Mademoiſelle Barbier, ein la Grange-Chancel, ein Belin, ein Pellegrin, ein Nadal, und andere von dieſem Schlage, lieferten. Unter dieſen war alſo Crebillon gleich Anfangs eine ſehr wichtige Erſcheinung, und man muß es ihm zugeſtehen, daß er die Erwartung, die man von ihm hatte, nicht täuſchte. Man will ſogar behaupten, daß er ſich auf dem neuen Wege, welchen er erwehlte, kühnlich zwiſchen den Corneille und Racine zu ſetzen gewußt habe. Es iſt mein Vorſatz nicht, dieſen Lobſpruch hier zu unterſuchen, wo ich mich allein mit ſeinem Atreus und Thyeſt beſchäftigen will. Dieſem Trauerſpiele hat er zum Theil dasjenige Beywort zu danken, durch welches ihn ſeine Landsleute vorzüglich zu charakteriſiren pflegen. So wie ihnen Corneille der groſſe, Racine der zärtliche, Voltaire der prächtige heißt: ſo heißt ihnen Crebillon der ſchreckliche. Wer ſollte alſo nicht vermuthen, daß er ein ſehr ſtarker und kühner Copiſte des lateiniſchen Thyeſt ſeyn werde? Unter ſeiner Nation wenigſtens mangelt es an Schriftſtellern nicht, (z. E. der Verfaſſer des Dictionaire portatif des Theatres,) welche mit ausdrücklichen Worten ſagen: Ce cruel ſujet, traité par *Seneque*, n'a pas été adouci par Mr. de *Crebillon*. Wie ſehr ſich dieſe Herren aber betriegen, werden wir bald ſehen. Es iſt wahrſcheinlich genug, daß ſie das lateiniſche Original gar nicht mögen geleſen haben; aber auch alsdenn hätten ſie nicht nöthig gehabt, die Wahrheit ſo weit zu verfehlen, wenn ſie nur bey dem eignen Geſtändniſſe des Hrn. Crebillon geblieben wären. Er iſt mit dem ganzen Stoffe auf eine ſehr eigenmächtige Art umgegangen, und hat ſo viel Veränderungen damit vorgenommen, daß ich ſie nothwendig vorher anzeigen muß, ehe man einen kleinen Auszug aus ſeinem Stücke wird verſtehen können. Die Zeit der Handlung ſetzt er zwanzig Jahr nach dem Verbrechen des Thyeſt, welcher die Aerope ſeinem Bruder, vor dem Altare weg, muß geraubt haben. Er nimt an, Atreus habe zwar ſeine entwandte Gemahlin durch Gewalt wieder bekommen, und ſey entſchloſſen geweſen, ſie dem ohngeachtet ſeiner Liebe zu würdigen. Allein dieſe habe ſich mit dem Thyeſt ſchon zu weit eingelaſſen gehabt und einen Sohn zur Welt gebracht, den ſich jener nicht zueignen können. Der erzürnte Atreus habe ihr darauf Gift beybringen laſſen, und es ſelbſt aus einem ihrer Briefe erſehen, daß Thyeſt der Vater ihres Sohnes ſey, welchen der Dichter, nach Maßgebung der Geſchichte, Pliſthenes nennet. Gleichwohl habe Atreus dieſen Prinz als ſein eignes Kind auferziehen laſſen, in dem feſten Vorſatze, ihn künftig zu dem Werkzeuge ſeiner Rache zu machen. Thyeſt ſey unterdeſſen nach Athen geflohen, wo er Schutz gefunden und eine andre Gemahlin genommen habe, mit welcher er eine Tochter, Namens Theodamia, gezeugt. Atreus, der nunmehr geglaubet, daß Pliſthenes, als ein Jüngling von zwanzig Jahren, der ſich in verſchiedenen Feldzügen ſchon rühmlich hervor gethan, reif genug ſey, der Mörder ſeines Vaters zu werden, habe mit dem Könige von Athen heimliche Unterhandlung gepflogen, und das Verſprechen von ihm erhalten, daß er ſeinen Bruder ausgeliefert bekommen ſolle, nur müſſe er ſelbſt vor Athen kommen, und mit Gewalt darauf zu dringen ſcheinen. Atreus geht alſo ſogleich mit einer Flotte von Argos aus, die er den Lauf auf die Inſel Euböa nehmen läßt, damit Thyeſt nicht zu zeitig von ſeinem Vorhaben Nachricht bekommen, und ſich aus dem Staube machen möge. Von Euböa aus will er alsdenn plötzlich wieder zurückſegeln und vor Athen ſeyn, ehe es ſich jemand verſehen könne. Doch dieſer Vorſicht ungeachtet, erfährt Thyeſt das ihm drohende Unglück; flüchtet nebſt ſeiner Tochter auf einem Schiffe aus Athen fort, und will ſich während der Abweſenheit ſeines Bruders, wieder in Argos feſt ſetzen, um den Atreus durch dieſe Diverſion wenigſtens zu nöthigen, von der Belagerung Athens abzuſtehen. Allein das Unglück verfolgt ihn, und wirft ihn durch Sturm zu eben der Zeit gegen die Inſel Euboea, als Atreus wegen wiedrigen Windes mit ſeiner Flotte noch vor derſelben liegen muß. Hier wird er und Theodamie von dem Pliſthenes ſelbſt, unerkannter Weiſe, aus dem Waſſer gerettet; und nun müßte man die franzöſiſche Tragödie ganz und gar nicht kennen, wenn man etwas anders vermuthen könnte, als daß ſich der Bruder in ſeine Stiefſchweſter werde verliebt haben. Richtig! Unter dieſen Umſtänden fängt das Trauerſpiel an, welches, Dank ſey unter andern dem Schiffbruche, nunmehr zu Chalcis, einer Stadt in Euboea vorgehen kann, da man doch ganz gewiß vermuthen ſollte, es werde entweder in Argos, oder doch in Mycen vorgehen. Von dieſer Erzehlung, ſieht man alſo wohl, ſtimmt das allerwenigſte mit der Geſchichte überein. Doch da man dem tragiſchen Dichter nie ein Verbrechen daraus gemacht hat, dieſe zu verändern; ſo würde es mir ſehr übel ſtehen, wenn ich den Herrn Crebillon deswegen tadeln wollte. Aber einer andern Kleinigkeit wegen könnte ich ihn vielleicht mit mehrerm Rechte tadeln; deswegen nehmlich, daß er die geographiſche Wahrſcheinlichkeit hin und wieder gar merklich verletzt habe. Denn man darf nur die Charte von Griechenland vor ſich nehmen, ſo wird man ſich gar bald wundern, was Thyeſt, der von Athen nach Argos ſchiffen wollte, in dem Euripus zu ſuchen gehabt? und wie ihn ein Sturm bis nach Chalcis habe verſchlagen können? Man kann wohl die Geſchichte ändern; aber die Erdbeſchreibung muß man ungeändert laſſen. Zwar wie hat Herr Crebillon wohl vermuthen können, daß ein ängſtlicher Deutſcher ſeine Werke ſo genau betrachten werde? Kein Wort alſo mehr davon. Man wirft denen, die ſich an ſolche Schwierigkeiten ſtoſſen, nur allzuoft vor, daß ſie unfähig wären, weſentlichere Schönheiten zu empfinden. Dieſen Vorwurf möchte ich nicht gern zu verdienen ſcheinen. Ich komme auf den Auszug des Stückes ſelbſt:

Erſter Aufzug. Atreus giebt Befehl, daß ſich die Flotte fertig halten ſolle, wieder unter Segel zu gehen. Er bleibt hierauf mit ſeinem Vertrauten, dem Euriſthenes, allein, und entdeckt ihm ſein Vorhaben; daß Pliſthenes ſein Sohn nicht ſey, ſondern daß er ihn nur deswegen ſo lange dafür ausgegeben, um ſich an den Thyeſt, durch die eigne Frucht ſeiner laſterhaften Liebe, rächen zu können. Dieſe Scene iſt zum Theil eine Nachahmung des zweiten Acts des lateiniſchen Dichters. In der folgenden erſcheint Pliſthenes, welchen ſein vermeinter

Vater vor ſich kommen laſſen, um einen Eid von ihm zu nehmen, daß er ihn nach Gefallen an ſeinem Feinde rächen wolle. Pliſthenes iſt ſo unvorſichtig, dieſen Eid zu thun, ehe er es noch weis, wer der Feind des Atreus ſey. Er hört endlich, daß es Thyeſt ſey, auf welchen dieſe ganze Zurüſtung ziele; er erſchrikt und will ſein Wort wieder zurük nehmen. Er verſpricht zwar, allenfalls der Sieger ſeines Vetters zu ſeyn; aber nicht ſein Henker. Doch Atreus hält ihn bey ſeinem Eide, und geht ab. Pliſthenes beklagt ſich gegen ſeinen Vertrauten den Theſſander, und tröſtet ſich einzig damit, daß er vor Athen ſchon den Tod wolle zu finden wiſſen. Endlich erkläret er ihm auch ſeine Liebe gegen die unglückliche Unbekannte, die er nebſt ihrem Vater aus den Wellen errettet habe. Sie iſt es ſelbſt die dieſen Auftritt unterbricht. Theodamia kömmt mit ihrer Vertrauten der Leonide, und bittet den Prinzen um ein Schif für ihren Vater, weil ſie gehört habe, daß die Flotte noch heut von Euboea abſtoſſen ſolle. Der Prinz betauert, daß er für ſich nichts thun dürfe, und verweiſet ſie an den Atreus, von dem ſie die Erfüllung ihres Wunſches um ſo viel eher erwarten könne, da er ſie ſchon bereits den erſten Tag ſehr gnädig empfangen, und ihr allen Beyſtand verſprochen habe. Er ſpricht ihr hierauf von ſeiner Liebe, und will verzweifeln, weil er ſie vielleicht nie wieder werde zu ſehen bekommen. Er erkundiget ſich nach ihrem Vaterlande, nach der Urſache ihrer Reiſe, und fragt ſehr galant, ob ihre Reize nur das einzige ſeyn ſollten, was er von ihr kennen dürfe? Theodamie giebt ihm eine kurze Antwort; er ſieht, daß ſie ihm ein Geheimniß daraus machen wolle; verſpricht aber dennoch bey ſeinem Vater für ſie zu ſprechen, ſo nachtheilig es auch ſeiner Liebe ſeyn möge. Er geht ab und läßt die beyden Frauenzimmer allein. In dieſer Scene nun erfährt es der Zuhörer wer Theodamie und ihr Vater ſind, und erfährt auch zugleich, daß die erſtere gegen die Liebe des Pliſthenes nicht eben unempfindlich ſey. Sie bittet die Götter, den Thyeſt vor dem Atreus zu verbergen, und hält es ſchon für Unglük genug, daß die Tochter des Thyeſt den Sohn des Atreus liebe, für welchen ſie ihren Prinz nicht anders als noch halten kann. Sie begiebt ſich weg, ihrem Vater von der Wirkung ihrer gethanen Bitte, Nachricht zu geben. Zweyter Aufzug. Thyeſt und Theodamie eröfnen ihn. Der Vater dringt in ſeine Tochter, daß ſie bey dem Atreus um ein Schiff bitten ſoll, und alle ihre Einwendungen von der Gefahr, die dabey zu beſorgen ſey, ſind umſonſt. Er will auf dem Schiffe, wenn er es bekommen ſollte, nach Athen wieder zurük gehen, damit ihn die feindliche Flotte nicht verhindere, dieſem ſeinen einzigen Zufluchtsorte mit Rath und Hülfe beyzuſpringen. Er ſieht ſeinen Bruder kommen und entfernt ſich. Ehe Atreus noch die Theodamie anredet, meldet ihm Alcimedon, einer von den Officieren der Flotte, daß ein von Athen kommendes Schif die Nachricht mitgebracht, daß ſich Thyeſt ſchon ſeit einem Monate nicht mehr daſelbſt aufhalte. Er will den Patron des Schiffes ſelbſt ſprechen, und nachdem er Befehl gegeben, ihn herbey zu bringen, fragt er die Theodamie, was ihr Begehren ſey? Sie trägt ihre Bitte vor, und antwortet ihm auf verſchiedene Fragen, die er ihr wegen ihres Unglüks, wegen ihrer Reiſe, wegen ihres Vaters vorlegt. Endlich erinnert er ſich, daß er dieſen leztern noch nicht geſehen, und will wiſſen, warum er ſich vor ihm verborgen halte? Die Tochter entſchuldiget ihn, mit ſeinen kränklichen Umſtänden; doch dieſer Entſchuldigung ohngeachtet ſchickt er einen von ſeiner Wache ab, und will den unglüklichen Fremdling mit aller Gewalt ſehen. Die Wache bringt ihn. Er thut eben die Frage an ihn, die er an ſeine Tochter gethan hatte; bekömmt aber ganz widerſprechende Antworten darauf. Endlich erkennt er den Thyeſt an der Stimme, und noch mehr, wie er ſagt, an den plözlichen Aufwallungen ſeines Zornes. Thyeſt verleugnet ſich nicht lange, und Atreus will ihn ſogleich durch ſeine Trabanten ermorden laſſen, als er ſich noch beſinnt, daß er dem Pliſthenes dieſen Mord vorbehalten müßte. Pliſthenes erſcheint; erfährt, daß der Vater ſeiner Geliebten Thyeſt ſey, und nimmt ſich deſſelben mit ſolchem Nachdrucke an, daß Atreus genöthigt iſt, ſeinen Zorn zu verbergen, und ſich verſöhnt zu ſtellen. Auf dieſe erfreuliche Veränderung gehen alle ab; im Abgehen aber giebt Atreus dem Euriſthenes noch Befehl, diejenigen von den Soldaten bey Seite zu bringen, welche dem Pliſthenes etwa am meiſten ergeben ſeyn könnten, und ſich ſelbſt an dieſem Orte wieder bald bey ihm einzufinden. Dritter Aufzug. Atreus freuet ſich, daß er den Thyeſt nunmehr in ſeiner Gewalt habe. Er hat es gemerkt, daß Pliſthenes die Theodamie liebe, und iſt entſchloſſen beyde dieſer Liebe zu überlaſſen, von der er es faſt nur allein wußte, wie laſterhaft ſie ſey. Ja dieſe laſterhafte Liebe ſoll ihm ſo gar das Mittel werden, wodurch er den Pliſthenes deſto eher zur Ermordung des Thyeſt zu bringen denkt. Er hatte ihn durch den Euriſthenes vor ſich fordern laſſen; er führt ihm ſeinen gethanen Eid zu Gemüthe und läßt ihm die Wahl, ob er den Thyeſt ſogleich ſelbſt ermorden oder ſeine Geliebte vor ſeinen Augen ſterben ſehen wolle. Vergebens beruft ſich der Prinz auf die geſchehene Ausſöhnung, und will lieber ſelbſt ſterben, als das Werkzeug zu einer ſo unmenſchlichen That ſeyn: Atreus ſieht den Thyeſt kommen, wiederhohlt ſeinen drohenden Befehl nochmals, und läßt ihn mit ihm allein. Dieſer dankt dem Pliſthenes für ſeine ihm erwieſene Freundſchaft, und verſichert ihn einer Liebe, die ſeiner väterlichen Liebe gegen ſeine Tochter gleich komme. Pliſthenes thut desgleichen, und geſteht, gegen den Thyeſt eine Zuneigung zu fühlen, die ſein Herz mit ganz unbekannten Regungen erfülle. Er giebt ihm von weiten alle das Unglück zu verſtehen, das über ſeinem Haupte hänge, und giebt ihm eben den Rath zu fliehen, als Atreus wieder herein tritt. Er ſagt ihm mit wenig Worten, daß er ſeinen Ungehorſam ſchon zu beſtrafen wiſſen wolle, und ſchickt ihn fort. Thyeſt erſtaunt über dieſe Drohungen, wird aber auf eine gebieteriſche Art von ſeinem Bruder erinnert, daß er ſich deswegen zufrieden ſtellen ſolle, weil ſie nichts beträffen, was ihn angehen könne. Sobald Atreus allein iſt, läßt er ſeinen Verdruß über die verzögerte Rache aus, und entſchließt ſich, den Thyeſt zwar leben zu laſſen, aber ihn ſonſt auf eine weit ſchreklichere Art zu ſtrafen. Vierter Aufzug. Pliſthenes erſcheint, mit ſeinem Vertrauten, voller Wuth, nachdem er alle Anſtalten zu einer plötzlichen Flucht nehmen laſſen. Er kann weder den Thyeſt noch die Theodamie finden, und iſt beſonders wegen der letztern in der grauſamſten Unruhe, als er ſie zitternd und weinend auf ſich zu kommen ſieht. Sie ſagt ihm, daß ſie wegen ihres

Vaters in den äuſſerſten Sorgen ſey, welcher wie raſend in dem Pallaſte herum irre, und dem Atreus den Dolch in das Herz ſtoſſen wolle, weil er gewiß glaube, daß der Tyrann ſowohl ſeinen als des Pliſthenes Tod geſchworen habe. Der Prinz will ihn aufſuchen, aber Thyeſt erſcheinet ſelbſt, und erfreut ſich, daß ſeine Furcht vergebens geweſen, in der er den Pliſthenes ſchon für ermordet gehalten. Dieſer dringt mit aller Gewalt in ihn, ſich ſogleich auf die Flucht zu machen, und will ihm ſeinen Vertrauten mitgeben, welcher ihn bis in den Hafen bringen ſolle. Doch Thyeſt hält es für ſeiner Ehre unanſtändig, ſich zu retten, und denjenigen, dem er dieſe Rettung würde zu danken haben, der größten Gefahr ſeinetwegen ausgeſetzt zu wiſſen. Während dieſem großmüthigen Weigern kömmt Atreus dazu. Er ſieht ihre Beſtürzung, und nimt von derſelben Gelegenheit, auf einmal ſich als eine ganz veränderte Perſon zu zeigen. Er ſagt, der Himmel habe ſein Herz verändert, und alle Rache daraus vertilget; und damit er ſeinen Bruder von der Aufrichtigkeit dieſes Bekenntniſſes überzeugen möge, entdeckt er, wer Pliſthenes ſey, und zu was für einer grauſamen That er ihn beſtimmt gehabt habe. Die Erkennung iſt rührend, und Pliſthenes ſieht mit Entſetzen auf die Laſter zurück, in die ihn ſein grauſames Schickſal beynahe geſtürzt hätte. Faſt wäre er ein Vatermörder und ein Blutſchänder geworden! Doch Atreus will dieſes, daß er dem Thyeſt ſeinen Sohn wiederſchenkt, nicht die einzige Verſicherung ſeiner völligen Ausſöhnung ſeyn laſſen; ſondern erbietet ſich auch, mit ſeinem Bruder aus dem väterlichen Becher zu trinken, welcher für die Söhne des Tantalus eben das ſey, was den Göttern der Schwur bey dem Styx zu ſeyn pflege. Thyeſt nimmt dieſes Erbieten an, und es geben alle mit einem Scheine von Zufriedenheit ab; nur Pliſthenes behält Verdacht, und giebt ſeinem Vertrauten Befehl, die Schiffe im Hafen noch immer in Bereitſchafft zu halten. Fünfter Aufzug. Auch zu Anfange dieſes Aufzuges kämpfet er noch mit ſchrecklichen Ahndungen. Theſſander will ihn beruhigen, und räth ihm, nicht zu entfliehen, weil dieſe Flucht den Atreus aufs neue aufbringen möchte, welcher ſich jezt gegen den Thyeſt ganz ausnehmend freundſchaftlich bezeige, und ein prächtiges Feſt ihm zu Ehren anſtellen laſſe. Doch dem ohngeachtet hört Pliſthenes nicht auf, zu fürchten, und ſchickt den Theſſander fort, die Theodamie abzuholen, und ſich mit ihr nach dem Hafen zu begeben. Er ſelbſt will den Thyeſt in gleicher Abſicht aufſuchen, und eben fortgehen, als Atreus mit ſeiner Wache herein tritt, und ihm aus der vorgeſetzten Flucht, die er erfahren habe, ein Verbrechen macht, unter deſſen Vorwande er ihn zum Tode verdammt. Pliſthenes entſchuldiget ſich nur wenig, und iſt bloß für ſeinen Vater und ſeine Schweſter beſorgt, von welchen er verſichert, daß ſie keinen Antheil an ſeiner Veranſtaltung zur Flucht gehabt hätten. Er bittet für ſie; doch der Tyrann läßt ihn von der Wache fortſchleppen, um ihn in der ſchmerzlichſten Ungewißheit von dem Schickſale dieſer geliebten Perſonen hinrichten zu laſſen. Nunmehr frohlocket Atreus vor ſich ſelbſt, und kitzelt ſich im voraus mit der Rache, die er durch das Blut des Sohnes gegen den Vater ausüben wolle. Beynahe erſchrickt er zwar ſelbſt, über ſeinen grauſamen Anſchlag; doch er erinnert ſich gar bald wieder, daß er Atreus ſey, und den Thyeſt, wenn er ihn ſtrafen wolle, nicht anders als auf eine unerhörte Art ſtrafen müſſe. Der unglückliche Bruder erſcheint mit einem Geſichte, auf welchem ſich Furcht und Traurigkeit zeigen. Er bittet, um wieder ruhig zu werden, daß man ſeine Kinder zu ihm laſſe, und Atreus hält ihn ſo lange mit zweydeutigen Tröſtungen auf, bis der väterliche Becher herbey gebracht wird. Thyeſt ergreift ihn, und will ihn an den Mund bringen, als er das Blut darinne gewahr wird. Er erſchrickt; ſeine Tochter kommt dazu und meldet den Tod ihres Bruders; er merkt, daß es das Blut ſeines Sohnes ſey, und bricht gegen den Atreus in Vorwürfe und Verwünſchungen aus. Er verlangt nicht länger zu leben; doch eben darum, weil ihm das Leben nunmehr zur Laſt ſey, will es ihm der Tyrann laſſen. Doch Thyeſt verſchmäht dieſe grauſame Gnade, und erſticht ſich ſelbſt. Sterbend beruhiget er noch ſeine Tochter, und läßt ſie auf die Rache des Himmels hoffen. Atreus geht mit ſeiner Bosheit zufrieden ab, und das Stük ſchlieſt : : : Ich habe dieſen troknen Auszug nicht in der Abſicht vorgelegt, den Werth des Dichters daraus zu beſtimmen; ich würde ſonſt eben ſo thörigt ſeyn, als derjenige, welcher nach einem Skelet die völlige Schönheit beurtheilen wollte, welche der ganze Körper könne gehabt haben. Wie man aber doch aus dem Skelet wenigſtens auf etwas ſchlieſſen kann, nehmlich auf den regelmäſſigen Bau der Glieder; ſo wird auch mein Auszug wenigſtens darzu nützen können, daß man ohngefehr die Art und Weiſe ſieht, mit welcher ein neuer Dichter einen ſo alten und von den Sitten unſrer Zeit ſo abweichenden Stof, habe bearbeiten können. Nach meinem Urtheile kann man dem Hrn. Crebillon wohl weiter nichts vorwerfen, als daß er ſeinen Atreus und Thyeſt ein wenig gar zu neumodiſch gemacht; daß er die Haupthandlung mit einer unnöthigen Epiſode, und zwar mit einer verliebten Epiſode, geſchwächt, und das Ganze durch die Einführung ſo vieler Vertrauten, welches immer nichts anders als ſehr froſtige Perſonen ſind, die bloß die Monologen müſſen vermeiden helfen, matt gemacht habe. Wie weit er aber überhaupt unter dem Schrecklichen des lateiniſchen Dichters geblieben ſey, wird man ſchon von ſich ſelbſt abgenommen haben. Er hat die ſtärkſten Züge in ſeinem Muſter unberührt gelaſſen, und auſſer dem ſo gelinderten Hauptinhalte, kaum hier und da einige glänzende Gedanken von demſelben erborgt. Doch auch dieſe hat er oft ziemlich gewäſſert, und die Stärke gar nicht gezeigt, mit welcher der ältere Corneille die ſchönſten und prächtigſten Gedanken der römiſchen Trauerſpiele in ſeine überzutragen wußte. Einigemal iſt es ihm ſo ziemlich gelungen; beſonders bey dem agnoſco fratrem, welches er durch folgende Zeile ausgedrückt hat:

A. Meconnois-tu ce ſang? *Th.* Je reconnois mon frere.

Auch noch eine Stelle hat er ſehr wohl anzuwenden gewußt, und zwar eine ſolche, welche manchem Ausleger des alten Dichters ſelbſt nicht recht verſtändlich geweſen iſt. Ich meine die 1052te Zeile:

Sceleri modus debetur, ubi facias ſcelus,
Non ubi reponas — —

welche er ſehr kurz und ſchön ſo überſezt hat:

Il faut un terme au crime, & non à la vengeance.

Ich will zum Schluſſe noch das mittheilen, was Herr Crebillon ſelbſt von dieſem ſeinem Stücke ſagt. Es iſt ein Theil der Vorrede, in welchem man verſchiedene hieher gehörige Gedanken finden wird. „Faſt ein jeder, ſagt er, hat ſich wieder „den Inhalt dieſes Trauerſpiels empört. Ich kann weiter nichts „darauf antworten, als dieſes, daß ich nicht der Erfinder davon bin. Ich ſehe wohl, daß ich Unrecht gethan habe, mir „die Tragödie allzuſehr als eine ſchreckliche Handlung vorzuſtellen, die den Zuſchauern unter rührenden Bildern müſſe gezeigt werden, und die ſie zum Mitleiden und Schrecken bewegen ſolle, doch ohne Züge, welche den Wohlſtand und die „Zärtlichkeit beleidigen könnten. Es kömmt alſo nur darauf an, „ob ich dieſen ſo nöthigen Wohlſtand beobachtet habe. Ich „glaube mich deſſen ſchmeicheln zu dürfen. Ich habe nichts vergeſſen, was meinen Stof lindern und unſern Sitten gemäß „einrichten könne. Um den Atreus unter keiner unangenehmen „Geſtalt zu zeigen, laſſe ich die Aerope von dem Altare ſelbſt „entführet werden, und ſetze dieſen Prinz, (wenn ich hier dieſe „Vergleichung brauchen darf,) gerade in eben den Fall des bezauberten Bechers bey dem la Fontaine.

L'etoit-il? ne l'etoit-il point?

„Ich habe durchaus die Fabel verändert, um ſeine Rache weniger ſchrecklich zu machen, und mein Atreus iſt bey weiten „nicht ſo grauſam, als der Atreus des Seneca. Ich habe mich „begnügt, für den Thyeſt alle den Greuel des von ſeinem „Bruder ihm beſtimmten Bechers, fürchten zu laſſen, und er „bringt nicht einmal ſeine Lippen daran. Ich geſtehe es zwar, „daß mir dieſe Scene ſelbſt ſchrecklich ſchien. Es überfiel mich „ein Schauder; aber nichts deſtoweniger glaubte ich, daß ſie „ſich in ein Trauerſpiel ſehr wohl ſchicke. Ich ſehe nicht, „warum man ſie mehr davon ausſchlieſſen ſolle, als die Scene „in der Rodogune, wo Cleopatra, nachdem ſie einen von ihren Söhnen ſchon ermordet, den andern vor den Augen der „Zuſchauer vergiften will. So unwillig man auch gegen die „Grauſamkeit des Atreus geweſen, ſo glaube ich doch nicht, „daß man ein vollkommener Bild auf die tragiſche Scene bringen könne, als das Bild von der Stellung des unglücklichen „Thyeſt, welcher ſich ohne Hülfe der Wuth des barbariſchſten „unter allen Menſchen ausgeſetzt ſieht. Ob man ſich nun aber

„ſchon von ſeinen Thränen und ſeinem Jammer erweichen ließ;
„ſo blieb man mir dennoch deswegen aufſätzig. Man hatte die
„Güte, mir alle Abſcheulichkeit der Erfindung zu laſſen, und
„rechnete mir alle die Laſterthaten des Atreus an. An einigen
„Orten betrachtet man mich auch noch als einen fürchterlichen
„Menſchen, bey welchem man nicht recht ſicher ſey; gleich als
„ob alles, was der Witz erdenket, ſeine Quelle in dem Herzen
„haben müſſe. Eine ſchöne Lection für die Schriftſteller, welche
„ſie nicht nachdrücklich genug wird lehren können, mit wie vieler
„Behutſamkeit ſie vor dem Publico erſcheinen müſſen. Ein
„artiges Frauenzimmer, welches ſich in Geſellſchaft mit ehrbaren
„Scheinſpröden befindet, darf ſich lange nicht mit ſo vieler
„Sorgfalt beobachten. Und endlich hätte ich mir es nimmermehr
„vorgeſtellt, daß in einem Lande, in welchem es ſo viel
„gemißhandelte Ehemänner giebt, Atreus ſo wenig Vertheidiger
„finden ſollte. Was die doppelte Ausſöhnung, die man mir
„vorwirft, anbelangt, ſo erkläre ich gleich voraus, daß ich mich
„in dieſem Puncte niemals für ſchuldig erkennen werde. Atreus
„erziehet den Pliſthenes, um einmal den Thyeſt durch die
„Hände ſeines eigenen Sohnes umbringen zu laſſen; er erſchleicht
„von dieſem jungen Prinzen einen Eid, welcher aber
„gleichwohl bey Erblickung des Thyeſt nicht gehorchet. Atreus
„kann alſo zu nichts andern ſeine Zuflucht nehmen, als zur
„Verſtellung; er erdichtet ein Mitleiden, welches er nicht fähig
„iſt, zu empfinden; er bedient ſich hierauf der allergewaltſamſten
„Mittel, den Pliſthenes zur Vollziehung ſeines Eides zu vermögen,
„von welcher dieſer aber durchaus nichts wiſſen will.
„Atreus, welcher ſich an dem Thyeſt auf eine ſeiner würdige
„Art rächen will, muß alſo nothwendig zu einer zweyten Verſöhnung
„ſchreiten. Ich getraue mir zu ſagen, daß dieſer grauſame
„Prinz alle Geſchicklichkeit anwendet, die ein Betrieger
„nur immer anwenden kann. Es iſt unmöglich, daß Thyeſt
„dieſer Falle entgehen ſollte, wenn er auch ſchon ſelbſt ein eben
„ſo groſſer Betrieger wäre, als ſein Bruder. Man darf das
„Stück nur ohne Vorurtheil leſen, ſo wird man finden, daß
„ich nicht Unrecht habe. Je betriegeriſcher aber Atreus iſt,
„deſto beſſer habe ich ſeinen Charakter ausgedrückt; weil Ver-

„rätherey und Verſtellung faſt immer von der Grauſamkeit unzertrennlich ſind ꝛc.“

Von den übrigen lateiniſchen Trauerſpielen in den folgenden Stücken.

VIII. Des Hrn. Ludewig Riccoboni Geſchichte der italiäniſchen Schaubühne.

Nachricht von dem Verfaſſer.

Ludewig Riccoboni war ein Modeneſer von Geburt, welche ohngefehr in die Jahre 1682 oder 83 fällt. Er mochte aus einer ganz guten Familie ſeyn, weil er ſelbſt, an einem Orte ſeiner Schriften, den Antonius Riccoboni, einen Profeſſor zu Padua, aus der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, für einen ſeiner Vorfahren wahrſcheinlicher Weiſe hält. Er mußte aber ſehr jung diejenige Lebensart ergriffen haben, in welcher er ſich hernach auf eine doppelte Art ſehr rühmlich hervorthat. Denn ſchon in ſeinem zwey und zwanzigſten Jahre, wie man es weiter unten aus ſeinem eignen Munde hören wird, war er das Haupt einer Geſellſchaft von Schauſpielern, die in den Städten der Lombardey und beſonders zu Venedig mit vielem Beyfalle ſpielte. Er gab ſich ganzer zehn Jahr lang in ſeinem Vaterlande ſehr viel Mühe, die Bühne aus ihrem damaligen Verfalle wieder in die Höhe zu bringen, und ſie beſonders von dem unregelmäßigen Wuſte zu reinigen, welcher damals auf derſelben herrſchte. Doch weil ihm dieſe Bemühungen ſo glücklich nicht ausſchlagen wollten, als ſie es wohl verdient hätten, ward er es überdrüßig, unter einem Volke nur Undank damit zu verdienen, deſſen Hauptgeſchmack auf nichts als Poſſen ging. Er nahm alſo den Vorſchlag an, den man ihm damals that; nehmlich eine Geſellſchaft italiäniſcher Schauſpieler für den König von Frankreich zuſammen zu bringen, und mit derſelben nach Paris zu gehen. Er langte daſelbſt im May 1716 an. Sein Theatername, unter welchem er ſich bekannt machte, war Lelio. Als Acteur fällte man das Urtheil von ihm, daß ihm zwar das Anmuthige und Reizende fehle, daß ſich aber ſein finſtres Anſehen vollkommen wohl ſchicke, traurige und übertriebene

Leidenſchaften auszudrücken, die auch in der That niemand beſſer und wahrſcheinlicher vorgeſtellt habe, als er. Er blieb auf dem italiäniſchen Theater zu Paris bis 1729, in welchem Jahre er daſſelbe mit ſeiner Frau und ſeinem Sohne, verließ, und eine Haushofmeiſterſtelle bey dem Herzoge von Parma annahm. Nach dem Tode dieſes Herzogs kam er zwar wieder nach Paris, nicht aber wieder auf das Theater, von welchem er für ſich und ſeine Frau eine doppelte Penſion, jede von 1000 Livres, beybehalten hatte. Er ſtarb den 6ten December 1753. Als einen Theatraliſchen Schriftſteller hatte er ſich ſchon bekannt gemacht, ehe er aus ſeinem Vaterlande ging; doch hat er ſeine vornehmſten Werke in Frankreich, und zwar auch franzöſiſch, geſchrieben. Unter die erſtern, die er italiäniſch abgefaßt, gehören verſchiedne Luſtſpiele, und ein Gedicht über die Kunſt zu declamiren, welches den Titel l'Arte repreſentativa führet. Auch hat er eine Sammlung alter italiäniſcher Stücke beſorgt, welche er für geſchickt hielt, den Ausländern eine beſſere Meinung von der eigentlichen dramatiſchen Poeſie ſeiner Landsleute beyzubringen. Diejenigen Luſtſpiele, welche er in Paris für das italiäniſche Theater machte, ſind weder ganz welſch, noch ganz franzöſiſch, ſondern die Scenen ſind aus beyden Sprachen vermengt. Dergleichen ſind ſein Pere partial, ſeine Diana & Endymion und ſein Italien marié à Paris, welche Stücke er ganz allein, ſo wie folgende, la Deſolation des deux Comedies; le Procès des Theatres, und la Foire renaiſſante, in Geſellſchaft mit dem Hrn. Dominique verfertiget hat. Diejenigen Werke aber, die er ganz franzöſiſch geſchrieben hat, und die man ohne Zweifel für ſeine beträchtlichſten halten muß, ſind ſeine Hiſtoire du Theatre Italien, und ſeine Reflexions hiſtoriques & critiques ſur les differens Theatres de l'Europe. Die erſtere beſtehet aus zwey Theilen in groß Octav, deren erſter 1727 und der zweyte 1731 zu Paris an das Licht getreten ſind. Jener enthält die Geſchichte des italiäniſchen Theaters, wovon nachſtehendes eine Ueberſetzung iſt; ein Verzeichniß aller welſchen Komödien und Tragödien, und eine Abhandlung über das Trauerſpiel der Neuern. Dieſer beſtehet aus Auszügen aus fünf der beſten italiäniſchen Tragödien, und eben ſo vielen Komödien, welchen noch ein Brief des Rouſſeau an den Verfaſſer, nebſt der Antwort vorgeſetzet, und die in Kupfer geſtochenen Charaktere der welſchen Bühne, nebſt einer Erklärung, beygefügt worden. Die Reflexions des Hrn. Riccoboni kamen das erſtemal 1738 heraus, und betreffen die italiäniſche, die ſpaniſche, die franzöſiſche, die engliſche, die holländiſche und die deutſche Bühne. Am Ende hat der Verfaſſer noch Pensées sur la Declamation hinzugethan, welche man aber nicht mit dem oben angeführten Gedichte vermengen muß.

Ich verſpare es auf ein andermal von dieſem oder jenem genannter Aufſätze nähere Nachricht zu geben, wie man denn auch ſeiner Frau und ſeines Sohnes, welche beyde noch leben, bey einer andern Gelegenheit ſoll gedacht finden.*)

* * *

IX. Auszug aus der Sophonisba des Trißino und der Roſemonda des Ruccelai.

In dem vierten Hauptſtücke der vorhergehenden Geſchichte der italiäniſchen Schaubühne, wird man angemerkt haben, daß die Sophonisba des Trißino und die Rosemonda des Ruccelai für die erſten italiäniſchen Trauerſpiele anzuſehen ſind, welche nach den Regeln und in dem Geſchmacke der Alten in dieſer Sprache verfertiget worden. Ich vermuthe daher, daß man begierig ſeyn wird, ſie näher kennen zu lernen, und in dieſer Vermuthung will ich die Auszüge mittheilen, welche eben der Herr Riccoboni, in dem zweyten Theile ſeiner Geſchichte, davon geliefert hat. Sie werden in dieſer Bibliothek ſchwerlich einen beſſern Platz finden können.

* * *

---

*) Zu einer Stelle der hier folgenden Überſetzung, „Als ich im Jahre 1690, in einem Alter von dreyzehn Jahren, die Bühne zu beſuchen anfing,“ bemerkt Leſſing folgendes. „Hier wird eben der rechte Ort ſeyn, einen Fehler wieder gut zu machen, den ich, eben auf der 135. Seite, in meiner Handſchrift zu verbeſſern vergeſſen hatte. Es erhellt nehmlich aus den Datis, welche Herr Riccoboni hier einflieſſen laſſen, daß er 1677. und nicht 1682. oder 83. wie ich aus einem andern Umſtande geſchloſſen habe, müſſe ſeyn gebohren worden. Ueberſ.“

X. Auszug aus der Calandra des Kardinal Bernardo da Bibiena.

Auch aus dieſem Stücke, welches man in dem vierten Hauptſtücke der obigen Geſchichte, als das erſte regelmäßige italiäniſche Luſtſpiel hat kennen lernen, wird man hoffentlich einen Auszug hier nicht ungern finden. Er iſt gleichfals von dem Herrn Riccoboni.

* * *

Drittes Stück. 1755.

XI. Des Abts du Bos Ausſchweifung von den theatraliſchen Vorſtellungen der Alten.

Vorbericht.

Der Abt du Bos war einer von den Vierzigern, und beſtändiger Sekretär der franzöſiſchen Akademie. Der Herr von Voltaire hat ihn mit unter die Schriftſteller gezehlet, welche das Jahrhundert Ludewigs des XIV. erleuchtet haben. Er hat ſich der Welt als ein Geſchichtſchreiber und als ein Kunſtrichter gezeigt. Als jener in ſeiner *Histoire de la ligue de Cambrai*, welcher der Herr von Voltaire das Lob zugeſtehet, daß ſie ein Muſter in ihrer Art ſey. Als dieſer, in ſeinen critiſchen Betrachtungen über die Dichtkunſt und Mahlerey, (*Reflexions critiques ſur la Poeſie & ſur la Peinture*) von welchen ich hier etwas mehrers melden muß. Ich kann es jetzt nicht gleich wiſſen, in welchem Jahre ſie zu erſt ans Licht traten. Ich habe blos die fünfte Ausgabe vor mir, welche von 1746 iſt. Es iſt die letzte, meines Wiſſens, und auf dem Titel wird geſagt, daß ſie von dem Verfaſſer ſelbſt durchgeſehen, verbeſſert und vermehrt worden. Sie iſt in Paris in groß Duodez gedruckt, und beſtehet aus drey Theilen, deren ſtärkſter ein Alphabet hat. Der Inhalt, wie ihn der Verfaſſer ſelbſt entwirft, iſt kurz dieſer. In dem erſten Theile erklärt er, worinn die Schönheit eines Gemähldes und die Schönheit eines Gedichts vornehmlich beſtehe; was für Vorzüge ſo wohl das eine, als das andere, durch die Beobachtungen der Regeln erlange, und endlich was für Beyſtand ſowohl die Werke der Dichtkunſt, als der Mahleren, von andern Künſten erborgen können, um ſich mit deſto gröſſern Vortheile zu zeigen. In dem zweyten Theile handelt er von den Theils natürlichen, Theils erworbenen Eigenſchaften, welche ſowohl groſſe Mahler, als groſſe Dichter, haben müſſen, und forſcht den Urſachen nach, warum einige Jahrhunderte ſo viele, und einige faſt gar keine berühmte Künſtler geſehen haben. Hierauf unterſucht er, auf welche Weiſe die Künſtler zu ihrem Ruhme gelangen; an welchen Kennzeichen man es voraus ſehen könne, ob der Ruhm, in welchem ſie zu ihren Zeiten ſtehen, ein wahrer Ruhm ſey, oder ob ſie nur ein flüchtiges Aufſehen machen; und endlich aus welchen Merkmalen man es zuverläßig ſchlieſſen dürfe, daß der Name eines von ſeinen Zeitgenoſſen gerühmten Dichters oder Mahlers, immer mehr und mehr wachſen, und in den folgenden Zeiten noch gröſſer ſeyn werde, als er ſelbſt zu ſeiner Zeit geweſen iſt. In dem dritten Theile endlich trägt unſer Abt verſchiedene Entdeckungen vor, die er in Anſehung der theatraliſchen Vorſtellungen der Alten gemacht zu haben glaubet. In den erſten Ausgaben ſeines Werks, war dieſe Materie dem erſten Theile mit eingeſchaltet. Weil ſie aber doch nichts anders als eine Ausſchweifung war, durch die man die Hauptſache allzulange aus den Augen verlohr, ſo folgte er dem Rathe einiger Freunde, und machte einen beſondern Theil daraus. Dieſer beſondre Theil nun, oder dieſe Ausſchweifung iſt es, welche ich hier meiner theatraliſchen Bibliothek einverleiben will. Ich werde aber dabey für dieſesmal nichts, als die Pflichten eines getreuen Ueberſetzers beobachten; und meine Gedanken über verſchiedene beſondere Meinungen des Verfaſſers auf eine andere Gelegenheit verſparen.

Viertes Stück. 1758.

XII. Geſchichte der engliſchen Schaubühne.

Ich will hier bloß die erſten Züge einer Geſchichte der engliſchen Schaubühne entwerfen; und bloß in der Abſicht, damit der Leſer ohngefehr wiſſe, wohin er die einzeln Theile derſelben, die ich ausführlicher berühre, zu bringen habe.

Es findet ſich eine Nachricht, die, wenn ſie, wie nicht zu zweifeln iſt, ihre Richtigkeit hat, den Urſprung des engliſchen Theaters weit früher heraus ſetzt, als man den Urſprung des Theaters irgend eines andern europäiſchen Volks angeben kann. Wilhelm Stephanides (Fitz-Stephens) ein Benedictiner zu Canterbury, der unter der Regierung König Heinrichs des zweyten geſchrieben, und unter der Regierung König Richards des erſten, im Jahre 1191, geſtorben iſt,(*) hat nehmlich in ſeiner Deſcriptio nobiliſſimæ civitatis Londoniæ folgende Stelle: Londonia pro ſpectaculis theatralibus, pro ludis ſcenicis, ludos habet ſanctiores, repræſentationes miraculorum, quæ ſancti conſeſſores operati ſunt, ſeu repræſentationes paſſionum, quibus claruit conſtantia Martyrum. d. i. London hat, anſtatt der theatraliſchen Schauſpiele, weit edlere Spiele, in welchen die Wunder der heiligen Bekenner, und die Leiden der Märtyrer vorgeſtellet werden. Wider dieſes Zeugniß eines ehrlichen Mannes, iſt nichts einzuwenden; und da er von dieſen Vorſtellungen nicht als von einer Neuigkeit redet: (denn er beſchreibt auch alle andere Arten der damals in London gewöhnlichen Zeitverkürzungen) ſo kann man den Anfang derſelben ſchwerlich ſpäter, als in die Zeiten Wilhelms des Eroberers ſetzen.(**)

Um dieſe Zeit aber hat noch keine einzige andere Nation, etwas einem Theater ähnliches gehabt, es wären denn die Italiäner, wenn man anders mit dem ältern Riccoboni annehmen will, daß ſeit dem Verfalle der Römer, ſich das Theater in Italien ohne Unterbrechung fortgepflanzt habe. Und doch kann auch dieſer kein ſo altes ausdrückliches Zeugniß für ſeine Nation aufweiſen.(***) Wie er denn die Stelle des Stephanides auch nicht gewußt hat, ſondern eine weit neuere Nachricht, die ich nun gleich anführen will, für die älteſte Spur des engliſchen Theaters annimt.

(*) Das Jöcherſche Gelehrten Lexicon ſagt von ihm: er lebte 1190 unter dem Könige von England Richardo I. Es hätte wenigſtens ſagen ſollen: er lebte noch ꝛc.

(**) Dodsler in der Vorrede zu ſeiner Select Collection of old Plays, die er in zwölf Duodezbänden heraus gegeben.

(***) Ludewig Riccoboni in ſeinen Reflexions hiſtoriques & critiques ſur les differens Theatres de l'Europe Seite 1. 11.

Vielleicht, daß die andächtigen Vorſtellungen bloſſer Wunderwerke und Leidensgeſchichte, nicht lange nach dem Geſchmacke des engliſchen Pöbels waren. Wenigſtens findet man ohngefehr hundert und vierzig Jahr hernach, daß man ihn mit weit luſtigern Vorſtellungen zu unterhalten geſucht hat. Denn unter der Regierung **K. Eduard des dritten** ward durch eine Parlamentsacte verordnet, daß eine gewiſſe Geſellſchaft von Leuten, Vagrants genannt, welche durch ganz London Maskeraden angeſtellt, aus der Stadt gepeitſcht werden ſollten, weil ſie in den Trinkhäuſern, und an andern Orten, wo ſich das Volk verſammelt, ärgerliche Dinge geſpielet.(*) Worinn dieſe ärgerlichen Dinge eigentlich beſtanden, kann man nicht ſagen.(**) Sie mögen aber beſtanden haben, worinn ſie wollen, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß dieſe Vagrants die erſten wahren engliſchen Komödianten waren; denn ſie verlieſſen das abergläubiſche Zeug, und gaben ſich mit Satyre und Nachahmung der Sitten ab.

(*) Wenn **Riccoboni** (in dem angezogenen Werke, Seite 118) dieſer Parlamentsacte, als der älteſten Spur des engliſchen Theaters gedenkt, ſo druckt er ſich folgender maſſen aus: Sous le regne d'Eduard III. qui commença l'an 1015 & finit en 1038, il eſt rapporté, dans un Livre imprimé à Londres, (*Statutes at large &c.*) que ce ſaint Roi ordonna par un Arret du Parlement, *qu'une Aſſemblée &c.* Kann man einen gröbern Fehler wider die Zeitrechnung begehen? **Eduard der dritte** regierte von 1327 bis 1376, und da ihn **Riccoboni** den **heiligen** König nennet, ſo iſt es offenbar, daß er ihn mit **Eduard dem Bekenner**, welcher von 1042 bis 1066 regieret, oder gar mit dem heiligen **Eduard, dem Märtyrer,** muß vermengt haben.

(**) Vielleicht waren ſie derjenigen Art von Schauſpieler nicht unähnlich, die in nachfolgenden Zeiten *Mummers* genannt wurden, und in einer altväteriſchen Kleidung das Land durchzogen, tanzten und allerhand Gebehrden und Poſſen machten. Es finden ſich dergleichen Mummers noch bis jetzt in England; in dem funfzehnten Jahrhunderte aber waren ſie ſo gemein, und hielten das Volk ſo ſehr von ſeinen Geſchäften ab, daß ſie der menſchlichen Geſellſchaft ſehr ſchädlich wurden. Denn da ſie beſtändig verkleidet und maskirt einhergingen, ſo waren ſie an vielen liederlichen Streichen Schuld, und fingen Unordnungen an, die mit der Zeit ſo arg wurden, daß in dem dritten Jahre der Regierung **K. Heinrichs des achten**, (1512) eine Parlamentsacte wider dieſe Mummers gemacht wurde, durch welche auf jede Maske die verkauft, oder in einem Hauſe gefunden werden würde, eine Geldſtrafe von 20 Schillings (beynahe 6 Reichsthaler) gelegt ward.

Ohne Zweifel zwar mit der gröbſten Satyre, und mit der plumbſten Nachahmung der aller ärgerlichſten Sitten, die nichts weniger als beſſern kann; doch dieſes konnte im Anfange, zu den damaligen Zeiten, nicht wohl anders ſeyn, und man hätte ſie folglich nicht ſo wohl ganz unterdrücken, als nur einſchränken ſollen.

Nach einer ſo ſcharfen Ahndung aber mußte ſich alles, was einem Schauſpiele ähnlich ſahe, aufs neue unter den Mantel der Religion verbergen, und man ſahe wieder nichts als Myſteries vorſtellen. Im Jahr 1378 überreichten die Collegen der St. Paulusſchule dem K. Richard dem zweyten eine Bittſchrift, und baten darinn „daß gewiſſen unerfahrnen Leuten Einhalt „geſchehen möchte, welche ſich unterfangen hätten, die Geſchichte „des alten Teſtaments vorzuſtellen; weil es zu der Kläger Nachtheile geſchehe, als welche ſich in groſſe Koſten geſetzt, um dieſelben zur Weihnachtzeit öffentlich zu ſpielen." Hieraus ſieht man, daß die Collegen der St. Paulusſchule damals ſchon gewiſſermaſſen im Beſitz waren, dergleichen Myſteries aufzuführen, und daß ſie es für Geld thaten. Wenn man alſo auch nur dieſen Zeitpunkt als den erſten des engliſchen Theaters annehmen wollte, ſo würde man es doch noch für älter als das franzöſiſche erkennen müſſen; denn es iſt gewiß, daß die Franzoſen mit den heiligen Vorſtellungen der Brüder der Paßion, höher nicht als bis 1398 hinaus gehen können.

Unter der Regierung Heinrichs des vierten, und zwar in dem eilften Jahre derſelben, (1409) wurde von den Londonſchen Kirchendienern (Parish-Clerks) ein Schauſpiel von Erſchaffung der Welt aufgeführt, welches ganzer acht Tage währte, und bey welchem der größte Theil des engliſchen hohen und niedrigen Adels zugegen war.(*) Von Erſchaffung der Welt kann es wohl ſchwerlich allein gehandelt haben; und man vermuthet daher,(**) daß es vielleicht dasjenige Schauſpiel geweſen ſey, von welchem in der Cottonianſchen Bibliothek noch bis jetzt eine Handſchrift

---

(*) Stow's Survey of London.

(**) Man ſehe den Dialogue on Plays and Players, welchen Dodsley ſeiner Sammlung beygefügt, und der bey Gelegenheit der Collierſchen Streitigkeit abgefaßt worden. S. 19.

aufbewahrt wird. Sie findet ſich in dem gedruckten Bücherverzeichniſſe derſelben, S. 113. unter folgender Aufſchrift: Schauſpiele in altem engliſchen Sylbenmaaße h. e. Dramata ſacra, in quibus exhibentur hiſtoriæ veteris & novi Teſtamenti, introductis quaſi in ſcenam perſonis illic memoratis, quas ſecum invicem colloquentes pro ingenio ſingit poeta. Videntur olim coram populo, ſive ad inſtruendum, ſive ad placendum, a fratribus mendicantibus repræſentata. Nach dem Zuge der Buchſtaben und der Sprache zu urtheilen, ſcheint das Buch wenigſtens drey hundert Jahr alt zu ſeyn. Es fängt mit einem allgemeinen Prologo an, in welchem der Inhalt von vierzig nachſtehenden Pageants, d. i. von ſo viel verſchiedenen Acten oder Aufzügen, kürzlich erzehlt wird. Sie ſtellen die Geſchichte beyder Teſtamente, von Erſchaffung der Welt bis auf die Erwehlung des h. Matthias zum Apoſtel vor. Die Begebenheiten des neuen Teſtaments, z. E. die Verkündigung, die Geburth, die Heimſuchung ꝛc. ſind am weitläuftigſten ausgeführt; vor allen aber iſt die Paßion, die Auferſtehung, die Himmelfahrt, und die Erwehlung des h. Matthias ſehr umſtändlich mitgenommen. „Der Styl, ſagt ein „engliſcher Schriftſteller, (*) in welchem alle dieſe Dinge vorgetragen werden, ſcheint jetzt ſehr gemein, und weit unter der „Würde des Inhalts zu ſeyn. Doch der damalige Geſchmack „war ſo eckel noch nicht, und die aufrichtigen Alten waren „ſehr leicht einzunehmen, daß ſie von allen auf das beſte und „liebreichſte urtheilten.“

Daß aber London damals nicht einzig und allein dergleichen Vorſtellungen hatte, daß auch die Provinzen damit verſehen waren, und daß man da vielleicht eine Menge ärgerlicher und ſchändlicher Dinge damit verband; erhellet aus einer Parlamentsacte vom vierten Jahre der Regierung Heinrichs des vierten, in welcher gewiſſer Waſtors, Maſter-Rimours, Minſtrels (Spielleute) und andrer Vagabunden, die ſich in die Landſchaft Wales eingeſchlichen hatten, gedacht, und befohlen wird, daß es durchaus keinen von dieſem Geſindel ferner vergönnt ſeyn ſoll, Commoiths und Verſammlungen daſelbſt anzuſtellen. Man

---

(*) Der Verfaſſer des angezogenen Dialogue &c. S. 20.

kann nicht ſagen, was dieſe Maſter-Rimours, die der Landſchaft Wales insſondere ſo beſchwerlich fielen, eigentlich für Leute geweſen ſind; eben ſo ſchwer iſt es auch zu beſtimmen, was man ſich für einen Begrif von ihren angeſtellten Commoiths zu machen habe. Die Grafſchaften in Wales(*) werden in Bezirke von hundert Dörfern eingetheilet. Ein ſolcher Bezirk wird auf Walliſch ein Cantred genennt; und ein Bezirk, der ohngefehr die Helfte davon, d. i. funfzig Dörfer enthält, wird ein Commoith genannt. Die Maſter-Rimours bedienten ſich alſo vielleicht dieſes Worts, wenn ſie einen Platz beſtimmet hatten, wo ſie ſpielen wollten, und zehn oder zwölf (engliſche) Meilen in der Runde, (als in welchem Bezirke ohngefehr funfzig Dörfer liegen können) davon Nachricht gaben. Daß dieſes gewöhnlich geweſen, iſt aus Carews Survey of Cornwall, einem Buche, welches unter der Regierung der Königin Eliſabeth geſchrieben worden, zu erſehen. Wenn der Verfaſſer von den gewöhnlichen Luſtbarkeiten des Volks ſpricht, ſagt er unter andern; „Das „Guary-Miracle, welches auf Engliſch ſo viel als Miracle-Play „(Wunderſpiel) bedeutet, iſt eine Art eines Schauſpiels welches „von einer Geſchichte aus der heiligen Schrift handelt, und auf „Cornwalliſch geſchrieben iſt. Zur Aufführung deſſelben erbauen „ſie auf offenem Felde ein Amphitheater, welches vierzig bis „funfzig Fuß lang und breit zu ſeyn pfleget. Das Landvolk „kommt von einigen Meilen in der Runde dahin, um es zu „ſehen und zu hören; denn es kommen darinn Teufel und vielerley ſinnreiche Sprüche vor, daß ſo wohl das Auge als das „Ohr ergötzt wird.“ — — Von ſolcher Lauterkeit mögen nun zwar die Vorſtellungen der Maſter-Rimours zu Heinrichs des vierten Zeiten, wohl nicht geweſen ſeyn, weil man ihnen ſonſt ſchwerlich das Handwerk gelegt hätte.

Wie lange die Myſteries auf dem engliſchen Theater geherrſcht, kann man nicht genau beſtimmen; ſo viel iſt aber gewiß, daß ſie, nach einiger Zeit durch eine andere Art von Spielen verdrungen wurden, die man Moralities nennte, und welche wenigſtens einen Schatten von Vernunft hatten. Die Myſteries ſtell-

---

(*) So wie die Grafſchaften des übrigen Englands; wo aber dergleichen Bezirke von hundert Dörfern Hundreds genennt werden.

ten bloß eine Geſchichte des alten oder neuen Teſtaments auf eine abgeſchmackte Weiſe vor; aber in den Moralities war doch irgend ein kleiner Plan, eine Fabel, etwas Moral, und auch wohl etwas Dichtkunſt, indem öfters die Tugenden, und Laſter, und Gemüthsbewungen ꝛc. als Perſonen darinn aufgeführet wurden.(*) In der erſten Helfte des ſechzehnten Jahrhunderts, fingen ſie auch an öfters von der Religion zu handeln; denn die Religion war damals ein Hauptgegenſtand, und es war kein Wunder, wenn eine jede Parthey alle Künſte anwendete, um ihren Sätzen Eingang zu verſchaffen. Wenn die Moralities noch jetzt in England gewöhnlich wären, ſo würden ſie eben ſo fleißig von politiſchen Sachen handeln. Doch dauerten dieſe theologiſch polemiſchen Schauſpiele eben nicht lange; denn in einer Parlamentsacte, welche im vier und zwanzigſten Jahre der Regierung K. Heinrichs des achten, zur Beförderung der gereinigtern Religion gemacht ward, iſt eine Clauſel befindlich, wodurch allen Rimeurs und Schauſpielern verbothen wird, in ihren Geſängen oder Stücken das geringſte vorzutragen, was der einmal feſtgeſetzten Lehre nachtheilig ſeyn könnte. Eine von dieſen Moralities, unter dem Tittel: New Cuſtom &c.(**) welche zur Vertheidigung der Reformation gemacht worden, ward unterdeſſen doch wieder auf das Theater gebracht; nehmlich unter der Regierung der Königin Eliſabeth, als ſie die reformirte Religion wieder herſtellte.

Nach den Moralities kamen die Interludes auf, welche kleine Stücke, ob ſie gleich einem Geſpräche ähnlicher ſahen als einem Drama und wenig oder gar keine Handlung hatten, dennoch der wahren Komödie um einen guten Schritt näher kamen, als die vorher gewöhnlichen Spiele. Unter den Verfaſſern dieſer Interludes iſt John Heywood einer der vornehmſten. Er ward

---

(*) Z. E. In einer alten Morality, unter dem Titel all for Money (alles für Geld) ſind unter den auftretenden Perſonen auch folgende: Die Gottesgelahrheit, die Wiſſenſchaft, die Kunſt, die göttliche Ermahnung, die gottloſe Hülfe, die Gelehrſamkeit mit Geld, die Gelehrſamkeit ohne Geld, Geld ohne Gelehrſamkeit, weder Geld noch Gelehrſamkeit ꝛc.

(**) Dodsley hat ſie dem erſten Bande ſeiner Sammlung einverleibet.

zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts in London gebohren und ſtudirte zu Oxford. Die Strenge des akademiſchen Lebens wollte ihm aber nicht lange gefallen; er begab ſich alſo wieder in ſeine Vaterſtadt, wo er mit dem Thomas Morus eine vertraute Freundſchaft errichtete. Er fand auch Mittel, ein Liebling K. Heinrichs des achten zu werden, der ihn wegen ſeines muntern Kopfs und ſeiner luſtigen Einfälle ſchätzte. Unter ſeinen Interludes findet ſich eines, in welchem er die Mönche und Ablaßkrämer lächerlich macht. Es führt den Tittel: A marry Play between the Pardoner and the Frere, the Curate and Neybour Pratte, und iſt im Jahre 1533 gedruckt.(*) Allein er muß nach der Zeit wieder ein ſehr eifriger Papiſt geworden ſeyn; denn er ſtand nicht allein bey der Königin Maria in groſſen Gnaden, ſondern verließ auch ſogar, nach ihrem Tode, ſein Vaterland, weil er wohl ſahe, daß die proteſtantiſche Parthey, unter Begünſtigung der Königin Eliſabeth, nunmehr die Oberhand bekommen werde. Er wandte ſich nach Mecheln, wo er im Jahr 1565 ſtarb. Er war ein guter Muſikus, und hat auſſer ſeinen Interludes, auch noch eine groſſe Menge Epigrammata geſchrieben, die aber nicht viel werth ſind.

Und nun kommen wird endlich auf das erſte engliſche Stück, welches den Namen einer Tragödie verdient. Thomas Sackville, nachher Baron von Buckhurſt und endlich Graf von Dorſet, Großſchatzmeiſter von England unter der Regierung der Königin Eliſabeth und König Jacobs des erſten, war der Verfaſſer deſſelben. Dieſer Herr war in ſeiner Jugend der größte Dichter ſeines Landes, ſo wie er in ſeinen männlichen Jahren der größte Staatsmann deſſelben ward. Er war im Jahr 1526 gebohren, ſtudirte zu Oxford und Cambridge, und ſahe Frankreich und Italien. Alle ſeine poetiſchen Werke aber hat er vor dieſer Reiſe geſchrieben, und es ſcheint überhaupt nicht, daß er, insbeſondre zu ſeiner Tragödie, durch irgend ein ausländiſches Muſter ſey ermuntert worden. Sie ward den 16 Jenner 1561 zum erſten mal, in Gegenwart der Königin Eliſabeth aufgeführt; und der Inhalt iſt aus der alten engliſchen Geſchichte genommen.

(*) Man ſehe den angeführten Dialogue ꝛc. S. 30.

Sie ward nicht ſogleich gedruckt: während der Zeit aber da ſich der Verfaſſer auf Reiſen befand, machte ſich ein Buchhändler ſeine Abweſenheit zu Nutze, und gab ſie 1565 zu London in 8. ſehr fehlerhaft, heraus. Nach ſeiner Zurückkunft beſorgte er ſelbſt eine richtigere Ausgabe unter dem Titel: Ferrex und Porrex, welchen Titel er aber in der folgenden Ausgabe änderte und das Stück Gorboduc nennte. „Gorboduc, König von „England, theilte ſein Reich, noch bey Lebzeiten, unter ſeine „Söhne Ferrex und Porrex. Dieſe Söhne gerathen in Streit; „der ältere bringt den jüngern um; die Mutter, welche den er„mordeten vorzüglich liebte, tödtet den Mörder; der König er„mordet darauf die Königin; und damit das Theater ja gänz„lich rein werde, ſo erregt das Volk einen Aufſtand, und ſchaft „auch den alten Gorboduc aus der Welt ꝛc. — Dieſes iſt die Fabel, und Blut wird auf der Scene genug vergoſſen. Die mechaniſchen Regeln der Tragödie, die Einheit der Zeit und des Orts, ſind ſchlecht beobachtet; denn der vierte und fünfte Aufzug allein, enthalten blos eine kleine Dauer von funfzig Jahren. Allein der Dichter hat von einer andern Seite deſto gröſſere Vorzüge; die Richtigkeit der Empfindungen, die natürliche Deutlichkeit des Styls, die leichte Harmonie des Sylbenmaaßes, ertheilen ſeinem Stücke jene Würde, jene Genauigkeit, die der Tragödie ſo weſentlich iſt, und doch von faſt allen nachfolgenden engliſchen Trauerſpieldichtern, entweder ſo wenig verſtanden, oder ſo ſehr vernachläßiget worden. Selbſt Pope machte ſehr viel aus dieſem erſten tragiſchen Verſuche ſeiner Landsleute, und ſeiner Vorſorge hat man die neuſte(*) Ausgabe deſſelben zu verdanken, die zu London 1739 in 8. mit dem Leben Mylord Buckhurſts von Joſeph Spence, erſchienen iſt. Dieſe Ausgabe war höchſt nöthig; denn das Stück war ſo vergeſſen worden, und ſo wenigen mehr bekannt, daß es ſelbſt Dryden nicht muß geſehn haben, weil er es die Tragödie von der Königin Gorboduc nennt, und vorgiebt, daß ſie in gereimten Verſen abgefaßt ſey, welches ſie doch nicht iſt.(**) Ich will mich jetzt nicht län-

(*) Außer daß es Dodsley auch nachher im zweyten Bande ſeiner Sammlung abdrucken laſſen.

(**) In der Zueignungsſchrift vor ſeinen Rival-Ladies.

ger dabey aufhalten, ſondern nur noch dieſen einzigen Umſtand anführen, daß zwar Gorboduc überhaupt unſerm Lord Buckhurſt gehört, daß aber die erſten drey Aufzüge Thomas Norton ausgearbeitet haben ſoll.

Ohngefähr in eben daſſelbe 1561te Jahr fällt auch die erſte engliſche Komödie, die dieſes Namens nicht ganz unwerth iſt, wenigſtens von den Engländern durchgängig dafür erkannt wird. Sie führt auf einer der älteſten Ausgaben, auf der von 1661 nehmlich, den Titel: *Gammer Gurton's Needle*, a right pithy pleaſant and merry Comedy: und zugleich wird auf dieſem Titel geſagt, daß ſie von einem Mr. S — Maſter of Arts verfertiget, und hundert Jahr vorher zu Cambridge geſpielet werden. Der Inhalt iſt ohngefehr dieſer: „Die Frau Gammer Gurton, als ſie ihres Bedienten Hodge Beinkleider ausgebeſſert, „hat ihre Nadel dabey verloren, und ihre Nachbarin Dame „Chot fällt bey ihr in den Verdacht, als ob ſie ihr dieſe Nadel „entwendet habe. Sie läßt ſie ſogar durch den Pfarrer des „Orts von ihr wieder abfordern, und bey einem Haare wäre „ein greulicher Zank darüber entſtanden. Doch Hodge findet „die Nadel noch zur rechten Zeit in ſeinen Beinkleidern, und „macht der Komödie dadurch ein Ende" — Wie viel Komiſches in ſo einem Stücke ſeyn könne, und von welcher Gattung es ſeyn müſſe, kann man gar leicht von ſelbſt abnehmen. Dodsley hat es dem erſten Bande ſeiner Sammlung alter Luſtſpiele (S. 123 und folg.) einverleibet, und ich will hier nur noch hinzuſetzen, daß es in langen dactyliſchen Verſen geſchrieben iſt. Vierzig Jahr vorher, den 7ten May 1520, hatte man zwar bereits ein weit beſſeres Stücke auf der engliſchen Bühne geſehen, nehmlich eines von den Luſtſpielen des Plautus, welches in Gegenwart des Königs aufgeführet ward; doch glaube ich nicht, daß Riccoboni(*) allzuwohl daran gethan hat, von dieſem plautiniſchen Stücke die Epoche der engliſchen Komödie zu rechnen. Wenigſtens iſt die Anmerkung diß er darüber macht, unrichtig: „daß man folglich den Engländern das Vorrecht laſſen müſſe, ihr Theater mit einem guten weltlichen

---

(*) In dem angezogenen Werke S. 121.

„Stücke angefangen zu haben, da alle andre europäiſche Natio-„nen das ihrige mit höchſt elenden Poſſenſpielen angefangen „hätten. Die Interludes, deren wir in dem vorhergehenden gedacht haben, ſind der wahre Anfang der eigentlichen engliſchen Komödie, und nichts beſſers als Poſſenſpiele geweſen.

Die Bahn war alſo in beyden Arten des Drama gebrochen und die Nacheiferung, welche durch jede gebilligte Neuigkeit erweckt wird, zeigte ſich bey mehr als einem der damaligen ſchönen Geiſter wirkſam. Ich will einige der vornehmſten nahmhaft machen.

Richard Edwards, war zu ſeiner Zeit als ein guter Muſikus und Dichter berühmt. Er ward 1523 gebohren und ſtudirte gegen 1547 zu Oxford in dem Chriſtchurch Collegio. Zu Anfange der Regierung der Königin Eliſabeth, ward er ein Mitglied ihrer Kapelle und Aufſeher der Kapellknaben. Man hat von ihm zwey Luſtſpiele, wovon das eine den Titel führt, Damon und Pythias, und vom Dodsley dem erſten Theile ſeiner Sammlung einverleibet worden. Aus dem Prologus erhellet, daß Edwards recht gute Begriffe von den Charakteren und den Abſichten des Luſtſpiels gehabt hat. Auch ſcheinen ihm die Lehren und Muſter der Alten nicht ganz unbekannt geweſen zu ſeyn; denn er ſagt unter andern in gedachtem Prologo, weil Könige und andre hohe Perſonen in ſeinem Stücke vorkämen, ſo würde er wohl am beſten thun, wenn er es eine Tragikomödie nennte. Dieſer Zug, wie bekannt, iſt von dem Vorredner zu des Plautus Amphitruo entlehnet. Das zweyte Luſtſpiel des Edwards heiſt: Palämon und Arcite. In dieſem fand die Königin Eliſabeth, und die ganze Verſammlung, vor der es aufgeführt ward, nichts luſtiger, als ein Geſchrey von Jagdhunden, welches ſehr natürlich nachgeahmet ward.

John Lilly. Er war aus der Landſchaft Kent, und ward in dem Marien Magdalenen Collegio zu Oxford erzogen, wo er im Jahr 1575 den Gradum eines Magiſters der freyen Künſte annahm. Er machte ſich ſowohl durch verſchiedene dramatiſche Stücke, als vornehmlich durch einen Roman, unter dem Titel: Euphues and his England, or the Anatomy of Wit, bekannt. Der Ausdruck in dieſem Roman war auſſerordentlich unnatürlich; voller Metaphern, Alluſionen, Allegorieen und Analogieen. Und ob man ſchon damals weit beſſere Muſter der Sprache aufzuweiſen hatte, dergleichen die Schriften eines Sidney und Spenser waren, ſo fand er doch an dem Hofe der Königin Eliſabeth einen ſo auſſerordentlichen Verfall, daß eine Hofdame, die den Euphues nicht leſen, und ſich nach ſeiner Art nicht ausdrücken konnte, damals eben ſo wenig geachtet ward, als itzt eine, die nicht franzöſiſch ſpricht. Sechſe von Lillys dramatiſchen Stücken ſind, unter dem Titel der Hofkomödien, verſchiedne Jahre nachher zuſammen gedruckt worden.(*) Sie heiſſen: Alexander und Campaspe; Endymion; Galathea; Mydas; Sappho und Phaon und Mutter Bombie. Die erſte hat Dodsley dem zweyten Bande ſeiner Sammlung einverleibet.

Jasper Heywood. Ein Sohn des obengedachten John Heywoods; gegen 1535 zu London gebohren. Er verlies mit ſeinem Vater England, und trat zu St. Omer in den Jeſuiterorden. Vorher als er noch in Oxford ſtudirte, hatte er einige von den lateiniſchen Trauerſpielen, die unter dem Namen des Seneca angeführet werden, überſetzt; und dieſerwegen gedenke ich hier ſeiner. Den rasenden Herkules nehmlich, die Trojanerinnen und den Thyest. In den Trojanerinnen hat er verſchiedene Veränderungen und Zuſätze angebracht. Die Zuſätze beſtehen in einige ſechzig Zeilen zu Ende des Chorus nach dem erſten Aufzuge; in einer ganzen Scene zu Anfange des zweyten Aufzuges, in welcher er den Geiſt des Achilles erſcheinen und ihn die Opferung der Polyxena verlangen läßt; deßgleichen in drey Strophen, zu dem Chore nach dem zweyten Aufzuge. Die Veränderungen betreffen vornehmlich den Chor des dritten Aufzuges, welcher in der Urſchrift faſt aus lauter Namen fremder Gegenden beſtehet, und an deſſen Statt er einen für ſeine Leſer verſtändlichern eingeſchoben hat. — Er ſtarb 1598. zu Neapolis.

Wie die Stücke dieſer und der übrigen Zeitverwandten Dichter beſchaffen geweſen, kann man aus folgender Stelle des Rit-

---

(*) London 1632. in Duodez.

ters Philipp Sidney erſehen. „Unſere Trauerſpiele und Luſtſpiele, ſagt er in ſeiner Vertheidigung der Dichtkunſt, „beobachten weder die Regeln des Wohlſtandes, noch der Dichtkunſt. Die eine Seite des Theaters iſt Aſien und die andere Africa; und dazwiſchen liegen noch ſo viele Königreiche, daß jeder auftretende Schauſpieler es ſein erſtes Wort muß ſeyn laſſen, uns zu ſagen, wer und wo er ſey, weil man ſeine Rede ſonſt unmöglich würde verſtehen können. Mit einemmal kommen drey Frauenzimmer, welche Blumen ſuchen, und wir müſſen glauben, daß das Theater einen Garten vorſtelle. Nebenher hören wir, daß ein Schiff auf eben demſelben Platze verunglückt ſey; und nun muß das Theater ein Ufer oder ein Fels ſeyn. Gleich darauf erſcheint in dem Hintertheile der Schaubühne ein entſetzliches Ungeheuer, welches Feuer ſpeyet, und das Theater iſt folglich eine Höhle. Nun kommen geſchwind ein halb Dutzend Kerle mit Schwerdtern und Schilden, die ein Kriegesheer vorſtellen, herein gelaufen, und wir werden gebeten, das Theater für ein Schlachtfeld zu halten ꝛc. So gehen unſere Dichter mit dem Orte um; und mit der Zeit ſind ſie noch weit freygebiger. Gewöhnlicher Weiſe verliebt ſich ein junger Prinz in eine junge Prinzeſſin; nach mancherley Unglück und Verwirrung kömmt die Prinzeſſin in geſegnete Umſtände, und wird zu gehöriger Zeit von einem geſunden und wohlgeſtalten Knaben entbunden. Dieſer wird verlohren, findet ſich wieder, wird groß, verliebt ſich, und würde vielleicht ſelbſt wieder einen jungen Sohn ſehen, wenn nicht der Vorhang zufiele ꝛc.

Endlich ward zu Anfange des vorigen Jahrhunderts das engliſche Theater auf eine weit höhere Staffel der Vollkommenheit gebracht. Shakeſpear, Beaumont, Fletcher und Ben Johnſon waren die großen Genies, die es mit unſterblichen Werken bereicherten, und es auf einmal zu einem Theater machten, welches, nach dem Griechiſchen, für einen Kenner der ſchönen Wiſſenſchaften das aller intereſſanteſte iſt, und dem Anſehen nach auch bleiben wird.

Von dieſer Zeit an kann man die Geſchichte des engliſchen

Theaters, und die Dichter deſſelben, in drey Perioden und Klaſſen eintheilen.

Der erſte Periode fängt an vom Shakeſpear, und gehet bis zu der unglücklichen Zeit des bürgerlichen Krieges, da die Puritaner durchaus alle Schauſpiele verbothen. Er beträgt einige funfzig Jahre.

Der zwerte Periode fängt von der Zeit der Reſtitution an, und gehet bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, da einige mehr feine als große Köpfe, beſonders ihrem Trauerſpiele mehr Regelmäßigkeit und Anſtand zu geben anfingen.

Der dritte Periode begreifet das itztlauffende Jahrhundert; und wie das Theater deſſelben das neue heißen kann, ſo wird man nicht unrecht den zweyten Perioden das mittlere und den erſten das alte engliſche Theater nennen können. Das älteſte folglich würde das Theater vor Shakeſpears Zeiten ſeyn; und von dieſem verlohnt es ſich kaum der Mühe, mehr zu ſagen, als ich bereits geſagt habe.

Aber auch von den drey wichtigern Perioden will ich vor itzo dem Leſer weiter nichts vorlegen, als ein chronologiſches Verzeichniß der vornehmſten Dichter derſelben, damit er ohngefehr ſehen kann, welch eine reiche Erndte hier auf uns wartet.

Erſter Periode;
oder das alte engliſche Theater.

1. William Shakeſpear; gebohren 1564. zu Stratford in der Grafſchaft Warwick. Sein erſtes Stück iſt Romeo und Juliet von 1597. und die gleich darauf folgenden Richard der zweyte, und der dritte. Er ſtarb 1617. im drey und funfzigſten Jahre ſeines Alters. Die erſte Ausgabe ſeiner Werke iſt von 1623. in Folio. Die vorzüglichſten von den nachherigen Ausgaben ſind, die Ausgabe von Rowe, von Pope, von Theobald, von Thomas Hanmer und von Warburton.
2. Francis Beaumont und John Fletcher. Dieſe zwey Freunde ſind als dramatiſche Dichter nicht zu trennen, indem ſie alle ihre Werke gemeinſchaftlich verfertigten. Beaumont war gebohren 1585. und Fletcher 1576. Jener ſtarb noch vor ſeinem dreyßigſten Jahre, 1615; und dieſer 1625, an der Peſt.
3. Ben Johnſon; gebohren 1574. Sein erſtes dramatiſches

Werk, das er drucken ließ, war das Luſtſpiel Every Man in his Humour; zum erſtenmale aufgeführt 1598. Er ſtarb den 16 Auguſt 1637 im drey und ſechzigſten Jahre.

4. **Thomas Heywood**; lebte unter der Regierung der Königin Eliſabeth und Jacobi I. und war zugleich ein Schauſpieler. Er hat eine ungeheure Menge Stücke gemacht; wie er denn in der Vorrede zu einem ſagt, daß das gegenwärtige das zweyhundert und zwanzigſte ſey, welches aus ſeiner Feder geſtoſſen, oder woran er wenigſtens Theil gehabt. Es ſind aber von dieſer groſſen Anzahl nicht mehr als vier und zwanzig übrig geblieben. Eine von ſeinen Tragödien: A Woman kill'd with kindneſs ſtehet in dem vierten Bande der Dodsleyſchen Sammlung.

5. **Chriſtoph Marloe**; er ſtudierte zu Cambridge, verließ aber die Univerſität gar bald, und ward ein Schauſpieler, und zwar von eben der Geſellſchaft, von welcher Shakeſpear war. Er war zum Tragiſchen beſonders aufgelegt, und unter ſeinen ſechs Stücken iſt auch ein Doctor Fauſt. Seine Tragödie, Edward the ſecond, ſtehet in dem zweyten Bande der Dodsleyſchen Sammlung. Wood legt ihm einen ſehr abſcheulichen Charakter bey; und ſagt er ſey ein offenbahrer Atheiſt geweſen. Von dergleichen Beſchuldigungen gehet meiſtentheils viel ab. Sein Ende war ſehr unglücklich. Er hatte ſich in ein gemeines Mädchen verliebt, bey der er einſt einen Nebenbuhler in Livrey antraf. Er zog ſeinen Dolch und wollte ihn in der Wuth erſtechen. Doch der Bediente wich dem Stoſſe aus, riß ihm den Stahl aus der Hand, und verwundete ihn mit ſeinem eigenen Dolche. Die Wunde war tödtlich, und er ſtarb 1593.

6. **George Chapmann**; gebohren 1578. Er ſtudierte zu Oxford und kam nachher nach London, wo er mit Shakeſpear, Johnſon, Fletcher ꝛc. Freundſchaft machte. Er war in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache ſehr erfahren, und ſeine Ueberſetzung des Homers wird auch noch itzt nicht ganz verachtet. Er hat verſchiedne Trauerſpiele und Komödien geſchrieben. Aus dem Prologo ſeiner Komödie, All Fools, ſieht man, daß zu damaliger Zeit die Standesperſonen und

wer ſich ein guter Kunſtrichter zu ſeyn dünkte, anſtatt in den Logen zu ſitzen, man auf dem Theater ſaſſen, wie es noch itzt in Frankreich gebräuchlich iſt. Eine andere von ſeinen Komödien: Two wiſe men, and all the reſt Fools, hat ſieben Aufzüge. Unter ſeinen Trauerſpielen heißt eines: Alphonſus Emperor of Germany; in welchem er dieſen Gegenkayſer Richards von Cornwall, bloß ſeiner Nation zu ſchmeicheln, eine ſehr abſcheuliche und unglückliche Rolle ſpielen läßt. Sein Luſtſpiel: The Widow's tears, deſſen Inhalt die bekannte Geſchichte von der Matrone zu Epheſus iſt, ſtehet in dem vierten Bande der Dodsleyſchen Sammlung. Chapmann ſtarb 1655.

7. William Rowley; ſchrieb ſechs dramatiſche Stücke, an deren einem: The Birth of Merlin, Shakeſpear Theil hat. Seine beſte Tragödie iſt All's loſt by Luſt. Eine von ſeinen Komödien: A Match at Midnight, ſtehet in dem ſechſten Bande der Dodsleyſchen Sammlung. Er lebte noch unter der Regierung Carls des erſten.

8. John Marſton; ſtudirete zu Oxford und iſt Verfaſſer von acht dramatiſchen Stücken, die Shakeſpear nach ſeinem Tode, der gegen 1614 muß erfolgt ſeyn, herausgegeben. Eines davon, The Malcontent, a Tragedy, ſtehet in dem vierten Bande der Dodsleyſchen Sammlung. Sie iſt dem Ben Johnſon mit vielen Lobſprüchen zugeeignet.

9. Samuel Daniel; gebohren 1562. Er ſchrieb auſſer ſeiner Geſchichte von England, und vielen andern Gedichten, auch einige Tragödien, und Tragikomödien. Die erſten, nahmentlich Philotas und Cleopatra, hat er nach der Art der Alten, mit Chören zwiſchen jedem Aufzuge, verfertiget. Er ward nach dem Tode des groſſen Spenſer, gekrönter Poet, bey der Königin Eliſabeth, und ſtarb 1619.

10. Thomas Decker; lebte unter der Regierung Jacobi I. Er ward durch die Streitigkeit, die er mit Ben Johnſon bekam, berühmter als durch alle ſeine Werke, die in eilf dramatiſchen Stücken, gröſten Theils Luſtſpielen, beſtehen, wovon er achte ganz allein, drey in Geſellſchaft mit Webſter und eines in Geſellſchaft mit Rowley und Ford verfertiget. Un-

ter die erſten achte gehöret The Whore of Babylon, (gedruckt zu London 1601. in Quart) worinn er, unter erdichteten Namen, die vortreflichen Tugenden der Königin Eliſabeth, und die Gefahren vorſtellet, denen ſie durch die glückliche Entdeckung der böſen Abſichten, welche die Jeſuiten und Papiſten wider ihre geheiligte Perſon gehabt, entgangen. Desgleichen: The honeſt Whore, in zwey Theilen, wovon der erſte in dem dritten Bande der Dodsleyſchen Sammlung zu finden. Unter die Stücke welche er in Geſellſchaft mit Webſtern geſchrieben, gehöret Wyatt's Hiſtory. Der Held dieſes Stücks iſt Sir Thomas Wyat aus Kent, welcher in dem erſten Jahre der Königin Maria einen Aufſtand erregte, um ihre Vermählung mit Philippo von Spanien zu hintertreiben.

11. Fulk Greville, Lord Brooke; ein Herr der bey der Königin Eliſabeth in großen Gnaden ſtand, und auch an dem Hofe Jacobi I. wichtige Stellen bekleidete. Er war ein vertrauter Freund von Ph. Sidney und Camdens großer Gönner. Er ſchrieb zwey Trauerſpiele, Alaham und Muſtapha. Das letztere ſtehet in dem zweyten Bande der Dodsleyſchen Sammlung. Er ward 1628. von einem ſeiner Bedienten, der ſich von ihm nicht genug belohnt zu ſeyn glaubte, ermordet.

12. Philipp Maßinger. Er war einer von den angeſehenſten Dichtern ſeiner Zeit; gebohren gegen 1585. Er ſtarb zu London 1640. und ward von allen Komödianten, die damals in der Stadt waren, zu Grabe begleitet. Auſſer verſchiednen Stücken, die er mit Fletchern und andern in Gemeinſchaft ſchrieb, hat er deren noch vierzehn von ſeiner eignen Arbeit drucken laſſen. Viere davon: The Guardian, a comical Hiſtory; das Luſtſpiel: A new way to pay old debts; die Tragikomödie: The Picture, und das Trauerſpiel: The unnatural Combat hat Dodsley dem achten Bande ſeiner Sammlung einverleibet.

13 Thomas Randolph; gebohren 1605. Er ſtudirete zu Cambridge, und war einer von den eifrigſten Anhängern und Bewunderern Ben Johnſons Er ſtarb 1634. Von ſeinen

dramatiſchen Stücken ſtehet das Luſtſpiel: The Muſe's Looking Glaſs, welches zugleich eine Vertheidigung der Schaubühne iſt, in dem ſechſten Bande der Dodsleyſchen Sammlung.

14. **William Alexander Graf von Stirling**; aus einer vornehmen Schottiſchen Familie; gebohren unter der Regierung der Königin Eliſabeth und während der Minderjährigkeit Jacobi VI. von Schottland. Er ſtand bey dem letztern und deſſen Sohne Carl dem erſten, in großen Gnaden und bediente wichtige Aemter. Er iſt Verfaſſer von vier dramatiſchen Stücken, die er Monarchiſche Trauerſpiele nennet; nahmentlich, die Alexandriniſche Tragödie, Cröſus, Darius und Julius Cäſar. Sie ſind nach dem Muſter der Alten geſchrieben, und haben zwiſchen jedem Aufzuge Chöre. Sie ſind durchaus ernſthaft, und wie die Tragödien des Seneca voller Sinnſprüche; doch ſind auch die ſanftern und zärtlichern Leidenſchaften dann und wann ſehr fein bearbeitet. In der Wahl ſeiner Verſe aber, iſt der Verfaſſer ſehr unglücklich geweſen; es ſind nehmlich Verſe mit abwechſelnden Reimen, ſo wie ſie Pibrac in ſeinen Vierverſen, oder Davenant in ſeinem Gondibert gemacht hat.

15. **John Ford**; ſchrieb unter der Regierung Carls des erſten, zum Theil in Geſellſchaft mit Rowley und Decker. Er war zu dem Tragiſchen aufgelegter, als zum Komiſchen. Seine beſte Tragödie ſoll ſeyn: 'Tis Pity ſhe is a Whore! Schade, daß ſie eine Hure iſt! Ein ſonderbarer Titel für ein Trauerſpiel. Die unzüchtige Liebe eines Bruders zu ſeiner Schweſter, wird darinn ein wenig mit allzu lebhaften und reitzenden Farben geſchildert.

16. **Thomas May**, war unter der Regierung der Königin Eliſabeth gebohren, und lebte an dem Hofe Carls des erſten, während welcher Zeit er drey Trauerſpiele und zwey Komödien ſchrieb. Die beyden letztern unter dem Titel: The Heir und the old Couple ſind in dem ſiebenden Bande der Dodsleyſchen Sammlung befindlich. Weil er zugleich mit William Davenant um die Stelle des gekrönten Hofpoeten anhielt, und ſie nicht bekam, ward er wider den

Hof erbittert, und hieng, während dem bürgerlichen Kriege, dem Parlamente an. Er beſchrieb auch die Geſchichte dieſes Parlaments, worinn er alle Galle eines Mißvergnügten ausſchüttete. Er ſtarb 1652.

17. **Thomas Goff**; gebohren gegen das Jahr 1592. Er ſchrieb, als er zu Oxford ſtudirete, verſchiedne Tragödien; wählte aber hernach den geiſtlichen Stand, und ſchrieb Predigten, deren einige im Jahre 1624. gedruckt worden. Er ſtarb in in dem nehmlichen Jahre.

18. **Thomas Middleton.** Er lebte unter der Regierung Carls des erſten; und das rühmlichſte was man von ihm ſagen kann, iſt dieſes, daß er mit Johnſon und Fletcher in Gemeinſchaft gearbeitet, desgleichen auch mit Maßinger und Rowley. Seine dramatiſche Stücke belauffen ſich auf vier und zwanzig, meiſtens Komödien. Eine davon: A mad World, my Masters! ſtehet in dem fünften Bande der Dodsleyſchen Sammlung; und eine andere: The Mayor of Queenborough, in dem eilſten Bande derſelben.

19. **John Suckling**, gebohren 1613. Sein Vater war Haushofmeiſter bey Carl dem erſten. Er reiſete, und wohnte in Deutſchland einem Feldzuge unter Guſtavo Adolpho bey. Als er wieder nach Hauſe kam, war der bürgerliche Krieg ausgebrochen. Er brachte auf eigne Koſten einen Trupp Reiter, zum Dienſte des Königs, zuſammen, konnte aber keine groſſen Dinge damit verrichten, weil er im acht und zwanzigſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Man hat nur vier dramatiſche Stücke von ihm. In Proſa wußte er ſich als ein Mann von Lebensart und Witz auszudrücken; zur Poeſie aber zeigte er kein ſonderlich Genie.

20. **William Cartwright**; gebohren 1611. oder nach andern 1615. Er ſtudirte zu Oxford, wo er verſchiedne Komödien und Tragikomödien ſchrieb. Eine von den leztern: the Royal Slave, ward den 30 Auguſt 1636 von den Studenten des Chriſtchurch Collegii daſelbſt, in Gegenwart des Königs und der Königin mit groſſem Beyfalle aufgeführt. Seine Komödie: the Ordinary ſtehet in dem zehnten Bande der Dodsleyſchen Sammlung. Cartwright trat hernach

in den geiſtlichen Stand, und erwarb ſich durch ſeine pathetiſche Predigten vielen Ruhm. Er ſtarb aber ſehr jung; nehmlich 1643. im drey und dreyßigſten Jahre ſeines Alters.

21. **Anthony Brewer**; blühte unter der Regierung Carls des erſten, und ſchrieb, auſſer einer Komödie, **den vor Liebe kranken König**, welches für eines von den beſten irregulären Trauerſpielen, nach Shakeſpears ſeinen, gehalten wird. Die Geſchichte iſt ungemein rührend: Canut, König von Dännemark, hat ſich der Stadt Wincheſter, durch Verrätherey eines Einwohners, bemächtiget, und beſiehlt alles über die Klinge ſpringen zu laſſen. Er kömmt voller Blutdurſt in das Kloſter, und ſchnaubet nach Mord; hier gehet ihm die Nonne Cartesmunde entgegen, und ihre Schönheit hat die Gewalt, die Wuth des tobenden Siegers zu hemmen und ihn gleichſam in einen Menſchen umzuſchaffen. Canut verliebt ſich in ſie, und die ſchöne Nonne überläßt ſich, nach einem langen Streite zwiſchen Ehre und Liebe, dem Tyrannen, und bricht ihr Kloſtergelübde. Die Sprache in dieſem Stücke des Brewer iſt ſehr modern; die Verſe ſind ſo muſikaliſch, als Rowes Verſe nur immer ſeyn können, und eine Menge Stellen ſind von einer recht ſchmelzenden Zärtlichkeit. — Noch ſchreiben einige dieſem A. Brewer ein Luſtſpiel zu, unter dem Titel: Lingua, or the Combat of the Tongue and the five ſenſes, for Superiority. Es ward 1607. zuerſt gedruckt, und iſt in dem fünften Bande der Dodsleyſchen Sammlung zu finden. Ein Umſtand macht dieſes Stück merkwürdig. Als es nehmlich zu Cambridge aufgeführet ward, ſpielte Oliver Cromwell, als ein junger Student, die Rolle des Gefühls darinn, und zwar mit ſo vieler Empfindung, daß ſein Ehrgeitz dabey zuerſt aufzuwachen anfing. Folgende Stelle, wo er als ſpielende Perſon gekrönet wird, ſoll ihn unter andern ſo erhitzt haben, daß er in allem Ernſte nach einer wirklichen Krone zu trachten, ſich vorgeſetzt.

Roſes and bays, pack hence! this crown and robe
My brows, and body, circles and inveſts;
How gallantly it fits me! ſure the ſlave

Meaſured my head, that wrought this coronet.
They lie that ſay, complexion cannot change!
My blood's ennobled, and i am transform'd
Unto the ſacred temper of a king.
Methinks, i hear my noble Paraſites
Stiling me Cæſar, or great Alexander,
Licking my feet &c.

22. James Schirley; iſt einer von den voluminöſeſten dramatiſchen Dichtern dieſes Perioden; doch gehöret er auch einigermaſſen mit in den folgenden. Er hatte zu Cambridge den Gradum angenommen, und war auch bereits Prediger in der Grafſchaft Hertford, als er zur katholiſchen Religion übertrat. Er verließ alſo ſeine Pfarr, kam nach London, und ſieng an für das Theater zu arbeiten. Die Königin Henriette Maria, Carls des erſten Gemahlin, erzeigte ihm viel Gnade, der er auch, bis ſie in dem bürgerlichen Kriege nach Frankreich flüchten mußte, treulich anhing. Er trat hierauf in die Dienſte des Herzogs von Newcaſtle, William Cavendiſch Nach der Reſtauration wurden verſchiedne von ſeinen Luſtſpielen nicht ohne Beyfall in London aufgeführt. Man kann aber nicht ſagen, daß ihm Carl der zweyte irgend eine Belohnung für ſeine beſtändige Treue gegen das Königliche Haus zuflieſſen laſſen. Er ſtarb in groſſem Elende zu London 1666. Er hat an die acht und dreyßig dramatiſche Stücke, meiſtens Komödien, geſchrieben. Zwey davon, The Bird in the Cage, und The Gameſter, ſtehen in dem neunten Bande der Dodsleyſchen Sammlung. Er hat ihr eine ironiſche Zuſchrift an William Prynne, deſſen wir ein andermal gedenken werden, vorgeſetzt.

Und dieſes werden auch ziemlich die merkwürdigſten dramatiſchen Dichter aus dieſem Perioden ſeyn. Einige andere will ich nur bloß nennen. Joſeph Rutter, ein Zeitverwandter des Johnſon, deſſen tragiſch-komiſche Paſterelle The Shepherd's Holiday, in dem ſiebenden Bande der Dodsleyſchen Sammlung vorkömmt. — William Habington, gebohren 1605. und geſtorben 1654, deſſen Tragikomödie: The Queen of Arragon, Dodsley ſeinem zehnten Bande einverleibet hat. — John Webſter, deſſen Tragödie: The white Devil or Vittoria Corombona, daſelbſt in dem dritten Bande zu finden. — Gerwaſe Markham, der unter der Regierung Carls des erſten lebte, und für ihn die Waffen ergriff; er iſt Verfaſſer eines einzigen Trauerſpiels: Herod and Antipater. — Peter Hauſted, ein Geiſtlicher der Predigten und Komödien geſchrieben, geſtorben 1645. — John Day, Jaſper Main ꝛc.

Zweyter Periode

oder das mitttlere engliſche Theater.

1. **William Davenant**; gebohren 1605 zu Oxford, wo ſein Vater ein Wirthshaus hielt. Er ſtudierte daſelbſt in Lincolns-Inn, aber nur kurze Zeit, und that ſich ſeit 1628 mit verſchiednen dramatiſchen Stücken und andern Gedichten hervor. Im Jahr 1637 ward er gekrönter Poet an Ben Johnſons Stelle. Er blieb dem Könige und der königlichen Familie, während dem bürgerlichen Kriege, ſehr treu und ergeben, und kam darüber auch mehr als einmal in Lebensgefahr. Warum er aber die erſte Stelle in dieſem Perioden verdienet, iſt dieſes die Urſache. Da die damaligen Eiferer, deren zartes Gewiſſen es zwar erlaubte, das Blut ihres rechtmäßigen Regenten zu vergieſſen, aber nicht, einen unſchuldigen Scherz anzuhören, alle theatraliſche Vorſtellungen verbothen hatten, und nun verſchiedne Jahre gar keine engliſche Bühne exiſtirte: ſo war Davenant der erſte, der auf die Wiederherſtellung derſelben bedacht war. Er mußte aber ſehr behutſam zu Werke gehen, und vor der Hand die Muſik für das Hauptwerk ausgeben. Die Stücke die er in dieſer Abſicht verfertigte, waren mehr Geſpräche und einzelne Declamationen, als wirkliche Tragödien und Komödien. Dieſer Zwang aber fiel endlich weg, als im Jahre 1660 die königliche Familie wieder eingeſetzet ward. Davenant ſtarb den 7 April 1668. Die Anzahl ſeiner dramatiſchen Stücke, die er ſo wohl vor als nach den Zeiten der Rebellion gemacht, beläuft ſich ohngefehr auf zwanzig; ſie ſind mit ſeinen übrigen Werken, in einem Foliobande zu London 1673, zuſammen gedruckt worden.
2. **Johann Dryden**. Von dieſem und ſeinen ſämmtlichen dra-

matiſchen Werken werde ich in dem folgenden XIIIten Artikel umſtändlich zu handeln anfangen.

3. **Nathanael Lee.** Er ſtudierte kurze Zeit zu Cambridge, und betrat hierauf als Schauſpieler das Theater. Man weis wenig von ſeinen Lebensumſtänden. Er ſtarb noch vor ſeinem vier und dreyßigſten Jahre, und ſchrieb eilf Tragödien. Er beſaß den göttlichen Enthuſiasmus eines Poeten, und war beſonders in dem Ausdrucke der zärtlichen Leidenſchaften glücklich. Er war einige Zeit vom Verſtande, und ſaß in Bedlam. Für ſein feinſtes und rührendſtes Stück hält man: Lucius Junius Brutus ꝛc.

4. **Thomas Otway,** gebohren 1651. Er ſtudirte zu Oxford, gieng von da nach London, und ward ein Schauſpieler, wozu er aber die größten Gaben nicht hatte. Er diente hierauf als Soldat in Flandern, kam aber in ſchlechten Umſtänden wieder zurück, und fing an, für die Bühne zu ſchreiben. Seine Luſtſpiele ſind allzu wild und unzüchtig. In ſeinen Trauerſpielen aber iſt er ſo rührend, und zeigt ſich als einen ſo großen Meiſter über das Herz und die Leidenſchaften ſeiner Zuhörer, daß er unter den alten und neuen dramatiſchen Dichtern, nur ſehr wenige ſeines gleichen hat. Er ſtarb 1685 im drey und dreyßigſten Jahre ſeines Alters, in dem aller äuſſerſten Elende; und der Verfaſſer des befreyten Venedigs mußte in dem großmüthigen und reichen Englande, vor ſeinem Ende noch betteln.

5. **Thomas Shadwell;** gebohren gegen 1640. Er war gekrönter Poet und ſtarb 1692. Dryden war ſein großer Feind; allein er verachtete ihn viel zu ſehr. Verſchiedne von ſeinen Komödien ſind reich an Humor; und es fehlt ihnen auch nicht an urſprünglichen Charaktern. Er ahmte ſonderlich Ben Johnſon nach.

6. **Thomas Killegrew.** Er war Edelknabe bey Carl dem erſten, und hernach Kammerjunker bey Carl dem zweyten, mit dem er zwanzig Jahr auſſer England lebte. Während dieſer Zeit ſchrieb er neun dramatiſche Stücke, und zwey nach ſeiner Zurückkunſt in London, die daſelbſt in einem Foliobande 1664 zuſammen gedruckt werden. Ein Luſtſpiel davon:

The Parſon's Wedding ſtehet in dem neunten Bande der Dodsleyſchen Sammlung. — Auch von einem andern Dichter dieſes Namens, William Killegrew, der Carl dem erſten ſehr treu blieb, und hernach gleichfalls an Carls des zweyten Hofe lebte, hat man vier dramatiſche Stücke, die zu Oxford 1666 in Folio zuſammen gedruckt werden.

7. Katharine Philips, eines Kaufmanns, John Fowles, Tochter, zu London gebohren 1631. Sie überſetzte einige Trauerſpiele aus dem Franzöſiſchen des P. Corneille und ſtarb im zwey und dreyßigſten Jahre ihres Alters 1664.

8. Roger Boyle Graf von Orrey; gebohren 1621. Er war einer von den größten Staatsmännern ſeiner Zeit, und ſchrieb einige Tragödien. Er ſtarb 1629.

9. Aphra Behn; dieſe bekannte Dichterin ward unter der Regierung Carls des erſten gebohren, und lebte ihre jüngern Jahre mit ihrem Vater, Namens Johnſon, in Surinam. Als ſie nach London wieder zurück kam, heyrathete ſie daſelbſt ein Kaufmann mit Nahmen Behn. Carl der zweyte brauchte ſie in politiſchen Angelegenheiten. Sie hat, auſſer verſchiednen andern Gedichten, ſiebzehn Komödien geſchrieben, welche in vier Duodezbänden 1724 zuſammen gedruckt worden. Sie ſtarb 1689.

10. Charles Sedley; gebohren gegen 1609. Er kam nach der Reſtauration an den Hof Carls des zweyten, der ihn ſehr werth hielt. Er hatte viel Witz, aber eine ſehr wilde Lebensart. Die Revolution unter Jacob dem zweyten, half er ſehr befördern. Er iſt Verfaßer von drey Komödien und eben ſo vielen Trauerſpielen, die mit ſeinen übrigen Gedichten 1719. in zwey Octavbänden zuſammen gedruckt worden.

11. George Etherege; gebohren gegen 1636. Er ſtudirte einige Zeit zu Cambridge und that eine Reiſe nach Frankreich. Seine erſte Komödie: The comical Revenge, or Love in a Tub, ward 1664. zuerſt aufgeführt, und brachte ihm die Bekanntſchaft der damals beruffenen witzigen Köpfe, des Herzogs von Buckingham, des Grafen von Rocheſter, des vorerwehnten Charles Sedley, zuwege, in deren Lebensart er nicht übel einſchlug. Jacob der zweyte ſchickte ihn

als ſeinen Miniſter nach Regensburg, wo er auch geſtorben ſeyn ſoll. Er hat außer dem angeführten Luſtſpiele, deren nur noch zwey oder drey gemacht.

12. **William Mountford**; gebohren 1659. Er war ein berühmter Schauſpieler und zugleich Verfaſſer von einigen dramatiſchen Stücken, unter welchen ſich das Poſſenſpiel befindet: Dr. Fauſtus, with the Humours of Harlequin and Scaramouch. Er ward 1692. meuchelmörderiſcher Weiſe umgebracht.

13. **John Crown**; gebohren in Neuſchottland in Nordamerica. Er kam nach England über und erlangte als ein dramatiſcher Schriftſteller, an dem Hofe Carls des zweyten, nicht den kleinſten Ruhm. Er hat ſiebzehn Stücke für das Theater geſchrieben, unter welchen die Komödie: Sir Courtly Nice, or it cannot be, für das beſte gehalten wird. Er lebte noch 1705. in einem hohen Alter.

14. **Thomas Betterton**, einer von den größten Schauſpielern, die England jemals gehabt hat. Er war gebohren 1635. und ſtarb 1710. Er iſt auch Verfaſſer von drey dramatiſchen Stücken.

15. **John Banks**; Verfaſſer von verſchiednen Tragödien, die von keinem großen poetiſchen Genie zeigen, aber doch nicht ſelten Thränen erregt haben, welches beſonders von ſeinem Grafen von Eſſex und Anna Bullen zu ſagen iſt. Er lebte noch im Jahr 1706.

16. **George Farquhar**; ein Irrländer, gebohren 1678. Er ſtudirte in dem Dreyfaltigkeits-Collegio zu Dublin, betrat aber bald das Theater daſelbſt. Im Jahr 1696. kam er nach London, und ward aus einem Schauſpieler ein komiſcher Schriftſteller. Seine Luſtſpiele haben ihren Werth, ob er gleich das Alter nicht erreichte, in welchem er eine reiſe und allgemeine Kenntniß der Welt hätte haben und zeigen können. Er ſtarb nehmlich noch vor ſeinem dreyßigſten Jahre 1707. in ſehr mißlichen Umſtänden.

17. **Elkanah Settle**; gebohren gegen 1658. Er ſpielte von 1680. den politiſchen Federfechter und war bald ein Tory

und bald ein Whig. Zugleich ſchrieb er an die funfzehn dramatiſche Stücke und ſtarb 1721.

18. Edward Ravenscraft; Verfaßer von eilf dramatiſchen Stücken. Er war ein groſſer Feind von Dryden. Der Vorwurf des Plagii aber, den er dieſem macht, iſt ihm ſelbſt mit größtem Rechte zu machen, indem er ſeine Luſtſpiele faſt alle, aus franzöſiſchen entlehnet hat, ohne ſie zu verſchönern, welches unter Drydens Feder doch oft geſchah. Er muß gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts geſtorben ſeyn.

19. William Wycherley; dieſer große komiſche Dichter war gebohren 1640. Er kam ſehr jung nach Frankreich, wo er die katholiſche Religion annahm, der er aber wieder nach ſeiner Zurückkunft in England entſagte. Er war auf dem Puncte bey Carl dem zweyten, der ihn ſehr ſchäzte, ein großes Glück zu machen, als die Liebe auf einmal ſeine ſchönſten Hofnungen zerſtörte. Er ſtarb 1715. Sein erſtes Luſtſpiel: Love in a Wood, iſt von 1672. Sein Plain-Dealer, welchen Voltaire ſehr wohl zu brauchen gewußt hat, wird für ſein beſtes Stück gehalten.

20. Nahum Tate; gebohren unter der Regierung Carls des zweyten. Er ward nach Shadwells Tode gekrönter Poete, und lebte bis gegen 1715. Er iſt Verfaſſer von neun Schauſpielen.

21. Thomas d'Urfey. Verfaſſer von ein und dreyßig aber ſehr mittelmäßigen Schauſpielen. Er ſtarb 1723. in einem ſehr hohen Alter. Man kennet die ſpaßhaften Lobeserhebungen, die der Zuſchauer an verſchiedenen Orten von ihm macht.

22. Peter Motteaux; ein Franzoſe, gebohren zu Rouen in der Normandie. Er kam nach England, und trieb in London einen anſehnlichen Handel. Er ward dabey ein engliſcher Schriftſteller, und ſchrieb verſchiedne Schauſpiele. Er kam 1718. im acht und funfzigſten Jahre ſeines Alters, ums Leben.

23. Miſtreß Manley; dieſes bekannte unglückliche Frauenzimmer, iſt auch Verfaſſerin von einigen Schauſpielen. Sie ſtarb 1721.

Es finden ſich noch verſchiedene andere dramatiſche Dichter, die in dieſen Perioden zwar gehören, aber weder ſchlecht genug, noch gut genug ſind, näher gekannt zu werden; dergleichen Flecknoe, Gildon, Cotton, Dennis ꝛc.

Dritter Periode,

oder das neueſte engliſche Theater.

Ich habe geſagt, daß ich dieſen Perioden von einigen mehr feinen als groſſen Köpfen zu rechnen anfange, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, beſonders dem engliſchen Trauerſpiele mehr Regelmäßigkeit und Anſtand zu geben bemüht waren. Ich will aber damit nicht ſagen, daß alle mit ihnen zugleich lebende oder auf ſie folgende dramatiſche Schriftſteller ihres Landes, die nehmliche Bahn betreten. Genug, daß ihr Beyſpiel auf alle wenigſtens ſo viel Einfluß gehabt zu haben ſcheint, um mit ihnen eine neue Klaſſe anfangen zu können, worüber ich mich anderwärts näher erklären werde.

1. Nicholas Rowe. Dieſer vortrefliche Dichter ward gebohren 1673, in der Grafſchaft Bedford. Sein erſtes Trauerſpiel: The ambitious Stepmother, ſchrieb er in ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre. Sein Tamerlan war dasjenige, worauf er ſich ſelbſt das meiſte einbildete. Dieſes Stück wird jährlich den vierten und fünften November, als an den Gedächtnißtagen der Pulververſchwörung und der Landung König Wilhelms III. in England geſpielet. Rowe ſchrieb auch ein Luſtſpiel, welches aber keinen Beyfall fand. Er ſtarb den 6 December 1718.

2. Joſeph Addiſon. Dieſer ungemeine Schriftſteller verdient hier wegen ſeines berufenen Cato eine Stelle; ob es gleich nicht wahr iſt, daß dieſer Cato, wie Voltaire ſagt, für die erſte vernünftige (raiſonnable) engliſche Tragödie zu halten, und ob er gleich auch bey weiten von der Vollkommenheit nicht iſt, daß er vor allen andern den Deutſchen ſo bekannt zu werden verdient hätte. Addiſon war gebohren 1672; und ſein Cato erſchien zum erſtenmale 1713. Er ſtarb 1719.

3. William Congreve: gebohren gegen 1671 oder 72. Er ward in Irrland erzogen und ſtudirte zu Dublin. Sein erſtes Luſtſpiel: The old Batchelor kam 1693 auf das Theater. Das einzige Trauerſpiel, welches er geſchrieben, zeiget, daß das Tragiſche ſeine Sache ganz und gar nicht geweſen.

Er hörte zeitig wieder auf für das Theater zu ſchreiben, weil das Publicum ſein beſtes Stück zu kalt aufgenommen hatte. Er ſtarb den 19 Jenner 1729.

4. John Vanbrugh. Er und Congreve ſind in dieſem Perioden ohne Zweifel die gröſte Zierde der komiſchen Scene. Er ſtarb 1726. Seine Luſtſpiele, an der Zahl achte, ſind in zwey Octavbänden zuſammen gedruckt. (London 1734.)
5. Richard Steele; gehöret als Verfaßer verſchiedner Luſtſpiele hierher. Das erſte davon: The Grief a-la-Mode, kam 1702 auf das Theater. Das beſte und ausgearbeiteſte iſt: The Conſcious Lovers, welches 1722 zu erſt geſpielt ward. Er ſtarb den erſten September 1729.
6. Elijah Fenton: Verfaßer eines ſehr guten Trauerſpiels, Mariamne, welches 1723 auf die Bühne kam. Er ſtarb 1730.
7. Edmund Smith; gleichfalls Verfaßer nur eines Trauerſpiels, Phädra und Hippolytus, das aber gewißer glänzenden Fehler wegen, näher gekannt zu werden verdienet. Er ſtarb 1710.
8. Katharine Cockburn. Dieſe nicht geringſchätzige Vertheidigerin des Locke, iſt auch Verfaßerin verſchiedner Schauſpiele. Sie war gebohren 1679 und ſtarb 1747.
9. Ambroſe Philips. Dieſer Dichter, den Pope ein wenig zu ſehr verachtet hat, iſt Verfaßer verſchiedner rührender Trauerſpiele, unter welchen ſich auch eine Ueberſetzung der Andromache des Racine befindet. Er ſtarb 1748.
10. James Thomſon: deßen Leben in dem erſten Stücke dieſer Bibliothek zu finden.
11. Aaron Hill: gebohren 1685. Er ſahe ſehr jung Aegypten, Paleſtina und einen groſſen Theil der Morgenländer, von welcher Reiſe er 1705 wieder zurück kam. Seine erſte Tragödie Elfrid or the fair Inconſtant, kam 1709 auf die Bühne. Er überſetzte die Zaire und Alzire des Hrn. von Voltaire, welche beyde Trauerſpiele unter ſeiner Feder nichts verloren haben. Er ſtarb 1749.
12. Lewis Theobald; er, den Pope zuerſt zum Helden ſeiner Dunciade gemacht hatte. Er iſt Verfaſſer von verſchiednen Schauſpielen, unter welchen ſich einige Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen des Sophokles und Ariſtophanes befinden.

13.) James Miller; gebohren 1703. Ein Geiſtlicher ſeines Standes, der ſich aber kein Bedenken machte, für das Theater zu arbeiten. Die berühmteſte von ſeinen Komödien iſt: The Humours of Oxford, in welcher die gewöhnlichen Thorheiten und Laſter der daſelbſt ſtudirenden Jugend ſehr lebhaft abgeſchildert werden. Sie ward 1729 zum erſtenmale aufgeführt. Er ſtarb 1743.

14. George Lillo; der Verfaſſer des unter uns ſo bekannten Kaufmanns von London; gebohren zu London 1693. Er war von Profeßion ein Juwelirer. Das gedachte Stück kam 1731 zuerſt auf die Bühne. Die Geſchichte iſt nicht von ſeiner Erfindung ſondern aus einem alten Bänkelſängerliede genommen; welches bey der Gelegenheit wieder gedruckt und in einem Tage zu Tauſenden verkauft ward. Lillo hat noch verſchiedene andere Trauerſpiele geſchrieben, und ſtarb 1739.

Es gehören noch zu den verſtorbenen dramatiſchen Dichtern aus dieſem Perioden, John Hughes, Charles Johnſon, Philipp Frowde, Fielding und einige andere. Von den noch lebenden will ich zu einer andern Zeit reden, und die vornehmſten derſelben izt nur nennen: Young, Moore, Mallet, Havard, Jones, Whithead, Maſon, Hume ꝛc.

XIII. Von Johann Dryden und deſſen dramatiſchen Werken.

Dieſer groſſe Dichter ward gebohren den 6ten Auguſt 1631 zu Aldwincle, bey Oundle, in der Grafſchaft Northampton, aus einer ganz anſehnlichen Familie. Seine erſte Unterweiſung bekam er in der Schule zu Weſtmünſter, unter dem berühmten D. Busby. Von da kam er 1650 in das Dreyfaltigkeitscollegium zu Cambrigde.

Man findet eben nicht, daß er ſein groſſes poetiſches Genie ſehr frühzeitig gezeigt habe. Er war bereits über dreyßig Jahr, als er ſein erſtes Luſtſpiel verfertigte. Ehe ich aber von dieſem ein mehrers ſage, erlaube man mir von ſeinem

Verſuch über die dramatiſche Poeſie

(Eſſay of Dramatick Poeſie) zu reden. Wenn ein Schriftſteller in ſeiner Gattung beydes Regeln und Beyſpiele gegeben, ſo erfordert es die Natur der Sache, ſich jene zu erſt bekannt zu machen.

Der gedachte Verſuch ward 1668 zum erſtenmale gedruckt; ich bediene mich aber eines neuen Abdrucks von 1693, zu London auf ſieben Quartbogen. Dryden hat ihn Carln, Grafen von Dorſet und Middleſex zugeeignet, und ſagt in der Zuſchrift, daß er ihn zu der Zeit geſchrieben, als ihn die Wuth der Peſt aus der Stadt getrieben. Dieſes war das Jahr 1665. Die Theater waren während dieſer Landplage in London alle geſchloſſen, und Dryden konnte ſich mit nichts als den Gedanken davon auf dem Lande unterhalten, und that dieſes, wie er ſagt, mit eben dem Vergnügen, mit welchem ein Liebhaber an ſeine abweſende Gebieterin denket.

Es hat aber Dryden ſeinen Verſuch in eine Unterredung zwiſchen vier Freunden, Namens Eugenius, Crites, Liſideius und Neander, eingekleidet, und der Tag dieſer Unterredung iſt der merkwürdige Tag, an welchem der damalige Herzog von York (nachher Jacob II.) über die holländiſche Flotte unter dem Admiral Obdam den groſſen Sieg erhielt. Die vier Freunde befanden ſich auf einem Boote, auf welchem ſie nach Greenwich zufuhren, um das Kanonenfeuer zwiſchen den ſtreitenden Flotten von weiten mit anzuhören. Als ſich nun der Schall immer nach und nach von den engliſchen Küſten entfernte, und Eugenius dieſes für ein günſtiges Omen des für ſeine Nation ausgefallenen Sieges hielt, fielen ihm zwar alle bey, Crites aber, ein Mann von einer ſehr ſcharfen Beurtheilungskraft, und einem etwas allzueckeln Geſchmacke, der ihn oft in den Verdacht eines bösartigen Gemüths brachte, ſagte lächelnd: Wenn auf dieſes Seegefecht nicht ſo gar viel ankäme, ſo würde er den Sieg kaum gewünſcht haben, da er ſchon im voraus wiſſe, wie theuer er ihm werde zu ſtehen kommen, und wie viel elende Verſe er darauf werde hören und leſen müſſen. Er ſetzte hinzu, daß dieſen ewigen Reimern keine Gelegenheit entwiſchen könne, und daß ſie auf ein Treffen mit eben ſo heißhungriger Begierde, als Raben und andere Raubvögel lauerten. — Einige von ihnen, fuhr Liſideius fort, haben ſich bereits, wie ich weis, auf jeden Fall ſo gefaßt gemacht, das ſie nicht allein mit einem Lobgeſange auf den Sieg, ſondern wenn es nöthig wäre, auch wohl mit einer Trauerede auf den Tod des Herzogs, ſogleich bey der Hand ſeyn können ꝛc. — Die Unterredung kömmt allmälig auf einige ſchlechte Dichter ins beſondere und Crites ſchließt, daß es überhaupt itzt wenig gute Schriftſteller gebe, die man mit den Alten vergleichen könne, oder ſich auch nur zu der Würde des letzt vergangenen Weltalters erhieben. — (Er verſtehet unter dieſem letzt vergangenen Weltalter, die kurz vor dem bürgerlichen Kriege vorhergegangenen Jahre, die Regierung der Königin Eliſabeth und Jacobs des erſten, unter welcher Shakeſpear, Johnſon und andere groſſe Genies lebten.)

„Wenn ſich ihr Unwille gegen die itzigen ſchlechten Scribenten, erwiderte Eugenius dem Crites, bloß auf ihre Verehrungen des Alterthums gründet, ſo kann niemand williger „ſeyn, jene groſſen Griechen und Römer zu bewundern, als „ich. Dem ohngeachtet aber kann ich doch auch von dem Zeitalter, in welchem ich lebe, und von meinem Lande unmöglich „ſo verächtlich denken, daß ich nicht glauben ſollte, wir kämen „in den meiſten Gattungen des Poeſie den Alten gleich, und „überträfen ſie ſogar in einigen. Und warum ſollte ich auch „nicht für die Ehre meines Weltalters eben ſo eifrig ſeyn, als „ich finde, daß die Alten für die Ehre des ihrigen geweſen „ſind? Denn auch Horaz ſagt:

Indignor quidquam reprehendi, non quia craſſo
Compoſitum, illepideve putetur, ſed quia nuper,

„und darauf:

Si meliora dies, ut vina, poemata reddit,
Scire velim pretium chartis quotus arroget annus?

„Doch ich ſehe, daß ich in ein allzuweites Feld gerathe; „die Poeſie iſt von allzu groſſem Umfange; es haben ſich in „jeder Gattung derſelben ſo manche Alte und Neue ſo ſehr hervorgethan, daß es nöthig ſeyn wird unſern Streit auf eine „einzelne Gattung einzuſchränken.“ Eugenius fragt alſo den Crites, auf welche? Crites wehlt das Drama, und von dieſem will er beweiſen, daß ſowohl die Alten die Neuern, als das vergangene Weltalter das itzige darinn übertreffen.

Nachdem ſie für gut befunden, eine etwanige Erklärung, oder vielmehr Beſchreibung, von dem Schauſpiele überhaupt voraus zu ſetzen; nehmlich, ein Schauſpiel ſey eine wahre und lebhafte Abſchilderung der menſchlichen Natur, welche die Leidenſchaften und Launen derſelben, (Humours) nebſt den Abwechſelungen des Glückes, denen ſie ausgeſezt iſt, zum Vergnügen und Unterricht, vorſtelle: fängt Crites zum Behuf der Alten folgender Geſtalt an zu reden.

* * *

Hierauf folgt die Beurtheilung des gedachten Stücks vom Johnſon, die ich mir bey einer andern Gelegenheit zu Nutze machen werde. Vor itzo will ich nur die Erklärung mitnehmen, welche Dryden von dem, was die Engländer Humor nennen, giebt. Ich erinnere zugleich, daß ich Humor, wo ich das Wort überſetzen will, durch Laune gebe, weil ich nicht glaube, daß man ein bequemers in der ganzen deutſchen Sprache finden wird.

* * *

Zu Ende des Verſuchs wird die Unterredung auf den Gebrauch der Reime in den Schauſpielen gelenkt, wider welchen ſich Crites mit ſehr guten Gründen erklärt.

* * *

Neander iſt Dryden ſelbſt, wie er nicht undeutlich zu verſtehen giebt. Er hatte die wenigen Stücke, die er damals noch für die Bühne gemacht hatte, alle gereimt, und er vertheidiget alſo ſeine eigene Sache, indem er dem Reime das Wort ſpricht. Sobald er aber mehr und geſchwinder zu ſchreiben, durch äuſſerliche Umſtände gezwungen ward, ſetzte er ſeine Theorie bey Seite, und opferte, wie wir in der Folge ſehen werden, den widerſpänſtigen Reim reellen Vortheilen auf.

Die Fortſetzung in dem nächſten Stücke.

XIV. Entwürfe ungedruckter Luſtſpiele des italiäniſchen Theaters.

Es iſt bekannt, daß die Italiäner den größten Theil ihrer Komödien aus dem Stegreiſe ſpielen; und ſich dabey bloß nach kurzen geſchriebenen Entwürfen richten, in welchen ohngefehr die Intrigue überhaupt, die Anzahl der ſpielenden Perſonen, die Folge der Scenen, einige der ſcherzhafteſten Einfälle, und hier und da ein Theaterſpiel bemerkt ſind; die Ausführung der Rollen wird eines jeden Schauſpielers eigener Geſchicklichkeit überlaſſen. Viele von dieſen Entwürfen ſind ſehr alt, und haben ſich ſeit undenklichen Zeiten von einer Bühne auf die andere, von einem Acteur auf den andern fortgepflanzt. Und je älter ſie ſind, deſto vortreflicher ſind ſie oft; ja ſie ſcheinen nicht ſelten Ueberbleibſel alter verlorner römiſchen Luſtſpiele eines plautiniſchen Kopfes, wenigſtens von der geringern Art der Mimen, zu ſeyn; verunſtaltete Ueberbleibſel zwar, aber doch Ueberbleibſel. Neuere Komödienſchreiber haben ſich ihrer auch ſehr wohl zu bedienen gewuſt, und beſonders will man von Molieren wiſſen, daß er ſich ungemein aus ihnen bereichert, und daß er, wenn man ihn zur Wiedererſtattung dieſes gelehrten Raubes zwingen könnte, der große komiſche Kopf vielleicht nicht mehr ſcheinen dürfte, für den er izt durchgängig gehalten wird. Es iſt dieſe Beſchuldigung nicht ganz ohne Grund; nur muß man nicht glauben, daß ſie dem Manne, dem man ſie macht, ſchimpflich ſey. Ein komiſcher Dichter von Molieres Gattung kann ohnmöglich alles aus ſeinem Kopfe nehmen; andere Dichter können es weit eher; auch vielleicht andere komiſche Dichter, deren Perſonen man es aber auch anſiehet, daß ſie alle in einem Gehirne erzeugt worden. Und was bekümmert ſich endlich das Publicum darum, wo ein Moliere den Stof, es zu beluſtigen, hernimt? Wenn das ſtehlen heißt, ſagt das Publicum, ſo wollten wir wohl alle komiſche Dichter höflich erſucht haben — gleichfalls zu ſtehlen.

Dieſes nun, und die Betrachtung, daß wir Deutſche, ohne Widerrede, unter allen geſitteten Völkern, in dieſer Art von Poeſie, die meiſten Hülfsmittel bedürfen, haben mich bewogen, die beſten Entwürfe ungedruckter italiäniſcher Luſtſpiele zu ſammeln, und gleichſam ein Magazin für unſere komiſche Dichter anzulegen, aus welchem ſie ſich ſicherer und zugleich unſchuldiger verſorgen können, als aus ganzen gedruckten Stücken, die leicht ſelbſt in einer Ueberſetzung auf unſerer Bühne erſcheinen, und ſie alſo der Gefahr, verglichen zu werden, ausſetzen möchten.

Ich werde mich zwar bloß auf das italiäniſche Theater zu

Paris einſchränken müſſen; doch da auf dieſem ſo viel berühmte Schauſpieler ohne Zweifel den ganzen Reichthum aller italiäniſchen Bühnen zuſammen gebracht und ausgeleget haben: ſo wird meine Sammlung dadurch zwar leichter, aber hoffentlich nicht unvollſtändiger werden. Ich muß noch erinnern, daß die wenigſten dieſer Entwürfe alt ſeyn werden; — (Ich komme zu ſpät; die alten ſind ſchon verbraucht) — auch daß nicht alle, Entwürfe in italiäniſcher Sprache geſpielter, ſondern nur in dem italiäniſchen Geſchmacke abgefaßter Komödien ſeyn werden. Dieſes letztere zwar hätte ich kaum erinnern dürfen; denn wem iſt es unbekannt, daß ſich die italiäniſchen Schauſpieler in Paris gleichſam nationaliſiret haben, und eben ſo wohl in der franzöſiſchen, als in ihrer eignen Sprache ſpielen? Genug, daß es Entwürfe von lauter ungedruckten Stücken ſeyn werden, welche den oben angezeigten Nutzen für unſere theatraliſchen Dichter haben können.

Die Entwürfe ſelbſt ſind Theils zu Paris auf einzeln Blättern, den Zuſchauern zur Nachricht, gedruckt worden; Theils hat man ſie periodiſchen Schriften, und beſonders dem bekannten Merkur einverleibet. Ein neues Werk aber, welches im Jahr 1756. unter dem Titel: Hiſtoire des Theatres de Paris &c. in ſieben nicht kleinen Duodezbänden zu Paris herausgekommen, hat ſeinen vornehmſten Werth von dieſen geſammelten Entwürfen erhalten.

Nachdem ich alſo auch meine Quellen angezeigt, will ich nun die Entwürfe ſelbſt vorlegen, und ſie ſo viel als möglich unter die verſchiednen Verfaſſer zuſammen bringen. Der erſte von dieſen Verfaſſern ſey der ältere Riccoboni.(*) Ihm mögen die übrigen, doch ohne alle Ordnung der Zeit, wie ſie mir vorkommen, folgen.

1) Le Joueur, in drey Aufzügen. Nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni den 6ten December 1718. zum erſtenmale aufgeführt.

Der Beyfall, welchen dieſes Stück erhielt, war ein hinlänglicher Beweis, daß dieſer Charakter, welchen Regnard bereits

---

(*) Von ſeinem Leben ſehe man das zweyte Stück der Theatraliſchen Bibliothek S. 301 und 306 in der Note.

ſo glücklich auf das Theater gebracht hatte, auch noch von einer andern Seite, mit nicht geringerm Glücke, vorgeſtellt werden können. Der neue Spieler war in allen ſeinen Handlungen Spieler und der Zuſchauer erkannte ihn durchgängig darinn. Sein Bedienter war der einzige, dem die herrſchende Leidenſchaft ſeines Herrn für das Spiel bekannt war; ſeine Gebieterin ſelbſt wußte von dieſer ſeiner Schwachheit nichts; ſie bildete ſich vielmehr ein, daß er ſein einziges Vergnügen an der Weltweisheit und an den ſchönen Wiſſenſchaften habe, und daß er es nur aus Beſcheidenheit und Wohlſtand nicht eingeſtehen wolle. Dahin deutete ſie denn auch alle Handlungen, die etwa ſeine wahre Meynung hätten verrathen können. Die Verwicklung des Stücks war einfach und voller Handlung, deren Feuer ſich bis an das Ende vermehrte. Die Fabel war folgende.

In dem erſten Aufzuge iſt der Spieler auf dem Puncte ſich zu verheyrathen, und der Oheim ſeiner Braut kömmt mit dem Notarius, ihn den Heyrathscontract unterzeichnen zu laſſen. Der Notarius verlangt ſeine Bezahlung von ihm, da er aber alles die vorhergehende Nacht verloren hat, ſo weis er ihn in der Geſchwindigkeit nicht beſſer los zu werden, als daß er ihm eine goldene Tabatiere verſpricht, und ihn alſo ſehr zufrieden fortſchickt. Kaum iſt der Notarius weg, ſo kömmt ein Schuldner, der ihn um fünf und zwanzig Piſtolen mahnet, die er ihm ehedem geliehen. Eine neue Verwirrung, und neue Complimente; doch der Schuldner bleibt hartnäckig und läßt ſich nicht abweiſen; was iſt alſo zu thun? Der Spieler giebt ihm ſeinen Heyrathscontract zum Unterpfande, und verſpricht ihm, daß er ihn vor allen andern von der Mitgift bezahlen wolle. Kurz darauf meldet man ſeine Gebieterin bey ihm an; und weil er von ihr für keinen Spieler angeſehen ſeyn will, ſo ſteckt er geſchwind ein Spiel Karten, welches auf dem Tiſche lieget, zu ſich in die Taſche. Indem er aber das Schnupftuch herauszieht, reißt er zum Unglücke einen Theil derſelben mit heraus, welche ſeiner Gebieterin vor die Füſſe fallen, die doch im geringſten keine üble Auslegung davon macht, ſondern ihn mit dem Gebrauche, den Gelehrte gemeiniglich von den Karten machen, auf eine verbindliche Weiſe entſchuldiget. Und für einen Gelehrten hält ſie ihn in allem Ernſte.

In dem zweyten Aufzuge giebt er ſeiner Gebieterin ein Feſtin, und eben als der Ball ſeinen Anfang nehmen ſoll, kömmt ein Seeofficier von ſeinen Freunden dazu. Dieſer Menſch hat ganz und gar keinen Geſchmak am Tanzen, und beredet den Spieler unvermerkt, in ein Seitenzimmer mit ihm zu gehen, um eine Viertelſtunde mit einander da zu doppeln. Unſer Spieler, der jetzt ziemlich bey Gelde iſt, und das Spiel weit mehr, als ſeine Gebieterin liebt, bittet ſie, den Ball unterdeſſen immer zu eröfnen, mit der Verſicherung, daß er den Augenblick bey ihr ſeyn wolle. Er hält ihr auch wirklich Wort, kömmt aber in einer ſolchen Verwirrung und mit ſo wilden Augen wieder zurück, daß man leicht errathen kann, er müſſe alles verloren haben. Seine Gebieterin, die nichts weniger, als die wahre Urſache ſeiner Verwirrung und Unruhe vermuthet, zwingt ihn, in dieſem peinlichen Zuſtande eine Menuet mit ihr zu tanzen. Er weigert ſich vergebens; ſie führt ihm zur Urſache an, daß ihm das Tanzen am allererſten den philoſophiſchen Streit wieder aus dem Kopf bringen werde, den er ohne Zweifel eben itzt mit ſeinem Freunde, dem Seeofficier, gehabt habe. Der Spieler, um die wahre Urſache ſeiner Verwirrung zu verbergen, giebt ſeiner Gebieterin alſo die Hand; da aber ſeine Zerſtreuung gar zu ſtark iſt, ſo unterbricht er nicht ſelten den Tanz und iſt bloß mit ſeinem Verluſte beſchäftiget. Bald ſagt er ſeinem Bedienten, dem Harlequin, etwas ins Ohr, welches denn nicht ſelten Verwünſchungen ſeiner ſelbſt ſind; bald ſucht er überall in ſeinen Taſchen, ob er gar nichts übrig behalten: und endlich überläßt er ſich dem Unglücke, das ihm zugeſtoſſen, ſo ſehr, daß er zum Schluſſe der Menuet ganz allein auf dem vorderſten Theile des Theaters tanzet, indem ſeine Gebieterin ganz hinten gleichfalls allein tanzet, welches zu einem ſehr lächerlichen Theaterſpiele wird. Kaum aber hat ſich der Spieler aus dieſer Verwirrung herausgeriſſen, als er in eine andere verfällt. Harlequin, den er vor ſeinem Verluſte zu dem Tracteur geſchickt hatte, um ein groſſes Abendeſſen, nach dem Balle zu beſtellen, bringt ihm die traurige Nachricht, daß der verdammte Tracteur eher durchaus nichts hergeben will, bis ſeine alten Rechnungen bezahlt wären; alles was er habe ausrichten können, wäre dieſes, daß er den Tracteur mit hergebracht, um ſelbſt mit ihm zu ſprechen. Der Tracteur kömmt: der Herr und der Bediente bitten ihn leiſe und thun ihm alle mögliche Verſprechungen; er bleibt unerbittlich. Seine Gebieterin wird unterdeſſen ungeduldig, ſiehet nach ihrer Uhr und findet, daß ſie ſtehen geblieben iſt; ſie giebt ſie dem Spieler, um von ihm zu erfahren, ob ſie wirklich nicht gehe. Der Spieler nimt ſie und wendet ſich wieder zu dem Tracteur, um ihn, wo möglich, noch zu bewegen; dieſer aber, als er die Uhr ſieht, fragt ihn geſchwind, ob er ſie ihm zum Unterpfande geben wolle? Der Spieler hält dieſen Einfall für eine Eingebung, und ſieht ſich auf einmal aus ſeiner Verwirrung. Er giebt ihm die Uhr ſogleich, wendet ſich zu ſeiner Gebieterin, und ſagt ihr, daß ihre Uhr wirklich ſtehen geblieben ſey; wenn ſie es aber für gut befände, ſo wolle er ſie dieſem Manne (indem er auf den Tracteur zeiget) mit geben, welcher ohne Zweifel der geſchickteſte Uhrmacher in dem ganzen Reiche ſey. Das junge Frauenzimmer iſt es zufrieden, und der Spieler läßt die Uhr dem Tracteur mit den Worten, daß er ſie morgen früh nur wieder bringen und ſeine Bezahlung ſogleich dafür erhalten ſolle.

In dem erſten Auftritte des dritten Aufzuges ſieht man den Spieler voller Verzweiflung; nachdem er ſich ſo lange zwingen müſſen, und ſich nun allein befindet, fängt er ſein übles Glück, nach aller Bequemlichkeit, an, zu verwünſchen und zu verfluchen. Harlequin, als ein redlicher Diener, nimt ſich die Freyheit, ihm wegen ſeiner Aufführung Vorſtellungen zu machen; allein er fällt ihm ſo gleich ins Wort, und verſichert auf das theureſte, daß er nunmehr feſt beſchloſſen habe, niemals wieder zu ſpielen; nach dieſem Entſchluſſe fühle er ſich auch wieder in der vollkommenſten Ruhe; in eben dem Augenblicke aber verrathen ſeine Gebehrden und ſeine Augen eine innere Verzweiflung, die ſeinem Vorgeben widerſpricht. Unterdeſſen nimt er ſich doch vor, um die müßige Zeit, die er ſonſt auf das Spiel verwandt, anderwerts anzuwenden, ſich auf die Poeſie zu legen. Nachdem er die verſchiedenen Gattungen derſelben erwogen, ſo wählt er die dramatiſch komiſche, weil ihm ſowohl die Vortheile, als das Vergnügen in die Augen ſtechen, die ein Verfaſſer nothwendig genieſſen müſſe, deſſen Werke öffentlich aufgeführet werden, und den Beyfall des Publicums erhalten. Um ſeinen Geiſt nun immer darauf vorzubereiten, ſo befiehlt er dem Harlequin, ihm ein poetiſches Werk zu hohlen. Harlequin bringt ihm eines, welches den Titel führt: *der Spieler, ein Luſtſpiel des Herrn Regnard.* Kaum aber hat Lelio, ſo heißt unſer Spieler, die Augen auf dieſen Titel fallen laſſen, als er es zornig wegwirft, und die Unverſchämtheit der Schriftſteller verwünſcht, die ſich, einen ſo wackern Mann, als ein Spieler ſey, auf die Bühne zu bringen, unterſtehen dürfen. In eben dem Augenblicke kömmt der Bruder ſeiner Gebieterin zu ihm und fragt, ob er ihm nicht die Zahlung eines Wechſelbriefes von vier tauſend Livres vorſtrecken könne. Lelio bekömmt die Gedanken, daß er ſich mit dieſem Wechſelbriefe vielleicht um ſo viel eher wieder helfen könne, da ſich eben neue Spieler bey ihm eingefunden haben; er macht ſich alſo kein Bedenken dem Mario, dem Bruder ſeiner Braut, zu verſprechen, daß er es mit Vergnügen thun wolle, und indem er den Wechſel vor ſich hat, läßt er ſich auch ſogleich in das Spiel ein. Der Gläubiger, der in dem erſten Aufzuge vorgekommen, und dem er ſeinen Heyrathscontract zum Unterpfande gegeben, kömmt zu dem Mädchen der Flaminia, und fragt ſie, ob ihre Gebieterin wirklich den Lelio heyrathe. Er läßt ſich übrigens nicht lange bitten, ihr zu ſagen, daß ihm Lelio, zur Verſicherung einer beträchtlichen Summe, den Heyrathscontract eingehändiget habe. Violette giebt ſogleich ihrer Gebieterin davon Nachricht; dieſe aber, die noch immer für den Lelio eingenommen iſt, will es nicht glauben, und kömmt auch eher nicht aus ihrem Irrthume, als bis ſich der Tracteur wieder einſtellt, ſich entdeckt, ihr die Geſchichte des Lelio erzehlt, und ihn für den entſchloſſenſten Spieler erklärt. Endlich wird ſie völlig davon überzeugt, als ſie zwey Spieler aus dem Hauſe des Lelio kommen ſieht, die das Silberzeug und die Stoffe, welche ſie ihrem Bräutigam geſchenkt, mit ſich wegtragen. Sie entſchließt ſich den Tracteur zu bezahlen, um ihre Uhr wieder zu haben, und verſpricht den beyden

Spielern, das Silberzeug und die Stoffe einzulöſen. Lelio kömmt dazu, voller Verzweiflung wegen ſeines neuen Unglücks, und findet ſich zwiſchen ſeiner Gebieterin, dem Oheim und dem Mario, den er um den Wechſel ſo ſchändlich gebracht hat. Jeder nimmt von ihm auf die empfindlichſte Art ſo wie es ſein unordentliches Leben verdienet, Abſchied; und er bleibt ſtumm und ohne Verantwortung da ſtehen. Zu ſeinem Glücke kömmt noch ein Freund dazu, der ihn aus dieſer Verwirrung reißt; er ſey, ſagt dieſer Freund, im Begriffe ſich einzuſchiffen und nach Peru zu gehen, und komme alſo; von ihm Abſchied zu nehmen. Lelio antwortet ihm kein Wort, ſondern hohlet ſeinen Degen, ſeinen Mantel und ſeinen Hut, und bietet ſich ihm zum Reiſegefährten an. Der Freund iſt es ſehr wohl zufrieden; ſie gehen alſo mit einander ab, nachdem Lelio vorher von dem Harlequin, dem er das Wenige, das ihm noch übrig geblieben, läßt, Abſchied genommen, und ihn gebeten, ſeine Gläubiger zu verſichern, daß er ſie in Peru nicht vergeſſen wolle.

2) L'Italien francisé; in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni, den 30 Junius 1717 zum erſtenmale aufgeführt.

Perſonen. Pantalon. Lelio, deſſen Sohn. Harlequin, Bedienter des Lelio. Der Doctor. Silvia die Tochter des Doctors. Flaminia, des Doctors Nichte. Scapin der Flaminia Bedienter. Ein zweyter Bedienter der Flaminia, in ein Frauenzimmer verkleidet. Mario und deſſen Bedienter Scaramouche. Die Scene iſt in Mayland, vor und in dem Hauſe des Pantalon.

Lelio, ein junger, reicher von Adel, hatte zu Mayland Gelegenheit gehabt, mit Franzoſen öfters umzugehen, und dadurch an allen franzöſiſchen Manieren einen auſſerordentlichen Geſchmack bekommen. Dieſe Neigung iſt mit der Zeit ſo ſtark geworden, daß das, was Anfangs nur ein leichtes Vergnügen war, zu einer herrſchenden Leidenſchaft angewachſen. Er hat keine andre Ergetzung in der Welt, als daß er dieſer galanten Nation nachzuahmen ſucht, deren beſtändiger Anbeter er iſt; er ſchätzet alles, was ſich nicht aus Frankreich herſchreibt, für gering und verachtet ohne Unterſchied was Italien ſchönes und vortrefliches aufzuweiſen hat.

Pantalon, des Lelio Vater, iſt geſonnen ihn zu verheyrathen, und beſtimmt ihm ein junges ſehr ſchönes Frauenzimmer, von gutem Stande, Namens Silvia, zur Gemahlin; weil er aber wider die Italiänerinnen eingenommen iſt, und glaubt, daß ſie voller Fehler, und an Annehmlichkeit mit den franzöſiſchen Damen gar nicht zu vergleichen wären, ſo will er von dieſer Heyrath durchaus nichts hören, blos aus der Urſache, weil Silvia keine Franzöſin iſt.

Eben da dieſes vorgeht, kömmt Flaminia, bey ihrem Oheim dem Doctor, zu Mayland an, und erfährt die wenige Achtung welche Lelio gegen das italiäniſche Frauenzimmer hat, und wie ſehr er hingegen für das franzöſiſche eingenommen ſey. Sie findet ſich ungemein dadurch beleidiget, und in der Abſicht die Sache ihres Geſchlechts und ihres Vaterlands zu vertheidigen, läßt ſie ſich dem Lelio, unter dem Namen einer Franzöſin, die ſich einige Zeit bey dem Doctor aufhalten werde, vorſtellen. Dieſes giebt dem Lelio, der ſich ſogleich in ſie verliebt, Gelegenheit ſeine übertriebene Achtung der Franzöſinnen durch neue Entzückungen an den Tag zu legen, und ihre Vorzüge vor den Italiänerinnen unendlich zu erheben. Da Harlequin, der ſchon ſeit langer Zeit Violetten liebt, ſeinen Herrn alle Augenblicke von franzöſiſchen Damen reden und ſie ſo auſſerordentlich loben höret; ſo fängt es ihm an zu gereuen, daß er dieſem Mädchen ſein Wort gegeben, und entſchließt ſich, ſo wie ſein Herr, gleichfalls keine andere, als eine Franzöſin zu heyrathen. Violette, die über dieſe Untreue in Verzweiflung geräth, erſucht die Flaminia um ihren Beyſtand, die ſogleich einen von ihren Bedienten als ein Frauenzimmer verkleiden läßt, und ihn mit zu dem Lelio nimt, wo Harlequin, der ihn für eine Franzöſin hält, tauſend Ausſchweifungen mit ihm begeht. Und dieſer doppelte Betrug iſt der Inhalt dieſer Komödie, deren Verwickelung und Auflöſung darinn beſteht und die ſich endlich mit der Verheyrathung der Flaminia und des Lelio endet.

3) Il Marito vitioſo; in fünf Aufzügen, nach dem italiäniſchen Entwurfe des ältern Riccoboni, den 29 Junius 1716 zum erſtenmale aufgeführt.

Perſonen. Pantalon, ein venetianiſcher Kaufmann, der ſich zu Neapolis niedergelaſſen, Vater der Flaminia, des Mario und des Silvio. Harlequin und Violette, Bediente des Pantalon. Lelio, Liebhaber der Flaminia. Der Doctor. Scaramouche. Scapin.

Das Stück iſt den Sitten von Venedig gemäß abgefaßt; und die Scene liegt in, und vor dem Hauſe des Pantalon.

Pantalon, ein venetianiſcher Kaufmann, der ſich zu Neapolis niedergelaſſen, überläßt ſich dem Trunke, und geräth unter lüderliche Leute, die ihn zu einem vollkommenen Trunkenbolde machen. Er verſagt ſeine Tochter Flaminia dem Lelio, der ſie heftig liebt, weil er ihn nicht für reich genug hält. Von den zwey Söhnen, welche er hat, Namens Mario und Silvio, nimt ſich der eine der Handlung ſehr eifrig an, und der andre will durchaus reiſen, wozu aber der Vater ſeine Einwilligung zu geben ſich weigert.

Das lüderliche Leben des Pantalons macht, daß er ſeine Angelegenheiten gänzlich vernachläßiget, und in der Trunkenheit hat er den Doctor und den Scaramouche beleidiget, die ſich deswegen zu rächen ſuchen. Harlequin liebt Violetten, welche eben ſo wie er bey dem Pantalon in Dienſten iſt; er wird aber von ihr abgewieſen, weil ſie den Scapin liebt. Gleichwohl verführt ihn die Liebe, die er zu ihr trägt, daß er ihr, ſeinen Herrn zu beſtehlen, verſpricht, weil er ſich Hoffnung macht, nach geſchehenem Diebſtahle mit ihr davon zu fliehen, und ſie zu heyrathen. Scapin macht ſich die Trunkenheit des Pantalon zu Nutze, und ſchiebt ihm, anſtatt einer Quittung, die er unterſchreiben ſoll, eine Handſchrift unter, in welcher er zu der Verbindung des Lelio mit der Flaminia ſeine Einwilligung giebt. Als der Alte wieder nüchtern wird, und gleichwohl ſeine Unterſchrift nicht leugnen kann, geräth er in auſſerordentliches Erſtaunen darüber. Der Doctor, dem Pantalon ſchuldig iſt, um ſich wegen des ihm angethanen Schimpfes zu rächen, läßt alle Waaren aus ſeinem Lager wegnehmen. Den Augenblick darauf bringt man ihm den Lelio geführt, den Scaramouche in einem Zweykampfe verwundet hat, um die ihm gleichfalls von dem Vater erwieſene Beleidigung an dem Sohne zu rächen.

Sein zweyter Sohn Silvio nimt ihm, als er ſchläft, den beſten Theil ſeiner Kaſſe, und flieht damit fort, die Welt zu durchſtreichen. Und damit das Unglück endlich vollkommen werde, ſtiehlt ihm auch Harlequin, den er allezeit für einen ſehr getreuen Diener gehalten, auf Anſtiften der Violette, eine ſehr beträchtliche Summe, und giebt ſie dieſem Mädchen, die ihn aber zum beſten hat, und mit dem Scapin davon geht. Pantalon erkennt nunmehr, daß ſein lüderliches Leben die Quelle aller dieſer Unglücksfälle iſt, verſichert vom Trinken gänzlich abzulaſſen, und endiget das Stück durch die Einwilligung, die er zu der Heyrath der Flaminia mit dem Lelio ertheilet.

4) l'Imposteur malgré lui; in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni den 4. Julius 1714. zum erſtenmale aufgeführt.

Perſonen. **Lelio Lindori** ein edler Genueſer. **Harlequin**, deſſen Bedienter. **Capandro Ardenti**, ein Alter. **Flaminia**, deſſen Tochter. **Mario**, deſſen Sohn. **Silvia**, Schweſter des Lelio. **Scaramouche**, Liebhaber der Flaminia.

Die Scene iſt zu Mayland, und dieſer Entwurf ſelbſt iſt eigentlich aus einem ſpaniſchen Luſtſpiele des **Moreto** gezogen.

Lelio hatte in Genua, ſeinem Vaterlande, einen unbekannten Cavalier in einer vertrauten Unterredung mit ſeiner Schweſter Silvia betroffen, ſich mit ihm geſchlagen und ihn verwundet. Weil er die Folgen dieſes Zweykampfs fürchtet, welcher ſeinen Feinden Gelegenheit giebt, ihn in einen ſchlimmen Handel zu verwickeln, ſo flieht er nach Mayland. Als er in dieſer Stadt iſt, wird er in die Flaminia verliebt, von deren Familie er nichts weiß, und die er auch nicht anders als auf Spatziergängen ſehen kann. Unterdeſſen, (und hier fängt ſich die Komödie an,) trift Scaramouche, ein vertrauter Freund eines alten Bürgers von Mayland, des Capandro Ardenti, deſſen Tochter, die eben gedachte Flaminia, er heyrathen ſoll, den Lelio an. Er wird durch die groſſe Gleichheit, die er an ihm mit einem Portrait des Mario, des Sohnes des Capandro, findet, betrogen, und nimt ihn für eben dieſen Mario, den man alle Augenblicke von Liſſabon erwartet, wo er ſich ſeit einigen Jahren aufgehalten. Lelio verſichert den Scaramouche, daß er ſich irre, und bemüht ſich vergebens, ihn aus ſeinem Irrthum zu bringen. Dieſer beſteht darauf, daß er nothwendig Mario ſeyn müſſe, und überredet es auch dem alten Capandro, der ſich durch die nehmliche Aehnlichkeit hintergehen läßt und ihn zwingen will, ſein Sohn zu ſeyn, und ſeine Wohnung bey ihm zu nehmen.

Harlequin, des Lelio Bedienter, iſt voller Unwille, daß ſich ſein Herr dieſen Irrthum nicht zu Nutze machen will, der ihm um ſo viel nützlicher ſeyn könnte, da ihnen das Geld zu mangeln anfängt, weil ſie allzuplötzlich abgereiſet und die erwarteten Wechſelbriefe auſſenblieben. Er entſchließt ſich alſo die Weigerung ſeines Herrn durch eine in der Geſchwindigkeit erſonnene Fabel wieder gut zu machen. Er erzehlt dem Scaramouche und dem Capandro, daß ſein Herr durch eine ſehr gefährliche Krankheit das Gedächtniß gänzlich verloren habe, ſo daß man ihm alles, was er vorher gewußt, wieder von neuem beybringen müſſe. Und gleich diejenigen Dinge, die ihm vorher am geläufigſten geweſen, würden ihm itzt am ſchwerſten zu behalten; zum Exempel, ſein eigener Name, und der Name ſeiner Familie. Dabey habe er ſich denn in den Kopf geſetzt, daß er nicht **Mario Ardenti**, ſondern ein gewiſſer **Lelio Lindori** ſey, der Genua, wegen eines gehabten Zweykampfs, verlaſſen habe. Uebrigens ſpreche er von allen Dingen ſehr vernünftig, daß man leicht mit ihm betrogen werden könne, wenn man nicht die wahren Umſtände wiſſe. Capandro und Scaramouche glauben dieſe Fabel; und je mehr Mühe ſich Lelio alſo giebt, ſie aus dem Irrthum zu bringen, deſto hartnäckiger beſtehen ſie darauf, daß er Mario ſey.

Endlich ſieht ſich Lelio gezwungen, nachzugeben, zwar nicht ſowohl wegen des Mangels, in welchem er ſich befindet, ſondern vielmehr aus Gefälligkeit gegen den Alten, deſſen Irrthum ihn zum Mitleiden bewegt, und den er ſonſt zur Verzweiflung zu bringen beſorgen muß. Er folgt ihm alſo in ſein Haus, aus bloſſer Höflichkeit; als er aber ſieht, daß Flaminia des Alten Tochter iſt, ſo verführet ihn die Liebe, in die Erdichtung des Harlequins mit einzuſtimmen. Da es ihm ſehr ſchwer wird, ſeine Leidenſchaft zu verbergen, ſo ſpielt er nicht ſowohl die Rolle eines Bruders, als vielmehr eines Verliebten mit der Flaminia. Er widerſetzt ſich ihrer Verheyrathung mit dem Scaramouche, und verlangt ſie für ſich ſelbſt. Die Ausſchweifungen, zu welchen ihn ſeine Liebe bringt, werden auf die Rechnung ſeines verlornen Gedächtniſſes geſchrieben. Harlequin weis ſich dieſer Erdichtung auch ſo wohl zu bedienen, daß nicht allein Caſandro aus ſeinem Irrthum nicht kömmt, ſondern auch Flaminia ſelbſt nicht weis, was ſie glauben, und ob ſie ihn für ihren Bruder oder für ihren Liebhaber halten ſoll.

Unterdeſſen kömmt Mario, welches eben der Cavalier iſt, mit welchem ſich Lelio geſchlagen, nach Mayland, ſtellt ſich ſeinem Vater vor, wird aber nicht erkannt, und als ein Betrieger abgewieſen. Auf der andern Seite getraut ſich auch Silvia, nach ihrem Abentheuer, nicht länger in Genua zu bleiben; und da ſie erfährt, daß ihr Geliebter nach Mayland gereiſet iſt, ſo kömmt ſie, ihn daſelbſt aufzuſuchen, und erhält ihren Aufenthalt bey der Flaminia, bey welcher ſie Nachricht von ihrem Geliebten einzuziehen hoffet. — Dieſes iſt nun der ganze Knoten dieſes Luſtſpiels, welches ſich endlich mit einer doppelten Heyrath zwiſchen dem Lelio und der Flaminia, und dem Mario und der Silvia beſchließt.

5) La Metempſicoſe d'Arlequin, in einem Aufzuge. Nach dem Entwurf des ältern Riccoboni zum erſtenmale aufgeführt den 19. Jenner 1718.

Flaminia will durchaus den Mario nicht heyrathen, den ihr ihr Vater Pantalon vorſchlägt, weil ihr, wie ſie ſagt, das Andenken des Adonis, deſſen Geſchichte ſie geleſen, viel zu koſtbar ſey, als daß ſie einen andern lieben ſollte. Sie fügt hinzu, ob Adonis gleich todt ſey, ſo zweifle ſie doch im geringſten nicht, daß ſeine Seele, nach der Lehre des Pythagoras, von der ſie völlig überzeugt iſt, nicht in einen andern Körper übergegangen ſeyn ſollte, und zwar aller Wahrſcheinlichkeit nach, in den Körper eines Jägers, weil er an der Jagd ehedem ſo viel Vergnügen gefunden. Nach dem Exempel dieſes ihres Liebhabers, wolle ſie ſich auch gänzlich der Jagd widmen, um endlich einmal den liebenswürdigen Jäger, in welchen die Seele des Adonis gefahren, zu finden, und ihn zu ihrem Gemahle zu machen. Pantalon iſt hierüber in eben ſo groſſer Verzweiflung als Mario, der die Flaminia auf das zärtlichſte liebt, und beyde ſuchen bey dem Scapin Rath und Hülfe, der ſich die Unwiſſenheit des Harlequins zu Nutze macht und ihn ohne Mühe überredet, daß die Seele des Adonis in ſeinen Körper gefahren ſey. Er ſtellt ihn alſo der Flaminia in der Verkleidung eines Jägers vor, und glaubet zuverſichtlich, daß ſein häßliches Geſicht ſie von ihrer ſeltſamen Grille abbringen werde. Doch weit gefehlt, daß dieſer Betrug dieſe Wirkung haben ſollte, ſo unterhält er vielmehr die Flaminia in ihrem Wahne, und ſie beſchließt den Harlequin, ſeiner Häßlichkeit ungeachtet, zu lieben, weil ſie es aufrichtig glaubt, daß die Seele des Adonis in dieſen Jäger gefahren ſey. Doch endlich nimmt Scapin auch daher Gelegenheit, ſich der Grillen der Flaminia und der Leichtgläubigkeit des Harlequins noch weiter zu bedienen, und verſichert, daß Mars, auf die inſtändige Bitte des Mario, den Harlequin verwandelt habe; daß dieſer Gott die Verheyrathung der Flaminia mit dem Mario durchaus verlange, dabey aber verſpreche, daß die Seele des Adonis in den Körper des erſten Kindes, welches aus dieſer Heyrath entſpringen werde, fahren ſolle. Flaminia heyrathet alſo den Mario. Das Theater öfnet ſich: es erſcheinen Bauern und Bäuerinnen, welche die Verwandlungen des Narciſſus, des Hyacinthus, der Daphne und Clitia vorſtellen; und das Stück wird mit Singen und Tanzen beſchloſſen.

6) Le Pere partial, in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni den 29 May 1718. zum erſtenmale aufgeführt.

Lelio, ein Edelmann von Ferrara, hatte ſich, nach dem Tode ſeiner Frau, zu Venedig niedergelaſſen, und ſeinen Sohn und ſeine Tochter, Mario und Flaminia, mit dahin gebracht. Die letzte iſt der einzige Gegenſtand ſeiner väterlichen Zuneigung; er hat ſeine Augen nur für ſie, und in allen Stücken iſt er, ihren Wünſchen zuvorzukommen bemüht. Der Sohn hingegen iſt der Gegenſtand ſeiner Gleichgültigkeit, ja gar ſeines Unwillens; er kann ihn nicht ausſtehen. Das Vorurtheil, welches er noch über dieſes für die Sitten Frankreichs hat, wo er ſich einige Zeit aufgehalten, wird gleichfalls ein Anlaß zur Uneinigkeit zwiſchen ihm und ſeinem Sohne. Denn weil dieſer bloß die italiäniſchen Sitten kennet, ſo iſt er oft ganz anderer Meinung, als ſein Vater; da ihn hingegen Flaminia, welche ihre Rechnung bey der franzöſiſchen Freyheit findet, in der Meinung beſtärkt, daß dieſes die einzige wahre und gute Lebensart ſey. Durch dieſe Liſt hat ſie die völlige Freyheit erhalten, die Bälle, Schauſpiele und Spaziergänge zu beſuchen; und iſt alſo von der Einſamkeit, in welcher das Frauenzimmer ſonſt gemeiniglich in Italien lebt, weit entfernt.

Ein junger Menſch, Namens Silvio, der in franzöſiſchen Dienſten ſtehet, und nach Bologna gehet, um ſeinen Oheim da zu beſuchen, den er lange nicht geſehen, ſiehet, auf ſeiner Durchreiſe durch Venedig, die Flaminia auf einem Balle; ihr Witz, ihre Manieren bezaubern ihn, und er wird auf das heftigſte in ſie verliebt. Er hatte nicht erfahren können, wer ſie ſey, denn da ſie Franzöſiſch ſprechen konnte. und dieſer Cavalier der Geſellſchaft als ein Franzoſe vorgeſtellet war, ſo hatte ſie ſich, um deſtomehr verborgen zu bleiben, dieſer Sprache bedienet. Unterdeſſen war er doch ſo glücklich geweſen, ihre Wohnung zu entdecken, und ſuchte ſeit dem Tage alle mögliche Gelegenheit ſie wieder zu ſehen, als er einſt von ohngefehr die Violette, das Mädchen der Flaminia, die auf dem Balle um ſie geweſen war, antraf. Er macht ſich dieſen glücklichen Augenblick zu Nutze, erkundiget ſich nach ihrer Gebieterinn, und bemerkt mit unendlichem Vergnügen, daß ſie ſeiner Begierde, ſie wieder zu ſehen, und ſelbſt ſeiner Liebe, nichts weniger als zuwider iſt. Allein Mario, der dieſen Cavalier ſo oft um ſein Haus hatte ſchleichen ſehen, kömmt in eben dem Augenblicke mit dem Harlequin, ſeinem Bedienten dazu, und bezeigt ſeinen Unwillen gegen die Violette und den Silvio ſo laut, daß Lelio aus dem Hauſe heraus kömmt, um die Urſache dieſes Lerms zu erfahren. Violette entſchuldiget ſich, und Silvio weis ſeine Sachen ſo gut zu machen, daß Lelio, als er von ihm erfährt, daß er ein Franzoſe ſey, ſeinem Sohne Verweiſe giebt, und dem jungen Fremden zugleich ungemein viel Höflichkeiten erweiſet, ja ſich ſogar erbietet ihn ſeiner Tochter vorzuſtellen, ob ſie ſich gleich noch vor ihrem Nachttiſch befände. Silvio, der eine ſolche Gunſt nie hätte hoffen dürffen, nimt das Anerbieten an. Mario will ſich dagegen ſetzen, Lelio aber, den ſeine Verwegenheit erzürnt, jagt ihn von ſich, und verbietet ihm, den Fuß wieder in ſein Haus zu ſetzen. Der vermeintliche Franzoſe hat alſo das Vergnügen, ſeine geliebte Flaminia zu ſehen, und ſich an ihrem Nachttiſche zu befinden; allein ſein Glück wird durch die Ankunft des Pantalon, welches der Schwager des Lelio und der Oheim der Flaminia iſt, unterbrochen. Dieſer Mann, ein Italiäner von altem Schlage, hatte von ſeinem Neffen Mario erfahren, was bey deſſen Vater eben itzt vorgegangen, und kömmt alſo ſogleich, ſich näher darnach zu erkundigen, und weil er es ſelbſt ſieht, daß man ihm keine Unwahrheit geſagt, ſo wird er gegen ſeinen Schwager ungemein aufgebracht. Silvio will ſich wegbegeben, und die liſtige Flaminia, die ſich fürchtet, ihr Vater möchte endlich dem Pantalon Recht geben, läßt ein Paar erpreßte Thränen fallen, und ſagt zu ihrem Vater, damit ſie ihm den Verdruß, den er täglich mit ihrem Oheim und ihrem Bruder ihretwegen habe, erſparen möge, ſo ſey ſie entſchloſſen, ſich ins Kloſter zu begeben, und bitte um ſeine Einwilligung dazu. Lelio wird durch die Thränen ſeiner Tochter erweicht, und ſagt ſeinem Schwager, daß er allein Herr in ſeinem Hauſe ſeyn wolle; und ihm dieſes zu beweiſen, wolle er nicht allein, daß der fremde Cavalier ſeine Tochter beſuchen, ſondern ſogar zu ihm in das Haus ziehen ſolle; und wem dieſes nicht anſtehe, der dürfte nur von ihm weg bleiben. Dieſes Compliment ſetzet den Pantaion und Mario in die größte Verwirrung; das hieß, nach ihrer Meinung, den Wolf in die Horden laſſen. Sie mußten alſo auf ein Mittel wider dieſes Uebel bedacht ſeyn; allein ihr aufgebrachtes Gemüth verhinderte ſie, auf ein gutes zu fallen. Sie beſchloſſen unter ſich, Harlequin ſolle bey dem Lelio um Verzeihung bitten, damit er ihn wieder in ſein Haus aufnehme, und Harlequin auf alle Handlungen und Reden des jungen Franzoſen und der Flaminia Acht haben könne; allein ſie hatten nicht vorher geſeben, daß die zwey Verliebten franzöſiſch mit einander ſprechen würden, und Harlequin alſo eben ſo wenig ausrichten könnte, als ob er bey ihrem Umgange ganz und gar nicht zugegen wäre.

Unſre zwey Verliebte genoſſen das Vergnügen, ſich zu lieben, und es einander zu ſagen, in Ruhe; ſie hatten ſich eine ewige Treue geſchworen, als ein unvermutheter Zufall ſie bald auf ewig getrennt hätte. Der Doctor, des Silvio Oheim, hatte vernommen, daß man ſeinen Neffen zu Venedig geſehen habe, und war alſo von Bologna dahin abgereiſet. Weil er den Pantalon kannte, ſo wandte er ſich zu allererſt an ihn, um nähere Nachricht einzuziehen; doch da ihm dieſer keine geben konnte, ſo hatte der Doctor beynahe die Hoffnung, ſeinen Vetter zu finden, aufgegeben, als ihm endlich ein bloſſer Zufall, was er mit aller ſeiner Mühe nicht hatte erfahren können, entdeckte; er ſahe nehmlich den Silvio in das Haus des Lelio gehen, und erkannte ihn. Er giebt ſogleich ſeinem Freunde, dem Pantalon, davon Nachricht, und bittet ihn, ihm eine Unterredung mit dem Silvio zu verſchaffen. Pantalon, der nichts eifriger wünſcht, als dieſen jungen Menſchen von ſeiner Muhme zu entfernen, bewilliget ihm dieſe Bitte ſehr gern; wie ſehr aber erſtaunte der Doctor, als er ſeinen Neffen bey Erblickung ſeiner in der größten Verlegenheit ſahe! Der junge Menſch ſahe, daß Lelio zugegen war und auf alle ſeine Handlungen Acht hatte, und ſchloß bey ſich, wenn er ſeinen Oheim erkennte, ſo würde man ihn für einen Betrüger halten, und von ſeiner geliebten Flaminia trennen. Unterdeſſen drang der Oheim in ihn, er ſolle antworten, und bald hätte ihn ſein Stillſchweigen für ſchuldig erklärt, als ihn Scapin, ſein Bedienter, aus dieſer Verwirrung reißt. Er nimt nehmlich den Lelio bey Seite, und ſagt ihm, daß dieſer ehrliche Mann der Oheim des Silvio nicht ſey, ſich es aber zu ſeyn einbilde; er ſey über den Tod eines Neffen, der in franzöſiſchen Dienſten geſtanden, ganz vom Verſtande gekommen; und hielte ſeitdem alle junge Leute, welche Franzöſiſch ſprächen, für dieſen geliebten Neffen; weil nun Silvio bereits zu Bologna einmal dieſer ſeiner Thorheit ausgeſetzt geweſen, ſo komme ſeine Verwirrung nur daher, weil er ſich ſeinen Verfolgungen aufs neue bloß geſtellet ſehen müßte. Lelio läßt ſich dieſes

Mährchen einreden, und findet in der Phyſiognomie dieſes ehrlichen Mannes wirklich etwas Wahnwitziges; endlich aber ſpricht dieſer ſo gar vernünftig, daß er den Lelio überzeugt, man wolle ihn betriegen, er der Doctor ſey wirklich der Oheim des Silvio, und dieſer junge Menſch ein Italiäner, und ganz und gar kein Franzoſe. Um ſich noch mehr davon zu überzeugen, ſchlägt Pantalon vor, den Oheim mit dem Neffen allein zu laſſen, und ihres Theils aus einem nahen Zimmer auf das Betragen zwiſchen ihnen Acht zu haben. In dieſen Fallſtrick nun fiel Silvio, nicht mehr wie billig. Lelio und ſein Schwager überraſchen ihn, indem er eben mit ſeinem Oheim italiäniſch ſpricht, und machen ihn durch ihre Gegenwart ganz verwirrt. Flaminia, die dieſen Betrug erfährt, erzürnt ſich gleichfalls darüber, allein Silvio weis ſich ſo wohl zu entſchuldigen, und ſagt ihr ſo viel zärtliche Dinge, daß ſie ihm ohne viele Mühe vergiebt. Da aber gleichwohl die beyden Oheime und Harlequin dabey zugegen ſind, ſo fällt Flaminia auf eine Liſt. Sie ſagt zum Silvio, ob ſie gleich eine fremde Sprache redeten, ſo würden ſie doch ihre Gebehrden, und ihr Ton verrathen, wenn ſie nicht verdrießliche Gebehrden und einen erzürnten Ton annähmen, um die Anweſenden dadurch zu hintergehen. Dieſe ſcheinen auch wirklich ſehr vergnügt darüber zu ſeyn, ſo erzürnte Gebehrden zu ſehen, und einen ſo erbitterten Ton zu hören, eben da ſich unſre zwey Verliebte eine ewige Liebe darinn ſchwören, und beyde, niemals eines andern zu ſeyn, ſich wechſelsweiſe verſprechen. Doch Verliebte denken ſelten weiter, als auf das Gegenwärtige; und ſo war es auch mit den unſrigen. Der Doctor drang in ſeinen Neffen, mit ihm abzureiſen, und Flaminia ſahe ſich nunmehr auf dem Puncte, den Grafen Antonio wider Willen zu heyrathen, dem ſie ihr Vater beſtimmt hatte. Sie mußten ſich alſo noch einmal ſehen, um einander aus der Verwirrung, in der ſie ſich beyder Seits befanden, zu reiſſen. Es würde aber faſt unmöglich geweſen ſeyn, wenn der Witz der Flaminia ihr nicht eine neue Liſt an die Hand gegeben hätte. Sie verlangt den Silvio noch einmal zu ſehen, und unter dem Vorwande ihm die Briefe wieder zuzuſtellen, die ſie von ihm erhalten zu haben vorgiebt, händiget ſie ihm einen ein, worinn ſie ihm alles verſpricht, was er nunmehr thun müſſe; und dieſes zwar in Gegenwart ihres Vaters, ihres Oheims, und des Oheims ihres Silvio. Der entzückte junge Menſch geht ſogleich ab, um den Anſchlag der Flaminia auszuführen, die ſich ihres Theils gleichfalls an den Ort begiebt, den ſie dem Silvio benennt hat. Bis hierher war jedermann zufrieden; allein es ändert ſich nun gar bald. Harlequin, welcher die Flaminia auf Befehl des Lelio begleitet hatte, kömmt kurz darauf wieder, und meldet ihm, daß ſich ſeine Tochter habe entführen laſſen, und zwar von dem vermeinten franzöſiſchen Cavalier. Was für ein Donnerſchlag für ihn, und was für Gedanken fallen ihm nicht zugleich wegen ſeiner Partheylichkeit bey! Er beweinet eben ſein Unglück, als ſein Schwager ihm zu melden kömmt, daß er auf dem Wege nach ſeinem Landgute, ſeine Nichte mit ihrem Liebhaber in einer Gondel angetroffen, und ſie ſogleich angehalten habe; den Entführer habe er auf der Stelle ins Gefängniß bringen laſſen, die Nichte aber unterdeſſen in ſeinem Hauſe verſchloſſen, bis ſie ein weiteres deswegen mit einander verabredet hätten. Lelio bezeiget ſeinem Schwager ſeine Dankbarkeit, und geſteht ihm ſeine Ungerechtigkeit gegen ſeinen Sohn, der eben dazu kömmt, und von ihm mit aller erſinnlichen Zärtlichkeit empfangen wird. Er bittet für ſeine Schweſter um Gnade; der erbitterte Lelio aber ſchlägt ſie ihm ab, und erklärt, daß er ſie durchaus auf Zeit ihres Lebens wolle einſchlieſſen laſſen; weil es ſonſt, wie er ſich ausdrückt, vielmehr eine Belohnung als eine Strafe für ſie ſeyn würde, wenn er ſie ihren Liebhaber heyrathen lieſſe.

Es iſt etwas auſſerordentliches, daß ſich eine Komödie ohne Heyrath und ohne Freude ſchlieſſen ſollte. Harlequin hält daher auch in dieſer den Acteur, welcher abdanken will, auf, und fragt ihn, ob die Komödie ſchon aus ſey, und ob er nicht wiſſe, daß nach den Regeln des Ariſtoteles, ein Luſtſpiel ſich nicht wie ein Trauerſpiel mit Traurigkeit und Moral enden müſſe; wenigſtens hätte der Verfaſſer den Entführer wieder auf das Theater bringen müſſen, damit er, oder zum mindeſten ſein Bedienter, ihren verdienten Lohn erhalten könnten. In eben dem Augenblicke bringen die Sbirren den Scapin, des Silvio

Bedienten, geführt, und Harlequin ergreift dieſe Gelegenheit, die Komödie luſtig zu beſchlieſſen, fällt über den armen Scapin und über die Sbirren her, prügelt ſie alle tüchtig herum, und kömmt endlich wieder vor, dem Parterre zu ſagen, daß ſich nunmehr die Komödie nach den Regeln ſchlieſſe.

7) L'Italien marié à Paris, in fünf Aufzügen, von dem ältern Riccoboni zum erſtenmale aufgeführt den 29 November 1729.

Es iſt dieſes das erſte Stück, welches der ältere Riccoboni in Paris verfertigte. Anfangs wurde es nur in drey Aufzügen und in italiäniſcher Sprache geſpielet, und zwar bereits im Jahr 1716. Weil es aber vielen Beyfall fand, ſo brachte es der Verfaſſer ſelbſt ins Franzöſiſche, und erweiterte es zu fünf Aufzügen. De la Grange hat es hernach wieder in drey Aufzüge gebracht, und in freye Verſe überſetzt, nach welcher Ueberſetzung es auch den 15 Junius 1737. abermals geſpielt, und in eben demſelben Jahre gedruckt worden. Weil aber dieſe letztere Ueberſetzung von dem Originale, welches nie ganz bekannt geworden, in vielen Stücken abgeht, ſo verdient folgender Auszug aus dieſem allhier eine Stelle.

Lelio öfnet die Scene mit Colombinen, dem Mädchen der Clarice. Dieſe letztere iſt eine Tochter des Pantalons, und Lelio hat ſie zu Paris geheyrathet, wo ſie von ihrer zarteſten Kindheit an erzogen worden. Lelio, der zwar das Land, aber nicht ſeine Sitten verändert hat, verlangt, daß ſeine neue Gattin in Frankreich eben ſo leben ſolle, als ob ſie in Italien wäre. Claricen will dieſe Art von Sklaverey, der ſie nicht gewohn iſt, gar wenig gefallen, und Lelio verlangt durchaus, daß ſie der ſüſſen Freyheit, in deren Beſitz das ſchöne Geſchlecht bey uns iſt, entſagen ſoll. Er macht eine ſehr ſatyriſche Abſchilderung gegen die Colombine davon, und giebt ihr zum Schluſſe eine Liſte von allen denjenigen Perſonen, die er, nach ſeiner neuen Einrichtung, aus ſeinem Hauſe verbannet wiſſen will. Singemeiſter, Tanzmeiſter, Claviermeiſter, und beſonders Putzmacherinnen und Modenhändlerinnen, alle dieſe ſollen nun und nimmermehr zu Claricen gelaſſen werden. Vergebens bittet ihn Colombine um Gnade, vergebens macht ſie ihm wegen dieſes und jenen Artickels Schwierigkeiten; dem Eiferſüchtigen ſcheinet alles verdächtig, der damit noch nicht einmal zufrieden iſt, daß er ſeiner Gattin dieſe kleinen Ergetzlichkeiten entziehet, ſondern ihr gar ihr Zimmer zu einem undurchdringlichen Gefängniſſe, und ſich ſelbſt zu dem unerbittlichen Kerkermeiſter deſſelben machen will. Indeß, daß er noch mit dieſen gefährlichen Anſchlägen beſchäftiget iſt, kömmt ein Bedienter und ſagt, daß der Graf, ſein Herr, in Geſellſchaft eines Barons und Ritters, ihn ſchicke, um ſich zu erkundigen, ob er (Lelio) zu Hauſe ſey? Lelio, der ihm ſchon, noch ehe er in den Saal getreten, entgegen geruffen, daß er nicht zu Hauſe ſey, nennt ihn einen Unverſchämten, daß er ihm nicht auf ſein Wort habe glauben wollen; doch findet er noch für gut, ihm ein Trinkgeld zu geben, damit er denen, die ihn geſchickt, ſagen ſolle, daß er ihn nicht zu Hauſe getroffen. Der Bediente nimt das Geld, geht ab, und wird von dem Lelio bis auf die Gaſſe begleitet. Während der Zeit hat Harlequin, der Bediente der Gräſin, Mittel gefunden, ſich bey dem Lelio, mit einem Briefe von ſeiner Gebieterin, den er der Clarice in ihre eigene Hände geben ſoll, einzuſchleichen. Lelio, der den Augenblick dazu kömmt, reißt dem Harlequin dieſen Brief aus den Händen, und eröfnet ihn ohne Umſtände. Alle die gewöhnlichen Ausdrücke der Freundſchaft, deren ſich ein Frauenzimmer gegen das andre bedient, ſcheinen ihm die zärtlichſten Erklärungen eines Liebhabers an ſeine Geliebte zu ſeyn; und damit ſein Verdruß vollkommen werde, ſo meldet man ihm noch, daß die Frau Gräſin, der Graf, der Baron und der Ritter an ſeiner Thüre hielten. Er will ſagen laſſen, daß niemand zu Hauſe ſey; zum Unglücke aber hat ſich Clarice ſchon von dieſer ungeſtümen Geſellſchaft am Fenſter ſehen laſſen; er bindet ihr alſo nur ein, den Beſuch abzukürzen. Doch er hätte es nicht nöthig gehabt, Claricen dieſe Sorge aufzutragen; ſeine Eiferſucht richtet es weit beſſer aus. Jeder Kuß, den man ſeiner Frau giebt, durchſticht ihm das Herz; er begeht tauſend Ausſchweifungen, und nachdem er der ganzen Geſellſchaft, ſie mag wollen oder nicht, ihren Abſchied gegeben, bringt er Claricen wieder in ihr Zimmer, und betheuret doch, daß ſie nie mehr heraus kommen ſolle. Dieſes, was bisher angeführt worden, iſt ungefehr der

Inhalt des erſten Aufzuges. Die übrigen enthalten kürzlich folgendes.

Lelio erfährt, daß ſein Schwigervater Pantalon mit ehſtem eintreffen ſoll, und beſorgt, daß ſich Clarice wegen ſeiner Eiferſucht beklagen möge. Er entſchließt ſich alſo, ihr mit der Wiederlangung ihrer Freyheit zu ſchmeicheln; ſie aber macht ihm wegen ſeiner auſſerordentlichen Härte Vorwürfe, und verſichert, daß ſie, ihrem Elende ein Ende zu machen, feſt enſchloſſen ſey zu ſterben. Lelio, der über dieſen Entſchluß erſchrickt, verſpricht ihr, ſich in Zukunft gütiger gegen ſie zu bezeigen, und bittet ſie, um ihr Beweiſe davon zu geben, von ihm alles, was ſie nur wünſche, zu verlangen. Clarice läßt ſich beſänftigen, und ſchlägt ihm einen Spatziergang in die Thuilleries vor, deßgleichen die Oper und die franzöſiſche und italiäniſche Komödie zu beſuchen. Alles das ſcheint dem Lelio allzugefährlich; ſie bittet ihn alſo, ſie wenigſtens auf einen Ball gehen zu laſſen, der noch an eben demſelben Tage in einem benachbarten Hauſe gegeben werde. Weil ſie in der Maske da erſcheinen muß, und ſie es gern ſehen würde, wenn er ſie ſelbſt maskiert dahin begleitete, ſo iſt er es endlich zufrieden. Der Graf, der Baron und der Ritter finden ſich gleichfalls auf dieſem Balle ein. Clarice tanzt, und Lelio ſelbſt kann ſich nicht zu tanzen weigern. Unter dem Tumulte des Balls wird Clarice weggeführt; ihr eiferſüchtiger Ehemann ſuchet ſie vergebens, ruft ſie überall, und hält ſie auf immer verloren. Endlich bringt man ſie ihm wieder; er empfängt ſie als ein grober Eiferſüchtiger, und ſchließt ſie aufs neue ein, um einem ſolchen Unglücke nicht ferner ausgeſetzt zu ſeyn. Kurz darauf trift Pantalon ein, und ſtellt ihm eine vermeintliche Nichte vor. Lelio hat eine Unterredung mit ihr, und findet daß ihre Sitten von den Sitten der franzöſiſchen Damen ſo weit entfernt ſind, daß er ſie vor Vergnügen, ſie den italiäniſchen Sitten ſo ergeben zu wiſſen, umarmen will; ſie aber beweiſet ihm die Strenge ihrer Tugend mit einer Ohrfeige, worüber er vollends für Freude ganz auſſer ſich kömmt. Er ſteht nicht einen Augenblick länger an, ihr die Aufſicht über Claricen anzuvertrauen, und verſpricht dieſer letztern eine völlige Freyheit, nur mit dem Beding, daß ſie ſich nie aus den Augen der tugendhaften Nichte entferne. Er befiehlt Claricen, ſie zu umarmen, und ſie aus Liebe für ihn, zu küſſen. Was aber geſchieht? Pantalon entdeckt dem Lelio daß dieſe Nichte nichts anders als ein verkleideter Neffe iſt, um vor den Verfolgungen ſeiner Feinde und der Gerechtigkeit ſicher zu ſeyn; er fügt hinzu, daß er zu dieſer Verkleidung gezwungen worden, weil er zu Venedig einen Nebenbuhler bey einer gewiſſen Dame, die er geliebt, erſtochen. Plötzlich verläßt Lelio ſeinen Schwiegervater, und eilet ſeine Frau von dieſem Cavaliere wieder zu trennen; er jagt den letztern ſchimpflich aus ſeinem Hauſe, und verbietet ihm, den Fuß jemals wieder hinein zu ſetzen. Unterdeſſen kann Clarice die Verfolgung ihres Mannes nicht länger ausſtehen, und findet Gelegenheit zu entfliehen. Sie begiebt ſich mit der Gräfin, ihrer Freundin, nach einem Hauſe zu Chaillot, welches dieſer letztern gehört; und hier iſt es, wo ſich das Stück ſchließt. Clarice befindet ſich da in guter und luſtiger Geſellſchaft; man ſingt, man tanzt; ehe ſie ſichs aber verſehen, wird ihre Luſtbarkeit durch die Ankunft des Eiferſüchtigen unterbrochen, der mit groſſem Geſchrey ſeine Frau, als ein Gut, daß man ihm geraubet, wieder verlangt. Clarice aber erklärt ſich rund und frey, daß ſie den Reſt ihres Lebens lieber in einem Kloſter zubringen, als wieder in ihr Gefängniß zurückkehren wolle. Lelio ſchwört, daß er ihr alle Freyheit, die ſie nur wünſchen könne, laſſen wolle; ſie iſt zu verſtändig, als daß ſie dieſes Anerbieten mißbrauchen ſollte; ſie verſpricht, nie anders als in ſeiner Geſellſchaft auszugehen, und bey keiner Luſtbarkeit ohne ihm ſich einzufinden. Die Ausſöhnung kömmt alſo, vermittelſt der Gräfin und der übrigen gemeinſchaftlichen Freunde zu Stande; und das Stück ſchließt ſich vollends mit Tanzen und Singen.

8) La Moglie geloſa, in drey Aufzügen nach dem Entwurf des ältern Riccoboni.

Dieſes iſt das Stück, deſſen Riccoboni, in ſeiner Geſchichte der italiäniſchen Schaubühne ſelbſt gedenket. Er hatte es bereits 1704 in Italien verfertiget; zu Paris aber ward es den 4 Junius 1716 zum erſtenmale aufgeführt.

Die Perſonen ſind: **Lelio** der Gemahl der **Flaminia**, Violette und Harlequin, Bediente des Lelio. **Mario**, ein Freund des Lelio und Liebhaber der Silvia. Silvia ein Frauenzimmer von Stande aus Genua, die ſich von dem Mario entführen laſſen. Scapin, Bedienter der Silvia. Pantalon, Vater der Flaminia. Scaramouche, Liebhaber der Silvia und Nebenbuhler des Mario.

Die Handlung der Komödie geht zu Mayland vor, zwiſchen dem Lelio und der Flaminia, dem Mario und der Silvia; und die Scene iſt in und vor dem Hauſe des Lelio. Die beyden erſtern ſind ſeit einiger Zeit mit einander verheyrathet; und ob Lelio gleich es niemals weder an Achtung noch an Zärtlichkeit gegen ſeine Frau fehlen laſſen, die ihn auf das allerheftigſte liebt, und von Natur einen ſehr argwöhniſchen Charakter hat, ſo kann ſie doch nichts beruhigen, ſondern die Eiferſucht bemächtiget ſich bald ihres ganzen Herzens; ſie glaubt, daß ihr Mann ſie verrathe, und daß die Sorgfalt, mit der er ihr ſeit einigen Tagen alles was er thut verbirgt, ein ungezweifelter Beweis ſeiner Untreue ſey. Verſchiedene Zwiſchenfälle, die ſich während dem Stücke ereignen, und auch wohl eine Perſon unruhig machen könnten, die der Eiferſucht am wenigſten fähig iſt, beſtärken die Flaminia vollends in ihrem Verdachte.

Mario iſt ein alter und vertrauter Freund des Lelio. Er hat zu Genua ein Frauenzimmer von Stande, Namens Silvia, die ihn liebte und von ihren Anverwandten dem Scaramouche, einem Manne von vielem Anſehen, verſprochen war, entführt. Nachdem Mario ſeine Gebieterin eine Zeitlang in einem Kloſter verborgen, ſahe er ſich endlich genöthiget, einen ſichern Zufluchtsort gegen die Verfolgungen der Anverwandten ſeiner Silvia und ſeines Nebenbuhlers, zu ſuchen. In dieſer Verlegenheit flüchtet er nach Mayland zu dem Lelio, der ihn in ſeinem Hauſe verbirgt und in einem Kabinette ſeines Zimmers verſchloſſen hält, ohne jemanden in der Welt, auch nicht einmal ſeiner Frau etwas davon zu ſagen. Er fürchtet, das Geheimniß möchte von ungefehr auskommen, wenn mehrere darum wüßten, und die Anverwandten der Silvia, denen es zu Mayland nicht an mächtigen Freunden fehlt, möchten den Mario in ſeinem Hauſe ſelbſt in Verhaft nehmen laſſen, wenn ſie erführen, daß er ſich da verborgen hielte.

So ſtehen die Sachen, als ſich das Stück anfängt. Flaminia, welche über die Veränderung, die ſie ſeit einigen Tagen in dem

Bezeigen ihres Mannes bemerkt, und über die Sorgfalt, mit der er ein Kabinet in ſeinem Zimmer verſchloſſen hält, unruhig geworden, beſchuldigt ihn, daß er eine Maitreſſe darinn verbergen halte. Lelio ſucht ſie durch Verſicherungen ſeiner Treue zu beruhigen, doch ohne ihren Argwohn auf Unkoſten ſeines Freundes und mit Gefahr, ihn zu verrathen, heben zu wollen. Flaminia erfährt, daß ſich ihr Mann alle Tage in ſein Zimmer zu eſſen bringen läßt, welches ſie noch mehr in ihrer Meinung beſtärkt. Nichts aber ſcheint ſie mehr von der Untreue ihres Mannes zu überzeugen, als daß ſie zu zwey verſchiedenen malen die Silvia in dem Zimmer des Lelio antrift, wohin ſie unter zweyerley Kleidung gekommen war, um Nachricht von ihrem Manne einzuziehen. Unterdeſſen kömmt Scaramouche in Mayland an, und bringt Empfehlungsſchreiben an den Lelio mit. Er findet in dem Zimmer des Lelio ein Kleid der Silvia, welches ihr Mario ablegen heiſſen, weil ſie es ſonſt in Genua getragen. Scaramouche erkennt es für das Kleid ſeiner Geliebten, und Flaminia, welche die Silvia darinn geſehen hat, ſteht länger nicht an, ſie für ihre Nebenbuhlerin zu halten. Sie trift noch dazu den Lelio und Mario auf eine Art verkleidet und maskirt an, die ſie in ihrem Verdachte zu beſtärken vermag, und die Dazwiſchenkunft des Scaramouche verhindert auch den Lelio, ihren Argwohn durch die endliche Entdeckung des ganzen Geheimniſſes zu heben. Endlich aber, da ſie ſich alle in der größten Verwirrung befinden, und Flaminia die ganze Welt von der Untreue ihres Mannes überzeugen zu können glaubt, wird ſie ſelbſt von dem ſchlechten Grunde ihrer Eyferſucht überführt. Sie erfährt das Geheimniß, deſſen Unwiſſenheit ihren Argwohn verurſacht, und bittet ihren Mann, den ſie mit Unrecht beſchuldiget, um Verzeihung. Scaramouche iſt genöthiget ſeine Anſprüche auf die Silvia fahren zu laſſen. Mario heyrathet ſeine Geliebte, und alles gewinnt einen glücklichen Ausgang.

9) Le Sincere à contretems, in einem Aufzuge von dem ältern Riccoboni; zum erſten male aufgeführt den 21 October 1717.

Perſonen. Pantalon, Vater der Flaminia; Lelio, Sohn des Pantalon; Flaminia, Tochter des Pantalon; Mario, Liebhaber der Flaminia; Albert, des Pantalon Freund; Hortenſe, des Albert Tochter, an den Lelio verſprochen; Scaramouche, des Lelio Freund; Harlequin, Bedienter des Pantalon. Die Scene iſt in dem Hauſe des Pantalon.

Pantalon eröfnet die Scene, indem er den Harlequin aus dem Hauſe jagt, weil er ihn wegen ſeiner Dummheit, und ſeiner übrigen böſen Eigenſchaften, die er ihm vorwirft, unmöglich länger im Dienſte behalten könne. Lelio kömmt dazu, tröſtet den Harlequin und verſpricht ihn bey ſeinem Freunde, dem Scaramouche, unterzubringen. Er ſchreibt ihm daher ein Empfehlungsſchreiben, welches Harlequin mit vielem Vergnügen hintragen will. Lelio, der ſich einer auſſerordentlichen Aufrichtigkeit überall befleißiget, rühmt anfangs in ſeinem Briefe die guten Eigenſchaften dieſes neuen Bedienten, kann ſich aber doch nicht enthalten hinzuzuſetzen, daß Harlequin ein dummer Teufel, ein Säufer, ein Taugenichts ſey ꝛc. Harlequin händiget den Brief dem Scaramouche ein, der ihn, nachdem er den Brief geleſen, geſchwind wieder abweiſet, und ſich wegbegiebt. Pantalon tritt mit ſeinem Sohne Lelio auf; er ſagt ihm gleich anfangs, daß er ſeine Heyrath mit Hortenſen, der Tochter des Herrn Albert, richtig gemacht, und nun auch die Verbindung der Flaminia mit dem Mario zu Stande bringen wolle.

Pantalon ſagt ſeinem Sohne im Vertrauen, daß er ſehr wichtige Urſachen habe, dieſe beyden Heyrathen zu gleicher Zeit vollziehen zu laſſen; und zwar ſey dieſes die vornehmſte, weil er wegen des wichtigen Proceſſes, den er itzt habe, dem Mario die funfzig tauſend Thaler nicht geben könne, die er ihm als die Ausſteuer der Flaminia verſprochen, und daß alſo, um doch ſein Wort zu halten, Lelio die Hortenſe auf das eheſte heyrathen müſſe, damit das Heyrathsgut, welches er mit ihr bekomme, unterdeſſen dem Mario, als die Mitgift der Flaminia gegeben werden könne. Dieſes nun, was Pantalon hier ſeinem Sohne vertrauet, will ſich durchaus nicht zu der Aufrichtigkeit ſchicken, deren ſich der letztere befleißiget; unterdeſſen verſpricht er doch, nichts davon zu ſagen, und Pantalon geht ab. Flaminia kömmt hierauf und findet ihren Bruder; der ihr ſagt, er habe eben itzt gehört, daß ſie den Mario heyrathen ſolle, er könne ſich daher nicht enthalten, ihr als ein ehrlicher Bruder zu entdecken, daß Mario allen Arten des Vergnügens ſehr ergeben ſey, und beſonders gern allen Frauenzimmern, die ihm vorkommen, Schmeicheleyen ſage. Flaminia iſt zwar über das, was ſie von dem Charakter des Mario erfährt, verdrüßlich, gleichwohl aber iſt es ihr auch lieb, davon Nachricht zu haben, und begiebt ſich weg. Nun findet Mario den Lelio; dieſer wünſcht ihm zu ſeiner Verheyrathung mit der Flaminia Glück, und bezeigt, wie viel Vergnügen und Ehre ihm dieſe Verbindung bringen werde; doch ſagt er ihm auch zugleich, daß er, als ſein Freund und künftiger Schwager, ihm unmöglich den Charakter ſeiner Schweſter verbergen könne, die von einer ſo ſtolzen und gebieteriſchen Gemüthsart ſey, daß niemand mit ihr leben könne. Mario dankt ſeinem Freunde für die ertheilte Nachricht und geht ab. Albert kömmt mit ſeiner Tochter Hortenſe, und ſtellt ſie ihm als ſeine verſprochene Braut vor. Nach einigen Höflichkeiten von beyden Theilen, bemerkt Albert eine gewiſſe Verwirrung und fragt ihn um die Urſache. Lelio erwiedert, daß es ſeine Aufrichtigkeit nicht erlaube, ihm etwas zu verbergen, und geſteht ihm gerade zu, daß die Ausſteuer, die er ſeiner Tochter mitgeben wolle, aus ſeinen Händen in die Hände des Mario, als die Mitgiſt für ſeine Schweſter Flaminia, welche Mario heyrathe, kommen ſolle. Pantalon, der dazu kömmt, iſt nicht wenig erſtaunt, ſeinen ſchönen Anſchlag durch die allzugroſſe Aufrichtigkeit ſeines Sohnes vernichtet zu ſehen. Mario und Flaminia werffen ſich ihre beyderſeitigen Fehler vor, und Albert ſagt dem Pantalon, daß er ſeiner Tochter keine Ausſteuer gebe, damit eine andere damit ausgeſteuert werden könne; ein jeder geht alſo höchſt mißvergnügt ab, und beſonders flucht Pantalon auf ſeinen Sohn und deſſen unzeitige Aufrichtigkeit. Dieſer bleibt ganz allein und beſchließt das Stück damit, daß er ſagt, er könne unmöglich länger in einer Stadt bleiben, wo er die Aufrichtigkeit, deren er ſich befleiſſe, nicht ausüben dürfe; er wolle ſich daher an den Hof begeben, und da die Kunſt ſich zu verſtellen lernen, um in Zukunft weniger aufrichtig zu ſeyn.

10) Le Soupçonneux, in drey Aufzügen von dem ältern Riccoboni, den 29 Jenner 1721 zum erſtenmale aufgeführt.

Perſonen. Lelio; Silvia, deſſen Schweſter; Harlequin, deſſen Bedienter; Pantalon; Flaminia, deſſen Tochter; Violette, ihr Mädchen; der Doctor; Mario, deſſen Sohn; verſchiedene Bediente. Die Scene iſt in Neapolis.

Erſter Aufzug: das Theater ſtellt das Zimmer des Lelio vor. Lelio eröfnet die Scene; er iſt allein und ſcheinet unruhig. Er hat zwey Briefe in der Hand, einen von dem Mario, der ſich auf dem Lande befindet, und den andern von der Flaminia, ſeiner verſprochenen Braut. Der eine dringt in ihn, ſeine Heyrath mit der Silvia, der Schweſter des Lelio, zum Schluſſe zu bringen; der andre Brief iſt voller Zärtlichkeiten, die dem Lelio ein eitles Romanengeſchwätze dünken, und ſeine natürliche Unruhe nicht ſtillen können. Er ſucht das Mittel, in das Herz ſeiner Geliebten ſehen zu können, in ſich ſelbſt, ſchmeichelt ſich, es gefunden zu haben, bezeigt, daß er den Mario mit Ungeduld erwarte, auf deſſen Beyſtand er ſich bey dieſer Gelegenheit Hoffnung macht, und ruft ſeinen Bedienten, Harlequin. Weil dieſer noch nicht lange bey ihm in Dienſten iſt, ſo fragt er ihn nach ſeiner Familie, nach ſeiner vorigen Aufführung, und dieſes alles mit ſo augenſcheinlichen Merkmalen des Argwohns, daß Harlequin verdrüßlich und unruhig wird und durch ſeine Unruhe das Mißtrauen des Lelio vermehrt. Er fragt hierauf den Harlequin, wie es um ſein Liebesverſtändniß mit Violetten ſtehe; Harlequin antwortet, daß er ſich glücklich ſchätze, und ſein Herr hält ſich über ſeine dumme Beruhigung auf; doch Harlequin erwiedert, daß er ſich wohl hüten werde, der Violette einigen Argwohn ſpüren zu laſſen, denn entweder ſie liebe ihn nicht, und alsdenn wäre ſein Argwohn umſonſt, oder ſie liebe ihn wirklich, und alsdenn könnte ihr ein unverdienter Argwohn leicht Gelegenheit geben, ihre Geſinnung zu ändern. Lelio findet ſich durch die Anmerkung ſeines Bedienten einen Augenblick betroffen, er fällt aber bald wieder in ſeinen Charakter und ſagt, daß er wenigſtens kein Glück zu ſchmecken wiſſe, ohne es ganz zu kennen, und daß er daher durchaus ſeine Gebieterin auf die Probe ſtellen wolle. Man klopft an die Thüre; Harlequin meldet den Mario an, der vom Lande zurück kömmt; nachdem Mario hereingetreten, läßt Lelio den Bedienten abgehen, und ſchlägt jenem vor, der Flaminia einen Liebesantrag zu thun, um ihm hernach hinterbringen zu können, wie er aufgenommen worden, weil er bey ſeiner angebohrnen Aufrichtigkeit unmöglich eher ruhig ſeyn könne, als bis er von der Aufrichtigkeit derjenigen, mit denen er zu thun habe, völlig überzeugt worden. Mario entſchuldiget ſich mit ſeiner Liebe gegen die Silvia, mit der ihn dieſe Verſtellung leicht veruneinigen könnte; Lelio aber antwortet, daß er nach der verlangten Probe die Flaminia entweder heyrathen, oder ihr auf ewig entſagen, und den Mario ſchon wieder mit ſeiner Schweſter ausſöhnen und ihre Heyrath ſogleich zu Stande bringen wolle; da er hingegen ſeine Einwilligung niemals geben werde, wenn ſeinem Verlangen kein Genüge geſchehe, oder ihn Mario gegen die Silvia oder ſonſt jemanden in der Welt verriethe. Mario muß ſich alles gefallen laſſen und Lelio geht ab, nachdem er ihm vorher geſagt, daß er der Flaminia antworten wolle, und daß ſie ſeinen Brief durch ihn, den Mario, noch vor Mittage, erhalten müſſe; er wolle ihr melden, daß er ſich unbaß befinde, damit er einen Vorwand habe, ſie den ganzen Tag nicht ſehen zu dürfen, und Mario ſeine Erklärung deſto ungehinderter anbringen könne. Harlequin kömmt wieder auf die Scene und bittet den Mario, ihm einen Herren zu verſchaffen; ſeiner ſey allzu argwöhniſch, als daß man mit ihm leben könne. Mario geſteht es bey Seite zu, ermahnt aber den Harlequin, den Lelio nicht zu verlaſſen, der übrigens ein guter Herr und mit ihm zufrieden ſey. Harlequin ſagt ihm hierauf, daß ihn Silvia mit ihrem Bruder habe reden ſehen, und ihn, ehe er weggehe, ſprechen wolle. Mario antwortet, Lelio ſey itzt in ſeinem Kabinet und ſchreibe, dieſen Augenblick müſſe man ſich alſo zu Nutze machen, und er wolle erwarten, was Silvia zu befehlen habe. Harlequin verläßt ihn, und Mario bleibt wegen deſſen, was ihm Lelio aufgetragen, in größter Beſorgniß. Silvia kömmt, und fragt ihren Liebhaber, ob er die Einwilligung ihres Bruders erhalten habe; Mario erwiedert, daß Lelio, bey dem er eben itzt aufs neue angehalten, den Tag zu ihrer Vermählung noch nicht feſt geſetzt, ſondern ihm nur verſichert habe, daß ſie mit ſeiner Vermählung an einem Tage zu Stande kommen ſolle. Lelio kömmt dazu, ſieht ſie mit einander reden, und ſchöpft Verdacht. Harlequin, der mit ihm hereintritt, ſagt, ohne Zweifel werde Mario ſeiner Schweſter die öfentlichen Neuigkeiten des Krieges erzehlen. Lelio antwortet ihm mit einem gezwungnen Lächeln, daß er ſehr daran zweifle; er ziehet den Mario darauf bey Seite, und dieſer verſichert ihm, daß er wegen des Bewußten alle Verſchwiegenheit beobachtet. Lelio, ohne ſehr beruhiget zu ſeyn, giebt ihm den eben itzt geſchriebenen Brief. Mario geht mit einem Complimente gegen die Silvia ab, und bittet ſie leiſe, wegen ihrer Heyrath in den Bruder zu dringen. Lelio, der ſie beobachtet, ſagt zu dem Harlequin, daß Mario ohne Zweifel ſeine Schweſter bitte, ihm von ihrer gehabten Unterredung nichts zu ſagen. Harlequin iſt aus Gefälligkeit ſeiner Meinung, und Lelio dringt hierauf in ſeine Schweſter ihm nichts von dem zu verhehlen, was ihr Mario geſagt habe. Sie erröthet, und gehorcht; Lelio wird dadurch noch unruhiger, will noch mehr wiſſen, und droht ihr, ihre Heyrath mit dem Mario zu verhindern, wenn ſie nicht alles aufrichtig bekenne. Harlequin iſt auf ſeines Herrn Seite, und Silvia, die nichts weiter zu ſagen weis, geht mit Thränen ab. Doch hat Lelio ſeinen Verdacht noch nicht verloren, ſondern ruft vielmehr, indem er hitzig auf und abgeht: *Mir! mir einen ſolchen Streich zu ſpielen!* *Uns!* ſagt Harlequin, ihn nachäffend. *Ich dachte es wohl!* ſetzt Lelio hinzu. *O wahrhaftig,* ſagt Harlequin, *wir können ſo gut betriegen wie ſie, und uns ſoll man ſo leicht nichts weiß machen!* Indem wird an die Thüre geklopft; Pantalon und der Doctor treten herein und ſagen dem Lelio, daß ſie den Augenblick, ſich mit ihm näher zu verbinden, ungeduldig erwarteten; Pantalon nehmlich ſoll ſein Schwiegervater, und der Doctor der Schwiegervater ſeiner Schweſter werden. Lelio dankt ihnen, und da ſie hinzuſetzen, daß ihre Kinder ihm wegen ſeiner Uneigennützigkeit verbunden ſeyn müßten, weil ſo wohl er als ſeine Schweſter reichere Gatten leicht hätten finden können, ſo giebt Lelio zu verſtehen, daß ihm alle dieſe Complimente verdächtig vorkommen; ja da die zwey Alten noch weiter in ihn dringen, einen gewiſſen Tag feſt zu ſetzen, ſo antwortet er ihnen gar nicht, fordert von dem Harlequin ſeinen Hut und Degen, und geht fort. Pantalon und der Doctor erſtaunen darüber, und da ſie den Harlequin um die Urſache dieſes kaltſinnigen Bezeigens fragen, ſpielt er die Rolle ſeines Herrn nach, nimt ſeinen Hut, ſeinen Gürtel, und was er ſonſt braucht, vom Tiſche, und verläßt ſie ohne alle Umſtände. Sie lauffen ihm nach, und der erſte Aufzug iſt zu Ende.

Zweyter Aufzug; das Theater ſtellt die Gaſſe vor, in welcher Pantalon wohnet. Mario tritt auf, und iſt in der größten Verlegenheit, daß er etwas thun ſoll, was mit allen ſeinen Neigungen ſtreitet, klopft aber doch an die Thüre des Pantalon an. Flaminia kömmt heraus, mit ihm zu ſprechen; Violette iſt bey ihr, die Mario wieder hinein zu ſchicken bittet. Hierauf, nachdem er ihr den Brief des Lelio übergeben, fängt er an, ſich in ſie verliebt zu ſtellen, und thut dieſes auf eine ſehr ungeſchickte Weiſe. Endlich ſagt er bey Seite, daß er unmöglich länger eine falſche Perſon ſpielen könne; er wirft ſich der Flaminia zu Füſſen und bittet ſie das, was er ihr entdecken wolle, verſchwiegen zu halten. Sie verſpricht es, und er erzehlt ihr die Thorheit ſeines Freundes, die er ſeiner Zärtlichkeit bemißt, und die ſie ihm um ſo vielmehr verzeihen müſſe, da Lelio ihre und ſeiner Schweſter Heyrath ohne Anſtand vollziehen wolle, ſobald ihm in dieſem Stücke ein Genüge geſchehen. Flaminia hört ihm ruhig zu, indem ſie ihm aber antwortet, geräth ſie in ſolche Hitze, daß ihm wegen ſeines Geheimniſſes bange wird, und er ſie, ſein Unglück nicht zu machen, beſchwören muß. Sie beſänftiget ſich, und ſagt ihm, ſie beſorge es nicht heute zum erſtenmale, daß ſie die Gemüthsart des Lelio unglücklich machen werde; ſie wolle daher ihre Maaßregeln nehmen, ohne daß ihm Lelio etwas vorwerffen könne; er ſolle ihm nur unterdeſſen ſagen, daß ſeine Liebeserklärung übel aufgenommen werden, und ſich ſelbſt eine Antwort, wie er glaube, daß ſie ſich am beſten ſchicke, erdenken. Mario dankt ihr, und geht den Lelio aufzuſuchen. Flaminia iſt noch voller Unwillen und ruft Violetten. Sie erzehlt ihr alles, denket auf Mittel ſich zu rächen, und bittet ſie, gleichfalls darauf bedacht zu ſeyn. Harlequin kömmt, Violetten zu beſuchen, und erzehlt ihr, daß ihn Lelio argwöhniſch gegen ſie machen wollen; Violette geräth darüber in Zorn, und ihre Gebieterin ſagt ihr ins Ohr, daß ihr ein Mittel, ſich zu rächen, beyfalle; ſie ſetzt hinzu, ſie wolle dem Mario ſchreiben, daß ſie ihn gern die folgende Nacht ſprechen möchte, Violette ſolle unterdeſſen ſich des Harlequins verſichern, damit man von allen Tritten und Schritten ſeines Herren Nachricht haben könne. Nachdem Violette wider den Lelio genug losgezogen, ſchlägt ſie dem Harlequin vor, ſie wenn es Nacht geworden zu beſuchen, doch mit der Vorſicht, ſich zu verkleiden; ſie wolle ihn, ſagt ſie, nahe an dem Zimmer verbergen, wo ſich ihre Gebieterin mit dem Mario unterhalten werde; wenn Mario alsdenn weg ſey, würden ſie Zeit genug haben, mit einander zu plaudern. Harlequin findet dieſe Einrichtung ſehr vernünftig, nur befürchtet er, ſein Herr werde ihm nicht auszugehen erlauben; unterdeſſen verſpricht er doch, ſein Beſtes zu thun. Violette wünſcht ſich, bey Seite, einen glücklichen Fortgang dieſer Intrigue, blos um das Vergnügen zu haben, den Lelio eiferſüchtig zu machen, und ſich dadurch an ihm zu rächen. Harlequin, der ſeinen Herren mit dem Mario kommen ſieht, gehet ab, ſich zu verkleiden. Mario ſtattet dem Lelio von dem, was er ihm aufgetragen, Bericht ab, erzehlt wie ſtrenge ſich Flaminia gegen ihn erzeigt habe, und wünſchet ſeinem Freunde von Herzen Glück. Lelio glaubt ihm bald, und bald iſt er wieder mißtrauiſch, endlich hält er es für völlig ausgemacht, daß die vorgegebene Liebe des Mario der Flaminia nicht mißfallen habe, und verläßt ihn alſo voller Unruhe. Mario iſt in der größten Verwirrung, und eben kömmt Violette und bringt ihm den Brief ihrer Gebieterin, mit Bitte, dem Lelio davon Wind zu geben. Sie verſichert ihm, daß der Dienſt, welchen er der Flaminia hierdurch erweiſe, ihm auf keine Weiſe nachtheilig ſeyn ſolle; er verſpricht zu gehorchen, gehet ab, und Violette begiebt ſich gleichfalls ſehr vergnügt weg. Das Theater verändert ſich, und ſtellt das Zimmer des Lelio vor. Man ſieht, wie Harlequin daſelbſt unter verſchiednen Verkleidungen wählet, wie er ſich entſchlieſſet, zwey auf einmal zu nehmen, um deſto unerkenntlicher zu ſeyn, und ſich wirklich in dieſer Abſicht auszukleiden anfängt. Lelio überraſcht ihn in dieſer Beſchäftigung, und fragt ihn, was er machen will. Harlequin bekennt ihm, daß Violette ihn zu ſich beſtellt habe, und bittet ihn bald mit Weinen, bald mit Lachen, ſein gutes Glück nicht zu verhindern. Lelio verſpricht es ihm, ſagt aber, daß es noch nicht Nacht ſey, und er alſo noch Zeit genug habe, ſich zu verkleiden. Harlequin umarmet ſeinen Herrn, und macht verſchiedne freudige *Lazzis*. Indem tritt ein Bedienter herein, der dem Lelio einen Brief vom Mario bringt, in welchem ihm dieſer meldet, daß Flaminia ihn (den Mario) zu einer nächtlichen Unterredung gebeten habe, daß er gehindert werden, ihm mündlich davon Nachricht zu geben, und daß er ohne ſeine Einwilligung nichts unternehmen wolle. Lelio ſchließt hieraus, daß er die Flaminia mit Recht in dem Verdacht gehabt habe, daß ihr die Liebe des Mario nicht mißfalle, und er folglich nicht ſo ſehr geliebt werde, als man es ihm bereden wolle. (Der Schauſpieler muß hier wohl Acht haben, daß er Unruhe, aber nicht Eiferſucht verrathe: und eben dieſen Unterſchied zwiſchen beyden ſoll der Verfaſſer dieſes Stücks, welcher die Rolle des Lelio ſelbſt ſpielte, unnachahmlich beobachtet haben.) Lelio faſſet den Entſchluß, dem Mario zu ſchreiben, daß er die Einladung der Flaminia annehmen, und ihm morgen davon Nachricht geben ſolle. Er ruft, fordert von dem Harlequin die nöthigen Dinge zum Schreiben, und unter andern auch Licht. *Licht? ſagt Harlequin ganz freudig; alſo iſt es Nacht? Nein, antwortet Lelio; ſondern ich brauche nur Licht.* Harlequin bringt ihm alles, was er gefordert hat; ſein Herr ſchreibt, verſiegelt den Brief, giebt ihn dem Bedienten des Mario, fertiget ihn ab, ſteckt den Brief des Mario zu ſich, und ſagt, daß ihm eben eine gute Liſt beygefallen ſey. Harlequin findet, daß die Nacht dieſesmal länger auſſenbleibe, als gewöhnlich. Lelio ſieht ihn mit einem kaltſinnigen Blicke an, und wirft ihm vor, daß er ihm nicht die Art und Weiſe vertrauet habe, wie ihn Violette in das Haus hineinbringen wolle. Harlequin antwortet ihm, daß ſie ihn an der Thüre erwarten werde, und wiederhohlt alles, was man in der vorigen Scene zwiſchen ihm und der Violette vorgehen ſehen. Alle Augenblicke aber unterbricht er ſeine Rede, indem er ſagt, es ſey Nacht, er müſſe fort. Lelio hält ihn jedesmal auf; endlich kehrt ſich Harlequin um, macht eine Verbeigung und ſpricht: *Ha! ſeyn ſie willkommen, gnädige Frau Nacht! Ich wünſche Ihro Gnaden eine gute Nacht.* Und hierauf will er mit Gewalt fort; Lelio aber hält ihn nochmals zurück, und ſagt, weil er ſelbſt dieſe Nacht ausgehen wolle, ſo müſſe er (Harlequin) zu Hauſe bleiben. Er läßt ſich auch durch die Bitten des Harlequins im geringſten nicht bewegen, ſondern ſagt, daß er ihn ſogar, um ſich ſeines Gehorſams zu verſichern, verſchlieſſen werde; weil es aber noch Tag iſt, ſo geht er, ſeiner Schweſter zu ſagen, daß ſie ihn nicht erwarten dürfe, und läßt ſich in der Abſicht den Mantel umgeben, den Harlequin ſich zu verkleiden zurecht gelegt hatte. Er geht ab, Harlequin, voller Verzweiflung macht ſich den Augenblick zu Nutze, Violetten von dieſer Verhinderung Nachricht zu geben. Das Theater verändert ſich und ſtellt eine Straſſe vor. Flaminia erſcheint, und ſagt Violetten, daß Lelio, bey einer ſo gegründeten Urſache zum Verdacht, ſie ganz gewiß ausſpioniren werde. Harlequin kömmt dazu, und Flaminia geht bey Seite, damit ihn Violette deſto ungehinderter ausfragen kann. Sie empfängt ihn mit vielen Liebkoſungen; anfangs will er ſich tröſten, und fängt an mit ihr zu lachen, bald aber erzehlt er ihr ſein Unglück weinend, und macht ſich geſchwind davon, weil er ſieht, daß es Nacht wird. Flaminia kömmt wieder zu Violetten, und ſagt, daß ſie alles hinter der Thüre gehört habe, und daß ihr ein Mittel beygefallen ſey, wie ſie ſich an dem argwöhniſchen Lelio rächen könne. Sie ſehen Licht kommen, und begeben ſich weg. Der Doctor und Pantalon erſcheinen; dieſer hat eine Laterne in der Hand, und ſagt jenem, daß er wohl bey ihm zu Abend ſpeiſen wolle, nur müſſe er es vorher in ſeinem Hauſe melden. Er ruft Violetten, ſagt, daß ſie mit dem Abendeſſen nicht auf ihn warten ſollen, und geht mit ſeinem Freunde fort. Lelio erſcheint in einen Mantel eingehüllet; er verbirgt ſich in einen Winkel, ſiehet die beyden Alten in das Haus des Doctors hineingehen, nähert ſich dem Hauſe des Pantalons, und ruft Violetten, die ſich ſtellt, als ob ſie ihn für den Harlequin halte. Nach verſchiednen Lazzis von beyden Seiten, empfiehlt er ihr mit leiſer Stimme, ja wohl Acht zu haben, daß ſie nicht durch irgend ein Licht verrathen würden. Indem kömmt gleich Flaminia, die ein Licht in der Hand hat; ſie will ſich nach dem Fortgange ihres Anſchlages erkundigen; Violette läuft ihr voller Zorn entgegen, und ſchmält, daß ſie ſo ungeduldig und unvorſichtig iſt, ſie zu ſo unrechter Zeit zu beleuchten. Flaminia begiebt ſich weg. Violette ſagt zu dem Lelio, daß ſie das Licht aus dem Zimmer genommen habe, in welches ſie ihn führen wolle; ſie nennt ihn beſtändig Harlequin, läßt ihn zu der Thüre hinein, die mitten auf dem Theater iſt, und ſchließt nach ihm zu. Flaminia kömmt abermals wieder, mit einem Wachslichte in der Hand, ruft Violetten und ſchilt, daß ſie itzt allein und ohne Licht in dem Zimmer ſey, da ſie vielmehr den Mario an der Thüre erwarten ſollte. Sie befiehlt ihr um ſo vielmehr zu eilen, weil ſie von dem Balcon einen vorbeygehen ſehen, von dem ſie glaube, daß er es geweſen ſey. Inzwiſchen aber geben ſie einander mit Zeichen zu verſtehen, daß Lelio dort eingeſchloſſen ſey, und ſie alſo leiſe reden müßten. Violette geht, den Mario zu erwarten, und Flaminia bleibt allein und wünſchet ſich heimlich zu ihrer bevorſtehenden Rache Glück. Mario kömmt; Flaminia begegnet ihm ſehr hart, und ſagt, daß ſie ihn nur deswegen habe ruffen laſſen, um ihm zu verbieten, jemals wieder vor ihre Augen zu kommen. Er geht, dem Anſehen nach, in der größten Beſtürzung fort, und Flaminia fährt, nach ſeinem Abtritte, fort, vor ſich theuer zu verſichern, daß ſie nie einen andern als den Lelio lieben werde. Dieſer hört es, macht ein Geräuſch und will ſich vor Freuden zu den Füſſen der Flaminia werffen; Flaminia aber thut, als ob ſie furchtſam wäre, und einen Dieb zu hören glaubte, und ruft um Hülfe. Alle Bediente aus dem Hauſe kommen bewaffnet herzu; ſie befiehlt ihnen ganz laut, ſich eines Diebes zu verſichern, der in dem nächſten Zimmer verſchloſſen ſey, leiſe aber ſagt ſie, daß ſie alles, was ſie ihnen befohlen habe, ja wohl beobachten und es genug ſeyn laſſen ſollten, ihm Furcht einzujagen. Man öfnet die Thüre; Lelio dringt heraus, rennt die Bedienten übern Hauffen, einer von ihnen thut einen Piſtolenſchuß in die Luft, der vermeinte Dieb verlieret Hut und Perücke, und macht ſich davon.

Dritter Aufzug. Die Bühne ſtellt das Zimmer des Lelio vor. Harlequin liegt auf einem Tiſche, und iſt eingeſchlaffen. Er träumt, und glaubt mit Violetten zu ſprechen. Er bewegt ſich und fällt herunter; er erwacht darüber, ſucht Violetten, und da er ſie nicht findet, merkt er endlich, daß er geträumt und der Tag ihn aufgeweckt habe. Lelio tritt herein. Harlequin erkennt ihn nicht ſo gleich, und fürchtet ſich vor ihm; nach einer Menge *Lazzis* erkennt er ihn endlich und fragt, was er mit ſeinem Hute, und ſeiner Perücke gemacht habe. Lelio giebt ſeinen Verluſt einem heftigen Winde ſchuld, der ſie ihm weggenommen. Indem wird an die Thüre geklopft, und Harlequin bringt einen Bedienten der Flaminia hereingeführt, der dem Lelio einen Brief giebt, in welchem ſie ihm meldet, daß ihr ein groſſer Verdruß zugeſtoſſen, und daß, wenn ihre Heyrath nicht noch dieſen Tag zu Stande käme, ſie ſich morgen auf Zeitlebens in ein Kloſter einſchlieſſen wolle. Lelio ſchmeichelt ſich, daß die Liebe des Mario ohne Zweifel dieſer groſſe Verdruß ſey, und ſagt zu dem Bedienten, daß er ihr ſogleich ſelbſt die Antwort bringen wolle, und ſie unterdeſſen verſichern laſſe, daß er alle Augenblicke bereit ſey, ihr zu gehorchen. Er erkundiget ſich bey dem Bedienten nach der Geſundheit ſeiner Gebieterin; dieſer antwortet, daß ſie ſich nicht allzuwohl befinde, weil ſie ſich von dem Schrecken noch nicht erhohlt, den ſie vergangene Nacht gehabt habe, indem man einen Dieb bey ihr eingeſchloſſen gefunden, der ſeinen Hut und ſeine Perücke in Stiche gelaſſen. *Das muß alſo, ſagt Harlequin, eine ſehr unglückliche Nacht für die Hüte und Perücken geweſen ſeyn.* Sein Herr beſiehlet ihm zu ſchweigen, und fertiget den Bedienten der Flaminia ab. Harlequin fängt wieder an, von den Hüten und Perücken zu reden; Lelio wird ungeduldig; indem wird angeklopft und der Doctor tritt mit dem Pantalon herein. Die zwey Alten liegen dem Lelio aufs neue an, den Tag zu ſeiner und der Silvia Verheyrathung, feſt zu ſetzen; er antwortet, er ſey bereit zu ſchlieſſen, und wolle ihnen mit ſeiner

Schweſter zu dem Pantalon folgen, wo ſie den Notarius könnten hinkommen laſſen. Silvia kömmt hierauf, und ſagt ihm, daß ſie ihn im Traume in groſſer Noth, unter wilden Thieren geſehen habe, die ihn zerreiſſen wollen. Lelio geſtehet vor ſich, daß es dieſem Traume nicht ganz an Wahrheit fehle. Mario kömmt dazu; grüſſet die Silvia und ziehet den Lelio bey Seite, und erzehlt ihm, daß er ſeinetwegen ſehr gemißhandelt worden. Lelio unterbricht ihn, und ſagt, er wiſſe bereits alles und werde ihm die Ruhe ſeines künftigen Lebens zu danken haben. Mario und Silvia dringen wegen ihrer Verbindung in ihn; er ſagt ihnen, was er eben itzt mit dem Pantalon und dem Doctor abgeredet habe, und ſie fallen ihm beyde um den Hals. Auch ich? ſagt Harlequin, auch ich werde Violetten heyrathen dürfen? Ohne Zweifel; antwortet Lelio; und Harlequin fällt ihm gleichfalls um den Hals. Die Umarmungen fangen von neuem an, und ſo gehen ſie endlich mit einander ab. Das Theater verändert ſich, und ſtellt die Straſſe vor, wo Pantalons Haus iſt. Man erblickt den Doctor, den Pantalon und den Notarius, die auf das Haus zueilen, damit ſie Lelio finden und keinen Verdacht zu irgend einem Argwohne haben möge. Doch Lelio, Silvia und Mario hohlen ſie noch ein, und ſie gehen alle zuſammen hinein. Das Theater verändert ſich abermals, und ſtellt das Zimmer der Flaminia vor, wo ſie zu Violetten ſagt, daß ſie noch gar nicht wiſſe, wie ſie mit dem Lelio, ohne Nachtheil des Mario, werde brechen können. Violette giebt ihr den Brief des Mario an den Lelio, den dieſer, als er ſich davon machen müſſen, verloren hatte. Flaminia lieſet ihn mit groſſer Freude, und ſagt, daß ſie ihn ſehr gut werde brauchen können. Indem kommen die Väter und die Liebhaber dazu. Man unterzeichnet die beyden Contracte. Flaminia bemächtiget ſich derſelben, giebt dem Mario den, der ihn angehet, wirft dem Lelio ſeinen Argwohn und ſein beſchimpfendes Verfahren vor, welches ſie durch den Brief, den er bey ſeiner Flucht verloren, [illegible]fahren habe, und zerreißt den Contract, den ſie kurz zuvor unterzeichnet hatte. Pantalon billiget das Verfahren ſeiner Tochter und begiebt ſich mit ihr weg. Lelio bleibt ganz verwirrt; Silvia tröſtet ihn, und giebt ihm den Rath, in Zukunft nicht mehr ſo argwöhniſch zu ſeyn. Lelio aber nimmt ſich im Zorne vor, es mehr als jemals zu ſeyn; denn, ſagt er, dieſer Brief enthält eine Verrätherey, gegen die ich nicht genug auf der Hut geweſen bin. In Zukunft will ich mich auch vor dem Hunde und der Katze in dem Hauſe in Acht nehmen, und auch meinem Hemde nicht mehr trauen. Er gehet voller Wuth ab. Mario und Silvia folgen ihm in der Abſicht, ihn mit Flaminien wieder auszuſöhnen; und Harlequin ſagt, er wolle gehen und ſehen, ob die Thorheit ſeines Herren auch nicht ſeiner Heyrath Unglück gebracht habe; womit die Komödie ſich endet.

11) Les Erreurs de l'Amour, ou Arlequin Notaire maltraité; in drey Aufzügen nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni, zum erſtenmale aufgeführt den 23 May 1717.

Lelio liebt die Silvia und wird wieder von ihr geliebt, und Flaminia liebt den Lelio, der ſie aber nicht liebt. Sie verfolgt ihn alſo überall, wo ſie ihn mit der Silvia zuſammen findet, und dieſes unter verſchiedenen Verkleidungen; kurz ſie thut alles, was die Eiferſucht einem Frauenzimmer eingeben kann. Harlequin, der als ein Notarius verkleidet erſcheinet, wird ausgeprügelt, und lacht als ob er toll wäre, weil ſich die, die ihn prügeln, wie er ſagt, in der Perſon irreten. — das Stück war nach den Sitten von Venedig eingerichtet.

Coypel. (*)

1) L'Education perdue: in einem Aufzuge. Von dem Herrn Coypel entworffen, und den 23 Octobr. 1717 zum erſtenmale aufgeführt.

Ein italiäniſcher Herr, Namens Lelio, hat aus ſeiner Ehe nicht mehr als ein einziges Kind, welches ein Sohn iſt, den er bey einer Müllerin auf dem Lande in die Koſt gegeben. Als

---

(*) **Charles Antoine Coypel** war erſter Mahler des Königs und Director der königlichen Akademie der Mahlerey und Bildhauerkunſt zu Paris. Er ſtarb an dieſem Orte den 14 Junius 175[illegible] in einem Alter von 58 Jahren. Er hat ſo wohl für die franzöſiſche als italiäniſche Bühne gearbeit. Seine Stücke für die letztere aber, waren weiter nichts als Entwürfſe, dergleichen dieſer und der folgende iſt, und die von den Schauſpielern aus dem Stegreiſe aufgeführt, und daher niemals gedruckt werden.

er nach der Zeit Wittwer wird, will er dieſen ſeinen Sohn, den er Mario nennen laſſen, wieder zu ſich nehmen, und da er eine Kette und das Portrait ſeiner Mutter, welches beydes er ihm um den Hals gehangen, als er ihn in die Koſt gethan, nicht bey ihm findet, ſo fragt er die Müllerin nach der Urſache, die ihm denn ſagt, daß ſie das eine wie das andre verloren habe. Lelio glaubt ihr und nimt den Sohn, den ſie ihm vorgeſtellt, und er für den ſeinen hält, mit. Auf ſeinem Rückwege findet er ein Kind an dem Ufer des Fluſſes, von dem Alter ſeines Sohnes, und das viel Artigkeit zeiget; er erbarmt ſich über dieſes Kind, nimt es mit und läßt es mit ſeinem Sohne, unter dem Namen Lindori, zugleich erziehen. Bey dem Lindori ſchlägt die Erziehung ſehr wohl an, und ſeine Aufführung iſt ungemein ſittſam, da hingegen Mario ein lüderlicher Wildfang wird. Lindori macht mit der Silvia, der Tochter des Pantalons, der ſie mit dem Mario verheyrathen will, weil ihn Lelio darum angeſprochen, Bekanntſchaft. Ehe aber Pantalon ſeine Tochter den Mario zu heyrathen zwingen will, erkundiget er ſich vorher bey dem Harlequin, dem Bedienten des Mario, wegen der Aufführung ſeines Herren. Harlequin, in einer Kleidung mit Bändern, ein ſpaniſches Rohr unter dem Arme, und ein Reibeiſen und Tabak in den Händen, ſpielt einen lächerlichen Petitmaiter, und erklärt dem Pantalon, daß ſein Herr der glücklichſte und zugleich der freyeſte und luſtigſte junge Menſch von der Welt ſey, der ſich alle Tage neue Ergötzlichkeiten, in der Oper, in der Komödie, vor dem Spieltiſche, im Weinhauſe, bey Frauenzimmern, zu machen wiſſe. Da Pantalon dieſes hört, ſagt er dem Lelio den Handel auf, und will ſeine Tochter dem Mario nicht geben. Unterdeſſen führt dieſer den Lindori nebſt zwey Frauenzimmern in die Oper, und wie ſie wieder herauskommen, zwingt Mario den Lindori, den Degen zu ziehen. Mario wird von ihm entwaffnet, und Lindori ſchenkt ihm aus Grosmuth und aus Dankbarkeit das Leben, worauf aber Mario angehalten und in das Gefängniß gebracht wird. Unterdeſſen kömmt der Bruder von der Amme an, und bringt einen Brief an den Lelio, in welchem ſie ihm meldet, daß ſie bey Annäherung ihres Todes ihr Gewiſſen zwinge, ihm zu entdecken, wie Mario ihr eigner Sohn ſey, und daß der ſeinige in dem Fluſſe bey der Mühle umgekommen, weßwegen ſie denn vorgegeben, daß die Halsſchnur und das Portrait verloren gegangen wären. Da Lindori von der Halsſchnur und dem Portrait reden höret, ſo zeigt er beydes vor, wird dadurch für den Sohn des Lelio erkannt und heyrathet die Silvia. Lelio will hierauf den Mario von ſich ſtoſſen, Lindori aber bewegt ſeinen Vater, daß er ihn auf eben demſelben Fuſſe, auf welchem Lindori vorher geweſen, bey ſich behält.

2) Le Defiant; in drey Aufzügen von Ch. An. Coypel, den 10 Julius 1718. zum erſtenmale aufgeführt.

Perſonen des Stücks. Lelio, der Mißtrauiſche. Flaminia, des Lelio Tochter. Pantalon, des Lelio Bruder. Mario, Liebhaber der Flaminia und Freund des Pantalon. Violette, der Flaminia Mädchen. Arlequin, des Lelio Bedienter. Scapin, ein andrer vertrauter Bedienter des Lelio. Pierrot, ein Anverwandter des Scapin.

Lelio hat nur eine Tochter, (Flaminia) die er gern an einen Mann von Stande verheyrathen wollte. Pantalon, ſein Bruder, kömmt und will für den Mario um ſie werben, welches ein junger Menſch von Familie iſt, und den Flaminia liebt. Allein Lelio will ſie ihm nicht geben, weil man ihm geſagt hat, daß Mario ein wenig frey lebe, und ſein Vermögen eher als ein andrer durchbringen werde. Dieſer abſchläglichen Antwort wegen iſt Mario ziemlich verlegen, und weis nicht wie er mit ſeiner Gebieterin zu ſprechen kommen ſoll, weil Lelio ſo mißtrauiſch iſt, daß ſich niemand ſeinem Hauſe nähern darf, von dem er nicht glaube, daß er ihn beſtehlen wolle. Gleichwohl findet Mario ein Mittel hineinzukommen und die Flaminia zu ſehen, die ihm verſpricht, daß ſie niemals eines andern, als die ſeinige ſeyn wolle. Sie verlaſſen einander eben da Lelio dazukömmt, und aus vollem Halſe, als ein Beſeſſener, ſchreyt: Dieb! Dieb! man beſtiehlt mich! Er hält einen Menſchen am Kragen, der einen Sack mit tauſend Livres trägt, und den er aus ſeinem Cabinete herauskommen ſehen, das er nach ſich zuzuſchlieſſen vergeſſen hatte. Lelio bildet ſich ein, daß ihm dieſer Menſch das Geld geſtohlen habe; es iſt aber gleich das Gegentheil. Denn dieſer Menſch iſt ein Bedienter eines Freundes vom Lelio, dem er hundert Piſtolen geliehen hatte, und der Freund ſchickt ſie ihm itzt durch ſeinen Diener wieder, welchem Lelio bis itzt weder Zeit noch Freyheit gelaſſen, ſeine Commißion auszurichten. Nachdem er es nun gethan, läßt ihn Lelio zwar wieder gehen, befiehlt aber dem Harlequin, ihn bis auf die Straſſe zu begleiten, damit er nicht noch etwas bey dem Herausgehen mitnehmen möge. Lelio fragt den Scapin, welches ſein vornehmſter Bedienter und ſein Vertrauter iſt, wegen der Heyrath ſeiner Tochter um Rath, und läßt ſich verlauten, daß er ſie dem Mario nicht geben wolle. Scapin ſagt, er kenne einen ſehr reichen Marquis, der ſich wohl für ſeine Tochter ſchicken möchte; da ihm aber ſeine Aeltern ſehr früh geſtorben wären, und er auf dem Lande erzogen worden, ſo könne es leicht ſeyn, daß er nicht alle die Artigkeiten einer in der Stadt und in der groſſen Welt erzogenen Perſon beſitze. Lelio aber erwiedert, daß dieſes nichts zu bedeuten habe, und daß er ihn nur ſolle kommen laſſen. Dieſer Marquis iſt Pierrot, der Sohn eines reichen Bauers, des Bruders vom Scapin, der dieſen ſeinen Vetter gern mit der Flaminia verheyrathen wollte. Er läßt ihn ſehr prächtig auskleiden, und ſtellt ihn dem Lelio und der Flaminia unter dem Namen des Marquis de la Pierre vor, und Lelio ſagt ſeiner Tochter, daß dieſes der Gemahl ſey, den er ihr beſtimme. Der Märquis ſagt tauſend abgeſchmackte Dinge; er nennt den Scapin ſeinen Vetter, ob es ihm dieſer gleich ausdrücklich verbothen. Und nun kömmt auch Harlequin dazu, der vollends alles zu nichte zu machen drohet; denn da er den Pierrot auf dem Dorfe gekannt hat, wo er ſein Spielgeſelle ſonſt geweſen war, ſo läuft er auf ihn zu, umfaßt ihn und ſagt ihm tauſenderley närriſches Zeug. Scapin macht dieſes alles, ſo viel ihm möglich, bey dem Lelio wieder gut.

Unterdeſſen iſt Mario wegen der Ankunft dieſes Marquis und wegen der Hartnäckigkeit des Lelio, ihm ſeine Tochter nicht zu geben, ſehr verlegen. Er wendet ſich an Violetten, welches Scapins Liebſte iſt, und bittet ſie, die Heyrath hintertreiben zu helfen. Violette, die ſonſt bey dem Scapin alles vermag, thut ihm den Vorſchlag, und verſpricht ihn zu heyrathen, wenn er den Lelio dahin bringen wolle, daß er dem Marquis de la

Pierre ſeinen Abſchied ertheile ꝛc. Scapin aber, der gleich, da ihm Violette dieſen Vorſchlag thut, ſeinen Herrn kommen ſieht, ſagt ganz laut, daß er ſich wohl hüten werde, ſeinen Herrn zu verrathen, und daß Flaminia nichts beſſers thun könne, als den Marquis de la Pierre zu heyrathen ꝛc. In dieſem Augenblicke kömmt Harlequin dazu, und ſagt, daß in dem Hauſe, und zwar in Scapins Kammer, Feuer ausgekommen ſey. Lelio läuft ſogleich hin, läßt das Feuer löſchen, und ſteckt eine Brieftaſche, die dem Scapin gehört, und die er auf dem Tiſche gefunden, zu ſich. Ehe er ſie ihm aber wieder giebt, ſucht er ſie vorher durch, um zu ſehen, ob Scapin nicht irgend eine Rechnung für ihn bezahlt bekommen. Da findet er nun unter ſeinen Papieren einen Brief von Pierrots Vater, der dem Scapin ſchreibt, daß es ſehr viel gewagt ſey, den Pierrot für einen Marquis ausgeben zu wollen, weil er viel zu ungeſchliffen wäre, dieſen Charakter lange zu behaupten. Ehe Lelio aber durch dieſen Brief, den er in der Brieftaſche gefunden, Licht erhält, hat ſein Bruder Pantalon eine ſehr luſtige Scene mit ihm. Pantalon will mit dem Lelio wegen der lächerlichen vorhabenden Verheyrathung ſprechen; dieſer aber, nach ſeiner mißtrauiſchen Gemüthsart, glaubt, daß er ihm Wagen und Pferde abborgen wolle, und bringt daher, ohne ihm Zeit zu laſſen, ſich zu erklären, eine lange Reihe von Entſchuldigungen vor, warum er ſie ihm nicht leihen könne. Und als er hört, daß itzt von ganz etwas andern die Rede ſey, bildet er ſich ein, daß er Geld von ihm borgen wolle, und läßt ſich daher weitläuftig über die elenden, geldklemmen Zeiten aus ꝛc. Endlich wird Lelio, durch die Gründe ſeines Bruders, und durch den gefundenen Brief von der Untreue des Scapins überzeugt, jagt ihn mit ſamt dem Pierrot fort, ruft ſeine Tochter und verſpricht ſie dem Mario ꝛc.

Die Kunſtrichter ſetzten an dieſem Stücke aus, daß der Charakter des Mißtrauiſchen nur ſehr oben hin behandelt ſey, und mit dem Geitzigen des **Moliere** zu viel ähnliches habe ꝛc. Deßgleichen ſchien es ihnen ſehr ſeltſam zu ſeyn, daß ein ſo mißtrauiſcher Menſch, als Lelio iſt, gleichwohl gegen den Scapin, der ihn bey der Naſe herumführt, nicht das geringſte Mißtrauen bezeige.

Noch hatte Harlequin eine ſehr luſtige, epiſodiſche Scene darinn; als er nehmlich aus dem Hauſe ſeines Herrn heraus kam, und ſein Ränzel mit ſich brachte, damit es nicht etwa mit verbrennen möge. Er ſucht es durch, und da er ſein beſtes Hemde nicht darinn findet, ſo geht er wieder hinein, um dieſes noch zu hohlen. Er bringt es auch wirklich, ſieht aber, als er zurück kömmt, daß ein Dieb mit ſeinem Ränzel, davon geht. Er betrachtet ihn, ſieht ihm nach, und der Dieb läßt ſich auch, auf eine komiſche Weiſe, auf allen Seiten und in mancherley Stellungen von ihm betrachten, ſo daß dieſe ſtumme Scene, nach vielfältigem hin und wiedergehen, ſehr lächerlich ausfällt. Der Dieb kömmt endlich mit dem Ränzel davon und Harlequin kömmt allein wieder vor auf das Theater, und ſpottet über den Dieb, daß er gleichwohl ſein beſtes Hemde nicht bekommen habe, welches er den Zuſchauern in einem ſehr elenden Zuſtande weiſet.

3) L'Impatient: in einem Aufzuge, nach dem Entwurfe des Herrn Coypel, den 10 November 1717. zum erſtenmale aufgeführt.

Lelio, welches der Charakter eines ſehr ungeduldigen Menſchen iſt, der ſich in beſtändiger Bewegung befindet, wird Knall und Fall in die Flaminia, die Tochter des Doctors verliebt, und wird wegen der Heyrathspunkte ſo geſchwind einig, als ob es die größte Kleinigkeit beträffe. Flaminia, die dieſen ihren künftigen Gemahl nicht liebt, fällt auf eine Liſt, ihm die Verbindung mit ihr zuwider zu machen. Sie redet nehmlich, in der erſten Zuſammenkunſt, die ſie mit ihm hat, mit einer ſo merklichen Langſamkeit, daß ſie jedes Wort zu articuliren, eine geraume Zeit nöthig hat. Lelio verräth alle Augenblicke ſeine Ungeduld, und da er es endlich nicht länger aushalten kann, verläßt er die Flaminia auf einmal, begiebt ſich zum Doctor und erſucht ihn, ihn ſeines gegebenen Wortes, deſſen Tochter zu heyrathen, zu erlaſſen. Mario, der Liebhaber der Flaminia, macht ſich dieſen Bruch zu Nutze, hält bey dem Doctor um ſie an, und bekömmt ſie.

De Lisle. (*)

1) Arlequin Aſtrologue; in drey Aufzügen von dem Herrn de Lisle, auf dem italiäniſchen Theater in Paris den 13 May 1727. zum erſtenmale aufgeführt.

1. Aufzug. Harlequin eröfnet die Scene. Er ſucht ſeinen Herrn den Eraſt, der ihm ſeit einigen Tagen aus den Augen gekommen iſt. Er findet ihn endlich als Gärtner verkleidet, in Dienſten der Dorimene, unter dem Namen Lucas. Anfangs erkennt er ihn unter dieſer Verkleidung nicht, welches den Eraſt hoffen läßt, daß ihn auch weder Dorimene noch Julia darunter erkennen werde. Mit dieſer Vorſicht hat der Verfaſſer ohne Zweifel den Einwürfen, die ihm die Kunſtrichter etwa darüber machen könnten, im Voraus begegnen wollen. Wir wollen nicht unterſuchen, in wie weit dergleichen Einwürfe gegründet ſeyn möchten; genug daß man über Facta nicht ſtreiten muß; und das iſt eines, daß Eraſt von ſeinem eignen Bedienten nicht erkannt worden. Wo die Erfahrung ſpricht, giebt uns der Verfaſſer zu verſtehen, da muß die Vernunft ſchweigen. Eraſt entdeckt dem Harlequin die Urſachen, die ihn bewogen, ſich als Gärtner bey der Dorimene in Dienſte begeben. Dorimene will die Julia an den Oronte verheyrathen, und eben um dieſe Heyrath zu hintertreiben, hat ſich Eraſt verkleidet. Er ſchlägt dem Harlequin vor, ſich ſelbſt als einen Sternſeher zu verkleiden, um Dorimenen zu hintergehen, die aus den Wahrſagern ſehr viel macht. Und um den Harlequin deſto leichter zu bewegen, ihm unter dieſer Verkleidung zu dienen, faßt er ihn bey ſeiner Schwäche. Harlequin liebt die Colombine, welche er in dem Verdachte hat, daß ſie den Trivelin, den Bedienten des Oronte, den Dorimene ihrer Tochter Julia beſtimmet, liebe. Eraſt führet den Harlequin mit ſich fort, damit er ſich niemanden zeigen ſoll. Sie begeben ſich in ein Weinhaus, um ihre Maaßregeln, wegen der Liſt, die Eraſt erdacht hat, mit einander zu nehmen. Dorimene kömmt mit der Julia, eben da Eraſt und Harlequin

---

(*) Dieſer dramatiſche Schriftſteller lebt, ſo viel mir bekannt iſt, noch. Er hat nur für das italiäniſche Theater gearbeitet. Sein **Timon** der Menſchenfeind, ſein Falke ꝛc. ſind ſeit geraumer Zeit, auch auf dem deutſchen Theater. Die Stücke aber, deren Entwürfe hier vorkommen, ſind nie gedruckt worden.

abgeben. Sie macht ſich die unverſtellte Aufrichtigkeit ihrer Tochter zu Nutze, um zu erfahren, was in ihrem Herzen vorgeht. Julia geſteht ihr gerade zu, daß ſie den Oronte zu ihrem Manne nicht haben möge, weil ſie ſich ſchon einen andern Liebhaber, der mehr nach ihrem Geſchmacke ſey, ausgeſucht habe. Dorimene, welche in den Eraſt eben ſo verliebt iſt, als ihre Tochter, und die ihm nur deswegen den Zutritt in ihr Haus verſagt hat, weil Julia in ſeinem Herzen die Oberhand über ſie erhalten, verbietet ihr durchaus an den Eraſt weiter zu gedenken, und befiehlt ihr, ſich fertig zu halten, die Hand des Oronte anzunehmen, deſſen Reichthümer ſie glücklich machen könnten. Oronte kömmt, Dorimene läßt ihre Tochter abtreten, Julia gehorcht, giebt aber durch ein Beyſeite zu verſtehen, daß ſie ſich an einem Ort verſtecken wolle, wo ſie die Unterredung ihrer Mutter und des alten Liebhabers, der ihr Gemahl werden ſolle, mit anhören könne. Dorimene ſagt dem Oronte, daß ſie in dem Herzen der Julia wegen der ihr vorgeſchlagenen Heyrath, ſehr viel Widerſtand antreffe. Oronte ſchmeichelt ſich, durch Hülfe ſeiner Reichthümer alle Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen. Dorimene verläßt ihn, um wegen verſchiedener Dinge Anſtalt zu machen. Den Augenblick darauf kömmt Julia; ſie ſagt dem Oronte, daß ſie ſeine ganze Unterredung, mit ihrer Mutter, mit angehört habe, und daß ſich dieſe ſehr betriege. Oronte glaubt, daß ihm dieſe Reden günſtig wären, und daß er der Julia ſo unangenehm nicht ſey, als ihre Mutter es glaube. Doch Julia läßt ihn nicht länger in ſeinem Irrthume, und erklärt ihm ohne die geringſte Zweydeutigkeit, daß ſie ihn nicht liebe, und auch niemals lieben werde. Nach dieſem aufrichtigen Geſtändniſſe begiebt ſie ſich weg; und Oronte geräth darüber ein wenig in Verwirrung, doch verlieret er noch nicht alle Hofnung.

2. Aufzug. Harlequin, ob es ihm gleich Eraſt ausdrücklich verbothen, ſich vor ſeiner Verkleidung in den Sternſeher, jemanden zu zeigen, kann dennoch ſeiner Begierde mit Colombinen zu reden nicht wiederſtehen, um von ihr zu erfahren, ob ſie ihm wirklich den Trivelin vorziehe. Colombine kömmt, und iſt eben nicht ſehr erfreut, ihn zu ſehen, weil ſie ſeinen Nebenbuh-

ler liebt. Allein ſie verſtellt ihr Mißvergnügen; ſie fragt ihn nach dem Eraſt und ſagt, daß er ſeiner Abweſenheit ungeachtet, der Julia in ihren Gedanken beſtändig gegenwärtig ſey, und auf das zärtlichſte von ihr geliebt werde. Harlequin antwortet ihr, daß er bey dem Eraſt nicht mehr diene, und einen unendlich beſſern Herrn gefunden habe. Er ſey nehmlich vor itzt bey dem großen Sternſeher Beniscraque, der eine unumſchränkte Gewalt beſitze, in Dienſten. Er giebt ihr zugleich zu verſtehen, daß er den Trivelin, wenn er ſich unterſtehen ſollte, ihm ihr Herz ſtreitig zu machen, durch Hülfe gewiſſer Geiſter, die ihm ſein Herr leihen werde, ein wenig in der Luft wolle herum tanzen laſſen. Colombine, die hierüber ſehr erſchrickt, verſtellt ſich noch weiter, und ſchwört ihm, daß ſie den Trivelin durchaus nicht leiden könne, ſondern ihren Harlequin einzig und allein liebe. Hier kömmt nun Eraſt dazu, der noch immer als Gärtner verkleidet iſt; er geräth wider den Harlequin in Zorn, und droht ihm leiſe, ihn wegen ſeines Ungehorſams zu ſtrafen. Harlequin thut, als ob er ihn nicht kenne, und nimmt einen Ton gegen ihn an, der ſich für den Diener des groſſen Beniscraque, wenn er mit einem ſchlechten Gärtner ſpricht, ſchicket. Harlequin geht ab, um ſich zu verkleiden; und der verſtellte Gärtner erfährt von der Colombine, daß Julia die Hand des Oronte ausgeſchlagen, weil ſie ihr Herz bereits an einen andern jungen Liebhaber, Namens Eraſt, verſchenkt habe. Der vermeinte Gärtner ſagt ihr, daß er der Julia in dieſer Liebe, ſo weit es in ſeinem Vermögen ſtehe, dienen wolle. Julia kömmt, und bezeigt eine große Begierde, ſich mit dem Sternſeher eher, als ihre Mutter, zu unterhalten. Sie bittet zugleich den Lucas, bey ihr zu bleiben, weil ſie ſich vor dergleichen Leute, die mit Geiſtern Umgang haben, fürchte. Eraſt bringt ſie mit einer guten Art auf das Kapitel von ihrer geheimen Liebe, und hat das Vergnügen zu hören, daß er heftiger, als er immer hoffen dürffen, von ihr geliebt werde. Er giebt ihr die Hand, ſie zu dem Beniscraque zu führen, auf deſſen Ankunft Dorimene mit Ungeduld wartet.

3. Aufzug. Der erſte Auftritt dieſes letzten Aufzuges iſt zwiſchen Trivelin und dem in Sternſeher verkleideten Harlequin.

Harlequin macht dem Trivelin ſo viel Angſt, daß er ihm das Verſprechen abzwingt, der Colombine zu entſagen. Der Vorwand, unter welchem der verſtellte Beniscraque dem Trivelin dieſe Entſagung abnöthiget, iſt dieſer, weil er den Harlequin, der bey ihm in Dienſten ſtehe, unter ſeinen Schutz genommen habe. Trivelin macht ſich zitternd davon, und ſchwört, ſich niemals einer ſolchen Gefahr wieder auszuſetzen. Dorimene und Oronte kommen, den Sternſeher um Rath zu fragen; Oronte aber iſt bey weiten nicht ſo leichtgläubig, als Dorimene. Beniscraque läßt ſie beyde abtreten, und will mit der Colombine den Anfang machen, die ihn gleichfalls zu Rathe zu ziehen verlangt. Sie giebt ihm zu erkennen, daß ſie zwey Liebhaber habe, aber nur einen davon liebe; ſie ſetzt hinzu, daß ſie gezwungen ſey, das Geheimniß ihres Herzens zu verbergen, weil der Herr desjenigen, den ſie nicht liebe, in dieſem Hauſe gegenwärtig ſey. Sie verſteht unter dieſem Herrn den Beniscraque, weil ihr Harlequin in dem erſten Aufzuge geſagt hat, daß er bey dieſem berühmten Manne in Dienſte getreten ſey. Harlequin aber betriegt ſich, und glaubt, daß ſie den Trivelin, der bey dem Oronte in Dienſten ſtehe, meine. Dieſe Zweydeutigkeit verurſacht dem Harlequin eine große Freude; er kömmt aber gar bald aus ſeinem Irrthume. Colombine ſagt ihm, daß es Trivelin ſey, den ſie liebe. Hierbey nun kan ſich Harlequin nicht halten, er wirft ſeinen Rock und ſeinen Bart auf die Erde, und läßt der Colombine den Liebhaber in ihm erkennen, dem ſie den Trivelin vorzuziehen, die Ungerechtigkeit habe. Auf das Geſchrey und die Scheltworte, die er der Colombine ſagt, kommen ſowohl Dorimene und Oronte, als auch der vermeinte Lucas herzu; und jene erſtaunen nicht wenig, anſtatt des Beniscraque den Harlequin zu finden. Anfangs ſcheinet dieſer unbeſonnene Streich die ganze Liſt des Eraſt zu vernichten; doch es wird gar bald alles beygelegt. Da Oronte höret, daß Julia den Eraſt liebet, und dieſen Liebhaber bey ſeiner künftigen Gattin verkleidet antrift, ſo entſagt er einer für ihn ſo gefährlichen Heyrath; und Dorimene faſt, nach einem ſo öffentlichen Ausbruche, den weiſen Entſchluß, in die Verbindung ihrer Tochter mit dem Eraſt zu willigen, dem ſie noch dazu ihre Freundſchaft verſpricht. Der einzige Harlequin ſieht ſich unglücklich; er kann aber niemand andern, als ſich ſelbſt die Schuld geben.

2) Arlequin Grand Mogul, in drey Aufzügen, nach dem Entwurfe des Hrn. de Liſle zum erſtenmale aufgeführt den 14 Jenner 1734.

Aſouf, General der Truppen des Cha-Jean, Kayſers von Mogol, empört ſich gegen dieſen Monarchen, weil er ſeine Tochter verſtoſſen hat, und die Roxane, eine Enkelin des Sultan Amajou, heyrathen will. Um ſeiner Parthey ein Gewichte zu geben, bedient ſich Aſouf des Harlequins, eines einfältigen Schäfers, welchen er den Rebellen unter dem Namen des Prinzen Boulalis, älteſten Bruder des Cha-Jean, der bereits ſeit einigen Jahren todt iſt, vorſtellet. Man kan ſich leicht einbilden, wie ſchlecht der vorgegebene Prinz die Perſon, die man ihm zu ſpielen gegeben, behauptet. Er hat ſich noch dazu in eine junge Schäferin, Namens Zaide, verliebet, die ſich über ſeine Unbeſtändigkeit beklagt, und es ihn endlich bereuen läßt, daß er die Stelle, die ihm Aſouf aufgetragen, angenommen habe. Endlich ſchlägt Cha-Jean die Rebellen, Aſouf bleibet in der Schlacht und Harlequin heyrathet die Zaide. — Dieſes Stück fand wenig Beyfall, ob es gleich verſchiedene Scenen hatte, welche die Naivetet des Harlequin und der Zaide ſehr intereſſant machten.

3) Les Caprices du Coeur & de l'Eſprit, in drey Aufzügen von dem Hrn. de Liſle; zum erſtenmale aufgeführt den 25 Junius 1739.

Perſonen. Dorimon, der Angelique Vater; Dorante, Liebhaber der Angelique; Valere, gleichfalls der Angelique Liebhaber; Angelique, dem Dorante verſprochen; Iſabelle, Nichte des Dorimon, dem Valere verſprochen; Liſette, Mädchen der Angelique; Frontin, Bedienter des Dorante. Die Scene iſt auf dem Lande bey dem Dorimon.

Dorimon eröfnet die Scene und fragt Liſetten, was ſie von dem Dorante, den er ſeiner Tochter beſtimme, und von dem Valere, dem er ſeine Nichte verſprochen, ſage? Liſette antwortet: ſie wären beyde liebenswürdig; Valere ſey ſehr lebhaft, und wiſſe ſich hervor zu thun; Dorante aber gefalle ihr deswegen unendlich, weil man einen vernünftigen Mann in ihm bemerke, von der gefälligſten Gemüthsart, obgleich ſein Aeußerliches ſehr ernſthaft ſey. Dorimon ſchmeichelt ſich, in der Wahl dieſer Ehemänner für ſeine Tochter und ſeine Nichte, ſehr glücklich geweſen zu ſeyn; indem Angelique, welche er dem Dorante beſtimmt, ſo wie er, philoſophiſch, und Iſabelle, ſo wie Valere, lebhaft und aufgeräumt ſey. Sie kommen beyde dazu, und Dorimon ſagt, daß er mit ihnen von einer ernſthaften Sache reden wolle. Er erklärt ſich, daß es ihre Verheyrathung betreffe; Iſabelle findet nicht, daß dieſes eben eine ſehr ernſthafte Sache ſey, allein Angelique denket ganz anders. Dorimon gehet ab, um ſich zu den zwey Liebhabern zu begeben, und ſie hernach zu ſeinen Töchtern zu führen. Iſabelle bezeiget ihrer Muhme ihre Freude, daß man ſie nun bald verheyrathen werde; Angelique aber iſt ganz traurig, weil, wie ſie ſagt, die Heyrath uns mit einem Manne verbindet, deſſen Verſtand man oft eben ſo wenig kennet, als die Gemüthsart. Hierauf ſchildert ſie die Liebhaber, die ihre Fehler in liebenswürdige Eigenſchaften zu verwandeln wiſſen, und ſich den Augen ihrer Gebieterinnen ganz anders darſtellen, als ſie wirklich ſind. Iſabelle antwortet, daß das Frauenzimmer den Mannsperſonen, wie ſie glaube, in dem Stücke der Verſtellung nichts ſchuldig bleibe. Die Unterredung wird durch die Ankunft des Dorimon und der zwey Liebhaber unterbrochen. Bey dieſer Zuſammenkunft fallen nichts als Höflichkeiten vor, und Dorimon, unter dem Vorwande, verſchiedenes anzuordnen, läßt ſie alle viere beyſammen. Bey dieſer Gelegenheit nun verrathen Angelique und Iſabelle ihre Neigungen; Angelique findet den Dorante allzuverdrießlich, und Iſabelle ſiehet in dem Valere nichts als einen unbeſonnenen Flattergeiſt. Jene ſchließt aus den ſatyriſchen Zügen, welche dem Dorante entwiſchen; und dieſe aus dem leichtſinnigen Tone des Valere, der unter andern ſagt, daß ſich Dorante, über alles, was ihm zu wieder ſey, ärgere, und daß hingegen er, über alles, was ihn ärgere, lache. Dorimon kömmt wieder zu ihnen; Iſabelle erhebt gegen ihren Oheim den Verſtand und Charakter des Dorante, und Angelique lobt ungemein den Valere, ſo daß Dorimon ſagt:

das iſt ja recht luſtig; jede rühmt den Liebhaber ihrer Muhme, unterſteht ſich aber, aus Schamhaftigkeit, nicht, ihren eignen zu loben. Liſette meldet, daß man angerichtet habe, und die Geſellſchaft begiebt ſich weg. Liſette hält den Dorimon zurück, um ihn zu fragen, ob die Verliebten an einander Geſchmack finden. Dorimon iſt voller Freuden und ſagt, daß das Schickſal ſeine Wahl deutlich zu billigen ſcheine, und daß man auf der ganzen Welt keine ſympathetiſchere Gemüther finden könne; doch empfiehlt er ihr, bey dem Abgehn, nochmals die Herzen der beyden Frauenzimmer gegen ihre Liebhaber zu erforſchen. Frontin kömmt und wird von der Schönheit der Liſette ungemein gerührt. Er hält ſie anfangs für eine von den Gebieterinnen des Hauſes, nachdem ihn aber Liſette aus dem Irrthume gezogen, wird er freyer und ſagt: Du wirſt nichts dabey verlieren, daß Frontin ſeine Ehrfurcht gegen dich zu verlieren anfängt. Liſette fragt ihn, was er ſuche? Frontin antwortet: ich ſuchte einen Herrn, und finde eine Gebieterin. Sie unterhalten ſich hierauf von ihrer Herrſchaft, und jeder mahlet die ſeinige mit ſehr komiſchen Zügen vollkommen nach dem Leben.

Angelique und Liſette fangen den zweyten Aufzug an. Dieſes vernünftige und einſichtsvolle Frauenzimmer ſagt, je mehr ſie den Dorante unterſuche, deſto weniger könne ſie Geſchmack an ihm finden, und ſie möge ihn durchaus nicht haben; er ſcheine ihr zu viel Verſtand zu beſitzen, und ſie fürchte, daß er für ſeine Einſichten allzuſehr eingenommen ſey. Sie geſteht, daß ſie eben die Fehler habe, welche ſie Doranten verwirft. Und eben dieſe Uebereinſtimmung in unſerer Art zu denken, ſagt ſie, würde unſerm Umgange nothwendig ſehr gefährlich ſeyn. Dorante, ſetzt ſie hinzu, muß eine gelehrige Frau, ſo wie ich einen Mann haben, der mehr Biegſamkeit des Geiſtes beſitzet. Sie trägt Liſetten auf, zum Dorimon zu gehn, und ihm die Neigungen ihres Herzens zu entdecken. Valere kommt dazu, weil er aber in tiefem Nachdenken iſt, wird er Angeliquen nicht gewahr, ob ſie gleich eben die Perſon iſt, von der ſeine ganze Seele eingenommen. Sie zeiget ſich ihm, welches ihn anfangs ein wenig verwirrt macht; doch faßt er ſich bald wieder, und geſteht ihr, daß ſeine Gedanken eben mit ihr beſchäftiget geweſen. Angelique wird durch dieſes Geſtändniß ſehr betroffen, und giebt ihm zu bedenken, daß er ihrer Muhme beſtimmt ſey; doch Valere fährt fort, ſie zu verſichern, daß er zwar Iſabellens Verdienſte wohl einſehe, daß aber Angelique über ſein Herz triumphirt habe. Endlich bekennt ihm Angelique, daß ſie eben ſo ausſchweifend ſey als er, und nicht die geringſte Neigung gegen Doranten habe. Valere wird darüber entzückt, fällt ihr zu Füſſen, und bittet ſie um Erlaubniß, hoffen zu dürfen, weil er ſie nunmehr lieben könne, ohne die Freundſchaft, die er für Doranten habe, zu verrathen. Angelique hebt ihn auf, und ſagt: Geben Sie mir die Hand; ich will Sie von ihrem Irrthume zurückbringen, und meiner Muhme wieder ſchenken. Dorante kömmt dazu, und weil er Angeliquen fliehen ſieht, ſo zweifelt er an ihrer Gleichgültigkeit gegen ihn nicht länger, und iſt ſehr wohl damit zufrieden. Er fügt hinzu: ein Frauenzimmer iſt von Natur gebieteriſch; alsdenn aber hat ihr Stolz keine Grenzen, wenn ſie gröſſere Talente zu beſitzen glaubt, als ihrem Geſchlechte ſonſt zukommen. Er ruft den Frontin, und befiehlt ihm, die Pferde zu ſatteln, damit er ſogleich abreiſen könne. Dem Frontin iſt dieſes ganz und gar nicht gelegen, und er thut alles was er kann, ſeinen Herrn zu bereden, daß er ſich nicht entbrechen könne, Angeliquen zu heyrathen, weil bereits alle Anſtalten dazu vorgekehret werden; er ſetzt hinzu, daß noch über dieſes er ſich ſelbſt in Liſetten verliebt habe. Frontin geht endlich in gröſtem Verdruſſe ab. Dorante bleibt einen Augenblick allein; Iſabelle kömmt in Gedanken vertieft dazu, und Dorante ſieht ſich verbunden, ſie nach der Urſache ihrer Traurigkeit zu fragen. Sie geſteht ihm, daß ſie Valeren nicht liebe, und daß er für ſie allzu jung und allzu zerſtreut ſey. Dorante nimmt Valerens Parthey und beweiſet Iſabellen, daß er alle Verdienſte habe, die man nur haben könne. Doch dieſes alles verringert Iſabellens Beſorgniſſe wegen der Jugend des Valere nicht im geringſten; ſie läßt ſich vielmehr darüber aus, daß ſie ſchwer zu überſtehen ſeyn werde. Erzeigen Sie mir alſo die Gefälligkeit, fährt ſie fort, und bringen ihm auf eine gute Art bey, daß er nicht mehr an mich denken ſolle. Dorante nimmt die Commißion, obgleich ungern, über ſich, und verſpricht, ihr Antwort zu bringen. Iſabelle geht ab, nachdem ſie ſich dieſen Stein vom Herzen geſchaft. Dorante, der anfangs allein abzureiſen glaubte, freuet ſich, daß ihm Valere werde Geſellſchaft leiſten müſſen. Valere kömmt herbey, ohne den Dorante zu ſehen, und iſt wegen der Art ſehr verlegen, mit welcher er ihm das Vorgefallene beybringen will. Wenn er Angeliquen liebt, ſagt er, und erfährt, daß ich ſie auch liebe, ſo wird er es für einen ſehr ſchlechten Streich halten. Hier iſt er; ich muß das, was mir Angelique an ihn aufgetragen, ausrichten. Sie bringen alſo nunmehr einer dem andern bey, daß ſie von den Perſonen, für welche ſie beſtimmt worden, nicht geliebt werden. Als aber Dorante dem Valere abzureiſen vorſchlägt, ſtutzet er nicht wenig, daß ihm dieſer antwortet: ich kann nicht. Er geſtehet ihm endlich, daß er Angeliquen anbete, daß er von ihr geliebt werde, und daß ihr ſeine Philoſophie beſſer gefalle, als Dorantens. Dorante umarmt ihn, und wünſchet ihm Glück. Leben Sie wohl, mein Freund, ſagt er; ich will noch zu Iſabellen gehen, ihr von meiner Unterhandlung Bericht abzuſtatten, und Abſchied von ihr zu nehmen.

Iſabelle eröfnet den dritten Aufzug mit einer Monologue, in der ſie die Unruhe ihres Herzens zu erkennen giebt; ſie fürchtet ihren Vater zu kränken, wenn ſie die angetragene Heyrath ausſchlägt, und iſt zugleich bange, was Dorante werde ausgerichtet haben, den ſie eben wahrnimmt. Er entdeckt ihr, daß es Valeren ſehr angenehm ſey, daß ſie ihn nicht liebe, daß er hingegen ihre Muhme liebe und von ihr wieder geliebet werde. Iſabelle erſtaunet nicht wenig, daß ihre Muhme ihrem Verſtande ſo zu nahe trete und den Dorante nicht liebe, der es doch ſo wohl verdiene; ſie ſcheinet wider das Betragen der Angelique ganz aufgebracht zu ſeyn. Hier fängt ſich die Liebe des Doranten an zu entdecken. Er kann ſich nicht enthalten, ihr ihren Sieg über ſein Herz zu geſtehen. Sie empfängt ſeine Erklärung mit einem freudigen Erſtaunen; glaubt aber noch immer, daß ſie Dorante hintergehen wolle. Dorante braucht alle Mittel, ſie zu überreden und endlich läßt ſie ſich überreden. Frontin, der das Ende dieſer Scene mit angehöret hat, ſchließt, daß die Abreiſe nunmehr verſchoben ſey, und er Liſetten wieder ſehen könne. Unterdeſſen faſſet er doch den Anſchlag, ſich auf Unkoſten ſeines Herrn zu beluſtigen, und ſagt ihm, daß die Pferde fertig ſtehen. Dorante antwortet ihm, daß er nicht abreiſe, denn er ſey verliebt. Frontin kann nicht anders glauben, als daß er es in Angeliquen ſey; und da Dorante abgeht und Frontin den Dorimon kommen ſieht, ſo macht er ſich gefaßt, dieſem davon Nachricht zu geben. Dorimon ſagt im Hereintreten: ich fürchte, alle meine Vorſicht wird vergebens ſeyn; denn wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo haben die jungen Leute, von welchen ich mir eine ſo groſſe Uebereinſtimmung verſprach, wenig Neigung gegen einander. Frontin ſucht ihm dieſen Irrthum zu benehmen, und der erfreute Dorimon giebt ihm für dieſe gute Nachricht eine Belohnung. Liſette kömmt und ſagt gleich das Gegentheil von dem, was Frontin vorgegeben. Angelique, ſagt ſie, kann den Dorante nicht ausſtehen; er iſt ihr zu philoſophiſch; Dorante ſeines Theils iſt nichts zärtlicher; und was Iſabellen anbelangt, ſo findet ſie den Valere für ſie allzu jung und allzu lebhaft. Kurz, die Sympathie hat alles verdorben. Dorimon beruft ſich auf den Frontin, daß allerdings eine wechſelsweiſe Liebe unter ihnen zu herrſchen anfange; und Liſette beſtehet auf ihrer Rede. Dorimon geht ab, um beſſer hinter die Wahrheit zu kommen. Liſette iſt auf den Frontin erzürnt, daß er den Dorimon betrogen; Frontin verſichert, daß er nichts als die lautere Wahrheit geſagt, und daher auch kein Bedenken getragen habe, Geld dafür zu nehmen, welches ihm ſeine Aufrichtigkeit gewiß nicht erlaubt hätte, wenn er ſeiner Sache nicht ganz gewiß wäre. Ihr es zu beweiſen, macht er eine ausſchweifende Erzehlung. Da ich ſahe, ſagt er, daß mein Herr, Valere, Angelique, und Iſabelle, und ſie, Jungfer Liſette, der Liebe ſich nicht unterwerfen wollten, ſo bin ich auf der Poſt zu ihr gereiſet, um euch alle zu Paaren zu treiben. Ich habe den kleinen Schalk von einem Liebesgotte mit mir gebracht, und kaum hat er den Fuß hier auf die Erde geſezt, ſo iſt es auch ſchon richtig; die Verliebten ſind in einander wie vernarrt. Liſette will von dieſem allen nichts glauben, und er läßt ſie mit Angeliquen allein, um ſich ſelbſt davon zu überzeugen. Liſette will alſo Angeliquen überreden, daß ſie den Dorante liebe, und Angelique verſichert ſie, daß nichts daran ſey, daß er ihr unerträglich falle, und daß, bey Gelegenheit da ſie den Valere ihrer Muhme wieder zuführen wollen, ſie in dieſem ein ſo liebenswürdiges Betragen, ſo ſchöne Geſinnungen entdeckt habe, daß ſie ſich nicht enthalten können, ihn ſelbſt zu lieben. Liſette antwortet hierauf, daß ſie nunmehr vollends nicht wiſſe, woran ſie ſey. Angelique hat Iſabellen rufen laſſen, und ſie kömmt; und nun entdecken beyde einander ihre Geſinnungen auf eine feine Art. Dorimon, der ſie behorcht und gehört hat, daß beyde von ſich geſtanden, ſie liebten, glaubt daß ſie die lieben, die er ihnen beſtimmt hat, und freuet ſich ungemein, daß ſeine Wahl nach ihrem Geſchmacke ſey. Liſette ſagt bey Seite: die Freude wird nicht lange dauern. Angelique und Iſabelle bringen ihn aus ſeinem Irrthume, und bekennen ihm, daß weder Angelique zu dem Dorante, noch Iſabelle zu dem Valere einige Neigung fühle, worüber Dorimon ganz beſtürzt wird. Die Liebhaber kommen dazu, und Dorimon verlangt, daß ſie ſich erklären ſollen. Dorante geſteht, daß er Iſabellen liebe, und Valere, daß er ſeine ganze Liebe Angeliquen gewidmet habe. Da ſie Dorimon beyde gleich hoch ſchätzt, ſo iſt es ihm gleich viel, welchem von ihnen er ſeine Tochter oder ſeine Nichte giebt. Er verſpricht, daß er die Einwilligung ihrer Aeltern zu dieſen Heyrathen auswirken wolle, und erklärt ſie für ſo gut als geſchloſſen. Die Verliebten bezeigen darüber ihre Freude, und Frontin erhält zugleich das Jawort von Liſetten, worauf das Stück mit einer Luſtbarkeit, die Frontin beſorgen müſſen, beſchloſſen wird. (*)

(*) Die Fabel dieſes Stückes hat mit der Fabel meines **Freygeiſtes** ſo viel Gleichheit, daß es mir die Leſer ſchwerlich glauben werden, daß ich den gegenwärtigen Auszug nicht dabey ſollte genutzt haben. Ich will mich alſo ganz in der Stille verwundern, in der Hofnung, daß ſie mir wenigſtens, eine fremde Erfindung auf eine eigene Art genutzt zu haben, zugeſtehen werden.

Saint-Foix. (*)

1) Le Contraſte de l'Hymen & de l'Amour, in drey Aufzügen, von dem Herrn von Saint-Foix; auf dem italiäniſchen Theater zum erſtenmal aufgeführt, den 7ten März 1725.

Perſonen. Horatius, Oheim des Pamphilus. Pamphilus, Neffe des Horaz. Julia, mit dem Pamphilus vermählt. Hortenſe. Alceſte, Liebhaber der Hortenſe. Harlequin, Bedienter des Pamphilus. Trivelin, Bedienter der Alceſte. Mademoiſ. Amila, Sängerin und Frau des Trivelin. Mademoiſ. Beccarre, Sängerin und Frau des Harlequin. Die Scene iſt in dem Hauſe des Horatius.

Erſter Aufzug. Gleich vom Anfange des Stücks läßt der Verfaſſer zu verſtehen geben, daß man bey dem Oheim des Pamphilus einen Ball geben werde. Zwey Sängerinnen ſind eingeladen, ſich dabey hören zu laſſen. Pamphilus hat das, was ſie ſingen ſollen, ſelbſt componirt. Die eine von dieſen Sängerinnen iſt die Frau des Harlequins, und die andere iſt mit dem Trivelin verheirathet; ſie wiſſen aber beyde nicht, daß ihre Männer, von welchen ſie weggelauffen ſind, der eine bey dem Pamphilus und der andere bey dem Alceſte in Dienſten ſtehen. Der erſte iſt mit der Julia vermählet, und der andere ſoll ſich mit Hortenſen verbinden. Harlequin hat ſich in die Frau des Trivelins, und Trivelin in die Frau des Harlequins verliebt. Harlequin öffnet die Scene. Er empfiehlt ſich der Mademoiſelle Amila, die er eben verläßt. Pamphilus, ſein Herr, heißt ihm, einen Brief wegtragen; Horatius, des Pamphilus Oheim, kömmt in dem Augenblicke dazu, da ſein Neffe dem Harlequin den Brief giebt, bemächtiget ſich deſſelben und fragt in einem zornigen Tone, an wen dieſe verliebte Geſandtſchaft geben ſolle? Pamphilus antwortet ihm ganz ruhig, er dürfe, um es zu wiſſen, nur die Aufſchrift leſen. Horatius erſtaunt nicht wenig, da er ſieht, daß Pamphilus an ſeine Frau

---

(*) Der Herr von Saint-Foix iſt noch am Leben. Wir haben eine gute Ueberſetzung von ſeinen dramatiſchen Werken. Folgende Auszüge aus zwey Stücken, die er nie drucken laſſen, werden dem Leſer alſo hoffentlich um ſo viel angenehmer ſeyn.

ſchreibt, und von ihr zu wiſſen verlangt, um welche Stunde er das Vergnügen haben könne, ihr aufzuwarten. Er fragt ſeinen Neffen, ob das die Art ſey, wie zwey verehelichte Perſonen mit einander umgehen ſollten? Pamphilus erklärt ihm die Feinheit dieſes Betragens in Ausdrücken, die den Horaz erbittern und zu der Drohung bringen, daß er ihn enterben wolle, wenn er nicht klüger werde. Alceſte kömmt und bezeigt dem Pamphilus, den er für ſeinen Freund hält, wie ſehr er ſich freue, daß er nun bald mit Hortenſen ſolle verbunden werden. Pamphilus ſpottet über alles, was er ihm ſagt. Alceſte redet von Juwelen, die er für ſeine Braut einkaufen will; Pamphilus bietet ihm die Juwelen ſeiner Frau an, und giebt ihm den Rath, ſie gleichfalls, fünf oder ſechs Monate nach der Hochzeit, wieder zu verkauffen. Alceſte aber findet den Antrag der Annehmung eines ehrlichen Mannes unwürdig. Hortenſe kömmt dazu und giebt durch ein Seitab zu verſtehen, daß ſie den Pamphilus eben ſo ſehr haſſe, als ſie den Alceſte liebe. Pamphilus, um den Alceſte eiferſüchtig zu machen, ſpricht mit Hortenſen in dem vertraulichen Tone eines beglückten Liebhabers; Alceſte weis nicht, was er denken ſoll, und Hortenſe mag ſich über die Unverſchämtheit des Pamphilus noch ſo ſehr erbittern, ſo drehet dieſer doch noch immer alles was ſie ihm hartes ſagt, zu ſeinem Vortheile. Sie verläßt ihn endlich, und giebt ihrem geliebten Alceſte die Hand. Zu Ende dieſes Aufzuges erkennet Harlequin, unter dem Namen der Mademoiſell Beccarre, ſeine Frau, die er längſt todt geglaubt; ſie überhäuffen einander mit Scheltworten und verlaſſen ſich mit einem: Adieu! hohl dich der Teufel!

Zweyter Aufzug. In der Zwiſchenzeit hat Pamphilus einen Brief an Hortenſen geſchrieben, in welchem er ihr meldet, daß er ſeiner Frau durch eine falſche Nachricht beybringen laſſen, als ob eine von ihren Anverwandten zu Verſailles gefährlich krank geworden, welches ſie ohne Zweifel bewegen werde, ſogleich dahin abzureiſen. Er ſetzt in dieſem Briefe hinzu, daß er ſie, vermittelſt dieſer Liſt, unter dem Namen und den Kleidern der Julia, auf dem Balle werde unterhalten können. Hortenſe wird über dieſen Anſchlag, an dem ſie durchaus keinen

Theil haben will, und den ſie höchſt ausſchweifend und unverſchämt findet, ungemein aufgebracht, und ſchicket den Brief an Julien. Dieſe aber verlieret ihn und er fällt dem Alceſte in die Hände, der bereits den Argwohn gefaßt, daß Hortenſe gegen die Liebe des Pamphilus ſo unempfindlich vielleicht nicht ſey, als ſie ſich in dem erſten Aufzuge geſtellt. Er giebt es zu Anfange des zweyten Aufzuges dem Horaz zu verſtehen, und zeiget ihm den unglücklichen Brief, den er gefunden. Horaz vergißt nichts, ihn wegen ſeines Neffens zu beruhigen, deſſen Charakter es ſey, leere Einbildungen für Wirklichkeiten zu nehmen. Alceſte ſcheinet auch von ſeinem eiferſüchtigen Argwohne wieder geheilet. Es ſind noch verſchiedene andere Scenen in dieſem Aufzuge, deren Ordnung vielleicht, aus Mangel des Gedächtniſſes, ein wenig verrückt worden, deren Inhalt aber ohngefehr dieſer iſt: In einer von dieſen Scenen hat Pamphilus eine Unterredung mit ſeiner Ehegattin, der Julia, welche, nachdem ſie ihres Mannes Anſchlag aus dem Briefe, den ihr Hortenſe zugeſchickt und ſie nachhero verloren, erſehen, Liſt gegen Liſt ſetzet, und ihren Mann beredet, daß ſie nicht auf den Ball gehen werde, weil die Pflicht ſie zu ihrer kranken Anverwandtin nach Verſailles rufe. Pamphilus ſpottet über dieſer Pflicht, die ſie an ihrem Vergnügen hindere. Er hat dem Harlequin aufgetragen, der Julia eine Trennung vorzuſchlagen, und erinnert ihn itzt ganz leiſe daran. Harlequin gehorcht, und ſagt zur Julia, daß die Gleichgültigkeit, die ihr Gemahl gegen ſie habe, ohne Zweifel daher komme, weil ſie einander beſtändig vor Augen hätten, und daß ſie ſich ſeltener ſehen müßten, wenn ſie ſich lange mit Vergnügen ſehen wollten. Pamphilus giebt dieſer neuen Entdeckung des Harlequins ſeinen Beyfall; Julia aber erzürnt ſich wider ihren unwürdigen Gemahl, der ſich zu der Trennung ſo bereit finden läßt. Pamphilus antwortet, daß es eigentlich keine Trennung, ſondern vielmehr ein Mittel ſey, ſich deſto feſter zu vereinigen. In einer andern Scene iſt Hortenſe ungemein betrübt, weil ſie ihren Alceſt verdrießlich ſieht; da ſie aber von Julien hört, daß ſie den Brief des Pamphilus, den ſie ihr zukommen laſſen, verloren habe, ſo zweifelt ſie eben ſo wenig als ihre Freundin, daß Alceſte ihn müſſe gefunden und

Argwohn daraus geſchöpft haben. Es ſchließt ſich der zweyte Aufzug mit einer Scene in dem italiäniſchen Geſchmacke, welche ſehr vielen Beyfall fand. Sie iſt folgende: Da der Ball nunmehro bald angehen ſoll, ſo kömmt Trivelin als ein Cavalier verkleidet, um ſeiner geliebten Mademoiſelle Beccarre unter dieſer Verkleidung Liebkoſungen vorzuſagen; Harlequin erſcheinet gleichfalls ſeiner lieben Amila wegen, und hat die Kleider ſeines Herrn, des Pamphilus angezogen. Von dieſen Bedienten alſo, die beyde auf gutes Glück ausgegangen, will gern keiner einen überläſtigen Zeugen um ſich leiden, und es bittet daher einer den andern, geſchwind abzutreten, wozu ſich aber weder dieſer noch jener verſtehen will. Sie vertrauen ſich wechſelsweiſe die Urſache, warum ſie hieher gekommen, und dieſes auf eine ſo unbeſonnene Art, daß ſie beyde gar bald ſehen, daß einer in des andern Frau verliebt iſt, und keiner unerhört geblieben. Jeder ſagt von ſeinem Nebenbuhler, was er nur ſchlimmes von ihm weis, und ſie machen eine ſo wahre Abſchilderung von einander, daß ſie ſich unmöglich verkennen können. Sie gerathen beyde darüber in Wuth, und wollen ſich beyde rächen; der eine fordert ſeinen Degen, und der andere ſeine Piſtolen. Weil dieſe Scene zur Nachtzeit vorgehet, ſo verirren ſich ihre Weiber, die unter dem Namen Amila und Beccarre dazu kommen, und jede von ihnen wendet ſich an ihren Mann, indem ſie mit ihrem Liebhaber zu ſprechen glaubt. Die Männer fangen an zu zanken, allein die Weiber nehmen noch einen weit trotzigern Ton an, und es kömmt zu Schlägen. Sie prügeln ihre Männer wacker durch, und laſſen ſie trefflich zerzauſet ſtehen. Die beyden Männer ſehen einander eine Zeitlang an, ohne ein Wort zu ſprechen; hierauf hebt einer dem andern Parücke und Hut auf, machen ſich wechſelsweiſe wieder zurecht, und umarmen ſich ſehr zärtlich, womit ſich der zweyte Aufzug endet.

Dritter Aufzug. Die Anſchläge, die in den vorigen Aufzügen gemacht worden, werden in dieſem nun ausgeführt. Die Scene iſt in dem Saale, wo der Ball gegeben wird. Pamphilus begiebt ſich in den Kleidern ſeiner Julia dahin, ſo wie er es ſich in dem Briefe an Hortenſen vorgenommen; und Julia, die er in Verſailles zu ſeyn glaubt, erſcheint als ein Cavalier verkleidet, und thut, als ob er der vermeinten Julia Schmeicheleyen verſagen wolle. Vergebens verſichert ihm Pamphilus, daß er nicht Julia ſey; der vorgegebene Cavalier dringt nur um ſo viel ſtärker in ihn. Endlich räumt es Pamphilus, um ihn los zu werden ein, daß er Julia ſey, und bittet ihn nur, ihr einen Augenblick Ruhe zu laſſen. Ihre Unterredung wird durch die Ankunft der Sängerinnen Amila und Beccarre unterbrochen, und Pamphilus macht ſich davon. Als Julia den Oheim des Pamphilus kommen ſieht, ſagt ſie zu den Sängerinnen, daß es Pamphilus ſelbſt ſey; und dieſes zwar in der Abſicht, weil ſie voraus ſieht, daß ſich Horaz durch das, was ſie ihm in der Meynung, daß er Pamphilus ſey, ſagen werden, vollends gegen ſeinen Neffen werde aufbringen laſſen. Es geſchieht auch wirklich; Horaz erfährt von den beyden Sängerinnen, daß die ganze Luſtbarkeit, von welcher ſie die Hauptperſonen ſind, von ſeinem Neffen in dem Vorſatze angeſtellt worden, Uneinigkeit zwiſchen Alceſten und Hortenſen zu ſtiften. Zum zweytenmale verkleidet ſich Julia als Hortenſe, der ſich Pamphilus unter der Kleidung ſeiner Frau zu zeigen verſprochen. Die vorgegebene Hortenſe ſpielet ihre neue Perſon vortrefflich, und macht ſie ſich verſchiedentlich zu Nutze. Einmal in ſo weit, daß ſie ihren Mann, der ſie für Hortenſen hält, nöthiget, dreyßig Piſtolen, die ſie einem Gaſconier ſchuldig iſt, welcher ſie itzt auf dem Balle ſehr dringend darum mahnet, für ſie zu bezahlen, damit er in ſeiner Unterredung mit der vermeinten Hortenſe nicht länger geſtört werde. Und der zweyte Vortheil, den ſie aus ihrer Verkleidung unter dem Namen Hortenſe ziehet, beſtehet darinn, daß ſie ſich ihre Juwelen wiedergeben läßt, die er Alceſten verkaufen wollen. Nach dieſer doppelten Verrichtung kömmt Alceſte mit dem Horatius dazu. Alceſte irret ſich eben ſowohl wie Pamphilus, und glaubet Hortenſen in einer geheimen Zuſammenkunft mit dem Pamphilus zu treffen. Doch die wahre Hortenſe erſcheinet in eben dem Augenblicke, und macht ihm wegen ſeines ungerechten Argwohns Vorwürfe. Julia macht den Pamphilus vollends verwirret, indem ſie ſich zu erkennen giebt; und dieſer Streich, den ihm ſeine Frau geſpielt, beſtärkt ihn in dem Vorſatze, den er ſchon vorher geäuſſert, ſich von ihr ſcheiden zu laſſen. Julia iſt es zufrieden, Horatius findet, daß ſie Recht hat und ſagt zu ſeinem unwürdigen Neffen, daß er auf ſeine Erbſchaft weiter keine Rechnung machen dürffe. Das Stück ſchließt ſich alſo auf der einen Seite mit einer Eheſcheidung und auf der andern mit der feſtgeſetzten Vermählung des Alceſte und der Hortenſe.

2) La Veuve à la Mode; in drey Aufzügen, von dem Herrn von Saint-Foix, zum erſtenmal aufgeführt den 26. März 1726.

Perſonen. **Dorante**, Preſident und Oheim des Damoñ und der Eliante. **Damon**, Liebhaber der Eliante. **Eliante**, eine junge Wittwe und Liebhaberin des Damon. **Pasquin**, Bedienter des Damon. **Dorimene**. **Marthon**, Mädchen der Eliante. **Liſette**, Mädchen der Dorimene.

Damon und Eliante, ob ſie gleich in einander verliebet ſind, lieben ihre Freyheit doch weit mehr, als ſelbſt das leichte Band, welches ſie itzo noch vereiniget. Sie ſind beyde gleich geneigt, eine ernſthaftere Verbindung, dergleichen die Heyrath ſeyn würde, zu fliehen. Dorante, des Damons Oheim, hat ſich vorgenommen, ihn mit Elianten zu verheyrathen, die gleichfalls ſeine Nichte iſt. Beyde aber ſetzen ſich gleich ſehr darwider und geben ihre Geſinnungen, indem ſie mit ihrem Oheim ſprechen, auf folgende Art zu verſtehen.

„**Eliante.** Uns mit einander zu verheyrathen! So ſind ſie
„es überdrüßig, uns als gute Freunde zu ſehen?

„**Pasquin.** Es iſt auch wahr! Warum wollen Sie nun
„unter Anverwandten Uneinigkeit ſtiften?

„**Dorante.** Wie? Euch mit einander verheyrathen, heißt
„Uneinigkeit unter euch ſtiften? Liebt ihr euch denn nicht?

„**Damon.** Madame gefällt mir. Meine Gedanken beſchäf-
„tigen ſich mit ihrem Bilde lieber, als mit dem Bilde einer
„andern. Aber da alle artige Frauenzimmer einander gewiſſer-
„maſſen ähnlich ſind, ſo unterhalte ich die Zärtlichkeit, die ich
„gegen ſie habe, ohne Unterſchied mit allem, was ich liebens-
„würdiges finde.

„**Dorante.** Nun wohl! Das iſt ein guter Anfang zur
„Liebe; die Heyrath wird das Band derſelben ſchon feſter knüpfen.

„**Eliante.** Nichts weniger; ſie würde vielmehr alles verderben. Wir lieben uns itzo, ohne daß wir uns ſehr zu lieben glauben; wir ſuchen einander, ohne faſt daran zu denken, ohne es vielleicht jemals überlegt zu haben; wir haben einerley Freunde, einerley Ergetzungen, einerley Beſuche. Aber ach! ſo bald wir verheyrathet ſeyn ſollten, würden wir gar bald dieſe beyderſeitige Aehnlichkeit, die ſich bey allen unſern Handlungen findet, bemerken; ſie würde uns nach und nach zur Laſt werden; jeder von uns würde ſie für Eiferſucht, für Mißtrauen zu halten anfangen; wir würden uns Zwang anthun; die Ungleichheiten, die Unbeſtändigkeiten, die unter Liebhabern nichts zu bedeuten haben, weil ſie denſelben nicht weiter ausgeſetzt ſeyn dürfen, als ſie es ſeyn wollen, würden ihren Namen verändern; ſie würden zu übler Laune, zu Eckel, zu Abneigungen unter Mann und Frau werden, die ein unglückliches Band beſtändig um einander zu ſeyn nöthigte.

„**Damon.** O meine allerliebſte Muhme, wie vortrefflich iſt das geſagt! Ich liebe Sie; ich bete Sie an! Nein; ich will Sie niemals heyrathen.“

Dorante wird durch den Widerſtand, den ihm ſein Neffe und ſeine Nichte thun, aufs Aeuſſerſte gebracht, und ſagt in einem gebietenden Tone, daß ſie einander durchaus heyrathen ſollen, und zwar noch heute, oder daß er ihnen ſonſt ſeine Erbſchaft entziehen, und ſelbſt eine junge Perſon, Namens Dorimene, heyrathen, und dieſer alle ſein Vermögen verſchreiben wolle. Er fügt hinzu, daß dieſe Dorimene ſeine Hand gewiß nicht ausſchlagen werde, weil ihr alles Vermögen, das ſie zu hoffen habe, von einer ihrer Anverwandtinnen nur mit dem Bedinge vermacht worden, daß ſie nicht anders als mit ſeiner Genehmhaltung heyrathen, ja ihren Gemahl ſelbſt von ſeiner Hand blindlings annehmen ſolle. Dieſe Drohung ſcheinet der Eliante und dem Damon gleich ſchrecklich; ſie beſitzen nichts, als was ſie von ihm zu hoffen haben, und zu ſeiner Erbſchaft ſollen ſie ſich bloß durch ihre Verbindung berechtigen können; gleichwohl bleiben ſie feſt auf dem Entſchluſſe, einander niemals zu heyrathen. Sie ſinnen beyde auf Mittel, wie ſie ihren Oheim an der Verſchenkung ſeines Vermögens, womit er ihnen gedrobet, hindern wollen. Damon ſchmeichelt ſich, daß ihn Dorimene genugſam liebe, um ſie zu bewegen, die Hand des Dorante nicht anzunehmen; er verſpricht ſich, ſie durch neue Aufwartungen, die er ihr machen wolle, noch mehr für ſich einzunehmen. Eliante findet dieſes Mittel allzu gefährlich, und wird ſo gar ein wenig eiferſüchtig darüber; ſie verbietet dem Damon, bey Dorimenen durchaus nichts zu verſuchen, und nimmt alles über ſich. Sie fängt es folgender maaſſen an. Sobald ſie Damon verlaſſen hat, ſo theilt ſie ihrem Mädchen der Marthon einen Anſchlag mit, auf den ſie eben gefallen; ſie ſagt ihr, daß ſie Dorimenen erſt geſtern zum erſtenmal auf dem Balle geſehen, daß ſie ihr unter der Kleidung eines Cavaliers zärtliche Dinge vorgeſagt, und in kurzer Zeit einen ziemlich ſtarken Eindruck auf ihr Herz gemacht habe. Sie ſetzt hinzu, daß ſie unter eben derſelben Kleidung, die ihr ſo vortheilhaft geweſen, Dorimenen in ihrem Hauſe beſuchen wolle, und verlangt, daß Marthon gleichfalls, unter dem Namen Eliante, einen Beſuch bey ihr ablegen ſoll. Das Mädchen iſt es zufrieden, ſich für die Gebieterin auszugeben, und damit endet ſich der erſte Aufzug. In der Zwiſchenzeit reden ſie noch alles mit einander ab, was zu dem glücklichen Ausgange ihrer Liſt etwas beytragen kann.

Den zweyten Aufzug eröffnet Dorimene mit ihrem Mädchen, Liſette. Dorimene thut Liſetten zu wiſſen, daß ſie Dorante heyrathen werde, wenn Damon und Eliante ſich nicht noch heut einander zu ehelichen entſchlöſſen. Liſette fragt ſie, ob ſie ſich, des zärtlichen Verſprechens ungeachtet, das ſie dem Valere gethan, keines andern, als die ſeinige zu ſeyn, den Dorante zu heyrathen, werde entſchlieſſen können. Dorimene antwortet ihr ſo, daß ſie an ihrer Beſtändigkeit zu zweifeln anfängt, und endlich geſtehet ſie ihr offenherzig, daß ein junger Unbekannter, den ſie vorgeſtern Abends auf dem Balle geſehen, und der ihr von Liebe vorgeredt, die ſchwerſte Hinderniß ſey, die Dorante in ihrem Herzen zu überſteigen habe. Durch dieſe Scene erfährt man nicht allein das Vergangene, ſondern ſie dienet auch zur Vorbereitung auf das Folgende. Marthon wird unter dem Namen Eliante, angemeldet. Dorimene befiehlt, ſie hereinzuführen. Nach einigen Complimenten, ſo wie ſie bey einem erſten Beſuche vorzufallen pflegen, bittet die vermeinte Eliante Dorimenen um Erlaubniß, einem von den Bedienten ins geheim etwas befehlen zu dürfen. Dorimene vergönnt es, worauf ſie ſich beyde niederſetzen und Eliante ſogleich ihr Herz folgender Geſtalt ausſchüttet.

„Marthon, oder die vermeinte Eliante. Nicht in dem „Geräuſche der Welt, wo uns tauſend Ergetzungen zerſtreuen, „haben wir die Ueberraſchungen der Liebe am meiſten zu fürchten. Das Jahr der Stille und Eingezogenheit, welches ich dem „Andenken meines verſtorbenen Gemahls gewidmet hatte, war „noch nicht ganz verfloſſen, als eine von meinen Freundinnen „einen ihrer Anverwandten zu mir brachte. Wie liebenswürdig „war er! Welcher Anblick für ein Herz, das der Wohlſtand „ſeit zehn Monaten nöthigte, ſich nur mit traurigen Ideen zu „beſchäftigen, und deſſen Begierden ſich durch die wenige Thätigkeit, die ich ihnen erlauben durfte, nur vermehrten. Dieſer junge Menſch legte verſchiedene Beſuche bey mir ab; und „endlich geſtand er mir, daß er mich liebe. Ich antwortete „ihm, ich ſey entzückt darüber, und liebe ihn auch recht ſehr.

„Dorimene. Dieſer Anfang verſpricht viel.

„Marthon. Er ward über meine Antwort unwillig.

„Dorimene. Nun? Und was wollte er denn?

„Marthon. Er wollte, ich hätte mir bey dem Bekenntniſſe ſeiner Leidenſchaft ein ſtrenges Anſehen geben ſollen; „ich hätte ihn mißhandeln ſollen. Kurz, er wollte, daß ich „mich grauſam gegen ihn bezeigte; ich aber war viel zu fein, „ihm hierinn ſeinen Willen zu thun.

„Dorimene. Zu fein? Von dieſer Feinheit verſtehe ich nichts.

„Marthon. Und gleichwohl iſt ſie höchſt vernünftig. Darf „ein Frauenzimmer, das ſich von ihrem Liebhaber am Nachttiſche geſehen zu werden fürchten muß, das ihm nur durch „erborgte Reitze Liebe einzuflöſſen weis, darf ſo ein Frauenzimmer auf ihre Eroberung wohl ſtolz ſeyn?

„Dorimene. Gewiß nicht.

„Marthon. Was ſind aber die kleinen Weigerungen, die „Hinderniſſe, die Schwierigkeiten, wodurch wir die Leidenſchaft „eines Liebhabers reitzen? Sie ſind unſerer Perſon eben ſo

„wenig eigen, eben ſowohl erborgt als Bleyweiß und Schminke; „und man kann ſich alſo auch auf dasjenige Herz, das ſie uns „erhalten müſſen, wenig oder nichts zu gut thun. Allein es „wiſſen, daß unſere Bereitwilligkeit einen Liebhaber leicht nach„läßig, kalt und ſchläfrig machen kann, und ihm dennoch dieſe „Hülfe wider unſere Reitze ſelbſt leihen, um ihn mit deſto mehr „Ehre überwinden zu können, das, das nenne ich fein gedacht, „und ſo wie eine Heldin denken muß, die ſich ihres Werths „bewußt iſt, und ihre Siege nur ſich ſelbſt zu danken haben „will. — Kurz, er mußte ſich nach meiner Moral bequemen.

„**Dorimene.** Ich ſollte auch meinen, daß ſie bequemlich „genug wäre.

„**Marthon.** Er wollte in dem Geſchmacke der Romanen, „die er geleſen hatte, lieben; jetzt aber iſt er kein ſolcher Neu„ling mehr, wie Sie bald ſelbſt ſehen und mir es zugeſtehen ſollen.

„**Dorimene.** Ich? Madame!

„**Marthon.** Er liebt Sie; Sie entreiſſen mir ihn ꝛc.

Dieſe Scene gefiel bey der Vorſtellung wegen ihres paradoxen und ſeltſamen Inhalts ungemeim Zum Schluſſe macht Eliante Dorimenen ſehr lebhafte Vorwürfe, daß ſie ihr einen Gefangen entführe, den ſie mit der beſten Art gemacht habe. Dorimene vertheidiget ſich wegen des Raubes, den Marthon ihr Schuld giebt; doch die wahre Eliante, die als Cavalier verkleidet dazu kömmt, überzeugt ſie deſſelben vollends. Ehe aber dieſer vermeinte Cavalier erſcheinet, ſagt Marthon zu Dorimenen, daß ſie ihn ſelbſt, in Dorimenens Namen, habe rufen und ihm ſagen laſſen, daß er ſich, um nicht erkannt zu werden, in einem Mantel verhüllt, zu ihr begeben ſolle. Sie verlange, daß er ſich über ſie beyde erkläre, und bittet um Erlaubniß, ſich einen Augenblick verbergen zu dürfen. — Einige Stellen aus der nun folgenden Scene, werden dem Leſer nicht unangenehm ſeyn.

„**Eliante.** (im Tone eines Petitmaitres) Wenigſtens hat „mich niemand erkannt. Ohne uns zu ſchmeicheln, wir ſind „bey dergleichen Abentheuern öfterer geweſen.

„**Dorimene.** Mein Herr — —

„**Eliante.** Zum Henker, Mademoiſelle, wie glücklich bin

„ich! Ich komme auf ihren Befehl hierher; und was noch mehr „iſt, ich komme verkleidet. Unſer erſter Beſuch iſt geheimnißvoll! O das Geheimnißvolle! Es iſt zu allen gut; aber beſonders in der Liebe, beſonders da lebe das Geheimnißvolle!

„Dorimene. Mein Herr —

„Eliante. Ich bekannte ihnen meine Liebe; und Sie glaubten mir auf der Stelle. Das iſt die gewöhnliche Wirkung „der Wahrheit; man darf ſie nur hören, um ſogleich überzeugt „zu werden.

„Dorimene. Mein Herr —

„Eliante. Ja, Mademoiſelle, wenn ich ihnen auch meine „Liebe nicht bekannt hätte; ſo hätten Sie ſie doch mit allem „Recht vermuthen können, da ſie ſo ſchön, ſo reitzend ſind! „Erlauben Sie, daß ich ihre ſchönen Hände küſſen darf. (Er „wirft ſich ihr zu Füßen.)

„Dorimene. Stehen Sie doch auf, mein Herr ꝛc.

Auf dieſe Scene folgen noch verſchiedene andere, die mit gleichem Feuer, und gleicher Leichtigkeit geſchrieben ſind. Marthon, oder die falſche Eliante, hatte ſich, wie man geſehen, wegbegeben, um dem vermeinten Cavalier bey Dorimenen freyes Feld zu laſſen. Nun kömmt ſie wieder, begiebt ſich aber auch bald zum zweytenmale weg, nachdem ſie ſich geſtellt, als ob die Liebe in ihrem Herzen dem Verdruße, ſich aufgeopfert zu wiſſen, Platz gemacht. Dorimene kann dem vermeinten Cavalier nicht länger widerſtehen; ſie capituliret; ſie ergiebt ſich; das Geſetz, welches ihr der Sieger vorſchreibt, beſtehet darinn, daß ſie den Damon nicht mehr ſehen, und die Hand des Dorante durchaus nicht annehmen ſoll. Dorimene läßt ſich alles gefallen; und indem kömmt Damon dazu. Eliante hatte ihm aus dem Streiche, den ſie Dorimenen ſpielt, ein Geheimniß gemacht, und fährt alſo fort, unter ihrer Verkleidung auch ihn zu hintergehen; ſie nimt noch dazu den Gaſconiſchen Accent an, damit er ſie nicht an der Stimme erkennen ſoll. Dorimene läßt ſie verſammen, und ſagt dem vermeinten Cavalier in einem zärtlichen Tone, daß ſie ihn dieſen Abend erwarte. Die Scene zwiſchen dem Damon und der Eliante, iſt ungemein luſtig; denn da Damon ſeine Gebieterinn nicht erkennt, ſo ſagt er ihr Dinge, die ſie ungemein verdrieſſen, und in dem Vorſatze, ſich nie mit ihm zu verheyrathen, beſtärken. Auch ſie macht es ihm nicht beſſer, und bringt ihm, indem ſie ſich rühmt, auch über Elianten bald zu triumphiren, einen unüberwindlichen Abſcheu vor dieſer Heyrath bey. Der vermeinte Cavalier begiebt ſich endlich weg; Damon befiehlt dem Pasquin, ihm zu folgen; Liſette, die von Dorimenen den nämlichen Befehl erhalten hat, geſellt ſich zum Pasquin, um ihn gleichfalls kennen zu lernen.

In der Zwiſchenzeit zum dritten Aufzuge, hat Liſette erfahren, daß der vermeinte Cavalier Eliante ſelbſt iſt; Pasquin aber hat dieſe Entdeckung nicht gemacht, ſondern ſagt ſeinem Herren bloß, daß der Cavalier, dem er auf ſeinen Befehl nachgefolgt, geraden Weges zu Elianten gegangen ſey, und ſich da Freyheiten herausgenommen habe, die nur einem beglückten Liebhaber, oder einem Gemahle zuſtünden. Dieſes Wort Gemahl, ſtehet in Anſehung der Entwicklung nicht umſonſt; der Verfaſſer hat es ſich folgendermaaßen zu Nutze gemacht. Dorimene wird durch den Streich, den ihr Eliante geſpielt, erbittert, und ſchwöret ſich dafür zu rächen. Da ſie nun die groſſe Abneigung kennt, welche Damon und ſie vor der Heyrath haben, ſo glaubt ſie ſie nicht beſſer beſtraffen zu können, als wenn ſie ſie, Trotz dieſer Abneigung, mit einander verheyrathet. Sie beredet alſo den Damon, daß Eliante ſeit ſechs Monaten insgeheim vermählt ſey; und ein gleiches heftet ſie auch Elianten von dem Damon auf. Sie fallen beyde ſo glücklich in dieſes Netz, daß ſie dem Dorante verſichern, ſie wären nun bereit die Verbindung, vor welcher ſie ſo viel Widerwillen bezeigt, zu vollziehen. Dorante faßt ſie bey dem Worte; ſie unterzeichnen den Contract, und jeder bildet ſich ein, daß er wegen der frühern Verbindung, wegen der ſie einander in Verdacht haben, null und nichtig ſeyn werde. Da aber dieſe frühere Verbindung eine bloſſe Erfindung von Dorimenen iſt, ſo ſind ſie verbunden den Contract zu erfüllen. Dorante erzeigt ſich dafür gegen Dorimenen ſo erkenntlich, daß er ihr erlaubt, ſich mit ihrem erſten Liebhaber, dem Valere, zu verheyrathen.

Gandini (*)

1) Le Mari ſuppoſé: in drey Aufzügen, nach dem Entwurfe des Hrn. Gandini, zum erſtenmal aufgeführt den 16. May 1746.

Perſonen. Pantalon, Vater des Mario. **Mario**, Liebhaber der Flaminia. **Flaminia**, Schweſter des Lelio. **Lelio. Octavio. Lucinde**, Schweſter des Octavio. **Der Doctor**, Richter. **Scapin**, Bedienter des Pantalon. **Coraline. Häſcher.** Die Scene iſt zu Bologna.

Pantalon ruft ſeinen Sohn Mario, der in Florenz den Rechten obgelegen, nach Bologna zurück, ihn mit Lucinden zu verheyrathen; den Scapin aber hat er nach Florenz geſchickt, um die Flaminia daſelbſt aus dem Wege zu räumen, weil er weis, daß ſein Sohn ſterblich in ſie verliebt iſt. Scapin läßt ſich bey Erblickung der Flaminia erweichen, entdeckt ihr den böſen Vorſatz des Pantalons und giebt ihr den Rath, ſich zu verbergen. Unterdeſſen darf es Mario nicht wagen, ſeinem Vater ungehorſam zu ſeyn, ſondern reiſet von Florenz ab, nachdem er ſeiner Gebieterin tauſend Verſprechungen einer ewigen Treue gethan, ohne zu wiſſen, welche Gefahr ihr bevorſtehet. Er wird unter Wegens unbaß, und kömmt alſo vier Tage ſpäter bey ſeinem Vater an, ſo daß Harlequin, ſein Bedienter, den er bey ſeiner Geliebten zurückgelaſſen, einen Tag eher als er, in Bologna mit einem Briefe von der Flaminia ankömmt, deren Tod er, ſo wie ſie ihm befohlen, überall ausbreitet.

Erſter Aufzug. (Das Theater ſtellt die Straſſe vor, in der Pantalon wohnet.) Scapin kömmt von Florenz an, und hinterbringt dem Pantalon den Tod der Flaminia. Weil Pantalon ſchon weiß, daß ſich ſein Sohn gehorſam erzeigt, ſcheinet er über das Geſchehene verdrüßlich zu ſeyn, giebt dem Scapin einen Beutel Geld, damit er ſchweigen ſoll, und ſchickt ihn zur

---

(*) **Dioniſio Gandini**, von Verona gebürtig; ein noch lebender Schauſpieler und dramatiſcher Dichter. Er kam 1751. auf das italiäniſche Theater zu Paris, wo er vornehmlich die Rolle des Scaramouche ſpielte. Im Jahre 1755. hat er dieſes Theater wieder verlaſſen. Die folgenden Entwürfe ſind von ſeiner eigenen Erfindung; dieſer erſte ausgenommen, welches ein alter Entwurf iſt, den er nur geändert.

Ruhe, nachdem er ihm vertraut, daß er Lucinden aus Frankreich erwarte, mit der er ſeinen Sohn verheyrathen wolle.

Arlequin, als Courier, ſucht den Mario, und giebt zu verſtehen, daß ihm ein wichtiges Geheimniß, die Flaminia betreffend, aufgetragen ſey. Pantalon erblickt ihn, und will ihn auslocken. Anfangs hätte ſich Harlequin bald verſchnappt, doch auf einmal beſinnt er ſich, daß ſein Geheimniß von groſſer Wichtigkeit iſt, und wickelt ſich, ſo gut er kann, aus ſeinen Reden, welche die Neugierde des Alten auf das äuſſerſte reitzen, wieder heraus. Der Doctor kömmt dazu, und ſagt dem Pantalon, daß ſein Neffe verwundet worden, und daß er, als Richter des Orts, ſogleich die nöthigen Nachſuchungen deswegen wolle thun laſſen; hiermit geht er ab. Lucinde tritt auf, mit ihrem Bruder dem Octavio und dem Lelio, den ſie unter Wegens haben kennen lernen; Lelio iſt der Flaminia Bruder, und hat ſich in Lucinden verliebt. Octavio und Lucinde erkundigen ſich nach der Wohnung des Pantalon bey dem Pantalon ſelbſt, der ſich nach einigen Complimenten zu erkennen giebt, und ſein Mädchen, die Coraline, ruft. Sie kömmt, und thut um die Neuangekommenen ſehr geſchäftig. Octavio reiſet unter dem Vorwande, daß ſein Vater krank ſey, wieder zurück; Coraline dringt in den Lelio, es ſich bey dem Pantalon gefallen zu laſſen; Pantalon verweiſet ihr, daß ſie ſich ſo gemein mache, und führt ſie mit Lucinden ab, nachdem er ſich von dem Lelio mit Ehren los gemacht, der ganz allein ſtehen blieb, und zu verſtehen giebt, daß er ſich zwar eilends nach Florenz machen ſollte, weil ihm ſein Vater geſchrieben, daß ſeine Schweſter Flaminia unſichtbar geworden, daß ihn aber ſeine Liebe zu Lucinden hier in Bologna zurück halte; er geht ab.

Mario langet von Florenz an, und ſcheinet feſt entſchloſſen, niemals eine andere, als die Flaminia zu heyrathen. Er trift den Harlequin an, der ihn überall ſucht, und erkundiget ſich ſogleich bey ihm nach ſeiner Gebieterin. Harlequin ſagt ihm, daß ſie geſtorben ſey, erzehlt ihm alle Umſtände ihres Todes, und übergiebt ihm den Brief der Flaminia, in welchem ſie ihm meldet, daß ſie ihm getreu und als die Seinige ſterbe. Mario ſchreyet, dieſer Brief ſey ein tödtliches Gift für ihn, und fällt ohnmächtig nieder. Der Doctor kömmt mit den Häſchern dazu, und ſucht den Mörder ſeines Neffen; er erkennt den Mario und hält ihn für todt. Er fragt den Harlequin um die Urſache, und dieſer antwortet, daß er an einem vergifteten Briefe, den er ihm eben gegeben, geſtorben ſey. Auf dieſes Geſtändniß wird er feſt gehalten, und ins Gefängniß geführt. Pantalon und Scapin erſcheinen, und freuen ſich über die Ankunft der Braut; allein der Doctor meldet ihnen den Tod des Mario, und zugleich, daß man ſich ſeines Mörders bereits verſichert, und ihm ſein Recht wiederfahren laſſen wolle. Pantalon will verzweifeln; Scapin gehet ab, um den Brief, den er für vergiftet hält, zu verbrennen, und ſich alsdenn nach dem Gefängniſſe zu begeben, zu ſehen, ob er den Schuldigen kenne. Pantalon, Lucinde und Coraline nahen ſich traurig dem Mario, der durch Seufzer noch einige Zeichen des Lebens von ſich giebt. Endlich kömmt er wieder zu ſich, zu groſſer Freude der Zeugen ſeiner Auferſtehung, die ihn mit nicht geringem Erſtaunen eiligſt zu dem Richter lauffen ſehen, ſobald er vernommen, daß man ſeinen Bedienten eingezogen und den Brief der Flaminia verbrannt. Das Theater verändert ſich und ſtellt die Gerichtsſtube vor. Mario kömmt eben dazu, als man den Harlequin, auf ſein eigen Geſtändniß, zum Tode verurtheilen will; das Urtheil wird wiederruffen; die Häſcher wollen bezahlt ſeyn, und Harlequin bezahlt ſie mit Schlägen; die ſpielende Perſonen verlaſſen alle die Scene, und der erſte Aufzug iſt zu Ende.

Zweyter Aufzug. (Das Theater ſtellt wieder die Straaſſe vor, in welcher Pantalon wohnet) Auf einer Seite tritt Scapin auf, und auf der andern Flaminia. Sie erkennen einander, und ſie erkundiget ſich nach dem Mario. Scapin ſtockt, und endlich erzehlt er ihr das vermeinte Unglück ihres Liebhabers. Flaminia begiebt ſich voller Verzweiflung in das Haus des Pantalon, wohin ihr Scapin folgt, um es zu verhindern, wenn ſie ſich etwa zu erkennen geben wollte. Harlequin kömmt in vollem Lauffe, und ſucht ſich vor den Häſchern zu retten, die eine andere Bezahlung verlangen, als die er ihnen bereits gegeben. Als er eben in das Haus des Pantalon hereinſpringen will, kömmt Coraline heraus, mit der er eine verliebte

Scene hat. Pantalon kömmt mit Lucinden und ſeinem Sohne dazu, dem er wegen ſeiner Liebe zu Florenz einige Vorwürfe macht. Mario und Lucinde machen einander ziemlich froſtige Höflichkeitsbezeigungen; und auf einmal erſcheinet Flaminia, als eine Raſende zwiſchen ihnen, und fragt, was man mit dem Körper ihres Geliebten gemacht habe. Sie erblickt den Mario, erkennt ihn, und wird von ihm erkannt; beyde thun einen gewaltigen Schrey und bleiben ohne Bewegung. Scapin giebt die Flaminia für ſeine Muhme aus, Namens Brunette, und ſagt, er habe ſie kommen laſſen, um ſie bey Lucinden in Dienſte zu bringen. Er bemäntelt das Erſtaunen der beyden Verliebten ſo gut als möglich, und iſt auch ſo glücklich, dem Alten ſeinen Verdacht zu benehmen. Harlequin kömmt dazu, und nun hätte bernahe dieſer alles wieder verderben; Scapin jagt ihn zweymal fort, und trägt ihn endlich auf den Schultern weg, indem Pantalon unterdeſſen der Lucinde ihr Zimmer anweiſet. Mario verſichert der Flaminia aufs neue ſeine Treue, und erfährt von ihr, daß ſie dem Scapin ihr Leben zu danken habe. Scapin kömmt nebſt Coralinen dazu, die er mit dem Harlequin getroffen hat, und macht ihr deswegen Vorwürfe. Pantalon kömmt gleichfalls mit Lucinden wieder, und will den Mario zwingen, ihr die Hand zu geben. Flaminia nimmt des Vaters Parthey, und erklärt ſich wider ihren Liebhaber; Pantalon befiehlt ſeinem Sohne, Brunetten zu gehorchen, der er ſein ganzes Anſehen hiermit ertheile. Mario verſpricht, ſich ihr mit Freuden zu unterwerfen, nur müſſe ſie ihm nicht befehlen, ſeine Geliebte zu Florenz zu vergeſſen. Harlequin kömmt und meldet den Fremden an, der mit Lucinden gekommen iſt, und mit ihr zu ſprechen verlange. Pantalon begiebt ſich mit ihr hinein, um ihn in ihrem Zimmer zu erwarten, und trägt es der vermeinten Brunette auf, ihn zu empfangen. Lelio erkennt im Hereingehen ſeine Schweſter und will mit ihr ſchelten; ſie beſänftiget ihn aber, indem ſie ſich für verheyrathet ausgiebt, und der Bruder und die Schweſter umarmen ſich. Mario, der auf ſie Acht gegeben, ihre Reden aber nicht hören können, wird eiferſüchtig, und zwingt den Lelio, den Degen zu ziehen. Harlequin verſucht, ſie mit ſeinem hölzern Seitengewehre aus einander zu bringen, läuft aber, als es nichts verfangen will, davon und ſchreyet um Hülfe. Flaminia ruft dem Mario zu, daß er ſich mit ihrem Bruder ſchlage; und Scapin dem Lelio, daß er mit dem Gemahl ſeiner Schweſter zu thun habe. Pantalon kömmt auf das Geſchrey dazu, Harlequin kömmt ihm nach, und wirft mit alten Töpfen um ſich, womit ſich der zweyte Aufzug beſchließt.

Dritter Aufzug. Flaminia eröffnet den dritten Aufzug mit dem Mario, dem ſie den Rath giebt, ſeinem Vater zu gehorchen; hierauf umarmt ſie ihn, und nimmt Abſchied. Mario erſchrickt darüber und begiebt ſich mit dem Harlequin weg; Lelio aber, der dazu kömmt, ſucht ſeine Schweſter wegen des Unglücks zu beruhigen, welches ſie für ſich und den Mario befürchtet, wenn er ſich ſeinem Vater zu widerſetzen fortführe, und verſpricht, den Pantalon zur Einwilligung in ihre Heyrath zu vermögen. Flaminia begiebt ſich weg; der Doctor kömmt und Lelio erkennt ihn für einen Freund ſeines Vaters. Er verklagt den Pantalon und den Mario bey ihm, und erſucht ihn, beyde in Verhaft nehmen zu laſſen; der Doctor gehet ab, um die nöthigen Befehle deswegen zu ertheilen, und Lelio folgt ihm. Flaminia kömmt wieder, und freuet ſich, daß ſie nunmehr Hoffnung habe, den Mario zu heyrathen; Coraline, die ſie belauſcht, und ſie für weiter nichts, als für Brunetten hält, erſtaunt über ihre Verwegenheit; ſie geht ab, dem Pantalon hiervon Nachricht zu geben, ſucht ihn aber überall vergebens, weil er unterdeſſen nebſt dem Mario in Verhaft genommen worden. Sie kömmt mit Lucinden wieder, die ſie anſtatt Pantalons getroffen hat, und erzehlt ihr, auf was ſich Brunette Rechnung mache. Lucinde erzürnt ſich über die Flaminia, und indem kömmt Scapin und meldet, was mit dem Pantalon und Mario vorgegangen, worauf ſich alle wegbegeben, ſie in dem Gefängniſſe zu beſuchen. Das Theater verändert ſich, und ſtellet die Gerichtsſtube vor. Alle ſpielende Perſonen ſind hier beyſammen. Der Doctor macht ſich fertig, den Pantalon zu verhören, der es ſogleich von ſelbſt geſteht, daß er die Flaminia habe umbringen laſſen. Der Doctor antwortet, es ſey itzt von keinem Morde die Rede, ſondern die Sache wäre dieſe, daß Mario die Schweſter des Lelio, ſeinem Verſprechen gemäß, heyrathen ſolle, oder er werde ihn als einen Verführer zu gebührender Strafe ziehen. Lelio erklärt ſeines Theils, daß der Verklagte derjenige ſey, der ſeiner Schweſter die Ehe verſprochen; Harlequin wendet dagegen ein, daß Mario ſich bereits mit ſeiner Gebieterin eingelaſſen habe; Lucinde beklagt ſich gleichfalls, daß ſich Mario, ohngeachtet ihn Pantalon mit ihr verbinden wolle, mit aller Welt und ſogar mit Brunetten verſpreche; Scapin endlich will die Rechte eines vornehmen Frauenzimmers in Florenz behaupten, welche die erſte Hypothek auf den Mario habe. Der Richter will den Mario auch ſchon als einen Erzverführer verurtheilen, doch Scapin erkläret das Räthſel und es findet ſich, daß die Schweſter des Lelio, die Gebieterin des Harlequin, das vornehme Frauenzimmer von Florenz und Brunette, nicht mehr als eine und die nehmliche Perſon ſind, und Mario ſich nur mit der einzigen Flaminia verſprochen hat. Pantalon wird gezwungen in die Heyrath zu willigen; Lelio heyrathet Lucinden, Harlequin Coralinen, und die Komödie hat ein Ende.

2) Les Bohemiens; in fünf Aufzügen nach dem Entwurfe des Hrn. Gandini, zum erſtenmal aufgeführet den 6ten Junius 1748.

Perſonen. Der Doctor. Mario, des Doctors Sohn. Harlequin, Bedienter des Doctors. Pantalon. Scapin, Hauptmann einer Zigeunerbande. Lelio und Lucinde, erkannte Kinder des Pantalon. Coraline, Zigeunerin. Eine Bande Zigeuner und Zigeunerinnen. Ein Müller. Bauern.

Erſter Aufzug. (Das Theater ſtellt einen Wald und verſchiedne Häuſer vor.) Der Doctor erſcheint, und iſt auf den Pantalon ſehr erzürnt. Er ſagt, daß dieſer ſeine Bosheit gegen ihn nun auf das äußerſte getrieben, indem er ihm ſeinen Zaun niederreiſſen laſſen und dadurch verurſacht, daß ihm die wilden Thiere vielen Schaden gethan. Pantalon antwortet ihm, er müſſe toll im Kopfe ſeyn. Harlequin kömmt mit einem Bauer dazu, den er abprügelt, weil er Feigen von dem Hinterhofe des Doctors geſtohlen. Pantalon wird ſehr ungehalten darüber, daß man ſeinen Bauer ſo mißhandelt. Der Doctor verſetzt, daß wenn man ihm (dem Pantalon) Recht wiederfahren laſſen wollte, man ihm eben ſo begegnen müßte, weil er an allen ſeinem Unglücke Schuld ſey. Pantalon ſtraft ihn Lügen; der Doctor antwortet mit einer Ohrfeige; Pantalon ziehet ſeinen Dolch; Harlequin aber treibet ihn mit einer guten Tracht Schläge vom Platze, und begiebt ſich mit dem Doctor weg.

(Das Theater ſtellet ein Feld mit Zelten vor.) Zigeuner und Zigeunerinnen legen dem Scapin die Beute vor, die ſie gemacht haben; nur Lelio hat ihm nichts vorzulegen, und Scapin wirft ihm den wenigen Geſchmack vor, den er an ihrer Profeßion habe. Coraline macht Lucinden aus, daß ſie den Leuten ſo ſchlecht wahrzuſagen wiſſe. Lucinde antwortet ihr, daß ſie vor dieſe Lebensart allzuviel Abneigung habe. Scapin lieſet beyden, dem Lelio und der Lucinde den Text, und ſagt ihnen, daß ſie ſehen müßten, wo ſie was verdienten, und heißt diejenigen, die ſich die vergangene Nacht ermüdet haben, zur Ruhe gehen. Er macht der Coraline tauſend Schmeicheleyen und empfängt einen Beutel von ihr. Nachdem er dem Lelio und der Lucinde noch mehr als einmal wiederhohlt, daß ſie ſo ihrem Exempel folgen ſollten, begiebt er ſich mit Coralinen weg.

Lelio und Lucinde ſind nichts weniger als geneigt, dergleichen Ermahnungen nachzukommen. Lelio giebt der Lucinde den Rath, die Flucht mit ihm zu nehmen, und verſpricht ihr, ſie zu heyrathen. Lucinde antwortet, daß ſie ihn zwar liebe und hochſchätze, allein ſie wiſſe ſelbſt nicht, warum ſie nicht die geringſte Neigung habe, ihn zu heyrathen. Lelio antwortet ihr mit aller möglichen Zärtlichkeit, ohne über ihre abſchlägliche Antwort verdrießlich zu ſeyn. Sie gehen mit einander ab.

Der Doctor kömmt und erzehlt dem Mario ſeinen Streit mit dem Pantalon. Mario iſt um ſo viel weniger damit zufrieden, da er weiß, daß Pantalon ſehr reich iſt, und daher verdrießliche Folgen beſorget.

Harlequin kömmt dazu und hinterbringt, daß Pantalon beſchloſſen habe, die ganze Familie des Doctors umbringen zu laſſen. Der Alte wird darüber ganz unruhig; Harlequin glaubt ihn zu beruhigen, indem er ihm ſeine Tapferkeit rühmet. Doch kaum läßt ſich Pantalon mit ſeinen Bauern ſehen, als der furchtſame Harlequin die Flucht nimmt. Mario vertheidiget den

Doctor, und Scapin, der mit ſeinem Gefolge dazu kömmt, bringt ſie aus einander. Als Harlequin niemanden mehr ſieht, will er alles todt machen, und beſchließt den Aufzug mit ſeinen Großſprechereyen.

Zweyter Aufzug. Lucinde, nachdem ſie über die Liebe des Lelio, und über die Härte, mit welcher ihr Scapin begegnet, ihre Betrachtungen angeſtellt, fühlt ſich ſehr ermüdet, läßt ſich auf eine Raſenbank nieder, und ſchläft ein.

Mario erblickt ſie, findet ſie ungemein reitzend, wird in ſie verliebt, nahet ſich ihr und weckt ſie dadurch auf. Anfangs will ſie fliehen; Mario aber hält ſie auf, und ſie ſagt ihm wahr. Mario ärgert ſich, daß er ſie eine ſo unwürdige Profeßion treiben ſieht, und ſagt ihr, daß ſie ja wohl auf eine anſtändigere Art ihr Glück finden könne; er bietet ihr hierauf ſeinen Beutel an, den ſie aber ausſchlägt. Scapin ſchilt die Lucinde, daß ſie das Geſchenke, das man ihr machen wollen, nicht angenommen. Mario entſchuldiget ſie, erkennt den Scapin, erzeigt ſich gegen ihn ſehr freundſchaftlich und bittet ihn, ſeinen Vater und ihn gegen die Verfolgungen des Pantalons zu vertheidigen. Scapin verſpricht, ihn und ſeine ganze Familie in Sicherheit zu ſetzen, wenn ſie ihre Zuflucht in ſeine Zelte nehmen wollten, und führt Lucinden mit ſich fort. Mario wird über das Weggehen der Lucinde empfindlich und folgt ihr nach, nachdem er dem Harlequin befohlen, ſeinem Vater zu ſagen, daß er in die Zelte des Scapins flüchten ſolle.

Coraline kömmt dem Harlequin unter die Augen, und er findet ſie nach ſeinem Geſchmacke. Indem ſie ihn mit Wahrſagen unterhält, viſitiren ihm zwey kleine Zigeuner die Schubſäcke. Harlequin bekennt hierauf der Coraline ſeine Liebe, die ſie erwiedern zu wollen ſich ſtellet. Sie beredt ihn, ſein Kleid abzulegen; die kleinen Zigeuner tragen es weg, und Coraline ſchleicht ſich auch davon.

Der Doctor, der in dem Augenblicke dazu kömmt, iſt Urſache, daß Harlequin den ihm geſpielten Streich nicht ſogleich merkt, ſondern vor allen Dingen die ihm von dem Mario an den Alten aufgetragene Commißion ausrichtet. Der Alte iſt ſogleich bereit, ſich die Nachricht zu Nutze zu machen. Unterdeſſen ſucht Harlequin ſeine Kleider vergebens; er erblickt den Scapin, bey dem er ſich wegen des erlittenen Raubes beklagt. Scapin giebt insgeheim ſeiner Bande Befehl, die Kleider wieder zu bringen. Harlequin ſetzt noch hinzu, es thue ihm leid, daß er ſich über die Zigeunerin, die ihn beraubt, beklagen müſſe, da ſie ihm ſo wohl gefalle. Scapin giebt ihm den Rath, nicht ſo zärtlich zu ſeyn, ſonſt könnte ihn leicht der Hauptmann der Bande, wenn er ſeine Liebe zu der Zigeunerin erführe, zu Tode prügeln laſſen. Coraline bringt des Harlequins Kleider wieder, und dieſer kann ſich nicht enthalten, ihr ſeine Liebe nochmals zu verſtehen zu geben. Scapin giebt ſich ihm hierauf als den Hauptmann der Bande zu erkennen; Harlequin zittert und kann kaum vor Erſchrecken wieder zu ſich kommen. Scapin will die Zigeunerin wegen ihres Diebſtahls beſtrafen, und ſie bittet den Harlequin, ihr Genade auszuwirken. Harlequin bittet darum; Scapin geſteht ſie ihm zu, und geht mit ſeinen Leuten ab.

Kaum ſieht ſich Harlequin mit Coralinen allein, als er ihr um den Hals fallen will. Auf einmal ſteht Scapin zwiſchen ihnen; er iſt wider den Harlequin aufgebracht und will ihn binden laſſen, weil es nur einem Zigeuner erlaubt ſey, eine Zigeunerin zu lieben. Um ihn zu beſänftigen, ſagt Harlequin, daß er ſich mit Vergnügen unter ſie wolle aufnehmen laſſen. Scapin iſt es zufrieden, nur ſoll er vorher eine Probe von ſeiner Geſchicklichkeit ablegen, wozu eben eine Gelegenheit vorfällt. Zwey Zigeuner bringen einen Eſel, mit Federvieh beladen, unter die Zelte, den ſie einem Müller geſtohlen. Scapin läßt das Federvieh abladen, und befiehlt dem Harlequin, den Eſel an den Müller wieder zu verkauffen, und ihm bey der Gelegenheit ſeinen Beutel zu ſtehlen; wenn er dieſes bewerkſtelliget, ſo ſolle er Zigeuner ſeyn und Coralinen heyrathen dürfen. Harlequin verſteht ſich dazu, und Scapin giebt ihm einen Bart und einen Mantel, ſich zu verkleiden. Der Müller kömmt, ganz auſſer Athem, und fragt ihn, ob er nicht wiſſe, wohin die Zigeuner ihren Weg genommen. Harlequin antwortet, er habe darauf nicht Acht gegeben, ſondern ſuche vielmehr ſelbſt, dieſen Spitzbuben auf das eiligſte zu entkommen; er wünſche ſogar, ſagt er, daß er ſeinen Eſel loswerden könne, damit er nicht gar darum käme.

Dem Müller ſteht der Eſel an, und indem er dem Harlequin Geld dafür geben will, ſtiehlt ihm dieſer ſeinen Beutel. Der Müller merkt es, und läuft ihm nach; doch die Zigeuner vertheidigen ihren künftigen Mitbruder, umringen den Müller tanzend, und vermitteln es, daß Harlequin ſich mit dem Eſel, den er ihm verkauft, wieder davon machen kann.

Dritter Aufzug. (Das Theater ſtellt einen Wald und Zelte vor) Die Zigeuner und Zigeunerinnen ſpielen neben ihren Zelten. Da Scapin merkt, daß Lucinde und Lelio durchaus nicht geneigt ſind, ihre Profeßion zu treiben, ſo möchte er ihrer gern los ſeyn. Er giebt zu verſtehen, daß der Hauptmann der Bande, der vor ihm geweſen, ihm ſie beſtens empfohlen, und zugleich ein Papier anvertrauet habe, das er nicht eher, als nach Verlauf eines Jahres, erbrechen ſolle. Da nun das Jahr eben um iſt, ſo öfnet er die Schrift, und findet daß Lucinde und Lelio des Pantalons Kinder ſind; er ruft ſie, und ſie kommen von ihrem Spiele zu ihm. Scapin ſpricht ſehr freundlich mit ihnen und ſagt, daß ſie nun nicht mehr lange bey der Profeßion bleiben ſollten, die ſie ſo ſehr verabſcheuten; er kenne ihren Vater, und dieſer ſey vollkommen im Stande, ſie in glückliche Umſtände zu ſetzen. Er erſucht ſie, ihm auf einige Augenblicke zwey Schaumünzen, die ſie bey ſich haben, anzuvertrauen. Lucinde und Lelio geben ſie ihm. Der Doctor und Mario kommen, bey dem Scapin ihre Zuflucht zu nehmen, der ſie auch ſehr wohl aufnimmt, und ſie mit dem Pantalon auszuſöhnen verſpricht. Unterdeſſen daß ſich der Doctor unter den Zelten umſieht, kömmt Lucinde dazu, gegen die ſich Mario ſehr höflich erzeiget; ſie entdecken einander beyde ihre Liebe.

Harlequin, der es dem Scapin nachthun will, macht hierüber ein groſſes Geſchrey, und ſagt den Verliebten, daß niemand eine Zigeunerin lieben dürfe, wenn er nicht ſelbſt von der Profeßion wäre. Scapin giebt dem Harlequin Recht, worüber ſich dieſer ſehr frölich erzeigt. Doch als ſich Coraline ungemein vergnügt ſtellt, daß nunmehr auch Mario bald von ihrer Geſellſchaft ſeyn werde, fängt er an, eiferſüchtig zu werden.

Pantalon kömmt und bittet den Scapin, ihn zu rächen, und macht ihm ein Geſchenk; Scapin nimmt es an, und ſchickt ihn wieder fort. Er freuet ſich ſehr, da er ſieht, daß die Liebe die Familien des Doctors und des Pantalons ohne Schwierigkeit wieder vereinigen werde; und der Aufzug endiget ſich mit der Aufnahme des Harlequins, welche Scapin vorzunehmen befiehlt.

Vierter Aufzug. Scapin giebt dem Mario den Rath, ohne Bedenken Zigeuner zu werden, um Lucinden heyrathen zu können; er verſichert ihn, daß er ihm in einigen Stunden beweiſen wolle, daß ſie von eben ſo gutem Geſchlechte ſey, als er, und daß es für ſie beyde gut ſeyn werde, wenn er ſeinem Rathe folge. Da Mario den Scapin kennet, und von ihm hintergangen zu werden, ſich nicht fürchten darf, ſo williget er in alles, was er von ihm verlangt.

Harlequin giebt dem Doctor den Rath, Zigeuner zu werden, weil es doch ſein Sohn auch bald ſeyn werde; der Doctor aber giebt auf ſeine Reden nicht Acht. Indem erblickt Pantalon den Harlequin, erinnert ſich an die Schläge, die er von ihm bekommen, zieht ſeinen Dolch und will ſich rächen. Harlequin läuft davon.

Scapin hält den Pantalon auf, und ſagt ihm, daß er ein Geheimniß beſitze, durch welches er ihm einen ſehr wichtigen Dienſt leiſten könne; wenn er ihn nehmlich an ſeinen Feinden werde gerächet haben, wolle er ihm das Vergnügen machen, zwey Kinder, die er für verlohren halte, wieder zu finden. Pantalon iſt für Freuden auſſer ſich, und will wiſſen, wenn ihm dieſes Glück wiederfahren ſolle. Scapin befiehlt ihm, in die nächſte Grotte zu gehen, wo er ſeine Beſchwörungen machen wolle. Pantalon gehorcht, Scapin folgt ihm, nachdem er zu verſtehen gegeben, daß er zu ſeiner Liſt alles vorbereitet habe.

Der Doctor hat ſich von einer gewaltigen Liebe zu Coralinen einnehmen laſſen, und ſucht ſie, ſich ihr zu entdecken. Seine Leidenſchaft wird in Coralinens Gegenwart immer ſtärker; ſie merkt die Liebe, die der Alte gegen ſie empfindet, ſtellt ſich, ſie erwiedern zu wollen, und da er ihr, ſie zu heyrathen, verſpricht, ſcheinet ſie ganz traurig, weil ſie ſeine Frau, wie ſie ſagt, nicht ſeyn könne, wenn er nicht Zigeuner würde. Sie fügt hinzu, daß er ſich zwar, wenn er ſie wirklich liebe, kein Bedenken machen dürfe, es zu werden, indem ſein

Sohn bereits Zigeuner geworden, um Lucinden zu heyrathen. Der Doctor erſtaunet über dieſe Nachricht; es wird ihm ſchwer, ſich zu entſchlieſſen; doch endlich ſiegt die Liebe bey ihm, er begiebt ſich mit Coralinen weg, und iſt bereit, alles zu thun, was ſie von ihm verlangt.

(Das Theater ſtellt einen Wald und einen groſſen Felſen vor.) Scapin befiehlt dem Pantalon, auf den Felſen zu ſteigen, wo er ihm einen Beweis von ſeiner Wiſſenſchaft geben wolle. Seine Beſchwörungen erſchrecken den Pantalon; er erſchrickt aber noch weit mehr, als er Mitten in Flammeñ die Deviſen erſcheinen ſieht, die auf den Schauſtücken ſeiner Kinder ſtehen. Pantalon verlangt ſie von dem Scapin, und dieſer verſpricht ſie ihm auch; indem aber ruft er unterirdiſche Geiſter, die ihn wegführen, und von dem Felſen hinunter rollen laſſen, womit ſich der Aufzug endet.

Fünfter Aufzug. Lelio und Lucinde führen den Pantalon, der nach ſeinem Falle kaum mehr gehen kann. Sie erzeigen ſich dem Alten ungemein behülflich, der ihnen ſeine Dankbarkeit nicht genug ausdrücken kann. Die Sympathie verurſacht bey allen dreyen Bewegungen, von welchen ſie die Urſache nicht begreifen können. Lelio und Lucinde umarmen den Pantalon mit Ehrfurcht, und Pantalon umarmt ſie mit Zärtlichkeit.

Da Harlequin und der Doctor den Pantalon wahrnehmen, ſo wollen ſie ihn umbringen; Lelio und Lucinde vertheidigen ihn, und dieſer Zufall verdoppelt des Pantalons Liebe gegen ſie.

Scapin, der alles, was vorgegangen, insgeheim mit angeſehen, läßt den Doctor und den Harlequin, desgleichen den Lelio und die Lucinde abgehen; vorher aber erhebt er die Großmüthigkeit dieſer leztern. Pantalon betrübt ſich, da ſie ihn verlaſſen ſollen. Scapin bewundert die Macht des Bluts, und führt den Pantalon mit ſich fort.

(Das Theater ſtellt einen Wald vor, mit den Zelten des Scapins.) Die ganze Bande des Scapin iſt zum Aufbruche fertig. Pantalon erſtaunet, da er den Doctor und den Mario unter den Zigeunern gewahr wird. Scapin ſagt ihm, daß ſie keine Zigeunerin hätten heyrathen können, ohne es ſelbſt zu ſeyn. Pantalon glaubt nunmehr an ſeinen Feinden genug ge-

rächet zu ſeyn, da ſie ſich ſo weit erniedriget. Scapin bittet ihn, ſeinen Groll nicht weiter zu treiben, und zu bedenken, daß ſich die liebſten Zweige ſeiner Familie gleichfalls unter der Bande befänden. Zugleich fragt er ſeine Leute, ob ſich einer von ihnen den Vater des Lelio und der Lucinde zu haſſen unterſtehe? Sie beſchwören alle einmüthig das Gegentheil. Und nun giebt Scapin dem Lelio und der Lucinde ein Zeichen, die ſich dem Pantalon zu Füſſen werfen, und ihm ihre Schaumünzen überreichen. Pantalon vergießt Freudenthränen, und umarmt ſie. Er ſieht nun, daß ſich die Natur ſchon vorher für ſie erkläret; er ſöhnt ſich mit ſeinem Feinde aus, und freuet ſich über die Verbindung ihrer Kinder.

Harlequin iſt wider den Scapin in der größten Wuth, weil er ihm ſein Wort nicht gehalten, ſondern Coralinen an den Doctor verheyrathet, und will nicht länger Zigeuner ſeyn. Scapin aber beſänftiget ihn, mit der Hofnung, daß Coraline, die itzt einen alten Mann heyrathe, bald Wittwe werden, und ihm alsdenn eine reiche Erbſchaft zubringen werde. Hierauf giebt ſich Harlequin zufrieden, und die Komödie endiget ſich mit der Verheyrathung des Mario mit Lucinden, und des Doctors mit Coralinen.

3) Arlequin & Scaramouche Voleurs, nach dem Entwurfe des Hrn. Gandini, in fünf Aufzügen, zum erſtenmal aufgeführt den 5 December 1747.

Perſonen. Pantalon. Der Doctor. Flaminia, des Pantalons Tochter. Lucinde, des Doctors Tochter. Mario, des Doctors Sohn. Lelio, des Pantalons Sohn. Coraline, Kammerfrau bey der Flaminia. Nicolo, Bedienter des Pantalon. Ein Hauptmann. Scaramouche, das Haupt einer Bande Spitzbuben. Harlequin, Spitzbube. Spitzbuben, als Soldaten, Häſcher und Bediente verkleidet. Verſchiedene Nebenperſonen.

Erſter Aufzug. (Das Theater ſtellt eine Straaſſe vor, in welcher man das Haus des Doctors und des Pantalon ſiehet) Harlequin, ein Spitzbube, beklagt ſich bey ſeinem Hauptmann, dem Scaramouche, daß er nicht die gehörige Achtung vor ihn habe. Scaramouche antwortet ihm, es ſey ſeine eigene Schuld, weil er ſich der Profeßion nicht beſſer befleißige. Hierauf giebt er ihm verſchiedene Lehren, die ſich Harlequin zu Nutze zu machen verſpricht, und beyde begeben ſich weg. Mario tritt auf, und giebt in einem Monologue zu verſtehen, daß er ſich in Flaminien, des Pantalons Tochter verliebte; er klopft an des letztern Thüre an; Coraline kömmt heraus, und giebt ihm von ihrer Gebieterin, der Flaminia, einen Brief. Er fängt ihn an zu leſen; Scaramouche wird ihn von weiten gewahr, und zeigt ihn dem Harlequin. Dieſer nahet ſich ihm, und da er ſiehet, daß Mario den Brief der Flaminia einſteckt, ſo bittet er ihn, weil er doch leſen könne, die Gütigkeit zu haben, und ihm auch einen Brief zu leſen, den er ihm dabey einhändiget. Mario will ihm dieſe Gefälligkeit erweiſen, und indem er es eben thun will, ſtiehlt ihm Harlequin ſein Schnupftuch, und macht ſich mit davon. Mario wird es gewahr und läuft ihm nach. Der Doctor tritt auf, und ſagt, daß Pantalon, ſein guter Freund, eben itzt die Heyrath ſeiner Tochter mit einem ſehr reichen Fremden geſchloſſen habe, welcher Fremde ein Landsmann und Anverwandter von demjenigen ſey, dem er ſeine Tochter beſtimmt, er wolle alſo gehen, und ihm Glück wünſchen. Er klopft bey dem Pantalon an; Coraline macht auf und ſagt ihm, daß ſich Pantalon eben anziehe. Der Doctor ſagt, er wolle ihn auf dem Caffeehauſe erwarten, und geht fort. Pantalon kömmt aus ſeinem Hauſe heraus; Coraline beſtellt bey ihm, was ihr der Doctor eben geſagt; er heißt ſie wieder ins Haus gehen, und will ſich zu ſeinem Freunde begeben. Als er fort iſt, kömmt Lelio und unterhält ſich ganz allein mit ſeiner Liebe zu Lucinden, des Doctors Tochter. Scaramouche, als ein vornehmer Herr gekleidet, den Harlequin als Stallmeiſter, und verſchiedene Spitzbuben in Livrey hinter ſich, redet ihn höflich an. Er ſagt ihm, daß er ein Fremder von Stande ſey, der zu ſeinem Vergnügen reiſe, und nicht gerne in einem Wirthshauſe einkehren wolle; er bittet ihn, ihm ein Haus irgend einer angeſehenen Perſon in der Stadt zu nennen, wo er ſich ſieben oder acht Tage mit Ehren aufhalten könne. Lelio läßt ſich durch den Namen, welchen ſich Scaramouche giebt, hintergehen, und verſichert, daß ihn ſein Vater, Pantalon, mit Vergnügen aufnehmen werde. Da Lelio zugleich hört, daß dieſer

Herr ſeinem Stallmeiſter befiehlt, die Mauleſeltreiber, welche ſeine Bagage geführt, zu bezahlen, der Stallmeiſter aber kein Geld bey ſich zu haben vorgiebt, ſo erbietet ſich Lelio, die nöthige Summe vorzuſchieſſen, und wird beym Worte gehalten. Er zahlt den Mauleſeltreibern das geforderte Geld, und will ſeinen Beutel wieder zu ſich ſtecken; Harlequin aber practiciret ihm den Beutel weg, ohne daß er es merkt. Lelio nimmt von dem fremden Herren Abſchied, nachdem er ihm das Haus ſeines Vaters gewieſen, und ſagt, er wolle gehen, die Zimmer für ihn zurecht machen zu laſſen. Er kömmt aber den Augenblick wieder, weil er ſeinen Beutel vermißt; er erſucht den Fremden, ihm zu ſagen, ob nicht etwa einer von ſeinen Leuten ſeinen Beutel aufgehoben, den er ohne Zweifel fallen laſſen, indem er ihn einzuſtecken geglaubt. Mein Herr, ruft Scaramouche, Sie können leicht Recht haben. Und huy, daß mein Stallmeiſter dieſen Fund gethan hat. Ich habe ſeit einiger Zeit ohnedem Urſache, dem Burſchen nicht zu trauen; und ſobald ich von meinen Reiſen wieder zu Hauſe komme, werde ich ihn ſicherlich zum Henker jagen. Der Stallmeiſter nimmt den Verdacht ſehr übel, und antwortet trotzig, daß dieſe Rede ſeinem Herrn das Leben koſten ſolle. Lelio bittet für ihn um Gnade, und indem er ſich zwiſchen ſie beyde ſtellen will, kömmt er ins Gedrenge, und verlieret ſeinen Hut. Der Herr, der Stallmeiſter und die Bedienten ſprengen auseinander, der eine dahin und der andre dorthin; Lelio verfolgt ſie, und der erſte Aufzug iſt aus.

Zweyter Aufzug. Harlequin und Scaramouche eröfnen, ſo wie den erſten, alſo auch den zweyten Act. Harlequin weis ſich ſehr viel damit, daß er die Lehren, die ihm Scaramouche gegeben, ſo gut in Ausübung gebracht; und dieſer geſteht ihm auch zu, daß er ſich zu bilden anfange. Sie hören jemand kommen, und begeben ſich weg. Mario tritt auf, und beklagt ſich über die Heyrath, welche Pantalon zwiſchen ſeiner Tochter und einem Fremden geſchloſſen. Scaramouche erſcheint, und ſcheinet, gegen die hinterſte Scene redend, ſehr verdrießlich, daß ein Menſch, an den er zwanzig Louis d'or auf ſein Wort verloren, Mißtrauen in ihn ſetzt und ihm nicht einmahl vier und zwanzig Stunden nachſehen will. Er ſey ſo raſend, ſagt er, daß er einen Demant, den er am Finger habe und der gern hundert Louis d'or werth ſey, lieber gleich für zwanzig verkauffen möchte, damit er nur mit einem ſo unbilligen Menſchen weiter nichts zu thun haben dürfe. Mario, der den Wechſel des Spiels auch ſchon oft erfahren, läßt ſich ſeinen Verdruß nahe gehen, redet ihn an, und erbietet ſich großmüthig, ihn aus der Verlegenheit zu reiſſen und ihm, ſo viel er nöthig habe, zu leihen. Scaramouche nimmt das Anerbieten mit der Bedingung an, daß er ſeinen Ring zum Unterpfande nehmen ſoll. Mario, der ſeinen Beutel ſchon aufgemacht hat, weigert ſich deſſen; Scaramouche aber wirft ihm wider ſeinen Willen den Ring in den Beutel, und faßt zugleich darnach, indem Mario die zwanzig Louisd'or herauslangen will. Mario erſtaunt, und will den Beutel wieder an ſich ziehen; der Doctor kömmt dazu, und Scaramouche beklagt ſich, daß ihm Mario einen Beutel, den er fallen laſſen, nicht wiedergeben wolle; zum Beweiſe, daß der Beutel ihm gehöre, könne der und der Ring dienen, der ſich nebſt ſeinem Gelde darinn befinde. Nachdem der Doctor die Sache ſo befunden, giebt er ſeinem Sohne, ohne ihn anzuhören, Unrecht, und überliefert dem Scaramouche den Beutel, der ſich vergnügt davon macht. Endlich bringt Mario, aber zu ſpät, ſeinen Vater aus dem Irrthume, und eilet dem Spitzbuben nach. Der Doctor bleibt allein, und giebt zu verſtehen, daß Soldaten in die Stadt gekommen und er einen Offiocier in ſein Haus werde einnehmen müſſen. Er klopft an ſein Haus an, und befiehlt ſeiner Tochter, welche herauskömmt, den neuen Gaſt zu empfangen; ſie verſpricht zu gehorchen und gehet wieder hinein. Scaramouche und Harlequin, welche den Doctor behorcht, begeben ſich ſchleunig weg; aber in dem Augenblicke iſt Harlequin auch wieder da, und zeigt ſich dem Doctor als einen zerſtümmelten Officier, dem beyde Beine abgeſchoſſen worden. Er ſitzt in einer Sänfte, und die Träger ſind als Soldaten verkleidete Spitzbuben. Indeſſen aber, daß Harlequin dem Doctor ſeine Heldenthaten erzehlt, und dieſer ihn eben zu ſich hineinführen will, kömmt der wahre Capitain, der bey ihm logiren ſoll, und der Betrug wird entdeckt. Die Träger ſowohl als der Krüppel nehmen Reißaus, und der zweyte Aufzug ſchlieſst ſich mit groſſem Tumulte.

Dritter Aufzug. Pantalon ſagt zu ſeiner Tochter Flaminia, daß er itzt nicht bey baarem Gelde ſey, und da ihre Heyrath, die er nunmehr richtig gemacht, ihm ganz gewiß ſtarke Ausgaben machen werde, ſo wolle er ein Theil von ſeinem Silberwerke verſetzen, damit ihm bey ſolchen Umſtänden nichts fehle. Er befiehlt alſo ſeiner Tochter, die entbehrlichen Stücke bey Seite zu ſetzen. Harlequin und Scaramouche haben alles mit angehört, und dieſer ſagt jenem etwas ins Ohr. Sie gehen beyde fort, kommen aber ſogleich wieder, Harlequin als Gerichtsfrohn, mit Spitzbuben, die ſich in Häſcher verkleidet, und Scaramouche, als ein Kaufmann, den man Schulden halber, in Verhaft genommen. Scaramouche erblickt den Pantalon und erſucht ihn um Hülfe; er ſey, ſagt er, ſehr unglücklich, daß man ihn um tauſend Thaler ſetzen wolle, da er doch bey ſich zu Hauſe für noch einmal ſo viel Waaren habe. Aber, ſetzt er hinzu, da mir dieſe Trabanten nicht erlauben wollen, nach Hauſe zu gehen, ſo haben Sie doch die Gütigkeit, ich bitte Sie, und ſchreiben ein Paar Worte für mich an meine Tochter; denn wie Sie ſehen, (er zeigt ihm ſeinen Arm, den er in der Binde trägt) ich kann es ſelbſt nicht thun. Pantalon, der ſich nichts böſes vermuthet, ſchreibt folgende Worte, die er ihm vorſagt: Liebe Tochter, Ueberbringern dieſes händige ſogleich das Bewußte ein. Indem Pantalon den Zettel ſchreibt, mauſet ihm Harlequin die Uhr, und Scaramouche begiebt ſich, ſobald er den Pantalon weit genug von ſeinem Hauſe vermuthet, mit dem Zettel zu der Flaminia, die ihm ſogleich, weil ſie ihres Vaters Hand kennet, die ausgeſetzten Stücke Silber überliefert. Als Pantalon bald darauf mit einem Wucherer, der das Silber abhohlen will, nach Hauſe kömmt, und von Flaminien und Coralinen, was bereits damit geſchehen, erfährt, läuft er plötzlich fort, um den Dieb, wo möglich, noch einzuhohlen; und Flaminia geht mit Coralinen wieder hinein. Lelio tritt allein auf, und ſagt, daß er mit ſeiner Geliebten gern ſprechen möchte; er klopft an des Doctors Thüre an, und Lucinde kömmt heraus. Sie haben eine zärtliche Scene mit einander, in welcher ihm

Lucinde meldet, daß ſie ihr Vater an einen Fremden verſprochen, der ein Landsmann desjenigen ſey, dem Pantalon die Flaminia zugeſagt. Lelio verſichert ſie, daß er dieſe Heyrath ſchon zu verhindern wiſſen werde; ſie geht wieder hinein, und ihr Liebhaber begiebt ſich fort. Pantalon und der Doctor treten mit einander auf; der Doctor ſagt ſeinem Freunde, daß er den Augenblick einen Brief erhalten, in welchem man ihm die baldige Ankunft ihrer künftigen Schwiegerſöhne berichte, daher ſie alle Augenblicke zu erwarten ſtünden. Scaramouche, der ſie beſtändig auf dem Korne hat, ſagt dem Harlequin etwas ins Ohr und geht mit ihm ab. Den Augenblick darauf kömmt Harlequin, als ein Bedienter verkleidet, und meldet dem Pantalon die Ankunft des künftigen Gemahls der Flaminia, und bittet ihn, die Thüre offen zu halten, um ſeinen Koffer und übrige Equipage einzunehmen; hiemit geht er ab, und der Doctor verläßt den Pantalon, um ſich zu erkundigen, ob ſein künftiger Schwiegerſohn nicht auch zugleich mit angelangt; Pantalon gehet aber in ſein Haus, um das Nöthige zu veranſtalten. Das Theater verändert ſich und ſtellt ein Zimmer mit einem Bette und einem Schreibtiſche vor; auf dem Tiſche ſtehet ein angezündetes Wachslicht, weil es Nacht geworden. Man ſieht Flaminien, die ſich gegen Coralinen wegen des Schickſales beklagt, das ihr Vater ihr zugedacht; dieſe tröſtet ſie; Pantalon kömmt dazu, und meldet ihr die Ankunft ihres Bräutigams; ſie fängt ihre Klagen aufs neue an, die aber durch den Nicolo, einen Bedienten aus dem Hauſe, unterbrochen werden, der ihnen meldet, daß der Bediente des Herrn, den Flaminia heyrathen ſolle, mit deſſen Koffer angekommen ſey. Flaminia geht voller Verdruß ab, und Coraline folgt ihr. Harlequin, als ein Bedienter verkleidet, bringt einen ſehr ſchweren Koffer, den ihm Nicolo hereintragen hilft. Pantalon befiehlt dieſem, es dem erſtern an nichts fehlen zu laſſen, und begiebt ſich weg. Nicolo will den Harlequin mit zum Abendeſſen nehmen; Harlequin ſchlägt es aus; Nicolo dringt vergebens in ihn, und ſtellt ihm vergebens vor, daß er ihn ſelbſt um eine gute Mahlzeit, die er auf Koſten ſeines Herrn mit ihm thun könnte, brächte; dem Harlequin iſt allzuviel daran gelegen, allein zu bleiben, als daß er ſich erbitten laſſen ſollte. Da endlich Nicolo ſieht, daß er nichts ausrichten kann, ſo ſchlägt er ihm vor, zu Bette zu gehen, und ſagt, daß er bey ihm werde ſchlafen müſſen, weil noch keine Kammer für ihn zurecht gemacht worden. Dieſes ſetzt den Harlequin in eine neue Verlegenheit; er giebt dem Nicolo zu verſtehen, daß er gern allein ſchlafe, und lieber die Nacht hier auf ſeinem Koffer zubringen, als bey einem andern im Bette liegen wolle. Nicolo verſetzt, daß er zu wohl zu leben wiſſe, als daß er ihn auf dem Koffer werde ſchlafen laſſen. Um ihn los zu werden, vertraut ihm Harlequin, daß er ihm eine gewiſſe kleine Krankheit, die er ſeit einigen Tagen merke, mitzutheilen fürchte; doch Nicolo verſteht gleich, was er für eine Krankheit meine, und heißt ihn deswegen auſſer Sorgen ſeyn, weil er ihm das nicht erſt mittheilen dürfe, was er ſchon habe. Harlequin wird ungeduldig, und vertrauet ihm ferner, daß er ſehr unruhige Träume zu haben pflege; daß er ſich oft im Schlafe, von ſeinen Feinden verfolgt zu werden einbilde; daß er auch ſchon einmal das Unglück gehabt, einen ſeiner beſten Freunde, der an ſeiner Seite geſchlafen, mit dem Dolche zu erſtechen, weil ihm geträumt, als müſſe er ſich gegen einen Mörder vertheidigen. Aber dieſe Gefahr ſchreckt den Nicolo noch weniger ab, weil er gleichfalls ſehr ſchlimme Träume zu haben pflege, und wohl gar, wenn man ſich an ſeiner Seite nur ein wenig rühre, im Schlafe ſeinen Mann anfaſſe, und ihn zum Fenſter herauswerfe. Harlequin bekömmt alſo noch weniger Luſt, das Bette mit dem Nicolo zu theilen; er wird in allem Ernſte auf ihn böſe, und da dieſer Bediente dem Pantalon zu mißfallen fürchtet, wenn er den Diener ſeines Schwiegerſohns durch eine überläſtige Höflichkeit noch ungehaltener mache, ſo läßt er ihn endlich zufrieden und begiebt ſich fort. Sogleich kömmt Scaramouche aus dem Koffer, in welchem er verſchloſſen war, hervor; Harlequin leuchtet ihm und ſie nahen ſich dem Schreibtiſche, ihn zu erbrechen. Scaramouche hat Meiſſel und Hammer, und will das Schloß damit aufſprengen; kaum aber hat er den erſten Schlag mit dem Hammer gethan, als ein Hund, der in einem Winkel des Zimmers gelegen, und den ſie nicht wahrgenommen, aufſpringt und an zu bellen fängt. Scaramouche hält inne; Harlequin ſchmeichelt dem Hunde, um ihn zum Schweigen zu bringen; Scaramouche thut einen andern Schlag mit dem Hammer; der Hund verdoppelt ſein Bellen, bis endlich Pantalon es hört, und dazu kömmt. Scaramouche hat kaum ſo viel Zeit, ſich wieder in den Koffer zu werfen; und Harlequin kriecht geſchwind unter das Bette, mit dem brennenden Lichte in der Hand, und thut, als ob er in dieſer Stellung ſchlafe. Pantalon ſieht unter das Bette, und glaubt, er müſſe auſſerordentlich müde ſeyn, daß ihn der Schlaf ſo überfallen; er nimmt ihm das Licht aus der Hand, und ſetzt es wieder auf den Tiſch, ohne ihn aufzuwecken, und geht fort. Scaramouche verläßt ſogleich ſeinen Koffer, und Harlequin will ihm aufs neue leuchten; ſobald aber jener wieder mit dem Hammer an zu ſchlagen fängt, fängt der Hund aus allen Kräften wieder an zu bellen; die zwey Spitzbuben wollen verzweifeln; Harlequin iſt der Meinung, dem nichtswürdigen Hunde mit dem Hammer eines vor den Kopf zu verſetzen, allein ſie können ihn nicht erhaſchen, und bewegen ihn nur deſto ſtärker zu bellen. Pantalon kömmt dazu, und die Spitzbuben eilen wieder auf ihre Poſten; Pantalon erſtaunt über die ſeltſame Nücke des Harlequins, daß er nicht, ohne ſich zu leuchten, ſchlafen kann, denn er hat auch dieſesmal das Licht aus den Händen zu ſetzen vergeſſen; er nimmt es ihm wieder weg, ſetzt es auf den Tiſch und begiebt ſich zum zweytenmale fort. Die Spitzbuben machen ſich wieder an ihre Arbeit, und der Hund hebt aufs neue an zu bellen ꝛc. Dieſes Theaterſpiel mit den vergebnen Verſuchen des Scaramouche und des Harlequin und der Dazukunſt des Pantalon auf das Bellen des Hundes, kann nach Belieben wiederhohlt werden. Endlich iſt Pantalon den Spitzbuben ſo geſchwind auf dem Dache, daß ſich Harlequin über Hals und über Kopf, mit dem brennenden Lichte in der Hand, in den Koffer wirft, und den Scaramouche, ſtatt ſeiner unter das Bette zu kriechen, nöthiget. Pantalon ſieht durch die Spalte des Koffers Licht ſchimmern, und glaubt, er brenne; indem er ihn aber näher betrachtet, ſieht er, daß er nicht verſchloſſen iſt; er eröfnet ihn und findet zu ſeinem groſſen Erſtaunen weiter nichts als den Harlequin darinn, der noch immer das brennende Wachslicht hält. Nun wird dem Pantalon der Handel verdächtig; er nimmt dem Harlequin das Licht zum letztenmale aus der Hand und ſucht in der Kammer herum, um wenigſtens nachzuſehen, ob dieſer mit dem Lichte nicht etwa Schaden gemacht; er ſieht unter das Bette, erſchrickt, als er einen Unbekannten darunter erblickt, und ruft: Diebe! Auf ſein Geſchrey kömmt das ganze Hausgeſinde, nur halb angekleidet und mit verſchiedenen Inſtrumenten bewaffnet, herbey; doch ſie ſind alle zu erſchrocken, als daß ſie in der Geſchwindigkeit die Spitzbuben verhindern könnten, zu entkommen; und ſo endet ſich der dritte Aufzug.

Vierter Aufzug. (Das Theater wird wie zu Anfange des erſten Aufzuges. Es iſt Tag.) Mario klopft an die Thüre des Pantalon, und will mit Flaminien ſprechen. Coraline macht auf, und ſagt ihm, daß ſeine Geliebte vor Schrecken über die Spitzbuben in vergangner Nacht, krank geworden; ſie hören den Pantalon kommen, und Mario begiebt ſich weg. Pantalon erſcheint, befiehlt der Coraline, den Arzt zu holen, und geht wieder hinein. Coraline geht ihre Commiſſion zu verrichten; und Scaramouche und Harlequin, die den Befehl des Pantalons mit angehört, nehmen ſich eine neue Verkleidung vor, und treten ab. Der Doctor kömmt, und ſagt in einem Monologue, er habe eben itzt erfahren, daß die Aeltern derjenigen, die er und Pantalon zu ihren Schwiegerſöhnen erſehen, nicht ſo gut ſtünden, als man ſie habe bereden wollen; und dieſes ſey ohne Zweifel die Urſache ihres Auſſenbleibens, welche Vermuthung er itzt ſeinem Freunde mittheilen wolle. Coraline kömmt wieder und ſagt ihm, daß ſie einen Arzt für die Flaminia holen müſſen, worauf ſie beyde zum Pantalon hineingehen. Das Theater verändert ſich und ſtellt ein Schlafzimmer vor. Man erblickt darinn Flaminien, in dem Anzuge und der Stellung einer unbäßlichen Perſon, nebſt dem Pantalon, dem Doctor und Coralinen, die ihr Muth einſprechen. Man klopft an; Coraline geht und ſieht wer es iſt, kömmt wieder und meldet den Arzt an. Pantalon befiehlt ihr, ihn hereinzubringen; ſie führt den Harlequin, als Arzt verkleidet, hinein, und geht ab. Während der Scene, in welcher ſich Harlequin, ſo gut ihm möglich, aus der Rolle, die er über ſich genommen, zu wickeln ſucht, kömmt Coraline in größter Beſtürzung wieder, und ſagt, daß Mario und Lelio von Spitzbuben angefallen worden; man eilet voller Verwirrung ihnen zu Hülfe; die Kranke bleibt mit dem Arzte allein, und dieſer packet, ihres Geſchreys ohngeachtet, alles Silberzeug, das er in dem Zimmer findet, zuſammen, und geht damit fort. Pantalon kömmt auf das Geſchrey der Flaminia wieder zurück, und ſagt, ſie ſolle ſich nur tröſten, es habe nichts zu ſagen. Sie ſind alſo noch, verſetzt ſie, zu rechter Zeit dazu gekommen? Ohne Zweifel; erwiedert Pantalon. Flaminia wünſcht ihm Glück, daß er den Spitzbuben alſo noch angehalten, der alle ſein Silberzeug weggetragen, und Pantalon wird über dieſe nähere Erklärung ſehr beſtürzt; denn als er ſagte, es habe nichts zu ſagen, hatte er es von der Gefahr verſtanden, in welcher man ihm gemeldet, daß ſich ſein und ſeines Freundes Sohn befänden. Das Theater verändert ſich abermals und wird wie zu Anfange des erſten Aufzuges. Man erblickt den Doctor, ſeinen Sohn Mario und den Lelio beyſammen. Der Doctor bezeigt ihnen ſeine Freude, ſie außer Gefahr zu ſehen. Pantalon kömmt dazu; er hinterbringt dem Doctor, was er wegen der Liebe des Mario zu ſeiner Tochter, und ſeines Sohnes zu Lucinden, erfahren; und nach dem, was er wegen des Vermögens ihrer gehoften Schwiegerſöhne von ihm ſelbſt gehört, hielte er es, ſetzt er hinzu, für das beſte, wenn ſie ihre alte Freundſchaft durch eine doppelte Heyrath noch enger verknüpften, ohne auf die, welchen ſie ihre Töchter bereits verſprochen, länger zu warten. Der Doctor giebt ſeine Einwilligung; die zwey Väter klopfen an ihre Thüren und rufen Lucinden und Flaminien, die ſich wieder beſſer befindet, heraus. Sie ſind über dieſe Nachricht ſehr erfreut; allein Scaramouche und Harlequin haben ihre Unterredung abermals mit angehöret, und machen ſich fertig, ihnen bey der Gelegenheit neue Streiche zu ſpielen. Das Theater ändert ſich und ſtellet den Garten an dem Hauſe eines Traiteurs vor; Mario, Flaminia, Lelio, Lucinde, Coraline, Pantalon und der Doctor treten herein, in dem Vorſatze, ſich luſtig zu machen. Sie rufen den Traiteur; Scaramouche erſcheinet unter dieſer Geſtalt, und verſichert ſie, daß ſie ſich in einem Hauſe befänden, wo es ihnen an nichts fehlen ſolle, und wo man ſie auf den Wink bedienen werde; er bittet ſie, nur alles, was ihnen beſchwerlich ſeyn könnte, abzulegen, und unter dieſem Vorwande, bemächtiget er ſich ihrer Degen, Stöcke, Hüte, Fecher, und was ſonſt Mannsperſonen oder Frauenzimmer abzulegen pflegen, wenn ſie ſich zu Tiſche ſetzen wollen. Er verſchwindet damit, und Harlequin, als ein Petitmaitre gekleidet, tritt ſtatt ſeiner herein, und ſagt ihnen, da er gehört, daß ſich eine Geſellſchaft braver Leute hier in dem Garten luſtig mache, ſo habe er geglaubt, daß es ihr nicht unangenehm ſeyn könne, wenn ein Mann von ſeinem Stande und ſeinen Verdienſten an ihrem Vergnügen Theil zu nehmen, ſich gefallen lieſſe. Er fordert hierauf eine Priſe Taback von ihnen; und nachdem er eines jeden von der Geſellſchaft gekoſtet, findet er zwar keinen nach ſeinem Geſchmacke, allein die Tabatieren kommen ihm auſſerordentlich ſchön vor, und unter dem Vorwande, ſie genauer zu betrachten, behält er ſie alle bey ſich. Er verſpricht ihnen hierauf, ſie einen ganz vortreflichen Taback koſten zu laſſen, und bietet ihn auch wirklich in einer hölzern Doſe nach der Reihe herum, und zwar kömmt er an den Pantalon zulezt, der den Taback aus Gefälligkeit lobet. *Nun wohl,* ſagt Harlequin, *ich ſchenke ihnen den Taback und die Doſe! Aber eben fällt es mir ein, daß ich noch eine kleine Verrichtung habe, die mir das Vergnügen nicht erlauben will, länger bey Ihnen zu bleiben.* Und hiermit will er fortgehen; man hält ihn aber zurück und ſagt, daß es ihm zwar frey ſtehe fortzugehen, nur werde er ſo gut ſeyn, und vorher eines jeden Doſe wieder heraus geben. *Sie ſcherzen,* antwortet Harlequin; *ich habe ja dem Herrn* (indem er auf den Pantalon weiſet) geſagt, *daß ich ſie ihm ſchenke.* Er verſucht aufs neue ſich loszureiſſen, da er aber ſieht, daß man ihm allzuſehr auf dem Halſe iſt, und daß er durchaus ſein Geſchenke wiedernehmen, und alle zu ſich geſteckte Doſen herausgeben ſoll, ſo wird er zornig, und fragt, für wen man ihn anſehe, und ob man einen Mann, wie ihn, für einen Spitzbuben halten könne? Kurz, er bietet ihnen Trotz, und will ſich mit einem jeden von ihnen den Hals brechen. Sie laufen alle nach ihren Degen und Stöcken, doch Scaramouche iſt dem Unglücke, das daraus entſtehen könnte, zuvor gekommen, und hat ihnen alle angreiffende Waffen weislich aus den Händen gerückt. Das Hausgeſinde des Traiteurs kömmt auf ihr Schreyen dazu, ſo wie, zu Ende des dritten Aufzuges, das Hausgeſinde des Pantalons, auf das Geſchrey ihres Herrn dazukam; ſie ſind auf die nehmliche Weiſe, aber mit eben ſo wenig Nutzen bewaffnet, weil Harlequin Gelegenheit findet, ſich während des Lerms davon zu machen, womit ſich der vierte Aufzug beſchließt.

Fünfter Aufzug. (Das Theater ſtellet ein Coffeehaus vor) Alle die Perſonen, die ſich in den Garten des Traiteurs luſtig machen wollen, ſind auf dem Coffeehauſe beyſammen. Scaramouche kömmt als ein Juwelenhändler verkleidet herein, und ſtiehlt ihnen ihre Uhren, indem ſie ſeine Waaren beſehen und feilſchen. Er gehet ab, und Harlequin kömmt an ſeiner Statt, in einen Kaufmann verkleidet, der mit Lotterieloſen handelt. Seine geſchickte Hand hält Nachleſe, und ſammelt vollends alles ein, was dem Fleiße des Scaramouche entwiſcht war. Gleichwohl merkt niemand eher, daß er beſtohlen worden, als bis Harlequin bereits weg iſt; ſie halten ſich an den Herrn des Caffeehauſes und an deſſen Leute; es entſtehen darüber Händel, und man ſchickt nach einem Commiſſar. Scaramouche kömmt in der Kleidung einer Gerichtsperſon und Harlequin ſpielt die Rolle ſeines Schreibers. Indem der Commiſſar ſein Interrogatorium hält, und alle auf ihn Acht geben, iſt ſein Schreiber bemüht, eine ſchöne Uhr von der Wand herab zu häckeln; allein es wird es jemand gewahr und der Schreiber, mit ſamt dem Commiſſar, machen ſich mit der Flucht davon und werden verfolgt. Das Theater verändert ſich und ſtellt ein Zimmer in dem Hauſe des Pantalon vor. Der Doctor tritt mit ihm herein; ſie ſagen, daß die Spitzbuben abermals entkommen, daß man es aber der Obrigkeit gemeldet, die deswegen Nachſuchung werde thun laſſen. Mario und Lelio kommen dazu, und erzehlen ihnen, daß man die Schelme endlich doch ergriffen; man bringt ſie geführt, und thut ihnen kund, daß ſie ſich aufs Rudern nur gefaßt halten ſollen. Sie bitten um Gnade, ſehen aber nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit ſie zu erhalten. Auf einmal fängt Harlequin an zu ſchreyen: Feuer! Feuer! Man erſchrickt, und jeder drengt ſich, zu ſehen wo es iſt. Die Spitzbuben machen ſich den Augenblick zu Nutze, und entkommen. Sie werden verfolgt und das Theater wird wieder, wie es zu Anfange des erſten Aufzuges war. Harlequin und Scaramouche kommen in vollem Lauffe, der eine auf dieſer, und der andere auf jener Seite, herein; ſie treffen ſich, und ſagen, daß ſie ihren Feinden zwar noch glücklich entkommen, daß ſie aber allzu berühmt zu werden anfingen, und es alſo wohl nicht wagen dürften, in dem Lande länger zu bleiben; das beſte wäre wohl, wenn ſie mit einander wieder in ihr Vaterland, nach Bergamo, reiſeten. Sie gehen mit einander ab, und die Komödie hat ein Ende.

4) La Vengeance d'Arlequin, in drey Aufzügen, nach dem Entwurfe des Herrn Gandini, zum erſtenmal aufgeführt den 30 Auguſt 1747.

Perſonen. Der Doctor, Vater der Flaminia, die in dem Stücke aber nicht zum Vorſchein kömmt. Lelio, Liebhaber der Flaminia. Mario, in die Flaminia verliebt. Coraline. Pantalon, in die Coraline verliebt. Harlequin, gleichfalls in Coralinen verliebt. Scapin, Harlequins Freund und Coralinens Geliebter. Bauern. Ein Geiſt. Die Scene iſt in einem Walde, und in einem Landhauſe des Doctors, welches nicht weit davon liegt.

Erſter Aufzug. (Das Theater ſtellet einen Wald und auf der Seite ein Landhaus vor.) Mario eröffnet den Aufzug mit dem Doctor, bey dem er um ſeine Tochter Flaminia anhält. Der Doctor weigert ſich, ſie ihm zu verſprechen, weil er dem Lelio, der ſehr reich ſey, ſein Wort bereits gegeben habe. Mario verſpricht, ihn in den Beſitz eines Schatzes zu ſetzen, wenn er ihm ſeine Tochter geben wolle; der Doctor ſagt ſie ihm mit dieſer Bedingung zu, und ſie gehen mit einander ab, der Doctor den Schatz zu ſehen, und Mario, ihm denſelben zu weiſen. Coraline tritt mit dem Harlequin auf, der ihr einen jungen Haſen ſchenken will, den er auf der Jagd geſchoſſen; allein Coraline, wie ſie ſagt, liebt nichts als Rebhühner. Harlequin verſpricht, ihr welche zu bringen; und nun erklärt ſie ihm frey heraus, daß er ſich nur vergebene Mühe mache, weil ſie den Scapin bereits liebe. Harlequin ſpielt den Großſprecher, und will den Scapin umbringen, der eben dazu kömmt. Coraline geht ihm entgegen, und macht ihm tauſend Liebkoſungen, die Scapin, zu großem Verdruſſe des Harlequins nicht ungeneigt aufnimmt. Coraline ſagt zum Scapin, daß Harlequin ihr gemeinſchaftlicher Feind ſey; Scapin wirſt ihr ihre Härte gegen ſeinen Freund vor, und da Coraline hinzu ſetzt, daß ſie niemand anders als ihn, lieben und heyrathen wolle, ſo antwortet er ihr, daß er keine Luſt zum heyrathen habe. Coraline gehet ab; ſchwöret ihm einen ewigen Haß, und drohet, ſich wegen ſeiner Verachtung zu rächen. Harlequin beklagt ſich über ſein Unglück; Scapin tröſtet ihn, bietet ihm ſeinen Beyſtand an, und giebt ihm den Rath, Coralinen zu verſprechen, daß er ihn, ſie zu rächen, umbringen wolle, wenn ſie ſich entſchlöſſe, ihn zu heyrathen; ſie gehen mit einander ab. Mario kömmt mit dem Doctor wieder, dem er den Schatz gewieſen, und verſpricht ihm denſelben zu geben, ſo bald er ihn Flaminien heyrathen laſſen. Der Doctor ſagt, er ſolle auf den Abend nur zu ihm kommen, da er das nöthige mit ihm verabreden, und ihn an des Lelio Stelle annehmen wolle, den er gleichfalls, zu eben der Stunde, zu ſich beſtellt hat, und hiermit gehen ſie wieder ab. Coraline tritt abermals auf, und ſagt, daß ſie entſchloſſen ſey, den erſten den beſten zu heyrathen, der ſie an dem Scapin rächen wolle. Harlequin ſtellt ſich ihr vor, und ſie ſtößt ihn zurück; er verſpricht ihr durch Lazzis und großſprecheriſche Gebehrden, den Scapin aus dem Wege zu räumen; ſie iſt es zufrieden, ihn mit dieſem Bedinge zu heyrathen, verlangt aber vorher den Gegenſtand ihres Haſſes todt zu ſehen. Harlequin giebt ihr durch neue Lazzis zu verſtehen, daß er ſie befriedigen wolle; ſie geht ab und Scapin tritt auf. Er und Harlequin überlegen, wie ſie Coralinen hinter das Licht führen wollen. Sie wollen ſich einer gewiſſen Grube, die in dem Walde iſt, dazu bedienen, in die ſich Scapin für todt hinlegen ſoll. Scapin kriecht ſogleich in dieſe Grube, und Harlequin begiebt ſich weg. Pantalon tritt auf und ſieht ſich überall um, ob er nicht jemand wahrnehme; er ſagt, daß er an einem Orte des Waldes, auf den er weiſet, ein Käſtchen verſtecken ſehen, worinn ein Schaz ſey, und werde, wenn es Nacht geworden, ihn weghoſen. Coraline kömmt dazu; Pantalon ſpricht mit ihr von Liebe; ſie ſagt ihm aber, daß ſie keinen Alten heyrathen wolle. Nachdem ihr Pantalon das Schweigen eingebunden, gelobet er ihr, ſie zur Beſitzerin eines Schatzes zu machen, wenn ſie ihn heyrathen wolle. Auf das Wort Schatz, giebt es Coraline näher. Pantalon verſpricht, ſie in der Nacht abzuruffen, da ſie ihn denn mit einander hohlen wollten. Er geht ab, und Coraline ſieht den Harlequin ganz freudig auf ſie zu kommen; er rühmt ſich den Scapin umgebracht zu haben, und Coraline verlangt den Leichnam zu ſehen. Harlequin führt ſie an die Grube, in die ſich Scapin verkrochen; ſie will ihn heraus ziehen; Harlequin redet es ihr aus; ſie ſchimpft noch auf ihren todten Feind, und läßt es dabey bewenden. Harlequin verlangt die Erfüllung ihres Verſprechens; ſie will vorher wiſſen, ob er reich iſt; er ſagt, nein; ſie erklärt ihm, daß ihr Mann nothwendig Vermögen haben müſſe; er droht ihr, ſie gerichtlich anhalten zu laſſen, ihr Wort zu erfüllen, weil er ſein Wort erfüllt habe; ſie antwortet, daß dieſes für ihn der nächſte Weg ſey, ſich hängen zu laſſen, geht ſpöttiſch fort und läßt ihn voller Verzweiflung ſtehen. Scapin kömmt aus der Grube wieder hervor, und giebt dem Harlequin mit einer Menge Lazzis zu verſtehen, was er wegen des Schatzes gehört habe. Sie ſehen, daß es Nacht wird, und begeben ſich weg, die nöthigen Werkzeuge zu hohlen, um ſich des Schatzes zu bemächtigen und denen vorzukommen, die den nehmlichen Anſchlag darauf haben. Pantalon kömmt mit einer Schauffel, und einer Hacke; er hat Coralinen bey ſich, die ihm mit Zittern folgt, und der er Muth einzuſprechen ſucht, da ohnedem der Mond nunmehr aufgehe und ſie ſich vor nichts fürchten dürften. Das Theater verändert ſich und ſtellt einen tiefen Ort im Walde vor, der zum Theil von dem Monde erleuchtet iſt, und wo hin und wieder ein Baum ſteht. Scapin erſcheint mit einem Käſtchen, und Harlequin mit eben ſolchen Werkzeugen, als man den Pantalon geſehen; er bezeigt ſich ſehr furchtſam: Scapin ſpricht ihm Muth ein; ſie graben das Käſtchen mit dem Schatze aus, legen das andere, das ſie mitgebracht haben, an deſſen Stelle, und bedecken es mit Erde. Es erſcheint ein Geiſt, und giebt ihnen ich weis nicht was für ein

Papier, auf welchem, wie er ſagt, das Geheimniß ſtehen ſoll, wie ſie in ihrem Unternehmen glücklich ſeyn können. Nachdem ſie ſich ſehr erſchrocken bezeigt, eilen ſie mit dem Schatze, und dem Geſchenke des Geiſtes davon. An ihrer Statt treten Pantalon und Coraline auf, die das Käſtchen, welches Harlequin und Scapin für das rechte zurückgelaſſen, ausgraben; ſie eröffnen es haſtig, und es ſpringt ein Schwein heraus, das den erſchrockenen Pantalon übern Haufen rennt. Sie laufen voller Angſt davon und der erſte Aufzug iſt zu Ende.

Zweyter Aufzug. (Das Theater ſtellt zwar noch den Wald und das Landhaus vor, aber von einer andern Lage, mit einem Felſen auf der andern Seite des Hauſes) Mario erſcheint mit dem Doctor, der ihm ſein Verſprechen erneuert, und begiebt ſich fort, den Erfolg davon zu erwarten. Lelio erſcheinet gleichfalls und klopft bey dem Doctor an, der wieder ins Haus gegangen war, um ihn an ſein gegebenes Wort zu erinnern. Der Doctor kömmt, und iſt, wie er ihn erblickt, ganz verlegen; er ſagt, die bewußte Heyrath könne noch nicht ſobald zu Stande kommen, weil er noch gar keine Anſtalten dazu gemacht. Lelio ſtellt ihm die Unnöthigkeit dieſer Anſtalten vor, und da ihn der Doctor kaltſinnig verlaſſen will, ſo geht er gerade zu in das Haus hinein, und der Doctor hat nicht das Herz, ihm zu folgen. Mario kömmt dazu, und da er den Lelio zu dem Doctor hineingehen ſehen, ſo ſchließt er daraus, daß ihm dieſer nicht Wort halte, und ſagt, daß er gehen, und ſeinen Schatz an einen andern Ort bringen wolle. Der Doctor, voller Verwirrung und Mißvergnügen, begiebt ſich in ſein Haus. Coraline tritt mit dem Pantalon auf, ſie ſagt, daß er ſie betrogen habe und will ihm den Abſchied geben. Dieſer ſchwört, daß er den Räuber des Schatzes ſchon entdecken wolle; Harlequin kömmt dazu; Coraline macht ihm Liebkoſungen, dem Pantalon zum Trotze, und nennt ihn ihren kleinen Mann. Pantalon will den Harlequin prügeln; Coraline ſetzt ſich dargegen; Harlequin, da er ſieht, daß ſie ſeine Parthey nimmt, bekömmt Muth und jagt den Pantalon mit Schlägen vom Platze. Sobald der Alte fort iſt, ſtößt Coraline den Harlequin, der ſie umarmen will, von ſich, und verbirgt ihm die Urſache, warum ſie ihn ſo wohl aufzunehmen geſchienen, im geringſten nicht. Scapin, der alles mit angehört hat, und ſich während der Scene verſteckt gehalten, ſtellt ſich auf einmal zwiſchen ſie, und ſagt zu Coralinen: du ſollſt ihn doch heyrathen müſſen, du magſt wollen oder nicht. Coraline, die ihn für todt hält, erſchrickt ungemein; Harlequin ſtellt ſich, als ob er gleichfalls ſehr erſchrecke, und ſagt zu Coralinen, daß ſie ja keinen Augenblick verlieren ſolle. Sie kann ſich aber nicht entſchlieſſen, und Scapin drohet ihr, ſie bis an ihren Tod zu verfolgen, wenn ſie bey ihrer Weigerung verharre. Das Schrecken nimmt bey Coralinen zu, und da ſie Scapin anfaſſen will, und zu ihr ſagt: heyrathe ihn gleich auf der Stelle! ſo thut ſie einen groſſen Schrey und läuft davon. Harleqrin und Scapin bleiben allein, und Scapin erklärt ſeinem Freunde das Geheimniß, welches ihnen der Geiſt mitgetheilet; er läßt ihn die Worte auswendig lernen, in welchen es beſtehet, und darauf begeben ſie ſich weg. Der Doctor und Lelio treten auf; dieſer macht jenem ſehr lebhafte Vorwürfe, daß er ihm ſein Wort nicht halten wolle; er ſchwöret, ſich zu rächen und geht zornig fort. Mario, der dazu kömmt, begegnet ihm nicht beſſer, er beſchuldiget ihn, den Schatz, den er ihm gewieſen, entwendet zu haben, und verläßt ihn gleichfalls ganz wütend, mit der Drohung, daß es ihm das Leben koſten ſolle, wenn er ihm den Schatz nicht wieder heraus gäbe. Der Doctor geräth ganz auſſer ſich darüber; Pantalon kömmt dazu, und fragt ihn nach der Urſache: der Doctor vertraut ihm den Verdacht des Mario, und Pantalon vertraut ihm ſeinen, in Anſehung des Harlequins, und weiß ihn höchſt wahrſcheinlich zu machen. Der Doctor bittet den Pantalon, ihm beyzuſtehen, und ſie werden einig, ihre Leute zuſammen zu bringen, ſich des Harlequins zu bemächtigen, und ihm das Geſtändniß abzudringen; ſie gehen ab, um ſogleich zum Werke zu ſchreiten. Scapin tritt mit dem Lelio auf, den er wegen des Doctors zu beſänftigen ſucht, von welchem er, wegen der erhaltenen Beleidigung, durchaus Genugthuung haben will. Scapin verſichert ihm, daß es keiner harten Mittel bedürfen werde; Flaminia liebe ihn, und habe ihn (den Scapin) gebeten, ihrem Liebhaber beyzuſtehen; er habe es ihr verſprochen, und werde ſein Wort zu halten wiſſen. Hiermit führt er ihn mit ſich fort; die zwey Alten treten mit einander auf, haben verſchiedne Bauren bey ſich und ſcheinen den Harlequin zu ſuchen. Coraline erſcheint; ſie iſt von ihrem Schreck noch nicht wieder zu ſich gekommen, und erzehlet ganz laut, daß Harlequin ihr zu Liebe, und weil ſie ihm Hoffnung gemacht, ihn zu heyrathen, den Scapin umgebracht habe; itzo habe ſie keinen Augenblick Ruhe, und werde ohne Unterlaß bald von dem Mörder, bald von dem Schatten des Ermordeten verfolgt. Dieſe Rede macht dem Doctor Hoffnung, den Harlequin wegen aller ſeiner Verbrechen bald beſtraft zu ſehen, und Pantalon naht ſich Coralinen, mit Bitte, ihm doch näher zu erklären, was ſie itzt von dem Scapin geſagt habe. Ueber den Namen Scapin, und bey der unvermutheten Erblickung des Pantalon, erhebt Coraline ein groſſes Geſchrey und läuft davon. Der Doctor und Pantalon bleiben und ſagen, daß ſie ihr möglichſtes thun müßten, den Harlequin zu finden; in dem Augenblicke hören ſie die Stimme deſſen, den ſie ſuchen; gleich darauf erblicken ſie ihn; der Doctor, Pantalon und ihre Gehülfen verfolgen ihn und wünſchen ihm höhniſch zu dem gefundenen Schatze Glück; er macht verſchiedene Lazzis und leugnet es nicht ab; man will ihn zwingen, ſich zu ergeben; er rettet ſich hinter einen Felſen, und ſeine Feinde, die ihn nicht wollen entkommen laſſen, ſind nicht wenig beſtürzt, da ſie ſtatt ſeiner nichts als einen Affen finden, der auf ſie zuſpringt und ſie in die Flucht treibt. Dieſes muß für eine Wirkung des Geheimniſſes angeſehen werden, das der Geiſt ihn und den Scapin gelehrt. Dieſer Affe beſchließt den zweyten Aufzug, ſo wie das Schwein den erſten beſchloſſen.

Dritter Aufzug. (Das Theater wird wieder, wie es zu Anfange des erſten Aufzuges war) Pantalon und der Doctor fangen den dritten Aufzug an; ſie ſind noch ganz erſchrocken, und ſagen, daß Harlequin ganz gewiß ein Zauberer ſeyn müſſe. Scapin kömmt, und ſtellt ſich, ohne ein Wort zu ſagen, zwiſchen die beyden Alten, welches ihnen eine groſſe Furcht einjaget, weil ſie ihn auf das Wort der Coraline wirklich für todt halten. Scapin bringt ſie aus dem Irrthume, und da ſie dem Harlequin die Entwendung des Schatzes Schuld geben, ſo verſpricht er, daß ſie ihn wieder finden ſollen, aber mit der Bedingung, daß der Doctor nicht mehr daran denken ſoll, ſeine Tochter an den Mario zu verheyrathen, der ohnedem Händel genug bekommen werde, da er bey den Gerichten verſchiedentlich angegeben werden, daß er mehr als einem Frauenzimmer, mit welchem er es gehalten, die Ehe verſprochen habe. Scapin verſichert, daß er ſelbſt mit den Leuten geſprochen, die wider den Mario zeugen würden, und erbietet ſich ſogar, ſie zu dem Doctor zu bringen, wenn er es haben wolle. Der Doctor faſſet ihn beym Worte, geht mit dem Pantalon herein, und Scapin bleibt allein auf der Bühne. Lelio kömmt; Scapin ſagt ihm, daß es gut ſeyn werde, wenn er ſich in einem Augenblicke bey dem Doctor einfände, weil Harlequin daſelbſt, ſo wie ſie es mit einander abgeredet, in verſchiedener Geſtalt verſchiedene Zeugniſſe wider den Mario ablegen werde. Scapin ſagt hierauf dem Lelio etwas ins Ohr, und ſie gehen mit einander zu dem Doctor hinein. Das Theater verändert ſich, und ſtellet das Zimmer in dem Hauſe dieſes letztern vor. Man ſiehet den Herrn des Hauſes, nebſt dem Pantalon und dem Scapin hereintreten, der ihm eine Liſte von den Zeugen giebt, und abtritt, ſie hereinzubringen. So wie ſie nun Pantalon, die Liſte in der Hand, ruft, ſo kommen ſie einer nach dem andern herein, oder vielmehr kömmt Harlequin zu verſchiedenen malen unter verſchiedenen Verkleidungen herein. (Dieſe Verkleidungen müſſen als eine neue Wirkung des von dem Geiſte mitgetheilten Geheimniſſes betrachtet werden.) Das Verhör wird von dem Mario unterbrochen, der eben; als Scapin abtritt, um den Harlequin unter einer neuen Geſtalt wieder hereinzubringen, mit Coralinen dazu kömmt, und den Doctor, ohngeachtet ihn dieſes Mädchen zurück zu halten geſucht, umbringen will. Lelio erſcheinet, und nimmt die Vertheidigung des Doctors über ſich, der nunmehr Muth faßt, und dem Mario Schuld giebt, daß er ſich ja bereits mit mehr als einem Frauenzimmer verſprochen habe. Mario leugnet es, und Pantalon ſagt, daß man ihn leicht überzeugen könne, wenn man ihm die Zeugen vorſtellte, die Scapin vorgeführt habe. Coraline ſagt, daß dieſes nicht möglich ſeyn könne, weil Scapin todt ſey; der Doctor benimmt ihr ihren Irrthum, und ruft den vermeinten Todten, ihn mit dem Mario zu confrontiren. Anfangs ſcheinet Scapin ein wenig betroffen, er faßt ſich aber bald wieder, und klagt den Mario an, der ihn dafür umbringen will. Harlequin kömmt eben zu rechter Zeit dazwiſchen, ſeinen Freund aus der Verlegenheit zu reiſſen; er bezaubert den Mario und macht ihn unbeweglich, welches abermals eine Wirkung von dem Schutze des Geiſtes iſt. Endlich verſpricht Harlequin die Helfte des Schatzes wieder herauszugeben, deſſen Verluſt den Mario ſo ſehr aufgebracht, aber mit dem Bedinge, daß man die andere Hälfte ihm und dem Scapin laſſe, und daß Coraline ihn, ſo wie Flaminia den Lelio heyrathe. Er droht ihnen allen, daß den, der ſich ſeinem Willen nicht ſogleich unterwerffen wolle, die Geiſter, die ihm zu Gebothe ſtünden, durch die Luft mit ſich fortführen ſollten. Man kann leicht denken, daß niemand Luſt haben wird, ſich dieſer Gefahr auszuſetzen; man geht daher alles ein; der Doctor erfüllt ſein erſtes dem Lelio gethanes Verſprechen, und giebt ihm ſeine Tochter Flaminia; Coraline entſagt dem Scapin, und heyrathet den Harlequin, und die Komödie iſt aus.

5) La Vengeance de Scaramouche; in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des Herr Gandini, zum erſtenmal aufgeführt den 13. Sept. 1745.

Perſonen. Der Marquis. Der Doctor, Vater der Flaminia. Flaminia, mit dem Marquis verſprochen. Silvia. Lelio, Vetter der Silvia, und Liebhaber der Flaminia. Pantalon, Haushofmeiſter des Marquis und in Coralinen verliebt. Coraline und Harlequin, Bediente des Marquis. Scaramouche, ein anderer Bediente des Marquis und Liebhaber der Coraline. Verſchiedene andere Bediente. Ein Genius, und zwey Geſpenſter. Die Scene iſt in einer Stadt in Italien, und einem nahgelegenen Walde.

Erſter Aufzug. (Das Theater ſtellt ein Zimmer in dem Schloſſe des Marquis vor.) Pantalon eröffnet den erſten Aufzug mit dem Harlequin und Scaramouche. Er befiehlt dieſem lezteren, mit den Anſtalten zur Hochzeit zu eilen, weil der Marquis mit der Perſon, die er heyrathen ſolle, angekommen ſey. Scaramouche geht ab, und Pantalon befiehlt dem Harlequin, den Hegereitern des Marquis zu ſagen, daß ſie aufs geſchwindeſte einen Vorrath von Wildpret auf das Schloß bringen ſollen. Sie gehen mit einander ab, und an ihrer Statt treten Coraline und Scaramouche, ihr Liebhaber, auf. Coraline erzehlt dieſem, daß man ihr die Flaminia, die Tochter des Doctors und künftige Gemahlin des Marquis zur Aufſicht anvertrauet, und daß ſie die Stelle einer Oberaufſeherin bey ihr bekleiden werde. Scaramouche bezeigt ihr ſeine Eiferſucht in Anſehung des Harlequins und des Pantalons; ſie findet Mittel ihn zu beruhigen; er verläßt ſie und Harlequin kömmt an ſeiner Statt; er macht der Coraline Liebkoſungen, die ſich darüber aufhält; der Haushofmeiſter kömmt dazu, und thut, als ob er der Coraline etwas zu ſagen habe, heißt ſeinen Nebenbuhler abtreten, und wird befolgt. Coraline thut, als ob ſie ihn ſehr liebenswürdig fände, und erhält von ihm ein Käſtchen mit Silber. Harlequin, der ſie belauſcht hat, kömmt wieder herein, und drohet, dem Herrn des Hauſes alles wieder zu ſagen; Pantalon aber verdammet ihn zu Waſſer und Brod, und er geht weinend fort. Sobald er weg iſt, umarmt Pantalon Coralinen, und wird abermals von dem Scaramouche betroffen, der ihnen harte Vorwürfe macht; Scaramouche und der Haushofmeiſter werden mit einander handgemein, und Coraline läuft davon. Der Marquis kömmt auf den Lerm dazu, läßt ſich die Urſache ihrer Schlägerey erzehlen, giebt dem Scaramouche Unrecht und befiehlt ihm, abzutreten. Scaramouche geht, mit drohenden Gebehrden gegen den Pantalon, ab, und mit dieſem begiebt ſich der Marquis auch bald weg, nachdem er ihm vorher alles anzuwenden befohlen, daß ſein Hochzeitfeſt ja recht prächtig werde. Harlequin und Scaramouche kommen wieder auf die Bühne; der erſte weinet, weil er, wie er ſagt, bereits vor Hunger ſterbe; der andere weinet über die Untreue ſeiner Geliebten, und flucht auf ſeinen Nebenbuhler und auf ſeinen Herrn. Sie geloben einander wechſelsweiſe Dienſte, geben ab und der erſte Aufzug iſt zu Ende.

Zweyter Aufzug. (Das Theater ſtellet einen Wald vor, in welchem man ein Grabmahl erblickt) Scaramouche, um ſich an ſeinem Nebenbuhler dem Pantalon, und an ſeinem Herrn, der ihn in Schutz genommen, zu rächen, kömmt einen

Geiſt um Rath zu fragen, der, wie man ihm geſagt hat, ſeine Wohnung in dem Grabmahle habe, das ſich in dem nahgelegenen Walde befindet. Der Geiſt erſcheint, verſpricht ihm zu helfen, ſchenkt ihm zwey Taliſmans, oder bezauberte Ringe, deren Eigenſchaften er ihm erkläret, und verſchwindet. Das Theater ändert ſich, und ſtellt das Innere der Stadt vor. Man erblickt die Silvia mit ihrem Vetter, dem Lelio. Silvia, ob ſie gleich als Mannsperſon verkleidet iſt, fürchtet dennoch ſehr, der Marquis möchte ſie erkennen, ehe ſie den Anſchlag, den ſie im Sinne habe, ausgeführt. Sie giebt vor, auf ſein Herz und ſeine Hand einen Anſpruch zu haben, und kömmt ihres Theils, ſeine vorhabende Heyrath zu verhindern. Lelio, der ſich in Flaminien verliebt hat, hat ſich gleichfalls vorgenommen, ſie nicht ſo ruhig vollziehen zu laſſen. Die zwey Neuangekommenen treffen unter Wegens den Scaramouche, der den Lelio erkennt, ihn anredet und fragt, wer ſein Reiſegefährte ſey. Lelio antwortet, es ſey ein Goldſtücker, den er bey dem Marquis in Dienſte bringen wolle. Scaramouche, dem einer von ſeinen Talismans, deſſen er ſich ſtatt eines Ringes bedient, die Wahrheit entdeckt, giebt dem Lelio zu verſtehen, daß er ſich nichts aufheften laſſe, verſpricht aber ihm und der Silvia ſeine Dienſte und ſteckt ihr ſeinen zweyten Talismann an den Finger, der den Marquis ſie zu erkennen verhindern werde. Hierauf führt er ſie mit ſich fort, ſie ſeinem Herrn als geſchickte Stücker vorzuſtellen, die ihm ihre Dienſte anbieten wollten. Der Doctor tritt mit dem Pantalon auf, der ihm wegen der bevorſtehenden Heyrath ſeiner Tochter Glück wünſcht. Der Doctor zeiget ihm die Juwelen, die er der jungen Frau beſtimme, und auf die neueſte Manier habe faſſen laſſen. Scaramouche kömmt als ein Bettler, der nur einen Arm hat, dazu, und bittet ſie um eine Gabe; er verläßt ſie nach verſchiednen Lazzis, und der Doctor und Pantalon gehen ihren Weg nach dem Schloſſe des Marquis. Das Theater ändert ſich und ſtellt wie in dem erſten Aufzuge ein Zimmer in dieſem Schloſſe vor, wo man den Herrn des Hauſes mit ſeiner Braut in Unterredung erblickt; er fragt ſie um die Urſache ihrer Melancholie; ſie antwortet, daß ſie dieſe Urſache ſelbſt nicht wiſſe, und verläßt ihn. Scaramouche tritt herein und meldet zwey berühmte Geldſtücker bey dem Marquis, die der Ruf von ſeiner Pracht und bevorſtehenden Vermählung hergelockt. Der Marquis befiehlt ſie hereinzubringen; Scaramouche geht deswegen ab, und kömmt mit ihnen wieder zurück. Der Marquis nimmt ſie in ſeine Dienſte, und befiehlt dem Scaramouche, ihnen ein Zimmer anzuweiſen, worauf ſie Scaramouche mit ſich abführt. Der Doctor kömmt, und will dem Marquis die Juwelen zeigen, die er ſeiner Tochter geben wolle, kann ſie aber nicht finden. Pantalon, der mit ihm zugleich gekommen iſt, vermißt desgleichen ſeinen Beutel, und da ſie ſich des einhändigen Bettlers erinnern, ſo argwohnen ſie mit Grund, daß er ihnen die Juwelen und den Beutel geſtohlen habe. Der Marquis tröſtet ſich dieſes Zufalls wegen ſehr leicht, und ſagt, daß es ſeiner Frau darum an Juwelen nicht fehlen ſolle. Harlequin kömmt, und meldet weinend, daß der Schneider in dem Zimmer der Flaminia ſey; der Marquis fragt ihn, warum er weine; er erzehlt ſeine Begebenheit; Pantalon ſagt dem Herrn, daß er ein Taugenichts ſey, der ſich beſtändig betrinke, und ſeine Strafe haben müſſe. Harlequin macht verſchiedne Lazzis, ſeinen Hunger auszudrücken, und bewegt endlich den Herrn zum Mitleiden, daß er ihm zu eſſen zu geben befiehlt. Harlequin fährt mit ſeinen Lazzis fort, ſie ſind aber nunmehr von einer andern Art und drücken nichts als Freude aus; er ſpringt dem Marquis um den Hals; der Marquis ſtehet auf, ſich ſeiner unbequemen Umarmungen zu entwehren; Harlequin verdoppelt ſie, und folgt ihm nach; und Pantalon und der Doctor folgen dem Harlequin gleichfalls. Coraline erſcheinet und ſucht den Vorwürfen und der Verfolgung des Scaramouche auszuweichen; er tritt mit ihr zugleich auf, und da ſie ſieht daß ſie ihn nicht verhindern kann, mit ihr zu reden, ſo faßt ſie den Anſchlag ihn zu überſchreyen, um ihn wenigſtens ſo zum Stillſchweigen zu bringen. Auf einmal erſcheinet der Geiſt, der dem Scaramouche ſeinen Schutz verſprochen hat, mitten unter ihnen, und droht ſie wegen ihrer Buhlerey und Frechheit zu ſtrafen. Coraline, und Scaramouche ſelbſt, erſchrecken über dieſe unvermuthete Erſcheinung und laufen davon, womit ſich der zweyte Aufzug beſchließt.

Dritter Aufzug. Der Marquis kömmt mit dem Pantalon, und ſagt zu ihm, da die Hochzeit noch den Abend vor ſich gehen ſolle, ſo ſey es Zeit, daß er die Leute, welche die Anſtalten dazu machen helfen, bezahle; er ſolle ſie alſo, einen nach dem andern ruffen laſſen, und ihnen ihren bedungenen Lohn geben; er ſolle keinem, ſetzet der Marquis hinzu, etwas abziehen, ſondern ihnen vielmehr noch etwas zulegen, damit ſie Theil an ſeiner Freude hätten. Er geht ab und Coraline kömmt und zanket mit dem Harlequin, der einen Kapaun entwendet; Pantalon befiehlt dieſem Vielfraſſe, den Arbeitsleuten zu ſagen, daß ſie ihren Lohn hohlen ſollen; und zugleich heißt er ihm, in der Stube, wo er ihn ihnen austheilen wolle, alles zurecht zu machen. Harlequin geht ab, und läßt dem Haushofmeiſter und ſeiner Lieblingin alle Freyheit, einander Liebkoſungen zu machen; ſie machen ſich den Augenblick auch wohl zu Nutze, und gehen bald darauf ab. Das Theater verändert ſich, und ſtellt eine Stube mit einem Kleiderſchranke vor; Harlequin iſt beſchäftiget, alles in Ordnung zu bringen; der Haushofmeiſter kömmt und befiehlt dem Harlequin, die Arbeitsleute herein zu bringen; Harlequin bringt den Scaramouche unter verſchiednen Geſtalten herein und dieſer empfängt alſo, unter Springen und Singen, einzig und allein, was Pantalon unter eine groſſe Anzahl von Perſonen auszutheilen glaubt, womit ſich der dritte Aufzug endet.

Vierter Aufzug. (Das Theater wird wieder, wie es zu Anfange des erſten Aufzuges war) Pantalon ſchlägt Coralinen vor, ſie aus den Dienſten des Marquis zu bringen und ſie zu heyrathen, ſie iſt es zufrieden und Pantalon geht ab. Scaramouche, der alles mit angehört hat, kömmt und verlanget den Vorzug, mit dem Zuſatze, daß er bald eben ſo reich als ſein Mitbuhler ſeyn werde; er verträgt ſich mit ihr, umarmt ſie, und geht mit ihr ab. Der Doctor und der Marquis erſcheinen; der Schwiegervater hinterbringt ſeinem Schwiegerſohne, daß Flaminia geſchworen habe, ihn nicht eher zu heyrathen, als bis ſie eine Gnade von ihm erlangt; der Marquis zeigt ſich geneigt, ihr alles zu gewähren, und der Doctor ruft ſeine Tochter. Flaminia kömmt, und ſagt dem Marquis, daß ein Frauenzimmer von

Stande ihre Zuflucht zu ihr genommen, damit er ihr mit ſeinem Anſehen wider einen Mann beyſtehen möge, den ſie verklagen wolle, weil er ſie zu heyrathen geſchworen und nun ſein Wort zu halten ſich weigere; ſie ſetzt hinzu, die Gnade, die ſie von ihm verlange, beſtehe darinn, ſich dieſer unglücklichen Perſon anzunehmen. Der Marquis verſpricht alles, was man von ihm begehrt und geht mit Flaminien und dem Doctor ab. Das Theater verändert ſich und ſtellt das Zimmer der Coraline vor; ſie ſitzt an einem Tiſche, und hat neben ſich einen groſſen Koffer ſtehen, und unterhält ſich mit dem Scaramouche. Pantalon läßt ſich an der Thüre vernehmen, und verlangt herein gelaſſen zu werden; Scaramouche verſteckt ſich in den Koffer; Coraline macht dem Pantalon die Thüre auf, der ſehr vergnügt darüber iſt, daß er mit ihr auf einen ſo guten Fuß ſtehe. Scaramouche läßt ſich ſehen; Pantalon erſchrickt und thut einen lauten Schrey; Scaramouche kömmt ganz aus dem Koffer heraus; dieſer macht drohende, jener erſchrokene und furchtſame Lazzis; es erſcheinen auf Befehl des Scaramouche zwey Geſpenſter; Pantalon läuft aus allen Kräften davon; Scaramouche verfolgt ihn, und ſo iſt der vierte Aufzug zu Ende.

Fünfter Aufzug. (Das Theater wird abermals, ſo wie es zu Anfange des erſten Aufzuges war.) Scaramouche fängt mit Coralinen den fünften Aufzug an, und ſagt ihr, daß der Augenblick ihres Glücks nahe ſey, und daß die Dienſte, die er der Silvia und dem Lelio erwieſen, gnugſam belohnet werden würden, ſo daß ſie es nicht werde bereuen dürfen, ihm den Pantalon aufgeopfert zu haben; er fügt hinzu, daß ihm Flaminia beyzuſtehen verſprochen, und daß ſie bereits wiſſe, was ſie zu thun habe. Pantalon kömmt dazu und ruft dem Scaramouche, der ſich davon macht, nach: Halt! Der Marquis kömmt dazu; Pantalon klagt den Scaramouche wegen Zauberey an; Scaramouche leugnet es nicht ab, ſondern geſteht alles freymüthig zu. Der Doctor und Flaminia erſcheinen mit Silvien, die ſich das Geſicht mit einem Flore verdeckt hat. Silvia erinnert den Marquis an das Verſprechen, das er der Flaminia ihretwegen gethan, und bittet ihn, ſie zu den Richtern zu führen, bey welchen ſie ihren Ungetreuen verklagen wolle. Der Marquis verſpricht ihr aufs neue eidlich, ſein Beſtes zu thun, daß man ihr ſchleunige Gerechtigkeit widerfahren laſſe; und nun entdeckt ſie ſich; er erkennt ſie, und bleibt ganz verwirrt. Endlich wird alles beygelegt; er erbietet ſich, ſie zu heyrathen, und Lelio heyrathet die Flaminia. Man höret hinter dem Theater ein groſſes Lermen; alle Bedienten des Hauſes, die von den Geſpenſtern, welche dem Scaramouche zu Gebothe ſtehen, beunruhiget worden, kommen, bey ihrem Herrn Hülfe zu ſuchen; Scaramouche verſpricht ihnen Ruhe zu ſchaffen, nachdem ihn Coraline zu heyrathen verſprochen, und die Komödie iſt aus.

Vermiſchte Schriften des Hrn. Chriſtlob Mylius, geſammelt von Gotthold Ephraim Leßing.

1754.

Vorrede.

Es würde ſchwer zu beſtimmen ſeyn, ob Herr Chriſtlob Mylius ſich mehr als einen Kenner der Natur, oder mehr als einen witzigen Kopf bekannt gemacht habe, wenn nicht die letzten Unternehmungen ſeines Lebens für das erſtere den Ausſchlag geben müßten. Sein Beſtreben war allezeit, dieſen gedoppelten Ruhm zu verbinden, den nur diejenigen für widerſprechend anſehn, welche die Natur entweder zu plump oder zu leicht gebildet hat.

Ich war verſchiedene Jahre hindurch einer ſeiner vertrauteſten Freunde, und jetzt bin ich ſein Herausgeber geworden; zwey Titel, die mir hinlängliche Erlaubniß geben könnten, mich weitläuftig in ſein Lob einzulaſſen, wenn ich mir nicht ein Gewiſſen machte, denjenigen im Tode zu ſchmeicheln, welcher mich nie in ſeinem Leben als einen Schmeichler gefunden hat.

Mit dieſem Vorſatze würde ich eine ſehr kurze und kahle Vorrede machen müſſen, wenn ich nicht, zum Glücke, eine kleine Folge von Briefen in Bereitſchaft hätte, durch welche zum Theil dieſe Sammlung vermiſchter Schriften iſt veranlaſſet worden. Sie ſind an einen Freund geſchrieben, welcher den Hrn. Mylius nur bey dem letzten Geräuſche, welches er machte, recht kennen lernte. Ich beſtimmte ſie zwar nur für zwey Augen; da ich aber niemals gern für zwey Augen etwas zu ſchreiben pflege, welches nicht allenfalls tauſend Augen leſen dürften: ſo mache ich mir kein Bedenken, ſie dem Leſer vorzulegen. Er wird alles darinnen finden, was ihn in den Stand ſetzen kann, von den folgenden proſaiſchen und poetiſchen Aufſätzen, zugleich auch von allen übrigen Schriften des Hrn. Mylius, ein richtiges Urtheil zu fällen. Sie bedürfen keiner weitern Einleitung.

Erſter Brief.

Vom 20. März 1754.

Ja, mein Herr, die Nachricht iſt gegründet; Herr Mylius iſt zwiſchen dem 6ten und 7ten dieſes in London geſtorben. Ich nehme Ihr Beyleid, welches Sie mir in dieſem Falle bezeugen wollen, an. Sie kennen mich zu wohl, als daß Sie mir bey dieſem Verluſte nicht alle die Empfindlichkeit zutrauen ſollten, deren ein zur Freundſchaft gemachtes Herz fähig iſt. Es macht einen ganz beſondern Eindruck auf mich, ihn nunmehr in einer Welt zu wiſſen, die etwas mehr und etwas anders als die See, von der unſrigen trennet. Die Art, mit welcher ich von ihm Abſchied nahm, war eine Beurlaubung auf einige flüchtige Tage, und kein Abſchied, ſo gewiß bildete ich mir ein, ihn wieder zu ſehen. Ich ſpottete über die, welche ihm gar zu gern das Herz ſchwer gemacht hätten.

Wohin, wohin treibt dich mit blutgen Sporen,
Die Wißbegier, dich, ihren Held!
Du eilſt, o Mylius! im Auge feiger Thoren,
Zur künftgen, nicht zur neuen Welt.

So redete ich ihn in einem kleinen Gedichte, noch wenige Tage vor ſeiner Abreiſe, an. Aber ach, die Vermuthung dieſer feigen Thoren iſt richtiger geweſen, als meine Hoffnung! Und gleichwohl war ſie auf die Kenntniß ſeines Körpers, den ich nie einer merklichen Unbäßlichkeit unterworfen geſehen hatte, und auf das Urtheil erfahrner Leute gebauet, welche eben die Reiſen gethan hatten, die er zu thun Willens war, und die darauf ſchworen, daß er das vollkommne Anſehen eines guten Seefahrers habe. Sagen Sie mir, möchte man nicht die Luſt verlieren, ſich auf irgend etwas ſchmeichelhaftes, das noch nicht gänzlich in unſerer Gewalt iſt, mehr Rechnung zu machen? Wäre es nicht beſſer, wenn man auf gut ſtoiſch in den Tag hinein lebte, und das Künftige das für uns ſeyn ließe, was es in der That iſt; nichts? ⸗ ⸗ Zwar die Herren, welche ihm den Tod prophezeyten, haben doch nicht recht prophezeyt, obgleich dasjenige, was ſie prophezeyten, eingetroffen iſt. Die See und Amerika war das, wofür er ſich fürchten ſollte; England war es nicht. Eine Reiſe nur von etliche tauſend Meilen ſollte ihm tödlich ſeyn; und ich kann noch immer behaupten, daß ſie es ihm nicht würde geweſen ſeyn, wenn er nicht vorher geſtorben wäre ⸗ ⸗ So viel iſt gewiß, er hat ſie nicht thun ſollen. Wenn ich von den allweiſen Einrichtungen der Vorſehung weniger ehrerbiethig zu reden gewohnt wäre, ſo würde ich keck ſagen, daß ein gewiſſes neidiſches Geſchick über die deutſchen Genies, welche ihrem Vaterlande Ehre machen könnten, zu herrſchen ſcheine. Wie viele derſelben fallen in ihrer Blüthe dahin! Sie ſterben reich an Entwürfen, und ſchwanger mit Gedanken, denen zu ihrer Größe nichts als die Ausführung fehlt. Sollte es aber wohl ſchwer ſeyn, eine natürliche Urſache hiervon anzugeben? Wahrhaftig ſie iſt ſo klar, daß ſie nur derjenige nicht ſieht, der ſie nicht ſehen will. Nehmen ſie an, mein Herr, daß ein ſolches Genie in einem gewiſſen Stande gebohren wird, der, ich will nicht ſagen, der elendeſte, ſondern nur zu mittelmäßig iſt, als daß er noch zu der ſo genannten güldnen Mittelmäßigkeit zu rechnen wäre. Und Sie wiſſen wohl, die Natur hat einen Wohlgefallen daran, aus eben dieſem immer mehr große Geiſter hervor zu bringen, als aus irgend einem andern. Nun überlegen Sie, was für Schwierigkeiten dieſes Genie, in einem Lande als Deutſchland, wo faſt alle Arten von Ermunterungen unbekannt ſind, zu überſteigen habe. Bald wird es von dem Mangel der nöthigſten Hülfsmittel zurück gehalten; bald von dem Neide, welcher die Verdienſte auch ſchon in ihrer Wiege verfolgt, unterdrückt; bald in mühſamen und ſeiner unwürdigen Geſchäften entkräftet. Iſt es ein Wunder, daß es nach aufgeopferten Jugendkräften dem erſten ſtarken Sturme unterliegt? Iſt es ein Wunder, daß Armuth, Aergerniß, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper ſiegen, der ohnedem ſchon der ſtärkſte nicht iſt, weil er kein Körper eines Holzhackers werden ſollte? Und glauben Sie mir, mein Herr, in dieſem Falle war unſer Mylius, oder es iſt nie einer darinne geweſen. Er ward in einem Dorfe gebohren, wo er gar bald mehr lernen wollte, als man ihn daſelbſt lehren konnte. Er ward von Aeltern gebohren, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Urſache ſtudiren zu laſſen, als daß er einmal, nach der Weiſe ſeiner Väter, von einer geſchwind erlernten Brodwiſſenſchaft leben könne. Er kam auf eine Schule, die ihn kaum zu dieſer Brodwiſſenſchaft vorbereiten konnte. Er kam auf eine Akademie, wo man beynahe nichts ſo zeitig lernt, als ein Schriftſteller zu werden. Er fiel einem Manne in die Hände, welcher durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu ſeinem Vorfechter zu machen wußte. Er beſaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und ſeine Umſtände zwangen ihn, ſich dieſe Leichtigkeit mehr zu Nutze zu machen, als es dem Vorſatze ein Dichter zu werden zuträglich iſt. Er ſchrieb, und die grauſame Verbindlichkeit, daß er viel ſchreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er ſeiner liebſten Wiſſenſchaft, der Kenntniß der Natur, mit beſſern Nutzen hätte weihen können. Er verließ endlich die Akademie, und begab ſich an einen Ort, wo es ihm mit ſeiner Gelehrſamkeit beynahe wie denjenigen ging, die von dem, was ſie einmal erworben haben, zehren müſſen, ohne etwas mehrers dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute ſagten, daß man ſich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen laſſen. Er wollte und ſollte reiſen; er reiſete auch, allein er reiſete auf fremder Leute Gnade; und was folgt auf fremder Leute Gnade? Er ſtarb. = = Ja, mein Herr, das iſt ſein Lebenslauf. Ein Lebenslauf, ohne Zweifel, in welchem das Ende das unglücklichſte nicht iſt. Und doch behaupte ich, daß er mehr darinne geleiſtet hat, als tauſend andere in ſeinen Umſtänden nicht würden geleiſtet haben. Der Tod hat ihn früh, aber nicht ſo früh überraſcht, daß er keinen Theil ſeines Namens vor ihm in Sicherheit hätte bringen können. Hiermit tröſte ich mich noch; noch mehr aber mit der gewiſſen Ueberzeugung, daß er in einer vollkommen philoſophiſchen

Gleichgültigkeit wird geſtorben ſeyn. Seine Meinungen, die er von dem Zuſtande der abgeſchiedenen Seelen hatte,* haben es nicht anders zulaſſen können. Es iſt wahr, er ward in einem großen Vorhaben geſtört, aber nicht ſo, daß er es ganz und gar hätte aufgeben dürfen. Sein Eifer, die Werke der Allmacht näher kennen zu lernen, trieb ihn aus ſeinem Vaterlande. Und eben dieſer Eifer führt ſeine entbundene Seele nunmehr von einem Planeten auf den andern, aus einem Weltgebäude in das andre. Er gewinnet im Verlieren, und iſt vielleicht eben jetzt beſchäftiget mit erleuchteten Augen zu unterſuchen, ob Newton glücklich gerathen, und Bradley genau gemeſſen habe. Eine augenblickliche Veränderung hat ihn vielleicht Männern gleich gemacht, die er hier nicht genug bewundern konnte. Er weis ohne Zweifel ſchon mehr, als er jemals auf der Welt hätte begreifen können. Alles dieſes hat er ſich in ſeinem letzten Augenblicke gewiß zum voraus vorgeſtellt, und dieſe Vorſtellungen haben ihn beruhiget, oder es ſind keine Vorſtellungen fähig, einen ſterbenden Philoſophen zu beruhigen = = Ich will aufhören, Sie mit dieſen traurigangenehmen Ideen zu beſchäftigen. Ich will aufhören, um mich ihnen deſto lebhafter überlaſſen zu können. Es iſt bereits Mitternacht, und die herrſchende Stille ladet mich dazu ein. Leben Sie wohl.

Zweyter Brief.

Vom 3. April.

Ich ſoll Ihnen, mein Herr, einige Nachricht von den Schriften des Hrn. Mylius, welche Sie noch nicht kennen, und unter dieſen beſonders von denen ertheilen, in welchen er ſich als einen ſchönen Geiſt hat zeigen wollen? Mit Vergnügen. Aber erlauben Sie mir, daß ich Sie vorher an eine kleine Anmerkung erinnern darf. Ein gutes Genie iſt nicht allezeit ein guter Schriftſteller, und es iſt oft eben ſo unbillig einen Gelehrten nach ſeinen Schriften zu beurtheilen, als einen Vater nach ſeinen Kindern. Der rechtſchaffenſte Mann hat oft die nichtswürdigſten, und der klügſte die dümmſten; ohne Zweifel, weil dieſer nicht die gelegenſten Stunden zu ihrer Bildung, und ſener nicht den nöthigen Fleiß zu ihrer Erziehung angewendet hat. Der geiſtliche Vater kann oft in eben dieſem Falle ſeyn, beſonders wenn ihn äußerliche Umſtände nöthigen, den Gewinnſt ſeine Minerva, und die Nothwendigkeit ſeine Begeiſterung ſeyn zu laſſen. Ein ſolcher iſt alsdann meiſtentheils gelehrter als ſeine Bücher, anſtatt daß die Bücher derjenigen, welche ſie mit aller Muſſe und mit Anwendung aller Hülfsmitttel ausarbeiten können, nicht ſelten gelehrter als ihre Verfaſſer zu ſeyn pflegen = = Nun laſſen Sie mich anfangen. Aber wo wollen Sie, daß ich anfangen ſoll? = = Das erſte, was unter ſeinem Namen gedruckt ward, war eine Ode auf die Schauſpielkunſt, oder vielmehr eine Ode auf die Verdienſte des Hrn. Prof. *Gottſcheds* um die Schauſpielkunſt. Ihr Inhalt gab ihr ein Recht auf eine Stelle in den *Beluſtigungen*, die ſie in dem ſechſten Bande derſelben fand. Ich nenne ſie eine Ode, weil ſie Herr *Mylius* ſelbſt ſo nennt, und ein Verfaſſer ohne Zweifel ſeine Geburten nennen kann, wie er will. Was halte ich mich dabey auf? Er hat ſie nach der Zeit ſelbſt verachtet, und die letzte Strophe ziemlich boshaft parodieren helfen, wie Sie es in dem erſten Theile des *Liebhabers der ſchönen Wiſſenſchaften* finden können. So geht es faſt immer, wenn man Leute von zweydeutigen Verdienſten allzuſehr erhebt, ehe man ſie näher unterſucht hat. Man ſchämt ſich endlich, daß man ſich bloß gegeben hat, und will allzuſpät durch eben ſo übertriebene Beſchimpfungen die Lobſprüche vertilgen, die uns bereits lächerlich gemacht haben. Auf dieſe Ode folgten ſeine *Betrachtungen über die Majeſtät Gottes*, welche aus einer oratoriſchen Uebung entſtanden waren, mit der er ſich in der vertrauten Rednergeſellſchaft gezeigt hatte. Er fügte in der Umſchmelzung, die natürliche Erklärung des Wunders mit dem Sonnenzeiger Ahas hinzu, welche mehr Aufſehen machte, als ſie verdiente. Sie wiſſen, daß der Herr Inſpector *Burg* ſich alle Mühe gegeben hat, ſie zu widerlegen. Ich, meines Theils, habe ſie allezeit bloß wegen der Dreiſtigkeit des Herrn *Mylius* bewundert. Der Einfall war nicht ſein, ſondern der Recenſent der *Parentſchen* Unterſuchungen in den Actis Eruditorum hatte ihn bereits gehabt. Allein was dieſer als einen flüchtigen Gedanken, der keine

---

* Man ſehe in dieſen vermiſchten Schriften. S. 146.

Billigung verdiene, vorgetragen hatte, das trug unſer Schriftſteller grade weg, als eine Wahrheit vor. Und ſo iſt es auch ſchon recht! Ernſthafte geſetzte Männer müſſen zweifeln; und wir, wir jungen Gelehrten, müſſen entſcheiden. Wer würde es auch ſonſt wagen, gebilligten Meinungen die Stirne zu biethen, wenn wir es nicht wären, die wir noch alle unſer Feuer beyſammen haben? : : Sie finden dieſe Betrachtungen, mein Herr, in eben dem angeführten Bande der Beluſtigungen; ſie enthalten überhaupt viel gemeine Gedanken, und die Schreibart iſt die Schreibart eines Declamators, welcher die Beobachtung der Schulregeln für Ordnung, und das O und das Ach für das ſchönſte Recept zum Feurigen und Pathetiſchen hält. Faſt von eben dieſem Schlage ſind ſeine Abhandlung von der Dauer des menſchlichen Lebens; ſeine Unterſuchung, ob die Thiere um der Menſchen willen geſchaffen worden; und ſein Beweis, daß man die Thiere phyſiologiſcher Verſuche wegen gar wohl lebendig eröffnen dürfe : : Aus dieſem letztern Aufſatze kann man unter andern ſehen, daß Herr Mylius die Buchſtabenrechnung damals müſſe gelernt haben. Er wirft mit a und x um ſich, wie einer, der noch nicht lange damit bekannt iſt. Das aber hat er mit ſehr großen Analyſten daſelbſt gemein, daß es ihm vollkommen gelungen iſt, eine Wahrheit, die, in ſchlechten Worten ausgedrückt, ſehr faßlich wäre, durch die allgemeinen Zeichen für die Hälfte ſeiner Leſer zum Räthſel zu machen. Zwar : : als wenn man nur die Leſer klug zu machen ſchriebe! Genug, wenn man zeigt, daß man ſelbſt klug iſt. : : Außer dieſen proſaiſchen Stücken werden Sie auch verſchiedene Gedichte in den Beluſtigungen von ihm finden; beſonders einige ſapphiſche Oden, die dieſes zärtliche Sylbenmaaß ſehr wohl beobachten, und viel artige Stellen haben. Das vornehmſte aber iſt wohl das Gedicht auf die Bewohner der Kometen. Ich muß Ihnen ſagen, bey was für Gelegenheit es gemacht worden. Der Hr. Prof. Käſtner hatte kurz vorher ſein philoſophiſches Gedicht über die Kometen in den Beluſtigungen drucken laſſen. Sie haben es doch geleſen? Es iſt in der That ein Gedicht; und in der That philoſophiſch. Sein Verfaſſer hat ſich längſt den nächſten Platz nach Hallern erworben, und Reimen und Denken nie getrennt. Ich führe folgende Stelle aus dem Gedächtniſſe an:

> Was aber würde wohl dort im Komet gebohren?
> Ein widriges Gemiſch von Lappen und von Mohren,
> Ein Volk, das unverletzt vom Aeußerſten der Welt,
> Wo Nacht und Kälte wohnt, in lichte Flammen fällt.
> Wer iſt der dieſes glaubt?

Ohne Zweifel brachte dieſe Frage den Hrn. Mylius auf. Er wollte es ſeyn, der es glaubte. Noch mehr, er wollte es ſeyn, der auch andre, es zu glauben, nöthigte. Er ſetzte ſich alſo, und ſchrieb ein ziemlich lang Gedichte, worinnen er von der Möglichkeit der Bewohner der Kometen, die der Hr. Prof. Käſtner nicht geleugnet hatte, und von ihrer Wahrſcheinlichkeit, die aber unter ſeinen Händen noch ziemlich unwahrſcheinlich blieb, handelte.

> Der Vorſatz an ſich ſelbſt war keines Tadels werth;

wie ein Dichter, den Herr Mylius nicht wohl leiden konnte, bey einer ähnlichen Gelegenheit ſpricht. Nur Schade, daß er ſeine Einbildungskraft nicht beſſer dabey anſtrengte; nur Schade, daß er den kurzen und nervenreichen Ausdruck nicht in ſeiner Gewalt hatte; nur Schade, daß er ſich von dem Reime fortreiſſen ließ, und in ſein ganz Gedicht noch lange nicht ſo viel gute Gedanken brachte, als wir gute Beobachtungen von Kometen haben. Ein Freund hat ſo gar nicht mehr, als eine einzige ſchöne Zeile darinne gefunden; dieſe nämlich:

> Was nützt der größte Stern, der ewig müßig geht?

Er glaubte eine feine Anſpielung auf die groſſen einflußloſen Sterne unter den Menſchen darinne zu ſehen, von der ſich noch zweifeln läßt, ob ſie unſer Poet dabey gedacht hat. Was für einen artigen phyſikaliſchen Roman hätte er uns machen können, wenn er den innern Reichthum ſeiner Materie recht gekannt und ihn gehörig zu brauchen gewußt hätte! Aber war es von ihm damals zu verlangen? War es von dem geſchwornen Schüler eines Meiſters zu verlangen, der Reimer die Menge, aber auch nichts als Reimer gezogen hat? Genug, daß Hr. Mylius in den Aufſätzen, die von ſeiner Feder in den Beluſtigungen ſtehen, alles geleiſtet hat, was ein Gottſchedianer leiſten kann. Die poetiſchen ſind fließend, und ohne Mittelwörter; und die proſaiſchen ſind gedehnt und rein : : Sie ſehen wohl, mein Herr, daß ich mir heute kein Blatt vors Maul nehme. Ich wäre auf guten Wegen; wenn ich nur nicht abbrechen müßte. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Vom 22. April.

Freylich hat ſich Herr Mylius auch in wöchentlichen Sittenſchriften verſucht. : : Sie wiſſen, mein Herr, wer die erſten Verfaſſer in dieſer Art waren. Männer, denen es weder an Witz, noch an Tiefſinn, noch an Gelehrſamkeit, noch an Kenntniß der Welt fehlte. Engländer, die in der größten Ruhe und mit der beſten Bequemlichkeit, auf alles aufmerkſam ſeyn konnten, was einen Einfluß auf den Geiſt und auf die Sitten ihrer Nation hatte. : : Wer aber ſind ihre Nachahmer unter uns? Größtentheils junge Witzlinge, die ungefehr der deutſchen Sprache gewachſen ſind, hier und da etwas geleſen haben, und, was das betrübteſte iſt, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müſſen. : : : Hr. Mylius war noch nicht lange in Leipzig, als er mit dem Jahr 1745. ſeinen Freygeiſt anfing, und ihn durch zwey und funfzig Wochen glücklich fortſetzte. Der Titel verſprach viel, und ich glaube nicht, daß man zu unſern Zeiten leicht einen anlockendern finden könnte. Ich weis es aus dem Munde des Verfaſſers, daß er ſich nie hingeſetzt, ein Blat von demſelben zu machen, ohne vorher einige Stücke aus dem Zuſchauer geleſen zu haben. Dieſe Art ſich vorzubereiten und ſeinen Geiſt zu einer edeln Nacheiferung aufzumuntern, war ohne Zweifel ſehr lobenswerth. Freylich kann ſie nur bey denen von einiger Wirkung ſeyn, die ſchon vor ſich Kräfte genug hätten, nichts gemeines zu ſchreiben. Denn denen, welchen dieſe Kräfte fehlen, wird ſie zu weiter nichts nützen, als die äußerliche Einrichtung zu ertappen. Sie werden uns bald ein Briefchen, bald ein Geſpräch, bald eine Erzehlung, bald ein Gedichtchen vorlegen, und in dieſer abwechſelnden Armuth ſich ihren Muſtern gleich dünken, deren wahre Schönheiten ſie nicht einmal einſehen. : : Hr. Mylius ſahe ſie allerdings ein, und man kann nicht leugnen, daß ſich nicht ein großer Theil von ſeinem Freygeiſte ſehr wohl leſen laſſe. Verſchiedene kleine Züge, die er ſeiner Perſon darinne giebt, ſind etwas mehr als bloße Erdichtungen. Was er zum Exempel in dem dreyzehnten Blatte von des *Boethius Troſte der Weltweisheit* ſagt, iſt gänzlich nach den Buchſtaben zu verſtehen. Er hatte von dieſem geliebten Buche eine Ausgabe in ſehr kleinem Formate, die er eine lange Zeit, *anſtatt der geriebnen Wurzeln und Kräuter, welche andre aus Artigkeit in die Naſe ſtopfen*, in einer Schnupftabacksdoſe bey ſich trug. Die Ueberſetzung, die er an angeführtem Orte daraus mittheilt, macht ihn zum Erfinder einer im Deutſchen noch nie gebrauchten Versart, der adoniſchen nämlich; und es iſt ſeine Schuld ohne Zweifel nicht, wenn er keine Nachahmer darinne gehabt hat. Was übrigens den Inhalt des *Freygeiſtes* anbelangt, ſo wird auch der eigenſinnigſte Splitterrichter nicht das geringſte darinne finden, was der chriſtlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen könnte. Gleichwohl aber ward es : : : und dieſes muß ich Ihnen zu melden nicht vergeſſen : : ſeinem guten Namen einigermaaßen nachtheilig, ihn geſchrieben zu haben. Er behielt von der Zeit an den Titel ſeines Buchs ſtatt eines Beynamens, und ſeine Bekannten waren noch lange hernach gewohnt, die Namen *Mylius* und *Freygeiſt* eben ſo ordentlich zu verbinden, als man jetzt die Namen *Edelmann* und *Religionsſpötter* verbindet. Sie können ſich leicht einbilden, daß dieſe Verbindung bey denen, welche die wahre Urſache davon nicht wußten, oft ein ſehr empfindliches Mißverſtändniß werde verurſacht haben. Es iſt aber ſo ungegründet, daß ich es auch nicht mit einem Worte weit widerlegen will. Ich will Ihnen vielmehr noch etwas von ſeiner zweyten moraliſchen Wochenſchrift ſagen, die er bald nach ſeiner Ankunft in Berlin heraus gab. Sie hieß der *Wahrſager*. Er kam nicht weiter damit, als bis auf das zwanzigſte Stück. Die fernere Fortſetzung ward ihm höheres Orts verbothen, und es wäre ſeiner Ehre zuträglicher geweſen, wenn man ihm gleich den Anfang unterſagt hätte. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ungleich er ſich darinne ſieht! Die Schreibart iſt nachläßig, die Moral gemein, die Scherze ſind pöbelhaft und die Satyre iſt beleidigend. Er ſchonte niemanden und hatte nichts ſchlechters zur Abſicht, als ſeine Blätter zur ſcandalöſen Chronicke der Stadt zu machen. Man ſchrie daher überall wider ihn, bis ihm das Handwerk gelegt ward. Al ein neuer Ankömmling in Berlin hatte er ſich ohne Zweifel einen allzu großen Begrif von der hieſigen Freyheit der Preſſe gemacht. Er hatte geſehen, daß wichtige Wahrheiten hier Scherz verſtehen müſſen, und glaubte alſo, daß ihn die Einwohner auch ertragen würden, wenn er auch ſchon ein wenig maßiv wäre. Allein er irrte ſich! Die erſtern können durch die allergrößte Mißhandlung nichts verlieren; die andern aber können auch durch die allerkleinſte alles verlieren, nämlich ihre Ehre. Was alſo die Obrigkeit dort aus Sicherheit verſtattet, das muß ſie hier aus Mitleiden verbiethen. = = = Das erſte Blatt des Wahrſagers kam Donnerſtags heraus. Den Sonntag vorher wußte Hr. Mylius noch nicht, wie es heißen ſollte. Er lief hundert Namen durch, und konnte keinen finden, der ihm recht gelegen geweſen wäre. Endlich half ihm der geſchwinde Witz eines guten Freundes noch aus der Noth. Sie können ſich nicht entſchließen, wie Sie ihr Blatt nennen wollen? ſagte der Herr von K** zu ihm; Nennen Sie es den Wahrſager. Die zu dumm waren, Sie als einen Freygeiſt zu hören, die werden gewiß nicht zu klug ſeyn, Ihnen als einem Wahrſager zu folgen. Dieſer Einfall ward gebilliget, ob er gleich ein wenig boshaft war, und in drey Stunden war das erſte Stück fertig. Mit eben dieſer Geſchwindigkeit hat Hr. Mylius auch die übrigen ausgearbeitet, und wenn dieſer Umſtand ſchon nicht ihren geringen Werth entſchuldiget, ſo verhindert er doch wenigſtens zu glauben, daß unſer Tachygraphus ſie nicht beſſer habe machen können. = = Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

Vom 6. Mai.

Herr Mylius hat drey Luſtſpiele und ein muſikaliſches Zwiſchenſpiel geſchrieben. Das ſind ſeine theatraliſchen Lorbeern! Das erſte Luſtſpiel ward 1745. in Hamburg gedruckt und heißt die Aerzte. Es iſt in Proſa; es hat fünf Aufzüge; es beobachtet die drey Einheiten; es läßt die Bühne vor dem Ende eines Aufzugs niemals leer; es hat keine unwahrſcheinliche Monologen. - - Warum darf ich nun nicht gleich darzu ſetzen: kurz, es iſt ein vollkommnes Stück! Warum giebt es gewiſſe ſchwer zu vergnügende ekle Kunſtrichter, welche eine anſtändige Dichtung, wahre Sitten, eine männliche Moral, eine feine Satyre, eine lebhafte Unterredung, und ich weis nicht, was noch ſonſt mehr, verlangen? Und warum, mein Herr, ſind Sie ſelbſt einer von dieſen Leuten? Ich hätte Ihnen ein ſo vortrefliches Quidproquo machen wollen, daß Sie meinen Freund den deutſchen Moliere nennen ſollten. Ein deutſcher Moliere! und dieſer mein Freund! O wenn es doch wahr wäre! Wenn es doch wahr wäre! - - Hören Sie nur, Hr. Mylius mußte ſeine Aerzte auf Verlangen machen, was Wunder, daß ſie ihm geriethen, wie - - wie alles, was man auf Verlangen macht. Kurz vorher waren die Geiſtlichen auf dem Lande zum Vorſchein gekommen. Sie kennen dieſes Stück; es hatte einen jungen Menſchen zum Verfaſſer, der hier in Berlin noch auf Schulen war, der aber nach der Zeit beſſere Anſprüche auf den Ruhm eines guten komiſchen Dichters der Welt vorlegte, und ſelbſt aus Liebe zur Bühne ein Schauſpieler ward, nämlich den verſtorbenen Hrn. Krieger. In ſeinen Geiſtlichen hatte er die Satyre auf eine unbändige Art übertrieben, und ich weis überhaupt nicht, was ich von der Satyre halten ſoll, die ſich an ganze Stände wagt. Doch Galle, Ungerechtigkeit und Ausſchweifung haben nie ein Buch um die Leſer gebracht, wohl aber manchem Buche zu Leſern verholfen. Die Welt konnte ſich an den Geiſtlichen nicht ſatt leſen; ſie wurden mehr als einmal gedruckt; ja ſie wurden, was die Leſer immer um die Hälfte vermehrt, confiſcirt. So eine vortrefliche Aufnahme ſtach einem Buchhändler in die Augen. Er verſprach ſich keinen kleinen Gewinnſt, wenn man auch andre Stände eine ſolche Muſterung könnte paßiren laſſen, und trug die Abfertigung der Aerzte dem Hr. Mylius auf, der es auch annahm, ob er gleich ſelbſt unter die Söhne des Aeſculaps gehörte. Er brachte ſonderbares Zeug in ſein Luſtſpiel; eine Jungfer, der man es anſehen kann, daß ſie keine Jungfer mehr iſt; ein Paar Freyer, die ſich über eine künftige Frau zur Hälfte vergleichen, und ein Haufen Züge, die vollkommen wohl in eine ſchlechte engliſche Komödie paſſen würden. - - Doch wie ſteht es um ſein zweytes Luſtſpiel? Es heißt der Unerträgliche und iſt gleichfalls in Proſa und fünf Aufzügen. Es ſollte eine perſönliche Satyre ſeyn; muß ich Ihnen im Vertrauen ſagen. Allein es gelang ihm mit dem Individuo eben ſo ſchlecht, als dort mit der Gattung. Denn mit wenigen alles zu ſagen, er ſchilderte ſeinen Unerträglichen, ich weis nicht ob ſo glücklich, oder ſo unglücklich, daß ſein ganzes Stück darüber unerträglich ward. Die Aerzte und den Unerträglichen machte Hr. Mylius bald nacheinander; ſein drittes Stück aber, von welchem ich gleich reden will, folgte erſt einige Jahre darauf. Es heißt die Schäferinſel; es iſt in Verſen und hat drey Aufzüge. Wenn ich doch wüßte, wie ich Ihnen einen deutlichen Begrif davon machen ſollte. = = Kennen Sie den Geſchmack der Frau Neuberin! Man müßte ſehr unbillig ſeyn, wenn man dieſer berühmten Schauſpielerin eine vollkommne Kenntniß ihrer Kunſt abſprechen wollte. Sie hat männliche Einſichten; nur in einem Artikel verräth ſie ihr Geſchlecht. Sie tändelt ungemein gerne auf dem Theater. Alle Schauſpiele von ihrer Erfindung ſind voller Putz, voller Verkleidung, voller Feſtivitäten; wunderbar und ſchimmernd. = = Vielleicht zwar kannte ſie ihre Herren Leipziger, und das war vielleicht eine Liſt von ihr, was ich für eine Schwachheit an ihr halte. Doch dem ſey, wie ihm wolle; genug, daß nach dieſem Schlage ungefehr die Schäferinſel ſeyn ſollte, welche Hr. Mylius auch wirklich auf ihr Anrathen ausarbeitete. Er hätte ſie am kürzeſten ein pſeudopaſtoraliſch-muſikaliſches Luſt- und Wunderſpiel nennen können. Nachdem er einmal den Entwurf davon gemacht hatte, koſtete ihm die ganze Ausarbeitung nicht mehr als vier Nächte; und ſo viele bringt ein andrer wohl mit Einrichtung einer einzigen Scene ſchlaflos zu. So lange er damit beſchäftiget war, habe ich ihn, ſeiner Geſchwindigkeit wegen, mehr als einmal beneidet; ſo bald er aber fertig war, und er mir ſeine Geburt vorgeleſen hatte, war ich wieder der großmüthigſte Freund, in deſſen Seele ſich auch nicht die geringſte Spur des Neides antreffen ließ. = = Noch ein Wort von ſeinem Zwiſchenſpiele. Es heißt der Kuß; es ward componirt, und auf der Neuberiſchen Bühne in Leipzig aufgeführt. Es fanden ſich Leute, welche es bewunderten, weil eine gewiſſe Schauſpielerin die Schäferin darinne machte. Der Inhalt war aus der Schäferwelt. : : : Verzeihen Sie, mein Herr, daß mir die Schäferwelt den Frühling in die Gedanken bringt; verzeihen Sie, daß das heutige angenehme Wetter mich verleitet, ihn immer ein wenig zu genießen, und daß ich alſo, Zeit zu gewinnen, ſchließe. Ich will lieber den ganzen Spatziergang an niemanden, als an Sie gedenken, als noch ein Wort mehr ſchreiben; ausgenommen: Leben Sie wohl!

Fünfter Brief.

Vom 4. Junius.

An Kenntniß der vortreflichſten Muſter fehlte es dem Hrn. Mylius gar nicht. Und wie hätte es ihm auch ſo leicht daran fehlen können, da er das Hülfsmittel der Sprachen vollkommen in ſeiner Gewalt hatte? Die vornehmſten lebendigen und todten waren ihm geläufig. Von der lateiniſchen werden Sie mir es ohne Beweis glauben. In Anſehung der griechiſchen beruf ich mich auf ſeine Ueberſetzungen, die er aus dem Ariſtophanes und Lucian gemacht hat. Dieſe letztern werden Sie in der Sammlung auserleſener Schriften dieſes Sophiſten, welche im Jahr 1745. bei Breitkopfen gedruckt iſt, finden. Der Hr. Prof. Gottſched machte eine unverlangte Vorrede dazu, mit der er dem Publico einen ſchlechten Dienſt erwies. Die Beſorger wurden darüber ungehalten, und anſtatt, daß ſie uns den ganzen Lucian deutſch liefern wollten, ließen ſie es bey dieſer Probe bewenden. Ich würde einen langen und trocknen Brief ſchreiben müſſen, wenn ich Ihnen auch alle ſeine Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Italiäniſchen und Engliſchen anführen wollte. Unter den erſtern verdienen ohne Zweifel die Koſmologie des Hrn. von Maupertuis, und des Hrn. Clairaut Anfangsgründe der Algebra die vorzüglichſte Stelle. Beyde Werke zu überſetzen, ward etwas mehr als die bloße Kenntniß der Sprache erfordert; einer Sprache in der er übrigens ſeine Briefe am liebſten abzufaſſen pflegte. Und ich muß es Ihnen nur beyläufig ſagen, daß ſein Briefwechſel ſehr groß war; größer als ihn vielleicht mancher in dem einträglichſten Amte ſitzender Gelehrte, aus Furcht vor den Unkoſten, übernehmen möchte. Er war nicht bloß in Deutſchland eingeſchloſſen; er erſtreckte ſich noch viel weiter, und es war allerdings eine Ehre für ihn, daß er die verbindlichſten Antworten von einem Reaumur, Linnäus, Watſon, Lyonet ꝛc. aufweiſen konnte. = = Aus dem Italiäniſchen hat Hr. **Mylius** unter andern in den **Beyträgen zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters**, die Clitia des Machiavells überſetzt; und aus dem Engliſchen, Popens Verſuch über den Menſchen. Durch dieſe letztere Ueberſetzung, welche in Proſa iſt und in dem zweyten Bande der hälliſchen **Bemühungen** ſteht, wollte er die Arbeit des Hrn. Brockes ausſtechen. Das Weitſchweifende und Wäßrichte ſeines paraphraſtiſchen Vorgängers hat er zwar leichtlich vermeiden können, allein daß es ſonſt ohne Fehler auf ſeiner Seite hätte abgehen ſollen, das war ſo leicht nicht. Ohne Zweifel wußte er damals ſo viel Engliſch noch nicht, und konnte es auch nicht wiſſen, als er während ſeines Aufenthalts zu London, in ſeinem letzten Jahre, durch die Ueberſetzung von **Hogarths Zergliederung der Schönheit.** zu wiſſen gezeigt hat. Ja er iſt ſo gar noch ſelbſt, mitten unter den Engländern, ein Schriftſteller in ihrer Sprache geworden. Und zwar ein kritiſcher Schriftſteller. Er ließ nehmlich über ein neues Trauerſpiel des Hrn. **Glover** einen Brief drucken, in welchem er ſich **Chriſtpraiſe Myll** nannte. Ohne Zweifel wollte er die engliſchen Leſer durch ſeinen deutſchen Namen nicht abſchrecken. Noch habe ich dieſen Brief nicht geſehen, und ich kenne ihn nur zum Theil aus dem Monthly Review, wo er ganz kaltſinnig und kurz angezeigt wird. Er hat dem Hrn. **Glover** die Verabſäumung einiger dramatiſchen Regeln vorgerückt; und Sie wiſſen wohl, mein Herr, was die Regeln in England gelten. Der Britte hält ſie für eine Sklaverey und ſieht diejenigen, welche ſich ihnen unterwerfen, mit eben der Verachtung und mit eben dem Mitleid an, mit welchem er alle Völker, die ſich eine Ehre daraus machen, Königen zu gehorchen, betrachtet, wenn auch dieſe Könige ſchon Friedriche ſind. Doch ich zweifle, ob Hr. **Mylius** zu einer wichtigern Kritik aufgelegt war; ſein Geiſt war in Gottſcheds Schule zu mechaniſch geworden, und der unglückliche Tadler der ewigen Gedichte eines Hallers konnte unmöglich mit ſeinem Geſchmacke bey einem Volke bewundert werden, welches uns dieſes Dichters wegen zu beneiden Grund hätte. Wie? werden Sie ſagen, der unglückliche Tadler Hallers? Ja, mein Herr, dieſes war Hr. Mylius; denn er iſt es, aus deſſen Feder die Beurtheilung des Halleriſchen Gedichts, über den Urſprung des Uebels, in den erſten Stücken der hälliſchen Bemühungen, gefloſſen iſt. Ich ſage mit Fleiß, aus ſeiner Feder, und nicht aus ſeinem Kopfe. Der Hr. Prof. Gottſched dachte damals für ihn, und mein Freund hat es nach der Zeit mehr als einmal bereuet, ein ſo ſchimpfliches Werkzeug des Neides geweſen zu ſeyn. Doch ich weis ſchon, auf wen die größte Schande fällt; auf den ohne Zweifel, auf welchen alle ſeine Schüler ihre Vergehungen bürden, und ihn, wie den Verſöhnungsbock, in die Wüſte ſchicken ſollten. = = Aber, bewundern Sie doch mit mir den Hrn. von Haller! Entweder er hat es gewußt, daß ihn Hr. Mylius ehedem ſo ſchimpflich kritiſirt habe; oder er hat es nicht gewußt. In dem erſten Falle bewundre ich ſeine Großmuth, die auf keine Rache dieſer perſönlichen Beleidigung gedacht, ſondern ſich den Beleidiger vielmehr unendlich zu verbinden geſucht hat. In dem andern Falle bewundre ich = = ſeine Großmuth nicht weniger, die ſich nicht einmal die Mühe genommen hat, die Namen ſeiner ſpöttiſchen Tadler zu wiſſen = = Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Sechſter Brief.

Vom 20. Junius.

O, ich glaube es Ihnen ſehr wohl, mein Herr, daß verſchiedene in ihrer Gegend, welche an der Myliuſiſchen Reiſe Theil gehabt, über den unglücklichen Ausgang derſelben verdrüßlich ſind, und ihr Geld bereuen. Was haben wir nun davon? heißt es bey einigen auch hier. Ehre! habe ich denen, die ich näher kenne, geantwortet. Ehre! = = „Nichts weiter? verſetzte man. „Wir glaubten, wie vortreflich wir unſre Naturalienſammlun-„gen würden vermehren können.“ = = Ey! und alſo ſahen Sie den Hrn. Mylius nicht ſo wohl für einen Gelehrten, welcher Entdeckungen machen ſollte, als für einen Commißionair an, der für ſie nach Amerika reiſete, um die Lücken ihres Cabinets, ſo wohlfeil als möglich, zu erfüllen? = = „Nicht viel anders!“ = = Nicht viel anders? So nehme ich mir die Freyheit aufrichtig zu geſtehen, daß ich Ihnen den vorgegebenen Schaden von Grund des Herzens gönne. Aber wiſſen Sie wohl, bin ich in meinem Complimente fortgefahren, für was Hr. Mylius eigentlich ſie, und alle Beförderer ſeiner Reiſe angeſehen hat? Für Verſchwender; für Leute die ihr überflüßiges Vermögen zu ſonſt nichts beſſern anzuwenden wüßten; die nur Geld verſchenkten, um es zu verſchenken, und = = „Was? hat man mich unterbrochen; „uns für Verſchwender anzuſehen?“ = = Wahrhaftig, meine Herren, dafür hat ſie Hr. Mylius angeſehen, noch ehe er die Ehre hatte, Sie zu kennen. Ich habe ihnen hierauf, um ſie rechtſchaffen zu kränken, eine Stelle aus dem ſatyriſchen Sendſchreiben * meines Freundes vorgeleſen, in welchem er verſchiedne Anſchläge ertheilet, wie man die Thorheiten und Laſter der Menſchen zum Aufnehmen der Naturlehre nützen könne. Er hat dieſes Sendſchreiben in die Ermunterungen eingerückt, und die Stelle, auf welche ich ziele, iſt viel zu ſonderbar, als daß mich die Mühe dauern ſollte, ſie Ihnen, mein Herr, hier abzuſchreiben. „Die „Verſchwender, ſagt er, laſſe man ihr Geld auf die Beſoldung „einer Anzahl Reiſender wenden, welche die Welt die Länge „und Quere durchreiſen und durchſchiffen, und, wenn es das „Glück will, allerley phyſikaliſche und zur Naturgeſchichte gehörige Entdeckungen machen. Man laſſe auf ihre Unkoſten Luftſchiffe bauen, und den Erfolg auf ein Gerathewohl ankommen. Die Ausführung ſolcher Unternehmungen trage man irrenden Rittern, Don Quixoden und Wagehälſen auf, und „erwarte mit Vergnügen und Gelaſſenheit, ob die Naturlehre „dadurch mit neuen Erfindungen und Lehrſätzen wird bereichert „werden. Die Sache mag ſo übel ausſchlagen, als ſie will, „ſo werden doch weder die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, noch „ihre uneigennützige Handlanger einigen Schaden davon haben.“ = = Was ſagen Sie zu dieſer Stelle, mein Herr? Vielleicht, daß ſie etwas prophetiſches hat. Doch ich bin gewiß überzeugt, daß Hr. Mylius ein ſehr lobenswürdiger und vorſichtiger Wagehals würde geweſen ſeyn, wenn ihm der Tod vergönnt hätte, ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen. Er würde ſich nicht

---

* Man ſehe dieſe vermiſchte Schriften, Seite 280. u. folg.

begnügt haben, wo er hingekommen wäre, bloß mit den Augen eines Naturforſchers zu ſehen, und um nichts, als um einen Stein oder um ein Kraut ſich Gefahren auszuſetzen. Er würde ein allgemeiner Beobachter geweſen ſeyn, und die Kenntniß des Schönſten in der Natur, des Menſchen, für keine Kleinigkeit angeſehen haben, ob ſie gleich in dem gemeinen Plane ſeiner Reiſe nicht in Betrachtung gezogen war. : : Doch, erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich Ihnen auch endlich einmal von etwas andern ſchreibe. Die Erinnerung der Geſchicklichkeiten meines Freundes iſt mir zu peinlich, und ich empfinde ſeinen Verluſt zu lebhaft, wenn ich derſelben allzuſehr nachhänge. : : : Laſſen Sie uns vielmehr ꝛc. : : :

* * * * * * *

Hier geriethen wir in unſerm Briefwechſel auf eine andre Materie, welche für den Leſer wenig reizendes haben würde und hierher nicht gehöret. Alles, was ich noch für ihn hinzuthun muß, iſt etwas weniges, was dieſe Sammlung genauer angeht. Sie beſtehet aus lauter Stücken, welche theils in verſchiednen Monatsſchriften zerſtreut, theils auch einzeln gedruckt waren. Alles deſſen, was in den vorſtehenden Briefen geſagt worden, ungeachtet, glaube ich, daß ſehr viele Leſer die meiſten nicht ohne beſonderes Vergnügen leſen werden. Die Poeſien insbeſondere habe ich überall zuſammen geſucht, und hätte zwar mit leichter Mühe noch weit mehrere, beſſere aber wohl ſchwerlich auftreiben können. Mit was für Augen man ſie betrachten müſſe, habe ich deutlich gnug zu verſtehen gegeben, und ich füge nur noch hinzu, daß die Gedichte des Hrn. **Mylius** ganz anders ausſehen würden, wenn ſie alle mit dem Gefühle und dem Fleiße gemacht wären, mit welchem er ſeinen **Abſchied aus Europa** gemacht hat. Es ſchien, als ob er erſt um dieſe Zeit recht anfangen wollte, ſein Herz und ſeinen Witz zu brauchen. : : Mir iſt jetzt weiter nichts zu thun übrig, als den Leſer den Innhalt der Sammlung auf einmal überſehen zu laſſen, und mich ſeiner Gunſt zu empfehlen.

Aus der Berliniſchen privilegirten Zeitung vom Jahre 1754.

Von gelehrten Sachen.

(12. Jan.) **Das neue Teſtament zum Wachsthume in der Gnade und der Erkenntniß des Herrn Jeſu Chriſti, nach dem revidirten Grundtexte überſetzt und mit dienlichen Anmerkungen begleitet von D. Johann Albrecht Bengel. Stuttgardt bey Mezler 1753. in 8vo 2 Alph. 18 Bogen.** Die Verdienſte, welche man dem Herrn D. Bengel ſowohl um den griechiſchen Grundtext der Bücher des Neuen Bundes, als um die Vulgata unmöglich abſprechen kan, müſſen für dieſe ſeine neue Arbeit ſogleich das beſte Vorurtheil erwecken. So ſehr man ſonſt, vielleicht aus einem übertriebnen Eyfer für die Ehre des ſel. Luthers, wider alle neue Ueberſetzungen der Schrift war; ſo ſehr ſcheint jetzt dieſer Eyfer abzunehmen, jetzt da es unter unſern Gottesgelehrten faſt zu einer Modebeſchäftigung werden will, eine über die andere zu liefern. Unterdeſſen wollen wir keiner ihren Nutzen abſprechen, vielweniger aber der Bengliſchen, welche die Genauigkeit und die beygefügten kurzen Anmerkungen ſchätzbar machen. Dieſe haben beſonders die Abſicht, die Aehnlichkeit mit dem Originale zu ergänzen, und die Ueberſetzung vornehmlich an denjenigen Stellen zu rechtfertigen, wo ſie vielleicht am meiſten befremden könnte. In der Vorrede führt der Herr Verfaſſer neun Regeln an, die er beſonders bey dem Ueberſetzen ſelbſt beobachtet hat, und welche genugſam zeigen, mit was für Vorſicht und Sorgfalt er damit zu Werke gegangen ſey. Er ſcheuet ſich übrigens nicht im Vorbeygehen zu bekennen, daß diejenigen, welche das alte Teſtament vor die Hand nehmen, ſehr dünne geſäet, und alſo deſto höher zu ſchätzen wären. Dieſes Geſtändniß wird bey jedem Rechtſchafnen den Wunſch erwecken, einem ſo nachtheiligen Mangel je eher je lieber abgeholfen zu ſehen. Sollte man aber vielleicht nicht glauben, daß das traurige Schickſal des Wertheimiſchen Ueberſetzers, welches die Nachwelt noch zeitig genug für allzu hart erkennen wird, manchen fähigen Kopf ſchon abgeſchreckt habe, und noch ſo lange abſchrecken werde, als man gebilligte Vorurtheile für Wahrheit halten wird! Koſtet in den Voßiſchen Buchläden 1 Thlr. 12 Gr.

(17. Jan.) Ein *Vade mecum* für den Herrn Sam. Gotth. Lange, Paſtor in Laublingen, in dieſem Taſchenformate ausgefertiget von G. E. Leſſing. Berlin 1754. auf 4 Bogen in 12mo. Wenn es wahr iſt, daß die Werke des Horaz eine Hauptquelle des Geſchmacks ſind, und daß man nur aus ſeinen Oden, was Oden ſind, lernen kan; wenn es wahr iſt, daß man gegen die deutſchen Ueberſetzungen aller Klaßiſchen Schriftſteller überhaupt, nicht ſcharf genung ſeyn kan, weil ſie die vornehmſten Verführer ſind, daß ſich die Jugend die Originale nur obenhin zu verſtehen begnügen läßt; wenn es wahr iſt, daß die Fehler ſolcher Männer, die ohne eine tiefe critiſche Kenntniß der alten Dichter, würdige Nachahmer derſelben heiſſen wollen, anſteckender als andrer ſind: ſo wird man hoffentlich die kleine Streitigkeit, die man dem Hn. Paſtor Lange wegen ſeines verdeutſchten Horaz erregt hat, nicht unter die allergeringſchätzigſten, ſondern wenigſtens unter diejenigen Kleinigkeiten rechnen, die nach dem Ausſpruche des Horaz ernſthafte Folgen haben; *hae nugae seria ducent.* Herr Lange hätte nichts unglücklichers für ſich thun können, als daß er auf die Leßingſche Critik mit ſo vielem Lermen geantwortet hat. Wann er ſich dieſelbe in der Stille zu Nutze gemacht hätte, ſo würden vielleicht noch manche in den Gedanken geblieben ſeyn, daß die darinne getadelten Stellen die einzigen tadelswürdigen wären. Aus dieſen Gedanken aber, werden hoffentlich auch ſeine geſchworenſten Freunde durch dieſes *Vade mecum* gebracht werden, welches ſeinen Namen aus der abgeſchmackten Langenſchen Spötterey über das unſchuldige Format der Leßingſchen Schriften erhalten hat. Der Verfaſſer zeigt ihm darinne unwiderſprechlich, daß er weder Kenntniß der Sprache noch Critik, weder Alterthümer noch Geſchichtskunde, weder Wiſſenſchaft der Erde noch des Himmels, kurz, keine einzige von den Eigenſchaften beſitze, die zu einem Ueberſetzer des Horaz erfordert werden. Wir würden einige kleine Proben davon anführen, wenn es nicht beynahe zuviel wäre, daß der Herr Paſtor ſeine Beſchämung an mehr als einem Orte finden ſollte. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(22. Jan.) Halle. Des Hrn. D. Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern werden glücklich fortgeſetzt, und mit dem 24. Stücke iſt nunmehr der vierte Band geſchloſſen worden. Wir ergreiffen dieſe Gelegenheit um den Leſern dieſes vorzügliche Werk, wel-

ches bey dem vornehmſten Hülfsmittel der Gelehrſamkeit, bey der Kenntniß der Bücher, ungemeine Dienſte leiſten kan, anzupreiſen. Eine Kleinigkeit würde vielleicht noch zu wünſchen ſeyn; dieſe nehmlich: daß der Herr Doctor nicht dann und wann die Recenſion der merkwürdigen Bücher ſolchen Leuten auftragen möge, die ſie ohne Zweifel das erſtemal in die Hände bekommen. Aus dieſem Umſtande iſt vielleicht in gedachtem 24ten Stücke der kleine Fehler herzuleiten, daß von des jüngern Helmontius Naturalphabete als von einem urſprünglich deutſchen Buche geredet wird. Man will ſo gar aus den Worten des Titelkupfers die Urſache angeben, warum es öfter unter der lateiniſchen Benennung Alphabetum naturæ, als unter der deutſchen angeführet werde. Die Vermuthung iſt überflüßig; das Werk ſelbſt iſt eigentlich lateiniſch geſchrieben, und nur mit der deutſchen Ueberſetzung an einem Orte und in einem Jahre an das Licht getreten. Wahrſcheinlicher Weiſe hat Helmontius ſo viel deutſch nie verſtanden, als erfordert wird, ein Buch darinne zu ſchreiben.

(19. Febr.) Abhandlungen zum Behuf der ſchönen Wiſſenſchaften und der Religion von Carl Ludwig Muzelius, Diener am Worte Gottes bey der Evangeliſch reformirten Gemeine zu Prenzlau. Anderer Theil. Stettin und Leipzig bey Kunckel. 1753. in 8vo 10 Bogen. Da wir vor geraumer Zeit des erſten Theiles dieſer Abhandlungen mit Ruhm gedacht haben, ſo müſſen wir uns jetzt das Vergnügen machen, unſern Leſern auch den gegenwärtigen zweyten Theil anzupreiſen. Den meiſten Raum deſſelben nimmt eine Abhandlung von der Weisheit Gottes bey der Zulaſſung des Unglaubens und der Irrthümer ein, welche ungemein gründlich und erweckend geſchrieben iſt. Auf dieſe folgt die Beantwortung eines Zweifels aus der Lehre vom Seelenſchlafe, und den Beſchluß macht eine kurze Unterſuchung, wie es zugehe, daß einige Vögel, z. E. Lerchen, ihre Neſter und Eyer, wovon ſie ſich doch des Futters halber, gar oft weit entfernen müſſen, ſogleich wieder finden, da doch ein Menſch ſolches nicht zu thun vermag. … Als wir den erſten Theil dieſer Abhandlungen gedachter Maaſſen anführten, brachten wir eine flüchtige Gedanke bey, von welcher es uns ein wenig befremdet, daß ſie der Herr Paſtor auf der falſchen Seite genommen hat. Auf ſeine Erinnerungen, die er deswegen in der Vorrede macht, müſſen wir uns erklären, daß wir von dem Werthe des Satzes: ahme der Natur

nach ſehr wohl überzeugt ſind, in ſo ferne man ihn nemlich als den Grund braucht, alle Regeln der ſchönen Wiſſenſchaften in einem critiſchen Zuſammenhange auf denſelben zu bauen; nicht aber, in ſo ferne man ihn, zum Exempel einem Anfänger in der Dichtkunſt, als einen Leitfaden empfehlen will. Alsdann nur, wiederhohlen wir nochmals, iſt er viel zu weit entfernt, als daß er ihm bey allen einzeln Fällen aus den vorkommenden Schwierigkeiten helfen könne. Uebrigens haben wir die Erfindung deſſelben weder dem Herrn Paſtor, noch dem Herrn Batteux, dadurch abſprechen wollen, wenn wir behauptet, daß ſchon Ariſtoteles und Horaz ſeiner gedacht hätten. Wir haben damit weiter nichts ſagen wollen, als dieſes, daß es ſchon die Alten eingeſehen, wie die ſchönen Wiſſenſchaften alle darauf beruhten, ohne ihn deswegen ihren Lehrlingen überall zu einer Richtſchnur zu geben, die ſie ohne nähere Regeln ſehr oft würde verführet haben. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(23. Febr.) Der Rußiſche Avanturier, oder ſonderbare Begebenheiten des edeln Ruſſen Demetrius Magouskyn genannt. Aus dem Spaniſchen ins Deutſche überſetzt. Frankf. und Leipzig 1753. in 8vo 1 Alphab. 5 Bogen. Dieſer Roman muß ſich nothwendig von einem ehrlichen Deutſchen herſchreiben, dem der Ruhm ſeiner Nation am Herzen liegt. Da er ſahe, daß ſie auf ſeinen Witz unmöglich würde ſtolz thun können, ſo wollte er ihr wenigſtens den Verdruß, ſich ſeiner zu ſchämen, erſparen, und ſetzte alſo dieſe Hirngeburth auf die Rechnung der Spanier, die mit ihrem Don Quixote ohnedem nicht viel Ehre eingelegt haben. Es wäre zu wünſchen, daß alle elende Schriftſteller ihm dieſen Kunſtgriff nachmachten, damit wir den Ausländern bald eben ſo viel nichtswürdige Werke vorrücken könnten, als ſie uns vorzuwerfen pflegen. In der Sprache des Verfaſſers von dieſen Begebenheiten einen kleinen Begriff zu machen, ſo ſind ſie ein Tummelplatz von Veränderungen, auf welchem bald ein Schoßkind des Glückes, bald ein verworfner Sohn und dem Unglücke übergebner Sklave zu ſehen iſt; ſie ſind ferner ein Journal das zum unvergeßlichen Andenken ausgeſtandener fatorum aufgeſetzt worden, unter welchen eine dreyfache Heyrath ſo etwas wunderbares iſt, daß man ihre Seltſamkeit kaum glauben wird. Hierbey will ihr Geſchichtſchreiber den Leſer nichts mehr als dieſes gebeten haben, daß er ſich entweder ſpöttiſcher Tadelſucht enthalte, oder lieber das Werk, als ſei

nes Leſens unwürdig, liegen laſſe. Wir ſind billig, und laſſen ſeine Bitte Statt finden, und ſagen weiter nichts, als daß es mit dem **lieben Himmel** anfängt, und mit **Elend beſchlieſſen** ſich endet. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(26. Febr.) **Die Advocaten, ein Luſtſpiel. Hamburg 1753. in 8vo 4 Bogen.** Nichts kann unbilliger ſeyn, als die Verſpottung eines ganzen Standes in der Perſon eines einzigen, in welcher man die Laſter aller Mitglieder zuſammenhäuft. Gemeiniglich beſchäftigen ſich nur mittelmäßige Köpfe damit, die den Gegenſtand ihrer Satyre, ſo zu reden, von der öffentlichen Straſſe nehmen müſſen, und ſonſt nichts lächerliches zu entdecken wiſſen, als was der Pöbel ſchon ausgepfiffen hat. Solchen Schriftſtellern haben wir die Geiſtlichen auf dem Lande, die Aerzte, und andre Stücke zu danken, mit welchen das gegenwärtige, die Advocaten, ſehr viel gleiches hat. Es iſt eben ſo giftig, und eben ſo unregelmäßig: der Verfaſſer hat eben ſo wenig die wahren Schranken der Satyre gekannt, und das Comiſche eben ſo wenig von dem Poſſenhaften zu unterſcheiden gewußt. Man wird uns nicht zumuthen, in unſerm Tadel dieſesmal beſtimmter zu gehen, und die fehlerhaften Stellen näher anzuzeigen, weil mit einzeln kleinen Verbeſſerungen einem Stücke nicht geholfen wird, das ſich nicht anders als mit einem Striche durch alle vier Bogen gut machen läßt. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(28. Febr.) **Neu aufgeſchloſſenes Cabinet Gottes, worinn abſonderlich die wahre Abſicht und Beſchaffenheit dieſer und jener groſſen, wie auch der kleinen Welt, aus Gottes heiligem Worte, und beſonders erklärter Offenbahrung Johannis unpartheyiſch vorgeſtellt, und dem ungläubigen, irrigen, verkehrten Weſen und gottloſem Leben dieſer letzten Zeit entgegen geſetzt wird von einem gerecht und chriſtlichen Haushalter der Wahrheit. Frankf. und Leipzig 1754. in 8vo. 2 Alph. 16 Bogen.** Der Verfaſſer dieſes Werks verſichert, daß ihn keine lange Weile, kein Fürwitz, keine Seuche zu ſchreiben, keine blähende Phantaſie, kein fanatiſches Jucken, keine Vernmeiſterey, keine Ruhmbegierde, keine Seckteluſt, zum Autor gemacht habe, ſondern daß er einzig und allein aus Eifer für die Wahrheit ſchreibe, um ſeinem Nächſten mit demjenigen zu dienen, was ihn GOtt in dem Laufe ſeiner Betrachtungen habe einſehen laſſen. Er weiß es ſehr zuverläßlich,

daß die Welt bey GOtt, gleichſam das lezte im Rauffen hat (ein Ausdruk den wir nicht verſtehen) und daß allem ſchriftmäßigen Vermuthen nach, der groſſe Sabbath und die ewigtauſendjährige Ruhe nahe ſey. Er erbarmet ſich alſo aller in den Irrgärten der falſchen Weisheit herumirrender, und ſchließt das göttliche Cabinet auf, woraus er ihnen die Erkenntniß der wahren göttlichen Abſicht und Beſchaffenheit mit dieſer und jener Welt mildiglich mittheilt. Man wird es nunmehr bald merken, daß dieſer neue Prometheus ein ehrlicher Chiliaſte iſt, der in das Innere der Gottesgelahrtheit eben ſo verrätheriſche Blicke thut, als der Kannegieſſer des Herrn Barons von Holberg in das Innere der Staatskunſt. Sein Buch beſteht aus 12 Kapiteln, welche von der Exiſtenz GOttes, vom Ebenbilde, von der Kirche, von dem Prüfungsſtande der Welt, von der Gnadenwahl, von dem jüngſten Gerichte, von der neuen Erde und von noch viel andern Dingen handeln, von welchen eine erhizte Einbildungskraft ſehr viel neues, aber auch ſehr viel abgeſchmaktes ſagen kan. Das Titelkupfer ſtellt einen chriſtmuthmaßlichen Proſpect des neuen Himmels vor, welcher wenigſtens ſehr andächtig gezeichnet iſt. So viel wir uns erinnern, iſt dieſes Buch ſchon im Jahre 1750 zum erſten male gedrukt worden. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

(7. März.) London. Herr Mylius, welcher, wie bekannt, aus Deutſchland übergeſendet worden, eine phyſikaliſche Reiſe nach Amerika zu thun, iſt zwar noch hier, man hat aber Urſache zu hoffen, daß ſein Aufenthalt in dieſer Stadt viel dazu beytragen wird, ſeine Reiſe deſto beſſer nach dem Wunſche derer, welche Theil daran nehmen, ausſchlagen zu laſſen. Er iſt dabey ſo wenig müßig, daß er ſich bereits durch verſchiedne Schriften unter den Engliſchen Gelehrten bekannt gemacht hat. Auſſer der Beſchreibung einer neuen Grönländiſchen Thierpflanze in einem Sendſchreiben an den Herrn von Haller, von welcher auch ſogleich eine engliſche Ueberſetzung an das Licht gekommen, hat er A letter to Mr. Richard Glover on occaſion of his new Tragedy Boadicia herausgegeben, und eine deutſche Ueberſetzung von des Herrn William Hogarths Analyſis of Beauty beſorgt. Seine wirkliche Abreiſe iſt nun nicht mehr weit entfernt, und man wird bald die Nachricht davon melden können. Die Jahrszeit wenigſtens hat keinen Einfluß dabey, indem ſowohl im

Sommer, als im Winter von hier faſt täglich Schiffe nach Weſtindien abgehen.

(9. März.) **Leben des Moliere, aus dem Franzöſiſchen des Herrn von Voltaire überſetzt, nebſt einem Anhange von überſetzten und ſelbſt verfertigten Poeſien. Leipzig bey Fr. Lankiſchens Erben 1754.** in 8vo auf 12 Bogen. Der Herr von Voltaire hat ſich niemals zu dieſer Lebensbeſchreibung verſtehen wollen, man findet ſie daher auch nur bey einer einzigen Ausgabe ſeiner Werke von Amſterdam, die er niemals für authentiſch erklärt hat. Gleichwohl wollen Kenner ſeine Art zu denken und zu ſchreiben darinne finden, mit dem Zuſatze, daß es nicht die erſte Schrift ſey, die er ableugne. Wenigſtens wird man auf der 100 Seite dieſer Ueberſetzung einen hiſtoriſchen Umſtand aus dem **Vittorio Siri** antreffen, welcher faſt mit eben denſelben Worten in das Jahrhundert Ludwigs des XIV. gekommen iſt; und dieſes könnte alſo eine Vermuthung wider ihn mehr ſeyn. Unterdeſſen mag der Verfaſſer ſeyn wer er will, ſo iſt ſein Aufſatz einer Ueberſetzung doch ſehr wohl werth geweſen, beſonders jetzt, da Moliere durch die deutſche Ueberſetzung auch denen bekannt ſeyn kann, die ihn in ſeiner Sprache nicht leſen können. Man findet verſchiedne kleine Nachrichten darinne, die angenehm ſeyn würden, wann ſie auch noch weniger wichtig wären, und wann die Critik der Molieriſchen Schauſpiele nicht von dem Herrn von Voltaire iſt, ſo muß ſie doch von einem Manne ſeyn, der nicht weniger Geſchmack und Einſicht in die Regeln der Bühne hat, als er. Die angehängten Gedichte gehören dem Hn. Ueberſetzer, welcher ſich hier nicht zum erſtenmale als einen geſchickten Poeten zeigt. Sie beſtehen aus Fabeln, Erzehlungen, Sinnſchriften, und einem ſcherzhaften Heldengedichte, das Quadrille, in fünf Geſängen, welches beſonders gefallen wird. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(14. März.) *Lettres du Comte de Cataneo à l'illustre Monſieur de Voltaire ſur l'edition de ſes Ouvrages à Dresde. à Berlin chez Chr. Fr. Voſs.* 1754. in 12. auf 240 Seiten. Der Herr Graf Cataneo in Venedig, hat ſich ſchon durch ſeinen wahren Geiſt der Geſetze, welchen auch die Engländer einer Ueberſetzung werth geſchätzt haben, ſo vortheilhaft bekannt gemacht, daß auch nur ſein Name die Neugierde erwecken kann, Briefe nicht ungeleſen zu laſſen, die er an einen von den berühmteſten Schriftſtellern unſrer Zeit gerichtet hat.

Sie enthalten verſchiedne Zweifel, die ihm bey Leſung der Voltairiſchen Schriften eingefallen ſind, und die er mit weniger Beſcheidenheit größten Theils ſtarke Einwürfe hätte nennen können. Der erſte Brief iſt ſtatt der Einleitung, und enthält einige Complimente, wie ſie die Fechter zu machen pflegen, ehe ſie einander wund zu ſtoſſen anfangen. Der zweyte Brief betrift die Hiſtorie, worinne der Herr Graf beſonders den Unglauben des Dichters in Anſehung der alten Geſchichte unterſucht, und ſonſt einige Widerſprüche aufdeckt, die bey einem Verfaſſer, der überall witzig ſeyn will, nichts ſeltnes ſeyn können. Der dritte Brief handelt von einigen falſchen Begriffen des Herrn von Voltaire in der Metaphyſik, ſo wie der vierte von ſeinen Irrthümern in der Naturlehre. Dieſe beyden Briefe müſſen auch ſchon deswegen ſehr angenehm zu leſen ſeyn, weil es einen ſehr artigen Anblick giebt, wenn zwey Blinde einander mit Steinen werfen. In dem letztern wiederhohlt der Herr Graf eine Beobachtung, die er wegen der Acceleration der fallenden Körper unter der Horizontallinie will gemacht haben; aber auch hier wird man ihn eben ſo wenig als in den Beryberiſchen Briefen verſtehen. Der fünfte Brief iſt der Moral, der ſechſte der Religion, und der ſiebende der Poeſie beſtimmt. Es wundert uns dabey, daß gleich der ſechſte der kürzeſte geworden iſt, da er doch der längſte hätte werden können, wenn es anders wahr iſt, daß bey einem witzigen Kopfe die Religion immer das problematiſchſte iſt. Ueberall wo der Herr Graf Catanee ſeinem Gegner Einwürfe macht, wird die neueſte Dresdner Ausgabe von ſeinen Werken angeführt, ohne Zweifel weil dieſe der Herr von Voltaire für ächt erkannt, und ſich alſo auſſer Stand geſetzt hat, ſeine Gedanken für verändert und verſtümmelt anzugeben, welches er wohl ſonſt zu thun ſoll gewohnt geweſen. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(16. März.) *Annales de l'Empire depuis Charlemagne, par l'Auteur du Siecle de Louis XIV. à Francf. aux depens de la Compagnie* 1754. in 8vo 1 Alph. 4 Bogen. Man weiß, daß vor einiger Zeit unter dem Namen des Herrn von Voltaire in Holland ein Abregé de l'hiſtoire univerſelle depuis Charlemagne juſqu'à Charlequint erſchien. Nach dem Vorgeben dieſes Gelehrten, ſoll es nichts als ein Theil einer unvollſtändigen Handſchrift von einem gröſſern Werke ſeyn, welches er ehedem unter der Feder gehabt. Es ſey bey

einem Treffen in Böhmen in die Hände der Huſaren gefallen, und er vermuthet, daß eben dieſe Huſaren den Druck müßten beſorgt haben, weil alles auf das grauſamſte darinne verſtümmelt und verfälſcht werden. Damit aber eine ſolche Mißgeburt nicht auf ſeiner Rechnung bleibe, ſo habe er nunmehr ſelbſt Hand angelegt, und es in Anſehung der deutſchen Reichsgeſchichte ſo umgearbeitet, daß es anſtatt eines Innbegrifs derſelben dienen könne, welcher weder troken noch bis zum Ekel umſtändlich ſey. Nach dieſer neuen Einrichtung iſt es unter dem Titel Annales in Holland in zwey Duodezbänden gedruckt, und auch Frankfurt bereits nachgedruckt worden. Von dieſem Nachdrucke iſt das eben angeführte der erſte Theil, welcher von Carl dem groſſen bis auf Ludewig den fünften geht; der zweyte Theil enthält die Geſchichte von dieſem Ludewig bis auf den Tod Carls des ſechſten. In der Einrichtung ſcheint der Herr von Voltaire die Chronologie des Präſidenten Henault zum Muſter genommen zu haben; die Art des Vortrags aber iſt völlig ſein eigen; denn niemand weiß ſo gut als er, die wichtigſten Begebenheiten in ein Epigramma zu bringen, und alles mit einer gewiſſen Spitze zu ſagen, die den zum Geſchichtſchreiber gewordenen Poeten nicht unverrathen läßt. Das merkwürdigſte bey dieſem ganzen Werke ſind wohl die Vers techniques, in welche der Herr von Voltaire alle Namen der Kayſer und ihre wichtigſten Thaten nach einer chronologiſchen Ordnung gebracht hat; eine Arbeit mit der ſich bey uns Berkenmeyer und andre abgegeben haben. Dieſe Probe giebt Anlaß zu fürchten, daß der Dichter, wenn er noch lange in Deutſchland bleiben ſollte, zuletzt Chronodiſticha machen dürfe, und vielleicht aus keiner andern Abſicht, als ſich nach dem Geſchmacke der Nation zu richten, unter welcher er lebt, ſo wie er zum Exempel in Frankreich die Henriade, und in England den Brutus und den Tod des Cäſars gemacht hat. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(26. März.) Auf die Nachricht, die wir vor kurzem von den gelehrten Beſchäftigungen des Hr. Mylius in England und der weitern Fortſetzung ſeiner Reiſe gegeben haben, müſſen wir jetzt eine andre folgen laſſen, die ſeinen Freunden höchſt unangenehm, und dem Publico ſelbſt, welches ſich noch manches von ſeinem Fleiſſe verſprach, nicht gleichgültig ſeyn wird. Er iſt nemlich am 6ten dieſes Monats in London an einer Peripnevmonie geſtorben. Es iſt nicht genung

zu bedauren, daß die Kräfte ſeines Körpers nicht ſeinem Eifer und ſeiner Begierde etwas vorzügliches zu thun, gleich geweſen ſind. Sein feſter Entſchluß ſich den Wiſſenſchaften und beſonders der Erforſchung der Natur aufzuopfern, ſeine ſchon erlangte Geſchicklichkeit und die unabläßige Sorgfalt, ſie auf allen Seiten zu erweitern, machen ſeinen Verluſt der gelehrten Welt wichtig, die ihn ſchon längſt aus ſeinen Schriften als einen eben ſo ſchönen als gründlichen Geiſt gekannt hat. Es iſt bereits ſchon über ein Jahr, daß er ſeine phyſikaliſche Reiſe von hier aus antrat, und nur ſeine Luſt, ſich nirgends eine Gelegenheit zu Beobachtungen entgehen zu laſſen, iſt Schuld, daß er nicht weiter damit gekommen iſt. Auf Verlangen einiger vornehmen Theilhaber an ſeiner Reiſe machte er nicht nur gleich Anfangs auf dem Harze verſchiedne Verſuche mit dem Thermometer und Barometer, ſowohl unter der Erde in den tiefſten Schachten, als hernach auf den Spitzen der höchſten Berge; ſondern ſtellte auch gleiche Verſuche bey ſeiner Ueberfahrt von Holland nach England, über und unter dem Waſſer mit vieler Genauigkeit an. Weil übrigens ſeine erſte Reiſe auf engliſche Kolonien in Amerika gehen ſollte, ſo ſahe er gar bald in England die unvermeidliche Nothwendigkeit ſich die engliſche Sprache, die er ſchon zum Theil verſtand, noch mehr bekannt zu machen, und ſonſt verſchiedne Erkundigungen einzuziehen, die ſeine Unterſuchungen in den daſigen Gegenden erleichtern könnten. Dieſe und noch andere Urſachen, wozu beſonders ſeine Unbäßlichkeit kam, aus welcher er aber durchaus ſeinen Gönnern, um ſie nicht abzuſchrecken, ein Geheimniß machen wollte, nöthigten ihn länger in England zu bleiben, als er jemals daſelbſt zu bleiben geglaubt hatte. Noch vielweniger aber werden weder er noch ſeine Freunde geglaubt haben, daß England gar der Ort ſeyn ſolte, wo die Vorſicht ſeiner mühſamen irdiſchen Wißbegierde auf immer ſtille zu ſtehen befehlen ſollte, um ſie in einer beſſern Welt zu ſättigen.

(2. May.) **Königsberg.** Am dritten des vorigen Monats brachte der Hr. M. **Paul Chriſtian Weiß** eine Streitſchrift zu Katheder, in welcher er den **Abraham** als einen Logicum, nach Anleitung der Stelle Hebr. XI. 19., ausführte. Der Patriarch wird daſelbſt λογισαμενος genennt, und dieſem Wörtchen haben wir die gelehrte Arbeit des Hrn. Magiſters, welche auf 2½ Bogen gedruckt iſt, zu danken. Er unterſucht gleich Anfangs was λογος und λογιζομαι heiſſe, und

entdeckt, daß jenes die Vernunft und dieſes vernünftig ſchlieſſen bedeute. Er zeigt ferner, was die Vernunft ſey, und erhärtet, daß ſie eine herrliche Gabe Gottes iſt, die uns zu vielerley nützlich und nöthig ſeyn könne. Er kömmt alsdenn auf die Vernunftlehre, und theilt ſie in die natürliche und künſtliche ein. Von der künſtlichen geſteht er, daß Abraham nicht viel möge gewußt haben; deſto ſtärker aber müſſe er in der natürlichen geweſen ſeyn; denn dieſe habe ihn einſehen gelehrt, daß wenn ein Gott ſey, dieſer Gott auch Todte auferwecken könne. Man wende nicht ein, daß Hr. **Weiß** alſo in dem Worte λογισάμενος nichts weiter finde, als was Luther darinne gefunden hat, welcher es durch Abraham dachte giebt; er findet noch dieſes darinne, daß er vernünftig gedacht habe, und daß das bekannte Sprichwort bey ihm nicht eingetroffen ſey. Eines wundert uns, daß Hr. M. **Weiß** ſeiner Diſſertation, die ſich mit Tantum abeſt anfängt, keine carmina gratulatoria, hat beyfügen laſſen. Wir nehmen uns die Freyheit dieſen Mangel mit folgenden zu erſetzen:

O Neid, dies Werk wirſt du verſchonen müſſen!
Mit Tantum abeſt fängt es an.
Nur eines fehlet noch daran!
Mit parum adeſt ſollt es ſchlieſſen.

Ein anders.

Die Logik Abrahams! Wer hätte das gedacht!
Vielleicht daß **Weiß** ſich bald an Sarens Phyſik macht.

(21. May.) **G. E. Leßings Schriften. Dritter und vierter Theil. Berlin bey Chr. Fr. Voß.** In 12mo 1 Alphb. 2 Bogen. Wir wollen den Inhalt dieſer Theile mit den eignen Worten des Verfaſſers anführen. „Den dritten Theil, ſagt er, habe ich mit einem „Miſchmaſche von Critik und Litteratur angefüllt," ꝛc. [ſ. oben. S. 2.] — — Es ſind dieſer Rettungen an der Zahl viere ꝛc. Die bloſſen Titel ſind für diejenigen lange genug, die ſie nicht ſelbſt leſen wollen. — — Der vierte Theil enthält zwey Luſtſpiele, wovon das eine **der junge Gelehrte**, und das andere **die Juden**, heißt. Das erſte iſt ſchon 1748 in Leipzig auf dem Neuberiſchen Schauplatze, nicht ohne Beyfall, aufgeführet worden. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(30. May.) **Zergliederung der Schönheit, die ſchwankenden Begriffe von dem Geſchmacke feſtzuſetzen, geſchrieben von Wil-**

helm Hogarth. Aus dem Engliſchen überſetzt von C. Mylius. London bey And. Linde 1754. in 4to auf 20 Bogen nebſt zwey groſſen Kupfertafeln. Herr Hogarth iſt unſtreitig einer der gröſten Mahler, welche England jemals gehabt hat. Was ihn beſonders berühmt gemacht, iſt dieſes, daß er in alle ſeine Gemählde eine Art von ſatyriſcher Moral zu bringen gewußt, die das Herz an dem Vergnügen der Augen Theil zu nehmen, nöthiget. Natur, Leben und Reitz, hat man durchgängig darinne bewundert, und dieſe bey ihm für die Wirkungen eines glücklichen Genies gehalten, bis er in dem gegenwärtigen Werke zeigte, daß auch ein tiefes Nachdenken über die Gegenſtände ſeiner Kunſt damit verbunden geweſen. Und dieſem Nachdenken eben haben wir eine Menge neuer Ideen zu danken, die in der ganzen Materie von der Schönheit ein Licht anzünden, das man nur von einem Manne erwarten konnte, dem auf der Seite des Gelehrten eben ſo wenig, als auf der Seite des Künſtlers fehlte. Er hat ſeine Schrift in ſiebenzehn Hauptſtücke abgetheilt. In den erſten ſechſen handelt er von den ſchon bekannten Gründen, von welchen man durchgängig zugeſteht, daß ſie, wenn ſie wohl vermiſcht werden, allen Arten von Zuſammenſetzungen, Annehmlichkeit und Schönheit geben. Dieſe Gründe ſind: die Richtigkeit, die Mannigfaltigkeit, die Gleichförmigkeit, die Einfachheit, die Verwicklung und die Gröſſe, welche alle bey Hervorbringung der Schönheit zuſammen wirken, indem ſie einander gelegentlich verbeſſern und einſchrenken. In dem ſiebenden Hauptſtücke wendet er ſich zu den Linien, in welche alle Formen eingeſchloſſen ſeyn müſſen, und findet, daß die Wellenförmige Linie die wahre Linie der Schönheit, und die Schlangenlinie die wahre Linie des Reitzes ſey. Auf der Betrachtung dieſer beyden Linien beruht das ganze Hogarthſche Syſtem von der Schönheit. Er zeigt nehmlich, wie aus ihrer Zuſammenſetzung alle angenehme Formen entſtehen, und wie wunderbar ſie beſonders in dem Meiſterſtücke aller ſinnlichen Schönheit, in dem menſchlichen Körper, angebracht ſind. Auch in den übrigen Hauptſtücken, wo er von den Verhältniſſen, von dem Lichte und Schatten, und von den Farben redet, zeigt er ihren Einfluß, welcher ſich beſonders in dem 16ten Hauptſtücke von der Stellung, am meiſten äuſſert. Man darf nicht glauben, daß bloß Mahler und Bildhauer oder Kenner dieſer beyden Künſte, das Hogarthſche Werk mit Nutzen leſen können. Auch Tanzmeiſter, Redner und Schauſpieler, werden die vortreflichſten Anmerkungen darinnen finden, und noch mehrere durch kleine Anwendungen ſelbſt daraus ziehen können. Ja ſo gar Dichter und Tonkünſtler, werden, vermöge der Verbindung welche alle ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften untereinander haben, ähnliche Gründe der Schönheit in den Werken des Geiſtes und der Töne darinne entdecken, und ihren ſchwankenden Geſchmack auf feſte und unwandelbare Begriffe zurückbringen lernen. Die zwey darbey befindlichen Kupfertafeln ſind von der eignen Hand des Herrn Hogarths, die ihnen mit Fleiß nicht mehr Schönheit gegeben hat, als ſie zum Unterrichten nöthig haben. Von der Güte der Ueberſetzung dürfen wir hoffentlich nicht viel Worte machen, da ſie ſich von einem Manne herſchreibt, der ſelbſt mit dem Schönen in der Natur und Kunſt bekannt war, und den wir zu beyder Ausbreitung viel zu zeitig verlohren haben. Sein Aufenthalt in London verſchafte ihm Gelegenheit, den Herrn Hogarth ſelbſt bey der Ueberſetzung zu Rathe zu ziehen, welches er auch ſo oft gethan zu haben verſichert, daß man ſeiner Ueberſetzung dadurch eine Art von Authenticität beylegen kan. Koſtet in der Voſſiſchen Buchhandlung hier und in Potsdam 5 Rthlr.

(25. Junius.) Wir haben vor weniger Zeit der Hogarthſchen Zergliederung der Schönheit ꝛc. gedacht, und ſie als ein Werk, das voll neuer Gedanken ſey, angeprieſen. Wir haben geſagt, daß es ein Lehrgebäude enthalte, welches einzig und allein geſchickt iſt, die verſchiedene Begriffe der Menſchen von dem, was gefällt, auf etwas gewiſſes zu bringen, und das elende Sprichwort, daß man über den Geſchmack weder ſtreiten könne noch dürfe, aus dem Munde des Pöbels und der Gelehrten zu verbannen. Es enthält, wie wir berührt haben, keine leeren und unfruchtbaren Betrachtungen, die mit Recht den Namen Grillen verdienen, wenn ſie keine praktiſche Anwendung leiden, ſondern der Nutzen deſſelben erſtreckt ſich ſo weit, als ſich das Schöne der Formen erſtreckt. Alle Künſte und Wiſſenſchaften, die ſich damit beſchäftigen, werden ein neues Licht daraus entlehnen können. Der Philoſoph, der Naturaliſt, der Antiquar, der Redner auf der Kanzel und auf der Bühne, der Mahler, der Bildhauer, der Tänzer, haben es faſt für ein unentbehrliches Buch zu betrachten. Doch nicht ſie allein, ſondern auch alle, welche ſich mit dem Titel der Kenner begnügen laſſen, aber oft von Dingen, wobey es auf die Nachahmung der ſchönen Natur ankommt, ſo unbeſtimmte und widerſprechende Ur-

theile fällen, daß ſie den Mangel an feſten und ſichern Begriffen nur allzudeutlich verrathen. Ja es fehlt nicht viel, ſo wird der Nutzen des Hogarthſchen Syſtems auch bis auf das Reich der Mode auszudehnen ſeyn, ſo daß man auch da, wo man ſonſt nichts als gelegentlichen Eigenſinn wahrnahm, durch Hülfe deſſelben etwas gewiſſes wird angeben können. Man wird angemerkt haben, daß die deutſche Ueberſetzung dieſes vortreflichen Werks, welche Herr Mylius in London beſorgt hat, ſehr theuer ſey. Sie beträgt, auſſer 2 Kupfertafeln, nicht mehr als 22 Bogen in Quart, und koſtet gleichwohl nicht weniger als fünf Thaler; ein Preis der ohne Zweifel die allgemeine Brauchbarkeit deſſelben ſehr verhindern muß. In dieſer Betrachtung hat ſich der Verleger dieſer Zeitungen entſchloſſen, einen neuen verbeſſerten Abdruck den Liebhabern in die Hände zu liefern, und einen Thaler Vorſchuß darauf anzunehmen, für welchen er ihnen in ſechs Wochen, ohne einigen Nachſchuß, eingehändiget werden ſoll. Die Kupfer werden bereits mit möglichſter Sorgfalt geſtochen, und man ſchmeichelt ſich, daß man auch ſonſt mit dem Aeuſſern zufrieden ſeyn werde. Nach Verlauf gedachter ſechs Wochen, wird das Werk unter 2 Thalern nicht zu bekommen ſeyn. Einen verbeſſerten Abdruck wird man es deswegen mit Recht nennen können, weil man ihm durch verſchiedne kleine Veränderungen im Style, diejenige Deutlichkeit gegeben hat, die ihm an vielen Stellen zu fehlen ſchien. Auch wird man, als eine kleine Vermehrung, die aus dem Franzöſiſchen überſetzte Erklärung der Hogartſchen ſatyriſchen Gemählde beyfügen. Ein mehreres kan man aus der gedruckten Nachricht erſehen, welche in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam ohne Entgeld ausgegeben wird.

Nachricht von einem neuen Abdrucke der Hogartſchen Zergliederung der Schönheit ꝛc. Wenn irgend ein neues Werk viele Lobſprüche erhalten, und noch mehrere verdient hat, ſo iſt es gewiß des Herrn Hogarths Analyſis of Beauty (Zergliederung der Schönheit ꝛc.) Die gelehrten Tagebücher und Zeitungen haben ſeiner ſchon zu oft gedacht, als daß der Inhalt nicht den meiſten ſchon bekannt ſeyn ſollte. Hr. Hogarth hatte das Schöne der Formen, als den Gegenſtand ſeiner Kunſt auch zum Gegenſtande ſeines philoſophiſchen Nachdenkens gemacht, und war endlich auf ein Lehrgebäude gekommen, welches einzig und allein geſchickt iſt, die verſchiedenen Begriffe der Menſchen von dem, was gefällt, auf etwas gewiſſes zu bringen, und das elende Sprichwort, daß man über den Geſchmack weder ſtreiten könne noch dürfe, aus dem Munde des Pöbels und der Gelehrten zu verbannen. Ihm werden wir es alſo zu verdanken haben, wenn man bey dem Worte ſchön, das man täglich tauſend Dingen beylegt, künftig eben ſo viel denken wird, als man bisher nur empfunden hat. Es enthält aber dieſes Werk des Hrn. Hogarths keine leeren und unfruchtbaren Betrachtungen, die mit Recht den Namen Grillen verdienen, wenn ſie keine praktiſche Anwendung leiden; ſondern der Nutzen deſſelben erſtreckt ſich ſo weit, als ſich das Schöne der Formen erſtreckt. Alle Künſte und Wiſſenſchaften, die ſich damit beſchäftigen, werden ein neues Licht daraus entlehnen können. Der Philoſoph, der Naturaliſt, der Antiquar, der Redner auf der Kanzel und auf der Bühne, der Mahler, der Bildhauer, der Tänzer, haben es faſt für ein unentbehrliches Buch zu betrachten. Doch nicht ſie allein, ſondern auch alle, welche ſich mit dem Tittel der Kenner begnügen laſſen, aber oft von Dingen, wobey es auf die Nachahmung der ſchönen Natur ankömt, ſo unbeſtimmte und widerſprechende Urtheile fällen, daß ſie den Mangel an feſten und ſichern Begriffen nur allzudeutlich verrathen. Ja es fehlt nicht viel, ſo wird der Nutzen des Hogarthſchen Syſtems auch bis auf das Reich der Mode auszudehnen ſeyn, ſo daß man auch da, wo man ſonſt nichts als gelegentlichen Eigenſinn wahrnahm, durch Hülfe deſſelben etwas gewiſſes wird angeben können. Man weis, daß Hr. **Mylius** bey ſeinem Aufenthalte in England dieſes Hogarthſche Werk, unter der Aufſicht des Verfaſſers, ins Deutſche überſetzt hat. Die Ueberſetzung iſt in London gedruckt, und beträgt, auſſer den zwey groſſen Kupfertafeln, nicht mehr als 22 Bogen in Quart. Gleichwohl aber koſtet ſie weniger nicht als fünf Thaler, welches ohne Zweifel ein Preis iſt, der die allgemeine Brauchbarkeit derſelben ſehr verhindert. Was aber nutzt das vortreflichſte Buch, wenn es nicht allen denen in die Hände kommen kann, die es mit Vortheil zu brauchen im Stande ſind? Ich habe mich daher entſchloſſen, dieſe Myliusſiſche Ueberſetzung der Welt durch einen neuen verbeſſerten Abdruck zu überliefern, und mache in dieſer Abſicht bekannt, daß er in einer Zeit von ſechs Wochen wird an das Licht treten können. Die Kupfer werden bereits mit der größten Sorgfalt nachgeſtochen, und ich ſchmeichle mir im voraus, daß man ſowohl mit dieſen, als mit dem Aeuſſerlichen des Drucks zufrieden ſeyn ſoll. Als eine kleine Vermehrung wird man noch eine aus dem Franzöſiſchen überſetzte Erklärung der Hogarthſchen ſatyriſchen Gemählde beyfügen. Zu mehrerer Bekanntmachung des Werks bin ich geſonnen bis zu Ablauf dieſer ſechs Wochen, einen Thaler Vorſchuß anzunehmen, für welchen es zu geſetzter Zeit den Herren Pränumeranten ohne einigen Nachſchuß eingehändiget werden ſoll. Nach Verlauf dieſes Termins, werde ich es unter zwey Thaler nicht verlaſſen können. Die Liebhaber werden ſich deßwegen an mich ſelbſt hier und in Potsdam, oder an jede Buchhandlung, die ihnen ihres Orts am nächſten iſt, zu wenden belieben. Für diejenigen, welche allzuweit entfernt ſind, wird man auch in Anſehung des Termins gehörige Nachſicht zu haben nicht unterlaſſen. Berlin, den 1ſten Julius 1751.

Ch. Fr. Voß.

(1. Julius.) **Der mit ſeiner Donna Charmante herumirrende Ritter Don Felix. Frankfurt und Leipzig 1751. In 8vo. 1 Alphb. 10 Bogen.** Wenn dieſer Titel nicht ſchon einen elenden Roman verriethe, ſo dürften wir nur ſagen, daß es ohngefehr eine Nachahmung der bekannten Felſenburg ſeyn ſolle. Sie iſt, welches wir zugeſtehen müſſen, unendlich elender als das Original; aber eben deswegen, wenn wir uns nicht irren, weit lesbarer. Was wir ſagen iſt leicht zu begreifen, wenn man nur erwägen will, daß in den Werken des Witzes nichts ekelhafter als das Mittelmäßige iſt; und daß hingegen das ganz Schlechte, wenn es einen gewiſſen Grad der Tiefe erlangt hat, eben deswegen, weil man es ſich ſchwerlich ſchlechter einbilden kann, eine Art von Beluſtigung bey ſich führt. Man fängt nehmlich alsdann an, ſich an der Armuth des Schriftſtellers, an den Martern, die er ſeiner Einbildungskraft hat anthun müſſen, an den geſtohlnen Blümchen, und an dem Wirwarre ſeines Ausdrucks zu ergötzen; man urtheilt, wie ſehr er ſelbſt ſeine Einfälle möge bewundert haben; man iſt im Geiſte bey ihm, und genießt mit ihm das Vergnügen, durch ganze Alphabete nicht die geringſte Spur eines geſunden Verſtandes zu finden; und endlich verläßt man ihn mit einem wahren Erſtaunen, welches in Satyre und Galle ausbrechen würde, wenn ſich nicht die Barmherzigkeit für ihn ins Mittel ſchlüge. Aus dieſen Gründen alſo wagen wir es, auch Leſern von Geſchmack die Donna Charmante anzupreiſen; ſie koſtet ein weniges, und erweckt ganz gewiß Appetit nach etwas beſſern. In den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(16. Julius.) **Gedanken mit einer Ueberſetzung des Hymne über die vier Jahrszeiten, aus dem Engliſchen des Thomſons. Frankfurt und Leipzig, bey J. Ch. Kleyb 1754. In 12mo auf 2 Bogen.** Die Art durch einzelne abgeſonderte Gedanken ein Schriftſteller zu werden, ſcheinet leichter zu ſeyn, als ſie in der That iſt. Da ſie ſich der Mühe der Einkleidung überhebt, ſo giebt ſie uns ein Recht, in dem Weſentlichen deſſen, was vorgetragen wird, einen deſto gröſſern Grad der Vollkommenheit zu erwarten. Vornehmlich müſſen alle ihre Gedanken neu und nicht gemein ſeyn, weil alte und gemeine Gedanken nur bey dem Ausfüllen, und bey Verfolgung einer Materie erträglich ſind. Ja dieſe neue Gedanken müſſen auch mit neuen Wendungen vorgetragen werden, und eine gewiſſe ſinnreiche Kürze haben, um auch dadurch den Namen Gedanken zu verdienen, daß ſie dem Leſer zu mehr und mehr Gedanken Anlaß geben. — — Was wir hier in allgemeinen Ausdrücken geſagt haben, hätten wir auch in beſondern von den angeführten zwey Bogen ſagen können, wenn ſie unſer Lob nicht mehr verdienten als bedürften. Wir wollen eine einzige Stelle daraus anführen, welche aus mehr als einer Urſache von einem Deutſchen überdacht zu werden verdienet. „Die meiſten, heiſt es auf der 24 Seite, ſind gewohnt, „ſich im Urtheilen nach andern zu richten, ihnen nachzurühmen und „nachzutadeln. Wäre dieſes nicht, ſo hätte man längſt unter den „Deutſchen kühn geſagt: Wolf ſey gröſſer als Newton. Newton „ſchrieb eine beſſere Optik und Aſtronomie, als ſein Lehrer Kepler. „Wolf aber überſah zuerſt in einem Syſtem alle phyſiſche und mora„liſche Wiſſenſchaften. Er ſchrieb zuerſt eine Kosmologie, eine Aero„metrie, ein zuſammenhangendes Recht der Natur und eine Moral. „Hätte Newton in der Metaphyſik, wie der Herr von Voltaire ſich „ausdrückt, den Ball gut genug ſchlagen können; ſo würde er über „die Offenbarung Johannis nicht närriſch geworden ſeyn. Newton „hatte aber in den Wiſſenſchaften nur einen Geſchmack. Die Deutſchen, „die nur allein zu philoſophiren gewußt, haben ſich zu verwundern „Urſache, daß die Engländer ſich berechtigt zu ſeyn geglaubt, einer neuen „Optik und Aſtronomie des Newtons den vielbedeutenden Namen der „Philoſophie deſſelben zu geben." — — Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(27. Julius.) **Freundſchaftliche Briefe von J. S. Patzke. Frankfurt und Leipzig bey Joh. Chr. Kleyb 1754. In 8vo**

11 Bogen. Man kennet den Herrn Pazke ſchon längſt als einen ſehr guten Dichter, und weiß, daß ihm muntre, witzige und empfindungsreiche Gedanken nicht ſchwer fallen. Man kennt ihn aber auch als den glücklichen Ueberſetzer des Terenz, und kann ſich leicht einbilden, daß er dieſem Muſter die edle Einfalt des Ausdrucks werde abgelernt haben. Sollte es wohl möglich ſeyn, daß er kein ſchöner Verfaſſer freundſchaftlicher Briefe ſeyn könnte? Da man ihn alſo auch ohne Beweis dafür würde gehalten haben, ſo iſt man ihm um ſo viel mehr Dank ſchuldig, daß er ſeine Exempel zu einer Anweiſung für diejenigen gemacht hat, welche vertraute Briefe ſchreiben wollen. Er geſteht zwar, daß ſie nicht durchgängig von ihm ſind; allein, da ſie ſich wenigſtens von ſeinen Freunden herſchreiben, ſo kann man wegen ihrer Güte hinlänglich geſichert ſeyn. Der Tittel zeigt es ſchon, was für eine Sprache darinne geführt wird; es iſt die Sprache der Freundſchaft wie man ſie unter ſchönen Geiſtern von zärtlichen Empfindungen höret. Diejenigen werden zu beklagen ſeyn, denen ſie dunkel oder ſchwermeriſch vorkommen ſollte. Schönheiten, die für das Herz beſtimmt ſind, ſind dem, welchem es nicht an der rechten Stelle liegt, freylich unbegreiflich; ſie hören aber deswegen nicht auf Schönheiten zu ſeyn. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

(30. Julius.) Mocquerien, aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Neue Auflage. Cölln 1751. In 8vo. 16 Bogen. Unter dieſem Tittel ſetzt man uns aufgewärmte Charaktere vor. Es ſollen Schilderungen verſchiedner lächerlichen oder laſterhaften Gemüthsarten ſeyn, die am Ende allezeit mit einem kleinen Gedichte verbrämt ſind, wodurch wir in der Ungewißheit gelaſſen werden, ob die Proſe oder die Poeſie elender iſt. Die Gegenſtände der Schilderungen ſind trivial; die Seiten, von welchen ſie uns gezeigt werden, ſind die häßlichſten und nichtswürdigſten, die Züge ſind grob, die Farben ſind aufgekleckt; kurz alles verräth die Hand eines Stümpers, welcher eher Gurken als Portraits hätte mahlen ſollen. Gleichwohl ſoll dieſe Hirngeburth aus dem Franzöſiſchen überſetzt ſeyn? — — Beynahe aber ſollten wir daran zweifeln; denn da die Sitten und Moden, auf welche darinne angeſpielt wird, faſt alle engliſch ſind, und da ſonſt verſchiedne Wendungen und Ausdrücke vorkommen, welche, auf gut brittiſch, mehr nachdrücklich, als ehrbar ſind, ſo kann man, glauben wir, das Original eher für eine engliſche Mißgeburth halten. Sie beſteht aus zwey Theilen; der

erſte will weibliche und der andere männliche Charaktere mahlen. Hier iſt das Verzeichniß der weiblichen, welches man hoffentlich ſo finden wird, daß man uns das Verzeichniß der männlichen gerne ſchenken kann. Man findet alſo 1. das ſcheinheilige Frauenzimmer. 2. Das gelehrte Frauenzimmer, oder der Student im langen Rocke. 3. Den weiblichen Satyr. 4. Die verſchmitzte Hure. 5. Die Gräfin von Brandtewein. 6. Das eiferſüchtige Frauenzimmer. 7. Das ſpielſüchtige Frauenzimmer. 8. Den weiblichen geheimen Rath. 9. Die geadelte Bauerdirne. 10. Das hochgebohrne Frauenzimmer. 11. Die ehrbare Kupplerin, oder des Frauenzimmers liebe Getreue. 12. Die ehrbare Hure, 13. Das allzu luſtige Frauenzimmer mit hochgelben Haaren. 14. Das alamodiſche Frauenzimmer, und endlich 15. die gaſtfreye Dame. Eine ſchöne Mandel! Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(3. Aug.) *Reponſe au ſupplement du ſiecle de Louis XIV. à Colmar* 1751. In 8vo auf 11 Bogen. Der Streit, welchen der Herr von Voltaire mit dem Herrn la Beaumelle über einige Unrichtigkeiten in dem Jahrhunderte Ludewigs des 14ten bekommen, iſt genugſam unter den Gelehrten, noch mehr aber unter den Petitmaiters der gelehrten Republik bekannt. La Beaumelle ließ unter eine frankfurtiſche Ausgabe des Jahrhunderts verſchiedne Anmerkungen ſetzen; auf dieſe Anmerkungen antwortete Voltaire durch ein Ergänzungsſtück zu ſeinem Werke, und gegen dieſes Ergänzungsſtück erwiedert der erſtre nunmehr durch angeführte Bogen. Es iſt nicht wohl möglich etwas daraus anzuführen, es müßte denn ein Einfall oder eine Ungereimtheit, oder beydes zugleich ſeyn; denn darinne beſteht die groſſe Kunſt des Verfaſſers, daß er ſelten eines ohne das andere ſagt. Vor allen Dingen verſichert er, daß er nur den allerkleinſten Theil von den obgedachten Anmerkungen verfertiget habe; und wenn dieſes iſt, ſo hat er gut fechten; was er nicht vertheidigen kann, darf er nur auf den Fortſetzer ſeiner Arbeit ſchieben. Es iſt nur Schade, daß auch bey dieſer Zänkerey der deutſche Name wieder ins Gedrenge kömmt. Können ſich denn ein Paar franzöſiſche Witzlinge nicht ſtreiten, ohne es wenigſtens ein oder zweymal einflieſſen zu laſſen, daß es den Deutſchen an Witz und Geſchmack fehle! Werfen wir denn ihnen ſo oft vor, daß es ihnen nicht ſelten an geſundem und geſetzten Verſtande fehle! Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(13. Aug.) Der neue Abdruck der Hogartſchen Zergliederung der Schönheit, iſt nunmehr, verſprochner Maaſſen, fertig geworden. Wir finden nicht nöthig zum Lobe des Werks ſelbſt nochmals etwas beyzubringen; wir wollen nur bemerken, was man bey dieſer neuen Ausgabe geleiſtet hat. Was die Kupfer Anfangs anbelangt, ſo wird man finden, daß ſie ſo ſorgfältig und glücklich nachgeſtochen worden, als man es nur immer von einer Copie verlangen kann. Der Text ſelbſt iſt nicht nur hin und wieder, in Anſehung der Schreibart, verbeſſert worden, ſondern hat auch eine kleine Vermehrung erhalten, welche in den überſetzten Briefen des Herrn Rouquets beſtehet, worinne er eine Erklärung über die vornehmſten Kupferſtiche des Herrn Hogarths ertheilt. Die Liebhaber welche darauf pränumerirt haben, werden es ſelbſt am beſten beurtheilen können, ob man ihre Hofnung hinlänglich erfüllt hat. Sie werden ihre Exemplare für die Zurückſendung der Scheine, in den Voßiſchen Buchläden abfordern laſſen, allwo es diejenigen, die ſich des Weges der Pränumeration nicht zu bedienen beliebt haben, für 2 Rthlr. bekommen können.

(15. Aug.) Die ganze Aeſthetik in einer Nuß, oder Neologiſches Wörterbuch; als ein ſichrer Kunſtgrif, in 24 Stunden ein geiſtvoller Dichter und Redner zu werden und ſich über alle ſchale und hirnloſe Reimer zu ſchwingen. Alles aus den Accenten der heil. Männer und Barden des jetzigen überreichlich begeiſterten Jahrhunderts zuſammengetragen, und den größten Wortſchöpfern unter denſelben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demüthigen Verehrern der ſeraphiſchen Dichtkunſt 1754. Jn 8vo. 1 Alphb. 10 Bogen. Dieſer Titel iſt hoffentlich lang und närriſch genug, um einen hinlänglichen Begrif von dem Buche ſelbſt zu machen. Wenn man es eine Nachahmung des franzöſiſchen Dictionaire Neologique nennen will, ſo vergeſſe man nur nicht, es eine elende Nachahmung zu nennen, ſo wie man ſie von einem geſchwornen Gottſchedianer erwarten konnte. Wir machen uns Hofnung, dieſe Scharteke in dem nächſten Stücke des Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, etwann folgender Maaſſen, angeprieſen zu finden: „Endlich einmal iſt ein Patriot unter uns „aufgeſtanden, welcher den deutſchen Sprachverderbern den Text geleſen, und zu Rettung meiner Ehre bewieſen hat, daß alle diejenigen „Ochſen ſeyn müſſen, welche an Hallern, Bodmern und Klopſtocken,

„einen Geſchmack finden. Man kann ihm für ſeinen rühmlichen Eifer,
„meine Sprachkunſt den Dichtern als das einzige anzupreiſen, wider
„welches ſie nicht ſündigen dürfen, nicht genug danken. Ein gram-
„matikaliſcher Fehler, und wenn er auch oft nur auf einen Druckfeh-
„ler hinauslaufen ſollte, iſt ihm, wie billig, ein Schandfleck, der alle
„Schönheit des Gedanken vernichtet, von welcher ich längſt geſagt
„habe, daß ſie einzig und allein auf die richtigen, flieſſenden und ge-
„wöhnlichen Ausdrücke ankomme, wie ich ſie in meinen Werken habe,
„die in jeder Art, ohne Ruhm zu melden, Muſter ſeyn können. Mit
„dem Geiſte der Satyre iſt unſer Verfaſſer vortrefflich ausgerüſtet; er
„ſchreibt in Tag hinein, er ſchimpft, er macht Zoten, welches ich
„alles denjenigen, Kraft meiner Dictatur, erlaube, die ſich meiner ge-
„rechten Sache annehmen. Nunmehr habe ich, Gott ſey Dank, noch
„Hofnung, daß unſer **Herrmann** über den **Meßias**, meine Gedichte
„über **Hallers**, **Grimms Tragödien** über **Schlegels**, **Lichtwehrs**
„Fabeln über **Gellerts**, meine Atalanta über **Roſts** Schäfergedichte,
„und alle Geburthen meiner getreuen Schüler, über alle Werke der-
„jenigen, die meinen Namen nicht anbeten, ſiegen werden. Ich wün-
„ſche dieſes herzlich zur Ehre des geſammten Vaterlandes, und will
„in guter Hofnung auch dieſe Monatſchrift mit einigen Artickeln aus
„angezognem Buche bereichern.“ — — Das mag er thun; wir wollen weiter davon nichts ſagen, als daß es 12 Gr. koſtet, und in den Voßſchen Buchläden hier und in Potsdam zu haben iſt.

(20. Aug.) **Grundriß einer Beſchreibung des Kayſerthums Marocco, nebſt einem Verſuch einer Vergleichung der Maroccaner und der Deutſchen; in 21 vertrauten Briefen aus Tetuan, Feß und Mequineß. Frankf. und Leipzig 1754.** In 8vo. Es kam zu Ende des vorigen Jahres ein Wochenblatt in Hamburg heraus, welches den Titel hatte: **eines Deutſchen vertraute Briefe aus dem Kayſerthum Marocco.** Die Correſpondenz ging bis auf das 20 Blatt ziemlich richtig; nachher aber mußte entweder der Briefſteller das Schreiben, oder das Publicum das Leſen ſatt geworden ſeyn, kurz die vertrauten Nachrichten blieben aus, und der Herausgeber ſchob die Schuld noch liſtig genug auf die Poſt, welche ihre Zeit nicht mehr ſo ordentlich halten wollte. Endlich aber war man noch liſtiger, und ließ einen Bogen unter angeführtem Titel darum drucken, um dadurch 21 halbe Bogen zu einem Buche zu machen. Es läßt

ſich leſen; auſſer dem aber wiſſen wir nichts zu deſſen Anpreiſung zu ſagen. Viel ſittliches wird man darinne nicht antreffen, und wenn es auch wahr wäre, daß das, was zur Geſchichte und Geographie gehört, von einem Augenzeugen ſeyn ſollte, ſo iſt es doch darum nichts beſſer, als man es ſchon in andern Reiſebeſchreibungen findet. In dem Vorberichte verſichert man uns, daß der Verfaſſer der Briefe gewiſſer maſſen eine Perſon ſey, wie Herr **Mylius** geweſen iſt, welcher auf Koſten eines Vornehmen nach Marocco gereiſet ſey, ſo wie dieſer nach Amerika reiſen ſollen. Man weiß daß dieſer geſtorben iſt, ehe er dahin gekommen; und wenn jener gleichfalls geſtorben wäre, ehe er Marocco geſehen hätte, ſo wäre der Schade, ohne Zweifel, bey weiten nicht ſo groß geweſen. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 1 Gr.

(14. Sept.) *Nouvelle & parfaite Methode pour aprendre le François & l'Allemand ſans le ſecours d'un Maitre.* Das iſt neue und vollkommne Sprachkunſt die franzöſiſche und deutſche Sprache ohne Hülfe eines Sprachmeiſters zu erlernen, durch *Pierre Surleau, à Francf. ſur le Meyn chez Jean Fred. Fleiſcher* 1751. In 8vo. 2 Alph. 3 Bogen. Dieſer Titel verſpricht ſo viel gutes, daß wir uns kaum unterſtehen, von der Ausführung etwas ſchlechtes zu ſagen. Eine vollkommene Anweiſung zwey Sprachen auf einmal zu lernen, iſt mehr als man verlangen und wünſchen kann. Ohne Zweifel aber auch mehr, als man finden wird. Man darf nur das Deutſche anſehen, um nicht die beſte Meinung davon zu bekommen. Der Verfaſſer iſt in unſrer Litteratur ſo erfahren, daß er den Franzoſen, wenn ſie ſchon etwas Deutſch können, die aſiatiſche Baniſe und die Begebenheiten der Seefahrer, als gute deutſche Schriften zu leſen anräth. (Aprés quoi ils pouront prendre un Paragraphe d'un bon Auteur allemand, comme de *l'Aſiatiſche Baniſe*, des *Begebenheiten der Seefahrer* d'Albertus Julius, ou de quelque autre livre.) Wahrhaftig, er hätte von beyden Extremis keine beſſere Muſter nennen können. Das eine iſt ſo ſchwülſtig geſchrieben, als kriechend das andre. Doch müſſen wir auch nicht verſchweigen, daß unter den am Ende des Buchs beygefügten Uebungen, auch verſchiedne Briefe des Herrn Gellerts, nebſt der Ueberſetzung des Herrn Surleau, vorkommen. Wir würden ſagen, daß der Herr Sprachmeiſter, ſeinem Namen gemäß, den Herrn Gellert

vortreflich gewäſſert habe; wenn wir nicht beſorgen müßten, er möchte böſe werden, und dieſes einen deutſchen Einfall nennen. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

(17. Sept.) **Leipzig.** Allda ſind vor kurzen drey Bogen in Duodez auf Schreibpapier unter dem Titel: **Poſſen im Taſchenformate**, gedruckt worden. Ihr Verfaſſer, oder wenigſtens ein guter Freund von ihm, hat die Vorſicht gehabt, uns folgende Recenſion davon zuzuſchicken. „Wir ſind für das feine und für das muntere in der Satyre viel zu ſtark eingenommen, als daß wir gegenwärtigen Bogen nicht ihr gebührendes Recht ſollten wiederfahren laſſen. Der Herr Verfaſſer hat ſeine Poſſen in lauter kleine Kapitel getheilet, in deren jedem er ein gewiſſes Etwas abhandelt. Als z. E. etwas moraliſches, etwas poetiſches, etwas hiſtoriſches, etwas kritiſches u. ſ. w. Die Herren Kunſtrichter bekommen hier eben ſo wohl ihren Theil, als die ſtrengen Philoſophen, die jede ſonnenklare Wahrheit auf das abſtrakteſte demonſtriren wollen. Der Verfaſſer hat dem Frauenzimmer eben ſo lachend die Wahrheit geſagt, als den finſtern Alterthumsforſchern. Ein Luſtſpiel von 5 Handlungen iſt hier auf 5 Duodezſeiten zu ſehen. Es hat alle erforderliche Eigenſchaften eines Luſtſpiels, und der Leſer wird über dieſes eben ſo gut lachen müſſen, als er über eines von 4 Stunden lacht. Die Handlung des gegenwärtigen dauert 6 Stunden. Die Beſchreibung von Utopien iſt ſehr lehrreich, und die verſchiednen Arten der Waffen ſind voller Witz; kurz dieſe drey Bogen enthalten ſo viel, als manche Satyre von drey Alphabeten." — — Daß wir dieſe Lobſprüche unverändert mittheilen, kann man aus dem 142 Blatte der Halliſchen Zeitung erkennen, wo man eben daſſelbe Formular, nur mit einem etwas veränderten Anfange, finden wird. Es heißt nehmlich daſelbſt: „es iſt bekannt, bey was für Gelegenheit dieſe Art kleiner Schriften jüngſt Mode zu werden angefangen hat." Man verſteht Sie, mein Herr Panegyriſt! Und damit Sie auch alle und jede verſtehen mögen, ſo wollen wir es nur gerade herausſagen, daß dieſe Poſſen, welche

— — — — — — ipſe
Non ſani eſſe hominis, non ſanus juret Oreſtes,

eine Satyre auf das Format und die zufällige Einrichtung der **Leſſingſchen** Schriften, allem Anſehen nach, ſeyn ſollen. Sie koſten drey Groſchen; aber auch drey Groſchen giebt man nicht für Poſſen hin.

Was war alſo zu thun, damit ſie gleichwohl bekannt würden? Ohne Zweifel hat der Verleger dieſer Blätter den beſten Einfall gehabt, den man in dieſer Abſicht nur haben kann. Er hat ſie nehmlich nachdrucken laſſen, und iſt entſchloſſen ſie für ihren innerlichen Werth zu verkaufen, das iſt, ſie umſonſt auszugeben. Sie ſtehen in den Voßiſchen Buchläden, hier und in Potsdam den Liebhabern zu Dienſte.

(8. Oct.) *Geſchichte Herrn Carl Grandiſons. In Briefen entworfen von dem Verfaſſer der Pamela und der Clariſſa. Aus dem Engliſchen überſetzt. III. Band. Leipzig in der Weidemanniſchen Handlung 1751. In 8vo. 1 Alphb. 16 Bogen.* Man muß die erſten Theile dieſer Geſchichte nicht geleſen haben, wenn man auf die Fortſetzung derſelben nicht äuſſerſt begierig iſt. Und es wird ohne Zweifel ein kleiner Strich ſeyn, den man der Deutſchen Neugierde ſpielt, daß ſie jetzt nur einen Theil davon erhält, anſtatt auf zwey gehoft zu haben. Das Meiſterſtück des Richardſon ſollte billig allen andern Büchern dieſer Art die Leſer entziehen; und wir hoffen auch daß es geſchehen werde, wenn anders die in allen ihren Reitzungen geſchilderte Tugend noch fähig iſt, die Menſchen für ſich einzunehmen. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 11 Gr.

(10. Oct.) *Seneca, ein Trauerſpiel. Frankfurt am Mayn bey Franz Varrentrapp. In 8vo. 7 Bogen.* Ein ſterbender Philoſoph iſt kein gemeines Schauſpiel; und das Unternehmen eines deutſchen Dichters, ihn auf die Bühne zu bringen, kein gemeines Unternehmen. Geſetzt, daß es auch nicht auf das vollkommenſte ausfiele, ſo wird jener doch immer noch rühren; und dieſes doch noch immer lobenswürdig ſeyn. — — Ein ſchmeichelhafter Haupturtheil könnten wir von dem angeführten Originalſtücke leicht fällen, aber ein gerechters ſchwerlich. Der Verfaſſer iſt ein Dichter, dem es an Genie nicht fehlt, dem es aber an Fleiſſe deſto mehr muß gefehlt haben. Und er macht hieraus auch ſelbſt kein Geheimniß, ſondern wundert ſich vielmehr wie Racine zwey Jahr an ſeiner Phädra habe arbeiten können, und wie es möglich ſey daß ein Gedicht, welches ſo viel Schweis und Zeit gekoſtet, gefallen könne. Wir wundern uns darüber nicht, und würden uns vielmehr wundern, wenn das ſeine ohne dieſe mühſame Ausarbeitung gefallen ſollte. Man merkt es ſeinem Plane allzuwohl an, daß er in der Eil gemacht iſt, die ihm nicht einmal vergönnt hat,

gewiſſe mechaniſche Regeln zu beobachten. So kann man zum Exempel, niemals eine Urſache angeben, warum bey ihm die Aufzüge ſich ſchlieſſen; er läßt die Perſon aufhören zu reden; ſie gehen weg, und wiſſen ſelbſt nicht weswegen. Zwiſchen dem vierten und fünften Aufzuge iſt ſo gar nicht einmal ein Unterſcheid, es müßte denn das Stöckchen ſeyn, welches der Buchdrucker dazwiſchen geſetzt hat. Seneca ſpricht nehmlich zum Schluſſe des vierten Aufzuges:

Ihr Freunde, welchen ich mein Herz auf ewig ſchenke,
Und du erlaube mir, daß ich jetzt einſam denke;
Pauline, gönne mir, im traurigſten Geſchick
Von der mich fliehnden Ruh den letzten Augenblick.

Und mit dieſen einſamen Gedanken des Seneca fängt ſogleich der fünfte Aufzug an; ſo daß, wenn Seneca ja erſt weggeht, er nur pro Forma weggehen muß, um ſich ſeine lange Monologe noch vorher hinter der Scene zu überhören. Zum Beweiſe aber daß es dieſem Trauerſpiele wirklich nicht an ſchönen Stellen mangelt, wollen wir aus eben der gedachten Monologe eine anführen, die noch mehrere ihres gleichen hat:

— — — — Es iſt ein Gott der Welt,
Ein Weſen, welches ſelbſt dem Himmel Ziele ſtellt!
Ein ewigs Weſen, das vor unſerm Aug verborgen,
Der Weiſen ſtillen Gram, der Thoren laute Sorgen,
In gleicher Ruhe ſieht, und jeder Frevelthat,
Noch eh ihr Tag erſchien, den Lohn beſtimmet hat;
Das, eh ein Wütrich war, das, eh ich noch entſtunde,
Den Grund zu meinem Tod in Nerons Laſtern funde;
Das was geweſen iſt, und ſeyn wird und geſchieht,
Mit einem Namen nennt, mit einem Blicke ſieht. ꝛc.

Es befinden ſich auch bey dieſem Trauerſpiele noch einige proſaiſche Gedanken über das Trauerſpiel überhaupt, die aber weiter nichts beſonders haben, als daß ſie das Sinnreiche in der Tragödie, beſonders in dem Ausdrucke des Schmerzes, noch artig genug vertheidigen. Druck und Papier ſind ſehr prächtig; welches den Preis zum Theil rechtfertigen wird. Es koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(12. Oct.) **Kurze Sammlung unterſchiedlicher dem Menſchen dienlicher Wiſſenſchaften und Kunſtſtücke, ſo wohl für**

curieuſe Liebhaber, als Künſtler und Handwerker zu gebrauchen; worinnen von allerhand Farben, Holz-Lacquiren, heimlichen und verborgnen Schriften, nebſt Verfertigung der Dinte dazu, Wartung und Verbeſſerung der Weine, gold und ſilbernen Buchſtaben, Marmorſteinen, Holz zu verwahren, ſympathetiſchen Pulvern, Spitzen und Flor Zubereitung, gold und ſilbernen Sachen einen Glanz zu geben, und zu verneuern, nebſt noch vielen andern Dingen hinlängliche Nachricht ertheilet wird, wobey ein Anhang von Salpeter- und Pulvermachen befindlich Frankfurt und Leipzig bey Felßeckers Erben 1751. In 8vo. Kaum wird man es ſich einbilden, daß auf acht Bogen, aus welchen dieſe Sammlung beſteht, ſo viele und mancherley Künſte, deren immer ſieben und ſieben, ſollten wir meinen, ihren Mann ernehren könnten, verrathen und mitgetheilt ſeyn ſollten. Allein wir können verſichern, daß der Titel noch lange nicht einmal alles ſagt, und daß ein neugieriger Leſer nicht weniger als 161 der auserleſenſten Geheimniſſe darinne finden wird, die ſich alle eines dem andern den Vorzug ſtreitig machen. Das Geheimniß, zum Exempel, zu machen, daß die Stiefeln Waſſer halten; das Geheimniß Mäuſeküchlein zu backen; das Geheimniß Fliegen zu vertreiben; das Geheimniß Flöhe und noch eine andere Art Thierchen zu tödten; das Geheimniß eine ſehr auſſerordentliche Pomade zu verfertigen, die zur Schönheit des Angeſichts dienlich iſt; das Geheimniß ſympathetiſche Pulver zu bereiten; die vortreflichen Geheimniſſe für die Trödelweiber, wie ſie alten Sammet, abgetragne und befleckte Zeuge und Bänder wieder aufputzen und erfriſchen ſollen; dieſe Geheimniſſe, ſagen wir, und noch viel mehrere, müßten entweder ſehr ſchlecht entdeckt ſeyn, oder es wird nie einen Menſchen reuen, die Recepte dazu für 3 Gr. gekauft zu haben. Mehr koſten ſie in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam nicht.

(17. Oct.) **Gotthold Ephraim Leſſings Theatraliſche Bibliothek. Erſtes Stück. Berlin bey Chr. Fried. Voß. In 8vo. 19 Bogen.** Man wird ſich der Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters erinnern, von welchen vor einigen Jahren vier Stück an das Licht traten. Gegenwärtige Bibliothek iſt eine Fortſetzung jener Beyträge, nach einem in etwas veränderten und eingeſchränkten Plane. Sie ſoll nehmlich kein Werk ohn Ende und kein bloſſer thea-

traliſcher Miſchmaſch werden, ſondern wirklich eine kritiſche Geſchichte des Theaters zu allen Zeiten und bey allen Völkern enthalten, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen, noch nach den andern. In dieſem erſten Stücke kommen lauter Aufſätze vor, welche die neuern Zeiten angehen, und folgende Aufſchriften haben. 1. Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Luſtſpiele. Dieſe beſtehen aus eines franzöſiſchen Schriftſtellers Betrachtungen wider dieſe neue Art des Komiſchen, aus des Herrn Prof. Gellerts Vertheidigung derſelben, und aus des Verfaſſers eignen Gedanken. ꝛc. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(19. Oct.) *Reveries Poetiques ſur des ſujets differens, par l'Auteur des Epitres diverſes. à Amſterdam chez Fr. Changuion* 1751. In 8vo. 19 Bogen. Dieſes neue Werk iſt als der dritte Theil der vermiſchten Briefe über verſchiedene Gegenſtände des Herrn von Barr, anzuſehen. Man weis, mit was für beſonderm Glück ſich dieſer Deutſche auf den franzöſiſchen Parnaß gewagt hat; man weis was für eine Stelle die Franzoſen ſelbſt, aus Billigkeit vielmehr, als aus einer eiteln und ruhmſüchtigen Höflichkeit gegen Fremde, ihm auf demſelben eingeräumt haben. Wenn es unſerm Vaterlande angenehm ſeyn muß, die höhniſche Beſchuldigung ſeiner nur allein witzigſeynwollenden Nachbarn ohn Umſchweif durch ihn widerlegen zu können; ſo kann es ihm auf der andern Seite nicht anders als unangenehm ſeyn, dieſer unnöthigen Widerlegung wegen, eine ſo beſondere Zierde unter den Dichtern in ſeiner Sprache zu entbehren. Gegenwärtige Poetiſche Grillen — — (aber wie viel beſſer, wird man ſagen, klingt reveries!) enthalten eine beträchtliche Anzahl kleiner Gedichte, die alle von dem feinſten Geſchmacke, und der ſchönſten Denkungsart zeigen. Wenn es uns erlaubt iſt, zwey kleine Proben anzuführen, ſo ſoll die erſte eine Sinnſchrift ſeyn, welche der Verfaſſer auf das Edict Sr. Königl. Majeſtät in Preuſſen, die Eheſcheidung betreffend, gemacht hat, und die andre, gleichfalls eine Sinnſchrift auf die Erfindung des Pulvers.

Sur un Edit du Roi de Pruſſe.

Quand l'Hymen étonné reçut l'edit royal
Où la Diſcorde rompt le lien conjugal,
L'Hymen dit aux Chefs de ſes Pretres:
Alexandre, en Soldat, coupa le Noeud Gordien,

Et Frederic, en Sage, a délié le mien.
Quel eſt le plus grand de ces Maitres?

Sur l'invention de la Poudre à Canon.

Satan étant honteux, dit-on,
De lacher ſa poudre à canon,
Pour mieux peupler ſon Patrimoine;
Il chargea de ce ſoin maudit
Un vil Chymiſte, un noir Eſprit,
Un Sot, un Allemand, un Moine.

Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

(24. Oct.) Das Publicum hatte vor einigen Wochen die Gütigkeit ein Paar Bogen Maculatur, unter der Aufſchrift, **Poſſen**, in den Voſſiſchen Buchläden abzuholen; aber doch nicht ſo häufig, als man wohl wünſchen mögen: denn ſo wohlfeil der Verleger auch dieſe ſeine Auflage gemacht hatte, ſo wäre ſie ihm doch wenigſtens zur Helfte auf dem Halſe geblieben, wenn er ſich nicht kurz und gut entſchloſſen hätte, noch in jeden Butterkeller ein Dutzend Exemplare zu ſchicken, um ſie den Leſern mit Gewalt aufzudringen. Gleichwohl hat man in Leipzig noch eine dritte Auflage veranſtaltet, und was das ſonderbarſte dabey iſt, ſo verſpricht man ſich ausdrücklich auf dem Titel davon, daß man ſie loszuwerden hoffe, ohne ſie gratis auszugeben. Dieſe Hofnung kann ſich unmöglich auf etwas anders, als auf die dazu gekommenen Vermehrungen gründen, welche wir nothwendig anzeigen müſſen, damit die Liebhaber ſelbſt urtheilen können, ob ſie wichtig genug ſind, um dasjenige noch einmal für 3 Groſchen zu kaufen, was ſie bereits umſonſt bekommen haben. Die erſte Vermehrung alſo iſt ein ſauberes Stöckchen, welches das Titelblatt zieret. Es ſtellet einen Satyr vor, der mit einer Keule und einem Schwerde bewafnet iſt, und neben ſich, man kann nicht eigentlich erkennen, ob einen Hund, oder eine Katze, oder gar einen Bär ſtehen hat. Wen dieſes Bildchen vorſtelle, wollen wir gleich ſagen. Der Verfaſſer der Poſſen, oder kürzer der Poſſenreiſſer, wollte ſich Anfangs gar nicht nennen, ohne Zweifel, weil er ganz in der Stille den Beyfall der Welt abzuwarten gedachte. Nunmehr aber, da er ſieht, daß dieſer Beyfall ſo auſſerordentlich geweſen iſt, ſo iſt ſein Ehrgeitz auf einmal aufgewacht. Er fängt an aus dem Verborgnen hervorzutreten, und ſchikt deswegen ſein Bildniß voraus, ehe er uns durch ſeinen Namen

überraſchen will. Erſt war er ein Anonymus; jetzt iſt er ein Pſeudonymus, denn über das gedachte Stöckchen hat er den Namen Tölpel ſchneiden laſſen, von welchem er aber leicht hätte voraus ſehen können, daß er ihn gar zu deutlich verrathen würde. Die zweyte Vermehrung beſtehet in einer Erklärung hinter der Titelſeite, und welche dieſes Inhalts iſt, daß der Verfaſſer mit ſeinen Poſſen nicht nur einen Narren, d. i. nicht ſich nur ſelbſt, ſondern noch hundert Narren zugleich, d. i. alle ſeine Bewunderer, wenn deren anders hundert ſeyn können, habe lächerlich machen wollen. — — Weiter finden wir nichts verändert noch hinzugeſetzt, welches ſich auch nicht wohl würde haben thun laſſen, weil dieſe ſogenannte dritte Auflage bloß aus einem umgedruckten Tittelbogen entſtanden iſt. Sollte man nun alſo durchaus nicht 3 Gr. dafür bezahlen wollen, ſo könnte doch wohl noch dazu Rath werden, daß man auch eine vierte Auflage nach dieſer dritten, für eben den Preis, als die zweyte, machte. Allein diejenigen, welche ein Exemplar davon verlangten, würden die Gütigkeit haben müſſen, vorher darauf zu ſubſcribiren, damit man ganz gewiß ſeyn könnte, daß ſie es auch hernach umſonſt nehmen würden. Wer ſich mit zwey Exemplaren beläſtigen will, ſoll das zuvorbeſchriebene Bildniß des Verfaſſers nach vergröſſertem Maaßſtabe gleichfals in Holz geſchnitten, obenein bekommen. Es wird mit dem wahren Namen deſſelben prangen, welchen wir eben jetzt erfahren haben. Ein ſehr berühmter Name; wahrhaftig! Und der noch berühmter werden ſoll!

(26. Oct.) **Phyſikaliſche Beluſtigungen. Drey und zwanzigſtes Stück. Berlin bey Chr. Fr. Voß.** Man wird es hoffentlich nicht ohne Vergnügen bemerken, daß dieſes Journal nicht ins Stecken gerathen iſt, ſondern daß es wirklich, obgleich ein wenig langſam, auf eine Art fortgeſetzt wird, welche die Leſer zufrieden ſtellen kann. Es ſind folgende Aufſätze darinne enthalten: 1. Gedächtnißſchrift auf den Herrn Chriſtlob Mylius von ſeinem Freunde dem Herrn Prof. Käſtner. Da Herr Mylius der Urheber der Phyſikaliſchen Beluſtigungen iſt, ſo verdienet ſein Andenken mit allem Recht darinnen aufbehalten zu werden, und es iſt keine gemeine Ehre, daß es durch einen Käſtner geſchehen iſt. Ea demum vera laus est, quæ ab iis proficiſcitur, qui ipſi in laude vivunt. ꝛc. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(31. Oct.) **Das Chantillyſche Mägdchen oder die Geſchichte eines Pariſiſchen Frauenzimmers in den Briefen des Herrn *** an einen guten Freund; aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Breßlau und Leipzig verlegts Daniel Piethſch 1755.** In 8vo. 1 Alphb. Man behauptet in der Vorrede, daß dieſe Geſchichte aus einem franzöſiſchen Manuſcripte, welches in ſeiner Sprache noch nicht gedruckt worden, überſetzt ſey. Vielleicht aber iſt dieſes Manuſcript eine Erdichtung, und man hat ein deutſches Original mit einer guten Empfehlung wollen in die Welt bringen. Es mag das eine, oder das andre wahr ſeyn, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß weder der deutſche noch der franzöſiſche Witz ſich auf dieſe Geburth viel einbilden darf. Die Heldin iſt die Tochter eines Gaſtwirths in Paris, aus Chantilly gebürtig; aber es iſt nicht ſo wohl ihr Leben, welches man uns beſchreibt, als das Leben eines ihres Anbethers, welcher ſie nur immer auf der tugendhaften Seite kennt, und ſich mit Mühe und Noth von ihren Feſſeln loswickeln kann. Der Briefſteller iſt dieſer Liebhaber ſelbſt, und er läßt uns ſeine Göttin eben ſo wenig kennen lernen, als er ſie ſelbſt gekannt hat. Das wichtigſte von ihr zeigt er uns nur immer in der Entfernung; der Leſer muß nur rathen, aber er wird müde, immer einerley zu rathen. Kurz, er muß viel Geduld haben, wenn er dieſes Alphabet durchleſen will. Unterdeſſen wollen wir ihm ein Mittel, es ſo weit zu bringen, nicht verbergen. Der weiſe Setzer hat die Namen der Perſonen durch das ganze Buch mit lateiniſchen Buchſtaben ausgedrückt. Durch Hülfe dieſer Buchſtaben alſo, welche deutlich genung in die Augen fallen, kann man ſein alle Moral, die der Verfaſſer, bis zum Gähnen reichlich, eingeſtreuet hat, überhüpfen, und ſich beſtändig an den Faden der Geſchichte halten, welcher kurz genung iſt. Man darf nur Acht geben, wenn eine neue Perſon dazu kömmt, von dieſer ein Paar Worte mit auffangen, und immer fortleſen, ſo lange man noch ungefehr weis, was geſchieht. Man wird auf dieſe Art in einer Stunde durch 72 Briefe durch ſeyn, die man ſonſt in ſechs Stunden, und wenn man den Eckel, den ſie erwecken können, mit in Betrachtung ziehet, in Jahr und Tag nicht würde durchgeleſen haben. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(5. Nov.) **Begebenheiten des Roderich Random. Aus der dritten Engliſchen Ausgabe überſetzt. Erſter Theil. Hamburg**

bey **Chr. Wilh. Brandt** 1755. Es wäre zu viel Nachſicht, wenn man das Vorurtheil, welches die engliſchen Romane für ſich haben, auch dieſen Begebenheiten wollte zu gute kommen laſſen. Ihr Verfaſſer iſt weder ein **Richardſon** noch ein **Fielding**; er iſt ein Schriftſteller, wie man ſie bey den Deutſchen und Franzoſen in der Menge antrift. Er geſteht, daß er ſich beſonders den Herrn **le Sage** zum Muſter gewehlt habe, deſſen Gil Blas wohl ein Meiſterſtück des komiſchen Romans bleiben wird. Aber wie weit iſt er unter ihm geblieben! Es müßte ſehr wunderbar zugehen, wenn deutſche Leſer von Geſchmack an den Schulſtreichen, an den Bordellhiſtörchen, an den Balgereyen und an den Schifsabentheuern, eben ſo viel Wohlgefallen finden ſollten, als der engliſche Pöbel daran muß gefunden haben, der bereits drey Ausgaben davon unter ſich getheilet hat. Am Ende dieſes Theils findet man den Held in ſehr mißlichen Umſtänden, ſo daß er den verzweifelten Entſchluß faßt, zu ſterben. Man darf ſich aber nicht bange ſeyn laſſen, weil er noch den zweyten Theil geſchrieben hat, den man hoffentlich wohl auch bald deutſch zu leſen bekommen wird. Die Ueberſetzung ſcheinet ein wenig in Eil gemacht zu ſeyn. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(9. Nov.) ***Ragout à la Mode*** **oder des Neologiſchen Wörterbuchs erſte Zugabe von mir ſelbſt 1755. In 8vo. 1½ Bogen.** Wenn das Neologiſche Wörterbuch, oder, es bey dem abgeſchmacktern Titel zu nennen, wenn die Aeſthetik in einer Nuß nur den geringſten Schaden angerichtet oder auch nur Leſer gefunden hätte, ſo würden wir nicht ermangeln, dieſes **Ragout** als ein vortrefliches Gegengift anzupreiſen. Da ſie aber in einem Augenblicke erſchien und vergeſſen ward, ſo befürchten wir faſt, daß ein gleiches Schickſal auch ihre Zugabe, unſchuldiger Weiſe, treffen werde. Unterdeſſen iſt es doch recht gut daß man den Narren nach ihrer Narrheit antworte, und ihnen keine Gegenrede ſchuldig bleibe, damit ſie es auch ſelbſt erfahren, daß ſie Narren ſind. Das **Ragout** beſtehet aus einer Unterredung zwiſchen einem Schüler und ſeinem Lehrmeiſter. Man hat dieſe katechetiſche Methode ohne Zweifel wegen der Deutlichkeit gewählt, um es fein einem jeden begreiflich zu machen, daß nicht allein der Verfaſſer des Wörterbuchs ein ſeichter Kopf und förmlicher **Pasquillant** ſey, ſondern auch daß der Herr Prof. Gottſched mit mehrerm Rechte als **Bodmer** und **Klopſtock** unter die Neologiſchen Schriftſteller gehöre; es müßte ihm

denn etwa dieſes zur Entſchuldigung dienen, daß er bloß aus kriechender Armuth, und gar nicht aus Begierde etwas kühnes und unerwartetes zu ſagen, neologiſire. Die Beweiſe hiervon kann man in der Zugabe ſelbſt nachſehen. Wir wollen uns nicht länger dabey aufhalten, ſondern dem Leſer nur noch eine Sinnſchrift mittheilen, die der Träumer eines gewiſſen Traumes als das von uns verlangte Recepiſſe anſehen kann. Man wird ſich der vortreflichen vier Zeilen des Herrn von Hallers erinnern:

Kurzſichtiger! dein Gram hat dein Geſicht vergället,
Du ſiehſt die Dinge ſchwarz, gebrochen und verſtellet:
Mach deinen Raupenſtand und deinen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit.

Weil dieſe Zeilen den poetiſchen Maulwürfen von jeher ein mächtiger Anſtoß geweſen ſind, ſo machen wir uns ein Vergnügen daraus ihnen eine Parodie darauf mitzutheilen, die wir von guter Hand bekommen haben. Sie iſt an den Verfaſſer des Wörterbuchs gerichtet, und lautet alſo:

Kurzſichtiger! der Neid hat dein Geſicht vergället,
Du ſieheſt Hallern ſchwarz, gebrochen und verſtellet:
Mach deinen matten Witz, dein wenig Wiſſen, **Flegel**,
Dies nicht zur Deutlichkeit, den nicht zur Schreibart Regel.

Wenn er, oder diejenigen Herren Gottſchedianer, die an dem Wörterbuche Theil haben, das **Flegel** zu hart finden ſollten, ſo mögen ſie überlegen, daß man des Reimes wegen vielmal etwas ſagen muß, was man auſſer dem Reime nicht geſagt hätte. Doch man hat es nicht einmal nöthig, ihnen dieſe Entſchuldigung zu machen, weil ſie weit gröſſere Grobheiten wider andre Leute, als ſie ſind, ausgeſtoſſen haben. — — Das **Ragout** koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(19. Nov.) *Cours complet de la Langue françoiſe diſtribué par Exercices; à l'uſage des perſonnes pour qui cette Langue eſt étrangere par Mr. Mauvillon. Tome premier & ſecond. à Dresde 1751 chez J. C. Walther.* In 8vo. Beyde Theile 3 Alph. Da Hr. Mauvillon ſchon ſeit vielen Jahren der berühmteſte franzöſiſche Sprachmeiſter in Leipzig iſt, ſo kann es ohne Zweifel nicht anders ſeyn, als daß er nicht durch eigne Erfahrung das Unzulängliche und Falſche ſo mancher Sprachlehren ſollte eingeſehen haben. Er hat ſich auch bereits durch ſeine Remarques ſur les Germaniſmes

ſo viel Anſehen erwerben, daß man ſich mit Grund die Verbeſſerung deſſelben von ihm verſprechen kann. Auch eine nur flüchtige Durchblätterung des gegenwärtigen Werks wird dieſes Vorurtheil genugſam rechtfertigen, indem man mit Vergnügen eine Menge der vortreflichſten Anmerkungen darinnen antrift, durch die man das Eigenthümliche der franzöſiſchen Sprache erkennen, und ſich geläufig machen kann. Der erſte Theil iſt theoretiſch und der andre practiſch. Dieſer letztere insbeſondre iſt von einer ſehr vortreflichen Einrichtung. Anſtatt der elenden und kindiſchen Geſpräche, anſtatt der erbärmlichen kleinen Erzählungen, die man ſonſt hinter den Grammairen findet, theilt er erſtlich ein klein Verzeichniß derjenigen Wörter mit, welche den Künſten und dem gemeinen Leben eigenthümlich zugehören und zeiget hierauf an eingeſtreuten Stücken guter Schriftſteller, wie man ſie überhaupt mit Nutzen leſen müſſe. Als eine ſehr nützliche Uebung ſchlägt er auch die Vergleichung der Ueberſetzungen mit ihren Urſchriften vor, und giebt in den 59ten Abſchnitte einige Proben davon. Er beurtheilt darinne die deutſche Ueberſetzung des Herrn **Straubens** von den Briefen einer Marquiſin durch den jüngern **Crebillon**, desgleichen die **Steinwehrſche** Ueberſetzung der Briefe des Herrn von **Fontenelle**, und die unlängſt herausgekommene Ueberſetzung des **Montagne**. Er findet an allen dreyen ungemein viel auszuſetzen, und zeigt daß ſie voll unverantwortlicher Fehler ſind. Man wird ihm überhaupt nicht Unrecht geben können, ob man ſchon auch nicht ſelten entdecken wird, daß Herr **Mauvillon** ſich mehr Deutſch zu verſtehen einbilden muß, als er wirklich verſteht. z. E. Wenn er in der Ueberſetzung des Herrn **Straube** le fade Marquis durch der **abgeſchickte Marquis** überſetzt findet, ſo verſichert er, daß er mehr als einen gelehrten Deutſchen gefragt habe, was das Wort **abgeſchickt** heiſſe, und daß ihm alle geantwortet hätten, daß es ſo viel als envoyé oder député heiſſe. Hierauf nun verdammt er den Hrn. **Straube**, welches er ſchwerlich würde gethan haben, wenn er nur einen halben Deutſchen zu Rathe gezogen hätte. Es iſt hier nehmlich ein Druckfehler, und anſtatt **abgeſchickt** ſoll es **abgeſchmackt** heiſſen, wie es ſogleich einem jeden Leſer in die Augen fällt. An einer andern Stelle behauptet Herr **Mauvillon**, daß man Coquette nicht durch **Buhlerin** überſetzen dürfe, weil **Buhlerin** eine Maitresse d'un grand, eine Concubine bedeute. Woher muß er dieſes haben?

Und hat er wohl jemals einen Deutſchen ſagen hören: der oder jener Groſſe hält ſich eine Buhlerin! Eine Beyſchläferin ſagt man, und das iſt ein ganz ander Wort. Es iſt falſch, daß die Deutſchen mit Buhlerin allezeit den Begrif eines häßlichen Lebens verbinden, indem das Zeitwort buhlen, um etwas buhlen, oft weiter nichts heißt, als ſich um etwas bewerben, und alſo auch eine Buhlerin eine Perſon bedeuten kann, die ſich zu gefallen bemüht. Im böſen Verſtande ſagt man Buhlſchweſter. Den Unterſcheid dieſer drey Wörter muß er ſich erklären laſſen, ehe er einen gebohrnen Deutſchen darüber tadeln will. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 2 Rthlr.

(19. Dec.) *Mémoires de deux Amis ou les Avantures de Meſſieurs Barniwal & Rinville par M. Delaſolle. IV. Parties. à Amſterdam chez F. Changuion* 1751. In 8vo. 1 Alphb. Der Verfaſſer dieſes Romans hat ſich bereits durch andere bekannt gemacht, nehmlich durch die Memoires de Verſorand, und durch die Anecdotes de la Cour de Bonhommie. Sie ſind wohl aufgenommen worden; und iſt wohl das Publicum gewohnt etwas übel aufzunehmen, was keine andere Abſicht, als ihm zu gefallen, hat: Wenn man ſeinen Geſchmack zu ſchmeicheln weis, ſo wird man ſchwerlich ungeleſen bleiben. Verwöhnt freylich darf dieſer Geſchmack, in Anſehung der erdichteten Geſchichte, durch allzuviel **Grandiſons** und **Clariſſens** nicht werden; oder es iſt um die Aufnahme der Herren Delaſolle auf einmal geſchehen. Er läßt ſich übrigens ſelbſt die Gerechtigkeit wiederfahren, daß er kein **Prevot** und auch kein **Marivaux** ſey. Wir bitten alſo ſeine etwanigen Leſer, daß ſie dieſem beſcheidnen Manne ja keine Ehre aufdringen mögen, die er ſelbſt nicht zu verdienen glaubt, ob er gleich ſonſt nicht ganz ohne Zärtlichkeit für ſeine Geburthen iſt. Er verſichert daß einen empfindlichen Leſer das gehäufte Unglück des Barniwals rühren werde, und daß die meiſten dabey vorkommenden Charaktere nicht anders als gefallen könnten. Wir verſichern auf ſein Wort ein gleiches. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(28. Dec.) *Hiſtoire moderne des Chinois, des Japonnois, des Indiens, des Perſans, des Turcs, des Ruſſiens &c. pour ſervir de ſuite à l'Hiſtoire ancienne de M. Rollin.* Tome premier *& ſecond. à Paris chez Deſaint & Saillant* 1751. in 12mo.

Jeder Theil 20 Bogen. Die hiſtoriſchen Werke des Herrn Rollin ſind mit ſo allgemeinem Beyfalle aufgenommen worden, daß es kein Wunder iſt, wenn man von allen Seiten Fortſetzer derſelben auftreten ſieht. Wir müſſen geſtehen, das der gegenwärtige völlig das Anſehen hat, als ob er einer von den glücklichſten derſelben werden würde. Er hat ſich folgenden Plan gemacht: Vor allen Dingen, ſpricht er, will ich mich bemühen, das, was den Urſprung und den Wachsthum eines jeden Volks betrift, aus einander zu wickeln. Ich will die Epoche und die vornehmſten Umſtände ſeines Aufnehmens, die Ordnung ſeiner Dynaſtien, ſeine berümteſten Regenten, und die merkwürdigſten Veränderungen, die es erlitten hat, anzeigen. Hierauf will ich mit einer Art von Genauigkeit die Lage, den Umfang und die Grenzen ſeines Reichs, desgleichen die vornehmſten Städte deſſelben, die Merkwürdigkeiten, die ſie enthalten, die Denkmähler der Kunſt, und die Hervorbringungen der Natur bemerken. Endlich will ich mich beſtreben, das Genie eines jeden Volks, ihre Regierungsart, ihre Künſte, ihre gottesdienſtlichen Gebräuche, ihre Sitten und ihre Gewohnheiten kennen zu lehren. Dieſes, fährt er fort, war ungefehr die Methode, welche der Verfaſſer der Geſchichte aller Zeiten und Völker in den erſten Theilen ſeines vortreflichen Werks beobachtete. Es iſt nur zu betauern, daß ſich Rollin manchmal davon entfernet hat, und daß uns z. E. ſeine Geſchichte der Perſer, der Macedonier und der Römer, ganz und gar nicht dieſe Verſchiedenheit von Gemählden darſtellet. Er iſt hier nichts als ein eilfertiger Compilator von Belagerungen, Schlachten, Veränderungen und Kriegen; die lehrreichen Ausſchweifungen ſind ſehr ſelten, und die Begebenheiten folgen überall nach eben der methodiſchen und einförmigen Art aufeinander, nach welcher ſie in langwierigen Jahrbüchern erzehlt werden. — — Kann man nunmehr wohl noch zweifeln, daß ein Nachahmer, welcher die Fehler ſeines Muſters eben ſo wohl als die Vollkommenheiten einſieht, nicht etwas vorzügliches liefern ſollte! Wenigſtens beſtätigen die erſten beyden Theile, welche die Geſchichte der Chineſer und Japanneſer enthalten, dieſe vortheilhafte Vermuthung ſehr. Er iſt überall pragmatiſch und hält ſich bey den hiſtoriſchen Kleinigkeiten nicht auf, welche das Gedächtniß beſchweren, ohne den Verſtand zu erleuchten. Dieſes macht, daß er ſich mit einer Leichtigkeit leſen läßt, die ſeinem Werke auch auf der Seite des Anmuthigen vor manchen ſchwer geſchriebenen Romanen den Vorzug giebt. Wir werden hoffentlich Gelegenheit haben, ein andermal umſtändlicher davon zu reden, wenn nehmlich die deutſche Ueberſetzung zum Vorſcheine kommen wird, welche ein Mann übernommen hat, von dem man ſich nicht allein alle Treue, ſondern auch ſehr nützliche Anmerkungen und Zuſätze verſprechen kann. Sie wird gegen Oſtern in den Voſſiſchen Buchläden zu haben ſeyn, wo man jetzt die erſten Theile des Originals für 1 Rthlr. 12 Gr. bekommen kann.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften

herausgegeben

von

Karl Lachmann.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Fünfter Band.

Berlin,
in der Voß'ſchen Buchhandlung.
1838.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Inhalt.

Seite

Pope ein Metaphyſiker! 1755 1

Aus der Berliniſchen privilegirten Zeitung vom Jahre 1755 .. 36

- Le Gendre, les moeurs & coutumes des François. Zachariä, Gedicht dem Gedächtniſſe des Hrn von Hagedorn gewidmet ... 37
- Wer iſt der groſſe Duns? Uz, lyriſche und andere Gedichte. Begebenheiten eines ſich ſelbſt Unbekannten........ 40
- v. Schönaich, Verſuche in der tragiſchen Dichtkunſt........ 40
- Crebillon, les heureux Orphelins. Prémontval, du Hazard . 42
- M. Mendelsſohns philoſoph. Geſpräche. Rivery, Fables & Contes 43
- Wohlmeinender Unterricht für alle diejenigen, welche Zeitungen leſen 46
- Leuſchner, de secta Elpiſticorum. Burigny, Leben des Grotius 49
- Leßings Schriften, 5. und 6. Theil. Begebenheiten des Roderich Random, 2. Th. Neuere Geſchichte der Chineſer, Japaner ꝛc. 51
- Zimmermanns Leben des Herrn von Haller. Grandiſon in Görlitz 53
- Käſtners vermiſchte Schriften. Die Hofmeiſterinn 55
- Rouſſeau, sur l'origine de l'inegalité parmi les hommes 56
- Schwachheiten des menſchlichen Herzens. Das Kartenblatt .. 58
- Daß Luther die Lehre vom Seelenſchlaf geglaubt habe 58
- Patzke, Virginia ein Trauerſpiel. Beausobre, le Pyrrhonisme raisonable. M. Mendelsſohn über die Empfindungen 61
- Jeruſalem, ob die Ehe mit der Schweſter Tochter zuläſſig ſey .. 63
- Der Eheſtand, eine Erzehlung. Der Schwätzer. Briefe an Freunde. Ankündigung einer Dunciade für die Deutſchen. .. 67

Vorrede zu Jacob Thomſons Trauerſpielen. 1756 69

Seite

Eine ernſthafte Ermunterung an alle Chriſten. Von William Law. 1756. Vorbericht 74

Hrn. Samuel Richardſons Sittenlehre für die Jugend. 1757. Vorrede des Ueberſetzers 75

Aus der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften.

Im Lager bey Prag. 1757 77

Die Idyllen Theokrits, Moſchus und Bions, aus dem Griechiſchen überſetzt. 1758 81

Vorbericht zu den Preuſſiſchen Kriegsliedern von einem Grenadier. 1758 101

Friedrichs von Logau Sinngedichte. 1759.

Vorrede 104

Sinngedichte 109

Wörterbuch 297

Fabeln. Nebſt Abhandlungen. 1759.

Vorrede 353

Abhandlungen 358

I. Von dem Weſen der Fabel, S. 358. Fabel, was es überhaupt heiſſe. Eintheilung der Fabel in einfache und zuſammengeſezte S. 359 u. f. Die Erklärung des de la Motte wird unterſucht, 361. Die Fabel iſt nicht bloß eine allegoriſche Handlung, ſondern die Erzählung einer ſolchen Handlung, 361. Allegorie, was ſie iſt, 362. Die einfache Fabel iſt nicht allegoriſch, 364. Blos die zuſammengeſetzte Fabel iſt es, 364. Warum das Wort Allegorie gänzlich aus der Erklärung der Fabel zu laſſen, 365 u. f. Die Lehre der Fabel muß eine moraliſche Lehre ſeyn, 367. Unterſuchung der Erklärung des Richer, 368 u. f. Wie fern die Fabel ein Gedicht zu nennen, 368. Die moraliſche Lehre der Fabel iſt nicht immer eine eigentliche Vorſchrift, 368. Ein bloſſes Bild macht keine Fabel aus, 369. Was eine Handlung ſey? 370. Worinn die Einheit einer aeſopiſchen Handlung beſtehe, 371. Breitingers Erklärung wird geprüft, 372 u. f. Er hat die Erklärung des de la Motte überſezt und gewäſſert, 372. Die Lehre muß in die Fabel weder verſteckt noch verkleidet ſeyn, 373. Von der Erklärung des Batteux, 374 u. f. Seine Erklärung der Handlung iſt für die aeſopiſche Fabel zu eingeſchränkt, 374 u. f. Er hat ſie mit der Handlung der Epopee verwirrt, 379 u. f. Worinn

die Fabel von der Parabel unterſchieden, 381. Der einzelne Fall der Fabel muß nothwendig als wirklich vorgeſtellt werden, 382. Exempel von Fabeln, die wider dieſe Regel verſtoßen, 382 u. f. Philoſophiſche Gründe dieſer Regeln, 384 u. f. Die Lehre des **Ariſtoteles** von dem Exempel, 386. Worauf ſich ſeine Eintheilung des erdichteten Exempels gründet, 386. Er ſchreibt der hiſtoriſchen Wahrheit zuviel zu, 387. Genetiſche Erklärung der Fabel, 388.

II. **Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel**, S. 388 u. f. Liſt des **Batteux**, keine Urſache davon angeben zu dürfen, 388. **Breitinger** nimmt die Erreichung des Wunderbaren dafür an, 388 u. f. Die Einführung der Thiere in der Fabel iſt nicht wunderbar, 390 u. f. Die wahre Urſache derſelben iſt die allgemein bekannte Beſtandtheit der thieriſchen Charaktere, 392 u. f. Wider den Verfaſſer der critiſchen Briefe, 394 u. f. Warum der Fabuliſt ſeine Perſonen weit ſeltner aus dem Pflanzenreiche und Steinreiche, und aus den Werken der Kunſt nimmt, 395. Nutzen des Gebrauchs der Thiere in der zuſammengeſetzten Fabel, 396. Nutzen deſſelben in Anſehung der nicht zu erregenden Leidenſchaften, 396.

III. **Von der Eintheilung der Fabel**, S. 397. In **einfache** und **zuſammengeſetzte**, 397. In **directe** und **indirecte**, 397. Von der Eintheilung des **Aphthonius**, 397 u. f. Warum **Batteux** dieſe Eintheilung angenommen, 398 u. f. **Wolfs** Verbeſſerung der Aphthonianiſchen Eintheilung, 399 u. f. Was wider dieſe Verbeſſerung zu erinnern, 401. Die Eintheilung der Fabel wird aus der verſchiedenen Möglichkeit des einzeln Falles in der Fabel hergeholt, 401. Fernere Eintheilung der ſittlichen Fabeln in **mythiſche** und **hyperphyſiſche**, 402. Beſondere Arten der **vermiſchten** Fabel, 403. Beurtheilung der Breitingerſchen Eintheilung, 404 u. f. Wie weit in den **hyperphyſiſchen** Fabeln die Natur der Thiere zu erhöhen, 405. 406. Von der Ausdehnung der aeſopiſchen Fabel zu der Länge des epiſchen Gedichts, wider den Verfaſſer der critiſchen Briefe, 406 u. f. Idee von einem aeſopiſchen Heldengedichte, 408 u. f.

IV. **Von dem Vortrage der Fabeln**, S. 409. Von dem Vortrage des **Aeſopus**, 409. Des **Phädrus**, 409. Des **La Fontaine**, 409. 410. **La Fontaine** mißbraucht eine Autorität des **Quintilians**, 410. 411. **De la Motte** führet den **la Fontaine** verſtümmelt an, 411. 412. Die Alten handeln von den Fabeln in ihren Rhetoriken, nie in der Dichtkunſt, 412. Wodurch dieſe Veränderung veranlaßt worden, 412. Die Zierrathen, welche **Batteux** den Fabeln ertheilt wiſſen will, ſtreiten mit dem Weſen der Fabel, 413 u. f.

Warum der Verfaſſer den proſaiſchen Vortrag gewählet, 414 u. f. Fehler des **Phädrus**, ſo oft er von den griechiſchen Fabeln abweicht, 415 u. f.

V. **Von einem beſondern Nutzen der Fabel in den Schulen**, 418 u. f. Die rhetoriſchen Uebungen mit der Fabel werden gemißbilliget, 418. Von dem **heuriſtiſchen** Nutzen der Fabel, in Abſicht auf die Bildung des **Genies**, 418. Wie die Fabel erfunden werde, 419. Wie der Jugend die Erfindung zu erleichtern, 420. Exempel an verſchiednen eignen Fabeln des Verfaſſers, 420 u. f.

Pope ein Metaphyſiker!

1755.

Vorbericht.

Man würde es nur vergebens leugnen wollen, daß gegenwärtige Abhandlung durch die neuliche Aufgabe der Königl. Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, veranlaßt werden; und daher hat man auch dieſe Veranlaſſung ſelbſt nirgends zu verſtecken geſucht. Allein wenn der Leſer deßwegen an eine Schöne denken wollte, die ſich aus Verdruß dem Publico Preiß giebt, weil ſie den Bräutigam, um welchen ſie mit ihren Geſpielinnen getanzt, nicht erhalten; ſo würde er ganz gewiß an eine falſche Vergleichung denken. Die Akademiſchen Richter werden es am beſten wiſſen, daß ihnen dieſe Schrift keine Mühe gemacht hat. Es fanden ſich Umſtände welche die Einſchickung derſelben verhinderten, die aber ihrer Bekanntmachung durch den Druck nicht zuwieder ſind. Nur einen von dieſen Umſtänden zu nennen : : Sie hat zwey Verfaſſer, und hätte daher unter keinem andern Sinnſpruche erſcheinen können, als unter dieſem:

Compulerant - - greges Corydon & Thyrſis in unum.

Geſetzt nun, ſie wäre gekrönt worden! Was für Streitigkeit würde unter den Urhebern entſtanden ſeyn! Und dieſe wollten gerne keine unter ſich haben.

Aufgabe.

Die Akademie verlangt eine Unterſuchung des Popiſchen Syſtems, welches in dem Satze alles iſt gut enthalten iſt. Und zwar ſo, daß man

Erſtlich den wahren Sinn dieſes Satzes, der Hypothes ſeines Urhebers gemäß, beſtimme.

Zweytens ihn mit dem Syſtem des Optimismus, oder der Wahl des Beſten, genau vergleiche, und

Drittens die Gründe anführe, warum dieſes Popiſche Syſtem entweder zu behaupten oder zu verwerffen ſey.

Die Akademie verlangt eine Unterſuchung des Popiſchen Syſtems, welches in dem Satze: alles iſt gut, enthalten iſt.

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich gleich Anfangs geſtehen muß, daß mir die Art, mit welcher dieſe Aufgabe ausgedrückt worden, nicht die beſte zu ſeyn ſcheinet. Da Thales, Plato, Chryſippus, Leibnitz und Spinoſa, und unzählig andere, einmüthig bekennen: es ſey alles gut; ſo müſſen in dieſen Worten entweder alle Syſtemata, oder es muß keines darinn enthalten ſeyn. Sie ſind der Schluß, welchen jeder aus ſeinem beſondern Lehrgebäude gezogen hat, und der vielleicht noch aus hundert andern wird gezogen werden. Sie ſind das Bekenntniß derer, welche ohne Lehrgebäude philoſophirt haben. Wollte man ſie zu einem Kanon machen, nach welchem alle dahin einſchlagende Fragen zu entſcheiden wären; ſo würde mehr Bequemlichkeit als Verſtand dabey ſeyn. GOtt hat es ſo haben wollen, und weil er es ſo hat haben wollen, muß es gut ſeyn: iſt wahrhaftig eine ſehr leichte Antwort, mit welcher man nie auf dem Trocknen bleibt. Man wird damit abgewieſen, aber nicht erleuchtet. Sie iſt das beträchtlichſte Stück der Weltweisheit der Faulen; denn was iſt fauler, als ſich bey einer jeden Naturbegebenheit auf den Willen GOttes zu berufen, ohne zu überlegen, ob der vorhabende Fall auch ein Gegenſtand des göttlichen Willens habe ſeyn können?

Wenn ich alſo glauben könnte, der Concipient der Akademiſchen Aufgabe habe ſchlechterdings in den Worten Alles iſt gut ein Syſtem zu finden verlangt; ſo würde ich billig fragen, ob er auch das Wort Syſtem in der ſtrengen Bedeutung nehme, die es eigentlich haben ſoll? Allein er kann mit Recht begehren, daß man ſich mehr an ſeinen Sinn, als an ſeine Worte halte. Beſonders alsdenn, wenn der wahre Sinn, der falſchen Worte ungeachtet durchſtrahlet, wie es hier in den nähern Beſtimmungen des Satzes hinlänglich geſchiehet.

Dieſem zu folge ſtelle ich mir alſo vor, die Akademie verlange eine Unterſuchung desjenigen Syſtems, welches Pope erfunden oder angenommen habe, um die Wahrheit: daß alles gut ſey, dadurch zu erhärten, oder daraus herzuleiten, oder wie man ſonſt ſagen will. Nur muß man nicht ſagen, daß das Syſtem in dieſen Worten liegen ſolle. Es liegt nicht eigentlicher darinne, als die Prämiſſen in einer Concluſion liegen, deren zu eben derſelben eine unendliche Menge ſeyn können.

Vielleicht wird man es mir verdenken, daß ich mich bey dieſer Kleinigkeit aufgehalten habe. — — Zur Sache alſo! Eine Unterſuchung des Popiſchen Syſtems — —

Ich habe nicht darüber nachdenken können, ohne mich vorher mit einem ziemlichen Erſtaunen befragt zu haben: wer iſt Pope? — — — Ein Dichter — — — Ein Dichter? Was macht Saul unter den Propheten? Was macht ein Dichter unter den Metaphyſikern?

Doch ein Dichter braucht nicht allezeit ein Dichter zu ſeyn. Ich ſehe keinen Widerſpruch, daß er nicht auch ein Philoſoph ſeyn könne. Ebenderſelbe, welcher in dem Frühlinge ſeines Lebens unter Liebesgöttern und Grazien, unter Muſen und Faunen, mit dem Thyrſus in der Hand, herum geſchwärmt; eben derſelbe kann ſich ja leicht in dem reifen Herbſte ſeiner Jahre in den philoſophiſchen Mantel einhüllen, und jugendlichen Scherz mit männlichem Ernſt abwechſeln laſſen. Dieſe Veränderung iſt der Art, wie ſich die Kräfte unſerer Seelen entwickeln, gemäß genug.

Doch eine andere Frage machte dieſe Ausflucht zu nichte. — — Wenn? Wo hat Pope den Metaphyſiker geſpielt, den ich ihm nicht zutraue? — — Eben, als er ſeine Stärke in der Dichtkunſt am meiſten zeigte. In einem Gedichte. In einem Gedichte alſo, und zwar in einem Gedichte, das dieſen Namen nach aller Strenge verdient, hat er ein Syſtem aufgeführt, welches eine ganze Akademie der Unterſuchung werth erkennet? So ſind alſo bey ihm der Poet und der ſtrenge Philoſoph — — ſtrenger aber als der ſyſtematiſche kann keiner ſeyn — — nicht zwey mit einander abwechſelnde Geſtalten, ſondern er iſt beydes zugleich; er iſt das eine, indem er das andere iſt?

Dieſes wollte mir ſchwer ein — — Gleichwohl ſuchte ich mich auf alle Art davon zu überzeugen. Und endlich behielten folgende Gedanken Platz, die ich eine

Vorläufige Unterſuchung,

Ob ein Dichter, als ein Dichter, ein Syſtem haben könne?

nennen will.

Hier hätte ich vielleicht Gelegenheit, eine Erklärung des Worts Syſtem voraus zu ſchicken. Doch ich bleibe bey der Beſcheidenheit, die ich ſchon oben verrathen habe. Es iſt ſo ungeziemend, als unnöthig, einer Verſammlung von Philoſophen, das iſt, einer Verſammlung ſyſtematiſcher Köpfe zu ſagen, was ein Syſtem ſey?

Kaum daß es ſich ſchickte, ihr zu ſagen, was ein Gedicht ſey; wenn dieſes Wort nicht auf ſo verſchiedene Art erklärt worden wäre, und ich nicht zeigen müßte, welche ich zu meiner Unterſuchung für die bequemſte hielte.

Ein Gedicht iſt eine vollkommene ſinnliche Rede. Man weis, wie vieles die Worte **vollkommen** und **ſinnlich** in ſich faſſen, und wie ſehr dieſe Erklärung allen andern vorgezogen zu werden verdienet, wenn man von der Natur der Poeſie weniger ſeicht urtheilen will.

Ein Syſtem alſo und eine ſinnliche Rede — Noch fällt der Widerſpruch dieſer zwey Dinge nicht deutlich genug in die Augen. Ich werde mich auf den beſondern Fall einſchlieſſen müſſen, auf welchen es eben hier ankömmt; und für das Syſtem überhaupt, ein metaphyſiſches ſetzen.

Ein Syſtem metaphyſiſcher Wahrheiten alſo, und eine ſinnliche Rede; beydes in einem — — Ob dieſe wohl einander aufreiben?

Was muß der Metaphyſiker vor allen Dingen thun? — — Er muß die Worte, die er brauchen will, erklären; er muß ſie nie in einem andern Verſtande, als in dem erklärten anwenden; er muß ſie mit keinen, dem Scheine nach gleichgültigen, verwechſeln.

Welches von dieſen beobachtet der Dichter? Keines. Schon der Wohlklang iſt ihm eine hinlängliche Urſache, einen Ausdruck für den andern zu wählen, und die Abwechslung ſynonymiſcher Worte iſt ihm eine Schönheit.

Man füge hierzu den Gebrauch der Figuren — Und worinn beſtehet das Weſen derſelben? — — Darinn, daß ſie nie bey der ſtrengen Wahrheit bleiben; daß ſie bald zu viel, und bald zu wenig ſagen — — Nur einem Metaphyſiker, von der Gattung eines Böhmens, kann man ſie verzeihen.

Und die Ordnung des Metaphyſikers? — — Er geht, in beſtändigen Schlüſſen, immer von dem leichtern, zu dem ſchwerern fort; er nimt ſich nichts vorweg; er hohlet nichts nach. Wenn man die Wahrheiten auf eine ſinnliche Art auseinander könnte wachſen ſehen: ſo würde ihr Wachsthum eben dieſelben Staffeln beobachten, die er uns in der Ueberzeugung von derſelben hinauf gehen läßt.

Allein Ordnung! Was hat der Dichter damit zu thun? Und noch dazu eine ſo ſclaviſche Ordnung. Nichts iſt der Begeiſterung eines wahren Dichters mehr zuwider.

Man würde mich ſchwerlich dieſe kaum berührten Gedanken weiter ausführen laſſen, ohne mir die Erfahrung entgegen zu ſetzen. Allein auch die Erfahrung iſt auf meiner Seite. Sollte man mich alſo fragen, ob ich den Lucrez kenne; ob ich wiſſe, daß ſeine Poeſie das Syſtem des Epikurs enthalte? Sollte man mir andere ſeines gleichen anführen; ſo würde ich ganz zuverſichtlich antworten: Lucrez und ſeines gleichen ſind Versmacher, aber keine Dichter. Ich leugne nicht, daß man ein Syſtem in ein Sylbenmaaß, oder auch in Reime bringen könne; ſondern ich leugne daß dieſes in ein Sylbenmaaß oder in Reime gebrachte Syſtem ein Gedicht ſeyn werde. — — Man erinnere ſich nur, was ich unter einem Gedichte verſtehe; und was alles in dem Begriffe einer ſinnlichen Rede liegt. Er wird ſchwerlich in ſeinem ganzen Umfange auf die Poeſie irgend eines Dichters eigentlicher anzuwenden ſeyn, als auf die Popiſche.

Der Philoſoph, welcher auf den Parnaß hinaufſteiget, und der Dichter, welcher ſich in die Thäler der ernſthaften und ruhigen Weisheit hinabbegeben will, treffen einander gleich auf dem halben Wege, wo ſie, ſo zu reden, ihre Kleidung verwechſeln, und wieder zurückgehen. Jeder bringt des andern Geſtalt in ſeine Wohnungen mit ſich; weiter aber auch nichts, als die Geſtalt. Der Dichter iſt ein philoſophiſcher Dichter, und der

Weltweiſe ein poetiſcher Weltweiſe geworden. Allein ein philoſophiſcher Dichter iſt darum noch kein Philoſoph, und ein poetiſcher Weltweiſe iſt darum noch kein Poet.

Aber ſo ſind die Engländer. Ihre groſſen Geiſter ſollen immer die gröſten, und ihre ſeltnen Köpfe ſollen immer Wunder ſeyn. Es ſchien ihnen nicht Ruhms gnug, Popen den vortreflichſten philoſophiſchen Dichter zu nennen. Sie wollen, daß er ein eben ſo groſſer Philoſoph als Poet ſey. Das iſt; ſie wollen das Unmögliche, oder ſie wollen Popen als Poet um ein groſſes erniedrigen. Doch das leztere wollen ſie gewiß nicht; ſie wollen alſo das erſtere.

Bisher habe ich gezeigt — — wenigſtens zeigen wollen — — daß ein Dichter, als Dichter, kein Syſtem machen könne. Nunmehr will ich zeigen, daß er auch keines machen will; geſezt auch, er könnte; geſezt auch, meine Schwierigkeiten involvirten keine Unmöglichkeit, und ſein Genie gebe ihm Mittel an die Hand, ſie glücklich zu überſteigen.

Ich will mich gleich an Popen ſelbſt halten. Sein Gedicht ſollte kein unfruchtbarer Zuſammenhang von Wahrheiten ſeyn. Er nennt es ſelbſt ein moraliſches Gedicht, in welchem er die Wege Gottes in Anſehung der Menſchen rechtfertigen wolle. Er ſuchte mehr einen lebhaften Eindruck, als eine tiefſinnige Ueberzeugung — — Was mußte er wohl alſo in dieſer Abſicht thun? Er mußte, ohne Zweifel, alle dahin einſchlagende Wahrheiten in ihrem ſchönſten und ſtärkſten Lichte ſeinen Leſern darſtellen.

Nun überlege man, daß in einem Syſtem nicht alle Theile von gleicher Deutlichkeit ſeyn können. Einige Wahrheiten deſſelben ergeben ſich ſo gleich aus dem Grundſatze; andere ſind mit gehäuften Schlüſſen daraus herzuleiten. Doch dieſe letzten können in einem andern Syſtem die deutlichſten ſeyn, in welchem jene erſtern vielleicht die dunkelſten ſind.

Der Philoſoph macht ſich aus dieſer kleinen Unbequemlichkeit der Syſteme nichts. Die Wahrheit, die er durch einen Schluß erlanget, iſt ihm darum nicht mehr Wahrheit, als die, zu welcher er nicht anders als durch zwanzig Schlüſſe gelangen kann; wenn dieſe zwanzig Schlüſſe nur untrüglich ſind. Genug, daß er alles in einen Zuſammenhang gebracht hat; genug daß er dieſen Zuſammenhang mit einem Blicke, als ein Ganzes zu überſehen vermag, ohne ſich bey den feinen Verbindungen deſſelben aufzuhalten.

Allein ganz anders denkt der Dichter. Alles was er ſagt, ſoll gleich ſtarken Eindruck machen; alle ſeine Wahrheiten ſollen gleich überzeugend rühren. Und dieſes zu können, hat er kein ander Mittel, als dieſe Wahrheit nach dieſem Syſtem, und jene nach einem andern auszudrücken. — — Er ſpricht mit dem Epikur, wo er die Wolluſt erheben will, und mit der Stoa, wo er die Tugend preiſen ſoll. Die Wolluſt würde in den Verſen eines Seneka, wenn er überall genau bey ſeinen Grundſätzen bleiben wollte, einen ſehr traurigen Aufzug machen; eben ſo gewiß, als die Tugend, in den Liedern eines ſich immer gleichen Epikurers, ziemlich das Anſehen einer Metze haben würde.

Jedoch ich will den Einwendungen Platz geben, die man hierwider machen könnte. Ich will mir es gefallen laſſen; Pope mag eine Ausnahme ſeyn. Er mag Geſchicklichkeit und Willen genug beſeſſen haben, in ſeinem Gedichte, wo nicht ein Syſtem völlig zu entwerfen, wenigſtens mit den Fingern auf ein gewiſſes zu zeigen. Er mag ſich nur auf diejenigen Wahrheiten eingeſchränkt haben, die ſich nach dieſem Syſtem ſinnlich vortragen laſſen. Er mag die übrigen um ſo viel eher übergangen ſeyn, da es ohnedem die Pflicht eines Dichters nicht iſt, alles zu erſchöpfen.

Wohl! Es muß ſich ausweiſen; und es wird ſich nicht beſſer ausweiſen können, als wenn ich mich genau an die von der Akademie vorgeſchriebenen Puncte halte. Dieſen gemäß wird meine Abhandlung aus drey Abſchnitten beſtehen, welchen ich zuletzt einige hiſtoriſch kritiſche Anmerkungen beyfügen will.

Erſter Abſchnitt.

Sammlung derjenigen Sätze, in welchen das Popiſche Syſtem liegen müßte.

Man darf dieſe Sätze faſt nirgends anders als in dem ganzen erſten Briefe, und in dem vierten, hin und wieder, ſuchen. Ich habe keinen einzigen übergangen, der nur in etwas eine ſyſtematiſche Mine machte, und ich zweifele, ob man auſſer ſolgenden Dreyzehn noch einen antreffen wird, welcher in dieſer Abſicht in Betrachtung gezogen zu werden verdiente.

Die Ordnung nach welcher ich ſie herſetzen will, iſt nicht die Ordnung, welcher Pope in dem Vortrage gefolget iſt. Sondern es iſt die, welcher Pope im Denken muß gefolget ſeyn; wenn er anders einer gefolgt iſt.

Erſter Satz.

Von allen möglichen Syſtemen muß Gott das beſte geſchaffen haben.

Dieſer Satz gehört Popen nicht eigenthümlich zu; vielmehr zeigen ſeine Worte deutlich genug, daß er ihn als ausgemacht annimt, und von einem andern entlehnet.

1. B. Z. 43. 44.

Of Syſtems poſſible, if 'tis confeſt,
That Wiſdom infinite muſt form the beſt &c.

Das iſt: **wenn man zugeſtehen muß, daß eine unendliche Weisheit aus allen möglichen Syſtemen das beſte erſchaffen müſſe.** **Wenn** kann hier keine Ungewißheit anzeigen; ſondern, weil er ſeine übrigen Sätze aus der Bedingung folgert, ſo muß es hier eben das ſeyn, als wenn er geſagt hätte: **da man nothwendig geſtehen muß** ꝛc.

Zweyter Satz.

In dieſem beſten Syſtem muß alles zuſammenhangen, wenn nicht alles in einander fallen ſoll.

1. B. Z. 45.

Where all muſt fall, or all coherent be.

In dem gemeinen Exemplare, welches ich vor mir habe, heißt die letzte Hälfte dieſer Zeile: or not coherent be. Ich vermuthe nicht ohne Grund, daß es anſtatt not, all heiſſen müſſe. Geſezt aber Pope habe wirklich not geſchrieben, ſo kann doch auch alsdenn kein anderer Sinn darinne liegen, als der, welchen ich in dem Satze ausgedrückt habe. — — Es kömmt hier nur noch darauf an, was Pope unter dem Zuſammenhange in der Welt verſtehe. Er erklärt ſich zwar nicht ausdrücklich darüber; verſchiedene Stellen aber zeigen, daß er diejenige Einrichtung darunter verſtehe, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit in der Welt beſetzt wären, ohne daß irgendwo eine

Lücke anzutreffen ſey. Er ſetzt daher zu den angeführten Worten hinzu (Z. 46.) and all that riſes, riſe in due degree, d. h. mit dem vorhergehenden zuſammen genommen: Es muſt alles in einander fallen, oder alles zuſammenhangen, und was ſich erhebt, muß ſich in dem gebührenden Grade erheben. Folglich findet er den Zuſammenhang darinn, daß ſich alles ſtuffenweis in der Welt erhebe. Und ferner ſagt er: (Z. 233.) wenn einige Weſen vollkommen werden ſollen; ſo müſſen entweder die niedrigern Weſen an ihre Stelle rücken, oder es muß in der vollen Schöpfung eine Lücke bleiben, da alsdenn die ganze Leiter zerrüttet werden müßte, ſo bald nur eine einzige Stufe zerbrochen wird. Each Syſtem in gradation roll: (Z. 239.) Ein jedes Syſtem gehet ſtufenweiſe fort: ſagt überhaupt eben dieſes. Und eben dieſe allmälige Degradation nennt er die groſſe Kette, welche ſich von dem Unendlichen bis auf den Menſchen, und von dem Menſchen bis auf das Nichts erſtrecke. (1. Brief. Z. 232. 236.) Folgende Zeilen aus dem vierten Briefe machen des Dichters Meinung vielleicht noch deutlicher. (Zeile 47. und folgende.)

Order is Heav'n's great Law: and this confeſt,
Some are and muſt be, mightier than the reſt,
More rich, more wiſe &c.

Er nimmt alſo dieſe Einrichtung, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit verſchieden ſind, für die Ordnung an. Auch aus den folgenden Sätzen wird man es ſehn, daß er mit dem Zuſammenhange in der Welt keinen andern Begrif verknüpfe, als den wir eben auseinander geſetzt haben.

Dritter Satz.

In der Kette von Leben und Empfindung müſſen irgendwo
ſolche Weſen, wie die Menſchen ſind, anzutreffen ſeyn.
1. B. Z. 47. 48.

— in the ſcale of life and ſenſe, 'tis plain
There muſt be, ſome where, ſuch a rank as Man.

Dieſer Satz folgt unmittelbar aus dem vorhergehenden. Denn ſollen in der beſten Welt alle Grade der Vollkommenheit ihre Wirklichkeit erlangen; ſo muß auch der Rang, der für den Menſchen gehört, nicht leer bleiben. Der Menſch hat alſo weder in der beſten Welt ausbleiben, noch vollkommener geſchaffen werden können. In beyden Fällen würde ein Grad der Vollkommenheit nicht wirklich geworden, und daher kein Zuſammenhang in der beſten Welt geweſen ſeyn.

Man bedenke nunmehr wie wenig Popens Schluß bindet, wenn wir den Zuſammenhang in der Welt anders erklärten, als es in dem vorigen Satze geſchehen iſt.

Of Syſtems poſſible, if 'tis confeſt,
That Wisdom infinite muſt form the beſt,
Where all &c. — —
Then in the ſcale of life and ſenſe, 'tis plain
There muſt be, ſome where, such a rank as Man.

Aus keiner andern Urſache, ſagt Pope, mußte ein ſolcher Rang, ein ſolcher Grad der Vollkommenheit, als der Menſch begleitet, wirklich werden, als, weil in der beſten Welt alles in einander fallen oder zuſammenhangen, und in einem gehörigen Grade ſich erheben muß; das heißt, weil kein Rang unbeſetzt bleiben darf.

Beſſer hat Pope vermuthlich dem Einwurfe begegnen zu können, nicht geglaubt: warum ſo ein Weſen, wie der Menſch, erſchaffen worden, oder warum er nicht vollkommener erſchaffen worden? Auf das leztere noch näher zu antworten nimmt er (Brief 1. Zeile 251. und folgende) die Unveränderlichkeit der Weſen aller Dinge zu Hülfe, und ſagt, daß dieſes Verlangen eben ſo lächerlich ſey als jenes, wenn der Fuß die Hand, die Hand der Kopf, und der Kopf mit ſeinen Sinnen nicht bloß das Werkzeug des Geiſtes zu ſeyn begehrten. In dem vierten Briefe (Zeile 160.) drücket er ſich hierüber noch ſtärker aus, wo er behauptet: die Frage, warum der Menſch nicht vollkommen erſchaffen worden, wollte mit veränderten Worten nichts anders ſagen, als dieſes; warum der Menſch nicht ein Gott, und die Erde nicht ein Himmel ſey?

Vierter Satz.

Die Glückſeligkeit eines jeden Geſchöpfs beſtehet in einem Zuſtande, der nach ſeinem Weſen abgemeſſen iſt.

1 Brief. Zeile 175.

All in exact proportion of the ſtate.

und in der 71ſten Zeile eben deſſelben Briefes ſagt er von dem Menſchen insbeſondere:

His being meaſur'd to his ſtate and place.

Folglich, ſagt Pope, kömmt es nur hauptſächlich darauf an, daß man beweiſe, der Menſch ſey wirklich in der Welt in einen Zuſtand geſetzt worden, welcher ſich für ſein Weſen und ſeinen Grad der Vollkommenheit ſchickt:

1. Brief. 49. 50. Zeile.

And all the queſtion (wrangled ere ſo long)
Is only this, if God has plac'd him wrong?

Fünfter Satz.

Der Menſch iſt ſo vollkommen als er ſeyn ſoll.

1. Brief. Zeile 70.

Man's as perfect as he ought.

das heißt: der Zuſtand des Menſchen iſt wirklich nach ſeinem Weſen abgemeſſen, und daher iſt der Menſch vollkommen. Daß aber jenes ſey, erhelle klar, wenn man den Zuſtand, darinn der Menſch lebe, ſelbſt betrachte; welches er in den folgenden Zeilen thut.

Sechſter Satz.

Gott wirkt nach allgemeinen, und nicht nach beſondern Geſetzen; und in beſondern Fällen handelt er nicht wider ſeine allgemeine Geſetze um eines Lieblings willen.

4. B. Z. 33. 34.

— — the univerſal cauſe
Acts not by partial but by general laws.

und Z. 119. ebd. B.

Think we like ſome weak Prince th' eternal Cauſe
Prone for his Fav'rites to reverſe his Laws?

Dieſen Gedanken führt der Dichter in dem Folgenden weiter aus, und erläutert ihn durch Beyſpiele. Er ſcheint aber damit das Syſtem des Malebranche angenommen zu haben, der nur die allgemeinen Geſetze zum Gegenſtande des göttlichen Willens macht, und ſo den Urheber der Welt zu rechtfertigen glaubt, wenn gleich aus dieſen allgemeinen Geſetzen Unvollkommenheiten erfolgten.

Die Schüler dieſes Weltweiſen behaupten folglich, Gott habe ſeiner Weisheit gemäß handeln und daher die Welt durch allgemeine Geſetze regieren müſſen. In beſondern Fällen könnte die Anwendung dieſer allgemeinen Geſetze wohl ſo etwas hervorbringen, das an und für ſich ſelbſt entweder völlig unnütze oder gar ſchädlich, und daher den göttlichen Abſichten eigentlich zuwider ſey: allein es ſey genug, daß die allgemeinen Geſetze von erheblichem Nutzen wären, und daß die Uebel, welche in wenigen beſondern Fällen daraus entſtehen, nicht ohne einen beſondern Rathſchluß hätten gehoben werden können. Sie führen zum Exempel an; die allgemeinen mechaniſchen Geſetze, nach welchen der Regen zu gewiſſen Zeiten herunter falle, hätten einen unausſprechlichen Nutzen. Allein wie oft befeuchte der Regen nicht einen unfruchtbaren Stein, wo er wirklich keinen Nutzen ſchaffe; und wie oft richte er nicht Ueberſchwemmungen an, wo er gar ſchädlich wäre? Ihrer Meinung alſo nach, können dergleichen Unvollkommenheiten auch in der beſten Welt entſtehen, weil keine allgemeine Geſetze möglich ſind, die den göttlichen Abſichten in allen beſondern Fällen genug thäten. Oder, fragen ſie, ſollte Gott eines Lieblings Willen — — der wißbegierige Weltweiſe ſey, zum Exempel, dieſer Liebling — — die allgemeinen Geſetze brechen, nach welchen ein Aetna Feuer ſpeyen muß?

4. B. Z. 121. 122.

Shall burning Aetna, if a ſage requires,
Forget to thunder, and recall her fires?

Siebender Satz.

Kein Uebel kömmt von Gott.

Das iſt: das Uebel, welches in der Welt erfolgt, iſt niemals der Gegenſtand des göttlichen Willens geweſen.

4. B. Z. 110.

God ſends not ill.

Pope hat dieſes aus dem Vorhergehenden ohngefehr ſo geſchloſſen. Wenn das Uebel nur in beſondern Fällen entſteht, und eine Folge aus den allgemeinen Geſetzen iſt; Gott aber nur dieſe allgemeine Geſetze, als allgemeine Geſetze, für gut befunden, und zum Gegenſtande ſeines Willens gemacht hat: ſo kann man nicht ſagen, daß er das Uebel eigentlich gewollt habe, welches aus ihnen fließt, und ohne welches ſie keine allgemeine Geſetze geweſen wären. Unſer Dichter ſucht dieſe Entſchuldigung um ein groſſes kräftiger zu machen, wenn er ſagt, daß noch dazu dieſes aus den allgemeinen Geſetzen folgende Uebel ſehr ſelten ſey. Er hat hiermit vielleicht nur ſo viel ſagen wollen, daß Gott ſolche allgemeine Geſetze gewählt habe, aus welchen in beſondern Fällen die wenigſten Uebel entſtünden. Allein er drückt ſich auf eine ſehr ſonderbare Art aus; er ſagt: (1. B. Z. 143.) th'exceptions are few, und an einem andern Orte Nature lets it fall, das Uebel nehmlich. Ich werde dieſen Punct in meinem dritten Abſchnitte berühren müſſen.

Achter Satz.

In der Welt kann nicht die mindeſte Veränderung vorgehen, welche nicht eine Zerrüttung in allen Weltgebäuden, aus welchen das Ganze beſteht, nach ſich ziehen ſollte.

1. Br. Z. 233—236.

— — On ſuperior pow'rs
Were we to preſs, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a Void,
Where, one ſtep broken, the great ſcales deſtroy'd.

und Zeile 239—242.

And if each Syſtem in gradation roll
Alike eſſential to th'amazing whole:
The leaſt confuſion but in one, not all
That ſyſtem only, but the whole muſt fall.

Neunter Satz.

Das natürliche und moraliſche Böſe ſind Folgen aus den allgemeinen Geſetzen, die Gott öfters zum Beſten des Ganzen gelenkt, öfters auch lieber zugelaſſen hat, als daß er durch einen beſondern Willen ſeinem allgemeinen hätte zuwider handeln ſollen.

1. Br. Z. 145. 146.

If the great end be human happineſs,
Then Nature *deviats*, and can man do leſs?

4. Br. Z. 112. 113.

Or partial ill is univerſal good
— — — — or Nature lets it fall.

1. Br. Z. 161. 162.

— all ſubſiſts by elemental ſtrife,
And Paſſions are the Elements of life.

Zehnter Satz.

Es iſt nicht alles um des Menſchen Willen geſchaffen worden, ſondern der Menſch ſelbſt iſt vielleicht um eines andern Dinges Willen da.

1. Br. Z. 57.

— man, who here ſeems principal alone,
Perhaps acts ſecond to ſome ſphere unknown.

3. Br. Z. 24.

Made beaſt in aid of man, and man of beaſt.

Eilfter Satz.

Die Unwiſſenheit unſers zukünftigen Zuſtandes iſt uns zu unſerm Beſten gegeben worden.

Wer würde ohne ſie, ſagt der Dichter, ſein Leben hier ertragen können? (1. Br. Z. 76.)

Und ebd. Z. 81.

Oh blindness of the future! kindly giv'n
That each &c.

Anſtatt der Kenntniß des Zukünftigen aber, ſagt Pope, hat uns der Himmel die Hofnung geſchenkt, welche allein vermögend iſt, uns unſre letzten Augenblicke zu verſüſſen.

Zwölfter Satz.

Der Menſch kann ſich, ohne ſeinen Nachtheil, keine ſchärfern Sinne wünſchen.

Die Stelle, worinn er dieſes beweiſet, iſt zu lang, ſie hier abzuſchreiben. Sie ſtehet in dem erſten Briefe, und geht von der 185ſten Zeile bis zu der 198ſten. Dieſer Satz aber, und die zwey vorhergehenden, ſind eigentlich nähere Beweiſe des fünften Satzes, und ſollen darthun, daß dem Menſchen wirklich ſolche Gaben und Fähigkeiten zu Theil worden, als ſich für ſeinen Stand am beſten ſchicken. Die Frage wäre alſo beantwortet, auf welche es, nach Popens Meinung, in dieſer Streitigkeit hauptſächlich ankömmt.

if God has placed him (*man*) wrong?

Dreyzehnter Satz.

Die Leidenſchaften des Menſchen, die nichts als verſchiedene Abänderungen der Eigenliebe ſind, ohne welche die Vernunft unwirkſam bleiben würde, ſind ihm zum Beſten gegeben worden.

2. B. Z. 83.

Modes of ſelf-love the Paſſions we may call.

Ebend. Z. 41.

Self-love to urge, and Reaſon to reſtrain.

und 1. Br. Z. 162.

Paſſions are the Elements of life.

Pope geſteht zwar, daß unzählig viel Schwachheiten und Fehler aus den Leidenſchaften entſtehen; allein auch dieſe gründen ſich auf ein allgemeines Geſetz, welches dieſes iſt: daß ſie alle von einem wirklichen, oder einem anſcheinenden Gute in Bewegung geſetzt werden ſollen. Gott aber habe (nach dem 9ten Satze) alle Uebel zulaſſen müſſen, die aus den allgemeinen Geſetzen erfolgten, weil er ſonſt die allgemeinen Geſetze durch einen beſondern Rathſchluß hätte aufheben müſſen.

2. Br. Z. 84.

'Tis real good, or ſeeming, moves them all.

Schlußſatz.

Aus allen dieſen Sätzen nun zuſammen glaubt Pope den Schluß ziehen zu können, daß alles gut ſey; que tout ce qui eſt, eſt bien. Ich drücke hier ſeinen Sinn in der Sprache ſeiner Ueberſetzer aus. Allein iſt es wohl gut, ſich auf dieſe zu verlaſſen? Wie wenn Pope nicht geſagt hätte, daß alles gut ſondern nur, daß alles recht ſey? Wollte man wohl recht und gut für einerley nehmen? Hier ſind ſeine Worte: (1. Br. Z. 286.)

— Whatever is, is *right.*

Man wird hoffentlich einem Dichter, wie Pope iſt, die Schande nicht anthun, und ſagen, daß er durch den Reim gezwungen worden, *right* hier anſtatt irgend eines andern Worts zu ſetzen.

Wenigſtens war er in dem vierten Briefe (Z. 382.), wo er dieſen Ausſpruch wiederhohlt, des Reimzwanges überhoben, und es muß mit ernſtlichem Bedacht geſchehen ſeyn, daß er nicht good oder well geſagt hat. Und warum hat er es wohl nicht geſagt? Weil es offenbar mit ſeinen übrigen Gedanken würde geſtritten haben. Da er ſelbſt zugeſteht, daß die Natur manche Uebel fallen laſſe; ſo konnte er wohl ſagen, daß dem ohngeachtet alles recht ſey, aber unmöglich, daß alles gut ſey. Recht iſt alles, weil alles, und das Uebel ſelbſt, in der Allgemeinheit der Geſetze, die der Gegenſtand des göttlichen Willens waren, gegründet iſt. Gut aber würde nur alsdenn alles ſeyn, wenn dieſe allgemeinen Geſetze allezeit mit den göttlichen Abſichten übereinſtimmten. Zwar geſtehe ich gern, daß auch das franzöſiſche bien weniger ſagt als bon, ja daß es faſt etwas anderes ſagt; deßgleichen auch, daß das deutſche gut, wenn es adverbialiter und nicht ſubſtantive gebraucht wird, oft etwas ausdrückt, was eigentlich nur recht iſt. Allein es iſt die Frage, ob man an dieſen feinen Unterſchied ſtets gedacht hat, ſo oft man das Popiſche: es iſt alles gut, oder tout ce qui eſt, eſt bien gehöret?

Ich habe hier weiter nichts zu erinnern. — — Will man ſo gut ſeyn, und die vorgetragnen Sätze für ein Syſtem gelten laſſen, ſo kann ich es unterdeſſen recht wohl zufrieden ſeyn. Ich will wünſchen, daß es ſich in dem Verſtande des Leſers wenigſtens ſo lange aufrecht erhalten möge, bis ich es in dem dritten Abſchnitte, zum Theil mit den eignen Waffen ſeines Urhebers, ſelbſt niederreiſſen kann. Ich würde mich der Gefahr, ein ſo ſchwankendes Gebäude nur einen Augenblick vor ſich ſtehen zu laſſen, nicht ausſetzen, wenn ich mich nicht nothwendig zu dem zweyten von der Akademie vorgeſchriebenen Puncte vorher wenden müßte.

Zweyter Abſchnitt.

Vergleichung obiger Sätze mit den Leibnitziſchen Lehren.

Wenn ich der Akademie andre Abſichten zuſchreiben könnte, als man einer Geſellſchaft, die zum Aufnehmen der Wiſſenſchaften beſtimmt iſt, zuſchreiben kann; ſo würde ich fragen: ob man durch dieſe befohlene Vergleichung mehr die Popiſchen Sätze für philoſophiſch, oder mehr die Leibnitziſchen Sätze, für poetiſch habe erklären wollen?

Doch, wie geſagt, ich kann meine Frage ſparen, und mich immer zu der Vergleichung ſelbſt wenden. Aufs höchſte möchte eine gar zu übertriebene Meinung von dem, mehr als menſchlichen, Geiſte des Engländers zum Grunde liegen.

Ich will in meiner Vergleichung die Ordnung der obigen Sätze beybehalten, doch ohne ſie alle zu berühren. Verſchiedne ſtehen nur der Verbindung wegen da; und verſchiedne ſind allzuſpeciel, und mehr moraliſch als metaphyſiſch. Beyde Arten werde ich füglich übergehen können, und die Vergleichung wird dennoch vollſtändig ſeyn.

Erſter Satz.

Gott muß von allen möglichen Syſtemen das beſte erſchaffen haben. Dieſes ſagt Pope, und auch Leibnitz hat ſich an mehr als einem Orte vollkommen ſo ausgedrückt. Was jeder beſonders dabey gedacht hat, muß aus dem Uebrigen erhellen. Warburton aber hat völlig Unrecht, wenn er dieſen Satz, unabhängig von den andern Sätzen, nicht ſowohl für Leibnitziſch als für Platoniſch erkennen will. Ich werde es weiter unten zeigen. Hier will ich nur noch erinnern, daß der Concipient der akademiſchen Frage anſtatt des Satzes: alles iſt gut, nothwendig dieſen und keinen andern hätte wählen müſſen, wenn er mit einigem Grunde ſagen wollte, daß ein Syſtem darinn liegen könne, welches vielleicht nicht das Leibnitziſche, aber doch etwa ein ähnliches wäre.

Zweyter Satz.

In dem beſten Syſtem muß alles zuſammenhangen. Was Pope unter dieſem Zuſammenhange verſtehe, hat man geſehen. Diejenige Beſchaffenheit der Welt nehmlich, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit von Nichts bis zur Gottheit mit Weſen angefüllt wären.

Leibnitz hingegen ſetzt dieſen Zuſammenhang darinn, daß alles in der Welt, eines aus dem andern, verſtändlich erkläret werden kann. Er ſiehet die Welt als eine Menge zufälliger Dinge an, die Theils neben einander exiſtiren, Theils auf einander folgen. Dieſe verſchiednen Dinge würden zuſammen kein Ganzes ausmachen, wenn ſie nicht alle, wie die Räder der Maſchine, mit einander vereiniget wären: das heißt, wenn ſich nicht aus jedem Dinge deutlich erklären lieſſe, warum alle übrigen ſo, und nicht anders neben ihm ſind; und aus jedem vorhergehenden Zuſtande eines Dinges, warum dieſer oder jener darauf folgen wird. Dieſes muß ein unendlicher Verſtand völlig daraus begreiffen können, und der mindeſte Theil der Welt muß ihm ein Spiegel ſeyn, in welchem er alle übrigen Theile, die neben demſelben ſind, ſo wie alle Zuſtände, in welchen die Welt war oder je ſeyn wird, ſehen kann.

Nirgends aber hat Leibnitz geſagt, daß alle Grade der Vollkommenheit in der beſten Welt beſetzt ſeyn müßten. Ich glaube auch nicht, daß er es hätte ſagen können. Denn wenn er gleich mit Popen ſagen dürfte: die Schöpfung iſt voll; ſo müßte er dennoch einen ganz andern Sinn mit dieſen Worten verknüpfen, als Pope damit verknüpft hat. Mit Leibnitzen zu reden, iſt die Schöpfung in der beſten Welt deswegen allenthalben voll, weil allenthalben eines in dem andern gegründet iſt, und daher der Raum oder die Ordnung der neben einander exiſtirenden Dinge nirgends unterbrochen wird. Auf gleiche Art iſt ſie auch der Zeit nach voll, weil die Zuſtände, die in derſelben auf einander folgen, niemals aufhören, wie Wirkungen und Urſachen in einander gegründet zu ſeyn. Etwas ganz anders aber verſteht Pope unter ſeiner *full creation*, wie ſich aus der Verbindung ſeiner Worte ſchlieſſen läßt.

I. Br. Z. 235.

— — — On ſuperior pow'rs
Were we to preſs, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a Void.

Die Schöpfung nehmlich iſt ihm nur deswegen voll, weil alle Grade darinn beſetzt ſind.

Und dieſes iſt ein Beweis mehr, daß zwey verſchiedne Schriftſteller deswegen noch nicht einerley Meinung ſind, weil ſie ſich an gewiſſen Stellen mit einerley Worten ausdrücken. Pope hatte einen ganz andern Begriff von leer und voll in Anſehung der Schöpfung, als Leibnitz; und daher konnten ſie beyde ſagen; the creation is full, ohne weiter etwas unter ſich gemein zu haben, als die bloſſen Worte.

Dritter Satz.

Aus dem Vorhergehenden ſchließt Pope a priori, daß nothwendig der Menſch in der Welt angetroffen werden müſſe, weil ſonſt die ihm gehörige Stelle unter den Weſen leer ſeyn würde.

Leibnitz hingegen beweiſet das nothwendige Daſeyn des Menſchen a posteriori, und ſchließt, weil wirklich Menſchen vorhanden ſind, ſo müſſen ſolche Weſen zur beſten Welt gehört haben.

Sechſter Satz.

Pope, wie man geſehen hat, ſcheinet mit dem P. **Malebranche** in dieſem Satze einerley Meinung gehabt zu haben. Er behauptet nehmlich, Gott könne in der Welt blos deßwegen böſes geſchehen laſſen, weil er ſeinen allgemeinen Willen nicht durch beſondre Rathſchlüſſe aufheben wolle. Nothwendig müßten alſo in der Welt Mängel anzutreffen ſeyn, die Gott, der beſten Welt unbeſchadet, hätte vermeiden können, wenn er ſeinen allgemeinen Willen in einigen Fällen durch einen beſondern Rathſchluß hätte aufheben wollen. Man darf nur folgende Stelle anſehen, um zu erkennen, daß dieſes wirklich Popens Meinung geweſen ſey.

4. Br. Z. 112.

Or partial ill is universal good
— — or Nature lets it fall.

Dieſes oder oder zeigt genugſam, daß das Uebel in dem zweyten Falle zu der Vollkommenheit der Welt nichts beytrage, ſondern daß es die Natur, oder die allgemeinen Geſetze fallen laſſen.

Allein was behauptet **Leibnitz** von allem dieſen? — **Leibnitz** behauptet, der allgemeine Rathſchluß Gottes entſtehe aus allen beſondern Rathſchlüſſen zuſammen genommen, und Gott könne, ohne der beſten Welt zum Nachtheile, kein Uebel durch einen beſondern Rathſchluß aufheben. Denn nach ihm hanget das Syſtem der Abſichten mit dem Syſtem der würkenden Urſachen ſo genau zuſammen, daß man dieſes als eine Folge aus dem erſtern anſehen kann. Man kann alſo nicht ſagen, daß aus den allgemeinen Geſetzen der Natur, das iſt, aus dem Syſtem der wirkenden Urſachen etwas erfolge, das mit den göttlichen Abſichten nicht übereinſtimmt; denn bloß aus der beſten Verknüpfung der beſondern Abſichten ſind die allgemein wirkenden Urſachen und das allerweiſeſte Ganze entſtanden. (Man ſehe hiervon die Theodicee §. 204. 205. 206.)

Und hieraus nun erhellet, daß Pope und Leibnitz nicht einmal in dem Begriffe der beſten Welt einig ſeyn können. Leibnitz ſagt: wo verſchiedene Regeln der Vollkommenheit zuſammengeſetzt werden ſollen, ein Ganzes auszumachen; da müſſen nothwendig einige derſelben wider einander ſtoſſen, und durch dieſes Zuſammenſtoſſen müſſen entweder Widerſprüche entſtehen, oder von der einen Seite Ausnahmen erfolgen. Die beſte Welt iſt alſo nach ihm diejenige, in welcher die wenigſten Ausnahmen, und dieſe wenigen Ausnahmen noch darzu von den am wenigſten wichtigen Regeln geſchehen. Daher nun entſtehen zwar die moraliſchen und natürlichen Unvollkommenheiten, über die wir uns in der Welt beſchweren; allein ſie entſtehen vermöge einer höhern Ordnung, die dieſe Ausnahmen unvermeidlich gemacht hat. Hätte Gott ein Uebel in der Welt weniger entſtehen laſſen, ſo würde er einer höhern Ordnung, einer wichtigern Regel der Vollkommenheit zuwider gehandelt haben, von deren Seite doch durchaus keine Ausnahme geſchehen ſollte.

Pope hingegen und Malebranche räumen es ein, daß Gott, der beſten Welt unbeſchadet, einige Uebel daraus hätte weglaſſen können, ohne etwas merkliches in derſelben zu verändern. Allein dem ohngeachtet habe er die Allgemeinheit der Geſetze, aus welcher dieſe Uebel flieſſen, lieber gewollt, und wolle ſie auch noch lieber, ohne dieſen ſeinen Entſchluß jemals, um eines Lieblings willen, zu ändern.

Achter Satz.

Ferner, wie wir geſehen haben, behauptet Pope, die mindeſte Veränderung in der Welt erſtrecke ſich auf die ganze Natur, weil ein jedes Weſen, das zu einer gröſſern Vollkommenheit gelange, eine Lücke hinter ſich laſſen müſſe, und dieſe Lücke müſſe entweder leer bleiben, welches den ganzen Zuſammenhang aufheben würde, oder die untern Weſen müßten heranrücken, welches durch die ganze Schöpfung nichts anders, als eine Zerrüttung verurſachen könne.

Leibnitz weis von keiner ſolchen Lücke, wie ſie Pope annimt, weil er keine allmälige Degradation der Weſen behauptet. Eine Lücke in der Natur kann, nach ſeiner Meinung, nirgend anders werden, als wo die Weſen in einander gegründet zu ſeyn aufhören; denn da wird die Ordnung unterbrochen, oder, welches eben ſo viel iſt, der Raum bleibt leer. Dennoch aber behauptet Leibnitz in einem weit ſtrengern Verſtande als Pope, daß die mindeſte Veränderung in der Welt einen Einfluß in das Ganze habe, und zwar weil ein jedes Weſen ein Spiegel aller übrigen Weſen, und ein jeder Zuſtand der Inbegriff aller Zuſtände iſt. Wenn alſo der kleinſte Theil der Schöpfung anders, oder in einen andern Zuſtand verſetzt wird, ſo muß ſich dieſe Veränderung durch alle Weſen zeigen; eben wie in einer Uhr alles, ſowohl dem Raume, als der Zeit nach, anders wird, ſobald das mindeſte von einem Rädchen abgefeilet wird.

Neunter Satz.

Die Unvollkommenheiten in der Welt erfolgen, nach Popens Syſtem, entweder zum Beſten des Ganzen (worunter man zugleich die Verhütung einer gröſſern Unvollkommenheit mit begreift) oder weil keine allgemeinen Geſetze den göttlichen Abſichten in allen beſondern Fällen haben genung thun können.

Nach Leibnitzens Meinung hingegen müſſen nothwendig alle Unvollkommenheiten in der Welt zur Vollkommenheit des Ganzen dienen, oder es würde ſonſt ganz gewiß ihr Auſſenbleiben aus den allgemeinen Geſetzen erfolgt ſeyn. Er behauptet, Gott habe die allgemeinen Geſetze nicht willkührlich, ſondern ſo angenommen, wie ſie aus der weiſen Verbindung ſeiner beſondern Abſichten, oder der einfachen Regeln der Vollkommenheit, entſtehen müſſen. Wo eine Unvollkommenheit iſt, da muß eine Ausnahme unvermeidlich geweſen ſeyn. Keine Ausnahme aber kann Statt finden, als wo die einfachen Regeln der Vollkommenheit mit einander ſtreiten; und jede Ausnahme muß daher vermöge einer höhern Ordnung geſchehen ſeyn, das iſt, ſie muß zur Vollkommenheit des Ganzen dienen.

— — Wird es wohl nöthig ſeyn, noch mehrere Unterſchiede zwiſchen den Popiſchen Sätzen und Leibnitziſchen Lehren anzuführen? Ich glaube nicht. Und was ſollten es für mehrere Unterſchiede ſeyn? In den beſondern moraliſchen Sätzen, weiß man wohl, kommen alle Weltweiſen überein, ſo verſchieden auch ihre Grundſätze ſind. Der übereinklingende Ausdruck der erſtern muß uns nie verleiten, auch die letztern für einerley zu halten; denn ſonſt würde es ſehr leicht ſeyn, jeden andern, der irgend einmal über die Einrichtung der Welt vernünfteln wollen, eben ſowohl als Popen, zum Leibnitzianer zu machen.

Verdient nun aber Pope dieſe Benennung durchaus nicht, ſo wird auch nothwendig die Prüfung ſeiner Sätze etwas ganz anders, als eine Beſtreitung des Leibnitziſchen Syſtems von der beſten Welt ſeyn. Die Gottſchede ſagen, ſie werde daher auch etwas ganz anders ſeyn, als die Akademie gewünſcht habe, daß ſie werden möchte. Doch was geht es mich an, was die Gottſchede ſagen; ich werde ſie dem ohngeachtet unternehmen.

Dritter Abſchnitt.

Prüfung der Popiſchen Sätze.

Ich habe oben geſagt, Pope, als ein wahrer Dichter, müſſe mehr darauf bedacht geweſen ſeyn, das ſinnlich Schöne aus allen Syſtemen zuſammen zu ſuchen, und ſein Gedicht damit auszuſchmücken, als ſich ſelbſt ein eignes Syſtem zu machen, oder ſich an ein ſchon gemachtes einzig und allein zu halten. Und daß er jenes wirklich gethan habe, bezeugen die unzähligen Stellen in ſeinen Briefen, die ſich mit ſeinen obigen Sätzen auf keinerley Weiſe verbinden laſſen, und deren einige ſogar ihnen ſchnurſtracks zuwider lauffen.

Ich will dieſe Stellen bemerken, indem ich die Sätze ſelbſt nach der Strenge der Vernunft prüfe.

Zweyter Satz.

Durch welche Gründe kann Pope beweiſen, daß die Kette der Dinge in der beſten Welt nach einer allmäligen Degradation der Vollkommenheit geordnet ſeyn müſſe? Man werfe die Augen auf die vor uns ſichtbare Welt! Iſt Popens Satz gegründet; ſo kann unſre Welt unmöglich die beſte ſeyn. In ihr ſind die Dinge nach der Ordnung der Wirkungen und Urſachen, keines Weges aber nach einer allmäligen Degradation neben einander. Weiſe und Thoren, Thiere und Bäume, Inſecten und

Steine ſind in der Welt wunderbar durch einander gemiſcht, und man müßte die Glieder aus den entlegenſten Theilen der Welt zuſammen klauben, wenn man eine ſolche Kette bilden wollte, die allmälig vom Nichts bis zur Gottheit reicht. Dasjenige alſo, was Pope den Zuſammenhang nennt, findet in unſrer Welt nicht Statt, und dennoch iſt ſie die beſte, dennoch kann in ihr keine Lücke angetroffen werden. Warum dieſes? Wird man hier nicht augenſcheinlich auf das Leibnitziſche Syſtem geleitet, daß nehmlich, vermöge der göttlichen Weisheit, alle Weſen in der beſten Welt in einander gegründet, das heißt, nach der Reihe der Wirkungen und Urſachen neben einander geordnet ſeyn müßen?

Dritter Satz.

Und nun fällt der Schluß von dieſer eingebildeten Kette der Dinge auf die unvermeidliche Exiſtenz eines ſolchen Ranges, als der Menſch bekleidet, von ſich ſelbſt weg. Denn was war es nötig, zu Erfüllung der Reihe von Leben und Empfindung, dieſen Rang wirklich werden zu laſſen, da doch ohnedem die Glieder derſelben in dem unendlichen Raume zerſtreut liegen, und nimmermehr in der allmäligen Degradation neben einander ſtehen?

Sechſter Satz.

Hier kömmt es, wo ſich Pope ſelbſt widerſpricht! — Nach ſeiner Meinung, wie wir oben dargethan haben, müſſen aus den allgemeinen Geſetzen manche beſondre Begebenheiten erfolgen, die zur Vollkommenheit des Ganzen nichts beytragen, und nur deswegen zugelaſſen werden, weil Gott, eines Lieblings halber, ſeinen allgemeinen Willen nicht ändert.

Or partial ill is univerſal good,
Or change admits, or Nature lets it fall.

So ſagt er in dem vierten Briefe. Nur manche Uebel alſo, die in der Welt zugelaſſen werden, ſind nach ihm allgemein gut; manche aber, die eben ſo wohl zugelaſſen worden, ſind es nicht. Sind ſie es aber, nach ſeinem eigenen Bekenntniſſe, nicht, wie hat er am Ende des erſten Briefes gleichwohl ſo zuverſichtlich ſagen können:

All diſcord, harmony not underſtood:
All partial evil, univerſal good!

Wie verträgt ſich dieſes entſcheidende all mit dem obigen or, or? Kann man ſich einen handgreiflichern Widerſpruch einbilden?

Doch wir wollen weiter unterſuchen, wie er ſich gegen das Syſtem, welches ich für ihn habe aufrichten wollen, verhält. Man ſehe einmal nach, was er zu der angezogenen Stelle aus dem erſten Briefe

— — the firſt almighty Cauſe
Acts not by partial, but by gen'ral Laws

unmittelbar hinzu ſetzt:

Th' Exceptions few.

Der Ausnahmen ſind wenig? Was ſind das für Ausnahmen? Warum hat denn Gott auch von dieſen allgemeinen Regeln, die ihm allenthalben zur Richtſchnur gedient, Ausnahmen gemacht? Eines Lieblings wegen hat er ſie nicht gemacht; (S. den 4 Brief Z. 119.) auch zur Vermeidung einer Unvollkommenheit nicht; denn ſonſt hätte er nicht die geringſte Unvollkommenheit zulaſſen ſollen. Er hat nur wenige Ausnahmen gemacht? Warum nur wenige? — Gar keine, oder ſoviel als nöthig waren.

Man könnte ſagen: Pope verſtehe unter dem Worte *Exceptions* ſolche Begebenheiten, die nicht mit den göttlichen Abſichten übereinſtimmen, und dennoch aus den allgemeinen Geſetzen flieſſen. Dieſer giebt es wenige in der Welt; denn Gott hat ſolche allgemeine Geſetze erwählt, die in den meiſten beſondern Fällen mit ſeinen Abſichten übereinſtimmen. — Gut! Aber alsdann müßte ſich das Wort *Exceptions* nicht auf *general Laws* beziehen. Von Seiten der allgemeinen Geſetze hat Gott nicht die geringſten Ausnahmen gemacht, ſondern alle Ausnahmen betreffen die Uebereinſtimmung der allgemeinen Geſetze mit den göttlichen Abſichten. Nun überſehe man des Dichters Worte:

— — the firſt almighty Cauſe
Acts not by partial, but by general Laws;
Th' Exceptions few &c.

Bezieht ſich hier das Wort *Exceptions* irgend auf etwas anders, als auf *general Laws?* O! Ich will lieber zugeben, Pope habe ſich in einem einzigen Gedichte hundertmal metaphyſiſch widerſprechen, als daß ihm ein ſchlecht verbundner und verſtümmelter Vers entwiſcht wäre, wie dieſer ſeyn würde, wenn ſich *th' Exceptions few* nicht auf die allgemeinen Geſetze, von welchen er gleich vorher ſpricht, ſondern auf die göttlichen Abſichten beziehen ſollten, deren er hier gar nicht gedenkt. Nein! Ganz gewiß hat er ſich hier wiederum alle Uebel als Ausnahmen aus den allgemeinen Geſetzen eingebildet, und folglich das Malebranchiſche Syſtem unvermuthet verworffen, das er ſonſt durchgehends angenommen haben muß, wenn er irgend eines angenommen hat.

Achter Satz.

Was Pope in dieſem Satze behauptet, daß nehmlich keine Veränderung in der Welt vorgehen könne, ohne daß ſich die Wirkung davon in dem Ganzen äuſſerte, kann aus andern Gründen hinlänglich dargethan werden, als aus den ſeinigen, welche hier ganz und gar nichts beweiſen. *Wenn wir, ſagt er, die obern Kräfte verdringen wollen, ſo müſſen die untern an unſre Stelle rücken, oder es bleibt eine Lücke in der vollen Schöpfung.* Iſt es noch nöthig, dieſen Schluß zu widerlegen, nachdem man geſehen, daß in der Welt nicht alles ſo ſtuffenweiſe hinauſſteigt, wie Pope annimt, ſondern daß vollkommene und unvollkommene Weſen, ohne dieſe eingebildete Ordnung, durch einander vermengt ſind? Eben ſo wenig werde ich die zweyte Stelle zu widerlegen nöthig haben, die oben zur Beſtätigung dieſes achten Satzes angeführt worden. Pope bezieht ſich immer auf ſeine allmälige Degradation, die nur in ſeiner poetiſchen Welt die Wirklichkeit erlangt, in unſerer aber gar nicht Statt gefunden hat.

Neunter Satz.

In dieſem Satze ſind oben zwey Urſachen des Uebels in der Welt, nach Popens Meinung, angeführt worden; eine dritte Urſache aber, die der Dichter gleichfalls angiebt, habe ich weggelaſſen, weil ich ſie nicht begreiffen konnte. Hier iſt die Stelle aus dem vierten Briefe ganz:

> Or partial ill is univerſal good,
> *Or change admits*, or Nature lets it fall.

Die Worte *Nature lets it fall* habe ich ſo erklärt, als ob ſie eben das ſagten, was der Dichter mit den Worten *Nature deviates* ſagen will. Dieſe nehmlich, wenn ſie einen verſtändlichen Sinn haben ſollen, können nichts anders bedeuten als, daß die Natur, vermöge der allgemeinen Geſetze, die ihr Gott vorgeſchrieben, manches hervorbringe, was den göttlichen Abſichten zuwider ſey, und nur deswegen von ihr zugelaſſen werde, weil er ſeinen allgemeinen Entſchluß nicht ändern wolle.

If the great end be human happineſs,
Then Nature deviats, and can Man do leſs?

D. i. *Wenn die Glückſeligkeit des Menſchen der groſſe Zweck iſt, und die Natur abweicht* ꝛc. Eben dieſen Gedanken nun, glaub ich, hat *Pope* durch Nature lets it fall, *die Natur läßt es fallen*, ausdrücken wollen. Die Natur bringt manche Uebel als Folgen aus den allgemeinen mechaniſchen Geſetzen hervor, ohne daß die göttliche Abſicht eigentlich darauf gerichtet geweſen.

Allein was für einen Sinn verknüpfen wir mit den Worten Or change admits, *oder die Abwechslung läßt es zu?* Kann nach *Popens* Syſtem — — wenn man es noch ein Syſtem nennen will — — etwas anders die göttliche Weisheit entſchuldigen, daß ſie Böſes in der Welt zugelaſſen, als die Vollkommenheit des Ganzen, welches den beſondern Theilen vorzuziehen geweſen, oder die Allgemeinheit der Geſetze, die Gott nicht hat ſtören wollen? Was für eine dritte Entſchuldigung ſoll uns die Abwechslung oder die Veränderung darbieten?

Ich denke hierbey nichts; und ich möchte um ſo viel lieber wiſſen, was diejenigen dabey denken, die ſich dem ohngeachtet ein Popiſches Syſtem nicht wollen ausreden laſſen. Vielleicht ſagen ſie, eben dieſe letztere Stelle beweiſe, daß ich das wahre Syſtem des Dichters verfehlt habe, und daß es ein ganz anders ſey, aus welchem man ſie erklären müſſe. Welches aber ſoll es ſeyn? Wenigſtens muß es ein ganz neues ſeyn, das noch in keines Menſchen Gedanken gekommen; indem allen andern bekannten Syſtemen von dieſer Materie, hier und da in den Briefen, eben ſo wohl widerſprochen wird.

Zum Beweiſe beruffe ich mich auf eine Stelle, die in dem erſten Briefe anzutreffen iſt, und die eben ſo wenig mit unſerm vorgegebenen Popiſchen Syſteme, als mit irgend einem andern beſtehen kann. Es iſt folgende:

V. 259 und folgende.

All are but parts of one ſtupendous whole,
Whoſe body Nature is, and God the ſoul:
That, chang'd thro' all, and yet in all the ſame
— — — — — —
Lives thro' all life, extends thro' all extent,
Spreads undivided — — —
— — — — — —
He fills, he bounds, connects, and equals all.

D. i. Alle Dinge ſind Theile eines erſtaunlichen Ganzen, wovon die Natur der Körper und Gott die Seele iſt. Er iſt in allen Dingen verändert, und doch allenthalben eben derſelbe — — Er lebt in allem was lebt; er dehnt ſich aus durch alle Ausdehnung und verbreitet ſich, ohne ſich zu zertheilen — — Er erfüllt, umſchränkt und verknüpft alles, und macht alles gleich. Ich bin weit davon entfernt, Popen hier gottloſe Meinungen aufbürden zu wollen. Ich nehme vielmehr alles willig an, was *Warburton* zu deſſen Vertheidigung wider den Herrn Crouſaz geſagt hat, welcher behaupten wollen, der Dichter habe dieſe Stelle aus des Spinoſa irrigem Lehrgebäude entlehnt. Durchgehends kann ſie unmöglich mit Spinoſens Lehren beſtehen. Die Worte

Whoſe body Nature is, and God the ſoul,

Wovon die Natur der Körper und Gott die Seele iſt, würde Spinoſa nimmermehr haben ſagen können; denn der Ausdruck, Seele und Körper, ſcheinet doch wenigſtens anzudeuten, daß Gott und die Natur zwey verſchiedne Weſen ſind. Wie wenig war dieſes die Meinung des Spinoſa! Es hat aber andre irrige Weltweiſen gegeben, die Gott wirklich für die Seele der Natur gehalten haben, und die vom Spinoſiſmo eben ſo weit abſtehen, als von der Wahrheit. Sollte ihnen alſo Pope dieſe ſeltnen Redensarten abgeborgt haben, wie ſteht es um die Worte Extends thro' all extent; *Er dehnt ſich aus durch alle Ausdehnung?* Wird dieſe Lehre einem andern als Spinoſen zugehören? Wer hat ſonſt die Ausdehnung der Natur für eine Eigenſchaft Gottes gehalten, als dieſer berufene Irrgläubige? Jedoch, wie geſagt, es ſtehet nicht zu glauben, daß Pope eben in dieſen Briefen ein gefährliches Syſtem habe auskramen wollen. Er hat vielmehr — — und dieſes iſt es, was ich bereits oben, gleichſam a priori, aus dem, was ein Dichter in ſolchen Fällen thun muß, erwieſen habe, — — bloß die ſchönſten und ſinnlichſten Ausdrücke von jedem Syſtem geborgt, ohne ſich um ihre Richtigkeit zu bekümmern. Und daher hat er auch kein Bedenken getragen, die Allgegenwart Gottes, Theils in der Sprache der Spinoſiſten, Theils in der Sprache derjenigen, die Gott für die Seele der Welt halten, auszudrücken, weil ſie in den gemeinen rechtgläubigen Ausdrücken all zu idealiſch und all zu weit von dem Sinnlichen entfernt iſt. Eben ſo wie ſich Thomſon, in ſeiner Hymne über die vier Jahrszeiten, nicht geſcheuet hat, zu ſagen: theſe as the changes - - are but the varied God. Ein ſehr kühner Ausdruck, den aber kein vernünftiger Kunſtrichter tadeln kann.

Hätte ſich Pope ein eignes Syſtem abſtrahirt gehabt, ſo würde er ganz gewiß, um es in dem überzeugendſten Zuſammenhange vorzutragen, aller Vorrechte eines Dichters dabey entſagt haben. Da er dieſes aber nicht gethan hat, ſo iſt es ein Beweis, daß er nicht anders damit zu Werke gegangen, als ich mir vorſtelle, daß es die meiſten Dichter thun. Er hat dieſen und jenen Schriftſteller über ſeine Materie vorher geleſen, und, ohne ſie nach eignen Grundſätzen zu unterſuchen, von jedem dasjenige behalten, von welchem er geglaubt, daß es ſich am beſten in wohlklingende Verſe zuſammenreimen laſſe. Ich glaube ihm ſogar, in Anſehung ſeiner Quellen, auf die Spur gekommen zu ſeyn, wobei ich einige andre hiſtoriſch critiſche Anmerkungen gemacht habe, welchen ich folgenden Anhang widme.

Anhang.

Warburton, wie bekannt, unternahm die Vertheidigung unſers Dichters wider die Beſchuldigungen des Crouſaz. Die Briefe, die er in dieſer Abſicht ſchrieb, erhielten Popens vollkommenſten Beyfall. Sie haben mir, ſagt dieſer in einem Briefe an ſeinen Retter, allzuviel Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; ſo ſeltſam dieſes auch klingen mag. Sie haben mein Syſtem ſo deutlich gemacht, als ich es hätte machen ſollen, und nicht gekonnt habe — — Man ſehe die ganze Stelle unten in der Note(*), aus welcher ich nur noch die Worte anführe: Sie verſtehen mich vollkommen ſo wohl, als ich mich ſelbſt verſtehe; allein Sie drücken mich beſſer aus, als ich mich habe ausdrücken können.

Was ſagt denn nun aber dieſer Mann, welcher die Meinung des Dichters, nach des Dichters eignem Geſtändniſſe, ſo vollkommen eingeſehen hat, von dem Syſteme ſeines Helden? Er ſagt: Pope ſey durchaus nicht dem Hrn. von Leibnitz, ſondern dem Plato gefolgt, wenn er behauptet, Gott habe von allen möglichen Welten die beſte wirklich werden laſſen.

Plato alſo wäre die erſte Quelle unſers Dichters! — Wir wollen ſehen. — Doch Plato war auch eine Quelle für Leibnitzen. Und Pope könnte alſo doch wohl noch ein Leibnitzianer ſeyn, indem er ein Platoniker iſt. Hierauf aber ſagt **Warburton** „nein! denn Pope hat die Platoniſchen Lehren in „der gehörigen Einſchränkung angenommen, die Leibnitz auf „eine gewaltſame Art ausgedehnt. Plato ſagte: Gott hat die „beſte Welt erwehlt. Der Herr von Leibnitz aber: Gott hat „nicht anders können, als die beſte wehlen.“

Der Unterſchied zwiſchen dieſen zwey Sätzen ſoll in dem Vermögen liegen, unter zwey gleich ähnlichen und guten Dingen, eines dem andern vorzuziehen; und dieſes Vermögen habe Plato Gott gelaſſen, Leibnitz aber ihm gänzlich genommen. Ich will hier nicht beweiſen, was man ſchon unzähligmal bewieſen hat, daß dieſes Vermögen eine leere Grille ſey. Ich will nicht anführen, daß ſie auch Plato dafür müſſe erkannt haben, weil er bey jeder freyen Wahl Bewegungsgründe zuge-

---

(*) I can only ſay, you do him (Crouſaz) too much honour and me too much right, ſo odd as the expreſſion ſeems; for you have made my ſyſtem as clear, as I ought to have done, and could not. It is indeed the ſame ſyſtem as mine, but illuſtrated with a ray of your own, as they ſay our natural body is the ſame ſtill when it is glorified. I am ſure I like it better, than I did before, and ſo will every man elſe. I know I meant juſt what you explain, but I did not explain my own meaning ſo well as you. You underſtand me as well, as I do myſelf, but you expreſs me better, than I could expreſs myſelf. In einem Briefe an Warburton vom 11 April 1739.

ſteht; wie Leibnitz bereits angemerkt hat. (Theodicee 1 Abth. §. 45.) Ich will nicht darauf dringen, daß folglich der Unterſchied ſelbſt wegfalle; ſondern ich will ihn ſchlechter Dings ſo annehmen, wie ihn Warburton angegeben hat.

Plato mag alſo gelehrt haben: Gott habe die Welt gewehlt, ob er gleich eine andre vielleicht eben ſo gute Welt hätte wehlen können; und Leibnitz mag geſezt haben: Gott habe nicht anders können als die beſte wehlen. Was ſagt denn Pope? Drückt er ſich auf die erſte oder auf die andere Art aus? Man leſe doch:

Of ſyſtems poſſible, if 'tis confeſt
That Wiſdom infinite *muſt* form the beſt &c.

„Wenn es ausgemacht iſt, daß die unendliche Weisheit von „allen möglichen Syſtemen das beſte wehlen muß ꝛc. — — Daß ſie muß? Wie iſt es möglich, daß Warburton dieſen Ausdruck überſehen hat? Heißt dieſes mit dem Plato reden, wenn Plato anders, wie Warburton will, eine ohne alle Bewegungsgründe wirkende Freyheit in Gott angenommen hat?

Genug von dem Plato, den Pope folglich gleich bey dem erſten Schritte verlaſſen zu haben ſelbſt glauben mußte! Ich komme zu der zweyten Quelle, die Warburton dem Dichter giebt; und dieſe iſt der Lord Schaftesbury, von welchem er ſagt, daß er den Platoniſchen Satz angenommen, und in ein deutlicher Licht geſetzt habe. In wie weit dieſes geſchehen ſey, und welches das verbeſſerte Syſtem dieſes Lords ſey, will die Akademie jetzt nicht wiſſen. Ich will alſo hier nur ſo viel anführen, daß Pope den Schaftesbury zwar offenbar geleſen und gebraucht habe, daß er ihn aber ungleich beſſer würde gebraucht haben, wenn er ihn gehörig verſtanden hätte.

Daß er ihn wirklich gebraucht habe, könnte ich aus mehr als einer Stelle der Rhapſody des Schaftesbury beweiſen, welche Pope ſeinen Briefen eingeſchaltet hat, ohne faſt von dem Seinigen etwas mehr, als das Sylbenmaaß und die Reime hinzu zu thun. Statt aller aber, will ich nur dieſe einzige anführen. Schaftesbury läßt den Philocles dem Palemon, welcher das phyſikaliſche Uebel zwar entſchuldigen will, gegen das moraliſche aber unverſöhnlich iſt, antworten: The very Storms and Tempeſts had their Beauty in your account, thoſe alone excepted, which aroſe in human Breaſt. „Selbſt die Stürme „und Ungewitter haben, Ihrem Bedünken nach, ihre Schönheit, nur diejenigen nicht, die in der menſchlichen Bruſt „aufſteigen.“ Iſt dieſes nicht eben das, was Pope ſagt:

If Plagues or earthquakes break not heav'n's deſign,
Why then a *Borgia*, or a *Catiline?*

Doch Pope muß den Schaftesbury nicht verſtanden haben, oder er würde ihn ganz anders gebraucht haben. Dieſer freye Weltweiſe war in die Materie weit tiefer eingedrungen, und drückte ſich weit vorſichtiger aus, als der immer wankende Dichter. Hätte ihm Pope gefolgt, ſo würden ſeine Gedanken einem Syſtem ungleich ähnlicher ſehen; er würde der Wahrheit und Leibnitzen ungleich näher gekommen ſeyn. Schaftesbury, zum Exempel, ſagt: Man hat auf vielerley Art zeigen wollen, warum die Natur irre, und wie ſie mit ſo vielem Unvermögen und Fehlern von einer Hand kömmt, die nicht irren kann. Aber ich leugne, daß ſie irrt ꝛc. Pope hingegen behauptet: die Natur weicht ab. — Ferner ſagt unſer Lord: die Natur iſt in ihren Wirkungen ſich immer gleich; ſie wirkt nie auf eine verkehrte oder irrige Weiſe; nie Kraftlos oder nachläſſig; ſondern ſie wird nur durch eine höhere Nebenbuhlerin und durch die ſtärkere Kraft einer andern Natur überwältiget. (*) Leibnitz ſelbſt würde den Streit der Regeln einer zuſammengeſetzten Vollkommenheit nicht beſſer haben ausdrücken können. Aber was weis Pope hievon, der dem Schaftesbury gleichwohl ſoll gefolgt ſeyn? Auch ſagt dieſer: Vielmehr bewundern wir eben wegen dieſer Ordnung der untern und obern Weſen die Schönheit der Welt, die auf ſich einander entgegenſtehende Dinge gegründet iſt, weil aus ſolchen mannigfaltigen und widerwärtigen Grundurſachen eine

---

(*) Much is alledg'd in anſwer, to ſhew why Nature errs, and how ſhe came thus impotent and erring from an unerring hand. But I deny ſhe errs — — Nature ſtill working as before, and not perverſly or erroneouſly; not faintly or with feeble Endeavours; but o'erpower'd by a ſuperior Rival, and by another Nature's juſtly conquering Force. *Rhapſody Part.* 2. *Sect.* 3.

allgemeine Zuſammenſtimmung entſpringt. (*) Die Worte mannigfaltige und widerwärtige Grundurſachen bedeuten hier abermals die Regeln der Ordnung, die oft neben einander nicht beſtehen können; und hätte Pope davon einen Begriff gehabt, ſo würde er ſich weniger auf die Seite des Malebranche geneigt haben. Desgleichen von der Ordnung hat Schaftesbury einen vollkommen richtigen Begriff, den Pope, wie wir geſehen, nicht hatte. Er nennt ſie a Coherence or Sympathizing of Things; und unmittelbar darauf a Conſent and Correſpondence in all. Dieſer Zuſammenhang, dieſes Sympathiſiren, dieſe Uebereinſtimmung iſt ganz etwas anders als des Dichters eingebildete Staffelordnung, welche man höchſtens nur für poetiſch-ſchön erkennen kann.

Ueberhaupt muß ich geſtehen, daß mir Schaftesbury ſehr oft ſo glücklich mit Leibnitzen übereinzuſtimmen ſcheint, daß ich mich wundre, warum man nicht längſt beyder Weltweisheit mit einander verglichen. Ich wundre mich ſogar, warum nicht ſelbſt die Akademie lieber das Syſtem des Schaftesbury, als das Syſtem des Pope zu unterſuchen, und gegen das Leibnitziſche zu halten, aufgegeben. Sie würde alsdenn doch wenigſtens Weltweiſen gegen Weltweiſen, und Gründlichkeit gegen Gründlichkeit geſtellt haben, anſtatt daß ſie den Dichter mit dem Philoſophen, und das Sinnliche mit dem Abſtracten in ein ungleiches Gefechte verwickelt hat. Ja auch für die, würde bey dem Schaftesbury mehr zu gewinnen geweſen ſeyn, als bey dem Pope, welche Leibnitzen gern, vermittelſt irgend einer Parallel mit einem andern berühmten Manne, erniedrigen möchten. Das Werk des Schaftesbury The Moraliſts, a Philoſophical Rhapſody war bereits im Jahr 1709. herausgekommen; des Leibnitz Theodicee hingegen trat erſt gegen das Ende des Jahres 1710. an das Licht. Aus dieſem Umſtande, ſollte ich meinen, wäre etwas zu machen geweſen. Ein Philoſoph, ein engliſcher Philoſoph, welcher Dinge gedacht hat, die Leibnitz

---

(*) 'Tis on the contrary, from this Order of inferiour and ſuperiour Things, that we admire the World's Beauty, founded thus on Contrarietys: whilſt from ſuch various and *diſagreeing Principles* a Univerſal Concord is eſtabliſhed. Eben daſelbſt.

erſt ein ganzes Jahr nachher gedacht zu haben zeiget, ſollte dieſer von dem letztern nicht ein wenig ſeyn geplündert worden? Ich bitte die Akademie es überlegen zu laſſen!

Und alſo hat Pope auch aus dem Schaftesbury die wenigſten ſeiner metaphyſiſchen Larven(*) entlehnt. Wo mag er ſie wohl ſonſt her haben? Wo mag er beſonders die her haben, die eine Leibnitziſche Mine machen? Ich verſtehe diejenigen Sätze, die mit den Worten mögliche Syſteme und dergleichen ausgedrückt ſind. Die Anweiſung Warburtons verläßt mich hier; ich glaube aber gleichwohl etwas entdeckt zu haben.

Man erinnere ſich desjenigen Buchs de Origine mali, über welches Leibnitz Anmerkungen gemacht hat, die man gleich hinter ſeiner Theodicee findet. Er urtheilet davon, der Verfaſſer deſſelben ſtimme, in der einen Helfte der Materie, von dem Uebel überhaupt, und dem phyſikaliſchen Uebel insbeſondere, ſehr wohl mit ihm überein, und gehe nur in der andern Helfte, vom moraliſchen Uebel, von ihm ab. Es war dieſer Verfaſſer der Hr. W. King, nachheriger Erzbiſchof von Dublin. Er war ein Engländer, und ſein Werk war ſchon im Jahr 1702. herausgekommen.

Aus dieſem nun behaupte ich, hat ſich unſer Dichter ungemein bereichert; und zwar ſo, daß er nicht ſelten, ganze Stellen aus dem Lateiniſchen überſetzt, und ſie bloß mit poetiſchen Blümchen durchwirkt hat. Ich will bloß die vornehmſten derſelben zum Beweiſe herſetzen, und die Vergleichung den Leſern, welche beyder Sprachen mächtig ſind, ſelbſt überlaſſen.

1.

King. cap. III. p. m. Ed. Brem. 56.

Credendum vero eſt, præſens mundi Syſtema optimum fuiſſe, quod fieri potuit, habito reſpectu ad Dei mentem in eo fabricando.

Pope. Ep. I. v. 43. 44.

Of ſyſtems poſſible, if 'tis confeſt,
That Wiſdom infinite muſt form the beſt.

(*) Eine vorläufige Erklärung der Vignette unſers Titels!

2.

King. p. m. 58.

Oportet igitur multos perfectionum gradus, forte infinitos, dari in opificiis divinis.

Pope. Ep. I. v. 46. 47.

Where all muſt full or not coherent be,
And all that riſes, riſe in due degree &c.

3.

King. p. m. 72.

Opus erat in ſyſtemate mundi globo materiæ ſolidæ, qualis eſt terra, et eam quaſi rotæ vicem habere credimus in magno hoc avtomato.

Pope. Ep. I. v. 56 &c.

So man, who here ſeems principal alone.
Perhaps acts ſecond to ſome ſphere unknown.
Touches ſome wheel, or verges to ſome gole.
'Tis but a part we ſee, and not the whole.

4.

King. p. m. 89.

— Quædam ejusmodi facienda erant, cum locus his in opificio Dei reſtabat, factis tot aliis, quot conveniebat. At optes alium tibi locum & ſortem ceſſiſſe; fortaſſe. Sed ſi tu alterius locum occupaſſes, ille alter aut alius aliquis in tui locum ſufficiendus erat, qui ſimiliter providentiæ divinæ ingratus, locum illum, quem jam occupaſti, optaret. Scias igitur neceſſarium fuiſſe, ut aut ſis, quod es, aut nullus. Occupatis enim ab aliis omni alio loco & ſtatu, quem ſyſtema aut natura rerum ferebat, aut is, quem habeas, a te implendus, aut exulare te a rerum natura neceſſe eſt. An expectes enim, dejecto alio a ſtatu ſuo, te ejus loco ſuffectum iri? id eſt, ut aliorum injuria munificentiam peculiarem & exſortem tibi Deus exhiberet. Suſpicienda ergo eſt divina bonitas, non culpanda, qua ut ſis, quod es, factum eſt. Nec alius nec melior fieri potuiſti ſine aliorum aut totius damno.

Den ganzen Inhalt dieſer Worte wird man in dem erſten Briefe des Pope wieder finden; beſonders gegen die 157te und 233te Zeile. Die Stellen ſelbſt ſind zu lang, ſie ganz herzuſetzen; und zum Theil ſind ſie auch bereits oben angeführt worden, wo von dem Popiſchen Begriffe der Ordnung, und der nothwendigen Stelle, die der Menſch in der Reihe der Dinge erhalten müſſen, die Rede war.

Was kann man nun zu ſo offenbaren Beweiſen, daß Pope den metaphyſiſchen Theil ſeiner Materie mehr zuſammen geborgt, als gedacht habe, ſagen? Und was wird man vollends ſagen, wenn ich ſogar zeige, daß er ſich ſelbſt nichts beſſer bewußt zu ſeyn ſcheinet? — Man höre alſo, was er in einem Briefe an ſeinen Freund, den D. Swift ſchreibt. Pope hatte ſeinen Verſuch über den Menſchen, ohne ſeinen Namen drucken laſſen, und er kam Swiften in die Hände, ehe ihm Pope davon Nachricht geben konnte. Swift las das Werk, allein er erkannte ſeinen Freund darinn nicht. Hierüber nun wundert ſich Pope und ſchreibt: *Ich ſollte meinen, ob Sie mich gleich in dem erſten dieſer Verſuche aus dem Geſichte verlohren, daß Sie mich doch in dem zweyten würden erkannt haben.*(*) Heißt dieſes nicht ungefehr: ob Sie mir gleich die metaphyſiſche Tiefſinnigkeit, die aus dem erſten Briefe hervor zu leuchten ſcheinet, nicht zutrauen dürfen; ſo hätten ſie doch wohl in den übrigen Briefen, wo die Materie leichter und des poetiſchen Putzes fähiger wird, meine Art zu denken erkennen ſollen? — — Swift geſteht es in ſeiner Antwort auch in der That, daß er Popen für keinen ſo groſſen Philoſophen gehalten habe, eben ſo wenig als ſich Pope ſelbſt dafür hielt. Denn würde er wohl ſonſt, gleich nach obiger Stelle, geſchrieben haben: *Nur um eines bitte ich Sie; lachen Sie über meine Ernſthaftigkeit nicht, ſondern erlauben Sie mir, den philoſophiſchen Bart ſo lange zu tragen, bis ich ihn ſelbſt ausrupfe, und ein Geſpötte daraus mache.*(**) Das will viel ſagen! Wie ſehr ſollte

---

(*) I fancy, tho' you loſt ſight of me in the firſt of thoſe Eſſays, you ſaw me in the ſecond.

(**) I have only one piece of mercy to beg of you; do not laugh at my gravity, but permit to me, to wear the beard of a Philoſopher, till I pull it off and make a jeſt of it myſelf. In einem Briefe an den D. Swift, welcher in dem 9ten Theile der Popiſchen Werke, der Knaptonſchen Ausgabe von 1752. auf der 251 Seite ſtehet.

er ſich alſo wundern, wenn er erfahren könnte, daß gleichwohl eine berühmte Akademie dieſen falſchen Bart für werth erkannt habe, ernſthafte Unterſuchungen darüber anzuſtellen.

Aus der Berliniſchen privilegirten Zeitung vom Jahre 1755.

Von gelehrten Sachen.

(4. Jan.) *Les Moeurs & Coutumes des François, dans les premiers tems de la Monarchie par Mr. l'Abbé le Gendre, Chanoine de l'Egliſe de Paris, précédés des Moeurs des anciens Germains, traduits du Latin de C. Tacite, & d'une Preface, contenant quelques remarques relatives aux uſages anciens ou modernes de ces deux Peuples. à Paris chez Briaſſons. in 12mo.* 20 Bogen. Das Werk des Abts le Gendre iſt nicht neu, ſondern bereits 1721 gedruckt worden. Es enthält viel artige Nachrichten von den Sitten und Gebräuchen, welche unter den Franzoſen von Zeit zu Zeit geherrſcht haben, und durch welche ſie zu derjenigen Artigkeit hinaufgeſtiegen ſind, die jetzt ſo viele an ihnen bewundern. Dieſe neue Ausgabe enthält ziemlich entbehrliche Vermehrungen; eine Ueberſetzung nehmlich von des **Tacitus** kleinem Werke von den Sitten der alten **Deutſchen**, und eine Vorrede, in welcher dieſe mit den Sitten der alten Gallier und den neuern Sitten beyder Völker verglichen werden. Da die Gallier unwiderſprechlich deutſchen Urſprungs ſind, ſo hat dieſe Vergleichung nicht viel Mühe koſten können. Unterdeſſen iſt ſie doch in einem Tone abgefaßt, welcher einen Deutſchen beluſtigen kann. Z. E. „**Wir** Franzoſen, ſagt der Schriftſteller, ſind „in dem Anfange eines Treffens ſchrecklich. **Wir** ſind gewohnt dem „Feinde den Sieg zu entreiſſen; denn wenn wir ihm denſelben lange „ſtreitig machen ſollen, ſo laufen wir Gefahr ihn zu verlieren. Un„terdeſſen haben wir doch auch bey manchen Gelegenheiten eben ſo„viel Standhaftigkeit, als Hitze gezeigt. **Wir** haben das feindliche „Feuer ruhig ausgehalten; wir haben gelaſſen den günſtigen Augen„blick zum Angriffe erwartet; wir ꝛc. — — Kurz, das franzöſiſche **Wir**, läßt in dem Munde eines Schriftſtellers, der vielleicht nicht

das Herze hat, einen Hund tod zu machen, vortreflich tapfer. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(9. Jan.) **Gedicht dem Gedächtniſſe des Herrn von Hagedorn gewidmet. Braunſchweig, bey Schröders Erben. In 4to. 2½ Bogen.** Man wird es bereits aus andern öffentlichen Blättern wiſſen, daß der Herr Zachariä der Verfaſſer dieſes Gedichts iſt. Wir wiederholen ſeinen Namen hier um deſto lieber, weil er uns der formellen Lobſprüche überhebt, die das Publicum in Anſehung der vorzüglichen Geſchicklichkeit dieſes Dichters nichts neues lehren würden. Hat man ihn in ſeinen ſcherzhaften Epopeen, als in ſeiner Sphäre bewundert, ſo wird man ihn auch hier nicht auſſer derſelben finden; ſo wenig auch die Gabe ſcherzhafter Einfälle und die Gabe zärtlicher Empfindungen, mit einander gemein zu haben ſcheinen. Auch in das Lob desjenigen unſterblichen Dichters wollen wir uns nicht einlaſſen, deſſen Tod Herr Zachariä, und mit ihm Germanien, beweinet. Er war zugleich der rechtſchaffenſte und großmüthigſte Mann, und wenigſtens hiervon einen kleinen Beweis einzurücken, können wir uns unmöglich enthalten. Auf der 15 Seite läßt Herr Zachariä die Dichtkunſt ſagen:

Ihr ſahet ihn ſo oft in dem geheimern Leben,
Verdienſten ihren Rang, ſein Lob der Tugend geben;
Ihr ſaht ihn immer groß, und freundſchaftlich und frey,
Der wahren Weisheit Freund und Feind der Heucheley.
Mich dünkt, ich höre noch die edle Menſchenliebe,
Die ſanft, voll Wohlthun ſpricht; die jeder Großmuth Triebe
Für dich, o **Fuchs**, erregt; und aus der Dürftigkeit
Mit brittſchem Edelmuth verkannten Witz befreyt.

Zu dieſen letzten Zeilen macht der Verfaſſer folgende Anmerkung:
„Herr **Gottlieb Fuchs**, der ſeit einigen Jahren Prediger in Sachſen
„iſt, und ſich unter dem Namen des Bauernſohnes durch verſchiedene
„glückliche Gedichte bekannt gemacht hat, kam ohne Geld und Gönner
„nach Leipzig, ſeine Studien daſelbſt fortzuſetzen. Er fiel allda einem
„**unſerer größten Dunſe** in die Hände, der durch ſeine marktſchreye-
„riſche Art, mit ſeinen Verdienſten um Deutſchland zu prahlen, und
„durch die kleinen niedrigen Mittel jemanden zu ſeiner Parthey zu
„ziehen, genug bezeichnet iſt. Dieſer Mann, der wohl eher verſucht
„hatte, mit einem alten Rocke Leute zu beſtechen, für ihn zu ſchreiben,

„dieſer Mann war klein genug, Herr Fuchſen monatlich eine ſolche „Kleinigkeit zu geben, die man ſich ſchämt hier auszudrücken, und die „er kaum dem geringſten Bettler hätte geben können. So bald er „indeſſen erfuhr, daß Herr Fuchs in die Bekanntſchaft mit einigen „andern rechtſchaffenen Leuten gekommen war, die er nicht zu ſeiner „Parthey zehlen konnte, ſo war er noch niederträchtiger, und nahm Herr „Fuchſen die Kleinigkeit, die er ihm bisher gegeben. Herr Fuchs wurde „ſogleich von denjenigen mehr als ſchadlos gehalten, durch die er um „dieſes erniedrigende Allmoſen gekommen war. Der ſeel. Herr von „Hagedorn, dem dieſe Geſchichte bekannt wurde, brachte durch ſeine „edelmüthige Vorſprache bey vielen Standesperſonen, Hamburgern, „einigen Engelländern, und beſonders bey dem Collegio Carolino „zu Braunſchweig eine ſo anſehnliche Summe zuſammen, daß Herr „Fuchs künftig vor dem Mangel geſichert, ſeinen Studien auf eine „anſtändige Art obliegen konnte.“ — — Denjenigen Fremdlingen in dem Reiche des Witzes, welche vielleicht fragen ſollten: wer iſt der groſſe Duns! wollen wir nächſtens dieſe Frage beantworten. — — Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

(11. Jan) Antwort auf die Frage: wer iſt der groſſe Duns?

Der Mann in — —, welchen Gott
Nicht ſchuf zum Dichter und Kunſtrichter,
Der, dümmer als ein Hottentot,
Sagt, er und S*** wären Dichter;
Der Philip Zeſen unſrer Zeit;
Der Büttel der Sprachreinigkeit
In Ober- und in Niederſachſen,
Der alle Worte Lands verweiſt,
Die nicht auf Deutſchem Boden wachſen;
Der groſſe Mann, der ſtark von Leib
Ein kleines artigs freundlichs Weib
Kalt, wie er denkt und ſchreibt, umarmt,
Das aber ſeiner ſich erbarmt,
Und gleicher Meinung iſt und bleibt,
Und wider ihn nicht denkt, nicht ſchreibt,
Weil es den Zank der Ehe ſcheut,
Und lieber aus Gefälligkeit
Sich an des Manns Gedanken bindet;

Der Mann der unter uns
Viel groſſe Geiſter findet,
Der iſt der groſſe Duns!

(21. Jan.) **Lyriſche und andere Gedichte. Neue und um die Helfte vermehrte Auflage. Mit allergnädigſten Freyheiten. Anſpach, zu finden bey Jacob Chriſtoph Poſch** 1755. In 8vo. 12 Bogen. Die erſte Ausgabe dieſer Gedichte iſt bereits vor fünf Jahren erſchienen, und von Kennern wohl aufgenommen worden. Man erkannte ihren Verfaſſer, welches der Herr Regierungsſecretär Uz in Anſpach iſt, ſogleich für einen wahren Schüler des Horaz, der von dem Feuer ſeines Muſters beſeelt werde, und etwas mehr gelernt habe, als ihm hier eine Gedanke und da eine Wendung, nicht ſowohl abzuborgen, als abzuſtehlen. Die Vermehrungen, welche er jetzo hinzugethan, ſind ſo beträchtlich, daß er die Oden in vier Bücher hat abtheilen können. Die erſten zwey enthalten die bereits gedruckten Stücke; aber ſo, wie ſie ſich der verbeſſernden Hand eines Verfaſſers, der aller Welt eher, als ſich ein Genüge thun kann, entreiſſen dürfen. Er hat überall verändert und auch faſt überall glücklich verändert. Wir ſagen faſt, und hoffen, daß er es denjenigen nicht übel ausdeuten wird, die ſich, vielleicht aus einer Art von Prädilection hier und da ſeiner erſtern Gedanken gegen die letztern annehmen. Unter den neuen Oden, welche das dritte und vierte Buch ausmachen, wird man verſchiedne von dem erhabenſten Inhalte finden, und einen philoſophiſchen Kopf wird die, welche er **Theodicee** überſchrieben hat, nicht anders als entzücken können. Sie ſind überhaupt alle vortreflich, obgleich nicht alle von einerley Fluge. Und auch dieſes hat er mit dem Horaz gemein, welcher ſich oft in die niedre Sphäre des Scherzes und angenehmer Empfindungen herab läßt, und auch da die geringſten Gegenſtände zu veredeln weiß. Nur an den ſchmutzigen Bildern hat unſer deutſcher Horaz eine gleiche Kunſt zu zeigen, verweigert. Die Anſtändigkeit iſt das ſtrenge Geſetz, welches ſeine Muſe auch in den Entzückungen des Weines und der Liebe nie verletzet. — — Die übrigen Vermehrungen beſtehen in dem **Sieg des Liebesgottes**, welches ſcherzhafte Heldengedichte man auch bereits kennet, und in einigen poetiſchen proſaiſchen Briefen, welche Theils freundſchaftlichen, Theils critiſchen Inhalts ſind. Der vierte iſt beſonders merkwürdig. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(30. Jan.) **Begebenheiten eines ſich ſelbſt Unbekannten. Aus dem Engliſchen überſetzt. Frankfurt und Leipzig 1755.** In 8vo. 1. Alphb. 4 Bogen. — — Wenn doch dieſer ſich ſelbſt Unbekannte die Gütigkeit gehabt hätte, und auch der Welt unbekannt geblieben wäre. — — Er wird auſſer dem Hauſe ſeiner Aeltern, die er gar nicht kennet, erzogen. Es fehlet ihm in den erſten Jahren an nichts, und er findet ſich ſo gar, ohne ſein Zuthun, in ein ziemlich einträgliches Amt geſetzt. Doch durch eine lüderliche Lebensart, und beſonders dadurch, daß er Komödiant wird, verſcherzt er die Liebe ſeiner unbekannten Verſorger. Er wird ſich ſelbſt überlaſſen, und aus einem Unglücke in das andere verſchlagen. Er ſchweift bald als ein Bedienter, bald als ſein eigner Herr in London herum, und ſpielt ſo wohl unter der einen, als unter der andern Geſtalt den verliebten Ritter. Er lernt ſeine Schweſter kennen, ohne zu wiſſen, daß es ſeine Schweſter iſt, und hätte ſich bald auf gar keine brüderliche Art in ſie verliebt. Doch alles geht noch gut ab, und ſeine unbekannte Schweſter wird die unvermuthete Gelegenheit, daß er von ſeinem ſterbenden Vater, eben ſo wohl als ſie, erkannt und wieder angenommen wird. — — Das iſt das Gerippe des Romans, um welches der Scribent einige elende Lumpen aus dem ärgerlichen Leben der engliſchen Buhlſchweſtern geworfen hat, um ihm ungefehr eine Geſtalt zu geben. — — Iſt es erlaubt, weil Richardſon und Fielding ein gutes Vorurtheil für die engliſchen Romane erweckt haben, daß man uns allen Schund aus dieſer Sprache aufzudringen ſucht? Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 14 Gr.

(22. Febr.) **Verſuche in der tragiſchen Dichtkunſt, beſtehend in vier Trauerſpielen, nämlich Zayde, Mariamne, Thusnelde und Zarine. Breslau verl. Carl Gottfr. Meyer 1754.** In gr. 8vo. 16 Bogen. Wenn wir ſagen, daß der Herr Baron von Schönaich, der Scribent des Hermanns, Verfaſſer von dieſen Verſuchen iſt, ſo werden wir hoffentlich auf einmal das vollſtändigſte Urtheil davon gefällt haben, das man davon fällen kann. Es folgt nicht nothwendig, daß ein guter Heldendichter auch ein guter tragiſcher Dichter ſeyn müſſe; aber das folgt nothwendig, das der, welcher ſchlechte Epopeen ſchreibt, auch nicht anders als ſchlechte Trauerſpiele ſchreiben werde. Der Herr Baron hat es der Welt ſchon gewieſen, daß er ſo ziemlich die mechaniſchen Regeln alle beobachten, und, Troß

dieſer Beobachtung, dennoch Gedichte, die nichts taugen, machen könne; und wir ſind viel zu billig, als daß wir ihm dieſes Lob nicht auch hier ertheilen ſollten. Wir erinnern uns ſeiner und ſeines Lehrmeiſters allezeit mit Dankbarkeit, ſo oft wir die Anmerkung eines franzöſiſchen Kunſtrichters, daß etwas ganz anders die Kunſt, und etwas ganz anders das Raffinement der Kunſt ſey, mit Beyſpielen beſtärken wollen. Den Mangel dieſes Raffinements könnte man dem Herrn Baron ganz gern vergeben; allein er hat noch einen andern Fehler, den ihm geſittete Leſer unmöglich verzeihen können, und von dem wir gar nicht einſehen, wie er dazu gekommen iſt. Er iſt ein Cavalier, dem es an Kenntniß der groſſen Welt und der feinern Sprache, die darinne üblich iſt, nicht fehlen ſollte: wie kömmt es aber gleichwohl, daß er ſeine tragiſchen Perſonen ſo kriechend, ſo pöbelhaft, ſo eckel ſprechen läßt! Seine Prinzeſſinnen, z. E., haben **Liebſten,** (S. 3) ſind **verliebt,** (S. 13) ſind **brünſtig,** (S. 11) ſind **geil** (S. 59). Seine Helden ſchimpfen einander **Hunde** (S. 10) und **Buben** (S. 43). Wenn ſie überlegen, ſo **komme** ihnen was ein (S. 12) und wenn ſie ſagen ſollen, ich meinte, oder ich glaubte, ſo ſagen ſie ich dachte (S. 3). Einer ſpricht zu dem andern **du längſt** (S. 11) und erboßt ſich, (S. 105) wenn er ergrimmen ſollte. Ein Gemahl hat eine **Frau,** (S. 42) und wohl noch darzu eine ſchwangre **Frau,** (S. 126) und eine Gemahlin hat einen **Mann** (S. 66). Die Feldherrn geben dem Feinde **Schlappen** (S 112). Die Diener ſind **geſchwind wie der Wind** (S. 58). Die Könige heiſſen die Königinnen **mein Licht,** (S. 81) **mein Leben** (S. 82). Wer etwas zeigen will, ruft **Schau!** und wer ſich verwundern will, ſchreyt **Ey!** ꝛc. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(25. Febr.) *Les heureux Orphelins, Hiſtoire imitée de l'Anglois par Mr. de Crebillon F. IV. Parties à Bruxelles 1755 & ſe vend à Dresde chez J. C. Walther. In 12mo.* 1 Alphb. 12 Bogen. Die engliſche Urſchrift dieſes Romans heißt The Fortunate Foundlings, und iſt in ſehr kurzer Zeit dreymal gedruckt worden. Allein dieſer geſchwinde Abgang iſt ein ſehr zweydeutiger Beweis von ſeiner Güte, die man weit ſichrer daraus ſchlieſſen wird, daß der jüngere Herr Crebillon ſich die Mühe genommen hat, ihn umzuarbeiten. Wie viel Veränderungen er bey dieſer Umarbeitung müſſe erlitten haben, werden auch diejenigen leicht wahrnehmen können, welche ihn in

der Grundſprache nicht geleſen haben, wenn ſie nur ſonſt das engliſche Genie ein wenig kennen. Er hat nicht allein ein vollkommen franzöſiſches Anſehen bekommen, ſondern er iſt auch ſo glücklich crebilloniſirt worden, daß man ohne Mühe entdeckt, er müſſe zu der Familie der Egaremens de l'eſprit & du cœur, der Briefe der Ninon ꝛc. gehören. Dieſe Familien Gleichheit beſtehet in den ſophiſtiſch metaphyſiſchen Zergliederungen der Liebe und aller damit verwandten Leidenſchaften, in welchen der jüngere Crebillon ein ſo groſſer Meiſter iſt, daß man glauben ſollte, nur er allein müſſe das menſchliche Herz von dieſer Seite kennen, welches in ſeinen Schilderungen zu einem weit gröſſern Labyrinthe wird, als es vielleicht in der That iſt. Die erſten vier Theile dieſer glücklichen Findlinge enthalten noch ſehr wenig, was zu ihrer eigendlichen Geſchichte gehört, wozu in dem erſten nur gleichſam der Grund gelegt wird. Die andern drey ſind völlig mit einer fremden Geſchichte erfüllt, von der man es erwarten muß, ob ſie mit dem Ganzen glücklich genug wird verbunden ſeyn. Vor jetzo iſt man zufrieden, daß ſie den Leſern wichtig und reitzend genug ſcheint, die vornehmſten Helden ohne Mißvergnügen deswegen aus dem Geſichte zu verlieren. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 21 Gr.

(27. Febr.) *Du Hazard ſous l'Empire de la Providence, pour ſervir de préſervatif contre la Doctrine du Fataliſme moderne par Mr. de Prémontval. à Berlin aux depens de J. C. Klüter* 1755. In 8vo. 10 Bogen. Der Herr von Premontval, deſſen Tiefſinnigkeit die Welt nun ſchon aus mehr als einer Schrift kennet, fängt in der gegenwärtigen an, einen groſſen Theil derjenigen Zweifel aufzulöſen, die er ſelbſt wieder die Freyheit vorgetragen hat. Wenn die nachdrückliche Art, mit welcher er ſie vortrug, einigen chriſtlichphiloſophiſchen Zärtlingen verdächtig ſcheinen konnte, ſo wird eben dieſe nachdrückliche Art, mit welcher er ſie nicht bloß zu verkleiſtern, ſondern aus dem Grunde zu heben ſucht, ihr Gewiſſen mit einem Manne wieder ausſöhnen können, deſſen lautere Abſichten ihm weder eine Stelle unter den Zweiflern noch unter den Fataliſten verdienen. Um zu zeigen, was für einen Einfluß die rechtverſtandene Lehre vom Ohngefehr beſonders auf die Lehre von der Sittlichkeit unſrer Handlungen haben könne, mußte der Herr von Premontval nothwendig erſt zeigen, daß es ein Ohngefehr gebe. Und dieſes thut er in der

gegenwärtigen Abhandlung, die jetzt gleichſam nur der Helfte ihres Titels Genüge thut. Er beweiſet die Würklichkeit des Ohngefehrs mit Vorausſetzung einer höchſt gütigen und höchſt weiſen Verſehung, ja er beweiſet ſie durch dieſe Vorausſetzung ſelbſt, und erhärtet, daß im Grunde alle Philoſophen ſie zugeben müſſen, ſo ſehr ſie ſich auch entweder bloß wider den Namen, oder gar wider die Idee deſſelben ſträuben. Die Wirkungen dieſes Ohngefehrs, beſonders nach den Einſchränkungen einer ewigen Weisheit, wird er in verſchiednen andern Abhandlungen betrachten, welche in ſeinen ſchon angezeigten Proteſtations & Declarations philoſophiques erſcheinen ſollen. Da ſeine ſchärfſten Angriffe, wie man leicht ſehen kann, wider die Leibnitziſche Philoſophie gehen müſſen, ſo hat er für gut befunden, ſeine Arbeit allen Weltweiſen Deutſchlands zuzueignen, deren Eifer um die Ehre eines der größten Geiſter ihres Vaterlandes, ihm nur allzuwohl bekannt iſt. Wir ſind gewiß, daß ſie dieſen ſeinen vorläufigen Höflichkeiten allen den Werth, der ihnen gebühret, beyzulegen, und ihn ſelbſt von denjenigen Gegnern ihres Helden zu unterſcheiden wiſſen werden, welche mehr die Eiferſucht, als die Wahrheit dazu gemacht hat. Wenn ſie in etwanigen Streitigkeiten die Meinungen des Herrn **von Premontvals** auch nicht annehmen ſollten, beyher aber nur von ihm die Kunſt, ſich in den tiefſinnigſten Materien eben ſo deutlich als angenehm auszudrücken, lernen könnten; ſo würde der Nutzen für ſie doch ſchon unendlich groß ſeyn. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(1. Merz.) **Philoſophiſche Geſpräche. Berlin bey Chr. Fr. Voß 1755. In 8vo. 7 Bogen.** Dieſes kleine Werk, welches aus vier Geſprächen über metaphyſiſche Wahrheiten beſteht, enthält ſo viel Neues und Gründliches, daß man leicht ſieht, es müſſe die Frucht eines Mannes von mehrerm Nachdenken, als Begierde zu ſchreiben, ſeyn. Vielleicht würde ein andrer ſo viel Bücher daraus gemacht haben, als hier Geſpräche ſind. Wir wollen den Inhalt eines jeden anzeigen. In dem erſtern wird erwieſen, daß **Leibniz** nicht der eigendliche Erfinder der vorherbeſtimmten Harmonie ſey; daß **Spinoſa** ſie achtzehn Jahr vor ihm gelehrt, und daß der erſtere dabey weiter nichts gethan, als daß er ihr den Namen gegeben, und ſie ſeinem Syſtem auf das genaueſte einzuverleiben gewußt habe. **Spinoſa** leugnet ausdrücklich in ſeiner Sittenlehre, daß Seele und Körper wechſelsweiſe in einander wirken könnten; er behauptet ferner, daß die Veränderungen des Kör-

pers und ihre Folge auf einander, gar wohl aus ſeiner bloſſen Structur nach den Geſetzen der Bewegung entſtehen könnten; und endlich lehret er, daß die Ordnung und Verknüpfung der Begriffe mit der Ordnung und Verknüpfung der Dinge einerley ſey, oder, welches auf eines herauskömmt, daß alles in der Seele eben ſo auf einander folge, als es in dem Zuſammenhange der Dinge auf einander folgt. Was fehlt dieſen Sätzen, die vorherbeſtimmte Harmonie zu ſeyn, mehr als der Name? Das zweyte Geſpräch macht Anfangs einige Anmerkungen über den jetzigen Verfall der Metaphyſik, über das Verdienſt der Deutſchen um dieſelbe, und über das Schickſal des Spinoſa, welcher beſtimmt war, den Uebergang von der Carteſianiſchen bis zur Leibniziſchen Weltweisheit, mit ſeinem Schaden zu erleichtern. Hierauf wird ein ſehr kühner, aber wie es uns ſcheint, auch ſehr glücklicher Gedanke vorgetragen, welcher den Geſichtspunkt betrift, aus welchem man Spinoſens Lehrgebäude betrachten muß, wenn es mit der Vernunft und Religion beſtehen ſolle. Der Verfaſſer meint nehmlich, man müſſe es alsdann nicht auf die auſſer uns ſichtbare, ſondern auf diejenige Welt anwenden, welche, mit Leibnizen zu reden, vor dem Rathſchluſſe Gottes, als ein möglicher Zuſammenhang verſchiedner Dinge in dem göttlichen Verſtande exiſtirt hat. Das dritte Geſpräch enthält Zweifel wider die Leibniziſche Auflöſung der Schwierigkeit, warum Gott die Welt nicht eher erſchaffen habe, und wider die Lehre von der beſten Welt. Wir wollen es dem Leſer überlaſſen, ſie in der Schrift ſelbſt nachzuſehen, und hier nur anmerken, daß ſie aus der Leibniziſchen Weltweisheit ſelbſt genommen ſind, dergleichen wider dieſelbe nur ſehr ſelten gemacht werden. Das vierte Geſpräch endlich gehet größten Theils wider den Herrn von Premontval; es unterſucht einen Gedanken, durch welchen dieſer Weltweiſe von ſich ſelbſt auf den Satz des nicht zu Unterſcheidenden gekommen zu ſeyn verſichert; es rettet die Leibnizianer wegen des ihnen von eben demſelben aufgedrungenen Ohngefehrs, nach welchem ihr Gott zu wirken genöthiget ſeyn ſoll; und beſtärkt den Unterſcheid zwiſchen nothwendigen und zufälligen Wahrheiten, welchen gleichfalls der Herr von Premontval, in dem Anhange zu ſeinen Gedanken über die Freyheit, gänzlich aufheben wollen. — — Mehr wollen wir von einigen Bogen nicht ſagen, welche Liebhaber der höhern Weltweisheit ſchwerlich werden ungeleſen laſſen. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

(6. Merz.) *Fables & Contes. à Paris chez Duchesne* 1751. in 12mo. 10 Bogen. Aus der Aufſchrift dieſes Werks wird man es ſchwerlich ſchlieſſen können, wie vielen Antheil die Ehre des deutſchen Witzes daran nimt. Wir müſſen alſo nur gleich ſagen, daß ſein Verfaſſer, welcher ſich zwar nicht genennet hat, von dem wir aber wiſſen, daß es der Herr **Rivery**, Mitglied der Akademie zu Amiens, iſt, den größten Theil ſeiner Fabeln und Erzehlungen einem unſerer Dichter ſchuldig ſey, dem noch niemand den Ruhm eines deutſchen la Fontaine abgeſprochen hat. Der Hr. Profeſſor **Gellert** hat ſchon mehr als einmal den Verdruß gehabt, ſich in unglücklichen Ueberſetzungen verſtellet zu ſehen; und es muß ihm daher nothwendig angenehm ſeyn, endlich in die Hände eines Gelehrten zu fallen, der alle Geſchicklichkeit beſitzt, ihm ungleich mehr Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Wir wollen damit nicht ſagen, daß wir in den freyen Ueberſetzungen des Herrn **Rivery** alle Schönheiten des Originals wiedergefunden hätten; wir müßten von der Unmöglichkeit ſolcher Ueberſetzungen gar nichts wiſſen, wenn es uns auch nur eingekommen wäre, ſie darinne zu ſuchen. Wir haben uns begnügt, deren ſo viele zu finden, als nöthig ſind, es den Herren Franzoſen wahrſcheinlich zu machen, daß von Rechts wegen noch weit mehrere darinne ſeyn müßten, wenn ſie die Begierde für überflüſſig halten ſollten, einen **Gellert** in ſeiner Sprache leſen zu können. Doch nicht um dieſen ſchönen Geiſt allein, ſondern um die ganze deutſche Nation hat ſich Herr **Rivery** verdient gemacht. Er hat nehmlich eine Einleitung voran geſchickt, in welcher er von unſerer Litteratur überhaupt Nachricht ertheilt. Das, was er davon ſagt, zeigt von eben ſo vieler Einſicht als Billigkeit; und wenn es ihm gelingen ſollte, die Beyſtimmung ſeiner Landsleute zu erhalten, ſo werden es die Deutſchen wieder vergeſſen können, daß ein **Bouhours** einmal eine abgeſchmackte Frage gethan hat. Seine Nachricht iſt zwar die vollſtändigſte gar nicht; allein wir müſſen auch geſtehen, daß wir dieſe Unvollſtändigkeit faſt eben ſo gern, als ungern bemerkt haben. Sie wird allenfalls zu einer ſehr nützlichen Ergänzung Gelegenheit geben, wenn man etwa in der Vorſtellung des Herrn **Rivery** die deutſchen Muſen für ſo gar wichtig doch noch nicht anſehen ſollte, die Aufmerkſamkeit der Ausländer zu verlangen. Er kennet von unſern Neuern, auſſer dem Herrn **Gellert**, faſt niemanden als einen **Günther**, einen **Hagedorn**, einen **Haller**, und einen **Rabner**. Es werden

werden leicht die vornehmſten ſeyn; das iſt wahr. Allein die einzigen, die den ſchönen Wiſſenſchaften bey uns Ehre machen, ſind es ohne Zweifel nicht. Wir haben noch **Schlegels, Kramers, Gleime, Klopſtocke, Kleiſte, Utze, Zachariäs, Käſtners, Bodmers** und **Wielande**, welche alle auch auſſer ihrem Vaterlande den erhaltenen Ruhm behaupten können.

(8. Merz.) **Wohlmeinender Unterricht für alle diejenigen, welche Zeitungen leſen, worinnen ſo wohl von dem nützlichen Gebrauche der gelehrten und politiſchen Zeitungen, als auch von ihrem Vorzuge, den einige vor andern haben, beſcheidentlich gehandelt wird; nebſt einem Anhange einiger fremden Wörter, die in den Zeitungen häufig vorkommen. Leipzig bey Chr. Fr. Geßner 1755. In 8vo. 22 Bogen.** Wenn dieſes Buch, welches eigentlich zu nichts, als zum Nutzen der Zeitungsleſer und zur Aufnahme der Zeitung ſelbſt beſtimt iſt, nicht verdienet, in den Zeitungen bekannt gemacht und angeprieſen zu werden, ſo verdient es gewiß kein Buch in der Welt. Unſern Blättern ſoll man wenigſtens den Vorwurf nicht machen, daß ſie die Dankbarkeit ſo weit aus den Augen geſetzt und ein ſträfliches Stillſchweigen davon beobachtet hätten. Sie ſollen vielmehr ihren Leſern melden, daß dieſer **wohlmeinender Unterricht** halb ein neues und halb ein neuaufgewärmtes Buch iſt, welches aus drey Hauptabtheilungen beſteht. Die erſte handelt von den Zeitungen überhaupt, und unterſucht in 9 Kapiteln mit einer ziemlich philoſophiſchen Gründlichkeit, was man unter einer Zeitung verſteht, woher die Zeitungen ihren Urſprung haben, was für Sachen in den Zeitungen vorkommen, welcher vorzügliche Werth ihnen beyzulegen, wie die Verfaſſer der Zeitung, beſonders der politiſchen, beſchaffen ſeyn ſollen, was ſie für eine Schreibart und für einen Endzweck haben müſſen, und endlich auch was ſie für Leſer verlangen. Die zweyte Abtheilung handelt von dem Nutzen der Zeitungen, von ihrem Nutzen überhaupt, von ihrem Nutzen an Höfen, von ihrem Nutzen auf Univerſitäten, von ihrem Nutzen in der Staatskunde, von ihrem Nutzen im geiſtlichen Stande, von ihrem Nutzen im Kriege, von ihrem Nutzen bey der Kaufmannſchaft, von ihrem Nutzen im Hausſtande, von ihrem Nutzen auf Reiſen, von ihrem Nutzen in Geſellſchaften, von ihrem Nutzen in Unglücksfällen. Kurz es iſt ſonnenklar, daß die Zeitungen das nützlichſte Inſtitutum ſind, zu welchem

die Erfindung der Buchdruckerey jemals Anlaß gegeben hat. Das Publicum kann leicht einſehen, daß man dieſes ohne Abſicht auf irgend einen eignen Nutzen ſagt, denn von dem Nutzen, den ihre Verleger daraus ziehen, ſteht kein Wort in dem ganzen Werkchen. Die dritte Abtheilung endlich handelt von der Art, wie man den Nutzen, welchen die Zeitungen bringen, durch eine vernünftige Leſung derſelben erhalten ſoll; aber mit dieſer, wie wir frey geſtehen müſſen, ſind wir gar nicht zu frieden. Der Verfaſſer will die Welt bereden, daß Zeitungsleſer gewiſſe Naturgaben, gewiſſe Kenntniſſe in der Genealogie, in der Wappenkunſt, in der Weltbeſchreibung, in der Geſchichte, und wer weis noch worinne haben müßten. Allein mit ſeiner Erlaubniß, das iſt grundfalſch. Wer ein wenig Neugierde beſitzt und das wenige Geld daran wenden will und kann, iſt ein vollkommner Zeitungsleſer; welches hiermit zur Nachricht dienet! Am Ende hat der Verfaſſer eine Nachricht von den in Deutſchland bekannteſten Zeitungen beygefügt; allein an dieſer Nachricht iſt auch vieles auszuſetzen. Beſonders tadeln wir dieſes daran, daß er unſere Zeitung nicht gleich obenan geſetzt hat. Wir hätten ihn noch ganz anders loben wollen! Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(5. April.) *De ſecta Elpiſticorum variorum opuſcula, junctim cum ſuis edidit, praefatione atque indicibus inſtruxit neceſſariis Joannes Chriſtianus Leuſchnerus A. M. Scholae Hirſchbergenſis Prorector. Lipſiae ex officina Langenheimiana 1755.* In 4to. 9 Bogen. Die Elpiſtiker ſollen eine philoſophiſche Secte geweſen ſeyn, von welcher man durchaus nichts wiſſen würde, wenn uns das einzige Zeugniß des Plutarchs fehlte. Und auch dieſes iſt von der Art, daß es wenig wahres lehren, aber deſto mehr Gelegenheit zum Streiten geben kann. Der Herr D. Heumann war der erſte, welcher in ſeinen Actis Philoſophorum ſeine Gedanken etwas umſtändlicher darüber entdeckte, und aus den Elpiſtikern die Chriſten machte. Der Herr Paſtor Brucker wehlte eine andre Meinung, und machte Stoiker daraus, welches der Herr D. Jöcher hernach bis auf die Cyniker ausdehnte, und die Stoiker nur in ſo weit Elpiſticker genennt wiſſen wollte, als man ſie für Nachfolger der Cyniker halten könne. Die Aufſätze dieſer drey Gelehrten nun, hat der Herr Prorector Leuſchner zu ſammeln für gut gefunden, und eine eigne Abhandlung gleiches Inhalts beygefügt, worinn er ſich für die Heumanniſche Meinung

erklärt. Er giebt ſich beſonders Mühe, die Einwürfe welche **Brucker** und **Jöcher** darwider gemacht haben, zu heben; allein wir glauben nicht, daß er es überall mit gleichem Glücke gethan hat. Auf die Schwierigkeit unter andern, daß die chriſtliche Religion von der Beſchaffenheit gar nicht geweſen, daß ſie vom **Plutarch** für eine philoſophiſche Secte hätte können gehalten werden, antwortet er ſehr obenhin; und gleichwohl kann ſie durch einen Umſtand auf einen noch weit höhern Grad getrieben werden, der hier vielleicht nicht aus der Acht hätte ſollen gelaſſen werden. Man weis nehmlich, was der jüngre **Plinius**, welcher ein Zeitgenoſſe des **Plutarchs** war, nach verſchiedenen pflichtmäßigen Unterſuchungen, von den Chriſten urtheilte. Er macht ſie zu einfältigen und abergläubiſchen Leuten. Iſt es alſo wahrſcheinlich, daß **Plutarch**, welcher wie geſagt zu eben den Zeiten lebte, da ſcharfſichtige Männer nichts als Einfalt und Aberglaube an den Chriſten finden konnten, daß, ſage ich, **Plutarch**, welcher offenbar die Gelegenheit nicht gehabt hatte, ſie näher als **Plinius** kennen zu lernen, ſie für Philoſophen ſollte gehalten haben? Und er hätte ſie, ohne Zweifel, ſehr nahe kennen müſſen, wenn er hätte wiſſen wollen, daß ſich alle ihre Lehrſätze auf Glaube und Hofnung gründeten. Der Gedanke überhaupt, die **Elpiſtiker** deswegen zu Chriſten zu machen, weil die Chriſten nach dem Wortverſtande **Elpiſtiker** ſeyn müſſen, ſieht mehr einer homiletiſchen Nutzanwendung ähnlich, als einer critiſchen Wahrſcheinlichkeit. Wenn wir, zum Exempel, nur aus einer einzigen Stelle wüßten, daß es **Zetetiker** in der Welt gegeben habe, ſo wollte ich es nach der Heumanniſch-Leuſchneriſchen Art ſehr wahrſcheinlich machen, daß dieſe **Zetetiker** Chriſten geweſen wären, weil den Chriſten das **Forſchen** anbefohlen wird. Es klingt daher in einer Predigt ganz gut, wenn man ſagt, die wahren Chriſten müſſen **Zetetiker**, oder müſſen **Elpiſtiker** ſeyn; aber dieſes umdrehen und ſagen die **Elpiſtiker** waren Chriſten, mag im Grunde wohl eben ſo gut geſagt ſeyn, als wenn man die **Zetetiker** zu Chriſten machte, nur daß dieſes, wegen der Menge von Zeugniſſen, ſogleich kann wiederlegt werden, und jenes nicht. So wenig wir aber für die Heumanniſche Meinung ſind, eben ſo wenig ſind wir auch für die **Bruckerſche** oder **Jöcherſche**; denn dieſe beyde Männer haben offenbar nicht unterſucht, was für eine Secte die Secte der **Elpiſtiker** geweſen, ſondern nur welche von den alten Secten man die **Elpiſtiſche** nennen könnte.

Sie haben alſo beyde vorausgeſetzt, daß die Elpiſtiker keine beſondre Secte geweſen, und daß dieſes Wort blos ein Beyname einer andern Secte ſey: und dieſes hätten ſie ganz gewiß nicht vorausſetzen ſollen. Denn wenn **Plutarch** die **Stoiker** oder **Cyniker** damit gemeint hätte, warum hätte er denn ſo bekannten Philoſophen einen ſo unbekannten Namen gegeben? — — Wer waren denn nun aber die Elpiſtiker? — — Wir könnten vielleicht auch eine Muthmaſſung vortragen; aber wir wollen lieber gleich ſagen: wir wiſſen es nicht. So viel wiſſen wir, daß es **Heumann**, **Brucker**, **Jöcher** und **Leuſchner** auch nicht gewußt haben. — — Sonſt hat der letztere obiger Sammlung auch noch eine andre Unterſuchung beygefügt, die aber gar keine Verwandtſchaft mit den Elpiſtikern hat. Sie betrift das Zeugniß des **Procopius** von den Tingitaniſchen Seulen, und rettet beſonders das darinne vorkommende Ναυη wider die Veränderung des Hn. le Clerc. — — Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(12. Apr.) **Leben des Grotius, nebſt der Hiſtorie ſeiner Schriften und der Staatsgeſchäfte, welche er geführet hat; durch Herrn von Burigny beſchrieben, mit Anmerkungen. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Leipzig in Lankiſchens Handlung 1755. In 8vo. 1 Alphb. 12 Bogen.** Das Werk des Herrn von **Burigny** kann denjenigen ganz nützlich ſeyn, welche gern einen ſo groſſen Mann, als **Grotius** war, näher kennen möchten, und weder die eignen Schriften deſſelben, noch andre Quellen zu Rathe ziehen können. Eine deutſche Ueberſetzung würde daher nicht ganz vergebens geweſen ſeyn, wenn ſie nur in beſſere Hände gefallen wäre; denn ſo, wie wir ſie jetzt leſen, findet man faſt auf allen Seiten die gröbſten Spuren, daß ihr Urheber weder Franzöſiſch noch Lateiniſch, weder eines noch keines, muß verſtanden haben. Wer wird es zum Exempel errathen können, was der Hof der Gerechtigkeit iſt, wenn er nicht mehr Franzöſiſch verſteht, als der Ueberſetzer? Und wenn dieſer von dem Grotius ſagt: er beſchäftigte ſich dazumal am meiſten mit dem **Barreau**; ſo ſollte man faſt wetten, daß das gute **Barreau** hier für einen Schriftſteller angeſehen werden. Ein alter griechiſcher Dichter der aus **Solis** gebürtig war, wird auf der 30 Seite zu einem franzöſiſchen Edelmanne gemacht, der **Aratus de Sole** heißt. Auf eben dieſer Seite werden Fragmenta Prognosticorum

überſetzt durch Fragmente der Weiſſager; und man hätte doch wohl wiſſen ſollen, daß Prognoſtes und Prognoſticon nicht einerley wären, wenn man es auch nicht gewußt hätte, was dieſe Fragmente enthielten. Auſſer unzählig ſolchen unverantwortlichen Fehlern, hat der Ueberſetzer auch ſonſt Nachläſſigkeiten gezeigt, die ſeine Arbeit faſt ganz und gar unbrauchbar machen. Unter andern hat er die Rückweiſungen in dem Buche faſt immer franzöſiſch gelaſſen, und nicht einmal die Seiten nach ſeiner Ueberſetzung verändert. Wenn man alſo wiſſen will was voyés plus haut pag. 25. not. (a) heißt, ſo muß man nicht allein Franzöſiſch können, ſondern man muß auch das franzöſiſche Original beſitzen; das iſt, man muß die Ueberſetzung völlig entbehren können. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

(3. May.) **G. Ephr. Leßings Schriften, fünfter und ſechſter Theil.** Berlin bey Chr. Fr. Voß 1755. In 12mo. 1 Alphb. 2 Bogen. Der Verfaſſer hat dieſe Theile ohne Vorrede in die Welt geſchickt. Es wird daher kein Wunder ſeyn, wenn wir in der Geſchwindigkeit nicht viel mehr davon werden ſagen können, als er ſelbſt hat ſagen wollen. Sie enthalten beyde Schauſpiele; und zwar jeder Theil ein groſſes Stück in fünf Aufzügen, und ein kleines in einem Aufzuge. Das groſſe Stück im fünften Theile heißt der Freygeiſt. Dieſen Charakter auf die Bühne zu bringen, kann ſo leicht nicht geweſen ſeyn, und es wird auf das Urtheil der Kenner ankommen, ob die Schwierigkeiten glücklich genug überwunden worden. Wer nicht zu lachen genug darinn findet, mag ſich an dem darauf folgenden Nachſpiele der Schatz erhohlen. Wir wollen nicht entdecken, was es für eine Bewandtniß mit dieſem Schatze habe, damit gewiſſe Kunſtrichter deſto zuverſichtlicher ſagen können, das Komiſche deſſelben falle nicht ſelten in das Poſſenhafte. Der ſechſte Theil fängt mit einem bürgerlichen Trauerſpiele an, welches Miß Sara Sampſon heißt. — Ein bürgerliches Trauerſpiel! Mein Gott! Findet man in Gottſcheds critiſcher Dichtkunſt ein Wort von ſo einem Dinge? Dieſer berühmte Lehrer hat nun länger als zwanzig Jahr ſeinem lieben Deutſchland die drey Einheiten vorgeprediget, und dennoch wagt man es auch hier, die Einheit des Orts recht mit Willen zu übertreten. Was ſoll daraus werden? — Das kleine Stück, welches den ſechſten Theil beſchließt, heißt der Miſogyn. Der Verfaſſer hätte wohl können ſagen der Weiberfeind. Denn iſt es nicht abgeſchmackt ſeinen Sohn Theo-

philus zu nennen, wenn man ihn Gottlieb nennen kann? Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(6. May.) Begebenheiten des Roderich Random. Aus der dritten engliſchen Ausgabe überſetzt. Zweyter Theil. Hamburg bey Chr. Wilhelm Brandt 1755. 1 Alphb. 6 Bogen. Auch dieſer Theil iſt voller wunderlichen Auftritte aus dem Leben eines Herumſchweifers, der ohne Charakter, ohne Sitten und ohne Abſichten vorgeſtellet wird. Die längſte Rolle die er darinne ſpielt, iſt die Rolle eines Stutzers der in dem Glanze geborgter Kleider nach einer Frau ausgeht, und durch ſein äuſſerliches Anſehen eine alte wollüſtige Wittwe oder eine unbedachtſame Erbin ins Garn zu locken ſucht. An Erfindungskraft mag es dem Verfaſſer nicht gefehlt haben; denn auf einer Seite von ihm kömmt oft mehr Geſchichte vor, als bey andern ſeiner Landsleute auf hundert Seiten. Und doch iſt er ihnen deswegen ſo wenig vorzuziehen, daß man vielmehr ſein Buch unter die faſt unnützen Bücher in ihrer Art rechnen muß, welche zwar das Gedächtniß mit mannigfaltigen Begebenheiten überhäuffen und müßige Leſer auf einige Stunden beſchäftigen, dem Geiſte aber weder zu nützlichen Betrachtungen, nach dem Herze zu guten Entſchlieſſungen Gelegenheit geben. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(15. May.) Neuere Geſchichte der Chineſer, Japaner, Indianer, Perſianer, Türken und Ruſſen ꝛc. Als eine Fortſetzung von Rollins älterer Geſchichte. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit einigen Anmerkungen verſehen. Erſter Theil. Berlin bey Chr. Friedr. Voß 1755. In 8vo. 1 Alphb. 8 Bogen. Wir haben bereits, bey Gelegenheit der franzöſiſchen Urſchrift, den Plan dieſes Werks angezeigt. Es iſt eben derſelbe, welchen ſich Rollin in den erſtern Theilen ſeiner ältern Geſchichte gemacht zu haben ſchien, wo er ſich auf eine kleine Anzahl merkwürdiger Begebenheiten einſchränkt, und ohne ſich bey bloß hiſtoriſchen Umſtänden aufzuhalten, zu wichtigern Unterſuchungen des Wachsthums der Künſte, der Merkwürdigkeiten der Natur, der vornehmſten Geſetze und Gebräuche ꝛc. fortgehet. Eben ſo verfährt der Verfaſſer dieſer neuern Geſchichte, bey welchem man etwas mehr als eine zerteilende Sammlung von Belagerungen, Schlachten, Revolutionen und Kriegen ſuchen muß. Er ſetzt erſtlich alles, was den Urſprung und das Wachsthum jeder Na-

tien betriſt, auseinander. Hierauf zeigt er die Epochen, die merkwürdigſten Umſtände ihrer erſten Einrichtung, die Ordnung ihrer Dynaſtien, und macht die berühmteſten Fürſten derſelben bekannt. Er bemerkt ferner mit ziemlicher Genauigkeit die Lage, die Gröſſe, die Grenzen jedes Reichs, die vornehmſten Städte derſelben, die größten Merkwürdigkeiten und die Denkmale der Kunſt, nebſt dem, was die Natur beſonders darinn hervorbringt. Endlich lehrt er das Genie jedes Volks, ſeine Regierungsform, ſeinen Gottesdienſt, ſeine Sitten und Gebräuche kennen. Nach dieſer Einrichtung findet man in dieſem erſten Theile die Geſchichte der Chineſer abgehandelt, eines Volks, welches unter allen in neuern Zeiten bekannt gewordnen Völkern ohne Zweifel die meiſte Aufmerkſamkeit verdienet. Die deutſche Ueberſetzung hat den Herrn Zachariä in Braunſchweig zum Verfaſſer, welcher ſchon in eignen Werken gezeigt hat, daß er weit mehr als Ueberſetzen können. Es wäre überhaupt ein Glück, wenn alle diejenigen das Ueberſetzen wollten bleiben laſſen, welche nichts als Ueberſetzen können, und wenn ſich nur ſolche Gelehrte von Zeit zu Zeit damit beſchäftigen wollten, denen man den Vorwurf nicht machen kann, daß ſie nichts beſſers anzufangen wüßten. Der Anmerkungen, welche Herr Zachariä hinzugethan, ſind zwar wenige; man wird ſie aber allezeit an dem rechten Orte angebracht finden: eine Geſchicklichkeit, welche die wenigſten unſerer Notenſchreiber beſitzen. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

(17. May) **Das Leben des Herrn von Haller, von D. Johann Georg Zimmermann, Stadtphyſicus in Brugg. Zürich bey Heidegger und Compagnie 1755. In 8vo. 1 Alphb. 7 Bogen.** Der Herr von Haller gehört unter die glücklichen Gelehrten, welche ſchon bey ihrem Leben eines ausgebreitetern Ruhms genieſſen, als nur wenige erſt nach ihrem Tode theilhaft werden. Dieſes Vorzugs hat er ſich unwiderſprechlich durch überwiegende Verdienſte würdig gemacht, die ihn auch noch bey der ſpäteſten Nachwelt eben ſo groß erhalten werden, als er jetzt in unpartheyiſchen Augen ſcheinen muß. Sein Leben beſchreiben heißt nicht, einen bloſſen Dichter, oder einen bloſſen Zergliederer, oder einen bloſſen Kräuterkundigen, ſondern einen Mann zum Muſter aufſtellen,

— — — — — whoſe Mind
Contains a world, and ſeems for all things fram'd.

Man iſt daher dem Herrn D. Zimmermann alle Erkenntlichkeit ſchuldig, daß er uns die nähere Nachrichten nicht vorenthalten wollen, die er, als ein vertrauter Schüler des Herrn von Haller, am zuverläſſigſten von ihm haben konnte. Alle die, welche überzeugt ſind, daß die Ehre des deutſchen Namens am meiſten auf der Ehre der deutſchen Geiſter beruhe, werden ihn mit Vergnügen leſen, und nur diejenigen werden eine höhniſche Mine machen, welchen alle Ehrenbezeigungen unnütz verſchwendet zu ſeyn ſcheinen, die ihnen nicht wiederfahren. Ein Auszug aus dieſer Lebensbeſchreibung würde uns leichter fallen, als er dem Leſer vielleicht in der Kürze, welche wir dabey beobachten müßten, angenehm ſeyn würde. Der Herr D. Zimmermann iſt keiner von den trocknen Biographen, die ihr Augenmerk auf nichts Höhers als auf kleine chronologiſche Umſtände richten, und uns einen Gelehrten genugſam bekannt zu machen glauben, wenn ſie die Jahre ſeiner Geburth, ſeiner Beförderungen, ſeiner ehelichen Verbindungen und dergleichen angeben. Er folgt ſeinem Helden nicht nur durch alle die merkwürdigſten Veränderungen ſeines Lebens, ſondern auch durch alle die Wiſſenſchaften, in denen er ſich gezeigt, und durch alle die Anſtalten, die er zur Aufnahme derſelben an mehr als einem Orte gemacht hat. Dabey erhebt er ſich zwar über den Ton eines kalten Geſchichtſchreibers; allein von der Hitze eines ſchwärmeriſchen Panegyriſten bleibt er doch noch weit genug entfernt, als daß man bey ſeiner Erzehlung freundſchaftliche Verblendungen beſorgen dürfte. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam auf Druckpapier 16 Gr. und auf Schreibpapier 1 Rthlr.

(29. May.) **Edward Grandiſons Geſchichte in Görlitz. Berlin bey Chr. Fried. Voß 1755. In 8vo. 8 Bogen.** Wir wollen es nur gleich ſagen, daß dieſe Schrift etwas ganz anders enthält, als der Titel zu verſprechen ſcheinet. Der Name Grandiſon wird an eine Geſchichte denken laſſen, in welcher die Kunſt ihre größte Stärke angewandt hat, das menſchliche Herz auf allen Seiten zu rühren, um es durch dieſe Rührungen zu beſſern. Wenn nun der Leſer ſo etwas erwartet, wider Vermuthen aber eine kleine Geſchichte des Geſchmacks unter den Deutſchen findet, ſo wird er ſich zwar Anfangs getäuſcht glauben, allein am Ende wird er dieſe Täuſchung doch ganz gerne zufrieden ſeyn. Wir haben dieſes zu vermuthen, um ſo vielmehr Grund, je lebhafter wir überzeugt ſind, daß die jetzt herr-

ſchenden Streitigkeiten in dem Reiche des deutſchen Witzes nirgends ſo kurz, ſo deutlich, ſo beſcheiden, als in dieſen wenigen Bogen, vorgetragen worden. Die Verfaſſer ſind dabey in ihrer Unpartheylichkeit ſo weit gegangen, daß ſie einem **Gottſched** und einem **Schönaich** weit mehr Einſicht beylegen, weit mehr Gründe in den Mund geben, als ſie jemals gezeigt haben, und ſie ihre ſchlechte Sache weit beſſer vertheidigen laſſen, als es von ihnen ſelbſt zu erwarten ſteht. Ein wie viel leichters Spiel würden ſie ihren Widerlegungen und ihrer Satyre haben machen können, wenn ſie die Einfalt des einen in allem ihren dictatoriſchen Stelze, und die **Poſſenreiſſerey** des andern in aller ihrer wendiſchen Grobheit aufgeführet hätten. Doch ſie wollten ihre Leſer mehr überzeugen, als betäuben; und der Beytritt eines, einzigen, den ſie durch Gründe erzwingen, wird ihnen angenehmer ſeyn, als das jauchzende Geſchrey ganzer Klaſſen, wo es gutherzige Knaben aus Furcht der Ruthe bekennen müſſen, daß **Gottſched** ein groſſer Mann und **Schönaich** ein deutſcher Virgil ſey. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in **Potsdam** 3 Gr.

(21. Junius.) **Vermiſchte Schriften von Abraham Gotthelf Käſtner. Altenburg in der Richteriſchen Buchhandlung 1755. In 8vo. 18 Bogen.** Selten werden ſich der Gelehrte und der Philoſoph, noch ſeltner der Philoſoph und der Meßkünſtler, am aller ſeltenſten der Meßkünſtler und der ſchöne Geiſt in einer Perſon beyſammen finden. Alle vier Titel aber zu vereinen, kömmt nur dem wahrhaften **Genie** zu, das ſich für die menſchliche Erkenntniß überhaupt, und nicht blos für einzle Theile deſſelben, geſchaffen zu ſeyn fühlt. Der Herr Profeſſor **Käſtner** — Doch die formellen Lobſprüche ſind ekelhaft, und ohne Zweifel haben die meiſten unſrer Leſer ſchon längſt von ſelbſt die Anmerkung gemacht, daß ſich auch noch mehrere, als ihrer vier, in die Verdienſte dieſes Mannes ganz reichlich theilen könnten. Gegenwärtige vermiſchte Schriften allein könnten auch dem beſten unſrer witzigen Köpfe einen Namen machen, deſſen er ſich nicht zu ſchämen hätte, und den er, mehr erſchlichen als verdient zu haben, ſich nicht vorwerfen dürfte. Mehr wollen wir nicht davon ſagen, ſondern nur noch überhaupt melden, daß ſie aus proſaiſchen Abhandlungen, aus Lehrgedichten, aus Oden, aus Elegien, aus Fabeln, aus Sinngedichten, aus Parodien, aus lateiniſchen Gedichten, und aus Briefen beſtehen. Daß man ſie leſen wird; daß man ſie, auch ohne

Anpreiſung, häufig leſen wird, iſt gewiß. Die wenigen Sinngedichte alſo, die wir daraus herſetzen wollen, ſollen mehr zu unſerm eignen Vergnügen, als zu einer unnöthigen Probe, angeführt ſeyn.

Charakter des Herrn de la Mettrie nach dem Entwurfe des Herrn von Maupertuis.

Ein gutes Herz, verwirrte Phantaſie,
Das heißt auf Deutſch: ein Narr war la Mettrie.

An einen Freymäurer.

Der Brüderſchaft Geheimniß zu ergründen,
Plagt dich, Neran, mein kühner Vorwitz nicht;
Von einem nur wünſcht ich mir Unterricht:
Was iſt an dir Ehrwürdiges zu finden?

Das Todtenopfer an den Herrn Baron von Kroneck nach Neapolis.

Mein Kroneck, Maros Geiſt ſchwebt noch um ſeine Gruft,
Wenn du dort Lorbeern brichſt, ſo hör auch, was er ruft:
Zu Ehren hat mir ſonſt ein Martial gelodert,
Von dir, o Deutſcher, wird ein Schönaich jetzt gefodert.

Eines Sachſen Wunſch auf Carl den XII.

Held, der uns ſo gepreßt, dein eifriges Beſtreben
War: ſpät im eiteln Hauch der letzten Welt zu leben;
Doch wird mein Wunſch erfüllt (die Rache giebt ihn ein)
So ſoll einſt dein Homer ein zweyter Schönaich ſeyn.

Wir müſſen erinnern, daß in den zwey letzten Sinnſchriften, anſtatt des Namens Schönaich, welches ein gewiſſer Poet in der Niederlauſitz iſt, bloß ein leerer Platz gelaſſen worden, ihn nach Belieben mit einem von den zweyſylbigen Namen unſerer Heldendichter zu füllen. Unſer Belieben fiel auf genannten Herrn Baron von Schönaich, von deſſen neueſten Schriften wir nächſtens reden wollen. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

(3. Julius.) **Die Hofmeiſterin, erſter Theil. Bernburg bey Chriſt. Gottf. Cörnern** 1755. In 8vo. Dieſes iſt die Fortſetzung derjenigen Wochenſchrift, welche in den Jahren 53 und 54 zu Leipzig unter dem Titel, der **Hofmeiſter**, erſchien, und bis zu drey Bänden anwuchs. Mehr wiſſen wir nicht von ihm, denn, Gott ſey Dank, wir haben ihn nicht geleſen. Er kann gut, er kann ſehr gut ſeyn. Wenn er es aber iſt, ſo bedauern wir ihn herzlich, daß er ſein Lehr-

amt einer alten Plaudertaſche abtreten müſſen, deren vornehmſte Abſicht, ohne Zweifel, geweſen iſt, ſich auf ihre alten Tage die Stelle einer Ausgeberin auf den Gütern des Wendiſchen Sängers zu erleben. — — Kann man ſich es einbilden! Sie wollte, wie ſie ſelber ſagt, in ihren Blättern, dem Hermann des Baron Schönaichs eben dieſelben Dienſte leiſten, die Addiſon ehedem dem Milton leiſtete. „Nicht, als wenn ich mich, fährt ſie fort, mit dem Addiſon, oder „den Hermann mit dem verlohrnen Paradieſe vergliche. Ich muß „mich gegen den Zuſchauer verſtecken; hingegen wird niemand ohne „Partheylichkeit, die engliſche Epopee unſrer deutſchen vorziehen." Hierauf macht ſie in dem ſechſten, zwölften, zwanzigſten und fünf und vierzigſten Stücke einen Auszug aus dem Hermann, der mit ſo vielen abgeſchmackten und jämmerlichen Lobſprüchen durchflochten iſt, daß wir faſt gezwungen auf den Einfall gerathen ſind, der Baron Schönaich müſſe ihn ſelbſt gemacht haben. Wenn das iſt, ſo hat alles ſeine Richtigkeit! — — Sollen wir auch von den übrigen Stücken der Hofmeiſterin etwas ſagen? Wir können es kurz faſſen; es iſt unglaublich, daß ein Schriftſteller oder eine Schriftſtellerin, die auf eine ſolche Art den Geſchmack der Leſer verbeſſern will, auf eine glücklichere die Sitten derſelben verbeſſern werde. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr.

(10. Julius.) *Diſcours ſur l'origine & les fondemens de l'inegalité parmi les hommes, par Jean Jaques **Rouſſeau**, Citoyen de Geneve. à Amſterdam chez **Marc Michel Rey*** 1755. In 8vo. 1 Alphb. Dieſes iſt eine ganz neue Schrift desjenigen Gelehrten, welcher Philoſoph genug war, den Künſten und Wiſſenſchaften keinen gröſſern Einfluß auf die Sitten der Menſchen einzuräumen, als ſie wirklich haben, und darüber eine Streitigkeit erregte, die ſehr lehrreich hätte werden können, wenn ſich in Frankreich nicht faſt eben ſo kleine Geiſter damit abgegeben hätten, als in Deutſchland, wo ein gewiſſer Schulmeiſter ſeine gutherzige Knaben davon declamiren ließ. Man hat es abermals einer Aufgabe der Akademie von Dijon zu danken, daß uns Herr Rouſſeau ſeine Meinung von dem Urſprung und den Urſachen der Ungleichheit unter den Menſchen mittheilet; und wir können keinen kürzern Begrif davon machen, als wenn wir ſagen, daß dieſe Ausführung der erſtern, welche der akademiſchen Krönung vollkommen würdig geweſen war, in mehrern und weſentlichern Stü-

cken, als in der Art des Vortrages, ähnlich gerathen ſey. Die jetzt unter den Menſchen übliche Ungleichheit ſcheinet nehmlich, an ihm keinen gröſſern Gönner gefunden zu haben, als die Gelehrſamkeit an ihm fand, in ſo fern ſie den Menſchen tugendhafter wollte gemacht haben. Er iſt noch überall der kühne Weltweiſe, welcher keine Vorurtheile, wenn ſie auch noch ſo allgemein gebilliget wären, anſiehet, ſondern graden Weges auf die Wahrheit zugehet, ohne ſich um die Scheinwahrheiten, die er ihr bey jedem Tritte aufopfern muß, zu bekümmern. Sein Herz hat dabey an allen ſeinen ſpeculativiſchen Betrachtungen Antheil genommen, und er ſpricht folglich aus einem ganz andern Tone, als ein feiler Sophiſt zu ſprechen pflegt, welchen Eigennutz oder Prahlerey zum Lehrer der Weisheit gemacht haben. Da dieſe Eigenſchaften alles was er ſchreibt, auch da noch leſenswürdig machen müſſen, wenn man ſeiner Meinung nicht beytreten kann; ſo wird es hoffentlich dem deutſchen Publico angenehm ſeyn, wenn wir ihm eine Ueberſetzung dieſes neuen Rouſſeauiſchen Werks voraus ankündigen. Es iſt ein Mann von Einſicht und Geſchmack, welcher ſie unternommen hat, und wir ſind gewiß, daß er beydes bey einer Arbeit zeigen wird, bey welcher die meiſten nur Kenntniß der Sprachen zu zeigen gewohnt ſind. Sie wird in den Voſſiſchen Buchläden an das Licht treten, wo jetzt die franzöſiſche Urſchrift für 22 Gr. zu haben iſt.

(19. Julius.) **Die Schwachheit des menſchlichen Herzens bey den Anfällen der Liebe. Frankfurt und Leipzig verlegts G. P. Monath 1755. In 8vo. 17 Bogen.** Es ſcheinet als ob man uns dieſen weniger als mittelmäſſigen Roman als ein deutſches Original aufdringen wolle. Die Vorrede iſt in dieſem Jahre unterſchrieben und auf dem Titel wird keines Ueberſetzers gedacht. Aber gleichwohl darf man nur wenige Seiten leſen, wenn man die fremde aus den deutſchen Worten hervorblickende Grundſprache erkennen will. Die Anlage iſt franzöſiſch, ſo wie die Denkungsart und der Ausdruck. Der Held heißt der Ritter von Belincourt, und die Thaten ſeiner Ritterſchaft laſſen ſich aus der Aufſchrift errathen. So wenig erbaulich ſie aber auch immer ſind, ſo verſichert man uns doch, daß ſie zur Beförderung der Tugend aufgezeichnet werden. — Wenn die Romanenſchreiber, welche keine Richardſons ſind, doch nur immer auf

die Tugend Verzicht thun wollten! Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(9. Aug.) **Das Kartenblatt; in zwey Theilen. Aus dem Engliſchen überſetzt. Leipzig in Gleditſchens Buchhandlung** 1755. in 8vo. 2 Alphb. Man hat es ſchon längſt gewußt, daß es eine ſchlechte Genever Uhr ſeyn kann, obgleich London by &c. drauf geſtochen iſt. Aber das ſcheint man nicht wiſſen zu wollen, daß die Worte: **aus dem Engliſchen überſetzt**, wenn ſie auch keine Unwahrheit enthalten, in Anſehung der Güte des Werks, noch eine weit geringere Gewährleiſtung ſind. Wir ſind die gutherzigen Deutſchen; das iſt ganz gewiß. Das Gute der Ausländer gefällt uns; und zur Dankbarkeit laſſen wir uns auch das elendeſte, was ſie haben, gefallen. — — Das Kartenblatt! Ganz gewiß ein Tittel von der neueſten Erfindung für einen Roman; beſonders wenn das Kartenblatt ſelbſt eine ſo kleine Rolle darinne ſpielt, daß es zu weiter nichts gebraucht wird, als Handbriefchen zu ſchreiben, deren Inhalt eben nicht der klügſte Bediente eben ſo gut ausgerichtet hätte. Mit gleichem Rechte könnte dieſer Roman das **Glas Waſſer** heiſſen; denn es werden eben ſo viel Gläſer Waſſer auf die Ohnmachten darinn getrunken, als Briefe auf Kartenblätter geſchrieben. — Der Held iſt ein gewiſſer **Archibald Evelyn**, ein junger Herr den ſeine Aeltern reiſen laſſen, und der auf ſeinen Reiſen unbeſonnene Streiche angiebt. Es iſt nicht zu leugnen, daß der Verfaſſer nicht ein Haufen ſchnurriges Zeug dabey anbringen ſollte. Der *Humor* wird auch in den ſchlechteſten engliſchen Büchern dieſer Art nicht ganz und gar fehlen; eben ſo wenig, als man eine dergleichen franzöſiſche Scharteke finden wird, die gänzlich ohne gout geſchrieben wäre. Allein ſollten wir nicht die Scribenten aus beyden Nationen mit Verachtung anſehen, die weiter nichts, als *Humor*, oder weiter nichts als Gout haben! Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

(21. Aug.) **Daß Luther die Lehre vom Seelenſchlaf geglaubt habe, in einem Sendſchreiben an den ungenannten Herrn Verfaſſer der Abhandlung vom Schlafe der Seelen nach dem Tode, welche zu Halberſtadt herausgekommen, unwiderſprechlich erwieſen von R. Frankfurt und Leipzig** 1755. **In** 8vo. 2 **Bogen.** Es ſind dieſe Blätter eine weitere Ausführung desjenigen, was der Verfaſſer bereits in dem 31ſten Stücke der **Erweiterungen** über

dieſen Punkt geſagt hat. Er führet eine ziemliche Menge Stellen aus Luthers Schriften an, in welchen allen der Seelenſchlaf, den Worten nach, zu liegen ſcheinet. Die meiſten ſind aus deſſelben Auslegung des erſten Buchs Moſe genommen, welche für eines von ſeinen vollkommenſten Werken gehalten wird. Was die Gegner auf alle dieſe Stellen antworten werden, iſt leicht zu errathen. Sie werden ſagen, daß Luther mit dem Worte Schlaf gar die Begriffe nicht verbinde, welche Herr R. damit verbindet. Wenn Luther ſage, daß die Seele nach dem Tode ſchlafe, ſo denke er nichts mehr dabey, als was alle Leute denken, wenn ſie den Tod des Schlafes Bruder nennen. Schlafen ſey ihm hier nichts mehr als ruhen; und daß die Seele nach dem Tode ruhe, leugneten auch die nicht, welche ihr Wachen behaupteten ꝛc. Überhaupt iſt mit Luthers Anſehen bey der ganzen Streitigkeit nichts zu gewinnen. Wenn beyde Theile für ihre alles entſcheidenwollende Orthodoxie ein klein wenig mehr Einſicht in die Pſychologie eintauſchen wollten; ſo würden beyde Theile auf einmal zum Stillſchweigen gebracht ſeyn. Wollen ſie aber ja zanken, ſo werden ſie wohl thun, wenn ſie wenigſtens bona fide zanken, ohne auf der einen Seite mit päpſtiſchen Sauerteige, noch auf der andern mit ſeelenverderblichen Neuerungen um ſich zu werfen. Auch Herr R. iſt nicht von allen Winkelzügen frey; und wenigſtens iſt dieſes ein ſehr ſtarker, wenn er ſagt, daß die Lehre vom Seelenwachen mit der Lehre vom Fegefeuer auf einem Grunde beruhe. Wenn er glaubt, daß die Seele im Paradieſe ſeyn und dennoch ſchlafen könne, (S. 13.) ſo könnte ſie ja wohl auch im Fegefeuer ſeyn, und dennoch ſchlafen. Würde alſo das Fegefeuer nicht eben ſo wohl mit dem Seelenſchlafe beſtehen, als es mit dem Seelenwachen beſteht? Man gebe Acht, ob dieſes nicht alles auf ein Wortgezänke hinauslaufen muß. Ein recht eigentliches Wortgezänke aber iſt es, welches er über den Namen Pſychopannychiten erregt, den man den Seelenſchläfern bisher gegeben hat. Er ſagt dieſes Wort bedeute eigentlich Seelenwacher. Allein mit ſeiner Erlaubniß; es kann eigentlich keines von beyden bedeuten; denn παννυχιος zeigt nur etwas an, was die ganze Nacht durch geſchieht, und ſowohl derjenige, welcher die ganze Nacht durch ſchläft, als der, welcher die ganze Nacht durch wacht, kann παννυχιος genannt werden. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 1 Gr.

(23. Aug.) **Virginia ein Trauerſpiel von J. S. Patzke. Frankfurt und Leipzig verlegts Joh. Chriſt. Kleyb 1755.** In 8vo. 5 Bogen. Man kann jedes deutſche Trauerſpiel von zwey Seiten betrachten; als ein Trauerſpiel, und als ein deutſches Trauerſpiel. Als dieſes kann es oft einen ſehr groſſen relativiſchen Werth haben, den es als jenes nicht hat. Es iſt ganz etwas anders über die **Gottſcheds, Schönaichs, Grimms, Kriegers, Quiſtorps** und **Pietſchels** erhaben ſeyn, und ganz etwas anders unter den **Corneillen** einen Rang verdienen. Doch ſind zwiſchen dieſen beyden äuſſerſten Grenzen noch Stellen genug, die ein gutes Genie mit Ruhm füllen kann. Man würde unbillig ſeyn, wenn man dem Herrn **Patzke** eine derſelben abſprechen wollte. Es iſt ſein erſtes dramatiſches Stück. Und das erſte dramatiſche Stück von **Corneille**? Oder das erſte Trauerſpiel von **Racinen**? Hätte man, nach dieſem zu urtheilen, wohl dem einen, oder dem andern die Höhe zugetrauet, die ſie in der Folge wirklich erreichten? — — Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in **Potsdam** 5 Gr.

(28. Aug.) *Le Pyrrhoniſme raiſonable. Nouvelle Edition revuë & augmentée avec quelques autres Pieces. à Berlin chez Etienne de Bourdeaux* 1755. *In* 12*mo.* Auf 284 Seiten. Dieſes Werk des Herrn von **Beauſobre** beſtehet aus 169 Paragraphen, in welchen allen auf ein vernünftiges Zweifeln gedrungen, und die Nothwendigkeit deſſelben durch eine Menge Beyſpiele von der Ungewißheit der menſchlichen Erkenntniß erhärtet wird. Dieſe Beyſpiele ſind größten Theils eigne Einwürfe wider verſchiedne Wahrheiten aus dem ganzen Umfange der Weltweisheit, und nicht ſelten wider Grundwahrheiten, die von allen Schulen einmüthig angenommen werden. Es iſt keine merkliche Ordnung dabey beobachtet; denn Ordnung würde hier viel zu dogmatiſch gelaſſen haben. Der Ausdruck iſt der Sache angemeſſen, kurz und feurig; aber auch oft epigrammatiſch. Wenn man an den meiſten Orten den Verfaſſer bewundern wird, welchem nichts in der neuern Philoſophie fremd iſt, welcher ſelbſt denkt und in manche Blöſſen unſrer Syſtematiker glücklich trift; ſo wird man auch diejenigen Stellen, ohne ſeinen Nachtheil, bemerken können, wo man ihn allzuwitzig und allzufeurig nach eingebildeten Blöſſen ſtoſſen ſiehet. Unter dieſe Stellen ſcheinen uns unter andern der 97 und 98 Paragraph zu gehören, und wir glauben gewiß, daß **Leibnitz** den

Tadel des Verfaſſers für einen Lobſpruch würde genommen haben. Denn ſind nicht alle mathematiſche Wahrheiten identiſche Sätze? Und was kann ein Leibnitz mehr verlangen, als die metaphyſiſchen Wahrheiten ſo gewiß zu machen, als die mathematiſchen? Dergleichen Einwürfe ſcheinen eher von einem Miſologen als von einem Zweifler zu kommen. Zwar wer weis, ob wir jemals andere, als miſologiſche Zweifler gehabt haben? Es giebt Miſologen, läßt Plato den Socrates irgendwo ſagen, ſo wie es Miſanthropen giebt. Die Miſanthropie und Miſologie kommen aus einer Quelle. Denn woher entſteht die Miſanthropie? Ein Menſch, der einem andern, ohne genugſame Unterſuchung, für aufrichtig und getreu gehalten hat, ſiehet, daß er es nicht iſt. Er wird hintergangen, und abermals hintergangen. Endlich wird er unwillig, daß er ſich von denen betrogen findet, die er ſeine beſten Freunde zu ſeyn glaubte. Dieſe waren falſch, ſchließt er, alſo ſind alle Menſchen falſch. Folglich, da er nur einige haſſen ſollte, haßt er ſie alle. Wie ſich nun der Miſanthrop gegen die Menſchen verhält, ſo verhält ſich der Miſolog gegen die Gründe. Er hat dieſen oder jenen mehr getrauet, als er ihnen hätte trauen ſollen; er wird es gewahr, und nimt ſich vor, gar keinen mehr zu trauen. Das war nicht wahr; drum iſt nichts wahr. — — Die dem Werke beygefügten Stücke ſind ein Brief über die Glückſeligkeit der Menſchen, und die Rede, welche der Verfaſſer bey ſeiner Aufnahme in die Königl. Akademie gehalten hat. Beyde wird man mit keinem gemeinen Vergnügen leſen. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(1 Sept.) Ueber die Empfindungen. Berlin bey Chr. Fried. Voß 1755. In 8vo. 14 Bogen. Der Verfaſſer dieſer Schrift iſt eben der, welchem wir die philoſophiſchen Geſpräche ſchuldig ſind. Sie ſind durchgängig mit Beyfall aufgenommen worden. Wir wünſchten aber ſehr, daß man dieſen Beyfall mehr auf den Inhalt, als auf die Art des Vortrags hätte gründen wollen. Waren denn abſtracte Gedanken in einer ſchönen Einkleidung eine ſo gar neue Erſcheinung unter uns, daß man bey der Anmuth der letztern die Gründlichkeit der erſtern überſehen durfte? Wären ſie in den barbariſchſten Ausdrücken einer lateiniſch ſcheinenden Sprache vorgetragen worden, ſo würde man ſie unterſucht und beſtritten haben. Warum unterblieb beydes, da ſie deutſch, da ſie ſchön abgefaßt waren? Iſt der Deutſche, wenn er ein gründlicher Kopf iſt, ſo gar düſter und allen Grazien ſo gar

feind; oder iſt der Deutſche, wenn er ein ſchöner Geiſt iſt, ſo gar ſeicht, daß jener nicht will, und dieſer nicht kann? Unglück alsdenn für den, der beydes zugleich, ein gründlicher Kopf und ſchöner Geiſt, iſt! Er wird ſich theilen müſſen, um immer von ſeinen competenten Richtern geleſen zu werden. Er wird es, wenn er denken will, vergeſſen müſſen, daß er ſchön ſchreiben kann; und wenn er ſchön ſchreiben will, vergeſſen müſſen, daß er denken kann. — — Dieſe Betrachtung ſollte uns faſt bewegen, von der Einkleidung des gegenwärtigen Werks gar nichts zu ſagen. Kaum dieſes; daß es aus Briefen beſtehe, in welchen überall der einmal angenommene Charakter des Schreibenden behauptet und die ganze Materie ſo kunſtreich vertheilet worden, daß man ſehr unaufmerkſam ſeyn müßte, wenn ſich nicht am Ende, ohne das Trockne der Methode empfunden zu haben, ein ganzes Syſtem in dem Kopfe zuſammen finden ſollte. Ein Syſtem der Empfindungen aber, wird denjenigen gewiß eine ſehr angenehme Neuigkeit ſeyn, welchen es nicht ganz unbekannt iſt, wie finſter und leer es in dieſem Felde der Pſychologie, der Bemühungen einiger neuen Schriftſteller ohngeachtet, noch bisher geweſen. Man hat es ohngefehr gewußt, daß alle angenehme und unangenehme Empfindungen aus dunkeln Begriffen entſtehen; aber warum ſie nur aus dieſen entſtehen, davon hat man nirgends den Grund angegeben. **Wolf** ſelbſt weis weiter nichts zu ſagen, als dieſes: weil ſie keine deutliche Begriffe vorausſetzen. Man hat es ohngefehr gewußt, daß ſich alles Vergnügen auf die Vorſtellung einer Vollkommenheit gründe; man hat es ohngefehr gewußt, daß Vollkommenheit die Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen ſey: allein man hat dieſe Uebereinſtimmung mit der Einheit im Mannigfaltigen verwechſelt; man hat Schönheit und Vollkommenheit vermengt, und die Leichtigkeit, womit wir uns das Mannigfaltige in jenem vorſtellen, auch bis auf die ſinnlichen Lüſte ausdehnen wollen. Alles dieſes aber ſetzt unſer Verfaſſer auf das deutlichſte auseinander. Er zeigt, daß das Vergnügen, welches aus der Schönheit entſpringet, auf der Einſchränkung unſrer Seelenkräfte beruhe, und alſo Gott nicht beygelegt werden können; daß ihm aber dasjenige, welches aus der Vollkommenheit entſtehet, und ſich bey uns auf die poſitive Kraft unſrer Seele gründet, im höchſten Grade zukomme. Von den ſinnlichen Lüſten beweiſet er, daß ſie der Seele eine dunkle Vorſtellung von der Vollkommenheit des Körpers gewähren; und da in der organiſchen Natur alle Begebenheiten, die mit einander verknüpft ſind, wechſelsweiſe eine aus der andern entſtehen können, ſo erklärt er daher den Urſprung des angenehmen Affects, und zeiget, wie der Körper durch die ſinnliche Luſt, den Abgang an Vergnügen erſetze, den er durch die Verdunklung der Begriffe anrichtet. — — Alles dieſes iſt nur ein kleiner Blick in die neue Theorie unſers Verfaſſers, welcher zugleich bey aller Gelegenheit ſeine philoſophiſche Einſicht in diejenigen Künſte und Wiſſenſchaften zeigt, die unſre angenehme Empfindungen zum Gegenſtande haben; in die Dichtkunſt, in die Mahlrey, in die Muſik, in die muſikaliſche Mahlrey des Farbenclaviers, bis ſogar in die noch unerfundenen Harmonien derjenigen Sinne, welchen noch keine beſondern Künſte vorgeſetzet ſind. Eines aber müſſen wir hauptſächlich nicht vergeſſen; daß nehmlich der Verfaſſer die Lehre vom Selbſtmorde mit eingeflochten, und dieſe ſchwierige Materie auf eine Art abgehandelt habe, wie ſie gewiß noch nie abgehandelt worden. Er beweiſet nicht nur, daß den Gläubigen die Religion, und den Ungläubigen ſein eignes Syſtem der Zernichtung nach dem Tode von dem Selbſtmorde abhalten müſſe; ſondern beweiſet auch, und dieſes war ohne Zweifel das wichtigſte, daß ihn ſo gar der Weltweiſe ſich unterſagen müſſe, welcher den Tod nicht als eine Zernichtung, ſondern als einen Uebergang in eine andere und vielleicht glücklichere Art von Fortdauer betrachtet. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(18. Sept.) J. F. W. Jeruſalems Beantwortung der Frage, ob die Ehe mit der Schweſter Tochter, nach den göttlichen Geſetzen zuläſſig ſey. Mit Anmerkungen erläutert von M. G. Fr. Gühling, Archidiac. zu Chemnitz. Chemnitz in der Stöſſelſchen Buchhandlung 1755. In 8vo. 8 Bogen. Es iſt bekannt, daß der Herr Abt Jeruſalem dieſe Frage vor einiger Zeit bejaet hat. Die Schrift, welche er darüber abfaßte, handelte mit vieler Gründlichkeit und Ordnung folgende Punkte ab. Erſtlich: Ob die Lev. XVIII und XX verbothene Ehen gegen das Recht der Natur, oder ein willkührliches Geſetz Gottes ſind? Zweytens: Wenn dieſes Geſetz nur ein willkührliches göttliches Geſetz iſt, ob es dann jetzo gegen uns, als Chriſten, ſeine völlige Verbindlichkeit noch habe? Drittens: Wenn es dieſe Verbindlichkeit noch hat, ob dieſelbe ſich dann nur über die ausdrücklich benannte Perſonen, oder über alle ſich ähnliche Grade erſtrecke? Viertens: Wenn ſie ſich über die ähnlichen Grade erſtreckte, ob die

gemeldete Ehe mit der Schweſter Tochter unter die ähnlichen Grade wirklich mit gehöre. Und wenn auch dieſes nicht iſt, ob dann nicht wenigſtens der Wohlſtand der chriſtlichen Religion dadurch beleidiget werde. Alle dieſe Stücke waren von dem Herrn Abt in ein Licht geſetzt, in welches man alle dergleichen ſtreitige Punkte geſetzt zu wiſſen wünſchen möchte, weil alsdann gewiß nicht wenig Ehen mit mehr Beruhigung der Gewiſſen und mit weniger Anſtoß vollzogen werden könnten. Dem ohngeachtet hat der Herr Abt den wenigſten Beyfall bey den Gliedern ſeines Standes erhalten, und auch ſein jetziger Herausgeber, der Herr Archidiaconus **Gühling**, iſt aus der Zahl derjenigen, welche ihn beſchuldigen, daß er mehr nachgegeben habe, als ein treuer Wächter über die göttlichen Geſetze hätte nachgeben ſollen. Dieſes nun iſt es, was Herr **Gühling** in ſeinen Anmerkungen zu erhärten ſucht, welche jeden Paragraphen der Jeruſalemſchen Abhandlung, mit kleinrer Schrift beygefügt ſind, damit man Gründe und Gegengründe deſto bequemer gegen einander aufwägen könne. Wir glauben aber ſchwerlich daß ſich viel Leſer für die eine oder für die andre Seite eher beſtimmen möchten, als bis ſie von einem äuſſerlichen Umſtande dazu angetrieben werden, da es noch immer Zeit genug für ſie ſeyn wird, ſich bey dieſer Streitigkeit, nach Maaßgebung ihres heimlichen Wunſches, auf etwas gewiſſes zu ſetzen. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(7. Oct.) **Der Eheſtand, eine Erzehlung, welche eine Menge wichtiger Begebenheiten in ſich hält. Aus dem Engliſchen überſetzt. Erſter Theil. Leipzig in der Weidemanniſchen Handlung** 1755. In 8vo 2 Alphb. Es ward in England vor einigen Jahren eine Parlementsakte publicirt, in welcher die Heyrathen derjenigen Perſonen, die unter ein und zwanzig Jahren ſind, und ſich ohne Einwilligung ihrer Aeltern, Verwandten oder Vormünder ehelich verbinden, für null und nichtig erklärt wurden. Dieſes Geſetz ſahe die Engliſche Jugend als eine unüberlegte Kränkung ihrer Freyheit an, und es fanden ſich ſogleich aus ihren Mitteln Federn, die es zu beſtreiten unternahmen; ein Schickſal, welchem wenig Parlementsakten entgehen. Vornehmlich ward gegenwärtiger Roman in dieſer Abſicht verfertiget, der, wenn man aufrichtig urtheilen will, nichts anders als ein übelzuſammenhängender Zuſammenhang ſolcher Begebenheiten iſt, in welchen allen diejenigen Ehen, die junge Leute, ohne vorher-

gegangenes Gutbefinden ihrer Aeltern ſtiften, ſehr glücklich, und diejenigen, in welche ſie ſich auf Anrathen der Ihrigen einlaſſen müſſen, ſehr unglücklich ausſchlagen. Dieſer Moral alſo wegen, wenn man anders eine ſolche Lehre eine Moral nennen kann, hat er den Titel **der Eheſtand** bekommen, auf welchem ſich noch die ziemlich paſſenden Zeilen des Ovidius befinden:

— — — tædæ quoque jure coiſſent,
Sed vetuere patres: quod non potuere vetare,
Ex æquo captis ardebant mentibus ambo.

Ohne Zweifel wird man nunmehr fragen: warum man denn aber einen ſolchen einzig und allein auf den engliſchen Horizont eingerichteten Roman überſetzt habe? Wahrſcheinlicher Weiſe hat den Ueberſetzer die luſtige Laune verführt, mit welcher der Engländer den komiſchen Theil ſeiner Erdichtungen zu erzehlen weiß. Er iſt in vielen Stellen ein ziemlich glücklicher Nachahmer des Herrn **Fieldings**; und wenn er bey den rührenden Scenen nur eben ſo glücklich den Herrn **Richardſon** hätte nachahmen können, ſo würde man ſeine unrechten politiſchen Abſichten noch eher überſehen können. Er iſt voll drolligter Gedanken, voll unerwarteter lächerlicher Gleichniſſe; kurz, er iſt an allen dem reich, was die Engländer unter ihrem Worte **Humor** begreiffen: allein ſo bald er ernſthaft und edel ſeyn will, ſo bald wird er ſeicht und affectirt. Zur Probe ſeiner poſſirlichen Schreibart kann folgende Stelle dienen: „Aber wie geſchwinde verändert ſich doch das Glück! Es iſt „wie ein Floh, der von einem Orte zum andern hüpft, ſich im Blute „ſättiget und feiſt wird, und zuletzt unter dem Daum eines Kammer„mädchens ſein Leben einbüßt; es gleicht einem Pilze der des Mor„gens früh aufſchießt, und zu Mittage in **Königsarm** verſpeiſet wird; „es iſt gleich — — ja gewiß, es iſt ein Ding von ſehr kleiner Dauer, „wie man denn in kurzem erſehen wird ꝛc." Das Wirthshaus, welches von dem Ueberſetzer hier **Königsarm** genennt wird, hat im Original ganz gewiß Kings-arms geheiſſen, welches er zum **Königl. Wappen** und nicht im Königsarm hätte überſetzen ſollen. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(9. Oct.) **Der Schwätzer, eine Sittenſchrift aus dem Engliſchen des Herrn Richard Steele. Erſter Band. Leipzig in Lankiſchens Buchhandlung 1755.** In gr. 8vo. 2 Alph. 3 Bogen. Dieſe Sittenſchrift, wie bekannt, kömmt in der Zeitordnung noch vor

dem Zuſchauer zu ſieben, und wenn ſie ihm auch nach dem innerlichen Werthe vorzuziehen ſeyn ſollte, ſo hat man es wohl dem Richard Steele am wenigſten zu danken. Er bediente ſich der Beyträge der ſinnreichſten Köpfe ſeiner Zeit und beſonders des Hrn. Ambroſius Philipps, ſo daß der Vorwurf, den man ihm machte, als ob er ſich meiſtentheils nur mit fremden Federn ſchmücke, ſo ungegründet eben nicht war. Doch was verſchlägt der Welt dieſes jetzt? Genug ſie hat ein ſchönes Werk, und es kann ihr gleich viel ſeyn, ob ſie es von dem Richard Steele ſelbſt, oder nur durch ſeine Vermittlung erhalten hat. Die gegenwärtige deutſche Ueberſetzung iſt nach der neueſten engliſchen Ausgabe veranſtaltet, die 1749 in vier Duodezbänden unter dem Titel the Lucubrations of Iſaac Bickerſtaff herausgekommen iſt. Man weis die kleinen Händel, welche dem Herrn Steele zur Annehmung des Namens Bickerſtaf veranlaßt haben. Zwey von dieſen Duodezbänden machen dieſen erſten Band aus, und der zweyte ſoll künftige Oſtern nachfolgen. Die Ueberſetzung ſelbſt ſcheinet von einem Manne gemacht zu ſeyn, der beyder Sprachen kundig iſt, und ob ſie gleich gewiſſe Schönheiten, wo der Witz entweder in einer unüberſetzlichen Anſpielung oder in einem eigenthümlichen Ausdrucke der engliſchen Sprache liegt, weniger als das Original hat, ſo iſt es doch augenſcheinlich, daß ſie weit treuer gerathen ſey, als die franzöſiſche Ueberſetzung des Herrn la Chapelle, die nicht weiter als auf die erſten ſechzig Stücke geht. Da ſie aber dem ohngeachtet durch die hinzugefügten Noten einen beſondern Werth erhalten, ſo muß man dem deutſchen Ueberſetzer verbunden ſeyn, daß er ſich dieſelben, zur Bequemlichkeit ſeiner Leſer, zugeeignet hat. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 8 Gr.

(11. Oct.) Briefe an Freunde. *Littera non erubeſcit. Cic.* Danzig bey G. Ch. Schuſter. 20 Bogen. In 8vo. Wir haben zwar, ſeit einiger Zeit, verſchiedene gute Muſter des epiſtolariſchen Styls erhalten; doch ſind derſelben noch lange nicht ſo viele, daß man über die Vermehrung derſelben ungehalten werden dürfte. Die Klagen ſind überhaupt thörigt, die man über den Anwachs dieſer oder jener Art von Schriften führet. Man ſage nicht: ſchon wieder anakreontiſche Lieder! ſchon wieder Predigten! Sondern wenn man ja etwas ſagen will, ſo ſage man: ſchon wieder ſchlechte anakreontiſche Lieder! ſchon wieder ſchlechte Predigten! Nur das Schlechte wird durch die Menge

noch ſchlechter, und des Guten kann nie zuviel ſeyn. Eben dieſes wird auch bey den Briefen gelten, deren wenigſtens ſiebenerley in dem jetzigen Meßcatalogo zu finden ſind. Doch auch alsdenn noch, wenn ſchon die meiſten von ihnen nicht die beſten ſeyn ſollten, wird man noch Urſache haben, gütig von ihnen zu urtheilen. Denn ſind ſie nicht wenigſtens Beweiſe, daß die Bemühung, gute Briefe zu ſchreiben, allgemeiner wird! — — Die gegenwärtige **Briefe an Freunde** ſind etwas mehr als dergleichen Beweiſe, und der größte Theil derſelben kann als glückliche Muſter angeprieſen werden, bis wir noch glücklichere bekommen werden. Sie empfehlen ſich durch eine reine und ſimple Schreibart, und durch feine und natürliche Wendungen. Wenn die ungenannten Freunde des Verfaſſers der Welt durch etwas anders bekannt würden, als dadurch daß ſie ſeine Freunde ſind; wenn es Perſonen wären, von welchen man auch Kleinigkeiten zu wiſſen begierig iſt, ſo würden die Briefe ſelbſt dabey unendlich gewinnen. Dieſen Vorzug haben zum Exempel die Briefe der **Sevigne**, die man ganz gewiß mit ungleich wenigern Vergnügen leſen würde, wenn ihre Correſpondenten nicht die feinſten und angeſehenſten Perſonen eines blühenden Hofes geweſen wären. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(14. Oct.) **Ankündigung einer Dunciade für die Deutſchen. Nebſt dem verbeſſerten Hermann.** *Sero ſapiunt Phryges.* Frankfurt und Leipzig 1755. In 8vo. auf 6½ Bogen. Die Welt ſcheint zu verlangen, daß die Streitigkeiten im Reiche des Witzes nur immer mit den Waffen der lachenden Satyre geführet würden. Wenn ſie es aber mehr als einmal geduldet hat, daß man ſich auch der ſchimpflichen Waffen der Schmähſucht und Poſſenreiſſerey dabey bedienen dürfen; ſo wird ſie es hoffentlich nicht übel deuten, wenn ſie nunmehr einen Patrioten zu ſchärfern greifen ſiehet, die der Ernſt eben ſo weit über die Satyre erhebt, als die Niederträchtigkeit jene unter die Satyre erniedriget hatte. Und aus dieſem Grunde verſprechen wir der gegenwärtigen Ankündigung einer Dunciade für die Deutſchen am Ende, wenn man alle Umſtände wird überlegt haben, eine gütigere Aufnahme, als ſie einigen zu ſehr nachſehenden Weiſen, wegen der durchgehends darinn herrſchenden Strenge, bey dem erſten Anblicke verdient zu haben ſcheinen möchte. Es iſt wahr; „die Erſcheinung, wie unſer Verfaſſer ſagt, iſt unglaublich, daß eine ganze Nation, in deren Schooß

„die Wiſſenſchaften und die Freyheit zu denken blühen ſollten, die
„faſt von allen Seiten mit geſitteten und geiſtreichen Nationen umge-
„ben iſt, die ſich eines Leibnitz rühmen kann, — — ſich von einem
„kleinen Haufen Idioten ohne Talente, ohne Einſichten, ohne Geſchmack,
„ſo ſehr hat betriegen laſſen können, daß ſie den willkührlichen und
„verderbenen Geſchmack dieſer Leute, die in Frankreich oder England
„nicht einmal unter den Dunſen einigen Rang bekommen hätten, blind-
„lings angenommen und zur Regel gemacht; daß ſie dieſe ſchwachen
„und unfähigen Köpfe für groſſe Geiſter, und ihre blöden, unförmli-
„chen, und vernunftloſen Werke für ausgemachte Meiſterſtücke gehalten,
„fleiſſig geleſen, gelobt und nachgeahmet; daß ſie dieſen Leuten ein
„Anſehen, eine Dictatur zugeſtanden, die ihnen Macht gegeben, eine
„ganze Reihe von Jahren, dem Sens-commun Hohn zu ſprechen, die
„Jugend zu verführen, und den Geſchmack an geiſtloſen unwitzigen
„und unnützlichen Schriften, die weder den Verſtand aufklären, noch
„das Herz rühren, noch die Sitten bilden, faſt allgemein zu machen.“
— — Es iſt wahr, dieſe Erſcheinung iſt unglaublich; aber wie wenn ſie ſich auch niemals ereignet hätte? Wie, wenn es nicht wahr wäre, daß Gottſched und ſeine Anhänger jemals in einem ſo allgemeinen Anſehen geſtanden hätten? Wie wenn man dem gröſſern Theile der Nation, welcher ein zeitiges Stillſchweigen beobachtet hat, und ſich deswegen öffentlich wider niemanden erklären wollte, weil er ſich noch für niemanden erklären konnte, mit ſolchen allgemeinen Beſchuldigungen Unrecht thäte? Alles dieſes könnte leicht ſeyn; gleichwohl aber bekennen wir ganz gern, daß man auch auf der andern Seite Grund habe, an dem Daſeyn eines Dinges zu zweifeln, das ſich noch durch keine Wirkungen gezeigt hat. Wir wollen alſo nur wünſchen, daß dieſe Wirkungen nun wenigſtens nicht länger ausbleiben mögen; und wenn wir uns in unſern Vermuthungen nicht triegen, ſo werden ſie ſich vielleicht, über lang oder kurz, an derjenigen zweyten Klaſſe äuſſern, von welcher auf der 12ten Seite ziemlich verächtlich geſprochen wird. — — Mehr wollen wir hier von einer Schrift nicht ſagen, der es ohnedem an Leſern nicht fehlen wird. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.*)

---

*) In der Zeitung vom 18. October 1755, in der Anzeige des dritten Stückes von Leſſings theatraliſcher Bibliothek, findet ſich folgende Äuſſerung. „Wir wünſchen, daß der Herr Verfaſſer eine periodiſche Schrift noch lange

Vorrede zu Jacob Thomſons Trauerſpielen.

1756.

Das Vergnügen, dieſe Ueberſetzung der Thomſonſchen Trauerſpiele der Welt, als Vorredner, anpreiſen zu können, habe ich dem gütigen Zutrauen eines Freundes zu danken.

Es wäre zu früh, wenn ich mich ſchon ſelbſt ausſchreiben wollte, und bey dieſer Gelegenheit, anderwärts* zuſammengetragene Nachrichten von dem Leben und den Werken dieſes engliſchen Dichters, nochmals an den Mann zu bringen ſuchte. Es wäre aber auch wider die Klugheit eines eben nicht zu reichen Schriftſtellers, wenn ich mir hier eine Materie wegnehmen, oder wenigſtens verſtümmeln wollte, die ich, nach aller möglichen Ausdehnung, zu einer Fortſetzung jener Nachrichten beſtimmt habe.

Man erwarte alſo hier keine kritiſche Zergliedrung irgend eines von dieſen Meiſterſtücken. Nur das außerordentliche Vergnügen, mit welchem ich ſie geleſen habe, und noch oft leſen werde, will und kann ich nicht verſchweigen. Mäßigung genug, wenn es mich nicht ſchwatzhaft macht!

Auch die, unter den deutſchen Kennern der ächten Dichtkunſt, welche unſern Thomſon in ſeiner Sprache nicht verſtehen, wiſſen es ſchon aus der wohlgemeinten Ueberſetzung des ſel. Brockes, daß kein Weltalter in keinem Lande, einen mehr mahleriſchen Dichter aufzuweiſen habe, als ihn. Die ganze ſichtbare Natur iſt ſein Gemählde, in welchem man alle heitere, fröhliche, ernſte und ſchreckliche Scenen des veränderlichen Jahres, eine aus der andern entſtehen, und in die andre zerfließen ſieht.

Nun iſt aber das wahre poetiſche Genie ſich überall ähnlich. Ein Sturm iſt ihm ein Sturm; er mag in der großen, oder kleinen Welt entſtehen; es mag ihn dort das aufgehabene Gleichgewicht der Luft, oder hier die geſtörte Harmonie der Leidenſchaften verurſachen. Vermittelſt einerley ſcharfen Aufmerkſamkeit, vermittelſt einerley feurigen Einbildungskraft, wird

---

fortſetzen möge, die ſo viel zur Aufnahme des Geſchmacks beytragen muß. Wir wünſchen dieſes um ſo viel mehr, da ihm die jetzige **Veränderung ſeines Aufenthalts** vielleicht Hinderniſſe in den Weg legen könnte ꝛc."

* In dem 1ſten Stücke der theatraliſchen Bibliothek.

der Dichter, der dieſen Namen verdient, dort ein ſtilles Thal, und hier die ruhige Sanftmuth; dort eine nach Regen lächzende Saat, und hier die wartende Hoffnung; dort die auf reiner Waſſerfläche iezt ſich ſpiegelnde, iezt durch neidiſche Wolken verdunkelte Sonne, und hier die ſympathetiſche Liebe und den mißgünſtigen Haß; dort die Schatten der Mitternacht, und hier die zitternde Furcht; dort die ſchwindelnde Höhe über ſchreckliche Meerſtrudel herhangender Felſen, und hier die blinde ſich herabſtürzende Verzweiflung, allemal gleich wahr und gleich glücklich ſchildern.

Dieſes Vorurtheil hatte ich für den tragiſchen Thomſen, noch ehe ich ihn kannte. Jezt aber iſt es kein bloßes Vorurtheil mehr; ſondern ich rede nach Empfindung, wenn ich ihn, auch in dieſer Sphäre, für einen von den größten Geiſtern halte. Denn wodurch ſonſt ſind dieſe, was ſie ſind, als durch die Kenntniß des menſchlichen Herzens, und durch die magiſche Kunſt, jede Leidenſchaft vor unſern Augen entſtehen, wachſen und ausbrechen zu laſſen? Dieſes iſt die Kunſt, dieſes iſt die Kenntniß, die Thomſon in möglichſter Vollkommenheit beſitzt, und die kein Ariſtoteles, kein Corneille lehrt, ob ſie gleich dem Corneille ſelbſt nicht fehlte. Alle ihre übrigen Regeln können, aufs höchſte, nichts als ein ſchulmäßiges Gewäſche hervorbringen. Die Handlung iſt heroiſch, ſie iſt einfach, ſie iſt ganz, ſie ſtreitet weder mit der Einheit der Zeit, noch mit der Einheit des Orts; jede der Perſonen hat ihren beſondern Charakter; jede ſpricht ihrem beſondern Charakter gemäß; es mangelt weder an der Nützlichkeit der Moral, noch an dem Wohlklange des Ausdrucks. Aber du, der du dieſe Wunder geleiſtet, darfſt du dich nunmehr rühmen ein Trauerſpiel gemacht zu haben? Ja; aber nicht anders, als ſich der, der eine menſchliche Bildſeule gemacht hat, rühmen kann, einen Menſchen gemacht zu haben. Seine Bildſeule iſt ein Menſch, und es fehlt ihr nur eine Kleinigkeit; die Seele.

Ich will bey dieſem Gleichniſſe bleiben, um meine wahre Meinung von den Regeln zu erklären. So wie ich unendlich lieber den allerungeſtalteſten Menſchen, mit krummen Beinen, mit Buckeln hinten und vorne, erſchaffen, als die ſchönſte Bildſeule eines Praxiteles gemacht haben wollte: ſo wollte ich auch unendlich lieber der Urheber des Kaufmanns von London, als des ſterbenden Cato ſeyn, geſetzt auch, daß dieſer alle die mechaniſchen Richtigkeiten hat, derentwegen man ihn zum Muſter für die Deutſchen hat machen wollen. Denn warum? Bey einer einzigen Vorſtellung des erſtern ſind, auch von den Unempfindlichſten, mehr Thränen vergoſſen worden, als bey allen Vorſtellungen des andern, auch von den Empfindlichſten, nicht können vergoſſen werden. Und nur dieſe Thränen des Mitleids, und der ſich fühlenden Menſchlichkeit, ſind die Abſicht des Trauerſpiels, oder es kann gar keine haben.

Hiermit aber will ich den Nutzen der Regeln nicht ganz leugnen. Denn wenn es wahr iſt, daß auf ihnen die richtigen Verhältniſſe der Theile beruhen, daß das ganze durch ſie Ordnung und Symmetrie bekömmt; wie es denn wahr iſt; ſollte ich wohl lieber mein menſchliches Ungeheuer, als einen lebendigen Herkules, das Muſter männlicher Schönheit, erſchaffen haben wollen? Ich ſage einen lebendigen Herkules, und nicht einen lebendigen Adonis. Denn wie die gedoppelte Anmerkung ihre Richtigkeit hat, daß Körper von einer allzuweichlichen Schönheit ſelten viel innere Kräfte beſitzen, und daß hingegen Körper, die an dieſen einen Ueberfluß haben, in ihrer äußern Proportion etwas gelitten zu haben ſcheinen: ſo wollte ich lieber die nicht zu regelmäßigen Horazier des Peter Corneille, als das regelmäßigſte Stück ſeines Bruders, gemacht haben. Dieſer machte lauter Adonis, lauter Stücke, die den ſchönſten regelmäßigſten Plan haben; jener aber vernachläßigte den Plan zwar auch nicht, allein er wagte es ohne Bedenken, ihn bey Gelegenheit weſentlichern Vollkommenheiten aufzuopfern. Seine Werke ſind ſchöne Herkules, die oft viel zu ſchmächtige Beine, einen viel zu kleinen Kopf haben, als es das Verhältniß mit der breiten Bruſt erforderte.

Ich weiß, was man hier denken wird: „Er will einen „Engländer anpreiſen, drum muß er wohl von den Regeln „weniger vortheilhaft ſprechen.“ Man irrt ſich vor dieſesmal. Thomſon iſt ſo regelmäßig, als ſtark; und wem dieſes unter uns etwas neues zu hören iſt, der mag es einer bekannten anübrittiſchen Parthey von Kunſtrichtern danken, die uns nur allzugern bereden möchte, daß es, unter allen engliſchen Tragödienſchreibern, der einzige Addiſon einmal, regelmäßig zu ſeyn, verſucht, bey ſeiner Nation aber keinen Beyfall damit gefunden habe.

Und gleichwohl iſt es gewiß, daß auch Thomſon nicht allein, wie ich es nennen möchte, franzöſiſch, ſondern griechiſch regelmäßig iſt. Ich will nur vornehmlich zwey von ſeinen Stücken nennen. Seine Sophonisbe iſt von einer Simplicität, mit der ſich ſelten, oder nie, ein franzöſiſcher Dichter begnügt hat. Man ſehe die Sophonisbe des Mairet und des großen Corneille. Mit welcher Menge von Epiſoden, deren keine in der Geſchichte einigen Grund hat, haben ſie ihre Handlung überladen! Der einzige Triſino, deſſen Sophonisbe, als in Italien, nach langen barbariſchen Jahrhunderten, die Wiſſenſchaften wieder aufgingen, das erſte Trauerſpiel war, iſt mit dem Engländer in dieſem Punkte, welchen er den Griechen, den einzigen Muſtern damals, abgelernt hatte, zu vergleichen.

Und was ſoll ich von ſeinem Eduard und Eleonora ſagen? Dieſes ganze Stück iſt nichts als eine Nachahmung der Alceſte des Euripides; aber eine Nachahmung, die mehr als das ſchönſte urſprüngliche Stück irgend eines Verfaſſers bewundert zu werden verdient. Ich kann es noch nicht begreifen, durch welchen glücklichen Zufall, Thomſon in der neueren Geſchichte die einzige Begebenheit finden mußte, die mit jener griechiſchen Fabel, einer ähnlichen Bearbeitung fähig war, ohne das geringſte von ihrer Unglaublichkeit zu haben. Ich weis zwar, daß man an ihrer hiſtoriſchen Wahrheit zweifelt, doch dieſes thut zur Sache nichts; genug daß ſie unter den wirklichen Begebenheiten Statt finden könnte, welches ſich von der, die den Stoff der griechiſchen Tragödie ausmacht, nicht ſagen läßt. Es iſt unmöglich, daß Racine, welcher die Alceſte des Euripides gleichfalls moderniſiren wollen, glücklicher, als Thomſon, damit hätte ſeyn können.

Doch genug von dem Dichter ſelbſt. Ich komme auf die gegenwärtige Ueberſetzung, von welcher ich nur dieſes zu ſagen weis. Sie hat verſchiedne Urheber, die aber über die beſte Art zu überſetzen, ſich ſehr wohl verglichen zu haben ſcheinen. Wenn ſie ſich über die beſte Art der Rechtſchreibung eben ſo wohl verglichen gehabt hätten, ſo würde ich den Leſer, im Namen des Verlegers, nicht erſuchen dürfen, den kleinen Uebelſtand zu entſchuldigen, eine gedoppelte Art derſelben in einem Bande gebraucht zu ſehen.

Eines wollte ich, daß ſie bey ihrer Ueberſetzung nicht weggelaſſen hätten; nehmlich die zu jedem Stücke gehörigen Prologen und Epilogen. Sie ſind zwar nicht alle vom Thomſon ſelbſt; ſie enthalten aber alle ſehr viel artiges, und die Epilogen, die von ihm ſelbſt ſind, eifern größten Theils wider den gewöhnlichen burlesken Ton der engliſchen Epilogen bey Trauerſpielen.

Den einzigen Prologen des Coriolans, desjenigen Stücks, welches erſt nach dem Tode des Verfaſſers geſpielt ward, kann ich mich nicht enthalten hier ganz zu überſetzen. Er ſchildert den moraliſchen Charakter des Dichters, welchen näher zu kennen, dem Leſer nicht gleichgültig ſeyn kann. Er hat Herrn Lyttleton zum Verfaſſer, und der Schauſpieler, welcher ihn herſagte, war Herr Quin. Dieſes iſt er:

„Ich komme nicht hierher, eure Billigkeit in Beurtheilung
„eines Werkes anzuflehen, deſſen Verfaſſer, leider, nicht mehr
„iſt. Er bedarf keines Vorſprechers; ihr werdet von ſelbſt die
„gütigen Sachwalter des Verſtorbnen ſeyn. Seine Liebe war
„auf keine Parthey, auf keine Sekte eingeſchränkt; ſie erſtreckte
„ſich über das ganze menſchliche Geſchlecht. Er liebte ſeine
„Freunde — verzeiht der herabrollenden Thräne. Ach! ich fühle
„es; hier bin ich kein Schauſpieler — Er liebte ſeine Freunde
„mit einer ſolchen Inbrunſt des Herzens, ſo rein von allem
„Eigennutze, ſo fern von aller Kunſt, mit einer ſo großmüthigen
„Freyheit, mit einem ſo ſtandhaften Eifer, daß es mit Worten
„nicht auszudrücken iſt. Unſre Thränen mögen davon ſprechen.
„O unverfälſchte Wahrheit, o unbefleckte Treue, o männlich
„reizende und edel einfältige Sitten, o theilnehmende Liebe an
„der Wohlfarth des Nächſten, wo werdet ihr eine andre Bruſt,
„wie die ſeinige, finden! So war der Menſch — den Dichter
„kennt ihr nur allzuwohl. Oft hat er eure Herzen mit ſüſſem Weh
„erfüllt; oft habt ihr ihn, in dieſem vollen Hauſe, mit verdien-
„tem Beyfalle, die reinſten Geſetze der ſchönen Tugend predi-

„gen hören. Denn ſeine keuſche Muſe brauchte ihre himm-
„liſche Leyer zu nichts, als zu Einflößung der edelſten Geſin-
„nungen. Kein einziger unſittlicher, verderbter Gedanke, keine
„einzige Linie, die er ſterbend, auszuſtreichen zu können, hätte
„wünſchen dürfen! O möchte eure günſtige Beurtheilung dieſen
„Abend noch einen andern Lorbeer hinzuthun, ſein Grab damit
„zu ſchmücken! Jetzt, über Lob und Tadel erhaben, vernimmt
„er die ſchwache Stimme des menſchlichen Ruhms nicht mehr;
„wenn ihr aber denen, die er auf Erden am meiſten liebte, de-
„nen, welchen ſeine fromme Vorſorge nunmehr entzogen iſt, mit
„welchen ſeine freygebige Hand und ſein gutwilliges Herz, das
„wenige, was ihm das Glück zukommen ließ, theilte, wenn
„ihr dieſen Freunden durch eure Gütigkeit dasjenige verſchafft,
„was ſie nicht mehr von ihm empfangen können, ſo wird auch
„noch ietzt, in jenen ſeligen Wohnungen, ſeine unſterbliche Seele
„Vergnügen über dieſe Großmuth empfinden.“

Die letzten Zeilen zu verſtehen, muß man ſich aus dem Leben des Dichters erinnern, daß die von der Vorſtellung ihm zukommenden Einkünfte, ſeinen Schweſtern in Schottland gegeben wurden.

Eine ernſthafte Ermunterung an alle Chriſten zu einem frommen und heiligen Leben.

Von William Law. A. M.

Aus dem Engliſchen überſetzt. 1756.

Vorbericht.*)

Von dem Verfaſſer dieſes Werks weiß der Ueberſetzer deſſelben weiter nichts, als daß er ein Prediger in Irrland irgendwo geweſen, und ſich auch noch durch andre Schriften bekannt gemacht hat. Er hat von der **chriſtlichen Vollkommenheit**, Anmerkungen über die bekannte **Fabel von den Bienen**, von der

---

*) Die Erzählung in Leſſings Leben I, S. 198 kann Zweifel erregen ob dieſer Vorbericht von ihm iſt. Inzwiſchen hat nach den alten weidmanniſchen Handlungsbüchern Leſſing das Honorar für das ganze Werk erhalten, Weiße nichts. Dieſe Notiz verdankt der Herausgeber Herrn S. Hirzel.

Unzuläſſigkeit der Schaubühne geſchrieben, und ſich auch ſonſt in den Tolandſchen und andern Streitigkeiten bekannt gemacht.

Die gegenwärtige Ermunterung hat er zu London 1729, ohne Vorrede, ans Licht geſtellet. Man will ſie alſo auch im deutſchen mit einem Stücke unvermehrt laſſen, welches der Verfaſſer für unnöthig erkannt hat. Jeder Leſer mag es nach ſeinen eignen Empfindungen beſtimmen, was ſie für einen Rang unter den geiſtlichen Büchern verdienet. Sie weitläuftig anpreiſen, würde eben das ſagen, als ob man an ſeiner andächtigen Aufmerkſamkeit im voraus zweifeln wollte.

Hrn. Samuel Richardſons Sittenlehre für die Jugend in den auserleſenſten Aeſopiſchen Fabeln.

Vorrede des Ueberſetzers.

Aeſopus, die wahren oder fabelhaften Umſtände ſeines Lebens, die Einrichtung und Nützlichkeit ſeiner Fabeln, die lange Reihe ſeiner Nachahmer ꝛc. würden für einen Vorredner, der ein Vergnügen daran fände, die allerbekannteſten Dinge zu ſagen, ein ſehr ergiebiges Thema ſeyn. In der Hoffnung aber, daß niemand hier ſuchen werde, was man überall finden kann, glauben wir dem Leſer blos anzeigen zu dürfen, wie der berühmte Name eines Richardſon für ein Buch komme, das gänzlich dem Gebrauche und dem Unterrichte der Kinder beſtimmt iſt.

Roger Leſtrange iſt bey den Engländern der berühmteſte Compilator Aeſopiſcher Fabeln. Er hat deren einen ganzen Folianten herausgegeben, funfhundert an der Zahl; und in der Folge, auf Anhalten des Verlegers, noch einen zweyten Band hinzugefügt. Seine Schreibart wird von ſeinen Landsleuten für eine der reinſten und meiſterhafteſten gehalten; und ſeine Weiſe zu erzehlen für leicht, munter und voller Laune. Auch in dem Hauptwerke läßt man ihm die Gerechtigkeit wiederfahren, daß ſeine Anwendungen und Sittenlehren paſſend, nicht abgedroſchen, nachdrücklich und gemeinnützig ſind.

Doch fanden ſich Leute — und wo findet ein guter Schriftſteller dergleichen Leute nicht? — welche einen beſſern Geſchmack zu haben glaubten, weil ſie einen andern hatten, als das zufriedne Publicum. Ein gewiſſer S. Croxal, um ſeinen eignen Geburthen Platz zu ſchaffen, bekam den liebreichen Einfall, die Fabeln des Leſtrange, weil er ſie nicht ſo grade zu für elend ausgeben wollte, als gefährlich zu verſchreyen. Ihr Verfaſſer, verſicherte er, habe ſich nicht als ein rechtſchaffener Britte, ſondern als ein Feind der Freyheit, und ein gedungner Sachwalter des Pabſtthums und der uneingeſchränkten Gewalt in dieſem Werke erwieſen, welches doch für eine freygebohrne Jugend geſchrieben ſeyn ſollte.

Dieſem Vorwurfe nun, ob er gleich der gegründeſte nicht iſt, ſind wir die gegenwärtige Arbeit des Herrn Richardſons ſchuldig. Er wollte ihm, mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit, abhelfen, und daher theils diejenigen Fabeln, welchen Leſtrange, nicht ohne Gewaltſamkeit, eine politiſche Deutung gegeben, auf allgemeinere Lehren wieder zurück bringen, theils diejenigen, welche keine andere, als politiſche Anwendung litten, mit aller möglichen Lauterkeit der Abſicht bearbeiten.

So weit gieng des Herrn Richardſons erſtes Vorhaben. Bey der Ausführung aber fand er, daß es nicht undienlich ſey, ſich weitere Grenzen zu ſetzen. Er ließ einen guten Theil weg, alles nehmlich was mehr ein lächerliches Mährchen, als eine lehrreiche Fabel war; er gab vielen, auch von den nicht politiſchen, einen beſſern Sinn; er verkürzte; er änderte; er ſetzte hinzu; kurz, aus der Adoption, ward eine eigne Geburt.

Und hiervon wird ſich auch ein deutſcher Leſer überzeugen können, wenn er ſich erinnern will, daß ein großer Theil der Fabeln des Leſtrange, bereits vor vielen Jahren, in unſre Sprache überſetzt worden. Man ſtelle die Vergleichung an, und ſie wird gewiß zum Vortheile der gegenwärtigen ausfallen.

Wer wird ſich auch einkommen laſſen, etwas für mittelmäßig zu halten, wobey der unſterbliche Verfaſſer der Pamela, der Clariſſa, des Grandiſons die Hand angelegt? Denn wer kann es beſſer wiſſen, was zur Bildung der Herzen, zur Einflöſſung der Menſchenliebe, zur Beförderung jeder Tugend, das zuträglichſte iſt, als er? Oder wer kann es beſſer wiſſen, als er, wie viel die Wahrheit über menſchliche Gemüther vermag, wenn ſie ſich die bezaubernden Reize einer gefälligen Erdichtung zu borgen herabläßt?

Es iſt durchaus unnöthig ſich in eine weitläuftigere Anpreiſung einzulaſſen. Noch weniger wollen wir einen Bellegarde, deſſen Fabeln jetzt am meiſten in den Händen der Kinder ſind, mit einem Richardſon zu vergleichen wagen; denn der Engländer würde ſich nach der Art der alten römiſchen Tribune, mit Recht beſchweren können, ſo in ordinem cogi.

Man hat bey der Ueberſetzung nichts weggelaſſen, als das Leben des Aeſopus. In Anſehung des Aeußerlichen aber, hat ſie vor dem engliſchen Originale, ſo wohl was die Kupfer als den Druck anbelangt, einen großen Vorzug bekommen. Einem Buche für Kinder, haben die Verleger geglaubt, müſſe nichts fehlen, was Kinder reizen könne. **Leipzig** den 17 März 1757.

Aus der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte. 1757. 1758.*)

Im **Lager** bey **Prag**. Unter dem Artikel von Berlin haben wir, auf der vorhergehenden 404 Seite, zwey Siegeslieder

---

*) Nach einer Anmerkung von Nicolai zum 31. Litteraturbriefe, im 26. Theil der Leſſingiſchen Schriften, hat Leſſing zur Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, außer der Recenſion von Lieberkühns Theokrit (II. Bd, 2 St., S. 366—396), nur „ein Paar kurze nicht bedeutende Nachrichten" geliefert. Es läßt ſich beweiſen daß im zweiten Stücke des erſten Bandes zwei Zuſätze von Leſſing ſind, die beide Nicolai ſehr gefielen, und daß einer davon zwei Grenadierlieder von Gleim enthielt (Br. an Mendelsſohn 18 Aug. 1757, von Mendelsſohn 13 Sept., von Nicolai 7 Sept.). Dieſer ſteht in dem genannten Stücke S. 426—429. Der andre iſt ſchwer zu finden, wenn es nicht etwa der Schluß folgender Nachricht iſt, S. 403.

„Die **Nicolaiſche** Buchhandlung hat des Hrn **Nericault Deſtouches** und **Franz Regnards** ſämmtliche theatraliſche Werke, jene in vier Theilen, und dieſe in zwey Theilen, deutſch geliefert. Ob gleich die Werke des Geiſtes am beſten in der Sprache geleſen werden, in der ſie geſchrieben ſind, ſo haben doch Ueberſetzungen, bey denen, welche entweder der Sprache der Urkunde nicht mächtig ſind, oder ſich durch die Koſtbarkeit ausländiſcher Ausgaben abſchrecken laſſen, immer ihren Werth. Die Ueberſetzung fremder dramatiſcher Stücke, ſollte wenigſtens den Nutzen haben, eine gewiſſe Gattung von **Originalſtücken** von unſerer Bühne zu vertreiben, in welchen man nach den Regeln jähnen muß, und die wohl noch dazu ihre erträgliche eines preußiſchen Officiers angeführt; und unter dieſem wollen wir dem Leſer zwey ähnliche aber weit beſſere Geſänge mittheilen, die einen gemeinen Soldaten zum Verfaſſer haben. Der erſte, welcher uns nur geſchrieben zu Händen gekommen, iſt bey Eröffnung des dießjährigen Feldzuges, von ihm geſungen worden, und heißt ein **Schlachtgeſang**. Der zweyte iſt ein **Siegeslied** nach der Schlacht bey Prag (den 6ten May 1757) und man hat ihn auf einem Bogen in Quart abgedruckt, deſſen Titel den oben vorgeſetzen Ort angiebt. Sie könnten beyde weder poetiſcher noch kriegriſcher ſeyn; voll der erhabenſten Gedanken, in dem einfältigſten Ausdrucke. In der gewiſſen Ueberzeugung, daß ſie gefallen müſſen, und daß ſich unſre auswärtige Leſer nicht an Dinge ſtoßen werden, die der Verfaſſer als ein Mann ſagt, der die Gerechtigkeit der Waffen ſeines Königes vorausſetzen muß, rücken wir ſie hiemit ganz ein:

I. Schlachtgeſang.

Auf, Brüder, Friedrich unſer Held,
Der Feind von fauler Friſt,
Ruft uns nun wieder in das Feld,
Wo Ruhm zu holen iſt.
Was ſoll, o Tolpatſch und Pandur,
Was ſoll die träge Raſt!
Auf und erfahre, daß du nur
Den Tod verſpätet haſt.
Aus deinem Schedel trinken wir
Bald deinen ſüßen Wein,
Du Ungar! Unſer Feldpanier
Soll ſolche Flaſche ſeyn.

Stellen eben den Ausländern zu danken haben, denen ſich ihre unwiſſende Verfaſſer gern gleich ſetzen möchten. Sollten gegenwärtige Ueberſetzungen auch nur Gelegenheit geben, einige Meiſterſtücke von **Destouches** welche bey uns noch beynahe ganz unbekannt ſind, z. B. den **verheyratheten Philoſophen** und den **jungen Menſchen, der die Probe aushält,** nebſt **Regnards Menechmen** und **Spieler** auf unſere Schauplätze zu bringen, ſo würden ſowohl der Ueberſetzer als der Verleger viel Dank verdienen.“

Unter den vermiſchten Nachrichten im zweiten Stücke des zweiten Bandes ſind zwei (S. 422. 431) bei denen man wohl an Leſſing denken könnte: es ſchien aber zu verwegen ſie ohne beſtimmtere Anzeigen aufzunehmen.

Dein ſtarkes Heer iſt unſer Spott,
Iſt unſer Waffenſpiel;
Denn was kann wider unſern Gott
Th*** und W*?
Was helfen Waffen und Geſchütz
Im ungerechten Krieg?
Gott donnerte bey Loboſitz
Und unſer war der Sieg.
Und böt uns in der achten Schlacht
Franzos und Ruſſe Trutz,
So lachten wir doch ihrer Macht,
Denn Gott iſt unſer Schutz.

II. Siegeslied.

Victoria, mit uns iſt Gott,
Der ſtolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht iſt unſer Gott,
Er liegt, Victoria!
Zwar unſer Vater iſt nicht mehr,
Jedoch er ſtarb als Held,
Und ſieht nun unſer Siegesheer,
Vom hohen Sternenzelt.
Er ging voran, der edle Greiß,
Voll Gott und Vaterland!
Sein alter Kopf war kaum ſo weiß,
Als tapfer ſeine Hand.
Mit muntrer jugendlicher Kraft
Ergriff ſie eine Fahn,
Und hielt ſie hoch an ihrem Schaft,
Daß wir ſie alle ſahn.
Und ſagte: **Kinder, Berg hinan,**
Auf Schanzen und Geſchütz!
Wir folgten alle, Mann vor Mann,
Geſchwinder, wie der Blitz.
Ach, aber unſer Vater fiel,
Die Fahne fiel auf ihn.
O, welch glorreiches Lebensziel,
Glückſeliger **Schwerin**!
Vielleicht hat **Friedrich** dich beweint,
Indem er uns gebot;

Wir aber ſtürzten in den Feind,
Zu rächen deinen Tod.
  Du, Heinrich, wareſt ein Soldat,
Du fochteſt königlich!
Wir ſahen alle, That vor That,
Du junger Löw auf dich!
  Der Pommer und der Märker ſtritt,
Mit rechtem Chriſtenmuth.
Sein Schwerd ward roth, auf jeden Schritt
Floß ſchwarz Pandurenblut.
  Aus ſieben Schanzen jagten wir
Die Mützen von dem Bär;
Da, **Friedrich**, ging dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher!
  Dacht in dem mörderiſchen Kampf,
Gott, Vaterland und dich;
Erblickte ſchwarz von Rauch und Dampf,
Dich, ſeinen **Friederich**;
  Und zitterte, ward feuerroth
Im kriegriſchen Geſicht;
(Er zitterte vor deinem Tod,
Vor ſeinem aber nicht.)
  Verachtete die Kugelſaat,
Der Stücke Donnerton,
Stritt wüthender, that Heldenthat,
Biß deine Feinde flohn.
  Nun dankt er Gott für ſeine Macht
Und ſingt: Victoria!
Und alles Blut aus dieſer Schlacht
Fließt nach Th***
  Und weigert ſie auf dieſen Tag
Den Frieden vorzuziehn;
So ſtürme, Friedrich, erſt ihr Prag,
Und dann führ uns nach Wien!

Die Idyllen Theokrits, Moſchus und Bions, aus dem Griechiſchen überſetzt. Berlin bey Gottlieb Auguſt Lange. 1757. in 8. 10 Bogen.

Eine Ueberſetzung aus dem Griechiſchen! Eine Ueberſetzung eines griechiſchen Dichters! Eine poetiſche Ueberſetzung eines griechiſchen Dichters! — Mehr Gutes könnten wir unſern Leſern ſchwerlich auf einmal verkündigen. Allein wir müſſen ſie, leider! erſuchen, ihre Freude noch einige Augenblicke zurück zu halten; und wenn ſie es alsdenn noch für gut befinden, ihren Landsleuten zu dieſem deutſchen Theokrit Glück zu wünſchen; ſo — Doch das ſollte uns ſehr wundern.

Der Ueberſetzer hat eine Einleitung vorgeſetzt, die aus neun Abſchnitten beſteht. Er handelt darinn von dem Leben der drey griechiſchen Dichter, von den Idyllen überhaupt, von dem eigentlichen Gegenſtande der Idyllen, von der Schreibart der Idylle, von dem Sylbenmaße der Idylle, von dem Charakter der drey Dichter, von den kleinen Gedichten derſelben, von den Bilderverſen, die man bey den meiſten Ausgaben derſelben findet, und endlich von ſeiner gegenwärtigen Ueberſetzung ſelbſt. Unter dieſen Ueberſchriften könnte viel brauchbares, ſchönes und neues ſtehen; wir haben aber in der That nichts gefunden was des Auszeichnens werth ſey, und wollen alſo ſogleich zu der Ueberſetzung ſelbſt kommen, von der wir nur noch das im voraus erinnern müſſen, daß ſie größten Theils in Hexametern abgefaßt iſt. Wir werden uns aber nur bey dem Theokrit aufhalten können.

Iſtes Idyll. Wollen wir wohl unterſuchen, ob der Gaul nicht gleich über die Schwelle geſtolpert iſt? Hier iſt der Anfang

Thyrſis.

Lieblich iſt das Murmeln und jene Fichte, mein Hirte,
Die zu den Quellen rauſcht! Auch lieblich ſind die Geſänge
Deiner Flöte. Der nächſte Lohn nach dem Pan gebühret dir!
Wenn er den ſtößigen Bock empfängt, ſo empfängſt du die Ziege.
Wird die Ziege ſein Lohn, ſo bekömmſt du die ſaugende Ziege.
Angenehm iſt ihr Fleiſch, bis der wartende Hirte ſie melket.

Der Ziegenhirte.

Lieblicher iſt dein Geſang, o Schäfer, als rieſelndes Waſſer,
Das von obern Felſen widerſchallend hinabrinnt.
Nehmen die Muſen zum Lohn, ein noch nicht weidendes Lämmchen,
So gebührt dir ein fettes Lamm. Wenn ihnen gefällt
Sich ein Lamm zu wählen, ſo wird ein Schaf dein Geſchenke.

Gleich in der erſten Zeile, iſt aus dem Worte Murmeln, welches ſich nur von den Quellen ſagen läßt, und aus dem und, deutlich zu erſehen, daß der Ueberſetzer die wahre Conſtruction verfehlt hat. Theokrit ſagt:

Αδυ τι το ψιθυρισμα και ἁ πιτυς, αἰπολε, τηνα,
Ἁ ποτι ταις παγαισι, μελισδεται.

D. i. Süß iſt das Fliſtern, das von der Fichte, hier an den Quellen, lieblich ertönet. Dieſe Ueberſetzung rechtfertiget der alte Scholiaſt, der die Stelle ſo umſchreibt: ἡδυ μεν το της πιτυος ψιθυρισμα ἐκεινης της παρα ταις πηγαις λιγυρως ἀδουσης. Der Dichter ſagt nichts von murmelnden Quellen; er läßt bloß die Fichte lieblich fliſtern, und zwar an den Quellen, und nicht zu den Quellen. Der deutſche Ueberſetzer, den wir der Kürze halber Herr Lbk. nennen wollen, hat ſich ohne Zweifel von einer ſchlechten lateiniſchen Ueberſetzung verführen laſſen, welche die letztern Worte durch quæ ad fontes ſuaviter canit giebt. Wenn προς (doriſch ποτι) mit dem Dativo, zu bedeuten könnte, ſo müßte es eben dieſe Bedeutung auch im 107 Verſe dieſes erſten Idylls haben.

Ωδε καλον βομβευντι ποτι σμανεσσι μελισσαι.

D. i. Hier, wo die Bienen lieblich um ihre Körbe ſummen. (Auch in dieſer Zeile hat Herr Lbk. die Partikel ποτι verfehlt, und ſie zwar nicht durch zu, aber eben ſo unglücklich durch aus überſetzt: Lieblich murmeln aus weidenen Körben die ſchwärmenden Bienen.) Wir gehen weiter. Wenn Pan den ſtößigen Bock empfängt. Warum ſtößig? Theokrit ſagt bloß κεραον τραγον, und der Scholiaſt ſagt ausdrücklich, daß κεραος und κερασφορος einerley ſey. Stößig heißt κορυπτιλος (Jd. V. v. 147.) — So bekömmſt du die ſaugende Ziege. Χιμαρος heißt eine jährige Ziege, und nicht eine ſaugende; ἡ ἐνιαυσιαια αἰξ, ἡ ἑνος χειμωνος οὖσα, ſagt der Scholiaſt. Hr. Lbk. hat den Unterſchied zwiſchen τραγος und χιμαρος nicht gewuſst; jenes würde man allenfalls durch eine ſaugende Ziege überſetzen können. Hier aber iſt das ſaugende wegen des folgenden um ſo viel anſtößiger; angenehm iſt ihr (der ſaugenden Ziege) Fleiſch, bis der wartende Hirte ſie melket. Alſo melkt man die ſaugenden Ziegen, oder melkt ſie doch ſo gleich, als ſie zu ſaugen aufgehört haben? Die Ungereimtheit iſt auf Theokrits Rechnung nicht zu ſchreiben. Noch bemerke man den Ausdruck wartende Hirt. Wie deutlich und beſtimmt Hr. Lbk. überall iſt! Heiſst der wartende Hirt, der ſorgende, der pflegende Hirt, oder der Hirt, der die Zeit zu melken nicht erwarten kann? — Als rieſelndes Waſſer, das von obern Felſen widerſchallend hinabrinnt. Was für elende holkerichte anderthalb Zeilen, für die malende Harmonie der Griechiſchen:

- - - ἢ το καταχες
Την' ἀπο τας πετρας καταλειβεται ὑψοθεν ὑδωρ.

Im Griechiſchen, faſt lauter reine liebliche Daktyli; im Deutſchen faſt lauter ſchwerfällige unangenehme Spondäi. Das von | obern | Felſen | wieder | Την' ἀπο | τας πε | τρας κατα | λειβεται | ὑψοθεν | (*). Und nun wird man auch die Feinheit einſehen, mit der Theokrit jedem von den wetteifernden Hirten eine eigne Vergleichung in den Mund legt. Thyrſis ſagt: gleich dem ſüſſen Seuſeln der ſanft fliſternden Fichte; und der Ziegenhirt erwiedert: lieblicher als das rieſelnde Waſſer, das hoch vom Felſen herabflieſst. Wo aber bleibt dieſe Feinheit, wenn man, mit dem Hr. Lbk. die Quellen ſogleich zur Fichte murmeln läſst? — Nehmen die Muſen zum Lohn ein noch nicht weidendes Lämmchen; (ταν ὀϊδα ſagt Theokrit) ſo gebührt dir ein fettes Lamm (ἀρνα σακιταν λαψῃ).

(*) Es iſt freylich von einem ſchlechten Ueberſetzer zu viel verlangt, daſs er uns auch nicht einmal um den Wohlklang ſeines Originals bringen ſoll. Wir würden alſo dem Herrn Lbk. dieſe Nimrodſche Zeile nicht aufgemutzt haben, (wie wir ihm denn von Grund des Herzens gern, alle übrige von gleichem Schlage überſehen) wenn er ſich nicht in dem fünften Abſchnitte ſeiner Einleitung das Anſehen geben wollte, als habe er über den deutſchen Hexameter mehr als andre nachgedacht, und daher etwas davon ſagen könne, was vor ihm noch niemand geſagt habe.

Wie verkehrt! Sieht denn Hr. Lbk. nicht, daß der Ziegenhirt dem Thyrſis gleichfalls weiter nichts, als τα δευτερια των Μωσων zuerkennen will, ſo wie Thyrſis ihm τα δευτερια του Πανος zuerkannt hatte? Und wenn dieſes iſt, müſſen denn nicht ὄϊδες mehr ſeyn, als σηκιται ἀρνες (*)? Sind aber noch nicht weidende Lämmchen mehr, als fette Lämmer? Wählen die Muſen ein Lamm, ſo wird ein Schaf dein Geſchenke. Immer verkehrter! Ein Schaf iſt ja wohl beſſer als ein Lamm? Und alſo würde Thyrſis noch immer einen größern Preis erhalten, als die Muſen; iſt das aber Theokrits Meinung?

So ſehen die erſten eilf Zeilen der gegenwärtigen Ueberſezung aus. Es würde Sclavenarbeit ſeyn, alles folgende auf gleiche Weiſe durchzugehen. Wir wollen alſo nur hier und da einen Stein anzeigen, der ſeiner Unwiſſenheit zum Anſtoß geworden. — Theokrit läßt (v. 23. 24.) den Ziegenhirten ſagen:

αἰ δε κ᾽ ἀειςῃς
Ὡς ποκα τον Λιβυαθε ποτι Χρομιν ᾀσας ἐρισδων.

d. i. Wenn du ſo ſingſt, wie du einſt mit dem lybiſchen Chromis um die Wette ſangſt; ἐαν δε ᾀσῃς ὡσπερ ᾖσας ποτε ἐριζων προς τον Χρομιν τον Λιβυαθεν, τουτεστι τον ἀπο της Λιβυης, erklärt es der Scholiaſt. Hr. Lbk. aber überſetzt:

— — Und ſingſt du mir Lieder
Wie du einſt im Wettſtreit den Chremis lybiſch beſungen.

Man ſagt ἐριζειν προς τινα, mit einem ſtreiten; aber wo hat Hr. Lbk. ᾀδειν προς τινα, einen beſingen, gefunden? Und wie hat es ihm einkommen können, Λιβυαθε zu einem Adverbio zu machen? — Bey der 69 Zeile kann man ſich unmöglich des Lachens enthalten: Οὐδ᾽ Αἰτνας σκοπιαν, überſetzt Hr. Lbk. noch in der Höhle des Aetna. Σκοπια heißt ein erhabner Ort, von welchem man ſich umſehen kann; und

---

(*) Was σηκιται ἀρνες ſind, zu erklären, ſetzt der Scholiaſt hinzu: οὓς ἐτι γαλακτος δεομενους, οἱ νομεις των μητερων χωριζοντες, ἰδια βοσκουσιν, ουκ ἐς ἴδιον ἀγρον ἐλαυνοντες. Der Verſtand erfordert nothwendig, daß man anſtatt οὓς, οὐκ leſe. Denn wenn ſie der Milch noch bedürfen, ſo iſt es ja wohl billig, ſie bey den Müttern zu laſſen? Gleichwohl finde ich in allen Ausgaben des Scholiaſten οὓς.

alſo hätte überſetzt werden müſſen: noch auf der Höhe, oder Spitze, des Aetna. Wie hat Hr. Lbk. aber die Spitze für eine Höhle anſehen können? Dieſes beantwortet die lateiniſche Ueberſetzung, oder das Lexicon, wo er bey σκοπια das lateiniſche ſpecula gefunden, welches er in ſeiner überſetzeriſchen Eilfertigkeit für ſpelunca genommen. — Die 105te Zeile,

> Ου λεγεται ταν Κυπριν ὁ βωκολος, ἑρπε ποτ' Ιδαν.

überſetzt Hr. Lbk.

> Und der Hirte ſagte zur Venus, begieb dich nach Ida.

ὁ βωκολος λεγεται, der Hirte ſagte; das iſt allerliebſt! Und nach Ida; als ob Ida eine Stadt wäre! Solche grobe Fehler! Und gleichwohl hat uns der alte Scholiaſt wegen des wahren Verſtandes dieſer Zeile, nicht einen Augenblick in Zweifel gelaſſen: οὗ, ſagt er, ἀντι του ὅπου. λειπει δε το καταυχησαι. ὅπου ὁ βουκολος Αγχισης την Αφροδιτην καταυχησαι λεγεται. Wo, wie man ſagt, der Hirte die Venus — Die Beſcheidenheit befiehlt dem Theokrit, die Rede unvollendet zu laſſen. Anſtatt

> Und der Hirte ſagte zur Venus, begieb dich nach Ida.
> Eil zum Anchiſes.

hätte Hr. Lbk. alſo ungefehr ſagen ſollen: Geh nur auf deinen Ida, wo dich einſt der Hirt — du weiſt ſchon — geh nur zu deinem Anchiſes.

Aus der II. Idyll, die gleichfalls von Fehlern wimmelt, wollen wir nur die allergröbſten anzeigen. Aus dem Vogel Ιυγξ macht Herr Lbk. durch das ganze Idyll, einen bezaubernden Trank. Φιλτρα ſind ihm bloſſe Säfte; und er weis nicht, daß überhaupt alles darunter verſtanden wird, wodurch man Liebe zu erwecken denkt. Auch die Lorbeern, welche Simätha verbrennt, auch das Wachs, das ſie am Feuer zerläßt, ſind φιλτρα. — In der 48ſten Zeile ſagt der griechiſche Dichter:

> Ιππομανες φυτον ἐςι παρ' Αρκασι

und Herr Lbk. überſetzt es:

> Bey den Arkadiern ward Hippomanes vormals gebohren.

Es iſt zwar nicht ganz ausgemacht was Ιππομανες heiſt: ob es eine Pflanze, oder, nach dem Servius, virus ex equarum inguinibus defluens, quo tempore præcipites in Veneris libidinem & furorem feruntur, bedeute. Aber zu einer Perſon hat es doch noch niemand, als Herr Lbk. gemacht. Theokrit nimmt es offenbar für eine Pflanze, ob wir gleich gar wohl wiſſen, daß φυτον ἐςι, ſo viel als φυεται heißen kann. Es muß in dem Kopfe unſers Ueberſetzers ohne Zweifel ein wenig verwirrt ausſehen; denn allem Anſehen nach hat er für Ιππομανες, Ιππομενης geleſen, der durch den Wettlauf mit der Atalanta bekannt iſt, und deſſen unſer Dichter in dem 3ten Idyll Z. 40. gedenkt. — In der 88ſten Zeile läßt Theokrit die Simätha klagen:

Και μευ χρως μεν ὁμοιος ἐγινετο πολλακι θαψῳ.

Θάψος iſt ein gelblichtes Holz, und eben daſſelbe, welches die Griechen ſonſt χρυσοξυλον nennen; ἐςι ξυλον τι ὁ καλειται σκυθαριον, ἤγουν σκυθικον ξυλον, ſagt der Scholiaſt. Wenn man aber in des Herrn Lbk. Ueberſetzung lieſet:

Oft glich ein bleiches Geſicht dem todtenfarbigen Thapſus;

ſollte man nicht faſt vermuthen, er habe Thapſus für etwas ganz anders als für ein Holz angeſehen; beſonders da er ihm das weibliche Geſchlecht nicht läßt, das es im Griechiſchen hat? — Der Fehler in der 146 Zeile iſt unwiderſprechlicher; er macht nehmlich aus ἁ Μελιξους (der Mutter der Melixo; man merke wohl, daß Μελιξους der Genitivus iſt) eine Mannsperſon, die er Melixus nennt.

III. Idyll. „Die Scholaſtiker, ſagt Herr Lbk. in dem Inhalte, haben allerhand witzige Muthmaßungen über die Perſon „dieſes Gedichts geäußert.“ — Die Scholaſtiker? Welche? Die Scotiſten oder Thomiſten? Oder meint der gelehrte Ueberſetzer etwa die Scholiaſten? — die er nicht geleſen hat. — In der 31ſten Zeile macht Herr Lbk. aus der Αγροιω, einen Ackermann, Namens Agräos. In der 45ſten Zeile iſt ein gleicher Fehler, wo er aus der klugen Alpheſibäa einen weiſen Alpheſibäus macht. Was für eine Luſt mag er wohl an ſolchen Verwandlungen haben?

In dem IV Idyll wollen wir nur einen einzigen Fehler anmerken. Nur einen einzigen, der aber gut und gern ſein Dutzend kleinere werth iſt. Den Fluß Alpheus, der jedem bekannt ſeyn muß, dem die olympiſchen Spiele nicht etwas ganz unerhörtes ſind, macht er zu einer Stadt Alphe, und überſetzt die 6te Zeile ἄγων νιν ἐπ' Ἀλφεὸν ᾤχετο Μίλων, durch: ihn nahm ja Milo mit ſich nach Alphe.

V. Idyll. In der 14 Zeile hat Herr Lbk. aus Λάκων ὁ Καλαιθίδος zwey verſchiedne Perſonen gemacht. In der 117 Zeile iſt die ganze Ironie verlohren gegangen; anſtatt du wendeſt lächelnd den Nacken, hätte es heißen ſollen: du wendeſt dich vortrefflich! In der 126ſten überſetzt er ποτ' ὄρθρον am dämmernden Abend; und doch hieß ὄρθρος die Morgendemmerung.

VI. Idyll. Eines von den vortrefflichſten Bildern im Theokrit hat Herr Lbk. ſchändlich verderben; denn in der 14ten Zeile hat er das ἐξ ἁλὸς ἐρχομένας auf den Hund gezogen, da es doch auf das Mägdchen geht, das der Hund Anfangs nur im Waſſer ſieht, und es anbellt. Ruf ihn zurück, will der Dichter ſagen, ſonſt möchte er dem Mägdchen in die Beine fahren, wenn es nun aus dem Meere hervor geht; das iſt, wenn er nicht mehr ihr bloßes Bild im Waſſer, ſondern ſie ſelbſt am Ufer erblickt. Herr Lbk. ſagt dafür:

Ruf ihn, ſonſt faßt er dem Mägdchen ins Knie; er ſteigt aus dem Meere,
Ruf ihn!

— In der 39 Zeile ſollte es anſtatt: netzt ich mir dreymal die Schöße, heißen: ſpuckte ich mir dreymal in den Schooß. Man kann bey dem netzt ich mir die Schöße, an ganz etwas anders denken.

Aus dem VII Idyll mögen ſich unſre Leſer nur mit einem Fehler begnügen. In der 31ſten Zeile macht Lbk. das Erndtenfeſt Θαλύσια zu einer Stadt, und überſetzt ἁ δ' ὁδὸς ἅδε Θαλυσιάς, durch: dieß iſt der Weg, er gehe nach Thalyſien.

Desgleichen aus dem VIII Idyll. Z. 66. überſetzt Lbk. μιτύλαν αἶγα, durch eine Ziege mit ſproſſenden Hörnern. Er hätte ſetzen ſollen, mit verſtümmelten Hörnern; μιτύλαν αἶγα φησὶν ἄκερων, ſagt der Scholiaſt. Den 70ſten Vers müſſen wir doch auch noch anmerken.

Σίττα νέμεσθε, νέμεσθε· τὰ δ' οὔθατα πλήσατε πάντα,
Ὡς τὸ μὲν ἅρνες ἔχωντι, τὸ δ' ἐς ταλάρως ἀποθῶμαι.

D. i. Weidet, weidet und füllet die Euter, damit ein Theil den Lämmern werde, und ein Theil die Aeſchen fülle. Oder, wie es Dan. Heinſius überſetzt:

Pascite, pascite vos, atque ubera tendite cuncta,
Altera pars calathis, pars altera restet ut agnis.

Herr Lbk. aber überſetzt:

Daß die Lämmer nicht darben, ſo pflück ich in Körben euch Kräuter.

Wir haben ſchon vermuthet, ob er hier nicht vielleicht einer beſondern Lesart gefolgt ſey; aber welcher? und wo findet man ſie?

IX. Jdyll. Hier kommen wieder ein Paar Zeilen vor, die Herr Lbk. unmöglich nach dem Griechiſchen kann überſetzt haben. Daphnis ſagt: den brennenden Sommer aber achte ich eben ſo wenig, als ein Verliebter die Reden des Vaters oder der Mutter:

Του δε θερους φρυγοντος ἐγω τοσσον μελεδαινω
Ὁσσον ἐρωντι πατρος μυθων και ματρος ἀκουειν.

Wenn er nur wenigſtens die Ueberſetzung des Heinſius zu Rathe gezogen hätte:

Torridaque æstatis vix tantum frigora curo,
Quam patris præcepta fui, vel matris, amator.

Doch er hat lieber etwas hinſchreiben wollen, was kein Menſch, auch er ſelbſt nicht einmal, verſtehen kann.

Aber den brennenden Sommer bedenk ich ſo ämſig, als Kinder,
Die mit begierigem Ohr die lehrenden Aeltern erwarten.

In dem X Jdyll iſt gleich das erſte Wort ein Fehler: ἐργατινα βουκαιε, heißt nicht ämſiger Schnitter, und kann es auch wegen des folgenden nicht heißen, wo von dieſem ämſigen Schnitter geſagt wird, daß er zurück bleibe. Es ſollte dafür heißen gedungner Schnitter. — In der 19ten Zeile verwechſelt der Ueberſetzer den Plutus mit dem Pluto. Wo hat er geleſen, daß man den Pluto blind vorſtelle? — In der 27ſten Zeile ſagt der Dichter:

— — Συραν καλεοντι τυ παντες
Ισχναν, ἁλιοκαυστον· ἐγω δε μονος μελιχλωρον.

D. i. Alle nennen dich die ſchlanke, von der Sonne verbrannte Syrerinn; und nur ich nenne dich die honigbraune. Wie giebt das ſein Ueberſetzer?

— — Die ſchlanke Syrerinn nennet dich jeder,
Von der Sonne gefärbt! Ich aber gleiche dem Honig!

XI. Jdyll. Theokrit läßt den Cyklops Z. 54 ſeufzen:

Ω μοι ὅτ' οὐκ ἐτεκεν μ' ἁ ματηρ βραγχι' ἐχοντα,
Ὡς κατεδυν ποτι τιν, και ταν χερα τευ ἐφιλασα,
Αἰ μη το στομα λῃς.

D. i. O daß meine Mutter mich nicht mit Kiefern und Floßfedern gebahr, damit ich in das Waſſer zu dir herab könnte, und wenigſtens deine Hand küßte, wenn du den Mund mir weigerſt. Dieß iſt der Verſtand; und der Ueberſetzer, der ein Dichter ſeyn wollte, müßte die Worte noch weit ſorgfältiger wählen, und zierlicher ſetzen. Thut das Herr Lbk?

— Ach, keine ſchuppichte Mutter,
Weh mir, gebahr mich wie rudernde Fiſche, herunter zu ſchwimmen,
Und dir die Hände zu küſſen, wenn du die Lippen nicht reichteſt.

Was ſoll die ſchuppichte Mutter? Was würde es helfen, wenn ſie ihn auch ſo gebohren hätte, wie Fiſche gebähren? — Doch wir wollen uns nicht mehr bey Stellen aufhalten, die nur ſchlecht überſetzt ſind; wir können die nicht einmal alle bemerken, die falſch überſetzt ſind. Darunter gehöret die 75ſte Zeile.

Ταν παρεοισαν ἀμελγε· τι τον φευγοντα διωκεις;

Aber, will der Cyklope ſagen, warum verliere ich meine Zeit bey der ſpröden Galatee? Warum verfolge ich die einzige, die mich flieht, da mir ſo viel andere Mägdchen lächeln? Und dieſes drückt er durch ein Schäferſprichwort aus: melke, die vor dir ſteht, was verfolgeſt du den fliehenden? Der Scholiaſt erklärt es την ἀγαπωσαν φιλει. Aber wo iſt dieſe feine Anſpielung, wo iſt dieſer Sinn in Lbk. Ueberſetzung?

Melke dieß Schaf! Was eilſt du nach dich fliehenden Schatten?

XII. Idyll. Was mag wohl, o ſaturniſcher Vater, heißen? Vielleicht ein Vater, der wie Saturnus ſeine Kinder frißt? Vielleicht ein Vater, deſſen Güter die Söhne bey ſeinen Lebzeiten unter ſich theilen? Nichts weniger als das. Der ſinnreiche Herr Lbk. überſetzt Z. 17 πατερ Κρονιδη, (ὦ Ζευ γεννητα υἱε του Κρονου) durch ſaturniſcher Vater. — Daß die 13 und 14 Zeile falſch überſetzt iſt, wollen wir nicht einmal berühren: denn Herr Lbk könnte uns einwenden, der wahre Sinn ſey im Deutſchen gar nicht auszudrücken. Heinſius hat ihn wenigſtens im Lateiniſchen ausgedrückt:

Atque aliquis, geminum, dicat, par vixit amantum,
Hic Lacedæmoniis Eſpnilus dictus in oris,
Alter erat tellus quem Theſſala dicat Aiten.

— Wie Herr Lbk. aber die vier letzten Zeilen dieſes Idylls verhunzt hat, iſt gar nicht zu beſchreiben. Der Dichter bricht in das Lob der Megarenſer aus, wegen ihrer beſondern Gaſtfreundſchaft gegen den attiſchen Diokles. „Noch jetzt verſam„meln ſich im Frühlinge die Knaben um ſein Grab, und ſtrei„ten um den Preis des Kuſſes. Wer Lippen auf Lippen am „ſüßeſten drücket, der kehret mit Kränzen beladen zu ſeiner „Mutter. O ſelig, wen ſein gut Geſchicke über dieſe Küſſe „der Knaben zum Richter beſtimmt! Sehnlich wird er den „ſchönen Ganymedes flehen, daß ſein Mund dem Lydiſchen „Steine gleiche, auf dem der Künſtler die Güte des Goldes „erforſchet.“ — Das iſt der Sinn; nun urtheile man, wie weit Herr Lbk. davon abweichet:

Selig lebe der erſte, der blühende Knaben geküßt hat,
Dem vom reizenden Ganymedes verkündigt die Vorwelt,
Glatten Steinen gleiche ſein Mund, worauf man das Geld prüft.

Er lerne nur das leichtere Griechiſche des Scholiaſten verſtehen, wenn ihm der Text zu ſchwer iſt: Ουτως ὁ κριτης ευχεται τῳ Γανυμηδει ἱνα ἐπιτηδειον ἐχῃ το ϛομα προς το δικαζειν τα φιληματα, οὑτως, ὡς ἡ Λυδια λιϑος δοκιμαζει τον χρυσον, ειτε καλος, ειτε και μη &c. Hier iſt zum Ueberfluſſe auch noch die Ueberſetzung des Heinſius:

Hoc nimium felix, qui baſia dividit illa:
Os ſibi, Dii, quoties Ganymeden poſtulat ante
Judicis in morem lapidis: quo neſcius olim,
Aurifaber purum falſo diſcriminat aurum.

XIII. Idyll. Haben Sie denn niemals, mein Herr Lbk. etwas von den Symplegaden gehört? Haben Sie niemals — ich verlange eben nicht bey dem Ovidius, oder Valerius Flaccus, ſondern etwa in einer Acerra philologica, in dem mythologiſchen Wörterbuche eines Klietero, oder in ſonſt ſo einem andern Werkchen — geleſen, daß die Argonauten durch dieſe ſich trennende und wieder zuſammenſtoßende Klippen ihren Lauf nehmen müſſen? (medios inter juga concita curſus rumpere, V.

Fla.) Und daß dieſe Klippen, ſeit der glücklichen Durchfahrt immotæ perſtant, ventisque reſiſtunt? *Ovid.* Dieſe kleine Schulgelehrſamkeit hätten ſie freylich haben müſſen, wenn ſie folgende Zeilen des Theokrits gehörig hätten verſtehen und überſetzen wollen:

Συν δ' αυτῳ κατεβαινεν Ὑλας ευεδρον ἐς Αργω,
Ἁτις Κυανεαν ουχ ἡψατο συνδρομαδων ναυς,
Αλλα διεξαϊξε (βαθυν δ' εισεδραμε Φασιν)
Αιετος ὡς, μεγα λαιτμα· ἀφ' οὑ τοτε χοιραδες ἐσταν.

„Mit ihm, will der Dichter ſagen, ſtieg zugleich Hylas in die „feſte Argo, die zwiſchen den zuſammenſtoßenden Cyaneiſchen „Klippen nicht verunglückte, ſondern, wie auf Adlers Flügeln, „durch den gräulichen Schlund ſtrich, bis zu dem tiefen Phaſis „drang, und die irrenden Klippen unbeweglich, feſt an der Tiefe „des Abgrunds zurücke ließ.“ — Nun will ich Sie, mein Herr Lieberkühn, exponiren laſſen:

— Mit ihm ſtieg der reizende Hylas ins Argo,
Wohl mit Rudern verſehen, doch landete niemals das Kriegsſchiff
An die Cyaniſche Inſeln, es ſegelte furchtſam vorüber,
Und begab ſich, wie rauſchende Adler zum tiefen Phaſis
Durch hochthürmende Wogen, aus welchen Felſen hervorſtehn.

Es landete niemals? Das hatten ſich auch die Argonauten niemals einkommen laſſen. Es ſegelte vorüber? Es ſegelte zwiſchen ihnen durch. Aus welchem Felſen hervorſtehn? ἀφ' οὑ heißt nicht aus welchem, ſondern, ſeit welcher Zeit.

XIV. Idyll. Ἱπποδιωκτας überſetzt Herr Lbk. in der 12ten Zeile, durch Fuhrmann. Wenn er aber des Aemilius Portus doriſches Wörterbuch nachgeſchlagen hätte, ſo würde er die Anmerkung gefunden haben: Lex. Graecol. vertunt auriga, nullius tamen auctoris auctoritate res confirmatur. — Doch ich eile zu einem Fehler, aus welchem es auf die aller unwiderſprechlichſte Weiſe erhellet, daß Herr Lbk. den Theokrit nicht aus dem Griechiſchen, ſondern aus der lateiniſchen Ueberſetzung verdeutſcht hat, und daß er auch dieſe lateiniſche Ueberſetzung nicht einmal verſtanden. Der Dichter ſagt zu Ende dieſer Idyll vortrefflich:

— — ἀπο κροταφων πελομεσθα
Παντες γηραλεοι, και ἐπισχερω ἐς γενυν ἑρπει
Λευκαινων ὁ χρονος. — —

D. i. wie es nach der wörtlichen lateiniſchen Ueberſetzung heißt: A temporibus fieri incipimus ſenes, atque inde ordine in genas ſerpit ætas, quæ canos facit. Wir ſchämen uns recht, daß wir hier einem Manne, wie unſer Ueberſetzer ſeyn will, noch ſagen müſſen, daß tempora nicht immer die Zeiten bedeute, daß es auch die Schläfe heißen könne. Wenn eben dieſe Zweydeutigkeit auch bey dem griechiſchen Worte Statt fände, ſo wollten wir gern nichts ſagen; allein κροταφοι heißen einzig und allein das letzte, und der Sinn des Dichters iſt dieſer: „Um die „Schläfe zeigt ſich das Alter zuerſt, und dann ſchleicht es die „Wangen herunter." Wer kann ſich alſo des bitterſten Spottes enthalten, wenn Kbk. dafür ſagt:

Denn die Zeit macht uns alle zu Alten! Dann irrt auf den Wangen
Die begreiſende Stund'.

Was iſt offenbarer, als daß er hier auch nicht einmal einen Blick in das Griechiſche kann gethan haben?

XV. Idyll. Die 8 und 9 Zeile ſind ſchlecht überſetzt; desgleichen auch die 48ſte. — Warum überſetzt er in der 60ſten Zeile αὐλα durch Saal? Er glaubt vielleicht, daß es lange genug, Hof geheißen habe? — Warum macht er in der 67ſten Zeile aus der Eutychis, eine Mannsperſon, Namens Eutychides? Der Scholiaſt ſagt: εἰκος την Ευτυχιδα Γοργους εἰναι θεραπαιναν.

XVI. Idyll. Ἰαονος ἀνδρος ἀοιδαι überſetzt Herr Kbk. (Z. 57) die Lieder Jaons. Wer iſt der Jaon? Er hätte ſagen ſollen, des Joniſchen Sängers; und nun verſteht man es, daß Homer darunter gemeinet wird.

XVII. Idyll. Ανηρ ὑλητομος überſetzt Herr Kbk. Z. 9 durch Waidmann. Aber dieſes heißt ein Jäger, und das Griechiſche bedeutet einen Holzfäller. — Wie ſeltſam trennt er die 12 und 13 Zeile!

Οἷσι θεοι τον ἀριστον ἐτιμησαν βασιληων,
Ἐκ πατερων.

D. i. Mit welchen die Götter den vortreflichſten der Kö nige, von ſeinen Aeltern an, ausgeſchmückt. Theokrit will alſo ſagen, daß die Götter zu der Größe und Güte des Ptolemäus ſchon in ſeinen Aeltern den Grund gelegt. Wie elend aber ſagt Lbk. dafür:

> Womit die Götter den herrlichſten König vor Königen bezeichnen.
> Von den Vätern zuerſt!

Erſtlich heißen hier πατερες nicht Väter, ſondern Aeltern. Denn der Dichter ſteigt nicht höher, als bis auf den Vater und die Mutter ſeines Helden hinaus. Zweytens kann man das von den Vätern zuerſt! nicht anders verſtehen, als ob Theokrit ſagen wolle: Ich will alſo den Anfang zu ſeinem Lobe mit ſeinen Vätern machen. Und das iſt, wie wir geſehen haben, ſeine Meynung doch nicht. — Περσαισι βαρυς θεος αιολομητρας, giebt unſer Verdeutſcher (Z. 19) durch

> Der den Perſern ſo ſchädliche Gott mit geſprenkelten Helme.

Αιολομητης heißt klug, verſchlagen. Doch Hr. Lbk. ſcheint hier einer andern Lesart gefolgt zu ſeyn; welches wir nicht tadeln würden, wenn er nur dieſe andre Lesart richtig überſetzt hätte. Er muß nehmlich für αιολομητης, αιολομιτρης gefunden haben; ob ich gleich die Ausgabe nicht geſehen habe, wo man dieſe Lesart in den Text genommen hätte. Doch auch alsdenn würde αιολομιτρης nicht mit geſprenkeltem Helme, ſondern mit der bunten Binde bedeuten; denn daß μιτρα eine Binde, ein Gürtel heiße, hätte er aus der 51 Zeile des 27ſten Idylls ſeines Dichters lernen können. — Κρονιδας iſt ihm in der 24ſten Zeile Saturn. Und Κρονος wird ihm alſo wohl Jupiter ſeyn? — Die 34ſte und folgende Zeilen überſetzt Lbk.

> Und wie unter den klügſten der Frauen ſich Berenice,
> Ihrer Aeltern beſtändiger Ruhm, am erhabenſten zeigte;
> Alſo legteſt du, werthe Diene, Beherrſcherinn Cyperns,
> In den duftenden Schooß ihm deine liebkoſenden Arme.
> Und ſie ſagen: noch habe kein Mägdchen dem Ehmann gefallen
> Wie Ptolemäus voll Inbrunſt ſich ſeinem Gemale gewidmet.

So wie zu Anfange dieſes Idylls, Lbk. den Theokrit fragen läßt:

> Was beſing ich zuerſt, wo tauſend Gaben mir winken?

ſo möcht ich bey dieſer Stelle fragen:

Was bemerk ich zuerſt, wo tauſend Fehler mir winken?

Alles iſt falſch! Nirgends ein Funken Verſtand! Der Grieche ſagt ohngefehr: „Und o wie ſtrahlet unter den edelſten Frauen „die edlere Berenice, der Stolz ihrer Aeltern! Ihr hat den „duftenden Schooß Dionens erhabne Tochter, Cyperns Beherr„ſcherinn, mit zarten Händen geſtrichen. Daher ſagt man auch, „daß nie eine Gattinn ihrem Gemahle ſo liebenswürdig geſchie„nen, als dem Ptolemäus die ſeine.“ — Findet man auch nur die geringſte Spur von dieſen Gedanken, von dieſer ſchmeichelnden Erdichtung, in den Lbkſchen Verſen? Er macht die Dione zur Venus, die Mutter zur Tochter; er macht den Schooß der Berenice, zum Schooße des Ptolemäus; er macht — kurz er macht alle Fehler, die ein nachläßiger Ueberſetzer machen kann. Der kinderleichte Scholiaſt hätte ſie ihm alle können vermeiden helfen: ἡ Αφροδιτη φησιν αὐτης ἐις τον κολπον ἀπεμαξατο τας χειρας, τουτεςιν ἐπαφροδιτον ἐποιησεν αὐτην, διο και ἠγαπατο ὑπο του ἀνδρος — Wie manches könnten wir nicht noch bey der dritten, fünf und zwanzigſten, fünf und funfzigſten, drey und ſechzigſten, neun und neunzigſten, hundert und drey und dreyßigſten Zeile erinnern! Doch wir müſſen mit dieſer verdrüßlichen Arbeit zu Ende eilen.

XVIII Idyll. Die 17te Zeile iſt abermals ohne Verſtand überſetzt:

Glücklicher Bräutigam, dir hat, da du nach Sparta gekommen,
Jemand glücklich genieſt: Wo viele Große dir beyſtehn.

Theokrit will ſagen: du mußt zu einer ſehr glücklichen Stunde nach Sparta gekommen ſeyn, wo du ſo viel edle Nebenbuhler fandeſt, und doch zum Zwecke kamſt; ὁποι ᾡ ἀλλοι ἀριςεες, ὡς ἀνυσαιο. Das ὡς ἀνυσαιο gehört, dem Verſtande nach, zu dem vorher gehenden ἐπεπταρεν. Grotius hat es ſehr wohl überſetzt:

Sponſe, tibi quis in hanc venienti ſternuit urbem,
Totque inter proceres felix dedit omen amoris.

Und wie jämmerlich iſt die 20ſte und folgende Zeilen gerathen.

O was großes wird ſie dir gebähren, gebiert ſie ihr ähnlich!
Sind wir alle nicht gleich an Jahren, wir giengen zuſammen,
Wie der Jünglinge Schönſte geſalbt bey den Bädern Eurotens.

Viermal ſechzig Mägdchen, erleſner weiblicher Jugend.
Keine von allen hat Mängel, vergleicht ihr ſie ſelber Helenen.

Welche Worte, wenn ſie auch ein Sturmwind zuſammen geſagt hätte, könnten weniger Verſtand haben? Da Hr. Lbk. doch einmal kein Griechiſch verſteht, ſo wollen wir ihn nur bitten, wenigſtens das Lateiniſche des Grotius dagegen zu halten.

Pignora magna dabit, referent ſi pignora matrem.
Namque eadem nobis ætas & more virili
Curſus ad Eurotan unctis fuit omnibus idem:
Viginti novies ſumus ævi flore puellæ,
Nec tamen eſt, Helenæ quæ ſeſe conferat, ulla.

Iſt es nicht, als wenn ſich Herr Lbk. mit Fleiß vorgenommen hätte, von allen das Gegentheil zu ſagen?

Das XIX Idyll wollen wir ganz übergehen; es iſt nur acht Zeilen lang, und Herr Lbk. hat es gar in Reime überſetzt.

XX Idyll. Was ſoll in der 3ten und 4ten Zeile heißen:

— — Ich lernte nicht küſſen,
Wie die Hirten es thun, ich weis ſie artig zu nehmen.

Was weiß ſie denn zu nehmen? Wenn Lbk. noch ungefähr geſagt hätte: Ich habe nicht gelernt bäuriſch zu küſſen, wohl aber bürgerliche Lippen zu drücken, ſo hätte er doch wenigſtens nicht den Sinn ſeines Dichters verfehlt. — Aus der 31ſten und 32ſten Zeile iſt es abermals klar, daß er bloß aus der lateiniſchen Ueberſetzung verdeutſcht hat. Warum hätte er ſonſt von vielen Mägdchen aus der Stadt geſprochen, da in dem Griechiſchen nur von einer einzigen die Rede iſt? Die gewöhnliche lateiniſche Ueberſetzung hat den Pluralem; Herr Lbk. alſo auch. — Die 29ſte Zeile müſſen wir noch mit nehmen:

Κἢν αὐλῷ λαλέω, κἢν δώνακι, κἢν πλαγιαύλῳ.

Wer ſieht nicht, daß αὐλὸς, δώναξ und πλαγίαυλος hier drey beſondre Inſtrumente ſind? Herr Lbk. aber macht das letzte Wort zu einem Verbo, und überſetzt:

— — Auch wenn ich das Haberrohr blaſe,
Oder die Flöte ſpiele, ſo oft ich ſie ſeitwerts begreife.

Die Anmerkung die Aem. Portus bey dem Worte πλαγίαυλος macht, iſt artig: unde gallicum nomen derivatum *flagiolet*, quaſi dicas *plagiaulet.* Sie iſt artig, ſagen wir; aber nicht richtig, den πλαγιαυλος war eine Art von Querflöte.

XXI. Idyll. Warum hat Herr Lbk. die 36ſte und 37ſte Zeile nicht mit überſetzt? Vielleicht, weil er ſie nicht verſtanden? Als ob er ſonſt alles, was er überſetzt hat, verſtanden hätte! Wenn er ſie noch will verſtehen lernen, ſo wollen wir ihn auf Joſ. Scaligers Emendationes ad Theocriti &c. Idyllia verweiſen. —

XXII. Idyll. Die 43 und 44ſte Zeile,

Ἄνθεα τ' εὐώδη, λασίαις φίλα ἔργα μελίσσαις.
Ὅσσ' ἔαρος λήγοντος ἐπιβρύει ἀν λειμῶνας,

überſetzt Herr Lbk.

Duftende Blumen, der haarigten Bienen erquickende Wolluſt,
Die, wenn der Frühling ſich neigt, auf Wieſen in Schwärmen dahin ziehn

Was iſt offenbarer, als daß er hier abermals nicht aus dem Griechiſchen überſetzt hat? Denn ſonſt würde er ja wohl geſehen haben, daß ὅσσα auf ἄνθεα und nicht auf μελίσσαι gehe. — Theokrit ſagt von dem Fechter Amycus vortrefflich, daß er ein eiſernes Fleiſch gehabt, σφυρήλατος οἷα Κολοσσος, d. i. ein Fleiſch, wie der gehämmerte Koloſſus. Und das überſetzt Herr Lbk.

Fleiſch wie Eiſen, als hätten ihn Hammer Koloſſus gezimmert.

Wer kann ſich rühmen dieſes zu verſtehen? Die Hammer Koloſſus! die Hammer zimmern! Welcher Unſinn. — Ferner ſagt Theokrit von eben demſelben Amycus, daß ihm eine Löwenhaut, von dem Halſe über den Rücken herabgehangen, welche mit den Klauen oben zuſammen gebunden geweſen; δέρμα λέοντος ἀφημμένον ἐκ ποδεώνων. Herr Lbk. aber macht die Klauen der Löwenhaut zu den Füßen des Amycus, und überſetzt:

Ueber den ganzen Rücken und Hals, zu den Füßen herunter
Hing ihm ein Löwenfell.

— Ehe der Kampf zwiſchen dem Pollux und Amycus angeht, rufen ſich beyde von ihren Landsleuten Zuſchauer; Amycus bläſ't auf einer tiefen Muſchel ſeine Bebryker zuſammen, und Pollux läßt, durch ſeinen Bruder Caſtor, alle Helden aus dem magneſiſchen Schiffe herbeyholen. Dieſes iſt der Sinn der 78 und 79ſten Zeile; Herr Lbk aber macht aus dem magneſiſchen

Schiffe, eine magneſiſche Schlacht, und ziehet beyde Zeilen in dieſe eine:

Wie zur magneſiſchen Schlacht die Helden Caſtor hervor rief.

— Und wie falſch iſt noch die achte, die hundert und neun und ſiebzigſte, und die zweyhundert und achtzehnte Zeile dieſes Idylls überſezt!

XXIII. Idyll. Da Herr Lbk. hier einmal aus dem Knaben ein Mädchen gemacht; ſo ſollte es auch in der 6ten Zeile nicht heiſſen, er lermt, ſondern ſie lermt. Aber wie elend iſt dieſes lärmt! — In der 16ten Zeile ſagt er abermals gleich das Gegentheil von dem, was Theokrit ſagt:

Λωισϑιον οὐκ ηνικε τα συμφορα τας Κυϑηρειας.

Wir wollen uns jezt dabei nicht aufhalten, was die Kunſtrichter wegen des Worts συμφορα erinnern; denn ſo viel iſt gewiß, Herr Lbk. hat nichts davon gewußt, ſondern iſt den lateiniſchen Ueberſezern gefolgt, welche anſtatt συμφορα, δακρυα leſen, und die ganze Zeile durch tandem non continuit lacrymas Veneris geben. Aber heißt dieſes auf deutſch:

Endlich weint er nicht mehr die Thränen der Venus! —

Auch die gleich darauf folgenden Worte αλλ' ηλϑον εκλαιν, hätten ihm ſeinen Irrthum zeigen können.

XXIV. Idyll. Die Fabel von der Geburt des Herkules und Iphikles muß dem Herrn Lbk. ganz unbekannt ſeyn. Wenn er von dieſem Beyſpiele der Superfetation, wie es Bayle nennt, jemals das geringſte gehört hätte, ſo würde er, gleich die erſten Zeilen:

Ἡρακλεα δεκαμηνον εοντα ποχ' ἁ Μιδεατις
Αλκμηνα, και νυκτι νεωτερον Ιφικληα
Αμφοτερους λουσασα &c.

ſchwerlich ſo überſezt haben:

Kaum war Herkul zehn Monat gebohren, ſo wuſch ihn Alkmene,
Mit dem jungen Bruder Iphikles nächtlich im Fluſſe ꝛc.

Νυκτι νεωτερον gehört hier zuſammen, und iſt als ein Beywort des Iphikles anzuſehen, den der Dichter um eine Nacht jünger, als den Herkules macht. Daß νυκτι hier nicht nächtlich heiſſen könne, erhellt auch weiter aus dem vorhergehenden ποχ' (ποκα) und dem και. Doch wer wird das läugnen wollen? Was alle Welt weis, weis Herr Lbk. nicht; er weis aber auch vieles dafür, was ſonſt niemand in der Welt weis. Z. E. daß Alkmene ihre beyden Söhne im Fluſſe gewaſchen. Man muß ſcharfſichtige Augen haben wenn man dieſes im Fluſſe bey dem Theokrit finden will. — Der Fehler, den er in der 31ſten Zeile gemacht hat, fließt aus eben derſelben Quelle. Er muß nicht gewußt haben, wie das Beywort ὀψιγονος, der ſpät oder ſchwer erzeugte, dem Herkules zukomme; und überſetzt daher περι παιδα ὀψιγονον durch um den jüngſten der Knaben. Allein der jüngſte der Knaben würde ja Iphikles und nicht Herkules ſeyn. — Noch einen Fehler müſſen wir mitnehmen, der abermals ein offenbarer Beweis iſt, daß Herr Lbk. aus dem Lateiniſchen überſetzt, und das Latein nicht einmal verſtanden hat. Theokrit ſagt von dem Amphitryo:

> — ὁ δ' ἐξ εὐνας ἀλοχῳ κατεβαινε πιθησας.
> Δαιδαλεον δ' ὥρμησε μετα ξιφος, ὀῤῥ' οἱ ὑπερθε
> Κλιντηρος κεδρινῳ περι πασσαλῳ αἰεν ἀωρτο.

Herr Lbk. überſetzt es:

> — Er ſtieg herunter vom Bette, gehorchte der Gattinn.
> Eilte zum ſchön geſchmiedeten Degen. Er hing ihm zum Haupte
> Seines cedernen Bettes ſtets von der Keule herunter.

Περι πασσαλῳ, von der Keule? πασσαλος heißt ein Nagel, ein Haken, an den man etwas aufhängen kann. Wie kömmt aber Herr Lbk. auf die Keule? Es heißt in der lateiniſchen Ueberſetzung a *clavo* ſuſpenſus erat; und er hat ſich eingebildet, clavus und clava ſey einerley. Vielleicht hat er auch noch oben drein geglaubt, daß die Keule des Herkules ein Erbſtück von ſeinem Stiefvater Amphitryo geweſen.

Die Zeit wird uns bey dieſer Arbeit ſo lang, daß wir über die noch rückſtändigen Idyllen geſchwinder hingehen, und aus jedem nur einen Fehler, ſo wie er uns am erſten in die Augen fällt, anzeigen wollen. In dem XXVſten macht Herr Lbk. Z. 21. Ἀπολλωνος νομιοιο ἱερον ἁγνον zu einem Prädicate des Oelbaums und ſagt:

> — Wo dem Winter trotzende Fichten
> Wachſen, und grüner Oelbaum, des Phöbus, den Hirten verehrten,
> Unverletzliches Heiligthum ꝛc.

anſtatt, daß er hätte ſagen ſollen: und dort, wo die Fichten und der Oelbaum wachſen, erblickſt du des ſchäfriſchen Apollo unverletzliches Heiligthum. Denn das φαινεται aus der 19ten Zeile muß ſowohl zu ἱρον ἁγνον als zu αὐλις genommen werden.

XXVI. Idyll. Die 13te Zeile, wo Avtonoe, bey Erblickung des Pentheus in die heilige Wuth geräth:

Συν δ' ἐταραξε ποσιν μαινωδεος ὀργια Βακχου.

überſetzt Herr Lbk.

— Sie zerſtörte die Feſte des taumelnden Weingotts.

Doch ὀργια heißen hier weder die Feſte, noch die aus der Kiſte genommenen ἱερα πεποναμενα, Z. 7. ob wir gleich wohl wiſſen, daß ſie beydes bedeuten können; ſondern es ſind die Ceremonien, die wütenden Tänze, die heiligen Convulſionen darunter zu verſtehen, mit welchen dieſe Feſte begangen wurden. Auch hätte er ταραττω nicht durch zerſtören, ſondern durch erregen überſetzen, und συν ποσιν nicht auslaſſen ſollen. Der wörtliche Verſtand würde alsdenn ſeyn: ſie erregte mit den Füßen die Orgia des raſenden Bacchus. Und um dieſes ein wenig poetiſcher auszudrücken, und zugleich das folgende ἐξαπινας ἐπιουσα mit einzuflechten, würden wir ungefähr geſagt haben: Ihn ward Avtonoe zuerſt gewahr, und ſchrie fürchterlich auf, und begann mit ſchnellen Füßen die orgiſchen Tänze des raſenden Bacchus zu toben.

XXVII. Idyll. Als Daphnis mit den Händen zu frey wird, läßt Theokrit das Mädchen ausrufen:

Ναρκω ναι τον Πανα. τεην παλιν ἑλκε χειρα.

Grotius überſetzt es ſehr wohl:

Obteſtor per Pana: manum jam tolle; ſatiſco.

Aber wie ſchlecht und falſch drückt es Herr Lbk. aus:

Pan, ach hilfſt du mir nicht! O zieh die Hand doch zurücke.

Ναρκω ruft das griechiſche Mädchen; wo die Schäferinn eines galliſchen Hirtendichters vielleicht je me pâme gerufen hätte.

XXVIII. Idyll. Die Ueberſchrift dieſes Idylls hat Herr Lbk. ganz falſch überſetzt. Ἠλακατη heißt kein Spinnrocken, denn es iſt von Wolle und nicht von Flachſe die Rede; und an dem Rocken ſpinnt man nur das letztere. Der kleine Scholiaſt des Homers ſagt, ἠλακατη ſey: το των γυναικων ἐρξυλιον, ᾧ περιειλουσι το ἐριον; d. i. ein Werkzeug der Weiber, um welches ſie die Wolle winden, oder, mit welchem ſie die Wolle drehen. Es könnte alſo ſowohl ein Spinnrad, als die Spindel bedeuten.

XXIX. Idyll. Theokrit oder die Perſon, die in dieſem Idyll ſpricht, klagt über die Flatterhaftigkeit ſeines Geliebten V. 16. 17.

Και μεν σευ το καλον τις ἰδων ῥεθος αἰνεσαι,
Τῳ δ' εὐθυς πλεον ἡ τριετης ἐγενευ φιλος.

D. i. Wer nur dein reizendes Geſicht einmal lobt, dem wirſt du ſogleich ein mehr als dreyjähriger Freund. Du hälſt, will er ſagen, gleich jeden, der dir eine flüchtige Schmeicheley ſagt, ſo werth, und noch werther, als einen, der drey Jahre dein Freund geweſen. Herr Lbk. aber ſagt dafür:

Lobt nur jemand dein blühend Geſicht, ſo liebſt du ihn länger
Als drey Jahr, der heißt denn dein Liebſter.

Der Dichter will nichts weniger als dieſes ſagen: er hält ſeinen Geliebten gar nicht für fähig, eine einzige Perſon länger als drey Jahr zu lieben. Es entſchuldiget den Herrn Lbk. aber nicht, daß auch andre Ausleger dieſe Stelle, mit ihm, eben ſo falſch verſtanden haben.

XXX. Idyll. Theokrit ſagt nicht, V. 6 daß der Schmerz den Liebesgöttern Flügel gegeben. Sie werden ja immer mit Flügeln vorgeſtellt. V. 26. 27.

Ich wollte nicht den Jüngling
Den ſchönen Jüngling ſtoßen.

Hat man jemals gehört daß man von einem wilden Hauer ſagt, er ſtößt? — Daß Hr. Lbk. in der letzten Zeile die Verbeſſerung des Longepierre, aus welcher einzig ein ſchicklicher Verſtand kömmt, nicht gewußt und gebraucht hat, dürfen wir ihm wohl für keinen Fehler anrechnen.

So weit wären wir nun, und ſo weit wollen wir uns auch gekommen zu ſeyn, begnügen. Es wären zwar noch die Sinnſchriften des Theokrits und die Idyllen des Bion und Moſchus übrig; aber ſollte Herr Lbk. wohl, erſt gegen das Ende, ſeiner Arbeit gewachſner und ſorgfältiger geworden ſeyn? Es iſt nicht zu vermuthen, und wir werden alſo ohne Gefahr das Urtheil von dieſer Liebcrkühnſchen Ueberſetzung fällen können, daß ſie zu weiter nichts taugt, als bey einem geſchickten Manne das Mitleiden rege zu machen, uns eine beſſre zu liefern.

—ll—

Vorbericht zu den Preuſſiſchen Kriegsliedern in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier. 1758.

Die Welt kennet bereits einen Theil von dieſen Liedern; und die feinern Leſer haben ſo viel Geſchmack daran gefunden, daß ihnen eine vollſtändige und verbeſſerte Sammlung derſelben, ein angenehmes Geſchenk ſeyn muß.

Der Verfaſſer iſt ein gemeiner Soldat, dem eben ſo viel Heldenmuth als poetiſches Genie zu Theil geworden. Mehr aber unter den Waffen, als in der Schule erzogen, ſcheint er ſich eher eine eigene Gattung von Ode gemacht, als in dem Geiſte irgend einer ſchon bekannten gedichtet zu haben.

Wenigſtens, wenn er ſich ein deutſcher Horaz zu werden wünſchet, kann er nur den Ruhm des Römers, als ein lyriſcher Dichter überhaupt, im Sinne gehabt haben. Denn die charakteriſtiſchen Schönheiten des Horaz, ſetzen den feinſten Hofmann voraus; und wie weit iſt dieſer von einem ungekünſtelten Krieger unterſchieden!

Auch mit dem Pindar hat er weiter nichts gemein, als das anhaltende Feuer, und die Τραχύτητα der Wortfügung.

Von dem einzigen Tyrtäus könnte er die heroiſchen Geſinnungen, den Geiz nach Gefahren, den Stolz für das Vaterland zu ſterben, erlernt haben, wenn ſie einem Preuſſen nicht eben ſo natürlich wären, als einem Spartaner.

Und dieſer Heroismus iſt die ganze Begeiſterung unſers Dichters. Es iſt aber eine ſehr gehorſame Begeiſterung, die ſich nicht durch wilde Sprünge und Ausſchweifungen zeigt, ſondern die wahre Ordnung der Begebenheiten zu der Ordnung ihrer Empfindungen und Bilder macht.

Alle ſeine Bilder ſind erhaben, und all ſein Erhabnes iſt naiv. Von dem poetiſchen Pompe weis er nichts; und prahlen und ſchimmern ſcheint er, weder als Dichter noch als Soldat zu wollen.

Sein Flug aber hält nie einerley Höhe. Eben der Adler, der vor in die Sonne ſah, läßt ſich nun tief herab, auf der Erde ſein Futter zu ſuchen; und das ohne Beſchädigung ſeiner Würde. Antäus, um neue Kräfte zu ſammeln, mußte mit dem Fuſſe den Boden berühren können.

Sein Ton überhaupt, iſt ernſthaft. Nur da blieb er nicht ernſthaft — wo es niemand bleiben kann. Denn was erweckt das Lachen unfehlbarer, als groſſe mächtige Anſtalten mit einer kleinen, kleinen Wirkung? Ich rede von den drolligten Gemählden des Roßbachiſchen Liedes.

Seine Sprache iſt älter, als die Sprache der jeztlebenden gröſſern Welt und ihrer Schriftſteller. Denn der Landmann, der Bürger, der Soldat und alle die niedrigern Stände, die wir das Volk nennen, bleiben in den Feinheiten der Rede immer, wenigſtens ein halb Jahrhundert, zurück.

Auch ſeine Art zu reimen, und jede Zeile mit einer männlichen Sylbe zu ſchlieſſen, iſt alt. In ſeinen Liedern aber erhält ſie noch dieſen Vorzug; daß man in dem durchgängig männlichen Reime, etwas dem kurzen Abſetzen der kriegeriſchen Trommete ähnliches zu hören glaubet.

Nach dieſen Eigenſchaften alſo, wenn ich unſern Grenadier ja mit Dichtern aus dem Alterthume vergleichen ſollte, ſo müßten es unſere Barden ſeyn.

> Vos quoque, qui fortes animas belloque peremtas
> Laudibus in longum vates dimittitis aevum,
> Plurima ſecuri fudiſtis carmina Bardi.*

Carl der groſſe hatte ihre Lieder, ſo viel es damals noch möglich war, geſammelt, und ſie waren die unſchäzbarſte Zierde ſeines Bücherſaals. Aber woran dachte dieſer groſſe Beförderer der Gelehrſamkeit, als er alle ſeine Bücher, und alſo auch dieſe Lieder, nach ſeinem Tode an den Meiſtbiethenden zu verkaufen befahl? Konnte ein römiſcher Kayſer der Armuth kein ander

---

[*] Lucanus.

Vermächtniß hinterlaſſen?[*] — O wenn ſie noch vorhanden wären! Welcher Deutſcher würde ſich nicht noch zu weit mehrerm darum verſtehen, als Hickes?[**]

Ueber die Geſänge der nordiſchern Skalden ſcheint ein günſtiger Geſchick gewacht zu haben. Doch die Skalden waren die Brüder der Barden; und was von jenen wahr iſt, muß auch von dieſen gelten. Beyde folgten ihren Herzogen und Königen in den Krieg, und waren Augenzeugen von den Thaten ihres Volks. Selbſt aus der Schlacht blieben ſie nicht; die tapferſten und älteſten Krieger ſchloſſen einen Kreis um ſie, und waren verbunden ſie überall hinzubegleiten, wo ſie den würdigſten Stoff ihrer künftigen Lieder vermutheten. Sie waren Dichter und Geſchichtſchreiber zugleich; wahre Dichter, feurige Geſchichtſchreiber. Welcher Held von ihnen bemerkt zu werden das Glück hatte, deſſen Name war unſterblich; ſo unſterblich als die Schande des Feindes, den ſie fliehen ſahen.

Hat man ſich nun in den koſtbaren Ueberbleibſeln dieſer uralten nordiſchen Heldendichter, wie ſie uns einige däniſche Gelehrte aufbehalten haben[***], umgeſehen, und ſich mit ihrem Geiſte und ihren Abſichten bekannt gemacht; hat man zugleich das jüngere Geſchlecht von Barden aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter, ſeiner Aufmerkſamkeit werth geſchätzt, und ihre naive Sprache, ihre urſprünglich deutſche Denkungsart ſtudirt: ſo iſt man einigermaſſen fähig, über unſern neuen preuſſiſchen Barden zu urtheilen. Andere Beurtheiler, beſonders wenn ſie von derjenigen Klaſſe ſind, welchen die franzöſiſche Poeſie alles in allem iſt, wollte ich wohl für ihn verbeten haben.

Noch beſitze ich ein ganz kleines Lied von ihm, welches in der Sammlung keinen Platz finden konnte; ich werde wohl thun, wenn ich dieſen kurzen Vorbericht damit bereichere. Er ſchrieb mir aus dem Lager vor Prag: „Die Panduren lägen „nahe an den Werken der Stadt, in den Hölen der Weinberge; als er einen geſehen, habe er nach ihm hingeſungen:“

---

[*] *Eginhartus in vita Caroli M.* cap. 33. Similiter et de libris — ſtatuit, ut ab his, qui eos habere vellent, juſto pretio redimerentur, pretiumque in pauperes erogaretur.

[**] *Georg. Hickeſius in Grammatica Franco-Theotiſca* c. I. O utinam jam extaret augusta Caroli M. Bibliotheca, in qua delicias has ſuas repoſuit Imperator! O quam lubens, quam jucundus ad extremos Caroli imperii fines proficiſcerer, ad legenda antiqua illa, aut barbara carmina!

[***] Andreas Vellejus und Petrus Septimus.

Was liegſt du, nackender Pandur,
  Recht wie ein Hund im Loch?
Und weiſeſt deine Zähne nur?
  Und bellſt? So beiſſe doch!

Es könnte ein Herausfordrungslied zum Zweykampf mit einem Panduren heiſſen.

Ich hoffe übrigens, daß er noch nicht das letzte Siegeslied ſoll geſungen haben. Zwar falle er bald oder ſpät; ſeine Grabſchrift iſt fertig:

Ειμι δ' εγω Θεραπων μεν Ενυαλιοιο ἀνακτος
  Και Μουσεων ἐρατον δωρον ἐπιϛαμενος.

Friedrichs von Logau Sinngedichte.

Zwölf Bücher.

Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von C. W. Ramler und G. E. Leſſing.

1759.

Vorrede.

Friedrich von Logau, der gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, unter dem Namen Salomon von Golau, deutſcher Sinngedichte drey Tauſend herausgegeben hat, iſt mit allem Rechte für einen von unſern beſten Opitziſchen Dichtern zu halten; und dennoch zweifeln wir ſehr, ob er vielen von unſern Leſern weiter als dem Namen nach bekannt ſeyn wird.

Wir können uns dieſes Zweifels wegen auf verſchiedene Umſtände berufen. Ein ganzes Jahrhundert, und drüber, haben ſich die Liebhaber mit einer einzigen Auflage dieſes Dichters beholfen; in wie vieler Händen kann er alſo noch ſeyn? Und wenn ſelbſt Wernike keinen kennen will, der es gewagt habe, in einer von den lebendigen Sprachen ein ganzes Buch voll Sinngedichte zu ſchreiben; wenn er dem Urtheile ſeines Lehrers, des berühmten Morhofs, daß insbeſondere die Deutſche Sprache, ihrer vielen Umſchweiſe wegen, zu dieſer Gattung von Gedichten nicht bequem zu ſeyn ſcheine, kein Beyſpiel entgegen zu ſtellen weis: ſo kann er unſern Logau, ſeinen beſten, ſeinen einzigen Vorgänger, wohl ſchwerlich gekannt haben. Iſt er aber ſchon damals in ſolcher Vergeſſenheit geweſen, wer hätte ihn in dem nachfolgenden Zeitalter wohl daraus geriſſen? Ein Meiſter, oder ein John gewiß nicht, die ihn zwar nennen, die auch Beyſpiele aus ihm anführen, aber ſo unglückliche Beyſpiele, daß ſie unmöglich einem Leſer können Luſt gemacht haben, ſich näher nach ihm zu erkundigen.

Wir könnten eine lange Reihe von Kunſtrichtern, von Lehrern der Poeſie, von Sammlern der gelehrten Geſchichte anführen, die alle ſeiner entweder gar nicht, oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein wozu ſollten uns die Beweiſe dienen, daß Logau unbekannt geweſen iſt? Ein jeder Leſer, der ihn nicht kennt, glaubt uns dieſes auch ohne Beweis.

Was man mit beſſerm Rechte von uns erwarten dürfte, wäre eine umſtändliche Lebensbeſchreibung dieſes würdigen Mannes. Und wie ſehr würden wir uns freuen, wenn wir dieſer Erwartung ein Genügen leiſten könnten! So aber ſind alle unſere Nachforſchungen nur ſchlecht belohnt worden; und wir haben wenig mehr als folgendes von ihm entdecken können.

Das Geſchlecht derer von Logau, oder Logaw, iſt eines von den älteſten adlichen Geſchlechtern Schleſiens. Ihr Stammhaus, Altendorf, liegt in dem Fürſtenthum Schweidnitz. Chr. Gryphius ſagt, es ſey aus Böhmiſchen oder Schleſiſchen Geſchichtſchreibern zu erweiſen, daß ſchon in dem ſechzehnten Jahrhunderte Freyherren von Logau, unter den Kayſern Carl dem fünften, und Ferdinand dem erſten, anſehnliche Kriegesbedienungen bekleidet hätten. Auch blühte unter der Regierung des erſtern George von Logau auf Schlaupitz, einer der beſten lateiniſchen Dichter ſeiner Zeit, dem wir die erſte Ausgabe des Gratius und Nemeſianus zu danken haben. Desgleichen beſaß um eben dieſe Zeit Caspar von Logau, den Lucä und andere mit nur gedachtem George verſchiedentlich verwechſeln, den biſchöflichen Stul zu Breßlau.

Unſer **Friedrich von Logau**, ward, zu Folge ſeiner Grabſchriſt, die uns **Cunrad** aufbehalten hat, im Monat Junius des Jahres 1604 gebohren. Seine Aeltern und den Ort ſeiner Geburt finden wir nirgends benannt; auch nirgends einige Nachricht von ſeiner Erziehung, wo er ſtudiret, ob er gereiſet u. ſ. w. Wir finden ſeiner nicht eher als in Dienſten des Herzogs zu Liegnitz und Brieg, **Ludewigs** des Vierten, gedacht.

Man beliebe ſich aus der Geſchichte zu erinnern, daß Johann Chriſtian, Herzog von Brieg, drey Söhne hinterließ, die nach ſeinem 1639 erfolgten Tode das Herzogthum gemeinſchaftlich beſaßen, doch ſo, daß jeder von ihnen ſeine eigenen Räthe hatte. Unter den Räthen des zweyten, des gedachten **Ludewigs**, befand ſich unſer von **Logau**. Als aber 1653 ihres Vaters Bruder, **George Rudolph**, ſtarb, und die Fürſtenthümer Liegnitz und Wohlau an ſie fielen, fanden ſie das Jahr darauf für gut, ſich durch das Loos aus einander zu ſetzen. **Ludewig** bekam Liegnitz, wohin er nunmehr ſeinen Sitz verlegte, und ſeinen **Logau** als Canzeleyrath mit ſich nahm.

Die Liebe zur Poeſie muß ſich zeitig bey ihm geäußert haben. Er ſagt uns in einem von ſeinen Sinngedichten ſelbſt, daß er in ſeiner Jugend verliebte Gedichte geſchrieben habe, die ihm in den Unruhen des Krieges von Händen gekommen wären. Nach der Zeit erlaubten ihm ſeine Geſchäffte allzukurze Erhohlungen, als daß er ſich in größern Gedichten, als das kleine Epigramma iſt, hätte verſuchen können. Unterdeſſen hat er es in dieſer geringern Gattung ſo weit gebracht, als man es nur immer bringen kann, und es iſt unwiderſprechlich, daß wir in ihm allein einen **Martial**, einen **Catull** und **Dionyſius Cato** beſitzen.

Er gab anfangs nur eine Sammlung von zwey hundert Sinngedichten ans Licht, die, wie er ſelbſt ſagt, wohl aufgenommen worden. Wir haben ſie nirgends auftreiben können, und wer weiß, ob ſie gar mehr in der Welt iſt? Die vollſtändige Sammlung, die den ſchon erwähnten Titel: **Salomons von Golau deutſcher Sinngedichte drey Tauſend** führet, iſt zu

Breßlau, in Verlag Caſpar Kloßmanns, gedruckt, und macht einen Octavband von ohngefähr drey Alphabeten aus. Das Jahr des Drucks finden wir nirgends darinn ausdrücklich angezeigt. Es muß aber das Jahr 1654 geweſen ſeyn, welches ſich aus verſchiednen Sinngedichten ſchließen läßt, und von den Bücherkennern beſtätiget wird. Da unterdeſſen Sinapius ſagt, daß Logau ſeine Sinngedichte im Jahr 1638 herausgegeben habe, ſo wird man dieſes nicht unwahrſcheinlich von der erſten kleinen Sammlung verſtehen können.

Er war ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, in die er 1648, unter dem Namen des Verkleinernden aufgenommen ward. Wenn der Sproſſende, in ſeiner Beſchreibung dieſer Geſellſchaft, ihn unter diejenigen Glieder nicht rechnet, die ſich durch Schriften gezeiget haben, ſo iſt dieſes wohl ein abermaliger Beweis, daß das Publicum ſeine Sinngedichte ſehr bald vergeſſen hat.

Er ſtarb zu Liegnitz, den fünften Julius im Jahr 1655, und hinterließ aus einer zweyten Ehe einen einzigen Sohn. Es war dieſes der Freyherr Balthaſar Friedrich von Logau, der Freund des Herrn von Lohenſtein, und der Mäcen des jüngern Gryphius.

Wir wollen nunmehr von unſrer neuen Ausgabe das Nöthige ſagen. Die ganze Anzahl der Sinngedichte unſers Logau beläuft ſich, außer einigen eingeſchobenen größern Poeſien, auf drey tauſend, fünfhundert und drey und funfzig, indem zu dem zweyten und dritten Tauſend noch Zugaben und Anhänge gekommen ſind. Iſt es wahrſcheinlich, iſt es möglich, daß ſie alle gut ſeyn können? Unſere wahre Meynung zu ſagen, dieſe ungeheuere Menge iſt vielleicht eine von den vornehmſten Urſachen, warum der ganze Dichter vernachläßiget worden iſt. Denn es konnte leicht kommen, daß die Neugierde das Buch ſiebenmal aufſchlug, und ſiebenmal etwas ſehr mittelmäßiges fand.

Wir ließen es alſo unſere erſte Sorge ſeyn, ihn dieſes nachtheiligen Reichthums zu entladen. Wir haben ihn faſt auf ſein Drittheil herabgeſetzt: und das iſt unter allen Nationen, immer ein ſehr vortrefflicher Dichter, von deſſen Gedichten ein Drittheil gut iſt. Deßwegen wollen wir aber nicht ſagen, daß alle beybehaltenen Stücke, Meiſterſtücke ſind; genug, daß in dem unbeträchtlichſten noch ſtets etwas zu finden ſeyn wird, warum es unſerer Wahl werth geweſen. Iſt es nicht allezeit Witz, ſo iſt es doch allezeit ein guter und großer Sinn, ein poetiſches Bild, ein ſtarker Ausdruck, eine naive Wendung, und dergleichen. Auch wird das ſchlechteſte noch immer dazu dienen, dem Leſer zu zeigen, wie wenig er den Verluſt der übrigen Stücke zu bedauern hat.

Es iſt uns ein Exemplar unſers Dichters zu Händen gekommen, das ſich aus der Stolliſchen Bibliothek herſchreibt, und in welchem hier und da eine unnatürliche, harte Wortfügung mit der Feder geändert worden war. Der Zug der Schrift wäre alt genug, es für die eigene Hand des Herrn von Logau zu halten. Doch dazu gehören ſtärkere Beweiſe, und wir wollen es alſo nicht behaupten. Unterdeſſen haben wir doch für gut befunden, einige von dieſen Aenderungen anzunehmen, und einige, ihnen zu Folge, ſelbſt zu wagen. Der Leſer ſtößt nirgends ſo ungern an, als in einem Sinngedichte, welches allzu kurz iſt, als daß man die Unebenheiten darinn überſehen könnte.

Wir ſind uns bewußt, daß wir durch dieſe wenigen und geringen Veränderungen den alten Dichter nicht im geringſten moderner gemacht haben; wir ſind ihm nur da ein wenig zu Hülfe gekommen, wo wir ihn allzuweit unter ſeiner eignen reinen Leichtigkeit fanden; und haben es alsdann in dem Geiſte ſeiner eignen Sprache zu thun geſucht.

Wie groß unſere Hochachtung für dieſe ſeine alte Sprache iſt, wird man aus unſern Anmerkungen darüber, die wir in Geſtalt eines Wörterbuchs dem Werke beygefügt haben, deutlich genug erkennen. Aehnliche Wörterbücher über alle unſere guten Schriftſteller, würden, ohne Zweifel, der erſte nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unſrer Sprache ſeyn. Wir haben die Bahn hierinn, wo nicht brechen, doch wenigſtens zeigen wollen.

Endlich können wir unſern Leſern auch nicht verbergen, daß bereits vor mehr als funfzig Jahren ein Ungenannter eine ähnliche Arbeit mit unſerm Logau unternommen gehabt. Er hat nehmlich (1702) S. v. G. auferweckte Gedichte herausgegeben.

Dieſer Titel iſt der letzte unwiderſprechlichſte Beweis, daß dieſe Sinngedichte damals ſchon begraben geweſen ſind. Allein dieſer Ungenannte war vielleicht Schuld, daß unſer Logau noch tiefer in die Vergeſſenheit gerieth, und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdammt werden konnte. Derjenige Theil ſeiner Gedichte, welchen man, ohne Wahl, auferweckt hat, iſt nicht allein mit unendlich ſchlechten und pöbelhaften Stücken vermiſcht worden; ſondern die Logauiſchen ſelbſt ſind dergeſtalt verlängert, verkürzt, verändert worden, daß Nachdruck, Feinheit, Witz, alle Sprachrichtigkeit, ein jeder guter poetiſcher Name, eine jede gute Eigenſchaft des Dichters, ja oft der Menſchenverſtand ſelber verloren gegangen iſt. Wir führen keine Exempel an, um unſern Leſern den Ekel zu erſparen.

Werden die Liebhaber der Poeſie an unſerm alten Dichter, einigen Geſchmack finden: ſo freuen wir uns, daß dadurch die Beſchuldigung immer mehr entkräftet werden wird, als ob wir Neuern allbereits von der Bahn des Natürlichſchönen abgewichen wären, und nichts mehr empfinden könnten, als was auf einer gewiſſen Seite übertrieben iſt.

Berlin
den 5ten May
1759

Die Herausgeber.

Sinngedichte.

Erſtes Buch.

(1) Von meinem Buche.

Daß mein Buch, ſagt mir mein Muth,
Noch ganz böſe, noch ganz gut.
Kommen drüber arge Fliegen,
Bleibt gewiß Geſundes liegen,
Und das Faule findet man
Kommen aber Bienen dran,
Wird das Faule leicht vermieden,
Und Geſundes abgeſchieden.

(2) Der May.

Dieſer Monath iſt ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß ſie jetzt ſeine Braut, künftig eine Mutter werde.

(3) Steuer.

Wo Venus weiland ſaß und den Adonis küßte,
Wuchs Gras und Blum hervor, war gleich die Gegend wüſte.
Wo Bacchus weiland gieng, da wuchſen lauter Reben,
Und jeder dürre Strauch mußt eitel Trauben geben.
Kanns nicht die Steuer auch? Ein wohlverſteurter Grund
Soll geben deſto mehr, je mehr er wüſte ſtund.
Wer weiß ob jenes war; wer weiß ob dieß kann ſeyn?
Dort glaube wer da will; hier giebts der Augenſchein.

(4) Ueber das Fieber einer fürſtlichen Perſon.

Unſre Fürſtinn lieget krank. Venus hat ihr dieß beſtellt,
Die, ſo lange jene blaß, ſich für ſchön nun wieder hält.

(5) Schlachten.

Es bleibt in keiner Schlacht itzt vierzigtauſend Mann.
Was Hannibal gekonnt, iſt keiner, der es kann!
Es iſt ja unſer Mars zum Schießen abgericht?
O, ſchießen kann er zwar — ſtehn aber will er nicht.

(6) Grabſchrift eines lieben Ehegenoſſen.

Leſer, ſteh! Erbarme dich dieſes bittern Falles!
Außer Gott, war in der Welt, was hier liegt, mir Alles.

(7) Hoffnung.

Auf was Gutes, iſt gut warten;
Und der Tag kömmt nie zu ſpat,
Der was Gutes in ſich hat.
Schnelles Glück hält ſchnelle Fahrten.

(8) Spanien.

Spanien liegt, wie ein Säugling, an der Oſt- und Weſtenbruſt
Indiens; wie viele Länder hätten zu der Speiſe Luſt!

(9) Junger Rath.

Bey Hofe gilt der junge Rath, als wie ein junger Wein;
Wiewohl er Darmgicht gerne bringt, doch geht er lieblich ein.

(10) Auf den Thraſe.

Thraſe rühmte ſeine Wunden,
Die er im Geſicht empfunden,
Als er rüſtig, wie ein Held,
Sich vor ſeinen Feind geſtellt.
Ey! ſagt' einer, daß dir nicht
Dieſes mehr ſchimpfe dein Geſicht,
So enthalt dich, wenn du fliehſt,
Daß du nicht zurücke ſiehſt!

(11) Eine Schönhäßliche.

Ich kenn ein Frauenbild, das wäre völlig ſchön,
Nur daß der Schönheit Stück' in falſcher Ordnung ſtehn.

(12) Frey leben, gut leben.

Wer andern lebt, lebt recht; wer ihme lebt, lebt gut:
Wohl jener andern wohl, ihm übel der nicht thut.
Wohl dieſem, dem zugleich die Freyheit iſt gegeben,
Bald recht, bald gut, wann, wie und wem er will, zu leben!

(13) Auf einen glücklichen Schelm.

Dir ſey, ſagſt du, bald gewährt,
Was du kannſt und magſt verlangen:
Schade, daß du nie begehrt,
Daß du möchtſt — am Galgen hangen!

(14) Von Jobs Weibe.

Wie kam es, daß, da Job ſonſt alles eingebüßet,
Was ihm ergetzlich war, er nicht ſein Weib gemiſſet!
Es ſteht nicht deutlich da, warum ſie übrig blieb:
Allein ich ſchließe faſt — er hatte ſie nicht lieb.

(15) Die unartige Zeit.

Die Alten konnten fröhlich ſingen
Von tapfern deutſchen Heldendingen,
Die ihre Väter ausgeübet.
Wo Gott, nach uns, ja Kinder giebet,
Die werden unſrer Zeit Beginnen
Beweinen, nicht beſingen können.

(16) Auf einen Ehrgeizigen.

Alle Menſchen gönnen dir, daß du mögeſt Cäſar werden;
Doch mit drey und zwanzig Wunden niederliegend auf der Erden.

(17) Auf den Glorilus.

Ihr rühmt die kühne Fauſt? Ey rühmt den ſchnellen Fuß,
Der mir, ſagt Glorilus, die Fauſt erhalten muß.

(18) Tod und Schlaf.

Tod iſt ein langer Schlaf; Schlaf iſt ein kurzer Tod:
Die Noth die lindert der, und jener tilgt die Noth.

(19) Eine Heldenthat.

O That, die nie die Welt, dieweil ſie ſteht, geſehen!
O That, die, weil die Welt wird ſtehn, nie wird geſchehen!
O That, die Welt in Erz und Federn billig ſchreibt,
Und, wie ſie immer kann, dem Alter einverleibt!
O That, von der hinfort die allerkühnſten Helden,
Was ihre Fauſt gethan, ſich ſchämen zu vermelden!
Vor der Achilles ſtarrt, vor der auch Hektor ſtutzt,
Und Herkules nicht mehr auf ſeine Keule trutzt!
Hört! ſeht! und ſteigt empor! Macht alle Löcher weiter!
Dort ziehen Helden her, dort jagen dreyßig Reiter,
Die greifen kühnlich an — ein wüſtes Gärtnerhaus,
Und ſchmeißen Ofen ein, und ſchlagen Fenſter aus.

(20) Lebensbedürfniß.

Was thut und duldet nicht der Menſch um gut Gemach,
Wiewohl er mehr nicht darf, als Waſſer, Brodt, Kleid, Dach!

(21) Krieg und Wein.

Soldaten und der Wein, wo die zu Gaſte kommen,
Da iſt Gewalt und Recht dem Wirthe bald benommen.
Der Wirth wirft dieſen zwar zum Hauſe leicht hinaus,
Jen' aber räumen weg den Wirth und auch ſein Haus.

(22) Trauen.

Einem trauen, iſt genug:
Keinem trauen, iſt nicht klug:

Doch iſts beſſer, keinem trauen,
Als auf gar zu viele bauen.

(23) Wittwenſchaft.

Als Pallas ward von Troja weggenommen,
Iſt Troja bald in ſein Verderben kommen:
Ein Haus, woraus ein redlich Weib verſchieden,
Bleibt von dem Glücke mehrentheils vermieden.

(24) Wahl eines Freundes.

Der ſey dir nicht erkieſt,
Wer Freund ihm ſelbſt nicht iſt:
Wer Freund ihm ſelbſt nur iſt,
Der ſey dir nicht erkieſt.

(25) Verleumder.

Wer ſchmäht, und Schmähung hört, dem ſey zur Straf erkohren,
Daß der werd an der Zung, und der gehenkt an Ohren.

(26) Steuer

Wie weiſe man den Salomo ſonſt achtet,
So hat er doch nicht alles recht betrachtet,
Weil er der Dinge Zahl, die nimmer ſatt,
Die Steuer nicht noch beygeſetzet hat.

(27) Geſtorbene Redlichkeit.

Man lobt die Redlichkeit, ſieht aber keine nicht. -
Die Todten iſt man auch zu loben noch verpflicht.

(28) Uebereiltes Freyen.

Leicht iſt Liebe zu bekommen;
Leicht iſt auch ein Weib genommen:
Die bekommen bald zur Stund',
Das genommen ohne Grund,
Heißt zur Reue die bekommen,
Heißt zur Strafe das genommen.

(29) Das Land in der Stadt.

Wer nach dem Lande jetzt will auf dem Lande fragen,
Der irrt. Mars hat das Land längſt in die Stadt getragen.

(30) Johannes der Täufer.

Nicht recht! nicht recht! würd' immer ſchreyn
Johannes, ſollt er wieder ſeyn.
Doch käm er, rieth ich, daß er dächte,
Wie viel er Köpf in Vorrath brächte.

(31) Bilder.

Wo Bilder in der Kirch ein Aergerniß gebären,
So muß man Kirchengehn auch ſchönen Weibern wehren

(32) Krieg und Hunger.

Krieg und Hunger, Kriegs Genoß,
Sind zwey ungezogne Brüder,
Die durch ihres Fußes Stoß
Treten, was nur ſtebet, nieder.
Jener führet dieſen an;
Wenn mit Morden, Rauben, Brennen,
Jener ſchon genug gethan,
Lernt man dieſen erſt recht kennen;
Denn er iſt ſo raſend kühn,
So ergrimmt und ſo vermeſſen,
Daß er, wenn ſonſt alles hin,
Auch den Bruder pflegt zu freſſen.

(33) Auf den Lindus.

Lindus ward einſt im Gelag oft mit Worten angeſtochen,
Gleichwohl aber hat er ſich noch mit Wort noch That gerochen:
Sondern gieng zur Stub hinaus, kam bald wiederum herein,
Sprach: ich hielt nur Rath mit mir, ob ich wollte böſe ſeyn.

(34) Mäßigkeit.

Mein Tiſch der darf mich nicht um Ueberſatz verklagen:
Der Gurgel eß ich nicht, ich eſſe nur dem Magen.

(35) Glücke wäget die Freunde.

Böſes Glück hat dieſe Güte,
Daß die ungewiſſen Sachen
Uns gewiſſe Freunde machen;
Daß man ſich vor denen hüte,

Die nicht die ſind, die ſie ſcheinen,
Sondern unſer Gut gut meinen.

(36) Soldatenzucht.

Peſcennius, ein römiſcher Kaiſer,
Der Kriegszucht ernſter Unterweiſer,
Der hat, als etwan neun Soldaten
Den Bauern einen Hahn verthaten,
Die That an ihnen viele Wochen
Bey Waſſer und bey Brodt gerochen.
Itzt ſchadets nicht, ob Ein Soldate
Neun Bauern gleich ſied oder brate;
Eh als er trocknes Brodt ſollt' eſſen,
Möcht er ein ganzes Dorf voll freſſen.

(37) Die Vernunft.

Gott gab uns die Vernunft, dadurch uns zu regieren;
Wir brauchen die Vernunft, dadurch uns zu verführen.
Du, Menſch, bekamſt Vernunft, lebſt viehiſch gegen dich;
Das Vieh hat nicht Vernunft, lebt menſchlich gegen ſich.

(38) Neid.

Tugend iſt des Neides Mutter: Um der lieben Mutter wegen,
Sie zu haben, laſſe keiner ihm das Kind in Weg was legen.

(39) Nachgeben.

Wer halbes Recht hat eingeräumet, der räume lieber ganzes ein:
Wer ſchon des Halben Herr geworden, der will es auch des Ganzen ſeyn.

(40) Auf den Marcus.

Marcus macht ein Teſtament, tröſt ſein Weib mit letztem Willen;
Sie macht auch ein Teſtament, ihren erſtlich zu erfüllen.

(41) Mächtige Diener.

Den großen Elephanten führt oft ein kleiner Mohr:
Und großen Herren ſchreibet ſehr oft ein Bauer vor.

(42) Vom Curtius.

Curtius und ſeine Frau leben wie die Kinder:
Spielen, wie die Kinder thun, tragen ſich nicht minder

(43) Die Gicht.

Die Gicht verbeut die Wein zu trinken,
Sonſt muſt du liegen oder hinken.
Mich dünkt, es iſt ein groß Verdruß,
Wenn übers Maul regiert der Fuß.

(44) Beute.

Was man dem Feind entwandt, das heiße, meynſt du, Beute?
Nein; was der Bauer hat, und was die Edelleute,
Was man auf Straßen ſtiehlt, was man aus Kirchen raubt,
Das heißet Beut, und iſt bey Freund und Feind erlaubt.

(45) Die Sünde.

Menſchlich iſt es, Sünde treiben;
Teufliſch iſts, in Sünde bleiben;
Chriſtlich iſt es, Sünde haſſen;
Göttlich iſt es, Sünd' erlaſſen.

(46) Auf die Albella.

Albella, wäreſt du gleich nur ein kalter Stein,
Würd' ein Pygmalion dein Buhler dennoch ſeyn.
Du lebſt, und biſt ſo klar; was ſollt' es Wunder ſeyn,
Wenn ein Pygmalion durch dich wird ſelbſt ein Stein?

(47) Zagheit.

Wäre Schild und Harniſch gut
Vor die Zagheit, Furcht und Schrecken;
Könnt' ein Spieß und eiſern Hut
Tapferkeit und Muth erwecken:
Ey, was hätten die für Zeit,
Die dergleichen Waffen ſchlügen!
Würd ihr Geld doch, glaub ich, weit
Alles Eiſen überwiegen!

(48) Dienſtfertigkeit.

Ich kann nicht jedem thun, was er von mir begehret;
Auch mir wird ſelber nicht ſtets was ich will gewähret.

(49) Poetengötter.

Poeten die ſollen die Götter nicht nennen,
Die Chriſten verlachen, nur Heiden bekennen.
Wird ihnen nur Venus und Bacchus geſchenket,
Ich wette, daß keiner der andern gedenket.

(50) Grabſchrift einer ſchwangern Frau.

Hier liegt ein Grab im Grab, und in des Grabes Grab
Was Welt noch nie geſehn, ihm auch nicht Namen gab.
Das Grab begrub zuvor, eh Grab begraben war; —
Zwey Gräber ſind nur Eins, und Eine Leich ein Paar.

(51) Trunkenheit.

Wen ſein Schickſal heißt ertrinken,
Darf drum nicht ins Waſſer ſinken:
Alldieweil ein deutſcher Mann
Auch im Glaſ' erſaufen kann.

(52) An einen kriegriſchen Held.

Als aus deiner Sinnen Stärke
Jupiter nahm ein Gemerke,
Daß du durch ſo kühnes Streiten
Würdeſt in den Himmel ſchreiten,
Sprach er; „Uns die Ehre bleibe!
„Dannenher ich einverleibe
„Dieſen Held, nach Himmelsrechte,
„In der Götter alt Geſchlechte;
„Denn er möcht aus eignen Thaten,
„Für ſich ſelbſt hieher gerathen.

(53) Ein Vertriebener redet nach ſeinem To

Was mir nie war vergönnt bey meinem meiſten Leben,
Das hat mir nun der Tod nach meinem Sinn gegeben,
Ich wohn ein eignes Haus, woraus mich keine Noth,
Kein Teufel, kein Tyrann mehr treibt, und auch kein To

(54) Ein babyloniſcher Gebrauch.

Zu Babel wurden ſchöne Töchter auf freyem Markte feil geſtellt.
Die Ungeſtalten aber nahmen zur Mitgift das gelöſte Geld

Sollt' ein ſo ſonderbarer Handel auch unter uns im Schwange gehn,
So wär er gut für ſolche Freyer, die nur auf ſchnöde Münze ſehn.
Ich aber ſtimme dieſem Brauche in einer andern Abſicht bey,
Und meynte, daß allhier das Geben weit ſeliger als Nehmen ſey.

(55) Das trunkene Deutſchland.

Weit beſſer ſtands um Deutſchlands Wohl,
Da Deutſchland nur war gerne voll,
Als nun es triegen, buhlen, beuten,
Gelernet hat von fremden Leuten.

(56) Hofſtellungen.

Es ſtecket Ja im linken, im rechten Backen Nein;
Ja, nein: dieß pflegt bey Hofe allzeit vermiſcht zu ſeyn.

(57) Auf den Aulus.

Aulus rühmt ſich weit und ferne,
Allen Leuten dien er gerne;
Ja er dient, doch nimmt er Lohn,
Gröſſer als ſein Dienſt, davon.

(58) Der Feind nicht zu verachten.

Mit dem Feinde ſoll man fechten, vor dem Fechten ihn nicht ſchmähn;
Viel', die ſchmähten ungefochten, hat man fechtend laufen ſehn.

(59) Reichthum.

Wer auf übrig Reichthum tracht,
Der wird weiter nichts erſtreben,
Als, daß noch bey ſeinem Leben
Er ihm ſelbſt ein täglich Sterben,
Und hernachmals ſeinen Erben
Ein erwünſcht Gelächter macht.

(60) Ein Ehrgeiziger.

Wer viel Aemter will genießen,
Muß in ſich viel Gaben wiſſen;
Oder muß auf Vortheil gehen;
Oder muß ſie nicht verſtehen.

(61) Von den Steinen der Pyrrha und des Deukalions.

Die Pyrrha und ihr Mann geſtreut, was waren das für Steine?
Den Kieſelſtein warf ſie, und er den Sandſtein, wie ich meyne;
Denn dieſer dient mehr zum Gebrauch, und jener mehr zum Scheine.

(62) Kunſt verſtummt.

Daß anitzt die Pierinnen,
Mars, vor dir nicht reden können,
Freu dich nicht! Es iſt ihr Wille,
Ungehindert in der Stille,
Mit dem Recht ſich zu berathen
Auf ein Urtheil deiner Thaten.

(63) Sparſame Zeit.

Der Mangel dieſer Zeit hat Sparſamkeit erdacht;
Man tanzet itzt auch bald, ſobald man Hochzeit macht.

(64) Gottes und des Teufels Worte.

Es hat Gott durch ſein Wort dieß runde Haus gebauet,
Und was man drinnen merkt, und was man draußen ſchauet:
Der Teufel hat ein Wort, wodurch er Vorſatz hat,
Zu tilgen, was Gott ſchuf; und dieſes heißt **Soldat**.

(65) An die Annia.

Mich dünket, Annia iſt niemals jung geweſen.
Ich habe nichts davon gehört, geſehn, geleſen.

(66) Kleinmüthigkeit.

Hoch kömmt ſchwerlich der, der doch
Wenig achtet, wenn er hoch.

(67) Die Liebe.

Wo Liebe zeucht ins Haus,
Da zeucht die Klugheit aus.

(68) Auf den Hornutus.

Hornutus las, was Gott Job habe weggenommen,
Sey doppelt ihm hernach zu Hauſe wiederkommen:

Wie gut, ſprach er, war dieß, daß Gott ſein Weib nicht nahm,
Auf daß Job ihrer zwey für eine nicht bekam!

(69) Auf den Kunimundus.

Kunimundus giebt ſich an,
Manche Stunde ſeinen Mann
Zu beſtehen. — Das iſt viel! —
O es iſt bedinget worden,
Daß er weder ſelbſt erwerben,
Noch erwerbet werden will.

(70) Wahrheit.

Fromme Leute klagen ſehr, daß die Wahrheit ſey verloren.
Suche, wer ſie ſuchen will, aber nicht in hohen Ohren.

(71) Des Krieges Raubſucht.

Als Venus wollte Mars in ihre Liebe bringen,
Hat ſie ihn blank und bloß am beſten können zwingen.
Denn wär ſie, wie ſie pflegt, im theuern Schmuck geblieben,
Hätt er ſie dürfen mehr berauben, als belieben.

(72) Spieler.

Spielen ſoll Ergetzen ſeyn?
Dieſes ſeh ich noch nicht ein.
Glaubt ein Spieler, welcher viel
Eingebüßt, es ſey ein Spiel?

(73) Vorige und itzige Kriege.

Was taugt der alte Krieg? Der neue Krieg iſt beſſer;
Denn jener war ein Feind der Menſchen, der der Schlöſſer:
Der erſte machte leer der Menſchen Leib vom Blut,
Und dieſer fegt nur aus der Kaſten altes Gut.

(74) Ja.

Viel Sprachen reden können ſteht einem Hofmann an —
Wer, was der Eſel redet, der iſt am beſten dran.

(75) Auf die Jungfer Dubioſa.

Dubioſa iſt ſehr ſchön, reich, geſchickt und ſonſt von Gaben,
Nur der Juden Hoher Prieſter könnte ſie nicht ehlich haben.

(76) Ein ehrliches Weib.

Die Ehre ziert das Weib, ein ehrlich Weib den Mann:
Wer dieſen Schmuck bekömmt, ſeh keinen andern an.

(77) Zuverſicht.

Hat Gott mich ohne mich gebracht in dieſes Leben,
Wird Gott das, was mir fehlt, mir ohne mich auch geben.

(78) Plauderer.

Wer immer ſagt und ſagt, und iſt doch ſchlecht belehrt,
Sagt oft was nicht geſchehn, und keiner ſonſt gehört.

(79) Ein Proceß.

Ein Kläger kam und ſprach: Herr Richter, ich bekenne,
Beklagter ſoll mir thun, ſo viel als ich benenne.
Der Richter ſprach: So ſchau, und giebs, Beklagter, hin;
So biſt du los der Schuld, wie ich des Richtens bin.
Beklagter ſprach: Ich kann zwar keine Schuld geſtehen,
Doch geb ich Halbes hin, dem Zanken zu entgehen.
Wer beſſer richten kann, der richte drüber frey,
Wer unter dreyen hier der Allerklügſte ſey.

(80) Die Zeit vertreiben.

Laßt das Klagen unterbleiben,
Daß der Tod uns übereile:
Jeder ſucht ja kurze Weile;
Jeder will die Zeit vertreiben.

(81) Die Tugend.

Wo Tugend Glück beherrſcht, und Weisheit Unglücksfälle,
Hat Hochmuth kein Gehör, hat Unmuth keine Stelle.

(82) Nicht zu viel.

Ein raſches Pferd nur immer jagen,
Ein ſaubres Kleid nur immer tragen,
Den nächſten Freund nur immer plagen,
Hat niemals langen Nutz getragen.

(83) Das untreue Vermögen.

Wie ſchelmiſch iſt das Geld! Ein jeder ſinnt auf Geld,
Das dem doch, der es hat, nach Leib und Seele ſtellt.

(84) Kunſtdichter.

Viel Helden hat es itzt, ſo hats auch viel Poeten.
Daß jene nun die Zeit nicht wie der Tod mag tödten,
Dazu ſind dieſe gut; doch pflegen insgemein,
Wo viel Poeten ſind, viel Dichter auch zu ſeyn.

(85) Gemeine Werke.

Kluge Leute thun zwar auch was die albernen beginnen,
Brauchen aber andre Art, andern Zweck, und andre Sinnen.

(86) Gewohnheit und Recht.

Gewohnheit und Gebrauch zwingt oft und ſehr das Recht:
Hier iſt der Mann ein Herr des Weibes, dort ein Knecht.

(87) Reime.

Werden meine Reime nicht wohl in fremden Ohren klingen,
So bedenken Fremde nur, es geſcheh auch ihren Dingen.
Worte haben, wie die Menſchen, ihr gewiſſes Vaterland,
Gelten da vor allen andern, wo ſie lang und wohl bekannt.

Zweytes Buch.

(1) Von meinem Buche.

Kündig iſts, daß in der Welt
Sich zum Guten Böſes finde.
Wäre nur mein Buch geſtellt,
Daß beym Böſen Gutes ſtünde!

(2) Hoheit hat Gefahr.

Auf ſchlechter ebner Bahn iſt gut und ſicher wallen:
Wer hoch geſeſſen hat, hat niedrig nicht zu fallen.

(3) Lobſucht.

Wer um Lobes Willen thut
Das, was löblich iſt und gut,

Univ. Bibl.
München

Thut ihm ſelbſten, was er thut,
Thut es nicht, dieweil es gut.

(4) Tadler.

Wem niemand nicht gefällt, wer alles tadelt allen,
Wer tadelt dieſen nicht, und wem kann der gefallen?

(5) Nutzen von großer Herren Freundſchaft.

Gut trinken und gut eſſen,
Des Unrechts ganz vergeſſen,
Sich ſelbſten nimmer ſchonen,
Nie denken ans Belohnen:
Dieß ſind die eignen Gaben,
Die Herrenfreunde haben.

(6) Drohungen.

Ein Fluß verräth durch Rauſchen ſich, daß er ſehr tief nicht lauft;
Ein Bote, daß er müde ſey, wenn er ſehr ſchwitzt und ſchnauft:
Wer allzuſehr mit Worten pocht, giebt deutlich an den Tag,
Daß ſeine Lunge ziemlich viel, das Herze nichts vermag.

(7) Wein, der Poeten Pferd.

Ihrer viel ſind zwar befliſſen,
Sich am Helikon zu wiſſen;
Ob ſie nun gleich ziehn und ziehn,
Kommen ſie doch langſam hin:
Denn ihr beſtes Pferd iſt heuer
Viel zu ſeltſam und zu theuer.

(8) Eine gleiche Heyrath.

Cacus hat ein Weib genommen, die iſt ihm in allem gleich:
Häßlich, böſe, faul und diebiſch, geil, verſoffen und nicht reich

(9) An etliche Lobſprecher eines verſtorbenen Helden.

Ihr Klingen, deren Fauſt die Feder ämſig führet
Zu klagen deſſen Tod, der an die Wolken rühret
Durch Thaten ohne Gleich, durch Thaten, die der Welt
Des Himmels kurze Gunſt hat einzig vorgeſtellt,
Zum Eigenthum zwar nicht, zum Wunder aber allen,
So weit der Titan leucht; der Muth mag euch entfallen.

Daß dieß, wo Götterlob genug zu ſchaffen hat,
Die Feder enden ſoll und ein papiernes Blatt.
Laßt ab! Hier wird dem Fleiß gar wenig Frucht gegönnet;
Klagt nichts ſo ſehr, als dieß, daß ihr nicht klagen könnet.

(10) Weinfreundſchaft.

Die Freundſchaft, die der Wein gemacht,
Wirkt, wie der Wein, nur Eine Nacht.

(11) Der Henker und die Gicht.

Der Henker und die Gicht verſchaffen gleiche Pein,
Nur er macht kleine lang, ſie lange Leute klein.

(12) Aufrichtigkeit.

Ja ſoll Ja, und Nein ſoll Nein,
Nein nicht Ja, Ja Nein nicht ſeyn;
Welcher anders reden kann,
Iſt noch Chriſt, noch Biedermann.

(13) Wanderſchaft der Leute und der Güter.

Man ſagt, man lieſet viel, wie daß, vor langen Jahren,
Zu Zeiten ein ganz Volk aus ſeinem Sitz gefahren
Und neues Land geſucht. Hinfüro wird man ſagen
Was anders: wie man ſah gar oft in unſern Tagen,
Vom Land' Holz, Stein, Zinn, Bley, Gold, Silber, Kupfer, Eiſen,
Fleiſch, Brod, Trank, und was nicht? — hin in die Städte reiſen.

(14) Saumſal.

Anfang hat das Lob vom Ende:
Drum macht der, daß man ihn ſchände,
Der in allen ſeinen Sachen
Nimmer kann ein Ende machen.

(15) Hausregiment.

Ein jeder iſt Monarch in ſeines Hauſes Pfälen;
Es ſey denn, daß ſein Weib ſich neben ihm will zählen

(16) Welſchland.

Das welſche Land heißt recht ein Paradies der Welt:
Weil jeder, der drein kömmt, ſo leicht in Sünden fällt

(17) Auf den Harpax.

Harpax ſtahl hier ohne Scham,
Lief in Krieg, entlief dem Strange;
Wär auch da vielleicht nicht lange,
Thät es nicht ſein guter Nam.

(18) Nicht zu muthig, nicht zu furchtſam

Noch frech wagen,
Noch weich zagen,
Hat jemals gar viel Nutz getragen.
Wohl bedacht,
Friſch vollbracht,
Hat oft gewonnen Spiel gemacht.

(19) Anzeigungen des Sieges.

Seyd luſtig, ihr Krieger, ihr werdet nun ſiegen!
Die Kriegesverfaſſung wird dießmal nicht trügen.
Die Waffen, um euere Lenden gebunden,
Sind neulich aus Händen der Bauern geſchunden;
Die Mittel zu Stiefeln, Zeug, Sattel, Piſtolen,
Sind ritterlich neben der Straße geſtohlen;
Die Gelder, zur Pflegung vom Lande gezwungen,
Sind rüſtig durch Gurgel und Magen gedrungen;
Die Pferde, vom nützlichen Pfluge geriſſen,
Des Brodtes die letzten und blutigen Biſſen,
Die führen und füllen viel Tauſend der Wagen,
Die Huren und Buben zu Felde mit tragen.
Daß Reiter nun wieder ein wenig beritten,
Sind Adern und Sehnen dem Lande verſchnitten;
Ein Fürſtenthum iſt in die Schanze gegeben,
Die Handvoll von Reitern in Sattel zu heben.

(20) Adel.

Hoher Stamm und alte Väter
Machen wohl ein groß Geſchrey:
Moſes aber iſt Verräther,
Daß der Urſprung Erde ſey.

(21) Ein gnadſeliger Diener.

Fürſten werfen oft auf Einen alle Sach und alle Gunſt;
Fehlt nun der, ſo ſind verloren alle Mittel, alle Kunſt.
Alles kann verrathen Einer, Einer kann nicht allem rathen;
Gut iſt, was viel Augen ſahen, leicht iſt, was viel Hände thaten.

(22) An den wohlthätigen Gott.

O Gott, wo nehm ich Dank, der ich ſo viel genommen
Von Wohlthat, die mir iſt zu Hauſe häufig kommen
Durch deine Gütigkeit? Thuſt du nicht noch mehr Wohl.
So weiß ich keinen Rath, wie ich recht danken ſoll.

(23) Heutige Weltkunſt.

Anders ſeyn, und anders ſcheinen;
Anders reden, anders meynen;
Alles loben, alles tragen;
Allen heucheln, ſtets behagen;
Allem Winde Segel geben;
Böſen, Guten dienſtbar leben;
Alles Thun und alles Dichten
Bloß auf eignen Nutzen richten:
Wer ſich deſſen will befleißen,
Kann politiſch heuer heißen.

(24) Das Beſte in der Welt.

Das Beſte, was ein Menſch in dieſer Welt erſtrebet,
Iſt, daß er endlich ſtirbt, und daß man ihn begräbet.
Die Welt ſey, wie ſie will; ſie hab auch, was ſie will:
Wär Sterben nicht dabey, ſo gälte ſie nicht viel.

(25) Auferſtehung der Todten.

Wer nicht glaubt das Auferſtehn, dem iſt ferner wohl erlaubt,
Daß er glaube, was er will, wenn er auch gleich gar nichts glaubt.

(26) Grabſchrift der Frömmigkeit.

Frommes liegt ins Grabes Nacht;
Böſes hat es umgebracht.
Frevel erbte ſeine Habe,
Tanzt dafür ihm auf dem Grabe.

(27) Das menſchliche Alter.

Ein Kind weiß nichts von ſich; ein Knabe denket nicht;
Ein Jüngling wünſchet ſtets; ein Mann hat immer Pflicht;
Ein Alter hat Verdruß; ein Greis wird wieder Kind:
Schau, lieber Menſch, was dieß für Herrlichkeiten ſind!

(28) Der Tod.

Wer ſich nicht zu ſterben ſcheut, und ſich auch nicht ſchämt zu leben,
Dieſer ſorgt nicht, wie und wann er der Welt ſoll Abſchied geben.

(29) Höflichkeit.

Die Höflichkeit iſt Geld: man hält ſie werth und theuer;
Doch hält ſie nicht den Strich, taugt weniger ins Feuer.

(30) Stärke und Einigkeit.

Tapferkeit von außen, Einigkeit von innen,
Macht, daß keiner ihnen mag was abgewinnen.

(31) Reiche Verwüſtung.

Da dieſes Land war reich vor Jahren,
Da glaubten wir, daß Bettler waren.
Nun dieſes Land, durch langes Kriegen,
Bleibt menſchenleer und wüſte liegen,
Iſt Steuer gar nicht zu bereden,
Man ſey nun arm von ſo viel Schäden.

(32) Aufrichtigkeit.

Wer wenig irren will, er thu gleich, was er thu,
Der ſchweiſe nicht weit um, er geh gerade zu.

(33) Hofe-Gedächtniß.

Was man an den Höfen fehlet,
Das wird lange da gezählet:
Morgen denkt man kaum daran,
Was man heute [illegible] gethan.

(34) U[illegible]e Krankheit.

Mancher Schad iſt nich[illegible] durch die Kräuter aller Welt:
Hanf hat viel verzweifel[illegible] gemacht und abgeſtellt.

(35) Ein Alter.

Ein alter Mann wird zwar veracht,
Der aber doch der Jungen lacht,
Die ihnen ſelbſt ein Lied erdichten,
Das man dann auch auf ſie wird richten.

(36) Glück und Neid.

Die das Glücke ſtürzen will, hat es gerne vor erhoben;
Die der Neider ſchwärzen will, pflegt er gerne vor zu loben.

(37) Auf die Portia.

Portia ſchont ihrer Augen; einen kleinen ſchlechten Mann
Siehet ſie nur über Achſel, ſieht ſie mit Verachtung an.
Kleine Schrift vexirt die Augen, daß man übler ſehen kann

(38) Wohlthat.

Die Wohlthat übel angewandt,
Wird Uebelthat gar wohl genannt.

(39) Wiſſenſchaft.

Dem Fleiße will ich ſeyn, als wie ein Knecht, verhaßt,
Damit ich möge ſeyn ein Herr der Wiſſenſchaft.

(40) Vergebliche Arbeit.

Weiß die Haut des Mohren waſchen,
Trinken aus geleerten Flaſchen,
In dem Siebe Waſſer bringen,
Einem Tauben Lieder ſingen,
Auf den Sand Palläſte bauen,
Weibern auf die Tücken ſchauen,
Wind, Luft, Lieb' und Rauch verhalten,
Jünger machen einen Alten,
Einen dürren Wetzſtein mäſten,
Oſten ſetzen zu dem Weſten,
Allen Leuten wohl behagen,
Allen, was gefällig, ſagen;
Wer ſich das will unterſtehen,
Muß mit Schimpf zurücke gehen.

(41) Der Tugend Lohn.

Durch Ehr und reichen Lohn kann Tapferkeit erwachen;
Doch Ehr und reicher Lohn kann Tapferkeit nicht machen.

(42) Die beſte Arzeney.

Freude, Mäßigkeit und Ruh
Schleußt dem Arzt die Thüre zu.

(43) Auf den Veit.

Veit hat ein wohlberathnes Haus, und in dem Hauſe ſiehet man
In großer Meng ein jedes Ding, was man — im Finſtern ſehen kann.

(44) Die menſchliche Unbeſtändigkeit.

Sein' Eigenſchaft und Art bekam ein jedes Thier,
Und wie ſie einmal war, ſo bleibt ſie für und für.
Der Löwe bleibt beherzt; der Haſe bleibet ſcheu;
Der Fuchs bleibt immer ſchlau; der Hund bleibt immer treu:
Der Menſch nur wandelt ſich, vermummt ſich immerdar,
Iſt dieſe Stunde nicht der, der er jene war.
Was dient ihm denn Vernunft? Sie hilft ihm faſt allein,
Daß er kann mit Vernunft recht unvernünftig ſeyn.

(45) Der Aerzte Glück.

Ein Arzt iſt gar ein glücklich Mann:
Was er bewehrtes wo gethan,
Zeigt der Geneſte jedem an:
Sein Irrthum wird nicht viel erzählet;
Denn hat er irgendwo gefehlet,
So wirds in Erde tief verhehlet.

(46) Ueber den Tod eines lieben Freundes.

Mein ander Ich iſt todt! O ich, ſein ander Er,
Ich wünſchte, daß ich Er, er aber Ich noch wär.

(47) Geld.

Wozu iſt Geld doch gut?
Wers nicht hat, hat nicht Muth:
Wers hat, hat Sorglichkeit;
Wers hat gehabt, hat Leid.

(48) Rechtshändel.

Wer ſich einläßt in Proceſſe, wer ſich einläßt in ein Spiel,
Jeder muß hier etwas ſetzen, wenn er was gewinnen will;
Doch geſchieht es auch, daß mancher nichts gewinnt, und ſetzt doch viel.

(49) Triegereyen.

Krummes mag man wohl verſtehen,
Krummes aber nicht begehen.

(50) Eine reiche Heyrath.

Wer in Ehſtand treten will, nimmt ihm meiſtens vor
Drein zu treten, ob er kann, durch das goldne Thor.

(51) Die graue Treue.

Da man, ſchon zur Zeit der Alten,
Reine Treu für grau gehalten:
Wunderts euch in unſern Tagen,
Daß ſie ſchon ins Grab getragen?
Daß nicht Erben nach ihr blieben,
Drüber iſt ſich zu betrüben.

(52) Auf den Lychnobius.

Lychnobius zählet viel Jahre, viel Wochen,
Noch lebt er die Woche nicht einigen Tag;
Er ſäufet bey Nachte, ſo viel er vermag,
Und ſtecket des Tages im Bette verkrochen.

(53) Schalksnarren.

Ein Herr, der Narren hält, der thut gar weislich dran; —
Weil, was kein Weiſer darf, ein Narr ihm ſagen kann.

(54) Auf den Bibulus.

Es torkelt Bibulus, iſt ſtündlich toll und voll: —
Der Weg zur Höll iſt breit: er weiß, er trifft ihn wohl.

(55) Hofdiener.

Ich weiß nicht, ob ein Hund viel gilt,
Der allen ſchmeichelt, keinem billt?
Ein Diener, der die Aufſicht führet,

Und Augen nur, nicht Zunge rühret,
Thut nicht, was ſeiner Pflicht gebühret.

(56) Geiſtlicher und weltlicher Glaube.

Man merkt, wie gegen Gott der Glaube ſey beſtellt,
Nur daraus, wie man Glaub und Treu dem Nächſten hält.

(57) Selbſterkenntniß.

Willſt du fremde Fehler zählen; heb an deinen an zu zählen;
Iſt mir recht, dir wird die Weile zu den fremden Fehlern fehlen.

(58) Weltgunſt.

Die Weltgunſt iſt ein Meer:
Darein verſinkt, was ſchwer;
Was leicht iſt, ſchwimmt daher.

(59) Die Zeiten.

Wer ſagt mir, ob wir ſelbſt ſo grundverböſte Zeiten
Verböſern, oder ob die Zeiten uns verleiten?
Der Tag, daran ein Dieb dem Henker wird befohlen,
Hätt ihn wohl nicht gehenkt, hätt er nur nicht geſtohlen.

(60) Die Gnade.

Das Warm iſt Menſchen mehr, als Kaltes, angeboren;
Den Fürſten ſey die Güt mehr als die Schärf erkohren.

(61) Die viehiſche Welt.

Ein rinderner Verſtand, und kälberne Geberden,
Dabey ein wölfiſch Sinn, ſind bräuchlich itzt auf Erden.
Das Rind verſteht ſich nicht, als nur auf Stroh und Gras:
Ein Menſch läuft, rennt und ſchwitzt bloß um den vollen Fraß.
Ein Kalb ſcherzt, gaukelt, ſpringt, eh es das Meſſer fühlet:
Ein Menſch denkt nie an den, der ſtündlich auf ihn zielet.
Der Wolf nimmt, was ihm kömmt, iſt feind dem Wild und Vieh:
Was Menſch und menſchlich iſt, iſt frey vor Menſchen nie.

(62) Dank wird bald krank.

Dankbarkeit, du theure Tugend,
Alterſt bald in deiner Jugend:

Drum macht deine kurze Friſt,
Daß du immer ſeltſam biſt.

(63) Weiberverheiß.

Wer einen Aal beym Schwanz und Weiber faßt bey Worten,
Wie feſt er immer hält, hält nichts an beyden Orten.

(64) Verdacht.

Argwohn iſt ein ſcheuslich Kind: wenn es in die Welt nur blickt,
Solls nicht ſchaden, iſt es werth, daß man es alsbald erſtickt.

(65) Freunde.

Freunde muß man ſich erwählen
Nur nach wägen, nicht nach zählen.

(66) Auf die Maſa.

Einen Troſtſpruch aus der Bibel hatte Maſa ihr erwiſchet,
Daß man ewig dort mit Abram, Iſaak und Jakob tiſchet;
Freuet ſich auf beßre Speiſen, als man hier erjagt und fiſchet.

(67) Liebhaber.

Die Liebe treibt ins Elend aus,
Die, welche ſie belohnet.
Denn der iſt nie bey ſich zu Haus,
Der in der Liebſten wohnet.

(68) Der verfochtene Krieg.

Mars braucht keinen Advocaten,
Der ihm ausführt ſeine Thaten.
Keinem hat er was genommen,
Wo er nichts bey ihm bekommen;
Keinem hat er was geſtohlen,
Denn er nahm es unverhohlen;
Keinen hat er je geſchlagen,
Der ſich ließ bey Zeiten ſagen;
Was er von der Straße klaubet,
Iſt gefunden, nicht geraubet;
Haus, Hof, Scheun und Schopf geleeret,
Heißt ein Stücke Brodt begehret;
Stadt, Land, Menſch und Vieh vernichten,

Heißt des Herren Dienſt verrichten;
Huren, ſaufen, ſpielen, fluchen,
Heißt dem Muth Erfriſchung ſuchen;
Endlich dann zum Teufel fahren,
Heißt — den Engeln Müh erſparen.

(69) Aerzte und Räthe.

Ein Arzt hilft krankem Leib', ein Weiſer kranker Zeit.
Der erſt' iſt noch zur Hand, der ander iſt gar weit.

(70) Geſchminkte Weiber.

Damen, die ſich gerne ſchminken,
Laſſen ſich wohl ſelbſt bedünken,
Daß Natur an ihren Gaben
Müſſe was verſehen haben.
Drum wer wählen will, der ſchaue,
Daß er nicht der Farbe traue.

(71) Der Hunger.

Mir iſt ein Gaſt bekannt, der dringt durch freches Plagen,
Daß ihn ſein frommer Wirth ſoll aus dem Hauſe jagen:
Wenn dieſer es nicht thut, wird der nicht eh geſtillt,
Als bis man Gaſt und Wirth in Eine Grube füllt.

(72) Laſter ſind zu ſtrafen, Perſonen ſind zu ſchonen.

Nicht die Perſonen auszurichten,
Die Laſter aber zu vernichten,
Hat jeder mögen Reime dichten.

(73) Auf den Ruhmreich.

Ruhmreich iſt ein Tauſendkünſtler; was er will muß ihm gelingen:
Kann er eines, glaub ich alles: über ſeinen Schatten ſpringen?
Oder, iſt ihm dieſes lieber; pfeifen und zugleich auch ſingen?

(74) Auf den Senecio.

Senecio hat eine Seuche, daran er ſterben muß;
Es iſt, wie ich berichtet worden, ein neunzigjährig Fluß.

(75) Heutige Sitten.

Wozu ſoll doch ſein Kind ein Vater auferziehen
Bey ſo bewandter Zeit? Er darf ſich nur bemühen.

Daß keine Scheu ſein Sohn und kein Gewiſſen hat,
So iſt ſchon alles gut, ſo wird zu allem Rath.

(76) Von der deutſchen Poeſie.

Was iſt ein deutſcher Reim? Deutſch kann ja jedermann. —
Drum iſt mir lieb, daß ich auch kann, was jeder kann.

(77) Klugheit und Thorheit.

Jeder hat zu Hausgenoſſen, zwey ſich gar nicht gleiche Gäſte:
Einen Doctor, einen Narren; Dieſe ſpeiſet er aufs beſte.
Braucht er nun nicht gute Vorſicht, hält er nicht den Narren ein,
Wird er öfter als der Doctor an der Thür und Fenſter ſeyn.

(78) Fleiß bringt Schweiß, Schweiß bringt Preis.

Jedermann hat gerne Preis;
Niemand macht ihm gerne Schweiß.
Wer der Arbeit Mark will nießen,
Muß ihr Bein zu brechen wiſſen.

(79) Geſchminkte Freundſchaft.

Hände küſſen, Hüte rücken,
Kniee beugen, Häupter bücken,
Worte färben, Rede ſchmücken,
Meynſt du, daß dieß Gaukeley,
Oder ächte Freundſchaft ſey?

(80) Lachende Erben.

Die Römer brauchten Weiber, die weineten für Geld.
Obs nicht mit manchem Erben ſich eben ſo verhält?

(81) Gold und Luſt.

Der Menſch liebt Gold ſo ſehr,
Und darf der Luſt doch mehr.
Ein Dieb, der dieß bedenkt,
Wird ſelten aufgehenkt.

(82) Auf den Craſſus.

Craſſus hat gar böſen Ruf: aus dem böſen Ruf zu kommen,
Hat er ärgers Bubenſtück, als das erſte, vorgenommen.

(83) Hofkünſte.

Künſte, die bey Hof im Brauch,
Faßt ich, dünkt mich, leichtlich auch;
Wollt' erſt eine mir nur ein,
Nehmlich: unverſchämt zu ſeyn.

(84) Ein guter Koch, ein guter Rath.

Bey Hofe iſt ein guter Koch der allerbeſte Rath,
Er weiß, was ſeinem Herren ſchmeckt, und was er gerne hat.
Er trägt verdecktes Eſſen auf, und Eſſen nur zur Schau;
Geußt Söder auf und Senf daran, die dienlich für den Grau;
Aufs Bittre ſtreut er Zucker her, das Magre würzt er wohl;
Dem Herren werden Ohren ſatt, und ihm der Beutel voll;
Die Kammer geht zur Küche zu, die Wirthſchaft in das Faß;
Die Kanzley hält Faſtenzeit; der lechzend' Unterſaß
Mag laufen, kann er ſitzen nicht: die ganze Polizey
Wird Heucheley, Betriegerey und Küchenmeiſterey.

(85) Der Ruchloſen Freudenlied.

Weil das Leben bey uns bleibt, brauchen wir das Leben;
Kommen wir in Himmel nicht, kommen wir daneben.

(86) Armuth und Blindheit.

Ein blinder Mann iſt arm, und blind ein armer Mann:
Weil dieſer keinen ſieht, der keinen ſehen kan.

(87) Auf den Bloſeus.

Seh ich recht, ſo ſcheint es mir,
Bloſeus ſey ein Wunderthier.
Augen hat er, keine Stirne,
Einen Kopf, und kein Gehirne,
Einen Mund, und keine Zunge,
Wenig Herzens, viel von Lunge.
Kannſt du beſſer ſehn, ſo ſchau,
Ob er Ochs iſt, oder Sau.

(88) An den Leſer.

Sind dir, Leſer, meine Sachen mißgefällig wo geweſen,
Kannſt du ſie am beſten ſtrafen, mit dem ſauern Nimmerleſen.

Drittes Buch.

(1) Von meinen Leſern.

So mirs gehet, wie ich will,
Wünſch ich Leſer nicht zu viel:
Denn viel Leſer ſind viel Richter,
Vielen aber taugt kein Dichter.

(2) Gott und Krieg.

Was nicht iſt, dem ruft Gott zum Seyn und zum Beſtehn;
Was iſt, dem ruft der Krieg zum Nichtſeyn, zum Vergehn.

(3) Sparſamkeit.

Wenn die Jugend eigen wüßte,
Was das Alter haben müßte;
Sparte ſie die meiſten Lüſte.

(4) Der Tod.

Ich fürchte nicht den Tod, der mich zu nehmen kömmt;
Ich fürchte mehr den Tod, der mir die Meinen nimmt.

(5) Auf den Celer.

Celer lief jüngſt aus der Schlacht,
Denn es kam ihm ſchnell zu Sinne,
Daß er, würd er umgebracht,
Nachmals nicht mehr fechten könne.

(6) Waſſerſucht.

Waſſerſucht iſt ſchwer zu heilen. Manchmal kömmt ſie Jungfern an;
Dieſe trägt man auf den Armen, bis ſie ſelber laufen kann.

(7) Mittel zum Reichthum.

Wer reich zu werden ſucht, muß Zeit und Ort betrachten,
Und lernen Geld und Gut bald viel, bald wenig achten.

(8) Verleumder.

Ich kenn ein höflich Volk, die Brüder der Erinnen,
Ein Volk von ſüßer Zung und von vergiften Sinnen,
Das zwiſchen Mund und Herz, das zwiſchen Wort und That
Solch einen engen Raum, wie Oſt von Weſten, hat.

Es lobt mich ins Geſicht, es ſchändet mich im Rücken,
Es will durch meine Schmach ſein eigen Laſter ſchmücken.
Es ſehnet ſich empor, verachtet alle Welt,
Und hat genug an dem, daß es ihm ſelbſt gefällt.
Was iſt mit dem zu thun? Sonſt will ich nichts ihm fluchen,
Als daß ſein falſches Maul mag einen Stand ſich ſuchen,
Wo ſonſt aus hohler Tief ein fauler Athem zeucht,
Der auf die Ferſen zielt und in die Naſe kreucht.

(9) Vereinigung zwiſchen Jupiter und Mars.

Es that mir jüngſt ein Freund vom Helikon zu wiſſen,
Daß Jupiter mit Mars wollt' einen Frieden ſchließen,
Wenn Mars hinfort nicht mehr bey ſeinen Lebenstagen,
Nach Himmel und nach dem, was himmliſch iſt, will fragen:
Will Jupiter dahin ſich kündlich dann erklären,
Dem Mars, noch nebſt der Welt, die Hölle zu gewähren.

(10) Regimentswetter.

Principes sunt Dii, non quidem altitonantes, sed imitonantes.

Wer nicht glaubt, daß Obrigkeiten
Billig ſind und heißen Götter,
Der hab Acht bey dieſen Zeiten,
Was ſie machen für ein Wetter.

(11) Kreuz

So böſ' iſt ſchwerlich was, es iſt zu etwas gut:
Das Kreuze plagt den Leib, und beſſert doch den Muth.

(12) Geduld.

Leichter träget, was er träget,
Wer Geduld zur Bürde leget.

(13) Von dem Cannus.

Cannus baut ein neues Haus; baut ihm auch ein Grab. Mich deucht,
Daß er an das Weichen denkt, aber doch nicht gerne weicht.

(14) Liebesarzeney.

Mäßig und geſchäftig leben,
Heißt der Liebe Gift eingeben.

(15) Die böſartige und überſichtige Welt.

Die Welt acht unſrer nichts; wir achten ihrer viel.
Ein Narr liebt den, der ihn nicht wieder lieben will.

(16) Der Spiegel.

Der Spiegel iſt ein Maler, im Malen ganz vollkommen;
Der aber ſein Gemälde ſtets mit ſich weggenommen.

(17) Liſtige Anſchläge.

Weißt du, was ein Anſchlag heißt? —
„Wenn man weislich ſich befleißt,
„Seinem Feind, eh ers wird innen,
„Schand und Schaden anzuſpinnen —
Nein; es iſt was beſſers noch,
Gilt auch noch einmal ſo hoch:
Stehlen heißt es Küh und Pferde,
Daß es niemand innen werde.

(18) Lingua præcurrit mentem.

Wenn für den Mann das Weib in einer Handlung ſpricht,
Sagt, übereilet da den Sinn die Zunge nicht?

(19) Redlicher Leute Schelten gilt vor loſer Leute Loben.

Wenn mir ein Böſer gut, ein Guter böſe will,
So acht ich Gutes nichts, hingegen Böſes viel.

(20) Redlichkeit.

Weil die Ehr und Redlichkeit
Weicht und fleucht aus unſrer Zeit,
Weiß ich nicht, was drinnen ſehr
Frommer Mann mehr nütze wär.

(21) Schlaf.

Es ſitzt der Schlaf am Zoll, hat einen guten Handel;
Sein iſt der halbe Theil von unſerm ganzen Wandel.

(22) Träume.

Aus Nichts hat der ihm was gemacht,
Der Träume, welche Nichts ſind, acht.

(23) Glückſeligkeit.

Was macht die Menſchen arg? Was hat viel Volk empöret?
Was hat manch Land geſchwächt? Was hat manch Reich zerſtöret?
Das, was die ganze Welt doch itzt und alle Zeit
Von Herzen wünſcht und ſucht: des Glückes Seligkeit.

(24) Eheſtand des Herzens und der Zunge

Das Herz und Zung iſt wie vermählt,
Die zeugen Kinder ungezählt;
Wenn beide nun nicht eines ſind,
Wird jedes Wort ein Hurenkind.

(25) Der geſegnete Krieg.

Mars iſt nicht ganz verflucht; Mars iſt nicht ganz zu ächten,
Wie manchem dünkt. Er iſt der Same der Gerechten;
Nach Brodte geht er nicht. Er kann nach Brodte reiten,
Und muß wohl noch dazu das Fleiſch das Brodt begleiten.

(26) Allengefallenheit.

Daß er gefalle jedermann
Geht ſchwerlich, glaub ich, jedem an,
Als dem, bey dem hat gleichen Preis
Gott, Teufel, Recht, Krumm, Schwarz und Weiß.

(27) Weiber.

Wer ohne Weiber könnte ſeyn, wär' frey von vielerley Beſchwerden;
Wer ohne Weiber wollte ſeyn, wär' aber nicht viel nütz auf Erden.

(28) Regimentsverſtändige.

Es iſt ein Volk, das heißt Statiſten,
Iſt von Verſtand und ſcharfen Liſten,
Doch meynen viel, es ſeyn nicht Chriſten.

(29) Fremdes Gut.

So iſts mit uns bewandt:
Was in der fremden Hand,
Das will uns mehr vergnügen;
Und unſers will nicht tügen.
Was uns das Glücke giebt,
Hat andern auch beliebt.

(30) Anzahl der Freunde.

Wer viel Freunde rühmt zu haben, muß gar wenig Sinnen zählen:
Einen Freund zu finden, pflegen alle Sinnen oft zu fehlen.

(31) Auf die Elſa.

Dieß und jenes ſchneidt man auf von der Hochzeit erſten Nacht;
Mich, ſagt Elſa, ſchreckt es nicht, werde brünſtig nur gemacht,
Unter Augen dem zu gehn, was zuletzt mir kommen ſoll;
Wer, was ihm verordnet iſt, fliehen will, der thut nicht wohl.

(32) Lügen und Lügen ſagen.

Ein Frommer hütet ſich, daß er nicht leichtlich lüge;
Ein Weiſer, daß er ſich mit Lügen nicht betriege.

(33) Des Mars Treue.

Niemand wag es, und verneine,
Daß es Mars nicht treulich meyne,
Weil er niemals Winters halben
Weichet, wie die falſchen Schwalben,
Sondern bleibt auf unſrer Erde,
Weil noch währt, Geld, Brodt, Küh, Pferde.

(34) Thätigkeit.

Wer nimmer nichts verſucht, der weiß nicht, was er kann.
Die Uebung wirkt uns aus; Verſuch der führt uns an.

(35) Frommer Herr, ſchlimme Diener.

Iſt gleich ein Herr gerecht,
Iſt aber arg ſein Knecht;
So wird der Herr doch ungerecht,
Dieweil er hägt den argen Knecht.

(36) Lobſprecher.

Meiſtens lobt man alle Fürſten, wie ſie leben, weil ſie leben.
Sind es dann nicht Heucheleyen? Nein, es iſt gar recht und eben,
Daß man ihre Laſter theils nicht verhaßter etwan macht,
Daß man ſie erinnert theils wo ſie ſonſt nicht drauf gedacht.
Auf die Weiſe kann man Pillen, die ſonſt allzubitter ſchmecken,
Scheinlich machen und vergelten, und die Pflicht ins Lob verſtecken.

(37) Redlichkeit.

Wer gar zu bieder iſt, bleibt zwar ein redlich Mann,
Bleibt aber, wo er iſt, kömmt ſelten höher an.

(38) Beyſpiele.

Willſt du Fürſten Regeln geben,
Gieb der andern Fürſten Leben,
Heb ſie über Böſ' empor,
Zeuch nicht ihnen Lehre vor.

(39) Gewinn und Beſitz.

Wer den Beutel hat verloren, mag den Weg zurücke meſſen:
Schwer iſt neuer zu erwerben; alter iſt nicht zu vergeſſen.

(40) Mann und Weib.

Die Weiber ſind die Monden, die Männer ſind die Sonne;
Von dieſen haben jene Nutz, Ehre, Wärme, Wonne.
Die Sonn beherrſcht den Tag, der Mond beherrſcht die Nacht:
Bey Nachte hat das Weib, der Mann bey Tage Macht.

(41) Ein hölzernes Pferd.

In der Argiver langem Weiberkriege,
Half letzlich noch ein hölzern Pferd zum Siege.
Was gilts, ob Krieg itzt auch nicht währen werde,
Bis ſonſt kein Pferd mehr bleibt, als Kinderpferde?

(42) Vom Lividus.

Lividus iſt tödtlich krank. Will er leben, ſoll er baden —
Aus den Thränen, die er goß über eines andern Schaden.

(43) Gerechtigkeit des Neides.

Keine Straf iſt ausgeſetzet
Auf des Neides Gift;
Denn er iſt zu aller Zeit
Selbſt ſo voll Gerechtigkeit,
Daß er glücklich trifft,
Und ſich durch ſich ſelbſt verletzet.

(44) Güter des Gemüths.

Wer ihm Güter handeln will, der erhandle ſolchen Grund,
Den kein Brand, kein Raub verderbt, weil er im Gemüthe ſtund.

(45) Auf den Fugipes.

Fugipes ſollt itzo treten
In die Schlacht; da wollt' er beten,
Sprach: Mein Gott, ach mache mir,
Wie dort David rühmt von dir,
Hirſchenfüß; ja, führ mich ehe
Weit von hinnen in die Höhe!

(46) Der Bauch hat nicht Ohren.

Der Bauch hat kein Gehöre? Das iſt zu viel geſprochen.
Lucinens Bauch hat Ohren; erwarte nur zehn Wochen.

(47) Hofedonner.

Der Donner, den der Hofehimmel ſchickt,
Trifft, ehe man es merkt, daß er geblickt.

(48) Ein Verleumder.

Falſus iſt ein guter Redner, jedes Wort iſt eine Blume
Von Verleumdung andrer Leute, und von ſtolzem Eigenruhme.

(49) Feſtemacher.

Fürs Vaterland ſein Blut vergießen,
Hat man ſich ſonſt mit Ruhm befliſſen.
Das Blut dem Vaterlande ſparen,
Iſt itzt ein Ruhm in unſern Jahren.

(50) Lob.

Ein ſonders Lob iſt dieß, daß einer Lebens werth,
Auf dieſes Lob nicht ſtirbt, und Lebens nicht begehrt.

(51) Auf die Bienula.

Es achtet Bienula nichts in der Welt ſo ſehr,
Wie billig, als die Zucht und angeborne Ehr:
Damit ſie nicht mit Macht ihr etwan werd entnommen,
So hat ſie nächſt ein Freund von ihr geſchenkt bekommen.

(52) Auf den Veit.

Veit, man nennt dich einen Ochſen; dieß gefällt dir ſchwerlich bald.
Ochſe kannſt du künftig heißen; bleib nur itzt noch ein Kalb.

(53) Die engliſche Tracht.

Die Jungfern, die das geile Rund,
Das zu der Wolluſt legt den Grund,
Ans Licht ſo ſchamlos ſtellen aus,
Die ſind ein rechtes Ballenhaus,
Wo ſtets der Ballen liegen viel,
Und warten, ob man ſpielen will.

(54) Sich hüten.

Soll der Menſch ihm ſelbſt verhüten, was ihm kann Gefahr erregen,
Muß er ſich bloß auf das Hüten, ſonſt auf kein Geſchäffte legen.

(55) Der Weg zu Gunſten.

Willſt du, daß man dich bey uns wohl verehr, und dein gedenke?
Stelle Gaſtereyen an, ſprich ſtets ja, und gieb Geſchenke.

(56) Vorwitz.

Du, der du um mich dich kümmerſt, ſäumſt zu kümmern dich um dich:
Kümmre dich um dich zum erſten; bleibt dir Zeit, alsdann um mich.

(57) Auf den Morns.

Morns kam nach Hofe ſchmauſen,
Ohne Wiſſen, ohne Grauſen
Fraß er viel von einem Raben,
Den ſie ihm zum Poſſen gaben.
Beſſer, daß ich dich verzehre,
Als daß ich dein Grabmahl wäre:
Sprach er. Daß es was bedeute,
Sagen aber alle Leute.

(58) Auf die Pigritta.

Pigritta brauchet gerne Ruh; wie ſo? Sie hat vernommen,
Der Menſch ſey nur in dieſe Welt wie in ein Gaſthaus kommen.

(59) Der Argwohn.

Dieſes kann man zwar wohl thun, daß man leichtlich niemand traue:
Nur daß nicht, daß man nicht trau, leichtlich jemand an uns ſchaue.

(60) Auf den Veit.

Einem andern abgeliebet,
Einem andern abgediebet,
Einem andern abgelogen,
Einem andern abbetrogen,
Einem andern abgeeidet,
Einem andern abgekreidet,
Weib, Geld, Gut, Vieh, Hülle, Fülle,
Und was ſonſt erwarb ſein Wille,
Dieſe ſeine ſchöne Habe
Nennet Veit des Herren Gabe,
Will von ſolchem Gottbeſcheeren,
Sich mit Gott und Ehren nähren.

(61) Der alten Deutſchen Schrift.

Der Deutſchen ihr Papier
War ihres Feindes Leder;
Der Degen war die Feder,
Mit Blute ſchrieb man hier.

(62) Von einem Spiegel.

Heimlichkeiten großer Leute ſoll man, wie ſichs ziemt, verſchweigen:
Deiner Schönheit ſchön Geheimniß will der Spiegel auch nicht zeigen;
Daß er ſey bey Hof geweſen, Formiruta, dünkt mich eigen.

(63) Soldatenfreyheit.

Läßt man euch denn, ihr Soldaten,
Frey dahingehn alle Thaten?
Sündern, die da ſterben ſollen,
Thut man, was ſie haben wollen.

(64) Auf den Möchus.

Möchus iſt ein milder Mann außer Hauſ', und karg im Bette:
Seine Frau lernt dieſe Kunſt, treibt ſie mit ihm in die Wette.

(65) Der Sacer Gewohnheit.

Eh Jungfer mocht und Junggeſelle ſich weiland bey den Sacern paaren,
Mußt' eines vor des andern Stärke durch einen ſondern Kampf erfahren;
Wer überwand, war Herr im Hauſe. Bey uns begehren, nicht aus Stärke,
Die Weiber Vorzug, Herrſchaft, Ehre; nein, ſondern weil ſie ſchwache Werke.

(66) Wunderwerk.

Ein Soldat kann durch Verzehren
Sich ernähren!
Und ein Landmann durch Erwerben
Muß verderben!

(67) Von dem Nummeſus und Bibeſus.

Da Nummeſus ſterben ſollte, lief er auf den Oberſöller;
Da Bibeſus ſterben ſollte, lief er in den tiefen Keller;
Doch den ſchwarzen Knochenmann hielt nicht auf noch Hoch noch Tief,
Daß er beiden nicht hinnach, bis er ſie erhaſchte, lief.

(68) Reime.

Ich pflege viel zu reimen; doch hab ich nie getraut,
Was beſſers je zu reimen, als Bräutigam auf Braut,
Als Leichen in das Grab, als guten Wein in Magen,
Als Geld in meinen Sack, als Leben und Behagen,
Als Seligkeit auf Tod; — — Was darf ich mehrers ſagen?

(69) Rath.

Da, wo man Rath nicht hört, wo Rath nicht Folge hat,
Allda iſt gar kein Rath der allerbeſte Rath.

(70) Auf den Paul.

Paul iſt fleißig, mich zu fragen;
Ich verdrüßig, was zu ſagen:
Denn mit allem meinem Sagen
Stillt ſich nimmer doch ſein Fragen.

(71) Ehewunſch.

Spanne meinen ſchwachen Mann, ſpann ihn aus, o Himmel, doch!
Seufzet Meeris; und ihr Mann: Himmel, ach, zerbrich mein Joch!

(72) Wer Nützliches mit Luſtigem vermengt, der trifft's.

Wer Nutz und wer Ergetz recht ſcheidet und recht mengt,
Verdienet, daß man ihn mit Lob und Ruhm beſchenkt.
Lebt Paſſerillen, lebt! Zum Nutz iſt ihr der Mann,
Der Nachbar zum Ergetz, und wer nur immer kann.

(73) Wein.

Willſt du eine Luſt dir kaufen, kauf ein Faß voll guten Wein,
Bitt ein Dutzend gute Brüder: Ach, was werden Narren ſeyn!

(74) Fürſprecher.

Männer, die durch Reden reich
Werden, ſind den Vögeln gleich;
Tragen ſich zu ihrer Ruh
Ein Gebänd im Munde zu.

(75) Freundſchaft.

Wo Nutz ſich nicht erzeigt, wo kein Gewinn ſich weiſt,
Iſt Freundſchaft nicht daheim, iſt über Land gereiſt.

(76) Eine ausgeübte Sache.

Von Sachen, die nicht vor ſind wo ſchon ausgeübet,
Nimmt keine Simon an, wie viel man ihm gleich giebet.
Mich dünkt, (es iſt nicht weit, bis daß er Hochzeit mache,)
Die Braut die bring ihm auch ein' ausgeübte Sache.

(77) Höflichkeit.

Was Höflichkeit verſprechen,
Darauf iſt nicht zu pochen;
Sie machet keine Pflicht;
Ihr Band das bindet nicht.

(78) Schönheit.

Schönheit iſt ein Vogelleim, jeder hänget gerne dran,
Wer nur fleuget, wer nur ſchleicht, wer nur manchmal kriechen kann.

(79) Der Mittelſtand.

Wer ruhig ſitzen will, der ſitze nicht beym Giebel;
Wo Schwindel folgt und Fall, daſelbſten ſitzt ſichs übel.

(80) Unterſchied zwiſchen Jungfrau, und junge Frau

Es wird, was junge Frau und Jungfrau, leicht erkannt;
Denn dieſes Wort iſt ganz, und jenes iſt getrannt.

(81) Auf die Venerilla.

Venerilla haſſet Scherz,
Was ſie meynt, das iſt ihr Herz.
Wer an ihr was ſuchen will,
Such und ſäume nicht zu viel
Wer nichts ſagt und viel doch thut
Iſt für Venerilla gut.

(82) Aſche und Kohle.

Aſch und Kohle ſind Geſchwiſter; Holz iſt Mutter; Vater Feuer;
Aſch iſt Schweſter, Kohle Bruder; beide ſind es Ungeheuer:
Denn der Vater wie die Mutter iſt alsbald durchaus verloren,
Wenn der Sohn und ſeine Schweſter werden zu der Welt geboren.
Doch zur Rache kömmt der Wirbel, treibt die Tochter ſchnell davon,
Und des Vaters Bruder kömmt und vernichtet auch den Sohn.

(83) Verſtand und Zuſtand.

Verſtand, den jeder hat, hält jeder lieb und werth;
Der Zuſtand, den er hat, wird anders ſtets begehrt,
Da jener, wie mich dünkt, doch mehr als der, verkehrt.

(84) Galgenſtrafe.

Iſts recht, daß man die Münze mit Münze wieder zahl',
Stiehlt den mit Recht ein Rabe, der wie ein Rabe ſtahl.

(85) An einen Sternfreund.

Sieh nicht am Himmel erſt, wie vielen Jammer
Mars ſtiften wird. Sieh nur — in deine Kammer.

(86) Fürſtenliebe.

Große Herren lieben die, denen ſie viel Wohlthat gaben,
Lieben ſelten die um ſie ſich gleich wohl verdienet haben:
Wollen, daß man ihre Güte ſolle ſtets mit Pflicht empfinden,
Wollen ſich für fremdes Gute ſelbſt hingegen nicht verbinden

(87) Hausſtand.

Viel erdulden, nichts verfechten;
Schaden leiden, doch nicht rechten;
Andre füllen, ſich entleeren;
Lehnen, doch den Dienſt entbehren;
Immer geben, nimmer nehmen;
Nimmer lachen, immer grämen;
Herrſchen, gleichwohl dienen müſſen;
Viel verwenden, nichts genießen;
Wenig haben, ofte geben;
Selbſten fallen, andre heben;
Kommt man bey ſo viel Geſchäften
Dann von Gut, Blut, Mark und Kräften,
Wie der alte Hund den Knittel,
Dulden den Rebellentitel;
Das iſt unſer Hausſtand heute.
Lebt ihn doch, ihr lieben Leute!

(88) Beginnen.

Fang alles an mit Wohlbedacht; führ alles mit Beſtand:
Was drüber dir begegnen mag, da nimm Geduld zur Hand.

(89) Schulden.

Wer Schuld mit Schulden zahlt, thut ſelten alles gut;
Dem letzten, der ihm leiht, dem zahlt er mit dem Hut.

(90) Hiobs Weib.

Als der Satan gieng von Hiob, iſt ſein Anwald dennoch blieben,
Hiobs Weib; er hätte nimmer einen beſſern aufgetrieben.

(91) Auf Jungfer Nacktlieb.

Cupinuda klagt gar ſchön
Ueber Vater Adams Fall:
„Welch ein Jammer überall!
„Niemand darf mehr nackend gehn!

(92) Religion.

Daß man mag in Haß und Neid wider ſeinen Nächſten leben,
Soll uns die Religion einen ſchönen Mantel geben?

Ehr mir Gott Religion, die zwar rein und heilig gläubet,
Immer aber Haß und Neid wider ihren Nächſten treibet!

(93) Die Kunſt.

Wo hat die Kunſt ihr Haus? Das Haus der Kunſt iſt rund;
Steht allenthalben ſo, daß Sonne drüber ſtund.

(94) Von meinem Buche.

Will der mein Buch nicht lieben,
Der Beſſeres geſchrieben;
Will der mein Buch vernichten,
Der Lieberes konnte dichten:
So laß ich es geſchehen!
Doch wird man auch wohl ſehen,
Daß mancher etwas Aergers
Geſchrieben, mancher Kärgers.

Viertes Buch.

(1) Reimdichterey.

Wenn ich Reime wo geſchrieben,
Schrieb ich mir ſie, mich zu üben
Wenn ſie andern wo belieben,
Sind ſie andern auch geſchrieben.

(2) Auf die Plauſilla.

Plauſilla trägt ſich hoch, dieweil ſie etwas ſchön.
Wie würde ſie ſo hoch, wär ſie nur ehrlich, gehn!

(3) Auf den Klepar.

Klepar legt ſich nie ungeſtohlen nieder;
Was er Reichen ſtiehlt, giebt er Armen wieder.
Gott wird reichen Lohn ihm hingegen geben,
Daß er hoch erhöht wird in Ketten ſchweben.

(4) Gezwungene Soldaten.

Wer ſeufzend zeucht in Krieg, iſt kein gar gut Soldat:
Was dünkt dich nun von dem, den man gezwungen hat?

(5) Auf die Corinna.

Corinna hat den Mann zwey Jahr lang nicht geſehen;
Und brachte doch ein Kind! — Durch Wechſel iſts geſchehen.

(6) Trinkkunſt.

Wer einen guten Trunk vermag, hat der denn einen Ruhm?
Ja, wenn er trinkt, daß doch Vernunft behält das Meiſterthum.
Bey Hefe nützt ein ſolcher Kopf, der alſo trinken kann,
Daß er entdeckt, ſich ſelbſten nicht, vielmehr den fremden Mann.

(7) Die Welt und der Kaſten Noah.

Des Noah Wunderſchiff' iſt ähnlich unſre Welt,
Weil ſie mehr wilde Thier als Menſchen in ſich hält.

(8) Jungfernthränen.

Ein Waſſer iſt mir kund, das den, der drein nur blickt,
Mehr als der ſtärkſte Wein in Unvernunft verzückt:
Der Liebſten Thränen ſinds, die oft den klügſten Mann
Bethören, daß er Schwarz von Weiß nicht ſondern kann.

(9) Hofhunde.

Heuchler und Hunde belecken die Teller;
Jene ſind Schmeichler und dieſe ſind Beller;
Dieſe bewa[illegible]n, bey denen ſie zehren;
Jene ver[illegible] die, welche ſie nähren.

(10) Das Schwerdt.

Ohn Urſach ſollen wir nie zucken unſern Degen,
Ohn Ehre ſollen wir ihn drauf nie niederlegen.

(11) Auf den Scarus.

Scarus wird mit Ewigkeit immer in die Wette leben:
Jugend wird das Alter nicht, Bosheit wird ihm ſolches geben

(12) Rechtserlernung.

Wenn einer will das Recht ſtudiren,
Muß er fünf Jahre dran verlieren:
Das Recht, das Krieg itzt eingeführet,
Wird in fünf Tagen ausſtudiret.

(13) Auf einen Hörnerträger.

Der Lieb iſt nichts zu ſchwer, pflegt Corniger zu ſagen:
Drum iſt ihm auch nicht ſchwer aus Liebe Hörner tragen.

(14) Der Mann des Weibes Haupt.

Der Mann iſt ſeines Weibes Haupt.
Wer weiß ob Virena ſolches glaubt?
Sie ſpricht: Was ſolln zwey Häupter mir?
Ich wär ja ſonſt ein Wunderthier.

(15) Degen und Schild.

Welch Waffen hat mehr Nutz, der Degen oder Schild? —
Frag erſt, ob Schützen mehr, ob mehr Verletzen gilt? —
Verletzen dämpft den Feind, und Schützen ſichert mich —
Iſt Feind gedämpft, wer iſt dann ſicherer als ich?

(16) Die Worte gelten, wie Geld.

Worte gelten in der Welt
Viel und wenig, wie das Geld:
Was vor Zeiten ſchelmiſch hieß,
Heißet ehrlich, bringt Genieß.

(17) Auf die Flora.

Flora wünſchet, daß ihr Mann ſich mit einer andern paare.
Dieſes thut nicht jedes Weib. — Stille nur! ſie meynt die Baare.

(18) Geſundheit.

Wer am Leibe von Gebrechen, im Gemüth von Lüſten frey,
Dieſer kann ſich billig rühmen, daß er ein Geſunder ſey.

(19) Keuſchheit.

Keuſchheit iſt ein Balſam, Weiber ſind ein Glas:
Jener iſt ſehr köſtlich, gar gebrechlich das.

(20) Von dem Gilvus.

Albinus ſaß voll Muth mit Singen und mit Lachen;
Da Gilvus dieſes ſah, ſprach er: du haſt gut machen,
Du nimmſt das dritte Weib; die erſte die mir lebt,
Die hat auch noch nicht Luſt, daß man ſie mir begräbt.

(21) Gewiſſenhafter Krieg.

Mars iſt ein Gewiſſensmann,
Nimmt ſich ſehr der Menſchheit an:

Schlägt er Menſchen häufig nieder,
Zeugt er Menſchen häufig wieder.

(22) Auf den Furvus.

Furvus denkt ſich groß zu bauen; legt den Grund von ſolchen Stücken,
Die er andern durch Verleumden weggezogen hinterm Rücken.

(23) Einfalt und Liſt.

Da Lamm und Fuchs nach Hofe kam,
Geſchah es, daß man beide nahm;
Den Fuchs, der nachmals oben ſaß,
Das Lamm, davon ein jeder fraß.

(24) Fröhlicher Tod.

Es iſt ein fröhlich Ding um aller Menſchen Sterben:
Es freuen ſich darauf die gerne reichen Erben,
Die Prieſter freuen ſich, das Opfer zu genießen,
Die Würmer freuen ſich an einem guten Biſſen,
Die Engel freuen ſich, die Seelen heimzuführen,
Der Teufel freut ſich, im Fall ſie ihm gebühren.

(25) Vom Morus.

Morus war in hohen Ehren, wagte was er hatt' auf Ehr.
Als er alles nun verprachtet, als er nichts ſonſt hatte mehr,
Wollt' er Ehre ſelbſt verpfänden: hatte nirgend kein Gehör.

(26) Auf den Quadrunnens.

Quadrunnens ſticht ſehr oft gelehrte Männer an.
Schon hieraus hör ich es, daß er gewiß nichts kann.

(27) Würde.

Der centnerſchweren Bürde
Von Hoheit und von Würde
Wird ämſig nachgetrachtet.
Die Laſt wird nicht geachtet. —
O! drunter nicht zu ſchwitzen,
Nur weich darauf zu ſitzen,
Zu ſorgen nicht, zu prangen
Darauf iſts angefangen!

(28) Auf die Priſca.

Priſca pflegt, nach alter Art, ſtillen Mundes ſtets zu ſeyn,
Saget nur: ich weiß es nicht; ſaget: ja, und ſaget: nein.
Weißt du, was dahinter ſtecket? Weil ſie zu verhandeln ſtehet,
Fürchtet ſie, daß nicht dem Kleeblatt ihrer Zähn ein Blatt entgehet.

(29) Auf den Crittus.

Crittus ſollte Hochzeit machen, und es kam was anders drein;
Denn er lud ihm unverſehens, rathet was? — Gevattern ein.

(30) Wer auf viel zu ſehen, kanns leicht verſehen.

Portia giebt Antwort drum,
Daß ſie aus dem Mann nichts macht:
„Geht man erſt mit vielen um,
„Giebt man nicht auf Eines Acht.

(31) Täglicher Tod.

Weil ihr Prieſter, daß man täglich ſterben ſolle, Lehren gebet,
Sterb ich täglich, ſagte Merſus, alldieweil mein Weib mir lebet.

(32) Die Paſiphae.

Freundinn des Ochſen, Paſiphae, höre,
Wie man dir höslich ſtahl weiland die Ehre!
Ueblich iſts heute noch: artige Kinder
Wählen zu Männern, bald Eſel, bald Rinder.

(33) Ein unbeſcheidnes Weib.

In des Unglücks Rock hat ſich der gekleidet,
Der ihm nahm ein Weib, das Vernunft nicht leidet.

(34) Jungferſchaft.

Jungferſchaft die iſt ein Garten, Jungfern ſind die Blumen drinnen;
Manche giebt für Bienen Honig, manche giebet Gift für Spinnen.

(35) Auf den Ubus.

Als Ubus Morgens früh wollt' aus nach Weine gehen,
Da fand er dieſen Spruch an ſeiner Thüre ſtehen:
Es ſteht dieß Haus in Gottes Hand,
Verſeſſen iſts und nicht verbrannt.

(36) Die ſchamhaftige Zeit.

Sie ſey ſonſt wie ſie will die Zeit,
So liebt ſie doch Verſchämlichkeit:
Sie kann die Wahrheit nackt nicht leiden,
Drum iſt ſie ämſig, ſie zu kleiden.

(37) Auf den Brennus.

Brennus dienet keinem Herrn, hat ihm ſelbſten zu befehlen;
Und man will ihm ſeinen Herrn dennoch zu den Narren zählen.

(38) Weiberhüter.

Ohne Noth wird die bewacht,
Die auf Unzucht nie gedacht.
Nur vergebens wird bewacht,
Die auf Unzucht hat gedacht.

(39) Aerzte und Poeten.

Dich, Apollo, ruft der Arzt, dich, Apollo, ruft der Dichter;
Wem du vor erſcheinen ſollſt, darf es einen rechten Richter. —
O der Arzt iſt auch ein Dichter, macht die Krankheit oftmals arg,
Daß der Kranke, der geneſen, ſey zum Schenken minder karg.
Was er gröblich oft verſah, that allein der Krankheit Stärke,
Wo er aber gar nichts half, that er wahre Wunderwerke.
Hat, Apollo, dieſer Dichter dich gerufen, komme bald.
Jener hat nichts zu verſäumen, Krankheit aber braucht Gewalt.

(40) Auf den Variſt.

In Klugheit iſt er Narr, in Narrheit iſt er klug:
Ein Kluger und ein Narr hat am Variſt genug.

(41) Die Lügen.

Daß mehr als Hurerey
Das Lügen Sünde ſey,
Iſt wahr; denn dieſes fuhr
Stets wider die Natur,
Und das pflegt insgemein
Naturgemäß zu ſeyn.

(42) Verſtändiger Krieg.

Um klug und wirthlich Volk ſcheint Mars ſich zu bemühen:
Er wirbt die Jungen itzt in Schulen und bey Kühen.

(43) Auf den Brutus.

Brutus zog mit vollem Beutel, daß er Wiſſenſchaften lerne;
Kam auch wieder; und was wußt er? — daß ſein Geld blieb in der Ferne.

(44) Verleumder.

Die Mücken ſingen erſt, bevor ſie einen ſtechen:
Verleumder läſtern drauf, indem ſie lieblich ſprechen.

(45) Auf die männliche Viroſa.

Wie daß Viroſa denn noch keinen haben kann? —
Ein Mann bedarf ein Weib; ein Mann darf keinen Mann.

(46) Achtmonathliche Geburt.

Im achten Monden bracht ein Kind Sirena; und die Leute zählen!
Weil Buch ſie ſelbſt gehalten hat, ſo frag auch ſie; ihr wird nichts fehlen.

(47) Auf den Trullus.

Trullus zeucht ſich aus dem Kriege, will nicht länger Wache ſtehn;
Nimmt ein Weib; wird, will ich glauben, Wacheſtehen nicht entgehn.

(48) Auf den Picus.

Picus nahm die dritte Frau, immer eine von den Alten:
Wollte, meyn ich, ein Spital, ſchwerlich einen Ehſtand halten.

(49) Auf den Fullus.

Fullus ſoll mit ſeinem Feinde, wie man ſagt, den Degen meſſen:
Spricht, er hätte dieſe Kunſt vor gelernt und itzt vergeſſen.

(50) Ein Troſt.

Eine Fürſtinn ſtarbe noch in beſter Jugend,
War am Stande Fürſtinn, Fürſtinn auch an Tugend.
Jeder der ſie kannte, obs gleich nichts gegolten,
Hat des Todes Raubſucht dennoch ſehr geſcholten.
Einer klagte weinend, daß er faſt zerfloſſe:
Ach ſie iſt gefallen, Babylon, die große!

(51) Ein Rath wie der Feind zu ſchlagen.

Man hat den Feind aufs Haupt geſchlagen;
Doch Fuß hat Haupt hinweg getragen:
Man ſchlag ihn, rath ich, auf den Fuß,
Damit er liegen bleiben muß.

(52) Auf den Bavus.

Bavus wird zu ſchön geſtraft, der es doch zu grob verſchuldet:
Seine Straf iſt eine Frau, zwar voll Runzeln, doch verguldet.

(53) Des Bardus Traum.

Bardus träumt, er wär ein Pfarr,
Wachend war er ſonſt ein Narr;
Ob ihm träumt, er wär ein Narr,
Würd er wachend doch kein Pfarr.

(54) Auf die Caſca.

Caſca iſt ſo teufliſch böſ', und ihr Mann ſpricht doch: mein Schatz?
Wiſſe nur, der Teufel hat gern bey alten Schätzen Platz.

(55) Hans und Grete.

Hanſen dienet keine Magd,
Außer ſeiner alten Greten;
Weil es keine mit ihm wagt,
Die ſich ſcheut vor Kindesnöthen.

(56) An das Frauenvolk.

Lieben Weiber, laßt mir zu, daß ich ſag, ihr ſeid wie Nüſſe:
Dieſen iſt in zarte Haut eingehüllt des Kernes Süße,
Drauf folgt ein gar harter Schild, und zuletzt die bittre Schal;
So ſeid ihr, ihr Weiber, auch meiſtens, doch nicht allzumal:
Weil ihr Jungfern ſeid und bleibt, ſeid ihr gar von linden Sitten;
Wenn ihr Weiber worden ſeid, muß man ſchlagen oder bitten,
Daß die Herrſchaft Männern bleibt; wenn ſich Schmutz und Alter weiſt,
O wie bitter wird es dem, der mit euch ſich ſchwärzt und beißt.

(57) Die Thais.

Thais ſagt, daß ihres Liebſten Bildniß ſie im Herzen trage;
Unterm Herzen, will ich glauben; denn ſo ſagt gemeine Sage.

(58) Weiberſchmuck.

Der Schmuck der zarten Frauen ſteht nicht im Haare Flechten. —
Drum laſſen ſie ſie fliegen zur linken und zur rechten.

(59) Auf den Perus.

Perus ſetzt für gute Freunde mancherley Geſundheit ein,
Bald in Biere, bald in Weine, bald in ſtarkem Brantewein.
Als er ſeine nun verloren, fiel er in die tiefſten Sorgen;
Keiner wollt ihm eine ſchenken, noch verkaufen, noch auch borgen.

(60) Auf Simpeln.

Simpel iſt des Weibes Weib,
Sie iſt ihres Mannes Mann:
Zweifelt nun wohl jemand dran,
Daß zwey machen Einen Leib!

(61) Hofleute.

Der zu Hauſe ſog die Klauen, will bey Hofe weidlich praſſen;
Die noch wieder hungern werden, muß man ſich nur füllen laſſen.

(62) Franzoſenfolge.

Narrenkappen ſamt den Schellen, wenn ich ein Franzoſe wär,
Wollt' ich tragen; denn die Deutſchen giengen ſtracks wie ich einher.

(63) Die tapfere Wahrheit.

Ein tapfrer Heldenmuth iſt beſſer nicht zu kennen,
Als wenn man ſich nicht ſcheut, ſchwarz ſchwarz, weiß weiß zu nennen,
Und keinen Umſchweif braucht und keinen Mantel nimmt,
Und allem gegengeht, was nicht mit Wahrheit ſtimmt.

(64) Hofdiener.

Des Fürſten Diener ſind alſo, wie ſie der Herr will haben;
Sie arten ſich nach ſeiner Art, ſind Affen ſeiner Gaben.

(65) Von dem Praxus.

Es ſchrieb ihm Praxus an ſein Haus:
Hier geh nichts Böſes ein und aus.
Ich weiß nicht, ſoll ſein Wunſch beſtehn,
Wo Praxus aus und ein wird gehn?

(66) Auf den Spurcus.

Spurcus ſchenket guten Freunden; merkts ihr Freunde! wie ein Schwein,
Dem man giebt um Speckes willen, ſollt ihr wieder nutzbar ſeyn!

(67) Auf den Gurges.

Gurges, dein beweglich Gut ſah man längſt ſich wegbewegen;
Was noch unbeweglich war, wird ſich ehſtens gleichfalls regen.
Dieſes macht der ſtarke Wein, deſſen Geiſt ſich drinn befindet,
Daß ſich alles ſo bewegt, regt, und endlich gar verſchwindet.

(68) Auf den Lügner Luſtus.

Wie gut wär Luſtus doch zu einem Brillenglas!
Er macht das Kleine groß, aus Nichtes macht er Was.

(69) Unverhofft, kömmt oft.

Es kömmt oft über Nacht was ſonſt kaum kam aufs Jahr;
Es brachte heut ein Kind, die geſtern Braut noch war.

(70) Auf den Thraſo.

Thraſo denkt, die Welt erſchalle weit und breit von ſeinen Thaten,
Da ſie hier doch keinem kundig. Soll ich helfen? ſoll ich rathen?
Tapfrer Thraſo, geh zur Oder, ſchreib darein dein Thun und Weſen,
Dann wird man in wenig Tagen ſolches in der Oſtſee leſen.

(71) Auf den Technicus.

Technicus kann alle Sachen
Andre lehren, ſelber machen:
Reiten kann er, fechten, tanzen;
Bauen kann er Städt und Schanzen;
Stadt und Land kann er regieren;
Recht und Sachen kann er führen;
Alle Krankheit kann er brechen;
Schön und zierlich kann er ſprechen;
Alle Sterne kann er nennen;
Brauen kann er, backen, brennen;
Pflanzen kann er, ſäen, pflügen,
Und zuletzt — erſchrecklich lügen.

(72) Auf den Filz.

Haſt du einen Rauſch gehabt? Geh zu Filzen nur zu Gaſte;
Denn auf einen ſtarken Rauſch nützet eine ſtrenge Faſte.

(73) Auf den Cornutus.

Mit zweyen Weibern hat ſich Cornutus vermählet.
Die eine tröſtet ihn, wenn ihn die andre quälet;
Die ein' erweiſt ihm Haß, die andre Lieb und Huld;
Die erſte nenn ich nicht, die andre heißt Geduld.

(74) Von dem Stella.

Stella iſt ein Handelsmann; Glücke lacht ihm ohne Wanken,
Kein Verluſt betrifft ihn je; denn er handelt — in Gedanken.

(75) Auf den Prädo.

Prädo läßt ſich lieber henken,
Eh er will an Wirthſchaft denken;
Weil ihm dort ein Stündlein ſchwer,
Hier, das ganze Leben wär.

(76) Auf den Fömininus.

Aller Unfall, der da kömmt, bringt den Föminin zum Weinen;
Dieſes macht, daß man ihn hält nur für Eine, nicht für Einen.

(77) Feſtemacher.

Waffenweich und ehrenfeſte
War im Kriege vor das Beſte;
Ehrenweich und waffenfeſte
Iſt im Kriege jetzt das Beſte.

(78) Die Verwüſtung Trojens.

Eine Stutt und Hengſt haben Troja umgekehrt:
Nehmlich Helena, und der Griechen hölzern Pferd.

(79) Auf den Phorbas.

Phorbas gieng zu ſeinem Lieb. Als er kam zu deren Thür,
Zittert er als wie ein Laub, wußte gleichwohl nicht wofür;
Hielt ſich ſonſt für einen Mann; bis er, als er dachte nach:
„Ey mein Herze gab ich ihr, und ſie gab mir ihres," ſprach.

(80) Niſus und Niſa.

Niſus buhlte ſtark um Niſa: Dieſes gab ihr viel Beſchwerden;
Wollt' ihn nicht; ſie freyt ihn aber, ſeiner dadurch los zu werden.

(81) Auf den Criſpus.

Da Criſpus annoch unbekannt, hielt man ihn böſe nicht, noch gut;
Nun er bekannt, weiß jedermann, den Schelm bedeckt der breite Hut.

(82) Erbſchaft.

Vor, wenn naher Freund geſtorben,
Erbten wir was er erworben.
Wer da wolle ſterbe heuer,
Man erbt nichts, als ſeine Steuer.

(83) Ein vernünftig Weib.

Wer nach einem Engel freyt, trifft oft einen Teufel an.
Alles trifft, wer nur Vernunft an der Seite haben kann;
Denn Vernunft ſchmückt trefflich ſchön, denn Vernunft macht alles gut;
Und ein Engel wird das Weib, wenn ſie wie ein Engel thut.

(84) Auf den Veit.

Jung, war Veit ein Biedermann; alt, iſt Veit in Schelmenorden.
Wie des Lebens, ſo der Ehe iſt er überdrüßig worden.

(85) Gerüchte.

Man ſaget ſelten was, es iſt doch etwas dran;
An dem iſt aber nichts, daß Mers ein ehrlich Mann.

(86) Auf den Curioſus.

Curioſus grämt ſich ſehr, was ein andrer hat zu leben;
Curioſus grämt ſich ſehr, was ein andrer hat zu geben;
Curioſus grämt ſich ſehr, was ein andrer führt für Lehre;
Curioſus grämt ſich ſehr, was ein andrer hat für Ehre.
Curioſus grämt ſich nicht, hat nicht wohl das Brodt zu leben;
Curioſus grämt ſich nicht, hat viel Schuld, und nichts zu geben;
Curioſus grämt ſich nicht, glaubt von Gott gar keiner Lehre;
Curioſus grämt ſich nicht, hat viel Schmach und wenig Ehre.
Eignen Kummer ſchickt er fort, kann ihn nicht im Hauſe leiden;
Fremden Kummer hält er an, kann ihn keine Stunde meiden.

(87) Auf den Gulo.

Gulo hat Gedärm im Kopf und Gehirn im Bauche;
Denn zu ſorgen für den Bauch hat er ſtets im Brauche.

(88) Auf die Rubilda.

Rubilda iſt voller Scham, niemand wird ſie barfuß finden;
Doch der Mode kömmt es zu, daß die Bruſt iſt ohne Binden.

(89) Mars ein Roßtäuſcher.

Kömmt etwa Mars ein Pferd zu kaufen,
So fragt er bald: kanns auch wohl laufen? —
Will Mars ein Wetterennen wagen; —
Nein, nach ſich her die Feinde jagen.

(90) Auf den Glicus.

Glicus möchte gerne wiſſen, ob ſein Weib ihm treu;
Solches aber zu erfahren trägt er gleichwohl Scheu.

(91) Auf den Koriden.

Koriden war der Betrübtſte
Unter allen Bauerknechten;
Denn der Teufel holt das Liebſte,
Sprach er: Niſa ſtarb mir nächten.

(92) Auf den Ignavus.

Ignavus iſt ein wirthlich Mann, er ſieht der Arbeit fleißig zu:
Und wenn er hievon müde wird, ſo braucht er gerne ſeine Ruh

(93) Scherz und Schimpf.

Flut, die nicht erſäuft, nur badet;
Schimpf und Scherz, der keinem ſchadet;
Glut, die wärmt, und nicht verbrennet;
Zucht, die rühret, und nicht nennet;
Wer nicht dieſe mag erdulden,
Giebt Verdacht von ſondern Schulden.

(94) Menſchliche Erfindungen.

Sehr ſelten wird geſagt, was vor nicht auch geſagt.
Man ſagt, wie vor, auch noch: Veit ſchläft bey ſeiner Magd.

(95) Das Jahr.

Das Jahr iſt wie ein ſchwangres Weib, gebieret uns viel Tage,
Zwar Männlein, doch der Weiblein mehr; zwar Freude, doch mehr Plage.

(96) Zeitlich Gut.

Was iſt doch Ehre, Macht, Pracht, Schönheit, Luſt und Geld?
Ein gläſernes Gepräng und Dockenwerk der Welt.

(97) Richter.

Jeder Richter heißt gerecht, und auch ungerecht hinwieder:
Dem gerecht, der obgeſiegt, ungerecht dem, der liegt nieder.

(98) Frühling und Herbſt.

Der Frühling iſt zwar ſchön, doch wenn der Herbſt nicht wär,
Wär zwar das Auge ſatt, der Magen aber leer.

(99) Faulheit.

Ein Ballen fleucht ungeſchlagen nimmer, ob er gleich voll Wind:
Manche ſind zu faul zu Ehren, ob ſie gleich begabet ſind.

(100) Auf den Oſcus.

Oſcus iſt an Gelde reich, darf um gar nichts ſorgen;
Außer wo er guten Rath und Verſtand ſoll borgen.

(101) Vom Mißbrauch der Singekunſt.

Was denkſt du, lieber Gott? wenn itzt deine Chriſten
In deinem Hauſe dir nach ihres Ohres Lüſten
Beſtellen Sang und Klang? die krauſe Melodey
Wird angeſtimmt zum Tanz, zur ſüßen Buhlerey.
Der Andacht acht man nicht. Der geilen Brunſt Gefieder
Erwächſt, und ſteigt empor durch unſre frechen Lieder.
Der ſtille Geiſt erſtickt; wir hören viel Geſchrey,
Die Einfalt weiß nicht recht, obs ſüß, obs ſauer ſey;
Obs Thier, obs Menſchen ſind, die ohne Sinn ſo klingen;
Ob einer ſeufzen ſoll, ob einer ſo ſoll ſpringen.
Man **wiehert** den Diſkant, man **brüllet** den Tenor,
Man **billt** den Contrapunkt, man **heult** den Alt hervor,
Man **brummt** den tiefen Baß; und ſoll es lieblich klingen,
So klingt es ohne **Wort**, wird keine Meynung bringen.

Man weiß nicht ob es Dank, man weiß nicht ob es Preis,
Man weiß nicht obs Gebet, und was es ſonſten heiß.
Was denkſt du, lieber Gott? wenn wir ſo ſehr uns regen,
Und ſagen doch gar kaum was uns iſt angelegen?
Wir höhnen dich ja nur, wenn wir ſo zu dir ſchreyn,
Und was es ſey, doch nicht verſtanden wollen ſeyn.

(102) Auf die Gliſſa.

Gliſſa lieſet gern in Büchern; Arnd, ihr liegt dein Paradies
Stets zur Hand, doch vor den Augen deine Bibel, Amadis.

(103) Koſtenordnung.

Die Satzung, nach Gebühr zu zehren,
Kann itzo keinen mehr beſchweren:
Man hört nicht, daß der viel verthat,
Dem man benimmt, was er nur hat.

(104) Auf den Rappinus.

Rappinus ſchenkt dem Herren was er ihm vor entwandt,
Er nimmt es mit der linken, giebts mit der rechten Hand;
Drum wird er treuer Diener, nicht ſchlimmer Dieb genannt.

(105) Auf den Coquinus.

Freunde, nicht von gutem Sinn, Freunde nur von gutem Magen
Braucht Coquinus; denn er weiß weiter nichts als aufzutragen.

(106) Soldatenwunſch.

Die Krieger rufen, ſie zu holen, den Teufel fleißig an:
Es fehlen ihnen Pferd' und Ochſen, ſie brauchen Vorgeſpann.

(107) Von meinen Reimen.

Hat jemanden wo mein Reim innerlich getroffen,
Daß er zürnt und grimmig iſt: ey ſo will ich hoffen,
Er wird ſich, und nimmer mich, ſchelten für Verräther;
Weil er ſelbſten Kläger iſt, wie er ſelbſten Thäter.

Fünftes Buch.

(1) Von meinen Reimen.

Leſer, daß du nicht gedenkſt, daß ich in der Reimenſchmiede
Immer etwan Tag vor Tag, ſonſt in gar nichts mich ermüde!

Wiſſe, daß mich mein Beruf eingeſpannt in andre Schranken.
Was du hier am Tage ſiehſt, das ſind meiſtens Nachtgedanken.

(2) Ein Weltverſtändiger.

Tapfre Männer ſollen haben was vom Fuchſe, was vom Leuen;
Daß Betrieger ſie nicht fangen, daß ſie Frevler etwas ſcheuen.

(3) Fürſtenbefehle.

Sachen, die bequemlich ſind, wollen Herren ſelbſt befehlen,
Sachen, die gefährlich ſind, ſollen Diener ſelbſt erwählen;
Nicht umſonſt: ihr Abſehn iſt, daß ſie mögen Mittel finden,
Diener ihnen, aber nicht ſich den Dienern, zu verbinden.

(4) Der Sieg.

Wer durch das Eiſen ſiegt, hat ritterlich geſiegt;
Betrieglich hat gekriegt, wer durch das Geld gekriegt.

(5) Die Hofkaſſandra.

Was Kaſſandra prophezeihte,
Ward gehört und nicht geglaubt:
Falſchheit iſt bey Hof erlaubt,
Wahrheit treibt man auf die Seite.

(6) Zweifelhafte Keuſchheit.

Ein Biederweib im Angeſicht, ein Schandſack in der Haut
Iſt manche; Geiles liegt bedeckt, und Frommes wird geſchaut.

(7) Menſchliche Thorheit.

Oefters denk ich bey mir nach was die Menſchen doch für Thoren,
Die da wiſſen, durch den Tod wird die ganze Welt verloren,
Wagen dennoch alles drauf, wagen wohl ſich ſelber dran,
Und warum? — Daß jeder nur deſto mehr verlieren kann.

(8) Spötter.

Wer andrer Leute höniſch lacht,
Der habe nur ein wenig Acht,
Was hinter ihm ein andrer macht.

(9) An die Schweden.

Alles Unſchlitt von dem Vieh, das ihr raubtet durch das Land,
Aſche von geſammtem Ort, den ihr ſetztet in den Brand,

Gäb an Seife nicht genug; auch die Oder reichte nicht,
Abzuwaſchen innern Fleck, drüber das Gewiſſen nicht!
Fühlt es ſelbſten was es iſt, ich verſchweig es itzt mit Fleiß:
Weil Gott, was ihr ihm und uns mitgeſpielet, ſelber weiß.

(10) Menſchliche Irrthümer.

Daß ich irre bleibt gewiß, alldieweil ein Menſch ich bin;
Wer nun mehr iſt als ein Menſch, mag mich durch die Hechel ziehn;
Sonſt weiſ' ich ihn von mir weg, weiſ' ihn auf ſich ſelber hin.

(11) Auf den Edo.

Edo ſammelt allen Schatz, was er zu und ein kann tragen,
Unter ein gedoppelt Schloß: unter Bauch und inner Magen

(12) Süßbittres.

In einem Weiberrocke,
In einem Bienenſtocke,
Steckt Schaden und Genuß,
Ergetzen und Verdruß.

(13) Verdorbene Kaufmannſchaft.

Bey dem Bäcker kaufen Korn, bey dem Schmiede kaufen Kohlen,
Bey dem Schneider kaufen Zwirn, hilft dem Händler auf die Solen

(14) Träume.

Die Träume ſind wohl werth, daß man ſie manchmal achte:
Die Frau im Traume ward, ward Mutter, da ſie wachte

(15) Auf den Runcus.

Runcus iſt ein Edelmann,
Nimmt ſich nur des Ackers an,
Will ſich ſonſt auf nichts befleiſſen,
Will ein **Edelbauer** heiſſen.

(16) Diebesſtrick.

Der Strick, daran ein Dieb erhieng, hilft für des Hauptes Weh,
Gebunden um den kranken Kopf. — O um den Hals viel eh!

(17) Verleumder.

Wer Verleumdung hört, iſt ein Feuereiſen,
Wer Verleumdung bringt, iſt ein Feuerſtein:

Dieſer würde nichts ſchaffen oder ſeyn,
Wollt ihm jener nicht hülflich ſich erweiſen.

(18) Auf die Varna.

Von Troſt ſteckt Varna voll. Ihr Mann iſt jüngſt geſtorben.
Da ſpricht ſie: Ob er todt, doch iſt er nicht verdorben.
Der meine Wohlfahrt war, der iſt gar wohl gefahren;
Drum mag auch ich mich nun mit neuer Wohlfahrt paaren.

(19) Die Oſtſee, oder das Baltiſche Meer.

Alle Flüſſe gehn ins Meer,
Alle kommen auch dorther.
In die Oſtſee gehet zwar
Unſre Oder, das iſt wahr:
Aber thut auch ihre Flut
Unſrer Oder viel zu Gut?
Oſtſee! unſern Schmuck und Gold
Haſt du von uns weggerollt:
Aber was du wiederbracht,
Werde dir dereinſt gedacht!

(20) Die Falſchheit.

Höflichkeit verlor den Rock, Falſchheit hat ihn angezogen;
Hat darinnen viel geäfft, hat manch Biederherz betrogen.

(21) Auf die Nivula.

Nivula iſt wie der Schnee,
Der kaum itzt fiel aus der Höh;
Wie auch ihre Redlichkeit
Iſt wie Schnee zur Märzenzeit,
Der, wie neu er iſt geacht,
Immer trübes Waſſer macht.

(22) Gerechtigkeit.

In einer hat das Schwerdt, in andrer hat die Schalen
Gerechtigkeit; denn ſo ſieht man ſie meiſtens malen.
Wie ſo? Weil ſich zur Wag ein Schwacher gerne kehrt,
Ein Starker aber nicht; denn der faßt gern das Schwerdt.

(23) Erbarmung und Barmherzigkeit.

Eines andern Pein empfinden, heißet nicht barmherzig ſeyn;
Recht barmherzig ſeyn will heißen: wenden eines andern Pein.

(24) Ein Kriegeshund redet von ſich ſelbſt.

Hunde, die das Vieh behüten,
Hunde, die am Bande wüten,
Hunde, die nach Wilde jagen,
Hunde, welche ſtehn, und tragen,
Hunde, die zu Tiſche ſchmeicheln,
Hunde, die die Frauen ſtreicheln,
Glaubt, daß alle die zuſammen
Aus gemeinem Blute ſtammen.
  Aber ich bin von den Hunden,
Die im Kriege ſich gefunden;
Bleibe nur wo Helden bleiben,
Wenn ſie Küh und Pferde treiben,
Habe Bündniß mit den Dieben,
Trag am Rauben ein Belieben,
Pflege, bin ich in Quartieren,
Gänſ' und Hühner zuzuführen;
Kann die ſchlauen Bauern riechen,
Wo ſie ſich ins Holz verkriechen;
Wenn ſie nach den Pferden kommen,
Die mein Herr wo weggenommen,
Kann ich ſie von dannen hetzen,
Daß ſie Hut und Schuh verſetzen;
Kann durch Schaden, kann durch Zehren
Helfen Haus und Hof verzehren.
Cavalliere kann ich leiden,
Bauern müſſen mich vermeiden.
Drum bin ich in meinem Orden
Hundecavallier geworden.

(25) Auf den Schlüſſel.

Schlüſſel hat zwar eine Seele; aber was iſt ſolche nütze? —
Salz iſt ſie, daß nicht ſein Leib lebend wird zu fauler Pfütze.

(26) Auf den Veit.

Ey, ſiehſt du nicht wie Veit vor Weibern ſich verſtecke? —
Ja! — Aber wo denn hin? — Ey unter ihre Decke.

(27) Sicherheit.

Schiffer, die am Ruder ſitzen, kehren da den Rücken hin,
Wo ſie dennoch hin gedenken und mit allen Kräften ziehn:
Menſchen leben ohne Rückſicht, an den Tod wird nie gedacht,
Rennen gleichwohl ihrem Tode ſtündlich zu mit ganzer Macht.

(28) Preis der Tugend.

Der Tugend theure Waare wer ſie für ſchätzbar hält,
Der kaufe ſie um Mühe, hier gilt kein ander Geld.

(29) Die höchſte Weisheit.

Gott, und ſich, im Grunde kennen,
Iſt der höchſte Witz zu nennen.
Vielen iſt viel Witz gegeben,
Dieſer ſelten noch daneben.

(30) Lebensregel.

Sey, wer du biſt; laß jeden auch vor dir ſeyn, wer er iſt;
Nicht, was du nicht kannſt, was du kannſt, ſey dir zu ſeyn erkieſt.

(31) Hoffnung und Furcht.

Furcht und Hoffnung ſind Geſpielen:
Dieſe wird geliebt von vielen,
Und wer dieſ' ihm hat genommen,
Dem pflegt jene ſelbſt zu kommen.

(32) Ein redlicher Mann.

Sein Ruhm der kann beſtehn, und ſein Gerücht iſt ächt,
Wer dieſes ſagt, was wahr, und dieſes thut, was rech

(33) Kleider.

Pferde kennt man an den Haaren:
Kleider können offenbaren,
Wie des Menſchen Sinn beſtellt,
Und wie weit er Farbe hält.

(34) Arzeneykunſt.

Wer die Krankheit will verjagen muß den Kranken nur vertreiben;
Wo kein Raum und Ort verhanden, wird auch nichts mehr ſeyn und bleiben.

(35) Zutritt bey hohen Häuptern.

Ohne Gaben ſoll man nie vor den großen Herren ſtehen;
Ohne Danken ſoll man nie weg von großen Herren gehen.

(36) Ein Räthſel und ſeine Löſung.

Die Mutter frißt das Kind:
Daß dieſer Stamm vergeh,
So frißt ihn Erd und Wind. —
Es regnet in den Schnee.

(37) Der ſäumige Mars.

Der Krieg geht langſam fort! — Die Pferde ſind dahin;
Drum muß er ſein Geräth anitzt mit Ochſen ziehn.

(38) Reich und grob.

Wo der Geldſack iſt daheim, iſt die Kunſt verreiſet;
Selten daß ſich Wiſſenſchaft bey viel Reichthum weiſet.
Ob nun gleich ein goldnes Tuch kann den Eſel decken,
Sieht man ihn doch immerzu noch die Ohren recken.

(39) Der Neidiſche.

Wie ich eſſen ſoll und trinken, wie ich mich bekleiden ſoll,
Wie ich ſonſt mein Thun ſoll richten, ſind die Leute kummervoll
Wenn ich nicht zu trinken, eſſen, noch mich zu bekleiden hätte,
Sonſten auch gar viel nicht gälte, gilt es eine ſtarke Wette,
Ob nur einer findlich wäre, der nur einmal ſorgt' um mich.
Immer dünket mich, ſie kümmern nicht aus Gunſt, aus Neide ſich.

(40) Der Mittelweg.

In Gefahr und großer Noth
Bringt der Mittelweg den Tod.

(41) Wittwen.

Wer ſich an ein Schienbein ſtößet, der hat große kurze Schmerzen:
Wittwen, welchen Männer ſterben, fühlen gleiches in dem Herzen.

(42) Lohn für Dienſt.

Treuer Dienſt heiſcht ſeinen Lohn,
Sagt er gleich kein Wort davon.

(43) Auf den Timar.

Timar war bey vielen Schlachten, dennoch iſt er ſtets geneſen; —
Iſt zum Treffen immer letzter, erſter in der Flucht geweſen.

(44) Tüchtige Waaren.

Die Waaren, welche ganz voran
In einem Laden liegen,
Die kauft nicht gern ein kluger Mann,
Sie pflegen nicht zu tügen:
Die Jungfern, welche zu dem Freyn
Die Freyer gleichſam laden,
Wo dieſe nicht verlegen ſeyn,
So haben ſie doch Schaden.

(45) Falſchheit.

Mohren haben weiße Zähne, ſind ſonſt ſchwarz faſt aller Orten:
Falſche Leute bleiben Schwarze, ſind ſie gleich von weißen Worten.

(46) Bücherleſen.

Wie die Honigmacherinnen
Ihren ſüßen Nektarſaft
Vielen Blumen abgewinnen:
So wächſt unſre Wiſſenſchaft,
Durch ein unverſäumtes Leſen,
In ein gleichſam göttlich Weſen.

(47) Auf den Gulanus.

Weil Gulanus von dem Tode fort und fort Gedanken hat,
Ißt und trinkt er jeden Abend ſich ſehr ſatt und überſatt;
Denn er meynet, jede Mahlzeit werde ſein Valetſchmaus ſeyn:
Schafft in ſein ſonſt leeres Schiffchen drum vorher den Ballaſt ein.

(48) Vom Geraſt.

Geraſt legt zur Geſellſchaft ſich Schelm' und Diebe bey; —
Damit man ſehen möge, wie viel Er beſſer ſey.

(49) Des Krieges Ungelegenheiten.

Krieg iſt die allerſchärfſte Zucht,
Womit uns Gott zu Hauſe ſucht;
Denn unter ſeinen ſauern Nöthen
Iſt noch die ſüßſte Noth, das Tödten.

(50) Kenne dich.

Kannſt du dem, der vor dir geht, ſeine Mängel bald erblicken,
Wird dir auch die deinen ſehn, wer dir nachſteht, auf dem Rücken.

(51) Fürſtliche perſönliche Zuſammenkunft.

Fürſten ſollen ſich nicht kennen
Durch das Sehen, nur durchs Nennen:
Was das Ohr erſt groß gemacht,
Hat das Auge drauf verlacht.

(52) Lebensſatt.

Canus iſt zwar lebensſatt; ob der Magen ſich ſoll ſchließen,
Will er gleichwohl zum Confect etwas Jahre noch genießen

(53) Auf den Harpar.

Harpar haßte Müßiggehn; wollt' ihm niemand was befehlen,
So erbrach er Thür und Thor, Lad und Kiſte, was zu ſtehlen.

(54) Poeten und Maler.

Man pfleget mehr was Maler malen,
Als was Poeten, zu bezahlen;
Da doch die Farben werden blind,
Reim' aber unvergänglich ſind.

(55) Freye Zunge.

Wo das Reden nichts verfängt, hat das Schweigen beſſre Statt:
Beſſer, daß man nichts geſagt, als geſagt vergebens hat.

(56) Hofleute.

Bey Hofe haben die den allergrößten Sold,
Die gar nichts weiter thun, als freſſen und als ſaufen.
Fürwahr! wer Seele ſoll und Körper ſoll verkaufen,
Dem iſt kein Silber nicht genug und auch kein Gold.

(57) Auf den Trepicordus.

Trepicordus ſoll ſich raufen; will nicht kommen; denn er will
Nicht verrücken, will vollenden ſein von Gott geſetztes Ziel.

(58) Weiber.

Die nicht Weiber haben,
Wünſchen ihre Gaben;
Die ſie nun genoſſen,
Werden drob verdroſſen.

(59) Aenderung des Anſchlages.

Zu Waſſer muß nach Hauſe, wer nicht zu Lande kann;
Wem Ein Rath nicht gelinget, greif einen andern an.

(60) Des Mars Drechslerkunſt.

Daß aus einem Bauern itzt
Mars bald einen Herren ſchnitzt,
Wundert euch? Wird nicht gebrochen
Manche Pfeif aus Eſelsknochen?

(61) Deutſchland wider Deutſchland.

Das Eiſen zeugt ihm ſelbſt den Roſt, der es hernach verzehret:
Wir Deutſchen haben ſelbſt gezeugt die, die uns itzt verheeret.

(62) Lebenslauf.

Es mühet ſich der Menſch, damit er was erwerbe,
Und was er dann erwirbt, ſoll ihm, daß er nicht ſterbe;
Und wann er nun nicht ſtirbt, ſo ſoll er darum leben,
Damit er kann, was er erwirbt, zur Steuer geben.
Und alſo hilft ihm nichts das Mühen und Erwerben,
Und alles was er giebt, als — eher nur zu ſterben

(63) Fromm und Unfromm.

Heuchler wächſt in Einer Erde leichtlich nicht und Biedermann:
Denn wo jener hebt zu grünen, hebet der zu dorren an.

(64) Drey ſchädliche Dinge.

Spiel, Unzucht, und der Wein,
Läßt reich, ſtark, alt nicht ſeyn.

(65) Sieg.

Wenn man Feinden obgeſiegt, ſoll man Feinde ſo beſiegen,
Daß ſie klagen, daß ſie nicht eher ſollen unterliegen.

(66) Die lachende Wahrheit.

Siedend Waſſer kann man ſtillen,
Wenn man kaltes dran will füllen.
Glimpf kann auch durch frommes Lachen
Bittre Wahrheit ſüße machen.

(67) Hofgunſt.

Die Kinder lieben den, der nachgiebt ihrem Muthe,
Die Kinder haſſen den, der ihnen zeigt das Gute.
Es iſt die Hofegunſt als wie die Gunſt der Kinder:
Die Heucheley hat Preis, die Wahrheit Haß nicht minder.

(68) Das Unrecht der Zeit.

Was frag ich nach der Zeit? Wenn der mir nur will wohl,
Der alles ſchafft was war, was iſt, was werden ſoll.

(69) Die einfältige Redlichkeit.

Andre mögen ſchlau und witzig,
Ich will lieber redlich heißen.
Kann ich, will ich mich befleißen
Mehr auf glimpflich, als auf ſpitzig.

(70) Liebe und Wolluſt.

Wo die Lieb und Wolluſt buhlen, zeugen ſie zuerſt Vergnügen;
Aber bald wird Stiefgeſchwiſter, Schmerz und Reu, ſich drunter fügen.

(71) Reichthum.

Reichthum ſoll man zwar nicht lieben, mag ihn, wenn er kömmt, doch faſſen;
Mag ihn in ſein Haus zwar nehmen, aber nicht ins Herze laſſen;
Mag ihn, hat man ihn, behalten; darf ihn nicht von ſich verjagen;
Mag ihn wohl in ſein Behältniß, ſich nur nicht in ſeines, tragen.

(72) Auf den Lepulus.

Lepulus hat keinen Kopf, ſein Geſichte ſteht auf der Bruſt:
Was er denkt und was er thut, iſt nur alles Bauchesluſt.

(73) Das Verhängniß.

Willſt du dein Verhängniß trotzen: ey ſo wolle, was es will.
Ungeduld, Schreyn, Heulen, Schelten, ändert wahrlich nicht ſein Ziel;
Macht vielmehr was arg iſt, ärger, macht aus vielem allzuviel.

(74) Der Neid.

Dieſes oder Jenes Neiden
Will ich, kann ich beſſer leiden,
Als daß da und dort wo einer
Spreche: Gott erbarm ſich ſeiner!

(75) Winterlager.

Weiland blieben unter Häuten Krieger jeden Winter aus;
Itzund muß im Schnee der Bauer, und der Krieger nimmt ſein Haus.

(76) Ein langſamer Tod.

Der ärgſte Tod iſt der, der gar zu langſam tödtet;
Die ärgſte Noth iſt die, die gar zu lange nöthet.

(77) Hoffart.

Hoffart hegt nicht Vernunft. Wer aus Hoffart uns veracht,
Deſſen lacht man, wie es Brauch, daß man eines Narren lacht.

(78) Vertriebene.

Wer Tugend hat und Kunſt, wird nimmermehr vertrieben;
Iſt, wo er iſt, als wär er ſtets zu Hauſe blieben.

(79) Falſchheit.

Die alte Welt hat ihren Witz in Fabeln uns berichtet. —
O! was die neue Welt uns ſagt iſt ebenfalls erdichtet.

(80) Geſchwiſter.

Wie kömmt es, daß Geſchwiſter ſo ſelten einig lebt?
Weil jedes gern alleine für ſich die Erbſchaft hebt.

(81) Das beſte Band zwiſchen Obern und Untern.

Wann Willigkeit im Leiſten und Billigkeit im Heißen
Sich wo zuſammenfügen: wer will dieß Band zerreißen?

(82) Hofwerkzeug.

Mäntel zum bedecken,
Larven zum verſtecken,
Pinſel zum vergelden,
Blaſen zum beſelden,
Polſter einzuwiegen,
Brillen zum Betriegen,
Fächel Wind zu machen,
Mehr noch ſolche Sachen
Sind bey Hof in Hauſen;
Niemand darf ſie kaufen.

(83) Auf den Parcus.

Parcus hat ſonſt keine Tugend, aber gaſtfrey will er ſeyn:
Läßt, damit er dieß erlange, keinen in ſein Haus hinein.

(84) Auf den Pätus.

Pätus iſt gar milder Art; hat er was, ſo giebt er auch:
Einen Theil für manche Hur, andern Theil für ſeinen Bauch.

(85) Die Zukunft Chriſti.

Chriſtus hat durch erſtes Kommen
Uns des Teufels Reich entnommen;
Kömmt er nun nicht ehſtens wieder,
Kriegt der Teufel Meiſtes wieder.

(86) Arbeit und Fleiß.

Die Welt iſt wie ein Kram, hat Waaren ganze Haufen;
Um Arbeit ſtehn ſie feil, und ſind durch Fleiß zu kaufen.

(87) Auf einen Freſſer.

Edo lobt und hält für Gut,
Wenn ein Menſch ſtets etwas thut:
Nichts thut er; doch thut er das,
Daß er ißt, wenn er kaum aß.

(88) Diana und Diene.

Der Diana ſollte rufen Elſa, rufte der Diene;
Sollt' ins Kloſter, lag in Wochen vor mit einem jungen Sohne.

(89) Wein.

Der Wein iſt unſer noch, wann ihn das Faß beſchleußt;
Sein aber ſind wir dann, wann ihn der Mund geneußt.

(90) Auf den Phanus.

Phanus will mit Chriſtus ärmlich in der Kripp im Stalle liegen,
Wollte nur ein Stern erſcheinen, der es alſo könnte fügen,
Daß die Weiſen zu ihm kämen, legten ihre Schätze aus,
Und von Ochſen immer wäre und von Eſeln voll ſein Haus.

(91) Lügen.

Willſt du lügen, leug von Fern;
Wer zeucht hin und fraget gern?

(92) Ein jedes Werk fordert einen ganzen Menſchen.

Wer irgend was beginnt und täglich will beginnen,
Der bleibe ganz dabey mit Leib und auch mit Sinnen.
Im Kriege kann man dieß: man wagt Fleiß, Schweiß, Rath, That,
Man waget Seel und Leib zu ſtehlen was man hat.

(93) Auf den Cornutus.

Cornutus und ſein Freund beſtehn auf Einem Willen:
Wer ſagt denn, daß ſie nicht der Freundſchaft Pflicht erfüllen?
Ob jener liebt ſein Weib, liebt dieſer die nicht minder,
Ob jener etwan denkt, denkt dieſer auch auf Kinder.

(94) An den Naſo.

Naſo, dir iſt deine Naſe ſtatt der Sonnenuhr bereit,
Wann der Schatten weiſt gerade auf das Maul, iſts Eſſenszeit.

(95) Auf den Thraſo.

Thraſo wagt ſich in den Krieg:
Seine Mutter will nicht weinen;
Denn mit ſeinen ſchnellen Beinen
Stund ihm zu manch ſchöner Sieg.

(96) Schönheit.

Trau der Farbe nicht zu viel! Was Natur ſo ſchön gebildet,
Drunter hat ſich Geilheit, Stolz, Thorheit, Faulheit oft verhüllt.

(97) Eines Fürſten Amt.

Ein Fürſt iſt zwar ein Herr; doch herrſcht er fromm und recht,
So iſt er ſeinem Volk als wie ein treuer Knecht.
Er wacht, damit ſein Volk fein ſicher ſchlafen kann;
Er ſtellt ſich vor den Riß, nimmt allen Anlauf an,
Iſt Nagel an der Wand, daran ein jeder henkt
Was ihn beſchweret und drückt, was peinigt und was kränkt.
An Ehren iſt er Herr, an Treuen iſt er Knecht.
Ein Herr ders anders meynt, der meynt es ſchwerlich recht.

(98) Wolluſt.

Wer der Wolluſt ſich verleihet, wird er nicht ums Hauptgut kommen,
Hat er Krankheit doch am Ende ſtatt der Zinſen eingenommen.

(99) Gewiſſen.

Was niemand wiſſen ſoll, ſoll niemand auch begehen.
Ein jeder muß ihm ſelbſt ſtatt tauſend Zeugen ſtehen.

(100) Poeterey.

Es bringt Poeterey zwar nicht viel Brodt ins Haus;
Was aber drinnen iſt, wirft ſie auch nicht hinaus.

(101) Eifrige Geiſtliche.

Wie ein Ottomanniſch Kaiſer wollen Geiſtliche regieren,
Der, den Zepter ihm zu ſichern, läßt die Brüder ſtrangulieren:
Alſo ſie in Glaubensſachen, wollen herrſchen, und die Brüder
Lieber von dem Brodte räumen, wenn ſie ihrem Wahn zuwider.

(102) Aegyptiſche Dienſtbarkeit.

Jakobs Stamm klagt aller Zeit
Ueber ſchwere Dienſtbarkeit.
Steht es da denn ſo gar übel,
Wo man Fleiſch hat, Knoblauch, Zwiebel?
Unſre Leut in dieſer Zeit
Hielten es für Herrlichkeit.

(103) Geizige Huren.

Wer Hund' und Huren will zu Freunden haben,
Der muß ſich rüſten mit Geſchenk und Gaben.

(104) Tiſchfreundſchaft.

Vermeynſt du wohl, daß der ein treues Herze ſey,
Den dir zum Freunde macht dein' öftre Gaſterey!
Dein' Auſtern liebt er nur, dein Wildbret, deinen Fiſch;
Auch mein Freund würd er bald, beſäß ich deinen Tiſch.

(105) Auf den Veit.

Fünf Sinnen hat zwar Veit, doch ſind ihm drey entlaufen;
Zwey ſuchen drey: was gilts? er bringt ſie nicht zu Haufen.

(106) Eigenlob.

Doppelter, nicht einzler Mund
Zeugt und macht die Wahrheit kund;
Drum gilt der nicht allzuviel,
Der ſich ſelbſt nur loben will.

(107) Regierungskunſt oder Weltkunſt.

Die Weltkunſt iſt ein Meer: es ſey Port oder Höhe,
Es iſt kein Ort, wo nicht ein Fahrzeug untergehe.
Der eine ſegelt fort, wo jener fährt in Sand;
Wer fremd iſt irret hier, hier irret wer bekannt.

(108) Auf den Schmeckel.

Schmeckel könnte wohl ſein Laufen
Großen Herren hoch verkaufen,
Könnte ſich ſein Fuß ſo regen,
Wie ſein Zahn ſich kann bewegen.

(109) Geizhals.

Den Geizhals und ein fettes Schwein
Sieht man im Tod erſt nützlich ſeyn.

(110) Auf den unbeſtändigen Polvinus.

Für dein Herz und für den Mond, Polvinus, dient gar kein Kleid:
Beides bleibt nie, wie es war, wandelt ſich zu aller Zeit.

(111) Nachfolge.

Ob zwar Maler ihre Farben bey dem Krämer nehmen,
Dürfen ſie ſich ihrer Bilder darum doch nicht ſchämen.

Wer von andern was gelernt, bring', es ſteht ihm frey,
Doch mit andrer Weiſ' und Art, ſolches andern bey.

(112) Von meinem Buche.

Iſt in meinem Buche was, das mir gaben andre Leute,
Iſt das meiſte doch wohl Mein, und nicht alles fremde Beute.
Jedem, der das Seine kennet, geb ich willig Seines hin.
Weiß wohl, daß ich über manches dennoch Eigner bleib und bin.
Zwar ich geb auch gerne zu, daß das Meine Böſes heiſſe;
Gar genug, wenn fremdes Gut recht zu brauchen ich mich fleiſſe.

Sechſtes Buch.

(1) Kurzweilen.

Andre mögen Gläſer ſtürzen; andre mögen Hund' anbeten;
Andre mögen näſchig gehen, da bey Grethen, dort bey Käthen;
Mögen Glück auf Blätter bauen, mögen ſtündlich Kleider wandeln,
Mögen bey der Sonnenbüre Stein, Wein, Glas und Fäden handeln.
Mögen ſich leibeigen geben ihrer Lüſte tollen Grillen:
Meine Luſt ſoll immer bleiben mich mit Dichterey zu ſtillen.

(2) Jahreszeiten.

Im Lenzen prangt die Welt mit zarter Jungferſchaft;
Im Sommer iſt ſie Frau, mit Schwangerſeyn behaft;
Wird Mutter in dem Herbſt, giebt reiche Frucht heraus;
Iſt gute Wirthinn, hält, im Winter, ſparſam Haus.

(3) Von der Phyllis.

Eines Morgens ſchaut ich gehen
Phyllis vor den Roſenſtrauch,
Da ſie, nach gewohntem Brauch,
Seine Zierden ſahe ſtehen.
Damals konnt ich nicht vergleichen
Welches unter ihnen wohl,
Weil ſie beid' an Schönheit voll,
Von dem Siege ſollte weichen.
Ob die Phyllis angenommen
Von den Roſen ihre Zier,
Oder ob vielleicht von ihr
Selbe ſolchen Schein bekommen.

War gar übel zu entſcheiden;
Denn ich hatt in ihren Glanz
Mich vertiefet gar und ganz,
Mußte nur die Augen weiden.
Endlich hab ich doch erfahren,
Als der Sonne goldnes Rad
Traf den letzten Tagesgrad,
Daß die Roſen Diebe waren.
Weil ſie Phyllis wollen gleichen,
Und mit ihrer Wangen Schein
Ganz von Einer Farbe ſeyn,
Mußten ſie gar bald verbleichen.

(4) Ein Brief.

Dein Brief begrüßte mich, mein Brief begrüßt dich wieder.
Nun wiſſen wir, von uns liegt keiner todt danieder.

(5) Ein junges Mädchen und ein alter Greis.

Ein guter Morgen ward gebracht zu einer guten Nacht,
Die aber keine gute Nacht hat gutem Morgen bracht.

(6) An eine fürſtliche Perſon.

Fürſtinn! Ihr geht, wie es billig, immer Gold und Seiden her;
Dennoch ſeh ich, als die Kleider, nichts an Euch, das ſchlechter wär.

(7) Rückkunft vom Freunde, Ankunft zur Freundinn.

Da, wo ich itze war, da war mir herzlich wohl,
Wohl wird mir wieder ſeyn, wohin ich kommen ſoll;
Gunſt ohne Falſch war hier, dort iſt Lieb ohne Liſt;
Hier ward ich ſehr geehrt, dort werd ich ſchön geküßt;
Beym Freunde war ich jetzt, zur Freundinn komm ich nun;
Hier that der Tag mir Guts, dort wird die Nacht es thun.

(8) Bittre Liebe.

Lieben iſt ein ſüßes Leiden,
Wenns nicht bitter wird durch Scheiden
Bittres will ich dennoch leiden;
Daß ich Süßes nicht darf meiden.

(9) Die deutſche Sprache.

Iſt die deutſche Sprache rauh? Wie, daß ſo kein Volk ſonſt nicht
Von dem liebſten Thun der Welt, von der Liebe lieblich ſpricht?

(10) Auf die Pulchra.

Dreyerley vergöttert dich: Daß du biſt ſo wunderſchön;
Und ſo wunderkeuſch; und daß beide Ding beyſammen ſtehn.

(11) Gaſterey.

Gemäßigte Trachten,
Vermiedene Prachten,
Bekannte Geſellen,
Geräumige Stellen,
Vertrauliche Schwänke,
Beliebtes Getränke,
Sind Stücke, die Gäſte
Befinden fürs beſte.

(12) Hunger und Liebe.

Der Hunger und die Liebe ſind beide ſcharfer Sinnen;
Sie finden leichtlich Mittel ihr Futter zu gewinnen.

(13) Die Lockfinke.

Nicht zu weit von meinem Singen
Liegen Netz und falſche Schlingen.
Die vor mir hier hat gelegen,
Hat mich, wie ich euch, betrogen.
Ich, die ich gefangen ſitze,
Bin nur meinem Herren nütze.
Die da will, die mag verfliegen,
Die nicht will, die laß ſich kriegen.
Wenn nur ich die Koſt erwerbe,
Gilt mirs gleich viel, wer verderbe.

(14) Auf die Anna.

Bey einem Kranken wachen bis Morgens drey bis vier,
Sagt Anna, muß ich laſſen, es geht nicht mehr mit mir;
Bey einer Hochzeit tanzen bis Morgens drey bis vier,
Kann Anna noch wohl ſchaffen, da geht es noch mit ihr.

(15) Schädliche Liebe.

Lieben läßt nicht lange leben,
Lange leben läßt nicht lieben.
Wer dem Leben iſt ergeben,
Muß das Lieben ſparſam üben.
Wem das Lieben will behagen,
Muß des Lebens ſich entſagen.

(16) Vergängliche Geſellſchaft.

Ein guter Freund, ein reiner Wein, und auch ein klares Glas
Die waren neulich um mich her; wie luſtig war mir das!
Hör aber was darauf geſchieht: das klare Glas zerbricht,
Der reine Wein verraucht, der Freund fällt ſchmerzlich in die Gicht.

(17) An einen Bräutigam.

Wenn du die Braut ins Bette rufſt, ſo wehret ſie ſich beym Bitten;
Nicht bitte! denn ſie hat ſchon ſelbſt viel vom Verzug erlitten.

(18) Auf die Fleja.

Fleja wär ein ſchönes Weib, könnte Fleja ſich nur ſchämen;
Denn ſie würde von der Scham eine ſchöne Röthe nehmen.

(19) Der Frühling.

Da der Himmel gütig lachet,
Da die Erd ihr Brautkleid machet,
Da ſich Feld und Wieſe malen,
Da der Bäume Häupter ſtralen,
Da die Brunnen Silber gießen,
Da mit Funkeln Bäche fließen,
Da die Vögel Lieder ſingen,
Und die Fiſche Sprünge ſpringen,
Da vor Freuden alles wiebelt,
Da mit Gleichem Gleiches liebelt:
O ſo muß vor trübem Kränken
Bloß der Menſch die Stirne ſenken,
Weil bey ſolchen Frühlingslüften
Mars erneuert ſein Verwüſten,
Mars, der dieß für Luſt erkennet,
Wenn er raubet, ſchändet, brennet.

(20) Wunſch an eine Dame.

Gott geb dir alles Gute, und mich dir noch dazu:
Dann hab ich alles wieder, und habe mehr als du.

(21) Küſſe.

Amor ſaß jüngſthin betrübet,
Weil ſein Bogen mißgeübet,
So doch ſelten ſich begiebet.
Sahe drauf zwey Mündlein ringen,
Hörte ſüße Küſſe klingen:
Da hub Amor an zu ſpringen.

(22) Gewiſſen.

Wo du Luſt zur Wolluſt fühleſt, kannſt du ſie am beſten büßen,
Wenn du dir ein Mädchen zulegſt, ein ſchön Mädchen, — das Gewiſſen.

(23) Von der Ariſtea.

Ariſtea, du biſt ſchön. Allen Leuten macht dich hold
Zier am Leibe, Zucht im Sinn, und im Beutel eignes Geld.

(24) An die Kunſtgöttinnen.

Ihr, ihr ſüßen Zuckermädchen, ihr, ihr zarten Pindustöchter,
Seid nicht wie die andern Jungfern, die da treiben ein Gelächter,
Wenn ein haarbereifter Buhler, wenn ein gichtgekränkter Freyer
Ihnen anzeigt ſeine Flammen, ihnen anſtimmt ſeine Leyer.
Ihr, ihr Schönen, ihr, ihr Lieben, habet Luſt an reifen Sinnen,
Wollt am erſten die beglücken, wollt am liebſten liebgewinnen,
Die durch vieler Jahre Wiſſen, die durch vieler Jahr Erfahren
Innerlich ſich ſchön und munter, ſich am Geiſte neu bewahren.

(25) Ungleiche Ehe.

Der junge Schnee der Haut kam zu dem Schnee der Haare,
Auf daß mit jenem der auf eine Zeit ſich paare.
Das Paaren gieng wohl an; doch ward man zeitig innen,
Der Hautſchnee der war Glut, der Haarſchnee mußte rinnen.

(26) An einen Freund.

Weil du mich, Freund, beſchenkſt mit dir,
So dank ich billig dir mit mir;

Nimm hin deßwegen mich für dich:
Ich ſey dir Du, ſey du mir Ich.

(27) Von des Marcus Töchtern.

Seyd luſtig, ſeyd luſtig, ſprach Marcus, ihr Kinder!
Ich Alter bin luſtig, ſeyd ihr es nicht minder.
Ey, Vater, ey wiſſet, das beſte Gelächter
Iſt, daß Ihr uns Männer gebt: ſagten die Töchter.

(28) Die Liebe brennt.

Die Fiſche lieben auch. Mag Waſſerliebe brennen?
Kein Fiſch bin ich, und ſie ſind ſtumm: wer will's bekennen?

(29) An die Venus.

Die Sonne geht zu Bette, die halbe Welt iſt blind:
O Venus, nun wird ſehend dein ſonſt ſo blindes Kind!

(30) Ein Kuß.

Die ſüße Näſcherey, ein lieblich Mündleinkuß
Macht zwar niemanden fett, ſtillt aber viel Verdruß.

(31) Von einer Biene.

Phyllis ſchlief: ein Bienlein kam,
Saß auf ihren Mund, und nahm
Honig, oder was es war,
Koſten, dir zur Gefahr!
Denn ſie kam von ihr auf dich,
Gab dir einen bittern Stich.
Ey wie recht! Du, fauler Mann,
Sollteſt thun, was ſie gethan.

(32) Das Weib ſchweige.

Weiberlippen ſind geſchaffen
Mehr zum Küſſen, als zum Klaffen.

(33) Die Weltfreundſchaft.

Ich will nicht Damon ſeyn, die Welt darf auch nicht werden
Mein Pythias, wir ſind von zweyerley Geberden:
Mein Sinn ſteht aufgericht, die Welt geht krumm gebückt;
Mein Sinn iſt ungefärbt, die Welt iſt glatt geſchmückt;

Mein Mund hat Eine Zung, ich kann nicht Warmes hauchen
Und Kaltes auch zugleich, die Welt pflegt Ja zu brauchen
Wie Nein, und Nein wie Ja: denn ihre Zunge bricht
Die ſchöne zwiſchen Mund und Herz gepflogene Pflicht.

(34) Frauenminze.

Frauenminze heilt viel Leid,
Wer ſie braucht mit Maaß und Zeit.

(35) Die Liebe.

Liebe darf nicht malen lernen, weil ſie nicht die Farben kennt,
Weil ſie Blaues oft für Rothes und für Weißes Schwarzes nennt.

(36) Urſprung der Bienen.

Jungfern, habt ihr nicht vernommen,
Wo die Bienen hergekommen?
Oder habt ihr nicht erfahren,
Was der Venus widerfahren,
Da ſie den Adonis liebte,
Der ſie labt' und auch betrübte?
  Wann im Schatten kühler Myrthen
Sie ſich kamen zu bewirthen;
Folgte nichts als lieblich Liebeln;
Folgte nichts als tückiſch Bübeln.
Wollten ohne ſüßes Küſſen
Nimmer keine Zeit vermiſſen;
Küßten eine lange Länge,
Küßten eine große Menge,
Küßten immer in die Wette,
Eines war des Andern Klette.
Bis es Venus ſo verfügte,
Die dieß Ihnen ſehr wohl vergnügte,
Daß die Geiſter, die ſie hauchten,
Immer blieben, nie verrauchten;
Daß die Küſſe Flügel nahmen,
Hin und her mit Heeren kamen,
Füllten alles Leer der Lüfte,
Wieſe, Thal, Berg, Wald, Feld, Klüfte,
Paarten ſich zum Küſſen immer,
Hielten ohne ſich ſich nimmer.

Saßen auf die Menſchentöchter,
Machten manches Mundgelächter,
Wenn ſie ſie mit Küſſen grüßten,
Wenn ſie ſie mit Grüßen küßten.
Aber Neid hat ſcheel geſehen;
Und Verhängniß ließ geſchehen,
Daß ein ſchäumend wilder Eber
Ward Adonis Todtengräber.
Venus, voller Zorn und Wüten,
Hat gar ſchwerlich dieß erlitten.
Als ſie mehr nicht konnte ſchaffen,
Gieng ſie, ließ zuſammenraffen
Aller dieſer Küſſe Schaaren,
Wo ſie zu bekommen waren,
Machte draus die Honigleute,
Daß ſie gäben ſüße Beute,
Daß ſie aber auch darneben
Einen ſcharfen Stachel gäben,
So wie ſie das Küſſen büßen
Und mit Leid erſetzen müſſen.
Sag ich dieſes einem Tauben,
Wollt ihr Jungfern dieß nicht glauben:
Wünſch ich euch, für ſolche Tücke,
Daß euch Küſſen nie erquicke!
Glaubt ihrs aber, o ſo ſchauet,
Daß ihr nicht dem Stachel trauet!

(37) Jugend und Alter.

Jugend liebt und wird geliebt, Alter liebt und wird verlacht.
Liebe nimmt ſo leichte nicht Liebe, die nicht Liebe macht.

(38) Auf die Blandula.

Blandula, du Jungfer Mutter, kannſt ſo ſchöne Kinder bringen!
Lieber treibs als ein Gewerbe, mancher wird dir was verdingen.

(39) Gaſtzahl.

Mit ſieben Gäſten
Gehts faſt am beſten.
Der achte Gaſt
Wird eine Laſt.

(40) Der Liebe Märtyrerthum.

Buhler ſind zwar Märtyrer oft ſo gut als einer,
Martern aber ſich nur ſelbſt; darum preiſt ſie keiner.

(41) Händekuß.

Jungfern, euch die Hände küſſen,
Pflegt euch heimlich zu verdrießen;
Weil man läppiſch zugewandt,
Was dem Munde ſoll, der Hand.

(42) Köſtliches Waſſer.

Waſſer, die die Alchymiſten brennen, ſind gar hoch geacht;
Höher Thränen, die die Bräute gießen in der erſten Nacht.

(43) Auf die Nivula.

Nivula brennt ihrer viel:
Jeder der ſie ſieht, der will
Dieß und das an ſie verwagen.
Was für Nutzen wird es tragen?
Was ſie gab, das bleibt ihr doch;
Wer es hatte, ſucht es noch.

(44) Ein Kuß.

Giebt Clara einen Kuß, ſolls viel gegeben ſeyn.
So oft ſie einen giebt, ſo nimmt ſie einen ein.

(45) Wittwer und Wittwen.

Wär Freyen Dienſtbarkeit, wär nicht was Freyes dran,
So gienge keine Frau, kein Mann mehr dieſe Bahn.
Sie gehen aber drauf oft mehr als zween Gänge.
Wär gar nichts Gutes dran, man miede ja die Menge.

(46) An die Rhodia.

Rhodia, geh nicht ins Feld! Werden Bienen deiner innen,
Wird ſich dein Geſicht und Mund ihrer nicht erwehren können;
Werden laſſen Roſ' und Klee, werden alle Blumen laſſen,
Werden deinen Honig nur, werden deinen Zucker faſſen.

(47) Geliebte Sachen.

Springet in der Schale Wein,
Spielen kluge Saiten rein,
Fallen ſüße Küſſe drein,
Kann man herzlich luſtig ſeyn.

(48) Frage.

Wie willſt du weiße Lilien zu rothen Roſen machen?
Küß eine weiße Galathee: ſie wird erröthend lachen.

(49) Ein honigſüßer Schlaf.

Ein Honig iſt der Schlaf: als Chloe dieſen aß,
Geſchahs daß was, (ich glaub, es war ein Bienlein,) ſaß
Auf ihrer ſchönen Haut. Sie hats nicht achten wollen;
Doch wie man nunmehr merkt, ſo iſt ſie ſehr geſchwollen.

(50) Farbe der Schamhaftigkeit.

Karmeſinroth hält man werth,
Reines Weiß wird ſehr begehrt,
Purpur hat gar hohen Ruhm,
Gold wünſcht man zum Eigenthum:
Billiger wird hoch geacht
Farbe, die die Tugend macht.

(51) Ein Briefkuß.

Phyllis ſchickte Thyrſis zu durch ein Brieflein einen Kuß:
Unterwegens ward er kalt, bracht' ihm ſo nicht viel Genuß.
Drum ſo ſchrieb er: wenn ſie wollte, ſollte ſie zwar ſchriftlich grüßen,
Immer aber ſelber kommen, wann ſie wollt', und mündlich küſſen.

(52) Von der Galathea.

Als man, zarte Galathea, einen alten Greis dir gab,
Sprach die Stadt: man legt den Todten in ein alabaſtern Grab.

(53) Ein thieriſcher Menſch.

Lupula will keinen lieben,
Der Vernunft zu ſehr will üben;
Weil ihr beſſer der gefällt,
Der ſich etwas thieriſch ſtellt:

Wer da kann wie Tauben herzen,
Wer da kann wie Spatzen ſcherzen,
Wer wie Hähne buhlen kann,
Iſt für ſie der rechte Mann.

(54) Wittwentroſt.

Meinen Mann hat Gott genommen, den er gab, wie ihm beliebt;
Ey! ich will ihn wieder nehmen, wenn er mir noch Einen giebt.

(55) Die Liebe und der Tod.

Tod und Liebe wechſeln öfters ihr Geſchoß:
Jenes geht auf Junge, dieß auf Alte los.

(56) Auf die Dubioſa.

Dubioſa gieng zur Beicht
Traurig, und mit Recht vielleicht.
Als der Pfarr fragt' ohngefehr,
Ob ſie eine Jungfer wär',
Sprach ſie: ja, ich armes Kind!
Aber wie ſie heuer ſind.

(57) Küſſen.

Bienen küſſen ſchöne Blumen, und die Blumen bleiben ſchön:
Schöne Jungfern, laßt euch küſſen, Schönheit wird euch nicht vergehn.

(58) Auf die Corinna.

Corinna iſt ſo zart, ſo ſauber, wie weißes Wachs gezieret. —
In dieſes Wachs hat jüngſt ein Künſtler ein ſchönes Kind boſſiret.

(59) Die Liebe.

Nenne mir den weiten Mantel, drunter alles ſich verſtecket. —
Liebe iſts, die alle Mängel gern verhüllt und fleißig decket.

(60) In der Perſon eines Wittwers.

Bringt Lieben etwan Luſt, bringt Luſt von Liebe ſagen:
Bringt beides dennoch mir nichts, als nur Bitterkeit.
Was andern Herzens Wonn, iſt mir nur Herzens Leid;
Denn meine Lieb iſt längſt ins Grab hinein getragen.
Wiewohl wer recht geliebt, pflegt nichts darnach zu fragen;
Er liebet fort und fort, und hat erſt ausgeliebt

Wenn ihm ſein Ende ſelbſt des Liebens Ende giebt.
Die Liebe war nicht ſtark, die ſich verzehrt von Tagen.
Ich liebe weil ich bin. Die nicht mehr iſt, zu lieben,
Erfodert ihre Treu; ihr Werth iſt ewig werth,
Daß mehr als nur von ihr mein Mund kein Wort begehrt,
Mein Sinn ſonſt keine Luſt; hieran will ich mich üben.
Geht dieſes Lieben gleich bey andern bitter ein,
Soll mir um Liebe doch lieb auch das Bittre ſeyn.

(61) Von vier Hirtinnen.

Chloris, Doris, Iris, Ciris, liebten Einen Hirten alle;
Ihm zu weiſen mit dem Werke, daß er jeder wohlgefalle,
Krönte Chloris ihn mit Blumen; Doris bracht ihm Honigſchnitte;
Iris grüßet' ihn mit Lächeln; Ciris faßt' ihn in die Mitte,
Küßte ſeinen Mundrubin. Ihm behagte nur das Küſſen,
Und er überließ der Ciris Krone, Honig, und das Grüßen.

(62) Vergnüglichkeit.

Wer ihm immer läßt begnügen,
Den kann Glück nie recht betriegen;
Alles falle, wie es will:
Das Vergnügen iſt ſein Ziel.

(63) Ein geraubter Kuß.

Was meynt ihr? Ein geſtohlner Kuß ſey minder angenehme? —
Der Kuß wird ſüßer, wenn man ſchaut, wie Sie ſo ſchön ſich ſchäme;
Und was man leichtlich haben kann, iſt ſelten gar bequeme.

(64) Zuchthüter.

Ein Hüter, der die Weiber vor Schand in Obſicht nahm,
War keiner nimmer treuer als tugendhafte Scham.

(65) Jungfrauen.

Ihr Jungfern hört mir zu! doch faſſet die Geberden,
Und fangt durch meinen Ruhm nicht ſtolzer an zu werden.
Die Jungfern ſind ein Volk, das unter uns geſtellt
Als Engel in der Zeit, als Wunder in der Welt.
Ich wüßte nicht, wer der, und wannen er entſproſſen,
Und was für wilde Milch ſein erſter Mund genoſſen,
Der hier nur ernſthaft ſieht, der hier nicht fröhlich lacht,

Wenn ihm des Himmels Gunſt die Augen würdig macht
Zu ſchauen dieſen Glanz, zu merken dieſe Sonnen,
Wodurch der Menſchheit Werth den höchſten Stand gewonnen,
Und ſo erleuchtet iſt. Er iſt nicht werth ſo gar,
Daß ſeine Mutter ſelbſt je eine Jungfrau war,
Der ſein' Geberde nicht zur Ehrerbietung neiget,
Sein Haupt aufs tiefſte bückt, den Fuß in Demuth beuget,
Und giebt ſich pflichtbar hin für einen eignen Knecht,
Für ein ſo liebes Volk und himmliſches Geſchlecht.
Jedoch merkt gleichwohl auch, ihr lieblichen Jungfrauen,
Ich meyne die, wo mehr auf That als Wort zu bauen,
Und, haltet mirs zu Gut, ich meyn auch meiſtens die,
Wo Winter nicht verdeut, daß Frühling nicht mehr blüh.

(66) Von der Paulina.

Eines Tages ſprach ein Buhler um die Gunſt Paulinen an:
Weil ſie, ſprach ſie, meines Mannes, ſo befrage meinen Mann.

(67) Poeterey.

Wer durch Dichten Ruhm will haben, kann ihn nießen:
Wer durch Dichten Luſt will haben, kann ſie büßen:
Wer da denket reich zu werden durch das Dichten,
Der erdichtet was ihm kömmet gar mit nichten.

(68) Ueber das Bildniß des nackten Cupido, welchen ſeine Mutter züchtigt.

Was hat doch der liebliche Knabe verſchuldet,
Weßhalb er die Streiche der Mutter erduldet?
Er hat ſich geſäumt, daß dem Eheſtandsorden
Chlorinde zu langſam iſt einverleibt worden.

(69) Von einer Fliege.

Eine Fliege war ſo kühn,
Setzte ſich vermeſſen hin
Auf des ſüßen Mündleins Roth;
Chloris ſchlug, und ſchlug ſie todt.
Florus ſprach: o wenn nur ich
Dürfte dieß erkühnen mich:
Dieſer Schlag, hielt ich dafür,
Diente mehr, als ſchadte mir.

(70) Küſſen.

Wer küſſen will, küß auf den Mund, das andre giebt nur halb Genießen.
Geſichte nicht, nicht Hals, Hand, Bruſt; der Mund allein kann wieder küſſen.

(71) An eine Fürſtinn.

Die Welt hat den Geruch, wir haben hier die Blum:
Das Land hat, Fürſtinn, Euch; die Welt hat Euern Ruhm.

(72) Luſtſchmerzen.

Feuer glänzet, mehr als Gold;
Doch verbrennt es ſehr:
Thut uns gleich die Wolluſt hold,
Doch verletzt ſie mehr.

(73) Von meinen Sinngedichten.

Was mein Sinn bisher gezeugt, und an Tag die Feder legte,
Steht dahin, ob mans verwarf, oder ob es jemand pflegte.
Taugt jemanden dieſe Zucht, kann ſich noch Geſchwiſter finden.
Daß ſie werden ſchöner ſeyn, will ich mich doch nicht verbinden.

Siebentes Buch.

(1) Von meinen Reimen.

Meine Reime riechen nicht
Noch nach Oele, noch nach Wein:
Beides kann gar ſchwerlich ſeyn;
Jenes, wegen Amtespflicht,
Dieſes, wegen ſchlimmer Gicht.

(2) Herrengewiſſen.

Ochſen ſpannt man nicht an Fäden, denn ſie würden ſtracks zerriſſen;
So auch läßt ſich ſchwerlich binden, wer Gewalt hat, ans Gewiſſen.

(3) Gerechtigkeit zum Saufen.

Stände ſoll man unterſcheiden; ſaufen ſoll nicht jedermann.
Bauern ſtrafe man ums Saufen; Saufen ſteht den Edeln an.

(4) Heldentod.

Es ritten ihrer zwey nach Roſſen,
Darüber ward der ein' erſchoſſen;

Der andre ſagte mit Betrüben:
O welch ein ehrlich Kerl iſt blieben!

(5) Auf den Capito.

Capito hat Kopfs genug; wenig aber hat er Sinn.
Wie ein Mohnkopf, lauter Schlaf, ſonſten hat er nichts darinn.

(6) Täglicher Wunſch.

Von außen guter Fried und gute Ruh von innen,
In wohl geſundem Leib auch wohl geſunde Sinnen,
Des Himmels Freude dort, der Erde Segen hier:
Dieß iſt mein Morgenwunſch, nichts weiter wünſch ich mir.

(7) Gegenwärtiger und vergangener Zuſtand.

Glücke kennt man nicht, wenn man drinn geboren;
Glücke kennt man erſt, wenn man es verloren.

(8) Hoffolge.

Sobald der Herr mir lacht, ſo lacht mir jedermann;
Sieht er mir ſauer zu, ſieht jeder ſo mich an.
Die Puppen machens ſo, die fremde Fauſt regiert,
Sie ſtellen ſich nach dem, nach dem ſie einer führt.

(9) Schläge.

Eine Glock und eine Nuß, und ein Eſel, und ein Knecht
Thun nicht leidlich ohne Schlag, was ſie ſollen, jemals recht;
Jene ſchweiget, die bleibt hart, jener fleht, und dieſer liegt.
Wird das Eiſen und das Holz ihnen richtig angefügt:
Klinget jene, dieſe bricht, jener geht, und dieſer eilt.
Drum was jedem zugehört, ſey auch jedem zugetheilt.

(10) Sache nicht Worte

Wo die Hand vonnöthen iſt, ſchafft man wenig mit der Zunge;
Wo das Herze hingehört, da verrichtet nichts die Lunge.

(11) Verachtung der Schmach.

Manchen Frevel acht man nicht, manches Unrecht wird verlacht.
Selten rächt man einen Fleck, den uns Ochs und Eſel macht.

(12) Auf die Gellula.

Die Gellula hält viel von Thaten und von Werken;
Im Glauben ſuchet ſie den Nächſten ſtets zu ſtärken;
Von Zeichen hält ſie nichts, vom Weſen hält ſie mehr;
Iſt vielfach eine Frau, und geht im Kranz einher.
Ob Pabſt, ob Luther ihr, ob ihr Calvin gefalle,
Iſt unklar; iſt mir recht, gefallen ſie ihr alle.

(13) Ehrgeiz.

Es iſt kein Regiment ſo gut, das allen Leuten tüget:
Das macht, Regieren ſelbſt, und nicht Regieret ſeyn, vergnüget

(14) Von dem Veit.

Kömmt gleich manches neues Jahr, dennoch klaget Veit, ihm bleibe
Fort und fort manch altes Jahr, — nehmlich bey dem alten Weibe

(15) Reichthum.

Eines Ungerechten Erb, oder ſelbſt ein ſolcher Mann,
Oder beides auch zugleich iſt, wer Reichthum ſammeln kann.

(16) Auf den Poſcinummus.

Was man guten Freunden ſchenket, iſt verwahret, nicht verſchenket:
Alſo ſaget Poſcinummus, wenn er was zu geben denket.
Aber ſoll er etwas geben, o ſo rühmt er doch das Sparen;
Daß man nicht aufs Alter etwan Noth und Armuth dürf' erfahren

(17) Mars von Ohngefähr fromm.

War etwan Mars wo fromm, ſo kehrt es ihm zu Gute;
Es iſt gewiß geſchehn aus unbedachtem Muthe.

(18) Feile Gerechtigkeit.

Sind des Richters Ohren zu, mache du die Hand nur auf.
Recht hat itzt, wie alles Ding, einen gleichen hohen Kauf.

(19) Der Zeiten Schauſpiel.

Ich denke noch des Spiels bey meinen jungen Jahren,
Worinn ich König war, wenn andre Knechte waren;
Sobald das Spiel ſich ſchloß, fiel meine Hoheit hin,
Und ich ward wieder der, der ich noch itzo bin.

Der heutige Gebrauch trägt gleichſam ein Ergetzen,
Die Bauern dieſer Zeit den Fürſten beyzuſetzen.
Schimpf aber iſt nicht Ernſt, und das Saturnusfeſt
Iſt Einmal nur des Jahres zu Rom in Brauch geweſt.

(20) Der enthärte Samſon.

Samſon ſchlief bey Delila, und verſchlief ſich Haar und Stärke.
Solcher Schlaf bringt auch noch heut ſolche Beut und ſolch Gemerke.

(21) Auf den Schwellius.

Der Praler Schwellius will gar nicht wohnen enge,
Geräumig iſt ſein Haus, gewaſchen alle Gänge.
Kein Wunder! Als ein Kind liebt' er ſchon ſolch ein Haus;
Drum kam er bald hervor aus Kerker, Nacht und Graus,
Wo er gefangen lag, ans Tageslicht gekrochen,
War ſeine Mutter gleich erſt Frau von dreyzehn Wochen.

(22) Der Kaiſerliche Dienſt.

Was iſt es für ein Ding, der kaiſerliche Dienſt?
Der Bauern ihr Verderb, der Krieger ihr Gewinnſt.
Der Bauer thut den Dienſt, der Krieger ſpricht davon;
Doch ſtraft man jenen noch, und dieſem giebt' man Lohn.

(23) Auf den Quadratus.

Quadratus iſt der Welt viel nütz, er giebt viel Schatten;
Wär übel, wenn er ſtürb, im Sommer zu entrathen!

(24) Hofverdienſt.

Haſt du bey Hofe was gethan,
Was niemand dir verdanken kann;
So geh bey Zeiten ſelbſt davon,
Der Haß iſt ſonſt gewiß dein Lohn.

(25) Auf den Bullatus.

Bullatus ſprach, gefragt; woher er edel wär?
Mein Adel kömmt vom Haupt und nicht vom Bauche her.

(26) Auf die Glauca.

Es ſtritten ihrer zwey, ob Glauca ſchön, ob häßlich? —
Gemalet iſt ſie ſchön; natürlich iſt ſie gräßlich.

(27) Auf die Claja.

Gott nahm, ſagt Claja, meinen Mann;
Der Herr hat alles wohl gethan
Der einen friſchen geben kann!

(28) Ein verlorner Freund.

Mein Freund ward nächſt nach Hof in Ehrendienſt erkohren;
Die Ehre gönnt' ich ihm, doch gieng der Freund verloren.

(29) Weltbeherrſcher.

Gott, Fleiß und die Gelegenheit
Beherrſchen Menſchen, Welt und Zeit.
Gott iſt in Nöthen anzuflehn;
Gelegenheit nicht zu verſehn;
Der Fleiß muß fort und fort geſchehn.

(30) Eine Hure.

Wem die Hur ins Herze kömmt, wird ſie auch in Beutel kommen;
Mag dann zählen, was die Nacht ihm geſchenkt, der Tag genommen!

(31) Redlichkeit.

Die Redlichkeit verlacht, was ihr Verfolger ſpricht;
Ein Biedermann ſteht ſtets; nicht lang ein Böſewicht.

(32) Die tauſend goldenen Jahre.

Tauſend goldne Jahre werden von Propheten itzt verſprochen.
Wie es ſcheinet, ſind ſie nahe; denn dergleichen Geld zu kochen,
Hat der Krieg bereits zu Kohlen Städt und Dörfer abgebrochen.

(33) Fürſtendiener.

Wenn Diener löblich rathen,
So ſinds der Herren Thaten;
Wenn Herren gröblich fehlen,
Iſts Dienern zuzuzählen.

(34) Auf den unverſchämten Calvus.

Calvus hat ſo großen Schedel, und hat dennoch kein Gehirn;
Voller Stirn iſt auch ſein Schedel, und doch hat er keine Stirn.

(35) Auf den Pätus.

Pätus bat mich jüngſt zu Gaſt; und ich gieng nicht. Ich war ſatt
Noch von dem, womit er mich längſt vorhin kaſteyet hat.

(36) Reiſen.

Weiland ward fürs Vaterland Gut und Blut gelaſſen;
Gut und Blut wird itzt verthan, Vaterland zu haſſen.
Man verreiſet großes Geld; was man heimbringt, wendet man
Alte deutſche Redlichkeit hämiſch zu beſchimpfen an.

(37) Erdengötter.

Obrigkeiten heißen Götter, ſollen Menſchen Wohlfahrt geben,
Wollen aber meiſtens ſelber von den Menſchen Wohlfahrt heben.

(38) Das Beſte der Welt.

Weißt du, was in dieſer Welt
Mir am meiſten wohlgefällt? —
Daß die Zeit ſich ſelbſt verzehret,
Und die Welt nicht ewig währet.

(39) Waaren der Wolluſt.

Wer ſich um der Wolluſt Waaren als ein Kaufmann will bemühn,
Wird, wie witzig er gleich handelt, Reue, ſtatt Gewinnes ziehn.

(40) Sey wer du wareſt.

Wer eine Tugend einmal übt,
Eh er ſie leichtlich übergiebt,
So geb er eher hin ſein Leben;
Sonſt muß er ſich der Ehr' begeben.

(41) Hofgunſt.

Hofgunſt brennt wie Stroh, giebt geſchwinde Flammen;
Fällt geſchwind in Aſch, wie das Stroh, zuſammen.

(42) Hülfe.

Eigner Fleiß und fremde Hülfe födern einen Mann.
Wenn man einem vor ſoll ſpannen, ſpann er ſelber an.

(43) Emſigkeit.

Man kann im Ruhn
Doch etwas thun.
Man kann im Thun
Doch gleichwohl ruhn.

(44) Von dem Largus.

Largus wünſchet ſeinem Feinde, daß er ein Ducaten ſey
In den Händen eines Filzes; denn da würd er nimmer frey.

(45) Wohlfeiler Frauenſtand.

Was man mit Wenigem erlangt, daſelbſt iſt Viel
Nicht nöthig. Eine Magd, die gerne Frau ſeyn will,
Die wird zur Hure nur, alsdann iſt Kirchenfahrt,
Und aller Hochzeitpracht erhalten und erſpart.

(46) Hofmaler.

Bey Hofe hats viel Maler; die wiſſen abzumalen
Gemeiniglich mit Kohlen; ſie fodern kein Bezahlen;
Sie thun es ungeheißen, ſie thuns von freyen Stücken;
So darf man auch nicht ſitzen, ſie könnens hinterm Rücken.

(47) Müßiggang.

Jedes Haus hat ſeinen Ort, der gewidmet iſt zur Ruh.
Knecht und Mägde haben Luſt, Herr und Frau hat Zug dazu.

(48) Mittel zu verarmen.

Ich möchte wiſſen, wie es käme,
Daß unſer Hab und Gut zunähme?
Was wir aus Pflicht nicht geben müſſen,
Soll Höflichkeit zuſammen ſchießen.
Iſt für den Mund was übrig blieben,
So bleibt es doch nicht vor den Dieben.
Was ſelbſt die Todten ſchuldig waren
Das büßen wir mit unſern Haaren.
Was wir gehabt, und nicht mehr haben,
Davon erheiſcht man Schoß und Gaben.
Ich möchte wiſſen, wie es käme,
Daß unſer Hab und Gut zunähme?

(49) Von der Clodia.

Clodia taugt nicht zum ſieden; ob ſie etwan taugt zum braten?
O, man laß ſie roh den Würmern; beſſer weiß ich nichts zu rathen.

(50) Krieg und Friede.

Die Welt hat Krieg geführt weit über zwanzig Jahr;
Nunmehr ſoll Friede ſeyn, ſoll werden wie es war.
Sie hat gekriegt um das, o lachenswerthe That!
Was ſie, eh ſie gekriegt, zuvor beſeſſen hat.

(51) Geſchminkte Weiber willige Weiber.

Wiewohl es noch nicht Brauch, daß Wittwen, daß Jungfrauen
Sich auszubieten gehn, ſich ſuchen anzutrauen:
So fragt, will gleich der Mund ſich noch in etwas ſchämen,
Doch Schmuck und Schminke dreiſt: Ey will mich niemand nehmen?

(52) Hirten.

Was iſt das für ein Hirt, der durch Gewalt und Liſt
Zum Theil die Schafe ſchindt, zum Theil die Schafe frißt?

(53) Auf den Pralin.

Wie dein Kopf, Gelegenheit,
Iſt, Pralin, dein Ehrenkleid.

(54) Geſinde.

Sein Geſinde ſoll man ſpeiſen, darf es aber doch nicht mäſten,
Soll es brauchen uns zu helfen, ſoll es brauchen nicht zu Gäſten.

(55) Gewalt iſt nicht Tapferkeit.

Wenn ihrer Drey gleich Einen ſchlagen,
So hat Geſchlagner nichts zu klagen;
Denn ungeſchlagen bleibt itzt keiner,
Und Dreye ſchlagen mehr als Einer.

(56) Sichere Armuth; elender Reichthum.

Ein Armer hat es gut; er fürchtet ſelten ſehr,
(Dieweil er nichts mehr hat) daß er verliere mehr.
Ein Reicher hat es arg; iſt ſeine Zeit nicht frey,
Daß er nicht morgen ſchon der allerärmſte ſey.

(57) Leben.

Thorheit iſt es, alles loben; Bosheit iſt es, gar nichts preiſen:
Mich wird Thorheit ſchwerlich treffen; Bosheit wird ſich eher weiſen.

(58) Die Steuer.

Daß mein Buch die theure Gabe
Allen zu gefallen habe,
Glaub ich nicht. Doch glaub ich, allen
Werde folgendes gefallen:
„O es müſſe hölliſch Feuer
„Freſſen die verfluchte Steuer!

(59) Ein Indianiſcher Brauch.

Wenn ein Indianer freyet, ſchenket er die erſte Nacht
Einem Prieſter, der zum Segen einen guten Anfang macht.
Wenn uns freyet eine Jungfer: ob er nun gleich dort nicht wohnt,
Hat ſie dennoch ihm ein Pfaffe eingeweihet unbelohnt.

(60) Von der Hulda.

Was man liebt, das braucht man wenig, daß mans lange brauch':
Hulda ſchonet man zum Nehmen, liebt man ſie gleich auch.

(61) Zunder der Hoffart.

Was reizet uns zur Hoffart an? — der Leute Heucheley,
Die alles preiſen, was wir thun, es ſey gleich wie es ſey.

(62) Büchermenge.

Des Bücherſchreibens iſt kein Ende, ein jeder ſchreibt mit Haufen! —
Kein Menſch wird weiter Bücher ſchreiben, wenn nur kein Menſch wird kaufen.

(63) Ein redlicher Mann.

Für einen guten Mann ſind alle Zeiten gut,
Weil niemals Böſes er und Böſes ihm nichts thut;
Er führt durch beides Glück nur immer Einen Muth.

(64) Menſchenſinnen.

Köpfe haben Dünkel,
Herzen haben Winkel:
Prüfe, was du ſieheſt,
Merke, was du flieheſt!

(65) Auf den Thraſo.

Thraſo geht, wie Herkules, mit der Löwenhaut bedeckt;
Sags nur nicht, ein Haſenbalg iſt zum Futter unterſteckt.

(66) Wunderwerk der Welt.

Man ſagt, und hat geſagt von großen Wunderwerken,
Die wohl zu merken ſind, und waren wohl zu merken;
Noch iſt ein größers kaum, als daß ein frommer Mann
Bey dieſer böſen Zeit, fromm ſeyn und bleiben kann.

(67) Hofdiener.

Jeder will bey Hofe dienen; dienen will er immer,
Nicht beym Sorgen, nicht beym Dulden; nur im Tafelzimmer.

(68) Lob.

Eines Narren Probe,
Die beſteht im Lobe.
Seine Kunſt zu weiſen,
Schleunt ihn auf das Preiſen.

(69) Auf den Stichus.

Stichus hat ein böſes Weib, will ſich gern vertragen,
Meynt, ihr Grimm werd endlich ſich müden von dem Plagen;
Da ihn ſonſt ein neues Weib werd' aufs neue nagen.

(70) Das Herz auf der Zunge.

Wers Herz auf ſeiner Zunge führt,
Der muß, wenn er die Zunge rührt,
Sich der Bedachtſamkeit befleißen,
Sonſt möcht er ihm das Herz abbeißen.

(71) Kriegesſchäden.

Hat Land durch dieſen Krieg, hat Stadt mehr ausgeſtanden!
Schau wo der beſte Tiſch und größte Schmuck vorhanden.

(72) Hoffnung.

Wer nichts hat, dem iſt noch Rath,
Wenn er nur noch Hoffnung hat.

(73) Erkenntniß Seiner.

Der Schatten pflegt zu ſtehen nach dem die Sonne ſteht;
Sobald ſie ſcheint, iſt niemand der ohne Schatten geht.
Auch iſt auf Erden niemand von aller Thorheit frey;
Ein Menſch von klaren Sinnen, der merkt wie groß ſie ſey

(74) Durch Mühen, nicht durch Schmeicheln.

Redlich will ich lieber ſchwitzen,
Als die Heuchlerbank beſitzen.
Beſſer harte Fäuſte ſtrecken,
Als von fremdem Schweiße lecken.
Beſſer was mit Noth erwerben,
Als gut leben, furchtſam ſterben.

(75) Auf den Piger.

Piger kann nicht müßig gehen; —
Müßig aber kann er ſtehen.

(76) Neuerung gefährlich.

Das Böſe, wohl geſtellt, laß ſtehen, wie es ſteht;
Es iſt noch ungewiß, obs gut mit Neuem geht.

(77) Freygebige Herrendiener.

Wenn Diener Herren ſchenken,
So mögen Herren denken,
Daß ſich, was auf ſie fleußt,
Von ihnen vor ergeußt.

(78) Augen, Ohren, Mund.

Ohr und Auge ſind die Fenſter, und der Mund die Thür ins Haus:
Sind ſie alle wohl verwahret, geht nichts Böſes ein und aus.

(79) Verdächtige Sachen.

Ein verſöhnter Feind,
Ein erkaufter Freund
Sind zu einer Brücke
Ungeſchickte Stücke.

(80) Seelenwanderung.

Daß eine fremde Seel in fremden Körper krieche,
Das glaube wer es will; es ſind nicht Bibelſprüche.
Dieß aber iſt gewiß, daß itzt ein fremder Leib
Oft fähret auf und in ein fremdes Pferd, Kleid, Weib.

(81) Auf die Priſca.

Deine Schönheit liegt am Laden, gar nicht, Priſca, in der Kiſte;
Was man ſieht, das iſt das Beſte, mit dem Innern ſteht es wüſte.

(82) Gewandelte Freundſchaft.

Wer die Freundſchaft brechen kann,
Fieng ſie nie von Herzen an:
Der ward falſch ein Freund genennt,
Wer ſich von dem Freunde trennt.

(83) Das Glück ein gemein Weib.

Das Glück iſt wie ein Weib, die keinen völlig liebet,
Indem ſie ſich itzt dem, itzt jenem übergiebet.

(84) Bücher.

Es iſt mir meine Luſt, bey Todten ſtets zu leben;
Zu ſeyn mit denen, die nicht ſind, rund um umgeben,
Zu fragen, die ganz taub; zu hören, die nichts ſagen;
Und die nichts haben, doch viel pflegen aufzutragen,
Vor andern vorzuziehn. Ich bin auf die befliſſen,
Die mir viel Gutes thun, und doch von mir nichts wiſſen.
Ich halte dieſe hoch, die nie mich angeſehn;
Die manchmal mich im Ernſt verhöhnen, ſchelten, ſchmähn,
Sind meine beſten Freund'; anſtatt ſie hinzugeben,
So gäb ich alle Welt dahin, und auch das Leben.

(85) Auf den Curvus.

Curvus iſt den Laſtern gram, nicht aus Tugend, nur aus Neid;
Daß er ihnen nicht mehr dient, ſchafft nicht Wille, ſondern Zeit.

(86) Hoffarth.

Ich nehm ein Quintlein Glück, und kaufe Hofegunſt:
Ob dir es ſo beliebt, nimm einen Centner Kunſt:
Die leichte Münze gilt, die ſchwer iſt hier umſonſt.

(87) Verliebte.

So viel Händel, ſo viel Wunder, als verliebte Leute machen,
Wozu dient es? wohin zielt es? — Denke nach, ſo wirſt du lachen.

(88) Austritt der Zunge.

Die Zunge wohnt mit Fleiß in weißem Beingehäge.
Denn dieß iſt ihre Gränz, in der ſie ſich bewege.
Wächſt aber wo die Zung, und ſteiget übern Zaun,
Derſelben traue du, ich will ihr nimmer traun.

(89) Der Liebe Blindheit.

Ein Mehlſack und ein Kohlenſack, da die beyſammen ſtunden,
Da ſchoß Cupido, und der Pfeil ward in dem ſchwarzen funden.
Die Lieb iſt an die Farbe nicht, dieweil ſie blind, gebunden.

(90) Männermangel.

Daß mehr Weiber ſind als Männer, macht des Krieges Raſerey;
Doch mich dünket, Weiber ſtunden durch die Buhlſchaft Kriege bey.

(91) Ein fauler Knecht.

Wenn ſelten ſtiehlt ein Dieb, und nie ein Knecht was thut,
So halt ich den für böſ', und jenen mehr für gut.

(92) Auf den Vagus.

Vagus liebet Weiber, Wittwen, Jungfern, Mägde, was es giebt;
Chriſtenlieb iſt ſo geartet, denkt er, daß ſie alles liebt.

(93) Freunde.

Freunde die das Glücke macht ſind kein rechtes Meiſterſtücke,
Wenn ſie nicht zuvor beſchaut und bewährt das Unglücke.

(94) Auf die Stultina.

Alle ſehen ernſthaft aus: dennoch will Stultina lachen?
Weil ſie weiße Zähne hat, ſucht ſie ſich beliebt zu machen.

(95) Die Freyheit.

Wo dieſes Freyheit iſt, zu thun nach aller Luſt,
So ſind ein freyes Volk die Säu in ihrem Wuſt.

(96) Fremde Schutzherren.

Der, der uns für Ketzer hält, ſollt' uns kriegen für den Glauben?
Freyheit ſollten ſchützen die, die uns Freyheit helfen rauben?
Ausgang wird zu glauben dir Freyheit was du willſt erlauben.

(97) Luſt und Unluſt.

Ihrer zwey ſind, die ſich haſſen,
Und einander doch nicht laſſen:
Wo die Wolluſt kehret ein,
Wird nicht weit die Unluſt ſeyn.

(98) Der raſende David.*

Wer bey Achis denkt zu leben, wer bey Welt denkt fortzukommen,
Muß bald haben Narrenkappe, Doctorshut bald angenommen.

(99) Der Soldaten gutes Werk.

Buße zeucht dem Kriege nach; wo das Heer nur hingetreten,
Thun die Leute nichts als weinen, nichts als faſten, feyern, beten.

(100) Auf den Simon.

Simon wünſchet, daß ſein Weib
Eine Moſcovitinn wäre,
Wenn er ihr gleich bläut den Leib,
Daß ſie ſich doch nicht beſchwere:
Aber weil ſie deutſch geſinnt,
Schaut ſie, wie ſie ſich erwehret,
Wie ſie Oberhand gewinnt,
Und mit ihm die Stube kehret.

(101) Trunkenheit.

Es ſäuft ſich voll, für ſich, kein unvernünftig Thier. —
O, hätten ſie Vernunft, ſie tränken auch, wie wir.

(102) Stadtleute und Dorfleute.

Wer ſind Bürger? Nur Verzehrer.
Wer ſind Bauern? Ihr' Ernährer.
Jene machen Koth aus Brodte,
Dieſe machen Brodt aus Kothe.
Wie daß denn der Bürger Orden
Höher als der Bauern werden?

---

* 1 Sam. XXI, 13.

(103) Auf den Faulinus.

Faulinus iſt ein Mann, er iſt ein rüſtig Mann;
Die Arbeit hat er lieb, — wenn andre ſie gethan.

(104) Schnecken.

Bruder, komm und iß mit mir; Haus und Wirth ſoll vor dir ſtehen.
Doch iß nur den Wirth, das Haus möchte nicht zu Halſe gehen.

(105) Weintrauben.

Bruder, komm auf einen Trunk; doch im ſüßen Bacchusnaß
Thu mir nicht allein Beſcheid, thu mir auch Beſcheid im Faß.

(106) Friedenshinderniß.

Ey, es wird bald Friede ſeyn! Freue dich, du deutſcher Mann!
Mißvertraun und Eigennutz, ein Paar Wörtlein, ſtehn nur an.

(107) Tadler.

Wer mich tadelt läſſet merken, daß was Gutes an mir ſey;
Sonſt wär nichts ihm dran gelegen, dürfte keiner Tadeley.

(108) Von meinen Reimen.

Nicht einmal in ſeinem Buche guter Freunde zu gedenken? —
Weiß ich doch noch ſelbſt nicht eigen, welchen Ruhm man mir wird ſchenken.

Achtes Buch.

(1) An den Leſer.

O Leſer, dir ſteht frey zu richten über mich,
Und andern ſtehet frey zu richten über dich.
Wie du dein Urtheil nun von andern dir begehreſt,
So ſiehe daß du mir mein Urtheil auch gewähreſt.

(2) Die Ehre.

Die Ehre kennet keinen Obern; wer ihr zum Nachtheil was gebeut,
Den fürchte nicht, wenn dich dein Leben zum Schutz der Ehre nicht gereut.

(3) Zuverſicht auf Menſchen.

Wer ſein Glück auf Menſchen baut, hat es ganz vergeſſen,
Daß in kurzem dieſen Grund Wurm und Schlange freſſen.

(4) Von dem Probus.

Probus thu gleich was er thu: nimmer taugt doch, was er thut
Iſt er denn ſo böſer Art? — Nein, ſein Richter iſt nicht gut.

(5) Eitelkeit.

Nimm weg die Eitelkeit von allen unſern Werken,
Was wird dir übrig ſeyn und gültig zu vermerken?

(6) Auf den Merus.

Merus hat viel Geld und Gut! Muß dabey doch hungrig faſten!
Ey! der Teufel, und nicht Er, hat die Schlüſſel zu den Kaſten.

(7) Leben und Tod.

Der Tag hat große Müh, die Nacht hat ſüße Ruh:
Das Leben bringt uns Müh, der Tod die Ruhe zu.

(8) Geldkunſt.

Aus dem kalten Nordenloche kam der Handgriff Geld zu kochen,
Da die Künſtler für ihr Kupfer kamen deutſches Geld zu ſuchen:
Deutſches Blut, mit deutſcher Aſche wohl vermiſchet, konnte machen,
Daß zu Geld den Künſtlern wurden Glaube, Treu und alle Sachen.

(9) Gemeinſchaft bringt Verachtung, ſonderlich Fürſten.

Wo viel Gemeinſchaft iſt, iſt Anſehn nicht gemein;
Wo nicht mehr Anſehn iſt, wird ſchwerlich Folge ſeyn;
Wo Folge ſich verliert, kann Ordnung nicht beſtehen;
Wo Ordnung nicht beſteht, muß Wohlfahrt untergehen.

(10) Ein unruhiges Gemüth.

Ein Mühlſtein und ein Menſchenherz wird ſtets herumgetrieben;
Wo beides nichts zu reiben hat, wird beides ſelbſt zerrieben.

(11) Chriſtliche Liebe.

Probus lag in tauſend Nöthen,
Die ihn drängten bis aufs Tödten.
Sollte Chriſtenliebe haben,
Sich zu retten, ſich zu laben:
Ließ ſie hin und wieder ſuchen,
Weil ſie ſich itzt ſehr verkrochen;

Ließ ſie ſuchen bey Gerichten,
Fand ſie aber da mit nichten;
Mußte hören, daß man ſagte:
Was das ſey, wonach er fragte?

(12) Auf den [illegible]eratus.

Obs recht, obs ehrlich ſey, was Honeratus thut,
Daran gedenkt er nicht. Ihm dünket alles gut,
Was gut zum Schmauſen iſt. Was ſoll man von ihm ſagen?
Er hat das Recht im Maul, er hat die Ehr im Magen.

(13) Auf den Stilpo.

In deines Weibes Almanach ſteht, Stilpo, allewege:
Trüb, Ungeſtüm, Platzregen, Sturm, Wind, Hagel, Donnerſchläge.

(14) Eheſtand.

Wer im Sommer Blumen ſammelt, ſammelt aber ſonſt nichts ein,
Ey wovon will der im Winter ruhig, ſatt und muthig ſeyn?
Wer beym Freyen bloß auf Zierden, Prangen, Stolz und Großthum denkt,
Was wird der für Tröſtung finden, wenn ihn großer Unfall kränkt.

(15) Hoffnung und Geduld.

Hoffnung iſt ein feſter Stab
Und Geduld ein Reiſekleid,
Da man mit durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit.

(16) Iſts nicht gut, ſo wirds gut.

Böſe Leute mögen trotzen, fromme Chriſten ſtille leben:
Schafeswolle kömmt in Himmel, Wolfeslocken nur daneben.

(17) Das Mittel.

Wenn das Beſte nicht zu haben, nehme man für gut das Gute;
Auch für lieb, iſts nicht ein tapfrer, dennoch mit dem frohen Muthe.
Wem die Flügel nicht gewachſen, kann die Wolken nicht erreichen;
Wem des Adlers Augen fehlen, muß der Sonne Stralen weichen.

(18) Schein der Freyheit.

Die Freyheit iſt ein Strick, womit man Freyheit fängt;
Je mehr man ſie bedrückt, je mehr man ihrer denkt.

(19) Dankbarkeit gegen die Schweden.

Was werden doch für Dank die Schweden um ihre Kriege haben? —
Wir wünſchen, daß Gott ihnen gebe, ſo viel als ſie uns gaben!

(20) Hofleute.

Leute, die bey Hofe dienen, dünken ſich, als andre, mehr:
Mich bedünket, der, der dienet, weiche dem, der frey iſt, ſehr.

(21) Von dem Criſpus.

Criſpus iſt gereiſt, iſt munter, iſt gelehrt; — und wird veracht? —
Ey! der neue Muſterſchneider hat ihm noch kein Kleid gemacht.

(22) Erinnerungen.

Große Herren wollen niemals gern Erinnerung ertragen:
Wie dem Bileam, muß ihnen oft ein Eſel Wahrheit ſagen.

(23) Auf den Pſeudo.

Pſeudo leugt ſo ungemein,
Daß ich ihm nicht glauben kann.
Zeigt er, wenn er leugt, gleich an,
Daß es nichts als Lügen ſeyn.

(24) Auf den Vulpinus.

Dein Herz iſt ein Caſtell, hat gar viel Außenwerke,
Vulpinus; wer drein kömmt, hat nicht gemeine Stärke;
Wer drein noch kommen wär iſt keiner, wie ich merke.

(25) Die Furcht.

Der Tod, vor dem der Menſch ſo fleucht und ſo erſchrickt,
Währt an ihm ſelbſt ſo lang, als lang ein Auge blickt.
Des Todes Furcht iſt Tod, mehr als der Tod; der Tod
Verkürzt, was ihn vergällt, die Furcht, die ſchlimmſte Noth.

(26) Der Köhlerglaube.

Was die Kirche glauben heißt, ſoll man glauben ohne Wanken! —
Alſo darf man weder Geiſt, weder Sinnen, noch Gedanken.

(27) Wiedervergeltung.

Für Gut nichts Gutes geben, iſt keine gute That;
Für Böſes Böſes geben, iſt ein verkehrter Rath;

Für Gutes Böſes geben, iſt ſchändliches Beginnen;
Für Gutes Gutes geben, gebühret frommen Sinnen;
Für Böſes Gutes geben iſt recht und wohl gethan,
Denn daran wird erkennet ein ächter Chriſtenmann.

(28) Lebensſatz.

Viel bedenken, wenig reden, und nicht leichtlich ſchreiben,
Kan viel Händel, viel Beſchwerden, viel Gefahr vertreiben.

(29) Fürſtengeſchenke.

Fürſtengaben ſind wie Bäche, ſtürzen immer gegen Thal;
Treffen ſie nur, wie ſie treffen, ohngefähr und ohne Wahl.

(30) Hand und Finger, ein Vorbild brüderlicher Einigkeit.

Jeder Finger an der Hand
Hat ſein Maaß und ſeinen Stand.
Jeder hilft dem andern ein,
Keiner will ſein eigen ſeyn.
Brüder, die des Blutes Pflicht
Hat in Einen Bund gericht,
Sagt, was wollen die ſich zeihn,
Wenn ſie eigennützig ſeyn?
Wenn ſie das gemeine Heil
Meſſen nach dem eignen Theil?
Wenn nur jeder darauf denkt,
Was den andern Bruder kränkt?
Wenn der andre ſteigen will
Hin auf den, der niederfiel?
Wetten will ich, all ihr Thun
Wird auf Misgriff nur beruhn.

(31) Verſtand.

Witz, der nur auf Vortheil gehet, iſt nicht Witz, er iſt nur Tücke.
Rechter Witz übt nur was redlich, weiß von keinem krummen Stücke.

(32) Friedenskrieg.

Wer durch Waffen überwunden,
Hat noch lange nicht geſiegt:
Friedemachen hat erfunden,
Daß der Sieger unterliegt.

(33) Abwechſelung.

Andern gehet auf die Sonne, wenn ſie uns geht nieder.
Wenn ſie andern niedergehet, kömmt ſie zu uns wieder.
Was uns Gott nicht heute ſchenkte, kann er morgen ſchicken,
Kann uns, was er heute ſchickte, morgen auch entrücken.

(34) Hofgunſt.

Kein Begehrtes je verwiedern,
Kein Verwiedertes begehren,
Hiedurch pflegt die Gunſt der Niedern
Bey den Hohen fortzuwähren.

(35) Herr und Knecht.

Wer andern dient, iſt Herr, ſo fern er fromm ſich hält:
Wer andrer Herr iſt, dient, wenn er ſich ſündlich ſtellt.

(36) Die Gerechtigkeit.

Daß Gerechtigkeit beſtehe, muß man Köpfe dazu haben,
Theils die kluge Leute führen, theils der Henker giebt den Raben.

(37) Heuchler.

Wer nicht höret, hat nicht Heuchler: wer die Heuchler denkt zu haſſen,
Mag zwar ihnen Thor und Thüre, nur nicht Ohren offen laſſen.

(38) Von einer Wittwe.

Eine Wittwe gieng zur Trau; nahm itzt ihren vierten Mann.
Als die Zeit zum Schlafengehn auch nun endlich kam heran,
Sprach ſie: ach ich armes Kind! hätt ich dieſes eh bedacht,
Niemand, niemand hätte mich mehr zu dieſem Schritt gebracht!
Doch ſie gieng, war gar getroſt; und das Kind, das ſie gebar
Kaum in zwanzig Wochen drauf, wies wie ſie vergeßlich war.

(39) Eine Gaſterey.

Man lud mich jüngſt zu Gaſte: der Magen gieng mit mir;
Doch war er mir nichts nütze, den Milz bedurfte ich hier.

(40) Die Gicht.

Wer ſich üben will im Fühlen,
Mag mit Gicht ein wenig ſpielen.

(41) Angezogene Schrift.

Wenn der Hausherr, wann die Diebe kommen wollten, eigen wüßte:
Würd er wachen: ſagt ein Prieſter, als der Biſchof ihn begrüßte.

(42) Freyheit.

Wer ſeinem Willen lebt, lebt ohne Zweifel wohl;
Doch dann erſt, wenn er will nicht anders, als er ſoll.

(43) Ueberfluß.

Der Ueberfluß hat keinen Feind, der ärger iſt, als er:
In kurzem führt er über ſich den Mangel ſelber her.

(44) Abfall.

Es iſt ein Wunderding: wer zehn, wer zwanzig Jahr,
Und länger, nicht gewußt, was rechter Glaube war,
Wenn der vom erſten tritt, und nimmt den andern an,
Daß der bald alles weiß, und andre lehren kann!
Mich dünkt, Gunſt, Ehre, Macht, Gemach und gute Biſſen
Die ſtärkten ihm das Hirn; — nicht aber das Gewiſſen.

(45) Auf den Ubus.

Ubus ſäuft den ganzen Tag. Wird er drüber wo beſprochen,
Spricht er: einen halben Tag hab ich mich am Durſt gerochen,
Und den andern halben Tag ſauf ich darum wieder an,
Weil mich leicht der böſe Durſt tückiſch überfallen kann.

(46) Jungfern.

Gute Bißlein bleiben ſelten in der Schüſſel liegen:
Jungfern bleiben ſelten ſitzen, wenn ſie nur was tügen.

(47) Die Armuth.

Die Armuth iſt mit dem inſonderheit begabt,
Daß ſie, wohin ſie kömmt, hat, was ſie hat gehabt

(48) Jungfrauſchaft.

Ein glühend Eiſen in der Hand,
Ein unverletzter Jungfernſtand,
Iſt leichtlich nicht zu tragen allen:
Man läſſet beides gerne fallen.

(49) Ergetzlichkeit.

Ey wie Schad iſts um die Zeit, die mit Reimen ich verſpiele! —
Uebler aber reimte ſichs, wenn mit Nichtsthun ſie verfiele.
Eine Ruh für Leib und Sinn läßt man einem jeden zu.
Jeder ruhe, wie er will; ich beruh in dieſer Ruh.

(50) Die lateiniſche Sprache.

Latein hat keinen Sitz noch Land, wie andre Zungen. —
Ihm iſt die Bürgerſchaft durch alle Welt gelungen.

(51) Lohn und Strafe.

Beſſer, Gutes nicht belohnen,
Als des Böſen wo verſchonen.

(52) Lob und Schande.

Wen nicht zum Guten zeucht das Preiſen,
Treibt nicht vom Böſen das Verweiſen.

(53) Auf den trunkenen Veit.

Man warf den Veit die Trepp hinab: Veit ſchickte ſich darein,
Sprach: Hätt es nicht ein Menſch gethan, ſo hätts gethan der Wein.

(54) Beute aus dem deutſchen Kriege.

Was gab der deutſche Krieg für Beute?
Viel Grafen, Herren, Edelleute.
Das deutſche Blut iſt edler worden
Durch den geſchwächten Bauerorden.

(55) Ein Fürſtenrath.

Wer iſt, der ſeinen Rath dem Herren redlich giebt?
Der, den ſein Fürſt? — Nein der, der ſeinen Fürſten liebt.

(56) Worte.

Man giebt den Weibern Schuld, daß ihre Worte leichter,
Als leichte Blätter ſind: daß ihre Sinnen ſeichter,
Als Regenbäche ſind. — O Männer könnens auch!
Viel Worte, wenig Herz iſt ihr gemeiner Brauch.

(57) Das Glück.

Unglück herrſchet ſo die Welt, daß man auch ſein Leben,
Daß es noch nicht ärger iſt, muß mit Danke loben.

(58) Vergeſſen.

Schweigen iſt nicht jedem leicht. Doch iſts leichter noch, verſchweigen
Als vergeſſen ſolche Dinge, die uns zu Gemüthe ſteigen.

(59) Auf die Citrula.

Man vergleicht dich einer Lilge, Citrula: Ich laß es ſeyn! —
Nur die gelbe, nicht die weiſſe, bilde dir hierunter ein.

(60) Auf die Ardella.

Alles was Ardella thut, thut ſie, weil es Ruhm gewähret;
Doch je mehr ſie Rühmens macht, deſto mehr ſie Ruhm entbehret.

(61) Vergnüglichkeit.

Seines Lebens und der Welt kann am beſten der genießen,
Der das Große dieſer Welt nicht mag kennen, nicht mag wiſſen.

(62) Ein Lobſprecher.

Wer andre loben will, muß ſelbſten löblich ſeyn,
Sonſt trifft das Loben leicht mit Schänden überein.

(63) Amt einer Ehefrau.

Herrſchen nicht, und auch nicht dienen, freundlich, hülflich, tröſtlich ſeyn,
Dieſes ziemet ſich den Weibern, iſt ihr Amt und Ruhm allein.

(64) Bildniſſe.

Große Herren geben Bildniß wohlgeprägt nach allem Leben,
Wenn ſie ihre Hofemägde manchmal ihren Dienern geben.

(65) Auf die Anna.

Anna hat die Jungferſchaft für den Eheſtand erlieſt,
Weil ſie keiner, auch geſchenkt, anzunehmen Willens iſt.

(66) Die deutſche Sprache.

Kann die deutſche Sprache ſchnauben, ſchnarchen, poltern, donnern, krachen:
Kann ſie doch auch ſpielen, ſcherzen, liebeln, güteln, kürmeln, lachen.

(67) Liebe zur Kunſt.

Wer Luſt zu lernen hat dem mangelt immer was:
Itzt will er wiſſen dieß, itzt will er wiſſen das.

(68) Ein böſer Zahler.

Der mir funfzig Gülden ſoll, waget zwanzig Gülden dran,
Daß er meine Zahlung nur länger noch verzögern kann.
Seht doch, wie er auf Gewinn ſich verſteht, der ſchlaue Mann!

(69) Nehmen.

Wenn das Weib ihr einen Mann, wenn der Mann ein Weib ihm nahm,
Weil ſie beide Nehmer ſind, wer denn iſts, der was bekam?
Ey das Weib! denn die empfänget, träget Bürden ohne Scheu,
Leget ab, und kommet wieder, holet mehr, und trägt aufs neu.

(70) Auf die Blinca.

Blinca kann die Malerkunſt, hat ſich ſelbſt gemalet;
Und ihr Bild das bleibt ihr doch, obs gleich mancher zahlet.

(71) Auf den Praxus.

Sicher wäre zwar bey Juden Praxus, denn er iſt ein Schwein;
Weil er aber auch ein Ochſe, wird er doch nicht ſicher ſeyn.

(72) Die eiſerne und goldene Zeit.

Die Zeit iſt eiſern bey dem Volke, die Zeit iſt golden bey Gerichten:
Das was der ſchwere Pflug erpflüget, geht alles auf Gehorſamspflichten.

(73) Auf den Runcus, einen beliebten Hofmann.

Runcus iſt recht eckigt grob:
Hat doch lauter Lieb und Lob.
Recht! es müſſen ſtarke Gaben
Keine ſchwache Liebe haben.

(74) Ein verdächtiger Richter.

Iſt ein Eſel zu erſtreiten: ey ſo ſuche dir zur Hand
Einen Richter, der nicht ſelber dieſem Eſel anverwandt.

(75) Schminke.

Wenn ſich Weiber ſchminken,
Iſt es als ein Winken.

Daß man aufgenommen,
Wolle man ja kommen.

(76) Von dem Cajus.

Cajus hat ein zierlich Weib. Schade nur, es geht die Sage,
Daß ſie jede Woch im Jahr feyre ſieben Feyertage!

(77) Liebhabende.

Ein Kranker hat nicht Witz, der ſeine Krankheit liebt:
Ein Buhler raſet ſo, der ſich der Lieb ergiebt.

(78) Güter.

Daß man ohne Sorge lebe, ſorgt man ſtets um Gut und Geld,
Das doch den, der es erſorget, immerdar in Sorgen hält.

(79) Amt der Obrigkeit.

Wie kömmt es, da ſie hängen ſollen,
Daß Obrigkeiten fangen wollen?

(80) Zorn.

Wo Zorn nimmt Ueberhand, da ſteigt ein Nebel auf,
Der den Verſtand verblendt und wehrt ihm ſeinen Lauf.

(81) Von dem Machiavell.

Mancher ſchilt auf dieſen Mann, folget ihm doch heimlich nach:
Giebt ihm um die Lehre nicht, giebt ihm um die Oeffnung Schmach.

(82) Kunſt und Geſchicke.

Wiſſenſchaft und Höflichkeit paaren ſich nicht immer:
Oefters iſt ein hölzern Haus, wo ein goldnes Zimmer.

(83) Ein Hofmann.

Wer redlich iſt im Herzen und mit dem Munde frey,
Der wiſſe, daß bey Hofe er nicht behäglich ſey.
Wie man ihm vorgeſaget, ſo ſagt der Papagey:
Wer gelten will bey Hofe, der trete dieſem bey.

(84) Die Poeten.

Ueber ſeinen Schatten ſpringen,
Kann dem Leichtſten nicht gelingen:

Dichtern aber kanns gelingen,
Ueber ihren Tod zu ſpringen.

(85) Auf die Vannula.

Vannula will einen Schönen, Edeln, Tapfern, Klugen, Reichen,
Wohlgereiſten, Wohlbeſprachten, Wohlgewachſenen ohne Gleichen:
Nun der Wunſch kömmt zum Gewähren, fällt viel ab von dieſem Willen,
Und den Mangel aller Stücke muß allein — die Thorheit füllen.

(86) Ein reicher Geizhals.

Verres iſt ein laſtbar Eſel, nicht ein reicher Mann;
Denn nur bloß zum Säcketragen nahm das Glück ihn an.

(87) Der wohlthätige Gott.

Gott macht Gutes, Böſes wir:
Er braut Wein, wir aber Bier.

(88) Die gaſtfreyen Schleſier.

Weiland waren wir bekannt, daß wir rühmlich gaſtfrey waren;
Wie denn? daß wir dieſen Ruhm und Gebrauch itzt ſchimpflich ſparen? —
Gäſte haben Haus und Wirth ganz vertilgt bey dieſen Jahren.

(89) Auf den Jungus.

Jungus Maul iſt eine Mühle, die gar gäng in ihrem Lauf;
Mahlet Witz kaum eine Handvoll, ſchüttet Wort ein Malter auf.

(90) Auf die Jungfer Luſtbelk.

Laternen trägt man auf den Gaſſen, im Hauſe braucht man ſie nicht ſehr:
Bey Leuten iſt Luſtelka züchtig, im Winkel fragt ſie nichts nach Ehr.

(91) Braut und Bräutigam.

Für die Jungferſchaft der Braut gab ein Bräutgam ſeine:
Sie, wie er drauf inne ward, hatte ſelber keine.
Daß er nicht im Handel möcht übervortheilt ſeyn,
Gab ſie ihm die Mutterſchaft morgens eben drein.

(92) Von der Caſca.

Wie daß ihr doch, daß Caſca ſtarb, die Schuld dem Arzte gebt!
Sie hat ſich durch ſo lange Zeit zu Tode ſelbſt gelebt.

(93) Die Saat der Wahrheit.

Wer bey Hofe Wahrheit ſäet, erndtet meiſtens Mißgunſt ein:
Wächſt ihm etwas zu von Gnade, wirft der Schmeichler Feuer drein.

(94) Menſchenliebe.

Gott ſollſt du mehr als dich, wie dich, den Nächſten lieben;
Wenn Eine Liebe bleibt, ſo ſind ſie beide blieben:
Denn Gott und Nächſten knüpft ein unauflöslich Band;
Wer ſich hier trennen will, der hat ſich dort getrannt.

(95) Die Begierden.

Solche Räthe, die ſich kleiden in des Fürſten Kleid und Zierden,
Leiden ſelten andre Räthe. — Welche ſind es? — Die Begierden.

(96) Friede und Krieg.

Ein Krieg iſt köſtlich gut, der auf den Frieden dringt;
Ein Fried iſt ſchändlich arg, der neues Kriegen bringt.

(97) Hofregel.

Non mihi ſit ſervus medicus, propheta, ſacerdos.

Fürſten wollen keinen Diener, der da will, daß Trank und Eſſen
Sey nach Ordnung und Vermögen eingetheilt und abgemeſſen.
Fürſten wollen keinen Diener, der da will zuvor verkünden,
Was auf ihr verkehrtes Weſen für Verderben ſich wird finden.
Fürſten wollen keinen Diener, der da will, daß ihr Gewiſſen
Sich von allen Uebelthaten kehren ſoll zu ernſtem Büßen.

(98) Auf den Klepar.

Klepar, der ſo manches Thier in den Magen hat begraben,
Hat nun auch ein warmes Grab inner einem frommen Raben.

(99) Doppelter Samſon.

Weil Quander Eſelsbacken einen mehr als Samſon trägt,
Hört man, daß zwey tauſend Maden er bey Einem Käſe ſchlägt.

(100) Der weichende Krieg.

Mars macht es gar zu arg, Mars tobt itzt gar zu ſehr.
Der Teufel, wenn er weicht, ſtinkt, ſagt man, deſto mehr.

(101) Auf die Virna eine gemeine Wittwe.

Virna, der der Mann geſtorben, klaget itzt, ſie ſey Niemandes;
Falls mit ihr gedienet wäre, will ſie ſeyn des ganzen Landes.

(102) Wiedergebrachte Jungferſchaft.

Der die Jungferſchaft benommen,
Kann ſie wiederum bekommen,
Wenn es ihr vielleicht gelingt,
Daß ſie eine Tochter bringt.

(103) David durch Michal verborgen.

Die Michal legt ein Bild ins Bett, an Davids Statt,
Und dann zu ſeinem Haupt ein Fell von einer Ziegen:
Will mancher, wie ein Bild, im Bette ſtille liegen,
Giebt man ihm insgemein ein Fell das Hörner hat.

(104) Wein.

Guter Wein verderbt den Beutel, böſer ſchadet ſehr dem Magen;
Beſſer aber iſts, den Beutel als den guten Magen plagen.

(105) Nürnbergiſche Unterhandlung.

Was zu Nürnberg wird gehandelt
Wird gewiß was Gutes ſeyn;
Denn gut Ding darf gute Weile.
Wo es ſich zum ärgſten wandelt,
Und mit Hoffnung nicht trifft ein,
Gebe niemand Schuld der Eile.

(106) Weisheitliebende.

Die in Sachen, die, wer weiß wo und was ſind, witzig ſind,
Dieſe ſind in denen Sachen, die vor Augen, oft ein Kind.

(107) Auf den Arkas.

Arkas ruft viel Hochzeitgäſte — Woher hat er Geld genommen?
O! es ſollen nicht die Gäſte, die Geſchenke ſollen kommen.

(108) Nichts neues unter der Sonne.*

Wie jetzt die Zeiten ſind, ſo waren vor die Zeiten:
Denn Salomon ſah auch auf Pferden Knechte reiten.

---

* Pred. Sal. X, 7, 8. Ich ſahe Knechte auf Roſſen, und Fürſten zu Fuße gehn, wie Knechte. Aber wer eine Grube macht, wird ſelbſt drein fallen, u. ſ. w.

Hingegen Fürſtenvolk zu Fuß wie Knechte gehen.
Die Grube fehlt nur noch. — Auch die wird man bald ſehen.

(109) Die Verleumdung.

Wenn uns die Verleumdung ſchlägt,
Heilen gleich zuletzt die Wunden,
Wird, wie viel man Pflaſter legt,
Immer doch die Marke funden.

(110) Die gute Sache.

Iſt jede Sache falſch, die etwan übel gieng:
Iſt Chriſtus Sache falſch, die ihn ans Kreuze hieng.

(111) Beſchenkungen.

Wer durch Gaben bey dem Richter denkt zu helfen ſeinen Sachen,
Suche lieber durch das Schenken aus dem Feinde Freund zu machen.

(112) Auf den Merſus.

Merſus hat ein grob Verſtändniß, meynt es ſey ihm trefflich nütz;
Denn was tölpiſch dauert lange; ſtumpf wird leichtlich, was zu ſpitz.

(113) Auf den Nepos.

Nepos geht in großem Kummer, aber nur bis an das Knie;
Weiter läßt er ihn nicht dringen, bis zum Herzen kömmt er nie.

(114) Von meinen Reimen.

Sind meine Reime richtig?
Sind meine Worte wichtig? —
Nur daß nicht beide nichtig;
Sonſt ſind ſie gar nicht tüchtig.

Neuntes Buch.

(1) Von meinen Reimen.

Ich weiß wohl, daß man glaubt, daß einer gerne thu,
Das was er gerne ſagt; allein es trifft nicht zu.
Die Welt iſt umgewandt: ich kenne manchen Mann,
An Worten iſt er Mönch, an Thaten iſt er Hahn.
Mein Reim iſt manchmal frech, die Sinnen ſind es nicht:
Der eine Zeug iſt Gott, der andre das Gerücht.
Ich höhne Laſter aus, ich ſchimpfe böſe Zeit,
Denn die macht grobes Werk von großer Ueppigkeit.

(2) Bilder.

Bey Bildern niederknien, das gelte wo es gilt,
So gilt es da und dort doch vor ein Frauenbild.

(3) Edelſtein und Perlen.

Was macht die edlen Stein und klaren Perlen werth?
Ihr Werth nicht, ſondern das, daß man ſie ſo begehrt.

(4) Schönheit.

Die Schönheit iſt der Schirm, dahinter Falſchheit ſteckt:
Iſt Liebe gar zu blind, wird Falſchheit nicht entdeckt.

(5) Urtheil des Mopſus.

Egla war von blöden Augen, Phyllis war von ſtumpfen Ohren,
Miſa war von ſchwerer Zunge, jede war alſo geboren.
Sonſten hatte Zier und Zucht unter ihnen gleichen Krieg,
Sonſten hatte Zier und Zucht unter ihnen gleichen Sieg.
Mopſus ſollt' ein Urtheil fällen ihrer drey Gebrechen wegen,
Sprach: iſt Fühlen nur bey allen, iſt am andern nichts gelegen.

(6) Fiſche ſind nicht Fleiſch.

Seinen Weg hat alles Fleiſch in der erſten Welt verderbt:
Drum hat durch den Sündenfluß Gott gar recht das Fleiſch geſterbt;
Nur die Fiſche blieben leben. Müſſen alſo billig ſchließen,
Wer im Faſten Fiſche ſpeiſet, könne ja nicht Fleiſch genießen.

(7) Hofwerth.

Bey Hof iſt mehr ein Pferd,
Als oft ein Diener werth:
Manch Diener kömmt gelaufen;
Die Pferde muß man kaufen.

(8) Auf den Simon.

Simon iſt im Feld ein Mann: wie daß er im Hauſe nicht
Einen Rock bezwingen kann, wie er einen Harniſch bricht?

(9) Auf die Gallicana

Du biſt der Baum im Paradieſe: wer deine Frucht geſchmeckt,
Hat nicht allein ſich ſelbſt verderbet, hat andre auch beſleckt.

(10) Auf den Pſeudo.

Wenn die Wahrheit ſonſt nur wollte, könnte Pſeudo ſie wohl freyn;
Denn ſie iſt ihm zugeſippet gar mit keinem Stammesreihn.

(11) Großer Herren Unrecht.

Das Unrecht pflegen Große mit Unrecht zu erſetzen,
Weil ſie dazu noch haſſen die, die ſie vor verletzen.

(12) Vermummte Jugend.

Manches Laſter thut ſo viel, als die Jugend manchmal thut.
Wer die Münze nicht recht kennt, dem iſt jeder Groſchen gut.

(13) Erinnerungen.

Zu Citronen darf man Zucker: weiſen mag man, nicht verweiſen;
Und bey Fürſten ſoll man Böſes dulden, aber Gutes preiſen.

(14) Lügen.

Wer ſein Kleid mit Lügen flickt, der befindet doch,
Ob er immer flickt und flickt, da und dort ein Loch.

(15) Auf den Monchus.

Monchus iſt alleine klug; Klugheit bleibt ihm auch alleine:
Denn es ſucht und holt bey ihm nun und nimmer keiner keine.

(16) Auf die Pudibunda.

Pudibunda, wie ſie ſpricht,
Ehret hoch des Tages Licht.
Wer mit ihres Leibes Gaben
Noch vor Nacht ſich will erlaben,
Muß ſich mühen, daß er macht,
Wenn es Mittag, Mitternacht.
Kann er ſonſt nicht Rath erfinden,
Muß er ihr das Haupt verbinden.
Manchem kömmt es, ders geneußt,
Daß ſie ſelbſt die Augen ſchleußt.

(17) Auf den Altus.

Altus iſt ein tapfrer Mann, deſſen Gleichen man kaum fände;
Tapfrer wär er, wenn er nicht, daß er tapfer, ſelbſt geſtände.

(18) Herrendiener.

Fürſten werden unverhehlen,
Mehr als Niedere, beſtehlen.
Großes Brodt giebt große Biſſen,
Und von viel iſt viel zu miſſen,
Großes Holz giebt große Späne;
Ochs wetzt mehr als Schaf die Zähne.

(19) Die Nothwendigkeit.

Noth iſt unſer ſechſter Sinn, hat im Augenblick erfunden,
Wo zuvor die andern fünf in Gedanken ſtille ſtunden.

(20) Auf den Claudius.

Claudius iſt lauter Maul, Claudius iſt lauter Zahn;
Alle Sachen ſchwatzt er aus, jedem henkt er etwas an.

(21) Auf die Flora.

Flora hat zwar wohl die Blüth ihrer Jungferſchaft verloren:
Was iſts mehr? Wird nicht die Frucht, ſpricht ſie, vor der Blüth erkoren?

(22) Die Rache.

Zugedachte Rach iſt ſüße, ſie erwecket Freud im Leid;
Ausgeübte Rach iſt bitter, macht aus Freude Traurigkeit.

(23) Diebſtal.

Daß man Einen Dieb beſchenkt,
Daß man einen andern henkt,
Iſt gelegen an der Art,
Drinn ein jeder Meiſter ward.

(24) Auf die Pua.

Pua pflegt von frommen Sinnen, Zucht und Keuſchheit viel zu ſagen;
Niemand hat um guten Willen ſie nur jemals wollen fragen.

(25) Fliegen.

Einem träumt' er könnte fliegen. Morgens ſtieg er auf die Bank,
Streckte von ſich beide Hände, flog ſo breit er war und lang.
Wahrlich er wär tief geflogen, hätte der Boden nicht gethan,
Der empfieng aus Maul und Naſe ſein Geblüt und manchen Zahn.

(26) Huren.

Wer ſich ſelbſten liebt und acht, laſſe Hurenliebe fahren;
Huren geben immerdar für gut Geld gar faule Waaren.

(27) Vernünftige Unvernunft.

Menſchen ſind Thiere, vernünftige Thiere;
Aber nicht alle, ſo viel ich verſpühre:
Hohe ſind Löwen, und wollen ſich füllen,
Machen Geſetze nach Kräften und Willen;
Edle ſind Hunde, verpflichtet den Lüſten;
Krieger ſind Wölfe, zum rauben und wüſten;
Bürger ſind Füchſe, zum ſchmeicheln und ſchmiegen,
Vortheln, berücken, finanzen und lügen;
Buhler ſind Affen, zu tollen Geberden;
Bauern ſind Eſel, zu lauter Beſchwerden.

(28) Fürſtenregiment und Pöbelregiment.

Bey gutem Fürſtenregiment iſt mehr der Bürger frey,
Als bey des leichten Pöbelvolks verwirrter Policey,
Die ſtets nach blindem Willen geht, übt freche Tyranney.

(29) Spielende Würde.

Mancher kann durch Fleiß und Schweiß dennoch nicht zu Ehren kommen;
Mancher wird in Schimpf und Scherz auf die Oberbank genommen.

(30) Eine Hure zum Weibe nehmen.

Bagus nimmt ihm itzt zu eigen, was vor ſein und andrer war:
Wer Gemeines Eigen machet, ſtiftet Hader und Gefahr.

(31) Degen und Feder.

Kühne Fauſt und blanker Degen
Können Würd und Ruhm erregen;
Ruhm und Würde muß ſich legen,
Stützet Feder nicht den Degen.

(32) Erfahrung.

Wer hinterm Ofen her will von der Kälte ſchlieſſen,
Wer aus dem Keller will viel von der Hitze wiſſen,
Wer eines Dinges Art nie recht erfahren hat.

Will aber erſtlich dran, will geben Rath und That,
Dem kömmt die Schande früh, die Reue viel zu ſpat.

(33) Auf die Alba.

Du, Alba, biſt ſo zart, ſo klar, ſo rein, ſo weiß;
Doch deine Weiße fleckt, und darf ſehr großen Fleiß.

(34) Lang und kurz.

Langer höhnte Kleinern; dieſem ſagte Kleiner:
Da ich ward gezeuget war dabey nur Einer.

(35) Auf den Rethus.

Rethus iſt mit Rath gezeugt, iſt gezeugt nicht ohngefähr;
Ihrer neune waren da, gaben Rath und Beyſchub her.

(36) Auf den Adamus.

Erſter Adam konnte nennen jedes Ding nach Eigenſchaft;
Dieſer nennet ſeine Söhne, Söhne die von Andrer Kraft.

(37) Menſchliche Thorheit.

Jedem klebet Thorheit an;
Dieſer iſt am beſten dran,
Der ſein kurz ſie faſſen kann.

(38) Der Poetenbrunnen.

Poeten ſagen viel von ihrem Brunngewäſſer:
Das Waſſer iſt der Wein, der Brunnen ſind die Fäſſer.

(39) Auf den Pätus.

Pätus ließ ihm neulich taufen einen lieben jungen Erben;
Dieſen wollt' er in der Kindheit handeln lernen und erwerben:
Aufzubringen erſte Schanze, (heilig Geld muß wohl gerathen!)
Bat er funfzig, ihm Gevattern, ſeinem Kinde, treue Pathen.

(40) Streithändel.

Händel ſind wie Fiſcherreuſen: leichtlich kömmt man drein,
Leichtlich ſich heraus zu wickeln kann ſo bald nicht ſeyn.

(41) Verleumder.

Mein Urtheil, das mir fällt,
Das koſtet nimmer Geld;

Weil ſolches, unbeſtellt,
Mein Richter mir beſtellt.

(42) Geſundheit.

Wird ein kranker Menſch geſund, iſt Geſundheit Gottes Gabe,
Und dem Arzte kömmt nur zu, daß er für die Müh was habe.

(43) Ein frommer Edelmann.

Mag denn auch ein Rittersmann
Redlich, fromm und ehrbar ſeyn?
Dünkt mich doch, es ſteht ſchlecht an,
Giebt auch einen ſeltnen Schein.
Ein Bericht iſt noth, ob der,
Der zum Rittersmann gemacht,
Bloß gehört ins Teufels Heer?
Dann iſt alles ausgemacht.

(44) Auf den Praxus.

Was Praxus lehrt, das lernt er nicht, lebt arg, und lehret gut;
Ruft hin, wohin er ſelbſt nicht kömmt, thut was die Glocke thut.

(45) Meine Herren.

Zu dienen zweyen Herren iſt ſchwer; ich diene dreyen,
Und darf mich doch bey keinem der Redlichkeit verzeyhen.
Gott dien ich mit dem **Herzen** nach meinem beſten Können,
Dem **Fürſten** mit dem **Kopfe** nach meinen beſten Sinnen,
Dem **Nächſten** mit den **Händen** durch Hülf aus gutem Willen
Kann hoffentlich bey allen ſo meine Pflicht erfüllen.

(46) Tugend und Laſter.

Wenn gar kein Laſter wär, wär keine Tugend nicht;
Denn tugendhaft iſt der, der wider Laſter ficht.

(47) Verachtung der Welt.

Hin über das Gewölke ſteiget der Reiger, daß er nicht beregne:
Wer Dunſt der Eitelkeit nicht liebet, macht, daß kein Unfall ihm begegne.

(48) Rathſchläge.

Einem Fürſten iſt gut rathen, der des Rathes Schluß und Rath
Für ſich ſelbſten kann ermeſſen, ob er Grund und Glauben hat.

(49) Das Hausleben.

Iſt Glücke was und wo, ſo halt ich mir für Glücke,
Daß ich mein eigen bin; daß ich kein dienſtbar Ohr
Um wegverkaufte Pflicht darf recken hoch empor
Und horchen auf Befehl. Daß mich der Neid berücke,
Deß bin ich ſorgenlos; Die ſchmale Stürzebrücke,
Worauf man zeugt nach Gunſt, die bringt mir nicht Gefahr.
Ich ſtehe wo ich ſteh, und bleibe wo ich war.
Der Ehre ſcheinlich Gift, des Hofes Meiſterſtücke
Was gehen die mich an? Gut, daß mir das Vergnügen
Für große Würde gilt. Mir iſt mehr ſanft und wohl,
Als dem der Wanſt zerſchwillt, dieweil er Hoffartvoll.
Wer ſich nicht biegen kann, bleibt, wann er fället, liegen.
Nach Purpur tracht ich nicht; ich nehme gern dafür,
Wenn ich Gott leben kann, dem Nächſten, und auch mir.

(50) Ein böſes Weib.

Ein böſes Weib iſt eine Waar, die ſagen wird und ſagte,
Was für ein Narr der Käufer war, der ſie zu nehmen wagte.

(51) Religion.

Was geht es Menſchen an, was mein Gewiſſen gläubet,
Wenn ſonſt nur chriſtlich Ding mein Lauf mit ihnen treibet?
Gott gläub ich, was ich gläub; ich gläub es Menſchen nicht.
Was richtet denn der Menſch, was Gott alleine richt?

(52) Verleumdung.

Wenn man eine Wunde haut, ſieht man eher Blut als Wunde:
Ungunſt merkt man bald bey Hof, aber nicht aus was für Grunde.

(53) Plauderey.

Wo kein Brunn, da kanns nicht fließen:
Wer viel redet, muß viel wiſſen.
Veit ſagt viel, weiß nichts; er flicke,
Dünkt mich, Lügen vor die Lücke.

(54) Auf den Siccus.

Siccus iſt ein Todtengräber, der das Geld mit Erde deckt,
Und ſein Sohn ein Tauſendkünſtler, der die Todten auferweckt.

(55) Weibsvolk.

Daß ein ganzes Meer der Luſt von den Weibern auf uns rinnt,
Glaub ich gern; doch glaub ich auch, daß viel Wunder drinnen ſind.

(56) Gelehrte Schriften.

Wer verlachet dich, Papier?
Paart ſich kluge Hand mit dir,
Wird der Marmor nicht beſtehn,
Werden Zedern eh vergehn,
Hat das Eiſen nicht Beſtand,
Dauert nicht der Diamant;
Eher wirſt du nicht gefällt,
Bis mit dir verbrennt die Welt.

(57) Mäßigkeit.

Wer mäßig leben kann und wer ihm läßt genügen,
Wird leichtlich, wird man ſehn, zu keinem Schmeichler tügen.

(58) Jungfrauen.

Venus war gefährlich krank: ſchickt hin den kleinen Schützen,
Daß er ſollte Jungfernhaut mit dem goldnen Pfeile ritzen,
Weil ſie Jungfernblut bedurfte. Zwar der Knabe ſchoß gewiß,
Gleichwohl merkt er, wo er hintraf, daß kein Blut ſich ſehen ließ;
Flog betrübt zur Mutter hin, wollte drüber ſich beſchweren;
Bis er hörte, daß durch Krieg auch die Jungfern feſte wären.

(59) Auf die Florida.

Florida, dieweil ſie ſchön, meynet ſie, ein einzler Mann
Sey nicht ihrer Schönheit werth; beut der ganzen Welt ſich an.

(60) Auf den Criſpus.

Criſpus meynt, wer in der Jugend ausgenarrt, ſey klug bey Jahren;
Criſpus, meyn ich, ſey noch immer jung an Witz und alt an Haaren.

(61) Luſtfreunde.

Den beweinen wir am meiſten, wenn er ſich von dannen macht,
Der am meiſten, weil er lebte, mitgeſcherzt und mitgelacht.

(62) Auf die Thais.

Thais wünſcht geſtreckt zu ſeyn unter Erde von drey Ellen. —
Was für Erd'? Ein Menſch, ein Mann läßt ſich auch für Erde zählen.

(63) Bücher.

Böſe Bücher tügen auch, guten zu der Gegenprobe:
Finſtres macht, daß Jedermann deſto mehr das Lichte lobe.

(64) Des Frauenzimmers Vogelfang.

Der **Herd**, drauf Frauenvolk ihr Vogelwildbret fangen,
Iſt ihr gerader Leib, Stirn, Augen, Mund und Wangen;
Die **Locker** ſind die Wort'; und Küſſen, ſüßes Blicken,
Sind **Körnung**; Arme ſind das **Netze** zum Berücken.

(65) Allgemeine Arzeney.

Moſes gab ſo viel Geſetze niemals als die Aerzte geben
Dem der gern geſund will bleiben und auch gern will lange leben.
Schweiß und Maaß in deinem Thun, und die Gottesfurcht dabey,
Die erhalten lange friſch: halte dich an dieſe drey.

(66) Das Glück.

Das Glück erhebt und ſtürzt die Bürger dieſer Welt. —
O Glücke thut es nicht! Nach dem ſich jeder ſtellt,
Nach dem ſtellt ſich das Glück. Ein Sinn dem ſtets gefällt,
Was Gott gefällt, ſteht ſtets; weil Zuverſicht ihn hält.

(67) Die Liebe.

Wer in der Liebe lebt, iſt bey Vernunft doch toll;
Wer in der Liebe lebt, iſt nüchtern dennoch voll.

(68) Braut und Bräutigam.

Unter andern iſt auch dieß, das von Gottes Zorn uns lehret,
Wenn man etwan nicht gar viel Braut und Bräutgams Stimme höret!
An Perſonen mangelts nicht, an der Stimme mangelts itzt,
Weil das Brautvolk unſrer Zeit gerne ſtill im Winkel ſitzt.

(69) Samſon.

Der ſich des Löwen konnt' erwehren,
Läßt durch ein Weib ſich kahl beſcheeren!

(70) Auf ein Zweifelkind.

Du ſeyſt dem Vater gleich? Der Vater ſaget: nein! —
Die Mutter ſaget: ja! Der Mutter ſtimm ich ein.

(71) Galgenſtrafen.

Am Galgen und am Strang erwergen, iſt nicht ehrlich. —
O ehrlich oder nicht; allein es iſt gefährlich!

(72) Der Plautiniſche Tellerlecker.

Meine Mutter war der Hunger; ſeit ſie mich aus ſich geboren,
Hat ſie ſich bey keinem Tage noch zur Zeit aus mir verloren.
Zwar zehn Monath trug ſie mich und zehn Jahre trag ich ſie,
Keines hat für dieſe Laſt anderm noch gedanket ie.
Ich war klein, da ſie mich trug; ſie iſt mächtig groß zu tragen;
Drum entſtunden ihr gar kleine, mir gar große Kindesplagen.
Ich auch fühle fort und fort große Schmerzen, große Wehn,
Auch vermerk ich, ſie wird nicht ſo geſchwinde von mir gehn.

(73) Verſuchen.

Wer hoch zu ſteigen denket, geſetzt er kömmt nicht auf die Spitze,
Kömmt doch durch Steigen weiter, als blieb er ſtill auf ſeinem Sitze.

(74) Glauben.

Luthriſch, päbſtliſch, und calviniſch, dieſe Glauben alle drey
Sind vorhanden; doch iſt Zweifel wo das Chriſtenthum denn ſey?

(75) Beruf.

Die Perſon, die ich itzt führe auf dem Schauplatz dieſer Welt,
Will ich nach Vermögen führen, weil ſie mir ſo zugeſtellt,
Denn ich hab ſie nie geſucht; wird was anders mir gegeben,
Will ich nach des Schöpfers Ruf, nicht nach meinen Lüſten, leben.

(76) Bleichheit.

Der iſt nicht alleine bleich,
Wer nicht ſatt iſt und nicht reich;
Großes Gut und ſtetes Praſſen
Macht vielmehr die Leute blaſſen.

(77) Freund und Feind.

Ein Freund, der nie mir hilft, ein Feind, der nichts mir thut,
Sind beid' aus einer Zunft; ſie ſind gleich ſchlimm, gleich gut.

(78) Gnädig und geſtrenge.

Fürſten nennet man genädig, Räthe nennet man geſtrenge;
Jene meynen, daß nur dieſe, ihrer keiner, Leute dränge.

(79) Jungfernmord.

Geſtern war ein Freudenfeſt; drauf ward in der ſpäten Nacht,
Eh es jemand hat geſehn, eine Jungfer umgebracht.
Einer iſt, der ſie vermuthlich (alle ſagens) hat ertödtet,
Denn ſo oft er ſie berühret, hat die Leiche ſich erröthet.

(80) Eine Graskrone.

Der ſein Vaterland errettet dieſen krönte Rom mit Gras.
Blieb' uns doch ſo viel von Grünem, daß man wo zum Kranze was
Nur für die zuſammenläſe, die das deutſche Vaterland
(Ließen ſie gleich nichts darinnen) dennoch ließen, daß es ſtand.

(81) Hofdiener.

Treue Diener ſind bey Hofe nach dem Tode bald vergeſſen. –
O ſie werden ſchlecht geachtet, wenn ſie gleich noch da geſeſſen.

(82) Auf den Cacus.

Cacus war ein junger Schelm, iſt ein alter frommer Mann;
Daß er anders iſt, als war, macht, daß er itzt nimmer kann.

(83) Meßkunſt.

Länge, Breite, Höhe, Tiefe vieler Dinge kann man meſſen:
Andre forſchen, iſt zu wichtig; ſelbſt ſich prüfen, bleibt vergeſſen

(84) Blutsverwandte.

Iſt Geld das andre Blut: hat manchen Blutsfreund der,
Dem nur der Beutel voll, und keinen, dem er leer.

(85) Auf den Canus.

Canus hat ein junges Menſchlein voller Glut und Geiſt genommen:
Zu der Hochzeit wird manch Schwager, drauf der Tod zu Gaſte kommen.

(86) Theure Ruh.

Deutſchland gab fünf Millionen,
Schweden reichlich zu belohnen,
Daß ſie uns zu Bettlern machten;
Weil ſie doch ſolch Mühen achten,
Nun ſie ſich zur Ruh begeben,
Und von unſerm Gute leben,
Muß man doch bey vielenmalen
Höher noch die Ruh bezahlen.

(87) Lügen.

Ob Lügen ſind der Wahrheit gleich, ſind ſie darum ihr Kind?
Die Kinder ſind oft einem gleich, von dem ſie doch nicht ſind.

(88) Vom Vardus.

Wenn Vardus ſpricht: Glück zu! ſo iſt er nicht geliebt;
Spricht er: Gehab dich wohl! ſo iſt kein Menſch betrübt.

(89) Auf den Truſius.

Daß die Seele ſeines Weibes einen Widerhaken habe,
Meynet Truſius, denn ſie wäre, glaubt er, ſonſt verlängſt im Grabe.

(90) Die chriſtliche Liebe.

Weiland war die Lieb ein Feuer, Wärmen war ihr nützer Brauch;
Nun ſie überall erloſchen, heißt ſie nur, als wie der Rauch.

(91) Spielkarten.

Karten, die bey Tage ſtreiten, liegen Nachts beyſammen ſtille;
Weiber, die mit Männern zanken, ſtillt bey Nacht Ein guter Wille.

(92) Auf den Gumpertus.

Gumpertus nimmt ein ſchönes Menſch, und iſt gewaltig froh.
O lieber Gimpel, freu dich ſachte! Es iſt gedroſchen Stroh.

(93) Ein Hofmann.

Wer bey Hofe lange will
Stehen ohne Wanken,
Muß des Unrechts leiden viel,
Und ſich ſtets bedanken.

(94) Erde und Waſſer.

Waſſers iſt mehr als des Landes, wie die Künſtler ausgemeſſen;
Und man merkts auch an den Deutſchen, die mehr trinken als ſie eſſen.

(95) Geſundheit.

Geſundheit kehrt bey Armen mehr als bey Reichen ein.
Wie ſo? Sie haſſet Praſſen und kann nicht müßig ſeyn.

(96) Schönheit.

Wenn ſchöne Weiber bitten, ſo heißt es doch befehlen;
Dann bitten ſchöne Weiber, wenn ſie das Schweigen wählen.

(97) Von dem Magnus.

Magnus hat mehr Herz im Leibe, als er Geld im Beutel hat:
Gar genug! Ein kühner Muth findt zu Reichthum leichtlich Rath.

(98) Vernunft und Begierden.

Die Beſatzung in dem Haupte, die Beſatzung in dem Bauche,
(Die Vernunft und die Begierden) haben immer Krieg im Brauche

(99) Auf die Blaſca.

Blaſca iſt zwar nicht mehr Jungfer, trägt gleichwohl einen Kranz;
Ey ſie pralet: brach die Jungfer, iſt die Frau hingegen ganz.

(100) Auf die Caja.

Caja, du berühmtes Wunder, biſt du doch wie Alabaſter!
Schade, daß du jedem dieneſt, wie ein ſchlechter Stein im Pflaſter!

(101) Ein Umſtand, oder eine Magd.

Ein Umſtand macht, daß Veit ſein Weib nicht völlig liebt,
Und daß er was der Frau gehört, der Magd vergiebt.

(102) Ein Gebrauch.

An manchen Orten iſts ſo Brauch, die Weiber müſſen jährlich kindern;
Sind gleich die Männer nicht daheim, ſo muß doch dieſes gar nichts hindern

(103) Schönheit.

Die Schönheit iſt der Schönen Feind
Wo frommer Sinn ſie nicht vereint.

(104) Auf den Mutius.

Mutius iſt eine Biene, ſtreicht herum auf allem Süßen,
Iſt nicht ſtolz was nur begegnet, zu beherzen, zu beküſſen.

(105) Auf den Aſtutus.

Daß Aſtutus weiſer ſey, glaub ich gern, als ich;
Daß ich frömmer ſey als er, drauf befleiß ich mich.

(106) Von meinem Buche.

Sind in meinem Buche Poſſen,
Die dich, Leſer, wo verdroſſen?
Ey, vergönne mir zu ſchreiben,
Was du dir vergönnſt zu treiben!

Zehntes Buch.

(1) Von meinen Reimen.

Sind meine Reime gleich nicht alle gut und richtig,
So ſind die Leſer auch nicht alle gleich und tüchtig.

(2) Auf den Fuſcus.

Fuſcus lachet ſeiner Sachen,
Lachet nicht, wenn andre lachen:
Drum macht Er, nicht ſeine Sachen,
Daß die andern mit ihm lachen.

(3) Böſes.

Böſes ſoll man bald vergeſſen, doch vergißt ſichs ſchwerlich bald;
Gutes ſtirbet in der Jugend, Böſes wird hingegen alt.

(4) Hofſchminke.

Viel küſſen, wenig herzen,
Arg meynen, höflich ſcherzen,
Dieß iſt des Hofes Spiel,
Man ſpielt es täglich viel.

(5) Worte.

Das hat der Menſch voraus vor allen andern Thieren,
Daß er, wovon er will, kann Wort und Reden führen.

Fürwahr wir brauchen itzt rechtſchaffen dieſe Gabe,
Es ſcheint, daß unſer Thun ſonſt nichts als Worte habe.

(6) Unbeſtändige Arbeit.

Wer nimmer nichts vollbringt, und fängt doch vieles an,
Wird in Gedanken reich, im Werk ein armer Mann.

(7) Auf den Vagus.

Vagus hat ſich, Glück zu fangen, immer hin und her gewagt,
Ungewiß ob ihn das Glück, oder er das Glücke jagt.

(8) Fürſtenfreundſchaft.

Weil Fürſten Menſchen ſind, und weil der Menſchheit Beſtes
Die wahre Freundſchaft iſt, (wovon man nicht viel Feſtes
Bey hohen Häuptern ſpürt;) ſo iſts natürlich Ding,
Daß auch ein Fürſtenſinn nach dieſem Gute hieng;
Am Wählen fehlt es nur. Sie pflegen die zu kieſen,
Die mit getheilter Zung und krummem Knie ſich wieſen.
Bey welchem freyes Wahr, der Freundſchaft Seele, wohnt,
Der bleibt vor ihrer Gunſt gar ſicher und verſchont.

(9) Der Welt Süßbittres.

Welt giebt ihren Hochzeitgäſten erſtlich gerne guten Wein;
Und ſchenkt ihnen ſauern Lauer, wenn ſie ſchon bethört ſind, ein.

(10) Hofſpeiſe.

Bey Fürſtentafeln geht was auf, und wie der Zettel weiſt,
So werden Zungen immer mehr, als Herzen, da geſpeiſt.

(11) Bauern.

Die Bauern ſind ſo liſtig, und ſind gleichwohl ſo grob? —
Sie ſinnen nur auf Eines, und halten auch darob.

(12) Grabſchrift eines Beutels.

Hier liegt ein Beutel, der iſt todt, die Seel iſt ihm entwichen;
Das Leben wird, thu Geld darein, bald wieder in ihn kriechen.

(13) Ein altes Weib.

Alte Weiber ſind die Sträuche, drauf vor Zeiten Roſen ſtunden:
Ob die Roſen ſind verblichen, werden doch die Dörner funden.

(14) Auf den Fallmundus.

Fallmundus leuget, was er ſagt, und ſtets, und aller Orten;
Das macht er will kein Sklave ſeyn von ſeinen eignen Worten.

(15) Auf den Oenophilus.

Der Hering iſt Oenophilus, das Meer das iſt der Wein;
Denn jener kann nicht einen Tag von dieſem trocken ſeyn.

(16) Venus in der Muſchel.

Venus ward aus einer Muſchel, wie man ſchreibt, geboren:
Drum hat Frauenzimmer Perlen ſich zum Schmuck erkohren.

(17) Von der Vella und Varna.

Vella iſt ein ſchwarz Magnet, der das Eiſen an ſich zeucht;
Varna iſt ein weiß Magnet, der das Eiſen immer fleucht:
Vella liebt nicht, wird geliebt; Varna liebt, wird nicht geliebt;
Jene giebt nicht, wenn ſie nimmt, dieſe nimmt nicht, wenn ſie giebt.

(18) Hofleute.

Mancher iſt bey Hof ein Herr, taugte Bauern nicht zum Schelzen;
Wer daſelbſt die Pferde putzt, iſt der ſtolzeſte von Stolzen.

(19) Genießleute des Friedens.

Wer hilft, nun Friede wird, bey ſolcherley Verwüſten
Sich wohl am erſten auf? -- Die Henker und Juriſten.

(20) Auf den Honoratus.

Honoratus ſteiget hoch, ohne Grund, nur wie ein Rauch;
Denn je höher dieſer ſteigt, deſto mehr verſchwindt er auch.

(21) Wiſſenſchaft aus dem Bernhardus.

Theils ſucht man Wiſſenſchaft nur bloß zu ſchlechtem Wiſſen;
Und dieſes dient dahin den Vorwitz nur zu büßen.
Theils ſucht man Wiſſenſchaft, damit man ſey geehrt;
Und dieſes thun nur die, die Eitelkeit bethört.
Theils ſucht man Wiſſenſchaft, damit man was verdiene,
Und dieſes ſchlägt nur aus zu ſchändlichem Gewinne.
Theils ſucht man Wiſſenſchaft dem Nächſten zum Genieß;
Und dieſes iſt ein Werk, das wahre Lieb uns hieß.

Theils ſucht man Wiſſenſchaft, für ſeinen Geiſt zu ſorgen:
Und dieß dient, daß man nicht darf fremde Weisheit borgen.

(22) Auf den Pſeudo.

Mir ſagt Pſeudo bald ſich zu, einem andern auch ſo viel,
Und das Herz behält er ihm. — Nehm ihn gar, wer immer will.

(23) Auf den Chryſophilus.

Sehr reich biſt du und auch ſehr karg, Chryſophilus? Mich dünkt,
Daß Gold, wenn es gefangen liegt, nicht mehr als Eiſen bringt.

(24) Verheißungen.

Wer mit viel Verheißen zahlet,
Zahlt mit Gelde, das man malet.

(25) Nachdrückliche Worte.

Daß der Sinn es redlich meyne, haben wir nur Ein Gemerke,
Wenn nicht Worte bleiben Worte, ſondern Worte werden Werke.

(26) Man wags.

Wer nichts auf Glücke wagt, ſtellt alles nur auf Rath,
Irrt oft ſo ſehr als der gewaget alles hat.

(27) Auf den Friedenshaſſer Veit.

Veit trägt zum Frieden Haß, zum Kriege trägt er Liebe:
Das macht, der Friede henkt, der Krieg beſchenkt die Diebe.

(28) An die Frauen.

Krieg hat der Männer Zahl gemindert,
Und Menſchenwachsthum ſehr verhindert:
Ihr Weiber ſollt, hier Rath zu ſchaffen,
Die Sinnen recht zuſammenraffen,
Und euch fein rund und kurz erklären,
Ob ihr ſtets Zwilling' wollt gebären,
Sonſt oder Männern nicht verargen,
Daß ſie nicht nur mit Einer kargen.

(29) Der Ausgang.

Wohl berathen, gut gerathen, bringt dem Rathe Ehr und Huld:
Wohl berathen, mißgerathen, ſetzt den Rath doch außer Schuld.

(30) Kopfſtrafe.

Die Haare ſind ein Wald, der einen Berg bedeckt,
Die Sinnen ſind das Wild, das drunter ſich verſteckt;
Die wüten manchmal ſo, daß dann ein Jäger kömmt,
Der Wild, der Berg und Wald auf Einen Streich hinnimmt.

(31) Auf den Naſatus.

Naſatus iſt ein großer Herr, ſchickt ins Quartier und meldt ſich an:
Lakay, Trompeter iſt es nicht; wer denn? die Naſe kömmt voran.

(32) Dichter.

Dichter pflegen arm zu ſeyn? — Arm ſind die mit nichten,
Die ſich ſelber Geld und Gut, Ruhm und Hoheit dichten.

(33) Von dem Cernus.

Cernus will bey Hofe dienen: — Hat er etwann ſondre Gaben? —
Solche nur, wie die beſitzen, welche Händ und Füße haben. —
Gar genug! der iſt der Beſte. Sieht man dort auf was von innen,
Iſt es nur allein der Magen; denn man achtet keine Sinnen.

(34) Falſch im Niedern, falſcher im Höhern.

Wer im Geringen bübelt, wo man nicht viel gewinnt,
Wird mehr in Sachen vortheln, die mehr genießlich ſind.

(35) Das neue Jahr.

Abermals ein neues Jahr! Immer noch die alte Noth! —
O das Alte kömmt von uns, und das Neue kömmt von Gott.
Gottes Güt iſt immer neu, immer alt iſt unſre Schuld.
Neue Neu verleih uns Herr und beweiſ' uns alte Huld.

(36) Hofnarren.

Daß gern ein Fürſtenhof an Narren fruchtbar ſey,
Bleibt wahr; doch ſind daſelbſt von ſolchen meiſtens zwey:
Der eine, den der Fürſt nach Willen ſtets vexirt,
Der andre, der nach Luſt am Seil den Fürſten führt.

(37) Auf die Lupa.

Lupa ſcheinet immer luſtig, geht in ſteter Mummerey;
Denn wer ihr Geſicht ſieht, glaubet, daß es eine Larve ſey.

(38) Feile Ehre.

Weiland mußte man um Ehre wachen, bluten, ſchwitzen, ſchnaufen:
Nunmehr iſt ſie zahmer worden, läßet ſich um Münze kaufen.

(39) Wahrheit und Lügen.

Die Wahrheit iſt ein Oel, die Lügen Waſſer; ſchwimmt
Doch endlich oben auf, wie viel man Waſſer nimmt.

(40) Geld aus der neuen Welt.

Wie ſo viel des goldnen Staubes hat die neue Welt geſtreuet!
Wie ſo wenig iſt erſchienen, deß die alte Welt ſich freuet!
Denn das Geld der neuen Welt macht, daß alte Welt ſehr narrt,
Ja es macht, daß alte Welt ganz in ihrem Blute ſtarrt:
Denn auf Prachten, denn auf Kriegen, pflegt man allen Schatz zu wagen;
Arme Chriſten zu verſorgen will die ganze Welt nichts tragen.

(41) Von mir ſelbſt.

Dem Beſten gleich zu gehn das bild ich mir nicht ein;
Hoff aber beſſer doch als Böſe noch zu ſeyn.

(42) Eine Rede.

Gute Reden ſind wie Jungfern, die man nach der Größe nicht
Die nach Schönheit; nach Geſchicke, nach Verſtand man gerne richt.

(43) Auf den Pätus.

Pätus, du und auch dein Weib lebet ſtets in Einem Willen:
Jedes will das andre ſehn eheſtens ſein Grab erfüllen.

(44) Unterſchied.

Was Einem Recht iſt, Freund, iſt nicht dem andern Recht;
Sonſt wär des Herren Frau auch für des Herren Knecht.

(45) Auf die bekreidete Lucida.

Lucida, du ſchöner Schwan, dran zu tadeln keine Feder, —
Wenn du nur nicht, wie der Schwan, drunter deckteſt ſchwarzes Leder!

(46) Liebesarbeit.

Die bey der Lieb in Arbeit ſtehn,
Die wird man faſt beſtändig ſehn
Der andern Arbeit müßig gehn.

(47) Hofedienſt.

Nicht denke, daß du was verdienen ſollteſt können:
Bey Hofe lohnt man nicht, was kömmt, das kömmt durch Gönnen.

(48) Lob und Ehre.

Wer Ruhm und Ehr erlangen will, das leckerhafte Gut,
Hat ſonſt kein anders Mittel nicht, als nur Gehirn und Blut.

(49) Unſchuld.

Wer nicht ſelbſten kann betriegen,
Wird gemeiniglich betrogen;
Wer nicht andre kann belügen,
Wird gemeiniglich belogen.

(50) Steuerſchätzung.

In unſerm Land iſt alles, ja auch das Nichts geſchätzt:
Wir ſind den Alchymiſten an Kunſt weit vorgeſetzt!
Sie machen Geld aus Kupfer; wir geben Geld ſo gar
Von dem, was gar kein Weſen und kaum ein Name war.

(51) An einen Tyrannen.

Friß die Schafe ſelbſt: (eine gute Liſt!)
So erfährſt du nicht daß der Wolf ſie frißt.

(52) Auf den Faſtus.

Du, Faſtus, machſt dich groß, ein jeder ſchätzt dich klein: —
Die Elle, die dich mißt, wird, glaub ich, keine ſeyn.

(53) Das Dorf.

Mein Gut beſucht ich nächſt: das Feld war voller Segen;
Sonſt war mirs nicht ſo gut als in der Stadt gelegen.
Mein Tiſch der war ein Brett. Mein Bette konnte geben (*).
Ich hatte frommen Trank (**). Zur Speiſe hatt ich ſtehen
Ein Kind, ein ſolches Kind, worüber, wanns geboren,
Die Mutter fröhlich ſingt (***). Ich hatte mir erkohren
Den Platz, der zur Muſik den erſten Grund uns giebet (†).
Und dennoch war mir wohl, und alles fiel geliebet,

(*) Ein Wagen (**) Waſſer (***) Ein Ey (†) Die Tenne

Weil Ruh mir wohlgefiel. Das Zanken der Parteyen,
Der Ueberlauf des Volks, des Hofes Schwelgereyen,
Verleumdung, Neid und Haß, Druck, Heucheley und Höhnen,
Die ausgeſchmückten Wort und fälſchliches Beſchönen
Die hatten hier nicht Statt. Hier war ich ganz mein eigen.
Und konnt all meine Müh zu meinem Beſten neigen.
O Feld! o werthes Feld! Ich will, ich muß bekennen,
Die Höfe ſind die Höll, der Himmel du, zu nennen!

(54) Fremde Hülfe.

Man ſollt' uns Hülfe thun: Da nahm man ein Gebiß,
Das man in unſer Maul uns zu beſchreiten ließ;
Man ritt uns hin und her, man ließ uns keine Ruh,
Und rief dabey, man ritt uns unſrer Wohlfahrt zu.
Die Wohlfahrt, die es war, war aber ſo bewandt,
Daß, eh man ſie gefühlt, man uns zu Lager rannt'.

(55) Arztwaſſer.

Aerzte bauen ihre Mühlen an die Menſchenflüſſe;
Selten giebt es Waſſermühlen, die man ſo genieße.

(56) Geizige Geiſtliche.

Viel dienen dem Altar,
Wahr iſts, und bleibt auch wahr;
Doch dünkt mich gleichwohl auch,
Altar ſey manchmal Bauch.

(57) Auf den Varius.

Varius thu was er thu, dennoch kann er nichts vollenden;
Eh er erſtes hat gethan, hat er anders ſchon in Händen.

(58) Verehrungen.

Nicht gar nichts, und nicht alles, und auch von Allen nicht
Soll Gab und Ehrung nehmen der, den man drum beſpricht.

(59) Hofproceß.

Bey Hof iſt der am beſten in ſeiner Sache dran,
Der, eh er wird verklaget, klagt lieber andre an;
Wer hier am erſten klaget, der trägt die Siegesfahn

(60) Die Weiber.

Will man Weiber Gänſe nennen, da die Weiber doch nicht fliegen,
Mag man es: theils weil ſie ſchnattern, theils in Gänſefedern liegen.

(61) Die Rede.

Was iſt die Rede für ein Ding? Wer kennt ſie von Geſicht?
Ich weiß nicht wer ſie kennen kann: ſie iſt ja angericht
Nie morgen wie ſie heute war. Sie kennt ſich ſelber nicht.

(62) Das karge Alter.

Alter hilft für Thorheit nicht: Alte ſollen morgen ſterben;
Wollen dennoch heute noch, das vergraben, dieß erwerben

(63) Die Welt.

Alles, alles überall
In der Welt, iſt nichts wie Schall:
Denn all ihre Prachten
Sind, wie wir ſie achten.

(64) Wer kennt ſein Glücke?

So du willſt glücklich ſeyn, ſo bitte, daß dir giebt
Gott ſelten was du willſt und die zu ſehr beliebt.

(65) Der Sonnen und des Menſchen Untergang.

Untergehn und nicht vergehn
Iſt der Sonnen Eigenſchaft:
Durch des Schöpfers Will und Kraft
Stirbt der Menſch zum Auferſtehn.

(66) Die jetzige Weltkunſt.

Die Weltkunſt iſt ein Herr, das Chriſtenthum ihr Knecht:
Der Nutz ſitzt auf dem Thron, im Kerker ſteckt das Recht.

(67) Auferweckung vom Tode.

Kann Fröſche, Fliegen, Schwalben, Würmer, Schnecken,
Die Kaltes ſterbte, Warmes wieder wecken:
So kann auch der, der alles dieß kann machen,
Noch wohl ſo viel, daß Todte wieder wachen.

(68) Der jetzige Friede.

Dreyßig Jahr und drüber noch hat gewähret das deutſche Kriegen:
Währt der Friede dreyßig Jahr, läßt ihm jeder wohl genügen.

(69) Feinde der Traurigkeit.

Jugend iſt des Trauerns Feind, ſchickt dawider in das Feld
Buhlſchaft, Wein, Muſik, und Spiel, und den General, — das Geld.

(70) Beſchenkungen.

Wer mit Gaben kämpfen will, und verlanget Sieg und Glücke,
Schieße nicht mit kleinem Loth, ſchieß aus einem groben Stücke

(71) Weisheit der Alten.

Nimmt der Leib erſt ab, nimmt Verſtand recht zu:
Seele, ſcheint es, hat mehr vor Leibe Ruh.

(72) Gemäßigte Strafen.

Strafe ſoll ſeyn wie Salat,
Der mehr Oel als Eſſig hat.

(73) Unverſchämt.

Dieß ſind Laſter aller Laſter: ſich vor keinem Laſter ſcheuen,
Sich der Laſter ſelbſt berühmen, und die Laſter nicht bereuen.

(74) Verſuchen.

Seine Schwachheit giebt an Tag,
Wer verſucht und nicht vermag
Wer ein Ding verſuchen will,
Prüfe ſich erſt in der Still

(75) Poeten.

Der Dichter ſind genug: was ſollen ſie für Sachen
Denn nun durch ihren Geiſt berühmt und ewig machen?
Was gut iſt das iſt rar bey Dichtern und bey Sachen. —
Die Böſen mögen ſich auch über Böſes machen.

(76) Hinterliſt.

Falſchheit ſtreicht ſich zierlich an, iſt auf Mäntel gar befliſſen:
Wer nur will, der kennt ſie bald; denn ſie hinkt auf beiden Füßen

(77) Mehlthau.

Mehrentheils, weil Krieg noch währte, fiel ein Mehlthau alle Jahr
In die zarte Jungfernblüte, der der Würmer viel gebar.

(78) Auf die Clelia.

Wahrheit kann nicht jeder hören. Clelia kann keine ſehen:
Um den Spiegel, der ihr weiſet daß ſie ſchwarz ſey, iſts geſchehen.

(79) Auf den Thrax.

Für Lauten und für Violinen hat Thrax den Pohliſchen Bock erkohren,
Denn jene konnten ihm nicht füllen die hohen, weiten, tiefen Ohren.

(80) Schminke.

Wollt ihr euch, ihr Jungfern, ſchminken? Nehmet dieſes zum Bericht:
Wählet Oele zu den Farben; Waſſerfarben halten nicht.

(81) Der Miſa Eheſtand.

Miſa nahm ihr einen Mann; — nein, man ſagt, ſie ſelber melde,
Sie beſäße keinen Mann, ſondern einen Sack mit Gelde.

(82) Nutzfreunde bey Hofe.

Werther hat ſich der gemacht,
Der zur Küch ein Rind gebracht,
Als der einen klugen Rath
Da und dort gegeben hat.

(83) Fromm und klug.

Ein Frommer und ein Kluger die ſind nicht immer Einer: —
Viel beſſer daß der Klugen, als daß der Frommen keiner.

(84) Auf den Stilpo.

Stilpo, du geſchwinder Kopf, hurtig weißt du einen Rath,
Wie es hätte ſollen ſeyn, wenn ein Ding gefehlet hat.
Weißt du, wie man dieſe nennt, die nicht früh klug, ſondern ſpat?

(85) Der Erde und des Waſſers Hülfe.

Die Erde ſpeiſt das Waſſer, das Waſſer tränkt die Erde:
Damit der Menſch geſpeiſet, getränkt von beiden werde.

(86) Göttliche Verordnung

Wer die Uhr gleich nicht verſteht,
Merket dennoch wie ſie geht:
Gottes Rath, den wir nicht kennen,
Iſt doch immer gut zu nennen.

(87) Verzeihung.

Wie du giebſt, giebt man dir. Gieb mir geneigten Blick:
Vielleicht verſieht man dir auch ein verſehnes Stück.

(88) Wiſſenſchaft.

Viel wiſſen iſt wohl ſchön; doch, wer zu viel will wiſſen,
Muß Ruh und gut Gemach, wohl Gut und Blut vermiſſen.

(89) Jäger.

Ihr Götter der Wälder, ihr Schützen, ihr Jäger,
Die Fürſten und Herren ſind gütige Pfleger
Auf eure Altäre, verehren ſo ſehr
Die Pallas, den Phöbus, den Cenſus nicht mehr.

(90) Kriegen.

Schlechte Kunſt iſt Krieg erwecken;
Schwere Laſt iſt Krieg erſtrecken;
Große Kunſt iſt Krieg erſtecken.

(91) Rathſchläge.

Wer des Freundes treuen Rath nach dem Ausgang achten will,
Trete ſelber, wenn er kann, hart an das entfernte Ziel,
Wiß ihm ſelber einen Rath; darf des Freundes dann nicht viel.

(92) Verwüſtete Güter.

Seinen Beutel baue vor, wer ein wüſtes Gut will pflügen:
Wird das Gut erbauet ſeyn, wird der Beutel wüſte liegen,
Wird ſich kaum ums ſechſte Jahr wieder aus den Falten fügen.

(93) Von der Nachtigall.

Von Ferne biſt du viel, und in der Nähe nichts;
Ein Wunder des Gehörs, ein Spotten des Geſichts:
Du biſt die Welt; auch ſie iſt in der Nähe nichts.

(94) Auf einen Aeſopus.

Es glänzet dein Verſtand, Aeſopus, weit und ferne;
Ey Schade nur! ihn faßt ſo ſchmutzige Laterne.

(95) Thorheit.

Es iſt zwar ſelten klug wer nichts verſteht und kann;
Doch minder wer ſich ſelbſt und ſeinen Witz zeucht an.

(96) Fürſten und Feſtungen.

Eine Feſtung und ein Fürſt ſehn ſich an für eine Sache,
Die da ſtets darf Verrath, Geld, Mannſchaft und beſtellte Wache.

(97) Gutes.

Was iſt das, was die Welt nennt mit dem Namen gut?
Faſt immer iſt es das, was jeder will und thut.

(98) Auf den Duplicius.

Duplicius iſt zwar ein Mann gar tüchtig unter Leute,
Nur Schade! ſeine rechte Hand ſteht an der linken Seite.

(99) Das Waſſer.

Ob das Waſſer, fragt man oft, die die Waſſer trinken, nähret?
Nährt es nicht, ſo iſts doch gut, daß es auch wie Wein nicht zehret.

(100) Der Namenstag.

Einen ſchlechten Namen hat, deſſen Name durch das Jahr
Einen Tag, und ſonſten nie, kundig und geehret war.

(101) Reichthum.

Wer zu ſehr das Rothe liebt, kann das Gelbe ſelten haben;
Wer ſich ſchämt, der wird nicht reich: Reichthum fodert freche Gaben.

(102) Auf den Bibulus.

Wie führet Bibulus die Sorge für ſein Haus? —
Der Magen nimmet ein, die Blaſe giebet aus.

(103) Die Arbeit.

Arbeit iſt der Sünde Fluch. Sollte Piger viel ſich mühen,
Würd er auf ſich viel Verdacht eines groſſen Sünders ziehen.

(101) Der Apfelbiß.

Adam muſt in Apfel beiſſen, konnt es nicht verbeſſern: —
Weil man noch zu ſeinen Zeiten nichts gehabt von Meſſern.

(105) Auf die Pura.

Pura hält an ihrem Gott immer treu und feſt;
Iſt hingegen, wo ſie kann, ihres Nächſten Peſt.

(106) Auf den Longus.

Longus, iſt der andre Bias: was er bey und an ſich träget,
Dieſes iſts was ihn ernähret und in weiche Betten leget.

(107) Geſpräch eines Pfarrers und Küſters.

Ein Küſter ſprach: Herr Pfarr, ſie bringen eine Leiche.
Der Prieſter ſprach: Wohl gut! Iſts aber eine reiche?
Der Küſter ſprach: O nein! Der Prieſter ſprach: des Armen
Deß hätte ſich der Tod noch mögen wohl erbarmen.
Der Küſter ſprach: O ja! — Der Prieſter ſprach: wir leben,
Dem Tode ſeinen Zoll, früh oder ſpät, zu geben.

(108) Verleumdung.

Wer mich haſſet, wer mich ſchimpft, deſſen Bosheit giebt an Tag,
Daß ihm meine Redlichkeit wo zuwider laufen mag.

(109) Narren und Kluge.

Narren herrſchen über Kluge? — Ihre Händel, ihre Sachen,
Die die Narren arg verwirren, müſſen Kluge richtig machen.

(110) Langes Leben.

Langes Leben iſt ein Segen, ſeinen Kindern giebt ihn Gott;
Jeder wünſchet ihn zu haben: und er iſt doch voller Spott.

(111) Freundſchaft.

Alten Freund für neuen wandeln,
Heiſt, für Früchte Blumen handeln.

(112) Auf den Gulo.

Gulo führt durch ſeine Gurgel täglich groſſe Speiſewagen,
Daß man meynt die Landesſtraße geh vielleicht durch ſeinen Magen.

(113) Auf den Plannus.

Plannus iſt ſo hoch gewachſen, daß er bis zur Sonne geht.
Für die Erd iſts gar verderblich, weil er ihr im Lichte ſteht.

(114) Ein Sperling.

Der Sperling der iſt unter Vögeln was unter Menſchen iſt der Bauer:
Iſt ungeſchickt, iſt ſchlecht gezieret, hat Weizen lieb, iſt gar ein Lauer.

(115) Auf den Aerius.

Wo wohnt Aerius? Wie iſt ſein Haus beſtellt? —
Sein Haus hat keine Thür, es iſt die ganze Welt.

(116) Weibereifer.

Weiber ſind zum Zürnen hurtig; und ihr Zorn iſt nicht zu ſagen,
Wenn der Mann aus ihrer Küche Feuer will in fremde tragen.

(117) Eheſtand.

Das Weib iſt ihres Mannes Herz, der Mann des Weibes Haupt:
Daß eines einem andern lebt, iſt keinem nicht erlaubt.

(118) Zuläßiger Wucher.

Ein Wucher bringet nicht Gefährde, —
Den Wirthe treiben mit der Erde.

(119) Geborgte Haare.

Frankreich träget zwar die Schuld daß es manchem nimmt ſein Haar;
Weiſet aber wie man braucht das was eines andern war.

(120) An den Leſer.

Leſer, wie gefall ich dir? —
Leſer, wie gefällſt du mir?

Eilftes Buch.

(1) Von meinen Gedichten.

Ich ſchreibe kurze Sinngedichte; um dadurch minder ſchlimm die Böſen
Zu machen, und zu höhern Pflichten mich deſto eher abzulöſen.

(2) Gewaffneter Friede.

Krieg hat den Harniſch weggelegt, der Friede zeucht ihn an;
Wir wiſſen was der Krieg verübt, wer weiß was Friede kann?

(3) Auf den Gengmundus.

Gengmundus lebt ſich ſelbſt, es lebt ihn auch die Welt:
Wenn er das Wort führt, Er; Sie, wenn er inne hält.

(4) Seelenhandel.

Jedes Land hat ſein Gewerb, ſein Geſuch und ſeinen Wandel:
Die die gegen Norden ſind machte reich der Seelenhandel.

(5) Zweyfüßige Eſel.

Daß ein Eſel hat geſpracht, warum wundert man ſich doch?
Geh aufs Dorf, geh auf den Markt: — o ſie reden heute noch.

(6) Auf die Amea.

Amea iſt ſo wunderhübſch, daß Schwangere ſich ſegnen:
Es geht nicht ab ohn Mißgeburt, ſobald ſie ihr begegnen.

(7) Zahlungsfriſten.

Es iſt zwar eine Friſt zu zahlen ausgeſchrieben,
Mit Undank aber iſt zu zahlen frey geblieben.

(8) Auf den Juſtus.

Juſtus lernet die Geſetze: nun er alle kann,
Meynt er, keines unter ihnen geh ihn ſelber an.

(9) Verleumder.

Wer mit Weiberſchwerdtern haut, ſchadet nicht des Leibes Leben,
Kann hingegen ſchnöden Tod unſrer Ehr und Leumuth geben.

(10) Haben und Gehabt.

Haben iſt ein reicher Mann, und **Gehabt** ein armer Mann;
Daß aus **Haben** wird **Gehabt**, iſt oft **Haben** Schuld daran.

(11) Das begrabene Deutſchland.

Wir mußten alle Völker zu Todtengräbern haben,
Bevor ſie Deutſchland konnten recht in ſich ſelbſt vergraben.

Jetzt ſind ſie doppelt ſorgſam den Körper zu verwahren;
Damit nicht neue Geiſter in ſolchen etwan fahren,
Und das erweckte Deutſchland nicht wiederum, wie billig,
Auch ſeine Todtengräber ſey zu beſtatten willig.

(12) Auf den Alaſter.

Alaſter brüllet wie ein Leu. — Iſt gröſſer als ein Leu, —
Er iſt ein Hirſch! Wie ſehr er tobt, ſo trägt er doch auch Scheu.

(13) Hofglieder.

Was dient bey Hof am meiſten?
Der Kopf? — Nicht ganz: die Zunge.
Was dient bey Hof am treuſten?
Das Herz? — O nein: die Lunge.

(14) Auf den Baldus.

Baldus führet alle Sachen, die er führet, aufs Verſchieben;
Will ſie bey dem Weltgerichte dann auf einen Tag ausüben.

(15) Abgedankte Soldaten.

Was werden die Krieger, gewöhnet zum Wachen,
Nun Friede geſchloſſen, ins Künftige machen?
Sie werden, des Wachens nicht müſſig zu gehen,
Sehn wie es zu Nachte bey Schläfern wird ſtehen.

(16) Auf den Veit.

Veit gieng mit einem Herren ſchwanger, eh der ward reif, da kam ſein End:
Ich weiß nicht ob er dieſen Erben auch hat bedacht im Teſtament.

(17) Die Aerzte.

Ihr Aerzte ſeyd wie Götter, ſagt heimlich zu dem Kranken:
Du mußt zur Erde werden! und er muß noch wohl danken.

(18) Jugend.

Jugend iſt nicht allen nütze: wenn ſich Thais ſchämen will
Hat ſie noch von guten Nächten, noch von gutem Lohne viel.

(19) Die Furcht.

Die Furcht ſagt nur ſehr ſelten wahr,
Leugt meiſtens, wo nicht immerdar.

(20) Poeterey.

Was nützt Poeterey? Sie ſtiehlt die Zeit zu ſehr.
O! ſchmückte Sorg und Pracht und Herrlichkeit noch mehr.

(21) Luſtdiener.

Schlafen, eſſen, trinken, ſpielen, tanzen und ſpazieren,
Sonſt um nichts, als nur um dieſes, Fleiß und Sorge führen,
Die bey Hofe dieß verrichten rühmen Dienſt und Treu;
Geben nicht, ſie nehmen Dienſte, ſag ich, ohne Scheu.

(22) Eſſen und Trinken.

Wenn der Brauch, wie zuzutrinken, alſo wäre zuzueſſen,
Meyn ich daß man mehrern Leichen würde müſſen Särge meſſen.

(23) Fremde Kleider.

Fremde Kleider ſchimpfen uns: weil ſie aber ſo gemein,
Iſt alleine der ein Narr, ders nicht will mit andern ſeyn.
Frommer Sinn in fremder Tracht bringet alles wieder ein.

(24) Gewalt.

Unbedacht iſt bey Gewalt: Wer Gewalt hat, ſcheint zu denken,
Nachwelt werd ihm alles Frech gar vergeſſen, oder ſchenken.

(25) Einfältige Jungfrauen.

Jungfern, wenn ſie mannbar ſind, wollen dennoch gar nicht wiſſen,
Was ein Mann ſey für ein Ding, wie ein Mann ſey zu genieſſen:
Weil ſie aber meiſtens doch lieber jung' als alte nehmen,
Fehlt es nicht, ſie haben Wind, was dabey ſey für Bequemen.

(26) Verdächtige Dienſte.

Geht Freundſchaft und Gevatterſchaft hinein ins Amtmanns Haus,
So geht gewiß des Herren Nutz zur Hinterthür hinaus.

(27) Finſterniß.

Die Finſterniß iſt gut, weil ſie viel Sünden ſtillet;
Die Finſterniß iſt arg, weil ſie viel Sünden hüllet:
Ein jedes Ding iſt gut, böſ iſt ein jedes Ding,
Nicht an ſich ſelbſt, nach dem ein jeder es begieng.

(28) Die Mittel zur Geſundheit.

Hunger haben, müde ſeyn,
Würzt die Speiſe, ſchläfert ein.

(29) Himmel und Erde.

Der Mann ſoll ſeyn der Himmel, das Weib will ſeyn die Erde:
Daß Erde von dem Himmel umfangen immer werde,
Daß Erde von dem Himmel ſich ſtets erwärmet wiſſe,
Daß Erde von dem Himmel den Einfluß ſtets genieſſe.

(30) Auf den Piger.

Immer iſt der Tag zu lang, immer dir zu kurz die Nacht,
Piger; weil mit Nichtsthun Tag, Nacht mit Schlaf wird zugebracht.

(31) Ein Glaube und kein Glaube.

Deutſchland ſoll von dreyen Glauben nunmehr nur behalten Einen:
Chriſtus meynt, wenn Er wird kommen, dürft Er alsdann finden **Keinen**.

(32) Beſonnenheit.

Willſt du einen Wächter haben, der vor Schaden wacht?
Nimm dir einen an zum Diener Namens **Wohlbedacht**.

(33) Freundſchaft.

Freundſchaft iſt ein theurer Schatz: immer hört man von ihm ſagen,
Selten rühmt ſich einer recht, daß er ihn davon getragen.

(34) Der Tod.

Der Tod iſt unſer Vater, von dem uns neu empfängt
Das Erdgrab, unſre Mutter, und uns in ihr vermengt;
Wenn nun der Tag erſcheinet und die beſtimmte Zeit,
Gebiert uns dieſe Mutter zur Welt der Ewigkeit.

(35) Ordentlicher und unordentlicher Verderb.

Unordnung warf uns hin, und Ordnung läßt uns liegen:
Das Steuern thut uns dieß, und jenes that das Kriegen.

(36) Auf den Nepos.

Nepos richtet nach der Sonn allen Rath und alle That:
Wenn es früh, ſo wird er jung, und geht unter, wenn es ſpat;
Denn er denket nur auf das, was er heute darf und hat.

(37) Auf eine wollüſtige Perſon.

Wärſt du nicht ein Menſch geworden, Lieber, wozu wärſt du tüchtig? —
Nur zur Sau: die lebt zum Freſſen, und iſt unnütz ſonſt und nichtig.

(38) Hofgunſt.

Wer treu bey Hofe dient, verdient doch lauter Haß.
Wie ſo? Wem man viel ſoll, vor dieſem wird man blaß.

(39) Leid und Freude.

Iſt ein Böſer wo geſtorben:
Traure, denn er iſt verdorben.
Iſt ein Frommer wo verſchieden:
Freu dich! denn er iſt im Frieden.

(40) Thorheit.

Unter Thieren iſt kein Narr. Affen treiben Gaukeleyn;
Aber dieß iſt Ernſt und Art, iſt nur Thorheit nach dem Schein.
Bleibt dabey, daß nur der Menſch bey Vernunft ein Thor kann ſeyn.

(41) Kleider.

Was iſts, was uns bedeckt, und gleichwohl auch entdeckt?
Das Kleid bedeckt den Mann und weiſt was in ihm ſteckt.

(42) Das Herz.

Gott giebt uns, an Leib und Seele, ſo viel Schätze, ſo viel Gaben,
Will für Gaben, will für Schätze, bloß nur unſre Herzen haben:
Wir zwar nehmen Schätz und Gaben, laſſen aber Schätz und Gaben
(Nicht der Schätz und Gaben Geber) unſre ganzen Herzen haben.

(43) Das Kreuz.

Gottes Kelch iſt bitter trinken, ſonderlich der letzte Grund;
Böſen iſt das letzte Saufen, Frommen erſter Trunk vergunnt.

(44) Mütterliche Liebe.

Die Mutter trug im Leibe das Kind drey Viertheil Jahr;
Die Mutter trug auf Armen das Kind weils ſchwach noch war;
Die Mutter trägt im Herzen die Kinder immerdar.

(45) Gegenwärtige und verlorne Tugend.

Tapfre Leute ſieht der Neid gern begraben,
Ausgegraben, wenn ſie nicht mehr zu haben.

(46) Geld.

Der Menſchen Geiſt und Blut iſt itzo Gut und Geld:
Wer dieß nicht hat, der iſt ein Todter in der Welt.

(47) Chriſtliche Liebe.

Liebe kaufte neulich Tuch, ihren Mantel zu erſtrecken:
Weil ſie, was durch dreyßig Jahr Krieg verübt, ſoll alles decken.

(48) Hundestreue.

Hunde lecken fremden Schaden: Menſchen ſind viel minder treu!
Jeder muß ihm ſelber rathen, Fremde tragen leichtlich Scheu.

(49) Zuwachs der Diebe.

Diebe, die der Krieg geſät, läßt der Friede reichlich finden,
Und der Henker mäht ſie ab; wird in Hanf die Garben binden.

(50) Auf den Nigricanus.

Kein Menſch kann zweyen Herren dienen. Hiezu weiß Nigricanus Rath,
Der ſeinen Gott auf ſeiner Zunge, den Teufel in dem Herzen hat.

(51) Hofleben.

Von dem Leben an den Höfen hab ich manchmal viel geleſen: —
O das Leſen iſt mir beſſer, als das Selber da geweſen.

(52) Zornurtheil.

Wo der Zorn der Richter iſt, hat Gerechter ſchon verſpielt:
Weil der Zorn nicht auf das Recht, ſondern auf die Rache zielt.

(53) Rathen.

Wer andern Rath ertheilt giebt wider ſich den Rath:
Denn Zorn erfolgt für Dank, wenn Rath gefehlet hat.

(54) Poeten.

Es helfen große Herren Poeten zwar zum Leben,
Die aber können jenen, daß ſie nicht ſterben, geben.

(55) Begierden.

Begierden ſind ein hartes Pferd, das ſeinen Reiter reitet,
Wenn nicht Vernunft ſein Maul verſteht und recht den Zügel leitet.

(56) Die Wahrheit.

Bey Hofe ſagt man nicht von Wahrheit allzuviel:
Es will nicht, wer da darf; es darf nicht, wer da will.

(57) Wohlthat.

Die Wohlthat und das Gute, das wir dem andern ſchenken,
Iſt ſattſam uns vergolten, wenn andre dran gedenken.

(58) Verheißungen.

Dein Ja ſoll ſeyn ein Pfand, bey dem ſich ſicher weiß,
Wer ſein **Vertrauen** dir geliehn auf dein **Verheiß**.

(59) Todesfurcht.

Wer Sterben ängſtlich fürchtet, der höre meinen Rath:
Er lebe wohl. Was bleibet, wovor er Grauſen hat?

(60) Reime aus dem Stegreif.

Auf Einem Fuße ſtehn und hundert Verſe ſchmieden,
Das hab ich nie gekonnt, und bins auch wohl zufrieden,
Daß ich es noch nicht kann. Ein Pilz wächſt Eine Nacht,
Die andre fällt er hin, drum wird er ſchlecht geacht.
Des Bacchus ſüßer Saft, worauf Poeten pochen,
Muß erſt durch Sonn und Zeit zahm werden und wohl kochen.
Das Waſſer, das mit Macht aus allen Ritzen quillt,
Hat ſeinen Nutz zwar auch, nur daß es wenig gilt.

(61) Ehre.

Wenn Ehr und Eigennutz in einer Sache ſtreiten,
So ſiehe daß du ſtehſt der Ehr an ihrer Seiten.

(62) Verleumdung.

Daß ein Frommer dich geſchmähet, trau nicht leichtlich auf Bericht
Daß ein Böſer dich geſchmähet, wundre dich darüber nicht.

(63) Reichthum.

Viel haben nicht; nicht viel bedürfen machet reich:
Wenn ihr nicht habt, was ihr nicht dürft, was fehlet euch?

(64) Heucheley.

Die Redlichkeit iſt Gold, die Heucheley iſt Erde:
Zu ſuchen die aus der, darf Kunſt und hat Beſchwerde.

(65) Bücherſtube.

Dieſes iſt ein Todtengrab, und die Todten reden gar:
Zeigen was entfernet iſt, ſagen was geſchehen war.

(66) Ein Rath.

Kennt ein Rath nicht ſeinen Fürſten, und der Fürſt nicht ſeinen Rath:
Räth ſichs übel, folgt ſichs übel, und der Rath kömmt nicht zur That.

(67) Sittſamkeit.

Je heller Feuer brennt, je minder Feuer raucht:
Je mehr bey einem Witz, je mehr er Glimpf gebraucht.

(68) Ein menſchlich Vieh.

Mancher weiß nicht durch Vernunft rühmlich ſich zu weiſen;
Sucht darum durch Unvernunft ſich uns anzupreiſen.

(69) Lobgeiz.

Wer hungrig iſt auf Lob, iſt gern an Tugend leer.
Die Tugend hat genug, darf Lob nur ohngefähr.

(70) Ein verſoſſen Weib.

Ein Weib, das gerne trinkt, ſpeyt unverſehens aus
Ihr Ehr und gut Gerücht, und endlich Hab und Haus.

(71) Gelehrte Leute.

Die Gelehrten ſind nicht gerne von den Alten und den Reihen;
Denn ſie ſind zu allen Zeiten untermiſchet mit den Todten.

(72) Auf den Niger.

Niger ſchickte ſeine Ohren auf den Markt, da kauften ſie
Einen Titel: einen ärgern Schelm, als Nigern, ſah man nie.

(73) Eine ſchöne Frau.

Meiſtens ſind nur ſchöne Weiber nütze bey der Nacht;
Ihre Werke ſind bey Tage Müſſiggang und Pracht.

(74) Die Kinderkrankheit, der Froſch.

Ulus wird gewiß den Froſch unter ſeiner Zunge haben,
Den er immer fort und fort muß mit etwas Naſſem laben.

(75) Auf den Magnulus.

Die Fackel unſrer Zeit wird Magnulus genannt? —
O ſie iſt nur von Pech, und hat noch nie gebrannt.

(76) Die Stadt.

Der Sack, worein der Krieg, was er geſtohlen hat,
Hat alles eingepackt, wo war er? — In der Stadt.

(77) Treue Hofdiener.

Wer den Herren um hilft ſtoßen, dieſer iſt ein treuer Diener;
Wer den Herren auf hilft heben, dieſer gilt nicht einen Wiener.

(78) Auf die Vulpia.

Vulpia weint um den Mann, weinet Tag und weinet Nacht;
Nur daß ihrer Seufzer Wind bald die Thränen trocken macht.

(79) Ungeſchickte Diener.

Bauern, wenn die Meſſer fehlen, ſtecken Holz in ihre Scheiden:
Herren mögen dumme Köpfe gern in Ehrenämter kleiden.

(80) Leumuth.

Ehre darf nicht großen Riß, ſo bekömmt ſie ſolch ein Loch,
Das man, wenn man immer ſtopft, nimmer kann verſtopfen doch.

(81) Ein Geiziger.

Wenn ein Geiziger geſtorben, hebt ſein Schatz erſt an zu leben:
Jeder will bey dieſem Kinde willig einen Pathen geben.

(82) Gefahr.

Gefahr der Ehre gleicht:
Folgt dem, der vor ihr weicht.

(83) Auf den Lurcus.

Lurcus ſpricht: Es iſt nicht löblich einen loben ins Geſichte.
Recht; viel minder iſt es löblich, daß man einen hinten richte.

(84) Auf den Bardus und Mopſus.

Mopſus hat gar nichts verſtanden, ob er gleich ſehr viel gehört;
Bardus hat gar wohl ſtudiret, dennoch iſt er nicht gelehrt.

(85) Vergebliche Sorge.

Sorgen, und doch nichts erſorgen,
Heißt, was nicht zu zahlen, borgen.

(86) Auf den Duplus.

Duplus iſt ein Spiegelmann: was man ſieht das hat kein Seyn,
Sieht zwar wie ein Biedermann, aber hat nur bloß den Schein.

(87) Alexander der Große.

Den Alexander hieß man groß?
Er war ein großer — Erdenkloß.

(88) Auf den Tetrus.

Du biſt ein feines Kind, hängſt an Erynnis Bruſt;
Des Neides blaue Milch iſt, Tetrus, deine Luſt.

(89) Freundeshülfe.

Danke Gott, wer Hände hat, daß er ſelbſt ſich kann verſorgen.
Der, der ſelbſt nicht Hände hat, kann ſie wahrlich nirgends borgen.

(90) Sterben.

Ob Sterben grauſam iſt, ſo bild ich mir doch ein,
Daß lieblichers nichts iſt, als das Geſtorben ſeyn.

(91) Geiz.

Wer Geld, ihm nicht zum Brauch, der Welt zum Dienſte, nützet,
Hat das, was der hat, der im Stellen Geld beſitzet.

(92) Undank.

Dem, der Haß und Undank leidet, einem ſolchen trau ich zu,
Daß er redlich ſich verhalte und mit Treu das Seine thu.

(93) Fürſtliche Kleidung. (*)

Gerechtigkeit, das Kleid, und Recht, den Fürſtenhut,
Wer dieſe beide trägt, derſelbe Fürſt ſteht gut.

(94) Menſchliche Unvollkommenheit.

Daß wir unvollkommen ſind wenn wir dieß erkennen,
Kann man dieß Erkenntniß ſchon eine Beßrung nennen.

(95) Einfältiges Gebet.

Die Einfalt im Gebet iſt großer Witz vor Gott;
Genug wer ihm vertraut und nennet bloß die Noth.

(96) Eingeborne Diener.

Wahr iſts, daß von fremden Bäumen man doch Früchte haben kann:
Wer die Früchte ſamt den Bäumen eigen hat, iſt beſſer dran.

(97) Die Gelegenheit.

Der Will iſt zwar ein Reiſemann, der da und dort hin will:
Spannt ihm Gelegenheit nicht vor, ſo kömmt er nicht ans Ziel.

(98) Leichtgläubigkeit.

Wer gar nichts glaubt, glaubt allzuwenig; wer alles glaubt, glaubt gar zu viel;
Behutſamkeit hilft allen Dingen: im Mittel iſt das beſte Ziel.

(99) Salz und Kreuz.

Das Kreuz und auch das Salz ſind beide gleich und gut:
Das faule Fleiſch dämpft dieß, und das den wilden Muth.

(100) Auf den Morus.

Morus iſt zwar wohl kein Narr, nur daß Manchem Wunder nahm,
Daß er alles ſtieß heraus, was ihm in die Backen kam.

(101) Zuſtand.

Beſſres Glücke könnt ich leiden; kömmt es nicht? ich bin vergnügt;
Wenn ſichs nur mit mir nicht ärger, als ich itzt es habe, fügt.

(102) Auf den Leverinus.

Leverinus jagt mit Hunden, Vetter Haſen nachzuſetzen:
Kennten ihn die Hunde beſſer, würden ſie ihn ſelber hetzen.

(*) Sieh XXVIII. 11.

(103) Auf den Flavian.

Ein Spiegel iſt dein Herz, du guter Flavian:
Es nimmt die Bildungen von jeder Schönheit an.

(104) Auf den Firmus.

Firmus iſt ein treuer Buhler, iſt wie die Magneten,
Die ſich nie von einem Sterne zu dem andern drehten.

(105) Eine reiche Alte.

Reich und häßlich liebt man bald: —
Iſt Aarons goldnes Kalb.

(106) Auf den Sicrus.

Sicrus iſt ein frommer Mann; und es iſt die Sage,
Daß er (wenn er nichts mehr hat) faſte manche Tage.

(107) Auf den Narribertus.

Gut macht Muth. Wenn Narribertus nur zwey Thaler bey ſich hat,
Weiß er durch das Ihr zu geben keinen Raum und keinen Rath.

(108) Ein ungeſalzen Gaſtgebot.

Kein Wunder iſts, daß ſich daſelbſt ein Ekel findt,
Wo Wirth, wo Koſt, wo Gaſt nicht recht geſalzen ſind.

(109) Waſchhaft.

Ein Plaudrer ſtiftet Haß, pflegt Freundſchaft zu verſtören.
Wer nichts verſchweigen kann, ſoll billig auch nichts hören.

(410) Ein Menſch des andern Wolf.

Meine Dienſte: ſagt die Welt. — Deine Dienſte ſind ſo gut,
Liebe Welt, als wie der Dienſt, den der Wolf den Lämmern thut.

(111) Leib und Seele.

Iſt die Seele Wirth, und der Leib ihr Haus:
Wie daß dieſes denn jenen oft jagt aus?

(112) Ein geſchminkter Freund.

Ptochus rufet ſeinen Freund in der Noth um Vorſchub an:
Dieſer ſchickt ihm Hülfe zu, ſpannet aber Krebſe dran.

(113) Trunkenbolde.

Die, die immer gerne trinken, müſſen nicht ſehr weit gedenken:
Wenn ſie jetzt getrunken haben, ſoll man ihnen wieder ſchenken.

(114) Auf den Kneſrus.

Kneſrus hat zwey tauſend Gülden auf ſein Lernen angewandt.
Wer dafür ihm funfzehn zahlet, zahlet mit gar reicher Hand.

(115) Soldaten.

Brodt und Waſſer giebt man Sündern, die am Galgen ſollen büßen:
Waren Krieger denn noch ärger? denn ſie mußten es oft miſſen.

(116) Ein Freund.

Weißt du, wer ein guter Freund wirklich iſt und billig heißt? —
Der ſich, wenn du ihn nicht ſiehſt, deinem Namen Freund erweiſt.

(117) Ein ausgeklärtes Gemüth.

Beſſer als durch Aderlaſſen reiniget man ſein Geblüte,
Wenn man ſchwere Sorgen meidet und ſich freuet im Gemüthe.

(118) Rathſchläge.

Dieſes iſt der beſte Rath, den man kann zu Werke ſetzen:
Weisheit, die nicht wirken kann, iſt für Thorheit nur zu ſchätzen

(119) Gerechtigkeit.

Das Recht ſchleußt für die Armen ſich in ein eiſern Thor:
Schlag an mit goldnem Hammer, ſo kömmſt du hurtig vor.

(120) Die Wahrheit.

Weil die Wahrheit harte klinget und zu reden ſchwer kömmt an,
Scheut ſie mancher, der ſich fürchtet, ſie verletz' ihm einen Zahn.

(121) Frauenzimmer.

Wer will der Weiber Tück erkunden und entdecken?
Sie ſind geſchmückt ſo ſchön! gehn in ſo langen Röcken!

(122) Auf den Vanns, der mit großer Mühe nichts that.

Herr Vanns iſt ein Mann der nimmermehr kann ruhn:
Er müht ſich, daß er ſchwitzt, im leeren Garnichtsthun.

(123) Das Urtheil des Paris.

Daß Paris nicht recht klug im Urtheln ſey geweſen,
Meynt jeder, der von ihm gehöret und geleſen:
Mich dünket immer noch, ihm fiele mancher bey,
Stünd ihm nur Helena dafür, wie jenem, frey.

(124) Menſchen ſind Menſchen.

Trägt der Diener Menſchenbalg, trägt der Herr ein Menſchenhemde:
Herren iſt das Fehlen auch, wie den Dienern, ſelten fremde.

(125) Wolluſt und Schmerz.

Das Letzte von der Hitze giebt Anfang auf den Froſt,
Den Anfang auf das Trauern das Letzte von der Luſt.

(126) Anſehen.

Das Anſehn wird erhalten, wenn jeder ſich erweiſt
So wie ſein Stand es fodert, und ihm ſein Amt es heißt.
Wenn Kaufleut Edelleute und Pfaffen Krieger ſpielen,
Wird Anſehn keinem kommen, weil ſie den Zweck verzielen.

(127) Weiber ſind Menſchen.

Ob Weiber Menſchen ſind? — Sie haben ja Vernunft,
Sie lieben fort und fort; denn wilder Thiere Zunft
Hegt nur zu mancher Zeit der ſüßen Liebe Brunſt.

(128) Hofwitz.

Wer nicht bey den ſchlauen Höfen jedem Kopfe weiß zu kommen,
Der hat ſelber nicht nach Hofe was von Kopfe mitgenommen.
Wer da bey den ſchlauen Höfen jedem Kopfe weiß zu kommen,
Der hat nur den Kopf nach Hofe, das Gewiſſen nicht, genommen.

(129) Das fromme Alter.

Wenn die Wolluſt uns verläßt, dann kömmt uns die Andacht an:
Himmel hat den alten nur, Welt hat vor den jungen Mann.

(130) Reformation.

Immer dünkt mich, wer nichts hat, der mag glauben was er will;
Denn um ſeine Seligkeit müht ſich keiner leichtlich viel.

(131) Das neue Jahr.

Ob das Jahr gleich alle Jahre ſich gewohnt iſt zu verjüngen,
Dennoch kann der Jahre Jugend Menſchen nichts als Alter bringen.

(132) Merkzeichen des Gemüths.

Was an dem Manne ſey, weiſt ſeiner Augen Schein,
Sein Amt, ein Beutel Geld, und dann ein Becher Wein.

(133) Von meinen Reimen.

Wo ich Reime ſchreiben ſoll die gefällig allen bleiben,
Leg ich meine Feder weg und begehre nichts zu ſchreiben.

Zwölftes Buch.

(1) Von meinen Reimen.

Ihr Reime, die ihr hinten ſteht, habt einen guten Muth!
Kein Menſch kömmt zu euch letzten her, wenn nicht die erſten gut.
Sind aber nur die erſten gut, ſo geht ihr euern Schritt,
Ob ihr gleich nicht den Rang bekommt, doch unter andern mit.

(2) Menſchlicher Zuſtand.

Der Menſch bringt nichts davon, wie lang er immer lebt,
Als daß man ihn vergißt, gleichwie man ihn begräbt.

(3) Ein ehrliches Leben und ſeliger Tod.

Wer ehrlich hat gelebt und ſelig iſt geſtorben,
Hat einen Himmel hier und einen dort erworben.

(4) Hoheit und Demuth.

Man ſieht nicht leicht, daß Demuth der Ehre Schritt begleite,
Vielmehr, wenn dieſe ſteiget, weicht jene von der Seite.

(5) Bald verſagen und bald geben.

Wer bald mir was verſagt, der giebt mir dennoch was;
Wer bald giebt, was er giebt, der giebt mir zweymal das.

(6) Ehre und Hoffart.

Mancher meynet Ehr und Würde ſcheine nicht an ihm hervor,
Wenn ſie nicht ſteh ausgeſtellet auf der Hoffart Berg empor.

(7) Auf den Durus.

Durus hört manch ſpitzig Wort, wird dadurch doch nicht bewegen;
Hat den Ohren, wie man meynt, einen Harniſch angezogen.

(8) Werke des Krieges und des Friedens.

Krieg der macht' aus Bauern Herren: Ey es war ein guter Handel!
Friede macht aus Herren Bauern: Ey es iſt ein ſchlimmer Wandel!

(9) Beſcheidenheit.

Wodurch wird Würd und Glück erhalten lange Zeit
Ich meyne: durch nichts mehr, als durch Beſcheidenheit.

(10) Rathſchläge.

Die Vögel fängt man ſo, wie man nach ihnen ſtellt:
Der Ausſchlag fällt nach dem, nach dem der Anſchlag fällt.

(11) An den Mirus.

Mirus, daß die Kunſtgöttinnen alles Wiſſen dir gewähret,
Iſt zu wenig: du haſt völlig die Vollkommenheit geleeret

(12) Auf den Hermes.

Hermes iſt der beſte Redner, weit und breit und um und um;
Ein Gebrechen iſt bedenklich: manchmal iſt er ſilberſtumm.

(13) Grabſchrift.

Ein Todter lieget hier, der, wie er war ſein Tod,
So war er auch ſein Grab, und ſeines Grabes Spott.

(14) Völlerey und Plauderey.

Wer viel redet muß viel trinken; trinkt der Redner aber viel,
Kann er nur ſehr ſelten reden was er will, und wenn er will.

(15) Auf die Submiſſa.

Submiſſa ſucht ein ſchnödes Geld durch gar ein ſchändlich Leben;
Meynt, ſey es ſchändlich gleich verdient, ſeys ehrlich doch gegeben.

(16) Auf den Drances.

Drances wünſchet ſeinem Weibe langes Leben: (denn ihr Geld,
Das ſie gab, verdient es billig;) — doch er meynt, in jener Welt

(17) Vom Orpheus und der Euridice.

Niemand um ein todtes Weib fährt zur Höll in unſern Jahren:
Aber um ein lebend Weib will zur Hölle mancher fahren.

(18) An den Plutus.

Du haſt viel Preis, und glaubſt dieß ſey der Ehre Sohn;
O nein! der Heucheley: man preiſet dich ums Lohn.

(19) Zärtlichkeit.

Wer gar kein Ungemach begehret auszuſtehen,
Muß in der Welt nicht ſeyn, muß aus der Menſchheit gehen.

(20) Auf den Gniſeus.

Gniſeus thut niemanden nichts, dennoch iſt ihm niemand gut.
Eben darum, weil er nie keinem etwas Gutes thut.

(21) Auf den Glaukus.

Um einen Sack voll Geld nahm Glaukus, wie ich meyne,
Sein ausgefleiſchtes Weib, den alten Sack voll Beine.

(22) Stehlen.

Stehlen darf nicht viel Verlag, und hat dennoch viel Genieß;
Trägt es ſonſt auch nichts mehr ein, iſt doch Holz und Hanf gewiß.

(23) Das andere Weib.

Die andre Frau pflegt lieber als erſte Frau zu ſeyn. —
Das macht, es iſt die erſte nichts mehr, als Aſch und Bein.

(24) Auf den Fürſprecher Lallus.

Wenn Lallus etwan Sachen hat, iſt allen Richtern bange;
Sie födern ihn: Ums Recht? o nein, — er redet grauſam lange.

(25) Freundſchaft und Geld.

Geld und Freunde ſind gleich köſtlich: jederley von dieſer Waar
Sucht man mühſam, findt man ſparſam, hat man immer mit Gefahr

(26) Das Leben.

Lebeten wir hier ſtets nach unſerm Willen,
Würde Lebensluſt nimmermehr ſich ſtillen.

(27) Verſtand und Unverſtand.

Ein fälſchlicher Verdacht, ein blinder Unverſtand,
Wo die Regenten ſind, da räume du das Land.

(28) Auf den Marcus.

Man nahm dir, Marcus, alles Gut: wie biſt denn du noch ſelbſt geneſen?
Man hätte dich wohl auch geraubt, wär nur an dir was Guts geweſen.

(29) Auf einen Todtgeſoffenen.

Der vom Weine geſtern todt, iſt vom Tode heute todt:
Daß ihm Wein ins Handwerk fiel, hielt der Tod für einen Spott.

(30) Armuth.

Ob die Armuth gleich nichts hat, giebt ſie dennoch reiche Gaben:
Durch ſie kann man Sicherheit und ein gut Gewiſſen haben.

(31) Blendung kömmt vor Schändung.

Wer kürzlich werden ſoll geſtürzet und geſchändet,
Wird meiſtentheils vorher bethöret und geblendet.

(32) Der Bauch.

Der Bauch der iſt der Beutel, drein legt man alles Gut;
Man thut nur ihm zum Beſten das meiſte was man thut.

(33) Die Welt.

Die Welt iſt wie das Meer: ihr Leben iſt gar bitter;
Der Teufel machet Sturm, die Sünden Ungewitter;
Die Kirch iſt hier das Schiff und Chriſtus Steuermann,
Das Segel iſt die Reu, das Kreuz des Schiffes Fahn,
Der Wind iſt Gottes Geiſt, der Anker das Vertrauen,
Wodurch man hier kann ſtehn, und dort im Port ſich ſchauen

(34) Auf den Cotta.

Die Seel iſt Herr, der Leib iſt Knecht: Bekenn es, Cotta, frey,
Daß bey dir gar (wie iſt der Herr?) der Knecht ein Schelme ſey.

(35) Auf den Cornius.

Cornius hat auf dem Haupt einen unbenannten Schaden:
Weiland in Ceraſtia war manch Mann damit beladen.

(36) Der Liebe Nahrung.

Ein Buhler, daß er Lieb entzünde,
Nimmt Geld zum Holz, nimmt Lob zum Winde.

(37) Krieg zwiſchen **Hier** und **Dort**.

Hier und **Dort** ſind Brüder zwar,
Doch ein ganz verkehrtes Paar:
Hier führt wider **Dort** viel Krieg,
Doch behauptet **Dort** den Sieg.
Jeder muß in dieſen Zug:
Wer dem **Dort** dient, der iſt klug;
Dort belohnt mit lauter Gott,
Hier bezahlt mit lauter Tod.

(38) Gelehrt.

Wenn einer meynt er lerne noch, ſo kömmt ſein Witz empor;
Wenn einer meynt er ſey gelehrt, ſo wird er itzt ein Thor.

(39) Die Elemente.

Wie viel ſind Element? — Man ſagt von vieren, auch von zweyen. —
Nein, fünfe: denn das Geld will auch ſich mit darunter reihen.

(40) Das Glück, ein Weib.

Man malt das Glücke wie ein Weib nun ſchon ſeit langer Zeit:
Weil ſie beſtändig, wie ein Weib, in Unbeſtändigkeit.

(41) Auf den Morus.

Morus kennet Kräuter, Steine, Erz und Vögel, Fiſch und Thiere;
Kennt den Haſen doch nicht eigen, den er tränkt mit Wein und Biere.

(42) Die Geſtalt.

Wer, Flora, dein Geſichte nennt, der hat ein ſchönes Gut genannt,
Das aber, wenn ein Fieber kömmt, in einem Nu iſt weggebrannt.

(43) Ich bin wer ich bin, ſo bin ich des Herrn. Luth.

Begehrt mich Gott nicht reich, und ſonſt von hohen Gaben,
So ſey ich wie ich bin, er muß mich dennoch haben.

(44) Feile Aemter.

Wer die Aemter kauft um Geld, dieſem iſt ja nicht benommen,
Daß er Recht zu Markte führ', ſeinem Schaden nachzukommen.

(45) Die Tugend.

Tugend, rufet Echo wieder, wer im Walde Tugend ruft.
Tugend iſt beym meiſten Volke nichts als Schall und Wind und Luft.

(46) Das Eiſen.

Das Eiſen dürft ich mehr, das Geld viel minder preiſen:
Ohn Eiſen kömmt nicht Geld, Geld bleibt auch nicht ohn Eiſen.

(47) Auf den Säufer Bonoſus.

Bonoſus iſt ein Fleiſcher: das Glas, daraus er trank,
Dran hüte ſich ein andrer, der nicht ein Fleiſcher, krank.

(48) Selbſtbetrug.

Man ſagte: Du Betrieger! — Das wollte Franz nicht leiden;
Man ſagte: Deiner ſelbſten! — Deß mußt er ſich beſcheiden.

(49) Unverſchämt.

Wer ſich gern ſieht aller Orten, wer ſich nirgends nimmer ſchämt,
Kann dem Glück ſich leicht bequemen, wenn Glück ihm ſich nicht bequemt.

(50) Von dem Milo.

Mein Glück, ſpricht Milo, thut mir nichts von dieſem allen,
Was ich mit gutem Fug verlange, zu Gefallen.
Glück ſpricht: Wenn du begehrſt was größer nicht als du,
Was in dir Raum nur hat, weiſ' ich dirs gerne zu.

(51) Mißgunſt.

Mißgunſt ſey ſonſt wie ſie will, dennoch iſt ihr Eigenthum,
Daß ſie immer mehr verklärt als verdunkelt unſern Ruhm.

(52) Der Spiegel des Gerüchts.

Was der Spiegel dem Geſichte,
Iſt den Sinnen das Gerüchte.

(53) Hier ſind wir, dort bleiben wir.

Ich bin, ich bleibe nicht in dieſer ſchnöden Welt:
Und weil das Bleiben mir mehr als das Seyn gefällt,
So lieb ich Sterben mehr als Leben; denn alsdann
Hör ich zu ſeyn erſt auf, und fang zu bleiben an.

(54) Zweyerley Nacht und zweyerley Tag.

Zwey Nächte hat der Menſch, der Menſch hat auch zwey Tage,
Drauf er ſich freue theils, theils drüber ſich beklage:
Der Mutter Leib iſt Nacht, das Grab iſt wieder Nacht;
Geburt giebt Einen Tag, wie Tod den andern macht.
Die erſte Nacht und Tag iſt voller Noth und Leiden;
Der Tag nach letzter Nacht bleibt voller Heil und Freuden.

(55) Zeitliche Güter.

Weltlich Gut wird von ſich ſelbſt, oder wird von uns verzehret,
Oder wird durch Liſt, durch Macht, andern zu, uns weg gekehret.

(56) Der Spiegel.

Der Spiegel kann zwar weiſen, doch reden kann er nicht;
Sonſt hätt er mancher Stelzen den Irrthum ſchon bericht.

(57) Verſchub und Hülfe.

Wer dem Nächſten meynt zu helfen, und will vor Warum? erſt fragen,
Dem geht Hülfe nicht von Herzen, will nur auf den Ruhm was wagen.

(58) Glück und Recht.

Denen die da ſchlieſen, iſt viel Glück entzogen,
Denen die da wachen, iſt das Recht gewogen.

(59) Sorgen.

Bey wem bleibt Kummer gerne und will am liebſten ruhn?
Bey denen, die ihn warten und die ihm gütlich thun.

(60) Säufer.

Gottes Werk hat immer Tadel: Wem der Tag zu kurz zum Trinken,
Dieſem will auch zum Ernüchtern gar zu kurz die Nacht bedünken.

(61) Kleider.

Kleider machen Leute: trifft es richtig ein,
Werdet ihr, ihr Schneider, Gottes Fuſcher ſeyn.

(62) Auf die Vetla und den Jungus.

Jungus Weib iſt lauter Winter, Sommer iſt er ſelbſt; wer weiß,
Ob Eis Hitze dämpfen werde, oder ob die Hitz das Eis?

(63) Krippenreiter.

Es iſt ein Volk, das ſeine Pferd' an fremde Krippen bindet,
Das ſich bey fremdem Feuer wärmt, zu fremdem Teller findet:
Verhöhn es nicht! es iſt das Volk, das uns im Werke weiſet,
Daß hier der Menſch noch nicht daheim, und nur vorüber reiſet.

(64) Der Neid.

Der Neid iſt gar ein Wundergaſt: denn kehret er wo ein,
Wird ihm das allerbeſte Ding zur allerärgſten Pein.

(65) Schmeichler.

Wer will alle Mücken können aus der Speiſekammer treiben?
Heuchler werden nie vergehen, weil noch werden Höfe bleiben.

(66) Krieg zwiſchen Holland und England.

Ihr blanken Heringsheere, o ſagt von Herzen Dank
Für Englands und Hollands erneuten Waffenzank!
Weil beide ſelbſt ſich freſſen, kann keines euch verſchlingen,
Noch euch aus eignem Salze hin in ein fremdes bringen.

(67) Auf den Atriel.

Unter Augen, hinterm Rücken, lobt mich, ſchimpft mich, Atriel.
Was zu thun? An ihm und andern will ich mich dermaßen rächen,
Daß er hinterm Rücken lügen, vor den Augen Wahrheit ſprechen,
Daß mir ſelbſt das Lob verbleiben, ihm der Schimpf verbleiben ſoll.

(68) Das Gegenwärtige, Vergangene und Zukünftige.

Was iſt, wie lange währts? Was war, was hilft michs wohl?
Was werden wird, wer weiß obs mir, obs andern ſoll?
Was hier iſt, war, und wird, iſt, war, und wird ein Schein;
Was dort iſt, war, und wird, iſt, war, wird ewig ſeyn.

(69) Undankbarkeit.

Der uns giebt die ganze Welt, der uns will den Himmel geben,
Fodert nichts dafür als Dank; kann ihn aber auch nicht heben.

(70) Wir wollen was wir nicht ſollen.

Wir dringen auf den Zaum, und wo wir ſollen gehn,
Da laufen wir; wir gehn da, wo wir ſollen ſtehn.

(71) Wohlthätigkeit.

Wer Wohlthat giebt, ſolls bald vergeſſen; wer Wohlthat nimmt, ſolls nie vergeſſen:
Sonſt iſt um Undank der zu ſtrafen, und jenem Hoffart beyzumeſſen.

(72) Auf den Trullus.

Trullus hat ein ſchönes Weib: wenn ſie an der Thüre ſteht,
Sieht man nicht daß leicht ein Hund ſich bey ihr ins Haus vergeht.

(73) Auf den Säufer Thrax.

Thrax iſt der andre Mond: ſteht aber immer ſtille,
Und nimmt kein Viertheil an; bleibt immer in der Fülle.

(74) Auf den Largus.

Andre ziehen an das Recht, Largus zeucht den Richter an:
Parten, denen er bedient, finden daß er gut gethan.

(75) Huren und Soldaten.

Soldaten und die Huren die dienten beid' ins Feld:
Denn jene leerten immer, die mehrten unſre Welt.

(76) Hören.

Ich höre manchmal viel;
Doch glaub ich was ich will.
Wer willig iſt zum Hören,
Kann Thorheit ſelbſt bethören.
Ein unverdroßnes Ohr
Lockt manche Liſt hervor.

(77) Tag und Nacht.

Der Tag der iſt der Mann, ſein Weib das iſt die Nacht:
Von denen wird die Zeit ſtets zur Geburt gebracht.

(78) Geiziges Reichthum.

Wer Geld nicht braucht, doch hat, warum hat der denn Geld?
Damit er etwas hat, das ihn in Marter hält.

(79) Von meinen Reimen.

Ich ſchreibe Sinngedichte; die dürfen nicht viel Weile,
(Mein andres Thun iſt pflichtig,) ſind Töchter freyer Eile.

(80) Gefährlichkeit.

Kohlen faßt man, daß die Hand ſicher bleiben ſoll, mit Zangen:
Was gefährlich iſt, hat man mit Bedenken anzufangen.

(81) Fremde Diener.

Fürſten bauen oft aufs Fremde, eigner Grund wird oft verſchmäht:
Werden endlich inne werden, daß ihr Bau nicht Ihnen ſteht.

(82) Gewalt für Recht.

Gewohnheit wird Gebot durch Brauch und lange Zeit:
Krieg hat durch dreyßig Jahr Gewalt in Recht gefreyt.

(83) Das Zeitrad.

Die Zeiten ſind als wie ein Rad, ſie reiſſen mit ſich um
Wer ſich dran henket, machen ihn verdreht, verkehrt, krumm, dumm.

(84) Verſchwiegenheit.

Wer ſelber ſchweigen kann
Dem ſchweiget jedermann.

(85) An den Tod.

O Tod, du ſchwarzer Tod, du Schauer unſrer Sinnen! —
Thu ich dir auch zu viel? — Ja wohl! Du kannſt gewinnen
Ein engliſches Geſicht: denn du biſts, der erfreut;
Du biſts, der uns entzeucht dem Leben voller Zeit;
Du biſts, der uns den Hut der goldnen Freyheit ſchenket;
Du biſts, der uns ergetzt, (zwar unſre Freunde kränket!)
Du biſts, der unſern Sinn hin zu den Sternen trägt;
Der aller Frevler Trotz zu unſern Füßen legt;
Du biſts, der unſre Klag in lauter Jauchzen kehret;
Du biſts, der uns für Zeit die Ewigkeit gewähret;

Du giebſt uns, wenn du nimmſt; dein ſo gefürchter Stich
Bereitet uns durch dich ein Leben ohne dich.

(86) Wiſſenſchaft.

Wen Vernunft gelehrt gemacht
Wird viel höher oft geacht,
Als den oft des Buches Blatt
An Vernunft verwirret hat.

(87) Gold.

Der gelbe Kern der Erde, das Gold, hat alle Kraft.
Vor ihm iſt alles Schale: Witz, Tugend, Wiſſenſchaft.

(88) Auf den Vertumnus.

Macht dein Maler dich nicht ähnlich beſſer als du ſelber dir:
Ey ſo biſt du nimmer Einer, biſt ein Andrer für und für.

(89) Unglück.

Bey einer guten Zeit denk an die böſe Stunde,
Die ſich der guten Zeit gern auf dem Rücken funde.

(90) Gaſterey.

Dieſes Mahl gefällt mir wohl, dran ſich friſcht und ſpeiſt
Nicht nur unſer Aug und Leib, ſondern auch der Geiſt.

(91) Ruhm.

Es iſt kein größrer Ruhm, als Schmach und Tadel leiden —
Um ſeine Bosheit nicht; aus böſer Leute Neiden.

(92) Leben und Sterben.

Wer noch kann und will nicht leben,
Dieſer fehlt ſo gut und eben,
Als wer, wenn der Tod erſcheinet,
Vor dem letzten Gange weinet.

(93) Eigenwille.

Hunde, die an Ketten liegen, Menſchen, die nach Willen leben,
Sind bedenklich: beide pflegen leichtlich Schaden anzugeben.

(94) Gleißnerey.

Bey krummen Geſellen
Iſt nöthig das Stellen;
Iſt übel zu deuten
Bey Biedermannsleuten.

(95) Theilung wüſter Güter.

Da wir mehr nichts Ganzes haben, ſollen wir uns dennoch theilen:
Wollen lieber neue ſchneiden, als die alten Wunden heilen.

(96) Gewaltſame Bekehrung.

Wenn durch Tödten, durch Verjagen Chriſtus reformiren wollen,
Hätt ans Kreuz Er alle Juden, Sie nicht Ihn, erhöhen ſollen.

(97) Vom Plutus und Ptochus.

Am Ueberfluß iſt Plutus, am Mangel Ptochus krank; —
Ein jeder kann dem andern verdienen Doctorsdank.

(98) Ohrenbläſer.

Fürſten, die von Ohrenbläſern ſich die Ohren laſſen füllen,
Können nicht in Freyheit leben, dienen ſtets dem Widerwillen.

(99) Auf den Gulo.

Gulo iſt ſonſt nichts als Maul, was er iſt, und um und an:
Denn ſein Thun iſt nichts als Dienſt nur für ſeinen Gott, den Zahn.

(100) Sittſamkeit.

Allzulanger Glimpf
Bringet endlich Schimpf.

(101) Das Alte und das Neue.

Immer fragten wir nach Neuem, weil ſich Krieg bey uns enthalten:
Nun der Krieg von uns entwichen, fragen wir ſtets nach dem Alten.

(102) Lebekunſt.

Wer langes Leben wünſcht, der ſchlafe nicht zu viel;
Denn lange **lebt** nicht der, wer lange **ſchlafen** will.

(103) Die Welt.

Was iſt die Welt? — Dieß iſt ſie gar,
Was ſie wird ſeyn, und Anfangs war.

(104) Der Schleſiſche Parnaß.

Dein Zobetbus, Schleſien, ward er nicht vor wenig Jahren
Was den Griechen ihr Parnaß, Helikon und Pindus waren?
Ward dein Opitz nicht Apoll? Und die andern klugen Sinnen
Deiner Kinder, ſind ſie nicht was dort ſind die Caſtalinnen?
Ja, dieß ſey dein Ruhm, dein Stolz! Glaube, was die Griechen dichten,
Wer da will; von uns kann ſelbſt Ort und Tag und Jeder richten.

(105) Selbſtgunſt.

Selbſtlieb handelt immer recht: denn ihr giebet Recht und Rath
Rath und Richter an die Hand, den der Menſch im Spiegel hat.

(106) Thorheit und Halsſtarrigkeit.

Närriſch Hirn und harter Nacke dienen manchem klugen Mann;
Denn ſie machen durch ihr Wüten, daß er was erwerben kann.

(107) Tugend und Laſter.

Tugend läßt ſich nicht begraben, auch die Laſter ſterben nicht;
Dieſe leben durch die Schande, jene durch ein gut Gerücht.

(108) Sündenſcheu.

Wer Sünde weiß zu ſcheuen,
Der darf ſie nicht bereuen.

(109) Geſundheitspflege.

Läßt der Arzt erſt ſeinen Kranken eſſen, trinken, was er will,
Iſt der Arzt der Meynung: Kranker ſey nun nah an ſeinem Ziel.

(110) Waſchhaftigkeit.

Weiberworte, böſe Münze: wird man ihr das Kupfer nehmen,
Wird das Silber ſich verkriechen und das Kupfer wird ſich ſchämen.

(111) Wahr und Recht.

Die Wahrheit und das Recht die werden immer bleiben. —
Sie pflegen durch den Brauch ſich nicht leicht abzureiben.

(112) Die entſchiedene Streitigkeit.

Stadt und Land hat viel geſtritten,
Wer im Kriege mehr gelitten.
Aber nun kömmt an den Tag,
Was die ſtolze Stadt vermag,
Und wer hier die Haut gefunden,
Die dem Lande weggeſchunden.

(113) Ein Weiſer unter Narren.

Wer unter Narren wohnt, wie viel auch deren ſeyn,
Iſt unter ihnen doch als wär er gar allein.

(114) Flüchtige Zeit.

Wer die Zeit verklagen will, daß ſie gar zu früh verraucht,
Der verklage ſich nur ſelbſt, daß er ſie nicht früher braucht.

(115) Das Glücke.

Iſt unſer Glücke ſchwer, drückt, beugt und macht uns müde:
Geduld! wir ſchlugens ſelbſt in unſerer eignen Schmiede.

(116) Gottesdienſt iſt ohne Zwang.

Wer kann doch durch Gewalt den Sinn zum Glauben zwingen?
Verleugnen kann wohl Zwang, nicht aber Glauben bringen.

(117) Stillſtand.

Iſt gleich mancher nicht der Klügſte, dennoch kann ihm etwas gelten,
Daß ihn ja für keinen Narren Kluge pflegen auszuſchelten.

(118) Spitzige Rathſchläge.

Rath, der gar zu ſpitzig, pflegt ſich umzuſetzen;
Rath, der nicht zu ſpitzig, läßt ſich leichte wetzen.

(119) Menſchlicher Wandel.

Unſers Lebens ganzer Wandel ſteht im Lernen und Vergeſſen:
Nur wird Lernen und Vergeſſen falſch getheilt und abgemeſſen;
Was vergeſſen werden ſollte, pflegen wir ſehr gut zu wiſſen,
Was gelernet werden ſollte, wollen wir am liebſten miſſen.

(120) Auf den Lukas.

Lukas iſt ein Licht des Landes; aber ſeinen Schein nimmt er
Nicht von ſeinem eignen Feuer, nur von ſeinen Vätern her.

(121) Knechte und Herren.

Manche ſind geborne Knechte, die nur folgen fremden Augen;
Manche ſind geborne Herren, die ſich ſelbſt zu leiten taugen.

(122) Auf die Veturia.

Veturia ſchimpft alte Leute: Wer ihr drum etwan wünſchen will,
Daß ſie der Tod mög ehſtens holen, der ſaget wahrlich viel zu viel:
Wie kann ſie durch ein altes Leben denn treffen auf ein junges Ziel?

(123) Auf den Druda.

Was kann man, Druda, thun, das jemals dir gefällt? —
Du biſt doch noch kein Land, vielweniger die Welt.

(124) Fromm ſeyn ums Lohn.

Umſonſt iſt keiner gerne fromm; wenn Tugend nur was trägt,
So wird ſie, weil ſie Früchte bringt, geachtet und gepflegt.

(125) Hunger und Durſt.

Durſt und Hunger ſind die Mahner, die man nimmer kann beſtillen;
Morgen kommen ſie doch wieder, kann man ſie gleich heute füllen.

(126) Unehrbare That.

Praxa ſtund im Hurenbuche, beſſert aber ernſtlich ſich:
Ward drauf ausgelöſcht im Buche; dennoch aber bleibt der Strich.

(127) Lügen.

Wer ihm des Lügens nur zum Nutzen, zum Schaden keinem, hat gepflogen,
Was meynſt du wohl von einem ſolchen? — Ich meyne doch, er hat gelogen.

(128) Waſſer und Wein.

Es kann, wer Waſſer trinkt, kein gut Gedichte ſchreiben;
Wer Wein trinkt, kriegt die Gicht und muß erſchrecklich ſchreyn.
Iſt dieſes wahr: ſo mag das Dichten unterbleiben,
Eh ich im Gichten will ſo ſtark geübet ſeyn.

(129) An mein Buch.

Geh hin, mein Buch, in alle Welt; ſteh aus was dir kömmt zu.
Man beiße dich, man reiße dich: nur daß man mir nichts thu.

Zugabe.

(1) Von meiner Zugabe.

War meine Waare nicht recht gut, ſo geb ich etwas zu,
Damit was nicht die Güte thät, vielleicht die Menge thu.

(2) Die aufgeweckte Chimära.

Epigramma eſt brevis ſatira; ſatira eſt longum epigramma.

Ihr helikoniſch Volk, euch iſt zu viel geſchehen!
Man hat euch nie geglaubt, dieweil man nie geſehen
Was ihr uns vorgeſagt: Wie Lyciens armes Land
Chimära einſt erſchreckt, verwüſtet und verbrannt.
Von fernen war ſie Löw, war Zieg am Bauch und Rücken,
Und hinten war ſie Drach. Tod war in ihren Blicken,
Ihr Maul war voller Glut, ihr Leib war voller Gift,
Bis daß Alcidens Keul auf ihr Gehirne trifft;
Trifft aber nur ſo ſtark, daß ſie betäubt entſchlafen,
Und itzund, aufgeweckt durch unſre deutſche Waffen,
Lebt mitten unter uns, an Form und Namen alt,
An Kräften aber neu, und ärger an Gewalt.
Es iſt der tolle Krieg, der wild ſich ſelbſt verzehret,
Der um und um geſtürzt das Land das ihn ernähret;
Es iſt der dumme Krieg, der ſonſten nichts erſiegt,
Als daß er ſagen mag: wir haben doch gekriegt!
Im Anfang war er Löw, verübte kühne Thaten,
Hielt höher auf die Fauſt, als tückiſches Verrathen;
Und Deutſchland war noch deutſch: man ſchlug noch ernſtlich drauf,
Sah auf des Krieges End, und nicht auf fernern Lauf.
Da nun der ſüße Brauch, zu machen fette Beute
Aus allem was Gott ſelbſt gehabt und alle Leute,
Anſtatt des Soldes kam, ſo wuchs dem Krieg ein Bauch,
Draus, wie von einer Zieg, ein ſchädlich dürrer Rauch
Für Kraut und Bäume fuhr: Die Nahrung ward vertrieben,
Der Ochſen ſaure Müh iſt unvergolten blieben;
Ein andrer nahm Beſitz: es hieß, der Wirth vom Hauſ'
Laß alles was er hat und zieh auf ewig aus.

Und nun war man bedacht den Krieg weit hin zu ſpielen;
Nicht auf den Feind ſo wohl, als auf den Freund zu zielen,
Der noch in gutem Land in ſeinem Schatten ſaß,
Und ſein genüglich Brodt mit ſüßem Frieden aß.
Zu dieſem drang man ein, ſtund Titan gleich erhöhet
Wo flammenathmend ſonſt der heiße Löwe ſtehet,
Noch mußt es Winter ſeyn, noch nahm man da Quartier,
Und alles was man fand war ſchuldige Gebühr.
Gleichwie der ſcharfe Zahn der Ziegen auch die Rinden
(An Blättern nicht vergnügt) von Bäumen pflegt zu ſchinden:
So war es nicht genug zu freſſen unſer Gut,
Man gönnt' uns in dem Leib auch kaum das letzte Blut.
Hieraus erwächſt der **Drach**, das Ende wird zur Schlange:
Der Krieg, der alle Welt bisher macht ängſtlich bange,
Wird ärger noch als arg, kreucht gar ins Teufels Art,
Wird raſend, wenn ein Menſch noch wo gefunden ward,
Der Gott, der Ehre, Zucht und Recht wünſcht nachzuſtreben;
Will gar nicht daß ein Menſch auf Erden mehr ſoll leben,
Der nicht ein Kriegesknecht, und ihm ſich ähnlich macht,
Und was nur menſchlich iſt verwirft, verbannt, verlacht.
Sein Gift ſchont keinen Stand, Amt, Würde, Freundſchaft, Ehre;
Was lebt, lebt darum noch, damit er es zerſtöre:
Bis daß nichts übrig iſt, und niemand etwas hat,
Drauf wendt er alle Macht, drauf ſchärft er allen Rath.
Sein Gift iſt ſo vergift, daß er ſich ſelbſt vergiftet,
Und ihm ſein eignes End aus eignem Raſen ſtiftet.
So wie der Skorpion ſich ſelbſt zu ſtechen pflegt,
Wenn Feuer um ihn her wird etwan angelegt;
Und wie es Schlangen geht, daß ihnen ihre Jungen,
(Zu einem ſchönen Lohn für die ererbten Zungen,)
Zerreißen ihren Bauch: ſo auch des Krieges Frucht
Der Mutter Henker ſey. — Was dieſ' umſonſt verſucht,
Führt Alexikakos (†) Alcides aus der Höhe,
Vor dem der ganzen Welt durch Krieg entſtandnes Wehe
Erbarmen hat erlangt, mit Ehren endlich aus,
Und bindet dieſen Wurm ins heiße tiefe Haus.
Da, da ſeys ihm vergönnt zu fechten und zu ſchmeißen,
Den Hausrath abzuthun, das Haus in Grund zu reißen;
Dann raub und plünder' er, dann wehr er ſeinen Mann,
Zu weiſen, was ſein Löw und Zieg und **Drache** kann.

(†) Der Wender des Böſen.

(3) Amadisjungfern.

Pfui euch, die ihr euch rühmt der geilen Buhlerlügen
Des frechen Amadis, die dahin deutlich tügen
Wo Circe machte Säu, wo Meſſalina gieng
Und für den ſchnöden Sieg der Wette Lohn empfieng!
Die Zunge ſchärft er zwar, allein er ſtümpft die Sinnen,
Lehrt was ihr thun ſollt, will euch Beyfall abgewinnen
Durch das, was nie geſchehn, durch das, was, wenns geſchehn,
Die Ehre ganz verdammt, die Tugend nicht mag ſehn.
Nicht mir den welſchen Mund, den Amadis gelehret!
Ob Zunge läufet gut, wird Sinn doch ſo verkehret,
Daß manche Mutter wird, eh als ſie Braut ſeyn mag.
Mag Braut bey Nachte ſeyn, und Jungfer auf den Tag.
Dieß lernt die Neubegier vom Meiſter in den Lüſten,
Für deſſen Schüler ich mir wünſche zuzurüſten
Ein Schiff nach Lemnos hin, auf daß der Liebe Schweiß
Zu löſchen Mittel ſey durch ein erfriſchlich Eis.
Wie Naſons Schickſal war, der, nach geſchriebner Liebe,
Vom Pontus Klagebrief' und Trauerbücher ſchriebe,
Und wohl gewünſchet hätt', daß er der Liebe Luſt
Nie andere gelehrt und ſelber nie gewußt.
Ihr Jungfern, glaubt es nur, ſo frech das Wort zu führen,
Das will dem züchtigen Geſchlechte nicht gebühren.
Schon lange hat es Recht und Brauch ſo eingericht,
Daß immer jemand iſt, der eure Worte ſpricht,
Wo Nutz und Noth es heiſcht. O wie erſchrackt ihr Väter!
O wie befahrte Rom ein großes Unfallswetter,
Als weiland vor Gericht ein freches Weib auftrat,
Selbſt Sach und Klage führt' und um die Rechte bat!
Man fragte drüber Rath, ſchlug auf Sibyllens Bücher,
Und bat die Götter drum, daß dieſe That ſey ſicher
Dem allgemeinen Heil: So ſeltſam war dieß Ding,
Weit mehr als da ein Ochs einſt an zu reden fieng.
Iſt Scham und Ehr in euch, ſo ſpricht das Stilleſchweigen
Genug von euch für euch; ſo kann die Herzen neigen
Zu eurem Schutz und Gunſt ein ſittſam Angeſicht,
Das jedem von ſich ſelbſt zu Huld und Dienſt verpflicht.
Des edeln Geldes Preis darf keinem Advocaten
Auf ſeine theure Zung, in ſeinen Mund gerathen;

Es lebt ſich durch den Glanz, es lebt ſich durch die Kraft,
An welcher Erde, Luft, Glut, Flut nichts thut und ſchafft.
Die Damaſcener Roſ', wenn ſie aus grünem Bette
Am frühen Morgen ſtralt, und ſpielet in die Wette,
Leukothee, mit dir: iſt ſelbſt ihr' eigne Pracht,
Die keine Zunge mehr noch minder zierlich macht.
Solls erſt die Zunge thun, die Jungfern werth zu machen,
So iſts gar ſchlecht beſtellt, ſo ſind der Jugend Sachen
Aufs Schlüpfrige geſetzt, und ihre Würde ſteht,
Nach dem die Zunge ſchwer, nach dem ſie fertig geht;
Solls viel Geſchwätze thun, ſo ſteigen Papageyen
Im Preiſe doppelt hoch, ſo giebt der Schwalbe Schreyen
Ihr einen hohen Werth, und ein gemeiner Hähr
Gilt einer Jungfer gleich, wie ſchön ſie immer wär.
  Fürwahr, ihr redet oft viel, prächtig, frey und lange.
Thuts euern Ohren wohl, thuts fremden doch ſehr bange;
Und iſt es ausgeredt, wird billig noch gefragt:
Iſts aus? Was will ſie denn? Was hat ſie denn geſagt?
Die Rhone lachet oft, und ſauer ſieht die Tiber,
Die Elbe rümpfet ſich, die Augen gehen über
Dem armen Priſcian, wenn euer ſtrenger Mund
So martert, krüppelt, würgt, was keine je verſtund.
  Ein Bach, ein Regenbach, vom Himmel her geſtärket,
Wenn er den Ueberfluß und ſein Vermögen merket,
Läuft über Damm und Rand, ſchießt über Schutz und Wehr,
Bricht da und dort heraus, ergeußt ſich hin und her,
Miſcht, was er in ſich hat, treibt, was er führet, zu Haufen,
Daß Fiſch, Froſch, Holz und Schlamm hin miteinander laufen,
Bis daß die Wolke weicht, die ihm gab kurze Kraft,
Dann bleibt das eine da, das andre dort verhaft.
Ihr Damen, ſo ſeyd ihr: Die krauſen Complimenten,
Die euch das leichte Volk der freyen Liebesſtudenten
In eure Sinnen geußt, die ſchwellen euern Muth,
Weil euch das Heucheln wohl, das Loben ſanfte thut.
Sie werfen ſich euch hin zu euern zarten Füßen,
Sie wollen ſonſt von nichts als nur von Knechtſchaft wiſſen;
Sie küſſen eure Hand, ſie küſſen wohl den Grund,
Den euer Fuß betrat, wo euer Schatten ſtund.
Sie ſtellen auf ein Wort von euch ihr Seyn und Weſen,
Auf einen Blick von euch ihr Wohlſeyn und Geneſen;

Ihr ſeyd der Seele Seel, und außer euch ſind ſie
Als wären ſie nicht mehr, und vor geweſen nie.
Die Sonne ſelbſt hat ſo zu ſtralen nie begonnen,
Als eurer Augen Licht, das göttliche Paar Sonnen.
Der Wangen Lilien mit Roſen untermengt
Iſt ihre Frühlingsluſt, daran ihr Herze hängt.
Der theure Mundrubin, wem dieſer kommt zu küſſen,
Der mag ſich einen Gott und keinen Menſchen wiſſen,
Sich dünken mehr als Mars, auch als Adonis mehr,
Die Venus Mund geküßt, der vor berühmt war ſehr,
Eh Ihr kamt auf die Welt, doch jetzt, nun eurer funkelt,
Wie vor der Sonn ihr Stern am Himmel, ſich verdunkelt.
So ſauſt der Buhler Wind um euer offnes Ohr,
Schwellt die Gedanken auf; die ſuchen denn ein Thor
Am nächſten wo es iſt: dann gebt ihr euch zu merken,
Wollt das gegönnte Lob nicht mindern, ſondern ſtärken,
Sagt her, ſo viel ihr wißt, gebt was ihr bey euch fühlt,
Meynt, daß ſelbſt Pithe(†) nie die Rede ſchöner hielt.
Es gilt euch aber gleich geſchickt und ungeſchicket,
Gereimt und ungereimt, geſticket und geflicket,
Gemengt und abgetheilt, halb oder ausgeführt:
Es iſt euch gar genug, wenns nur heißt diſcurirt.
Viel Plaudern hat noch nie viel Nutzen heim getragen;
Viel Schweigen hat noch nie viel Schaden zu beklagen.
Ein wohlgeſchloßner Mund verwahrt ein weiſes Herz,
Ein ungebundnes Maul bringt ihm und andern Schmerz.
Ihr irrt, wenn euch bedünkt, ihr wäret angenehmer
Wenn ihr viel Worte macht. Ich halt es viel bequemer
Zu aller Menſchen Gunſt, wenn ihr nur ſo viel ſagt,
Daß der euch fromm bemerkt, der euch um etwas fragt.
Man rühmet Jungfern nicht, die allzuviel gereiſet;
Ein Weib, das mehr weiß als ein Weib, wird nicht gepreiſet.
Die Jungfern, die ſo wohl im Lieben ſind geübt,
Die übt man zwar noch mehr, nur daß man ſie nicht liebt.
Wenn man den Zeitverdruß mit Schachbrett, Kartenſpielen
Bey ſolchen Leuten ſtillt, die nicht nach Gelde zielen
Und nach Gewinn, wie da, ſo bald die Luſt geſtillt,
Das Spiel im Winkel liegt, nichts Knecht noch König gilt:
So gehts mit euch: Des Schlafs ſich etwan zu erwehren,
Den Unmuth abzuthun, die Weile zu verzehren,

(†) Die Göttinn der Beredſamkeit

Hört mancher, was ihr ſagt, ſagt, was ihr gerne hört;
Bald wird er eurer ſatt, ihr aber ſeyd bethört.

(4) Waffenanſtand.

Von Anſtand und von Fried und vielen ſchönen Dingen
Will Fama dieſer Zeit ein neues Liedlein ſingen;
Doch weiß ich nicht obs neu: der Anſtand iſt gar alt,
Der Fried iſt auch verlängſt gar recht, gar wohl beſtallt.
Was darf ein Anſtand ſeyn, wo man noch nie geſtritten?
Man führt die Waffen ja, nach dieſes Krieges Sitten,
Gleichwie in einem Spiel, nur bloß zum Scherz und Schein,
Und daß ſie Roſt nicht frißt. Was darf ein Anſtand ſeyn,
Wo niemand uns bekriegt, und wo kein Feind erſcheinet,
Der zu bekriegen ſteht; wo mans nicht böſer meynet,
Als daß man unſer Land, nach draus geſchöpftem Nutz,
Alsdann dem lieben Gott empfiehlt in ſeinen Schutz?
Was darf ein Anſtand ſeyn, wo man die Kriegeskinder
Gar gut und glimpflich meynt, und bloß die feiſten Rinder,
Samt ihrer jungen Zucht, und etwan Pferd und Schwein,
Schaf, Huhn, Hahn, Ente, Gans läßt ſeine Feinde ſeyn?
  Der Fried iſt lange ſchon in unſre Gränze kommen,
Da jene viel zwar uns, wir ihnen nichts, genommen,
Indem wir uns bemüht, (o eine feine Kunſt!)
Zu brechen ihren Trotz durch unſre gute Gunſt.
Es iſt ja Fried und Ruh im Lande ganz die Fülle:
Das Feld hält Sabbattag, der Acker lieget ſtille,
Und ſeufzet nicht wie vor, als ihm viel Wunden ſchlug
Des Bauers frecher Arm und ein tyranniſch Pflug.
Es iſt ja Friede da: man darf forthin nicht ſorgen,
Wie jeder Hab und Gut vor Dieben hält verborgen
In ſicherem Gemach. Es bleibt ja Geld und Geld
In feſtem Hauſe ſo, wie durch das offne Feld.
  Hierum ſingt Fama falſch von Anſtand und von Friede;
Ihr Sinn ſey dieſer denn: daß, weil die Welt ſchon müde
Der alten Deutſchen Treu, man mit **Betrieglichkeit**
Stets Frieden haben woll', und Krieg mit **Redlichkeit**.

(5) Schutzrede einer Jungfrau über die gänge Zunge.

Jüngſt ſagt ein alter Greis: „Je mehr die Jungfern ſchweigen,
„Je mehr wird, ohne Wort, ihr Preis gen Himmel ſteigen.

„Die ſtille fromme Zucht, die Eingezogenheit,
„Die Rede, welche ſchweigt, erwirbt Gefälligkeit."
Schweig, alter Vater, ſchweig von ſo verroſten Sprüchen:
Sonſt lohnt man dich dafür mit Alamodeflüchen!
Du haſt den Amadis, woraus man **diſcurirt**,
Nie oder nicht genug geleſen und ſtudirt.
Die Ethik deiner Zeit iſt lange ſchon vermodert.
Von **braven Damen** wird anitzo mehr gefodert.
Nein, ja, ich weiß es nicht, das war nur damals gnug,
Als Jungfern, was die Kuh hergab, und was der Pflug
Erwarb, herzähleten; die Junker giengen ſeichte,
Sie waren nicht weit her, und zu erreichen leichte;
Giengs wo recht höflich zu, ſo klang ein Reiterlied,
Der grüne Tannenbaum, und dann, der **Lindenſchmidt**.
Itzt iſt die Heldenzeit, itzt herrſchen ſolche Sinnen,
Die nicht im Graſe gehn; die zu den hohen Zinnen
Der Ehr geſtiegen ſind; in denen Muth und Geiſt
Den Mund von nichts als Krieg, Sieg, Mannheit reden heiſt,
Und dann von **Courtoiſie** und ſüßem **Careſſiren**
Der Damen, die es werth, und die ſie **obligiren**
Zu dienſtlichem **Faveur** durch ſchönen Unterhalt
Und lieblichen **Diſcours**, die nicht ſo kahl und kalt
An Worten wie ums Maul, die nicht, wie ſtumme Götzen
Nur in die Kirche ſind, nicht an den Tiſch, zu ſetzen
Und die man billig heiſt ein hölzern Frauenbild,
Das nur zum Schauen taugt und nicht zum Brauchen gilt.
Hier hört Don Floriſel der Helena Befehlen;
Das Fräulein Sydera kann auf die Dienſte zählen
Des Don Rogelie; und Oriana hat
Den tapfern Amadis und alle ſeine That
Zu vollem Brauch und Pflicht. Die nur mit ſtummen Sitten
Und ſiegelfeſtem Mund ihr Angeſicht uns bieten
Wie Larven ohne Hirn, die taugen nicht hieher,
Und ihres Bettes Hälft bleibt billig kalt und leer.
Die Zunge muß es thun, ſie muß die ſüßen Trauben,
Die auf den Lippen ſtehn, verbieten und erlauben,
Nach dem es jeder werth. Soll ein ergetzlich Kuß
Seyn beſſer angebracht, als auf des Pabſtes Fuß:
So giebt ein lieblich Wort dem Liebſten ein Gemerke,
Sein Thun ſey wohl gethan, gefällig ſeine Werke.

Den andern ſchleuſt ſie zu die Korallinenpfort
Durch ein entſetzlich Pfui und durch ein bittres Wort.
Die Zunge muß es thun, daß Cavalliere lernen
Geſcheuter Damen Witz, und niemals ſich entfernen
Von ihrer Seite weg, das muß die Zunge thun.
Die macht den Helden Luſt, ſich heilſam auszuruhn;
Giebt ihnen neue Kraft, indem ſie von den Laſten
Der Waffen und der Wut des Blutvergießens raſten;
Macht, daß ein kühnes Herz ſich Thaten unterſtund,
Die bis zum Himmel gehn, um aus der Damen Mund
Ein angenehmes Wort zu hören; kalte Sinnen
Befeurt ſie, weiß die Kunſt Feldſchlachten zu gewinnen,
Die ſonſt Tyrtäus trieb, der durch den Schlachtgeſang
Sein Heer erhitzte, daß es in die Feinde drang.
Die Zunge muß es thun und durch die Panzer dringen,
Und in italiſche Geſetz und Rechte zwingen
Ein martialiſch Herz; ſie ſchafft, daß der ſich bückt
Vor einer Dame, dem, ſo bald ſein Auge blickt,
Sonſt tauſend Cavallier' Gehör und Folge geben
Und ſetzen, wenn er will, in Tod ihr friſches Leben.
Die Zunge muß es thun, und hat es ſchon gethan,
Daß eine Dame mehr als Schwerdt und Zepter kann.
Die Zunge hats gethan, daß niedriges Geblüte
Auf hohen Stülen ſitzt, und gehet in der Mitte,
Und fährt mit ſechſen her. Die Zunge hats gethan,
Daß einer Dame Wort kann was ſonſt niemand kann
Daß ſie ſich edel kann, ſchön, reich und ehrlich machen,
Ob ſie es vor nicht war, daß ſie in allen Sachen
Recht hat und Recht behält, wiewohl ſie Unrecht thut,
Und löblich all ihr Thun, und herrlich heißt, und gut.

(6) Geraubt iſt erlaubt.

Die Welt iſt voller Raub: ſie raubet Gott die Ehre
Und giebt ſie ihr nur ſelbſt; ſie raubt ſein Wort und Lehre,
Sein Ordnung und Befehl, und ſetzt an deſſen Statt
Was ihr gefüllter Wanſt zur Zeit geträumet hat.
Drauf raubt der Teufel nun das Glück und allen Segen,
Und iſt geſchäfftig nichts als Unmuth zu erregen:
Er raubet Fried und Ruh, er raubt die gute Zeit,
Er raubet Scham und Zucht, er raubt die Seligkeit.

Dem Menſchen raubt der Menſch was ihm das Glück gegeben
An Leumuth, Ehre, Gut, Geſundheit, Wohlfahrt, Leben,
Der Oberſtand raubt hin den letzten Biſſen Brod,
Und läßt gemeiner Schaar nichts als die leere Noth.
Der Unterthan raubt weg Gehorſam, Pflicht und Treue,
Die Furcht vor aller Straf und vor den Laſtern Scheue.
Die Liebe, die ein Chriſt zum Chriſten billig trägt,
Die iſt durchaus entraubt, die iſt ſeitab gelegt.
Was macht denn der Soldat? (das Volk vom Wildgeſchlechte,
Das man forthin nicht mehr zu Menſchen zählen möchte;)
Er hätte gar verlängſt, wär' ihm nur halb erlaubt;
Den Himmel und Gott ſelbſt geplündert und beraubt.
Was Räuber hat die Welt! Doch mag ein jeder glauben,
Daß den, der ſo geraubt, man wieder wird berauben:
Ich wett, ob er ihm ſchon geraubt hätt' alle Welt,
Daß er davon doch nichts als Höll und Tod behält.

(7) Schutzrede einer Jungfrau über die ſpielenden Augen.

Ihr Schweſtern, lacht ihr nicht der allerklugen Herren,
Die Damen unſrer Art in blinde Kappen ſperren,
Und es für ſchön anſehn, wenn unſre ſchönſte Zier,
Der ſchönen Augen Licht nur ſelten zu der Thür
Hinaus blickt? Denkt doch nach! Durch finſtres Sauerſehen
Iſt Liebe nie geſtift und nie kein Bund geſchehen.
Sind wir dem Himmel gleich: ſo muß der Aeuglein Schein,
Gleichwie das Firmament, frey zu beſchauen ſeyn
Von jedem der da will. Was dienen uns die Stralen
Der Sonne bey der Nacht? Wer lobt des Künſtlers Malen,
Wovor ein Umhang ſchwebt? Soll die, die lebt und lacht,
Ihr ſelbſt, noch vor der Zeit, des Todes ſchwarze Nacht
In ihr Geſichte ziehn? Kann denn Natur auch leiden,
Daß man ſo ſchänden ſoll, und ſoll zu brauchen meiden,
Was ſie zu brauchen gab? Wer munter um ſich ſchaut,
Der giebet an den Tag, daß er ihm ſelber traut,
Und gut Gewiſſen hat, das ſich vor nichts entſetzet,
Und nicht zu fliehen denkt, dieweil es nichts verletzet.
Ein Auge, das nicht kann ein fremdes Auge ſehn,
Weiß, was geſchehen war, weiß, was noch ſoll geſchehn
Das nicht zu rühmen iſt. — Soll dieſes etwan gelten,
Der Damen beſte Kunſt zu tilgen und zu ſchelten?

Die Kunſt, wodurch ſie ſich behutſam und mit Liſt
Einſpielen, und ein Herz bezaubern, das ſonſt Friſt
Noch hatte? Das ſey fern! Der Augen klare Blicke
Sind unſre ſtärkſte Kraft, ſind unſre Band und Stricke:
Hiedurch fällt uns ins Garn ein Wild das uns gefällt,
Und das vor unſrer Gunſt ſich allzuflüchtig ſtellt.
Itzt decken wir ſie zu, itzt laſſen wir ſie ſchieſſen,
Nach dem wir dieſen ſchnell und jenen langſam wiſſen;
Hier brauchen wir den Sporn, dort brauchen wir den Zaum
Wir halten jenen an, und geben dieſem Raum.
Im Fall ſich einer ſcheut, will uns und ihm nicht trauen,
So öffnen wir das Licht durch freundlich Gegenſchauen,
Erleuchten ſeinen Sinn, befeuern ſeinen Muth:
Der Zagheit kaltes Eis zerſchmilzt und er fühlt Glut.
Wer eifrig ſeiner Brunſt bald wütend nach will denken,
Muß plötzlich ſeinen Muth zur Ehrerbietung lenken,
Wenn unſer Auge ſich mit Wolken überzeucht,
Und für den goldnen Stral ein finſtrer Unmuth leucht.
Doch laſſen wir nicht gar in kalter Nacht ihn zagen,
Wir blicken einsmals auf und laſſens wieder tagen;
So daß, ob das Geſicht ein kurzes Schrecken giebt,
Er dennoch Anlaß nimmt, daß er ſich mehr verliebt.
  Manch Schiffer hat gezürnt, wenn trübe Wolkendecken
Ihm haben Cynoſur und Helice verſtecken
Und alſo ſeinen Lauf in Irrthum wollen ziehn,
Daß er nicht konnte da wohin er wollte hin:
Ihr tapfern Cavallier', die ihr in Lieb und Waffen
Zu leben euch begehrt und auch darinn zu ſchlafen,
Auf, unterſtützt die Sach, und ſtürmt eh alle Welt,
Eh dieſer Buhlerfund der braven Damen fällt.
Dieß Kunſtwerk, euch zum Troſt mit Augen frey zu funkeln,
Um eurer Liebe Fahrt nicht irrſam zu verdunkeln.
Sie ſind ja darum da, damit ihr wiſſen könnt,
Wo, wie, wenn euer Schiff in ſichern Hafen ländt.
Wem iſt die Fackel gut, die ſich nur ſelbſt verbrennet
In einer tiefen Gruft? bey der kein Wandrer kennet
Weg, Steig, Berg oder Thal? Was nützet ein Geſicht,
Das ſich nicht auf ſich ſelbſt verlaſſen, dem auch nicht
Ein andrer trauen darf? Nicht uns ſind wir geboren,
Auch nicht zur Einſamkeit. Nein, nein, wir ſind erkoren,

Geſellſchaft einzugehn. Drum ſchaut nur friſch umher,
Ihr Augen, ſchaut, ob nicht an warme Seite der
Bald kömmt, der uns geweiht und dem wir zugehören.
Laßt euch das alte Lied vom Schämen nicht bethören:
Ein gar zu blödes Aug, (wie dieſes oft geſchehn,)
Hat das, was ihm gefällt, verſäumt, verſchämt, verſehn.

(8) Abſchied von einem verſtorbenen Ehegatten.

Treues Herz, du zeuchſt von hinnen,
Freud und Ruhe zu gewinnen,
Die der Himmel denen giebt,
Die ihn, ſo wie du, geliebt.
Mir und andern deinen Lieben
Iſt an deiner Stelle blieben,
Bey der ſchon gehäuften Noth,
Herzens Leid um deinen Tod. —
Doch wie lange? — Bald ergetzet
Uns, die hier die Zeit verletzet,
Ewigkeit, die ohne Ziel
Uns aufs neue trauen will.
Eh ich kann dein Lob vergeſſen,
Wird man meinen Sarg mir meſſen.
Würdig biſt du, daß dein Ruhm
Bleibt, weil bleibt das Menſchenthum.
Habe Dank für deine Liebe,
Die beſtändig war, wenns trübe,
So wie wenn es helle war,
So im Glück, als in Gefahr!
Habe Dank für deine Treue,
Die ſtets blühte friſch und neue!
Habe Dank fürs werthe Pfand
Das du läßt in meiner Hand!
Habe Dank für Müh und Sorgen,
Die bis Abends, an vom Morgen,
Deine weiſe Wirthlichkeit
Pflege mir zur Nutzbarkeit!
Habe Dank, daß deine Tugend,
Habe Dank, daß deine Jugend,
Obwohl eine kurze Zeit,
Mir gab ſo viel Gnüglichkeit!

Fahr im Friede! Gott wills haben.
Aber laſſe deine Gaben
Deme, das zum Troſte mir
Uebrig blieben iſt von dir.
Fahr im Fried'! ich kanns nicht wenden,
Bin zu ſchwach des Herren Händen.
Du zeuchſt weg, wo ich itzt bin;
Doch wo du biſt, komm ich hin.

(9) An mein väterliches Gut, welches ich drey Jahr nicht geſehen

Glück zu, du ödes Feld! Glück zu, ihr wüſten Auen!
Die ich, wenn ich euch ſeh, mit Thränen muß bethauen,
Weil ihr nicht mehr ſeyd ihr: ſo gar hat euern Stand
Der freche Mordgott Mars von Grund aus umgewandt.
Seyd aber doch gegrüßt! ſeyd dennoch vorgeſetzet
Dem allen, was die Stadt für ſchön und köſtlich ſchätzet!
Ihr wart mir lieb, ihr ſeyd, ihr bleibt mir lieb und werth;
Ich bin, ob ihr verkehrt, doch darum nicht verkehrt,
Ich bin noch der ich war. Seyd ihr gleich ſehr vernichtet,
So bleib ich dennoch euch zu voller Gunſt verpflichtet,
So lang ich Ich ſeyn kann; und wird mein Seyn vergehn,
Mag meine Muſe denn an meiner Stelle ſtehn.
  Gehab dich wohl, o Stadt! die du in deinen Zinnen
Zwar meinen Leib gehabt, nicht aber meine Sinnen;
Gehab dich wohl! Mein Leib iſt nun vom Kerker los;
Ich darf nun nicht mehr ſeyn wo mich zu ſeyn verdroß.
  Ich habe dich, du mich, du ſüße Vatererde!
Mein Feuer glänzt nunmehr auf meinem eignen Herde.
Ich geh, ich ſteh, ich ſitz, ich ſchlaf, ich wach umſonſt.
Was mir dort theuer war, das kann ich hier aus Gunſt
Des Herren der Natur um Habedank genießen
Und um geſunden Schweiß; darf nichts hingegen wiſſen
Von Vortheil und Betrug, von Hinterliſt und Neid,
Und allem dem, wodurch man ſich ſchickt in die Zeit.
Ich eß' ein ſelig Brodt, mit Schweiß zwar eingeteiget,
Doch das durchs Beckers Kunſt und Hefen hoch nicht ſteiget,
Das zwar Geſichte nicht, den Magen aber füllt,
Und dient mehr, weil es nährt, als weil es Heller gilt.
Mein Trinken iſt nicht falſch: ich darf mir nicht gedenken,
Es ſey gebrauen zwier, vom Brauer und vom Schenken:

Mir ſchmeckt der klare Saft, mir ſchmeckt das reine Naß,
Das ohne Keller friſch, das gut bleibt ohne Faß,
Um das die Nymphen nicht erſt mit der Ceres kämpfen,
Wer Meiſter drüber ſey; das nichts bedarf zum dämpfen,
Weils keinen Schwefelrauch und keinen Einſchlag hat;
Das feil ſteht ohne Geld, das keine freche That
Den jemals hat gelehrt, der ihm daran ließ gnügen.
Der Krämer nützer Schwur und ihr genießlich Lügen
Hat nimmer Erndt um mich: der vielgeplagte Lein
Der muß, der kann mir auch anſtatt der Seide ſeyn.
Bewegung iſt mein Arzt. Die kräuterreichen Wälder
Sind Apotheks genung; Geld tragen mir die Felder.
Was mangelt mir denn noch! Wer Gott zum Freunde hat,
Und hat ein eignes Feld, fragt wenig nach der Stadt,
Der vortheilhaften Stadt, wo, Nahrung zu gewinnen,
Faſt jeder muß auf Liſt, auf Tück, auf Ränke ſinnen.
  Drum lebe wohl, o Stadt! Wenn ich dich habe, Feld,
So hab ich Haus und Koſt, Kleid, Ruh, Geſundheit, Geld.

(10) Ueber die deutſchen Gedichte Herrn Wenzel Schärfers.

Kein Kraut dient für das Tödten. —
Nein, ſagen die Poeten:
Ein Blatt von unſerm Kranze,
Der friſchen Lorbeerpflanze,
Erwärmt von unſrer Stirne,
Begeiſtert vom Gehirne,
Giebt Balſam zum Geneſen,
Und trotzet das Verweſen.
  Nicht anders. — Ihr Poeten,
Der Tod kann keinen tödten,
Den ihr und eure Sinnen
Nicht laſſen wollt von hinnen.
Die alten kühnen Degen
Gehn noch auf unſern Wegen,
Die ihrer Druden Lieder
Nicht ließen ſinken nieder.
Was wüßten wir von Helden
Und ihrer Thurſt zu melden,
Wenn nicht Poetengeiſter,
Des ſchwarzen Grabes Meiſter,

Die Sterblichkeit verbürget,
Daß ſie ſie nicht gewürget!
Was wär von tapfern Thaten,
Was wär von klugem Rathen
Der Nachwelt kundig blieben,
Wenn dieſe nicht geſchrieben!
Es macht poetiſch Dichten,
Daß alles bleibt im Lichten:
Sonſt fiel in lauter Nächte
Was Herz und Witz vollbrächte.
  Es ſind zwar ihrer viele,
Die nach dem fernen Ziele,
Die nach den Ewigkeiten
Uns gleiche Fahrt bereiten:
Doch dünkt mich, daß Poeten
Noch mehr als andre röthen,
Was Todtenaſche blaſſet.
  Ihr Thun iſt ſo gefaſſet,
Daß ihre ſüßen Sachen
Viel Buhler ihnen machen,
Daß ihre Zierlichkeiten
Die Sinnen mächtig leiten:
Sie zuckern alle Worte,
Es blüht an jedem Orte,
Sie ſchreiben nicht, ſie malen
Die ungezählten Zahlen
Der andern Künſtlichkeiten
Die taugen alle Zeiten
Und Völker, alle Sinnen
Und Herzen zu gewinnen;
Drum hat der Tod nicht Beute
An Werken dieſer Leute.
  Wie dein Poete ſinget
Und mit dem Alter dinget
Dich, Brieg, und die darinnen,
Vom Sterben zu gewinnen,
Das zeugen ſeine Lieder:
Was ſonſt noch hin und wieder
Er künſtlich artig ſpielet,
Daß Luſt und Nutz man fühlet,

Dieß kann genüglich zeigen,
Wie hoch Poeten ſteigen.
Brieg, ehre dieß Bemühen,
Willſt du nach dir noch blühen.
Zwar können ihr Gerüchte
Durch eigenes Gewichte
Verewigen die Dichter:
Doch durch bewährte Richter,
Die ihnen hold und günſtig,
Wird erſt ihr Trieb recht brünſtig,
Sich ſelber und die Ihren
Gar himmelan zu führen.

(11) An einen guten Freund,
über den Abſchied ſeiner Liebſten.

Freund, da jeder ſich itzt freut, daß auf der erfrornen Erde
Auch des langen Krieges Eis endlich einmal ſchmelzen werde,
Und der nächſte Frühlingstag werd ein Tag des Friedens ſeyn:
O ſo ſeh ich dein Geſicht trübe, blaß und naß allein!
Wollte Gott! noch dir noch mir wär die Urſach alſo kündig;
Mir zwar iſt ſie nur im Sinn, aber dir, dir iſt ſie fündig
Wo du hin gehſt, ſiehſt und ſtehſt; was du denkeſt, was du thuſt,
Drüber mangelt leider! dir deine Friedensfrühlingsluſt. —
Deine Friedensfrühlingsluſt hat des Krieges rauhes Stürmen
Oft geblaſen, nie geſtürzt: aber ach! des Grabs Gewürmen
Opfert ſie der Tod zuletzt, ohngeacht das halbe Theil
Deiner dran verbunden hieng, auch wohl gar Dein ſterblich Heil.
Weder Schatz, wie groß er ſey, iſt uns Männern ſo erſprießlich,
Weder Freund, wie gut er ſey, iſt uns Männern ſo genießlich,
Als der uns in Armen ſchlief: denn die angetraute Treu
Herrſchet über Leib und Zeit, wird durch Altſeyn immer neu.
Wem iſt mehr als mir bewußt, wie die Jugend eurer Liebe
Erſtlich wuchs, und weiter wuchs? Aller Grund, worauf ſie bliebe,
War die Treu und Redlichkeit; alles andre dauert nicht.
Was ſich auf vergänglich Ding ſtützet, das verfällt und bricht;
Was die Jugend baut, das ſteht. Denk ich weiter noch zurücke
An die nun verrauchte Zeit, an mein mir begrabnes Glücke,
O ſo denk ich auch zugleich an der Freundſchaft Schweſterſchaft,
Drinnen dein und meine Luſt unverbrüchlich war verhaft:
Wie ſich dein und meine Lieb unter ſich ſo lieblich liebten,

Und des Blutes nahe Pflicht durch vertraute Sinnen übten.
Ob der Tod mein erſte Treu gleich verbarg in friſchen Sand,
Dennoch hat das liebe Menſch ein vertrautes Freundſchaftsband
Auf die Meinen unverfälſcht immer fort und fort erſtrecket,
Bis nun auch des Todes Neid ihr das letzte Ziel geſtecket.
Sey geſichert, treuer Freund, daß dein' Augen nicht allein
Sondern mir und meinem Hauſ' in Geſellſchaft wäßrig ſeyn.
Wer das allgemeine Falſch, das die Welt für Witz verhandelt,
Kennt und haßt, dem wird ſein Herz auf betrübten Muth gewandelt,
Wenn ein redlich frommer Chriſt hin ſich ſichert in das Grab:
Arges wird dadurch verſtärkt, Frommes nimmt hingegen ab.
Nun was hilfts? Es muß ſo ſeyn. In der Welt von Kindes Beinen
Hat man, daß der Menſch verſtarb, hören klagen, ſehen weinen;
Nun ſie auf der Grube geht wird es wohl nicht anders ſeyn:
Auf ihr gebet Jedermann und zuletzt ſie ſelber ein.
Ey gar gut! Was dünkt uns wohl, wenn wir ſtets hier ſollten leben,
Sollten ſtets der Teufeley dieſer Welt ſeyn untergeben?
Nähmen wir wohl eine Welt, und beſtünden noch einmal
Was bisher uns dreyßig Jahr zugezählt an Noth und Quaal?
In der Welt ſey was da will, find ich doch nichts beſſers drinnen,
Als daß frommes Biedervolk einſt ein ruhig Grab gewinnen.
Welche Gott, geliebter Freund! Ihm, der dir die Kinder nahm? —
Aber der auch wußte, daß bald nachher die Mutter kam.
Auch den Sohn, der ehe ſtarb als er anfieng hier zu leben,
Der, mit finſtrer Nacht umringt, ſich bereits ins Grab begeben
Eh er ſich ans Licht begab? — Dieſem ſagte Gott: Geh vor,
Sage deine Mutter an oben in der Engel Chor!
Nun er auch die Mutter nimmt? — O nun wird auch hier ſich zeigen,
Daß zu deinem Beſten ſich ſeine weiſen Schlüſſe neigen.
Deine Friedensfrühlingsluſt hat des Todes Tuch verhüllt.
Aber ſind wir wohl gewiß, daß ſich aller Unfall ſtillt?
Daß ſich, wenn der Friede nun mit dem Frühling eingetroffen,
Aller Zorn des Unglücks legt? — O wer darf doch hierauf hoffen!
Welt wird immer bleiben Welt, iſt des Böſen ſo gewohnt,
Daß ſie den, der nicht wie ſie raſen will, mit Spott belohnt.
Giebt der Herr den Frieden gleich: dennoch will mich immer dünken,
Wie ich ſehe ſeinen Arm ausgeſtrecket, uns zu winken;
Weil wir gegen ſeine Gnad alles Dankes uns verzeihn,
Wiſſen wir, wo künftig Brodt wird für uns zu ſammeln ſeyn,
Weil der Himmel faſt ein Jahr ſo gar reichlich weinen wollen!

Wiſſen wir, wie Menſch und Vieh ſich wird länger ſichern ſollen
Vor der Seuchen ſchnellem Gift? O wer weiß was ſonſt nicht noch
Uns der Unfall ſchnitzen kann für ein unerwartet Joch?
Weil der Teufel nun forthin wird vom Kriegen müſſig werden,
Wird er ſonſt gar wirthlich ſeyn, uns zu kochen viel Beſchwerden.
Was die Welt am höchſten ſchätzt: daß man Hab und Gut erwirbt,
Lieber, wem iſt dieſes gut? O durch welchen man verdirbt,
Dieſen lohnt man noch damit. Wie die Honigmeiſterinnen,
Wie das Wollenträgervolk, ihnen ſelber nicht gewinnen,
Was ſie ſammeln, ſo auch wir: geben was der Stirne Schweiß,
Schweiß wie Waſſer ausgepreßt, alles unſern Räubern preis.
Drum ſo bleibt es feſt geſtellt: Wen der Tod hinweg genommen,
Dieſer iſt mit nichten todt, dieſer iſt zum Leben kommen;
Denn hier iſt der ſichre Port aller Unvergänglichkeit,
Denn hier iſt die feſte Burg aller ſtolzen Sicherheit.

(12) An die Fichte auf meinem Gute.

So oft ich zählen kann, daß ich, du edle Fichte,
Des Sommers meinen Gang zu deinem Schatten richte,
So oft auch beicht ich mir die Schuld, die mich beſchwert,
Daß ich dich nicht nach Pflicht und nach Verdienſt geehrt. —
Du mußt der Attes ſeyn, den Jupiter beneidet,
Den Rhea lieb gehabt; ſie hat dich ſo verkleidet,
Sie hat dich wo du ſtehſt, ſo hoch und frey geſetzt,
So daß ſich nah und fern an dir ihr Aug ergetzt.
Da wo das ſchöne Kind vom Wratislav (*) geboren
Der alte Guttalus (**) zu ſeiner Braut erkohren;
Da wo Zobothus (***) fühlt, ob Juno geußt, ob ſtürmt;
Wo Rodoval (†) ſein Haus in Wolken aufgethürmt;
Da wo des Chzechus Stamm (††) mit Bergen ſich gegürtet;
Da wo Lyäus uns mit ſüßem Wein bewirthet,
Mit reinem Golde Dis (†††), dahin iſt für dein Haupt
Dein krauſes Haupt ein Paß und offner Weg erlaubt,
Auf Ordnung und Befehl der Mutter aller Götter.
Dein Fuß iſt ſo geſetzt, daß Aeol und ſein Wetter
An dir zu Schanden wird: ein harter Felſenſtein
Muß dir in ſeinen Leib zu bauen zinsbar ſeyn.
Auch iſt dir Pan geneigt, und unter deinen Aeſten
Hat er das liebe Volk der Nymphen oft zu Gäſten.

(*) Breslau. (**) Die Oder. (***) Der Zobtenberg. (†) Rübenzalberg.
(††) Böhmen. (†††) Ungarn.

Kein' unter ihnen iſt, die jemals um dich war,
Die heimlich nicht gedacht: o wären wir ein Paar!
Dir aber liebet nicht das unbefreyte Freyen,
Und deiner ſelbſt zu ſeyn willſt du dich nicht verzeihen.
Du haſt genug an dem, daß der dein Thun gefällt,
Die dich da wo du ſtehſt mit Ehren hingeſtellt.
Zu mehren deren Preis, die deine Kräfte mehret,
Steht einzig nur dein Sinn. Drum iſt dir auch verehret
Zum Zeichen deiner Treu das immergrüne Kleid,
Das ſeinen Schmuck behält, das nur umſonſt bedräut
Mit Eiſe Boreas, und Sirius mit Brande:
Du biſt kein Mondenſohn, der nichts weiß von Beſtande.
Um dich iſt freyer Tag, du ſcheueſt nicht das Licht
Der Sonne, du ſtehſt da vor Jedermanns Geſicht:
Kein Berg iſt der dich birgt, kein Wald der dich verſtecket,
Und dein gerader Leib bleibt immer aufgerecket,
Kennt keine Krümme nicht. — Mars hat dir oft geflucht,
Wann du von fernen haſt dem Mann, der dich beſucht,
Sein Häuflein nutzbar Vieh vor diebſchen Hinterliſten
Wo gänzlich nicht bewahrt, doch vielmals helfen friſten.
Zwar haſt du müſſen ſehn, wie die verkaufte Schaar
Hat ganz zu nichts gemacht, was vormals herrlich war;
Das haſt du zwar geſehn, und drüber viel geweinet,
Daß noch der Thränen Geld an deinem Rock erſcheinet;
Jedoch was einſt geſchah kann nicht ſeyn nicht geſchehn:
Wann du nur ferner nicht ſiehſt, was du ſonſt geſehn,
So ſey das Alte gern in deſſen Schooß vergraben,
Der drüber ſeinen Kerb wohl halten wird und haben.
Indeſſen bin ich froh, vergönnt mir nur die Zeit,
Daß ich dich preiſen mag; daß ich durch dich mein Leid,
Das allgemeine Leid ein wenig mag verſchieben:
(Vertrieben wird es nicht.) Denn will mich Unmuth üben
In ſeinem engen Kreiſ', ſo nehm ich ihm den Zaum,
Und ſuche mir für mich und mein Gemüthe Raum.
Ich pflege mich dir bey in freyes Plan zu paaren,
Und laſſe meinen Sinn hin mit den Augen fahren,
Die purſchen weit und breit, erforſchen dieß und das,
Und haben ihre Luſt an Himmel, Waſſer, Gras,
An Wald und Berg und Thal, an Feldern und an Auen,
Und allem was Natur ſo künſtlich konnte bauen;

Dann bin ich nicht daheim und die Melancholey
Muß warten, bis ich ſonſt zu Hauſ, und müſſig ſey.
Auch wann der heiße Hund, der dürre Flammen ſprühet,
Macht daß die goldne Glut der Sonne ſtärker glühet,
Auch dann komm ich zu dir: da hab ich was ich will,
Da lab ich mich bey dir durch ein erquicklich Spiel,
Das ſtets um deinen Raum Aſträus Kinder (*) ſpielen.
Wann Ceres ſehnlich wünſcht ſich wieder abzukühlen
Durch ein gedeylich Naß, und Jupiter verzeucht,
So ſeh ich bald bey dir was den Silenus (**) deucht,
Ob ihm ſein Haupt verhüllt mit einer feuchten Hauben,
Und ob er mir vorher zu ſagen woll erlauben:
Ein Regen zeucht herauf! Wenn dann die feuchte Schaar
Der Wolken rückt ins Feld, und, mehr als nöthig war,
Den naſſen Zug erſtreckt, ſo giebſt du mir zu kennen,
Ob, oder auch wie bald ihr' Ordnung ſich wird trennen
Durch Titans heißen Stral: ſo klärlich ſtellſt du dar
Theils was noch fern und weit, theils was noch gar nicht war.
Und darum wärſt du werth, doch auf Parnaſſens Höhen,
Und da wo Daphne ſteht, zu wurzeln und zu ſtehen,
Auf daß der Muſen Reyh um dich häg ihren Tanz,
Und dich ihr Fürſt gebrauch als ſeinen Lorbeerkranz.
Indem du aber dir läßt meinen Grund gefallen:
Ey ſo gefällt mirs auch, daß eben dieſer allen
Von dir bleibt vorgeſetzt. Im Fall ich was vermag
An Helikonergunſt, ſo ſoll kein neidiſch Tag
Bezwingen deinen Ruhm; du ſollſt betagten Eichen
Und ihrem feſten Stark mit nichten dürfen weichen.
Der Lorbeerbäume Friſch, der Zedern Ewigkeit,
Und was noch mehr macht ſtumpf den argen Zahn der Zeit,
Soll nicht dein Meiſter ſeyn. O daß dich nicht verletze
Des Jupiters Geſchütz! O daß nicht an dich ſetze
Noch Mulcibers Gewalt und Grimm, noch Aeols Trutz,
Noch ſonſt ein freches Beil! Es leiſte dir den Schutz
Die, die dich ſo geliebt; die, die dich hergeſtellet,
Die halte deinen Fuß, daß ſolcher nimmer fället,
Daß du, weil dieſer Grund ſteht, bleibeſt für und für
Sein Wächter, ſein Prophet, ſein Nutz, ſein Spiel und Zier.

(*) Argeſtes, Zephyrus, Notus, Boreas.

(**) Zobtenberg

(13) An den Leſer.

Deine Arbeit, lieber Leſer, und mein Buch, ſind hier geſchloſſen.
Mir genügt, wo dir nichts gnüget, wenn dich auch nur nichts verdroſſen.

Wörterbuch.

Vorbericht
von der Sprache des Logau.

Die Sprache unſers Dichters iſt, überhaupt zu reden, die Sprache des Opitz und der beſten ſeiner Zeitverwandten und Landesleute. Und wenn Tſcherningen hierinn die erſte Stelle nach Opitzen gebühret, ſo gebühret die erſte Stelle nach Tſcherningen unſerm Logau.

Das Sinngedicht konnte ihm die beſte Gelegenheit geben, die Schicklichkeit zu zeigen, welche die deutſche Sprache zu allen Gattungen von Materie, unter der Bearbeitung eines Kopfes erhält, der ſich ſelbſt in alle Gattungen von Materie zu finden weiß. Seine Worte ſind überall der Sprache angemeſſen: nachdrücklich und körnicht, wenn er lehrt; pathetiſch und vollklingend, wenn er ſtraft; ſanft, einſchmeichelnd, angenehm tändelnd, wenn er von Liebe ſpricht; komiſch und naiv, wenn er ſpottet; poſſierlich und launiſch, wenn er bloß Lachen zu erregen ſucht.

Der Sprachenmengerey, die zu ſeiner Zeit ſchon ſtark eingeriſſen war [*], und die er nicht unrecht von den vielen fremden Völkern, welche der Krieg damals auf deutſchen Boden brachte, herleitet [**], machte er ſich nicht ſchuldig; und was er mit einem deutſchen Worte ausdrücken konnte, das drückte er mit keinem lateiniſchen und franzöſiſchen aus, welche letztere Sprache auch ſeine Zeitverwandten bereits für unentbehrlich hielten [***]. Er hat verſchiedene aus andern Sprachen entlehnte Kunſtwörter nicht unglücklich überſetzt. So nennt er z. E.

---

[*] Sinngedicht 257 und 398.

[**] Sinngedicht 257.

Die Muſen wirkten zwar, durch kluge Dichterſinnen,
Daß Deutſchland ſollte Deutſch, und artlich reden können,
Mars aber ſchafft es ab, und hat es ſo geſchickt,
Daß Deutſchland iſt blut arm, drum geht es ſo geflickt.

[***] Sinngedicht 1594.

Wer nicht Franzöſiſch kann,
Iſt kein gerühmter Mann ꝛc.

Nomen adjectivum & ſubſtantivum, das **zuſetzliche** und **eigenſtändige Wort** †

Accentus, **Beylaut** ††

Inventarium, **Fundregiſter** ꝛc. †††

Doch war er auch kein übertriebener Puriſt, er ſpottet über die zu weitgehenden Neuerungen des Zeſen *, ob er gleich mit ihm in Einem Jahre (1648) in die fruchtbringende Geſellſchaft aufgenommen ward.

Es bedarf aber nur einer ganz geringen Aufmerkſamkeit, zu erkennen, wie ſehr die Sprache unſerer neueſten und beſten Schriftſteller, von dieſer alten, lautern und reichen Sprache der guten Dichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, unterſchieden iſt. Der fremden Wendungen und Wortfügungen, welche die erſtern aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen, nach dem dieſe oder jene eines jeden Lieblingsſprache iſt, häufig herüber nehmen, nicht zu gedenken; ſo haben ſie keine geringe Anzahl guter, brauchbarer Wörter veralten laſſen.

Und auf dieſe veralteten Wörter haben wir geglaubt, daß wir unſer Augenmerk vornehmlich richten müßten. Wir haben alle ſorgfältig geſammelt, ſo viele derſelben bey unſerm Dichter vorkommen; und haben dabey nicht allein auf den Leſer, der ſie verſtehen muß, ſondern auch auf diejenigen von unſern Rednern und Dichtern geſehen, welche Anſehen genung hätten, die beſten derſelben wieder einzuführen. Wir brauchen ihnen nicht zu ſagen, daß ſie der Sprache dadurch einen weit größern Dienſt thun würden, als durch die Prägung ganz neuer Wörter, von welchen es ungewiß iſt, ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf ſo bald geben möchte. Noch weniger brauchen wir ſie zu erinnern, wie ein veraltetes Wort auch dem ekelſten Leſer, durch das, was Horaz callidam juncturam nennt, annehmlich zu machen iſt.

---

† In der Ueberſchrift des 488ten Sinngedichtes.

†† In der Vorrede zu dem erſten Tauſend ſeiner Sinngedichte, wo er ſagt, daß er ſich bey proſaiſchem Gebrauche der unbeſtimmten einſylbichten Wörter, nach dem **Beylaute**, ſo wie dieſer im Reden und Leſen jedesmal falle, gerichtet habe. Desgleichen Sinngedicht 1526.

Deutſcher Reimkunſt meiſtes Werk, ſteht im **Beylaut**, oder Schalle;
Ob der Sylben Ausſpruch kurz, lang, und wo er hin verfalle.

††† Sinngedicht 2363.

Cynthia will ihren Mann, wenn ſie ſtirbt, der Chloris geben;
Chloris will die Erbſchaft nicht weiter und zuvor erheben,
Bis ein **Fundregiſter** da, (Seht mir an den klugen Rath!)
Bis zuvor ſie ſey gewiß, was für Kraft die Erbſchaft hat.

Mehrere glücklich überſetzte Kunſtwörter wird man in dem Wörterbuche ſelbſt antreffen.

* Sinngedicht 1747.

Ferner haben wir unſern Fleiß auf die Provinzialſprache des Dichters gerichtet. Die Schleſiſche Mundart iſt deswegen einer kritiſchen Aufmerkſamkeit, vor allen andern Mundarten, würdig, weil wir in ihr die erſten guten Dichter bekommen haben. Die Vortheile, welche dieſe Männer an eigenen Wörtern, Verbindungsarten und Wendungen darinn gefunden haben, verdienen, wo nicht für allgemeine Vortheile der Sprache angenommen, doch wenigſtens gekannt und geprüft zu werden.

Von dieſen Vortheilen, ſo fern wir dergleichen bey unſerm Logau bemerkt, wollen wir diejenigen, die in dem Wörterbuche ſelbſt keine fügliche Stelle finden können, unter folgende allgemeine Anmerkungen bringen.

I.

Logau läßt vielfältig die Geſchlechtswörter weg. Z. E.

Man hat den Feind aufs Haupt geſchlagen,
Doch Fuß hat Haupt hinweggetragen[*].

Er thut dieſes I. bey denjenigen Hauptwörtern, welche Abſtracta ausdrücken, und gewiſſermaßen zu Geſchlechtsnamen werden; allwo es zu einer beſondern Schönheit wird:

Aber Neid hat ſcheel geſehen;
Und Verhängniß ließ geſchehen,
Daß ein ſchäumend wilder Eber
Ward Adonis Todtengräber[**].

Hier werden der Neid und das Verhängniß, durch die Weglaſſung des Artikels, zu Perſonen gemacht, welches weit ſtärker

[*] (IV. 51.)

[**] (VI. 36.)

und poetiſcher iſt, als wenn es hieße: „Der Neid hat ſcheel geſehen; Das Verhängniß ließ geſchehen. Eben ſo auch (IV. 11)

Scävus wird mit Ewigkeit immer in die Wette leben ꝛc.

Hier wird die Ewigkeit zu einem lebendigen Weſen.

2. Thut er es bey denjenigen Hauptwörtern, welchen der unbeſtimmte Artikel ein, eine zukömmt, den man in der vielfachen Zahl ohnedem ſchon wegzulaſſen genöthigt iſt. Z. E. (VII. 71.)

Hat Land durch dieſen Krieg, hat Stadt mehr ausgeſtanden?

Nicht die Stadt, eine gewiſſe Stadt, ſondern unbeſtimmt: Städte. Ferner (X. 87)

Gieb mir geneigten Blick.

Anſtatt: einen geneigten Blick, oder, geneigte Blicke. Man ſehe, welche gute Wirkung dieſes in den Kriegesliedern des Preußiſchen Grenadiers hervorbringt.

„Wie kriegriſche Trompete laut
„Erſchalle, mein Geſang!

anſtatt: laut wie eine Trompete, oder wie Trompeten.

„Drum ſinget herrlichen Geſang ꝛc.

anſtatt: einen herrlichen Geſang, oder, herrliche Geſänge.

„Er faßte weiſen Schluß,

anſtatt: er faßte einen weiſen Schluß.

II.

Logau läßt die Endung der Beywörter, nicht allein in dem ungewiſſen, ſondern auch in dem männlichen Geſchlechte weg. Er ſagt: „ein groß Verdruß, ein gut Soldat*, ein ſtätig Gaul**, ein kriechend Erdegeiſt u. ſ. w.

III.

Logau braucht ſehr häufig das Beywort in dem ungewiſſen Geſchlechte als ein Hauptwort. Z. E.

Seither iſt unſer Frey in Dienſtbarkeit verkehret †,

für: unſere Freyheit.

Nachwelt werd ihm alles Frech gar vergeſſen oder ſchenken; ††

für: alle Frechheit.

— — — — Ein ſolches Klug,
Dafür ein keuſcher Sinn Entſetz und Grauen trug. †††

* (IV. 4.) ** Sinngedicht 91. † Sinngedicht 157.
†† (XI. 24.) ††† Sinngedicht 1259.

für: eine ſolche Klugheit.

Bey welchem freyes Wahr, der Freundſchaft Seele wohnt;[*]

für: freye Wahrheit.

Canus geht gar krumm gebückt,
Weil ihn Arm und Alt ſo drückt;[**]

für: Armuth und Alter.

Und ernähren fremdes Faul,[***]

für: fremde Faulheit.

IV.

Logau läßt von den Zeitwörtern die ſelbſtſtändigen Fürwörter da weg, wo ſie zur Deutlichkeit nichts mehr beytragen, und erhält dadurch mehr Nachdruck und Feuer. Z. E.

Mich, ſagt Elſa, ſchreckt es nicht, werde brünſtig nur gemacht,
Unter Augen dem zu gehn ꝛc. [†]

für: ich werde nur brünſtig gemacht.

Picus nahm die dritte Frau, immer eine von den Alten:
Wollte, meyn ich, ein Spital, ſchwerlich einen Ehſtand halten. [††]

für: er wollte ein Spital halten.

Miſus buhlte ſtark um Miſa: Dieſes gab ihr viel Beſchwerden;
Wollt' ihn nicht; ſie freyt ihn aber, ſeiner dadurch los zu werden. [†††]

für: ſie wollt' ihn nicht.

Wenn im Schatten kühler Myrthen
Sie ſich kamen zu bewirthen:
Folgte nichts als lieblich Liebeln,
Folgte nichts als tückiſch Bübeln;
Wollten ohne ſüßes Küſſen
Nimmer keine Zeit vermiſſen. [††††]

für: ſie wollten keine Zeit vermiſſen.

V.

Logau trennet von den zuſammengeſetzten Zeitwörtern die Vorwörter auch da, wo wir ſie nicht zu trennen pflegen, und ſetzet zwiſchen beyde irgend ein ander Redetheilchen, um die Worte für das Sylbenmaaß bequemer zu machen. Wenn wir uns dieſer Freyheit nicht mehr bedienen, ſo werden wir wenigſtens Urſache finden, ihn darum zu beneiden. Z. E.

[*] (X. 8.)

[**] Sinnged. 1820.

[***] Erſte Zugabe, Sinngedicht 201.

[†] (III. 31.)

[††] (IV. 48.)

[†††] (IV. 80.)

[††††] (VI. 36.)

Ey, ich wills ihm **ein** noch **treiben**; dieſes Ding muß ſeyn gerochen;[*]

für: ich wills ihm noch eintreiben.

Lieb und Geiz ſind ſolche Brillen, welche dem, der **auf** ſie **ſtellt**,[**]

für: der ſie aufſtellt ꝛc. Itzo müſſen wir uns durch die Umkehrung helfen: er ſtellt es auf, er trieb es ein; und in der unbeſtimmten **Weiſe** durch das Wörtchen zu: einzutreiben, aufzuſtellen; und in zwey vergangenen Zeiten durch die Sylbe ge: er hat eingetrieben, er hatte aufgeſtellt. Alles gute Mittel; die wir aber zuweilen nicht ohne Zwang und Weitſchweiſigkeit gebrauchen können.

VI.

Logau ſetzet die Endſylbe ley, die wir itzt nur bey den theilenden Zahlwörtern dulden wollen, auch zu faſt allen Arten von Fürwörtern, und erlangt dadurch, (wie man es nun nennen will) ein Nebenwort, oder ein unabänderliches Beywort von beſonderm Nachdrucke. Z. E.

Zu etwas Großen noch wird Sordglus wohl werden,
Denn ſeinerley Geburt iſt nicht gemein auf Erden ꝛc.[***]

Wie weitſchweiſig müſſen wir itzt dafür ſagen: „denn eine Geburt, wie ſeine war ꝛc.

Du Schelme, du Bauer! So zierliche Titel
Verehrten die Krieger den Bauern ins Mittel.
Nun Krieger getreten in Zippelpelzorden
Sind **dieſerley** Titel Beſitzer ſie werden.[†]

Dieſerley, ſagt hier nicht ſo viel, als dieſer; es ſcheinet auch nicht ſo viel zu ſagen, als dergleichen, ſondern es begreift beydes: Dieſer und dergleichen Titel. Ueberdem da wir dieſes ley bey den uneigentlichen Fürwörtern ſehr wohl leiden; denn wir ſagen ohne Tadel, mancherley, ſolcherley, keinerley, vielerley, allerley: warum ſollte es nicht auch an die eigentlichen Fürwörter geſetzt werden können? Die Schleſiſche Mundart kömmt hier mit der Schweizeriſchen überein, welches man aus folgender Stelle, die Friſch aus Geilers von Kayſersberg Poſtille anführet, erſehen wird. Sie erläutert zugleich den Gebrauch dieſer Fürwörter in ley vortrefflich. „Ein Sun iſt nit anders,

---

[*] Sinngedicht 1011. [**] Sinngedicht 1317. [***] Sinngedicht 779.
[†] Sinngedicht 1586.

„dann ein Ding das da lebet von einem lebendigen ſeinerley.
„Ich hätte einen Sun, der wär meinerley, ejusdem ſpeciei.
„Ich kann die Species nicht baß teutſchen. Würme, die du
„in dir haſt, ſind nicht deinerley.

VII.

Logau conſtruirt die Zahlwörter gern mit der Zeugendung. Z. E.

Für ein einzles, das man thut,
So es iſt zu nennen gut,
Kann man zehen böſer Stücke,
Rechnen ab, und ziehn zurücke.*

Nicht: zehn böſe Stücke. Man wird ſich dieſer Zeugendung ſehr wohl bedienen können, ſo oft das Hauptwort mit einem Selbſtlauter anfängt, und man den Hiatus vermeiden will.

VIII.

Logau läßt von ſehr vielen Wörtern die Anfangsſylbe ge weg, wodurch ſie an ihrem Nachdrucke nichts verlieren, oft aber an dem Wohlklange gewinnen. Er ſagt z. E.

Die weitgereiſte Würze — **

wofür wir Gewürze ſagen und es in ein Neutrum verwandeln; wiewohl wir auch die erſte Art, beſonders im höhern Styl, beybehalten.

Gott ſey Dank für meinen Schmack ꝛc.***

für Geſchmack; deßgleichen auch Ruch für Geruch.****

Wer der Arbeit Mark will nieſſen ꝛc. †

für genieſſen. So auch Hirn für Gehirn, (welches noch üblich iſt) linde für gelinde, Sang für Geſang, †† bracht für gebracht ꝛc. Mit der Anfangsſylbe be verfährt er oft auf gleiche Weiſe. Z. E. ſonders für beſonders:

Ein ſonders Lob iſt dieß, daß einer Lebens werth ꝛc. †††

müht für bemüht ††††, hauſen für behauſen, mir liebet für mir beliebet ꝛc.

Und ſo viel von den allgemeinen Anmerkungen über die Provinzialſprache unſers Dichters; einzelne wird man in dem nachſtehenden kleinen Wörterbuche häufig antreffen. Man wird aber wohl ſehen, daß unſere Abſicht weder hier noch dort geweſen iſt, alle Eigenthümlichkeiten der Schleſiſchen Mundart damit zu erſchöpfen. Sie kommen bey unſerm Dichter nicht alle vor, und von denen, welche vorkommen, haben wir, wie ſchon gedacht, nur diejenigen ausgeſucht, von welchen er einigen Nutzen gezogen, und von welchen auch noch unſre heutigen Schriftſteller vielleicht einigen Vortheil ziehen könnten.

---

* Sinngedicht 2470. ** Sinngedicht 403. *** Sinngedicht 1725.
**** Sinngedicht 1727 und 1118. † (II. 78.) †† (IV. 104.)
††† (III. 50.) †††† (XI. 130.)

A.

Abgleichen; einen oder etwas abgleichen, referre. Sinng. 13.

Kinder — — —
Die des Vaters tapfern Sinn
Und der Mutter ſchönes Kinn
Lieblich werden abegleichen.

Ablangsrund, wofür wir itzt länglichrund, oval, ſagen. Sinng. 2410. wo der Dichter von der Figur der Erde redet, wie ſie damals geglaubt wurde:

Iſt der Erdkreis, wie man meynt, ablangsrund als wie ein Ey ꝛc.

Allengefallenheit ein ziemlich unbehülfliches und von dem Dichter ohne Zweifel gemachtes Wort, für: das Beſtreben allen zu gefallen. Vielleicht könnten es noch die Gottesgelehrten brauchen, die ἀρεσκεια des H. Paulus auszudrücken.

Alter Zeit an ſtatt in alten Zeiten, vor Alters. (V. 102.)

Jakobs Stamm klagt alter Zeit
Ueber ſchwere Dienſtbarkeit.

Flemming ſagt:

„Die Freude mitte nehmen
„So ſich giebet dieſer Zeit ꝛc.

Nach eben der Art ſagen wir noch: ſtehendes Fußes, gerades Weges ꝛc.

Angehen, einen; in dem eigentlichſten Verſtande, für anfallen. Sinnged. 725.

Er ſteht viel feſter noch als feſte Zedern ſtehn,
Die Regen, Thau, Reif, Schnee, Froſt, Hitze wird angehn.

Angeſichts braucht Logau als ein Nebenwort nicht unglücklich, vielleicht weil ihn augenblicklich, in einem Augenblick, welches er dafür hätte ſetzen müſſen, zu proſaiſch dünkte. Sinng. 176.

Wer Erde liebt, liebt das, was endlich angeſichts,
Wann Gott gebeut, zerſtäubt — —

Angler für Engländer. Sinng. 2512. Man hat geglaubt, das Wort Engliſch ſey das einzige Adjectivum patronymicum, welches wider die Sprachähnlichkeit eingeführt worden wäre, und hat es daher allemal in Engländiſch verwandeln wollen: Angliſch aber, oder wie wir es nunmehr ausſprechen, Engliſch, [illegible]mmt von unſerm alten Worte Angler eben ſo natürlich h[illegible]ls Franzöſiſch von Franzoſe, Holländiſch von Holländer, Italieniſch von Italiener u. ſ. w. Im Fall der Zweydeutigkeit könnte man es freylich wohl in Engländiſch verwandeln, wie man die Franzoſen aus eben der Urſache zuweilen in die Franzöſiſche Nation zu verwandeln pflegt.

Anſprengen einen, für anfallen; eine Redensart, die von den Ritterübungen hergenommen iſt. Sinnged. 2790.

Eiſen ſchützet zwar den Mann,
Wenn Gewalt ihn ſprenget an ꝛc.

Anſtand, Waffenanſtand; beides iſt unſerm Dichter ſo viel als das jetzt gebräuchlichere, aber gewiß nicht beſſere Waffenſtilleſtand (XIII. 4). In der Metapher wenigſtens wird Anſtand ſich weit ſchicklicher ſagen laſſen, als Waffenſtilleſtand. Z. E.

Anſtand kann zwar manchmal auch mit der Krankheit ſeyn,
Aber Friede will ſie nie mit ihm gehen ein.

Für Aufſchub iſt es noch überall in den Redensarten ohne Anſtand, Anſtand nehmen, im Gebrauche.

Arzung. Wir haben dieſes Wort mit Unrecht untergehen laſſen, denn wir haben kein anderes an ſeiner Stelle. Heilung kann nur von äußerlichen Schäden geſagt werden; und die Curirung, die Geſundmachung — welche Wörter! Die Hebung, die Vertreibung einer Krankheit alſo, in ſo ferne ſie das Werk des Arztes iſt, wie ſoll man ſie beſſer nennen, als Arzung? Erſte Zugabe 24.

Aufgebebe, das; ein Kunſtwort der Klopffechter, worunter ſie alle die Ceremonien und Fechterſtreiche verſtehen, mit welchen ſie ihren Kampf beginnen. Dieſe Bedeutung muß man wiſſen, um das 2624te Sinngedicht unſers Logaus über die Gicht zu verſtehen:

Was man auch der Gicht immer Schuld gleich gebe,
Iſt ſie fechtriſch doch, macht manch Aufgehebe.

Und eben daher kömmt auch der ſprichwörtliche Ausdruck: viel Aufhebens machen; den man eigentlich nur von unnöthigen, pralerhaften Vorbereitungen brauchen ſollte. Weil man aber nach und nach dieſe wahre Ableitung vergeſſen, und vielleicht geglaubt, das Wort aufheben ſey nach dem lateiniſchen extollere (*laudibus*) gemacht worden, (gleichwie man erheben für loben, wirklich darnach gemacht hat) ſo hat man hernach den Begriff eines übermäßigen Lobes, einer Pralerey überhaupt damit verbunden:

Angſt für Auguſt. Zweite Zugabe 216, wo der Dichter von einem Fuchsſchwänzer ſagt:

— — — Spricht wo ſein großer Mann:
Mir iſt gewaltig warm: ſo trocknet er die Stirne,
Eröffnet ſein Gewand, entdecket ſein Gehirne;
Obſchon für grimmen Froſt des Daches Nagel ſpringt.
Spricht jener: Mir iſt kalt; obgleich die Tropfen zwingt
Die Hitz aus ſeiner Haut, ſo wird er dennoch zittern,
Und ließ ihm auch im Angſt ſein Kleid mit Füchſen füttern.

Ausgleicher. So nennt Logau den Tod; weil er allen Unterſchied unter den Menſchen aufhebt. Sinng. 1806.

B.

Baar, 1. für bloß, leer. Sinng. 1721.

— — iſt an Ehr und Namen baar.

2. für barfuß, unbeſchlagen. Sinng. 1513.

Polſche Pferde gehen baar, pohlſche Leute gehn beſchlagen ꝛc.

Bach, eine. Logau macht dieſes Wort durchgängig weiblichen Geſchlechts. Sinng. 1267.

Der Zorn iſt eine volle Bach.

Auch Opitz, Tſcherning, Flemming ſagen die Bach.

Bankart, Bankkind; ein außer der Ehe erzeugtes Kind. Man ſehe, wie Logau Sinng. 975. die verſchiedenen Benennungen ſolcher unehelichen Kinder ordnet:

Ein wohlbenamtes Volk ſind gleichwohl **Hurenkinder**!
Bey Bauern heißt man ſie zwar ſo nichts deſto minder;
Bey Bürgern beſſer noch, **Bankart**; und im Geſchlechte
Der Edeln, **Baſtarte**; und **Beyſchlag** auch **Unächte**
Bey Fürſt und Königen.

Allein es iſt falſch, daß ſonſt kein Unterſchied unter dieſen Wörtern ſeyn ſollte. **Bankart** heißt jedes Kind, das außer dem Ehebette, welchem hier die Bank entgegen geſetzt wird, erzeugt werden. **Baſtart** aber hat den Nebenbegriff, daß die Mutter von weit geringerm Stande, als der Vater, geweſen ſey; ja dieſer Nebenbegriff iſt bey den mittlern Schriftſtellern oft der Hauptbegriff, ohne daß dabey zugleich auf eine unehliche Geburt ſollte geſehen werden. **Beyſchlag** klingt ziemlich nach der Stutterey. **Unächte** Kinder glaubt man itzt weit feiner natürliche Kinder nennen zu können; welche Benennung, nach Logaus Zeiten, aus der franzöſiſchen in die deutſche Sprache gekommen iſt. In dem ſogenannten **Heldenbuche** kömmt ein altes Wort vor, welches hieher gehört, und der Wiedereinführung vollkommen würdig iſt: **Kebskind**. (Auf dem 49ten Blatte der Ausgabe von 1560.)

„Sie ſagten ſeltzam Märe
„Wol auf den werden Mann,
„Wie er ein Kebskind were
„Und möcht kein Erbe han.

Barmherzigkeit und **Erbarmung** unterſcheidet Logau in der Aufſchrift des 23ten Sinngedichts im V Buche. **Erbarmung** iſt ihm das bloße unangenehme Gefühl, welches wir bey der **Pein eines andern** empfinden: **Barmherzigkeit** aber iſt ihm weit mehr, nehmlich die thätige Bemühung, **eines andern Pein zu wenden.**

Bedurft, Lebensbedurft, Sinng. 507. wofür wir jetzt Lebensnothdurft ſagen.

Befahren, ſich: für befürchten. Sinng. 38. iſt noch an vielen Orten im Gebrauche. Herr Bodmer hat das Hauptwort hievon:

„Ich entdeckte ihm meiner Seele **Befahren**;

anſtatt, die Beſorgniſſe meiner Seele. Ueberhaupt findet man in den Schriften dieſes Dichters und ſeiner übrigen Landesleute viele dergleichen nachdrückliche Wörter, von gutem altem Schrot und Korne, die den meiſten Provinzen Deutſchlands fremde geworden ſind und ſich in der Schweiz am längſten erhalten haben.

Begünſten. Sinng. 2477. wofür wir itzt, etwas wohlklingender, begünſtigen ſagen.

Belieb, das. Sinng. 545.

Die Bibel, Gottes Wort, iſt mein Belieb im Leben ꝛc.

Belieben (I. 71.) ſcheint unſerm Dichter die Bedeutung des Worts lieben zu verſtärken. Eben ſo ſagt er (IX. 104.) beherzen und beküſſen. Auch finden wir dieſes Wort mit belachen verbunden: belieben und belachen

Be moll überſetzt Logau: Das linde Be. Sinng. 1366. Ein Kunſtwort, welches eingeführt zu werden verdienet, weil wir uns ſonſt mit dem fremden behelfen müßten.

Bequemen, das; für die Bequemlichkeit. (XI. 25.) An einem andern Orte finden wir das Luſtbequemen.

Beſcheinen etwas, ihm einen Schein, einen Anſtrich geben. Zweyte Zugabe 72.

Wenn böſe Weiber ihre Tücke wollen beſcheinen,
So wiſſen ſie kein beſſers Mittel, als das Weinen.

Beſinnen, dieſes Zeitwort, welches ſonſt nur ein Reciprocum iſt, braucht Logau als ein bloßes Activum; da ihm denn etwas beſinnen ſo viel iſt, als ſeinen Scharfſinn an etwas zeigen, worauf ſinnen und es durch das Sinnen herausbringen. excogitare. Anhang 251.

O Lieber, wie viel iſts, das ich itzt zu beſinnen?
Geh, zähle mir die Stern, und menſchliches Beginnen!

An dieſem Orte heißt es ihm ſo viel als Sinngedichte machen. Wir finden dieſes Wort in eben dieſer thätigen Bedeutung auch beym Flemming:

„Die Geſellſchaft ſprach ihm zu:
„Damon, was beſinneſt du?

Beſitzen, ſich worauf ſetzen. (VII. 74.)

Redlich will ich lieber ſchwitzen
Als die Heuchlerbank beſitzen.

Beſonnenheit; das Gegentheil von dem gebräuchlichern Unbeſonnenheit. Anh. 174.

Beſtand, der; für Beſtändigkeit. (III. 88.) und Sinng. 211.

Hoffnung kriegt die Kron,
Und Beſtand den rechten Lohn.

Beſtehen; 1. Als ein Neutrum, für ſtehen bleiben, ſtecken bleiben. Sinng. 946.

— — — im Rücken
Beſtund der heiße Pfeil ꝛc.

2. Als ein Activum. Etwas beſtehen heißt alsdann ſo viel als einem Dinge Stand halten, es ausſtehen. Im Heldenbuche leſen wir es ſehr oft; und auch in der Geſchichte des Ritters Don Quixotte von Mancha kömmt der Ausdruck ein Abentheuer beſtehen, häufig vor. Logau ſagt: (XIII. 11.)

Nähmen wir wohl eine Welt und beſtünden noch einmal
Was bisher uns dreyßig Jahr zugezählt an Noth und Quaal?

Und Opitz:

„Sie wiſſen allen Fall des Lebens zu beſtehen.

Beſtillen, für ſtillen; das Be verſtärkt die Bedeutung, wie wir unter Belieben angemerket haben. Sinng. 2135.

Durſt und Hunger ſind die Mahner, die man nimmer kann beſtillen:
Morgen kommen ſie doch wieder, kann man ſie gleich heute füllen.

Beyſchub, Hülfe, Vorſchub. (XI. 112.)

Ptochus rufet ſeinen Freund in der Noth um Beyſchub an ꝛc.

Bieder, rechtſchaffen, nützlich, tapfer. Wir laſſen dieſes alte, der deutſchen Redlichkeit ſo angemeſſene Wort muthwillig untergehen. Friſch führt den Paſſionsgeſang: O Menſch, bewein dein Sünde groß ꝛc. an, worinn es noch vorkomme. Wir wollen nachfolgendes Sinngedicht unſers Logaus in dieſer Abſicht anführen (III. 37.)

Wer gar zu bieder iſt, bleibt zwar ein redlich Mann,
Bleibt aber, wo er iſt, kömmt ſelten höher an.

Biedermann iſt zum Theil noch üblich. Bey ihm aber findet man noch andere dergleichen nachdrückliche Compoſita; als **Biederweib** (V. 6.)

Ein Biederweib im Angeſicht, ein Schandſack in der Haut
Iſt manche —

desgleichen **Biederherz**, (V. 20) **Biederweſen**, Sinng. 761. **Biederſinnen**, Sinng. 2110.

Werther Freund, du lieber Alter, alt von alten Biederſinnen,
Alt von Jahren, Witz und Ehre —

Und welch ein vortreffliches Wort iſt nicht das, welches in dem alten Lobliede auf den wendiſchen König Anthyrus vorkömmt:

„Sein Sinn war abgericht auf Biederlob und Ehre!

Biederlob iſt hier das Lob, welches man als ein Biedermann von einem Biedermanne erhält. In den Fabeln des von Riedenburg finden wir auch das Hauptwort hievon, Biederkeit.

An Eren und an Biderkeit.

Bilderbogen. So nennt Logau den Thierkreis. Erſte Zugabe 201.

Bindlich. 1. Als ein Beywort, ſo viel als verbindlich, verbunden: Sinng. 2148. einer Frau bindlich werden. 2. Als ein Nebenwort, ſo viel als stricte: (III. 9) ſich bindlich wozu erklären.

Blaſſen; pallere, pallescere. als ein Activum. (XIII. 10.)

— — — röthen
Was Todtenaſche blaſſet.

2. als ein Neutrum (IX. 76.)

Der iſt nicht alleine bleich,
Wer nicht ſatt iſt und nicht reich;
Großes Gut und ſtetes Praſſen
Macht vielmehr die Leute blaſſen.

Blick, für Augenblick. Sinng. 365.

— — Du achteſt Gott ſo klein,
Und kannſt doch ohne Gott nicht einen Blick nur ſeyn.

Blicklich, als ein Nebenwort; für, alle Augenblicke. Anh. 138.

— — — blicklich Kleider wandeln.

Und Flemming:

„Wer bezahlt euch Leib und Leben,
„Die ihr blicklich hin müßt geben!

Blitzlich, geſchwinde wie der Blitz. Sinnged. 1131.

Menſch, vertraue keinen Stunden, weil ſie nimmer ſtille ſtunden;
Du läufſt mit, und haſt dich blitzlich deinem End entgegen funden.

Blößlich für bloß. Sinng. 1498.

Wer auf Tugend nichts nicht wagt, will auf Glücke blößlich harren ꝛc.

Bruch, braccæ, Hoſen (Plattd. Brooke) Sinng. 1573.

Trotzt mancher noch ſo hoch
So trifft er endlich doch
Für ſeine Füße Schuch,
Für ſeinen Sitzer **Bruch**.

Brunft Sinng. 2164.

— — Denn wilder Thiere Kunſt
Hegt nur zu mancher Zeit der ſüßen Liebe **Brunft**.

Und dieſes iſt auch das wahre eigentliche Wort, den Trieb gewiſſer wilden Thiere zur Vermiſchung anzuzeigen; derjenigen nehmlich, welche dabey brüllen oder brummen. Unwiſſenheit und Nachläßigkeit haben dieſes Wort in **Brunſt** verwandelt, welches von brennen gemacht iſt; und haben dadurch Anlaß gegeben, mit dieſem letztern ſchönen und edeln Worte einen unzüchtigen und eckeln Begriff zu verbinden. Noch iſt es Zeit, dieſe nachtheilige Vermiſchung wieder abzuſchaffen. **Brunſt** heißt fervor, ardor, und bedeutet ſo wenig etwas übels, daß es die üble Bedeutung nicht anders als durch ein Beywort erhalten kann. So ſagt z. E. unſer Logau: arge **Brunſt**, geile **Brunſt** ꝛc. **Brünſtig** aber, **entbrünſten** und andere dergleichen abgeleitete Wörter brauchen Opitz, Morhof ꝛc. in der beſten Bedeutung von der Welt. Friſch in ſeinem Wörterbuche ſchreibt zwar: „Brunft ſagt man nicht wohl von Wölfen, Luchſen und „dergleichen, wie einige Jäger thun; ſondern beſſer Brunſt.“ Allein man laſſe ſich nicht irre machen; denn Friſch hat hier offenbar unrecht; weil die Jäger von Wölfen und Luchſen weder Brunft noch Brunſt ſagen, ſondern beyde rollen oder ranzen laſſen. S. Döbels erfahrnen Jäger.

Brunſt; anſtatt Brand, Verbrennung, Feuersbrunſt. Sinng. 91. hat zur Ueberſchrift: die letzte **Brunſt** der Welt, und heißt:

Unſre Welt iſt ſchlägefaul,
Setzt ſich wie ein ſtätig Gaul.
Will ſie Gott zu Stande bringen,
Muß er ſie mit Feuer zwingen.
Jene Welt ertrank durch Flut,
Dieſe Welt erfodert Glut.

Und Opitz ſagt:

„ — — ſo viel Schriften — —
„Die keine Macht der Zeit, kein Wetter, keine Brunſt
„Zu dämpfen hat vermocht. — —

Bübeln. 1. betriegen, Unterſchleif machen. (X. 34.)

Wer im Geringen bübelt ꝛc.

2. wollüſtig ſcherzen; wovon ſich die gröbere Bedeutung noch in dem Ausdrucke buren und buben ſindet. (VI. 36.)

Wenn im Schatten kühler Myrthen
Sie ſich kamen zu bewirthen,
Zeigte nichts als lieblich Liebeln,
Zeigte nichts als tückiſch Bübeln.

Buhlen. Von dieſem Zeitworte macht Logau die leidende Weiſe; gebuhlt werden. Sinnged. 1136.

Denn der Buhler buhlt dem Buhler, buhlt und wird gebuhlt nicht minder.

Büttner oder **Bütner** für Böttcher. Sinng. 1530. das alte Wort heißt Buittin, ein hölzern Gefäß; Plattdeutſch: eine Bütte.

C.

Cärl; ſo ſchreibt Logau wofür wir itzt Kerl ſchreiben. Sinng. 672. Das ä hätten wir billig beybehalten ſollen, weil das alte gothiſche Wort Karle heißt.

D.

Dannen braucht Logau öfters für, von dannen. Z. E. Sinng. 895.

Alle Flüſſe gehn ins Meer,
Alle kommen dannen her.

So wie in den alten Fabeln:

Dannan schied er mit Bitterkeit. --
Der Tiep sich balde dannan stal.

Degen. Logau braucht dieſes Wort in der alten Bedeutung, für einen tapfern Kriegsmann, für einen Helden. (XIII. 10.)

— — — Ihr Poeten,
Der Tod kann keinen nöthen,
Den ihr und eure Sinnen
Nicht laſſen wollt von blunen,
Die alten kühnen Degen

Gehn noch auf unſern Wegen,
Die ihrer Druden Lieder
Nicht ließen ſinken nieder.

Dieſe Bedeutung war alſo zu ſeiner Zeit noch bekannt. Bey viel ſpätern Schriftſtellern wird man ſie ſchwerlich finden. Denn ohngefähr dreyßig Jahr darauf mußte ſie Sandrart bereits ſeinen Leſern in einer Anmerkung erklären. (S. der deutſchen Akademie zweyten Haupttheils erſte Abth. S. 42.)

Demmen. Dieſes Zeitwort braucht Logau, dem erſten Anſehen nach, in zwey ganz verſchiedenen Bedeutungen. **Einmal** heißt es ihm ſo viel als verdunkeln, demmericht machen. Sinng. 1667.

Gottes Wort leucht helle,
Gottes Wort lauft ſchnelle:
Wer denn will es demmen?
Wer denn will es hemmen?

Ein andermal bedeutet es ſchlemmen, praſſen. Anh. 228.

In vollem Sauſe leben, nur ſchlemmen, demmen, zehren,
Iſt hofemäßig. Sorgen, woher es zu gewehren,
Damit ſind ihre Köpfe mit nichten zu beſchweren.

Friſch hat die erſtere Bedeutung gar nicht, und aus der zweyten macht er ein beſonderes Wort, das er vor ſich, und nicht unter Demmerung anführet. Es ſind aber beide Bedeutungen ſo verwandt, daß auch mit der zweyten eigentlich der Begriff in der Demmerung zu verbinden iſt. Der Spate in ſeinem Sprachſchatze ſagt ſehr wohl: **Demmen** proprie est, noctes conviviis vigilatas ducere, in tenebris perpotare. Statim autem ad quamcunque intemperantiam & helluationem transferri coepit.

Denken. Logau macht hievon ein unperſönliches Zeitwort: **es denkt mich**, memini. Sinng. 84.

Es denkt mich noch ein Spiel bey meinen jungen Jahren.

Wir erinnern, im Vorbeygehen, daß man einen Unterſchied machen könnte unter **denken**, cogitare, und unter **gedenken**, recordari. Doch der Unterſchied iſt ſchon gemacht, wird nur nicht allemal beobachtet.

Deube, die; für Diebſtahl. Sinng. 2808.

— — Keine Deube bleibt verhohlen.

Drang, der; für Drangſal. Sinng. 2835.

Der Drang, den Krieg uns that ꝛc.

Einem allen Drang anthun ſagt man noch hin und wieder in der gemeinen Rede.

Druden, die; wofür wir itzt Druiden ſagen. Man ſehe die oben unter **Degen** angezogene Stelle.

Dupelmann; ein von unſerm Dichter ohne Zweifel gemachtes Wort, durch welches man das Engliſche double-dealer ſehr eigentlich ausdrücken könnte, wenn man es, nach unſerm jetzigen Dialekte, in **Doppelmann** verwandelte. Sinng. 1103.

Die ſich lieſſen ſchreiben ein
In den Biedermannesbund,
Da kein Dupelmann nie ſtund.

Er ſcheint es in dem 1226ten Sinngedichte ausdrücklich erklären zu wollen:

Duplus hat nicht duple Stärke, da er doch hat duples Herze:
Denn er führet duple Sinnen; ſagt im Ernſte, meynt im Scherze.

Jetzt ſagen wir dafür Zweyzüngler, Doppelzüngler.

Durchſchnitt. Mit dieſem Worte hat ſchon unſer Logau das undeutſche Profil überſetzt; und zwar eben da, wo wir es ſelten oder gar nicht brauchen. Denn wir ſagen es zwar von Gebäuden ohne Bedenken, aber nicht von einem Geſichte, welches der Maler bloß von der Seite genommen hat. Erſte Zugabe 183.

Groſſe Herren, wenn ſie blind, daß ſie Maler gerne zahlen,
Pflegen nach dem Durchſchnitt ſie, oder ſchlafend ſie zu malen.

E.

Eifere, der, die, das; ſo viel als ſcharf, beiſſend. Unſer Dichter ſagt Sinng. 1534. eifere Lanze. Der häufige Gebrauch der uneigentlichen Bedeutung des Hauptwortes hievon, nehmlich des Wortes Eifer, zelus, iſt ohne Zweifel an dem Untergange dieſes Beywortes Schuld.

Eignen, für geziemen. Sinng. 777.

Mit Verluſt des guten Namen einen guten Freund erkaufen,
Eignet nicht den weiſen Leuten.

Er ſagt auch auf die unperſönliche Weiſe: es eignet ſich, für es geziemt ſich. Sinnged. 1771. So ſagt man auch noch im gerichtlichen Styl: wie es einem treuen Anwalde ꝛc. eignet und gebühret.

Eitel, als ein Nebenwort für nichts, als (I. 3.)

Emſe ſchreibt Logau anſtatt Ameiſe. Sinng. 761.

Wohl indeſſen dem, der dort lacht, und ſchaut die Emſenhaufen,
Drinnen um das eitle Nichts kriegen, ſteigen, dringen, laufen
Unbedachte Menſchenſchwärme!

Wie von dem alten Worte Erbeis, Erbſe; ſo iſt von dem ältern Emeis, Emſe entſtanden. Man hat auch vor Zeiten Ambeiz geſchrieben, und daher iſt Ameiſe gekommen. Emſe wäre noch immer ein ſehr bequemes Wort für die deutſche Proſodie.

Ent: mit dieſer Sylbe fängt Logau verſchiedene Wörter an, die ſich ſonſt mit em anfangen. Er ſagt z. E. entpor anſtatt empor. Sinng. 1257. Desgleichen entfinden anſtatt empfinden. Sinnged. 1390.

Als bald ein neues Kind
Die erſte Luft entfindt,
So hebt es an zu weinen.

Enthalten, ſich; anſtatt ſich aufhalten. (XII. 102.)

Immer fragten wir nach Neuem, weil ſich Krieg bey uns enthalten ꝛc.

Entjungferung, die. Sinnged. 1672. und entjungfern. 2586.

Plumena ward entjungfert: da ſolches war geſchehen,
Verſchwur ſie Haut und Haare, ſie hätt es nicht geſehen.

Entſchließen, für aufſchließen. Sinng. 610.

Wer vom Herzen Gott entſchleußt ꝛc.

Entwerden, für Entkommen, davon fliehen. Sinng. 1209.

— — Wer entwerden kann iſt froh.

Er, das; und das Sie. Man ſehe in welchem ſenſu duplo Logau beides braucht. Sinng. 2776. Auf den Mollis.

Dein Weib iſt dir kein Weib, und du biſt ihr kein Mann:
Wie daß das Er nicht ihr, Sie dir gewachſen an?

Erarnen; ſo viel als erwerben. Sinng. 966.

So wirſt du dorten Glanz, und Segen hier erarnen.

Das Heldenbuch hat an einem andern Orte von Chriſto:

„— — der mich hat
„Hoch an dem Kreuz erarnet.

Erdegeiſt, ein poetiſches Wort, für einen Geiſt der am Irdiſchen klebt. Sinng. 3.

> Billig! denn ſo hohe Sinnen
> Müſſen andern Dank gewinnen,
> Als ein kriechend Erdegeiſt.

Erdiſch, wofür wir itzt irdiſch ſagen. Sinng. 2212.

Erkunden. (XI. 121.)

> Wer will der Weiber Tück erkunden und entdecken? ꝛc.

Erluſten. Anhang 76.

> In der Jugend zum erluſten, in dem Alter zum erlaben
> Sind die Weiber —

Ernüchtern; nüchtern werden. (XII. 60.)

> Gottes Werk hat immer Tadel. Wem der Tag zu kurz zum Trinken,
> Dieſem will auch zum Ernüchtern gar zu kurz die Nacht bedünken.

Erſtecken braucht Logau für: machen daß etwas erſtickt. Sinng. 1275. Liebe erſtecken; und (X. 90.) Krieg erſtecken.

Erſtrecken; als ein Activum für erweitern, ausdehnen, machen daß ſich ein Ding weiter erſtreckt. Bey Gerichten kömmt es in dieſer thätigen Bedeutung noch überall vor. Man ſagt z. E. Man will zwar dieß Geſetz auch dahin erſtrecken; allein ꝛc. Und unſer Logau ſagt: (XI. 57.)

> Liebe kaufte neulich Tuch, ihren Mantel zu erſtrecken,
> Weil ſie, was durch dreyßig Jahr Krieg verübt, ſoll alles decken.

Einer unſrer lyriſchen Dichter hat dieſe veraltete Bedeutung ſehr ſchön wieder erneuert, wenn er in ſeiner Ode an das Glück ſagt:

> „Wenn kein Ruhm, — —
> „Wenn kein Gold mein Lebensziel erſtrecket,
> „Wenn ich nicht vergnügter küſſe:
> „Was vermiß ich, wenn ich dich vermiſſe?

Siehe auch Strecken.

Erwarmen, auf etwas; auf etwas hitzig werden. Sinng. 803.

> — — die manchmal ſo erwarmen
> Auf unſer Gut und Blut, —

Erwinden, ſich; ſo viel als ſich unterſtehen, ſich unterwinden. Anh. 62.

> — — wenn wir Diener uns erwinden

F.

Feber ſchreibt Logau anſtatt Fieber. Sinng. 2589. und anderwerts, doch nicht überall.

Feuerſpiegel nennt Logau, was wir itzt Brennſpiegel nennen. Anh. 159.

Feulen oder faulen; für müßig ſitzen, faullenzen. Sinng. 1933.

Feyern von etwas; ſo viel als, (wie er ſich Sinng. 1120. ausdrückt) von etwas müßig werden, damit aufhören. Sinng. 114.

> Allein es kömmt dazu, daß endlich ſelbſt ſein Fuß,
> Hoch in der Luft, vom Treten feyern muß.

Sie ſind feyrig, ſagt man noch an einigen Orten von den Handwerksgeſellen, die keine Arbeit bey Meiſtern haben. Luther gebraucht einmal den Ausdruck: ich will ihn nicht viel darum feyern; welches vollkommen das ſagt, was der Franzoſe durch fêter quelqu'un ausdrückt.

Filzigkeit, die; ſchändliche, ſchmutzige Kargheit. Sinng. 2127.

Findlich, was zu finden iſt. (V. 39)

> Ob nur einer findlich wäre ꝛc.

Flammenſchütze; ſo nennt unſer Dichter den Amor. Sinng. 2448.

> Freund, der kleine Flammenſchütze hat das dritte Freudenfeuer
> Angeflammt in deinem Herzen.

Flitte, die. Sinng. 611.

> Des Nero Meiſtern nahm die Flitte
> Sein Leben hin, wie ſein Geblüte ꝛc.

Flitte bedeutet ein Inſtrument, womit die Ader gelaſſen wird. Einige wollen, daß es aus dem Griechiſchen Phlebotomum zuſammen gezogen ſeyn ſoll. Uns deucht es das Urwort von Flitze zu ſeyn, welches einen Pfeil bedeutet, und wovon das Wort Flitzbogen noch in vielen Provinzen im Gebrauche iſt. Uebrigens iſt dieſes weder die Lanzette, noch der Schnäpper; ſondern es iſt das alte deutſche Laßeiſen, ehe es durch Anbringung einer Schnellfeder verbeſſert und dadurch zu dem ſo genannten Schnäpper gemacht wurde. S. Heiſters Chirurgie, S. 380.

Flucht. Sinng. 2162. hat Logau den Pluralis von dieſem Worte, der ſonſt ſelten oder gar nicht vorkommt: die Flucht

> — — treibt die Tochter in die Flüchte.

Freunden, ſich zu einem; ſo viel als ſich mit einem befreunden. Sinng. 74.

Frevelich. So macht Logau dieſes Wort; ſo muß es gemacht werden: und das itzt gebräuchliche freventlich taugt eigentlich gar nichts. Frevel und frevelich aber heißt bey unſern alten Schriftſtellern alles, was in der Hitze einer gewaltſamen Leidenſchaft geſagt oder gethan wird. Sinng. 1715.

> Gewalt iſt wie ein Kind: wo nicht Verſtand ſie leitet,
> So ſtürzet ſie ſich ſelbſt, weil ſie zu frevlich ſchreitet.

Frevlerplan, der; ein altes poetiſches Wort für, die Bahn der Frevler. Sinng. 761.

> Will nicht wider Recht und Zucht, treten auf den Frevlerplan.

Frommen, einem; einem nützen. Anh. 52. und öfter.

Froſch, der; heißt bey den deutſchen Wundärzten die mit Materie angefüllte Geſchwulſt, die, öfter bey Kindern, als bey Erwachſenen, unter dem vorderſten Theile der Zunge bey den Froſchadern entſtehet. Lateiniſch ranula. Logau nennt ſie daher in der Ueberſchrift des 74ſten Sinngedichts unſers eilſten Buches, eine Kinderkrankheit.

> Uns wird gewiß den Froſch unter ſeiner Zunge haben,
> Den er immer fort und fort muß mit etwas naſſem laben.

Führen, eine Perſon; eine Perſon ſpielen. (IX. 75.)

> Die Perſon die ich itzt führe auf dem Schauplatz dieſer Welt ꝛc.

Fürlieb. (VIII. 17.) So ſagt Logau allezeit, wofür wir itzt faſt durchgehends vorlieb ſagen, wider unſere eigene angenommene Regel: daß nehmlich für allemal pro bedeuten ſolle.

Fußgicht, die; das Podagra. Anh. 90.

> Wer zum Tiſchtrunk Fiſchtrunk nimmt,
> Selten dem die Fußgicht kömmt.

So auch Darmgicht, ileus. (I. 9.)

G.

Gach; præceps, properus. Auch dieſes den alten ſchwäbiſchen Dichtern ſehr übliche, und uns nur noch in dem zuſammengeſetzten Jachzorn überbliebene Wort, kömmt zweymal bey unſerm Logau vor 2. Zugabe 90.

> Die Magd, die ſtieg aufs Heu, der Knecht, der ſtieg ihr nach;
> Sie ward gar ſehr erhitzt, zur Rache ward ihr gach.

Doch nicht allein das Wort, die ganze Redensart iſt hier alt, und eben dieſelbe, wie ſie bey dem von Riedenburg (Fab. 69.) vorkömmt, wo es von dem tückiſchen Hunde heißt:

> Wenne er gebels, so wart im gach
> Ze flucht.

Præceps ſe in fugam dabat.
In der zweyten Stelle des Logau bekömmt gach noch die Nebenbedeutung der Unbedachtſamkeit, als welche mit der Eilfertigkeit und Hitze verbunden iſt. 1. Zugabe 165.

> Die Deutſchen ſind nicht männiſch mehr, thun Kindern alles nach,
> Die, wenn ſie etwas neues ſehn, thun töblich, dumm und gach.

Gaden, der, heißt bey unſerm Dichter ſo viel als der Laden, das Gewölbe des Kaufmanns. 1 Zugabe 168.

> Dieſe Waar iſt nicht die beſte die im Gaden vornen leit ꝛc.

Aeltere und andere doch in der Hauptſache übereinkommende Bedeutungen findet man bey dem Schilter, Wachter ꝛc.

Gebette, das; Brautgebette. Sinng. 1943. Ein Bette kann ein bloßes einzelnes Stück, ein Oberbette, oder Unterbette ſeyn; ein Gebette aber bedeutet alle dieſe einzelnen Stücke, die ein vollſtändiges Bette ausmachen, zuſammengenommen.

Gebruch; Mangel, von dem Zeitworte gebrechen, mangeln. Sinng. 2141.

> Cominäus iſt, ihr Fürſten, euer Katechismusbuch:
> An dem Grunde wohl zu herrſchen, iſt bey ihm faſt kein Gebruch.

Gedenkkunſt, die; ſo nennt Logau die Kunſt das Gedächtniß zu ſtärken, und ihm durch natürliche oder künſtliche Mittel zu Hülfe zu kommen; dergleichen Lullus, Kircherus und andere geſchrieben. Sinng. 2717.

Gedieg, ein Hauptwort, wovon wir noch das Beywort gediegen behalten haben. Sinng. 1678.

> Geld- Luſt- und Ehrengeiz macht daß die ganze Welt
> So arm iſt am Gedieg, und nichts von Heil behält.

Geding, das. Daß dieſes Wort auch ſo viel heiße als Hoffnung, Vertrauen, zeigt Wachter, und führt unter andern einen alten Kirchengeſang an, wo es in dieſer Bedeutung vorkomme. In den oben angeführten Fabeln des von Riedenburg heißt es: (Fab. 32.)

Guot gedinge ſullen haben
Jung, alt — — —
Guot gedinge machet das,
Das der geniſet der ſiech was.

In folgender Stelle unſers Dichters ſcheint dieſe Bedeutung gleichfalls Statt finden zu können. Sinnged. 1103.

Ach es wolle dieſem Ringe
Seyn verpflichtet das Gedinge,
Daß er ſteh zu ſicherm Pfande
Eurem Glück und Segensſtande.

Doch wollen wir nicht leugnen, daß der weitläuftige ſenſus forenſis dieſes Worts nicht auch noch eine andere Erklärung darbieten könnte, es kann hier nehmlich ſo viel heißen als: das Gelübde.

Gehöne, das; ſo viel als Geſpötte. 1 Zugabe 51.

An der hohen Häupter Seite, ſtehen graue Häupter ſchön:
Dennoch ſind itzt hohen Häuptern graue Häupter ein Gehön.

Geloſen; ſo viel als los werden. Sinng. 1237. und anderwerts.

Man fleißt ſich itzt den Bart vom Maule zu geloſen ꝛc.

Gemahlinn, die. Dieſes Wort war ſchon zu unſers Dichters Zeiten im Gebrauch; und auch damals ſchon maaßten es ſich geringere Leute an. Sinng. 2142.

Titus nennt ſein Weib Gemahlinn. Billig! weil ſie ſich ſo malt,
Daß um Weißes und um Rothes jährlich ſie viel Thaler zahlt.

Gemein und **gemeinlich** als ein Nebenwort, für meiſtentheils, insgemein; kömmt ſehr oft vor; als Sinng. 1151.

Was Pelops, Attalus und Kröſus ſchwangre Kaſten
Von Gelde, Geld und Gut vor Zeiten in ſich faßten
Nützt nur ſo viel, daß der, der gar zu viel drauf denkt,
Den Leib **gemein** an Baum, die Seel an Nagel henkt.

und Sinng. 1136.

Buhler ſind **gemeinlich** Blinde ꝛc.

Gemerke, für Merkmaal, Merkzeichen. (X. 25.)

Daß der Sinn es redlich meyne, haben wir nur Ein Gemerke ꝛc.

Genoß, der; ſocius. (I. 32.)

Krieg und Hunger, Kriegs Genoß ꝛc.

Gerne. Durch Verſetzung dieſes Nebenworts macht Logau ein zuſammengeſetztes Hauptwort, welches alsdann eben das eitle und fruchtloſe Beſtreben ausdrückt, das die Engländer durch das angehängte would-be ausdrücken: z. E. a Merchant-would-be, a Politik-would-be. Auf dieſe Weiſe ſagt er nicht allein ein Gernegroß, welches noch üblich iſt: Anhang 212.

> Bardus ſtrebt nach großem Namen, iſt von allen Gaben bloß:
> Dieſes kann man ihm wohl gönnen, daß er heiße Gernegroß.

Sondern er ſagt auch ein Gernklug: Sinng. 257. wo von der thörigten Pralerey, fremde Wörte in die deutſche Sprache zu mengen, die Rede iſt,

> — — — das andre wird genommen
> So gut es wird gezeugt und auf die Welt iſt kommen
> Durch einen Gernklug, der, wenn der Geiſt ihn rührt,
> Jtzt dieſes Pralewort, itzt jenes raus gebiert.

Gieben; ſo viel als das gemeine giebſen, oder das plattdeutſche gappen. 1 Zugabe 201.

> Die für Drang, Zwang, Pein und Schmach
> Endlich mehr kaum konnten gieben.

Tſcherning ſagt dafür geuſzen. Siehe deſſen Frühling deutſcher Gedichte S. 8.

> — — das herzensweße Seufzen
> „Macht mich ſo laß und matt, daß ich auch kaum kann geuſzen.

Gnadſelig; ein gnadſeliger Diener iſt unſerm Dichter der, den der Herr mit ſeinem ganzen Vertrauen begnadiget hat. (II. 21.)

Graskrone. Dieſes Wort iſt die Ueberſchrift des 80ten Sinngedichts im IX Buche, und fängt an:

> Der ſein Vaterland errettet, dieſen krönte Rom mit Gras.

Allein der Dichter muß ſich hier geirrt haben. Wir wenigſtens können uns keines Scribenten erinnern, der uns berichtete, daß man jemals in Rom dieſe oder eine andere große That mit einer dergleichen Krone belohnt habe. Vielleicht hat er die coronam civicam in Gedanken gehabt, die aber nicht dem Erretter des Vaterlandes, ſondern dem Bürger, der einen Nebenbürger errettet hatte, von dieſem erretteten Bürger geſchenkt wurde. Sie war auch nicht von Gras, ſondern von Eichenlaube. Morhof überſetzt (Gedichte S. 399.) dieſe coronam civicam nicht übel durch Bürgerkranz.

Gran, der; der Eckel. (II. 84.)

Greiner. Greinen heißt ſo viel als winſeln, klagen, weinen, jammern; und einer, der dieſes oft und ohne Urſache thut, ein Greiner. Sinnged. 1622.

Vor Zeiten ſtunden Junge den Alten höflich auf;
Itzt heißt es: Junger ſitze, und alter Greiner lauf!

Greis; als ein Beywort, für grau. Sinng. 785.

Ein Künſtler, glaub ich, iſt, der Schwarzes färbe weiß:
Das Alter kann die Kunſt, färbt ſchwarze Haare greis.

Großmuth, der; ſagt Logau nach der Analogie der Wörter Muth, Hochmuth. Sinng. 1171.

Grün; für friſch, geſund. Sinng. 2784.

Ein grüner Mann, ein rothes Weib, die farben wohl zuſammen,
Sie ſind geſchickt im Waſſerbau zu ziehen wohl die Rammen.

Gumpen; muthwillig ſpringen, hüpfen, tanzen. Sinng. 453.

Ein Kalb ſcherzt, gumpt und ſpringt ꝛc.

Wachter führt bey dieſem Worte weiter nichts an, als das griechiſche κομπεῖν, ſtrepitum edere *jactu pedum*, (von welcher Bedeutung, nehmlich in Anſehung des jactu pedum, er uns noch dazu den Währmann ſchuldig geblieben iſt,) und ſetzt hinzu: forte aliqua affinitate. Es iſt zu verwundern, daß ihm nicht vielmehr das italiäniſche gamba und gambata, welches man von dem lateiniſchen gamba, und dieſes von dem griechiſchen καμπη herleitet, beygefallen. Auch die Franzoſen haben daher ihre gambade und ihr regimber gemacht, welches mit dieſem gumpen ſehr viele Aehnlichkeit hat.

Gunſt: den ungewöhnlichen Pluralis von dieſem Hauptworte hat Logau in der Ueberſchrift: der Weg zu Gunſten. (III. 55.)

Güteln; dieſes Zeitwort kömmt im VIII Buche, im 66ten Sinngedichte vor:

Kann die deutſche Sprache ſchnauben, ſchnarchen, poltern, donnern, krachen?
Kann ſie doch auch ſpielen, ſcherzen, liebeln, güteln, kürmeln, lachen.

Wie betteln von Bitte gemacht werden, ſo ſcheint güteln von gut, oder vielmehr von Güte entſtanden zu ſeyn. Friſch hat das ähnliche Zeitwort gutzeln, welches er aber von gucken herleitet, und durch aſpicere aliquem more mendicorum eleemoſynam expectantium, erklärt.

H.

Hahnen, einen; einen zu Hahnrey machen. Sinnged. 179.

Die neue Welt iſt fromm, und frömmer als die alte.
Sie darf nur acht Gebot, die ſie im Leben halte;
Denn Ehbruch, Diebſtahl bleibt; man hahnet nur die Leute
Und macht, was uns gefällt, nach Krieges Art, zur Beute.

Dieſes Zeitwort würde man mit gutem Grunde Friſchen entgegen ſtellen können, welcher Hahnrey für kein Compoſitum will gelten laſſen, ſondern es von dem italieniſchen Cornaro herleitet.

Halt, für Hinterhalt. Sinnged. 1257. wo der Dichter von den Wangen ſchöner Mädchen ungemein anakreontiſch ſagt:

— — — hier iſt das flache Rund
Drum Zephyrus ſpielt her, darauf Cupido ſtund,
Und ſich um einen Weg für ſeinen Pfeil umſahe,
Und dachte, wie ein Wild für ſeine Küch er fahe
Mit ſeinem Purpurzeug. Hier lag er oft im Halt,
Mit Roſen wohl verhägt, wenn er die Jagd beſtallt.

Hauptgut, ſagt unſer Dichter ſehr oft, und ſehr wohl anſtatt des undeutſchen Capital; als Sinng. 1326.

Noch Hauptgut, noch die Zinſen darf itzt ein Schuldner gelten.

Tſcherning (Frühl. S. 69.) ſagt Hauptgeld:

„Das Hauptgeld bleibet ſtehn, ihr ſtreichet die Zinſen ein.

Hauſinnen, die: ſo nennet man in Schleſien Miethsleute von der niedrigern Gattung. Sinng. 952.

Wenn, Jungfern, eure Flöh, die ihr habt zu Hauſinnen,
Was ſie gehört, geſehn, vermelden ſollten können,
Wie mancher fragte ſie, der Luſt zu freyen hat,
Eh als den beſten Freund, um einen treuen Rath.

Und Sinng. 2050.

Jedermann hat zu Hauſinnen ꝛc.

Hebelbaum ſagt Logau, wofür wir itzt Hebebaum ſagen. Sinng. 2795.

Runcus iſt gewaltig ſtark, gäbe Bauern großen Nutz,
Könnten ihn zum Hebelbaum brauchen für das größte Klotz.

Hergeſippt; für entſproſſen, erzeugt. Sinng. 2379.

Fürſtinn von den Obotriten, einer deutſchen Heldenart
Hergeſippt ꝛc.

Desgleichen hat er auch *zugeſippt*, für verwandt. (IX. 10.)

Herzlich, welches itzt nur ſo viel als ſehr bedeutet, nimmt Logau in ſeiner urſprünglichen Bedeutung für von *Herzen*, mit dem *Herzen*; nach der Analogie des Wortes *mündlich*:

Herzlich haſſen, mündlich lieben.

Hinſichern, ſich. (XIII. 11.)

Wenn ein redlich frommer Chriſt hin ſich ſichert in das Grab.

Ein Wort welches Logau ohne Zweifel gemacht hat, und welches an dieſem Orte ungemein nachdrücklich iſt, indem es ſo viel ſagen will, als: *der Chriſt, der itzt in der Welt nirgends ſicher iſt, begiebt ſich in ſein Grab hin, um daſelbſt gewiß ſicher zu ſeyn.* Einige Neuere haben dergleichen Wörter ohne Unterſchied getadelt, andere haben dergleichen bis zum Ekel gemacht. Dichter von gutem Geſchmacke halten das Mittel, und gebrauchen ſolche Ausdrücke deſto ſeltener, je glänzender ſie ſind. Ein Poet muß ſehr arm ſeyn, der ſeine Sprache nur durch ein einziges Mittel aufzuſtützen weiß.

Hochträchtig braucht Logau für hoffärtig; ſo wie man das Gegentheil *niederträchtig* nennt. Sinnged. 117.

Wer will Fortunda ſtolz, hochträchtig auch wohl nennen?

Beym erſten Anblicke könnte man es für *hochſchwanger* nehmen; und es kann leicht ſeyn, daß unſer Dichter, der gar kein Feind von Wortſpielen iſt, auf dieſen Nebenbegriff mit gezielet hat; denn das angeführte Gedicht heißt weiter:

Er giebt genug an Tag, er müß ſie recht nicht kennen.
Heißt dieſes denn wohl ſtolz? Sie bleibet unten an,
Und dultet über ihr ſo leidlich jedermann.

Uebrigens kann dieſes *hochträchtig*, in ſo fern es der Gegenſatz von *niederträchtig* iſt, einen analogiſchen Grund für die Ableitung von Hoffart mit abgeben, daß ſolches nehmlich nicht von *Hof Art*, ſondern von *hoch Fahrt* gemacht und zuſammengezogen ſey. Auch ſcheint Logau an einem andern Orte, wo er ausdrücklich *Hochfahrt* ſchreibt, Sinng. 1354. auf dieſe Etymologie zu zielen; welche dadurch außer allen Zweifel geſetzt iſt, daß wir in unſern älteſten Dichtern überall Hochfahrt leſen.

Höchlich, für hoch. Sinng. 2269.

Wer höchlich fallen ſoll, den muß man hoch erheben.

Sich höchlich verwundern iſt noch im Gebrauche.

Honigthum; der Liebe Honigthum iſt die Ueberſchrift des 1174 Sinngedichts, welches wir unter Roſen anführen werden; und ein Wort, welches unſer Dichter zum Scherze gemacht hat, nach der Aehnlichkeit des Wortes Märtyrerthum u. a. m.

Huſche, die. Auch die Nachrichter haben ihre Kunſtwörter und dieſes iſt eines davon. Sinng. 2269.

Calvus, der ganz kahl am Kopfe, meynt man, werd ans Holz noch kleben;
Sorgt denn ſelbſten, wie der Henker ihm wird doch die Huſche geben.

Unſere Wörterbücher erklären Huſche durch Ohrfeige. Daß es aber hier etwas anders, und zwar ſo etwas bedeute, was an den Haaren oder mit den Haaren geſchieht, giebt der Augenſchein. Denn warum dürfte Calvus ſonſt beſorgt ſeyn, wie ihm, als einem Kahlkopfe, der Henker die Huſche geben werde? Man ſagt noch in der Sprache des Volks: ſich huſchen, einander bey den Köpfen kriegen. Auch braucht man in eben dieſer Sprache das Wort huſch als eine Interjection der Geſchwindigkeit; huſch! da war er weg. An dieſer Stelle bedeutet Huſche alſo den letzten Stoß, den der Uebelthäter bekömmt, und wobey ihn der Henker vielleicht beym Schopfe ergreift. Der Begriff der Geſchwindigkeit, welchen das Zwiſchenwort huſch hat, macht, daß eine Huſche auch in verſchiedenen Provinzen einen überhingehenden Platzregen bedeutet. Man erlaube uns aus dieſer letzten Bedeutung beyläufig eine Stelle aus dem Rabelais zu erklären. Dieſer poſſierliche Schriftſteller braucht in ſeinem Gargantua zu verſchiedenen Malen das Wort Houſée. Er ſagt z. E. tumbant par une houſée de pluie. Seine Ausleger wollen, houſée ſey ſo viel als horée, und dieſes ſo viel als pluvioſa tempeſtas ad horam durans vel circiter. Dieſe Erklärung iſt offenbar gezwungen, und ſie würden ſie ſchwerlich gewagt haben, wenn ihnen unſer deutſches Huſche bekannt geweſen wäre. Daß aber Rabelais etwas deutſch verſtanden habe, und in ſeinen Schriften hin und wieder deutſche Wörter affektire, iſt eine bekannte Sache.

J.

Ihrzen; mit einem in der zweyten Perſon des Pluralis reden. Es iſt dieſes die Ueberſchrift des 196 Sinngedichts im Anhange, worinn unſer Dichter dieſe unnatürliche Art zu reden verwirft. Was würde er von uns, ſeinen Nachkommen, ſagen, die wir aus dem Ihr gar Sie gemacht haben?

Iſts deutſcher Art gemäß mit Worten ſo zu ſpielen?
Wir heißen Einen Ihr, und reden wie mit vielen.

Ein Glück für unſere Poeſie, daß ſie das natürliche Du überall behalten hat! So wie man ihrzen ſagt, ſagt man auch duzen, erzen, ſiezen ꝛc.

Inner ſagt Logau öfters für in, innerhalb. (VIII. 98.) Er hat ſein Grab inner einem frommen Raben. (VI. 6.) Sie geht inner Gold und Seide her. Desgleichen (V. 11.) inner dem Magen.

Inſelt ſchreibt Logau, der Ausſprache ſeines Landes gemäß, wofür wir itzt Inſchlitt und Unſchlitt ſchreiben. Sinng. 1338.

K.

Kat für Koth. Sinng. 2723.

Die Lieb iſt wie der Schwalbenkat,
Verblendt wen ſie treffen hat.

Kerb, der; für das Kerbholz. (XIII. 11.) der drüber ſeinen Kerb wohl halten wird.

Kieſeln, ſo viel als zanken, keifen. Sinng. 1534.

Mit der ich Schätzchen und Herzchen mich heiße;
Kieſſel und beiße.

Von dem alten Kieb, lat. jurgium.

Kieslingſtein für Kieſelſtein. Sinng. 1003.

Kindeln, ſich wie ein Kind aufführen. Sinng. 1082.

— — Verdruß zu mindern
Kindeln Männer oft mit Kindern.

Auch das Hauptwort Kindeley für Kinderey, Tändeley, kömmt bey unſerm Dichter vor. Sinnged. 1150.

Was in meiner Jugend Mayen
Von der Venus Kindeleyen
Ich gezeichnet auf Papier.

Kindern, heißt nicht: ſich kindiſch aufführen, ſondern Kinder zur Welt bringen. (IX. 102.)

An manchen Orten iſts ſo Brauch, die Weiber müſſen jährlich kindern.

So ſagt auch Tſcherning **entkindert**, für der Kinder beraubt: (Frühl. S. 54.)

„Steigt dieſes, Herr, zu Herzen
„Daß ihr entkindert ſeyd!
„Ihr ſeid auch frey von Schmerzen:
„Wo Kinder ſind, iſt Leid.

Klapf, der: von klopfen; ſo viel als Schlag; wie denn auch die Alten Donnerklapf für Donnerſchlag ſagten. Sinng. 808.

— — ſo wird ein jeder Stein,
Womit man nach uns wirft, ein Klapf am Himmel ſeyn.

Knebelbart. Logau ſagt; Sinng. 2024.

Veit trägt eine Flegelkapp über einer Knebelbart ꝛc.

um zu ſagen, daß Veit der unhöflichſte und ungeſchliffenſte Menſch von der Welt ſey. Knebel und Flegel iſt hier eines; beides bedeutet einen bäuriſchen Menſchen: appellamus, ſagt der Spate, hominem agrestem einen Knebel. Knebel aber iſt ſo viel als Knüppel: auch ein Klotz bedeutet in der gemeinen Sprache nichts beſſers. Mit dieſer Bedeutung ſtimmen die übrigen Wörter dieſer Art ſehr natürlich zuſammen: als, die Knebel der Finger, Einen knebeln, ein Knebelbart, ein Knebelſpieß; daß man alſo Unrecht thun würde, wenn man ſolche von Knabe herleiten und mit einem ä ſchreiben wollte, wie wir irgendwo gefunden haben.

Knechterey, ſagt Logau, und will damit nicht ſo wohl die Knechtſchaft ausdrücken, als vielmehr etwas, das ſich für keinen freyen Mann, ſondern für einen Sklaven ſchickt. Sinng. 883.

Diener tragen ingemein ihrer Herren Liverey:
Solls denn ſeyn, daß Frankreich Herr, Deutſchland aber Diener ſey?
Freyes Deutſchland, ſchäm dich doch dieſer ſchnöden Knechterey.

Koſen. Sinng. 1174.

Die Buhler ſind Bienen, die Jungfern ſind Roſen,
Gedanken ſind Honig, zum Schmeicheln und Koſen.

Dieſes Zeitwort, welches ſo viel als reden, ſchwatzen, bedeutet, iſt ziemlich rar geworden. Der Ueberſetzer des Don-Quirotte hat es ſehr wohl gekannt, und ihm im zweyten Theile der Geſchichte dieſes Ritters S. 459. eine ſehr glückliche Stelle gegeben. Der lächerliche Sancho ſagt daſelbſt von den ſo genannten ſieben Ziegen am Himmel: Ich koſete mit dieſen Ziegen drey bis vier Stunden. Das zuſammengeſetzte Zeitwort liebkoſen wird noch überall gebraucht. Bey dieſem letztern merken wir an, daß Logau dafür liebekoſen ſchreibt. Sinng. 726.

Kuchel für Küche, hin und wieder, als Sinng. 403.

Die edle Poeſie ermuntert Sinn und Geiſt,
Daß er greift an mit Luſt was ſchwer und wichtig heißt.
Ob nöthig iſt das Brodt, ſo läßt man gleichwohl gelten
Die weltgereiſte Würz, und ſonſten was da ſelten
In unſre Kuchel kömmt; man gönnet auch der Luſt,
Bedarf es nicht Natur zu Zeiten eine Koſt.

Kuchel iſt eigentlich Oeſterreichiſch und nicht Schleſiſch; man ſagte es aber zu Logaus Zeiten in Schleſien, um mit der Hofſprache zu reden.

Kürmeln, kömmt bey unſerm Dichter ſo wohl, als bey andern vor, und bedeutet ſo viel als: lallen, ſchmeichelnd ſtammeln. Unſere Wörterbücher haben dieſes Wort gar nicht, und von ſeiner Ableitung iſt nichts zuverläßiges zu ſagen. Sinng. 798.

— — Wir zeugen Kind auf Kind,
Ein Denkmaal hinter uns daß wir geweſen ſind.
Gut! Gut! Was kann uns ſonſt aus Wermut Zucker machen,
Als wenn das liebe Kind mit Kürmeln und mit Lachen
An unſer Haupt ſich drückt, uns lieber Vater nennt,
Und macht daß man in ihm ſich wie im Spiegel kennt.

Ingleichen: Sinng. 908.

— — dem ſüßen Namen Sohne
Ein kürmelnd Exemplar —

Eben ſo ſpricht Opitz von einem neugebornen Kinde:

„Was es kürmeln wird und lachen
„Werden lauter Verſe ſeyn.

Lohenſtein braucht es ſo gar von dem freundlichen, verliebten Murren der Löwen. (Arminius 1 Theiles zweytes Buch S. 84.)

L.

Längen, für in die Länge dauern. Sinnged. 2756.

Erdenbau kann übel längen,
Drein ſich Wind und Waſſer mengen.

Hievon kömmt das alte Beywort gelängt her, welches wir in des Adam Olearius perſianiſchem Baumgarten finden: „Die „ausgelängte Nacht laufen ſie, und ſprechen früh Morgens ꝛc.

Lappe, ein; heißt ein feiger, weibiſcher, nichtswürdiger Menſch, wie das Beywort läppiſch, welches von dieſem Hauptworte abſtammt, zu erkennen giebt. Und wer wird für feiger, weibiſcher und nichtswürdiger gehalten, als ein Verſchnittener? Für dieſen braucht es Logau Sinng. 2499.

Sonſt möcht es ſeyn vergönnte Sache,
Daß man den Hahn zum Lappen mache.

Das Wort **Laffe**, welches noch gebräuchlich iſt, bedeutet gleichfalls einen läppiſchen, einen kindiſchen Kerl. Da ferner **Lappen** und **Lumpen** einerley ſind, ſo heißen, im verblümten Verſtande, nichtswürdige Leute auch **Lumpen**, **Lumpengeſinde**, **Lumpenhunde**.

Latz, ſchwäbiſch **Latz**, der. Man wird das 227te Sinngedicht des Anhangs nicht verſtehen, wenn man ſich nicht erinnert, daß ein ſchwäbiſcher **Latz** ſo viel iſt, als ein Hoſenlatz.

Lauer, der; kömmt von dem lateiniſchen lora her, welches den ſauern Nachwein bedeutet, der aus den Hülſen und Kernen der bereits gepreßten Trauben durch zugegoſſenes Waſſer gemacht wird. (X. 9.)

Welt giebt ihren Hochzeitgäſten erſtlich gerne guten Wein;
Und ſchenkt ihnen ſauern Lauer, wenn ſie ſchon bethört ſind, ein.

In einem andern Verſtande bedeutet ein **Lauer** einen Schelm. Sinng. 497.

Schlaf und Tod der macht Vergleich
Zwiſchen Arm und zwiſchen Reich,
Zwiſchen Fürſt und zwiſchen Bauer,
Zwiſchen Biedermann und Lauer.

Die Lateiner nennen dieſen Lauer, mit einem ähnlichen Worte, vappam, und wir könnten ihn alſo auch zur Noth von dem ſchlechten Weine, Lauer herleiten. Wir glauben ihm aber einen weit natürlichern Urſprung zu geben, wenn wir ihn von dem einheimiſchen Worte lauern ableiten, da denn ein Lauer ſo viel bedeuten wird, als: ein Schleicher, ein tückiſcher Dieb. Man ſehe auch das 114te Sinngedicht des Xten Buchs.

Lebensfadenreißerinnen, ein poetiſches, von unſerm Logau zum Scherz gemachtes Wort, ohngefähr wie des La-Fontaine ſoeurs filandieres. Sinng. 2148.

Waren alle drey nicht Gräen, waren ſie nicht Gorgoninnen,
Waren ſie nicht alle dreye Lebensfadenreißerinnen,
War es doch zum mindſten Eine.

Lieb, das; für die Geliebte. Ein Schmeichelwort der Liebhaber, wofür einige itzt Liebchen ſagen; iſt bey allen Zeitverwandten unſers Dichters im Gebrauch. Sinng. 2637.

Paulus iſt ein Freund der Welt, aber nur der kleinen Welt,
Wenn er ſein geliebtes Lieb feſt umarmt beſchloſſen hält.

So ſagt auch Flemming:

„Mein Lieb gedenket weg; was wünſch ich ihr für Glücke?

Eben ſo ſagten auch unſere Alten vor vierhundert Jahren:

Minne, Got muſſe mich an dir rechen.

d. i. Mein Lieb, oder mein Liebchen, Gott müſſe mich an dir rächen.

Liebeln; ein nicht unebenes Verbum diminutivum von lieben. Unſer Dichter ſagt von der Zeit des Frühlings: (VI. 19.)

Da vor Freuden alles wiebelt,
Da mit Gleichem Gleiches liebelt ꝛc.

Lieben, einem. Es liebt mir, ſagt Logau, anſtatt, es gefällt mir. (VIII. 12.) Das ganze Wort heißt: es geliebt mir; allein die Sylbe ge wird, wie bekannt, oft weggeworfen. Opitz ſagt:

„— — ſehr ſchöne Schrift auf Steinen
„Die mir ſo ſehr geliebt.

Und an einem andern Orte:

„Geliebet dir ein Berg?

Luntenrecht, iſt eine ſcherzhafte Benennung unſers Dichters, worunter er eben das verſteht, was unſer heutiger witziger Pöbel, mit einem weithergeſuchten Wortſpiele, das Jus canonicum nennt. Sinnged. 2515.

Lautenrecht hält rechtes Recht nur für Lumpenrecht.
Wo Gewalt zum Herren wird iſt Gerechtigkeit ein Knecht.

M.

Männiſch für männlich. Anh. 166.

Die Deutſchen ſind nicht männiſch mehr ꝛc.

Magd und **Knabe** in der edeln Bedeutung des puella und puer der Lateiner. Sinng. 568. Ueber ein Brautbette.

In die Luſt liegt hier begraben
Eine Magd mit ihrem Knaben;
Die einander ganz ergeben,
Dieſer Welt wie nicht mehr leben,
Die mit Armen umgewunden,
Wie in einen Sarg gebunden ꝛc.

Auch das Diminutivum davon, **Mägdchen**, oder **Mädchen**, kömmt bey unſerm Logau in der edeln, anakreontiſchen Bedeutung vor, welche uns vornehmlich ein neuerer Dichter ſo angenehm und geläufig gemacht hat. (VI. 22. 24.)

Manne, die; als der Pluralis von Mann, für Männer. Anh. 96.

Weibern ſind Gebrechen
Sonſten nicht zu rechen,
Außer wenn ſie fehlen,
Und die Manne zählen.

Wenn wir alſo itzt ſagen z. E. zehntauſend **Mann**: ſo iſt vielleicht dieſes **Mann** nicht ſo wohl der Singularis, als vielmehr dieſer alte Pluralis, und es ſollte eigentlich zehntauſend **Manne** heiſſen. Zwar wird das Zeitwort in der einfachen Zahl dazu geſetzet, z. E. (I. 5.)

Es bleibt in keiner Schlacht itzt vierzig tauſend Mann.

Doch auf dieſe Einwendung würde ſich auch antworten laſſen.

Maultaſche. Sinng. 1097.

Eine Maultaſch iſt ein Ding, zwar nicht ſchädlich an dem Leben,
Außer, daß ſie dem Gehör Abbruch will und Nachtheil geben.

Maultaſche iſt das, was man ſonſt **Maulſchelle**, **Ohrfeige** nennt. In einigen Provinzen ſpricht man **Maultatſche**: aus dieſem Tatſche hat man, vielleicht durch den Gleichlaut verführt, Taſche gemacht, da es doch, allem Anſehen nach, ſo viel als

Tatze bedeutet. Soll das Wort aber von Taſche, Beutel, herkommen: ſo müßte man ſagen, eine Maultaſche ſey ein Schlag, der mache, daß das Maul wie eine Taſche herunterhienge. Friſch führt bey dieſem Worte eine Princeſſinn aus Tyrol an, die wegen ihrer herunterhangenden Lippen, die Maultaſche genannt worden iſt.

Marzipan. Logau leitet dieſes fremde Wort von Mars, tis, und panis her; ohne Zweifel, weil ihm dieſe Ableitung zu einem epigrammatiſchen Spiele den Stoff geben zu können ſchien. Sinnged. 1645.

> Heißt Marzipan Soldaten Brodt? So eſſens nur die Großen;
> Der arme Knecht der mag ſich nur am Pompernickel ſtoßen.

Die wahre Ableitung aber iſt von massa oder maza und panis, und wenn ja einige Gelehrten Martios panes daraus gemacht haben, ſo haben ſie doch nur geglaubt, daß ſie von ihrem erſten Erfinder, nicht aber von dem Gotte Mars ſo genennet worden.

Meinen: lieben, wohlwollen. Z. E. (I. 35.)

> Die nicht die ſind, die ſie ſcheinen,
> Sondern unſer Gut gut meinen.

Ingleichen (XIII. 4.)

> — — Wo man die Kriegeskinder
> Gar gut und glimpflich meint ꝛc.

Dieſes meinen kömmt von dem alten Worte minnen, lieben, her; man ſollte es alſo mit einem i ſchreiben, wenn man ja das andere meynen (putare) zum Unterſchiede mit einem y ſchreiben wollte.

Menſch. Wenn man dieſes Wort in ein Neutrum verwandelt, ſo bedeutet es eine Weibsperſon, itzt zwar eine von der niedrigſten und ſchlechteſten Gattung, bey unſern alten und guten Schriftſtellern aber ganz und gar nicht. Unſer Logau ſagt: (XIII. 11)

> Dennoch hat das liebe Menſch ein vertrautes Freundſchaftsband
> Auf die Meinen unverfälſcht immer fort und fort erſtrecket.

So ſagt auch Flemming an einem Orte:

> „Sie, das geliebte Menſch, wird ſelbſt aus ihr entrückt.

Eben ſo haben die Engelländer das Wort *Wench* itzt in Verachtung gerathen laſſen, da es vor Zeiten gleichfalls in dem beſten Verſtande gebraucht ward. Shakeſpear z. E. läßt den Othello ſeine Desdemona in dem zärtlichſten Affekte excellent *Wench* nennen. Eine Anmerkung in der Ausgabe, die wir vor uns haben, erinnert dabey: The word *Wench* heretofore ſignified a young Woman, often an amiable Woman, ſo that ſome have thought it a corruption only from the word *Venus*. Allein *Wench* und Menſch ſind ihrem Klange und ihrer Bedeutung nach viel zu genau verwandt, als daß ſie nicht einerley Urſprung haben ſollten. Das Diminutivum Menſchlein braucht unſer Dichter in eben der Bedeutung für Mädchen. (IX. 85.)

Camus hat ein junges Menſchlein voller Glut und Geiſt genommen ꝛc.

Menſchenthum, das; für das menſchliche Geſchlecht. (XIII. 8.)

Würdig biſt du, daß dein Ruhm
Bleibt, weil bleibt das Menſchenthum.

Milz. Logau ſagt der Milz. (VIII. 8.)

Mißbehagen, iſt der Gegenſatz von wohlbehagen.

Mißſchwören, für falſch ſchwören, iſt die Ueberſchrift des 803 Sinngedichts.

Mördlich, ſo wie von Wort, wörtlich. Sinng. 852.

Es trachten ihrer viel uns mördlich umzubringen.

Itzt ſagen wir mörderiſch, nicht von Mord, ſondern von Mörder; ſo wie wir kriegeriſch, verrätheriſch, räuberiſch, ehebrecheriſch ꝛc. nicht von Krieg, Verrath, Raub, Ehebruch, ſondern von den Hauptwörtern der zweyten Generation, von Krieger, Verräther, Räuber, Ehebrecher ableiten.

Mondenſohn, ſo nennt Logau einen wandelbaren, veränderlichen Menſchen. (XIII. 12.)

Mußtheil, das; von Muhs, Gemüſe. Es heißt im juriſtiſchen Verſtande die Hälfte des Vorraths an Speiſen, (cibariis domeſticis) der bey Lebzeiten des Mannes vorhanden geweſen, und am dreyßigſten Tage, zu welcher Zeit man itzt gewöhnlich zu inventiren pflegt, noch vorhanden iſt. Die eine Hälfte davon gehört der Wittwe, und die andere den Erben. Logau ſpielt mit dieſem Worte, indem er es gleichſam von müſſen herleitet, und Sinng. 416 ſagt:

Das Mußtheil heißt man dieß, was nach des Mannes Sterben
Die Frau von Rittersart muß theilen mit den Erben.

Ein Mußtheil machet draus, aus allem was man hat,
Wo er es nicht nimmt gar, ein räuberiſcher Soldat.

N.

Nackt und nackend. Logau ſagt beides. Sinng. 609.

Der nackt kam in die Welt, der nack'nd iſt getauft.

Nächſt. Logau macht aus dieſem Vorworte ein Nebenwort, und braucht es anſtatt jüngſt, vor einiger Zeit. Sinng. 1038.

Nächſt ſagt ein alter Greis ꝛc.

Jngleichen: (X. 53.)

Mein Gut beſucht ich nächſt ꝛc.

Narren, für ſich närriſch betragen. Sinng. 2562.

Denn das Geld der neuen Welt macht, daß alte Welt ſehr narrt.

Den Narren ſtechen heißt Sinng. 1498. verſpotten, mit ſpöttiſcher Mine verlachen, naſo ſuſpendere adunco.

Noch, noch; ſagt unſer Dichter (I. 1. II. 12.) für weder, noch. Die Fälle ſind unzählig, wo das Sylbenmaaß dem gewöhnlichen weder durchaus zuwider iſt; und warum ſollten wir es nicht auch noch heute in jenes bequemere noch verändern dürfen? Wenigſtens klingt es nicht übel: (II. 18.)

Noch frech wagen,
Noch weich zagen ꝛc.

(I. 33.)

Gleichwohl aber hat er ſich noch mit Wort noch That gerochen.

Sinnged. 1401.

Alte Jungfern ſind ein Stock da noch Wachs noch Honig innen.

Nöthen von Noth, wie von Tod tödten; ſo viel als quälen, plagen (V. 76.)

Der ärgſte Tod iſt der, der gar zu langſam tödtet;
Die ärgſte Noth iſt die, die gar zu langſam nöthet.

An einem andern Orte Sinng. 2513. ſcheinet dieſes nöthen ſo viel als nöthigen, hinwegnöthigen zu bedeuten.

Nicht anders. Ihr Poeten,
Der Tod kann keinen nöthen,
Den ihr und eure Sinnen
Nicht laſſen wollt von hinnen.

Nuſeln oder nuſcheln, ein niedriges Wort, welches eigentlich durch die Naſe reden bedeutet. Logau ſagt Sinnged. 1170. von dem kindiſchen Alter der Welt:

— — weil nun die Welt, wie ein kindiſch alter Greis,
Geitzig, garſtig, ſeltſam wird, bloß auch nur zu nuſeln weiß.

omnia trepide gelideque miniſtrat.

O.

Oder. Die Schwierigkeit, dieſes Bindewort in das gemeine jambiſche Sylbenmaaß zu bringen, hat die Dichter oft genöthiget, ihm, wenn es in einer Frage vorkömmt, die Partikel wie vorzuſetzen. Logau aber ſagt anſtatt dieſes wie oder, ſonſt oder. (X. 28.)

Ortgedächtniß, nennt Logau nicht übel dasjenige künſtliche Gedächtniß, welches ſich durch gewiſſe topiſche Fächer zu helfen ſucht; und weil von dergleichen Fächern bey den Lehrern dieſer Kunſt keine geringe Anzahl vorkömmt, ſo iſt unſers Dichters nachfolgende Anmerkung ſehr richtig: Sinng. 1729.

Wer Gedächtnißkunſt denket zu ſtudieren,
Dünkt mich muß voran gut Gedächtniß führen.

P.

Parten, vom lateiniſchen partes. Nach der einfachen Zahl kömmt es in dem Worte Gegenpart, Widerpart vor. (XII. 74.)

Andre ziehen an das Recht, daraus zeucht den Richter an:
Parten, denen er bedient, finden, daß er gut gethan.

Philoſophey. Durch dieſe Endung ey glaubte man vor dieſem den griechiſchen Wörtern das Recht der deutſchen Bürgerſchaft zu geben; weil ungleich mehr deutſche Hauptwörter ſich auf ey als auf ie enden. Die neuere Endung ie iſt aus der franzöſichen Endung ſolcher Wörter entſtanden. Phantaſey, Melodey iſt daher richtiger und beſſer, als Phantaſie, Melodie. Nur bey Philoſophie und Harmonie würde uns die alte Endung allzuungewöhnlich vorkommen. Logau ſagt Philoſophey in folgender Stelle, wo er ſeine Liebe zur Poeſie rechtfertiget. Sinng. 403.

— — Man laſſe mir die Luſt,
Die, wo ſie wenig bringt, noch weniger doch koſt.
Sie wird mir nützer ſeyn, als Mägden zu gefallen;
Als in der geilen Brunſt der Ueppigkeiten wallen,

Als eingeſchrieben ſeyn in freyem Raubebund,
Der durch gebrauchten Trotz der Welt hilft auf den Grund;
Als daß mein Sinn im Wein, und Wein ſchwimmt in dem Sinne;
Als daß der Spieler Dank, der ſchlecht iſt, ich gewinne;
Als daß ich mich befleiß auf Hundeſchlieferey,
Und treib als eine Kunſt ein bäuriſch Feldgeſchrey.

Plotz, als ein Nebenwort, für plötzlich. Sinng. 118.

— — Komm zu mir plotz und flugs.

Flugs iſt die Zeugendung von Flug, als ein Nebenwort gebraucht, und bedeutet ſo viel als im Fluge.

Pöfel, für Pöbel; Sinng. 777. und öfter.

Pompernickel; ſo ſchreibt unſer Logau dieſes ſtreitige Wort. Sinng. 1645.

Pompſack; der Spate erkläret dieſes Wort durch homo ridicule gloriosus. Eigentlich aber bedeutet es einen altmodiſchen Staatsrock; und alsdann, im figürlichen Verſtande, einen, der in einem ſolchen Rocke auf eine tölpiſche Weiſe prangt. Pomphoſen iſt das ähnliche Compoſitum. Anhang 120.

Der Pompſack konnte nimmer nie ſich ſchicken in die Mode.

Por: dieſes Simplex, von welchem wir Porkirche, Porwiſch, empor haben, kömmt bey unſerm Dichter als ein Hauptwort vor und bedeutet ſo viel als die Höhe. Zweyte Zugabe 47.

Wer den Hof am mindſten wäget
Steigt am meiſten in die Por,
Dem wird Gnade dargeleget,
Der ſonſt leichte wie ein Rohr.

Prachten, von Pracht, ſo viel als prangen, prächtig ſeyn. Sinng. 2090.

— — Stärk und Muth iſt auch ein Ding,
Das, wie ſehr es vor geprachtet, endlich doch auf Krücken gieng.

Purſch, die. Dieſes alte Wort kömmt in ſeiner älteſten Bedeutung bey unſerm Dichter vor. Sinnged. 1646.

Wer Durſt und Hunger hat pflegt viel nicht zu verzehren;
Denn dieſe beide Purſch iſt gerne nur im Leeren.

D. i. dieſes Paar. Die alten Wörterbücher überſetzen es contubernium, manipulus.

Purſchen; iſt das Zeitwort vom vorhergehenden, und bedeutet ſich geſellen, in Geſellſchaft ſtehen, wandern ꝛc. Sinng. 687.

Wie das Kind im ſanften Wiegen,
So beruh ich im Vergnügen;
Purſche ſonſt mit Redlichkeit,
Hinzubringen meine Zeit.
Wenn ich werde ſeyn begraben,
Werd ich beſſers Glücke haben.

D. i. ich geſelle mich übrigens der Redlichkeit zu. Ingleichen (XIII. 12.)

Ich laſſe meinen Sinn hin mit den Augen fahren,
Die purſchen weit und breit, erforſchen dieß und das,
Und haben ihre Luſt an Himmel, Waſſer, Gras ꝛc.

D. i. der Sinn und die Augen, beide ſtreichen in Geſellſchaft herum.

R.

Raitung, die; heißt ſo viel als Rechnung, computatio: von raiten, rechnen. Das 121ſte Sinngedicht führt die Ueberſchrift: Raitungen.

Die Einnahm iſt das Weib; die Ausgab iſt der Mann;
Wenn beide treffen ein, iſt Rechnung bald gethan:
Wiewohl es beſſer iſt, es ſey ein Ueberſchuß;
Nur daß kein Reſt verbleibt, denn dieſer giebt Verdruß.

Auch Tſcherning ſagt:

„Weil daß der höchſte Vogt wird Rechenſchaft begehren,
„Wenn ihm die ganze Welt die Raitung ſoll gewähren.

Ramme, die; heißt die Maſchine, Pfäle in die Erde zu treiben; iſt beſſer als Rammel. Sinngedicht 2781.

Sie ſind geſchickt im Waſſerbau zu ziehen wohl die Rammen.

Ranſtadt. Sinng. 2063.

Eine Ranſtadt iſt die Welt, drinnen faſt ein jedes Haus
Heimlich doch, wo wißlich nicht, hat und heget einen Claus.

Claus war der bekannte Hofnarr bey Friedrich dem Dritten, Churfürſten von Sachſen. Er war aus Ranſtett, oder Markranſtett gebürtig. Vielleicht alludirt Logau mit dem Namen Ranſtadt zugleich auf das alte Wort ranten, oder ranzen; engliſch to rant.

Recken, einen; einen auf die Folter ſpannen; daher das niedrige Wort Racker. Engliſch to racke. Sinnged. 460.

Man recket ſonſt den Dieb, der andern wollte ſtehlen ꝛc.

Reichen, für herkommen, entſpringen. Sinngedicht 13.

Kinder werden dannen reichen ꝛc.

Itzt brauchen wir dieſes Wort mehrentheils nur von dem reichen an einen Ort hin, und nicht mehr von dem reichen von einem Orte her.

Reichthum. Logau ſagt das Reichthum, ſo wie das Eigenthum, das Fürſtenthum ꝛc. Auch Opitz ſagt ſo. Unter unſern neuern Schriftſtellern finden wir es gleichfalls. (Siehe Don-Quixottens 2 Theil XX Cap.)

Reiſemann, für Wandersmann. (XI. 97.)

Reiſig, für reitermäßig, wie ein Ritter. Sinng. 2758.

Denn ich kann nicht reiſig kommen auf dem blanken Dichterpferde:
Gicht die hat mich ausgeſtiefelt, daß ich itzo ſpornlos werde.

Röthen, für roth machen: (XIII. 10.)

Doch dünkt mich daß Poeten
Noch mehr als andre röthen,
Was Todtenaſche blaſſet.

Rüger, delator. Sinng. 911.

Einen Lügner, einen Trieger,
Einen Schmeichler, einen Rüger ꝛc.

Rund, 1. für beſtimmt, ohne Umſchweif, ohne Zurückhaltung. Sinng. 956.

Und bitten um Verzeihn, und beichten rund und frey ꝛc.

(X. 28.)

Und euch fein rund und kurz erklären ꝛc.

2. für ſchlüpfrich, wankelmüthig. Sinng. 17.

So lebt ihr beide nun, lebt eines in der Liebe,
Lebt eines in dem Sinn; damit euch nicht betrübe
Des Glückes runde Macht; denn ſeine Tück und Neid
Hat keinen andern Feind als Lieb und Einigkeit.

Desgleichen Sinng. 523.

Ich bin von Herzen Feind den runden Samaritern,
Die itzund warm, itzt kalt ꝛc.

Und zweyte Zugabe Sinng. 212.

Gut Gewiſſen wanket nie,
Beuget auch kein knechtiſch Knie
Vor der runden Menſchengunſt.

Rumher, für herum. Ein Provinzialwort. Sinnged. 57.

Daß die Erde rumher geht,
Steht zu glauben ꝛc.

S.

• Sachen, die; menſtruum, menſes. In dieſer Bedeutung liegt der ganze Einfall des 153ten Sinngedichts

Wer itzund berathen will die vergangnen Sachen,
Der wird junge Weiber auch aus den alten machen.

Sark; ſo ſchreibt Logau was wir izt Sarg ſchreiben. Sinng. 368.

Beſſer iſts in Sark begraben,
Als den Bauch zum Faſſe haben ꝛc.

Tſcherning ſchreibt es Sarch. (Frühling S. 41.) Die Logauiſche Schreibart würde der Ableitung des Wachters zu ſtatten kommen, wenn dieſe nur nicht ſonſt allzuungewiß wäre. Er meynet nehmlich, Sarg ſey das verkürzte Σαρκοφαγος; und dieſemnach würde es einzig und allein ein Behältniß für todte Körper bedeuten müſſen. Allein es kann aus unzähligen Stellen bewieſen werden, daß es ein Behältniß überhaupt, ein Waſſerbehältniß, einen Trog, ein Behältniß für Götzenbilder, oder Heilige ꝛc. bedeute. In dieſer lezten Bedeutung, die ſonſt durch Schrein ausgedrückt wird, kömmt es unter andern in dem Heldenbuche vor: (Blatt 22.)

„Meinen Göttern iren Sark.

Man wird daher weit richtiger in dieſem Worte Sark oder Sarg die gewöhnliche Proſtheſis des S annehmen und es ſolchergeſtalt zu dem alten Arke zurückbringen können. Arke aber iſt ein urſprünglich deutſches Wort, welches man nicht nöthig hat von arca oder ἀρκειν herzuleiten.

Satſam; verdrießlich, aller Dinge ſatt. Sinngedicht 1170.

— — — wie ein kindiſch alter Greis
Weißig, garſtig, ſatſam wird — —

Saumſal; ſo überſchreibt Logau ein Sinngedicht, (II. 11.) worinn er von einem Menſchen redet,

Der in allen ſeinen Sachen
Nimmer kann ein Ende machen.

Es kann aber nicht ſo wohl die ſaumſelige, die zaudernde Perſon, als vielmehr das Zaudern ſelbſt, die Zauderhaftigkeit bedeuten, ſo wie Trübſal, Irrſal, nicht die Perſon ſondern die Sache bedeutet.

Schaffen: ſo viel als befehlen, gebieten. Sinngedicht 403.

Weil Recht ein Knecht itzt iſt, dem Frevel hat zu ſchaffen ꝛc.

Desgleichen Sinng. 1395.

Diener, denen Fürſten ſchaffen ꝛc.

In der vergangenen Zeit heißt es **geſchafft**:

Den Laſtern iſt geſchafft, zu halten Feyertag. Sinng. 859.

Da hingegen **geſchaffen** creatus heißt.

Schanze in der Bedeutung des holländiſchen Kans, Anlaß, Gelegenheit, Glück. Unſer Dichter ſagt: (IX. 39.)

Aufzubringen erſte Schanze ꝛc.

für das erſte Kapital einen Handel damit anzufangen. Einem etwas **zuſchanzen**, in die **Schanze** ſchlagen oder geben, (II. 19.) auf ſeine **Schanze** achten ꝛc. Lauter Redensarten, die aus dieſem alten Schanze zu erklären ſind, und mit den Schanzen der Krieges-Baukunſt nichts als den Klang gemein haben.

Scheinlich; was einen guten Schein hat. (IX. 49.)

Der Ehre ſcheinlich Gift.

Er ſagt auch **Scheinlichkeit**, in eben dieſem Verſtande. Sinng. 1834.

Scheinlichkeit.

Mancher trägt ein Ehrenkleid, hüllet drunter einen Tropf;
Mancher trägt auf altem Rumpf dennoch einen Kinderkopf.

Scheltbar. Sinng. 101.

Wahrheit ſteckt in dir, o Wein!
Wie will der denn ſcheltbar ſeyn,
Der, die Wahrheit zu ergründen,
Sich beym Bacchus viel läßt finden!

Schild. **Einer Jungfer in Schild reiten**, ſagt Logau, Sinnged. 2501. mit einer leichtfertigen Zweydeutigkeit, anſtatt ihr eine Grobheit erweiſen. Eine ähnliche Redensart: **einem in den Schild reden**, erkläret Friſch.

Schimpf, in der alten Bedeutung für Scherz; kömmt hin und wieder vor Z. E. (VII. 19. IX. 29.)

Schimpf aber iſt nicht Ernſt ꝛc.
Mancher wird in Schimpf und Scherz ꝛc.

Schlägefaul; ſo faul, daß Schläge nichts mehr verfangen. Sinnged. 91.

Unſre Welt iſt ſchlägefaul:
Setzt ſich, wie ein ſtätig Gaul.

Schlaffen, für ſchlaff ſeyn. Sinng. 403.

Weil Recht ein Knecht itzt iſt, dem Frevel hat zu ſchaffen,
Weil eignen Willens Zaum pflegt frey verhenkt zu ſchlaffen ꝛc.

Schlechtlich, für ſchlecht. Zweyte Zugabe 102.

So hat ſein Anſehn er nicht ſchlechtlichen gekränkt.

Das angehängte en iſt die Füllpartickel der alten Sprache.

Schmätzrichen und Schmatzer. Beides ſagt Logau für Kuß, Küßchen. Sinnged. 685. und 2460.

Schmeißen für Schmeißfliegen. Erſte Zugabe 137.

Laza hat ein ſchönes Fleiſch, eines von dem weißen;
Doch man ſaget, daß ihr drauf ofte ſitzen Schmeißen.

Schnallen, mit den Fingern, ſo viel als ſchnippen, von Schnall, ein Schnippchen. Sinng. 966.

Der Donner Sinai wird kaum ſo hoch geacht,
Als wann ein tönend Erz vom Hammerſchlage ſchallet,
Und ein gebrechlich Menſch mit ſeinen Fingern ſchnallet.

Schnalzen iſt mit dem vorhergehenden ſchnallen verwandt, und bedeutet gleichfalls mit den Fingern, oder auch mit der Zunge, einen Laut machen. Sinnged. 1107.

Schnalzet und lecket mit luſtigen Zungen.

Schnöde. Sinng. 2570.

Weiber die man wacker nennt ſind gemeinlich ſchnöde.

Bey Luthern bedeutet das Wort ſchnöde allezeit ſo viel als verachtet, verworfen, ſchändlich; z. E. Ein Menſch der ein Greuel und ſchnöde iſt ꝛc. (Hiob XV. 15.) Ach Herr ſiehe doch, wie ſchnöde ich worden bin. (Klagelieder I. 11.) Itzt aber, und auch bereits in der gegenwärtigen Stelle unſers Dichters, ſcheinet es nicht ſo wohl eine paſſive als active Bedeutung zu haben, ſo daß ein ſchnöder Menſch, nicht ein Menſch heißet, der verachtet wird, ſondern der andern verächtlich begegnet.

Schönen; 1. für ſchön ſeyn: Sinng. 1505.

Fürſtinn, euer reines Schön hat ein Fieber itzt verhöhnet;
Aber Schönes ruhet nur, daß es nachmals ſchöner ſchönet.

2. für ſchön machen: Zweyte Zugabe. Sinng. 218.

Ein Maler iſt er auch, der alle Laſter ſchönet
Zu einer Helena — —

Schönhäßlich; eines von den Wörtern, die, dem erſten Anſcheine nach, einen Widerſpruch in ſich ſchließen. Das eilfte Sinngedicht des erſten Buchs erklärt es.

Schooßfall heißt das Recht, vermöge deſſen eine Mutter von ihren Kindern erben kann; oder auch, dieſe Erbſchaft ſelbſt. Mit der Zweydeutigkeit dieſes Worts hat unſer Dichter in dem 2474 Sinngedichte geſpielt.

Huldiberta hat kein Kind, weniger noch Kindeskinder;
Mancher Schooßfall, wie man ſagt, fällt ihr dennoch zu nichts minder.

Schüren; ein Kunſtwort der Böttcher, wenn ſie das brennende Pech in den Fäſſern hin und her rütteln. Sinng. 1530.

Daß er Faſſe nicht nur bindet, ſondern daß er ſie auch ſchürt.

Schweſterſchaft. (XIII. 11.)

O ſo denk ich auch zugleich an der Freundſchaft Schweſterſchaft ꝛc.

heißt an dieſem Orte ſo viel als: an die blutsverwandte Freundſchaft. Schweſterſchaft iſt ein Wort, das mit dem Worte Brüderſchaft von gleichem Gepräge iſt, und eben ſo wenig unterzugeben verdient, als dieſes.

Schwindeltumm, für ſchwindlicht. Sinng. 2915. Könnte man nicht dieſe beiden Wörter ſo unterſcheiden, daß das erſte einen Menſchen bedeutete, dem wirklich ſchwindelt, und das andere einen ſolchen, dem leicht ſchwindeln kann? Oder könnten ſie nicht wenigſtens die verſchiedenen Grade des Schwindels bezeichnen?

Schwitzig. Sinnged. 451.

Da geht es ſchwitzig her ꝛc.

D. i. es koſtet vielen Schweiß.

Seitab, für bey Seite. Zweyte Zugabe S. 212.

Zu Zeiten pflegt er den mit ſich ſeitab zu ziehn,
Dem ſeines Meiſters Ruhm in ſichers Ohr er lege.

Dieſes Nebenwort wäre bey den Schauſpielen nicht unbequem anſtatt des à part zu brauchen; beſonders da; wo man es in ein Hauptwort verwandelt. Alſo ließe ſich das erſte Seitab, das zweyte Seitab, bey jedem Seitab, ſchicklicher ſagen, als: das erſte bey Seite ꝛc.

Selbander; ſo wie man auch ſagt ſelbdritter, ſelbvierter ꝛc. Es iſt dieſes eine Art perſönlicher Fürwörter, die nur in einigen Provinzen gewöhnlich, unſern neuern guten Schriftſtellern aber faſt gar nicht üblich iſt. Sind ſie hierinn nicht vielleicht zu ekel? Wenigſtens werden ſie geſtehen müſſen, daß ihnen dieſe Fürwörter mehr als Ein unnützes Wort erſparen könnten, wenn ſie den Begriff auszudrücken haben, daß ſich die Perſon, von welcher die Rede iſt, nicht allein, ſondern mit einem, zweyen oder mehrern in Geſellſchaft befinden. Sie können es an folgenden Beyſpielen unſers Dichters verſuchen. Sinng. 1372.

Vulpiana iſt ſelbander — Was doch itzt für Fälle ſind! —
Bey zehn Jahren. Meide Sorgen! denn ihr Mann der iſt ein Kind.

Sinnged. 1407. Eine Braut zu ihren Gäſten.

Ihr Gäſt, ihr ſeid mir lieb, bis daß die Nacht bricht ein;
Da darf ich keinen Gaſt, ſelbander will ich ſeyn.

Zu dieſen Fürwörtern gehöret auch ſelbſelbſt, und iſt, der Ordnung nach, das erſte. Es bedeutet nehmlich die Perſon, von welcher die Rede iſt, ganz allein, ohne die Geſellſchaft einer andern. Sinng. 2346.

Silberſtumm; ein Scherzwort, für, einen den das Silber ſtumm gemacht hat, der ſich beſtechen laſſen, zu ſchweigen. (XII. 12.)

Hermes iſt der beſte Redner weit und breit, und um und um,
Ein Gebrechen iſt bekentlich: manchmal iſt er ſilberſtumm.

Sinn, der; Sinnen, die; für, das Genie, die Gemüthsgaben, der Geiſt, der gute Kopf. So werden dieſe Wörter, beſonders das in der vielfachen Zahl, von unſerm Dichter und von ſeinen Zeitverwandten gebraucht. Man ſehe Exempel davon unter Degen und Erdegeiſt; ingleichen (VI. 24.)

Ihr, ihr Schönen, ihr, ihr Lieben, habet Luſt an reifen Sinnen.

(XII. 101.)

— — — Und die andern klugen Sinnen
Deiner Kinder, ſind ſie nicht was dort ſind die Kaſtalinnen?

Sitzer, der; eben derſelbe Theil des Körpers, den Logau ſonſt Hinterſtirn und des Magens Hinterthür nennt. Sinnged. 1728.

Was iſt ein göldner Kopf ohn einen bleyern Sitzer?

Sinnged. 1135.

Der Ofen wärmt die Stube, thut ſolches unbereut,
Ob gleich ein alte Mutter die Hinterſtirn ihm beut.

Sinnged. 1581.

Calvus ſah zum Fenſter aus, Lippus hielt die Naſe für,
Denn er meynte Calvus Kopf ſey des Magens Hinterthür.

Söder, iſt der Pluralis von Sod, Brühe. Sod kömmt her von ſieden. (II. 84.)

Geuſt Söder auf, und Senf daran ꝛc.

Sönnen, in die Sonne legen, an der Sonne wärmen, trocknen. Man ſagt es im gemeinen Leben von Betten; Logau ſagt es ſpöttiſch von den bloſſen Brüſten, die er deßwegen geſönnte Brüſte nennt: Erſte Zugabe 168.

Sorglichkeit. Iſt mehr als Sorgſamkeit, und weniger als Aengſtlichkeit. (II. 47.)

Städter, für Einwohner in den Städten; iſt noch in gemeinen Reden gebräuchlich. Sinnged. 205.

Der Krieger Art und Werk bisher war rauben, ſtehlen:
Der Städter Art und Werk, erkaufen und verhehlen.

Stänken, für Geſtank erregen, ſtänkern. Sinnged. 2763.

Veturia ruft ihrer Jugend mit Seufzen, wenn ſie an ſie denkt;
Sie aber fleucht je mehr zurücke, weil jen' im Seufzen etwas ſtänkt.

Stänker, in der niedrigen Sprache ſo viel als Zänker. Sinnged. 911.

Sterben, als ein Activum, für ſterben machen, tödten; an vielen Orten z. E. (X. 67.) Ingleichen Sinng. 2361.

Der Tod der alles ſterbt, den ſterbt ein gut Gerüchte,
Das ſtirbt, wenn gleich die Welt muß ſterben, doch mit nichte ꝛc.

Aus dieſer Stelle ſieht man zugleich, daß man das ſterben, wenn es ein Activum geweſen, anders flectirt habe, als das Neutrum ſterben. Jenes heißt in der zweyten und dritten Perſon der gegenwärtigen und der jüngſtvergangenen Zeit, du ſterbſt, er ſterbt, er ſterbte; dieſes hingegen heißt: Du ſtirbſt, er ſtirbt, er ſtarb. Eben ſo unterſcheidet unſer Dichter das Zeitwort verderben: Er verderbt, er verderbte, heißt: er machte etwas zu Schanden; er verdirbt, er verdarb, heißt: er ward ſelbſt zu Schanden. Wir haben mehr dergleichen Wörter: z. E. das Wort ſchmelzen. Das Metall ſchmilzt, und ſchmolz: der Gießer ſchmelzt, und ſchmelzte. Der Henker erwürgt, der Gehenkte erworgt: (IX. 71.)

Am Galgen und am Strang erworgen, iſt nicht ehrlich ꝛc.

Man ſehe auch das Wort erſtecken.

Stöckelfiſch für Stockfiſch. Sinng. 96.

Ey man muß dem Hofeleben
Vor den andern Vorzug geben:
Denn bey großer Herren Tiſche
Sind ſtets Haſ' und Stöckelfiſche.

Strecken, ausdehnen. Anhang 117.

Könnte man das Leben ſtrecken, wie man kann das Leder dehnen ꝛc.

Siehe erſtrecken.

Stümpfen, für ſtumpf machen (XIII. 3.)

Stürzebrücke; (IX. 49.) geht beſſer in den Vers, und iſt auch ſtärker, als Fallbrücke.

Suhne, die; für Verſöhnung. Sinnged. 1049.

Wann Mann und Weib ſich zankt iſt Suhne recht beſtellt ꝛc.

T.

Tage- und Nacht-gleiche; ſo überſchreibt Logau das 2248ſte Sinngedicht. Die Nachtgleiche wäre ſonſt ſchon hinlänglich, das Aequinoctium auszudrücken.

Taugen. Unſer Logau ſchreibt anſtatt taugt, durchgängig taug. Sinng. 2522.

Gewohnheit iſt die größte Frau, beherrſchet alle Welt;
Gar wenig gilt, gar wenig taug, was ſie nicht ächte hält.

Desgleichen Sinng. 2542. und 2550.

Die Wahrheit taug nur auf das Dorf, die grobe Bäuerinn;
Wo man franzöſiſchhöflich iſt, da taug ſie gar nicht hin.

Eben ſo ſchreibt Opitz, ſo wol in Verſen als in Proſe. Z. E.

„— — — Hier taug kein Midas nicht,
„Der Eſelsohren hat, und Eſelsurtheil ſpricht.

Teſtamenterinn, die; für, das Frauenzimmer, welches ein Teſtament macht. Sinng. 720. Teſtirerinn, welches man gemeiniglich dafür braucht, iſt nicht ſo deutſch.

Thurſt, oder Durſt, die; ſo viel als, Kühnheit, Muth ein Abentheuer zu beſtehen. Auch dieſes alte Wort braucht unſer Logau, wenn er von den kühnen Thaten der alten deutſchen Helden ſpricht: (XIII. 10.)

Was wüßten wir von Helden,
Und ihrer Thurſt zu melden ꝛc.

Thurſt kömmt her von dem alten Zeitworte türren, torren, torſten; dürfen, und hat viel Aehnlichkeit mit dem griechiſchen Θαρσος, audacia. Man ſehe das Zeitwort in den Fabeln des von Riedenburg: (Fab. 67.)

Vor im *geforſt* kein tier geſtan.

Und Fab. 70.

Ratent und koment uiber ein,
Wel under uns die ſi allein,
Die das *geluirre* wol beſtan
Das ſi der katzen henken an
Welle die ſchallen — —

Luther gebraucht das Wort dürſtiglich (1 Moſ. XXXIV. 25.) in eben dieſem Verſtande.

Tiſchen, für zu Tiſche ſitzen. (II. 66.)

Töblich, oder, wie es bey andern geſchrieben wird, töbelicht; von töbeln, und dieſes von toben. Töbeln erklärt der Spate durch feroculum eſſe, hilarem inſaniam inſanire &c. die Stelle, wo töblich bey unſerm Dichter vorkömmt, iſt unter gach bereits angeführet.

Torkeln für taumeln (II. 51.) und Sinnged. 2528.

Der Säufer auf den Beinen, der Buhler an den Sinnen,
Sieht Wunder, wer drauf ſiehet, wie beide torkeln können.

Totter ſchreibt Logau, wofür wir Dotter ſchreiben. Sinng. 2110.

Treuen ſagt Logau durchgängig für trauen, copuliren. Sinng. 769.

Ewigkeit die ohne Ziel
Uns aufs neue treuen will.

Trillen für plagen. Anh. 51.

Die Steuer trillt uns noch.

Trillen iſt eigentlich ein militariſches Wort, und bedeutet ſo viel als das heutige exerciren. Daher Trillhaus, Trillmeiſter ꝛc.

Trompter für Trompeter. Sinng. 1369.

Trotzer, der; iſt poetiſcher als der trotzige.

Tummelhaftig, wovon man die Endſylbe ig beſſer wegläßt; wird von Pferden geſagt, als welche man tummelt. Sinng. 826.

Ein ſanftes Thier gehört auf einen engen Steg,
Ein tummelhaftig Gaul auf einen breiten Weg.

U.

Uebergeben, anſtatt verlaſſen oder aufgeben. Sinnged. 771.

Gott hat neben ſich geſetzet
Auch den Nächſten; wird verletzet
Durch den Dienſt, der ihn gleich liebet,
Und den Nächſten übergiebet.

Ueberſtändig; wird von Früchten geſagt, die man allzulange auf dem Baume gelaſſen, und die endlich von ſelbſt abfallen. Sinnged. 2278.

Ein alt Weib fiel die Stiegen ab. Kein Wunder bildt euch ein:
Die Früchte fallen von ſich ſelbſt, die überſtändig ſeyn.

Ueberweiben, ſich, würde eigentlich heißen, der Weiber auf einmal mehr nehmen, als man beſtreiten kann. Bey unſerm Dichter aber kann es nur heißen: zur Unzeit ein Weib nehmen, oder ſo viel Weiber nach einander nehmen, daß man der letzten nicht mehr gewachſen iſt. Sinng. 1893.

Rufus hat ſich überweibt; hätte ſollen denken dran,
Daß man mehr nicht ſchlachten ſoll, als man füglich ſalzen kann.

Unartig, nennt Logau jedes Ding, das aus ſeiner Art ſchlägt. So iſt ihm z. E. ein unartiger Sommer, Sinnged. 241. ein Sommer, der ſehr heiße Tage und ſehr kalte Nächte hat. Itzt brauchen wir unartig nur für ungeſittet, ungezogen.

Unfromm. (V. 63.) Sagt unſerm Dichter etwas weniger als böſe; denn er ſetzt **fromm** und **unfromm** einander entgegen, wie **Biedermann** und **Heuchler**.

Unverfreyt, für unverehlicht, unvermiſcht. Sinng. 588.
Unverfreyter Wein

Den Ehſtand lob ich zwar, nicht aber lob ich Wein,
Der da mit Waſſer will zu Zeiten ehlich ſeyn.

Unzahl, die; ſo viel als unzählbare Menge. Sinng. 2754. wo der Dichter eine durchlauchtige Perſon anredet:

Die Menge macht mich arm: ich kann nicht Zierden haben,
Zu ſtreichen zierlich aus die Unzahl Eurer Gaben.

V.

Verbriefter Adel; ein Adel, den man nicht durch Ahnen beweiſt, ſondern durch den Adelbrief; iſt die Ueberſchrift des 2154ten Sinngedichts; ein zum Scherz gemachter Ausdruck, nach der Analogie der Wörter verſchanzt, verzäunt ꝛc. Eben ſo nennt er von dem angehängten Siegel oder Bulle an dergleichen Adelbriefen, die neuen Edelleute bullenedel. Unſer Logau, der von altem Adel war, ſpottet an vielen Stellen mit Bitterkeit über neugemachte Edelleute. Tſcherning ſpottet eben ſo bitter über einen alten Edelmann, den er Lagopus nennt. (Frühl. S. 95.)

Verbringen, ſagt unſer Dichter allezeit anſtatt vollbringen. Sinng. 695.

Die Finken, die im Lenz nicht ſingen,
Die bringens auf den Herbſt dann ein:
Der muß dann alt erſt raſend ſeyn,
Der jung es konnte nicht verbringen.

Vollbringen, vollenden, vollführen ſind wohl unſtreitig gute Wörter, und einer ſehr guten Ableitung fähig; da hingegen verbringen zweydeutig iſt: denn es bedeutet auch das Gegentheil von zuſammenbringen, nehmlich verſchwenden.

Verbürgen, etwas; cavere de aliqua re. Dieſes gerichtliche Wort hat unſer Dichter ſehr wohl gebraucht. Die Poeten, ſagt er (XIII. 10.) haben den alten Helden

Die Sterblichkeit verbürget,
Daß ſie ſie nicht gewürget.

D. i. ſie haben für die Sterblichkeit gut geſagt, daß dieſe ihnen nicht ſchaden ſolle. Weil man aber öfter etwas, das geſchehen ſoll, als etwas, das nicht geſchehen ſoll, verbürget, ſo würde man kürzer ſagen können: Die Dichter verbürgen den Helden die Unſterblichkeit; ſie ſind Bürge dafür, daß dieſe ihnen werden ſoll.

Vergeben, ſich; braucht Logau in der eigentlichſten Bedeutung für, ſich verirren. (XII. 72.)

Trullus hat ein ſchönes Weib. Wenn ſie an der Thüre ſteht,
Sieht man nicht, daß leicht ein Hund ſich bey ihr ins Haus vergeht.

Vergnüglichkeit und **Gnüglichkeit** (XIII. 8.) nennt Logau was ſonſt auch Begnügſamkeit heißet; (VI. 62. VIII. 61.) die Tugend, mit ſeinen Umſtänden zufrieden zu ſeyn, αὐτάρκεια.

Verkünden, für verkündigen, kund thun. (VIII. 97.)

Verlaſt, als das alte Präteritum von verlieren; daher auch **Verluſt**. Sinng. 1589.

Da ſich nun Deutſchland, was der Krieg verderbt hat und verlaſt,
Daß Friede dieſes wiederbringt, verbeſſert und verfaſt.

Verleiben. Sinng. 2661.

Wiewohl ſich Mann und Frau in Einen Leib verleiben ꝛc.

Von dieſem verleiben iſt einverleiben, gemacht worden, wofür man vor Alters einleiben ſagte. Man ſehe des Herrn Haltaus Gloſſarium unter dieſem Worte.

Verprachten; kömmt von dem oben angeführten Zeitworte prachten her, und heißt ſo viel als, mit Prangen durchbringen: (IV. 25.)

Merus war in hohen Ehren, wagte was er hatt', auf Ehr.
Als er alles nun **verprachtet** ꝛc.

Daß in der alten Ausgabe verprachert ſteht, muß man ſich nicht irren laſſen; es iſt ein offenbarer Druckfehler. Sein Vermögen durch Prachern oder Betteln durchbringen, (welches verprachern bedeuten müßte,) giebt hier gar keinen Verſtand.

Verraiten, von dem obigen raiten; heißt ſo viel als berechnen, Rechnung wovon ablegen. Sinnged. 2702.

Die Vormundſchaft der Untern verwalten Obrigkeiten,
Die müſſen ſie dort eben zu ſeiner Zeit verraiten.

Verſchildwacht. Unſer Dichter ſagt ſehr ſchön von einem guten Gewiſſen. Zweyte Zugabe 99.

Gut Gewiſſen traut auf Gott,
Tritt vor Augen aller Noth,

Iſt verſchildwacht allezeit
Mit der freyen Redlichkeit.

Verſchlunden für verſchlingen; von Schlund. Sinnged. 1150.

— — doch es wird nicht funden
Was die Wölfe vor verſchlunden.

Verſprechen, in der alten Bedeutung, ſo viel als ſchelten, ſchmähen. Sinng. 1846.

Wer von Fürſten reden will, will er Gutes reden nicht,
Hüt er ſich, daß auch ſein Maul Erdegötter nicht verſpricht.

Verthun, ſo viel als unterbringen, ausleyhen, austhun. Sinng. 412.

Was iſts worüber mehr die Jungfern ſo entbrennen,
Als wenn man ſie pflegt alt und ungeſtalt zu nennen?
Denn Jugend dient zur Zucht, und Schönheit zum verthun;
Sind dieſe beide weg, ſo läßt man ſie wohl ruhn.

Schön müſſen ſie ſeyn, will der Dichter ſagen, wenn ſie bald Männer bekommen wollen; und jung müſſen ſie ſeyn, um Mütter werden zu können.

Vertreulich; Sinnged. 798. wofür wir itzt vertraulich oder vertraut ſagen.

Vervielen; Sinngedicht 618. und vielen; Sinnged. 1103. heißt ſo viel als multiplicare, wofür wir itzt vervielfältigen ſagen:

Daß er mit gevielten Zweigen
Möge bis zun Sternen ſteigen.

Wir ſollten das Wort vervielen nicht untergehen laſſen. Vermehren, vervielen, vervielfältigen, ſind drey Wörter, welche dienen, das verſchiedene Zunehmen der Dinge an Größe, Anzahl und Eigenſchaften genauer zu beſtimmen. Z. E. Das Waſſer vermehrt ſich; alle Blumen vervielen ſich; einige Blumen vervielfältigen ſich.

Verweiben, ſich; zum Weibe werden, weibiſch werden. Siehe **Weibling**.

Verzeihen, ſich; anſtatt Verzicht thun. Sinngedicht 734.

Wer viel Geld hat auszuleihen,
Muß der Freundſchaft ſich verzeihen.
Denn der Tag zum Wiedergeben
Pflegt die Freundſchaft aufzuheben.

Vierung des Zirkels; ſo überſetzt Logau ſehr wohl Quadraturam circuli. Sinng. 1213.

Daß im Zirkel eine Vierung ſey zu finden, iſt wohl klar:
Aber daß auf runder Erde kein Beſtand, bleibt dennoch wahr.

Indeſſen ſollte man aus dieſem Sinngedichte faſt ſchlieſſen, daß der Dichter einen ſehr ſchlechten Begriff von der Quadratur des Zirkels gehabt, und vielleicht weiter nichts, als ein Viereck darunter verſtanden habe, das man innerhalb eines Zirkels beſchreiben kann. In dieſem Argwohne wird man um ſo viel mehr beſtärkt, wenn man findet, daß die deutſchen Meßkünſtler damaliger Zeit, das Quadrat überhaupt, nicht ein Viereck, ſondern eine Vierung genannt haben, wie unter andern aus George Wieſchers Additamento operis Coleri oeconomici (gedruckt zu Nürnberg 1623) zu erſehen.

Vor; als ein Nebenwort, anſtatt **vormals, zuvor, vorher.** (IV. 82. 104. IX. 11.) kömmt häufig **vor**, ſo wohl bey unſerm Dichter, als bey ſeinen Zeitverwandten. Auch haben es die nach folgenden Dichter nicht ganz untergehen laſſen.

W.

Wächſig, creſcens. Sinng. 794.

— — — Nun und zu aller Zeit
Sey wächſig dieſer Stamm, bis zu der Ewigkeit.

Ein halbwüchſiger Haſe, heißt in dem komiſchen Heldengedichte Phaeton, ein Haſe in ſeinem beſten Wachsthum.

Waffen für Wappen. Beide Wörter ſind eines, nur daß wir ſie itzt, bekannter maßen unterſcheiden. Logau that es noch nicht; er ſagt in der zweyten Zugabe (Seite 215.)

— — — ein Mann
Der Reinkens Hintertheil im Waffen führen kann.

Wallen, gehen (II. 2.) Daher das alte Waller, Pilgrim.

Wandel. der; ſo viel als Veränderung, Tauſch. (XII. 8.)

Wandeln; für ändern, verwandeln. Sinng. 56. 90. 802.

Die Krankheit wandelt ſich, wenn Neulicht mit dem alten
Am Monden Wechſel hält —

Deßgleichen Sinnged. 2192.

Wandelt Glücke denn die Leute,
Daß ſie morgen nicht wie heute?

Glücke hat es nie gethan,
Wann ſich wandelt ſelbſt der Mann.

Wannen, für von wannen (VI. 65.)

Ich wüßte nicht wer der und wannen er entſproſſen ꝛc.

Siehe Dannen.

Was, für wie viel; wenn man ſich über eine große Menge verwundert. Sinng. 1081.

Lieber Gott, was haſt du Affen!

Deßgleichen (XIII. 6.)

Was Räuber hat die Welt!

Wegelagerer, für Auflaurer, Nachſteller. Sinngedicht 680. Des menſchlichen Lebens Wegelagerer.

Ehre, Geiz, Luſt, Wein und Liebe
Sind des Menſchen Lebensdiebe.

Weiben, ſo viel als heurathen, ſich beweiben. Sinnged. 1534.

Willſt du nicht weiben?

Siehe Ueberweiben.

Weibling, vir uxorius, oder, wie es unſere Vorfahren gleichfalls nannten, ein Siemann. Weibling iſt bey unſerm Dichter die Ueberſchrift von folgendem Epigramm:

Wiewohl ſich Mann und Weib in Einen Leib verleiben,
So darf ſich doch der Mann deßwegen nicht verweiben.

Wer, für jemand; kömmt hin und wieder vor, als Sinnged. 518.

Will Kirchenbilder wer zum Aergerniß anziehn?
Den ärgern Bilder nicht, die Augen ärgern ihn.

Wiebeln, für wimmeln; niederdeutſch, kribbeln und wibbeln. (VI. 19.)

Da vor Freuden alles wiebelt ꝛc.

Wiederkäufler, ſcheint bey unſerm Dichter nicht ſo wohl einen, der etwas mit der Bedingung es wiederkaufen zu können, verkauft hat, als bloß einen zu bedeuten, der ſeine Waaren aus der zweyten Hand nimmt, der von einem Käufer wieder kaufet. Sinnged. 2370.

Bubalus treibt ſtark Gewerbe mit viel gehörnter Ochſen Kaufen:
Neulich wollt' ein Wiederkäufler ihn mit ſamt den Ochſen kaufen.

Wiederlegen, für erwiedern, wieder erlegen. Sinnged. 1965.

Die Wohlthat und das Gute, das wir dem Andern ſchenken,
Iſt widerlegt genüglich, wenn andre dran gedenken.

Daher **Wiederlage** im gerichtlichen Styl.

Wiederzins nennt unſer Dichter ſehr wohl, was ſonſt Zinſenzins heißet; anatocismus. Sinngedicht 1568.

Windey, heißet das unfruchtbare Ey, welches eine Henne legt, ohne daß ſie von dem Hahne getreten worden. Anh. 256.

Ein Windey legt die Henne die keinen Hahn nicht hat ꝛc.

Das Wort ſcheinet nach Maaßgebung des Griechiſchen gemacht zu ſeyn: ὑπηνέμιον, ἀνεμιαῖον, ζεφύριον ὠόν.

Windlicht, ſo viel als Fackel: Zweyte Zugabe 65.

Wenn die Fröſch im Finſtern quaren, zünde nur ein Windlicht an;
Ey wie werden ſie bald ſchweigen ꝛc.

Wirr; einen wirr und irre machen ſagt Logau. Sinnged. 2118.

Wirthlich. (IV. 42. 92.) Dieſes Wort iſt von dem Worte wirthſchaftlich wohl zu unterſcheiden: **Wirthlich** geht die Perſon, den Wirth an; wirthſchaftlich geht die Sache, die Wirthſchaft an. Alſo ſagt man: wirthſchaftliche Gebäude, und wirthliche Leute.

Witz. Dieſes Wort iſt unſerm Dichter faſt durchgängig weiblichen Geſchlechts; als Sinngedicht 1549. Deßgleichen Sinngedicht 1684. Ein einziges mal ſagt er: Der Witz. Sinnged. 2630

Der Monden ſtellt ſich vor die Sonne und macht ſie finſter eine Zeit:
Der Witz, der Gottes Rath will dämpfen, erſtrecket ſich noch lang, noch weit.

Witzel, ſagt Logau wofür wir itzt Witzling ſagen. Sinnged. 911.

Einen Doctor, einen Simpel,
Einen Witzel, einen Gümpel ꝛc.

Deßgleichen, erſte Zugabe 100.

Wenn ich meinen Sinngedichten, ſie zu ſchreiben, Ende gebe,
Mach ich Anfang, daß ſich Witzel, ſie zu tadeln, bald erhebe.

Witzigkeit. Sinnged. 727.

Kühnheit und Vermeſſenheit
Bringt es öfters noch ſo weit
Als Bedacht und Witzigkeit ꝛc.

Wohlbeſpracht, ſo viel als beredt, oder vielmehr in vielen Sprachen erfahren. (VIII 85.)

Wohlbewußt, der; mens conſcia recti, das gute Gewiſſen. Sinngd. 1966.

Bey dem Aergſten Beſtes hoffen geht wohl keinem an,
Der ſich ſeines Wohlbewußtes nicht getröſten kann.

Wohlfeilkeit. Sinng. 265.

Wütig; voll Wut, wütend. Sinng. 846.

Die Kinder Gottes ſind, ſind, wie ihr Vater, gütig;
Die Satans Kinder ſind, ſind, wie ihr Vater, wütig.

Wütigkeit. Sinng. 1093.

Wann ſich mit Gewalt Unverſtand verfreyt,
Wird geboren draus tolle Wütigkeit.

Wunder, für Meerwunder, Wunderthiere; iſt noch gebräuchlich, und dient unſerm Dichter zu einem Wortſpiele. (IX. 55.)

Z.

Zankeiſen für Zänkerinn. Sinng. 1404.

Zeihen, ſich; iſt das Gegentheil von ſich verzeihen, Verzicht thun; (Siehe oben unter dem Worte verzeihen) auch iſt es das Gegentheil von verzeihen, vergeben. Es heißt alſo im erſten Verſtande etwas begehren, etwas haben wollen. (VIII. 30.)

Sagt, was wollen die ſich zeihn,
Wenn ſie eigennützig ſeyn?
Wenn ſie das gemeine Heil
Meſſen nach dem eignen Theil? u. ſ. w.

Eben ſo ſagt Opitz im Lobe des Kriegesgottes: (v. 575.)

„— — Was zeiht Achilles ſich,
„Sich Neſtor, ſeinen Hals zu ſetzen in den Stich,
„Ulyſſes gleichfalls auch? Achilles mag regieren
„Sein Land Theſſalien ꝛc.

und im zweyten Verſtande heißt es: Schuld geben; wie Luther es ſchon gebraucht hat: Wer kann mich einer Sünde zeihen!

Zeitfolge. Dieſes Wort iſt die Ueberſchrift des 2129ten Sinngedichts; und bedeutet ſo viel als, die Kunſt ſich in die Zeit zu ſchicken.

Wer lieblich ſingen will, muß fallen bald, bald ſteigen;
Wer ruhig leben will, muß reden itzt, itzt ſchweigen.

Aus der erſten Zeile ſollte man faſt ſchließen, daß dieſes Wort zu Logaus Zeiten ein muſikaliſches Kunſtwort müſſe geweſen ſeyn.

Zucht. 1. verecundia, pudor. Sinnged. 1257.

— — — Wiewohls der Brauch verbeut,
Und deutſche Zucht nicht will, die auch den Argwohn ſcheut.

Daher kömmt züchtig, beſcheiden; in Züchten und in Ehren; und das Zeitwort züchten, welches wir in folgender Rede des Sancho Panſa ſehr deutlich erkläret finden: „Ich will es Euch „aufrichtig ſagen, ein Stück ſchwarz Brodt, und Zwiebeln dazu, „ſchmecket mir in meinem Winkel, wo ich für mich bin, und „nicht ſo züchten darf, eben ſo gut, als ein Truthahn in Geſellſchaft vornehmer Leute, wo ich ganz langſam eſſen, und „nur kleine Schlückchen thun, mir auch aller Augenblicke das „Maul und die Finger abwiſchen muß, und weder huſten, nieſen, noch gähnen darf, ſo ſehr mir es auch ankömmt.“ Don Quixotte. 2 Buch XI Cap. 2. proles, prosapia; in der Stelle die unter verthun angeführet werden.

Zungenhonig, ein poetiſcher Ausdruck; bedeutet ſo viel als, ſchmeichelhafte, liebkoſende Reden. Sinnged. 774. Zungenhonig, Herzensgift.

Fabeln. Drey Bücher.

Nebſt Abhandlungen mit dieſer Dichtungsart verwandten Inhalts 1759.

Vorrede.

Ich warf, vor Jahr und Tag, einen kritiſchen Blick auf meine Schriften. Ich hatte ihrer lange genug vergeſſen, um ſie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Ich fand, daß man noch lange nicht ſo viel Böſes davon geſagt habe, als man wohl ſagen könnte, und beſchloß, in dem erſten Unwillen, ſie ganz zu verwerfen.

Viel Ueberwindung hätte mich die Ausführung dieſes Entſchluſſes gewiß nicht gekoſtet. Ich hatte meine Schriften nie der Mühe werth geachtet, ſie gegen irgend jemanden zu vertheidigen; ſo ein leichtes und gutes Spiel mir auch oft der allzuckende Angriff dieſer und jener, würde gemacht haben. Dazu kam noch das Gefühl, daß ich itzt meine jugendlichen Vergehungen durch beſſere Dinge gut machen, und endlich wohl gar in Vergeſſenheit bringen könnte.

Doch indem fielen mir ſo viel freundſchaftliche Leſer ein. — Soll ich ſelbſt Gelegenheit geben, daß man ihnen verwerffen kann, ihren Beyfall an etwas ganz Unwürdiges verſchwendet zu haben? Ihre nachſichtsvolle Aufmunterung erwartet von mir ein anderes Betragen. Sie erwartet, und ſie verdienet, daß ich mich beſtrebe, ſie, wenigſtens nach der Hand, Recht haben zu laſſen; daß ich ſo viel Gutes nunmehr wirklich in meine Schriften ſo glücklich hineinlege, daß ſie es in voraus darinn bemerkt zu haben ſcheinen können. — Und ſo nahm ich mir vor, was ich erſt verwerffen wollte, lieber ſo viel als möglich zu verbeſſern. — Welche Arbeit! —

Ich hatte mich bey keiner Gattung von Gedichten länger verweilet, als bey der Fabel. Es gefiel mir auf dieſem gemeinſchaftlichen Raine der Poeſie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabuliſten ſo ziemlich alle, und die beſten von ihnen mehr als einmal geleſen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die grade auf die Wahrheit führende Bahn des Aeſopus, von den Neuern, für die blumenreichern Abwege der ſchwatzhaften Gabe zu erzehlen, ſo ſehr verlaſſen werde. Ich hatte eine Menge Verſuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht. — Kurz, ich glaubte mich in dieſem Fache ſo reich, daß ich, vors erſte meinen Fabeln, mit leichter Mühe, eine neue Geſtalt geben könnte.

Ich griff zum Werke. — Wie ſehr ich mich aber wegen der leichten Mühe geirret hatte, das weis ich ſelbſt am beſten. Anmerkungen, die man während dem Studieren macht, und nur aus Mißtrauen in ſein Gedächtniß auf das Papier wirſt; Gedanken, die man ſich nur zu haben begnügt, ohne ihnen durch den Ausdruck die nöthige Präciſion zu geben; Verſuchen, die man nur zu ſeiner Uebung waget, — — fehlet noch ſehr viel zu einem Buche. Was nun endlich für eines daraus geworden; — hier iſt es! en espèce

Man wird nicht mehr als ſechſe von meinen alten Fabeln darinn finden; die ſechs proſaiſchen nehmlich, die mir der Erhaltung am wenigſten unwerth ſchienen. Die übrigen gereimten mögen auf eine andere Stelle warten. Wenn es nicht gar zu ſonderbar gelaſſen hätte, ſo würde ich ſie in Proſa aufgelöſet haben.

Ohne übrigens eigentlich den Geſichtspunct, aus welchem ich am liebſten betrachtet zu ſeyn wünſchte, vorzuſchreiben, erſuche ich bloß meinen Leſer, die Fabeln nicht ohne die Abhandlungen zu beurtheilen. Denn ob ich gleich weder dieſe jenen, noch jene dieſen zum beſten geſchrieben habe; ſo entlehnen doch beyde, als Dinge, die zu Einer Zeit in Einem Kopfe entſprungen, allzuviel von einander, als daß ſie einzeln und abgeſondert noch eben dieſelben bleiben könnten. Sollte er auch ſchon dabey entdecken, daß meine Regeln mit meiner Ausübung nicht allezeit übereinſtimmen: was iſt es mehr? Er weiß von ſelbſt, daß das Genie ſeinen Eigenſinn hat; daß es den Regeln ſelten mit Vorſatz folget; und daß dieſe ſeine wollüſtigen Auswüchſe zwar beſchneiden, aber nicht hemmen ſollen. Er prüfe alſo in den Fabeln ſeinen Geſchmack, und in den Abhandlungen meine Gründe. —

Ich wäre Willens mit allen übrigen Abtheilungen meiner Schriften, nach und nach, auf gleiche Weiſe zu verfahren. An Vorrath würde es mir auch nicht fehlen, den unnützen Abgang dabey zu erſetzen. Aber an Zeit, an Ruhe — — Nichts weiter! Dieſes Aber gehöret in keine Vorrede; und das Publicum danket es ſelten einem Schriftſteller, wenn er es auch in ſolchen Dingen zu ſeinem Vertrauten zu machen gedenkt. — So lange der Virtuoſe Anſchläge faſſet, Ideen ſammlet, wählet, ordnet, in Plane vertheilet: ſo lange genießt er die ſich ſelbſt belohnenden Wollüſte der Empfängniß. Aber ſo bald er einen Schritt weiter gehet, und Hand anleget, ſeine Schöpfung auch auſſer ſich darzuſtellen: ſogleich fangen die Schmerzen der Geburt an, welchen er ſich ſelten ohne alle Aufmunterung unterziehet. —

Eine Vorrede ſollte nichts enthalten, als die Geſchichte des Buchs. Die Geſchichte des meinigen war bald erzehlt, und ich müßte hier ſchlieſſen. Allein, da ich die Gelegenheit mit meinen Leſern zu ſprechen, ſo ſelten ergreiffe, ſo erlaube man mir, ſie einmal zu mißbrauchen. — (Ich bin gezwungen mich über einen bekannten Scribenten zu beklagen. Herr Duſch hat mich durch ſeine bevollmächtigte Freunde, ſeit geraumer Zeit, auf eine ſehr nichtswürdige Art mißhandeln laſſen. Ich meine mich, den Menſchen; denn daß es ſeiner ſiegreichen Critik gefallen hat, mich, den Schriftſteller, in die Pfanne zu hauen, das würde ich mit keinem Worte rügen. Die Urſache ſeiner Erbitterung ſind verſchiedene Critiken, die man in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, und in den Briefen die neueſte Litteratur betreffend, über ſeine Werke gemacht hat, und Er auf meine Rechnung ſchreibet. Ich habe ihn ſchon öffentlich von dem Gegentheile verſichern laſſen; die Verfaſſer der Bibliothek ſind auch nunmehr genugſam bekannt; und wenn dieſe, wie er ſelbſt behauptet, zugleich die Verfaſſer der Briefe ſind: ſo kann ich gar nicht begreiffen, warum er ſeinen Zorn an mir ausläßt. Vielleicht aber muß ein ehrlicher Mann, wie Er, wenn es ihn nicht tödten ſoll, ſich ſeiner Galle gegen einen Unſchuldigen entladen; und in dieſem Falle ſtehe ich ſeiner Kunſtrichterey, und dem Aberwitze ſeiner Freunde und ſeiner Freundinnen, gar gern noch ferner zu Dienſten, und wiederrufe meine Klage.)

Abhandlungen.

I.

Von dem Weſen der Fabel.

Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewiſſe Abſicht verbindet, heißt ſeine Fabel. So heißt die Erdichtung, welche er durch die Epopee, durch das Drama herrſchen läßt, die Fabel ſeiner Epopee, die Fabel ſeines Drama.

Von dieſen Fabeln iſt hier die Rede nicht. Mein Gegenſtand iſt die ſogenannte Aeſopiſche Fabel. Auch dieſe iſt eine Erdichtung; eine Erdichtung, die auf einen gewiſſen Zweck abzielet.

Man erlaube mir, gleich Anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu thun, um eine Anmerkung daraus herzuhohlen, auf die ſich eine gewiſſe Eintheilung der Aeſopiſchen

Fabel gründet, deren ich in der Folge zu oft gedenken werde, und die mir ſo bekannt nicht ſcheinet, daß ich ſie, auf gut Glück, bey meinen Leſern vorausſetzen dürfte.

Aeſopus machte die meiſten ſeiner Fabeln bey wirklichen Vorfällen. Seine Nachfolger haben ſich dergleichen Vorfälle meiſtens erdichtet, oder auch wohl an ganz und gar keinen Vorfall, ſondern bloß an dieſe oder jene allgemeine Wahrheit, bey Verfertigung der ihrigen, gedacht. Dieſe begnügten ſich folglich, die allgemeine Wahrheit, durch die erdichtete Geſchichte ihrer Fabel, erläutert zu haben; wenn jener noch über dieſes, die Aehnlichkeit ſeiner erdichteten Geſchichte mit dem gegenwärtigen wirklichen Vorfalle faßlich machen, und zeigen mußte, daß aus beyden, ſo wohl aus der erdichteten Geſchichte als dem wirklichen Vorfalle, ſich eben dieſelbe Wahrheit bereits ergebe, oder gewiß ergeben werde.

Und hieraus entſpringt die Eintheilung in einfache und zuſammengeſetzte Fabeln.

Einfach iſt die Fabel, wenn ich aus der erdichteten Begebenheit derſelben, bloß irgend eine allgemeine Wahrheit folgern laſſe. — „Man machte der Löwin den Vorwurf, daß ſie nur „ein Junges zur Welt brächte. Ja, ſprach ſie, nur eines; „aber einen Löwen*.“ — Die Wahrheit, welche in dieſer Fabel liegt, ὅτι τὸ καλὸν οὐκ ἐν πλήθει, ἀλλ᾽ ἀρετῇ, leuchtet ſogleich in die Augen; und die Fabel iſt einfach, wenn ich es bey dem Ausdrucke dieſes allgemeinen Satzes bewenden laſſe.

Zuſammengeſetzt hingegen iſt die Fabel, wenn die Wahrheit, die ſie uns anſchauend zu erkennen giebt, auf einen wirklich geſchehenen, oder doch, als wirklich geſchehen, angenommenen Fall, weiter angewendet wird. — „Ich mache, ſprach ein böhmiſcher Reimer zu dem Dichter, in einem Jahre ſieben Trau„erſpiele; aber du? In ſieben Jahren eines! Recht; nur eines! „verſetzte der Dichter; aber eine Athalie!“ — Man mache dieſes zur Anwendung der vorigen Fabel, und die Fabel wird zuſammengeſetzt. Denn ſie beſteht nunmehr gleichſam aus zwey Fabeln, aus zwey einzeln Fällen, in welchen beyden ich die Wahrheit eben deſſelben Lehrſatzes beſtätiget finde.

---

* Fabul. Aesop. 216. Edit. Hauptmannianae.

Dieſe Eintheilung aber — kaum brauche ich es zu erinnern — beruhet nicht auf einer weſentlichen Verſchiedenheit der Fabeln ſelbſt; ſondern bloß auf der verſchiednen Bearbeitung derſelben. Und aus dem Exempel ſchon hat man es erſehen, daß eben dieſelbe Fabel bald einfach, bald zuſammengeſetzt ſeyn kann. Bey dem Phädrus iſt die Fabel von dem kreiſſenden Berge, eine einfache Fabel.

— — — *Hoc ſcriptum eſt tibi,*
Qui magna cum minaris, extricas nihil.

Ein jeder, ohne Unterſchied, der groſſe und fürchterliche Anſtalten einer Nichtswürdigkeit wegen macht; der ſehr weit ausholt, um einen ſehr kleinen Sprung zu thun; jeder Prahler, jeder vielverſprechende Thor, von allen möglichen Arten, ſiehet hier ſein Bild! Bey unſerm Hagedorn aber, wird eben dieſelbe Fabel zu einer zuſammengeſetzten Fabel, indem er einen gebährenden ſchlechten Poeten zu dem beſondern Gegenbilde des kreiſſenden Berges macht.

Ihr Götter rettet! Menſchen flieht!
Ein ſchwangrer Berg beginnt zu kreiſſen,
Und wird itzt, eh man ſichs verſieht,
Mit Sand und Schollen um ſich ſchmeiſſen ꝛc.
— — — — — — —
Suffenus ſchwitzt und lermt und ſchäumt:
Nichts kann den hohen Eifer zähmen;
Er ſtampft, er knirſcht: warum? er reimt,
Und will itzt den Homer beſchämen ꝛc.
— — — — — — —
Allein gebt Acht, was kömmt heraus?
Hier ein Sonnet, dort eine Maus.

Dieſe Eintheilung alſo, von welcher die Lehrbücher der Dichtkunſt ein tiefes Stillſchweigen beobachten, ohngeachtet ihres mannichfaltigen Nutzens in der richtigern Beſtimmung verſchiedener Regeln: dieſe Eintheilung, ſage ich, vorausgeſetzt; will ich mich auf den Weg machen. Es iſt kein unbetretener Weg. Ich ſehe eine Menge Fußtapſen vor mir, die ich zum Theil unterſuchen muß, wenn ich überall ſichere Tritte zu thun gedenke. Und in dieſer Abſicht will ich ſogleich die vornehmſten Erklärungen prüfen, welche meine Vorgänger von der Fabel gegeben haben.

De la Motte.

Dieſer Mann, welcher nicht ſo wohl ein groſſes poetiſches Genie, als ein guter, aufgeklärter Kopf war, der ſich an mancherley wagen, und überall erträglich zu bleiben hoffen durfte, erklärt die Fabel durch eine unter die Allegorie einer Handlung verſteckte Lehre*.

Als ſich der Sohn des ſtolzen Tarquinius bey den Gabiern nunmehr feſt geſetzt hatte, ſchickte er heimlich einen Bothen an ſeinen Vater, und ließ ihn fragen, was er weiter thun ſolle? Der König, als der Bothe zu ihm kam, befand ſich eben auf dem Felde, hub ſeinen Stab auf, ſchlug den höchſten Mahnſtängeln die Häupter ab, und ſprach zu dem Bothen: Geh, und erzehle meinem Sohne, was ich itzt gethan habe! Der Sohn verſtand den ſtummen Befehl des Vaters, und ließ die Vornehmſten der Gabier hinrichten**. — Hier iſt eine allegoriſche Handlung; hier iſt eine unter die Allegorie dieſer Handlung verſteckte Lehre: aber iſt hier eine Fabel? Kann man ſagen, daß Tarquinius ſeine Meinung dem Sohne durch eine Fabel habe wiſſen laſſen? Gewiß nicht!

Jener Vater, der ſeinen uneinigen Söhnen die Vortheile der Eintracht an einem Bündel Ruthen zeigte, das ſich nicht anders als ſtückweiſe zerbrechen laſſe, machte der eine Fabel***?

Aber wenn eben derſelbe Vater ſeinen uneinigen Söhnen erzählt hätte, wie glücklich drey Stiere, ſo lange ſie einig waren, den Löwen von ſich abhielten, und wie bald ſie des Löwen Raub wurden, als Zwietracht unter ſie kam, und jeder ſich ſeine eigene Weide ſuchte†: alsdenn hätte doch der Vater ſeinen Söhnen ihr Beſtes in einer Fabel gezeigt? Die Sache iſt klar.

Folglich iſt es eben ſo klar, daß die Fabel nicht bloß eine allegoriſche Handlung, ſondern die Erzehlung einer ſolchen

---

[*] La Fable eſt une inſtruction déguiſée ſous l'allegorie d'une action. *Diſcours ſur la fable.*

[**] Florus. lib. I. cap. 7.

[***] Fabul. Aeſop. 171.

[†] Fab. Aeſop. 297.

Handlung ſeyn kann. Und dieſes iſt das erſte, was ich wider die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Aber was will er mit ſeiner Allegorie? — Ein ſo fremdes Wort, womit nur wenige einen beſtimmten Begriff verbinden, ſollte überhaupt aus einer guten Erklärung verbannt ſeyn. — Und wie, wenn es hier gar nicht einmal an ſeiner Stelle ſtünde? Wenn es nicht wahr wäre, daß die Handlung der Fabel an ſich ſelbſt allegoriſch ſey? Und wenn ſie es höchſtens unter gewiſſen Umſtänden nur werden könnte?

Quintilian lehret: Ἀλληγορία, quam Inverſionem interpretantur, aliud verbis, aliud ſenſu oſtendit, ac etiam interim contrarium*. Die Allegorie ſagt das nicht, was ſie nach den Worten zu ſagen ſcheinet, ſondern etwas anders. Die neuern Lehrer der Rhetorik erinnern, daß dieſes etwas andere auf etwas anderes ähnliches einzuſchränken ſey, weil ſonſt auch jede Ironie eine Allegorie ſeyn würde**. Die letztern Worte des Quintilians, ac etiam interim contrarium, ſind ihnen hierinn zwar offenbar zuwider: aber es mag ſeyn.

Die Allegorie ſagt alſo nicht, was ſie den Worten nach zu ſagen ſcheinet, ſondern etwas ähnliches. Und die Handlung der Fabel, wenn ſie allegoriſch ſeyn ſoll, muß das auch nicht ſagen, was ſie zu ſagen ſcheinet, ſondern nur etwas ähnliches?

Wir wollen ſehen! — „Der Schwächere wird gemeiniglich ein Raub des Mächtigern.“ Das iſt ein allgemeiner Satz, bey welchem ich mir eine Reihe von Dingen gedenke, deren eines immer ſtärker iſt als das andere; die ſich alſo, nach der Folge ihrer verſchiednen Stärke, unter einander aufreiben können. Eine Reihe von Dingen! Wer wird lange und gern den öden Begriff eines Dinges denken, ohne auf dieſes oder jenes beſondere Ding zu fallen, deſſen Eigenſchaften ihm ein deutliches Bild gewähren? Ich will alſo auch hier, anſtatt dieſer Reihe von unbeſtimmten Dingen, eine Reihe beſtimmter, wirklicher Dinge annehmen. Ich könnte mir in der Geſchichte

---

[*] Quinctilianus lib. VIII. cap. 6.

[**] Allegoria dicitur, quia ἄλλο μὲν ἀγορεύει, ἄλλο δὲ νοεῖ. Et illud ἄλλο reſtringi debet ad aliud ſimile, alias etiam omnis Ironia Allegoria eſſet. *Voſſius Inſt. Orat. libr. III.*

eine Reihe von Staaten oder Königen ſuchen; aber wie viele ſind in der Geſchichte ſo bewandert, daß ſie, ſo bald ich meine Staaten oder Könige nur nennte, ſich der Verhältniſſe, in welchen ſie gegen einander an Größe und Macht geſtanden, erinnern könnten? Ich würde meinen Satz nur wenigen faßlicher gemacht haben; und ich möchte ihn gern allen ſo faßlich, als möglich, machen. Ich falle auf die Thiere; und warum ſollte ich nicht eine Reihe von Thieren wählen dürfen; beſonders wenn es allgemein bekannte Thiere wären? Ein Auerhahn — ein Marder — ein Fuchs — ein Wolf — Wir kennen dieſe Thiere; wir dürfen ſie nur nennen hören, um ſogleich zu wiſſen, welches das ſtärkere oder das ſchwächere iſt. Nunmehr heißt mein Satz: der Marder frißt den Auerhahn; der Fuchs den Marder; den Fuchs der Wolf. Er frißt? Er frißt vielleicht auch nicht. Das iſt mir noch nicht gewiß genug. Ich ſage alſo: er fraß. Und ſiehe, mein Satz iſt zur Fabel geworden!

Ein Marder fraß den Auerhahn;
Den Marder würgt ein Fuchs; den Fuchs des Wolfes Zahn*.

Was kann ich nun ſagen, daß in dieſer Fabel für eine Allegorie liege? Der Auerhahn, der Schwächſte; der Marder, der Schwache; der Fuchs, der Starke; der Wolf der Stärkſte. Was hat der Auerhahn mit dem Schwächſten, der Marder mit dem Schwachen, u. ſ. w. hier ähnliches? Aehnliches! Gleichet hier bloß der Fuchs dem Starken, und der Wolf dem Stärkſten; oder iſt jener hier der Starke, ſo wie dieſer der Stärkſte? Er iſt es. — Kurz; es heißt die Worte auf eine kindiſche Art mißbrauchen, wenn man ſagt, daß das Beſondere mit ſeinem Allgemeinen, das Einzelne mit ſeiner Art, die Art mit ihrem Geſchlechte eine Aehnlichkeit habe. Iſt dieſer Windhund, einem Windhunde überhaupt, und ein Windhund überhaupt, einem Hunde ähnlich? Eine lächerliche Frage! — Findet ſich nun aber unter den beſtimmten Subjecten der Fabel, und den allgemeinen Subjecten ihres Satzes keine Aehnlichkeit, ſo kann auch keine Allegorie unter ihnen Statt haben. Und das Nehmliche läßt ſich auf die nehmliche Art von den beyderſeitigen Prädicaten erweiſen.

---

* von Hagedorn; Fabeln und Erzehlungen, erſtes Buch. S. 77.

Vielleicht aber meinet jemand, daß die Allegorie hier nicht auf der Aehnlichkeit zwiſchen den beſtimmten Subjecten oder Prädicaten der Fabel und den allgemeinen Subjecten oder Prädicaten des Satzes, ſondern auf der Aehnlichkeit der Arten, wie ich ebendieſelbe Wahrheit, itzt durch die Bilder der Fabel, und itzt vermittelſt der Worte des Satzes erkenne, beruhe. Doch das iſt ſo viel, als nichts. Denn käme hier die Art der Erkenntniß in Betrachtung, und wollte man bloß wegen der anſchauenden Erkenntniß, die ich vermittelſt der Handlung der Fabel von dieſer oder jener Wahrheit erhalte, die Handlung allegoriſch nennen: ſo würde in allen Fabeln ebendieſelbe Allegorie ſeyn, welches doch niemand ſagen will, der mit dieſem Worte nur einigen Begriff verbindet.

Ich befürchte, daß ich von einer ſo klaren Sache viel zu viel Worte mache. Ich faſſe daher alles zuſammen und ſage: die Fabel, als eine einfache Fabel, kann unmöglich allegoriſch ſeyn.

Man erinnere ſich aber meiner obigen Anmerkung, nach welcher eine jede einfache Fabel auch eine zuſammengeſetzte werden kann. Wie wann ſie alsdenn allegoriſch würde? Und ſo iſt es. Denn in der zuſammengeſetzten Fabel wird ein beſonderes gegen das andre gehalten; zwiſchen zwey oder mehr Beſondern, die unter eben demſelben Allgemeinen begriffen ſind, iſt die Aehnlichkeit unwiderſprechlich, und die Allegorie kann folglich Statt finden. Nur muß man nicht ſagen, daß die Allegorie zwiſchen der Fabel und dem moraliſchen Satze ſich befinde. Sie befindet ſich zwiſchen der Fabel und dem wirklichen Falle, der zu der Fabel Gelegenheit gegeben hat, in ſo fern ſich aus beyden ebendieſelbe Wahrheit ergiebt. — Die bekannte Fabel vom Pferde, das ſich von dem Manne den Zaum anlegen ließ, und ihn auf ſeinen Rücken nahm, damit er ihm nur in ſeiner Rache, die es an dem Hirſche nehmen wollte, behülflich wäre: dieſe Fabel ſage ich, iſt in ſo fern nicht allegoriſch, als ich mit dem Phädrus* bloß die allgemeine Wahrheit daraus ziehe:

Impune potius lædi, quam dedi alteri.

---

* Lib. IV. fab. 3.

Bey der Gelegenheit nur, bey welcher ſie ihr Erfinder Steſichorus erzehlte, ward ſie es. Er erzehlte ſie nehmlich, als die Himerenſer den Phalaris zum oberſten Befehlshaber ihrer Kriegsvölker gemacht hatten, und ihm noch dazu eine Leibwache geben wollten. „O ihr Himerenſer, rief er, die ihr ſo feſt „entſchloſſen ſeyd, euch an euren Feinden zu rächen; nehmet „euch wohl in Acht, oder es wird euch wie dieſem Pferde „ergehen! Den Zaum habt ihr euch bereits anlegen laſſen, indem ihr den Phalaris zu eurem Heerführer mit unumſchränkter Gewalt, ernannt. Wollt ihr ihm nun gar eine Leibwache „geben, wollt ihr ihn aufſitzen laſſen, ſo iſt es vollends um „eure Freyheit gethan.“[*] — Alles wird hier allegoriſch! Aber einzig und allein dadurch, daß das Pferd, hier nicht auf jeden Beleidigten, ſondern auf die beleidigten Himerenſer; der Hirſch nicht auf jeden Beleidiger, ſondern auf die Feinde der Himerenſer; der Mann nicht auf jeden liſtigen Unterdrücker, ſondern auf den Phalaris; die Anlegung des Zaums nicht auf jeden erſten Eingriff in die Rechte der Freyheit, ſondern auf die Ernennung des Phalaris zum unumſchränkten Heerführer; und das Aufſitzen endlich, nicht auf jeden letzten tödlichen Stoß, welcher der Freyheit beygebracht wird, ſondern auf die dem Phalaris zu bewilligende Leibwache, gezogen und angewandt wird.

Was folgt nun aus alle dem? Dieſes: da die Fabel nur alsdenn allegoriſch wird, wenn ich dem erdichteten einzeln Falle, den ſie enthält, einen andern ähnlichen Fall, der ſich wirklich zugetragen hat, entgegen ſtelle; da ſie es nicht an und für ſich ſelbſt iſt, in ſo fern ſie eine allgemeine moraliſche Lehre enthält: ſo gehöret das Wort Allegorie gar nicht in die Erklärung derſelben. — Dieſes iſt das zweyte, was ich gegen die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Und man glaube ja nicht, daß ich es bloß als ein müſſiges, überflüſſiges Wort daraus verdrengen will. Es iſt hier, wo es ſteht, ein höchſt ſchädliches Wort, dem wir vielleicht eine Menge ſchlechter Fabeln zu danken haben. Man begnüge ſich nur, die Fabel, in Anſehung des allgemeinen Lehrſatzes, bloß allegoriſch zu machen; und man kann ſicher glauben, eine ſchlechte Fabel gemacht zu haben. Iſt aber eine ſchlechte Fabel eine Fabel? — Ein Exempel wird die Sache in ihr völliges Licht ſetzen. Ich wehle ein altes, um ohne Mißgunſt Recht haben zu können. Die Fabel nehmlich von dem **Mann** und dem Satyr. „Der **Mann** bläſet in ſeine kalte Hand, „um ſeine Hand zu wärmen; und bläſet in ſeinen heiſſen Brey, „um ſeinen Brey zu kühlen. Was? ſagt der Satyr; du bläſeſt aus einem Munde Warm und Kalt? Geh, mit dir mag „ich nichts zu thun haben!*" — Dieſe Fabel ſoll lehren, ὅτι δεῖ φεύγειν ἡμᾶς τὰς φιλίας, ὧν ἀμφίβολος ἐστιν ἡ διάθεσις; die Freundſchaft aller Zweyzüngler, aller Doppelleute, aller Falſchen zu fliehen. Lehrt ſie das? Ich bin nicht der erſte der es leugnet, und die Fabel für ſchlecht ausgiebt. Richer** ſagt, ſie ſündige wider die Richtigkeit der Allegorie; ihre Moral ſey weiter nichts als eine Anſpielung, und gründe ſich auf eine bloſſe Zweydeutigkeit. Richer hat richtig empfunden, aber ſeine Empfindung falſch ausgedrückt. Der Fehler liegt nicht ſowohl darinn, daß die Allegorie nicht richtig genug iſt, ſondern darinn, daß es weiter nichts als eine Allegorie iſt. Anſtatt daß die Handlung des **Mannes**, die dem Satyr ſo anſtößig ſcheinet, unter dem allgemeinen Subjecte des Lehrſatzes wirklich begriffen ſeyn ſollte, iſt ſie ihm bloß ähnlich. Der **Mann** ſollte ſich eines wirklichen Widerſpruchs ſchuldig machen; und der Widerſpruch iſt nur anſcheinend. Die Lehre warnet uns vor Leuten, die von ebenderſelben Sache ja und nein ſagen, die ebendaſſelbe Ding loben und tadeln: und die Fabel zeiget uns einen **Mann**, der ſeinen Athem gegen verſchiedene Dinge verſchieden braucht; der auf ganz etwas anders itzt ſeinen Athem warm haucht, und auf ganz etwas anders ihn itzt kalt bläſet.

---

[*] Ariſtoteles Rhetor. lib. II. cap. 20.

Endlich, was läßt ſich nicht alles allegoriſiren! Man nenne mir das abgeſchmackte Mährchen, in welches ich durch die Allegorie nicht einen moraliſchen Sinn ſollte legen können! — „Die

---

[*] Fab. Aesop. 126.

[**] — — contre la justesse de l'allegorie. — — La morale n'est qu'une allusion, & n'est fondée que sur un jeu de mots équivoques. *Fables nouvelles, Preface*, p. 10.

„Mitknechte des Aeſopus gelüſtet nach den trefflichen Feigen „ihres Herrn. Sie eſſen ſie auf, und als es zur Nachfrage „kömmt, ſoll es der gute Aeſop gethan haben. Sich zu rechtfertigen, trinket Aeſop in groſſer Menge laues Waſſer; und „ſeine Mitknechte müſſen ein gleiches thun. Das laue Waſſer „hat ſeine Wirkung, und die Näſcher ſind entdeckt.“ — — Was lehrt uns dieſes Hiſtörchen? Eigentlich wohl weiter nichts, als daß laues Waſſer, in groſſer Menge getrunken, zu einem Brechmittel werde? Und doch machte jener perſiche Dichter* einen weit edlern Gebrauch davon. „Wenn man euch,“ ſpricht er, „an jenem groſſen Tage des Gerichts, von dieſem warmen „und ſiedenden Waſſer wird zu trinken geben: alsdenn wird „alles an den Tag kommen, was ihr mit ſo vieler Sorgfalt „vor den Augen der Welt verborgen gehalten; und der Heuchler, den hier ſeine Verſtellung zu einem ehrwürdigen Manne „gemacht hatte, wird mit Schande und Verwirrung überhäuft „daſtehen!“ — Vortrefflich!

Ich habe nun noch eine Kleinigkeit an der Erklärung des de la Motte auszuſetzen. Das Wort Lehre (inſtruction) iſt zu unbeſtimmt und allgemein. Iſt jeder Zug aus der Mythologie, der auf eine phyſiſche Wahrheit anſpielet, oder in den ein tiefſinniger Baco wohl gar eine tranſcendentaliſche Lehre zu legen weis, eine Fabel? Oder wenn der ſeltſame Holberg erzehlet: „Die Mutter des Teufels übergab ihm einsmals vier Ziegen, „um ſie in ihrer Abweſenheit zu bewachen. Aber dieſe machten „ihm ſo viel zu thun, daß er ſie mit aller ſeiner Kunſt und „Geſchicklichkeit nicht in der Zucht halten konnte. Diesfalls „ſagte er zu ſeiner Mutter nach ihrer Zurückkunſt: Liebe Mutter, hier ſind eure Ziegen! Ich will lieber eine ganze Compagnie Reuter bewachen, als eine einzige Ziege.“ — Hat Holberg eine Fabel erzehlet? Wenigſtens iſt eine Lehre in dieſem Dinge. Denn er ſetzet ſelbſt mit ausdrücklichen Worten dazu:

---

* *Herbelot Bibl. Orient.* p. 516. Lorsque l'on vous donnera à boire de cette eau chaude & brulante, dans la queſtion du Jugement dernier, tout ce que vous avez caché avec tant de ſoin, paroitra aux yeux de tout le monde, & celui qui aura acquis de l'eſtime par ſon hypocriſie & par ſon deguiſement, ſera pour lors couvert de honte et de confuſion.

„Dieſe Fabel zeiget, daß keine Kreatur weniger in der Zucht zu „halten iſt, als eine Ziege*.“ — Eine wichtige Wahrheit! Niemand hat die Fabel ſchändlicher gemißhandelt, als dieſer Holberg! — Und es mißhandelt ſie jeder, der eine andere als moraliſche Lehre darinn vorzutragen, ſich einfallen läßt.

Richer.

Richer iſt ein andrer franzöſiſcher Fabuliſt, der ein wenig beſſer erzehlet als de la Motte, in Anſehung der Erfindung aber, weit unter ihm ſtehet. Auch dieſer hat uns ſeine Gedanken über dieſe Dichtungsart nicht vorenthalten wollen, und erklärt die Fabel durch ein kleines Gedicht, das irgend eine unter einem allegoriſchen Bilde verſteckte Regel enthalte**.

Richer hat die Erklärung des de la Motte offenbar vor Augen gehabt. Und vielleicht hat er ſie gar verbeſſern wollen. Aber das iſt ihm ſehr ſchlecht gelungen.

Ein kleines Gedicht? (Poëme) — Wenn Richer das Weſen eines Gedichts in die bloſſe Fiction ſetzet: ſo bin ich es zufrieden, daß er die Fabel ein Gedicht nennet. Wenn er aber auch die poetiſche Sprache und ein gewiſſes Sylbenmaaß, als nothwendige Eigenſchaften eines Gedichtes betrachtet: ſo kann ich ſeiner Meinung nicht ſeyn. — Ich werde mich weiter unten hierüber ausführlicher erklären.

Eine Regel? (Precepte) — Dieſes Wort iſt nichts beſtimmter, als das Wort Lehre des de la Motte. Alle Künſte, alle Wiſſenſchaften haben Regeln, haben Vorſchriften. Die Fabel aber ſtehet einzig und allein der Moral zu. Von einer andern Seite hingegen betrachtet, iſt Regel oder Vorſchrift hier ſo gar noch ſchlechter als Lehre; weil man unter Regel und Vorſchrift eigentlich nur ſolche Sätze verſtehet, die unmittelbar auf die Beſtimmung unſers Thuns und Laſſens gehen. Von dieſer Art aber ſind nicht alle moraliſche Lehrſätze der Fabel. Ein groſſer Theil derſelben ſind Erfahrungsſätze, die uns nicht ſowohl von dem, was geſchehen ſollte, als vielmehr von dem, was wirklich geſchiehet, unterrichten. Iſt die Sentenz:

---

* Moraliſche Fabeln des Baron von Holbergs S. 103.

** La Fable eſt un petit Poëme qui contient un precepte caché ſous une image allegorique. *Fables nouvelles Preface p. 9.*

In principatu commutando civium
Nil praeter domini nomen mutant pauperes;

eine Regel, eine Vorſchrift? Und gleichwohl iſt ſie das Reſultat einer von den ſchönſten Fabeln des Phädrus*. Es iſt zwar wahr, aus jedem ſolchen Erfahrungsſatze können leicht eigentliche Vorſchriften und Regeln gezogen werden. Aber was in dem fruchtbaren Satze liegt, das liegt nicht darum auch in der Fabel. Und was müßte das für eine Fabel ſeyn, in welcher ich den Satz mit allen ſeinen Folgerungen auf einmal, anſchauend erkennen ſollte?

Unter einem allegoriſchen Bilde? — Ueber das Allegoriſche habe ich mich bereits erkläret. Aber Bild! (Image) Unmöglich kann Richer dieſes Wort mit Bedacht gewählt haben. Hat er es vielleicht nur ergriffen, um vom de la Motte lieber auf Gerathewohl abzugehen, als nach ihm Recht zu haben? — Ein Bild heißt überhaupt jede ſinnliche Vorſtellung eines Dinges nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht mehrere, oder gar alle mögliche Veränderungen, deren das Ding fähig iſt, ſondern allein die, in der es ſich in einem und ebendemſelben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich alſo zwar wohl eine moraliſche Wahrheit erkennen, aber es iſt darum noch keine Fabel. Der mitten im Waſſer dürſtende Tantalus iſt ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeiget, man könne auch bey dem größten Ueberfluſſe darben. Aber iſt dieſes Bild deswegen eine Fabel? So auch folgendes kleine Gedicht:

Curſu veloci pendens in novacula,
Calvus, comoſa fronte, nudo corpore,
Quem ſi occuparis, teneas; elapſum ſemel
Non ipſe poſſit Jupiter reprehendere;
Occaſionem rerum ſignificat brevem.
Effectus impediret ne ſegnis mora,
Finxere antiqui talem effigiem temporis.

Wer wird dieſe Zeilen für eine Fabel erkennen, ob ſie ſchon Phädrus als eine ſolche unter ſeinen Fabeln mit unterlaufen läßt?* Ein jedes Gleichniß, ein jedes Emblema würde eine Fabel ſeyn, wenn ſie nicht eine Mannigfaltigkeit von Bildern, und zwar zu Einem Zwecke übereinſtimmenden Bildern; wenn ſie, mit einem Worte, nicht das nothwendig erforderte, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken.

---

* Lib. I. Fab. 15.

Eine Handlung nenne ich, eine Folge von Veränderungen, die zuſammen Ein Ganzes ausmachen.

Dieſe Einheit des Ganzen beruhet auf der Uebereinſtimmung aller Theile zu einem Endzwecke.

Der Endzweck der Fabel, das, wofür die Fabel erfunden wird, iſt der moraliſche Lehrſatz.

Folglich hat die Fabel eine Handlung, wenn das, was ſie erzehlt, eine Folge von Veränderungen iſt, und jede dieſer Veränderungen etwas dazu beyträgt, die einzeln Begriffe, aus welchen der moraliſche Lehrſatz beſtehet, anſchauend erkennen zu laſſen.

Was die Fabel erzehlt, muß eine Folge von Veränderungen ſeyn. Eine Veränderung, oder auch mehrere Veränderungen, die nur neben einander beſtehen, und nicht auf einander folgen, wollen zur Fabel nicht zureichen. Und ich kann es für eine untriegliche Probe ausgeben, daß eine Fabel ſchlecht iſt, daß ſie den Namen der Fabel gar nicht verdienet, wenn ihre vermeinte Handlung ſich ganz mahlen läßt. Sie enthält alsdenn ein bloſſes Bild, und der Mahler hat keine Fabel, ſondern ein Emblema gemahlt. — „Ein Fiſcher, indem er ſein „Netz aus dem Meere zog, blieb der gröſſern Fiſche, die ſich „darinn gefangen hatten, zwar habhaft, die kleinſten aber „ſchlupften durch das Netz durch, und gelangten glücklich wieder „ins Waſſer." — Dieſe Erzehlung befindet ſich unter den Aeſopiſchen Fabeln**, aber ſie iſt keine Fabel; wenigſtens eine ſehr mittelmäſſige. Sie hat keine Handlung, ſie enthält ein bloſſes einzelnes Factum, das ſich ganz mahlen läßt; und wenn ich dieſes einzelne Factum, dieſes Zurückbleiben der gröſſern und dieſes Durchſchlupfen der kleinen Fiſche, auch mit noch ſo viel andern Umſtänden erweiterte, ſo würde doch in ihm allein, und nicht in den andern Umſtänden zugleich mit, der moraliſche Lehrſatz liegen.

---

* Libr. V. Fab. 8.

** Fab. Aesop. 126.

Doch nicht genug, daß das, was die Fabel erzehlt, eine Folge von Veränderungen iſt; alle dieſe Veränderungen müſſen zuſammen nur einen einzigen anſchauenden Begriff in mir erwecken. Erwecken ſie deren mehrere, liegt mehr als ein moraliſcher Lehrſatz in der vermeinten Fabel, ſo fehlt der Handlung ihre Einheit, ſo fehlt ihr das, was ſie eigentlich zur Handlung macht, und ſie kann, richtig zu ſprechen, keine Handlung, ſondern muß eine Begebenheit heiſſen. — Ein Exempel:

Lucernam fur accendit ex ara Jovis,
Ipſumque compilavit ad lumen ſuum:
Onuſtus qui ſacrilegio cum diſcederet,
Repente vocem ſancta miſit Religio:
Malorum quamvis iſta fuerint munera,
Mihique inviſa, ut non offendar ſubripi;
Tamen, ſceleſte, ſpiritu culpam lues,
Olim cum adſcriptus venerit pœnæ dies.
Sed ne ignis noſter facinori prælucеat,
Per quem verendos excolit pietas Deos,
Veto eſſe tale luminis commercium.
Ita hodie, nec lucernam de flamma Deûm
Nec de lucerna fas eſt accendi ſacrum.

Was hat man hier geleſen? Ein Hiſtörchen; aber keine Fabel. Ein Hiſtörchen trägt ſich zu; eine Fabel wird erdichtet. Von der Fabel alſo muß ſich ein Grund angeben laſſen, warum ſie erdichtet worden; da ich den Grund, warum ſich jenes zugetragen, weder zu wiſſen noch anzugeben gehalten bin. Was wäre nun der Grund, warum dieſe Fabel erdichtet worden, wenn es anders eine Fabel wäre? Recht billig zu urtheilen, könnte es kein andrer als dieſer ſeyn: der Dichter habe einen wahrſcheinlichen Anlaß zu dem doppelten Verbote, weder von dem heiligen Feuer ein gemeines Licht, noch von einem gemeinen Lichte das heilige Feuer anzuzünden, erzehlen wollen. Aber wäre das eine moraliſche Abſicht, dergleichen der Fabuliſt doch nothwendig haben ſoll? Zur Noth könnte zwar dieſes einzelne Verbot zu einem Bilde des allgemeinen Verbots dienen, daß das

Heilige mit dem Unheiligen, das Gute mit dem Böſen in keiner Gemeinſchaft ſtehen ſoll. Aber was tragen alsdenn die übrigen Theile der Erzehlung zu dieſem Bilde bey? Zu dieſem gar nichts; ſondern ein jeder iſt vielmehr das Bild, der einzelne Fall einer ganz andern allgemeinen Wahrheit. Der Dichter hat es ſelbſt empfunden, und hat ſich aus der Verlegenheit, welche Lehre er allein daraus ziehen ſolle, nicht beſſer zu reiſſen gewußt, als wenn er deren ſo viele daraus zöge, als ſich nur immer ziehen lieſſen. Denn er ſchließt:

Quot res contineat hoc argumentum utiles,
Non explicabit alius, quam qui repperit.
Significat primo, ſæpe, quos ipſe alueris,
Tibi inveniri maxime contrarios.
Secundo oſtendit, ſcelera non ira Deûm,
Fatorum dicto ſed puniri tempore.
Noviſſime interdicit, ne cum malefico
Uſum bonus conſociet ullius rei.

Eine elende Fabel, wenn niemand anders als ihr Erfinder es erklären kann, wie viel nützliche Dinge ſie enthalte! Wir hätten an einem genug! — Kaum ſollte man es glauben, daß einer von den Alten, einer von dieſen groſſen Meiſtern in der Einfalt ihrer Plane, uns dieſes Hiſtörchen für eine Fabel[*] verkaufen können.

Breitinger.

Ich würde von dieſem groſſen Kunſtrichter nur wenig gelernt haben, wenn er in meinen Gedanken noch überall Recht hätte. — Er giebt uns aber eine doppelte Erklärung von der Fabel[**]. Die eine hat er von dem de la Motte entlehnet; und die andere iſt ihm ganz eigen.

Nach jener verſteht er unter der Fabel, eine unter der wohlgerathenen Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweiſung. — Der klare, überſetzte de la Motte! Und der ein wenig gewäſſerte: könnte man noch dazuſetzen. Denn was ſollen die Beywörter: wohlgerathene Allegorie; ähnliche Handlung? Sie ſind höchſt überflüſſig.

---

[*] Phaedrus libr. IV. Fab. 11.

[**] Der Critiſchen Dichtkunſt, erſten Bandes ſiebender Abſchnitt, S. 191.

Doch ich habe eine andere wichtigere Anmerkung auf ihn verſparet. Richer ſagt: die Lehre ſolle unter dem allegoriſchen Bilde verſteckt (caché) ſeyn. Verſteckt! welch ein unſchickliches Wort! In manchem Räthſel ſind Wahrheiten, in den Pythagoriſchen Denkſprüchen ſind moraliſche Lehren verſteckt; aber in keiner Fabel. Die Klarheit, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Lehre aus allen Theilen einer guten Fabel auf einmal hervor ſtrahlet, hätte durch ein ander Wort, als durch das ganz widerſprechende verſteckt, ausgedrückt zu werden verdienet. Sein Vorgänger de la Motte hatte ſich um ein gut Theil feiner erklärt; er ſagt doch nur, verkleidet (deguiſé). Aber auch verkleidet iſt noch viel zu unrichtig, weil auch verkleidet den Nebenbegriff einer mühſamen Erkennung mit ſich führet. Und es muß gar keine Mühe koſten, die Lehre in der Fabel zu erkennen; es müßte vielmehr, wenn ich ſo reden darf, Mühe und Zwang koſten, ſie darinn nicht zu erkennen. Aufs höchſte würde ſich dieſes verkleidet nur in Anſehung der zuſammengeſetzten Fabel entſchuldigen laſſen. In Anſehung der einfachen iſt es durchaus nicht zu dulden. Von zwey ähnlichen einzeln Fällen kann zwar einer durch den andern ausgedrückt, einer in den andern verkleidet werden; aber wie man das Allgemeine in das Beſondere verkleiden könne, das begreife ich ganz und gar nicht. Wollte man mit aller Gewalt ein ähnliches Wort hier brauchen, ſo müßte es anſtatt verkleiden wenigſtens einkleiden heiſſen.

Von einem deutſchen Kunſtrichter hätte ich überhaupt dergleichen figürliche Wörter in einer Erklärung nicht erwartet. Ein Breitinger hätte es den ſchön vernünftelnden Franzoſen überlaſſen ſollen, ſich damit aus dem Handel zu wickeln; und ihm würde es ſehr wohl angeſtanden haben, wenn er uns mit den trocknen Worten der Schule belehrt hätte, daß die moraliſche Lehre in die Handlung weder verſteckt noch verkleidet, ſondern durch ſie der anſchauenden Erkenntniß fähig gemacht werde. Ihm würde es erlaubt geweſen ſeyn, uns von der Natur dieſer auch der roheſten Seele zukommenden Erkenntniß, von der mit ihr verknüpften ſchnellen Ueberzeugung, von ihrem daraus entſpringenden mächtigen Einfluſſe auf den Willen, das Nöthige zu lehren. Eine Materie, die durch den ganzen ſpeculatiriſchen Theil der Dichtkunſt von dem größten Nutzen iſt, und von unſerm **Weltweiſen** ſchon gnugſam erläutert war[*] — Was **Breitinger** aber damals unterlaſſen, das iſt mir, itzt nachzuhohlen, nicht mehr erlaubt. Die philoſophiſche Sprache iſt ſeit dem unter uns ſo bekannt geworden, daß ich mich der Wörter anſchauen, anſchauender Erkenntniß, gleich von Anfange als ſolcher Wörter ohne Bedenken habe bedienen dürfen, mit welchen nur wenige nicht einerley Begriff verbinden.

Ich käme zu der zweyten Erklärung, die uns **Breitinger** von der Fabel giebt. Doch ich bedenke daß ich dieſe bequemer an einem andern Orte werde unterſuchen können. — Ich verlaſſe ihn alſo.

Batteux.

Batteux erkläret die Fabel kurz weg durch die Erzehlung einer allegoriſchen Handlung[**]. Weil er es zum Weſen der Allegorie macht, daß ſie eine Lehre oder Wahrheit verberge, ſo hat er ohne Zweifel geglaubt, des moraliſchen Satzes, der in der Fabel zum Grunde liegt, in ihrer Erklärung gar nicht erwähnen zu dürfen. Man ſiehet ſogleich, was von meinen bisherigen Anmerkungen, auch wider dieſe Erklärung anzuwenden iſt. Ich will mich daher nicht wiederhohlen, ſondern bloß die fernere Erklärung, welche **Batteux** von der Handlung giebt, unterſuchen.

„Eine Handlung, ſagt **Batteux**, iſt eine Unternehmung, die „mit Wahl und Abſicht geſchiehet. — Die Handlung ſetzet, „auſſer dem Leben und der Wirkſamkeit, auch Wahl und Endzweck voraus, und kömmt nur vernünftigen Weſen zu.“

Wenn dieſe Erklärung ihre Richtigkeit hat, ſo mögen wir nur neun Zehntheile von allen exiſtirenden Fabeln ausſtreichen. Aeſopus ſelbſt wird alsdann, deren kaum zwey oder drey gemacht haben, welche die Probe halten. — „Zwey Hähne kämpfen mit einander. Der Beſiegte verkriecht ſich. Der Sieger fliegt auf das Dach, ſchlägt ſtolz mit den Flügeln und krähet. Plötzlich ſchießt ein Adler auf den Sieger herab, und zerfleiſcht ihn[*].“ — Ich habe das allezeit für eine ſehr glückliche Fabel gehalten; und doch fehlt ihr, nach dem Batteux, die Handlung. Denn wo iſt hier eine Unternehmung, die mit Wahl und Abſicht geſchähe? — „Der Hirſch betrachtet ſich in einer ſpiegelnden Quelle; er ſchämt ſich ſeiner dürren Läufte, und freuet ſich ſeines ſtolzen Geweihes. Aber nicht lange! Hinter ihm ertönet die Jagd; ſeine dürren Läufte bringen ihn glücklich ins Gehölze; da verſtrickt ihn ſein ſtolzes Geweih; er wird erreicht[**].“ — Auch hier ſehe ich keine Unternehmung, keine Abſicht. Die Jagd iſt zwar eine Unternehmung, und der fliehende Hirſch hat die Abſicht ſich zu retten; aber beyde Umſtände gehören eigentlich nicht zur Fabel, weil man ſie, ohne Nachtheil derſelben, weglaſſen und verändern kann. Und dennoch fehlt es ihr nicht an Handlung. Denn die Handlung liegt in dem falſch befundenen Urtheile des Hirſches. Der Hirſch urtheilet falſch; und lernet gleich darauf aus der Erfahrung, daß er falſch geurtheilet habe. Hier iſt alſo eine Folge von Veränderungen, die einen einzigen anſchauenden Begriff in mir erwecken. — Und das iſt meine obige Erklärung der Handlung, von der ich glaube, daß ſie auf alle gute Fabeln paſſen wird.

---

[*] Ich kann meine Verwunderung nicht bergen, daß Herr **Breitinger** das, was **Wolf** ſchon damals von der Fabel gelehret hatte, auch nicht im geringſten gekannt zu haben ſcheinet. Wolfii Philosophiae practicae universalis Pars posterior §. 302-323. Dieſer Theil erſchien 1734, und die Breitingerſche Dichtkunſt erſt das Jahr darauf.

[**] Principes de Litterature, Tome II. I. Partie p. V. L'Apologue est le recit d'une action allegorique &c.

Giebt es aber doch wohl Kunſtrichter, welche einen noch engern, und zwar ſo materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß ſie nirgends Handlung ſehen, als wo die Körper ſo thätig ſind, daß ſie eine gewiſſe Veränderung des Raumes erfordern. Sie finden in keinem Trauerſpiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füſſen fällt, die Prinzeſſin ohnmächtig wird, die Helden ſich balgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs ſpringt, der Wolf zerreiſſet, und der Froſch die Maus ſich an das Bein bindet. Es hat ihnen nie beyfallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenſchaften, jede Folge von verſchiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung ſeyn; vielleicht weil ſie viel zu mechaniſch denken und fühlen, als daß ſie ſich irgend einer Thätigkeit dabey bewußt wären. — Ernſthafter ſie zu widerlegen, würde eine unnütze Mühe ſeyn. Es iſt aber nur Schade, daß ſie ſich einigermaſſen mit dem Batteux ſchützen, wenigſtens behaupten können, ihre Erklärung mit ihm aus einerley Fabeln abſtrahiret zu haben. Denn wirklich, auf welche Fabel die Erklärung des Batteux paſſet, paſſet auch ihre, ſo abgeſchmackt ſie immer iſt.

---

[*] Aesop. Fab. 145.

[**] Fab. Aesop. 181.

Batteux, wie ich wohl darauf wetten wollte, hat bey ſeiner Erklärung nur die erſte Fabel des Phädrus vor Augen gehabt; die er, mehr als einmal, une des plus belles & des plus celebres de l'antiquité nennet. Es iſt wahr, in dieſer iſt die Handlung ein Unternehmen, das mit Wahl und Abſicht geſchiehet. Der Wolf nimmt ſich vor, das Schaf zu zerreiſſen, fauce improba incitatus; er will es aber nicht ſo plump zu, er will es mit einem Scheine des Rechts thun, und alſo jurgii cauſam intulit. — Ich ſpreche dieſer Fabel ihr Lob nicht ab; ſie iſt ſo vollkommen, als ſie nur ſeyn kann. Allein ſie iſt nicht deswegen vollkommen, weil ihre Handlung ein Unternehmen iſt, das mit Wahl und Abſicht geſchiehet; ſondern weil ſie ihrer Moral, die von einem ſolchen Unternehmen ſpricht, ein völliges Genüge thut. Die Moral iſt*: ὁις προθεσις ἀδικειν, παρ' ἀυτοις οὐ δικαιολογια ἰσχυει. Wer den Vorſatz hat, einen Unſchuldigen zu unterdrücken, der wird es zwar μετ' ἐυλογου ἀιτιας zu thun ſuchen; er wird einen ſcheinbaren Vorwand wählen; aber ſich im geringſten nicht von ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe abbringen laſſen, wenn ſein Vorwand gleich völlig zu Schanden gemacht wird. Dieſe Moral redet von einem Vorſatze (deſſein); ſie redet von gewiſſen, vor andern vorzüglich gewählten Mitteln, dieſen Vorſatz zu vollführen (choix): und folglich muß auch in der Fabel etwas ſeyn, was dieſem Vorſatze, dieſen gewählten Mitteln entſpricht; es muß in der Fabel ſich ein Unternehmen finden, das mit Wahl und Abſicht geſchiehet. Bloß dadurch wird ſie zu einer vollkommenen Fabel; welches ſie nicht ſeyn würde, wenn ſie den geringſten Zug mehr oder weniger enthielte, als den Lehrſatz anſchauend zu machen nöthig iſt. Batteux bemerkt alle ihre kleinen Schönheiten des Ausdrucks, und ſtellet ſie von dieſer Seite in ein ſehr vortheilhaftes Licht; nur ihre weſentliche Vortrefflichkeit läßt er unerörtert, und verleitet ſeine Leſer ſogar, ſie zu verkennen. Er ſagt nehmlich, die Moral die aus dieſer Fabel fließe, ſey: que le plus ſoible eſt ſouvent opprimé par le plus fort. Wie ſeicht! Wie falſch! Wenn ſie weiter nichts als dieſes lehren ſollte, ſo hätte wahrlich der Dichter die fictæ cauſæ des Wolfs ſehr vergebens, ſehr für die lange Weile erfunden; ſeine Fabel ſagte mehr, als er damit hätte ſagen wollen, und wäre, mit einem Worte, ſchlecht.

---

* Fab. Aeſop. 230.

Ich will mich nicht in mehrere Exempel zerſtreuen. Man unterſuche es nur ſelbſt, und man wird durchgängig finden, daß es bloß von der Beſchaffenheit des Lehrſatzes abhängt, ob die Fabel eine ſolche Handlung, wie ſie Batteux ohne Ausnahme fodert, haben muß oder entbehren kann. Der Lehrſatz der itzt erwehnten Fabel des Phädrus, machte ſie, wie wir geſehen, nothwendig; aber thun es deswegen alle Lehrſätze? Sind alle Lehrſätze von dieſer Art? Oder haben allein die, welche es ſind, das Recht, in eine Fabel eingekleidet zu werden? Iſt z. E. der Erfahrungsſatz:

Laudatis utiliora quæ contemſeris
Sæpe inveniri

nicht werth, in einem einzeln Falle, welcher die Stelle einer Demonſtration vertreten kann, erkannt zu werden? Und wenn er es iſt, was für ein Unternehmen, was für eine Abſicht, was für eine Wahl liegt darinn, welche der Dichter auch in der Fabel auszudrücken gehalten wäre?

So viel iſt wahr: wenn aus einem Erfahrungsſatze unmittelbar eine Pflicht, etwas zu thun oder zu laſſen, folget; ſo thut der Dichter beſſer, wenn er die Pflicht, als wenn er den bloſſen Erfahrungsſatz in ſeiner Fabel ausdrückt. — „Groß „ſeyn, iſt nicht immer ein Glück“ — Dieſen Erfahrungsſatz in eine ſchöne Fabel zu bringen, möchte kaum möglich ſeyn. Die obige Fabel von dem Fiſcher, welcher nur der größten Fiſche habhaft bleibet, indem die kleinern glücklich durch das

Netz durchſchlupfen, iſt, in mehr als einer Betrachtung, ein ſehr mißlungener Verſuch. Aber wer heißt auch dem Dichter, die Wahrheit von dieſer ſchielenden und unfruchtbaren Seite nehmen? Wenn groß ſeyn nicht immer ein Glück iſt, ſo iſt es oft ein Unglück; und wehe dem, der wider ſeinen Willen groß ward, den das Glück ohne ſein Zuthun erhob, um ihn ohne ſein Verſchulden deſto elender zu machen! Die großen Fiſche mußten groß werden; es ſtand nicht bey ihnen, klein zu bleiben. Ich danke dem Dichter für kein Bild, in welchem eben ſo viele ihr Unglück, als ihr Glück erkennen. Er ſoll niemanden mit ſeinen Umſtänden unzufrieden machen; und hier macht er doch, daß es die Großen mit den übrigen ſeyn müſſen. Nicht das Groß Seyn, ſondern die eitele Begierde groß zu werden (κενοδοξειν), ſollte er uns als eine Quelle des Unglücks zeigen. Und das that jener Alte*, der die Fabel von den Mäuſen und Wieſeln erzehlte. „Die Mäuſe glaubten, daß ſie nur „deswegen in ihrem Kriege mit den Wieſeln ſo unglücklich wä„ren, weil ſie keine Heerführer hätten, und beſchloſſen derglei„chen zu wählen. Wie rang nicht dieſe und jene ehrgeizige „Maus, es zu werden! Und wie theuer kam ihr am Ende die„ſer Vorzug zu ſtehen! Die Eiteln banden ſich Hörner auf,

— — — ut conſpicuum in prælio
Haberent ſignum, quod ſequerentur milites;

„und dieſe Hörner, als ihr Heer dennoch wieder geſchlagen „ward, hinderten ſie, ſich in ihre engen Löcher zu retten,

Haeſere in portis, ſuntque capti ab hoſtibus;
Quos immolatos victor avidis dentibus
Capacis alvi merſit tartareo ſpecu.

Dieſe Fabel iſt ungleich ſchöner. Wodurch iſt ſie es aber anders geworden, als dadurch, daß der Dichter die Moral beſtimmter und fruchtbarer angenommen hat? Er hat das Beſtreben nach einer eiteln Größe, und nicht die Größe überhaupt, zu ſeinem Gegenſtande gewählet; und nur durch dieſes Beſtreben, durch dieſe eitle Größe, iſt natürlicher Weiſe auch in ſeine Fabel das Leben gekommen, das uns ſo ſehr in ihr gefällt.

---

* Fab. Aeſop. 143. Phaedrus lib. IV. Fab. 5.

Ueberhaupt hat Batteux die Handlung der Aeſopiſchen Fabel mit der Handlung der Epopee und des Drama viel zu ſehr verwirrt. Die Handlung der beyden letztern muß außer der Abſicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr ſelbſt zukommende Abſicht haben. Die Handlung der erſtern braucht dieſe innere Abſicht nicht, und ſie iſt vollkommen genug, wenn nur der Dichter ſeine Abſicht damit erreichet. Der heroiſche und dramatiſche Dichter machen die Erregung der Leidenſchaften zu ihrem vornehmſten Endzwecke. Er kann ſie aber nicht anders erregen, als durch nachgeahmte Leidenſchaften; und nachahmen kann er die Leidenſchaften nicht anders, als wenn er ihnen gewiſſe Ziele ſetzet, welchen ſie ſich zu nähern, oder von welchen ſie ſich zu entfernen ſtreben. Er muß alſo in die Handlung ſelbſt Abſichten legen, und dieſe Abſichten unter eine Hauptabſicht ſo zu bringen wiſſen, daß verſchiedene Leidenſchaften neben einander beſtehen können. Der Fabuliſte hingegen hat mit unſern Leidenſchaften nichts zu thun, ſondern allein mit unſerer Erkenntniß. Er will uns von irgend einer einzeln moraliſchen Wahrheit lebendig überzeugen. Das iſt ſeine Abſicht, und dieſe ſucht er, nach Maaßgebung der Wahrheit, durch die ſinnliche Vorſtellung einer Handlung bald mit, bald ohne Abſichten, zu erhalten. So bald er ſie erhalten hat, iſt es ihm gleich viel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endſchaft erreicht hat, oder nicht. Er läßt ſeine Perſonen oft mitten auf dem Wege ſtehen, und denket im geringſten nicht daran, unſerer Neugierde ihretwegen ein Genüge zu thun. „Der Wolf „beſchuldiget den Fuchs eines Diebſtahls. Der Fuchs leugnet „die That. Der Affe ſoll Richter ſeyn. Kläger und Beklagter „bringen ihre Gründe und Gegengründe vor. Endlich ſchreitet „der Affe zum Urtheil[*]:

Tu non videris perdidiſſe, quod petis:
Te credo ſurripuiſſe, quod pulchre negas.

Die Fabel iſt aus; denn in dem Urtheil des Affen lieget die Moral, die der Fabuliſt zum Augenmerke gehabt hat. Iſt aber das Unternehmen aus, das uns der Anfang derſelben verſpricht? Man bringe dieſe Geſchichte in Gedanken auf die komiſche Bühne, und man wird ſogleich ſehen, daß ſie durch einen ſinnreichen Einfall abgeſchnitten, aber nicht geendigt iſt. Der Zuſchauer iſt nicht zufrieden, wenn er voraus ſiehet, daß die Streitigkeit hinter der Scene wieder von vorne angehen muß. — „Ein armer geplagter Greis ward unwillig, warf ſeine Laſt „von dem Rücken, und rief den Tod. Der Tod erſcheinet. „Der Greis erſchrickt und fühlt betroffen, daß elend leben doch „beſſer als gar nicht leben iſt. Nun, was ſoll ich? fragt der „Tod. Ach, lieber Tod, mir meine Laſt wieder aufhelfen*. — Der Fabuliſt iſt glücklich, und zu unſerm Vergnügen an ſeinem Ziele. Aber auch die Geſchichte? Wie ging es dem Greiſe? Ließ ihn der Tod leben, oder nahm er ihn mit? Um alle ſolche Fragen bekümmert ſich der Fabuliſt nicht; der dramatiſche Dichter aber muß ihnen vorbauen.

---

[*] Phaedrus libr. I. Fab. 10.

Und ſo wird man hundert Beyſpiele finden, daß wir uns zu einer Handlung für die Fabel mit weit wenigerm begnügen, als zu einer Handlung für das Heldengedichte oder das Drama. Will man daher eine allgemeine Erklärung von der Handlung geben, ſo kann man unmöglich die Erklärung des Batteux dafür brauchen, ſondern muß ſie nothwendig ſo weitläuftig machen, als ich es oben gethan habe. — Aber der Sprachgebrauch? wird man einwerffen. Ich geſtehe es; dem Sprachgebrauche nach, heißt gemeiniglich das eine Handlung, was einem gewiſſen Vorſatze zu Folge unternommen wird; dem Sprachgebrauche nach, muß dieſer Vorſatz ganz erreicht ſeyn, wenn man ſoll ſagen können, daß die Handlung zu Ende ſey. Allein was folgt hieraus? Dieſes: wem der Sprachgebrauch ſo gar heilig iſt, daß er ihn auf keine Weiſe zu verletzen wagt, der enthalte ſich des Wortes Handlung, inſofern es eine weſentliche Eigenſchaft der Fabel ausdrücken ſoll, ganz und gar. —

Und, alles wohl überlegt, dem Rathe werde ich ſelbſt folgen. Ich will nicht ſagen, die moraliſche Lehre werde in der Fabel durch eine Handlung ausgedrückt; ſondern ich will lieber ein Wort von einem weitern Umfange ſuchen und ſagen, der allgemeine Satz werde durch die Fabel auf einen einzeln Fall zurückgeführet. Dieſer einzelne Fall wird allezeit das ſeyn, was ich oben unter dem Worte Handlung verſtanden habe; das aber, was *Batteux* darunter verſtehet, wird er nur *dann und wann* ſeyn. Er wird allezeit eine Folge von Veränderungen ſeyn, die durch die Abſicht, die der Fabuliſt damit verbindet, zu einem Ganzen werden. Sind ſie es auch auſſer dieſer Abſicht; deſto beſſer! Eine Folge von Veränderungen — daß es aber Veränderungen freyer, moraliſcher Weſen ſeyn müſſen, verſtehet ſich von ſelbſt. Denn ſie ſollen einen Fall ausmachen, der unter einem Allgemeinen, das ſich nur von moraliſchen Weſen ſagen läßt, mit begriffen iſt. Und darinn hat *Batteux* freylich Recht, daß das, was er die Handlung der Fabel nennet, bloß vernünftigen Weſen zukomme. Nur kömmt es ihnen nicht deswegen zu, weil es ein Unternehmen mit Abſicht iſt, ſondern weil es Freyheit vorausſetzt. Denn die Freyheit handelt zwar allezeit aus Gründen, aber nicht allezeit aus Abſichten. — —

---

* Fab. Aesop. 20.

Sind es meine Leſer nun bald müde, mich nichts als widerlegen zu hören? Ich wenigſtens bin es. *De la Motte*, *Richer*, *Breitinger*, *Batteux*, ſind Kunſtrichter von allerley Art; mittelmäßige, gute, vortreffliche. Man iſt in Gefahr ſich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man ſich um gar keine Vorgänger bekümmert; und man verſäumet ſich ohne Noth, wenn man ſich um alle bekümmern will.

Wie weit bin ich? Hum, daß mir meine Leſer alles, was ich mir ſo mühſam erſtritten habe, von ſelbſt geſchenkt hätten! — In der Fabel wird nicht eine jede *Wahrheit*, ſondern ein allgemeiner moraliſcher Satz, nicht unter *die Allegorie einer Handlung*, ſondern auf einen einzeln Fall, nicht *verſteckt oder verkleidet*, ſondern ſo zurückgeführet, daß ich, nicht bloß einige *Aehnlichkeiten mit dem moraliſchen Satze in ihm entdecke*, ſondern dieſen ganz anſchauend darinn erkenne.

Und das iſt das Weſen der Fabel? Das iſt es, ganz erſchöpft? — Ich wollte es gern meine Leſer bereden, wenn ich es nur erſt ſelbſt glaubte. — Ich leſe bey dem Ariſtoteles [*]:

---

[*] Ariſtoteles Rhetor. lib. II. cap. 20.

„Eine obrigkeitliche Perſon durch das Looß ernennen, iſt eben „als wenn ein Schiffsherr, der einen Steuermann braucht, es „auf das Looß ankommen ließe, welcher von ſeinen Matroſen „es ſeyn ſollte, anſtatt daß er den allergeſchickteſten dazu unter „ihnen mit Fleiß ausſuchte.“ — Hier ſind zwey beſondere Fälle, die unter eine allgemeine moraliſche Wahrheit gehören. Der eine iſt der ſich eben itzt äuſſernde; der andere iſt der erdichtete. Iſt dieſer erdichtete, eine Fabel? Niemand wird ihn dafür gelten laſſen. — Aber wenn es bey dem Ariſtoteles ſo hieſſe: „Ihr wollt euren Magiſtrat durch das Looß ernennen? „Ich ſorge, es wird euch gehen wie jenem Schiffsherrn, der, „als es ihm an einem Steuermanne fehlte ꝛc.“ Das verſpricht doch eine Fabel? Und warum? Welche Veränderung iſt damit vorgegangen? Man betrachte alles genau, und man wird keine finden als dieſe: Dort ward der Schiffsherr durch ein als wenn eingeführt, er ward bloß als möglich betrachtet; und hier hat er die *Wirklichkeit* erhalten; es iſt hier ein gewiſſer, es iſt jener Schiffsherr.

Das trift den Punct! Der einzelne Fall, aus welchem die Fabel beſtehet, muß als wirklich vorgeſtellet werden. Begnüge ich mich an der Möglichkeit deſſelben, ſo iſt es ein Beyſpiel, eine *Parabel*. — Es verlohnt ſich der Mühe dieſen wichtigen Unterſchied, aus welchem man allein ſo viel zweydeutigen Fabeln das Urtheil ſprechen muß, an einigen Exempeln zu zeigen. — Unter den Aeſopiſchen Fabeln des *Planudes* lieſet man auch folgendes: „Der Biber iſt ein vierfüſſiges Thier, das meiſtens „im Waſſer wohnet, und deſſen Geilen in der Medicin von „groſſem Nutzen ſind. Wenn nun dieſes Thier von den Menſchen verfolgt wird, und ihnen nicht mehr entkommen kann; „was thut es? Es beißt ſich ſelbſt die Geilen ab, und wirft „ſie ſeinen Verfolgern zu. Denn es weiß gar wohl, daß man „ihm nur dieſerwegen nachſtellet, und es ſein Leben und ſeine „Freyheit wohlfeiler nicht erkaufen kann*.“ — Iſt das eine Fabel? Es liegt wenigſtens eine vortreffliche Moral darinn. Und dennoch wird ſich niemand bedenken, ihr den Namen einer

---

* Fab. Aesop. 33.

Fabel abzuſprechen. Nur über die Urſache, warum er ihr abzuſprechen ſey, werden ſich vielleicht die meiſten bedenken, und uns doch endlich eine falſche angeben. Es iſt nichts als eine Naturgeſchichte: würde man vielleicht mit dem Verfaſſer der Critiſchen Briefe* ſagen. Aber gleichwohl, würde ich mit eben dieſem Verfaſſer antworten, handelt hier der Biber nicht aus bloſſem Inſtinkt, er handelt aus freyer Wahl und nach reifer Ueberlegung; denn er weis es, warum er verfolgt wird (γινωσκων οὗ χαριν διωκεται). Dieſe Erhebung des Inſtinkts zur Vernunft, wenn ich ihm glauben ſoll, macht es ja eben, daß eine Begegniß aus dem Reiche der Thiere zu einer Fabel wird. Warum wird ſie es denn hier nicht? Ich ſage: ſie wird es deswegen nicht, weil ihr die **Wirklichkeit** fehlet. Die Wirklichkeit kömmt nur dem Einzeln, dem Individuo zu; und es läßt ſich keine Wirklichkeit ohne die Individualität gedenken. Was alſo hier von dem ganzen Geſchlechte der Biber geſagt wird, hätte müſſen nur von einem einzigen Biber geſagt werden; und alsdenn wäre es eine Fabel geworden. — Ein ander Exempel: „Die Affen, ſagt man, bringen zwey Junge „zur Welt, wovon ſie das eine ſehr heftig lieben und mit al„ler möglichen Sorgfalt pflegen, das andere hingegen haſſen „und verſäumen. Durch ein ſonderbares Geſchick aber geſchieht „es, daß die Mutter das Geliebte unter häufigen Liebkoſungen „erdrückt, indem das Verachtete glücklich aufwächſet**.“ Auch dieſes iſt aus eben der Urſache, weil das, was nur von einem Individuo geſagt werden ſollte, von einer ganzen Art geſagt wird, keine Fabel. Als daher **Leſtrange** eine Fabel daraus machen wollte, mußte er ihm dieſe Allgemeinheit nehmen, und die Individualität dafür ertheilen***. „Eine Aeffin, erzehlt er, „hatte zwey Junge; in das eine war ſie närriſch verliebt, an „dem andern aber war ihr ſehr wenig gelegen. Einsmals „überfiel ſie ein plötzlicher Schrecken. Geſchwind raft ſie ihren „Liebling auf, nimmt ihn in die Arme, eilt davon, ſtürzt aber, „und ſchlägt mit ihm gegen einen Stein, daß ihm das Gehirn

---

* Critiſche Briefe. Zürich 1746. S. 168.

** Fab. Aesop. 268.

*** In ſeinen Fabeln, ſo wie ſie Richardſon adoptirt hat, die 187te.

„aus dem zerſchmetterten Schedel ſpringt. Das andere Junge, „um das ſie ſich im geringſten nicht bekümmert hatte, war ihr „von ſelbſt auf den Rücken geſprungen, hatte ſich an ihre „Schultern angeklammert, und kam glücklich davon.“ — Hier iſt alles beſtimmt; und was dort nur eine Parabel war, iſt hier zur Fabel geworden. — Das ſchon mehr als einmal angeführte Beyſpiel von dem Fiſcher, hat den nehmlichen Fehler; denn ſelten hat eine ſchlechte Fabel einen Fehler allein. Der Fall ereignet ſich allezeit, ſo oft das Netz gezogen wird, daß die Fiſche welche kleiner ſind, als die Gitter des Netzes, durchſchlupfen und die gröſſern hangen bleiben. Vor ſich ſelbſt iſt dieſer Fall alſo kein individueller Fall, ſondern hätte es durch andere mit ihm verbundene Nebenumſtände erſt werden müſſen.

Die Sache hat alſo ihre Richtigkeit: der beſondere Fall, aus welchem die Fabel beſtehet, muß als wirklich vorgeſtellt werden; er muß das ſeyn, was wir in dem ſtrengſten Verſtande einen einzeln Fall nennen. Aber warum? Wie ſteht es um die philoſophiſche Urſache? Warum begnügt ſich das Exempel der practiſchen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloſſen Möglichkeit, mit der ſich die Exempel andrer Wiſſenſchaften begnügen? — Wie viel lieſſe ſich hiervon plaudern, wenn ich bey meinen Leſern gar keine richtige pſychologiſche Begriffe vorausſetzen wollte. Ich habe mich oben ſchon geweigert, die Lehre von der anſchauenden Erkenntniß aus unſerm Weltweiſen abzuſchreiben. Und ich will auch hier nicht mehr davon beybringen, als unumgänglich nöthig iſt, die Folge meiner Gedanken zu zeigen.

Die anſchauende Erkenntniß iſt vor ſich ſelbſt klar. Die ſymboliſche entlehnet ihre Klarheit von der anſchauenden.

Das Allgemeine exiſtiret nur in dem Beſondern, und kann nur in dem Beſondern anſchauend erkannt werden.

Einem allgemeinen ſymboliſchen Schluſſe folglich alle die Klarheit zu geben, deren er fähig iſt, das iſt, ihn ſo viel als möglich zu erläutern; müſſen wir ihn auf das Beſondere reduciren, um ihn in dieſem anſchauend zu erkennen.

Ein Beſonderes, in ſo fern wir das Allgemeine in ihm anſchauend erkennen, heißt ein Exempel.

Die allgemeinen ſymboliſchen Schlüſſe werden alſo durch Exempel erläutert. Alle Wiſſenſchaften beſtehen aus dergleichen ſymboliſchen Schlüſſen; alle Wiſſenſchaften bedürfen daher der Exempel.

Doch die Sittenlehre muß mehr thun, als ihre allgemeinen Schlüſſe bloß erläutern; und die Klarheit iſt nicht der einzige Vorzug der anſchauenden Erkenntniß.

Weil wir durch dieſe einen Satz geſchwinder überſehen, und ſo in einer kürzern Zeit mehr Bewegungsgründe in ihm entdecken können, als wenn er ſymboliſch ausgedrückt iſt: ſo hat die anſchauende Erkenntniß auch einen weit gröſſern Einfluß in den Willen, als die ſymboliſche.

Die Grade dieſes Einfluſſes richten ſich nach den Graden ihrer Lebhaftigkeit; und die Grade ihrer Lebhaftigkeit, nach den Graden der nähern und mehrern Beſtimmungen, in die das Beſondere geſetzt wird. Je näher das Beſondere beſtimmt wird, je mehr ſich darinn unterſcheiden läßt, deſto gröſſer iſt die Lebhaftigkeit der anſchauenden Erkenntniß.

Die Möglichkeit iſt eine Art des Allgemeinen; denn alles was möglich iſt, iſt auf verſchiedene Art möglich.

Ein Beſonderes alſo, bloß als möglich betrachtet, iſt gewiſſermaaſſen noch etwas Allgemeines, und hindert, als dieſes, die Lebhaftigkeit der anſchauenden Erkenntniß.

Folglich muß es als wirklich betrachtet werden und die Individualität erhalten, unter der es allein wirklich ſeyn kann, wenn die anſchauende Erkenntniß den höchſten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreichen, und ſo mächtig, als möglich, auf den Willen wirken ſoll.

Das Mehrere aber, das die Sittenlehre, auſſer der Erläuterung, ihren allgemeinen Schlüſſen ſchuldig iſt, beſtehet eben in dieſer ihnen zu ertheilenden Fähigkeit auf den Willen zu wirken, die ſie durch die anſchauende Erkenntniß in dem Wirklichen erhalten, da andere Wiſſenſchaften, denen es um die bloſſe Erläuterung zu thun iſt, ſich mit einer geringern Lebhaftigkeit der anſchauenden Erkenntniß, deren das Beſondere, als bloß möglich betrachtet, fähig iſt, begnügen.

Hier bin ich alſo! Die Fabel erfordert deswegen einen wirklichen Fall, weil man in einem wirklichen Falle mehr Bewegungsgründe und deutlicher unterſcheiden kann, als in einem möglichen; weil das Wirkliche eine lebhaftere Ueberzeugung mit ſich führet, als das bloß Mögliche.

Ariſtoteles ſcheinet dieſe Kraft des Wirklichen zwar gekannt zu haben; weil er ſie aber aus einer unrechten Quelle herleitet, ſo konnte es nicht fehlen, er mußte eine falſche Anwendung davon machen. Es wird nicht undienlich ſeyn, ſeine ganze Lehre von dem Exempel (περι παραδειγματος) hier zu überſehen *. Erſt von ſeiner Eintheilung des Exempels: Παραδειγματων δ' ἐιδη δυο ἐστιν, ſagt er; ἑν μεν γαρ ἐστι παραδειγματος ἐιδος, το λεγειν πραγματα προγεγενημενα, ἑν δε, το ἀυτα ποιειν. Τουτου δ' ἑν μεν παραβολη: ἑν δε λογοι: οἱον οἱ ἀισωπειοι και λιβυκοι. Die Eintheilung überhaupt iſt richtig; von einem Commentator aber würde ich verlangen, daß er uns den Grund von der Unterabtheilung der erdichteten Exempel beybrächte, und uns lehrte, warum es deren nur zweyerley Arten gebe, und mehrere nicht geben könne. Er würde dieſen Grund, wie ich es oben gethan habe, leicht aus den Beyſpielen ſelbſt abſtrahiren können, die Ariſtoteles davon giebt. Die Parabel nehmlich führt er durch ein ὡσπερ ἐι τις ein; und die Fabeln erzehlt er als etwas wirklich Geſchehenes. Der Commentator müßte alſo dieſe Stelle ſo umſchreiben: Die Exempel werden entweder aus der Geſchichte genommen, oder in Ermanglung derſelben erdichtet. Bey jedem geſchehenen Dinge läßt ſich die innere Möglichkeit von ſeiner Wirklichkeit unterſcheiden, obgleich nicht trennen, wenn es ein geſchehenes Ding bleiben ſoll. Die Kraft, die es als ein Exempel haben ſoll, liegt alſo entweder in ſeiner bloſſen Möglichkeit, oder zugleich in ſeiner Wirklichkeit. Soll ſie bloß in jener liegen, ſo brauchen wir, in ſeiner Ermanglung, auch nur ein bloß mögliches Ding zu erdichten: ſoll ſie aber in dieſer liegen, ſo müſſen wir auch unſere Erdichtung von der Möglichkeit zur Wirklichkeit erheben. In dem erſten Falle erdichten wir eine

---

[*] Ariſtoteles Rhetor. lib. II. cap. 20.

Parabel, und in dem andern eine Fabel. — (Was für eine weitere Eintheilung der Fabel hieraus folge, wird ſich in der dritten Abhandlung zeigen).

Und ſo weit iſt wider die Lehre des Griechen eigentlich nichts zu erinnern. Aber nunmehr kömmt er auf den Werth dieſer verſchiedenen Arten von Exempeln, und ſagt: Εισι δ' οἱ λογοι δημηγορικοι· και ἐχουσιν ἀγαθον τουτο, ὅτι πραγματα μεν εὑρειν ὁμοια γεγενημενα, χαλεπον, λογους δε ῥᾳον. Ποιησαι γαρ δει ὡσπερ και παραβολας, ἀν τις δυνηται το ὁμοιον ὁρᾳν, ὁπερ ῥᾳον ἐςιν ἐκ φιλοσοφιας. Ῥᾳω μεν οὐν πορισασθαι τα δια των λογων· χρησιμωτερα δε προς το βουλευσασθαι, τα δια των πραγματων· ὁμοια γαρ, ὡς ἐπι το πολυ, τα μελλοντα τοις γεγονοσι. Ich will mich itzt nur an den letzten Ausſpruch dieſer Stelle halten. Ariſtoteles ſagt, die hiſtoriſchen Exempel hätten deswegen eine gröſſere Kraft zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich ſey. Und hierinn, glaube ich, hat ſich Ariſtoteles geirret. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht ſelbſt erfahren habe, kann ich nicht anders als aus Gründen der Wahrſcheinlichkeit überzeugt werden. Ich glaube bloß deswegen, daß ein Ding geſchehen, und daß es ſo und ſo geſchehen iſt, weil es höchſt wahrſcheinlich iſt, und höchſt unwahrſcheinlich ſeyn würde, wenn es nicht, oder wenn es anders geſchehen wäre. Da alſo einzig und allein die innere Wahrſcheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und dieſe innere Wahrſcheinlichkeit ſich eben ſo wohl in einem erdichteten Falle finden kann: was kann die Wirklichkeit des erſtern für eine gröſſere Kraft auf meine Ueberzeugung haben, als die Wirklichkeit des andern? Ja noch mehr. Da das hiſtoriſch Wahre nicht immer auch wahrſcheinlich iſt; da Ariſtoteles ſelbſt die Sentenz des Agatho billiget:

Ταχ' ἀν τις εἰκος αὐτο τουτ' εἰναι λεγοι·
Βροτοισι πολλα τυγχανειν οὐκ εἰκοτα:

da er hier ſelbſt ſagt, daß das Vergangene nur gemeiniglich (ἐπι το πολυ) dem Zukünftigen ähnlich ſey; der Dichter aber die freye Gewalt hat, hierinn von der Natur abzugehen, und alles, was er für wahr ausgiebt, auch wahrſcheinlich zu machen:

ſo ſollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln, überhaupt zu reden, in Anſehung der Ueberzeugungskraft, der Vorzug vor den hiſtoriſchen Exempeln gebühre ꝛc.

Und nunmehr glaube ich meine Meinung von dem Weſen der Fabel genugſam vorbereitet zu haben. Ich faſſe daher alles zuſammen und ſage: *Wenn wir einen allgemeinen moraliſchen Satz auf einen beſondern Fall zurückführen, dieſem beſondern Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geſchichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anſchauend erkennt: ſo heißt dieſe Erdichtung eine Fabel.*

Das iſt meine Erklärung, und ich hoffe, daß man ſie bey der Anwendung eben ſo richtig als fruchtbar finden wird.

II.

Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel.

Der größte Theil der Fabeln hat Thiere, und wohl noch geringere Geſchöpfe, zu handelnden Perſonen. — Was iſt hiervon zu halten? Iſt es eine weſentliche Eigenſchaft der Fabel, daß die Thiere darinn zu moraliſchen Weſen erhoben werden? Iſt es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung ſeiner Abſicht verkürzt und erleichtert? Iſt es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernſtlichen Nutzen hat, den man aber, zu Ehren des erſten Erfinders, beybehält, weil er wenigſtens ſchnackiſch iſt — quod riſum movet? Oder was iſt es?

Batteux hat dieſe Fragen entweder gar nicht vorausgeſehen, oder er war liſtig genug, daß er ihnen damit zu entkommen glaubte, wenn er den Gebrauch der Thiere ſeiner Erklärung ſogleich mit anflickte. Die Fabel, ſagt er, iſt die Erzehlung einer allegoriſchen Handlung, *die gemeiniglich den Thieren beygelegt wird* — Vollkommen à la Françoiſe! Oder, wie der Hahn über die Kohlen! — Warum, möchten wir gerne wiſſen, warum wird ſie gemeiniglich den Thieren beygelegt? O, was ein langſamer Deutſcher nicht alles fragt!

Ueberhaupt iſt unter allen Kunſtrichtern Breitinger der einzige, der dieſen Punkt berührt hat. Er verdient es alſo um ſo viel mehr, daß wir ihn hören. „Weil Aeſopus, ſagt er, „die Fabel zum Unterrichte des gemeinen bürgerlichen Lebens

„angewendet, ſo waren ſeine Lehren meiſtens ganz bekannte
„Sätze und Lebensregeln, und alſo mußte er auch zu den allegoriſchen
„Vorſtellungen derſelben ganz gewohnte Handlungen
„und Beyſpiele aus dem gemeinen Leben der Menſchen entlehnen:
„Da nun aber die täglichen Geſchäfte und Handlungen
„der Menſchen nichts ungemeines oder merkwürdig reitzendes an
„ſich haben, ſo mußte man nothwendig auf ein neues Mittel bedacht
„ſeyn, auch der allegoriſchen Erzehlung eine anzügliche Kraft
„und ein reitzendes Anſehen mitzutheilen, um ihr alſo dadurch
„einen ſichern Eingang in das menſchliche Herz aufzuſchlieſſen.
„Nachdem man nun wahrgenommen, daß allein das Seltene,
„Neue und Wunderbare, eine ſolche erweckende und angenehm
„entzückende Kraft auf das menſchliche Gemüth mit ſich führet,
„ſo war man bedacht, die Erzehlung durch die Neuheit und
„Seltſamkeit der Vorſtellungen wunderbar zu machen, und alſo
„dem Körper der Fabel eine ungemeine und reitzende Schönheit
„beyzulegen. Die Erzehlung beſtehet aus zween weſentlichen
„Hauptumſtänden, dem Umſtande der Perſon, und der Sache
„oder Handlung: ohne dieſe kann keine Erzehlung Platz haben.
„Alſo muß das Wunderbare, welches in der Erzehlung herrſchen
„ſoll, ſich entweder auf die Handlung ſelbſt, oder auf die Perſonen,
„denen ſelbige zugeſchrieben wird, beziehen. Das Wunderbare,
„das in den täglichen Geſchäften und Handlungen der
„Menſchen vorkömmt, beſtehet vornehmlich in dem Unvermutheten,
„ſowohl in Abſicht auf die Vermeſſenheit im Unterfangen,
„als die Boßheit oder Thorheit im Ausführen, zuweilen auch
„in einem ganz unerwarteten Ausgange einer Sache: Weil aber
„dergleichen wunderbare Handlungen in dem gemeinen Leben
„der Menſchen etwas ungewohntes und ſeltenes ſind; da hingegen
„die meiſten gewöhnlichen Handlungen gar nichts ungemeines
„oder merkwürdiges an ſich haben; ſo ſah man ſich gemüſſiget,
„damit die Erzehlung als der Körper der Fabel, nicht
„verächtlich würde, derſelben durch die Veränderung und Verwandlung
„der Perſonen, einen angenehmen Schein des Wunderbaren
„mitzutheilen. Da nun die Menſchen, bey aller ihrer
„Verſchiedenheit, dennoch überhaupt betrachtet in einer weſentlichen
„Gleichheit und Verwandtſchaft ſtehen, ſo beſann man ſich,

„Weſen von einer höhern Natur, die man wirklich zu ſeyn glaubte, als Götter und Genies, oder ſolche die man durch die Freyheit der Dichter zu Weſen erſchuf, als die Tugenden, die Kräfte der Seele, das Glück, die Gelegenheit ꝛc. in die Erzehlung einzuführen; vornehmlich aber nahm man ſich die Freyheit heraus, die Thiere, die Pflanzen, und noch geringere Weſen, nehmlich die lebloſen Geſchöpfe, zu der höhern Natur der vernünftigen Weſen zu erheben, indem man ihnen menſchliche Vernunft und Rede mittheilte, damit ſie alſo fähig würden, uns ihren Zuſtand und ihre Begegniſſe in einer uns vernehmlichen Sprache zu erklären, und durch ihr Exempel von ähnlichen moraliſchen Handlungen unſre Lehrer abzugeben ꝛc." —

Breitinger alſo behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Urſache ſey, warum man in der Fabel die Thiere, und andere niedrigere Geſchöpfe, reden und vernunftmäſſig handeln laſſe. Und eben weil er dieſes für die Urſache hält, glaubt er, daß die Fabel überhaupt, in ihrem Weſen und Urſprunge betrachtet, nichts anders als ein lehrreiches Wunderbare ſey. Dieſe ſeine zweyte Erklärung iſt es, welche ich hier, verſprochnermaaſſen, unterſuchen muß.

Es wird aber bey dieſer Unterſuchung vornehmlich darauf ankommen, ob die Einführung der Thiere in der Fabel wirklich wunderbar iſt. Iſt ſie es, ſo hat Breitinger viel gewonnen; iſt ſie es aber nicht, ſo liegt auch ſein ganzes Fabelſyſtem, mit einmal, über dem Hauffen.

Wunderbar ſoll dieſe Einführung ſeyn? Das Wunderbare, ſagt eben dieſer Kunſtrichter, legt den Schein der Wahrheit und Möglichkeit ab. Dieſe anſcheinende Unmöglichkeit alſo gehöret zu dem Weſen des Wunderbaren; und wie ſoll ich nunmehr jenen Gebrauch der Alten, den ſie ſelbſt ſchon zu einer Regel gemacht hatten, damit vergleichen? Die Alten nehmlich fingen ihre Fabeln am liebſten mit dem Φασι, und dem darauf folgenden Klagefalle an. Die griechiſchen Rhetores nennen dieſes kurz, die Fabel in dem Klagefalle (ταις αἰτιατικαις) vortragen; und Theon, wenn er in ſeinen Vorübungen* hierauf kömmt, führet eine Stelle des Ariſtoteles an, wo der Philoſoph dieſen Gebrauch billiget, und es zwar deswegen für rathſamer erkläret, ſich bey Einführung einer Fabel lieber auf das Alterthum zu beruffen, als in der eigenen Perſon zu ſprechen, damit man den Anſchein, als erzehle man etwas unmögliches, vermindere. (ἵνα παραμυθήσωνται τὸ δοκεῖν ἀδύνατα λέγειν). War alſo das der Alten ihre Denkungsart, wollten ſie den Schein der Unmöglichkeit in der Fabel ſo viel als möglich vermindert wiſſen: ſo mußten ſie nothwendig weit davon entfernt ſeyn, in der Fabel etwas Wunderbares zu ſuchen, oder zur Abſicht zu haben; denn das Wunderbare muß ſich auf dieſen Schein der Unmöglichkeit gründen.

---

* Nach der Ausgabe des Camerarius S. 28.

Weiter! Das Wunderbare, ſagt Breitinger an mehr als einem Orte, ſey der höchſte Grad des Neuen. Dieſe Neuheit aber muß das Wunderbare, wenn es ſeine gehörige Wirkung auf uns thun ſoll, nicht allein bloß in Anſehung ſeiner ſelbſt, ſondern auch in Anſehung unſrer Vorſtellungen haben. Nur das iſt wunderbar, was ſich ſehr ſelten in der Reihe der natürlichen Dinge eräugnet. Und nur das Wunderbare behält ſeinen Eindruck auf uns, deſſen Vorſtellung in der Reihe unſerer Vorſtellungen eben ſo ſelten vorkömmt. Auf einen fleiſſigen Bibelleſer wird das größte Wunder, das in der Schrift aufgezeichnet iſt, den Eindruck bey weiten nicht mehr machen, den es das erſtemal auf ihn gemacht hat. Er lieſet es endlich mit eben ſo wenigem Erſtaunen, daß die Sonne einmal ſtille geſtanden, als er ſie täglich auf und niedergehen ſieht. Das Wunder bleibet immer daſſelbe; aber nicht unſre Gemüthsverfaſſung, wenn wir es zu oft denken. — Folglich würde auch die Einführung der Thiere uns höchſtens nur in den erſten Fabeln wunderbar vorkommen; fänden wir aber, daß die Thiere faſt in allen Fabeln ſprächen und urtheilten, ſo würde dieſe Sonderbarkeit, ſo groß ſie auch an und vor ſich ſelbſt wäre, doch gar bald nichts Sonderbares mehr für uns haben.

Aber wozu alle dieſe Umſchweiffe? Was ſich auf einmal umreiſſen läßt, braucht man das erſt zu erſchüttern? — Darum kurz: daß die Thiere, und andere niedrigern Geſchöpfe, Sprache und Vernunft haben, wird in der Fabel vorausgeſetzt; es wird angenommen; und ſoll nichts weniger als wunderbar ſeyn. — Wenn ich in der Schrift leſe*: „Da thät der Herr der Eſelin „den Mund auf und ſie ſprach zu Bileam ꝛc.“ ſo leſe ich etwas wunderbares. Aber wenn ich bey dem Aeſopus leſe**: Φασιν, ὅτε φωνηεντα ἦν τα ζωα, την ὀϊν προς τον δεσποτην εἰπειν: „Damals, als die Thiere noch redeten, ſoll das „Schaf zu ſeinem Hirten geſagt haben:“ ſo iſt es ja wohl offenbar, daß mir der Fabuliſt nichts wunderbares erzehlen will; ſondern vielmehr etwas, das zu der Zeit, die er mit Erlaubniß ſeines Leſers annimmt, dem gemeinen Lauffe der Natur vollkommen gemäß war.

Und das iſt ſo begreifflich, ſollte ich meinen, daß ich mich ſchämen muß, noch ein Wort hinzuzuthun. Ich komme vielmehr ſogleich auf die wahre Urſache, — die ich wenigſtens für die wahre halte, — warum der Fabuliſt die Thiere oft zu ſeiner Abſicht bequemer findet, als die Menſchen. — Ich ſetze ſie in die allgemein bekannte Beſtandheit der Charaktere. — Geſetzt auch, es wäre noch ſo leicht, in der Geſchichte ein Exempel zu finden, in welchem ſich dieſe oder jene moraliſche Wahrheit anſchauend erkennen lieſſe. Wird ſie ſich deswegen von jedem, ohne Ausnahme, darinn erkennen laſſen? Auch von dem, der mit den Charakteren der daber intereſſirten Perſonen nicht vertraut iſt? Unmöglich! Und wie viel Perſonen ſind wohl in der Geſchichte ſo allgemein bekannt, daß man ſie nur nennen dürfte, um ſogleich bey einem jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und andern Eigenſchaften zu erwecken? Die umſtändliche Charakteriſirung daher zu vermeiden, bey welcher es doch noch immer zweifelhaft iſt, ob ſie bey allen die nehmlichen Ideen hervorbringt, war man gezwungen, ſich lieber in die kleine Sphäre derjenigen Weſen einzuſchränken, von denen man es zuverläſſig weis, daß auch bey den Unwiſſendſten ihren Benennungen dieſe und keine andere Idee entſpricht. Und weil von dieſen Weſen die wenigſten, ihrer Natur nach geſchickt waren, die Rollen freyer Weſen über ſich zu nehmen, ſo erweiterte man lieber die Schranken ihrer Natur, und machte ſie, unter gewiſſen wahrſcheinlichen Vorausſetzungen, dazu geſchickt.

---

* 4 B. Moſ. XXII. 28.

** Fab. Aeſop. 316.

Man hört: Britannicus und Nero. Wie viele wiſſen, was ſie hören? Wer war dieſer? Wer jener? In welchem Verhältniſſe ſtehen ſie gegen einander? — Aber man hört: der Wolf und das Lamm; ſogleich weis jeder, was er höret, und weis, wie ſich das eine zu dem andern verhält. Dieſe Wörter, welche ſtracks ihre gewiſſen Bilder in uns erwecken, befördern die anſchauende Erkenntniß, die durch jene Namen, bey welchen auch die, denen ſie nicht unbekannt ſind, gewiß nicht alle vollkommen eben daſſelbe denken, verhindert wird. Wenn daher der Fabuliſt keine vernünftigen Individua auftreiben kann, die ſich durch ihre bloſſe Benennungen in unſere Einbildungskraft ſchildern, ſo iſt es ihm erlaubt, und er hat Fug und Recht, dergleichen unter den Thieren oder unter noch geringern Geſchöpfen zu ſuchen. Man ſetze, in der Fabel von dem Wolfe und dem Lamme, anſtatt des Wolfes den Nero, anſtatt des Lammes den Britannicus, und die Fabel hat auf einmal alles verloren, was ſie zu einer Fabel für das ganze menſchliche Geſchlecht macht. Aber man ſetze anſtatt des Lammes und des Wolfes, den Rieſen und den Zwerg, und ſie verlieret ſchon weniger; denn auch der Rieſe und der Zwerg ſind Individua, deren Charakter, ohne weitere Hinzuthuung, ziemlich aus der Benennung erhellet. Oder man verwandle ſie lieber gar in folgende menſchliche Fabel: „Ein Prieſter kam zu dem armen Manne des Propheten[*]
„und ſagte: Bringe dein weiſſes Lamm vor den Altar, denn
„die Götter fordern ein Opfer. Der Arme erwiederte: mein
„Nachbar hat eine zahlreiche Heerde, und ich habe nur das
„einzige Lamm. Du haſt aber den Göttern ein Gelübde gethan,
„verſetzte dieſer, weil ſie deine Felder geſegnet. — Ich
„habe kein Feld; war die Antwort. — Nun ſo war es damals,
„als ſie deinen Sohn von ſeiner Krankheit geneſen lieſſen —
„O, ſagte der Arme, die Götter haben ihn ſelbſt zum Opfer
„hingenommen. Gottloſer! zürnte der Prieſter; du läſterſt!
„und riß das Lamm aus ſeinem Schooſſe ꝛc. — — Und wenn

---

[*] 2 B. Samuelis XII.

in dieſer Verwandlung die Fabel noch weniger verloren hat, ſo kömmt es bloß daher, weil man mit dem Worte Prieſter den Charakter der Habſüchtigkeit, leider, noch weit geſchwinder verbindet, als den Charakter der Blutdürſtigkeit mit dem Worte Rieſe; und durch den armen **Mann** des **Propheten** die Idee der unterdrückten Unſchuld noch leichter erregt wird, als durch den Zwerg. — Der beſte Abdruck dieſer Fabel, in welchem ſie ohne Zweifel am allerwenigſten verloren hat, iſt die Fabel von der **Katze** und dem **Hahne**[*]. Doch weil man auch hier ſich das Verhältniß der **Katze** gegen den **Hahn** nicht ſo geſchwind denkt, als dort das Verhältniß des **Wolfes** zum **Lamme**, ſo ſind dieſe noch immer die allerbequemſten Weſen, die der Fabuliſt zu ſeiner Abſicht hat wehlen können.

Der Verfaſſer der oben angeführten **Critiſchen Briefe** iſt mit **Breitingern** einerley Meinung, und ſagt unter andern, in der erdichteten Perſon des **Hermann Axels**[**]: „Die Fabel bekömmt durch dieſe ſonderbare Perſonen ein wunderliches Anſehen. Es wäre keine ungeſchickte Fabel, wenn man dichtete: „Ein Menſch ſah auf einem hohen Baume die ſchönſten Birnen hangen, die ſeine Luſt davon zu eſſen, mächtig reizeten. „Er bemühte ſich lange, auf denſelben hinauf zu klimmen, aber „es war umſonſt, er mußte es endlich aufgeben. Indem er „weggieng, ſagte er: Es iſt mir geſunder, daß ich ſie noch „länger ſtehen laſſe, ſie ſind doch noch nicht zeitig genug. Aber „dieſes Geſchichtchen reizet nicht ſtark genug; es iſt zu platt ꝛc. — Ich geſtehe es **Hermann Axeln** zu; das Geſchichtchen iſt ſehr platt, und verdienet nichts weniger, als den Namen einer guten Fabel. Aber iſt es bloß deswegen ſo platt geworden, weil kein Thier darinn redet und handelt? Gewiß nicht; ſondern es iſt es dadurch geworden, weil er das Individuum, den Fuchs, mit deſſen bloſſem Namen wir einen gewiſſen Charakter verbinden, aus welchem ſich der Grund von der ihm zugeſchriebenen Handlung angeben läßt, in ein anders Individuum verwandelt hat, deſſen Name keine Idee eines beſtimmten Charakters in uns erwecket. „Ein Menſch!“ Das iſt ein viel zu allgemeiner

---

[*] Fab. Aeſop. 6.

[**] S. 166.

Begriff für die Fabel. An was für eine Art von Menſchen ſoll ich dabey denken? Es giebt deren ſo viele! Aber „ein Fuchs!“ Der Fabuliſt weis nur von Einem Fuchſe, und ſobald er mir das Wort nennt, fallen auch meine Gedanken ſogleich nur auf Einen Charakter. Anſtatt des Menſchen überhaupt hätte Hermann Axel alſo wenigſtens einen Gasconier ſetzen müſſen. Und alsdenn würde er wohl gefunden haben, daß die Fabel durch die bloſſe Weglaſſung des Thieres, ſo viel eben nicht verlöre, beſonders wenn er in dem nehmlichen Verhältniſſe auch die übrigen Umſtände geändert, und den Gasconier nach etwas mehr, als nach Birnen, lüſtern gemacht hätte.

Da alſo die allgemein bekannten und unveränderlichen Charaktere der Thiere die eigentliche Urſache ſind, warum ſie der Fabuliſt zu moraliſchen Weſen erhebt, ſo kömmt mir es ſehr ſonderbar vor, wenn man es Einem zum beſondern Ruhme machen will, „daß der Schwan in ſeinen Fabeln nicht ſinge, „noch der Pelican ſein Blut für ſeine Jungen vergieſſe“[*]. — Als ob man in den Fabelbüchern die Naturgeſchichte ſtudieren ſollte! Wenn dergleichen Eigenſchaften allgemein bekannt ſind, ſo ſind ſie werth gebraucht zu werden, der Naturaliſt mag ſie bekräftigen oder nicht. Und derjenige der ſie uns, es ſey durch ſeine Exempel oder durch ſeine Lehre, aus den Händen ſpielen will, der nenne uns erſt andere Individua, von denen es bekannt iſt, daß ihnen die nehmlichen Eigenſchaften in der That zukommen.

Je tiefer wir auf der Leiter der Weſen herabſteigen, deſto ſeltner kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieſes iſt denn auch die Urſache, warum ſich der Fabuliſt ſo ſelten in dem Pflanzenreiche, noch ſeltener in dem Steinreiche und am allerſeltenſten vielleicht unter den Werken der Kunſt finden läßt. Denn daß es deswegen geſchehen ſollte, weil es ſtuffenweiſe immer unwahrſcheinlicher werde, daß dieſe geringern Werke der Natur und Kunſt empfinden, denken und ſprechen könnten; will mir nicht ein. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe iſt nicht um ein Haar ſchlechter oder unwahrſcheinlicher als die beſte Fabel, z. E. von einem

---

[*] Man ſehe die critiſche Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

Affen, ſo nahe auch dieſer dem Menſchen verwandt iſt, und ſo unendlich weit jene von ihm abſtehen.

Indem ich aber die Charaktere der Thiere zur eigentlichen Urſache ihres vorzüglichen Gebrauchs in der Fabel mache, will ich nicht ſagen, daß die Thiere dem Fabuliſten ſonſt zu weiter gar nichts nützten. Ich weis es ſehr wohl, daß ſie unter andern in der zuſammen geſetzten Fabel das Vergnügen der Vergleichung um ein groſſes vermehren, welches alsdenn kaum merklich iſt, wenn ſowohl der wahre als der erdichtete einzelne Fall beyde aus handelnden Perſonen von einerley Art, aus Menſchen, beſtehen. Da aber dieſer Nutzen, wie geſagt, nur in der zuſammen geſetzten Fabel Statt findet, ſo kann er die Urſache nicht ſeyn, warum die Thiere auch in der einfachen Fabel, und alſo in der Fabel überhaupt, dem Dichter ſich gemeiniglich mehr empfehlen, als die Menſchen.

Ja, ich will es wagen, den Thieren, und andern geringern Geſchöpfen in der Fabel noch einen Nutzen zuzuſchreiben, auf welchen ich vielleicht durch Schlüſſe nie gekommen wäre, wenn mich nicht mein Gefühl darauf gebracht hätte. Die Fabel hat unſere klare und lebendige Erkenntniß eines moraliſchen Satzes zur Abſicht. Nichts verdunkelt unſere Erkenntniß mehr als die Leidenſchaften. Folglich muß der Fabuliſt die Erregung der Leidenſchaften ſo viel als möglich vermeiden. Wie kann er aber anders, z. E. die Erregung des Mitleids vermeiden, als wenn er die Gegenſtände deſſelben unvollkommener macht, und anſtatt der Menſchen Thiere, oder noch geringere Geſchöpfe annimmt. Man erinnere ſich noch einmal der Fabel von dem *Wolfe und Lamme*, wie ſie oben in die Fabel von dem *Prieſter und dem armen Manne des Propheten* verwandelt worden. Wir haben Mitleiden mit dem Lamme; aber dieſes Mitleiden iſt ſo ſchwach, daß es unſerer anſchauenden Erkenntniß des moraliſchen Satzes keinen merklichen Eintrag thut. Hingegen wie iſt es mit dem armen Manne? Kömmt es mir nur ſo vor, oder iſt es wirklich wahr, daß wir mit dieſem viel zu viel Mitleiden haben, und gegen den Prieſter viel zu viel Unwillen empfinden, als daß die anſchauende Erkenntniß des moraliſchen Satzes hier eben ſo klar ſeyn könnte, als ſie dort iſt?

III.

Von der Eintheilung der Fabeln.

Die Fabeln ſind verſchiedener Eintheilungen fähig. Von einer, die ſich aus der verſchiednen Anwendung derſelben ergiebt, habe ich gleich Anfangs geredet. Die Fabeln nehmlich werden entweder bloß auf einen allgemeinen moraliſchen Satz angewendet, und heiſſen einfache Fabeln; oder ſie werden auf einen wirklichen Fall angewendet, der mit der Fabel unter einem und eben demſelben moraliſchen Satze enthalten iſt, und heiſſen zuſammengeſetzte Fabeln. Der Nutzen dieſer Eintheilung hat ſich bereits an mehr als einer Stelle gezeiget.

Eine andere Eintheilung würde ſich aus der verſchiednen Beſchaffenheit des moraliſchen Satzes herholen laſſen. Es giebt nehmlich moraliſche Sätze, die ſich beſſer in einem einzeln Falle ihres Gegentheils, als in einem einzeln Falle der unmittelbar unter ihnen begriffen iſt, anſchauend erkennen laſſen. Fabeln alſo, welche den moraliſchen Satz in einem einzeln Falle des Gegentheils zur Intuition bringen, würde man vielleicht indirecte Fabeln, ſo wie die andern directe Fabeln nennen können.

Doch von dieſen Eintheilungen iſt hier nicht die Frage; noch viel weniger von jener unphiloſophiſchen Eintheilung nach den verſchiedenen Erfindern oder Dichtern, die ſich einen vorzüglichen Namen damit gemacht haben. Es hat den Kunſtrichtern gefallen, ihre gewöhnliche Eintheilung der Fabel von einer Verſchiedenheit herzunehmen, die mehr in die Augen fällt; von der Verſchiedenheit nehmlich der darinn handelnden Perſonen. Und dieſe Eintheilung iſt es, die ich hier näher betrachten will.

Aphthonius iſt ohne Zweifel der älteſte Scribent, der ihrer erwähnet. Του δε μυθου, ſagt er in ſeinen Vorübungen, το μεν ἐϛι λογικον, το δε ἠθικον, το δε μικτον. Και λογικον μεν ἐν ᾡ τι ποιων ἀνθρωπος πεπλασαι· ἠθικον δε το των ἀλογων ἠθος ἀπομιμουμενον· μικτον δε το ἐξ ἀμφοτερων ἀλογου και λογικου. Es giebt drey Gattungen von Fabeln; die vernünftige, in welcher der Menſch die handelnde Perſon iſt; die ſittliche, in welcher unvernünftige Weſen aufgeführet werden; die vermiſchte, in welcher ſo wohl unvernünftige als vernünftige Weſen vorkommen. — Der Haupt-

Fehler dieſer Eintheilung, welcher ſogleich einem jeden in die Augen leuchtet, iſt der, daß ſie das nicht erſchöpft, was ſie erſchöpfen ſollte. Denn wo bleiben diejenigen Fabeln, die aus Gottheiten und allegoriſchen Perſonen beſtehen? Aphthonius hat die vernünftige Gattung ausdrücklich auf den einzigen Menſchen eingeſchränkt. Doch wenn dieſem Fehler auch abzuhelfen wäre; was kann dem ohngeachtet roher und mehr von der oberſten Fläche abgeſchöpft ſeyn, als dieſe Eintheilung? Oefnet ſie uns nur auch die geringſte freyere Einſicht in das Weſen der Fabel?

Batteux würde daher ohne Zweifel eben ſo wohl gethan haben, wenn er von der Eintheilung der Fabel gar geſchwiegen hätte, als daß er uns mit jener kahlen aphthonianiſchen abſpeiſen will. Aber was wird man vollends von ihm ſagen, wenn ich zeige, daß er ſich hier auf einer kleinen Tücke treffen läßt? Kurz zuvor ſagt er unter andern von den Perſonen der Fabel: „Man hat hier nicht allein den Wolf und das Lamm, die „Eiche und das Schilf, ſondern auch den eiſernen und den „irdenen Topf ihre Rollen ſpielen ſehen. Nur der **Herr Verſtand** und das **Fräulein Einbildungskraft**, und alles, was „ihnen ähnlich ſiehet, ſind von dieſem Theater ausgeſchloſſen „worden; weil es ohne Zweifel ſchwerer iſt, dieſen bloß geiſtigen Weſen einen charaktermäſſigen Körper zu geben; als Körpern, die einige Analogie mit unſern Organen haben, Geiſt „und Seele zu geben*. — Merkt man wider wen dieſes geht? Wider den **de la Motte**, der ſich in ſeinen Fabeln der allegoriſchen Weſen ſehr häuffig bedienet. Da dieſes nun nicht nach dem Geſchmacke unſers oft mehr ekeln als feinen Kunſtrichters war, ſo konnte ihm die aphthonianiſche mangelhafte Eintheilung der Fabel nicht anders als willkommen ſeyn, indem es durch ſie ſtillſchweigend gleichſam zur Regel gemacht wird, daß die Gottheiten und allegoriſchen Weſen gar nicht in die Aeſopiſche Fabel gehören. Und dieſe Regel eben möchte Batteux gar zu gern feſtſetzen, ob er ſich gleich nicht getrauet, mit ausdrücklichen Worten darauf zu dringen. Sein Syſtem von der Fabel kann

---

[*] Nach der Ramlerſchen Ueberſetzung, S. 211

auch nicht wohl ohne ſie beſtehen. „Die äſopiſche Fabel, ſagt „er, iſt eigentlich zu reden, das Schauſpiel der Kinder; ſie un„terſcheidet ſich von den übrigen nur durch die Geringfügigkeit „und Naivität ihrer ſpielenden Perſonen. Man ſieht auf die„ſem Theater keinen Cäſar, keinen Alexander: aber wohl die „Fliege und die Ameiſe ꝛc.“ — Freylich; dieſe Geringfügigkeit der ſpielenden Perſonen vorausgeſetzt, konnte Batteux mit den höhern poetiſchen Weſen des de la Motte unmöglich zufrieden ſeyn. Er verwarf ſie alſo, ob er ſchon einen guten Theil der beſten Fabeln des Alterthums zugleich mit verwerfen mußte; und zog ſich, um den kritiſchen Anfällen deswegen weniger ausgeſetzt zu ſeyn, unter den Schutz der mangelhaften Eintheilung des Aphthonius. Gleich als ob Aphthonius der Mann wäre, der alle Gattungen von Fabeln, die in ſeiner Eintheilung nicht Platz haben, eben dadurch verdammen könnte! Und dieſen Mißbrauch einer erſchlichenen Autorität, nenne ich eben die kleine Tücke, deren ſich Batteux in Anſehung des de la Motte hier ſchuldig gemacht hat.

Wolf* hat die Eintheilung des Aphthonius gleichfalls beybehalten, aber einen weit edlern Gebrauch davon gemacht. Dieſe Eintheilung in vernünftige und ſittliche Fabeln, meinet er, klinge zwar ein wenig ſonderbar; denn man könnte ſagen, daß eine jede Fabel ſowohl eine vernünftige als eine ſittliche Fabel wäre. Sittlich nehmlich ſey eine jede Fabel in ſo fern, als ſie einer ſittlichen Wahrheit zum Beſten erfunden werden; und vernünftig in ſo fern, als dieſe ſittliche Wahrheit der Vernunft gemäß iſt. Doch da es einmal gewöhnlich ſey, dieſen Worten hier eine andere Bedeutung zu geben, ſo wolle er keine Neuerung machen. Aphthonius habe übrigens bey ſeiner Eintheilung die Abſicht gehabt, die Verſchiedenheit der Fabeln ganz zu erſchöpfen, und mehr nach dieſer Abſicht, als nach den Worten, deren er ſich dabey bedient habe, müſſe ſie beurtheilet werden. Absit enim, ſagt er — und o, wenn alle Liebhaber der Wahrheit ſo billig dächten! — absit, ut negemus accurate cogitasse, qui non satis accurate loquuntur. Puerile est, erroris redarguere eum, qui ab

[*] Philoſoph. practicae universalis Pars post. §. 303.

errore immunem poſſedit animum, propterea quod parum apta ſuccurrerint verba, quibus mentem ſuam exprimere poterat. Er behält daher die Benennungen der aphthonianiſchen Eintheilung bey, und was die Wahrheit, die er nicht darinn gefunden, ſo ſcharfſinnig hinein zu legen, daß ſie das vollkommene Anſehen einer richtigen philoſophiſchen Eintheilung bekömmt. „Wenn wir „Begebenheiten erdichten, ſagt er, ſo legen wir entweder den „Subjecten ſolche Handlungen und Leidenſchaften, überhaupt ſolche „Prädicate bey, als ihnen zukommen; oder wir legen ihnen ſolche „bey, die ihnen nicht zukommen. In dem erſten Falle heiſſen es „vernünftige Fabeln; in dem andern ſittliche Fabeln; und „vermiſchte Fabeln heiſſen es, wenn ſie etwas ſo wohl von „der Eigenſchaft der ſittlichen als vernünftigen Fabel haben.“

Nach dieſer Wolfiſchen Verbeſſerung alſo, beruhet die Verſchiedenheit der Fabel nicht mehr auf der bloſſen Verſchiedenheit der Subjecte, ſondern auf der Verſchiedenheit der Prädicate, die von dieſen Subjecten geſagt werden. Ihr zu Folge kann eine Fabel Menſchen zu handelnden Perſonen haben, und dennoch keine vernünftige Fabel ſeyn; ſo wie ſie eben nicht nothwendig eine ſittliche Fabel ſeyn muß, weil Thiere in ihr aufgeführet werden. Die oben angeführte Fabel von den zwey kämpfenden Hähnen, würde nach den **Worten** des Aphthonius eine ſittliche Fabel ſeyn, weil ſie die Eigenſchaften und das Betragen gewiſſer Thiere nachahmet; wie hingegen **Wolf** den Sinn des Aphthonius genauer beſtimmt hat, iſt ſie eine vernünftige Fabel, weil nicht das geringſte von den Hähnen darinn geſagt wird, was ihnen nicht eigentlich zukäme. So iſt es mit mehrern: z. E. der Vogelſteller und die Schlange *; der Hund und der Koch **; der Hund und der Gärtner ***; der Schäfer und der Wolf †: lauter Fabeln, die nach der gemeinen Eintheilung unter die ſittlichen und vermiſchten, nach der verbeſſerten aber unter die vernünftigen gehören.

Und nun? Werde ich es bey dieſer Eintheilung unſers

* Fab. Aeſop. 32

** Fab. Aeſop. 34

*** Fab. Aeſop. 67

† Fab. Aeſop. 71

Weltweiſen können bewenden laſſen? Ich weis nicht. Wider ihre logicaliſche Richtigkeit habe ich nichts zu erinnern; ſie erſchöpft alles, was ſie erſchöpfen ſoll. Aber man kann ein guter Dialektiker ſeyn, ohne ein Mann von Geſchmack zu ſeyn; und das letzte war Wolf, leider, wohl nicht. Wie, wenn es auch ihm hier ſo gegangen wäre, als er es von dem Aphthonius vermuthet, daß er zwar richtig gedacht, aber ſich nicht ſo vollkommen gut ausgedruckt hätte, als es beſonders die Kunſtrichter wohl verlangen dürften? Er redet von Fabeln, in welchen den Subjecten Leidenſchaften und Handlungen, überhaupt Prädicate, beygelegt werden, deren ſie nicht fähig ſind, die ihnen nicht zukommen. Dieſes nicht zukommen, kann einen übeln Verſtand machen. Der Dichter, kann man daraus ſchlieſſen, iſt alſo nicht gehalten, auf die Naturen der Geſchöpfe zu ſehen, die er in ſeinen Fabeln aufführet? Er kann das Schaf verwegen, den Wolf ſanftmüthig, den Eſel feurig vorſtellen; er kann die Tauben als Falken brauchen und die Hunde von den Haſen jagen laſſen. Alles dieſes kömmt ihnen nicht zu; aber der Dichter macht eine ſittliche Fabel, und er darf es ihnen beylegen. — Wie nöthig iſt es, dieſer gefährlichen Auslegung, dieſen mit einer Ueberſchwemmung der abgeſchmackteſten Mährchen drohenden Folgerungen, vorzubauen!

Man erlaube mir alſo, mich auf meinen eigenen Weg wieder zurückzuwenden. Ich will den Weltweiſen ſo wenig als möglich aus dem Geſichte verlieren; und vielleicht kommen wir, am Ende der Bahn, zuſammen. — Ich habe geſagt, und glaube es erwieſen zu haben, daß auf der Erhebung des einzeln Falles zur Wirklichkeit der weſentliche Unterſchied der Parabel, oder des Exempels überhaupt, und der Fabel beruhet. Dieſe Wirklichkeit iſt der Fabel ſo unentbehrlich, daß ſie ſich eher von ihrer Möglichkeit, als von jener etwas abbrechen läßt. Es ſtreitet minder mit ihrem Weſen, daß ihr einzelner Fall nicht ſchlechterdings möglich iſt, daß er nur nach gewiſſen Vorausſetzungen, unter gewiſſen Bedingungen möglich iſt, als daß er nicht als wirklich vorgeſtellt werde. In Anſehung dieſer Wirklichkeit folglich, iſt die Fabel keiner Verſchiedenheit fähig; wohl aber in Anſehung ihrer Möglichkeit, welche ſie veränderlich zu ſeyn erlaubt. Nun iſt, wie geſagt, dieſe Möglichkeit entweder eine unbedingte oder bedingte Möglichkeit; der einzelne Fall der Fabel iſt entweder ſchlechterdings möglich, oder er iſt es nur nach gewiſſen Vorausſetzungen, unter gewiſſen Bedingungen. Die Fabeln alſo, deren einzelner Fall ſchlechterdings möglich iſt, will ich (um gleichfalls bey den alten Benennungen zu bleiben) vernünftige Fabeln nennen; Fabeln hingegen, wo er es nur nach gewiſſen Vorausſetzungen iſt, mögen ſittliche heiſſen. Die vernünftigen Fabeln leiden keine fernere Unterabtheilung; die ſittlichen aber leiden ſie. Denn die Vorausſetzungen betreffen entweder die Subjecte der Fabel, oder die Prädicate dieſer Subjecte: der Fall der Fabel iſt entweder möglich, vorausgeſetzt, daß dieſe und jene Weſen exiſtiren; oder er iſt es, vorausgeſetzt, daß dieſe und jene wirklich exiſtirende Weſen (*nicht andere* Eigenſchaften, als ihnen zukommen; denn ſonſt würden ſie zu andern Weſen werden, ſondern) die ihnen wirklich zukommenden Eigenſchaften in einem *höhern Grade*, in einem weitern Umfange beſitzen. Jene Fabeln, worinn die Subjecte vorausgeſetzt werden, wollte ich *mythiſche Fabeln* nennen; und dieſe, worinn nur *erhöhtere Eigenſchaften* wirklicher Subjecte angenommen werden, würde ich, wenn ich das Wort anders wagen darf, *hyperphyſiſche Fabeln* nennen. —

Ich will dieſe meine Eintheilung noch durch einige Beyſpiele erläutern. Die Fabel, der Blinde und der Lahme; die zwey kämpfenden Hähne; der Vogelſteller und die Schlange; der Hund und der Gärtner, ſind lauter vernünftige Fabeln, ob ſchon bald lauter Thiere, bald Menſchen und Thiere darinn vorkommen; denn der darinn enthaltene Fall iſt ſchlechterdings möglich, oder, mit *Wolfen* zu reden, es wird den Subjecten nichts darinn beygelegt, was ihnen nicht zukomme. — Die Fabeln, Apollo und Jupiter*; Herkules und Plutus**; die verſchiedene Bäume in ihren beſondern Schutz nehmende Götter***; kurz alle Fabeln, die aus Gottheiten, aus allegoriſchen Perſonen, aus Geiſtern und Geſpenſtern, aus andern erdichteten Weſen, dem Phoenix z. E. beſtehen, ſind ſittliche Fabeln, und zwar mythiſch ſittliche: denn es wird darinn vorausgeſetzt, daß alle dieſe Weſen exiſtiren oder exiſtiret haben, und der Fall, den ſie enthalten, iſt nur unter dieſer Vorausſetzung möglich. — Der Wolf und das Lamm[*]; der Fuchs und der Storch[**]; die Natter und die Feile[***]; die Bäume und der Dornſtrauch[****]; der Oelbaum und das Rohr ꝛc.[†] ſind gleichfalls ſittliche, aber hyperphyſiſch ſittliche Fabeln; denn die Natur dieſer wirklichen Weſen wird erhöhet, die Schranken ihrer Fähigkeiten werden erweitert. Eines muß ich hierbey erinnern! Man bilde ſich nicht ein, daß dieſe Gattung von Fabeln ſich bloß auf die Thiere, und andere geringere Geſchöpfe einſchränke: der Dichter kann auch die Natur des Menſchen erhöhen, und die Schranken ſeiner Fähigkeiten erweitern. Eine Fabel z. E. von einem Propheten würde eine hyperphyſiſch ſittliche Fabel ſeyn; denn die Gabe zu prophezeyen, kann dem Menſchen bloß nach einer erhöhtern Natur zukommen. Oder wenn man die Erzehlung von den himmelſtürmenden Rieſen als eine aeſopiſche Fabel behandeln und ſie dahin verändern wollte, daß ihr unſinniger Bau von Bergen auf Bergen, endlich von ſelbſt zuſammen ſtürzte und ſie unter den Ruinen begrübe: ſo würde keine andere als eine hyperphyſiſch ſittliche Fabel daraus werden können.

---

* Fab. Aeſop. 187.

** Phaedrus libr. IV. Fab. 11.

*** Phaedrus libr. III. Fab. 15.

Aus den zwey Hauptgattungen, der vernünftigen und ſittlichen Fabel, entſtehet auch bey mir eine vermiſchte Gattung, wo nehmlich der Fall zum Theil ſchlechterdings, zum Theil nur unter gewiſſen Vorausſetzungen möglich iſt. Und zwar können dieſer vermiſchten Fabeln dreyerley ſeyn: die vernünftig mythiſche Fabel, als Herkules und der Kärner[††], der arme Mann und der Tod[†††]; die vernünftig hyperphyſiſche Fabel, als der

---

[*] Phaedrus libr. I. Fab. 1.

[**] Phaedrus libr. I. Fab. 25.

[***] Phaedrus libr. IV. Fab. 7.

[****] Fab. Aesop. 313.

[†] Fabul. Aesop. 143.

[††] Fabul. Aesop. 336.

[†††] Fabul. Aesop. 20.

Holzſchläger und der Fuchs*, der Jäger und der Löwe**; und endlich die hyperphyſiſch mythiſche Fabel, als Jupiter und das Kameel***, Jupiter und die Schlange ꝛc †

Und dieſe Eintheilung erſchöpft die Mannigfaltigkeit der Fabeln ganz gewiß, ja man wird, hoffe ich, keine anführen können, deren Stelle, ihr zu Folge, zweifelhaft bleibe, welches bey allen andern Eintheilungen geſchehen muß, die ſich bloß auf die Verſchiedenheit der handelnden Perſonen beziehen. Die Breitingerſche Eintheilung iſt davon nicht ausgeſchloſſen, ob Er ſchon dabey die Grade des Wunderbaren zum Grunde gelegt hat. Denn da bey ihm die Grade des Wunderbaren, wie wir geſehen haben, größten Theils, auf die Beſchaffenheit der handelnden Perſonen ankommen, ſo klingen ſeine Worte nur gründlicher, und er iſt in der That in die Sache nichts tiefer eingedrungen. „Das Wunderbare der Fabel, ſagt er, hat ſeine verſchiedene Grade — Der niedrigſte Grad des Wunderbaren „findet ſich in derjenigen Gattung der Fabeln, in welchen ordentliche Menſchen aufgeführet werden — Weil in denſelben „das Wahrſcheinliche über das Wunderbare weit die Oberhand „hat, ſo können ſie mit Fug wahrſcheinliche, oder in Abſicht „auf die Perſonen menſchliche Fabeln benennet werden. Ein „mehrerer Grad des Wunderbaren äuſſert ſich in derjenigen „Claſſe der Fabeln, in welchen ganz andere als menſchliche Perſonen aufgeführet werden. — Dieſe ſind entweder von einer „vortreflichern und höhern Natur, als die menſchliche iſt, z. E. „die heidniſchen Gottheiten; — oder ſie ſind in Anſehung ihres Urſprungs und ihrer natürlichen Geſchicklichkeit von einem „geringern Rang als die Menſchen, als z. E. die Thiere, Pflanzen ꝛc. — Weil in dieſen Fabeln das Wunderbare über das „Wahrſcheinliche nach verſchiedenen Graden herrſchet, werden „ſie deswegen nicht unfüglich wunderbare, und in Abſicht auf „die Perſonen entweder göttliche oder thieriſche Fabeln genennt — Und die Fabel von den zwey Töpfen; die Fabel

---

[*] Fabul. Aeſop. 127.

[**] Fabul. Aeſop. 280.

[***] Fabul. Aeſop. 197.

[†] Fabul. Aeſop. 189.

von den Bäumen und dem Dornſtrauche? Sollen die auch thieriſche Fabeln heiſſen? Oder ſollen ſie und ihres gleichen, eigne Benennungen erhalten? Wie ſehr wird dieſe Namenrolle anwachſen, beſonders wenn man auch alle Arten der vermiſchten Gattung benennen ſollte! Aber ein Exempel zu geben, daß man nach dieſer Breitingerſchen Eintheilung oft zweifelhaft ſeyn kann, zu welcher Claſſe man dieſe oder jene Fabel rechnen ſoll, ſo betrachte man die ſchon angeführte Fabel, von dem Gärtner und ſeinem Hunde, oder die noch bekanntere, von dem Ackersmanne und der Schlange; aber nicht ſo wie ſie Phädrus erzehlet, ſondern wie ſie unter den griechiſchen Fabeln vorkömmt. Beyde haben einen ſo geringen Grad des Wunderbaren, daß man ſie nothwendig zu den wahrſcheinlichen; das iſt menſchlichen Fabeln, rechnen müßte. In beyden aber kommen auch Thiere vor; und in Betrachtung dieſer würden ſie zu den vermiſchten Fabeln gehören, in welchen das Wunderbare weit mehr über das Wahrſcheinliche herrſcht, als in jenen. Folglich würde man erſt ausmachen müſſen, ob die Schlange und der Hund hier als handelnde Perſonen der Fabel anzuſehen wären oder nicht, ehe man der Fabel ſelbſt ihre Claſſe anweiſen könnte.

Ich will mich bey dieſen Kleinigkeiten nicht länger aufhalten, ſondern mit einer Anmerkung ſchlieſſen, die ſich überhaupt auf die hyperphyſiſchen Fabeln beziehet, und die ich, zur richtigern Beurtheilung einiger von meinen eigenen Verſuchen, nicht gern anzubringen vergeſſen möchte. — Es iſt bey dieſer Gattung von Fabeln die Frage, wie weit der Fabuliſt die Natur der Thiere und andrer niedrigern Geſchöpfe erhöhen, und wie nahe er ſie der menſchlichen Natur bringen dürfe? Ich antworte kurz: ſo weit, und ſo nahe er immer will. Nur mit der einzigen Bedingung, daß aus allen, was er ſie denken, reden, und handeln läßt, der Charakter hervorſcheine, um deſſen willen er ſie ſeiner Abſicht bequemer fand, als alle andere Individua. Iſt dieſes; denken, reden und thun ſie durchaus nichts, was ein ander Individuum von einem andern, oder gar ohne Charakter, eben ſo gut denken, reden und thun könnte: ſo wird uns ihr Betragen im geringſten nicht befremden, wenn es auch noch ſo viel Witz, Scharfſinnigkeit und Vernunft vorausſetzt.

Und wie könnte es auch? Haben wir ihnen einmal Freyheit und Sprache zugeſtanden, ſo müſſen wir ihnen zugleich alle Modificationen des Willens und alle Erkenntniſſe zugeſtehen, die aus jenen Eigenſchaften folgen können, auf welchen unſer Vorzug vor ihnen einzig und allein beruhet. Nur ihren Charakter, wie geſagt, müſſen wir durch die ganze Fabel finden; und finden wir dieſen, ſo erfolgt die Illuſion, daß es wirkliche Thiere ſind, ob wir ſie gleich reden hören, und ob ſie gleich noch ſo feine Anmerkungen, noch ſo ſcharfſinnige Schlüſſe machen. Es iſt unbeſchreiblich, wie viel Sophismata non causæ ut causæ die Kunſtrichter in dieſer Materie gemacht haben. Unter andern der Verfaſſer der Critiſchen Briefe, wenn er von ſeinem Hermann Axel ſagt: „Daher ſchreibt er auch den unvernünftigen Thieren, die er aufführt, niemals eine Reihe von Anſchlägen zu, die in einem Syſtem, in einer Verknüpfung ſtehen, und zu einem Endzwecke von weiten her angeordnet ſind. Denn dazu gehöret eine Stärke der Vernunft, welche über den Inſtinkt iſt. Ihr Inſtinkt giebt nur flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft von ſich, die ſich nicht lange empor halten kann. Aus dieſer Urſache werden dieſe Fabeln mit Thierperſonen ganz kurz, und beſtehen nur aus einem ſehr einfachen Anſchlage, oder Anliegen. Sie reichen nicht zu, einen menſchlichen Charakter in mehr als einem Lichte vorzuſtellen; ja der Fabuliſt muß zufrieden ſeyn, wenn er nur einen Zug eines Charakters vorſtellen kann. Es iſt eine ausſchweiffende Idee des Pater Boſſue, daß die aeſopiſche Fabel ſich in dieſelbe Länge wie die epiſche Fabel ausdehnen laſſe. Denn das kann nicht geſchehen, es ſey denn daß man die Thiere nichts von den Thieren behalten laſſe, ſondern ſie in Menſchen verwandle, welches nur in poſſierlichen Gedichten angehet, wo man die Thiere mit gewiſſem Verſatz in Masken aufführet, und die Verrichtungen der Menſchen nachäffen läßt. ꝛc.“ — Wie ſonderbar iſt hier das aus dem Weſen der Thiere hergeleitet, was der Kunſtrichter aus dem Weſen der anſchauenden Erkenntniß, und aus der Einheit des moraliſchen Lehrſatzes in der Fabel, hätte herleiten ſollen! Ich gebe es zu, daß der Einfall des Pater Boſſue nichts taugt. Die aeſopiſche Fabel, in die Länge einer epiſchen Fabel ausgedehnet, höret auf eine aeſopiſche Fabel zu ſeyn; aber nicht deswegen, weil man den Thieren, nachdem man ihnen Freyheit und Sprache ertheilt hat, nicht auch eine Folge von Gedanken, dergleichen die Folge von Handlungen in der Epopee erfordern würde, ertheilen dürfte; nicht deswegen, weil die Thiere alsdenn zu viel menſchliches haben würden: ſondern deswegen, weil die Einheit des moraliſchen Lehrſatzes verlohren gehen würde; weil man dieſen Lehrſatz in der Fabel, deren Theile ſo gewaltſam aus einander gedehnet und mit fremden Theilen vermiſcht worden, nicht länger anſchauend erkennen würde. Denn die anſchauende Erkenntniß erfordert unumgänglich, daß wir den einzeln Fall auf einmal überſehen können; können wir es nicht, weil er entweder allzuviel Theile hat, oder ſeine Theile allzuweit aus einander liegen, ſo kann auch die Intuition des Allgemeinen nicht erfolgen. Und nur dieſes, wenn ich nicht ſehr irre, iſt der wahre Grund, warum man es dem dramatiſchen Dichter, noch williger aber dem Epopeendichter, erlaſſen hat, in ihre Werke eine einzige Hauptlehre zu legen. Denn was hilft es, wenn ſie auch eine hineinlegen? Wir können ſie doch nicht darinn erkennen, weil ihre Werke viel zu weitläuftig ſind, als das wir ſie auf einmal zu überſehen vermöchten. In dem Squelette derſelben müßte ſie ſich wohl endlich zeigen; aber das Squelett gehöret für den kalten Kunſtrichter, und wenn dieſer einmal glaubt, daß eine ſolche Hauptlehre darinn liegen müſſe, ſo wird er ſie gewiß herausgrübeln, wenn ſie der Dichter auch gleich nicht hinein gelegt hat. Daß übrigens das eingeſchränkte Weſen der Thiere von dieſer nicht zu erlaubenden Ausdehnung der aeſopiſchen Fabel, die wahre Urſach nicht ſey, hätte der kritiſche Briefſteller gleich daher abnehmen können, weil nicht bloß die thieriſche Fabel, ſondern auch jede andere aeſopiſche Fabel, wenn ſie ſchon aus vernünftigen Weſen beſtehet, derſelben unfähig iſt. Die Fabel von dem Lahmen und Blinden, oder von dem armen Manne und dem Tode, läßt ſich eben ſo wenig zur Länge des epiſchen Gedichts erſtrecken, als die Fabel von dem Lamme und dem Wolfe, oder von dem Fuchſe und dem Raben. Kann es alſo an der Natur der Thiere liegen? Und wenn man mit Beyſpielen ſtreiten wollte, wie viel ſehr gute Fabeln lieſſen ſich ihm nicht entgegen ſetzen, in welchen den Thieren weit mehr, als flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft beygelegt wird, und man ſie ihre Anſchläge ziemlich von weiten her zu einem Endzwecke anwenden ſiehet. Z. E. der Adler und der Käfer*; der Adler, die Katze und das Schwein ꝛc.**

Unterdeſſen, dachte ich einsmals bey mir ſelbſt, wenn man dem ohngeachtet eine aeſopiſche Fabel von einer ungewöhnlichen Länge machen wollte, wie müßte man es anfangen, daß die itztberührten Unbequemlichkeiten dieſer Länge wegfielen? Wie müßte unſer Reinicke Fuchs ausſehen, wenn ihm der Name eines aeſopiſchen Heldengedichts zukommen ſollte? Mein Einfall war dieſer: Vors erſte müßte nur ein einziger moraliſcher Satz in dem Ganzen zum Grunde liegen; vors zweyte müßten die vielen und mannigfaltigen Theile dieſes Ganzen unter gewiſſe Haupttheile gebracht werden, damit man ſie wenigſtens in dieſen Haupttheilen auf einmal überſehen könnte; vors dritte müßte jeder dieſer Haupttheile ein beſonders Ganze, eine für ſich beſtehende Fabel ſeyn können, damit das groſſe Ganze aus gleichartigen Theilen beſtünde. Es müßte, um alles zuſammenzunehmen, der allgemeine moraliſche Satz in ſeine einzelne Begriffe aufgelöſet werden; jeder von dieſen einzelnen Begriffen müßte in einer beſondern Fabel zur Intuition gebracht werden, und alle dieſe beſondern Fabeln müßten zuſammen nur eine einzige Fabel ausmachen. Wie wenig hat der Reinicke Fuchs von dieſen Requiſitis! Am beſten alſo, ich mache ſelbſt die Probe, ob ſich mein Einfall auch wirklich ausführen läßt. — Und nun urtheile man, wie dieſe Probe ausgefallen iſt! Es iſt die ſechzehnte Fabel meines dritten Buchs, und heißt die Geſchichte des alten Wolfs, in ſieben Fabeln. Die Lehre, welche in allen ſieben Fabeln zuſammen genommen liegt, iſt dieſe: „Man „muß einen alten Böſewicht nicht auf das äuſſerſte bringen, „und ihm alle Mittel zur Beſſerung, ſo ſpät und erzwungen „ſie auch ſeyn mag, benehmen. Dieſes Aeuſſerſte, dieſe Benehmung aller Mittel zerſtückte ich; machte verſchiedene mißlungene Verſuche des Wolfs daraus, des gefährlichen Raubens künftig müſſig gehen zu können; und bearbeitete jeden dieſer Verſuche als eine beſondere Fabel, die ihre eigne und mit der Hauptmoral in keiner Verbindung ſtehende Lehre hat. — Was ich hier bis auf ſieben, und mit dem Rangſtreite der Thiere auf vier Fabeln, gebracht habe, wird ein andrer mit einer andern noch fruchtbarern Moral leicht auf mehrere bringen können. Ich begnüge mich, die Möglichkeit gezeigt zu haben.

---

* Fab. Aeſop. 2.

** Phaedrus libr. II. Fab. 4.

IV.

Von dem Vortrage der Fabeln.

Wie ſoll die Fabel vorgetragen werden? Iſt hierinn Aeſopus, oder iſt Phädrus, oder iſt la Fontaine das wahre Muſter?

Es iſt nicht ausgemacht, ob Aeſopus ſeine Fabeln ſelbſt aufgeſchrieben, und in ein Buch zuſammengetragen hat. Aber das iſt ſo gut als ausgemacht, daß, wenn er es auch gethan hat, doch keine einzige davon durchaus mit ſeinen eigenen Worten auf uns gekommen iſt. Ich verſtehe alſo hier die allerſchönſten Fabeln in den verſchiedenen griechiſchen Sammlungen, welchen man ſeinen Namen vorgeſetzt hat. Nach dieſen zu urtheilen, war ſein Vortrag von der äuſſerſten Präciſion; er hielt ſich nirgends bey Beſchreibungen auf; er kam ſogleich zur Sache und eilte mit jedem Worte näher zum Ende; er kannte kein Mittel zwiſchen dem Nothwendigen und Unnüzen. So charakteriſirt ihn de la Motte; und richtig. Dieſe Präciſion und Kürze, worinn er ein ſo groſſes Muſter war, fanden die Alten der Natur der Fabel auch ſo angemeſſen, daß ſie eine allgemeine Regel daraus machten. Theon unter andern dringet mit den ausdrücklichſten Worten darauf.

Auch Phädrus, der ſich vornahm die Erfindungen des Aeſopus in Verſen auszubilden, hat offenbar den feſten Vorſatz gehabt, ſich an dieſe Regel zu halten; und wo er davon abgekommen iſt, ſcheinet ihn das Sylbenmaaß und der poetiſchere Styl, in welchen uns auch das allerſimpelſte Sylbenmaaß wie unvermeidlich verſtrickt, gleichſam wider ſeinen Willen davon abgebracht zu haben.

Aber la Fontaine? Dieſes ſonderbare Genie! La Fontaine!

Nein wider ihn ſelbſt habe ich nichts; aber wider ſeine Nachahmer; wider ſeine blinden Verehrer! La Fontaine kannte die Alten zu gut, als daß er nicht hätte wiſſen ſollen, was ihre Muſter und die Natur zu einer vollkommenen Fabel erforderten. Er wußte es, daß die Kürze die Seele der Fabel ſey; er geſtand es zu, daß es ihr vornehmſter Schmuck ſey, ganz und gar keinen Schmuck zu haben. Er bekannte[*] mit der liebenswürdigſten Aufrichtigkeit, „daß man die zierliche Präciſion und „die auſſerordentliche Kürze, durch die ſich Phädrus ſo ſehr „empfehle, in ſeinen Fabeln nicht finden werde. Es wären „dieſes Eigenſchaften, die zu erreichen, ihn ſeine Sprache zum „Theil verhindert hätte; und bloß deswegen, weil er den Phä„drus darinn nicht nachahmen können, habe er geglaubt, „qu'il falloit en recompenſe egayer l'ouvrage plus qu'il n'a fait. Alle die Luſtigkeit, ſagt er, durch die ich meine Fabeln aufgeſtützt habe, ſoll weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für weſentlichere Schönheiten ſeyn, die ich ihnen zu ertheilen zu unvermögend geweſen bin. — Welch Bekenntniß! In meinen Augen macht ihm dieſes Bekenntniß mehr Ehre, als ihm alle ſeine Fabeln machen! Aber wie wunderbar ward es von dem franzöſiſchen Publico aufgenommen! Es glaubte, la Fontaine wolle ein bloſſes Compliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher, als das, wofür ſie geleiſtet war. Kaum konnte es auch anders ſeyn; denn die Schadloshaltung hatte allzuviel reitzendes für Franzoſen, bey welchen nichts über die Luſtigkeit gehet. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahr witzig zu bleiben[**], meinte ſo gar, la Fontaine habe ſich aus bloſſer Albernheit (par betiſe) dem Phädrus nachgeſetzt; und de la Motte ſchrie über dieſen Einfall: mot plaiſant, mais ſolide!

Unterdeſſen, da la Fontaine ſeine luſtige Schwatzhaftigkeit, durch ein ſo groſſes Muſter als ihm Phädrus ſchien, verdammt glaubte, wollte er doch nicht ganz ohne Bedeckung von Seiten des Alterthums bleiben. Er ſetzte alſo hinzu: „Und meinen „Fabeln dieſe Luſtigkeit zu ertheilen, habe ich um ſo viel eher

---

[*] In der Vorrede zu ſeinen Fabeln.

[**] Fontenelle.

„wagen dürfen, da Quintilian lehret, man könne die Erzeh„lungen nicht luſtig genug machen (egayer). Ich brauche keine „Urſache hiervon anzugeben; genug, daß es Quintilian ſagt. — Ich habe wider dieſe Autorität zweyerley zu erinnern. Es iſt wahr, Quintilian ſagt: Ego vero narrationem, ut ſi ullam partem orationis, omni, qua poteſt, gratia & venere exornandam puto*; und dieſes muß die Stelle ſeyn, worauf ſich la Fontaine ſtützet. Aber iſt dieſe Grazie, dieſe Venus, die er der Erzehlung ſo viel als möglich, obgleich nach Maaßgebung der Sache**, zu ertheilen befiehlt, iſt dieſes Luſtigkeit? Ich ſollte meinen, daß grade die Luſtigkeit dadurch ausgeſchloſſen werde. Doch der Hauptpunkt iſt hier dieſer: Quintilian redet von der Erzehlung des Facti in einer gerichtlichen Rede, und was er von dieſer ſagt, ziehet la Fontaine, wider die ausdrückliche Regel der Alten, auf die Fabel. Er hätte dieſe Regel unter andern bey dem Theon finden können. Der Grieche redet von dem Vortrage der Erzehlung in der Chrie, — wie plan, wie kurz muß die Erzehlung in einer Chrie ſeyn! — und ſetzt hinzu: ἐν δε τοις μυθοις ἁπλουστεραν την ἑρμηνειαν εἰναι δει και προσφυη· και ὡς δυνατον, ἀκατασκευον τε και σαφη: Die Erzehlung der Fabel ſoll noch planer ſeyn, ſie ſoll zuſammengepreßt, ſo viel als möglich ohne alle Zierrathen und Figuren, mit der einzigen Deutlichkeit zufrieden ſeyn.

Dem la Fontaine vergebe ich den Mißbrauch dieſer Autorität des Quintilians gar gern. Man weiß ja, wie die Franzoſen überhaupt die Alten leſen! Leſen ſie doch ihre eigene Autores mit der unverzeihlichſten Flatterhaftigkeit. Hier iſt gleich ein Exempel! De la Motte ſagt von dem la Fontaine: Tout Original qu'il eſt dans les manieres, il etoit Admirateur des Anciens jusqu'à la prevention, comme s'ils euſſent été ſes modeles. *La briéveté*, dit-il, *eſt l'ame de la Fable & il eſt inutile d'en apporter des raiſons, c'eſt aſſez que Quintilien l'ait dit****. Man kann nicht verſtümmelter anführen als de la Motte

---

[*] Quinctilianus Inst. Orat. lib. IV. cap 2.

[**] Sed plurimum refert, quae ſit natura ejus rei, quam exponimus. *Idem, ibidem.*

[***] Diſcours ſur la Fable p. 17.

hier den la Fontaine anführet! La Fontaine legt es einem ganz andern Kunſtrichter in den Mund, daß die Kürze die Seele der Fabel ſey, oder ſpricht es vielmehr in ſeiner eigenen Perſon; er beruft ſich nicht wegen der Kürze, ſondern wegen der Munterkeit, die in den Erzehlungen herrſchen ſolle, auf das Zeugniß des Quintilians, und würde ſich wegen jener ſehr ſchlecht auf ihn berufen haben, weil man jenen Ausſpruch nirgend bey ihm findet.

Ich komme auf die Sache ſelbſt zurück. Der allgemeine Beyfall, den la Fontaine mit ſeiner muntern Art zu erzehlen erhielt, machte, daß man nach und nach die aeſopiſche Fabel von einer ganz andern Seite betrachtete, als ſie die Alten betrachtet hatten. Bey den Alten gehörte die Fabel zu dem Gebiethe der Philoſophie, und aus dieſem hohlten ſie die Lehrer der Redekunſt in das ihrige herüber. Ariſtoteles hat nicht in ſeiner Dichtkunſt, ſondern in ſeiner Rhetorik davon gehandelt; und was Aphthonius und Theon davon ſagen, das ſagen ſie gleichfalls in Vorübungen der Rhetorik. Auch bey den Neuern muß man das, was man von der aeſopiſchen Fabel wiſſen will, durchaus in Rhetoriken ſuchen; bis auf die Zeiten des la Fontaine. Ihm gelang es die Fabel zu einem anmuthigen poetiſchen Spielwerke zu machen; er bezauberte; er bekam eine Menge Nachahmer, die den Namen eines Dichters nicht wohlfeiler erhalten zu können glaubten, als durch ſolche in luſtigen Verſen ausgedehnte und gewäſſerte Fabeln; die Lehrer der Dichtkunſt griffen zu; die Lehrer der Redekunſt lieſſen den Eingriff geſchehen; dieſe hörten auf, die Fabel als ein ſicheres Mittel zur lebendigen Ueberzeugung anzupreiſen; und jene fingen dafür an, ſie als ein Kinderſpiel zu betrachten, das ſie ſo viel als möglich auszuputzen, uns lehren müßten. — So ſtehen wir noch! —

Ein Mann, der aus der Schule der Alten kömmt, wo ihm jene ἐνάργεια ἀκατάσκευος der Fabel ſo oft empfohlen worden, kann der wiſſen, woran er iſt, wenn er z. E. bey dem Batteux ein langes Verzeichniß von Zierrathen lieſet, deren die Erzehlung der Fabel fähig ſeyn ſoll? Er muß voller Verwunderung fragen: ſo hat ſich denn bey den Neuern ganz das Weſen der Dinge verändert? Denn alle dieſe Zierathen ſtreiten mit dem wirklichen Weſen der Fabel. Ich will es beweiſen.

Wenn ich mir einer moraliſchen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden ſoll, ſo muß ich die Fabel auf einmal überſehen können; und um ſie auf einmal überſehen zu können, muß ſie ſo kurz ſeyn, als möglich. Alle Zierathen aber ſind dieſer Kürze entgegen; denn ohne ſie würde ſie noch kürzer ſeyn können: folglich ſtreiten alle Zierathen, in ſo fern ſie leere Verlängerungen ſind, mit der Abſicht der Fabel.

Z. E. Eben mit zur Erreichung dieſer Kürze, braucht die Fabel gern die allerbekannteſten Thiere; damit ſie weiter nichts als ihren einzigen Namen nennen darf, um einen ganzen Charakter zu ſchildern, um Eigenſchaften zu bemerken, die ihr ohne dieſe Namen allzuviel Worte koſten würden. Nun höre man den Batteux: „Dieſe Zierathen beſtehen Erſtlich in Gemählden, Beſchreibungen, Zeichnungen der Oerter, der Perſonen, der Stellungen.“ — Das heißt: Man muß nicht ſchlechtweg z. E. ein Fuchs ſagen, ſondern man muß fein ſagen:

Un vieux Renard, mais des plus fins,
Grand croqueur de poulets, grand preneur de lapins,
Sentant ſon Renard d'une lieue &c.

Der Fabuliſt brauchet Fuchs, um mit einer einzigen Sylbe ein individuelles Bild eines witzigen Schalks zu entwerfen; und der Poet will lieber von dieſer Bequemlichkeit nichts wiſſen, will ihr entſagen, ehe man ihm die Gelegenheit nehmen ſoll, eine luſtige Beſchreibung von einem Dinge zu machen, deſſen ganzer Vorzug hier eben dieſer iſt, daß es keine Beſchreibung bedarf.

Der Fabuliſt will in Einer Fabel nur Eine Moral zur Intuition bringen. Er wird es alſo ſorgfältig vermeiden, die Theile derſelben ſo einzurichten, daß ſie uns Anlaß geben, irgend eine andere Wahrheit in ihnen zu erkennen, als wir in allen Theilen zuſammen genommen erkennen ſollen. Vielweniger wird er eine ſolche fremde Wahrheit mit ausdrücklichen Worten einflieſſen laſſen, damit er unſere Aufmerkſamkeit nicht von ſeinem Zwecke abbringe, oder wenigſtens ſchwäche, indem er ſie unter mehrere allgemeine moraliſche Sätze theilet. — Aber Batteux, was ſagt der? „Die zweyte Zierath, ſagt er, beſtehet in den Gedanken;

„nehmlich in ſolchen Gedanken, die hervorſtechen, und ſich von „den übrigen auf eine beſondere Art unterſcheiden.“

Nicht minder widerſinnig iſt ſeine dritte Zierath, die Alluſien — Doch wer ſtreitet denn mit mir? Batteux ſelbſt geſteht es ja mit ausdrücklichen Worten, „daß dieſes nur Zie„rathen ſolcher Erzehlungen ſind, die vornehmlich zur Beluſti„gung gemacht werden. Und für eine ſolche Erzehlung hält er die Fabel? Warum bin ich ſo eigenſinnig, ſie nicht auch dafür zu halten? Warum habe ich nur ihren Nutzen im Sinne? Warum glaube ich, daß dieſer Nutzen ſeinem Weſen nach ſchon anmuthig genug iſt, um aller fremden Annehmlichkeiten entbehren zu können? Freylich geht es dem la Fontaine, und allen ſeinen Nachahmern, wie meinem Manne mit dem Bogen*; der Mann wollte, daß ſein Bogen mehr als glatt ſey; er ließ Zierathen darauf ſchnitzen; und der Künſtler verſtand ſehr wohl, was für Zierathen auf einen Bogen gehörten; er ſchnitzte eine Jagd darauf: nun will der Mann den Bogen verſuchen, und er zerbricht. Aber war das die Schuld des Künſtlers? Wer hieß den Mann, ſo wie zuvor damit zu ſchieſſen? Er hätte den geſchnitzten Bogen nunmehr fein in ſeiner Rüſtkammer aufhängen, und ſeine Augen daran weiden ſollen! Mit einem ſolchen Bogen ſchieſſen zu wollen! — Freylich würde nun auch Plato, der die Dichter alle mit ſamt ihrem Homer, aus ſeiner Republick verbannte, dem Aeſopus aber einen rühmlichen Platz darinn vergönnte, freylich würde auch Er nunmehr zu dem Aeſopus, ſo wie ihn la Fontaine verkleidet hat, ſagen: Freund, wir kennen einander nicht mehr! Geh auch du deinen Gang! Aber, was geht es uns an, was ſo ein alter Grillenfänger, wie Plato, ſagen würde? —

Vollkommen richtig! Unterdeſſen, da ich ſo ſehr billig bin, hoffe ich, daß man es auch einigermaaſſen gegen mich ſeyn wird. Ich habe die erhabene Abſicht, die Welt mit meinen Fabeln zu beluſtigen, leider nicht gehabt; ich hatte mein Augenmerk nur immer auf dieſe oder jene Sittenlehre, die ich, meiſtens zu meiner eigenen Erbauung, gern in beſondern Fällen überſehen wollte; und zu dieſem Gebrauche glaubte ich meine Erdichtungen nicht kurz, nicht trocken genug aufſchreiben zu können. Wenn ich aber itzt die Welt gleich nicht beluſtige; ſo könnte ſie doch mit der Zeit vielleicht durch mich beluſtiget werden. Man erzehlet ja die neuen Fabeln des Abſtemius, eben ſowohl als die alten Fabeln des Aeſopus in Verſen; wer weis was meinen Fabeln aufbehalten iſt, und ob man auch ſie nicht einmal mit aller möglichen Luſtigkeit erzehlet, wenn ſie ſich anders durch ihren innern Werth eine Zeitlang in dem Andenken der Welt erhalten? In dieſer Betrachtung alſo, bitte ich voritzo mit meiner Proſa —

---

* S. die erſte Fabel des dritten Buchs.

Aber ich bilde mir ein, daß man mich meine Bitte nicht einmal ausſagen läßt. Wenn ich mit der allzumuntern, und leicht auf Umwege führenden Erzehlungsart des la Fontaine nicht zufrieden war, mußte ich darum auf das andere Extremum verfallen? Warum wandte ich mich nicht auf die Mittelſtraſſe des Phädrus, und erzehlte in der zierlichen Kürze des Römers, aber doch in Verſen? Denn proſaiſche Fabeln; wer wird die leſen wollen! — Dieſen Vorwurf werde ich ohnfehlbar zu hören bekommen. Was will ich im voraus darauf antworten? Zweyerley. Erſtlich; was man mir am leichteſten glauben wird: ich fühlte mich zu unfähig, jene zierliche Kürze in Verſen zu erreichen. La Fontaine, der eben das bey ſich fühlte, ſchob die Schuld auf ſeine Sprache. Ich habe von der meinigen eine zu gute Meinung, und glaube überhaupt, daß ein Genie ſeiner angebohrnen Sprache, ſie mag ſeyn welche es will, eine Form ertheilen kann, welche er will. Für ein Genie ſind die Sprachen alle von einer Natur; und die Schuld iſt alſo einzig und allein meine. Ich habe die Verſification nie ſo in meiner Gewalt gehabt, daß ich auf keine Weiſe beſorgen dürffen, das Sylbenmaaß und der Reim werde hier und da den Meiſter über mich ſpielen. Geſchähe das, ſo wäre es ja um die Kürze gethan, und vielleicht noch um mehr weſentliche Eigenſchaften der guten Fabel. Denn zweytens — Ich muß es nur geſtehen; ich bin mit dem Phädrus nicht ſo recht zu frieden. De la Motte hatte ihm weiter nichts vorzuwerfen, als „daß er „ſeine Moral oft zu Anfange der Fabeln ſetze, und daß er uns „manchmal eine allzu unbeſtimmte Moral gebe, die nicht deutlich

„genug aus der Allegorie entſpringe. Der erſte Vorwurf betrift eine wahre Kleinigkeit; der zweyte iſt unendlich wichtiger, und leider gegründet. Doch ich will nicht fremde Beſchuldigungen rechtfertigen; ſondern meine eigne vorbringen. Sie läuft dahin aus, daß Phädrus ſo oft er ſich von der Einfalt der griechiſchen Fabeln auch nur einen Schritt entfernt, einen plumpen Fehler begehet. Wie viel Beweiſe will man? z. E.

Fab. 4. Libri I

Canis per flumen, carnem dum ferret natans,
Lympharum in ſpeculo vidit ſimulacrum ſuum &c.

Es iſt unmöglich; wenn der Hund durch den Fluß geſchwommen iſt, ſo hat er das Waſſer um ſich her nothwendig ſo getrübt, daß er ſein Bildniß unmöglich darinn ſehen können. Die griechiſchen Fabeln ſagen: Κυων κρεας ἐχουσα ποταμον διεβαινε; das braucht weiter nichts zu heiſſen, als: er ging über den Fluß; auf einem niedrigen Steige, muß man ſich vorſtellen. Aphthonius beſtimmt dieſen Umſtand noch behutſamer: Κρεας ἁρπασασα τις κυων παρ᾽ αυτην ᾐει την ὀχθην; der Hund ging an dem Ufer des Fluſſes.

Fap. 5. Lib. I.

Vacca & capella, & patiens ovis injuriæ,
Socii fuere cum leone in ſaltibus.

Welch eine Geſellſchaft! Wie war es möglich, daß ſich dieſe viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und zwar zur Jagd! Dieſe Ungereimtheit haben die Kunſtrichter ſchon öfters angemerkt; aber noch keiner hat zugleich anmerken wollen, daß ſie von des Phädrus eigener Erfindung iſt. Im Griechiſchen iſt dieſe Fabel zwiſchen dem Löwen und dem wilden Esel (Οναγρος). Von dem wilden Eſel iſt es bekannt, daß er ludert; und folglich konnte er an der Beute Theil nehmen. Wie elend iſt ferner die Theilung bey dem Phädrus:

Ego primam tollo, nominor quia leo,
Secundam, quia ſum fortis, tribuetis mihi;
Tum quia plus valeo, me ſequetur tertia;
Male afficietur, ſi quis quartam tetigerit.

Wie vortreflich hingegen iſt ſie im Griechiſchen! Der Löwe macht ſo gleich drey Theile; denn von jeder Beute ward bey den Alten ein Theil für den König oder für die Schatzkammer des Staats, bey Seite gelegt. Und dieſes Theil, ſagt der Löwe, gehöret mir, βασιλευς γαρ ειμι; das zweyte Theil gehört mir auch ὡς ἐξ ἰσου κοινωνων, nach dem Rechte der gleichen Theilung; und das dritte Theil κακον μεγα σοι ποιησει, εἰ μη ἐθελης φυγειν.

Fab. 11. Lib. I.

Venari aſello comite cum vellet leo,
Contexit illum frutice, & admonuit ſimul,
Ut inſueta voce terreret feras &c.
— — — —
Quæ dum paventes exitus notos petunt,
Leonis affliguntur horrendo impetu.

Der Löwe verbirgt den Eſel in das Geſträuche; der Eſel ſchreyet, die Thiere erſchrecken in ihren Lagern, und da ſie durch die bekannten Ausgänge davon fliehen wollen, fallen ſie dem Löwen in die Klauen. Wie ging das zu? Konnte jedes nur durch Einen Ausgang davon kommen? Warum mußte es gleich den wählen, an welchem der Löwe lauerte? Oder konnte der Löwe überall ſeyn? — Wie vortreflich fallen in der griechiſchen Fabel alle dieſe Schwierigkeiten weg! Der Löwe und der Eſel kommen da vor eine Höhle, in der ſich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe ſchickt den Eſel hinein; der Eſel ſcheucht mit ſeiner fürchterlichen Stimme die wilden Ziegen heraus, und ſo können ſie dem Löwen, der ihrer an dem Eingange wartet, nicht entgehen.

Fab. 9. Lib. IV.

Peras impoſuit Iupiter nobis duas,
Propriis repletam vitiis poſt tergum dedit,
Alienis ante pectus ſuſpendit gravem.

Jupiter hat uns dieſe zwey Säcke aufgelegt? Er iſt alſo ſelbſt Schuld, daß wir unſere eigene Fehler nicht ſehen, und nur ſcharfſichtige Tadler der Fehler unſers Nächſten ſind? Wie viel fehlt dieſer Ungereimtheit zu einer förmlichen Gotteslaͤſterung? Die beſſern Griechen laſſen durchgängig den Jupiter hier aus dem Spiele; ſie ſagen ſchlecht weg: Ανθρωπος δυο πηρας ἑκαστος φερει; oder: δυο πηρας ἐξημμεθα του τραχηλου u. ſ. w.

Genug für eine Probe! Ich behalte mir vor, meine Beſchuldigung an einem andern Orte umſtändlicher zu erweiſen; und vielleicht durch eine eigene Ausgabe des **Phädrus**.

V.

Von einem beſondern Nutzen der Fabeln in den Schulen.

Ich will hier nicht von dem moraliſchen Nutzen der Fabeln reden; er gehöret in die allgemeine praktiſche Philoſophie: und würde ich mehr davon ſagen können, als **Wolf** geſagt hat? Noch weniger will ich von dem geringern Nutzen itzt ſprechen, den die alten Rhetores in ihren Vorübungen von den Fabeln zogen; indem ſie ihren Schülern aufgaben, bald eine Fabel durch alle *caſus obliquos* zu verändern, bald ſie zu erweitern, bald ſie kürzer zuſammenzuziehen ꝛc. Dieſe Uebung kann nicht anders als zum Nachtheil der Fabel ſelbſt vorgenommen werden; und da jede kleine Geſchichte eben ſo geſchickt dazu iſt, ſo weis ich nicht, warum man eben die Fabel dazu mißbrauchen muß, die ſich, als Fabel, ganz gewiß nur auf eine einzige Art gut erzehlen läßt.

Den Nutzen, den ich itzt mehr berühren als umſtändlich erörtern will, würde man den hevriſtiſchen Nutzen der Fabeln nennen können. — Warum fehlt es in allen Wiſſenſchaften und Künſten ſo ſehr an Erfindern und ſelbſtdenkenden Köpfen? Dieſe Frage wird am beſten durch eine andre Frage beantwortet: Warum werden wir nicht beſſer erzogen? Gott giebt uns die Seele; aber das Genie müſſen wir durch die Erziehung bekommen. Ein Knabe, deſſen geſammte Seelenkräfte man, ſo viel als möglich, beſtändig in einerley Verhältniſſen ausbildet und erweitert; den man angewöhnet, alles, was er täglich zu ſeinem kleinen Wiſſen hinzulernt, mit dem, was er geſtern bereits wußte, in der Geſchwindigkeit zu vergleichen, und Acht zu haben, ob er durch dieſe Vergleichung nicht von ſelbſt auf Dinge kömmt, die ihm noch nicht geſagt worden; den man beſtändig aus einer Scienz in die andere hinüber ſehen läßt; den man lehret ſich eben ſo leicht von dem Beſondern zu dem Allgemeinen zu erheben, als von dem Allgemeinen zu dem Beſondern ſich wieder herab zu laſſen: Der Knabe wird ein Genie werden, oder man kann nichts in der Welt werden.

Unter den Uebungen nun, die dieſem allgemeinen Plane zu Folge angeſtellet werden müßten, glaube ich, würde die Erſindung aeſopiſcher Fabeln eine von denen ſeyn, die dem Alter eines Schülers am aller angemeſſenſten wären: nicht, daß ich damit ſuchte, alle Schüler zu Dichtern zu machen; ſondern weil es unleugbar iſt, daß das Mittel, wodurch die Fabeln erfunden werden, gleich dasjenige iſt, das allen Erfindern überhaupt das allergeläufigſte ſeyn muß. Dieſes Mittel iſt das Principium der Reduction, und es iſt am beſten, den Philoſophen ſelbſt davon zu hören: Videmus adeo, quo artificio utantur fabularum inventores, *principio* nimirum *reductionis:* quod quemadmodum ad inveniendum in genere utiliſſimum, ita ad fabulas inveniendas abſolute neceſſarium eſt. Quoniam in arte inveniendi principium reductionis ampliſſimum ſibi locum vindicat, absque hoc principio autem nulla effingitur fabula; nemo in dubium revocare poterit, fabularum inventores inter inventores locum habere. Neque eſt quod inventores abjecte de fabularum inventoribus ſentiant: quod ſi enim fabula nomen ſuum tueri, nec quicquam in eadem deſiderari debet, haud exiguæ ſæpe artis eſt eam invenire, ita ut in aliis veritatibus inveniendis excellentes hic vires ſuas deficere agnoſcant, ubi in rem præſentem veniunt. Fabulæ aniles nugæ ſunt, quæ nihil veritatis continent, & earum autores in nugatorum non inventorum veritatis numero ſunt. Abſit autem ut hiſce æquipares inventores fabularum vel fabellarum, cum quibus in præſente nobis negotium eſt, & quas vel inviti in Philoſophiam practicam admittere tenemur, niſi praxi officere velimus[*].

Doch dieſes Principium der Reduction hat ſeine groſſen Schwierigkeiten. Es erfordert eine weitläuftige Kenntniß des Beſondern und aller individuellen Dinge, auf welche die Reduction geſchehen kann. Wie iſt dieſe von jungen Leuten zu verlangen? Man müßte dem Rathe eines neuern Schriftſtellers folgen, den erſten Anfang ihres Unterrichts mit der Geſchichte der Natur zu machen, und dieſe in der niedrigſten Claſſe allen Vorleſungen zum Grunde zu legen*. Sie enthält, ſagt er, den Saamen aller übrigen Wiſſenſchaften, ſogar die moraliſchen nicht ausgenommen. Und es iſt kein Zweifel, er wird mit dieſem Saamen der Moral, den er in der Geſchichte der Natur gefunden zu haben glaubet, nicht auf die bloſſen Eigenſchaften der Thiere, und andern geringern Geſchöpfe, ſondern auf die Aeſopiſchen Fabeln, welche auf dieſe Eigenſchaften gebauet werden, geſehen haben.

---

[*] Philoſophiae practicae univerſalis pars poſterior §. 310.

Aber auch alsdenn noch, wenn es dem Schüler an dieſer weitläuftigen Kenntniß nicht mehr fehlte, würde man ihn die Fabeln Anfangs müſſen mehr finden, als erfinden laſſen; und die allmäligen Stuffen von dieſem Finden zum Erfinden, die ſind es eigentlich, was ich durch verſchiedene Verſuche meines zweyten Buchs habe zeigen wollen. Ein gewiſſer Kunſtrichter ſagt: „Man darf nur im Holz und im Feld, inſonderheit aber „auf der Jagd, auf alles Betragen der zahmen und der wilden „Thiere aufmerkſam ſeyn, und ſo oft etwas ſonderbares und „merkwürdiges zum Vorſchein kömmt, ſich ſelber in den Gedanken fragen, ob es nicht eine Aehnlichkeit mit einem gewiſſen „Charakter der menſchlichen Sitten habe, und in dieſem Falle „in eine ſymboliſche Fabel ausgebildet werden könne**. Die Mühe mit ſeinem Schüler auf die Jagd zu gehen, kann ſich der Lehrer erſparen, wenn er in die alten Fabeln ſelbſt eine Art von Jagd zu legen weiß; indem er die Geſchichte derſelben bald eher abbricht, bald weiter fortführet, bald dieſen oder jenen Umſtand derſelben ſo verändert, daß ſich eine andere Moral darinn erkennen läßt.

Z. E. Die bekannte Fabel von dem Löwen und Eſel fängt ſich an: Λεων και ὀνος, κοινωνιαν θεμενοι, ἐξῆλθον ἐπι θηραν — Hier bleibt der Lehrer ſtehen. Der Eſel in Geſellſchaft des Löwen! Wie ſtolz wird der Eſel auf dieſe Geſellſchaft geweſen ſeyn! (Man ſehe die achte Fabel meines zweyten Buchs) Der Löwe in Geſellſchaft des Eſels? Und hatte ſich denn der Löwe dieſer Geſellſchaft nicht zu ſchämen? (Man ſehe die ſiebende) Und ſo ſind zwey Fabeln entſtanden, indem man mit der Geſchichte der alten Fabel einen kleinen Ausweg genommen, der auch zu einem Ziele; aber zu einem andern Ziele führet, als Aeſopus ſich dabey geſteckt hatte.

---

* Briefe die neueſte Litteratur betreffend I Theil S. 58.

** Critiſche Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

Oder man verfolgt die Geſchichte einen Schritt weiter: Die Fabel von der Krähe, die ſich mit den ausgefallenen Federn andrer Vögel geſchmückt hatte, ſchließt ſich: και ὁ κολοιος ἦν παλιν κολοιος. Vielleicht war ſie nun auch etwas ſchlechters, als ſie vorher geweſen war. Vielleicht hatte man ihr auch ihre eigene glänzenden Schwingfedern mit ausgeriſſen, weil man ſie gleichfalls für fremde Federn gehalten? So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da; und endlich glaubt man, daß er auch das, was wirklich ſein eigen iſt, geſtohlen habe. (S. die ſechſte Fabel meines zweyten Buchs.)

Oder man verändert einzelne Umſtände in der Fabel. Wie wenn das Stücke Fleiſch, welches der Fuchs dem Raben aus dem Schnabel ſchmeichelte, vergiftet geweſen wäre? (S. die funfzehnte) Wie wenn der Mann die erfrorne Schlange nicht aus Barmherzigkeit, ſondern aus Begierde, ihre ſchöne Haut zu haben, aufgehoben und in den Buſen geſteckt hätte? Hätte ſich der Mann auch alsdenn noch über den Undank der Schlange beklagen können? (S. die dritte Fabel.)

Oder man nimmt auch den merkwürdigſten Umſtand aus der Fabel heraus, und bauet auf denſelben eine ganz neue Fabel. Dem Wolfe iſt ein Bein in dem Schlunde ſtecken geblieben. In der kurzen Zeit, da er ſich daran würgte, hatten die Schafe alſo vor ihm Friede. Aber durfte ſich der Wolf die gezwungene Enthaltung als eine gute That anrechnen? (S. die vierte Fabel.) Herkules wird in den Himmel aufgenommen, und unterläßt dem Plutus ſeine Verehrung zu bezeigen. Sollte er ſie wohl auch ſeiner Todfeindin, der Juno, zu bezeigen unterlaſſen haben? Oder würde es dem Herkules anſtändiger geweſen ſeyn, ihr für ihre Verfolgungen zu danken? (S. die zweyte Fabel.)

Oder man ſucht eine edlere Moral in die Fabel zu legen; denn es giebt unter den griechiſchen Fabeln verſchiedene, die eine ſehr nichtswürdige haben. Die Eſel bitten den Jupiter, ihr

Leben minder elend ſeyn zu laſſen. Jupiter antwortet: τοτε αὐτους ἀπαλλαγησεσθαι της κακοπαθειας, ὅταν οὐροῦντες ποιησωσι ποταμον. Welch eine unanſtändige Antwort für eine Gottheit! Ich ſchmeichle mir, daß ich den Jupiter würdiger antworten laſſen, und überhaupt eine ſchönere Fabel daraus gemacht habe. (S. die zehnte Fabel.)

— Ich breche ab! Denn ich kann mich unmöglich zwingen, einen Commentar über meine eigene Verſuche zu ſchreiben.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften

herausgegeben

von

Karl Lachmann.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Sechſter Band.

Berlin,
in der Voß'ſchen Buchhandlung.
1839.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Inhalt.

Briefe, die neueſte Litteratur betreffend.

Seite

Erſter Theil. 1759 1

Erſter Brief. Allgemeine Betrachtungen über die Unfruchtbarkeit der neueſten Litteratur 2
Zweyter Brief. Ueber die Ueberſetzung von **Popens** ſämtlichen Werken 3
Dritter Brief. Ueber die Ueberſetzung der Fabeln des **Gay** . . . 5
Vierter Brief. Ueber den **Bergmanniſchen Bolingbroke** 7
Fünfter Brief. Ueber des Herrn von **Palthen** Verſuche zu vergnügen 10
Siebender Brief. Ueber den Herrn **Wieland** und deſſen Sammlung proſaiſcher Schriften 12
Achter Brief. Ueber die **Wielandiſchen** Empfindungen des Chriſten 14
Neunter, zehnter, eilfter und zwölfter Brief. Ueber den **Wielandiſchen** Plan einer Akademie ꝛc. . . . . 17 - 26
Dreyzehnter und vierzehnter Brief. Von dem Urtheile des Herrn **Wielands** über unſere geiſtlichen Redner. Von der Sprache des Herrn **Wielands**. Von den **moraliſchen Beobachtungen und Urtheilen** . . . . 26 - 33
Funfzehnter Brief. Von dem Gedichte des Grenadiers an die Kriegesmuſe 33
Sechzehnter Brief. Von der **Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften** ꝛc. von des Herrn **Gottſcheds** nöthigem Vorrathe zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt . . . 39
Siebzehnter Brief. Von den Verdienſten des Herrn **Gottſcheds** um das deutſche Theater. Auftritt aus dem **Doctor Fauſt**. 41
Achtzehnter Brief. Für den Herrn **Klopſtock**. Von den erſten deutſchen Hexametern 43
Neunzehnter Brief. Von der neuen Original-Ausgabe des Meßias 48
Dreyßigſter Brief. Von den Fabeln des **Berachja Hanakdan**. Fehler des Herrn **Gottſcheds** 53
Nachricht. Herrn **Bergmann** betreffend 58

Zweyter Theil 62

Ein und dreyßigſter Brief. Ankündigung und Probe einer Ueberſetzung der Oden des Pindars 63
Zwey und dreyßigſter Brief. Anpreiſung der Tändeleyen des Herrn von **Gerſtenberg** 70

Seite

Drey und dreyßigſter Brief. Critik über das Lied eines Mohren aus den Tändeleyen. Von dem Originale des Liedes eines Lappländers. Zwey Littauiſche Dainos 74

Sechs und dreyßigſter Brief. Ankündigung einer neuen Auflage der Sinngedichte Friederichs von Logau 77

Neun und dreyßigſter Brief. Von Grynäus vier auserleſenen Meiſterſtücken ſo vieler engliſchen Dichter. Von den engliſchen Herametern 79

Vierzigſter Brief. Anpreiſung des Eiſſides und Paches, von dem Verfaſſer des Frühlings. Zwey noch ungedruckte Gedichte von eben demſelben 86

Ein und vierzigſter Brief. Ueber des Herrn Duſch Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sitten . . . . 93 und 100

Drey und vierzigſter Brief. Anpreiſung der neuen Ausgabe der Sinngedichte des Logau von den Herren Ramler und Leſſing. Ein vortrefliches Lied eines unbekannten deutſchen Dichters 112

Vier und vierzigſter Brief. Von der Sprache des Logau. Probe von den Anmerkungen ſeiner Herausgeber über dieſelbe 118

Dritter Theil 120

Acht und vierzigſter Brief. Ueber den Nordiſchen Aufſeher. Ueber deſſen Anmerkungen von der beſten Art zu erziehen. Des Herrn Tullin Gedicht: ein Maytag 120

Neun und vierzigſter Brief. Anzeige der Trugſchlüſſe in des Aufſehers Beweis, daß man ohne Religion kein rechtſchaffener Mann ſeyn könne. Anmerkung über deſſen Eintheilung der drey Arten über Gott zu denken 125

Funfzigſter Brief. Fortſetzung über den nordiſchen Aufſeher. Anpreiſung der Nachricht von einer neuen Art Amazonen. Von der Schwatzhaftigkeit des Aufſehers 132

Ein und funfzigſter Brief. Beſchluß der Anmerkungen über den Nordiſchen Aufſeher. Charakter der Oden des Herrn Cramers. Zwey Stellen aus einer Klopſtockiſchen Ode werden angeführet. Vorſchlag zu Einrichtung muſikaliſcher Gedichte. Anpreiſung des Blattes im Aufſeher, wie man den proſaiſchen Stil über den poetiſchen erheben könne 138

Zwey und funfzigſter Brief. Von Herrn Gebauers Geſchichte von Portugall. Anführung der Stelle von der Geſchichte des unglücklichen Sebaſtian. Ob Martin Beheim die neue Welt erfunden habe. Verbeſſerung der Geſchichte eines bon-mot . . . 145

Drey und funfzigſter Brief. Anzeige des Lebens Antons, Königs von Portugall, von der Frau von Saintonge, welches Herrn Gebauer unbekannt geweſen. Von dieſes Königs Antons zweymaligen Aufenthalte in Engeland 157

Vierter Theil 161

Drey und vier und ſechzigſter Brief. Anzeige des Trauerſpiels Johanna Gray von Herrn Wieland. Beweis, daß das beſte in dieſem Trauerſpiele aus Rowe's Jane Gray genommen ſey. Plan der engliſchen Jane Gray 161

Fünf und ſechzigſter Brief. Anzeige der Anmerkungen des Hrn. R. Heinz über des Hrn. Pr. Gottſcheds Sprachkunſt. Was grämiſches Anſchnarchen ſey 177

Seite
Siebenzigſter Brief. Anzeige der Fabeln des Herrn Leſſing. Kurzer Auszug aus ſeinen Abhandlungen über die Fabel 183
Ein und ſiebenzigſter Brief. Anzeige des Herrn Pr. Uhls Sylloge nova epistolarum 189

Fünfter Theil. 1760 197
Sieben und ſiebenzigſter Brief. Von des Herrn Duſch Ueberſetzung der Georgicorum des Virgils nach Martins engländiſcher Ausgabe 197
Ein und achtzigſter Brief. Von des Herrn Weiſſe Beytrag zum deutſchen Theater. Anmerkungen über deſſelben Trauerſpiel Eduard der dritte 211
Nachſchrift zum ein und neunzigſten Briefe 220

Sechſter Theil 222
Hundert und zweyter Brief. Von des Herrn Baſedow Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordiſchen Aufſehers mit den Beſchuldigungen gegen dieſelben 222
Hundert und dritter Brief. Daß es keine Schmähung ſey, wenn man Herrn Cramer den vortreflichſten Verſificateur genennet hat 225
Hundert und vierter Brief. Von Herrn Baſedow geforderte Beyſpiele, daß es dem Aufſeher gewöhnlich ſey, viel Worte zu machen und einen kleinen Gedanken durch weitſchweiffige Reden aufzuſchwellen 229
Hundert und fünfter Brief. Daß es alſo kein Verbrechen ſey, zu ſagen, der Stil des fleißigſten Mitarbeiters am Aufſeher, ſey der ſchlechte Kanzelſtiel eines ſeichten Homileten ꝛc. 233
Hundert und ſechſter Brief. Beleuchtung des Satzes im Aufſeher, daß ein Mann ohne Religion kein rechtſchaffener Mann ſeyn könne, und der Baſedowiſchen Vertheidigung 236
Hundert und ſiebender Brief. Wie der Aufſeher wol auf dieſen Satz möge gekommen ſeyn 244
Hundert und achter Brief. Vertheidigung des Urtheils über die vom Aufſeher vorgeſchlagene Methode, junge Leute den Erlöſer der Welt kennen zu lernen 246
Hundert und neunter Brief. Daß dieſe Methode weder durch die Rede die Paulus vor den Athenienſern, noch durch die, welche er vor dem Felix und Agrippa hielt, könne gerechtfertiget werden 249
Hundert und zehnter Brief. Von der Mine der neumodiſchen Rechtgläubigkeit, die ſich der Aufſeher zu geben ſucht 256
Hundert und eilfter Brief. Von Herrn Klopſtocks Eintheilung der Arten über Gott zu denken, und von deſſen Liedern, von welchen beiden der Verfaſſer wenig hält 258
Hundert und zwölfter Brief. Von einem im Aufſeher befindlichen, unter dem Namen des Kupferſtechers Raucke erdichteten anzüglichen Briefe 261

Siebenter Theil 263
Hundert und ſieben und zwanzigſter Brief. Von Hermann Axels Leſſingiſchen Unäſopiſchen Fabeln 263

Vierzehnter Theil. 1762 271
Zwey hundert und drey und dreyßigſter Brief. Von der wider Herrn Lichtwehrs Abſicht herausgekommenen verbeſſerten Ausgabe ſeiner Fabeln 271

Seite

Drey und zwanzigſter Theil. 1765 276

Drey hundert und zwey und dreyßigſter Brief. Von Meinhardts Verſuchen über den Charakter und die Werke der beſten italieniſchen Dichter. Sie ſind wegen ihrer Bekanntſchaft mit allen den beſten Genies einer ganzen Nation aller Achtung würdig. Von dem Vorzug der italieniſchen Dichtkunſt für der deutſchen, wie auch derſelben Fehlern. Entwurf des Verf. von einer poetiſchen Landcarte. Von der beobachteten Zeitordnung des Verf. bey den Werken der italieniſchen Dichter. Gegründete Anmerkung des V. daß der Mangel großer Genies nicht dem Mangel der Belohnungen und Aufmunterungen zuzuſchreiben ſey. Vertheidigung des Machiavells wegen ſeiner Verdienſte in Abſicht der Proſe der Italiener. Von Homes Grundſätzen der Critik in einer wohlgerathenen Ueberſetzung von ebendemſelben. Beurtheilung der Ausgabe von petrarchiſchen Gedichten 276

Sophokles. Erſtes Buch. Von dem Leben des Dichters. 1760. 282

Fragment einer Ueberſetzung vom Ajax des Sophokles 366

Das Theater des Herrn Diderot. Vorrede des Ueberſetzers, zur erſten Ausgabe von 1760 368

Vorrede zur zweyten Ausgabe. 1781 369

Laokoon: oder über die Grenzen der Mahlerey und Poeſie. Erſter Theil. 1766. 372

Briefe, die neueſte Litteratur betreffend.

Erſter Theil.

Einleitung.

Der Herr von N.** ein verdienter Officier, und zugleich ein Mann von Geſchmack und Gelehrſamkeit, ward in der Schlacht bey Zorndorf verwundet. Er ward nach Fr** gebracht, und ſeine Wundärzte empfohlen ihm nichts eifriger, als Ruhe und Geduld. Langeweile und ein gewiſſer militariſcher Eckel vor politiſchen Neuigkeiten, trieben ihn, bey den ungern verlaſſenen Muſen eine angenehmere Beſchäftigung zu ſuchen. Er ſchrieb an einige von ſeinen Freunden in B** und erſuchte ſie, ihm die Lücke, welche der Krieg in ſeine Kenntniß der neueſten Litteratur gemacht, ausfüllen zu helfen. Da ſie ihm unter keinem Vorwande dieſe Gefälligkeit abſchlagen konnten, ſo trugen ſie es dem Herrn Fll auf, ſich der Ausführung vornehmlich zu unterziehen.

Wie mir, dem Herausgeber, die Briefe, welche daraus entſtanden, in die Hände gerathen, kann dem Publico zu wiſſen oder nicht zu wiſſen, ſehr gleichgültig ſeyn. Ich theile ſie ihm mit, weil ich glaube, daß ſie manchem ſowohl von dem ſchreibenden, als leſenden Theile der ſogenannten Gelehrten, nützlich ſeyn können.

Ihre Anzahl iſt bereits beträchtlich, ob ſie gleich ihren Anfang nur vor drey oder vier Monaten können gehabt haben. Sie werden auch hoffentlich bis zur Wiederherſtellung des Herrn von N.** fortgeſetzt werden.

Ich habe völlige Gewalt ſie drucken zu laſſen, wie und wenn ich will. Der Verleger meinte, daß es am füglichſten wöchentlich geſchehen könnte; und ich laſſe ihm ſeinen Willen. G.

I. Den 4. Jenner 1759.

Erſter Brief.

Etwas werden Sie freylich nachzuhohlen haben; aber nicht viel. Die zwey gefährlichen mühſamen Jahre, die Sie der Ehre, dem Könige und dem Vaterlande aufopfern müſſen, ſind reich genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern geweſen. Gegen hundert Namen, — und hundert ſind noch zu wenig — die alle erſt in dieſem Kriege als Namen verdienſtvoller Helden bekannt geworden; gegen tauſend kühne Thaten, die vor Ihren Augen geſchahen, an welchen Sie Theil hatten, die zu Quellen der unerwarteſten Veränderungen wurden, — kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur ſehr wenige Werke ſchon bekannter Verfaſſer anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten.

Es gilt dieſes von uns Deutſchen vor allen andern. Zwar hat der Krieg ſeine blutigſte Bühne unter uns aufgeſchlagen, und es iſt eine alte Klage, daß das allzunahe Geräuſch der Waffen, die Muſen verſcheucht. Verſcheucht es ſie nun aus einem Lande, wo ſie nicht recht viele, recht feurige Freunde haben, wo ſie ohnedem nicht die beſte Aufnahme erhielten, ſo können ſie auf eine ſehr lange Zeit verſcheucht bleiben. Der Friede wird ohne ſie wieder kommen; ein trauriger Friede, von dem einzigen melancholiſchen Vergnügen begleitet, über verlorene Güter zu weinen.

Ich rufe Ihre Blicke aus dieſer finſtern Ausſicht zurück. Man muß einem Soldaten ſein unentbehrliches Geſchäft durch die bejammernswürdigen Folgen deſſelben nicht verleiden.

Lieber will ich Sie und mich mit dem ſüſſen Traume unterhalten, daß in unſern geſittetern Zeiten der Krieg nichts als ein blutiger Proceß unter unabhängigen Häuptern iſt, der alle übrige Stände ungeſtöret läßt, und auf die Wiſſenſchaften weiter keinen Einfluß hat, als daß er neue Xenophons, neue Polybe erwecket. Lieber will ich für Sie auch die leichteſten Spuren der unter uns noch wandelnden Muſen aufſuchen, und ihnen bis in die glücklichern Reiche nachſpüren, aus welchen ſie, nicht längſt, einen kürzern Weg zu uns gefunden zu haben ſcheinen.

Die Umſtände, unter welchen Sie dieſe Arbeit von mir verlangen, machen ſie mir zu einem Vergnügen, auf welches ich ſtolz zu ſeyn Urſache habe. Kann ſich derjenige weigern, Ihre Schmerzen durch kleine Zerſtreuungen zu lindern, der ſie gern mit Ihnen getheilet hätte? ꝛc. Fll.

Zweyter Brief.

Wenigſtens iſt die Gelehrſamkeit, als ein Gewerbe, unter uns in noch ganz leidlichem Gange. Die Meßverzeichniſſe ſind nicht viel kleiner geworden; und unſere Ueberſetzer arbeiten noch friſch von der Fauſt weg.

Was haben ſie nicht ſchon alles überſetzt, und was werden ſie nicht noch überſetzen! Eben itzt habe ich einen vor mir, der ſich an einen engliſchen Dichter — rathen Sie einmahl an welchen! — gemacht hat. O Sie können es doch nicht errathen! — An Popen.*

Und in Proſa hat er ihn überſetzt. Einen Dichter, deſſen groſſes, ich will nicht ſagen größtes, Verdienſt in dem war, was wir das Mechaniſche in der Poeſie nennen; deſſen ganze Mühe dahin ging, den reichſten, triftigſten Sinn in die wenigſten, wohlklingendſten Worte zu legen; dem der Reim keine Kleinigkeit war — einen ſolchen Dichter in Proſa zu überſetzen, heißt ihn ärger entſtellen, als man den **Euklides** entſtellen würde, wenn man ihn in Verſe überſetzte.

Es war auch ein bloſſer Buchhändlereinfall; wie der Ueberſetzer ſelbſt geſtehet. Und was geht es dieſem an, womit jener ihn Geld verdienen läßt, und ſelbſt Geld zu verdienen denket? Freylich ſollte ſo ein blindlingsgefälliges Werkzeug eine beſcheidenere Sprache führen, als unſer Ueberſetzer des Pope führet. Er ſollte nicht ſagen: „Ich habe mir eingebildet, meinen Dichter völlig zu verſtehen, und mich darauf verlaſſen, daß meine eigene kleine Dichtergabe, ſo geringe ſie auch ſeyn mag, mir zu Hülfe kommen würde, das Verſtandene ſo auszudrücken, daß der Schwung und die Deutlichkeit nicht zu viel verlören —

---

* Herrn Alexander Pope ſämmtliche Werke ꝛc. Erſter Band. Altona bey D. Iverſen. 1758. in 8vo.

Denn je gröſſer er ſich ſelbſt macht, deſto unbarmherziger wird ihm der Leſer ſein thörichtes Unternehmen aufmutzen, deſto höniſcher wird er ihm jeden Fehler verwerfen, der ſeinem Eigenlobe widerſpricht. Z. E.

Pope will die Nachahmung der Alten rechtfertigen. Man verlangt, ſagt er, und erwartet von einem Dichter, daß er ein gelehrter, und in den Werken der Alten beleſener Mann (a Scholar) ſey; und iſt gleichwohl unwillig, wenn man findet, daß er wirklich ſo ein Mann iſt. — Was meinen Sie wohl, daß aus dieſer feinen Anmerkung unter der Feder des Ueberſetzers geworden iſt? Er hat Scholar, als ein wahrer Schüler, durch Schüler überſetzt und ſagt: „* In der That iſt es ſehr „unbillig, daß man aus uns Schüler haben will, und dennoch „unwillig wird, wenn man uns als Schüler befindet.

Pope vergleicht den Virgil mit ſeinem Muſter, dem Theokrit. Der Römer, ſagt er, übertrift den Griechen an Regelmäßigkeit und Kürze, und iſt ihm in nichts nachzuſetzen, als in der Einfalt des eigenthümlichen Ausdrucks. (ſimplicity and propriety of ſtyle) Pope meinet, daß der Styl in den Virgiliſchen Eklogen uneigentlicher, verblümter ſey, als in den Theokritiſchen; und der Vorwurf iſt nicht ohne Grund. Allein wie ihn der Ueberſetzer ausdrückt, iſt er es gänzlich. Er giebt nehmlich Propriety durch Richtigkeit; und welcher Schriftſteller, ſelbſt keiner von den Alten ausgenommen, iſt dem Virgil in der Richtigkeit des Styls (Correctness) vorzuziehen? **

Pope erzehlt die Geſchichte ſeiner Autorſchaft. Ich ſchrieb, ſagt er, weil es mich angenehm beſchäftigte; ich verbeſſerte, weil mir das Verbeſſern eben ſo viel Vergnügen machte, als das Schreiben; ich lies drucken, weil man mir ſchmeichelte, daß ich Leuten gefallen könnte, deren Beyfall einen guten Namen*** verſchafte. — Der Ueberſetzer aber läßt ihn ſagen: „daß ich „denen gefallen könnte, denen ich zu gefallen wünſchte.“

---

* That people ſhould expect us to be Scholars, and yet be angry to find us ſo. In der Vorrede.

** Abhandlung von der Schäferpoeſie S. 7. der deutſchen Ueberſetzung.

*** Such as it was a credit to pleaſe. In der Vorrede.

Virgil, der ſich den Theokrit zum Muſter vorgeſtellt — ſagt Pope, und der Ueberſetzer: Virgil der den Theokrit ausſchreibt.

Dieſes ſind noch lange nicht alle Fehler, aus der bloſſen Vorrede und Abhandlung von der Schäferpoeſie, aus den erſten und leichteſten, nehmlich proſaiſchen, Stücken des erſten Bandes.[*] Urtheilen Sie, wie es tiefer herein ausſehen mag!

Was der Ueberſetzer zur Entſchuldigung ſeiner oft undeutſchen Wortfügungen anführt; wie er ſich in dieſer Entſchuldigung verwirrt und ſich unvermerkt ſelbſt tadelt, iſt auf der 17ten Seite des Vorberichts luſtig zu leſen. Er verlangt, daß man, ihn zu verſtehen, die Kunſt zu leſen beſitze. Aber da dieſe Kunſt ſo gemein nicht iſt; ſo hätte er die Kunſt zu ſchreiben verſtehen ſollen. Und wehe der armen Kunſt zu leſen, wenn ihr vornehmſtes Geſchäft ſeyn muß, den Wortverſtand deutlich zu machen! ꝛc. Fll.

Dritter Brief.

Wollen Sie einen andern kennen lernen, deſſen guter Wille uns nun ſchon den zweyten engliſchen Dichter verdorben hat? — Verdorben klingt hart; aber halten Sie immer dem Unwillen eines getäuſchten Leſers ein hartes Wort zu gute.

Von des Herrn von Palthen Ueberſetzung der Thomſonſchen Jahrszeiten werden Ihnen frühere Urtheile zu Geſichte gekommen ſeyn. Nur ein Wort von ſeinen Fabeln des Gay.[**]

Ein guter Fabeldichter iſt Gay überhaupt nicht, wenn man ſeine Fabeln nehmlich nach den Regeln beurtheilet, welche die Kunſtrichter aus den beſten Fabeln des Aeſopus abſtrahiret haben. Bloß ſeine ſtarke Moral, ſeine feine Satyre, ſeine übrigen poetiſchen Talente machen ihn, trotz jenen Regeln, zu einem guten Schriftſteller.

---

[*] In dem Vorberichte verſpricht man die neun engliſchen Octavbände in ſechs deutſche zu bringen, und in den erſten deutſchen die Hälfte des zweyten engliſchen mit zu faſſen. Am Ende aber hat man ſich anders beſonnen; und die Leſer erhalten nicht einmal den ganzen engliſchen erſten Band in dieſem erſten deutſchen; denn es fehlet ihm noch der Epilogus zu Rowe's Jane Shore.

[**] Hamburg und Leipzig bey Grund und Holle 1758. in 8vo.

Schade um ſo vielmehr, daß ſo manche feine Satyre dem Ueberſetzer unter der Arbeit verflogen iſt! Und es muß eine ſehr eilfertige Arbeit geweſen ſeyn! Sehr oft hat er ſich auch nicht die Zeit genommen, die Worte ſeines Originals recht anzuſehen. Wenn Gay ſagt:

The Miſer trembling lock'd his cheſt;

(der Geitzhals verſchloß zitternd ſeinen Kaſten) ſo ſieht er lock'd für look'd an, und überſetzt: der Geitzhals blickte zitternd auf ſeinen Kaſten.[*]

Das engliſche Cameleon rühmt ſich, es habe eines jeden Höflings Leidenſchaft zu treffen gewußt:

I knew to hit each courtier's paſſion,

Und das deutſche ſagt: ich vermied eines jeden Höflings Leidenſchaft zu berühren. Dieſes folglich iſt kaum halb ſo geſchickt als jenes. Verſtehen etwa die deutſchen Schmeichler ihr Handwerk weniger, als die Schmeichler einer andern Nation?[**]

Gay beſchreibt ein unglückliches Ehepaar. Er der Mann, ſagt er,[***] liebt das Befehlen; und die Frau das Widerſprechen. Sich ſklaviſch zu unterwerfen, iſt durchaus nicht ihre Sache. Sie will ihren Willen haben, oder will ihre Zufälle bekommen. —

She'll have her will, or have her fits.

Der letzte Zug iſt ungemein fein, und eine richtige Bemerkung. Sie werden krank, die lieben eigenſinnigen Weiberchen, wenn man nicht thut was ſie haben wollen. — Nun ſehen Sie, was der Herr von Palthen daraus macht: „Sie will entweder ihren „Willen haben, oder auch umwechſelnd die Herrſchaft führen. — O dreymal Glücklicher, deſſen Gattin ſich mit dem letztern begnügt!

Die kleinſten Partikeln werden oft unſerm Ueberſetzer zum Anſtoß. — Doch es muß Sie in die Länge verdrieſſen, daß ich mich mit ſolchen Kleinigkeiten aufhalte.

Lernen Sie nur noch aus einem einzigen Exempel, wie weit die Unverſchämtheit der gelehrten Tagelöhner unter uns, geht. Ein gewiſſer C. G. Bergmann hat Bolingbroks Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geſchichte überſetzt,[†] und er iſt es, von dem man ſagen kan, daß er alles, was die Welt noch bis itzt von elenden Ueberſetzern geſehen hat, unendlich weit zurück läſſet. — Doch ich muß den Beweiß verſparen. Er fordert mehr Raum als mir übrig iſt. Fll.

---

[*] VI. Fabel. [**] II. Fabel. [***] XII. Fabel.

[†] Leipzig, bey Lankiſchens Erben in groß 8. 1758.

II. Den 11. Jenner 1759.

Vierter Brief.

Unſere Ueberſetzer verſtehen ſelten die Sprache; ſie wollen ſie erſt verſtehen lernen; ſie überſetzen ſich zu üben, und ſind klug genug, ſich ihre Uebungen bezahlen zu laſſen. Am wenigſten aber ſind ſie vermögend, ihrem Originale nachzudenken. Denn wären ſie hierzu nicht ganz unfähig, ſo würden ſie es faſt immer, aus der Folge der Gedanken abnehmen können, wo ſie jene mangelhafte Kenntniß der Sprache zu Fehlern verleitet hat. Wenigſtens geſchieht es durch dieſe etwanige Fähigkeit, daß ihr Leſer oft mehrere als nur die gröbſten bemerkt; und die folgenden des Herrn Bergmanns ſind gewiß nicht, erſt durch die ängſtliche Zuſammenhaltung des Originals, entdeckt werden.

Bolingbroke, wenn er von Männern, die zwar ſelbſt durch ihre Studien weder weiſer noch beſſer werden, andere aber in den Stand ſetzen, mit mehr Bequemlichkeit und in nützlichern Abſichten zu ſtudiren, von den Herausgebern verlegener Handſchriften, den Wortforſchern u. ſ. w. redet, gedenkt mit Beyfall eines Gelehrten, den man einſt in der Kirche, in ſeiner Kapelle, unter der ſtückweiſen Erwägung göttlicher Wohlthaten, dergleichen bey frommen Leuten nicht ungewöhnlich iſt, Gott auch dafür danken gehört, daß er die Welt mit Lexiconsmachern verſehen habe. — Vergleichen Sie nunmehr dieſes* mit folgender Ueberſetzung: „Ich billige daher die Andacht eines gelehrten „Mannes aus der chriſtlichen Kirche gar ſehr, der in ſeiner „Kapelle vergeſſen hatte, ſich mit Gott zu beſchäftigen, wie es „bey andächtigen Perſonen gar nichts unerhörtes iſt, und der

---

* I approve therefore very much the Devotion of a Studious man at Chriſt-church, who was overheard in his oratory entering into a detail with God, as devout Perſons are apt to do, and amongſt other particular thanksgivings acknowledging the divine Goodneſs, in furniſhing the world with Makers of Dictionaries. *Letter I. p. 6.*

„unter andern beſondern Dankſagungen, wodurch er ſich gegen „die Gütigkeit Gottes erkenntlich bezeigte, der Welt Wörterbücher verſchafte.“ — — So viel Zeilen, ſo viel unverzeihliche Fehler.

Bolingbroke fährt in ſeiner philoſophiſchen Laune fort: Dieſe Leute wollen eben ſo gern berühmt ſeyn, als andere von gröſſeren Talenten, und wenden die Mittel dazu an, ſo gut ſie ihnen Gott verliehen hat ꝛc. Sie verdienen Aufmunterung, ſo lange ſie nur bloß zuſammentragen, und weder dabey witzig ſeyn, noch vernünfteln wollen.* — Und Bergmann fährt fort, zu verhunzen: „Dieſe Leute erwerben ſich Ruhm ſo wohl als „ſolche, die höher ſind als ſie, durch diejenigen Mittel, ſo ihnen „Gott gegeben hat, denſelben zu erlangen ꝛc. Sie verdienen aber „dennoch Aufmunterung, weil ſie beſtändig zuſammen tragen, „und weder auf Witz noch Vernunſt Anſpruch machen.

Bolingbroke vergleicht die Syſteme der alten Zeitrechnung und Geſchichte mit bezauberten Schlöſſern. Sie ſcheinen, ſagt er, etwas zu ſeyn, und ſind nichts als Phantome; löſe die Bezauberung auf, (diſſolve the charm) und ſie verſchwinden aus dem Geſicht, wie jene. — Hat ihn Bergmann verſtanden? „Alle dieſe Syſteme, läßt er ihn ſagen, ſind ſo viele bezauberte Schlöſſer; ſie erſcheinen als etwas, und ſind nichts als „Erſcheinungen. Ihre Reitze fliegen gleich dieſen auseinander, „und verſchwinden aus unſerm Geſichte. —

O Bergmann iſt ein ganz anderer Zauberer! Jene Stümper laſſen verſchwinden, was bloß da zu ſeyn ſchien. Bergmann macht ſein hocus pocus, und alle Gedanken, alle Einfälle, die wirklich da waren, ſind weg! Ohne alle Spur, weg!

Das allertollſte aber iſt dieſes, daß er — — (wie ſoll ich mich gleich rund genug ausdrucken? Ich will, mit ihrer Erlaubniß, einen Ausdruck aus dem Hudibras borgen) daß er ſeinem Autor die Krätze giebt, um ihn reiben zu können. Das iſt: er verſteht ihn unrecht, und ſtraft ihn in gelehrten

---

* Theſe men *court* fame, as well as their betters, by ſuch means as God has given them to acquire it — They deſerve encouragement, however, whilſt they continue to compile, and neither affect wit, or preſume to reaſon.

Anmerkungen, wegen einer Ungereimtheit, die er ſelbſt in ihn gelegt hat. Hören Sie nur!

Bolingbroke redet in ſeinem dritten Briefe von der Bibel, als eine Quelle der Geſchichte betrachtet. Er kömmt auf die ſogenannte Ueberſetzung der ſiebenzig Dollmetſcher, und ſagt: Die helleniſtiſchen Juden erzehlten von dieſer Ueberſetzung, um ſie in Anſehen zu bringen, ja gar zu heiligen, eben ſo viel wunderbare Dinge, als die andern Juden von dem Esra, welcher den Kanon ihrer Schriften zu machen anfing, und von Simon dem Gerechten erzehlt hatten, welcher dieſen Kanon zu Ende brachte. Dieſe heiligen Romane, fährt Bolingbroke fort, wurden zur Tradition, und die Tradition ward zur Geſchichte; die Väter unſerer chriſtlichen Kirche lieſſen es ſich nicht zuwider ſeyn, Gebrauch davon zu machen. Der heil. Hieronymus ꝛc. ꝛc. Dieſe heiligen Romane? Was nennt Bolingbroke ſo? Was ſonſt, als die frommen Mährchen, deren er gleich vorher gedenkt? Und doch will ſein elender Ueberſetzer, daß er unter dieſen Romanen die heiligen Bücher ſelbſt, und nicht die jüdiſchen Fabeln von ihrer Erhaltung, und ihrer Verdollmetſchung verſtehe. '„Hier ſieht man, ruft er lächerlich aus, „die Folgerung des Verfaſſers! Er hatte vorher ganz und gar nicht beweiſen können, daß die bibliſchen Bücher nicht ſchon da geweſen „wären, oder daß ſie verfälſcht worden, izt aber nennt er ſie „heilige Romanen, ohne uns zu ſagen, wodurch ſie ſich in „Romanen hätten verwandeln können ꝛc.'

Poſſen! Wir wiſſen es freylich, daß Bolingbroke oft ziemlich cavalierement von der Bibel ſpricht; aber hier thut er es doch nicht. Der Herr verſpare wenigſtens ſein Collegium auf eine andere Stelle.

Und nun ſagen Sie mir, iſt das deutſche Publicum nicht zu bedauern? Ein Bolingbroke fällt unter die Hände ſeiner Knaben; ſie ſchreyen Kahlkopf über ihn, die Kahlkinne! Will denn kein Bär hervor kommen, und dieſe Buben würgen?

Bergmann muß nicht allein das Engliſche nicht wiſſen; er muß gar nichts wiſſen. Wenn Bolingbroke ſagt: die Chronologie iſt eine von den Wiſſenſchaften, welche blos a limine ſalutandæ ſind; ſo macht jener daraus: „welche man ſchon von weiten

„empfangen muß. Wenn Bolingbroke von dem Kanon des Marshams redet, redet jener von Marshams Sätzen, und muß nicht wiſſen, daß das Buch dieſes Gelehrten hier gemeinet wird, welches den Titel Canon chronologicus führt. Wenn Bolingbroke von dem Kanon der heiligen Bücher ſpricht, macht jener die Ordnung der heiligen Bücher daraus. Ich möchte wiſſen, was Herr Bergmann ſtudierte? Ob die Theologie?

Schade, daß ſich die gelehrte Welt des weltlichen Arms noch weniger bedienen darf, als die Kirche! Wäre es ſonſt nicht billig, daß man die Handlung, welche dieſe jämmerliche Ueberſetzung drucken laſſen, mit Gewalt anhielte, uns eine beſſere zu liefern, und jene ins Maculatur zu werfen? Sie müßte ſich des Schadens wegen an den Ueberſetzer halten können.

Fll.

Fünfter Brief.

Der Ueberſetzer des Gay hat ſich zu gleicher Zeit auch als Verfaſſer gezeigt, und Verſuche zu vergnügen,* herausgegeben. Ich denke ſo: mir nützlich zu ſeyn, möchte man ſo oft und viel verſuchen, als man nur immer wollte; wenn ich nur die Verſuche mich zu vergnügen verbitten könnte. Laßt uns lieber den wilden-Bart tragen, ehe wir zugeben, daß die Lehrlinge der Barbierſtuben an uns lernen!

Der Lenz des Herr von Palthen ſcheinet eine Sammlung von alle dem zu ſeyn, was er bey Ueberſetzung des Thomſonſchen Frühlings, ſchlechteres gedacht hat; eine Sammlung von Zügen und Bildern, die Thomſon und Kleiſt, und ſelbſt Zachariä verſchmähet haben. Er mahlt Mücken,** und der Himmel gebe, daß uns nun bald auch jemand Mückenfüſſe mahle! Doch nicht genug, daß er ſeine Gegenſtände ſo klein wählt; er ſcheint auch eine eigene Luſt an ſchmutzigen und eckeln zu haben. — Die aufgeſchürzte Bauermagd mit Blutdurchſtrömten Wangen, und derben ſich zeigenden Waden, wie ſie am abgeſpannten Leiterwagen ſtehet, mit zackigter Gabel den Miſt darauf zu ſchlagen. — Der erhitzte brüllende Stier, mit der breiten Bruſt, und dem bucklichten Rücken, der die ihm nicht ſtehende Geliebte verfolgt, bis er endlich mit einem gewaltigen Sprunge über ſie herſtürzt und unwiderſtehlich ſie hält. — Der Ackersmann, der ſein ſchmutziges Tuch löſet, woraus er ſchmierigen Speck und ſchwarzes Brod hervor ziehet. — Die grunzende Sau, mit den fleckigten ſaubern Ferkeln. — Der feurige Schmatz einer Galathee. — — Zu viel, zu viel Ingredienzen für Ein Vomitiv!

---

* Erſte Sammlung. Roſtock und Wismar bey Berger und Bödner 1758. groß 8. Enthält 1) Der Lenz. 2) Ueberſetzung des zweyten Buchs des Palingenius. 3) Project, einen immerwährenden Frieden zu unterhalten 4) Petrarchs Leben in einem Sendſchreiben an die Nachwelt von ihm ſelbſt 5) Lieder des Horaz. 6) Nachricht von dem Buche Naufrage des Isles flottantes. 7) Leben des Johann Philipp Palthenius.

** Seite 11.

Hier iſt eine Herzſtärkung! Ein Projekt zu einem immerwährenden Frieden! „Aber keine Herzſtärkung für mich; werden Sie „ſagen.“ „Der Mann will mir das Handwerk legen! — Ach nicht doch! Er meint es ſo böſe nicht. Sein Haupteinfall iſt dieſer: ein allgemeines Parlament oder Tribunal zu errichten, deſſen Ausſpruch ſich alle europäiſche Staaten gefallen lieſſen. — Merken Sie nun, daß der Herr von Palthen ein Rechtsgelehrter iſt? Aber, als jener alte Officier ſeinen Vorſchlag zur Verkürzung der Proceſſe that, und die alten gerichtlichen Duelle wieder einzuführen rieth, nicht wahr, da verrieth ſich der Officier auch? — Doch dieſes bey Seite! Wenn ſich nun unter den europäiſchen Mächten Halsſtarrige fänden, die dem Urtheile des Tribunals Genüge zu leiſten ſich weigerten? Wie da? O der Herr von Palthen hat vollſtreckende Völker, er hat militariſche Execution. Hat er die? Nun wohl, ſo hat er Krieg; und Sie ſollen Zeit genug weiter avanciren. Werden Sie nur bald geſund!

Was ſoll ich Ihnen von ſeinen drey erſten Oden des Horaz ſagen? Gleich vom Anfange heiſt es:

Und wenn ihr Wagen ohne Fehl
Mit heiſſer Achs zum Ziel gelanget.

Metaque fervidis evitata rotis. Das Ziel zu erreichen, war das wenigſte. Sie muſten um das Ziel herum! — Laſſen Sie uns nicht weiter leſen.

Und wie oft zeiget der Herr von Palthen, ich weis nicht, welche eingeſchränkte Kenntniſſe! : : Petrarch ſagt von ſich:* „Ich habe nie an Schmauſen ein Vergnügen gefunden, ſondern „habe bey mäßiger Koſt und gewöhnlichen Speiſen ein vergnügteres Leben geführt, als alle Nachfolger des Apicius.“ Und der Herr v. P. ſetzt in einer Anmerkung hinzu: „Es wird hier „auf den Apicius Caelius gezielet, welcher zehn Bücher von „der Kochkunſt geſchrieben ꝛc. — Allein, muß denn ein Mann, der Gerichte zubereiten lehrt, nothwendig ein Schlemmer ſeyn? Er hätte, wie bekannt, einen ganz andern Apicius hier anführen ſollen, und würde unter drey berühmten Schlemmern dieſes Namens die Wahl gehabt haben. —

Das Projekt des Abts von St. Pierre zu einem beſtändigen Frieden, ſagt der Herr v. P., ſey ihm nicht zu Geſichte gekommen. Die ganze Welt kennt es. Es iſt unendlich ſinnreicher als ſeines, und läuft auf eine proportionirliche Herabſetzung der Kriegsheere aller europäiſchen Staaten hinaus. Fll.

III. Den 18. Jenner 1759.

Siebender Brief.

Sie haben Recht; dergleichen ſchlechte Ueberſetzer, als ich Ihnen bekannt gemacht habe, ſind unter der Critik. Es iſt aber doch gut, wenn ſich die Critik dann und wann zu ihnen herabläßt; denn der Schade, den ſie ſtiften, iſt unbeſchreiblich. — Wenn durch eine groſſe, wunderbare Weltveränderung auf einmal alle Bücher, die deutſch geſchriebenen ausgenommen, untergingen; welch eine erbärmliche Figur würden die **Virgile** und **Horaze**, die **Shaftesburys** und **Bolingbroks** bey der Nachwelt machen!

Oder meinen Sie, daß bey einem ſo allgemeinen Schifbruche der Wiſſenſchaften, die deutſche Gelehrſamkeit nur immerhin auch mit verſinken möchte?

Das wäre zu bitter geurtheilet! Man verachtet keinen Baum wegen ſeiner unanſehnlichen Blüte, wenn er wegen ſeiner Frucht zu ſchätzen iſt. Unſere ſchöne Wiſſenſchaften würden zu vergeſſen ſeyn; aber unſere Weltweisheit nicht. Noch zu bitter! — Nein, auch in jenen fehlt es uns nicht an Männern, die alsdenn an die Stelle der groſſen Ausländer, und der noch gröſſern Alten treten müßten und könnten! Klopſtock würde Homer; Cramer, **Pindar**; **Uz**, **Horaz**; **Gleim**, **Anakreon**; **Geſſner**, **Theokrit**; **Wieland Lucrez** —

---

* S. 89.

Wieland, **Lucrez**? So geht es, wenn man träumet! Es finden ſich im Traume Dinge oft wieder zuſammen, die man ſeit vielen Jahren, nicht miteinander gedacht hat. Herr **Wieland** hätte es längſt gern aus unſerm Gedächtniß vertilgt, daß er der Verfaſſer der **Natur der Dinge** iſt, und aus dem meinigen ſchien es auch wirklich vertilgt zu ſeyn —

Erlauben Sie mir, Ihnen von dieſem Manne, der ohne Widerrede einer der ſchönſten Geiſter unter uns iſt, mehr zu ſagen; ich mag zu meinem vorigen Gegenſtande nicht zurückkehren. Denn warum ſchriebe ich Briefe?

Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle geſpielt haben, als Herr **Wieland**. Ich mag es nicht wieder erzehlen, was Leute, die ihn in K** B** perſönlich gekannt haben, von ihm zu erzehlen wiſſen. Was geht uns das Privatleben eines Schriftſtellers an? Ich halte nichts davon, aus dieſem die Erläuterungen ſeiner Werke herzuhohlen. So viel iſt unwiderſprechlich, daß jenes Lehrgedicht, und die moraliſchen **Briefe** uns den Herrn **Wieland** auf einem ganz andern Wege zeigten, als ihm hernach zu betreten beliebt hat. Wenn dieſe Veränderung durch innere Triebfedern, (mich plump auszudrücken) durch den eigenen Mechaniſmus ſeiner Seele erfolgt iſt; ſo werde ich nicht aufhören, mich über ihn zu verwunderp. Iſt ſie aber durch äuſſere Umſtände veranlaßt worden, hat er ſich, aus Abſichten, mit Gewalt in ſeine itzige Denkungsart verſetzen müſſen, ſo bedauere ich ihn aus dem Innerſten meiner Seele. —

Sie wiſſen es ſchon zum Theil, wie ſchlecht er ſich gegen den Herrn **Uz** aufgeführet hat. — Herr **Uz**, nach der Freyheit, zu der jeder ſeines gleichen berechtiget iſt, erklärte ſich wider eine gewiſſe Art von Dichtern; Herr **Wieland** hielt ſich beleidiget, und anſtatt ſeinen Gegner gleichfalls von der Seite des Schriftſtellers anzugreifen, fiel er mit ſo frommer Galle, mit einem ſo pietiſtiſchen Stolze auf den moraliſchen Charakter deſſelben; brauchte ſo hämiſche Waffen; verrieth ſo viel Haß, einen ſo verabſcheuungswürdigen Verfolgungsgeiſt,[*] daß einen ehrlichen Mann Schauder und Entſetzen darüber befallen mußte.

Er hatte ſogar das Herz, einen verehrungswürdigen Gottesgelehrten zum Werkzeug ſeiner Erbitterung brauchen zu wollen. Doch dieſer fand auch hier Gelegenheit, ſeine edle Mäßigung, ſeine philoſophiſche Billigkeit zu zeigen. Denn ohne Zweifel iſt er allein Urſache, daß Herr **Wieland** in der Sammlung ſeiner proſaiſchen Schriften, aus der Zuſchrift der Empfindungen des Chriſten, die härteſte Stelle weggelaſſen hat.

Ich ſende Ihnen hier dieſe Sammlung,[**] in welcher Sie manchen neuen Aufſatz finden werden. Sie müſſen ſie alle leſen; denn wenn man einen **Wieland** nicht leſen wollte, weil man dieſes und jenes an ihm auszuſetzen findet; welchen von unſern Schriftſtellern würde man denn leſen wollen? Fll.

Achter Brief.

Auch mir ſind unter den **Wielandiſchen** Schriften die Empfindungen des Chriſten das anſtößigſte geweſen.

Empfindungen des Chriſten, heiſſen Empfindungen, die ein jeder Chriſt haben kann, und haben ſoll. Und von dieſer Art ſind die **Wielandiſchen** nicht. Es können aufs höchſte Empfindungen eines Chriſten ſeyn; eines Chriſten nehmlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf iſt, und zwar ein witziger Kopf, der ſeine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre

---

[*] In der letzten ſeiner Sympathien; und hernach in der Zuſchrift ſeiner Empfindungen eines Chriſten, an den Herrn Oberconſiſtorialrath Sack.

[**] Zürich, bey Orell und Compag. 1758. in drey Theilen. Enthält I. 1) Sympathien. 2) Theages, oder Unterredung von Schönheit und Liebe. 3) Geſicht von einer Welt unſchuldiger Menſchen. II. 1) Empfindungen des Chriſten. 2) Hymne auf die Allgegenwart Gottes. 3) Betrachtung über die Gerechtigkeit Gottes. III. 1) Betrachtungen über den Menſchen. 2) Geſicht des Mirza. 3) Zwey Selbſtgeſpräche eines tugendhaften Helden. 4) Plan einer Academie, zu Bildung des Verſtandes und Herzens junger Leute. 5) Geſpräch des Socrates von der ſcheinbaren und wahren Schönheit.

Geheimniſſe zu Gegenſtänden des ſchönen **Denkens** macht. Gelingt es ihm nun hiermit, ſo wird er ſich in ſeine verſchönerte Geheimniſſe verlieben, ein ſüſſer Enthuſiasmus wird ſich ſeiner bemeiſtern, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernſte anfangen zu glauben, daß dieſer Enthuſiasmus das wahre Gefühl der Religion ſey.

Iſt er es aber? Und iſt es wahrſcheinlich, daß ein Menſch, der den Erlöſer am Kreuze denket, wirklich das dabey denket, was er dabey denken ſollte, wenn er ſeine Andacht auf die Flügel der Horazſchen Ode ſetzt und anhebt: „Wo iſt mein entzückter Geiſt? Welch ein furchtbares Geſicht um mich her! — „Schwarze Finſterniß, gleich der ewigen Nacht, liegt auf dem „bebenden Erdkreis. — Die Sonne iſt erloſchen, die verlaſſene „Natur ſeufzt; ihr Seufzen bebet gleich dem ſchwachen Wimmern des Sterbenden durch die allgemeine Todesſtille. — „Was ſeh ich? Erbleichte Seraphim ſchweben aus dem nächtlichen Dunkel hier und da hervor! Sie ſchauen mit gefalteten Händen, wie erſtarret herab! Viele verbergen ihr thränendes Antlitz in ſchwarze Wolken. — O des bangen Geſichts! „Ich ſehe, ich ſehe den Altar der Verſöhnung, und das Opfer, „das für die Sünde der Welt verblutet. —*

Schön! — Aber ſind das Empfindungen? Sind Ausſchweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo dieſe ſo geſchäftig iſt, da iſt ganz gewiß das Herz leer, kalt.

So wie es tiefſinnige Geiſter gab, und noch giebt, welche uns die ganze Religion platterdings wegphiloſophiren, weil ſie ihr philoſophiſches Syſtem darein verweben wollen: ſo giebt es nun auch ſchöne Geiſter, die uns eben dieſe Religion wegwitzeln, damit ihre geiſtlichen Schriften auch zugleich amüſiren können.

Der Ton der Pſalmen, welchen die Empfindungen des Herrn **Wielands** oft annehmen, hat mich an **Peterſens Stimmen aus Zion** wieder erinnert.

Eine Vergleichung zwiſchen **Peterſen** und **Wielanden** würde dieſem auf keine Weiſe ſchimpflich ſeyn. **Peterſen** war ein ſehr gelehrter und ſinnreicher Mann, und kein gemeines poetiſches

---

* Empfindungen XIV. S. 99.

Genie. Seine Uranias iſt voll treflicher Stellen; und was kann man mehr zu ihrem Lobe ſagen, als daß Leibnitz ſie zu verbeſſern würdigte, nachdem er ſelbſt den Plan dazu gemacht hatte?

Seine erſtgedachten Stimmen ſind hundert proſaiſche Lieder, die er ſelbſt Pſalmen nennt. Erlauben Sie mir, Ihnen einige kleine Stücke daraus vorzulegen:

Drey und vierzigſter Pſalm.

„Wie iſt die Welt doch ſo überweiſe worden! Wie hat ſich die
„Magd über die Frau erhoben!

„Die Weisheit des Fleiſches wafnet ſich gegen die göttliche Einfalt;
„und die Vernunft ficht wider den Glauben.

„Die Weltweisheit ſetzet ſich gegen die göttliche Thorheit; ſie
„meiſtert Gottes Weisheit und verfälſcht ſein groſſes Wort.

„Sie iſt gar zu weiſe zum Himmelreich; darum kommen ſie auch
„nicht dahin, wohin die Kinder kommen ꝛc.

Zwey und achtzigſter Pſalm.

„Brüder! Laſſet uns hingeben, und unſer Leben laſſen! Die
„Wahrheit iſt wohl werth, daß wir ſie bis in den Tod bekennen!

„Es iſt der treue und wahrhafte Zeuge vor uns hergegangen.
„Er hat ein gut Bekenntniß bekannt vor Pontio Pilato. Er mußte
„auch ſterben, als ein Verführer —

„Gott ſey Dank, daß wir nicht leben, wie die Uebelthäter!
„Wir haben zwar unſerm Gott geſündiget, aber nicht der Welt.

„Es iſt recht und billig, daß uns unſer Vater züchtiget; es iſt
„recht, daß er dieſen Leib zerbricht.

„Wir müſſen doch einmal unſere Hütten ablegen; warum nicht
„itzt, da wir noch mit unſerm Tode preiſen unſern Gott?

„So wiſſen wir auch, daß der Tod ſeiner Heiligen bey ihm
„hochgeachtet ſey, und daß er ihm ſeine Lieblinge nicht nehmen laſſe —

„Brüder! laſſet uns nicht fürchten, wie die Heyden und Sünder
„pflegen. Furcht iſt nicht in der Liebe und in dem Glauben zu unſern
„Gott.

„Wir haben bisher dem Herrn gelebet, ſo wollen wir nun auch
„dem Herrn ſterben.

„Er wird mit uns durch Feuer und Waſſer gehen; er wird uns
„nicht ungetröſtet, noch ungeſtärkt laſſen.

„Siehe! Wir ſehen ihn, o wie freundlich iſt er uns! Er führet uns „über den Tod! Halleluja! —"

Was ſagen Sie hierzu? Könnte ich nicht die Verehrer des Herrn *Wielands* (ſeine Anbeter; er hat dergleichen) auffordern, mir erhabenere und pathetiſchere Stellen in ſeinen ganzen *Empfindungen* zu zeigen? Herr *Wieland* iſt reich an Blühmchen, an poetiſchem Geſchwätze; *Peterſen* an ſtarken Gedanken, an groſſen Geſinnungen; ohne Zwang, ohne Schwulſt. Beyde haben die Sprache der H. Schrift zu brauchen gewußt, nur daß ſie *Peterſen* in ihrer edeln Einfalt gelaſſen, *Wieland* aber durch affectirte Tiefſinnigkeiten, durch profane Alluſionen, verunſtaltet hat.

Und gleichwohl ſind *Peterſens* Stimmen gar bald verachtet, und vergeſſen worden. Denn *Peterſen* war ein Schwärmer!

Fll.

Neunter Brief.

Ich habe über des Herrn *Wielands* *Plan einer Akademie zur Bildung des Verſtandes und Herzens junger Leute*, einige Anmerkungen gemacht, die ich niederſchreiben und Ihnen nach und nach zur Beurtheilung vorlegen will.

Herr *Wieland* will die alten Griechen bey ſeinem Entwurfe um Rath gefragt haben. Dieſe, ſagt er, ſetzten die Erziehung hauptſächlich in die Uebung der Gemüths- und Leibeskräfte, weil ohne Uebung weder dieſe noch jene zur gehörigen Stärke, Lebhaftigkeit und regelmäßigen Bewegung gelangen. — Die Abſicht, fährt er fort, zu welcher ihre Erziehung abzweckte, war ihre junge Bürger zu dem zu bilden, was ſie καλοκαγαθια nennten, in welchem Worte ſie alle Vorzüge und Vollkommenheiten begriffen, die einen freyen und edeln Menſchen von einem Sclaven und menſchenähnlichen Thiere unterſcheiden, alle Eigenſchaften und Geſchicklichkeiten welche den Menſchen erhöhen, verſchönern und zur Ausführung einer edeln Rolle im Leben tüchtig machen. Zu dieſer Abſicht, welche allein der menſchlichen Natur würdig iſt, flößte man der Jugend ſo früh als möglich den Geſchmack am Schönen und Guten, nebſt den beſten moraliſchen und politiſchen Geſinnungen ein; in dieſem Geſichtspuncte ſtudirte man mit ihnen den Homer, und ſchmückte ihr Gedächtniß mit den weiſeſten Sprüchen der Dichter, welche die Lehrer und Philoſophen der älteſten Griechen waren ꝛc. —*

Ich will vors erſte bey einer Kleinigkeit ſtehen bleiben. Was Herr Wieland hier von dem Homer ſagt, das hat ſeine Abſichten, und der Leſer ſoll die Anwendung davon ſelbſt machen. Er ſoll bey ſich denken: Da es uns, Gott ſey Dank! auch nicht an Homeren fehlt, warum werden denn nicht auch unſere Homere in dieſer Abſicht mit der Jugend geleſen?

Aber ehe ich mir ſelbſt dieſe Frage vorlegte, wollte ich wohl dem Herrn Wieland mit einer andern beſchwerlich fallen. Ich wollte ihn fragen: Hat Ihr Vorgeben, mein Herr, ſeine hiſtoriſche Richtigkeit? Iſt es wahr, daß die alten Griechen ihre Jugend aus dem Homer und andern Dichtern Weisheit lehrten? Und wurde Homer, ich will nicht ſagen durchgängig, ſondern nur von allen denen unter ihnen verſtanden, welchen das Beywort καλοκαγαθοι zukam?

Erinnern Sie ſich, würde ich gegen den Herrn Wieland fortfahren, was uns Xenophon von dem Sokrates erzehlet.** Sokrates hatte wirklich die Gewohnheit, in ſeinen Unterredungen lehrreiche Stellen aus Dichtern anzuführen; aber wie ging es ihm damit? Er berief ſich z. E. wenn er wider den Müßiggang eiferte, und zu dem Müßiggange auch alle eitele, nur zeitverkürzende und ſchädliche Beſchäftigungen rechnete, auf den Ausſpruch des Heſiodus:

Ἔργον δ' οὐδὲν ὄνειδος, ἀεργίη δέ τ' ὄνειδος.

Keine Arbeit, ſondern allein der Müſſiggang iſt ſchimpflich. — Oder er drang darauf, daß alle die, welche dem Staate weder als Heerführer noch als Rathgeber nützlich ſeyn könnten, ſich müßten gefallen laſſen, zu gehorchen, und führte in dieſer Abſicht das Betragen des Ulyſſes an, als die Griechen die Belagerung von Troja aufheben wollten. (Den Vornehmern, ſagt Homer,*** ſprach Ulyſſes mit freundlichen Worten zu, wo ſich aber ein Geringerer unnütze machte, den ſchlug er mit ſeinem Scepter und befahl ihm, ruhig zu ſeyn:

---

* Im dritten Theile. S. 101.

** Im erſten Buche ſeiner denkwürdigen Reden des Sokrates.

*** Im 2ten Buche der Ilias, v. 189. u. f.

Δαιμονι', ἀτρεμας ἡσο, και ἀλλων μυθον ἀκουε,
Οἱ σεο φερτεροι εἰσι, συ δ' ἀπτολεμος και ἀναλκις,
Οὐτε ποτ' ἐν πολεμῳ εναριθμιος οὐτ' ἐνι βουλῃ.)

Was machten die Ankläger des Sokrates aus dieſen Stellen? Sagten ſie nicht, daß ſie gefährliche Lehren enthielten? Daß Heſiodus alle Beſchäftigungen billige, ſie möchten noch ſo ungerecht und ſchimpflich ſeyn, wenn ſie nur einträglich wären? Daß Homer die geringern und ärmern Leute zu ſchlagen rathe? Und wer waren des Sokrates Ankläger? Vielleicht die Unwiſſendeſten in ganz Athen? Gewiß nicht. Melitus wenigſtens war nur deswegen wider den Sokrates ſo aufgebracht, weil ihm Sokrates die Dichter, ſeine Lieblinge, nicht genug zu ſchätzen ſchien. Er war alſo einer von den damaligen Kennern; und wollte man auch ſagen, daß er dieſe Mißdeutungen nicht ſowohl aus Unwiſſenheit, als aus Bosheit gemacht habe, ſo bedenke man wenigſtens, was er dabey für Richter voraus ſetzte; und ob dieſe Richter Leute ſeyn durften, mit welchen man in der Jugend den Homer, nach moraliſchen Abſichten, geleſen hatte? —

Fll.

IV. Den 25. Jenner 1759.

Zehnter Brief.

So iſt es auch wirklich: Die wahren Kenner der Dichtkunſt ſind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben ſo rar, als die wahren Dichter ſelbſt geweſen. Homer ward eben ſo wenig von allen Griechen verſtanden, als Klopſtock von allen Deutſchen. Ich ſage Klopſtock, und wenn Sie meinen, daß Bodmer dem Homer näher komme, ſo ſetzen Sie Bodmern an ſeine Stelle. —

Itzt erlauben Sie mir, in den Anmerkungen über den Erziehungsplan des Hrn. Wielands fortzufahren. Die wichtigſten werde ich von unſerm gemeinſchaftlichen Freunde, dem Hrn. D. entlehnen.[*]) —

Den ſchönen und großen Begriff, welchen uns Herr W. von der Erziehung der alten Griechen macht, wo mag er den überhaupt herhaben? Er ſagt zwar: „So viel ich mich der Beobachtungen erinnern kann, die ich bey Leſung ihrer Scribenten „gemacht.“ — Allein, ich beſorge, ſein Gedächtniß hat ihm hier einen übeln Streich geſpielt. Wenigſtens beweiſet die Stelle des Xenophon, auf die er ſich beruft, das gar nicht, was ſie beweiſen ſoll.

---

*) Dies iſt Moſes Mendelsſohn, der ſich in den Litteraturbriefen unter andern mit D. unterzeichnete. Nicolai.

Die Philoſophie, ſagt Herr W., wurde von den Griechen für das nöthigſte und weſentlichſte Stück der Unterweiſung gehalten. — Ja! aber was für eine Philoſophie? War es wirklich die, „welche uns lehret, was edel oder niederträchtig, was „recht oder unrecht, was Weisheit oder Thorheit ſey? Was „die Religion, was die menſchliche Geſellſchaft, was der Staat „in dem wir leben, was alle unſere übrigen Verhältniſſe von „uns fordern?“ Nichts weniger! Es war eine Philoſophie, quæ ad rhetoricas meditationes, facultatem argutiarum, civiliumque rerum notitiam conducebat;* eine Philoſophie, welche Ariſtoteles hernach unter dem Namen der exoteriſchen, von der wahren Philoſophie gänzlich abſonderte; kurz, es war die Weisheit der Sophiſten.

Mit dieſer moraliſchen und bürgerlichen Philoſophie, fähret Herr W. fort, verband man die ſchönen Künſte, insbeſondere die Beredſamkeit. — Auch dieſes kan mit der hiſtoriſchen Wahrheit nicht beſtehen. Die Griechen ſtudirten die Philoſophie nur in Abſicht auf die Beredſamkeit, und dieſer einzigen Kunſt waren alle übrige Wiſſenſchaften untergeordnet. Selbſt Alcibiades, Xenophon ſagt es mit ausdrücklichen Worten, — hielt ſich nicht zum Sokrates um Weisheit und Tugend von ihm zu lernen; es war ihm einzig und allein um die Kunſt zu überreden, und die Gemüther der Zuhörer zu lenken, in welcher Sokrates ein ſo großer Meiſter war, zu thun. — Daß von denen hier nicht die Rede iſt, welche Philoſophen von Profeſſion werden wollten, verſteht ſich von ſelbſt.

Es kann kein Vertrauen gegen den Hrn. W. erwecken, wenn man offenbar ſieht, daß er ſeinen Leſern nur Staub in die Augen ſtreuen will. Denken Sie nur, wie weit er geht.

---

* A. Gellius XX, 5.

Er will uns bereden, daß die Griechen den Shaftesburyſchen Begriff eines Virtuoſen, durch ihr καλος κἀγαϑος ausgedruckt hätten. Jch wäre ſehr begierig, nur einen einzigen Beweis von ihm zu erfahren, daß dieſes καλος κἀγαϑος etwas anders bedeute, als was wir einen hübſchen guten Mann heiſſen. Jch erinnere mich eben einer Stelle aus dem Plato, wo Sokrates den jungen Theages fragt: τι οὖν; οὐκ ἐδιδαξατο σε ὁ πατηρ και ἐπαιδευσεν ἁπερ ἐνϑαδε οἱ ἀλλοι παιδευονται, οἱ των καλων κἀγαϑων πατερων ὑιεες; οἷον γραμματα τε και κιϑαριζειν, και παλαιειν, και την ἀλλην ἀγωνιαν; Können hier καλοι κἀγαϑοι Virtuoſen heiſſen? Und was lieſſen dergleichen Virtuoſen ihre Söhne lernen? Leſen und ſchreiben, auf der Zitter ſpielen, ringen und andere körperliche Uebungen.

Doch es möchte ſeyn; Herr Wieland möchte immerhin, uns die alte griechiſche Erziehung noch ſo ſehr verſchönern, wenn man nur ſehen könnte, was er ſelbſt in ſeinem Plane für einen Gebrauch davon gemacht habe. Aber alle die ſchönen Jdeen, die er aus den alten Griechen will geſchöpft haben, kommen in der Folge gar nicht mehr in Anſchlag. Nach dieſen hiſtoriſchen Prämiſſen, wie er ſie nennet, ſpeiſet er uns mit lauter allgemeinen Dingen ab, die längſt bekannt, und zum Theil recht herzlich ſeichte ſind. Z. E.

Er ſagt:* „Es ſoll von einem Kenner der Wiſſenſchaften „die Ordnung beſtimmt werden, nach welcher die verſchiednen „Diſciplinen und Studien, mit der Jugend getrieben werden „ſollen; damit das, was ſie zuerſt lernen, allezeit das Fundament „zu dem folgenden abgebe.“ — Wer mit den Wiſſenſchaften ein wenig bekannt geworden, der weis, daß es mit dieſer eingebildeten Ordnung eine Grille iſt. Alle Wiſſenſchaften reichen ſich einander Grundſätze dar, und müſſen entweder zugleich, oder eine jede mehr als einmal getrieben werden. Die Logik, oder die Kunſt zu denken, ſollte man glauben, müſſe billig vor allen andern Wiſſenſchaften vorangehen; allein ſie ſupponirt die Pſychologie; dieſe die Phyſik und Mathematik, und alle die Ontologie.

Die Ontologie aber übergeht Hr. Wieland ganz und gar, und verräth an mehr als einer Stelle eine gänzliche Verachtung derſelben. Hier, ſagt unſer D., möchte ich ihn wohl fragen, ob er jemals den Baco geleſen? Ob er geſehen, wie ſehr dieſer Weltweiſe eine Wiſſenſchaft erhebt, in welcher die allgemeinen Gründe aller menſchlichen Erkentniß gelehrt werden? Ob er eine beſſere Seelenübung kenne, als wenn man junge Leute bald aus beſondern Wiſſenſchaften allgemeine fruchtbare Wahrheiten abſtrahiren, bald allgemeine Wahrheiten auf beſondere Fälle mit Nutzen anwenden lehret, und ihnen dadurch alle ihre Fähigkeiten erhöhet, den Verſtand aufkläret, und den Weg zu groſſen und nützlichen Erfindungen bahnet? Ich will der itzigen Ontologie, fährt unſer Freund fort, nicht das Wort ſprechen. So wie ſie in unſern philoſophiſchen Büchern abgehandelt wird, iſt ſie für junge Leute zu hoch. Wenn ſie aber der Lehrer wohl ſtudiret hat, und bey dem Vortrage einer beſondern Wiſſenſchaft allezeit ſein Augenmerk auf die allgemeinen Wahrheiten richtet, die ſich daraus abſondern laſſen; ſo wird er die Ausſichten ſeiner Untergebenen erweitern und einen jeden Funken von Genie anfachen, der in ihrer Seele gleichſam wie unter der Aſche glimmet. Eine jede Wiſſenſchaft in ihrem engen Bezirke eingeſchränkt, kann weder die Seele beſſern, noch den Menſchen vollkommener machen. Nur die Fertigkeit ſich bey einem jeden Vorfalle ſchnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur dieſe bildet den großen Geiſt, den wahren Helden in der Tugend, und den Erfinder in Wiſſenſchaften und Künſten.

---

* III. Theil, S. 128.

Fll.

Eilfter Brief.

Herr **Wieland** verſpricht uns ſeine beſten und überlegteſten Gedanken von der Unterweiſung der Jugend. Ich glaube nicht, daß er Wort gehalten hat; er muß ſich während der Arbeit beſonnen haben, daß auch ſeine ſchlechtern und übereilten Gedanken für die Deutſchen ſchon gut genug wären. Die patriotiſche Verachtung, die er gegen ſeine Nation hat, läßt mich es vermuthen.

Der größte Fehler, den man bey der Erziehung zu begehen pflegt, iſt dieſer, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnet; und dieſen hat Hr. **W.** am wenigſten zu vermeiden geſucht. Er ſcheinet vielmehr ausdrücklich darauf führen zu wollen, wenn er verlangt, daß man in der unterſten Klaſſe von jeder Wiſſenſchaft eine hiſtoriſche Kenntniß geben ſolle.* — Die Natur der Seele verkennt die Eintheilung der menſchlichen Erkenntniß in die hiſtoriſche, philoſophiſche und mathematiſche, die wir der Deutlichkeit halber zu machen genöthiget ſind. Die erſten beyden müſſen ohnſtreitig mit gleichen Schritten fortgehen, indem ihnen die dritte in einer kleinen Entfernung folget. Das große Geheimniß die menſchliche Seele durch Uebung vollkommen zu machen — (Herr **Wieland** hat es nur dem Namen nach gekannt) — beſtehet einzig darinn, daß man ſie in ſteter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu ſind Ehrgeitz und Neubegierde; und die Belohnung iſt das Vergnügen an der Erkenntniß der Wahrheit. Bringt man aber der Jugend die hiſtoriſche Kenntniß gleich Anfangs bey, ſo ſchläfert man ihre Gemüther ein; die Neubegierde wird zu frühzeitig geſtillt, und der Weg, durch eignes Nachdenken Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verſchloſſen. Wir ſind von Natur weit begieriger, das **Wie.** als das **Warum** zu wiſſen. Hat man uns nun unglücklicher Weiſe gewöhnt, dieſe beyden Arten der Erkenntniß zu trennen; hat man uns nicht angeführt, bey jeder Begebenheit auf die Urſache zu denken, jede Urſache gegen die Wirkung abzumeſſen, und aus dem richtigen Verhältniß derſelben auf die Wahrheit zu ſchlieſſen: ſo werden wir ſehr ſpät aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit erwachen, in welchen man uns eingewieget hat. Die Wahrheiten ſelbſt verlieren in unſern Augen alle ihre Reitzungen, wo wir nicht etwa bey reifern Jahren von ſelbſt angetrieben werden, die Urſachen der erkannten Wahrheiten zu erforſchen.

Wenn aber unſer Freund, der ſich hier durch mich erklärt, behauptet, man müſſe die hiſtoriſche Erkenntniß nie ohne die philoſophiſche gehn laſſen; ſo redet er von der hiſtoriſchen Kenntniß ſolcher Dinge, die man durch Nachdenken heraus gebracht, und ohne Nachdenken nicht recht begreifen kann, z. E. der in allen Wiſſenſchaften demonſtrirten Wahrheiten, der Meinungen und Hypotheſen, die man angenommen, gewiſſe Erſcheinungen zu erklären, wie nicht weniger derjenigen Sätze, die man durch künſtliche Erfahrungen und ſorgfältige Beobachtungen heraus gebracht hat. Dieſe hiſtoriſche Kenntniß der Wiſſenſchaften allein iſt es, die man für ſchädlich halten muß. Die hiſtoriſche Kenntniß der geſchehenen Dinge aber kan durch keine Anſtrengung des Genies heraus gebracht oder gefunden werden; die Sinne und das Gedächtniß müſſen hier beſchäftiget ſeyn, bevor man Witz und Beurtheilungskraft gebrauchen kan. Daher iſt es in der Natur der Seele gegründet, daß in Anſehung ſolcher Dinge, die hiſtoriſche Kenntniß den Grund legen muß; und hier iſt ein neuer Fehler, den Herr **Wieland** begehet. Er ſollte mit der Geſchichte der Natur den Anfang machen, und dieſe allen Vorleſungen in der erſten Klaſſe zum Grunde legen. Sie enthält den Saamen aller übrigen Wiſſenſchaften, ſogar die moraliſchen nicht ausgenommen; und wenn der Lehrer ſcharfſinnig genug iſt, ſo wird er die Genies der Schüler bey dieſer Gelegenheit leichtlich prüfen, und unterſcheiden können, zu welcher Kunſt oder Wiſſenſchaft ein jedes derſelben aufgelegt iſt. Herr **Wieland** aber rechnet die Naturgeſchichte mit zu dem Studium der Hiſtorie überhaupt, aus der er drey verſchiedene Diſciplinen gemacht wiſſen will.

---

* S. 131.

Doch nicht genug, daß er den Wiſſenſchaften, durch die vorläufige hiſtoriſche Kenntniß derſelben, alle Anlockungen nimmt; er muß überhaupt nichts davon halten, die Wiſſenſchaften als Wiſſenſchaften vorzutragen, weil er den Rath giebt, ſich aller trockenen Abhandlungen, abſtracter Unterſuchungen und ſcharfen Demonſtrationen ſo lange zu enthalten, bis die Untergebenen zu einer groſſen Reife des Verſtandes gelanget ſind. — Aber man folge nur dieſem Rathe, man ſey nur ſo ſuperficiell, und ich will vieles wetten, daß die Untergebenen zu dieſer groſſen Reife des Verſtandes nie gelangen werden. — Er ſchlägt dagegen vor, daß ſich die Lehrer die Aeſopiſche und Sokratiſche Methode eigen zu machen trachten ſollen, weil dieſe „ihrer „Leichtigkeit und Anmuth wegen, der Wahrheit am leichteſten „Zutritt zu unſerer Seele verſchaffe.“ — Was für einen Begrif muß Herr Wieland von der Sokratiſchen Lehrart haben! Was that Sokrates anders, als daß er alle weſentliche Stücke, die zu einer Definition gehören, durch Fragen und Antworten heraus zu bringen, und endlich auf eben die Weiſe aus der Definition Schlußfolgen zu ziehen ſuchte? Seine Definitionen ſind durchgehends richtig; und wenn ſeine Beweiſe nicht immer die ſtrengſte Probe aushalten, ſo ſieht man wenigſtens, daß es mehr ein Fehler der Zeiten, in welchen er lebte, als eine Vernachläßigung und Geringſchätzung der trocknen Unterſuchung von Seiten des Philoſophen geweſen. Zu unſern Zeiten kann die Sokratiſche Lehrart mit der Strenge der itzigen Methode auf eine ſo geſchickte Art verbunden werden, daß man die allertiefſinnigſten Wahrheiten herausbringt, indem man nur richtige Definitionen aufzuſuchen ſcheinet. — Ich will geſchwind ſchlieſſen; Sie möchten mich um die Muſter in dieſer Art des Vortrages fragen.

Fll.

Zwölfter Brief.

Es iſt wahr, an einer andern Stelle* ſcheinet Herr **Wieland** die ſtrengſte Lehrart zu billigen, und es zu vergeſſen, daß er den Augenblick zuvor bloß auf die überredende Lehrart gedrungen hat. Aber warum wollen Sie ſich über dieſen Widerſpruch wundern? Es iſt der kleinſte von denen, die ihm entwiſchen. — Ich verſpreche, ihn zu heben, (ob ich gleich noch nicht weis, wie?) wenn Sie mir vorher folgenden auflöſen können.

Die chriſtliche Religion iſt bey dem Herr **Wieland** immer das dritte Wort. — Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigſtens zu haben ſcheine. — Haben Sie es bemerkt, wie er ſie in ſeiner Akademie will vorgetragen wiſſen? Ohne die „gewöhnliche Methode der Theologen, und die ungeſchickte Eintheilung in Theologiam dogmaticam und moralem." Bewundern Sie den neuen Reformator! Die ungeſchickte Eintheilung! — Das ſchreibt nun Herr **Wieland** ſo hin! — Und doch iſt dieſe Eintheilung auf dem Katheder unentbehrlich. Es iſt ganz etwas anders, die Lehren des

---

* S. 113.

Glaubens von den Pflichten des Lebens in der Ausübung zu trennen, und ganz etwas anders, ſie in dem Vortrage, der Ordnung und Deutlichkeit wegen, abzuſondern. Durch dieſes erhält jenes nicht den geringſten Vorſchub. Wer ſich aber, ſo ausdrücklich als Herr **Wieland**, darwider erkläret, der giebt zu verſtehen, daß er aus dem Inhalte der Dogmatik überhaupt nichts mache, und die Religion bloß als eine erhabene Moral gelehret wiſſen wolle. Herr **Wieland** wenigſtens verräth dieſen Vorſatz noch deutlicher, wenn er verlangt, „daß man von den eigentlichen Glaubensartikeln mit keinen andern, als mit Worten der Schrift reden ſolle." — Und nun ſind auf einmal alle mögliche Ketzer in den Schooß ſeiner Kirche aufgenommen! —

Dieſes, und ſeine wiederholte Anpreiſung des Shaftesbury, den er in ſeiner Academie zum claßiſchen Schriftſteller macht, werden hoffentlich unſere Theologen nicht ermangeln, in Betrachtung zu ziehen, bevor ſie ſich in das poetiſche Intereſſe des Herrn **Wielands** verwickeln laſſen. Shaftesbury iſt der gefährlichſte Feind der Religion, weil er der feinſte iſt. Und wenn er ſonſt auch noch ſo viel Gutes hätte; Jupiter verſchmähte die Roſe in dem Munde der Schlange.

Fll.

V. Den 1. Februar 1759.

Dreyzehnter Brief.

Was ich unter des Herrn **Wielands** patriotiſcher Verachtung ſeiner Nation verſtehe, werden Sie am beſten aus einem Exempel abnehmen können. — Herr **Wieland** redet von der Beredſamkeit der Kanzel, und bricht in die Frage aus: „Wie lange wollen wir uns von den Franzoſen beſchämen laſſen, welche ihre **Boſſuets**, **Bourdaloue**, **Maſſillons**, **Trublets**, aufweiſen können, da hingegen unſere größten geiſtlichen Redner gegen jene nicht in Betrachtung kommen?"

Wenn doch dem Herrn **Wieland** dieſe einſichtsvolle Frage entwiſcht wäre, als er einem von unſern größten geiſtlichen Rednern ſeine Empfindungen zueignete! An eben dem Orte, wo er zu ihm ſagt: „Es würde eine ſtrafbare Undankbarkeit ſeyn, wenn ich bei dieſer Gelegenheit verſchweigen wollte, mit wie vieler Rührung und Nutzen ich den vertheidigten Glau-

„ben der Chriſten, für mich ſelbſt, und mit andern geleſen, „und wie lebhaft mich dieſe herzrührende Selbſtgeſpräche in dem „Glauben der chriſtlichen Religion unterhalten haben.“ — An dieſem Orte, ſage ich, hätte er fortfahren ſollen: Das iſt nun zwar alles wahr, mein Herr; aber doch werden Sie mir erlauben, Ihnen zu ſagen, daß Sie deswegen noch lange kein Bordalone ſind, noch lange kein Trublet! O der groſſe Trublet! —

Aber ich glaube, ich fange an zu ſpotten; und das möchte ich nicht gern. — Wenn uns nur Herr **Wieland** auch geſagt hätte, warum denn nun unſere **Mosheims** und **Sacks**, unſere Jeruſalems und Cramers, gegen jene Franzoſen gar nicht in Betrachtung kommen? Die Franzoſen, ohne Zweifel, haben eine blühendere Sprache; ſie zeigen mehr Witz, mehr Einbildungskraft; der Virtuoſe ſpricht mehr aus ihnen; ſie haben die körperliche Beredſamkeit bey ihren vortreflichen Komödianten zu lernen Gelegenheit gehabt. Alles Eigenſchaften, die dem geiſtlichen Redner nothwendig ſind, der mich eine halbe Stunde angenehm unterhalten will, und die ich demjenigen gern erlaſſe, der mehr als dieſes ſucht, und es ſeinem Amte für unanſtändig hält, auf meinen Willen zu wirken, ohne vorher meinen Verſtand erleuchtet zu haben. Der wahre Gottesgelehrte weis, daß er auf der Kanzel den Redner mit dem Lehrer zu verbinden habe, und daß die Kunſt des erſtern ein Hülfsmittel für den letztern, nie aber das Hauptwerk ſeyn müſſe. —

Herr Wieland iſt ja ſonſt weit mehr für die Engländer als Franzoſen eingenommen. Wie kömmt es denn aber, daß er nur hier dieſe jenen vorzieht? Hier, in der Beredſamkeit, die man doch, nach ſeinen eigenen Grundſätzen, bey den Franzoſen, wegen ihrer deſpotiſchen Regierungsart, die ganz gewiß ihren Einfluß auch bis auf die Kanzel erſtreckt, am wenigſten ſuchen ſollte? Kömmt bey ihm etwa auch ein Tillotſon gegen die Bourdalone und Trublets noch nicht in Betrachtung? Sind ihm jenes Demoſtheniſche Reden, nach der ſich unſere geiſtlichen Redner zuerſt gebildet haben, vielleicht auch noch zu öde, zu unfruchtbar, zu dornicht? Iſt ihm nur der der größte Redner, der die Affekten ſeiner Zuhörer am geſchwindeſten erregen kann?

Ich habe nur erſt neulich eine ſehr vortreffliche Stelle über dieſe Materie geleſen. Sie ſtehet in einer neuen Schrift, die uns gleichfalls aus der Schweitz* gekommen iſt, daher man dem Herr **Wieland** um ſo viel eher darauf verweiſen könnte. Erlauben ſie mir, meinen Brief damit zu bereichern. — Ein vornehmer Theologus ſchreibet an einen jungen Geiſtlichen:

„Ich habe, ſagt er, denjenigen Theil der Redekunſt betrachtet,
„welcher mit Regung der Affekten umgehet; und ich weis, daß dieſe
„Kunſt bey den Gottesgelehrten ſowohl, als bey den fanatiſchen und
„enthuſiaſtiſchen Predigern in groſſer Hochachtung iſt, und daß man
„viel Fleiß drauf wendet.

„Die zwey groſſen Redner in Griechenland und Rom, Demoſthe-
„nes und Cicero, beyde Demagogi in einer democratiſch eingerichteten
„Republik, ſind dennoch in Ausübung dieſer Kunſt ſehr von einander
„unterſchieden.

„Der erſte, welcher mit einem politern, gelehrtern und witzigern
„Volke zu thun hatte, ſetzte den größten Nachdruck ſeiner Beredſamkeit
„in die Stärke ſeiner Beweisgründe, und ſuchte alſo hauptſächlich den
„Verſtand zu überzeugen. Tullius hingegen ſahe mehr auf die Nei-
„gungen einer aufrichtigen, nicht ſo gelehrten und lebhaften Nation,
„und blieb deswegen bey der pathetiſchen Beredſamkeit, welche die
„Affekten erreget.

„Allein das Vornehmſte, welches man hiebey beobachten muß, iſt
„dieſes, daß dieſe Redner in allen ihren Reden ein beſonderes Vor-
„haben hatten; denn bald ſuchten ſie die Verurtheilung oder Losſpre-
„chung einer angeklagten Perſon, bald wollten ſie das Volk zum
„Kriege bereden, bald bemühten ſie ſich ein Geſetz einzuführen, und
„dergleichen; und alles dieſes wurde gleich auf der Stelle ausgemacht,
„nach dem der Vortrag des Redners Beyfall fand. Hier war es un-
„umgänglich nöthig, die Affekten der Zuhörer entweder zu erregen,
„oder zu beſänftigen, inſonderheit zu Rom, wo Tullius war. Mit
„dieſes letzten Schriften machen ſich junge Geiſtliche (ich meine die,
„welche Autores leſen) insgemein mehr bekannt, als mit des Demo-
„ſthenes ſeinen, welcher doch jenen in vielen Stücken übertraf, was
„inſonderheit die Redekunſt anlanget. Allein ich kann nicht ſehen,

---

* Moraliſche Beobachtungen und Urtheile. Zürich, bey Orell, und Compagnie, 1757. in 8vo.

„wie die Kunſt, die Affekten zu erregen, von groſſem Nutzen ſeyn könne, wenn man die Chriſten unterrichtet, wie ſie ihren Wandel gebührend anzuſtellen haben, wenigſtens in unſern nördlichen Climatibus, wo ich gewiß verſichert bin, daß auch die gröſte Beredſamkeit von dieſer Art wenig Eindruck in unſre Gemüther haben wird, ja nicht einmal ſo viel, daß die Wirkung davon ſich nur bis auf den andern Morgen erſtreckte.

„Was mich aber inſonderheit veranlaſſet, die Art zu predigen, da man nur die Affekten zu rühren ſucht, zu verwerfen, iſt dieſes, weil ich geſehen habe, wie ſchlechten Vortheil dieſelbe geſchaft. Ich kenne einen Herrn, welcher dieſes als eine Regel beobachtete, daß er alle die Paragraphen überhüpfte, zu deren Ende er etwan ein Punctum exclamationis geſtellt hatte. Ich glaube gewiß, daß diejenigen Prediger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn ſie ſich umſehen, einen groſſen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtſamkeit, und einen groſſen Theil ſchlafend finden werden.

„Und es iſt auch kein Wunder, daß ein ſolches Mittel nicht allemal anſchlägt, maſſen es ſo viel Kunſt und Geſchicklichkeit erfordert, wenn man es darin zu einiger Vollkommenheit bringen will, als mancher nicht im Cicero findet, geſchweige aus ihm lernet.

„Ich bitte euch daher gar ſehr, dieſe Kunſt (im Fall ihr ja unglücklicher Weiſe euch bereden ſolltet, daß ihr dieſelbe beſäſſet) ſehr ſelten, und mit aller möglichen Behutſamkeit zu gebrauchen ꝛc.“

Es wohnet mir eine dunkle Erinnerung bey, dieſe Gedanken bereits anderswo geleſen zu haben. Doch dem ſey wie ihm wolle; der Schriftſteller, aus dem ich ſie izt entlehne, macht folgende Anmerkung darüber.

„Es iſt nicht zu leugnen, ſagt er, daß dieſe Stelle von einer groſſen Einſicht dieſes Gottesgelehrten in die Wirkung der geiſtlichen Beredſamkeit auf das menſchliche Gemüth zeuget. Allein iſt wohl keine Gefahr bey ſeinem Rathe, daß die Leute, dum vitant vitia, ſtulti in contraria currant? Mich bedünkt, die gröſte Kunſt würde ſeyn, das Gründliche und das Patheriſche (wo es die Natur der Sache erlaubt) dergeſtalt mit einander zu verbinden, daß dieſes leztere ſtets ſeinen Grund in der Vorſtellung des erſten behielte.“

Sehr wohl! — Und eben dieſe ſo ſchwere Verbindung des Gründlichen und Pathetiſchen iſt es, die unſern Mosheim nach meinem Bedünken, einen ſehr groſſen Vorzug vor allen franzöſiſchen Predigern giebt. Allein was geht Herr **Wielanden** das Gründliche an? Er iſt ein erklärter Feind von allem, was einige Anſtrengung des Verſtandes erfordert, und da er alle Wiſſenſchaften in ein artiges Geſchwätze verwandelt wiſſen will, warum nicht auch die Theologie? Fll.

Vierzehnter Brief.

— Und die Sprache des Herrn **Wielands**! — Er verlernt ſeine Sprache in der Schweitz. Nicht blos das Genie derſelben, und den ihr eigenthümlichen Schwung; er muß ſogar eine beträchtliche Anzahl von Worten vergeſſen haben. Denn alle Augenblicke läßt er ſeinen Leſer über ein franzöſiſches Wort ſtolpern, der ſich kaum beſinnen kann, ob er einen itzigen Schriftſteller, oder einen aus dem galanten Zeitalter Chriſtian **Weiſens** lieſet. Licenz, viſiren, Education, Diſciplin, Moderation, Eleganz, Aemulation, Jalouſie, Corruption, Dexterität, — und noch hundert ſolche Worte, die alle nicht das geringſte mehr ſagen, als die deutſchen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Puriſte iſt. **Linge**, ſagt Herr **Wieland** ſo gar —

(Und er befiehlt, daß die Schüler von ihrem Gelde, das ihnen zu ihren übrigen Ausgaben, zu Kleidern, Linge, et pour leurs menus plaiſirs vom Hauſe gegeben wird, dem Hofmeiſter genaue Rechenſchaft geben ſollen. Sie ſollen ihre Linge, fährt er fort, Bettzeug und Servietten, wie auch Löffel, Meſſer und Gabel mit bringen. Jeder läßt ſeinen ſilbernen Löffel und zwey zinnerne Teller dem Inſtituto zurück. -- Es iſt in der That höchſt lächerlich, wenn man den Herrn **Wieland** ſolche Kleinigkeiten im voraus feſtſtellen ſiehet, und ſich erinnert, daß er kurz vorher die allerweſentlichſten Puncte von der Hand gewieſen. Die Ordnung, z. E. nach welcher die verſchiedenen Diſciplinen mit der Jugend zu treiben ſind, ſoll ein Kenner der Wiſſenſchaften[*] für ihn beſtimmen, und er kann ſich ſelbſt darüber nicht einlaſſen, weil er keine Inſtruction für die Lehrer ſchreibt. Aber der ſilberne Löffel! — Mit dem muß es vor allen Dingen ſeine Richtigkeit haben, wenn ſich das andere finden ſoll! Genaue Eltern, beſorge ich nur, denen ein ſilberner Löffel keine Kleinigkeit iſt, werden hierbey etwas vermiſſen; Herr Wieland nemlich hat ihnen zu ſagen vergeſſen, was denn nun endlich das Inſtitutum mit allen den ſilbernen Löffeln machen ſoll. Und das hätte er ihnen nun freylich wohl ſagen müſſen, und auch gar leicht ſagen können; denn was iſt augenſcheinlicher, als daß eine Akademie zu Bildung des Verſtandes und Herzens, ein Löffelcabinet haben muß? —)

---

[*] S. 128.

Dieſes noch im Vorbeygehen! — Wenn uns Herr Wieland, ſtatt jener franzöſiſchen Wörter, ſo viel gute Wörter aus dem ſchweitzeriſchen Dialekte gerettet hätte; er würde Dank verdienet haben. Allein es ſcheinet nicht, daß er ſich in dieſem Felde mit critiſchen Augen umgeſehen. Das einzige Wort entſprechen, habe ich ein oder zweymal mit Vergnügen bey ihm gebraucht gefunden. Es iſt ſchwer, ſagt er einmal, die Lehrer zu finden, die ſolchen Abſichten entſprechen. (reſpondent) Dieſes entſprechen iſt itzt den Schweitzern eigen, und nichts weniger als ein neugemachtes Wort. Denn Friſch führet bereits eine Stelle aus Kayſersbergers Poſtille an, wo es heiſſet: Die Gerät und der Nom ſollen einander entſprechen.

Man muß den neuen ſchweitzeriſchen Schriftſtellern die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie itzt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden, als ehedem. Geßner und Zimmermann unter andern, ſchreiben ungemein ſchön und richtig. Man merkt ihnen den Schweitzer zwar noch an; aber doch nicht mehr, als man andern, den Meißner oder Niederſachſen anmerkt. Herr Wielanden iſt es daher um ſo viel mehr zu verdenken, wenn nur er ſeine Sprache in der Schweitz ſo vernachläßiget, daß ihm beſonders gewiſſe eigenthümliche Ausdrücke gar nicht mehr beyfallen. Iſt es z. E. deutſch, wenn er ſagt: Pygmalion ſchnitzte eine Venus aus Marmor?

Die Moraliſchen Beobachtungen und Urtheile, aus welchen ich in meinem vorigen Briefe eine Stelle angeführt habe, verrathen ihren Geburtsort ſchon mehr. Sie haben eine Menge Wörter, die man hier nicht verſteht, die aber viele Leſer zu verſtehen wünſchten, weil ſie wirklich etwas beſonders auszudrucken ſcheinen; dergleichen ſind hüriſch,* ringſinnig,** abſchätzig,*** Schik ꝛc.****

Und dem ohngeachtet laſſen ſie ſich ſehr wohl leſen. Sie ſcheinen aus dem Beytrage einer ganzen muntern Geſellſchaft entſtanden zu ſeyn. Der herrſchende Ton darinn iſt Satyre und Humor. Folgende Beſchreibung***** eines Huſaren, bey Anlaß des Lobes eines Mädchens wird Sie beluſtigen:

„Die keuſche Climene fliehet vor jungen Männern, wie ein erſchrocknes
„Küchlein vor dem erblickten Geier, und wie ein — fleucht,
„wenn er auf den offenen Feldern des platten Böhmerlandes einen
„Huſaren auf ihn zufliegen ſieht. Welch ein Schauſpiel! An ſeiner
„Stirne ſteht geſchrieben **Mord**, und die Blicke ſeiner Augen ſind
„alle vergiftete Spieſſe. Er ſchieſſet dieſelben dicht wie einen Regen
„von ſich aus, und tödtet damit, noch ehe er tödtet. Der Grauſame
„behängt die Rüſtung ſeines Pferdes mit ſieben Todtenköpfen; drey
„ſind der Schrecken derer, die ihn von hinten nachzuſehen das Glück
„haben; und viere pochen von vorne. Er hat ſich zwiſchen denſelben
„hingeſetzt, wie Thomas Kulikan auf ſeinen Thron; und wie Satan
„von dem Herzen des Verräthers Beſitz genommen hat, alſo hat er
„ſich mit dreiſtem Stolz auf ſein Pferd geſchwungen. Wer darf zu
„ihm ſagen: **Gott grüſſe dich?** Alle hat er — abgenommen; ſie bluten
„noch, und mit den koſtbaren Treſſen, die herunter fallen, bezeichnet
„er ſeinen Weg. Die Erde will ewig mit einigen derſelben gefärbet
„bleiben, um das Andenken dieſes Zerſtörers zum Abſcheu zu
„erhalten; andere haben die Thränen der Landeskinder ausgewaſchen.
„Nun eilt, nun fliegt er, und wenn er in eine Stadt kömmt, ſo achtet
„der Grauſame ſich beſſer gerüſtet, als ein Geſandter, der bey ſeinem
„öffentlichen Einzuge mit verſchwenderiſcher Pracht auf einmal
„will ſehen laſſen, wie groß der ſey, der ihn geſendet hat. O, daß
„Tauſende, ſpricht er, nur einen Hals hätten! Warum muß ich ſo
„viel einzelne Köpfe ſpalten; und mein Saber noch hungern, wenn
„ich ihn durch den dickſten Hals geſchlagen habe, wie ein Hund hungert,
„dem ein Kind ein Broſamchen ins Maul wirft! Er verſchluckt
„es, er empfindet nichts dabey, und heiſcht mit gleich unverwandten

* S. 20. ** S. 22. *** S. 144. **** S. 179. ***** S. 136.

„Augen und hungernder Begierde die gröſſe Schüſſel voll, die auf „dem Tiſche ſteht. Kommt, Brüder! ſpricht er, wenn er Menſchen„köpfe zu ſpalten ausreitet, laßt uns ſehen, wo wir Rüben zerhacken „können. Er trinkt Blut aus Hirnſchädeln; ſein Pferd tränkt er „auch damit, und wenn ſein fürchterlicher Schnautzbart davon ge„röthet wird, ſo wiſcht er es nicht weg. Im Quartier ſpricht er „zum Wirthe: *Gib, was du haſt, und was du nicht haſt, „das gib auch, — alsdenn ſterbe*; und zur Wirthin: *Lebe du bis „Morgen, und ſpreite izt ein Bett an, für mich und dich.* „Wenn ihm ein Prieſter begegnet, ſo flucht er, und denſelben Tag „will er nicht ausreiten, denn dieſer Hund (ſagt er) hat mir ein Un„glück verbedeutet.“ — —

Noch eine kleine Stelle will ich Ihnen daraus abſchreiben, weil ſie einige Beziehung auf meine vorige Briefe haben kann. Sie werden ſie leicht entdecken. „Wie viele Heuchler und Ketzer„macher, ſagt der Verfaſſer, machen es gerade wie der nichtswür„dige Bliſil in der Hiſtorie des Fündlings, welcher blos deswegen „in der Bibel geleſen, damit Tom Jones Schläge kriege! Fll.

VI. Den 8. Februar 1759.

Funfzehnter Brief.

Eine unangenehme Nachricht, und die ich nur erſt geſtern erfahren habe! Auch der Grenadier, unſer Preußiſcher Barde, iſt bey Zorndorf verwundet worden. — Minerva hatte da noch einen andern Liebling zu ſchützen! — Doch ſind ſeine Wunden ſo gefährlich nicht; ſie haben auf eine kurze Zeit nur den Soldaten in ihm untüchtig gemacht, aber nicht den Dichter: denn dieſer hat bereits, und in einem weit ernſtern Tone, als man von ihm gewohnt iſt, den groſſen Tag beſungen. Das Gedicht gehet nur noch in der Handſchrift hier unter ſeinen Freunden herum; und ich habe ſeiner noch nicht ſo lange habhaft werden können, es ganz für Sie abzuſchreiben. Wollen Sie ſich aber, bis dieſes geſchehen kann, mit einigen Fragmenten begnügen! — Es iſt überſchrieben:

An die Muſe.

„Was ſieheſt du ſo ſchüchtern nach mir her!
„Scheut eine Kriegesmuſe, die den Held

„So tief in ſeine Schlacht begleitete;
„Mit ihm auf Leichen unerſchrocken gieng,
„Wie Engel Gottes in Gewittern gehn;
„Jhm nachzufolgen, wo er war zu ſeyn,
„Zu forſchen ſeine Thaten überall,
„Von Leich auf Leiche groſſe Schritte that;
„Scheut eine ſolche Muſe Blut zu ſehn?
„Stimm an, verewige den groſſen Tag,
„An welchem Vater **Friederich** ſein Volk
„Errettete, durch göttlichen Geſang!
„Nimm die verwaiſte Leyer von der Wand,
„Und miſche ſtarken Kriegeston darein,
„Und ſinge! Held, Soldat und Patriot
„Steh um dich her, und höre, lauter Ohr!
„Bewundernd Gottes Thaten, **Friedrichs** Muth,
„Wenn er ſein Vaterland zu retten geht,
„Und lerne Gott und **Friederich** vertraun!
„Denn ſtandeſt du, Berlin, nicht halb verzagt,
„Als der gekrönte Rächer nur verzog,
„Und Mähren uns, langſame Sieger, ſah?

Von dieſem Zeitpunkte hebet ſich die Erzehlung des Dichters an. Er bewundert, nach einer kurzen Apoſtrophe des feindlichen Feldherrn, in der aufgehabenen Belagerung von Ollmütz, wo der gemeine Hauſe nichts als ein mißlungenes Unternehmen wahrnimt, eine beſondere göttliche Vorſehung.

„Du aber, guter alter **Marſchall**! warſt
„Jn deinem Troja, Hektor. **Friedrich** ſelbſt
„Gab deinem Namen Ewigkeit, und ſchrieb
„Ein andrer Cäſar, deine Thaten an!
„Doch Er, und **Keith** und **Moritz** waren mehr,
„Als Agamemnon, Neſtor und Ulyß;
„Und hätten, ohn ein ungeheures Pferd,
„Durch Muth dich überwunden, nicht durch Liſt,
„Wofern nicht Gott der Herr gewollt, daß wir
„Ablaſſen ſollten.

„Hochgelobet ſey
„Von uns, und deinem **Friederich**, o Gott!

„Daß du auf unſern ebnen Siegesweg
„Ein Ollmütz ſtellteſt, und einen Held,
„Der wie ein braver Mann ſich wehrete,
„In ſeine hohen Wäll und Mauern gabſt.
„Denn gabſt du es in unſre Hand, ſo war
„Kein Weg vor uns, als nach dem ſtolzen Wien;
„So hätten wir uns allzuweit entfernt,
„Von unſerm Vaterlande, deſſen Schutz
„Wir ſind, nach dir, erhabner ſtarker Gott!
„So wäre wohl der Jammer, das Geſchrey
„Der Weiber und der Kinder, welche wir
„Zurückgelaſſen hatten, allzuſpät
„Uns nacherſchollen. Friedrich hätte wohl
„Des Vaterlandes Ruf und Rache nicht
„Zu rechter Zeit und Stunde, da gehört,
„Wo umzukehren war. Darum, o Gott,
„Sey ewig hochgelobt von uns und ihm!

Hier folget eine ſehr poetiſche Beſchreibung der Verwüſtungen, die das Rußiſche Heer in den königlichen Staaten angerichtet. Ich habe nur folgendes Gleichniß daraus behalten:

— — — „Langſam zog es daher,
„Wie durch fruchtbares Feld in Afrika,
„Giftvoller groſſer Schlangen Heere ziehn!
„Da ſteht auf beyden Seiten ihres Zugs
„Erſtorbnes Gras, da ſteht, ſo weit umher,
„Als ihre Bäuche kriechen, alles todt.
„Von Memel bis Küſtrin ſtand Friedrichs Land
„So da, verwüſtet, öde, traurig todt!

Nun fährt er fort:

„Allein der Held vernahm zu rechter Zeit
„In ſeinem Haus von Leinwand, auf der Bahn
„Des Sieges, deinen bangen ſchwachen Ruf,
„O Vaterland! zu Gott und ihm! — Und ſtracks
„War ſein Gedank allein an dich! Er gab
„Dem gröſſern Feind ein wenig Luft, und flog,
„Mit einem kleinen edeln Heldenheer
„Dahin, wo ſein gequältes banges Volk

„Nach ihm ſich umſah. — —
— — — „Da flog er hin!
„Kam an in dir, du Sitz der Muſen, wo
„Baumgarten Friedrichs Weisheit lehrt, hielt ſtill
„Vor einer niedern Hütte, ſaß das Roß,
„Das, einen ſolchen Held zu tragen, ſtolz,
„Nicht müde von dem langen Fluge war,
„Daſelbſt ein wenig auszuruhen, ab,
„Gieng in die offne niedre Hütte, fand
„Ein' arme fromme Wittwe, die zu Gott
„Für den Geſalbten eben betete,
„Saß neben ihr auf einen harten Sitz,
„Nahm einen Waſſertrunk aus ihrer Hand,
„Stand vor der kleinen Thür der Hütte, ließ
„Sein edles Heldenheer vorüber ziehn.
„Stieg auf, folgt ihm den Weg der Rache nach,
„Sah die Ruinen der getreuen Stadt —

Küſtrin, deſſen unglückliches Schickſal dem Könige Thränen erpreßt. —

— — — „Jedoch der Bach
„Der Heldenaugen floß zu lange nicht.
„Der Thränen Stelle nahm ein glühend Roth
„Im feurigen Geſicht; gerechter Zorn
„Entſtand aus königlichem Mitleid ſtracks.
„Er wandte ſich zu ſeinen Helden, ſchwur,
„Sein rächend Schwerdt zu zücken —

Zugleich nimt der König von dem Walle der unbezwungnen Veſte, das Lager des Feindes in Augenſchein, und faſſet ſeinen Entſchluß.

„Und Tages drauf, mit Sonnen Aufgang gieng
„Sein Heldenheer ſtill über deinen Strom,
„Du Oder! Floſſeſt du ſo ſanft, weil Gott
„Es dir gebot, die Helden, die du trägſt,
„Nicht aufzuhalten itzt auf ihrer Bahn!
„Sie ſungen deinem Gott ein Morgenlied,
„Und kommen wohlbehalten über dich.
„Was zittertet ihr achtzig Tauſend da

„Beym Anblick unſerer von Todesſchaur!
„Welch eine tiefe Stille ward! Was war
„Das leiſere Gemurmel unter euch!
„Ja, ja, der Schrecken Gottes überfiel
„Dich, Heer! — — —
„Als du den groſſen Rächer kommen ſahſt,
„Die Blutfahn in der Hand, die er noch nie
„Dem edlern Kriegesfeind entgegen trug.
„Da ſtandeſt du betäubt, erſtarret, ſtumm,
„Die Augen weggewandt von dem, der kam ꝛc.
— „Bangigkeit und Furcht und Angſt
„Fiel, plötzlicher als Zentnerſchwere Laſt,
„In aller deiner groſſen Helden Bruſt,
„Und gröſſer ſtets je mehr er näher kam.
„Zuſammen ſteckend ihre Köpfe, ſtand
„Ihr groſſer Haufe; **Fermor** ſchüttelte
„Sein graues Haupt dreymal; ſie zitterten.
„Zuletzt war ihr verzweifelnder Entſchluß
„Ein groſſes Viereck und der Tod!

Und nun ſcheinet unſern Barden alle die Wuth, mit welcher er in der Schlacht geſtritten, aufs neue zu befallen. Er wird ſo ſchrecklich, daß ſeinem Leſer die Haare zu Berge ſtehen. — Aber warum mache ich Ihre Neugierde auf eine Stelle ſo rege, die ich Ihnen nicht mittheilen kann? Darauf fährt er kälter fort:

„So lange du, o Vater, vor uns her
„Die ſchreckliche Blutfahne trugſt, und nichts
„In deiner Arbeit für das Vaterland
„Dein Leben achteteſt, ſo lange floß,
„Für jede Thräne deines Volkes, Blut,
„So lange ſchlug das rächeriſche Schwerd ꝛc.

Aber auch unter Dampf und Tod blieb des Dichters helleres Auge unverdunkelt.

„Der Engel, der bey Liſſa ſeinen Glanz
„Um den Geſalbten glänzte, war auch itzt
„Sein Schutzgeiſt. Näher ſah ich ihn, als dort.
„Er trug im ſchönen Engelangeſicht
„Des groſſen **Friedrich Wilhelms** Mine ganz.

Endlich kömmt er auf ſeine eigene Verwundung; und dieſe Stelle iſt eine von den allervorzüglichſten. Hier iſt ſie:

„Aus einem Strome ſchwarzen Mörderbluts
„Trat ich mit ſcheuem Fuß auf einen Berg
„Von Leichen, ſahe weit um mich herum
„Nun keinen zu erſchlagen mehr, ſtand hoch
„Mit hohem Hals, warf einen ſcharfen Blick
„Durch wolkengleichen ſchwarzen Dampf der Schlacht
„Nach dem Geſalbten, heftete auf ihn,
„Und den Geſandten Gottes, ſeinen Schutz,
„Die Augen und Gedanken feſt. Und da,
„Da war es, Muſe, (denn du wareſt nicht
„Wo nur erſchlagen, nicht beſieget ward)
„Als mich ein Mörder traf, als faſt zugleich
„Der edle D***, der junge Held
„Und Patriot, hinſank, den ſchönen Tod
„Fürs Vaterland, nicht unwillkommen ſtarb!
„Ich aber ihn zu ſterben noch nicht reif,
„Mit dieſer Wunde weggetragen ward.

Hiermit ſchlieſſet der Dichter:

„Sing es, o Muſe, ſinge Gottes Zorn
„Und Friedrichs Muth. Indeſſen heilet ſie
„Geſchwinder. Dein Geſang beſänftige
„Den Höllenſchmerz, er mache, daß dein Arm,
„Der hier gebunden müſſig liegen muß,
„Bald wieder frey ſey, für das Vaterland
„Zu ſtreiten! — — —

„Soll aber er nicht wieder ſtreiten, ſoll
„Ich nicht den Friedensengel kommen ſehn,
„Nicht im Triumph den unbeſiegten Held
„Begleiten nach Berlin, nicht der Homer
„Des göttlichen Achilles werden; dann
„Dann, liebe Muſe, weine nur um mich
„Ein kleines Lied; dann lebe wohl, o Welt,
„In welcher wider einen Friederich
„Der Erden Könige verſchworen ſind.

— Ich werde Sie ſelten mit einem beſſern Briefe unterhalten können, als dieſer iſt. Auch iſt das Gute darinn nicht meine. Fll.

Sechzehnter Brief.

Ich vernehme mit Vergnügen, daß Ihnen die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte* in die Hände gekommen. Laſſen Sie ſich in ihrer guten Meinung von dieſem kritiſchen Werke nichts irren. Man hat ihr Partheilichkeit und Tadelſucht vorgeworffen; aber konnten ſich die mittelmäßigen Schriftſteller, welche ſie kritiſirt hatte, anders verantworten? Dieſe Herren, welche ſo gern jedes Gericht der Critik für eine grauſame Inquiſition ausſchreyen, machen ſehr ſeltſame Forderungen. Sie behaupten, der Kunſtrichter müſſe nur die Schönheiten eines Werkes aufſuchen, und die Fehler deſſelben eher bemänteln, als bloß ſtellen. In zwey Fällen bin ich ſelbſt ihrer Meinung. Einmal, wenn der Kunſtrichter Werke von einer ausgemachten Güte vor ſich hat; die beſten Werke der Alten, zum Exempel. Zweytens, wenn der Kunſtrichter nicht ſowohl gute Schriftſteller, als nur bloß gute Leſer bilden will. Aber in keinem von dieſen Fällen befinden ſich die Verfaſſer der Bibliothek. Die Güte eines Werks beruhet nicht auf einzeln Schönheiten; dieſe einzelne Schönheiten müſſen ein ſchönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann ſie nicht anders, als mit einem zürnenden Mißvergnügen leſen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunſtrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abſtehen, und das Werk ſo, wie der Philoſoph die Welt, betrachten. Allein wenn das Ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbar ſehe, der Künſtler hat angefangen zu arbeiten, ohne ſelbſt zu wiſſen, was er machen will, alsdenn muß man ſo gutherzig nicht ſeyn, und einer ſchönen Hand wegen, ein häßliches Geſicht, oder eines reitzenden Fuſſes wegen, einen Buckel überſehen. Und daß dieſes, wie billig, unſere Verfaſſer nur ſehr ſelten gethan haben, darinn beſtehet ihre ganze Strenge. Denn einigemal haben ſie es doch gethan, und mir ſind ſie noch lange nicht ſtrenge genug.

---

* Leipzig, bey Dyk, in groß 8vo. bis zum 2ten Stücke des 4ten Bandes.

Wenn Sie mir daher erlauben, daß ich die Bibliothek meinen Briefen gleichſam zur Baſis machen darf; ſo bitte ich mir auch die Freyheit aus, verſchiednes darin anzeigen zu dürfen, womit ich ſo vollkommen nicht zufrieden bin. Meine Erinnerungen werden größten Theils dahinaus lauffen, daß die Verfaſſer, wie geſagt, hier und da, und nicht bloß gegen Dichter, viel zu nachſehend geweſen ſind.

Wie wenig, z. E. erinnern ſie bey des Hrn. Prof. Gottſcheds nöthigem Vorrathe zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt;* und wie manches iſt doch darinn, das man ihm nothwendig aufdecken ſollte.

Können Sie ſich einbilden, daß der Mann, welcher die Hans Roſenblüts, die Peter Probſts und Hans Sachſens ſo wohl kennet, nur denjenigen nicht kennet, der doch bis itzt dem deutſchen Theater die meiſte Ehre gemacht hat; unſern Johann Elias Schlegel! Unter dem Jahr 1747 führt er die Theatraliſchen Werke deſſelben an, und ſagt: „Hier ſtehen 1. Canut, „2. der Geheimnißvolle; 3. die Trojanerinnen; 4. des Sophokles Elektra; 5. die ſtumme Schönheit; 6. die lange Weile.“ Die beyden letztern ſtehen nicht darinn, ſondern machen nebſt dem Luſtſpiele, der Triumph der guten Frauen, welches er gar nicht anführet, einen beſondern Band, welchen der Verfaſſer Beyträge zu dem Däniſchen Theater benennet hat.

Und wie viel andere Unterlaſſungsſünden hat Hr. Gottſched begangen, die ihm das Lob der Bibliothek ſehr ſtreitig machen, „daß er etwas ſo vollſtändiges geliefert habe, als man ſonſt, „bey Sammlungen von dieſer Art, von der Bemühung eines „einzigen Mannes kaum erwarten könne.“ — Nicht einmal die dramatiſchen Werke ſeines Mylius hat er alle gekannt; denn den Unerträglichen vermiſſen wir gar, und von den Aerzten muß er auch nicht gewußt haben, daß Mylius Verfaſſer davon geweſen. Hat er es aber gewußt, und hat er ihn nur deswegen nicht genannt, weil er ſich ſelbſt nicht zu nennen für gut befunden; warum nennt er denn den Verfaſſer der alten Jungfer!

Ich kenne ſonſt — und bin gar wohl damit zufrieden, — ſehr wenig von unſerm dramatiſchen Wuſte; aber auch das wenige finde ich bey dem patriotiſchen Κατασκοπω noch lange nicht alle. So fehlen bey dem Jahre 1747 gleich zwey Stücke, der Eheſtand, und das Luſtſpiel auf die Eroberung von Berg op Zoom ꝛc.

---

* In dem erſten Stücke des dritten Bandes, S. 85.

Und vor allen Dingen: warum fehlt denn Anne Dore, oder die Einquartirung, ein Schäferſpiel, in einem Aufzuge! Dieſes Menſch kennet der Herr Profeſſor doch ganz gewiß, und es iſt gar nicht dankbar, daß er ihrer wenigſtens nicht bey Gelegenheit ſeiner Schaubühne erwähnet hat. Fll.

VII. Den 16. Februar 1759.

Siebzehnter Brief.

„Niemand, ſagen die Verfaſſer der Bibliothek,* wird leugnen, „daß die deutſche Schaubühne einen groſſen Theil ihrer erſten „Verbeſſerung dem Herrn Profeſſor Gottſched zu danken habe.“

Ich bin dieſer Niemand; ich leugne es gerade zu. Es wäre zu wünſchen, daß ſich Herr Gottſched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbeſſerungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder ſind wahre Verſchlimmerungen.

Als die Neuberin blühte, und ſo mancher den Beruf fühlte, ſich um ſie und die Bühne verdient zu machen, ſahe es freylich mit unſerer dramatiſchen Poeſie ſehr elend aus. Man kannte keine Regeln; man bekümmerte ſich um keine Muſter. Unſre Staats- und Helden-Actionen waren voller Unſinn, Bombaſt, Schmutz und Pöbelwitz. Unſre Luſtſpiele beſtanden in Verkleidungen und Zaubereyen; und Prügel waren die witzigſten Einfälle derſelben. Dieſes Verderbniß einzuſehen, brauchte man eben nicht der feinſte und gröſte Geiſt zu ſeyn. Auch war Herr Gottſched nicht der erſte, der es einſahe; er war nur der erſte, der ſich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie ging er damit zu Werke? Er verſtand ein wenig Franzöſiſch und fing an zu überſetzen; er ermunterte alles, was reimen und Oui Monſieur verſtehen konnte, gleichfalls zu überſetzen; er verfertigte, wie ein Schweitzeriſcher Kunſtrichter ſagt, mit Kleiſter und Scheere ſeinen Cato; er ließ den Darius und die Auſtern, die Eliſe und den Bock im Proceſſe, den Aurelius und den Witzling, die Baniſe und den Hypocondriſten, ohne

---

* Des dritten Bandes, erſtes Stück. S. 85.

Kleiſter und Scheere machen; er legte ſeinen Fluch auf das extemporiren; er ließ den Harlequin feyerlich vom Theater vertreiben, welches ſelbſt die größte Harlequinade war, die jemals geſpielt worden; kurz, er wollte nicht ſowohl unſer altes Theater verbeſſern, als der Schöpfer eines ganz neuen ſeyn. Und was für eines neuen? Eines Franzöſirenden; ohne zu unterſuchen, ob dieſes franzöſirende Theater der deutſchen Denkungsart angemeſſen ſey, oder nicht.

Er hätte aus unſern alten dramatiſchen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geſchmack der Engländer, als der Franzoſen einſchlagen; daß wir in unſern Trauerſpielen mehr ſehen und denken wollen, als uns das furchtſame franzöſiſche Trauerſpiel zu ſehen und zu denken giebt; daß das Groſſe, das Schreckliche, das Melancholiſche, beſſer auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu groſſe Einfalt mehr ermüde, als die zu groſſe Verwickelung ꝛc. Er hätte alſo auf dieſer Spur bleiben ſollen, und ſie würde ihn geraden Weges auf das engliſche Theater geführet haben. — Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieſes zu nutzen geſucht; wie ſein Cato es beweiſe. Denn eben dieſes, daß er den Addiſonſchen Cato für das beſte Engliſche Trauerſpiel hält, zeiget deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzoſen geſehen, und damals keinen Shakeſpear, keinen Johnſon, keinen Beaumont und Fletſcher ꝛc. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.

Wenn man die Meiſterſtücke des Shakeſpear, mit einigen beſcheidenen Veränderungen, unſern Deutſchen überſetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von beſſern Folgen geweſen ſeyn, als daß man ſie mit dem Corneille und Racine ſo bekannt gemacht hat. Erſtlich würde das Volk an jenem weit mehr Geſchmack gefunden haben, als es an dieſen nicht finden kann; und zweytens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von dieſen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichteſten von ſo einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben ſcheinet, und durch die mühſamen Vollkommenheiten der Kunſt nicht abſchrecket.

Auch nach den Muſtern der Alten die Sache zu entſcheiden, iſt Shakeſpear ein weit gröſſerer tragiſcher Dichter als Corneille; obgleich dieſer die Alten ſehr wohl, und jener faſt gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechaniſchen Einrichtung, und Shakeſpear in dem Weſentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie faſt immer, ſo ſonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet; und der Franzoſe erreicht ihn faſt niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unſere Leidenſchaften haben, als Othello, als König Leer, als Hamlet ꝛc. Hat Corneille ein einziges Trauerſpiel, das Sie nur halb ſo gerühret hätte, als die Zayre des Voltaire? Und die Zayre des Voltaire, wie weit iſt ſie unter dem Mohren von Venedig, deſſen ſchwache Copie ſie iſt, und von welchem der ganze Character des Orosmans entlehnet worden?

Daß aber unſre alten Stücke wirklich ſehr viel Engliſches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläuftig beweiſen. Nur das bekannteſte derſelben zu nennen; Doctor Fauſt hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakeſpearſches Genie zu denken vermögend geweſen. Und wie verliebt war Deutſchland, und iſt es zum Theil noch, in ſeinen Doctor Fauſt! Einer von meinen Freunden verwahret einen alten Entwurf dieſes Trauerſpiels, und er hat mir einen Auftritt daraus mitgetheilet, in welchem gewiß ungemein viel groſſes liegt. Sind Sie begierig ihn zu leſen? Hier iſt er! — Fauſt verlangt den ſchnellſten Geiſt der Hölle zu ſeiner Bedienung. Er macht ſeine Beſchwörungen; es erſcheinen derſelben ſieben; und nun fängt ſich die dritte Scene des zweyten Aufzugs an.

[ſ. Band II, S. 491.]

Was ſagen Sie zu dieſer Scene? Sie wünſchen ein deutſches Stück, das lauter ſolche Scenen hätte? Ich auch! Fll.

Achtzehnter Brief.

Sie haben gefunden, daß der zweyte Band des Meßias in der Bibliothek* mit vielem Geſchmacke beurtheilet werden.

---

* Erſten Bandes, Zweytes Stück. S. 291.

Ueberhaupt davon zu reden, bin ich auch dieſer Meinung; ob ich gleich gegen wenig Recenſionen in dem ganzen Werke mehr einzuwenden hätte, als gegen dieſe.

Der Abhandlung des Herrn **Klopſtocks von der Nachahmung des Griechiſchen Sylbenmaaſſes im Deutſchen**, hat der Kunſtrichter zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Daß ſie der Verfaſſer ſelbſt ein bloſſes Fragment nennt, hätte ihn nicht verführen ſollen. Sie iſt in ihrer Art kein ſchlechteres Fragment, als noch bis izt der Meßias ſelbſt iſt. Man ſieht nur, daß noch nicht alles geſagt worden; aber was auch geſagt worden, iſt vortreflich. Nur muß man ſelbſt über die alten Sylbenmaaſſe nachgedacht haben, wenn man alle die feinen Anmerkungen verſtehen will, die Herr **Klopſtock** mehr im Vorbeygehen, als mit Vorſatz zu machen ſcheinet. Und ſo geht es, wenn ein Genie von ſeiner Materie voll iſt, und die tiefeſten Geheimniſſe derſelben kennet; wenn er davon reden muß, wird er ſelten wiſſen, wo er anfangen ſoll; und wenn er denn anfängt, ſo wird er ſo vieles voraus ſetzen, daß ihn gemeine Leſer dunkel, und Leſer von etwas beſſerer Gattung ſuperficiell ſchelten werden. Es befremdet mich alſo gar nicht, daß auch den Kunſtrichter in der Bibliothek, die Gedanken des Herrn **Klopſtocks** nicht gänzlich überzeugt haben, und daß ihm überhaupt der proſaiſche Vortrag deſſelben nicht allzuordentlich und angenehm vorkömmt. — Mir gefällt die Proſa unſers Dichters ungemein wohl; und dieſe Abhandlung insbeſondere iſt ein Muſter, wie man von grammatikaliſchen Kleinigkeiten ohne Pedanterie ſchreiben ſoll.

So gar hat der Kunſtrichter die allerwichtigſte Erinnerung des Herrn **Klopſtocks** gänzlich überſehen. Sie betrift das Geheimniß des poetiſchen Perioden; ein Geheimniß welches uns unter andern den Schlüſſel giebt, warum alle lateiniſche Dichter, in Anſehung der Harmonie, ſo weit unter dem **Virgil** bleiben, ob gleich jeder ihrer Hexameter, vor ſich betrachtet, eben ſo voll und wohlklingend iſt, als jeder einzelne des **Virgils**.

Indem ich des Hexameters und des Herrn **Klopſtocks** hier gedenke, fällt mir ein, Ihnen eine kleine Entdeckung mitzutheilen. Man hat gefragt, ob Herr **Klopſtock** der erſte ſey, der deutſche Hexameter gemacht habe? Nein, heißt es, Herr Gottſched hat ſchon lange vor ihm dergleichen gemacht. Und lange vor Gottſcheden, ſetzen noch beleſenere hinzu, Heräus. — Aber auch Heräus iſt nicht der erſte; ſondern dieſen glaube ich ein ganzes Jahrhundert früher in dem deutſchen Ueberſetzer des Rabelais* entdeckt zu haben. Es iſt bekannt, wie frey dieſer mit ſeinem Originale umgegangen, und wie viel er ihm eingeſchaltet hat. Unter ſeine Zuſätze nun gehöret auch, am Ende des zweyten Kapitels, der Anfang eines Heldengedichts in gereimten deutſchen Hexametern, das, wie es ſcheint, ein ſcherzhaftes Heldengedicht hat werden ſollen. Die Hexameter ſind, nach der damaligen Zeit recht ſehr gut, und der Ueberſetzer ſagt, er führe ſie deßwegen hier an: „Dieweil daraus die Künſtlichkeit der Teutſchen Sprach in allerhand Karmina beſchreint; und wie ſie nun nach Anſtellung des Hexametri, oder ſechsmäßiger Sylbenſtimmung, und ſilbenmäßigen Sechsſchlag, weder den Griechen noch Latinen (die das Muß allein eſſen wollten.) forthin weiche. Er fährt in ſeiner poßierlichen Sprache fort: „Wenn ſie ſchon nicht die Proſodie oder Stimmäßigung alſo Abergläubig, wie bey ihnen halten, ſo iſt es erſt billig, denn wie ſie ihr Sprach nicht von andern haben, alſo wollen ſie auch nit nach andern traben: eine jede Sprach hat ihre ſondere angeartete Tönung, und ſoll auch bleiben bey derſelben Angewöhnung. Ich weis, daß Sie es nicht ungern ſehen werden, wenn ich Ihnen den Anfang ſelbſt abſchreibe. Er lautet ſo:

Fahr ſittiglich, ſittiglich, halt ein mein wütiges Gemüthe,
Laß dich verſicheren die kluge himmliſche Güte,
Daß du nit freſelich ohngefehr fährſt auf hohen Sande,
Und ſchaffeſt ohne Bedacht dem Wiſart ewige Schande.
Denn jagen zu hitziglich nach Ehr und ewigem Preiſe,
Das jaget ein oftermal zu ſehr in ſpöttliche Weiſe.
Sintemal wir Reimenweiß underſtan ein ungepflegts Dinge,
Daß auch die Teutſche Sprach füßiglich wie Griechiſche ſpringe,
Darum, weil ich befind ungemäß die Sach meinen Sinnen,

---

* Die Ueberſetzung iſt 1617 gedruckt.

Werd ich benötiget höhere Hülf zu gewinnen.
Dann drumb ſind ſonderlich aufgebawt die himmliſche Feſte,
Daß allda jederzeit Hülf ſuchen Irrdiſche Gäſte.
O mühſame Muſen, Tugendſame und Mutſame Frawen,
Die täglich ſchawen, daß ſie die Künſtlichkeit bawen,
Die keine Müh nimmermehr ſchewen zu fördern dieſe,
Sondern die Müchlichkeit nehmen für Müßigang ſüße,
Wann ihr dieſelbige nach Wunſch nur fruchtwarlich endet.
Drumb bitt ich inniglich, daß ihr mir Förderniß ſendet,
Durch euere Mächtigkeit., damit ir Gemüter erregen,
Da ſie ergaiſtert nützliches was öffenen mögen,
Zu unſerem jetzigen groſſen vorhabenden Werke,
Von Mannlicher Tugend und mehr dann Menſchlicher Stärke,
Des ſtreitwaren Hackenback ꝛc.

Die Fortſetzung folgt künftig.

VIII. Den 22. Febrnar 1759.

Beſchluß des achtzehnten Briefes.

Es nennt ſich unſer deutſcher Ueberſetzer des Rabelais, Huldrich Elloposcleros, und es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß Johann Fiſchart unter dieſem Namen verborgen liegt. Ἔλλοψ heiſt ſtumm, und iſt bey den griechiſchen Dichtern das gewöhnliche Beywort der Fiſche, daher es auch oft für ſich allein einen Fiſch bedeutet; und ἐλλοποσκληρος* folglich muß einen Mann bezeichnen, den das Looß der Fiſche getroffen, der von Fiſchart iſt. Und was kann einander ähnlicher ſeyn, als dieſer deutſche Rabelais, und der deutſche Bienenkorb des Philipp von Marnix, von welchem letztern man es gewiß weiß, daß ihn Fiſchart überſetzt hat.

Vor dem angeführten Eingange läßt Fiſchart noch eine Zueignung an die deutſche Nation vorher gehen. Sie iſt in Hexametern und Pentametern abgefaßt, bey welchen letztern, dieſes Beſondere iſt, daß nicht allein Pentameter mit Pentamenter,

---

[*] Von dem angeführten Ἔλλοψ nehmlich, und κληρος das Loos; ſo wie Ἀνδροκληρος, Ναυκληρος. Noch natürlicher zwar würde man es von Ἔλλοψ und σκληρος hart herleiten können, daß es ſo viel hieſſe, als Fiſchhart, zuſammengezogen Fiſchart.

ſondern auch jedes Hemiſtichion mit dem andern reimet. Ich bitte Sie, vornehmlich auf die letzten acht Zeilen aufmerkſam zu ſeyn.

Dapfere meine Teutſchen, redlich von Gemüt und Geblüte,
Nur ewerer Herrlichkeit iſt dieſes hie zubereit.
Mein Zuverſicht jederzeit iſt, hilft mir göttliche Güte,
Zu preiſen in Ewigkeit, ewere Groſsmütigkeit.
Ihr ſeyd von Redlichkeit, von groſſer ſtreitbarer Hande,
Berümbt durch alle Land, immerdar ohn Widerſtand:
So wer es euch alleſampt fürwar ein mächtige Schande,
Wird nit das Vaterland in Künſtlichkeit auch bekannt.
Drumb dieſelbige ſonderlich zu förderen eben:
So hab ich mich unverzagt, auf ietziges gern gewagt,
Und hof ſolch Reymes Art werd euch Ergötzlichkeit geben.
Sintemal ein jeder fragt, nach Newerung die er ſagt.
O Harpffenweis Orpheus, jetzumal kompt wiederumb hoche
Dein artige Reymenweiß, zu ihrigem erſten Preiß.
Denn du ein Tracier von Geburt und teutſcher Sprache,
Der erſt ſolch unterweiſt, frembde Völker allermeiſt,
Dieſelbige lange Zeit haben mit unſerer Künſte,
Allein ſehr ſtolziglich, gepranget unbilliglich:
Jetzumal nun daß bericht, wollen wir den fälſchlichen Dunſte
Ihn nemmen vom Angeſicht, uns nemmen zum Erbgedicht.

Das heißt wahrhaftig ein fremdes Sylbenmaaß mit einer ſehr artigen Empfehlung einführen. Die Empfehlung des **Heräus** iſt lange ſo ſinnreich nicht, wenn er zu ſeinem Helden ſagt:

Lehrſt du die Deutſchen dein Reich wie Römer verfechten,
Darf ja der Deutſchen ihr Reim römiſchen ähnlicher ſeyn.

Verſchiedene Jahre nach **Fiſchart** hat **Alſted** in ſeiner **Enkyklopädie** wieder ein Muſter von deutſchen Hexametern gegeben, welches ich lange Zeit für das erſte gehalten. Die erſte Ausgabe der **Enkyklopädie** iſt von 1620 in Quart, und in dieſer findet es ſich noch nicht, ſondern erſt in der nachherigen vollſtändigern Ausgabe in Folio.

Von **Alſteden** aber bis auf den **Heräus** habe ich des deutſchen Hexameters nirgends gedacht gefunden. Auch nicht einmal in den Lehrbüchern der Dichtkunſt, wo doch Muſter in andern lateiniſchen Sylbenmaaſſen, in dem Alcaiſchen zum Exempel vorkommen. — Dergleichen Kleinigkeiten zu wiſſen, iſt deswegen gut, um bey gewiſſen Leſern dem Vorwurfe der Neuerung vorzubauen.

Fll.

Neunzehnter Brief.

Ich komme auf unſern **Meſſias** zurück. — Der Kunſtrichter tadelt an dem Dichter unter andern,* „daß er zuweilen „ſeine Wortfügungen dermaſſen verwirre, daß ſich die Beziehung „der Begriffe auf einander verliere, und ſie dunkel werden müßten.“ Er führet folgendes Beyſpiel an:

Feyert! Es flamm Anbetung der groſſe, der Sabbat des Bundes.
Von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stund iſt gekommen.

und ſetzt hinzu: „Wer dieſe zwey Verſe ungezwungen erkläret, „erit mihi magnus Apollo, und wann er eine natürliche Con„ſtruction darinn entdecken kann, Phyllida ſolus habeto. — Mit dem Tadel ſelbſt kann es hier und da ſeine Richtigkeit haben; aber das Beyſpiel iſt unglücklich gewählt. Laſſen Sie mich verſuchen, ob ich die Phyllis verdienen kann. Die Conſtruction iſt dieſe: **Feyert! Der groſſe Sabbat, der Sabbat des Bundes flamme Anbetung von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stunde iſt gekommen!** Und was iſt denn hier unnatürliches? Etwa dieſes, daß das Subject hinter ſeinem Zeitworte ſteht, und das Zeitwort durch das vorgeſetzte **Es** zum imperſonali geworden zu ſeyn ſcheinet? Aber was iſt in unſerer Sprache gewöhnlicher als dieſes? Hat der Kunſtrichter nie das alte Lied gehört: **Es woll uns Gott genädig ſeyn!** Und hat Herr **Klopſtock** nicht eben ſo wohl ſagen können: **Es flamme Anbetung der groſſe Sabbat des Bundes!** Die Conſtruction iſt alſo gerettet, und der Kunſtrichter mache ſich immer fertig, mich als ſeinen groſſen Apollo zu verehren! Denn wem kann der Sinn nun noch zweydeutig ſeyn? Eloa kömmt vom Throne Gottes herab, und ruft durch die Himmel daß itzt der Verſöhner zum Tode geführet werde. Dieſe Stunde der Nacht, wie ſie in der folgenden Zeile heißt, nennet Eloa den groſſen Sabbat des Bundes, und von dieſem will er, daß er durch alle Welten Anbetung flamme, verbreite. — —

---

* Des erſten Bandes, zweytes Stück. S. 328.

Doch ich eile, Ihnen zu entdecken, wodurch zufälliger Weiſe dieſe Recenſion des Meßias bey weitem ſo unterrichtend nicht geworden iſt, als ſie wohl hätte werden können. Ihr Verfaſſer hat die Originalausgabe dieſes groſſen Gedichts nicht gekannt, die nun ſchon vor vier Jahren, in der Königlichen Druckerey zu Koppenhagen* veranſtaltet worden. Sie beſtehet aus zwey prächtigen Bänden; aber die Pracht iſt das geringſte ihrer Vorzüge. Der erſte Band enthält eine Abhandlung von der geiſtlichen Epopee und die erſten fünf Geſänge; der zweyte enthält die fünf neuen Geſänge, und die ſchon erwehnte Abhandlung von der Nachahmung der griechiſchen Sylbenmaaſſe. — War dieſe Ausgabe vielleicht zu koſtbar, daß ſich die Liebhaber in Deutſchland mit dem Halliſchen Nachdrucke begnügen laſſen? Oder haben die Herren Buchhändler ſie vorſätzlich unterdrückt? Man ſagt, daß ſie es mit gewiſſen Büchern thun ſollen. — Was läge unterdeſſen daran, wenn nur das Publicum bey dem Nachdrucke nichts verloren hätte. Aber hören Sie, wie viel es noch bis izt verlieret. Man hat nur den zweyten Band nachgedruckt, und den erſten gar keiner Achtung gewürdiget. Gleichwohl enthält er, wie geſagt, eine beſondere neue Abhandlung, und die Geſänge ſelbſt ſind an ungemein vielen Stellen verändert und verbeſſert worden.

Veränderungen und Verbeſſerungen aber, die ein Dichter, wie Klopſtock, in ſeinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, ſondern mit allem Fleiſſe ſtudieret zu werden. Man ſtudieret in ihnen die feinſten Regeln der Kunſt; denn was die Meiſter der Kunſt zu beobachten für gut befinden, das ſind Regeln.

Sie ſind izt nicht in den Umſtänden, daß Sie ſelbſt dieſe Vergleichung der erſten und neuern Lesarten anſtellen könnten, die Sie zu einer andern Zeit ſehr angenehm beſchäftigen würde. Erlauben Sie mir alſo, Ihnen noch eines und das andere davon zu ſagen. —

Welch einen lobenswürdigen Fleiß hat der Dichter auf die Sprache und den Wohlklang verwendet. Auf allen Seiten findet man Beyſpiele des beſtimmtern Sylbenmaaßes, der reinern

---

* Im Jahr 1755. in groß Quart.

Wortfügung, und der Wahl des edleren Ausdrucks. In Anſehung der Wortfügung hat er unter andern eine Menge Participia, wo ſie den Perioden zu ſchwerfällig, oder zu dunkel machten, aufgelöſet. Z. E. wo er den Satan mit grimmigem Blicke den göttlichen Weltbau durchirren läßt,

Daß er noch durch ſo viele Jahrhunderte, ſeit der Erſchaffung
In der erſten von Gott ihm gegebenen Herrlichkeit glänzte

heißt nunmehr die letzte Zeile

In der Herrlichkeit glänzte, die ihm der Donnerer anſchuf.

Oder wo er ſonſt den Zophiel ſagen ließ:

— — — Verkündigt der dampfende Nebel
Seine von allen Göttern ſo lange gewünſchte Zurückkunft

heißt es itzt:

Seine Zurückkunft, auf welche die Götter ſo lange ſchon harrten.

Und ſo in hundert andern Stellen, mit welchen die Feinde der Mittelwörter nun weniger unzufrieden ſeyn werden. — Gewiſſe Wörter hat der Dichter zu gemein befunden, und ſie haben ausgeſuchtern weichen müſſen. Wo es vorher hieß:

Wiſche dem Knaben die Zähre vom Antlitz

oder:

Wiſchet mit mir, wenn er ſtirbt, das Blut von ſeinem Geſichte

iſt beydemal für wiſchen, trocknen geſetzt. Das Wort Behauſung, welches der Dichter ſonſt ſehr oft brauchte, hat überall ſeinen Abſchied bekommen; und ich finde nur eine einzige Stelle, wo es ſtehen geblieben. Ich weis zwar in Wahrheit nicht, was Herr Klopſtock wider dieſes alte ehrliche Wort haben mag; er muß aber doch etwas darwider haben, und vielleicht entdecken Sie es.

Andere Veränderungen betreffen Schönheiten des Detail. Dahin gehören beſonders nicht wenige beſſer ausgemahlte Beſchreibungen; dergleichen dieſe, wo von den Geiſtern der Hölle im zweyten Geſange geſagt wird:

— — — Sie gingen und ſangen
Eigene Thaten, zur Schmach und unſterblichen Schande verdammet.
Unterm Getöſe geſpaltner (ſie hatte der Donner geſpalten!)
Dumpfer, entheiligten Harfen, verſtimmt zu Tönen des Todes
Sangen ſie ꝛc.

da es vorher bloß geheiſſen:

Unterm Getöſe vom Donner gerührter entheiligter Harfen
Sangen ſie.

Von eben der Art ſind auch folgende Zeilen.

Satan hört ihn voll grimmiger Ungeduld alſo reden,
Wollt izt, von den Höhen des Throns, der thürmenden Felſen
Einen gegen ihn ſchleudern; allein die ſchreckliche Rechte
Sank ihm zitternd im Zorne dahin —

Die alte Lesart hatte:

Izt wollt er auf ihn donnern, allein die ſchreckliche Rechte ꝛc.

Noch hat der Dichter hier und da ganz neue Stellen eingeſchaltet. Ich führe Ihnen nur eine an, die Sie gewiß ſehr ſchön finden werden. Wenn Satan in der Hölle den Tod Jeſu beſchließt, und ſagt:

Er ſoll ſterben! Bald will ich von ihm den Staub der Verweſung
Auf dem Wege zur Hölle, vorm Antlitz des Ewigen ausſtreun.
Seht den Entwurf von meiner Entſchließung. So rächet ſich Satan!

heißt es nunmehr weiter:

Satan ſprach es. Indem ging von dem Verſöhner Entſetzen
Gegen ihn aus. Noch war in den einſamen Gräbern der Gottmenſch.
Mit dem Laute, womit der Läſterer endigte, rauſchte
Vor den Fuß des Meßias ein bebendes Blatt hin. Am Blatte
Hing ein ſterbendes Würmchen. Der Gottmenſch gab ihm das Leben.
Aber mit eben dem Blicke ſandt' er dir, Satan, Entſetzen!
Hinter dem Schritt des geſandten Gerichts verſank die Hölle,
Und vor ihm ward Satan zur Nacht! So ſchreckt ihn der Gottmenſch.
Und ihn ſahe der Abgrund und blieb vor Bewundrung ſtille ꝛc.

Aber auch die Kunſt auszuſtreichen verſtehet Herr Klopſtock, und es ſind manche Zeilen weggefallen, die ſich ſeine Bewunderer nimmermehr würden haben nehmen laſſen, wenn er ſie ihnen nicht ſelbſt genommen hätte. Es ſind meiſtentheils Zeilen, die ein wenig in das Tändelnde fielen. So erhaben, als es z. E. ſeyn ſollte, wenn Adramelech ſagte:

Dann würg ich nicht die vernünftigen Weſen, wie Satan, nur einzeln:
Nein zu ganzen Geſchlechtern! Die ſollen vor mir ſich in Staub hin
Niederlegen, ohnmächtig ſich krümmen, und winden und jammern,
Wenn ſie ſich winden, und krümmen und jammern, ſo ſollen ſie ſterben.

ſo klein war es in der That, und der Dichter hat ſehr wohl daran gethan, daß er die beyden leztern Zeilen in eine gezogen:

Die ſollen vor mir ſich in Staub hin
Niederlegen, ohnmächtig ſich krümmen und winden, und ſterben.

Und wären doch alle ſeine Verkürzungen von dieſer Art! Doch ſo muß ich Ihnen leider ſagen, daß dem Herrn Klopſtock, ich weiß nicht welcher Geiſt der Orthodoxie, oft anſtatt der Critik vorgeleuchtet hat. Aus frommen Bedenklichkeiten hat er uns ſo manchen Ort verſtümmelt, deſſen ſich ein jeder poetiſcher Leſer gegen ihn annehmen muß. Was geht es dieſem an, daß einem Schwachgläubigen die wütenden Entſchlieſſungen des Adramelechs, zu Ende des zweyten Geſanges, anſtößig geweſen ſind oder ſeyn können? Soll er ſich deswegen die vortrefliche Stelle rauben laſſen, wo dieſer raſende Geiſt auch die Seele des Meſſias zu tödten ſich vornimt?

Und wenn der Ewige ſie vor andern Seelen erwählte,
Wenn er ſie ſich zu verherrlichen ſchuf: ſo ſoll er voll Jammer
Um ſie in einſamer Ewigkeit klagen! Drey ſchreckliche Nächte
Soll er um ſie klagen! Wenn er ſich ins Dunkle verhüllt hat,
Soll drey ſchreckliche Nächte kein Seraph ſein Angeſicht ſehen!
Denn will ich durch die ganze Natur ein tiefes Geheule
Hören, ein tiefes Geheule am dunkeln verfinſterten Throne,
Und ein Geheul in der Seelen Gefild, ein Geheul in den Sternen
Da, wo der Ewige wandelt, das will ich hören und Gott ſeyn!

Und ſolche Stellen haben mehrere weichen müſſen, die ich mir alle ſorgfältig wieder in mein Exemplar eingetragen habe. Unter andern iſt der Character des Verräthers durch die fromme Strenge des Dichters noch einmal ſo unbeſtimmt geworden, als er vorher war. Er war ſchon anfangs ſehr ſchielend, und nun weis man vollends nicht was man daraus machen ſoll. Auch ſogar alle die Wörter, die einen heidniſchen Verſtand[*] haben können, die aber der Dichter, meinem Bedünken nach, ſattſam geheiliget hatte, ſind verwieſen worden; was vorher Schickſal hieß, heißt nun Vorſicht, und die Muſe hat ſich überall in eine Sängerin Sions verwandelt.

Die größte Verbeſſerung, wo das Genie des Dichters ohne Zweifel am wirkſamſten geweſen, iſt die, welche er mit der

Rede des Vaters im erſten Geſang vorgenommen. Es iſt der Anſtändigkeit gemäß, daß ſich Gott ſo kurz als möglich ausdrückt; und jene Rede verſtieß wider dieſe Regel viel zu ſehr. Gleichwohl mußte alles, was Gott da ſagt, geſagt werden; und der Dichter iſt nunmehr alſo auf das Mittel gefallen, ihn ſelbſt nur die erſten Zeilen ſagen, und das Uebrige einen Seraph von dem Geſichte Gottes leſen zu laſſen. Ich bewundere dieſen Einfall als eine Veränderung, zu der ihn die Noth gebracht; an und für ſich ſelbſt aber hat er meinen Beyfall nicht. Fll.

XII. Den 22. März. 1759.

Dreyßigster Brief.

Die Fabeln des Rabbi *Berachja Hanakdan*,[*] oder wie er mit ſeinem ganzen Namen heißt: *Berachja Ben-Natronai Hanakdan*, haben ihre Aufmerkſamkeit an ſich gezogen, und Sie wünſchen mehrere von den eigenthümlichen Erfindungen dieſes Fabuliſten zu leſen.

Vorher laſſen Sie ſich einen luſtigen Fehler erzehlen, den Herr Profeſſor *Gottſched* mit dieſen Fabeln gemacht hat. Weil ſie ihr Verfaſſer *Fabeln der Füchſe* zu nennen für gut befunden, ſo hat Herr *Gottſched* den ſchönen Einfall gehabt, ſie für eine Ueberſetzung des *Reineke Fuchs*[**] auszugeben. Hören Sie nur, was er ſagt: „Die zweyte Ueberſetzung iſt eine Hebräiſche, die unter dem Titel *Miſchle Schualim*, die Fabeln von Füchſen 1557 zu Mantua gedruckt worden. Der Verfaſſer iſt Rabbi *Barachias Ben-Natronai* geweſen. Nun meinet zwar *Morhof*, es wären auch andere Fabeln von andern Thieren darinnen; folglich möchte es nur ein Aeſopiſches Fabelbuch ſeyn. Allein im *Reineke Fuchs* kommen ja auch andere Fabeln von Thieren vor: und warum hätte man den Fuchs auf den Titel geſetzt, wenn ſeine Geſchichte nicht die vornehmſte darinn wäre.“

Hätte Herr Profeſſor *Gottſched* nicht in dem Wahn geſtanden, daß ein Autor auch zu derjenigen Zeit müſſe gelebt haben, wenn ſeine Schrift das erſtemal gedruckt worden, ſo würde er vielleicht nachgeſchlagen, und dieſen Irrthum nicht begangen haben. Er würde gefunden haben, daß *Berachja Hanakdan* bereits am Ende des dreyzehnten, und zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gelebt, und alſo unmöglich das Werk eines Schriftſtellers aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, dergleichen der *Reinecke Fuchs* nach ſeinem eigenen Vorgeben iſt, überſetzen können.

---

[*] Bibliothek d. ſch. Wiſſ. III Band. IIes St. S. 73.

[**] In der Vorrede zum Reineke Fuchs S. 43.

Ferner muß der Herr Profeſſor gar nicht wiſſen, wie faſt alle Büchertitel der Rabbinen beſchaffen ſind. Sonſt würde er von dem Titel auf das Buch mit ſolcher Zuverſicht nicht geſchloſſen, noch *Morhofen* ſein entſcheidendes Allein in den Tag hinein, entgegen geſetzt haben. *Morhof* hatte das Buch ohne Zweifel geſehen; und hier, wo es gar nicht ſelten iſt, kann es jeder zu ſehen bekommen, und ſich mit eigenen Augen überzeugen, daß es kein *Reinecke Fuchs* iſt. Es ſind Aeſopiſche Fabeln, die gar keinen Zuſammenhang unter ſich haben, und die *Hanakdan*, wie er auf der letzten Seite ſelbſt ſagt, deswegen *Fabeln der Füchſe* genennet hat, weil die Füchſe unter den Thieren, die ihre Rollen in der Fabel ſpielen, die allerklügſten wären.

Es ſind aber mehr neue und dem Rabbi eigene Erfindungen darunter, als Sie vielleicht aus der Nachricht, welche die Bibliothek davon ertheilet, vermuthen dürften. Hier ſind einige derſelben mit welchen Sie in den Sammlungen der Aeſopiſchen Fabeln nichts ähnliches finden werden. Von den Schwierigkeiten der Ueberſetzung, ſind Sie bereits unterrichtet.

Die XIX. Fabel.

Die zwey Hirſche und der Menſch.

Ein geheimnisvoller Thor wird oft für weiſe gehalten, und in den Rath der Verſtändigen geſetzt. — Zwey Hirſche ſtanden am Ufer eines Baches, und ſchienen ſich einander Geheimniſſe in die Ohren zu fliſtern. Ein Menſch ging auf der Heerſtraſſe, und die Neubegierde trieb ihn zu ihnen hin. „Warum redet ihr ſo leiſe, Freunde? fragte er. In „dieſer Einſamkeit wird euch niemand belauſchen.“ — Wir entdecken uns eben keine groſſen Geheimniſſe, war die Antwort. Die wichtigſte Urſache warum wir hier bey einander ſtehen, iſt die lange Weile.

Die XXVIII. Fabel.

Die Maus, die Sonne, die Wolke, der Wind und die Mauer.

Ein Stutzer unter den Mäuſen dachte bey ſich ſelbſt: Siehe! es iſt nicht gut alleine zu ſeyn; doch finde ich unter allen Thieren keine Frau, die mir gefällt. Ich möchte eine ſchöne, gütige und vornehme Frau, die mir aber nichts verzehret. — Wo finde ich dieſe? — Wohlan! ich will die Sonne heyrathen. Was kann dieſer an Glanz und Herrlichkeit gleichen? Die Sonne bringt Licht und Erquickung auf ihren Flügeln, wenn alle Bewohner der Erde in Finſterniß eingehüllet ſchlummern. — So eben ging die Sonne auf. Unſere Maus ward entzückt, und ſprach: „ich habe dich je und je geliebt, und will dich „zu mir ziehen aus lauter Gewogenheit, (Jer. XXXI, 3.) Ich „will dich zur Frau nehmen, Sonne! — Du biſt nicht klug, Maus! verſetzte die liſtige Sonne. Willſt du ein Licht wählen, das alle Augenblick verliſcht? Siehe! die Sonne ſcheinet, und gehet wieder unter. Wie oft werde ich nicht von den Wolken verdunkelt? Die Wolken, Maus! ſind weit über mich. Erhebe deine Wünſche zu ihnen; ſo wirſt du glücklicher ſeyn. Die Maus eilete zu einer Wolke hin: „ich „habe mir Mühe gegeben, und dich gefunden, meine Liebe, meine „Schöne, meine Braut! Komm! du ſollſt meine ſeyn; ich werde dich „nie verlaſſen.“ — Wenn du mich heyratheſt, antwortete die Wolke, ſo mußt du flüchtig und unſtät herum wandern. Mich treibet der Wind, wohin es ihm gefällt. Laß von der Magd ab und wähle dir die Frau, denn ich bin dem Winde unterthan. — Sie ſuchte hierauf den Wind, und fand ihn in einer Wüſten. Komm mit mir aus dieſer Einöde, rief ſie, komm! Ich habe dich unter allen Geſchöpfen mir zur Frau erleſen. — O du betriegſt dich ſehr, antwortete der Wind, wenn du mich vielleicht für mächtig hältſt! Siehe! ich mag toben wie ich will, ſo trotzt mir eine jede gemeine Mauer, und ſtehet aufrecht. Die Mauer würde dich weit glücklicher machen als ich. — Sie machte endlich auch der Mauer ihren Liebesantrag, und ſagte, daß die Sonne, die Wolke und der Wind ſie zu ihr ſchickten. — Gehe! antwortete die Mauer zornig. Wollen ſie meiner ſpotten, weil ich mich nicht ſo gut bewegen kann, als ſie? Sie ſollten Mitleiden mit mir Elenden haben. Die Mäuſe durchgraben meinen Grund, und machen ſich allenthalben freye Durchwege. Jetzo haben mehr als zwey hundert Mäuſegeſchlechter in mir ihre Wohnungen aufgeſchlagen und mich mit Zähnen und Füſſen durchbehrt. Eine ſolche Frau läſſeſt du dir anrathen? — Der junge Freyer ſah ſich in ſeiner ſtolzen Hofnung betrogen, kehrte zu den Mäuſen zurück, nahm ſich eine aus ſeinem Geſchlechte, und fand eine Gehülfin, die um ihn war. (1 B. Moſ.) Die Fortſetzung folgt künftig.

XIII. Den 29. März. 1759.

Beſchluß des dreyßigſten Brieſes.

Die XXX. Fabel.

Der Ochs und der Bock.

Ein Ochs erblickte einen Löwen, und floh und hörte ihn immer hinter her brüllen. Endlich verkroch er ſich hinter ein Geſträuche; dort hatte ſich auch ein Bok verſtekt; der Ochs erblikte ihn, und fuhr erſchroken zurük. Was fürchteſt du dich, Vetter? rief der Bock, wir ſind ja beyde in einem Stall erzogen. Biſt dus, antwortete der Ochs, alles was lebt iſt mir heute Löwe, ſo ſehr hat mich der Räuber geängſtiget.

Wer verfolgt wird, fürchtet ſeinen eigenen Schatten.

Die XXXVI. Fabel.

Der Wolf und die Thiere.

Der Canzler des Löwen, der Wolf, ward von allen Thieren verklagt, daß kein lebendiges Geſchöpf vor ſeinem Räuberzahn ſicher ſey. Der Unerſättliche, klagten ſie, macht den Wald zur Einöde, unſere Weiber zu Wittwen, und unſere Kinder zu Wayſen. Der König zürnete, und verwies dem Wolf ſeine Grauſamkeit mit harten Worten. Das Vergangene iſt nicht mehr zu ändern, ſetzte er königlich hinzu; aber hinführo hüte dich vor Gewaltthätigkeit. Begnüge dich mit den todten Thieren, die du auf dem Felde findeſt, und ſchwöre, dich zwey ganze Jahre alles Fleiſches zu enthalten, für jedes lebendige Thier, das du dich zu erwürgen gelüſten läſſeſt. Der Wolf ſchwur und ging zurük. — Wenig Tage nachher überfiel ihn ein grauſamer Hunger, und er ſahe ein fettes Schaf auf der Wieſe weiden. Da kämpften in ihm Gedanken mit Gedanken. Zwey Jahre kein Fleiſch zu genieſſen! — Die Strafe iſt hart! und ich habe geſchworen — Doch in jedem Jahre ſind drey hundert und fünf und ſechzig Tage. Tag iſt wenn ich ſehen, und Nacht, wenn ich nicht ſehen kann. So oft ich alſo die Augen verſchlieſſe iſt Nacht, und wenn ich ſie wieder aufthue, ſo wirds Tag. — Schnell blinzte er die Augen zu, und that ſie wieder auf; da ward aus Abend und Morgen der erſte Tag. Er zehlte zwey volle Jahre. Nun, ſprach er, habe ich für die Sünde zum voraus gebüſſt, ergrif das Schaf und würgte es.

Ein Räuber findet leichtlich Mittel den kräftigſten Eyd zu vereiteln.

Die XXV. Fabel.

Die Schafe, der Widder und der Löwe.

Die Schafe waren einſt in den Ställen allein, denn die Hirten hatten ſich entfernt, und vergeſſen die Thüren hinter ſich zu verſchlieſſen. Keines blieb in dem Stalle, denn ſie gingen heraus auf dem Felde Speiſe zu ſuchen. Sie hatten ſich von dem Dorfe nur wenig entfernt, da kam ein Löwe aus der Wüſten hergezogen, und eilete ſie zu erreichen. Sie erblickten ihn, und riefen ſich einander zu: Wenn der Löwe brüllt, wer wird ſich nicht fürchten? — Kein Mittel war zur Errettung übrig. — Sie ſprachen alſo zum Widder, der ſie anführte: Gehe du dem Fürchterlichen entgegen. Berede ihn mit glatter Zunge, daß er von uns abweiche. Der Widder zog von ſeinem Heere ab, trat näher und ſchmeichelte: Heil dir, König der Thiere! Du biſt immerdar willkommen, und wer dich erblickt, der ſegnet dir entgegen. — Ha! brüllte der Löwe, bey dir und deinen Freunden werde ich Seegen finden! Deine liebliche Reden ſind vergeblich. Läßt ſich ein König mit Worten abſpeiſen? Komm! dein Fleiſch wird ſüſſer ſeyn, als dein Gruß. —

Der macht ſich zum Geſpötte, der einen Tyrannen durch Beredſamkeit zu gewinnen gedenkt.

Die CXXXXII. Fabel.

Der ſtößige Ochs und ſein Herr.

Ein Ochs verkannte ſeinen Herrn, und ſo oft ihn dieſer vor den Pflugſchar ſpannte, ſtieß er um ſich mit Macht. Der Herr ward böſe, und verſchnitt dem Muthwilligen die Hörner. Nun wird er gebändiget ſeyn, ſagte er zu ſeinen Nachbarn; ich habe ihm die Macht zu ſchaden geraubt. — Tages darauf wollte er ihn vorſpannen, und er biß ihn mit ſeinen mörderiſchen Voderzähnen. Gut, ſagte der Ackersmann, du ſelſt auch dieſe verlieren, und ſchlug ihm die Zähne aus. Aber der Ochs ward dadurch nicht demüthiger, denn den dritten Tag, als ſich der Herr ihm näherte, ſtieß er ihn mit der Hüfte zu Boden, und mishandelte ihn jämmerlich. — Das haben wir wohl gewußt, ſagten die Nachbarn, der Unbändige ſchadet, ſo lange ein Glied an ihm ganz iſt.

Die LXXXXVIII. Fabel.

Ein hungriger Rabe fand ein Aas auf dem Felde und freuete ſich deſſen ſehr. Er hüpfte für Freuden hin und her, ſchlug ſeine Flügel zuſammen, und ſang mit rauher Stimme ſo laut, daß der Adler in der Luft ſein Geſchrey hörte. Was mag dieſes bedeuten, dachte der Adler: (2 B. M. c. 32, 18.) **Es iſt kein Geſchrey gegen einander, deren die obliegen, oder derer die unterliegen?** Er lies ſich herab, verſcheuchte den Raben, und trug das Gewild davon. — Nun ſchreyet der Rabe nicht mehr, wenn er ein Fraß findet. Fll.

Nachricht.

Das Schreiben des Herrn **C. G. Bergmanns** an den Verfaſſer dieſer Briefe, welches wir am Ende des neunten Bogens unter unſern Leſern ausgebothen haben,*) würde gar keine Antwort verdienen, wenn er nicht unter andern auch dieſe unverſchämte Wendung gebraucht hätte: **daß in einer Ueberſetzung von mehr als 500 Seiten, ja wohl drey Fehler ſeyn könnten.** Denn auf drey Fehlerchen hat er alles, was in dem vierten Briefe wider ihn erinnert worden, zu reduciren die Geſchicklichkeit gehabt.

Wenn es nun wirklich wahr wäre, daß ſein Criticus nur drey Fehler auftreiben können, und daß er auf dieſe drey Fehler die ganze Arbeit, als die elendeſte Ueberſetzung verworfen hätte: ſo könnte er leicht die Grobheiten verdient haben, die ihm **Bergmann** zu ſagen für gut befunden. Aus Achtung alſo gegen diejenigen von unſern Leſern, die nicht ſelbſt Zeit oder Gelegenheit haben, ſich von dem Gegentheile zu überzeugen, und deren Vertrauen wir nicht gern verſcherzen wollten, müſſen wir ſchon noch einige Seiten aufopfern.

---

*) Daſelbſt ſteht folgendes.

Bey dem Verleger wird umſonſt ausgegeben:

Schreiben an den Verfaſſer der Briefe die neueſte Litteratur betreffend, von C. G. Bergmann.

Weil aber der Herr Verfaſſer nur wenige Exemplare eingeſendet hat, ſo werden die Liebhaber erſuchet, ſich bey Zeiten zu melden.

Herr Bergmann trotzt auf den ganzen zweyten Brief ſeines deutſchen Bolingbroke, in welchem man keinen Fehler habe zeigen können. Das iſt aber daher gekommen, weil man dieſen zweyten Brief nicht geleſen; denn in der That wimmelt er von Fehlern. Z. E.

S. 20. Highlanders überſetzt Herr Bergmann durch Räuber.

S. 21. Let me explain what I mean, by an example überſetzt B: Laſſen Sie mich erklären, was ich durch ein Beyſpiel verſtehe. Es ſollte heiſſen: Laſſen Sie mich meine Meinung durch ein Beyſpiel erläutern.

S. 29. I have recorded theſe things überſetzt B: Ich habe dieſe Dinge überlegt. Es ſollte heiſſen, aufgezeichnet.

S. 33. The ſentence is pronounced in one caſe, as it was in the other, too late to correct or recompenſe, but &c. überſetzt B: Das Urtheil wird in einem Falle ausgeſprochen, wie in dem andern verborgen zu bleiben, getadelt oder belohnt zu werden ꝛc. Too late; verborgen zu bleiben! Too ſieht Bergmann für to an, und late denkt er, muß die Bedeutung des lateiniſchen latere haben.

S. 44. Bolingbroke redet von den ſeichten Witzlingen, welche den Einfluß der Geſchichte auf die Bildung des Herzens zur Tugend leugnen und darüber ſpotten. I will ſpend, fährt er fort, a few paragraphs, with your Lordſhips leave, to ſhew that ſuch affirmations, *for to affirm amongſt theſe fine men is to reaſon*, either prove too much, or prove nothing. Dieſes überſetzt Bergmann: Ich will mit Ew. Gnaden Erlaubniß einige wenige Paragraphen verſchwenden, ihnen zu zeigen, daß ſolche Bekräftigungen entweder zu viel, oder zu wenig beweiſen. Denn dieſelben beſtätigen, würde unter ſolchen witzigen Köpfen ein Gewäſche heiſſen. Iſt in dem letzten Perioden ein Funken Menſchenverſtand!

Auf eben der Seite. If our general characters were determined abſolutely, as they are certainly influenced, by our conſtitutions, and if our particular actions were ſo by immediate objects &c. Bolingbrok will ſagen: daß unſer Temperament auf unſern Charakter einen Einfluß habe, iſt nicht zu leugnen; wenn aber unſer Charakter durch unſer Temperament, und unſere beſondern Handlungen durch unmittelbare Gegenſtände nothwendig beſtimmt würden ꝛc. Bergmann aber überſetzt: Wenn unſer allgemeiner Charakter eben ſo nothwendig beſtimmt wäre, ſo nothwendig er durch unſere Leibesbeſchaffenheit uns eingeflößt iſt, und wenn wir unſere beſondere Handlungen durch unmittelbare Gegenſtände ausübten ꝛc.

S. 130. Theſe *increated* eſſences, a Platoniſt would ſay; überſetzt B: Ein Platoniker würde ſagen, dieſe angeſchaffene Weſen.

S. 135. They have ſeldom the ſkill and the talents neceſſary to put what they do know well together; überſetzt B. Sie haben ſelten die Geſchicklichkeit und die nöthige Gaben, etwas aufzuſetzen, was ſie ſehr wohl im Zuſammenhange wiſſen. Er hätte conſtruiren ſollen: to put well together, what they do know.

S. 140. Bolingbrok redet von dem, was in den älteſten Jahrbüchern aufgezeichnet werden; und ſagt, daß man darinn nicht ſowohl das, was wirklich aufgezeichnet zu werden verdienet, als vielmehr das, was damals den ſtärkſten Eindruck auf die Gemüther gemacht, aufgezeichnet habe. The few paſſages of that time, which they retain, are not ſuch as deſerved moſt to be remembered; but ſuch as, being moſt proportioned to that age, made the ſtrongeſt impreſſions on their minds. Nun halte man die kauderwälſche Ueberſetzung dagegen: Die wenigen Zufälle dieſer Zeit ſind eben nicht ſo nothwendig, daß ſie verdienten angemerkt zu werden, ſondern die, welche mit demjenigen Alter am meiſten verwandt ſind, das den ſtärkſten Eindruck in ihre Gemüther machte.

S. 144. Bolingbroke ſagt bey Gelegenheit des Cicero: Pompey, Cato, Brutus, nay himſelf, the four men of Rome, on whoſe praiſes he dwelt with the greateſt complacency &c. d. i. bey deren Lobe er ſich ſo ungemein gern verweilte. Bergmann aber ſagt gerade das Gegentheil: dieſe vier Männer, die er ſo beſcheiden erhebt.

S. 147. But this obſervation, like ſeveral others, *becomes a reaſon*, for examining and comparing authorities. Bergmann überſetzt: dieſe Anmerkung aber, nebſt verſchiedenen andern, gehört für einen Verſtand, der den verſchiedenen Grund unterſuchen, und mit einander vergleichen kann ꝛc. Becomes a reaſon! Gehört für einen Verſtand!

S. 153. Bolingbroke redet von den Gottesgelehrten, und zwar von den rechtſchaffenſten unter ihnen, und ſagt: Now it has been long matter of aſtoniſhment, how ſuch perſons as theſe, could take ſo much ſilly pains to *eſtabliſh* myſtery *on* metaphyſics, revelation *on* philoſophy and matters of fact *on* abſtract reaſoning. Dieſes überſetzt Bergmann: wie ſie ſich ſo viel vergebliche Mühe geben können, in die Metaphyſik, Geheimniſſe; in die Weltweisheit, Offenbarung; und in abgezogne Vernunftſchlüſſe geſchehene Dinge einzuführen. — —

Aber wir können es unmöglich länger aushalten, unſinnige Fehler abzuſchreiben, und einem Bergmann ſeine Exercitia zu corrigiren. Man hatte ihm zugleich vorgeworfen, daß er auch nicht einmal drey Worte Lateiniſch überſetzen könne, und er verſetzt hierauf: Ich kann Ihnen Trotz biethen, mir noch eine lateiniſche Stelle zu zeigen, von der Sie mit Recht behaupten können, daß ich ſolche nicht verſtanden hätte. Hier iſt gleich noch eine, und zwar aus dem nehmlichen zweyten Briefe! Bergmann überſetzt nämlich die Worte des Tacitus: Præcipuum munus annalium reor, ne virtutes ſileantur, utque pravis dictis factisque ex poſteritate & infamia metus ſit: Ich halte es für die vornehmſte Pflicht der Jahrbücher, daß die Tugenden nicht verſchwiegen werden; damit der Nachwelt vor ſchändlichen Reden und Thaten und vor der Unehre eine Furcht beygebracht werde. Wo ſagt Tacitus: damit? Wo ſagt er, daß der Nachwelt Furcht ſolle beygebracht werden? Und Furcht vor ſchändlichen Reden und Thaten?

Wir wollen mit einem Exempel beſchlieſſen, daß Herr Bergmann auch nicht drey franzöſiſche Worte zu überſetzen wiſſe. Boileau, wie Bolingbroke anführt, (S. 52.) ſagt, daß ein guter Schriftſteller lieber nachahmen, als überſetzen, und lieber nacheifern, als nachahmen werde, und nennt dieſes jouſter contre l'original. Was meint man nun wohl das Bergmann hierunter verſtanden habe? Er ſieht jouſter für ajouter an, und überſetzt in ſeiner Einfalt: wider den Inhalt der Urſchrift hinzuſetzen. Kann man ſich einen lächerlichern Fehler gedenken? — O, wahrhaftig, mein Herr Bergmann, wenn das ein guter Ueberſetzer thun ſoll, ſo ſind Sie der beſte von der ganzen Welt! —

Zweyter Theil.

Vorbericht.

Beynahe wären wir gezwungen, dieſen zweyten Theil eben ſo anzufangen, als wir den erſten beſchlieſſen müſſen.

Auch der Ueberſetzer des Pope hat ſich durch das in dem zweyten Briefe über ihn geäuſſerte Urtheil, beleidiget gefunden; wie man aus dem Hamburgiſchen Correſpondenten erſehen. Auch er legt es uns ſo nahe, daß wir unſerm Leſer und ihm, durch Anzeigung mehrerer Stellen, die er ganz falſch und wider den Sinn ſeines Originals überſetzt hat, ohnfehlbar verdrießlich fallen würden, wenn wir nicht eben erführen, daß ein anderer uns dieſer undankbaren Mühe überhoben habe. Wir bitten ihn alſo, ſich eine kurze Zeit zu gedulden, und den neuen Theil einer bekannten Zeitſchrift abzuwarten. In einem kleinen Briefe, ſollte er nicht höchſt eckelhaft werden, hat man ſich nicht tiefer mit ihm einlaſſen können. Genug daß das wenige von der Beſchaffenheit geweſen, unpartheyiſche Leſer mit Grunde vermuthen zu laſſen, man habe noch ungleich mehr zurückbehalten. Und wäre es nicht ſehr ſeltſam, daß wir nur mit ihm Unrecht haben ſollten? Nur mit ihm! Denn er giebt uns ſelbſt das Zeugniß, daß wir weder dem Ueberſetzer des Gay, noch des Bolingbroke zu viel gethan. Unterdeſſen iſt es falſch, daß wir ihn an die Spitze der ſchlechten Ueberſetzer ſtellen wollen. Wir haben leider ſo viel elendere, daß man ihn noch unter die guten zehlen darf, wenn man ein Auge zumachen will.

Was er übrigens von unanſtändigen Abſichten ſagt, davon möchten wir wohl nähere Erklärung zu haben wünſchen. Die Verfaſſer dieſer Briefe ſind ſich weiter keiner Abſicht bewußt, als der Abſicht, ihre Meinung zu ſagen. Das Recht dazu, haben ſie mit allen Schriftſtellern gemein. Trennungen können ſie wenigſtens unter unſern beſten Köpfen nicht verurſachen wollen. Denn unſere beſten Köpfe ſind noch nie einig geweſen.

Aber genug hiervon. — Wir haben einem ungenannten Freunde noch für eine kleine Erinnerung zu danken, die er uns wegen des achtzehnten Brieſes machen wollen, in welchem der Ueberſetzer des Rabelais für den erſten Verfertiger deutſcher Hexameter ausgegeben werden. „Das kömmt daraus, ſchreibt „dieſer Freund, wenn man die Gottſchediſche Schriften nicht „beſſer geleſen hat! Schlagen Sie des Herrn Gottſcheds Sprachkunſt (S. 628) nach, ſo werden Sie finden, daß Conrad „Geßner noch vor ihrem Fiſchart deutſche Hexameter gemacht „hat. ꝛc. — Hierauf antworten wir, daß uns dieſe Anmerkung des Herrn Gottſcheds nicht unbekannt geweſen, daß wir uns aber nicht überwinden können, ſechsfüßige Verſe die auſſer dem einzigen fünften Fuſſe aus lauter Spondäen beſtehen, für wahre Hexameter zu halten. Ein einziger ſolcher Vers iſt zwar zur Noth ein Hexameter; aber lauter ſolche Verſe ſind keine.

XIV. Den 5 April. 1759.

Ein und dreyßigſter Brief.

Sie werden den Verdruß, den Ihnen der deutſche Theokrit* gemacht hat, ſobald nicht vergeſſen? — Auch nicht, wenn ich Ihnen eine beſſere Ueberſetzung ankündigte? Zwar nicht vom Theokrit; denn noch wird man ſich hoffentlich eine Zeitlang vor einem Ufer ſcheuen, an welchem ſo ſchimpflich geſcheitert werden. Aber doch auch eines doriſchen Dichters. Und was meinten Sie zu einem deutſchen Pindar?

Ich mache Ihnen keine vergebene Freude. Pindar hat wirklich in der Schweitz einen jungen kühnen Geiſt erweckt, der uns mit den Begeiſterungen des thebaiſchen Sängers bekannter machen will. Die Sache hat groſſe Schwierigkeiten; und es iſt unendlich leichter über den ganzen Pindar einen gelehrten Commentar zu ſchreiben, als eine einzige Ode ſchön zu überſetzen. Doch der junge Schweizer denkt mit ſeinem Dichter:

— — Ὁ μεγας δε κινδυ-
νος ἀναλκιν οὐ φω-
τα λαμβανει —

---

* Biblioth. d. ſch. W. II. Bandes 2tes St. S. 360.

und der Verſuch, den er gemacht hat, iſt ſehr wohl ausgefallen. Ein Freund hat mir ihn mitgetheilet. Und was gut iſt, muß man mittheilen; ich theile ihn alſo auch Ihnen mit.

Ich weis, Sie erwarten nicht, daß die Ueberſetzung in Verſen ſeyn werde. Der einzige Deutſche, wollte ich faſt ſagen, hat die Freyheit, ſeine Proſa ſo poetiſch zu machen, als es ihm beliebt; und da er in dieſer poetiſchen Proſe am treueſten ſeyn kann, warum ſoll er ſich das Joch des Sylbenmaaſſes auflegen, wo er es nicht ſeyn könnte?

Es iſt aber auch keine wörtliche Ueberſetzung, denn Cowley ſagt: „Wenn jemand den Pindar von Wort zu Wort überſetzen wollte, ſo würde man glauben, ein Raſender habe den „andern überſetzt.

Doch Sie ſollen ſelbſt urtheilen. Es iſt die erſte, die vierte und die eilfte der Olympiſchen Oden. Die erſte, weis ich, kennen Sie gewiß. Wer ſollte auch nicht ſo neugierig geweſen ſeyn, wenigſtens die erſte Ode des Pindars zu leſen, wenn ſie ihm auch noch ſo viel Mühe gekoſtet? —

Der Olympiſchen Oden des Pindars erſte.

An den Hiero, König von Syracus.*

1. Strophe.

Der Elemente beſtes iſt Waſſer, und wie die lodernde Flamme zur Nacht, alſo glänzet doch unterm ſtolzen Reichthum das Geld. Aber willſt du Siege erzehlen, o ſuche mein Geiſt, wie in des Aethers Wüſten am Tage kein erwärmender Geſtirn, als die Sonne, ſo auch keine herrlichern Kämpfe, als die Olympiſchen zu ſingen. Sie begeiſtern die Weiſen zu jenen prächtigen Hymnen, die ſie dem Sohne Saturns, in Hierons reichem, glückſeligen Pallaſte verſammelt, weihen.

1. Antiſtrophe.

Er iſt es, der in dem heerdenreichen Sicilien den Scepter des Rechts trägt; er brach ſich von jeder erhabenen Tugend die Blume, und glänzt in der Blüthe der Harmonie, die wir Dichter öfters um die freundſchaftliche Tafel ſpielen. Wohlan denn! Greif von der Wand herab, Muſe, die doriſche Cither! wenn Piſas und Pherenikus[*] Ruhm deine Bruſt in ſüſſer Entzückung dahin reißt; wie er neben den Wellen des Alpheus[**] flog; wie ſeine ungeſpornten Flanken hoch daher ſchwebten; wie er ihn in den Schooß des Triumphs trug, ſeinen Herrn, Syracuſens König, die Luſt der Rennbahn.

---

* Als er in den Olympiſchen Spielen mit dem Rennpferde den Preis erhielt.

1. Epodos.

Ihm ſtrahlet ſein Ruhm in der heldenvollen Pflanzſtadt des Lydiſchen Pelops,[***] den ehemals der gewaltige Erdumfaſſer Neptun liebte,[†] nachdem Klotho ihn, die Schulter von blendendem Helfenbein leuchtend, aus dem heilenden Erzte hob. — Alſo füllen Wunder den Erdkreis, und Fabeln mit künſtlichen Lügen verbrämt, ſiegen der Wahrheit zum Trutz.

2. Strophe.

Die Dichtkunſt, deren Reitz über alles Honig gieſſet, leihet ihnen ein ehrwürdiges Anſehen, und macht, daß öfters ein Mährchen geglaubt wird. Doch wird für die Wahrheit die enthüllende Zukunft zeugen! — Wer es wagt, von Göttern zu reden, der thu es mit Ehrfurcht, und ſeine Schuld iſt geringer! — So will ich jetzt von dir, Sohn des Tantalus, ſagen, was vor mir kein Dichter nie ſprach: Wie, als dein Vater in ſein geliebtes Sipylum, zu einem heiligen Gaſtmale lud, wo wechſelſeitig die Unſterblichen aſſen, der erlauchte Dreyzackführende Gott die Macht der Liebe fühlte.

---

[*] Piſa, der Name der Stadt, ohnfern welcher die Olympiſchen Spiele gehalten wurden. Pherenikus hieß das Rennpferd, auf welchem Hiero den Preis erhielt.

[**] Der Name des Fluſſes, neben welchem die Rennbahn war.

[***] Er verſtehet den Theil von Griechenland, welcher nach dem Pelops, Peloponneſus genennt ward. Und dieſe einzige Erwehnung des Pelops veranlaſſet die ganze folgende weitläuftige Ausſchweifung zum Lobe dieſes Helden.

[†] Die Fabel erzehlt von dem Tantalus, des Pelops Vater, die Götter hätten ihn ſo ſehr geliebt, daß ſie ihn mit an ihre Tafel gezogen. Einſt als Tantalus die Götter wieder bewirthen wollen, habe er ſeinen Sohn, den Pelops, geſchlachtet, und ihn denſelben vorgeſetzt. Keiner von den Göttern aber habe davon gekoſtet, auſſer Ceres die ein wenig zu heißhungrig, ein Stück von der Schulter verzehret habe. Die Götter hätten hierauf die übrigen Stücke in einen **reinen Keſſel** geworfen, und den Pelops lebendig wieder heraus gezogen, nachdem ſie ihm eine helfenbeinerne Schulter, anſtatt der verſpeißten, gegeben. Dieſer **reine Keſſel** (καθαρος λεβης) iſt es, welchen unſer Ueberſetzer, zwar ſchön, aber etwas zu undeutlich das heilende Erz nennt.

2. Antiſtrophe.

Und dich auf güldenen Roſſen zu des weit angebeteten Zevs hohem Pallaſte trug, wo nicht lange zuvor auch Ganymedes hin zum Jupiter gekommen war. Da aber du verſchwunden, und dich der Mutter kein ſpähender Kundſchafter wiederbrachte, ſtreute ein benachbarter Fürſt neidiſch das Gerücht aus, deine Gliedmaſſen hätten, mit dem Schwerde zertheilt, und beym flammenden Feuer geſotten, den Göttern zur Speiſe gedienet.

2. Epodos.

Aber der Seligen einen unmäßig zu nennen, iſt Unſinn! Ich zittere! — Denn ſchon oft hat die Rache den Läſterer ergriffen.[*] Ward je ein Sterblicher von des Olympus Bewohnern geehret, ſo war es Tantalus. Wiewohl der Größe eines ſo erhabenen Glückes zu ſchwach, bracht ihm ſein Uebermuth einen unbeſiegbaren Jammer; einen drohenden Felſen, den der Vater der Götter über ihn aufhing. Ewig bemüht, ihn von ſeiner Scheitel zu wälzen, irrt von ihm jede Freude weg.

3. Strophe.

Alſo lebt er, mit drey andern Genoſſen ſeiner Quaal, ſein hülfloſes Leben durch, der Unglückſelige! Er entwandte den Himmliſchen, was die Unſterblichen nähret, Nektar und Ambroſia, und gab ſie ſterblichen Gäſten. So betriegt der Menſch ſich ſelber, der ſeiner Thaten eine, der Gottheit zu verbergen hoft. Und des väterlichen Verbrechens wegen, ſandten die Unſterblichen den Pelops zum ſchnellhinwandelnden Volke der Menſchen wieder zurück. Aber da in vollblühender Jugend das zarte Milchhaar ſeine bräunliche Wangen deckte, ſehnte ſein liebendes Herz ſich, nach der Tochter des Herrſchers zu Piſa,

3. Antiſtrophe.

Der erlauchten Hippodamia. Einſam ging er im Dunkeln zum ſchäumenden Meer hin, und flehte dem gewaltigbrauſenden König der Waſſer. Er erſchien ihm; da ſprach er: „Wenn dein Herz, o Nep„tun, gegen die reizenden Gaben der Venus nicht fühllos[**] iſt,“ o ſo

---

[*] Daß Pindar hier auf den Tantalus kömmt, iſt kein neuer Sprung. Sondern es dienet, um die Urſache anzugeben, warum Pelops gleichwohl wieder aus dem Himmel zurückgeſchickt werden.

[**] Wer bey dem Oenomaus, um deſſen Tochter Hippodamia anhielt, mußte ſich gefallen laſſen, ein Wettrennen zu Wagen, mit ihr einzugehen. Der

„hemme des Oenomaus eherne Lanze, bringe mich auf den ſchnellſten „deiner Wagen nach Elis, und gewehre mir den Sieg. Zwar fielen „ſchon dreyzehn der liebenden Jünglinge vor dem Speere des Tyrannen, und immer verſchiebt er die Vermählung der Tochter.

3. Epodos.

„Aber nur der Feige flieht groſſe Gefahren; und da uns einmal „das Verhängniß in das Grab ruft, warum ſollte im Finſtern, von „jeder ſchönen That fern, ein namenloſes Leben uns verzehren? „Nein, dieſe Bahn lauf ich; du aber verleih einen glücklichen Ausgang! — Er ſprachs, und ſeine Bitte rührte den Gott, und ſeinen Muth zu erhöhen, ſchenkte er ihm einen goldnen Wagen, und müdeloſe fliegende Pferde, womit er dem Oenomaus Sieg und Tochter raubte.

4. Strophe.

Sie aber gebahr ihm ſechs Führer der Völker, Söhne, die ſich der Tugend weihten. Izt ruht er, von herrlichen Opfern geehrt, am Ufer des Alpheus; Kämpfe umgeben das Grabmahl, und Schaaren von Fremden ehren ſeinen Altar. Weit glänzt von da die Pracht der Olympiſchen Spiele, und ſeine Rennbahn, wo die Lebendigkeit der Füſſe, und die hoher Arbeit ſich erkühnende Stärke kämpfet. Wer überwindet, der lebt ſein übriges Leben in benigter Heiterkeit hin, denn er beſitzet den Preis.

4. Antiſtrophe.

Der menſchlichen Güter höchſtes iſt, was uns mit jedem kommenden Tage beglükt: und einen ſolchen* ſoll izt, ſo wollen es Piſas Geſetze, mein Aeoliſches Lied krönen. Unter den Sterblichen iſt keiner des Lobes labyrinthiſcher Hymnen würdiger; keiner übertrift ihn an Adel der Seele, oder an herſchender Macht. Eine ſchützende Gottheit iſts, o Hieron, welche mit zärtlicher Sorge wacht, deine Wünſche zu erfüllen. Und entflieht ſie nicht, o ſo will ich bald, das hoffe ich, deinen fliegenden Wagen

---

Vater verſprach ſie dem, der ſie, oder vielmehr den Myrtilus, welcher ſie allezeit führte, einhohlen würde. Wenn aber der Vater, der ihnen auf ſeinem Wagen nachfolgte, ſahe, daß der Freyer ſie nun bald einholen möchte, tödtete er ihn mit ſeinem Wurfſpieſſe.

[*] Den Hiero nehmlich, auf welchen er nunmehr wieder zurück kömmt.

1. Epodos.

Harmoniſcher tönen: ich will auf Chronions[*] ſonnigtem Hügel ſtehen, und mein Lob ſoll einen nie betretenen Pfad wandeln. Schon rüſtet mir darauf die mächtige Muſe den gewaltigſten Pfeil. Der Menſch ſteigt in mannigfaltigen Stuffen empor; aber obenan ſtehen die Throne. Blicke nicht weiter hinaus! Auf dieſer Höhe ſey dir vergönnt, deine Tage zu vollenden, und mir, an der Seite ſolcher Sieger zu ſeyn, unter den Griechen überall bekannt, durch meine Weisheit!

Die Fortſetzung künftig.

XV. Den 12. April. 1759.

Beſchluß des ein und dreyßigſten Briefes.

Der Olympiſchen Oden des Pindars vierte.

An den Pſaumis, von Kamarina.[**]

Strophe.

Schwinger des raſtlos fliegenden Donners, Zevs, Höchſter! — Denn mich haben deine zirkelnden Stunden mit dem mannigfaltigen Liede der Cither, zum Zeugen deiner erhabenſten Kämpfe geſandt; und der ſüſſen Bothſchaft vom Glücke der Freunde freuen ſich Edele. — Ja, Sohn des Saturnus, der du den Aetna beherrſcheſt, dieſe ſtürmiſche Laſt des gewaltigen hundertköpfigen Typhons,[***] empfange den Grazien zu Liebe, vom Sieg Olympiens meinen Geſang.

Antiſtrophe.

Dieſes ewig dauernde Licht herrlicher Thaten! Denn er kömmt mein Geſang, hoch auf dem Wagen des Pſaumis, der mit Piſas Oelzweig umkränzt, daher zu Kamarinas Triumph eilet. — Alſo höre die Gottheit auch die übrigen ſeiner Wünſche! — Denn Er, den ich lobe, nähret dem Alpheus glänzende Pferde; Mengen der Wanderer nimmt freudig ſein Haus auf, und rein liebt des Patrioten Seele die Ruhe des Staats. — Keine Dichtung färbe mein Lob! Die Erfahrung iſts, die Sterbliche richtet.*

---

[*] Ein Berg in der Gegend, wo die Olympiſche Spiele gehalten wurden. Er hatte von dem Saturnus ſeinen Namen, weil dieſer mit dem Jupiter um die Herrſchaft des Himmels auf ihm gekämpft.

[**] Als er auf dem vierſpännigen Wagen den Preis erhielt. Kamarina war eine Stadt in Sicilien. Der Dichter weihet dem Jupiter ſeinen Geſang, weil dieſem die Olympiſchen Spiele heilig waren, deren alle vier Jahre wiederkommende Zeit er die **zirkelnden Stunden des Zevs** nennet.

[***] Jupiter donnerte dieſen Rieſen, der den Himmel mit erſtürmen wollte, zu Boden, und wälzte den Aetna über ihn.

Epodos.

Sie entriß den Sohn des Klymenus dem Hohne der Töchter Lemnos. — In ehernen Waffen lief er, und ſiegte; da ſprach er, als er zur Krone gieng: „Der bin ich, Königin! Dieſer Geſchwindigkeit „gleichen Arm und Herz. Aber auch jungen Helden entſproſſen oft „graue Haare, und eilen ihrem Alter zu ſchnell vor.

Der Olympiſchen Oden des Pindars eilfte.

An den Ageſidamus, den Locrier.**

Strophe.

Nach Winden ſchmachtet der Schiffer oft, und der Landmann nach Regen, den himmeltränfelnden Söhnen der Wolken. — Aber wem Heldenarbeit gelang, dem ſind honigtriefende Hymnen Quellen des Nachruhms, und ein Pfand der Unſterblichkeit erhabener Thaten.

Antiſtrophe.

Unerreichbar dem Neid iſt dieſes Lob Olympiens Siegern geweiht; und gern breitet es mein williger Mund aus! Aber durch Gott blühen in der dichteriſchen Bruſt ſtets weiſe Gedanken. — Alſo ſoll itzt, — vernimm es, Sohn des Archeſtrats; denn deine Fauſt überwand! —

---

* Und dieſe Wahrheit erläutert er durch das folgende Beyſpiel. Erginus, der Sohn des Klymenus, war einer von den Argonauten; und als dieſe auf Lemnos landeten, traf es ſich, daß gleich die Königin Hypſipyla, zum Andenken ihres verſtorbenen Vaters, Ritterſpiele halten ließ. Als nun die Argonauten dazu eingeladen wurden, machte ſich Erginus unter die **bewaffneten Wettrenner**; und weil er bereits graue Haare hatte, ob er gleich ſo alt noch nicht war, lachten die Lemniſchen Zuſchauerinnen über ſein kühnes Unterfangen. Unterdeß lief er doch, kam ſelbſt dem Calais und Zetes, den Söhnen des Boreas, zuvor, und erhielt zum groſſen Erſtaunen derer, die vorhin über ihn gelacht hatten, den Preis. — — Ob es nöthig ſey, mit den Auslegern des Pindars, dieſem Beyſpiele zu Folge anzunehmen, daß auch Pſaumis, an den dieſe Ode gerichtet, in ſeinen jungen Jahren bereits graue Haare gehabt, weis ich eben nicht.

** Dieſe Ode iſt bey dem Pindar, als eine Zulage gleichſam zu der vorhergehenden zehnten Ode, an eben dieſen Ageſidamus, anzuſehen, deſſen Sieg zu beſingen der Dichter gleich anfangs verſprochen hatte. Weil ihm aber dieſes Verſprechen entfallen war, und er es erſt eine ziemliche Zeit nachher, mit der gedachten zehnten Ode erfüllte, ſo ſchrieb er dieſe eilfte noch eben darein, und nennte ſie auch ſelbſt τοκος, die Zinſe

Epodos.

Meine tonvolle Leyer den Kranz des goldnen Oelzweiges ſingen, der deine Scheitel ſchmückt, und die angeſtammte Tugend der weſtlichen Locrier. Daſelbſt, ihr Muſen, führet feſtlich den Tanz auf! — Nicht ein unwirthbares Volk, euch ſchwör ichs, beſucht ihr, noch ungeübt im Gefühle des Schönen: ſondern ein Volk, tiefſinniger Weisheit und kriegeriſchen Muths voll. — Denn Sitten, die die Natur gab, wandelt weder der feurige Fuchs, noch der mächtig brüllende Löwe.

Fll.

Zwey und dreyßigſter Brief.

Sie erinnern ſich doch, daß vor einigen Jahren in dem unterirdiſchen Herkulano eine kleine Bibliothek gefunden ward? Einem Gelehrten in Neapolis iſt es gelungen, eine von den griechiſchen Handſchriften derſelben zu entwickeln, und das Glück hat gewollt, daß es die Ερωτοπαιγνια des Alciphrons ſeyn müſſen. Der Herr von D * * der ſich itzt in Neapolis aufhält, hat Gelegenheit gehabt, ein Stück daraus abzuſchreiben, und hat es nach Deutſchland geſchickt. Hier iſt es einem von unſern beſten Dichtern in die Hände gefallen, der es ſo vortreflich gefunden, daß er folgende Ueberſetzung davon gemacht. Es iſt das achtzehnte Erotopaignion in der Ordnung, und überſchrieben:

„Die Grazien.

„Als an einem Frühlingsabende ſich die drey Grazien neben einem „Walde in acidaliſchen Quellen beluſtigten, verlohr ſich plötzlich Aglaja, „die Schönſte der Grazien. Wie erſchracken die Töchter der Anmuth, „als ſie Aglajen vermißten! Wie liefen ſie durch die Bäume und ſuch„ten und riefen:

„So ängſtlich bebt auf Manethuſer Saiten
„Der zärtſte Silberton.
„Aglaja! — rief der Silberton.
„Aglaja! — half der Nachhall ſanft verbreiten.
„Umſonſt! Aglaja war entflohn.
„Ach, Pan ſchlich längſt ihr nach! Der Frevler hat ſie ſchon!
„Ach, Acidalia! blick her von deinem Thron!
„Soll ſie nach langen Ewigkeiten,
„Nur itzt nicht länger uns begleiten?

„Zwo Grazien ſind aller Welt zum Hohn;
„Und ach! die dritte hat er ſchon! —
„So klagten ſie. Umſonſt! Aglaja war entflohn.

„Nun ſchlichen ſie an den Büſchen herum, und ſchlugen leiſe an die
„Blätter und flohen nach jedem Schlage furchtſam zurück.

„Denn ſtellten ſie ſich gleich, den Räuber auszuſpähn,
„So zitterten ſie doch für Furcht, ihn nur zu ſehn.

„Endlich kamen ſie an ein Roſengebüſche, das meine Chloe verſteckte —
„und mich. Chloe ſaß vor mir, ich hinter Chloen.

„Izt bog ich ſchlau an ihrem Hals mich langſam über,
„Und ſtahl ihr ſchnell ein Mäulchen ab;
„Izt bog ſie unvermerkt den Hals zu mir herüber,
„Und jedes nahm den Kuß auf halbem Weg ſich ab,
„Denn jedes nahm und jedes gab.

„In dieſem Spiele überraſchten uns die Grazien, und ſie lachten laut,
„da ſie uns küſſen ſahen, und hüpften fröhlich zu uns herbey. Da
„iſt Aglaja! — riefen ſie. Die Schalkhafte! — Du küſſeſt, da wir
„unruhig herumirren, und dich nicht finden können? — Und izt liefen
„ſie mit meiner Chloe davon.

„Was! rief ich, loſe Räuberinnen!
„Wie ſollte ſie Aglaja ſeyn?
„Ihr irrt euch ſehr, ihr Huldgöttinnen!
„Für Grazien iſt das nicht fein!
„Gebt Chloen mir zurück! Betrogne, ſie iſt mein!

„Doch die Grazien hörten mich nicht, und liefen mit meiner Chloe da-
„von. Zornig wollte ich ihnen nacheilen, als plötzlich Aglaja hinter
„einer Buche hervortrat, und mir winkte, und freundlich lächelnd alſo
„zu mir ſprach:

„Warum willſt du zu Chloen eilen?
„Beglückter Sterblicher, Aglaja liebet dich.
„Küß izt einmal ſtatt Chloen mich;
„Wünſch nicht dein Mädchen zu ereilen:
„Ich, eine Göttin, liebe dich.

„Schüchtern ſah ich die Huldgöttin an.

„Auf ihren Wangen ſprach Entzücken,
„Und Jugend und Gefühl aus den verſchämten Blicken.

„Gefährliche Reizungen! — Aber mit dreiſter Hand ergriff ich die

„Huldgöttin, führte ſie zu ihren Schweſtern, und ſprach: Hier iſt
„Aglaja, ihr Grazien —

„O Chloe, meine Luſt, mein Glück!
„Gebt meine Chloe mir zurück!
„Iſt dieß Aglajens Mund und Blick?
„Da! nehmt die Huldgöttin zurück!

Nun, was ſagen Sie hierzu? O, Sie ſind entzückt. — Welche allerliebſte, kleine Erdichtung! Nie hat ein Dichter ſein Mädchen mehr erhoben! Nichts kann feiner ſeyn! Nichts zärtlicher! O die Griechen! die Griechen! — — Kommen Sie zurück aus ihrer Entzückung! Ich habe Sie hintergangen. Der Gelehrte in Neapolis hat nichts entwickelt; Alciphron hat keine Ερωτοπαιγνια geſchrieben; was Sie geleſen, iſt nicht aus dem Griechiſchen überſetzt; die Grazien ſind ein urſprüngliches Werk eines Deutſchen. Streichen Sie die *Manethuſer* Saiten, gleich zu Anfange, nur weg, und ſetzen *Cremoneſer* Saiten dafür; denn ſo ſagt der Dichter, und ich mußte dieſe geringe Spur des Modernen vor ihren Augen verbergen.

Aber, höre ich Sie fragen, warum ſollte ich denn nun hintergangen werden? Darum! Würde ich ihre Neugier wohl rege gemacht haben, wenn ich Ihnen gerade zu geſchrieben hätte: In Leipzig ſind vor kurzem vier kleine Bogen heraus gekommen, unter der Aufſchrift, *Tändeleyen*. — — *Tändeleyen?* würden Sie gerufen haben. Warum thun wir Deutſchen doch das ſo gern, wozu wir am wenigſten aufgelegt ſind? — Vergebens hätte ich hinzu geſetzt: aber es ſind artige Tändeleyen; ſie werden den Verfaſſer auf einem ganz eigenen Pfade finden; ſie ſind eines *Greſſet* würdig! Sie hätten mir aufs höchſte geglaubt, und — es dabey bewenden laſſen.

Aber nun biete ich Ihnen Trotz, es dabey bewenden zu laſſen. Denn ich muß Ihnen nur ſagen, daß alles, was die vier Bogen enthalten, in dem nehmlichen Geſchmacke und faſt von gleichem Werthe iſt. Sie werden ſie ganz leſen; laſſen Sie doch ſehen, ob unſere Urtheile zuſammen treffen. — Nach den obigen Grazien, hat *Amors Triumph*, und *der Geſchmack eines Kuſſes* meinen vorzüglichen Beyfall. Nächſt dieſen haben mich die *Kriegsliſt des Amors, an den Maler, die Ode*, und

Bacchus und Amor am meiſten vergnügt. Die Kennzeichen der Untreue wollen mir wegen des Bärtchens nicht gefallen; der Scherz iſt zu bürgerlich. In dem Stücke an Chloen iſt mir der Alp zuwider; und wenn der erzürnte Jupiter zu ſeiner untreuen Nymphe ſagt:

Geh hin, und ſey ein Alp, buhl und erweck nur Grauen!

ſo ſtraft er uns arme Schlafende mehr, als die Nymphe. In dem verliebten Wunſche iſt mir die Vermiſchung der alten Mythologie und des Geiſterſyſtems nach dem Gabalis anſtößig. Dieſe und einige andere Stücke hätte ich, wenn ich an des Verfaſſers Stelle geweſen wäre, zurückbehalten, und die einzeln Schönheiten derſelben zu beſſern Ganzen verſparet. So würde ich mir zum Exempel den Anfang von den gedachten Kennzeichen der Untreue heilig aufbewahret haben, bis ich einen edlern Schluß dazu gefunden hätte; denn ſo wie dieſes Stück izt iſt, kömmt es mir nicht anders vor, als eine antique verſtümmelte Bildſäule, die ein neuer Steinmez zu ergänzen gewagt. Betrachten Sie nur:

„Amor fliegt mit Schmetterlingen,
„Um in frohem Wechſelſtreit
„Sich den Preis der Schnelligkeit
„Vor den Thierchen zu erringen:
„Doch er fällt aus Müdigkeit
„Schnell in einen Bach und ſchreyt.

„Ich Jüngling lief eilig hinzu, hob ihn ſanft aus dem Waſſer heraus,
„und trocknete ſeine naſſen Flügel, und erwärmte ihn in meinem Bu-
„ſen. Nun dankte mir Amor freundlich, und ſprach: Lieber Jüngling,
„du haſt den Amor gerettet: womit ſoll ich deine Großmuth vergel-
„ten? — Erhalte mir meine Chloe getreu; antwortete ich. — O
„Jüngling, rief er, was bitteſt du? Steht es in der Gewalt des
„Amors, die Liebe in den Herzen der Mädchen einzuſchränken? —
„Da ſchlug ich die Augen nieder, und ſeufzte. Aber der reizende
„Sohn der Cythere ermunterte mich wieder: Seufze nicht, Jüngling!
„Amor kann deine Bitte wenigſtens zum Theil erfüllen. —

So weit geht alles gut! Wie geſagt, ein ſchöner antiquer Rumpf; aber nun — welch ein gothiſcher Kopf iſt darauf geflickt! — „Sobald Chloe einen andern als dich küßt, ſoll ſchnell ein

„Bärtchen aus ihrer Lippe hervor keimen, zum Merkmal, daß ſie dir „untreu iſt. — So ſagte Amor. —

„Nun, Chloe, wirſt du dich wohl ſcheun. —
„Ich würde den Verrath auf deiner Lippe ſehen. —
„Manch holdes Mädchen ſchon ſeh ich mit Bärten gehen:
„Sie müſſen wohl nicht treu geweſen ſeyn.

Ach nicht doch! Sie müſſen keinen Bart haben, die holden Mädchen, ſie mögen uns treu ſeyn oder nicht! Fll.

XVI. Den 19. April. 1759.

Drey und dreyßigſter Brief.

Ja wohl iſt der Verfaſſer der Tändeleyen, wenn dieſe ſein erſter Verſuch ſind, ein Genie, das ſehr viel verſpricht! Aber auch darinn haben Sie Recht: Das Lied eines Mohren hätte ihm nicht entwiſchen ſollen. Es iſt nicht allein das ſchlechteſte Stück in ſeiner Sammlung; es iſt an und vor ſich ſelbſt ſchlecht. — Lied eines Mohren! Und der Mohr iſt faſt nirgends als in der Ueberſchrift zu finden. Aendern Sie das einzige ſchwarze Mädchen und die Cederwälder, ſo kann es ein Kalmucke eben ſo wohl ſingen, als ein Mohr.

Wie weit iſt er hier unter ſeinem Muſter geblieben! Denn wer ſieht nicht ſo gleich, daß ſein Mohrenliedchen, eine Nachahmung des vortreflichen Liedes eines Lappländers, in den neuen Gedichten des Verfaſſers des Frühlings, ſeyn ſoll? In dieſem ſcheinet überall die Scene durch, wo es geſungen wird, und überall der, der es ſingt.

— — In den zerſtörten Haaren
Hängt mir ſchon Eis.
— —
So will ich bald an Grönlands weiſſen Küſten
Nach Zama ſchreyn.
— —
Die lange Nacht kömmt ſchon ꝛc.

Und wie ungekünſtelt, wie wahr iſt alles, was der Lappländer ſpricht; dahingegen der Mohr mit unter Non-Senſe plaudert. Z. E.

Ich will an ihre Bruſt mich legen,
Das kleinſte Röcheln ſpähn, und horchen, wie ſie ſchlägt;

Dann ſoll mein Herz mit ſeinen ſtärkern Schlägen
Den Aufruhr bändigen,
Der ſich in ihrem Buſen regt.

Die ſtärkern Schläge ſeines Herzens ſollen den Aufruhr bändigen, der ſich in dem Buſen ſeines Mädchens regt! — Zwar vielleicht hat der Dichter mit dieſem Zuge das verbrannte Gehirn des Mohren bemerken wollen. Und alsdenn habe ich nichts dagegen.

Aber wieder auf das Lied des Lappländers zu kommen. Es giebt ein wirklich Lappländiſches Lied, welches der Herr von Kleiſt bey dem ſeinigen vor Augen gehabt zu haben ſcheinet. Sie können es bey dem Scheffer in dem fünf und zwanzigſten Hauptſtücke ſeiner Lapponia finden. Schade, daß ich das Buch nicht gleich bey der Hand habe! Sie ſollten mit Vergnügen ſehen, daß die Nachahmungen eines ſolchen Meiſters, Verbeſſerungen ſind.

Sie würden auch daraus lernen, daß unter jedem Himmelsſtriche Dichter gebohren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht geſitteter Völker ſind. Es iſt nicht lange, als ich in Ruhigs Littauiſchem Wörterbuche blätterte, und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über dieſe Sprache, eine hierher gehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte. Einige Littauiſche Dainos oder Liederchen, nehmlich, wie ſie die gemeinen Mädchen daſelbſt ſingen. Welch ein naiver Witz! Welche reizende Einfalt! Sie haben in dem Litthauiſchen Wörterbuche nichts zu ſuchen: ich will Ihnen die zwey artigſten alſo nach Ruhigs Ueberſetzung, daraus abſchreiben:

Erſte Daina.

Abſchied einer heyrathenden Tochter.

1.

„Ich habe aufgeſagt meinem Mütterlein, ſchon vor der Helfte des
„Sommerleins.

2.

„Such, Mütterlein, dir ein Spinnerlein; ein Spinnerlein und
„Weberin.

3.

„Ich habe gnug geſponnen das weiſſe Flächslein; gnug gewürket
„feine Leinwandlein.

4.

„Ich habe gnug zerſchauert die weiſſen Tiſchlein; ich habe gnug
„gefeget die grünen Gehöftlein.

5.

„Ich habe gnug gehorcht meinem Mütterlein; ich muß nun auch
„horchen meinem Stiefmütterlein.

6.

„O du Kränzlein von grünem Rautelein! Du wirſt nicht lange
„grünen auf meinem Häuptelein.

7.

„Meine Haarflechten von grünem Seidelein, ihr werdet nicht mehr
„funkeln im Sonnenſchein.

8.

„Mein Haarlein, mein gelbes Haarlein, du wirſt nicht mehr herumflattern
„vom Wehen des Windes.

9.

„Ich werde beſuchen mein Mütterlein, nicht mit einem Kranze,
„ſondern gehaubet.

10.

„O mein feines Häubelein! Du wirſt noch ſchallen vom Winde geblaſen.

11.

„Mein ausgenehtes und buntes Arbeitlein, ihr werdet noch ſchimmern
„bey der heiſſen Sonnen.

12.

„Meine Haarflechtlein von grünem Seidelein, ihr werdet an der
„Wand hangen und mir Thränen machen.

13.

„Ihr meine Ringelein, ihr güldenen, ihr werdet im Kaſten liegen
„und roſten!

Zweyte Daina.

Eine Tochter hatte ihren Geliebten begleitet.

1.

„Früh Morgens im Morgelein ging das Sonnlein auf, und unter
„den Glasfenſterlein ſaß das Mütterlein.

2.

„Ich wollte dich fragen, Töchterlein, wo biſt du herumgegangen?
„Und wo hat dein Kränzelein das Nebelein befallen?

3.

„Früh, im frühen Mergelein, ging ich nach Waſſerlein, und da
„hat mein Kränzelein das Nebelein befallen.

4.

„Das iſt nicht wahr, Töchterlein, das ſind keine wahren Wörte
„lein! Gewiß, du haſt dein Knechtlein über Feld begleitet.

5.

„Ja, das iſt wahr, Mütterlein, das ſind wahre Wörtelein: Ich
„hab mit meinem Knechtelein ein Wörtlein geredet.

Die häuffigen Diminutiva, und die vielen Selbſtlauter, mit den Buchſtaben l, r und t untermengt, ſagt Ruhig, machen die Sprache in dieſen Liedern ungemein lieblich. Der fromme Mann entſchuldiget ſich, daß er dergleichen Eitelkeiten anführe; bey mir hätte er ſich entſchuldigen mögen, daß er ihrer nicht mehrere angeführt. Fll.

XVII. Den 26. April 1759.

Sechs und dreyßigſter Brief.

Bald werden wir einen von unſern beſten alten Dichtern, wieder unter uns aufleben ſehen. Zwey hieſige Gelehrte, arbeiten an einer neuen Ausgabe des Logau. — Es kann leicht ſeyn, daß ich Ihnen hier einen ganz unbekannten Mann nenne. Dieſer Zeitverwandte, und Landsmann des groſſen Opitz, iſt, wie es ſcheinet, nie nach Verdienſt geſchätzt worden; und noch ein halbes Jahrhundert hin, ſo wäre es vielleicht ganz um ihn geſchehen geweſen. Kaum, daß unſere neuen Kunſtrichter und Lehrer der Poeſie ſeinen Namen noch anführen; weiter führen ſie auch nichts von ihm an. Wie viel vortrefliche Beyſpiele aber hätten ſie nicht aus ihm entlehnen können! Und würden ſie es wohl unterlaſſen haben, wenn ſie dergleichen bey ihm zu finden geglaubt hätten? Sie hatten ihn alſo nie geleſen; ſie wußten nicht, was an ihm war; und es wird ſie ohne Zweifel befremden, wenn ſie nun bald einen von unſern größten Dichtern in ihm werden erkennen müſſen.

Es iſt nur zu bedauern, daß ſich Logau bloß auf eine, und noch dazu gleich auf die kleinſte Dichtungsart eingeſchränkt hat! Denn er iſt wenig mehr als Epigrammatiſt. Doch in

Anſehung der Menge von Sinngedichten, der erſte unter allen; und einer von den erſten, in Anſehung der Güte derſelben. Er hat deren im Jahr 1654 einen Band von nur drey tauſend drucken laſſen, und mehr als ein halbes Tauſend zugegeben. Nun ſetzen Sie — und für dieſe Berechnung kann ich allenfalls ſtehen, — daß ein Neuntheil davon vortreflich, ein Neuntheil gut, und noch ein Neuntheil erträglich iſt; und ſagen Sie mir, ob er unter den guten Sinndichtern nicht wenigſtens der Unerſchöpfliche genennt zu werden verdienet?

Aber wie vortreflich, werden Sie fragen, ſind denn die Stücke aus dem guten Neuntheil? — Einige Exempel werden es zeigen. Ich will aber dem ehrlichen Logan nichts vergeben wiſſen, wenn ich allenfalls nicht die beſten Exempel wehlen ſollte.

Logan lebte in der unglücklichen Zeit des dreyßigjährigen Krieges. Was Wunder alſo, wenn ein groſſer Theil ſeiner Sinngedichte den Krieg, und die ſchrecklichen Folgen deſſelben zum Inhalte hat? Hier ſchrieb der Dichter aus der Fülle ſeines Herzens, und es gelang ihm immer vortreflich. Sehen Sie nur!

Der verfochtene Krieg. [ſ. Band V, S. 132.]
Des Krieges Raubſucht. [S. 120.]
Krieg und Hunger. [S. 114.]
Eine Heldenthat. [S. 112.]
Vereinigung zwiſchen Jupiter und Mars. [S. 137.]

Verzeihen Sie, Dichter und Soldat, es immer dem unſoldatiſchen Dichter, wenn er etwa die ſchlimme Seite des Krieges und der Krieger allzuſehr übertrieben hätte. Seine Uebertreibungen ſind ja ſo witzig! — Aber ſo witzig Logan iſt, ſo zärtlich, ſo fein, ſo naif, ſo galant kann er auch ſeyn!

Frage. [ſ. Band V, S. 188.]
Ueber das Fieber einer fürſtlichen Perſon. [S. 110.]
Grabſchrift eines lieben Ehegenoſſen. [S. 110.]
Ein junges Mädchen, und ein alter Greis. [S. 180.]

Und was kann anakreontiſcher ſeyn, als folgende allerliebſte Tändeleyen?

Von einer Biene. [ſ. Band V. S. 181.]
Von einer Fliege. [S. 191.]

Noch ſind ein groſſer Theil von Logaus Sinngedichten zwar weiter nichts, als moraliſche Sprüche; aber mit einer meiſterhaften Kürze, und ſelten ohne eine ſinnreiche Wendung ausgedrückt. J. E.

Der Tugend Lohn. [ſ. Band V, S. 129.]
Reichthum. [S. 194.]
Ein unruhiges Gemüth. [S. 207.]
Verleumdung. [S. 227.]

Ich werde Ihnen von der neuen Ausgabe dieſes Dichters mehr ſagen, ſo bald ſie wird zu haben ſeyn. L.

XIX. Den 10. May. 1759.

Neun und dreyßigſter Brief.

Ich muß Ihnen von einem Werke Nachricht geben, das bereits 1757 in Baſel herausgekommen, hier aber wenig bekannt geworden iſt. Der Titel heißt: *Vier auserleſene Meiſterſtücke ſo vieler engliſchen Dichter: als, Priors Salomon, Popens Meßias, Youngs jüngſter Tag, Glovers Leonidas. Welchem annoch beygefügt ſind, Popens Verſuch von dem Menſchen, und deſſelben Hirtengedichte. Alles, ſeiner Vortreflichkeit wegen, aus der Urſprache in deutſchen hexametriſchen Verſen überſetzt.*[*]

Priors Salomon iſt von dieſen Meiſterſtücken das einzige, welches hier zum erſten male in unſerer Sprache erſcheinet: die übrigen alle haben wir ſchon längſt verſchiedentlich überſetzt leſen können. Zwar nur in Proſa; aber ſind Schweitzeriſche Hexameter nicht auch Proſa.

Prior iſt einer von den Lieblingsdichtern der groſſen Welt, in der er ſelbſt keine geringe Rolle bey ſeinem Leben ſpielte, ob ihn gleich ſeine Geburt zu den niedrigſten Geſchäften verdammt zu haben ſchien. Kein engliſcher Dichter übertrift ihn an Reinigkeit der Sprache, an Wohlklang, an leichtem Witze, an naiver Zärtlichkeit. Unſer *Hagedorn* hat ihn oft glücklich nachgeahmet; und ihn hätte ich wohl das *Nußbraune Mädchen* mögen nacherzehlen hören.

---

[*] Bey J. J. Schorndorf in groß Octav.

Aber eben dieſer luſtige, verliebte Prior iſt auch der Verfaſſer eines ſehr ernſthaften Werkes. Die edeln Bilder, die tiefſinnigen Anmerkungen über der Menſchen Thun und Laſſen, und die vortreflichen Lebensregeln, die man in den Sprüchen, in dem Prediger, und in den übrigen Büchern antrift, welche gemeiniglich dem Salomon zugeſchrieben werden, hatten ihn gerührt, und er glaubte den Stof zu einer weit beſſern Gattung von Gedichten darinn zu finden, als jemals die griechiſche, lateiniſche, oder irgend eine neuere Sprache hervorgebracht hat. Er nahm ſich daher vor, aus dieſem unerſchöpflichen Schatze, der, für alle Ordnung zu groß, in einer prächtigen Verwirrung über einander gehäuſt liegt, diejenigen Anmerkungen und Sprüche zu ſammeln und auszuführen, welche den groſſen Satz zu beweiſen dienen, den ſich der Prediger gleich Anfangs zum Grunde legt: Es iſt alles ganz eitel!

Und hieraus entſtand ſein Salomon; ein Gedicht, in welchem der Held deſſelben beſtändig das Wort führet. Die Materie ſonderte ſich von ſelbſt in drey Theile ab, woraus der Dichter ſo viel Bücher machte. In dem erſten wird die Eitelkeit unſerer Erkenntniß; in dem zweyten die Eitelkeit der Wollüſte, und in dem dritten die Eitelkeit der Macht und Gröſſe gezeiget.

Mehr braucht es nicht, Ihnen dieſes Gedicht wieder ins Gedächtniß zu bringen, welches Sie ohne Zweifel einmal werden geleſen haben, aber auch wohl ſchwerlich mehr als einmal. Prior iſt hier nicht in ſeiner Sphäre. Sein Salomon iſt nicht der ſpruchreiche Zweifler mehr, der uns ſo viel zu denken giebt; er iſt zu einem geſchwätzigen Homileten geworden, der uns überall alles ſagen will. Auch hat der Dichter nicht im geringſten die orientaliſche Denkungsart anzunehmen gewußt; ſein weiſer Hebräer ſpricht wie ein ſophiſtiſcher Grieche. —

Doch Sie werden nicht ſowohl mein Urtheil über das Original, als über die Ueberſetzung zu wiſſen verlangen. Man muß, überhaupt zu reden, den Ueberſetzungen, die uns aus der Schweitz kommen, das Lob laſſen, daß ſie treuer und richtiger ſind als andere. Sie ſind auch ungemein reich an guten nachdrücklichen Wörtern, an körnichten Redensarten. Aber bey dem allen ſind ſie unangenehm zu leſen, weil ſelten eine Periode ihre gehörige Rundung und die Deutlichkeit hat, die ſie durch die natürliche Ordnung ihrer Glieder erhalten muß. Daß aber der Hexameter ihnen zur Vermeidung dieſes Fehlers nichts hilft, mögen Sie aus folgender Probe ſehen; es iſt der Anfang des ganzen Gedichts.

Kommt, ihr Kinder der Menſchen, in geziemender Andacht,
Hört was der Prediger ſpricht, und glaubet euerem Freunde,
Den die ernſthafte Muſe mit den Gedanken begeiſtert.
Alles ſey eitel, was wir thun, und was wir gedenken:
Daß wir in dieſer Pilgrimſchaft von ſiebenzig Jahren,
Ueber gefährliche Felſen und durch Thäler der Thränen
Stets getrieben, in der wilden Irre herumgehn,
Durch die Arbeit ermüdet, und das Ende doch fürchtend;
Daß wir alle von Mutterleibe an, ſonſt von nichts wiſſen,
Als von Thorheit, Leidenſchaft, Arbeit, Unruh, und Sorgen;
Daß uns erſt bey dem herannahenden Tode die Wahrheit
Deutlich ſeyn wird, von welcher ich nunmehr tiefſinnig ſinge:
Wir gehn nach falſchen Freuden, und leiden wirkliche Uebel.

Ich will den ſehen, der dieſe Periode gehörig conſtruiren und interpunctiren kann. Wo kömmt z. E. in der vierten Zeile das daß her? Wenn es mit dem vorhergehenden binden ſollte, hätte es in der dritten Zeile heiſſen müſſen: daß alles eitel ſey; und alsdenn würden die übrigen daß natürlich auf einander folgen.

Was die Hexameter ſelbſt anbelangt, ſo können leicht keine nachläßigern in der Welt ſeyn. Es iſt, als ob ſich der Verfaſſer das ausdrückliche Geſetz gemacht hätte, den männlichen Abſchnitt nicht ein einziges mal zu beobachten. Er geht durch alle mögliche Veränderungen der Scanſion, und nur in die einzige wohlklingende fällt er nie anders, als von ohngefehr und mit einem Fehler. Ich will eine Stelle aus der Rede der Aegyptierin, im zweyten Buche, zum Exempel anführen. Ich wehle dieſe Stelle, um Sie zugleich an eine von den mahleriſchſten Phantaſien wieder zu erinnern, die ich jemals bey einem Dichter geleſen habe. Die ſchöne Sklavin weigert ſich die Liebe des Salomo anzunehmen, und ſagt unter andern:

Dieſe Künſte ſelbſt werden dir hier nicht gelingen;

Ich bin ſeit langem eines andern Liebe beſtimmet.
Jenſeit den grauſamen Grenzen des Landes, das dir gehorchet,
Schon in meinem Lande ſchwur ich einem Geliebten,
Der mir gleich iſt, Treue zu; und er ſchwur mir ein gleiches:
Und wir glaubten freudig, daß wir die Wahrheit geſchworen.
Unſere beyderſeitigen Worte fuhren gen Himmel;
Die geſchäftigen Engel legten ſie in die Wagſchalen,
Fanden ſie gültig, ſchlugen freudig die Flügel, und ſchrieben
Was wir feyrlich geſprochen, in die ewige Rolle.

Der einzige zweyte Vers hat den gefälligen Abſchnitt, den Virgil unter neun Verſen gewiß immer achtmal beobachtet; aber wie hat er ihn?

Ich bin | ſeit lan|gem

Und dergleichen grobe Verſtoſſungen wider die Quantität ſind in allen Zeilen.

Doch erlauben Sie mir, Ihnen auch durch eine Vergleichung zu zeigen, wie wäßrig, matt, weitſchweiſig überhaupt die Sprache dieſes Hexametriſten iſt. Ich will die vortrefliche proſaiſche Ueberſetzung, die uns Herr Ebert von dem Leonidas* gegeben hat, dazu brauchen. Ich bleibe bey der erſten der beſten Seite ſtehen, ſo wie das Buch auffallen will. — Es iſt die Rede des Leonidas, nachdem Agis den Ausſpruch des Delphiſchen Phöbus der Verſammlung eröfnet hatte, daß die Perſer ſiegen würden, wo nicht ein König, der vom Herkules abſtamme, Lacedämon durch ſeinen Tod mit Trauern erfülle.

„Woher dieſes Erſtaunen auf jedem Geſichte, ihr Männer „von Sparta? Zeuget der Name des Todes dieſe Furcht und „Verwunderung? O meine Freunde! Warum arbeiten wir durch „die ſteilen Wege, welche zur Tugend leiten? Fruchtlos wäre „die Arbeit, der entfernte Gipfel wäre von menſchlichen Füſſen „nicht zu erreichen, wenn die Furcht des Todes unſere Reiſe „unterbrechen könnte. Aber vergebens nimmt er ſeine finſterſten Runzeln und Schrecken an, um die Feſtigkeit einer Seele „zu erſchüttern, welche weiß, daß ein Leben dem die Tugend „mangelt, Mühſeligkeit und Elend iſt; daß ſelbſt die Tugend

---

* Im erſten Stücke der Sammlung vermiſchter Schriften.

„trauert, wenn ihr die Freyheit mangelt, und nach der Glückſeligkeit vergebens herumſieht. Sprich alſo, o Sparta, und fordere mein Leben; mein Herz jauchzt deinem Rufe entgegen, und lächelt das rühmliche Schickſal an. Mit Ruhm zu leben erlauben die Götter vielen; aber mit gleichem Glanze zu ſterben, das iſt ein Glück, welches der Himmel von allen den beſten Gütern des Geſchicks ausließt, und mit ſparender Hand nur wenigen ſchenket.

Das war Proſa, und nun hören Sie Poeſie!

Warum ſitzt denn nun das Schrecken auf jedem Geſichte,
O ihr Männer von Sparta! Kann der Name des Todes,
Solche Furcht und Wunder erwecken? O theuerſte Freunde!
Warum dringt ihr euch mühſam durch die beſchwerlichen Pfade,
Die zur Tugend führen? Umſonſt wäre die Arbeit,
Und der entfernte Gipfel wäre für menſchliche Füſſe
Allzu ſehr erhaben, wenn die Furcht vor dem Tode
Uns den Durchgang verſagte. Nein, er bedient ſich vergeblich
Seines grimmigen Anblicks, ſeiner ſchwärzeſten Schrecken,
Um ein Herz in Kleinmuth zu ſetzen, dem es bekannt iſt
Daß die Tugend weine, wenn die Freyheit dahin iſt,
Als um eine Sache, die ſie einzig beglücket.
Rede denn frey, o Sparta! ſprich, und fordre mein Leben.
Ja mein frohes Herz giebt es willig, wenn du es forderſt,
Und wünſcht einen herrlichen Tod. Mit Ruhm zu leben,
Haben die Götter vielen gewähret; rühmlich zu ſterben
Iſt ein edlerer Seegen; aus der Fülle der Gnaden,
Die das Schickſal beſitzet, hat ihn der Himmel gewählet;
Er iſt ſparſam damit, und hat ihn nicht vielen gegeben.

Man ſollte darauf ſchwören, der Schweizer habe die Ebertſche Ueberſetzung vor ſich gehabt, und mit Fleiß alle nachdrückliche Wörter, alle kürzern und edlern Wendungen verändert, um ein Beyſpiel von dem Gegentheile deſſen, was ich oben von den ſchweizeriſchen Ueberſetzungen überhaupt gerühmt habe, zu geben. Welches ſpricht die Proſa, und welches die Poeſie? **Warum ſitzt denn nun das Schrecken, oder Woher dieſes Erſtaunen? Sich durch beſchwerliche Pfade mühſam dringen, oder ſich durcharbeiten?**

Nein, wahrlich, nein, ſolche Hexameter meinet der Vorredner zu der Ueberſetzung des verlorenen Paradieſes nicht, wenn er ſagt, daß man jenes groſſe Gedicht noch erſt in der vollen Pracht des deutſchen Hexameters überſetzen müſſe, um es dem Grade der Vollkommenheit, den es in ſeiner urſprünglichen Sprache hat, ſo viel als möglich zu nähern. Denn von allen den Freyheiten, die man ſich, wie er glaubt, in dieſer Versart nehmen dürfte, vornehmlich in der Nachahmung fremder Mundarten, in anſtändigern Verſetzungen der Wortfügung, in dem Gebrauche alter Machtwörter, in morgenländiſchen Metaphern, und andern dergleichen Erhebungen der Sprache, von allen dieſen Freyheiten, ſage ich, hat unſer Ueberſetzer keine einzige gebraucht. Und doch führt er dieſe nehmliche Stelle des gedachten Vorredners gleichſam zu ſeiner Vertheidigung an.

Wozu hat er ſich nun alſo die Mühe genommen, Gedichte, welche bereits in Proſa recht gut überſetzt ſind, noch einmal in Verſe zu überſetzen, die weit ſchlechter, als ſchlechte Proſa ſind? Er fragt zwar auf dem Titelblatte:

Dic mihi quid melius deſidioſus agam?

Aber hat er die Antwort auf dieſe Frage niemals bey dem Horaz geleſen? Quieſcas!

Und nun habe ich Ihnen noch von dem Seltſamſten an dieſem Werke etwas zu ſagen. Sein Verfaſſer muß ſich in die Hexameter auſſerordentlich verliebt haben, denn er hat ſeine Zueignungsſchrift ſogar in engliſchen Hexametern abgefaßt. Wollen Sie nicht einige davon leſen?

Yes, the Man conſin'd to books in the eyes of the worldling
Seems a creature unable of recreation and pleaſure,
Through himſelf bereſt of all the ſocial bleſſings,
And unworthy of the providential kindneſs &c.

Sollte ein gebohrner Engländer nicht ſchon mehr als einmal gefragt haben: Was heiſt das? Es gehört wirklich eine rare Stirne dazu, in einer fremden Sprache, die man nicht vollkommen verſteht, Verſe zu machen. In einer todten, mag es noch hingehen; denn eine todte verſteht niemand vollkommen mehr: aber in einer lebendigen, wo mich ein jeder, deſſen Mutterſprache es iſt, auslachen kann, — das iſt mir zu unbegreiflich.

Daß unterdeſſen Herr Simon Grynäus, (denn ſo heißt unſer hexametriſcher Ueberſetzer, wie man aus der Unterſchrift ſeiner Zueignung ſiehet) nur nicht etwa gar glaubt, daß er der erſte ſey, welcher engliſche Hexameter gemacht hat. Er iſt nur der erſte, welcher ſie, ſo wie die deutſchen, ohne alle Regeln, ja allen ſchon angenommenen Regeln zum Trotze, gemacht hat.

Philipp Sidney, unter der Regierung der Königin Eliſabeth, wagte es bereits in ſeinem Arcadien, Hexameter und Pentameter, und ſapphiſche Oden in ſeiner Sprache zu machen. Und noch vor einige zwanzig Jahren hat ein Ungenannter einen neuen Verſuch gethan, die alten Sylbenmaße im Engliſchen einzuführen.* Unter den proſodiſchen Regeln, die er dabey beobachtet hat, iſt unter andern auch die Poſition, und er macht alle Selbſtlauter lang auf welche zwey oder mehr Mitlauter folgen; wenige Fälle ausgenommen, z. E. wo ſie auch im Lateiniſchen kurz ſeyn können, wo der zweyte Mitlauter ein y iſt, wo es nicht zwey verſchiedene Mitlauter ſind, ſondern eben derſelbe nur doppelt ſtehet ꝛc.

So viel ich, als ein Deutſcher, von dieſem neuen Verſuche urtheilen kann, iſt er vortreflich gelungen. Ich habe keinen einzigen Vers darinn wahrgenommen, der ſich auf mehr als eine Weiſe ſcandiren lieſſe, und ich glaube, wir könnten ſtolz darauf ſeyn, wenn wir viele ſo gute deutſche Hexameter hätten. Erlauben Sie mir zu verſuchen, ob ich den Anfang der vierten Ekloge des Virgils, die auch mit darinn überſetzt iſt, noch gut im Gedächtniſſe habe:

Sicilian Muſes to a Strain more noble aſcend we!
Woods and low Tamariſks delight not every fancy.
Groves if we ſing of, thoſe Groves be worthy a Conſul.
Now is the laſt Epoch of ſong Cumæan arrived:
A new and wondrous ſeries of Things is ariſing.
Now is the bright Virgin, now Saturns Scepter returning.
Now is a new Progeny ſent down from lofty Olympus.
The Babe's Birth only, through whom, over Earth univerſal

---

* An Introduction of the ancient Greek and Latin Meaſures into Britiſh Poetry; attempted in the following Pieces, viz. a Translation of Virgils firſt Eclogue; a Translation of Virgils fourth Eclogue; Jacob and Rachel, a paſtoral &c. London 1737. 8vo.

This Iron age ending ſhall burniſh into a golden,
Chaſte Lucina favour! &c.

E.

XX. Den 17. May. 1759.

Vierzigſter Brief.

Und wie kam es gleichwohl, fragen Sie, daß dieſe wiederhohlten Verſuche, die alten griechiſchen Sylbenmaaſſe in die brittiſche Poeſie einzuführen, fruchtlos blieben, und der prächtige Hexameter die zehnſylbigen reimloſen Jamben nicht verdringen konnte? Dürfen wir hoffen, ſetzen Sie hinzu, daß die ähnlichen Verſuche unſerer Deutſchen, von beßrer Wirkung ſeyn werden?

Es iſt ſchwer eine Neuerung durch ſie ſelbſt beliebt zu machen, und das Publicum läßt ſich in dergleichen Fällen lieber überſchleichen, als überreden. Hätte Milton den Hexameter zu ſeinem verlornen Paradieſe gewählt, ſo würde er längſt der Lieblingsvers der Nation geworden ſeyn, wenn der Dichter auch nicht das geringſte zu ſeiner Anpreiſung geſagt hätte. Die innern Schönheiten des Gedichts würden die ungewohnte Versart ſo lange vertreten haben, bis ſich das Ohr unmerklich an ſie gewöhnt, und in dem, was es anfangs nur duldete, endlich auch Wohlklang entdekt hätte. Allein ein neues Metrum aus Gründen anpreiſen wollen, und von dem möglichen Gebrauche deſſelben Muſter geben, die auſſer dieſem neuen Metro ſelbſt, nichts vorzügliches haben, das heißt zu plump zu Werke gehn.

Umſonſt würden alſo auch bey uns, bald ein Gmeis, bald ein Gottſched, die Möglichkeit eines deutſchen Hexameters erkannt, und nach ihren Kräften Beyſpiele davon gegeben haben, wenn nicht andere Männer zugleich mit ins Spiel getreten wären, und der Sache nicht durch ihren kritiſchen Richterſpruch, ſondern durch ihren ſtillſchweigenden Gebrauch, den Ausſchlag gegeben hätten. Der Verfaſſer des Meßias und des Frühlings ſchienen ſich das Wort gegeben zu haben, und ſie traten faſt zu gleicher Zeit mit Werken in dieſer Versart hervor, auf deren noch immer wachſenden Beyfall ich allein die Hofnung gründe, daß ſich der deutſche Hexameter erhalten werde. Setzen Sie aber einmal, das Unglück hätte es gewollt, und der Verfaſſer des Nimrods wäre jenen beyden Dichtern im Gebrauche deſſelden zuvorgekommen, (wie er ſich deſſen auch in allem Ernſte rühmet) würde er wohl einen einzigen Nachfolger bekommen haben, wenn ſeine Hexameter auch ſchon zehnmal richtiger und wohlklingender wären, als ſie in der That nicht ſind!

Aber was vermuthen Sie bey dem allen von dem Verfaſſer des Frühlings? Sollte man nicht glauben, er habe nach der Zeit ſeine neue Versart ſelbſt gemißbilliget? Findet ſich auch nur ein einziger Hexameter in ſeinen neuen Gedichten? Und ſein Ciſſides und Paches, — ich würde darauf geſchworen haben, daß dieſer in Hexametern ſeyn müßte.

Ich habe es wohl gedacht, daß ich nicht nöthig haben würde, Ihnen dieſes leztere Werk * bekannt zu machen. Ihre Neugierde iſt mir zuvor gekommen. Ich kann nun weiter nichts, als in das Lob, welches Sie ihm ertheilen, mit einſtimmen. Es iſt wahr, man wird ſchwerlich ein anderes Gedicht nennen können, in welchem ſo viele groſſe und ſchreckliche Scenen in einem ſo engen Raum zuſammengepreßt wären. Es würde einem geſchickten Mahler etwas leichtes ſeyn, es ganz, ſo wie es iſt, in eine Folge von Gemählden zu verwandeln. Der Dichter hat ihm alles vorgezeichnet. Das Titelkupfer iſt ein Beweis davon, wo ſich Herr Meil mit eben ſo vieler Kunſt, als Genauigkeit, an die Worte zu halten gewußt hat.

Zulezt ſezt er den Bogen auf die Bruſt
Dem Flehenden, mit weggewandten Blick.

Und zu welchen vortreflichen Schilderungen könnte im zweyten Geſange, die Löſchung des Durſtes, und der Tod des Ciſſides, ſo wie im dritten, der getreue Knecht unter dem Teppiche ſeines todten Herrn, Stoff geben! — Doch derjenigen poetiſchen Gemählde, die dem Dichter kein Künſtler mit Linien und Farben nachbilden wird, ſind noch weit mehrere. Als:

Wenn vom Orcan gepeitſcht, des Meeres Fluth,
Die mit den ſinkenden Gewölken ſich,
Hoch in der finſtern Luft, zu miſchen ſchien,
Gleich Berg und Felſen im Erdbeben, fällt,
Und wieder ſteigt und fällt, daß alles heult,

---

* Ciſſides und Paches, in drey Geſängen, von dem Verfaſſer des Frühlings, Berlin bey Voß 1759.

Und alles Donner wird, und ſchnell Neptun
Den mächtigen Trident mit ſtarkem Arm
Aus Waſſerbergen hebt; wie dann der Sturm
Verſtummt, die Flügel nicht mehr regt, und Meer
Und Himmel ruhig wird, daß Phöbus lacht,
Und jeder Strahl von ihm im Meere blitzt:
So ꝛc.

Oder:

Und vom Geſchrey der Stürmenden erklang
Des Himmels Bühne weit, wie ſie erklingt
Vom tauſendſtimmigen Sturmwinde, wie
Der Wald in Lybien ertönt, wenn Löw
Und Tieger, und manch wütend Thier ins Netz
Der ſchreynden Jäger fällt, und heult und brüllt.

Oder:

— Sein Roß war ſtolz wie er;
Es ſchien die Erde zu verachten, kaum
Berührt es ſie mit leichten Füſſen, ſchnob,
Und wieherte zu der Trompete Klang,
Und forderte zum Kampf heraus, wie er.

Doch warum ſchreibe ich noch ab, was Sie vielleicht ſchon auswendig wiſſen? Kommen Sie; ich will Ihnen eine gröſſere Freude machen! Ich beſitze, aus der gütigen Mittheilung eines Freundes, zwey noch ungedruckte Stücke dieſes Dichters, und dieſe will ich meinem Briefe beylegen. Das eine iſt gleichſam der Pendant zu dem Grabliede auf der 24ſten Seite ſeiner neuen Gedichte; und das andere iſt eine Hymne. — Hier würde ihre Begierde nach der Beylage meinen Brief doch endigen, wenn ich ihn auch nicht ſelbſt geendigt hätte. E.

Geburtslied.

Weh dir, daß du gebohren biſt!
Das groſſe Narrenhaus, die Welt,
Erwartet dich zu deiner Quaal.
Nicht Wiſſenſchaft, nicht Tugend iſt
Ein Bollwerk für der Bosheit Wuth,
Die dich beſtürmen wird. Verdienſt
Beleidiget die Majeſtät

Der Dummheit, und wird dir gewiß.
(Im Fall du dirs einmal erwirbſt)
Ein Kerkerwerth Verbrechen ſeyn.
Der Schatten eines Fehlers wird,
Bey hundert deiner Tugenden,
Der Läſtrung greulichſtes Geſchrey
Oft hinter dir erwecken. Wenn,
Voll edeln Zorns, du kühn die Stirn
Zum Läſtrer kehrſt, iſt alles Ruh.
Ein Zeigefinger, der ſchon ſinkt,
Ein Nickkopf weiſ't dir kaum, was man
Begonnen. Schnell tönt hinter dir
Des Unſinns Stimme wiederum. —
Wenn du nicht wie ein Sturmwind ſprichſt,
Nicht ſäuſſt, wie da die Erde ſäuſt,
Wo ſich das Meer in Strudeln dreht;
Wenn kein Erdbeben deinen Leib
Zurütteln ſcheint, indem du zürnſt:
So mangelts dir an Heldenmuth.
Und tanzeſt du den Phrynen nicht,
Von weiten, einen Reverenz:
So mangelts dir an groſſer Welt.
Wenn du nicht ſpielſt, und viel gewinnſt,
Bis der, mit dem du ſpielſt, erwacht:
Wenn Wolluſt unter Roſen nicht
Dich in die geilen Arme ſchlingt:
So fehlt dir Witz! ſo fehlt dir Witz! —
Nichts, nichts als Thorheit wirſt du ſehn
Und Unglück. Ganze Länder fliehn,
Gejagt vom Feuermeer des Kriegs,
Vom bleichen Hunger und der Peſt,
Des Kriegs Geſellen. Und die See
Ergießt ſich wild; Verderben ſchwimmt
Auf ihren Wegen, und der Tod.
Ein unterirrdſcher Donner brüllt,
Die Erd eröfnet ihren Schlund,
Begräbt in Flammen Feld und Wald,

Und was im Feld und Walde wohnt. —
Und faſt kein tugendhafter Mann
Iſt ohne Milzſucht, lahmen Fuß,
Und ohne Buckel oder Staar;
Ihn foltert Schwermuth, weil er lebt! —
Dieß alles wirſt du ſehn und mehr.
Allein du wirſt auch die Natur
Voll ſanfter Schönheit ſehn. Das Meer,
Der Morgenröthe Spiegel, wird
Mit rothem Lichte dich erfreun,
Und rauſchen dir Entzückung zu.
Und kühle Wälder werden dich
Verbergen, wenn die Sonne brennt,
In Nacht. Der Birken hangend Haar
Wird dich beſchatten. Oft wirſt du,
In blühnden Hecken eines Thals
Voll Ruh einhergehn, athmen Luſt,
Und ſehen einen Schmetterling
Auf jeder Blüth, in bunter Pracht,
Und den Faſan im Klee, der dir
Denſelben Hals bald roth, bald braun,
Bald grün, im Glanz der Sonne, zeigt.
Auch Wieſen werden dich erfreun,
Mit Regenbögen ausgeſchmückt,
Und in der Fluth ein Labyrinth
Von Blumen, und manch bunter Kranz,
Aus deſſen Mitte Phöbus Bild,
Voll Strahlen, blitzt, und über dem
In holden Düften Zephyr ſchwärmt.
Die Lerche, die in Augen nicht,
Doch immer in den Ohren iſt,
Singt aus den Wolken Freud herab,
Dir in die Bruſt. Auch Tugend iſt
Noch nicht verſchwunden aus der Welt,
Und Friedrich lebt, der ſie belohnt,
Und ſie iſt ſelbſt ihr reicher Lohn.
Mitleiden, Großmuth, Dankbarkeit,

Und Menſchenlieb und Edelmuth
Wirkt Freud, und Freude nur iſt Glück.
Fühl Tugenden, ſo fühlſt du Glück! —
Und mancher Freund wird dich durch Witz
Und Liebe (wie mein ** mich)
Beſeeligen, und ſeyn dein Troſt,
Wenn Falſchheit dein Verderben ſucht.
Laß Neid und niedre Raben ſchreyn,
Und trinke du der Sonne Gluth,
Gleich einem Adler. Hülle dich
In deine Tugend, wenn es ſtürmt. —
Doch öftrer lacht der Himmel dir;
Das Leben iſt mehr Luſt als Schmerz.
Wohl dir, daß du gebohren biſt!

Hymne.

Groß iſt der Herr! die Himmel ohne Zahl
Sind ſeine Wohnungen,
Sein Wagen, Sturm und donnernde Gewölk,
Und Blitze ſein Geſpann.
Die Morgenröth' iſt nur ein Wiederſchein
Vom Saume ſeines Kleids,
Und gegen ſeinen Glanz, iſt Demmerung
Der Sonne flammend Licht.
Er ſieht mit gnädgem Blick zur Erd herab;
Sie grünet, blüht und lacht.
Er ſchilt; es fähret Feur von Felſen auf,
Und Meer und Himmel klagt.
Lobt den gewaltigen, den gnädgen Herrn,
Ihr Lichter ſeiner Burg,
Ihr Sonnenheere! Flammt zu ſeinem Ruhm!
Ihr Erden ſingt ſein Lob!
Erhebet ihn ihr Meere! Brauſt ſein Lob!
Ihr Flüſſe rauſchet es!
Es neige ſich der Cedern hohes Haupt,
Und jeder Wald für ihn!
Ihr Löwen brüllt zu ſeiner Ehr im Hayn!
Singt ihm, ihr Vögel! ſingt!

Seyd ſein Altar ihr Felſen, die er traf,
Eur Dampf ſey Weyrauch ihm!
  Der Wiederhall lob ihn! Und die Natur
Sing ihm ein froh Concert!
Und du, der Erden Herr, o Menſch! zerfließ
In Harmonien ganz!
  Dich hat er, mehr als alles ſonſt, beglückt.
Er gab dir einen Geiſt,
Der durch den Bau des Ganzen dringt und kennt
Die Räder der Natur.
  Erheb ihn hoch zu deiner Seeligkeit!
Er braucht kein Lob zum Glück.
Die niedern Neigungen und Laſter fliehn,
Wenn du zu ihm dich ſchwingſt.
  Die Sonne ſteige nie aus rother Fluth,
Und ſinke nie darein,
Daß du nicht deine Stimm vereinigſt mit
Der Stimme der Natur.
  Lob ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenſchein und Sturm!
Wenns ſchneyt, wenn Froſt aus Waſſer Brücken baut,
Und wenn die Erde grünt.
  In Ueberſchwemmungen, in Krieg und Peſt
Trau ihm, und ſing ihm Lob!
Er ſorgt für dich, denn er erſchuf zum Glück
Das menſchliche Geſchlecht.
  Und o wie liebreich ſorgt er auch für mich!
Statt Golds und Ruhms, giebt er
Vermögen mir die Wahrheit einzuſehn,
Und Freund' und Saytenſpiel.
  Erhalte mir, o Herr! was du verleihſt;
Mehr brauch ich nicht zum Glück.
Durch heilgen Schaur will ich, ohnmächtig ſonſt,
Dich preiſen ewiglich!
  In finſtern Wäldern will ich mich allein,
Mit dir beſchäftigen,

Und ſeufzen laut, und nach dem Himmel ſehn,
Der durch die Zweige blickt.
Und irren ans Geſtad des Meers, und dich
In jeder Woge ſehn,
Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Au Tapeten dich.
Ich will entzückt auf Felſen klimmen, durch
Zerrißne Wolken ſehn,
Und ſuchen dich den Tag, bis mich die Nacht
In heilge Träume wiegt.

XXI. Den 24. May. 1759.

Ein und vierzigſter Brief.

Der Verfaſſer der Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre iſt Herr Duſch; eine der fruchtbarſten Federn unſrer Zeit. Und eben weil es Herr Duſch iſt, haben die Verfaſſer der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften von dem zweyten und dritten Theile derſelben nichts zu ſagen, für gut befunden. Auf eine einzige Erinnerung wider dieſen Scribenten, bekömmt man die Antworten immer zu halben Dutzenden zu leſen. Eine jede Critik weis er in eine Streitigkeit zu verwandeln; und wer ſtreitet gern?

Aber nun ſoll ich wenigſtens mit der Sprache gegen Sie heraus. — Sie ſetzen mich in Verlegenheit. — Was ſoll ich Ihnen ſagen? Ich habe die Schilderungen nicht geleſen; hier und da darinn zu blättern, das iſt alles, was mir meine Zeit erlaubt hat. Zwar, die Schilderungen ſind auch kein Buch, das man ganz, das man nach der Ordnung leſen müßte. Man mag in der Mitte, man mag am Ende, man mag anfangen wo man will; man findet an einem Orte ſo viel Zuſammenhang, wie an dem andern. Und in dem ganzen Buche gerade ſo viel Zuſammenhang, als — im Calender.

Nun wohl; alſo kann ich Ihnen doch die Anmerkungen mittheilen, die ich bey dem Durchblättern zu machen, Gelegenheit gehabt habe. Wenn Sie damit zufrieden ſeyn wollen —

Zur Sache! Ich muß mich wundern, daß die Verfaſſer der Bibliothek wider die Eintheilung des Werks überhaupt nichts erinnert haben. Herr Duſch will die Natur ſchildern; ſeine Schilderungen ſollen eine Art von Verbindung unter ſich haben; die Verbindung nach den Jahrszeiten iſt ſchon gebraucht; Herr Duſch iſt ein groſſer Liebhaber des Neuen, des Selbſterfundenen; er wählt alſo die Verbindung nach den Monaten. Nach den Monaten! Ein kühner glücklicher Einfall! Aber kennt denn die Natur, möchte ich ihn fragen, dieſe Eintheilung in Monate? Iſt ein Monat von dem andern eben ſo unterſchieden, als eine Jahrszeit von der andern? Welche Bilder, welche Scenen kommen nur dieſem und keinem andern Monate zu? Und wenn eben dieſelben Bilder und Scenen mehr als einem Monate zukommen können, was für einen zureichenden Grund hat der Scribent, ſie uns lieber in dieſem, als in einem andern zu zeigen?

Ich tadle hier eben das, was Pope bereits an den Eklogen des Spenſer getadelt hat. Auch Spenſer hatte einem jeden Monate eine beſondere Ekloge gewidmet; und was ſagt Pope dazu? „Dieſe ängſtliche Eintheilung ſeiner Schäfergedichte in Monate, hat ihn gezwungen, die nehmliche Beſchreibung entweder in drey Monaten nach einander, mit veränderten Worten, zu wiederhohlen, oder, wenn ſie das erſte mal ſchon erſchöpft war, gänzlich wegzulaſſen; woher es denn kömmt, daß einige von ſeinen Eklogen, (als zum Exempel die ſechſte, achte und zehnte,) ſich durch nichts als ihre Titel unterſcheiden. Und wie kann es anders ſeyn, da das Jahr von der Mannigfaltigkeit nicht iſt, daß es, ſo wie eine jede Jahrszeit, alſo auch einen jeden Monat, mit einer ihm eigenen Beſchreibung verſorgen könnte?* — Wenn Herr Duſch, wie man ſagt, auch der Ueberſetzer von Popens ſämtlichen Werken iſt, ſo muß es uns ſo viel mehr befremden, daß er ſich dieſer

---

* Yet the ſcrupulous diviſion of his Paſtorals into Months, has obliged him either to repeat the ſame deſcription, in other words, for three months together; or when it was exhauſted before, entirely to omit it: whence it comes to paſs that ſome of his Eclogues (as the ſixth, eighth and tenth for example) have nothing but their Titles to diſtinguiſh them. The reaſon is evident, becauſe the year has not that variety in it to furniſh every month with a particular deſcription, as it may every ſeaſon.

Anmerkung ſeines Helden nicht erinnern wollen.* Wenn er es gethan hätte, ſo würde es in ſeinen Schilderungen vielleicht nicht von ſo vielen Gegenſtänden, bis zum Eckel, mutatis mutandis heiſſen: — Noch blüht die ſchöne Roſe nicht! — Nun blüht die ſchöne Roſe! — Nun hat die ſchöne Roſe geblüht!

Doch welche Bedenklichkeit kann Herr Duſch haben, ſich ſelbſt auszuſchreiben; er, der andere mit der allerunglaublichſten Freyheit ausſchreibet? Ich wenigſtens kann ſeine Schilderungen für nichts anders, als einen beſtändigen Cento, aus Pope, Thomſon, Hervey, Young, Kleiſt, Haller und zwanzig andern halten. Und glauben Sie ja nicht, daß er dieſe Männer nur da ausſchreibt; wo er ſie in den Noten anführt. Ich kenne leicht keinen Scribenten, der liſtiger anzuziehen weis. Er bekennt mit der ſcheinbarſten Offenherzigkeit, nicht ſelten ganz entfernte Nachahmungen, um die aller plumpſten Entwendungen damit zu maſkiren. Ich kann ihn zehnmal aufſchlagen, und ich werde ſiebenmal mehr eine alte Lecture zu wiederholen, als etwas neues zu leſen glauben.

---

* Der Herausgeber dieſer Briefe nimmt hier Gelegenheit eine kleine Nachricht einzuſchalten. Herr Duſch hat ſich zum zweyten, dritten und viertenmale gegen unſere Critik ſeiner Ueberſetzung des Pope mit vieler Bitterkeit verantwortet. Zum zweytenmale in dem **Altonaer Reichspoſtreuter**; zum drittenmale in gewiſſen neuen **Briefen an Freunde und Freundinnen**, und zum viertenmale in der Vorrede zu dem zweyten Bande ſeiner Ueberſetzung ſelbſt. Beſonders haben wir uns über ſeinen Brief in dem **Reichspoſtreuter** nicht genug verwundern können. Nachdem er darinn einige kleine Nachläſſigkeiten, die er begangen hat, die wir aber niemals der Rügung würden werth geſchätzt haben, ſelbſt angezeigt, ſagt er unter andern: „Und nun möchte ich wohl meinen Prahler auffordern, mir in den beyden „Stücken, der Vorrede nehmlich und der Abhandlung von der Schäferpoeſie, „ſeinen Verrath (von Fehlern) aufzuweiſen. — Wir haben uns zwar nie eines Verrathes von Fehlern **eben in dieſen beyden Stücken** gerühmt. Aber dem ohngeachtet kann ich ihm hier melden, daß ſeine Aufforderungen angenommen werden. Es ſoll ſich ehſtens zeigen ob Fll. oder Herr Duſch der Prahler iſt. In dieſen Briefen zwar ſoll es nicht geſchehen, weil wir den Platz zu etwas beſſern brauchen können. Dem Leſer unter deſſen doch einen kleinen Vorſchmack zu geben, können wir nicht unangemerkt laſſen, daß ſelbſt in dieſer kleinen Stelle, welche eben aus der Abhandlung über die Schäferpoeſie des Pope angeführet werden, Herr Duſch mehr als einen Fehler begangen hat. Z. E. Wie ungeſchickt überſetzt er The ſcrupulous diviſion **durch die gar zu richtige Eintheilung**. Und to repeat the ſame deſcription for three months together **durch für drey Monate zuſammen zu wiederhohlen**. Wie links! Wie ſinnlos! Hat Herr Duſch in ſeinem Wörterbuche nicht gefunden, daß together eben ſo wohl **nach einander** als **zuſammen** heiſſen kann? **(Einſchaltung des Herausgebers O.)**

Aber ich will mich bey ſolchen allgemeinen Erinnerungen nicht länger aufhalten. — Ich komme auf die Theile ſelbſt, von welchen Sie nähere Nachricht haben wollen. Von dem zweyten, welcher die Sommermonate enthält, will ich wenig oder gar nichts ſagen. Ich lief ihn gleich bey ſeiner Neuheit durch, und habe, was ich damals dabey gedachte, wieder vergeſſen. So viel weis ich nur noch: Ich hatte ihn uneingebunden vor mir liegen, und ſahe auf der letzten Seite der Vorrede, daß Herr Duſch einen Fehler des Gedächtniſſes, den er in den erſten drey Monaten begangen hatte, verbeſſerte; er hatte nehmlich an einem Orte Leda geſetzt, wo Semele ſtehen ſollte. Indem ich noch ſeine Strenge gegen ſich ſelbſt, und ſeine groſſe Liebe zur Genauigkeit bewunderte, ſchlug ich einige Blätter um, und ein weit gröberer Fehler ſprang mir auf einmal ins Auge. Leſen Sie doch! „Bewundert ſie, die Natur, (ſagt Herr Duſch auf „der 280ten Seite) in den Geſchlechtern der Thiere, von dem „Hunde bis zum Elephanten; in den gefiederten Schaaren von „der Vogelfliege bis zum wütenden Strauß; in den Inſecten, „die zu betrachten ein Merian, die neue Welt beſuchet ꝛc. — Ein Merian? Es gehört eine Note dazu; und die wird uns nähere Nachricht geben. „Merian, heißt die gelehrte Note, „ein bekannter Mahler, reiſete, bloß aus der Begierde, die „Schönheiten der Inſecten zu betrachten, nach Surinam. — Schade, daß ich den bekannten Mahler nicht kenne! Eine Maria Sibylla Merianin kenne ich wohl, die in einer ernſthaftern Abſicht, als die bloſſe Schönheit der Inſecten zu betrachten, nach Surinam reiſete. — Kurz; hier ſteht Cadmus, wo Semele ſtehen ſollte.

Ich komme alſo zum dritten Theile. Und dieſer dritte Theil hat eine merkwürdige Vorrede. Herr Duſch hat die Erinnerungen, die in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, gegen ſeinen erſten Theil gemacht worden, gegründet gefunden, und ſich entſchloſſen, ihnen genug zu thun. — Wie ſchwer muß ihm dieſe Verleugnung ſeiner ſelbſt geworden ſeyn! Er dauert mich! — Es iſt wahr, ſeine Schreibart iſt nun nicht mehr ſo geſchmückt; ſeine Proſe ſtolpert nicht mehr ſo hexametriſch einher; und doch iſt ſein Buch darum um nichts beſſer geworden.

Noch immer iſt die Tavtologie ſeine liebſte Figur. Ein pathetiſcher Nichts wird man ſelten auf den Kanzeln hören, als man bey ihm faſt auf allen Seiten findet. Z. E. „Wie widerſprechend iſt die Thorheit, welche ſich einmal vorgeſetzt hat, einen Irrthum zu behaupten. In was für Widerſprüche verſinkt ſie nicht!“[*] Wie ſchwatzhaft iſt ein Duſch, welcher ſich einmal vorgeſetzt hat, viel zu ſchreiben. In was für Geſchwätze verſinkt er nicht! — Und ſo gut gerathen ihm ſeine Tavtologien auch nicht einmal allezeit. Sie werden ſehr oft zu Ungereimtheiten, die ganz etwas anders ſagen, als er hat ſagen wollen. Z. E. Die zärtliche Apoſtrophe an ſeine Doris aus dem November: „Uns beyde, o Doris, wird der Tod dahin führen, wo unſere Väter ſeit der Sündfluth ſchlafen. Wir werden nicht gegen dieſes allgemeine Geſetz der Sterblichkeit murren, nicht zittern, unſern Tod zu ſehen. Aber wollte der Himmel uns einen Wunſch gewähren, ſo ſollte kein Auge den Verluſt des andern beweinen! Eine Stunde ſollte unſer Leben ſchlieſſen; zugleich ſollte in einem Seufzer unſer Athem entfliehen.“[**] Nun ja doch, ja; wir merken es wohl, daß von dem lieben Paare keines das andere überleben will. Aber ſagen dem ohngeachtet die Worte: ſo ſollte kein Auge den Verluſt des andern beweinen, nicht ganz etwas anders? Ihnen zu Folge wünſchet Herr Duſch, daß keines von ihnen einäugig werden möge; nicht aber, daß keines das andere überleben möge. Denn nur alsdenn, wenn man das Unglück hat einäugig zu werden, beweinet ein Auge den Verluſt des andern. Und auch für dieſes Unglück bewahre ihn der Himmel! Denn eine einäugige Doris, und ein einäugiger Liebhaber ſind freylich ein trauriger Anblik. Beſonders wenn ein witziger Freund auch nicht einmal ſagen könnte:

---

[*] Seite 291.

[**] Seite 211.

— Puer, lumen quod habes concede puellæ!
Sic tu coecus Amor, ſic erit illa Venus.

In ähnliche Ungereimtheiten fällt Herr Duſch auch oft, wenn er Bilder und Umſtände ohne alle Wahl häuft. Z. E. „Der „Landmann weis der Kälte Arbeit entgegen zu ſetzen, und „wider Willen des Winters Schweiß aus ſeiner Stirne zu „treiben. Unter ſeinen ſtarken Hieben ſinkt die tauſendjährige „Eiche, unter der Gewalt ſeiner abgehärteten Hände zerreißt „der Pflug die ſtarre Erdſcholle, und unter ſeiner Sichel fal„len *die Aehren der Felder*."[*] Vortreflich! Nun wiſſen wir doch, wenn der Landmann ſein Korn hauet. Im Winter, um ſich eine erwärmende Bewegung zu machen. — Zwar das hat nun Herr Duſch gewiß nicht ſagen wollen, ſondern ſeine Feder, die einmal aufgezogen war, hat es wieder ſeinen Willen hingeſchrieben. Denn ſo viel mag er wohl von der Natur verſtehen, daß er ohngefehr weis, in welchen Monat die Erndte fällt. — Mehr aber? -- Was er mehr davon weis, das mag er ſicherlich nur halb wiſſen.

Wollen Sie einen Beweis? — Wie billig! — Herr Duſch will im Anfange ſeines Octobers eine Beſchreibung von der herbſtlichen Nachtgleiche, (Aequinoctium autumnale) geben, und ſagt: „Itzo wieget die Waage Tag und Nacht in gleichen „Schalen, und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis „in Licht und Finſterniß."[**] Die erſte Helfte dieſer Beſchreibung iſt ſchön, denn ſie iſt nach einer Zeile des Virgils gemacht, die Herr Duſch ſelbſt anführt.

Libra die ſomnique pares ubi fecerit horas &c.

Allein was ſagen Sie zu der andern Helfte: *und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finſterniß?* Der Scribent muß träumen. Geſchieht es denn nur bey der Nachtgleiche, daß die Sonne durch ihren Stand den Erdkreis in Licht und Finſterniß theilet? Ich denke es geſchiehet immer; die Sonne mag ſtehen wo ſie will. Denn immer iſt die eine Helfte der Erdkugel von ihr erleuchtet und die andere nicht; und ſie theilet ſie alſo immer in Licht und Finſterniß. Das iſt unwiderſprechlich. Aber nun will ich Ihnen auch zeigen, wie er zu dieſem albernen Zuſatze gekommen iſt. Der gleich darauf folgende Vers bey dem Virgil, den Herr Duſch nicht anführt, heißt:

---

[*] Seite 66.

[**] Seite 112.

Et medium luci atque umbris jam dividet orbem.[*]

Und dieſe Zeile hat er offenbar durch ſein: *der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finſterniß*, überſetzen wollen. Wenn er ſie aber doch erſt hätte verſtehen lernen! Orbis heißt hier gar nicht der Erdkreis; ſondern ſo viel als orbita, die tägliche Laufbahn der Sonne um die Erde. Und wenn dieſe zur Helfte in Licht und Finſterniß getheilet iſt; wenn die Sonne eben ſo lange über unſerm Horizonte verweilet als unter demſelben, alsdenn haben wir nothwendig Nachtgleiche. Virgils Beſchreibung iſt alſo ſehr richtig, da des Herrn Duſchs ſeine ſehr abgeſchmackt iſt. Es entſchuldiget ihn nicht, daß orbis ſehr oft ſo viel heißt als mundus, mundi orbis; es heißt eben ſo oft ein bloſſer Kreis, und er hätte wiſſen ſollen, welche Bedeutung ſich hier ſchickt. Hier nimmt es der Römer eben ſo, wie er es an einer andern Stelle nimmt, wo er ſagt:[**]

Jam rapidus torrens ſitientes Sirius Indos
Ardebat cœlo, & *medium* ſol igneus *orbem*
Hauſerat.

Sie hatte die Helfte ihrer Bahn erreicht; es war Mittag. Ich weis zwar, daß auch Ruäus medium orbem durch medium mundum auslegt; allein ich weis auch, daß die proſaiſche Paraphraſis dieſes Jeſuiten erbärmlich iſt, und daß man den Virgil aus ihr ſehr ſchlecht verſtehen lernt. — Und ſo hätte ich zweyerley auf einmal bewieſen; nehmlich daß Herr Duſch das Lateiniſche, das er nachahmen wollen, nicht verſtanden hat, und daß er höchſt verwirrte Begriffe von einem Phänomeno in der Natur haben muß, das jeder Anfänger in der Aſtronomie zu erklären weis.

Aber noch ein ander Beyſpiel, was für ſeltſame Vorſtellungen ſich Herr Duſch von Dingen aus dieſer Wiſſenſchaft, und von dem, was durch ihre Grundſätze und Beobachtungen herauszubringen iſt, machen muß! — An einem Orte ſeines Septembers ſagt er: „Uebung entwickelt die verborgnen Kräfte „der Seele, wie die Arbeit die Kräfte des Körpers. Durch „ſie geſtärkt mißt einer die Erde, verfolgt den Planeten auf ſeiner Bahn, und mißt die Weite von einer Sonne zur andern ꝛc.“* — Wer heißt es nun dem Herrn Duſch, auf die Rechnung der Aſtronomen in einem ſo pathetiſchen Tone ſo greulich zu lügen? Und glaubt er denn, daß ſie ihm dieſe Prahlerey danken werden? Nichts macht eine Wiſſenſchaft bey dem Pöbel lächerlicher, als wenn ein Stümper Dinge von ihr rühmt, die ſie nie zu leiſten unternommen hat, und auf keine Weiſe leiſten kann. Ich weiß zwar, daß Hugenius, und noch in unſern Zeiten Bradley, wahrſcheinliche ohngefehre Berechnungen von dem Abſtande der Fixſterne von unſerer Erde, und folglich zugleich von der Sonne, gegeben haben. Aber heißt denn das, die Weite von einer Sonne zur andern, das iſt, von einem Fixſterne zu dem andern meſſen? Kann es unterdeſſen Herr Duſch; ey, ſo ſage er uns doch, wie weit iſt es vom Alcor bis zum Rabeleſit? Oder um ihm, wenn er denkt, die Aufgabe zu erleichtern; wie weit iſt es von einer der Plejaden zu der andern? Denn beynahe muß ich auf den Verdacht kommen, daß er hier nur die ſcheinbare Weite eines Fixſterns von dem andern meint, und dieſe nicht beſſer zu meſſen verlangt, als der gemeine Mann den Schweif des Cometen mißt; nach Spannen. Meint er aber nur die Meſſung dieſer ſcheinbaren Weite, ſo möchte ich wiſſen, was für eine Stärke des Geiſtes dazu gehöre?

---

[*] Georg. lib. I. v. 209.

[**] Georg. lib. IV. v. 425.

Die Fortſetzung künftig.

XXII. Den 31. May. 1759.

Fortſetzung des ein und vierzigſten Briefes.

Man hatte in der Bibliothek dem Herrn Duſch unter andern auch gerathen, ſeine Gemählde öftrer mit Fictionen zu unterbrechen. Und ſehen Sie; auch dieſen Rath hat der gutherzige Scribent angenommen! Er hat mehrere, er hat größere eingeſtreuet; und er verſichert, es würde ihm angenehm ſeyn, wenn ſie gefallen könnten.

---

* Seite 61.

Laſſen Sie mich, Wunders halber, eine ganz flüchtig durchgehen! Ich wähle den Traum dazu, der am Ende des Octobers ſtehet. Prägen Sie ſich es ja wohl ein, daß es ein Traum iſt! — Herr Duſch alſo entſchlief und träumte. „Ein unumgrenztes lachendes Thal, in einer kaum ſichtbaren Ferne, mit „blauen Gebirgen und Wäldern umgeben, war der Schauplatz, worauf er ſich auf einmal im Traum befand. — Bemerken Sie doch ſogleich dieſes unumgrenzte Thal, in einer kaum ſichtbaren Ferne mit Bergen umgrenzt. — Hier alſo iſt er; und wenn wird er aus dieſem unumgrenzten Thale wieder herauskommen? Laſſen Sie ſich die Zeit nicht lang werden. Sieben Zeilen weiter „verfolgt er bereits durch eine Kette von Hügeln den „Fußſteig, der ihn endlich an die ſchönſte Ebene bringt. — Willkommen! Aber was machte der Träumer erſt in dem unumgrenzten Thale? Warum befand er ſich nicht gleich in dieſer Ebene? Hätte er den ſauern Weg durch eine Kette von Hügeln nicht ſich und dem Leſer erſparen können? — Und was entdeckt er in der Ebene? Er entdeckt in der Ferne „ein majeſtätiſches „Gebäude, das in Erſtaunen und Ehrfurcht ſetzte. Der Mond „erhellte einige Seiten und Mauern die ſich mir im hellen „Lichte entgegen kehrten, andere verbargen ſich in tiefen Finſterniſſen. Unermeßliche Schatten fielen auf die unumgrenzte „Fläche, und mahlten mit ſchwarzen Finſterniſſen die Geſtalt „des Tempels in erſtaunlicher Gröſſe auf das Feld. Mein „Blick übermaß die Länge der Schatten nicht, die auf der „Fläche lagen, und die Zinnen des Gebäudes ſchienen an die „Wolken zu ragen. Das ganze Gebäude ruhte auf corinthiſchen „Säulen. Alle Theile deſſelben waren in der vollkommenſten „Symmetrie zuſammen gefügt; und ihre Verbindung war ſo genau und richtig, daß kein Auge entdecken konnte, wo der eine „Theil aufhörte, oder der andere anfing. Kein nöthiges Glied „wurde hier vermißt, und keine Zierrath war überflüßig. Eine „bewundernswürdige Einfalt herrſchte in dem Ganzen, und die „Majeſtät des kühnen und regelmäßigen Gebäudes ſetzte in Erſtaunen. — Das nenn ich eine Beſchreibung! Ich führe ſie deswegen ganz an, um Ihnen zu zeigen, welch ein vortreflicher Baumeiſter Herr Duſch iſt. Ein groſſes unermeßliches Gebäude, das durch ſeine Majeſtät in Erſtaunen und Ehrfurcht ſetzt, deſſen Zinnen an die Wolken ragen, das keine einzige überflüßige Zierrath hat, in deſſen Ganzen eine bewundernswürdige Einfalt herrſcht; nach welcher Ordnung würden Sie ſo ein Gebäude aufführen? Geben Sie wohl Acht, und lernen Sie was! Herr Duſch führt es nach der corinthiſchen Ordnung auf. „Das ganze Gebäude ruhte auf corinthiſchen Säulen. Es iſt um ein aufgeſchnapptes Kunſtwort eine ſchöne Sache! Und noch eine ſchönere, um die edle Treuſtigkeit, ein ſolches Kunſtwort auf gut Glück zu brauchen! —

Aber, damit ich weiter komme! Ein Genius begegnet dem Träumer, und ſagt ihm, daß dieſes groſſe Gebäude der Tempel der Natur iſt. Er erbietet ſich ihm zum Führer, und nach verſchiedenen vorläufigen Erinnerungen, treten ſie mit einander in einen ungeheuren Vorhof des Tempels, wo ſie eine Menge von bejahrten Männern nachſinnend, oder mit einander in Unterredung begriffen, erblicken. Alle in der Kleidung der alten Nationen; deren Weltweiſe und Naturforſcher es ſind. Nun fängt der Genius ſein Collegium an: „Jener Schwarm in „verſchiedener Trachten, deren Stirnen ein hohes Alter mit „greiſen Haaren beſtreuet hat, ſind die Weltweiſen barbariſcher „Völker. Du ſiehſt, ſie gehen in kleinen Haufen zuſammen, „und unterreden ſich zum Theil ganz leiſe, zum Theil durch „Räthſel. — Ihre Lehre war nicht würdig auf die Nachwelt „zu kommen. — Nur wenig iſt davon mit Gewißheit für die „Nachwelt übergeblieben. — Hier beſinnt ſich der wachende Herr Duſch, ſeinem Genius mit ein Paar Citationen auszuhelfen. Er ſetzt in einer Note hinzu: „Man muß die Nachrichten von dieſen (den Weltweiſen der barbariſchen Völker) „aus verſchiedenen Schriften, als Bournets Archæolog. Philoſ. „in der Amſterdammer Ausgabe ſeiner Theorie der Erde; Reimmanns Einleitung in die Geſchichte der Gelehrſamkeit, und „andern zuſammen ſuchen. Vortreflich! Man muß ſie aus denen zuſammen ſuchen, die ſie zuſammen geſucht haben. Und wer iſt Bournet? Wenn hat ein Bournet Archæologias philoſophicas geſchrieben? Ein Burnet, weis ich wohl; und was braucht Herr Duſch den ehrlichen Schotten in einen Franzoſen zu verwandeln?

„Ein beßrer Hauſe, fährt der Genius fort, iſt der, den „du dort in griechiſcher Kleidung ſiehſt. Und hierauf fängt der erleuchtete Genius an, in dem wahren Tone eines frühzeitigen Adjuncts der philoſophiſchen Facultät, ſo viel falſches, ſo viel nur halb wahres, ſo viel unverdautes Zeug von den verſchiedenen griechiſchen Secten, und einzeln Weltweiſen, daher zu plaudern, als man nur immer in dem elendeſten Compendio einer Geſchichte der Weltweisheit, ſinden kann. Er hat ein Argument, mit welchem er ſie alle abfertiget. Er ſpricht ſein lächerlich! und ſo gleich erblickt man, anſtatt eines ehrwürdigen Philoſophen, einen dummen Jungen. Z. E. wenn er vom Pythagoras ſpricht: „Eine dunkle geheimnißvolle Lehre, „die lächerlichſte unter allen.“* Oder vom Ariſtoteles: „eben „ſo lächerlich und dunkel nahm Ariſtoteles Materie, Form „und Privation zu ſeinen Grundquellen an.“** (Oder an einem andern Orte vom Epicur: „Ich gebe hier nur kurz die „Gründe durch, die dieſes lächerliche Lehrgebäude zu Bo„den werfen können.“***) — O mein Herr Genius, dieſe ihre Beſchuldigung des Lächerlichen, iſt ſehr lächerlich! Sie ſind ein lächerlicher Genius; mit aller Hochachtung von einem Geiſte geſprochen! Und ſagen ſie mir, was wollen ſie dem guten Herrn Duſch weiß machen, wenn ſie unter andern ausrufen: „O „Vernunft, wie blind biſt du oftmals! Was die ältere Zeit „ſchon längſt nicht mehr glaubte, das ſucht die neue wieder „hervor, und die offenbarſten Irrthümer gewinnen noch einmal „Beyfall: und ein Spinoza, Cartes oder Gaſſendi kleiden den „alten Irrthum des Chryſippus oder des Epicurus in eine „neuere beſſere Tracht. Was ſie mit dem Gaſſendus und Epicur wollen, das kann ich ohngefehr errathen. Aber der alte Irrthum des Chryſippus? Was iſt das? Was hat Spinoza dem Chryſippus abgeborgt? Was Carteſius? Beyde eben daſſelbe; oder jeder etwas anders? Wenn ſie dem Herrn Duſch wieder im Traume erſcheinen, haben ſie doch die Gütigkeit, ſich näher zu erklären!

---

* Seite 179. ** Seite 180. *** Seite 274.

Sie ſehen, mein Herr, man kann ſich ſchwerlich einer Turlupinade enthalten, wenn man ſieht, daß Leute mit einer Gelehrſamkeit prahlen wollen, in der ſie offenbare Fremdlinge ſind. — Wie ich ſchon bemerkt habe, ſo hilft Herr Duſch ſeinem Genius manchmal in einer Note nach; aber ſeinen Noten möchte man wieder in andern Noten nachhelfen. Von dem Anaxagoras ſagt er z. E. er lebte in der LXX Olympias. Sagt man aber von einem Manne ſo, der in dieſer Olympiade erſt gebohren worden? Wenigſtens lebt der Philoſoph, in den erſten vier Jahren ſeiner Kindheit noch nicht.

Auch wird der Genius, wenn er nun von den neuern Weltweiſen zu reden kömmt, nichts richtiger; ſo wie ihn Herr Duſch auch nichts genauer ergänzt. Der Genius ſagt z. E. von dem groſſen Baco: „Er war es, der die Geſellſchaften „ſtiftete, die ſich mit vereintem Fleiſſe um die Erkenntniß der „Natur bemühten, und die Wiſſenſchaften ins Aufnehmen zu „bringen ſuchten. Eine vortrefliche Stiftung, die ſeinem Andenken Ehre macht, und groß genug iſt, ſeinen Namen zu „verewigen. England hatte die Ehre, dieſen Weltweiſen gebohren zu haben, und in ſeinem Schooß die erſte Geſellſchaft „wahrer Philoſophen zu hegen ꝛc.[*] — Wo hat denn der gelehrte Genius geleſen, daß Baco die engliſche Societät der Wiſſenſchaften geſtiftet habe? Geſtiftet: ſo ſagt er zweymal. Denn wenn es gleich wahr iſt, daß die erſten Stifter derſelben den Anlaß dazu aus der Nova Atlantis des Baco genommen, ſo kann man deswegen doch nicht ſagen, daß ſie Baco geſtiftet habe. — Noch einen gröbern Fehler aber macht Herr Duſch, mit eben dieſem Vater der gereinigtern Weltweisheit, wenn er in der Note ſagt:[**] „Von dieſem Zeitpuncte der „Geſchichte der Philoſophie ſagt ein Dichter:

Cartes zerreißt die Feſſeln, die mancher ſchon genagt.
Er zweifelt und ſucht Gründe, er findet, und es tagt.
Der Weisheit Genius ſteigt aus des Moders Hügeln,
Und ſchüttelt mit Gewalt den Schulſtaub von den Flügeln.

---

[*] S. 188.

[**] S. 187.

Ein Baco, Lock und Newton erſetzt, was noch gebricht.
Natur, Verſtand und Sitten, und alles wurde Licht.

Wohl zu merken, daß der Dichter, der dieſe ſechs Zeilen gereimt hat, wenn ich mich nicht ſehr irre, Herr Duſch ſelbſt iſt. Wenigſtens billiget er ſie hier; und zugleich den albern Anachronismus, den ſie enthalten. Carteſius hat alſo eher geſchrieben als Baco? Und Baco hat nur erſetzt, was jener noch gebrechen laſſen? —

O, ich bin es müde, mehr ſolche Anmerkungen zu machen. Laſſen Sie mich den Traum verfolgen. — Der Genius kömmt endlich mit dem Herrn Duſch in den Tempel ſelbſt. Und nun machen Sie ſich fertig in den ſeltſamſten Raritätenkaſten zu gucken! „Zwey mächtige Flügel eröfneten den Eingang durch „ein langes Gewölbe, das auf beyden Seiten auf marmornen „Säulen ruhte. Zwiſchen dieſen ſtanden in ihren Fächern die „Bildſäulen der größten Philoſophen, die durch ihre Bemühungen die wichtigſten Wahrheiten aufgeheitert hatten. Einige in „der Tracht der Chaldäer ꝛc." Iſt das nicht luſtig? Hier ſtehen die Bildſäulen der Philoſophen, die drauſſen in dem Vorhofe lebendig herum liefen. Und auch ſo gar die Bildſäulen derjenigen, deren Lehre nicht werth war, auf die Nachwelt gebracht zu werden; der Chaldäer. Zugleich welch ein kunſtmäßiger Ausdruck: die Bildſäulen ſtanden in ihren Fächern! Niſchen heißen auf deutſch Blenden, nicht Fächer. — Aber wir ſind noch in dem Eingange des Tempels. Wer wird ſich überall aufhalten? — Nun merken Sie auf; wir treten herein. „Ein erſtaunliches Gewölbe voll majeſtätiſcher Einfalt! — Tauſend Lichter; eine himmelblaue Decke, und an der Decke alle Augenblicke ein neuer Auftritt; itzt geht die Sonne daran auf, und itzt unter; itzt ſcheinen die Sterne, itzt verlöſchen ſie; mitten im Tempel ein Altar; gegen die vier Ecken des Altares vier in Marmor gehauene Bilder, welche die vier Jahrszeiten vorſtellen; an den Wänden ſchöne Gemählde von den vornehmſten Gegenſtänden, die der Menſch auf der Erde zu betrachten findet; eine corinthiſche Säule, welche eine ſchwarze marmorne Tafel hält, worauf die Geſetze der Natur, der Bewegung und der Schwere geſchrieben ſtehen ꝛc.: das ſind die innern Decorationen, für welche Herr Duſch unmöglich einen groſſen Aufwand an Witz und Erfindung kann gemacht haben. —

Aber iſt das ſchon die ganze Natur, die uns der Dichter hier im Kleinen vorſtellen will? O nein! Er zieht daher auch weislich, in ſeinem Kaſten ein neues Fach. „Indem eröfneten „zween mächtige Flügel eine weite Ausſicht aus dem Tempel „in ein unabſehbares Feld.“ Merke auf, ſagte mein Führer zu mir, und betrachte! — Der natürliche Savoyard: Vous allés voir ce que vous allés voir! Hi ha! — Was giebt es denn nun zu betrachten? Da repräſentiren ſich: „Entblößte Hügel, „die ihr Inneres aufdecken; Erdarten, Mineralien, Steine, „Metalle ꝛc.“ Und abermals repräſentiret ſich: „Die ſchönſte „Gegend; ein ebenes Thal mit unzähligen Kräutern und „Blumen aus allen Himmelsgegenden geſchmückt.“ Und abermals repräſentiret ſich: „eine unzählbare Menge von Stauden.“ Und abermals repräſentiren ſich: „theils Pflanzen, „theils lebendige Geſchöpfe.“ Und abermals repräſentiren ſich — O verzweifelt! Ich wollte meinen Herren, noch das ganze Thierreich repräſentiren; aber ſie ſehen das Licht geht mir in dem Kaſten aus. „Die Betrachtung des Thierreichs ſoll daher „ihnen ſelbſt überlaſſen ſeyn!

Nicht ein Haar beſſer läßt Herr Duſch ſeinen Genius in allem Ernſte abbrechen, weil, „eine Prieſterin, in weiſſen Atlas gekleidet an den Altar tritt, und neuen Weihrauch in die „hellere Flamme gießt.“ — Der Guckkaſten wird nun zu einem Marionettenſpiele. — Es kömmt noch eine Geſtalt dazu; „ſchön, aber menſchlicher gebildet, mit einem denkenden Auge.“ Und noch eine dritte: „ein bejahrter Greis geht ihr zur Rechten, der in dieſer Hand ein Sehrohr, in der andern das „Bleymaaß trägt.“ Und eine vierte: „zu ihrer Linken trägt ein „blühender Genius, ein vollgeſchriebenes Buch.“ Dieſe dreye warffen ſich vor die Stufen des Altars auf ihr Antlitz, indem die Prieſterin mit zum Himmel gefaltenen Händen niederkniete. — Hier endlich, thut der Träumer ſeine erſte Frage an den Genius; denn noch hat der Genius beſtändig allein geſprochen, und der Träumer hat, wie es ſich in einem eckeln Collegio für beyde ſchickt, vermuthlich unterdeſſen — geſchlafen. „Wer ſind „dieſe, die hier anbethen? — „Jene blühende Geſtalt, ſagt „der Genius, iſt die Vernunft, die von der Erfahrung zur „Rechten geführt wird. Ein Genius hält ihr beſtändig das „Buch der Natur vor, und beyde führen ſie zu dem Altare, „wo die natürliche Religion dem Vater der Weſen opfert. „Kaum hatte er ausgeredet, als ein Lobgeſang von tauſend „verſchiedenen Stimmen erklang. — Und ſiehe, dieſer Lobgeſang iſt nach dem Engliſchen des Thomſon. Denn ſie wiſſen wohl, daß wir im Traume nicht neues erfinden, ſondern uns nur mit oft ungeheuern Zuſammenſetzungen und Trennungen alter Ideen behelfen. Herr Duſch iſt folglich aus Gründen der Pſychologie zu entſchuldigen, daß er keine neue Hymne ſingen läßt. —

Nachdem der Lobgeſang zu Ende iſt, erfolget eine Stille, und über dieſe Stille erwacht der Träumer! Sehr wohl! Ein ähnliches Erwachen haben wir an des Schmids Hunde in der Fabel, der unter dem Getöſe der Hämmer ſehr ruhig ſchlief, und nicht eher erwachte, als bis die Hämmer ruhten, und ihn die erfolgte Stille zum Eſſen rief. Der Beſchluß künftig.

XXIV. Den 14 Junius. 1759.

Beſchluß des 41ſten Briefes.

Und nun ſagen Sie mir, kann man ſich eine elendere Fiction gedenken, als dieſen Traum des Herrn Duſch? — Aber vielleicht argwohnen Sie, daß er nur in meinem Auszuge ſo elend geworden ſey. — Wie könnten Sie zwar das argwohnen, und welchen Bewegungsgrund könnte ich haben, Ihnen etwas elender einzubilden, als es in der That iſt?

Dem ohngeachtet, ſehen Sie hier noch eine andere Erdichtung dieſes Dichters! Ich will mich die Mühe nicht tauern laſſen, ſie Ihnen in ihrem ganzen Umfange abzuſchreiben. Und wenn dieſe nicht eben ſo elend iſt, als der Traum, ſo will ich es Ihnen erlauben, mich dort für einen Verfälſcher zu halten.

Herr Duſch will uns in ſeinem September* die Lehre, daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich ſchädlich nannten, durch ein Beyſpiel einprägen. Leſen Sie!

---

* Seite 93.

„Der Sturmwind zerriß dem Alceſt ſeine Hütte am Strande der See. In was für Verwünſchungen und Klagen brach er wider den Himmel aus, der ihn geſandt hatte! Welch ein elendes Leben, rief er zu den Felſen, iſt das meinige! Kaum kann ich mir mit den Arbeiten meiner Hände das Brodt erwerben, das meine Nothdurft fordert! Unfruchtbar fließt mein Schweiß. Mit der Sonne ſtehe ich auf, und die Mitternacht bringt mir erſt die Stunde des Schlafes. Aus der Tiefe des unſichern Meeres muß ich meine Nahrung ziehen, oft mit Gefahr des Lebens mit dem Ruder die ungetreuen Wellen ſchlagen, und von den Ufern des Todes ein ſchlechtes Opfer für meinen Tiſch hohlen. Und dennoch, o Himmel, ſendeſt du Stürme, die meine arme Hütte niederreiſſen? Soll ich denn den Ungewittern und Regen, ſoll ich allen Beleidigungen des ungütigen Himmels ausgeſetzt, auch nicht in der Nacht die Ruhe haben, die alle Weſen wieder vergnügt? Der Vogel ſchläft unter dem grünen Dache der Blätter. Der Sturm wiegt ihn in den Schlaf, der meine Wohnung zu Boden reißt. Das Wild ruhet ſicher in Höhlen und in warmen Gebüſchen, und der Wurm findet im Schooſſe der Erde eine ſichere Ruheſtädte: nur ich bin allen Plagen ausgeſetzt, und um mich zu quälen, gießt der Himmel alle Ungewitter aus.

„Mit dieſen Klagen und Thränen in den Augen, warf er ſich voll Unmuth, und müde ſeines Lebens, Alceſt, auf einen mooßigten Felſen nieder. Die Nacht umſchattete ihn; ein feſter Schlaf nahm ihn in die Arme, und der völlig angebrochene Tag öfnete erſt ſeine ſchweren Augenlieder. Traurig ſtand er von ſeinem harten Lager auf, und wandte ſeine Augen auf das Meer. Dann ſuchte er ſeine Hütte. Die Hütte lag in einem Haufen zuſammen, und ſein Kahn ſtand zerſchlagen auf dem troknen Sande. Jezt brach ein neuer Strom von Thränen aus ſeinen Augen, und neue Klagen ſtürzten von ſeinen Lippen. Verzweifelnd ſtieg er die Klippe hinunter, und wanderte zu ſeinem Nachen. Aber der Nachen war zertrümmert, und ſeine Hütte darneben ein Steinhauffen. Von wüthender Verzweiflung getrieben eilte er ans Meer, entſchloſſen ſein Leben zu endigen, und in demjenigen Elemente den Tod zu ſuchen, das ihn des einzigen Mittels der Erhaltung beraubt hatte. Nimm auch mein Leben, rief er, nimm dieſes elende Leben, Schickſaal, das ich nicht mehr erhalten kann! Jetzo will er ſich in die Wellen ſtürzen; aber

„indem er mit einem Blicke das Ufer überſah, fiel ihm ein Schiff ins „Geſicht, das auf dem Sande auf die Seite gelehnt lag. Die Maſten waren zerbrochen, die Segel zerriſſen, und der Kiel ſtack in einer Sandbank. Jetzo vergaß er ſeinen Entſchluß zu ſterben, und „Neubegierde und Hofnung beflügelten ſeine Füſſe. Was für Schätze „fand er auf dieſem unglücklichen Schiffe, das eben der Sturm, der ſeinen Kahn und ſeine Hütte zerſchlagen, an dieſen Strand getrieben hatte! „Wie vergaß er zu ſeufzen, und nennte das Ungewitter ein Mittel „ſeines Glücks, und den Himmel gütig und weiſe, der ihm den Sturm „geſandt hatte. Tauſendfach war ihm ſein Verluſt erſetzt, und eben „der Sturm den er verwünſchte, bereicherte ihn.

Welch ein abſcheuliches Beyſpiel! Abſcheulich in allen möglichen Betrachtungen. — Der Held iſt ein elender Fiſcher; und doch ſpricht dieſer elende Fiſcher, natürlich wie der Poet Duſch. Er ſchlägt die ungetreuen Wellen; er hohlt von den Ufern des Todes ein ſchlechtes Opfer. Welch eine Sprache für einen elenden Fiſcher! Und was muß dieſer Fiſcher ſonſt für ein Narr ſeyn! Der Sturmwind hat ſeine Hütte zerriſſen; er klagt, er murret; er iſt ſeines Lebens müde. Aber doch, denkt er, ehe ich mich erſäuffe, kann ich ja wohl noch eine Nacht gut ſchlafen; er wirft ſich auf einen mooſigten Felſen nieder, und ein feſter Schlaf nimmt ihn in die Arme. Gewiß dieſer feſte Schlaf eines Unglücklichen in der Verzweiflung, iſt ein Meiſterzug des Herrn Duſch! Cato ſchlief kurz zuvor, ehe er ſich umbringen wollte, eben ſo feſt; aber nicht eben ſo lange. Der Fiſcher iſt ein doppelter Cato; der völlig angebrochene Tag öfnet erſt ſeine ſchweren Augenlieder! Anſtatt aber, daß er ſeinen Rauſch der Verzweiflung ſollte ausgeſchlaffen haben, wird er noch einmal ſo wütend als er geſtern war. Bey ihm hieß es nicht: la nuit porte avis. Er iſt feſt entſchloſſen ſein Leben zu enden. — Und nun geben Sie Acht; der Fiſcher des Herrn Duſch iſt nicht bloß ein Narr, der es erſt beſchlafen muß, ob er ſich erſäufen ſoll, oder nicht: er iſt das gröſte menſchliche Ungeheuer, das je geweſen oder erdichtet worden. Er kömmt an den Strand und entdeckt ein verunglücktes Schiff; er entdeckt, daß vielleicht hundert andere durch den Sturm hundertmal mehr verloren haben, als er ſelbſt. Was hätte dieſe Entdeckung bey ihm wirken müſſen, wenn ihm

Schöpfer Duſch nur einen Funken Menſchheit gegeben hätte? Hätte ſie ſeine Verzweiflung nicht noch höher treiben müſſen? Welch ein Herz muß das ſeyn, von dem es in einem ſolchen Falle heiſſen kann: „er vergaß ſeinen Entſchluß zu ſterben, und Neubegierde und Hofnung beflügelten ſeine Füſſe. Herr Duſch fragt an einem andern Orte:* „Um mich zu tröſten, wenn meine Wunde blutet, ſoll ich einen andern an der „ſeinigen mit dem Tode ringen ſehen? Es ſind tauſend Schmerzen noch heftiger, als der meinige, ein ſo ſchrecklicher Gedanke, „der in Verzweiflung ſtürzen muß, ſollte mich ermuntern können? — Doch dieſe beſſern Geſinnungen im November, konnte Herr Duſch freylich im September noch nicht haben.

Aber laſſen Sie mich dieſes Beyſpiel noch auf einer andern Seite anſehen. Es iſt wahr, es enthält gewiſſermaaßen den allgemeinen troſtreichen Satz: Daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich ſchädlich nannten. Aber enthält es nicht auch zugleich einen andern, der nichts weniger als troſtreich iſt? Dieſen nehmlich: daß das Unglück vieler, oft das Glück eines einzigen wird. Es iſt wahr; wäre der Sturm, der die Hütte des Fiſchers niederriß, nicht geweſen, ſo hätte itzt auch kein reiches Schiff an den Strand können geworfen werden, durch deſſen Plünderung der Fiſcher ſeinem Schaden ſo wohl beykam. Aber muß denn deswegen ein reiches Schiff ſcheitern, um einen Fiſcher den Verluſt ſeiner elenden Hütte vergeſſen zu machen? Kann ſich der Unzufriedene, der dieſes Beyſpiel lieſet, nicht eben ſo wohl an die Stelle derjenigen ſetzen, die an dem verunglückten Schiffe Theil haben, als an die Stelle des Fiſchers? —

Und nun laſſen Sie mich meinen Brief einmal ſchlieſſen. Der Mann hat mich angeſteckt, von dem die Rede iſt. Auch Herr Duſch weis niemals das Ende zu finden, er mag ſchreiben wovon er will. Er fängt lieber zehnmal wieder von vorne an, als daß er da aufhören ſollte, wo ſeine Gedanken aufhören. — Kann ich aber meinen Brief ſchlieſſen, ohne vorher feyerlich zu proteſtiren, daß ich darum nicht ganz und gar nichts von Herr Duſchen halte? Er könnte wirklich ein guter Schriftſteller geworden ſeyn, wenn er ſich in die ihm zukommende Sphäre hätte einſchlieſſen wollen. Und dieſe haben ihm die Verfaſſer der Bibliotheck deutlich genug angewieſen. Herr Duſch hat nicht Witz und Erfindungskraft genug, ein Dichter zu ſeyn; und ein Philoſoph zu ſeyn, nicht genug Scharfſinn und Gründlichkeit. Er hat aber von beyden etwas, und ohngefehr gleich ſo viel, als dazu gehört ein erträgliches moraliſches Lehrgedichte zu machen. Dieſes mache er; und laſſe ſich ja weder von ſeinen Freunden noch von ſeiner Eitelkeit verführen, Werke de longue haleine zu unternehmen, welche Anlage, Erdichtungen und Oekonomie erfordern!

---

* Seite 221.

Keine Stelle in den ganzen Schilderungen, die mir wenigſtens in die Augen gefallen iſt, hat mir mehr gefallen, als die Ausſchweiffung über die Gewalt der Mode, im October.* Ich habe ſo viel ſchlechte Brocken für Sie daraus abgeſchrieben, daß Sie mich für neidiſch halten könnten, wenn ich Ihnen nicht auch noch einige gute mittheilte. Wie geſagt; hier und da eine ſittliche Betrachtung, ein Charakter, ein ſatyriſcher Zug gelingt dem Herrn Duſch; und das iſt es auch alles, was er zu der ihm angerathenen Dichtungsart nöthig hat.

„Siehe, alles in der Stadt unterwirft ſich dieſer veränderlichen „dummen Göttin. Was wir am häufigſten ſehen, dünkt uns am anſtändigſten: und der Irrthum dienet uns ſtatt der Wahrheit, wenn er „gemein geworden iſt.

„Frage den halbſehenden Viſto, warum er ſich ſo ſehr in Bilder verliebt hat, die er doch durch die Brille betrachten müßte, wenn „er wiſſen wollte, was ſie vorſtellen. Er wird dir ſagen, der Geſchmack habe ihn verführt; aber vielleicht ſagt er zugleich einem Vertrauten leiſe ins Ohr: es iſt Mode, Geſchmack zu haben. Denn er „ſtarrt, mit einer gleichen Bewunderung, ein elendes Geſchmiere und „das Meiſterſtücke eines von Dyk an. Was machte, daß ſein Landgut in andere Hände fiel? Ach! grauſamer Loraine, fünf deiner verblichenen Landſchaften. —

„Dort tanzt der zarte Curio. Alles bewegt ſich, alles lächelt an „ihm. Seht doch ſeinen Federhut, ſeinen vergoldeten Rock, ſeinen

---

* Seite 159.

„koſtbaren Ring, ſeine weiſſe Hand, und ſeine reiche Weſte an! Mit „ihm ſchwatzet die Schöne von Büchern, vom Schauplatze, oder vom „Grandiſon. Dieſem mit ſich ſelbſt vergnügten Anbeter aller Schönen, erlaubet ſie, an ihrem werthen Nachttiſche zu ſitzen. — Es iſt „leichter, ruft der Weichling, ein ſiegendes Heer anzuführen, oder ein „ſinkendes Land zu erhalten, als der ſchönen Flavia Haare zu kräuſeln, oder einen Tanz anzuführen, oder neue franzöſiſche Moden „nachzuahmen. —

„Mode erhält meiſtens die Stadt geſchäftig. Ob es Zeit ſey, „zum Tanze oder zum Tempel zu gehen; Zeit zu ſpielen, oder zu beten; zu glauben oder ſich zu kleiden; zu lachen oder zu trauern; „alles beſtimmt die Mode, die über alle Geſchäfte und Stunden des „Tages gebietet. Noch in der letzten Stunde ihres Lebens bekannte „Cephiſe die Herrſchaft, die die Mode in ihrem Leben über ihr Herz „gewonnen hatte. Mitten in ihrem Gebete, als ihre traurigen Freunde „mit gefalteten Händen um ihr Bette ſtanden, rief ſie ihre Bediente „zu ſich: „In Atlas ſollſt du mich kleiden, und dann ſoll meine Leiche ſechs Tage lang zur Schau ſtehen; ſechs Tage gebietet die Mode.

„Eine Räthin, und keine Caroſſe, und keine Bediente! Kinder „würden über mich lachen, wenn ſie ſähen, daß ich meine Füſſe zum „gehen brauchen könnte! Wir dürfen nicht ſo ſtark ſeyn! ſagte die „junge Narciſſe zu ihrem Gemahl. — Aber wie? verſetzte er, bedenken ſie doch! Eine Caroſſe und Bediente! Ich müßte als ein Betrieger zu Grunde gehen. — Und wollten ſie ſich noch bedenken, „wenn es die Mode ſo will? —

G.

XXV. Den 21 Junius. 1759.

Drey und vierzigſter Brief.

Der alte Logau iſt erſchienen; und ich eile, Ihnen mein Verſprechen zu halten.[*] Er iſt in aller der Sauberkeit und Pracht erſchienen, die ein klaßiſcher Schriftſteller verdienet. Die Herausgeber ſind die Herren Ramler und Leſſing.[**]

---

[*] S. den 36ſten Brief.

[**] Friedrichs von Logau Sinngedichte: zwölf Bücher. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von C. W. Ramler, und G. E. Leſſing. Leipzig, 1759. in der Weidmanniſchen Buchhandlung. Ein Alphabet, 12 Bogen.

„Friedrich von Logau, ſagen ſie in ihrer Vorrede, iſt mit al„lem Rechte ꝛc. [ſ. Band V, S. 101] ſich näher nach ihm zu erkundigen.

Sind Sie begierig, dieſen Meiſter und dieſen John näher zu kennen? Meiſter gab 1726 ein elendes Büchelchen heraus, unter dem Titel: Anweiſung und Exempel, mehrentheils luſtiger und annehmlicher Epigrammatum, aus vielen Autoribus zuſammengeleſen. Und John ſchrieb einen Parnaſſum Sileſiacum, ſive Recenſiones Poetarum Sileſiacorum, quotquot vel in patria vel in alia etiam lingua Muſis litarunt, wovon die erſte Centurie 1728 herausgekommen. Beyde gedenken zwar unſers Dichters, fertigen ihn aber ungemein kalt ab; und es iſt wahr, die Beyſpiele, die ſie aus ihm anführen, ſind ſehr deutliche Beweiſe von ihrem elenden Geſchmacke. John führt zum Exempel folgendes an:

Mißjunker.

Ein zartes Mutterkind, das nie vom Haus entnommen,
Iſt einem Ochſen gleich, der nie vom Stall gekommen.

Und gleichwohl ſagt er: quæ quidem Epigrammata leporibus ſuis et ſalibus non deſtituuntur.

„Wir könnten, fahren die Herren Herausgeber fort, eine lange „Reihe von Kunſtrichtern, von Lehrern der Poeſie, von Sammlern „der gelehrten Geſchichte anführen, die alle ſeiner entweder gar nicht, „oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein ꝛc. —

In dieſer Reihe würde ohne Zweifel auch Herr Profeſſor Gottſched ſeinen Platz finden. Dieſer Mann, der ſich mit ſeiner Kenntniß unſrer alten Dichter ſo breit macht, nennt ihn in dem Regiſter zu ſeiner Dichtkunſt Salomon Logan; eine ſeltſame Vermiſchung ſeines wahren und angenommenen Namens. Er hat auch nie ein Muſter aus ihm angeführt, welches er doch aus Opitzen, Flemmingen, Dachen, Tſcherningen und andern gethan hat. Desgleichen würde das Jöcherſche allgemeine Gelehrtenlexikon hier eine Verbeſſerung erhalten können. Es ſagt nehmlich von unſerm Logau: „Er hat den „Ruhm und Vornamen des Schleſiſchen Peirefcius erhalten, „und Chriſt. Gryphii, ſeines vertrauten Freundes, Entwurf „der Ritterorden, wider deſſen Willen, drucken laſſen. Allein dieſes iſt nicht von ihm, ſondern von ſeinem Sohne, dem Freyherrn Balthaſer Friedrich von Logau zu verſtehen.

Doch die Herausgeber haben ſolche Kleinigkeiten ihrer Mühe nicht werth geachtet. „Und wozu, ſagen ſie, ſollten uns dieſe „Beweiſe dienen, daß Logau unbekannt geweſen iſt? Ein je„der Leſer, der ihn nicht kennt, glaubt uns dieſes auch ohne „Beweis. — Sie bringen demohngeachtet, im Vorbeygehen, noch zwey Beweiſe an, die ihr Vorgeben auſſer allem Zweifel ſetzen. Der erſte iſt dieſer: Logau war ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, in die er 1648 unter dem Namen des Verkleinernden aufgenommen ward; gleichwohl aber rechnet ihn der Sproſſende, in ſeiner Beſchreibung dieſer Geſellſchaft, unter diejenigen Glieder nicht, die ſich durch Schriften gezeigt haben. Der zweyte Beweis iſt von S. v. G. auferweckten Gedichten hergenommen. Schon nehmlich im Jahr 1702 bekam ein Ungenannter den Einfall, einen Auszug aus den Sinngedichten unſers Logau zu machen; und wenn er berechtiget war, dieſen Auszug auferweckte Gedichte zu nennen, ſo iſt es ja wohl unleugbar, daß ſie vorher ſchon begraben geweſen ſind. „Unter„deſſen, ſagen die Herausgeber, iſt dieſer Ungenannte vielleicht „Schuld, daß Logau noch tiefer in die Vergeſſenheit gerieth, „und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdammt „werden konnte. Es iſt unglaublich, welche Freyheit er ſich mit ſeinem Autor genommen hat; unter hundert Sinngedichten iſt nicht eines unverſtümmelt geblieben; und doch ſieht man meiſtentheils auch nicht die geringſte Urſache, warum er uns ſeine vermeinten Verbeſſerungen aufdringen wollen. Ich will einige Exempel davon anführen; denn ich weiß, ihre Neugierde iſt gröſſer, als der Eckel ſeyn kann, den ſie Ihnen verurſachen werden. Die vier Hirtinnen, iſt eines von den feinſten Sinngedichten des Logau; wenn man ihm einige gezwungene Ausdrücke nehmen könnte, ſo würde es ein kleines Meiſterſtück ſeyn. Es lautet ſo: [ſ. Band V, S. 190.]

Aber welch ein plumpes, widerwärtiges Ding hat der Ungenante daraus gemacht!

Chloris, Doris, Iris, Ciris liebten Einen in die Wette;
Chloris krönte ihn mit Blumen; Doris gab ihm Honig ein;

Iris grüßte ihn mit lachen; Ciris wollt die Klügſte ſeyn,
Sie behielt den Schäfer Thyrſis, denn ſie führte ihn aufs Bette.

Solche Nichtswürdigkeiten kritiſiren ſich ſelbſt. Ich darf die übrigen alſo bloß nur untereinander ſetzen.

Logau. [ſ. Band V, S. 151.]

Der Ungenannte.

Ohne Ruh wird die bewacht,
Die auf Geilheit iſt bedacht;
Denn der kleinſte Buhlerſtich,
Iſt für ſie ein Dieterich.

Logau. [ſ. Band V. S. 210.]

Der Ungenannte.

Die Schafe freſſen ſelbſt, iſt der Tyrannen Liſt.
Denn ſo vernimmt man nicht, daß ſie der Wolf auffrißt.

Logau. [ſ. Band V. S. 156.]

Der Ungenannte.

Wenn man den Feind aufs Haupt geſchlagen,
So hat der Fuß ihn weggetragen:
Man ſchlag ihn lieber vor die Scheiben,
So muß er ſein beliegen bleiben.

Und ſo ſind die Verbeſſerungen des Ungenannten alle. Daß er dabey gleich die allervortrefflichſten Stücke ſeines Dichters ganz überſehen und gar nicht gerettet hat, iſt ein Fehler, den man ſo einem Stümper kaum aufmutzen darf. Er hat ſeine Sammlung dafür mit Stücken von andern Verfaſſern bereichert, die überhaupt davon zu reden höchſt elend ſind; und ſelbſt diejenigen, die er von Canitzen und Beſſern eingerücket hat, ſind kaum mittelmäßig. Ein einziges habe ich darinn entdeckt, welches ſo vortrefflich iſt, daß ich es unmöglich länger darinn kann vergraben ſeyn laſſen. Es hat einen H. M. zum Verfaſſer; und wer mag wohl dieſer M. ſeyn? Ein Menantes iſt es gewiß nicht.

Beliſe und Thyrſis.

Beliſe ſtarb und ſprach im Scheiden:
Nun Thyrſis, nun verlaß ich dich!
Ich ſtürbe willig und mit Freuden,
Liebt eine dich ſo ſehr als ich.

Ach, ſprach er, mag dich das betrüben?
Beliſe, nur dein Tod iſt ſchwer!
Kanſt du mich ſelbſt nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr.

Welchem von unſern neueſten zärtlichen Dichtern würde dieſes kleine Lied nicht Ehre machen? — O wahrhaftig, das ſchlechte Buch iſt rar, in welches ſich gar nichts gutes, auch nicht von ohngefehr eingeſchlichen hätte! —

Doch wieder auf den Logau zu kommen. Von ſeinen Lebensumſtänden haben die Herren Herausgeber nur wenig entdecken können. Er war im Jahr 1604. gebohren; er bekleidete die Stelle eines Canzleyraths bey dem Herzoge zu Liegnitz und Brieg, Ludewig dem vierten, und ſtarb 1655. Sie erwähnen unter ſeinen Vorfahren des George von Logau auf Schlaupitz, eines der beſten lateiniſchen Dichters in der erſten Helfte des ſechzehnten Jahrhunderts. Auch unter ſeinen Nachkommen hätten ſie einen Dichter, und zwar einen deutſchen Dichter, finden können; nehmlich den Herrn Heinrich Wilhelm von Logau und Altendorf, welcher 1737 ein Poetiſches Vergnügen herausgab. Sie werden ihn auch ohne Zweifel gekannt, aber es nicht für anſtändig gehalten haben, neben einem ſo groſſen Ahnen, poetiſchen Andenkens, einen Enkel zu nennen, der weiter nichts als ein Reimer iſt.

Logau hatte Anfangs nur eine Sammlung von zwey hundert Sinngedichten herausgegeben, die, wie er ſelbſt ſagt, wohl aufgenommen worden. Die Herausgeber vermuthen nicht unwahrſcheinlich, daß dieſes im Jahr 1638 müſſe geſchehen ſeyn. Sechzehn Jahr endlich darauf, trat die vollſtändige Sammlung ans Licht, welche ſie bey ihrer Ausgabe zum Grunde gelegt haben. — Und nun ſehen Sie; ihre Vermuthung iſt eingetroffen. Sie haben ſie nicht von Wort zu Wort abdrucken laſſen; denn drey tauſend fünfhundert und drey und funfzig Sinngedichte können unmöglich alle gut, alle aufbehalten zu werden würdig ſeyn. Sie haben ihren Dichter auf ſein Drittheil herabgeſetzt, und hören Sie doch, was ſie dabey anmerken! „das „iſt unter allen Nationen, ſagen ſie, immer ein ſehr vortrefflicher Dichter, von deſſen Gedichten ein Drittheil gut iſt.“ —

Der Ausſpruch iſt ſtrenge; aber ich glaube doch, er iſt wahr. Das ausgeſuchte Drittheil haben ſie alsdenn in zwölf Bücher vertheilet, die durch ein Paar dazu bequeme Sinngedichte zum Anfange und zum Schluſſe, in ein ſcheinbares Ganze verbunden werden. Der Anfang des erſten z. E. iſt folgender. [ſ. Band V, S. 109.]

Und der Schluß des zehnten: [ſ. S. 218.]

Nach dem Inhalte oder dem Tone der Sinngedichte, haben ſie ſich bey ihrer Abtheilung zwar nicht gerichtet; doch ſcheint es mir, als ob ſie es bey dem einzigen ſechſten Buche hätten thun wollen. In dieſem nehmlich hat faſt jedes Stück, eine gewiſſe Feinheit, Naivität, Zärtlichkeit, ja nicht ſelten Schalkhaftigkeit; und Logau erſcheint da ganz als unſer deutſcher Catull; wenn er nicht oft noch etwas beſſeres iſt. Urtheilen Sie ſelbſt.

Urſprung der Bienen. [ſ. Band V, S. 185.]

Welch eine glückliche Fiction! Mit wie viel kleinen Bildern ausgezieret! In welch einer ungekünſtelten, anſtändig tändelnden Sprache vorgetragen! Und auf welche ernſthafte Wahrheit angewandt! Hier ſind noch einige aus dieſem Buche.

Rückkunft vom Freunde, Ankunft zur Freundin. [ſ. S. 180.]

Auf die Pulchra. [S. 181.]

An einen Bräutigam. [S. 182.]

Ich will Ihnen unterdeſſen nicht einbilden, daß alle beybehaltene Stücke von gleichem Werthe ſind. Die Herren Herausgeber erkennen es ſelbſt; „aber genug, ſagen ſie, daß in dem „unbeträchtlichſten noch ſtets etwas zu ſinden ſeyn wird, warum „es unſrer Wahl werth geweſen. Iſt es nicht allezeit Witz, „ſo iſt es doch allezeit ein guter und groſſer Sinn, ein poetiſches Bild, ein ſtarker Ausdruck, eine naive Wendung und „dergleichen.“ — Und das muß man ihnen zugeſtehen! Der gute und groſſe Sinn beſonders, macht eine Menge von Logans Sinngedichten, zu ſo vielen güldenen Sprüchen, die von allen Menſchen ins Gedächtniß gefaßt zu werden verdienen.

Einfältiges Gebet. [ſ. Band V, S. 259.]

Freundſchaft. [S. 247.]

Kurz, es iſt nichts weniger, als eine Uebertreibung, wenn die Herausgeber ſagen: „Es iſt unwiderſprechlich, daß wir in

„unſerm **Logau** allein, einen **Martial**, einen **Catull**, und **Dionyſius Cato** beſitzen.

XXVI. Den 29. Junius. 1759.

Vier und vierzigſter Brief.

Es war der bloſſe Logau, von welchem ich mich mit Ihnen in meinem vorigen Briefe unterhielt; und ich habe davon noch nichts erwähnt, wie ſehr ſich, auch auſſer der guten Wahl, die Herren Herausgeber um ihn, und zugleich um alle Liebhaber der deutſchen Sprache, verdient gemacht haben.

Sie ſind nehmlich mit ihrem Dichter wie mit einem wirklichen alten klaßiſchen Schriftſteller umgegangen, und haben ſich die Mühe nicht verdrieſſen laſſen, die kritiſchen Erythräi deſſelben zu werden. Ihren Anmerkungen über ſeine Sprache haben ſie die Geſtalt eines Wörterbuchs gegeben, und ſie merken mit Grunde an, „daß ähnliche Wörterbücher über alle unſere guten Schriftſteller der erſte nähere Schritt zu einem allgemeinen „Wörterbuche unſerer Sprache ſeyn würden.

„Die Sprache des Logau, ſagen ſie, iſt, überhaupt zu „reden, ꝛc. [ſ. Band V, S. 297.]

Von der Sprachenmengerey, die zu ſeinen Zeiten ſchon ſtark eingeriſſen war, zeigen ſie, daß er völlig frey geweſen iſt. Was er mit einem deutſchen Worte ausdrücken konnte, das drückte er mit keinem lateiniſchen oder franzöſiſchen aus; und er hat verſchiedene aus andern Sprachen entlehnte Kunſtwörter nicht unglücklich überſetzt. Z. E. Accentus durch **Beylaut**: Inventarium, durch **Fundregiſter**; Profil, durch **Durchſchnitt**, und zwar nicht nur von Gebäuden, ſondern auch von einem Geſichte, welches der Maler bloß von der Seite genommen hat; Anatociſmus durch **Wiederzins** ꝛc. Doch war er hierinn kein übertriebener Puriſt; ſondern er ſpottet vielmehr über die zuweitgehenden Neuerungen des Zeſen, der damals zu gottſchediſiren anfing.

Es unterſcheidet ſich aber ſeine Sprache von derjenigen, welcher ſich itzt unſere beſten Schriftſteller bedienen, vornehmlich in zwey Stücken; in gewiſſen Wörtern und Fügungen nehmlich, die wir, es ſey nun mit Recht oder mit Unrecht, haden veralten laſſen, und in verſchiedenen Eigenthümlichkeiten, die er aus der beſondern Mundart ſeiner Provinz beybehalten hat. Von jenen ſagen die Herren Herausgeber: „Wir haben „alle ſorgfältig geſammlet, ꝛc. (ſ. Band V, S. 298.) — Und über die Provinzialſprache ihres Dichters erklären ſie ſich folgender maaſſen: „Die Schleſiſche Mundart ꝛc. (ſ. S. 299.)

Auf dieſe beyden Stücke haben ſie alſo in ihrem Wörterbuche ihr vornehmſtes Augenmerk gerichtet, von welchem ich Ihnen unmöglich anders einen nähern Begriff machen kann, als wenn ich einige Artikel daraus entlehne, und Sie von dieſen auf die übrigen ſchlieſſen laſſe. Verſchiedene allgemeine Anmerkungen, die in dem Wörterbuche ſelbſt keine fügliche Stelle finden können, machen den Anfang. Z. E. Logau braucht ſehr häufig das Beywort in dem ungewiſſen Geſchlechte als ein Hauptwort. Er ſagt:

Seither iſt unſer Frey in Dienſtbarkeit verkehret.
— — — Ein ſolches Klug,
Dafür ein keuſcher Sinn Entſetz und Grauen trug
— — — — —
Bey welchem freyes Wahr, der Freundſchaft Seele wohnt.

Für Freyheit, Klugheit, Wahrheit. Die Vortheile, welche dieſer Gebrauch beſonders einem Dichter verſchaffen kann, ſind ſo groß, daß eine beſcheidene Nachahmung wohl ſchwerlich zu mißbilligen wäre. Ich ſage aber mit Fleiß, eine beſcheidene Nachahmung; denn ich fürchte mich ſchon im voraus vor den kleinen Affen, die dergleichen ſubſtantive Neutra mit einer Verſchwendung brauchen dürften, daß wir die wahren Subſtantiva davon ganz und gar nicht zu haben ſcheinen könnten. Was ich aber unſerer Nachahmung, oder vielmehr unſerer uneingeſchränkteſten Aufnahme für noch weit würdiger halte, iſt folgender Gebrauch der Endſylbe, ley. Logau ſetzt nehmlich dieſe Endſylbe, die wir itzt nur bey den theilenden Zahlwörtern dulden wollen, auch zu faſt allen Arten von Fürwörtern, und erlangt dadurch (wie man es nun nennen will) ein Nebenwort oder ein unabänderliches Beywort von beſonderm Nachdrucke. Z. E.

Zu etwas Groſſem noch wird Sordalus wohl werden,
Denn ſeinerley Geburt iſt nicht gemein auf Erden.

Wie kurz und bequem iſt dieſes ſeinerley; und wie weitſchweiſig müſſen wir izt dafür ſagen: eine Geburt, wie ſeine war ꝛc. Und ſo wie er ſeinerley ſagt, ſagt er, und andere Alte, auch dieſerley. meinerley. deinerley ꝛc.

Doch ich eile zu einigen Artickeln aus dem Wörterbuche ſelbſt.

„Bieder; [ſ. Band V, S. 309.]

„Biedermann [ſ. daſelbſt.]

„Brunſt. [S. 311.]

„Demmen. [S. 313.]

„Flitte, die. [S. 317.]

„Hinſichern, ſich. [S. 324.]

„Noch, noch; [S. 334.]

Aber ich will aufhören, abzuſchreiben. Ich weis gewiß, daß Sie den nun erſt auferweckten Logau ſelbſt vor die Hand nehmen, und ſtudiren werden, ſobald Ihnen ihre Umſtände einen anhaltenden Fleiß wieder erlauben.

Dritter Theil.

IV. Den 26. Julius. 1759.

Acht und vierzigſter Brief.

Sie ſollen befriediget werden! — Die groſſen Lobſprüche, welche der nordiſche Aufſeher in ſo manchen öffentlichen Blättern erhalten hat, haben auch meine Neugierde gereizet. Ich habe ihn geleſen; ob ich mir es gleich ſonſt faſt zum Geſetze gemacht habe, unſere wöchentliche Moraliſten ungeleſen zu laſſen.

Kopenhagen hat bereits an dem Fremden (einem Werke des ſeel. Hrn. Prof. Schlegels) eine dergleichen Schrift von ſehr vorzüglichem Werthe aufzuweiſen. Und nun kann es leicht kommen, daß der nordiſche Aufſeher ein allgemeines Vorurtheil für die deutſchen Werke des Witzes, welche in Dänemark erſcheinen, veranlaſſen hilft. Und würde dieſes Vorurtheil auch ſo ganz ohne Grund ſeyn? — Wenn unſere beſten Köpfe, ihr Glück nur einigermaſſen zu machen, ſich expatriiren müſſen; wenn —

O ich will hiervon abbrechen, ehe ich recht anfange; ich möchte ſonſt alles darüber vergeſſen; Sie möchten, anſtatt eines Urtheils über eine ſchöne Schrift, Satyre über unſere Nation, und Spott über die elende Denkungsart unſerer Groſſen zu leſen bekommen. Und was würde es helfen? —

Der nordiſche Aufſeher hat mit dem fünften Jenner des Jahres 1758. angefangen, und hat ſich in der Fortſetzung weder an einen gewiſſen Tag noch an eine gewiſſe Länge der einzeln Stücke gebunden. Dieſe Freyheit hätten ſich billig alle ſeine Vorgänger erlauben ſollen. Sie würden dadurch nicht nur für ihre Blätter einen gewiſſen gefallenden Anſchein der Ungezwungenheit, ſondern auch viel weſentlichere Vortheile erhalten haben. Sie würden ihre Materien nicht ſo oft haben bald ausdehnen, bald zuſammenziehen, bald trennen dürfen; ſie hätten ſich gewiſſer Umſtände der Zeit zu gelegentlichen Betrachtungen beſſer bedienen können; ſie hätten bald hitziger, bald bequemlicher arbeiten können ꝛc.

Das ganze 1758ſte Jahr beſtehet aus ſechzig Stücken, die einen anſehnlichen Band in klein Quart ausmachen. Der Herr Hofprediger Cramer hat ſich auf dem Titel als Herausgeber genennt.* Wie viel Antheil er aber ſonſt daran habe; ob er der einzige, oder der vornehmſte Verfaſſer ſey; wer ſeine Mitarbeiter ſind: davon ſucht der Leſer vergebens einige nähere Nachricht. Er muß verſuchen, wie viel er davon aus dem Stil und der Art zu denken, errathen kann.

Doch die wahren Verfaſſer itzt aus den Gedanken zu laſſen, ſo giebt der nordiſche Aufſeher vor, daß er ein Sohn des Neſtor Ironſide ſey, der ehemals das Amt eines Aufſehers der Sitten von Großbritannien übernahm, und mit allgemeinem Beyfalle verwaltete. Er heiſſe Arthur Ironſide; ſeine Mutter ſey die Wittwe eines deutſchen Negocianten geweſen, die ſeinen Vater noch in ſeinem funfzigſten Jahre gegen die Liebe empfindlich gemacht habe; und vielleicht habe dieſer nur deswegen von ihm geſchwiegen, um ſich nicht, dieſer ſpäten Liebe wegen, dem muthwilligen Witze der Spötter auszuſetzen. Ein beſondres Schickſal habe ihn genöthiget ſein Vaterland zu verlaſſen, und er betrachte nun Dänemark als ſein zweytes Vaterland, welchem er ohnedem, von ſeinen väterlichen Vorfahren her, eben ſo nahe als jenem angehöre; indem dieſe urſprünglich aus einem nordiſchen Geſchlechte abſtammten, welches mit dem Könige Knut nach England gekommen ſey, und durch ſeine Tapferkeit nicht wenig zu den Eroberungen deſſelben beygetragen habe. — Hierauf beſchreibt er, mit den eignen Worten ſeines Vaters, die Pflichten eines moraliſchen Aufſehers, und ſagt: „Da ich ſchon „in einem Alter bin, wo ich die Einſamkeit eines unbekannten und „ruhigen Privatlebens nicht verlaſſen und in Geſchäften gebraucht zu „werden ſuchen kann, ohne mich dem Verdachte auszuſetzen, daß ich „mehr von einem meinen Jahren unanſtändigen Ehrgeitze, als von „einer uneigennützigen Begierde, meine Kräfte dem allgemeinen Beſten „aufzuopfern, getrieben würde: So habe ich mich entſchloſſen, für „mein zweytes Vaterland zu thun, was mein Vater für England „gethan hat."

---

* Der nordiſche Aufſeher, herausgegeben von Johann Andreas Cramer. Erſter Band. Sechzig Stück. Kopenhagen und Leipzig bey Ackermann. 3 Alphab. 12 Bogen.

Auf zwey Punkte verſpricht er dabey ſeinen Fleis beſonders zu wenden; auf die Erziehung der Jugend nehmlich, und auf die Leitung derjenigen, welche ſich mit Leſung guter Schriften und mit den Wiſſenſchaften abgeben, ohne eigentlich ein Geſchäfte aus ihrer Erlernung zu machen. Und er hat auch in der That, in Abſicht auf beydes, in dieſem erſten Bande bereits ſchon vieles geleiſtet. — Seine feinſten Anmerkungen über die beſte Art der Erziehung, hat er in die Geſchichte ſeiner eignen Erziehung gebracht,[*] welche mehr als ein Stück einnimt; in welcher aber vielleicht nicht alle Leſer die eckeln Umſchweife billigen möchten, mit welchen ihm ſein Vater die erſten Gründe der Moral und geoffenbarten Religion beygebracht hat. Er erzehlt z. E.[**] als ihm ſein Vater mit den Lehren der Nothwendigkeit und dem Daſeyn eines Erlöſers der Menſchen und einer Genugthuung für ſie, bekannt machen wollen: ſo habe er auch hier der Regel, von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schwerern fortzugehen, zu folgen geſucht, und ſey einzig darauf bedacht geweſen, ihn Jeſum erſt blos als einen frommen und ganz heiligen Mann, als einen zärtlichen Kinderfreund, lieben zu lehren. Allein ich fürchte ſehr, daß ſtrenge Verehrer der Religion mit der gewaltſamen Ausdehnung dieſer Regel nicht zufrieden ſeyn werden. Oder ſie werden vielmehr nicht einmal zugeben, daß dieſe Regel hier beobachtet worden. Denn wenn dieſe Regel ſagt, daß man in der Unterweiſung von dem Leichten auf das Schwerere fortgehen müſſe, ſo iſt dieſes Leichtere nicht für eine Verſtümmlung, für eine Entkräftung der ſchweren Wahrheit, für eine ſolche Herabſetzung derſelben anzuſehen, daß ſie das, was ſie eigentlich ſeyn ſollte, gar nicht mehr bleibt. Und darauf muß Neſtor Ironſide nicht gedacht haben, wenn er es, nur ein Jahr lang, dabey hat können bewenden laſſen, den göttlichen Erlöſer ſeinem Sohne bloß als einen Mann vorzuſtellen, den Gott „zur Belohnung ſeiner unſchuldigen Jugend, in ſeinem dreyßigſten Jahre mit einer ſo groſſen „Weisheit, als noch niemals einem Menſchen gegeben worden, ausgerüſtet, zum Lehrer aller Menſchen verordnet, und zugleich mit der „Kraft begabt habe, ſolche herrliche und auſſerordentliche Thaten zu „thun, als ſonſt niemand auſſer ihm verrichten können. — Heißt das den geheimnisvollen Begrif eines ewigen Erlöſers erleichtern? Es heißt ihn aufheben; es heißt einen ganz andern an deſſen Statt ſetzen; es heißt, mit einem Worte, ſein Kind ſo lange zum Socinianer machen, bis es die orthodoxe Lehre faſſen kann. Und wenn kann es die faſſen? In welchem Alter werden wir geſchickter, dieſes Geheimniß einzuſehen, als wir es in unſrer Kindheit ſind? Und da es einmal ein Geheimniß iſt, iſt es nicht billiger, es gleich ganz der bereitwilligen Kindheit einzuflöſſen, als die Zeit der ſich ſträubenden Vernunft damit zu erwarten? — Dieſe Anmerkung im Vorbeygehen!

---

[*] Stück 46. 47. 48.

[**] Stück 50.

Was der nordiſche Aufſeher zum Beſten der unſtudirten Liebhaber guter Schriften gethan hat, beläuft ſich ohngefehr auf ſechs oder ſieben neuere Autores, aus welchen er, nach einer kurzen Beurtheilung, beſonders merkwürdige und lehrreiche Stellen beybringt. So preiſet er z. E. in dem vierten und ſiebenden Stücke die Werke des Kanzlers Dagueſſeau an, und zwar mit dieſem Zuſatze: „Ich kann nicht ſchlieſſen, ohne zur Ehre

„dieſer Werke und zur Ehre fremder Sprachen zu wünſchen, daß ſie „mit allen andern vortreflichen Arbeiten des menſchlichen Verſtandes „einem jeden Ueberſetzer unbekannt bleiben mögen, der nur mit der „Hand und nicht mit dem Kopfe; der, mit einem Worte alles zu „ſagen, nicht wie Ramler und Ebert unter den Deutſchen, und nicht „wie Lodde unter uns überſetzt. — In dem dreyzehnten Stücke redet er von Youngs Nachtgedanken und Centaur. Was meinen Sie aber, iſt es nicht ein wenig übertrieben, wenn er von dieſem Dichter ſagt? „Er iſt ein Genie, das nicht allein weit über „einen Milton erhoben iſt, ſondern auch unter den Menſchen am „nächſten an den Geiſt Davids und der Propheten grenzet ꝛc. Nach „der Offenbarung, ſetzt er hinzu, kenne ich faſt kein Buch, welches „ich mehr liebte; kein Buch, welches die Kräfte meiner Seele auf „eine edlere Art beſchäftigte, als ſeine Nachtgedanken. — Die übrigen Schriftſteller, mit welchen er ſeine Leſer unterhält, ſind des Biſchofs Buttlers[*] Analogie der natürlichen und geoffenbarten Religion; Heinrich Beaumonts[**] moraliſche Schriften; des Hrn. Baſedow[***] praktiſche Philoſophie für alle Stände; des Marquis von Mirabeau[†] Freund des Menſchen; und ein ſehr wohl gerathenes Gedicht eines Däniſchen Dichters, des Hrn. Tullin.[††]

Dieſes letzte Gedicht führet den Titel: Ein Maytag. Es iſt, ſagt der Aufſeher, zwar nur durch eine von den gewöhnlichen Gelegenheiten veranlaßt worden, die von unſern meiſten Dichtern beſungen zu werden pflegen; es hat aber doch ſo viel wahre poetiſche Schönheiten, daß es eine vorzügliche Aufmerkſamkeit verdienet. Erfindung, Anlage, Einrichtung und Ausführung verrathen einen von der Natur begünſtigten Geiſt, der noch mehr erwarten läßt. — Dieſes Urtheil iſt keine Schmeicheley; denn die Strophen welche er im Originale und in einer Ueberſetzung daraus anführt, ſind ſo vortreflich, daß ich nicht weis, ob wir Deutſche jemals ein ſolches Hochzeitgedicht gehabt haben. Schlieſſen Sie einmal von dieſer einzigen Stelle auf das Uebrige:

---

[*] Stück 9 und 22.

[**] Stück 21.

[***] Stück 21. 29.

[†] Stück 31. 36. 38. 40.

[††] Stück 52.

„Unerſchaffener Schöpfer, gnädig, weiſe, deſſen Liebe unumſchränkt
„iſt; der du für jeden Sinn, damit man Dich erkennen möge, ein
„Paradies erſchaffen haſt, Du biſt alles und alles in Dir; überall
„ſieht man deinen Fußtapfen — —

„Du machſt den Sommer, den Winter, den Herbſt zu Predigern
„deiner Macht und Ehre. Aber der Frühling — was ſoll dieſer ſeyn?
„O Erſchaffer, er iſt ganz Ruhm. Er redet zu den tauben ungläu-
„bigen Hauffen mit tauſend Zungen. — —

„Er iſt unter allen am meiſten Dir gleich; er erſchaffet, er bildet,
„er belebt, er erhält, er nähret, er giebt Kraft und Stärke; er iſt —
„er iſt beynahe Du ſelbſt. Wie wenig wiſſen von dieſer Freude die,
„welche in dem Dunſte und Staube verſchloßner Mauern, wenn die
„ganze Natur ruft: Komm! unter ſchweren Gedanken furchtſam
„lauren. ꝛc.

G.

V. Den 2. Auguſt. 1759.

Neun und vierzigſter Brief.

Sie billigen die Anmerkung, die ich über die Methode des Neſtor Ironſide, ſeinen Sohn den Erlöſer kennen zu lehren, gemacht habe; und wundern ſich, wie der Aufſeher eine ſo heterodoxe Lehrart zur Nachahmung habe anpreiſen können. Aber wiſſen ſie denn nicht, daß itzt ein guter Chriſt ganz etwas anders zu ſeyn anfängt, als er noch vor dreyßig, funfzig Jahren war? Die Orthodoxie iſt ein Geſpötte worden; man begnügt ſich mit einer lieblichen Quinteſſenz, die man aus dem Chriſtenthume gezogen hat, und weichet allem Verdachte der Freydenkerey aus, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthuſiaſtiſch zu ſchwatzen weis. Behaupten Sie z. E. daß man ohne Religion kein rechtſchafner Mann ſeyn könne; und man wird Sie von allen Glaubensartikeln denken und reden laſſen, wie ſie immer wollen. Haben Sie vollends die Klugheit, ſich gar nicht darüber auszulaſſen; alle ſie betreffende Streitigkeiten mit einer frommen Beſcheidenheit abzulehnen: o ſo ſind Sie vollends ein Chriſt, ein Gottesgelehrter, ſo völlig ohne Tadel, als ihn die feinere religiöſe Welt nur immer verlangen wird.

Auch der nordiſche Aufſeher hat ein ganzes Stück * dazu angewandt, ſich dieſe Mine der neumodiſchen Rechtgläubigkeit zu geben. Er behauptet mit einem entſcheidenden Tone, daß Rechtſchaffenheit ohne Religion widerſprechende Begriffe ſind; und beweiſet es durch — — durch weiter nichts, als ſeinen entſcheidenden Ton. Er ſagt zwar mehr als einmal denn; aber ſehen Sie ſelbſt wie bündig ſein denn iſt. „Denn, ſagt er, ein Mann, welcher ſich mit Frömmigkeit brüſtet, ohne ehrlich und gerecht gegen uns zu handeln, verdienet mit dem Namen eines Heuchlers an ſeiner Stirne gezeichnet zu werden; und ein Menſch, welcher ſich rühmet, daß er keine Pflicht der Rechtſchaffenheit vernachläßige, ob er ſich gleich von demjenigen befreyet achtet, was man unter dem Namen der Frömmigkeit begreift, iſt — — ein Lügner muß ich ſagen, wenn ich nicht ſtrenge ſondern nur gerecht urtheilen will; weil er ſelbſt geſtehet, kein rechtſchafner Mann gegen Gott zu ſeyn. Iſt alle Rechtſchaffenheit eine getreue und ſorgfältige Uebereinſtimmung ſeiner Thaten mit ſeinen Verhältniſſen gegen andere, und wird eine ſolche Uebereinſtimmung für nothwendig und ſchön erklärt: ſo kann ſie nicht weniger nothwendig und rühmlich gegen Gott ſeyn, oder man müßte läugnen, daß der Menſch gegen das Weſen der Weſen in wichtigen Verhältniſſen ſtünde. — — Was kann deutlicher in die Augen leichten, als daß das Wort Religion in dem Satze ganz etwas anders bedeutet, als er es in dem Beweiſe bedeuten läßt. In dem Satze heißt ein Mann ohne Religion, ein Mann, der ſich von der geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann; der kein Chriſt iſt: in dem Beweiſe aber, ein Mann, der von gar keiner Religion wiſſen will. Dort ein Mann, der bey den Verhältniſſen, die ihm die Vernunft zwiſchen dem Schöpfer und dem Geſchöpfe zeiget, ſtehen bleibt: Hier ein Mann, der durchaus gar keine ſolche Verhältniſſe annehmen will. Dieſe Verwirrung iſt unwiderſprechlich; und man muß ſehr blödſinnig ſeyn, wenn man ſich kann bereden laſſen, daß das, was von dem einen dieſer Perſonen wahr ſey, auch von dem andern gelten müſſe. Und können Sie glauben, daß der Aufſeher dieſen Fechterſtreich

---

* St. XI.

noch weiter treibet? Aus folgender Schilderung, die er von einem **Manne ohne Religion** macht, iſt es klar. „**Polidor**, „höre ich zuweilen ſagen, iſt zu bedauern, daß er kein Chriſt iſt. Er „denkt über die Religion bis zur Ausſchweifung frey; ſein Witz wird „unerſchöpflich, wenn er anfängt ihre Vertheidiger lächerlich zu machen; aber er iſt ein ehrlicher Mann; er handelt rechtſchaffen; man „wird ihm keine einzige Ungerechtigkeit vorwerfen können ꝛc. — Aber mit Erlaubnis; dieſem **Polidor** fehlt es nicht bloß an Religion: er iſt ein Narr, dem es an geſunder Vernunft fehlt; und von dieſem will ich es ſelbſt gern glauben, daß alle ſeine Tugenden, Tugenden des Temperaments ſind. Denn muß er deswegen, weil er ſich von einer geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, muß er deswegen darüber ſpotten? Muß er ihre Vertheidiger deswegen lächerlich machen? — Welche Gradation: ein Mann der von keiner geoffenbarten Religion überzeugt iſt; ein Mann der gar keine Religion zugiebt; ein Mann, der über alle Religion ſpottet! Und iſt es billig, alle dieſe Leute in eine Klaſſe zu werfen?

Das war alſo, gelinde zu urtheilen, eine Sophiſterey! Und nun betrachten ſie ſeinen zweyten Grund, wo er das Wort **Rechtſchaffenheit** in einem engern Verſtande nimmt, und es ſeinen Gegnern noch näher zu legen glaubt. „Allein, ſagt er, „wenn wir unter der Rechtſchaffenheit auch nur die Pflichten der geſellſchaftlichen Billigkeit und Gerechtigkeit verſtehen wollten: So könnte „doch vernünftiger Weiſe nicht vermuthet werden, daß ein Mann „ohne Religion ein rechtſchafner Mann ſeyn würde. Eigennutz, Zorn, „Eiferſucht, Wolluſt, Rache und Stolz, ſind Leidenſchaften, deren „Anfälle jeder Menſch empfindet, und wer weiß nicht, wie gewaltig „dieſe Leidenſchaften ſind? Entſagt nun ein Menſch der Religion; „entſagt er künftigen Belohnungen; entſagt er dem Wohlgefallen der „Gottheit an ſeinen Handlungen, und iſt ſeine Seele gegen die Schrecken „ihrer Gerechtigkeit verhärtet: Was für eine Verſicherung haben wir, „daß er den ſtrengen Geſetzen der Rechtſchaffenheit gehorchen werde, „wenn aufgebrachte mächtige Leidenſchaften die Beleidigung derſelben „zu ihrer Befriedigung verlangen? — Abermals die nehmliche Sophiſterey! Denn iſt man denn ſchon ein Chriſt, (dieſen verſteht der Aufſeher unter dem **Manne von Religion**) wenn man künftige Belohnungen, einen Wohlgefallen der Gottheit an unſern Handlungen, und eine ewige Gerechtigkeit glaubet? Ich meine, es gehöret noch mehr dazu. Und wer jenes leugnet, leugnet der bloß die geoffenbarte Religion? Aber dieſes bey Seite geſetzt; ſehen Sie nur, wie liſtig er die ganze Streitfrage zu verändern weis. Er giebt es ſtillſchweigend zu, daß ein Mann ohne Religion Bewegungsgründe, rechtſchaffen zu handeln, haben könne; und fragt nur, was für eine *Verſicherung* haben wir, daß er auch, wenn ihn heftige Leidenſchaften beſtürmen, wirklich ſo handeln werde, wo er nicht auch das und das glaubt? In dieſer Frage aber, liegt weiter nichts, als dieſes: daß die geoffenbarte Religion, die Bewegungsgründe, rechtſchaffen zu handeln, vermehre. Und das iſt wahr! Allein kömmt es denn bey unſern Handlungen, bloß auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Intenſion derſelben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernſtlich nachgedacht habe, eben ſo viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigſten Theil von jenem Nachdenken geſchenkt habe? Und wenn auch ein Menſch alles glaubet, was ihm die Offenbarung zu glauben befiehlt, kann man nicht noch immer fragen, was für eine *Verſichrung* haben wir, daß ihn dennoch die Leidenſchaften nicht verhindern werden, rechtſchaffen zu handeln? Der *Aufſeher* hat dieſe Frage vorausgeſehen; denn er fährt fort: „Allein von einem Manne, der wirklich Religion hat, und entſchloſ„ſen iſt, die Verbindlichkeiten zu erfüllen ꝛc. Und entſchloſſen iſt! Gut! Dieſe Entſchloſſenheit kann aber auch die bloſſen Gründe der Vernunft, rechtſchaffen zu handeln, begleiten.

Da ich zugegeben, daß die geoffenbarte Religion, unſere Bewegungsgründe, rechtſchaffen zu handeln, vermehre: ſo ſehen Sie wohl, daß ich der Religion nichts vergeben will. Nur auch der Vernunft nichts! Die Religion hat weit höhere Abſichten, als den rechtſchafnen *Mann* zu bilden. Sie ſetzt ihn voraus; und ihr Hauptzweck iſt, den rechtſchafnen Mann zu höhern *Einſichten* zu erheben. Es iſt wahr, dieſe höhern *Einſichten*, können neue Bewegungsgründe, rechtſchaffen zu handeln, werden, und werden es wirklich; aber folgt daraus, daß die andern Bewegungsgründe allezeit ohne Wirkung bleiben müſſen? Daß es keine Redlichkeit giebt, als dieſe mit höhern Einſichten verbundene Redlichkeit?

Vermuthen Sie übrigens ja nicht, daß der nordiſche Aufſeher dieſe Behauptung, „wer kein Chriſt ſey, könne auch „kein ehrlicher Mann ſeyn,“ mit unſern Gottesgelehrten überhaupt gemein habe. Unſere Gottesgelehrten haben dieſe unbillige Strenge nie geäuſſert. Selbſt das, was ſie von den Tugenden der Heiden ſagen, kömmt ihr noch lange nicht bey. Sie leugnen nicht, daß dieſer ihre Tugenden Tugenden ſind; ſie ſagen bloß, daß ihnen die Eigenſchaft fehle, welche ſie allein Gott vorzüglich angenehm machen könne. Und will der Aufſeher dieſes auch nur ſagen; will er bloß ſagen, daß alle Rechtſchaffenheit, deren ein natürlicher Menſch fähig iſt, ohne Glauben vor Gott nichts gelte: warum ſagt er es nicht mit deutlichen Worten; und warum enthält er ſich des Worts Glaube, auf welches alles dabey ankömmt, ſo ſorgfältig?

Es ſind überhaupt alle ſeine theologiſchen Stücke von ganz ſonderbarem Schlage. Von einem einzigen laſſen Sie mich nur noch ein Paar Worte ſagen. Von demjenigen [*] nehmlich, in welchem der Verfaſſer beſtimmen will, „welche von allen Arten, „über das erſte Weſen zu denken die beſte ſey?“ Er nimmt deren drey an. „Die erſte, ſagt er, iſt eine kalte, metaphyſiſche Art, die „Gott beynahe nur als ein Objekt einer Wiſſenſchaft anſieht, und „eben ſo unbewegt über ihn philoſophiret, als wenn ſie die Begriffe „der Zeit oder des Raums entwickelte. Eine von ihren beſondern „Unvollkommenheiten iſt dieſe, daß ſie in den Ketten irgend einer „Methode einhergehet, welche ihr ſo lieb iſt, daß ſie jede freyere Er„findung einer über Gottes Größe entzückten Seele faſt ohne Un„terſuchung verwirft ꝛc. Und weil wir durch dieſe Art von Gott „zu denken, beynahe unfähig werden, uns zu der höhern, von der ich „zuletzt reden werde, zu erheben, ſo müſſen wir auf unſrer Hut ſeyn, „uns nicht daran zu gewöhnen. — Die zweyte Art, fährt er fort, „will ich die mittlere, oder um noch kürzer ſeyn zu können, Betrach„tungen nennen. Die Betrachtungen verbinden eine freyere Ordnung

---

[*] Stück XXV.

„mit gewiſſen ruhigen Empfindungen, und nur ſelten erheben ſie ſich
„zu einer Bewunderung Gottes. ꝛc. — Die dritte endlich iſt, wenn
„die ganze Seele von dem, den ſie denkt (und wen denkt ſie?) ſo
„erfüllt iſt, daß alle ihre übrige Kräfte von der Anſtrengung ihres
„Denkens in eine ſolche Bewegung gebracht ſind, daß ſie zugleich und
„zu einem Endzweck wirken; wenn alle Arten von Zweifeln und Un-
„ruhen über die unbegreiflichen Wege Gottes ſich verlieren; wenn wir
„uns nicht enthalten können, unſer Nachdenken durch irgend eine kurze
„Ausrufung der Anbetung zu unterbrechen; wenn, wofern wir drauf
„kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache
„zu wenige und ſchwache Worte dazu haben würde; wenn wir end-
„lich mit der allertiefſten Unterwerfung eine Liebe verbinden, die mit
„völliger Zuverſicht glaubt, daß wir Gott lieben können, und daß wir
„ihn lieben dürfen.

Und dieſe letzte Art über Gott zu **denken**, wie Sie leicht errathen können, iſt es, welche der Verfaſſer allen andern vorziehet. Aber was hat er uns damit neues geſagt? — Doch wirklich iſt etwas neues darinn. Dieſes nehmlich; daß er das **denken** nennt, was andere ehrliche Leute **empfinden** heiſſen. Seine dritte Art über Gott zu **denken**, iſt ein Stand der **Empfindung**; mit welchem nichts als undeutliche Vorſtellungen verbunden ſind, die den Namen des **Denkens** nicht verdienen. Denn überlegen Sie nur, was bey einem ſolchen Stande in unſrer Seele vorgeht, ſo werden Sie finden, daß dieſe Art über Gott zu **denken**, nothwendig die ſchlechteſte Art zu **denken** ſeyn muß. Als dieſe iſt ſie von gar keinem Werthe; als das aber, was ſie wirklich iſt, von einem deſto gröſſern. Bey der kalten Speculation gehet die Seele von einem deutlichen Begriffe zu dem andern fort; alle Empfindung die damit verbunden iſt, iſt die Empfindung ihrer Mühe, ihrer Anſtrengung; eine Empfindung, die ihr nur dadurch nicht ganz unangenehm iſt, weil ſie die Wirkſamkeit ihrer Kräfte dabey fühlet. Die Speculation iſt alſo das Mittel gar nicht, aus dem Gegenſtande ſelbſt, Vergnügen zu ſchöpfen. Will ich dieſes, ſo müſſen alle deutliche Begriffe, die ich mir durch die Speculation von den verſchiedenen Theilen meines Gegenſtandes gemacht habe, in eine gewiſſe Entfernung zurückweichen, in welcher ſie deutlich zu ſeyn aufhören, und ich mich bloß ihre gemeinſchaftliche Beziehung auf das Ganze zu faſſen, beſtrebe. Je mehr dieſe Theile alsdenn ſind, je genauer ſie harmoniren; je vollkommner der Gegenſtand iſt: deſto gröſſer wird auch mein Vergnügen darüber ſeyn; und der vollkommenſte Gegenſtand wird nothwendig auch das gröſte Vergnügen in mir wirken. Und das iſt der Fall, wenn ich meine Gedanken von Gott in Empfindungen übergehen laſſe.

Ich errege dem Verfaſſer keinen Wortſtreit. Denn es iſt kein Wortſtreit mehr, wenn man zeigen kann, daß der Mißbrauch der Wörter auf wirkliche Irrthümer leitet. So ſieht er es z. E. als einen groſſen Vorzug ſeiner dritten Art über Gott zu denken an, „daß, wofern wir darauf kämen, das was „wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige „und ſchwache Worte dazu haben würde.“ Und dieſes kömmt doch bloß daher, weil wir alsdenn nicht deutlich denken. Die Sprache kann alles ausdrücken, was wir deutlich denken: daß ſie aber alle Nüancen der Empfindung ſollte ausdrücken können, das iſt eben ſo unmöglich, als es unnöthig ſeyn würde.

Doch dieſer Irrthum iſt bey ihm nur der Uebergang zu einem gröſſern. Hören Sie, was er weiter ſagt: „Wofern man „im Stande wäre, aus der Reihe, und daß ich ſo ſage, aus dem „Gedrenge dieſer ſchnellfortgeſetzten Gedanken, dieſer Gedanken von ſo „genauen Beſtimmungen, einige mit Kaltſinn herauszunehmen, und ſie „in kurze Sätze zu bringen: was für neue Wahrheiten von Gott „würden oft darunter ſeyn! — Keine einzige neue Wahrheit! Die Wahrheit läßt ſich nicht ſo in dem Taumel unſrer Empfindungen haſchen! Ich verdenke es dem Verfaſſer ſehr, daß Er ſich bloß gegeben, ſo etwas auch nur vermuthen zu können. Er ſteht an der wahren Quelle, aus welcher alle fanatiſche und enthuſiaſtiſche Begriffe von Gott gefloſſen ſind. Mit wenig deutlichen Ideen von Gott und den göttlichen Vollkommenheiten, ſetzt ſich der Schwärmer hin, überläßt ſich ganz ſeinen Empfindungen, nimmt die Lebhaftigkeit derſelben für Deutlichkeit der Begriffe, wagt es, ſie in Worte zu kleiden und wird, — ein Böhme, ein Pordage. —

Jene erſte kalte methaphyſiſche Art über Gott zu denken, von welcher der Verfaſſer ſo verächtlich urtheilet, daß er unter andern auch ſagt: „Unterdeß wird ſich ein wahrer Philoſoph, ich „meine einen, den ſein Kopf und nicht bloß die Methode dazu gemacht hat, bisweilen darauf einlaſſen, um ſich durch die Neuheit zu „verfahren, aufzumuntern: Jene Art, ſage ich, muß gleichſam der Probierſtein der dritten, ich meine aller unſrer Empfindungen von Gott ſeyn. Sie allein kann uns verſichern, ob wir wahre, anſtändige Empfindungen von Gott haben; und der hitzige Kopf, der ſich nur bisweilen darauf einläßt, um ſich, durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern — von dem wollte ich wohl wetten, daß er nicht ſelten, eben am allerunwürdigſten von Gott denkt, wenn er am erhabenſten von ihm zu denken glaubt. G.

VI. Den 9 August. 1759.

Funfzigſter Brief.

„So bekannt gewiſſe Wahrheiten der Sittenlehre ſind, ſagt der nordiſche Aufſeher an einem Orte, „ſo oft ſie wiederholt und in ſo „veränderten Arten des Vortrags ſie auch ausgebreitet worden ſind: „So wenig dürfen ſich doch Lehrer der Jugend und der wahren Glückſeeligkeit des Menſchen von der Furcht, daß die Welt ihrer endlich „überdrüßig und müde werden möchte, zurückhalten laſſen, ihr Andenken, ſo oft ſie können, zu erneuern. Wenn ſie dieſes unterlieſſen, „und ſich hüten wollten, nichts zu ſagen, was nicht original und neu „zu ſeyn ſcheinen könnte: So würden ſie dadurch eine unanſtändige „Eitelkeit verrathen. Man würde ſie nicht ohne Grund beſchuldigen „dürfen, daß ſie bey den Arbeiten ihres Geiſtes mehr die Bewunderung, als den Nutzen ihrer Leſer zum Augenmerke hätten, und, indem ſie ſich Mühe gäben, die Neubegierde derſelben zu beſchäftigen, „nur dem Stolze ihres Verſtandes zu ſchmeicheln ſuchten. Ich hoffe, „daß ich wider dieſen gemeinen Fehler moraliſcher Schriftſteller auf „meiner Hut ſeyn werde.*" —

Ja, das Lob muß man ihm laſſen! Er iſt wider dieſen Fehler ſehr auf ſeiner Hut geweſen. Nur thut er unrecht, daß er ihn einen gemeinen Fehler moraliſcher Schriftſteller nennt. Das Gegentheil deſſelben iſt wenigſtens ein eben ſo gemeiner Fehler. Und noch dazu mit dieſem Unterſchiede, daß jenes meiſtentheils der Fehler guter, und dieſes der Fehler ſchlechter Scribenten iſt. Der gute Scribent will entweder ein vollſtändiges Syſtem der Moral liefern; und alsdenn würde er freylich ſehr thöricht handeln, wenn er ſich nur auf diejenigen Wahrheiten einſchränken wollte, welche original und neu ſcheinen könnten. Oder er hat eine freyere Abſicht, und will ſich bloß über diejenigen einzeln Wahrheiten auslaſſen, die ihm beſonders wichtig dünken, und über die er am meiſten nachgedacht zu haben glaubet. In dieſem Falle hütet er ſich ſorgfältig, bekannte Wahrheiten und gemeinnützige Wahrheiten für einerley zu halten. Er weiß, daß viel bekannte Wahrheiten nichts weniger als gemeinnützig, und viel gemeinnützige, oder doch ſolche die es werden können, nichts weniger als bekannt ſind. Wenn er nun auf dieſe letzten, wie billig, ſein vornehmſtes Augenmerk richtet, ſo kann es nicht fehlen, er wird ſehr oft original und neu nicht bloß ſcheinen, ſondern wirklich ſeyn. Der ſchlechte Scribent hingegen, der das Bekannteſte für das Nützlichſte hält, hoft vergebens, ſich einzig durch ſeine gute Abſicht leſenswürdig zu machen. Iſt er nun vollends gar ſo ſchlecht, daß auch nicht einmal ſeine Einkleidungen der abgedroſchenſten Wahrheiten original und neu ſind: was hat er denn noch, meine Neubegierde im geringſten zu reitzen?

---

* Zu Anfange des XX Stücks.

Um dieſe Einkleidungen, an welchen die moraliſchen Wochenblätter der Engländer ſo unerſchöpflich ſind, ſcheinet ſich der nordiſche Aufſeher wenig bekümmert zu haben. Er moraliſiret grade zu; und wenn er nicht noch dann und wann von erdichteten Perſonen Briefe an ſich ſchreiben lieſſe, ſo würden ſeine Blätter ohne alle Abwechſelung ſeyn. Ich wüßte Ihnen nicht mehr als deren zwey zu nennen, von welchen es ſich noch endlich ſagen lieſſe, daß ſeine Erfindungskraft einige Unkoſten dabey gehabt habe. Das eine [*] iſt eine Allegorie von dem Vorzuge der ſchönen Wiſſenſchaften vor den ſchönen Künſten. Aber was iſt auch die beſte Allegorie? Und dieſe iſt noch lange keine von den beſten. Das zweyte [**] iſt eine ſatyriſche Nachricht von einer Art neuer Amazonen; und dieſe iſt in der That mit vielem Geiſte geſchrieben. Sie haben das Sinnreichſte in dem ganzen nordiſchen Aufſeher geleſen, wenn Sie dieſes Stück geleſen haben. Erlauben Sie mir alſo das Vergnügen, Ihnen die weſentlichſten Stellen daraus abzuſchreiben.

---

[*] Stück XLIII.

[**] Stück LIV.

„Die Geſellſchaft der neuen Amazonen iſt, ſo viel ich noch in „Erfahrung bringen können, nicht zahlreich; unterdeß iſt ſie doch ſehr „furchtbar, und zwar ihrer geheimen Unternehmungen wegen, die nach „ſichern Nachrichten auf nichts geringers, als auf die Errichtung eines „Univerſaldeſpotismus abzielen. — Sie ſollen aber ihre gewaltthätigen „Abſichten weniger durch offenbare Feindſeeligkeiten, als durch die Künſte „einer ſehr feinen Politik auszuführen ſuchen. Weil ſie ſich vorgeſetzt „haben, ſowohl über die itzige, als über die künftige Männerwelt „eine deſpotiſche Gewalt auszuüben; denn die Gewalt über die Herzen „haben die Damen ſchon lange behauptet: So ſollen ihre Anſtalten „beſonders wider unſre jungen Herren gerichtet ſeyn. Sie haben be„merkt, daß ein höherer Verſtand allezeit über einen ſchwächern herr„ſche. In dieſer Ueberzeugung ſuchen ſie es bey ihnen ſo weit zu „bringen, daß ſie die Ausbildung ihres Geiſtes unterlaſſen, ihre Seele „mit Kleinigkeiten beſchäftigen, und dadurch zu den eigentlichen männ„lichen Geſchäften und Angelegenheiten unfähig werden mögen. Sie „ſelbſt ſtellen ſich an, als wenn man weder Vernunft noch Witz nöthig „hätte, ihnen zu gefallen; als wenn man ihnen mit ernſthaften und „nützlichen Unterredungen überläſtig würde; als wenn ſie ſich wirklich „mit leeren Complimenten, Artigkeiten und lächerlichen Einfällen be„friedigen ließen; als wenn ſie vor dem bloſſen Namen eines Buches „erſchräcken, und durch nichts, als Spielwerke glücklich wären. Allein „das iſt lauter Politik und Liſt, und ſo ſcharfſichtige Augen, als die „meinigen, laſſen ſich von dieſer Verſtellung nicht hintergehen. Ich „bedaure nur unſre jungen Herren, welche die Netze gar nicht zu ſe„hen ſcheinen, die ihnen auf eine ſo feine Art gelegt werden. Um ſie „nach und nach ganz unmännlich zu machen, gewöhnen ſie dieſelben „zum Geſchmacke am Putze, zur Veränderung der Moden, und zu „einer ganz frauenzimmerlichen Eitelkeit und Weichlichkeit. Und man „muß erſtaunen, wenn man ſieht, wie ſehr ihnen alle dieſe feindſeeli„gen Anſchläge auf den Umſturz der itzigen Einrichtung der Welt zu „gelingen anfangen. Denn man betrachte nur viele von unſern jun„gen Herren. Sie kleiden ſich nicht etwa ordentlich und anſtändig;

„ſie putzen ſich und ſind länger vor ihrem Nachttiſche, als die meiſten Damen; ſie ſind ſo ſtolz auf einen gutfriſirten, wohlgepuderten Kopf; ſie ſind ſo weichlich; ſie können ſo wenig Witterung und Kälte vertragen; ſie haben ſogar auch ſchon ihre Vapeurs und Humeurs, und wenn die Natur nur ihr Geſicht verändern wollte, ſo könnte man einige ganz füglich in Schnürleibern gehen laſſen. Wiſſenſchaft und Geſchmack zu haben, darauf machen viele gar keinen Anſpruch; in guten Büchern zu leſen, würde eine Galeerenarbeit für ſie ſeyn; und wenn ſie nicht noch zuweilen mit wirklichen Männern zu thun hätten, ſo würden ſie gar nichts mehr wiſſen. So weit haben es ſchon unſere Amazonen gebracht. Wie weit dieſes noch in der Folge gehen könne, und ob nicht unſere Jünglinge mit der Zeit, wenn ſie nicht bald auf ihre Vertheidigung denken, Knötchen machen und ihren Strickbeutel mit in Geſellſchaft werden bringen müſſen, das will ich der Ueberlegung und Beurtheilung aller nachdenkenden Leſer überlaſſen.

„Man darf eben nicht glauben, daß die Amazonen ihre Unternehmungen bloß auf unſere jüngere Welt einſchränken. Einigen von ihnen, die verheyrathet ſind, ſoll es ſchon gelungen ſeyn, den Despotismus, auf den ihre Anſchläge abzielen, in ihren Häuſern einzuführen. Denn ich habe in Erfahrung gebracht, daß ſich Männer bequemt haben, die Verwaltung der Küche und andere wirthſchaftliche Verrichtungen über ſich zu nehmen, die man ſonſt nur unter die Geſchäfte des Frauenzimmers gerechnet hat. Der demüthige Mann hält es für ſeine Schuldigkeit und Ehre den Einkauf deſſen, was in der Küche nöthig iſt, und die Anordnung der Mahlzeiten nach dem Geſchmacke ſeiner hochgebietenden Amazone zu beſorgen, und mit einigen ſoll es auch ſo weit ſchon gekommen ſeyn, daß ſie bey der Zubereitung der Speiſen gegenwärtig ſind, und einen Pudding oder Roſtbeef ſo gut zu machen wiſſen, als die ausgelernteſte Köchin. Man darf, um davon verſichert zu werden, nur ein wenig in der Welt Achtung geben. Denn einige Männer haben an ihren neuen Geſchäften ſo viel Geſchmack gewonnen, daß ſie ihre Gelehrſamkeit auch in Geſellſchaften hören laſſen ꝛc.

„Weil die Amazonen vorherſehen, daß ſie, um ihr Project eines Univerſaldespotiſmus auszuführen, nicht allein Verſchlagenheit und Liſt, ſondern auch die Stärke, die Kühnheit, die Dreiſtigkeit und Unerſchrockenheit der Männer nöthig haben möchten: ſo haben ſie auch ſchon

„deswegen die nöthigen Maaßregeln genommen. Eben hieraus ſoll die ſo
„weit getriebene Entblößung einiger Frauenzimmer entſpringen, denen
„andre bloß aus Unwiſſenheit und um modiſch zu ſeyn, nachfolgen.
„Man glaubt gemeiniglich, daß es geſchehe, Reizungen zu zeigen, die
„billig verborgen bleiben ſollten. Allein man irrt ſich ſehr, und ich
„habe die wahre Urſache entdeckt. Es geſchiehet bloß, um ſich an die
„Kälte zu gewöhnen, weil ſie nicht wiſſen, ob ſie nicht mit der Zeit
„genöthigt ſein möchten, Wintercampagnen zu thun.

„Eben daher kömmt es, daß einige nicht mehr erröthen, andere den
„jungen Herren und Männern ſo dreiſt ins Geſicht ſehen, andere in der
„Komödie über die Zweydeutigkeiten, bey deren Anhörung man ſonſt,
„wenn man auch lächelte, das Geſicht doch hinter den Fächer zu verbergen
„pflegte, ſo laut und dreiſt lachen, als die kühnſte und unverſchämteſte
„Mannsperſon. Eben daher kömmt es auch, daß viele in
„den Betheurungen ſo geſchickt ſind, die ſich ſonſt die Kriegsmänner
„vorbehielten, und noch andere bis in die ſpäteſte Mitternacht wachen,
„um der gefährlichen Abendluft gewohnt zu werden.

Ich will nicht unterſuchen, ob dieſer Einfall dem nordiſchen Aufſeher ganz eigen iſt; genug er iſt ſchön, und nicht übel, obgleich ein wenig zu ſchwatzhaft, ausgeführt. Viel Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitſchweiffende Redensarten aufſchwellen; labyrinthiſche Perioden flechten, bey welchen man dreymal Athem hohlen muß, ehe man einen ganzen Sinn faſſen kann: das iſt überhaupt die vorzügliche Geſchicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dieſer Wochenſchrift, der die meiſten Stücke geſchrieben zu haben ſcheinet. Sein Stil iſt der ſchlechte Kanzelſtil eines ſeichten Homileten, der nur deswegen ſolche Pneumata herprediget, damit die Zuhörer, ehe ſie ans Ende derſelben kommen, den Anfang ſchon mögen vergeſſen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringſten zu verſtehen. — Ich kenne nur einen einzigen geiſtlichen Redner itzt in unſerer Sprache, der noch tollere Perioden macht. Vielleicht unterhalte ich Sie einmal von ihm. —

Itzt aber laſſen Sie mich Ihnen noch den Beweis vorlegen, wie unbeſchreiblich ſchwatzhaft der nordiſche Aufſeher oft iſt. Es wird mir Mühe koſten, die Stelle, die ich in dieſer Abſicht anführen muß, abzuſchreiben; aber ein Fehler, wenn er zu einer ungewöhnlichen Gröſſe getrieben werden, iſt doch ein merkwürdiges Ding; ich will mich die Mühe alſo immer nicht verdrieſſen laſſen. Der Aufſeher will in dem zweyten Stücke von der Fähigkeit, die Glückſeeligkeit andrer zu empfinden, reden und fängt an: „Derjenige, deſſen Geiſt in den kleinen Bezirken ſeiner „perſönlichen und häuslichen Vortheile eingeſchränkt bleibt, und „unfähig zur Empfindung andrer Glückſeeligkeiten iſt, die nicht aus „den Vergnügen der Sinne, aus der Befriedigung eigennütziger „Leidenſchaften, oder aus dem Glücke ſeiner Familie entſpringen, kömmt „mir wie ein Menſch vor, der ein kurzes und blödes Geſicht hat.“ — Das Gleichniß iſt gut; aber nun hören Sie, wie ſchülerhaft er es ausdehnt. — „Der Kurzſichtige kennt die Natur weder in „ihrer Gröſſe, noch in ihrer vollen Schönheit und Pracht; er ſieht „dieſelbe, ſo zu ſagen, nur im kleinen und nicht einmal deutlich! Was „entbehrt er nicht, und wie wenig faßt ſein Auge von den „unzählbaren und bis ins Unendliche veränderten Wundern der Schöpfung! „Wie unzählbare, mannichfaltige Ausſichten, die ein ſtärkeres Auge „mit einem fröhlichen Erſtaunen betrachtet, ſind für ihn, als wären „ſie gar nicht in der Natur, und wer kann die herrlichen und „entzückenden Auftritte alle zählen, die vor ihm ungeſehen und „unbewundert vorübergehen! Die Sonne hat für ihn weniger Licht und der „Himmel wenig Geſtirne, und wie viel Schönheiten verlieret er nicht „auf der Erde! Wenn andre Augen, die in die Weite reichen, in der „Entfernung tauſend groſſe und herrliche Gegenſtände auf einmal und „ohne Verwirrung überſehen, und mit einem Blicke in dieſer Weite „Anhöhen und fruchtbare Thäler, und in jener Entfernung blühende „Wieſen und einen weit geſtreckten Wald entdecken, ſo erblickt er „kaum die Blumen, die unter ſeinen Füſſen aufwachſen, und ſelbſt „von dieſen bleiben ihm mannichfaltige Reitzungen verborgen, die ein „ſchärferes Auge in ihrem künſtlichen Gewebe wahrnimmt. Alles iſt „vor ihm, wie mit einem Nebel überzogen; ganze Gebürge verlieren „ſich in ſeinen Augen in Hügel; ſtolze Palläſte bey einem gewiſſen „Abſtande von ihm in Dorfhütten, und vielleicht ganze Landſchaften „in einen grünen, mit einigen Gebüſchen durchwachſenen Grasplatz. „Dem beſten Auge hingegen iſt ein jeder Theil der Materie bevölkert, „und ihm wimmelt vielleicht ein jedes Laub von Einwohnern, wenn „dem Kurzſichtigen die Natur faſt eine Wüſte, einſam und leer von

„Bewegung und Leben zu ſeyn ſcheinet! Wie unvollkommen müſſen
„nicht ſeine Vorſtellungen von der Gröſſe, Ordnung, und Vollkommen-
„heit der Natur, von ihrer angenehmen Mannichfaltigkeit und Kunſt
„bey ihrer ſo erhabenen Einfalt und Gleichförmigkeit, und von ihrer
„bis zur Unbegreiflichkeit bewundernswürdigen Harmonie in allen ih-
„ren unzählbaren Abwechslungen ſeyn, und wie unglücklich iſt der
„nicht, wenn er nicht mehr errathen, als ſehen, und ſeinem ſchwachen
„Geſichte nicht mit ſeinem Verſtande zu Hülfe kommen kann! Er
„muß mit ſeinen Freuden zu geitzen wiſſen, wenn er mit ihrem klei-
„nen Verrathe auskommen will, da derjenige, welcher gute Augen
„gut zu gebrauchen weiß, im Genuſſe faſt verſchwendriſch ſeyn mag,
„indem er ſich nur umſehen darf, um im Ueberfluſſe neue Reitzungen,
„neue Schönheiten und Beluſtigungen zu entdecken. —

Noch nicht aus? — Ja; nun iſt es einmal aus, das ewige Gleichniß! Der Aufſeher fährt fort: „Eben ſo iſt es mit denje„nigen beſchaffen ꝛc. und, Gott ſey Dank, wir ſehen wieder Land! Was ſagen Sie dazu? Giebt es bey allen guten und ſchlechten Scribenten wohl ein ähnliches Exempel, wo man, über das Gleichniß, die Sache ſelbſt ſo lange und ſo weit aus dem Geſichte verlieret?

G.

VII. Den 16 Auguſt. 1759.

Ein und funfzigſter Brief.

In das Feld der ſchönen Wiſſenſchaften und der Critik iſt der nordiſche Aufſeher nur ſelten übergegangen.

Von den drey eingerückten Oden, die ohne Zweifel den Herrn Cramer ſelbſt zum Verfaſſer haben, (die eine auf die Geburt,[*] die andere auf das Leiden des Erlöſers,[**] und die dritte auf den Geburtstag des Königs,[***]) von dieſen verlangen Sie mein Urtheil nicht; das weiß ich ſchon. Herr Cramer iſt der vortreflichſte Verſificateur; dafür erkennen wir ihn beyde. Daß aber ſein poetiſches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein poetiſches Genie zugeſtehen kann, ſehr einförmig iſt, das haben wir oft beyde betauert. Wer eine oder zwey von ſeinen ſo genannten Oden geleſen hat, der hat ſie ziemlich alle geleſen.

[*] Stück LIX. [**] Stück XV. [***] Stück XVIII.

In allen findet ſich viel poetiſche Sprache, und die beneidenswürdigſte Leichtigkeit zu reimen; aber auch allen mangelt der ſchöne verſteckte Plan, der auch die kleinſte Ode des Pindars und Horatz zu einem ſo ſonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer iſt, wenn ich ſo reden darf, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage, blos in die Augen leuchtet.

Es kommen aber noch zwey andere Gedichte vor, die meine Aufmerkſamkeit ungleich mehr an ſich gezogen haben. Das Klopſtockiſche Siegel iſt auf beyden; und das läßt ſich ſo leicht nirgends verkennen. Von dem einen zwar, welches ein geiſtliches Lied[*] auf die Auferſtehung des Erlöſers iſt, weiß ich auch nicht viel ſonderliches zu ſagen. Es iſt, — wie des Herrn Klopſtocks Lieder alle ſind; ſo voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabey empfindet. Aber das zweyte iſt deſto merkwürdiger. Es ſind Betrachtungen über die Allgegenwart Gottes, oder vielmehr, des Dichters ausgedrückte Empfindungen über dieſes groſſe Object. Sie ſcheinen ſich von ſelbſt in ſymmetriſche Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang ſind, ob ſie ſchon kein beſtimmtes Sylbenmaaß haben. Ich muß eine Stelle daraus anführen, um Ihnen einen deutlichern Begrif davon zu machen.

Als du mit dem Tode gerungen,
Mit dem Tode!
Heftiger gebetet hatteſt!
Als dein Schweiß und dein Blut
Auf die Erde geronnen war;
In der ernſten Stunde
Thateſt du jene groſſe Wahrheit kund,
Die Wahrheit ſeyn wird,
So lange die Hülle der ewigen Seele
Staub iſt!
Du ſtandeſt, und ſpracheſt
Zu den Schlafenden:
Willig iſt eure Seele;
Allein das Fleiſch iſt ſchwach.

---

[*] Stück XVI.

Dieſer Endlichkeit Looß.
Dieſe Schwere der Erde,
Fühlt auch meine Seele,
Wenn ſie zu Gott, zu Gott!
Zu dem Unendlichen!
Sich erheben will!
Anbetend, Vater, ſink ich in Staub und fleh!
Vernimm mein Flehn, die Stimme des Endlichen!
Mit Feuer taufe meine Seele,
Daß ſie zu dir ſich, zu dir, erhebe!
Allgegenwärtig, Vater, umgiebſt du mich! — —
Steh hier, Betrachtung, ſtill, und forſche
Dieſem Gedanken der Wonne nach!

Und dieſes vorbereitende Gebet iſt der Anfang des Gedichts ſelbſt. Ein würdiger Anfang! Aber wenn ich Ihnen ſagen ſollte, was ich denn nun aus dem Folgenden, von der Allgegenwart Gottes mehr gelernt, als ich vorher nicht gewußt; welche von meinen dahin gehörigen Begriffen, der Dichter mir mehr aufgeklärt; in welcher Ueberzeugung er mich mehr beſtärket: ſo weiß ich freylich nichts darauf zu antworten. Eigentlich iſt das auch des Dichters Werk nicht. Genug, daß mich eine ſchöne, prächtige Tirade, über die andere, angenehm unterhalten hat; genug, daß ich mir, während dem Leſen, ſeine Begeiſterung mit ihm zu theilen, geſchienen habe: muß uns denn alles etwas zu denken geben?

Ich hebe meine Augen auf, und ſehe,
Und ſiehe, der Herr iſt überall!
Erde, aus deren Staube
Der erſte der Menſchen geſchaffen ward,
Auf der ich mein erſtes Leben lebe!
In der ich verweſen,
Aus der ich auferſtehen werde!
Gott, Gott würdigt auch dich,
Dir gegenwärtig zu ſeyn!
Mit heilgem Schauer
Brech ich die Blum ab!

Gott machte ſie!
Gott iſt, wo die Blum' iſt!
Mit heiligem Schauer
Fühl ich das Wehn,
Hier iſt das Rauſchen der Lüfte!
Er hieß ſie wehen und rauſchen,
Der Ewige!
Wo ſie wehen, und rauſchen,
Iſt der Ewige!
Freu dich deines Todes, o Leib!
Wo du verweſen wirſt,
Wird der Ewige ſeyn!
Freu dich deines Todes, o Leib!
In den Tiefen der Schöpfung,
In den Höhen der Schöpfung,
Werden deine Trümmern verwehn!
Auch dort, Verweſter, Verſtäubter,
Wird er ſeyn der Ewige!
Die Höhen werden ſich bücken!
Die Tiefen ſich bücken!
Wenn der Allgegenwärtige nun
Wieder aus Staube
Unſterbliche ſchaft!
Halleluja dem Schaffenden!
Dem Tödtenden Halleluja!
Halleluja dem Schaffenden!

In dieſem ſtürmiſchen Feuer iſt das ganze Stücke geſchrieben. — Aber was ſagen Sie zu der Versart; wenn ich es anders eine Versart nennen darf? Denn eigentlich iſt es weiter nichts als eine künſtliche Proſa, in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöſet, deren jeden man als einen einzeln Vers eines beſondern Sylbenmaaſſes betrachten kann. Sollte es wohl nicht rathſam ſeyn, zur muſikaliſchen Compoſition beſtimmte Gedichte in dieſem proſaiſchen Sylbenmaaſſe abzufaſſen? Sie wiſſen ja, wie wenig es dem Muſikus überhaupt hilft, daß der Dichter ein wohlklingendes Metrum gewählet, und alle Schwierigkeiten deſſelben ſorgfältig und glücklich überwunden hat. Oft iſt es ihm ſo gar hinderlich, und er muß, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, die Harmonie wieder zerſtören, die dem Dichter ſo unſägliche Mühe gemacht hat. Da alſo der proſaiſche Wohlklang entweder von dem muſikaliſchen verſchlungen wird, oder wohl gar durch die Colliſion leidet, und Wohlklang zu ſeyn aufhöret; wäre es nicht beſſer, daß der Dichter überhaupt für den Muſikus in gar keinem Sylbenmaaſſe ſchriebe, und eine Arbeit gänzlich unterlieſſe, die ihm dieſer doch niemals danket? — Ja ich wollte noch weiter gehen, und dieſe freye Versart ſo gar für das Drama empfehlen. Wir haben angefangen, Trauerſpiele in Proſa zu ſchreiben, und es ſind viel Leſer ſehr unzufrieden damit geweſen, daß man auch dieſe Gattung der eigentlichen Poeſie dadurch entreiſſen zu wollen ſcheinet. Dieſe würden ſich vielleicht mit einem ſolchen Quaſi-Metro befriedigen laſſen; beſonders wenn man ihnen ſagte, daß z. E. die Verſe des Plautus nicht viel gebundener wären. Der Scribent ſelbſt behielte dabey in der That alle Freyheit, die ihm in der Proſe zuſtatten kömmt, und würde bloß Anlaß finden, ſeine Perioden deſto ſymmetriſcher und wohlklingender zu machen. Wie viel Vortheile auch der Schauſpieler daraus ziehen könnte, will ich itzt gar nicht erwähnen; wenn ſich nehmlich der Dichter bey der Abtheilung dieſer freyen Zeilen nach den Regeln der Declamation richtete, und jede Zeile ſo lang oder kurz machte, als jener jedesmal viel oder wenig Worte in einem Athem zuſammen ausſprechen müßte. ꝛc.

Das einzige Stück des nordiſchen Aufſehers, welches in die Critik einſchlägt, iſt das ſechs und zwanzigſte, und handelt von den Mitteln, durch die man den poetiſchen Stil über den proſaiſchen erheben könne und müſſe. Es iſt ſehr wohl geſchrieben, und enthält vortrefliche Anmerkungen. — Gleich Anfangs merket der Verfaſſer an, daß keine Nation weder in der Proſe noch in der Poeſie vortreflich geworden iſt, die ihre poetiſche Sprache nicht ſehr merklich von der proſaiſchen unterſchieden hätte. Er beweiſet dieſes mit dem Exempel der Griechen Römer, Italiäner und Engländer. Von den Franzoſen aber ſagt er: „Die Franzoſen, welche die Proſe der Geſellſchaften, und „was derſelben nahe kömmt, mit der meiſten Feinheit und vielleicht am „beſten in Europa ſchreiben, haben ihre poetiſche Sprache unter allen

„am wenigſten von der proſaiſchen unterſchieden. Einige von ihren „Genies haben ſelbſt über dieſe Feſſeln geklagt, die ſich die Nation von „ihren Grammaticis und von ihren Petitsmaiters hat anlegen laſſen. „Unterdeß würde man ſich ſehr irren, wenn man glaubte, daß ihre „Poeſie gar nicht von ihrer Proſe unterſchieden wäre. Sie iſt dieſes „bisweilen ſehr; und wenn ſie es nicht iſt: ſo haben wir wenigſtens „das Vergnügen, da, wo wir bey ihnen den poetiſchen Ausdruck vermiſſen, ſchöne Proſe zu finden: ein Vergnügen, das uns diejenigen „unter den Deutſchen ſelten machen, welche an die weſentliche Verſchiedenheit der poetiſchen und der proſaiſchen Sprache ſo wenig zu denken ſcheinen.“ — Er kömmt hierauf auf die Mittel ſelbſt, wodurch dieſe Verſchiedenheit erhalten wird. Das erſte iſt die ſorgfältige Wahl der Wörter. Der Dichter muß überall die edelſten und nachdrücklichſten Wörter wählen. Unter die letztern zehlet er auch diejenigen, die mit Geſchmack zuſammen geſetzt ſind. „Es iſt, ſagt er, der Natur unſerer Sprache gemäß, ſie zu brauchen. „Wir ſagen ſo gar im gemeinen Leben: Ein **gottesvergeßner** Menſch. „Warum ſollten wir alſo den Griechen hierinn nicht nachahmen, da uns „unſere Vorfahren ſchon lange die Erlaubniß dazu gegeben haben?“ — Das zweyte Mittel beſtehet in der veränderten Ordnung der Wörter; und die Regel der zu verändernden Wortfügung iſt dieſe: Wir müſſen die Gegenſtände, die in einer Vorſtellung am meiſten rühren, zu erſt zeigen. — „Aber nicht allein die Wahl „guter Wörter, fährt der Verfaſſer fort, und die geänderte Verbindung derſelben unterſcheiden den poetiſchen Perioden von dem proſaiſchen. Es ſind noch verſchiedene von denen anſcheinenden Kleinigkeiten zu beobachten, durch welche **Virgil** vorzüglich geworden iſt, was „er iſt. Ich nehme an, daß die Wörter des Perioden und die Ordnung derſelben, der Handlung, die der Periode ausdrücken ſoll, gemäß ſind. Aber gleichwohl gefällt er noch nicht genug. Hier iſt eine „Redensart, wo nur ein Wort ſeyn ſollte. Und nichts tödtet die „Handlung mehr, als gewiſſe Begriffe in Redensarten ausdehnen. Es „kann auch bisweilen das Gegentheil ſeyn. Hier ſollte eine glückliche „Redensart ſtehen. Der Gedanke erfordert dieſe Ausbildung. Dort „ſind die Partikeln langweilig, welche die Glieder des Perioden faſt „unmerklich verbinden ſollten. Sie ſinds unter andern, wenn ſie zu „viel Sylben haben. Ein: dem ungeachtet könnte die ſchönſte Stelle

„verderben. Sie ſinds ferner, wenn ſie da geſetzt werden, wo ſie, ohne daß die Deutlichkeit oder der Nachdruck darunter litte, wegbleiben könnten. Das doch, mit dem man wünſcht, gehört vornehmlich hierher. In einer andern Stelle ſtand die Interjection nicht, wo ſie ſtehen ſollte. Das Ach ſieng den Perioden an; und es hätte glücklicher vor den Wörtern geſtanden, welche die Leidenſchaften am meiſten ausdrücken. Ein andermal hat der Verfaſſer nicht gewußt, von welcher Kürze, und von welcher Stärke das Participium geweſen ſeyn würde. Darauf hat er es wieder geſetzt, wo es nicht hingehörte."

Schlieſſen Sie aus dieſer Stelle, wie viel feine Anmerkungen und Regeln der Verfaſſer in einen kleinen Raum zu concentriren gewußt hat. Ich möchte gern allen unſern Dichtern empfehlen, dieſes Stück mehr als einmal zu leſen; es mit allem Fleiſſe zu ſtudiren. Es würde jeder alsdenn wohl von ſelbſt finden, wenn und wie dieſe oder jene allgemeine Regel des Verfaſſers eine Ausnahme leiden könne und müſſe. Die ſorgfältige Wahl der edelſten Wörter, z. E. leidet alsdenn einen groſſen Abfall, wenn der Dichter nicht in ſeiner eignen Perſon ſpricht. In dem Drama beſonders, wo jede Perſon, ſo wie ihre eigene Denkungsart, alſo auch ihre eigne Art zu ſprechen haben muß. Die edelſten Worte ſind eben deswegen, weil ſie die edelſten ſind, faſt niemals zugleich diejenigen, die uns in der Geſchwindigkeit, und beſonders im Affecte, zu erſt beyfallen. Sie verrathen die vorhergegangene Ueberlegung, verwandeln die Helden in Declamatores, und ſtören dadurch die Illuſion. Es iſt daher ſogar ein groſſes Kunſtſtück eines tragiſchen Dichters, wenn er, beſonders die erhabenſten Gedanken, in die gemeinſten Worte kleidet, und im Affecte nicht das edelſte, ſondern das nachdrücklichſte Wort, wenn es auch ſchon einen etwas niedrigen Nebenbegriff mit ſich führen ſollte, ergreiffen läßt. Von dieſem Kunſtſtücke werden aber freylich diejenigen nichts wiſſen wollen, die nur an einem correcten Racine Geſchmack finden, und ſo unglücklich ſind, keinen Shakeſpear zu kennen. E.

VIII. Den 23 Auguſt. 1759.

Zwey und funfzigſter Brief.

Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben, wenn Sie behaupten, daß es um das Feld der Geſchichte in dem ganzen Umfange der deutſchen Litteratur, noch am ſchlechteſten ausſehe. Angebauet zwar iſt es genug; aber wie? — Auch mit ihrer Urſache, warum wir ſo wenige, oder auch wohl gar keinen vortrefflichen Geſchichtſchreiber aufzuweiſen haben, mag es vielleicht ſeine Richtigkeit haben. Unſere ſchönen Geiſter ſind ſelten Gelehrte, und unſere Gelehrte ſelten ſchöne Geiſter. Jene wollen gar nicht leſen, gar nicht nachſchlagen, gar nicht ſammlen; kurz, gar nicht arbeiten: und dieſe wollen nichts, als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und dieſen an der Geſchicklichkeit ihrem Stoffe eine Geſtalt zu ertheilen.

Unterdeſſen iſt es im Ganzen recht gut, daß jene ſich gar nicht damit abgeben, und dieſe ſich in ihrem wohlgemeinten Fleiſſe nicht ſtören laſſen. Denn ſo haben jene am Ende doch nichts verderben, und dieſe haben wenigſtens nützliche Magazine angelegt, und für unſere künftige Livios und Tacitos Kalk gelöſcht und Steine gebrochen.

Doch nein, — laſſen Sie uns nicht ungerecht ſeyn; — verſchiedene von dieſen haben weit mehr gethan. Es iſt eine Kleinigkeit, was einem Bünau, einem Maſcau zu vollkommenen Geſchichtſchreibern fehlen würde, wenn ſie ſich nicht in zu dunkele Zeiten gewagt hätten. Wem kann hier, wo die Quellen oft gar fehlen, oft ſo verderbt und unrein ſind, daß man ſich aus ihnen zu ſchöpfen ſcheuen muß; hier, wo man erſt hundert Widerſprüche zu heben und hundert Dunkelheiten aufzuklären hat, ehe man ſich nur des kahlen, trockenen Factums vergewiſſern kann; hier, wo man mehr eine Geſchichte der ſtreitigen Meinungen und Erzehlungen von dieſer oder jener Begebenheit, als die Begebenheit ſelbſt vortragen zu können, hoffen darf: wem kann hier auch die größte Kunſt zu erzehlen, zu ſchildern, zu beurtheilen, wohl viel helfen? Er müßte ſich denn kein Gewiſſen machen, uns ſeine Vermuthungen für Wahrheiten zu verkaufen, und die Lücken der Zeugniſſe aus ſeiner Erfindung zu ergänzen. Wollen Sie ihm das wohl erlauben? O weg mit dieſem poetiſchen Geſchichtſchreiber! Ich mag ihn nicht leſen; Sie mögen ihn auch nicht leſen, als einen Geſchichtſchreiber wenigſtens nicht; und wenn ihn ſein Vortrag noch ſo leſenswürdig machte!

Ueberhaupt aber glaube ich, daß der Name eines wahren Geſchichtſchreibers nur demjenigen zukömmt, der die Geſchichte ſeiner Zeiten und ſeines Landes beſchreibet. Denn nur der kann ſelbſt als Zeuge auftreten, und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein ſolcher geſchätzt zu werden, wenn alle andere, die ſich nur als Abhörer der eigentlichen Zeugen erweiſen, nach wenig Jahren, von ihres gleichen gewiß verdrungen ſind. Ich bedaure daher oft den mühſamen Fleiß dieſer letztern; beſonders derjenigen von ihnen, die ſich, vermöge ihres Amtes, einer ſo undankbaren Arbeit unterziehen, und Gebauers bleiben müſſen, wenn ſie Thuani werden könnten. Die ſüſſe Ueberzeugung von dem gegenwärtigen Nutzen, den ſie ſtiften, muß ſie allein wegen der kurzen Dauer ihres Ruhmes ſchadlos halten. Und kann ein ehrlicher Mann mit dieſer Schadloshaltung auch nicht zufrieden ſeyn? —

Genug dieſer allgemeinen Betrachtungen! Ich komme auf das neue Werk ſelbſt, welches ſie eigentlich veranlaſſet hat. Seinen Verfaſſer habe ich bereits genennet. Es iſt der verdiente Gelehrte, den Sie ſchon aus ſeiner Geſchichte des Kaiſer Richards kennen müſſen. Jetzt hat er uns eine Portugiſiſche Geſchichte geliefert.[*]

Sie würden mich auslachen, wenn ich meinen Brief mit einem umſtändlichen Auszuge derſelben anfüllen wollte. Was könnten Sie neues daraus lernen? Und iſt Ihr Gedächtniß nicht ſo glücklich, daß es auch nicht einmal darf aufgefriſchet werden? Kaum verlohnet es ſich der Mühe, Ihnen von dem Werke überhaupt nur ſo viel zu ſagen, daß es aus den akademiſchen Vorleſungen des Verfaſſers über ſeinen Grundriß zu einer umſtändlichen Hiſtorie der vornehmſten europäiſchen Reiche und Staaten entſtanden, und in zwey Theile abgeſondert iſt, deren fünf Abtheilungen folgende Aufſchriften haben. I. Abth. Von den älteſten Nachrichten vor Einrichtung des Königreichs. II. Abth. Vom Anfange des Reichs bis zum Ausgange des ächten königlichen Stammes. III. Abth. Von dem Ausgange des ächten Stammes bis auf die Vereinigung mit Spanien. IV. Abth. Von der Vereinigung mit Spanien bis auf die Erhebung des Hauſes Braganza. V. Abth. Von den Königen aus dem Hauſe Braganza bis itzo.

---

[*] George Chriſtian Gebauers Portugiſiſche Geſchichte von den älteſten Zeiten dieſes Volks, bis auf die itzigen Zeiten, mit genealogiſchen Tabellen und vielen Anmerkungen verſehen, in denen die Belege und allerhand Unterſuchungen der hiſtoriſchen Wahrheiten anzutreffen ſind. Leipzig in der Fritſchiſchen Handlung, 1759. In Quart, an drey Alphab.

Aber das würde Ihnen vielleicht nicht unangenehm ſeyn, wenn ich Sie mit dieſer oder jener einzeln Begebenheit, auf die unſer Verfaſſer einen vorzüglichen Fleiß gewendet hat, unterhielte? Es wäre der nächſte Weg, Sie zugleich ſelbſt von ſeinem Vortrage, und von der ſorgfältigen Art in ſeinen Unterſuchungen zu Werke zu gehen, urtheilen zu laſſen. — Und kenne ich nicht auch Ihren Geſchmack? Kühne Unternehmungen; ſonderbare Unglücksfälle, die einen groſſen Mann treffen ꝛc. —

O ich müßte mich ſehr irren, oder Sie haben ſich, als Sie nun auf die Portugiſiſche Hiſtorie kamen, bey der Geſchichte des unglücklichen Königs Sebaſtian, am längſten, am liebſten verweilet. — Der junge Sebaſtian, wie Sie ſich erinnern werden, brannte vor Begierde, ſich mit den Ungläubigen in Africa zu verſuchen. Er ließ ſich nicht lange bitten, dem vertriebenen Könige von Marocco, Muley Mahomet, in eigener Perſon beyzuſpringen. Er ging mit einem anſehnlichen Heere, ſo ſehr es ihm auch ſeine Freunde, ſo ſehr es ihm auch der eben am Himmel drohende Comete zu widerrathen ſchienen, am Johannistage 1578 unter Segel; ſetzte das Heer bey Arzilla ans Land, und ging auf l'Arache los. Auf dieſem Wege kam es in der Ebene von Alcaſſarquivir mit dem feindlichen Heere des Muley Molucco, zur Schlacht. Sebaſtian und ſeine Portugiſen erlitten die ſchrecklichſte Niederlage, und er ſelbſt — blieb. So ging wenigſtens die gemeine Rede.

Aber wie, wenn er da nicht geblieben wäre? Wie, wenn ein weit empfindlicher Schickſal auf ihn gewartet hätte? — Sie erinnern ſich doch noch auch, daß nach und nach vier Pſeudo-

Sebaſtiane aufſtunden, als Spanien bereits das Königreich Portugal an ſich geriſſen hatte? Die erſten drey waren offenbare Betrieger, und erhielten ihren verdienten Lohn. „Der „vierte hingegen," ſagt unſer Scribent, „wußte ſein Thun ſo „ſcheinbar zu machen, daß es wohl zweifelhaft bleiben wird, ob „er nicht der wahre **Sebaſtian** geweſen. —

„Er kam, führet Herr **Gebauer** fort,* zu Venedig An. 1598 „zum Vorſcheine, und nachdem er daſelbſt nicht allein bey dem gemeinen Volke, ſondern auch bey etlichen vornehmen Perſonen Glauben „fand, zumal da einige Portugiſen, die den König **Sebaſtian** wohl „gekannt hatten, vor gewiß verſicherten, daß er in dem Geſichte, in der „Größe, in der Rede, demſelben vollkommen gleiche, ward ihm dergeſtalt unter die Arme gegriffen, daß er ſich ſeinem Stande gemäß „aufzuführen anfing, und kein Bedenken hatte, ſich vor den öffentlich „auszugeben, den er vorſtellte. Darüber bewegte ſich der ſpaniſche „Geſandte zu Venedig, **Dominicus Mendoza**, und brachte es bey „dem Rathe zu **Venedig** dahin, daß er in Haft genommen, und „über ſeine Umſtände, und wer er ſey, befraget wurde. Da erzehlte er umſtändlich, wie er in dem unglücklichen Treffen bey „**Alcaſſar in Africa** nicht ſey erſchlagen worden, ſondern, ob wohl „hart verwundet, der Gefangenſchaft wunderbarer Weiſe entgangen „ſey. In **Algarbien**, wohin er auf einem leichten Schifflein mit „**Chriſtoval von Tavora** übergeſetzt, hätte er ſich heilen laſſen, und „weil er des Anblicks der Menſchen nach einem ſo groſſen Unglücke „ſich geſcheuet und geſchämet, habe er ſich vorgenommen, **Abeßinien** „und andere weit entlegene Reiche und Lande zu beſuchen. Auf dieſer ſeiner Fahrt ſey er nach Perſien gekommen, habe mancherley „Schlachten beygewohnet, und viele Wunden empfangen; endlich ſey „er des Herumziehens müde worden, und habe ſich mit einem frommen Alten in **Georgien** in ein einſames Kloſter begeben, und daſelbſt ein Cläuſnerleben geführet, bis ihm endlich gefallen, ſeine Unterthanen wieder zu ſehen. Auf dieſer Rückreiſe habe er erſt in **Sicilien** „gelandet, und von da **Marcum Tullium Cotizo von Coſenza** nach „**Portugall** abgefertiget, und als der nicht wieder kommen, habe er „ſich ſelbſt auf den Weg gemacht, der Meinung, ſich zuförderſt zu

---

* Seite 19 des zweyten Theils.

„Rom dem Pabſte zu den Füſſen zu werfen. Daran habe ihn die
„Bosheit ſeiner eigenen Leute verhindert, die ihn unterwegens beraubt,
„ſo daß er ſich nach Venedig begeben müſſen, wo man ihn bald vor
„denjenigen erkannt, der er wirklich ſey. Das war nun geſchwinde geſagt,
„aber es fehlte der Beweis, den man aber doch nach der Strenge
„von ihm nicht fodern konnte. Er ſagte mit groſſer Freymüthigkeit, daß
„er zu dem Rathe zu Venedig ſich des Beſten verſehe, der ſich wohl erinnern
„würde, was er vor Briefe bey dem letzten Türkenkriege an ſie
„geſchrieben, und wie geneigt er ſich wegen der Hülfe gegen ſie
„erboten habe. Wer ihn, den König je geſehen habe, müßte ihn
„kennen. Zu deſſen Beſtärkung ward befunden, daß er, gleich dem
„Könige, in dem Geſichte ſowohl, als an ſeinem ganzen Leibe an
„der linken Seite etwas kürzer war, als an der rechten; an ſeiner
„rechten Augenbraune war eine Narbe zu ſehen von einer Wunde,
„wie bey König Sebaſtian, der ſolche in ſeiner Kindheit bekommen
„hatte; eine große Warze an der Fußzehe und andere Mahle, die man
„bey dem Könige wahrgenommen hatte, fanden ſich bey dieſem Sebaſtian
„auch. Er ward drey ganzer Jahre lang in der Haft behalten,
„und immittelſt bewegten die geflüchteten Portugiſen Himmel und
„Erde, daß ihr König ihnen möchte frey gegeben werden. Selbſt
„König Heinrich IV. in Frankreich, ließ durch ſeinen Geſandten,
„den Herrn du Fresne, den Rath zu Venedig bitten, ſie möchten
„in der Sache ſprechen, und die Portugiſen nicht im Irrthume laſſen.
„Das Erkenntniß beſtund nun darinn, daß dieſer Mann binnen
„acht Tagen das Venetianiſche Gebiete räumen ſollte, bey ewiger Galeerenſtrafe.
„Nun überlegten die Portugiſen fleißig, was vor einen
„Weg ihr König erwählen ſollte, um ſicher in ſein Königreich zu gelangen,
„ob er durch Graupündten und die Schweiz, oder durch
„das Florentiniſche ſeinen Weg nehmen ſollte. Zu ſeinem groſſen
„Unglücke erwählte er den letztern. Er hatte kaum als ein Dominicaner
„Münch das Florentiniſche Gebiete betreten, als er daſelbſt
„erwiſcht, und von dem Großherzoge Ferdinand dem I. an die Spanier
„nach Neapel ausgeliefert wurde. Da gingen die Unterſuchungen
„von neuem an, zu groſſer Verwunderung derer, die ihn des
„Betruges überführen wollten. Als ihn der ſpaniſche Unterkönig,
„Don Ferdinand Ruiz von Caſtro, Graf von Lemos, vor ſich
„kommen ließ, trat er ihm mit groſſer Zuverſicht unter die Augen,

„und weil er ſahe daß der Graf unbedeckt war, ſprach er zu ihm:
„decket euch, Graf von Lemos. Als dieſer erwiderte, wer ihm die
„Macht gegeben habe, ihn mit ſolcher Kühnheit anzureden! ſoll er
„verſetzt haben: dieſe Macht ſey mit ihm gebohren; wie er ſich denn
„ſelbſt ſo anſtellen dürfe, als wenn er ihn nicht kenne! er müſſe ſich
„doch erinnern, daß ſein Vetter, der König Philipp, ihn zweymal
„an ihn abgeſandt habe, und daß der Degen, den er an ſeiner Seite
„habe, ihm damals von ihm ſey geſchenkt worden. Andere ſagen, er
„habe ihn nur erinnert, daß er damals den Grafen mit einem Degen,
„ſeine Gemahlin aber mit einem Juwel beſchenkt habe. Weil dies nun
„in ſich ſeine Richtigkeit gehabt, habe der Graf ein ganz Bund ſeiner
„Degen, und die Juwelen ſeiner Gemahlin in das Zimmer bringen
„laſſen, da unſer Sebaſtian nicht allein die rechten Stücke gleich erkannt,
„und unter den andern herausgenommen, ſondern auch an dem
„Juwel ihm gewieſen, wie man daſſelbe an einem gewiſſen Orte eröfnen,
„und den darunter verborgenen Namen Sebaſtian, entdecken könne,
„welches Kunſtſtück bisher dem Grafen und ſeiner Gemahlin verborgen
„geweſen. Der Ausgang war, daß man den Sebaſtian als einen
„Betrieger auf einen Eſel ſetzte, ihn in Neapel ſchimpflich herumführte,
„ſodann aber auf die Galeeren bringen ließ. Als er ſich der
„Spaniſchen Küſte näherte, ward alles in Portugall rege, ſo daß
„man ihn nach St. Lucar auf das Schloß ſetzen mußte, um ſeiner
„Perſon mehr verſichert zu ſeyn, an welchem Orte er geblieben und geſtorben,
„ohne daß die Art ſeines Todes jemals recht bekannt worden.

Dieſes iſt die Geſchichte! Dabey aber läßt es unſer Verfaſſer nicht bewenden, ſondern ſtellet eine umſtändliche Unterſuchung darüber an, welche ein Meiſterſtück in ihrer Art iſt. Es kömmt hierbey, ſagt er, auf zwey Fragen an; „ob der Tod des
„König Sebaſtians dergeſtalt in der Gewißheit beruhe, daß man
„keine Urſache habe, daran weiter zu zweifeln, und wenn dieſe erſte
„Frage ſollte nicht können bejaet werden, ob jedoch der vierte Sebaſtian
„unter diejenigen billig gezählt werde, welche unter einem falſchen
„Namen in der Welt eine groſſe Rolle ſpielen wollen, oder ob
„auch dies im Zweifel beruhe.“

Kann man das erſte mit Zuverläßigkeit erweiſen, iſt Sebaſtian bey Alcaſſar gewiß geblieben, ſo iſt das zweyte zugleich entſchieden. Aber, leider, kann man jenes nicht, und aus allen

Zeugniſſen erhellet weiter nichts, als daß man den König eine Wunde in den Kopf bekommen und von ſeinem Pferde herab ſinken ſehen. Die Leiche, die man für die königliche, den Tag nach der Schlacht, aufgehoben, iſt viel zu zerſetzt und verunſtaltet geweſen, als daß ſie hätte kenntbar ſeyn können. Und haben ſie gleich verſchiedene von des Königs Leuten, beſonders ein Sebaſtianus Reſendius, in Gegenwart des Muley Hamet wirklich dafür erkannt, ſo läßt ſich doch mit unſerm Gebauer ſehr wohl darauf antworten: „Es war wohl nichts natürlicher, „als dieſer Beyfall. Wer hätte in des barbariſchen Königs Gegenwart „mit dem Reſendio darüber wollen einen Streit anfangen, da nachdenkliche Leute leicht begreifen konnten, daß es dem Könige, wenn „er ſollte der Gefahr entflohen, oder auch unter den übrigen geringern „Gefangenen annoch verborgen ſeyn, allemal zuträglicher ſey, daß man „auf Mohriſcher Seite ſeinen Tod glaube, als daß ihm nachgeſetzt, „oder ſonſt weiter nachgeſpüret werde.“ — Es iſt auch nicht zu leugnen, daß ſogleich ein Ruf entſtanden, der von der Wahlſtatt aufgehobene Körper, ſey nicht der wahre Körper des Sebaſtians, ſondern der Körper eines Schweizers. Die Mährchen übrigens, welche, nach dem Ferreras und Thuanus, die Vermuthung, als ob der König aus der Schlacht entkommen ſey, fälſchlich veranlaßt haben ſollen, ſind ohne alle Wahrſcheinlichkeit.

Die Fortſetzung künftig.

IX. Den 30 Auguſt. 1759.

Beſchluß des 52ſten Briefes.

Und folglich läßt ſich aus dieſem Punkte, der anmaßliche Sebaſtian nicht verdammen. Aber, wenn man ihn ſelbſt näher betrachtet, findet ſich auch da keine Spur des Betruges? Keine; und hundert auſſerordentliche Umſtände ſind alle für ihn. — Er iſt in den Händen der Dieci, oder der Zehnherren, zu Venedig. Sie kennen dieſen ſtrengen peinlichen Gerichtshof, dieſes erſchreckliche Fehmgerichte, deſſen erſte Regel es iſt: correre alla pena, prima di eſaminar la colpa. Dieſes Gerichte läßt ihn drey ganze Jahre ſitzen, kann in drey ganzen Jahren nichts auf ihn bringen, ob gleich die Spanier, während der Zeit, es nicht werden haben ermangeln laſſen, ihm alles an die Hand zu geben, wodurch ſich, hinter die Bosheit eines ſo liſtigen Feindes kommen zu können, nur einigermaſſen beſſen ließ. Und da man es ihm endlich ſo nahe legt, daß es ſeinen Urtheilsſpruch nicht länger verweigern kann; was erkennet es? Eigentlich nichts; es will aber den Unglücklichen los ſeyn, und befiehlt ihm, binnen acht Tagen das Venetianiſche Gebiete zu räumen. Binnen acht Tagen! „Das ſieht, ſagt unſer Hiſtoricus, eher einem Verfahren ähnlich, mit dem man verunglückten Staatsdienern, oder unangenehmen Geſandten begegnet, als „der Weiſe, nach welcher man mit ſchuldig erkannten Miſſethätern verfähret, die man durch die Gerichtsfolge an die Grenzen bringen, und „von da in die weite Welt laufen läßt. — Es war den Venetianern hernach auch gar nicht gleichgültig, daß der Grosherzog von Florenz ihren Verwieſenen anhielt, und an die Spanier auslieferte; denn der Cardinal von Oſſat ſchreibt in einem ſeiner Briefe ausdrücklich, daß ſie es für eine ſtarke Beleidigung aufgenommen haben. — Nun iſt er in Neapel. Aber auch da muß man ihn nicht haben überführen können; denn warum wäre man ſonſt glimpflicher mit ihm umgegangen, als mit den drey vorhergehenden Betriegern, die man alle eines ſchimpflichen Todes ſterben ließ?

Ich würde Sie ermüden, wenn ich unſerm Verfaſſer durch alle kleine Umſtände dieſer Unterſuchung folgen wollte; ſo intereſſant ſie auch bey ihm ſelbſt iſt. Es iſt wahr, er hätte ſie ungleich intereſſanter machen können, wenn er nur ein klein wenig beſſer zu ſchreiben wüßte, und nicht überall den docirenden Profeſſor ſo ſehr hören lieſſe. Aber ſind wir nicht darüber ſchon einig geworden, daß wir unſern Gelehrten überhaupt daraus keinen Vorwurf machen wollen? Genug daß er ſich überall, als den beleſenſten, als den ſorgfältigſten und unpartheyiſchſten Mann zeiget.

„Als den unpartheyiſchſten? Was könnte einen Deutſchen auch „wohl bewegen, in einer Portugiſiſchen Geſchichte partheyiſch zu „ſeyn? — Das könnten Sie mir nun wohl einwerfen! Aber doch glaube ich, daß ſich ein Mann, der partheyiſch ſeyn kann, auch in gleichgültigen Dingen verräth. Er iſt immer geneigt, ſich geradezu zu erklären, und urtheilet da allezeit ſelbſt, wo er blos ſeine Leſer ſollte urtheilen laſſen. — Auch gebe ich das noch nicht zu, daß in der Portugiſiſchen Geſchichte gar nichts vorkomme, wobey ein Deutſcher, aus dieſem oder jenem Vorurtheile, ſollte es auch nur die Liebe zu ſeinem Volke ſeyn, zur Partheylichkeit gereitzet werden könnte.

F. E. Wenn er von des Königs Johannes des zweyten eifrigen Bemühungen zur Aufnahme der Schiffahrt redet, gedenket er des bekannten Martin Beheims, der ihm ſehr erſprießliche Dienſte dabey geleiſtet habe. Nun wiſſen Sie, was verſchiedene patriotiſche Gelehrte von dieſem Nürenbergiſchen Geſchlechter behaupten wollen; daß nehmlich Er, der erſte wahre Entdecker der neuen Welt zu nennen ſey. Sie ſtützen ſich dabey vornehmlich auf die Zeugniſſe des Ricciolus und Benzonus. Jener giebt zu verſtehen, daß Beheim den Columbus vielleicht auf die Spur geholfen habe; und dieſer ſagt mit ausdrücklichen Worten,[*] daß Magellanus die in der Folge nach ihm genannte Meerenge, aus einer Seekarte des Beheims habe kennen lernen. Iſt es alſo einem Deutſchen wohl zu verdenken, daß er hier einem Stüven und Doppelmayer beytritt, und mit dem Verfaſſer der Progrès des Allemands &c. Triumph ruft, daß ſeine Landesleute nicht allein die Druckerey und das Pulver, ſondern auch die neue Welt entdeckt haben? Aber hören Sie, was dem ohngeachtet unſer Hiſtoricus hiervon ſagt:[**] „Ob übrigens Martin Beheim die neue Welt entdeckt habe, ja gar das Fretum Magellanicum gekannt, wie jenes Joh. Bapt. Ricciolus,[***] dieſes aber Hieron. Benzonus bejahet, dünket mich eine

---

[*] Hujus Freti obſervatio Magellano tribuenda eſt, nam reliquarum navium præfecti, fretum eſſe negabant, & ſinum duntaxat eſſe cenſebant. Magellanus tamen fretum illic eſſe norat quia ut fertur, in charta marina adumbratum viderat, deſcripta ab inſigni quodam Nauclero cui nomen *Martinus Bohemus*, quam Luſitaniæ Rex in ſuo Muſeo aſſervabat. *Benzonus de India occidentali. Tom. IV. Americae Theodori de Bry.*

[**] Erſter Band, S. 121 in der Anmerkung.

[***] Herr Gebauer hätte nicht ſagen ſollen, daß es **Ricciolus bejahe.** Er läßt es ſehr ungewiß. Die Stelle iſt dieſe: Chriſtophorus Columbus — cum pulsus in Madera inſula, ubi conficiendis ac delineandis chartis Geographicis vacabat, *ſive* ſuopte ingenio, ut erat vir Aſtronomiæ, Coſmographiæ & Phyſices gnarus, *ſive* indicio habito a *Martino Bohemo*, aut

„ſehr ungewiſſe Sache zu ſeyn. Wenn **Hartmann Schedel** in ſeiner
„lateiniſchen Chronick ſchreibet, daß er und **Jacobus Canus** (der
„**Congo** entdecket hat) über die Aequinoctiallinie hinaus und ſo weit
„gefahren, daß ihr Schatten, wenn ſie gegen Oſten zugeſehen, ihnen
„zur rechten Hand gefallen; mag daraus noch nicht geſchloſſen werden,
„daß ſie bis nach America gekommen. Das erfährt jedermann, der
„nur über die Linie hinaus iſt. Die alten Urkunden, welche **Wülfer**,
„**Wagenſeil**, **Strüven** und **Doppelmayer** angezogen, ſprechen davon
„nichts; und die gröſte Schwierigkeit finde ich in der an. 1492. von
„**Beheim** verfertigten Weltkugel, in welchem Jahre **Columbus** ſchon
„auf der Fahrt geweſen. Der Herr **Doppelmayer** hat dieſe Erdku-
„gel in Kupfer vorgeſtellet, und je länger ich ſie betrachte, je weniger
„finde ich, daß er den obbemeldeten groſſen Erfindern, **Chriſtophoro**
„**Columbo** und **Ferdinando Magellani** ihren bisher gehabten Ruhm
„zweifelhaft machen können.“ — — Und an einem andern Orte*
fügt er noch dieſes hinzu: „**Columbus** hat alſo die neue Welt,
„**Veſputius** aber das eigentliche **America** entdeckt, oder doch in der
„alten Welt zuerſt recht bekannt gemacht. Wir Deutſche, die wir ſonſt
„recht groſſe Erfinder ſind, haben hier keinen Theil, nachdem **Martin**
„**Beheims** Verdienſte hier nicht zulangen wollen, und müſſen dieſe
„Ehre den **Genueſern** und **Florentinern** überlaſſen, es wäre denn,
„daß wir dieſes vor unſere Ehre rechnen wollten, daß dieſer vierte
„Theil der Welt dennoch einen deutſchen Namen führet. Amerigo
„oder Americus iſt nichts anders als der gute deutſche Name **Em-**
„**rich**, und **America** folglich ſo viel als **Emrichsland**.

Nach dieſer unſtreitigen Probe einer rühmlichen Unpartheylichkeit, erlauben Sie mir, Ihnen auch noch eine Probe zu geben, wie weit unſer Verfaſſer auch in Kleinigkeiten ſeine ſorgfältige Unterſuchung treibet. Ich wehle aber eine Stelle dazu, wo er dem ohngeachtet nicht auf den rechten Grund gekommen iſt. Sie enthält die Geſchichte eines bon-mot!

Herr Gebauer erzehlt in dem Texte von dem Vater des

ut Hiſpani dictitant, ab Alphonſo Sanchez de Helva nauclero, qui forte inciderit in Inſulam poſtea Dominicam dictam, cogitaſſet de navigatione in Indiam occidentalem &c. *Geographiae & Hydrographiae Reform. Lib. III. cap. 22. p. 93.*

* Ebendaſelbſt S. 139.

itztregierenden **Königs von Portugal, Johann dem fünften,**
daß er gegen ſeinen Adel vielmals geſagt: „König Johann der
„vierte liebte euch, Don Pedro fürchtete ſich für euch; allein ich,
„der ich Herr bin de jure & heredad, fürchte mich nicht für euch;
„und werde euch nicht lieben, als in ſo ferne euch eure Aufführung
„meiner königlichen Achtbarkeit würdig machet.“ — In einer Note
aber fügt er folgendes hinzu: „Da ich neulicher Zeit die Memoires
„pour ſervir à l'Hiſtoire de Madame de Maintenon, die voller
„ſonderlichen Nachrichten ſind, wieder durchlaufe, bemerke ich eine
„Stelle, der ich hiebey gedenken muß. Es wird T. III. c. 4. von
„der Wiederrufung des berühmten Edicts von Nantes gehandelt,
„und gemeldet, daß der Erzbiſchof zu Paris, de Harley, der Biſchof
„zu Meaux Boſſuet, und des Königs Beichtvater, der P. de la
„Chaiſe, König Ludwig dem XIV. in Frankreich, nachdem er angefangen
„fromm zu werden, die Ausrottung des Ungeheuers, das
„ſechs ſeiner Vorfahren niederzulegen nicht vermocht hätten, dergeſtalt
„angeprieſen, daß er ſich endlich beredet habe, das wahre Mittel ſeine
„Sünden zu tilgen ſey, wenn er ſein ganzes Reich katholiſch mache.
„Das ſey ſo weit gegangen, daß er gegen den Mr. de Ruvigni eines
„Tages ſich herausgelaſſen habe, er wolle zufrieden ſeyn, daß
„eine ſeiner Hände die andere abhaue, wenn die Ketzerey dadurch könne
„ausgerottet werden. Dieſer Mr. de Ruvigni iſt der berühmte Marquis
„von Ruvigni, Heinrich, der bey der hernach entſtandenen
„Verfolgung mit einigen wenigen Perſonen erlanget, daß er mit ſeinem
„Hauſe das Königreich hat verlaſſen, und ſich nach England begeben
„dürfen. Hiſtoire de l'Edit de Nantes par Benoit T. III.
„P. II. p. 898. Er hat ſich hernach in dem Irrländiſchen, und
„Spaniſchen Succeſſionskriege unter dem Namen des Grafen von
„Galloway hervorgethan, zu welcher Würde ihn König William III.
„erhoben. Eben dieſer Herr ſoll dem König Ludewig XIV. die Vorſtellung
„gethan haben, daß König Heinrich IV. oberwähntes Edict
„gegeben, Ludewig XIII. ſolches erhalten, er ſelber es beſtätiget habe,
„und dennoch daſſelbe alle Tage durch die Erklärungen des Königlichen
„Raths gebrochen werde, worauf der König ſoll geantwortet
„haben: Mon grand Pere vous aimoit, mon Pere vous craignoit;
„pour moi, je ne vous crains ni ne vous aime. **Mein Großvater**
„**liebte euch, mein Vater fürchtete euch, aber ich, ich**

„fürchte euch nicht und liebe euch nicht. Wobey unten die geſchriebenen
„Memoires des Biſchofs von Agen angezogen werden,
„und der lateiniſche Vers beygefüget wird:

Vos dilexit avus, metuit pater, at ego neutrum.

„Es wäre doch was ſonderliches, wenn zween ſo groſſe Könige einerley
„Einfall gehabt hätten. Die Ehre der erſten Erfindung hätte
„König Ludewig; denn er ſoll das noch vor der Aufhebung des
„Edicts von Nantes geſprochen haben, zu welcher Zeit König Johannes
„von Portugal noch nicht gebohren war. Daß aber dieſer
„das ſollte gewußt haben, was König Ludewig in Frankreich ſo lange
„Zeit vorher dem Marquis von Ruvigni ſoll gleichſam in das Ohr
„geſprochen haben, und ſolches ſollte auf ſeine Umſtände angewandt
„haben, iſt ſchlechterdings unglaublich. Und bey reiferer Ueberlegung
„wird man bald merken, daß das bon-mot ſich beſſer auf König
„Johann und ſeine Groſſen, als auf König Ludwig und ſeine
„Hugonotten ſchicke. Es braucht alſo dieß einen beſſern Beweis,
„als noch vorhanden, zumal da bekannt, daß den Franzöſiſchen Scribenten
„nicht ungewöhnlich iſt, bey einem artigen Einfall über die
„hiſtoriſche Wahrheit weg zu ſchreiten. Wenigſtens hat König Ludwig
„XIV. den Lateiniſchen Vers nicht gebraucht, vielweniger gemacht,
„da er kein Wort Latein gekonnt, wie die Beweißthümer davon in
„eben dieſen Mémoires de Maintenon anzutreffen ſind. ꝛc.

Ich bin im Stande, ein Theil von den Schwierigkeiten zu löſen, die ſich unſer Hiſtoricus hier macht, und die er ſich gewiß nicht würde gemacht haben, wenn er gewußt hätte, daß Johann V. und Ludwig XIV. ihren ſinnreichen Einfall beyde aus einer Quelle haben ſchöpfen können. Leſen Sie nehmlich was ich von Heinrich dem vierten, zufälliger Weiſe, gefunden habe. Quelques uns ſe plaignoient que le Roi ne tiendroit point ce qu'il avoit promis aux Huguenots; ſçavoir, ne feroit publier les Edicts faits en leur faveur, là où le Roy Henry le troiſiéme ſon predeceſſeur leur avoit toujours tenu parole: il leur reſpondit: *c'eſt aultre choſe: le Roy Henry vous craignoit & ne vous aimoit pas; mais moi je vous aime & ne vous crains pas.* Dieſe Stelle ſtehet unter den Apophthegmes de Henry le Grand, ſo wie ſie Zinkgräf dem zweyten Theile ſeiner denkwürdigen Reden beygefüget und überſetzt hat. Was erhellet aber unwiderſprechlicher daraus, als daß Ludwig XIV. zu dieſer wirklich königlichen Rede ſeines Großvaters, aufs höchſte nur den elenden Schwanz erfunden hat. Heinrich der vierte ſagte: Mein Vorfahr fürchtete euch und liebte euch nicht; ich aber liebe euch, und fürchte euch nicht: und Ludewig XIV. fühlte ſich groß genung — keines von beyden zu thun; und fromm genung — die ſein Großvater geliebt hatte, zu haſſen. Ein groſſer Verſtand; ein in der Familie vom Vater auf den Sohn geerbtes Sprüchelchen ſo zu erweitern! Dazu hat er es auch noch verfälſcht. Denn das iſt zwar wahr, daß ſein Vater Ludewig XIII. einfältig genung war, ſich ſowohl für alles, als für nichts zu fürchten; gleichwohl aber waren unter ſeiner Regierung die Hugenotten nichts weniger als gefährlich, und ſie ſpielten die groſſe Rolle bey weitem nicht mehr, die ſie unter dem dritten Heinrich geſpielet hatten, von welchem ſein Nachfolger mit Recht ſagen konnte, daß er ſie fürchten müſſen. — Und was hindert, daß auch Johann V. dieſe Rede des groſſen Heinrichs nicht ſollte geleſen haben? G.

X. Den 7 September. 1759.

Drey und funfzigſter Brief.

Ich lief das ſehr anſehnliche Verzeichniß der Schriften durch, die Herr Gebauer alle bey ſeinem Werke gebraucht oder angezogen hat; und vermißte von ohngefehr eine Kleinigkeit, von welcher ich gleichwohl gewünſcht hätte, daß ſie ihm bekannt geworden wäre. —

Sie wiſſen, welche Unruhen in Portugall auf die Nachricht von dem Tode des Sebaſtians folgten. Der Kardinal Heinrich war zu alt, war zu blödſinnig, und regierte zu kurze Zeit, als daß er das Königreich bey ſeinem Tode nicht in der äuſſerſten Verwirrung hätte laſſen ſollen. Unter denen, welche Anſprüche auf den erledigten Thron machten, war **Don Antonio** einer der vornehmſten, und wie Sie ſich erinnern werden, der einzige, welcher ſich der Uſurpation des Königs von Spanien auf eine thätliche Weiſe widerſetzte. Dieſen Herrn hat unſer Hiſtoricus nun zwar nicht unter die Zahl der wirklichen Könige von Portugall gerechnet, wie es wohl die franzöſiſchen und engliſchen Geſchichtſchreiber zu thun pflegen; er ſcheinet aber doch alles ſorgfältig genug geſammelt zu haben, um uns auch dieſen Durchlauchtigen Unglücklichen ſo kennen zu lehren, als er von der unpartheyiſchen Nachwelt gekannt zu werden verdienet. —

Nun hat des Don Antonio Leben unter andern auch die Frau Gillot de Saintonge beſchrieben; und dieſe kleine Lebensbeſchreibung iſt es, von welcher ich mich wundere, daß ſie dem Herrn Gebauer entwiſchen können. Der Amſterdammer Nachdruck, den ich davon vor mir habe, iſt 1696 ans Licht getreten, und das Pariſer Original kann, vermuthe ich, nicht viel älter ſeyn. — Ich kenne dieſe Verfaſſerin ſonſt aus einigen mittelmäßigen Gedichten, und würde eine hiſtoriſche Geburt von ihr ſchwerlich eines Anblicks gewürdiget haben, wenn ſie ſich nicht, gleich auf dem Titel derſelben, einer beſondern Quelle und eines Währmannes rühmte, der alle Achtung verdienet. Sie verſichert nehmlich, ſich der Memoires des Gomes Vaſconcellos de Figueredo bedienet zu haben.* Von dieſem Manne iſt es bekannt, daß er und ſein Bruder die allergetreuſten Anhänger des Don Antonio geweſen ſind. Den letztern erkennet Herr Gebauer ſelbſt dafür. Nur möchte er vielleicht fragen: aber wie kommen dieſe Memoires in die Hände der von Saintonge? Sie wäre nicht die erſte Nouvellenſchreiberin, die ſich dergleichen geheimer Nachrichten fälſchlich gerühmt hätte. Ich ſelbſt würde der bloſſen Verſicherung einer ſchreibſüchtigen Franzöſin hierin wenig trauen; aber überlegen Sie dieſen Umſtand: eben der Gomes Vaſconcellos de Figueredo, auf welchen ſich die Frau von Saintonge beruft, war ihr Großvater. Warum ſoll man einer Enkelin nicht glauben, wenn ſie gewiſſe Handſchriften von ihrem Großvater geerbt zu haben vorgiebt? Und wenn das, was ſie daraus mittheilet, an und vor ſich ſelbſt nicht unglaublich iſt, noch mit andern unverdächtigen Zeugniſſen ſtreitet, was kann ein Hiſtoricus wider ſie einwenden?

Erlauben Sie mir alſo, Ihnen in dieſem Briefe verſchiedenes daraus auszuziehen zu dürfen, was dieſe und jene Stelle bey unſerm Gebauer berichtigen oder in ein gröſſers Licht ſetzen kann.

---

* Histoire de Dom Antoine Roy de Portugal; tirée des Memoires de Dom Gomes Vasconcellos de Figueredo par Mad. de *Saintonge*. In Duodez.

Vorher aber ein Wort von der Partheylichkeit der Fr. von Sainctonge. Die eheliche Geburt des Don Antonio iſt bey ihr auſſer Zweifel. Ihr zu Folge hatte ſein Vater, der Herzog Ludewig von Beja, es ausdrücklich in ſeinem Teſtamente bekannt, daß die Mutter des Antonio ihm wirklich, obgleich heimlich angetraut geweſen ſey.[*] Gleichwohl ſagt ſie an einem andern Orte, daß ſich Antonio ſelbſt, bis zu ſeiner Zurückkunft aus Africa, bloß für einen natürlichen Sohn des Herzog Ludewigs gehalten habe.[**] Wenn dieſes ſeine Richtigkeit hat, ſo kann jenes nicht wahr ſeyn. Herzog Ludewig ſtarb 1555, und die Zurückkunft des Antonio fällt in das Jahr 1568. Sollte Antonio ganzer dreyzehn Jahr von dem Teſtamente ſeines Vaters nichts erfahren haben? Kurz, dieſer Umſtand iſt falſch. Ludewig ſetzte den Antonio zwar zu ſeinem völligen Erben ein, aber dieſe Einſetzung beweiſet für ſeine eheliche Geburt ſo viel als nichts. Wäre in dem Teſtamente ihrer gedacht geweſen, ſo würde man keinen weitern Beweis gefordert haben, den die Freunde des Antonio doch hernach umſtändlich führen mußten. — Was meine Geſchichtſchreiberin von dem Tode des Cardinal Heinrichs ſagt, beweiſet ihre unbedachtſame Partheylichkeit noch mehr. Der Cardinal ſtarb in ſeinem 68ſten Jahre, und ſie ſagt ſelbſt: il etoit vieux & uſé, c'en devoit etre aſſez pour faire juger qu'il n'iroit pas loin. Warum läßt ſie es alſo nicht dabey? Warum läßt ſie uns, auſſer dem Alter und der Krankheit, noch eine andere Urſache ſeines Todes argwohnen? Doch was argwohnen? Sie ſagt mit trockenen Worten: Quelques Hiſtoriens diſent que Philippes trouva le ſecret de l'empecher de languir.[***] Philippus erbarmte ſich des kranken Heinrichs, und lies ihn aus der Welt ſchaffen. Wenn ſie doch nur einen von den Geſchichtſchreibern genennt hätte, die dieſes ſagen! Herr Gebauer wenigſtens führt keinen an, dem dieſe grauſame Beſchuldigung eingekommen wäre; und ich ſorge, die Fr. von Sainctonge wird die unſelige Urheberin derſelben bleiben.

So etwas macht ihr nun zwar keine Ehre; doch muß ſie auch darum nicht lauter Unwahrheiten geſchrieben haben. Das worinn man ihr am ſicherſten trauen kann, ſind ohne Zweifel die Nachrichten, die ſie uns von dem Bruder ihres Groſvaters giebt, und die Herr Gebauer bey folgender Stelle ſehr wohl würde haben brauchen können. „In den Azoriſchen Inſeln, ſonderlich auf Tercera, hatte ſich ein Ruf ausgebreitet, König Sebaſtian ſey nicht erſchlagen, ſondern entkommen, und werde ſich bald „ſeinen treuen Unterthanen wieder zeigen. Als hierauf Antonius des „König Heinrichs Tod und ſeine Erhebung denen auf Tercera wiſſen „ließ, waren ſie deſſen wohl zu frieden, und ob ſie gleich durch ihre Abgeordnete des Antonii Niederlage bey Alcantara und Flucht erfuhren, „blieben ſie doch in der Treue gegen ihren angebohrnen König beſtändig, zumal da Cyprian von Figueredo, ein ſtandhafter Diener von „dem unglückſeligen Antonio, ſie bey dieſen Gedanken erhielt, und „Petrus Valdes mit ſeinen Spaniern in einer Landung unglücklich „war."* — Herr Gebauer iſt hier, wider ſeine Gewohnheit ſehr concis, und führt auch, welches er ſehr ſelten zu thun pflegt, ganz und gar keinen Währmann an. Er würde aber ohne Zweifel die Fr. von Saintonge hier angeführt haben, wenn er ſie gekannt hätte. Wenigſtens würde er ihr in dem Vornahmen des Figueredo gefolgt ſeyn, welches eben der obgedachte Bruder ihres Groſvaters war. Denn dieſe Kleinigkeit hat ſie, aller Wahrſcheinlichkeit nach, richtiger wiſſen müſſen, als alle andere Scribenten. Sie nennet ihn Scipio Vaſconcellos de Figueredo; und nicht Cyprian. Er war, ſagt ſie,** Gouverneur auf Tercera, und hatte ſich für den Antonio erkläret, ohne im geringſten auf die Vorſchläge, die ihm der König von Spanien durch den Prinzen von Eboly, Ruy Gomes, thun ließ, hören zu wollen. Philipp II. brauchte alſo gegen ihn Ernſt, und bemächtigte ſich vors erſte aller Güter, die er in Portugall hatte. Die Expedition aber, die er hierauf dem Petrus Valdes wider ihn auftrug, war nicht die einzige, welche Figueredo durch ſeinen ſtandhaften Muth fruchtlos machte. Valdes oder, wie ihn die Frau von Saintonges ohne Zweifel nicht ſo richtig nennet, Balde war ein von ſich ſelbſt ſo eingenommener Mann, daß er glaubte, der Sieg könne ihm gar nicht fehlen. Er konte ſich nicht einbilden, daß man einen Augenblick gegen ihn beſtehen könne, und behauptete doch, als es zur That kam, die Ehre ſeiner Nation ſehr ſchlecht. Er ward gänzlich geſchlagen, und kam, mit Schande und Verwirrung überhäuft, nach Portugall zurück. Philippus ließ ihn noch dazu in Verhaft nehmen, weil er ihm zur Laſt legte, daß er ſich ohne ſeinen Befehl ins Treffen eingelaſſen habe; und Valdes bedurfte der kräftigſten Vorſprache aller ſeiner Freunde, um der ihm drohenden Gefahr zu entkommen. — Das Jahr darauf wurde ein zweyter Verſuch auf Tercera unternommen, welcher noch unglücklicher ablief. Herr Gebauer ſcheinet von dieſem gar nichts zu wiſſen; die Frau von Sainctonge aber erzehlet folgendes davon: Der Gouverneur (Figueredo) habe ſo wenig Soldaten übrig gehabt, daß ein minder unerſchrockener Mann als er, eher an eine vortheilhafte Capitulation, als an die Vertheidigung würde gedacht haben. Seinen Muth aber habe nichts erſchüttern können; und er ſey auf eine Liſt gefallen, die von ſehr guter Wirkung geweſen. Er habe nehmlich eine groſſe Anzahl Ochſen aus dem Gebirge kommen, und ſie an dem Tage der Schlacht, mit brennenden Lunten auf ihren Hörnern, mitten unter dem kleinen Haufen ſeiner Truppen forttreiben laſſen. Die Spanier, die einen ſehr ſchwachen Feind vor ſich zu finden geglaubt hätten, wären durch den Schein betrogen worden; ſie hätten mit einer überlegenen Macht zu thun zu haben vermeinet, und daher mit ſo weniger Ordnung geſtritten, daß auch eine gemeine Tapferkeit zureichend geweſen ſeyn würde, ſie zu überwinden. Das Metzeln ſey erſchrecklich geweſen; von allen ſpaniſchen Soldaten wären nur zwey entkommen, die ſich in ein paar hohle Weiden verkrochen gehabt. Dieſe zwey hätten looſen müſſen, und der, den das glückliche Loos getroffen, habe die Nachricht von dieſer ſchrecklichen Niederlage nach Portugall überbringen müſſen.[*]

---

[*] S. 18. [**] S. 26. [***] S. 31. 32.

---

* S. 4. 5. des zweyten Bandes.

** S. 60. und 3.

So glücklich nun aber Figueredo in Tercera war, ſo hielt es doch Antonio für noch vortheilhafter, wenn er einen ſo tapfern Mann beſtändig um ſich haben könnte. Er ließ ihn folglich nach Frankreich überkommen, und vertraute Tercera dem

---

[*] S. 75. 76.

Emanuel von Sylva an. Die Frau von Sainctonge beklagt ſich, daß verſchiedene Geſchichtſchreiber aus dieſer Veränderung geſchloſſen hätten, Antonio müſſe mit dem Scipio nicht zufrieden geweſen ſeyn, und führet dagegen eine Stelle aus einem Briefe des Antonio an den Papſt Gregorius XIII. an, worinn er ſeiner Treue und Tapferkeit völlige Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

Nach den Erzehlungen des Herrn Gebauers muß man glauben, daß ſich Antonio, nachdem er ſein Portugall verlaſſen müſſen, beſtändig in Frankreich aufgehalten habe. Der Fr. von Sainctonge zu Folge aber, hat er ſich weit öfter und länger in England aufgehalten. Seine erſte Reiſe dahin that er ſogleich nach ſeiner glücklichen Entkommung aus dem Reiche, von Calais aus, wohin ihn das Enkhäuſiſche Schiff gebracht hatte. Sie fält in das Jahr 1581. und ich finde daß Camden in ſeinem Leben der Königin Eliſabeth, wie auch, aus ihm, Rapin, ihrer unter dieſem Jahre gedenken. Zu ſeiner zweyten Reiſe nach England, brachten ihn die Nachſtellungen, welchen er von Seiten des Königs von Spanien, während den Unruhen der Ligue, in Frankreich ausgeſetzt war. Sie muß in dem Jahre 1585 geſchehen ſeyn, und die Frau von Sainctonge erzehlet uns einen merkwürdigen Umſtand davon, den ſie aus den eigenhändigen Memoires des Don Antonio gezogen zu haben verſichert. „Die Königin Eliſabeth, ſagt ſie, lud ihn auf das „inſtändigſte ein, zu ihr nach England zu kommen. Er that „es alſo, und ward auf eine ſehr galante Weiſe daſelbſt empfangen. Die Königin hatte eine groſſe Anzahl von Edelleuten ihres Hofes ſich in Schäfer verkleiden laſſen, und ſchickte ſie „ihm, bis auf die Höhe von Salisbury entgegen, mit dem „Vermelden, daß er ſich von der groſſen Schäferin des Landes allen möglichen Beyſtand zu verſprechen habe. In allen „Städten, wo er durch mußte, hielt man ihm den prächtigſten „Einzug, ſo daß man ihn eher für einen Sieger, als für einen „ſeiner Länder beraubten König hätte anſehen ſollen.“ — Dieſer ſein zweyter Aufenthalt in England dauerte bis in das Jahr 1590. Die Angelegenheiten von Frankreich hatten durch den Tod Heinrichs III. eine andere Geſtalt gewonnen, und Don

Antonio glaubte ſich nunmehr von Heinrich dem vierten einen nachdrücklichen Beyſtand verſprechen zu dürfen. Heinrich war damals zu Dieppe, und Don Antonio kam zu ihm herüber. Allein der König dünkte ſich ſelbſt auf ſeinem Throne noch nicht befeſtiget genug, daß er ſich mit fremden Händeln abgeben könnte. Don Antonio kehrte alſo zwar unverrichteter Sache, aber doch mit vielen Verſprechungen auf eine bequemere Zukunft, wieder nach England, wo er bis ins Jahr 1594 blieb, da ihm Heinrich IV durch ſeinen Geſandten, den Herrn Beauvais la Nocle verſichern lies, daß er, wenn er nach Frankreich kommen wollte, nunmehr ſehr willkommen ſeyn werde. Er ging alſo nach Calais über, und von da zu dem Könige nach Chartres. Heinrich bezeigte ſich ungemein willig, ihm zu dienen; lies ihm auch durch den Marſchall de Matignon ſagen, daß wenn er bey ſeiner (Heinrichs) Krönung mit gegenwärtig ſeyn wollte, man ihm nicht allein den Vorritt dabey laſſen, ſondern ihn auch mit allem, was er zu dieſer Ceremonie brauchen würde, verſehen wollte. Don Antonio ließ ſich aber mit ſeinem kurzen Athem entſchuldigen, der ihm keinen Augenblick Ruhe gönne, und ging nach Paris, wohin ihm auch der König bald drauf folgte. Hier lag Antonio den König ſehr an, ihm mit einer Summe von 26000 Thalern beyzuſpringen; weil aber Heinrich ſein baares Geld gegenwärtig ſelbſt brauchte, ſo erlaubte er ihm, auf ſeinen Namen Geld zu borgen, und verſprach es das folgende Jahr wieder zu geben. Clermont d'Amboiſe war bereits ernennt, die Truppen zu commandiren, die der König dem Antonio geben wolle. Doch das Schickſal hatte es anders beſchloſſen, und der unglückliche Antonio ſtarb. — Alles dieſes erzehlet die Frau von Saintonge, und es kann zu einer guten Ergänzung des Herrn Gebauers dienen, bey dem ſich, wie geſagt, auch nicht die geringſte Spur findet, daß ſich Antonio in England aufgehalten habe. — Was meinen Sie aber, ob es wohl Heinrichen IV jemals ein wahrer Ernſt geweſen iſt, dem Antonio zu helfen, oder ob auch Er eitel genung war, ihn blos deswegen aus England kommen zu laſſen, um ſeine Krönung durch die Gegenwart einer ſolchen Perſon glänzender zu machen! —

Das Beſonderſte was ich ſonſt bey der Frau von Saintonge finde, ſind verſchiedene Anecdoten, die Nachkommen des Don Antonio betreffend. Vornehmlich erzehlt ſie ein Liebesabentheur, welches Don Ludewig, des Antonio Enkel, in Italien gehabt, ſehr weitläuftig. Die Dame aber, mit welcher er es gehabt, weil er ſie endlich geheyrathet, kann keine andere ſeyn, als die Prinzeſſin von Monteleone, mit der er ſich, zu Folge der Histoire Genealogique de la Maiſon Royale de [illegible], verbunden hat; wobey es mich aber wundert, daß ſie die Frau von Saintonge ſchlechtweg une Dame Italienne nennet, und von ihrem Stande ſehr kleine Begriffe erwecket. Damals muß ſich Don Ludewig auch dem ſpaniſchen Gehorſame noch nicht unterworfen gehabt haben; denn der Vicekönig von Neapel war ſehr erfreut, ſeiner habhaft zu werden. Er muß ſeine Anſprüche erſt ſpät, mit ſeinem Vater dem Don Emanuel, aufgegeben haben, von welchem leztern die Frau von Saintonge auch meldet, daß er ein Capuciner geweſen, ehe er dieſen ſchimpflichen Schritt gethan habe. G.

Vierter Theil.

III. Den 18. October. 1759.

Drey und ſechzigſter Brief.

Freuen Sie ſich mit mir! Herr Wieland hat die aetheriſchen Sphären verlaſſen, und wandelt wieder unter den Menſchenkindern.

Hier haben ſie vors erſte ſein Trauerſpiel, Lady Johanna Gray! Ein Trauerſpiel, das er in allem Ernſte für die Bühne gemacht hat, und das auch wirklich bereits aufgeführet worden; in der Schweiz nemlich, und wie man ſagt, mit groſſem Beyfalle. Ihnen einen Begriff überhaupt davon zu machen, das werde ich nicht beſſer als mit einer Stelle aus des Dichters eigener Vorrede thun können. „Die Tragödie, ſagt er, iſt dem „edlen Endzweck gewidmet, das Groſſe, Schöne und Heroiſche der Tugend auf die rührendſte Art vorzuſtellen, — ſie in Handlungen nach „dem Leben zu mahlen, und den Menſchen Bewunderung und Liebe

„für ſie abzunöthigen. Von dieſer Vorausſetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Charaktere und auf die Handlung ſeines Stücks machen. Die meiſten von jenen ſind moraliſch gut; was bekümmert ſich ein Dichter, wie Herr **Wieland**, darum, ob ſie poetiſch böſe ſind? Die **Johanna Gray** iſt ein liebes frommes Mädchen; die **Lady Suffolk** iſt eine liebe fromme Mutter; der Herzog von **Suffolk** ein lieber frommer Vater; der Lord **Guilford** ein lieber frommer Gemahl; ſogar die Vertraute der **Johanna**, die **Sidney**, iſt eine liebe fromme — ich weiß ſelbſt nicht was. Sie ſind alle in einer Form gegoſſen; in der idealiſchen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätheriſchen Gegenden gebracht hat. Oder weniger figürlich zu reden: der Mann der ſich ſo lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns ſchwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und Seraphim, beſonders weiblichen Geſchlechts, zu finden. Teufel zwar erblickt er auch nicht wenige; ſie verhüllen ſich aber alle vor ſeinen Augen in finſtere Wolken, aus welchen er ſie nicht im geringſten zu exerciſiren ſucht, aus Furcht ſie möchten uns, wenn wir ſie näher und in ihrer Wirkſamkeit kennen lernten, ein wenig liebenswürdig vorkommen. So hat er es mit ſeinem Herzoge von **Northumberland**, und mit ſeinem Biſchoff **Gardiner** gehalten. Abſcheulich ſind ſie genug; aber Schade, daß man ſie nur läſtern hört, ohne ſie handeln zu ſehen. — Laſſen ſie es gut ſeyn; wenn Herr **Wieland** wieder lange genug wird unter den Menſchen geweſen ſeyn, ſo wird ſich dieſer Fehler ſeines Geſichts ſchon verlieren. Er wird die Menſchen in ihrer wahren Geſtalt wieder erblicken; er wird ſich, mit dem **Homer**, weit von den übertriebenen Moraliſten entfernen, die ſich einbilden, * μητε τι φαυλον ἀρετῃ προσειναι, μητε κακιᾳ χρηϛον; er wird finden, daß ἐν τοις πραγμασι και τῳ βιῳ των πολλων, der Ausſpruch ſeines **Euripides** wahr ſey:

> Ουκ ἀν γενοιτο χωρις ἐσθλα και κακα,
> Ἀλλ᾽ ἐϛι τις συγκρασις.

Und alsdenn, wenn er dieſe innere Miſchung des Guten und

---

* Plutarch.

Böſen in dem Menſchen wird erkannt, wird ſtudiret haben, alsdenn geben Sie Acht, was für vortreffliche Trauerſpiele er uns liefern wird! Bis izt hat er den vermeinten edeln Endzweck des Trauerſpiels nur halb erreicht: er hat das Groſſe und Schöne der Tugend vorgeſtellt, aber nicht auf die rührendeſte Art; er hat die Tugend gemahlt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben.

Ich werde mich in keine Critik über den Plan ſeiner Johanna Gray einlaſſen. Ich finde, daß die Verfaſſer der Bibliothek es bereits gethan haben;(*) und es ſo gethan haben, daß die Critik ſelbſt damit zufrieden ſeyn muß. Ich unterſchreibe ihren Tadel; noch lieber aber ihr Lob, das ſie dem Stücke in Anſehung des Sylbenmaſſes, des Stils, des Vortrags ertheilet haben. Alles was mir alſo Ihnen davon zu ſagen übrig geblieben, beſtehet in einigen Anmerkungen, die den Schöpfergeiſt des Herrn Wielands in ihr Licht ſetzen ſollen.

Die Geſchichte der Johanna Gray iſt Ihnen bekannt. Eduard VI. ſtarb den 6ten Julius 1553. Fünf Tage darauf ward Johanna zur Königin ausgeruffen. Sie beſaß den Thron neun Tage, und ward gefänglich in den Tour geſetzt, wo ſie den 12ten Februar des folgenden Jahres hingerichtet ward. — Dieſen ganzen Zeitraum von ſieben Monaten hat Herr Wieland in die Dauer ſeines Trauerſpiels einzuſchränken gewußt. Eduard ſtirbt: erſter Aufzug. Johanna wird Königin: zweyter Aufzug. Johanna wird abgeſetzt und gefangen genommen: dritter Aufzug. Johanna iſt gefangen: vierter Aufzug. Johanna wird hingerichtet: fünfter Aufzug. Alles dieſes rollt bey dem Herrn Wieland ſo geſchwind hinter einander weg, daß der Leſer nicht mehr als ein einziges mal, zwiſchen dem vierten und fünften Aufzuge nehmlich, Zeit zu ſchlaſen bekömmt.

Doch laſſen Sie mich nicht, wie ein Gottſchedianer kritiſiren! Der Dichter iſt Herr über die Geſchichte; und er kann die Begebenheiten ſo nahe zuſammen rücken, als er will. Ich ſage: er iſt Herr über die Geſchichte! Wir wollen ſehen ob Herr

---

(*) Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, vierten Bandes, zweytes Stück. S. 785.

Wieland dieſe Herrſchaft in mehrern und weſentlichern Stücken zu behaupten gewußt hat.

Johanna war ein gelehrtes Mädchen. Sie verſtand Griechiſch, und konnte den Plato in der Grundſprache leſen. Das ſagt die Geſchichte, und Herr Wieland ſagt es der Geſchichte nach, ob er gleich von dieſer Eigenſchaft ſeiner Heldin in dem Stücke nicht den geringſten Vortheil ziehet.

— — Nimmer werden uns
Bey Platons göttlichen Geſprächen
Die holden Stunden zu Minuten werden!

läßt er das Mädchen ausrufen; und der Leſer macht ſich in allem Ernſte Hofnung, ſie eine Stelle aus dem Phädon exponiren zu hören. Aber ſeine Hofnung ſchlägt fehl, und endlich denkt er, das eitle Mädchen habe mit ihrer Gelehrſamkeit nur prahlen wollen. Sie iſt ohnedem eine Erzpedantin, der manchmal weiter nichts fehlt, als daß ſie noch Hauptſtück und Seite citire! Man höre nur:

— Was Gut, was Schön, was Edel iſt,
Was erſt den Menſchen, denn den König bildet,
Des erſten Edwards väterlicher Sinn
Zu ſeinem Volk, und Richards Löwenmuth,
Der kluge Geiſt des Salomons der Britten,
Das ganze Chor der Schweſter-Tugenden
Die einſt ſich Alfreds Bruſt zum Tempel weyhten,
Befruchteten ſein Herz. Wie Davids Sohn
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Geld,
Er bat um Weisheit und er ward erhört!
Umſonſt erbot ihm mit Syrenenlippen
Die Wolluſt ihre ſchnöden Süßigkeiten.
Wie Herkules, verſchmäht er ſie und wählte
Der Tugend ſteilen Pfad, den Weg der Helden!

Welch eine gelehrte Parentation auf ihren Mitſchüler! Von allen iſt etwas darinn: vaterländiſche Hiſtorie, Bibel und Mythologie!

Die Geſchichte ſagt ausdrücklich, daß Johanna vornehmlich durch das ungeſtüme Zuſetzen ihres Gemahls, des Guilford Dudley, ſey bewogen worden, die Krone anzunehmen. Auch der Dichter adoptirt dieſen häßlichen Umſtand, der uns von dem Guilford eine ſehr nichtswürdige Seite zeiget. Wenn Guilford ſeine Gemahlin bittet, den Thron zu beſteigen, was bittet er anders, als ihn nachzubeten? Dieſe ſchimpfliche Eigennützigkeit, reimet ſich zu dem edlen Charakter, den Herr Wieland dem Guilford ſonſt gegeben hat, im geringſten nicht.

Ferner ſagt die Geſchichte, daß der Herzog von Northumberland als der feigſte Böſewicht geſtorben ſey, und noch auf dem Blutgerüſte ſeinen Glauben verleugnet habe. Herr Wieland will dieſes nicht umſonſt geleſen haben; er bringt es an, ohne zu überlegen, daß der Antheil, welchen der Zuſchauer an dem Schickſale ſeiner Johanna nimmt, unendlich dadurch geſchwächt werde. Denn nunmehr, wie die Verfaſſer der Bibliothek mit Recht ſagen, iſt Johanna mehr eine betrogene, als eine verfolgte Unſchuld, die ſich mehr über die Ihrigen, als über ihre Feinde zu beklagen hat.

Und ſo könnte ich Ihnen noch mehr als einen Umſtand anführen, den Herr Wieland ganz roh aus der Geſchichte genommen hat, und der, ſo wahr er immer iſt, dem Intereſſe ſeines Stücks ſchnur ſtracks zuwider läuft. Heißt das, als ein Genie arbeiten? Ich meinte, nur der Verfaſſer der Pariſiſchen Bluthochzeit ſtehe in dem ſchülerhaften Wahne, daß der Dichter an einer Begebenheit, die er auf die tragiſche Bühne bringen wolle, weiter nichts ändern dürfte, als was mit den Einheiten nicht beſtehen wolle, übrigens aber genau bey den Charakteren, wie ſie die Geſchichte von ſeinen Helden entwirft, bleiben müſſe.

Aber wozu alle dieſe Anmerkungen? Das Trauerſpiel des Herrn Wielands muß dem ohngeachtet ein vortrefliches Stück ſeyn; und davon überzeugt mich ein ganz beſonderer Umſtand. Dieſer nemlich: ich finde, daß die deutſche Johanna Gray in ihrem wahren Vaterlande bekannt geworden iſt, und da einen engliſchen Dichter gereizt hat, ſie zu plündern; ſie recht augenſcheinlich zu plündern. Die engliſchen Highwaymen aber berauben, wie bekannt, nur lauter reiche Beutel und machen ſie auch ſelten ganz leer. Folglich! —

Sollte nicht Milton auch einen Deutſchen geplündert haben? Gottſched triumphirte über dieſe vermeintliche Entdeckung gewaltig! Aber es war eine Calumnie, und Gottſched hatte zu zeitig triumphirt. Hier will ich ihm alſo mit einem beſſern, gegründetern Beyſpiele an die Hand gehen, wie gern ſich die engliſche Biene auf unſern blumenreichen deutſchen Auen treffen läßt. Einfältig muß unterdeß mein engliſcher Plagiarius nicht ſeyn; denn er hat ſich darauf verſtanden, was gut iſt. Z. E. die vortrefliche Stelle, wo Johanna zu ihrer Mutter ſagt:

. . . Doch wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron auf Heinrichs Schweſterkinder
Zu übertragen, iſt die Reihe denn
An mir? . . Was müßte meine Mutter ſeyn,
Eh mir der Thron gebührte?

und ihre Mutter antwortet:

. . . Deine Mutter!
Und ſtolzer auf den Titel deiner Mutter
Als auf den Ruhm die glänzende Monarchin
Der ganzen Welt zu ſeyn!

Dieſe vortrefliche Stelle, ſage ich, die ſo hervorſticht, daß alle Recenſenten des **Wielandiſchen** Stücks ſie ausgezogen haben, hat ſich der Engländer ſein eigen gemacht. Er überſetzt ſie ſo:

Ev'n you my gracious Mother, what muſt you be
Ere i can be a Queen?

Ducheſs of Suffolk.

That, and that only,
Thy Mother; fonder of that tender Name,
Than all the proud Additions Pow'r can give.

Der Beſchluß künftig.

IV. Den 25. October. 1759.

Beſchluß des drey und ſechzigſten Briefes.

Nicht ſchlimm überſetzt! Gewiß, man ſieht, der Engländer muß ein Mann ſeyn, der etwas eben ſo ſchönes auch wohl aus ſeinem eigenen Kopfe hätte ſagen können. Vergleichen Sie noch folgende Stellen, und Sie werden finden, daß er Herr **Wielanden**, in der Wahl der edelſten und ſtärkſten Ausdrücke, faſt erreicht hat.

Wieland.

—— —— Ach, Kerkerbande
Und Schwerdt und Flammen ſind den Heiligen
Getränt, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! — Die Grauſamkeit
Der Prieſter ſchont des ſchwächeren Geſchlechts,
Der Kinder nicht! Der Säugling ſelber wird
Des Speers geweihtes Eiſen färben! —

Der Engländer.

— — — Perſecution,
That Fiend of *Rome* and Hell, prepares her Tortures;
See where ſhe comes in *Mary's* prieſtly Train!
Still wilt thou doubt, till thou behold her ſtalk,
Red with the Blood of Martyrs, and wide waſting
O'er *Englands* Boſom? All the mourning Year
Our Towns ſhall glow with unextinguiſh'd Fires;
Our Youth on Racks ſhall ſtretch their crackling Bones,
Our Babes ſhall ſprawl on conſecrated ſpears &c.

Wieland.

Heil dir, Prinzeſſin, Heil dir, Enkelin
Von alten Königen, du ſchönſte Blume
Von Yorks und Lancaſters vereintem Stamme!
Durch deren Eifer, unter deren Schutze
Die göttliche Religion der Chriſten
Ihr leuchtend Angeſicht, von ihren Flecken
Gereinigt, ſiegreich über alle Länder
Erheben ſoll, durch deren klugen Scepter
Geſetz und Freyheit, Fleiß und Ueberfluß
Und Wonne dieſe ſegensvolle Inſel
Zur Königin der Erde krönen ſollen.
Mein Knie beugt ſich zuerſt dir ehrfurchtsvoll,
Den Bund der unverletzten Treu zu weyhen!
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

Der Engländer.

Hail, ſacred Princeſs! ſprung from ancient Kings,
Our *England's* deareſt Hope, undoubted Offspring
Of *York* and *Lancaſter's* united Line;

By whoſe bright Zeal, by whoſe victorious Faith
Guarded and fenc'd around, our pure Religion,
That Lamp of Truth which ſhines upon our Altars,
Shall lift its golden Head and flouriſh long;
Beneath whoſe awful Rule, and righteous ſceptre,
The plenteous Years ſhall roll in long Succeſſion;
Law ſhall prevail and ancient Right take place,
Fair Liberty ſhall lift her chearful Head,
Fearleſs of Tyranny and proud Oppreſſion;
No ſad Complaining in our ſtreets ſhall cry,
But Juſtice ſhall be exercis'd in Mercy.
Hail, royal *Jane* &c.

Wieland.

Verwünſcht ſey mein fataler Rath! Verwünſcht
Die Zunge, die zu deinem Untergang
So wortreich war. — Ach meine Tochter,
Mir bricht mein Herz.

Der Engländer.

Curs'd be my fatal Counſels, curs'd my Tongue
That pleaded for thy Ruin, and perſuaded
Thy guiltleſs Feet to tread the Paths of Greatneſs!
My Child! — I have undone thee!

Genug! Leben Sie wohl; und lernen Sie hieraus, wie bekannt wir deutſchen Dichter unter den Engländern ſind.

G.

Vier und ſechzigſter Brief.

So? Vermuthen Sie, daß hinter meinem Engländer, der den Herrn **Wieland** ſoll ausgeſchrieben haben, eine kleine Bosheit ſtecke? Sie meinen doch wohl nicht, daß ich, ein zweyter **Lauder**, die engliſche Verſe ſelbſt gemacht habe? Allzuviel Ehre für mich! Nein, nein; mein Engländer exiſtiret; und heißt — **Nicholas Rowe**. Was kann Herr **Wieland** dafür, daß **Nicholas Rowe** ſchon vor vierzig und mehr Jahren geſtorben iſt?

Aber Scherz bey Seite! Es ſey fern von mir, dem Herrn **Wieland** ein Verbrechen daraus zu machen, daß er bey ſeinem Stücke einen der gröſten engliſchen Dichter vor Augen gehabt hat. Mich befremdet weiter nichts dabey, als das todte Stillſchweigen, welches er wegen dieſer ſeiner Nachahmung beobachtet. Und wenn er dem Rowe nur noch bloſſe einzelne Stellen zu danken hätte! Allein ſo hat er ihm auch den ganzen Plan zu danken; und ich kann ohne die geringſte Uebertreibung behaupten, daß faſt keine einzige Situation ſein eigen iſt. — Sie hiervon zu überzeugen, erlauben Sie mir, Ihnen den Plan der engliſchen Johanna Gray mit wenigen vorzuzeichnen.

Edward lebt noch, und Johanna Gray iſt mit ihrem Guilford noch nicht vermählet. Von dieſem Punkte gehet Rowe aus. Die Herzoge von Northumberland und Suffolk, nebſt einem gewiſſen Johann Gates eröfnen die Scene. Wir erfahren, daß der König in den letzten Zügen lieget, und daß der Herzog von Northumberland bereits ſeine Maaßregeln genommen hat, die Nachfolge der päpſtiſchen Maria zu verhindern. Die Gegenwart der Johanna iſt dazu unumgänglich nöthig; und der Herzog von Suffolk gehet ab, ihre Ankunft bey Hofe zu beſchleinigen; ſo wie kurz zuvor Gates abgehet, ihre Freunde auf allen Fall in Bereitſchaft zu halten. Northumberland verräth in einer Monologue weitausſehende Anſchläge, deren glücklicher Fortgang vornehmlich darauf beruhe, daß Johanna, noch vor Edwards Abſterben, mit ſeinem Sohne, dem Guilford vermählt werde. Der Graf von Pembrock kömmt dazu; ein junger hitziger Mann, den Northumberland durch Schmeicheleyen zu gewinnen ſucht. Pembrock ſtutzt darüber um ſo vielmehr, da er der erklärte Nebenbuhler ſeines Sohnes iſt. Doch der alte Herzog verſichert ihm, daß dieſe Sache zu klein ſey, als daß ſie ſeiner Achtung gegen ihn das geringſte benehmen könnte, ſie möge auch einen Ausgang haben, was für einen ſie wolle. Er geht ab, und ſagt, daß er des Pembrocks im geheimen Rathe erwarte. Pembrock bleibt allein und ſpottet des alten Biſchofs Gardiner, der nicht aufhöre, ihm den Northumberland als einen falſchen Mann abzumahlen, ohne Zweifel aus bloſſem Haſſe gegen die neue Religion, welcher der Herzog zugethan ſey. Er hält den Vater für eben ſo aufrichtig und edelgeſinnt als den Sohn, mit dem er, ihrer Rivalität ungeachtet, eine vertraute Freundſchaft unterhält. Guilford kömmt, und ihre Freundſchaft iſt ihr Geſpräch. Guilford zittert, daß dieſe einen ſo gefährlichen Feind an ihrer beiderſeitigen, auf eben denſelben Gegenſtand abzielenden Liebe haben müſſe! Pembrock kann den Gedanken nicht ertragen, daß Johanna ihm den Guilford vielleicht vorziehen möchte. Er wird in den geheimen Rath gerufen, und bedingt ſich von ſeinem Freunde nur noch dieſes, daß ſie in ihrer gemeinſchaftlichen Bewerbung offenherzig und ohne die geringſte Hinterliſt, zu Werke gehen wollen. Guilford bleibt zurück, und empfängt die Johanna, die nunmehr bey Hofe anlangt. Sie haben ein kurzes Geſpräch, in welchem ſich, ungeachtet der Traurigkeit über den nahen Tod ihres königlichen Freundes, die Liebe der Johanna gegen den Guilford zeiget. — Aus dieſem Aufzuge hat Herr Wieland nichts entlehnen können, indem er mit der Geſchichte ſo weit nicht zurückgegangen iſt. Die Perſon des Pembrocks aber hat er aus ſeinem Stücke ganz und gar auszuſchlieſſen für gut befunden; als eine Perſon, ohne Zweifel, die in der Geſchichte eine ganz andere Rolle ſpielet. Den Grafen Wilhelm Herbert von Pembrock kann Rowe ſchwerlich darunter verſtehen; er muß vielmehr den Sohn dieſes Grafen meinen, welcher nachher mit der jüngern Schweſter der Johanna vermählt ward.

Den zweyten Aufzug eröfnen abermals Northumberland und Suffolk. Die Väter haben nunmehr die Verbindung ihrer Kinder verabredet. Die Herzogin von Suffolk und Guilford kommen dazu. Guilford iſt in der äuſſerſten Entzückung über ſein nahes Glück. Sie gedenken der Johanna, die an dem Bette des ſterbenden Königs weine. Indem tritt ſie herein, und verkündiget den Tod deſſelben. — Die letzte Rede des Königs iſt bey dem Herrn Wieland folgende:

O Gott, —— ——
—— —— nimm mich zu dir,
Nimm meinen Geiſt aus dieſer Welt des Abfalls
Zu dir und zu den Geiſtern, die dich lieben,
Und deinen Willen thun. — O meine Seele
Lechzt lange ſchon, dein Angeſicht zu ſchauen!
Du, Vater, weiſſeſt es, wie gut mirs wäre,
Bey dir zu ſeyn! Und doch um derer willen,

Die zu dir weinen, laß mich länger leben!
Noch leben, bis das groſſe Werk vollbracht iſt.
Dein Reich in Englands Grenzen feſt zu gründen.
Doch nicht mein Will, o Vater, ſondern deiner
Geſcheh! ꝛc. —

In dieſer Stelle hat Herr Wieland dem Rowe nichts zu danken; ſie iſt ganz ſein! Rowe glaubte, ohne Zweifel, daß ein ſterbender König ſich nicht wie eine ſterbende alte Frau ausdrücken müſſe, und legt ihm pathetiſchere Worte in den Mund:

——— Merciful, great Defender!
Preſerve thy holy Altars undefil'd.
Protect this Land from bloody Men and Idols.
Save my poor People from the Yoke of *Rome*
And take thy painful ſervant to thy Mercy!

Northumberland und Suffolk beſchlieſſen, den Tod des Königs geheim zu halten, tröſten die Johanna, und laſſen ſie mit ihrem Guilford allein, der ihr den gefaßten Entſchluß, wegen ihrer ſchleinigen Verbindung, beybringen ſoll. Guilford thut es auf die zärtlichſte und ſelbſt ihrer Traurigkeit ſchmeichelhafteſte Art. Eine ſonderbare Scene! Johanna tritt ab, und auf einmal wird Guilford von ſeinem Freunde überraſcht. Pembrock ſieht ihn verwirrt, und will die Urſache ſeiner Verwirrung wiſſen. Guilford ſucht ihn allmälig darauf vorzubereiten; endlich muß er mit dem Geheimniſſe heraus, daß ihm ſein gutes Glück bey ihrer Geliebten den Vorzug verſchaft habe. Pembrock geräth in Wuth, beſchuldiget ihn eines verrätheriſchen Verfahrens, daß er, wider ihre Abrede, auf eine unedle Art ſeine Hofnung untergraben habe, und geht in völliger Raſerey ab.

Die Scene war bisher bey Hofe geweſen, und nunmehr, mit dem Anfange des dritten Aufzuges, verlegt ſie der Dichter in den Tower. Gardiner der daſelbſt in einem weiten Verhafte gehalten wird, unterredet ſich mit dem Pembrock. Der Biſchoff hat erfahren, daß die Vermählung zwiſchen der Johanna und dem Guilford wirklich vor ſich gegangen, und zieht den Pembrock dadurch völlig auf ſeine und der Maria Seite. Sie treten ab, und Guilford führet ſeine Johanna herein, weil der geheime Rath ſich in dem Tower verſammeln will. Er bereitet ſie auf die groſſe Nachricht vor, die ſie nun bald erfahren ſoll. Kurz darauf erſcheint ihre Mutter, ihr Vater, der Herzog von Northumberland, nebſt anderen Herren des geheimen Raths, und der edle Streit nimmt ſeinen Anfang, mit welchem Herr Wieland ſeinen ganzen zweyten Aufzug anfüllet. Hier iſt es, wo er dem Engelländer das meiſte abgeborgt hat.

Die erſte Scene des vierten Aufzuges haben wiederum Pembrock und Gardiner. Sie verſprechen ſich beide, daß das Unternehmen des Northumberland einen blutigen Ausgang haben werde. Indem erſcheint die Wache, und führet den Biſchof auf Befehl der neuen Königin in eine engere Haft. Auch Pembrock ſoll abgeführet werden, aber Guilford kömmt dazu, ſchickt die Wache ab, und ſagt, daß er ſelbſt für dieſen Gefangenen ſtehen wolle. Er war gekommen, ſeinen Freund zu retten, giebt ihm ſeinen Degen wieder, und dringt in ihn, daß er ſich augenblicklich in Sicherheit begeben ſoll. Der ergrimmte Pembrock iſt über dieſes Verfahren betroffen, und will der Großmuth ſeines Freundes lange nicht Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, bis ihm dieſer den Befehl ſeines eignen Vaters zu ſeiner plötzlichen Hinrichtung zeiget, welchen er auf keine andere Weiſe, als durch die anſcheinende Gefangennehmung, zu vereiteln gewußt habe. Nun kömmt Pembrock auf einmal wieder zu ſich, und es erfolgt die rührendſte Ausſöhnung, bey der man ſich unmöglich der Thränen enthalten kann. Kaum aber iſt Pembrock fort, als Johanna mit einem Buche in der Hand (es iſt der Phädon des Plato) herein tritt. Die Kataſtrophe iſt ausgebrochen, und ſie beruhiget ſich mit Betrachtungen über die Unſterblichkeit der Seele. Dieſe Scene iſt es, welche ſich Herr Wieland hätte zu Nutze machen müſſen, wenn ſeine Heldin nicht vergebens von ihrer Gelehrſamkeit geſchwatzt haben ſollte. Guilford erfährt von ihr, daß ſie der geheime Rath verlaſſen und ſich zu der Maria begeben habe. Die Herzogin, ihre Mutter, kömmt dazu; ſie jammert; Guilford tobet, und Johanna bleibt ruhig. Indem erſcheinen der Graf Suſſex und Gardiner mit der Wache, und nehmen alle drey, in Namen der Königin Maria, gefangen.

In dem fünften Aufzuge erblicken wir den geſchäftigten Biſchof, der zur Hinrichtung der Gefangenen die nöthigen Befehle ertheilet. Zu ihm kömmt Pembrock. Seine mit dem Guilford erneuerte Freundſchaft hat ihn nicht müſſig gelaſſen; er hat bey der Königin, für die Gefangenen Gnade ausgewirkt, und giebt dem Gardiner frohlockend davon Nachricht. Doch das iſt im geringſten nicht nach des Biſchofs Sinne, er eilet alſo zur Maria, ihr dieſe unzeitige Gnade auszureden; und Pembrock begiebt ſich zu ſeinem Guilford. Itzt wird die hinterſte Scene aufgezogen, und man ſieht die Johanna auf ihren Knien liegen und beten. Guilford tritt zu ihr herein. Sie unterhalten ſich mit Todesbetrachtungen, als Pembrock kömmt und ihnen ſeine fröhliche Bothſchaft bringet. Nur einen Augenblick glänzet ihnen dieſer Strahl von Hofnung. Gardiner erſcheinet, und bekräftiget zwar die Gnade der Königin, aber bloß unter der Bedingung, daß ſie beyde zur römiſchen Kirche zurückkehren ſollen. Dieſe Bedingung wird abgeſchlagen; ſogleich wird Guilford zum Tode geführet; die Scene eröfnet ſich noch weiter; man erblickt das Blutgerüſte; Johanna beſteiget es, als eine wahre Heldin; Gardiner triumphiret; Pembrock verwünſcht den Geiſt der Verfolgung; und das Stück ſchließt.

Nunmehr ſagen Sie mir, was Herr Wieland mit dieſem groſſen Plane anders gemacht hat, als daß er einen prächtigen Tempel eingeriſſen, um eine kleine Hütte davon zu bauen? Er hat die rührende Epiſode des Pembrocks herausgeriſſen, und die letzten drey Aufzüge in fünfe ausgedehnet, durch welche Ausdehnung, beſonders des fünften Aufzuges in ſeine beyden letzten, die Handlung ungemein ſchläfrig geworden iſt. Herr Wieland läßt den Guilford an einem Orte zur Johanna ſagen:

Und ſelbſt, o Scheuſal, deine Räthe ſelbſt,
Die kaum mit aufgehabnen Händen ſchwuren,
Dir, dem Geſetz und unſerm heilgen Glauben
Getreu zu bleiben, alle ſind Verräther,
Verdammte Heuchler! — Pembrock, ach! mein Freund,
Mein Pembrock ſelbſt, vom Gardiner betrogen,
Fiel zu Marien ab.

Man weis gar nicht, was das für ein Pembrock hier iſt, und wie Guilford auf einmal eines Freundes nahmentlich gedenket, der in dem Stücke ganz und gar nicht vorkömmt? Aber nun werden Sie dieſes Räthſel auflöſen können. Es iſt eben der Pembrock des Rowe, dem er in ſeinem Stücke keinen Platz gönnen wollen, und der ihm dafür den Poſſen thut, ſich, gleichſam wider ſeinen Willen, einmal einzuſchleichen. G.

V. Den 2. November. 1759.

Fünf und ſechzigſter Brief.

Den Einfall des Herrn Profeſſor Gottſcheds, ſeinen Kern der deutſchen Sprachkunſt den ſämmtlichen berühmten Lehrern der Schulen in und auſſer Deutſchland, zuzuſchreiben, muß man ihn nicht für einen recht unverſchämten Kniff eines gelehrten Charlatans halten? Denn was iſt dieſe Zuſchrift anders, als ein Bettelbrief, ſeine Grammatik zu einer klaßiſchen Grammatik deswegen machen zu helfen, weil ſie in vier Jahren dreymal gedruckt worden, und der Herr Autor darüber ein Compliment aus Wien und aus Chur im Graubündtnerlande erhalten hat? Wenn der Name des Verlegers unter dieſer Zuſchrift ſtünde, ſo würde ich weiter nichts daran auszuſetzen haben, als daß dieſer vergeſſen, den Herren Rectoren und Conrectoren in jedes Dutzend Exemplare, die ihre Schüler verbrauchen würden, das dreyzehnte gratis obenein zu verſprechen. Aber daß ſich Gottſched ſelbſt durch ſeine blinde Eitelkeit zu dieſem Schritte verleiten laſſen, das muß ihn nothwendig in den Augen aller Rechtſchaffenen nicht bloß lächerlich, es muß ihn verächtlich machen. Denn wenn es auch ſchon unwiederſprechlich wäre, daß ſeine Sprachkunſt, vor allen andern in den Schulen eingeführt zu werden, verdiente; hätte ein groſſer Mann, wie er ſeyn will, — denn alle groſſe Männer ſind beſcheiden — einen dergleichen Vorzug nicht vielmehr in der Stille abwarten, als ihn zu erſchleichen ſuchen ſollen? —

Aber die berühmten Lehrer der Schulen, wie haben die ſich dabey verhalten? Sehr leidend; doch ſcheinet es eben nicht, daß ſie ſo leicht zu beſtechen geweſen ſind. Und in der That wäre es für den Herrn Profeſſor ſelbſt ſehr zu wünſchen, daß ſie ſämmtlich ganz und gar nicht auf ſeine Zuſchrift reflectiret hätten. Denn ich ſorge, ich ſorge, man fängt auch ſchon auf kleinen Schulen an, den berühmten Gottſched — auszulachen. Wenn nun der Lehrer das Büchelchen, über welches er zu leſen gebeten worden, auf allen Seiten verbeſſern und widerlegen muß, was für eine Achtung können die Schüler für den Profeſſor mit auf die Univerſität bringen?

Und daß jenes zum Theil wirklich geſchehen, beweiſen unter andern die Anmerkungen, welche Herr Heinz, Rector zu Lüneburg, über die Gottſchediſche Sprachlehre vor kurzen ans Licht geſtellt hat.* „Da das Werk, hebt er ſeine Vorrede an, welches „dieſe Anmerkungen veranlaßt hat, den Schulen gewidmet und zugeſchrieben war: ſo hat, deucht mir, der berühmte Verfaſſer, wenn er „uns anders ſo viel zutrauet, ſchon längſt eine Critik darüber vermuthen müſſen: und da unter ſo vielen Schullehrern ſich doch, meines „Wiſſens, keiner dazu entſchloſſen hat, ſo dürfte ich mir wohl ohne „Eitelkeit den Vorzug anmaaſſen, daß ich die Aufmerkſamkeit deſſelben „auf die Schulen, unter allen mit der größten Achtung erwiedert habe. — In dieſem ſchleichenden Tone eines trocknen naiven Mannes fährt Herr Heinz fort, und geſtehet endlich, daß freylich ſeine ganze Beurtheilung ſo ausgefallen, daß ihm der Herr Verfaſſer ſchwerlich „Dank dafür wiſſen könne. „Ich verlange, ſagt er, auch „nichts unmögliches: beruffe mich aber ſchlechterdings darauf, daß ſie „nicht anders gerathen können, und daß ſie gerecht ſey.“

Ich möchte meinen Brief am aller ungernſten mit grammatikaliſchen Streitigkeiten anfüllen; und Sie wollen überhaupt, nicht ſo wohl dieſe Streitigkeiten ſelbſt, als vielmehr bloß das Reſultat derſelben wiſſen. Hören Sie alſo, wie Herr Heinz ſeine ganze Critik ſchließt.** „Wollen wir, ſagt er, noch kürzlich „zuſammenrechnen, ehe ich meinen Scribenten verlaſſe? ſo iſt, deucht „mir, durch die bisherige Prüfung folgendes wohl ganz ausgemacht: „daß beyde Sprachlehren des Herrn Prof. wohl ſchwerlich mit Einſicht und reiffer Gelehrſamkeit geſchriebene Werke heiſſen können: daß

---

* Johann Michael Heinzens Anmerkungen über des Herrn Profeſſor Gottſcheds deutſche Sprachlehre, nebſt einem Anhange einer neuen Proſodie. Göttingen und Leipzig in Küblers Verlage 1759.

** Seite 205.

„ſie ohne Critik beynahe unbrauchbar ſind, wegen der gar zu vielen
„Fehler, welche doch theils durch die ausnehmende Zuverſicht, womit
„Herr G. ſeine Meynungen vorträgt, theils durch den ihm gewöhnli
„chen Dunſt von Worten, theils durch das Gepränge einer eiteln und
„magern Philoſophie, vor unwiſſenden und treuherzigen Leſern ziem
„lich verſteckt werden. Ein Gelehrter wird nirgends etwas finden,
„das die gewöhnliche Erkänntniß der deutſchen Sprache überſtiege, und
„woraus ein grammatikaliſcher Geiſt, oder ein Naturell, das zur
„Philologie gebohren, oder erzogen wäre, hervorleuchtete. An deſſen
„ſtatt offenbaret ſich durch das ganze Werk eine enthuſiaſtiſche Liebe
„und eigenſinnige Partheylichkeit des V. für die deutſche Sprache, oder
„vielmehr für ſeine Meynungen und Vorurtheile von derſelben, nebſt
„einem allzugroſſen Vertrauen auf ſeine Einſicht, welche oft in unbe-
„dächtige Urtheile und ſchnöde Verachtung gegen angeſehene Schrift-
„ſteller, oder gar gegen unſchuldige Städte und Provinzen ausbrechen.
„Wenn andere Sprachlehrer mit ihm einerley Frage abhandeln, ſo
„wiegt er immer am leichteſten: und der Mangel des Scharfſinnes,
„der Ueberlegung, und einer genugſamen Uebung in dieſem Felde, iſt
„allen ſeinen Urtheilen anzuſehen. Die groſſe Grammatik hat vor der
„andern ſonſt nichts voraus, als die Weitläuftigkeit, mit welcher die
„Sachen nicht gründlicher, vollſtändiger, gelehrter, ſondern gedehnter,
„langweiliger, und in einem gewiſſen ſchlechten Verſtande, philoſophi-
„ſcher geſagt ſind. Zur Probe kann das Capitel von Nebenwörtern
„dienen; aber auch jedes andere Stück. Sie macht durchgängig viel
„Aufhebens von Kleinigkeiten, und thut, als ob vor ihr nicht nur
„keine Deutſche, ſondern überall noch keine Sprachlehre geſchrieben
„wäre; und als ob ſie alle grammatikaliſche Begriffe und Eintheilun
„gen zuerſt aus dem tiefſten Brunnen, worinn die Wahrheit verborgen
„liegt, herausgeholet, welches in der That weder Gelehrſamkeit noch
„Beſcheidenheit beweiſet. Freylich hätte man denken ſollen, daß Hr.
„G. viel weiter ſehen würde, als alle ſeine Vorgänger: da er ſich
„nicht weniger als vier und zwanzig Jahr zur Ausarbeitung ſeiner
„Grammatik genommen, wie das Privilegium und die Vorrede bezeu-
„gen. Aber der Leſer wird angemerkt haben, daß ich unſern V. oft
„aus Bödickern und Friſchen verbeſſern können: hingegen zur Ver-
„beſſerung dieſer Männer aus Gottſcheden wüßte ich auch nicht
„eine Stelle anzugeben. Iſt das aber recht, ſeiner Vorgänger Ver

„dienſte zu unterdrücken, und ihre Bücher der Jugend aus den Hän-
„den zu ſpielen, wenn man es ihnen nicht einmal gleich thut? Wenn
„uns Deutſchen nicht ſo gar leicht Genüge geſchähe, ſo würde der
„Herr Prof. mit ſeiner lange erwarteten neuen Sprachlehre ſchwerlich
„eine andere Aufnahme erfahren haben, als ehemals ein gewiſſer Poet
„in Frankreich mit ſeinem Heldengedichte. Weil aber Herr G. alles
„mit der Erwartung ſeiner Grammatik angefüllt hatte, ſo wurden
„unſere alten wohlverdienten Sprachlehrer wenig geleſen, ſondern die
„meiſten ſparten ihren Appetit nach grammatikaliſcher Erkenntniß auf
„das groſſe Mahl, ſo er ihnen bereitete, und das iſt wohl die Urſache
„des groſſen Beyfalles, womit die neue Sprachlehre aufgenommen
„worden. Was mag er aber in ſo lieber langer Zeit daran gebauet
„und ausgefeilet haben! da doch noch itze, nach ſo vielen gelehrten
„Erinnerungen ſo vieler Gönner und Freunde, wie in der an-
„dern Vorrede ſtehet, und nun nach ſo viel wiederhohlten Auflagen,
„gleichwohl noch ſo viel, ich mag wohl ſagen, kindiſche Fehler darinn
„ſind! — Herr Gottſched, ſchlieſſet er endlich, hätte daher viel beſ-
„ſer gethan, wenn er doch ein Sprachlehrer werden wollte, daß er
„die Bödikeriſchen und Friſchiſchen Grundſätze bloß in bequemere
„Ordnung gebracht hätte. Ich will damit nicht ſagen, daß ers hätte
„thun ſollen, denn meiner Meynung nach, muſte er gar keine Sprach-
„lehre ſchreiben: weil die grammatiſche Muſe, nach ſo vielen feindſe-
„ligen Angriffen, welche er in dem Bayliſchen Wörterbuche, und ſonſt
„überall, auf ſie ſelbſt, und auf ihre gröſten Günſtlinge gethan hatte,
„ihm von je her, nicht anders, als gehäſſig ſeyn konte.

Was ſagen Sie hierzu; vorausgeſetzt, daß Herr Heinz ein ehrlicher Mann iſt, der im geringſten nichts übertreibt? (Wenn Sie es nicht vorausſetzen wollen, ſo glauben Sie es ſo lange auf mein Wort, bis Sie Luſt bekommen, ſich ſelbſt davon zu überzeugen.) Wird es Ihnen noch wahrſcheinlich ſeyn, daß einer, ob er ſchon ein magrer Philoſoph, und ein ſchlechter Dichter iſt, dennoch wohl eine gute Sprachkunſt ſchreiben könne? Oder geſtehen Sie es nun bald, daß ein ſeichter Kopf nirgends erträglich iſt?

Und Herr Profeſſor Gottſched muß es ſelbſt gefühlt haben, daß ihm dieſer Gegner ein wenig zu ſehr überlegen ſey! Sie glauben nicht, wie ſeltſam er ſich in ſeinem Neueſten* gegen ihn gebehrdet! Ohne ſich auch nur auf einen einzigen Tadel einzulaſſen, eifert und ſprudelt er da etwas her, woraus kein Menſch klug werden kann; und begegnet dem Rector mit einem ſo groben Profeſſorſtolze, als verhielte ſich der Rector zum Profeſſor, wie der Schüler zum Rector; da doch das Verhältniß in dieſem Falle grade umgekehrt iſt. „Hier ſteht abermal," ruft er mit vollem Maule aus, „hier ſteht abermal ein Grammatiker „auf, der an Herrn Prof. Gottſcheds Sprachkunſt zum Ritter wer„den will. Herr Rector Heinz zu Lüneburg, iſt von einem innern „Berufe genagt werden, ſich durch einen Angriff eines berühmten „Mannes auch berühmt zu machen. Und was war leichter als dieß! „Man kann ja bald etliche Bogen über ein Buch zuſammen ſchreiben, „deſſen gute Aufnahme in Deutſchland ihm ein Dorn im Auge war. „Beſondre Urſachen zur Feindſchaft gegen denſelben hatte er nicht: „das geſtehet er ſelbſt. Die Pflichten der Mitglieder einer Geſellſchaft, „dergleichen die Deutſche zu Göttingen iſt, werdens ihm vermuthlich „auch nicht auferlegt haben, einen ſeiner ältern Geſellſchafter ſo ſtür„mend anzugreifen. Um deſto mehr wundern wir uns, daß er den„noch kein Bedenken getragen, einen ſolchen Anfall auf einen Mann „zu thun, der ihm nicht den geringſten Anlaß dazu gegeben." — Wenn werden die ſchlechten Scribenten einmal aufhören zu glauben, daß nothwendig perſönliche Feindſchaft zum Grunde liegen müſſe, wenn ſie einer von ihren betrogenen Leſern vor den Richtſtuhl der Critik fordert? — „Doch wie! fährt das Neueſte fort; „hat nicht Herr Prof. G. ſeine kleine Sprachlehre „den ſämtlichen berühmten Schullehrern in Deutſchland zugeſchrieben! „Es iſt wahr, und der Augenſchein zeigt es, daß ſolches mit viel „Höflichkeit, mit vielen Lobſprüchen, und in dem beſten Vertrauen zu „ihnen geſchehen iſt. War nun das etwa ein zureichender Grund, „denjenigen ſo grämiſch anzuſchnarchen, der ihm zugleich mit andern „eine ſolche Ehre erwieſen? Welcher Wohlgeſittete kann das begreifen! — Derjenige Wohlgeſittete, würde ich hierauf antworten, bey dem die Höflichkeit nicht alles in allen iſt. Der die Wahrheit für keine Schmeicheleyen verleugnet, und überzeugt iſt, daß die nachdrückliche Warnung vor einem ſchlechten Buche ein Dienſt iſt, den man dem gemeinen Weſen leiſtet, und der daher einem ehrlichen Manne weit beſſer anſtehet, als die knechtiſche Geſchicklichkeit, Lob für Lob einzuhandlen. Zudem weis ich auch gar nicht, was das Neueſte mit dem grämiſchen Anſchnarchen will; zwey altfränkiſche Wörter, die ſchwerlich aus einer andern, als des Herrn Profeſſors eigener Feder können gefloſſen ſeyn. Man kann nicht mit kälterm Blute kritiſiren, als es Herr Heinz thut; und die Stelle, die Sie oben geleſen haben, iſt die ſtärkſte in ſeinem ganzen Buche. Was finden ſie darin grämiſches und angeſchnarchtes? Grämiſch anſchnarchen kann niemand als Herr Gottſched ſelbſt; und zwar fällt er in dieſen Ton gemeiniglich alsdenn, wenn er ſatyriſch ſeyn will. Z. E. Was iſt geſchnarchter als folgende Stelle? „Doch „Herr Heinz beſorget, es werde bey ſeinem Stillſchweigen, die Gott„ſchediſche Grammatik ein klaſſiſches Anſehen gewinnen; da ers zumal „nicht ohne Galle bemerket, daß bisher alle ſeine Herrn Collegen ſtille „dazu geſchwiegen: weswegen er glaubet; es ſey beſſer, daß einer, „als daß keiner das Maul aufthue, und dieſem groſſen Unheile ſteure „und wehre. Allein mit ſeiner gütigen Erlaubniß, fragen wir hier, ob „er denn wohl glaube, daß ein Buch darum gleich zu Boden geſchlagen „ſey, weil Er, Herr Heinz von Lüneburg, ſich demſelben wieder„ſetzet? Wir glauben es gewißlich noch nicht! Die Gottſchediſche „Sprachkunſt hat ſchon mehr ſolche grimmige Anfälle überſtanden, und „ſteht doch noch. Sie wird gewiß, den ſeinigen auch überſtehn.“ — Welche Schreibart! Und wie witzig iſt das? Herr Heinz von Lüneburg, auf welches einige Zeilen darauf der Secundaner Kunz folgt!

---

* In ſeinem Heumonde dieſes Jahres S. 516.

Noch eine recht luſtige Stelle aus dem Heumonde des Hrn. Prof. kann ich mich nicht enthalten, Ihnen abzuſchreiben. Indem er Herr Heinzen aushunzt, kommen ihm auch die Verfaſſer der göttingiſchen gelehrten Zeitung in den Weg, die ſich dann und wann unterſtehen, ihm eine kleine Wahrheit zu ſagen, ohne zu bedenken, daß der Herr Profeſſor ein altes Mitglied ihrer deutſchen Geſellſchaft iſt. Er meint, er habe zu dieſer Frechheit nun lange genug ſtille geſchwiegen; und wenn ſie ihn weiter „böſe machten, ſo werde er einmal aufwachen, und ihnen „durch den Zuruf:

Tecum habita et noris, quam ſit tibi curta ſuppellex

„ihre Schwäche bekannt machen. — Wir wiſſen auch nicht, fährt hier „auf der Heumond fort, was ihn bisher zu ſolcher Geduld und Gelaſſenheit bewegen; zumal da die göttingiſchen Zeitungen für ein „Werk von einer ganzen Societät der Wiſſenſchaften gelten ſollen, „unter deren Aufſicht, und mit vermuthlicher Genehmhaltung ſie herauskommen. Gewiß in ſolchen Zeitungen verdammt zu werden, iſt „kein ſolcher Spaß, als wenn einen ein jeder unbekannter und ungenannter Kritikaſter herunter macht. Wer alſo auf ſeinen guten „Namen hält, der iſt in ſeinem Gewiſſen verbunden, von einem ſo „unbefugten und gewaltſamen Richter ſich auf einen höhern zu berufen, und den Ungrund ſeiner Urtheile zu zeigen. Nichts, als die Verbindung mit der göttingiſchen deutſchen Geſellſchaft kann ihn, unſers „Erachtens, bisher abgehalten haben, hier ſo lange ſtille zu „ſitzen. Allein wer weis, wie lange es dauert, ſo ſchicket er ihr ſein „Diplom (nach Hrn. Rath Königs in Haag Beyſpiele) zurück; und „ſetzet ſich wieder in die natürliche Freyheit, ſeine Ehre zu retten. „Bis dahin kann er ihnen mit dem Achill in der Iphigenia zuruffen:

Dankt es dem Bande blos, das meinen Zorn noch hemmet,
Sonſt hätt er ſchon mein Herz gewaltſam überſchwemmet.

— Welch eine Drohung! Die arme deutſche Geſellſchaft, wenn ihr dieſes Unglück begegnen ſollte! Ich glaube, ſie würde darüber zu einer wendiſchen. Denn wie kann eine deutſche Geſellſchaft ohne Gottſcheden beſtehen? G.

VIII. Den 23. November. 1759.

Siebenzigſter Brief.

Hier iſt etwas von einem Verfaſſer, der ziemlich lange ausgeruhet hat! — Es ſind die Fabeln des Herrn[*] Leßings.

Er meldet uns in der Vorrede, daß er vor Jahr und Tag einen kritiſchen Blick auf ſeine Schriften geworfen, nachdem er ihrer lange gnug vergeſſen gehabt, um ſie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Anfangs habe er ſie ganz verwerfen wollen; endlich aber habe er ſie, in Betrachtung ſo vieler freundſchaftlichen Leſer, die er nicht gern dem Vorwurfe ausſetzen wollen, ihren Beyfall an etwas ganz unwürdiges verſchwendet zu haben, zu verbeſſern beſchloſſen.

---

[*] Berlin bey C. F. Voß in 8vo.

Den Anfang dieſer Verbeſſerung hat er mit ſeinen Fabeln gemacht. „Ich hatte mich, ſagt er, bei keiner Gattung von „Gedichten ꝛc. [ſ. Band V, S. 356] Phrygiers gemacht. ꝛc.

Und kurz; hieraus iſt das gegenwärtige kleine Werk ſeiner Fabeln entſtanden, welches man als den erſten Band der gänzlichen Umarbeitung ſeiner Schriften anzuſehen hat. Ich muß die Ordnung, die er darinn beobachtet, umkehren, und Ihnen vorher von ſeinen beygefügten Abhandlungen über dieſe Dichtungsart etwas ſagen, ehe ich die Fabeln ſelbſt ihrem Urtheile unterwerfen kann.

Es ſind dieſe Abhandlungen fünfe. Die erſte, welche die weitläufigſte und dabey die wichtigſte iſt, unterſuchet **das Weſen der Fabel**. Nachdem die Eintheilung der Fabeln in **einfache** und **zuſammengeſetzte**, (das iſt in **ſolche**, die bey der allgemeinen Wahrheit, welche ſie einprägen ſollen, ſtehen bleiben, und in **ſolche**, die ihre allgemeine Wahrheit auf einen wirklich geſchehenen, oder doch als wirklich geſchehen, angenommenen Fall, weiter anwenden) vorausgeſchickt worden, gehet der Verfaſſer die Erklärungen durch, welche **de la Motte, Richer, Breitinger** und **Batteux** von der Fabel gegeben haben. Bey der Erklärung des erſten, die allen folgenden Erklärungen zum Muſter gedienet habe, iſt er vornehmlich gegen das Wort Allegorie, und behauptet, daß die Fabel überhaupt nicht in der Erzehlung einer allegoriſchen Handlung beſtehe, ſondern daß die Handlung nur in der zuſammengeſetzten Fabel allegoriſch werde, und zwar allegoriſch, nicht mit dem darinn enthaltenen allgemeinen Satze, ſondern mit dem wirklichen Falle, der dazu Gelegenheit gegeben hat. An der Erklärung des **Richer** ſetzet er vornehmlich dieſes aus, daß ſie ein bloſſes allegoriſches **Bild** zu einer Fabel für hinreichend hält. „Ein Bild, ſagt er, heiſſet überhaupt ꝛc. [ſ. Band V, S. 369] eine Fabel? — Ein jedes Gleichniß ꝛc. [ſ. S. 370] „durch das Wort **Handlung** ausdrücken. — Mit dieſem Worte verbindet er aber einen viel weitern Sinn, als man gemeiniglich damit zu verbinden pfleget, und verſtehet darunter jede Folge von Veränderungen, die zuſammen ein Ganzes ausmachen. Denn daß die Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, daß ſie nehmlich eine Unternehmung ſeyn müſſe, die mit Wahl und Abſicht geſchieht, bey der Fabel nicht Statt finde, zeiget er umſtändlich, indem die allerwenigſten Aeſopiſchen Fabeln in dieſem Verſtande Handlung haben. Batteux, wie der Verfaſſer ſehr wahrſcheinlich zeiget, hat ſeine Erklärung nur von einem einzigen, in ſeiner Art zwar ſehr vollkommenen, deswegen aber doch zu keinem allgemeinen Muſter tauglichen Exempel abſtrahiret, und überhaupt die Handlung der Aeſopiſchen Fabel mit der Handlung der Epopee und des Drama viel zu ſehr verwirrt. „Die Handlung der beyden letz„tern, ſagt er, muß ꝛc. [ſ. Band V, S. 379] damit erreichet ꝛc. Der Grund hiervon liegt in den Leidenſchaften welche jene erregen ſollen, und auf deren Erregung dieſe ganz und gar keinen Anſpruch macht. — Dieſe und verſchiedene andere Anmerkungen nimmt der Verfaſſer nunmehr zuſammen, und ſagt: „In der Fabel wird „nicht eine jede Wahrheit, ſondern ein allgemeiner moraliſcher Satz, „nicht unter die allgemeine Handlung, ſondern auf einen einzeln „Fall, nicht verſteckt oder verkleidet, ſondern ſo zurückgeführet, daß „ich, nicht blos einige Aehnlichkeit mit dem moraliſchen Satze „in ihm entdecke, ſondern dieſen ganz anſchauend darinn erkenne.“ — Und das iſt das Weſen der Fabel? Noch nicht völlig. Noch fehlet ein wichtiger Punkt, von welchem die Kunſtrichter bloß ein dunkles Gefühl gehabt zu haben ſcheinen; dieſer nehmlich: der einzelne Fall, aus welchem die Fabel beſtehet, muß als wirklich vorgeſtellet werden. Begnügen wir uns an der Möglichkeit deſſelben, ſo iſt es ein Beyſpiel, eine Parabel.

Der Beſchluß künftig.

IX. Den 29. November. 1759.

Beſchluß des ſiebenzigſten Briefes.

Nachdem der Verfaſſer dieſen wichtigen Unterſchied an einigen Beyſpielen gezeigt, läßt er ſich auf die pſychologiſche Urſache ein, warum ſich das Exempel der practiſchen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloſſen Möglichkeit begnüge, an welcher ſich die Exempel anderer Wiſſenſchaften begnügen. Er findet dieſe Urſache darinn, weil das Mögliche als eine Art des Allgemeinen, die Lebhaftigkeit der anſchauenden Erkenntniß verhindere; welche Lebhaftigkeit gleichwohl unentbehrlich iſt, wenn die anſchauende Erkenntniß zur lebendigen Erkenntniß, als worauf die Moral bey ihren Wahrheiten vornehmlich ſieht, erhöhet werden ſoll. Er zeiget hierauf, daß ſchon Ariſtoteles dieſe Kraft des Wirklichen gekannt, aber eine falſche Anwendung davon gemacht habe, weil er ſie aus einer unrechten Quelle hergeleitet. Ariſtoteles lehret nemlich, die hiſtoriſchen Exempel hätten deswegen eine gröſſere Kraft zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich ſey. Unſer Verfaſſer aber ſagt: „Hierinn, glaube ich, hat Ariſtoteles geirret. ꝛc. [ſ. S. 387] vor „den hiſtoriſchen Exempeln gebühre. — Und nunmehr trägt der Verfaſſer ſeine völlige Erklärung der Fabel vor, und ſagt: **Wenn wir** ꝛc. [ſ. S. 388.] **ſo heißt dieſe Erdichtung eine Fabel.**

Die zweyte Abhandlung betrift den **Gebrauch der Thiere in der Fabel.** „Der gröſte Theil der Fabeln, ſagt der Verfaſſer, „hat Thiere, oder ꝛc. [ſ. S. 388.] Oder was iſt es?“ **Batteux** hat ſich auf dieſe Fragen nicht eingelaſſen, ſondern liſtig genug den Gebrauch der Thiere ſeiner Erklärung der Fabel ſogleich mit angeflickt. **Breitinger** hingegen behauptet, daß die **Erreichung des Wunderbaren** die Urſache davon ſey, und glaubt daher die Fabel überhaupt nicht beſſer als durch ein **lehrreiches Wunderbare** erklären zu können. Allein unſer Verfaſſer zeiget, daß die Einführung der Thiere in der Fabel nicht wunderbar iſt, indem es darinn vorausgeſezt und angenommen werde, daß die Thiere und andere niedrige Geſchöpfe, Sprache und Vernunft beſitzen. Seine Meinung gehet alſo dahin, daß die allgemein **bekannte Beſtandtheit ihrer Charaktere** dieſe Vorausſetzung veranlaſſet und ſo allgemein beliebt gemacht habe. „Je tiefer wir, ſetzt er hinzu, auf der Leiter der Weſen herab„ſteigen, ꝛc. [ſ. S. 395] von ihm abſtehen.

In der **dritten** Abhandlung ſucht der Verfaſſer eine richtigere Eintheilung der Fabeln feſtzuſetzen. Die alte Eintheilung des Aphthonius iſt offenbar mangelhaft. Schon **Wolf** hat bloß die Benennungen davon beybehalten, den damit zu verknüpfenden Sinn aber dahin beſtimmt, daß man den Subjecten der Fabel entweder ſolche Handlungen und Leidenſchaften, überhaupt ſolche Prädicate, die ihnen zukommen, oder ſolche die ihnen nicht zukommen, beylege. In dem erſten Falle hieſſen es vernünftige Fabeln; in dem andern ſittliche Fabeln; und vermiſchte Fabeln hieſſen ſie alsdenn, wenn ſie etwas ſowohl von der Eigenſchaft der ſittlichen als vernünftigen Fabel hätten. Allein auch dieſe verbeſſerte Eintheilung will unſerm Verfaſſer darum nicht gefallen, weil das nicht zukommen einen übeln Verſtand machen, und man wohl gar daraus ſchlieſſen könnte, daß der Dichter eben nicht gehalten ſey, auf die Natur der Geſchöpfe zu ſehen, die er in ſeinen Fabeln aufführet. Dieſe Klippe alſo zu vermeiden, glaubt er, man werde am ſicherſten die Verſchiedenheit der Fabeln auf die verſchiedene Möglichkeit der einzeln Fälle, welche ſie enthalten, gründen können. Dieſe Möglichkeit aber iſt entweder eine unbedingte oder eine bedingte Möglichkeit; und um die alten Benennungen gleichfalls beyzubehalten, ſo nennt er diejenige Fabeln, vernünftige Fabeln, deren einzelner Fall ſchlechterdings möglich iſt; diejenigen hingegen, wo er es nur unter gewiſſen Vorausſetzungen iſt, nennt er ſittliche Fabeln. Die vernünftigen ſind keiner fernern Abtheilung fähig; wohl aber die ſittlichen. Denn die Vorausſetzungen betreffen entweder die Subjecte der Fabeln, oder die Prädicate dieſer Subjecte. Fabeln, worinn die Subjecte vorausgeſetzt werden, nennet er mythiſche Fabeln; und Fabeln, worinn erhöhtere Eigenſchaften wirklicher Subjecte angenommen werden, nennet er hyperphyſiſche Fabeln. Die ferner daraus entſtehende vermiſchte Gattungen nennet er die vernünftig mythiſchen, die vernünftig hyperphyſiſchen, und die hyperphyſiſchen mythiſchen Fabeln. — Welche Wörter! werden Sie ausrufen. Welche unnütze ſcholaſtiſche Grübeley! Und faſt ſollte ich Ihnen Recht geben. Da doch aber einmal die Frage von der Eintheilung der Fabel war, ſo war es ihm auch nicht ſo ganz zu verdenken, daß er die Subtilität in dieſer Kleinigkeit ſo weit trieb, als ſie ſich treiben läßt. — Was er auf die Fragen antwortet, wie weit in den hyperphyſiſchen Fabeln die Natur der Thiere zu erhöhen ſey, und ob ſich die Aeſopiſche Fabel zu der Länge eines epiſchen Gedichts ausdehnen laſſe, iſt wichtiger; ich übergehe es aber, weil es ohne ſeine Verſuche, die er in Abſicht der letztern Frage, gewagt hat, nicht wohl zu verſtehen iſt. Wenn Sie es einmal ſelbſt leſen ſollten, ſo werden Sie leicht finden, daß ſeine Verſuche ſeine Speculation nicht erſchöpfen.

In der vierten Abhandlung redet er **von dem Vortrage der Fabeln**. Er characteriſirt den Vortrag des **Aeſopus** und **Phädrus**, und ſcheinet mit dem Vortrage des **la Fontaine** am wenigſten zufrieden zu ſeyn. **La Fontaine** bekannte aufrichtig, daß er die zierliche Präciſion, und die auſſerordentliche Kürze, durch die ſich **Phädrus** ſo ſehr empfehle, nicht habe erreichen können; und daß alle die Luſtigkeit, mit welcher er ſeine Fabeln aufzuſtützen geſucht, weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für jene weſentlichere Schönheiten ſeyn ſolle. „Welch „Bekenntniß! ruft unſer Verfaſſer aus. ꝛc. [ſ. Band V, S. 410] mot „plaiſant, mais ſolide! — Er gehet hierauf die Zierrathen durch, deren die Fabel, nach dem **Batteux**, fähig ſeyn ſoll, und zeiget, daß ſie ſchnurſtracks mit dem Weſen der Fabel ſtreiten. Sogar **Phädrus** kömmt ihm nicht ungetadelt davon, und er iſt kühn genug, zu behaupten, daß **Phädrus**, ſo oft er ſich von der Einfalt der griechiſchen Fabeln auch nur einen Schritt entferne, einen plumpen Fehler begehe. Er giebt verſchiedene Beweiſe hiervon, und drohet ſeine Beſchuldigung vielleicht gar durch eine eigene Ausgabe des **Phädrus** zu rechtfertigen. — Ich beſorge ſehr, unſer Verfaſſer wird mit dieſer Abhandlung am wenigſten durchkommen, und er wird von Glück zu ſagen haben, wenn man ihm keine ſchlimmere Abſicht giebt, als die Abſicht, ſeine eigene Art zu erzehlen, ſo viel als möglich, zu beſchönigen.

Die fünfte Abhandlung iſt die kürzeſte, und redet von **einem beſondern Nutzen der Fabeln in den Schulen**. Es iſt hier nicht die Frage von dem moraliſchen Nutzen, ſondern von einem Nutzen, welchen der Verfaſſer den hevriſtiſchen nennet. Er glaubt nemlich, daß die Erfindung der Fabeln eine von den beſten Uebungen ſey, durch die ein junges Genie gebildet werden könne. Da aber die wahre Art, wie eine Fabel erfunden wird, vielen Schwierigkeiten unterworfen iſt, ſo räth er vors erſte die Fabeln mehr **finden** als **erfinden** zu laſſen; „und die allmähligen

„Stuffen von dieſem Finden zum Erfinden, ſagt er, „ſind es eigentlich, was ich durch verſchiedene Verſuche meines zweyten Buches habe zeigen wollen. Es ſind aber dieſe Verſuche nichts anders als Umſchmelzungen alter Fabeln, deren Geſchichte er bald eher abbricht, bald weiter fortführet, bald dieſen oder jenen Umſtand derſelben ſo verändert, daß ſich eine andere Moral darinn erkennen läßt. Aus einigen Beyſpielen werden Sie ſich einen deutlichern Begriff davon machen können. Z. E. die bekannte Fabel von der Krähe, die ſich mit den ausgefallenen Federn anderer Vögel geſchmückt hatte, führt er einen Schritt weiter, und macht folgende neue Fabel daraus.

Die ſechſte des zweyten Buchs. [ſ. Band I, S. 144.] Dieſe Fabel kann für neu gelten, ob ſie gleich aus alten Stücken zum Theil zuſammen geſetzt iſt: denn es liegt eine neue Moral darinn. „So geht es dem Plagiarius! ꝛc. [ſ. Bd V, S. 421.] — Oder die Fabel von den Fröſchen die ſich einen König erbeten hatten:

Die dreyzehnte des zweyten Buchs. [ſ. Band I, S. 147.] Dieſe Fabel fängt da an, wo die alte aufhöret, und erhält dadurch gleichſam eine Art von hiſtoriſcher Wahrſcheinlichkeit. — Und aus dieſen Proben werden Sie zugleich von dem Tone und der Schreibart unſers Fabuliſten urtheilen können. Jedes von den drey Büchern enthält dreyßig Fabeln; und wenn ich Ihnen nunmehr noch einige aus dem erſten und zweyten Buche vorlege, ſo wird es hoffentlich alles ſeyn, was Sie dieſesmal von mir erwarten. Die erſte, welche ich anführen will, ſcheinet er mit Rückſicht auf ſich ſelbſt und die einfältige Art ſeines Vortrages gemacht zu haben.

Der Beſitzer des Bogens. [ſ. Band I, S. 151.]
Die Schwalbe. [S. 163.]
Der Geiſt des Salomo. [S. 155.]

G.

X. Den 6. December. 1759.

Ein und ſiebenzigſter Brief.

Ein Gelehrter, den Sie, ſo viel ich weis, in Frankfurt an der Oder ſuchen müſſen, fieng bereits im vorigen Jahre an, eine Sammlung ungedruckter Briefe gelehrter Männer herauszugeben. In dem erſten Buche derſelben nahmen ſich beſonders verſchiedene Briefe von *des Vignoles* und *Theoph. Sig. Bayern* aus, indem ſie an nützlichen Sachen ungleich reicher waren, als die übrigen. In dem zweyten Buche verſprach der Herausgeber den gelehrten Briefwechſel des *Stephanus Vinandus Pighius* zu liefern. Es ſcheinet aber, daß ihn ein ſehr glücklicher Umſtand dieſes Verſprechen aufzuſchieben, verleitet hat. Sein Unternehmen ſelbſt hat nehmlich ſo viel Beyfall gefunden, daß ihm nicht nur verſchiedene Gelehrte ihre litterariſchen Schätze von dieſer Art mitgetheilet haben, ſondern daß ihm auch, durch Vermittelung des Herrn von *Münchhauſen* der ganze Vorrath ungedruckter Briefe in der königlichen Bibliothek zu Hannover, zu beliebigem Gebrauche angetragen worden. Durch dieſen Beytrag alſo iſt er in den Stand geſetzt worden, uns noch vorher mit andern leſenswürdigern Briefen zu unterhalten, als ihm die Briefe des *Pighius* mögen geſchienen haben.

Die erſten vier Bücher, auf welche die Sammlung nunmehro angewachſen iſt, und welche den erſten Band derſelben ausmachen, enthalten hundert und neunzig Briefe.* *Bynckershoeck, Beverland, Gisbert Cuper, d'Orville, J. A. Fabricius, Grävius, Gramm, Schannat, J. P. von Ludewig, Geſner* ꝛc. ſind die berühmten Namen ihrer Verfaſſer.

Sogar von *Leibnitzen* finden ſich in dem vierten Buche ein Dutzend Briefe, und Sie können leicht glauben, daß ich dieſe zu leſen am begierigſten geweſen bin. Die erſten zwey derſelben ſind an *P. J. Spenern* geſchrieben und enthalten wenig mehr, als einige jetzt veraltete Neuigkeiten. Die folgenden ſechſe aber an den berühmten *Huetius* ſind deſto intereſſanter und enthalten Gedanken eines *Philoſophen*, die noch immer unterrichten können. Die zwey erſten ſind von dem Jahre 1673 und zu *Paris* geſchrieben, aus welchen Datis, wenn Sie ſich der Lebensgeſchichte unſers Weltweiſen erinnern, Sie ohngefehr den Inhalt errathen können. *Huetius* hatte damals die Beſorgung der Ausgabe der klaſſiſchen Schriftſteller, welche vornemlich zum Gebrauche des Dauphins eingerichtet ſeyn ſollten; und er glaubte, daß er ſich bey dieſer Arbeit auch unſers Leibnitz verſichern müßte. Ob dieſer nun gleich damals ſich mit ganz andern Dingen beſchäftigte, und beſonders an ſeiner Rechenmaſchine arbeitete: ſo lies er ſich doch bewegen; denn ihm war in dem ganzen Bezirke der Wiſſenſchaften nichts zu klein, ſo wie ihm nichts zu groß war. Nur bat er ſich aus, daß man ihm einen Autor geben möchte, bey welchem ſich Philoſophie, und eine geſunde Philoſophie anbringen lieſſe. Man ſchlug ihm in dieſer Abſicht den ältern Plinius, den Mela, die Schriftſteller vom Ackerbaue, den Apulejus, den Capella und den Boethius vor. „Mich zum Plinius zu entſchlieſſen, ſchreibt er, verſtehe ich zu wenig von der Arzneygelahrheit; und von den Schriftſtellern des Ackerbaues ſchreckt mich meine geringe Kenntniß der Oekonomie ab. Er wählte alſo den Martianus Capella, und das Urtheil, das er von dieſem Schriftſteller fällt, iſt ſehr vortheilhaft, und ſollte hinlänglich genug ſeyn, dem Capella mehr Leſer zu verſchaffen, als er itziger Zeit wohl haben mag: Martianum Capellam, uſus ingentis auctorem, gratum varietate, ſcientias non libantem tantum, ſed intrantem, ſolum ex ſuperſtitibus ſcriptorem cujusdam artium liberalium encyclopædiæ. Er fing auch ſchon wirklich an daran zu arbeiten, und wollte die Anmerkungen des Grotius, die dieſer in ſeinem funfzehnten Jahre gemacht hat, ſeiner Ausgabe ganz einverleiben. Allein welch Schickſal war es, das uns derſelben beraubte? Jaucourt ſagt in ſeiner Lebensbeſchreibung unſers Weltweiſen, daß ihm alles, was er dazu aufgeſchrieben, boshaft entwendet worden, und daß er in der Folge keine müßigen Augenblicke finden können, es wieder herzuſtellen. Leibnitz muß dieſen Verluſt noch in Paris erlitten haben, denn in den Briefen, die er 1679. aus Hanover an den Huetius ſchreibet, wird des Capella gar nicht mehr gedacht, als einer ohne Zweifel ſchon längſt aufgegebenen und abgethanen Sache. Jaucourt kann übrigens aus dieſem Briefe darinn verbeſſert werden, daß Leibnitz den Capella ſelbſt aus eigenem Antriebe gewählet, und daß es eben nicht der Einſicht des Huetius zuzuſchreiben, daß er ſich nur mit dieſem und keinem andern Autor abgeben wollen. Denn Leibnitz kannte ſich wirklich beſſer, als ihn Huetius kannte; welches unter andern auch daraus zu erſehen, daß ihm dieſer mit aller Gewalt auch den Vitruvius aufdringen wollte, mit dem er ſich aber abzugeben rund abſchlug, weil er nicht hoffen könne, etwas auſſerordentliches dabey zu leiſten. — Uebrigens muß es ein wenig verdrieſſen, daß Leibnitz bey dieſer Gelegenheit nicht allein allzuklein von ſich ſelbſt, (denn ein beſcheidner Mann kann ſich ſelbſt ſo viel vergeben, als er will,) ſondern auch allzu klein von ſeiner Nation ſpricht: Id enim fateor, tametſi neque ingenium, neque doctrinam mihi arrogem, diligentiæ tamen laudem aliquando apud æquos cenſores conſecutum. Et quid aliud expectes a Germano, *cui nationi inter animi dotes ſola laborioſitas relicta eſt?* Nun wundere man ſich noch, wie es komme, daß die Franzoſen einen deutſchen Gelehrten ſo gering ſchätzen, wenn die beſten deutſchen Köpfe ihre Landesleute unter ihnen ſo erniedrigen, nur damit man ihnen Höflichkeit und Lebensart nicht abſprechen könne. Denn das bilde man ſich ja nicht ein, daß dieſe aus Complimenten zuſammengeſetzte Nation, auch das für Complimente halte, was gewiſſermaſſen zur Verkleinerung ihrer Nachbarn dienen kann.

---

* Sylloge nova Epistolarum varii argumenti. Volumen I. libros III. priores continens. Norimbergæ impensis Hered. Felseckeri 1760. 2 Alph. 4 Bogen.

Die drey folgenden Briefe hat Leibnitz bey Gelegenheit des Huetſchen Werkes von der Wahrheit der chriſtlichen Religion, geſchrieben, und ſie enthalten ſehr vortrefliche Gedanken über den Gebrauch der Philologie und Critik. „Die Critik, ſagt er, die ſich mit Prüfung der alten Handſchriften, Münzen, und Inſcriptionen beſchäftiget, iſt eine ſehr nöthige Kunſt, und zur Feſtſetzung der Wahrheit unſrer Religion, ganz unentbehrlich. Denn das glaube ich gewiß, gebet die Critik verloren, ſo iſt es auch mit den Schriften unſers Glaubens geſchehen, und es iſt nichts gründliches mehr übrig, woraus man einem Chineſer oder Mohametaner unſere Religion demonſtriren könne. Denn geſetzt, man könnte die fabelhaften Hiſtorien von Theodorico Veronenſi, wie ſie bey uns die Ammen unter dem Namen Dietrichs von Bern, den Kindern erzehlen, von den Erzehlungen des Caßiodorus, eines zeitverwandten Schriftſtellers, der bey dieſem Könige Canzler war, nicht unterſchei-

„den; geſetzt, es käme die Zeit, da man mit den Türken zweifelte, ob nicht Alexander der Groſſe des Königs Salomon oberſter Feldherr geweſen ſey; geſetzt, es wären uns, anſtatt des Livius und Tacitus weiter nichts als einige von den zierlichen aber im Grunde abgeſchmakten geheimen Nachrichten von den Liebeshändeln groſſer Männer, wie ſie itzt geſchrieben werden, übrig; geſetzt, es kämen die fabelhaften Zeiten wieder, dergleichen bey den Griechen vor dem Herodotus waren: würde nicht alle Gewißheit von geſchehenen Dingen wegfallen? Wir würden nicht einmal zeigen können, daß die Bücher der heiligen Schrift nicht untergeſchoben wären, noch vielweniger, daß ſie göttlichen Urſprungs wären. Unter allen Hinderniſſen, welche die Ausbreitung der chriſtlichen Religion in den Morgenländern findet, iſt dieſes, meiner Meinung nach, auch das vornehmſte, daß das daſige Volk, weil es von der allgemeinen Geſchichte ganz und gar nichts weis, die hiſtoriſchen Beweiſe, auf welche ſich die chriſtliche Religion ſtützet, nicht begreifen kann. — Er giebt hierauf eine ſehr ſinnreiche, aber aus dem vorhergehenden ſehr natürlich flieſſende Urſache an, warum zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, die Critik ſo ſtark getrieben, und in den neuern Zeiten hingegen ſo ſehr vernachläßiget worden. „Die Critik, ſagt er, wenn ich die Wahrheit geſtehen ſoll, ward damals durch die theologiſchen Streitigkeiten genähret. Denn es iſt kein Uebel in der Welt, das nicht etwas gutes veranlaſſen ſollte. Indem man nehmlich von dem Sinne der Schrift, von der Uebereinſtimmung der Alten, von echten und untergeſchobenen Büchern häufig ſtreiten mußte, und nur derjenige von den Kirchenſcribenten aller Jahrhunderte richtig urtheilen konnte, der ſich in den übrigen Werken des Alterthums gehörig umgeſehen hatte: ſo durchſuchte man aufs genaueſte alle Bibliotheken. Der König von England Jacobus ſelbſt, und andere von den vornehmſten Gliedern der Kirche und des Staats, gaben ſich mit dergleichen Streitigkeiten, vielleicht ein wenig nur allzuſehr ab. Als aber dieſe Streitigkeiten in Kriege ausbrachen, und nach ſo viel vergoſſenem Blute, die Klügern wohl ſahen, daß mit alle dem Geſchrey nichts ausgerichtet werde, ſo bekamen, nach wiederhergeſtelltem

„Frieden, ſehr viele vor dieſem Theile der Gelehrſamkeit einen
„Eckel. Und nun fieng ſich ein neuer Periodus mit den Wiſſen-
„ſchaften an; indem in Italien Galiläus, in England Baco,
„Harväus und Gilbertus, in Frankreich Carteſius und Gaſſen-
„dus, und in Deutſchland der einzige, den ich dieſen Männern
„entgegen zu ſetzen wüßte, Joachim Junge, durch verſchiedene
„treffliche Erfindungen oder Gedanken, den Menſchen Hofnung
„machten, die Natur vermittelſt der mathematiſchen Wiſſenſchaf-
„ten näher kennen zu lernen. — Ich will jetzt nicht unterſu-
„chen, worinn es, wie ich glaube, heut zu Tage verſehen wird,
„und woher es kömmt, daß die Schüler ſo groſſer Männer,
„ob ſie gleich mit ſo vielen Hülfsmitteln verſehen ſind, dennoch
„nichts beſonderes leiſten; denn es iſt hier nicht der Ort dazu.
„Ich will nur dieſes einzige anmerken, daß ſeit dieſer Zeit das
„Studium der Alterthümer und die gründliche Gelehrſamkeit
„hin und wieder in Verachtung gekommen, ſo daß ſich wohl
„gar einige in ihren Schriften irgend einen Autor zu citiren,
„ſorgfältig enthalten, theils damit ſie alles aus ihrem Kopfe
„genommen zu haben ſcheinen mögen, theils weil es ihrer Faul-
„heit ſo bequemer iſt; da gleichwohl die Anführung der Zeugen,
„wenn es auf geſchehene Dinge ankömmt, von der unumgäng-
„lichſten Nothwendigkeit iſt, und nur durch ſie gründliche Un-
„terſuchungen ſich von einem ſeichten Geſchwätze unterſcheiden.
„Damit alſo dieſes Uebel nicht weiter um ſich freſſe, kann man
„die Welt nicht ernſtlich genug erinnern, wie viel der Religion
„an der Erhaltung der gründlichen Gelehrſamkeit gelegen ſey. —

Und was meinen Sie, wenn dieſe Erinnerung ſchon zu Leibnitz Zeiten, da noch Gudii und Spanheime, Voſſii und Heinſii lebten, ſo nöthig war, wie viel nöthiger wird ſie jetzt ſeyn, jetzt da wir noch kaum hier und da Schatten von dieſen Männern haben, und beſonders unſere Gottesgelehrte, die ſich die Erhaltung dieſer gründlichen Gelehrſamkeit am meiſten ſollten angelegen ſeyn laſſen, gleich das allerwenigſte davon verſtehen? Doch anſtatt dieſe verkleinernde Parallele weiter auszuführen, erlauben Sie mir lieber, Ihnen noch den Schluß des Leibnitziſchen Briefes vorzulegen.

„Ich kann überhaupt mit denjenigen gar nicht zufrieden ſeyn, „die alle Hochachtung gegen das Alterthum ablegen, und von „dem Plato und Ariſtoteles nicht anders als von ein Paar „elenden Sophiſten reden. Hätten ſie dieſe vortrefflichen Männer aufmerkſam geleſen, ſo würden ſie ganz anders von ihnen „urtheilen. Denn die metaphyſiſche und moraliſche Lehre des „Plato, welche die wenigſten aus ihrer Quelle ſchöpfen, iſt wahr „und heilig, und das, was er von den Ideen und ewigen „Wahrheiten ſagt, verdienet Bewunderung. Die Logik, Rhetorik, und Politik des Ariſtoteles hingegen, können im gemeinen Leben von ſehr groſſem Nutzen ſeyn, wenn ſie ſich in „einem guten Kopfe, der die Welt und ihre Händel kennet, „finden. Sogar kann man ihm nicht genug dafür danken, daß „er in ſeiner Phyſik den wahren Begriff des Stetigen gegen „die ſcheinbaren Irrthümer der Platoniker gerettet hat. Und „wer endlich den Archimedes und Apollonius verſtehet, der „wird die Erfindungen der allergrößten Neuern ſparſamer „bewundern.

Gewiß die Critik auf dieſer Seite betrachtet, und das Studium der Alten bis zu dieſer Bekanntſchaft getrieben, iſt keine Pedanterey, ſondern vielmehr das Mittel, wodurch Leibnitz der geworden iſt, der er war, und der einzige Weg, durch welchen ſich ein fleißiger und denkender Mann ihm nähern kann. — Aber welchen luſtigen Contraſt machet mit dieſer wahren Schätzung der Critik und alten Schriftſteller, die Denkungsart dieſes und jenen grundgelehrten Wortforſchers, von welchem ſich in eben dieſer Sammlung Briefe finden. Z. E. Gisbert Cupers. Dieſer Mann war ohnſtreitig einer von den größten Antiquariis, der aber die Antiquitäten einzig und allein um der Antiquitäten willen ſtudirte. Er hält ſich ſtark darüber auf: Sæculis ſuperioribus plerosque eruditorum magis ſtilo operam dediſſe, quam ritibus, moribus, aliisque præclaris rebus, quæ veterum libris continentur, illuſtrandis. Und damit Sie ja nicht etwa denken, daß er unter dieſen præclaris rebus vielleicht auch die philoſophiſchen Meinungen der Alten verſtehe, ſo leſen Sie folgende Stelle aus einem andern ſeiner Briefe: Recte facis, quod edere conſtitueris Jamblichi Protrepticon, nam illius nec

Græca valent nec Latina. Ego olim illud percurri, ſed eidem inhærere non poteram, quia me magis oblectabant antiqui ritus, veteris ævi reliquiæ & hiſtoria; nec capiebar admodum tricis philoſophicis &c.

Unterdeſſen iſt doch in den Briefen dieſes Cupers, deren uns eine anſehnliche Folge an den von Almeloveen und an J. A. Fabricius mitgetheilet wird, viel nützliches und nicht ſelten auch angenehmes. So macht er unter andern die Anmerkung, daß die **Wahrheit** bey den Alten zwar als eine allegoriſche Perſon eingeführet, und von einigen die Tochter des Jupiters, von andern die Tochter des Saturnus oder der Zeit, von andern die Säugamme des Apollo genennt werde, daß ſie aber doch als keine Göttin von ihnen verehret worden, daß ſie weder Tempel noch Altäre gehabt habe. **Voſſius**, ſagt er, in ſeinem Werke de Idololatria habe zwar angemerkt, daß Anaxagoras zwey Altäre, den einen dem **Verſtande**, und den andern der **Wahrheit** geſetzt habe. Allein **Voſſius** habe ſich hier geirret, weil dieſe Altäre nicht Anaxagoras geſetzt habe, ſondern ſie dem Anaxagoras geſetzt worden, welcher durch die Aufſchriften derſelben Νου und Αληϑειας ſelbſt bezeichnet worden, indem, wie anderweitig bekannt ſey, Anaxagoras wirklich den Beynamen Νους geführet habe. (Wenn Sie Kühns Ausgabe des Aelianus nachſehen wollen, ſo werden Sie finden, daß Cuper den Voſſius hier nur zur Helfte verbeſſert hat. Denn Kühn zeigt deutlich, daß Aelian nicht von zwey Altären, ſondern nur von einem einzigen rede, welcher nach einigen die Aufſchrift Νου und nach andern die Aufſchrift Αληϑειας geführt habe.) Die Betrachtung endlich die Cuper über dieſe von den Heiden unterlaſſene göttliche Verehrung der Wahrheit anſtellet, macht ſeiner Frömmigkeit mehr Ehre, als ſeiner Scharfſinnigkeit: Quodſi jam admiſcere vellem hiſce profanis rebus ſanctæ noſtræ religionis chriſtianæ myſteria; an non inde concludere poſſemus, Deum veritatem genuinam ſuis, & primo quidem Judæis, inde Chriſtianis, & præcipue veris, ſolis revelaſſe; gentiles eam male quæſiviſſe in indagatione rerum naturalium, & ita Deum voluiſſe, ut nec ſummam hanc virtutem uti aliquod Numen colerent &c. Ich würde auf eine natürlichere Urſache gefallen ſeyn. Wenn die Alten die Wahrheit als keine Göttin verehret haben, ſo kam es ohne Zweifel daher, weil der abſtracte Begrif der Wahrheit nur in den Köpfen ihrer Weltweiſen exiſtirte, und ihre Weltweiſen die Leute nicht waren, die gern vergötterten, und die Menge der Altäre vermehrten.

Wollen Sie, daß ich Sie noch ein andermal mit verſchiedenen artigen Kleinigkeiten und litterariſchen Anekdoten aus dieſer Sammlung von Briefen unterhalten ſoll: ſo erwarte ich nur einen Wink. G.

Fünfter Theil.

I. Den 3. Januar. 1760.

Sieben und ſiebenzigſter Brief.

Ecce iterum Criſpinus!

Ich werde abermals das Vergnügen haben, Sie mit einem Werke zu unterhalten, das durch die Feder des berühmten Herrn Duſch gefloſſen iſt.

- - - Et eſt mihi ſæpe vocandus
Ad partes. - - -

Und wie oft werde ich dieſes abermals, abermals brauchen müſſen! Herr Duſch hat geſchrieben, ſchreibt und wird ſchreiben, ſo lange er noch aus Hamburg Kiele bekommen kann: Schooßhunde und Gedichte; Liebestempel und Verleumdungen; bald nordiſche und bald allgemeine Magazine; bald ſatyriſche, bald hämiſche Schriften; bald verliebte, bald freymüthige, bald moraliſche Briefe; bald Schilderungen, bald Ueberſetzungen; und Ueberſetzungen bald aus dem Engliſchen, bald aus dem Lateiniſchen.

- - Monſtrum nulla virtute redemptum!

O der Polygraph! Bey ihm iſt alle Critik umſonſt. Ja man ſollte ſich faſt ein Gewiſſen machen, ihn zu critiſiren; denn die kleinſte Critik, die man ſich gegen ihn entfahren läßt, giebt ihm Anlaß und Stoff zu einem Buche. Und ſo macht ſich ja der Criticus ſeiner Sünden theilhaft? — Zwar von dieſen ſeinen Streitbüchern, ſage ich Ihnen dieſesmal nichts. Sie ſind noch ſchlechter als ſeine Ueberſetzungen; und das Beſte muß ich Ihnen doch zuerſt bekannt machen.

Eine Duſchiſche Ueberſetzung alſo abermals! Und der Abwechſelung wegen, nicht ſowohl aus dem Engliſchen als aus dem Lateiniſchen! Eine Zwitterüberſetzung aus beiden; wenn man ſie recht benennen ſoll. — Leſen Sie den Titel davon am Rande.* — „Aber wo ſteht denn da etwas von Herr Duſchen! „Sie werden ſich irren.“ — Nicht doch; ich irre mich nicht. Das Buch iſt ja ſo dicke; und ſcheinet mit einer ſo liebenswürdigen Geſchwindigkeit translatiret zu ſeyn! Wer kann aber dickere Bücher geſchwinder translatiren, als Herr Duſch!

Doch wenn Ihnen allenfalls dieſer Beweis, weil er in Deutſchland geführet wird, nicht bündig genug ſcheinet: — Hier iſt ein anderer! „Der Jugend beſſer fortzuhelfen, ſagt Herr Duſch in der Vorrede, „und in eben der Abſicht, worin Herr „Martin ſeinem lateiniſchen Texte eine engländiſche Ueberſetzung „beygeſetzet hat, habe ich eine eigene deutſche Ueberſetzung unternommen. — Aus dieſer eigenen deutſchen Ueberſetzung nun, führe ich meinen andern bündigern Beweis.

Er lautet ſo! — Sie erinnern ſich doch, daß ich einem meiner vorigen Briefe,** eine Stelle aus den Schilderungen des Hrn. Duſch getadelt habe, welche eine Beſchreibung der herbſtlichen Nachtgleiche ſeyn ſollte? „Itzo wieget die Waage Tag „und Nacht in gleichen Schalen, und der Stand der Sonne „theilet den Erdkreis in Licht und Finſterniß. Sie erinnern ſich doch, daß dieſe Beſchreibung nach zwey Zeilen des Virgils ſollte gemacht ſeyn, die Herr Duſch nicht verſtanden hatte?

Libra die ſomnique pares ubi fecerit horas,
Et medium luci atque umbris jam dividit orbem.

Nun ſind dieſe Zeilen aus dem erſten Buche Georgicorum; und ich weiß ſelbſt nicht aus welcher heimlichen Ahndung ich nach der Ueberſetzung derſelben zu allererſt ſahe. Und was meinen Sie, daß ich da fand? Ich fand: „Wenn die Waage die „Tage und die Stunden des Schlafs gleich gemacht, und den „Erdkreis in Licht und Finſterniß getheilet hat." O Herr Duſch! rief ich aus. Willkommen Hr. Duſch! — Urtheilen Sie ſelbſt, ob es wohl wahrſcheinlich iſt, daß zwey verſchiedene Scribenten eben denſelben lächerlichen Fehler ſollten gemacht haben? Gewiß nicht! Der Verfaſſer der Schilderungen und unſer Ueberſetzer müſſen eins ſeyn; und müſſen eins ſeyn in Herr Duſchen!

---

* Virgilii Maronis Georgicorum libri IV. Mit critiſchen und öconomiſchen Erklärungen Hrn. D. Johann Martins, Lehrers der Botanic zu Cambridge, und anderer der berühmteſten Ausleger. Nebſt einer deutſchen Ueberſetzung und Anmerkungen. Zum Gebrauch der Schulen, um die Jugend zu einer frühen Erlernung der Haushaltungskunſt zu ermuntern. Hamburg und Leipzig bey Grunds Wittwe und Holle. 1759 in groß Octav 2 Alph. 6 Bogen.

** S. den ein und vierzigſten Brief im zweyten Theil.

Aber wenn es Herr Duſch wäre, werden Sie vielleicht einwenden, warum ſollte Herr Duſch eben denſelben Fehler mit Vorſatze noch einmal wiederholt haben? — Ich antworte: weil er ihn für keinen Fehler hielt; weil er, ohne Zweifel, als er ihn zum anderumale begieng, meine Critik noch nicht geleſen hatte. Und als er ſie endlich zu leſen bekam, war der Bogen Rr in ſeiner Ueberſetzung leider ſchon abgedruckt. Einen Carton aber machen zu laſſen, das würde ihn zu ſehr verrathen haben; und er wollte mit dieſem kleinen Triumphe ſeinen Kunſtrichter durchaus nicht beglücken. Gnug, daß er ſich meine Erinnerung da ſtillſchweigend zu Nutze machte, wo es noch möglich war. In der Parallelſtelle nehmlich, die ich damals anführte:

Jam rapidus torrens ſitientes Sirius Indos
Ardebat cœlo & *medium* ſol igneus *orbem*
Hauſerat

hat er das medium orbem richtig überſetzt; ob es gleich auch hier Ruäus falſch verſtehet, indem er medium orbem hauſerat durch ſiccaverat medium orbem giebt, aus welchem ſiccaverat es unwiderſprechlich erhellet, daß er unter orbem den Erdkreis verſtanden hat. Ich will zwar nicht verhelen, daß den Herrn Duſch hier ſein Martin eben ſowohl kann zurechte gewieſen haben, als ich. Denn Martin merket bey dieſer Stelle ſehr wohl an, daß von der Zeit des Nachmittags die Rede ſey, weil Virgil ſagt, die Sonne habe die Mitte oder die Helfte ihres Laufes vollendet. Aber doch will ich noch wetten, daß Herr Duſch bey der Ueberſetzung ſeinen Martin würde vergeſſen haben, wenn er nicht auf einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte. — Sie ſollen gleich meiner Meinung ſeyn. —

Denn, was giebt mir Herr Duſch, wenn ich ihm in eben denſelben Worten: „Wenn die Waage die Tage und die Stun„den des Schlafes gleich gemachet, und den Erdkreis in Licht „und Finſterniß getheilet hat“ noch einen recht häßlichen, abſcheulichen Fehler zeige? — Im Lateiniſchen heißt die erſte Zeile

Libra die ſomnique pares ubi fecerit horas &c.

Man findet ſie aber auch ſo:

Libra dies ſomnique pares &c.

Und was iſt hier dies und dort die? Beydes, wie Sie wiſſen, iſt der alte Genitivus für diei. Aber wußte das Herr Duſch? Hat er nicht offenbar dies für den Accuſativus in der mehreren Zahl genommen, da er überſetzt: „wenn die Waage, die Tage „und die Stunden des Schlafes gleich macht? Die Waage macht die Tage gleich? Welcher Unſinn! Wenn iſt denn bey Herr Duſchen in Einem Herbſte ein Tag dem andern gleich? Was kann der Mann doch gedacht haben? Virgil ſagt: Wenn die Waage die Stunden des Tages und des Schlafes gleichgemacht ꝛc. Iſt denn das nicht ganz etwas anders? — Dieſer Fehler des Herrn Duſch iſt alſo unwiderſprechlich. Und ich ſetze dazu: unverzeihlich; denn wenn er ſich der Anmerkung ſeines Martin noch erinnert hätte, wenn er ſich Zeit genommen hätte, ſie wieder nachzuleſen: ſo hätte er ihn unmöglich begehen können. „Bey den alten Römern, ſagt Martin, endigte ſich der „Genitiv der fünften Declination in es: alſo war Dies eben „das, was wir izt Diei ſchreiben. Oft wurde es Die geſchrie„ben, welches an dieſer Stelle alle Herausgeber annehmen. Ich „aber habe, auf Glauben des Aulus Gellius, Dies dafür geſetzt; „er ſagt nehmlich, diejenigen, die Virgils eigenes Manuſcript geſe„hen, hätten verſichert, daß es Dies geſchrieben wäre. Q. Ennius „in ſexto decimo annali *Dies* ſcripſit pro *diei* in hoc verſu:

Poſtrema longinqua dies confecerit aetas.

„Ciceronem quoque affirmat Cæſellius in oratione, quam pro „P. Seſtio fecit, *dies* ſcripſiſſe pro *diei*, quod ego impenſa opera „conquiſitis veteribus libris pluſculis ita, ut Cæſellius ait, ſcri„ptum inveni. Verba ſunt hæc Marci Tullii: *Equites vero da„turos illius dies pœnas.* Quo circa factum hercle eſt, ut fa-

„cile iis credam, qui ſcripſerunt idiographum librum Virgilii ſe „inſpexiſſe, in quo ita ſcriptum eſt:

Libra dies ſomnique pares ubi fecerit horas;

„id eſt: *Libra diei ſomnique.* — Denken Sie doch nur! Dieſe lange Anmerkung ſchreibt Herr Duſch auf dem Bogen E von Wort zu Wort hin; und auf dem Bogen Rr hat er ſie ſchon wieder vergeſſen. Was ſoll man von ihm ſagen? Iſt es nicht offenbar, daß er ohne zu denken ſchreibt? daß er weder bey der Anmerkung, noch bey der Ueberſetzung muß gedacht haben? — Und nun wieder auf mein voriges zu kommen: So gut er hier ſeinen Martin vergeſſen hatte; eben ſo gut hätte er ihn ja auch bey dem hauſerat medium orbem vergeſſen können, wenn er nicht, bey meinem Ausdrucke zu bleiben, von einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte.

Als Herr N. unſere Briefe herauszugeben anfing, ſagte er davon: „Ich theile ſie dem Publico mit, weil ich glaube, daß „ſie manchem, ſowohl von dem ſchreibenden, als leſenden Theile „der ſo genannten Gelehrten, nützlich ſeyn können.“* — Sie glauben nicht, wie ſehr des Herrn Duſchs anderes Ich, oder ſein critiſcher Freund, ſich über dieſe gute Meinung unſeres ehrlichen N. formaliſiret hat. Und hier iſt doch gleich ein Exempel, an ſeinem eigenen Freunde, daß unſere Briefe wirklich einem ſogenannten Gelehrten von dem ſchreibenden Theile, nützlich geweſen ſind, und noch nützlicher hätten ſeyn können, wenn es ſein Autorſtolz nicht verhindert hätte!

Unterdeſſen muß bey Fehlern von dieſer Art noch etwas mehr als die bloſſe Nachläßigkeit des Herrn Duſch Schuld haben. Dieſer Schilderer der Natur, dieſer phantaſiereiche Dichter muß ſich von dem Weltgebäude nicht die geringſte Vorſtellung, nicht das allerkleinſte Bild, weder nach den alten, noch nach den neuern Hypotheſen, zu machen wiſſen. Hier iſt ein neues recht luſtiges Exempel: Virgil redet (lib. I. v. 242. 43.) von den beyden Polen, und ſagt:

Hic vertex ſemper nobis ſublimis; at illum
Sub pedibus Styx atra videt, maneſque profundi.

---

* S. die Einleitung zu dem erſten Theile dieſer Briefe.

Der eine Pol, ſagt er, iſt uns ſublimis; der andere iſt uns ſub pedibus, und dieſen, der uns ſub pedibus iſt, den ſehen Styx atra, manesque profundi. Was kann deutlicher ſeyn? Und doch war es Herrn Duſchen nicht deutlich genug, denn er überſetzt: „Ein Pol iſt uns allezeit erhaben, den andern aber ſehen „der Styx und die Manes, unter ihren Füſſen. — Die Manes, unter ihren Füſſen? Warum nicht gar unter ihrem Kopfe. Denn Herr Duſch wird wohl einmal gehört haben, daß die Antipoden auf den Köpfen gehen. Und unter den Köpfen läßt ſich immer noch eher etwas ſehen, als unter den Füſſen. — Der Ueberſetzer hat ſich ohne Zweifel abermals durch die Interpretation des Ruäus verführen laſſen, welcher den Vers:

Sub pedibus Styx atra videt, Manesque profundi.

in ſeiner Proſe ſo verſetzt und erläutert: ſed illum Styx nigra, & umbræ infernæ vident ſub pedibus. Nur daß man es dem Ruäus nicht ſo unwiderſprechlich beweiſen kann, daß er ſub pedibus auf die Manes gezogen hat, als dem Herrn Duſch!

Wie finden Sie dieſe Proben? Was glauben Sie auf die ganze Ueberſetzung daraus ſchlieſſen zu können? „daß ſie elend iſt!“ — Uebereilen Sie ſich nicht. Herr Duſch hat es für eine Bosheit erkläret, aus zwey oder drey Fehlern das Ganze zu verdammen. — Nach dem die Fehler ſind, mein Herr Duſch! — Aber dieſe Ausflucht ſoll ihm inskünftige nicht mehr zu ſtatten kommen. Und Sie müſſen es ſich gefallen laſſen, darunter zu leiden. — Werfen Sie allenfals den Brief hier weg, wenn Sie ſich ihrer Schuljahre nicht gern erinnern wollen.

„Ich habe mich genauer an meinen Text gebunden, ſagt „Herr Duſch, um jungen Leuten die Mühe zu erleichtern, als „ich ohne dieſe Abſicht würde gethan haben. — Gut! Aber mußte ſich dieſe Sklaverey gegen den Text auch ſo weit erſtrecken, daß die Worte der deutſchen Ueberſetzung dem Schüler kaum ſo viel helfen, als ob er ſie nach und nach aus dem Wörterbuche zuſammen geſtoppelt und ſo hingeſchrieben hätte? Daß er nunmehr für:

— — — tenuisque Lageos
Tentatura pedes olim, vincturaque linguam

weiter nichts zu leſen bekömmt, als: den leichten Lageos, der einſt deine Füſſe verſuchen, und deine Zunge binden wird? Mußte ſie gar ſo weit gehen, daß Herr Duſch im Deutſchen lieber zu einem ganz andern Verſtande Anlaß geben, als von der wörtlichen Bedeutung abgehen wollte? Z. E.

Cui tu lacte favos & miti dilue Baccho

überſetzt Herr Duſch: Du aber opfere ihr mit Milch und reifem Weine vermiſchten Honigſeim. Miti Baccho, mit reifem Weine? Es iſt wahr, mitis hat die Bedeutung reif, als wo Virgil ſagt:

Heu male tum *mites* defendit pampinus *uvas*.

Wenn wir aber im Deutſchen reif zu Weine ſetzen, ſo bedeutet Wein uvas, nicht aber vinum. Gleichwohl will Virgil nicht ſagen, daß man der Ceres Honigſeim mit Milch und reifen Trauben, ſondern mit Milch und lieblichem Weine vermiſcht, opfern ſolle. — Mit dem nehmlichen Worte reif, begehet Herr Duſch kurz zuvor einen ähnlichen Fehler, der aber noch weit lächerlicher ausfällt. Virgil ſagt:

. . . . annua magnæ
Sacra refer Cereri, lætis operatus in herbis:
Extremæ ſub caſum hyemis, jam vere ſereno.
Tunc agni pingues, & tunc *molliſſima vina*.

Und Herr D. überſetzt: Feyere der groſſen Ceres ihr jährliches Feſt, und bringe ihr auf den grünenden Raſen ihr Opfer; wenn der Winter zu Ende gehet, und der Frühling ſchon heiter wird. Denn ſind die Lämmer fett; denn iſt der Wein am reifſten. — Wenn iſt der Wein am reifſten? Das iſt: wenn giebt es die reifſten Trauben? Wenn der Winter zu Ende geht? Wenn der Frühling nun heiter wird? O mein Herr Duſch, wie leben Sie in der Zeit! — Es kann wohl ſeyn, daß mollis hier und da auch ſoviel als reif heißt, ob ich mich gleich auf keine Stelle zu beſinnen wüßte. Aber es heißt doch nicht immer reif, und wenn es auch immer reif hieſſe: ſo hätten Sie es doch hier nicht durch reif geben ſollen. —

Die Fortſetzung folgt.

II. Den 10. Januar. 1760.

Beſchluß des ſieben und ſiebenzigſten Briefes.

Bald vergeſſe ich es, an wen ich ſchreibe. Ich wende mich wieder zu Ihnen. Eine wörtliche Ueberſetzung von dieſer Art muß nothwendig auch da, wo ſie richtig iſt, unendlichen Zweydeutigkeiten unterworfen ſeyn, und hat, wenn noch ſo wenig an ihr zu tadeln iſt, doch weiter keinen Nutzen, als daß der junge Menſch, dem Herr Duſch die Mühe zu erleichtern ſucht, ſein Wörterbuch ſeltener nachſchlagen darf.

Aber wehe dir, junger Menſch, „dem Herr Duſch, die Mühe „zu erleichtern ſucht,“ wenn du darum dein Wörterbuch ſeltener nachſchlägſt! Höre im Vertrauen: Herr Duſch ſelbſt hat es zu wenig nachgeſchlagen. Er hat dich keiner Mühe überhoben; weil er ſich ſelbſt die Mühe nicht geben wollen, das was er nicht wußte, dir zum Beſten zu lernen! Nimm dein Wörterbuch, und ſchlage nach, was heiſt Myrtus? du findeſt ein *Myrtenbaum*. Und Herr Duſch glaubt, es heiſſe ein *Lorbeerbaum*. Denn er überſetzt:

—— cingens materna tempora myrto [*]

durch: *Daß er die Schläfe mit dem mütterlichen Lorbeer umgürte.* Nimm dein Wörterbuch, und ſchlage nach, was heißt caper? Du findeſt, ein *Ziegenbock*. Und Herr Duſch ſagt, es heiſſe eine *Ziege*. Denn er überſetzt:

Non aliam ob culpam Baccho caper omnibus aris
Cæditur. [**]

durch: *Nur dieſes Verbrechens wegen wird dem Bacchus auf allen Altären eine Ziege geſchlachtet.* Willſt du unterdeſſen deinen guten Freund hier entſchuldigen, ſo ſage: Ey, die *Ziege* iſt hier ein *Bock*! Und das iſt wahr! — Nimm nochmals dein Wörterbuch, und ſchlage nach, was heißt pernox? Du findeſt *übernächtig*. Und Herr D. ſagt, es heiſſe *hartnäckig*. Denn, wenn Virgil von dem Ochſen ſagt, der in dem blutigen Kampfe mit ſeinen Nebenbuhlern den Kürzern gezogen:

Victus abit, longeque ignotis exulat oris:
Multa gemens ignominiam, plagasque superbi

---

[*] Lib. I. v. 28. [**] Lib. II. 380.

Victoria, tum quos amiſit inultus amores:
Et ſtabula aſpectans regnis exceſſit avitis.
Ergo omni cura vires exercet, et inter
Dura jacet *pernox* inſtrato ſaxa cubili:

ſo überſetzt Herr Duſch: Der Ueberwundene gehet davon, und ſcheidet weit weg in eine entfernte unbekannte Gegend, und beſeufzet kläglich ſeine Schmach, die Wunde, die er von dem ſtolzen Sieger empfieng, und die Geliebten, die er ungerächet verlor; ſchauet den Stall an, und ſcheidet aus dem Reiche ſeiner Väter. Dann giebt er ſich alle Mühe, ſeine Kräfte zu üben, und liegt hartnäckig auf harten Steinen, ohne Streue. — Pernox, hartnäckig! Siehest du, Herr Duſch wußte nur von einem einzigen Adjectivo in x, und das war pertinax!

Rede ich nicht ſchon wiederum mit jemand andern? — Als wenn ich es nicht wüßte, daß Sie ohnedem nicht ſo weit leſen würden. — Wenn ich daher dennoch einen neuen Bogen anlege, ſo geſchieht es nicht, Sie zu unterhalten; es geſchieht Herr Duſchen zu belehren.

Hier ſind noch einige Stellen, mein Herr Duſch, die ich unter dem Durchblättern ihrer Ueberſetzung, mit der Bleyfeder angeſtrichen habe. Wir wollen ſie näher betrachten.

Virgil ſagt, Lib. I. v. 111. daß auch derjenige Landmann ſeinem Acker einen groſſen Dienſt erzeige,

—— qui ne gravidis procumbat culmus ariſtis,
Luxuriem ſegetum tenera depaſcit in herba,
Cum primum ſulcos æquant ſata.

dieſes überſetzen Sie: Der die geile Saat, ſobald ſie mit der Furche eine gleiche Höhe erreichet, von ſeinem Viehe, wenn ſie noch im zarten Kraute ſtehet, abfreſſen läßt ꝛc. — Mit der Furche eine gleiche Höhe erreichet: iſt ſehr ſchlecht geſagt. Die Furchen ſind die tiefen Einſchnitte, die der Pflug gezogen hat, und ſind alſo auf dem gepflügten Felde, gegen die Striche Erde, welche der Pflug aufwirft, das niedrigſte. Wie kann alſo die Saat zur Höhe dieſes niedrigſten Theiles des Ackers wachſen? Die Furchen ſtehen hier für den Acker überhaupt; und æquare heißt hier eben machen. Der Dichter will alſo ſagen: Wenn die Saat die Furchen eben macht; ſie gleichſam mit einem ausgeſpannten grünen Teppiche überziehet, unter welchem die unebene Fläche des Ackers verſteckt liegt. Daß æquare aber eben machen heiſſe, hätten Sie aus dem 175 Verſe eben deſſelben Buchs lernen können:

Area cum primis ingenti æquanda cylindro.

Es hilft Ihnen nichts, wenn Sie zu ihrer Entſchuldigung auch ſchon das ventos æquante ſagitta aus der Aeneis anführen wollten. Ein Ueberſetzer muß ſehen, was einen Sinn macht.

Lib. I. 113.

Virgil fährt fort: auch der erzeige ſeinem Acker eine erſprießliche Wohlthat:

— — — Quique paludis
Collectum humorem bibula deducit arena;
Præſertim incertis ſi menſibus amnis abundans
Exit, & obducto late tenet omnia limo,
Unde cavæ tepido ſudant humore lacunæ.

Der Dichter will ſagen: Wenn nach ſtarken Regengüſſen, oder nach ausgetretenen Flüſſen, auf den Vertiefungen des Ackers Waſſer ſtehen bleibt, und Pfützen macht, ſo ſoll der Landmann dieſe Pfützen bibula deducere arena. Das iſt, wie ich es verſtehe, mit Sande, als welcher die Eigenſchaft hat, daß er das Waſſer leicht in ſich ſchluckt, austrocknen. Bibula arena iſt mir alſo das Mittel, wodurch er das Waſſer wegſchaffen ſoll. Sie hingegen verſtehen den Ort darunter, von welchem er es wegſchaffen ſoll, und überſetzen: *der von dem ſchwammigten Lande das geſammelte Waſſer eines Sumpfes ableitet.* Sie machen dem Landmanne eine unendliche Mühe! Das Waſſer durch Kanäle von dem Acker abzuleiten, iſt nichts geringes; und oft wird es für ihn ſchlechterdings unmöglich ſeyn. Aber die Pfützen mit Sand austrocknen; das kann ihm ſehr leicht ſeyn. Ich weiß wohl, Sie haben dieſen Fehler mit den gemeinen Auslegern gemein. Denn auch Ruäus erklärt die gegenwärtige Stelle durch: qui derivat ex terra bibula aquam illic collectam, inſtar paludis. Aber entſchuldigen blinde Führer?

Lib. I. v. 133.

Virgil will die Urſache angeben, warum Jupiter die freywillige Fruchtbarkeit des goldnen Weltalters aufgehoben habe, und ſagt, es ſey geſchehen:

Ut varias uſus meditando excuderet artes
Paulatim et ſulcis frumenti quæreret herbam.

So wie in der erſten Zeile meditando das Mittel und den Weg anzeigt, wie die verſchiedenen Künſte hervorgebracht werden ſollten: ſo zeigt es auch ſulcis in der zweyten an. Die Menſchen ſollten durch ackern, ſich Getraide verſchaffen lernen. Sie überſetzen daher ganz links: Damit Erfahrung und Nachſinnen nach und nach verſchiedene Künſte mit Mühe erfinden, und in den Furchen das Kraut des Getraides ſuchen möchte. Hier iſt alles nur halb recht!

Lib. I. v. 308.

— — tum figere damas,
Stupea torquentem Balearis verbera fundæ:
Cum nix alta jacet, glaciem cum flumina trudunt.

Der Dichter redet von den Beſchäftigungen im Winter, und rechnet darunter auch, Gemſen mit der Baleariſchen Schleuder zu erlegen. Sie aber, mein Herr, machen aus der Baleariſchen Schleuder, einen Baleariſchen Schleuderer und ſagen dadurch eine Abſurdität, denn ich glaube eben nicht, daß auf den Baleariſchen Inſeln tiefer Schnee liegt, und die Flüſſe Eisſchollen treiben. Dann iſt es Zeit für den Baleariſchen Schleuderer Gemſen zu erlegen, wenn ein tiefer Schnee liegt ꝛc.

Lib. I. v. 475.

— — pecudesque locutæ,
Infandum!

überſetzen Sie: Und Thiere redeten ein entſetzliches Zeichen. Sie nehmen alſo Infandum hier für das Adjectivum, und glauben es werde als ein Subſtantivum gebraucht. So aber habe ich es nie gefunden. Es iſt hier das Adverbium, oder die Interjection, wie Sie es nennen wollen. Eben wie in der Aeneis:

Navibus, infandum, amiſſis unius ob iram
Prodimur.

Doch Sie werden ſagen: Es fehlet meiner Ueberſetzung weiter nichts als die Interpunction nach redeten. Ich will Ihnen glauben.

Sie ſehen, ich bin noch immer in dem erſten Buche. Und mehr als das erſte Buch habe ich von ihrer Ueberſetzung auch nicht geleſen; und auch dieſes nur obenhin geleſen. Alles andere aus den übrigen Büchern iſt mir blos bey dem Aufſchlagen in die Augen gefallen.

Ich fand z. E. Jährlich muß man drey bis viermal den Boden pflügen, und mit der umgekehrten Hacke die Klöſſe beſtändig zerſchlagen, und dem ganzen Weingarten die Laſt der Blätter leichter machen. Was kann man unter dieſen letztern Worten anders verſtehen, als daß der Dichter die abgefallenen Blätter aus dem Weingarten wegzuſchaffen, oder ſie unterzuhacken befiehlet? Und doch will Virgil ganz etwas anders ſagen; denn

— — omne levandum
Fronde nemus*

iſt von dem ſo genannten Blatten zu verſtehen, da man die oberſten Blätter abreißt, um der Sonne mehr Kraft zu geben. Nemus iſt hier eben das, was der Dichter in der 417ten Zeile arbusta nennet. Und ihre zweydeutige Ueberſetzung würde nur alsdenn zu entſchuldigen ſeyn, wenn anſtatt nemus, vinea ſtünde.

Ferner fand ich in eben demſelben Buche: Und den Hyläus, der dem Lapithära mit einem ſchweren Becher drohet. Lapithära? Was iſt das für ein Ding? Ich würde es unmöglich haben errathen können, wenn ich nicht den Text zu Hülfe genommen hätte.

— — Hylaeum Lapithis cratere minantem.**

Ein ganzes Volk ſo zu einer einzelnen Perſon zu verſtümmeln!

Desgleichen: Auf büſchichten Feldern wo Gruß liegt. Gruß? Was heißt Gruß? Ich muß wirklich den Text wieder zu Hülfe nehmen:

et dumoſis calculus arvis***

Ah, Sie haben Gries wollen ſchreiben! Es iſt doch vortreflich, daß Sie Virgil manchmal beſſer verſtehet, als ich. Daß dumoſis noch etwas mehr als büſchicht heiſſe, will ich ſo hingehen laſſen.

---

* Lib. II. v. 400. ** Lib. II. v. 457. *** Lib. II. v. 180.

Auch las ich von ohngefehr die erſten funfzig Zeilen des dritten Buchs. Und wie mancherley war mir da anſtößig. Ich will Ihnen nicht aufmutzen, wie kindiſch Sie dieſe Zeilen:

—— Tentanda via eſt, qua me quoque poſſim
Tollere humo, victorque virum volitare per ora[*]

überſetzt haben: Auch ich muß es verſuchen, mich auf einer neuen Bahn von der Erde zu erheben, und als ein Sieger durch den Mund der Welt zu fliegen. Volitare per ora virum: durch den Mund der Welt fliegen. Ich will nicht erwähnen, daß es einen ganz ſchielenden Verſtand macht, wenn Sie

Primus Idumæas referam tibi, Mantua, palmas.[**]

überſetzen: Ich will der erſte ſeyn, der dir, Mantua, die idumäiſchen Palmen bringt. Was für idumäiſche? Denn ſo heißt mich der vorgeſetzte Artikel die fragen? Es iſt kein bloſſes poetiſches Beywort mehr, ſobald dieſer vorgeſetzt wird. — Es möchte alles gut ſeyn, wenn Sie nur nicht aus dem feinen Hofmanne, der Virgil war, einen plumpen Prahler machten. Wie haben Sie immer und ewig die Zeilen:

Cuncta mihi, Alpheum linquens lucosque Molorchi
Curſibus et crudo decernet Græcia ceſtu.[***]

überſetzen können: Das ganze Griechenland wird mir zu Ehren im Wettlaufe ſtreiten. Das vorhergehende illi, nehmlich dem Cäſar,

Centum quadrijugos agitabo ad flumina currus

zeiget deutlich, daß mihi hier blos als ein Füllwort ſtehet, ſo wie in unzähligen Stellen: als

Depreſſo incipiat jam tum *mihi* taurus aratro
Ingemere etc.

oder

—— ah nimium ne ſit *mihi* fertilis illa.

Wenn ein Ueberſetzer bey dergleichen Gelegenheiten das mihi alſo ja ausdrücken will, ſo muß es gleichfalls durch das bloſſe deutſche Füllwort mir geſchehen: „Das ganze Griechenland ſoll „mir im Weltlaufe ſtreiten.“ Oder hätten Sie ihm durchaus eine beſtimmte Bedeutung geben wollen, ſo hätten Sie anſtatt mir zu Ehren, auf mein Geheiß ſagen müſſen. Denn nur dieſes kann höchſtens der Zuſammenhang leiden. Ruäus ſelbſt erkläret dieſe Stelle richtiger, als es ſonſt ſeine Gewohnheit iſt, durch: meo juſſu certabit curſu &c. — Doch itzt erſt werde ich gewahr, daß ihr Martin ſelbſt, dem Dr. Trapp zu Folge, dieſes mihi, durch in meum honorem giebt. Er irret ſich ganz gewiß; und Sie, der Sie an mehrern Stellen von ihm abgeben, hätten ihm hier am wenigſten folgen ſollen. Eben ſo wenig hätten Sie ſich, bey dem 58ten Verſe, durch ſeine angeführte Stelle aus dem Columella, ſollen verführen laſſen. Der Dichter will lehren, wie eine gute Zuchtkuh geſtaltet ſeyn müſſe, und ſetzt endlich hinzu

---

[*] Lib. III. v. 8. 9.

[**] Lib. III. v. 12.

[***] Lib. III. v. 19. 20.

- - quæque ardua tota.*

Sie überſetzen dieſes: imgleichen, wenn ſie hoch iſt. Ardua heißt nicht was vergleichungsweiſe hoch iſt, ſondern was ſich hoch trägt. So ſagt der Dichter anderswo:

Hinc bellator equus campo ſeſe arduus infert.

Desgleichen ſagt er von einer überfahrenen Schlange:

Parte ferox, ardensque oculis & ſibila colla
Arduus attollens &c.

Und noch von einem andern Pferde:

- Frontemque oſtentans arduus albam.

Kurz, der Dichter redet von einer Kuh, die den Hals hoch trägt, und nicht von einer, die ihrer ganzen Geſtalt nach hoch iſt. Eben daſſelbe Merkmal verlangt er auch an einer Zuchtſtutte, wo er ſich weniger zweyfelhaft ausdrücket:

- - Illi ardua cervix &c.

Und nun ſollte ich Ihnen auch etwas aus dem vierten Buche anführen. Doch dieſes will ich nicht eher thun, als bis Sie mir Trotz bieten werden, Ihnen in dem vierten Buche einen Fehler zu zeigen. Ich weiß, mit dieſem Trotz bieten ſind Sie ſehr geſchwind.

Auch ſollte ich von Ihren Anmerkungen noch etwas ſagen. Wo Sie gute Leute ausgeſchrieben haben, da ſind ſie ſo ziemlich gut. Wo Sie aber etwas aus Ihren eigenen Kräften verſuchen wollen, da glauben Sie gar nicht wie klein Sie erſcheinen! Ich nehme die Anmerkung 20) Seite 625 zum Beweiſe; wo die Worte:

---

* Lib. III. v. 58.

nec gratia terræ nulla est, quam inaratæ terræ, ein ſauberes Pröbchen einer ganz vortreflichen Latinität ſind.

Und warum prahlen Sie mit der Richtigkeit ihres Textes? Er iſt höchſt fehlerhaft, und ohne eine beſſere Ausgabe nicht wohl zu brauchen. So ſtehet injuſta für injuſſa, ſperantia für ſpirantia &c. — Doch das ſind alles Kleinigkeiten! Sie haben uns wieder ein dickes Buch geliefert; und dafür müſſen wir Ihnen freylich verbunden ſeyn. —

Gnug mit dem Herrn Duſch geſprochen! Was unſere galanten Briefſteller die courtoiſie nennen, das iſt nunmehr wieder an Sie gerichtet. Ich bin &c. A.

VI. Den 7. Februar. 1760.

Ein und achtzigſter Brief.

Der Verfaſſer der ſcherzhaften Lieder, deren größter Theil Ihnen wegen ſeiner naiven Wendungen und ſeinen Sprache, ſo viel Vergnügen gemacht hat, und von welchen bereits eine zweyte verbeſſerte Auflage erſchienen iſt, hat ſich aufs neue in einer andern, und höheren Sphäre gezeigt. In der tragiſchen (*) Und mit Ehren.

„Was? — wird ohne Zweifel auch hier der kritiſche Freund des Herrn Duſch auffahren — „Was? ein Witzling, der den „Geiſt der anakreontiſchen Gedichte beſitzet, ſollte auch den Geiſt „der Tragödie beſitzen? Der eine erſchüttert das Herz; Schrecken „und Thränen ſtehen ihm zu Gebothe; der andere erregt ein „kurzes Vergnügen über einen unerwarteten Einfall; und wenn „er uns ermuntert hat, und wenn wir lachen, ſo hat er alle „Ehre, die er hoffen kann. — Man ſollte glauben, fährt dieſer tiefſinnige Kunſtrichter fort, „daß dieſe beyden ſehr verſchiedenen Eigenſchaften ſich nicht wohl mit einander vertragen könnten. Ich wenigſtens (**) —

Ja, Er wenigſtens! — Er, der Freund des Herrn Duſch! — Er wird es ſolchergeſtalt gleich a priori wiſſen, daß die Trauerſpiele unſers ſcherzhaften Liederdichters nichts taugen. — Wollen Sie es bey dieſer philoſophiſchen Nativitätſtellung bewenden laſ-

---

(*) Beytrag zum deutſchen Theater. Leipzig bey Dyk 1759.

(**) S. Duſchs vermiſchte Schriften. S. 46.

ſen? Oder wünſchten Sie lieber, mit ihren eigenen Augen zu ſehen, und nach ihren eigenen Empfindungen zu ſchlieſſen? — Ich weiß ſchon, was Sie thun werden; und dieſer Brief mag Sie darauf vorbereiten.

In dem Vorberichte klaget Herr **Weiſe** — denn warum ſollte ich Bedenken tragen, Ihnen den Mann zu nennen, der Ihnen gefallen hat, und den Sie nun bald hoch ſchätzen werden? — über den Mangel an deutſchen Trauerſpielen. Daß es den Deutſchen am tragiſchen Genie fehlen ſollte, kann er ſich nicht überreden. „Aber ein unglückliches Schickſal, ſagt er, hat „bisher über die deutſche Schaubühne gewaltet. Einige dieſer „Lieblinge der Muſen ſind in der Morgenröthe ihres Witzes „verblühet, und haben uns durch ihre erſten Früchte gezeiget, „was für eine angenehme Hoffnung wir mit ihnen verloren ha„ben. — Dieſes muß Sie an die Herren von Cronegk und von Brawe erinnern, von welchen beyden ohne Zweifel der letztere das gröſſere tragiſche Genie war. Er hat noch ein Trauerſpiel in Verſen völlig ausgearbeitet hinterlaſſen, und Freunde, die es geleſen haben, verſichern mich, daß er darinn mehr geleiſtet, als er ſelbſt durch ſeinen Freygeiſt zu verſprechen geſchienen. — „Andere, fähret Herr **W.** fort, laſſen, wir wiſſen nicht „aus was für unglücklichen Urſachen, die Jahre des Genies „vorbey fliehen: ſie ſchmeicheln uns mit Hoffnung, und laſſen „ſie unerfüllet, bis ſie die Geſchäfte des Lebens überhäuffen, „oder ſie ſich in andere Sorgen vertheilen.“ — Ich kann nicht ſagen, wer dieſe andere ſind. Sind es aber wirklich tragiſche Genies, ſo verſpreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend ſind die Jahre nicht, von welchen wir tragiſche Meiſterſtücke erwarten dürfen. Alles was auch der beſte Kopf in dieſer Gattung, unter dem dreyßigſten Jahre, leiſten kann, ſind Verſuche. Je mehr man verſucht, je mehr verdirbt man ſich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als bis man ſeiner Sache zum größten Theile gewiß iſt! Und wenn kann man dieſes ſeyn? Wenn man die Natur, wenn man die Alten gnugſam ſtudiret hat. Das aber ſind lange Lehrjahre! Gnug, daß die Jahre der Meiſterſchaft dafür auch deſto länger dauern. Sophokles ſchrieb Trauerſpiele bis in die achtzigſten Jahre. Und wie gut iſt es einem Tragicus, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die ſo oft Genie heiſſen, und es ſo ſelten ſind. „Noch andern, heißt es weiter, „fehlt es an Aufmunterung; „ſie haben niemals eine gute Schauſpielergeſellſchaft geſehen, „und kennen die dramatiſche Dichtkunſt blos aus den Ariſtoteles „und Hedelin. —

Das iſt ohne Zweifel ein Hauptpunkt! Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauſpieler. Wir haben keine Zuhörer. — Hören Sie, was ein neuer franzöſiſcher Schriftſteller(*) von dieſem Punkte der Aufmunterung ſagt: „Eigentlich zu reden, ſagt er, giebt es ganz und gar keine öffentlichen Schauſpiele mehr. Was ſind unſere Verſammlungen in dem Schauplatze, auch an den allerzahlreichſten Tagen, gegen die Verſammlungen des Volks zu Athen und zu Rom? Die alten Bühnen konnten an die achtzig tauſend Bürger einnehmen. Die „Bühne des Scaurus war mit drey hundert und ſechzig Säulen, und mit drey tauſend Statuen gezieret. Wie viel Gewalt aber eine groſſe Menge von Zuſchauern habe, das kann „man überhaupt aus dem Eindrucke, den die Menſchen auf „einander machen, und aus der Mittheilung der Leidenſchaften „abnehmen, die man bey Rebellionen wahrnimmt. Ja der, „deſſen Empfindungen, durch die groſſe Anzahl derjenigen, welche „daran Theil nehmen, nicht höher ſteigen, muß irgend ein heimliches Laſter haben; es findet ſich in ſeinem Charakter etwas „Einſidleriſches, das mir nicht gefält. Kann nun ein groſſer „Zulauf von Menſchen die Rührung der Zuſchauer ſo ſehr vermehren, welchen Einfluß muß er nicht auf die Verfaſſer, und „auf die Schauſpieler haben? Welcher Unterſchied, zwiſchen heut „oder morgen einmal, ein Paar Stunden, einige hundert Perſonen, an einem finſtern Orte zu unterhalten; und die Aufmerkſamkeit eines ganzes Volkes, an ſeinen feyerlichſten Tagen „zu beſchäftigen, im Beſitz ſeiner prächtigſten Gebäude zu ſeyn, „und dieſe Gebäude mit einer unzählbaren Menge umringt und „erfüllt zu ſehen, deren Vergnügen oder Langeweile von unſern

---

(*) Diderot in den Unterredungen über ſeinen natürlichen Sohn.

„Talenten abhangen ſoll? — So redet ein Franzoſe! Und welcher Sprung von dem Franzoſen auf den Deutſchen! Der Franzoſe hat doch wenigſtens noch eine Bühne; da der Deutſche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzoſen iſt doch wenigſtens das Vergnügen einer ganzen groſſen Hauptſtadt; da in den Hauptſtädten des Deutſchen, die Bude der Spott des Pöbels iſt. Der Franzoſe kann ſich doch wenigſtens rühmen, oft ſeinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigſten Männer des Reichs, die feinſte Welt zu unterhalten; da der Deutſche ſehr zufrieden ſeyn muß, wenn ihm ein Paar Dutzend ehrliche Privatleute, die ſich ſchüchtern nach der Bude geſchlichen, zuhören wollen.

Doch laſſen Sie uns recht aufrichtig ſeyn. Daß es mit dem deutſchen Drama noch ſo gar elend ausſiehet, iſt vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Groſſen, die es an ihrem Schutze, an ihrer Unterſtützung mangeln laſſen. Die Groſſen geben ſich nicht gern mit Dingen ab, bey welchen ſie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang vorausſehen. Und wenn ſie unſere Schauſpieler betrachten, was können Ihnen dieſe verſprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente; ein Meiſter Schneider, ein Ding, das noch vor ein paar Monaten Wäſchermädchen war ꝛc. Was können die Groſſen an ſolchen Leuten erblicken, das ihnen im geringſten ähnlich wäre, und ſie auffriſchen könnte, dieſe ihre Repräſentarii auf der Bühne, in einen beſſern und geachtetern Stand zu ſetzen? —

Ich verliere mich in dieſen allgemeinen Betrachtungen, die uns noch ſobald keine Aenderung hoffen laſſen. — Das erſte Trauerſpiel des Hrn. **Weiſe** heißt: **Eduard der Dritte.**

Eduard der Zweyte war gezwungen worden, ſich von der Regierung los zu ſagen, und es geſchehen zu laſſen, daß ſie auf ſeinen Sohn, **Eduard den Dritten** übergetragen wurde, während deſſen Minderjährigkeit ſeine Mutter **Iſabella**, mit ihrem Lieblinge **Mortimer** freye Hand zu haben hoften, und ſie eine Zeitlang auch wirklich hatten. Der abgeſetzte König ward aus einem Gefängniſſe ins andere geſchleppt; und ich habe folgenden Umſtand bey dem **Rapin** nie ohne die größte Rührung leſen können. „Als ihn die Ritter **Maltraves** und **Gournay**,

„die ihm als Wächter oder vielmehr als Peiniger zugegeben
„waren, in ſein letztes Geſängniß, in das Schloß zu Barkley
„brachten, nahmen ſie tauſend unanſtändige Dinge mit ihm
„vor, ſogar daß ſie ihm auf freyem Felde mit kaltem Waſſer,
„welches aus einem ſchlammigten Graben genommen worden,
„den Bart putzen lieſſen. So viel Beſtändigkeit er auch bis
„dahin bezeuget hatte, ſo konnte er ſich doch bey dieſer Gelegenheit
„nicht enthalten, ſein Unglück zu beweinen, und zu erkennen
„zu geben, wie ſehr er davon gerührt ſey. Unter den
„Klagen und Vorwürfen, die er denjenigen machte, welche ihn
„mit ſo vieler Grauſamkeit begegneten, ſagte er, daß ſie, ſie
„möchten auch machen, was ſie wollten, ihm doch nicht den
„Gebrauch des heiſſen Waſſers nehmen ſollten, um ſich den
„Bart putzen zu laſſen. Und indem ließ er zwey Ströme von
„heiſſen Thränen aus ſeinen Augen die Wangen herabflieſſen.

Der arme Mann! — Und es war ein König! — Aber was fällt Ihnen ſonſt bey dieſer Antwort ein? Wenn ſie ein Dichter erfunden hätte, würde nicht der gemeine Hauſſe der Kunſtrichter ſagen: ſie iſt unnatürlich; der Schmerz iſt ſo witzig nicht? Und doch war der Schmerz hier ſo witzig; wenn derjenige anders witzig iſt, der das ſagt, was ihm die Umſtände in den Mund legen. Demnach denke nur auch der Dichter vor allen Dingen darauf, ſeine Perſonen, ſo zu reden, in eine witzige Situation zu ſetzen, und er kann gewiß ſeyn, daß alle der Witz, den ihnen dieſe Situation giebt, nicht nur untadelhaft, ſondern höchſt pathetiſch ſeyn wird. Diderot, den ich Ihnen oben angeführt habe, erläutert den nehmlichen Satz durch das Exempel einer geringern Perſon: „Eine Bäuerin, erzählt
„er, ſchickte ihren Mann zu ihren Aeltern, die in einem benachbarten
„Dorfe wohnten. Und da ward dieſer Unglückliche von
„einem ſeiner Schwäger erſchlagen. Des Tages darauf ging
„ich in das Haus, wo ſich der Fall zugetragen hatte. Ich erblickte
„ein Bild, und hörte eine Rede, die ich noch nicht vergeſſen
„habe. Der Todte lag auf einem Bette. Die nackten
„Beine hingen aus dem Bette heraus. Seine Frau lag,
„mit zerſtreuten Haaren, auf der Erde. Sie hielt die Füſſe
„ihres Mannes, und ſagte unter Vergieſſung von Thränen,

„und mit einer Action, die allen Anweſenden Thränen auspreßte: „Ach, als ich dich hieher ſchickte. hätte ich wohl geglaubt, „daß dieſe Füſſe dich zum Tode trügen!“ Auch das war Witz, und noch dazu Witz einer Bäuerin; aber die Umſtände machten ihn unvermeidlich. Und folglich auch muß man die Entſchuldigung der witzigen Ausdrücke des Schmerzes und der Betrübniß nicht darinn ſuchen, daß die Perſon, welche ſie ſagt, eine vornehme, wohl erzogene, verſtändige und auch ſonſt witzige Perſon ſey; denn die Leidenſchaften machen alle Menſchen wieder gleich: ſondern darinn, daß wahrſcheinlicher Weiſe ein jeder Menſch ohne Unterſchied, in den nehmlichen Umſtänden das nehmliche ſagen würde. Den Gedanken der Bäuerin hätte eine Königin haben können, und haben müſſen: ſo wie das, was dort der König ſagt, auch ein Bauer hätte ſagen können, und ohne Zweifel würde geſagt haben.

Aber ich komme von unſerm Eduard ab. Sie wiſſen ſein grauſames Ende. Er wollte vor Betrübniß und Kummer nicht bald genug ſterben. Seine Wächter erhielten alſo Befehl, Hand anzulegen. Sie überfielen ihn, und ſteckten ihm eine Röhre von Horn in den Leib, durch welche ſie ein glüendes Eiſen ſtieſſen, das ihm das Eingeweide verbrennen mußte. Er ſtarb unter den entſetzlichſten Schmerzen; und ſein Sohn ward überredet, daß er eines natürlichen Todes geſtorben ſey.

Der Bruder dieſes Unglücklichen, und der Oheim des jungen Königes, Edmund Graf von Kent, hatte an der Veränderung der Regierung nicht geringen Antheil gehabt. Er hatte ſich von den Kunſtgriffen der Iſabella hintergehen laſſen, und erkannte es zu ſpät, daß er ſeiner brüderlichen Liebe, zum Beſten einer Buhlerin, und nicht zum Beſten ſeines Vaterlandes, vergeſſen habe. Seine Grosmuth erlaubte ihm nicht, ſich lange zu verſtellen. Er ließ es Iſabellen und ihrem Mortimer gar bald merken, wie übel er mit ihrer Aufführung zufrieden ſey; und da ſein Verhalten ſonſt unſträflich war, ſo konnten ihm dieſe nicht anders als mit Liſt beykommen. Sie lieſſen ihm nehmlich durch Perſonen, die er für ſeine Freunde hielt, auf eine geſchickte Art zu verſtehen geben, daß ſein Bruder Eduard noch am Leben ſey, und daß man ſeinen Tod aus keiner andern Urſache ausgeſprengt habe, als um den Bewegungen zuvor zu kommen, die ſeine Anhänger erwecken könnten. Sie fügten hinzu, daß er in dem Schloſſe Corfe genau bewahret werde, und wußten dieſes vorgegebene Geheimniß nicht allein durch verſchiedene Umſtände zu unterſtützen, ſondern auch durch das Zeugniß vieler angeſehenen Perſonen zu beſtätigen, unter welchen ſich zwey Biſchöfe befanden, die entweder ſowohl als Edmund betrogen waren, oder ihn betriegen halfen. Der ehrliche Edmund ließ ſich in dieſer Schlinge fangen, und faßte den Anſchlag, ſeinen Bruder aus dem Gefängniſſe zu ziehen. Er begab ſich ſelbſt nach Corfe, und verlangte frey heraus, zu ſeinem Bruder gelaſſen zu werden. Der Befehlshaber des Schloſſes ſtellte ſich beſtürzt, daß Edmund von dieſem Geheimniſſe Nachricht bekommen habe, und leugnete ihm gar nicht, daß Eduard in dem Schloſſe ſey, aber er verſicherte ihm, daß er die nachdrücklichſten Befehle habe, niemanden zu ihm zu laſſen. Edmund verdoppelte ſein Anhalten; der Befehlshaber beſtand auf ſeiner Weigerung; endlich faßte jener den unglücklichen Entſchluß, dieſem ein Schreiben an den Gefangenen anzuvertrauen, in welchem er ihm verſicherte, daß er mit allem Ernſte an ſeiner Freyheit arbeiten wolle. Dieſes Schreiben ward ſogleich der Königin gebracht! Sie hatte ihren Zweck erreicht; Edmund hatte ſich ſtrafbar gemacht. Sie vergrößerte ihrem Sohne die Gefahr, in der er ſich durch die Ränke ſeines Oheims befinde; und kurz, Edmund verlor ſeinen Kopf.

Nun darf ich Jhnen bloß ſagen, daß unſer Dichter dieſe gegen den Edmund gebrauchte Liſt, als eine Wahrheit angenommen, und das Schickſal des Edmunds mit dem Schickſale des gefangenen Königs verbunden hat: und ſogleich wird Jhnen der ganze Jnhalt des Stückes ohngefehr in die Gedanken ſchieſſen. Die Oekonomie iſt die gewöhnliche Oekonomie der franzöſiſchen Trauerſpiele, an welcher wenig auszuſetzen, aber ſelten auch viel zu rühmen iſt. Und eben daher kann ich mich in keine Zergliederung einlaſſen.

Das erſte Dutzend Verſe verſpricht, in Anſehung des Ausdruckes und der Wendung, nichts geringers als eine Schlegelſche Verſification.

Lokeſter zu dem Grafen von Kent.

Ja Freund, dieß iſt der Dank, den man am Hofe giebt,
Wo man den Edeln haßt, und den Verräther liebt!
Ich, der der Königin ein Heer nach Suffolk brachte,
Mich bey der Welt verhaßt, und ſie gefürchtet machte,
Die oft durch meinen Rath, ſtets durch mein Schwerd gekriegt,
Durch jenen Ruhm erwarb, durch dieſes oft geſiegt;
Ich, der an ſie zuletzt den König ſelbſt verrathen,
So ſehr ſein Elend ſprach und Freunde für ihn baten:
Ich werd itzt kaum gehört, und niemals mehr befragt,
Und wär ich ohne dich, ſo wär ich ſchon verjagt.

Doch dieſer ſchöne Anfang zeigt nur, wie edel die Sprache unſers Dichters ſeyn könnte, wenn er ſich überall die gehörige Mühe gegeben hätte. Er hat ſich leider ein wenig zu oft vernachläßiget, und dadurch ſelbſt ſeinen Charakteren und Situationen den gröſten Schaden gethan. Charaktere und Situationen ſind die Contours des Gemähldes; die Sprache iſt die Colorite; und man bleibt ohne dieſe nur immer die Helfte von einem Mahler, die Helfte von einem Dichter.

Ich will Sie aber dadurch nicht abgeſchreckt haben! So wie der Anfang iſt, ſo werden Sie noch unzähliche Stellen finden. Beſonders in den Scenen, die Edmund mit dem jungen Könige, und mit der Iſabella hat. Was kann, einige Kleinigkeiten ausgenommen, ſtärker ſeyn, als folgende Stelle? Edmund hat der Königin bittere Wahrheiten in Gegenwart ihres Sohnes hören laſſen; und ſie verſetzt: Er habe eine andere Sprache geführt,

— — — — ſo lang er noch geglaubt,
Daß er für ſich allein nur Englands Thron geraubt.

Edmund.

— — — — Nein; ſprich, ſo lang er glaubte,
Daß nicht die Königin für Mortimern ihn raubte;
So lang er noch geglaubt, es ſtritte ſeine Hand
Für Freyheit, und Geſetz, und Prinz und Vaterland;
So lang er noch geglaubt, daß er der Britten Rechte,
Die Schottland an ſich riß, durch ſeinen Muth verfochte;
So lang er noch geglaubt, daß Englands Ruh und Glück

Dein groſſer Endzweck wär, und daß man das Geſchick
Der Staaten Albions, der Herrſchaft ſchwere Würde,
Den Weiſeſten des Reichs indeß vertrauen würde:
Allein ſo bald er ſah, daß Geiz nach eigner Macht,
Stolz, blinde Rachbegier den Anſchlag ausgedacht,
Daß man nicht für das Glück des beſten Prinzen ſorgte,
Und zu der Miſſethat frech ſeinen Namen borgte,
Daß man den König nicht der Freyheit überließ,
Durch Barbarngleiche Wuth ihn in den Kerker ſtieß,
Wo man vielleicht noch jetzt den Unglückſeelgen quälet,
Wenn unausſprechlich Leid ihn nicht bereits entſeelet —

Iſabella (die ihrem Sohne den Degen von der Seite
reiſſen will.)

Verwegner! Raſender! entgehe meiner Wuth —

Eduard.

Kühl in des Lieblings Arm dein aufgebrachtes Blut! ꝛc.

G.

XVI. Den 20. März. 1760.

Ein und neunzigſter Brief. *)

— Noch ein Wort von der ſchuldigen Ehrenrettung des Herrn **Prof. Gottſcheds!** Die vermeinte Ehrenrührung, darüber ſich Herr **Gottſched** beſchwert, gründet ſich auf einen Brief im 17ten Stücke der Schadiſchen Staats- und gelehrten Zeitung, in welchem ein gewiſſer G. aus L. verſichert, er ſey der Verfaſſer der bekannten Schrift, die der Herr von V. unter dem Titel: Candide ou l'Optimiſme, traduit de l'allemand de Monſ. le Docteur Ralph, im franzöſiſchen herausgegeben. Er, Herr G. aus L. habe das Mannſcript an ſeinen vertrauten Freund, den Herrn S. G. nach Paris geſchickt, es ſey aber demſelben entwendet, und darauf ſo ins Franzöſiſche überſetzt werden, „wie die Herrn Franzoſen gemeiniglich die deutſchen Schriften zu überſetzen pflegen." Er verwundert ſich über den Herrn von V. daß er ihm einen ſolchen Streich geſpielet, da er, V. ihm, dem Herrn G. doch mehr als einmal öffentliche Zeugniſſe ſeiner Hochachtung gegeben, und noch mehr befremdet es ihn, daß ihm V.

---

*) Er iſt von Mendelsſohn und handelt von der Einleitung in die höhere Weltweisheit. ꝛc. von Georg Schade, Altona 1760.

den Namen Doctor Ralph beygelegt, da ihm doch der Name G. beynahe ſo gut bekannt ſeyn müßte, als ſein eigener. „Jedoch, ſetzt „Herr G. hinzu, man kann ungefähr die Urſachen des Neides errathen, ſeitdem ich einer Gnade gewürdiget worden, von welcher nicht „nur ganz Germanien ſpricht, ſondern die auch in Frankreich hat bekannt werden müſſen.“ Herr Gottſched, der ſelten Spaß verſtehet, beſorgte, die ganze Welt würde ihn für den Verfaſſer des Candide halten, „und einem Unſchuldigen, wie er ſich im Neueſten ausdrückt, „ſolche groben Irrthümer, und ſatyriſche Verwegenheit zuſchreiben, „davon ihm in ſeinem Leben nicht geträumet hat.“ Er machte gewaltigen Lerm in ſeinem Neueſten, ſchrieb auch deswegen an Schaden. Dieſer ſchiebt die Schuld auf den Secretär Dreyer, und verſichert, er habe die Schrift, Candide niemals geleſen, und ſich daher gar nicht vorſtellen können, daß eine Bosheit darunter ſtecke. Um aber dem Herrn Dreyer gar keine Ausflucht zu laſſen, beweiſet Herr Schade in beſter Form, daß man den Herrn Pr. Gottſched nothwendig für den Urheber beſagten Briefes halten müſſe; 1) aus dem Anfangsbuchſtaben des Orts L. 2) aus dem Anfangsbuchſtaben des Namens G. 3) aus der Gnade, die dem Herrn Pr. Gottſched von Sr. Königl. Maj. in Preuſſen wiederfahren, und endlich 4) aus dem vertrauten Freund S. G. zu Paris. Doch trauet Herr Sch. dem letzten Beweis ſelbſt nicht viel zu, und mit Recht! denn wer weiß, wie viel vertraute Freunde in Paris S. G. heiſſen mögen?

Dem ſey, wie ihm wolle, Gottſched erlangt Genugthuung, und Herr Schade demonſtrirt gar deutlich, daß Herr Gottſched unmöglich der Verf. des Candide ſeyn könne. Ich dächte Gottſched hätte ſich immer auf ſeine Unſchuld verlaſſen können. Kein Vernünftiger wird in ihm den ſchalkhaften Doctor Ralph ſuchen. Eher möchte ich Dreyer für den Erfinder der vernünftigen Archäenwanderung, als Gottſched für den Verf. des Candide halten. Z.

N. S.

Ich kann dieſen Brief unſers Z. unmöglich ohne einen kleinen Zuſatz fortſchicken. Der gute Z. ſehe ich wohl, verſtehet von den Gottſchediſchen Autorſtreichen eben ſo wenig als von der Schadiſchen Archäenwanderung. Würde er ſonſt die Proteſtation des Profeſſors, daß er der Verfaſſer des Candide nicht ſey, ſo gutherzig an und aufgenommen haben? Woraus beweiſet Herr Gottſched, daß er den Candide nicht könne gemacht haben? Nicht wahr, aus ſeiner Verabſcheuung der darinn vorgetragenen Lehren? Wenn ich Ihnen nun aber beweiſe, daß er dieſe Verabſcheuung nur vorgiebt, und daß er das aller unſinnigſte, was im Candide zu finden iſt, in völligem Ernſte behauptet? Wie da? Und nichts iſt leichter zu beweiſen. Erinnern Sie ſich wohl des närriſchen italiäniſchen Grafen im Candide, dem nichts mehr gefällt, der alles überdrüßig geworden iſt, der von den vortreflichſten Werken der Alten und Neuern auf eine ſo ſcurrille Art urtheilet, daß man nothwendig an ſeinem geſunden Verſtande zweifeln muß? Sollte man nicht glauben, daß dieſer raſende Virtuoſe nur deswegen eingeführet worden, um ihn durch ſeinen eigenen Mund lächerlich und verächtlich zu machen? Nothwendig. Und doch betriegen wir uns alle, die wir dieſes glauben. Denn ſiehe, Herr Gottſched erkläret ausdrücklich, in ſeinem Handlexico der ſchönen Wiſſenſchaften, daß es die pure lautere Wahrheit ſeyn ſoll, was der närriſche Italiäner ſagt. Kann man das anders als eine authentiſche Erklärung, als eine Erklärung annehmen, die der Verfaſſer als derjenige giebt, der ſich ſeiner Meinung am beſten bewußt ſeyn muß? Er ſchreibt nehmlich unter dem Artikel Milton. „Das „verlorene Paradies hat unter den Deutſchen ſo viele Bewunderer und Tadler gefunden, daß wir unſere Meinung nicht „ſagen, ſondern nur die Worte eines auch unſtreitig groſſen „franzöſiſchen Dichters (der aber auch gut Engländiſch verſteht) „hieher ſetzen wollen. — Und nun folgt das atrabiläre Urtheil des Grafen, welches ich Ihnen unmöglich abſchreiben kann, weil es wahre Tollheiten ſind. Herr Gottſched aber ſchließt es mit den Worten: „So ſchreibt Herr von Voltaire in ſeinem Optimiſme.“ — Wir kennen den Voltaire nunmehr, der das geſchrieben hat! Denn was? Das wäre Voltairens Urtheil über den Milton? Das iſt das Urtheil des Sénateur Procuranté Noble Venitien! (Denn itzt beſinne ich mich erſt, daß ihn Herr Gottſched zu keinem Grafen gemacht hat.) Das iſt das Urtheil Viri celeberrimi *Joannis Chriſtophori Gottſchedii* P. P. Metaphyſices *ordinarii* & Poeſeos *extraordinarii* in Academia Lipſienſi. — Und kurz, glauben Sie mir nur auf mein Wort, ich weiß es eben ſo gewiß, daß Herr Gottſched den Candide gemacht hat, als Herr Gottſched weiß, daß der Verfaſſer der Miß Sara Sampſon die Briefe die neueſte Litteratur betreffend, macht. * G.

Sechſter Theil.

XIX. Den 8. May. 1760.

Hundert und zweyter Brief.

Der zweyte Theil des Nordiſchen Aufſehers iſt noch nicht hier. Sie müſſen ſich gedulden. — Aber hätte ich Ihnen doch nie etwas von dieſem Werke geſchrieben! Ich hätte es vorausſehen ſollen, wofür man meine Freymüthigkeit aufnehmen würde. Die kleine Wolke, die der Hamb. Anzeiger über meinen Horizont heraufgeführet, ** hat ſich in ein erſchreckliches Ungewitter ausgebreitet. Und es iſt keine unbekante Stimme mehr, die aus der finſtern Höhe deſſelben auf mich herabdonnert. Es iſt die Stimme eines Profeſſors, eines berühmten Profeſſors, der von der Grammatik an bis auf die Philoſophie, ſeine Lehrbücher geſchrieben hat.

Hier iſt der Titel dieſes Ungewitters: Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordiſchen Aufſehers, und beſonders des Herrn Hofprediger Cramers, mit den merkwürdigen Beſchuldigungen gegen dieſelben, in den Briefen, die neueſte Litteratur betreffend, aufrichtig angeſtellt von Johann Baſedow, Prof. der Königl. Dän. Ritteracad. *** Nun! werden Sie ſagen. Das verſpricht doch auch kein Ungewitter. Herr Baſedow will ja nur vergleichen; und aufrichtig vergleichen; er redet ja nur von merkwürdigen Beſchuldigungen. — O Sie vergeſſen, daß das Titelblatt eines Orkans die Meerſtille iſt.

Erlauben Sie mir immer, mich ein wenig poßierlich auszudrücken. Denn wenn ich einen ernſthaften Ton annehmen wollte: ſo könnte ich leicht empfindlich werden. Und das wäre ein Sieg, den ich nicht gern einem Gegner über mich verſtatten wollte. — Was Herr Baſedow auf dem Titel merkwürdige Beſchuldigungen nennt, heiſſen einige Seiten weiter, offenbar falſche, grauſame, bis zu einer ſeltnen Grauſamkeit getriebene Beſchuldigungen. Meine Critik iſt hart, bitter, lieblos, unbeſonnen; und zwar ſo lieblos und ſo unbeſonnen, daß man ohne Traurigkeit an ihre Exiſtenz zu unſern Zeiten nicht denken kann. Sie iſt ein Phänomenon, deſſen Wirklichkeit man ohne einigen Beweis auf ein bloſſes Wort faſt nicht glauben würde. Ich beſitze eine ſchamloſe Dreiſtigkeit. Ich verleumde. Ich habe abſcheuliche Abſichten. Ich habe das ſchwärzeſte Laſter begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abſcheu der Welt. Er wünſchet aus Menſchenliebe, daß ich mich den Augen der Welt verbergen könne.

---

* Man ſehe das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit No. II. von dieſem Jahre.

** Man ſehe den zwey und neunzigſten Brief.

*** Soröe 1760, in groß Octav, fünf Bogen.

Nun da! So einen Freund haben Sie! — Wie beredt iſt die Menſchenliebe des Herrn Baſedow! Welch ein Spiegel hält ſie mir vor! Er ſtehet hinter mir, und zeiget mir ein Ungeheuer darinn. Ich erſchrecke, und ſehe mich um, welcher von uns beyden das Ungeheuer iſt. Dieſe Bewegung iſt natürlich.

Könnte man härtere Dinge von mir ſagen, wenn ich mich auch des Hochverraths ſchuldig gemacht hätte? Wenn ich auch den Himmel geläſtert hätte? Ich habe das ſchwärzeſte Laſter begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abſcheu der Welt. Wer iſt denn die Majeſtät, die ich beleidiget habe? „Alle Kenner, ſtößt Herr Baſedow in die Trommete, „alle Kenner der itzigen Gelehrſamkeit der „Teutſchen, wiſſen die Verdienſte des Herrn Hofprediger Cramers. „Der Verfaſſer der nach dem Boſſuetſchen Muſter fortgeſetzten „Weltgeſchichte; der neueſte und ſorgfältigſte Ausleger des Briefes an die Hebräer; der geiſtliche Redner, der in unſern Tagen „kaum ſo viel Predigten ſchreiben kann, als die Welt von ihm zu „leſen verlangt; der Ueberſetzer des Chryſoſtomus, welcher ſeinem Originale gleicht, das er durch viele Anmerkungen und „Abhandlungen bereichert hat; derjenige, dem wir die beſte „Ueberſetzung der Davidiſchen Pſalmen in gebundner Schreib-

„art zu danken haben; der Verfaſſer des Schutzgeiſtes; der-
„jenige, der an dem Jünglinge, den Bremiſchen Beyträgen,
„und darauf erfolgten vermiſchten Schriften, einen anſehnlichen
„Antheil genommen hat, endlich der Verfaſſer der meiſten Stücke
„des Nordiſchen Aufſehers, ſind nur — — ein einziger Mann,
„welcher in der erſten Hälfte der gewöhnlichen Lebenszeit ein
„ſolcher einziger Mann iſt! —

Sie ſehen, Herr Baſedow nimmt das Maul voll, er mag ſchmähen, oder er mag loben. Die Hyperbel iſt ſeine Lieblingsfigur in beyden Fällen. Dieſer einzige Mann! Nicht zu vergeſſen; er war auch einer von den hälliſchen Bemühern, dieſer einzige Mann! — Aber ſoll ich ungerecht gegen jemand ſeyn, weil ihn ein Schmeichler auf eine unverſchämte Art lobt? Nein. — Herr Cramer iſt allerdings ein verdienter Gottesgelehrter; einer von unſern trefflichſten Schriftſtellern. Aber Herr Cramer iſt ein Menſch; könnte er in einer Wochenſchrift nicht etwas gemacht haben, was ihm nicht ähnlich wäre? Und wenn ich das und das an ihm mißbillige, verkenne ich darum ſeine Verdienſte?

Ich weis gar nicht, was Herr Baſedow will. Für ihn ſchickte es ſich am allerwenigſten, der Verfechter des Nordiſchen Aufſehers zu werden. Er hat Lobſprüche darinn erhalten, die ſeine Unpartheylichkeit ſehr zweifelhaft machen müſſen. Ich beneide ihm dieſe Lobſprüche nicht. Ich ſpreche ſie ihm auch nicht ab. Aber man dürfte ſagen: eine Hand wäſcht die andere. Und noch mehr. Herr Baſedow iſt ſelbſt einer von den Verfaſſern des Nordiſchen Aufſehers. Es würde mir ein Leichtes ſeyn, die Stücke zu nennen, die ganz gewiß niemand anders als Er gemacht hat: oder ich müßte mich auf die Schreibart wenig verſtehen. Wenn man nun alſo vermuthete, daß es ihm nicht ſowohl um die Wahrheit, nicht ſowohl um die Ehre des Herrn Cramers, als um ſeine eigene Ehre, um die Ehre eines Buchs zu thun ſey, in welchem er gerne wolle, daß ein ewiger Weyrauch für ihn dampfe; eines Buchs, das er gewiſſer maaſſen auch ſein Buch nennen kann?

Herr Cramer ſelbſt findet ſich ja durch unſere Critick bey weiten nicht ſo beleidiget, als ihn Herr Baſedow beleidiget zu ſeyn vorgiebt. Denn er ſoll ihrer, in der Vorrede zu dem zweyten Bande, ganz gleichgültig erwähnt haben. Und warum nicht? Herr Cramer iſt ein rechtſchaffener Mann, den es auf keine Weiſe befremdet, wenn andere andrer Meinung ſind, und er nicht immer den Beyfall erhält, den er ſich überhaupt zu erhalten beſtrebet. Dieſe lautere Quelle gebe ich ſeinem Betragen, ob ihm gleich Herr Baſedow eine ganz andere giebt. „Die „Selbſtvertheidigung, ſagt er, wenn ſie nicht zu unvollſtändig „ſcheinen ſollte, müßte oftmals in einem Tone reden, der von „denjenigen, die alles, was ſie ſehen und hören, in Fehler „und Laſter verwandeln, für den Ton einer verdächtigen Zufriedenheit mit ſich ſelbſt könnte ausgegeben werden. Ueberdem pflegen Seelen von einer gewiſſen Würde ſo wenig furchtſam und argwöhniſch zu ſeyn, daß ſie, wenn ihre Unſchuld in „einem gewiſſen Grade klar iſt, bey der verſtändigen und billigen „Welt keine Verantwortung derſelben zu bedürfen glauben.“ — Nicht doch! So ein groſſes Air hat Herr Cramer gewiß nicht affectiren wollen. Hätte er es aber affectiren wollen, ſo hätte ſein Freund keinen ſolchen Commentarium darüber ſchreiben müſſen. Er hätte es müſſen darauf ankommen laſſen, ob man dieſen edlen Stolz, den Seelen von einer gewiſſen Würde haben, von ſelbſt merken werde. Denn nur alsdenn thut er ſeine Wirkung. Keine Großmuth will mit Fingern gewieſen ſeyn. Sind es gar die Finger eines Freundes, o ſo wird ſie vollends lächerlich! ꝛc. G.

Hundert und dritter Brief.

Auch nicht in der geringſten Kleinigkeit will mich Herr Baſedow Recht haben laſſen. Lieber ſtellt er ſich unwiſſender als ein Kind, verwirret die bekannteſten Dinge, und verfälſcht auf die hämiſchſte Art meine Worte, die ich mit vielem Bedachte gewählt hatte.

Ich habe gezweifelt, ob man dem Herrn Cramer ein poetiſches Genie zugeſtehen könne. Ich habe aber mit Vergnügen bekannt, daß er der vortrefflichſte Verſificateur iſt. Ich nehme beyde Ausdrücke ſo, wie ſie die feinſten Kunſtrichter der Engländer und Franzoſen nehmen. „Ein poetiſches Genie, ſagt einer

von den erſten,* den ich eben vor mir liegen habe, „iſt ſo auſſerordentlich ſelten, that no country in the ſucceſſion of many ages has produced above three or four perſons that deſerve the title. The *man of rhymes* may be eaſily found; but the genuine poet, of a lively plaſtic imagination, the true *Maker* of *Creator*, is ſo uncommon a prodigy, that one is almoſt tempted to ſubſcribe to the opinion of ſir William Temple, where he ſays: „That of all the numbers of mankind, that live within „the compaſs of a thouſand years, for one man that is born capable of making a great poet, there may be a thouſand born „capable of making as great generals, or miniſters of ſtate, as „the moſt renowned in ſtory. Und ich habe ein Verbrechen begangen, daß ich gezweifelt habe, ob der Herr Hofprediger ein ſolcher auſſerordentlicher Menſch iſt? Wenn er es wäre: er würde ganz ſicherlich ein ſchlechter Hofprediger ſeyn. Eben dieſer Engländer erkennet unter ſeinen Landsleuten eigentlich nur drey Männer für Poeten, den Spenſer, den Schakeſpear, den Milton. Eben derſelbe ſpricht Popen den Namen eines Poeten ſchlechterdings ab. Popen ſpricht er ihn ab, der unter ſo vielen vortrefflichen Werken, auch eine Ode auf die Muſik gemacht hat, die wenigſtens nicht ſchlechter iſt, als die beſte Cramerſche Ode. Und wozu macht er dafür Popen? Eben dazu, wozu ich Cramern mache: zu dem vortrefflichſten Verſificateur. Und ich habe Cramern geſchmäht, daß ich ihn mit Popen auf Eine Bank ſetze? Iſt denn ein Verſificateur nichts als ein Reimer? Kann man der vortrefflichſte Verſificateur ſeyn, ohne ein Mann von vielem Witze, von vielem Verſtande, von vielem Geſchmacke zu ſeyn? Diderot, der neueſte, und unter den neuen unſtreitig der beſte franzöſiſche Kunſtrichter, verbindet keinen geringern Begrif mit dem Namen eines Verſificateurs. Quelle difference entre le Verſificateur & le Poete! Cependant *ne croyez pas que je mepriſe le premier: ſon talent eſt rare.* Mais ſi vous faites du verſificateur un Apollon, le poete ſera pour moi un Hercule. Or ſuppoſez une lyre à la main d'Hercule, & vous n'en ferez pas un Apollon. Appuyez un Apollon ſur une maſſue: jettez ſur ſes epaules la peau du lion de Nemée, & vous n'en ſerez pas un Hercule. Dieſes ſeltene Talent gebe ich dem Herrn Cramer, und gebe es ihm in dem höchſten Grade: und doch habe ich ihn geſchmäht, doch habe ich ihn auf eine ungezogene Art geſchmäht? Sind ſeine Schmeichler nicht die unverſchämteſten, die unwiſſendſten, die unter der Sonne ſeyn können? Wenn ſie noch nicht gelernt haben, wie ſehr und worinn der Poet von dem Verſiſicateur unterſchieden iſt: ſo mögen ſie es doch nur erſt lernen, ehe ſie einen ehrlichen Mann, der es zu begreiffen geſucht hat, und ſich dieſem Begriffe gemäß ausdrückt, darüber chicaniren. Wäre das nicht billig? Oder ſuchen ſie es erſt aus unſern Briefen zu lernen? Jeder von uns wird ihnen ſagen: παρ' ἐμοι κοκος οὐ κραπτεται.

---

* Der Verfaſſer des Eſſay on the Writings and Genius of Pope, S. 111.

Und der aufrichtige Herr Baſedow! Mit aller ſeiner Aufrichtigkeit iſt er ein offenbarer Falſarius. Ich habe, wenn Sie meine alten Briefe nachſehen wollen, Cramern den vortrefflichſten Verſiſicateur genennt: und Herr Baſedow macht ſeinen Leſern weiß, ich hätte ihn nur einen guten Verſiſicateur genennt, und läßt* dieſe beyden Worte mit Schwabacher drucken, als ob es meine eigene Worte wären. Welch eine ſchamloſe Dreiſtigkeit! mich ſeines eigenen Ausdrucks zu bedienen. Iſt denn ein guter, mit welchem Beyworte man oft eine kalte Ironie verbindet, eben das, was der vortrefflichſte iſt, mit welchem Beyworte ſich leicht nichts zweydeutiges, nichts ironiſches verbinden läßt? — Ich ſage ferner: Cramer beſitzt die beneidenswürdigſte Leichtigkeit zu reimen; und Baſedow läßt mich ihm nur eine beneidenswürdige beylegen. Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Urſache. Und wo ich ihn brauche, will ich, daß mir ihn mein Gegner laſſe, wenn ich an ſeiner Aufrichtigkeit, mit der er ſo pralet, nicht ſehr zweifeln ſoll.

Aber wie elend führt er, auch nach dieſer Verfälſchung, die Sache ſeines Freundes. Hören Sie doch nur. „Das poetiſche „Genie des Herrn Hofpredigers, und beſonders zu erhabenen „und zugleich lehrreichen Oden, iſt zu bekannt, als daß der „Journaliſt mit Grunde hätte hoffen können, Beyfall zu fin-

---

* Seite 9.

„den, da er es ihm deſpotiſch abſprach, und nichts als die „Vollkommenheit eines Verſificateurs laſſen wollte. — Es iſt zu bekannt? Was iſt denn zu bekannt? Daß in den Cramerſchen Oden, (weil es doch mit aller Gewalt Oden heiſſen ſollen) ſich Genie zeiget? Das habe ich nie geleugnet. Aber Genie eines Verſificateurs, und nicht Genie eines Poeten. Dieſes ſpreche ihm ab; nicht jenes. Oder ich müßte glauben, daß man der Vortrefflichſte in ſeiner Art ſeyn könne, ohne Genie zu haben. — Hören Sie doch den guten Baſedow noch weiter: „Ob deſſelben drey Oden, im erſten Theile des Nordiſchen Aufſehers, Anlaß geben, ein ſolches Urtheil zu fällen, werden die „Leſer aus folgenden Strophen ſehen. — Aus einzeln Strophen will Herr Baſedow beweiſen, daß Cramer ein poetiſches Genie habe? Und wenn dieſe Strophen auch die vollkommenſten von der Welt wären; ſo könnten ſie das nicht beweiſen. Hier ſind ſie.

Aus der Ode über die Geburt Chriſti.

Erſt wird er niederknien und ſtreiten
Der Löw aus Juda. Ewigkeiten
Voll Ehre ſind der Preis des Siegs!
Er leidet, Gott uns zu verſühnen,
Dann werden ihm die Völker dienen,
Wir ſind die Beute ſeines Kriegs.
Nun werden wir wieder den Himmel bewohnen,
Uns, wenn wir nur kämpfen, erwarten auch Kronen!
Wie herrlich iſt der Sieger Lohn!
O kämpfet, o kämpfet, uns krönet der Sohn.

Aus der Ode über das Leiden Jeſu.

Ich, ewig hab ich es begehret,
Ich habe, Vater, dich verkläret,
Verklären will ich dich noch mehr.
Ich hätte tief in Qual verſunken,
Schon mehr als einen Kelch getrunken,
Ach wie iſt deine Hand ſo ſchwer!
Allein ich will ſie ganz verſühnen,
Laß ſie in dieſen Wunden ruhn.

Vergib, vergib, o Vater, ihnen,
Sie wiſſen, Herr, nicht was ſie thun.

Aus der Ode auf den Geburtstag des Königs.

Da ſie dem Throne nahe kamen,
Ertönt auf einmal ihr Geſang,
Und alle nennten Friedrichs Namen,
Und alle nennten ihn voll Dank:
Uns hat Jehovah ſein Leben,
In einer der gnädigſten Stunden gegeben,
Fleug unſer Dank, fleug mit umher,
Er, der ihn gab, gedenke Seiner!
Wer liebt nicht ſeine Beherrſcher? doch keiner
Wird billiger geliebt, als Er.

Können Sie ſich des Lachens enthalten? Dieſe Strophen ſollen beweiſen, daß Herr Cramer ein Poet iſt, und ich ein Verleumder bin? Bald bewieſen ſie, daß ich ein Schmeichler wäre. Denn wenn nicht in ſehr vielen Cramerſchen Oden, ſehr viele, viel ſchönere Strophen wären: ſo wäre ich es wirklich, und ich würde mir es nimmermehr vergeben, daß ich einen ſolchen Sänger den vortrefflichſten Verſificateur genennet hätte. In dieſen Strophen iſt er kaum ein leidlicher. G.

XX. Den 15. May. 1760.

Hundert und vierter Brief.

Ich habe geurtheilet: „Viele Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitſchweiffende Redensarten aufſchwellen; labyrinthiſche Perioden flechten, bey welchen man dreymal Athem hohlen muß, ehe man einen ganzen Sinn faſſen kann: Das ſey überhaupt die vorzügliche Geſchicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dem Nordiſchen Aufſeher, der die meiſten Stücke geſchrieben zu haben ſcheine.“ Soll ich mein Urtheil widerrufen, weil es Herr Baſedow für eine Verläumdung ausſchreyet? Es iſt wahr, ich habe es mit keinen Beyſpielen beſtätiget. Aber mit wie vielen will er es noch beſtätiget haben? Mit unzähligen? — Ich darf das Buch nur auffallen laſſen, wo es auffallen will. — Aber, wer wird mir abſchreiben helfen? Und o des armen Papiers, das ich ſo verſchwenden muß!

— Was hilfts? Herr Baſedow hat einen zu ſtarken Trumpf darauf geſetzt. Ich muß, liebe Hand.

Alſo, z. E.

„Groſſe Beyſpiele der Frömmigkeit und Tugend unter denen, welche „ſich durch Geburt und Würden über andere Menſchen erheben, ſind „nicht allein ſo rührend, ſondern auch ſo unterweiſend und lehrreich, „daß nach meinem Urtheile, ſelbſt die, welche ſie nicht nach ihrer ganzen Gröſſe kennen, aus Ehrfurcht und Liebe gegen die Religion das „Andenken derſelben zu erhalten und fortzupflanzen verbunden ſind, „und von der bloſſen Furcht, nicht genug von ihnen ſagen zu können, „nie zurückgehalten werden dürfen, öffentlich auszubreiten und zu rühmen, was ſie davon wiſſen, wenn ſich zumal alle Stimmen zu ihrem „Ruhme vereinigen. ꝛc.

„Die Trunkenheit iſt eine ſo ſchändliche Beleidigung der Tugend; „ſie erniedriget den Menſchen ſo tief; die Vernachläßigung und Uebertretung der edelſten Pflichten, iſt bey ihren Ausſchweifungen ſo unausbleiblich, und ſie hat ſo viele nachtheilige und unglückſelige Einflüſſe, nicht allein auf die Wohlfahrt derjenigen, welche ſich dadurch „der ſchönſten Vorzüge unſerer Natur berauben, ſondern auch auf das „öffentliche und gemeine Beſte, daß ſowohl der *Menſchenfreund*, „als der *Patriot*, unter einer dringenden Verbindlichkeit ſtehet, für „ſichre und zuverläßige Mittel beſorgt zu ſeyn, einem ſo gefährlichen „Laſter Grenzen zu ſetzen, und den ausſchweifenden Gebrauch berauſchender Getränke zu verhindern. ꝛc.

Wie gefallen Ihnen dieſe Perioden? — Aber ſie könnten noch länger ſeyn. — O Geduld, ich will ſie auch nur erſt in Athem ſetzen. Da ſind ſchon etwas längere.

Z. E. „So ſorgfältig ſich auch Aeltern in der Erziehung ihrer „Kinder beſtreben mögen, ſie von ihrer erſten Kindheit an zur Tugend „zu bilden, und alles zu verhindern, was ihr Herz verderben, oder „die angebohrne Unordnung deſſelben unterhalten und vermehren kann; „ſo nothwendig es auch iſt, ſehr frühzeitig mit denſelben, als mit „vernünftigen Weſen umzugehen, die des Nachdenkens und der Ueberzeugung fähig ſind: So iſt es dennoch beynahe unmöglich, dieſe „wichtigen Endzwecke ohne allen Gebrauch ſchmerzhafter Mittel zu „erreichen, ob es gleich eine eben ſo unläugbare Erfahrung bleibt, daß

„nach den von Natur ſehr verſchiedenen Charakteren der Kinder, einige der Züchtigung mehr, und andere derſelben weniger bedürfen.

Oder: „So oft ich mich zurück erinnere, wie ſorgfältig mein Vater ſchon in meiner frühſten Jugend den Geiſt der Frömmigkeit und eine lebhafte Neigung, aus Gehorſam und Liebe gegen das höchſte Weſen, tugendhaft zu ſeyn, in meine Seele zu pflanzen ſuchte, und wenn mir mein Gedächtniß ſagt, vor welchen Ausſchweifungen, zu denen ich, gleich andern, ſtarke Reizungen und Verſuchungen gehabt habe, dieſe Neigung mich bewahret hat: ſo fühle ich mich allezeit von den zärtlichſten Empfindungen der Dankbarkeit durchdrungen, ob ich ſie gleich durch nichts beweiſen kann, als nur dadurch, daß ich das Andenken ſeiner Geſinnungen erhalte, und durch ſein Beyſpiel andere Väter aufmuntere, Kinder, die ſie glücklich zu machen wünſchen, auf eine ähnliche Weiſe zu erziehen.

Wie nun? — Welcher Schwall von Worten! Welche Theurung an Gedanken! Gedanken? Daß man der ſchändlichen Trunkenheit ſteuren müſſe; daß man die Kinder auch manchmal züchtigen müſſe ꝛc. Kann man abgedroſchnere Wahrheiten mit aufgeblaſenern Backen predigen? — Mit dieſen vier Perioden fangen ſich vier verſchiedene Stücke an. Und wenn ich Ihnen verſichre, daß ſich dreyßig andere nicht viel erträglicher anfangen; daß in allen Mittel und Ende dem Anfange vollkommen gemäß ſind; daß der Verfaſſer ſehr oft mitten in ſeiner Materie noch weit ſchleppender, langweiliger, verworrener wird: werden Sie mir auf mein Wort glauben? Nicht? Ich begehre es auch nicht. Aber ihr Athem ſoll es empfinden. Leſen Sie; nehmen Sie dabey alle ihre Gedanken zuſammen; und ſagen Sie mir am Ende, was Sie geleſen haben.

„Da ſich, hebt das dreyßigſte Stück an, in unſern Zeiten die Beſtreitung, und Verachtung der Religion ſo weit ausbreitet, daß ſie auch die Geſpräche des Umganges vergiftet; ſo iſt es für diejenigen, welche ſich nach ihren äuſſerlichen Umſtänden in die Geſellſchaften der gröſſern Welt eingeflochten ſehen, nicht genug, mit den Wahrheiten ihres Glaubens bekannt zu ſeyn, und die Gründe einzuſehen, die einen vernünftigen Beyfall wirken. Wer Anfälle zu befürchten hat, der muß ſeine Feinde; er muß ihre Stärke, ihre Waffen und die Art, wie ſie ſtreiten, kennen, damit er ſich zur Zeit des

„Kampfes deſto glücklicher vertheidigen könne. Es ſcheinet zwar, daß
„man von den Einwendungen wider die Wahrheit nicht unterrichtet
„zu ſeyn brauche, ſobald man ſie nicht aus Vorurtheil und Gewohn-
„heit annimmt; ſobald man ſie bekennt, weil es richtige, überwiegende
„und unumſtößliche Beweiſe waren, die uns überredeten. Allein, wenn
„man dieſe Wiſſenſchaft beſitzt, und die Schwäche, die Nichtigkeit, und
„beſonders auch die Strafbarkeit der Einwürfe kennt: So hat man
„weniger zu befürchten, daß die Ruhe unſers Verſtandes in der
„Wahrheit eine unerwartete und gewaltſame Erſchütterung leiden werde;
„unſre Vernunft iſt ſelbſt vor einer plötzlichen Unordnung und Ver-
„dunklung ſichrer; man iſt vorbereiteter und geübter, zu widerſtehen,
„und iſt der rechtſchaffene Mann, der ſeinen Glauben liebt, nicht
„verbunden, denen zu widerſtehen, welche die groſſen Grundſätze deſſel-
„ben angreiffen, und entweder durch künſtliche und verblendende Schlüſſe,
„oder durch Einfälle, welche voll Witz zu ſeyn ſcheinen, ihrer Würde
„und zugleich ihres Nutzens zu berauben ſuchen? Vielleicht iſt ſeine
„Ueberzeugung ſo gewiß und unbeweglich, daß ihn keine Einwürffe
„irren können; aber wenn er in irgend einem geſellſchaftlichen Ge-
„ſpräche, durch ſolche Zudringungen aufgefodert, welche ihn verbinden,
„beleidigte Wahrheiten zu vertheidigen, auf gewiſſe Einwürfe nicht
„antworten kann; wenn er nicht fähig iſt, ihnen ihren falſchen Schim-
„mer von Wahrheit und Vernunft zu nehmen, und das Falſche in
„feindſeligen Beſchuldigungen zu entdecken: So wird er wider ſeinen
„Willen die ſtolzen Verächter ſeines Glaubens in der Einbildung be-
„ſtärken, daß ſie diejenigen, die ſich für verbunden achten, Religion
„zu haben, weit überſehen; ſie werden ſein Stillſchweigen und die
„Verwirrung, worein ſie ihn brachten, für einen Triumph über ſie
„ſelbſt halten, und den Schwächern können ſie vielleicht mit geringerer
„Mühe zur Gleichgültigkeit gegen Warheiten verführen, die er nicht
„genug ſchätzet, weil er ſie nicht genug unterſucht hat. ꝛc.

Was plaudert der Mann? Sie werden ihn ſchon noch einmal leſen müſſen. Und wenn Sie denn nun ſein Bischen Gedanken weghaben; wollten Sie ſich nicht getrauen, es mit dem ſiebenden Theile ſeiner Worte, eben ſo ſtark und ſchöner vorzutragen?

G.

Hundert und fünfter Brief.

Nun frage ich Sie, wenn dergleichen labyrinthiſche Perioden, bey welchen man dreymal Athem hohlen muß, ehe ſich der Sinn ſchlieſſet; wenn dergleichen Perioden, die man geſchrieben oder gedruckt, durch alle ihre verſchränkte und verſchraubte Glieder und Einſchiebſel, kaum mit dem Auge verfolgen kann, ohne drehend und ſchwindlicht zu werden; wenn dergleichen Perioden uns von der bedächtlichen langſamen Ausſprache eines Kanzelredners Wort vor Wort zugezählet würden, ob wohl die feurigſte Aufmerkſamkeit, das beſte Gedächtniß ſie in ihrem ganzen Zuſammenhange faſſen, und am Ende auf einmal überſehen könnte? Nimmermehr. Was habe ich denn alſo für ein Verbrechen begangen, wenn ich geſagt habe, der Stil dieſes Verfaſſers im *Nordiſchen Aufſeher*, „ſey der ſchlechte Kanzelſtil eines ſeichten Homileten, der nur deswegen ſolche Pnevmata herpredige, damit die Zuhörer, ehe ſie ans Ende derſelben kommen, den Anfang ſchon mögen vergeſſen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringſten zu verſtehen?“ Habe ich etwas anders als die ſtrengſte Wahrheit geſagt? Freylich iſt das nicht der einzige ſchlechte Kanzelſtil; freylich predigen nicht alle ſeichte Homileten ſo: ſondern nur die ſeichten Homileten predigen ſo, die in *Mitternachts Rhetorik* das Kapitel von den zuſammengeſetzten Perioden nicht ohne Nutzen ſtudiret haben.

Welche invidiöſe Wendung aber Herr *Baſedow* dieſer meiner Critik giebt, das iſt ganz unbegreiflich. Alles nehmlich, was ich wider dieſen vornehmſten Verfaſſer des *Nordiſchen Aufſehers* ſage, ſoll ich wider den Herrn Hofprediger Cramer geſagt haben. Von dieſem, dem Herrn Hofprediger Cramer, ſoll ich mit ſchamloſer *Dreiſtigkeit*, ohne den geringſten Beweis geſagt haben: Sein Stil ſey der ſchlechte Kanzelſtil eines ſeichten Homileten ꝛc. — Träumt Herr *Baſedow*! O ſo träumt er ſehr boshaft.

Was habe ich denn mit dem Herrn Cramer zu thun? Iſt Herr Cramer jener vornehmſte von mir getadelte Verfaſſer des *Nordiſchen Aufſehers*: ſo ſey er es immerhin. War ich denn verbunden, es zu wiſſen? — Doch nein; das will ich nicht einmal für mich anführen. Ich will es gewußt haben. — Geht denn das wider den Herrn Cramer überhaupt, was wider den Herrn Cramer als Nordiſchen Aufſeher geht? Muß die Critik, die einzelne Blätter von ihm trift, alle ſeine Schriften treffen? Wenn ich zum Exempel zu dem Herrn Baſedow ſagte: Mein Herr, in dieſer ihrer Ausdehnung meines Tadels, iſt eben ſo wenig Billigkeit, als Verſtand. Habe ich damit geſagt, in allen Baſedowſchen Schriften ſey eben ſo wenig Billigkeit als Verſtand?

Ich habe immer geglaubt, es ſey die Pflicht des Criticus, ſo oft er ein Werk zu beurtheilen vornimmt, ſich nur auf dieſes Werk allein einzuſchränken; an keinen Verfaſſer dabey zu denken; ſich unbekümmert zu laſſen, ob der Verfaſſer noch andere Bücher, ob er noch ſchlechtere, oder noch beſſere geſchrieben habe; uns nur aufrichtig zu ſagen, was für einen Begrif ſich man aus dieſem gegenwärtigen allein, mit Grund von ihm machen könne. Das, ſage ich, habe ich geglaubt, ſey die Pflicht des Criticus. Iſt ſie es denn nicht?

Hätte ich zu verſtehen geben wollen, daß der Vorwurf, den ich dem vornehmſten Verfaſſer des Nordiſchen Aufſehers, wegen ſeiner unleidlichen Schreibart mache, auch allen andern Schriften des Herrn Hofprediger Cramers zu machen ſey: ſo würde ich es gewiß ausdrücklich geſagt haben: ich würde den Herrn Cramer dabey genennt haben, ſo wie ich es ohne die geringſte Zurückhaltung bey dem allgemeinen Urtheile über ſeine Oden gethan habe. Aber wie konnte ich das hier thun, da ich mir deutlich bewußt war, daß Herr Cramer in ſeinen moraliſchen Abhandlungen, die in den Bremiſchen Beyträgen und den vermiſchten Schriften zerſtreuet ſind, dieſe Schreibart nicht habe: daß er dieſe Schreibart von ſeinem Chryſoſtomus und Boſſuet nicht könne gelernet haben? Ob er ſie in ſeinen Predigten hat; das weis ich nicht: denn dieſe habe ich nie geleſen. So viel aber weis ich, wenn er dieſe Schreibart in ſeinen Predigten hat, daß ich den Herrn Hofprediger betaure; daß ich ſeine Zuhörer betaure. Aber es kann nicht ſeyn; es muß in ſeinen Predigten mehr Licht, mehr Ordnung, mehr nachdrückliche Kürze herrſchen: oder er verkennet die geiſtliche Beredſamkeit ganz. Welcher Prophet, welcher Apoſtel, welcher Kirchenlehrer, hat je das Wort des Herrn in ſolchen Ciceroniſchen Perioden verkündiget? In Perioden, die Cicero ſelbſt nur alsdenn flochte, wenn er die Ohren einer unwiſſenden Menge kützeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen, wenn er mehr betäuben, als überzeugen wollte!

Und im Grunde ſind das nichts weniger, als Ciceroniſche Perioden, die Arthur Ironſide macht. Man ſuche mit Fleiß die allerlängſten aus den Reden des Römers, und ich will verloren haben, wenn man einen einzigen findet, in welchem alle Symmetrie ſowohl unter den Worten, als unter den Gedanken ſo gewaltig vernachläßiget iſt. Und nur dieſe Symmetrie, von welcher Arthur gar nichts weiß, macht die langen zuſammengeſetzten Perioden erträglich, beſonders wenn ſie eben ſo ſelten eingeſtreuet werden, als es die kurzen und einfachen bey ihm ſind.

Unterdeſſen muß bey dem Herrn Baſedow Cicero doch derjenige ſeyn, deſſen Beredtſamkeit noch gröſſere Armſeligkeiten des Arthur Ironſide decken, und wenn Gott will, gar in Schönheiten verwandeln muß. Sie erinnern ſich der eckelhaften Ausdehnung des Gleichniſſes von einem Menſchen, der ein kurzes und blödes Geſicht hat.* Herr Baſedow geſteht zwar ſelbſt, daß dieſes Gleichniß um fünf bis ſechs Zeilen kürzer ſeyn könnte: Aber können Sie ſich einbilden, was er gleichwohl davon ſagt? „Ich geſtehe es, ſagt er, einige groſſe Schriftſteller, die mehr „Demoſtheniſch als Tullianiſch ſind, würden hier ein ſo ausführliches Gleichniß nicht gewählt haben. Aber wer war gröſſer, Tullius oder Demoſthenes? Viele gute Schriftſteller würden dies Gleichniß nicht ſo haben ausführen können, wenn ſie „auch gewolt hätten. Aber dieſe würden auch dadurch gezeigt „haben, daß ihnen eine gewiſſe Art der Gröſſe in der Beredtſamkeit fehle, die man an einem Cramer mit Ehrerbietung bewundert. — Da haben wirs! Nun will ich gern nicht ſtärker in den Herrn Baſedow dringen; nun will ich ihn gern nicht auffordern, mir doch ein ähnliches ſo ausgerecktes Gleichniß bey dem Tullius zu zeigen. Denn wenn er geſtehen müßte, daß auch bey dem Tullius keines anzutreffen wäre, was hätten wir nach der einſichtsvollen Frage: Aber wer war gröſſer. Tullius oder **Demoſthenes**! anders zu erwarten, als die zweyte Frage: Aber wer iſt gröſſer, Tullius oder Cramer? — Lieber will ich bewundern, mit Ehrerbietung bewundern und ſchweigen. G.

---

* Man ſehe unſern funfzigſten Brief.

XXI. Den 22. May. 1760.

Hundert und ſechſter Brief.

Welche verrätheriſche Blicke Herr **Baſedow** in das menſchliche Herz ſchieſſet! Auch meines liegt ſo klar und aufgedeckt vor ſeinen Augen, daß ich darüber erſtaune. — Sie erinnern ſich, daß mir das Blatt, in welchem der nordiſche Aufſeher beweiſen will, ein **Mann ohne Religion** könne kein rechtſchaffener **Mann** ſeyn, misfiel. Ich glaubte, es misfiele mir deswegen, weil darinn von einem unbeſtimmten Satze unbeſtimmt raiſonniret werde. Aber nein, mein Misfallen hat einen andern Grund. Herr **Baſedow** weiß, daß es mir deswegen misfallen habe, „weil in demſelben einigen, die ich ſelbſt für rechtſchaffene Männer halte, dieſer beliebte Name abgeſprochen wird.“ Ich erſchrack, als ich dieſe Worte zum erſten male las. Ich las ſie noch einmal, um zu ſehen, ob ich wenigſtens nicht ein **Vielleicht** dabey überhüpft hätte. Aber da war kein **Vielleicht**. Was Herr **Baſedow** weiß, das weiß er ganz gewiß. Allwiſſender Mann! rief ich aus; Sie kennen mein Herz ſo vollkommen, ſo vollkommen, daß — daß mir das übrige ganz Finſterniß, ganz Räthſel iſt. — Mag ich es doch auch nicht kennen!

Die vornehmſte Erinnerung, die ich dem Aufſeher gegen ſeine Erhärtung eines ſo ſtrengen Ausſpruchs machte, war dieſe, daß er das Wort, ein **Mann ohne Religion**, in dem Beweiſe ganz etwas anders bedeuten laſſe, als es in dem zu beweiſenden Satze bedeute. Und dieſe Zweydeutigkeit habe ich eine Sophiſterey genennt. Der Text iſt luſtig, den mir Herr **Baſedow** darüber lieſet. Geſetzt, ſagt er, daß es mit dieſem Vorwurfe auch ſeine Richtigkeit hätte: „iſt es nicht ein menſchlicher Fehler der größten Philoſophen, ſich ſelbſt durch eine unvermerkte Zweydeutigkeit der Worte zu hintergehen? Niemand hat noch eine Metaphyſik ohne Fehler geſchrieben, und ich getraue mir zu ſagen, daß die Fehler in dieſer Wiſſenſchaft mehrentheils

„aus der Zweydeutigkeit der Worte entſtehen. Wer nur ſolche Zweydeutigkeiten nicht mit Fleiß braucht, um andere zu verblenden, wer in ein ſolches Verſehen nicht oft verfällt, wer ſich nicht, wenn man ihm ſeinen Fehler entdeckt hat, durch neue Zweydeutigkeiten hartnäckig vertheidiget, der kann allemal ein groſſer und verehrenswürdiger Mann ſeyn, und dem kann man, ohne Luſt an gelehrten Scheltworten, nicht Sophiſtereyen und Fechterſtreiche vorwerfen. Sonſt müßte kein Leibnitz, **Wolf**, **Mosheim**, ja kein groſſer Mann, von ſeinen Beurtheilern mit Recht verlangen können, daß er mit ſolchen unhöflichen Vorwürfen möchte verſchont bleiben. — Ich verſtehe von der Höflichkeit nichts, die Herr **Baſedow** hier prediget. Er nennet gelehrte Scheltworte, was nichts weniger als Scheltworte ſind. Wenn ein groſſer Mann eine Sophiſterey begehet, und ich ſage, daß er eine begangen hat: ſo habe ich das Kind bey ſeinem Namen genennt. Ein anderes wäre es, wenn ich ihn deswegen einen Sophiſten nennte. Man kann ſich einer Sophiſterey ſchuldig machen, ohne ein Sophiſt zu ſeyn; ſo wie man eine Unwahrheit kann geſagt haben, ohne darum ein Lügner zu ſeyn; ſo wie man ſich betrinken kann, ohne darum ein Trunkenbold zu ſeyn. Herr Cramer iſt ein groſſer und verehrungswürdiger Mann. Nun ja; und er ſoll es auch bleiben. Aber was verbindet mich denn, von einem groſſen und verehrungswürdigen Manne in dem Tone eines kriechenden Klienten zu ſprechen? Und iſt das der Ton, der einem groſſen und verehrungswürdigen Manne gefällt? Ein ſolcher Mann ſieht auf die Warheit, und nicht auf die Art, wie ſie geſagt wird; und hat er ſich wo geirret, ſo iſt es ihm unendlich lieber, wenn man ohne Umſtände ſagt: das und das dünkt mich eine Sophiſterey: als wenn man viel von menſchlichen **Fehlern der größten Philoſophen** präliminiret, und ihn um gnädige Verzeihung bittet, daß man es auch einmal ſo gemacht hat, wie er es macht, daß man auch einmal ſeinen eigenen Verſtand gebraucht hat.

So viel von der Höflichkeit meiner Erinnerung. Nun hören Sie wie Herr **Baſedow** beweiſen will, daß mein Tadel auch ungegründet und falſch ſey. Er analyſiret in dieſer Abſicht das ganze Blatt; und es iſt nöthig, daß ich Ihnen das Skelet, welches er davon macht, vor Augen lege.

„Satz: Keine Rechtſchaffenheit iſt ohne Religion.

„Erſter Beweis. Ein Rechtſchaffener ſucht die Pflichten, die aus ſeinen Verhältniſſen gegen andere folgen, alleſamt getreu und ſorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Menſch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet.

„Erſter Zuſatz. Polidar, deſſen unerſchöpflicher Witz über Lehren ſpottet, die er niemahls unterſucht hat, und Lehren lächerlich macht, ohne ſich darum zu bekümmern, ob ſie es verdienen, iſt alſo kein rechtſchaffener Mann, ob er gleich ſeine Zuſage hält, und zuweilen mitleidig iſt, welches vielleicht noch eine Wirkung des in der Jugend gelernten Catechismus ſeyn kann, den er nunmehr verachtet.

„Zweyter Zuſatz. Der Menſch hat eine natürliche Neigung zu denen Handlungen, die, wenn ſie aus dem rechten Grunde geſchehen, rechtſchaffen heiſſen. Aber dieſe Neigung iſt im hohen Grade ſchwach und unzuverläßig.

„Zweyter Beweis. Ein Rechtſchaffener muß eine gründliche Erkenntniß von den Gegenſtänden haben, gegen welche man rechtſchaffen handeln muß. Indem er zu dieſer Erkenntniß kömmt, gelangt er auch zur natürlichen Erkenntniß Gottes; und durch dieſe zum Wunſche einer Offenbarung. Alsdann hat er die Pflicht, eine vorgegebene Offenbarung ohne ſorgfältige Unterſuchung nicht zu verwerfen, vielweniger zu verſpotten. Thut er es, ſo iſt er (vermöge des erſten Beweiſes) nicht rechtſchaffen.

„Dritter Beweis. Wegen der Macht der Leidenſchaften iſt nicht zu erwarten, daß ein Menſch, der weder geoffenbarte noch natürliche Religion hat, die geſellſchaftlichen Pflichten zu erfüllen geneigt ſey, und alſo in dieſer eingeſchränkten Bedeutung ein rechtſchaffener Mann ſeyn könne. Man hat aber beſſern Grund es zu hoffen, wenn er die Religion in ſeinem Verſtande für wahr hält, und ſein Herz zur Ausübung derſelben gewöhnt.“

Was für eine kleine, unanſehnliche, gebrechliche Schöne iſt der nordiſche Aufſeher, wenn man ihm ſeine rauſchende Einkleidung, ſeinen rhetoriſchen Flitterſtaat, ſeine Kothurnen nimt. Eine ſolche Venus kann nicht ſagen: Ich bin nackend mächtiger, als gekleidet. Gegen ſie darf Minerva nur ihre Eule zu

Felde ſchicken. — Doch lieber keinen Witz! Herr Baſedow iſt ein Todfeind von allem Witze. Er erwartet Gründe; und wie können Gründe bey Witz beſtehen?

Erlauben Sie mir alſo, eine ganz trockene Prüfung der drey Beweiſe, wie ſie Herr Baſedow ausgezogen hat, anzuſtellen. — Vor allen Dingen muß ich wegen der Bedeutung des Worts *ein Mann ohne Religion* mit ihm einig werden. *Ein Mann ohne Religion* alſo, heißt entweder ein Mann, der kein Chriſt iſt, der diejenige Religion nicht hat, die ein Chriſt vorzüglicher Weiſe die Religion nennet: Das iſt die erſte Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der gar keine geoffenbarte Religion zugiebt, der weder Chriſt, noch Jude, noch Türke, noch Chineſer ꝛc. weiter als dem Namen nach iſt, der aber eine natürliche Religion erkennt, und die Warheiten derſelben auf ſich wirken läßt: Das iſt die zweyte Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der ſich weder von einer geoffenbarten, noch von der natürlichen Religion überzeugen können; der alle Pflichten gegen ein höheres Weſen läugnet: Das iſt die dritte Bedeutung. Mehr als dieſe drey Bedeutungen ſollte das Wort *ein Mann ohne Religion* nicht haben. Allein, ich weiß nicht wie es gekommen iſt, daß man ihm auch eine vierte giebt, und einen Mann — ich will ſogleich den rechten Ausdruck brauchen, — einen Narren oder Böſewicht darunter verſtehet, der über alle Religion ſpottet.

Nun laſſen Sie uns ſehen, auf welche von dieſen vier Bedeutungen der erſte Beweis paſſet. *Ein Rechtſchaffener ſucht die Pflichten, die aus ſeinen Verhältniſſen gegen andre folgen, alleſamt getreu und ſorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Menſch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet.* Gut. Aber was für ein *Menſch ohne Religion?* In der erſten Bedeutung? Nein. Denn iſt er ſchon kein Chriſt, ſo erkennet er doch als Türke, oder Jude ꝛc. Pflichten gegen Gott, und trachtet dieſe Pflichten zu erfüllen. In der zweyten Bedeutung? Auch nicht. Denn auch dieſer erkennet Pflichten gegen Gott, die er zu erfüllen trachtet, obgleich nur aus der Vernunft erkannte, und nicht geoffenbarte Pflichten. Ob es bey jenem die rechten Pflichten ſind; ob ſie bey dieſem hinlänglich ſind: Das iſt hier die Frage nicht. Genug jener glaubt, daß es die rechten ſind; dieſer glaubt, daß ſie hinlänglich ſind. Alſo wird der Beweis wohl auf die dritte Bedeutung paſſen? Auf einen Menſchen, der gar keine Pflichten gegen ein höchſtes Weſen erkennet? Eben ſo wenig. Denn gegen dieſen iſt der gegenwärtige Beweis ein offenbarer Zirkel! Man ſetzt nehmlich das, was er leugnet, als bewieſen voraus, und bringt in die Erklärung der Redlichkeit Pflichten, die er für keine Pflichten erkennet. Sollte dieſer Beweis gelten: ſo mag ſich der Herr Hofprediger Cramer in Acht nehmen, daß ihn ein Papiſt nicht gegen ihn ſelbſt kehret, und in der nehmlichen Form von ihm erhärtet, daß er kein guter Chriſt ſey. Der Papiſt dürfte nehmlich nur ſagen: *Ein guter Chriſt ſuchet die Pflichten, die ihm ſeine Religion auflegt, alleſamt getreu und ſorgfältig zu erfüllen. Nun legt ihm dieſe auch Pflichten gegen den Pabſt auf, die Pflicht nehmlich, dieſes Oberhaupt der Kirche für untrüglich zu halten, welche Herr Cramer nicht zu erfüllen trachtet.* Der Beweis wäre lächerlich; aber könnte Herr Cramer im Ernſt etwas anders darauf ant[illegible]ten, als was der *Mann ohne Religion* in unſrer dritten Bedeutung, zu ſeiner Vertheidigung vorbringen würde? Das iſt unwiderſprechlich, ſollte ich meynen. Alſo, zur vierten Bedeutung. Gilt der Beweis gegen einen Mann, der über alle Religion ſpottet? Hier giebt es zu unterſcheiden. Entweder er ſpottet darüber, weil er von der Falſchheit aller Religion überzeugt iſt; oder er ſpottet darüber, ohne dieſe Ueberzeugung zu haben. In dem erſten Falle trift ihn der Beweis eben ſo wenig, als den Mann ohne Religion in der dritten Bedeutung. In dem andern Falle aber iſt er ein Raſender, dem man ſchlechterdings die geſunde Vernunft und nicht bloß die Religion abſprechen muß. Gegen dieſen hat Herr Cramer Recht; vollkommen Recht: ein Raſender, ein Mann ohne geſunde Vernunft, kann kein rechtſchaffner Mann ſeyn.

Und das hat Herr Cramer mit ſeinem erſten Beweiſe bewieſen! Doch die Wahrheit iſt mir zu lieb, als daß ich ihm hier nicht mehr einräumen ſollte, als er bewieſen hat. Aus ſeinem Beweiſe erhellt es zwar nicht, daß derjenige, der über die Religion ſpottet, weil er von der Falſchheit derſelben überzeugt iſt, kein rechtſchaffner Mann ſey: aber dennoch iſt es wahr; er iſt keiner. Allein er iſt nicht deswegen kein rechtſchaffner Mann, weil er keine Religion hat, ſondern weil er ſpottet. Wer giebt ihm das Recht, über Dinge zu ſpotten, die unzählige Menſchen für die heiligſten auf der Welt halten? Was kann ihn entſchuldigen, wenn er durch Spöttereyen arme Blödſinnige um ihre Ruhe, und vielleicht noch um ein mehreres bringt? Er verräth Liebloſigkeit, wenigſtens Leichtſinn; und handelt unrechtſchaffen an ſeinem Nächſten. Denn auch ſo gar ein Chriſt, der gegen Mahometaner über den Mahomet ſpotten, weiter nichts als ſpotten wollte, würde kein rechtſchaffner Mann ſeyn. Er lehre, wenn er glaubt, daß ſeine Lehren anſchlagen werden; und ſey überzeugt, daß jede Unwahrheit, die er aufdeckt, ſich ohne ſein Zuthun von ſelbſt verſpotten wird.

Bey dem allen ſcheinet es, als habe es Herr Cramer ſelbſt empfunden, daß er hier nicht eigentlich mit einem *Manne ohne Religion*, ſondern mit einem *Religionsſpötter* zu thun habe; und zwar auch nur mit dieſem in ſo fern er ſpottet, und nicht in ſo fern er keine Religion hat. Denn was iſt ſein P[illegible]ar, den er in dem erſten Zuſatze ſeines Beweiſes, zu einem Exempel eines Mannes ohne Religion macht, anders, als ein *Religionsſpötter*? Und zwar noch dazu einer von den allerdümmſten, dem man unmöglich einen Funken Menſchenverſtand zugeſtehen kann; *denn er ſpottet über Lehren, die er niemals unterſucht hat, und macht Lehren lächerlich, ohne ſich darum zu bekümmern, ob ſie es verdienen.* Und das heißt ein Mann ohne Religion? Es gemahnt mich nicht anders, als wenn man einen Lahmen beſchreiben wollte: ein Lahmer ſey ein Menſch ohne Flügel.

Der Beſchluß künftig.

XXII. Den 29. May. 1760.

Beſchluß des 106ten Briefes.

Ich wende mich zu dem zweyten Beweiſe. „*Ein Recht„ſchaffner muß eine gründliche Erkenntniß von den Gegen„ſtänden haben, gegen welche man rechtſchaffen handeln „muß. Indem er zu dieſer Erkenntniß kömmt, gelangt er „auch zur natürlichen Erkenntniß Gottes; und durch dieſe*

„zum Wunſche einer Offenbarung. Alsdann hat er die „Pflicht, eine vorgegebene Offenbarung, ohne ſorgfältige „Unterſuchung nicht zu verwerfen, vielweniger zu verſpotten. „Thut er es; ſo iſt er (vermöge des erſten Beweiſes) nicht „rechtſchaffen. — Das iſt ein Beweis? Und ein zweyter Beweis? Wenn doch Herr Baſedow ſo gut ſeyn wollte, ihn in eine ſyllogiſtiſche Form zu bringen. Doch er fühlt es ſelbſt, daß dieſes Geſchwätze auf den erſten Beweis hinausläuft; daß es weiter nichts iſt, als der erſte Beweis, auf den Religionsſpötter näher eingeſchränkt. Und in wie fern der Satz von dieſem gilt, darüber habe ich mich erklärt. Er gilt von ihm, nicht in ſo fern er keine Religion hat, ſondern in ſo fern er ſpottet.

Alſo der dritte Beweis: „Wegen der Macht der Leiden„ſchaften iſt nicht zu erwarten, daß ein Menſch, der weder „geoffenbarte noch natürliche Religion hat, die geſellſchaft„lichen Pflichten zu erfüllen geneigt ſey, und alſo in dieſer „eingeſchränkten Bedeutung ein rechtſchaffner Mann ſeyn „k[illegible]. Man hat aber beſſern Grund es zu hoffen, wenn „er die Religion in ſeinem Verſtande für wahr hält, und „ſein Herz zur Ausübung derſelben gewöhnt. Auch dieſes Raiſonnement iſt kein Beweis unſers Satzes. Herr Baſedow hat für gut befunden, meine Einwendung dagegen gar nicht zu verſtehen. Ich ſage nehmlich: Hier iſt die ganze Streitfrage verändert; anſtatt zu beweiſen, daß ohne Religion keine Rechtſchaffenheit ſeyn könne, ſucht man nur taliter qualiter ſo viel zu erſchleichen, daß es wahrſcheinlicher ſey, es werde eher ein Mann von Religion, als ein Mann ohne Religion rechtſchaffen handeln. Aber weil jenes wahrſcheinlicher iſt, iſt dieſes darum unmöglich? Und von der Unmöglichkeit iſt gleichwohl in dem Satz die Rede: Es kann keine Rechtſchaffenheit ohne Religion ſeyn. Herr Baſedow ſagt ſelbſt, es ſolle dieſem Beweiſe der zweyte Zuſatz zur Einleitung dienen. Und wie lautet der zweyte Zuſatz? „Der Menſch hat eine natürliche Neigung zu denen „Handlungen, die wenn ſie aus dem rechten Grunde ge„ſchehen, rechtſchaffen heiſſen. Aber dieſe Neigung iſt im „hohen Grade ſchwach und unzuverläßig. Warum iſt ſie ſo ſchwach und unzuverläßig? Wegen der Gewalt der Leidenſchaften. Und dieſe zu bändigen, das lehrt uns nur die Religion? Oder haben wir nicht auch hinlängliche Gründe, unſere Leidenſchaften der Vernunft zu unterwerfen, die mit unſern Verhältniſſen gegen ein höchſtes Weſen in gar keiner Verbindung ſtehen? Ich ſollte es meinen. Haben wir nun dergleichen: ſo kann jene natürliche Neigung zu rechtſchaffnen Handlungen, ſo ſchwach und unzuverläßig ſie wegen der Leidenſchaften immer ſeyn mag, wenn wir dieſe ihre Hinderniſſe aus dem Wege räumen, auch ohne Religion ſtark und zuverläßig werden. Und kann ſie das, wie ſteht es um den Cramerſchen Beweis? Iſt es nicht offenbar, daß er ihn durch dieſen Zuſatz ſelbſt untergraben hat? Herr Baſedow ſage nicht: Aber die Religion giebt uns noch mehrere Gründe, unſre Leidenſchaften zu bemeiſtern ꝛc. Das gebe ich zu. „Allein, habe ich damals ſchon erinnert, „kömmt es denn bey unſern Handlungen blos „auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht „weit mehr auf der Intenſion derſelben? Kann nicht ein einzi„ger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernſtlich nachgedacht „habe, eben ſo viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, „deren jedem ich nur den zwanzigſten Theil von jenem Nach„denken geſchenkt habe? Wenn Herr Baſedow das nicht verſteht: ſo kann ich ihm freylich nicht helfen; und man muß ihm erlauben, ſo lange zu ſchwatzen als er will.

Und wahrhaftig, ſein Geſchwätze erregt ordentlich Mitleiden. Er räumt es ein, daß ein Mann ohne Religion ein ſehr unbeſtimmtes Wort ſey; aber doch, meinet er, habe Herr Cramer nicht nöthig gehabt, es zu beſtimmen. Und warum nicht? „Der „Herr Hofprediger, ſagt er, trägt im Nordiſchen Aufſeher „kein Syſtem vor, und hat die Abſicht nicht, allen möglichen „Chicanen eines Widerſachers auszuweichen. Sonſt hätte er „allerdings ausdrücklich anzeigen müſſen, ob er unter einem „Manne ohne Religion, einen ſolchen verſtehe, der gar keine „hat, oder nur denjenigen ꝛc. Kann man eine gröſſere Abſurdität ſagen? Deswegen, weil der Herr Hofprediger kein Syſtem ſchreibt, darf er unter eben demſelben Worte, bald das, bald jenes verſtehen? Herr Baſedow wird nie ein Syſtem ſchreiben: ich wette darauf.

In dem erſten Beweiſe, fährt er fort, meinet Herr Cramer einen Mann ohne alle Religion; in dem zweyten einen leichtſinnigen Spötter der Religion; und in dem dritten wieder einen Mann ohne alle Religion. Als dem Verfaſſer eines Wochenblats, verſichert er, ſey ihm dieſe Vertauſchung erlaubt geweſen; und ich verdiene den Abſcheu der Welt, und habe das ſchwärzeſte Laſter begangen, weil ich Böſewicht geglaubt habe: „Der Nordiſche Aufſeher müſſe und wolle in dieſer ganzen Abhandlung den Satz: ohne Religion iſt keine Rechtſchaffenheit, in einer und derſelben Bedeutung verſtehen.“

Das habe ich leider geglaubt. Ja ich habe ſogar geglaubt, daß Herr Cramer unter einem Manne ohne Religion, blos einen Mann verſtehe, der die chriſtliche Religion in Zweifel ziehet. Denn ich Böſewicht ſetzte voraus, Herr Cramer werde doch etwas haben ſagen wollen; er werde doch lieber etwas falſches (das ihm aber wahr ſcheine), als gar nichts haben ſagen wollen. Nun aber, da uns Herr Baſedow ſein Wort giebt, daß Herr Cramer wirklich gar nichts habe ſagen wollen: muß ich mich freylich auf den Mund ſchlagen. Sie glauben nicht, wie ich mich ſchäme! Wollte doch der Himmel, daß ich mich vor den Augen der Welt verbergen könnte! G.

Hundert und ſiebender Brief.

Herr Cramern muß es alſo hier gegangen ſeyn, wie es allen gehet, die ihre Gedanken unter der Feder reif werden laſſen. Man glaubt eine groſſe Wahrheit erhaſcht zu haben; man will ſie der Welt ins Licht ſetzen; indem man damit beſchäftiget iſt, fängt man ſelbſt an, ſie deutlicher und beſſer einzuſehen; man ſieht, daß ſie das nicht iſt, was ſie in der Entfernung zu ſeyn ſchien; unterdeſſen hat man ſein Wort gegeben; das will man halten; man dreht ſich itzt ſo, itzt anders; man geht unmerklich von ſeinem Ziele ab; und ſchließt endlich damit, daß man etwas ganz anders beweiſet, als man zu beweiſen verſprach; doch immer mit der Verſicherung, daß man das Verſprochene bewieſen habe. Amphora coepit inſtitui, currente rota urceus exit.

Ohne Religion kann keine Rechtſchaffenheit ſeyn! dieſen groſſen Satz wollte Herr Cramer beweiſen, um alle Gegner der Religion, wo nicht auf einmal in die Enge zu treiben, doch wenigſtens ſo zu brandmarken, daß ſich keiner ſeiner Entfernung von der Religion mehr öffentlich rühmen dürfe. Der Vorſatz war vortrefflich, und eines eifrigen Gottesgelehrten würdig. Schade nur, daß ſich die Wahrheit nicht immer nach unſern guten Abſichten bequemen will. Nicht will? O ſie wird müſſen; wir verſtehen uns aufs beweiſen. „Denn, ſagt Herr Cramer, ein „Menſch, welcher ſich rühmet, daß er keine Pflicht der Rechtſchaffenheit vernachläßige, ob er ſich gleich von demjenigen befreyt achtet, was man unter dem Namen der Frömmigkeit „begreift, iſt — ein Lügner, muß ich ſagen, wenn ich nicht „ſtrenge, ſondern nur gerecht urtheilen will; weil er ſelbſt geſtehet, kein rechtſchaffener Mann gegen Gott zu ſeyn." Da ſteht der Beweis; und er iſt noch dazu ſchön geſagt. Nun will Herr Cramer weiter gehen. Aber indem überlegt er ſeinen Beweis noch einmal: „Ein Rechtſchaffener ſucht alle Pflichten „zu erfüllen, auch die Pflichten der Religion; nun ſucht ein „Mann ohne alle Religion dieſe nicht zu erfüllen, ergo — „Denn er hält ſie für keine Pflichten:" fällt ihm ein, ehe er ſein Ergo ausdenkt. „Er hält ſie für keine? das iſt etwas „anders. So fällt mein Beweis in die Brüche. Ich ſtriche „ihn gern aus, wenn ich nicht alles ausſtreichen müßte. Ich „muß ſehen, wie ich mir helfe." — Geſchwind ſchlägt er alſo die Volte, und ſchiebt uns für einen Mann ohne alle Religion, einen Religionsſpötter, einen Dummkopf unter, der über Lehren ſpottet, die er niemals unterſucht hat. — „Und ſo einer „kann doch kein rechtſchaffner Mann ſeyn? — Kein Menſch wird ihn dafür erkennen. — „Kein Menſch? Ja, nun habe „ich zu wenig bewieſen. Vorhin zu viel, izt zu wenig: wie „werde ich es noch machen, daß ich mich mit meinem frommen „Paradoxo durchbringe?" — So denkt er, und ſchleicht ſich ſtillſchweigend aus dem Paradoxo in die angrenzende Wahrheit. Anſtatt zu beweiſen, daß ohne Religion keine Rechtſchaffenheit ſeyn könne, beweiſet er, daß da, wo Religion iſt, eher Rechtſchaffenheit zu vermuthen ſey, als wo keine iſt. Das, ſage ich, beweiſet er; verſichert aber jenes bewieſen zu haben, und ſchließt. — Nun, ihr Herrn Baſedows.

— — Jovis ſummi cauſa clare plaudite!

Wie geſagt: ſo muß es Herr Cramern hier gegangen ſeyn. Er verſprach etwas zu beweiſen, wobey wir alle die Ohren ſpitzten, und currente calamo bewies er etwas, was keines Beweiſes braucht. Ich aber, der ich mir dieſes von dem Herrn Cramer nicht ſo gleich einbilden konnte, that ihm dabey Unrecht, bloß weil ich ihm nicht gern Unrecht thun wollte. Ich glaubte nehmlich, er verſtehe unter einem Manne ohne Religien, einen Mann ohne Chriſtenthum; ich hielt ihn für einen übertriebenen Eiferer, um ihn für keinen Mann zu halten, der ſo ſchreibt, als es in der Hitze des Diſpüts kaum zu reden erlaubt iſt. G.

Hundert und achter Brief.

Aber ich habe doch gleichwohl den Herrn Hofprediger Cramer zum Socinianer machen wollen? Ich? Ihn zum Socinianer?

Arthur Ironſide empfiehlt ſeinen Leſern die Methode, nach welcher ihn ſein Vater in der Kindheit den Erlöſer kennen lehrte. Dieſe Methode beſtand darinn, daß er anfangs von der Gottheit deſſelben gänzlich ſchwieg, und ihn bloß als einen frommen und heiligen Mann, und als einen Kinderfreund vorſtellte. Ich mache hierüber die Anmerkung, daß ein Kind, ſo lange es den Erlöſer nur von dieſer Seite kennet, ein Socinianer ſey. Folglich habe ich Herr Cramern zum Socinianer gemacht? O Herr Baſedow! O Logik!

Und hören Sie nur, was er wider die Anmerkung ſelbſt erinnert. „Das Kind, ſagt er, iſt zu der Zeit, da es Chriſtum „als einen Menſchenfreund, Wunderthäter und Lehrer denkt, kein „Socinianer; denn obgleich ein Socinianer ihn auch ſo denkt, ſo „leugnet derſelbe doch zugleich, daß er auch Gott und ein wahrer „Verſöhner ſey, und nur durch das letzte verdienet er den „Namen eines Socinianers. — Nur durch das Leugnen? Iſt denn aber das Leugnen etwas anders, als eine Folge des Widerſpruchs? Man frage ſo ein Kind, das Chriſtum nur als einen Menſchen kennet: war nicht Chriſtus auch wahrer Gott? „Gott? das wüßte ich nicht.“ — Ja, er war es ganz gewiß. — „Ach nicht doch; Papa, der mir ſo viel von ihm geſagt hat, „hätte mir das ſonſt auch wohl geſagt.“ Nun leugnet das Kind. Nun iſt das Kind erſt ein Socinianer? Oder von einer andern Seite. Das Kind eines Socinianers, das den Lehrbegriff ſeines Vaters eingeſogen hat, aber von keinen Leuten weis, die Chriſtum für mehr als einen groſſen und heiligen Mann halten, das alſo mit dieſen Leuten noch nie in Widerſpruch gerathen können; das Kind iſt kein Socinianer? Armſelige Ausflüchte!

Neſtor Ironſide rechtfertigte ſeine Methode damit, daß man auch hier von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schwerern fortgehen müſſe. Ich erkenne dieſe Regel der Didaktik; ich erinnere aber, daß dieſes Leichtere, von welchem man auf das Schwerere fortgehen müſſe, nie eine Verſtümmlung, eine Entkräftung der ſchweren Warheit, eine ſolche Herabſetzung derſelben ſeyn müſſe, daß ſie das, was ſie eigentlich ſeyn ſollte, gar nicht mehr bleibt. „Und daran, fahre ich fort, muß *Neſtor Ironſide* nicht gedacht haben, wenn er es, nur ein Jahr lang, „dabey hat können bewenden laſſen, den göttlichen Erlöſer ſeinem „Sohne blos als einen Mann vorzuſtellen, den Gott zur „*Belohnung ſeiner unſchuldigen Kindheit*, in ſeinem dreyßigſten „Jahre mit einer ſo groſſen Weisheit, als noch niemals „einem Menſchen gegeben worden, ausgerüſtet, zum Lehrer aller „Menſchen verordnet, und zugleich mit der Kraft begabt „habe, ſolche herrliche und auſſerordentliche Thaten zu thun, als „ſonſt niemand auſſer ihm verrichten können. — In dieſer Stelle habe ich, nach dem Herrn *Baſedow*, nicht mehr als zwey Verfälſchungen begangen. Denn er fragt: *Steht denn im Nordiſchen Aufſeher etwas von einem Jahrlang? Werden daſelbſt die vortrefflichen Eigenſchaften des Heilandes, für eine Belohnung ſeiner unſchuldigen Kindheit ausgegeben?*

Antwort auf die erſte Frage: Das Jahrlang iſt freylich mein Zuſatz, aber ich ſollte meynen, ein ſo billiger Zuſatz, daß mir Herr Cramer Dank dafür wiſſen ſollte. „Ein Kind, ſagt „Herr *Baſedow*, iſt früher fähig zu faſſen daß der Heiland

„ein gehorſames Kind, ein weiſer und unſchuldiger Mann, ein „groſſer Lehrer, Wunderthäter und Menſchenfreund war, als „es ſeine Gottheit und Erlöſung faſſen kann.“ Wie viel früher? Weniger als ein Jahr? So muß die Erkenntniß des Kindes mehr als menſchlich zunehmen; oder der Uebergang von dem einen Satze zu dem andern muß ſehr gering und leicht ſeyn. Ich Abſcheu der Welt! Ich ſetze nur ein Jahr, wo ich vier bis fünf Jahre hätte ſetzen können.

Antwort auf die zweyte Frage: Ja, allerdings läßt es der Aufſeher den Neſtor Ironſide ſeinem kleinen Arthur ſagen, daß die vortrefflichen Eigenſchaften des Heilandes eine Belohnung ſeiner tugendhaften Kindheit geweſen wären. Neſtor, ſagt er, habe ihm erzehlt, wie unſchuldig, wie lehrbegierig, wie fromm, wie gehorſam das Kind Chriſtus geweſen ſey. „Und darum, „läßt er ihn fortfahren, darum hätte er auch täglich an Weisheit und Gnade vor Gott und Menſchen zugenommen; er „wäre die Freude, das Wohlgefallen und die Bewunderung aller ſeiner Freunde und Bekannten geworden, und Gott hätte „ihn endlich, nachdem er ſeine unſchuldige Jugend in der Stille „und Zufriedenheit mit der Armuth und dem Mangel ſeiner „Aeltern zurück gelegt hatte, in ſeinem dreyßigſten Jahre mit „einer ſo groſſen Weisheit ausgerüſtet ꝛc.“ Das iſt eine zuſammengeſetzte periodus conſecutiva, und das Darum, womit die Periode anfängt, muß auf alle Glieder derſelben gezogen werden. Wenn ich alſo leſe: Darum, weil er ein ſo unſchuldiges, lehrreiches, frommes, gehorſames Kind war, rüſtete ihn Gott in ſeinem dreyßigſten Jahre mit ſo groſſer Weisheit aus ꝛc: ſo habe ich hoffentlich nicht falſch conſtruirt. Und wofür hätte der junge Arthur die Wundergaben, womit Chriſtus in ſeinem dreyßigſten Jahre ausgerüſtet ward, auch anders halten können, als für Belohnungen und Folgen ſeiner tugendhaften Kindheit? Er wußte ja ſonſt nichts anders von Chriſto!

G.

XXII. Den 5. Junius. 1760.

Hundert und neunter Brief.

„Warum verſchweigt der Criticus die Rechtfertigung, die Herr Cramer ſeinem Rathe (ſeinem Kinde den Erlöſer, vors erſte nur als einen frommen und heiligen Mann vorzuſtellen) „wahrlich um ſchwächerer Perſonen willen, als ein Journaliſt ſeyn ſollte, in demſelben funfzigſten Stücke zugefügt hat? — So fragt Herr Baſedow, und wahrlich in einem Tone, daß ein treuherziger Leſer darauf ſchwören ſollte, ich hätte dieſe Rechtfertigung aus bloſſer Tücke verſchwiegen. Und ich bin mir doch bewußt, daß ich ſie aus bloſſem Mitleiden verſchwiegen habe.

Denn wie lautet dieſe Rechtfertigung? So wie folget: „Mein Vater fand ſelbſt in der Offenbarung eine Anleitung zu einer vorzüglichen Art des Unterrichts in dieſen uns ſo nothwendigen und unentbehrlichen Lehren, und zwar ſo wohl in der vortrefflichen Rede, die Paulus vor den Athenienſern, als in der Schutzrede, die er vor dem Landpfleger Felix und dem Könige Agrippa hielt. In beyden redet er von Chriſto: aber auf eine ſolche Art, die uns lehrt, wie man diejenigen von ihm unterrichten müſſe, die noch gar keine Erkenntniſſe von ſeiner erhabenen und herrlichen Perſon haben. Er ſchwieg mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem erſten Unterrichte, den er den Athenienſern gab, von den ſchweren und tiefſten Geheimniſſen des Chriſtenthums. Er fieng damit an, daß er ihnen einen Begrif von der Gottheit beyzubringen ſuchte. Die Schöpfung und Regierung der Welt von Gott, und ſeine Vorſehung, die Schuldigkeit ihn kennen zu lernen, und ſeinen Geſetzen zu gehorchen, und das künftige Gericht durch einen Menſchen, den er dazu erſehen, und deswegen von den Todten erweckt hätte, waren die erſten Lehren, die er ihnen verkündigte: und er wählte ſie offenbar deswegen, weil ſie ſchon einige obgleich falſche Begriffe davon hatten. So wenig ſagt er das erſtemal von Chriſto, ob er gleich genug ſagte, ihre Neugierde und Aufmerkſamkeit zu reizen. Lehren von einem tiefern Inhalte würden eine ganz widrige Wirkung hervorgebracht, und ihren Verſtand nicht ſowohl erleuchtet, als verblendet haben. Man ſieht dieſen groſſen Lehrer der Völker in ſeiner Schutzrede vor Felix und Agrippa eine ähnliche Methode beobachten, und ihn aus den Lehren

„von dem Heilande der Welt dasjenige ausſuchen, was von einem „noch ununterrichteten Verſtande am leichteſten gefaßt werden konnte. „Er machte ihnen Chriſtum, welches beſonders merkwürdig iſt, zuerſt „nicht als einen Verſöhner, der für die Menſchen eine vollkommene „Genugthuung geleiſtet hätte, ſondern als den Lehrer des menſchlichen „Geſchlechts bekannt, als den, der verkündigen ſollte **ein Licht dem „Volke Iſrael und den Heiden.**

„Dieſe Rechtfertigung (ſetzt Herr **Baſedow** von dem Seinigen hinzu) „iſt vollkommen gründlich, und dem Criticus zu ſtark, als daß „er ihrer erwehnen dürfte. Man darf nicht ſagen, daß das Apoſtoliſche Exempel deswegen, weil Heiden und Juden Meinungen hatten, „die den Geheimniſſen des Chriſtenthums gerade entgegen geſetzt waren, einem ſtufenweiſe zunehmenden Unterrichte der Kinder nicht zur „Rechtfertigung dienen könne. Denn erſtlich erhellet doch ſo viel daraus, daß es nicht ketzeriſch ſey, von Chriſto anfangs dasjenige zu „ſagen, was weniger wunderbar iſt, und vors erſte von dem Schweren und Geheimnisvollen zu ſchweigen. Zweytens iſt das Unvermögen kleiner Kinder, den Ausdruck der Geheimniſſe zu verſtehen, gewiß eine eben ſo wichtige Urſache dieſer Lehrart, als die Vorurtheile „der Juden und Heiden.

Herr **Baſedow** glaube ja nicht, daß ich auf dieſem Einwurfe, den er ſich ſelbſt macht, und ſelbſt beantwortet, beſtehen werde. Und warum nicht? Weil er eine Kleinigkeit als unſtreitig vorausſetzet, an der ich mir die Freyheit nehme, noch ſehr zu zweifeln. An der ich zweifle? Die ich ſchlechterdings leugne. Und welches iſt dieſe Kleinigkeit? Nur dieſe: daß Paulus bey beſagten Gelegenheiten beſagte Methode wirklich gebraucht habe.

Dieſes, wie geſagt, leugne ich. Urtheilen Sie, ob ich Grund habe. — Zuerſt von der Rede des Apoſtels vor den Athenienſern.* Der Apoſtel wird vor Gerichte geführet, und er ſoll da ſagen, **was dieſes** für eine neue **Lehre** ſey, die er lehre. Er fängt an zu reden; wirft ihnen ihren Aberglauben vor; dringet auf den wahren Begriff einer einzigen höchſten Gottheit, der ihren eignen Weiſen nicht ganz unbekannt geweſen ſey; und eilet zu der Sache zu kommen, die man eigentlich von ihm zu wiſſen verlangt, zu ſeiner neuen Lehre. Die Worte, *Und zwar hat Gott die Zeit der Unwiſſenheit überſehen; nun aber gebeut er allen Menſchen an allen Enden Buſſe zu thun;* dieſe Worte, ſage ich, ſollen den Einwurf vorläufig beantworten, den man von der *Neuheit* ſeiner Lehre hernehmen könnte; und nun iſt er auf einmal Mitten in ſeiner Materie: *Darum, daß er einen Tag geſetzt hat, auf welchen er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, in welchem ers beſchloſſen hat und jedermann fürhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Todten auferweckt.* Das ſind die Sätze, über die er ſich nunmehr weiter verbreiten will; die er den Athenienſern in der Folge ſeiner Rede näher erklären will. Aber was geſchieht? *Da ſie hörten die Auferſtehung der Todten, da hattens etliche ihren Spott, etliche aber ſprachen: wir wollen dich davon weiter hören.* Es waren Theils Epikurer, Theils Stoiker, die den Apoſtel vor Gerichte geführt hatten. Die Epikurer ſpotteten; die Stoiker wurden kalt: jene lachen; dieſe gähnen: keiner beſteht auf ſeiner Anklage, und alſo gieng Paulus von ihnen. Nun frag ich: wie kann man dieſes für eine ganze, vollſtändige Rede des Apoſtels halten? Es iſt ja offenbar nichts mehr, als der bloſſe Anfang einer Rede. Er ward unterbrochen; man wollte ihn nicht mehr hören, als er nun eben auf das kam, wovon Herr Cramer ſagt, daß er es vorſetzlich mit einer *bewundernswürdigen Weisheit in dem erſten Unterrichte verſchwiegen habe.* Verſchwiegen? Verſchweigt man das, wozu man uns nicht kommen läßt? Paulus erwähnt des Glaubens, erwähnt des Gerichts: aber ſeine Zuhörer gehen fort. Lag die Urſache alſo in dem Paulus, lag ſie alſo in ſeiner didaktiſchen Klugheit, von dem minder Wunderbaren anzufangen, daß er ihnen von dieſem *Glauben* nicht mehr ſagte? daß er ſie den *Mann* nicht näher kennen lehrte, durch welchen Gott den Kreis des Erdbodens richten wolle? Herr Cramer macht, zu meinem nicht geringern Erſtaunen, aus dieſem *Manne* einen *Menſchen*; aus dieſem *Manne*, den Petrus mit einer ihm ſelbſt am beſten bewußten Emphaſis*, den Mann von Gott nennt, einen Menſchen. Ich möchte doch wiſſen, wie er dieſe Vertauſchung bey unſern Exegeten verantworten wollte. Sie iſt ganz gewiß unverantwortlich; ob ich ſie gleich für weiter gar nichts ausgeben will, als für eine Uebereilung des Herrn Hofpredigers. Hätte Paulus weiter reden können, ſo würde ſein zweytes Wort unfehlbar von der Gottheit dieſes Mannes geweſen ſeyn. Denn er beobachtete in dieſem Punkte die menſchliche Klugheit des Herrn Hofpredigers ſo wenig, daß er ſchon vorher zu Athen auf dem Markte alle Tage, zu denen, die ſich herzufanden, von der Gottheit Chriſti geſprochen hatte. Wie hätte ſonſt der heilige Geſchichtſchreiber hinzuſetzen können: Etliche aber der Epicurer und Stoiker Philoſophi zankten mit ihm, und etliche ſprachen: Was will dieſer Lotterbube ſagen? Etliche aber: Es ſiehet, als wolle er neue Götter verkündigen. Das machte, er hatte das Evangelium von Jeſu, und von der Auferſtehung ihnen verkündigt. Man überlege die Worte: „Es ſcheinet als wolle er neue Götter verkündi-„gen; das machte, er hatte ihnen das Evangelium von Jeſu „verkündiget.“ Nichts kann deutlicher ſeyn. Folglich kann Herr Cramer aus der obigen Rede für ſich nichts ſchlieſſen. Erſtlich, weil ſie nicht der erſte Unterricht war, den der Apoſtel den Athenienſern gab; und zweytens weil es eine unterbrochene Rede war. Vielmehr kann man den Herrn Camer aus dieſem Exempel förmlich widerlegen; weil es drittens offenbar iſt, daß der Apoſtel gerade das Gegentheil von dem gethan hat, was er ihn thun läßt; daß er ſeinen Unterricht ohne Umſchweiſe von der Gottheit Chriſti angefangen hat. Denn er ſchien neue Götter zu verkündigen, weil er ihnen das Evangelium von Jeſu verkündigte.

---

* Apoſtelg. XVII.

Ich hätte hier eine feine Gelegenheit, gelehrte Bücher zu plündern, und meinem Briefe ſelbſt dadurch ein gelehrtes Anſehen zu geben. Aber wer betrachtet gern etwas durch ein Vergröſſerungsglas, was er mit bloſſen Augen deutlich genug ſehen kann? Erlauben Sie mir unterdeſſen, nur einen einzigen Mann anzuführen, deſſen exegetiſche Gelehrſamkeit ein wenig mehr auſſer Zweifel geſetzt iſt, als des Herrn Cramers oder meine. Es iſt D. Heumann. Herr Baſedow ſey ſo gut, und leſe dieſes würdigen Gottesgelehrten Erklärung der Apoſtelgeſchichte, wenn er die Meinung ſeines Freundes von der obigen Rede des Paulus, Vers vor Vers widerlegt und verworfen finden will. Gleich Anfangs gedenkt der Doctor der Vorſtellungen, welche Sebaſtian Schmidt, und Franciscus Fabricius von dieſer Rede des Apoſtels gemacht haben, und ſagt: „Beyden aber kann ich darinn keinen Beyfall geben, wenn ſie „glauben, es habe Paulus dieſe Rede an die Profeſſoren der „Stoiſchen und Epicuriſchen Weisheit gehalten, und daher die „Lehren der Vernunft von Gott oder der philoſophiſchen Theologie vornehmlich vorgetragen. Der letztere, Fabricius, will „auch die Klugheit unſers heiligen Redners zeigen, und ſuchet „ſie auch darinnen, daß Paulus Gott nicht den Gott Abrahams, Iſaacs und Jacobs genennet, auch ſeine Lehren nicht „aus den Propheten, ſondern aus heidniſchen Poeten, beſtätigt, „wie auch Jeſum nicht einmal mit Namen genennt habe. „Wie unbedachtſam iſt doch dieſes! Wird nicht auf dieſe Weiſe „Paulo faſt eben die Klugheit beygelegt, welche die Jeſuiten „in China ausüben, deren Bekehrungsklugheit von ihren eigenen Religionsverwandten gemisbilliget wird? — Was ſagen Sie zu dieſer Stelle? Der Doctor will von keiner Bekehrungsklugheit wiſſen, die der Hofprediger eine bewundernswürdige Weisheit nennt. Er ſchwieg mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem erſten Unterrichte, den er den Athenienſern gab, von den ſchweren und tiefſten Geheimniſſen des Chriſtenthums. Die Rede, die der Apoſtel auf dem Areopago hielt, war der erſte Unterricht nicht, den er den Athenienſern gab; und in dem vorhergegangenen erſten Unterrichte, ſagt der Doctor ausdrücklich, „lehrte Paulus, Jeſus „ſey der Sohn Gottes.* Die Spötter nennten Jeſum einen „neuen und fremden, das iſt, bisher unerhörten Gott. Sie „ſagten neue Götter, und meinten doch nur den von Paulo

---

* Apoſtelg. 17, 31.

---

* S. deſſen Erklärung des neuen Teſtaments, Seite 216 des ſechſten Theiles.

„gepredigten Jeſum. Dieſe Art zu reden iſt gewöhnlich, wenn „man indefinite redet ꝛc. Eben ſo ausdrücklich behauptet der Doctor, daß Paulus in der gedachten Rede ſelbſt, allerdings von den eigentlichen Glaubenslehren würde geredet haben, wenn ihn das laute Gelächter der ſpöttiſchen Zuhörer nicht aufzuhören gezwungen hätte. Er erklärt die letzten Worte πίστιν παρασχὼν πᾶσιν durch, die Glaubenslehren „allen Menſchen „vortragen, und ſie belehren, daß, die Seligkeit zu erlangen, „der Glaube an Jeſum das einzige Mittel ſey. Er ſagt nicht, daß der Apoſtel den Athenienſern nur deswegen von einem künftigen Gerichte durch einen Mann, den Gott dazu erſehen, geprediget, weil dieſes eine Lehre geweſen ſey, von welcher ſie ſchon einige, obgleich falſche Begriffe gehabt hätten: ſondern er ſagt, daß es deswegen geſchehen ſey, weil Paulus durch dieſe drohende Vorſtellung des Gerichts, ſeine Zuhörer aufmerkſam machen, und bewegen wollen, daß ſie den Beweis ſeiner göttlichen Geſandſchaft von ihm verlangen möchten. „Dieſen Beweis, fährt der Doctor fort, würde er ihnen überzeuglich gegeben haben, wenn ſie nicht bald darauf mit ſpöttiſchem Schreyen „ihm in die Rede gefallen wären, und dieſelbe zu beſchlieſſen, „ihn genöthigt hätten. ꝛc.

Nun von des Apoſtels Schutzrede vor dem Landpfleger Felix. — Auch in dieſer iſt nicht die geringſte Spur von der didaktiſchen Klugheit, welche die Methode des Herrn Cramers entſchuldigen ſoll. Und wie könnte es auch? Paulus hat darinn nichts weniger als die Abſicht zu unterrichten, und ſeiner Lehre Proſelyten zu ſchaffen: ſondern er ſucht einzig und allein die bürgerliche Klage von ſich abzulehnen, welche die Juden gegen ihn erhoben hatten. Er zeiget aus den Umſtänden der Zeit, daß die Beſchuldigung, als habe er einen Aufruhr erregen wollen, ſchon an und vor ſich ſelbſt unwahrſcheinlich ſey, und füget die wahre Urſache hinzu, warum er von den Juden ſo verleumdet werde; darum nehmlich, weil er nach dieſem Wege, den ſie eine Secte heiſſen, alſo dem Gotte ſeiner Väter diene, daß er glaube allem, was geſchrieben ſtehet im Geſetze und in den Propheten. Von dieſem Wege ſagt er alsdenn nur auch ganz allgemeine Dinge, und wenig mehr als ohngeſehr einen Einfluß auf den Charakter eines ehrlichen Mannes, eines ruhigen und wohlthätigen Bürgers haben konnte. Und dieſes thut er, nicht um den Felix zu gröſſern Geheimniſſen vorzubereiten, ſondern blos um von ihm als Richter, bürgerliche Gerechtigkeit zu erlangen. Kurz, es iſt mir unbegreiflich, wie Herr Cramer in dieſer Rede ſeine Methode hat finden können. Hätte er unterdeſſen nur einige Zeilen weiter geleſen; ſo würde er gerade das Gegentheil derſelben, auch hier gefunden haben. Nach etlichen Tagen aber, fährt der Geſchichtſchreiber fort, kam Felix mit ſeinem Weibe Druſilla, die eine Jüdin war, und fodert Paulum, und hört ihn von dem Glauben an Chriſto. Da aber Paulus redet von der Gerechtigkeit, und von der Keuſchheit, und von dem zukünftigen Gerichte, erſchrack Felix und antwortete: Gehe hin auf diesmal, wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich her laſſen rufen. Dieſe Stelle iſt höchſt merkwürdig. Felix und ſeine Gemahlin hören den Apoſtel von dem Glauben an Chriſto, von den unbegreiflichſten Geheimniſſen unſrer Religion. Aber nicht über dieſe unbegreifliche Geheimniſſe erſchracken ſie; nicht dieſe unbegreifliche Geheimniſſe hatten Schuld, daß ſie nicht Chriſten wurden: ſondern das ſtrenge und tugendhafte Leben, auf welches der Apoſtel zugleich mit drang, das ſchreckte ſie ab.

Aber ich eile, auch noch ein Wort von der Schutzrede des Paulus vor dem Könige Agrippa, zu ſagen. — Ich werde hier recht ſehr auf meiner Hut ſeyn müſſen, daß mir nicht etwas hartes gegen den Herrn Cramer entfehret. Seine ganze Theologie mußte ihn verlaſſen haben, als er ſchreiben konnte, „Paulus habe Chriſtum dem Agrippa, zuerſt nicht als einen Verſöhner, der für die Menſchen eine vollkommene Gnugthuung „geleiſtet hatte, ſondern als den Lehrer des menſchlichen Geſchlechts bekannt gemacht, als den, der verkündigen ſollte „ein Licht dem Volke Iſrael und den Heiden." Das iſt zu arg! Hören Sie nur. Agrippa war ein Jude; alſo ein Mann, der mit dem Apoſtel in dem Begriffe von dem Meßias überein kam; alſo ein Mann, dem er nicht erſt beweiſen durfte, daß Gott durch die Propheten einen Meßias verſprochen habe; ſondern den er blos überführen mußte, daß Jeſus der verſprochene

Meßias ſey. Und dieſes that er dadurch, daß er zeigte, die Prophezeyungen, der Meßias werde leiden müſſen, werde der erſte unter denen ſeyn, die von den Todten auferſtehen, dieſe Prophezeyungen wären in Jeſu erfüllt worden. Paulus ſchwieg alſo von der Göttlichkeit und Genugthuung des Meßias hier ſo wenig, daß er beydes vielmehr bey dem Agrippa vorausſetzte. Leiden, Sterben, Auferſtehen, ein Licht dem Volke und den Heiden verkündigen: alles dieſes faßt der Apoſtel in einen einzigen Perioden: und doch kann Herr Cramer behaupten, daß er von Chriſto nur als einem Lehrer und nicht als einem Verſöhner gegen den Agrippa geſprochen habe? Er leſe doch nur: *Daß Chriſtus ſollte leiden, und der Erſte ſeyn aus der Auferſtehung von den Todten, und verkündigen ein Licht dem Volke und den Heiden.*

Und das iſt nun die Rechtfertigung, welche Herr Baſedow vollkommen gründlich, und mir zu ſtark nennet, als daß ich ihrer hätte erwähnen dürfen. Noch einmal: ich habe ihrer aus bloſſem Mitleiden nicht erwähnt.

G.

XXIV. Den 12. Junius. 1760.

Hundert und zehnter Brief.

Sie ſind meine polemiſchen Briefe müde. Ich glaube es ſehr gern. Aber nur noch eine kleine Geduld; ich habe wenig mehr zu ſagen, und will mich ſo kurz als möglich faſſen.

Wenn Herr Cramer die Rechtfertigung ſeiner Methode in der Offenbarung nicht findet: ſo kann er ſie nirgends finden, als in ſeiner guten Abſicht. Dieſe will ich ihm nicht im geringſten ſtreitig machen. Allein ein Projectmacher, wenn es auch ein theologiſcher Projectmacher wäre, muß mehr als eine gute Abſicht haben. Sein Project muß nicht allein für ſich ſelbſt practicabel ſeyn, ſondern die Ausführung deſſelben muß auch unbeſchadet anderer guten Verfaſſungen, die bereits im Gange ſind, geſchehen können. Beydes vermiſſe ich an dem Projecte des Herrn Cramers. *Vors erſte* iſt es für ſich ſelbſt nicht practicabel. Denn ſo ein Kind, das den Erlöſer erſt als einen frommen und heiligen Mann, als einen Kinderfreund, ſoll kennen und lieben lernen, müßte, ſo lange dieſer vorbereitende Unterricht dauerte, von allem öffentlichen und häuslichen Gottesdienſte zurückgehalten werden; es müßte weder beten noch ſingen hören, wenn es in den Schranken der mit ihm gebrauchten Methode bleiben ſollte. Zweytens ſtreitet das Crameriſche Project mit mehr als einer angenommenen Lehre unſerer Kirche. Ich will itzt nur die Lehre von dem Glauben der Kinder nennen. Herr Cramer muß wiſſen, was unſere Kirche von dem Glauben der Kinder, auch ſchon alsdenn, wenn ſie noch gar keine Begriffe haben, lehret; er muß wiſſen, daß die Frage, die einem Täuflinge geſchiehet: *Glaubeſt du* &c. mehr ſaget, als: *Willſt du mit der Zeit glauben* &c.

Und hier will ich abbrechen. Schließlich möchte ich den Herrn *Baſedow*, folgendes zu überlegen, bitten. Als ich in dem *Nordiſchen Aufſeher* eine Methode angeprieſen fand, die mir eine unbehutſame Neuerung eines Mannes zu ſeyn ſchien, der die ſtrenge Orthodoxie ſeinen guten Abſichten aufopfert; als ich ſie mit Gründen angeprieſen fand, die den ſorgfältigſten Exegeten gewiß nicht verrathen; als ich den betäubenden, niederdonnernden Ausſpruch, *ohne Religion kann keine Redlichkeit ſeyn*, damit verglich: war es nicht ſehr natürlich, daß mir gewiſſe Gottesgelehrten dabey einfielen, „die ſich mit einer lieblichen Quinteſſenz aus dem Chriſtenthume begnügen, und allem „Verdachte der Freydenkerey ausweichen, wenn ſie von der Religion überhaupt nur fein enthuſiaſtiſch zu ſchwatzen wiſſen. Weder Herr *Baſedow* noch Herr Cramer wird leugnen wollen, daß es dergleichen Gottesgelehrten itzt die Menge giebt. Wenn aber jener meine allgemeine Anmerkung ſo ausleget, als ob ich ſie ſchlechterdings auf dieſen angewendet wiſſen wolle; ſo muß ich ſeine Auslegung für eine Calumnie erklären, an die ich nie gedacht habe. Ich ſage: „auch der *Nordiſche Aufſeher* „hat ein ganzes Stück dazu angewandt, ſich dieſe Mine der „neumodiſchen Rechtgläubigkeit zu geben &c. Iſt denn dieſes eben ſo viel, als wenn ich geſagt hätte: *Auch der Nordiſche Aufſeher iſt einer von dieſen Rechtgläubigen?* Ich rede ja nur von einer *Mine*, die er ſich geben will. Ich ſage ja nicht, daß er ſich dieſe Mine aus eben der Urſache geben will, aus welcher ſie jene führen. Jene führen ſie, um ihre Freydenkerey damit zu maſkiren; und Er will ſie annehmen, vielleicht weil er glaubt, daß ſie gut läßt, daß ſie bezaubert. Wenn eine neue Mode aus einer gewiſſen Bedürfniß entſprungen iſt, haben darum alle, welche dieſer Mode folgen, die nehmliche Bedürfniß? Haben alle, die einen Kragen am Kleide tragen, einen Schaden an ihrem Halſe, weil ein ſolcher Schaden den erſten Kragen, wie man ſagt, veranlaßt hat? G.

Hundert und eilſter Brief.

Die Verlegenheit, in die mich Herr Baſedow in Anſehung des zweyten Mitarbeiters an dem Nordiſchen Aufſeher, des Herrn Klopſtocks, mit aller Gewalt ſetzen will, hat mich von Grund des Herzens lachen gemacht.

„Auch das fünf und zwanzigſte Stück, ſagt Herr Baſedow, „von einer dreyfachen Art über Gott zu denken, deſſen Verfaſſer der Herr Klopſtock iſt, wird von dem Herrn Journaliſten „ſehr feindſelig angegriffen. Er muß vermuthlich das Klopſtockiſche Siegel nicht darauf geſehen haben, wie auf andern „Stücken deſſelben Verfaſſers, von welchen er mit Hochachtung „redet. — Herr Baſedow will vermuthlich hier ſpotten. Vermuthlich aber wird der Spott auf ihn zurück fallen. Denn geſetzt, ich hätte allerdings das Klopſtockiſche Siegel darauf erkannt: was weiter? Hätte ich es blos deswegen, ohne fernere Unterſuchung, für gut, für vortrefflich halten ſollen? Hätte ich ſchlieſſen ſollen: weil Herr Klopſtock dieſes und dieſes ſchöne Stück gemacht hat; ſo müſſen alle ſeine Stücke ſchön ſeyn? Ich danke für dieſe Logik. „Herr Klopſtock, heißt es an einem andern Orte, „ſo gewogen der Criticus ſich demſelben auch anſtellt ꝛc. Anſtellt! Warum denn anſtellt! Ich kenne den Herrn Klopſtock von Perſon nicht; ich werde ohne Zweifel nie das Vergnügen haben, ihn ſo kennen zu lernen; er wohnt in Kopenhagen, ich in **; ich kann ihm nicht ſchaden; er ſoll mir nichts helfen: was hätte ich denn alſo nöthig, mich gegen ihn anzuſtellen? Nein, ich verſichere den Herrn Baſedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopſtock in allem Ernſte gewogen bin; ſo wie ich allen Genies gewogen bin. Aber deswegen, weil ich ihn für ein groſſes Genie erkenne, muß er überall bey mir Recht haben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein groſſes Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige, ſamt ſeinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtliche Eſel, ohne zu ſtraucheln, gehet.

Wer heißt den Herrn *Klopſtock* philoſophiren? So gewogen bin ich ihm freylich nicht, daß ich ihn gern philoſophiren hörte. Und können Sie glauben, Herr *Baſedow* ſelbſt iſt in dem gedachten Stücke nicht ganz mit ihm zufrieden. Sie wiſſen, was ich dagegen erinnert habe. *Erſtlich*, daß er uns mit ſeiner dritten Art über Gott zu denken, nichts Neues ſage; das Neue müßte denn darinn liegen, daß er das *denken* nennet, was andere empfinden heiſſen. Das räumet Herr *Baſedow* ein, und fragt blos: „Ob man denn über alte Dinge etwas neues ſagen „müſſe? Und ob denn Herr *Klopſtock* nicht das Recht gehabt „habe, das Wort *denken* anders zu nehmen, als es in der „üblichen Sprache einiger Syſteme genommen werde? Ich ſelbſt habe ihm dieſes Recht zugeſtanden, und nur wider den Irrthum, auf welchen er dadurch verfallen iſt, proteſtiret; als worinn mein *zweyter* Einwurf beſtand. Er ſagt nehmlich, daß man durch die dritte Art über Gott zu denken, auf neue *Warheiten* von ihm kommen könnte, wenn die Sprache nicht zu arm und ſchwach wäre, das, was wir dabey dächten, auszudrücken. Ich ſage: *keine neue Warheiten*! Und was ſagt Herr *Baſedow*? „Ich geſtehe, es wäre vielleicht nicht ganz abzurathen geweſen, „den Ausdruck *neue Warheiten* zu vermeiden, oder ihn vielmehr zu erklären.“ Das geſteht Herr *Baſedow*, und doch zankt er mit mir. Ja freylich: wenn es erlaubt iſt, allen Worten einen andern Verſtand zu geben, als ſie in der üblichen Sprache der Weltweiſen haben: ſo kann man leicht etwas Neues vorbringen. Nur muß man mir auch erlauben, dieſes Neue nicht immer für wahr zu halten.

Aber wieder auf das Vorige zu kommen: Hätte ich wirklich das Klopſtockiſche Siegel auf dem gedachten Stücke nicht geſehen? O nur allzudeutlich; und ich dächte, ich hätte es auch nur allzudeutlich zu verſtehen gegeben. Ich ſchrieb nehmlich: „Ich „verdenke es dem Verfaſſer ſehr, daß *Er* ſich bloß gegeben, ſo

„etwas auch nur vermuthen zu können. Dieſes Er war nicht umſonſt in dem Manuſcripte unterſtrichen, ward nicht umſonſt mit Schwabacher gedruckt. Dieſes Er war Herr Klopſtock. Denn Herr Baſedow wird doch wohl wiſſen, wofür die Gottſchede und Hudemanns den Herrn Klopſtock halten. Dieſer Leute wegen that es mir im Ernſte leid, daß Er eine Theorie verrathen habe, die ihren kahlen Beſchuldigungen auf gewiſſe Weiſe zu ſtatten komme.

Und ſo wenig ich aus des Herrn Klopſtocks Philoſophie mache, eben ſo wenig mache ich aus ſeinen Liedern. Ich habe davon geſagt: „ſie wären ſo voller Empfindung, daß man oft „gar nichts dabey empfinde. Herr Baſedow hingegen ſagt von dem Liede, von welchem damals vornehmlich die Rede war: „Es iſt, wie mich dünkt, ganz ſo gedankenreich und ſchön, wie „die folgende Strophe.

Jeſus, Gott wird wiederkommen.
Ach laß uns dann mit allen Frommen
Erlöſt zu deiner Rechten ſtehn!
Ach du müſſeſt, wenn in Flammen
Die Welt zerſchmilzt, uns nicht verdammen!
Laß alle kämpfen dich zu ſehn!
Dann ſetz auf deinen Thron
Die Sieger, Gottes Sohn,
Hoſianna!
Zur Seligkeit
Mach uns bereit,
Durch Glauben, durch Gerechtigkeit.

Das nennt Herr Baſedow gedankenreich? Wenn das gedankenreich iſt; ſo wundere ich mich ſehr, daß dieſer gedankenreiche Dichter nicht längſt der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden iſt. Iſt das der Dichter, der jenen Traum vom Sokrates gemacht hat? Damit aber Herr Baſedow und ſeines gleichen, nicht etwa meinen mögen, daß mein Urtheil über die Klopſtockiſchen Lieder, ein bloſſer witziger Einfall ſey, ſo will ich ihnen ſagen, was ich dabey gedacht habe. Es kann wahr ſeyn, dachte ich, daß Herr Klopſtock, als er ſeine Lieder machte, in dem Stande ſehr lebhafter Empfindungen geweſen iſt. Weil er aber blos dieſe ſeine Empfindungen auszudrücken ſuchte, und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorſtellungen, der die Empfindungen bey ihm veranlaßt hatte, durch den er ſich in das andächtige Feuer geſetzt hatte, verſchwieg und uns nicht mittheilen wollte: ſo iſt es unmöglich, daß ſich ſeine Leſer zu eben den Empfindungen, die er dabey gehabt hat, erheben können. Er hat alſo, wie man im Sprüchworte zu ſagen pflegt, die Leiter nach ſich gezogen, und uns dadurch Lieder geliefert, die von Seiten ſeiner, ſo voller Empfindung ſind, daß ein unvorbereiteter Leſer oft gar nichts dabey empfindet. Der Hamburgiſche Anzeiger ſagt, es ſey ihm dieſes mein Urtheil eben ſo vorgekommen, „als ob jemand von Leſſings ſchönen Fabeln „urtheilen wollte, ſie wären ſo witzig, daß ſie oft ganz aberwitzig darüber würden. Der Herr verſuche nunmehr, ob er in ſeine Inſtanz eben den richtigen Sinn legen kann, der in meinem Urtheile liegt. Deſto ſchlimmer aber für Leſſingen, wenn ſeine Fabeln nichts als witzig ſind! G

Hundert und zwölfter Brief.

Herr Baſedow — und nun werde ich ſeiner zum letztenmale gedenken, — wirft auf allen Seiten mit Liebloſigkeiten, mit Verleumdungen um ſich; und der Hamburgiſche Anzeiger ſagt, daß ein ſehr niedriger Bewegungsgrund mich aufgebracht habe, den Aufſeher als ein höchſt ſchlechtes Werk herunter zu ſetzen. Beyde Herren muß ein verborgenes Geſchwür jucken, das ſie mit aller Gewalt aufgeſtochen wiſſen wollen. Ihr Wille geſchehe alſo. Ich wünſche, daß die Operation wohl bekommen möge.

Erinnern Sie ſich wohl des erdichteten Briefes, den der nordiſche Aufſeher in ſeinem ſieben und dreyßigſten Stücke mittheilet? Vielleicht haben Sie ihn überſchlagen. Ich meine folgenden.

„Mein Herr!

„Hoffentlich werden Sie ſich doch, bey dem Schluſſe des erſten „Theils ihrer Blätter, in Kupfer ſtechen laſſen. Ich habe Sie zwar noch „nicht geſehen, ſo oft ich ſie auch auf unſern Spaziergängen aufgeſucht „habe, und ich habe ein ſcharfes Geſicht. Gewiß Sie entziehen ſich „dem Publico allzuſehr. Dennoch getraue ich mir, Sie vollkommen

„zu treffen. Das verſpreche ich: Ihr Portrait ſoll keinem in der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften etwas nachgeben. Ein altes „ſaures Geſicht mit Runzeln, wie Gellert und ein anderer Dichter; „tiefſinnig; ſchief; auch ein wenig mürriſch; denn im Schatten bin „ich ſtark. Nicht wahr? Ich warte nur auf Ihre Erlaubnis, mein „Herr, um den Grabſtichel in die Hand zu nehmen; die Platte iſt „ſchon fertig. Ich mache auch Inſcriptionen in Proſa und Verſen, „wenn Sie ſie haben wollen. Ihr Verleger iſt, wie ich höre, ſo eigen, „daß er Ihr Bild dem Werke, ohne Ihr Wiſſen nicht verſetzen will. „Aber der wunderliche Mann! Er ſoll nicht dabey zu kurz kommen; „das Buch wird gewiß deſto beſſern Abgang haben. Nur muß er „meine Mühe nicht umſonſt verlangen.

„Das will ich Ihnen noch im Vertrauen ſtecken: Ich kenne eine „etwas betagte reiche Wittwe, welche alle Augenblicke bereit iſt, ſich „in Sie zu verlieben, wenn Sie ſo ausſehen, wie ich Sie zeichnen „will. Die Frau ſieht nicht übel aus. Sie ſind doch noch Wittwer! Ich bin Mein Herr

Ihr unterthänigſter Diener
Philipp Rauk.
Kupferſtecher.

Ich frage einen jeden, dem es bekannt iſt, daß der Kupferſtecher, der ein Paar Portraits vor der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften gemacht hat, wirklich Rauke heißt, ob dieſem Briefe das geringſte zu einem förmlichen Paſquille fehlt? Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen ſollte, als ich ſahe, daß ſich ein Mann, wie der Nordiſche Aufſeher, der von nichts als Religion und Redlichkeit ſchwatzt, der es ſeiner Würde für unanſtändig erklärt hatte, ſich mit der Satyre abzugeben, daß ſich ſo ein Mann ſo ſchändlich vergangen hatte. Geſetzt der Künſtler ſpräche zu ihm: „Mein Herr, der ſie ſo „eigenmächtig nicht Tadel, ſondern Schande austheilen, darf „ich wohl wiſſen, wie ich zu dieſem Brandmahle komme? Es „iſt wahr, ich habe eines von den bewußten Portraits geſtochen; „aber nicht aus freyem Willen, ſondern weil es mir aufgetragen ward, weil mir die Arbeit bezahlt ward, und ich von „dieſer Beſchäftigung lebe. Ich habe mein Beſtes gethan. „Allein man hat mir ein ſo ſchlechtes Gemählde geliefert, daß

,,ich nichts beſſeres daraus habe machen können. Ich ſage Ih-
,,nen, daß alle die Fehler, die ſie in meinem Stiche tadeln,
,,in dem Gemählde geweſen ſind; und daß ein Kupferſtecher
,,keinen Fehler des Gemähldes nach Gutdünken verbeſſern kann,
,,ohne in Gefahr zu ſeyn, die Aehnlichkeit auf einmal zu ver-
,,nichten. Was weis ich, ob Herr Gellert ein Adonis iſt,
,,oder ein ſaures Geſicht mit Runzeln hat? Was weis ich, ob
,,der andere Dichter (den ich nicht einmal geſtochen habe) ſchief
,,und mürriſch ausſieht? Wir Kupferſtecher ſtechen die Leute,
,,wie wir ſie gemahlt finden. Und als Kupferſtecher, ſollte ich
,,meinen, hätte ich doch immer noch einen Stichel gezeigt, der
,,feſter und kühner iſt, und mehr verſpricht, als daß er eine ſo
,,öffentliche Beſchimpfung verdient hätte. Doch dem ſey wie
,,ihm wolle. Wenn ich auch ſchon der allerelendeſte Kupfer-
,,ſtecher wäre, warum gehen Sie aus den Schranken des kriti-
,,ſchen Tadels? Warum muß ich noch etwas ſchlimmeres als
,,der elendeſte Kupferſtecher, warum muß ich ihr Kuppler ſeyn?
,,Muß ich ihr Kuppler ſeyn, weil ihre Freunde das Unglück
,,durch mich gehabt haben, nicht ſo ſchön und artig in der Welt
,,zu erſcheinen, als ſie ſich in ihren Spiegeln erblicken? Die-
,,ſes einzige frage ich Sie: muß ich darum ihr Kuppler ſeyn? —
Wenn, ſage ich, der Künſtler zu dem Aufſeher ſo ſpräche; was
könnte der fromme, redliche, großmüthige Mann antworten?

Herr Baſedow möchte gar zu gern meinen Namen wiſſen. Gut; er ſoll ihn erfahren, ſobald einer von ihnen, entweder Herr Cramer, oder Herr Klopſtock, oder Er ſelbſt, das Herz hat, ſich zu dieſem Pasquille zu bekennen.

G.

Siebenter Theil.

XII. Den 18. September. 1760.

Hundert und ſieben und zwanzigſter Brief.

Sie kennen doch den Aeſopiſchen Zahnſchreyer, Hermann Axel, den die Schweizeriſchen Kunſtrichter vor einigen Jahren mit ſo vieler zujauchzenden Bewunderung austrommelten? Er unterſchied ſich von andern Zahnſchreyern beſonders dadurch, daß er ſehr wenig redte. Wenn er aber ſeinen Mund aufthat, ſo geſchah es allezeit mit einer Fabel. Der ſchnackiſche Mann war in der Schweitz überall willkommen; er durfte ungebeten bey den Tafeln und Gaſtmählern vornehmer und geringer Perſonen erſcheinen; man hielt dafür, daß ſeine Zeche durch die Fabeln, die er unter die Geſpräche miſchte, überflüßig bezahlt ſey. Unter andern wußte er ſehr viel von Gauchlingen zu erzehlen; wie die Gauchlinger über ihre böſe Bach rathſchlagen; wie die Gauchlinger nicht Spitzhoſen anſtatt Pluderhoſen tragen wollen; wie die Gauchlinger ꝛc. Alle dieſe Gauchlingiana haben ſeine Freunde zu Papiere gebracht, und ſie in den Freymüthigen Nachrichten, in den Critiſchen Briefen, in der Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln, zum erſten, zweyten, dritten, und der Himmel gebe, letzten male drucken laſſen.

Das alles wiſſen Sie. Aber wiſſen Sie auch, daß Hermann Axel noch lebt? Daß er nunmehr auf ſeine eigene Hand ein Autor geworden iſt? Daß er einen kläglichen Beweis gegeben, wie wirkſam das Gift ſeiner Schmeichler auf ſeinen geſunden Verſtand geweſen ſeyn müſſe? Dieſe böſen Leute hatten ihn und den Aeſopus ſo oft zuſammen genennt, bis er ſich wirklich für einen zweyten Patäcus (ὡς ἔφασκε τὴν Αἰσώπου ψυχὴν ἔχειν*) gehalten. Nun fiel Leßingen vor kurzem ein, an dieſer Seelenwanderung zu zweifeln, und verſchiedenes wider die Axeliſche Fabeltheorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer beſſer kennen ſollen. Er hätte wiſſen ſollen, daß ſie den geringſten Widerſpruch mit der plumpſten Schmähſchrift zu rächen gewohnt ſind. Hermann Axel ſpricht zwar wenig; aber er kann deſto mehr ſchreiben. Er wird eine Sündfluth von Fabeln wider ihn ausſchütten. Er wird mit Stoppen und Kräuterbündeln um ſich werfen. Er wird — — alles thun, was er wirklich in folgendem Buche gethan hat **Leßingiſche unäſopiſche Fabeln: enthaltend die ſinnreichen Einfälle und weiſen Sprüche der Thiere. Nebſt damit einſchlagender Unterſuchung der Abhandlung Herrn Leßings von der Kunſt Fabeln zu verfertigen.****

---

* Plutarch im Leben des Solons.

** Zürich, bey Orell und Compagnie, in Octav.

Dieſes Buch, welches um die Helfte ſtärker iſt als die Leßingiſchen Fabeln ſelbſt, hat ſo viel ſonderbare Seiten, daß ich kaum weis, von welcher ich es Ihnen am erſten bekannt machen ſoll. So viel läßt ſich gleich aus dem Titel abnehmen, daß es aus Fabeln und Abhandlungen beſtehet. Jene ſollen ſpöttiſche Parodieen auf Leßings Fabeln ſeyn; und in dieſen ſoll die Leßingiſche Theorie von der Fabel mit Gründen beſtritten werden. Hermann Axel dünkt ſich in Schimpf und Ernſt maitre paſſé; er will nicht bloß die Lacher auf ſeiner Seite haben, ſondern auch die denkenden Köpfe; er fängt mit Fratzengeſichtern an, und höret mit Runzeln auf. Aber woher weis ich es, werden Sie fragen, daß Hermann Axel der Verfaſſer von dieſen Leßingiſchen unäſopiſchen Fabeln iſt? Woher? Er hat ſich ſelbſt dazu bekannt, indem er verſchiedene von den Fabeln, die ihm in den Critiſchen Briefen beygelegt werden, hier wieder aufwärmt, hier zum viertenmale drucken läßt. Mit was für Recht könnte er das thun, wenn nicht dieſe ſowohl als jene ſeine wären; wenn er nicht beyde für Geburten von ihm erkannt wiſſen wollte?

Leſen Sie nur gleich die erſte Fabel, um alle die Beſchuldigungen auf einmal zu überſehen, die er ſeinem witzigen Antagoniſten macht. Witzig iſt hier ein Schimpfwort, muß ich Ihnen ſagen. Denn mit allem würde Leßing vor ihm noch eher Gnade finden, als mit ſeinem Witze. Den kann er durchaus nicht leiden.

Die neue Fabel-Theorie.

„Ich ſaß an einem murmelnden Bache auf einem glatten Steine,
„und rief die Muſe an, die den Aeſopus ſeine Fabeln gelehrt hatte.
„Indem kam mit ſeltſamen Bocksſprüngen eine Geſtalt wie eines Faunus
„aus dem nahen Walde hervor; er kam gerade auf mich zu, und
„ſagte: Die Muſe hört dich nicht, ſie iſt itzo beſchäftiget einem
„Poeten beyzuſtehen, der den Tod Sauls und Jonathans ſingt: Ich
„will ſtatt ihrer dir bey deiner Geburt helfen. Ich bin von dem Gefolge
„der Muſen, und diene den Poeten und Mahlern nicht ſelten
„bey ihrer Arbeit; ſie nennen mich Capriccio, ich bin jener Geiſt

ille ciens animos & pectora verſans.
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus.

„Die Deutſchen haben mir noch keinen Namen gegeben, und nur „wenige von ihnen kennen mich. Ich machte eine tiefe Verneigung, „und ſagte, daß ich bereit wäre, mit ihm auf die Fabeljagd zu gehen. „Dieſe Mühe, ſagte er, können wir uns ſparen; dafür wollen wir „im Aelian und Suidas und Antonius Liberalis jagen. Wenn wir „ihre Geſchichten bald eher abbrechen, bald weiter fortführen, bald „einzelne Umſtände herausnehmen, und eine neue Fabel darauf bauen, „oder eine neue Moral in eine alte Fabel legen, werden wir an Fabelwildbret niemals Mangel haben. Jede Folge von Gedanken, jeder „Kampf der Leidenſchaften ſoll uns eine Handlung ſeyn. Warum „nicht? Wer denkt und fühlt ſo mechaniſch, daß er ſich dabey keiner „Thätigkeit bewußt ſey? Zu derſelben brauchen wir auch die innere „Abſicht der aufgeführten Perſonen nicht, es iſt genung an unſerer Abſicht. Nur laßt uns nicht vergeſſen, unſerer Fabel die Wirklichkeit „zu geben mit dem **Es war einmal** — Ich erlaſſe dir auch die kleinen ſonderbaren Züge in den Sitten der Thiere. Du haſt genung „an den allgemein bekannten, und dieſe magſt du erhöhen, ſo weit „du willſt, und ſie ſo nahe zur menſchlichen Natur bringen, als du „willſt. Der müßte ein Dummkopf ſeyn, der deine Fabeln leſen wollte, „um die Naturgeſchichte darinn zu ſtudieren.

„Gewiß, ſagte ich, werden wir ſo Fabeln bekommen, aber es werden wohl Stoppiſche ſeyn? Um Vergebung, verſetzte er, nicht Stoppiſche, ſondern **Leßingiſche**: In dieſen letzten Tagen iſt **Leßing** den „Menſchen geſchenkt worden, Stoppens unverdaute Fabeltheorie zu „verdauen, zu verbeſſern, und unter die ſcientifiſche Demonſtration zu „bringen. Wir können ihm die Verantwortung überlaſſen. Er kann „ſich mit Witz aushelfen, wenn es ihm an Natur fehlt, und er hat „Unverſchämtheit übrig, den Mangel an Gründlichkeit zu erſetzen.

„Laſſet uns, ſagte ich, das Werk ohne Verzug angreifen. Hilf „mir, muntrer **Capriccio**, zu Reimen oder Hexametern, zu Gemählden, „zu Zeichnungen der Oerter, der Perſonen, der Stellungen, zu Gedanken die hervorſtechen, zu Anſpielungen. Fort mit dem Plunder, „verſetzte er, den können wir gänzlich entbehren. Wozu braucht die „Fabel Anmuth? Willſt du das Gewürze würzen? Kurz und trocken; „mehr verlangt unſer Lehrer nicht; gute Proſe —

„Entſchuldige dich dann mit deinem Unvermögen, gieb deine Gril-

„len für Orakel, du wirſt weder der Erſte noch der Letzte ſeyn, der „das thut — —

„Alles, was er mir ſagte, dünkte mich ſeiner ſatyriſchen Geſtalt „und ſeinem bocksmäßigen Namen zu entſprechen. Indeſſen folgte ich „ihm, und verfertigte auf einem Stein folgende Fabeln.

Wie gefällt Ihnen das? Die Schnacke iſt ſchnurrig genug; aber laſſen Sie uns doch ſehen, auf wie viel Wahrheit ſie ſich gründet. Erſt eine kleine Anmerkung über den Capriccio. Der arme Capriccio! Hat der es nun auch mit den Schweitzern verdorben? Noch im Jahr 1749, als ſie uns die Gedichte des Pater Ceva bekannt machen wollten, ſtand Capriccio bey ihnen in ſehr groſſem Anſehen. Da war er der poetiſche Taumel; da war er der muntere Spürhund, der in einer ſchallenden Jagd, die das Hüfthorn bis in die abgelegenſten dunkelſten Winkel der menſchlichen Kenntniſſe ertönen läßt, das ſeltſamſte Wild aufjagt; da war er Musis gratissimus hospes; da hatte er dem Pater ſein Gedicht auf den Knaben Jeſus machen helfen; da hatte er auch deutſchen Dichtern die trefflichſten Dienſte gethan; den einen hatte er in einer zärtlichen Elegie ſeine Liebe derjenigen erklären laſſen, „die ihm das Schickſal zu lieben auferlegt „und ihm ihre Gegenliebe geordnet, die er aber noch nicht kannte, „noch niemals geſehen hatte;“ der andere war durch ihn in einer choriambiſchen Ode „bis in die Tiefen jener Philoſophie „gelangt, in welchen er ſich mit ſeinen Freunden noch als „Atomos, die allererſt aus der Hand der Natur kamen, erblickte, „bevor ſie noch gebohren waren, doch ſich nicht ganz unbewußt.

Klein wie Theilchen des Lichts ungeſehn ſchwärmeten,
— wie ſie — auf einem Orangeblatt
Sich zum Scherzen verſammelten,
Im wollüſtigen Schooſſe junger Aurikelchen
Oft die zaudernde Zeit ſchwatzend beflügelten.

Das alles war und that Capriccio bey den Schweitzern 1749. Und was laſſen ſie ihm 1760 thun? Schlechte Leßingiſche Fabeln machen. Welche Veränderung iſt mit ihm vorgegangen? Mit ihm keine, aber deſto gröſſere mit den Schweitzern. Capriccio iſt der Gefährte der Fröhlichkeit:

Lætitia in terras ſtellato ex æthere venit.
Cui comes ille ciens animos & pectora verſans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus;

und ſeit 1749 fanden die Schweitzer für gut, mit der Fröhlichkeit, und zugleich mit ihrem ganzen Gefolge, zu brechen. Sie waren fromme Dichter geworden, und ihr poetiſches Intereſſe ſchien ein ernſtes, ſchwermüthiges Syſtem zu fordern. Sie hatten ſich andächtige Patriarchen zu ihren Helden gewählt; ſie glaubten ſich in den Charakter ihrer Helden ſetzen zu müſſen; ſie wollten es die Welt wenigſtens gern überreden, daß ſie ſelbſt in einer patriarchaliſchen Unſchuld lebten; ſie ſagten alſo zu der Fröhlichkeit: was machſt du? und zu dem Capriccio: du biſt toll! Vielleicht zwar lief auch ein kleiner Groll gegen dieſen mit unter. Er war ihnen in dem Noah nicht munter genug geweſen: er hatte ihnen da nicht genug ſeltſames poetiſches Wild aufgejagt. Denn wer weiß, ob nicht Capriccio einer von den Spürhunden iſt, die nicht gern ins Waſſer gehen; und beſonders nicht gern in ſo gefährliches Waſſer, als die Sündfluth. Da dachten die Schweitzer: willſt du uns nicht, ſo wollen wir dich auch nicht; lauf! Man höret es zum Theil aus ihrem eigenen Geſtändniſſe. Einer von ihren Poeten ſingt itzt den Tod Sauls und Jonathans: iſt Capriccio bey ihm? Nein. Die Muſe nur iſt bey ihm; und Capriccio ſchwärmt indeſſen, ich weiß nicht wo herum, ob es gleich von ihm weiter heißt:

- - - - - - pictoribus ille
Interdum aſſiſtens operi, nec ſegnius inſtans
Vatibus ante alios, Muſis gratiſſimus hoſpes.

Ich ſorge, ich ſorge, die Muſe folgt ihrem Capriccio nach. Noch eine Meſſe Geduld, und wir werden es ſehen. Wenn ſie ſich doch ja mit ihm wieder ausſöhnten! Da war es mit den Schweitzern noch auszuhalten, als Capriccio ihr Freund war. Da durfte Lemene ungeſcheut vor ihnen ſingen:

Vorrei eſſer ne l'Inferno,
Ma con Tantalo nel rio,
Ma che 'l rio foſſe Falerno,
Ma non fuggiſſe mai dal labro mio

Es war ein allerliebſter Einfall! Denn der Einfall kam vom Capriccio. Seit dem kam der Einfall

Es donnert! Trink und ſieh auf mich!

— —

Zevs iſt gerecht; er ſtraft das Meer:
Sollt er in ſeinen Nektar ſchlagen?

allem Anſehen nach, zwar auch vom Capriccio: allein Capriccio ſteht nicht mehr bey ihnen in Gnaden, und Leßing iſt ein profaner Böſewicht.

Aber zur Sache. „Laß uns, muß Capriccio ſagen, im „Aelian und Suidas und Antonius Liberalis jagen.“ Was will Hermann Axel damit zu verſtehen geben? Offenbar, daß Leßing ſeine Fabeln nicht erfunden, ſondern aus dieſen alten Schriftſtellern zuſammen geſtoppelt habe. Es iſt wahr, er führet ſie in ſeinem Verzeichniſſe an: allein wer dieſe Anführungen unterſuchen will, wird finden, daß nichts weniger als ſeine Fabeln darinn enthalten ſind. Kaum daß ſie einen kleinen Umſtand enthalten, auf welchen ſich dieſer oder jener Zug in der Fabel beziehet, und den er dadurch nicht ohne Autorität angenommen zu haben erweiſen will. Die Wahrheit zu ſagen, hätte ich es ſelbſt lieber geſehen, wenn uns Leßing dieſe kleine gelehrte Brocken erſpart hätte. Wem iſt daran gelegen, ob er es aus dem Aelian oder aus der Acerra philologica hat, daß z. E. das Pferd ſich vor dem Kameele ſcheuet? Wir wollen nicht die Genealogie ſeiner Kenntniß von dergleichen bekannten Umſtänden, ſondern ſeine Geſchicklichkeit ſie zu brauchen, ſehen. Zudem ſollte er gewußt haben, daß der, welcher von ſeinen Erfindungen, ſie mögen ſo groß oder ſo klein ſeyn als ſie wollen, einige Ehre haben will, die Wege ſorgfältig verbergen muß, auf welchen er dazu gelangt iſt. Nicht den geringſten Anlaß wird er verrathen, wenn er ſeinen Vortheil verſtehet: denn ſehr oft iſt die Bereitſchaft dieſen Anlaß ergriffen zu haben, das ganze Verdienſt des Erfinders; und es würden tauſend andere, wenn ſie den nehmlichen Anlaß gehabt hätten, wenn ſie in der nehmlichen Diſpoſition ihn zu bemerken, geweſen wären, das nehmliche erfunden haben. Unterdeſſen kömmt es freylich noch darauf an, ob die Stellen, welche L. anführt, dergleichen Anlaſſe ſind. Z. E. Sie erinnern ſich ſeiner Fabel

Die Furien. [ſ. Band I, S. 153.]

Dieſe Fabel iſt die einzige, bey welcher L. den Suidas anführet. Und was ſtehet im Suidas davon? Dieſes: daß ἀειπαρθενος (immerjungfer) ein Beynahme der Furien geweſen ſey. Weiter nichts? Und doch ſoll dem Suidas mehr als Leſſingen dieſe Fabel gehören? So jagte er in dem Suidas um dieſe Fabel zu finden? Ich kenne den Suidas auch; aber wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen! Ohne Zweifel hatte er alſo einen ganz andern Anlaß dieſe Fabel zu machen; und ſein Capriccio war nur munter genug, das ἀειπαρθενος auszuſtöbern, und es in dieſem gelegenen Augenblicke bey ihm vorbey zu jagen.

Die Fortſetzung folgt.

XIII. Den 25. Septembr. 1760.

Beſchluß des hundert und ſieben und zwanzigſten Briefs.

Ich wüßte auch kaum zwey bis drey Exempel anzuführen, wo L. ſeinen alten Währmännern mehr ſchuldig zu ſeyn ſchiene, als er dem Suidas in dieſer Fabel von den Furien ſchuldig iſt. Hingegen könnte ich ſehr viele nennen, wo er ſie ganz vor langer Weile citirt, und man es ihm zu einem Verdienſte anrechnen müßte, wenn er ſeine Erdichtungen wirklich aus den angeführten Stellen herausgewickelt hätte. Hermann Axel muß es nach der Hand auch wohl ſelbſt gemerkt haben, daß es ſo leicht nicht iſt, in den alten Claſſicis zu jagen, ohne ein gelehrter Wilddieb zu werden. Denn ſein Capriccio verſpricht es zwar zu thun; am Ende aber ſieht man, daß er weder im Suidas, noch im Aelian, ſondern in den Schriften des Genfer Rouſſeau, in Browns Eſtimate, in Popens Briefen gejagt hat. Nun habe ich zwar alle Hochachtung gegen dieſe Männer, und ſie ſind unſtreitig gröſſer, als jene ſtaubigte Compilatores: allein demohngeachtet iſt es weniger erlaubt ſich aus ſolchen Männern, als aus jenen Alten zu bereichern. Denn dieſes nennt das Publicum, welches ſich nicht gern ein Vergnügen zweymal in Rechnung bringen läßt, verborgene Schätze graben; und jenes mit fremden Federn ſtolzieren.

Doch damit ich Areln nicht verleumde: eine einzige Fabel (weil er es doch einmal Fabel nennt) finde ich, die er einem Alten zu danken hat; und zwar dem bekannten Schulbüchelchen des Plutarchs, wie man mit jungen Leuten die Dichter leſen ſoll. Ja, ſage zu danken hat; denn jagen hat er ſie nicht dürfen: das Thier war zahm genug, ſich mit der Hand greiffen zu laſſen. Es heißt bey dem Plutarch: ὁτι μεν, ὡς Φιλοξενος ὁ ποιητης ἐλεγεν, των κρεων, τα μη κρεα, ἡδιςα ἐςι, και των ἰχϑυων, ὁι μη ἰχϑυες, ἐκεινοις ἀποφαινεσϑαι παρωμεν, ὡς ὁ Κατων ἐφη, της καρδιας την ὑπερωαν ἐναισϑητοτεραν ὑπαρχειν. Ὁτι δε των ἐν φιλοσοφια λεγομενων, ὁι σφοδρα νεοι τοις μη δοκουσι φιλοσοφως, μηδε ἀπο σπουδης λεγεσϑαι, χαιρουσι μαλλον, και παρεχουσιν ὑπηκοους ἑαυτους και χειροηϑεις, δηλον ἐςιν ἡμιν. „Ob es wahr iſt, was der „Dichter Philoxen ſagt, daß das angenehmſte Fleiſch das iſt, „was nicht Fleiſch iſt, und die angenehmſten Fiſche die, die nicht „Fiſche ſind: das wollen wir denen zu entſcheiden überlaſſen, „die mit dem Cato zu reden, allen ihren Verſtand im Gaumen „haben. Das aber iſt unſtreitig, daß junge Leute diejenigen „philoſophiſchen Lehren am liebſten anhören, am willigſten befolgen, die in keinem ernſthaften, philoſophiſchen Tone vorgetragen werden.“ — Nun, was meinen Sie, daß hieraus „für eine Fabel geworden? Folgende:

Der Reitz der Zubereitung.

„Cinna der Poet hat Cleander den leckerhaften Eſſer auf ein „wirthſchaftliches Mittagsmahl. Eine Schüſſel mit Speiſen ward „aufgetragen, Cleander aß mit bedachtſamer Mine und ſagte: das „angenehmſte Fleiſch iſt, was nicht Fleiſch iſt. Hernach kam eine „Schüſſel mit Fiſchen; dann ſagte er: der angenehmſte Fiſch iſt, der „kein Fiſch iſt. Cinna gab ihm zu erkennen, daß er dieſe räthſelhafte Sprache nicht verſtünde. Cleander verſetzte: Soll ein Mann, „der den Geſchmack nur in der Kehle hat, den hierüber belehren, der „ihn in dem Verſtande hat? Der Gedanke kann dir nicht fremd ſeyn, „daß die Menſchen diejenige philoſophiſche Schrift am liebſten haben, „und mit dem meiſten Vergnügen leſen, die nicht philoſophiſch noch im

„Ernſt geſchrieben ſcheinet. Sie wollen in dem Vortrage und den Vor„ſtellungen eine ſchmackhafte und niedliche Zubereitung haben. Ich dächte, „daß wir dieſer Betrachtung deinen Phaeton, deine Verwandlungen, „und deine Katze in Elyſium ſchuldig wären.“

Und das nennt Axel eine Leſſingiſche Fabel? Wenn er uns doch nur eine einzige anführte, wo dieſer Verfaſſer ein ſo kahler Ausſchreiber iſt, und eine ſchöne Stelle eines Alten ſo jämmerlich zu ſeinem Nutzen verarbeitet. Was hat Axel hier hinzuerſunden? Was hat er anderes, was hat er mehr hinein gelegt, als nicht ſchon darinn liegt? Wenn er, als ein Schweitzer, wenigſtens nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre, und den leckerhaften Eſſer zum dritten hätte ſagen laſſen, „der angenehmſte Käſe iſt der, der kein Käſe iſt:“ ſo wäre es doch noch etwas geweſen. Aber auch das hat er nicht gethan; und er ſcheinet mir ganz der Poet Cinna ſelbſt geweſen zu ſeyn, der hier die Ehre hat, gegen den Freſſer eine ſehr alberne Perſon zu ſpielen.

Nicht L. ſondern Axel ſelbſt iſt ſeit langer Zeit als ein Zuſammenſchreiber bekannt, der ſeine Beleſenheit für Erfindungskraft zu verkaufen weiß. Z. E. Als ihn der Verfaſſer der neuen critiſchen Briefe ſein Probeſtück machen ließ, und ihm verſchiedene Aufgaben zu Fabeln vorlegte, befand ſich auch dieſe darunter: „Auf einen der ſich rühmte, er kenne das Gedicht, „der Meſſias, ſehr wohl, es wäre in Hexametern verfaſſet, und „er hätte den Vers aus demſelben behalten:

Alſo verſammelten ſich die Fürſten der Hölle zu Satan.

Geſchwind beſann ſich Axel auf ein anderes Schulbüchelchen, und erzehlte folgendes:

Der Pallaſt des Prinzen Eugens.

„Man redete in einer Geſellſchaft von dem Pallaſte des Prinzen „Eugens, der in dem Preuſſiſchen Ueberfall ſollte niedergeriſſen werden. Man war ſehr bemüht ſein Ebenmaaß, ſeine Abtheilungen und „ganze Form zu unterſuchen. Ein Menſch, der groſſe Reiſen gethan „hatte, ſchwieg lange ſtille, endlich fieng er an: Dieſer Pallaſt iſt mir „ſo gut bekannt, als irgend jemanden. Ich war in Wien, als er „gebauet ward, und ich habe das Glück ein Stückchen von dem Marmor zu beſitzen, woraus er gebauet iſt. Zugleich zog er das Stück-

„chen aus der Taſche, und betheuerte, daß ers von dem Marmor her„unter geſchlagen hätte, von welchem der Pallaſt erbauet werden.“

Was iſt das anders, als das Mährchen des Hierokles von dem Scholaſtiker, welcher ſein Haus verkaufen wollen? Σχολαστικος οἰκιαν πωλων, λιθον ἀπ' αὐτης εἰς δειγμα περιεφερε.

Ich habe oben die Leſſingiſche Fabel von den Furien angeführt. Um keine andere abſchreiben zu dürfen, erlauben Sie mir, Ihnen an dieſer zu zeigen, wie glücklich Axel parodiret, wann er ſeinen Gegner von der Seite der Moral verdächtig machen will. Erſt frage ich Sie: was hat L. wohl mit ſeinen Furien haben wollen? Was anders, als daß es eine Art von wilden Spröden giebt, die nichts weniger als liebenswürdige Muſter der weiblichen Zucht genennt zu werden verdienen? So offenbar dieſes iſt, ſo wenig will es ihm doch Axel zugeſtehen, ſondern glaubt dieſe Moral erſt durch nachſtehende Fortſetzung hinein zu legen.

Unempfindlichkeit iſt nicht ſtrenge Zucht.

„Haſt du die drey ſtrengen, züchtigen Mädchen noch nicht gefun„den, Iris, die ich dir befahl zu ſuchen, damit ich der Venus Sohn „ſprechen könnte? Alſo fragte Juno die Bothſchafterin des Himmels. „Ich fand ſie, antwortete Iris, aber ſie waren ſchon vergeben; „Merkurius hatte ſie zum Pluto geführt, der ſie für Furien brau„chen will. Für Furien, dieſe Tugendhaften! ſprach Juno. O, ver„ſetzte Iris, vollkommen ſtrenge; alle dreye hatten den geringſten „Funken in ihren Herzen erſticket, alle dreye haben niemals einer „Mannsperſon gelächelt. Die Göttin machte groſſe Augen und ver„ſetzte: du haſt mir diesmal einen ſchlechten Begrif von deinem Ver„ſtande gemacht, und deine Moral iſt mir verdächtig, indem du Tu„gend, Keuſchheit und Zucht mit Menſchenhaß und Unempfindlichkeit „vermiſcheſt. Gellert ſoll mir die ſuchen, die ich verlange.

Der ſeltſame Axel! Alſo muß man dem Leſer nichts zu denken laſſen? und das Compliment, das Gellert hier bekömmt! Er, den die Schweitzer ehedem, wie Leſſingen, mit Stoppen in eine Claſſe ſetzten!

So ſehr unterdeſſen Herr L. von Axeln gemißhandelt werden, ſo weiß ich doch nicht, ob es ihn eben ſehr verdrieſſen darf, ſeine Fabeln ſo gefliſſentlich parodiret zu ſehen. Er mag ſich erinnern, was der Abt Sallier zu dem erſten Requiſito einer Parodie macht. Le ſujet qu'on entreprend de parodier, doit toûjours eſtre un ouvrage connu, célébre & eſtimé. La critique d'une piéce mediocre, ne peut jamais devenir intereſſante, ni picquer la curioſité. Quel beſoin de prendre la peine de relever des defauts, qu'on n'apperçoit que trop ſans le ſecours de la critique? Le jugement du public previent celui du cenſeur: ce ſeroit vouloir apprendre aux autres ce qu'ils ſçavent auſſi bien que nous, & tirer un ouvrage de l'obſcurité où il merite d'etre enſeveli. Une pareille parodie ne ſçauroit ni plaire ni inſtruire; & l'on ne peut parvenir à ce but, que par le choix d'un ſujet qui ſoit en quelque façon conſacré par les eloges du public. Und wenn es gar wahr wäre, was man uns mehr als einmal zu verſtehen gegeben hat, daß Hermann Axel niemand anders als unſer berühmter Bodmer ſey: wie eitel kann er darauf ſeyn, dieſen critiſchen Vejanius,

Spectatum ſatis & donatum jam rude, —

noch eins bewegen zu haben

——— antiquo ſe includere ludo.

G.

Vierzehnter Theil.

VI. Den 13 Mai. 1762.

Zweyhundert und drey und dreyßigſter Brief.*)

Wie kömmt es, fragen Sie in einem Ihrer Briefe, daß man mir nichts von der merkwürdigen Ausgabe der Lichtwerſchen Fabeln ſagt, die ein Ungenannter, ohne Vorwiſſen des Verf.* herausgegeben, und davon in öffentlichen Blättern ſo verſchiedentlich geurtheilt wird? — — — Man kann alſo, wie mich deucht, nicht in Abrede ſeyn, daß das Verfahren des ungenannten Verbeſſerers unbillig ſey, und daß Hr. L. ſich mit Recht über ihn beſchwehre.

---

*) Dieſer Brief iſt von Mendelsſohn (ſ. Nicolais Vorrede zum 26. Th. der Leſſingiſchen Schriften, S. XXIII): mit dem Herrn G. muß aber Leſſing gemeint ſeyn.

* Unter dem Titel: M. J. Lichtwers u. ſ. w. auserleſene verbeſſerte Fabeln und Erzählungen in zweyen Büchern. Greifswalde und Leipzig. 1761.

„Nein! ſagt unſer Freund Hr. G. Man kann die Sache „zur Entſchuldigung des Ungenannten aus einem ganz andern „Augenpunkte betrachten. Es iſt noch nicht ausgemacht, daß „ſich das Eigenthumsrecht über die Werke des Geiſtes ſo weit „erſtrecket. Wer ſeine Schriften öffentlich herausgiebt, macht „ſie durch dieſe Handlung publici juris, und ſo denn ſtehet es „einem jeden frey, dieſelbe nach ſeiner Einſicht zum Gebrauch „des Publicums bequemer einzurichten. Zumal da dem Autor „durch dieſe Handlung nichts von ſeinem Rechte benommen „wird, indem das erſte Geſchenk, das er dem Publico gemacht „hat, deswegen nicht vernichtet wird, und er ſelbſt noch immer „die Freyheit hat, die ihm angebotene Veränderungen nach Belieben anzunehmen, oder zu verwerfen. Mit dem Eigenthum „der Güter dieſer Welt hat es eine ganz andere Beſchaffenheit. „Dieſe nehmen nicht mehr als eine einzige Form an, und niemand als der Beſitzer hat das Recht diejenige Form zu wählen, die er für die bequemſte hält. Hingegen bleibet die erſte „Ausgabe einer Schrift unverändert, und eine von einem andern veranſtaltete verbeſſerte Auflage, iſt blos als ein Vorſchlag anzuſehen, wie nach der Einſicht dieſes Herausgebers „das Werk vollkommener gemacht werden könnte. Geſetzt der „Vorſchlag werde angenommen; ſo kömmt, wie der Herausgeber „in dem Vorberichte bemerkt, dennoch die gröſte Ehre, dem erſten Verfaſſer zu, der ſeine meiſten Gemälde ſo weit gebracht „hat, daß nur wenige Pinſelzüge für eine fremde Hand übrig „gelaſſen waren. Wird der Vorſchlag gemisbilliget, ſo kann ihn „der noch lebende Verfaſſer öffentlich verwerfen, und das Publicum hat das Vergnügen, den Ausſpruch zu thun. Wenn „ja in dergleichen Verfahren eine Ungerechtigkeit Statt findet; „ſo müßte es vielmehr gegen einen todten Verfaſſer ſeyn, der „nicht mehr vermögend iſt, ſich über die vorgeſchlagene Verbeſſerungen zu erklären. Hat man es aber einem Rammler und „einem Leßing nicht übel genommen, vielmehr Dank gewußt, „daß ſie einen Logau nach ihrer Weiſe verbeſſert heraus gegeben; warum will man es denn dem Ungenannten zu einem „ſolchen Verbrechen anrechnen, daß er einem lebenden Verfaſſer

„ſeine Verbeſſerungen zur Beurtheilung vorlegt, und ſich gefallen läßt, ob er dieſelben annehmen, oder ausſchlagen will.“ — So weit Herr G.!

Drey und zwanzigſter Theil.

V. Den 27. Junii 1765.

Drey hundert und zwey und dreyßigſter Brief.

Der Verfaſſer der **Verſuche über den Charakter und die Werke der beſten italieniſchen Dichter,*** iſt ein Mann, der eine wahre Hochachtung für ſich erwecket. So ein Werk hat uns gefehlt, und es mit ſo vielem Geſchmacke ausgeführet zu ſehen, konnten wir wünſchen, aber kaum hoffen. Er iſt der erſte Ueberſetzer, wenn man den, der eine ſo genaue Bekanntſchaft mit allen den beſten Genies einer ganzen Nation zeiget, der ein ſo feines Gefühl mit einem ſo richtigen Urtheile verbindet, unter deſſen Bearbeitung ſo verſchiedne Schönheiten in einer Sprache, für die ſie gar nicht beſtimmt zu ſeyn ſchienen, einen Glanz, ein Leben erhalten, das mit der Blüthe, in welcher ſie auf ihrem natürlichen Boden prangen, wetteifert: wenn man, ſage ich, ſo einen Schriftſteller anders einen Ueberſetzer nennen darf; wenn er nicht vielmehr ſelbſt ein Original iſt, dem auch die Erfindſamkeit nicht mangeln würde, hätte es ſich ihrer, uns zum beſten, nicht izt entäußern wollen.

Man kann mit Wahrheit ſagen, daß die italieniſche Litteratur noch nie recht unter uns bekannt geworden. Zwar war einmal die Zeit, da unſere Dichter ſich faſt nichts als welſche Muſter wählten. Aber was für welche? Den **Marino** mit ſeiner Schule. Der **Adonis** war unſern **Poſteln und Feinden** das Gedicht aller Gedichte. Und als uns die Critik über das Verdienſt dieſer Muſter und dieſer Nachahmer die Augen öfnete, ſo erwogen wir nicht, daß unſer falſcher Geſchmack gerade auf das ſchlechteſte gefallen war, ſondern **Dante und Petrarca** mußte die Verführung ihrer ſchwülſtigen und ſpitzfindigen Nachkommen entgelten. Concetti ward die Ehrenbenennung aller italieniſchen Gedichte, und wenn der einzige Taſſo ſich noch einigermaaſſen in Anſehen erhielt, ſo hatte man es faſt einzig und allein den Sprachmeiſtern zu verdanken.

---

* Braunſchweig, im Verlage des Wayſenhauſes, erſter Band 1763. zweyter Band 1764. in 8.

Der Inhalt dieſer Verſuche wird daher für die meiſten Leſer auch das Verdienſt der Neuheit haben, und unſere guten Köpfe werden ganz unbekannte Gegenden und Küſten darinn entdecken, wohin ſie ihr poetiſches Commercium mit vielem Vortheile erweitern können. Den Vorzug, der die italieniſche Dichtkunſt insbeſondre unterſcheidet, ſetzet der Verfaſſer, in die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und den Reichthum an Bildern, die mit der Stärke und mit der Wahrheit ausgemalet ſind, daß ſie ſich in die Gegenſtände ſelbſt zu verwandeln ſcheinen. Und dieſes iſt gleich die Seite, von welcher unſere Dichtkunſt nur ſehr zweydeutig ſchimmert. Ich ſage zweydeutig; denn auch wir haben maleriſche Dichter die Menge; aber ich beſorge ſehr, daß ſie ſich zu den maleriſchen Dichtern der Italiener nicht viel anders verhalten, als die Niederländiſche Schule zu der Römiſchen. Wir haben uns zu ſehr in die Gemählde der lebloſen Natur verliebt; uns gelingen Scenen von Schäfern und Hirten; unſere komiſche Epopeen haben manche gute Bambocciade: aber wo ſind unſere poetiſche Raphaels, unſere Maler der Seele?

Das Vortrefliche der italieniſchen Dichter, hat indeß unſern Verfaſſer nicht geblendet; er ſiehet ihre Schwäche und Fehler, wie ihre Schönheiten. Man muß bekennen, ſagt er, daß ſie bey weiten mit der Stärke nicht denken, mit der ſie imaginiren. Daher kömmt die Unregelmäßigkeit des Plans, nach dem die meiſten ihrer Gedichte angelegt ſind; daher die häuffigen Ungleichheiten, und der Mangel an ſtarken und neuen Gedanken, die einen denkenden Geiſt ſo angenehm in den Schriften der Engländer beſchäftigen; dieſes iſt endlich die Urſache, die zu weilen auch einige ihrer beſten Dichter zu den leeren Spitzfindigkeiten verleitet hat, die den italieniſchen Geſchmack in ſo übeln Ruf gebracht haben.

Die poetiſche Landkarte, die er bey dieſer Gelegenheit entwirft, ſcheinet dem erſten Anſehen nach ein Spiel des Witzes zu ſeyn, und iſt im Grunde mit aller Genauigkeit einer geſunden Critik aufgenommen. „Man kann bemerken, ſagt er, daß jemehr ſich die Völker dem Süden nähern, mit deſto leichterer Nahrung ſich ihre Seelen ſo wohl als ihre Körper befriedigen. Der Engländer braucht ohne Zweifel die ſchwereſte und die ſolideſte. Seinem „Geſchmacke iſt vielleicht der unſrige am ähnlichſten. Dem Franzoſen „iſt dieſe Nahrung zu ſtark, er muß ſie mit Esprit verdünnen, oder „er iſt im Nothfall auch mit Esprit allein zufrieden. Die Italiener „entſagen gern beyden, wenn man nur ihre Einbildungskraft durch „Gemählde beſchäftiget, und ihr Gehör durch einen muſicaliſchen Klang „vergnügt. Die Spanier ſind endlich ſo mäßig, daß ſie ſich mit einem bloſſen prächtigen und harmoniſchen Schalle, mit einer Reihe „tönender Worte begnügen können. Man hat in der That Poeſien „von ihren berühmteſten Dichtern, die niemals ein Menſch, auch ihre „Verfaſſer ſelbſt nicht verſtanden haben, die aber ſehr gut klingen und „voll von prächtigen Metaphern ſind. So verſchieden iſt der Geſchmack „der Völker, ſo verſchieden ihre Vorzüge.“

Der Verfaſſer bedienet ſich bey den Werken, die er uns bekannt macht, der Ordnung der Zeit, und dieſe Ordnung hat den Vortheil einer Geſchichte, die den Urſprung und das Wachsthum der italieniſchen Dichtkunſt zeiget, und uns die verſchiedenen Veränderungen in dem Geſchmacke der Nation vor Augen ſtellet. Den erſten Band nehmen alſo Dante und Petrarca ein, und wir lernen dieſe Väter der welſchen Poeſie in ihrer wahren Geſtalt kennen. Der zweyte Band enthält die Dichter des funfzehnten Jahrhunderts, und aus dem ſechzehnten die vornehmſten Nachahmer des Petrarca, nebſt demjenigen Dichter, den man eigentlich den Dichter der Nation nennen muß, dem Arioſt.

Der Beſchluß folgt künftig.

VI. Den 4. Julii 1765.

Beſchluß des dreyhundert und zwey und dreyßigſten Briefes.

Die geringe Anzahl der guten Dichter des funfzehnten Jahrhunderts, des Zeitalters der Medices, dieſer großmüthigen Beſchützer und Aufmunterer aller Künſte und Wiſſenſchaften, veranlaßt den Verfaſſer zu einer Anmerkung, die eben ſo ſcharfſinnig als wahr iſt. Da ſie auf den äußerlichen Zuſtand der deutſchen Litteratur gewiſſermaaſſen angewendet werden kann, ſo wünſchte ich ſehr, daß ſie diejenigen endlich einmal zum Stillſchweigen bringen möchte, die über den Mangel an Unterſtützung ſo häufige und bittere Klagen führen, und in dem Tone wahrer Schmeichler den Einfluß der Großen auf die Künſte ſo übertreiben, daß man ihre eigennützige Abſichten nur allzudeutlich merkt. „Man irret ſehr, ſagt er, wenn man den Mangel großer Genies zu gewiſſen Zeiten dem Mangel der Belohnungen und Aufmunterungen zuſchreibt. Das wahre Genie arbeitet, gleich einem reiſſenden Strome, ſich ſelbſt ſeinen Weg durch die größte Hinderniſſe. „Shakeſpear, der zu einem Handwerke erzogen werden, ward ein großer Poet, ohne irgend eine Aufmunterung zu haben, ja ſo gar, ohne „ſelbſt es zu wiſſen. Einer der größten heutigen italieniſchen Dichter „macht, als ein armer Beckerjunge Verſe, die einen groſſen Kunſtrichter in Erſtaunen ſetzen, und ihn bewegen, ſich ſeiner anzunehmen. „Ueberhaupt können Aufmunterungen niemals Genies erzeugen; und „ſie ſchaden gewiß allemal denen, die es ſchon ſind, wenn der Gönner „nicht ſelbſt den wahren, den großen Geſchmack der Künſte beſitzet. „Einen Beweis davon findet man vielleicht ſelbſt in den ſo gerühmten „Freygebigkeiten Ludwigs des vierzehnten, die ihm ſo viel Ehre gemacht haben. Alle die großen Genies, die ſeiner Regierung den „größten Glanz gaben, waren ohne ſeine Aufmunterung entſtanden, „und Racine, der ſo ſehr den Geſchmack der Natur hatte, deſſen Genie mit dem Geiſte der Alten genährt war, hätte vermuthlich ſeine „Tragödien nicht durch ſo viel Galanterie entnervet, wir würden mehr „Athalien von ihm haben, wenn ihn nicht dieſe Aufmunterungen genöthiget hätten, dem Geſchmacke eines weibiſchen Hofes zu ſchmeicheln. Der wichtigſte Nachtheil aber, welchen der große Schutz vielleicht nach ſich ziehet, den die ſchönen Wiſſenſchaften bey Regenten „finden, iſt dieſer, daß dadurch die Begierde zu ſchreiben, zu ſehr ausgebreitet wird, daß ſo viele, bloß witzige Köpfe ſich an Arbeiten wagen, die nur dem Genie zukommen. Dieſe, welche die großen Züge „der Natur nicht erreichen können, (denn ſie trift allein das Genie) „ſuchen ſich durch neue Manieren, durch Affectationen zu unterſcheiden, oder führen das Publicum von der Natur zum Gekünſtelten. „Dieſes iſt vermuthlich die Urſache, daß allemal auf die Zeiten der

„groſſen Beſchützer der Künſte, Zeiten des übeln Geſchmacks und des
„falſchen Witzes gefolgt ſind."

Eine andere kleine Ausſchweiffung unſers Verfaſſers wird Ihnen zeigen, daß er nicht allein Dichter zu ſchätzen fähig iſt. Sie betrift den Machiavel. „Machiavel, ſagt er, ein ſehr groſſer
„Kopf, den wir aus ſeinem Fürſten zu wenig kennen, und zu
„unrichtig beurtheilen, brachte nach der Calandra des Cardinals Bibiena,
„ein paar Comödien auf den Schauplatz, in denen das Salz
„des Moliere, mit dem Humor und der komiſchen Stärke der Engländer
„vereiniget iſt. Dieſer Machiavel iſt es auſſerdem, der die Proſe
„der Italiener zu ihrer wahren Vollkommenheit gebracht hat. Er vermied
„die aufgedrungenen, weitſchweifigen Perioden des Boccaz.
„Sein Styl iſt rein, kurz, gedrängt, und voll Sachen, und beſtändig
„klar. Seine Geſchichte von Florenz iſt die erſte unter den wenigen
„neuern Geſchichten, die man den ſchönen hiſtoriſchen Werken der
„Alten an die Seite ſetzen kann. Sie vereiniget die Klarheit und
„Reinigkeit des Nepos in der Erzehlung mit dem Tiefſinn und der
„Stärke des Tacitus in den Betrachtungen. Aber keines von ſeinen
„Werken macht ihm ſo viel Ehre, als die Diſcurſe über den Livius,
„ein ganz originales Werk, das voll von Entdeckungen in der
„Staatskunſt iſt, deren verſchiedene man in den Werken des Präſidenten
„Montesquieu, als die ſeinigen, bewundert, weil man den
„Italiener nicht genug kennt, den Montesquieu ſehr ſtudiret hatte."

Mit eigentlichen Proben aus den gewählten Stücken will ich Ihnen nicht langweilig werden. Sie haben das meiſte längſt im Originale geleſen, und wenn ich ihnen nochmals wiederhohle, daß ſich in der Ueberſetzung eine Meiſterhand zeiget, welche die Schönheiten der Verſification, die nothwendig verloren gehen müſſen, nicht bloß mit der reinſten, geſchmeidigſten, wohlklingendſten Proſe, ſondern auch mit unzählig kleinen Verbeſſerungen und Berichtigungen desjenigen, was in der Urſchrift oft ein wenig ſchielend, ein wenig affectirt iſt, compenſiret hat: ſo werden Sie ohne Zweifel die Vergleichung ſelbſt anſtellen wollen.

Herr Meinhardt, ſo heißt unſer Verfaſſer, hat ſich ſelbſt eine Zeitlang in Italien aufgehalten; ein Umſtand, welcher allein ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken kann. Vor kurzen, wie ich höre, hat er eine zweyte Reiſe dahin unternommen; es wäre ſehr zu beklagen, wenn die Fortſetzung ſeines Werks darunter leiden ſollte. Meinen Sie aber, daß dieſer würdige Mann vielleicht eine Prädilection für die Italiener habe? Sie irren ſich; er muß mit der engliſchen Litteratur eben ſo bekannt ſeyn, als mit der welſchen. Denn ihm haben wir auch die Ueberſetzung von Heinrich Homes Grundſätzen der Critik* zu danken. Hier mußte ſich der ſchöne Geiſt mit dem Philoſophen in dem Ueberſetzer vereinigen. Es war ein Räthſel für mich, in welchem von unſern Ueberſetzern ich dieſe Vereinigung ſuchen ſollte. Ein ganz unbekannter Name mußte dieſes Räthſel löſen. Sie freuen ſich; aber Sie wundern ſich zugleich. Erinnern Sie ſich, was Seneca ſagt: Einige ſind berühmt; andere ſollten es ſeyn.

17. S. Ich weiß nicht, ob gewiſſe Gedichte, die vor einiger Zeit unter dem Namen Petrarchiſcher Gedichte** ans Licht getreten, bereits eine Frucht der nähern Bekanntſchaft ſeyn ſollen, in die Hr. Meinhardt unſere Dichter mit dem Petrarca gebracht hat. Das weis ich aber, daß dieſen Gedichten, welche für ſich betrachtet, ſehr artig ſind, das Beywort Petrarchiſcher ganz und gar nicht zukömmt. Iſt es doch auch ein bloſſer Zuſatz des Herausgebers, der ſelbſt zweifelt, ob der Verfaſſer damit zufrieden ſeyn werde. Er kann unmöglich; denn ſein Ton iſt mehr der ſpielende Ton des Anakreons, als der feyerlich ſeufzende des Petrarca. Der platoniſche Italiener guckt nicht ſo lüſtern nach des Buſens Lilgen, und wenn er Tod und Ewigkeit mit den Ausdrücken ſeiner Zärtlichkeit verwebt, ſo verwebt er ſie damit; an ſtatt daß in den deutſchen Gedichten das Verliebte und das Fromme, das Weltliche und das Geiſtliche, wie in dem ruhigen Elementglaſe, in ihrer ganzen klaren abſtechenden Verſchiedenheit neben einander ſtehn, ohne durch ihre innere Vermiſchung jene wollüſtige Melancholie hervorzubringen, welche den eigentlichen Charakter des Petrarca ausmacht.

G.

---

* Leipzig in der Dyckiſchen Handlung. Erſter und zweyter Theil. 1763. in 8.

** Berlin 1761. in 8.

Sophokles.

Erſtes Buch.

Von dem Leben des Dichters.

1760.

Bayle, der in ſeinem kritiſchen Wörterbuche ſowohl dem Aeſchylus, als dem Euripides einen beſondern Artikel gewidmet hat, übergehet den Sophokles mit Stillſchweigen. Verdiente Sophokles weniger gekannt zu werden? War weniger Merkwürdiges von ihm zu ſagen, als von jenen ſeinen Mitbewerbern um den tragiſchen Thron?

Gewiß nicht. Aber bey dem Aeſchylus hatte Baylen, Stanley; bey dem Euripides hatte ihm Barnes vorgearbeitet. Dieſe Männer hatten für ihn geſammelt, für ihn berichtiget, für ihn verglichen. Voll Zuverſicht auf ſeinen angenehmern Vortrag, ſetzte er ſich eigenmächtig in die Rechte ihres Fleißes. Und dieſem Fleiße den Staub abzukehren, den Schweis abzutrocknen, ihn mit Blumen zu krönen: war ſeine ganze Arbeit. Eine leichte und angenehme Arbeit!

Hingegen, als ihn die Folge der Buchſtaben auf den Sophokles brachte, vergebens ſah er ſich da nach einem Stanley oder Barnes um. Hier hatte ihm niemand vorgearbeitet. Hier mußte er ſelbſt ſammeln, berichtigen, vergleichen. Wäre es ſchon ſein Werk geweſen, ſo erlaubte es ihm itzt ſeine Zeit nicht: und Sophokles blieb weg.

Die nehmliche Entſchuldigung muß man auch ſeinem Fortſetzer, dem Herrn Chaufepié, leihen. Auch dieſer fand noch keinen Vorarbeiter: und Sophokles blieb abermals weg. —

Man gewinne aber einen alten Schriftſteller nur erſt lieb, und die geringſte Kleinigkeit, die ihn betrift, die einige Beziehung auf ihn haben kann, höret auf, uns gleichgültig zu ſeyn. Seit dem ich es betauere, die Dichtkunſt des Ariſtoteles eher ſtudieret zu haben, als die Muſter, aus welchen er ſie abſtrahierte: werde ich bey dem Namen Sophokles, ich mag ihn finden, wo ich will, aufmerkſamer, als bey meinem eigenen. Und wie vielfältig habe ich ihn mit Vorſatz geſucht! Wie viel Unnützes habe ich ſeinetwegen geleſen!

Nun denke ich: keine Mühe iſt vergebens, die einem andern Mühe erſparen kann. Ich habe das Unnütze nicht unnützlich geleſen, wenn es, von nun an, dieſer oder jener nicht weiter leſen darf. Ich kann nicht bewundert werden; aber ich werde Dank verdienen. Und die Vorſtellung, Dank zu verdienen, muß eben ſo angenehm ſeyn, als die Vorſtellung bewundert zu werden: oder wir hätten keine Grammatiker, keine Litteratores.

Mit mehrerm Wortgepränge will ich dieſes Leben meines Dichters nicht einführen. Wenn ein Kenner davon urtheilet, „Barnes würde es gelehrter, Bayle würde es angenehmer „geſchrieben haben:“ ſo hat mich der Kenner gelobt.

Leben des Sophokles.

„Vor allen Dingen muß ich von meinen Quellen Rechenſchaft geben (A). Dieſen zufolge war Sophokles von Geburt „ein Athenienſer, und zwar ein Koloniate (B). Sein Vater „hieß Sophilus (C). Nach der gemeinſten und wahrſcheinlichſten Meinung, ward er in dem zweyten Jahre der ein und „ſiebzigſten Olympias gebohren (D).

„Er genoß eine ſehr gute Erziehung. Die Tanzkunſt und „die Muſik lernte er bey dem Lamprus, und brachte es in „dieſer letztern, wie auch im Ringen ſo weit, daß er in beiden „den Preis erhielt (E). Er war kaum ſechzehn Jahr alt, als „er mit der Leyer um die Trophäen, welche die Athenienſer nach „dem Salaminiſchen Siege errichteten, tanzte, und den Lobgeſang anſtimmte. Und das zwar, nach einigen, nacket und „geſalbt; nach andern aber, bekleidet (F). In der tragiſchen „Dichtkunſt ſoll Aeſchylus ſein Lehrer geweſen ſeyn; ein Umſtand, an welchem ich aus verſchiedenen Gründen zweifle (G). „Iſt er unterdeſſen wahr, ſo hat ſchwerlich ein Schüler das „Uebertriebene ſeines Meiſters, worauf die Nachahmung immer „am erſten fällt, beſſer eingeſehen und glücklicher vermieden, „als Sophokles. Ich ſage dieſes mehr nach der Vergleichung „ihrer Stücke, als nach einer Stelle des Plutarchs (H).

„Sein erſtes Trauerſpiel fällt in die ſieben und ſiebzigſte
„Olympias. Das ſagt Euſebius, das ſagt auch Plutarch: nur
„muß man das Zeugniß dieſes letztern recht verſtehen; wie ich
„denn beweiſen will, daß man gar nicht nöthig hat, die vermeinte
„Verbeſſerung anzunehmen, welche Samuel Petit darinn
„angegeben hat (I).

„Damals war der dramatiſche Dichter auch zugleich der
„Schauſpieler. Weil aber Sophokles eine ſchwache Stimme
„hatte, ſo brachte er dieſe Gewohnheit ab. Doch blieb er darum
„nicht ganz von dem Theater (K).

„Er machte in ſeiner Kunſt verſchiedene Neuerungen, wodurch
„er ſie allerdings zu einer höhern Staffel der Vollkommenheit
„erhob. Es gedenken derſelben zum Theil Ariſtoteles
„(L); zum Theil Suidas (M); zum Theil der ungenannte
„Biograph (N).

„Mit der Ausnahme ſeiner Antigone hatte Sophokles
„ohne Zweifel die meiſte Urſache, vergnügt zu ſeyn. Denn die
„Athenienſer wurden ſo entzückt davon, daß ſie ihm kurz darauf
„die Würde eines Feldherrn ertheilten. Ich habe alles geſammelt,
„was man von dieſem Punkte bey den Alten findet, die
„ſich in mehr als einem Umſtande widerſprechen (O). Viel
„Ehre ſcheinet er als Feldherr nicht eingelegt zu haben (P).

„Die Zahl aller ſeiner Stücke wird ſehr groß angegeben (Q).
„Nur ſieben ſind davon bis auf uns gekommen; und von den
„andern iſt wenig mehr übrig, als die Titel. Doch auch dieſe
„Titel werden diejenigen nicht ohne Nutzen ſtudieren, welche
„Stoffe zu Trauerſpielen ſuchen (R).

„Den Preis hat er öfters davon getragen (S). Ich führe
„die vornehmſten an, mit welchen er darum geſtritten hat (T).

„Mit dem Euripides ſtand er nicht immer in dem beſten
„Vernehmen (U). Ich kann mich nicht enthalten eine Anmerkung
„über den Vorzug zu machen, welchen Sokrates dem
„Euripides ertheilte. Er iſt der tragiſchen Ehre des Sophokles
„weniger nachtheilig, als er es bey dem erſten Anblicke
„zu ſeyn ſcheinet (X).

„Verſchiedene Könige ließen ihn zu ſich einladen; allein er

„liebte ſeine Athenienſer zu ſehr, als daß er ſich freywillig von „ihnen hätte verbannen ſollen (Y).

„Er ward ſehr alt, und ſtarb in dem dritten Jahre der „drey und neunzigſten Olympias (Z). Die Art ſeines Todes „wird verſchiedentlich angegeben. Die eine, welche ein altes „Sinngedichte zum Grunde hat, wollte ich am liebſten allego„riſch verſtanden wiſſen (AA). Ich muß die übrigen alten Sinn„gedichte, die man auf ihn gemacht hat, nicht vergeſſen (BB). „Sein Begräbniß war höchſt merkwürdig (CC).

„Er hinterließ den Ruhm eines weiſen, rechtſchaffnen Man„nes (DD); eines geſelligen, muntern und ſcherzhaften Man„nes (EE); eines Mannes, den die Götter vorzüglich liebten (FF).

„Er war ein Dichter; kein Wunder, daß er gegen die „Schönheit ein wenig zu empfindlich war (GG). Es kann leicht „ſeyn, daß es mit den verliebten Ausſchweiffungen, die man „ihm Schuld giebt, ſeine Richtigkeit hat. Allein ich möchte „mit einem neuen Scribenten nicht ſagen, daß ſein moraliſcher „Charakter dadurch zweifelhaft würde (HH).

„Er hinterließ verſchiedene Söhne, wovon zwey die Bahn „ihres Vaters betraten (II). Die gerichtliche Klage, die ſie „wider ihn erhoben, mag vielleicht triftigere Urſachen gehabt „haben, als ihr Cicero giebt (KK).

„Auſſer ſeinen Tragödien führet man auch noch andere Schrif„ten und Gedichte von ihm an (LL).

„Die völlige Entwerfung ſeines Charakters als tragiſcher „Dichter, muß ich bis in die umſtändliche Unterſuchung ſeiner „Stücke verſparen. Ich kann izt bloß einige allgemeine An„merkungen vorausſenden, zu welchen mich die Urtheile, welche „die Alten von ihm gefällt haben (MM), und verſchiedene „Beynamen, die man ihm gegeben hat (NN), veranlaſſen „werden.

„Ich rede noch von dem gelehrten Diebſtahle, den man ihm „Schuld giebt (OO). Endlich werffe ich alle kleinere Materialien, „die ich noch nicht anbringen können, in eine Anmerkung zu„ſammen (PP); desgleichen auch die Fehler, welche die neuern „Litteratores in Erzehlung ſeines Lebens gemacht haben (QQ)."

Ausführung.

Es wird Mühe koſten, dieſes Gerippe mit Fleiſch und Nerven zu bekleiden. Es wird faſt unmöglich ſeyn, es zu einer ſchönen Geſtalt zu machen. Die Hand iſt angelegt.

(A)

Von den Quellen.) Dieſe ſind Suidas und ein Unbekannter, der ſeinen Scholien über die Trauerſpiele des Sophokles ein Leben des Dichters vorgeſetzt hat. Suidas und ein Scholiaſt: Quellen! So gefällt es der verheerenden Zeit! Sie macht aus Nachahmern Originale, und giebt Auszügen einen Werth, den ehedem kaum die Werke ſelbſt hatten.

Der Artikel Sophokles iſt bey dem erſten ſehr kurz. Es iſt auch nicht dabey angemerkt, woher er entlehnet worden. Niemand hat ſich verdienter um ihn gemacht, als **J. Meurſius** (a), der ihn mit Anmerkungen erläutert hat, die ich mehr als einmal anführen werde.

Das Leben des Scholiaſten iſt etwas umſtändlicher, und es ziehet ältere Währmänner an, für die man alle Hochachtung haben muß; den Ariſtoxenus, den Iſter, den Satyrus. Unter dem erſten verſtehet er ohne Zweifel den Ariſtoxenus von Tarent, den bekannten Schüler des Ariſtoteles, von deſſen vielen Schriften uns nichts, als ein kleiner muſikaliſcher Tractat, übrig geblieben iſt. Ammonius (b) führet von ihm ein Werk von den tragiſchen Dichtern an; und in dieſem ohne Zweifel wird das geſtanden haben, was der Scholiaſt, den Sophokles betreffend, aus ihm anführet. Iſter iſt der Schüler des Kallimachus, deſſen **Diogenes Laertius**, Athenäus, Suidas und andere gedenken (c). Was für einen Satyrus er hingegen meine, will ich nicht beſtimmen. Vielleicht den Peripatetiker dieſes Namens (d), unter deſſen Leben berühmter Männer auch ein Leben des Sophokles ſeyn möchte.

(a) In ſeiner Schrift: Aeschylus, Sophocles, Euripides, ſive de Tragoediis eorum libri III. Lugduni Batav. 1619. Von Seite 87 bis 91. Sie iſt dem zehnten Theile des **Gronovſchen Theſaurus** einverleibet worden.

(b) Περὶ ὁμοίων καὶ διαφόρων λέξεων; unter [illegible] καὶ [illegible]: Ἀριστόξενος ἐν τῳ περὶ Τραγῳδοποιων [illegible] λέξιν u. ſ. w.

(c) Voſſius de Hiſt. Gr. lib. IV. c. 12.

Aber hätte ich nicht lieber die zerſtreuten Stellen bey dem Plato, Ariſtoteles, Diodorus Siculus, Pauſanias, Athenäus, Philoſtrat, Strabo, Ariſtides, Cicero, Plinius ꝛc. die den Sophokles betreffen, die Quellen nennen ſollen? Doch ſie gedenken ſeiner nur im Vorbeygehen.

Und auch der Bäche, die mich zum Theil zu den Quellen gewieſen haben, kann ich ohne Undankbarkeit nicht vergeſſen. Wenn ich aber den **Gyraldus** (e), den **Meurſius** (f), und den **Fabricius** (g), nenne, ſo habe ich ſie alle genannt. Das ſind die einzigen, bey welchen ich mehr zu lernen, als zu verbeſſern gefunden habe. Bey allen andern war es umgekehrt.

(B)

(Ein Athenienſer und zwar ein Koloniate.) Suidas: Σοφοκλης, Σοφιλου, Κολωνηθεν, Ἀθηναιος. Und der ungenannte Biograph: Ἐγενετο ουν ὁ Σοφοκλης το γενος Ἀθηναιος, δημου Κολωνηθεν. Desgleichen der Grammatiker, von welchem der eine Inhalt des Oedipus auf Kolonos iſt: ἠν γαρ Κολωνοθεν (h). Auch Cicero (i) beſtätiget es: Tanta vis admonitionis ineſt in locis, ut non ſine cauſa ex his memoriae ducta ſit diſciplina. Tum Quintus, eſt plane, Piſo, ut dicis, inquit, nam me ipſum huc modo venientem convertebat ad ſeſe Coloneus ille locus (k), cujus incola Sophocles ob oculos verſabatur: quem ſcis quam admirer, quamque eo delecter: me quidem ad altiorem memoriam Oedipodis huc venientis, & illo molliſſimo carmine, quaenam eſſent ipſa haec loca, requirentis, ſpecies quaedam commovit, inanis ſcilicet, ſed commovit tamen.

(d) Jonſius lib. II. de ſcript. Hiſt. Philoſ. c. 11.

(e) *Gyraldus* Hiſt. Poetarum tam graecorum quam latinorum, Dialog. VII.

(f) In der unter (a) angezeigenen Schrift.

(g) Fabricius Bibl. Graeca Lib. II. cap. 17.

(h) Sowohl die Ausgabe des Heinrich Stephanus, als des Paul Stephanus von 1603. (Seite 483) haben hier Κολωνοθεν anſtatt Κολωνηθεν.

(i) Lib. V. de finibus.

(k) Meurſius (Reliqua Attica cap. 6. p. 26) lieſet: convertebat ad ſeſe Colonus; ille locus &c. und ich ziehe dieſe Leſart vor.

Das athenienſiſche Volk ward, wie bekannt, in Φυλας (Stämme) eingetheilt, und dieſe Φυλαι theilten ſich wiederum in verſchiedene Δημους, das iſt Landsmannſchaften, wie es Schulze (l) überſezt hat, und ich es nicht beſſer auszudrücken wüßte. Nicht ſelten bemerken die Geſchichtſchreiber beides; ſowohl den Stamm, als die Landsmannſchaft. So ſagt z. E. Plutarch vom Perikles: Περικλης των μεν φυλων Ἀκαμαντιδης, των δημων Χολαργευς. Von unſerm Sophokles aber findet ſich nur der Δημος genannt; und ich wüßte nicht, daß irgend ein Philolog die δημους nach ihren φυλαις geordnet hätte; wenigſtens hat es Meurſius in ſeinem Werke de populis Atticae nicht gethan. Unterdeſſen vermuthe ich nicht ohne Grund, daß Sophokles aus dem Hippothoontiſchen Stamme geweſen iſt, wie ich in der Anmerkung (CC) zeigen will.

Es hieß aber der Demos des Sophokles Κολωνος. Κολωνος bedeutet überhaupt einen Hügel, eine Anhöhe; γης ἀναστημα, τοπος ὑψηλος (m). Zu Athen aber wurden beſonders zwey Hügel ſo genannt, wovon der eine innerhalb, der andere auſſerhalb der Stadt lag. Der innerhalb der Stadt, war auf dem Marktplatze, neben dem Tempel des Euryſaces, und hies von dem Markte Κολωνος ἀγοραιος. Von dieſem iſt die Rede nicht, ſondern von dem auſſer der Stadt, welcher zum Unterſchiede Κολωνος ἱππιος d. i. der Ritterhügel, ſo wie jenes der Markthügel genennet ward (n). Und zwar hatte er das Beywort ἱππιος von den darauf befindlichen Altären oder Tempeln des Neptunus ἱππιου und der Minerva ἱππιας (o). Aus der obigen Stelle des Cicero, und zwar aus den Worten: nam me ipſum huc modo venientem convertebat ad ſeſe Colonus &c. iſt nicht undeutlich zu ſchlieſſen, daß er zwiſchen der Akademie und der Stadt gelegen; denn das huc gehet hier auf die Akademie. Nun lag dieſe ſechs Stadia von dem Thore, und der Kolonos mußte folglich noch näher liegen. **Meurſius** braucht dieſen Ort des Cicero auch ſehr glücklich zur Verbeſſerung einer Stelle des Thucydides, wo geſagt wird, daß der Kolonos ohngefehr zehn Stadia von der Stadt liege: ϛαδιους μαλιϛα δεκα; und er vermuthet, daß man anſtatt δεκα leſen müſſe δ'.

(l) In ſeinen Anmerkungen über die Leben des **Plutarchs**, welche Kind ſeiner Ueberſetzung beygefügt hat.

(m) **Suidas** unter Κολωνος.

(n) Man ſehe den **Harpocration** und **Pollux**, deren Stellen **Meurſius** (Reliq. Att. cap 6) anführt. Wie auch den Grammatiker, welcher den zweyten Inhalt des **Oedipus auf Kolonos** gemacht hat. Ουτω κληθηναι, ſagt dieſer von dem **Kolonos**, ἐπει και Ποσειδωνος ἱερον ἱππιου και Προμηθεως, και αὐτου οἱ ὀρεωκομοι ἱσταντο. Der lateiniſche Ueberſetzer macht in dieſer Stelle einen ſehr albernen Fehler. Er giebt ſie nehmlich ſo: quoniam Neptuni Equestris ibi est sacellum & Promethei, quique *ejus mulorum curam gerunt*, ibi consistunt. — *Ejus mulorum!* Was mögen das für geheiligte Mauleſel geweſen ſeyn? Er hat das Adverbium αὐτου für den Genitivum des Pronominis angeſehen. (S. die Ausgabe des **Paul Stephanus** S. 481)

Diejenigen nun, die in der Nähe dieſes Κολωνος wohnten, machten den **Demos** aus, der davon den Namen führte, und hieſſen Κολωνιαται. Niemand kann uns dieſes beſſer ſagen, als **Sophokles** ſelbſt:

— — — Αἱ δε πλησιον γυαι
Τονδ' ἱπποτην Κολωνον ἐυχονται σφισιν
Αρχηγον ἐιναι, και φερουσι τοὐνομα
Το τουδε κοινον παντες ὀνομασμενοι

heißt es zu Anfange ſeines **Oedipus auf Kolonos** (p). Und der Scholiaſt ſetzet hinzu: Το του Κολωνου ὀνομα κοινον φερουσι παντες, ὀνομαζομενοι Κολωνιαται δηλονοτι. Mit der Ueberſetzung, welche **Vitus Winſemius** von dieſer Stelle macht, bin ich nichts weniger, als zufrieden:

(o) Warum aber jener eben hier als ἱππιος verehret wurde, war ohne Zweifel dieſes die Urſache; weil er

Ἱπποισιν τον ἀκεϛηρα χαλινον
Πρωταισιν ταισδ' ἐκτισεν ἀγυιαις.

(**Sophokles** in ſeinem **Oedipus auf Kolonos**, Zeile 715. 16.) Dieſe Stelle des **Sophokles** hat mit der bekannten ſtreitigen Stelle des **Virgils**:

Tuque ô, cui prima frementem
Fudit equum magno tellus percuſſa tridenti.

(Georg. lib. I. v. 12. 13.) ſehr viel ähnliches. **Virgil** ſcheinet ſie vor Augen gehabt zu haben; und ich muß mich wundern, daß ſie keinem von ſeinen Auslegern beygefallen iſt. Denn man kann πρωταισιν eben ſowohl mit ἀγυιαις, als mit ἱπποισιν verbinden.

(p) Zeile 59 u. f.

— Et qui in vicinis compitis habitant agricolae
Hunc equeſtrem Colonum precantur ſibi
Praeſidem eſſe, atque inde nomen
Commune habent, ac Coloniatae vocantur.

Equeſtrem Colonum precantur ſibi praeſidem eſſe, würde ohngefehr heiſſen: ſie verehren dieſen Kolonos als ihren Schutzgott. Welch ein Sinn! Ich würde ἐυχομαι durch das bloße profiteri, aufs höchſte durch gloriari geben; und ἀρχηγον wenigſtens durch generis auctorem ausdrücken. Denn weiter will Sophokles auch nichts ſagen, als daß die Landleute da herum ſich des Kolonos als ihres Stammorts rühmen, und den Namen der Koloniaten von ihm führen.

Wodurch aber dieſer Kolonos beſonders merkwürdig geworden, das waren die letzten Schickſale des Oedipus. Hier lies ſich dieſer unglückliche Mann nieder, als ihn ſeine grauſamen Söhne aus ſeinem Reiche trieben; hier ſtarb er. Sophokles hat dieſen wunderbaren Tod zu dem Inhalte eines Trauerſpiels gemacht, χαριζομενος οὐ μονον τῃ πατριδι ἀλλα και τῳ ἑαυτου δημῳ, ſagt der Scholiaſt. Und in der That hat ſchwerlich ein Dichter ſeinen Geburtsort glücklicher verewiget, als Er. Was ich ſonſt noch davon zu ſagen hätte, verſpare ich, bis ich auf das Stück ſelbſt komme, das zum Glücke eines von den übrig gebliebenen iſt.

So auſſer allen Zweifel es nun ſchon, durch dieſe Zeugniſſe und Umſtände, geſetzt zu ſeyn ſcheinet, daß Sophokles von Geburt ein Athenienſer und zwar ein Koloniate geweſen: ſo findet man doch eines Alten erwehnet, welcher anderer Meinung ſeyn wollen. Iſter nehmlich, wie der ungenannte Biograph anführet, hat vorgegeben, Sophokles ſey kein Athenienſer, ſondern ein Phliaſier. Aber da Iſter der einzige iſt, der dieſes geſagt hat, warum ſoll man ſich von ihm irre machen laſſen? Und ſo urtheilet der ungenannte Biograph ſelbſt: Ἀπιςητεον δε και τῳ Ἰςρῳ φασκοντι ἀυτον οὐκ Ἀθηναιον, ἀλλα Φλιασιον εἶναι· πλην γαρ Ἰςρου παρ᾽ οὐδενι ἑτερῳ τουτ᾽ ἐςιν ἑυρειν.

Meurſius hat, bey Gelegenheit dieſer Stelle des Biographs, einen Fehler begangen. In ſeinen Anmerkungen nehmlich über das Leben des Sophokles aus dem Suidas, gedenkt er unter dem Worte Κολωνῆθεν dieſer Meinung des Iſter, und ſagt: Ister e populo Phliensi fuisse eum tradiderat. Nun iſt populus hier dem Meurſius ſoviel als δῆμος. Iſter aber hat dem Sophokles nicht bloß den Koloniaten, nicht bloß den populum, δῆμον, ſondern überhaupt den Athenienſer abſprechen wollen. Dieſes iſt aus dem Gegenſatze klar: οὐκ Ἀθηναῖον ἀλλὰ Φλιάσιον. Wäre unter Φλιάσιος bloß der δῆμος zu verſtehen, ſo könnte er ja eben ſowohl ein Phliaſier und Athenienſer, als ein Koloniate und ein Athenienſer ſeyn. Eine dunkele Erinnerung, die dem Meurſius vielleicht beywohnte, daß es wirklich einen δῆμον, Namens Φλυα, gegeben, hat ihn ohne Zweifel zu dieſem Fehler verleitet. Allein des Unterſchieds in den Buchſtaben nicht zu gedenken, ſo heißt das Adjectivum von Φλυα nicht Φλιάσιος, ſondern einer aus dieſem δήμῳ heißt Φλυεύς. Ich beruffe mich deswegen auf folgende Inſcription bey dem Spon (a):

ΣΕΛΕΥΚΟΣ
ΖΕΝΩΝΟΣ
ΦΛΥΕΥΣ

Φλιάσιος hingegen iſt das Gentile von Φλιοῦς. Phlius aber war eine Stadt in dem Peloponneſus, und zwar in Achaia, nicht weit von Sicyon (c). Aus dieſem Phlius alſo, und nicht aus Phlya, muß Iſter den Sophokles gebürtig geglaubt haben.

Strabo ſagt, das alte Phlius habe an dem Berge Köloſſa gelegen. Dieſes bringt mich auf eine Vermuthung. Sollte wohl Iſter anſtatt Κολωνῆθεν, geleſen haben Κολωσσῆθεν?

(C)

Sein Vater hieß Sophilus.) Man ſehe das Zeugniß des

(a) In den Excerptis ex Jacobi Sponii Itinerario, de Populis Atticis, welche des **Meurſius** Reliq. Atticis beygefügt ſind. S. 39.

(c) **Strabo**, im achten Buche S. 586 nach der Ausgabe des **Almeloveen**. **Stephanus Byzantinus**: ΦΛΙΟΥΣ, πόλις Πελοποννήσου — τὸ ἐθνικὸν Φλιούντιος, ἢ Φλιούσιος — πλεονασμῷ δὲ τοῦ α, Φλιάσιος. Für πλεονασμῷ lieſet **Gronovius** μεταπλασμῷ. (Variae Lectiones in *Stephano* p. 26.)

Suidas unter (r). Dieſes beſtätiget der ungenannte Biograph: υἱος δε Σοφιλου. Und ein Ungenannter in der Anthologie (s):

Τον σε χορους μελψαντα Σοφοκλεα παιδα Σοφιλου,
Τον τραγικης Μουσης ἀςερα Κεκροπιον

u. ſ. w. Clemens Alexandrinus (t) ſchreibt ihn Σοφιλλος. So auch Tzetzes (u). Diodorus Siculus hingegen ſchreibt ihn Θεοφιλος (x). Ich wollte darum aber nicht mit dem Meurſius ſagen: Ergo emendandus Diodorus Siculus. Denn es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Σοφιλος und Θεοφιλος im Grunde einerley Namen ſind, indem der doriſche Dialekt Σιος anſtatt Θεος ſagt. Daher es denn auch die lakoniſche Ausſprache war. Wenn die Athenienſerin νη τω Σιω ſchwur, ſchwur die Spartanerin ναι σιω. Es war Ein Schwur; obgleich beide verſchiedne Gottheiten damit meinten (y).

Das war ſein Name; nun von ſeinem Stande. War Sophilus, der Vater unſers Dichters, einer von den vornehmern oder geringern Bürgern? Ariſtoxenus und Iſter haben das letztere behauptet; denn beyde haben ihn zu einem Handwerker, jener zu einem Zimmermanne oder Schmiede, und dieſer zu einem Schwerdfeger gemacht. Allein dem ungenannten Biograph kömmt dieſes unglaublich vor; und zwar aus zwey Gründen, davon einer von der Feldherrnſtelle, welche Sophokles nachher, zugleich mit den vornehmſten Männern des Staats bekleidet, und der andere von dem Stillſchweigen der Komödienſchreiber hergenommen iſt. Er wählet alſo den Mittelweg und ſagt, daß Sophilus vielleicht nur Knechte gehalten habe, die jene Handwerke treiben müſſen: Τινες του Σοφιλου, ὡς ουτε (ὡς Αριςοξενος φησι) τεκτων, ἡ χαλκευς ἠν· ουτε (ὡς Ιςρος) μαχαιροποιος την ἐργασιαν. Τυχον δε ἐκεκτητο δουλους χαλκίας ἢ τέκτονας· οὐ γὰρ εἰκὸς τὸν ἐκ τοιούτων γενόμενον στρατηγίας ἀξιωθῆναι σὺν Περικλεῖ καὶ Θουκυδίδῃ, τοῖς πρώτοις τῆς πόλεως· ἀλλ' οὐδ' ἂν ὑπὸ τῶν κωμῳδῶν ἀθῷος ἀφεθῆναι, τῶν οὐδὲ Θεμιστοκλέους ἀποσχομένων.)

(s) Libro III. cap. 25. ep. 12.

(t) In ſeiner Ermahnungsrede an die Griechen. S. 36 nach der Ausgabe des D. Heinſius.

(u) Chil. VI. 69.

(x) Bibl. Hiſt. lib. XIII. p. 222. edit. Rhodom.

(y) S. die Lyſiſtrata des Ariſtophanes, Zeile 81 und 146, und was Biſetus über die erſtere anmerkt.

Den erſten Grund halte ich für den ſtärkſten nicht. Ich werde in der Anmerkung (O) mehr davon ſagen. Der zweyte aber dünkt mich deſto wichtiger. Ein geringes Herkommen war für die Dichter der alten Komödie eine unerſchöpfliche Quelle von Spöttereyen. Wehe dem berühmten Manne, dem ſie von dieſer Seite etwas verrücken konnten! Da war kein Verſchonen; wenn er ſich um den Staat auch noch ſo verdient gemacht hätte. Themiſtokles, ſagt der Biograph, erfuhr es. Und der gute Euripides! ſetze ich hinzu. Wie viel mußte er, wegen ſeiner Mutter Klito, die eine Krauthöckerin (λαχανόπωλις) geweſen war, von dem Ariſtophanes leiden. Nun war zwar Ariſtophanes ein beſonderer Feind des Euripides, dem er den Sophokles ſehr weit vorzog. Aber würde er, dieſer poetiſchen Gerechtigkeit wegen, einen Einfall unterdrückt haben? Da kennt man den Ariſtophanes nicht! Da kennt man die alte Komödie nicht! Als Sophokles in ſeinem Alter Gedichte für Geld machte, wozu ihn vielleicht die Noth zwang, wie bitter warf es ihm Ariſtophanes vor! Ich rede in der Anmerkung (P) hiervon mehr. Und er ſollte ihm ſeine geringe Herkunft geſchenkt haben? Auch Kratinus, auch Eupolis, und wie ſie alle heiſſen, ſollten ſie ihm geſchenkt haben? Denn man muß annehmen, daß der Biograph, oder die Währmänner des Biographs, von der alten Komödie mehr geleſen hatten, als uns davon übrig geblieben iſt.

Aber was ſoll ich zu dem Mittelwege ſagen, den der Biograph hier nehmen will, „daß der Vater des Sophokles vielleicht nur Knechte gehalten, die jene Handwerker treiben müſſen?“ Das heißt viel zu viel einräumen. Denn derjenige Bürger zu Athen, welcher mit den Handthierungen ſeiner Knechte wucherte, war noch lange kein vornehmer Bürger; er gehörte aufs Höchſte in die Klaſſe der Mittelbürger, τῶν μέσων πολιτῶν. Ja der Sohn eines ſolchen Bürgers war noch immer den Spöttereyen der Komödienſchreiber, über das mittelbare Gewerbe ſeines Vaters, ausgeſetzt. Ich beruffe mich dieſerwegen auf das, was Plutarch (z) von dem Redner Iſocrates ſagt: Ἰσοκράτης Θεοδώρου μὲν ἦν παῖς τοῦ Ἐρχιέως (aa) τῶν μετρίων πολιτῶν, θεράποντας αὐλοποιοὺς κεκτημένου, — ὅθεν διὰ τοὺς αὐλοὺς κεκωμῴδηται ὑπὸ Ἀριστοφάνους καὶ Στράτιδος. Hier iſt ein Mann, welcher Flötenmacher in ſeinem Brode hält; aber eben darum gehörte dieſer Mann unter die Mittelbürger; und der Sohn bekam von dem Ariſtophanes und Stratis des Vaters Flöten ſein zu hören.

Widerſpricht alſo die unterlaſſene Spötterey der Komödienſchreiber dem Ariſtoxenus und Iſter, ſo widerſpricht ſie auch der Vermuthung des Biographs, und Sophilus muß nothwendig einer von den Edeln der Stadt geweſen ſeyn, die reines Vermögen genug beſaſſen, entweder in die Klaſſe der Pentakoſiomedimnen, oder wenigſtens in die Klaſſe der Ritter zu gehören. Dieſer Behauptung kömmt das Zeugniß eines Alten, eines ſpätern Römers zwar, aber doch eines Mannes zu ſtatten, der mit der griechiſchen Litteratur genau bekannt war. Der ältere Plinius (bb) nehmlich nennet unſern Dichter ausdrücklich, principe loco genitum Athenis. Wird Plinius [illegible] aus ſeinem Kopfe geſagt haben? Wird er ſich nicht auf Zeugniſſe geſtützt haben, die wenigſtens den Zeugniſſen des Iſters und Ariſtoxenus die Wage gehalten?

Ich habe über dieſes eine Vermuthung, woraus das nachtheilige Vorgeben des Ariſtoxenus (und Iſter) entſtanden ſeyn kann, die hoffentlich keine von den unglücklichſten ſeyn wird. Auf dem zweyten Κολωνός, welcher zum Unterſchiede ἀγοραῖος hieß, ließen ſich alle diejenigen treffen, welche für Lohn arbeiteten, und hießen von dieſem ihren Verſammlungsorte Κολωνῖται (cc).

(z) In den Lebensbeſchreibungen der zehn Redner, unter welchen das Leben des **Iſokrates** das vierte iſt.

(aa) Wie **Xylander** anſtatt τοῦ ἀρχιερέως mit vollkommenem Grunde lieſet.

(bb) Hiſtor. Nat. lib. XXXVII. Sect. XI. §. 1. Edit. Hard. Ich gedenke dieſer Stelle des **Plinius** unter (x) mit mehreren.

(cc) **Suidas** unter dieſem Worte: Οὕτως ὠνόμαζον τοὺς μισθωτοὺς ἐπειδὴ παρὰ τὸν Κολωνὸν εἱστήκεισαν, ὅς ἐστι πλησίον τῆς ἀγορᾶς. **Suidas** hat hier den **Harpocration** ausgeſchrieben, welcher die nehmlichen Worte aus einer Rede des **Hyperides** anführt.

Was iſt nun leichter zu vermengen als Κολωνεται und Κολωνιαται? Sophokles aber, und folglich auch ſein Vater, war ein Κολωνιατης. So fanden ihn Ariſtoxenus (und Iſter) genennet, und laſſen es für Κολωνετης, und machten ihn zu einem Manne, der für Lohn arbeitet. Meine Vermuthung wird dadurch beſtärkt, daß ſie weder untereinander, noch mit ſich ſelbſt einig ſind, welches Handwerk Sophilus eigentlich getrieben habe. Denn ein Κολωνετης konnte ein Zimmermann, ein Schmid, und ein Schwerdfeger ſeyn.

Will man mir über dieſes Κολωνετης noch eine grammatikaliſche Grille erlauben? Ich halte die Sylbe της hier für etwas mehr, als für die bloße Endung, welche verſchiedene Gentilia bekommen. Ich halte ſie für das Nennwort θης, welches einen Arbeiter um Lohn bedeutet. Ὅτι ὁ παρ' ἄλλοις, merkt Photius aus den Chreſtomathieen des Helladius an (dd), μισθου δουλευων, θης καλειται, ἢ παρα το θειναι, ὁ δηλοι το χεροιν ἐργαζεσθαι και ποιειν — ἢ κατα μεταθεσιν του τ εις το θ· το γαρ τεινεσθαι και τητασθαι του βιου, οἷον στερεισθαι, ἀναγκαζει πολλους τα δουλων πραττειν. Nun weis ich zwar wohl, daß θης in der mehrern Zahl θητες hat, und daß es alſo, nach Verwandlung des θ in das vielleicht urſprüngliche τ, Κολωνετητες heißen müßte, und nicht Κολωνεται; ich weis aber auch daß der gemeine Gebrauch, welcher die Abänderung der Wörter in ſeiner Gewalt hat, ſich wenig um die Herleitung bekümmert. Das θειναι in der angeführten Stelle, iſt unſer thun.

(D)

In dem zweyten Jahre der ein und ſiebzigſten Olympias gebohren.) Der ungenannte Biograph: Γεννηθηναι δε αὐτον φασιν ἑβδομηκοστῃ πρωτῃ Ὀλυμπιαδι κατα το δευτερον ἔτος, ἐπι Ἀρχοντος Ἀθηνῃσι Φιλιππου. Mit ihm ſtimmet der Ungenannte, von welchem wir ein kurzes hiſtoriſches Verzeichniß der Olympiaden (Ὀλυμπιαδων ἀναγραφη) haben (ee), auf

---

(dd) Dieſen Auszug des Photius aus dem Helladius, hat Meurſius überſetzt und mit Anmerkungen erläutert; und ſo iſt er dem zehnten Bande des Gronovſchen Theſaurus als ein beſonderes Werk einverleibet worden.

(ee) Man findet dieſes Ungenannten Ὀλυμπιαδων ἀναγραφη unter das genaueſte überein. Er ſchreibt unter dem zweyten Jahre ΟΛ. ΟΑ. Φιλιππος. Σοφοκλης ὁ τραγῳδοποιος ἐγεννηθη. Doch merkt eben dieſer Ungenannte auch unter dem dritten Jahre der drey und ſiebzigſten Olympias an: Σοφοκλης ἐγεννηθη κατα τινας. Und unter dieſe einige gehöret Suidas, in dem Artikel von unſerm Dichter: τεχθεις κατα την ογ' Ολυμπιαδα. Es wird aber aus andern Datis erhellen, daß man ſich an dieſe einige nicht kehren dürfe, und daß die erſtere Meinung allerdings den Vorzug verdiene.

Der ungenannte Biograph fährt fort: ἠν δε Αισχυλου μεν νεωτερος ἐτη δεκαεπτα, Ευριπιδου δε παλαιοτερος εἰκοσιτεσσαρα. „Er war ſiebzehn Jahr jünger als Aeſchylus und „vier und zwanzig Jahr älter als Euripides." Dem zu Folge müßte Aeſchylus in dem erſten Jahre der ſieben und ſechzigſten, und Euripides in dem zweyten der ſieben und ſiebzigſten Olympias gebohren ſeyn. Doch beydes ſtreitet wider alle Zeugniſſe, die man von der Geburtszeit dieſer beiden Dichter hat, ſo verſchieden ſie auch unter ſich ſelbſt ſeyn. Fabricius (ff) hat dieſes bereits angemerkt: Auctor vitae Sophoclis ait, Sophoclem Aeſchylo juniorem annis XVIII. (man leſe XVII) ſeniorem Euripide annis XXIV. Pro quibus rationibus Aeſchylus natus fuerit Olymp. LXVII. 1. Euripides Olymp. LXXVIII. (man leſe LXXVII.) quod utrumque aliorum ſcriptorum teſtimoniis refellitur. Nun iſt die wahrſcheinlichſte Meinung, daß Aeſchylus in der drey und ſechzigſten Olympias, und Euripides in dem erſten Jahre der fünf und ſiebzigſten gebohren worden. Wie alſo, wenn mein ungenannter Biograph geſchrieben hätte: ἠν δε Αισχυλου μεν νεωτερος ἐτη εἰκοσιτεσσαρα, Ευριπιδου δε παλαιοτερος δεκαεπτα; „Er war vier und zwanzig Jahr jünger als Aeſchylus, und ſiebzehn Jahr älter als Euripides!" Würde er der Wahrheit nicht um ein großes näher kommen? Mich wundert, daß Fabricius auf dieſe Vermuthung nicht gefallen iſt.

---

andern in der Janſſoniſchen Ausgabe der Chronik des Euſebius von 1658. Seite 313 u. f. Die Critici pflegen ſie unter dem Titel Anonymi Deſcript. Olympiad. anzuführen.

(ff) Biblioth. Gr. lib. II. cap. 17. p. 619.

Der Scholiaſt des Ariſtophanes, merkt bey der 75ten Zeile der Fröſche an: ἦν γὰρ Σοφοκλῆς Αἰσχύλου μὲν ἔτεσιν ἑπτὰ νεώτερος, Εὐριπίδου δὲ κδ'. „Sophokles ſey ſieben Jahr „jünger als Aeſchylus und vier und zwanzig Jahr jünger als „Euripides geweſen." Nichts kann deutlicher in die Augen fallen, als daß der Scholiaſt von den Abſchreibern hier jämmerlich verſtümmelt worden. Was aber L. Küſter in ſeinen Noten darüber anmerkt, iſt nur zum Theil richtig: Loco huic peſſimum vulnus negligentia librariorum inflictum eſt: qui proinde ut in integrum reſtituatur, pro ἔτεσιν ἑπτὰ ſcribendum eſt ἔτεσιν δεκαεπτὰ: & deinde poſt Εὐριπίδου δὲ, inſerenda eſt vox πρεσβύτερος vel παλαιότερος, quae non ſine manifeſto ſenſus detrimento hic omiſſa eſt. Abſurdum enim eſt dicere, Sophoclem Aeſchylo juniorem tantum fuiſſe ſeptem annis; Euripide vero, viginti quatuor annis: cum Euripidem haud paucis poſt Aeſchylum annis vixiſſe nemo ignoret. Contra Sophoclem Aeſchylo juniorem fuiſſe ſeptendecim annis; Euripide vero ſeniorem viginti quatuor annis, non ſolum evincunt rationes chronologicae, ſed etiam expreſſe teſtatur Anonymus in vita Sophoclis &c. Und hierauf folgen die angeführten Worte des ungenannten Biographs. Allein was will Küſter, wenn er ſagt, es wiſſe jedermann, daß Euripides erſt viele Jahre nach dem Aeſchylus gelebt habe? Aeſchylus iſt, den Arundelſchen Marmorn zu Folge, in dem erſten Jahre der achtzigſten Olympias geſtorben. Und in der neun und ſiebzigſten, hatte ſich Euripides bereits als einen tragiſchen Dichter bekannt gemacht. Man laſſe aber den Aeſchylus auch in der acht und ſiebzigſten geſtorben ſeyn, ſo war Euripides doch damals ſchon geraume Zeit gebohren, und man kann auf keine Weiſe ſagen: Euripidem haud paucis poſt Aeſchylum annis vixiſſe. Sollen aber dieſe Worte nur bedeuten, Euripides überlebte den Aeſchylus viele Jahre: ſo weis ich gar nicht, was wider den Scholiaſten daraus folgt. Denn könnte, dem ohngeachtet, Aeſchylus nicht ſpäter gebohren ſeyn als Euripides? Und bleibt er es nicht auch alsdenn noch, wenn man ſchon die ſieben Jahre in ſiebzehn verwandelt hat? Kurz, das iſt der rechte Weg gar nicht, die Verſtümmlung des Scholiaſten ins Licht zu ſetzen; ſondern Küſter hätte, gerade zu, ſagen ſollen: Es ſey ausgemacht, daß Sophokles älter als Euripides geweſen. Er hätte ſich, ohne Umſchweif, auf das Zeugniß des A. Gellius (gg), oder wer ihm ſonſt beygefallen wäre, beruffen müſſen: und man würde es ihm ohne Umſtände eingeräumet haben, daß παλαιοτερος, oder ein ähnliches Wort fehle. Wenn er aber ſagt, es erhelle aus chronologiſchen Berechnungen wirklich, daß Sophokles ſiebzehen Jahr jünger als Aeſchylus, und vier und zwanzig Jahr älter als Euripides geweſen ſey: ſo iſt es gerade das Gegentheil von dem was Fabricius ſagt. Er trauet dem ungenannten Biograph, ohne ihm nachzurechnen; der der Wahrheit doch ſehr weit verfehlet, wenn man ihm durch meine vorgeſchlagene Verſetzung nicht einigermaßen zu Hülfe kommen will.

Meurſius, in ſeinen Anmerkungen über den Artikel des Suidas, ſagt: Alii Olympiade XCI anno 2. Sophoclem natum tradunt. Von dieſen andern, welche vorgeben ſollen, Sophokles wäre in dem zweyten Jahre der ein und neunzigſten Olympias gebohren, habe ich nie etwas gehört; auch wohl ſonſt niemand in der Welt. Es hat ſich offenbar ein Druckfehler hier eingeſchlichen; denn in der gleich darauf folgenden Stelle des Biographs lieſet Meurſius ſelbſt: Ὀλυμπιαδι ἑβδομηκοςῃ πρωτῃ, und nicht ἐνενηκοςῃ πρωτῃ. Ich will hoffen, daß man in der neuen Ausgabe der ſämmtlichen Werke des Meurſius dieſen Fehler bemerkt und verbeſſert hat. In dem Gronovſchen Theſaurus, welchem die Schrift des Meurſius doch nach einer vermehrten Handſchrift des Verfaſſers einverleibet worden, iſt er glücklich ſtehen geblieben.

(E)

Eine gute Erziehung — Die Tanzkunſt und die Muſik bey dem Lampros — In dieſer und im Ringen den Preis.) Der ungenannte Biograph: Καλως τε ἐπαιδευθη και ἐτραφη ἐν εὐποριᾳ — Διεπονηθη δε και ἐν παισι και περι παλαιστραν και μουσικην, ἐξ ὧν ἀμφοτερων ἐστεφανωθη, ὡς φησιν Ἰστρος. Ἐδιδαχθη δε την μουσικην παρα Λαμπρῳ. Und Athenäus (hh)

(gg) *Noct. Att. libr. XVII. cap.* 21. Qui in hoc tempore nobiles celebresque erant, Sophocles ac *deinde* Euripides &c.

(hh) Lib. I. p. 20. Edit. Caſaub.

ſagt von ihm: ἦν καὶ ὀρχηστικὴν δεδιδαγμένος, καὶ μουσικὴν ἔτι παῖς ὢν παρὰ Λάμπρῳ.

Die Erziehung der Griechen iſt bekannt. Grammatik, Muſik, Gymnaſtik: hierinn, und nach dieſer Ordnung, wurden ihre Kinder unterrichtet. Die Theile der Gymnaſtik waren ὀρχησις und παλη, das Tanzen und das Ringen. Ich will aber das Wort Ringen hier in eben dem weitläuftigen Sinne genommen wiſſen, als das griechiſche παλη, unter welchem noch viel andere gymnaſtiſche Uebungen, als das eigentliche Ringen, verſtanden wurden.

Den nun, bey welchem Sophokles die Muſik lernte, nennet der ungenannte Biograph **Lampias**. Athenäus hingegen nennt ſeinen Lehrer in der Muſik und Orcheſtik, das iſt, demjenigen Theile der Gymnaſtik, welcher das Tanzen begreift, **Lamprus**. Sie meinen beide Einen Mann, deſſen Name bey dem erſten nur verſchrieben iſt. — Und dieſer **Lamprus** war der berühmteſte Lehrer ſeiner Zeit. Cantare ad chordarum ſonum, ſagt **Nepos** von dem **Epaminondas**, doctus eſt a Dionyſio, qui non minore fuit in muſicis fama, quam Damon aut Lamprus.

Ich habe verſchiedenes über dieſen Mann anzumerken. Ich fange bey einem offenbaren Irrthume an, in welchem **Fabricius** ſeinetwegen geweſen iſt. Nach ihm nehmlich ſoll eben dieſer **Lamprus** auch den **Sokrates** in der Muſik unterrichtet haben. Muſicam & ſaltandi artem a *Lampro* edoctus (ii), ſagt er von unſerm Dichter, und ſetzt in der Note hinzu: eodem qui Socratem docuit. Und an einer andern Stelle (kk): Idem ni fallor Lamprus a quo Muſicam edoctum ſe profitetur Socrates apud Platonem Menexeno. Und das ſoll **Sokrates** bey dem **Plato** ſelbſt ſagen? **Fabricius** kann dieſe Anführung unmöglich ſelbſt nachgeſehen haben. Denn **Sokrates** ſagt es daſelbſt nicht nur nicht, ſondern ſagt ſogar gerade das Gegentheil. Er unterhält ſich mit dem **Menexenus** von der Lobrede, welche den im Treffen gebliebenen Athenienſern gehalten werden ſoll. Er ſagt es ſey dieſes ein Stoff, der eben nicht viel Geſchicklichkeit erfordere.

(ii) Bibl. Gr. Lib. II. cap. 17. §. 1.

(kk) Bibl. Gr. Lib. II. cap. 15. §. 36.

Denn was für Schwierigkeiten könne es haben, Athenienſer in Athen zu loben? Ganz anders wäre es, wenn der Redner Athenienſer in Sparta, oder Spartaner in Athen loben müßte. Und alſo, fragt Menexenus den Sokrates, getraueſt du dich wohl, dieſe Rede ſelbſt zu halten? Warum nicht? erwiedert Sokrates. Και ἐμοι μεν γε, ὠ Μενέξενε, οὐδεν θαυμαςον οἱῳ τ' εἰναι εἰπειν, ᾡ τυγχανει διδασκαλος οὐσα οὐ πανυ φαυλη περι ῥητορικης, ἀλλ' ἡπερ και ἀλλους πολλους και ἀγαθους ἐποιησε ῥητορας, ἑνα δε και διαφεροντα των Ἑλληνων, Περικλεα του Ξανθιππου. ΜΕ. Τις αὑτη; ἠ δηλονοτι Ασπασιαν λεγεις; ΣΩ. Λεγω γαρ· και Κοννον γε του Μητροβιου, οὗτοι γαρ μοι δυο εἰσι διδασκαλοι· ὁ μεν μουσικης ἡ δε ῥητορικης· οὑτω μεν οὐν τρεφομενον ἀνδρα οὐδεν θαυμαςον δεινον εἰναι λεγειν. ἀλλα και ὁςις ἐμου κακιον ἐπαιδευθη, μουσικην μεν ὑπο Λαμπρου παιδευθεις, ῥητορικην δε ὑπο Αντιφωντος του Ραμνουσιου, ὁμως κἀν οὗτος οἱος τ' εἰη Αθηναιους γε ἐν Αθηναιοις ἐπαινων εὐδοκιμειν. Ich, ſagt er, der ich in der Beredſamkeit die Aſpaſia, und in der Muſik den Konnus zum Lehrmeiſter habe, ſollte nicht im Stande ſeyn, eine dergleichen Lobrede zu halten? Die könnte ja wohl einer halten, der einen ſchlechtern Unterricht genoſſen hätte, als ich; der die Muſik von dem Lamprus, und die Beredſamkeit von dem Antiphon gelernet hätte. — Weit gefehlet alſo, daß Sokrates hier vorgeben ſollte, die Muſik von dem Lamprus gelernet zu haben; er iſt vielmehr ſtolz darauf, daß er ſie nicht von ihm gelernt hat, daß er ſie von einem beſſern Meiſter erſt itzt lernet.

Was mag aber wohl den Fabricius zu dieſem Irrthume verleitet haben? Ohne Zweifel eine Stelle des Sextus Empiricus, oder vielmehr eine vermeinte Verbeſſerung die Menage darinn machen will. Σωκρατης, erzehlet Sextus Empiricus (11), καιπερ βαθυγηρως ἠδη γεγονως, οὐκ ᾐδειτο προς Λαμπωνα τον κιθαριςην φοιτων· και προς τον ἐπι τουτῳ ὀνειδισαντα λεγειν, ὁτι κρειττον ἐςιν ὀψιμαθη μαλλον, ἠ ἀμαθη διαβαλλεσθαι. Hier heißt der Citharist, von welchem ſich Sokrates noch in ſeinem hohen Alter unterweiſen laſſen, Lampon, und Menage (mm) ſagt: obiter moneo pro Λαμπωνα legendum omnino Λαμπρον. Aber warum denn? Um den Sextus Empiricus, ſtatt eines kleinen Fehlers einen weit gröbern begehen zu laſſen? Es iſt wahr, des Sokrates Lehrer in der Muſik hieß nicht Lampon, er hieß Konnus; Sextus irret ſich in dem Namen. Aber er würde ſich in mehr als in dem Namen geirret haben, wenn er Lamprus geſchrieben hätte. Denn Lamprus konnte damals ſchwerlich mehr leben. Man überſchlage es nur. Lamprus unterrichtete den Sophokles vor ſeinem ſechzehnten Jahre, und der Lehrer konnte leicht zwanzig Jahr älter ſeyn, als der Schüler; Sokrates war beynahe dreyßig Jahr jünger als Sophokles, und lernte die Muſik βαθυγηρως ἠδη γεγονως, als er ſchon ſchon ſehr alt war. Nun laſſe man ihn nur funfzig Jahr geweſen ſeyn, und rechne zuſammen. Müßte nicht Lamprus beynahe ein Greis von hundert Jahren geweſen ſeyn, wenn er den Sokrates in dieſem Alter noch hätte unterrichten können? Aus den Worten des Sokrates bey dem Plato, iſt auch nichts weniger zu ſchließen, als daß Lamprus damals noch gelebt habe. Er ſpricht nicht von jungen Leuten, die noch itzt ſchlechter unterrichtet würden, als er; er redet von ſchon gebildeten Rednern, die ſchlechter unterrichtet worden.

---

(11) Lib. VI. adverſus Mathematicos.

Und hätte doch auch Muretus dieſe Umſtände der Zeit ein wenig überlegt! Er würde unſern Lamprus ſchwerlich in einer Stelle des Ariſtoteles gefunden haben, in welcher nichts als die Buchſtaben ſeines Namens, in der etymologiſchen Bedeutung deſſelben vorkommen. Man höre ihn nur (nn). Ariſtoteles ſeptimo Politicon, quorundam errorem notans, qui felicitatis cauſam non in virtute, ſed in opibus ac copiis eſſe cenſent, ait perinde eos ridicule facere, ac ſi, quod muſicus aliquis bene caneret, ejus rei cauſam non in artem, ſed in lyram referrent. Id autem his verbis exprimit: Διο και νομιζουσιν ἀνθρωποι της εὐδαιμονιας αἰτια τα ἐκτος εἰναι των ἀγαθων· ὥσπερ εἰ του κιθαριζειν λαμπρον και καλως αἰτιωτο την λυραν

(mm) In ſeinen Anmerkungen über den **Diogenes Laertius** Lib. II. Segm. 32.

(nn) Var. Lect. lib. IX. cap. 8.

μαλλον της τεχνης. Quibus in verbis, ut illud praeteream, quod legi malim aut αἰτιωντο, aut ἐστις του κιθαριζειν, aliud mihi multo gravius ſubeſſe mendum videtur. Neque enim του κιθαριζειν λαμπρον και καλως, ſed του κιθαριζειν Λαμπρον καλως legendum puto. Λαμπρος enim veteris muſici proprium nomen fuit: quam boni nihil ad rem: hoc enim tantum ſignificat Ariſtoteles, *ſi Lamprus bene canat*, id non lyra ſed artificio ipſius effici, & ridiculum fore, ſi quis id non artificio ipſius, ſed lyrae tribuendum eſſe contendat. So ſinnreich dieſe Veränderung iſt, ſo überflieſſig iſt ſie auch. Denn warum ſoll hier λαμπρον der Name eines Muſikers ſeyn? Weil er es ſeyn kann? Weil auch alsdenn noch die Worte einen Sinn behalten? Iſt das Grundes genug? Hätte **Muretus** nicht vorher zeigen müſſen, daß κιθαριζειν λαμπρον και καλως, keinen Sinn, oder wenigſtens keinen guten Sinn mache? Und konnte er das? Konnte ihm unbekannt ſeyn, daß λαμπρος auch von der Stimme, und folglich von den Tönen überhaupt geſagt werde? Freylich, wenn man λαμπρον hier bloß durch clare überſetzt, wie es ſo wohl **P. Victorius**, als **Lambinus** thut (**), ſo ſcheinet λαμπρον κιθαριζειν mehr ein Werk der Cither, als der Kunſt zu ſeyn. Allein es heißt hier das, was wir im Deutſchen durch rein ausdrücken; und λαμπρον κιθαριζειν in dieſem Sinne, rein ſpielen, iſt nicht dem Inſtrumente, ſondern der kunſtmäſſigen Stimmung und der Geſchicklichkeit des Griffs beyzumeſſen. Doch das alles iſt mein Haupteinwurf noch nicht. Sondern dieſer, wie geſagt, iſt aus der Zeitrechnung hergenommen. Wenn es wirklich bey dem Ariſtoteles του κιθαριζειν Λαμπρον καλως hieße: würde man nicht annehmen müſſen, daß **Lamprus** damals noch gelebt habe? Denn nur einem noch lebenden und in der Blüthe ſeines Ruffes ſtehenden Künſtler, pfleget man ein dergleichen Compliment im Vorbeygehen zu machen. Iſt es aber möglich, daß **Lamprus** zu der Zeit noch leben konnte, als Ariſtoteles ſchrieb? Er müßte weit über hundert Jahr geworden ſeyn, wenn er nur da noch gelebt hätte,

---

(**) Und wie es **Muretus** ſelbſt in der ſeinen Lect. var. angehängten interpretatione græcor. locorum thut.

als Ariſtoteles gebohren ward. Wie wäre dieſer auf einen Mann gefallen, den er nie gekannt, nie gehöret hatte?

Das waren alſo zwey Stellen, in die man den Lamprus mehr hineingelegt, als ihn darinn gefunden hat. Hier ſind zwey andre in welchen er wirklich iſt. Sie ſind beyde aus dem Athenäus. Die eine ſtehet gegen das Ende des eilften Buchs, wo von den Anzüglichkeiten und Verleumdungen, deren ſich Plato ſchuldig gemacht habe, die Rede iſt. Und da wird denn auch der obigen Stelle des Weltweiſen gedacht, wo er des Lamprus auf eine nicht vortheilhafte Art erwehnet: Εν δε τῳ Μενεξενῳ οὐ μονον Ἱππιας ὁ Ἠλειος χλευαζεται, ἀλλα και ὁ Ῥαμνουσιος Αντιφων, και ὁ μουσικος Λαμπρος. Allein Λαμπρος χλευαζεται; das heißt die Sache ein wenig übertreiben. Plato ſpottet des Lamprus ja eben nicht. Denn ſpottet man denn gleich eines Künſtlers, wenn man ſagt, daß ein anderer über ihn iſt?

Aus der zweyten Stelle des Athenäus (pp) erſiehet man, daß Lamprus ſich des Weins enthalten hat, und ein Waſſertrinker geweſen iſt. Deßgleichen, daß der Komödienſchreiber Phrynichus ihn in einem ſeiner Stücke angeſtochen habe, wo er die Kibize ſeinen Tod beklagen laſſen: Ὑδροποτης δε ἦν και Λαμπρος ὁ μουσικος, περι οὗ Φρυνιχος φησι λαρους Θρηνειν, ἐν ὁισι Λαμπρος ἐναπεθνησκεν ἀνθρωπος ὑδατοποτας, μινυρος ὑπερσοφιςης, μουσων σκελετος, ἀηδονων ἠπιαλος, ὑμνος ᾅδου. Wenn ich dieſe Stelle recht verſtehe, ſo hat das Stück ſelbſt, in welchem Phrynichus den Lamprus durchgezogen, λαροι, die Kibitze geheiſſen. Ich ziehe nehmlich ἐν ὁισι auf λαρους, und die folgenden Worte ſind mir der Threnus (oder ein Stück wenigſtens davon), den der Dichter die Kibize über den Tod des Muſikus ſingen laſſen. Und das ohne Zweifel in einem Theile des Chorus, welchen die Kibize gemacht. Denn die Worte ſelbſt ſcheinen mir zerriſſene anapäſtiſche Zeilen zu ſeyn, die ich einem andern in Ordnung zu bringen überlaſſen will. Ich weis zwar wohl daß weder Dalechampius in ſeiner Ueberſetzung, noch Caſaubonus in ſeinen vortrefflichen Anmer-

---

(pp) Lib. II. p. m. 44.

kungen über den Athenäus, hier den Titel einer Komödie des Phrynichus wahrgenommen zu haben ſcheinen. Ich weis auch, daß unter den Stücken welche **Suidas** (qq) dieſem Dichter zueignet, ſich keines dieſes Namens befindet; daß auch **Meurſius** (rr), welcher doch alle von dem **Suidas** benannte Stücke da oder dort angeführet gefunden, keine λαρους aufgetrieben hat. Aber dem ohngeachtet kann ich Recht haben; denn, wie geſagt, ich wüßte nicht, auf was ἐν ὁισι anders gehen könnte, als auf λαρους. Die Zunamen übrigens, die Phrynichus hier unſerm **Lamprus** giebt, ſcheinen, auſſer von ſeinem Waſſertrinken, von ſeinem Alter und ſeinen allzutraurigen Melodieen hergenommen zu ſeyn. Er heißt, der klägliche Virtuoſe, das Gerippe der Muſen, das Fieber der Nachtigallen, das Klagelied der Hölle; denn auch dieſe Bedeutung, wie bekannt, hat ὕμνος. Wenn aber **Muretus**, an dem angezogenen Orte, ſagt: Hunc Lamprum Athenaeus, *non ſane ex conſuetudine muſicorum*, abſtemium fuiſſe ait &c. ſo hat **Muretus** die Zeiten ſchändlich verwechſelt. Ein alter Cithariſte war mehr ein Lehrer der Mäßigkeit und Tugend, als der Tonkunſt. Οἱ τ' ἀν κιθαριςαι, ἑτερα τοιαυτα, σωφροσυνης τε ἐπιμελουνται, και ὁπως ἀν ὁι νεοι μηδεν κακουργωσι, ſagt **Plato** (ss).

Dieſen zwey Stellen aus dem Athenäus könnte ich eine dritte aus dem Plutarch (tt) beyfügen, wo eines lyriſchen Dichters, Namens **Lamprus** gedacht wird; und wer die genaue Verbindung erwägt, in welcher zu den damaligen Zeiten die Poeſie mit der Dichtkunſt ſtand, wird ſich nicht lange bedenken,

---

(qq) Φρυνιχος, Αθηναιος, κωμικος των ἐπιδευτερων της ἀρχαιας κωμῳδιας. — Δραματα δε ἀυτου ἐςι ταυτα· Εφιαλτης, Κοννος, Κρονος, Κωμαςαι, Σατυροι, Τραγῳδοι, ἢ Απελευθεροι, Μονοτροπος, Μουσαι, Μυςης, Ποαςριαι. Die Worte des **Suidas**, δραματα δε ἀυτου ἐςι ταυτα, **folgende Stücke ſind von ihm**, wollen aber eben nicht ſagen, daß er ſonſt keine gemacht habe. Und wenn ſie es auch ſagten, ſo hat **Suidas** in ähnlichen Fällen ſchon mehr als einmal geirret. Von dem **Eupolis** z. E. ſagt er: ἐδιδαξε δραματα ιζ. Und **Meurſius** hat deren doch mehr als zwanzig angeführet gefunden.

(rr) Bibl. Attica Lib. V.

(ss) Im **Protagoras**.

(tt) In ſeiner Abhandlung von der Muſik.

ihn für unſern Lamprus zu halten. Seine Lieder ſtehen da mit den Liedern des Pindars, des Pratinas, *και των λοιπων ὁσοι των λυρικων ἀνδρες ἐγενοντο ποιηται χρηματων ἀγαθων*, in einer Reihe.

(F)

Um die Tropäen, nach dem Salaminiſchen Siege — Nach einigen, nacket und geſalbt; nach andern, bekleidet.) Der ungenannte Biograph: *Μετα την ἐν Σαλαμινι ναυμαχιαν Αθηναιων περι τροπαιον οντων, μετα λυρας γυμνος ἀληλιμμενος τοις παιανιζουσι των ἐπινικιων ἐξηρχε.* Und Athenäus (uu): *Σοφοκλης δε προς τῳ καλος γεγενησθαι την ὡραν, ἠν και ὀρχηστικην δεδιδαγμενος και μουσικην ἐτι παις ὠν παρα Λαμπρῳ, μετα γουν την ἐν Σαλαμινι ναυμαχιαν περι τροπαιον γυμνος ἀληλιμμενος ἐχορευσε μετα λυρας· οἱ δε ἐν ἱματιῳ φασι.*

Und damals, ſage ich, war Sophokles noch nicht ſechzehn Jahr. Denn es war das erſte Jahr der fünf und ſiebzigſten Olympias, als Xerxes der griechiſchen Freyheit den Untergang drohte. Die Athenienſer wollten dem Rathe des Themiſtokles, die Stadt zu verlaſſen, und ihr Glück zur See zu wagen, lange nicht folgen. Endlich, als Leonidas und ſeine Spartaner bey Thermopylä ihr Leben vergebens aufgeopfert hatten, als Phocis von den Feinden überſchwemmet und verheeret war, als ſie ihm ihr Attica von ihren Bundesgenoſſen, die ſich nach Peloponneſus zogen, Preiß gegeben ſahen, zwang ſie die äuſſerſte Noth zu dem Entſchluſſe: *την μεν πολιν παρακαταθεσθαι τῃ Αθηνᾳ τῃ Αθηναιων μεδεουσῃ, τους δ' ἐν ἡλικιᾳ παντας ἐμβαινειν εις τας τριηρεις, παιδας δε και γυναικας και ἀνδραποδα σωζειν ἑκαστον ὡς δυνατον.* Xylander und Kind überſetzen in dieſer Stelle des Plutarchs (xx), *τους ἐν ἡλικιᾳ* nicht zum beſten durch juventus, junge Mannſchaft. Denn es iſt hier *στρατευσιμος, μαχιμος ἡλικια*, nicht die Jugend, ſondern das zu Kriegesdienſten fähige Alter zu verſtehen, welches über das ſechzigſte Jahr reichte. Seinen Anfang aber nahm es von dem achtzehnten, oder eigentlich von dem zwan-

---

(uu) Lib. I. p. m. 20.

(xx) Im Leben des Themiſtokles.

zigſten Jahre. Denn ob ſie ſchon von dem achtzehnten Jahre an dienen mußten, ſo wurden ſie doch nicht gegen den Feind, ſondern nur zur Bewachung der Stadt gebraucht, und hießen περιπολοι (yy). In dem zwanzigſten legten ſie erſt den Eid ab, ὑπερμαχειν ἀχρι θανατου της θρεψαμενης.

Unter dieſer ſtreitbaren Mannſchaft konnte unſer Sophokles alſo noch nicht ſeyn, ſondern er gehörte unter die Kinder, die die Väter, ſo gut wie ſie konnten, in Sicherheit mußten bringen laſſen. Aber gleichwohl iſt er auf Salamis, und tanzet da um die Tropäen. Sollte man ihn izt nicht eher in Troezene ſuchen, wohin die meiſten Athenienſer ihre wehrloſe Familie ſchickten? Οἱ πλειστοι των Ἀθηναιων, fährt Plutarch fort, ὑπεξεθεντο γονεας και γυναικας εἰς Τροιζηνα, φιλοτιμως πανυ των Τροιζηνιων ὑποδεχομενων· και γαρ τρεφειν ἐψηφισαντο δημοσιᾳ, δυο ὀβολους ἑκαστῳ διδοντες, και της ὀπωρας λαμβανειν τους παιδας ἐξειναι πανταχοθεν, ἐτι δ' ὑπερ αὐτων διδασκαλοις τελειν μισθους. Doch Herodotus ſagt es ausdrücklicher, daß Troezene nicht der einzige ſolche Zufluchtsort geweſen ſey, ſondern daß einige ihre Kinder auf Aegina, einige auch auf Salamis geſchickt hätten (zz): Ενθαυτα οἱ μεν πλειστοι ἐς Τροιζηνα ἀπεστειλαν (τα τεκνα και τους οἰκετας), οἱ δε ἐς Αἰγιναν, οἱ δε ἐς Σαλαμινα. Der junge Sophokles war folglich nach dieſem leztern Orte in Sicherheit gebracht worden, wo es der tragiſchen Muſe, alle ihre drey Lieblinge, in einer vorbildenden Gradation, zu verſammeln beliebte. Der kühne Aeſchylus half ſiegen; der blühende Sophokles tanzte um die Tropäen; und Euripides ward an dem Tage des Sieges auf eben der glücklichen Inſel gebohren.

Ich hätte vor allen Dingen anmerken ſollen, daß die vorzügliche Schönheit des Sophokles, ihn der Ehre würdig machte, der Anführer bey einer ſo glorreichen Feyerlichkeit zu ſeyn: προς το καλος γεγενησθαι την ὡραν, ſagt Athenäus. — Und dieſes iſt das erſte Datum, aus welchem es wahrſcheinlicher wird, daß unſer Dichter in dem zweyten Jahre der ein und ſiebzigſten, als in dem dritten der drey und ſiebzigſten Olym-

---

(yy) Pollux lib. VIII. cap. 9. §. 105.

(zz) Herod. libr. VIII. p. 511. Edit. Henr. Stephani.

pias gebohren werden. Als ein Kind von ſechs Jahren würde er vielleicht zu Troezene Obſt genaſcht, nicht aber auf Salamis um die Tropäen getanzt haben.

(G)

Aeſchylus des Sophokles Lehrer in der tragiſchen Dichtkunſt — Zweifel dawider.) Der ungenannte Biograph iſt der einzige, der dieſes ſagt: Παρ' Αἰσχύλῳ τὴν Τραγῳδίαν ἔμαθεν. Ich werde alſo um ſo viel eher daran zweifeln dürfen. Und das aus folgenden Gründen. Ich will nicht unterſuchen, wie viel man überhaupt von der dramatiſchen Dichtkunſt einen lehren kann; ob es ſich viel weiter als auf gewiſſe mechaniſche Kleinigkeiten erſtreckt, die man durch die Intuition eines Muſters weit geſchwinder und beſſer, als durch die allgemeinen Regeln eines Lehrers begreift. Ich will nicht fragen, wie viel es dergleichen allgemeine Regeln zu den Zeiten des Aeſchylus geben konnte, da noch ſo wenig gute Stücke vorhanden waren, aus welchen man ſie hätte abziehen können? Ich will auch nicht fragen: konnte Aeſchylus etwas lehren, was er ſelbſt nicht gelernt hatte? Nach dem eigenen Bekenntniſſe dieſes Dichters war ſein Talent zur Tragödie, mehr ein ihm von dem Bacchus übernatürlicher Weiſe geſchenktes, als erworbenes Talent. Ἔφη δὲ Αἰσχύλος μειράκιον ὢν καθεύδειν ἐν ἀγρῷ φυλάσσων σταφυλάς, καί οἱ Διόνυσον ἐπιστάντα κελεῦσαι τραγῳδίαν ποιεῖν· ὡς δὲ ἦν ἡμέρα, πείθεσθαι γὰρ ἐθέλειν, ῥᾷστα ἤδη πειρώμενος ποιεῖν· erzehlet (aaa) Pauſanias. Man laſſe das Wunderbare von dieſer Erzehlung weg, und es bleibt doch immer noch ſo viel übrig, daß Aeſchylus die tragiſche Dichtkunſt nicht ſtudiret, ſondern ſich durch einen gewaltigen, und gleichſam unwillkührlichen Trieb ſeines Genies damit abgegeben hat. Und dem ohngeachtet würde er ſie allerdings auch andere haben lehren können, wenn er wenigſtens nachher darüber nachgedacht, und ſeine natürliche Fähigkeit in Wiſſenſchaft verwandelt hätte. Allein dieſes unterblieb; wovon uns unter andern ein Vorwurf überzeugt, den Sophokles ſelbſt dem Aeſchylus gemacht hat. Σοφοκλῆς, heißt es bey dem

---

(aaa) Lib. I. Ed. Kuhn. p. 48.

Athenäus (bbb), ὀνειδίζειν αὐτῳ, ὅτι ει και τα δεοντα ποιει, ἀλλ' οὐκ εἰδως γε.) „Was Aeſchylus mache, gerathe ihm „zwar, ſey zwar gut; allein er wiſſe ſelbſt nicht warum es ihm „gerathe, warum es gut ſey.“ Wußte er es nicht, wie konnte er es einem andern beybringen? Wußte Sophokles, daß er es nicht wußte, wie konnte er es von ihm zu lernen hoffen?

Zwar wird man ſagen: Sophokles machte dieſe Erfahrung zu ſpät, und es iſt einmal eingeführt, daß auch derjenige unſer Lehrmeiſter heiſſen muß, von dem wir nichts gelernet haben, wenn wir nur etwas von ihm haben lernen wollen. — Nun gut, ſo mögen alle die Zweifel die ich von der Unfähigkeit des Aeſchylus, ein Lehrer in ſeiner Kunſt zu ſeyn, hergenommen habe, nichts gelten; und ich verſpreche in der Anmerkung (I) einen andern, hiſtoriſchen Beweis zu führen.

(II)

Nach einer Stelle des Plutarchs.) Dieſe Stelle findet ſich in der Unterſuchung des Plutarchs, πως ἀν τις αἰσθοιτο ἑαυτου προκοπτοντος ἐπ' ἀρετῃ; **woraus man ſeinen Wachsthum in der Tugend ſchließen könne?** Und da iſt ihm keines von den geringſten Merkmalen ἡ περι τους λογους μεταβολη, die Veränderung des Geſchmacks an den verſchiednen Theilen der Weltweisheit. Angehende Philoſophen, ſagt er, beſchäftigen ſich meiſtentheils mit denjenigen Theilen, die ſie in Ruf und Anſehen bringen können. Einige verſteigen ſich in die glänzenden Höhen der Phyſik; andere verlieben ſich in dunkele Zänkereyen; die meiſten ſtürzen ſich in die Spitzfindigkeiten der Dialektik. Nur die beſten von ihnen kommen endlich, bey reifferm und geſundern Urtheile, auf das, was die Seele wirklich gut und groß macht, und weihen ſich denjenigen Theilen der Weltweisheit, deren Fußtapfen, mit dem Aeſopus zu reden, mehr hineinwerts als hinauswerts gehen. Nun fährt Plutarch fort: Ὡσπερ γαρ ὁ Σοφοκλης ἐλεγε, τον Αἰσχυλου διαπεπαιχως ὀγκον, εἰτα το πικρον και κατατεχνον της αὐτου κατασκευης, τριτον ἠδη το της λεξεως μεταβαλλειν εἰδος, ὁπερ ἐςιν ἠθικωτατον και βελτιςον· οὑτως οἱ φιλοσοφουντες,

---

(bbb) Lib. I. p. m. 22.

ὁ ἐκ των πανηγυρικων και κατατεχνων, εἰς τον ἁπτομενον ἠθους και παθους λογον μεταβαινειν, ἀρχονται την ἀληθη προκοπην και ἀτυφον προκοπτειν (eee). Der wahre Sinn dieſer Stelle iſt ſo leicht nicht. Xylander hatte ſie anfangs ſo überſetzt: Sophocles aiebat ſe primo faſtum Aeſchyli accidiſſe (ddd), deinde [illegible]aratum nimis denſum atque artificioſum, poſtremo etiam dictionis formam mutaſſe, quae pars maxime ad mores pertinet & eſt potiſſima: ita philoſophantes, cum a compoſitis ad oſtentationem & artificio nimio elaboratis orationibus, ad orationem animi motus placidos graveſque attingentem tranſiverint, vere incipiunt faſtu repudiato proficere. Ich will dieſe Ueberſetzung nicht critiſiren; Xylander hat es in ſeinen Anmerkungen ſelbſt gethan, und die Worte, welche den Sophokles angehen, folgendergeſtalt verbeſſert: Sophocles ajebat, ſe primum animi ludique gratia grandiloquentiam Aeſchyli imitatum: deinde ejus in apparatu condenſationem atque artificii induſtriam: tertio demum nunc loco ad id dictionis genus ſe transtuliſſe, quod ad formandos mores aptiſſimum, eaque de cauſa eſſet optimum. Doch auch mit dieſer Verbeſſerung kann ich nicht zufrieden ſeyn. Der Sinn des Plutarchs iſt weder genau, noch deutlich genug ausgedrückt. Die Worte Σοφοκλης τον Αισχυλου διαπεπαιχως ὀγκον ſagen bloß, daß Sophokles den Schwulſt des Aeſchylus verlacht habe, und es iſt ein eigenmächtiger Zuſatz des Xylanders, daß dieſes durch eine burleske Nachahmung, durch eine Parodie, geſchehen ſey. Wenn Sophokles ein Komödienſchreiber geweſen wäre, ſo würde mir dieſer Zuſatz weniger mißfallen. Denn von den komiſchen Dichtern iſt es bekannt, daß ſie auch damals ſchon die hochtrabenden Stellen ihrer tragiſchen Brüder, gern parodirten und

---

(eee) Dieſe Stelle war dazu verſehen, falſch citiret zu werden. Fabricius (Bibl. Gr. Lib. II. cap. 17. S. 1.) citiret ſie: Plutarchus de defectu in virtute. Ein ſolches Buch des Plutarchs giebt es gar nicht. Und Heinrich Stephanus in ſeinem Theſauro linguae graecae, führet unter κατατεχνος verſchiedene Worte und Zeilen daraus an, als ob ſie in dem Buche de diſcern. adul. ab amico ſtünden.

(ddd) Was accidiſſe hier heißen könne, begreiffe ich gar nicht. Es hat ohne Zweifel irriſiſſe, oder dergleichen, heißen ſollen. Ich bediene mich der Frankfurtſchen Ausgabe von 1620.

dadurch lächerlich machten. Allein wo hätte das Sophokles thun können? In ſeinen eigenen Tragödien? So hätte er ſich ſelbſt den größten Schaden gethan. Und das Wort κατασκευη. Mit dieſem hat ſich Xylander ſehr geirret. Er giebt es durch apparatus. Gut; aber was für ein apparatus? Aus einer Verbeſſerung, die er in dem Texte macht, erhellet deutlich, daß er die κατασκευην der Rhetorick, die Ausſchmückung der Rede durch Figuren und Tropen, verſtanden hat. Anſtatt το πικρον της ἀυτου κατασκευης, lieſet er nehmlich το πυκνον; und überſetzt es durch apparatum nimis denſum, anſtatt es durch nimis amarum zu überſetzen. Denn freylich konnte ihm eine herbe, bittere Ausſchmückung in dieſem Verſtande, nicht den beſten Sinn zu machen ſcheinen; wohl aber eine allzugedrungene, überhäufte Ausſchmückung. Allein wenn dieſes die richtige Bedeutung des Wortes κατασκευη wäre, würde nicht alsdenn dieſe zu überhäufte, zu gekünſtelte Ausſchmückung (το πυκνον και κατατεχνον της κατασκευης.) mit dem, was Plutarch die Schwulſt des Aeſchylus (τον Αισχυλου ὀγκον) nennet, ziemlich auf eines hinauslauffen? Denn was macht einen Dichter anders ſchwülſtig, als die allzuhäuffige, allzugeſuchte Anwendung der kühnſten Tropen? Und doch will Plutarch ausdrücklich beides unterſchieden wiſſen: διαπεπαιχως ὀγκον — ειτα — τριτον.

Warum halte ich mich auf? Kurz; es iſt hier nicht die κατασκευη der Rhetorik, ſondern die κατασκευη der Schauſpielkunſt, die theatraliſche Auszierung zu verſtehen. Σκευη, κατασκευη, σκευοποιΐα, σκευοποιηματα, dieſe Wörter begreiffen alles, was zur Vorſtellung eines dramatiſchen Stücks erfordert wird; Auszierungen der Bühne, Kleider, Larven, Maſchinen. Nun iſt es von dem Aeſchylus bekannt (eee), σκευοποιΐας ἠρξατο, εἰκασμενης τοις των ἡρωων εἰδεσιν. Er war, wie Horaz ſagt:

— — perſonae pallaeque repertor honeſtae,
— — & modicis inſtravit pulpita tignis
Et docuit — — — niti — cothurno.

(eee) Philoſtratus de vita Apollonii Tyanei lib. VI. Cap. 6

Es iſt aber auch nicht weniger von ihm bekannt, daß er in der Auszierung ſeiner Bühne und ſeiner Perſonen, ſehr weit ging, und das Schreckliche darinn nicht ſelten übertrieb. Man erinnere ſich ſeiner Eumeniden; welche grauſame Wirkung der ungewohnte Anblick dieſer rächeriſchen Gottheiten, die Aeſchylus zu allererſt im Schlangenhaare aufführte, auf die Zuſchauer hatte! Und was ſahe man nicht ſonſt alles auf ſeiner Bühne!

Aigles, Vautours, Serpens, Griſons,
Hippocentaures & Typhons,
Des Taureaux furieux, dont la gueule béante
Fut tranſi de frayeurs le grand cheval d'Atlante;
Un char, que des Dragons etincelans d'eclairs
Promenoient en ſifflant par le vuide des airs;
Demorgogon encore à la triſte figure,
Et l'Horreur & la Mort s'y voyoient en peinture (ttt).

Dieſes übertriebene Schreckliche alſo, welches Aeſchylus nicht blos in ſeinen Verſen ſchilderte, ſondern wirklich durch alle Künſte der Skevopöie ſichtbar machte, dieſes iſt es, was Plutarch το πικρον και κατατεχνον της ἀυτου κατασκευης nennet. Denn der höchſte Grad des Schrecklichen wird wirklich in der Nachahmung widerwärtig, πικρος. Iſt es noch nöthig, dieſes Wort in πυκνος zu verwandeln?

Nach dieſer Erklärung betrachte man nunmehr die Stelle des Plutarchs, und ſie iſt ungleich heller. Indem Aeſchylus den Ausdruck der Tragödie ſo viel als möglich erhaben zu machen ſuchte, verſtieg er ſich oft in das Schwülſtige; und dieſes war die erſte Uebertreibung, die Sophokles vermied. Indem Aeſchylus gern ſo ſchrecklich als möglich ſeyn wollte, ließ er ſich oft verleiten, ſeine Zuflucht zu wunderbaren Maſchinen und ungeheuren Verkleidungen zu nehmen, die aber mehr Abſcheu als Schrecken erregten; und dieſes war der zweyte Fehler, in welchen ſich Sophokles nicht reiſſen ließ. Er iſt erhaben, ohne ſchwülſtig zu ſeyn; er iſt ſchrecklich, ohne das Schreckliche einer widrigen Skevopöie zu danken zu haben. Das alles paßt vollkommen. Und doch ſage ich, daß ich dieſes Verhältniß des

---

(ttt) Tanaquill Faber in ſeinen franzöſiſchen Lebensbeſchreibungen der griechiſchen Dichter.

Sophokles zum Aeſchylus nicht ſo wohl aus gegenwärtiger Stelle des Plutarchs, als aus der Vergleichung ihrer Stücke gezogen habe? Warum das?

Einer Beſorgniß wegen. Man darf den Plutarch nur ein wenig kennen, um zu wiſſen, daß ihm ſein Gedächtniß mehr als einen übeln Streich geſpielet hat. Wie wenn es ihm auch hier nicht treu genug geweſen wäre? Wie wenn er das, was er von dem Sophokles ſagt, von dem Euripides hätte ſagen ſollen? Ich will die Gründe dieſer meiner Beſorgniß vorlegen. — Σοφοκλης ἔλεγε, ſchreibt Plutarch; „Sophokles hat geſagt.“ Wo hat er es geſagt? Hat er es in einem von ſeinen Werken geſagt? Und welches iſt das Werk, wo er dieſes nicht eben allzubeſcheidne Bekenntniß hätte thun können? Es müßte nothwendig das Buch geweſen ſeyn, welches er über den Chorus geſchrieben hat, und deſſen ich in der Anmerkung (LL) gedenken werde. War es hier, wo er ſo mancherley an dem Aeſchylus auszuſetzen hatte, wie iſt ſein obiger Ausſpruch von dieſem ſeinen Vorgänger, ὅτι τα δεοντα ποιει (ggg), damit zu vergleichen? Wie iſt die Hochachtung überhaupt damit zu vergleichen, die er beſtändig gegen dieſen Vater der Tragödie gehabt hat? Hätte er ſich ſelbſt geſchmeichelt, ſo vieles nach dem Aeſchylus in der tragiſchen Dichtkunſt verbeſſert zu haben, würde er nicht geneigt geweſen ſeyn, ſich weit über ihn zu ſetzen? Als er aber, nach der Erdichtung des Ariſtophanes, in das Reich der Schatten kam, wo Aeſchylus den tragiſchen Thron beſaß, wie bezeigte er ſich gegen ihn?

— — — Εκυσε μεν Αισχυλον,
Οτε δη κατηλθε, κἀνεβαλε την δεξιαν·
Κἀκεινος ὑπεχωρησεν αυτῳ του θρονου (hhh).

Er küßte ihn; er ließ ihm die rechte Hand; er begab ſich des Thrones völlig. Man ſage nicht: das iſt die Erdichtung eines Komödienſchreibers. Dieſer Komödienſchreiber konnte von den wahren Geſinnungen des Sophokles gar wohl unterrichtet ſeyn, und durfte itzt ſeine Erdichtungen nicht anders, als ihnen

---

(ggg) Bey dem Athenäus. Man ſehe die vorhergehende Anmerkung (G) Seite 307.

(hhh) Ariſtophanes in den Fröſchen Zeile 800 u. f.

gemäß einrichten. — Aber dieß alles ſind die geringſte Gründe meines Verdachts. Die wichtigſten ſind dieſe; Anfangs, daß die zwey erſtern Punkte, in welchen Sophokles, dem Plutarch zufolge, von dem Aeſchylus abgegangen iſt, ſich nicht bloß eben ſo wohl, ſondern ungleich richtiger von dem Euripides als von dem Sophokles ſagen laſſen; und hernach, daß der dritte Punkt, den ich noch gar nicht berührt habe, ſich faſt nur von dem Euripides, und von dem Sophokles gar nicht ſagen läßt.

Es iſt wahr, Sophokles hat ſich der Schwulſt des Aeſchylus nicht ſchuldig gemacht; aber Euripides noch weniger. Der Ausdruck des Sophokles blieb noch immer ſtark und erhaben; da ſich Euripides hingegen ſo weit von dem Aeſchylus entfernte, daß er nicht ſelten gemein und ſchwatzhaft ward. So lautete das allgemeine Urtheil der Alten, wovon Ariſtides für mich die Gewähr leiſten mag. Ὁρα δε τοι και περι την τραγῳδιαν, ſagt er in ſeiner zweyten antiplatoniſchen Rede (iii), Αἰσχυλον μεν αἰτιαν οὐκ ἐχοντα ὡς εἰσαγαγοι λαλιαν· οὐδε τον ἡδιςον εἰπειν Σοφοκλεα, οὐδαμου ταυτ᾽ ἀκουσαντα, ὡς ἐπηρεν Ἀϑηναιους λαλειν, ὁτι δηπου της σεμνοτητος, ὡς ὁσον τε μαλιςα, ἀντειχοντο, και κρειττονα ἡ κατα τους πολλους τα ἠϑη παρειχοντο. Ευριπιδην δε λαλειν αὐτους ἐϑισαι καταιτιαϑεντα, ἀφελειν τι δοξαντα του βαρους και των καιρων. Es iſt ferner wahr, Sophokles hat ſich der fürchterlichen Verkleidungen, der wunderbaren Maſchinen, weniger und beſcheidner bedienet, als Aeſchylus. Er hat ſich aber doch ſonſt der Skevopöie ſehr befliſſen, und wie man in der Anmerkung (N) ſehen wird, verſchiedenes darinn erfunden. Von dem Euripides hingegen kann man dieſes nicht ſagen; es iſt vielmehr ein ſehr gemeiner Vorwurf, den ihm die Alten machen, daß er den theatraliſchen Putz zu ſehr vernachläßiget hat.

Κἀλλως εἰκος τους Ἡμιϑεους τοις ῥημασι μειζοσι χρησϑαι,
Και γαρ τοις ἱματιοις ἡμων χρωνται πολυ σεμνοτεροισιν·
Ἁ ἐμου χρηςως καταδειξαντος διελυμηνω συ·

ſagt Aeſchylus bey dem Ariſtophanes (kkk) zu ihm. Denn er

(iii) Ὑπερ των τεσσαρων. p. 133. Tom. II. Op. Ariſtidis, edit. Sammelis Jebb.

(kkk) In den Fröſchen Zeile 1092 u. f.

ſcheute ſich nicht, Könige und andere vornehme Perſonen in elenden und zerriſſenen Kleidern aufzuführen. Wie wohl oder wie übel er daran gethan, will ich itzt nicht unterſuchen. Genug daß dieſes offenbar einer von den Fällen iſt, wo er το κατατεχνον της κατασκευης ganz bey Seite geſetzt hat. Das πικρον derſelben, wodurch Aeſchylus das Schrecken zu befördern ſuchte, war ohnedem ſeine Sache nicht.

Und nun der dritte Punkt: τριτον ἠδη το της λεξεως μεταβαλλειν ειδος, ὁπερ ἐςιν ἠθικωτατον και βελτιςον. Sophokles ſoll den ganzen Charakter der Rede umgeſchaffen, und ihn, ſo viel möglich, ſittlich und moraliſch gut gemacht haben? Das ſieht dem Sophokles nicht ähnlich. Dazu war er zu viel Poet, und verſtand ſeine Kunſt viel zu gut! Der wahre Tragicus läßt ſeine Perſonen ihrem Affecte, ihrer Situation gemäß ſprechen, und bekümmert ſich nicht im geringſten darum, ob ſie lehrreich und erbaulich ſprechen. Aber darum bekümmerte ſich **Euripides** wohl. Er, von dem Cicero (lll) ſagt: ego certe ſingulos ejus verſus ſingula ejus teſtimonia puto; Er, der dem Quintilian (mmm) ſententiis denſus, & in iis quae a ſapientibus tradita ſunt, pene ipſis par heißt; Er, von dem Theon (nnn) ſagt: ὅτι παρα καιρον αὐτῃ Ἑκαβη φιλοσοφει. Und welche Perſon iſt bey ihm nicht ſo eine **Hekuba**?

Ich fürchte nicht, daß man hierwider etwas einwenden werde. Allem Anſehen nach muß **Euripides**, anſtatt des **Sophokles** bey dem Plutarch geleſen werden. Aber das fürchte ich, daß man mir meine obige Frage zurück geben wird. „Wenn **Euripides** das geſagt hat, wo hat er es geſagt?“ Immerhin; ich bin wegen der Antwort eben nicht verlegen.

Euripides ſagt es bey dem Ariſtophanes, und zwar, wie man leicht vermuthen kann, in den Fröſchen. — Man kennet

---

(lll) Ep. 8. Lib. XVI. ad Famil. Es iſt aber hier nicht M. T. Cicero, ſondern der Bruder Quintus Cicero zu verſtehen; denn in dieſes Briefe an den Tiro ſtehen die angeführten Worte. Gyraldus irret ſich alſo, wenn er (Dial. VII. de Poetarum hiſtoria) ſchreibt: Verum & noſter *Marcus Cicero* tanti Euripidem feciſſe videtur, ut ad Tironem ſcribens dicat &c.

(mmm) Inſt. Orat. Lib. X. cap. 1.

(nnn) In ſ. Vorübungen S. 4. der Ausgabe des Camerarius.

den komiſchen Streit, den Aeſchylus und Euripides daſelbſt vor dem Bacchus halten. Und hier iſt die Stelle daraus, die Plutarch, wie ich glaube, vornehmlich in Gedanken gehabt hat. Euripides ſagt zu ſeinem Gegner (ooo):

Αλλ' ὡς παρελαβον την τεχνην παρα σου, τοπρωτον μεν
εὐθυς
Οιδουσαν ὑπο κομπασματων, και ῥηματων ἐπαχθων,
Ισχνανα μεν πρωτιϛον ἀυτην, και το βαρος ἀφειλον·
Επυλλιοις, και περιπατοις, και τευτλιοισι μικροις,
Χυλον διδους ϛωμυλματων, ἀπο βιβλιων, ἀπ' ἠθων.

Was iſt hier die erſte Verbeſſerung, die ſich Euripides in der tragiſchen Dichtkunſt, ſo wie er ſie von dem Aeſchylus überkommen, gemacht zu haben rühmet? Iſt es nicht eben die, deren ſich Sophokles bey dem Plutarch rühmet? Die Abſchaffung des Schwulſtes. Und man kann auf das eigentlichſte ſagen, daß Euripides hier über dieſen Schwulſt ſpotte; τον Αισχυλου διαπεπαιχως ὀγκον. Ariſtophanes läßt ihn ferner ſehr luſtig vorgeben, daß er dieſen Schwulſt durch ſchöne Sprüchelchen, durch philoſophiſche Diſputationes, durch Mangold und Beete vertrieben habe; und was iſt dieſes, beſonders wenn man den Saft aus den Sittenbüchern, χυλον ἀπο βιβλιων, ἀπ' ἠθων, dazu nimmt, was iſt dieſes anders, als des Plutarchs ἐιδος ἠθικωτατον και βελτιϛον της λεξεως? Er ſcheinet ſogar des Ariſtophanes Worte geborgt zu haben; denn ſo wie hier das ἠθικωτατον von ἀπ' ἠθων entlehnt zu ſeyn ſcheinet (ppp), ſo iſt das βελτιϛον aus einer andern Zeile, die nicht weit davon ſtehet, genommen. Aeſchylus fragt nehmlich den Euripides (qqq)

— Τινος οὑνεκα χρη θαυμαζειν ἀνδρα ποιητην;

und dieſer antwortet ihm:

Δεξιοτητος και νουθεσιας, ὁτι βελτιους τε ποιουμεν
Τους ἀνθρωπους ἐν ταις πολεσιν.

(ooo) Zeile 970 u. f.

(ppp) Wegen dieſer Aehnlichkeit möchte ich auch nicht die Lesart annehmen, die in dieſer Stelle des Ariſtophanes aus ἀπ' ἠθων ein einziges Wort ἀπηθων (percolans) macht, ob ſie gleich den Euſtathius zum Währmanne hat. Man ſehe den Biſetus über den 974ten Vers.

(qqq) Zeile 1040. u. f.

Die Stelle übrigens, wo Euripides von dem Aeſchylus beſchuldiget wird, daß er das Anſtändige in der Auszierung mit Fleiß verabſäumet habe, iſt aus eben dieſem Auftritte der Fröſche. Ich habe ſie bereits angeführet, und kann die nähere Vergleichung dem Leſer überlaſſen.

(I)

Sein erſtes Trauerſpiel fällt in die ſieben und ſiebzigſte Olympias.) Und hierinn, ſage ich, kommen Euſebius und Plutarch überein. Σοφοκλης τραγῳδοποιος πρωτον ἐπεδειξατο merkt jener unter dem zweyten Jahre dieſer Olympias ausdrücklich an (***). Die lateiniſche Ueberſetzung des Hieronymus bringt den nehmlichen Umſtand unter dem erſten Jahre bey: Sophocles Tragoediarum ſcriptor primum ingenii ſui opera publicavit. Sophokles wäre alſo vier oder fünf und zwanzig Jahr alt geweſen, da er ſich als einen tragiſchen Dichter zuerſt bekannt machte. Und in dieſem Vorgeben iſt nichts, was der Natur der Sache widerſpräche. — Aber nun das Zeugniß des Plutarchs. — Das Orakel hatte den Athenienſern befohlen, die Gebeine des Theſeus in ihre Stadt zu bringen, um ihn als einen Halbgott zu verehren. Theſeus lag auf Scyros begraben. Als nun Cimon dieſe Inſel erobert hatte, ließ er ſein erſtes ſeyn, das Begräbniß dieſes alten atheniensiſchen Königs aufzuſuchen, und dem Orakel gemäß damit zu verfahren. Dieſes erzehlt Plutarch in dem Leben des Cimon und fährt fort: Ἐφ᾽ ᾧ και μαλιστα προς αὐτον ἡδεως ὁ δημος ἐσχεν· ἐθεντο δ᾽ ἐις μνημην αὐτου και την των τραγῳδων κρισιν ὀνομαστην γενομενην. Πρωτην γαρ διδασκαλιαν του Σοφοκλεους ἐτι νεου καθεντος, Ἀψεφιων ὁ ἀρχων, φιλονεικιας οὐσης και παρατάξεως των θεατων, κριτας μεν οὐκ ἐκληρωσε του ἀγωνος· ὡς δε Κιμων μετα των συςρατηγων προελθων ἐις το θεατρον ἐποιησατο τῳ θεῳ τας νενομισμενας σπονδας, οὐκ ἀφηκεν ἀυτους ἀπελθειν, ἀλλ᾽ ὁρκωσας, ἠναγκασε καθισαι και κριναι δεκα ὀντας, ἀπο φυλης μιας ἑκαςον. Ich füge hiervon die Ueberſetzung des Herrn Kind bey, weil ich in der Folge verſchiedenes darwider zu erin-

---

(***) Seite 167 des griechiſchen Textes, benannter Ausgabe.

nern haben möchte: „Das Volk gewann ihn deswegen ſehr lieb, „und ſtellte zum Andenken dieſer Begebenheit den bekannten „Wettſtreit unter den Tragödienſpielern an, unter denen ſich „auch Sophokles befand, der damals noch jung war, und da„bey ſein erſtes Trauerſpiel aufführte. Aphepſion der Archon „getrauete ſich nicht, die Richter zu ernennen, die dem geſchick„teſten Dichter den Preis zuerkennen ſollten, weil er ſahe, „daß die Zuſchauer bald für dieſen, bald für jenen eingenom„men waren, und einige dieſem, andere jenem den Preis zuer„kannt wiſſen wollten. Er lies deswegen den Cimon, der auf „den Schauplatz kam, und dem Gott und Vorſteher dieſer Spiele „das gewöhnliche Trankopfer brachte, mit ſeinen Unterfeldher„ren nicht eher weggehen, ſondern nöthigte ſie, daß ſie nach „geleiſtetem Eide die zehn Richter werden, und den Ausſpruch „thun mußten, zumal da jeder dieſer Feldherren aus einer der „zehn Zünfte war." — In dieſer Stelle ſind zwey Data, aus welchen die Epoche des erſten Trauerſpiels unſers Dichters beſtimmt werden muß. Das eine: Aphepſion war Archon. Das andere: Cimon war von ſeinem Kriegszuge wider Scyros zurückgekommen. Aber dieſe beiden Data ſollen ſich widerſprechen. So urtheilet wenigſtens Samuel Petit, deſſen Critik ich anführen muß (sss): Corruptum eſt Praetoris Athenienſis nomen. Aphepſion Archon ſignavit Faſtos anni tertii Olympiadis ſeptuageſimae quartae. At vero, ſive natales Sophoclis adſcribamus ſecundo anno Olympiadis ſeptuageſimae primae, ut pleraque veterum auctorum pars e vero, ut nobis quidem videtur, ſcriptum reliquit, qui annus Praetorem habuit Philippum, ſive anno tertio Olympiadis ſeptuageſimae tertiae, ut alii volunt, per aetatem fabulas docere non potuit Sophocles. Anno primo Olympiadis ſeptuageſimae ſeptimae primum drama a Sophocle commiſſum fuiſſe narrat Euſebius. Quod ſi Plutarchum verbis laudatis audimus, ut certe audiendus eſt, & aſſenſum meretur, dicemus Sophoclem primum ſuum drama in ſcenam protuliſſe anno tertio Olympiadis ſeptuageſimae ſeptimae, Demotione Athenis Praetore. Eo enim anno a Cimone ſtatuta ſunt de victis Perſis

---

(sss) Miſcellaneorum lib. III. cap. 18.

tropaea, ut ſcribit Diodorus Siculus: a Cimone vero ex hoc bello reduci, ut narrat Plutarchus, caeteriſque ſtrategis, judicium redditum eſt de Tragicorum Poetarum victoria, fabulam tunc primum docente Sophocle. Itaque apud Plutarchum ἀντι του Αψεφιων ſcribendum eſt Δημοτιων, aut quod verius puto, legendum eſt ἀνεψιος ὁ Αρχων. Nomen Archontis non adſcribit Plutarchus, ſed dicit eum fuiſſe Sophoclis conſobrinum, qui ne videretur aliquid in Sophoclis gratiam comminiſci, noluit judices ſortito capere, ſed ſorte oblatos decem ſtrategos dedit: & eruditus aliquis librarius, qui putabat deſiderari Archontis nomen, & meminerat Aphepſionem circa illa tempora fuiſſe Athenis praetorem, mutavit ἀνεψιος in Αψεφιων. Dieſe Critik iſt ſo ſeichte, ſo nüchtern, und ich habe ſo viel dawider zu erinnern, daß ich kaum weis, wo ich anfangen ſoll. Petit will den Namen des Archon durchaus verändert wiſſen. Warum? Weil in dem Jahre, da Aphepſion Archon geweſen, Sophokles Alters wegen noch kein Trauerſpiel aufführen können; und weil der gedachte Kriegszug des Cimon nichts weniger als in dieſes Jahr falle. — Ich will dieſe Gründe vors erſte gelten laſſen. Gut; was alſo? — Folglich müſſe entweder anſtatt Aphepſion, Demotion geleſen werden, oder, welches am wahrſcheinlichſten ſey, Plutarch habe den Archon gar nicht namentlich nennen wollen, ſondern bloß geſchrieben ἀνεψιος ὁ ἀρχων. „der Archon, welcher mit dem Sophokles Geſchwiſterkind war.“ (m) — Ich betrachte alſo dieſes Wahrſcheinlichſte zuerſt. Deswegen, weil der Archon mit dem Sophokles verwandt iſt, deswegen will er die Richter nicht durch das Looß ernennen laſſen? So war das Looß nicht die unpartheyiſchſte Art der Wahl? So hätte es der Archon, zum Beſten ſeines Vetters lenken können, wie er gewollt hätte? Er nöthigte die zehn Feldherren, den Ausſpruch zu thun. Mit dieſen alſo konnte er nichts abgeredet, dieſe konnte er nicht beſtochen haben? Aber er lies ſie ſchwören. Was thut das? Auch die welche durch das Looß wären er-

(m) Ich gebe dem Worte ἀνεψιος hier noch die leidlichſte Bedeutung. Denn eigentlich iſt es ſo viel als Neffe, des Bruders oder der Schweſter Kind. Und einen Archon in dieſem Verſtande zum ἀνεψιος eines jungen Menſchen von vier und zwanzig Jahren zu machen, würde eine große Ungereimtheit ſeyn.

nennet werden, hätten vorher ſchwören müſſen, nach ihrem beſten Wiſſen und Gewiſſen zu urtheilen. Denn dieſen Schwur mußten zu Athen alle und jede Richter, ohne Ausnahme, thun. Ganz gewiß hätte ſich alſo der Archon, wenn er des Sophokles Anverwandter geweſen wäre, eben durch dieſes ungewöhnliche neue Verfahren unendlich verdächtiger gemacht, als wenn er es bey dem Alten gelaſſen hätte. Endlich leſe man doch nur einen Augenblick ſo, wie Petit will geleſen haben: Πρώτην γὰρ διδασκαλίαν τοῦ Σοφοκλέους ἔτι νέου καθέντος, ἀνεψιὸς ὁ ἄρχων — κριτὰς μὲν οὐκ ἐκλήρωσε τοῦ ἀγῶνος· und ſage, ob ein Schriftſteller, der ſich der Genauigkeit nur im geringſten befleißiget, ſo ſchreiben würde? „Denn da der junge Sophokles ſein erſtes Stück daher aufführte, ſo wollte der Vetter Archon ꝛc.“ Weſſen Vetter? Wenigſtens würde das Pronomen relativum fehlen: wenn es der Schriftſteller nicht gar für nöthig erachtet hätte, ſich lieber ſo auszudrücken: „ſo wollte der „Archon, der, oder weil er ſein Vetter war ꝛc.“ — Nichts kann deutlicher ſeyn; und ſo wende ich mich zu der andern vorgeſchlagnen Veränderung. Wir ſollen anſtatt Aphepſion, Demotion leſen, weil jener glückliche Kriegszug des Cimon in das Jahr dieſes Archon fällt. Aber auch hier vermiſſe ich die Ueberlegung des Criticus. Ich will es zeigen. Diodorus Siculus, auf welchen er ſich beruft, erzehlet von den Thaten des Cimons, die er in dem dritten Jahre der ſieben und ſiebzigſten Olympias, als Demotion Archon geweſen, verrichtet, folgendes: Cimon ſey gegen die Küſten von Aſien ausgeſchickt worden, um den bundesverwandten Städten, ſo viel deren die Perſer noch inne hatten, beyzuſpringen. Er habe ſeinen Lauf nach Byzanz gerichtet, Eion erobert, und Scyros eingenommen. Durch dieſen glücklichen Anfang zu größern Dingen ermuntert, ſey er wieder zurück geſegelt, und habe mehr Schiffe zu ſich genommen, mit welchen er nach der Küſte von Karien ausgelaufſen. Nachdem er hier und in Lycien den Perſern alles wieder abgenommen, habe er erfahren, daß die feindliche Flotte bey Cyprus vor Anker liege. Er habe ſie angegriffen, und den größten Theil davon zu Grunde gerichtet, oder genommen. Hierauf ſey er auf ihre Landmacht losgegangen, die ſich an dem

Eurymedon in Pamphylien gelagert gehabt. Er habe ſeine Truppen mit Liſt ans Land geſetzet, die Feinde zur Nachtzeit überfallen, und ein erſchreckliches Blutbad unter ihnen angerichtet. Τη δ' ὑστεραια fügt der Geſchichtſchreiber hinzu (nnn), τροπαιον στησαντες, ἀνεπλευσαν εἰς την Κυπρον. Und das ſind die Tropäen, deren Petit gedenket. Allein dieſe Tropäen ließ Cimon auf der Küſte von Pamphylien errichten, und nicht zu Athen. Ja er kann ſchwerlich in dem nehmlichen Jahre wieder nach Athen zurückgekommen ſeyn; denn die Wege ſind zu weit, und der Thaten ſind zu viel. Folglich kann auch der tragiſche Wettſtreit in dieſem Jahre nicht vorgefallen ſeyn; man müßte denn annehmen wollen, daß er eben zu der Zeit vorgefallen ſey, da Cimon von Scyros, um ſich zu verſtärken, auf kurze Zeit wieder nach Hauſe kam. Doch auch dieſes iſt nicht wahrſcheinlich; denn da Diodorus von dieſer kurzen Rückreiſe nur ſagt: καταπλευσαν εἰς τον Πειραια· ſo ſcheinet es nicht, daß er ſich in der Stadt viel zu thun gemacht habe, die dieſem Hafen ſo gar nahe ohnedem nicht war; wenigſtens würde er ſchwerlich mit allen ſeinen Nebenbefehlshabern (μετα των στρατηγων) in die Stadt gekommen ſeyn, welcher Umſtand nur auf einen völlig geendigten Kriegszug zu paſſen ſcheinet. Und was folgt aus alle dem? Dieſes, daß Petit nicht dieſes Jahr des Demotion zu der Epoche des erſten Sophokleiſchen Trauerſpiels hätte machen ſollen; daß er ohne Zweifel beſſer gethan hätte, wenn er das gleich darauf folgende vierte Jahr der ſieben und ſiebzigſten Olympias dafür angenommen hätte. Denn der Archon dieſes gleich darauf folgenden Jahres heißt bey dem Diodorus, Phädon; und wäre es nicht ungleich wahrſcheinlicher, daß die Abſchreiber in der Stelle des Plutarchs, Ἀψηφιων aus Φαιδων, als aus Δημοτιων gemacht hätten? Der Augenſchein giebt es. Doch ich habe noch einen ſtärkern Grund als dieſen Augenſchein. Plutarch ſelbſt macht an einem andern Orte, wo er der Zurückbringung der Gebeine des Theſeus wieder gedenket, den Phädon zum damaligen Archon. Nehmlich in dem Leben dieſes Helden ſelbſt: Μετα δε τα Μηδικα, ſchreibt er ge-

(nnn) Bibl. Hiſt. lib. XI. p. 47. Edit. Rhodom.

gen das Ende deſſelben, Φαιδωνος ἀρχοντος μαντευομενοις τοις Αθηναιοις ἀνειλεν ἡ Πυθια τα Θησεως ἀναλαβειν ὀςα, και θεμενους ἐντιμως παρ' αὐτοις φυλαττειν κ. τ. λ. Nun weis ich zwar wohl, daß die Ueberſetzer und Ausleger hier einen ganz andern Phädon wollen verſtanden wiſſen; nicht den Phädon, der in dem vierten Jahre der ſieben und ſiebzigſten Olympias Archon war; ſondern den Phädon, der dieſe Würde in dem erſten Jahre der ſechs und ſiebzigſten bekleidete. Allein ich kann mit ihnen aus folgenden Gründen nicht einig ſeyn. Erſtlich ſagt Plutarch ausdrücklich μετα τα Μηδικα „nach den Perſiſchen Kriegen." Waren denn aber die perſiſchen Kriege unter dem Phädon der ſechs und ſiebzigſten Olympias zu Ende? Ja, ſagen die Ausleger, und unter dieſen beſonders Herr Kind, „denn drey Jahr vorher hatten die Griechen unter „Anführung des Pauſanias bey Platea einen völligen Sieg „über die Perſer erhalten, und dieſem Kriege ein Ende gemacht." Ein Ende gemacht? Eine offenbare Unwahrheit. Durch dieſen herrlichen Sieg ward zwar Griechenland von den Perſern befreyet; aber der Krieg war darum noch nicht aus. Die größte Gefahr war nur vorüber; ſie hatten ſich den feindlichen Dolch nur von dem Herze entwehret. Noch hatten die Perſer in Thracien, an der Küſte Aſiens von Jonien bis Pamphylien, auf vielen Inſeln des Aegeiſchen Meeres, feſten Fuß; noch waren ſie da immer ſtark genug, ſo bald ſich das Kriegsglück im geringſten für ſie erklärte, Griechenland aufs neue zu überſchwemmen; noch hatte Xerxes ſeinen erſtlichen Vorſatz, ſich dieſen Sitz der Freyheit zu unterwerffen, nicht aufgegeben. Kurz, nur der Friede macht dem Kriege ein Ende; und zu dem Frieden ward Xerxes nur erſt gegen das Ende der ſieben und ſiebzigſten Olympias durch den Cimon gezwungen. Plutarch ſelbſt kennet dieſen Frieden zu wohl (xxx), als daß man ihn im Verdacht

---

(xxx) In dem Leben Cimons. Ich will die Stelle anführen, um bey dieſer Gelegenheit einen Fehler des deutſchen Ueberſetzers zu verbeſſern. Τουτο το ἐργον, nehmlich der dreyfache Sieg des Cimon, οὑτως ἐταπεινωσε την γνωμην του βασιλεως, ὡςε συνθεσθαι την περιβοητον εἰρηνην ἐκεινην, ἱππου μεν δρομον ἀει της Ἑλληνικης ἀπεχειν θαλασσης, ἐνδον δε Κυανεων και Χελιδονιων μακρᾳ νηϊ και χαλκεμβολῳ μη haben könne, mit ſeinem μετὰ τὰ Μηδικὰ nicht darauf gezielet zu haben. Zwar begeht er noch immer in der gegenwärtigen Stelle eine kleine Unrichtigkeit; nehmlich dieſe, daß er vorgiebt, das Orakel habe es den Athenienſern unter dem **Phädon**, welcher nach den Perſiſchen Kriegen Archon war, erſt befohlen, die Gebeine des Theſeus in die Stadt zu bringen: da doch Cimon bereits unter der Regierung des vorhergehenden Archons darnach aus war. Allein iſt es nicht beſſer, daß man ihn lieber dieſe kleine Unrichtigkeit, dieſe Verwechſelung der Zeit des

---

πλεῖν. Dieſes überſetzt Herr **Kind**: „Dieſe That demüthigte den Stolz „des perſiſchen Königs ſo ſehr, daß er den bekannten Frieden eingieng, ver„möge deſſen er ſich allezeit ein **Stadium**, oder **einen Roßlauf**, weit „vom griechiſchen Meere entfernt halten mußte, und ſich niemals mit einem „Kriegesſchiffe dieſſeit der kyaneiſchen und chelidoniſchen Inſeln ſehen laſſen „durfte.“ Ἵππου δρόμον hat Herr **Kind** hier für ἱππόδρομον angeſehen, welches letztere den Ort, wo die Wettläuffe der Pferde gehalten wurden, und die Weite des Raums, den die Pferde dabey durchlauffen mußten, bedeutet. Er giebt dieſe Weite für ein Stadium. Iſt es aber im geringſten wahrſcheinlich, daß **Cimon** nur eine ſo geringe Entfernung von dem Meere ſollte verlangt haben? Was iſt denn ein Stadium? Mit einem Worte, es iſt hier nicht die Weite zu verſtehen, die ein Pferd in einem **Striche** zu durchrennen fähig iſt, ſondern die Weite, die es in **einem Tage** zurücklegen kann. Und das iſt kein geringer Unterſchied. Auſſer daß die Beſchaffenheit der Sache ſelbſt meine Auslegung erfordert, kann ich ſie auch noch aus einer Stelle bey dem **Suidas** rechtfertigen, wo der Compilator des beſagten Friedensſchluſſes mit dieſen Worten gedenkt: Κίμων, **Cimon** nehmlich, ἔστησε καὶ τοὺς ὅρους τοῖς βαρβάροις· ἐντὸς τε γὰρ Κυανέων καὶ Χελιδονίων, καὶ Φασήλιδος (πόλις δὲ αὕτη τῆς Παμφυλίας) ναυσὶ Μηδικαῖς μὴ πλεῖν μακρᾷ πολεμίᾳ· μηδὲ ἵππου δρόμον ἡμέρας ἐντὸς ἐπὶ θαλάττης καταβαίνειν βασιλέα. Innerhalb einem Tage: ἡμέρας ἐντός. Ich kann nicht ſagen, welchen alten Schriftſteller der Sammler hier ausgeſchrieben hat; **Küſter** muß es auch nicht gewußt haben. Daß er aber eine vollſtändigere Nachricht vor ſich gehabt hat, als **Plutarchs**, ſieht man aus den Zuſätzen, **des einen Tages**, **der Stadt Phaſelis**, und endlich noch einer beſondern Bedingung, αὐτονόμους εἶναι τοὺς Ἕλληνας τοὺς ἐν τῇ Ἀσίᾳ, der **Plutarch** gar nicht gedenkt, ob ſie gleich ohne Zweifel die allerwichtigſte war. **Plutarch** beruft ſich auf die Ψηφισμάτων ἃ συνήγαγε Κρατερός, wo dieſer ganze Friedenstractat mit vorkomme: vielleicht alſo, daß dieſe Sammlung des **Kraterus** zu des **Suidas** Zeiten noch vorhanden war. Wenigſtens iſt **Diodorus Siculus**, der dieſes Friedensſchluſſes gleichfalls gedenket, ihn aber verſchiedene Jahre ſpäter ſetzt (Bibliotheca Hiſt. Lib. XII. p. 74. Edit. Rhodom.) eben ſo wenig ſeine Quelle geweſen, als **Plutarch**.

Befehls mit der Zeit der Vollendung des Befehls, begeben läßt; als daß man glauben müßte, er habe eben ſo ſchlecht gedacht, als der Griechiſche Pöbel, zu den Zeiten dieſes Krieges ſelbſt, dachte, der von gar keinen Feldzügen mehr wiſſen wollte, ſo bald die Barbaren Griechenland geräumt hatten: ἀναχωρουντες προς τας στρατειας, και πολεμων μεν οὐδεν δεομενοι, γεωργειν δε και ζῆν καθ' ἡσυχιαν ἐπιθυμουντες, ἀπηλλαγμενων των βαρβαρων και μη διοχλουντων (yyy). Und zweytens. Wenn Apollo, ſchon zum Anfange der ſechs und ſiebzigſten Olympias, den Athenienſern jenen Befehl gegeben hätte, iſt es im geringſten wahrſcheinlich, daß ſie denſelben nicht eher als gegen das Ende der folgenden Olympias, ſollten vollzogen haben? Schwerlich konnte dieſe Verzögerung mit ihrer Religion beſtehen; unmöglich konnte ſie mit ihrer damaligen Noth beſtehen. Denn die Peſt wüthete in Athen, und das Orakel hatte ausdrücklich hinzugefügt: οὐκ ἔσται των παθηματων λυσιν, πριν ἂν τοις Ἀθηναιοις κατασταθηκως ὁ Θησεως συγκομισθειη (zzz).

Aber wie nun? So iſt das meine ganze Critik wider den Petit? Ich gebe es alſo zu, daß Aphepſion in der Stelle des Plutarchs ein Schreibfehler iſt, und will ihn nur in Phädon, nicht aber in Demotion verändert wiſſen? Nein. Sondern der ganze Einfall des Petit taugt nichts; er ſieht Fehler, wo keine ſind; er will verbeſſern, wo nichts zu verbeſſern iſt. Und das aus einer Unwiſſenheit, die einem Gelehrten von ſeiner Gattung kaum zu vergeben iſt. Dieſes iſt meine Haupterinnerung wider ihn; und die Sache verhält ſich ſo. Es iſt falſch, wenn er glaubt, daß man ſonſt keinen Archon, Namens Aphepſion finde, als den, welcher in dem dritten Jahre der vier und ſiebzigſten Olympias regiert habe. Dieſer Name kömmt in dem Verzeichniſſe der Archonten allerdings noch ein-

---

(yyy) Plutarch im Leben Cimons.

(zzz) Nach dem Zeugniſſe des Aeneas Gazäus. Meurſius führt die Stelle in ſeinem Theſeus an (Cap. XXXI); doch ohne einen weitern Gebrauch davon zu machen, als daß er den Scholiaſten des Ariſtophanes daraus verbeſſert, welcher nicht Peſt, ſondern Hungersnoth damals zu Athen ſeyn läßt.

mal vor; und zwar kömmt er zu eben der Zeit wieder vor, in welche des Cimons Eroberung der Inſel Scyros fällt. Mit einem Worte: der Archon des ſo oft gedachten vierten Jahres der ſieben und ſiebzigſten Olympias, wird von den alten Schriftſtellern eben ſo oft, wo nicht noch öfter, Aphepſion, als Phädon genennet. Phädon nennen ihn Diodorus Siculus, Dionyſius Halicarnaſſeus, und der Ungenannte in ſeinem Verzeichniſſe der Olympiaden. Aphepſion hingegen nennen ihn die Arundelſchen Marmor (a), Apollodorus, und der dieſen anführt, Diogenes Laertius. Der letztere kömmt auf das Geburtsjahr des Sokrates, und ſagt (b): ἐγεννήθη δὲ (καθά φησιν Ἀπολλόδωρος ἐν τοῖς χρονικοῖς) ἐπὶ Ἀψεφίωνος, ἐν τῷ τετάρτῳ ἔτει τῆς ἑβδομηκοστῆς ἑβδόμης Ὀλυμπιάδος. Dieſes Zeugniß iſt ſo ausdrücklich, und wird, da es von einem ſo wichtigen Denkmale, als die Arundelſchen Marmor ſind, den Namen des Archons betreffend, bekräftiget wird, ſo wichtig, daß ich es niemanden verargen würde, wenn er lieber den Diodorus, den Dionyſius und den Ungenannten nach dem Laertius, als dieſen nach jenen verbeſſern wollte. Zum guten Glücke aber hat man weder das eine noch das andere eben nöthig, indem der Fall möglich iſt, daß beide Theile Recht haben können. Man darf nehmlich mit dem Jacobus Palmerius (c) nur annehmen, daß einer von ihnen, Phädon oder Aphepſion, während ſeiner Regierung geſtorben iſt, und der andere bis zum Ablauffe des Jahres, an des Verſtorbenen Stelle gewählet worden. Was kann natürlicher ſeyn als dieſe Muthmaſſung? Was kann der angefochtenen Stelle des Plutarchs beſſer zu ſtatten kommen, als ſie? Kurz; Plutarch hat ohne Fehler den Archon des vierten Jahres der ſieben und ſiebzigſten Olympias, in dem Leben des Theſeus, Phädon; und in dem Leben des

---

(a) Oder, welches einerley iſt, Apſephion: in der 72 Linie, ſo wie ſie Jacobus Palmerius in ſeinen Exercitationibus, abdrucken laſſen.

(b) Lib. II. ſeg. 44. Edit. Menag. p. 107.

(c) *Exercit.* p. 652. Si alterutrum tantum verum eſt, praevaleret apud me marmoris tam antiqui auctoritas. Sed inclino ad credendum utrumque verum eſſe, & eodem illo anno Aphepſionem & Phaedonem Archontas fuiſſe eponymos, ſcilicet uno in magiſtratu mortuo ſuffectus fuit alter, & forte non me fallit conjectura.

Cimon, Aphepſion nennen können. Das hätte Petit wiſſen ſollen, und er würde uns das achtzehnte Kapitel ſeines dritten Buchs erſpart haben. — Uebrigens bilde ich mir auf dieſe meine Critik ſo viel eben nicht ein. Petit iſt der Mann nicht, an dem man mit groſſen Ehren zum Ritter werden könnte; und je mehr ich von ihm leſe, je williger ſtimme ich dem Urtheile bey, das Küſter von ihm gefällt hat: Criticus, ſi quisquam alius, infelix (d).

Ich habe der Arundelſchen Denkmäler gedacht, und ich hätte gleich Anfangs erinnern ſollen, daß ſie nicht allein in dem Namen des Archons mit dem Plutarch übereinſtimmen, ſondern auch in der Sache ſelbſt, und ausdrücklich anmerken, daß Sophokles unter dieſem Archon den Preis erhalten habe. Sie fügen ſogar hinzu, daß er damals acht und zwanzig Jahr geweſen ſey, welches mit dem oben feſtgeſetzten Geburtsjahre unſers Dichters, genau genug übereinſtimmt. Aber wie ſtimmt es mit des Plutarchs του Σοφοκλεους ἐτι νεου überein? Wenn man ſieben bis acht und zwanzig Jahre iſt, iſt man doch ſo jung nicht mehr. Palmerius (e), der dieſe Schwierigkeit gleichfalls bemerkt, meinet, man müſſe vorausſetzen, daß Plutarch der zweyten Meinung von dem Geburthsjahre des Sophokles geweſen ſey, welche das dritte der drey und ſiebzigſten Olympias dazu macht. Und nach dieſer wäre der Dichter damals ohngefehr achtzehn Jahr geweſen, welches freylich jung genug iſt.

Ich eile zu der Anmerkung die ich über die Stelle des Plutarchs, auf Veranlaſſung der Kindſchen Ueberſetzung, zu machen verſprochen habe. Die Worte des Plutarchs: ἐφ' ᾧ και μαλιστα προς αὐτον ἡσθεις ὁ δημος ἐσχεν· ἐθεντο δ' εις μνημην αὐτου και την των τραγῳδων κρισιν ὀνομαστην γενομενην, überſetzt Kind „das Volk gewann ihn deswegen „ſehr lieb, und ſtellte zum Andenken dieſer Begebenheit den bekannten Wettſtreit unter den Tragödienſpielern an.“ Wettſtreit? Κρισιν; der Fehler iſt arg. Ἀγων, ἀγωνισμα würde Wettſtreit heiſſen; aber κρισις heißt das Gericht, das Urtheil. Das ſchlimmſte iſt, daß dieſer Fehler den Plutarch ganz etwas anders ſagen läßt, als er ſagen will. Nach der Ueberſetzung ſollte man glauben, der tragiſche Wettſtreit ſelbſt, wäre damals zuerſt angeordnet worden; vorher hätten die tragiſchen Dichter nie um den Preis geſtritten; dieſer feyerliche Kampf wäre itzt zum erſtenmale, dem Cimon zu Ehren angeſtellet, und in den folgenden Zeiten zu ſeinem Gedächtniſſe beybehalten worden. Das iſt ganz falſch; die poetiſchen Wettſtreite waren weit älter, wie Plutarch an einem andern Orte (†) beweiſet; und die gegenwärtige Begebenheit ſelbſt zeigt, daß dergleichen ſchon vorhergegangen. Denn der Archon ging dasmal nur von der eingeführten Gewohnheit, die Richter dabey zu ernennen, ab. Und das eben, worinn er davon abging, war das Neue, das man in der Folge zum Andenken des Cimons beybehielt. — Die Sache verdient eine nähere Erklärung. Ich ſtelle mir es ſo vor. Der dramatiſche Wettſtreit mußte nothwendig ſeine Richter haben; dieſe Richter wurden durch das Loos gewählet, und wie man mit ihrer Wahl bey der Komödie verfuhr, ſo verfuhr man auch bey der Tragödie damit. Nun eräugnete ſich itzt der Fall, daß die Zuſchauer auſſerordentlich uneinig waren, φιλονεικίας οὔσης καὶ παρατάξεως τῶν θεατῶν; ein junger Menſch ſtreitet wider einen alten verſuchten Mann; der Alte wird es gut machen, der Jüngling nicht ſchlecht; dieſer muß aufgemuntert, jener nicht verdrießlich gemacht werden. Was war zu thun? Sollte die Entſcheidung einer ſo kitzlichen Sache, die mit ſo vieler Hitze getrieben ward, dem Glücke überlaſſen werden? Das Loos hätte auf Leute fallen können, die nichts weniger als fähige Richter geweſen wären. Itzt kam es nicht blos darauf an, unpartheyiſche Richter zu haben; man wollte einſichtsvolle h Das überlegte der Archon, und das Loos unterblieb, μεν οὐκ ἐκλήρωσε τοῦ ἀγῶνος. Er dachte weiter: iſt Gelegenheit, dem Cimon und ſeinen Unterfeldherren eine Schmeicheley zu machen. Und iſt es nicht beſſer, daß Männer von ihrer Einſicht und Würde über eine Tragödie, über die Nachahmung ihnen ähnlicher Perſonen in traurigen und verwickelten Umſtänden, urtheilen, als daß es gemeine Leute aus dem Volke thun, denen das Loos zwar das Recht,

---

(d) In ſeinen Noten über die Fröſche des Ariſtophanes, S. 61.

(e) Exercit. p. 802.

(†) Sympoſiacon Lib. V. Quaeſt. 2.

aber nicht die Fähigkeit zu urtheilen geben kann? Die Feldherren ſind jeder aus einem beſondern Stamme; durch ſie kann gleichſam das ganze Volk den Ausſpruch thun. Sie werden auf das Theater kommen, um zu opfern; ich will ſie dabehalten; ich will ſie nöthigen; ich will ſie ſchwören laſſen; ihr Ausſpruch, wird eine gewiſſe Feyerlichkeit dadurch erhalten; niemand wird es ungern dabey beruhen laſſen; deſto beſſer für die Dichter; deſto beſſer für die Zuſchauer." Und wie der Archon dachte, ſo geſchah es. Die Feldherren urtheilten, und zum Andenken des Cimon ward nachher allezeit das Urtheil über die Tragödien auf dieſe Weiſe gefällt. — So verſtehe ich wenigſtens die Stelle des Plutarch; und es ſey mir erlaubt, noch einige Erläuterungen hinzuzufügen. Wenn der Archon vor dieſesmal zehn Richter wählte, und von nun an bey dem Wettſtreite der tragiſchen Dichter, deren allezeit ſo viel gewählt wurden: ſo iſt dieſes der erſte Unterſchied, der ſich zwiſchen den Richtern bey den tragiſchen, und den Richtern bey den komiſchen Wettſtreiten nunmehr eräugnete. Denn der Richter bey den komiſchen Wettſtreiten waren zu jeder Zeit nur fünfe. Das Sprüchwort ἐν πεντε κριτων γουνασι κειται iſt bekannt, und Heſychius ſagt ausdrücklich: τοσουτοι τους κωμικους ἐκρινον. Warum nennte Heſychius hier bloß die komiſchen Dichter, warum nicht die dramatiſchen Dichter überhaupt, wenn bey den tragiſchen nicht eine andere Anzahl von Richtern üblich geweſen wäre? Der zweyte Unterſchied war dieſer: bey den komiſchen Wettſtreiten konnte jeder athenienſiſche Bürger durch das Loos zum Richter ernennt werden; bey den tragiſchen hingegen wurden nur ſolche Bürger zu dem Looſe zugelaſſen, die mit zu Felde geweſen waren, und anſehnliche Kriegesbedienungen bekleidet hatten. Ἐχορηγουν δε οἱ δοκιμωτατοι των στρατηγων, ſagt Plutarch, wenn er von dem Wettſtreite des Theſſalus und Athenodorus, der zwey berühmteſten tragiſchen Schauſpieler zu den Zeiten Alexanders, redet (z). Was ich aber vornehmlich zum Behufe dieſes zweyten Unterſchiedes anführen kann, iſt eine Stelle in den Fröſchen des Ariſtophanes. Aeſchylus und Euripides ſollen da mit einander ſtreiten; der Chorus muntert ſie auf; indem aber fällt ihm ein, daß beide, als tragiſche Dichter, ſich vielleicht an die gegenwärtigen Zuſchauer ſtoſſen dürften. Es ſind Zuſchauer, einer Komödie, und die unter ihnen befindlichen Richter ſind bloß Richter einer Komödie. Werden dieſe auch von tragiſchen Schönheiten urtheilen können? Aber ſeyd deswegen unbeſorgt: läßt Ariſtophanes den Chor zu ihnen ſagen; Sie ſind allerdings fähig, auch Euch zu beurtheilen! Εςρατευμενοι γαρ εισι; denn es ſind Leute die mit zu Felde geweſen ſind, die ihre Kriegesdienſte gethan haben. Hier iſt die ganze Stelle: (k)

(z) De Fort. Alex. Orat. II. p. m. 334.

Ει δε τουτο καταφοβεισθον, μη τις ἀμαθια προση
Τοις θεωμενοισιν, ὡς τα
Λεπτα μη γνωναι λεγοντοιν,
Μηδεν ὀῤῥωδειτε τουθ᾽· ὡς ουκ ἐθ᾽ ουτω ταυτ᾽ ἐχει.
Εςρατευμενοι γαρ εισι·
Βιβλιον τ᾽ ἐχων ἑκαςος μανθανει τα δεξια.
Αἱ φυσεις δ᾽ ἀλλως κρατιςαι,
Νυν δε και παρηκονηνται,
Μηδεν οὐν δεισητον, ἀλλα
Παντ᾽ ἐπεξιτον, θεατων γ᾽ οὑνεχ᾽, ὡς οντων σοφων.

Der Scholiaſt merkt hier an: Δεξιους νομιζουσι τους ἐςρατευμενους και ἐπαινου ἀξιους· τους δε διαδεδρακοτας τας ςρατειας, φιλοψογους ειναι συκοφαντας. Allein wer weiter nichts dabey denkt, als dieſes, der verſteht die Feinheit der Spötterey kaum zur Helfte. Um ſie ganz zu faſſen, erinnere man ſich des Jahres, in welchem die Fröſche aufgeführet wurden. Es war das dritte der drey und neunzigſten Olympias; das ſechs und zwanzigſte des Peloponneſiſchen Krieges. Die Athenienſer hatten in den vorhergehenden Jahren Unglück über Unglück gehabt; es gebrach an Volk, und ſie waren gezwungen, allen Knechten und Fremdlingen, welche Kriegesdienſte nehmen wollten, die Freyheit und das Bürgerrecht zu geben (l).

(k) Zeile 1110 u. folg.

(l) Diodorus Siculus bey dem Anfange dieſes Jahres: Αθηναιοι δε κατα το συνεχες ἐλαττωμασι περιπιπτοντες, ἐποιησαντο πολιτας τους μετοικους, και των ἀλλων ξενων τους βουλομενους συναγωνισασθαι. Lib. XIII. p. 216. Edit. Rhodom.

Endlich waren ſie wieder einmal glücklich, und ſchlugen die feindliche Flotte bey den Arginuſiſchen Inſeln (k). Nun ſtelle man ſich vor, daß das Theater, als die Fröſche kurz darauf geſpielt wurden, voll von dergleichen neugemachten Bürgern war, die den arginuſiſchen Sieg mit erfechten helffen, und itzt auf nichts mehr ſtolz waren, als daß ſie da ſitzen durften, wo ſie ſaſſen. Konnte ſich ein Ariſtophanes wohl enthalten, über ſolche Zuſchauer ein wenig zu ſpotten? Er nennet ſie: (l)

— πολυν — λαων ὀχλον
Ου σοφιαι μυριαι καθηνται·

„ein groſſes Volk aus verſchiednen Völkern, unter dem es Kenner zu Tauſenden giebt. Und dieſe Kenner ſind noch dazu mit im Kriege geweſen! Was braucht man mehr, um ein würdiger Richter tragiſcher Wettſtreite zu ſeyn? Es iſt zwar nicht lange, daß dieſe Herren noch zu dem nichtswürdigſten, dümmſten Pöbel gehörten; aber

— — οὐκ ἐϑ' οὑτω ταυτ' εχει
Εστρατευμενοι γαρ εισι.

Ein Kriegszug macht alles anders. Ein Kriegszug hat ihnen das Bürgerrecht; ein Kriegszug hat ihnen Verſtand gegeben. Doch nein; ſie hatten von Natur ſchon Verſtand genug; und im Kriege haben ſie ihn nur mehr ausgeſchliffen.

Αἱ φυσεις δ' αλλως κρατισαι,
Νυν δε και παρηκονηνται.

Die von Natur, nur eine Komödie hätten beurtheilen können; können nun auch eine Tragödie beurtheilen, weil ſie Soldaten geweſen ſind. (m)

(k) Die **Allgemeine Welthiſtorie** (Th. V. S. 380) ſagt: „bey „**Argenuſae**, einem Platze **Lesbos** gegenüber" das heißt ſich von Inſeln ſehr unrichtig ausdrücken.

*(l) Zeile 687. 88.

(m) Wer den **Ariſtophanes** ein wenig kennet, wird ihn hoffentlich in dieſer Stelle, ſo wie ich ſie auslege, finden. Wenn ich unterdeſſen meiner Sache nicht ſehr gewiß wäre, ſo würde mich das Anſehen eines gelehrten Mannes, der hier einen ganz andern Weg nimmt, vielleicht wankend machen. Es kömmt mir nehmlich die neueſte Ausgabe unſers komiſchen Dichters zu Händen, welche Herr **Burmann** der zweyte, beſorgt hat; und ich finde, daß **Bergler** die Worte, ἐστρατευμενοι γαρ εἰσι, bloß durch nam exer-

Was die Philologen von den dramatiſchen Richtern der alten Griechen, geſammelt haben, iſt ein ſehr weniges; und ich finde nicht, daß ein einziger den Unterſchied zwiſchen den komi-

---

citati sunt überſetzet. Er gehet alſo von der eigentlichen Bedeutung des Worts στρατεύομαι ab; ohne Zweifel weil er die feine Spötterey nicht einſah, und daher nicht begreiffen konnte, wie es im Ernſte folge, daß die Zuſchauer deswegen nicht mehr unwiſſend ſeyn ſollten, weil ſie mit im Kriege geweſen wären. Ich zweifle aber ſehr, ob man στρατεύομαι in dieſer figürlichen paſſiven Bedeutung finde, da es blos **geübet werden** heiſſe. Der Scholiaſt, deſſen Worte ich angeführt habe, iſt ausdrücklich für die eigentliche Bedeutung; ob es gleich leicht ſeyn kann, daß **Berglern** eben derſelbe Scholiaſt verführet hat. Denn über die nächſt vorhergehenden Worte οὐκ ἔθ' οὕτω ταῦτ' ἔχει macht er folgende Gloſſe: ὡς τῶν Ἀθηναίων πρότερον οὐχ ὁμοίως γεγυμνασμένων ἐν τοῖς ποιητικοῖς σοφίσμασι. **Bergler** hat alſo geglaubt, daß das folgende ἐστρατευμένοι hier durch γεγυμνασμένοι erklärt werde; und hierinn hat er ſich wohl geirret. Ich muß überhaupt anmerken, daß verſchiedene Stellen in den **Fröſchen** aus einer genauern Kenntniß der damaligen Umſtände in Athen weit beſſer zu erklären ſind, als es den alten und neuern Auslegern ſie uns zu erklären gefallen hat. Keiner, zum Exempel, hat angemerkt, daß die ganze **Parabaſis** des Chors zu Ende des zweyten Aufzuges, auf die unglücklichen Befehlshaber gehet, welchen die Athenienſer den Proceß machten, weil ſie die Leichname der in dem Arginuſiſchen Treffen Gebliebenen, wegen eines einfallenden Sturms, nicht begraben laſſen können. Die vornehmſten von ihnen waren bereits hingerichtet, und andere, denen man dabey weniger zur Laſt legen konnte, waren ohne Zweifel für ἄτιμοι, für **unehrlich** erkläret worden. Dieſer **Unehrlichen** nun, nimmt ſich **Ariſtophanes** hier beſonders an. Wenn man das weis, ſo wird man ſich nicht lange beſinnen, wie eine zweifelhafte Stelle des Scholiaſten daſelbſt eigentlich zu leſen ſey. **Ariſtophanes** gedenkt nehmlich eines gewiſſen **Phrynichus**, dem er das Unglück der gedachten Befehlshaber zuzuſchreiben ſcheinet. Die Scholiaſten können ſich nicht vergleichen was für ein **Phrynichus** hier gemeinet ſey. Einer von ihnen aber ſagt: ἐγένετο δὲ στρατηγὸς, ἐφ' οὗ πολλοὶ ἥμαρτον τῶν τραγικῶν, καὶ ἄτιμοι ἐγένοντο. Nun hat **Suidas** an zwey verſchiednen Orten dieſe Stelle des Scholiaſten ausgeſchrieben; unter Φρύνιχος nehmlich und unter παλαίσματα. Allein unter Φρύνιχος hat er anſtatt τραγικῶν, στρατηγῶν geleſen. Welches von beiden iſt nun richtig? Ganz gewiß das letztere. Denn wer hat jemals von **tragiſchen Dichtern** gehöret, die **unehrlich** geworden wären? Was konnten tragiſche Dichter begehen, dieſe Strafe zu verdienen? Wenn es noch komiſche geweſen wären. Aber unglücklicher **Feldherren** gedenkt die Geſchichte wohl, die damals zum Theil in noch härtere Strafe fielen. Gleichwohl erkläret ſich **Küſter** in ſeiner Ausgabe des **Suidas** für τραγικῶν; und in ſeiner Ausgabe des **Ariſtophanes** iſt er wenigſtens unſchlüſſig.

ſchen und tragiſchen, auch nur vermuthet habe (n). Man wird alſo zufrieden ſeyn müſſen, wenn ich ihn nur einigermaſſen erhärtet und ins Licht geſezt habe. Genug, daß ich gegen den Herrn Kind Recht behalte, und daß των τραγῳδων κρισις nicht ein Wettſtreit unter Tragödienſpielern, ſondern der Ausſpruch, das Gericht bey einem ſolchen Wettſtreite heiſſet, und daß dieſes, nicht jener, zum Andenken des Cimons eingeführet und beybehalten werden. Herr Kind überſezt ferner, κριτας μεν ουκ ἐκληρωσε durch, er getraute ſich nicht, die Richter zu ernennen. Getraute ſich nicht? Ja freylich, wenn er ſie hätte ernennen müſſen. Aber ernennt man die, über die man das Loos wirft? Ουκ ἀφηκεν ἀυτους ἀπελθειν, ἀλλ' ὁρκωσας, ἠναγκασε καθισαι και κριναι, δεκα ὀντας, ἀπο φυλης μιας ἑκαστον heißt ihm: er ließ ſie nicht wieder weggehen, ſondern nöthigte ſie, daß ſie nach geleiſtetem Eide die zehn Richter werden und den Ausſpruch thun mußten, zumahl da jeder dieſer Feldherren aus einer der zehn Zünfte war. Daß ſie die zehn Richter werden mußten? So waren ſchon vorher der tragiſchen Richter zehne? So wäre ja meine obige Erklärung unrichtig! Aber zum Glück, daß es Plutarch nicht ſagt; daß es Herr Kind auch ſonſt nicht erweiſen kann. Der Umſtand δεκα ὀντας, war nicht ein Umſtand, ohne welchen ſie nicht die Richter hätten werden können; ſondern ein neuer Umſtand, den man in der Folge zum Andenken dieſer Begebenheit, um ſo viel lieber beybehielt, je anſehnlicher das Gerichte dadurch ward. Καθισαι ſtehet hier auch nicht ſo gar vergebens, daß es der Ueberſetzer hätte auslaſſen ſollen. Denn wie Pollux ſagt (o): τους μεν μουσικους (ἀγωνας) κριται καθηνται, τους δε γυμνικους ἐφορωσιν.

Noch kann ich die Stelle des Plutarchs nicht verlaſſen. Ich

---

für welches von beiden er ſich erklären ſoll. Und das bloß, wie ich gewiß glaube, weil ihm der obige hiſtoriſche Umſtand von den unglücklichen Feldherren nicht beygefallen iſt.

(n) *Joan. a Wower* de Polymathia. cap. XVI. *Voſſius* Inſtitution. Poet. lib. II. cap. 12. *Idem* de Imitatione cap. 11. *F. Rappoltus* Comment. in Horatium cap. 29 & 43.

(o) Lib. III. cap. 30. p. m. 311.

habe eben (Seite 308.) einen hiſtoriſchen Beweis verſprochen, daß Aeſchylus des Sophokles Lehrmeiſter nicht geweſen ſey; und auf dieſe Stelle eben gründe ich ihn. Hier ſtreiten Aeſchylus und Sophokles mit einander; Sophokles, wie Plutarch weiter meldet, ſiegt; und Aeſchylus wird ſo ungehalten darüber, daß er Athen verläßt. Wäre nun hier gar der Lehrmeiſter von ſeinem Schüler, durch den erſten Verſuch ſeines Schülers, überwunden worden, würde das nicht ein Umſtand geweſen ſeyn, der die Begebenheit ungleich merkwürdiger, der den Sieg des Sophokles ungleich gröſſer gemacht hätte? Und würde den Plutarch wohl anzumerken vergeſſen haben? Aber er ſagt nichts davon, und ſein Stillſchweigen wird zu einem Beweiſe des Gegentheils.

Hier ſollte ich dieſe Anmerkung ſchlieſſen. Doch ich habe ihr noch einen wichtigen Zuſatz zu geben, den ich in dem Texte nicht verſprochen habe. Das einſtimmige Zeugniß des Plutarchs und Euſebius wird durch ein drittes beſtätiget, das, ſo viel ich weis, zu dieſem Zwecke noch von niemanden angeführet worden. Ich meine eine Stelle bey dem ältern Plinius. Er redet, in dem achtzehnten Buche ſeiner Naturgeſchichte (y), von der verſchiednen Güte des Getreides in verſchiednen Ländern, und ſchließt: Hæ fuere ſententiæ Alexandro magno regnante, cum clariſſima fuit Græcia, atque in toto terrarum orbe potentiſſima; ita tamen ut ante mortem ejus annis fere CXLV Sophocles poeta, in fabula Triptolemo, frumentum Italicum ante cuncta laudaverit, ad verbum translata ſententia:

Et fortunatam Italiam frumento canère candido.

Nun iſt zwar hier nicht ausdrücklich von dem erſten Trauerſpiele unſers Dichters die Rede; allein es ſtimmet die Epoche deſſelben mit der Zeit, in welche Plinius den Triptolemus ſetzet, ſo genau überein, daß man nicht wohl anders als dieſen Triptolemus ſelbſt für das erſte Trauerſpiel des Sophokles erkennen kann. Die Berechnung iſt gleich geſchehen. Alexander ſtarb in der hundert und vierzehnten Olympias; hundert und fünf und vierzig Jahre betragen ſechs und dreyßig Olympiaden und ein Jahr; und dieſe Summe von jener abgerechnet, giebt ſieben und ſiebzig. In die ſieben und ſiebzigſte Olympias fällt alſo der Triptolemus des Sophokles (q); und da in eben dieſe Olympias, und zwar in das letzte Jahr, wie wir geſehen haben, auch das erſte Trauerſpiel deſſelben fällt: ſo iſt der Schluß ganz natürlich, daß beide Trauerſpiele eines ſind.

(y) Sect. 12. T. II. Edit. Hard. p. 107.

So ungezwungen ſich dieſes ergiebt, ſo ſehr hat mich die Anmerkung befremdet, welche Harduin über die Stelle des Plinius macht. Er ſchreibt nehmlich: Egit ergo Sophocles eam fabulam Olymp. LXXXVIII anno quarto, ætatis ſuæ viceſimo, ſi Suidæ credimus. Obiit enim Alexander Olymp. CXX. anno primo, Olympiadibus Pliniano calculo computatis, Urbis conditæ 442. Vors erſte weis ich nicht, wie Harduin ſagen kann, Alexander ſey in der hundert und zwanzigſten Olympias geſtorben; da Joſephus (r) ausdrücklich ſagt: *Ἀλεξανδρον τε τεθναναι παντες ὁμολογουσιν ἐπι της ἑκατοστης τεσσαρεσκαιδεκατης Ὀλυμπιαδος.* Vors zweyte würden hundert und fünf und vierzig Jahre, von der hundert und zwanzigſten Olympias zurückgerechnet, nicht die acht und achtzigſte ſondern die drey und achtzigſte Olympias geben. Vors dritte würde Sophokles in der acht und achtzigſten Olympias, nach dem Suidas nicht zwanzig, ſondern einige ſechzig Jahre geweſen ſeyn; denn nach dem Suidas iſt er in dem dritten Jahre der drey und ſiebzigſten Olympias gebohren. Und man glaube ja nicht, daß alle dieſe Unrichtigkeiten vielleicht mit der beſondern Berechnung des Plinius (Pliniano calculo) beſtehen könnten. Dieſe beſondere Berechnung des Plinius betrift blos das Jahr nach Erbauung der Stadt Rom, welches ihn Harduin in das vierte der neunten Olympias ſetzen läßt, anſtatt daß es nach der gemeinen Rechnung in das vierte der ſechſten fällt. Wenn alſo in der Anmerkung des Harduins nicht alle Zahlen verdruckt ſind, ſo muß er gar nicht nachgeſchlagen, gar nicht gerechnet haben.

(q) Fabricius macht in dem Verzeichniſſe der verlornen Trauerſpiele des Sophokles, unter *Τριπτολεμος* eben dieſe Berechnung, aber ohne im geringſten für das erſte Trauerſpiel deſſelben etwas daraus zu ſchlieſſen.

(r) Lib. I. contra Appionem.

Die Anmerkung welche der Pater über das Trauerſpiel ſelbſt macht, iſt nicht minder ſeltſam: In ea fabula, ſagt er, Ceres Triptolemum edocet, quantum terrarum neceſſe ſit peragrari ſeminandis a ſe datis frugibus, Italiamque præ cæteris laudat. *Vide Dionyſ. Hal. lib. I. Antiq. Rom.* Sollte man aus dieſen Worten nicht ſchlieſſen, der Triptolemus des Sophokles müſſe noch vorhanden ſeyn, und das ganze Stück lauffe auf weiter nichts, als dieſen Unterricht der Ceres hinaus? Der Pater redet ſeinem Währmanne ohne Ueberlegung nach. Denn Dionyſius von Halicarnaß braucht am angezogenen Orte weiter nichts als dieſen Umſtand aus dem Triptolemus; und wenn Er im Präſenti davon ſpricht, ſo iſt es ganz etwas anders, als wenn es Harduin thut.

(K)

Zugleich der Schauſpieler — dieſe Gewohnheit ab) Der ungenannte Biograph: Καταλυσας την ὑποκρισιν του ποιητου δια την ἰδιαν ἰσχνοφωνιαν· παλαι γαρ και ὁ ποιητης ὑπεκρινετο. Eine ſchwache Stimme war ein Fehler, der vor Alters einen Mann zum Schauſpieler weit untauglicher machte, als heut zu Tage, da wir jene groſſen Schauplätze nicht mehr zu füllen haben. Das Unvermögen hielt ihn alſo vom Theater zurück, und nicht die Verächtlichkeit der Profeſſion. Denn den Griechen war keine Geſchicklichkeit verächtlich, die ihnen Vergnügen machte. So oft unſer Dichter auch daher andere Talente zeigen konnte, auf welche ſeine ſchwache Stimme keinen Einfluß hatte, beſtieg er die Bühne; welches ſich nicht undeutlich aus zwey Beyſpielen ſchlieſſen läßt, die man uns ausdrücklich davon aufbehalten hat. In dem Thamyris nehmlich lies er ſich auf der Cither hören; und in der Nauſikaa zeigte er ſich als Tänzer.

In dem Thamyris lies er ſich auf der Cither hören. Athenäus (*): τον Θαμυριν διδασκων ἀυτος ἐκιθαρισεν. Und der ungenannte Biograph: φασι δε ὁτι και κιθαραν ἀναλαβων ἐν μονῳ τῳ Θαμυριδι ποτε ἐκιθαρισεν. Thamyris

---

(*) Lib. I. p. m. 20.

war jener Thraciſche Virtuoſe (*), der es wagen durfte, die Muſen ſelbſt zu einem Wettſtreite aufzufordern. Er ward überwunden, und die Muſen machten ihn, zur Strafe ſeiner Vermeſſenheit, blind. Das war der Inhalt des Sophokleiſchen Trauerſpiels; und ohne Zweifel lies ſich der Dichter in der Perſon des **Thamyris** ſelbſt, auf der Cither hören. Nicht daß er deswegen die ganze Rolle des **Thamyris** geſpielt hätte; er hatte vielleicht nicht einmal nöthig, auch nur in die Cither zu ſingen. Denn dieſer **Thamyris**, welchen Umſtand uns der ältere Plinius (t) von ihm aufbehalten hat, war der erſte, der die Cither als ein von der Stimme unabhängendes Inſtrument behandelte, und ſie, ohne darein zu ſingen, ſpielte. Hatte nun Sophokles dieſen Umſtand anzubringen gewußt, ſo konnte ihn ſeine ſchwache Stimme nicht hindern, **Thamyris** an derjenigen Stelle ſelbſt zu ſeyn, wo er ihn blos auf der Cither mit den Muſen wetteifern lies. Es würde ſich mehr als Muthmaſſungen hiervon beybringen laſſen, wenn das Stück itzt nicht unter die verlornen Stücke unſers Dichters gehörte (u). Da unterdeſſen auch ſolche Muthmaſſungen weder ganz unangenehm, noch ganz unnütze ſind, ſo erlaube man mir, noch einen andern Zug daraus muthmaſſen zu dürfen. Dieſen nehmlich: daß die Beſtrafung des **Thamyris** auf der Bühne geſchehen; daß er vor den Augen der Zuſchauer blind geworden. Ich gründe meine Muthmaſſung auf eine Stelle des **Pollux**, in die ſich ſeine Ausleger gar nicht zu finden gewußt haben. **Pollux** (x) gedenket verſchiedener tragiſchen Masken, die von einer beſondern Art geweſen, und ſagt

---

(*) Κεινος σοφιστης Θρηξ, ſagt die Muſe in dem Trauerſpiele Rheſus von ihm. V. 924.

(t) Citharam ſine voce cecinit Thamyras primus. *Natur. Hiſt. Lib. VII. c. 57.*

(u) **Caſaubonus**, **Meurſius**, **Fabricius** finden in ihren Verzeichniſſen der verlornen Stücke des **Sophokles** des **Thamyris** bloß bey dem **Athenäus**, dem **Pollux**, und dem ungenannten Biograph, gedacht. Sie hätten anmerken ſollen, daß auch **Plutarch** ſeiner nicht undeutlich gedenkt; in dem Buche nehmlich ὅτι οὐδὲ ζῆν ἔστιν ἡδέως κατ᾽ Ἐπίκουρον (p. m. 1093.) führt er ein Paar Zeilen des **Sophokles** an, die, dem Zuſammenhange nach, nothwendig aus dem **Thamyris** ſeyn müſſen.

(x) Lib. IV. c. 19. p. m. 431.

unter andern, daß die Maske des Thamyris, zweyerley Augen gehabt habe; τον μεν γλαυκον ὀφθαλμον, τον δε μελανα. Jungermann macht hierüber folgende offenherzige Anmerkung: Thamyri vero cur oculum glaucum, & alterum nigrum in ſcena affingi ait? Conſtat quidem ex Apollodori lib. I. Thamyrin περι μουσικης cum Muſis congreſſum: quem victum των ὀμματων και της κιθαρῳδιας illæ ἐστερησαν. Sic itaque prorſus excæcarunt. Cur itaque discolori altero utro introducebatur oculo? Libenter noſtram ignorantiam fatemur, quam ut diu taciti foveamus cauſæ non eſt, cum ſic forte nec ipſi, nec alii, qui juxta nos ignorant, edoceamur ab iis qui ſciunt. Daß auch ich itzt unter denjenigen bin, die es wiſſen, habe ich vornehmlich dem Du Bos (y) zu danken; und das Räthſel löſet ſich ſo auf. Die alten Schauſpieler, wie bekannt, ſpielten in Masken, welche nicht allein das Geſicht, ſondern den ganzen Kopf bedeckten. Dieſe Masken hatten die Unbequemlichkeit, daß ſie der Abänderungen nicht fähig waren, welche die abwechſelnden Leidenſchaften in den Zügen des Geſichts verurſachen. Die kleinern von dieſen Abänderungen waren für ihre Zuſchauer zwar ohnedem verloren; indem dieſe größten Theils viel zu weit abſaßen, als daß ſie ſelbige auch auf einem wirklichen Geſichte hätten erkennen können. Die größern aber, welche dem Geſichte eine ganz andere Farbe, allen Muskeln deſſelben eine ganz andere Lage geben, und von ſehr weitem zu erkennen ſind, auch dieſe größern, ſage ich, den Augen der Zuſchauer verweigern, würde keine geringe Verkümmerung ihres Vergnügens, und eine Vernachläſſigung des ſicherſten Mittels, einen Eindruck auf ſie zu machen, geweſen ſeyn. Was thaten ſie alſo? Eine Stelle des Quintilian (z) kann es uns ſehr deutlich lehren: In Comœdiis — pater ille cujus præcipuæ partes ſunt, quia interim concitatus, interim lenis eſt, altero erecto, altero compoſito eſt ſupercilio; atque id oſtendere maxime latus actoribus moris eſt, quod cum iis, quas agunt, partibus congruat. Die Maske, ſagt Quintilian, desjenigen Vaters, der in der Komödie bald linde bald ſtrenge ſeyn mußte, war getheilt; die eine Helfte zeigte ein glattes, heiteres Geſicht, die andere ein finſteres, gerunzeltes Geſicht; war der Vater izt linde, ſo wies der Schauſpieler den Zuſchauern die heitere Helfte, und mußte er auf einmal ſtreng und zornig werden, ſo wußte der Schauſpieler eine ſo ungezwungene Wendung zu machen, daß der Zuſchauer die finſtere Helfte zu ſehen bekam. Wie es mit der Maske dieſes Vaters war, ſo war es unfehlbar mit den Masken aller Perſonen, die in der Geſchwindigkeit vor den Augen der Zuſchauer, ein verändertes Geſicht zeigen mußten, und alſo nicht Gelegenheit hatten, hinter der Scene ihre ganze Maske zu verwechſeln. Nun nehme man an, daß auch Thamyris in dieſem Falle war, und die Worte des Pollux ſind erklärt. Izt war Thamyris noch ſehend, und der Schauſpieler zeigte diejenige Helfte ſeiner Maske, die das ſchwarze Auge hatte. Nun ſollte er auf einmal blind werden, und der Schauſpieler wandte ſich ſo geſchickt, daß plözlich die Zuſchauer die andere Helfte, welche das glauche Auge (γλαυκον ὀφθαλμα) hatte, erblickten. Denn γλαυκον ὀφθαλμα, iſt hier nichts anders als ein Auge, daß mit einem Γλαυκωμα behaftet ſcheinet; und Glaukoma, wie bekannt, iſt diejenige Krankheit des Auges, welche unſere Augenärzte den blauen oder grünen Staar nennen. Das merklichſte und augenſcheinlichſte Zeichen der Blindheit, welches die Skevopöie nur immer wählen konnte! — Ich komme auf den Sophokles zurück. In dem Thamyris alſo lies er ſich auf der Cither hören; und der ungenannte Biograph ſezt hinzu: ὅθεν και ἐν τῃ ποικιλῃ ϛοᾳ μετα κιθαρας αὐτον γεγραφθαι φασι; „daher ſey er, wie man ſagt, in der „Stoa Poecile mit der Cither gemahlt worden.“ Was dieſe Stoa für ein Gebäude geweſen, wie ſie vorher geheiſſen, wo ſie geſtanden(aa), das iſt gnugſam bekannt. Sie hatte ihren

---

(y) Du Bos von den Theatraliſchen Vorſtellungen der Alten. Man ſehe das dritte Stück meiner Theatraliſchen Bibliothek, Seite 185.

(z) Inſt. Orat. Lib. XI. cap. 3.

(aa) **Menage** (*In Diogenis Laertii Lib. VII. Segm.* 5.) merkt aus dem **Lucian** an, daß dieſe Stoa auf dem Marktplatze gelegen. Ich bediene mich dieſer Bemerkung, die Verſe des **Melanthius** beym **Plutarch** (im **Leben Cimons** S. 481.) daraus zu erläutern, wo geſagt wird, daß **Polygnotus** unentgeltlich

— — — Θεων ναους ἀγοραν τε
Κεκροπιαν — — — — —

ausgeſchmückt habe. Wie man einen Marktplatz mit Gemälden ausſchmücken

Beynahmen Poecile, die bunte, von den Gemälden erhalten, mit welchen ſie vornehmlich Polygnotus ausgezieret hatte (bb). Dieſe Gemälde ſtellten die Götter und Helden der Athenienſer vor; und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Polygnotus, der kein gedungener Künſtler war, ſondern bloß um die Ehre arbeitete, auch noch lebenden verdienten Männern die Schmeicheley werde gemacht haben, ihre Bildniſſe mit anzubringen. Dem ohngeachtet aber iſt wohl ſchwerlich das Bildniß des Sophokles, von der Hand dieſes Künſtlers geweſen. Ich ſchlieſſe dieſes aus folgendem Umſtande, den uns Plutarch aus der ſcandalöſen Chronike der damaligen Zeit aufbehalten hat (cc). Polygnotus liebte die Elpinice, die Schweſter des Cimons; und ohne Zweifel war ſeine Liebe eben in dem ſtärkſten Feuer, als er die Trojanerinnen in der gedachten Stoa mahlte: denn einer von ihnen, der Laodice, gab er das Geſicht ſeiner Geliebten. Wird Elpinice damals ſchon alt, ſchon verheyrathet geweſen ſeyn? Schwerlich wohl. Aber zu der Zeit, als Sophokles, mit durch den Ausſpruch ihres Bruders, für ſein erſtes Trauerſpiel den Preis erhielt, muß ſie ſchon beides geweſen ſeyn, wenn man ſie auch noch ſo viel jünger als den Cimon annimmt. Und folglich mahlte Polygnotus die gedachte Stoa zu einer Zeit, als Sophokles noch gar nicht bekannt ſeyn konnte, als wenigſtens ſeine tragiſchen Verdienſte noch nicht ſo feſt geſtellet ſeyn konnten, daß ſie dieſe öffentliche Ehre verdient hätten. Vielleicht alſo war ſein Bildniß von dem Micon, von welchem es aus dem ältern Plinius bekannt iſt, daß ihm die Athenienſer nach dem Polygnot einen Theil dieſer Stoa auszumahlen gaben.

In der Nauſikaa zeigte ſich Sophokles als Tänzer. Athenäus (dd): *ἄκρως δε ἐσφαίρισεν ὅτε την Ναυσικααν ἐδιδαξε.* Ich ſage, er zeigte ſich als Tänzer, und die Worte meines Währmanns ſcheinen eigentlich doch weiter nichts zu ſagen, als daß Sophokles in der Nauſikaa den Ball vortrefflich geſchla-

---

könne, iſt nicht wohl zu begreiffen. Es ſind alſo hier die öffentlichen Gebäude auf dieſem Marktplatze, und beſonders die gedachte Stoa zu verſtehen.

(bb) C. *Plinius* Natur. Histor. Lib. XXXV. 35.

(cc) Im Leben Cimons S. 180.

(dd) Lib. I. p. m. 20.

gen: ἄκρως ἐσφαίρισεν. Allein die Sphäriſtik, oder das Ballſchlagen und alle verſchiedne Arten deſſelben, war bey den Alten ein Theil der Orcheſtik, als welche alle körperliche Uebungen in ſich begrif, wo die Bewegungen nach einer gewiſſen Eurythmie, nach dem Takte, geſchehen mußten. Das iſt zu bekannt, als daß ich mich dabey aufhalten ſollte. Die Frage wird alſo nur hier ſeyn: was war das für ein Stück, in welchem Ball geſpielt ward? Wer ſeinen Homer inne hat, dem kann unmöglich die Tochter des Alcinous, des Königs der Phäacier unbekannt ſeyn (ee). Ulyſſes war an das Ufer von Scheria geworfen; hier lag der Unglückliche, und ſchlief. Indeß erhob ſich **Minerva** in den Pallaſt des Alcinous und gab der ſchönen **Nauſikaa** ein, mit ihren Geſpielinnen und Mägden nach dem Meere zu gehen, um da ihre Kleider zu waſchen. Denn an ſie ſollte ſich Ulyſſes zu erſt wenden; ſie ſollte ihm den Weg zur Gunſt ihres Vaters bahnen. Sie kommen alſo, waſchen ihr Geräth und trocknen es auf dem Ufer; und indem es trocknet, baden und ſalben ſie ſich, und lagern ſich zu eſſen, und ſtehen auf zu ſpielen. Und was ſpielten ſie?

Σφαίρῃ ταὶ ἄρ' ἔπαιζον, ἀπὸ κρήδεμνα βαλοῦσαι,
Τῇσι δὲ Ναυσικάα λευκώλενος ἤρχετο μολπῆς (ff).

Sie ſchlagen Ball, und **Nauſikaa** ſelbſt macht den Anfang. Nun will **Minerva**, daß Ulyſſes erwache. Die Prinzeſſin wirft; der Ball nimmt einen falſchen Flug; er fällt in einen tiefen Graben; die Mägde ſchreyen; und Ulyſſes erwacht. Er entſchließt ſich kurz, auf das Geſchrey zu zu gehen. Aber er iſt

---

(ee) S. das ſechſte und die folgenden Bücher der Odyſſee.

(ff) Die Frau **Dacier** überſetzt dieſe Stelle: Le repas fini, elles quittent toutes leurs voiles & commencent à jouer toutes enſemble à la paume. *Nauſicaa ſe met enſuite à chanter.* Sie höret alſo die **Nauſikaa** ſingen, wo ich ſie nur tanzen ſehe. Sie hat aus der Acht gelaſſen, daß μολπη nicht bloß cantus, ſondern eben ſo oft tripudium, ſaltatio heißt; wegen des beiden gemeinſchaftlichen Takts. Ἤρχετο μολπῆς heißt daher hier weiter nichts, als ſie fing das **Spiel** an. Ich finde, daß **Burette**, in ſeiner Abhandlung von der Sphäriſtik der Alten, (Memoires de Litterature des Inſcriptions & B. L. T. I. p. 155.) den nehmlichen Fehler macht. Denn er überſetzt: pendant que la Princeſſe de ſon coté les animoit par ſon chant.

nacket, ſplitternacket; und es war ein weibliches Geſchrey! Was thut der Mann, dem nie in der Noth ein weiſer Rath gebrach!

Ἐκ πυκινης δ' ὑλης πτορθον κλασε χειρι παχειῃ
Φυλλων, ὡς ῥυσαιτο περι χροϊ μηδεα φωτος.
Βη δ' ἰμεν, ὡςε λεων ὀρεσιτροφος, ἀλκι πεποιθως,
Ὁς τ' εἰσ' ὑομενος και ἀημενος, ἐν δε ὁι ὀσσε
Δαιεται· αὐταρ ὁ βουσιν ἐπερχεται, ἠ ὀϊεσσιν
Ηε μετ' ἀγροτερας ἐλαφους· κελεται δε ἑ γαςηρ,
Μηλων πειρησοντα και ἐς πυκινον δομον ἐλθειν.

Welch ein Gemälde! Welch eine Vergleichung (zz)! So kömmt der nackte, fürchterliche Mann auf ſie zu. *) Die Mädchen

---

(zz) Man erlaube mir über dieſes Gleichniß, das ich für eines der ſchönſten im **Homer** halte, eine kleine Ausſchweifung. Es hat ſeine Tadler gefunden; aber ſeine Vertheidiger ſcheinen mir den rechten Punkt nicht getroffen zu haben. Man leſe nur, was **Clarke** in ſeiner Ausgabe darüber anmerkt. „Fuerunt qui Ulyſſem hoc loco, viribus defectum, procelliſque pene enecatum, leoni fero parum apte comparari crediderint. *Euſtathius* vim „ſimilitudinis in eo conſiſtere exiſtimat, quod Ulyſſes puellis Nauſicaæ „comitibus, haud minus quam leo, terribilis apparuerit. Ὁτι τον Ὀδυσσεα*) γυμνον ὀντα και δυσπροσιτον δια τουτο φανηναι μετα βλοσυροτητος μελλοντα ταις κοραις, λεοντι παραβαλλει, εἰπων· „Βη δ' ἰμεν, ὡςε λεων, κ. τ. λ." Ἐιτα δεικνυς ὡς οὐ προς την Ὀδυσσεως ἀνδρειαν ἡ παραβολη, ἀλλα προς την ἐκπληξιν, ἡν ἐξ αὐτου ἀν γυ-

*) *) Bis hieher ward 1760 gedruckt: das Folgende fügte J. J. Eſchenburg 1790 aus Leſſings Papieren hinzu. — „Sein **Sophokles** ſollte aus vier Büchern beſtehen, die wahrſcheinlich auch eben ſo viel Bände gefüllt haben würden. — Nur den Schluß der Anmerkung (K.) die mit der 112ten und letzten Seite des ehemaligen Drucks abgebrochen war, fand ich völlig ausgearbeitet und ins Reine geſchrieben. Das Uebrige beſtand aus lauter einzelnen Zetteln, die nur kurze Entwürfe und geſammelte Materialien zu den meiſten, aber nicht einmal zu allen folgenden Anmerkungen enthielten, welche in dem S. 6. bis 11. befindlichen **Leben des Sophokles** nachgewieſen waren, und in einem, vermuthlich ältern, Hefte, worin noch weniger ausgearbeitete Angaben und Winke zu eben dieſen Anmerkungen, zerſtreut und einzeln, nebſt dem .... Anfang einer Ueberſetzung des **Ajax Maſtigophoros**, niedergeſchrieben waren. — Verſchiedne ſeiner Freunde, denen er die abgedruckten Bogen mitgetheilt hatte, die ich auch ſelbſt ſeit mehrern Jahren aus ſeiner Hand beſaß, verſuchten es oft, ihn zur Fortſetzung und Vollendung dieſer ſo verdienſtvollen Arbeit zu bewegen. Seine gewöhnliche Antwort aber war, er müſſe erſt wieder Griechiſch lernen, und ſich in eine Menge von Dingen hinein ſtudiren, die ihm ſeitdem völlig fremd geworden wären." **Eſchenburg**.

ſchreien und fliehen. Die einzige Nauſikaa bleibt ſtehen, und erwartet ihn; und ſo weiter. — Aber was ſind das für Auftritte für ein Trauerſpiel? „Sophokles,“ ſagt die Frau Dacier (hh),

ναυκας ἐπαθον, ἵκανε· (v. 137.) „Σμερδαλέος δ' αὐτῇσι φάνη, *etc.* — Domina *Dacier* leoni eum ideo comparari arbitratur, quia audito puellarum ſtrepitu, hominibusne mitibus an crudelibus occurſurus eſſet, ignarus, ex arbuſto nudus animoque intrepido egrederetur. Mihi in eo potius conſiſtere videtur comparationis vis, tum quod Ulyſſes mari humidus, totusque ſpuma foedatus, leoni agreſti procellisque afflicto, Ὅς τ' εἶσ' ὑόμενος καὶ ἀήμενος, ſimilis dicatur; tum quod neceſſitate coactus (v. 136.) ex arbuſto puellis timidis ſeſe nec opinato oſtenderit, ipſisque (uti obſervat *Euſtathius*) fugam et terrorem haud minorem, quam leo ferus ovibus aut hinnulis imbecillibus incuſſerit. — Recht gut; alle die verſchiedenen Aehnlichkeiten, welche die **Dacier**, **Euſtathius** und **Clarke** angeben, ſind angenſcheinlich; wird aber dadurch jene Unähnlichkeit gerettet, welche die Tadler zwiſchen einem abgematteten, wehr- und waffenloſen Manne, und einem Löwen finden, der ſich auf ſeine Stärke verläßt? ἀλκὶ πεποιθώς. — Es iſt wahr, **Homer** verliebt ſich oft ein wenig in ſeine Gleichniſſe, und mahlt ſie nicht ſelten mit Zügen aus, die ſich auf das Verglichene nicht anwenden laſſen, und nur das Bild lebhafter und individueller zu machen dienen. Kann das aber der Fall hier ſeyn? Mit nichten. Denn wahre Unähnlichkeiten müſſen dergleichen beyläufige Züge nie werden. Ich erinnere mich daher mit Vergnügen einer Stelle des **Themiſtius**, der auch dieſem **Tertio** der Vergleichung eine ganz vortrefliche Wendung zu geben gewußt hat. Er ſagt nämlich: Allerdings iſt der abgemattete, wehr- und waffenloſe **Ulyſſes** auch jetzt noch ein Mann, der ſich auf ſeine Stärke verläßt. Nur iſt die Stärke des **Ulyſſes** nicht die körperliche Stärke eines **Achilles**; ſondern ſie beruht in ſeiner Klugheit, in ſeiner Beredſamkeit. Dieſe hatte er in keinem Schifbruche verlieren können; und auf dieſe verließ er ſich. Ἡ δὲ ῥώμη ἦν ἄρα ὁ λόγος, ὃν ἀφελέσθαι μόνον τὸ δαιμόνιον οὐκ ἠδύνατο· καίτοι τά χρήματά γε ἀφελόμενον, καὶ τὰς ναῦς, καὶ τοὺς στρατιώτας, καὶ τῇ Δία γε τὸν χιτῶνα τὸ τελευταῖον· ἐν ᾧ οὐκ ἦν ἡ δύναμις ἡ Ὀδυσσέως· τῇ γοῦν ῥώμῃ ἐπεποίθει, καὶ ἐκεῖνον ἀπολώλεκεν. Es ſteht dieſe Stelle zu Ende ſeines Προτρεπτικοῦ εἰς Φιλοσοφίαν, (edit. *Harduin.* p. 309.) und verdient bei dieſer Stelle **Homers** vor allen andern angezogen zu werden.

(hh) In den Anmerkungen zu ihrer Ueberſetzung: Sophocle avoit fait une Tragédie ſur ce ſujet d'Homère, qu'il appelloit Πλυντρίας, & où il repréſentoit Nauſicaa à ce jeu. Cette pièce réuſſit fort. Je voudrois bien que le tems nous l'eût conſervée, afin que nous viſſions ce que l'art pouvoit tirer d'un tel ſujet. Die Πλύντριαι, oder **Wäſcherinnen** des **Sophokles** werden vom **Pollux** angeführt; und es iſt allerdings aus dieſem Titel zu ſchließen, daß der Inhalt die Geſchichte der **Nauſikaa** ge-

„hatte aus dieſem homeriſchen Stoffe eine Tragödie gemacht, „die ſehr wohl aufgenommen ward. Ich wünſchte, daß uns „die Zeit dieſes Stück aufbehalten hätte, damit wir ſehen „könnten, wie weit es die Kunſt mit einem ſolchen Stoffe bringen kann.“ Ich wünſchte es gleichfalls. Aber würde es wohl auch eine wirkliche **Tragödie** ſeyn. Ich glaube ſchwerlich; ſondern es würde, allem Anſehen nach, ein ſatyriſches **Drama** ſeyn. Ich kann zwar nicht ſagen, daß es als ein ſolches von den alten Schriftſtellern, die ſeiner gedenken, angeführt werde; aber der komiſch-tragiſche Inhalt iſt allzuſehr für meine Muthmaßung, von welcher ich finde, daß ſie auch die Muthmaßung des **Caſaubonus** geweſen iſt (ii). Die **Odyſſee** war überhaupt eine reiche Vorrathskammer für die ſatyriſchen Schauſpiele. Das einzige Stück, welches uns von dieſer Gattung übrig geblieben iſt, des **Euripides Cyklops**, iſt, wie bekannt, gleichfalls daraus entlehnt. Der Charakter des **Ulyſſes** ſelbſt machte ihn zu einer ſatyriſchen Perſon ſehr bequem. Ich ſetze voraus, daß meinen Leſern das Weſen dieſes Drama bekannt iſt, von welchem wohl zu wünſchen wäre, daß es ein Genie unter uns ganz wiederherſtellen wollte. Die **Tragikomödie** war in dieſer Abſicht ein ſehr mißlungener Verſuch.

(L.)

Er machte in ſeiner Kunſt verſchiedne Neuerungen, deren zum Theil Ariſtoteles gedenkt.) Πολλὰ ἐκαινούργησεν ἐν τοῖς ἀγῶσι. Es iſt hier nicht von denen Verbeſſerungen die Rede, durch

---

weſen, und daß es vielleicht **Nauſikaa, oder die Wäſcherinnen** geheiſſen habe; dergleichen doppelte Titel bei den Alten nichts ſeltenes ſind. Dem ungeachtet würde die Frau **Dacier** beſſer gethan haben, es hier unter ſeinem gewöhnlichen Titel, **Nauſikaa**, anzuführen. Woher ſie den Umſtand hat, daß es **viel Beifall gefunden**, kann ich nicht ſagen. Ich fürchte, es iſt ein bloßer Zuſatz ihrer gütigen Vermuthung, den ich unterdeß eben ſo wenig zu beſtätigen als zu beſtreiten Luſt habe.

(ii) „Ναυσικάα — — tota fuit Homerica, et satyricis dramatibus annumeranda, judice *Casaubono*, ſagt **Fabricius** in ſeinem Verzeichniſſe der verlornen Stücke des **Sophokles**. Es muß ſich dieſes auf eine Stelle des **Caſaubonus** in ſeinen Anmerkungen zum **Athenäus** beziehen; denn in ſeinem Buche, De Poesi satyrica, erwähnt er der **Nauſikaa** unter den ſatyriſchen Stücken des **Sophokles** nicht.

die **Sophokles** die Tragödie ſelbſt ihrem Weſen und ihrer Vollkommenheit näher brachte; ſondern bloß von den Neuerungen und Zuſätzen, die er in der Kunſt ſie aufzuführen machte. Und die Geſchichte dieſer Kunſt faßt **Ariſtoteles**, im vierten Kapitel ſeiner Dichtkunſt, in folgender Beſchreibung kürzlich zuſammen: Και πολλας μεταβολας μεταβαλουσα ἡ Τραγῳδια ἐπαυσατο, ἐπει ἐσχε την ἑαυτης φυσιν. Και το τε των ὑποκριτων πληθος, ἐξ ἑνος ἐις δυο πρωτος Αἰσχυλος ἠγαγε, και τα του Χορου ἠλαττωσε, και τον λογον πρωταγωνιστην παρεσκευασε· τρεις δε, και σκηνογραφιαν Σοφοκλης. Den beſten Kommentar über dieſe Worte des **Ariſtoteles** giebt eine Stelle des **Diogenes Laertius**, wo er die Geſchichte der Weltweisheit mit der Geſchichte der Tragödie vergleicht: ὥσπερ δε το παλαιον ἐν τη τραγῳδιᾳ προτερον μεν μονος ὁ χορος διεδραματιζεν, ὕστερον δε Θεσπις ἑνα ὑποκριτην ἐξευρεν ὑπερ του διαναπαυεσθαι τον χορον, και δευτερον Αἰσχυλος, τον δε τριτον Σοφοκλης, και συνεπληρωσαν την τραγῳδιαν, οὑτως και της φιλοσοφιας, κ. τ. λ. Der Verſtand von beiden Stellen iſt dieſer. Anfangs war die Tragödie nichts als Geſang verſchiedener Loblieder zu Ehren des Bacchus. Damit der Chor, welcher dieſe Lieder ſang, manchmal ruhen und Athem ſchöpfen könnte, fiel **Theſpis** darauf, eine intereſſante Begebenheit dazwiſchen von einem aus der Bande erzählen oder verſtellen zu laßen. Aeſchylus verwandelte dieſe Erzählung und Verſtellung die von einer einzigen Perſon geſchah, in ein ordentliches Geſpräch, indem er eine zweyte Perſon hinzufügte, unter die ſich nunmehr die Geſchichte vertheilte, obgleich nothwendig die Eine Perſon mehr Antheil an der Handlung haben mußte, als die andre. Der Schauſpieler, welcher die Rolle der Hauptperſon ſpielte, hieß πρωταγωνιστης, ſo wie der andre δευτεραγωνιστης. Es war aber darum nicht nothwendig, daß das ganze Drama nicht mehr als zwei Perſonen haben mußte; denn der Deuteragoniſt konnte derſelben gar wohl mehr als Eine verſtellen, wenn ſie nur nicht mit einander zugleich erſcheinen durften. Aber mit einander zuſammen ſprachen in dem ganzen Drama deren nicht mehr als zwei. Endlich fand **Sophokles**, daß auch dieſes noch zu einförmig war. Er fügte alſo die dritte Perſon hinzu, welche τριταγωνιστης hieß*.

---

* Hiezu brauchten keine beſondre Leute zu ſeyn; und **Demoſthenes** wirft es dem **Aeſchines** mehr als Einmal vor, daß er in ſeiner Jugend dieſe dritten Rollen geſpielt habe. — Unmöglich kann aber **Gyraldus** gewußt

Dieſer τριταγωνιστης iſt alſo die erſte Neuerung, die dem Sophokles in der obigen Stelle des Ariſtoteles zugeſchrieben wird. Es äußern ſich aber hiebei verſchiedene Schwierigkeiten und Widerſprüche. Wir wollen zuerſt den Barneſius (im Leben des Euripides vor ſ. Ausgabe, S. XXXVI.) hören: Nam licet *Aeſchylus* in principio *Promethei* ſui *Robur* et *Vim* et *Prometheum* et *Vulcanum* ſimul inducat, non ibi niſi duo tantum perſonae loquuntur, hoc eſt *Robur* et *Vulcanus*; nec enim *Prometheus* prius loqui incipit, quam caeteri illi, opere abſoluto, abierint, et priori ſcenae finem fecerint. Es wäre gut, wenn es keinen andern Auftritt von drei Perſonen beim Aeſchylus gäbe, als dieſen. Allein man höre den Dacier, (in ſeinen Anmerkungen über das vierte Kapitel der Ariſtot. Dichtk.) welcher ohne Zweifel den Aeſchylus beſſer geleſen hatte: Ce qu'Ariſtote dit ici, que Sophocle ajoûta un troiſième Acteur aux deux d'Eſchyle, pourroit faire croire qu'il n'y a jamais eu que deux Acteurs dans les pièces de ce dernier; cependant dans une ſcène de ſes Coëphores, on voit Oreſte, Pylade & Clytemneſtre parler enſemble, & dans une autre de ſes Eumenides, on voit Minerve, Oreſte & Apollon. Il eſt vrai que l'un des trois dit peu de choſe; mais cela ſuffit pour faire voir qu'Eſchyle n'a pas entièrement ignoré, que la ſcène pouvoit ſouffrir trois Acteurs différents du choeur. Comment donc Ariſtote peut-il attribuer cette invention à Sophocle? Seroit-ce parceque Sophocle s'en ſert plus ordinairement? Je ne ſçaurois le croire. Quand Eſchyle fit ſes Coëphores & ſes Eumenides, il y avoit plus de douze ans qu'il voyoit des pièces de Sophocle, où il prit ce troiſième Acteur que Sophocle avoit ajouté.

Das läßt ſich hören. Dem ungeachtet wollte ich lieber ſeinen erſten Grund annehmen; nämlich, daß Sophokles deswegen der Erfinder des dritten Schauſpielers genannt werde, weil er ſich deſſen in allen Stücken bediente, was beim Aeſchylus nur ein ſeltener Fall war.

Denn es muß ſchon bei den Alten ſelbſt ſtreitig geweſen ſeyn, ob man dieſe Erfindung dem Aeſchylus oder dem Sophokles zuſchreiben

---

haben, was τριταγωνιστης heiſſe, wenn er ſchreibt: Tres autem hiſtriones primus Sophocles inſtituiſſe perhibetur, et eam, quae τριταγωνιστη dicitur. Er ſcheint die Worte des Suidas überſetzt zu haben; aber woher er das Femininum τριταγωνιστη hergenommen hat, das mag Gott wiſſen.

ſelle. Ein altes Leben des erſtern, welches **Robortellus** ſeiner Ausgabe vorgeſetzt hat, ſagt ausdrücklich, die Einführung des dritten Schauſpielers ſey vom Aeſchylus geſchehen. Ja, noch mehr, Ariſtoteles ſelbſt muß ſich an einer andern Stelle für den Aeſchylus hierin erklärt haben. Denn wenn **Themiſtius*** in ſeiner Rede, ὑπερ του λεγειν, ἢ πως τῳ φιλοσοφῳ λεκτεον, beweiſen will, daß nicht alle Neuerungen zu verwerfen ſind, weil alle Künſte und Wiſſenſchaften nach und nach erfunden werden; ſo nimmt er unter andern auch ein Beiſpiel von der Tragödie her: Ἀλλα και ἡ σεμνη τραγῳδια μετα πασης ὁμου της σκευης, και του χορου, και των ὑποκριτων, παρεληλυθεν εἰς το θεατρον· και οὐ προσεχομεν Ἀριστοτελει, ὅτι το μεν πρωτον ὁ χορος εἰσιων ᾔδεν εἰς τους θεους· Θεσπις δε προλογον τε και ῥησιν ἐξευρεν· Αἰσχυλος δε τριτον ὑποκριτην και ὀκριβαντας· τα δε πλειω τουτων Σοφοκλεος ἀπηλαυσαμεν και Εὐριπιδου.

(M.)

Zum Theil **Suidas**;) Dieſer ſagt vom **Sophokles**: οὗτος πρωτος τρισιν ἐχρησατο ὑποκριταις, και τῃ καλουμενῃ τριταγωνιστῃ· και πρωτος τον χορον ἐκ πεντεκαιδεκα εἰσηγαγε νεων, προτερον δυοκαιδεκα εἰσιοντων. — — Και αὐτος ἠρξε του δραμα προς δραμα ἀγωνιζεσθαι· ἀλλα μη τετραλογιαν. Ich verweile jetzt nur bei dieſer letzten Neuerung des **Sophokles** in ſeiner Kunſt. „Er fieng es zuerſt „an, daß Drama gegen Drama um den Preis ſtritt, und nicht die „ganze Tetralogie.“

Die tragiſchen Dichter ſtritten damals beſtändig mit vier Stücken zugleich um den Preis, wovon das letzte beſtändig ein ſatyriſches Stück war. Und dieſe vier Stücke zuſammen hießen eine **Tetralogie**. So erzählt z. E. **Aelianus** (L. II. c. 8.) daß in der ein und neunzigſten Olympiade **Xenokles** (den Ariſtophanes in ſeinen Fröſchen anſticht, und von welchem der Scholiaſt daſelbſt anmerkt, daß er ein ſchlechter Poet geweſen ſey, welcher der Allegorie gar zu ſehr nachgehangen habe;) mit dem **Euripides** um den Preis geſtritten. **Xenokles** habe den erſten Preis erhalten, durch ſeinen **Oedipus**, **Lykaon**, **Bacchä**, und das ſatyriſche Stück **Athamas**: **Euripides** aber den zweiten durch ſeinen **Alexander**, **Palamedes**, die **Trojaner**, und das ſatyriſche Stück **Siſyphus**. — **Aelianus** wundert ſich hierüber, und ſagt, daß die Richter entweder unwiſſend oder beſtochen geweſen ſeyn müßten, welches beides den Athenienſern keine Ehre macht.

---

* Edit. *Harduin.* p. 316.

Wenn **Fabricius** (Biblioth. Gr. L. II. c. 19.) unter dem Xenokles dieſes Streites gedenkt, ſo ſchreibt er: cum Euripide certavit Olympiade LXXXI, und beruft ſich auf den **Aelian**. Er muß aber in der Geſchwindigkeit nur die lateiniſche Ueberſetzung angeſehen haben, welche prima ſupra octogeſimam hat. Denn im Texte ſteht κατα την πρωτην και ἑκτην Ὀλυμπιαδα, und es iſt ausgemacht, daß anſtatt ἑκτην, ἐνενηκοστην zu leſen ſey, wie **Scheffer** bei dieſer Stelle bemerkt.

Diogenes Laertius ſagt in dem Leben des **Plato**, (L. III. §. 35.) wenn er von deſſen Dialogen und ihrer Eintheilung redet: Θρασυλλος δε φησι και κατα την τραγικην τετραλογιαν ἐκδουναι ἀυτον τους διαλογους· ὁιον ἐκεινοι τετρασι δραμασιν ἠγωνιζοντο, Διονυσιοις, Ληναιοις, Παναθηναιοις, Χυτροις, ὧν το τεταρτον ἠν Σατυρικον. Τα δε τετταρα δραματα ἐκαλειτο Τετραλογια. Es ſcheint alſo, daß es deswegen allezeit **vier** Stücke waren, weil ſie an den vier hier genannten Feſten geſpielt wurden. Dieß iſt auch die Meinung des **Caſaubonus**, (de Poeſ. Satyr. L. I. c. 5.) der daſelbſt überhaupt von den Tetralogien nachzuleſen iſt.

Sophoklés aber muß dieſe Veränderung entweder ſehr ſpät gemacht haben, oder ſie muß nicht allen tragiſchen Dichtern zu gute gekommen ſeyn, wie das Exempel des **Euripides** in der obigen Stelle **Aelians**, und das Beiſpiel des **Plato** beweiſet, von welchem eben der Schriftſteller (L. 2. c. 30.) ſagt, daß er gleichfalls mit einer ganzen Tetralogie um den Preis ſtreiten wollte: Ἐπεθετο οὖν τραγῳδια, και δη και τετραλογιαν ἐιργασατο. Και ἐμελλεν ἀγωνιζεσθαι, δους ἠδη τοις ὑποκριταις τα ποιηματα. — **Von dem Sohne des Euripides** ſagt der Scholiaſt des **Ariſtophanes über die Fröſche**, v. 67: Ὁυτω δε και ἁι Διδασκαλιαι φερουσι, τελευτησαντος Ἐυριπιδου, τον ὑιον ἀυτου δεδιδαχεναι ὁμωνυμως ἐν ἀστει Ἰφιγενειαν την ἐν Αὐλιδι, Ἀλκμαιωνα, Βακχας. Dieß war ohne Zweifel eine **Trilogie**, oder vielmehr eine Tetralogie, von welcher das ſatyriſche Stück hier nur weggelaſſen iſt. — Auch vom **Philokles**, der nach dem **Suidas**, nach dem **Euripides** lebte, führt eben der Scholiaſt des **Ariſtophanes** eine Tetralogie an: ἐν τῃ Πανδιονιδι Τετραλογιᾳ. Obgleich dieß damit nicht übereinzuſtimmen ſcheint, wenn Ariſtides ſagt, **Philokles** habe den Preis gegen den **Sophokles** gewonnen.

Vielleicht alſo, daß nach dem **Sophokles** mit Tetralogien gegen Tetralogien geſtritten wurde. Nimmt man dieſe Meinung an, ſo laſſen ſich viele Dinge vergleichen, die man ſonſt wohl unverglichen laſſen muß. Z. E. **Euripides** ſoll nach dem **Varro** fünfmal, nach dem **A. Gellius** funfzehnmal den Preis gewonnen haben. Da wäre dann kein Widerſpruch. **Varro** würde fünf **Trilogien** gemeint haben, und **Gellius** hätte die einzelnen Stücke derſelben gezählt *.

Wider dieſe Meinung ſcheint die **Tetralogia Oreſtia** des Aeſchylus zu ſeyn, deren Ariſtophanes in den Fröſchen v. 1155 gedenkt. Der ungenannte Verfaſſer der Beſchreibung von den Olympiaden ſagt indeß, daß dieſe Tetralogie in dem zweiten Jahre der achtzigſten Olympias den erſten Preis erhalten habe. Damals aber war Aeſchylus ſchon todt; und es war eins von denen Stücken, die nach ſeinem Tode aufs Theater gebracht werden durften. Der Scholiaſt ſagt von dem **Agamemnon**, welches das erſte Stück in dieſer Tetralogie iſt, das Nämliche.

Sie wäre meiner Meinung alſo nicht zuwider, aber wohl eine andre, von welcher der Ungenannte unter der ſechs und ſiebenzigſten Olympiade, beim vierten Jahre ſagt: Ἀισχυλος τραγῳδοις ἐνικα Φινει, Περσαις, Γλαυκῳ Ποτνιει, Προμηθει.

(N.)

Zum Theil der ungenannte Biograph.) Ueber die Neuerungen, die **Sophokles** in ſeiner Kunſt machte, drückt ſich dieſer Ungenannte ſo aus: „Er lernte die tragiſche Dichtkunſt vom Aeſchylus, „und erfand viel Neues in der Vorſtellung. Erſtlich ſchaffte er es ab, „daß der Dichter ſelbſt ſein Stück ſpielte, (welches ehedem gewöhnlich „war) weil er ſelbſt eine allzu ſchwache Stimme hatte. Ferner vermehrte er die Perſonen des Chors von zwölf Perſonen auf funfzehn, „und erfand den dritten Schauſpieler. Man ſagt auch, daß er ſelbſt „einmal die Zither genommen, und in dem Stücke **Thamyris** darauf „geſpielt habe; daher er denn auch in der bunten Gallerie ** mit der „Zither gemahlt werden. **Satyrus** ſagt, daß er auch den krummen

---

* Vergl. **Bayle** im Art. **Euripides**.

** Ποικιλη στοα hieß einer von den bedeckten Gängen wegen der daſelbſt befindlichen vielen Gemählde.

„Stab erfunden habe. Desgleichen ſagt Iſtrus, daß er die weiſſen „Stiefeln erdacht habe, welche ſowohl die Schauſpieler, als die Per„ſonen des Chors tragen.“

Was hier durch krummen Stab überſetzt iſt, heißt im Griechiſchen καμπυλη βακτηρια. — Καμπυλη, ſagt Stephanus, heiſſe auch der krumme Stab, deſſen ſich die Jäger bedienen. Βακτηρια iſt einerlei mit το βακτρον, baculus, ſcipio. Das letztere kommt ſehr oft in des Euripides Phönizierinnen vor, wo der blinde Oedipus viel von ſeinem Stabe ſpricht; als, v. 1710. 11:

Ποδι γεραιον ἰχνος τιθημι,
Βακτρα προσφερ' ὠ τεκνον.

Auch βακτρευμα kommt dort v. 1534. 35. vor, welches das Stützen auf dem Stabe bedeutet:

Τι μ' ὠ παρθενε βακτρευμασι τυφλου
Ποδος ἐξαγαγες ἐις φως

Julius Pollux, B. IV. Kap. 18, περι ὑποκριτων σκευης, ſagt von der Kleidung alter, bejahrter Perſonen: γεροντων δε φορημα καμπυλη, φοινικις, ἡ μελαμπορφυρον ἱματιον, φορημα νεωτερων· πηρα, βακτηρια. So iſt die Stelle in der neuen Ausgabe des Hemſterhuis abgedruckt; und die lateiniſche Ueberſetzung dabei iſt: Senum autem indumentum veſtis eſt retorta, purpurea, vel nigra aliqua. Purpurea veſtis juniorum indumentum eſt. — Φοινικις wird durch veſtis phoenicei coloris erklärt. Dieſe phöniziſche Farbe aber wird von dem Purpur bei den Alten allezeit auf das deutlichſte unterſchieden. Ich tadle alſo zuerſt an dieſer Ueberſetzung, daß ſie beides durch purpureus gegeben. Die Lacedämonier trugen φοινικιδες im Kriege, damit das Blut nicht ſo zu ſehen ſeyn ſollte. Die phöniziſche Farbe war alſo ohne Zweifel dunkelroth. — Vielleicht zwar, wie mir es jetzt wahrſcheinlicher wird, iſt es umgekehrt. Denn Plinius ſagt (L. IX. c. 38.) daß die Purpurfarbe nigricans aſpectu ſey; und Gellius (L. II. c. 26.) giebt der phöniziſchen Farbe exuberantiam ſplendoremque ruboris. — Was heißt aber veſtis *retorta!* Was kann καμπυλη ſeyn, wenn es von einem Kleide geſagt wird? — Kurz, καμπυλη gehört zu βακτηρια. Und Pollux ſelbſt verbindet beides an einem andern Orte, (L. X. §. 173.) wo er ſagt, daß βακτηρια περσις ſo viel ſey, als βακτηρια καμπυλη.

(P.)

Viel Ehre ſcheint er als Feldherr nicht eingelegt zu haben.) Der Scholiaſt über den Ariſtophanes* ſagt hierüber: Ὁτι ἐπι μισθῳ ἐγραψε τα μελη. Και γαρ Σιμωνιδης δοκει πρωτος σμικρολογιαν εἰσενεγκειν εἰς τα ᾀσματα, και γραψαι ᾀσμα μισθου. Τουτο δε και Πινδαρος φησιν αἰνιττομενος. — — Und nun folgt die Stelle aus Pindar's Iſthm. β. zu Anfange, die aber hier zum Theil ganz anders geleſen wird, als beim Pindar. — — Το μεν τοι περι των κιβωτων του Σιμωνιδου λεγομενον, u. ſ. f.

Ἀλλως. Ὁ Σιμωνιδης διεβεβλητο ἐπι φιλαργυρια· και τον Σοφοκλεα οὐν δια φιλαργυριαν ἐοικεναι τῳ Σιμωνιδῃ. Λεγεται δε ὁτι ἐκ της στρατηγιας της ἐν Σαμῳ ἠργυρισατο. Χαριεντως δε πανυ αὐτῳ λογῳ διασυρει τους β ἰαμβοποιους· μεμνηται ὁτι σμικρολογοι· ὁθεν ὁ Ξενοφανης κιμβικα αὐτον προσαγορευει· μηποτε δε ἐδοκει Σοφοκλης περι τους μισθους και τας νεμεσεις ὀψε ποτε φιλοτιμοτερος γεγονεναι.

Und Florens Chriſtianus, in ſeinen Anmerkungen über eben dieß Luſtſpiel des Ariſtophanes: De Sophoclis avaritia non adeo res certa, cum poſtulatus olim a ſuis fuerit male adminiſtratae rei familiaris. Tamen ferunt ex praetura, quam cum imperio in Samo geſſit, grandem eum pecuniam conflaſſe. Unde Xenophanes vocavit eum κιμβικα. Eſt enim κιμβιξ, ὁ λιαν μικρολογος περι τα χρηματα. Origo ἀπο των κιμβων, quae ſunt σφηκια vel μελισσια ab apibus, quas *parcas* recte Virgilius vocat. — Apud Athenaeum quoque Chamaeleon Simonidem vocavit κιμβικα et αἰσχροκερδη. Miror autem Ariſtophanis inconſtantiam, qui maximum et prudentiſſimum poetam et theatri ſcenici principem ita perſtringat et vellicet, quem opere maximo laudavit in *Nebulis*. Sane temperare ſibi debuit ab hac ſcabie, praeſertim cum tantus olim fuerit ei honos habitus vel ab hoſtibus, ut, cum bello Siculo multi captivi eſſent Athenienſes, plerisque tamen parſum fuerit propter [illegible] ipſis Sophocleas fabulas. Sed priſca comoedia Satyra fuit [illegible]; et, quod diximus antea, κακως λεγειν Ἀττικον ἐστι μελι. Nec amicis quidem parcebant comici.

Wider dieſe Stelle iſt verſchiednes zu erinnern. Erſtlich ſoll Ariſtophanes in den Wolken den Sophokles ungemein gelobt haben. Das glaube ich nicht. Zweitens, waren es die Verſe des Euripides, welche den Athenienſern ſo gute Dienſte leiſteten, und nicht des **Sophokles** Trauerſpiele.

---

* Εἰρηνη, v. 696.

(O.)

Darin kommen die Zeugniſſe der Alten alle überein, daß **Sophokles** von den Athenienſern zum Feldherrn ſey ernennet werden. Aber wenn dieſes geſchehen ſey, und **in welchem Kriege**, wider wen dieſer Krieg geführt ſey, darin gehen ſie ſehr von einander ab.

Der ungenannte Biograph ſagt: „Die Athenienſer erwählten ihn „in ſeinem fünf und ſechzigſten Jahre zum Feldherrn, ſieben Jahr vor „dem peloponneſiſchen Kriege, in dem Feldzuge wider Anäa“.

Ein andrer Ungenannter, von welchem wir eine Beſchreibung der Olympiaden haben, ſagt in derſelben, unter dem dritten Jahre der fünf und achtzigſten Olympiade, faſt mit den nämlichen Worten: „In dieſes Jahr fällt der Krieg der Athenienſer wider Anäa, in wel„chem der Tragödienſchreiber **Sophokles** zum Feldherrn erwählt ward“.

Nun nahm der peloponneſiſche Krieg in dem zweiten Jahre der ſieben und achtzigſten Olympiade ſeinen Anfang; und das ſiebente Jahr vor dieſem Kriege wäre das gedachte dritte der fünf und achtzigſten Olympiade. Dieſes Datum alſo könnte, wegen des doppelten Zeugniſſes, kaum in Zweifel gezogen werden. Allein, wenn es damit ſeine Richtigkeit hat, ſo iſt doch das nicht der Fall, daß **Sophokles** damals bereits fünf und ſechszig Jahr alt geweſen ſei. Denn da der ungenannte Biograph das zweite Jahr der ein und ſiebenzigſten Olympiade zu ſeinem Geburtsjahr annimmt; ſo iſt bis auf das ſiebente Jahr vor dem peloponneſiſchen Kriege nur eine Zeit von einigen funfzig Jahren verfloſſen. Vielleicht hat der Ungenannte auch wirklich anſtatt ἑξηκοντα πεντε, πεντηκοντα πεντε ſchreiben wollen; welches ſo ziemlich eintreffen würde.

Doch auch mit dieſem ſiebenten Jahre vor dem peloponneſiſchen Kriege, glaubt **Petit***, müſſe es ſeine Richtigkeit nicht haben, wenn man anders dem **Plutarch** glauben dürfe. Dieſer ſagt nämlich in dem Leben des **Perikles**, wenn er von den ſcharfſinnigen Reden dieſes Mannes redet, unter andern: „Ein andermal ließ er ſich ge„gen den **Sophokles**, als er mit demſelben zu einer gewiſſen Unter-

---

* *Miſcellaneor.* Lib. III. c. 18.

„nehmung abſchiffte, und dieſer einen ſchönen Jüngling lobte, ſo ver„nehmen: **Sophokles**! ein Feldherr muß nicht nur reine Hände, ſon„dern auch reine Augen haben.“

Nun ſagt der ungenannte Biograph, daß **Sophokles** unter dem **Perikles** Feldherr geweſen ſey; und der Grammatiker **Ariſtophanes** ſagt in ſeinem Inhalte der **Antigone**, daß es in einem Feldzuge wider die Samier geweſen ſey. Nach dem **Diodorus Sikulus** aber zog **Perikles** gegen die Samier in dem vierten Jahre der vier und achtzigſten Olympiade, als **Timokles** Archon war, welches der ungenannte **Verfaſſer** der Beſchreibung der Olympiaden gleichfalls beſtätigt.

Ja, der ganze Krieg wider **Anäa** ſcheint nur der Samier wegen unternommen zu ſeyn, weil die von **Anäa** mit dem benachbarten **Samos** in Bündniß ſtanden. **Denn Stephanus** ſagt: Ἀναια — — ἐςι δε Καριας, ἀντικρυ Σαμου. Κεκ'ηται ἀπο Ἀναιας Ἀμαζονος, ἐκει ταφεισης. — Το ἐθνικον, Ἀναιος. **Stephanus** muß die Gränzen von Karien ſehr weit ausdehnen, wenn Anäa Samos gegen über gelegen haben ſoll. Nach der gewöhnlichen Eintheilung würde es eine Joniſche Stadt ſeyn. Ueberhaupt aber ſind die Gränzen zwiſchen Jonien und **Karien** bey den **Alten** ſehr ungewiß.

Eben dieſer **Stephanus** ſagt: Σαμος ἐπιφανης προς τη Καρια νησος. — **Und Abrah. Berkel** macht die Anmerkung: Niſi *Stephani* verba eſſent clariora quam *Thucydidis*, fluctuandum nobis foret, an Cariae, an vero Samo haec civitas eſſet attribuenda. Eius verba L. IV. ita ſunt conſtituenda, ut ſenſum ex iis elicias: Και ἐδοξεν αὐτοις δεινον εἰναι, μη ὡσπερ τα ἐν Ἀναιῳ ἐπι τη Σαμῳ γενηται, ἐνθα οἱ φευγοντες των Σαμιων καταςαντες. *Valla* haec tranſtulit, quaſi Ἀναια in Samo eſſet ſita; cum debuiſſet vertere: *apud* vel *juxta* Samum: nam ſic Graeci dicunt ἐπι τη περαιᾳ et ἐπι ταις Θυραις.

Anäa iſt von Samiern, welche von den Epheſiern, mit ihrem Könige **Leogorus** von der Inſel vertrieben wurden, befeſtigt worden; und von da aus haben ſie auch die Inſel wieder erobert. — **Pauſanias** ſagt, daß **Anäa** ἐν τη ἠπειρῳ τη περαν, in dem gegenüber gelegenen feſten Lande gelegen habe.

Dieſe ganze Anmerkung gehört größtentheils dem **Samuel Petit**, der aus dem allen den Schluß zieht, daß **Sophokles** ſeine **Antigone** in dem dritten Jahre der vier und achtzigſten Olympiade habe aufführen laſſen, und daß ihn die Athenienſer zur Belohnung dafür das folgende Jahr zum Feldherrn ernennet haben, wie es **Ariſtophanes** ausdrücklich ſagt. — Es wäre alſo neun Jahr vor dem peloponneſiſchen Kriege geweſen.

Wider die letzte Kritik des **Petit** wäre aber dieß einzuwenden, daß **Perikles** die Samier zweimal überwunden hat, und daß **Sophokles** erſt bei dem zweiten Feldzuge Feldherr geworden; welches denn in das dritte Jahr der fünf und achtzigſten Olympiade fallen würde *.

Wenn Strabo in ſeinem vierzehnten Buche (S. 456. der Almelov. Ausg.) von der Inſel Samos redet; ſo ſagt er: Ἀθηναιοι δε προτερον μεν πεμψαντες στρατηγον Περικλεα, και συν αὐτῳ Σοφοκλεα τον ποιητην, πολιορκιᾳ κακως διεθηκαν ἀπειθουντας τους Σαμιους· ὑστερον δε και κληρουχους ἐπεμψεν τρισχιλιους, ἐξ ἑαυτων, ὧν ἠν και Νεοκλης ὁ Ἐπικουρου του φιλοσοφου πατηρ.

Was Plutarch im Nicias von dem **Sophokles** ſagt, iſt vielleicht falſch; und er hat den Dichter **Sophokles** mit dem andern **Sophokles** verwechſelt; ſo, wie er in dem Leben des **Perikles** den Feldherrn **Thucydides** mit dem Geſchichtſchreiber verwechſelt zu haben ſcheint.

Juſtinus kommt darin überein, daß **Sophokles** neben dem **Perikles** Heerführer geweſen ſey. Allein er ſagt, es ſey gegen die Lacedämonier, und nicht gegen die Samier geweſen. Die Stelle iſt dieſe: Inde revocati Lacedaemonii ad Meſſeniorum bellum, ne medium tempus otioſum Athenienſibus relinquerent, cum Thebanis paciſcuntur, ut Boeotiorum imperium his reſtituerent, quod temporibus Perſici belli amiſerant, ut illi Athenienſium bella ſuſciperent. Tantus furor Spartanorum erat, ut duobus bellis impliciti, ſuſcipere tertium non recuſarent, dummodo inimicis ſuis hoſtes acquirerent. Igitur Athenienſes adverſus tantam tempeſtatem belli duos duces deligunt, Periclem, ſpectatae virtutis virum, et Sophoclem, ſcriptorem tragoediarum, qui diviſo exercitu et Spartanorum agros vaſtarunt, et multas Achaiae civitates Athenienſium imperio adjecerunt. — **Juſtinus**, als ein Epitomator, preßt die Zeiten hier gewaltig zuſammen, wie man aus dem zweiten Buche des Diodorus Sikulus ſieht. Der Feldzug des Perikles wider die Lacedämonier geſchah ſchon eine geraume Zeit früher, als der wider die Samier.

---

* S. *Diod. Sic.* L. XII. *Thucydid.* L. 1 c. 3. — Auch **Plutarch** gedenkt im **Perikles** des zwiefachen Kriegszuges gegen die Samier.

(Q.)

Die Zahl aller ſeiner Stücke wird ſehr groß angegeben.) Suidas ſagt, er habe hundert und drei und zwanzig Stücke ſpielen laſſen; nach einigen aber noch weit mehrere: ἐδίδαξε δὲ δράματα ρκγ΄. ὡς δέ τινες, καὶ πολλῷ πλείω. — Der Ungenannte ſagt, dem Grammatiker Ariſtophanes zufolge, daß ſich ihre Anzahl auf hundert und dreißig belaufen habe.

(R.)

Von den andern iſt wenig mehr übrig, als der Titel.) Dieſe ſind:

Ἀθάμας.

Sophokles hat zwei verſchiedne Tragödien dieſes Namens geſchrieben. Vielleicht war der Inhalt der einen die klägliche Raſerei des Athamas, welche Ovid im vierten Buche ſeiner Verwandlungen beſchreibt. Juno ließ ihn, vornehmlich aus Haß gegen ſeine Gemahlin, die Ino, raſend machen. In dieſer Raſerei glaubte er auf der Jagd zu ſeyn, und eine Löwin mit zwei Jungen zu verfolgen:

Utque ferae ſequitur veſtigia conjugis amens,
Deque ſinu matris ridentem et parva Learchum
Brachia tendentem rapit, et bis terque per auras
More rotat fundae, rigidoque infantia ſaxo
Diſcutit oſſa ferox.

Mit dem andern Sohne, Melicertes, floh die gleichfalls raſende Ino davon, und ſtürzte ſich mit ihm von einem Felſen ins Meer. — Die Alten ſtellten den Groll der Götter gegen große Perſonen und Familien auf ihren Bühnen gern vor. Und was kann in der That ſchrecklicher ſeyn, als der unverſöhnliche Haß eines allmächtigen Weſens?

Von dem Inhalte des zweiten Trauerſpiels dieſes Namens wiſſen wir etwas mehr. Aus einer Stelle des Ariſtophaniſchen Scholiaſten, in den Wolken, erhellt nämlich, daß es die Opferung des Phrixus betroffen habe. Die Tragödie hat können vortrefflich ſeyn; denn die Geſchichte iſt ungemein, und ſehr werth, von einem neuen Dichter behandelt zu werden. Sie iſt dieſe: Vor der Ino hatte Athamas die Nephele zur Gemahlin gehabt, mit welcher er den

Phrixus und die Helle gezeugt hatte. Die rachgierige Juno gab der Ino in den Sinn, dieſe Kinder aus dem Wege zu räumen. Es war eben eine große Theurung, und das delphiſche Orakel hatte man um Rath gefragt. Ino beſtach den Geſandten, welcher den Ausſpruch des Orakels holen mußte; und dieſer gab vor, das Orakel habe befohlen, den Phrixus zu opfern. Der Vater, wie natürlich, will durchaus nicht darein willigen. Das Volk dringt darauf. Der Prinz ſelbſt verlangt, daß der Wille des Orakels an ihm vollzogen werde. Die Großmuth des Phrixus rührt den Abgeſandten. Er entdeckt den Betrug. Athamas ergrimmt; liefert dem Phrixus die Ino in die Hände, um ſich nach eignem Gutbefinden an ihr zu rächen. Der edle Phrixus verzeiht ihr. — Ich erzähle die Geſchichte nicht völlig ſo wie ſie ſich zugetragen haben ſoll, und wie ſie Apollodor und Hygin erzählen; ſondern ſo, wie ich ſie zu brauchen gedächte.

Ἐρεχθεύς.

Erechtheus war der ſechſte König von Athen. Man findet keine Spur, was der Inhalt dieſes Stücks geweſen ſey. Aber ich finde einen Zug in ſeiner Geſchichte, der ungemein tragiſch iſt, und der ſich wohl brauchen ließe. Er ward mit den Eleuſiniern in Krieg verwickelt. Er fragte das Orakel, wie er ſich des Sieges vergewiſſern ſolle. Das Orakel befahl ihm, eine von ſeinen Töchtern zu opfern. Er erſah die jüngſte dazu. Aber die übrigen alle wollten dieſer grauſamen Ehre eben ſo wohl theilhaft werden. Welch ein Streit unter dieſen frommen Schwärmerinnen! Die jüngſte ward geopfert; und die übrigen brachten ſich zugleich mit ums Leben. — O! des verwaiſeten Vaters!

Θυέστης.

Auch unter dieſem Namen hat Sophokles zwei Trauerſpiele verfertigt. Das eine hieß: Θυέστης ὁ ἐν Σικυῶνι, d. i. Thyeſt in Sicyon, und kann von dem ſonderbarſten ſchrecklichen Inhalte geweſen ſeyn. Nach der abſcheulichen Mahlzeit, die ihm ſein Bruder bereitete, floh er nach Sicyon. Und hier war es, wo er, auf Befragung des Orakels, wie er ſich an ſeinem Bruder rächen ſolle, die Antwort bekam, er ſolle ſeine eigne Tochter entehren. Er überfiel dieſe auch unbekannter Weiſe; und aus dieſem Beiſchlafe ward Aegiſth, der den Atreus hernach umbrachte, erzeugt. — Die Verzweiflung einer geſchändeten Prinzeſſin! Von einem Unbekannten! In welchem ſie endlich ihren Vater erkennt! Eine von ihrem Vater entehrte Tochter! Und aus Rache entehrt! Geſchändet, einen Mörder zu gebären! — Welche Situationen! welche Scenen!

(S.)

Den Preis hat er öfters davon getragen.) Suidas ſagt, vier und zwanzigmal; Diodorus Sikulus hingegen, achtzehnmal; und der ungenannte Biograph: „Den Preis hat er zwanzigmal davon getragen, wie Karyſtius ſagt. Sehr oft hat er den zweiten Preis, niemals aber den dritten, erhalten.“

(X.)

Der Vorzug, welchen Sokrates dem Euripides ertheilte, iſt der tragiſchen Ehre des erſtern weniger nachtheilig, als er es bei dem erſten Anblicke zu ſeyn ſcheint.) Die Stelle iſt beim Plato de Republ. L. VIII. p. 568, ed. *Steph.* — — Daß allerdings Plato den Vers:

Σοφοὶ τύραννοι τῶν σοφῶν συνουσίᾳ,

deswegen dem Euripides beigelegt habe, weil er glaubte, alle ſchöne Sprüchelchen müßten in den Werken dieſes Dichters ſtehen, werde ich unten (in KK.) wahrſcheinlich genug zeigen.

Die Stelle von der Einheit Gottes ſteht nicht allein beim Euſebius, ſondern auch beim Clemens Alexandrinus*; aber etwas verändert:

Εἷς ταῖς ἀληθείαισιν εἷς ἐστιν Θεός,
Ὃς οὐρανόν τ' ἔτευξε, καὶ γαῖαν μακρὴν,
Πόντου τε χαροπὸν οἶδμα, κἀνέμων βίας·
Θνητοὶ δὲ, πολλοὶ καρδίᾳ πλανώμενοι,
Ἱδρυσάμεσθα πημάτων παραψυχὴν
Θεῶν ἀγάλματ' ἐκ λίθων ἢ ξύλων ἢ χαλκέων
Ἢ χρυσοτεύκτων, ἢ ἐλεφαντίνων τύπους·
Θυσίας τε τούτοις καὶ κενὰς πανηγύρεις
Νέμοντες· οὕτως εὐσεβεῖν νομίζομεν.

Auch Juſtinus Martyr führt dieſe Verſe, S. 19, gleichfalls mit einigen Veränderungen an. — Clemens ſagt darüber: οὗτος μὲν ἤδη καὶ παρακεκινδυνευμένως ἐπὶ τῆς σκηνῆς τὴν ἀλήθειαν τοῖς θεαταῖς παρεισήγαγεν.

---

* Λογ. Προτρεπτ. p. m. 26.

(Z.)

Er ſtarb in dem dritten Jahre der drei und neunzigſten Olympias.) Beim Suidas ſteht, er ſey ſechs Jahr nach dem Euripides geſtorben. Dagegen ſagt der ungenannte Verfaſſer der Beſchreibung der Olympiaden unter jenem Jahre, daß Euripides und Sophokles beide in demſelben geſtorben wären.

Eben dieſes ſagt auch Diodorus Sikulus (L. XIII.) dem Apollodorus zufolge. Doch bemerkt Diodor ſelbſt gleich darauf die Verſchiedenheit der Meinungen hievon, indem Euripides, nach einigen, nicht lange hernach von den Hunden ſey zerriſſen worden.

(AA.)

Die Art ſeines Todes wird verſchiedentlich angegeben.) Ich werfe von ungefähr den zweiten Band von Zwinger's Theatro vitæ humanæ auf; und auf einmal werde ich meinen Sophokles unter den Selbſtmördern gewahr*, und zwar unter denen, die es aus Furcht vor der Schande geworden ſind. Ich erſtaune; denn ich hatte mir geſchmeichelt, daß nicht leicht ein Lebensumſtand von dieſem Dichter ſeyn müßte, dem ich nicht nachgeſpürt, den ich nicht erwogen hätte. Die Art ſeines Todes wird verſchieden erzählt; das iſt wahr. Aber ſo! Wer in der Welt hat ſie jemals ſo erzählt? — Valerius Maximus, verſichert Zwinger. — Valerius Maximus? — Und was ſagt denn dieſer? „Sophocles ultimae jam ſenectutis, cum in certamen tragoediam dimiſiſſet — — Ganz recht, das ſind des Valerius Worte; ich erinnere mich ihrer an dem *dimiſiſſet*, wofür die neuern elenden Ausgaben, z. E. die Minelliſche, *dediſſet* leſen. — — Aber weiter! — ancipiti ſententiarum eventu diu ſollicitus, aliquando tamen una ſententia victor, cauſam mortis gladium habuit. — — *Gladium habuit?* Nimmermehr! — *gaudium* habuit, heißt es beim Valerius. Er ſtarb vor Freude, daß er endlich dennoch, obſchon nur durch Eine überwiegende Stimme, die Krone davon getragen hatte.

Nun ſehe man was für Lügen aus einem Druckfehler entſpringen können! Und aus einem gleichwohl ſo handgreiflichen! — Doch muß ich auch dieſes zu Zwinger's Entſchuldigung anführen, daß ihn dieſer Druckfehler ſchwerlich ſo weit irre geführt haben würde, wenn ihn nicht ein andrer vorhergehender ſchon vom Wege abgeführt hätte.

---

* Vol. II. L. VII. p. 439.

Anſtatt: *aliquando* tamen una ſententia victor, lieſt er nämlich: *aliquanto* tamen, und hat, allem Anſehn nach aliquanto zu victor gezogen; als wenn ſich Sophokles darüber gekränkt hätte, daß er nur aliquanto victor, nur ein klein wenig Sieger, nämlich nur durch den Beifall einer einzigen Stimme, geweſen wäre. — Sollte übrigens hier nicht anſtatt aliquando *tamen* lieber zu leſen ſeyn: aliquando *tandem*?

(FF.)

(Er hinterließ den Ruhm — — eines Mannes, den die Götter vorzüglich liebten.) In der Schutzrede des Apollonius* an den Kaiſer Domitian kommt jener zuletzt auch auf den Punkt, daß man es zu einem Stücke ſeiner Anklage gemacht, daß er die Stadt Ephesus von der Peſt befreiet habe. Er leugnet das nicht. Er ſagt nur, Ephesus ſey eine Stadt, die dergleichen Wohlthat gar wohl verdient habe. Τις δ᾽ ἂν σοφος, fährt er fort, [illegible] ὑγειας πολεως τοσαυτης ἀμελησειεν, ἐνθυμηθεὶς μεν Δημοκριτον ἐλευθερωσαντα λοιμου ποτε Ἀβδηριτας, ἐννοησας δε Σοφοκλεα τον Ἀθηναιον, ὃς λεγεται και ἀνεμους θελξαι της ὡρας ὑπερπνευσαντας; Wer ſollte ſolche Wunder, Stürme zu beſänftigen, einem Dichter zutrauen? Ich hätte des Apollonius Erklärung davon wiſſen mögen. Denn ſo gut er es natürlicher Weiſe zu erklären gewußt hat, wie er die Peſt zu Ephesus vorher wiſſen können, ohne ein Zaubrer, ein γοης, zu ſeyn; eben ſo würde er auch vielleicht die Beſänftigung der Winde zu erklären gewußt haben. Und Schade, daß das Kunſtſtück, das Apollonius gehabt hat, die Peſt vorher zu empfinden, verloren gegangen iſt!

Doch, ich kann dieß Räthſel löſen. Man erinnere ſich, daß Sophokles Päane verfertigt hat, und daß der Päan ein Geſang war, wovon Euſtathius** ſagt, daß er ehedem nicht bloß, wie noch zu ſeiner Zeit, zur Abwendung der Peſt an den Apoll gerichtet worden, ſondern auch zur Dämpfung des Krieges und andrer drohender Uebel: Ἠν δε Παιαν ὑμνος τις εἰς Ἀπολλωνα, ὃν μονον ἐπι παυσει λοιμου, ὡς φασι, ᾀδοντες, ἀλλα και ἐπι παυσει πολεμων — — πολλακις δε και προσδοκωμενων τινος δεινου ᾀδοντες. — Da alſo der Päan bey allem einbrechenden gemeinen Elende geſungen ward; was läßt ſich leichter annehmen, als daß er bei dem damals wütenden

---

* *Philostrat.* de Vita Apollonii, L. VIII. c. 7. §. 8.

** In L. I. Iliad. v. 473.

Sturmwinde wird ſeyn geſungen worden, daß Sophokles dieſen Plan gemacht, daß die Stürme darauf nachgelaſſen, und man dem Dichter alſo dieſe ſchleunige Wirkung und Erhörung beigemeſſen!

(II.)

Er hinterließ verſchiedne Söhne, wovon zwei die Bahn ihres Vaters betraten.) Seine Söhne hießen: **Jophon, Leoſthenes, Ariſton, Stephanus und Meneklides.**

Ueber den **Jophon** iſt der Artikel beim **Suidas** nachzuſehen. Er ſagt von ihm: Ἰοφῶν, Ἀθηναῖος, τραγικός, υἱὸς Σοφοκλέους τοῦ τραγῳδοποιοῦ, γνήσιος, ἀπὸ Νικοστράτης· γέγονε γὰρ αὐτῷ καὶ νόθος υἱὸς Ἀρίστων ἀπὸ Θεωρίδος Σικυωνίας. δράματα δὲ Ἰοφῶν ἐδίδαξε ν΄, ὧν ἐστιν Ἀχιλλεύς, Τήλεφος, Ἀκταίων, Ἴλιος, Πέρσις Δεξαμενός, Βάκχαι, Πενθεύς, καὶ ἄλλα τινὰ τοῦ πατρὸς Σοφοκλέους.

Wenn Clemens von Alexandrien[*] zeigen will, daß auch die Griechen τοὺς περὶ ὄψον πολυπραγμονοῦντας, σοφοὺς ἅμα καὶ σοφιστὰς παρασίτους καλοῦσι, ſo führt er unter andern auch die Autorität des **Jophon** an: Ἰοφῶν τε ὁμοίως ὁ κωμικὸς ἐν Αὐλῳδοῖς σατύροις, ἐπὶ ῥαφάνων καὶ ἄλλων τινῶν λέγει· — Καὶ γὰρ ἐπιδειπνίδων πολλῶν σοφιστῶν ὄχλος εἰσηγμένος. — Dieſes ſatyriſche Schauſpiel nennt **Suidas** nicht mit. Er wird aber hier offenbar falſch κωμικὸς genannt; denn die Komödienſchreiber verfertigten keine ſatyriſche Stücke[**].

Sein Enkel von dem **Ariſton**, der gleichfalls **Sophokles** hieß, machte ſich auch als tragiſcher Dichter bekannt. So will es wenigſtens **Suidas**. Hingegen merkt **Meurſius** aus dem **Diodorus Sikulus** an, daß dieſer den zweiten **Sophokles** nicht für einen Enkel, ſondern für einen Sohn des ältern **Sophokles** ausgebe. Auch die Zeitrechnung ſey für die Meinung **Diodor's**, indem dieſer ſage, daß der jüngere **Sophokles** in dem vierten Jahre der fünf und neunzigſten Olympiade, alſo neun Jahre nach dem Tode des Vaters, ſeine erſte Tragödie habe aufführen laſſen. Mit dem **Diodor** komme auch der Ungenannte in ſeiner Beſchreibung der Olympiaden überein.

Eben dieſen jüngern **Sophokles** führt auch **Clemens Alexandrinus** an[***], und ſagt von ihm, daß er und **Patrokles** der Thurier den Kaſtor und Pollux für ſterbliche Menſchen ausgegeben haben: Πατροκλῆς, ὁ Θούριος, καὶ Σοφοκλῆς ὁ νεώτερος ἐν τρισὶ τραγῳδίαις, u. ſ. f. — Dieſe Worte überſetzt Gratianus Servetus* bloß: Patrocles Thurius & junior Sophocles ſcribunt. Auch die vom Heinſius verbeſſerte und durchgeſehene Ueberſetzung läßt die Worte, ἐν τρισὶ τραγῳδίαις aus. Ich glaube, ſie bedeuten hier ſo viel als Trilogie.

---

[*] L. I. p. 205. edit. *Dan. Heinsii*, L. B. 1616.

[**] Vergl. *Fabricii* Biblioth. Gr. Vol. I. p. 729.

[***] Λόγ. Προτρεπτ. p. m. 14.

(KK.)

Die gerichtliche Klage, die ſeine Söhne wider ihn erhoben, mag vielleicht triftigere Urſachen gehabt haben, als ihr Cicero giebt.) Die hieher gehörige Stelle des Cicero iſt in ſeinem Cato Major, oder vom Alter, (Kap. 7.) wo er unterſucht, ob die Seelenkräfte im Alter abnehmen: Manent ingenia ſenibus; modo permaneat ſtudium & induſtria: nec ea ſolum in claris et honoratis viris, ſed in vita etiam privata et quieta. Sophocles ad ſummam ſenectutem tragoedias fecit: quod propter ſtudium cum rem familiarem negligere videretur, a filiis in judicium vocatus eſt: ut, quemadmodum noſtro more male rem gerentibus patribus bonis interdici ſolet, ſic illum, quaſi deſipientem, a re familiari removerent judices. Tum ſenex dicitur eam fabulam, quam in manibus habebat et proxime ſcripſerat, Oedipum Coloneum, recitaſſe judicibus, quaeſiſſeque, num illud carmen deſipientis videretur. Quo recitato, ſententiis judicum eſt liberatus.

Vielleicht mag Sophokles noch in ſeinem Alter ein wenig liederlich geweſen ſeyn; welches ihm wenigſtens beim Athenäus Schuld gegeben wird**.

Und doch, wie reimt ſich dazu die Vorſtellung beim Plato †? Dieſe hat auch Philoſtrat in dem Leben des Apollonius wiederholt ††. Er ſagt von dem Weltweiſen, daß er ſich der Liebe ganz und gar zu enthalten vorgenommen habe: ὑπερβαλλόμενος καὶ τὸ τοῦ Σοφοκλέους· ὁ μὲν γὰρ τὸν λυττῶντα ἔφη, καὶ ἄγριον δεσπότην ἀποφυγεῖν, ἐλθὼν ἐς γῆρας.

* p. 30 ſeiner zu Paris 1590 herausgekommenen Ueberſetzung.

** Deipnoſophiſt. L. XII. c. 1. Vergl. L. XIII. c. 27.

† De Republ. L. I. p. 329, Vol. II. ed. *Steph.*

†† L. I. c. 10.

(LL.)

Auch andere Schriften und Gedichte führt man von ihm an.) Nach dem **Suidas**, ſchrieb er eine Elegie, Päane, und ein proſaiſches Werk von dem Chore wider den **Theſpis** und **Chörilus**.

Von den **Päanen** wird einer auf den **Aeſkulap** vom **Philoſtratus** erwähnt [*]. — **Apollonius** iſt bei dem Gottesdienſte der Weiſen in Indien gegenwärtig: ᾄδει δὲ ᾠδὴν ᾠδὴν, ὁποῖος ὁ παιὰν ὁ τοῦ Σοφοκλέους, ὃν Ἀθήνῃσι τῷ Ἀσκληπιῷ ᾄδουσιν. Sollte man hieraus nicht ſchließen, dieſer Päan ſey noch zur Zeit des **Philoſtratus** und **Apollonius** geſungen worden? — Auch in dem Gemählde, welches der jüngere **Philoſtrat** vom **Sophokles** entworfen hat, wird auf dieſen Päan angeſpielt, und darauf, daß **Aeſkulap** bei ihm eingekehrt ſey.

Daß er wider den **Theſpis** und **Chörilus** ſchrieb, dient unter andern auch zur Widerlegung deſſen, was Herr **Curtius** [**] von der Verträglichkeit der griechiſchen Dichter unter einander ſagt. Und **Sophokles** hatte nicht allein mit ſolchen ſchlechten Dichtern zu ſtreiten, ſondern auch mit dem **Euripides**; welches ich aus einer merkwürdigen Stelle des **Pollux** [***] beweiſen kann, wo er ſagt, daß der Behelf, dem Chore das in den Mund zu legen, was der Dichter gern den Zuſchauern ſagen möchte, ſich zwar für den komiſchen Chor, aber nicht für den tragiſchen ſchicke. Unterdeſſen habe ſich doch **Euripides** deſſelben in vielen Stücken bedient; und manchmal auch **Sophokles**, wozu ihm der Streit, den er mit jenem gehabt, Anlaß gegeben: Καὶ Σοφοκλῆς δὲ αὐτὸ ἐν τῇ πρὸς ἐκεῖνον ἁμίλλῃ ποιεῖ σπανιάκις, ὥσπερ ἐν Ἰνάχῳ.

(MM.)

Die Urtheile, welche die Alten von ihm gefällt haben.) Die vorzügliche Erwähnung des **Sophokles** beim **Virgil** iſt bekannt:

En erit, ut liceat totum mihi ferre per orbem
Sola Sophocleo tua carmina digna cothurno?

Sabinus und **Barnes** meinen, **Sophokles** habe hier bloß ſeinen Namen hergeben müſſen, weil der Name **Euripides** nicht ſo gut in den Hexameter gegangen ſey. Aber dieſe Leute müſſen nicht haben ſkandiren können. Es kommen in der Anthologie mehr als ſechs Epigramme, in Hexametern und Pentametern vor, in welchen allen der Name **Euripides** befindlich iſt.

---

[*] In Vita *Apollonii*, L. III. c. 5.

[**] In den Anmerkungen zu ſ. Ueberſ. von Ariſtot. Dichtk. S. 101.

[***] L. IV. c. 26.

Freilich bemerkt **Cölius Rhodiginus***, daß die vorlezte Sylbe in dieſem Namen vom **Sidonius Apollinaris** lang gebraucht werde:

Orchestram quatit alter Euripides.

Apud Ionem quoque, ſezt er hinzu, id ipſum invenias:

Χαῖρε μελαμπετάλοις Εὐριπίδη ἐν γυάλοισιν.

Sunt, fährt er fort, qui corripiant tum graece tum latine; ut in eo:

Nulla aetate tua, Euripides, monumenta peribunt.

Aber in dem Verſe des Jon iſt ja die vorlezte Sylbe kurz, und die dritte von der letzten iſt lang, eben wie in allen den gedachten Sinngedichten der Anthologie. Sogar der Virgiliſche Vers:

Sola Sophocleo — — —

könnte eben ſo gut heiſſen:

Sola Euripideo — — —

Hieſſe es, wie beim **Sidonius** Euripideo: ſo gienge der Name freilich in keinen Hexameter.

(NN.)

Verſchiedene Beinamen die man ihm gegeben hat.) „Er „wird, ſagt **Suidas**, wegen ſeiner Süßigkeiten die Biene genannt." — Der ungenannte Biograph giebt eine andere Urſache an: „weil er „ſich von allen das Schönſte und Beſte auszuleſen gewußt habe."

Phrynichus Arabius in ſeinen Büchern Σοφιστικῆς Παρασκευῆς, wovon ſich ein Auszug beim **Photius** findet**, nennt den **Aeſchylus** τὸν μεγαλοφωνότατον, den **Sophokles** τὸν γλυκύν, und den **Euripides** τὸν πάνσοφον.

Wider dieſen Zunamen des Süßen, wenn er ihm wegen der Lieblichkeit ſeiner Verſe wäre beigelegt worden, ließe ſich eine Anmerkung des **Muretus***** anführen. Dieſer bemerkt es als eine von den anſtößigſten Härten der Rede, wenn der nämliche Mitlauter ſehr oft und nahe hinter einander vorkommt. Er führt zum Beiſpiele folgende Verſe aus der **Medea** des **Euripides** an, wo jene dem Jaſon verwirft, er ſey durch ihren Beiſtand allein gerettet worden:

---

* L. XXIV. c. 10.

** p. 321. ed. *Andr. Schotti*, 1653.

*** Lect. Var. L. I. c. 15.

Ἔσωσά σ' ὡς ἴσασιν Ἑλλήνων ὅσοι
Ταὐτὸν συνεισέβησαν Ἀργῷον σκάφος.

Die häufige Wiederholung des σ, beſonders in dem erſten dieſer Verſe, gab den komiſchen Dichtern **Plato** und **Eubulus** zum Spotte Gelegenheit. **Muretus** fährt fort, ein zweites Beiſpiel dieſer Härte zu geben: Alterum, ſagt er, Sophoclis; et quidem ea in fabula, quae quaſi regnum poſſidere inter tragoedias dicitur. Ibi enim Oedipus cum Tireſia jurgans, eique et aurium et mentis et oculorum caecitatem objiciens, hoc eum verſu indignabundus inceſſit:

Τυφλὸς τά τ' ὦτα, τόν τε νοῦν, τά τ' ὄμματ' εἶ.

ubi cum ſaepius etiam inculcaverit literam τ, quam ille alter literam σ, tamen Euripides dicacium aculeos expertus eſt: Sophocles a nemine, quod ſciam, notatus.

(OO.)

Von dem gelehrten Diebſtahle, den man ihm Schuld giebt.)
Ueber die Diebſtähle des **Sophokles** ſoll **Philoſtratus** der Alexandriner ein ganzes Buch geſchrieben haben.

Ich weiß nicht, was ich von dem Inhalte dieſes Buchs denken ſoll. Ohne Zweifel aber wird er ſie nicht beſſer bewieſen haben, als **Clemens Alexandrinus** uns ähnliche Diebſtähle, deren ſich die Griechen gegen einander ſchuldig gemacht haben ſollen, bewieſen hat.

Clemens will in dem ſechſten Buche ſeiner **Stromata** darthun, daß die Griechen viele Wahrheiten aus den Büchern der Offenbarung geſtohlen haben. In dieſer Abſicht ſucht er vorläufig zu beweiſen, daß die Griechen überhaupt zu gelehrten Diebſtählen ſehr geneigt geweſen, und ſich unter einander ſelbſt beſtohlen haben. Φέρε, μάρτυρας τῆς κλοπῆς αὐτοὺς καθ' ἑαυτῶν παραστήσωμεν τοὺς Ἕλληνας. Was Wunder alſo, fährt er fort, da ſie ſich ſelbſt beſtohlen haben, daß auch wir von ihnen nicht unbeſtohlen geblieben ſind!

Er führt hierauf verſchiedene Dichter und Schriftſteller an, die zu verſchiedenen Zeiten gelebt haben, und bringt Stellen aus ihnen bei, die ſo ziemlich einerlei Gedanken, oder einerlei Gleichniß, zum Theil mit einerlei Worten, enthalten. Als, aus dem **Orpheus, Muſäus, Homer**; aus dem **Homer, Archilochus** und **Euripides**; aus dem **Aeſchylus, Euripides** und **Menander**.

Und endlich ſagt er, daß das Nämliche auch von ſolchen Verfaſſern zu beweiſen ſey, die zu gleicher Zeit gelebt hätten, und Nebenbuhler um einerlei Ruhm geweſen wären. Αμφοιν δ' ἀν ἐκ κεφαλαιου της κλοπης τα χρεια και των συνακμασαντων και ἀνταγωνισαμενων σφισι, τα τοιαυτα. — Und nun führt er verſchiedene ähnliche Stellen aus dem Sophokles und Euripides an, um zu beweiſen, daß dieſe einander beſtohlen haben.

Allein es ſind alles Stellen, welche ſolche Gedanken enthalten, die ganz gewiß weder der Eine noch der Andre damals zuerſt gehabt haben. Es ſind allgemeine Wahrheiten, auf die zwei Dichter, die nie von einander etwas gehört haben, nothwendig fallen müſſen. Z. E. Euripides ſagt im Oreſt:

'Ω φιλον ὑπνου θελγητρον, ἐπικουρος νοσου.

Und Sophokles, in der Eriphile:

'Απελθ' ἐπειγε ὑπνον ἰατρον νοσου.

Sie ſagen beide, daß der Schlaf ein wohlthätiger Arzt für mehrerlei Uebel ſey; deswegen ſollen ſie einander ausgeſchrieben haben! Ferner, Euripides ſagt im Temenus:

Τῳ γαρ πονουντι και θεος συλλαμβανει.

Und Sophokles im Minos:

'Ουκ ἐςι τοις μη δρωσι συμμαχος τυχη.

Wenn einer von dem andern dieſe Stellen hätte entlehnen müſſen, ſo hätte man dem, der ſie entlehnte, zurufen können, was man dem Allerunwiſſendſten zurief: Ne Aeſopum quidem legiſti. Denn Aeſopus hat ſchon ein Mährchen, welches dieſe Lehre einſchärft.

Euripides, im Alexander:

Χρονος δε δειξει ᾧ τεκμηριῳ μαθων
'Η χρηςον ὀντα γνωσομαι σε, ἠ κακον.

Und Sophokles, im Hipponus:

Προς ταυτα κρυπτε μηδεν· ὡς ὁ πανθ' ὁρων
Και παντ' ἀκουων, παντ' ἀναπτυσσει χρονος.

Beide ſagen: die Zeit bringt alles an das Licht. Folglich hat einer den andern ausgeſchrieben.

Unterdeſſen kann man aus dieſen Stellen, die vielleicht Clemens dem Sophiſten Hippias, den er bald darauf als einen nennt, der von ähnlicher Materie geſchrieben, abgeborgt hat, ſo viel ſchließen, daß die bekannte Zeile:

Σοφοι τυραννοι των σοφων συνουσια

ſchwerlich weder beim Euripides, noch beim Sophokles damals vorgekommen ſeyn. Dieſe hätte einer dem andern nothwendig müſſen geſtohlen haben. Und das hätte Hippias oder Clemens gewiß nicht anzumerken vergeſſen.

(PP.)

Kleinere Materialien, die ich noch nicht anbringen können.)

I. Von des Sophokles Schauſpielern.

1. **Klidemides**, deſſen Ariſtophanes in den **Fröſchen**, v. 803, gedenkt, ſoll, wie der Scholiaſt ſagt, nach dem **Apollonius**, des **Sophokles** Schauſpieler, nach dem **Kalliſtratus** aber, vielleicht ein Sohn des **Sophokles** geweſen ſeyn.

2. **Tlepolemus**, deſſen gleichfalls Ariſtophanes, in den **Wolken**, v. 1269, gedenkt; wobei der Scholiaſt ſagt: ἄλλοι δὲ τραγικὸν ὑποκριτὴν εἶναι τὸν Τληπόλεμον, συνεχῶς ὑποκρινόμενον Σοφοκλεῖ.

3. Vielleicht auch **Polus**, von welchem **Gellius**, L. VII. c. 5. folgendes erzählt: Hiſtrio in terra Graecia ſuit ſama celebri, qui geſtus et vocis claritudine et venuſtate ceteris anteſtabat. Nomen fuiſſe ajunt Polum. Tragoedias poetarum nobilium ſcite atque aſſeverate actitavit. Is Polus unice amatum filium morte amiſit. Eum luctum cum ſatis viſus eſt eluxiſſe, rediit ad quaeſtum artis. In eo tempore Athenis Electram Sophoclis acturus geſtare urnam quaſi cum Oreſtis oſſibus debebat. Ita compoſitum fabulae argumentum eſt, ut veluti fratris reliquias ferens Electra comploret, commiſereaturque interitum ejus, qui per vim extinctus exiſtimatur. Igitur Polus lugubri habitu Electrae indutus oſſa atque urnam a ſepulcro tulit filii, et quaſi Oreſti amplexus opplevit omnia non ſimulacris neque imitamentis, ſed luctu atque lamentis veris et ſpirantibus. Itaque cum agi fabula videretur, dolor actus eſt. — Vergl. *Gyrald.* Dial. VI. p. m. 692.

II. Von andern, welche den Namen Sophokles geführt haben.

1. **Xylander** hat in ſeinem Verzeichniſſe der Schriftſteller, welches im Theſaurus des **Stephanus** angeführt wird, einen **Sophokles Lariſſäus**, als einen, deſſen **Stephanus** unter Λάρισσα gedenke. Allein **Mauſſakus** hat es in ſeinen Noten über den **Harpokration** bereits angemerkt, daß beim **Stephanus** nicht Σοφοκλῆς Λαρισσαῖος, ſondern Λαρισσαίοις zu leſen, und darunter das Schauſpiel Λαρισσαῖοι zu verſtehen ſey. — Vergl. **Berkel's** Anmerkungen über den **Stephanus**, S. 176.

Auch hieß' einer von den Scholiaſten, welche über des Apollonius Argonautika kommentirt haben, **Sophokles**. Dieſes Scholiaſten gedenkt **Stephanus** unter Ἄβαρνος. Und unter [illegible], wo es ausdrücklich heißt: Σοφοκλῆς ὑπομνηματίζων τὰ Ἀργοναυτικά. Die noch jetzt vorhandenen Scholien über den Apollonius ſcheinen nur ein Auszug aus den Scholien dieſes **Sophokles**, des **Lucillus Tarrheus**, und des **Theon** zu ſeyn.

3. Von dem **Sophokles**, welcher die Philoſophen aus Athen vertrieb, ſehe man den Jul. **Pollux** im neunten Buche.

III. Von den Sprüchwörtern, zu welchen Sophokles Gelegenheit gegeben hat.

Dahin gehört beſonders der ſprüchwörtliche Ausdruck: *Equus Sophocleus.*

Philoſtrat ſagt in ſeinen Lebensbeſchreibungen der Sophiſten, daß er den **Damianus** zu verſchiedenen malen zu Epheſus in ſeinem Alter beſucht habe, und ſetzt hinzu: καὶ ἰδὼν ἄνδρα παραπλήσιον τῷ Σοφοκλέους ἵππῳ. Νωθρὸς γὰρ ὑφ᾽ ἡλικίας δοκῶν, νεάζουσαν ὁρμὴν ἐν ταῖς σπουδαῖς ἀνεκτᾶτο.

Cälius Rhodiginus* erklärt dieß Sprüchwort auf folgende Weiſe: Quod autem de equo dictum Sophocleo eſt, arbitror in eo alluſum ad tragici cothurni majeſtatem, qui ſit veluti *equeſtris*, comicae humilitatis ratione. Unde in Arte Poetica Horatius:

Et tragicus plerumque dolet ſermone *pedeſtri*.

Vel quia poetae furoris divini afflatu perciti vicem equi implent, equitis vero inſidens numen, ſive is Apollo ſit, ſive Muſa, ſive quivis alius. Nam et in Sibylla hoc ipſum ſervavit poeta nobilis:

— — — et frena furenti
Concutit, et ſtimulos ſub pectore vertit Apollo.

In dem folgenden Kapitel aber beſinnt er ſich eines Beſſern. Er gedenkt nämlich des κολωνος ἵππιος, und ſagt: ad quod forte proverbium reſpectet, quod de equo Sophocleo praetexuimus, eo quidem proclivius, ſi inibi quoque habitavit Sophocles, quod in quinto de Finibus Cicero ſignificat.

Doch, beides taugt nichts. Das Pferd geht hier weder auf das eine noch auf das andre; auch nicht darauf, daß **Sophokles** ſelbſt in ſeinem Alter ſolch ein Pferd geweſen ſey; ſondern auf das Gleichniß zu Anfange der **Elektra**, wo Oreſt ſagt:

---

* Lect. Antiq. L. XXI. c. 20.

Ὥσπερ γὰρ ἵππος εὐγενής, κἂν ᾖ γέρων,
Ἐν τοῖσι δεινοῖς θυμὸν οὐκ ἀπώλεσεν,
Ἀλλ' ὀρθὸν οὖς ἵστησιν· ὡσαύτως δὲ σὺ
Ἡμᾶς τ' ὀτρύνεις, κἀυτὸς ἐν πρώτοις ἕπῃ.

(QQ.)

Fehler der neuen Literatoren in der Erzählung ſeines Lebens.) Barneſius* verſteht die Worte des Scholiaſten ganz falſch, in welchen geſagt wird, daß die Komödienſchreiber den **Sophokles** unangetaſtet gelaſſen haben: Ἀλλ' οὐδ' ὑπὸ τῶν Κωμῳδῶν ἀδήκτος ἀφεῖθη, τῶν οὐδὲ Θεμιστοκλέους ἀποσχομένων.

Fragment einer Ueberſetzung vom Ajax des Sophokles.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Minerva.

Wie ich dich ſchon oft, Sohn des Laertes, dem Feinde den Vortheil abzujagen ſchlau bemüht erblickte; ſo erblicke ich dich auch jetzt, hier unter den Schiffsgezelten des Ajax, am äußerſten ihm anvertrauten Ende des Lagers. Du ſpähſt, und ſpürſt, und zählſt, und miſſeſt alle ſeine friſchen Tritte, um zu wiſſen, ob er drinnen, oder nicht drinnen iſt. Wie wohl leitet dich gleichſam der untrügliche Geruch des lakoniſchen Windſpiels! Er iſt wieder drinnen, der Mann! Schweiß rinnt ihm von dem Antlitze, und Blut von den mörderiſchen Händen. Was ſieheſt du noch ſo ſcharf nach dieſer Thür? Du darfſt mir nur ſagen, warum du dir dieſe Mühe giebſt; und du kannſt von mir alles erfahren.

Ulyſſes. O Stimme Minervens, mir wertheſte unter den Göttern! Denn nur allzuwohl, ob du gleich unſichtbar biſt, kenne ich deine Stimme; und mein Geiſt iſt bekannter mit ihr, als mit dem ehernen Klange der tyrrheniſchen Trommete! Wie ſollteſt du es nicht wiſſen, daß ich dieſes feindſeligen Mannes, des Ajax wegen, mich hier herumtreibe! Ihm, und keinem andern, ſuche ich auf die Spur zu kommen. Er hat uns dieſe Nacht eine That verübet, deren ſich kein Menſch vermuthet hätte, wenn er ſie anders verübt hat. Denn noch wiſſen wir nichts gewiſſes; wir vermuthen es nur; und freiwillig habe ich mich ſelbſt der weitern Nachforſchung unterzogen. Es findet ſich alles unſer Beutevieh ſchändlich zugerichtet, und ſamt den Hütern erwürgt. Jedermann glaubt ihm die Schuld beimeſſen zu dürfen; und eine Wache hat ausgeſagt, ſie habe ihn ganz allein mit bluttriefendem Schwerte über das Feld laufen ſehen. Sogleich machte ich mich auf: und die Fußſtapfen, die ich hier erblicke, beſtärken mich zum Theil; zum Theil verwirren ſie mich auch: ich kann nicht begreifen, weſſen Fußſtapfen es ſind*. — Aber du kommſt! und wie erwünſcht! Deiner leitenden Hand, der ich mich immer überließ, überlaß' ich mich noch.

---

* In Vita *Euripidis*, p. IV.

Minerva. Das weiß ich, Ulyſſes. Ich hielt dein Spähen genehm, und ging dir ſogleich entgegen.

Ulyſſes. Gütigſte Göttin! ſo iſt ſie nicht vergebens, meine Mühe?

Minerva. Er iſt der Thäter! Er iſt es!

Ulyſſes. Und was hat ihn zu ſo etwas Widerſinnigem vermögen können?

Minerva. Der wütende Zorn über die ihm abgeſprochnen Waffen des Achilles.

Ulyſſes. Aber die Heerde — warum fiel er über die her?

Minerva. Er glaubte ſeine Hände mit eurem Blut zu färben.

Ulyſſes. Und alſo galt es den Griechen?

Minerva. Sie würden es auch empfunden haben, wenn ich nicht geweſen wäre!

Ulyſſes. Welche Verwegenheit! Welche Tollkühnheit!

Minerva. Es war Nacht; er war allein, und ging als Meuchelmörder auf euch los.

Ulyſſes. Wie weit, wie nahe, kam er denn dem Ziele?

Minerva. Schon nahte er ſich den Zelten beider Feldherren.

Ulyſſes. Und was hielt da ſeine raſende Fauſt?

Minerva. Ich! — Ich ſtörte ihm dieſe grauſame Freude. Mit täuſchenden Bildern füllte ich ſein Auge, und wandte ihn gegen die vermiſchten Heerden, gegen die Hüter des ſämtlichen Beuteviehs. Welch ein Metzeln! Alles hieb er um ſich in Stücke. Bald glaubte er, beide Atriden mit eigner Hand zu morden; bald gegen einen andern Heerführer zu wüthen. Denn ich reizte den Wahnwitzigen, und ließ die grauſamſte der Erynnen gegen den Tobenden los.

---

* Δια την μανιαν, ſagt der Scholiaſt ſehr wohl, δυσεπιχειρητος και δυσεπιγνωστος ἡ βασις γεγονε του Αιαντος. Der Gang eines Raſenden nämlich iſt ſo verwirrt, daß man aus ſeinen Tritten nicht klug werden kann.

Das Theater des Herrn Diderot,

aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Vorrede des Ueberſetzers,

zur erſten Ausgabe von 1760.

Dieſes Theater des Herrn Diderot, eines von den vornehmſten Verfaſſern der berufenen Encyklopädie, beſtehet aus zwey Stücken, die er als Beyſpiele einer neuen Gattung ausgearbeitet, und mit ſeinen Gedanken ſowohl über dieſe neue Gattung, als über andere wichtige Punkte der dramatiſchen Poeſie, und aller ihr untergeordneten Künſte, der Declamation, der Pantomime, des Tanzes begleitet hat.

Kenner werden in jenen weder Genie noch Geſchmack vermiſſen; und in dieſen überall den denkenden Kopf ſpüren, der die alten Wege weiter bahnet, und neue Pfade durch unbekannte Gegenden zeichnet.

Ich möchte wohl ſagen, daß ſich, nach dem Ariſtoteles, kein philoſophiſcherer Geiſt mit dem Theater abgegeben hat, als Er.

Daher ſieht er auch die Bühne ſeiner Nation bey weitem auf der Stufe der Vollkommenheit nicht, auf welcher ſie unter uns die ſchaalen Köpfe erblicken, an deren Spitze der Prof. Gottſched iſt. Er geſtehet, daß ihre Dichter und Schauſpieler noch weit von der Natur und Wahrheit entfernet ſind; daß beider ihre Talente, guten Theils, auf kleine Anſtändigkeiten, auf handwerksmäßigen Zwang, auf kalte Etiquette hinauslaufen ꝛc.

Selten geneſen wir eher von der verächtlichen Nachahmung gewiſſer franzöſiſchen Muſter, als bis der Franzoſe ſelbſt dieſe Muſter zu verwerfen anfängt. Aber oft auch dann noch nicht.

Es wird alſo darauf ankommen, ob der Mann, dem nichts angelegener iſt, als das Genie in ſeine alte Rechte wieder einzuſetzen, aus welchen es die mißverſtandene Kunſt verdrenget; ob der Mann, der es zugeſtehet, daß das Theater weit ſtärkerer Eindrücke fähig iſt, als man von den berühmteſten Meiſterſtücken eines Corneille und Racine rühmen kann; ob dieſer Mann bey uns mehr Gehör findet, als er bey ſeinen Landsleuten gefunden hat.

Wenigſtens muß es geſchehen, wenn auch wir einſt zu den geſitteten Völkern gehören wollen, deren jedes ſeine Bühne hatte.

Und ich will nicht bergen, daß ich mich einzig in ſolcher Hofnung der Ueberſetzung dieſes Werks unterzogen habe.

Vorrede des Ueberſetzers,

zu dieſer zweyten Ausgabe. 1781.

Ich bin erſucht worden, dieſer Ueberſetzung öffentlich meinen Namen zu geben.

Da es nun verlängſt unbekannt zu ſeyn aufgehöret hat, daß ich wirklich der Verfaſſer derſelben bin; da ich mich des Fleißes, den ich darauf gewandt habe, und des Nutzens, den ich daraus gezogen, noch immer mit Vergnügen erinnere: ſo ſehe ich nicht, warum ich mich einer Anfoderung weigern ſollte, die mir Gelegenheit giebt, meine Dankbarkeit einem Mann zu bezeugen, der an der Bildung meines Geſchmacks ſo großen Antheil hat.

Denn es mag mit dieſem auch beſchaffen ſeyn, wie es will: ſo bin ich mir doch zuwohl bewußt, daß er, ohne Diderots Muſter und Lehren, eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eigenere: aber doch ſchwerlich eine, mit der am Ende mein Verſtand zufriedener geweſen wäre.

Diderot ſcheint überhaupt auf das deutſche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben, als auf das Theater ſeines eigenen Volks. Auch war die Veränderung, die er auf dieſem hervorbringen wollte, in der That weit ſchwerer zu bewirken, als das Gute, welches er jenem nebenher verſchafte. Die Franzöſiſchen Stücke, welche auf unſerm Theater geſpielt wurden, ſtellten doch nur lauter fremde Sitten vor: und fremde Sitten, in welchen wir weder die allgemeine menſchliche Natur, noch unſere beſondere Volksnatur erkennen, ſind bald verdrengt. Aber je mehr die Franzoſen in ihren Stücken wirklich finden, was wir uns nur zu finden einbilden: deſto hartnäckiger muß der Widerſtand ſeyn, den ihre alten Eindrücke jeder, wie ſie dafür halten, unnöthigen Bemühung, ſie zu verwiſchen oder zu überſtempeln, entgegenſezen.

Wir hingegen hatten es längſt ſatt, nichts als einen alten Laffen im kurzen Mantel, und einen jungen Geck in bebänderten Hoſen, unter ein Halbdutzend alltäglichen Perſonen, auf der Bühne herumtoben zu ſehen; wir ſehnten uns längſt nach etwas beſſern, ohne zu wiſſen, wo dieſes Beſſere herkommen ſollte: als der Hausvater erſchien. In ihm erkannte ſogleich der rechtſchafne Mann, was ihm das Theater noch eins ſo theuer machen müſſe. Sey immerhin wahr, daß es ſeitdem von dem Geräuſche eines nichts bedeutenden Gelächters weniger ertönte! Das wahre Lächerliche iſt nicht, was am lauteſten lachen macht; und Ungereimtheiten ſollen nicht blos unſere Lunge in Bewegung ſetzen.

Selbſt unſere Schauſpieler fingen an dem Hausvater zuerſt an, ſich ſelbſt zu übertreffen. Denn der Hausvater war weder Franzöſiſch, noch deutſch: er war blos menſchlich. Er hatte nichts auszudrücken, als was jeder ausdrücken konnte, der es verſtand und fühlte.

Und daß jeder ſeine Rolle verſtand und fühlte, dafür hatte nun freylich Diderot vornemlich geſorgt. Wenn ich aber doch gleichwohl auch meiner Ueberſezung ein kleines Verdienſt in dieſem Punkte zuſchreibe: ſo habe ich, wenigſtens bis itzt, von den Kunſtrichtern noch keinen beſondern Widerſpruch zu erfahren gehabt.

Nicht als ob ich meine Ueberſetzung frey von allen Mängeln halten wollte; nicht als ob ich mir ſchmeichelte, überall, auch da den wahren Sinn des Verfaſſers getroffen zu haben, wo er ſelbſt in ſeiner Sprache ſich nicht beſtimmt genug ausgedrückt hat! Ein Freund zeigt mir nur erſt itzt eine dergleichen Stelle; und ich bedaure, daß ich in dem Texte von dieſem Winke nicht Gebrauch machen können. Sie iſt in dem natürlichen Sohne in dem dritten Auftritte des erſten Aufzuges, wo Thereſia ihrer Sorgfalt um Roſaliens Erziehung gedenkt. „Ich ließ mir es angelegen ſeyn, ſagt ſie, den Geiſt und be„ſonders den Charakter dieſes Kindes zu bilden, von welchem „einſt das Schickſal meines Bruders abhangen ſollte. Es war „unbeſonnen, ich machte es bedächtig. Es war heftig, ich ſuchte „dem Sanften ſeiner Natur aufzuhelfen.“ Das es iſt in allen vier Stellen im Franzöſiſchen durch il ausgedruckt, welches eben ſowohl auf das vorhergehende enfant, auf Roſalien, als auf den Bruder gehen kann. Ich habe es jedesmal auf Roſalien gezogen: aber es kann leicht ſeyn, daß es die beiden erſtenmale auf den Bruder gehen, und ſonach heißen ſoll. „Er war „unbeſonnen, ich machte ſie bedächtig. Er war heftig, ich „ſuchte dem Sanften ihrer Natur aufzuhelfen. Ja dieſer Sinn iſt unſtreitig der feinere.

Es kann jemand keinen einzigen ſolchen Fehler ſich zu Schulden kommen laſſen, und doch noch eine ſehr mittelmäſſige Ueberſetzung gemacht haben!

Laokoon:
oder
über die Grenzen der Mahlerey und Poeſie.

Ὕλῃ και τροποις μιμησεως διαφερουσι.
Πλουτ. ποτ. Ἀθ. κατα Π. ἢ κατα Σ. ἐνδ.

Mit beyläufigen Erläuterungen verſchiedener Punkte
der alten Kunſtgeſchichte.

Erſter Theil.
1766.[*]

Vorrede.

Der erſte, welcher die Mahlerey und Poeſie mit einander verglich, war ein Mann von feinem Gefühle, der von beyden Künſten eine ähnliche Wirkung auf ſich verſpürte. Beyde, empfand er, ſtellen uns abweſende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit vor; beyde täuſchen, und beyder Täuſchung gefällt.

Ein zweyter ſuchte in das Innere dieſes Gefallens einzudringen, und entdeckte, daß es bey beyden aus einerley Quelle flieſſe. Die Schönheit, deren Begriff wir zuerſt von körperlichen Gegenſtänden abziehen, hat allgemeine Regeln, die ſich auf mehrere Dinge anwenden laſſen; auf Handlungen, auf Gedanken, ſowohl als auf Formen.

---

[*] Die Handſchrift nach der die Ausgabe von 1766 gedruckt iſt und ein vollſtändiges Correctur-Exemplar derſelben hat Herr B. Friedländer dem Herausgeber zur Benutzung freundlichſt mitgetheilt. Es ſchien indeſſen nicht rathſam die verworfenen Lesarten anzugeben, ſondern es ſind nur einige Druckfehler verbeſſert worden. Die ſpäteren Ausgaben ſollen aus einem Exemplar gedruckt ſein, in welchem „der Verfaſſer einige wenige Stellen geändert hatte“: es fand ſich aber daß in dieſen Ausgaben die Verbeſſerungen auf den Cartons der erſten ganz oder zum Theil vernachläſſigt worden ſind.

Ein dritter, welcher über den Werth und über die Vertheilung dieſer allgemeinen Regeln nachdachte, bemerkte, daß einige mehr in der Mahlerey, andere mehr in der Poeſie herrſchten; daß alſo bey dieſen die Poeſie der Mahlerey, bey jenen die Mahlerey der Poeſie mit Erläuterungen und Beyſpielen aushelfen könne.

Das erſte war der Liebhaber; das zweyte der Philoſoph; das dritte der Kunſtrichter.

Jene beyden konnten nicht leicht, weder von ihrem Gefühl, noch von ihren Schlüſſen, einen unrechten Gebrauch machen. Hingegen bey den Bemerkungen des Kunſtrichters beruhet das Meiſte in der Richtigkeit der Anwendung auf den einzeln Fall; und es wäre ein Wunder, da es gegen Einen ſcharfſinnigen Kunſtrichter funfzig witzige gegeben hat, wenn dieſe Anwendung jederzeit mit aller der Vorſicht wäre gemacht worden, welche die Wage zwiſchen beyden Künſten gleich erhalten muß.

Falls Apelles und Protogenes, in ihren verlornen Schriften von der Mahlerey, die Regeln derſelben durch die bereits feſtgeſetzten Regeln der Poeſie beſtätiget und erläutert haben, ſo darf man ſicherlich glauben, daß es mit der Mäßigung und Genauigkeit wird geſchehen ſeyn, mit welcher wir noch itzt den Ariſtoteles, Cicero, Horaz, Quintilian, in ihren Werken, die Grundſätze und Erfahrungen der Mahlerey auf die Beredſamkeit und Dichtkunſt anwenden ſehen. Es iſt das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel noch zu wenig zu thun.

Aber wir Neuern haben in mehrern Stücken geglaubt, uns weit über ſie weg zu ſetzen, wenn wir ihre kleinen Luſtwege in Landſtraſſen verwandelten; ſollten auch die kürzern und ſichrern Landſtraſſen darüber zu Pfaden eingehen, wie ſie durch Wildniſſe führen.

Die blendende Antitheſe des griechiſchen Voltaire, daß die Mahlerey eine ſtumme Poeſie, und die Poeſie eine redende Mahlerey ſey, ſtand wohl in keinem Lehrbuche. Es war ein Einfall, wie Simonides mehrere hatte; deſſen wahrer Theil ſo einleuchtend iſt, daß man das Unbeſtimmte und Falſche, welches er mit ſich führet, überſehen zu müſſen glaubet.

Gleichwohl überſahen es die Alten nicht. Sondern indem ſie den Ausſpruch des Simonides auf die Wirkung der beyden Künſte einſchränkten, vergaſſen ſie nicht einzuſchärfen, daß, ohngeachtet der vollkommenen Aehnlichkeit dieſer Wirkung, ſie dennoch, ſowohl in den Gegenſtänden als in der Art ihrer Nachahmung, (ὕλῃ καὶ τρόποις μιμήσεως) verſchieden wären.

Völlig aber, als ob ſich gar keine ſolche Verſchiedenheit fände, haben viele der neueſten Kunſtrichter aus jener Uebereinſtimmung der Mahlerey und Poeſie die crudeſten Dinge von der Welt geſchloſſen. Bald zwingen ſie die Poeſie in die engern Schranken der Mahlerey; bald laſſen ſie die Mahlerey die ganze weite Sphäre der Poeſie füllen. Alles was der einen Recht iſt, ſoll auch der andern vergönnt ſeyn; alles was in der einen gefällt oder mißfällt, ſoll nothwendig auch in der andern gefallen oder mißfallen; und voll von dieſer Idee, ſprechen ſie in dem zuverſichtlichſten Tone die ſeichteſten Urtheile, wenn ſie, in den Werken des Dichters und Mahlers über einerley Vorwurf, die darinn bemerkten Abweichungen von einander zu Fehlern machen, die ſie dem einen oder dem andern, nach dem ſie entweder mehr Geſchmack an der Dichtkunſt oder an der Mahlerey haben, zur Laſt legen.

Ja dieſe Aftercritik hat zum Theil die Virtuoſen ſelbſt verführet. Sie hat in der Poeſie die Schilderungsſucht, und in der Mahlerey die Allegoriſterey erzeuget; indem man jene zu einem redenden Gemählde machen wollen, ohne eigentlich zu wiſſen, was ſie mahlen könne und ſolle, und dieſe zu einem ſtummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Maaſſe ſie allgemeine Begriffe ausdrücken könne, ohne ſich von ihrer Beſtimmung zu entfernen, und zu einer willkührlichen Schriftart zu werden.

Dieſem falſchen Geſchmacke, und jenen ungegründeten Urtheilen entgegen zu arbeiten, iſt die vornehmſte Abſicht folgender Aufſätze.

Sie ſind zufälliger Weiſe entſtanden, und mehr nach der Folge meiner Lectüre, als durch die methodiſche Entwickelung allgemeiner Grundſätze angewachſen. Es ſind alſo mehr unordentliche Collectanea zu einem Buche, als ein Buch.

Doch ſchmeichle ich mir, daß ſie auch als ſolche nicht ganz zu verachten ſeyn werden. An ſyſtematiſchen Büchern haben wir Deutſchen überhaupt keinen Mangel. Aus ein Paar angenommenen Worterklärungen in der ſchönſten Ordnung alles, was wir nur wollen, herzuleiten, darauf verſtehen wir uns, Trotz einer Nation in der Welt.

Baumgarten bekannte, einen groſſen Theil der Beyſpiele in ſeiner Aeſthetik, Geſners Wörterbuche ſchuldig zu ſeyn. Wenn mein Raiſonnement nicht ſo bündig iſt als das Baumgartenſche, ſo werden doch meine Beyſpiele mehr nach der Quelle ſchmecken.

Da ich von dem Laokoon gleichſam ausſetzte, und mehrmals auf ihn zurückkomme, ſo habe ich ihm auch einen Antheil an der Aufſchrift laſſen wollen. Andere kleine Ausſchweifungen über verſchiedene Punkte der alten Kunſtgeſchichte, tragen weniger zu meiner Abſicht bey, und ſie ſtehen nur da, weil ich ihnen niemals einen beſſern Platz zu geben hoffen kann.

Noch erinnere ich, daß ich unter dem Namen der Mahlerey, die bildenden Künſte überhaupt begreiffe; ſo wie ich nicht dafür ſtehe, daß ich nicht unter dem Namen der Poeſie, auch auf die übrigen Künſte, deren Nachahmung fortſchreitend iſt, einige Rückſicht nehmen dürfte.

I.

Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechiſchen Meiſterſtücke in der Mahlerey und Bildhauerkunſt, ſetzet Herr Winkelmann in eine edele Einfalt und ſtille Gröſſe, ſowohl in der Stellung als im Ausdrucke. „So wie die Tiefe des Meeres „ſagt er,[a] allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch „ſo wüthen, eben ſo zeiget der Ausdruck in den Figuren der „Griechen bey allen Leidenſchaften eine groſſe und geſetzte Seele.

„Dieſe Seele ſchildert ſich in dem Geſichte des Laokoons, „und nicht in dem Geſichte allein, bey dem heftigſten Lei-

---

[a] Von der Nachahmung der griechiſchen Werke in der Mahlerey und Bildhauerkunſt. S. 21. 22.

„den. Der Schmerz, welcher ſich in allen Muskeln und
„Sehnen des Körpers entdecket, und den man ganz allein,
„ohne das Geſicht und andere Theile zu betrachten, an dem
„ſchmerzlich eingezogenen Unterleibe bey nahe ſelbſt zu empfin-
„den glaubt; dieſer Schmerz, ſage ich, äuſſert ſich dennoch
„mit keiner Wuth in dem Geſichte und in der ganzen Stel-
„lung. Er erhebt kein ſchreckliches Geſchrey, wie Virgil von
„ſeinem Laokoon ſinget; die Oefnung des Mundes geſtal-
„tet es nicht: es iſt vielmehr ein ängſtliches und beklemmtes
„Seufzen, wie es Sadolet beſchreibet. Der Schmerz des Kör-
„pers und die Gröſſe der Seele ſind durch den ganzen Bau
„der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilet, und gleichſam ab-
„gewogen. Laokoon leidet, aber er leidet wie des Sophokles
„Philoktet: ſein Elend gehet uns bis an die Seele; aber wir
„wünſchten, wie dieſer groſſe Mann das Elend ertragen
„zu können."

„Der Ausdruck einer ſo groſſen Seele geht weit über die
„Bildung der ſchönen Natur. Der Künſtler mußte die Stärke
„des Geiſtes in ſich ſelbſt fühlen, welche er ſeinem Marmor
„einprägte. Griechenland hatte Künſtler und Weltweiſe in einer
„Perſon, und mehr als einen Metrodor. Die Weisheit reichte
„der Kunſt die Hand, und bließ den Figuren derſelben mehr
„als gemeine Seelen ein, u. ſ. w."

Die Bemerkung, welche hier zum Grunde liegt, daß der Schmerz ſich in dem Geſichte des Laokoon mit derjenigen Wuth nicht zeige, welche man bey der Heftigkeit deſſelben vermuthen ſollte, iſt vollkommen richtig. Auch das iſt unſtreitig, daß eben hierinn, wo ein Halbkenner den Künſtler unter der Natur geblieben zu ſeyn, das wahre Pathetiſche des Schmerzes nicht erreicht zu haben, urtheilen dürfte; daß, ſage ich, eben hierinn die Weisheit deſſelben ganz beſonders hervorleuchtet.

Nur in dem Grunde, welchen Herr Winkelmann dieſer Weisheit giebt, in der Allgemeinheit der Regel, die er aus dieſem Grunde herleitet, wage ich es, anderer Meynung zu ſeyn.

Ich bekenne, daß der mißbilligende Seitenblick, welchen er auf den Virgil wirft, mich zuerſt ſtutzig gemacht hat; und nächſt dem die Vergleichung mit dem Philoktet. Von hier will ich ausgehen, und meine Gedanken in eben der Ordnung niederſchreiben, in welcher ſie ſich bey mir entwickelt.

„Laokoon leidet, wie des Sophokles Philoktet.“ Wie leidet dieſer? Es iſt ſonderbar, daß ſein Leiden ſo verſchiedene Eindrücke bey uns zurückgelaſſen. — Die Klagen, das Geſchrey, die wilden Verwünſchungen, mit welchen ſein Schmerz das Lager erfüllte, und alle Opfer, alle heilige Handlungen ſtörte, erſchollen nicht minder ſchrecklich durch das öde Eiland, und ſie waren es, die ihn dahin verbannten. Welche Töne des Unmuths, des Jammers, der Verzweiflung, von welchen auch der Dichter in der Nachahmung das Theater durchhallen ließ. — Man hat den dritten Aufzug dieſes Stücks ungleich kürzer, als die übrigen gefunden. Hieraus ſieht man, ſagen die Kunſtrichter,[b] daß es den Alten um die gleiche Länge der Aufzüge wenig zu thun geweſen. Das glaube ich auch; aber ich wollte mich desfalls lieber auf ein ander Exempel gründen, als auf dieſes. Die jammervollen Ausruffungen, das Winſeln, die abgebrochenen ἆ, ἆ, φεῦ, ἀτταταῖ, ὤ μοι, μοι! die ganzen Zeilen voller παπα, παπα, aus welchen dieſer Aufzug beſtehet, und die mit ganz andern Dehnungen und Abſetzungen declamiret werden mußten, als bey einer zuſammenhangenden Rede nöthig ſind, haben in der Vorſtellung dieſen Aufzug ohne Zweifel ziemlich eben ſo lange dauern laſſen, als die andern. Er ſcheinet dem Leſer weit kürzer auf dem Papiere, als er den Zuhörern wird vorgekommen ſeyn.

Schreyen iſt der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzes. Homers verwundete Krieger fallen nicht ſelten mit Geſchrey zu Boden. Die geritzte Venus ſchreyet laut;[c] nicht um ſie durch dieſes Geſchrey als die weichliche Göttin der Wolluſt zu ſchildern, vielmehr um der leidenden Natur ihr Recht zu geben. Denn ſelbſt der eherne Mars, als er die Lanze des Diomedes fühlet, ſchreyet ſo gräßlich, als ſchrieen zehn tauſend wüthende Krieger zugleich, daß beyde Heere ſich entſetzen.[d]

So weit auch Homer ſonſt ſeine Helden über die menſchliche

---

[b] Brumoy Theat. des Grecs T. II p. 89.

[c] Iliad. E v. 343. Ἡ δὲ μέγα ἰάχουσα —

[d] Iliad. E v. 859.

Natur erhebt, ſo treu bleiben ſie ihr doch ſtets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Aeuſſerung dieſes Gefühls durch Schreyen, oder durch Thränen, oder durch Scheltworte ankömmt. Nach ihren Thaten ſind es Geſchöpfe höherer Art; nach ihren Empfindungen wahre Menſchen.

Ich weis es, wir feinern Europäer einer klügern Nachwelt, wiſſen über unſern Mund und über unſere Augen beſſer zu herrſchen. Höflichkeit und Anſtand verbieten Geſchrey und Thränen. Die thätige Tapferkeit des erſten rauhen Weltalters hat ſich bey uns in eine leidende verwandelt. Doch ſelbſt unſere Urältern waren in dieſer größer, als in jener. Aber unſere Urältern waren Barbaren. Alle Schmerzen verbeiſſen, dem Streiche des Todes mit unverwandtem Auge entgegen ſehen, unter den Biſſen der Nattern lachend ſterben, weder ſeine Sünde noch den Verluſt ſeines liebſten Freundes beweinen, ſind Züge des alten Nordiſchen Heldenmuths.[*] Palnatoko gab ſeinen Jomsburgern das Geſetz, nichts zu fürchten, und das Wort Furcht auch nicht einmal zu nennen.

Nicht ſo der Grieche! Er fühlte und furchte ſich; er äuſſerte ſeine Schmerzen und ſeinen Kummer; er ſchämte ſich keiner der menſchlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege nach Ehre, und von Erfüllung ſeiner Pflicht zurückhalten. Was bey dem Barbaren aus Wildheit und Verhärtung entſprang, das wirkten bey ihm Grundſätze. Bey ihm war der Heroismus wie die verborgenen Funken im Kieſel, die ruhig ſchlafen, ſo lange keine äuſſere Gewalt ſie wecket, und dem Steine weder ſeine Klarheit noch ſeine Kälte nehmen. Bey dem Barbaren war der Heroismus eine helle freſſende Flamme, die immer tobte, und jede andere gute Eigenſchaft in ihm verzehrte, wenigſtens ſchwärzte. — Wenn Homer die Trojaner mit wildem Geſchrey, die Griechen hingegen in entſchloßner Stille zur Schlacht führet, ſo merken die Ausleger ſehr wohl an, daß der Dichter hierdurch jene als Barbaren, dieſe als geſittete Völker ſchildern wollen. Mich wundert, daß ſie an einer andern

---

[*] Th. Bartholinus de causis contemptæ a Danis adhuc gentilibus mortis, cap. I.

Stelle eine ähnliche charakteriſtiſche Entgegenſetzung nicht bemerket haben.[f] Die feindlichen Heere haben einen Waffenſtillſtand getroffen; ſie ſind mit Verbrennung ihrer Todten beſchäftiget, welches auf beyden Theilen nicht ohne heiſſe Thränen abgehet; δακρυα θερμα χεοντες. Aber Priamus verbietet ſeinen Trojanern zu weinen; ουδ' εια κλαιειν Πριαμος μεγας. Er verbietet ihnen zu weinen, ſagt die Dacier, weil er beſorgt, ſie möchten ſich zu ſehr erweichen, und morgen mit weniger Muth an den Streit gehen. Wohl; doch frage ich: warum muß nur Priamus dieſes beſorgen? Warum ertheilet nicht auch Agamemnon ſeinen Griechen das nehmliche Verboth? Der Sinn des Dichters geht tiefer. Er will uns lehren, daß nur der geſittete Grieche zugleich weinen und tapfer ſeyn könne; indem der ungeſittete Trojaner, um es zu ſeyn, alle Menſchlichkeit vorher erſticken müſſe. Νεμεσσωμαι γε μεν ουδεν κλαιειν, läßt er an einem andern Orte[g] den verſtändigen Sohn des weiſen Neſtors ſagen.

Es iſt merkwürdig, daß unter den wenigen Trauerſpielen, die aus dem Alterthume auf uns gekommen ſind, ſich zwey Stücke finden, in welchen der körperliche Schmerz nicht der kleinſte Theil des Unglücks iſt, das den leidenden Helden trift. Auſſer dem Philoktet, der ſterbende Herkules. Und auch dieſen läßt Sophokles klagen, winſeln, weinen und ſchreyen. Dank ſey unſern artigen Nachbarn, dieſen Meiſtern des Anſtändigen, daß nunmehr ein winſelnder Philoktet, ein ſchreyender Herkules, die lächerlichſten unerträglichſten Perſonen auf der Bühne ſeyn würden. Zwar hat ſich einer ihrer neueſten Dichter[h] an den Philoktet gewagt. Aber durfte er es wagen, ihnen den wahren Philoktet zu zeigen?

Selbſt ein Laokoon findet ſich unter den verlornen Stücken des Sophokles. Wenn uns das Schickſal doch auch dieſen Laokoon gegönnet hätte! Aus den leichten Erwähnungen, die ſeiner einige alte Grammatiker thun, läßt ſich nicht ſchlieſſen, wie der Dichter dieſen Stoff behandelt habe. So viel bin ich verſichert, daß er den Laokoon nicht ſtoiſcher als den Philoktet und Herkules, wird geſchildert haben. Alles Stoiſche iſt untheatraliſch; und unſer Mitleiden iſt allezeit dem Leiden gleichmäßig, welches der intereſſirende Gegenſtand äuſſert. Sieht man ihn ſein Elend mit groſſer Seele ertragen, ſo wird dieſe groſſe Seele zwar unſere Bewunderung erwecken, aber die Bewunderung iſt ein kalter Affekt, deſſen unthätiges Staunen jede andere wärmere Leidenſchaft, ſo wie jede andere deutliche Vorſtellung, ausſchlieſſet.

---

[f] Iliad. Η v. 421.

[g] Odyſſ. Δ. 195.

[h] Chataubrun.

Und nunmehr komme ich zu meiner Folgerung. Wenn es wahr iſt, daß das Schreyen bey Empfindung körperlichen Schmerzes, beſonders nach der alten griechiſchen Denkungsart, gar wohl mit einer groſſen Seele beſtehen kann: ſo kann der Ausdruck einer ſolchen Seele die Urſache nicht ſeyn, warum dem ohngeachtet der Künſtler in ſeinem Marmor dieſes Schreyen nicht nachahmen wollen; ſondern es muß einen andern Grund haben, warum er hier von ſeinem Nebenbuhler, dem Dichter, abgehet, der dieſes Geſchrey mit beſtem Vorſatze ausdrücket.

II.

Es ſey Fabel oder Geſchichte, daß die Liebe den erſten Verſuch in den bildenden Künſten gemacht habe: ſo viel iſt gewiß, daß ſie den großen alten Meiſtern die Hand zu führen nicht müde geworden. Denn wird itzt die Mahlerey überhaupt als die Kunſt, welche Körper auf Flächen nachahmet, in ihrem ganzen Umfange betrieben: ſo hatte der weiſe Grieche ihr weit engere Grenzen geſetzet, und ſie bloß auf die Nachahmung ſchöner Körper eingeſchränket. Sein Künſtler ſchilderte nichts als das Schöne; ſelbſt das gemeine Schöne, das Schöne niedrer Gattungen, war nur ſein zufälliger Vorwurf, ſeine Uebung, ſeine Erhohlung. Die Vollkommenheit des Gegenſtandes ſelbſt mußte in ſeinem Werke entzücken; er war zu groß von ſeinen Betrachtern zu verlangen, daß ſie ſich mit dem bloßen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Aehnlichkeit, aus der Erwägung ſeiner Geſchicklichkeit entſpringet, begnügen ſollten; an ſeiner Kunſt war ihm nichts lieber, dünkte ihm nichts edler, als der Endzweck der Kunſt.

„Wer wird dich mahlen wollen, da dich niemand ſehen „will," ſagt ein alter Epigrammatiſt[a] über einen höchſt ungeſtaltenen Menſchen. Mancher neuere Künſtler würde ſagen: „Sey ſo ungeſtalten, wie möglich; ich will dich doch mahlen. Mag dich ſchon niemand gern ſehen: ſo ſoll man doch mein Gemählde gern ſehen; nicht in ſo fern es dich vorſtellt, ſondern in ſo fern es ein Beweis meiner Kunſt iſt, die ein ſolches Scheuſal ſo ähnlich nachzubilden weiß."

Freylich iſt der Hang zu dieſer üppigen Prahlerey mit leidigen Geſchicklichkeiten, die durch den Werth ihrer Gegenſtände nicht geadelt werden, zu natürlich, als daß nicht auch die Griechen ihren Pauſon, ihren Pyreicus ſollten gehabt haben. Sie hatten ſie; aber ſie lieſſen ihnen ſtrenge Gerechtigkeit wiederfahren. Pauſon, der ſich noch unter dem Schönen der gemeinen Natur hielt, deſſen niedriger Geſchmack das Fehlerhafte und Häßliche an der menſchlichen Bildung am liebſten ausdrückte,[b] lebte in der verächtlichſten Armuth.[c] Und Pyreicus, der Barbierſtuben, ſchmutzige Werkſtätte, Eſel und Küchenkräuter, mit allem den Fleiſſe eines niederländiſchen Künſtlers mahlte, als ob dergleichen Dinge in der Natur ſo viel Reitz hätten, und ſo ſelten zu erblicken wären, bekam den Zunamen des Rhyparographen,[d] des Kothmahlers; obgleich der wollüſtige Reiche ſeine Werke mit Gold aufwog, um ihrer Nichtigkeit auch durch dieſen eingebildeten Werth zu Hülfe zu kommen.

---

[a] Antiochus. (Antholog. lib. II. cap. 4.) Harduin über den Plinius (lib. 35. ſect. 36. p. m. 698.) legt dieſes Epigramm einem Piſo bey. Es findet ſich aber unter allen griechiſchen Epigrammatiſten keiner dieſes Namens.

[b] Jungen Leuten, befiehlt daher Ariſtoteles, muß man ſeine Gemählde nicht zeigen, um ihre Einbildungskraft, ſo viel möglich, von allen Bildern des Häßlichen rein zu halten. (Polit. lib. VIII. cap. 5. p. 526. Edit. Conring.) Herr Boden will zwar in dieſer Stelle anſtatt Pauſon, Pauſanias geleſen wiſſen, weil von dieſem bekannt ſey, daß er unzüchtige Figuren gemahlt habe. (De Umbra poetica, Comment. I. p. XIII.) Als ob man es erſt von einem philoſophiſchen Geſetzgeber lernen müßte, die Jugend von dergleichen Reitzungen der Wolluſt zu entfernen. Er hätte die bekannte Stelle in der Dichtkunſt (cap. II.) nur in Vergleichung ziehen dürfen, um ſeine Vermuthung zurück zu behalten. Es giebt Ausleger (z. E. Kühn, über den Aelian Var. Hiſt. lib. IV. cap. 3.) welche den Unterſchied, den Ariſtoteles daſelbſt zwiſchen dem Polygnotus, Dionyſius und Pauſon angiebt, darinn ſetzen, daß Polygnotus Götter und Helden, Dionyſius Menſchen, und Pauſon Thiere gemahlt habe. Sie mahlten alleſamt menſchliche Figuren; und daß Pauſon einmal ein Pferd mahlte, beweiſet noch nicht, daß er ein Thiermahler geweſen, wofür ihn Hr. Boden hält. Ihren Rang beſtimmten die Grade des Schönen, die ſie ihren menſchlichen Figuren gaben, und Dionyſius konnte nur deswegen nichts als Menſchen mahlen, und hieß nur darum vor allen andern der Anthropograph, weil er der Natur zu ſklaviſch folgte, und ſich nicht bis zum Ideal erheben konnte, unter welchem Götter und Helden zu mahlen, ein Religionsverbrechen geweſen wäre.

Die Obrigkeit ſelbſt hielt es ihrer Aufmerkſamkeit nicht für unwürdig, den Künſtler mit Gewalt in ſeiner wahren Sphäre zu erhalten. Das Geſetz der Thebaner, welches ihm die Nachahmung ins Schönere befahl, und die Nachahmung ins Häßlichere bey Strafe verboth, iſt bekannt. Es war kein Geſetz wider den Stümper, wofür es gemeiniglich, und ſelbſt vom Junius,[e] gehalten wird. Es verdammte die griechiſchen Ghezzi; den unwürdigen Kunſtgriff, die Aehnlichkeit durch Uebertreibung der häßlichern Theile des Urbildes zu erreichen; mit einem Worte, die Carricatur.

Aus eben dem Geiſte des Schönen war auch das Geſetz der Hellanodiken gefloſſen. Jeder Olympiſche Sieger erhielt eine Statue; aber nur dem dreymaligen Sieger, ward eine Ikoniſche geſetzet.[f] Der mittelmäßigen Portraits ſollten unter den Kunſtwerken nicht zu viel werden. Denn obſchon auch das Portrait ein Ideal zuläßt, ſo muß doch die Aehnlichkeit darüber herrſchen; es iſt das Ideal eines gewiſſen Menſchen, nicht das Ideal eines Menſchen überhaupt.

Wir lachen, wenn wir hören, daß bey den Alten auch die Künſte bürgerlichen Geſetzen unterworffen geweſen. Aber wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen. Unſtreitig müſſen ſich die Geſetze über die Wiſſenſchaften keine Gewalt anmaaſſen; denn der Endzweck der Wiſſenſchaften iſt Wahrheit. Wahrheit iſt der Seele nothwendig; und es wird Tyranney, ihr in Befriedigung dieſes weſentlichen Bedürfniſſes den geringſten Zwang

---

c) Ariſtophanes Plut. v. 602. & Acharnens. v. 854.

d) Plinius lib. XXX. ſect. 37. Edit. Hard.

e) De Pictura vet. lib. II. cap. IV. §. 1.

f) Plinius lib. XXXIV. ſect. 9.

anzuthun. Der Endzweck der Künſte hingegen iſt Vergnügen; und das Vergnügen iſt entbehrlich. Alſo darf es allerdings von dem Geſetzgeber abhangen, welche Art von Vergnügen, und in welchem Maaſſe er jede Art deſſelben verſtatten will.

Die bildenden Künſte insbeſondere, auſſer dem unfehlbaren Einfluſſe, den ſie auf den Charakter der Nation haben, ſind einer Wirkung fähig, welche die nähere Aufſicht des Geſetzes heiſchet. Erzeigten ſchöne Menſchen ſchöne Bildſäulen, ſo wirkten dieſe hinwiederum auf jene zurück, und der Staat hatte ſchönen Bildſäulen ſchöne Menſchen mit zu verdanken. Bey uns ſcheinet ſich die zarte Einbildungskraft der Mütter nur in Ungeheuern zu äuſſern.

Aus dieſem Geſichtspunkte glaube ich in gewiſſen alten Erzehlungen, die man gerade zu als Lügen verwirft, etwas Wahres zu erblicken. Den Müttern des Ariſtomenes, des Ariſtodamas, Alexanders des Groſſen, des Scipio, des Auguſtus, des Galerius, träumte in ihrer Schwangerſchaft allen, als ob ſie mit einer Schlange zu thun hätten. Die Schlange war ein Zeichen der Gottheit; [g] und die ſchönen Bildſäulen und Gemählde eines Bacchus, eines Apollo, eines Merkurius, eines Herkules, waren ſelten ohne eine Schlange. Die ehrlichen Weiber hatten des Tages ihre Augen an dem Gotte geweidet, und der verwirrende Traum erweckte das Bild des Thieres. So rette ich den Traum, und gebe die Auslegung Preis, welche der Stolz ihrer Söhne und die Unverſchämtheit des Schmeichlers davon machten. Denn eine Urſache mußte es wohl haben, warum die ehebrecheriſche Phantaſie nur immer eine Schlange war.

Doch ich gerathe aus meinem Wege. Ich wollte bloß feſtſetzen, daß bey den Alten die Schönheit das höchſte Geſetz der bildenden Künſte geweſen ſey.

Und dieſes feſtgeſetzt, folget nothwendig, daß alles andere, worauf ſich die bildenden Künſte zugleich mit erſtrecken können,

---

g) Man irret ſich, wenn man die Schlange nur für das Kennzeichen einer mediciniſchen Gottheit hält. Juſtinus Martyr (Apolog. II. p. 55. Edit. Sylburg.) ſagt ausdrücklich: παρα παντι των νομιζομενων παρ' ὑμιν θεων, ὀφις συμβολον μεγα και μυςηριον ἀναγραφεται; und es wäre leicht eine Reihe von Monumenten anzuführen, wo die Schlange Gottheiten begleitet, welche nicht die geringſte Beziehung auf die Geſundheit haben.

wenn es ſich mit der Schönheit nicht verträgt, ihr gänzlich weichen, und wenn es ſich mit ihr verträgt, ihr wenigſtens untergeordnet ſeyn müſſen.

Ich will bey dem Ausdrucke ſtehen bleiben. Es giebt Leidenſchaften und Grade von Leidenſchaften, die ſich in dem Geſichte durch die häßlichſten Verzerrungen äuſſern, und den ganzen Körper in ſo gewaltſame Stellungen ſetzen; daß alle die ſchönen Linien, die ihn in einem ruhigern Stande umſchreiben, verloren gehen. Dieſer enthielten ſich alſo die alten Künſtler entweder ganz und gar, oder ſetzten ſie auf geringere Grade herunter, in welchen ſie eines Maaſſes von Schönheit fähig ſind.

Wuth und Verzweiflung ſchändete keines von ihren Werken. Ich darf behaupten, daß ſie nie eine Furie gebildet haben.[h]

---

h) Man gehe alle die Kunſtwerke durch, deren Plinius und Pauſanias und andere gedenken: man überſehe die noch itzt vorhandenen alten Statuen Basreliefs, Gemählde: und man wird nirgends eine Furie finden. Ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bilderſprache, als zur Kunſt gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich ſind. Indeß hätte Spence, da er Furien haben mußte, ſie doch lieber von den Münzen erborgen ſollen, (Seguini Numiſ. p. 178. Spanhem. de Præſt. Numiſm. Diſſert. XIII. p. 639. Les Ceſars de Julien, par Spanheim p. 48.) als daß er ſie durch einen witzigen Einfall in ein Werk bringen will, in welchem ſie ganz gewiß nicht ſind. Er ſagt in ſeinem Polymetis (Dial. XVI. p. 272.) „Obſchon die Furien in den Werken der alten Künſtler etwas ſehr ſeltenes ſind, ſo findet ſich „doch eine Geſchichte, in der ſie durchgängig von ihnen angebracht werden. „Ich meine den Tod des Meleager, als in deſſen Vorſtellung auf Basreliefs „ſie öfters die Althäa aufmuntern und antreiben, den unglücklichen Brand, „von welchem das Leben ihres einzigen Sohnes abhing, dem Feuer zu über„geben. Denn auch ein Weib würde in ihrer Rache ſo weit nicht gegangen „ſeyn, hätte der Teufel nicht ein wenig zugeſchüret. In einem von dieſen „Basreliefs, bey dem Bellori (in den Admirandis) ſieht man zwey Weiber, „die mit der Althäa am Altare ſtehen, und allem Anſehen nach Furien ſeyn „ſollen. Denn wer ſonſt als Furien, hätte einer ſolchen Handlung beywoh„nen wollen? Daß ſie für dieſen Charakter nicht ſchrecklich genug ſind, liegt „ohne Zweifel an der Abzeichnung. Das Merkwürdigſte aber auf dieſem Werke „iſt die runde Scheibe, unten gegen die Mitte, auf welcher ſich offenbar der „Kopf einer Furie zeiget. Vielleicht war es die Furie, an die Althäa, ſo „oft ſie eine üble That vornahm, ihr Gebet richtete, und vornehmlich itzt zu „richten, alle Urſache hatte ꝛc.“ — Durch ſolche Wendungen kann man aus allem alles machen. Wer ſonſt, fragt Spence, als Furien, hätte einer ſolchen Handlung beywohnen wollen? Ich antworte: Die Mägde der Althäa, Zorn ſetzten ſie auf Ernſt herab. Bey dem Dichter war es der zornige Jupiter, welcher den Bliz ſchleuderte; bey dem Künſtler nur der ernſte.

Jammer ward in Betrübniß gemildert. Und wo dieſe Milderung nicht Statt finden konnte, wo der Jammer eben ſo verkleinernd als entſtellend geweſen wäre, — was that da Timanthes? Sein Gemählde von der Opferung der Iphigenia, in welchem er allen Umſtehenden den ihnen eigenthümlich zukommenden Grad der Traurigkeit ertheilte, das Geſicht des Vaters aber, welches den allerhöchſten hätte zeigen ſollen, verhüllete, iſt bekannt, und es ſind viel artige Dinge darüber geſagt worden. Er hatte ſich, ſagt dieſer,[i] in den traurigen Phyſiogno-

---

welche das Feuer anzünden und unterhalten mußten. Ovid ſagt: (Metamorph. VIII. v. 460. 461.)

> Protulit hunc (ſtipitem) genitrix, tædasque in fragmina poni
> Imperat, & poſitis inimicos admovet ignes.

Dergleichen tædas, lange Stücke von Kien, welche die Alten zu Fackeln brauchten, haben auch wirklich beyde Perſonen in den Händen, und die eine hat eben ein ſolches Stück zerbrochen, wie ihre Stellung anzeigt. Auf der Scheibe, gegen die Mitte des Werks, erkenne ich die Furie eben ſo wenig. Es iſt ein Geſicht, welches einen heftigen Schmerz ausdrückt. Ohne Zweifel ſoll es der Kopf des Meleagers ſelbſt ſeyn. (Metamorph. l. c. v. 515.)

> Inſcius atque abſens flamma Meleagros in illa
> Uritur: & cæcis torreri viſcera ſentit
> Ignibus: & magnos ſuperat virtute dolores.

Der Künſtler brauchte ihn gleichſam zum Uebergange in den folgenden Zeitpunkt der nehmlichen Geſchichte, welcher den ſterbenden Meleager gleich darneben zeigt. Was Spence zu Furien macht, hält Montfaucon für Parzen, (Antiqu. expl. T. I. p. 162.) den Kopf auf der Scheibe ausgenommen, den er gleichfalls für eine Furie ausgiebt. Bellori ſelbſt (Admirand. Tab. 77.) läßt es unentſchieden, ob es Parzen oder Furien ſind. Ein Oder, welches genugſam zeiget, daß ſie weder das eine noch das andere ſind. Auch Montfaucons übrige Auslegung ſollte genauer ſeyn. Die Weibsperſon, welche neben dem Bette ſich auf den Ellebogen ſtützet, hätte er Caſſandra und nicht Atalanta nennen ſollen. Atalanta iſt die, welche mit dem Rücken gegen das Bette gekehret, in einer traurigen Stellung ſitzet. Der Künſtler hat ſie mit vielem Verſtande von der Familie abgewendet, weil ſie nur die Geliebte, nicht die Gemahlin des Meleagers war, und ihre Betrübniß über ein Unglück, das ſie ſelbſt unſchuldiger Weiſe veranlaſſet hatte, die Anverwandten erbittern mußte.

[i] Plinius lib. XXXV. ſect. 35. Cum mœſtos pinxiſſet omnes, præcipue patruum, & triſtitiæ omnem imaginem conſumpſiſſet, patris ipſius vultum velavit, quem digne non poterat oſtendere.

mien ſo erſchöpft, daß er dem Vater eine noch traurigere geben zu können verzweifelte. Er bekannte dadurch, ſagt jener,[k] daß der Schmerz eines Vaters bey dergleichen Vorfällen über allen Ausdruck ſey. Ich für mein Theil ſehe hier weder die Unvermögenheit des Künſtlers, noch die Unvermögenheit der Kunſt. Mit dem Grade des Affects verſtärken ſich auch die ihm entſprechenden Züge des Geſichts; der höchſte Grad hat die allerentſchiedenſten Züge, und nichts iſt der Kunſt leichter, als dieſe auszudrücken. Aber Timanthes kannte die Grenzen, welche die Grazien ſeiner Kunſt ſetzen. Er wußte, daß ſich der Jammer, welcher dem Agamemnon als Vater zukam, durch Verzerrungen äußert, die allezeit häßlich ſind. So weit ſich Schönheit und Würde mit dem Ausdrucke verbinden ließ, ſo weit trieb er ihn. Das Häßliche wäre er gern übergangen, hätte er gern gelindert; aber da ihm ſeine Compoſition beydes nicht erlaubte, was blieb ihm anders übrig, als es zu verhüllen? — Was er nicht mahlen durfte, ließ er errathen. Kurz, dieſe Verhüllung iſt ein Opfer, das der Künſtler der Schönheit brachte. Sie iſt ein Beyſpiel, nicht wie man den Ausdruck über die Schranken der Kunſt treiben, ſondern wie man ihn dem erſten Geſetze der Kunſt, dem Geſetze der Schönheit, unterwerfen ſoll.

Und dieſes nun auf den Laokoon angewendet, ſo iſt die Urſache klar, die ich ſuche. Der Meiſter arbeitete auf die höchſte Schönheit, unter den angenommenen Umſtänden des körperlichen Schmerzes. Dieſer, in aller ſeiner entſtellenden Heftigkeit, war mit jener nicht zu verbinden. Er mußte ihn alſo herab ſetzen; er mußte Schreyen in Seufzen mildern; nicht weil das Schreyen eine unedle Seele verräth, ſondern weil es das Geſicht auf eine ekelhafte Weiſe verſtellet. Denn man reiſſe dem Laokoon in Gedanken nur den Mund auf, und urtheile. Man laſſe ihn ſchreyen, und ſehe. Es war eine Bildung, die Mitleid einflößte, weil ſie Schönheit und Schmerz zugleich zeigte; nun iſt es eine häßliche, eine abſcheuliche Bildung geworden, von der man gern ſein Geſicht verwendet, weil der Anblick des Schmerzes Unluſt erregt, ohne daß die Schönheit des leidenden Gegen-

---

k) Summi moeroris acerbitatem arte exprimi non posse confessus est. Valerius Maximus lib. VIII. cap. 11.

ſtandes dieſe Unluſt in das ſüſſe Gefühl des Mitleids verwandeln kann.

Die bloße weite Oefnung des Mundes, — bey Seite geſetzt, wie gewaltſam und eckel auch die übrigen Theile des Geſichts dadurch verzerret und verſchoben werden, — iſt in der Mahlerey ein Fleck und in der Bildhauerey eine Vertiefung, welche die widrigſte Wirkung von der Welt thut. Montfaucon bewieß wenig Geſchmack, als er einen alten bärtigen Kopf, mit aufgeriſſenem Munde, für einen Orakel ertheilenden Jupiter ausgab.[l] Muß ein Gott ſchreyen, wenn er die Zukunft eröfnet? Würde ein gefälliger Umriß des Mundes ſeine Rede verdächtig machen? Auch glaube ich es dem Valerius nicht, daß Ajax in dem nur gedachten Gemählde des Timanthes ſollte geſchrieen haben.[m] Weit ſchlechtere Meiſter aus den Zeiten der ſchon verfallenen Kunſt, laſſen auch nicht einmal die wildeſten Barbaren, wenn ſie unter dem Schwerde des Siegers Schrecken und Todesangſt ergreift, den Mund bis zum Schreyen öfnen.[n]

Es iſt gewiß, daß dieſe Herabſetzung des äußerſten körperlichen Schmerzes auf einen niedrigern Grad von Gefühl, an mehrern alten Kunſtwerken ſichtbar geweſen. Der leidende Herkules in dem vergifteten Gewande, von der Hand eines alten unbekannten Meiſters, war nicht der Sophokleiſche, der ſo gräßlich ſchrie, daß die Lokriſchen Felſen, und die Euböiſchen Vorgebirge davon ertönten. Er war mehr finſter, als wild.[o] Der Philoktet des Pythagoras Leontinus ſchien dem Betrachter ſeinen Schmerz mitzutheilen, welche Wirkung der geringſte gräßliche Zug verhindert hätte. Man dürfte fragen, woher ich wiſſe, daß dieſer Meiſter eine Bildſäule des Philoktet gemacht habe?

---

[l] Antiquit. expl. T. I. p. 50.

[m] Er giebt nehmlich die von dem Timanthes wirklich ausgedrückten Grade der Traurigkeit ſo an: Calchantem tristem, moestum Ulyssem, clamantem Ajacem, lamentantem Menelaum. — Der Schreyer Ajax müßte eine häßliche Figur geweſen ſeyn; und da weder Cicero noch Quintilian in ihren Beſchreibungen dieſes Gemähldes ſeiner gedenken, ſo werde ich ihn um ſo viel eher für einen Zuſatz halten dürfen, mit dem es Valerius aus ſeinem Kopfe bereichern wollen.

[n] Bellorii Admiranda. Tab. 11. 12.

[o] Plinius libr. XXXIV. ſect. 19.

aus einer Stelle des Plinius, die meine Verbeſſerung nicht erwartet haben ſollte, ſo offenbar verfälſcht oder verſtümmelt iſt ſie. p)

III.

Aber, wie ſchon gedacht, die Kunſt hat in den neuern Zeiten ungleich weitere Grenzen erhalten. Ihre Nachahmung, ſagt man, erſtrecke ſich auf die ganze ſichtbare Natur, von welcher das Schöne nur ein kleiner Theil iſt. Wahrheit und Ausdruck ſey ihr erſtes Geſetz; und wie die Natur ſelbſt die Schönheit höhern Abſichten jederzeit aufopfere, ſo müſſe ſie auch der Künſtler ſeiner allgemeinen Beſtimmung unterordnen, und ihr nicht weiter nachgeben, als es Wahrheit und Ausdruck erlauben. Genug, daß durch Wahrheit und Ausdruck das Häßlichſte der Natur in ein Schönes der Kunſt verwandelt werde.

Geſetzt, man wollte dieſe Begriffe vors erſte unbeſtritten in ihrem Werthe oder Unwerthe laſſen: ſollten nicht andere von ihnen unabhängige Betrachtungen zu machen ſeyn, warum dem ohngeachtet der Künſtler in dem Ausdrucke Maaß halten, und ihn nie aus dem höchſten Punkte der Handlung nehmen müſſe.

Ich glaube, der einzige Augenblick, an den die materiellen Schranken der Kunſt alle ihre Nachahmungen binden, wird auf dergleichen Betrachtungen leiten.

Kann der Künſtler von der immer veränderlichen Natur nie

---

p) Eundem, nehmlich den Myro, lieſet man bey dem Plinius, (lib. XXXIV. ſect. 19.) vicit & Pythagoras Leontinus, qui fecit ſtadiodromon Aſtylon, qui Olympiæ oſtenditur: & Libyn puerum tenentem tabulam, eodem loco, & mala ferentem nudum. Syracuſis autem claudicantem: cujus hulceris dolorem ſentire etiam ſpectantes videntur. Man erwäge die letzten Worte etwas genauer. Wird nicht darinn offenbar von einer Perſon geſprochen, die wegen eines ſchmerzhaften Geſchwüres überall bekannt iſt? Cujus hulceris u. ſ. w. Und dieſes cujus ſollte auf das bloße claudicantem, und das claudicantem vielleicht auf das noch entferntere puerum gehen? Niemand hatte mehr Recht, wegen eines ſolchen Geſchwüres bekannter zu ſeyn als Philoktet. Ich leſe alſo anſtatt claudicantem, Philoctetem, oder halte wenigſtens dafür, daß das letztere durch das erſtere gleichlautende Wort verdrungen worden, und man beydes zuſammen Philoctetem claudicantem leſen müſſe. Sophokles läßt ihn στίβον κατ᾽ ἀνάγκαν ἕρπειν, und es mußte ein Hinken verurſachen, daß er auf den kranken Fuß weniger herzhaft auftreten konnte.

mehr als einzigen Augenblick, und der Mahler insbeſondere dieſen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Geſichtspunkte, brauchen; ſind aber ihre Werke gemacht, nicht bloß erblickt, ſondern betrachtet zu werden, lange und wiederhohlter maaſſen betrachtet zu werden: ſo iſt es gewiß, daß jener einzige Augenblick und einzige Geſichtspunkt dieſes einzigen Augenblickes, nicht fruchtbar genug gewählet werden kann. Dasjenige aber nur allein iſt fruchtbar, was der Einbildungskraft freyes Spiel läßt. Je mehr wir ſehen, deſto mehr müſſen wir hinzu denken können. Je mehr wir dazu denken, deſto mehr müſſen wir zu ſehen glauben. In dem ganzen Verfolge eines Affects iſt aber kein Augenblick der dieſen Vortheil weniger hat, als die höchſte Staffel deſſelben. Ueber ihr iſt weiter nichts, und dem Auge das Aeuſſerſte zeigen, heißt der Phantaſie die Flügel binden, und ſie nöthigen, da ſie über den ſinnlichen Eindruck nicht hinaus kann, ſich unter ihm mit ſchwächern Bildern zu beſchäftigen, über die ſie die ſichtbare Fülle des Ausdrucks als ihre Grenze ſcheuet. Wenn Laokoon alſo ſeufzet, ſo kann ihn die Einbildungskraft ſchreyen hören; wenn er aber ſchreyet, ſo kann ſie von dieſer Vorſtellung weder eine Stuffe höher, noch eine Stuffe tiefer ſteigen, ohne ihn in einem leidlichern, folglich unintereſſantern Zuſtande zu erblicken. Sie hört ihn erſt ächzen, oder ſie ſieht ihn ſchon todt.

Ferner. Erhält dieſer einzige Augenblick durch die Kunſt eine unveränderliche Dauer: ſo muß er nichts ausdrücken, was ſich nicht anders als tranſitoriſch denken läßt. Alle Erſcheinungen, zu deren Weſen wir es nach unſern Begriffen rechnen, daß ſie plötzlich ausbrechen und plötzlich verſchwinden, daß ſie das, was ſie ſind, nur einen Augenblick ſeyn können; alle ſolche Erſcheinungen, ſie mögen angenehm oder ſchrecklich ſeyn, erhalten durch die Verlängerung der Kunſt ein ſo widernatürliches Anſehen, daß mit jeder wiederhohlten Erblickung der Eindruck ſchwächer wird, und uns endlich vor dem ganzen Gegenſtande eckelt oder grauet. La Mettrie, der ſich als einen zweyten Demokrit mahlen und ſtechen laſſen, lacht nur die erſten male, die man ihn ſieht. Betrachtet ihn öftrer, und er wird aus einem Philoſophen ein Geck; aus ſeinem Lachen wird ein Grinſen.

So auch mit dem Schreyen. Der heftige Schmerz, welcher das Schreyen auspreſſet, läßt entweder bald nach, oder zerſtöret das leidende Subject. Wann alſo auch der geduldigſte ſtandhafteſte Mann ſchreyet, ſo ſchreyet er doch nicht unabläßlich. Und nur dieſes ſcheinbare Unabläßliche in der materiellen Nachahmung der Kunſt iſt es, was ſein Schreyen zu weibiſchem Unvermögen, zu kindiſcher Unleidlichkeit machen würde. Dieſes wenigſtens mußte der Künſtler des Laokoons vermeiden, hätte ſchon das Schreyen der Schönheit nicht geſchadet, wäre es auch ſeiner Kunſt ſchon erlaubt geweſen, Leiden ohne Schönheit auszudrücken.

Unter den alten Mahlern ſcheinet Timomachus Vorwürfe des äuſſerſten Affekts am liebſten gewählet zu haben. Sein raſender Ajax, ſeine Kindermörderin Medea, waren berühmte Gemählde. Aber aus den Beſchreibungen, die wir von ihnen haben, erhellet, daß er jenen Punkt, in welchem der Betrachter das Aeuſſerſte nicht ſowohl erblickt, als hinzu denkt, jene Erſcheinung, mit der wir den Begriff des Tranſitoriſchen nicht ſo nothwendig verbinden, daß uns die Verlängerung derſelben in der Kunſt mißfallen ſollte, vortreflich verſtanden und mit einander zu verbinden gewußt hat. Die Medea hatte er nicht in dem Augenblicke genommen, in welchem ſie ihre Kinder wirklich ermordet; ſondern einige Augenblicke zuvor, da die mütterliche Liebe noch mit der Eiferſucht kämpfet. Wir ſehen das Ende dieſes Kampfes voraus. Wir zittern voraus, nun bald bloß die grauſame Medea zu erblicken, und unſere Einbildungskraft gehet weit über alles hinweg, was uns der Mahler in dieſem ſchrecklichen Augenblicke zeigen könnte. Aber eben darum beleidiget uns die in der Kunſt fortdauernde Unentſchloſſenheit der Medea ſo wenig, daß wir vielmehr wünſchen, es wäre in der Natur ſelbſt dabey geblieben, der Streit der Leidenſchaften hätte ſich nie entſchieden, oder hätte wenigſtens ſo lange angehalten, bis Zeit und Ueberlegung die Wuth entkräften und den mütterlichen Empfindungen den Sieg verſichern können. Auch hat dem Timomachus dieſe ſeine Weisheit groſſe und häuffige Lobſprüche zugezogen, und ihn weit über einen andern unbekannten Mahler erhoben, der unverſtändig genug geweſen war, die Medea in ihrer höchſten Raſerey zu zeigen, und ſo dieſem flüchtig überhingehenden Grade der äuſſerſten Raſerey eine Dauer zu geben, die alle Natur empöret. Der Dichter,[a] der ihn desfalls tadelt, ſagt daher ſehr ſinnreich, indem er das Bild ſelbſt anredet: „Durſteſt du denn beſtändig nach dem Blute deiner „Kinder? Iſt denn immer ein neuer Jaſon, immer eine neue „Creuſa da, die dich unaufhörlich erbittern? — Zum Henker „mit dir auch im Gemählde! ſetzt er voller Verdruß hinzu.

Von dem raſenden Ajax des Timomachus läßt ſich aus der Nachricht des Philoſtrats urtheilen.[b] Ajax erſchien nicht, wie er unter den Heerden wüthet, und Rinder und Böcke für Menſchen feſſelt und mordet. Sondern der Meiſter zeigte ihn, wie er nach dieſen wahnwitzigen Heldenthaten ermattet da ſitzt, und den Anſchlag faſſet, ſich ſelbſt umzubringen. Und das iſt wirklich der raſende Ajax; nicht weil er eben itzt raſet, ſondern weil man ſiehet, daß er geraſet hat; weil man die Gröſſe ſeiner Raſerey am lebhafteſten aus der verzweiflungsvollen Scham abnimt, die er nun ſelbſt darüber empfindet. Man ſiehet den Sturm in den Trümmern und Leichen, die er an das Land geworffen.

IV.

Ich überſehe die angeführten Urſachen, warum der Meiſter des Laokoon in dem Ausdrucke des körperlichen Schmerzes Maaß halten müſſen, und finde, daß ſie alleſamt von der eigenen Beſchaffenheit der Kunſt, und von derſelben nothwendigen Schranken und Bedürfniſſen hergenommen ſind. Schwerlich dürfte ſich alſo wohl irgend eine derſelben auf die Poeſie anwenden laſſen.

Ohne hier zu unterſuchen, wie weit es dem Dichter gelingen kann, körperliche Schönheit zu ſchildern: ſo iſt ſo viel unſtreitig, daß, da das ganze unermeßliche Reich der Vollkommenheit ſeiner Nachahmung offen ſtehet, dieſe ſichtbare Hülle, unter welcher Vollkommenheit zu Schönheit wird, nur eines von den geringſten Mitteln ſeyn kann, durch die er uns für ſeine Perſonen zu intereßiren weis. Oft vernachläßiget er dieſes Mittel gänzlich; verſichert, daß wenn ſein Held unſere Gewogenheit gewonnen, uns deſſen edlere Eigenſchaften entweder ſo beſchäftigen, daß wir an die körperliche Geſtalt gar nicht denken, oder, wenn wir daran denken, uns ſo beſtechen, daß wir ihm von ſelbſt wo nicht eine ſchöne, doch eine gleichgültige ertheilen. Am wenigſten wird er bey jedem einzeln Zuge, der nicht ausdrücklich für das Geſicht beſtimmet iſt, ſeine Rückſicht dennoch auf dieſen Sinn nehmen dürffen. Wenn Virgils Laokoon ſchreyet, wem fällt es dabey ein, daß ein großes Maul zum Schreyen nöthig iſt, und daß dieſes große Maul häßlich läßt? Genug, daß clamores horrendos ad ſidera tollit ein erhabner Zug für das Gehör iſt, mag er doch für das Geſicht ſeyn, was er will. Wer hier ein ſchönes Bild verlangt, auf den hat der Dichter ſeinen ganzen Eindruck verfehlt.

---

[a] Philippus (Anthol. lib. IV. cap. 9. ep. 10.)

Αἰεὶ γὰρ διψᾷς βρεφέων φόνον. ἦ τις Ἰήσων
 Δεύτερος, ἢ Γλαύκη τις πάλι σοὶ πρόφασις;
Ἔῤῥε καὶ ἐν κηρῷ παιδοκτόνε —

[b] Vita Apoll. lib. II. cap. 22.

Nichts nöthiget hiernächſt den Dichter ſein Gemählde in einen einzigen Augenblick zu concentriren. Er nimt jede ſeiner Handlungen, wenn er will, bey ihrem Urſprunge auf, und führet ſie durch alle mögliche Abänderungen bis zu ihrer Endſchaft. Jede dieſer Abänderungen, die dem Künſtler ein ganzes beſonderes Stück koſten würde, koſtet ihm einen einzigen Zug; und würde dieſer Zug, für ſich betrachtet, die Einbildung des Zuhörers beleidigen, ſo war er entweder durch das Vorhergehende ſo vorbereitet, oder wird durch das Folgende ſo gemildert und vergütet, daß er ſeinen einzeln Eindruck verlieret, und in der Verbindung die treflichſte Wirkung von der Welt thut. Wäre es alſo auch wirklich einem Manne unanſtändig, in der Heftigkeit des Schmerzes zu ſchreyen; was kann dieſe kleine überhingehende Unanſtändigkeit demjenigen bey uns für Nachtheil bringen, deſſen andere Tugenden uns ſchon für ihn eingenommen haben? Virgils Laokoon ſchreyet, aber dieſer ſchreyende Laokoon iſt eben derjenige, den wir bereits als den vorſichtigſten Patrioten, als den wärmſten Vater kennen und lieben. Wir beziehen ſein Schreyen nicht auf ſeinen Charakter, ſondern lediglich auf ſein unerträgliches Leiden. Dieſes allein hören wir in ſeinem Schreyen; und der Dichter konnte es uns durch dieſes Schreyen allein ſinnlich machen.

Wer tadelt ihn alſo noch? Wer muß nicht vielmehr bekennen: wenn der Künſtler wohl that, daß er den Laokoon nicht ſchreyen ließ, ſo that der Dichter eben ſowohl, daß er ihn ſchreyen ließ?

Aber Virgil iſt hier bloß ein erzehlender Dichter. Wird in ſeiner Rechtfertigung auch der dramatiſche Dichter mit begriffen ſeyn? Einen andern Eindruck macht die Erzehlung von jemands Geſchrey; einen andern dieſes Geſchrey ſelbſt. Das Drama, welches für die lebendige Mahlerey des Schauſpielers beſtimmt iſt, dürfte vielleicht eben deswegen ſich an die Geſetze der materiellen Mahlerey ſtrenger halten müſſen. In ihm glauben wir nicht bloß einen ſchreyenden Philoktet zu ſehen und zu hören; wir hören und ſehen wirklich ſchreyen. Je näher der Schauſpieler der Natur kömmt, deſto empfindlicher müſſen unſere Augen und Ohren beleidiget werden; denn es iſt unwiderſprechlich, daß ſie es in der Natur werden, wenn wir ſo laute und heftige Aeuſſerungen des Schmerzes vernehmen. Zudem iſt der körperliche Schmerz überhaupt des Mitleidens nicht fähig, welches andere Uebel erwecken. Unſere Einbildung kann zu wenig in ihm unterſcheiden, als daß die bloſſe Erblickung deſſelben etwas von einem gleichmäßigen Gefühl in uns hervor zu bringen vermöchte. Sophokles könnte daher leicht nicht einen bloß willkührlichen, ſondern in dem Weſen unſerer Empfindungen ſelbſt gegründeten Anſtand übertreten haben, wenn er den Philoktet und Herkules ſo winſeln und weinen, ſo ſchreyen und brüllen läßt. Die Umſtehenden können unmöglich ſo viel Antheil an ihrem Leiden nehmen, als dieſe ungemäßigten Ausbrüche zu erfordern ſcheinen. Sie werden uns Zuſchauern vergleichungsweiſe kalt vorkommen, und dennoch können wir ihr Mitleiden nicht wohl anders, als wie das Maaß des unſrigen betrachten. Hierzu füge man, daß der Schauſpieler die Vorſtellung des körperlichen Schmerzes ſchwerlich oder gar nicht bis zur Illuſion treiben kann: und wer weis, ob die neuern dramatiſchen Dichter nicht eher zu loben, als zu tadeln ſind, daß ſie dieſe Klippe entweder ganz und gar vermieden, oder doch nur mit einem leichten Kahne umfahren haben.

Wie manches würde in der Theorie unwiderſprechlich ſcheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerſpiel durch die That zu erweiſen. Alle dieſe Betrachtungen ſind nicht ungegründet, und doch bleibet Philoktet eines von den Meiſterſtücken der Bühne. Denn ein Theil derſelben trift den Sophokles nicht eigentlich, und nur indem er ſich über den andern Theil hinwegſetzet, hat er Schönheiten erreicht, von welchen dem furchtſamen Kunſtrichter, ohne dieſes Beyſpiel, nie träumen würde. Folgende Anmerkungen werden es näher zeigen.

1. Wie wunderbar hat der Dichter die Idee des körperlichen Schmerzes zu verſtärken und zu erweitern gewußt! Er wählte eine Wunde — (denn auch die Umſtände der Geſchichte kann man betrachten, als ob ſie von ſeiner Wahl abgehangen hätten, in ſo fern er nehmlich die ganze Geſchichte, eben dieſer ihm vortheilhaften Umſtände wegen, wählte) — er wählte, ſage ich, eine Wunde und nicht eine innerliche Krankheit; weil ſich von jener eine lebhaftere Vorſtellung machen läßt, als von dieſer, wenn ſie auch noch ſo ſchmerzlich iſt. Die innere ſympathetiſche Gluth, welche den Meleager verzehrte, als ihn ſeine Mutter in dem fatalen Brande ihrer ſchweſterlichen Wuth aufopferte, würde daher weniger theatraliſch ſeyn, als eine Wunde. Und dieſe Wunde war ein göttliches Strafgericht. Ein mehr als natürliches Gift tobte unaufhörlich darinn, und nur ein ſtärkerer Anfall von Schmerzen hatte ſeine geſetzte Zeit, nach welchem jedesmal der Unglückliche in einen betäubenden Schlaf verfiel, in welchem ſich ſeine erſchöpfte Natur erhohlen mußte, den nehmlichen Weg des Leidens wieder antreten zu können. Chataubrun läßt ihn bloß von dem vergifteten Pfeile eines Trojaners verwundet ſeyn. Was kann man ſich von einem ſo gewöhnlichen Zufalle auſſerordentliches verſprechen? Ihm war in den alten Kriegen ein jeder ausgeſetzt; wie kam es, daß er nur bey dem Philoktet ſo ſchreckliche Folgen hatte? Ein natürliches Gift, das neun ganzer Jahre wirket, ohne zu tödten, iſt noch dazu weit unwahrſcheinlicher, als alle das fabelhafte Wunderbare, womit es der Grieche ausgerüſtet hat.

2. So groß und ſchrecklich er aber auch die körperlichen Schmerzen ſeines Helden machte, ſo fühlte er es doch ſehr wohl, daß ſie allein nicht hinreichend wären, einen merklichen Grad des Mitleids zu erregen. Er verband ſie daher mit andern Uebeln, die gleichfalls für ſich betrachtet nicht beſonders rühren konnten, die aber durch dieſe Verbindung einen eben ſo melancholiſchen Anſtrich erhielten, als ſie den körperlichen Schmerzen hinwiederum mittheilten. Dieſe Uebel waren, völlige Beraubung der menſchlichen Geſellſchaft, Hunger und alle Unbequemlichkeiten des Lebens, welchen man unter einem rauhen Himmel in jener Beraubung ausgeſetzet iſt.[a] Man denke ſich einen Menſchen in

---

[a] Wenn der Chor das Elend des Philoktet in dieſer Verbindung betrachtet, ſo ſcheinet ihn die hülfloſe Einſamkeit deſſelben ganz beſonders zu rühren. In jedem Worte hören wir den geſelligen Griechen. Ueber eine von den hieher gehörigen Stellen habe ich indeß meinen Zweifel. Sie iſt die: (v. 201-205)

Ἱν᾽ αὐτος ἦν προσουρος, οὐκ ἐχων βασιν,
Οὐδέ τιν᾽ ἐγχωρων,
Κακογειτονα παρ᾽ ᾧ στονον ἀντιτυπον
Βαρυβρωτ᾽ ἀποκλαυ-
σειεν αἱματηρον.

Die gemeine Winshemſche Ueberſetzung giebt dieſes ſo:

Ventis expoſitus & pedibus captus
Nullum cohabitatorem
Nec vicinum ullum ſaltem malum habens, apud quem gemitum mutuum
Gravemque ac cruentum
Ederet.

Hiervon weicht die interpolirte Ueberſetzung des Th. Johnſon nur in den Worten ab:

Ubi ipſe ventis erat expoſitus, firmum gradum non habens,
Nec quenquam indigenarum,
Nec malum vicinum, apud quem ploraret
Vehementer edacem
Sanguineum morbum, mutuo gemitu.

Man ſollte glauben, er habe dieſe veränderten Worte aus der gebundenen Ueberſetzung des Thomas Naogeorgus entlehnet. Denn dieſer (ſein Werk iſt ſehr ſelten, und Fabricius ſelbſt hat es nur aus dem Operinſchen Bücherverzeichniſſe gekannt) drückt ſich ſo aus:

— ubi expoſitus fuit
Ventis ipſe, gradum firmum haud habens,
Nec quenquam indigenam, nec vel malum

dieſen Umſtänden, man gebe ihm aber Geſundheit, und Kräfte, und Induſtrie, und es iſt ein Robinſon Cruſoe, der auf unſer Mitleid wenig Anſpruch macht, ob uns gleich ſein Schickſal ſonſt gar nicht gleichgültig iſt. Denn wir ſind ſelten mit der menſchlichen Geſellſchaft ſo zufrieden, daß uns die Ruhe, die wir auſſer derſelben genieſſen, nicht ſehr reizend dünken ſollte, beſonders unter der Vorſtellung, welche jedes Individuum ſchmeichelt, daß es fremden Beyſtandes nach und nach kann entbehren lernen. Auf der andern Seite gebe man einem Menſchen die ſchmerzlichſte unheilbarſte Krankheit, aber man denke ihn zugleich von gefälligen Freunden umgeben, die ihn an nichts Mangel leiden laſſen, die ſein Uebel, ſo viel in ihren Kräften ſtehet,

Vicinum, ploraret apud quem
Vehementer edacem atque cruentum
Morbum mutuo.

Wenn dieſe Ueberſetzungen ihre Richtigkeit haben, ſo ſagt der Chor das Stärkſte, was man nur immer zum Lobe der menſchlichen Geſellſchaft ſagen kann: Der Elende hat keinen Menſchen um ſich; er weis von keinem freundlichen Nachbar; zu glücklich, wenn er auch nur einen böſen Nachbar hätte! Thomſon würde ſodann dieſe Stelle vielleicht vor Augen gehabt haben, wenn er den gleichfalls in eine wüſte Inſel von Böſewichtern ausgeſetzten Meliſander ſagen läßt:

Caſt on the wildeſt of the Cyclad isles
Where never human foot had marked the ſhore
Theſe Ruffians left me — yet believe me, Arcas,
Such is the rooted love we bear mankind
All ruffians as they were, I never heard
A ſound ſo diſmal as their parting oars.

Auch ihm wäre die Geſellſchaft von Böſewichtern lieber geweſen, als gar keine. Ein groſſer vortreflicher Sinn! Wenn es nur gewiß wäre, daß Sophokles auch wirklich ſo etwas geſagt hätte. Aber ich muß ungern bekennen, daß ich nichts dergleichen bey ihm finde; es wäre denn, daß ich lieber mit den Augen des alten Scholiaſten, als mit meinen eigenen ſehen wollte, welcher die Worte des Dichters ſo umſchreibt: Οὐ μονον ὅπου καλον οὐκ ἐχει τινα των ἐγχωριων γειτονα, ἀλλα οὐδε κακον, παρ᾽ οὗ ἀμοιβαιον λογον στεναζων ἀκουσει. Wie dieſer Auslegung die angeführten Ueberſetzer gefolgt ſind, ſo hat ſich auch eben ſo wohl Brumoy, als unſer neuer deutſcher Ueberſetzer daran gehalten. Jener ſagt, ſans ſocieté, meme importune; und dieſer „jeder Geſellſchaft, auch der beſchwerlichſten beraubet.“ Meine Gründe, warum ich von ihnen allen abgehen muß, ſind dieſe. Erſtlich iſt es offenbar, daß wenn κακογειτονα von τιν᾽ ἐγχωριων getrennet werden, und erleichtern, gegen die er unverhohlen klagen und jammern darf: unſtreitig werden wir Mitleid mit ihm haben, aber dieſes Mitleid dauert nicht in die Länge, endlich zucken wir die Achſel und verweiſen ihn zur Geduld. Nur wenn beyde Fälle zuſammen kommen, wenn der Einſame auch ſeines Körpers nicht mächtig iſt, wenn dem Kranken eben ſo wenig jemand anders hilft, als er ſich ſelbſt helffen kann, und ſeine Klagen in der öden Luft verfliegen: alsdann ſehen wir alles Elend, was die menſchliche Natur treffen kann, über den Unglücklichen zuſammen ſchlagen, und jeder flüchtige Gedanke, mit dem wir uns an ſeiner Stelle denken, erreget Schaudern und Entſetzen. Wir erblicken nichts als die Verzweiflung in ihrer ſchrecklichſten Geſtalt vor uns,

---

ein beſonders Glied ausmachen ſollte, die Partikel οὐδε vor κακογειτονα nothwendig wiederholt ſeyn müßte. Da ſie es aber nicht iſt, ſo iſt es eben ſo offenbar, daß κακογειτονα zu τινα gehöret, und das Komma nach ἐγχωρον wegfallen muß. Dieſes Komma hat ſich aus der Ueberſetzung eingeſchlichen, wie ich denn wirklich finde, daß es einige ganz griechiſche Ausgaben (z. E. die Wittenbergiſche von 1585 in 8, welche dem Fabricius völlig unbekannt geblieben) auch gar nicht haben, und es erſt, wie gehörig, nach κακογειτονα ſetzen. Zweytens, iſt das wohl ein böſer Nachbar, von dem wir uns ςονον αντιτυπον, ἀμοιβαιον wie es der Scholiaſt erklärt, versprechen können? Wechſelsweiſe mit uns ſeufzen, iſt die Eigenſchaft eines Freundes, nicht aber eines Feindes. Kurz alſo: man hat das Wort κακογειτονα unrecht verſtanden; man hat angenommen, daß es aus dem Adjectivo κακος zuſammen geſetzt ſey, und es iſt aus dem Subſtantivo το κακον zuſammen geſetzt; man hat es durch einen böſen Nachbar erklärt, und hätte es durch einen Nachbar des Böſen erklären ſollen. So wie κακομαντις nicht einen böſen, das iſt, falſchen, unwahren Propheten, ſondern einen Propheten des Böſen, κακοτεχνος nicht einen böſen, ungeſchickten Künſtler, ſondern einen Künſtler im Böſen bedeuten. Unter einem Nachbar des Böſen verſteht der Dichter aber denjenigen, welcher entweder mit gleichen Unfällen, als wir, behaftet iſt, oder aus Freundſchaft an unſern Unfällen Antheil nimt; ſo daß die ganzen Worte οὐδ' ἐχων τιν' ἐγχωρον κακογειτονα bloß durch neque quenquam indigenarum mali ſocium habens zu überſetzen ſind. Der neue Engliſche Ueberſetzer des Sophokles, Thomas Franklin, kann nicht anders als meiner Meynung geweſen ſeyn, indem er den böſen Nachbar in κακογειτων auch nicht findet, ſondern es bloß durch fellow-mourner überſetzet:

Expos'd to the inclement ſkies,
Deſerted and forlorn he lyes,
No friend nor fellow-mourner there,
To ſooth his ſorrow, and divide his care.

und kein Mitleid iſt ſtärker, keines zerſchmelzet mehr die ganze Seele, als das, welches ſich mit Vorſtellungen der Verzweiflung miſchet. Von dieſer Art iſt das Mitleid, welches wir für den Philoktet empfinden, und in dem Augenblicke am ſtärkſten empfinden, wenn wir ihn auch ſeines Bogens beraubet ſehen, des einzigen, was ihm ſein kümmerliches Leben erhalten mußte. — O des Franzoſen, der keinen Verſtand, dieſes zu überlegen, kein Herz, dieſes zu fühlen, gehabt hat! Oder wann er es gehabt hat, der klein genug war, dem armſeligen Geſchmacke ſeiner Nation alles dieſes aufzuopfern. Chataubrun giebt dem Philoktet Geſellſchaft. Er läßt eine Prinzeßin Tochter zu ihm in die wüſte Inſel kommen. Und auch dieſe iſt nicht allein, ſondern hat ihre Hofmeiſterin bey ſich; ein Ding, von dem ich nicht weis, ob es die Prinzeßin oder der Dichter nöthiger gebraucht hat. Das ganze vortrefliche Spiel mit dem Bogen hat er weggelaſſen. Dafür läßt er ſchöne Augen ſpielen. Freylich würden Pfeil und Bogen der franzöſiſchen Heldenjugend ſehr luſtig vorgekommen ſeyn. Nichts hingegen iſt ernſthafter als der Zorn ſchöner Augen. Der Grieche martert uns mit der gräulichen Beſorgung, der arme Philoktet werde ohne ſeinen Bogen auf der wüſten Inſel bleiben und elendiglich umkommen müſſen. Der Franzoſe weis einen gewiſſern Weg zu unſern Herzen: er läßt uns fürchten, der Sohn des Achilles werde ohne ſeine Prinzeßin abziehen müſſen. Dieſes hieſſen denn auch die Pariſer Kunſtrichter, über die Alten triumphiren, und einer ſchlug vor, das Chataubrunſche Stück la Difficulté vaincue zu benennen.[b]

3. Nach der Wirkung des Ganzen betrachte man die einzeln Scenen, in welchen Philoktet nicht mehr der verlaſſene Kranke iſt; wo er Hoffnung hat, nun bald die troſtloſe Einöde zu verlaſſen und wieder in ſein Reich zu gelangen; wo ſich alſo ſein ganzes Unglück auf die ſchmerzliche Wunde einſchränkt. Er wimmert, er ſchreyet, er bekömmt die gräßlichſten Zuckungen. Hierwider gehet eigentlich der Einwurf des beleidigten Anſtandes. Es iſt ein Engländer, welcher dieſen Einwurf macht;

---

b) Mercure de France, Avril 1755. p. 177.

ein Mann alſo, bey welchem man nicht leicht eine falſche Delicateſſe argwohnen darf. Wie ſchon berührt, ſo giebt er ihm auch einen ſehr guten Grund. Alle Empfindungen und Leidenſchaften, ſagt er, mit welchen andere nur ſehr wenig ſympathiſiren können, werden anſtöſſig, wenn man ſie zu heftig ausdrückt. c) „Aus dieſem Grunde iſt nichts unanſtändiger, und einem Manne unwürdiger, als wenn er den Schmerz, auch den „allerheftigſten, nicht mit Geduld ertragen kann, ſondern weinet und ſchreyet. Zwar giebt es eine Sympathie mit dem „körperlichen Schmerze. Wenn wir ſehen, daß jemand einen „Schlag auf den Arm oder das Schienbein bekommen ſoll, ſo „fahren wir natürlicher Weiſe zuſammen, und ziehen unſern „eigenen Arm, oder Schienbein, zurück; und wenn der Schlag „wirklich geſchieht, ſo empfinden wir ihn gewiſſermaaſſen eben „ſowohl, als der, den er getroffen. Gleichwohl aber iſt es gewiß, daß das Uebel, welches wir fühlen, gar nicht beträchtlich „iſt; wenn der Geſchlagene daher ein heftiges Geſchrey erregt, „ſo ermangeln wir nicht ihn zu verachten, weil wir in der „Verfaſſung nicht ſind, eben ſo heftig ſchreyen zu können, als „er." — Nichts iſt betrüglicher als allgemeine Geſetze für unſere Empfindungen. Ihr Gewebe iſt ſo fein und verwickelt, daß es auch der behutſamſten Speculation kaum möglich iſt, einen einzeln Faden rein aufzufaſſen und durch alle Kreuzfäden zu verfolgen. Gelingt es ihr aber auch ſchon, was für Nutzen hat es? Es giebt in der Natur keine einzelne reine Empfindung; mit einer jeden entſtehen tauſend andere zugleich, deren geringſte die Grundempfindung gänzlich verändert, ſo daß Ausnahmen über Ausnahmen erwachſen, die das vermeintlich allgemeine Geſetz endlich ſelbſt auf eine bloſſe Erfahrung in wenig einzeln Fällen einſchränken. — Wir verachten denjenigen, ſagt der Engländer, den wir unter körperlichen Schmerzen heftig ſchreyen hören. Aber nicht immer: nicht zum erſtenmale; nicht, wenn wir ſehen, daß der Leidende alles mögliche anwendet, ſeinen Schmerz zu verbeiſſen; nicht, wenn wir ihn ſonſt als einen Mann von Standhaftigkeit kennen; noch weniger,

---

c) The Theory of Moral Sentiments, by Adam Smith. Part I. ſect. 2. chap. 1. p. 41. (London 1761.)

wenn wir ihn ſelbſt unter dem Leiden Proben von ſeiner Standhaftigkeit ablegen ſehen, wenn wir ſehen, daß ihn der Schmerz zwar zum Schreyen, aber auch zu weiter nichts zwingen kann, daß er ſich lieber der längern Fortdauer dieſes Schmerzes unterwirft, als das geringſte in ſeiner Denkungsart, in ſeinen Entſchlüſſen ändert, ob er ſchon in dieſer Veränderung die gänzliche Endſchaft ſeines Schmerzes hoffen darf. Das alles findet ſich bey dem Philoktet. Die moraliſche Gröſſe beſtand bey den alten Griechen in einer eben ſo unveränderlichen Liebe gegen ſeine Freunde, als unwandelbarem Haſſe gegen ſeine Feinde. Dieſe Gröſſe behält Philoktet bey allen ſeinen Martern. Sein Schmerz hat ſeine Augen nicht ſo vertrocknet, daß ſie ihm keine Thränen über das Schickſal ſeiner alten Freunde gewähren könnten. Sein Schmerz hat ihn ſo mürbe nicht gemacht, daß er, um ihn los zu werden, ſeinen Feinden vergeben, und ſich gern zu allen ihren eigennützigen Abſichten brauchen laſſen möchte. Und dieſen Felſen von einem Manne hätten die Athenienſer verachten ſollen, weil die Wellen, die ihn nicht erſchüttern können, ihn wenigſtens ertönen machen? — Ich bekenne, daß ich an der Philoſophie des Cicero überhaupt wenig Geſchmack finde; am allerwenigſten aber an der, die er in dem zweyten Buche ſeiner Tuſculaniſchen Fragen über die Erduldung des körperlichen Schmerzes auskramet. Man ſollte glauben, er wolle einen Gladiator abrichten, ſo ſehr eifert er wider den äuſſerlichen Ausdruck des Schmerzes. In dieſem ſcheinet er allein die Ungeduld zu finden, ohne zu überlegen, daß er oft nichts weniger als freywillig iſt, die wahre Tapferkeit aber ſich nur in freywilligen Handlungen zeigen kann. Er hört bey dem Sophokles den Philoktet nur klagen und ſchreyen, und überſieht ſein übriges ſtandhaftes Betragen gänzlich. Wo hätte er auch ſonſt die Gelegenheit zu ſeinem rhetoriſchen Ausfalle wider die Dichter hergenommen? „Sie ſollen uns weichlich machen, weil ſie die „tapferſten Männer klagend einführen." Sie müſſen ſie klagen laſſen; denn ein Theater iſt keine Arena. Dem verdammten oder feilen Fechter kam es zu, alles mit Anſtand zu thun und zu leiden. Von ihm mußte kein kläglicher Laut gehöret, keine ſchmerzliche Zuckung erblickt werden. Denn da ſeine Wunden, ſein Tod, die Zuſchauer ergötzen ſollten: ſo mußte die Kunſt alles Gefühl verbergen lehren. Die geringſte Aeuſſerung deſſelben hätte Mitleiden erweckt, und öfters erregtes Mitleiden würde dieſen froſtig grauſamen Schauſpielen bald ein Ende gemacht haben. Was aber hier nicht erregt werden ſollte, iſt die einzige Abſicht der tragiſchen Bühne, und fodert daher ein gerade entgegen geſetztes Betragen. Ihre Helden müſſen Gefühl zeigen, müſſen ihre Schmerzen äuſſern, und die bloſſe Natur in ſich wirken laſſen. Verrathen ſie Abrichtung und Zwang, ſo laſſen ſie unſer Herz kalt, und Klopfechter im Cothurne können höchſtens nur bewundert werden. Dieſe Benennung verdienen alle Perſonen der ſogenannten Senecaſchen Tragödien, und ich bin der feſten Meinung, daß die Gladiatoriſchen Spiele die vornehmſte Urſache geweſen, warum die Römer in dem Tragiſchen noch ſo weit unter dem Mittelmäßigen geblieben ſind. Die Zuſchauer lernten in dem blutigen Amphitheater alle Natur verkennen, wo allenfalls ein Kteſias ſeine Kunſt ſtudieren konnte, aber nimmermehr ein Sophokles. Das tragiſchſte Genie, an dieſe künſtliche Todesſcenen gewöhnet, mußte auf Bombaſt und Rodomontaden verfallen. Aber ſo wenig als ſolche Rodomontaden wahren Heldenmuth einflöſſen können, eben ſo wenig können Philoktetiſche Klagen weichlich machen. Die Klagen ſind eines Menſchen, aber die Handlungen eines Helden. Beyde machen den menſchlichen Helden, der weder weichlich noch verhärtet iſt, ſondern bald dieſes bald jenes ſcheinet, ſo wie ihn itzt Natur, itzt Grundſätze und Pflicht verlangen. Er iſt das Höchſte, was die Weisheit hervorbringen, und die Kunſt nachahmen kann.

4. Nicht genug, daß Sophokles ſeinen empfindlichen Philoktet vor der Verachtung geſichert hat; er hat auch allem andern weislich vorgebauet, was man ſonſt aus der Anmerkung des Engländers wider ihn erinnern könnte. Denn verachten wir ſchon denjenigen nicht immer, der bey körperlichen Schmerzen ſchreyet, ſo iſt doch dieſes unwiderſprechlich, daß wir nicht ſo viel Mitleiden für ihn empfinden, als dieſes Geſchrey zu erfordern ſcheinet. Wie ſollen ſich alſo diejenigen verhalten, die mit dem ſchreyenden Philoktet zu thun haben? Sollen ſie ſich

in einem hohen Grade gerührt ſtellen? Es iſt wider die Natur. Sollen ſie ſich ſo kalt und verlegen bezeigen, als man wirklich bey dergleichen Fällen zu ſeyn pflegt? Das würde die widrigſte Diſſonanz für den Zuſchauer hervorbringen. Aber, wie geſagt, auch dieſem hat Sophokles vorgebauet. Dadurch nehmlich, daß die Nebenperſonen ihr eigenes Intereſſe haben; daß der Eindruck, welchen das Schreyen des Philoktet auf ſie macht, nicht das einzige iſt, was ſie beſchäftiget, und der Zuſchauer daher nicht ſowohl auf die Disproportion ihres Mitleids mit dieſem Geſchrey, als vielmehr auf die Veränderung Acht giebt, die in ihren eigenen Geſinnungen und Anſchlägen durch das Mitleid, es ſey ſo ſchwach oder ſo ſtark es will, entſtehet, oder entſtehen ſollte. Neoptolem und der Chor haben den unglücklichen Philoktet hintergangen; ſie erkennen, in welche Verzweiflung ihn ihr Betrug ſtürzen werde; nun bekömmt er ſeinen ſchrecklichen Zufall vor ihren Augen; kann dieſer Zufall keine merkliche ſympathetiſche Empfindung in ihnen erregen, ſo kann er ſie doch antreiben, in ſich zu gehen, gegen ſo viel Elend Achtung zu haben, und es durch Verrätherey nicht häuffen zu wollen. Dieſes erwartet der Zuſchauer, und ſeine Erwartung findet ſich von dem edelmüthigen Neoptolem nicht getäuſcht. Philoktet, ſeiner Schmerzen Meiſter, würde den Neoptolem bey ſeiner Verſtellung erhalten haben. Philoktet, den ſein Schmerz aller Verſtellung unfähig macht, ſo höchſt nöthig ſie ihm auch ſcheinet, damit ſeinen künftigen Reiſegefährten das Verſprechen, ihn mit ſich zu nehmen, nicht zu bald gereue; Philoktet, der ganz Natur iſt, bringt auch den Neoptolem zu ſeiner Natur wieder zurück. Dieſe Umkehr iſt vortreflich, und um ſo viel rührender, da ſie von der bloſſen Menſchlichkeit bewirket wird. Bey dem Franzoſen haben wiederum die ſchönen Augen ihren Theil daran.[d] Doch ich will an dieſe Parodie nicht mehr denken. — Des nehmlichen Kunſtgriffs, mit dem Mitleiden, welches das Geſchrey über körperliche Schmerzen hervorbringen ſollte, in den Umſtehenden einen andern Affect zu verbinden, hat ſich Sophokles auch in den Trachinerinnen bedient. Der Schmerz des Herkules iſt kein ermattender Schmerz; er treibt ihn bis zur Raſerey, in der er nach nichts als nach Rache ſchnaubet. Schon hatte er in dieſer Wuth den Lichas ergriffen, und an dem Felſen zerſchmettert. Der Chor iſt weiblich; um ſo viel natürlicher muß ſich Furcht und Entſetzen ſeiner bemeiſtern. Dieſes, und die Erwartung, ob noch ein Gott dem Herkules zu Hülfe eilen, oder Herkules unter dieſem Uebel erliegen werde, macht hier das eigentliche allgemeine Intereſſe, welches von dem Mitleiden nur eine geringe Schattirung erhält. Sobald der Ausgang durch die Zuſammenhaltung der Orakel entſchieden iſt, wird Herkules ruhig, und die Bewunderung über ſeinen letzten Entſchluß tritt an die Stelle aller andern Empfindungen. Ueberhaupt aber muß man bey der Vergleichung des leidenden Herkules mit dem leidenden Philoktet nicht vergeſſen, daß jener ein Halbgott, und dieſer nur ein Menſch iſt. Der Menſch ſchämt ſich ſeiner Klagen nie; aber der Halbgott ſchämt ſich, daß ſein ſterblicher Theil über den unſterblichen ſo viel vermocht habe, daß er wie ein Mädchen weinen und winſeln müſſen.[e] Wir Neuern glauben keine Halbgötter, aber der geringſte Held ſoll bey uns wie ein Halbgott empfinden, und handeln.

---

[d] Act. II. Sc. [illegible]. [De mes deguisemens que penseroit Sophie? Sagt der Sohn des Achilles.]

Ob der Schauſpieler das Geſchrey und die Verzuckungen des Schmerzes bis zur Illuſion bringen könne, will ich weder zu verneinen noch zu bejaen wagen. Wenn ich fände, daß es unſere Schauſpieler nicht könnten, ſo müßte ich erſt wiſſen, ob es auch ein Garrik nicht vermögend wäre: und wenn es auch dieſem nicht gelänge, ſo würde ich mir noch immer die Skävopoeie und Declamation der Alten in einer Vollkommenheit denken dürffen, von der wir heut zu Tage gar keinen Begriff haben.

(V)

Es giebt Kenner des Alterthums, welche die Gruppe Laokoon zwar für ein Werk griechiſcher Meiſter, aber aus der Zeit der Kayſer halten, weil ſie glauben, daß der Virgiliſche Laokoon dabey zum Vorbilde gedienet habe. Ich will von den ältern Gelehrten, die dieſer Meinung geweſen ſind, nur den Bartholomäus Marliani,[a] und von den neuern, den Montfaucon[b] nennen. Sie fanden ohne Zweifel zwiſchen dem Kunſtwerke und der Beſchreibung des Dichters eine ſo beſondere Uebereinſtimmung, daß es ihnen unmöglich dünkte, daß beyde von ohngefehr auf einerley Umſtände ſollten gefallen ſeyn, die ſich nichts weniger, als von ſelbſt darbieten. Dabey ſetzten ſie voraus, daß wenn es auf die Ehre der Erfindung und des erſten Gedankens ankomme, die Wahrſcheinlichkeit für den Dichter ungleich gröſſer ſey, als für den Künſtler.

---

[e] Trach. v. 1088. 89.

— — ὅϛις ὥϛε παρθένος
Βέβρυχα κλαίων — —

Nur ſcheinen ſie vergeſſen zu haben, daß ein dritter Fall möglich ſey. Denn vielleicht hat der Dichter eben ſo wenig den Künſtler, als der Künſtler den Dichter nachgeahmt, ſondern beyde haben aus einerley älteren Quelle geſchöpft. Nach dem Macrobius würde Piſander dieſe ältere Quelle ſeyn können.[c] Denn als die Werke dieſes griechiſchen Dichters noch vorhanden waren, war es ſchulkundig, pueris decantatum, daß der Römer die ganze Eroberung und Zerſtörung Iliums, ſein ganzes zweytes Buch, aus ihm nicht ſowohl nachgeahmet, als treulich überſetzt habe. Wäre nun alſo Piſander auch in der Geſchichte des Laokoon

[a] Topographiæ Urbis Romæ libr. IV. cap. 14. Et quanquam hi (Ageſander & Polydorus & Athenodorus Rhodii) ex Virgilii deſcriptione ſtatuam hanc formaviſſe videntur &c.

[b] Suppl. aux Ant. Expliq. T. I. p. 242. Il ſemble qu'Ageſandre, Polydore & Athenodore, qui en furent les ouvriers, ayent travaillé comme à l'envie, pour laiſſer un monument, qui repondoit à l'incomparable deſcription qu'a fait Virgile de Laocoon &c.

[c] Saturnal. lib. V. cap. 2. Quæ Virgilius traxit a Græcis, dicturumne me putatis quæ vulgo nota ſunt? quod Theocritum ſibi ſecerit paſtoralis operis autorem, ruralis Heſiodum? et quod in ipſis Georgicis, tempeſtatis ſerenitatisque ſigna de Arati Phænomenis traxerit? vel quod everſionem Trojæ, cum Sinone ſuo, & equo ligneo, cæterisque omnibus, quæ librum ſecundum faciunt, a Piſandro pene ad verbum tranſcripſerit? qui inter Græcos poetas eminet opere, quod a nuptiis Jovis & Junonis incipiens univerſas hiſtorias, quæ mediis omnibus ſæculis usque ad ætatem ipſius Piſandri contigerunt, in unam ſeriem coactas redegerit, & unum ex diverſis hiatibus temporum corpus effecerit? in quo opere inter hiſtorias cæteras interitus quoque Trojæ in hunc modum relatus eſt. Quæ fideliter Maro interpretando, fabricatus eſt ſibi Iliacæ urbis ruinam. Sed & hæc & talia ut pueris decantata prætereo.

Virgils Vorgänger geweſen, ſo brauchten die griechiſchen Künſtler ihre Anleitung nicht aus einem lateiniſchen Dichter zu hohlen, und die Muthmaaſſung von ihrem Zeitalter gründet ſich auf nichts.

Indeß wenn ich nothwendig die Meinung des Marliani und Montfaucon behaupten müßte, ſo würde ich ihnen folgende Ausflucht leihen. Piſanders Gedichte ſind verloren; wie die Geſchichte des Laokoon von ihm erzehlet werden, läßt ſich mit Gewißheit nicht ſagen; es iſt aber wahrſcheinlich, daß es mit eben den Umſtänden geſchehen ſey, von welchen wir noch itzt bey griechiſchen Schriftſtellern Spuren finden. Nun kommen aber dieſe mit der Erzehlung des Virgils im geringſten nicht überein, ſondern der römiſche Dichter muß die griechiſche Tradition völlig nach ſeinem Gutdünken umgeſchmolzen haben. Wie er das Unglück des Laokoon erzehlet, ſo iſt es ſeine eigene Erfindung; folglich, wenn die Künſtler in ihrer Vorſtellung mit ihm harmoniren, ſo können ſie nicht wohl anders als nach ſeiner Zeit gelebt, und nach ſeinem Vorbilde gearbeitet haben.

Quintus Calaber läßt zwar den Laokoon einen gleichen Verdacht, wie Virgil, wider das hölzerne Pferd bezeigen; allein der Zorn der Minerva, welchen ſich dieſer dadurch zuziehet, äuſſert ſich bey ihm ganz anders. Die Erde erbebt unter dem warnenden Trojaner; Schrecken und Angſt überfallen ihn; ein brennender Schmerz tobet in ſeinen Augen; ſein Gehirn leidet; er raſet; er verblindet. Erſt, da er blind noch nicht aufhört, die Verbrennung des hölzernen Pferdes anzurathen, ſendet Minerva zwey ſchreckliche Drachen, die aber bloß die Kinder des Laokoon ergreiffen. Umſonſt ſtrecken dieſe die Hände nach ihrem Vater aus; der arme blinde Mann kann ihnen nicht helffen; ſie werden zerfleiſcht, und die Schlangen ſchlupfen in die Erde. Dem Laokoon ſelbſt geſchicht von ihnen nichts; und daß dieſer Umſtand dem Quintus[d] nicht eigen, ſondern vielmehr allgemein angenommen müſſe geweſen ſeyn, bezeiget eine Stelle des Lykophron, wo dieſe Schlangen[e] das Beywort der Kinderfreſſer führen.

---

[d] Paralip. lib. XII. v. 398-408. & v. 439-474.

[e] Oder vielmehr, Schlange; denn Lykophron ſcheinet nur eine angenommen zu haben:

Και παιδοβρωτος πορκεως νησους διπλας.

War er aber, dieſer Umſtand, bey den Griechen allgemein angenommen, ſo würden ſich griechiſche Künſtler ſchwerlich erkühnt haben, von ihm abzuweichen, und ſchwerlich würde es ſich getroffen haben, daß ſie auf eben die Art wie ein römiſcher Dichter abgewichen wären, wenn ſie dieſen Dichter nicht gekannt hätten, wenn ſie vielleicht nicht den ausdrücklichen Auftrag gehabt hätten, nach ihm zu arbeiten. Auf dieſem Punkte, meine ich, müßte man beſtehen, wenn man den Marliani und Montfaucon vertheidigen wollte. Virgil iſt der erſte und einzige,f)

---

f) Ich erinnere mich, daß man das Gemählde hierwider anführen könnte, welches Eumolp bey dem Petron auslegt. Es ſtellte die Zerſtörung von Troja, und beſonders die Geſchichte des Laokoon, vollkommen ſo vor, als ſie Virgil erzehlet; und da in der nehmlichen Gallerie zu Neapel, in der es ſtand, andere alte Gemählde vom Zeuxis, Protogenes, Apelles waren, ſo lieſſe ſich vermuthen, daß es gleichfalls ein altes griechiſches Gemählde geweſen ſey. Allein man erlaube mir, einen Romandichter für keinen Hiſtoricus halten zu dürfen. Dieſe Gallerie, und dieſes Gemählde, und dieſer Eumolp haben, allem Anſehen nach, nirgends als in der Phantaſie des Petrons exiſtiret. Nichts verräth ihre gänzliche Erdichtung deutlicher, als die offenbaren Spuren einer bey nahe ſchülermäßigen Nachahmung der Virgiliſchen Beſchreibung. Es wird ſich der Mühe verlohnen, die Vergleichung anzuſtellen. So Virgil: (Aeneid. lib. II. 199-224.)

Hic aliud majus miſeris multoque tremendum
Objicitur magis, atque improvida pectora turbat.
Laocoon, ductus Neptuno ſorte ſacerdos,
Solemnis taurum ingentem mactabat ad aras.
Ecce autem gemini a Tenedo tranquilla per alta
(Horreſco referens) immenſis orbibus angues
Incumbunt pelago, pariterque ad litora tendunt:
Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubæque
Sanguineæ exſuperant undas: pars cetera pontum
Pone legit, ſinuatque immenſa volumine terga.
Fit ſonitus, ſpumante ſalo: jamque arva tenebant,
Ardentesque oculos ſuffecti ſanguine & igni
Sibila lambebant linguis vibrantibus ora.
Diffugimus viſu exſangues. Illi agmine certo
Laocoonta petunt, & primum parva duorum
Corpora natorum ſerpens amplexus uterque
Implicat, & miſeros morſu depaſcitur artus.
Poſt ipſum, auxilio ſubeuntem ac tela ferentem,
Corripiunt, ſpirisque ligant ingentibus: & jam
Bis medium amplexi; bis collo ſquamea circum

welcher ſowohl Vater als Kinder von den Schlangen umbringen läßt; die Bildhauer thun dieſes gleichfalls, da ſie es doch als Griechen nicht hätten thun ſollen: alſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie es auf Veranlaſſung des Virgils gethan haben.

Terga dati, ſuperant capite & cervicibus altis.
Ille ſimul manibus tendit divellere nodos,
Perfuſus ſanie vittas atroque veneno:
Clamores ſimul horrendos ad ſidera tollit.
Quales mugitus, fugit cum ſaucius aram
Taurus & incertam excuſſit cervice ſecurim.

Und ſo Eumolp: (von dem man ſagen könnte, daß es ihm wie allen Poeten aus dem Stegreiſe ergangen ſey; ihr Gedächtniß hat immer an ihren Verſen eben ſo viel Antheil, als ihre Einbildung.)

Ecce alia monſtra. Celſa qua Tenedos mare
Dorſo repellit, tumida conſurgunt freta,
Undaque reſultat ſciſſa tranquillo minor.
Qualis ſilenti nocte remorum ſonus
Longe refertur, cum premunt claſſes mare,
Pulſumque marmor abiete impoſita gemit.
Reſpicimus, angues orbibus geminis ferunt
Ad ſaxa fluctus: tumida quorum pectora
Rates ut altæ, lateribus ſpumas agunt:
Dat cauda ſonitum; liberæ ponto jubæ
Coruſcant luminibus, fulmineum jubar
Incendit æquor, ſibilisque undæ tremunt.
Stupuere mentes. Infulis ſtabant ſacri
Phrygioque cultu gemina nati pignora
Laocoonte, quos repente tergoribus ligant
Angues coruſci: parvulas illi manus
Ad ora referunt: neuter auxilio ſibi,
Uterque fratri transtulit pias vices,
Morsque ipſa miſeros mutuo perdit metu.
Accumulat ecce liberûm funus Parens,
Infirmus auxiliator; invadunt virum
Jam morte paſti, membraque ad terram trahunt.
Jacet ſacerdos inter aras victima.

Die Hauptzüge ſind in beyden Stellen eben dieſelben, und verſchiedenes iſt mit den nehmlichen Worten ausgedrückt. Doch das ſind Kleinigkeiten, die von ſelbſt in die Augen fallen. Es giebt andere Kennzeichen der Nachahmung die feiner, aber nicht weniger ſicher ſind. Iſt der Nachahmer ein Mann, der ſich etwas zutrauet, ſo ahmet er ſelten nach, ohne verſchönern zu wollen; und wenn ihm dieſes Verſchönern, nach ſeiner Meinung, geglückt iſt, ſo iſt er Fuchs genug, ſeine Fußtapſen, die den Weg, welchen er hergekommen, ver-

Ich empfinde ſehr wohl, wie viel dieſer Wahrſcheinlichkeit zur hiſtoriſchen Gewißheit mangelt. Aber da ich auch nichts hiſtoriſches weiter daraus ſchlieſſen will, ſo glaube ich wenigſtens daß man ſie als eine Hypotheſis kann gelten laſſen, nach welcher der Criticus ſeine Betrachtungen anſtellen darf. Beweiſen

---

rathen würden, mit dem Schwanze zuzukehren. Aber eben dieſe eitle Begierde zu verſchönern, und dieſe Behutſamkeit Original zu ſcheinen, entdeckt ihn. Denn ſein Verſchönern iſt nichts als Uebertreibung und unnatürliches Raffiniren. Virgil ſagt, ſanguineæ jubæ: Petron, liberæ jubæ luminibus coruſcant. Virgil, ardentes oculos ſuffecti ſanguine & igni: Petron, fulmineum jubar incendit æquor. Virgil, fit ſonitus ſpumante ſalo: Petron, ſibilis undæ tremunt. So geht der Nachahmer immer aus dem Groſſen ins Ungeheure; aus dem Wunderbaren ins Unmögliche. Die von den Schlangen umwundenen Knaben ſind dem Virgil ein Parergon, das er mit wenigen bedeutenden Strichen hinſetzt, in welchen man nichts als ihr Unvermögen und ihren Jammer erkennet. Petron mahlt dieſes Nebenwerk aus, und macht aus den Knaben ein Paar heldenmüthige Seelen,

— — — — neuter auxilio ſibi
Uterque fratri tranſtulit pias vices
Morsque ipſa miſeros mutuo perdit metu.

Wer erwartet von Menſchen, von Kindern, dieſe Selbſtverleugnung? Wie viel beſſer kannte der Grieche die Natur, (Quintus Calaber lib. XII. v. 459-61.) welcher bey Erſcheinung der ſchrecklichen Schlangen, ſogar die Mütter ihrer Kinder vergeſſen läßt, ſo ſehr war jedes nur auf ſeine eigene Erhaltung bedacht.

— — — — ἔνθα γυναῖκες
Ὤιμωξαν, καί πού τις ἑῶν ἐπελήσατο τέκνων,
Αὐτὴ ἀλευομένη στυγερὸν μόρον — —

Zu verbergen ſucht ſich der Nachahmer gemeiniglich dadurch, daß er den Gegenſtänden eine andere Beleuchtung giebt, die Schatten des Originals heraus, und die Lichter zurücktreibt. Virgil giebt ſich Mühe, die Gröſſe der Schlangen recht ſichtbar zu machen, weil von dieſer Gröſſe die Wahrſcheinlichkeit der folgenden Erſcheinung abhängt; das Geräuſche, welches ſie verurſachen, iſt nur eine Nebenidee, und beſtimmt, den Begriff der Gröſſe auch dadurch lebhafter zu machen. Petron hingegen macht dieſe Nebenidee zur Hauptſache, beſchreibt das Geräuſch mit aller möglichen Ueppigkeit, und vergißt die Schilderung der Gröſſe ſo ſehr, daß wir ſie nur faſt aus dem Geräuſche ſchlieſſen müſſen. Es iſt ſchwerlich zu glauben, daß er in dieſe Unſchicklichkeit verfallen wäre, wenn er bloß aus ſeiner Einbildung geſchildert, und kein Muſter vor ſich gehabt hätte, dem er nachzeichnen, dem er aber nachgezeichnet zu haben, nicht verrathen wollen. So kann man zuverläßig jedes poetiſche Gemählde, das in kleinen Zügen überladen, und in den groſſen fehlerhaft iſt, für eine verunglückte Nachahmung halten, es mag ſonſt ſo viele kleine Schönheiten haben als es will, und das Original mag ſich laſſen angeben können oder nicht.

oder nicht bewieſen, daß die Bildhauer dem Virgil nachgearbeitet haben; ich will es bloß annehmen, um zu ſehen, wie ſie ihm ſodann nachgearbeitet hätten. Ueber das Geſchrey habe ich mich ſchon erklärt. Vielleicht, daß mich die weitere Vergleichung auf nicht weniger unterrichtende Bemerkungen leitet.

Der Einfall, den Vater mit ſeinen beyden Söhnen durch die mördriſchen Schlangen in einen Knoten zu ſchürzen, iſt ohnſtreitig ein ſehr glücklicher Einfall, der von einer ungemein mahleriſchen Phantaſie zeiget. Wem gehört er? Dem Dichter, oder den Künſtlern? Montfaucon will ihn bey dem Dichter nicht finden.[g] Aber ich meine, Montfaucon hat den Dichter nicht aufmerkſam genug geleſen.

— — — illi agmine certo
Laocoonta petunt, & primum parva duorum
Corpora natorum ſerpens amplexus uterque
Implicat & miſeros morſu depaſcitur artus.
Poſt ipſam, auxilio ſubeuntem & tela ferentem
Corripiunt, ſpirisque ligant ingentibus — —

Der Dichter hat die Schlangen von einer wunderbaren Länge geſchildert. Sie haben die Knaben umſtrickt, und da der Vater ihnen zu Hülfe kömmt, ergreiffen ſie auch ihn. (corripiunt) Nach ihrer Gröſſe konnten ſie ſich nicht auf einmal von den Knaben loswinden; es mußte alſo einen Augenblick geben, da ſie den Vater mit ihren Köpfen und Vordertheilen ſchon angefallen hatten, und mit ihren Hintertheilen die Knaben noch verſchlungen hielten. Dieſer Augenblick iſt in der Fortſchreitung des poetiſchen Gemähldes nothwendig; der Dichter läßt ihn ſattſam empfinden; nur ihn auszumahlen, dazu war itzt die Zeit nicht. Daß ihn die alten Ausleger auch wirklich empfunden haben, ſcheinet eine Stelle des Donatus[h] zu bezeigen. Wie viel weniger wird er den Künſtlern entwiſcht ſeyn, in deren verſtändiges Auge, alles was ihnen vortheilhaft werden kann, ſo ſchnell und deutlich einleuchtet?

---

[g] Suppl. aux Antiq. Expl. T. I. p. 243. Il y a quelque petite difference entre ce que dit Virgile, & ce que le marbre repreſente. Il ſemble, ſelon ce que dit le poete, que les ſerpens quitterent les deux enfans pour venir entortiller le pere, au lieu que dans ce marbre ils lient en meme tems les enfans & leur pere.

[h] Donatus ad v. 227. lib. II. Aeneid. Mirandum non eſt, clypeo & ſimulachri veſtigiis tegi potuiſſe, quos ſupra & longos & validos dixit, & multiplici ambitu circumdediſſe Laocoontis corpus ac liberorum, &

In den Windungen ſelbſt, mit welchen der Dichter die Schlangen um den Laokoon führet, vermeidet er ſehr ſorgfältig die Arme, um den Händen alle ihre Wirkſamkeit zu laſſen.

Ille ſimul manibus tendit divellere nodos.

Hierinn mußten ihm die Künſtler nothwendig folgen. Nichts giebt mehr Ausdruck und Leben, als die Bewegung der Hände; im Affecte beſonders, iſt das ſprechendſte Geſicht ohne ſie unbedeutend. Aerme, durch die Ringe der Schlangen feſt an den Körper geſchloſſen, würden Froſt und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben. Alſo ſehen wir ſie, an der Hauptfigur ſo wohl als an den Nebenfiguren, in völliger Thätigkeit, und da am meiſten beſchäftiget, wo gegenwärtig der heftigſte Schmerz iſt.

Weiter aber auch nichts, als dieſe Freyheit der Arme, fanden die Künſtler zuträglich, in Anſehung der Verſtrickung der Schlangen, von dem Dichter zu entlehnen. Virgil läßt die Schlangen doppelt um den Leib, und doppelt um den Hals des Laokoon ſich winden, und hoch mit ihren Köpfen über ihn herausragen.

Bis medium amplexi, bis collo ſquamea circum
Terga dati, ſuperant capite & cervicibus altis.

Dieſes Bild füllet unſere Einbildungskraft vortrefflich; die edelſten Theile ſind bis zum Erſticken gepreßt, und das Gift gehet gerade nach dem Geſichte. Dem ohngeachtet war es kein Bild für Künſtler, welche die Wirkungen des Giftes und des Schmerzes in dem Körper zeigen wollten. Denn um dieſe bemerken zu können, mußten die Haupttheile ſo frey ſeyn als möglich, und durchaus mußte kein äußrer Druck auf ſie wirken, wel-

---

fuiſſe ſuperfluam partem. Mich dünkt übrigens, daß in dieſer Stelle aus den Worten *ut nondum non eſt*, entweder das *non* wegfallen muß, oder am Ende der ganze Nachſatz mangelt. Denn da die Schlangen ſo außerordentlich groß waren, ſo iſt es allerdings zu verwundern, daß ſie ſich unter dem Schilde der Göttin verbergen können, wenn dieſes Schild nicht ſelbſt ſehr groß war, und zu einer koloſſaliſchen Figur gehörte. Und die Verſicherung hievon mußte der mangelnde Nachſatz ſeyn; oder das *non* hat keinen Sinn.

cher das Spiel der leidenden Nerven und arbeitenden Muſkeln verändern und ſchwächen könnte. Die doppelten Windungen der Schlangen würden den ganzen Leib verdeckt haben, und jene ſchmerzliche Einziehung des Unterleibes, welche ſo ſehr ausdrückend iſt, würde unſichtbar geblieben ſeyn. Was man über, oder unter, oder zwiſchen den Windungen, von dem Leibe noch erblickt hätte, würde unter Preſſungen und Aufſchwellungen erſchienen ſeyn, die nicht von dem innern Schmerze, ſondern von der äuſſern Laſt gewirket worden. Der eben ſo oft umſchlungene Hals würde die pyramidaliſche Zuſpitzung der Gruppe, welche dem Auge ſo angenehm iſt, gänzlich verdorben haben; und die aus dieſer Wulſt ins Freye hinausragende ſpitze Schlangenköpfe hätten einen ſo plötzlichen Abfall von Menſur gemacht, daß die Form des Ganzen äuſſerſt anſtößig geworden wäre. Es giebt Zeichner, welche unverſtändig genug geweſen ſind, ſich demohngeachtet an den Dichter zu binden. Was denn aber auch daraus geworden, läßt ſich unter andern aus einem Blatte des Franz Cleyn[1] mit Abſcheu erkennen. Die alten Bildhauer überſahen es mit einem Blicke, daß ihre Kunſt hier eine gänzliche Abänderung erfordere. Sie verlegten alle Windungen von dem Leibe und Halſe, um die Schenkel und Füſſe. Hier konnten dieſe Windungen, dem Ausdrucke unbeſchadet, ſo viel decken und preſſen, als nöthig war. Hier erregten ſie zugleich die Idee der gehemmten Flucht und einer Art von Unbeweglichkeit, die der künſtlichen Fortdauer des nehmlichen Zuſtandes ſehr vortheilhaft iſt.

Ich weis nicht, wie es gekommen, daß die Kunſtrichter dieſe Verſchiedenheit, welche ſich in den Windungen der Schlangen zwiſchen dem Kunſtwerke und der Beſchreibung des Dichters ſo deutlich zeiget, gänzlich mit Stillſchweigen übergangen haben. Sie erhebet die Weisheit der Künſtler eben ſo ſehr als die andre, auf die ſie alle fallen, die ſie aber nicht ſowohl anzupreiſen wagen, als vielmehr nur zu entſchuldigen ſuchen. Ich meine die Verſchiedenheit in der Bekleidung. Virgils Laokoon iſt in ſeinem prieſterlichen Ornate, und in der Gruppe erſcheinet er, mit beyden ſeinen Söhnen, völlig nackend. Man ſagt, es gebe Leute, welche eine groſſe Ungereimtheit darinn fänden, daß ein Königsſohn, ein Prieſter, bey einem Opfer, nackend vorgeſtellet werde. Und dieſen Leuten antworten Kenner der Kunſt in allem Ernſte, daß es allerdings ein Fehler wider das Uebliche ſey, daß aber die Künſtler dazu gezwungen worden, weil ſie ihren Figuren keine anſtändige Kleidung geben können. Die Bildhauerey, ſagen ſie, könne keine Stoffe nachahmen; dicke Falten machten eine üble Wirkung; aus zwey Unbequemlichkeiten habe man alſo die geringſte wählen, und lieber gegen die Wahrheit ſelbſt verſtoſſen, als in den Gewändern tadelhaft werden müſſen.[k] Wenn die alten Artiſten bey dem Einwurfe lachen würden, ſo weis ich nicht, was ſie zu der Beantwortung ſagen dürften. Man kann die Kunſt nicht tiefer herabſetzen, als es dadurch geſchiehet. Denn geſetzt, die Sculptur könnte die verſchiednen Stoffe eben ſo gut nachahmen, als die Mahlerey: würde ſodann Laokoon nothwendig bekleidet ſeyn müſſen? Würden wir unter dieſer Bekleidung nichts verlieren? Hat ein Gewand, das Werk ſklaviſcher Hände, eben ſo viel Schönheit als das Werk der ewigen Weisheit, ein organiſirter Körper? Erfordert es einerley Fähigkeiten, iſt es einerley Verdienſt, bringt es einerley Ehre, jenes oder dieſen nachzuahmen? Wollen unſere Augen nur getäuſcht ſeyn, und iſt es ihnen gleich viel, womit ſie getäuſcht werden?

---

[1] In der prächtigen Ausgabe von Drydens engliſchem Virgil. (London 1697 in groß Folio.) Und doch hat auch dieſer die Windungen der Schlangen um den Leib nur einfach, und um den Hals faſt gar nicht geführt. Wenn ein ſo mittelmäßiger Künſtler anders eine Entſchuldigung verdient, ſo könnte ihm nur die zu Statten kommen, daß Kupfer zu einem Buche als bloſſe Erläuterungen, nicht aber als für ſich beſtehende Kunſtwerke zu betrachten ſind.

---

[k] So urtheilet ſelbſt De Piles in ſeinen Anmerkungen über den Du Fresnoy v. 210. Remarqués, ſ'il vous plaît, que les Draperies tendres & legeres n'etant données qu'au ſexe feminin, les anciens Sculpteurs ont evité autant qu'ils ont pû, d'habiller les figures d'hommes; parce qu'ils ont penſé, comme nous l'avons dejá dit, qu'en Sculpture on ne pouvoit imiter les etoffes & que les gros plis faiſoient un mauvais effet. Il y a presque autant d'exemples de cette verité, qu'il y a parmi les antiques de figures d'hommes nuds. Je rapporterai ſeulement celui du Laocoon, lequel ſelon la vraiſemblance devroit etre vetu. En effet, quelle apparence y-a-t'il qu'un fils de Roi, qu'un Pretre d'Apollon ſe trouvat tout nud dans la ceremonie actuelle d'un ſacrifice; car les ſerpens paſſerent de l'Isle de Tenedos au rivage de Troye, & ſurprirent Laocoon & ſes fils dans le tems meme qu'il ſacrifioit à Neptune ſur le bord de la mer, comme le marque Virgile dans le ſecond livre de ſon Eneide. Cependant les Artiſtes, qui ſont les Auteurs de ce bel ouvrage ont bien vû, qu'ils ne pouvoient pas leur donner de vetemens convenables à leur qualité, ſans faire comme un amas de pierres, dont la maſſe reſembleroit à un rocher, au lieu des trois admirables figures, qui ont été & qui ſont toujours l'admiration des ſiecles. C'eſt pour cela que de deux inconvéniens, ils ont jugé celui des draperies beaucoup plus facheux, que celui d'aller contre la verité même.

Bey dem Dichter iſt ein Gewand kein Gewand; es verdeckt nichts; unſere Einbildungskraft ſieht überall hindurch. Laokoon habe es bey dem Virgil, oder habe es nicht, ſein Leiden iſt ihr an jedem Theile ſeines Körpers einmal ſo ſichtbar, wie das andere. Die Stirne iſt mit der prieſterlichen Binde für ſie umbunden, aber nicht umhüllet. Ja ſie hindert nicht allein nicht, dieſe Binde; ſie verſtärkt auch noch den Begriff, den wir uns von dem Unglücke des Leidenden machen.

Perfuſus ſanie vittas atroque veneno.

Nichts hilft ihm ſeine prieſterliche Würde; ſelbſt das Zeichen derſelben, das ihm überall Anſehen und Verehrung verſchaft, wird von dem giftigen Geifer durchnetzt und entheiliget.

Aber dieſen Nebenbegriff mußte der Artiſt aufgeben, wenn das Hauptwerk nicht leiden ſollte. Hätte er dem Laokoon auch nur dieſe Binde gelaſſen, ſo würde er den Ausdruck um ein groſſes geſchwächt haben. Die Stirne wäre zum Theil verdeckt worden, und die Stirne iſt der Sitz des Ausdruckes. Wie er alſo dort, bey dem Schreyen, den Ausdruck der Schönheit aufopferte, ſo opferte er hier das Ubliche dem Ausdrucke auf. Ueberhaupt war das Ubliche bey den Alten eine ſehr geringſchätzige Sache. Sie fühlten, daß die höchſte Beſtimmung ihrer Kunſt ſie auf die völlige Entbehrung deſſelben führte. Schönheit iſt dieſe höchſte Beſtimmung; Noth erfand die Kleider, und was hat die Kunſt mit der Noth zu thun? Ich gebe es zu, daß es auch eine Schönheit der Bekleidung giebt? aber was iſt ſie, gegen die Schönheit der menſchlichen Form? Und wird der, der das Gröſſere erreichen kann, ſich mit dem Kleinern begnügen? Ich fürchte ſehr, der vollkommenſte Meiſter in Gewändern, zeigt durch dieſe Geſchicklichkeit ſelbſt, woran es ihm fehlt.

VI.

Meine Vorausſetzung, daß die Künſtler dem Dichter nachgeahmet haben, gereicht ihnen nicht zur Verkleinerung. Ihre Weisheit erſcheinet vielmehr durch dieſe Nachahmung in dem ſchönſten Lichte. Sie folgten dem Dichter, ohne ſich in der geringſten Kleinigkeit von ihm verführen zu laſſen. Sie hatten ein Vorbild, aber da ſie dieſes Vorbild aus einer Kunſt in die andere hinüber tragen mußten, ſo fanden ſie genug Gelegenheit ſelbſt zu denken. Und dieſe ihre eigene Gedanken, welche ſich in den Abweichungen von ihrem Vorbilde zeigen, beweiſen, daß ſie in ihrer Kunſt eben ſo groß geweſen ſind, als er in der ſeinigen.

Nun will ich die Vorausſetzung umkehren: der Dichter ſoll den Künſtlern nachgeahmet haben. Es giebt Gelehrte, die dieſe Vorausſetzung als eine Wahrheit behaupten.[a] Daß ſie hiſtoriſche Gründe dazu haben könnten, wüßte ich nicht. Aber, da ſie das Kunſtwerk ſo überſchwenglich ſchön fanden, ſo konnten ſie ſich nicht bereden, daß es aus ſo ſpäter Zeit ſeyn ſollte. Es mußte aus der Zeit ſeyn, da die Kunſt in ihrer vollkommenſten Blüthe war, weil es daraus zu ſeyn verdiente.

Es hat ſich gezeigt, daß, ſo vortrefflich das Gemählde des Virgils iſt, die Künſtler dennoch verſchiedene Züge deſſelben nicht brauchen können. Der Satz leidet alſo ſeine Einſchränkung, daß eine gute poetiſche Schilderung auch ein gutes wirkliches Gemählde geben müſſe, und daß der Dichter nur in ſo weit gut geſchildert habe, als ihm der Artiſt in allen Zügen folgen könne. Man iſt geneigt dieſe Einſchränkung zu vermuthen, noch ehe man ſie durch Beyſpiele erhärtet ſieht; blos aus Erwägung der weitern Sphäre der Poeſie, aus dem unendlichen Felde unſerer Einbildungskraft, aus der Geiſtigkeit ihrer Bilder, die in größter Menge und Mannigfaltigkeit neben einander ſtehen können, ohne daß eines das andere deckt oder ſchändet, wie es wohl die Dinge ſelbſt, oder die natürlichen Zeichen derſelben in den engen Schranken des Raumes oder der Zeit thun würden.

---

[a] Maffei, Richardſon, und noch neuerlich der Herr von Hagedorn. (Betrachtungen über die Mahlerey S. 37. Richardſon, Traité de la Peinture Tome III. p. 513.) De Fontaines verdient es wohl nicht, daß ich ihn dieſen Männern beyfüge. Er hält zwar, in den Anmerkungen zu ſeiner Ueberſetzung des Virgils gleichfalls dafür, daß der Dichter die Gruppe in Augen gehabt habe; er iſt aber ſo unwiſſend, daß er ſie für ein Werk des Phidias ausgiebt.

Wenn aber das Kleinere das Größere nicht faſſen kann, ſo kann das Kleinere in dem Größern enthalten ſeyn. Ich will ſagen; wenn nicht jeder Zug, den der mahlende Dichter braucht, eben die gute Wirkung auf der Fläche oder in dem Marmor haben kann: ſo möchte vielleicht jeder Zug, deſſen ſich der Artiſt bedienet, in dem Werke des Dichters von eben ſo guter Wirkung ſeyn können? Ohnſtreitig; denn was wir in einem Kunſtwerke ſchön finden, das findet nicht unſer Auge, ſondern unſere Einbildungskraft, durch das Auge, ſchön. Das nehmliche Bild mag alſo in unſerer Einbildungskraft durch willkührliche oder natürliche Zeichen wieder erregt werden, ſo muß auch jederzeit das nehmliche Wohlgefallen, ob ſchon nicht in dem nehmlichen Grade, wieder entſtehen.

Dieſes aber eingeſtanden, muß ich bekennen, daß mir die Vorausſetzung, Virgil habe die Künſtler nachgeahmet, weit unbegreiflicher wird, als mir das Widerſpiel derſelben geworden iſt. Wenn die Künſtler dem Dichter gefolgt ſind, ſo kann ich mir von allen ihren Abweichungen Rede und Antwort geben. Sie mußten abweichen, weil die nehmlichen Züge des Dichters in ihrem Werke Unbequemlichkeiten verurſacht haben würden, die ſich bey ihm nicht äuſſern. Aber warum mußte der Dichter abweichen? Wann er der Gruppe in allen und jeden Stücken treulich nachgegangen wäre, würde er uns nicht immer noch ein vortreffliches Gemählde geliefert haben? [b] Ich begreiffe wohl,

---

b) Ich kann mich desfalls auf nichts entſcheidenderes beruffen, als auf das Gedichte des Sadolet. Es iſt eines alten Dichters würdig, und da es ſehr wohl die Stelle eines Kupfers vertreten kann, ſo glaube ich es hier ganz einrücken zu dürffen.

DE LAOCOONTIS STATUA

IACOBI SADOLETI CARMEN.

Ecce alto terræ e cumulo, ingentisque ruinæ
Visceribus, iterum reducem longinqua reduxit

wie ſeine vor ſich ſelbſt arbeitende Phantaſie ihn auf dieſen und jenen Zug bringen können; aber die Urſachen, warum ſeine Beurtheilungskraft ſchöne Züge, die er vor Augen gehabt, in dieſe andere Züge verwandeln zu müſſen glaubte, dieſe wollen mir nirgends einleuchten.

Mich dünket ſogar, wenn Virgil die Gruppe zu ſeinem Vorbilde gehabt hätte, daß er ſich ſchwerlich würde haben mäßigen können, die Verſtrickung aller drey Körper in einen Knoten, gleichſam nur errathen zu laſſen. Sie würde ſein Auge zu lebhaft gerührt haben, er würde eine zu treffliche Wirkung

Laocoonta dies; aulis regalibus olim
Qui ſtetit, atque tuos ornabat, Tite, penates.
Divinæ ſimulacrum artis, nec docta vetuſtas
Nobilius ſpectabat opus, nunc celſa reviſit
Exemptum tenebris redivivæ moenia Romæ.
Quid primum ſummumve loquar? miſerumne parentem
Et prolem geminam? an ſinuatos flexibus angues
Terribili aſpectu? caudasque irasque draconum
Vulneraque & veros, ſaxo moriente, dolores?
Horret ad hæc animus, mutaque ab imagine pulſat
Pectora, non parvo pietas commixta tremori.
Prolixum bini ſpiris glomerantur in orbem
Ardentes colubri, & ſinuoſis orbibus errant,
Ternaque multiplici conſtringunt corpora nexu.
Vix oculi ſufferre valent, crudele tuendo
Exitium, caſusque feros: micat alter, & ipſum
Laocoonta petit, totumque infraque ſupraque
Implicat & rabido tandem ferit ilia morſu.
Connexum refugit corpus, torquentia ſeſe
Membra, latusque retro ſinuatum a vulnere cernas.
Ille dolore acri, & laniatu impulſus acerbo,
Dat gemitum ingentem, crudosque evellere dentes
Connixus, lævam impatiens ad terga Chelydri
Obiicit: intendunt nervi, collectaque ab omni
Corpore vis fruſtra ſummis conatibus inſtat.
Ferre nequit rabiem, & de vulnere murmur anhelum eſt.
At ſerpens lapſu crebro redeunte ſubintrat
Lubricus, intortoque ligat genua infima nodo.
Abſiſtunt ſuræ, ſpiriſque prementibus arctum
Crus tumet, obſepto turgent vitalia pulſu,
Liventesque atro diſtendunt ſanguine venas.

von ihr empfunden haben, als daß ſie nicht auch in ſeiner Beſchreibung mehr verſtechen ſollte. Ich habe geſagt: es war itzt die Zeit nicht, dieſe Verſtrickung auszumahlen. Nein; aber ein einziges Wort mehr, würde ihr in dem Schatten, worinn ſie der Dichter laſſen mußte, einen ſehr entſcheidenden Druck vielleicht gegeben haben. Was der Artiſt, ohne dieſes Wort entdecken konnte, würde der Dichter, wenn er es bey dem Artiſten geſehen hätte, nicht ohne daſſelbe gelaſſen haben.

Der Artiſt hatte die dringendſten Urſachen, das Leiden des Laokoon nicht in Geſchrey ausbrechen zu laſſen. Wenn aber der Dichter die ſo rührende Verbindung von Schmerz und

Nec minus in natos eadem vis effera ſævit
Implexuque angit rapido, miſerandaque membra
Dilacerat: jamque alterius depaſta cruentum
Pectus, ſuprema genitorem voce cientis,
Circumjectu orbis, validoque volumine fulcit.
Alter adhuc nullo violatus corpora morſu,
Dum parat adducta caudam divellere planta,
Horret ad adſpectum miſeri patris, hæret in illo,
Et jam jam ingentes fletus, lacrymasque cadentes
Anceps in dubio retinet timor. Ergo perenni
Qui tantum ſtatuiſtis opus jam laude nitentes,
Artifices magni (quanquam & melioribus actis
Quæritur æternum nomen, multoque licebat
Clarius ingenium venturæ tradere famæ)
Attamen ad laudem quæcunque oblata facultas
Egregium hanc rapere, & ſumma ad faſtigia niti.
Vos rigidum lapidem vivis animare figuris
Eximii, & vivos ſpiranti in marmore ſenſus
Inſerere, aſpicimus motumque iramque doloremque,
Et pene audimus gemitus: vos extulit olim
Clara Rhodos, veſtræ jacuerunt artis honores
Tempore ab immenſo, quos rurſum in luce ſecunda
Roma videt, celebratque frequens: operisque vetuſti
Gratia parta recens. Quanto præſtantius ergo eſt
Ingenio, aut quovis extendere fata labore,
Quam faſtus & opes & inanem extendere luxum.

(v. Leodegarii a Quercu Farrago Poematum T. II. p. 63.) Auch Gruter hat dieſes Gedicht, nebſt andern des Sadolets, ſeiner bekannten Sammlung (Delic. Poet. Italorum Parte alt. p. 582.) mit einverleibet; allein ſehr ſehlerhaft. Für bini (v. 14.) lieſet er vivi; für errant (v. 15.) oram, u. ſ. w.

Schönheit in dem Kunſtwerke vor ſich gehabt hätte, was hätte ihn eben ſo unvermeidlich nöthigen können, die Idee von männlichem Anſtande und großmüthiger Geduld, welche aus dieſer Verbindung des Schmerzes und der Schönheit entſpringt, ſo völlig unangedeutet zu laſſen, und uns auf einmal mit dem gräßlichen Geſchrey ſeines Laokoons zu ſchrecken? Richardſon ſagt: Virgils Laokoon muß ſchreyen, weil der Dichter nicht ſowohl Mitleid für ihn, als Schrecken und Entſetzen bey den Trojanern, erregen will. Ich will es zugeben, obgleich Richardſon nicht erwogen zu haben ſcheinet, daß der Dichter die Beſchreibung nicht in ſeiner eignen Perſon macht, ſondern ſie den Aeneas machen läßt, und gegen die Dido machen läßt, deren Mitleid Aeneas nicht genug beſtürmen konnte. Allein mich befremdet nicht das Geſchrey, ſondern der Mangel aller Gradation bis zu dieſem Geſchrey, auf welche das Kunſtwerk den Dichter natürlicher Weiſe hätte bringen müſſen, wann er es, wie wir vorausſetzen, zu ſeinem Vorbilde gehabt hätte. Richardſon füget hinzu:[e] die Geſchichte des Laokoon ſolle bloß zu der pathetiſchen Beſchreibung der endlichen Zerſtörung leiten; der Dichter habe ſie alſo nicht intereſſanter machen dürfen, um unſere Aufmerkſamkeit, welche dieſe letzte ſchreckliche Nacht ganz fordere, durch das Unglück eines einzeln Bürgers nicht zu zerſtreuen. Allein das heißt die Sache aus einem mahleriſchen Augenpunkte betrachten wollen, aus welchem ſie gar nicht betrachtet werden kann. Das Unglück des Laokoon und die Zerſtörung ſind bey dem Dichter keine Gemählde neben einander; ſie machen beyde kein Ganzes aus, das unſer Auge auf einmal überſehen könnte oder ſollte; und nur in dieſem Falle wäre es zu beſorgen, daß unſere Blicke mehr auf den Laokoon, als auf die brennende Stadt fallen dürften. Beyder Beſchreibungen folgen auf einander, und ich ſehe nicht, welchen Nachtheil es der folgenden bringen könnte, wenn uns die vorhergehende auch noch ſo ſehr gerührt hätte. Es ſey denn, daß die folgende an ſich ſelbſt nicht rührend genug wäre.

---

[e] De la Peinture, Tome III. p. 516. C'eſt l'horreur que les Troiens ont conçue contre Laocoon, qui etoit neceſſaire à Virgile pour la conduite de ſon Poeme; & cela le mene à cette Deſcription patétique de la deſtruction de la patrie de ſon Heros. Auſſi Virgile n'avoit garde de diviſer l'attention ſur la derniere nuit, pour une grande ville entiere, par la peinture d'un petit malheur d'un Particulier.

Noch weniger Urſache würde der Dichter gehabt haben, die Windungen der Schlangen zu verändern. Sie beſchäftigen in dem Kunſtwerke die Hände, und verſtricken die Füſſe. So ſehr dem Auge dieſe Vertheilung gefällt, ſo lebhaft iſt das Bild, welches in der Einbildung davon zurück bleibt. Es iſt ſo deutlich und rein, daß es ſich durch Worte nicht viel ſchwächer darſtellen läßt, als durch natürliche Zeichen.

— — — — micat alter, & ipſum
Laocoonta petit, totumque infraque ſupraque
Implicat & rabido tandem ferit ilia morſu
— — — — — — —
At ſerpens lapſu crebro redeunte ſubintrat
Lubricus, intortoque ligat genua infima nodo.

Das ſind Zeilen des Sadolet, die von dem Virgil ohne Zweifel noch mahleriſcher gekommen wären, wenn ein ſichtbares Vorbild ſeine Phantaſie befeuert hätte, und die alsdann gewiß beſſer geweſen wären, als was er uns itzt dafür giebt:

Bis medium amplexi, bis collo ſquamea circum
Terga dati, ſuperant capite & cervicibus altis.

Dieſe Züge füllen unſere Einbildungskraft allerdings; aber ſie muß nicht dabey verweilen, ſie muß ſie nicht aufs reine zu bringen ſuchen, ſie muß itzt nur die Schlangen, itzt nur den Laokoon ſehen, ſie muß ſich nicht vorſtellen wollen, welche Figur beyde zuſammen machen. Sobald ſie hierauf verfällt, fängt ihr das Virgiliſche Bild an zu mißfallen, und ſie findet es höchſt unmahleriſch.

Wären aber auch ſchon die Veränderungen, welche Virgil mit dem ihm geliehenen Vorbilde gemacht hätte, nicht unglücklich, ſo wären ſie doch bloß willkührlich. Man ahmet nach, um ähnlich zu werden; kann man aber ähnlich werden, wenn man über die Noth verändert? Vielmehr, wenn man dieſes thut, iſt der Vorſatz klar, daß man nicht ähnlich werden wollen, daß man alſo nicht nachgeahmet habe.

Nicht das Ganze, könnte man einwenden, aber wohl dieſen und jenen Theil. Gut; doch welches ſind denn dieſe einzeln Theile, die in der Beſchreibung und in dem Kunſtwerke ſo genau übereinſtimmen, daß ſie der Dichter aus dieſem entlehnet zu haben ſcheinen könnte? Den Vater, die Kinder, die Schlangen, das alles gab dem Dichter ſowohl als dem Artiſten, die Geſchichte. Auſſer dem Hiſtoriſchen kommen ſie in nichts überein, als darinn, daß ſie Kinder und Vater in einen einzigen Schlangenknoten verſtricken. Allein der Einfall hierzu entſprang aus dem veränderten Umſtande, daß den Vater eben daſſelbe Unglück betroffen habe, als die Kinder. Dieſe Veränderung aber, wie oben erwähnt worden, ſcheinet Virgil gemacht zu haben; denn die griechiſche Tradition ſagt ganz etwas anders. Folglich, wenn in Anſehung jener gemeinſchaftlichen Verſtrickung, auf einer oder der andern Seite Nachahmung ſeyn ſoll, ſo iſt ſie wahrſcheinlicher auf der Seite der Künſtler, als des Dichters zu vermuthen. In allem übrigen weicht einer von dem andern ab; nur mit dem Unterſchiede, daß wenn es der Künſtler iſt, der die Abweichungen gemacht hat, der Vorſatz den Dichter nachzuahmen noch dabey beſtehen kann, indem ihn die Beſtimmung und die Schranken ſeiner Kunſt dazu nöthigten; iſt es hingegen der Dichter, welcher dem Künſtler nachgeahmet haben ſoll, ſo ſind alle die berührten Abweichungen ein Beweis wider dieſe vermeintliche Nachahmung, und diejenigen, welche ſie dem ohngeachtet behaupten, können weiter nichts damit wollen, als daß das Kunſtwerk älter ſey, als die poetiſche Beſchreibung.

VII.

Wenn man ſagt, der Künſtler ahme dem Dichter, oder der Dichter ahme dem Künſtler nach, ſo kann dieſes zweyerley bedeuten. Entweder der eine macht das Werk des andern zu dem wirklichen Gegenſtande ſeiner Nachahmung, oder ſie haben beyde einerley Gegenſtände der Nachahmung, und der eine entlehnet von dem andern die Art und Weiſe es nachzuahmen.

Wenn Virgil das Schild des Aeneas beſchreibet, ſo ahmet er dem Künſtler, welcher dieſes Schild gemacht hat, in der erſten Bedeutung nach. Das Kunſtwerk, nicht das was auf dem

Kunſtwerke vorgeſtellet worden, iſt der Gegenſtand ſeiner Nachahmung, und wenn er auch ſchon das mit beſchreibt, was man darauf vorgeſtellet ſieht, ſo beſchreibt er es doch nur als ein Theil des Schildes, und nicht als die Sache ſelbſt. Wenn Virgil hingegen die Gruppe Laokoon nachgeahmet hätte, ſo würde dieſes eine Nachahmung von der zweyten Gattung ſeyn. Denn er würde nicht dieſe Gruppe, ſondern das, was dieſe Gruppe vorſtellet, nachgeahmet, und nur die Züge ſeiner Nachahmung von ihr entlehnt haben.

Bey der erſten Nachahmung iſt der Dichter Original, bey der andern iſt er Copiſt. Jene iſt ein Theil der allgemeinen Nachahmung, welche das Weſen ſeiner Kunſt ausmacht, und er arbeitet als Genie, ſein Vorwurf mag ein Werk anderer Künſte, oder der Natur ſeyn. Dieſe hingegen ſetzt ihn gänzlich von ſeiner Würde herab; anſtatt der Dinge ſelbſt ahmet er ihre Nachahmungen nach, und giebt uns kalte Erinnerungen von Zügen eines fremden Genies, für urſprüngliche Züge ſeines eigenen.

Wenn indeß Dichter und Künſtler diejenigen Gegenſtände, die ſie mit einander gemein haben, nicht ſelten aus dem nehmlichen Geſichtspunkte betrachten müſſen: ſo kann es nicht fehlen, daß ihre Nachahmungen nicht in vielen Stücken übereinſtimmen ſollten, ohne daß zwiſchen ihnen ſelbſt die geringſte Nachahmung oder Beeiferung geweſen. Dieſe Uebereinſtimmungen können bey zeitverwandten Künſtlern und Dichtern, über Dinge, welche nicht mehr vorhanden ſind, zu wechſelsweiſen Erläuterungen führen; allein dergleichen Erläuterungen dadurch aufzuſtutzen ſuchen, daß man aus dem Zufalle Vorſatz macht, und beſonders dem Poeten bey jeder Kleinigkeit ein Augenmerk auf dieſe Statue, oder auf jenes Gemählde andichtet, heißt ihm einen ſehr zweydeutigen Dienſt erweiſen. Und nicht allein ihm, ſondern auch dem Leſer, dem man die ſchönſte Stelle dadurch, wenn Gott will, ſehr deutlich, aber auch trefflich froſti[illegible]cht.

Dieſes iſt die Abſicht und der Fehler eines berühmten engliſchen Werks. Spence ſchrieb ſeinen Polymetis[a] mit vieler klaſſiſchen Gelehrſamkeit, und in einer ſehr vertrauten Bekanntſchaft mit den übergebliebenen Werken der alten Kunſt. Seinen Vorſatz, aus dieſen die römiſchen Dichter zu erklären, und aus den Dichtern hinwiederum Aufſchlüſſe für noch unerklärte alte Kunſtwerke herzuhohlen, hat er öfters glücklich erreicht. Aber dem ohngeachtet behaupte ich, daß ſein Buch für jeden Leſer von Geſchmack ein ganz unerträgliches Buch ſeyn muß.

---

[a] Die erſte Ausgabe iſt von 1747; die zweyte von 1755 und führet den Titel: Polymetis, or an Enquiry concerning the Agreement between the Works of the Roman Poets, and the Remains of the antient Artists,

Es iſt natürlich, daß wenn Valerius Flaccus den geflügelten Bliz auf den römiſchen Schilden beſchreibt,

(Nec primus radios, miles Romane, coruſci
Fulminis & rutilas ſcutis diffuderis alas)

mir dieſe Beſchreibung weit deutlicher wird, wenn ich die Abbildung eines ſolchen Schildes auf einem alten Denkmale erblicke.[b] Es kann ſeyn, daß Mars in eben der ſchwebenden Stellung, in welcher ihn Addiſon über der Rhea auf einer Münze zu ſehen glaubte,[c] auch von den alten Waffenſchmieden

---

being an Attempt to illuſtrate them mutually from one another. In ten Books, by the Revd. Mr. Spence. London. printed for Dodsley. fol. Auch ein Auszug, welchen N. Tindal aus dieſem Werke gemacht hat, iſt bereits mehr als einmal gedruckt worden.

[b] Val. Flaccus lib. VI. v. 55. 56. Polymetis Dial. VI. p. 50.

[c] Ich ſage es kann ſeyn. Doch wollte ich zehne gegen eins wetten, daß es nicht iſt. — Juvenal redet von den erſten Zeiten der Republik, als man noch von keiner Pracht und Ueppigkeit wußte, und der Soldat das erbeutete Geld und Silber nur auf das Geſchirr ſeines Pferdes und auf ſeine Waffen verwandte. (Sat. XI. v. 100-107.)

Tunc rudis & Grajas mirari neſcius artes
Urbibus everſis prædarum in parte reperta
Magnorum artificum frangebat pocula miles,
Ut phaleris gauderet equus, cælataque caſſis
Romuleæ ſimulacra feræ manſueſcere juſſæ
Imperii fato, geminos ſub rupe Quirinos,
Ac nudam effigiem clypeo fulgentis & haſta,
Pendentisque Dei perituro oſtenderet hoſti.

Der Soldat zerbrach die koſtbarſten Becher, die Meiſterſtücke groſſer Künſtler, um eine Wölfin, einen kleinen Romulus und Remus daraus arbeiten zu laſſen, womit er ſeinen Helm ausſchmückte. Alles iſt verſtändlich, bis auf die letzten zwey Zeilen, in welchen der Dichter fortfährt, noch ein ſolches getriebenes Bild auf den Helmen der alten Soldaten zu beſchreiben. So viel ſieht man wohl, daß dieſes Bild der Gott Mars ſeyn ſoll; aber was ſoll auf den Helmen und Schilden vorgeſtellet wurde, und daß Juvenal einen ſolchen Helm oder Schild in Gedanken hatte, als er mit einem Worte darauf anſpielte, welches bis auf den Ad-

---

das Beywort pendentis, welches er ihm giebt, bedeuten? Rigaltius fand eine alte Gloſſe, die es durch quasi ad ictum se inclinantis erklärt. Lubinus meinet, das Bild ſey auf dem Schilde geweſen, und da das Schild an dem Arme hänge, ſo habe der Dichter auch das Bild hängend nennen können. Allein dieſes iſt wider die Conſtruction; denn das zu ostenderet gehörige Subjectum iſt nicht miles ſondern cassis. Britannicus will, alles was hoch in der Luft ſtehe, könne hangend heiſſen, und alſo auch dieſes Bild über oder auf dem Helme. Einige wollen gar perdentis dafür leſen, um einen Gegenſatz mit dem folgenden perituro zu machen, den aber nur ſie allein ſchön finden dürften. Was ſagt nun Addiſon bey dieſer Ungewißheit? Die Ausleger, ſagt er, irren ſich alle, und die wahre Meinung iſt ganz gewiß dieſe. (S. deſſen Reiſen deut. Ueberſ. Seite 249.) „Da die römiſchen Sol„daten ſich nicht wenig auf den Stifter und kriegeriſchen Geiſt ihrer Repu„blik einbildeten, ſo waren ſie gewohnt auf ihren Helmen die erſte Geſchichte „des Romulus zu tragen, wie er von einem Gotte erzeugt, und von einer „Wölfin geſäuget werden. Die Figur des Gottes war vorgeſtellt, wie er ſich „auf die Prieſterin Ilia, oder wie ſie andere nennen, Rhea Sylvia, herab„läßt, und in dieſem Herablaſſen ſchien ſie über der Jungfrau in der Luft „zu ſchweben, welches denn durch das Wort pendentis ſehr eigentlich und „poetiſch ausgedruckt wird. Auſſer dem alten Basrelief beym Bellori, welches „mich zuerſt auf dieſe Auslegung brachte, habe ich ſeitdem die nehmliche Fi„gur auf einer Münze gefunden, die unter der Zeit des Antoninus Pius „geſchlagen worden.“ — Da Spence dieſe Entdeckung des Addiſon ſo auſſerordentlich glücklich findet, daß er ſie als ein Muſter in ihrer Art, und als das ſtärkſte Beyſpiel anführet, wie nützlich die Werke der alten Artiſten zur Erklärung der klaſſiſchen römiſchen Dichter gebraucht werden können: ſo kann ich mich nicht enthalten, ſie ein wenig genauer zu betrachten (Polymetis Dial. VII. p. 77.) — Vors erſte muß ich anmerken, daß bloß das Basrelief und die Münze dem Addiſon wohl ſchwerlich die Stelle des Juvenals in die Gedanken gebracht haben würde, wenn er ſich nicht zugleich erinnert hätte, bey dem alten Scholiaſten, der in der lezten ohn einer Zeile anſtatt fulgentis, venientis gefunden, die Gloſſe geleſen zu haben: Martis ad Iliam venientis ut concumberet. Nun nehme man aber dieſe Lesart des Scholiaſten nicht an, ſondern man nehme die an, welche Addiſon ſelbſt annimt, und ſage, ob man ſodann die geringſte Spur findet, daß der Dichter die Rhea in Gedanken gehabt habe? Man ſage, ob es nicht ein wahres Hyſteronproteron von ihm ſeyn würde, daß er von der Wölfin und den jungen Knaben rede, und ſodann erſt von dem Abentheuer, dem ſie ihr Daſeyn zu danken haben? Die Rhea iſt noch nicht Mutter, und die Kinder liegen ſchon unter dem Felſen. Man ſage, ob eine Schäferſtunde wohl ein ſchickliches Emblema dieſen ein Räthſel für alle Ausleger geweſen. Mich dünkt ſelbſt, daß ich die Stelle des Ovids, wo der ermattete Cephalus den kühlenden Lüften ruft:

---

auf dem Helme eines römiſchen Soldaten geweſen wäre? Der Soldat war auf den göttlichen Urſprung ſeines Stifters ſtolz; das zeigten die Wölfin und die Kinder genugſam; mußte er auch noch den Mars im Begriffe einer Handlung zeigen, in der er nichts weniger als der fürchterliche Mars war? Seine Ueberraſchung der Rhea mag auf noch ſo viel alten Marmorn und Münzen zu finden ſeyn, paßt ſie darum auf das Stück einer Rüſtung? Und welches ſind denn die Marmor und Münzen auf welchen ſie Addiſon fand, und wo er den Mars in dieſer ſchwebenden Stellung ſahe? Das alte Basrelief, worauf er ſich beruft, ſoll Bellori haben. Aber die Admiranda, welches ſeine Sammlung der ſchönſten alten Basreliefs iſt, wird man vergebens darnach durchblättern. Ich habe es nicht gefunden, und auch Spence muß es weder da, noch ſonſt wo gefunden haben, weil er es gänzlich mit Stillſchweigen übergeht. Alles kömmt alſo auf die Münze an. Nun betrachte man dieſe bey dem Addiſon ſelbſt. Ich erblicke eine liegende Rhea; und da dem Stempelſchneider der Raum nicht erlaubte, die Figur des Mars mit ihr auf gleichem Boden zu ſtellen, ſo ſtehet er ein wenig höher. Das iſt es alles; ſchwebendes hat ſie auſſer dieſem nicht das geringſte. Es iſt wahr in der Abbildung die Spence davon giebt, iſt das Schweben ſehr ſtark ausgedrückt; die Figur fällt mit dem Obertheile weit vor; und man ſieht deutlich, daß es kein ſtehender Körper iſt, ſondern daß, wenn es kein fallender Körper ſeyn ſoll, es nothwendig ein ſchwebender ſeyn muß. Spence ſagt, er beſitze dieſe Münze ſelbſt. Es wäre hart, obſchon in einer Kleinigkeit, die Aufrichtigkeit eines Mannes in Zweifel zu ziehen. Allein ein gefaßtes Vorurtheil kann auch auf unſere Augen Einfluß haben; zu dem konnte er es zum Beſten ſeiner Leſer für erlaubt halten, den Ausdruck, welchen er zu ſehen glaubte, durch ſeinen Künſtler ſo verſtärken zu laſſen, daß uns eben ſo wenig Zweifel deſfalls übrig bliebe, als ihm ſelbſt. So viel iſt gewiß, das Spence und Addiſon eben dieſelbe Münze meinen, und daß ſie ſonach entweder bey dieſem ſehr verſtellt, oder bey jenem ſehr verſchönert ſeyn muß. Doch ich habe noch eine andere Anmerkung wider dieſes vermeintliche Schweben des Mars. Dieſe nehmlich: daß ein ſchwebender Körper, ohne eine ſcheinbare Urſache, durch welche die Wirkung ſeiner Schwere verhindert wird, eine Ungereimtheit iſt, von der man in den alten Kunſtwerken kein Exempel findet. Auch die neue Mahlerey erlaubet ſich dieſelben nie, ſondern wenn ein Körper in der Luft hangen ſoll, ſo müſſen ihn entweder Flügel halten, oder er muß auf etwas zu ruhen ſcheinen, und ſollte es auch nur eine bloße Wolke ſeyn. Wenn Homer die Thetis von dem Geſtade ſich zu Fuße in den Olymp erheben läßt, Ἡ μὲν ἄρ᾽ Οὔλυμπόνδε πόδας φέρε (Iliad. Σ v. 148) ſo verſtehet der Graf Caylus die Bedürfniſſe der Kunſt zu wohl, als daß er dem Mahler rathen ſollte, die Göttin ſo frey die Luft durchſchreiten zu laſſen. Sie muß

Aura — — — venias — —
Meque juves, intresque ſinus, gratiſſima, noſtros!

und ſeine Procris dieſe Aura für den Namen einer Nebenbuh-

ihren Weg auf einer Wolke nehmen, (Tableaux tirés de l'Iliade p. 91.) ſo wie er ſie ein andermal auf einen Wagen ſetzt, (p. 131.) obgleich der Dichter das Gegentheil von ihr ſagt. Wie kann es auch wohl anders ſeyn? Ob uns ſchon der Dichter die Göttin ebenfalls unter einer menſchlichen Figur denken läßt, ſo hat er doch alle Begriffe eines groben und ſchweren Stoffes davon entfernet, und ihren menſchenähnlichen Körper mit einer Kraft belebt, die ihn von den Geſetzen unſerer Bewegung ausnimt. Wodurch aber könnte die Mahlerey die körperliche Figur einer Gottheit von der körperlichen Figur eines Menſchen ſo vorzüglich unterſcheiden, daß unſer Auge nicht beleidiget würde, wenn es bey der einen ganz andere Regeln der Bewegung, der Schwere, des Gleichgewichts beobachtet fände, als bey der andern? Wodurch anders als durch verabredete Zeichen? In der That ſind ein Paar Flügel, eine Wolke auch nichts anders, als dergleichen Zeichen. Doch von dieſem ein mehreres an einem andern Orte. Hier iſt es genug, von den Vertheidigern der Addiſonſchen Meinung zu verlangen, mir eine andere ähnliche Figur auf alten Denkmälern zu zeigen, die ſo frey und bloß in der Luft hange. Sollte dieſer Mars die einzige in ihrer Art ſeyn? Und warum? Hatte vielleicht die Tradition einen Umſtand überliefert, der ein dergleichen Schweben in dieſem Falle nothwendig macht? Beym Ovid (Faſt. lib. I.) läßt ſich nicht die geringſte Spur davon entdecken. Vielmehr kann man zeigen, daß es keinen ſolchen Umſtand könne gegeben haben. Denn es finden ſich andere alte Kunſtwerke, welche die nehmliche Geſchichte vorſtellen, und wo Mars offenbar nicht ſchwebet, ſondern gehet. Man betrachte das Basrelief beym Montfaucon, (Suppl. T. I. p. 183.) das ſich, wenn ich nicht irre, zu Rom in dem Pallaſte der Mellini befindet. Die ſchlafende Rhea liegt unter einem Baume, und Mars nähert ſich ihr mit leiſen Schritten, und mit der bedeutenden Zurückſtreckung der rechten Hand, mit der wir denen hinter uns, entweder zurückzubleiben, oder ſachte zu folgen, befehlen. Es iſt vollkommen die nehmliche Stellung in der er auf der Münze erſcheinet, nur daß er hier die Lanze in der rechten und dort in der linken Hand führet. Man findet öfterer berühmte Statuen und Basreliefe auf alten Münzen copiret, als daß es auch nicht hier könnte geſchehen ſeyn, wo der Stempelſchneider den Ausdruck der zurückgewandten rechten Hand vielleicht nicht fühlte, und ſie daher beſſer mit der Lanze füllen zu können glaubte. — Alles dieſes nun zuſammen genommen, wie viel Wahrſcheinlichkeit bleibet dem Addiſon noch übrig? Schwerlich mehr, als ſo viel deren die bloße Möglichkeit hat. Doch woher eine beſſere Erklärung, wenn dieſe nichts taugt? Es kann ſeyn, daß ſich ſchon eine beſſere unter den vom Addiſon verworfenen Erklärungen findet. Findet ſich aber auch keine, was mehr? Die Stelle des Dichters iſt verdorben; ſie mag es bleiben. Und ſie wird es bleiben, wenn man auch noch zwanzig neue terin hält, daß ich, ſage ich, dieſe Stelle natürlicher finde, wenn ich aus den Kunſtwerken der Alten erſehe, daß ſie wirklich die ſanften Lüfte perſoniſiret, und eine Art weiblicher Sylphen, unter dem Namen Auræ, verehret haben.[d] Ich gebe es zu, daß wenn Juvenal einen vornehmen Taugenichts mit einer Hermesſäule vergleicht, man das Aehnliche in dieſer Verglei-

---

Vermuthungen darüber auskramen wollte. Dergleichen könnte, z. E. dieſe ſeyn, daß pendentis in ſeiner figürlichen Bedeutung genommen werden müße, nach welcher es ſo viel als ungewiß, unentſchloſſen, unentſchieden, heißet. Mars pendens wäre alsdenn ſo viel als Mars incertus oder Mars communis. Dii communes sunt, ſagt Servius, (ad v. 118. lib. XII. Aeneid.) Mars, Bellona, Victoria, quia hi in bello utrique parti favere possunt. Und die ganze Zeile,

Pendentisque Dei (effigiem) perituro ostenderet hosti,

würde dieſen Sinn haben, daß der alte römiſche Soldat das Bildniß des gemeinſchaftlichen Gottes ſeinem demohngeachtet bald unterliegenden Feinde unter die Augen zu tragen gewohnt geweſen ſey. Ein ſehr feiner Zug, der die Siege der alten Römer mehr zur Wirkung ihrer eignen Tapferkeit, als zur Frucht des partheyiſchen Beyſtandes ihres Stammvaters macht. Dem ohngeachtet: non liquet.

d) „Ehe ich, ſagt Spence (Polymetis Dialogue XIII. p. 208.) mit „dieſen Auræ, Luftnymphen bekannt ward, wußte ich mich in die Geſchichte „von Cephalus und Procris, beym Ovid, gar nicht zu finden. Ich konnte auf „keine Weiſe begreifen, wie Cephalus durch ſeine Ausruffung, Aura venias, „ſie möchte auch in einem noch ſo zärtlichen ſchmachtenden Tone erſchollen ſeyn, „jemanden auf den Argwohn bringen können, daß er ſeiner Procris untreu „ſey. Da ich gewohnt war, unter dem Worte Aura, nichts als die Luft „überhaupt, oder einen ſanften Wind insbeſondere, zu verſtehen, ſo kam mir „die Eiferſucht der Procris noch weit ungegründeter vor, als auch die aller „ausſchweifendſte gemeiniglich zu ſeyn pflegt. Als ich aber einmal gefunden „hatte, daß Aura eben ſowohl ein ſchönes junges Mädchen, als die Luft bedeuten könnte, ſo bekam die Sache ein ganz andres Anſehen, und die Geſchichte dünkte mich eine ziemlich vernünftige Wendung zu bekommen.“ Ich will den Beyfall, den ich dieſer Entdeckung, mit der ſich Spence ſo ſehr ſchmeichelt, in dem Texte ertheile, in der Note nicht wieder zurücknehmen. Ich kann aber doch nicht unangemerkt laſſen, daß auch ohne ſie die Stelle des Dichters ganz natürlich und begreiflich iſt. Man darf nehmlich nur wiſſen, daß Aura bey den Alten ein ganz gewöhnlicher Name für Frauenzimmer war. So heißt z. E. beym Nonnus (Dionys. lib. XLVIII.) die Nymphe aus dem Gefolge der Diana, die, weil ſie ſich einer männlichern Schönheit rühmte, als ſelbſt der Göttin ihre war, zur Strafe für ihre Vermeſſenheit, ſchlafend den Umarmungen des Bacchus Preis gegeben ward.

chung ſchwerlich finden dürfte, ohne eine ſolche Säule zu ſehen, ohne zu wiſſen, daß es ein ſchlechter Pfeiler iſt, der blos das Haupt, höchſtens mit dem Rumpfe, des Gottes trägt, und weil wir weder Hände noch Füße daran erblicken, den Begriff der Unthätigkeit erwecket.[e] — Erläuterungen von dieſer Art ſind nicht zu verachten, wenn ſie auch ſchon weder allezeit nothwen-

---

[e] Iuvenalis Saty. VIII. v. 52-55.

— — — — At tu
Nil nisi Cecropides; truncoque simillimus Hermæ:
Nullo quippe alio vincis discrimine, quam quod
Illi marmoreum caput est, tua vivit imago.

Wenn Spence die griechiſchen Schriftſteller mit in ſeinen Plan gezogen gehabt hätte, ſo würde ihm vielleicht, vielleicht aber auch nicht, eine alte Aeſopiſche Fabel beygefallen ſeyn, die aus der Bildung einer ſolchen Hermesſäule ein noch weit ſchöneres, und zu ihrem Verſtändniſſe weit unentbehrlicheres Licht erhält, als dieſe Stelle des Juvenals. „Merkur, erzehlet Aeſopus, „wollte gern erfahren, in welchem Anſehen er bey den Menſchen ſtünde. Er „verbarg ſeine Gottheit, und kam zu einem Bildhauer. Hier erblickte er die „Statue des Jupiters, und fragte den Künſtler, wie theuer er ſie halte? „Eine Drachme: war die Antwort. Merkur lächelte: und dieſe Juno? fragte „er weiter. Ohngefehr eben ſo viel. Indem ward er ſein eigenes Bild gewahr, und dachte bey ſich ſelbſt: ich bin der Bothe der Götter; von mir „kömmt aller Gewinn; mich müßen die Menſchen nothwendig weit höher „ſchätzen. Aber hier dieſer Gott? (Er wies auf ſein Bild.) Wie theuer „möchte wohl der ſeyn? Dieſer? antwortete der Künſtler. O, wenn ihr mir „jene beyde abkauft, ſo ſollt ihr dieſen oben drein haben.“ Merkur war abgeführt. Allein der Bildhauer kannte ihn nicht, und konnte alſo auch nicht die Abſicht haben, ſeine Eigenliebe zu kränken, ſondern es mußte in der Beſchaffenheit der Statuen ſelbſt gegründet ſeyn, warum er die letztere ſo geringſchätzig hielt, daß er ſie zur Zugabe beſtimmte. Die geringere Würde des Gottes, welchen ſie vorſtellte, konnte dabey nichts thun, denn der Künſtler ſchätzet ſeine Werke nach der Geſchicklichkeit, dem Fleiße und der Arbeit, welche ſie erfordern, und nicht nach dem Range und dem Werthe der Weſen, welche ſie ausdrücken. Die Statue des Merkurs mußte weniger Geſchicklichkeit, weniger Fleiß und Arbeit verlangen, wenn ſie weniger koſten ſollte, als eine Statue des Jupiters oder der Juno. Und ſo war es hier wirklich. Die Statuen des Jupiters und der Juno zeigten die völlige Perſon dieſer Götter; die Statue des Merkurs hingegen war ein ſchlechter viereckigter Pfeiler, mit dem bloßen Bruſtbilde deſſelben. Was Wunder alſo, daß ſie eben drein geben konnte? Merkur überſahe dieſen Umſtand, weil er ſein vermeintliches überwiegendes Verdienſt nur allein vor Augen hatte, und ſo war ſeine Demüthigung eben ſo natürlich, als verdient. Man wird ſich vergebens bey dig, noch allezeit hinlänglich ſeyn ſollten. Der Dichter hatte das Kunſtwerk als ein für ſich beſtehendes Ding, und nicht als Nachahmung, vor Augen; oder Künſtler und Dichter hatten einerley angenommene Begriffe, dem zu Folge ſich auch Uebereinſtimmung in ihren Vorſtellungen zeigen mußte, aus welcher ſich auf die Allgemeinheit jener Begriffe zurückſchließen läßt.

Allein wenn Tibull die Geſtalt des Apollo mahlet, wie er ihm im Traume erſchienen: — Der ſchönſte Jüngling, die Schläfe mit dem keuſchen Lorbeer umwunden; ſyriſche Gerüche duften aus dem güldenen Haare, das um den langen Nacken ſchwimmet; glänzendes Weiß und Purpurröthe miſchen ſich auf dem ganzen Körper, wie auf der zarten Wange der Braut, die izt ihrem Geliebten zugeführet wird: — warum müßen dieſe Züge von alten berühmten Gemählden erborgt ſeyn? Echions nova nupta verecundia notabilis mag in Rom geweſen ſeyn, mag tauſend und tauſendmal ſeyn copiret worden, war darum die bräutliche Schaam ſelbſt aus der Welt verſchwunden? Seit ſie der Mahler geſehen hatte, war ſie für keinen Dichter mehr zu ſehen, als in der Nachahmung des Mahlers?[f] Oder wenn ein anderer Dichter den Vulkan ermüdet, und ſein vor der Eſſe erhiztes Geſicht roth, brennend nennet: mußte er es erſt aus dem Werke eines Mahlers lernen, daß Arbeit ermattet und Hitze röthet?[g] Oder wenn Lucrez den Wechſel der Jahreszeiten beſchreibet, und ſie, mit dem ganzen Gefolge ihrer Wirkungen in der Luft und auf der Erde, in ihrer natürlichen Ord-

---

den Auslegern und Ueberſetzern und Nachahmern der Fabeln des Aeſopus nach der geringſten Spur von dieſer Erklärung umſehen; wohl aber könnte ich ihrer eine ganze Reihe anführen, wenn es ſich der Mühe lohnte, die das Mährchen gerade zu verſtanden, das iſt, ganz und gar nicht verſtanden haben. Sie haben die Ungereimtheit, welche darinn liegt, wenn man die Statuen alle für Werke von einerley Ausführung annimmt, entweder nicht gefühlt, oder wohl noch gar übertrieben. Was ſonſt in dieſer Fabel anſtößig ſeyn könnte, wäre vielleicht der Preis, welchen der Künſtler ſeinem Jupiter ſetzet. Für eine Drachma kann ja wohl auch kein Töpfer eine Puppe machen. Eine Drachma muß alſo hier überhaupt für etwas ſehr geringes ſtehen. (Fab. Aeſop. 90. Edit. Haupt. p. 70.)

[f] Tibullus Eleg. 4. lib. III. Polymetis Dial. VIII. p. 84.

[g] Statius lib. I. Sylv. 5. v. 8. Polymetis Dial. VIII. p. 81.

nung vorüber führet: war Lucrez ein Ephemeron, hatte er kein ganzes Jahr durchlebet, um alle die Veränderungen ſelbſt erfahren zu haben, daß er ſie nach einer Proceßion ſchildern mußte, in welcher ihre Statuen herumgetragen wurden? Mußte er erſt von dieſen Statuen den alten poetiſchen Kunſtgriff lernen, dergleichen Abſtracta zu wirklichen Weſen zu machen? [h] Oder Virgils pontem indignatus Araxes, dieſes vortreffliche poetiſche

---

[h] Lucretius de R. N. lib. V. v. 736-747.

It Ver, & Venus, & Veneris prænuntius ante
Pinnatus graditur Zephyrus; veſtigia propter
Flora quibus mater præſpargens ante viai
Cuncta coloribus egregiis & odoribus opplet.
Inde loci ſequitur Calor aridus, & comes una
Pulverulenta Ceres; & Eteſia flabra Aquilonum.
Inde Autumnus adit; graditur ſimul Evius Evan:
Inde aliæ tempeſtates ventique ſequuntur,
Altitonans Volturnus & Auſter fulmine pollens.
Tandem Bruma nives adfert, pigrumque rigorem
Reddit, Hyems ſequitur, crepitans ac dentibus Algus.

Spence erkennet dieſe Stelle für eine von den ſchönſten in dem ganzen Gedichte des Lucrez. Wenigſtens iſt ſie eine von denen, auf welche ſich die Ehre des Lucrez als Dichter gründet. Aber wahrlich, es heißt ihm dieſe Ehre ſchmälern, ihn völlig darum bringen wollen, wenn man ſagt: Dieſe ganze Beſchreibung ſcheinet nach einer alten Proceßion der vergötterten Jahreszeiten, nebſt ihrem Gefolge, gemacht zu ſeyn. Und warum das? „Darum, „ſagt der Engländer, weil bey den Römern ehedem dergleichen Proceßionen „mit ihren Göttern überhaupt, eben ſo gewöhnlich waren, als noch itzt in „gewiſſen Ländern die Proceßionen ſind, die man den Heiligen zu Ehren anſtellet; und weil hiernächſt alle Ausdrücke welche der Dichter hier braucht, „auf eine Proceßion recht ſehr wohl paſſen.“ (come in very aptly, if applied to a proceſſion.) Treffliche Gründe! Und wie vieles wäre gegen den letzten noch einzuwenden. Schon die Beywörter, welche der Dichter den perſonifirten Abſtrakten giebt, Calor aridus, Ceres pulverulenta, Volturnus altitonans, fulmine pollens Auſter, Algus dentibus crepitans, zeigen, daß ſie das Weſen von ihm, und nicht von dem Künſtler haben, der ſie ganz anders hätte charakteriſiren müſſen. Spence ſcheinet übrigens auf dieſen Einfall von einer Proceßion durch Abraham Preigern gekommen zu ſeyn, welcher in ſeinen Anmerkungen über die Stelle des Dichters ſagt: Ordo eſt quaſi Pompæ cujusdam, Ver & Venus, Zephyrus & Flora &c. Allein dabey hätte es auch Spence nur ſollen bewenden laſſen. Der Dichter führet die Jahrszeiten gleichſam in einer Proceßion auf; das iſt gut. Aber er hat es von einer Proceßion gelernt, ſie ſo aufzuführen; das iſt ſehr abgeſchmackt.

Bild eines über ſeine Ufer ſich ergießenden Flußes, wie er die über ihn geſchlagene Brücke zerreißt, verliert es nicht ſeine ganze Schönheit, wenn der Dichter auf ein Kunſtwerk damit angeſpielet hat, in welchem dieſer Flußgott als wirklich eine Brücke zerbrechend vorgeſtellet wird? [i] — Was ſollen wir mit dergleichen Erläuterungen, die aus der klärſten Stelle den Dichter verdrängen; um den Einfall eines Künſtlers durchſchimmern zu laßen?

Ich betaure, daß ein ſo nützliches Buch, als Polymetis ſonſt ſeyn könnte, durch dieſe geſchmackloſe Grille, den alten Dichtern ſtatt eigenthümlicher Phantaſie, Bekanntſchaft mit fremder unter zu ſchieben, ſo ekel, und den claßiſchen Schriftſtellern weit nachtheiliger geworden iſt, als ihnen die wäßrigen Auslegungen der ſchaalſten Wortforſcher nimmermehr ſeyn können. Noch mehr betauere ich, daß Spencen ſelbſt Addiſon hierinn vorgegangen, der aus löblicher Begierde, die Kenntniß der alten Kunſtwerke zu einem Auslegungsmittel zu erheben, die Fälle eben ſo wenig unterſchieden hat, in welchen die Nachahmung des Künſtlers dem Dichter anſtändig, in welchen ſie ihm verkleinerlich iſt. [k]

VIII.

Von der Aehnlichkeit, welche die Poeſie und Mahlerey mit einander haben, macht ſich Spence die allerſeltſamſten Begriffe. Er glaubet, daß beyde Künſte bey den Alten ſo genau verbunden geweſen, daß ſie beſtändig Hand in Hand gegangen, und der Dichter nie den Mahler, der Mahler nie den Dichter aus den Augen verloren habe. Daß die Poeſie die weitere Kunſt iſt, daß ihr Schönheiten zu Gebothe ſtehen, welche die Mahlerey nicht zu erreichen vermag; daß ſie öfters Urſachen haben kann, die unmahleriſchen Schönheiten den mahleriſchen vor zu ziehen: daran ſcheinet er gar nicht gedacht zu haben, und iſt daher bey dem geringſten Unterſchiede, den er unter den alten Dichtern und Artiſten bemerkt, in einer Verlegenheit, die ihn auf die wunderlichſten Ausflüchte von der Welt bringt.

Die alten Dichter geben dem Bacchus meiſtentheils Hörner.

---

[i] Aeneid. Lib. VIII. v. 728. Polymetis Dial. XIV. p. 230.

[k] In verſchiedenen Stellen ſeiner Reiſen und ſeines Geſprächs über die alten Münzen.

Es iſt alſo doch wunderbar, ſagt Spence, daß man dieſe Hörner an ſeinen Statuen ſo ſelten erblickt.[a] Er fällt auf dieſe, er fällt auf eine andere Urſache, auf die Unwiſſenheit der Antiquare, auf die Kleinheit der Hörner ſelbſt, die ſich unter den Trauben und Epheublättern, dem beſtändigen Kopfputze des Gottes, möchten verkrochen haben. Er windet ſich um die wahre Urſache herum, ohne ſie zu argwohnen. Die Hörner des Bacchus waren keine natürliche Hörner, wie ſie es an den Faunen und Satyren waren. Sie waren ein Stirnſchmuck, den er aufſetzen und ablegen konnte.

— Tibi, cum ſine cornibus adſtas
Virgineum caput eſt: — —

heißt es in der feyerlichen Anrufung des Bacchus beim Ovid.[b] Er konnte ſich alſo auch ohne Hörner zeigen; und zeigte ſich ohne Hörner, wenn er in ſeiner jungfräulichen Schönheit erſcheinen wollte. In dieſer wollten ihn nun auch die Künſtler darſtellen, und mußten daher alle Zuſätze von übler Wirkung an ihm vermeiden. Ein ſolcher Zuſatz wären die Hörner geweſen, die an dem Diadem befeſtiget waren, wie man an einem Kopfe in dem Königl. Cabinet zu Berlin ſehen kann.[c] Ein ſolcher Zuſatz war das Diadem ſelbſt, welches die ſchöne Stirne verdeckte, und daher an den Statuen des Bacchus eben ſo ſelten vorkömmt, als die Hörner, ob es ihm ſchon, als ſeinem Erfinder, von den Dichtern eben ſo oft beygeleget wird. Dem Dichter gaben die Hörner und das Diadem feine Anſpielungen auf die Thaten und den Charakter des Gottes: dem Künſtler hingegen wurden ſie Hinderungen größere Schönheiten zu zeigen, und wenn Bacchus, wie ich glaube eben darum den Beynamen Biformis, Διμορφος, hatte, weil er ſich ſowohl ſchön als ſchrecklich zeigen konnte, ſo war es wohl natürlich, daß die Künſtler diejenige von ſeiner Geſtalt am liebſten wählten, die der Beſtimmung ihrer Kunſt am meiſten entſprach.

Minerva und Juno ſchleidern bey den römiſchen Dichtern öfters den Blitz. Aber warum nicht auch in ihren Abbildungen? fragt Spence.[d] Er antwortet: es war ein beſonderes Vorrecht dieſer zwey Göttinnen, wovon man den Grund vielleicht erſt in den Samothraciſchen Geheimniſſen erfuhr; weil aber die Artiſten bey den alten Römern als gemeine Leute betrachtet, und daher zu dieſen Geheimniſſen ſelten zugelaßen wurden, ſo wußten ſie ohne Zweifel nichts davon, und was ſie nicht wußten, konnten ſie nicht vorſtellen? Ich möchte Spencen dagegen fragen: arbeiteten dieſe gemeinen Leute vor ihren Kopf, oder auf Befehl Vornehmerer, die von den Geheimniſſen unterrichtet ſeyn konnten? Stunden die Artiſten auch bey den Griechen in dieſer Verachtung? Waren die römiſchen Artiſten nicht mehrentheils gebohrne Griechen? Und ſo weiter.

---

[a] Polymetis Dial. IX. p. 129.

[b] Metamorph. lib. IV. v. 19. 20.

[c] Begeri Thes. Brandenb. Vol. III. p. 242.

Statius und Valerius Flaccus ſchildern eine erzürnte Venus, und mit ſo ſchrecklichen Zügen, daß man ſie in dieſem Augenblicke eher für eine Furie, als für die Göttin der Liebe halten ſollte. Spence ſiehet ſich in den alten Kunſtwerken vergebens nach einer ſolchen Venus um. Was ſchließt er daraus? Daß dem Dichter mehr erlaubt iſt als dem Bildhauer und Mahler? Das hätte er daraus ſchließen ſollen; aber er hat es einmal für allemal als einen Grundſatz angenommen, daß in einer poetiſchen Beſchreibung nichts gut ſey, was unſchicklich ſeyn würde, wenn man es in einem Gemählde, oder an einer Statue vorſtellte.[e] Folglich müßen die Dichter gefehlt haben. „Statius „und Valerius ſind aus einer Zeit, da die römiſche Poeſie ſchon „in ihrem Verfalle war. Sie zeigen auch hierin ihren verderb„ten Geſchmack, und ihre ſchlechte Beurtheilungskraft. Bey den „Dichtern aus einer beßern Zeit wird man dergleichen Verſto„ßungen wider den mahleriſchen Ausdruck nicht finden.“[f]

So etwas zu ſagen, braucht es wahrlich wenig Unterſcheidungskraft. Ich will indeß mich weder des Statius noch des Valerius in dieſem Fall annehmen, ſondern nur eine allgemeine Anmerkung machen. Die Götter und geiſtigen Weſen, wie ſie der Künſtler vorſtellet, ſind nicht völlig ebendieſelben, welche der Dichter braucht. Bey dem Künſtler ſind ſie perſoniſirte Abſtracta, die beſtändig die ähnliche Charakteriſirung behalten müßen, wenn ſie erkenntlich ſeyn ſollen. Bey dem Dichter hingegen ſind ſie wirkliche handelnde Weſen, die über ihren allgemeinen Charakter noch andere Eigenſchaften und Affecten haben, welche nach Gelegenheit der Umſtände vor jenen vorſtechen können. Venus iſt dem Bildhauer nichts als die Liebe; er muß ihr alſo alle die ſittſame verſchämte Schönheit, alle die holden Reitze geben, die uns an geliebten Gegenſtänden entzücken, und die wir daher mit in den abgeſonderten Begriff der Liebe bringen. Die geringſte Abweichung von dieſem Ideal läßt uns ſein Bild verkennen. Schönheit, aber mit mehr Majeſtät als Scham, iſt ſchon keine Venus, ſondern eine Juno. Reitze, aber mehr gebieteriſche, männliche, als holde Reitze, geben eine Minerva ſtatt einer Venus. Vollends eine zürnende Venus, eine Venus von Rache und Wuth getrieben, iſt dem Bildhauer ein wahrer Widerſpruch; denn die Liebe, als Liebe, zürnet nie, rächet ſich nie. Bey dem Dichter hingegen iſt Venus zwar auch die Liebe, aber die Göttin der Liebe, die außer dieſem Charakter, ihre eigene Individualität hat, und folglich der Triebe des Abſcheus eben ſo fähig ſeyn muß, als der Zuneigung. Was Wunder alſo, daß ſie bey ihm in Zorn und Wuth entbrennet, beſonders wenn es die beleidigte Liebe ſelbſt iſt, die ſie darein verſetzet?

---

[d] Polymetis Dial. VI. p. 63.

[e] Polymetis Dialogue XX. p. 311. Scarce any thing can be good in a poetical description, which would appear abſurd, if repreſented in a ſtatue or picture.

[f] Polymetis Dial. VII. p. 74.

Es iſt zwar wahr, daß auch der Künſtler in zuſammengeſetzten Werken, die Venus, oder jede andere Gottheit, außer ihrem Charakter, als ein wirklich handelndes Weſen, ſo gut wie der Dichter, einführen kann. Aber alsdenn müßen wenigſtens ihre Handlungen ihrem Charakter nicht widerſprechen, wenn ſie ſchon keine unmittelbare Folgen deſſelben ſind. Venus übergiebt ihrem Sohne die göttlichen Waffen: dieſe Handlung kann der Künſtler, ſowohl als der Dichter, vorſtellen. Hier hindert ihn nichts, der Venus alle die Anmuth und Schönheit zu geben, die ihr als Göttin der Liebe zukommen; vielmehr wird ſie eben dadurch in ſeinem Werke um ſo viel kenntlicher. Allein wenn ſich Venus an ihren Verächtern, den Männern zu Lemnos rächen will, in vergrößerter wilder Geſtalt, mit fleckigten Wangen, in verwirrtem Haare, die Pechfackel ergreiſt, ein ſchwarzes Gewand um ſich wirſt, und auf einer finſtern Wolke ſtürmiſch herabfährt: ſo iſt das kein Augenblick für den Künſtler, weil er ſie durch nichts in dieſem Augenblicke kenntlich machen kann. Es iſt nur ein Augenblick für den Dichter, weil dieſer das Vorrecht hat, einen andern, in welchem die Göttin ganz Venus iſt, ſo nahe, ſo genau damit zu verbinden, daß wir die Venus auch in der Furie nicht aus den Augen verlieren. Dieſes thut Flaccus:

— — Neque enim alma videri
Iam tumet; aut tereti crinem ſubnectitur auro,
Sidereos diffuſa ſinus. Eadem effera & ingens
Et maculis ſuffecta genas: pinumque ſonantem
Virginibus Stygiis, nigramque ſimillima pallam. g

Eben dieſes thut Statius:

Illa Paphon veterem centumque altaria linquens,
Nec vultu nec crine prior, ſolviſſe jugalem
Ceſton, & Idalias procul ablegaſſe volucres
Fertur. Erant certe, media qui noctis in umbra
Divam, alios ignes majoraque tela gerentem,
Tartarias inter thalamis volitaſſe ſorores
Vulgarent: utque implicitis arcana domorum
Anguibus, & ſæva formidine cuncta repleſſet
Limina. h —

Oder man kann ſagen: der Dichter allein beſitzet das Kunſtſtück, mit negativen Zügen zu ſchildern, und durch Vermiſchung dieſer negativen mit poſitiven Zügen, zwey Erſcheinungen in eine zu bringen. Nicht mehr die holde Venus; nicht mehr das Haar mit goldenen Spangen geheftet; von keinem azurnen Gewande umflattert; ohne ihren Gürtel; mit andern Flammen, mit größern Pfeilen bewafnet; in Geſellſchaft ihr ähnlicher Furien. Aber weil der Artiſt dieſes Kunſtſtückes entbehren muß, ſoll ſich ſeiner darum auch der Dichter enthalten? Wenn die Mahlerey die Schweſter der Dichtkunſt ſeyn will: ſo ſey ſie wenigſtens

---

g) Argonaut. Lib. II. v. 102-106.

h) Thebaid. Lib. V. v. 61-64.

keine eiferſüchtige Schweſter; und die jüngere unterſage der älteren nicht alle den Putz, der ſie ſelbſt nicht kleidet.

IX.

Wenn man in einzeln Fällen den Mahler und Dichter mit einander vergleichen will, ſo muß man vor allen Dingen wohl zuſehen, ob ſie beyde ihre völlige Freyheit gehabt haben, ob ſie ohne allen äußerlichen Zwang auf die höchſte Wirkung ihrer Kunſt haben arbeiten können.

Ein ſolcher äußerlicher Zwang war dem alten Künſtler öfters die Religion. Sein Werk zur Verehrung und Anbetung beſtimmt, konnte nicht allezeit ſo vollkommen ſeyn, als wenn er einzig das Vergnügen des Betrachters dabey zur Abſicht gehabt hätte. Der Aberglaube überladete die Götter mit Sinnbildern, und die ſchönſten von ihnen wurden nicht überall als die ſchönſten verehret.

Bacchus ſtand in ſeinem Tempel zu Lemnos, aus welchem die fromme Hypſipile ihren Vater unter der Geſtalt des Gottes rettete,[a] mit Hörnern, und ſo erſchien er ohne Zweifel in allen ſeinen Tempeln, denn die Hörner waren ein Sinnbild, welches ſein Weſen mit bezeichnete. Nur der freye Künſtler, der ſeinen Bacchus für keinen Tempel arbeitete, ließ dieſes Sinnbild weg; und wenn wir, unter den noch übrigen Statuen von ihm keine mit Hörnern finden,[b] ſo iſt dieſes vielleicht ein Beweis, daß es keine von den geheiligten ſind, in welchen er wirklich verehret worden. Es iſt ohnedem höchſt wahrſcheinlich, daß auf dieſe letzteren die Wuth der frommen Zerſtörer in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums vornehmlich gefallen iſt, die nur hier und da ein Kunſtwerk ſchonte, welches durch keine Anbetung verunreiniget war.

---

[a] Valerius Flaccus Lib. II. Argonaut. v. 265-273.

Serta patri, juvenisque comam vestesque Lyaei
Induit, & medium curru locat; aeraque circum
Tympanaque & plenas tacita formidine cistas.
Ipsa sinus hederisque ligat famularibus artus:
Pampineamque quatit ventosis ictibus hastam,
Respiciens; teneat virides velatus habenas
Ut pater, & nivea tumeant ut cornua mitra,
Et sacer ut Bacchum referat scyphus.

Das Wort tumeant, in der letzten ohn einen Zeile, ſcheinet übrigens anzuzeigen, daß man die Hörner des Bacchus nicht ſo klein gemacht, als ſich Spence einbildet.

[b] Der ſo genannte Bacchus in dem Mediceiſchen Garten zu Rom (beym Montfaucon Suppl. aux Ant. T. I. p. 254.) hat kleine aus der Stirne hervorſproſſende Hörner; aber es giebt Kenner, die ihn eben darum

Da indeß unter den aufgegrabenen Antiken ſich Stücke ſowohl von der einen als von der andern Art finden, ſo wünſchte ich, daß man den Namen der Kunſtwerke nur denjenigen beylegen möchte, in welchen ſich der Künſtler wirklich als Künſtler zeigen können, bey welchen die Schönheit ſeine erſte und letzte Abſicht geweſen. Alles andere, woran ſich zu merkliche Spuren gottesdienſtlicher Verabredungen zeigen, verdienet dieſen Namen nicht, weil die Kunſt hier nicht um ihrer ſelbſt willen gearbeitet, ſondern ein bloßes Hülfsmittel der Religion war, die bey den ſinnlichen Vorſtellungen, die ſie ihr aufgab, mehr auf das Bedeutende als auf das Schöne ſahe; ob ich ſchon dadurch nicht ſagen will, daß ſie nicht auch öfters alles Bedeutende in das Schöne geſetzt, oder aus Nachſicht für die Kunſt und den feinern Geſchmack des Jahrhunderts, von jenem ſo viel nachgelaßen habe, daß dieſes allein zu herrſchen ſcheinen können.

Macht man keinen ſolchen Unterſchied, ſo werden der Kenner und der Antiquar beſtändig mit einander im Streite liegen, weil ſie einander nicht verſtehen. Wenn jener, nach ſeiner Ein-

---

lieber zu einem Faune machen wollen. In der That ſind ſolche natürliche Hörner eine Schändung der menſchlichen Geſtalt, und können nur Weſen geziemen, denen man eine Art von Mittelgeſtalt zwiſchen Menſchen und Thier ertheilte. Auch iſt die Stellung, der lüſterne Blick nach der über ſich gehaltenen Traube, einem Begleiter des Weingottes anſtändiger, als dem Gotte ſelbſt. Ich erinnere mich hier, was Clemens Alexandrinus von Alexander dem Großen ſagt (Protrept. p. 48. Edit. Pott.) Ἐβούλετο δὲ καὶ Ἀλέξανδρος Ἄμμωνος υἱὸς εἶναι δοκεῖν, καὶ κερασφόρος ἀναπλάττεσθαι πρὸς τῶν ἀγαλματοποιῶν, τὸ καλὸν ἀνθρώπου ὑβρίσαι σπεύδων κέρατι. Es war Alexanders ausdrücklicher Wille, daß ihn der Bildhauer mit Hörnern vorſtellen ſollte: er war es gern zufrieden, daß die menſchliche Schönheit in ihm mit Hörnern beſchimpft ward, wenn man ihn nur eines göttlichen Urſprunges zu ſeyn glaubte.

ſicht in die Beſtimmung der Kunſt, behauptet, daß dieſes oder jenes der alte Künſtler nie gemacht habe, nehmlich als Künſtler nicht, freywillig nicht: ſo wird dieſer es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch ſonſt eine außer dem Gebiete der Kunſt liegende Urſache, von dem Künſtler habe machen laßen, von dem Künſtler nehmlich als Handarbeiter. Er wird alſo mit der erſten mit der beſten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben, die dieſer ohne Bedenken, aber zu großem Aergerniſſe der gelehrten Welt, wieder zu dem Schutte verdammet, woraus ſie gezogen worden.[e]

[e] Als ich oben behauptete, daß die alten Künſtler keine Furien gebildet hätten, war es mir nicht entfallen, daß die Furien mehr als einen Tempel gehabt, die ohne ihre Statuen gewiß nicht geweſen ſind. In dem zu Cery nea fand Pauſanias dergleichen von Holz; ſie waren weder groß, noch ſonſt beſonders merkwürdig; es ſchien, daß die Kunſt, die ſich nicht an ihnen zeigen können, es an den Bildſäulen ihrer Prieſterinnen, die in der Halle des Tempels ſtanden, einbringen wollen, als welche von Stein, und von ſehr ſchöner Arbeit waren. (Pausanias Achaic. cap. XXV. p. 587. Edit. Kuhn.) Ich hatte eben ſo wenig vergeſſen, daß man Köpfe von ihnen auf einem Abraxas, den Chiffletius bekannt gemacht, und auf einer Lampe beym Licetus zu ſehen glaube. (Dissertat. sur les Furies par Banier, Memoires de l'Academie des Inscript. T. V. p. 48.) Auch ſogar die Urne von Hetruriſcher Arbeit beym Gorius (Tab. 151 Musei Etrusci) auf welcher Oreſtes und Pylades erſcheinen, wie ihnen zwey Furien mit Fackeln zuſetzen, war mir nicht unbekannt. Allein ich redete von Kunſtwerken, von welchen ich alle dieſe Stücke ausſchließen zu können glaubte. Und wäre auch das letztere nicht ſo wohl als die übrigen davon auszuſchließen, ſo dienet es von einer andern Seite, mehr meine Meinung zu beſtärken, als zu widerlegen. Denn ſo wenig auch die hetruriſchen Künſtler überhaupt auf das Schöne gearbeitet, ſo ſcheinen ſie doch auch die Furien nicht ſo wohl durch ſchreckliche Geſichtszüge, als vielmehr durch ihre Tracht und Attributa ausgedrückt zu haben. Dieſe ſtoßen mit ſo ruhigem Geſichte dem Oreſtes und Pylades ihre Fackeln unter die Augen, daß ſie faſt ſcheinen, ſie nur im Scherze erſchrecken zu wollen. Wie fürchterlich ſie dem Oreſtes und Pylades vorgekommen, läßt ſich nur aus ihrer Furcht, keinesweges aber aus der Bildung der Furien ſelbſt abnehmen. Es ſind alſo Furien, und ſind auch keine; ſie verrichten das Amt der Furien, aber nicht in der Verſtellung von Grimm und Wuth, welche wir mit ihrem Namen zu verbinden gewohnt ſind; nicht mit der Stirne, die wie Catull ſagt, expirantis praeportat pectoris iras. — Noch kürzlich glaubte Herr Winkelmann, auf einem Carniole in dem Stoßiſchen Cabinette, eine Furie im Laufe mit fliegendem Rocke und Haaren, und einem Dolche in der Hand, gefunden zu haben. (Bibliothek der ſch. Wiſſ. V Band S. 30.) Der Herr von Hagedorn

Gegentheils kann man ſich aber auch den Einfluß der Religion auf die Kunſt zu groß vorſtellen. Spence giebt hiervon ein ſonderbares Beyſpiel. Er fand beym Ovid, daß Veſta in ihrem Tempel unter keinem perſönlichen Bilde verehret worden; und dieſes dünkte ihm genug, daraus zu ſchlieſſen, daß es überhaupt keine Bildſäulen von dieſer Göttin gegeben habe, und daß alles, was man bisher dafür gehalten, nicht die Veſta, ſondern eine Veſtalin vorſtelle.[d] Eine ſeltſame Folge! Verlohr der Künſtler darum ſein Recht, ein Weſen, dem die Dichter eine beſtimmte Perſönlichkeit geben, das ſie zur Tochter des Saturnus und der Ops machen, das ſie in Gefahr kommen laſſen, unter die Mißhandlungen des Priapus zu fallen, und was ſie ſonſt von ihr erzehlen, verlohr er, ſage ich, darum ſein Recht, dieſes Weſen auch nach ſeiner Art zu perſoniſiren, weil es in Einem Tempel nur unter dem Sinnbilde des Feuers verehret ward? Denn Spence begehet dabey noch dieſen Fehler, daß er das, was Ovid nur von einem gewiſſen Tempel der Veſta, nehmlich von dem zu Rom ſagt,[e] auf alle Tempel dieſer Göttin

---

rieth hierauf auch den Künſtlern ſchon an, ſich dieſe Anzeige zu Nutze zu machen, und die Furien in ihren Gemählden ſo vorzuſtellen. (Betrachtungen über die Mahlerey S. 222.) Allein Herr Winkelmann hat hernach dieſe ſeine Entdeckung ſelbſt wiederum ungewiß gemacht, weil er nicht gefunden, daß die Furien, anſtatt mit Fackeln, auch mit Dolchen von den Alten bewaffnet worden. (Deſcript. des Pierres gravées p. 84.) Ohne Zweifel erkennt er alſo die Figuren, auf Münzen der Städte Lyrba und Maſſaura, die Spanheim für Furien ausgiebt (Les Ceſars de Julien p. 44.) nicht dafür, ſondern für eine Hecate triformis; denn ſonſt fände ſich allerdings hier eine Furie, die in jeder Hand einen Dolch führet, und es iſt ſonderbar, daß eben dieſe auch in bloßen ungebundenen Haaren erſcheint, die an den andern mit einem Schleyer bedeckt ſind. Doch geſetzt auch, es wäre wirklich ſo, wie es dem Herrn Winkelmann zuerſt vorgekommen: ſo würde es auch mit dieſem geſchnittenen Steine eben die Bewandtniß haben, die es mit der Hetruriſchen Urne hat, es wäre denn, daß ſich wegen Kleinheit der Arbeit gar keine Geſichtszüge erkennen ließen. Ueberdem gehören auch die geſchnittenen Steine überhaupt, wegen ihres Gebrauchs als Siegel, ſchon mit zur Bilderſprache, und ihre Figuren mögen öfterer eigenſinnige Symbola der Beſitzer, als freywillige Werke der Künſtler ſeyn.

[d] Polymetis Dial. VII. p. 81.

[e] Faſt. lib. VI. v. 295-98.

Eſſe diu ſtultus Veſtæ ſimulacra putavi:
Mox didici curvo nulla ſubeſſe tholo.

ohne Unterſchied, und auf ihre Verehrung überhaupt, ausdehnet. Wie ſie in dieſem Tempel zu Rom verehret ward, ſo ward ſie nicht überall verehret, ſo war ſie ſelbſt nicht in Italien verehret worden, ehe ihn Numa erbaute. Numa wollte keine Gottheit in menſchlicher oder thieriſcher Geſtalt vorgeſtellet wiſſen; und darinn beſtand ohne Zweifel die Verbeſſerung, die er in dem Dienſte der Veſta machte, daß er alle perſönliche Vorſtellung von ihr daraus verbannte. Ovid ſelbſt lehret uns, daß es vor den Zeiten des Numa, Bildſäulen der Veſta in ihrem Tempel gegeben habe, die, als ihre Prieſterin Sylvia Mutter ward, vor Scham die jungfräulichen Hände vor die Augen hoben.[f] Daß ſogar in den Tempeln, welche die Göttin auſſer der Stadt in den römiſchen Provinzen hatte, ihre Verehrung nicht völlig von der Art geweſen, als ſie Numa verordnet, ſcheinen verſchiedene alte Innſchriften zu beweiſen, in welchen eines Pontificis Veſtae gedacht wird.[g] Auch zu Corinth war ein Tempel der Veſta ohne alle Bildſäule, mit einem bloßen Altare, worauf

---

Ignis inexstinctus templo celatur in illo.
Effigiem nullam Vesta, nec ignis, habet.

Ovid redet nur von dem Gottesdienſte der Veſta in Rom, nur von dem Tempel, den ihr Numa daſelbſt erbauet hatte, von dem er kurz zuvor (v. 259. 60) ſagt:

Regis opus placidi, quo non metuentius ullum
Numinis ingenium terra Sabina tulit.

f) Fast. lib. III. v. 45 46.

Sylvia fit mater: Vestae simulacra feruntur
Virgineas oculis opposuisse manus.

Auf dieſe Weiſe hätte Spence den Ovid mit ſich ſelbſt vergleichen ſollen. Der Dichter redet von verſchiednen Zeiten. Hier von den Zeiten vor dem Numa, dort von den Zeiten nach ihm. In jenen ward ſie in Italien unter perſönlichen Vorſtellungen verehret, ſo wie ſie in Troja war verehret worden, von wannen Aeneas ihren Gottesdienſt mit herüber gebracht hatte.

— — Manibus vittas, Vestamque potentem,
Aeternumque adytis effert penetralibus ignem:

ſagt Virgil von dem Geiſte des Hektors, nachdem er dem Aeneas zur Flucht gerathen. Hier wird das ewige Feuer von der Veſta ſelbſt, oder ihrer Bildſäule, ausdrücklich unterſchieden. Spence muß die römiſchen Dichter zu ſeinem Behufe doch noch nicht aufmerkſam genug durchgeleſen haben, weil ihm dieſe Stelle entwiſcht iſt.

g) Lipsius de Vesta & Vestalibus cap. 13.

der Göttin geopfert ward.[h] Aber hatten die Griechen darum gar keine Statuen der Veſta? Zu Athen war eine im Prytaneo, neben der Statue des Friedens.[i] Die Jaſſeer rühmten von einer, die bey ihnen unter freyem Himmel ſtand, daß weder Schnee noch Regen jemals auf ſie falle.[k] Plinius gedenkt einer ſitzenden, von der Hand des Scopas, die ſich zu ſeiner Zeit in den Servilianiſchen Gärten zu Rom befand.[l] Zugegeben, daß es uns itzt ſchwer wird, eine bloße Veſtalin von einer Veſta ſelbſt zu unterſcheiden, beweiſet dieſes, daß ſie auch die Alten nicht unterſcheiden können, oder wohl gar nicht unterſcheiden wollen? Gewiße Kennzeichen ſprechen offenbar mehr für die eine, als für die andere. Das Scepter, die Fackel, das Palladium, laßen ſich nur in der Hand der Göttin vermuthen. Das Tympanum, welches ihr Codinus beyleget, kömmt ihr vielleicht nur als der Erde zu; oder Codinus wußte ſelbſt nicht recht, was er ſahe.[m]

---

h) Pausanias Corinth. cap. XXXV. p. 198. Edit. Kuh.

i) Idem Attic. cap. XVIII. p. 41.

k) Polyb. Hist. lib. XVI. §. 11. Op. T. II. p. 443. Edit. Ernest.

l) Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 727. Edit. Hard. Scopas fecit — Vestam sedentem laudatam in Servilianis hortis. Dieſe Stelle muß Lipſius in Gedanken gehabt haben, als er (de Vesta cap. 3.) ſchrieb: Plinius Vestam sedentem effingi solitam ostendit, a stabilitate. Allein was Plinius von einem einzeln Stücke des Scopas ſagt, hätte er nicht für einen allgemein angenommenen Charakter ausgeben ſollen. Er merkt ſelbſt an, daß auf den Münzen die Veſta eben ſo oft ſtehend als ſitzend erſcheine. Allein er verbeſſert dadurch nicht den Plinius, ſondern ſeine eigene falſche Einbildung.

m) Georg. Codinus de Originib. Constant. Edit. Venet. p. 12. Τὴν γῆν λέγουσιν Ἑστίαν, καὶ πλάττουσι αὐτὴν γυναῖκα, τύμπανον βαστάζουσαν, ἐπειδὴ τοὺς ἀνέμους ἡ γῆ ὑφ᾽ ἑαυτὴν συγκλείει. Suidas: aus ihm, oder beyde aus einem ältern, ſagt unter dem Worte Ἑστία eben dieſes. „Die Erde wird unter dem Namen Veſta als eine Frau gebildet, „welche ein Tympanon trägt, weil ſie die Winde in ſich verſchloßen hält.“ Die Urſache iſt ein wenig abgeſchmackt. Es würde ſich eher haben hören laßen, wenn er geſagt hätte, daß ihr deswegen ein Tympanon beygegeben werde, weil die Alten zum Theil geglaubt, daß ihre Figur damit übereinkomme; σχῆμα αὐτῆς τυμπανοειδὲς εἶναι. (Plutarchus de placitis Philos. cap. 10. id. de facie in orbe Lunae.) Wo ſich aber Codinus nur nicht entweder in der Figur, oder in dem Namen, oder gar in beyden geirret hat. Er wußte vielleicht, was er die Veſta tragen ſahe, nicht beſſer zu nennen, als ein Tympanum; oder hörte es ein Tympanum nennen, und konnte ſich

X.

Ich merke noch eine Befremdung des Spence an, welche deutlich zeiget, wie wenig er über die Grenzen der Poeſie und Mahlerey muß nachgedacht haben.

„Was die Muſen überhaupt betrift, ſagt er, ſo iſt es doch
„ſonderbar, daß die Dichter in Beſchreibung derſelben ſo ſpar-
„ſam ſind, weit ſparſamer, als man es bey Göttinnen, denen
„ſie ſo große Verbindlichkeit haben, erwarten ſollte.“ [a]

Was heißt das anders, als ſich wundern, daß wenn die Dichter von ihnen reden, ſie es nicht in der ſtummen Sprache der Mahler thun? Urania iſt den Dichtern die Muſe der Sternkunſt; aus ihrem Namen, aus ihren Verrichtungen erkennen wir ihr Amt. Der Künſtler, um es kenntlich zu machen muß ſie mit einem Stabe auf eine Himmelskugel weiſen laßen; dieſer Stab, dieſe Himmelskugel, dieſe ihre Stellung ſind ſeine Buchſtaben, aus welchen er uns den Namen Urania zuſammenſetzen läßt. Aber wenn der Dichter ſagen will: Urania hatte ſeinen Tod längſt aus den Sternen vorhergeſehn;

> Ipſa diu poſitis lethum prædixerat aſtris
> Urania — [b]

warum ſoll er, in Rückſicht auf den Mahler, dazuſetzen: Urania, den Radius in der Hand, die Himmelskugel vor ſich? Wäre es nicht, als ob ein Menſch, der laut reden kann und darf, ſich noch zugleich der Zeichen bedienen ſollte, welche die Stummen im Serraglio des Türken, aus Mangel der Stimme, unter ſich erfunden haben?

Eben dieſelbe Befremdung äußert Spence nochmals bey den moraliſchen Weſen, oder denjenigen Gottheiten, welche die Alten den Tugenden und der Führung des menſchlichen Lebens vor-

---

nichts anders dabey gedenken, als das Inſtrument, welches wir eine Heerpaucke nennen. Tympana waren aber auch eine Art von Rädern:

> Hinc radios trivere rotis, hinc tympana plauſtris
> Agricolae —

(Virgilius Georgic. lib. II. v. 444.) Und einem ſolchen Rade ſcheinet mir das, was ſich an der Veſta des Fabretti zeiget, (Ad Tabulam Iliadis p. 334.) und dieſer Gelehrte für eine Handmühle hält, ſehr ähnlich zu ſeyn.

[a] Polymetis Dial. VIII. p. 91.

[b] Statius Theb. VIII. v. 551.

ſetzten.[c] „Es verdienet angemerkt zu werden, ſagt er, daß die „römiſchen Dichter von den beſten dieſer moraliſchen Weſen „weit weniger ſagen, als man erwarten ſollte. Die Artiſten „ſind in dieſem Stücke viel reicher, und wer wiſſen will, was „jedes derſelben für einen Aufzug gemacht, darf nur die Münzen der römiſchen Kayſer zu Rathe ziehen. —[d] Die Dichter „ſprechen von dieſen Weſen zwar öfters, als von Perſonen; „überhaupt aber ſagen ſie von ihren Attributen, ihrer Kleidung „und übrigem Anſehen ſehr wenig.“ —

Wenn der Dichter Abſtracta perſoniſiret, ſo ſind ſie durch den Namen, und durch das, was er ſie thun läßt, genugſam charakteriſiret.

Dem Künſtler fehlen dieſe Mittel. Er muß alſo ſeinen perſoniſirten Abſtractis Sinnbilder zugeben, durch welche ſie kenntlich werden. Dieſe Sinnbilder weil ſie etwas anders ſind, und etwas anders bedeuten, machen ſie zu allegoriſchen Figuren.

Eine Frauensperſon mit einem Zaume in der Hand; eine andere an eine Säule gelehnet, ſind in der Kunſt allegoriſche Weſen. Allein die Mäßigung, die Standhaftigkeit bey dem Dichter, ſind keine allegoriſche Weſen, ſondern bloß perſoniſirte Abſtracta.

Die Sinnbilder dieſer Weſen bey dem Künſtler, hat die Noth erfunden. Denn er kann ſich durch nichts anders verſtändlich machen, was dieſe oder jene Figur bedeuten ſoll. Wozu aber den Künſtler die Noth treibet, warum ſoll ſich das der Dichter aufdringen laßen, der von dieſer Noth nichts weis!

Was Spencen ſo ſehr befremdet, verdienet den Dichtern als eine Regel vorgeſchrieben zu werden. Sie müßen die Bedürfniſſe der Mahlerey nicht zu ihrem Reichthume machen. Sie müſſen die Mittel, welche die Kunſt erfunden hat, um der Poeſie nachzukommen, nicht als Vollkommenheiten betrachten, auf die ſie neidiſch zu ſeyn Urſache hätten. Wenn der Künſtler eine Figur mit Sinnbildern auszieret, ſo erhebt er eine bloße Figur zu einem höhern Weſen. Bedienet ſich aber der

---

[c] Polym. Dial. X. p. 137.

[d] Ibid. p. 134.

Dichter dieſer mahleriſchen Ausſtaffirungen, ſo macht er aus einem höhern Weſen eine Puppe.

So wie dieſe Regel durch die Befolgung der Alten bewähret iſt, ſo iſt die gefliſſendliche Uebertretung derſelben ein Lieblingsfehler der neuern Dichter. Alle ihre Weſen der Einbildung gehen in Maske, und die ſich auf dieſe Maskeraden am beſten verſtehen, verſtehen ſich meiſtentheils auf das Hauptwerk am wenigſten: nehmlich, ihre Weſen handeln zu laſſen, und ſie durch die Handlungen derſelben zu charakteriſiren.

Doch giebt es unter den Attributen, mit welchen die Künſtler ihre Abſtracta bezeichnen, eine Art, die des poetiſchen Gebrauchs fähiger und würdiger iſt. Ich meine diejenigen, welche eigentlich nichts allegoriſches haben, ſondern als Werkzeuge zu betrachten ſind, deren ſich die Weſen, welchen ſie beygeleget werden, falls ſie als wirkliche Perſonen handeln ſollten, bedienen würden oder könnten. Der Zaum in der Hand der Mäßigung, die Säule an welche ſich die Standhaftigkeit lehnet, ſind lediglich allegoriſch, für den Dichter alſo von keinem Nutzen. Die Wage in der Hand der Gerechtigkeit, iſt es ſchon weniger, weil der rechte Gebrauch der Wage wirklich ein Stück der Gerechtigkeit iſt. Die Leyer oder Flöte aber in der Hand einer Muſe, die Lanze in der Hand des Mars, Hammer und Zange in den Händen des Vulcans, ſind ganz und gar keine Sinnbilder, ſind bloße Inſtrumente, ohne welche dieſe Weſen die Wirkungen, die wir ihnen zuſchreiben, nicht hervorbringen können. Von dieſer Art ſind die Attribute, welche die alten Dichter in ihre Beſchreibungen etwa noch einflechten, und die ich deswegen zum Unterſchiede jener allegoriſchen, die poetiſchen nennen möchte. Dieſe bedeuten die Sache ſelbſt, jene nur etwas ähnliches.[e]

---

e) Man mag in dem Gemählde, welches Horaz von der Nothwendigkeit macht, und welches vielleicht das an Attributen reichſte Gemählde bey allen alten Dichtern iſt: (Lib. I. Od. 35.)

> Te ſemper anteit ſæva Neceſſitas:
> Clavos trabales & cuneos manu
> Geſtans ahenea; nec ſeverus
> Uncus abeſt liquidumque plumbum —

man mag, ſage ich, in dieſem Gemählde die Nägel, die Klammern, das flieſſende Bley, für Mittel der Befeſtigung oder für Werkzeuge der Beſtrafung

XI.

Auch der Graf Caylus ſcheinet zu verlangen, daß der Dichter ſeine Weſen der Einbildung mit allegoriſchen Attributen annehmen, ſo gehören ſie doch immer mehr zu den poetiſchen, als allegoriſchen Attributen. Aber auch als ſolche ſind ſie zu ſehr gehäuft, und die Stelle iſt eine von den froſtigſten des Horaz. Sanadon ſagt: J'oſe dire que ce tableau pris dans le detail ſeroit plus beau ſur la toile que dans une ode heroique. Je ne puis ſouffrir cet attirail patibulaire de clous, de coins, de crocs, & de plomb fondu. J'ai cru en devoir decharger la traduction, en ſubſtituant les idées generales aux idées ſingulieres. C'eſt dommage que le Poete ait eu beſoin de ce correctif. Sanadon hatte ein feines und richtiges Gefühl, nur der Grund, womit er es bewähren will, iſt nicht der rechte. Nicht weil die gebrauchten Attributa ein attirail patibulaire ſind; denn es ſtand nur bey ihm, die andere Auslegung anzunehmen, und das Galgengeräthe in die feſteſten Bindemittel der Baukunſt zu verwandeln: ſondern, weil alle Attributa eigentlich für das Auge, und nicht für das Gehör gemacht ſind, und alle Begriffe, die wir durch das Auge erhalten ſollten, wenn man ſie uns durch das Gehör beybringen will, eine größere Anſtrengung erfordern, und einer geringern Klarheit fähig ſind. — Der Verfolg von der angeführten Strophe des Horaz erinnert mich übrigens an ein Paar Verſehen des Spence, die von der Genauigkeit, mit welcher er die angezogenen Stellen der alten Dichter will erwogen haben, nicht den vortheilhafteſten Begriff erwecken. Er redet von dem Bilde, unter welchem die Römer die Treue oder Ehrlichkeit vorſtellten. (Dial. X. p. 145.) „Die Römer, ſagt er, nannten „ſie Fides; und wenn ſie ſie Sola Fides nannten, ſo ſcheinen ſie den hohen „Grad dieſer Eigenſchaft, den wir durch grundehrlich (im Engliſchen downright „honeſty) ausdrücken, darunter verſtanden zu haben. Sie wird mit einer „freyen offenen Geſichtsbildung und in nichts als einem dünnen Kleide vor„geſtellet, welches ſo fein iſt, daß es für durchſichtig gelten kann. Horaz „nennet ſie daher, in einer von ſeinen Oden, dünnbekleidet; und in einer „andern, durchſichtig." In dieſer kleinen Stelle ſind nicht mehr als drey ziemlich grobe Fehler. Erſtlich iſt es falſch, daß Sola ein beſonderes Beywort ſey, welches die Römer der Göttin Fides gegeben. In den beyden Stellen des Livius, die er deßfalls zum Beweiſe anführt, (Lib. I. §. 21. Lib. II. §. 3.) bedeutet es weiter nichts, als was es überall bedeutet, die Ausſchließung alles übrigen. In der einen Stelle ſcheinet den Criticis das ſoli ſogar verdächtig und durch einen Schreibefehler, der durch das gleich darneben ſtehende ſolenne veranlaſſet worden, in den Text gekommen zu ſeyn. In der andern aber iſt nicht von der Treue, ſondern von der Unſchuld, der Unſträflichkeit, Innocentia, die Rede. Zweytens: Horaz ſoll in einer ſeiner Oden, der Treue das Beywort dünnbekleidet geben; nehmlich in der oben angezogenen fünf und dreyßigſten des erſten Buchs:

ausſchmücken ſolle.“ Der Graf verſtand ſich beßer auf die Mahlerey, als auf die Poeſie.

Doch ich habe in ſeinem Werke, in welchem er dieſes Verlangen äußert, Anlaß zu erheblichern Betrachtungen gefunden,

Te ſpes, & albo rara fides colit
Velata panno.

Es iſt wahr, rarus heißt auch dünne; aber hier heißt es bloß ſelten, was wenig vorkömmt, und iſt das Beywort der Treue ſelbſt, und nicht ihrer Bekleidung. Spence würde Recht haben, wenn der Dichter geſagt hätte: Fides raro velata panno. Drittens: an einem andern Orte ſoll Horaz die Treue oder Redlichkeit durchſichtig nennen; um eben das damit anzudeuten, was wir in unſern gewöhnlichen Freundſchaftsverſicherungen zu ſagen pflegen: ich wünſchte, Sie könnten mein Herz ſehen. Und dieſer Ort ſoll die Zeile der achtzehnten Ode des erſten Buchs ſeyn:

Arcaniqne Fides prodiga, pellucidior vitro.

Wie kann man ſich aber von einem bloßen Worte ſo verführen laßen? Heißt denn Fides arcani prodiga die Treue? Oder heißt es nicht vielmehr, die Treuloſigkeit? Von dieſer ſagt Horaz, und nicht von der Treue, daß ſie durchſichtig wie Glas ſey, weil ſie die ihr anvertrauten Geheimniße eines jeden Blicke bloßſtellet.

a) Apollo übergiebt den gereinigten und balſamirten Leichnam des Sarpedon dem Tode und dem Schlafe, ihn nach ſeinem Vaterlande zu bringen. (Il. π. v. 681. 82.)

Πέμπε δέ μιν πομποῖσιν ἅμα κραιπνοῖσι φέρεσθαι
Ὕπνῳ καὶ Θανάτῳ διδυμάοσιν.

Caylus empfiehlt dieſe Erdichtung dem Mahler, fügt aber hinzu: Il eſt facheux, qu'Homere ne nous ait rien laiſſé ſur les attributs qu'on donnoit de ſon tems au Sommeil; nous ne connoiſſons, pour caracteriſer ce Dieu, que ſon action même, & nous le couronnons de pavots. Ces idées ſont modernes; la premiere eſt d'un mediocre ſervice, mais elle ne peut être employée dans le cas preſent, où même les fleurs me paroiſſent deplacées, ſur tout pour une figure qui groupe avec la mort. (S. Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyſſée d'Homere & de l'Eneide de Virgile, avec des obſervations generales ſur le Coſtume, à Paris 1757. 8.) Das heißt von dem Homer eine von den kleinen Zierrathen verlangen, die am meiſten mit ſeiner großen Manier ſtreiten. Die ſinnreichſten Attributa, die er dem Schlafe hätte geben können, würden ihn bey weitem nicht ſo vollkommen charakteriſiret, bey weitem kein ſo lebhaftes Bild bey uns erregt haben, als der einzige Zug, durch den er ihn zum Zwillingsbruder des Todes macht. Dieſen Zug ſuche der Künſtler auszudrücken, und er wird alle Attributa entbehren können. Die alten Künſtler haben auch wirklich den Tod und den Schlaf mit der Aehnlichkeit unter ſich vorgeſtellet, die wir an Zwillingen ſo natürlich erwarten. Auf einer Kiſte von Cedernholz in dem Tempel der Juno woran ich das Weſentlichſte, zu beßerer Erwägung, hier anmerke.

Der Künſtler, iſt des Grafen Abſicht, ſoll ſich mit dem größten mahleriſchen Dichter, mit dem Homer, mit dieſer zweyten Natur, näher bekannt machen. Er zeigt ihm, welchen reichen, noch nie genutzten Stoff zu den trefflichſten Schildereyen die von dem Griechen behandelte Geſchichte darbiete, und wie ſo viel vollkommner ihm die Ausführung gelingen müße, je genauer er ſich an die kleinſten von dem Dichter bemerkten Umſtände halten könne.

In dieſem Vorſchlage vermiſcht ſich alſo die oben getrennte doppelte Nachahmung. Der Mahler ſoll nicht allein das nachahmen, was der Dichter nachgeahmet hat, ſondern er ſoll es auch mit den nehmlichen Zügen nachahmen; er ſoll den Dichter nicht bloß als Erzehler, er ſoll ihn als Dichter nutzen.

---

zu Elis, ruhten ſie beyde als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere ſchwarz; jener ſchlief, dieſer ſchien zu ſchlafen; beyde mit übereinander geſchlagenen Füßen. Denn ſo wollte ich die Worte des Pauſanias (Eliac. cap. XVIII. p. 422. Edit. Kuh.) ἀμφοτέρους διεστραμμένους τοὺς πόδας, lieber überſetzen, als mit krummen Füßen, oder wie es Gedoyn in ſeiner Sprache gegeben hat: les pieds contrefaits. Was ſollten die krummen Füße hier ausdrücken? Uebereinander geſchlagene Füße hingegen ſind die gewöhnliche Lage der Schlafenden, und der Schlaf beym Maffei (Raccol. Pl. 151.) liegt nicht anders. Die neuen Artiſten ſind von dieſer Aehnlichkeit, welche Schlaf und Tod bey den Alten miteinander haben, gänzlich abgegangen, und der Gebrauch iſt allgemein worden, den Tod als ein Skelet, höchſtens als ein mit Haut bekleidetes Skelet vorzuſtellen. Vor allen Dingen hätte Caylus dem Künſtler alſo hier rathen müßen, ob er in Vorſtellung des Todes dem alten oder dem neuen Gebrauche folgen ſolle. Doch er ſcheinet ſich für den neuern zu erklären, da er den Tod als eine Figur betrachtet, gegen die eine andere mit Blumen gekrönet, nicht wohl gruppiren möchte. Hat er aber hierbey auch bedacht, wie unſchicklich dieſe moderne Idee in einem homeriſchen Gemählde ſeyn dürfte? Und wie hat ihm das Eckelhafte derſelben nicht anſtößig ſeyn können? Ich kann mich nicht bereden, daß das kleine metallene Bild in der Herzoglichen Gallerie zu Florenz, welches ein liegendes Skelet vorſtellet, das mit dem einen Arme auf einem Aſchenkruge ruhet, (Spence's Polymetis Tab. XLI.) eine wirkliche Antike ſey. Den Tod überhaupt kann es wenigſtens nicht vorſtellen ſollen, weil ihn die Alten anders vorſtellten. Selbſt ihre Dichter haben ihn unter dieſem widerlichen Bilde nie gedacht.

Dieſe zweyte Art der Nachahmung aber, die für den Dichter ſo verkleinerlich iſt, warum iſt ſie es nicht auch für den Künſtler? Wenn vor dem Homer eine ſolche Folge von Gemählden, als der Graf Caylus aus ihm angiebt, vorhanden geweſen wäre, und wir wüßten, daß der Dichter aus dieſen Gemählden ſein Werk genommen hätte: würde er nicht von unſerer Bewunderung unendlich verlieren? Wie kömmt es, daß wir dem Künſtler nichts von unſerer Hochachtung entziehen, wenn er ſchon weiter nichts thut, als daß er die Worte des Dichters mit Figuren und Farben ausdrücket?

Die Urſach ſcheinet dieſe zu ſeyn. Bey dem Artiſten dünket uns die Ausführung ſchwerer, als die Erfindung; bey dem Dichter hingegen iſt es umgekehrt, und ſeine Ausführung dünket uns gegen die Erfindung das Leichtere. Hätte Virgil die Verſtrickung des Laokoon und ſeiner Kinder von der Gruppe genommen, ſo würde ihm das Verdienſt, welches wir bey dieſem ſeinem Bilde für das ſchwerere und größere halten, fehlen, und nur das geringere übrig bleiben. Denn dieſe Verſtrickung in der Einbildungskraft erſt ſchaffen, iſt weit wichtiger, als ſie in Worten ausdrücken. Hätte hingegen der Künſtler dieſe Verſtrickung von dem Dichter entlehnet, ſo würde er in unſern Gedanken doch noch immer Verdienſt genug behalten, ob ihm ſchon das Verdienſt der Erfindung abgehet. Denn der Ausdruck in Marmor iſt unendlich ſchwerer als der Ausdruck in Worten; und wenn wir Erfindung und Darſtellung gegen einander abwägen, ſo ſind wir jederzeit geneigt, dem Meiſter an der einen ſo viel wiederum zu erlaſſen, als wir an der andern zu viel erhalten zu haben meinen.

Es giebt ſogar Fälle, wo es für den Künſtler ein größeres Verdienſt iſt, die Natur durch das Medium der Nachahmung des Dichters nachgeahmet zu haben, als ohne daſſelbe. Der Mahler, der nach der Beſchreibung eines Thomſons eine ſchöne Landſchaft darſtellet, hat mehr gethan, als der ſie gerade von der Natur copiret. Dieſer ſiehet ſein Urbild vor ſich; jener muß erſt ſeine Einbildungskraft ſo anſtrengen, bis er es vor ſich zu ſehen glaubet. Dieſer macht aus lebhaften ſinnlichen Eindrücken etwas Schönes; jener aus ſchwanken und ſchwachen Vorſtellungen willkührlicher Zeichen.

So natürlich aber die Bereitwilligkeit iſt, dem Künſtler das Verdienſt der Erfindung zu erlaßen, eben ſo natürlich hat daraus die Lauigkeit gegen daßelbe bey ihm entſpringen müßen. Denn da er ſahe, daß die Erfindung ſeine glänzende Seite nie werden könne, daß ſein größtes Lob von der Ausführung abhange, ſo ward es ihm gleich viel, ob jene alt oder neu, einmal oder unzähligmal gebraucht ſey, ob ſie ihm oder einem anderen zugehöre. Er blieb in dem engen Bezirke weniger, ihm und dem Publico geläufig gewordener Vorwürfe, und ließ ſeine ganze Erfindſamkeit auf die bloße Veränderung in dem Bekannten gehen, auf neue Zuſammenſetzungen alter Gegenſtände. Das iſt auch wirklich die Idee, welche die Lehrbücher der Mahlerey mit dem Worte Erfindung verbinden. Denn ob ſie dieſelbe ſchon ſogar in mahleriſche und dichteriſche eintheilen, ſo gehet doch auch die dichteriſche nicht auf die Hervorbringung des Vorwurfs ſelbſt, ſondern lediglich auf die Anordnung oder den Ausdruck.[b] Es iſt Erfindung, aber nicht Erfindung des Ganzen, ſondern einzelner Theile, und ihrer Lage unter einander. Es iſt Erfindung, aber von jener geringern Gattung, die Horaz ſeinem tragiſchen Dichter anrieth:

> — — — Tuque
> Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
> Quam si proferres ignota indictaque primus.[c]

Anrieth, ſage ich, aber nicht befahl. Anrieth, als für ihn leichter, bequemer, zuträglicher; aber nicht befahl, als beßer und edler an ſich ſelbſt.

In der That hat der Dichter einen großen Schritt voraus, welcher eine bekannte Geſchichte, bekannte Charaktere behandelt. Hundert froſtige Kleinigkeiten, die ſonſt zum Verſtändniſſe des Ganzen unentbehrlich ſeyn würden, kann er übergehen; und je geſchwinder er ſeinen Zuhörern verſtändlich wird, deſto geſchwinder kann er ſie intereſſiren. Dieſen Vortheil hat auch der Mahler, wenn uns ſein Vorwurf nicht fremd iſt, wenn wir mit dem erſten Blicke die Abſicht und Meinung ſeiner ganzen Compoſition erkennen, wenn wir auf eins, ſeine Perſonen nicht bloß

---

b) Betrachtungen über die Mahlerey S. 159. u. f.

c) Ad Pisones v. 128-30.

ſprechen ſehen, ſondern auch hören, was ſie ſprechen. Von dem erſten Blicke hanget die größte Wirkung ab, und wenn uns dieſer zu mühſamen Nachſinnen und Rathen nöthiget, ſo erkaltet unſere Begierde gerühret zu werden; um uns an dem unverſtändlichen Künſtler zu rächen, verhärten wir uns gegen den Ausdruck, und weh ihm, wann er die Schönheit dem Ausdrucke aufgeopfert hat! Wir finden ſodann gar nichts, was uns reitzen könnte, vor ſeinem Werke zu verweilen; was wir ſehen gefällt uns nicht, und was wir dabey denken ſollen, wiſſen wir nicht.

Nun nehme man beydes zuſammen; einmal, daß die Erfindung und Neuheit des Vorwurfs das vornehmſte bey weitem nicht iſt, was wir von dem Mahler verlangen; zweytens, daß ein bekannter Vorwurf die Wirkung ſeiner Kunſt befödert und erleichtert: und ich meine, man wird die Urſache, warum er ſich ſo ſelten zu neuen Vorwürfen entſchließt, nicht mit dem Grafen Caylus, in ſeiner Bequemlichkeit, in ſeiner Unwiſſenheit, in der Schwierigkeit des mechaniſchen Theiles der Kunſt, welche allen ſeinen Fleiß, alle ſeine Zeit erfordere, ſuchen dürfen; ſondern man wird ſie tiefer gegründet finden, und vielleicht gar, was Anfangs Einſchränkung der Kunſt, Verkümmerung unſers Vergnügens, zu ſeyn ſcheinet, als eine weiſe und uns ſelbſt nützliche Enthaltſamkeit an dem Artiſten zu loben geneigt ſeyn. Ich fürchte auch nicht, daß mich die Erfahrung widerlegen werde. Die Mahler werden dem Grafen für ſeinen guten Willen danken, aber ihn ſchwerlich ſo allgemein nutzen, als er es erwartet. Geſchähe es jedoch: ſo würde über hundert Jahr ein neuer Caylus nöthig ſeyn, der die alten Vorwürfe wieder ins Gedächtniß brächte, und den Künſtler in das Feld zurückführte, wo andere vor ihm ſo unſterbliche Lorbeeren gebrochen haben. Oder verlangt man, daß das Publicum ſo gelehrt ſeyn ſoll, als der Kenner aus ſeinen Büchern iſt? Daß ihm alle Scenen der Geſchichte und der Fabel, die ein ſchönes Gemählde geben können, bekannt und geläufig ſeyn ſollen? Ich gebe es zu, daß die Künſtler beßer gethan hätten, wenn ſie ſeit Raphaels Zeiten, anſtatt des Ovids, den Homer zu ihrem Handbuche gemacht hätten. Aber da es nun einmal nicht geſchehen iſt, ſo laße man das Publicum in ſeinem Gleiſe, und mache ihm ſein Vergnügen nicht ſaurer, als ein Vergnügen zu ſtehen kommen muß, um das zu ſeyn, was es ſeyn ſoll.

Protogenes hatte die Mutter des Ariſtoteles gemahlt. Ich weis nicht wie viel ihm der Philoſoph dafür bezahlte. Aber entweder anſtatt der Bezahlung, oder noch über die Bezahlung, ertheilte er ihm einen Rath, der mehr als die Bezahlung werth war. Denn ich kann mir nicht einbilden, daß ſein Rath eine bloße Schmeicheley geweſen ſey. Sondern vornehmlich weil er das Bedürfniß der Kunſt erwog, allen verſtändlich zu ſeyn, rieth er ihm, die Thaten des Alexanders zu mahlen; Thaten, von welchen damals alle Welt ſprach, und von welchen er voraus ſehen konnte, daß ſie auch der Nachwelt unvergeßlich ſeyn würden. Doch Protogenes war nicht geſetzt genug, dieſem Rathe zu folgen; impetus animi, ſagt Plinius, & quædam artis libido,[d] ein gewiſſer Uebermuth der Kunſt, eine gewiſſe Lüſternheit nach dem Sonderbaren und Unbekannten, trieben ihn zu ganz andern Vorwürfen. Er mahlte lieber die Geſchichte eines Jalyſus,[e] einer Cydippe und dergleichen, von welchen man itzt auch nicht einmal mehr errathen kann, was ſie vorgeſtellet haben.

XII.

Homer bearbeitet eine doppelte Gattung von Weſen und Handlungen; ſichtbare und unſichtbare. Dieſen Unterſchied kann die Mahlerey nicht angeben: bey ihr iſt alles ſichtbar; und auf einerley Art ſichtbar.

---

[d] Lib. XXXV. sect. 36. p. 700 Edit. Hard.

[e] Richardſon nennet dieſes Werk, wenn er die Regel erläutern will, daß in einem Gemählde die Aufmerkſamkeit des Betrachters durch nichts, es möge auch noch ſo vortrefflich ſeyn, von der Hauptfigur abgezogen werden müſſe. „Protogenes,“ ſagt er, „hatte in ſeinem berühmten Gemählde Jalyſus ein Rebhuhn mit angebracht, und es mit ſo vieler Kunſt ausgemahlet, daß es zu leben ſchien, und von ganz Griechenland bewundert ward; weil es aber aller Augen, zum Nachtheil des Hauptwerks, zu ſehr an ſich zog, ſo löſchte er es gänzlich wieder aus.“ (Traité de la Peinture T. I. p. 46.) Richardſon hat ſich geirret. Dieſes Rebhuhn war nicht in dem Jalyſus, ſondern in einem andern Gemählde des Protogenes geweſen, welches der ruhende oder müßige Satyr, Σατυρος ἀναπαυομενος, hieß. Ich würde dieſen Fehler, welcher aus einer mißverſtandenen Stelle des Plinius entſprungen iſt, kaum anmerken, wenn ich ihn nicht auch beym Meurſius

Wenn alſo der Graf Caylus die Gemählde der unſichtbaren Handlungen in unzertrennter Folge mit den ſichtbaren fortlauffen läßt; wenn er in den Gemählden der vermiſchten Handlungen, an welchen ſichtbare und unſichtbare Weſen Theil nehmen, nicht angiebt, und vielleicht nicht angeben kann, wie die letztern, welche nur wir, die wir das Gemählde betrachten, darinn entdecken ſollten, ſo anzubringen ſind, daß die Perſonen des Gemähldes ſie nicht ſehen, wenigſtens ſie nicht nothwendig ſehen zu müſſen ſcheinen können: ſo muß nothwendig ſowohl die ganze Folge, als auch manches einzelne Stück dadurch äuſſerſt verwirrt, unbegreiflich und widerſprechend werden.

Doch dieſem Fehler wäre, mit dem Buche in der Hand, noch endlich abzuhelfen. Das ſchlimmſte dabey iſt nur dieſes, daß durch die mahleriſche Aufhebung des Unterſchiedes der ſichtbaren und unſichtbaren Weſen, zugleich alle die charakteriſtiſchen Züge verloren gehen, durch welche ſich dieſe höhere Gattung über jene geringere erhebet.

Z. E. Wenn endlich die über das Schickſal der Trojaner getheilten Götter unter ſich ſelbſt handgemein werden: ſo gehet bey dem Dichter [a] dieſer ganze Kampf unſichtbar vor, und dieſe Unſichtbarkeit erlaubet der Einbildungskraft die Scene zu erweitern, und läßt ihr freyes Spiel, ſich die Perſonen der Götter

---

ſände: (Rhodi lib. I. cap. 14. p. 38.) In eadem, tabula ſc. in qua Ialyſus, Satyrus erat, quem dicebant Anapavomenon, tibias tenens. Desgleichen bey dem Herrn Winkelmann ſelbſt. (Von der Nachahm. der Gr. W. in der Mahl. und Bildh. S. 56.) Strabo iſt der eigentliche Währmann dieſes Hiſtörchens mit dem Rebhuhne, und dieſer unterſcheidet den Jalyſus, und den an eine Säule ſich lehnenden Satyr, auf welcher das Rebhuhn ſaß, ausdrücklich. (Lib. XIV. p. 750 Edit. Xyl.) Die Stelle des Plinius (Lib. XXXV. ſect. 36. p. 699.) haben Meurſius und Richardſon und Winkelmann deswegen falſch verſtanden, weil ſie nicht Acht gegeben, daß von zwey verſchiedenen Gemählden daſelbſt die Rede iſt: dem einen, deſſenwegen Demetrius die Stadt nicht überkam, weil er den Ort nicht angreiffen wollte, wo es ſtand; und dem andern, welches Protogenes, während dieſer Belagerung mahlte. Jenes war der Jalyſus, und dieſes der Satyr.

[a] Iliad. Φ. v. 385.

und ihre Handlungen ſo groß, und über das gemeine Menſchliche ſo weit erhaben zu denken, als ſie nur immer will. Die Mahlerey aber muß eine ſichtbare Scene annehmen, deren verſchiedene nothwendige Theile der Maaßſtab für die darauf handelnden Perſonen werden; ein Maaßſtab, den das Auge gleich darneben hat, und deſſen Unproportion gegen die höhern Weſen, dieſe höhern Weſen, die bey dem Dichter groß waren, auf der Fläche des Künſtlers ungeheuer macht.

Minerva, auf welche Mars in dieſem Kampfe den erſten Angriff waget, tritt zurück, und faſſet mit mächtiger Hand von dem Boden einen ſchwarzen, rauhen, groſſen Stein auf, den vor alten Zeiten vereinigte Männerhände zum Grenzſteine hingewälzet hatten.

Η δ' ἀναχασσαμενη λιθον ειλετο χειρι παχειῃ,
Κειμενον ἐν πεδιῳ, μελανα, τρηχυν τε, μεγαν τε,
Τον ῥ' ἀνδρες προτεροι θεσαν ἐμμεναι οὐρον ἀρουρης.

Um die Gröſſe dieſes Steins gehörig zu ſchätzen, erinnere man ſich, daß Homer ſeine Helden noch einmal ſo ſtark macht, als die ſtärkſten Männer ſeiner Zeit, jene aber von den Männern, wie ſie Neſtor in ſeiner Jugend gekannt hatte, noch weit an Stärke übertreffen läßt. Nun frage ich, wenn Minerva einen Stein, den nicht Ein Mann, den Männer aus Neſtors Jugendjahren zum Grenzſteine aufgerichtet hatten, wenn Minerva einen ſolchen Stein gegen den Mars ſchleidert, von welcher Statur ſoll die Göttin ſeyn? Soll ihre Statur der Gröſſe des Steines proportionirt ſeyn, ſo fällt das Wunderbare weg. Ein Menſch, der dreymal gröſſer iſt als ich, muß natürlicher Weiſe auch einen dreymal gröſſern Stein ſchleidern können. Soll aber die Statur der Göttin der Gröſſe des Steins nicht angemeſſen ſeyn, ſo entſtehet eine anſchauliche Unwahrſcheinlichkeit in dem Gemählde, deren Anſtößigkeit durch die kalte Ueberlegung, daß eine Göttin übermenſchliche Stärke haben müſſe, nicht gehoben wird. Wo ich eine gröſſere Wirkung ſehe, will ich auch gröſſere Werkzeuge wahrnehmen.

Und Mars, von dieſem gewaltigen Steine niedergeworffen,

Επτα δ' επεσχε πελεθρα — —

bedeckte ſieben Hufen. Unmöglich kann der Mahler dem Gotte dieſe auſſerordentliche Gröſſe geben. Giebt er ſie ihm aber nicht, ſo liegt nicht Mars zu Boden, nicht der Homeriſche Mars, ſondern ein gemeiner Krieger.[b]

Longin ſagt, es komme ihm öfters vor, als habe Homer ſeine Menſchen zu Göttern erheben, und ſeine Götter zu Menſchen herabſetzen wollen. Die Mahlerey vollführet dieſe Herabſetzung. In ihr verſchwindet vollends alles, was bey dem Dichter die Götter noch über die göttlichen Menſchen ſetzet. Gröſſe, Stärke, Schnelligkeit, wovon Homer noch immer einen höhern, wunderbarern Grad für ſeine Götter in Vorrath hat, als er ſeinen vorzüglichſten Helden beyleget, *) müſſen in dem Gemählde auf das gemeine Maaß der Menſchheit herabſinken, und Jupiter und Agamemnon, Apollo und Achilles, Ajax und Mars, werden vollkommen einerley Weſen, die weiter an nichts als an äuſſerlichen verabredeten Merkmalen zu kennen ſind.

---

[b] Dieſen unſichtbaren Kampf der Götter hat Quintus Calaber in ſeinem zwölften Buche (v. 158-185.) nachgeahmet, mit der nicht undeutlichen Abſicht, ſein Vorbild zu verbeſſern. Es ſcheinet nehmlich, der Grammatiker habe es unanſtändig gefunden, daß ein Gott mit einem Steine zu Boden geworfen werde. Er läßt alſo zwar auch die Götter große Felſenſtücke, die ſie von dem Ida abreiſſen, gegeneinander ſchleudern; aber dieſe Felſen zerſchellen an den unſterblichen Gliedern der Götter, und ſtieben wie Sand um ſie her:

— — — Οἱ δὲ κολώνας
Χερσὶν ἀποῤῥήξαντες ἀπ' οὔδεος Ἰδαίοιο
Βάλλον ἐπ' ἀλλήλους· αἱ δὲ ψαμάθοισιν ὁμοῖαι
Ῥεῖα διεσκίδναντο· θεῶν περὶ δ' ἄσχετα γυῖα
Ῥηγνύμεναι διὰ τυτθά — —

Eine Künſteley, welche die Hauptſache verdirbt. Sie erhöhet unſern Begriff von den Körpern der Götter, und macht die Waffen, welche ſie gegen einander brauchen, lächerlich. Wenn Götter einander mit Steinen werfen, ſo müſſen dieſe Steine auch die Götter beſchädigen können, oder wir glauben muthwillige Buben zu ſehen, die ſich mit Erdklöſſen werfen. So bleibt der alte Homer immer der Weiſere, und aller Tadel, mit dem ihn der kalte Kunſtrichter belegt, aller Wettſtreit, in welchen ſich geringere Genies mit ihm einlaſſen, dienen zu weiter nichts, als ſeine Weisheit in ihr beſtes Licht zu ſetzen. Indeß will ich nicht leugnen, daß in der Nachahmung des Quintus nicht auch ſehr treffliche Züge vorkommen, und die ihm eigen ſind. Doch ſind es Züge, die nicht ſowohl der beſcheidenen Gröſſe des Homers geziemen, als dem ſtürmiſchen Feuer eines neuern Dichters Ehre machen würden. Daß das Geſchrey der Götter, welches hoch bis in den Himmel und tief bis in den Abgrund ertönet, welches den Berg und die Stadt und die Flotte erſchüttert, von den Menſchen nicht gehöret wird, dünket mich eine ſehr vielbedeutende Wendung zu ſeyn. Das Geſchrey war gröſſer, als daß es die kleinen Werkzeuge des menſchlichen Gehöres faſſen konnten.

Das Mittel, deſſen ſich die Mahlerey bedienet, uns zu verſtehen zu geben, daß in ihren Compoſitionen dieſes oder jenes als unſichtbar betrachtet werden müſſe, iſt eine dünne Wolke, in welche ſie es von der Seite der mithandelnden Perſonen einhüllet. Dieſe Wolke ſcheinet aus dem Homer ſelbſt entlehnet

*) In Anſehung der Stärke und Schnelligkeit wird niemand, der den Homer auch nur ein einzigesmal flüchtig durchlauffen hat, dieſe Aſſertion in Abrede ſeyn. Nur dürſte er ſich vielleicht der Exempel nicht gleich erinnern, aus welchen es erhellet, daß der Dichter ſeinen Göttern auch eine körperliche Gröſſe gegeben, die alle natürliche Maaſſe weit überſteiget. Ich verweiſe ihn alſo, auſſer der angezogenen Stelle von dem zu Boden geworffnen Mars, der ſieben Hufen bedecket, auf den Helm der Minerva, (Κυνεην ἑκατον πολεων πρυλεεσσ' ἀραρυιαν. Iliad. Ε. v. 744.) unter welchem ſich ſo viel Streiter, als hundert Städte in das Feld zu ſtellen vermögen, verbergen können; auf die Schritte des Neptunus; (Iliad. N. v. 20.) vornehmlich aber auf die Zeilen aus der Beſchreibung des Schildes, wo Mars und Minerva die Truppen der belagerten Stadt anführen. (Iliad. Σ. v. 516-19.)

— — Ηρχε δ' ἄρα σφιν Αρης και Παλλας Αθηνη
Αμφω χρυσειω, χρυσεια δε ἕιματα ἕσθην
Καλω και μεγαλω συν τευχεσιν, ὥς τε θεω περ,
Αμφις ἀριζηλω· λαοι δ' ὑπολιζονες ἦσαν.

Selbſt Ausleger des Homers, alte ſowohl als neue, ſcheinen ſich nicht allezeit dieſer wunderbaren Statur ſeiner Götter genugſam erinnert zu haben; welches aus den lindernden Erklärungen abzunehmen, die ſie über den groſſen Helm der Minerva geben zu müſſen glauben. (S. die Clarkiſch-Erneſtiſche Ausgabe des Homers an der angezogenen Stelle.) Man verliert aber von der Seite des Erhabenen unendlich viel, wenn man ſich die Homeriſchen Götter nur immer in der gewöhnlichen Gröſſe denkt, in welcher man ſie, in Geſellſchaft der Sterblichen, auf der Leinewand zu ſehen verwöhnet wird. Iſt es indeß ſchon nicht der Mahlerey vergönnet, ſie in dieſen überſteigenden Dimenſionen darzuſtellen, ſo darf es doch die Bildhauerey gewiſſermaaſſen thun; und ich bin überzeugt, daß die alten Meiſter, ſo wie die Bildung der Götter überhaupt, alſo auch das Koloſſaliſche, das ſie öfters ihren Statuen ertheilten, aus dem Homer entlehnet haben. (Herodot. lib. II. p. 130. Edit. Weſſel.) Verſchiedene Anmerkungen über dieſes Koloſſaliſche insbeſondere, und warum es in der Bildhauerey von ſo groſſer, in der Mahlerey aber von gar keiner Wirkung iſt, verſpare ich auf einen andern Ort.

zu ſeyn. Denn wenn im Getümmel der Schlacht einer von den wichtigern Helden in Gefahr kömmt, aus der ihm keine andere, als göttliche Macht retten kann: ſo läßt der Dichter ihn von der ſchützenden Gottheit in einen dicken Nebel, oder in Nacht verhüllen, und ſo davon führen; als den Paris von der Venus,[d] den Idäus vom Neptun,[e] den Hektor vom Apollo.[f] Und dieſen Nebel, dieſe Wolke, wird Caylus nie vergeſſen, dem Künſtler beſtens zu empfehlen, wenn er ihm die Gemählde von dergleichen Begebenheiten vorzeichnet. Wer ſieht aber nicht, daß bey dem Dichter das Einhüllen in Nebel und Nacht weiter nichts, als eine poetiſche Redensart für unſichtbar machen, ſeyn ſoll? Es hat mich daher jederzeit befremdet, dieſen poetiſchen Ausdruck realiſiret, und eine wirkliche Wolke in dem Gemählde angebracht zu finden, hinter welcher der Held, wie hinter einer ſpaniſchen Wand, vor ſeinem Feinde verborgen ſtehet. Das war nicht die Meinung des Dichters. Das heißt aus den Grenzen der Mahlerey herausgehen; denn dieſe Wolke iſt hier eine wahre Hieroglyphe, ein bloſſes ſymboliſches Zeichen, das den befreyten Held nicht unſichtbar macht, ſondern den Betrachtern zuruft: ihr müßt ihn euch als unſichtbar vorſtellen. Sie iſt hier nichts beſſer, als die beſchriebenen Zettelchen, die auf alten gothiſchen Gemählden den Perſonen aus dem Munde gehen.

Es iſt wahr, Homer läßt den Achilles, indem ihm Apollo den Hektor entrücket, noch dreymal nach dem dücken Nebel mit der Lanze ſtoſſen: τρις δ' ηερα τυψε βαθειαν.[g] Allein auch das heißt in der Sprache des Dichters weiter nichts, als daß Achilles ſo wüthend geweſen, daß er noch dreymal geſtoſſen, ehe er es gemerkt, daß er ſeinen Feind nicht mehr vor ſich habe. Keinen wirklichen Nebel ſahe Achilles nicht, und das ganze Kunſtſtück, womit die Götter unſichtbar machten, beſtand auch nicht in dem Nebel, ſondern in der ſchnellen Entrückung. Nur um zugleich mit anzuzeigen, daß die Entrückung ſo ſchnell geſchehen, daß kein menſchliches Auge dem entrückten Körper nachfolgen können, hüllet ihn der Dichter vorher in Nebel ein; nicht weil man anſtatt des entrückten Körpers einen Nebel geſehen, ſondern weil wir das, was in einem Nebel iſt, als nicht ſichtbar denken. Daher kehrt er es auch bisweilen um, und läßt, anſtatt das Object unſichtbar zu machen, das Subject mit Blindheit geſchlagen werden. So verfinſtert Neptun die Augen des Achilles, wenn er den Aeneas aus ſeinen mörderiſchen Händen errettet, den er mit einem Rucke mitten aus dem Gewühle auf einmal in das Hintertreffen verſetzt.[h] In der That aber ſind des Achilles Augen hier eben ſo wenig verfinſtert, als dort die entrückten Helden in Nebel gehüllet; ſondern der Dichter ſetzt das eine und das andere nur bloß hinzu, um die äuſſerſte Schnelligkeit der Entrückung, welche wir das Verſchwinden nennen, dadurch ſinnlicher zu machen.

---

[d] Iliad. Γ. v. 381.

[e] Iliad. Ε. v. 23.

[f] Iliad. Υ. v. 444.

[g] Ibid. v. 446.

Den homeriſchen Nebel aber haben ſich die Mähler nicht bloß in den Fällen zu eigen gemacht, wo ihn Homer ſelbſt gebraucht hat, oder gebraucht haben würde; bey Unſichtbarwerdungen, bey Verſchwindungen: ſondern überall, wo der Betrachter etwas in dem Gemählde erkennen ſoll, was die Perſonen des Gemähldes entweder alle, oder zum Theil, nicht erkennen. Minerva ward dem Achilles nur allein ſichtbar, als ſie ihn zurückhielt, ſich mit Thätigkeiten gegen den Agamemnon zu vergeben. Dieſes auszudrücken, ſagt Caylus, weis ich keinen andern Rath, als daß man ſie von der Seite der übrigen Rathsverſammlung in eine Wolke verhülle. Ganz wider den Geiſt des Dichters. Unſichtbar ſeyn, iſt der natürliche Zuſtand ſeiner Götter; es bedarf keiner Blendung, keiner Abſchneidung der Lichtſtrahlen, daß ſie nicht geſehen werden;[i] ſondern es bedarf einer Erleuchtung, einer Erhöhung des ſterblichen Geſichts, wenn ſie geſehen werden ſollen. Nicht genug alſo, daß die Wolke ein willkührliches, und kein natürliches Zeichen bey den Mahlern iſt; dieſes willkührliche Zeichen hat auch nicht einmal die beſtimmte Deutlichkeit, die es als ein ſolches haben könnte; denn ſie brauchen es eben ſowohl, um das Sichtbare unſichtbar, als um das Unſichtbare ſichtbar zu machen.

---

[h] Iliad. Υ. v. 321.

[i] Zwar läßt Homer auch Gottheiten ſich dann und wann in eine Wolke hüllen, aber nur alsdenn, wenn ſie von andern Gottheiten nicht wollen geſehen werden. Z. E. Iliad. Ξ. v. 282. wo Juno und der Schlaf ἠέρα ἑσσαμένω ſich nach dem Ida verfügen, war es der ſchlauen Göttin höchſte Sorge, von der Venus nicht entdeckt zu werden, die ihr, nur unter dem Vorwande einer ganz andern Reiſe, ihren Gürtel geliehen hatte. In eben dem Buche (v. 344.) muß eine güldene Wolke den wolluſttrunkenen Jupiter mit ſeiner Gemahlin umgeben, um ihren züchtigen Weigerungen abzuhelfen:

XIII.

Wenn Homers Werke gänzlich verloren wären, wann wir von ſeiner Ilias und Odyſſee nichts übrig hätten, als eine ähnliche Folge von Gemählden, dergleichen Caylus daraus vorgeſchlagen: würden wir wohl aus dieſen Gemählden, — ſie ſollen von der Hand des vollkommenſten Meiſters ſeyn, — ich will nicht ſagen, von dem ganzen Dichter, ſondern bloß von ſeinem mahleriſchen Talente, uns den Begriff bilden können, den wir itzt von ihm haben?

Man mache einen Verſuch mit dem erſten dem beſten Stücke. Es ſey das Gemählde der Peſt.[a] Was erblicken wir auf der Fläche des Künſtlers? Todte Leichname, brennende Scheiterhaufen, Sterbende mit Geſtorbenen beſchäftiget, den erzürnten Gott auf einer Wolke, ſeine Pfeile abdrückend. Der größte Reich-

---

Πως κ' ἐοι, εἰτις νωϊ θεων αἰειγενεταων
Ευδοντ' ἀθρησειε; — — —

Sie furchte ſich nicht von den Menſchen geſehen zu werden; ſondern vor den Göttern. Und wenn ſchon Homer den Jupiter einige Zeilen darauf ſagen läßt:

Ηρη, μητε θεων τογε δειδιθι, μητε τιν' ἀνδρων
Οψεσθαι· τοιον τοι ἐγω νεφος ἀμφικαλυψω
Χρυσεον.

ſo folgt doch daraus nicht, daß ſie erſt dieſe Wolke vor den Augen der Menſchen würde verborgen haben: ſondern es will nur ſo viel, daß ſie in dieſer Wolke eben ſo unſichtbar den Göttern werden ſolle, als ſie es nur immer den Menſchen ſey. So auch, wenn Minerva ſich den Helm des Pluto aufſetzet, (Iliad. E. v. 845.) welches mit dem Verhüllen in eine Wolke einerley Wirkung hatte, geſchieht es nicht, um von den Trojanern nicht geſehen zu werden, die ſie entweder gar nicht, oder unter der Geſtalt des Sthenelus erblicken, ſondern lediglich, damit ſie Mars nicht erkennen möge.

[a] Iliad. A. v. 44-53. Tableaux tirés de l'Iliade p. 70.

thum dieſes Gemähldes, iſt Armuth des Dichters. Denn ſollte man den Homer aus dieſem Gemählde wieder herſtellen: was könnte man ihn ſagen laſſen? „Hierauf ergrimmte Apollo, und „ſchoß ſeine Pfeile unter das Heer der Griechen. Viele Grie„chen ſtarben und ihre Leichname wurden verbrannt.“ Nun leſe man den Homer ſelbſt:

Βη δε κατ' Ουλυμποιο καρηνων χωομενος κηρ,
Τοξ' ὠμοισιν ἐχων, ἀμφηρεφεα τε φαρετρην.
Εκλαγξαν δ' ἀρ' ὀϊστοι ἐπ' ὠμων χωομενοιο,
Αυτου κινηθεντος· ὁ δ' ἠϊε νυκτι ἐοικως·
Εζετ' ἐπειτ' ἀπανευθε νεων, μετα δ' ἰον ἑηκε·
Δεινη δε κλαγγη γενετ' ἀργυρεοιο βιοιο.
Ουρηας μεν πρωτον ἐπῳχετο, και κυνας ἀργους·
Αυταρ ἐπειτ' αὐτοισι βελος ἐχεπευκες ἐφιεις
Βαλλ'· αἰει δε πυραι νεκυων καιοντο θαμειαι.

So weit das Leben über das Gemählde iſt, ſo weit iſt der Dichter hier über den Mahler. Ergrimmt, mit Bogen und Köcher, ſteiget Apollo von den Zinnen des Olympus. Ich ſehe ihn nicht allein herabſteigen, ich höre ihn. Mit jedem Tritte erklingen die Pfeile um die Schultern des Zornigen. Er gehet einher, gleich der Nacht. Nun ſitzt er gegen den Schiffen über, und ſchnellet — fürchterlich erklingt der ſilberne Bogen — den erſten Pfeil auf die Maulthiere und Hunde. Sodann faßt er mit dem giftigern Pfeile die Menſchen ſelbſt; und überall lodern unaufhörlich Holzſtöſſe mit Leichnamen. — Es iſt unmöglich die muſikaliſche Mahlerey, welche die Worte des Dichters mit hören laſſen, in eine andere Sprache überzutragen. Es iſt eben ſo unmöglich, ſie aus dem materiellen Gemählde zu vermuthen, ob ſie ſchon nur der allerkleinſte Vorzug iſt, den das poetiſche Gemählde vor ſelbigem hat. Der Hauptvorzug iſt dieſer, daß uns der Dichter zu dem, was das materielle Gemählde aus ihm zeiget, durch eine ganze Gallerie von Gemählden führet.

Aber vielleicht iſt die Peſt kein vortheilhafter Vorwurf für die Mahlerey. Hier iſt ein anderer, der mehr Reitze für das Auge hat. Die rathpflegenden trinkenden Götter.[b] Ein goldner offener Pallaſt, willkührliche Gruppen der ſchönſten und verehrungswürdigſten Geſtalten, den Pocal in der Hand, von Heben, der ewigen Jugend, bedienet. Welche Architektur, welche Maſſen von Licht und Schatten, welche Contraſte, welche Mannigfaltigkeit des Ausdruckes! Wo fange ich an, wo höre ich auf, mein Auge zu weiden? Wann mich der Mahler ſo bezaubert, wie vielmehr wird es der Dichter thun! Ich ſchlage ihn auf, und ich finde — mich betrogen. Ich finde vier gute plane Zeilen, die zur Unterſchrift eines Gemähldes dienen können, in welchen der Stoff zu einem Gemählde liegt, aber die ſelbſt kein Gemählde ſind.

---

[b] Iliad. Δ. v. 1-4. Tableaux tirés de l'Iliade p. 30.

Οι δε θεοι παρ Ζηνι καθημενοι ἠγορωντο
Χρυσεῳ ἐν δαπεδῳ, μετα δε σφισι ποτνια Ἡβη
Νεκταρ ἐῳνοχοει· τοι δε χρυσεοις δεπαεσσι
Δειδεχατ᾽ ἀλληλους, Τρωων πολιν εἰσορωντες.

Das würde ein Apollonius, oder ein noch mittelmäßigerer Dichter, nicht ſchlechter geſagt haben; und Homer bleibt hier eben ſo weit unter dem Mahler, als der Mahler dort unter ihm blieb.

Noch dazu findet Caylus in dem ganzen vierten Buche der Ilias ſonſt kein einziges Gemählde, als nur eben in dieſen vier Zeilen. So ſehr ſich, ſagt er, das vierte Buch durch die mannigfaltigen Ermunterungen zum Angriffe, durch die Fruchtbarkeit glänzender und abſtechender Charaktere, und durch die Kunſt ausnimt, mit welcher uns der Dichter die Menge, die er in Bewegung ſetzen will, zeiget: ſo iſt es doch für die Mahlerey gänzlich unbrauchbar. Er hätte dazu ſetzen können: ſo reich es auch ſonſt an dem iſt, was man poetiſche Gemählde nennet. Denn wahrlich, es kommen derer in dem vierten Buche ſo häufige und ſo vollkommene vor, als nur in irgend einem andern. Wo iſt ein ausgeführteres, täuſchenderes Gemählde als das vom Pandarus, wie er auf Anreizen der Minerva den Waffenſtillſtand bricht, und ſeinen Pfeil auf den Menelaus losdrückt? Als das, von dem Anrücken des griechiſchen Heeres? Als das, von dem beyderſeitigen Angriffe? Als das, von der That des Ulyſſes, durch die er den Tod ſeines Leucus rächet?

Was folgt aber hieraus, daß nicht wenige der ſchönſten Gemählde des Homers keine Gemählde für den Artiſten geben? daß der Artiſt Gemählde aus ihm ziehen kann, wo er ſelbſt keine hat? daß die, welche er hat, und der Artiſt gebrauchen kann, nur ſehr armſelige Gemählde ſeyn würden, wenn ſie nicht mehr zeigten, als der Artiſt zeiget? Was ſonſt, als die Verneinung meiner obigen Frage? Daß aus den materiellen Gemählden, zu welchen die Gedichte des Homers Stoff geben, wann ihrer auch noch ſo viele, wann ſie auch noch ſo vortrefflich wären, ſich dennoch auf das mahleriſche Talent des Dichters nichts ſchlieſſen läßt.

XIV.

Iſt dem aber ſo, und kann ein Gedicht ſehr ergiebig für den Mahler, dennoch aber ſelbſt nicht mahleriſch, hinwiederum ein anderes ſehr mahleriſch, und dennoch nicht ergiebig für den Mahler ſeyn: ſo iſt es auch um den Einfall des Grafen Caylus gethan, welcher die Brauchbarkeit für den Mahler zum Probierſteine der Dichter machen, und ihre Rangordnung nach der Anzahl der Gemählde, die ſie dem Artiſten darbieten, beſtimmen wollen.[a]

Fern ſey es, dieſem Einfalle, auch nur durch unſer Stillſchweigen, das Anſehen einer Regel gewinnen zu laſſen. Milton würde als das erſte unſchuldige Opfer derſelben fallen. Denn es ſcheinet wirklich, daß das verächtliche Urtheil, welches Caylus über ihn ſpricht, nicht ſowohl Nationalgeſchmack, als eine Folge ſeiner vermeinten Regel geweſen. Der Verluſt des Geſichts, ſagt er, mag wohl die größte Aehnlichkeit ſeyn, die Milton mit dem Homer gehabt hat. Freylich kann Milton keine Gallerieen füllen. Aber müßte, ſo lange ich das leibliche Auge hätte, die Sphäre deſſelben auch die Sphäre meines innern Auges ſeyn, ſo würde ich, um von dieſer Einſchränkung frey zu werden, einen groſſen Werth auf den Verluſt des erſtern legen.

---

[a] Tableaux tirés de l'Iliade, Avert. p. V. On eſt toujours convenu, que plus un Poeme fourniſſoit d'images & d'actions, plus il avoit de ſuperiorité en Poeſie. Cette reflexion m'avoit conduit à penſer que le calcul des differens Tableaux, qu'offrent les Poemes, pouvoit ſervir à comparer le merite reſpectif des Poemes & des Poetes. Le nombre & le genre des Tableaux que preſentent ces grands ouvrages, auroient été une eſpece de pierre de touche, ou plutôt une balance certaine du merite de ces Poemes & du genie de leurs Auteurs.

Das verlorne Paradies iſt darum nicht weniger die erſte Epopee nach dem Homer, weil es wenig Gemählde liefert, als die Leidensgeſchichte Chriſti deswegen ein Poem iſt, weil man kaum den Kopf einer Nadel in ſie ſetzen kann, ohne auf eine Stelle zu treffen, die nicht eine Menge der gröſten Artiſten beſchäftiget hätte. Die Evangeliſten erzehlen das Factum mit aller möglichen trockenen Einfalt, und der Artiſt nutzet die mannigfaltigen Theile deſſelben, ohne daß ſie ihrer Seits den geringſten Funken von mahleriſchem Genie dabey gezeigt haben. Es giebt mahlbare und unmahlbare Facta, und der Geſchichtſchreiber kann die mahlbarſten eben ſo unmahleriſch erzehlen, als der Dichter die unmahlbarſten mahleriſch darzuſtellen vermögend iſt.

Man läßt ſich bloß von der Zweydeutigkeit des Wortes verführen, wenn man die Sache anders nimt. Ein poetiſches Gemählde iſt nicht nothwendig das, was in ein materielles Gemählde zu verwandeln iſt; ſondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter ſeinen Gegenſtand ſo ſinnlich macht, daß wir uns dieſes Gegenſtandes deutlicher bewußt werden, als ſeiner Worte, heißt mahleriſch, heißt ein Gemählde, weil es uns dem Grade der Illuſion näher bringt, deſſen das materielle Gemählde beſonders fähig iſt, der ſich von dem materiellen Gemählde am erſten und leichteſten abſtrahiren laſſen.[b]

---

[b] Was wir poetiſche Gemählde nennen, nannten die Alten Phantaſieen, wie man ſich aus dem Longin erinnern wird. Und was wir die Illuſion, das Täuſchende dieſer Gemählde heiſſen, hieß bey ihnen die Enargie. Daher hatte einer, wie Plutarchus meldet, (Erot. T. II. Edit. Henr. Steph. p. 1351.) geſagt: die poetiſchen Phantaſieen wären, wegen ihrer Enargie, Träume der Wachenden; Αἱ ποιητικαὶ φαντασίαι διὰ τὴν ἐνάργειαν ἐγρηγορότων ἐνύπνια εἰσιν. Ich wünſchte ſehr, die neuern Lehrbücher der Dichtkunſt hätten ſich dieſer Benennung bedienen, und des Worts Gemählde gänzlich enthalten wollen. Sie würden uns eine Menge halbwahrer Regeln erſpart haben, deren vornehmſter Grund die Uebereinſtimmung eines willkührlichen Namens iſt. Poetiſche Phantaſieen würde kein Menſch ſo leicht den Schranken eines materiellen Gemähldes unterworffen haben; aber ſobald man die Phantaſieen poetiſche Gemählde nannte, ſo war der Grund zur Verführung gelegt.

XV.

Nun kann der Dichter zu dieſem Grade der Illuſion, wie die Erfahrung zeiget, auch die Vorſtellungen anderer, als ſichtbarer Gegenſtände erheben. Folglich müſſen nothwendig dem Artiſten ganze Claſſen von Gemählden abgehen, die der Dichter vor ihm voraus hat. Drydens Ode auf den Cäcilienstag iſt voller muſikaliſchen Gemählde, die den Pinſel müßig laſſen. Doch ich will mich in dergleichen Exempel nicht verlieren, aus welchen man am Ende doch wohl nicht viel mehr lernet, als daß die Farben keine Töne, und die Ohren keine Augen ſind.

Ich will bey den Gemählden bloß ſichtbarer Gegenſtände ſtehen bleiben, die dem Dichter und Mahler gemein ſind. Woran liegt es, daß manche poetiſche Gemählde von dieſer Art, für den Mahler unbrauchbar ſind, und hinwiederum manche eigentliche Gemählde unter der Behandlung des Dichters den größten Theil ihrer Wirkung verlieren?

Exempel mögen mich leiten. Ich wiederhohle es: das Gemählde des Pandarus im vierten Buche der Ilias iſt eines von den ausgeführteſten, täuſchendſten im ganzen Homer. Von dem Ergreiffen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeiles, iſt jeder Augenblick gemahlt, und alle dieſe Augenblicke ſind ſo nahe und doch ſo unterſchieden angenommen, daß, wenn man nicht wüßte, wie mit dem Bogen umzugehen wäre, man es aus dieſem Gemählde allein lernen könnte.[a] Pandarus zieht ſeinen Bogen hervor, legt die Senne an, öfnet den Köcher, wählet einen noch ungebrauchten wohlbefiederten Pfeil, ſetzt den Pfeil an die

---

[a] Iliad. Δ. v. 105

Αυτικ' ἐσυλα τοξον ἐΰξοον — — — —
Και το μεν ἐυ κατεθηκε τανυσσαμενος, ποτι γαιῃ
Αγκλινας — — — — — — —
Αυταρ ὁ συλα πωμα φαρετρης· ἐκ δ' ἑλετ' ἰον
Αβλητα, πτεροεντα, μελαινων ἑρμ' ὀδυναων,
Αἰψα δ' ἐπι νευρῃ κατεκοσμει πικρον ὀϊςον — —
Ἑλκε δ' ὁμου γλυφιδας τε λαβων, και νευρα βοεια.
Νευρην μεν μαζῳ πελασεν, τοξῳ δε σιδηρον.
Αυταρ ἐπειδη κυκλοτερες μεγα τοξον ἐτεινε,
Λιγξε βιος, νευρη δε μεγ' ἰαχεν, ἀλτο δ' ὀϊςος
Οξυβελης, καθ' ὁμιλον ἐπιπτεσθαι μενεαινων.

Senne, zieht die Senne mit ſamt dem Pfeile unten an dem Einſchnitte zurück, die Senne nahet ſich der Bruſt, die eiſerne Spitze des Pfeiles dem Bogen, der groſſe geründete Bogen ſchlägt tönend auseinander, die Senne ſchwirret, ab ſprang der Pfeil, und gierig fliegt er nach ſeinem Ziele.

Ueberſehen kann Caylus dieſes vortreffliche Gemählde nicht haben. Was fand er alſo darinn, warum er es für unfähig achtete, ſeinen Artiſten zu beſchäftigen? Und was war es, warum ihm die Verſammlung der rathpflegenden zechenden Götter zu dieſer Abſicht tauglicher dünkte? Hier ſowohl als dort ſind ſichtbare Vorwürfe, und was braucht der Mahler mehr, als ſichtbare Vorwürfe, um ſeine Fläche zu füllen?

Der Knoten muß dieſer ſeyn. Ob ſchon beyde Vorwürfe, als ſichtbar, der eigentlichen Mahlerey gleich fähig ſind: ſo findet ſich doch dieſer weſentliche Unterſchied unter ihnen, daß jener eine ſichtbare fortſchreitende Handlung iſt, deren verſchiedene Theile ſich nach und nach, in der Folge der Zeit, eräugnen, dieſer hingegen eine ſichtbare ſtehende Handlung, deren verſchiedene Theile ſich neben einander im Raume entwickeln. Wenn nun aber die Mahlerey, vermöge ihrer Zeichen oder der Mittel ihrer Nachahmung, die ſie nur im Raume verbinden kann, der Zeit gänzlich entſagen muß: ſo können fortſchreitende Handlungen, als fortſchreitend, unter ihre Gegenſtände nicht gehören, ſondern ſie muß ſich mit Handlungen neben einander, oder mit bloſſen Körpern, die durch ihre Stellungen eine Handlung vermuthen laſſen, begnügen. Die Poeſie hingegen — —

XVI.

Doch ich will verſuchen, die Sache aus ihren erſten Gründen herzuleiten.

Ich ſchlieſſe ſo. Wenn es wahr iſt, daß die Mahlerey zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel, oder Zeichen gebrauchet, als die Poeſie; jene nehmlich Figuren und Farben in dem Raume, dieſe aber artikulirte Töne in der Zeit; wenn unſtreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müſſen: So können neben einander geordnete Zeichen, auch nur Gegenſtände, die neben einander, oder deren Theile neben einander exiſtiren, auf einander folgende Zeichen aber, auch nur Gegenſtände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.

Gegenſtände, die neben einander oder deren Theile neben einander exiſtiren, heiſſen Körper. Folglich ſind Körper mit ihren ſichtbaren Eigenſchaften, die eigentlichen Gegenſtände der Mahlerey.

Gegenſtände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heiſſen überhaupt Handlungen. Folglich ſind Handlungen der eigentliche Gegenſtand der Poeſie.

Doch alle Körper exiſtiren nicht allein in dem Raume, ſondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erſcheinen, und in anderer Verbindung ſtehen. Jede dieſer augenblicklichen Erſcheinungen und Verbindungen iſt die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Urſache einer folgenden, und ſo nach gleichſam das Centrum einer Handlung ſeyn. Folglich kann die Mahlerey auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweiſe durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für ſich ſelbſt beſtehen, ſondern müſſen gewiſſen Weſen anhängen. In ſo fern nun dieſe Weſen Körper ſind, oder als Körper betrachtet werden, ſchildert die Poeſie auch Körper, aber nur andeutungsweiſe durch Handlungen.

Die Mahlerey kann in ihren coexiſtirenden Compoſitionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnanteſten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichſten wird.

Eben ſo kann auch die Poeſie in ihren fortſchreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenſchaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das ſinnlichſte Bild des Körpers von der Seite erwecket, von welcher ſie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der mahleriſchen Beywörter, und der Sparſamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenſtände.

Ich würde in dieſe trockene Schlußkette weniger Vertrauen ſetzen, wenn ich ſie nicht durch die Praxis des Homers vollkommen beſtätiget fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homers ſelbſt wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus dieſen Grundſätzen läßt ſich die groſſe Manier des Griechen beſtimmen und erklären, ſo wie der entgegen geſetzten Manier ſo vieler neuern Dichter ihr Recht ertheilen, die in einem Stücke mit dem Mahler wetteifern wollen, in welchem ſie nothwendig von ihm überwunden werden müſſen.

Ich finde, Homer mahlet nichts als fortſchreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelne Dinge mahlet er nur durch ihren Antheil an dieſen Handlungen, gemeiniglich nur mit Einem Zuge. Was Wunder alſo, daß der Mahler, da wo Homer mahlet, wenig oder nichts für ſich zu thun ſiehet, und daß ſeine Erndte nur da iſt, wo die Geſchichte eine Menge ſchöner Körper, in ſchönen Stellungen, in einem der Kunſt vortheilhaftem Raume zuſammenbringt, der Dichter ſelbſt mag dieſe Körper, dieſe Stellungen, dieſen Raum ſo wenig mahlen, als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemählde, wie ſie Caylus aus ihm vorſchlägt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieſer Anmerkung finden.

Ich laſſe alſo hier den Grafen, der den Farbenſtein des Mahlers zum Probierſteine des Dichters machen will, um die Manier des Homers näher zu erklären.

Für Ein Ding, ſage ich, hat Homer gemeiniglich nur Einen Zug. Ein Schiff iſt ihm bald das ſchwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das ſchnelle Schiff, höchſtens das wohlberuderte ſchwarze Schiff. Weiter läßt er ſich in die Mahlerey des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes, macht er zu einem ausführlichen Gemählde, zu einem Gemählde, aus welchem der Mahler fünf, ſechs beſondere Gemählde machen müßte, wenn er es ganz auf ſeine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja beſondere Umſtände, unſern Blick auf einen einzeln körperlichen Gegenſtand länger zu heften: ſo wird dem ohngeachtet kein Gemählde daraus, dem der Mahler mit dem Pinſel folgen könnte; ſondern er weis durch unzählige Kunſtgriffe dieſen einzeln Gegenſtand in eine Folge von Augenblicken zu ſetzen, in deren jedem er anders erſcheinet, und in deren letztem ihn der Mahler erwarten muß, um uns entſtanden zu zeigen, was wir bey dem Dichter entſtehen ſehn. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno ſehen laſſen, ſo muß ihn Hebe vor unſern Augen Stück vor Stück zuſammen ſetzen. Wir ſehen die Räder, die Achſen, den Sitz, die Deichſel und Riemen und Stränge, nicht ſowohl wie es beyſammen iſt, als wie es unter den Händen der Hebe zuſammen kömmt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug, und weiſet uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erzt, die ſilberne Nabe, alles insbeſondere. Man ſollte ſagen: da der Räder mehr als eines war, ſo mußte in der Beſchreibung eben ſo viel Zeit mehr auf ſie gehen, als ihre beſondere Anlegung deren in der Natur ſelbſt mehr erforderte. [a]

Ἡβη δ' ἀμφ' ὀχεεσσι θοως βαλε καμπυλα κυκλα,
Χαλκεα ὀκτακνημα, σιδηρεῳ ἀξονι ἀμφις·
Των ἠτοι χρυσεη ἰτυς ἀφθιτος, αὐταρ ὑπερθεν
Χαλκε' ἐπισσωτρα, προσαρηροτα, θαυμα ἰδεσθαι·
Πλημναι δ' ἀργυρου εἰσι περιδρομοι ἀμφοτερωθεν·
Διφρος δε χρυσεοισι και ἀργυρεοισιν ἱμασιν
Εντεταται· δοιαι δε περιδρομοι ἀντυγες εἰσι·
Του δ' ἐξ ἀργυρεος ῥυμος πελεν· αὐταρ ἐπ' ἀκρῳ
Δησε χρυσειον καλον ζυγον, ἐν δε λεπαδνα
Καλ' ἐβαλε, χρυσεια. — — — —

Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet geweſen, ſo muß ſich der König vor unſern Augen ſeine völlige Kleidung Stück vor Stück umthun; das weiche Unterkleid, den groſſen Mantel, die ſchönen Halbſtiefeln, den Degen; und ſo iſt er fertig, und ergreift das Scepter. Wir ſehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens mahlet; ein anderer würde die Kleider bis auf die geringſte Franze gemahlet haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu ſehen bekommen. [*]

---

[a] Iliad. E. v. 722-31.

[*] Iliad. B. v. 43-47.

— — — Μαλακον δ' ἐνδυνε χιτωνα,
Καλον, νηγατεον, περι δ' αὐ μεγα βαλλετο φαρος·
Ποσσι δ' ὑπαι λιπαροισιν ἐδησατο καλα πεδιλα.
Ἀμφι δ' ἀρ' ὠμοισιν βαλετο ξιφος ἀργυροηλον,
Ἑλετο δε σκηπτρον πατρωϊον, ἀφθιτον αἰει.

Und wenn wir von dieſem Scepter, welches hier blos das väterliche, unvergängliche Scepter heißt, ſo wie ein ähnliches ihm an einem andern Orte blos χρυσειοις ἡλοισι πεπαρμενον, das mit goldenen Stiften beſchlagene Scepter iſt, wenn wir, ſage ich, von dieſem wichtigen Scepter ein vollſtändigeres, genaueres Bild haben ſollen: was thut ſodann Homer? Mahlt er uns, auſſer den goldenen Nägeln, nun auch das Holz, den geſchnitzten Knopf? Ja, wenn die Beſchreibung in eine Heraldik ſollte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau darnach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewiß, daß mancher neuere Dichter eine ſolche Wappenkönigsbeſchreibung daraus würde gemacht haben, in der treuherzigen Meinung, daß er wirklich ſelber gemahlt habe, weil der Mahler ihm nachmahlen kann. Was bekümmert ſich aber Homer, wie weit er den Mahler hinter ſich läßt? Statt einer Abbildung giebt er uns die Geſchichte des Scepters: erſt iſt es unter der Arbeit des Vulkans; nun glänzt es in den Händen des Jupiters; nun bemerkt es die Würde Merkurs; nun iſt es der Commandoſtab des kriegeriſchen Pelops; nun der Hirtenſtab des friedlichen Atreus, u. ſ. w.

— Σκηπτρον ἐχων· το μεν Ηφαιστος καμε τευχων·
Ηφαιστος μεν δωκε Διϊ Κρονιωνι ἀνακτι·
Αυταρ ἀρα Ζευς δωκε διακτορῳ Αργειφοντῃ·
Ερμειας δε ἀναξ δωκεν Πελοπι πληξιππῳ·
Αυταρ ὁ αὐτε Πελοψ δωκ' Ἀτρεϊ, ποιμενι λαων·
Ατρευς δε θνησκων ἐλιπε πολυαρνι Θυεστῃ·
Αυταρ ὁ αὐτε Θυεστ' Αγαμεμνονι λειπε φορηναι,
Πολλῃσι νησοισι και Αργεϊ παντι ἀνασσειν.[h]

So kenne ich endlich dieſes Scepter beſſer, als mir es der Mahler vor Augen legen, oder ein zweyter Vulkan in die Hände liefern könnte. — Es würde mich nicht befremden, wenn ich fände, daß einer von den alten Auslegern des Homers dieſe Stelle als die vollkommenſte Allegorie von dem Urſprunge, dem Fortgange, der Befeſtigung und endlichen Beerbfolgung der königlichen Gewalt unter den Menſchen bewundert hätte. Ich würde zwar lächeln, wenn ich läſe, daß Vulkan, welcher das Scepter gearbeitet, als das Feuer, als das, was dem Menſchen zu ſeiner Erhaltung das unentbehrlichſte iſt, die Abſtellung der Bedürfniſſe überhaupt anzeige, welche die erſten Menſchen, ſich einem einzigen zu unterwerfen, bewogen; daß der erſte König ein Sohn der Zeit, (Ζευς Κρονιων) ein ehrwürdiger Alte geweſen ſey, welcher ſeine Macht mit einem beredten klugen Manne, mit einem Merkur, (Διακτορῳ Αργειφοντῃ) theilen, oder gänzlich auf ihn übertragen wollen; daß der kluge Redner zur Zeit, als der junge Staat von auswärtigen Feinden bedrohet worden, ſeine oberſte Gewalt dem tapferſten Krieger (Πελοπι πληξιππῳ) überlaſſen habe; daß der tapfere Krieger, nachdem er die Feinde gedämpfet und das Reich geſichert, es ſeinem Sohne in die Hände ſpielen können, welcher als ein friedliebender Regent, als ein wohlthätiger Hirte ſeiner Völker, (ποιμενι λαων) ſie mit Wohlleben und Ueberfluß bekannt gemacht habe, wodurch nach ſeinem Tode dem reichſten ſeiner Anverwandten (πολυαρνι Θυεστῃ) der Weg gebahnet worden, das was bisher das Vertrauen ertheilet, und das Verdienſt mehr für eine Bürde als Würde gehalten hatte, durch Geſchenke und Beſtechungen an ſich zu bringen, und es hernach als ein gleichſam erkauftes Gut ſeiner Familie auf immer zu verſichern. Ich würde lächeln, ich würde aber dem ohngeachtet in meiner Achtung für den Dichter beſtärket werden, dem man ſo vieles leihen kann. — Doch dieſes liegt auſſer meinem Wege, und ich betrachte itzt die Geſchichte des Scepters bloß als einen Kunſtgriff, uns bey einem einzeln Dinge verweilen zu machen, ohne ſich in die froſtige Beſchreibung ſeiner Theile einzulaſſen. Auch wenn Achilles bey ſeinem Scepter ſchwöret, die Geringſchätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, giebt uns Homer die Geſchichte dieſes Scepters. Wir ſehen ihn auf den Bergen grünen, das Eiſen trennet ihn von dem Stamme, entblättert und entrindet ihn, und macht ihn bequem, den Richtern des Volkes zum Zeichen ihrer göttlichen Würde zu dienen.[c]

---

[h] Iliad. B. v. 101-108.

Ναι μα τοδε σκηπτρον, το μεν ουποτε φυλλα και ὀζους
Φυσει, ἐπειδη πρωτα τομην ἐν ὀρεσσι λελοιπεν,
Ουδ' ἀναθηλησει· περι γαρ ῥα ἑ χαλκος ἐλεψε
Φυλλα τε και φλοιον· νυν αὐτε μιν υἱες Ἀχαιων
Ἐν παλαμῃς φορεουσι δικασπολοι, οἱ τε θεμιστας
Προς Διος εἰρυαται — — — —

Dem Homer war nicht ſowohl daran gelegen, zwey Stäbe von verſchiedener Materie und Figur zu ſchildern, als uns von der Verſchiedenheit der Macht, deren Zeichen dieſe Stäbe waren, ein ſinnliches Bild zu machen. Jener, ein Werk des Vulkans; dieſer, von einer unbekannten Hand auf den Bergen geſchnitten: jener der alte Beſitz eines edeln Hauſes; dieſer beſtimmt, die erſte die beſte Fauſt zu füllen: jener, von einem Monarchen über viele Inſeln und über ganz Argos erſtrecket; dieſer, von einem aus dem Mittel der Griechen geführet, dem man nebſt andern die Bewahrung der Geſetze anvertrauet hatte. Dieſes war wirklich der Abſtand, in welchem ſich Agamemnon und Achill von einander befanden; ein Abſtand, den Achill ſelbſt, bey allem ſeinen blinden Zorne, einzugeſtehen, nicht umhin konnte.

Doch nicht bloß da, wo Homer mit ſeinen Beſchreibungen dergleichen weitere Abſichten verbindet, ſondern auch da, wo es ihm um das bloſſe Bild zu thun iſt, wird er dieſes Bild in eine Art von Geſchichte des Gegenſtandes verſtreuen, um die Theile deſſelben, die wir in der Natur neben einander ſehen, in ſeinem Gemählde eben ſo natürlich auf einander folgen, und mit dem Fluſſe der Rede gleichſam Schritt halten zu laſſen. Z. E. Er will uns den Bogen des Pandarus mahlen; einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohl poliret, und an beyden Spitzen mit Goldblech beſchlagen. Was thut er? Zählt er uns alle dieſe Eigenſchaften ſo trocken eine nach der andern vor? Mit nichten; das würde einen ſolchen Bogen angeben, vorſchreiben, aber nicht mahlen heiſſen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes an, aus deſſen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in den Felſen aufgepaßt, und ihn erlegt; die Hörner waren von auſſerordentlicher Gröſſe, deswegen beſtimmte er ſie zu einem Bogen; ſie kommen in die Arbeit, der Künſtler verbindet ſie, poliret ſie, beſchlägt ſie. Und ſo, wie geſagt, ſehen wir bey dem Dichter entſtehen, was wir bey dem Mahler nicht anders als entſtanden ſehen können.[d]

---

[c] Iliad. A. v. 234-239.

— — — Τοξον ἐΰξοον, ἰξαλου αἰγος
Αγριου, ὁν ῥα ποτ᾽ αὐτος, ὑπο ϛερνοιο τυχησας;
Πετρης ἐκβαινοντα δεδεγμενος ἐν προδοκῃσι
Βεβληκει προς ϛηθος· ὁ δ᾽ ὑπτιος ἐμπεσε πετρῃ·
Του κερα ἐκ κεφαλης ἑκκαιδεκαδωρα πεφυκει·
Και τα μεν ἀσκησας κεραοξοος ἠραρε τεκτων,
Παν δ᾽ ἐυ λειηνας, χρυσεην ἐπεθηκε κορωνην.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieſer Art ausſchreiben wollte. Sie werden jedem, der ſeinen Homer inne hat, in Menge beyfallen.

XVII.

Aber, wird man einwenden, die Zeichen der Poeſie ſind nicht bloß auf einander folgend, ſie ſind auch willkührlich; und als willkührliche Zeichen ſind ſie allerdings fähig, Körper, ſo wie ſie im Raume exiſtiren, auszudrücken. In dem Homer ſelbſt fänden ſich hiervon Exempel, an deſſen Schild des Achilles man ſich nur erinnern dürfe, um das entſcheidendſte Beyſpiel zu haben, wie weitläuftig und doch poetiſch, man ein einzelnes Ding nach ſeinen Theilen neben einander ſchildern könne.

Ich will auf dieſen doppelten Einwurf antworten: Ich nenne ihn doppelt, weil ein richtiger Schluß auch ohne Exempel gelten muß, und Gegentheils das Exempel des Homers bey mir von Wichtigkeit iſt, auch wenn ich es noch durch keinen Schluß zu rechtfertigen weis.

Es iſt wahr; da die Zeichen der Rede willkührlich ſind, ſo iſt es gar wohl möglich, daß man durch ſie die Theile eines Körpers eben ſo wohl auf einander folgen laſſen kann, als ſie in der Natur neben einander befindlich ſind. Allein dieſes iſt eine Eigenſchaft der Rede und ihrer Zeichen überhaupt, nicht aber in ſo ferne ſie der Abſicht der Poeſie am bequemſten ſind. Der Poet will nicht bloß verſtändlich werden, ſeine Vorſtellungen ſollen nicht bloß klar und deutlich ſeyn; hiermit begnügt ſich der Proſaiſt. Sondern er will die Ideen, die er in uns erwecket, ſo lebhaft machen, daß wir in der Geſchwindigkeit die wahren ſinnlichen Eindrücke ihrer Gegenſtände zu empfinden glauben, und in dieſem Augenblicke der Täuſchung, uns der Mittel, die er dazu anwendet, ſeiner Worte bewußt zu ſeyn aufhören. Hierauf lief oben die Erklärung des poetiſchen Gemähldes hinaus. Aber der Dichter ſoll immer mahlen; und nun wollen wir ſehen, in wie ferne Körper nach ihren Theilen neben einander ſich zu dieſer Mahlerey ſchicken.

---

[d] Iliad. Δ. v. 105-111.

Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorſtellung eines Dinges im Raume? Erſt betrachten wir die Theile deſſelben einzeln, hierauf die Verbindung dieſer Theile, und endlich das Ganze. Unſere Sinne verrichten dieſe verſchiedene Operationen mit einer ſo erſtaunlichen Schnelligkeit, daß ſie uns nur eine einzige zu ſeyn bedünken, und dieſe Schnelligkeit iſt unumgänglich nothwendig, wann wir einen Begriff von dem Ganzen, welcher nichts mehr als das Reſultat von den Begriffen der Theile und ihrer Verbindung iſt, bekommen ſollen. Geſetzt nun alſo auch, der Dichter führe uns in der ſchönſten Ordnung von einem Theile des Gegenſtandes zu dem andern; geſetzt, er wiſſe uns die Verbindung dieſer Theile auch noch ſo klar zu machen: wie viel Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge mit einmal überſiehet, zählt er uns merklich langſam nach und nach zu, und oft geſchieht es, daß wir bey dem letzten Zuge den erſten ſchon wiederum vergeſſen haben. Jedennoch ſollen wir uns aus dieſen Zügen ein Ganzes bilden: dem Auge bleiben die betrachteten Theile beſtändig gegenwärtig; es kann ſie abermals und abermals überlaufen: für das Ohr hingegen ſind die vernommenen Theile verlohren, wann ſie nicht in dem Gedächtniſſe zurückbleiben. Und bleiben ſie ſchon da zurück: welche Mühe, welche Anſtrengung koſtet es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung ſo lebhaft zu erneuern, ſie nur mit einer mäßigen

Geſchwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem etwanigen Begriffe des Ganzen zu gelangen!

Man verſuche es an einem Beyſpiele, welches ein Meiſterſtück in ſeiner Art heiſſen kann. *)

Dort ragt das hohe Haupt vom edeln Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin,
Ein ganzes Blumenvolk dient unter ſeiner Fahne,
Sein blauer Bruder ſelbſt bückt ſich, und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt ſich am Stengel auf, und krönt ſein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant.
Gerechteſtes Geſetz! daß Kraft ſich Zier vermähle,
In einem ſchönen Leib wohnt eine ſchönre Seele.
Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur ſein Blatt im Kreutze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwey vergöldten Schnäbel,
Die ein von Amethyſt gebildter Vogel trägt.
Dort wirft ein glänzend Blat, in Finger ausgekerbet,
Auf einen hellen Bach den grünen Wiederſchein;
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein geſtreifter Stern in weiſſe Strahlen ein.
Smaragd und Roſen blühn auch auf zertretner Heyde,
Und Felſen decken ſich mit einem Purpurkleide.

Es ſind Kräuter und Blumen, welche der gelehrte Dichter mit groſſer Kunſt und nach der Natur mahlet. Mahlt, aber ohne alle Täuſchung mahlet. Ich will nicht ſagen, daß wer dieſe Kräuter und Blumen nie geſehen, ſich auch aus ſeinem Gemählde ſo gut als gar keine Vorſtellung davon machen könne. Es mag ſeyn, daß alle poetiſche Gemählde eine vorläufige Bekanntſchaft mit ihren Gegenſtänden erfordern. Ich will auch nicht läugnen, daß demjenigen, dem eine ſolche Bekanntſchaft hier zu ſtatten kömmt, der Dichter nicht von einigen Theilen eine lebhaftere Idee erwecken könnte. Ich frage ihn nur, wie ſteht es um den Begriff des Ganzen? Wenn auch dieſer lebhafter ſeyn

---

*) S. des Herrn v. Hallers Alpen.

ſoll, ſo müſſen keine einzelne Theile darinn vorſtechen, ſondern das höhere Licht muß auf alle gleich vertheilet ſcheinen; unſere Einbildungskraft muß alle gleich ſchnell überlauffen können, um ſich das aus ihnen mit eins zuſammen zu ſetzen, was in der Natur mit eins geſehen wird. Iſt dieſes hier der Fall? Und iſt er es nicht, wie hat man ſagen können, „daß die ähnlichſte Zeichnung eines Mahlers gegen dieſe poetiſche Schilderung ganz matt und düſter ſein würde?“ [b] Sie bleibet unendlich unter dem, was Linien und Farben auf der Fläche ausdrücken können, und der Kunſtrichter, der ihr dieſes übertriebene Lob ertheilet, muß ſie aus einem ganz falſchen Geſichtspunkte betrachtet haben; er muß mehr auf die fremden Zierrathen, die der Dichter darein verwäbet hat, auf die Erhöhung über das vegetative Leben, auf die Entwickelung der innern Vollkommenheiten, welchen die äuſſere Schönheit nur zur Schale dienet, als auf dieſe Schönheit ſelbſt, und auf den Grad der Lebhaftigkeit und Aehnlichkeit des Bildes, welches uns der Mahler, und welches uns der Dichter davon gewähren kann, geſehen haben. Gleichwohl kömmt es hier lediglich nur auf das letztere an, und wer da ſagt, daß die bloſſen Zeilen:

Der Blumen helles Gold in Strahlen umgebogen,
Thürmt ſich am Stengel auf, und krönt ſein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant —

daß dieſe Zeilen, in Anſehung ihres Eindrucks, mit der Nachahmung eines Hurſum wetteiſern können, muß ſeine Empfindung nie befragt haben, oder ſie vorſetzlich verleugnen wollen. Sie mögen ſich, wenn man die Blume ſelbſt in der Hand hat, ſehr ſchön dagegen recitiren laſſen; nur vor ſich allein ſagen ſie wenig oder nichts. Ich höre in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding ſelbſt bin ich weit entfernet zu ſehen.

Nochmals alſo: ich ſpreche nicht der Rede überhaupt das Vermögen ab, ein körperliches Ganze nach ſeinen Theilen zu ſchildern; ſie kann es, weil ihre Zeichen, ob ſie ſchon auf einander folgen, dennoch willkührliche Zeichen ſind: ſondern ich ſpreche es der Rede als dem Mittel der Poeſie ab, weil dergleichen wörtlichen Schilderungen der Körper das Täuſchende gebricht, worauf die Poeſie vornehmlich gehet; und dieſes Täuſchende, ſage ich, muß ihnen darum gebrechen, weil das Coexiſtirende des Körpers mit dem Conſecutiven der Rede dabey in Colliſion kömmt, und indem jenes in dieſes aufgelöſet wird, uns die Zergliederung des Ganzen in ſeine Theile zwar erleichtert, aber die endliche Wiederzuſammenſetzung dieſer Theile in das Ganze ungemein ſchwer, und nicht ſelten unmöglich gemacht wird.

---

[b] Breitingers Critiſche Dichtkunſt Th. II. S. 807.

Ueberall, wo es daher auf das Täuſchende nicht ankömmt, wo man nur mit dem Verſtande ſeiner Leſer zu thun hat, und nur auf deutliche und ſo viel möglich vollſtändige Begriffe gehet: können dieſe aus der Poeſie ausgeſchloſſene Schilderungen der Körper gar wohl Platz haben, und nicht allein der Proſaiſt, ſondern auch der dogmatiſche Dichter (denn da wo er dogmatiſiret, iſt er kein Dichter), können ſich ihrer mit vielem Nutzen bedienen. So ſchildert z. E. Virgil in ſeinem Gedichte vom Landbaue eine zur Zucht tüchtige Kuh:

— — — Optima torvæ
Forma bovis, cui turpe caput, cui plurima cervix,
Et crurum tenus a mento palearia pendent.
Tum longo nullus lateri modus: omnia magna:
Pes etiam, & camuris hirtæ ſub cornibus aures.
Nec mihi diſpliceat maculis inſignis & albo,
Aut juga detrectans interdumque aſpera cornu,
Et faciem tauro propior: quæque ardua tota,
Et gradiens ima verrit veſtigia cauda.

Oder ein ſchönes Füllen:

— — — — Illi ardua cervix
Argutumque caput, brevis alvus, obeſaque terga;
Luxuriatque toris animoſum pectus &c. e)

Denn wer ſieht nicht, daß dem Dichter hier mehr an der Auseinanderſetzung der Theile, als an dem Ganzen gelegen geweſen? Er will uns die Kennzeichen eines ſchönen Füllens, einer tüchtigen Kuh zuzählen, um uns in den Stand zu ſetzen, nach dem

---

e) Georg. lib. III. v. 51 & 79.

wir deren mehrere oder wenigere antreffen, von der Güte des einen oder des andern urtheilen zu können; ob ſich aber alle dieſe Kennzeichen in ein lebhaftes Bild leicht zuſammen faſſen laſſen, oder nicht, das konnte ihm ſehr gleichgültig ſeyn.

Auſſer dieſem Gebrauche ſind die ausführlichen Gemählde körperlicher Gegenſtände, ohne den oben erwähnten Homeriſchen Kunſtgriff, das Coexiſtirende derſelben in ein wirkliches Succeſſives zu verwandeln, jederzeit von den feinſten Richtern für ein froſtiges Spielwerk erkannt worden, zu welchem wenig oder gar kein Genie gehöret. Wenn der poetiſche Stümper, ſagt Horaz, nicht weiter kann, ſo fängt er an, einen Hayn, einen Altar, einen durch anmuthige Fluren ſich ſchlängelnden Bach, einen rauſchenden Strom, einen Regenbogen zu mahlen:

— — — — Lucus & ara Dianæ,
Et properantis aquæ per amœnos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluvius deſcribitur arcus.[d]

Der männliche Pope ſahe auf die mahleriſchen Verſuche ſeiner poetiſchen Kindheit mit groſſer Geringſchätzung zurück. Er verlangte ausdrücklich, daß wer den Namen eines Dichters nicht unwürdig führen wolle, der Schilderungsſucht ſo früh wie möglich entſagen müſſe, und erklärte ein bloß mahlendes Gedichte für ein Gaſtgebot auf lauter Brühen.[e] Von dem Herrn von Kleiſt

---

[d] De A. P. v. 16.

[e] Prologue to the Satires. v. 340.

That not in Fancy's maze he wander'd long
But ſtoop'd to Truth, and moraliz'd his ſong.

Ibid. v. 148.

— — — — who could take offence,
While pure Deſcription held the place of Senſe?

Die Anmerkung, welche Warburton über die letzte Stelle macht, kann für eine authentiſche Erklärung des Dichters ſelbſt gelten. He uſes PURE equivocally, to ſignify either chaſte or empty; and has given in this line what he eſteemed the true Character of deſcriptive Poetry, as it is called. A compoſition, in his opinion, as abſurd as a feaſt made up of ſauces. The uſe of a picturesque imagination is to brighten and adorn good ſenſe; ſo that to employ it only in Deſcription, is like childrens delighting in a priſm for the ſake of its gaudy colours; which when frugally managed, and artifully diſpoſed, might be made to repreſent and illuſtrate the nobleſt objects in nature. Sowohl der Dichter als Commen-

kann ich verſichern, daß er ſich auf ſeinen Frühling das wenigſte einbildete. Hätte er länger gelebt, ſo würde er ihm eine ganz andere Geſtalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hinein zu legen, und ſann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung, auf Gerathewohl, bald hier bald da, geriſſen zu haben ſchien, in einer natürlichen Ordnung vor ſeinen Augen entſtehen und auf einander folgen laſſen wolle. Er würde zugleich das gethan haben, was Marmontel, ohne Zweifel mit auf Veranlaſſung ſeiner Ekloger, mehrern deutſchen Dichtern gerathen hat; er würde aus einer mit Empfindungen nur ſparſam durchwebten Reihe von Bildern, eine mit Bildern nur ſparſam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben.f)

XVIII.

Und dennoch ſollte ſelbſt Homer in dieſe froſtigen Ausmahlungen körperlicher Gegenſtände verfallen ſeyn? —

Ich will hoffen, daß es nur ſehr wenige Stellen ſind, auf die man ſich desfalls berufen kann; und ich bin verſichert, daß auch dieſe wenige Stellen von der Art ſind, daß ſie die Regel, von der ſie eine Ausnahme zu ſeyn ſcheinen, vielmehr beſtätigen.

Es bleibt dabey: die Zeitfolge iſt das Gebiete des Dichters, ſo wie der Raum das Gebiete des Mahlers.

Zwey nothwendig entfernte Zeitpunkte in ein und eben daſſelbe Gemählde bringen, ſo wie Fr. Mazzuoli den Raub der Sabiniſchen Jungfrauen, und derſelben Ausſöhnung ihrer Ehemänner mit ihren Anverwandten; oder wie Titian die ganze Geſchichte des verlornen Sohnes, ſein lüderliches Leben und ſein

---

later ſcheinen zwar die Sache mehr auf der moraliſchen, als kunſtmäßigen Seite betrachtet zu haben. Doch deſto beſſer, daß ſie von der einen eben ſo wichtig als von der andern erſcheinet.

f) Poetique Françoiſe T. II p. 501. J'écrivois ces reflexions avant que les eſſais des Allemands dans ce genre (l'Eglogue) fuſſent connus parmi nous. Ils ont exécuté ce que j'avois conçu; & s'ils parviennent à donner plus au moral & moins au detail des peintures phyſiques, ils excelleront dans ce genre, plus riche, plus vaſte, plus fecond, & infiniment plus naturel & plus moral que celui de la galanterie champetre.

Elend und ſeine Reue: heißt ein Eingriff des Mahlers in das Gebiete des Dichters, den der gute Geſchmack nie billigen wird.

Mehrere Theile oder Dinge, die ich nothwendig in der Natur auf einmal überſehen muß, wenn ſie ein Ganzes hervorbringen ſollen, dem Leſer nach und nach zuzählen, um ihm dadurch ein Bild von dem Ganzen machen zu wollen: heißt ein Eingriff des Dichters in das Gebiete des Mahlers, wobey der Dichter viel Imagination ohne allen Nutzen verſchwendet.

Doch, ſo wie zwey billige freundſchaftliche Nachbarn zwar nicht verſtatten, daß ſich einer in des andern innerſtem Reiche ungeziemende Freyheiten herausnehme, wohl aber auf den äuſſerſten Grenzen eine wechſelſeitige Nachſicht herrſchen laſſen, welche die kleinen Eingriffe, die der eine in des andern Gerechtſame in der Geſchwindigkeit ſich durch ſeine Umſtände zu thun genöthiget ſiehet, friedlich von beyden Theilen compenſiret: ſo auch die Mahlerey und Poeſie.

Ich will in dieſer Abſicht nicht anführen, daß in großen hiſtoriſchen Gemählden, der einzige Augenblick faſt immer um etwas erweitert iſt, und daß ſich vielleicht kein einziges an Figuren ſehr reiches Stück ſindet, in welchem jede Figur vollkommen die Bewegung und Stellung hat, die ſie in dem Augenblicke der Haupthandlung haben ſollte; die eine hat eine etwas frühere, die andere eine etwas ſpätere. Es iſt dieſes eine Freyheit, die der Meiſter durch gewiſſe Feinheiten in der Anordnung rechtfertigen muß, durch die Verwendung oder Entfernung ſeiner Perſonen, die ihnen an dem was vorgehet, einen mehr oder weniger augenblicklichen Antheil zu nehmen erlaubet. Ich will mich bloß einer Anmerkung bedienen, welche Herr Mengs über die Drapperie des Raphaels macht.[a] „Alle Falten, ſagt er, „haben bey ihm ihre Urſachen, es ſey durch ihr eigen Gewichte, „oder durch die Ziehung der Glieder. Manchmal ſiehet man „in ihnen, wie ſie vorher geweſen; Raphael hat auch ſogar in „dieſem Bedeutung geſucht. Man ſiehet an den Falten, ob „ein Bein oder Arm vor dieſer Regung, vor oder hinten geſtanden, ob das Glied von Krümme zur Ausſtreckung gegan-

[a] Gedanken über die Schönheit und über den Geſchmack in der Mahlerey. S. 69.

„gen, oder gebet, oder ob es ausgeſtreckt geweſen, und ſich „krümmet.“ Es iſt unſtreitig, daß der Künſtler in dieſem Falle zwey verſchiedene Augenblicke in einen einzigen zuſammen bringt. Denn da dem Fuſſe, welcher hinten geſtanden und ſich vor bewegt, der Theil des Gewands, welches auf ihm liegt, unmittelbar folget, das Gewand wäre denn von ſehr ſteiffem Zeuge, der aber eben darum zur Mahlerey ganz unbequem iſt: ſo giebt es keinen Augenblick, in welchem das Gewand im geringſten eine andere Falte machte, als es der itzige Stand des Gliedes erfodert; ſondern läßt man es eine andere Falte machen, ſo iſt es der vorige Augenblick des Gewandes und der itzige des Gliedes. Dem ohngeachtet, wer wird es mit dem Artiſten ſo genau nehmen, der ſeinen Vortheil dabey findet, uns dieſe beyden Augenblicke zugleich zu zeigen? Wer wird ihn nicht vielmehr rühmen, daß er den Verſtand und das Herz gehabt hat, einen ſolchen geringen Fehler zu begehen, um eine gröſſere Vollkommenheit des Ausdruckes zu erreichen?

Gleiche Nachſicht verdienet der Dichter. Seine fortſchreitende Nachahmung erlaubet ihm eigentlich, auf einmal nur eine einzige Seite, eine einzige Eigenſchaft ſeiner körperlichen Gegenſtände zu berühren. Aber wenn die glückliche Einrichtung ſeiner Sprache ihm dieſes mit einem einzigen Worte zu thun verſtattet; warum ſollte er nicht auch dann und wann, ein zweytes ſolches Wort hinzufügen dürfen? Warum nicht auch, wann es ie Mühe verlohnet, ein drittes? Oder wohl gar ein viertes? Jch habe geſagt, dem Homer ſey z. E. ein Schiff, entweder nur das ſchwarze Schiff, oder das hohle Schiff, oder das ſchnelle Schiff, höchſtens das wohlberuderte ſchwarze Schiff. Zu verſehen von ſeiner Manier überhaupt. Hier und da findet ſich eine Stelle, wo er das dritte mahlende Epitheton hinzuſetzet: Καμπυλα κυκλα, χαλκεα, ὀκτακνημα,[b] runde, eherne, achtſpeichigte Räder. Auch das vierte: ἀσπιδα παντοσε ἰσην, καλην, χαλκειην, ἐξηλατον,[c] ein überall glattes, ſchönes, ehernes, getriebenes Schild. Wer wird ihn darum tadeln? Wer wird ihm dieſe kleine Ueppigkeit nicht vielmehr Dank wiſſen, wenn er empfindet, welche gute Wirkung ſie an wenigen ſchicklichen Stellen haben kann?

---

[b] Iliad. E. v. 722.

[c] Iliad. M. v. 296.

Des Dichters ſowohl als des Mahlers eigentliche Rechtfertigung hierüber, will ich aber nicht aus dem vorangeſchickten Gleichniſſe von zwey freundſchaftlichen Nachbarn hergeleitet wiſſen. Ein bloſſes Gleichniß beweiſet und rechtfertiget nichts. Sondern dieſes muß ſie rechtfertigen: ſo wie dort bey dem Mahler die zwey verſchiednen Augenblicke ſo nahe und unmittelbar an einander grenzen, daß ſie ohne Anſtoß für einen einzigen gelten können; ſo folgen auch hier bey dem Dichter die mehrern Züge für die verſchiednen Theile und Eigenſchaften im Raume in einer ſolchen gedrengten Kürze ſo ſchnell aufeinander, daß wir ſie alle auf einmal zu hören glauben.

Und hierin, ſage ich, kömmt dem Homer ſeine vortreffliche Sprache ungemein zu Statten. Sie läßt ihm nicht allein alle mögliche Freyheit in Häuffung und Zuſammenſetzung der Beywörter, ſondern ſie hat auch für dieſe gehäufte Beywörter eine ſo glückliche Ordnung, daß der nachtheiligen Suſpenſion ihrer Beziehung dadurch abgeholffen wird. An einer oder mehreren dieſer Bequemlichkeiten fehlt es den neuern Sprachen durchgängig. Diejenigen, als die Franzöſiſche, welche z. E. jenes Καμπυλα κυκλα, χαλκεα, ὀκτακνημα umſchreiben müſſen: „die runden Räder, welche von Erzt waren und acht Speichen „hatten,“ drücken den Sinn aus, aber vernichten das Gemählde. Gleichwohl iſt der Sinn hier nichts, und das Gemählde alles; und jener ohne dieſes macht den lebhafteſten Dichter zum langweiligſten Schwätzer. Ein Schickſal, das den guten Homer unter der Feder der gewiſſenhaften Frau Dacier oft betroffen hat. Unſere deutſche Sprache hingegen kann zwar die Homeriſchen Beywörter meiſtens in eben ſo kurze gleichgeltende Beywörter verwandeln, aber die vortheilhafte Ordnung derſelben kann ſie der Griechiſchen nicht nachmachen. Wir ſagen zwar „die runden, ehernen, achtſpeichigten“ — — aber „Räder“ ſchleppt hinten nach. Wer empfindet nicht, daß drey verſchiedne Prädicate, ehe wir das Subject erfahren, nur ein ſchwankes verwirrtes Bild machen können? Der Grieche verbindet das Subject gleich mit dem erſten Prädicate, und läßt die andern nachfolgen; er ſagt: „runde Räder, eherne, achtſpeichigte.“ So wiſſen wir mit eins woron er redet, und werden, der natürlichen Ordnung des Denkens gemäß, erſt mit dem Dinge, und dann mit ſeinen Zufälligkeiten bekannt. Dieſen Vortheil hat unſere Sprache nicht. Oder ſoll ich ſagen, ſie hat ihn, und kann ihn nur ſelten ohne Zweydeutigkeit nutzen? Beydes iſt eins. Denn wenn wir Beywörter hintennach ſetzen wollen, ſo müſſen ſie im ſtatu abſoluto ſtehen; wir müſſen ſagen: runde Räder, ehern und achtſpeichigt. Allein in dieſem ſtatu kommen unſere Adjectiva völlig mit den Adverbiis überein, und müſſen, wenn man ſie als ſolche zu dem nächſten Zeitworte, das von dem Dinge prädiciret wird, ziehet, nicht ſelten einen ganz falſchen, allezeit aber einen ſehr ſchielenden Sinn verurſachen.

Doch ich halte mich bey Kleinigkeiten auf, und ſcheine das Schild vergeſſen zu wollen; das Schild des Achilles; dieſes berühmte Gemählde, in deſſen Rückſicht vornehmlich, Homer vor Alters als ein Lehrer der Mahlerey[d] betrachtet wurde. Ein Schild, wird man ſagen, iſt doch wohl ein einzelner körperlicher Gegenſtand, deſſen Beſchreibung nach ſeinen Theilen neben einander, dem Dichter nicht vergönnet ſeyn ſoll? Und dieſes Schild hat Homer, in mehr als hundert prächtigen Verſen, nach ſeiner Materie, nach ſeiner Form, nach allen Figuren, welche die ungeheuere Fläche deſſelben füllten, ſo umſtändlich, ſo genau beſchrieben, daß es neuern Künſtlern nicht ſchwer gefallen, eine in allen Stücken übereinſtimmende Zeichnung darnach zu machen.

Ich antworte auf dieſen beſondern Einwurf, — daß ich bereits darauf geantwortet habe. Homer mahlet nehmlich das Schild nicht als ein fertiges vollendetes, ſondern als ein werdendes Schild. Er hat alſo auch hier ſich des geprieſenen Kunſtgriffes bedienet, das Coexiſtirende ſeines Vorwurfs in ein Conſecutives zu verwandeln, und dadurch aus der langweiligen Mahlerey eines Körpers, das lebendige Gemählde einer Handlung zu machen. Wir ſehen nicht das Schild, ſondern den göttlichen Meiſter, wie er das Schild verfertiget. Er tritt mit Hammer und Zange vor ſeinen Amboß, und nachdem er die

---

[d] Dionysius Halicarnass. in Vita Homeri apud Th. Gale in Opusc. Mythol. p. 401.

Platten aus dem gröbſten geſchmiedet, ſchwellen die Bilder, die er zu deſſen Auszierung beſtimmet, vor unſern Augen, eines nach dem andern, unter ſeinen feinern Schlägen aus dem Erzte hervor. Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Geſichte, bis alles fertig iſt. Nun iſt es fertig, und wir erſtaunen über das Werk, aber mit dem gläubigen Erſtaunen eines Augenzeugens, der es machen ſehen.

Dieſes läßt ſich von dem Schilde des Aeneas beym Virgil nicht ſagen. Der römiſche Dichter empfand entweder die Feinheit ſeines Muſters hier nicht, oder die Dinge, die er auf ſein Schild bringen wollte, ſchienen ihm von der Art zu ſeyn, daß ſie die Ausführung vor unſern Augen nicht wohl verſtatteten. Es waren Prophezeyungen, von welchen es freylich unſchicklich geweſen wäre, wenn ſie der Gott in unſerer Gegenwart eben ſo deutlich geäuſſert hätte, als ſie der Dichter hernach ausleget. Prophezeyungen, als Prophezeyungen, verlangen eine dunkelere Sprache, in welche die eigentlichen Namen der Perſonen aus der Zukunft, die ſie betreffen, nicht paſſen. Gleichwohl lag an dieſen wahrhaften Namen, allem Anſehen nach, dem Dichter und Hofmanne hier das meiſte.[e] Wenn ihn aber dieſes ent-

---

[e] Ich finde, daß Servius dem Virgil eine andere Entſchuldigung leihet. Denn auch Servius hat den Unterſchied, der zwiſchen beyden Schilden iſt, bemerkt: Sane intereſt inter hunc & Homeri Clypeum: illic enim ſingula dum fiunt narrantur; hic vero perfecto opere noſcuntur: nam & hic arma prius accipit Aeneas, quam ſpectaret; ibi poſtquam omnia narrata ſunt, ſic a Thetide deferuntur ad Achillem (Ad v. 625. lib. VIII. Aeneid.) Und warum dieſes? Darum, meinet Servius, weil auf dem Schilde des Aeneas, nicht bloß die wenigen Begebenheiten, die der Dichter anführet, ſondern,

— — — — genus omne futuræ
Stirpis ab Aſcanio, pugnataque in ordine bella

abgebildet waren. Wie wäre es alſo möglich geweſen, daß mit eben der Geſchwindigkeit, in welcher Vulkan das Schild arbeiten mußte, der Dichter die ganze lange Reihe von Nachkommen hätte nahmhaft machen, und alle von ihnen nach der Ordnung geführte Kriege hätte erwähnen können? Dieſes iſt der Verſtand der etwas dunkeln Worte des Servius: Opportune ergo Virgilius, quia non videtur ſimul & narrationis celeritas potuiſſe connecti, & opus tam velociter expediri, ut ad verbum poſſet occurrere. Da Virgil nur etwas weniges von dem non enarrabile texto Clypei beybringen konnte, ſo konnte er es nicht während der Arbeit des Vulkanus ſelbſt thun; ſondern er mußte es verſparen, bis alles fertig war. Ich wünſchte für den ſchuldiget, ſo hebt es darum nicht auch die üble Wirkung auf, welche ſeine Abweichung von dem Homeriſchen Wege hat. Leſer von einem feinern Geſchmacke, werden mir Recht geben. Die Anſtalten, welche Vulkan zu ſeiner Arbeit macht, ſind bey dem Virgil ungefehr eben die, welche ihn Homer machen läßt. Aber anſtatt daß wir bey dem Homer nicht bloß die Anſtalten zur Arbeit, ſondern auch die Arbeit ſelbſt zu ſehen bekommen, läßt Virgil, nachdem er uns nur den geſchäftigen Gott mit ſeinen Cyklopen überhaupt gezeiget,

Ingentem Clypeum informant — —
— — Alii ventoſis follibus auras
Accipiunt, redduntque: alii ſtridentia tingunt
Aera lacu. Gemit impoſitis incudibus antrum.
Illi inter ſeſe multa vi brachia tollunt
In numerum, verſantque tenaci forcipe maſſam. f)

den Vorhang auf einmal niederfallen, und verſetzt uns in eine ganz andere Scene, von da er uns allmälig in das Thal bringt, in welchem die Venus mit den indeß fertig gewordenen Waffen bey dem Aeneas anlangt. Sie lehnet ſie an den Stamm einer Eiche, und nachdem ſie der Held genug begaffet, und beſtaunet, und betaſtet, und verſuchet, hebt ſich die Beſchreibung, oder das Gemählde des Schildes an, welches durch das ewige: Hier iſt, und Da iſt, Nahe dabey ſtehet, und Nicht weit davon ſiehet man — ſo kalt und langweilig wird, daß alle der poetiſche Schmuck, den ihm ein Virgil geben konnte, nöthig war, um es uns nicht unerträglich finden zu laſſen. Da dieſes Gemählde hiernächſt nicht Aeneas macht, als welcher ſich an den bloſſen Figuren ergetzet, und von der Bedeutung derſelben nichts weis,

---

Virgil ſehr, dieſes Raiſonnement des Servius wäre ganz ohne Grund; meine Entſchuldigung würde ihm weit rühmlicher ſeyn. Denn wer hieß ihm, die ganze römiſche Geſchichte auf ein Schild bringen? Mit wenig Gemählden machte Homer ſein Schild zu einem Inbegriffe von allem, was in der Welt vorgehet. Scheinet es nicht, als ob Virgil, da er den Griechen nicht in den Vorwürfen und in der Ausführung der Gemählde übertreffen können, ihn wenigſtens in der Anzahl derſelben übertreffen wollen? Und was wäre kindiſcher geweſen?

f) Aeneid. lib. VIII. 447-51.

— — rerumque ignarus imagine gaudet;

auch nicht Venus, ob ſie ſchon von den künftigen Schickſalen ihrer lieben Enkel vermuthlich eben ſo viel wiſſen mußte, als der gutwillige Ehemann; ſondern da es aus dem eigenen Munde des Dichters kömmt: ſo bleibet die Handlung offenbar während demſelben ſtehen. Keine einzige von ſeinen Perſonen nimt daran Theil; es hat auch auf das Folgende nicht den geringſten Einfluß, ob auf dem Schilde dieſes, oder etwas anders, vorgeſtellet iſt; der witzige Hofmann leuchtet überall durch, der mit allerley ſchmeichelhaften Anſpielungen ſeine Materie aufſtutzet, aber nicht das groſſe Genie, das ſich auf die eigene innere Stärke ſeines Werks verläßt, und alle äuſſere Mittel, intereſſant zu werden, verachtet. Das Schild des Aeneas iſt folglich ein wahres Einſchiebſel, einzig und allein beſtimmt, dem Nationalſtolze der Römer zu ſchmeicheln; ein fremdes Bächlein, das der Dichter in ſeinen Strom leitet, um ihn etwas reger zu machen. Das Schild des Achilles hingegen iſt Zuwachs des eigenen fruchtbaren Bodens; denn ein Schild mußte gemacht werden, und da das Nothwendige aus der Hand der Gottheit nie ohne Anmuth kömmt; ſo mußte das Schild auch Verzierungen haben. Aber die Kunſt war, dieſe Verzierungen als bloſſe Verzierungen zu behandeln, ſie in den Stoff einzuweben, um ſie uns nur bey Gelegenheit des Stoffes zu zeigen; und dieſes ließ ſich allein in der Manier des Homers thun. Homer läßt den Vulkan Zierrathen künſteln, weil und indem er ein Schild machen ſoll, das ſeiner würdig iſt. Virgil hingegen ſcheinet ihn das Schild wegen der Zierrathen machen zu laſſen, da er die Zierrathen für wichtig gnug hält, um ſie beſonders zu beſchreiben, nachdem das Schild lange fertig iſt.

XIX.

Die Einwürfe, welche der ältere Skaliger, Perrault, Terraſſon und andere gegen das Schild des Homers machen, ſind bekannt. Eben ſo bekannt iſt das, was Dacier, Boivin und Pope darauf antworten. Mich dünkt aber, daß dieſe letztern ſich manchmal zu weit einlaſſen, und in Zuverſicht auf ihre gute Sache, Dinge behaupten, die eben ſo unrichtig ſind, als wenig ſie zur Rechtfertigung des Dichters beytragen.

Um dem Haupteinwurfe zu begegnen, daß Homer das Schild mit einer Menge Figuren anfülle, die auf dem Umfange deſſelben unmöglich Raum haben könnten, unternahm Boivin, es mit Bemerkung der erforderlichen Maaſſe, zeichnen zu laſſen. Sein Einfall mit den verſchiedenen concentriſchen Zirkeln iſt ſehr ſinnreich, obſchon die Worte des Dichters nicht den geringſten Anlaß dazu geben, auch ſich ſonſt keine Spur findet, daß die Alten auf dieſe Art abgetheilte Schilder gehabt haben. Da es Homer ſelbſt σακος παντοσε δεδαιδαλμενον, ein auf allen Seiten künſtlich ausgearbeitetes Schild nennet, ſo würde ich lieber, um mehr Raum auszuſparen, die concave Fläche mit zu Hülfe genommen haben; denn es iſt bekannt, daß die alten Künſtler dieſe nicht leer lieſſen, wie das Schild der Minerva vom Phidias beweiſet.[a] Doch nicht genug, daß ſich Boivin dieſes Vortheils nicht bedienen wollte; er vermehrte auch ohne Noth die Vorſtellungen ſelbſt, denen er auf dem ſonach um die Helfte verringerten Raume Platz verſchaffen mußte, indem er das, was bey dem Dichter offenbar nur ein einziges Bild iſt, in zwey bis drey beſondere Bilder zertheilte. Ich weis wohl, was ihn dazu bewog; aber es hätte ihn nicht bewegen ſollen: ſondern, anſtatt daß er ſich bemühte, den Forderungen ſeiner Gegner eine Genüge zu leiſten, hätte er ihnen zeigen ſollen, daß ihre Forderungen unrechtmäßig wären.

Ich werde mich an einem Beyſpiele faßlicher erklären können. Wenn Homer von der einen Stadt ſagt:[b]

Λαοι δ' εἰν ἀγορῃ ἐσαν ἀθροοι· ἐνθα δε νεικος
Ὠρωρει· δυο δ' ἀνδρες ἐνεικεον εἱνεκα ποινης
Ἀνδρος ἀποφθιμενου· ὁ μεν εὐχετο, παντ' ἀποδουναι,
Δημῳ πιφαυσκων· ὁ δ' ἀναινετο, μηδεν ἑλεσθαι·
Ἀμφω δ' ἱεσθην ἐπι ἱστορι πειραρ ἑλεσθαι.
Λαοι δ' ἀμφοτεροισιν ἐπηπυον, ἀμφις ἀρωγοι·

---

[a] — Scuto ejus, in quo Amazonum prælium cælavit intumeſcente ambitu parmæ; ejusdem concava parte Deorum & Gigantum dimicationem. Plinius lib. XXXVI. Sect. 4. p. 726. Edit. Hard.

[b] Iliad. Σ. v. 497-508.

Κηρυκες δ' ἀρα λαον ἐρητυον· οἱ δε γεροντες
Ειατ' ἐπι ξεστοισι λιθοις, ἱερῳ ἐνι κυκλῳ·
Σκηπτρα δε κηρυκων ἐν χερσ' ἐχον ἠεροφωνων.
Τοισιν ἐπειτ' ἠϊσσον, ἀμοιβηδις δ' ἐδικαζον.
Κειτο δ' ἀρ' ἐν μεσσοισι δυω χρυσοιο ταλαντα —

ſo glaube ich, hat er nicht mehr als ein einziges Gemählde angeben wollen: das Gemählde eines öffentlichen Rechtshandels über die ſtreitige Erlegung einer anſehnlichen Geldbuſſe für einen verübten Todſchlag. Der Künſtler, der dieſen Vorwurf ausführen ſoll, kann ſich auf einmal nicht mehr als einen einzigen Augenblick deſſelben zu Nutze machen; entweder den Augenblick der Anklage, oder der Abhörung der Zeugen, oder des Urtheilſpruches, oder welchen er ſonſt, vor oder nach, oder zwiſchen dieſen Augenblicken, für den bequemſten hält. Dieſen einzigen Augenblick macht er ſo prägnant wie möglich, und führt ihn mit allen den Täuſchungen aus, welche die Kunſt in Darſtellung ſichtbarer Gegenſtände vor der Poeſie voraus hat. Von dieſer Seite aber unendlich zurückgelaſſen, was kann der Dichter, der eben dieſen Vorwurf mit Worten mahlen ſoll, und nicht gänzlich verunglücken will, anders thun, als daß er ſich gleichfalls ſeiner eigenthümlichen Vortheile bedienet? Und welches ſind dieſe? Die Freyheit ſich ſowohl über das Vergangene als über das Folgende des einzigen Augenblickes in dem Kunſtwerke auszubreiten, und das Vermögen, ſonach uns nicht allein das zu zeigen, was uns der Künſtler zeiget, ſondern auch das, was uns dieſer nur kann errathen laſſen. Durch dieſe Freyheit, durch dieſes Vermögen allein, kömmt der Dichter dem Künſtler wieder bey, und ihre Werke werden einander alsdenn am ähnlichſten, wenn die Wirkung derſelben gleich lebhaft iſt; nicht aber, wenn das eine der Seele durch das Ohr nicht mehr oder weniger beybringet, als das andere dem Auge darſtellen kann. Nach dieſem Grundſatze hätte Boivin die Stelle des Homers beurtheilen ſollen, und er würde nicht ſo viel beſondere Gemählde daraus gemacht haben, als verſchiedene Zeitpunkte er darinn zu bemerken glaubte. Es iſt wahr, es konnte nicht wohl alles, was Homer ſagt, in einem einzigen Gemählde verbunden ſeyn; die Beſchuldigung und Ableugnung, die Darſtellung der

Zeugen und der Zuruff des getheilten Volkes, das Beſtreben der Herolde den Tumult zu ſtillen, und die Aeuſſerungen der Schiedesrichter, ſind Dinge, die auf einander folgen, und nicht neben einander beſtehen können. Doch was, um mich mit der Schule auszudrücken, nicht actu in dem Gemählde enthalten war, das lag virtute darinn, und die einzige wahre Art, ein materielles Gemählde mit Worten nachzuſchildern iſt die, daß man das Letztere mit dem wirklich Sichtbaren verbindet, und ſich nicht in den Schranken der Kunſt hält, innerhalb welchen der Dichter zwar die Data zu einem Gemählde herzählen, aber nimmermehr ein Gemählde ſelbſt hervorbringen kann.

Gleicherweiſe zertheilt Boivin das Gemählde der belagerten Stadt[e] in drey verſchiedene Gemählde. Er hätte es eben ſowohl in zwölfe theilen können, als in drey. Denn da er den Geiſt des Dichters einmal nicht faßte und von ihm verlangte, daß er den Einheiten des materiellen Gemähldes ſich unterwerffen müſſe: ſo hätte er weit mehr Uebertretungen dieſer Einheiten finden können, daß es faſt nöthig geweſen wäre, jedem beſondern Zuge des Dichters ein beſonderes Feld auf dem Schilde zu beſtimmen. Meines Erachtens aber hat Homer überhaupt nicht mehr als zehn verſchiedene Gemählde auf dem ganzen Schilde; deren jedes er mit einem ἐν μὲν ἔτευξε, oder ἐν δὲ ποίησε, oder ἐν δ' ἐτίθει, oder ἐν δὲ ποίκιλλε Ἀμφιγυήεις anfängt.[d] Wo dieſe Eingangsworte nicht ſtehen, hat man kein Recht, ein beſonderes Gemählde anzunehmen; im Gegentheil muß alles, was ſie verbinden, als ein einziges betrachtet werden, dem nur bloß die willkührliche Concentration in einen einzigen Zeitpunkt mangelt, als welche der Dichter anzugeben, keinesweges gehalten war. Vielmehr, hätte er ihn angegeben, hätte

---

e) v. 509 - 540.

d) Das erſte fängt an mit der 483ten Zeile, und gehet bis zur 489ten; das zweyte von 490 - 509; das dritte von 510 - 540; das vierte von 541 - 549; das fünfte von 550 - 560; das ſechſte von 561 - 572; das ſiebende von 573 - 586; das achte von 587 - 589; das neunte von 590 - 605; und das zehnte von 606 - 608. Bloß das dritte Gemählde hat die angegebenen Eingangsworte nicht; es iſt aber aus den bey dem zweyten, ἐν δὲ δύω ποίησε πόλεις, und aus der Beſchaffenheit der Sache ſelbſt, deutlich genug, daß es ein beſonders Gemählde ſeyn muß.

er ſich genau daran gehalten, hätte er nicht den geringſten Zug einflieſſen laſſen, der in der wirklichen Ausführung nicht damit zu verbinden wäre; mit einem Worte, hätte er ſo verfahren, wie ſeine Tadler es verlangen: es iſt wahr, ſo würden dieſe Herren an ihm nichts auszuſetzen, aber in der That auch kein Menſch von Geſchmack etwas zu bewundern gefunden haben.

Pope ließ ſich die Eintheilung und Zeichnung des Boivin nicht allein gefallen, ſondern glaubte noch etwas ganz beſonders zu thun, wenn er nunmehr auch zeigte, daß ein jedes dieſer ſo zerſtückten Gemählde nach den ſtrengſten Regeln der heutiges Tages üblichen Mahlerey angegeben ſey. Contraſt, Perſpectiv, die drey Einheiten; alles fand er darinn auf das beſte beobachtet. Und ob er ſchon gar wohl wußte, daß zu Folge guter glaubwürdiger Zeugniſſe, die Mahlerey zu den Zeiten des Trojaniſchen Krieges noch in der Wiege geweſen, ſo mußte doch entweder Homer, vermöge ſeines göttlichen Genies, ſich nicht ſowohl an das, was die Mahlerey damals oder zu ſeiner Zeit leiſten konnte, gehalten, als vielmehr das errathen haben, was ſie überhaupt zu leiſten im Stande ſey; oder auch jene Zeugniſſe ſelbſt mußten ſo glaubwürdig nicht ſeyn, daß ihnen die augenſcheinliche Ausſage des künſtlichen Schildes nicht vorgezogen zu werden verdiene. Jenes mag annehmen, wer da will; dieſes wenigſtens wird ſich niemand überreden laſſen, der aus der Geſchichte der Kunſt etwas mehr, als die bloſſen Data der Hiſtorienſchreiber weis. Denn daß die Mahlerey zu Homers Zeiten noch in ihrer Kindheit geweſen, glaubt er nicht blos deswegen, weil es ein Plinius oder ſo einer ſagt, ſondern vornehmlich weil er aus den Kunſtwerken, deren die Alten gedenken, urtheilet, daß ſie viele Jahrhunderte nachher noch nicht viel weiter gekommen, und z. E. die Gemählde eines Polygnotus noch lange die Probe nicht aushalten, welche Pope die Gemählde des Homeriſchen Schildes beſtehen zu können glaubet. Die zwey groſſen Stücke dieſes Meiſters zu Delphi, von welchen uns Pauſanias eine ſo umſtändliche Beſchreibung hinterlaſſen,[e] waren offenbar ohne alle Perſpectiv. Dieſer Theil der Kunſt iſt den Alten gänzlich abzuſprechen, und was Pope beybringt, um zu beweiſen, daß Homer ſchon einen Begriff davon gehabt habe, beweiſet weiter nichts, als daß ihm ſelbſt nur ein ſehr unvollſtändiger Begriff davon beygewohnet.[f] „Homer, ſagt er, „kann kein Fremdling in der Perſpectiv geweſen ſeyn, weil er „die Entfernung eines Gegenſtandes von dem andern ausdrücklich angiebt. Er bemerkt, z. E. daß die Kundſchafter ein wenig weiter als die andern Figuren gelegen, und daß die Eiche, „unter welcher den Schnittern das Mahl zubereitet worden, „bey Seite geſtanden. Was er von dem mit Heerden und „Hütten und Ställen überſäeten Thale ſagt, iſt augenſcheinlich „die Beſchreibung einer groſſen perſpectiviſchen Gegend. Ein „allgemeiner Beweisgrund dafür kann auch ſchon aus der „Menge der Figuren auf dem Schilde gezogen werden, die „nicht alle in ihrer vollen Gröſſe ausgedruckt werden konnten; „woraus es denn gewiſſermaaſſen unſtreitig, daß die Kunſt, „ſie nach der Perſpectiv zu verkleinern, damaliger Zeit ſchon bekannt geweſen." Die bloſſe Beobachtung der optiſchen Erfahrung, daß ein Ding in der Ferne kleiner erſcheinet, als in der Nähe, macht ein Gemählde noch lange nicht perſpectiviſch. Die Perſpectiv erfordert einen einzigen Augenpunkt, einen beſtimmten natürlichen Geſichtskreis, und dieſes war es was den alten Gemählden fehlte. Die Grundfläche in den Gemählden des Polygnotus war nicht horizontal, ſondern nach hinten zu ſo gewaltig in die Höhe gezogen, daß die Figuren, welche hinter einander zu ſtehen ſcheinen ſollten, über einander zu ſtehen ſchienen. Und wenn dieſe Stellung der verſchiednen Figuren und ihrer Gruppen allgemein geweſen, wie aus den alten Baslerieſs, wo die hinterſten allezeit höher ſtehen als die voderſten, und über ſie wegſehen, ſich ſchlieſſen läßt: ſo iſt es natürlich, daß man ſie auch in der Beſchreibung des Homers annimt, und diejenigen von ſeinen Bildern, die ſich nach ſelbiger in Ein Gemählde verbinden laſſen, nicht unnöthiger Weiſe trennet. Die doppelte Scene der friedfertigen Stadt, durch deren Straſſen der fröhliche Aufzug einer Hochzeitfeyer ging, indem auf dem Markte ein wichtiger Proceß entſchieden ward, erfordert dieſem zu Folge kein doppeltes Gemählde, und Homer hat es gar wohl als ein einziges denken können, indem er ſich die ganze Stadt aus einem ſo hohen Augenpunkte vorſtellte, daß er die freye Ausſicht zugleich in die Straſſen und auf den Markt dadurch erhielt.

---

[e] Phocic. cap. XXV-XXXI.

---

[f] Um zu zeigen, daß dieſes nicht zu viel von Popen geſagt iſt, will ich den Anfang der folgenden aus ihm angeführten Stelle (Iliad. Vol. V. Obſ. p. 61) in der Grundſprache anführen: That he was no ſtranger to aerial Perſpective, appears in his expresly marking the diſtance of object from object: he tells us &c. Ich ſage, hier hat Pope den Ausdruck aerial Perſpective, die Luftperſpectiv, (Perſpective aerienne) ganz unrichtig gebraucht, als welche mit den nach Maaßgebung der Entfernung verminderten Gröſſen gar nichts zu thun hat, ſondern unter der man lediglich die Schwächung und Abänderung der Farben nach Beſchaffenheit der Luft oder des Medii, durch welches wir ſie ſehen, verſtehet. Wer dieſen Fehler machen konnte, dem war es erlaubt, von der ganzen Sache nichts zu wiſſen.

Ich bin der Meinung, daß man auf das eigentliche Perſpectiviſche in den Gemählden nur gelegentlich durch die Scenenmahlerey gekommen iſt; und auch als dieſe ſchon in ihrer Vollkommenheit war, muß es noch nicht ſo leicht geweſen ſeyn, die Regeln derſelben auf eine einzige Fläche anzuwenden, indem ſich noch in den ſpätern Gemählden unter den Alterthümern des Herculanums ſo häuſſige und mannigfaltige Fehler gegen die Perſpectiv finden, als man itzo kaum einem Lehrlinge vergeben würde.[g]

Doch ich entlaſſe mich der Mühe, meine zerſtreuten Anmerkungen über einen Punkt zu ſammeln, über welchen ich in des Herrn Winkelmanns verſprochener Geſchichte der Kunſt die völligſte Befriedigung zu erhalten hoffen darf.[h]

XX.

Ich lenke mich vielmehr wieder in meinen Weg, wenn ein Spatziergänger anders einen Weg hat.

Was ich von körperlichen Gegenſtänden überhaupt geſagt habe, das gilt von körperlichen ſchönen Gegenſtänden um ſo viel mehr.

Körperliche Schönheit entſpringt aus der übereinſtimmenden

---

[g] Betracht. über die Mahlerey S. 185.

[h] Geſchrieben im Jahr 1763.

Wirkung mannigfaltiger Theile, die ſich auf einmal überſehen laſſen. Sie erfodert alſo, daß dieſe Theile neben einander liegen müſſen; und da Dinge, deren Theile neben einander liegen, der eigentliche Gegenſtand der Mahlerey ſind: ſo kann ſie, und nur ſie allein, körperliche Schönheit nachahmen.

Der Dichter der die Elemente der Schönheit nur nach einander zeigen könnte, enthält ſich daher der Schilderung körperlicher Schönheit, als Schönheit, gänzlich. Er fühlt es, daß dieſe Elemente nach einander geordnet, unmöglich die Wirkung haben können, die ſie, neben einander geordnet, haben; daß der concentrirende Blick, den wir nach ihrer Enumeration auf ſie zugleich zurück ſenden wollen, uns doch kein übereinſtimmendes Bild gewähret; daß es über die menſchliche Einbildung gehet, ſich vorzuſtellen, was dieſer Mund, und dieſe Naſe, und dieſe Augen zuſammen für einen Effect haben, wenn man ſich nicht aus der Natur oder Kunſt einer ähnlichen Compoſition ſolcher Theile erinnern kann.

Und auch hier iſt Homer das Muſter aller Muſter. Er ſagt: Nireus war ſchön; Achilles war noch ſchöner; Helena beſaß eine göttliche Schönheit. Aber nirgends läßt er ſich in die umſtändlichere Schilderung dieſer Schönheiten ein. Gleichwohl iſt das ganze Gedicht auf die Schönheit der Helena gebauet. Wie ſehr würde ein neuerer Dichter darüber luxurirt haben!

Schon ein Conſtantinus Manaſſes wollte ſeine kahle Chronike mit einem Gemählde der Helena auszieren. Ich muß ihm für ſeinen Verſuch danken. Denn ich wüßte wirklich nicht, wo ich ſonſt ein Exempel auftreiben ſollte, aus welchem augenſcheinlicher erhelle, wie thörigt es ſey, etwas zu wagen, das Homer ſo weislich unterlaſſen hat. Wenn ich bey ihm leſe:[a]

---

[a] Constantinus Manasses Compend. Chron. p. 20. Edit. Venet. Die Fr. Dacier war mit dieſem Portrait des Manaſſes, bis auf die Tavtologieen, ſehr wohl zufrieden: De Helenæ pulchritudine omnium optime Constantinus Manasses, nisi in eo tautologiam reprehendas (Ad Dictyn Cretensem lib. I. cap. 3. p. 5.) Sie führet nach dem Mezeriac (Comment. sur les Epitres d'Ovide T. II. p. 361) auch die Beſchreibungen an, welche Dares Phrygius und Cedrenus von der Schönheit der Helena geben. In der erſtern kömmt ein Zug vor, der ein wenig ſeltſam klingt. Dares ſagt nehmlich

Ἠν ἡ γυνη περικαλλης, ἐυοφρυς, ἐυχρουστατη,
Ευπαρειος, ἐυπροσωπος, βοωπις, χιονοχρους,
Ἑλικοβλεφαρος, ἁβρα, χαριτων γεμον ἀλσος,
Λευκοβραχιων, τρυφερα, καλλος ἀντικρυς ἐμπνουν,
Το προσωπον καταλευκον, ἡ παρεια ῥοδοχρους,
Το προσωπον ἐπιχαρι, το βλεφαρον ὡραιον,

von der Helena, ſie habe ein Mahl zwiſchen den Augenbraunen gehabt: notam inter duo ſupercilia habentem. Das war doch wohl nichts ſchönes! Ich wollte, daß die Franzöſin ihre Meinung darüber geſagt hätte. Meines Theiles halte ich das Wort nota hier für verfälſcht, und glaube, daß Dares von dem reden wollen, was bey den Griechen μεσοφρυον und bey den Lateinern glabella hieß. Die Augenbraunen der Helena, will er ſagen, lieſſen nicht zuſammen, ſondern waren durch einen kleinen Zwiſchenraum abgeſondert. Der Geſchmack der Alten war in dieſem Punkte verſchieden. Einigen gefiel ein ſolcher Zwiſchenraum, andern nicht. (Junius de Pictura Vet. lib. III. cap. 9. p. 245.) Anakreon hielt die Mittelſtraſſe; die Augenbraunen ſeines geliebten Mädchens waren weder merklich getrennet, noch völlig in einander verwachſen, ſie verlieſſen ſich ſanft in einem einzigen Punkte. Er ſagt zu dem Künſtler, welcher ſie mahlen ſollte. (Od. 28.)

Το μεσοφρυον δε μη μοι
Διακοπτε, μητε μισγε,
Ἐχετω δ᾽ ὁπως ἐκεινη
Το λεληθοτως συνοφρυν
Βλεφαρων ἰτυν κελαινην.

Nach der Lesart des Pauw, ob ſchon auch ohne ſie der Verſtand der nehmliche iſt, und von Henr. Stephano nicht verfehlet worden:

Supercilii nigrantes
Diſcrimina nec arcus,
Confundito nec illos:
Sed junge ſic ut anceps
Divortium relinquas,
Quale eſſe cernis ipſi.

Wenn ich aber den Sinn des Dares getroffen hätte, was müßte man wohl ſodann, anſtatt des Wortes notam, leſen? Vielleicht moram? Denn ſo viel iſt gewiß, daß mora nicht allein den Verlauf der Zeit ehe etwas geſchieht, ſondern auch die Hinderung, den Zwiſchenraum von einem zum andern, bedeutet.

Ego inquieta montium jaceam mora,

wünſchet ſich der raſende Herkules beym Seneca, (v. 1215.) welche Stelle Gronovius ſehr wohl erklärt: Optat ſe medium jacere inter duas Symplegades, illarum velut moram, impedimentum, obicem; qui eas moretur, vetet aut ſatis arcte conjungi, aut rurſus diſtrahi. So heiſſen auch bey eben demſelben Dichter lacertorum moræ, ſoviel als juncturæ. (Schrœderus ad v. 762. Thyeſt.)

Καλλος ἀνεπιτηδευτον, ἀβαπτιςον, αὐτοχροον,
Εβαπτε την λευκοτητα ῥοδοχροια πυρσινη.
Ὡς εἰ τις τον ἐλεφαντα βαψει λαμπρᾳ πορφυρᾳ.
Δειρη μακρα, καταλευκος, ὅθεν ἐμυθουργηθη
Κυκνογενη την εὐοπτον Ελενην χρηματιζειν. — —

ſo dünkt mich, ich ſehe Steine auf einen Berg wälzen, aus welchen auf der Spitze deſſelben ein prächtiges Gebäude aufgeführet werden ſoll, die aber alle auf der andern Seite von ſelbſt wieder herabrollen. Was für ein Bild hinterläßt er, dieſer Schwall von Worten? Wie ſahe Helena nun aus? Werden nicht, wenn tauſend Menſchen dieſes leſen, ſich alle tauſend eine eigene Vorſtellung von ihr machen?

Doch es iſt wahr, politiſche Verſe eines Mönches ſind keine Poeſie. Man höre alſo den Arioſt, wenn er ſeine bezaubernde Alcina ſchildert:[b]

---

[b] Orlando Furioso, Canto VII. St. 11-15. „Die Bildung ihrer Geſtalt war ſo reitzend, als nur künſtliche Mahler ſie dichten können. Gegen „ihr blondes, langes, aufgeknüpftes Haar iſt kein Gold, das nicht ſeinen „Glanz verliere. Ueber ihre zarten Wangen verbreitete ſich die vermiſchte „Farbe der Roſen und der Lilien. Ihre fröliche Stirn, in die gehörigen „Schranken geſchloſſen, war von glattem Helfenbein. Unter zween ſchwarzen, „äuſſerſt feinen Bögen glänzen zwey ſchwarze Augen, oder vielmehr zwo „leuchtende Sonnen, die mit Holdſeligkeit um ſich blickten und ſich langſam „drehten. Rings um ſie her ſchien Amor zu ſpielen und zu fliegen; von da „ſchien er ſeinen ganzen Köcher abzuſchieſſen, und die Herzen ſichtbar zu rauben. Weiter hinab ſteigt die Naſe mitten durch das Geſicht, an welcher „ſelbſt der Neid nichts zu beſſern findet. Unter ihr zeigt ſich der Mund, „wie zwiſchen zwey kleinen Thälern, mit ſeinem eigenthümlichen Zinnober bedeckt; hier ſtehen zwo Reihen auserleſener Perlen, die eine ſchöne ſanfte „Lippe verſchließt und öffnet. Hieraus kommen die holdſeligen Worte, die „jedes rauhe, ſchändliche Herz erweichen; hier wird jenes liebliche Lächeln gebildet, welches für ſich ſchon ein Paradies auf Erden eröffnet. Weiſſer „Schnee iſt der ſchöne Hals, und Milch die Bruſt, der Hals rund, die Bruſt „voll und breit. Zwo zarte, von Helfenbein geründete Kugeln wallen ſanft „auf und nieder, wie die Wellen am äuſſerſten Rande des Ufers, wenn ein „ſpielender Zephyr die See beſtreitet.“ (Die übrigen Theile würde Argus ſelbſt nicht haben ſehen können. Doch war leicht zu urtheilen, daß das, was verſteckt lag, mit dem, was dem Auge bloß ſtand, übereinſtimme.) „Die „Arme zeigen ſich in ihrer gehörigen Länge, die weiſſe Hand etwas länglich, „und ſchmal in ihrer Breite, durchaus eben, keine Ader tritt über ihre glatte

Di perſona era tanto ben formata,
Quanto mai finger ſan Pittori induſtri:
Con bionda chioma, lunga e annodata,
Oro non è, che piu riſplenda, e luſtri,
Spargeaſi per la guancia delicata
Miſto color di roſe e di liguſtri.
Di terſo avorio era la fronte lieta,
Che lo ſpazio finia con giuſta meta.
Sotto due negri, e ſottiliſſimi archi
Son due negri occhi, anzi due chiari ſoli,
Pietoſi à riguardar, à mover parchi,
Intorno à cui par ch' Amor ſcherzi, e voli,
E ch' indi tutta la faretra ſcarchi,
E che viſibilmente i cori involi.
Quindi il naſo per mezo il viſo ſcende
Che non trova l'invidia ove l'emende.
Sotto quel ſta, quaſi fra due vallette,
La bocca ſparſa di natio cinabro,
Quivi due filze ſon di perle elette,
Che chiude, ed apre un bello e dolce labro;
Quindi eſcon le corteſi parolette,
Da render molle ogni cor rozo e ſcabro;
Quivi ſi forma quel ſoave riſo,
Ch' apre a ſua poſta in terra il paradiſo.
Bianca neve è il bel collo, e'l petto latte,
Il collo è tondo, il petto colmo e largo;
Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte,
Vengono e van, come onda al primo margo,
Quando piacevole aura il mar combatte.
Non potria l' altre parti veder Argo,
Ben ſi può giudicar, che corriſponde,
A quel ch' appar di fuor, quel che s'aſconde.

„Fläche. Am Ende dieſer herrlichen Geſtalt ſieht man den kleinen, trocknen, „geründeten Fuß. Die engliſchen Mienen, die aus dem Himmel ſtammen, „kann kein Schleyer verbergen.“ — (Nach der Ueberſetzung des Herrn Meinhardt in dem Verſuche über den Charakter und die Werke der beſten Ital. Dicht. B. II. S. 228.)

Moſtran le braccia ſua miſura giuſta,
Et la candida man ſpeſſo ſi vede,
Lunghetta alquanto, e di larghezza anguſta,
Dove nè nodo appar, nè vena eccede.
Si vede al fin de la perſona anguſta
Il breve, aſciutto, e ritondetto piede.
Gli angelici ſembianti nati in cielo
Non ſi ponno celar ſotto alcun velo.

Milton ſagt bey Gelegenheit des Pandämoniums: einige lobten das Werk, andere den Meiſter des Werks. Das Lob des einen iſt alſo nicht allezeit auch das Lob des andern. Ein Kunſtwerk kann allen Beyfall verdienen, ohne daß ſich zum Ruhme des Künſtlers viel beſonders ſagen läßt. Wiederum kann ein Künſtler mit Recht unſere Bewunderung verlangen, auch wenn ſein Werk uns die völlige Genüge nicht thut. Dieſes vergeſſe man nie, und es werden ſich öfters ganz widerſprechende Urtheile vergleichen laſſen. Eben wie hier. Dolce, in ſeinem Geſpräche von der Mahlerey, läßt den Aretino von den angeführten Stanzen des Arioſt ein auſſerordentliches Aufheben machen; [c] ich hingegen, wähle ſie als ein Exempel eines Gemähldes ohne Gemählde. Wir haben beyde Recht. Dolce bewundert darinn die Kenntniſſe, welche der Dichter von der körperlichen Schönheit zu haben zeiget; ich aber ſehe bloß auf die Wirkung, welche dieſe Kenntniſſe, in Worte ausgedrückt, auf meine Einbildungskraft haben können. Dolce ſchließt aus jenen Kenntniſſen, daß gute Dichter nicht minder gute Mahler ſind; und ich aus dieſer Wirkung, daß ſich das, was die Mahler durch Linien und Farben am beſten ausdrücken können, durch Worte grade am ſchlechteſten ausdrücken läßt. Dolce empfiehlet die Schilderung des Arioſt allen Mahlern als das vollkommenſte Vorbild einer ſchönen Frau; und ich empfehle es allen Dichtern als die lehrreichſte

---

[c] (Dialogo della Pittura, intitolato l'Aretino: Firenze 1735. p. 178.) Se vogliono i Pittori ſenza fatica trovare un perfetto eſempio di bella Donna, leggano quelle Stanze dell'Arioſto, nelle quali egli diſcrive mirabilmente le bellezze della Fata Alcina: e vedranno parimente, quanto i buoni Poeti ſiano ancora eſſi Pittori. —

Warnung, was einem Arioſt mißlingen müſſen, nicht noch unglücklicher zu verſuchen. Es mag ſeyn, daß wenn Arioſt ſagt:

Di perſona era tanto ben formata
Quanto mai finger ſan Pittori induſtri,

er die Lehre von den Proportionen, ſo wie ſie nur immer der fleißigſte Künſtler in der Natur und aus den Antiken ſtudieret, vollkommen verſtanden zu haben, dadurch beweiſet.[d] Er mag ſich immer hin, in den bloſſen Worten:

Spargeaſi per la guancia delicata
Miſto color di roſe e di liguſtri,

als den vollkommenſten Coloriſten, als einen Titian, zeigen.[e] Man mag daraus, daß er das Haar der Alcina nur mit dem Golde vergleicht, nicht aber güldenes Haar nennet, noch ſo deutlich ſchlieſſen, daß er den Gebrauch des wirklichen Goldes in der Farbengebung gemißbilliget.[f] Man mag ſogar in ſeiner herabſteigenden Naſe,

Quindi il naſo per mezo il viſo ſcende,

das Profil jener alten griechiſchen, und von griechiſchen Künſtlern auch Römern geliehenen Naſen finden.[g] Was nutzt alle dieſe Gelehrſamkeit und Einſicht uns Leſern, die wir eine ſchöne Frau zu ſehen glauben wollen, die wir etwas von der ſanften Wallung des Geblüts dabey empfinden wollen, die den wirklichen Anblick der Schönheit begleitet? Wenn der Dichter weiß, aus welchen Verhältniſſen eine ſchöne Geſtalt entſpringet, wiſſen wir es darum auch? Und wenn wir es auch wüßten, läßt er uns hier dieſe Verhältniſſe ſehen? Oder erleichtert er uns auch nur im geringſten die Mühe, uns ihrer auf eine lebhafte anſchauende Art zu erinnern? Eine Stirn, in die gehörigen Schranken geſchloſſen, la fronte,

---

[d] (Ibid.) Ecco, che, quanto alla proportione, l'ingenioſiſſimo Arioſto aſſegna la migliore, che ſappiano formar le mani de' più eccellenti Pittori, uſando queſta voce induſtri, per dinotar la diligenza, che conviene al buono artefice.

[e] (Ibid. p. 182.) Qui l'Arioſto coloriſce, e in queſto ſuo colorire dimoſtra eſſere un Titiano.

[f] (Ibid. p. 180.) Poteva l'Arioſto nella guiſa, che ha detto chioma bionda, dir chioma d'oro: ma gli parve forſe, che havrebbe havuto troppo del Poetico. Da che ſi può ritrar, ch'l Pittore dee imitar l'oro, e non metterlo (come fanno i Miniatori) nelle ſue Pitture, in modo, che ſi poſſa dire, que' capelli non ſono d'oro, ma par che riſplendano, come l'oro. Was Dolce, in dem Nachfolgenden, aus dem Athenäus anführet, iſt merkwürdig, nur daß es ſich nicht völlig ſo daſelbſt findet. Ich rede an einem andern Orte davon.

[g] (Ibid. p. 182.) Il naſo, che diſcende giù, havendo peraventura la conſideratione a quelle forme de' naſi, che ſi veggono ne' ritratti delle belle Romane antiche.

Che lo ſpazio finia con giuſta meta;

eine Naſe, an welcher ſelbſt der Neid nichts zu beſſern findet,

Che non trova l'invidia, ove l'emende;

eine Hand, etwas länglich und ſchmal in ihrer Breite,

Lunghetta alquanto, & di larghezza anguſta:

was für ein Bild geben dieſe allgemeine Formeln? In dem Munde eines Zeichenmeiſters, der ſeine Schüler auf die Schönheiten des akademiſchen Modells aufmerkſam machen will, möchten ſie noch etwas ſagen; denn ein Blick auf dieſes Modell, und ſie ſehen die gehörigen Schranken der fröhlichen Stirne, ſie ſehen den ſchönſten Schnitt der Naſe, die ſchmale Breite der niedlichen Hand. Aber bey dem Dichter ſehe ich nichts, und empfinde mit Verdruß die Vergeblichkeit meiner beſten Anſtrengung, etwas ſehen zu wollen.

In dieſem Punkte, in welchem Virgil dem Homer durch Nichtsthun nachahmen können, iſt auch Virgil ziemlich glücklich geweſen. Auch ſeine Dido iſt ihm weiter nichts als pulcherrima Dido. Wenn er ja umſtändlicher etwas an ihr beſchreibet, ſo iſt es ihr reicher Putz, ihr prächtiger Aufzug:

Tandem progreditur — — — —
Sidoniam picto chlamydem circumdata limbo:
Cui pharetra ex auro, crines nodantur in aurum,
Aurea purpuream ſubnectit fibula veſtem. k

Wollte man darum auf ihn anwenden, was jener alte Künſtler zu einem Lehrlinge ſagte, der eine ſehr geſchmückte Helena gemahlt hatte, „da du ſie nicht ſchön mahlen können, haſt du „ſie reich gemahlt:“ ſo würde Virgil antworten, „es liegt nicht „an mir, daß ich ſie nicht ſchön mahlen können; der Tadel

---

k) Aeneid. IV. v. 136.

„triſt die Schranken meiner Kunſt; mein Lob ſey, mich innerhalb dieſen Schranken gehalten zu haben.“

Ich darf hier die beyden Lieder des Anakreons nicht vergeſſen, in welchen er uns die Schönheit ſeines Mädchens und ſeines Bathylls zergliedert.[*] Die Wendung die er dabey nimt, macht alles gut. Er glaubt einen Mahler vor ſich zu haben, und läßt ihn unter ſeinen Augen arbeiten. So, ſagt er, mache mir das Haar, ſo die Stirne, ſo die Augen, ſo den Mund, ſo Hals und Buſen, ſo Hüft und Hände! Was der Künſtler nur Theilweiſe zuſammen ſetzen kann, konnte ihm der Dichter auch nur Theilweiſe vorſchreiben. Seine Abſicht iſt nicht, daß wir in dieſer mündlichen Direction des Mahlers, die ganze Schönheit der geliebten Gegenſtände erkennen und fühlen ſollen; er ſelbſt empſindet die Unfähigkeit des wörtlichen Ausdrucks, und nimt eben daher den Ausdruck der Kunſt zu Hülfe, deren Täuſchung er ſo ſehr erhebet, daß das ganze Lied mehr ein Lobgedicht auf die Kunſt, als auf ſein Mädchen zu ſeyn ſcheinet. Er ſieht nicht das Bild, er ſieht ſie ſelbſt, und glaubt, daß es nun eben den Mund zum Reden eröfnen werde:

Απεχει· βλεπω γαρ ἀυτην.
Ταχα, κηρε, και λαλησεις.

Auch in der Angabe des Bathylls, iſt die Anpreiſung des ſchönen Knabens mit der Anpreiſung der Kunſt und des Künſtlers ſo in einander geflochten, daß es zweifelhaft wird, wem zu Ehren Anakreon das Lied eigentlich beſtimmt habe. Er ſammelt die ſchönſten Theile aus verſchiednen Gemählden, an welchen eben die vorzügliche Schönheit dieſer Theile das Charakteriſtiſche war; den Hals nimt er von einem Adonis, Bruſt und Hände von einem Merkur, die Hüfte von einem Pollux, den Bauch von einem Bacchus; bis er den ganzen Bathyll in einem vollendeten Apollo des Künſtlers erblickt.

Μετα δε προσωπον ἐστω,
Τον Αδωνιδος παρελθων,
Ελεφαντινος τραχηλος·
Μεταμαζιον δε ποιει

---

[*] Od. XXVIII. XXIX.

Διδυμας τε χειρας Ἑρμου,
Πολυδευκεος δε μηρους,
Διονυσιην δε νηδυν — —
Τον Απολλωνα δε τουτον
Καθελων, ποιει Βαθυλλον.

So weis auch Lucian von der Schönheit der Panthea anders keinen Begriff zu machen, als durch Verweiſung auf die ſchönſten weiblichen Bildſäulen alter Künſtler.[k] Was heißt aber dieſes ſonſt, als bekennen, daß die Sprache vor ſich ſelbſt hier ohne Kraft iſt; daß die Poeſie ſtammelt und die Beredſamkeit verſtummet, wenn ihnen nicht die Kunſt noch einigermaaſſen zur Dolmetſcherin dienet?

XXI.

Aber verliert die Poeſie nicht zu viel, wenn man ihr alle Bilder körperlicher Schönheit nehmen will? — Wer will ihr die nehmen? Wenn man ihr einen einzigen Weg zu verleiden ſucht, auf welchem ſie zu ſolchen Bildern zu gelangen gedenket, indem ſie die Fußtapfen einer verſchwiſterten Kunſt aufſucht, in denen ſie ängſtlich herumirret, ohne jemals mit ihr das gleiche Ziel zu erreichen: verſchließt man ihr darum auch jeden andern Weg, wo die Kunſt hinwiederum ihr nachſehen muß?

Eben der Homer, welcher ſich aller ſtückweiſen Schilderung körperlicher Schönheiten ſo gefliſſentlich enthält, von dem wir kaum einmal im Vorbeygehen erfahren, daß Helena weiſſe Arme[a] und ſchönes Haar[b] gehabt; eben der Dichter weis dem ohngeachtet uns von ihrer Schönheit einen Begriff zu machen, der alles weit überſteiget, was die Kunſt in dieſer Abſicht zu leiſten im Stande iſt. Man erinnere ſich der Stelle, wo Helena in die Verſammlung der Aelteſten des Trojaniſchen Volkes tritt. Die ehrwürdigen Greiſe ſehen ſie, und einer ſprach zu den andern:[c]

Ου νεμεσις, Τρωας και ευκνημιδας Αχαιους

---

[k] Εικονες §. 3. T. II. p. 461. Edit. Reitz.

[a] Iliad. Γ. v. 121.

[b] Ibid. v. 319.

[c] Ibid. v. 156-58.

Τοιῇδ' ἀμφὶ γυναικὶ πολὺν χρόνον ἄλγεα πάσχειν·
αἰνῶς ἀθανάτῃσι θεῇς εἰς ὦπα ἔοικεν.

Was kann eine lebhaftere Idee von Schönheit gewähren, als das kalte Alter ſie des Krieges wohl werth erkennen laſſen, der ſo viel Blut und ſo viele Thränen koſtet?

Was Homer nicht nach ſeinen Beſtandtheilen beſchreiben konnte, läßt er uns in ſeiner Wirkung erkennen. Mahlet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verurſachet, und ihr habt die Schönheit ſelbſt gemahlet. Wer kann ſich den geliebten Gegenſtand der Sappho, bey deſſen Erblickung ſie Sinne und Gedanken zu verlieren bekennet, als häßlich denken? Wer glaubt nicht die ſchönſte vollkommenſte Geſtalt zu ſehen, ſobald er mit dem Gefühle ſympathiſiret, welches nur eine ſolche Geſtalt erregen kann? Nicht weil uns Ovid den ſchönen Körper ſeiner Lesbia Theil vor Theil zeiget:

Quos humeros, quales vidi tetigique lacertos!
Forma papillarum quam fuit apta premi!
Quam caſtigato planus ſub pectore venter!
Quantum & quale latus! quam juvenile femur!

ſondern weil er es mit der wollüſtigen Trunkenheit thut, nach der unſere Sehnſucht ſo leicht zu erwecken iſt, glauben wir eben des Anblickes zu genieſſen, den er genoß.

Ein andrer Weg, auf welchem die Poeſie die Kunſt in Schilderung körperlicher Schönheit wiederum einholet, iſt dieſer, daß ſie Schönheit in Reitz verwandelt. Reitz iſt Schönheit in Bewegung, und eben darum dem Mahler weniger bequem als dem Dichter. Der Mahler kann die Bewegung nur errathen laſſen, in der That aber ſind ſeine Figuren ohne Bewegung. Folglich wird der Reitz bey ihm zur Grimaſſe. Aber in der Poeſie bleibt er was er iſt; ein tranſitoriſches Schönes, das wir wiederhohlt zu ſehen wünſchen. Es kömmt und geht; und da wir uns überhaupt einer Bewegung leichter und lebhafter erinnern können, als bloſſer Formen oder Farben: ſo muß der Reitz in dem nehmlichen Verhältniſſe ſtärker auf uns wirken, als die Schönheit. Alles was noch in dem Gemählde der Alcina gefällt und rühret, iſt Reitz. Der Eindruck, den ihre

Augen machen, kömmt nicht daher, daß ſie ſchwarz und feurig ſind, ſondern daher, daß ſie,

Pietosi à riguardar, à mover parchi,

mit Holdſeligkeit um ſich blicken, und ſich langſam drehen; daß Amor ſie umflattert und ſeinen ganzen Köcher aus ihnen abſchießt. Ihr Mund entzücket, nicht weil von eigenthümlichem Zinnober bedeckte Lippen zwey Reihen auserleſener Perlen verſchlieſſen; ſondern weil hier das liebliche Lächeln gebildet wird, welches, für ſich ſchon, ein Paradies auf Erden eröfnet; weil er es iſt, aus dem die freundlichen Worte tönen, die jedes rauhe Herz erweichen. Ihr Buſen bezaubert, weniger weil Milch und Helfenbein und Aepfel, uns ſeine Weiſſe und niedliche Figur verbilden, als vielmehr weil wir ihn ſanft auf und nieder wallen ſehen, wie die Wellen am äuſſerſten Rande des Ufers, wenn ein ſpielender Zephyr die See beſtreitet:

Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte,
Vengono e van, come onda al primo margo,
Quando piacevole aura il mar combatte.

Ich bin verſichert, daß lauter ſolche Züge des Reizes in eine oder zwey Stanzen zuſammen gedrenget, weit mehr thun würden, als die fünfe alle, in welche ſie Arioſt zerſtreuet und mit kalten Zügen der ſchönen Form, viel zu gelehrt für unſere Empfindungen, durchflochten hat.

Selbſt Anakreon wollte lieber in die anſcheinende Unſchicklichkeit verfallen, eine Unthulichkeit von dem Mahler zu verlangen, als das Bild ſeines Mädchens nicht mit Reitz beleben.

Τρυφερου δ᾽ εσω γενειου,
Περι λυγδινῳ τραχηλῳ
Χαριτες πετοιντο πασαι.

Ihr ſanftes Kinn, befiehlt er dem Künſtler, ihren marmornen Nacken laß alle Grazien umflattern! Wie das? Nach dem genaueſten Wortverſtande? Der iſt keiner mahleriſchen Ausführung fähig. Der Mahler konnte dem Kinne die ſchönſte Ründung, das ſchönſte Grübchen, Amoris digitulo impressum, (denn das ἔσω ſcheinet mir ein Grübchen andeuten zu wollen) — er konnte dem Halſe die ſchönſte Carnation geben; aber weiter konnte er nichts. Die Wendungen dieſes ſchönen Halſes, das Spiel der

Muſkeln, durch das jenes Grübchen bald mehr bald weniger ſichtbar wird, der eigentliche Reitz, war über ſeine Kräfte. Der Dichter ſagte das Höchſte, wodurch uns ſeine Kunſt die Schönheit ſinnlich zu machen vermag, damit auch der Mahler den höchſten Ausdruck in ſeiner Kunſt ſuchen möge. Ein neues Beyſpiel zu der obigen Anmerkung, daß der Dichter, auch wenn er von Kunſtwerken redet, dennoch nicht verbunden iſt, ſich mit ſeiner Beſchreibung in den Schranken der Kunſt zu halten.

XXII.

Zeuxis mahlte eine Helena, und hatte das Herz, jene berühmte Zeilen des Homers, in welchen die entzückten Greiſe ihre Empfindung bekennen, darunter zu ſetzen. Nie ſind Mahlerey und Poeſie in einen gleichern Wettſtreit gezogen worden. Der Sieg blieb unentſchieden, und beyde verdienten gekrönet zu werden.

Denn ſo wie der weiſe Dichter uns die Schönheit, die er nach ihren Beſtandtheilen nicht ſchildern zu können fühlte, blos in ihrer Wirkung zeigte: ſo zeigte der nicht minder weiſe Mahler uns die Schönheit nach nichts als ihren Beſtandtheilen, und hielt es ſeiner Kunſt für unanſtändig, zu irgend einem andern Hülfsmittel Zuflucht zu nehmen. Sein Gemählde beſtand aus der einzigen Figur der Helena, die nackend da ſtand. Denn es iſt wahrſcheinlich, daß es eben die Helena war, welche er für die zu Crotona mahlte.[a]

Man vergleiche hiermit, Wundershalber, das Gemählde welches Caylus dem neuern Künſtler aus jenen Zeilen des Homers vorzeichnet: „Helena, mit einem weiſſen Schleyer bedeckt, „erſcheinet mitten unter verſchiedenen alten Männern, in deren „Zahl ſich auch Priamus befindet, der an den Zeichen ſeiner „königlichen Würde zu erkennen iſt. Der Artiſt muß ſich beſonders angelegen ſeyn laſſen, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeuſſerungen „einer ſtaunenden Bewunderung auf den Geſichtern dieſer kalten Greiſe, empfinden zu laſſen. Die Scene iſt über einem von „den Thoren der Stadt. Die Vertiefung des Gemähldes kann

---

[a] Val. Maximus lib. III. cap. 7. Dionyſius Halicarnaſſ. Art. Rhet. cap. 12. περὶ λόγων ἐξετάσεως.

„ſich in den freyen Himmel, oder gegen höhere Gebäude der „Stadt verlieren; jenes würde kühner laſſen, eines aber iſt ſo „ſchicklich wie das andere.“

Man denke ſich dieſes Gemählde von dem größten Meiſter unſerer Zeit ausgeführet, und ſtelle es gegen das Werk des Zeuxis. Welches wird den wahren Triumph der Schönheit zeigen? Dieſes, wo ich ihn ſelbſt fühle, oder jenes, wo ich ihn aus den Grimaſſen gerührter Graubärte ſchlieſſen ſoll? Turpe ſenilis amor; ein gieriger Blick macht das ehrwürdigſte Geſicht lächerlich, und ein Greis der jugendliche Begierden verräth, iſt ſogar ein ekler Gegenſtand. Den Homeriſchen Greiſen iſt dieſer Vorwurf nicht zu machen; denn der Affect den ſie empfinden, iſt ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit ſogleich erſtickt; nur beſtimmt, der Helena Ehre zu machen, aber nicht, ſie ſelbſt zu ſchänden. Sie bekennen ihr Gefühl, und fügen ſogleich hinzu:

Αλλα και ὥς, τοιη περ ἐουσ', ἐν νηυσι νεεσθω,
Μηδ' ἡμιν τεκεεσσι τ' ὀπισσω πημα λιποιτο.

Ohne dieſen Entſchluß wären es alte Gecke; wären ſie das, was ſie in dem Gemählde des Caylus erſcheinen. Und worauf richten ſie denn da ihre gierigen Blicke? Auf eine vermummte, verſchleyerte Figur. Das iſt Helena? Es iſt mir unbegreiflich, wie ihr Caylus hier den Schleyer laſſen können. Zwar Homer giebt ihr denſelben ausdrücklich:

Αυτικα δ' ἀργεννῃσι καλυψαμενη ὀθονῃσιν
Ὡρματ' ἐκ θαλαμοιο — —

aber, um über die Straſſen damit zu gehen; und wenn auch ſchon bey ihm die Alten ihre Bewunderung zeigen, noch ehe ſie den Schleyer wieder abgenommen oder zurückgeworffen zu haben ſcheinet, ſo war es nicht das erſtemal, daß ſie die Alten ſahen; ihr Bekenntniß durfte alſo nicht aus dem itzigen augenblicklichen Anſchauen entſtehen, ſondern ſie konnten ſchon oft empfunden haben, was ſie zu empfinden, bey dieſer Gelegenheit nur zum erſtenmal bekannten. In dem Gemählde findet ſo etwas nicht Statt. Wenn ich hier entzückte Alte ſehe, ſo will ich auch zugleich ſehen, was ſie in Entzückung ſetzt; und ich werde äuſſerſt betroffen, wenn ich weiter nichts, als, wie geſagt, eine vermummte, verſchleyerte Figur wahrnehme, die ſie brünſtig angaffen. Was hat dieſes Ding von der Helena? Ihren weiſſen Schleyer, und etwas von ihrem proportionirten Umriſſe, ſo weit Umriß unter Gewändern ſichtbar werden kann. Doch vielleicht war es auch des Grafen Meinung nicht, daß ihr Geſicht verdeckt ſeyn ſollte, und er nennet den Schleyer blos als ein Stück ihres Anzuges. Iſt dieſes (ſeine Worte ſind einer ſolchen Auslegung zwar nicht wohl fähig: Helene couverte d'un voile blanc) ſo entſtehet eine andere Verwunderung bey mir: er empfiehlt dem Artiſten ſo ſorgfältig den Ausdruck auf den Geſichtern der Alten; nur über die Schönheit in dem Geſichte der Helena verliert er kein Wort. Dieſe ſittſame Schönheit, im Auge den feuchten Schimmer einer reuenden Thräne, furchtſam ſich nähernd — Wie? Iſt die höchſte Schönheit unſern Künſtlern ſo etwas geläuffiges, daß ſie auch nicht daran erinnert zu werden brauchen? Oder iſt Ausdruck mehr als Schönheit? Und ſind wir auch in Gemählden ſchon gewohnt, ſo wie auf der Bühne, die häßlichſte Schauſpielerin für eine entzückende Prinzeſſin gelten zu laſſen, wenn ihr Prinz nur recht warme Liebe gegen ſie zu empfinden äuſſert?

In Wahrheit; das Gemählde des Caylus würde ſich gegen das Gemählde des Zeuxis, wie Pantomime zur erhabenſten Poeſie verhalten.

Homer ward vor Alters ohnſtreitig fleißiger geleſen, als itzt. Dennoch findet man ſogar vieler Gemählde nicht erwähnet, welche die alten Künſtler aus ihm gezogen hätten.[b] Nur den Fingerzeig des Dichters auf beſondere körperliche Schönheiten, ſcheinen ſie fleißig genutzt zu haben; dieſe mahlten ſie; und in dieſen Gegenſtänden fühlten ſie wohl, war es ihnen allein vergönnet, mit dem Dichter wetteifern zu wollen. Auſſer der Helena, hatte Zeuxis auch die Penelope gemahlt; und des Apelles Diana war die Homeriſche in Begleitung ihrer Nymphen. Bey dieſer Gelegenheit will ich erinnern, daß die Stelle des Plinius, in welcher von der letztern die Rede iſt, einer Verbeſſerung bedarf.[c] Handlungen aber aus dem Homer zu mahlen, blos weil ſie eine reiche Compoſition, vorzügliche Contraſte, künſtliche Beleuchtungen darbieten, ſchien der alten Artiſten ihr Geſchmack nicht zu ſeyn; und konnte es nicht ſeyn, ſo lange ſich noch die Kunſt in den engern Grenzen ihrer höchſten Beſtimmung hielt. Sie nährten ſich dafür mit dem Geiſte des Dichters; ſie füllten ihre Einbildungskraft mit ſeinen erhabenſten Zügen; das Feuer ſeines Enthuſiasmus entflammte den ihrigen; ſie ſahen und empfanden wie er: und ſo wurden ihre Werke Abdrücke der Homeriſchen, nicht in dem Verhältniſſe eines Portraits zu ſeinem Originale, ſondern in dem Verhältniſſe eines Sohnes zu ſeinem Vater; ähnlich aber verſchieden. Die Aehnlichkeit liegt öfters nur in einem einzigen Zuge; die übrigen alle haben unter ſich nichts gleiches, als daß ſie mit dem ähnlichen Zuge, in dem einen ſowohl als in dem andern harmoniren.

---

[b] Fabricii Biblioth. Græc. Lib. II. cap. 6. p. 345.

[c] Plinius ſagt von dem Apelles: (Libr. XXXV. ſect. 36. p. 698. Edit. Hard.) Fecit & Dianam ſacrificantium virginum choro mixtam:

Da übrigens die Homeriſchen Meiſterſtücke der Poeſie älter

---

quibus vicisse Homeri versus videtur id ipsum describentis. Nichts kann wahrer, als dieſer Lobſpruch geweſen ſeyn. Schöne Nymphen um eine ſchöne Göttin her, die mit der ganzen majeſtätiſchen Stirne über ſie hervorragt, ſind freylich ein Vorwurf, der der Mahlerey angemeſſener iſt, als der Poeſie. Das sacrificantium nur, iſt mir höchſt verdächtig. Was macht die Göttin unter opfernden Jungfrauen? Und iſt dieſes die Beſchäftigung, die Homer den Geſpielinnen der Diana giebt? Mit nichten; ſie durchſtreiſen mit ihr Berge und Wälder, ſie jagen, ſie ſpielen, ſie tanzen: (Odyss. Ζ. v. 102-106.)

Οἵη δ᾽ Ἄρτεμις εἶσι κατ᾽ οὔρεος ἰοχέαιρα,
Ἢ κατὰ Τηΰγετον περιμήκετον, ἢ Ἐρύμανθον,
Τερπομένη κάπροισι καὶ ὠκείῃς ἐλάφοισι·
Τῇ δέ θ᾽ ἅμα Νύμφαι, κοῦραι Διὸς αἰγιόχοιο,
Ἀγρονόμοι παίζουσι· — — — —

Plinius wird alſo nicht sacrificantium, er wird venantium, oder etwas ähnliches geſchrieben haben; vielleicht sylvis vagantium, welche Verbeſſerung die Anzahl der veränderten Buchſtaben ohngefehr hätte. Dem παίζουσι beym Homer würde saltantium am nächſten kommen, und auch Virgil läßt in ſeiner Nachahmung dieſer Stelle, die Diana mit ihren Nymphen tanzen: (Aeneid. I. v. 497. 98.)

Qualis in Eurotae ripis, aut per juga Cynthi
Exercet Diana choros — —

Spence hat hierbey einen ſeltſamen Einfall (Polymetis Dial. VIII. p. 102.) This Diana, ſagt er, both in the picture and in the descriptions, was the Diana Venatrix, tho' she was not represented either by Virgil, or Apelles, or Homer, as hunting with her Nymphs; but as employed with them in that sort of dances, which of old were regarded as very solemn acts

waren, als irgend ein Meiſterſtück der Kunſt; da Homer die Natur eher mit einem mahleriſchen Auge betrachtet hatte, als ein Phidias und Apelles: ſo iſt es nicht zu verwundern, daß die Artiſten verſchiedne ihnen beſonders nützliche Bemerkungen, ehe ſie Zeit hatten, ſie in der Natur ſelbſt zu machen, ſchon bey dem Homer gemacht fanden, wo ſie dieſelben begierig ergriffen, um durch den Homer die Natur nachzuahmen. Phidias bekannte, daß die Zeilen:[d]

Η, και κυανεῃσιν ἐπ' ὀφρυσι νευσε Κρονιων·
Ἀμβροσιαι δ' ἀρα χαιται ἐπεῤῥωσαντο ἀνακτος,
Κρατος ἀπ' ἀθανατοιο· μεγαν δ' ἐλελιξεν Ὀλυμπον·

ihm bey ſeinem Olympiſchen Jupiter zum Vorbilde gedienet, und daß ihm nur durch ihre Hülfe ein göttliches Antlitz, propemodum ex ipſo cœlo petitum, gelungen ſey. Wem dieſes nichts mehr geſagt heißt, als daß die Phantaſie des Künſtlers

---

of devotion. In einer Anmerkung fügt er hinzu: The expreſſion of παιζειν, uſed by Homer on this occaſion, is ſcarce proper for hunting; as that of, Choros exercere, in Virgil, ſhould be underſtood of the religious dances of old, becauſe dancing, in the old Roman idea of it, was indecent even for men, in public; unleſs it were the ſort of dances uſed in honour of Mars, or Bacchus, or ſome other of their gods. Spence will nehmlich jene feyerliche Tänze verſtanden wiſſen, welche bey den Alten mit unter die gottesdienſtlichen Handlungen gerechnet wurden. Und daher, meinet er, brauche denn auch Plinius das Wort ſacrificare: It is in conſequence of this that Pliny, in ſpeaking of Diana's Nymphs on this very occaſion, uſes the word, ſacrificare, of them; which quite determines theſe dances of theirs to have been of the religious kind. Er vergißt, daß bey dem Virgil die Diana ſelbſt mit tanzet: exercet Diana choros. Sollte nun dieſer Tanz ein gottesdienſtlicher Tanz ſeyn: zu weſſen Verehrung tanzte ihn die Diana? Zu ihrer eignen? Oder zur Verehrung einer andern Gottheit? Beydes iſt widerſinnig. Und wenn die alten Römer das Tanzen überhaupt einer ernſthaften Perſon nicht für ſehr anſtändig hielten, mußten darum ihre Dichter die Gravität ihres Volkes auch in die Sitten der Götter übertragen, die von den ältern griechiſchen Dichtern ganz anders feſtgeſetzet waren? Wenn Horaz von der Venus ſagt: (Od. IV. lib. I.)

Iam Cytherea choros ducit Venus, imminente luna:
Iunctæque Nymphis Gratiæ decentes
Alterno terram quatiunt pede — —

waren dieſes auch heilige gottesdienſtliche Tänze? Ich verliere zu viele Worte über eine ſolche Grille.

[d] Iliad. A. v. 528. Valerius Maximus lib. III. cap. 7.

durch das erhabene Bild des Dichters befeuert, und eben ſo erhabener Vorſtellungen fähig gemacht worden, der, dünkt mich, überſieht das Weſentlichſte, und begnügt ſich mit etwas ganz allgemeinem, wo ſich, zu einer weit gründlichern Befriedigung, etwas ſehr ſpecielles angeben läßt. So viel ich urtheile, bekannte Phidias zugleich, daß er in dieſer Stelle zuerſt bemerkt habe, wie viel Ausdruck in den Augenbraunen liege, quanta pars animi [e] ſich in ihnen zeige. Vielleicht, daß ſie ihn auch auf das Haar mehr Fleiß zu wenden bewegte, um das einigermaaſſen auszudrücken, was Homer ambroſiſches Haar nennet. Denn es iſt gewiß, daß die alten Künſtler vor dem Phidias das Sprechende und Bedeutende der Mienen wenig verſtanden, und beſonders das Haar ſehr vernachläſſiget hatten. Noch Myron war in beyden Stücken tadelhaft, wie Plinius anmerkt, [f] und nach eben demſelben, war Pythagoras Leontinus der erſte, der ſich durch ein zierliches Haar hervorthat. [g] Was Phidias aus dem Homer lernte, lernten die andern Künſtler aus den Werken des Phidias.

Ich will noch ein Beyſpiel dieſer Art anführen, welches mich allezeit ſehr vergnügt hat. Man erinnere ſich, was Hogarth über den Apollo zu Belvedere anmerkt. [h] „Dieſer Apollo, „ſagt er, und der Antinous ſind beyde in eben demſelben Pallaſte zu Rom zu ſehen. Wenn aber Antinous den Zuſchauer „mit Verwunderung erfüllet, ſo ſetzet ihn der Apollo in Erſtaunen; und zwar, wie ſich die Reiſenden ausdrücken, durch „einen Anblick, welcher etwas mehr als menſchliches zeiget, welches ſie gemeiniglich gar nicht zu beſchreiben im Stande ſind. „Und dieſe Wirkung iſt, ſagen ſie, um deſto bewundernswürdiger, da, wenn man es unterſucht, das Unproportionirliche „daran auch einem gemeinen Auge klar iſt. Einer der beſten „Bildhauer, welche wir in England haben, der neulich dahin

---

[e] Plinius lib. X. ſect. 51. p. 616. Edit. Hard.

[f] Idem lib. XXXIV. ſect. 19. p. 651. Ipſe tamen corporum tenus curioſus, animi ſenſus non expreſſiſſe videtur, capillum quoque & pubem non emendatius feciſſe, quam rudis antiquitas inſtituiſſet.

[g] Ibid. Hic primus nervos & venas expreſſit; capillumque diligentius.

[h] Zergliederung der Schönheit. S. 47. Berl. Ausg.

„reiſete, dieſe Bildſäule zu ſehen, bekräftigte mir das, was itzo „geſagt worden, beſonders, daß die Füſſe und Schenkel, in „Anſehung der obern Theile, zu lang und zu breit ſind. Und „Andreas Sacchi, einer der größten Italiäniſchen Mahler, „ſcheinet eben dieſer Meinung geweſen zu ſeyn, ſonſt würde er „ſchwerlich (in einem berühmten Gemählde, welches itzo in Eng„land iſt) ſeinem Apollo, wie er den Tonkünſtler Pasquilini „krönet, das völlige Verhältniß des Antinous gegeben haben, „da er übrigens wirklich eine Copie von dem Apollo zu ſeyn „ſcheinet. Ob wir gleich an ſehr groſſen Werken oft ſehen, „daß ein geringerer Theil aus der Acht gelaſſen worden, ſo „kann dieſes doch hier der Fall nicht ſeyn. Denn an einer „ſchönen Bildſäule iſt ein richtiges Verhältniß eine von ihren „weſentlichen Schönheiten. Daher iſt zu ſchlieſſen, daß dieſe „Glieder mit Fleiß müſſen ſeyn verlängert worden, ſonſt würde „es leicht haben können vermieden werden. Wenn wir alſo die „Schönheiten dieſer Figur durch und durch unterſuchen, ſo werden „wir mit Grunde urtheilen, daß das, was man bisher für „unbeſchreiblich vortrefflich an ihrem allgemeinem Anblicke ge„halten, von dem hergerühret hat, was ein Fehler in einem „Theile derſelben zu ſeyn geſchienen.“ — Alles dieſes iſt ſehr einleuchtend; und ſchon Homer, füge ich hinzu, hat es empfunden und angedeutet, daß es ein erhabenes Anſehen giebt, welches bloß aus dieſem Zuſatze von Gröſſe in den Abmeſſungen der Füſſe und Schenkel entſpringet. Denn wenn Antenor die Geſtalt des Ulyſſes mit der Geſtalt des Menelaus vergleichen will, ſo läßt er ihn ſagen:[i]

Στάντων μὲν, Μενέλαος ὑπείρεχεν εὐρέας ὤμους,
Ἄμφω δ᾽ ἑζομένω, γεραρώτερος ἦεν Ὀδυσσεύς.

„Wann beyde ſtanden, ſo ragte Menelaus mit den breiten „Schultern hoch hervor; wann aber beyde ſaſſen, war Ulyſſes „der anſehnlichere.“ Da Ulyſſes alſo das Anſehen im Sitzen gewann, welches Menelaus im Sitzen verlor, ſo iſt das Verhältniß leicht zu beſtimmen, welches beyder Oberleib zu den Füſſen und Schenkeln gehabt. Ulyſſes hatte einen Zuſatz von

---

[i] Iliad. Γ. v. 210. 11.

Gröſſe in den Proportionen des erſtern, Menelaus in den Proportionen der leztern.

XXIII.

Ein einziger unſchicklicher Theil kann die übereinſtimmende Wirkung vieler zur Schönheit ſtören. Doch wird der Gegenſtand darum noch nicht häßlich. Auch die Häßlichkeit erfodert mehrere unſchickliche Theile, die wir ebenfalls auf einmal müſſen überſehen können, wenn wir dabey das Gegentheil von dem empfinden ſollen, was uns die Schönheit empfinden läßt.

Sonach würde auch die Häßlichkeit, ihrem Weſen nach, kein Vorwurf der Poeſie seyn können; und dennoch hat Homer die äuſſerſte Häßlichkeit in dem Therſites geſchildert, und ſie nach ihren Theilen neben einander geſchildert. Warum war ihm bey der Häßlichkeit vergönnet, was er bey der Schönheit ſo einſichtsvoll ſich ſelbſt unterſagte? Wird die Wirkung der Häßlichkeit, durch die aufeinanderfolgende Enumeration ihrer Elemente, nicht eben ſowohl gehindert, als die Wirkung der Schönheit durch die ähnliche Enumeration ihrer Elemente vereitelt wird?

Allerdings wird ſie das; aber hierinn liegt auch die Rechtfertigung des Homers. Eben weil die Häßlichkeit in der Schilderung des Dichters zu einer minder widerwärtigen Erſcheinung körperlicher Unvollkommenheiten wird, und gleichſam, von der Seite ihrer Wirkung, Häßlichkeit zu ſeyn aufhöret, wird ſie dem Dichter brauchbar; und was er vor ſich ſelbſt nicht nutzen kann, nuzt er als ein Ingrediens, um gewiſſe vermiſchte Empfindungen hervorzubringen und zu verſtärken, mit welchen er uns, in Ermangelung reinangenehmer Empfindungen, unterhalten muß.

Dieſe vermiſchte Empfindungen ſind das Lächerliche, und das Schreckliche.

Homer macht den Therſites häßlich, um ihn lächerlich zu machen. Er wird aber nicht durch ſeine bloſſe Häßlichkeit lächerlich; denn Häßlichkeit iſt Unvollkommenheit, und zu dem Lächerlichen wird ein Contraſt von Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten erfodert.« Dieſes iſt die Erklärung meines Freundes, zu der ich hinzuſetzen möchte, daß dieſer Contraſt nicht zu krall und zu ſchneidend ſeyn muß, daß die Oppoſita, um in der Sprache der Mahler fortzufahren, von der Art ſeyn müſſen, daß ſie ſich in einander verſchmelzen laſſen. Der weiſe und rechtſchaffene Aeſop wird dadurch, daß man ihm die Häßlichkeit des Therſites gegeben, nicht lächerlich. Es war eine alberne Mönchsfratze, das Γελοιον ſeiner lehrreichen Mährchen, vermittelſt der Ungeſtaltheit auch in ſeine Perſon verlegen zu wollen. Denn ein mißgebildeter Körper und eine ſchöne Seele, ſind wie Oel und Eßig, die wenn man ſie ſchon in einander ſchlägt, für den Geſchmack doch immer getrennet bleiben. Sie gewähren kein Drittes; der Körper erweckt Verdruß, die Seele Wohlgefallen; jedes das ſeine für ſich. Nur wenn der mißgebildete Körper zugleich gebrechlich und kränklich iſt, wenn er die Seele in ihren Wirkungen hindert, wenn er die Quelle nachtheiliger Vorurtheile gegen ſie wird: alsdenn flieſſen Verdruß und Wohlgefallen in einander; aber die neue daraus entſpringende Erſcheinung iſt nicht Lachen, ſondern Mitleid, und der Gegenſtand, den wir ohne dieſes nur hochgeachtet hätten, wird intereſſant. Der mißgebildete gebrechliche Pope mußte ſeinen Freunden weit intereſſanter ſeyn, als der ſchöne und geſunde Wicherley den ſeinen. — So wenig aber Therſites durch die bloſſe Häßlichkeit lächerlich wird, eben ſo wenig würde er es ohne dieſelbe ſeyn. Die Häßlichkeit; die Uebereinſtimmung dieſer Häßlichkeit mit ſeinem Charakter; der Widerſpruch, den beyde mit der Idee machen, die er von ſeiner eigenen Wichtigkeit hegt; die unſchädliche, ihn allein demüthigende Wirkung ſeines boshaften Geſchwätzes: alles muß zuſammen zu dieſem Zwecke wirken. Der letztere Umſtand iſt das Ου φθαρτικον, welches Ariſtoteles[b] unumgänglich zu dem Lächerlichen verlanget; ſo wie es auch mein Freund zu einer nothwendigen Bedingung macht, daß jener Contraſt von keiner Wichtigkeit ſeyn, und uns nicht ſehr intereſſiren müſſe. Denn man nehme auch nur an, daß dem Therſites ſelbſt ſeine hämiſche Verkleinerung

---

a) Philoſ. Schriften des Hrn. Moſes Mendelsſohn Th. II. S. 23

b) De Poetica cap. V.

des Agamemnons theurer zu ſtehen gekommen wäre, daß er ſie, anſtatt mit ein Paar blutigen Schwielen, mit dem Leben bezahlen müſſen: und wir würden aufhören über ihn zu lachen. Denn dieſes Scheuſal von einem Menſchen iſt doch ein Menſch, deſſen Vernichtung uns ſtets ein gröſſeres Uebel ſcheinet, als alle ſeine Gebrechen und Laſter. Um die Erfahrung hiervon zu machen, leſe man ſein Ende bey dem **Quintus Calaber**. c Achilles betauert die Penthesilea getödtet zu haben: die Schönheit in ihrem Blute, ſo tapfer vergoſſen, fodert die Hochachtung und das Mitleid des Helden; und Hochachtung und Mitleid werden Liebe. Aber der ſchmähſüchtige Therſites macht ihm dieſe Liebe zu einem Verbrechen. Er eifert wider die Wolluſt, die auch den wackerſten Mann zu Unſinnigkeiten verleite,

— — — ἥτ᾽ ἀφρονα φωτα τιϑησι
Και πινυτον περ ἐοντα. — — — —

Achilles ergrimmt, und ohne ein Wort zu verſetzen, ſchlägt er ihn ſo unſanft zwiſchen Back und Ohr, daß ihm Zähne, und Blut und Seele mit eins aus dem Halſe ſtürzen. Zu grauſam! Der jachzornige mörderiſche Achilles wird mir verhaßter, als der tückiſche knurrende Therſites; das Freudengeſchrey, welches die Griechen über dieſe That erheben, beleidiget mich; ich trete auf die Seite des Diomedes, der ſchon das Schwerd zucket, ſeinen Anverwandten an dem Mörder zu rächen: denn ich empfinde es, daß Therſites auch mein Anverwandter iſt, ein Menſch.

Geſetzt aber gar, die Verhetzungen des Therſites wären in Meuterey ausgebrochen, das aufrühreriſche Volk wäre wirklich zu Schiffe gegangen und hätte ſeine Heerführer verrätheriſch zurückgelaſſen, die Heerführer wären hier einem rachſüchtigen Feinde in die Hände gefallen, und dort hätte ein göttliches Strafgerichte über Flotte und Volk ein gänzliches Verderben verhangen: wie würde uns alsdenn die Häßlichkeit des Therſites erſcheinen? Wenn unſchädliche Häßlichkeit lächerlich werden kann, ſo iſt ſchädliche Häßlichkeit allezeit ſchrecklich. Ich weis dieſes nicht beſſer zu erläutern, als mit ein Paar vortreflichen Stellen des Shakeſpear. Edmund, der Baſtard des Grafen von Gloſter, im Kö-

c) Paralipom. lib. I. v. 720 - 778.

nig Lear, iſt kein geringerer Böſewicht, als Richard, Herzog von Gloceſter, der ſich durch die abſcheulichſten Verbrechen den Weg zum Throne bahnte, den er unter dem Namen, Richard der Dritte, beſtieg. Aber wie kömmt es, daß jener bey weitem nicht ſo viel Schaudern und Entſetzen erwecket, als dieſer? Wenn ich den Baſtard ſagen höre:[d]

Thou, Nature, art my Goddeſs, to thy Law
My Services are bound; wherefore ſhould I
Stand in the Plage of Cuſtom, and permit
The curteſie of Nations to deprive me,
For that I am ſome twelve, or fourteen Moonſhines
Lag of a Brother? Why Baſtard? wherefore baſe?
When my dimenſions are as well compact,
My mind as gen'rous, and my ſhape as true
As honeſt Madam's Iſſue? Why brand they thus
With baſe? with baſeneſs? baſtardy, baſe? baſe?
Who, in the luſty ſtealth of Nature, take
More compoſition and fierce quality,
Than doth, within a dull, ſtale, tired Bed,
Go to creating a whole tribe of Fops,
Got 'tween a-ſleap and wake?

ſo höre ich einen Teufel, aber ich ſehe ihn in der Geſtalt eines Engels des Lichts. Höre ich hingegen den Grafen von Gloceſter ſagen:[e]

But I, that am not ſhap'd for ſportive Tricks,
Nor made to court an am'rous looking-glaſs,
I, that am rudely ſtampt, and want Love's Majeſty,
To ſtrut before a wanton, ambling Nymph;
I, that am curtail'd of this fair proportion,
Cheated of feature by diſſembling nature,
Deform'd, unfiniſh'd, ſent before my time
Into this breathing world, ſcarce half made up,
And that ſo lamely and unfaſhionably,
That dogs bark at me, as I halt by them:
Why I (in this weak piping time of Peace)

---

d) King Lear. Act. I. Sc. VI.

e) The Life and Death of Richard III. Act. I. Sc. I.

Have no delight to paſs away the time;
Unleſs to ſpy my ſhadow in the ſun,
And deſcant on mine own deformity.
And therefore, ſince I cannot prove a Lover,
To entertain theſe fair well-ſpoken days,
I am determined, to prove a Villain!

ſo höre ich einen Teufel, und ſehe einen Teufel; in einer Geſtalt, die der Teufel allein haben ſollte.

XXIV.

So nutzt der Dichter die Häßlichkeit der Formen: welchen Gebrauch iſt dem Mahler davon zu machen vergönnet?

Die Mahlerey, als nachahmende Fertigkeit, kann die Häßlichkeit ausdrücken: die Mahlerey, als ſchöne Kunſt, will ſie nicht ausdrücken. Als jener, gehören ihr alle ſichtbare Gegenſtände zu: als dieſe, ſchließt ſie ſich nur auf diejenigen ſichtbaren Gegenſtände ein, welche angenehme Empfindungen erwecken.

Aber gefallen nicht auch die unangenehmen Empfindungen in der Nachahmung? Nicht alle. Ein ſcharfſinniger Kunſtrichter*) hat dieſes bereits von dem Eckel bemerkt. „Die Vorſtellungen der Furcht, ſagt er, „der Traurigkeit, des Schreckens, „des Mitleids u. ſ. w. können nur Unluſt erregen, in ſo weit „wir das Uebel für wirklich halten. Dieſe können alſo durch „die Erinnerung, daß es ein künſtlicher Betrug ſey, in angenehme Empfindungen aufgelöſet werden. Die widrige Empfindung des Eckels aber erfolgt, vermöge des Geſetzes der Einbildungskraft auf die bloſſe Vorſtellung in der Seele, der Gegenſtand mag für wirklich gehalten werden, oder nicht. Was „hilfts dem beleidigten Gemüthe alſo, wenn ſich die Kunſt der „Nachahmung noch ſo ſehr verräth? Ihre Unluſt entſprang nicht „aus der Vorausſetzung, daß das Uebel wirklich ſey, ſondern „aus der bloſſen Vorſtellung deſſelben, und dieſe iſt wirklich da. „Die Empfindungen des Eckels ſind alſo allezeit Natur, niemals Nachahmung.“

Eben dieſes gilt von der Häßlichkeit der Formen. Dieſe

---

*) Briefe die neueſte Litteratur betreffend. Th. V. S. 102.

Häßlichkeit beleidiget unſer Geſicht, widerſtehet unſerm Geſchmacke an Ordnung und Uebereinſtimmung, und erwecket Abſcheu, ohne Rückſicht auf die wirkliche Exiſtenz des Gegenſtandes, an welchem wir ſie wahrnehmen. Wir mögen den Therſites weder in der Natur noch im Bilde ſehen; und wenn ſchon ſein Bild weniger mißfällt, ſo geſchieht dieſes doch nicht deswegen, weil die Häßlichkeit ſeiner Form in der Nachahmung Häßlichkeit zu ſeyn aufhöret, ſondern weil wir das Vermögen beſitzen, von dieſer Häßlichkeit zu abſtrahiren, und uns blos an der Kunſt des Mahlers zu vergnügen. Aber auch dieſes Vergnügen wird alle Augenblicke durch die Ueberlegung unterbrochen, wie übel die Kunſt angewendet worden, und dieſe Ueberlegung wird ſelten fehlen, die Geringſchätzung des Künſtlers nach ſich zu ziehen.

Ariſtoteles giebt eine andere Urſache an,[b] warum Dinge, die wir in der Natur mit Widerwillen erblicken, auch in der getreueſten Abbildung Vergnügen gewähren; die allgemeine Wißbegierde des Menſchen. Wir freuen uns, wenn wir entweder aus der Abbildung lernen können, τι ἕκαςον, was ein jedes Ding iſt, oder wenn wir daraus ſchlieſſen können, ὅτι οὗτος ἐκεῖνος, daß es dieſes oder jenes iſt. Allein auch hieraus folget, zum Beſten der Häßlichkeit in der Nachahmung, nichts. Das Vergnügen, welches aus der Befriedigung unſerer Wißbegierde entſpringt, iſt momentan, und dem Gegenſtande, über welchen ſie befriediget wird, nur zufällig: das Mißvergnügen hingegen, welches den Anblick der Häßlichkeit begleitet, permanent, und dem Gegenſtande, der es erweckt, weſentlich. Wie kann alſo jenes dieſem das Gleichgewicht halten? Noch weniger kann die kleine angenehme Beſchäftigung, welche uns die Bemerkung der Aehnlichkeit macht, die unangenehme Wirkung der Häßlichkeit beſiegen. Je genauer ich das häßliche Nachbild mit dem häßlichen Urbilde vergleiche, deſto mehr ſtelle ich mich dieſer Wirkung blos, ſo daß das Vergnügen der Vergleichung gar bald verſchwindet, und mir nichts als der widrige Eindruck der verdoppelten Häßlichkeit übrig bleibet. Nach den Beyſpielen, welche Ariſtoteles giebt, zu urtheilen, ſcheinet es, als habe

---

b) De Poetica cap. IV.

er auch ſelbſt die Häßlichkeit der Formen nicht mit zu den mißfälligen Gegenſtänden rechnen wollen, die in der Nachahmung gefallen können. Dieſe Beyſpiele ſind, reiſſende Thiere und Leichname. Reiſſende Thiere erregen Schrecken, wenn ſie auch nicht häßlich ſind; und dieſes Schrecken, nicht ihre Häßlichkeit, iſt es, was durch die Nachahmung in angenehme Empfindung aufgelöſet wird. So auch mit den Leichnamen; das ſchärfere Gefühl des Mitleids, die ſchreckliche Erinnerung an unſere eigene Vernichtung iſt es, welche uns einen Leichnam in der Natur zu einem widrigen Gegenſtande macht; in der Nachahmung aber verlieret jenes Mitleid, durch die Ueberzeugung des Betrugs, das Schneidende, und von dieſer fatalen Erinnerung kann uns ein Zuſatz von ſchmeichelhaften Umſtänden entweder gänzlich abziehen, oder ſich ſo unzertrennlich mit ihr vereinen, daß wir mehr wünſchenswürdiges als ſchreckliches darinn zu bemerken glauben.

Da alſo die Häßlichkeit der Formen, weil die Empfindung, welche ſie erregt, unangenehm, und doch nicht von derjenigen Art unangenehmer Empfindungen iſt, welche ſich durch die Nachahmung in angenehme verwandeln, an und vor ſich ſelbſt kein Vorwurf der Mahlerey, als ſchöner Kunſt, ſeyn kann: ſo käme es noch darauf an, ob ſie ihr, nicht eben ſo wohl wie der Poeſie, als Ingrediens, um andere Empfindungen zu verſtärken, nützlich ſeyn könne.

Darf die Mahlerey, zu Erreichung des Lächerlichen und Schrecklichen, ſich häßlicher Formen bedienen?

Ich will es nicht wagen, ſo grade zu, mit Nein hierauf zu antworten. Es iſt unleugbar, daß unſchädliche Häßlichkeit auch in der Mahlerey lächerlich werden kann; beſonders wenn eine Affectation nach Reitz und Anſehen damit verbunden wird. Es iſt eben ſo unſtreitig, daß ſchädliche Häßlichkeit, ſo wie in der Natur, alſo auch im Gemählde Schrecken erwecket; und daß jenes Lächerliche und dieſes Schreckliche, welches ſchon vor ſich vermiſchte Empfindungen ſind, durch die Nachahmung einen neuen Grad von Anzüglichkeit und Vergnügen erlangen.

Ich muß aber zu bedenken geben, daß demohngeachtet ſich die Mahlerey hier nicht völlig mit der Poeſie in gleichem

Falle befindet. In der Poeſie, wie ich angemerket, verlieret die Häßlichkeit der Form, durch die Veränderung ihrer coexiſtirenden Theile in ſucceſſive, ihre widrige Wirkung faſt gänzlich; ſie höret von dieſer Seite gleichſam auf, Häßlichkeit zu ſeyn, und kann ſich daher mit andern Erſcheinungen deſto inniger verbinden, um eine neue beſondere Wirkung hervorzubringen. In der Mahlerey hingegen hat die Häßlichkeit alle ihre Kräfte beyſammen, und wirket nicht viel ſchwächer, als in der Natur ſelbſt. Unſchädliche Häßlichkeit kann folglich nicht wohl lange lächerlich bleiben; die unangenehme Empfindung gewinnet die Oberhand, und was in den erſten Augenblicken poſſirlich war, wird in der Folge blos abſcheulich. Nicht anders gehet es mit der ſchädlichen Häßlichkeit; das Schreckliche verliert ſich nach und nach, und das Unförmliche bleibt allein und unveränderlich zurück.

Dieſes überlegt, hatte der Graf Caylus vollkommen Recht, die Epiſode des Therſites aus der Reihe ſeiner Homeriſchen Gemählde wegzulaſſen. Aber hat man darum auch Recht, ſie aus dem Homer ſelbſt wegzuwünſchen? Ich finde ungern, daß ein Gelehrter, von ſonſt ſehr richtigem und feinem Geſchmacke, dieſer Meinung iſt.[c] Ich verſpare es auf einen andern Ort, mich weitläuftiger darüber zu erklären.

XXV.

Auch der zweyte Unterſchied, welchen der angeführte Kunſtrichter, zwiſchen dem Eckel und andern unangenehmen Leidenſchaften der Seele findet, äuſſert ſich bey der Unluſt, welche die Häßlichkeit der Formen in uns erwecket.

„Andere unangenehme Leidenſchaften, ſagt er,[a] können auch „auſſer der Nachahmung, in der Natur ſelbſt, dem Gemüthe „öfters ſchmeicheln; indem ſie niemals reine Unluſt erregen, „ſondern ihre Bitterkeit allezeit mit Wolluſt vermiſchen. Unſere „Furcht iſt ſelten von aller Hoffnung entblößt; der Schrecken „belebt alle unſere Kräfte, der Gefahr auszuweichen; der Zorn „iſt mit der Begierde ſich zu rächen, die Traurigkeit mit der

---

[c] Klotzii Epistolæ Homericæ, p. 33. & seq.

[a] Eben daſelbſt S. 103.

„angenehmer Vorſtellung der vorigen Glückſeligkeit verknüpft,
„und das Mitleiden iſt von den zärtlichen Empfindungen der
„Liebe und Zuneigung unzertrennlich. Die Seele hat die Freyheit,
„ſich bald bey dem vergnüglichen, bald bey dem widrigen
„Theile einer Leidenſchaft zu verweilen, und ſich eine Vermiſchung
„von Luſt und Unluſt ſelbſt zu ſchaffen, die reitzender
„iſt, als das lauterſte Vergnügen. Es braucht nur ſehr wenig
„Achtſamkeit auf ſich ſelber, um dieſes vielfältig beobachtet zu
„haben; und woher käme es denn ſonſt, daß dem Zornigen ſein
„Zorn, dem Traurigen ſeine Unmuth lieber iſt, als alle freudige
„Vorſtellungen, dadurch man ihn zu beruhigen gedenket? Ganz
„anders aber verhält es ſich mit dem Eckel und den ihm verwandten
„Empfindungen. Die Seele erkennet in demſelben
„keine merkliche Vermiſchung von Luſt. Das Mißvergnügen
„gewinnet die Oberhand, und daher iſt kein Zuſtand, weder
„in der Natur noch in der Nachahmung zu erdenken, in welchem
„das Gemüth nicht von dieſen Vorſtellungen mit Widerwillen
„zurückweichen ſollte."

Vollkommen richtig; aber da der Kunſtrichter ſelbſt, noch andere mit dem Eckel verwandten Empfindungen erkennet, die gleichfalls nichts als Unluſt gewähren, welche kann ihm näher verwandt ſeyn, als die Empfindung des Häßlichen in den Formen? Auch dieſe iſt in der Natur ohne die geringſte Miſchung von Luſt; und da ſie deren eben ſo wenig durch die Nachahmung fähig wird, ſo iſt auch von ihr kein Zuſtand zu erdenken, in welchem das Gemüth von ihrer Vorſtellung nicht mit Widerwillen zurückweichen ſollte.

Ja dieſer Widerwille, wenn ich anders mein Gefühl ſorgfältig genug unterſucht habe, iſt gänzlich von der Natur des Eckels. Die Empfindung, welche die Häßlichkeit der Form begleitet, iſt Eckel, nur in einem geringern Grade. Dieſes ſtreitet zwar mit einer andern Anmerkung des Kunſtrichters, nach welcher er nur die allerdunkelſten Sinne, den Geſchmack, den Geruch und das Gefühl, dem Eckel ausgeſetzet zu ſeyn glaubet.
„Jene beyde, ſagt er, durch eine übermäßige Süßigkeit, und
„dieſes durch eine allzugroſſe Weichheit der Körper, die den
„berührenden Fibern nicht genugſam widerſtehen. Dieſe Gegen-

„ſtände werden ſodann auch dem Geſichte unerträglich, aber „blos durch die Aſſociation der Begriffe, indem wir uns des „Widerwillens erinnern, den ſie dem Geſchmacke, dem Geruche „oder dem Gefühle verurſachen. Denn eigentlich zu reden, giebt „es keine Gegenſtände des Eckels für das Geſicht." Doch mich dünkt, es laſſen ſich dergleichen allerdings nennen. Ein Feuermahl in dem Geſichte, eine Haſenſcharte, eine gepletſchte Naſe mit vorragenden Löchern, ein gänzlicher Mangel der Augenbraunen, ſind Häßlichkeiten, die weder dem Geruche, noch dem Geſchmacke, noch dem Gefühle zuwider ſeyn können. Gleichwohl iſt es gewiß, daß wir etwas dabey empfinden, welches dem Eckel ſchon viel näher kömmt, als das, was uns andere Unförmlichkeiten des Körpers, ein krummer Fuß, ein hoher Rücken, empfinden laſſen; je zärtlicher das Temperament iſt, deſto mehr werden wir von den Bewegungen in dem Körper dabey fühlen, welche vor dem Erbrechen vorhergehen. Nur daß dieſe Bewegungen ſich ſehr bald wieder verlieren, und ſchwerlich ein wirkliches Erbrechen erfolgen kann; wovon man allerdings die Urſache darinn zu ſuchen hat, daß es Gegenſtände des Geſichts ſind, welches in ihnen, und mit ihnen zugleich, eine Menge Realitäten wahrnimt, durch deren angenehme Vorſtellungen jene unangenehme ſo geſchwächt und verdunkelt wird, daß ſie keinen merklichen Einfluß auf den Körper haben kann. Die dunkeln Sinne hingegen, der Geſchmack, der Geruch, das Gefühl, können dergleichen Realitäten, indem ſie von etwas Widerwärtigen gerühret werden, nicht mit bemerken; das Widerwärtige wirkt folglich allein und in ſeiner ganzen Stärke, und kann nicht anders als auch in dem Körper von einer weit heftigern Erſchütterung begleitet ſeyn.

Uebrigens verhält ſich auch zur Nachahmung das Eckelhafte vollkommen ſo, wie das Häßliche. Ja, da ſeine unangenehme Wirkung die heftigere iſt, ſo kann es noch weniger als das Häßliche an und vor ſich ſelbſt ein Gegenſtand weder der Poeſie, noch der Mahlerey werden. Nur weil es ebenfalls durch den wörtlichen Ausdruck ſehr gemildert wird, getrauete ich mich doch wohl zu behaupten, daß der Dichter, wenigſtens einige eckelhafte Züge, als ein Ingrediens zu den nehmlichen vermiſchten Empfindungen brauchen könne, die er durch das Häßliche mit ſo gutem Erfolge verſtärket.

Das Eckelhafte kann das Lächerliche vermehren; oder Vorſtellungen der Würde, des Anſtandes, mit dem Eckelhaften in Contraſt geſetzet, werden lächerlich. Exempel hiervon laſſen ſich bey dem Ariſtophanes in Menge finden. Das Wieſel fällt mir ein, welches den guten Sokrates in ſeinen aſtronomiſchen Beſchauungen unterbrach.[b]

ΜΑΘ. Πρωην δε γε γνωμην μεγαλην ἀφῃρεθη
Ὑπ᾽ ἀσκαλαβωτου. ΣΤΡ. Τινα τροπον; κατειπε μοι.
ΜΑΘ. Ζητουντος ἀυτου της σεληνης τας ὁδους
Και τας περιφορας, εἶτ᾽ ἀνω κεχηνοτος
Απο της ὀροφης νυκτωρ γαλεωτης κατεχεσεν.
ΣΤΡ. Ησθην γαλεωτη καταχεσαντι Σωκρατους.

Man laſſe es nicht eckelhaft ſeyn, was ihm in den offenen Mund fällt, und das Lächerliche iſt verſchwunden. Die drolligſten Züge von dieſer Art hat die Hottentottiſche Erzehlung, Tquaſſouw und Knonmquaiha, in dem Kenner, einer Engliſchen Wochenſchrift voller Laune, die man dem Lord Cheſterfield zuſchreibet. Man weis, wie ſchmutzig die Hottentotten ſind; und wie vieles ſie für ſchön und zierlich und heilig halten, was uns Eckel und Abſcheu erwecket. Ein gequetſchter Knorpel von Naſe, ſchlappe bis auf den Nabel herabhangende Brüſte, den ganzen Körper mit einer Schminke aus Ziegenfett und Ruß an der Sonne durchbeitzet, die Haarlocken von Schmeer triefend, Füſſe und Arme mit friſchem Gedärme umwunden: dieß denke man ſich an dem Gegenſtande einer feurigen, ehrfurchtsvollen, zärtlichen Liebe; dieß höre man in der edeln Sprache des Ernſtes und der Bewunderung ausgedrückt, und enthalte ſich des Lachens![c]

---

[b] Nubes v. 170-71.

[c] The Connoiſſeur, Vol. I. No. 21. Von der Schönheit der Knonmquaiha heißt es: He was ſtruck with the gloſſy hue of her complexion, which ſhone like the jetty down on the black hogs of Heſſaqua; he was raviſhed with the preſt griſtle of her noſe; and his eyes dwelt with admiration on the flaccid beauties of her breaſts, which deſcended to her navel. Und was trug die Kunſt bey, ſo viel Reitze in ihr vortheilhafteſtes Licht zu ſetzen? She made a varniſh of the fat of goats mixed with ſoot, with which ſhe anointed her whole body, as ſhe ſtood beneath the rays

Mit dem Schrecklichen ſcheinet ſich das Eckelhafte noch inniger vermiſchen zu können. Was wir das Gräßliche nennen, iſt nichts als ein eckelhaftes Schreckliche. Dem Longin[d] mißfällt zwar in dem Bilde der Traurigkeit beym Heſiodus,[e] das Της ἐκ μεν ῥινων μυξαι ῥεον; doch mich dünkt, nicht ſowohl weil es ein eckler Zug iſt, als weil es ein bloß eckler Zug iſt, der zum Schrecklichen nichts beyträgt. Denn die langen über die Finger hervorragenden Nägel, (μακροι δ' ὀνυχες χειρεσσιν ὑπησαν) ſcheinet er nicht tadeln zu wollen. Gleichwohl ſind lange Nägel nicht viel weniger eckel, als eine flieſſende Naſe. Aber die langen Nägel ſind zugleich ſchrecklich; denn ſie ſind es, welche die Wangen zerfleiſchen, daß das Blut davon auf die Erde rinnet:

— — — — ἐκ δε παρειων
Αἱμ' ἀπελειβετ' ἐραζε — — —

Hingegen eine flieſſende Naſe, iſt weiter nichts als eine flieſſende Naſe; und ich rathe der Traurigkeit nur, das Maul zuzumachen. Man leſe bey dem Sophokles die Beſchreibung der öden Höhle des unglücklichen Philoktet. Da iſt nichts von Lebensmitteln, nichts von Bequemlichkeiten zu ſehen; auſſer eine zer-

---

of the ſun: her locks were clotted with melted greaſe, and powdered with the yellow duſt of Buchu: her face, which ſhone like the poliſhed ebony, was beautifully varied with ſpots of red earth, and appeared like the ſable curtain of the night beſpangled with ſtars: ſhe ſprinkled her limbs with wood-aſhes, and perfumed them with the dung of Stinkbingſem. Her arms and legs were entwined with the ſhining entrails of an heifer: from her neck there hung a pouch compoſed of the ſtomach of a kid: the wings of an oſtrich overſhadowed the fleſhy promontories behind; and before ſhe wore an apron formed of the ſhaggy ears of a lion. Ich füge noch die Ceremonie der Zuſammengebung des verliebten Paares hinzu: The Surri or Chief Prieſt approached them, and in a deep voice chanted the nuptial rites to the melodious grumbling of the Gom-Gom; and at the ſame time (according to the manner of Caffraria) bedewed them plentifully with the urinary benediction. The bride and bridegroom rubbed in the precious ſtream with extaſy; while the briny drops trickled from their bodies; like the oozy ſurge from the rocks of Chirigriqua.

d) Περι Ὑψους, τμημα θ', p. 15. edit. T. Fabri.

e) Scut. Hercul. v. 266.

tretene Streu von dürren Blättern, ein unförmlicher hölzerner Becher, ein Feuergeräth. Der ganze Reichthum des kranken verlaſſenen Mannes! Wie vollendet der Dichter dieſes traurige fürchterliche Gemählde? Mit einem Zuſatze von Eckel. „Ha! fährt Neoptolem auf einmal zuſammen, „hier trocknen zerriſ„ſene Lappen, voll Blut und Eiter!“ f

NE. Ορω κενην οἰκησιν ἀνθρωπων διχα.
ΟΔ. Ουδ' ενδον οἰκοποιος ἐςι τις τροφη;
NE. Στειπτη γε φυλλας ὡς ἐναυλιζοντι τῳ.
ΟΔ. Τα δ' ἀλλ' ἐρημα, κοὐδεν ἐσθ' ὑποςεγον;
NE. Αυτοξυλον γ' εκπωμα, φαυλουργου τινος
Τεχνηματ' ἀνδρος, και πυρει' ὁμου ταδε.
ΟΔ. Κεινου το θησαυρισμα σημαινεις ταδε.
NE. Ιου, ἰου· και ταυτα γ' ἀλλα θαλπεται
Ῥακη, βαρειας του νοσηλειας πλεα.

So wird auch beym Homer der geſchleifte Hektor, durch das von Blut und Staub entſtellte Geſicht, und zuſammenverklebte Haar,

Squallentem barbam & concretos ſanguine crines,

(wie es Virgil ausdrückt g) ein eckler Gegenſtand, aber eben dadurch um ſo viel ſchrecklicher, um ſo viel rührender. Wer kann die Strafe des Marſyas, beym Ovid, ſich ohne Empfindung des Eckels denken? h

Clamanti cutis eſt ſummos derepta per artus:
Nec quidquam, niſi vulnus erat: cruor undique manat:
Detectique patent nervi: trepidæque ſine ulla
Pelle micant venæ: ſalientia viſcera poſſis,
Et perlucentes numerare in pectore fibras.

Aber wer empfindet auch nicht, daß das Eckelhafte hier an ſeiner Stelle iſt? Es macht das Schreckliche gräßlich; und das Gräßliche iſt ſelbſt in der Natur, wenn unſer Mitleid dabey intereſſiret wird, nicht ganz unangenehm; wie viel weniger in der Nachahmung? Ich will die Exempel nicht häuffen. Doch dieſes muß ich noch anmerken, daß es eine Art von Schreckli-

---

f) Philoct. v. 31-39.
g) Aeneid. lib. II. v. 277.
h) Metamorph. VI. v. 387.

chem giebt, zu dem der Weg dem Dichter faſt einzig und allein durch das Eckelhafte offen ſtehet. Es iſt das Schreckliche des Hungers. Selbſt im gemeinen Leben drucken wir die äuſſerſte Hungersnoth nicht anders als durch die Erzehlungen aller der unnahrhaften, ungeſunden und beſonders eckeln Dinge aus, mit welchen der Magen befriediget werden müſſen. Da die Nachahmung nichts von dem Gefühle des Hungers ſelbſt in uns erregen kann, ſo nimt ſie zu einem andern unangenehmen Gefühle ihre Zuflucht, welches wir im Falle des empfindlichſten Hungers für das kleinere Uebel erkennen. Dieſes ſucht ſie zu erregen, um uns aus der Unluſt deſſelben ſchlieſſen zu laſſen, wie ſtark jene Unluſt ſeyn müſſe, bey der wir die gegenwärtige gern aus der Acht ſchlagen würden. Ovid ſagt von der Oreade, welche Ceres an den Hunger abſchickte:[i]

Hanc (famem) procul ut vidit — —
— refert mandata deæ; paulumque morata,
Quanquam aberat longe, quanquam modo venerat illuc,
Viſa tamen ſenſiſſe famem — — —

Eine unnatürliche Uebertreibung! Der Anblick eines Hungrigen, und wenn es auch der Hunger ſelbſt wäre, hat dieſe anſteckende Kraft nicht; Erbarmen, und Gräul, und Eckel, kann er empfinden laſſen, aber keinen Hunger. Dieſen Gräul hat Ovid in dem Gemählde der Fames nicht geſparet, und in dem Hunger des Eryſichthons ſind, ſowohl bey ihm, als bey dem Kallimachus[k], die eckelhaften Züge die ſtärkſten. Nachdem Eryſichthon alles aufgezehret, und auch der Opferkuh nicht verſchonet hatte, die ſeine Mutter der Veſta auffütterte, läßt ihn Kallimachus über Pferde und Katzen herfallen, und auf den Straſſen die Brocken und ſchmutzigen Ueberbleibſel von fremden Tiſchen betteln:

Και ταν βων ἐφαγεν, ταν Εϛια ἐτρεφε ματηρ,
Και τον ἀεθλοφορον και τον πολεμηιον ἱππον,
Και ταν αἰλουρον, ταν ἐτρεμε θηρια μικκα —
Και τοθ᾽ ὁ τω βασιληος ἐνι τριοδοισι καθηϛο
Αιτιζων ἀκολως τε και ἐκβολα λυματα δαιτος —

---

[i] Ibid. lib. VIII. v. 809.

[k] Hym. in Cererem v. 111-116.

Und Ovid läßt ihn zuletzt die Zähne in ſeine eigene Glieder ſetzen, um ſeinen Leib mit ſeinem Leibe zu nähren.

> Vis tamen illa mali poſtquam conſumſerat omnem
> Materiam — — — — —
> Ipſe ſuos artus lacero divellere morſu
> Coepit: & infelix minuendo corpus alebat.

Nur darum waren die häßlichen Harpyen ſo ſtinkend, ſo unflätig, daß der Hunger, welchen ihre Entführung der Speiſen bewirken ſollte, deſto ſchrecklicher würde. Man höre die Klage des Phineus, beym Apollonius: l

> Τυτϑον δ' ἡν αρα δη ποτ' ἐδητυος ἀμμι λιπωσι,
> Πνει τοδε μυδαλεον τε και οὐ τλητον μενος ὀδμης.
> Ου κε τις ουδε μινυνϑα βροτων ἀνσχοιτο πελασσας,
> Ουδ' εἰ οἱ ἀδαμαντος ἐληλαμενον κεαρ εἰη.
> Αλλα με πικρη δητα κε δαιτος ἐπισχει ἀναγκη
> Μιμνειν, και μιμνοντα κακη ἐν γαστερι ϑεσϑαι.

Ich möchte gern aus dieſem Geſichtspunkte die eckele Einführung der Harpyen beym Virgil entſchuldigen; aber es iſt kein wirklicher gegenwärtiger Hunger, den ſie verurſachen, ſondern nur ein inſtehender, den ſie prophezeyen; und noch dazu löſet ſich die ganze Prophezeyung endlich in ein Wortſpiel auf. Auch Dante bereitet uns nicht nur auf die Geſchichte von der Verhungerung des Ugolino, durch die eckelhafteſte, gräßlichſte Stellung, in die er ihn mit ſeinem ehemaligen Verfolger in der Hölle ſetzet; ſondern auch die Verhungerung ſelbſt iſt nicht ohne Züge des Eckels, der uns beſonders da ſehr merklich überfällt, wo ſich die Söhne dem Vater zur Speiſe anbieten. In der Note will ich noch eine Stelle aus einem Schauſpiele von Beaumont und Fletcher anführen, die ſtatt aller andern Beyſpiele hätte ſeyn können, wenn ich ſie nicht für ein wenig zu übertrieben erkennen müßte. m

---

l) Argonaut. lib. II. v. 228-33.

m) The Sea-Voyage Act. III. Sc. 1. Ein franzöſiſcher Seeräuber wird mit ſeinem Schiffe an eine wüſte Inſel verſchlagen. Habſucht und Neid entzweyen ſeine Leute, und ſchaffen ein Paar Elenden, welche auf dieſer Inſel geraume Zeit der äuſſerſten Noth ausgeſetzt geweſen, Gelegenheit, mit dem Schiffe in die See zu ſtechen. Alles Vorrathes von Lebensmitteln ſonach

U.
Münch

Ich komme auf die eckelhaften Gegenſtände in der Mahlerey. Wenn es auch ſchon ganz unſtreitig wäre, daß es eigentlich gar keine eckelhafte Gegenſtände für das Geſicht gäbe, von welchen es ſich von ſich ſelbſt verſtünde, daß die Mahlerey, als

---

auf einmal beraubet, ſehen jene Nichtswürdige gar bald den ſchmählichſten Tod vor Augen, und einer drückt gegen den andern ſeinen Hunger und ſeine Verzweiflung folgendergeſtalt aus:

LAMURE. Oh, what a Tempeſt have I in my Stomach!
How my empty Guts cry out! My wounds ake,
Would they would bleed again, that I might get
Something to quench my thirſt.
FRANVILLE. O Lamure, the Happineſs my dogs had
When I kept houſe at home! They had a ſtorehouſe,
A ſtorehouſe of moſt bleſſed bones and cruſts,
Happy cruſts. Oh, how ſharp Hunger pinches me! —
LAMURE. How now, what news?
MORILLAR. Haſt any Meat yet?
FRANVILLE. Not a bit that I can ſee;
Here be goodly quarries, but they be cruel hard
To gnaw: I ha' got ſome mud, we'll eat it with ſpoons,
Very good thick mud; but it ſtinks damnably,
There's old rotten trunks of trees too,
But not a leaf nor bloſſom in all the iſland.
LAMURE. How it looks!
MORILLAR. It ſtinks too.
LAMURE. It may be poiſon.
FRANVILLE. Let it be any thing;
So I can get it down. Why Man,
Poiſon's a princely diſh.
MORILLAR. Haſt thou no biſket?
No crumbs left in thy pocket? Here is my doublet,
Give me but three ſmall crumbs.
FRANVILLE. Not for three Kingdoms,
If I were Maſter of 'em. Oh, Lamure,
But one poor joint of Mutton, we ha' ſcorn'd, Man.
LAMURE. Thou ſpeak'ſt of Paradiſe;
Or but the ſnuffs of thoſe Healths,
We have lewdly at midnight flang away.
MORILLAR. Ah! but to lick the glaſſes.

Doch alles dieſes iſt noch nichts gegen den folgenden Auftritt, wo der Schiffschirurgus dazu kömmt.

FRANVILLE. Here comes the Surgeon. What
Haſt thou diſcover'd? Smile, ſmile and comfort us.

ſchöne Kunſt, ihrer entſagen würde: ſo müßte ſie dennoch die eckelhaften Gegenſtände überhaupt vermeiden, weil die Verbindung der Begriffe ſie auch dem Geſichte eckel macht. Pardenone läßt, in einem Gemählde von dem Begräbniſſe Chriſti, einen von den Anweſenden die Naſe ſich zuhalten. Richardſon mißbilliget dieſes deswegen,[*] weil Chriſtus noch nicht ſo lange todt geweſen, daß ſein Leichnam in Fäulung übergehen können. Bey der Auferweckung des Lazarus hingegen, glaubt er, ſey es dem Mahler erlaubt, von den Umſtehenden einige ſo zu zeigen, weil es die Geſchichte ausdrücklich ſage, daß ſein Körper ſchon gerochen habe. Mich dünkt dieſe Vorſtellung auch hier unerträglich; denn nicht blos der wirkliche Geſtank, auch ſchon die Idee des Geſtankes erwecket Eckel. Wir fliehen ſtinkende Orte, wenn wir ſchon den Schnupfen haben. Doch die Mahlerey will das Eckelhafte, nicht des Eckelhaften wegen; ſie will es, ſo wie die Poeſie, um das Lächerliche und Schreckliche dadurch zu verſtärken. Auf ihre Gefahr! Was ich aber von dem Häßlichen in dieſem Falle angemerkt habe, gilt von dem Eckelhaften

---

SURGEON. I am expiring,
Smile they that can. I can find nothing, Gentlemen,
Here 's nothing can be meat, without a miracle.
Oh that I had my boxes and my lints now,
My ſtupes, my tents, and thoſe ſweet helps of Nature,
What dainty diſhes could I make of 'em.
MORILLAR. Haſt ne'er an old ſuppoſitory?
SURGEON. Oh would I had, Sir.
LAMURE. Or but the paper where ſuch a cordial
Potion, or pills hath been entomb'd.
FRANVILLE. Or the beſt bladder where a cooling-gliſter.
MORILLAR. Haſt thou no ſearcloths left?
Nor any old pulteſſes?
FRANVILLE. We care not to what it hath been miniſtred.
SURGEON. Sure I have none of theſe dainties, Gentlemen.
FRANVILLE. Where's the great wen
Thou cut'ſt from Hugh the ſailor's ſhoulder?
That would ſerve now for a moſt princely Banquet.
SURGEON. Ay if we had it, Gentlemen.
I flung it over-bord, Slave that I was.
LAMURE. A moſt improvident Villain.

[*] Richardſon de la Peinture T. I. p. 74.

um ſo viel mehr. Es verlieret in einer ſichtbaren Nachahmung von ſeiner Wirkung ungleich weniger, als in einer hörbaren; es kann ſich alſo auch dort mit den Beſtandtheilen des Lächerlichen und Schrecklichen weniger innig vermiſchen, als hier; ſobald die Ueberraſchung vorbey, ſobald der erſte gierige Blick geſättiget, trennet es ſich wiederum gänzlich, und liegt in ſeiner eigenen cruden Geſtalt da.

XXVI.

Des Herrn Winkelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums, iſt erſchienen. Ich wage keinen Schritt weiter, ohne dieſes Werk geleſen zu haben. Blos aus allgemeinen Begriffen über die Kunſt vernünfteln, kann zu Grillen verführen, die man über lang oder kurz, zu ſeiner Beſchämung, in den Werken der Kunſt widerlegt findet. Auch die Alten kannten die Bande, welche die Mahlerey und Poeſie mit einander verknüpfen, und ſie werden ſie nicht enger zugezogen haben, als es beyden zuträglich iſt. Was ihre Künſtler gethan, wird mich lehren, was die Künſtler überhaupt thun ſollen; und wo ſo ein Mann die Fackel der Geſchichte vorträgt, kann die Speculation kühnlich nachtreten.

Man pfleget in einem wichtigen Werke zu blättern, ehe man es ernſtlich zu leſen anfängt. Meine Neugierde war, vor allen Dingen des Verfaſſers Meinung von dem Laokoon zu wiſſen; nicht zwar von der Kunſt des Werkes, über welche er ſich ſchon anderwärts erkläret hat, als nur von dem Alter deſſelben. Wem tritt er darüber bey? Denen, welchen Virgil die Gruppe vor Augen gehabt zu haben ſcheinet? Oder denen, welche die Künſtler dem Dichter nacharbeiten laſſen?

Es iſt ſehr nach meinem Geſchmacke, daß er von einer gegenſeitigen Nachahmung gänzlich ſchweiget. Wo iſt die abſolute Nothwendigkeit derſelben? Es iſt gar nicht unmöglich, daß die Aehnlichkeiten, die ich oben zwiſchen dem poetiſchen Gemählde und dem Kunſtwerke in Erwägung gezogen habe, zufällige und nicht vorſetzliche Aehnlichkeiten ſind; und daß das eine ſo wenig das Vorbild des andern geweſen, daß ſie auch nicht einmal beyde einerley Vorbild gehabt zu haben brauchen. Hätte indeß auch ihn ein Schein dieſer Nachahmung geblendet, ſo würde er ſich für die erſtern haben erklären müſſen. Denn er nimt an, daß der Laokoon aus den Zeiten ſey, da ſich die Kunſt unter den Griechen auf dem höchſten Gipfel ihrer Vollkommenheit befunden habe; aus den Zeiten Alexanders des Groſſen.

„Das gütige Schickſal, ſagt er,“ welches auch über die „Künſte bey ihrer Vertilgung noch gewachet, hat aller Welt „zum Wunder ein Werk aus dieſer Zeit der Kunſt erhalten, zum Beweiſe von der Wahrheit der Geſchichte von „der Herrlichkeit ſo vieler vernichteten Meiſterſtücke. Laokoon, „nebſt ſeinen beyden Söhnen, vom Ageſander, Apollodorus[b] „und Athenodorus aus Rhodus gearbeitet, iſt nach aller Wahrſcheinlichkeit aus dieſer Zeit, ob man gleich dieſelbe nicht beſtimmen, und wie einige gethan haben, die Olympias, in welcher dieſe Künſtler geblühet haben, angeben kann.“

In einer Anmerkung ſetzet er hinzu: „Plinius meldet kein „Wort von der Zeit, in welcher Ageſander und die Gehülfen „an ſeinem Werke, gelebet haben; Maffei aber, in der Erklärung alter Statuen, hat wiſſen wollen, daß dieſe Künſtler „in der acht und achtzigſten Olympias geblühet haben, und auf „deſſen Wort haben andere, als Richardſon, nachgeſchrieben. „Jener hat, wie ich glaube, einen Athenodorus unter des „Polycletus Schülern, für einen von unſern Künſtlern genommen, und da Polycletus in der ſieben und achtzigſten Olympias geblühet, ſo hat man ſeinen vermeinten Schüler „eine Olympias ſpäter geſetzet: andere Gründe kann Maffei „nicht haben.“

Er konnte ganz gewiß keine andere haben. Aber warum läßt es Herr Winkelmann dabey bewenden, dieſen vermeinten Grund des Maffei blos anzuführen? Widerlegt er ſich von ſich ſelbſt? Nicht ſo ganz. Denn wenn er auch ſchon von keinen

---

[a] Geſchichte der Kunſt S. 347.

[b] Nicht Apollodorus, ſondern Polydorus. Plinius iſt der einzige, der dieſe Künſtler nennet, und ich wüßte nicht, daß die Handſchriften in dieſem Namen von einander abgingen. Harduin würde es gewiß ſonſt angemerkt haben. Auch die ältern Ausgaben leſen alle, Polydorus. Herr Winkelmann muß ſich in dieſer Kleinigkeit blos verſchrieben haben.

andern Gründen unterſtützt iſt, ſo macht er doch ſchon für ſich ſelbſt eine kleine Wahrſcheinlichkeit, wo man nicht ſonſt zeigen kann, daß Athenodorus, des Polyklets Schüler, und Athenodorus der Gehülfe des Ageſander und Polydorus, unmöglich eine und eben dieſelbe Perſon können geweſen ſeyn. Zum Glücke läßt ſich dieſes zeigen, und zwar aus ihrem verſchiedenen Vaterlande. Der erſte Athenodorus war, nach dem ausdrücklichen Zeugniſſe des Pauſanias,[c] aus Klitor in Arkadien; der andere hingegen, nach dem Zeugniſſe des Plinius, aus Rhodus gebürtig.

Herr Winkelmann kann keine Abſicht dabey gehabt haben, daß er das Vorgeben des Maffei, durch Beyfügung dieſes Umſtandes, nicht unwiderſprechlich widerlegen wollen. Vielmehr müſſen ihm die Gründe, die er aus der Kunſt des Werks, nach ſeiner unſtreitigen Kenntniß, ziehet, von ſolcher Wichtigkeit geſchienen haben, daß er ſich unbekümmert gelaſſen, ob die Meinung des Maffei noch einige Wahrſcheinlichkeit behalte, oder nicht. Er erkennet, ohne Zweifel, in dem Laokoon zu viele von den argutiis,[d] die dem Lyſippus ſo eigen waren, mit welchen dieſer Meiſter die Kunſt zuerſt bereicherte, als daß er ihn für ein Werk vor deſſelben Zeit halten ſollte.

Allein, wenn es erwieſen iſt, daß der Laokoon nicht älter ſeyn kann, als Lyſippus, iſt dadurch auch zugleich erwieſen, daß er ungefehr aus ſeiner Zeit ſeyn müſſe? daß er unmöglich ein weit ſpäteres Werk ſeyn könne? Damit ich die Zeiten, in welchen die Kunſt in Griechenland, bis zum Anfange der römiſchen Monarchie, ihr Haupt bald wiederum empor hob, bald wiederum ſinken ließ, übergehe: warum hätte nicht Laokoon die glückliche Frucht des Wetteifers ſeyn können, welchen die verſchwenderiſche Pracht der erſten Kayſer unter den Künſtlern entzünden mußte? Warum könnten nicht Ageſander und ſeine Gehülfen die Zeitverwandten eines Strongylion, eines Arceſilaus, eines Paſiteles, eines Poſidonius, eines Diogenes ſeyn? Wurden nicht die Werke auch dieſer Meiſter zum Theil dem Beſten, was die

---

[c] Ἀθηνόδωρος δὲ καὶ Δαμέας — οὗτοι δὲ Ἀρκάδες εἰσὶν ἐκ Κλείτορος. Phoc. cap. 9. p. 819 Edit. Kuhn.

[d] Plinius lib. XXXIV. ſect. 19. p. 653 Edit. Hard.

Kunſt jemals hervorgebracht hatte, gleich geſchätzet? Und wann noch ungezweifelte Stücke von ſelbigen vorhanden wären, das Alter ihrer Urheber aber wäre unbekannt, und lieſſe ſich aus nichts ſchlieſſen, als aus ihrer Kunſt, welche göttliche Eingebung müßte den Kenner verwahren, daß er ſie nicht eben ſowohl in jene Zeiten ſetzen zu müſſen glaubte, die Herr Winkelmann allein des Laokoons würdig zu ſeyn achtet?

Es iſt wahr, Plinius bemerkt die Zeit, in welcher die Künſtler des Laokoons gelebt haben, ausdrücklich nicht. Doch wenn ich aus dem Zuſammenhange der ganzen Stelle ſchlieſſen ſollte, ob er ſie mehr unter die alten oder unter die neuern Artiſten gerechnet wiſſen wollen: ſo bekenne ich, daß ich für das letztere eine gröſſere Wahrſcheinlichkeit darinn zu bemerken glaube. Man urtheile.

Nachdem Plinius von den älteſten und größten Meiſtern in der Bildhauerkunſt, dem Phidias, dem Praxiteles, dem Scopas, etwas ausführlicher geſprochen, und hierauf die übrigen, beſonders ſolche, von deren Werken in Rom etwas vorhanden war, ohne alle chronologiſche Ordnung nahmhaft gemacht: ſo fährt er folgender Geſtalt fort:[e] Nec multo plurium fama eſt, quorundam claritati in operibus eximiis obſtante numero artificum, quoniam nec unus occupat gloriam, nec plures pariter nuncupari poſſunt, ſicut in Laocoonte, qui eſt in Titi Imperatoris domo, opus omnibus & picturæ & ſtatuariæ artis præponendum. Ex uno lapide eum & liberos draconumque mirabiles nexus de conſilii ſententia fecere ſummi artifices, Ageſander & Polydorus & Athenodorus Rhodii. Similiter Palatinas domus Cæſarum replevere probatiſſimis ſignis Craterus cum Pythodoro, Polydectes cum Hermolao, Pythodorus alius cum Artemone, & ſingularis Aphrodiſius Trallianus. Agrippæ Pantheum decoravit Diogenes Athenienſis, & Caryatides in columnis templi ejus probantur inter pauca operum: ſicut in faſtigio poſita ſigna, ſed propter altitudinem loci minus celebrata.

Von allen den Künſtlern, welche in dieſer Stelle genennet werden, iſt Diogenes von Athen derjenige, deſſen Zeitalter am

---

e) Libr. XXXVI. ſect. 4. p. 730.

unwiderſprechlichſten beſtimmt iſt. Er hat das Pantheum des Agrippa ausgezieret; er hat alſo unter dem Auguſtus gelebt. Doch man erwäge die Worte des Plinius etwas genauer, und ich denke, man wird auch das Zeitalter des Craterus und Pythodorus, des Polydektes und Hermolaus, des zweyten Pythodorus und Artemons, ſo wie des Aphrodiſius Trallianus, eben ſo unwiderſprechlich beſtimmt finden. Er ſagt von ihnen: Palatinas domus Cæſarum replevere probatiſſimis ſignis. Ich frage: kann dieſes wohl nur ſo viel heiſſen, daß von ihren vortrefflichen Werken die Palläſte der Kayſer angefüllet geweſen? In dem Verſtande nehmlich, daß die Kayſer ſie überall zuſammen ſuchen, und nach Rom in ihre Wohnungen verſetzen laſſen? Gewiß nicht. Sondern ſie müſſen ihre Werke ausdrücklich für dieſe Palläſte der Kayſer gearbeitet, ſie müſſen zu den Zeiten dieſer Kayſer gelebt haben. Daß es ſpäte Künſtler geweſen, die nur in Italien gearbeitet, läßt ſich auch ſchon daher ſchlieſſen, weil man ihrer ſonſt nirgends gedacht findet. Hätten ſie in Griechenland in frühern Zeiten gearbeitet, ſo würde Pauſanias ein oder das andere Werk von ihnen geſehen, und ihr Andenken uns aufbehalten haben. Ein Pythodorus kömmt zwar bey ihm vor,f) allein Harduin hat ſehr Unrecht, ihn für den Pythodorus in der Stelle des Plinius zu halten. Denn Pauſanias nennet die Bildſäule der Juno, die er von der Arbeit des erſtern zu Koronea in Boeotien ſahe, ἄγαλμα ἀρχαῖον, welche Benennung er nur den Werken derjenigen Meiſter giebet, die in den allererſten und rauheſten Zeiten der Kunſt, lange vor einem Phidias und Praxiteles, gelebt hatten. Und mit Werken ſolcher Art werden die Kayſer gewiß nicht ihre Palläſte ausgezieret haben. Noch weniger iſt auf die andere Vermuthung des Harduins zu achten, daß Artemon vielleicht der Mahler gleiches Namens ſey, deſſen Plinius an einer andern Stelle gedenket. Name und Name geben nur eine ſehr geringe Wahrſcheinlichkeit, derenwegen man noch lange nicht befugt iſt, der natürlichen Auslegung einer unverfälſchten Stelle Gewalt anzuthun.

Iſt es aber ſonach auſſer allem Zweifel, daß Craterus und

---

f) Boeotic. cap. XXXIV. p. 778. Edit. Kuhn.

Pythodorus, daß Polydectes und Hermolaus, mit den übrigen, unter den Kayſern gelebet, deren Palläſte ſie mit ihren trefflichen Werken angefüllet: ſo dünkt mich, kann man auch denjenigen Künſtlern kein ander Zeitalter geben, von welchen Plinius auf jene durch ein Similiter übergehet. Und dieſes ſind die Meiſter des Laokoon. Man überlege es nur: wären Ageſander, Polydorus und Athenodorus ſo alte Meiſter, als wofür ſie Herr Winkelmann hält; wie unſchicklich würde ein Schriftſteller, dem die Präciſion des Ausdruckes keine Kleinigkeit iſt, wenn er von ihnen auf einmal auf die allerneueſten Meiſter ſpringen müßte, dieſen Sprung mit einem Gleichergeſtalt thun?

Doch man wird einwenden, daß ſich dieſes Similiter nicht auf die Verwandtſchaft in Anſehung des Zeitalters, ſondern auf einen andern Umſtand beziehe, welchen dieſe, in Betrachtung der Zeit ſo unähnliche Meiſter, miteinander gemein gehabt hätten. Plinius rede nehmlich von ſolchen Künſtlern, die in Gemeinſchaft gearbeitet, und wegen dieſer Gemeinſchaft unbekannter geblieben wären, als ſie verdienten. Denn da keiner ſich die Ehre des gemeinſchaftlichen Werks allein anmaſſen können, alle aber, die daran Theil gehabt, jederzeit zu nennen, zu weitläuftig geweſen wäre: (quoniam nec unus occupat gloriam, nec plures pariter nuncupari possunt) ſo wären ihre ſämtliche Namen darüber vernachläßiget worden. Dieſes ſey den Meiſtern des Laokoons, dieſes ſey ſo manchen andern Meiſtern wiederfahren, welche die Kayſer für ihre Palläſte beſchäftiget hätten.

Ich gebe dieſes zu. Aber auch ſo noch iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß Plinius nur von neuern Künſtlern ſprechen wollen, die in Gemeinſchaft gearbeitet. Denn hätte er auch von älteren reden wollen, warum hätte er nur allein der Meiſter des Laokoons erwähnet? Warum nicht auch anderer? Eines Onatas und Kalliteles; eines Timokles und Timarchides, oder der Söhne dieſes Timarchides, von welchen ein gemeinſchaftlich gearbeiteter Jupiter in Rom war.[g] Herr Winkelmann ſagt ſelbſt, daß man von dergleichen älteren Werken, die mehr als einen Vater gehabt, ein langes Verzeichniß machen könne.[h] Und Plinius ſollte ſich nur auf die einzigen Ageſander, Polydorus und Athenodorus beſonnen haben, wenn er ſich nicht ausdrücklich nur auf die neueſten Zeiten hätte einſchränken wollen?

---

[g] Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 730.

[h] Geſchichte der Kunſt Th. II. S. 331.

Wird übrigens eine Vermuthung um ſo viel wahrſcheinlicher, je mehrere und gröſſere Unbegreiflichkeiten ſich daraus erklären laſſen, ſo iſt es die, daß die Meiſter des Laokoons unter den erſten Kayſern geblühet haben, gewiß in einem ſehr hohen Grade. Denn hätten ſie in Griechenland zu den Zeiten, in welche ſie Herr Winkelmann ſetzet, gearbeitet; hätte der Laokoon ſelbſt in Griechenland ehedem geſtanden: ſo müßte das tiefe Stillſchweigen, welches die Griechen von einem ſolchen Werke (opere omnibus & picturæ & ſtatuariæ artis præponendo) beobachtet hätten, äuſſerſt befremden. Es müßte äuſſerſt befremden, wenn ſo groſſe Meiſter weiter gar nichts gearbeitet hätten, oder wenn Pauſanias von ihren übrigen Werken in ganz Griechenland, eben ſo wenig wie von dem Laokoon, zu ſehen bekommen hätte. In Rom hingegen konnte das größte Meiſterſtück lange im Verborgenen bleiben, und wenn Laokoon auch bereits unter dem Auguſtus wäre verfertiget worden, ſo dürfte es doch gar nicht ſonderbar ſcheinen, daß erſt Plinius ſeiner gedacht, ſeiner zuerſt und zuletzt gedacht. Denn man erinnere ſich nur, was er von einer Venus des Scopas ſagt,[1] die zu Rom in einem Tempel des Mars ſtand, quemcunque alium locum nobilitatura. Romæ quidem magnitudo operum eam obliterat, ac magni officiorum negotiorumque acervi omnes a contemplatione talium abducunt: quoniam otioſorum & in magno loci ſilentio apta admiratio talis eſt.

Diejenigen, welche in der Gruppe Laokoon ſo gern eine Nachahmung des Virgiliſchen Laokoons ſehen wollen, werden, was ich bisher geſagt, mit Vergnügen ergreiffen. Noch fiele mir eine Muthmaſſung bey, die ſie gleichfalls nicht ſehr mißbilligen dürften. Vielleicht, könnten ſie denken, war es Aſinius Pollio, der den Laokoon des Virgils durch griechiſche Künſtler ausführen ließ. Pollio war ein beſonderer Freund des Dichters, überlebte den Dichter, und ſcheinet ſogar ein eigenes Werk über die Aeneis geſchrieben zu haben. Denn wo ſonſt, als in einem eigenen Werke über dieſes Gedicht, können ſo leicht die einzeln Anmerkungen geſtanden haben, die Servius aus ihm anführt?[k] Zugleich war Pollio ein Liebhaber und Kenner der Kunſt, beſaß eine reiche Sammlung der trefflichſten alten Kunſtwerke, ließ von Künſtlern ſeiner Zeit neue fertigen, und dem Geſchmacke, den er in ſeiner Wahl zeigte, war ein ſo kühnes Stück als Laokoon, vollkommen angemeſſen:[l] ut fuit acris vehementiæ sic quoque spectari monumenta sua voluit. Doch da das Cabinet des Pollio, zu den Zeiten des Plinius, als Laokoon in dem Pallaſte des Titus ſtand, noch ganz unzertrennet an einem beſondern Orte beyſammen geweſen zu ſeyn ſcheinet: ſo möchte dieſe Muthmaſſung von ihrer Wahrſcheinlichkeit wiederum etwas verlieren. Und warum könnte es nicht Titus ſelbſt gethan haben, was wir dem Pollio zuſchreiben wollen?

---

[1] Plinius l. c. p. 727.

XXVII.

Ich werde in meiner Meinung, daß die Meiſter des Laokoons unter den erſten Kayſern gearbeitet haben, wenigſtens ſo alt gewiß nicht ſeyn können, als ſie Herr Winkelmann ausgiebt, durch eine kleine Nachricht beſtärket, die er ſelbſt zuerſt bekannt macht. Sie iſt dieſe:[m]

„Zu Nettuno, ehemals Antium, hat der Herr Cardinal „Alexander Albani, im Jahr 1717, in einem groſſen Gewölbe, „welches im Meere verſunken lag, eine Vaſe entdecket, welche „von ſchwarz gräulichem Marmor iſt, den man itzo Bigio nennet, in welche die Figur eingefüget war; auf derſelben befindet „ſich folgende Inſchrift:

ΑΘΑΝΟΔΩΡΟΣ ΑΓΗΣΑΝΔΡΟΥ
ΡΟΔΙΟΣ ΕΠΟΙΗΣΕ

„Athanodorus des Ageſanders Sohn, aus Rhodus, hat es gemacht. Wir lernen aus dieſer Inſchrift, daß Vater und Sohn „am Laokoon gearbeitet haben, und vermuthlich war auch Apol-

---

[k] Ad ver. 7. lib. II. Aeneid. und beſonders ad ver. 183. lib. XI. Man dürfte alſo wohl nicht Unrecht thun, wenn man das Verzeichniß der verlornen Schriften dieſes Mannes mit einem ſolchen Werke vermehrte.

[l] Plinius lib. XXXVI. ſect. 4. p. 729.

[m] Geſchichte der Kunſt Th. II. S. 317.

„lodorus (Polodorus) des Ageſanders Sohn: denn dieſer Athanodorus kann kein anderer ſeyn, als der, welchen Plinius „nennet. Es beweiſet ferner dieſe Inſchrift, daß ſich mehr „Werke der Kunſt, als nur allein drey, wie Plinius will, ge„funden haben auf welche die Künſtler das Wort, Gemacht, „in vollendeter und beſtimmter Zeit geſetzet, nemlich ἐποίησε, „fecit: er berichtet, daß die übrigen Künſtler aus Beſcheidenheit „ſich in unbeſtimmter Zeit ausgedrückt, ἐποίει, faciebat.“

Darinn wird Herr Winkelmann wenig Widerſpruch finden, daß der Athanodorus in dieſer Inſchrift kein anderer, als der Athenodorus ſeyn könne, deſſen Plinius unter den Meiſtern des Laokoons gedenket. Athanodorus und Athenodorus iſt auch völlig ein Name; denn die Rhodier bedienten ſich des Doriſchen Dialekts. Allein über das, was er ſonſt daraus folgern will, muß ich einige Anmerkungen machen.

Das erſte, daß Athenodorus ein Sohn des Ageſanders geweſen ſey, mag hingehen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, nur nicht unwiderſprechlich. Denn es iſt bekannt, daß es alte Künſtler gegeben, die, anſtatt ſich nach ihrem Vater zu nennen, ſich lieber nach ihrem Lehrmeiſter nennen wollen. Was Plinius von den Gebrüdern Apollonius und Tauriscus ſaget, leidet nicht wohl eine andere Auslegung.[b]

Aber wie? Dieſe Inſchrift ſoll zugleich das Vorgeben des Plinius widerlegen, daß ſich nicht mehr als drey Kunſtwerke gefunden, zu welchen ſich ihre Meiſter in der vollendeten Zeit, (anſtatt des ἐποίει, durch ἐποίησε) bekannt hätten? Dieſe Inſchrift? Warum ſollen wir erſt aus dieſer Inſchrift lernen, was wir längſt aus vielen andern hätten lernen können? Hat man nicht ſchon auf der Statue des Germanicus Κλεομένης — ἐποίησε gefunden? Auf der ſogenannten Vergötterung des Homers, Ἀρχέλαος ἐποίησε? Auf der bekannten Vaſe zu Gaeta, Σαλπίων ἐποίησε?[c] u. ſ. w.

Herr Winkelmann kann ſagen: „Wer weis dieſes beſſer als

---

[b] Libr. XXXVI. ſect. 4. p. 730.

[c] Man ſehe das Verzeichniß der Aufſchriften alter Kunſtwerke beym Mar. Gudius, (ad Phædri fab. 5. lib. 1.) und ziehe zugleich die Berichtigung deſſelben vom Gronov (Præf. ad Tom. IX. Theſauri Antiqu. Græc.) zu Rathe.

„ich! Aber, wird er hinzuſetzen, deſto ſchlimmer für den Pli„nius. Seinem Vorgeben iſt alſo um ſo öfterer widerſprochen; „es iſt um ſo gewiſſer widerlegt."

Noch nicht. Denn wie, wenn Herr Winkelmann den Plinius mehr ſagen lieſſe, als er wirklich ſagen wollen? Wenn alſo die angeführten Beyſpiele, nicht das Vorgeben des Plinius, ſondern blos das Mehrere, welches Herr Winkelmann in dieſes Vorgeben hineingetragen, widerlegten? Und ſo iſt es wirklich. Ich muß die ganze Stelle anführen. Plinius will in ſeiner Zueignungsſchrift an den Titus, von ſeinem Werke mit der Beſcheidenheit eines Mannes ſprechen, der es ſelbſt am beſten weis, wie viel demſelben zur Vollkommenheit noch fehle. Er findet ein merkwürdiges Exempel einer ſolchen Beſcheidenheit bey den Griechen, über deren prahlende, viel verſprechende Büchertitel, (inſcriptiones, propter quas vadimonium deſeri poſſit) er ſich ein wenig aufgehalten, und ſagt:[d] Et ne in totum videar Græcos inſectari, ex illis nos velim intelligi pingendi ſingendique conditoribus, quos in libellis his invenies, abſoluta opera, & illa quoque quæ mirando non ſatiamur, pendenti titulo inſcripſiſſe: ut **APELLES FACIEBAT**, aut **POLYCLETUS**: tanquam inchoata ſemper arte & imperfecta: ut contra judiciorum varietates ſupereſſet artifici regreſſus ad veniam, velut emendaturo quidquid deſideraretur, ſi non eſſet interceptus. Quare ſlenum verecundiæ illud eſt, quod omnia opera tanquam noviſſima inſcripſere, & tanquam ſingulis fato adempti. Tria non amplius, ut opinor, abſolute traduntur inſcripta, **ILLE FECIT**, quæ ſuis locis reddam: quo apparuit, ſummam artis ſecuritatem auctori placuiſſe, & ob id magna invidia fuere omnia ea. Ich bitte auf die Worte des Plinius, pingendi ſingendique conditoribus, aufmerkſam zu ſeyn. Plinius ſagt nicht, daß die Gewohnheit in der unvollendeten Zeit ſich zu ſeinem Werke zu bekennen, allgemein geweſen; daß ſie von allen Künſtlern, zu allen Zeiten beobachtet worden: er ſagt ausdrücklich, daß nur die erſten alten Meiſter, jene Schöpfer der bildenden Künſte, pingendi ſingendique conditores, ein Apelles, ein Polyklet, und ihre

---

d) Libr. I. p. 5. Edit. Hard.

Zeitverwandte, dieſe kluge Beſcheidenheit gehabt hätten, und da er dieſe nur allein nennet, ſo giebt er ſtillſchweigend, aber deutlich genug, zu verſtehen, daß ihre Nachfolger, beſonders in den ſpätern Zeiten, mehr Zuverſicht auf ſich ſelber geäuſſert.

Dieſes aber angenommen, wie man es annehmen muß, ſo kann die entdeckte Aufſchrift von dem einen der drey Künſtler des Laokoons, ihre völlige Richtigkeit haben, und es kann demohngeachtet wahr ſeyn, daß, wie Plinius ſagt, nur etwa drey Werke vorhanden geweſen, in deren Aufſchriften ſich ihre Urheber der vollendeten Zeit bedienet; nemlich unter den ältern Werken, aus den Zeiten des Apelles, des Polyklets, des Nicias, des Lyſippus. Aber das kann ſodann ſeine Richtigkeit nicht haben, daß Athenodorus und ſeine Gehülfen, Zeitverwandte des Apelles und Lyſippus geweſen ſind, zu welchen ſie Herr Winkelmann machen will. Man muß vielmehr ſo ſchlieſſen; Wenn es wahr iſt, daß unter den Werken der ältern Künſtler, eines Apelles, eines Polyklets und der übrigen aus dieſer Claſſe, nur etwa drey geweſen ſind, in deren Aufſchriften die vollendete Zeit von ihnen gebraucht worden; wenn es wahr iſt, daß Plinius dieſe drey Werke ſelbſt namhaft gemacht hat: e) ſo kann Athenodorus, von dem keines dieſer drey Werke

---

e) Er verſpricht wenigſtens ausdrücklich, es zu thun: quae suis locis reddam. Wenn er es aber nicht gänzlich vergeſſen, ſo hat er es doch ſehr im Vorbeygehen, und gar nicht auf eine Art gethan, als man nach einem ſolchen Verſprechen erwartet. Wenn er z. E. ſchreibet: (Lib. XXXV. sect. 39.) Lysippus quoque Aeginae picturae suae inscripsit, ἐνέκαεν: quod profecto non fecisset, nisi encaustica inventa: ſo iſt es offenbar, daß er dieſes ἐνέκαεν zum Beweiſe einer ganz andern Sache braucht. Hat er aber, wie Harduin glaubt, auch zugleich das eine von den Werken dadurch angeben wollen, deren Aufſchrift in dem Aoriſto abgefaßt geweſen: ſo hätte es ſich wohl der Mühe verlohnet, ein Wort davon mit einflieſſen zu laſſen. Die andern zwey Werke dieſer Art, findet Harduin in folgender Stelle: Idem (Divus Augustus) in Curia quoque, quam in comitio consecrabat, duas tabulas impressit parieti: Nemeam sedentem supra leonem, palmigeram ipsam, adstante cum baculo sene, cujus supra caput tabula bigae dependet. Nicias scripsit se inussisse: tali enim usus est verbo. Alterius tabulae admiratio est, puberem filium seni patri similem esse, salva aetatis differentia, supervolante aquila draconem complexa. Philochares hoc suum opus esse testatus est. (Lib. XXXV. sect. 10.) Hier werden zwey verſchiedene Gemählde beſchrieben, welche Auguſtus in dem neuerbauten Rathhauſe auf

, und der ſich dem ohngeachtet auf ſeinen Werken der vollen- eten Zeit bedienet, zu jenen alten Künſtlern nicht gehören: er ann kein Zeitverwandter des Apelles, des Lyſippus ſeyn, ſon- ern er muß in ſpätere Zeiten geſetzt werden.

Kurz: ich glaube, es ließe ſich als ein ſehr zuverläßiges Kriterium angeben, daß alle Künſtler, die das ἐποίει gebraucht, lange nach den Zeiten Alexanders des Großen, kurz vor oder unter den Kayſern, geblühet haben. Von dem Kleomenes iſt es unſtreitig; von dem Archelaus iſt es höchſt wahrſcheinlich; und von dem Salpion kann wenigſtens das Gegentheil auf keine Weiſe erwieſen werden. Und ſo von den übrigen; den Athenodorus nicht ausgeſchloſſen.

Herr Winkelmann ſelbſt mag hierüber Richter ſeyn! Doch proteſtire ich gleich im voraus wider den umgekehrten Satz.

ſtellen laſſen. Das zweyte iſt vom Philochares, das erſte vom Nicias. Was von jenem geſagt wird, iſt klar und deutlich. Aber bey dieſem finden ſich Schwierigkeiten. Es ſtellte die Nemea vor, auf einem Löwen ſitzend, einen Palmenzweig in der Hand, neben ihr ein alter Mann mit einem Stabe; cujus ſupra caput tabula bigae dependet. Was heißt das? Ueber deſſen Haupte eine Tafel hing, worauf ein zweyſpänniger Wagen gemahlt war? Das iſt noch der einzige Sinn, den man dieſen Worten geben kann. Alſo war auf das Hauptgemählde noch ein anderes kleineres Gemählde gehangen? Und beyde waren von dem Nicias? So muß es Hardouin genommen haben. Denn wo wären hier ſonſt zwey Gemählde des Nicias, da das andere ausdrücklich dem Philochares zugeſchrieben wird? Inſcripſit Nicias igitur geminae huic tabulae ſuum nomen in hunc modum: Ο ΝΙΚΙΑΣ ΕΝΕΚΑΥΣΕΝ: atque adeo e tribus operibus, quae abſolute fuiſſe inſcripta, ILLE FECIT, indicavit Praefatio ad Titum, duo haec ſunt Niciae. Ich möchte den Harduin fragen: wenn Nicias nicht den Aoriſtum, ſondern wirklich das Imperfectum gebraucht hätte, Plinius aber hätte blos bemerken wollen, daß der Meiſter, anſtatt des γράφειν, ἐγκαίειν gebraucht hätte; würde er in ſeiner Sprache auch nicht noch alsdenn haben ſagen müſſen, Nicias ſcripſit ſe inuſſiſſe? Doch ich will hierauf nicht beſtehen; es mag wirklich des Plinius Wille geweſen ſeyn, eines von den Werken, wovon die Rede iſt, dadurch anzudeuten. Wer aber wird ſich das doppelte Gemählde einreden laſſen, deren eines über dem andern gehangen? Ich mir nimmermehr. Die Worte cujus ſupra caput tabula bigae dependet, können alſo nicht anders als verfälſcht ſeyn. Tabula bigae, ein Gemählde, worauf ein zweyſpänniger Wagen gemahlet, klingt nicht ſehr Plinianiſch, wenn auch Plinius ſchon ſonſt den Singularem von bigae braucht. Und was für ein zweyſpänniger Wagen? Etwan, dergleichen zu den Wettrennen in den Nemeäiſchen Spielen gebraucht wurden; ſo daß dieſes

Wenn alle Künſtler, welche ἐποίει gebraucht, unter die ſpäten gehören: ſo gehören darum nicht alle, die ſich des ἐποίησε bedienet, unter die ältern. Auch unter den ſpätern Künſtlern können einige dieſe einem groſſen Manne ſo wohl anſtehende Beſcheidenheit wirklich beſeſſen, und andere ſie zu beſitzen ſich geſtellet haben.

XXVIII.

Nach dem Laokoon war ich auf nichts neugieriger, als auf das, was Herr Winkelmann von dem ſogenannten Borgheſiſchen Fechter ſagen möchte. Ich glaube eine Entdeckung über dieſe Statue gemacht zu haben, auf die ich mir alles einbilde, was man ſich auf dergleichen Entdeckungen einbilden kann.

Ich beſorgte ſchon, Herr Winkelmann würde mir damit

---

kleinere Gemählde in Anſehung deſſen, was es vorſtellte, zu dem Hauptgemählde gehört hätte? Das kann nicht ſeyn; denn in den Nemeäiſchen Spielen waren nicht zweyſpännige, ſondern vierſpännige Wagen gewöhnlich. (Schmidius in Prol. ad Nemeonicas, p. 2.) Einsmals kam ich auf die Gedanken, daß Plinius anſtatt des bigæ vielleicht ein griechiſches Wort geſchrieben, welches die Abſchreiber nicht verſtanden; ich meine πινάκιον. Wir wiſſen nehmlich aus einer Stelle des Antigonus Caryſtius, beym Zenobius, (conf. Gronovius T. IX. Antiquit. Græc. Præf. p. 7.) daß die alten Künſtler nicht immer ihre Namen auf ihre Werke ſelbſt, ſondern auch wohl auf beſondere Täfelchen geſetzet, welche dem Gemählde, oder der Statue angehangen wurden. Und ein ſolches Täfelchen hieß πινάκιον. Dieſes Griechiſche Wort fand ſich vielleicht in einer Handſchrift durch die Gloſſe, tabula, tabella erkläret; und das tabula kam endlich mit in den Text. Aus πινάκιον ward bigæ; und ſo entſtand das tabula bigæ. Nichts kann zu dem Folgenden beſſer paſſen, als dieſes πινάκιον; denn das Folgende eben iſt es, was darauf ſtand. Die ganze Stelle wäre alſo zu leſen: cujus ſupra caput πινάκιον dependet, quo Nicias ſcripſit ſe inuſſiſſe. Doch dieſe Correctur, ich bekenne es, iſt ein wenig kühn. Muß man denn auch alles verbeſſern können, was man verfälſcht zu ſeyn beweiſen kann? Ich begnüge mich, das letztere hier geleiſtet zu haben, und überlaſſe das erſtere einer geſchicktern Hand. Doch nunmehr wiederum zur Sache zurück zu kommen; wenn Plinius alſo nur von einem Gemählde des Nicias redet, deſſen Aufſchrift im Aoriſto abgefaßt geweſen, und das zweyte Gemählde dieſer Art das obige des Lyſippus iſt: welches iſt denn nun das dritte? Das weis ich nicht. Wenn ich es bey einem andern alten Schriftſteller finden dürfte, als bey dem Plinius, ſo würde ich nicht ſehr verlegen ſeyn. Aber es ſoll bey dem Plinius gefunden werden; und noch einmal: bey dieſem weis ich es nicht zu finden.

uvor gekommen ſeyn. Aber ich ſinde nichts dergleichen bey ihm; und wenn nunmehr mich etwas mißtrauiſch in ihre Richtigkeit machen könnte, ſo würde es eben das ſeyn, daß meine Beſorgniß nicht eingetreffen.

„Einige, ſagt Herr Winkelmann,[*] machen aus dieſer Sta„tue einen Diſcobolus, das iſt, der mit dem Diſco, oder mit „einer Scheibe von Metall, wirft, und dieſes war die Mei„nung des berühmten Herrn von Stoſch in einem Schreiben „an mich, aber ohne genugſame Betrachtung des Standes, „worinn dergleichen Figur will geſetzt ſeyn. Denn derjenige, „welcher etwas werfen will, muß ſich mit dem Leibe hinter„wärts zurückziehen, und indem der Wurf geſchehen ſoll, liegt „die Kraft auf dem nächſten Schenkel, und das linke Bein iſt „müßig: hier aber iſt das Gegentheil. Die ganze Figur iſt „vorwärts geworffen, und ruhet auf dem linken Schenkel, „und das rechte Bein iſt hinterwärts auf das äuſſerſte ausge„ſtrecket. Der rechte Arm iſt neu, und man hat ihm in die „Hand ein Stück von einer Lanze gegeben; auf dem linken „Arme ſieht man den Riem von dem Schilde, welchen er ge„halten hat. Betrachtet man, daß der Kopf und die Augen „aufwerts gerichtet ſind, und daß die Figur ſich mit dem „Schilde vor etwas, das von oben her kommt, zu verwahren „ſcheinet, ſo könnte man dieſe Statue mit mehrerem Rechte „für eine Vorſtellung eines Soldaten halten, welcher ſich in „einem gefährlichen Stande beſonders verdient gemacht hat: „den Fechtern in Schauſpielen iſt die Ehre einer Statue unter „den Griechen vermuthlich niemals wiederfahren: und dieſes „Werk ſcheinet älter als die Einführung der Fechter unter den „Griechen zu ſeyn.“

Man kann nicht richtiger urtheilen. Dieſe Statue iſt eben ſo wenig ein Fechter, als ein Diſcobolus; es iſt wirklich die Vorſtellung eines Kriegers, der ſich in einer ſolchen Stellung bey einer gefährlichen Gelegenheit hervorthat. Da Herr Winkelmann aber dieſes ſo glücklich errieth: wie konnte er hier ſtehen bleiben? Wie konnte ihm der Krieger nicht beyfallen, der vollkommen in dieſer nehmlichen Stellung die völlige Niederlage eines Heeres abwandte, und dem ſein erkenntliches Vaterland eine Statue vollkommen in der nehmlichen Stellung ſetzen ließ?

---

[*] Geſch. der Kunſt Th. II. S. 391.

Mit einem Worte: Die Statue iſt Chabrias.

Der Beweis iſt folgende Stelle des Nepos in dem Leben dieſes Feldherrn.[b] Hic quoque in ſummis habitus eſt ducibus: resque multas memoria dignas geſſit. Sed ex his elucet maxime inventum ejus in prœlio, quod apud Thebas fecit, quum Bœotiis ſubſidio veniſſet. Namque in eo victoriæ fidente ſummo duce Ageſilao, fugatis jam ab eo conductitiis catervis, reliquam phalangem loco vetuit cedere, obnixoque genu ſcuto, projectaque haſta impetum excipere hoſtium docuit. Id novum Ageſilaus contuens, progredi non eſt auſus, ſuosque jam incurrentes tuba revocavit. Hoc usque eo tota Græcia fama celebratum eſt, ut illo ſtatu Chabrias ſibi ſtatuam fieri voluerit, quæ publice ei ab Athenienſibus in foro conſtituta eſt. Ex quo factum eſt, ut poſtea athletæ, ceterique artifices his ſtatibus in ſtatuis ponendis uterentur, in quibus victoriam eſſent adepti.

Ich weis es, man wird noch einen Augenblick anſtehen, mir Beyfall zu geben; aber ich hoffe, auch wirklich nur einen Augenblick. Die Stellung des Chabrias ſcheinet nicht vollkommen die nehmliche zu ſeyn, in welcher wir die Borgheſiſche Statue erblicken. Die vorgeworffene Lanze, projecta haſta, iſt beyden gemein, aber das obnixo genu ſcuto erklären die Ausleger durch obnixo in ſcutum, obfirmato genu ad ſcutum: Chabrias wieß ſeinen Soldaten, wie ſie ſich mit dem Kniee gegen das Schild ſtemmen, und hinter demſelben den Feind abwarten ſollten; die Statue hingegen hält das Schild hoch. Aber wie, wenn die Ausleger ſich irrten? Wie, wenn die Worte obnixo genu ſcuto nicht zuſammen gehörten, und man obnixo genu beſonders, und ſcuto beſonders, oder mit dem darauf folgendem projectaque haſta zuſammen leſen müßte? Man mache ein einziges Komma, und die Gleichheit iſt nunmehr ſo vollkommen als möglich. Die Statue iſt ein Soldat, qui obnixo genu,[c] ſcuto projectaque haſta impetum hoſtis excipit: ſie zeigt was Chabrias that, und iſt die Statue des Chabrias. Daß das Komma wirklich fehle, beweiſet das dem projecta angehängte que, welches, wenn obnixo genu ſcuto zuſammen gehörten, überflüßig ſeyn würde, wie es denn auch wirklich einige Ausgaben daher weglaſſen.

---

[b] Cap. 1.

Mit dem hohen Alter, welches dieſer Statue ſonach zukäme, ſtimmet die Form der Buchſtaben in der darauf befindlichen Aufſchrift des Meiſters vollkommen überein; und Herr Winkelmann ſelbſt hat aus derſelben geſchloſſen, daß es die älteſte von den gegenwärtigen Statuen in Rom ſey, auf welchen ſich der Meiſter angegeben hat. Seinem ſcharfſichtigen Blicke überlaſſe ich es, ob er ſonſt in Anſehung der Kunſt etwas daran bemerket, welches mit meiner Meinung ſtreiten könnte. Sollte er ſie ſeines Beyfalles würdigen, ſo dürfte ich mich ſchmeicheln, ein beſſeres Exempel gegeben zu haben, wie glücklich ſich die klaſſiſchen Schriftſteller durch die alten Kunſtwerke, und dieſe hinwiederum aus jenen aufklären laſſen, als in dem ganzen Folianten des Spence zu finden iſt.

XXIX.

Bey der unermeßlichen Beleſenheit, bey den ausgebreiteſten feinſten Kenntniſſen der Kunſt, mit welchen ſich Herr Winkelmann an ſein Werk machte, hat er mit der edeln Zuverſicht der alten Artiſten gearbeitet, die allen ihren Fleiß auf die Hauptſache verwandten, und was Nebendinge waren, entweder mit einer gleichſam vorſetzlichen Nachläſſigkeit behandelten, oder gänzlich der erſten der beſten fremden Hand überlieſſen.

Es iſt kein geringes Lob, nur ſolche Fehler begangen zu haben, die ein jeder hätte vermeiden können. Sie ſtoſſen bey der erſten flüchtigen Lectüre auf, und wenn man ſie anmerken darf, ſo muß es nur in der Abſicht geſchehen, um gewiſſe Leute, welche allein Augen zu haben glauben, zu erinnern, daß ſie nicht angemerkt zu werden verdienen.

---

[c] So ſagt Statius obnixa pectora (Thebaid. lib. VI. v. 863.)

— — — — rumpunt obnixa furentes
Pectora.

welches der alte Gloſſator des Barths durch summa vi contra nitentia erklärt. So ſagt Ovid (Halieut. v. 11.) obnixa fronte, wenn er von der Meerbramſe (Scaro) ſpricht, die ſich nicht mit dem Kopfe, ſondern mit dem Schwanze durch die Reuſen zu arbeiten ſucht:

Non audet radiis obnixa occurrere fronte.

Schon in ſeinen Schriften über die Nachahmung der Griechiſchen Kunſtwerke, iſt Herr Winkelmann einigemal durch den Junius verführt worden. Junius iſt ein ſehr verfänglicher Autor; ſein ganzes Werk iſt ein Cento, und da er immer mit den Worten der Alten reden will, ſo wendet er nicht ſelten Stellen aus ihnen auf die Mahlerey an, die an ihrem Orte von nichts weniger als von der Mahlerey handeln. Wenn z. E. Herr Winkelmann lehren will, daß ſich durch die bloſſe Nachahmung der Natur das Höchſte in der Kunſt, eben ſo wenig wie in der Poeſie erreichen laſſe, daß ſowohl Dichter als Mahler lieber das Unmögliche, welches wahrſcheinlich iſt, als das bloß mögliche wählen müſſe: ſo ſetzt er hinzu; „die Möglichkeit „und Wahrheit, welche Longin von einem Mahler im Gegenſatze des Unglaublichen bey dem Dichter fodert, kann hiermit „ſehr wohl beſtehen.“ Allein dieſer Zuſatz wäre beſſer weggeblieben; denn er zeiget die zwey größten Kunſtrichter in einem Widerſpruche, der ganz ohne Grund iſt. Es iſt falſch, daß Longin ſo etwas jemals geſagt hat. Er ſagt etwas ähnliches von der Beredſamkeit und Dichtkunſt, aber keinesweges von der Dichtkunſt und Mahlerey. Ὡς δ' ἑτερον τι ἡ ῥητορικη φαντασια βουλεται, και ἑτερον ἡ παρα ποιηταις, ουκ ἀν λαθοι σε, ſchreibt er an ſeinen Terentian; [a] οὐδ' ὁτι της μεν ἐν ποιησει τελος ἐςιν ἐκπληξις, της δ' ἐν λογοις ἐναργεια. Und wiederum: Ου μην ἀλλα τα μεν παρα τοις ποιηταις μυθικωτεραν ἐχει την ὑπερεκπτωσιν, και παντη το πιςον ὑπεραιρουσαν· της δε ῥητορικης φαντασιας, καλλιςον ἀει το ἐμπρακτον και ἐναληθες. Nur Junius ſchiebt, anſtatt der Beredſamkeit, die Mahlerey hier unter; und bey ihm war es, nicht bey dem Longin, wo Herr Winkelmann geleſen hatte: [b] Præſertim cum Poeticæ phantaſiæ finis ſit ἐκπληξις, Pictoriæ vero, ἐναργεια. Και τὰ μὲν παρὰ τοῖς ποιηταῖς, ut loquitur idem Longinus, u. ſ. w. Sehr wohl; Longins Worte, aber nicht Longins Sinn!

---

[a] Περι Ὑψους, τμημα ιδ'. Edit. T. Fabri p. 36. 39.

[b] De Pictura Vet. lib. I. cap. 4. p. 33.

Mit folgender Anmerkung muß es ihm eben ſo gegangen ſeyn: „Alle Handlungen, ſagt er,[c] und Stellungen der griechiſchen Figuren, die mit dem Charakter der Weisheit nicht bezeichnet, ſondern gar zu feurig und zu wild waren, verfielen „in einen Fehler, den die alten Künſtler Parenthyrſus nannten.“ Die alten Künſtler? Das dürfte nur aus dem Junius zu erweiſen ſeyn. Denn Parenthyrſus war ein rhetoriſches Kunſtwort, und vielleicht, wie die Stelle des Longins zu verſtehen zu geben ſcheinet, auch nur dem einzigen Theodor eigen.[d] Τούτῳ παράκειται τρίτον τι κακίας εἶδος ἐν τοῖς παθητικοῖς, ὅπερ ὁ Θεόδωρος παρένθυρσον ἐκάλει· ἔϛι δὲ πάθος ἄκαιρον καὶ κενὸν, ἔνθα μὴ δεῖ πάθους· ἢ ἄμετρον, ἔνθα μετρίου δεῖ. Ja ich zweifle ſogar, ob ſich überhaupt dieſes Wort in die Mahlerey übertragen läßt. Denn in der Beredſamkeit und Poeſie giebt es ein Pathos, das ſo hoch getrieben werden kann als möglich, ohne Parenthyrſus zu werden; und nur das höchſte Pathos an der unrechten Stelle, iſt Parenthyrſus. In der Mahlerey aber würde das höchſte Pathos allezeit Parenthyrſus ſeyn, wenn es auch durch die Umſtände der Perſon, die es äuſſert, noch ſowohl entſchuldiget werden könnte.

Dem Anſehen nach werden alſo auch verſchiedene Unrichtigkeiten in der Geſchichte der Kunſt, bloß daher entſtanden ſeyn, weil Herr Winkelmann in der Geſchwindigkeit nur den Junius und nicht die Quellen ſelbſt zu Rathe ziehen wollen. Z. E. Wenn er durch Beyſpiele zeigen will, daß bey den Griechen alles Vorzügliche in allerley Kunſt und Arbeit beſonders geſchätzet worden, und der beſte Arbeiter in der geringſten Sache zur Verewigung ſeines Namens gelangen können: ſo führet er unter andern auch dieſes an:[e] „Wir wiſſen den Namen eines „Arbeiters von ſehr richtigen Wagen, oder Wageſchaalen; er „hieß Parthenius.“ Herr Winkelmann muß die Worte des Juvenals, auf die er ſich desfalls beruft, Lances Parthenio facias, nur in dem Catalogo des Junius geleſen haben. Denn hätte er den Juvenal ſelbſt nachgeſehen, ſo würde er ſich nicht von der Zweydeutigkeit des Wortes lanx haben verführen laſſen, ſondern ſogleich aus dem Zuſammenhange erkannt haben, daß der Dichter nicht Wagen oder Wageſchaalen, ſondern Teller und Schüſſeln meine. Juvenal rühmt nehmlich den Catullus, daß er es bey einem gefährlichen Sturme zur See wie der Biber gemacht, welcher ſich die Geilen abbeißt, um das Leben davon zu bringen; daß er ſeine koſtbarſten Sachen ins Meer werfen laſſen, um nicht mit ſamt dem Schiffe unter zu gehen. Dieſe koſtbaren Sachen beſchreibt er, und ſagt unter andern:

---

[c] Von der Nachahmung der griech. Werke rc. S. 23.

[d] Τμῆμα β.

[e] Geſchichte der Kunſt Th. I. S. 136.

Ille nec argentum dubitabat mittere, lances
Parthenio factas, urnæ cratera capacem
Et dignum ſitiente Pholo, vel conjuge Fuſci.
Adde & baſcaudas & mille eſcaria, multum
Cælati, biberet quo callidus emtor Olynthi.

Lances, die hier mitten unter Bechern und Schwenkkeſſeln ſtehen, was können es anders ſeyn, als Teller und Schüſſeln? Und was will Juvenal anders ſagen, als daß Catull ſein ganzes ſilbernes Eßgeſchirr, unter welchem ſich auch Teller von getriebener Arbeit des Parthenius befanden, ins Meer werfen laſſen. Parthenius, ſagt der alte Scholiaſt, cælatoris nomen. Wenn aber Grangäus, in ſeinen Anmerkungen, zu dieſem Namen hinzuſetzt: ſculptor, de quo Plinius, ſo muß er dieſes wohl nur auf gutes Glück hingeſchrieben haben; denn Plinius gedenkt keines Künſtlers dieſes Namens.

„Ja, fährt Herr Winkelmann fort, es hat ſich der Name „des Sattlers, wie wir ihn nennen würden, erhalten, der den „Schild des Ajax von Leder machte.“ Aber auch dieſes kann er nicht daher genommen haben, wohin er ſeine Leſer verweiſet; aus dem Leben des Homers, vom Herodotus. Denn hier werden zwar die Zeilen aus der Iliade angeführet, in welchen der Dichter dieſem Lederarbeiter den Namen Tychius beylegt; es wird aber auch zugleich ausdrücklich geſagt, daß eigentlich ein Lederarbeiter von des Homers Bekanntſchaft ſo geheiſſen, dem er durch Einſchaltung ſeines Namens ſeine Freundſchaft und Erkenntlichkeit bezeigen wollen:[f] Ἀποδοῦναι δὲ χάριν καὶ Τυχίῳ τῷ σκυτεῖ, ὃς ἐδέξατο αὐτὸν ἐν τῷ Νέῳ τείχει, προσελθόντα πρὸς τὸ σκυτεῖον, ἐν τοῖς ἔπεσι καταζεύξας ἐν τῇ Ἰλιάδι τοισίδε.

Αἴας δ' ἐγγύθεν ἦλθε, φέρων σάκος ἠΰτε πύργον,
Χάλκεον, ἑπταβόειον· ὅ οἱ Τυχίος κάμε τεύχων
Σκυτοτόμων ὄχ' ἄριστος, Ὕλῃ ἔνι οἰκία ναίων.

Es iſt alſo grade das Gegentheil von dem, was uns Herr Winkelmann verſichern will; der Name des Sattlers, welcher das Schild des Ajax gemacht hatte, war ſchon zu des Homers Zeiten ſo vergeſſen, daß der Dichter die Freyheit hatte, einen ganz fremden Namen dafür unterzuſchieben.

Verſchiedene andere kleine Fehler, ſind bloſſe Fehler des Gedächtniſſes, oder betreffen Dinge, die er nur als beyläuffige Erläuterungen anbringet. Z. E.

Es war Herkules, und nicht Bacchus, von welchem ſich Parrhaſius rühmte, daß er ihm in der Geſtalt erſchienen ſey, in welcher er ihn gemahlt.[g]

Tauriſcus war nicht aus Rhodus, ſondern aus Tralles in Lydien.[h]

Die Antigone iſt nicht die erſte Tragödie des Sophokles.[i]

---

[f] Herodotus de Vita Homeri, p. 756 Edit. Weſſel.

[g] Geſch. der Kunſt Th. I. S. 176. Plinius lib. XXXV. ſect. 36. Athenæus lib. XII. p. 543.

[h] Geſch. der Kunſt Th. II. S. 353. Plinius lib. XXXVI. ſect. 4. p. 729. l. 17.

[i] Geſch. der Kunſt Th. II. S. 328. „Er führte die Antigone, ſein erſtes Trauerſpiel, im dritten Jahre der ſieben und ſiebzigſten Olympias auf.“ Die Zeit iſt ungefehr richtig, aber daß dieſes erſte Trauerſpiel die Antigone geweſen ſey, das iſt ganz unrichtig. Samuel Petit, den Herr Winkelmann in der Note anführt, hat dieſes auch gar nicht geſagt; ſondern die Antigone ausdrücklich in das dritte Jahr der vier und achtzigſten Olympias geſetzt. Sophokles ging das Jahr darauf mit dem Perikles nach Samos, und das Jahr dieſer Expedition kann zuverläßig beſtimmt werden. Ich zeige in meinem Leben des Sophokles, aus der Vergleichung mit einer Stelle des ältern Plinius, daß das erſte Trauerſpiel dieſes Dichters, wahrſcheinlicher Weiſe, Triptolemus geweſen. Plinius redet nehmlich (Libr. XVIII. ſect. 12. p. 107. Edit. Hard.) von der verſchiednen Güte des Getreides in verſchiednen Ländern, und ſchließt: Hae fuere ſententiae, Alexandro magno regnante, cum

Doch ich enthalte mich, dergleichen Kleinigkeiten auf einen
aufen zu tragen. Tadelſucht könnte es zwar nicht ſcheinen;

---

ariſſima fuit Græcia, atque in toto terrarum orbe potentiſſima; ita tamen
ante mortem ejus annis fere CXLV Sophocles poeta in fabula Tripto-
mo frumentum Italicum ante cuncta laudaverit, ad verbum translata
ntentia:

Et fortunatam Italiam frumento canĕre candido.

mu iſt zwar hier nicht ausdrücklich von dem erſten Trauerſpiele des Sopho-
s die Rede; allein es ſtimmt die Epoche deſſelben, welche Plutarch und
r Scholiaſt und die Arundelſchen Denkmähler einſtimmig in die ſieben und
bzigſte Olympias ſetzen, mit der Zeit, in welche Plinius den Triptolemus
get, ſo genau überein, daß man nicht wohl anders als dieſen Triptolemus
bſt für das erſte Trauerſpiel des Sophokles erkennen kann. Die Berech-
ung iſt gleich geſchehen. Alexander ſtarb in der hundert und vierzehnten
lympias; hundert und fünf und vierzig Jahr betragen ſechs und dreyßig
lympiaden und ein Jahr, und dieſe Summe von jener abgerechnet, giebt
eben und ſiebzig. In die ſieben und ſiebzigſte Olympias fällt alſo der Tripto-
mus des Sophokles, und da in eben dieſe Olympias, und zwar, wie ich
weiſe, in das letzte Jahr derſelben, auch das erſte Trauerſpiel deſſelben fällt:
iſt der Schluß ganz natürlich, daß beyde Trauerſpiele eines ſind. Ich
ige zugleich eben daſelbſt, daß Petit die ganze Helfte des Kapitels ſeiner
iſcellaneorum (XVIII. lib. III. eben daſſelbe, welches Herr Winkelmann an-
ührt) ſich hätte erſparen können. Es iſt unnöthig in der Stelle des Plu-
rchs, die er daſelbſt verbeſſern will, den Archon Aphepſion, in Demotion,
er ἀνεψιος zu verwandeln. Er hätte aus dem dritten Jahr der 77ten
lympias nur in das vierte derſelben gehen dürfen, und er würde gefunden
aben, daß der Archon dieſes Jahres von den alten Schriftſtellern eben ſo
ft, wo nicht noch öfterer, Aphepſion, als Phädon genennet wird. Phädon
ennet ihn Diodorus Siculus, Dionyſius Halicarnaſſeus und der Ungenannte
ſeinem Verzeichniſſe der Olympiaden. Aphepſion hingegen nennen ihn die
rundelſchen Marmor, Apollodorus, und der dieſen anführt, Diogenes Laertius.
lutarchus aber nennet ihn auf beyde Weiſe; im Leben des Theſeus Phädon,
nd in dem Leben des Cimons, Aphepſion. Es iſt alſo wahrſcheinlich, wie
Palmerius vermuthet, Aphepſionem & Phædonem Archontas fuiſſe epony-
mos; ſcilicet uno in magiſtratu mortuo, ſuffectus fuit alter. (Exercit.
. 452.) — Vom Sophokles, erinnere ich noch gelegentlich, hatte Herr Win-
kelmann auch ſchon in ſeiner erſten Schrift von der Nachahmung der grie-
hiſchen Kunſtwerke (S. 8.) eine Unrichtigkeit einfließen laſſen. „Die ſchön-
ſten jungen Leute, tanzten unbekleidet auf dem Theater und Sophokles, der
„große Sophokles, war der erſte, der in ſeiner Jugend dieſes Schauſpiel
„ſeinen Bürgern gab.“ Auf dem Theater hat Sophokles nie nackend getanzt;
ondern um die Tropäen nach dem Salaminiſchen Siege, und auch nur

aber wer meine Hochachtung für den Herrn Winkelmann kennet, dürſte es für Krokylegmus halten.

nach einigen nackend, nach andern aber bekleidet (Athen. lib. 1. p. m. 20.) Sophokles war nehmlich unter den Knaben, die man nach Salamis in Sicherheit gebracht hatte; und hier auf dieſer Inſul war es, wo es damals der tragiſchen Muſe, alle ihre drey Lieblinge, in einer vorbildenden Gradation zu verſammeln beliebte. Der kühne Aeſchylus half ſiegen; der blühende Sophokles tanzte um die Trophäen, und Euripides ward an eben dem Tage des Sieges, auf eben der glücklichen Inſel gebohren.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften

herausgegeben

von

Karl Lachmann.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Siebenter Band.

Berlin,
in der Voß'ſchen Buchhandlung.
1839.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-Bibliothek

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Inhalt.

Seite

Hamburgiſche Dramaturgie. 1767 — 69.

Erſter Band 1

Zweyter Band 237

Ueber Meuſels Apollodor. 1768 461

Hamburgiſche Dramaturgie.

Erſter Band.

Ankündigung.

Es wird ſich leicht errathen laſſen, daß die neue Verwaltung des hieſigen Theaters die Veranlaſſung des gegenwärtigen Blattes iſt.

Der Endzweck deſſelben ſoll den guten Abſichten entſprechen, welche man den Männern, die ſich dieſer Verwaltung unterziehen wollen, nicht anders als beymeſſen kann. Sie haben ſich ſelbſt hinlänglich darüber erklärt, und ihre Aeuſſerungen ſind, ſowohl hier, als auswärts, von dem feinern Theile des Publikums mit dem Beyfalle aufgenommen worden, den jede freywillige Beförderung des allgemeinen Beſten verdienet, und zu unſern Zeiten ſich verſprechen darf.

Freylich giebt es immer und überall Leute, die, weil ſie ſich ſelbſt am beſten kennen, bey jedem guten Unternehmen nichts als Nebenabſichten erblicken. Man könnte ihnen dieſe Beruhigung ihrer ſelbſt gern gönnen; aber, wenn die vermeinten Nebenabſichten ſie wider die Sache ſelbſt aufbringen; wenn ihr hämiſcher Neid, um jene zu vereiteln, auch dieſe ſcheitern zu laſſen, bemüht iſt: ſo müſſen ſie wiſſen, daß ſie die verachtungswürdigſten Glieder der menſchlichen Geſellſchaft ſind.

Glücklich der Ort, wo dieſe Elenden den Ton nicht angeben; wo die größere Anzahl wohlgeſinnter Bürger ſie in den Schranken der Ehrerbietung hält, und nicht verſtattet, daß das Beſſere des Ganzen ein Raub ihrer Kabalen, und patriotiſche Abſichten ein Vorwurf ihres ſpöttiſchen Aberwitzes werden!

So glücklich ſey Hamburg in allem, woran ſeinem Wohlſtande und ſeiner Freyheit gelegen: denn es verdienet, ſo glücklich zu ſeyn!

Als Schlegel, zur Aufnahme des däniſchen Theaters, — (ein deutſcher Dichter des däniſchen Theaters!) — Vorſchläge that, von welchen es Deutſchland noch lange zum Vorwurfe gereichen wird, daß ihm keine Gelegenheit gemacht worden, ſie zur Aufnahme des unſrigen zu thun: war dieſes der erſte und vornehmſte, „daß man den Schauſpielern ſelbſt die Sorge „nicht überlaſſen müſſe, für ihren Verluſt und Gewinnſt „zu arbeiten.“ (*) Die Principalſchaft unter ihnen hat eine freye Kunſt zu einem Handwerke herabgeſetzt, welches der Meiſter mehrentheils deſto nachläßiger und eigennütziger treiben läßt, je gewiſſere Kunden, je mehrere Abnehmer, ihm Nothdurft oder Luxus verſprechen.

Wenn hier alſo bis izt auch weiter noch nichts geſchehen wäre, als daß eine Geſellſchaft von Freunden der Bühne Hand an das Werk gelegt, und nach einem gemeinnützigen Plane arbeiten zu laſſen, ſich verbunden hätte: ſo wäre dennoch, blos dadurch, ſchon viel gewonnen. Denn aus dieſer erſten Veränderung können, auch bey einer nur mäßigen Begünſtigung des Publikums, leicht und geſchwind alle andere Verbeſſerungen erwachſen, deren unſer Theater bedarf.

An Fleiß und Koſten wird ſicherlich nichts geſparet werden: ob es an Geſchmack und Einſicht fehlen dürfte, muß die Zeit lehren. Und hat es nicht das Publikum in ſeiner Gewalt, was es hierinn mangelhaft finden ſollte, abſtellen und verbeſſern zu laſſen? Es komme nur, und ſehe und höre, und prüfe und richte. Seine Stimme ſoll nie geringſchätzig verhöret, ſein Urtheil ſoll nie ohne Unterwerfung vernommen werden!

Nur daß ſich nicht jeder kleine Kritikaſter für das Publikum halte, und derjenige, deſſen Erwartungen getäuſcht werden, auch ein wenig mit ſich ſelbſt zu Rathe gebe, von welcher Art ſeine Erwartungen geweſen. Nicht jeder Liebhaber iſt Kenner; nicht jeder, der die Schönheiten Eines Stücks, das richtige Spiel Eines Acteurs empfindet, kann darum auch den Werth aller andern ſchätzen. Man hat keinen Geſchmack, wenn man nur einen einſeitigen Geſchmack hat; aber oft iſt man deſto partheyi-

---

(*) Werke, dritter Theil, S. 252.

ſcher. Der wahre Geſchmack iſt der allgemeine, der ſich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als ſie nach ihrer Art gewähren kann.

Der Stuffen ſind viel, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchſteigen hat; aber eine verderbte Bühne iſt von dieſer Höhe, natürlicher Weiſe, noch weiter entfernt: und ich fürchte ſehr, daß die deutſche mehr dieſes als jenes iſt.

Alles kann folglich nicht auf einmal geſchehen. Doch was man nicht wachſen ſieht, findet man nach einiger Zeit gewachſen. Der Langſamſte, der ſein Ziel nur nicht aus den Augen verlieret, geht noch immer geſchwinder, als der ohne Ziel herum irret.

Dieſe Dramaturgie ſoll ein kritiſches Regiſter von allen aufzuführenden Stücken halten, und jeden Schritt begleiten, den die Kunſt, ſowohl des Dichters, als des Schauſpielers, hier thun wird. Die Wahl der Stücke iſt keine Kleinigkeit: aber Wahl ſetzt Menge voraus; und wenn nicht immer Meiſterſtücke aufgeführet werden ſollten, ſo ſieht man wohl, woran die Schuld liegt. Indeß iſt es gut, wenn das Mittelmäßige für nichts mehr ausgegeben wird, als es iſt; und der unbefriedigte Zuſchauer wenigſtens daran urtheilen lernt. Einem Menſchen von geſundem Verſtande, wenn man ihm Geſchmack beybringen will, braucht man es nur aus einander zu ſetzen, warum ihm etwas nicht gefallen hat. Gewiſſe mittelmäßige Stücke müſſen auch ſchon darum beybehalten werden, weil ſie gewiſſe vorzügliche Rollen haben, in welchen der oder jener Acteur ſeine ganze Stärke zeigen kann. So verwirft man nicht gleich eine muſikaliſche Kompoſition, weil der Text dazu elend iſt.

Die größte Feinheit eines dramatiſchen Richters zeiget ſich darinn, wenn er in jedem Falle des Vergnügens und Mißvergnügens, unfehlbar zu unterſcheiden weiß, was und wie viel davon auf die Rechnung des Dichters, oder des Schauſpielers, zu ſetzen ſey. Den einen um etwas tadeln, was der andere verſehen hat, heißt beyde verderben. Jenem wird der Muth benommen, und dieſer wird ſicher gemacht.

Beſonders darf es der Schauſpieler verlangen, daß man hierinn die größte Strenge und Unpartheylichkeit beobachte. Die Rechtfertigung des Dichters kann jederzeit angetreten werden; ſein Werk bleibt da, und kann uns immer wieder vor die Augen gelegt werden. Aber die Kunſt des Schauſpielers iſt in ihren Werken tranſitoriſch. Sein Gutes und Schlimmes rauſchet gleich ſchnell vorbey; und nicht ſelten iſt die heutige Laune des Zuſchauers mehr Urſache, als er ſelbſt, warum das eine oder das andere einen lebhaftern Eindruck auf jenen gemacht hat.

Eine ſchöne Figur, eine bezaubernde Mine, ein ſprechendes Auge, ein reitzender Tritt, ein lieblicher Ton, eine melodiſche Stimme: ſind Dinge, die ſich nicht wohl mit Worten ausdrücken *laſſen. Doch ſind es auch weder die einzigen* noch größten Vollkommenheiten des Schauſpielers. Schätzbare Gaben der Natur, zu ſeinem Berufe ſehr nöthig, aber noch lange nicht ſeinen Beruf erfüllend! Er muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menſchliches wiederfahren iſt, für ihn denken.

Man hat allen Grund, häufige Beyſpiele hiervon ſich von unſern Schauſpielern zu verſprechen. — Doch ich will die Erwartung des Publikums nicht höher ſtimmen. Beide ſchaden ſich ſelbſt: der zu viel verſpricht, und der zu viel erwartet.

Heute geſchieht die Eröffnung der Bühne. Sie wird viel entſcheiden; ſie muß aber nicht alles entſcheiden ſollen. In den erſten Tagen werden ſich die Urtheile ziemlich durchkreuzen. Es würde Mühe koſten, ein ruhiges Gehör zu erlangen. — Das erſte Blatt dieſer Schrift ſoll daher nicht eher, als mit dem Anfange des künftigen Monats erſcheinen.

Hamburg, den 22 April, 1767.

Erſtes Stück.

Den 1ſten May, 1767.

Das Theater iſt den 22ſten vorigen Monats mit dem Trauerſpiele, Olint und Sophronia, glücklich eröfnet worden.

Ohne Zweifel wollte man gern mit einem deutſchen Originale anfangen, welches hier noch den Reitz der Neuheit habe. Der innere Werth dieſes Stückes konnte auf eine ſolche Ehre keinen Anſpruch machen. Die Wahl wäre zu tadeln, wenn ſich zeigen lieſſe, daß man eine viel beſſere hätte treffen können.

Olint und Sophronia iſt das Werk eines jungen Dichters, und ſein unvollendet hinterlaſſenes Werk. Cronegk ſtarb allerdings für unſere Bühne zu früh; aber eigentlich gründet ſich ſein Ruhm mehr auf das, was er, nach dem Urtheile ſeiner Freunde, für dieſelbe noch hätte leiſten können, als was er wirklich geleiſtet hat. Und welcher dramatiſche Dichter, aus allen Zeiten und Nationen, hätte in ſeinem ſechs und zwanzigſten Jahre ſterben können, ohne die Kritik über ſeine wahren Talente nicht eben ſo zweifelhaft zu laſſen?

Der Stoff iſt die bekannte Epiſode beym Taſſo. Eine kleine rührende Erzehlung in ein rührendes Drama umzuſchaffen, iſt ſo leicht nicht. Zwar koſtet es wenig Mühe, neue Verwickelungen zu erdenken, und einzelne Empfindungen in Scenen auszudehnen. Aber zu verhüten wiſſen, daß dieſe neue Verwickelungen weder das Intereſſe ſchwächen, noch der Wahrſcheinlichkeit Eintrag thun; ſich aus dem Geſichtspunkte des Erzehlers in den wahren Standort einer jeden Perſon verſetzen können; die Leidenſchaften, nicht beſchreiben, ſondern vor den Augen des Zuſchauers entſtehen, und ohne Sprung, in einer ſo illuſoriſchen Stetigkeit wachſen zu laſſen, daß dieſer ſympathiſiren muß, er mag wollen oder nicht: das iſt es, was dazu nöthig iſt; was das Genie, ohne es zu wiſſen, ohne es ſich langweilig zu erklären, thut, und was der blos witzige Kopf nachzumachen, vergebens ſich martert.

Taſſo ſcheinet, in ſeinem Olint und Sophronia, den Virgil, in ſeinem Niſus und Euryalus, vor Augen gehabt zu haben. So wie Virgil in dieſen die Stärke der Freundſchaft geſchildert hatte, wollte Taſſo in jenen die Stärke der Liebe ſchildern. Dort war es heldenmüthiger Dienſteiſer, der die Probe der Freundſchaft veranlaßte: hier iſt es die Religion, welche der Liebe Gelegenheit giebt, ſich in aller ihrer Kraft zu zeigen. Aber die Religion, welche bey dem Taſſo nur das Mittel iſt, wodurch er die Liebe ſo wirkſam zeiget, iſt in Cronegks Bearbeitung das Hauptwerk geworden. Er wollte den Triumph dieſer, in den Triumph jener veredeln. Gewiß, eine fromme Verbeſſerung —

weiter aber auch nichts, als fromm! Denn ſie hat ihn verleitet, was bey dem Taſſo ſo ſimpel und natürlich, ſo wahr und menſchlich iſt, ſo verwickelt und romanenhaft, ſo wunderbar und himmliſch zu machen, daß nichts darüber!

Beym Taſſo iſt es ein Zauberer, ein Kerl, der weder Chriſt noch Mahomedaner iſt, ſondern ſich aus beiden Religionen einen eigenen Aberglauben zuſammengeſponnen hat, welcher dem Aladin den Rath giebt, das wunderthätige Marienbild aus dem Tempel in die Moſchee zu bringen. Warum machte Cronegk aus dieſem Zauberer einen mahomedaniſchen Prieſter? Wenn dieſer Prieſter in ſeiner Religion nicht eben ſo unwiſſend war, als es der Dichter zu ſeyn ſcheinet, ſo konnte er einen ſolchen Rath unmöglich geben. Sie duldet durchaus keine Bilder in ihren Moſcheen. Cronegk verräth ſich in mehrern Stücken, daß ihm eine ſehr unrichtige Vorſtellung von dem mahomedaniſchen Glauben beygewohnet. Der gröbſte Fehler aber iſt, daß er eine Religion überall des Polytheismus ſchuldig macht, die faſt mehr als jede andere auf die Einheit Gottes dringet. Die Moſchee heißt ihm „ein Sitz der falſchen Götter,“ und den Prieſter ſelbſt läßt er ausrufen:

„So wollt ihr euch noch nicht mit Rach und Strafe rüſten,
„Ihr Götter? Blitzt, vertilgt, das freche Volk der Chriſten!

Der ſorgſame Schauſpieler hat in ſeiner Tracht das Coſtume, vom Scheitel bis zur Zehe, genau zu beobachten geſucht; und er muß ſolche Ungereimtheiten ſagen!

Beym Taſſo kömmt das Marienbild aus der Moſchee weg, ohne daß man eigentlich weiß, ob es von Menſchenhänden entwendet worden, oder ob eine höhere Macht dabey im Spiele geweſen. Cronegk macht den Olint zum Thäter. Zwar verwandelt er das Marienbild in „ein Bild des Herrn am Kreuz;“ aber Bild iſt Bild, und dieſer armſelige Aberglaube giebt dem Olint eine ſehr verächtliche Seite. Man kann ihm unmöglich wieder gut werden, daß er es wagen können, durch eine ſo kleine That ſein Volk an den Rand des Verderbens zu ſtellen. Wenn er ſich hernach freywillig dazu bekennet: ſo iſt es nichts mehr als Schuldigkeit, und keine Großmuth. Beym Taſſo läßt ihn blos die Liebe dieſen Schritt thun; er will Sophronien retten, oder mit ihr ſterben; mit ihr ſterben, blos um mit ihr zu ſterben; kann er mit ihr nicht Ein Bette beſteigen, ſo ſey es Ein Scheiterhaufen; an ihrer Seite, an den nehmlichen Pfahl gebunden, beſtimmt, von dem nehmlichen Feuer verzehret zu werden, empfindet er blos das Glück einer ſo ſüßen Nachbarſchaft, denket an nichts, was er jenſeit dem Grabe zu hoffen habe, und wünſchet nichts, als daß dieſe Nachbarſchaft noch enger und vertrauter ſeyn möge, daß er Bruſt gegen Bruſt drücken, und auf ihren Lippen ſeinen Geiſt verhauchen dürfe.

Dieſer vortreffliche Kontraſt zwiſchen einer lieben, ruhigen, ganz geiſtigen Schwärmerinn, und einem hitzigen, begierigen Jünglinge, iſt beym Cronegk völlig verlohren. Sie ſind beide von der kälteſten Einförmigkeit; beide haben nichts als das Märterthum im Kopfe; und nicht genug, daß Er, daß Sie, für die Religion ſterben wollen; auch Evander wollte, auch Serena hätte nicht übel Luſt dazu.

Ich will hier eine doppelte Anmerkung machen, welche, wohl behalten, einen angehenden tragiſchen Dichter vor großen Fehltritten bewahren kann. Die eine betrift das Trauerſpiel überhaupt. Wenn heldenmüthige Geſinnungen Bewunderung erregen ſollen: ſo muß der Dichter nicht zu verſchwenderiſch damit umgehen; denn was man öfters, was man an mehrern ſieht, höret man auf zu bewundern. Hierwider hatte ſich Cronegk ſchon in ſeinem Codrus ſehr verſündiget. Die Liebe des Vaterlandes, bis zum freywilligen Tode für daſſelbe, hätte den Codrus allein auszeichnen ſollen: er hätte als ein einzelnes Weſen einer ganz beſondern Art da ſtehen müſſen, um den Eindruck zu machen, welchen der Dichter mit ihm im Sinne hatte. Aber Eleſinde und Philaide, und Medon, und wer nicht? ſind alle gleich bereit, ihr Leben dem Vaterlande aufzuopfern; unſere Bewunderung wird getheilt, und Codrus verlieret ſich unter der Menge. So auch hier. Was in Olint und Sophronia Chriſt iſt, das alles hält gemartert werden und ſterben, für ein Glas Waſſer trinken. Wir hören dieſe frommen Bravaden ſo oft, aus ſo verſchiedenem Munde, daß ſie alle Wirkung verlieren.

Die zweyte Anmerkung betrift das chriſtliche Trauerſpiel insbeſondere. Die Helden deſſelben ſind mehrentheils Märtyrer.

Nun leben wir zu einer Zeit, in welcher die Stimme der geſunden Vernunft zu laut erſchallet, als daß jeder Raſender, der ſich muthwillig, ohne alle Noth, mit Verachtung aller ſeiner bürgerlichen Obliegenheiten, in den Tod ſtürzet, den Titel eines Märtyrers ſich anmaßen dürfte. Wir wiſſen itzt zu wohl, die falſchen Märtyrer von den wahren zu unterſcheiden; wir verachten jene eben ſo ſehr, als wir dieſe verehren, und höchſtens können ſie uns eine melancholiſche Thräne über die Blindheit und den Unſinn auspreſſen, deren wir die Menſchheit überhaupt in ihnen fähig erblicken. Doch dieſe Thräne iſt keine von den angenehmen, die das Trauerſpiel erregen will. Wenn daher der Dichter einen Märtyrer zu ſeinem Helden wählet: daß er ihm ja die lauterſten und triftigſten Bewegungsgründe gebe! daß er ihn ja in die unumgängliche Nothwendigkeit ſetze, den Schritt zu thun, durch den er ſich der Gefahr blos ſtellet! daß er ihn ja den Tod nicht freventlich ſuchen, nicht höhniſch ertrotzen laſſe! Sonſt wird uns ſein frommer Held zum Abſcheu, und die Religion ſelbſt, die er ehren wollte, kann darunter leiden. Ich habe ſchon berühret, daß es nur ein eben ſo nichtswürdiger Aberglaube ſeyn konnte, als wir in dem Zauberer Ismen verachten, welcher den Olint antrieb, das Bild aus der Moſchee wieder zu entwenden. Es entſchuldiget den Dichter nicht, daß es Zeiten gegeben, wo ein ſolcher Aberglaube allgemein war, und bey vielen guten Eigenſchaften beſtehen konnte; daß es noch Länder giebt, wo er der frommen Einfalt nichts befremdendes haben würde. Denn er ſchrieb ſein Trauerſpiel eben ſo wenig für jene Zeiten, als er es beſtimmte, in Böhmen oder Spanien geſpielt zu werden. Der gute Schriftſteller, er ſey von welcher Gattung er wolle, wenn er nicht blos ſchreibet, ſeinen Witz, ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, hat immer die Erleuchteſten und Beſten ſeiner Zeit und ſeines Landes in Augen, und nur was dieſen gefallen, was dieſe rühren kann, würdiget er zu ſchreiben. Selbſt der dramatiſche, wenn er ſich zu dem Pöbel herabläßt, läßt ſich nur darum zu ihm herab, um ihn zu erleuchten und zu beſſern; nicht aber ihn in ſeinen Vorurtheilen, ihn in ſeiner unedeln Denkungsart zu beſtärken.

Zweytes Stück.

Den 5ten May, 1767.

Noch eine Anmerkung, gleichfalls das chriſtliche Trauerſpiel betreffend, würde über die Bekehrung der Clorinde zu machen ſeyn. So überzeugt wir auch immer von den unmittelbaren Wirkungen der Gnade ſeyn mögen, ſo wenig können ſie uns doch auf dem Theater gefallen, wo alles, was zu dem Charakter der Perſonen gehöret, aus den natürlichſten Urſachen entſpringen muß. Wunder dulden wir da nur in der phyſikaliſchen Welt; in der moraliſchen muß alles ſeinen ordentlichen Lauf behalten, weil das Theater die Schule der moraliſchen Welt ſeyn ſoll. Die Bewegungsgründe zu jedem Entſchluſſe, zu jeder Aenderung der geringſten Gedanken und Meynungen, müſſen, nach Maaßgebung des einmal angenommenen Charakters, genau gegen einander abgewogen ſeyn, und jene müſſen nie mehr hervorbringen, als ſie nach der ſtrengſten Wahrheit hervor bringen können. Der Dichter kann die Kunſt beſitzen, uns, durch Schönheiten des Detail, über Mißverhältniſſe dieſer Art zu täuſchen; aber er täuſcht uns nur einmal, und ſobald wir wieder kalt werden, nehmen wir den Beyfall, den er uns abgelauſchet hat, zurück. Dieſes auf die vierte Scene des dritten Akts angewendet, wird man finden, daß die Reden und das Betragen der Sophronia die Clorinde zwar zum Mitleiden hätte bewegen können, aber viel zu unvermögend ſind, Bekehrung an einer Perſon zu wirken, die gar keine Anlage zum Enthuſiasmus hat. Beym Taſſo nimmt Clorinde auch das Chriſtenthum an; aber in ihrer letzten Stunde; aber erſt, nachdem ſie kurz zuvor erfahren, daß ihre Aeltern dieſem Glauben zugethan geweſen: feine, erhebliche Umſtände, durch welche die Wirkung einer höhern Macht in die Reihe natürlicher Begebenheiten gleichſam mit eingeflochten wird. Niemand hat es beſſer verſtanden, wie weit man in dieſem Stücke auf dem Theater gehen dürfe, als Voltaire. Nachdem die empfindliche, edle Seele des Zamor, durch Beyſpiel und Bitten, durch Großmuth und Ermahnungen beſtürmet, und bis in das Innerſte erſchüttert worden, läßt er ihn doch die Wahrheit der Religion, an deren

Bekennern er ſo viel Großes ſieht, mehr vermuthen, als glauben. Und vielleicht würde Voltaire auch dieſe Vermuthung unterdrückt haben, wenn nicht zur Beruhigung des Zuſchauers etwas hätte geſchehen müſſen.

Selbſt der Polyeukt des Corneille iſt, in Abſicht auf beide Anmerkungen, tadelhaft; und wenn es ſeine Nachahmungen immer mehr geworden ſind, ſo dürfte die erſte Tragödie, die den Namen einer chriſtlichen verdienet, ohne Zweifel noch zu erwarten ſeyn. Ich meyne ein Stück, in welchem einzig der Chriſt als Chriſt uns intereſſiret. — Iſt ein ſolches Stück aber auch wohl möglich? Iſt der Charakter des wahren Chriſten nicht etwa ganz untheatraliſch? Streiten nicht etwa die ſtille Gelaſſenheit, die unveränderliche Sanftmuth, die ſeine weſentlichſten Züge ſind, mit dem ganzen Geſchäfte der Tragödie, welches Leidenſchaften durch Leidenſchaften zu reinigen ſucht? Widerſpricht nicht etwa ſeine Erwartung einer belohnenden Glückſeligkeit nach dieſem Leben, der Uneigennützigkeit, mit welcher wir alle große und gute Handlungen auf der Bühne unternommen und vollzogen zu ſehen wünſchen?

Bis ein Werk des Genies, von dem man nur aus der Erfahrung lernen kann, wie viel Schwierigkeiten es zu überſteigen vermag, dieſe Bedenklichkeiten unwiderſprechlich widerlegt, wäre alſo mein Rath: — man lieſſe alle bisherige chriſtliche Trauerſpiele unaufgeführet. Dieſer Rath, welcher aus den Bedürfniſſen der Kunſt hergenommen iſt, welcher uns um weiter nichts, als ſehr mittelmäßige Stücke bringen kann, iſt darum nichts ſchlechter, weil er den ſchwächern Gemüthern zu Statten kömmt, die, ich weiß nicht welchen Schauder empfinden, wenn ſie Geſinnungen, auf die ſie ſich nur an einer heiligern Stäte gefaßt machen, im Theater zu hören bekommen. Das Theater ſoll niemanden, wer es auch ſey, Anſtoß geben; und ich wünſchte, daß es auch allem genommenen Anſtoße vorbeugen könnte und wollte.

Cronegk hatte ſein Stück nur bis gegen das Ende des vierten Aufzuges gebracht. Das übrige hat eine Feder in Wien dazu gefüget; eine Feder — denn die Arbeit eines Kopfes iſt dabey nicht ſehr ſichtbar. Der Ergänzer hat, allem Anſehen nach, die Geſchichte ganz anders geendet, als ſie Cronegk zu enden Willens geweſen. Der Tod löſet alle Verwirrungen am beſten; darum läßt er beide ſterben, den Olint und die Sophronia. Beym Taſſo kommen ſie beide davon; denn Clorinde nimmt ſich mit der uneigennützigſten Großmuth ihrer an. Cronegk aber hatte Clorinden verliebt gemacht, und da war es freylich ſchwer zu errathen, wie er zwey Nebenbuhlerinnen aus einander ſetzen wollen, ohne den Tod zu Hülfe zu rufen. In einem andern noch ſchlechtern Trauerſpiele, wo eine von den Hauptperſonen ganz aus heiler Haut ſtarb, fragte ein Zuſchauer ſeinen Nachbar: Aber woran ſtirbt ſie denn? — Woran? am fünften Akte; antwortete dieſer. In Wahrheit; der fünfte Akt iſt eine garſtige böſe Staupe, die manchen hinreißt, dem die erſten vier Akte ein weit längeres Leben verſprachen. —

Doch ich will mich in die Kritik des Stückes nicht tiefer einlaſſen. So mittelmäßig es iſt, ſo ausnehmend iſt es vorgeſtellet worden. Ich ſchweige von der äußern Pracht; denn dieſe Verbeſſerung unſers Theaters erfordert nichts als Geld. Die Künſte, deren Hülfe dazu nöthig iſt, ſind bey uns in eben der Vollkommenheit, als in jedem andern Lande; nur die Künſtler wollen eben ſo bezahlt ſeyn, wie in jedem andern Lande.

Man muß mit der Vorſtellung eines Stückes zufrieden ſeyn, wenn unter vier, fünf Perſonen, einige vortrefflich, und die andern gut geſpielet haben. Wen, in den Nebenrollen, ein Anfänger oder ſonſt ein Nothnagel, ſo ſehr beleidiget, daß er über das Ganze die Naſe rümpft, der reiſe nach Utopien, und beſuche da die vollkommenen Theater, wo auch der Lichtputzer ein Garrick iſt.

Herr Eckhof war Evander; Evander iſt zwar der Vater des Olints, aber im Grunde doch nicht viel mehr als ein Vertrauter. Indeß mag dieſer Mann eine Rolle machen, welche er will; man erkennet ihn in der kleinſten noch immer für den erſten Akteur, und betauert, auch nicht zugleich alle übrige Rollen von ihm ſehen zu können. Ein ihm ganz eigenes Talent iſt dieſes, daß er Sittenſprüche und allgemeine Betrachtungen, dieſe langweiligen Ausbeugungen eines verlegenen Dichters, mit einem Anſtande, mit einer Innigkeit zu ſagen weiß, daß das

Trivialſte von dieſer Art, in ſeinem Munde Neuheit und Würde, das Froſtigſte Feuer und Leben erhält.

Die eingeſtreuten Moralen ſind Cronegks beſte Seite. Er hat, in ſeinem Codrus und hier, ſo manche in einer ſo ſchönen nachdrücklichen Kürze ausgedrückt, daß viele von ſeinen Verſen als Sentenzen behalten, und von dem Volke unter die im gemeinen Leben gangbare Weisheit aufgenommen zu werden verdienen. Leider ſucht er uns nur auch öfters gefärbtes Glas für Edelſteine, und witzige Antitheſen für geſunden Verſtand einzuſchwatzen. Zwey dergleichen Zeilen, in dem erſten Akte, hatten eine beſondere Wirkung auf mich. Die eine,

„Der Himmel kann verzeihn, allein ein Prieſter nicht.“

Die andere,

„Wer ſchlimm von andern denkt, iſt ſelbſt ein Böſewicht.“

Ich ward betroffen, in dem Parterre eine allgemeine Bewegung, und dasjenige Gemurmel zu bemerken, durch welches ſich der Beyfall ausdrückt, wenn ihn die Aufmerkſamkeit nicht gänzlich ausbrechen läßt. Theils dachte ich: Vortrefflich! man liebt hier die Moral; dieſes Parterr findet Geſchmack an Maximen; auf dieſer Bühne könnte ſich ein Euripides Ruhm erwerben, und ein Sokrates würde ſie gern beſuchen. Theils fiel es mir zugleich mit auf, wie ſchielend, wie falſch, wie anſtößig dieſe vermeinten Maximen wären, und ich wünſchte ſehr, daß die Mißbilligung an jenem Gemurmle den meiſten Antheil möge gehabt haben. Es iſt nur Ein Athen geweſen, es wird nur Ein Athen bleiben, wo auch bey dem Pöbel das ſittliche Gefühl ſo fein, ſo zärtlich war, daß einer unlautern Moral wegen, Schauſpieler und Dichter Gefahr liefen, von dem Theater herabgeſtürmet zu werden! Ich weiß wohl, die Geſinnungen müſſen in dem Drama dem angenommenen Charakter der Perſon, welche ſie äußert, entſprechen; ſie können alſo das Siegel der abſoluten Wahrheit nicht haben; genug, wenn ſie poetiſch wahr ſind, wenn wir geſtehen müſſen, daß dieſer Charakter, in dieſer Situation, bey dieſer Leidenſchaft, nicht anders als ſo habe urtheilen können. Aber auch dieſe poetiſche Wahrheit muß ſich, auf einer andern Seite, der abſoluten wiederum nähern, und der Dichter muß nie ſo unphiloſophiſch denken, daß er annimmt, ein Menſch könne das Böſe, um des Böſen wegen, wollen, er könne nach laſterhaften Grundſätzen handeln, das Laſterhafte derſelben erkennen, und doch gegen ſich und andere damit prahlen. Ein ſolcher Menſch iſt ein Unding, ſo gräßlich als ununterrichtend, und nichts als die armſelige Zuflucht eines ſchalen Kopfes, der ſchimmernde Tiraden für die höchſte Schönheit des Trauerſpieles hält. Wenn Iſmenor ein grauſamer Prieſter iſt, ſind darum alle Prieſter Iſmenors? Man wende nicht ein, daß von Prieſtern einer falſchen Religion die Rede ſey. So falſch war noch keine in der Welt, daß ihre Lehrer nothwendig Unmenſchen ſeyn müſſen. Prieſter haben in den falſchen Religionen, ſo wie in der wahren, Unheil geſtiftet, aber nicht weil ſie Prieſter, ſondern weil ſie Böſewichter waren, die, zum Behuf ihrer ſchlimmen Neigungen, die Vorrechte auch eines jeden andern Standes gemißbraucht hätten.

Wenn die Bühne ſo unbeſonnene Urtheile über die Prieſter überhaupt ertönen läßt, was Wunder, wenn ſich auch unter dieſen Unbeſonnene finden, die ſie als die grade Heerſtraße zur Hölle ausſchreyen?

Aber ich verfalle wiederum in die Kritik des Stückes, und ich wollte von dem Schauſpieler ſprechen.

Drittes Stück.

Den 8ten May, 1767.

Und wodurch bewirkt dieſer Schauſpieler, (Hr. Eckhof) daß wir auch die gemeinſte Moral ſo gern von ihm hören? Was iſt es eigentlich, was ein anderer von ihm zu lernen hat, wenn wir ihn in ſolchem Falle eben ſo unterhaltend finden ſollen?

Alle Moral muß aus der Fülle des Herzens kommen, von der der Mund übergehet; man muß eben ſo wenig lange darauf zu denken, als damit zu prahlen ſcheinen.

Es verſtehet ſich alſo von ſelbſt, daß die moraliſchen Stellen vorzüglich wohl gelernet ſeyn wollen. Sie müſſen ohne Stocken, ohne den geringſten Anſtoß, in einem ununterbrochenen Fluſſe der Worte, mit einer Leichtigkeit geſprochen werden, daß ſie keine mühſame Auskramungen des Gedächtniſſes, ſondern unmittelbare Eingebungen der gegenwärtigen Lage der Sachen ſcheinen.

Eben ſo ausgemacht iſt es, daß kein falſcher Accent uns muß argwöhnen laſſen, der Akteur plaudere, was er nicht verſtehe. Er muß uns durch den richtigſten, ſicherſten Ton überzeugen, daß er den ganzen Sinn ſeiner Worte durchdrungen habe.

Aber die richtige Accentuation iſt zur Noth auch einem Papagey beyzubringen. Wie weit iſt der Akteur, der eine Stelle nur verſteht, noch von dem entfernt, der ſie auch zugleich empfindet! Worte, deren Sinn man einmal gefaßt, die man ſich einmal ins Gedächtniß gepräget hat, laſſen ſich ſehr richtig herſagen, auch indem ſich die Seele mit ganz andern Dingen beſchäftiget; aber alsdann iſt keine Empfindung möglich. Die Seele muß ganz gegenwärtig ſeyn; ſie muß ihre Aufmerkſamkeit einzig und allein auf ihre Reden richten, und nur alsdann —

Aber auch alsdann kann der Akteur wirklich viel Empfindung haben, und doch keine zu haben ſcheinen. Die Empfindung iſt überhaupt immer das ſtreitigſte unter den Talenten eines Schauſpielers. Sie kann ſeyn, wo man ſie nicht erkennet; und man kann ſie zu erkennen glauben, wo ſie nicht iſt. Denn die Empfindung iſt etwas Inneres, von dem wir nur nach ſeinen äußern Merkmalen urtheilen können. Nun iſt es möglich, daß gewiſſe Dinge in dem Baue des Körpers dieſe Merkmale entweder gar nicht verſtatten, oder doch ſchwächen und zweydeutig machen. Der Akteur kann eine gewiſſe Bildung des Geſichts, gewiſſe Minen, einen gewiſſen Ton haben, mit denen wir ganz andere Fähigkeiten, ganz andere Leidenſchaften, ganz andere Geſinnungen zu verbinden gewohnt ſind, als er gegenwärtig äußern und ausdrücken ſoll. Iſt dieſes, ſo mag er noch ſo viel empfinden, wir glauben ihm nicht: denn er iſt mit ſich ſelbſt im Widerſpruche. Gegentheils kann ein anderer ſo glücklich gebauet ſeyn; er kann ſo entſcheidende Züge beſitzen; alle ſeine Muſkeln können ihm ſo leicht, ſo geſchwind zu Gebothe ſtehen; er kann ſo feine, ſo vielfältige Abänderungen der Stimme in ſeiner Gewalt haben; kurz, er kann mit allen zur Pantomime erforderlichen Gaben in einem ſo hohen Grade beglückt ſeyn, daß er uns in denjenigen Rollen, die er nicht urſprünglich, ſondern nach irgend einem guten Vorbilde ſpielet, von der innigſten Empfindung beſeelet ſcheinen wird, da doch alles, was er ſagt und thut, nichts als mechaniſche Nachäffung iſt.

Ohne Zweifel iſt dieſer, ungeachtet ſeiner Gleichgültigkeit und Kälte, dennoch auf dem Theater weit brauchbarer, als jener. Wenn er lange genug nichts als nachgeäffet hat, haben ſich endlich ein Menge kleiner Regeln bey ihm geſammelt, nach denen er ſelbſt zu handeln anfängt, und durch deren Beobachtung (zu Folge dem Geſetze, daß eben die Modificationen der Seele, welche gewiſſe Veränderungen des Körpers hervorbringen, hinwiederum durch dieſe körperliche Veränderungen bewirket werden,) er zu einer Art von Empfindung gelangt, die zwar die Dauer, das Feuer derjenigen, die in der Seele ihren Anfang nimmt, nicht haben kann, aber doch in dem Augenblicke der Vorſtellung kräftig genug iſt, etwas von den nicht freywilligen Veränderungen des Körpers hervorzubringen, aus deren Daſeyn wir faſt allein auf das innere Gefühl zuverläßig ſchlieſſen zu können glauben. Ein ſolcher Akteur ſoll z. E. die äußerſte Wuth des Zornes ausdrücken; ich nehme an, daß er ſeine Rolle nicht einmal recht verſtehet, daß er die Gründe dieſes Zornes weder hinlänglich zu faſſen, noch lebhaft genug ſich vorzuſtellen vermag, um ſeine Seele ſelbſt in Zorn zu ſetzen. Und ich ſage; wenn er nur die allergröbſten Aeußerungen des Zornes, einem Akteur von urſprünglicher Empfindung abgelernet hat, und getreu nachzumachen weiß — den haſtigen Gang, den ſtampfenden Fuß, den rauhen bald kreiſchenden bald verbiſſenen Ton, das Spiel der Augenbraunen, die zitternde Lippe, das Knirſchen der Zähne u. ſ. w. — wenn er, ſage ich, nur dieſe Dinge, die ſich nachmachen laſſen, ſobald man will, gut nachmacht: ſo wird dadurch unfehlbar ſeine Seele ein dunkles Gefühl von Zorn befallen, welches wiederum in den Körper zurückwirkt, und da auch diejenigen Veränderungen hervorbringt, die nicht blos von unſerm Willen abhangen; ſein Geſicht wird glühen, ſeine Augen werden blitzen, ſeine Muſkeln werden ſchwellen; kurz, er wird ein wahrer Zorniger zu ſeyn ſcheinen, ohne es zu ſeyn, ohne im geringſten zu begreifen, warum er es ſeyn ſollte.

Nach dieſen Grundſätzen von der Empfindung überhaupt, habe ich mir zu beſtimmen geſucht, welche äußerliche Merkmale diejenige Empfindung begleiten, mit der moraliſche Betrachtungen wollen geſprochen ſeyn, und welche von dieſen Merkmalen in unſerer Gewalt ſind, ſo daß ſie jeder Akteur, er mag die Empfindung ſelbſt haben, oder nicht, darſtellen kann. Mich dünkt Folgendes.

Jede Moral iſt ein allgemeiner Satz, der, als ſolcher, einen Grad von Sammlung der Seele und ruhiger Ueberlegung verlangt. Er will alſo mit Gelaſſenheit und einer gewiſſen Kälte geſagt ſeyn.

Allein dieſer allgemeine Satz iſt zugleich das Reſultat von Eindrücken, welche individuelle Umſtände auf die handelnden Perſonen machen; er iſt kein bloßer ſymboliſcher Schluß; er iſt eine generaliſirte Empfindung, und als dieſe will er mit Feuer und einer gewiſſen Begeiſterung geſprochen ſeyn.

Folglich mit Begeiſterung und Gelaſſenheit, mit Feuer und Kälte? —

Nicht anders; mit einer Miſchung von beiden, in der aber, nach Beſchaffenheit der Situation, bald dieſes, bald jenes, hervorſticht.

Iſt die Situation ruhig, ſo muß ſich die Seele durch die Moral gleichſam einen neuen Schwung geben wollen; ſie muß über ihr Glück, oder ihre Pflichten, blos darum allgemeine Betrachtungen zu machen ſcheinen, um durch dieſe Allgemeinheit ſelbſt, jenes deſto lebhafter zu genieſſen, dieſe deſto williger und muthiger zu beobachten.

Iſt die Situation hingegen heftig, ſo muß ſich die Seele durch die Moral (unter welchem Worte ich jede allgemeine Betrachtung verſtehe) gleichſam von ihrem Fluge zurückholen; ſie muß ihren Leidenſchaften das Anſehen der Vernunft, ſtürmiſchen Ausbrüchen den Schein vorbedächtlicher Entſchlieſſungen geben zu wollen ſcheinen.

Jenes erfodert einen erhabnen und begeiſterten Ton; dieſes einen gemäßigten und feyerlichen. Denn dort muß das Raiſonnement in Affekt entbrennen, und hier der Affekt in Raiſonnement ſich auskühlen.

Die meiſten Schauſpieler kehren es gerade um. Sie poltern in heftigen Situationen die allgemeinen Betrachtungen eben ſo ſtürmiſch heraus, als das Uebrige; und in ruhigen, beten ſie dieſelben eben ſo gelaſſen her, als das Uebrige. Daher geſchieht es denn aber auch, daß ſich die Moral weder in den einen, noch in den andern bey ihnen ausnimmt; und daß wir ſie in jenen eben ſo unnatürlich, als in dieſen langweilig und kalt finden. Sie überlegten nie, daß die Stückerey von dem Grunde abſtechen muß, und Gold auf Gold brodiren ein elender Geſchmack iſt.

Durch ihre Geſtus verderben ſie vollends alles. Sie wiſſen weder, wenn ſie deren dabey machen ſollen, noch was für welche. Sie machen gemeiniglich zu viele, und zu unbedeutende.

Wenn in einer heftigen Situation die Seele ſich auf einmal zu ſammeln ſcheinet, um einen überlegenden Blick auf ſich, oder auf das, was ſie umgiebt, zu werfen; ſo iſt es natürlich, daß ſie allen Bewegungen des Körpers, die von ihrem bloßen Willen abhangen, gebieten wird. Nicht die Stimme allein wird gelaſſener; die Glieder alle gerathen in einen Stand der Ruhe, um die innere Ruhe auszudrücken, ohne die das Auge der Vernunft nicht wohl um ſich ſchauen kann. Mit eins tritt der fortſchreitende Fuß feſt auf, die Arme ſinken, der ganze Körper zieht ſich in den wagrechten Stand; eine Pauſe — und dann die Reflexion. Der Mann ſteht da, in einer feyerlichen Stille, als ob er ſich nicht ſtöhren wollte, ſich ſelbſt zu hören. Die Reflexion iſt aus, — wieder eine Pauſe — und ſo wie die Reflexion abgezielet, ſeine Leidenſchaft entweder zu mäßigen, oder zu befeuern, bricht er entweder auf einmal wieder los, oder ſetzet allmälig das Spiel ſeiner Glieder wieder in Gang. Nur auf dem Geſichte bleiben, während der Reflexion, die Spuren des Affekts; Mine und Auge ſind noch in Bewegung und Feuer; denn wir haben Mine und Auge nicht ſo urplötzlich in unſerer Gewalt, als Fuß und Hand. Und hierin dann, in dieſen ausdrückenden Minen, in dieſem entbrannten Auge, und in dem Ruheſtande des ganzen übrigen Körpers, beſtehet die Miſchung von Feuer und Kälte, mit welcher ich glaube, daß die Moral in heftigen Situationen geſprochen ſeyn will.

Mit eben dieſer Miſchung will ſie auch in ruhigen Si tionen geſagt ſeyn; nur mit dem Unterſchiede, daß der T der Aktion, welcher dort der feurige war, hier der kältere, welcher dort der kältere war, hier der feurige ſeyn muß. Ne lich: da die Seele, wenn ſie nichts als ſanfte Empfindun hat, durch allgemeine Betrachtungen dieſen ſanften Empfin gen einen höhern Grad von Lebhaftigkeit zu geben ſucht, wird ſie auch die Glieder des Körpers, die ihr unmittelba Gebothe ſtehen, dazu beytragen laſſen; die Hände werden voller Bewegung ſeyn; nur der Ausdruck des Geſichts kan geſchwind nicht nach, und in Mine und Auge wird noch Ruhe herrſchen, aus der ſie der übrige Körper gern heraus beiten möchte.

Viertes Stück.

Den 12ten May, 1767.

Aber von was für Art ſind die Bewegungen der Hä mit welchen, in ruhigen Situationen, die Moral geſprochen ſeyn liebet?

Von der Chironomie der Alten, das iſt, von dem I griffe der Regeln, welche die Alten den Bewegungen der H vorgeſchrieben hatten, wiſſen wir nur ſehr wenig; aber ſes wiſſen wir, daß ſie die Händeſprache zu einer Voll menheit gebracht, von der ſich aus dem, was unſere Re darinn zu leiſten im Stande ſind, kaum die Möglichkeit begreifen laſſen. Wir ſcheinen von dieſer ganzen Sprache n als ein unartikulirtes Geſchrey behalten zu haben; nichts das Vermögen, Bewegungen zu machen, ohne zu wiſſen, dieſen Bewegungen eine fixirte Bedeutung zu geben, und ſie unter einander zu verbinden, daß ſie nicht blos eines zeln Sinnes, ſondern eines zuſammenhangenden Verſta fähig werden.

Ich beſcheide mich gern, daß man, bey den Alten, Pantomimen nicht mit dem Schauſpieler vermengen muß. Hände des Schauſpielers waren bey weiten ſo geſchwätzig n als die Hände des Pantomimens. Bey dieſem vertraten die Stelle der Sprache; bey jenem ſollten ſie nur den N druck derſelben vermehren, und durch ihre Bewegungen, als natürliche Zeichen der Dinge, den verabredeten Zeichen der Stimme Wahrheit und Leben verſchaffen helfen. Bey dem Pantomimen waren die Bewegungen der Hände nicht blos natürliche Zeichen; viele derſelben hatten eine conventionelle Bedeutung, und dieſer mußte ſich der Schauſpieler gänzlich enthalten.

Er gebrauchte ſich alſo ſeiner Hände ſparſamer, als der Pantomime, aber eben ſo wenig vergebens, als dieſer. Er rührte keine Hand, wenn er nichts damit bedeuten oder verſtärken konnte. Er wußte nichts von den gleichgültigen Bewegungen, durch deren beſtändigen einförmigen Gebrauch ein ſo großer Theil von Schauſpielern, beſonders das Frauenzimmer, ſich das vollkommene Anſehen von Dratpuppen giebt. Bald mit der rechten, bald mit der linken Hand, die Hälfte einer krieplichten Achte, abwärts vom Körper, beſchreiben, oder mit beiden Händen zugleich die Luft von ſich wegrudern, heißt ihnen, Aktion haben; und wer es mit einer gewiſſen Tanzmeiſtergrazie zu thun geübt iſt, o! der glaubt, uns bezaubern zu können.

Ich weiß wohl, daß ſelbſt Hogarth den Schauſpielern befiehlt, ihre Hand in ſchönen Schlangenlinien bewegen zu lernen; aber nach allen Seiten, mit allen möglichen Abänderungen, deren dieſe Linien, in Anſehung ihres Schwunges, ihrer Größe und Dauer, fähig ſind. Und endlich befiehlt er es ihnen nur zur Uebung, um ſich zum Agiren dadurch geſchickt zu machen, um den Armen die Biegungen des Reitzes geläufig zu machen; nicht aber in der Meinung, daß das Agiren ſelbſt in weiter nichts, als in der Beſchreibung ſolcher ſchönen Linien, immer nach der nehmlichen Direktion, beſtehe.

Weg alſo mit dieſem unbedeutenden Portebras, vornehmlich bey moraliſchen Stellen weg mit ihm! Reitz am unrechten Orte, iſt Affektation und Grimaſſe; und eben derſelbe Reitz, zu oft hinter einander wiederholt, wird kalt und endlich ekel. Ich ſehe einen Schulknaben ſein Sprüchelchen aufſagen, wenn der Schauſpieler allgemeine Betrachtungen mit der Bewegung, mit welcher man in der Menuet die Hand giebt, mir zureicht, oder ſeine Moral gleichſam vom Rocken ſpinnet.

Jede Bewegung, welche die Hand bey moraliſchen Stellen macht, muß bedeutend ſeyn. Oft kann man bis in das Mahleriſche damit gehen; wenn man nur das Pantomimiſche vermeidet. Es wird ſich vielleicht ein andermal Gelegenheit finden, dieſe Gradation von bedeutenden zu mahleriſchen, von mahleriſchen zu pantomimiſchen Geſten, ihren Unterſchied und ihren Gebrauch, in Beyſpielen zu erläutern. Itzt würde mich dieſes zu weit führen, und ich merke nur an, daß es unter den bedeutenden Geſten eine Art giebt, die der Schauſpieler vor allen Dingen wohl zu beobachten hat, und mit denen er allein der Moral Licht und Leben ertheilen kann. Es ſind dieſes, mit einem Worte, die individualiſirenden Geſtus. Die Moral iſt ein allgemeiner Satz, aus den beſondern Umſtänden der handelnden Perſonen gezogen; durch ſeine Allgemeinheit wird er gewiſſermaßen der Sache fremd, er wird eine Ausſchweifung, deren Beziehung auf das Gegenwärtige von dem weniger aufmerkſamen, oder weniger ſcharfſinnigen Zuhörer, nicht bemerkt oder nicht begriffen wird. Wann es daher ein Mittel giebt, dieſe Beziehung ſinnlich zu machen, das Symboliſche der Moral wiederum auf das Anſchauende zurückzubringen, und wann dieſes Mittel gewiſſe Geſtus ſeyn können, ſo muß ſie der Schauſpieler ja nicht zu machen verſäumen.

Man wird mich aus einem Exempel am beſten verſtehen. Ich nehme es, wie mir es itzt beyfällt; der Schauſpieler wird ſich ohne Mühe auf noch weit einleuchtendere beſinnen. — Wenn Olint ſich mit der Hofnung ſchmeichelt, Gott werde das Herz des Aladin bewegen, daß er ſo grauſam mit den Chriſten nicht verfahre, als er ihnen gedrohet: ſo kann Evander, als ein alter Mann, nicht wohl anders, als ihm die Betrieglichkeit unſrer Hofnungen zu Gemüthe führen.

„Vertraue nicht, mein Sohn, Hofnungen, die betriegen!“

Sein Sohn iſt ein feuriger Jüngling, und in der Jugend iſt man vorzüglich geneigt, ſich von der Zukunft nur das Beſte zu verſprechen.

„Da ſie zu leichtlich glaubt, irrt muntre Jugend oft.“

Doch indem beſinnt er ſich, daß das Alter zu dem entgegen geſetzten Fehler nicht weniger geneigt iſt; er will den unverzagten Jüngling nicht ganz niederſchlagen, und fähret fort:

„Das Alter quält ſich ſelbſt, weil es zu wenig hofft."

Dieſe Sentenzen mit einer gleichgültigen Aktion, mit einer nichts als ſchönen Bewegung des Armes begleiten, würde weit ſchlimmer ſeyn, als ſie ganz ohne Aktion herſagen. Die einzige ihnen angemeſſene Aktion iſt die, welche ihre Allgemeinheit wieder auf das Beſondere einſchränkt. Die Zeile,

„Da ſie zu leichtlich glaubt, irrt muntre Jugend oft"

muß in dem Tone, mit dem Geſtu der väterlichen Warnung, an und gegen den Olint geſprochen werden, weil Olint es iſt, deſſen unerfahrne leichtgläubige Jugend bey dem ſorgſamen Alten dieſe Betrachtung veranlaßt. Die Zeile hingegen,

„Das Alter quält ſich ſelbſt, weil es zu wenig hofft"

erfordert den Ton, das Achſelzucken, mit dem wir unſere eigene Schwachheiten zu geſtehen pflegen, und die Hände müſſen ſich nothwendig gegen die Bruſt ziehen, um zu bemerken, daß Evander dieſen Satz aus eigener Erfahrung habe, daß er ſelbſt der Alte ſey, von dem er gelte. —

Es iſt Zeit, daß ich von dieſer Ausſchweifung über den Vortrag der moraliſchen Stellen, wieder zurückkomme. Was man Lehrreiches darinn findet, hat man lediglich den Beyſpielen des Hrn. Eckhof zu danken; ich habe nichts als von ihnen richtig zu abſtrahiren geſucht. Wie leicht, wie angenehm iſt es, einem Künſtler nachzuforſchen, dem das Gute nicht blos gelingt, ſondern der es macht!

Die Rolle der Clorinde ward von Madame Henſeln geſpielt, die ohnſtreitig eine von den beſten Aktricen iſt, welche das deutſche Theater jemals gehabt hat. Ihr beſonderer Vorzug iſt eine ſehr richtige Deklamation; ein falſcher Accent wird ihr ſchwerlich entwiſchen; ſie weiß den verworrenſten, holprichſten, dunkelſten Vers, mit einer Leichtigkeit, mit einer Präciſion zu ſagen, daß er durch ihre Stimme die deutlichſte Erklärung, den vollſtändigſten Commentar erhält. Sie verbindet damit nicht ſelten ein Raffinement, welches entweder von einer ſehr glücklichen Empfindung, oder von einer ſehr richtigen Beurtheilung zeuget. Ich glaube die Liebeserklärung, welche ſie dem Olint thut, noch zu hören:

„— Erkenne mich! Ich kann nicht länger ſchweigen;
„Verſtellung oder Stolz ſey niedern Seelen eigen.
„Olint iſt in Gefahr, und ich bin außer mir —
„Bewundernd ſah ich oft im Krieg und Schlacht nach dir;
„Mein Herz, das vor ſich ſelbſt ſich zu entdecken ſcheute,
„War wider meinen Ruhm und meinen Stolz im Streite.
„Dein Unglück aber reißt die ganze Seele hin,
„Und itzt erkenn ich erſt wie klein, wie ſchwach ich bin.
„Itzt, da dich alle die, die dich verehrten, haſſen,
„Da du zur Pein beſtimmt, von jedermann verlaſſen,
„Verbrechern gleich geſtellt, unglücklich und ein Chriſt,
„Dem furchtbarn Tode nah, im Tod noch elend biſt:
„Itzt wag ichs zu geſtehn: itzt kenne meine Triebe!

Wie frey, wie edel war dieſer Ausbruch! Welches Feuer, welche Inbrunſt beſeelten jeden Ton! Mit welcher Zudringlichkeit, mit welcher Ueberſtrömung des Herzens ſprach ihr Mitleid! Mit welcher Entſchloſſenheit ging ſie auf das Bekenntniß ihrer Liebe los! Aber wie unerwartet, wie überraſchend brach ſie auf einmal ab, und veränderte auf einmal Stimme und Blick, und die ganze Haltung des Körpers, da es nun darauf ankam, die dürren Worte ihres Bekenntniſſes zu ſprechen. Die Augen zur Erde geſchlagen, nach einem langſamen Seufzer, in dem furchtſamen gezogenen Tone der Verwirrung, kam endlich,

„Ich liebe dich, Olint, —

heraus, und mit einer Wahrheit! Auch der, der nicht weiß, ob die Liebe ſich ſo erklärt, empfand, daß ſie ſich ſo erklären ſollte. Sie entſchloß ſich als Heldinn, ihre Liebe zu geſtehen, und geſtand ſie, als ein zärtliches, ſchamhaftes Weib. So Kriegerinn als ſie war, ſo gewöhnt ſonſt in allem zu männlichen Sitten: behielt das Weibliche doch hier die Oberhand. Kaum aber waren ſie hervor, dieſe der Sittſamkeit ſo ſchwere Worte, und mit eins war auch jener Ton der Freymüthigkeit wieder da. Sie fuhr mit der ſorgloſeſten Lebhaftigkeit, in aller der unbekümmerten Hitze des Affekts fort:

— — — Und ſtolz auf meine Liebe,
„Stolz, daß dir meine Macht dein Leben retten kann,
„Bieth ich dir Hand und Herz, und Kron und Purpur an.

Denn die Liebe äußert ſich nun als großmüthige Freundſchaft: und die Freundſchaft ſpricht eben ſo dreiſt, als ſchüchtern die Liebe.

Fünftes Stück.

Den 15ten May, 1767.

Es iſt unſtreitig, daß die Schauſpielerinn durch dieſe meiſterhafte Abſetzung der Worte,

„Ich liebe dich, Olint, —

der Stelle eine Schönheit gab, von der ſich der Dichter, bey dem alles in dem nehmlichen Fluſſe von Worten daher rauſcht, nicht das geringſte Verdienſt beymeſſen kann. Aber wenn es ihr doch gefallen hätte, in dieſen Verfeinerungen ihrer Rolle fortzufahren! Vielleicht beſorgte ſie, den Geiſt des Dichters ganz zu verfehlen; oder vielleicht ſcheute ſie den Vorwurf, nicht das, was der Dichter ſagt, ſondern was er hätte ſagen ſollen, geſpielt zu haben. Aber welches Lob könnte größer ſeyn, als ſo ein Vorwurf? Freylich muß ſich nicht jeder Schauſpieler einbilden, dieſes Lob verdienen zu können. Denn ſonſt möchte es mit den armen Dichtern übel ausſehen.

Cronegk hat wahrlich aus ſeiner Clorinde ein ſehr abgeſchmacktes, widerwärtiges, häßliches Ding gemacht. Und dem ohngeachtet iſt ſie noch der einzige Charakter, der uns bey ihm intereßiret. So ſehr er die ſchöne Natur in ihr verfehlt, ſo thut doch noch die plumpe, ungeſchlachte Natur einige Wirkung. Das macht, weil die übrigen Charaktere ganz außer aller Natur ſind, und wir doch noch leichter mit einem Dragoner von Weibe, als mit himmelbrütenden Schwärmern ſympathiſiren. Nur gegen das Ende, wo ſie mit in den begeiſterten Ton fällt, wird ſie uns eben ſo gleichgültig und eckel. Alles iſt Widerſpruch in ihr, und immer ſpringt ſie von einem Aeußerſten auf das andere. Kaum hat ſie ihre Liebe erklärt, ſo fügt ſie hinzu:

„Wirſt du mein Herz verſchmähn? Du ſchweigſt? — Entſchlieſſe dich:
„Und wenn du zweifeln kannſt — ſo zittre!

So zittre? Olint ſoll zittern? er, den ſie ſo oft, in dem Tu
multe der Schlacht, unerſchrocken unter den Streichen des Tode
geſehen? Und ſoll vor ihr zittern? Was will ſie denn? Wi
ſie ihm die Augen auskratzen? — O wenn es der Schauſpiele
rinn eingefallen wäre, für dieſe ungezogene weibliche Gaſconad
„ſo zittre!“ zu ſagen: ich zittere! Sie konnte zittern, ſo viel ſi
wollte, ihre Liebe verſchmäht, ihren Stolz beleidiget zu finden
Das wäre ſehr natürlich geweſen. Aber es von dem Olin
verlangen, Gegenliebe von ihm, mit dem Meſſer an der Gu
gel, fodern, das iſt ſo unartig als lächerlich.

Doch was hätte es geholfen, den Dichter einen Augenbli
länger in den Schranken des Wohlſtandes und der Mäßigun
zu erhalten? Er fährt fort, Clorinden in dem wahren Ton
einer beſoffenen Marquetenderinn raſen zu laſſen; und da finde
keine Linderung, keine Bemäntelung mehr Statt.

Das einzige, was die Schauſpielerinn zu ſeinem Beſten noc
thun könnte, wäre vielleicht dieſes, wenn ſie ſich von ſeinen
wilden Feuer nicht ſo ganz hinreiſſen lieſſe, wenn ſie ein weni
an ſich hielte, wenn ſie die äuſſerſte Wuth nicht mit der äu
ßerſten Anſtrengung der Stimme, nicht mit den gewaltſamſte
Gebehrden ausdrückte.

Wenn Shakeſpear nicht ein eben ſo groſſer Schauſpieler i
der Ausübung geweſen iſt, als er ein dramatiſcher Dichter wa
ſo hat er doch wenigſtens eben ſo gut gewußt, was zu de
Kunſt des einen, als was zu der Kunſt des andern gehöre
Ja vielleicht hatte er über die Kunſt des erſtern um ſo vi
tiefer nachgedacht, weil er ſo viel weniger Genie dazu hatte
Wenigſtens iſt jedes Wort, das er dem Hamlet, wenn er d
Komödianten abrichtet, in den Mund legt, eine goldene Reg
für alle Schauſpieler, denen an einem vernünftigen Beyfalle ge
legen iſt. „Ich bitte Euch, läßt er ihn unter andern zu den
Komödianten ſagen, „ſprecht die Rede ſo, wie ich ſie Euch vor
„ſagte; die Zunge muß nur eben darüber hinlaufen. Aber wen
„ihr mir ſie ſo heraushalſet, wie es manche von unſern Schau
„ſpielern thun: ſeht, ſo wäre mir es eben ſo lieb geweſen
„wenn der Stadtſchreyer meine Verſe geſagt hätte. Auch durch
„ſägt mir mit eurer Hand nicht ſo ſehr die Luft, ſondern mach

„alles hübſch artig; denn mitten in dem Strome, mitten in „dem Sturme, mitten, ſo zu reden, in dem Wirbelwinde der „Leidenſchaften, müßt ihr noch einen Grad von Mäßigung „beobachten, der ihnen das Glatte und Geſchmeidige giebt.

Man ſpricht ſo viel von dem Feuer des Schauſpielers; man zerſtreitet ſich ſo ſehr, ob ein Schauſpieler zu viel Feuer haben könne. Wenn die, welche es behaupten, zum Beweiſe anführen, daß ein Schauſpieler ja wohl am unrechten Orte heftig, oder wenigſtens heftiger ſeyn könne, als es die Umſtände erfodern: ſo haben die, welche es leugnen, Recht zu ſagen, daß in ſolchem Falle der Schauſpieler nicht zu viel Feuer, ſondern zu wenig Verſtand zeige. Ueberhaupt kömmt es aber wohl darauf an, was wir unter dem Worte Feuer verſtehen. Wenn Geſchrey und Kontorſionen Feuer ſind, ſo iſt es wohl unſtreitig, daß der Akteur darinn zu weit gehen kann. Beſteht aber das Feuer in der Geſchwindigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher alle Stücke, die den Akteur ausmachen, das ihrige dazu beytragen, um ſeinem Spiele den Schein der Wahrheit zu geben: ſo müßten wir dieſen Schein der Wahrheit nicht bis zur äußerſten Illuſion getrieben zu ſehen wünſchen, wenn es möglich wäre, daß der Schauſpieler allzuviel Feuer in dieſem Verſtande anwenden könnte. Es kann alſo auch nicht dieſes Feuer ſeyn, deſſen Mäßigung Shakeſpear, ſelbſt in dem Strome, in dem Sturme, in dem Wirbelwinde der Leidenſchaft verlangt: er muß blos jene Heftigkeit der Stimme und der Bewegungen meynen; und der Grund iſt leicht zu finden, warum auch da, wo der Dichter nicht die geringſte Mäßigung beobachtet hat, dennoch der Schauſpieler ſich in beiden Stücken mäßigen müſſe. Es giebt wenig Stimmen, die in ihrer äußerſten Anſtrengung nicht widerwärtig würden; und allzu ſchnelle, allzu ſtürmiſche Bewegungen werden ſelten edel ſeyn. Gleichwohl ſollen weder unſere Augen noch unſere Ohren beleidiget werden; und nur alsdenn, wenn man bey Aeuſſerung der heftigen Leidenſchaften alles vermeidet, was dieſen oder jenen unangenehm ſeyn könnte, haben ſie das Glatte und Geſchmeidige, welches ein Hamlet auch noch da von ihnen verlangt, wenn ſie den höchſten Eindruck machen, und ihm das Gewiſſen verſteckter Frevler aus dem Schlafe ſchrecken ſollen.

Die Kunſt des Schauſpielers ſtehet hier, zwiſchen den bildenden Künſten und der Poeſie, mitten inne. Als ſichtbare Mahlerey muß zwar die Schönheit ihr höchſtes Geſetz ſeyn; doch als tranſitoriſche Mahlerey braucht ſie ihren Stellungen jene Ruhe nicht immer zu geben, welche die alten Kunſtwerke ſo imponirend macht. Sie darf ſich, ſie muß ſich das Wilde eines Tempeſta, das Freche eines Bernini öfters erlauben; es hat bey ihr alle das Ausdrückende, welches ihm eigenthümlich iſt, ohne das Beleidigende zu haben, das es in den bildenden Künſten durch den permanenten Stand erhält. Nur muß ſie nicht allzulang darinn verweilen; nur muß ſie es durch die vorhergehenden Bewegungen allmälig vorbereiten, und durch die darauf folgenden wiederum in den allgemeinen Ton des Wohlanſtändigen auflöſen; nur muß ſie ihm nie alle die Stärke geben, zu der ſie der Dichter in ſeiner Bearbeitung treiben kann. Denn ſie iſt zwar eine ſtumme Poeſie, aber die ſich unmittelbar unſern Augen verſtändlich machen will; und jeder Sinn will geſchmeichelt ſeyn, wenn er die Begriffe, die man ihm in die Seele zu bringen giebt, unverfälſcht überliefern ſoll.

Es könnte leicht ſeyn, daß ſich unſere Schauſpieler bey der Mäßigung, zu der ſie die Kunſt auch in den heftigſten Leidenſchaften verbindet, in Anſehung des Beyfalles, nicht allzuwohl befinden dürften. — Aber welches Beyfalles? — Die Gallerie iſt freylich ein großer Liebhaber des Lermenden und Tobenden, und ſelten wird ſie ermangeln, eine gute Lunge mit lauten Händen zu erwiedern. Auch das deutſche Parterr iſt noch ziemlich von dieſem Geſchmacke, und es giebt Akteurs, die ſchlau genug von dieſem Geſchmacke Vortheil zu ziehen wiſſen. Der Schläfrigſte raft ſich, gegen das Ende der Scene, wenn er abgehen ſoll, zuſammen, erhebet auf einmal die Stimme, und überladet die Aktion, ohne zu überlegen, ob der Sinn ſeiner Rede dieſe höhere Anſtrengung auch erfodere. Nicht ſelten widerſpricht ſie ſogar der Verfaſſung, mit der er abgehen ſoll; aber was thut das ihm? Genug, daß er das Parterr dadurch erinnert hat, aufmerkſam auf ihn zu ſeyn, und wenn es die Güte haben will, ihm nachzuklatſchen. Nachziſchen ſollte es ihm! Doch leider iſt es theils nicht Kenner genug, theils zu gutherzig, und nimmt die Begierde, ihm gefallen zu wollen, für die That.

Ich getraue mich nicht, von der Aktion der übrigen Schauſpieler in dieſem Stücke etwas zu ſagen. Wenn ſie nur immer bemüht ſeyn müſſen, Fehler zu bemänteln, und das Mittelmäßige geltend zu machen: ſo kann auch der Beſte nicht anders, als in einem ſehr zweydeutigen Lichte erſcheinen. Wenn wir ihn auch den Verdruß, den uns der Dichter verurſacht, nicht mit entgelten laſſen, ſo ſind wir doch nicht aufgeräumt genug, ihm alle die Gerechtigkeit zu erweiſen, die er verdienet.

Den Beſchluß des erſten Abends machte der Triumph der vergangenen Zeit, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen des le Grand. Es iſt eines von den drey kleinen Stücken, welche le Grand unter dem allgemeinen Tittel, der Triumph der Zeit, im Jahr 1724 auf die franzöſiſche Bühne brachte, nachdem er den Stoff deſſelben, bereits einige Jahre vorher, unter der Aufſchrift, die lächerlichen Verliebten, behandelt, aber wenig Beyfall damit erhalten hatte. Der Einfall, der dabey zum Grunde liegt, iſt drollig genug, und einige Situationen ſind ſehr lächerlich. Nur iſt das Lächerliche von der Art, wie es ſich mehr für eine ſatyriſche Erzählung, als auf die Bühne ſchickt. Der Sieg der Zeit über Schönheit und Jugend macht eine traurige Idee; die Einbildung eines ſechszigjährigen Gecks und einer eben ſo alten Närinn, daß die Zeit nur über ihre Reitze keine Gewalt ſollte gehabt haben, iſt zwar lächerlich; aber dieſen Geck und dieſe Närrinn ſelbſt zu ſehen, iſt eckelhafter, als lächerlich.

Sechſtes Stück.

Den 19ten May, 1767.

Noch habe ich der Anreden an die Zuſchauer, vor und nach dem großen Stücke des erſten Abends, nicht gedacht. Sie ſchreiben ſich von einem Dichter her, der es mehr als irgend ein anderer verſteht, tiefſinnigen Verſtand mit Witz aufzuheitern, und nachdenklichem Ernſte die gefällige Mine des Scherzes zu geben. Womit könnte ich dieſe Blätter beſſer auszieren, als wenn ich ſie meinen Leſern ganz mittheile? Hier ſind ſie. Sie bedürfen keines Commentars. Ich wünſche nur, daß manches darinn nicht in den Wind geſagt ſey!

Sie wurden beide ungemein wohl, die erſtere mit alle dem Anſtande und der Würde, und die andere mit alle der Wärme und Feinheit und einſchmeichelnden Verbindlichkeit geſprochen, die der beſondere Inhalt einer jeden erfoderte.

Prolog.

(Geſprochen von Madame Löwen.)

Ihr Freunde, denen hier das mannichfache Spiel
Des Menſchen, in der Kunſt der Nachahmung gefiel:
Ihr, die ihr gerne weint, ihr weichen, beſſern Seelen,
Wie ſchön, wie edel iſt die Luſt, ſich ſo zu quälen;
Wenn bald die ſüße Thrän', indem das Herz erweicht,
In Zärtlichkeit zerſchmilzt, ſtill von den Wangen ſchleicht,
Bald die beſtürmte Seel', in jeder Nerv' erſchüttert,
Im Leiden Wolluſt fühlt, und mit Vergnügen zittert!
O ſagt, iſt dieſe Kunſt, die ſo Eur Herz zerſchmelzt,
Der Leidenſchaften Strom ſo durch Eur Inners wälzt,
Vergnügend, wenn ſie rührt, entzückend, wenn ſie ſchrecket,
Zu Mitleid, Menſchenlieb', und Edelmuth erwecket,
Die Sittenbilderinn, die jede Tugend lehrt,
Iſt die nicht Eurer Gunſt, und Eurer Pflege werth!
Die Fürſicht ſendet ſie mitleidig auf die Erde,
Zum Beſten des Barbars, damit er menſchlich werde;
Weiht ſie, die Lehrerin der Könige zu ſeyn,
Mit Würde, mit Genie, mit Feur vom Himmel ein;
Heißt ſie, mit ihrer Macht, durch Thränen zu ergötzen,
Das ſtumpfeſte Gefühl der Menſchenliebe wetzen;
Durch ſüße Herzensangſt, und angenehmes Graun
Die Bosheit bändigen, und an den Seelen baun;
Wohlthätig für den Staat, den Wüthenden, den Wilden,
Zum Menſchen, Bürger, Freund, und Patrioten bilden.
Geſetze ſtärken zwar der Staaten Sicherheit,
Als Ketten an der Hand der Ungerechtigkeit:
Doch deckt noch immer Liſt den Böſen vor dem Richter,
Und Macht wird oft der Schutz erhabner Böſewichter.

Wer rächt die Unſchuld dann? Weh dem gedrückten Staat,
Der, ſtatt der Tugend, nichts, als ein Geſetzbuch hat!
Geſetze, nur ein Zaum der offenen Verbrechen.
Geſetze, die man lehrt des Haſſes Urtheil ſprechen,
Wenn ihnen Eigennutz, Stolz und Partheylichkeit
Für eines Solons Geiſt, den Geiſt der Drückung leiht!
Da lernt Beſtechung bald, um Strafen zu entgehen,
Das Schwerdt der Majeſtät aus ihren Händen drehen:
Da pflanzet Herrſchbegier, ſich freuend des Verfalls
Der Redlichkeit, den Fuß der Freyheit auf den Hals.
Läßt den, der ſie vertritt, in Schimpf und Banden ſchmachten,
Und das blutſchuld'ge Beil der Themis Unſchuld ſchlachten!
  Wenn der, den kein Geſetz ſtraft, oder ſtrafen kann,
Der ſchlaue Böſewicht, der blutige Tyrann,
Wenn der die Unſchuld drückt, wer wagt es, ſie zu decken?
Den ſichert tiefe Liſt, und dieſen wafnet Schrecken.
Wer iſt ihr Genius, der ſich entgegen legt? —
Wer? Sie, die itzt den Dolch, und itzt die Geiſſel trägt,
Die unerſchrokne Kunſt, die allen Mißgeſtalten
Strafloſer Thorheit wagt den Spiegel vorzuhalten;
Die das Geweb' enthüllt, worin ſich Liſt verſpinnt,
Und den Tyrannen ſagt, daß ſie Tyrannen ſind;
Die, ohne Menſchenfurcht, vor Thronen nicht erblödet,
Und mit des Donners Stimm' ans Herz der Fürſten redet;
Gekrönte Mörder ſchreckt, den Ehrgeiz nüchtern macht,
Den Heuchler züchtiget, und Thoren klüger lacht;
Sie, die zum Unterricht die Todten läßt erſcheinen,
Die große Kunſt, mit der wir lachen, oder weinen.
  Sie fand in Griechenland Schutz, Lieb', und Lehrbegier;
In Rom, in Gallien, in Albion, und — hier.
Ihr, Freunde, habt hier oft, wenn ihre Thränen floſſen,
Mit edler Weichlichkeit, die Euren mit vergoſſen;
Habt redlich Euren Schmerz mit ihrem Schmerz vereint,
Und ihr aus voller Bruſt den Beyfall zugeweint:
Wie ſie gehaßt, geliebt, gehoffet, und geſcheuet,
Und Eurer Menſchlichkeit im Leiden Euch erfreuet.
Lang hat ſie ſich umſonſt nach Bühnen umgeſehn:

In Hamburg fand ſie Schutz: hier ſey denn ihr Athen!
Hier, in dem Schooß der Ruh, im Schutze weiſer Gönner,
Gemuthiget durch Lob, vollendet durch den Kenner;
Hier reifet — ja ich wünſch', ich hoff, ich weiſſag' es! —
Ein zweyter Roſcius, ein zweyter Sophokles,
Der Gräciens Kothurn Germanien erneure:
Und ein Theil dieſes Ruhms, ihr Gönner, wird der Eure.
O ſeyd deſſelben werth! Bleibt Eurer Güte gleich,
Und denkt, o denkt daran, ganz Deutſchland ſieht auf Euch!

Epilog.

(Geſprochen von Madame Henſel.)

Seht hier! ſo ſtandhaft ſtirbt der überzeugte Chriſt!
So lieblos haſſet der, dem Irrthum nützlich iſt,
Der Barbarey bedarf, damit er ſeine Sache,
Sein Anſehn, ſeinen Traum, zu Lehren Gottes mache.
Der Geiſt des Irrthums war Verfolgung und Gewalt,
Wo Blindheit für Verdienſt, und Furcht für Andacht galt.
So konnt er ſein Geſpinſt von Lügen, mit den Blitzen
Der Majeſtät, mit Gifft, mit Meuchelmord beſchützen.
Wo Ueberzeugung fehlt, macht Furcht den Mangel gut:
Die Wahrheit überführt, der Irrthum fodert Blut.
Verfolgen muß man die, und mit dem Schwerdt bekehren,
Die anders Glaubens ſind, als die Jsmenors lehren.
Und mancher Aladin ſieht Staatsklug oder ſchwach,
Dem ſchwarzen Blutgericht der heilgen Mörder nach,
Und muß mit ſeinem Schwerdt den, welchen Träumer haſſen,
Den Freund, den Märtyrer der Wahrheit würgen laſſen.
Abſcheulichs Meiſterſtück der Herrſchſucht und der Liſt,
Wofür kein Name hart, kein Schimpfwort lieblos iſt!
O Lehre, die erlaubt, die Gottheit ſelbſt mißbrauchen,
In ein unſchuldig Herz des Haſſes Dolch zu tauchen,
Dich, die ihr Blutpanier oft über Leichen trug,
Dich, Greuel, zu verſchmähn, wer leiht mir einen Fluch!
Ihr Freund', in deren Bruſt der Menſchheit edle Stimme
Laut für die Heldinn ſprach, als Sie dem Prieſter-Grimme
Ein ſchuldlos Opfer ward, und für die Wahrheit ſank:

Habt Dank für dies Gefühl, für jede Thräne Dank!
Wer irrt, verdient nicht Zucht des Haſſes oder Spottes:
Was Menſchen haſſen lehrt, iſt keine Lehre Gottes!
Ach! liebt die Irrenden, die ohne Bosheit blind,
Zwar Schwächere vielleicht, doch immer Menſchen ſind.
Belehret, duldet ſie; und zwingt nicht die zu Thränen,
Die ſonſt kein Vorwurf trift, als daß ſie anders wähnen!
Rechtſchaffen iſt der Mann, den, ſeinem Glauben treu,
Nichts zur Verſtellung zwingt, zu böſer Heucheley;
Der für die Wahrheit glüht, und, nie durch Furcht gezügelt,
Sie freudig, wie Olint, mit ſeinem Blut verſiegelt.
Solch Beyſpiel, edle Freund', iſt Eures Beyfalls werth:
O wohl uns! hätten wir, was Cronegk ſchön gelehrt,
Gedanken, die ihn ſelbſt ſo ſehr veredelt haben,
Durch unſre Verſtellung tief in Eur Herz gegraben!
Des Dichters Leben war ſchön, wie ſein Nachruhm iſt;
Er war, und — o verzeiht die Thrän! — und ſtarb ein Chriſt.
Ließ ſein vortrefflich Herz der Nachwelt in Gedichten,
Um ſie — was kann man mehr? noch todt zu unterrichten.
Verſaget, hat Euch itzt Sophronia gerührt,
Denn ſeiner Aſche nicht, was ihr mit Recht gebührt,
Den Seufzer, daß er ſtarb, den Dank für ſeine Lehre,
Und — ach! den traurigen Tribut von einer Zähre.
Uns aber, edle Freund', ermuntre Gütigkeit;
Und hätten wir gefehlt, ſo tadelt; doch verzeiht.
Verzeihung muthiget zu edelerm Erkühnen,
Und ſeiner Tadel lehrt, das höchſte Lob verdienen.
Bedenkt, daß unter uns die Kunſt nur kaum beginnt,
In welcher tauſend Quins, für einen Garrick ſind;
Erwartet nicht zu viel, damit wir immer ſteigen,
Und — doch nur Euch gebührt zu richten, uns zu ſchweigen.

Siebendes Stück.

Den 22ſten May, 1767.

Der Prolog zeiget das Schauſpiel in ſeiner höchſten Würde, indem er es als das Supplement der Geſetze betrachten läßt. Es giebt Dinge in dem ſittlichen Betragen des Menſchen, welche, in Anſehung ihres unmittelbaren Einflußes auf das Wohl der Geſellſchaft, zu unbeträchtlich, und in ſich ſelbſt zu veränderlich ſind, als daß ſie werth oder fähig wären, unter der eigentlichen Aufſicht des Geſetzes zu ſtehen. Es giebt wiederum andere, gegen die alle Kraft der Legislation zu kurz fällt; die in ihren Triebfedern ſo unbegreiflich, in ſich ſelbſt ſo ungeheuer, in ihren Folgen ſo unermeßlich ſind, daß ſie entweder der Ahndung der Geſetze ganz entgehen, oder doch unmöglich nach Verdienſt geahndet werden können. Ich will es nicht unternehmen, auf die erſtern, als auf Gattungen des Lächerlichen, die Komödie; und auf die andern, als auf auſſerordentliche Erſcheinungen in dem Reiche der Sitten, welche die Vernunft in Erſtaunen, und das Herz in Tumult ſetzen, die Tragödie einzuſchränken. Das Genie lacht über alle die Grenzſcheidungen der Kritik. Aber ſo viel iſt doch unſtreitig, daß das Schauſpiel überhaupt ſeinen Vorwurf entweder diſſeits oder jenſeits der Grenzen des Geſetzes wählet, und die eigentlichen Gegenſtände deſſelben nur in ſo fern behandelt, als ſie ſich entweder in das Lächerliche verlieren, oder bis in das Abſcheuliche verbreiten.

Der Epilog verweilet bey einer von den Hauptlehren, auf welche ein Theil der Fabel und Charaktere des Trauerſpiels mit abzwecken. Es war zwar von dem Hrn. von Cronegk ein wenig unüberlegt, in einem Stücke, deſſen Stoff aus den unglücklichen Zeiten der Kreutzzüge genommen iſt, die Toleranz predigen, und die Abſcheulichkeiten des Geiſtes der Verfolgung an den Bekennern der mahomedaniſchen Religion zeigen zu wollen. Denn dieſe Kreutzzüge ſelbſt, die in ihrer Anlage ein politiſcher Kunſtgriff der Päbſte waren, wurden in ihrer Ausführung die unmenſchlichſten Verfolgungen, deren ſich der chriſtliche Aberglaube jemals ſchuldig gemacht hat; die meiſten und blutgierigſten Iſmenors hatte damals die wahre Religion; und einzelne Perſonen, die eine Moſchee beraubet haben, zur Strafe ziehen, kömmt das wohl gegen die unſelige Raſerey, welche das rechtgläubige Europa entvölkerte, um das ungläubige Aſien zu verwüſten? Doch was der Tragicus in ſeinem Werke ſehr unſchicklich angebracht hat, das konnte der Dichter des Epilogs gar wohl auffaſſen. Menſchlichkeit und Sanftmuth verdienen bey jeder Gelegenheit empfehlen zu werden, und kein Anlaß dazu kann ſo entfernt ſeyn, den wenigſtens unſer Herz nicht ſehr natürlich und dringend finden ſollte.

Uebrigens ſtimme ich mit Vergnügen dem rührenden Lobe bey, welches der Dichter dem ſeligen Cronegk ertheilet. Aber ich werde mich ſchwerlich bereden laſſen, daß er mit mir, über den poetiſchen Werth des kritiſirten Stückes, nicht ebenfalls einig ſeyn ſollte. Ich bin ſehr betroffen geweſen, als man mich verſichert, daß ich verſchiedene von meinen Leſern durch mein unverhehlnes Urtheil unwillig gemacht hätte. Wenn ihnen beſcheidene Freyheit, bey der ſich durchaus keine Nebenabſichten denken laſſen, mißfällt, ſo laufe ich Gefahr, ſie noch oft unwillig zu machen. Ich habe gar nicht die Abſicht gehabt, ihnen die Leſung eines Dichters zu verleiden, den ungekünſtelter Witz, viel feine Empfindung und die lauterſte Moral empfehlen. Dieſe Eigenſchaften werden ihn jederzeit ſchätzbar machen, ob man ihm ſchon andere abſprechen muß, zu denen er entweder gar keine Anlage hatte, oder die zu ihrer Reife gewiſſe Jahre erfordern, weit unter welchen er ſtarb. Sein Codrus ward von den Verfaſſern der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften gekrönet, aber wahrlich nicht als ein gutes Stück, ſondern als das beſte von denen, die damals um den Preis ſtritten. Mein Urtheil nimmt ihm alſo keine Ehre, die ihm die Kritik damals ertheilet. Wenn Hinkende um die Wette laufen, ſo bleibt der, welcher von ihnen zuerſt an das Ziel kömmt, doch noch ein Hinkender.

Eine Stelle in dem Epilog iſt einer Mißdeutung ausgeſetzt geweſen, von der ſie gerettet zu werden verdienet. Der Dichter ſagt:

„Bedenkt, daß unter uns die Kunſt nur kaum beginnt,
„In welcher tauſend Quins, für einen Garrick ſind.

Quin, habe ich darwider erinnern hören, iſt kein ſchlechter Schauſpieler geweſen. — Nein, gewiß nicht; er war Thomſons beſonderer Freund, und die Freundſchaft, in der ein Schauſpieler mit einem Dichter, wie Thomſon, geſtanden, wird bey der Nachwelt immer ein gutes Vorurtheil für ſeine Kunſt erwecken. Auch hat Quin noch mehr, als dieſes Vorurtheil für ſich: man weiß daß er in der Tragödie mit vieler Würde geſpielet; daß er beſonders der erhabenen Sprache des Milton Genüge zu leiſten gewußt; daß er, im Komiſchen, die Rolle des Falſtaff zu ihrer größten Vollkommenheit gebracht. Doch alles dieſes macht ihn zu keinem Garrick; und das Mißverſtändniß liegt blos darinn, daß man annimmt, der Dichter habe dieſem allgemeinen und auſſerordentlichen Schauſpieler einen ſchlechten, und für ſchlecht durchgängig erkannten, entgegen ſetzen wollen. Quin ſoll hier einen von der gewöhnlichen Sorte bedeuten, wie man ſie alle Tage ſieht; einen Mann, der überhaupt ſeine Sache ſo gut wegmacht, daß man mit ihm zufrieden iſt; der auch dieſen und jenen Charakter ganz vortrefflich ſpielet, ſo wie ihm ſeine Figur, ſeine Stimme, ſein Temperament dabey zu Hülfe kommen. So ein Mann iſt ſehr brauchbar, und kann mit allem Rechte ein guter Schauſpieler heiſſen; aber wie viel fehlt ihm noch, um der Proteus in ſeiner Kunſt zu ſeyn, für den das einſtimmige Gerücht ſchon längſt den Garrick erkläret hat. Ein ſolcher Quin machte, ohne Zweifel, den König im Hamlet, als Thomas Jones und Rebhuhn in der Komödie waren;(*) und der Rebhuhne giebt es mehrere, die nicht einen Augenblick anſtehen, ihn einem Garrick weit vorzuziehen. „Was? ſagen ſie, Garrick der größte Akteur? Er ſchien ja nicht über das Geſpenſt erſchrocken, ſondern er war es. Was iſt das für eine Kunſt, über ein Geſpenſt zu erſchrecken? Gewiß und wahrhaftig, wenn wir den Geiſt geſehen hätten, ſo würden wir eben ſo ausgeſehen, und eben das gethan haben, was er that. Der andere hingegen, der König, ſchien wohl auch, etwas gerührt zu ſeyn, aber als ein guter Akteur gab er ſich doch alle mögliche Mühe, es zu verbergen. Zu dem ſprach er alle Worte ſo deutlich aus, und redete noch einmal ſo laut, als jener kleine unanſehnliche Mann, aus dem ihr ſo ein Aufhebens macht!“

Bey den Engländern hat jedes neue Stück ſeinen Prolog und Epilog, den entweder der Verfaſſer ſelbſt, oder ein Freund deſſelben, abfaſſet. Wozu die Alten den Prolog brauchten, den Zuhörer von verſchiedenen Dingen zu unterrichten, die zu einem geſchwindern Verſtändniſſe der zum Grunde liegenden Geſchichte des Stückes dienen, dazu brauchen ſie ihn zwar nicht. Aber

---

(*) Theil VI. S. 15.

er iſt darum doch nicht ohne Nutzen. Sie wiſſen hunderterley darinn zu ſagen, was das Auditorium für den Dichter, oder für den von ihm bearbeiteten Stoff einnehmen, und unbilligen Kritiken, ſowohl über ihn als über die Schauſpieler, vorbauen kann. Noch weniger bedienen ſie ſich des Epilogs, ſo wie ſich wohl Plautus deſſen manchmal bedienet; um die völlige Auflöſung des Stücks, die in dem fünften Akte nicht Raum hatte, darinn erzehlen zu laſſen. Sondern ſie machen ihn zu einer Art von Nutzanwendung, voll guter Lehren, voll feiner Bemerkungen über die geſchilderten Sitten, und über die Kunſt, mit der ſie geſchildert worden; und das alles in dem ſchnurrigſten, launigſten Tone. Dieſen Ton ändern ſie auch nicht einmal gern bey dem Trauerſpiele; und es iſt gar nichts ungewöhnliches, daß nach dem blutigſten und rührendſten, die Satyre ein ſo lautes Gelächter aufſchlägt, und der Witz ſo muthwillig wird, daß es ſcheinet, es ſey die ausdrückliche Abſicht, mit allen Eindrücken des Guten ein Geſpötte zu treiben. Es iſt bekannt, wie ſehr Thomſon wider dieſe Narrenſchellen, mit der man der Melpomene nachklingelt, geeifert hat. Wenn ich daher wünſchte, daß auch bey uns neue Originalſtücke, nicht ganz ohne Einführung und Empfehlung, vor das Publikum gebracht würden, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß bey dem Trauerſpiele der Ton des Epilogs unſerm deutſchen Ernſte angemeſſener ſeyn müßte. Nach dem Luſtſpiele könnte er immer ſo burleſk ſeyn, als er wollte. Dryden iſt es, der bey den Engländern Meiſterſtücke von dieſer Art gemacht hat, die noch itzt mit dem größten Vergnügen geleſen werden, nachdem die Spiele ſelbſt, zu welchen er ſie verfertiget, zum Theil längſt vergeſſen ſind. Hamburg hätte einen deutſchen Dryden in der Nähe; und ich brauche ihn nicht noch einmal zu bezeichnen, wer von unſern Dichtern Moral und Kritik mit attiſchem Salze zu würzen, ſo gut als der Engländer verſtehen würde.

Achtes Stück.

Den 26ſten May, 1767.

Die Vorſtellungen des erſten Abends, wurden den zweyten wiederhohlt.

Den dritten Abend (Freytags, den 24ſten v. M.) ward Melanide aufgeführet. Dieſes Stück des Nivelle de la Chauſſee iſt bekannt. Es iſt von der rührenden Gattung, der man den ſpöttiſchen Beynamen, der Weinerlichen, gegeben. Wenn weinerlich heißt, was uns die Thränen nahe bringt, wobey wir nicht übel Luſt hätten zu weinen, ſo ſind verſchiedene Stücke von dieſer Gattung etwas mehr, als weinerlich; ſie koſten einer empfindlichen Seele Ströme von Thränen; und der gemeine Praß franzöſiſcher Trauerſpiele verdienet, in Vergleichung ihrer, allein weinerlich genannt zu werden. Denn eben bringen ſie es ungefähr ſo weit, daß uns wird, als ob wir hätten weinen können, wenn der Dichter ſeine Kunſt beſſer verſtanden hätte.

Melanide iſt kein Meiſterſtück von dieſer Gattung; aber man ſieht es doch immer mit Vergnügen. Es hat ſich, ſelbſt auf dem franzöſiſchen Theater, erhalten, auf welchem es im Jahre 1741 zuerſt geſpielt ward. Der Stoff, ſagt man, ſey aus einem Roman, Mademoiſelle de Bontems betitelt, entlehnet. Ich kenne dieſen Roman nicht; aber wenn auch die Situation der zweyten Scene des dritten Akts aus ihm genommen iſt, ſo muß ich einen Unbekannten, anſtatt des de la Chauſſee, um das beneiden, weßwegen ich wohl, eine Melanide gemacht zu haben, wünſchte.

Die Ueberſetzung war nicht ſchlecht; ſie iſt unendlich beſſer, als eine italieniſche, die in dem zweyten Bande der theatraliſchen Bibliothek des Diodati ſtehet. Ich muß es zum Troſte des größten Haufens unſerer Ueberſetzer anführen, daß ihre italieniſchen Mitbrüder meiſtentheils noch weit elender ſind, als ſie. Gute Verſe indeß in gute Proſa überſetzen, erfodert etwas mehr, als Genauigkeit; oder ich möchte wohl ſagen, etwas anders. Allzu pünktliche Treue macht jede Ueberſetzung ſteif, weil unmöglich alles, was in der einen Sprache natürlich iſt, es auch in der andern ſeyn kann. Aber eine Ueberſetzung aus Verſen macht ſie zugleich wäßrig und ſchielend. Denn wo iſt der glückliche Verſificateur, den nie das Sylbenmaaß, nie der Reim, hier etwas mehr oder weniger, dort etwas ſtärker oder ſchwächer, früher oder ſpäter, ſagen lieſſe, als er es, frey von dieſem Zwange, würde geſagt haben? Wenn nun der Ueberſetzer dieſes nicht zu unterſcheiden weiß; wenn er nicht Geſchmack, nicht Muth genug hat, hier einen Nebenbegriff wegzulaſſen, da ſtatt der Metapher den eigentlichen Ausdruck zu ſetzen, dort eine Ellipſis zu ergänzen oder anzubringen: ſo wird er uns alle Nachläßigkeiten ſeines Originals überliefert, und ihnen nichts als die Entſchuldigung benommen haben, welche die Schwierigkeiten der Symmetrie und des Wohlklanges in der Grundſprache für ſie machen.

Die Rolle der Melanide ward von einer Aktrice geſpielet, die nach einer neunjährigen Entfernung vom Theater, aufs neue in allen den Vollkommenheiten wieder erſchien, die Kenner und Nichtkenner, mit und ohne Einſicht, ehedem an ihr empfunden und bewundert hatten. Madame Löwen verbindet mit dem ſilbernen Tone der ſonoreſten lieblichſten Stimme, mit dem offenſten, ruhigſten und gleichwohl ausdruckfähigſten Geſichte von der Welt, das feinſte ſchnellſte Gefühl, die ſicherſte wärmſte Empfindung, die ſich, zwar nicht immer ſo lebhaft, als es viele wünſchen, doch allezeit mit Anſtand und Würde äußert. In ihrer Deklamation accentuirt ſie richtig, aber nicht merklich. Der gänzliche Mangel intenſiver Accente verurſacht Monotonie; aber ohne ihr dieſe vorwerfen zu können, weiß ſie dem ſparſamern Gebrauche derſelben durch eine andere Feinheit zu Hülfe zu kommen, von der, leider! ſehr viele Akteurs ganz und gar nichts wiſſen. Ich will mich erklären. Man weiß, was in der Muſik das Mouvement heißt; nicht der Takt, ſondern der Grad der Langſamkeit oder Schnelligkeit, mit welchen der Takt geſpielt wird. Dieſes Mouvement iſt durch das ganze Stück einförmig; in dem nehmlichen Maaße der Geſchwindigkeit, in welchem die erſte Takte geſpielet werden, müſſen ſie alle, bis zu den letzten, geſpielet werden. Dieſe Einförmigkeit iſt in der Muſik nothwendig, weil Ein Stück nur einerley ausdrücken kann, und ohne dieſelbe gar keine Verbindung verſchiedener Inſtrumente und Stimmen möglich ſeyn würde. Mit der Deklamation hingegen iſt es ganz anders. Wenn wir einen Perioden von mehrern Gliedern, als ein beſonderes muſikaliſches Stück annehmen, und die Glieder als die Takte deſſelben betrachten, ſo müſſen dieſe Glieder, auch alsdenn, wenn ſie vollkommen gleicher Länge wären, und aus der nehmlichen Anzahl von Sylben des nehmlichen Zeitmaaßes beſtünden, dennoch nie mit einerley Geſchwindigkeit geſprochen werden. Denn da ſie, weder in Abſicht auf die Deutlichkeit und den Nachdruck, noch in Rückſicht auf den in dem ganzen Perioden herrſchenden Affekt, von einerley Werth und Belang ſeyn können: ſo iſt es der Natur gemäß, daß die Stimme die geringfügigern ſchnell herausſtößt, flüchtig und nachläßig darüber hinſchlupft; auf den beträchtlichern aber verweilet, ſie dehnet und ſchleift, und jedes Wort, und in jedem Worte jeden Buchſtaben, uns zuzählet. Die Grade dieſer Verſchiedenheit ſind unendlich; und ob ſie ſich ſchon durch keine künſtliche Zeittheilchen beſtimmen und gegen einander abmeſſen laſſen, ſo werden ſie doch auch von dem ungelehrteſten Ohre unterſchieden, ſo wie von der ungelehrteſten Zunge beobachtet, wenn die Rede aus einem durchdrungenen Herzen, und nicht blos aus einem fertigen Gedächtniſſe fließet. Die Wirkung iſt unglaublich, die dieſes beſtändig abwechſelnde Mouvement der Stimme hat; und werden vollends alle Abänderungen des Tones, nicht blos in Anſehung der Höhe und Tiefe, der Stärke und Schwäche, ſondern auch des Rauhen und Sanften, des Schneidenden und Runden, ſogar des Holprichten und Geſchmeidigen, an den rechten Stellen, damit verbunden: ſo entſtehet jene natürliche Muſik, gegen die ſich unfehlbar unſer Herz eröfnet, weil es empfindet, daß ſie aus dem Herzen entſpringt, und die Kunſt nur in ſo fern daran Antheil hat, als auch die Kunſt zur Natur werden kann. Und in dieſer Muſik, ſage ich, iſt die Aktrice, von welcher ich ſpreche, ganz vortrefflich, und ihr niemand zu vergleichen, als Herr Eckhof, der aber, indem er die intenſiven Accente auf einzelne Worte, worauf ſie ſich weniger befleißiget, noch hinzufüget, blos dadurch ſeiner Deklamation eine höhere Vollkommenheit zu geben im Stande iſt. Doch vielleicht hat ſie auch dieſe in ihrer Gewalt; und ich urtheile blos ſo von ihr, weil ich ſie noch in keinen Rollen geſehen, in welchen ſich das Rührende zum Pathetiſchen erhebet. Ich erwarte ſie in dem Trauerſpiele, und fahre indeß in der Geſchichte unſers Theaters fort.

Den vierten Abend (Montags, den 27ſten v. M.) ward ein neues deutſches Original, betittelt Julie, oder Wettſtreit der Pflicht und Liebe, aufgeführet. Es hat den Hrn. Heufeld in Wien zum Verfaſſer, der uns ſagt, daß bereits zwey andere Stücke von ihm, den Beyfall des dortigen Publikums erhalten hätten. Ich kenne ſie nicht; aber nach dem gegenwärtigen zu urtheilen, müſſen ſie nicht ganz ſchlecht ſeyn.

Die Hauptzüge der Fabel und der größte Theil der Situationen, ſind aus der Neuen Heloiſe des Rouſſeau entlehnet. Ich wünſchte, daß Hr. Heufeld, ehe er zu Werke geſchritten, die Beurtheilung dieſes Romans in den Briefen, die neueſte Litteratur betreffend, (*) geleſen und ſtudiert hätte. Er würde mit einer ſicherern Einſicht in die Schönheiten ſeines Originals gearbeitet haben, und vielleicht in vielen Stücken glücklicher geweſen ſeyn.

Der Werth der Neuen Heloiſe iſt, von der Seite der Erfindung, ſehr gering, und das Beſte darinn ganz und gar keiner dramatiſchen Bearbeitung fähig. Die Situationen ſind alltäglich oder unnatürlich, und die wenig guten ſo weit von einander entfernt, daß ſie ſich, ohne Gewaltſamkeit, in den engen Raum eines Schauſpiels von drey Aufzügen nicht zwingen laſſen. Die Geſchichte konnte ſich auf der Bühne unmöglich ſo ſchlieſſen, wie ſie ſich in dem Romane nicht ſowohl ſchließt, als verlieret. Der Liebhaber der Julie mußte hier glücklich werden, und Hr. Heufeld läßt ihn glücklich werden. Er bekömmt ſeine Schülerinn. Aber hat Hr. Heufeld auch überlegt, daß ſeine Julie nun gar nicht mehr die Julie des Rouſſeau iſt? Doch Julie des Rouſſeau, oder nicht: wem liegt daran? Wenn ſie nur ſonſt eine Perſon iſt, die intereßiret. Aber eben das iſt ſie nicht; ſie iſt nichts, als eine kleine verliebte Närrinn, die manchmal artig genug ſchwatzet, wenn ſich Herr Heufeld auf eine ſchöne Stelle im Rouſſeau beſinnet. „Julie, ſagt der Kunſtrichter, deſſen Urtheils ich erwähnet habe, ſpielt in der Geſchichte eine zweyfache Rolle. Sie iſt Anfangs ein ſchwaches und ſogar etwas verführeriſches Mädchen, und wird zuletzt ein Frauenzimmer, das, als ein Muſter der Tugend, alle, die man jemals erdichtet hat, weit

---

(*) Theil X. S. 255. u. f. [Von M. Mendelsſohn.]

übertrift.“ Dieſes letztere wird ſie durch ihren Gehorſam, durch die Aufopferung ihrer Liebe, durch die Gewalt, die ſie über ihr Herz gewinnet. Wenn nun aber von allen dieſen in dem Stücke nichts zu hören und zu ſehen iſt: was bleibt von ihr übrig, als, wie geſagt, das ſchwache verführeriſche Mädchen, das Tugend und Weisheit auf der Zunge, und Thorheit im Herzen hat?

Den St. Preux des Rouſſeau hat Herr Heufeld in einen Siegmund umgetauft. Der Name Siegmund ſchmecket bey uns ziemlich nach dem Domeſtiquen. Ich wünſchte, daß unſere dramatiſchen Dichter auch in ſolchen Kleinigkeiten ein wenig geſuchter, und auf den Ton der großen Welt aufmerkſamer ſeyn wollten. — St. Preux ſpielt ſchon bey dem Rouſſeau eine ſehr abgeſchmackte Figur. „Sie nennen ihn alle, ſagt der angeführte Kunſtrichter, den Philoſophen. Den Philoſophen! Ich möchte wiſſen, was der junge Menſch in der ganzen Geſchichte ſpricht oder thut, dadurch er dieſen Namen verdienet? In meinen Augen iſt er der albernſte Menſch von der Welt, der in allgemeinen Ausrufungen Vernunft und Weisheit bis in den Himmel erhebt, und nicht den geringſten Funken davon beſitzet. In ſeiner Liebe iſt er abentheuerlich, ſchwülſtig, ausgelaſſen, und in ſeinem übrigen Thun und Laſſen findet ſich nicht die geringſte Spur von Ueberlegung. Er ſetzet das ſtolzeſte Zutrauen in ſeine Vernunft, und iſt dennoch nicht entſchloſſen genug, den kleinſten Schritt zu thun, ohne von ſeiner Schülerinn, oder von ſeinem Freunde an der Hand geführet zu werden.“ — Aber wie tief iſt der deutſche Siegmund noch unter dieſem St. Preux!

Neuntes Stück.

Den 29ſten May, 1767.

In dem Romane hat St. Preux doch noch dann und wann Gelegenheit, ſeinen aufgeklärten Verſtand zu zeigen, und die thätige Rolle des rechtſchaffenen Mannes zu ſpielen. Aber Siegmund in der Komödie iſt weiter nichts, als ein kleiner eingebildeter Pedant, der aus ſeiner Schwachheit eine Tugend macht, und ſich ſehr beleidiget findet, daß man ſeinem zärtlichen Herzchen nicht durchgängig will Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Seine ganze Wirkſamkeit läuft auf ein Paar mächtige Thorheiten heraus. Das Bürſchchen will ſich ſchlagen und erſtechen.

Der Verfaſſer hat es ſelbſt empfunden, daß ſein Siegmund nicht in genugſamer Handlung erſcheinet; aber er glaubt, dieſem Einwurfe dadurch vorzubeugen, wenn er zu erwägen giebt: „daß ein Menſch ſeines gleichen, in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden, nicht wie ein König, dem alle Augenblicke Gelegenheiten dazu darbieten, große Handlungen verrichten könne. Man müſſe zum voraus annehmen, daß er ein rechtſchaffener Mann ſey, wie er beſchrieben werde; und genug, daß Julie, ihre Mutter, Clariſſe, Eduard, lauter rechtſchaffene Leute, ihn dafür erkannt hätten.“

Es iſt recht wohl gehandelt, wenn man, im gemeinen Leben, in den Charakter anderer kein beleidigendes Mißtrauen ſetzt; wenn man dem Zeugniſſe, das ſich ehrliche Leute unter einander ertheilen, allen Glauben beymißt. Aber darf uns der dramatiſche Dichter mit dieſer Regel der Billigkeit abſpeiſen? Gewiß nicht; ob er ſich ſchon ſein Geſchäft dadurch ſehr leicht machen könnte. Wir wollen es auf der Bühne ſehen, wer die Menſchen ſind, und können es nur aus ihren Thaten ſehen. Das Gute, das wir ihnen, blos auf anderer Wort, zutrauen ſollen, kann uns unmöglich für ſie intereſſiren; es läßt uns völlig gleichgültig, und wenn wir nie die geringſte eigene Erfahrung davon erhalten, ſo hat es ſogar eine üble Rückwirkung auf diejenigen, auf deren Treu und Glauben wir es einzig und allein annehmen ſollen. Weit gefehlt alſo, daß wir deßwegen, weil Julie, ihre Mutter, Clariſſe, Eduard, den Siegmund für den vortrefflichſten, vollkommenſten jungen Menſchen erklären, ihn auch dafür zu erkennen bereit ſeyn ſollten: ſo fangen wir vielmehr an, in die Einſicht aller dieſer Perſonen ein Mißtrauen zu ſetzen, wenn wir nie mit unſern eigenen Augen etwas ſehen, was ihre günſtige Meinung rechtfertiget. Es iſt wahr, in vier und zwanzig Stunden kann eine Privatperſon nicht viel große Handlungen verrichten. Aber wer verlangt denn große? Auch in den kleinſten kann ſich der Charakter ſchildern; und nur die, welche das meiſte Licht auf ihn werfen, ſind, nach der poetiſchen Schätzung, die größten. Wie traf es ſich denn indeß, daß vier und zwanzig Stunden Zeit genug waren, dem Siegmund zu den zwey äußerſten Narrheiten Gelegenheit zu ſchaffen, die einem Menſchen in ſeinen Umſtänden nur immer einfallen können? Die Gelegenheiten ſind auch darnach; könnte der Verfaſſer antworten: doch das wird er wohl nicht. Sie möchten aber noch ſo natürlich herbeygeführet, noch ſo fein behandelt ſeyn: ſo würden darum die Narrheiten ſelbſt, die wir ihn zu begehen im Begriffe ſehen, ihre üble Wirkung auf unſere Idee von dem jungen ſtürmiſchen Scheinweiſen, nicht verlieren. Daß er ſchlecht handele, ſehen wir: daß er gut handeln könne, hören wir nur, und nicht einmal in Beyſpielen, ſondern in den allgemeinſten ſchwankendſten Ausdrücken.

Die Härte, mit der Julien von ihrem Vater begegnet wird, da ſie einen andern von ihm zum Gemahle nehmen ſoll, als den ihr Herz gewählet hatte, wird beym Rouſſeau nur kaum berührt. Herr Heufeld hatte den Muth, uns eine ganze Scene davon zu zeigen. Ich liebe es, wenn ein junger Dichter etwas wagt. Er läßt den Vater, die Tochter zu Boden ſtoßen. Ich war um die Ausführung dieſer Aktion beſorgt. Aber vergebens; unſere Schauſpieler hatten ſie ſo wohl concertiret; es ward, von Seiten des Vaters und der Tochter, ſo viel Anſtand dabey beobachtet, und dieſer Anſtand that der Wahrheit ſo wenig Abbruch, daß ich mir geſtehen mußte, dieſen Akteurs könne man ſo etwas anvertrauen, oder keinen. Herr Heufeld verlangt, daß, wenn Julie von ihrer Mutter aufgehoben wird, ſich in ihrem Geſichte Blut zeigen ſoll. Es kann ihm lieb ſeyn, daß dieſes unterlaſſen worden. Die Pantomime muß nie bis zu dem Eckelhaften getrieben werden. Gut, wenn in ſolchen Fällen die erhitzte Einbildungskraft Blut zu ſehen glaubt; aber das Auge muß es nicht wirklich ſehen.

Die darauf folgende Scene iſt die hervorragendſte des ganzen Stückes. Sie gehört dem Rouſſeau. Ich weiß ſelbſt nicht, welcher Unwille ſich in die Empfindung des Pathetiſchen miſchet, wenn wir einen Vater ſeine Tochter fußfällig um etwas bitten ſehen. Es beleidiget, es kränket uns, denjenigen ſo erniedriget zu erblicken, dem die Natur ſo heilige Rechte übertragen hat. Dem Rouſſeau muß man dieſen auſſerordentlichen Hebel verzeihen; die Maſſe iſt zu groß, die er in Bewegung ſetzen ſoll. Da keine Gründe bey Julien anſchlagen wollen; da ihr Herz in der Verfaſſung iſt, daß es ſich durch die äußerſte Strenge in ſeinem Entſchluſſe nur noch mehr befeſtigen würde: ſo konnte ſie nur durch die plötzliche Ueberraſchung der unerwarteſten Begegnung erſchüttert, und in einer Art von Betäubung umgelenket werden. Die Geliebte ſollte ſich in die Tochter, verführeriſche Zärtlichkeit in blinden Gehorſam verwandeln; da Rouſſeau kein Mittel ſahe, der Natur dieſe Veränderung abzugewinnen, ſo mußte er ſich entſchlieſſen, ihr ſie abzunöthigen, oder, wenn man will, abzuſtehlen. Auf keine andere Weiſe konnten wir es Julien in der Folge vergeben, daß ſie den inbrünſtigſten Liebhaber dem kälteſten Ehemanne aufgeopfert habe. Aber da dieſe Aufopferung in der Komödie nicht erfolget; da es nicht die Tochter, ſondern der Vater iſt, der endlich nachgiebt: hätte Herr Heufeld die Wendung nicht ein wenig lindern ſollen, durch die Rouſſeau blos das Befremdliche jener Aufopferung rechtfertigen, und das Ungewöhnliche derſelben vor dem Vorwurfe des Unnatürlichen in Sicherheit ſetzen wollte? — Doch Kritik, und kein Ende! Wenn Herr Heufeld das gethan hätte, ſo würden wir um eine Scene gekommen ſeyn, die, wenn ſie ſchon nicht ſo recht in das Ganze paſſen will, doch ſehr kräftig iſt; er würde uns ein hohes Licht in ſeiner Copie vermahlt haben, von dem man zwar nicht eigentlich weiß, wo es herkömmt, das aber eine treffliche Wirkung thut. Die Art, mit der Herr Eckhof dieſe Scene ausführte, die Aktion, mit der er einen Theil der grauen Haare vors Auge brachte, bey welchen er die Tochter beſchwor; wären es allein werth geweſen, eine kleine Unſchicklichkeit zu begehen, die vielleicht niemanden, als dem kalten Kunſtrichter, bey Zergliederung des Planes, merklich wird.

Das Nachſpiel dieſes Abends war, der Schatz; die Nachahmung des Plautinſchen Trinummus, in welcher der Verfaſſer alle die komiſchen Scenen ſeines Originals in einen Aufzug zu concentriren geſucht hat. Er ward ſehr wohl geſpielt. Die Akteurs alle wußten ihre Rollen mit der Fertigkeit, die zu dem Niedrigkomiſchen ſo nothwendig erfodert wird. Wenn ein halbſchieriger Einfall, eine Unbeſonnenheit, ein Wortſpiel, langſam und ſtotternd vorgebracht wird; wenn ſich die Perſonen auf Armſeligkeiten, die weiter nichts als den Mund in Falten ſetzen ſollen, noch erſt viel beſinnen: ſo iſt die Langeweile unvermeidlich. Poſſen müſſen Schlag auf Schlag geſagt werden, und der Zuhörer muß keinen Augenblick Zeit haben, zu unterſuchen, wie witzig oder unwitzig ſie ſind. Es ſind keine Frauenzimmer in dieſem Stücke; das einzige, welches noch anzubringen geweſen wäre, würde eine froſtige Liebhaberinn ſeyn; und freylich lieber keines, als ſo eines. Sonſt möchte ich es niemanden rathen, ſich dieſer Beſonderheit zu befleißigen. Wir ſind zu ſehr an die Untermengung beider Geſchlechter gewöhnet, als daß wir bey gänzlicher Vermiſſung des reitzendern, nicht etwas Leeres empfinden ſollten.

Unter den Italienern hat ehedem Cecchi, und neuerlich unter den Franzoſen Destouches, das nehmliche Luſtſpiel des Plautus wieder auf die Bühne gebracht. Sie haben beide große Stücke von fünf Aufzügen daraus gemacht, und ſind daher genöthiget geweſen, den Plan des Römers mit eignen Erfindungen zu erweitern. Das vom Cecchi heißt, die Mitgift, und wird vom Riccoboni, in ſeiner Geſchichte des italieniſchen Theaters, als eines von den beſten alten Luſtſpielen deſſelben empfohlen. Das vom Destouches führt den Titel, der verborgne Schatz, und ward ein einzigesmal, im Jahre 1745, auf der italieniſchen Bühne zu Paris, und auch dieſes einzigemal nicht ganz bis zu Ende, aufgeführet. Es fand keinen Beyfall, und iſt erſt nach dem Tode des Verfaſſers, und alſo verſchiedene Jahre ſpäter, als der deutſche Schatz, im Drucke erſchienen. Plautus ſelbſt iſt nicht der erſte Erfinder dieſes ſo glücklichen, und von mehrern mit ſo vieler Nacheifrung bearbeiteten Stoffes geweſen; ſondern Philemon, bey dem es eben die ſimple Aufſchrift hatte, zu der es im Deutſchen wieder zurückgeführet worden. Plautus hatte ſeine ganz eigne Manier, in Benennung ſeiner Stücke; und meiſtentheils nahm er ſie von dem allerunerheblichſten Umſtande her. Dieſes z. E. nennte er Trinummus, den Dreyling; weil der Sykophant einen Dreyling für ſeine Mühe bekam.

Zehntes Stück.

Den 2ten Juny, 1767.

Das Stück des fünften Abends (Dienſtags, den 28ſten April,) war, das unvermuthete Hinderniß, oder das Hinderniß ohne Hinderniß, vom Destouches.

Wenn wir die Annales des franzöſiſchen Theaters nachſchlagen, ſo finden wir, daß die luſtigſten Stücke dieſes Verfaſſers, gerade den allerwenigſten Beyfall gehabt haben. Weder das gegenwärtige, noch der verborgne Schatz, noch das Geſpenſt mit der Trommel, noch der poetiſche Dorfjunker, haben ſich darauf erhalten; und ſind, ſelbſt in ihrer Neuheit, nur wenigemal aufgeführet worden. Es beruhet ſehr viel auf dem Tone, in welchem ſich ein Dichter ankündiget, oder in welchem er ſeine beſten Werke verfertiget. Man nimmt ſtillſchweigend an, als ob er eine Verbindung dadurch eingehe, ſich von dieſem Tone niemals zu entfernen; und wenn er es thut, dünket man ſich berechtiget, darüber zu ſtutzen. Man ſucht den Verfaſſer in dem Verfaſſer, und glaubt, etwas ſchlechters zu finden, ſobald man nicht das nehmliche findet. Destouches hatte in ſeinem verheyratheten Philoſophen, in ſeinem Ruhmredigen, in ſeinem Verſchwender, Muſter eines feinern, höhern Komiſchen gegeben, als man vom Moliere, ſelbſt in ſeinen ernſthafteſten Stücken, gewohnt war. Sogleich machten die Kunſtrichter, die ſo gern klaßificiren, dieſes zu ſeiner eigenthümlichen Sphäre; was bey dem Poeten vielleicht nichts als zufällige Wahl war, erklärten ſie für vorzüglichen Hang und herrſchende Fähigkeit; was er einmal, zweymal, nicht gewollt hatte, ſchien er ihnen nicht zu können: und als er es nunmehr wollte, was ſieht Kunſtrichtern ähnlicher, als daß ſie ihm lieber nicht Gerechtigkeit wiederfahren lieſſen, ehe ſie ihr voreiliges Urtheil änderten? Ich will damit nicht ſagen, daß das Niedrigkomiſche des Destouches mit dem Molieriſchen von einerley Güte ſey. Es iſt wirklich um vieles ſteifer; der witzige Kopf iſt mehr darinn zu ſpüren, als der getreue Mahler; ſeine Narren ſind ſelten von den behäglichen Narren, wie ſie aus den Händen der Natur kommen, ſondern mehrentheils von der hölzernen Gattung, wie ſie die

Kunſt ſchnitzelt, und mit Affektation, mit verfehlter Lebensart, mit Pedanterie überladet; ſein Schulwitz, ſeine Maſuren, ſind daher froſtiger als lächerlich. Aber dem ohngeachtet, — und nur dieſes wollte ich ſagen, — ſind ſeine luſtigen Stücke am wahren Komiſchen ſo geringhaltig noch nicht, als ſie ein verzärtelter Geſchmack findet; ſie haben Scenen mit unter, die uns aus Herzensgrunde zu lachen machen, und die ihm allein einen anſehnlichen Rang unter den komiſchen Dichtern verſichern könnten.

Hierauf folgte ein neues Luſtſpiel in einem Aufzuge, betitelt, die neue Agneſe.

Madame Gertrude ſpielte vor den Augen der Welt die fromme Spröde; aber insgeheim war ſie die gefällige, feurige Freundinn eines gewiſſen Bernard. Wie glücklich, o wie glücklich machſt du mich, Bernard! rief ſie einſt in der Entzückung, und ward von ihrer Tochter behorcht. Morgens darauf fragt das liebe einfältige Mädchen: Aber, Mamma, wer iſt denn der Bernard, der die Leute glücklich macht? Die Mutter merkte ſich verrathen, faßte ſich aber geſchwind. Es iſt der Heilige, meine Tochter, den ich mir kürzlich gewählt habe; einer von den größten im Paradieſe. Nicht lange, ſo ward die Tochter mit einem gewiſſen Hilar bekannt. Das gute Kind fand in ſeinem Umgange recht viel Vergnügen; Mamma bekömmt Verdacht; Mamma beſchleicht das glückliche Paar; und da bekömmt Mamma von dem Töchterchen eben ſo ſchöne Seufzer zu hören, als das Töchterchen jüngſt von Mamma gehört hatte. Die Mutter ergrimmt, überfällt ſie, tobt. Nun, was denn, liebe Mamma? ſagt endlich das ruhige Mädchen. Sie haben ſich den H. Bernard gewählt; und ich, ich mir den H. Hilar. Warum nicht? — Dieſes iſt eines von den lehrreichen Märchen, mit welchen das weiſe Alter des göttlichen Voltaire die junge Welt beſchenkte. Favart fand es gerade ſo erbaulich, als die Fabel zu einer komiſchen Oper ſeyn muß. Er ſahe nichts anſtößiges darinn, als die Namen der Heiligen, und dieſem Anſtoße wußte er auszuweichen. Er machte aus Madame Gertrude eine platoniſche Weiſe, eine Anhängerinn der Lehre des Gabalis; und der H. Bernard ward zu einem Sylphen, der unter dem Namen und in der Geſtalt eines guten Bekannten die tugendhafte Frau beſucht. Zum Sylphen ward dann auch Hilar, und ſo weiter. Kurz, es entſtand die Operette, Iſabelle und Gertrude, oder die vermeinten Sylphen; welche die Grundlage zur neuen Agneſe iſt. Man hat die Sitten darinn, den unſrigen näher zu bringen geſucht; man hat ſich aller Anſtändigkeit befliſſen; das liebe Mädchen iſt von der reitzendſten, verehrungswürdigſten Unſchuld; und durch das Ganze ſind eine Menge gute komiſche Einfälle verſtreuet, die zum Theil dem deutſchen Verfaſſer eigen ſind. Ich kann mich in die Veränderungen ſelbſt, die er mit ſeiner Urſchrift gemacht, nicht näher einlaſſen; aber Perſonen von Geſchmack, welchen dieſe nicht unbekannt war, wünſchten, daß er die Nachbarinn, anſtatt des Vaters, beybehalten hätte. — Die Rolle der Agneſe ſpielte Mademoiſelle Felbrich, ein junges Frauenzimmer, das eine vortreffliche Aktrice verſpricht, und daher die beſte Aufmunterung verdienet. Alter, Figur, Mine, Stimme, alles kömmt ihr hier zu Statten; und ob ſich, bey dieſen Naturgaben, in einer ſolchen Rolle ſchon vieles von ſelbſt ſpielet: ſo muß man ihr doch auch eine Menge Feinheiten zugeſtehen, die Vorbedacht und Kunſt, aber gerade nicht mehr und nicht weniger verriethen, als ſich an einer Agneſe verrathen darf.

Den ſechſten Abend (Mittwochs, den 29ſten April,) ward die Semiramis des Hrn. von Voltaire aufgeführet.

Dieſes Trauerſpiel ward im Jahre 1748 auf die franzöſiſche Bühne gebracht, erhielt großen Beyfall, und macht, in der Geſchichte dieſer Bühne, gewiſſermaaßen Epoche. — Nachdem der Hr. von Voltaire ſeine Zayre und Alzire, ſeinen Brutus und Cäſar geliefert hatte, ward er in der Meinung beſtärkt, daß die tragiſchen Dichter ſeiner Nation die alten Griechen in vielen Stücken weit überträfen. Von uns Franzoſen, ſagt er, hätten die Griechen eine geſchicktere Expoſition, und die große Kunſt, die Auftritte unter einander ſo zu verbinden, daß die Scene niemals leer bleibt, und keine Perſon weder ohne Urſache kömmt noch abgehet, lernen können. Von uns, ſagt er, hätten ſie lernen können, wie Nebenbuhler und Nebenbuhlerinnen, in witzigen Antitheſen, mit einander ſprechen; wie der Dichter, mit einer Menge erhabner, glänzender Gedanken, blenden und in Erſtaunen ſetzen müſſe. Von uns hätten ſie lernen können — O freylich; was iſt von den Franzoſen nicht alles zu lernen! Hier und da möchte zwar ein Ausländer, der die Alten auch ein wenig geleſen hat, demüthig um Erlaubniß bitten, anderer Meinung ſeyn zu dürfen. Er möchte vielleicht einwenden, daß alle dieſe Vorzüge der Franzoſen auf das Weſentliche des Trauerſpiels eben keinen großen Einfluß hätten; daß es Schönheiten wären, welche die einfältige Größe der Alten verachtet habe. Doch was hilft es, dem Herrn von Voltaire etwas einzuwenden? Er ſpricht, und man glaubt. Ein einziges vermißte er bey ſeiner Bühne; daß die großen Meiſterſtücke derſelben nicht mit der Pracht aufgeführet würden, deren doch die Griechen die kleinen Verſuche einer erſt ſich bildenden Kunſt gewürdiget hätten. Das Theater in Paris, ein altes Ballhaus, mit Verzierungen von dem ſchlechteſten Geſchmacke, wo ſich in einem ſchmutzigen Parterre das ſtehende Volk drengt und ſtößt, beleidigte ihn mit Recht; und beſonders beleidigte ihn die barbariſche Gewohnheit, die Zuſchauer auf der Bühne zu dulden, wo ſie den Akteurs kaum ſo viel Platz laſſen, als zu ihren nothwendigſten Bewegungen erforderlich iſt. Er war überzeugt, daß blos dieſer Uebelſtand Frankreich um vieles gebracht habe, was man, bey einem freyern, zu Handlungen bequemern und prächtigern Theater, ohne Zweifel gewagt hätte. Und eine Probe hiervon zu geben, verfertigte er ſeine Semiramis. Eine Königinn, welche die Stände ihres Reichs verſammelt, um ihnen ihre Vermählung zu eröffnen; ein Geſpenſt, das aus ſeiner Gruft ſteigt, um Blutſchande zu verhindern, und ſich an ſeinem Mörder zu rächen; dieſe Gruft, in die ein Narr hereingeht, um als ein Verbrecher wieder herauszukommen: das alles war in der That für die Franzoſen etwas ganz Neues. Es macht ſo viel Lermen auf der Bühne, es erfordert ſo viel Pomp und Verwandlung, als man nur immer in einer Oper gewohnt iſt. Der Dichter glaubte das Muſter zu einer ganz beſondern Gattung gegeben zu haben; und ob er es ſchon nicht für die franzöſiſche Bühne, ſo wie ſie war, ſondern ſo wie er ſie wünſchte, gemacht hatte: ſo ward es dennoch auf derſelben, vor der Hand, ſo gut geſpielet, als es ſich ohngefähr ſpielen ließ. Bey der erſten Vorſtellung ſaßen die Zuſchauer noch mit auf dem Theater; und ich hätte wohl ein altväteriſches Geſpenſt in einem ſo galanten Zirkel mögen erſcheinen ſehen. Erſt bey den folgenden Vorſtellungen ward dieſer Unſchicklichkeit abgeholfen; die Akteurs machten ſich ihre Bühne frey; und was damals nur eine Ausnahme, zum Beſten eines ſo auſſerordentlichen Stückes, war, iſt nach der Zeit die beſtändige Einrichtung geworden. Aber vornehmlich nur für die Bühne in Paris; für die, wie geſagt, Semiramis in dieſem Stücke Epoche macht. In den Provinzen bleibet man noch häufig bey der alten Mode, und will lieber aller Illuſion, als dem Vorrechte entſagen, den Zayren und Meropen auf die Schleppe treten zu können.

Eilftes Stück.

Den 5ten Junius, 1767.

Die Erſcheinung eines Geiſtes war in einem franzöſiſchen Trauerſpiele eine ſo kühne Neuheit, und der Dichter, der ſie wagte, rechtfertiget ſie mit ſo eignen Gründen, daß es ſich der Mühe lohnet, einen Augenblick dabey zu verweilen.

„Man ſchrie und ſchrieb von allen Seiten, ſagt der Herr von Voltaire, daß man an Geſpenſter nicht mehr glaube, und daß die Erſcheinung der Todten, in den Augen einer erleuchteten Nation, nicht anders als kindiſch ſeyn könne. Wie? verſetzt er dagegen; das ganze Alterthum hätte dieſe Wunder geglaubt, und es ſollte nicht vergönnt ſeyn, ſich nach dem Alterthume zu richten? Wie? unſere Religion hätte dergleichen auſſerordentliche Fügungen der Vorſicht geheiliget, und es ſollte lächerlich ſeyn, ſie zu erneuern?“

Dieſe Ausrufungen, dünkt mich, ſind rhetoriſcher, als gründlich. Vor allen Dingen wünſchte ich, die Religion hier aus dem Spiele zu laſſen. In Dingen des Geſchmacks und der Kritik, ſind Gründe, aus ihr genommen, recht gut, ſeinen Gegner zum Stillſchweigen zu bringen, aber nicht ſo recht tauglich, ihn zu überzeugen. Die Religion, als Religion, muß hier nichts entſcheiden ſollen; nur als eine Art von Ueberlieferung des Alterthums, gilt ihr Zeugniß nicht mehr und nicht weniger, als andere Zeugniſſe des Alterthums gelten. Und ſo nach hätten wir es auch hier, nur mit dem Alterthume zu thun.

Sehr wohl; das ganze Alterthum hat Geſpenſter geglaubt. Die dramatiſchen Dichter des Alterthums hatten alſo Recht, dieſen Glauben zu nutzen; wenn wir bey einem von ihnen wiederkommende Todte aufgeführet finden, ſo wäre es unbillig, ihm nach unſern beſſern Einſichten den Proceß zu machen. Aber hat darum der neue, dieſe unſere beſſere Einſichten theilende dramatiſche Dichter, die nehmliche Befugniß? Gewiß nicht. — Aber wenn er ſeine Geſchichte in jene leichtgläubigere Zeiten zurücklegt? Auch alsdenn nicht. Denn der dramatiſche Dichter iſt kein Geſchichtſchreiber; er erzehlt nicht, was man ehedem geglaubt, daß es geſchehen, ſondern er läßt es vor unſern Augen nochmals geſchehen; und läßt es nochmals geſchehen, nicht der bloßen hiſtoriſchen Wahrheit wegen, ſondern in einer ganz andern und höhern Abſicht; die hiſtoriſche Wahrheit iſt nicht ſein Zweck, ſondern nur das Mittel zu ſeinem Zwecke; er will uns täuſchen, und durch die Täuſchung rühren. Wenn es alſo wahr iſt, daß wir itzt keine Geſpenſter mehr glauben; wenn dieſes Nichtglauben die Täuſchung nothwendig verhindern müßte; wenn ohne Täuſchung wir unmöglich ſympathiſiren können: ſo handelt itzt der dramatiſche Dichter wider ſich ſelbſt, wenn er uns dem ohngeachtet ſolche unglaubliche Mährchen ausſtaffiret; alle Kunſt, die er dabey anwendet, iſt verloren.

Folglich? Folglich iſt es durchaus nicht erlaubt, Geſpenſter und Erſcheinungen auf die Bühne zu bringen? Folglich iſt dieſe Quelle des Schrecklichen und Pathetiſchen für uns vertrocknet? Nein; dieſer Verluſt wäre für die Poeſie zu groß; und hat ſie nicht Beyſpiele für ſich, wo das Genie aller unſerer Philoſophie trotzet, und Dinge, die der kalten Vernunft ſehr ſpöttiſch vorkommen, unſerer Einbildung ſehr fürchterlich zu machen weiß? Die Folge muß daher anders fallen; und die Vorausſetzung wird nur falſch ſeyn. Wir glauben keine Geſpenſter mehr? Wer ſagt das? Oder vielmehr, was heißt das? Heißt es ſo viel: wir ſind endlich in unſern Einſichten ſo weit gekommen, daß wir die Unmöglichkeit davon erweiſen können; gewiſſe unumſtößliche Wahrheiten, die mit dem Glauben an Geſpenſter im Widerſpruche ſtehen, ſind ſo allgemein bekannt worden, ſind auch dem gemeinſten Manne immer und beſtändig ſo gegenwärtig, daß ihm alles, was damit ſtreitet, nothwendig lächerlich und abgeſchmackt vorkommen muß? Das kann es nicht heiſſen. Wir glauben izt keine Geſpenſter, kann alſo nur ſo viel heiſſen: in dieſer Sache, über die ſich faſt eben ſo viel dafür als darwider ſagen läßt, die nicht entſchieden iſt, und nicht entſchieden werden kann, hat die gegenwärtig herrſchende Art zu denken den Gründen darwider das Uebergewicht gegeben; einige wenige haben dieſe Art zu denken, und viele wollen ſie zu haben ſcheinen; dieſe machen das Geſchrey und geben den Ton; der größte Hauſe ſchweigt und verhält ſich gleichgültig, und denkt bald ſo, bald anders, hört beym hellen Tage mit Vergnügen über die Geſpenſter ſpotten, und bey dunkler Nacht mit Grauſen davon erzehlen.

Aber in dieſem Verſtande keine Geſpenſter glauben, kann und darf den dramatiſchen Dichter im geringſten nicht abhalten, Gebrauch davon zu machen. Der Saame, ſie zu glauben, liegt in uns allen, und in denen am häufigſten, für die er vornehmlich dichtet. Es kömmt nur auf ſeine Kunſt an, dieſen Saamen zum Keimen zu bringen; nur auf gewiſſe Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit in der Geſchwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er dieſe in ſeiner Gewalt, ſo mögen wir in gemeinem Leben glauben, was wir wollen; im Theater müſſen wir glauben, was Er will.

So ein Dichter iſt Shakeſpear, und Shakeſpear faſt einzig und allein. Vor ſeinem Geſpenſte im Hamlet richten ſich die Haare zu Berge, ſie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken. Der Herr von Voltaire that gar nicht wohl, ſich auf dieſes Geſpenſt zu berufen; es macht ihn und ſeinen Geiſt des Ninus — lächerlich.

// Shakeſpears Geſpenſt kömmt wirklich aus jener Welt; ſo dünkt uns. Denn es kömmt zu der feyerlichen Stunde, in der ſchaudernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitung aller der düſtern, geheimnißvollen Nebenbegriffe, wenn und mit welchen wir, von der Amme an, Geſpenſter zu erwarten und zu denken gewohnt ſind. Aber Voltairens Geiſt iſt auch nicht einmal zum Popanze gut, Kinder damit zu ſchrecken; es iſt der bloße verkleidete Komödiant, der nichts hat, nichts ſagt, nichts thut, was es wahrſcheinlich machen könnte, er wäre das, wofür er ſich ausgiebt; alle Umſtände vielmehr, unter welchen er erſcheinet, ſtören den Betrug, und verrathen das Geſchöpf eines kalten Dichters, der uns gern täuſchen und ſchrecken möchte, ohne daß er weiß, wie er es anfangen ſoll. Man überlege auch nur dieſes einzige: am hellen Tage, mitten in der Verſamlung der Stände des Reichs, von einem Donnerſchlage angekündiget, tritt das Voltairiſche Geſpenſt aus ſeiner Gruft hervor. Wo hat Voltaire jemals gehört, daß Geſpenſter ſo dreiſt ſind? Welche alte Frau hätte ihm nicht ſagen können, daß die Geſpenſter das Sonnenlicht ſcheuen, und große Geſellſchaften gar nicht gern beſuchten? Doch Voltaire wußte zuverläßig das auch; aber er war zu furchtſam, zu eckel, dieſe gemeinen Umſtände zu nutzen; er wollte uns einen Geiſt zeigen, aber es ſollte ein Geiſt von einer edlern Art ſeyn; und durch dieſe edlere Art verdarb er alles. Das Geſpenſt, das ſich Dinge herausnimmt, die wider alles Herkommen, wider alle gute Sitten unter den Geſpenſtern ſind, dünket mich kein rechtes Geſpenſt zu ſeyn; und alles, was die Illuſion hier nicht befördert, ſtöret die Illuſion.

Wenn Voltaire einiges Augenmerk auf die Pantomime genommen hätte, ſo würde er auch von einer andern Seite die Unſchicklichkeit empfunden haben, ein Geſpenſt vor den Augen einer großen Menge erſcheinen zu laſſen. Alle müſſen auf einmal, bey Erblickung deſſelben, Furcht und Entſetzen äußern; alle müſſen es auf verſchiedene Art äußern, wenn der Anblick nicht die froſtige Symmetrie eines Ballets haben ſoll. Nun richte man einmal eine Heerde dumme Statiſten dazu ab; und wenn man ſie auf das glücklichſte abgerichtet hat, ſo bedenke man, wie ſehr dieſer vielfache Ausdruck des nehmlichen Affekts die Aufmerkſamkeit theilen, und von den Hauptperſonen abziehen muß. Wenn dieſe den rechten Eindruck auf uns machen ſollen, ſo müſſen wir ſie nicht allein ſehen können, ſondern es iſt auch gut, wenn wir ſonſt nichts ſehen, als ſie. Beym Shakeſpear iſt es der einzige Hamlet, mit dem ſich das Geſpenſt einläßt; in der Scene, wo die Mutter dabey iſt, wird es von der Mutter weder geſehen noch gehört. Alle unſere

Beobachtung geht alſo auf ihn, und je mehr Merkmale eines von Schauder und Schrecken zerrütteten Gemüths wir an ihm entdecken, deſto bereitwilliger ſind wir, die Erſcheinung, welche dieſe Zerrüttung in ihm verurſacht, für eben das zu halten, wofür er ſie hält. Das Geſpenſt wirket auf uns, mehr durch ihn, als durch ſich ſelbſt. Der Eindruck, den es auf ihn macht, gehet in uns über, und die Wirkung iſt zu augenſcheinlich und zu ſtark, als daß wir an der auſſerordentlichen Urſache zweifeln ſollten. Wie wenig hat Voltaire auch dieſen Kunſtgriff verſtanden! Es erſchrecken über ſeinen Geiſt viele; aber nicht viel. Semiramis ruft einmal: Himmel! ich ſterbe! und die andern machen nicht mehr Umſtände mit ihm, als man ohngefehr mit einem weit entfernt geglaubten Freunde machen würde, der auf einmal ins Zimmer tritt.

Zwölftes Stück.

Den 9ten Junius, 1767.

Ich bemerke noch einen Unterſchied, der ſich zwiſchen den Geſpenſtern des engliſchen und franzöſiſchen Dichters findet. Voltairs Geſpenſt iſt nichts als eine poetiſche Maſchine, die nur des Knotens wegen da iſt; es intereſſirt uns für ſich ſelbſt nicht im geringſten. Shakeſpears Geſpenſt hingegen iſt eine wirklich handelnde Perſon, an deſſen Schickſale wir Antheil nehmen; es erweckt Schauder, aber auch Mitleid.

Dieſer Unterſchied entſprang, ohne Zweifel, aus der verſchiedenen Denkungsart beider Dichter von den Geſpenſtern überhaupt. Voltaire betrachtet die Erſcheinung eines Verſtorbenen als ein Wunder; Shakeſpear als eine ganz natürliche Begebenheit. Wer von beiden philoſophiſcher denkt, dürfte keine Frage ſeyn; aber Shakeſpear dachte poetiſcher. Der Geiſt des Ninus kam bey Voltairen, als ein Weſen, das noch jenſeit dem Grabe angenehmer und unangenehmer Empfindungen fähig iſt, mit welchem wir alſo Mitleiden haben können, in keine Betrachtung. Er wollte blos damit lehren, daß die höchſte Macht, um verborgene Verbrechen ans Licht zu bringen und zu beſtrafen, auch wohl eine Ausnahme von ihren ewigen Geſetzen mache.

Ich will nicht ſagen, daß es ein Fehler iſt, wenn der dr
matiſche Dichter ſeine Fabel ſo einrichtet, daß ſie zur Erläut
rung oder Beſtätigung irgend einer großen moraliſchen Wah
heit dienen kann. Aber ich darf ſagen, daß dieſe Einrichtun
der Fabel nichts weniger als nothwendig iſt; daß es ſehr leh
reiche vollkommene Stücke geben kann, die auf keine ſolche ei
zelne Maxime abzwecken; daß man Unrecht thut, den letzte
Sittenſpruch, den man zum Schluſſe verſchiedener Trauerſpie
der Alten findet, ſo anzuſehen, als ob das Ganze blos um ſe
netwillen da wäre.

Wenn daher die Semiramis des Herrn von Voltaire weit
kein Verdienſt hätte, als dieſes, worauf er ſich ſo viel zu gu
thut, daß man nehmlich daraus die höchſte Gerechtigkeit vere
ren lerne, die auſſerordentliche Laſterthaten zu ſtrafen, auſſero
dentliche Wege wähle: ſo würde Semiramis in meinen Auge
nur ein ſehr mittelmäßiges Stück ſeyn. Beſonders da die
Moral ſelbſt nicht eben die erbaulichſte iſt. Denn es iſt ohnſtrei
tig dem weiſeſten Weſen weit anſtändiger, wenn es dieſer au
ſerordentlichen Wege nicht bedarf, und wir uns die Beſtrafun
des Guten und Böſen in die ordentliche Kette der Dinge ve
ihr mit eingeflochten denken.

Doch ich will mich bey dem Stücke nicht länger verweile
um noch ein Wort von der Art zu ſagen, wie es hier aufg
führet worden. Man hat alle Urſache, damit zufrieden zu ſey
Die Bühne iſt geräumlich genug, die Menge von Perſone
ohne Verwirrung zu faſſen, die der Dichter in verſchiedene
Scenen auftreten läßt. Die Verzierungen ſind neu, von de
beſten Geſchmacke, und ſammeln den ſo oft abwechſelnden O
ſo gut als möglich in einen.

Den ſiebenden Abend (Donnerſtags, den 30ſten April,
ward der verheyrathete Philoſoph, vom Destouches, geſpielet.

Dieſes Luſtſpiel kam im Jahr 1727 zuerſt auf die franzö
ſiſche Bühne, und fand ſo allgemeinen Beyfall, daß es in Jah
und Tag ſechs und dreyßigmal aufgeführet ward. Die deutſch
Ueberſetzung iſt nicht die proſaiſche aus den zu Berlin über
ſetzten ſämtlichen Werken des Destouches; ſondern eine i
Verſen, an der mehrere Hände geflickt und gebeſſert haben

Sie hat wirklich viel glückliche Verſe, aber auch viel harte und unnatürliche Stellen. Es iſt unbeſchreiblich, wie ſchwer dergleichen Stellen dem Schauſpieler das Agiren machen; und doch werden wenig franzöſiſche Stücke ſeyn, die auf irgend einem deutſchen Theater jemals beſſer ausgefallen wären, als dieſes auf unſerm. Die Rollen ſind alle auf das ſchicklichſte beſetzt, und beſonders ſpielet Madame Löwen die launigte Celiante als eine Meiſterinn, und Herr Ackermann den Geront unverbeſſerlich. Ich kann es überhoben ſeyn, von dem Stücke ſelbſt zu reden. Es iſt zu bekannt, und gehört unſtreitig unter die Meiſterſtücke der franzöſiſchen Bühne, die man auch unter uns immer mit Vergnügen ſehen wird.

Das Stück des achten Abends (Freytags, den 1ſten May,) war das Kaffeehaus, oder die Schottländerinn, des Hrn. von Voltaire.

Es lieſſe ſich eine lange Geſchichte von dieſem Luſtſpiele machen. Sein Verfaſſer ſchickte es als eine Ueberſetzung aus dem Engliſchen des Hume, nicht des Geſchichtſchreibers und Philoſophen, ſondern eines andern dieſes Namens, der ſich durch das Trauerſpiel, Douglas, bekannt gemacht hat, in die Welt. Es hat in einigen Charakteren mit der Kaffeeſchenke des Goldoni etwas Aehnliches; beſonders ſcheint der Don Marzio des Goldoni, das Urbild des Frelon geweſen zu ſeyn. Was aber dort blos ein bösartiger Kerl iſt, iſt hier zugleich ein elender Scribent, den er Frelon nannte, damit die Ausleger deſto geſchwinder auf ſeinen geſchwornen Feind, den Journaliſten Freron, fallen möchten. Dieſen wollte er damit zu Boden ſchlagen, und ohne Zweifel hat er ihm einen empfindlichen Streich verſetzt. Wir Ausländer, die wir an den hämiſchen Neckereyen der franzöſiſchen Gelehrten unter ſich, keinen Antheil nehmen, ſehen über die Perſönlichkeiten dieſes Stücks weg, und finden in dem Frelon nichts als die getreue Schilderung einer Art von Leuten, die auch bey uns nicht fremd iſt. Wir haben unſere Frelons ſo gut, wie die Franzoſen und Engländer, nur daß ſie bey uns weniger Aufſehen machen, weil uns unſere Litteratur überhaupt gleichgültiger iſt. Fiele das Treffende dieſes Charakters aber auch gänzlich in Deutſchland weg, ſo hat das Stück doch, noch außer ihm, Intereſſe genug, und der ehrliche Freeport allein, könnte es in unſerer Gunſt erhalten. Wir lieben ſeine plumpe Edelmüthigkeit, und die Engländer ſelbſt haben ſich dadurch geſchmeichelt gefunden.

Denn nur ſeinetwegen haben ſie erſt kürzlich den ganzen Stamm auf den Grund wirklich verpflanzt, auf welchem er ſich gewachſen zu ſeyn rühmte. Colman, unſtreitig itzt ihr beſter komiſcher Dichter, hat die Schottländerinn, unter dem Titel des Engliſchen Kaufmanns, überſetzt, und ihr vollends alle das nationale Colorit gegeben, das ihr in dem Originale noch mangelte. So ſehr der Herr von Voltaire die engliſchen Sitten auch kennen will, ſo hatte er doch häufig dagegen verſtoſſen; z. E. darinn, daß er ſeine Lindane auf einem Kaffeehauſe wohnen läßt. Colman miethet ſie dafür bey einer ehrlichen Frau ein, die möblirte Zimmer hält, und dieſe Frau iſt weit anſtändiger die Freundinn und Wohlthäterinn der jungen verlaſſenen Schöne, als Fabriz. Auch die Charaktere hat Colman für den engliſchen Geſchmack kräftiger zu machen geſucht. Lady Alton iſt nicht blos eine eiferſüchtige Furie; ſie will ein Frauenzimmer von Genie, von Geſchmack und Gelehrſamkeit ſeyn, und giebt ſich das Anſehen einer Schutzgöttinn der Litteratur. Hierdurch glaubte er die Verbindung wahrſcheinlicher zu machen, in der ſie mit dem elenden Frelon ſtehet, den er Spatter nennet. Freeport vornehmlich hat eine weitere Sphäre von Thätigkeit bekommen, und er nimmt ſich des Vaters der Lindane eben ſo eifrig an, als der Lindane ſelbſt. Was im Franzöſiſchen der Lord Falbridge zu deſſen Begnadigung thut, thut im Engliſchen Freeport, und er iſt es allein, der alles zu einem glücklichen Ende bringet.

Die engliſchen Kunſtrichter haben in Colmans Umarbeitung die Geſinnungen durchaus vortrefflich, den Dialog fein und lebhaft, und die Charaktere ſehr wohl ausgeführt gefunden. Aber doch ziehen ſie ihr Colmans übrige Stücke weit vor, von welchen man die eiferſüchtige Ehefrau auf dem Ackermanniſchen Theater ehedem hier geſehen, und nach der diejenigen, die ſich ihrer erinnern, ungefehr urtheilen können. Der engliſche Kaufmann hat ihnen nicht Handlung genug; die Neugierde wird ihnen nicht genug darinn genähret; die ganze Verwickelung iſt in dem erſten Akte ſichtbar. Hiernächſt hat er ihnen zu viel Aehnlichkeit mit andern Stücken, und den beſten Situationen fehlt die Neuheit. Freeport, meynen ſie, hätte nicht den geringſten Funken von Liebe gegen die Lindane empfinden müſſen; ſeine gute That verliere dadurch alles Verdienſt u. ſ. w.

Es iſt an dieſer Kritik manches nicht ganz ungegründet; indeß ſind wir Deutſchen es ſehr wohl zufrieden, daß die Handlung nicht reicher und verwickelter iſt. Die engliſche Manier in dieſem Punkte, zerſtreuet und ermüdet uns; wir lieben einen einfältigen Plan, der ſich auf einmal überſehen läßt. So wie die Engländer die franzöſiſchen Stücke mit Epiſoden erſt vollpfropfen müſſen, wenn ſie auf ihrer Bühne gefallen ſollen; ſo müßten wir die engliſchen Stücke von ihren Epiſoden erſt entladen, wenn wir unſere Bühne glücklich damit bereichern wollten. Ihre beſten Luſtſpiele eines Congreve und Wycherley würden uns, ohne dieſen Ausbau des allzu wollüſtigen Wuchſes, unausſtehlich ſeyn. Mit ihren Tragödien werden wir noch eher fertig; dieſe ſind zum Theil bey weiten ſo verworren nicht, als ihre Komödien, und verſchiedene haben, ohne die geringſte Veränderung, bey uns Glück gemacht, welches ich von keiner einzigen ihrer Komödien zu ſagen wüßte.

Auch die Italiener haben eine Ueberſetzung von der Schottländerinn, die in dem erſten Theile der theatraliſchen Bibliothek des Diodati ſtehet. Sie folgt dem Originale Schritt vor Schritt, ſo wie die deutſche; nur eine Scene zum Schluſſe hat ihr der Italiener mehr gegeben. Voltaire ſagte, Frelon werde in der engliſchen Urſchrift am Ende beſtraft; aber ſo verdient dieſe Beſtrafung ſey, ſo habe ſie ihm doch dem Hauptintereſſe zu ſchaden geſchienen; er habe ſie alſo weggelaſſen. Dem Italiener dünkte dieſe Entſchuldigung nicht hinlänglich, und er ergänzte die Beſtrafung des Frelons aus ſeinem Kopfe; denn die Italiener ſind große Liebhaber der poetiſchen Gerechtigkeit.

Dreyzehntes Stück.

Den 12ten Junius, 1767.

Den neunten Abend (Montags, den 4ten May,) ſollte Cenie geſpielet werden. Es wurden aber auf einmal mehr als die Hälfte der Schauſpieler, durch einen epidemiſchen Zufall, auſſer Stand geſetzet zu agiren; und man mußte ſich ſo gut zu helfen ſuchen, als möglich. Man wiederholte die neue Agneſe, und gab das Singſpiel, die Gouvernante.

Den zehnten Abend (Dienſtags, den 5ten May,) ward der poetiſche Dorfjunker, vom Deſtouches, aufgeführt.

Dieſes Stück hat im Franzöſiſchen drey Aufzüge, und in der Ueberſetzung fünfe. Ohne dieſe Verbeſſerung war es nicht werth, in die deutſche Schaubühne des weiland berühmten Herrn Profeſſor Gottſcheds aufgenommen zu werden, und ſeine gelehrte Freundinn, die Ueberſetzerinn, war eine viel zu brave Ehefrau, als daß ſie ſich nicht den kritiſchen Ausſprüchen ihres Gemahls blindlings hätte unterwerfen ſollen. Was koſtet es denn nun auch für große Mühe, aus drey Aufzügen fünfe zu machen? Man läßt in einem andern Zimmer einmal Kaffee trinken; man ſchlägt einen Spatziergang im Garten vor; und wenn Noth an den Mann gehet, ſo kann ja auch der Lichtputzer herauskommen und ſagen: Meine Damen und Herren, treten ſie ein wenig ab; die Zwiſchenakte ſind des Putzens wegen erfunden, und was hilft ihr Spielen, wenn das Parterr nicht ſehen kann? — Die Ueberſetzung ſelbſt iſt ſonſt nicht ſchlecht, und beſonders ſind der Fr. Profeſſorinn die Knittelverſe des Maſuren, wie billig, ſehr wohl gelungen. Ob ſie überall eben ſo glücklich geweſen, wo ſie den Einfällen ihres Originals eine andere Wendung geben zu müſſen geglaubt, würde ſich aus der Vergleichung zeigen. Eine Verbeſſerung dieſer Art, mit der es die liebe Frau recht herzlich gut gemeinet hatte, habe ich dem ohngeachtet auſmutzen hören. In der Scene, wo Henriette die alberne Dirne ſpielt, läßt Deſtouches den Maſuren zu ihr ſagen: „Sie ſetzen mich in Erſtaunen, Mademoiſell; ich habe Sie für eine Virtuoſinn gehalten. O pfuy! erwiedert Henriette; wofür haben Sie mich gehalten? Ich bin ein ehrliches Mädchen;

daß Sie es nur wiſſen. Aber man kann ja, fällt ihr Maſuren ein, beides wohl zugleich, ein ehrliches Mädchen und eine Virtuoſinn, ſeyn. Nein, ſagt Henriette; ich behaupte, daß man das nicht zugleich ſeyn kann. Ich eine Virtuoſinn!" Man erinnere ſich, was Madame Gottſched, anſtatt des Worts, Virtuoſinn, geſetzt hat: ein Wunder. Kein Wunder! ſagte man, daß ſie das that. Sie fühlte ſich auch ſo etwas von einer Virtuoſinn zu ſeyn, und ward über den vermeinten Stich böſe. Aber ſie hätte nicht böſe werden ſollen, und was die witzige und gelehrte Henriette, in der Perſon einer dummen Agneſe, ſagt, hätte die Frau Profeſſorinn immer, ohne Maulſpitzen, nachſagen können. Doch vielleicht war ihr nur das fremde Wort, Virtuoſinn, anſtößig; Wunder iſt deutſcher; zudem giebt es unter unſern Schönen funfzig Wunder gegen eine Virtuoſinn; die Frau wollte rein und verſtändlich überſetzen; ſie hatte ſehr recht.

Den Beſchluß dieſes Abends machte die ſtumme Schönheit, von Schlegeln.

Schlegel hatte dieſes kleine Stück für das neuerrichtete Kopenhagenſche Theater geſchrieben, um auf demſelben in einer däniſchen Ueberſetzung aufgeführet zu werden. Die Sitten darinn ſind daher auch wirklich däniſcher, als deutſch. Dem ohngeachtet iſt es unſtreitig unſer beſtes komiſches Original, das in Verſen geſchrieben iſt. Schlegel hatte überall eine eben ſo fließende als zierliche Verſification, und es war ein Glück für ſeine Nachfolger, daß er ſeine größern Komödien nicht auch in Verſen ſchrieb. Er hätte ihnen leicht das Publikum verwöhnen können, und ſo würden ſie nicht allein ſeine Lehre, ſondern auch ſein Beyſpiel wider ſich gehabt haben. Er hatte ſich ehedem der gereimten Komödie ſehr lebhaft angenommen; und je glücklicher er die Schwierigkeiten derſelben überſtiegen hätte, deſto unwiderleglicher würden ſeine Gründe geſchienen haben. Doch, als er ſelbſt Hand an das Werk legte, fand er ohne Zweifel, wie unſägliche Mühe es koſte, nur einen Theil derſelben zu überſteigen, und wie wenig das Vergnügen, welches aus dieſen überſtiegenen Schwierigkeiten entſtehet, für die Menge kleiner Schönheiten, die man ihnen aufopfern müſſe, ſchadlos halte. Die Franzoſen waren ehedem ſo eckel, daß man ihnen die proſaiſchen Stücke des Moliere, nach ſeinem Tode, in Verſe bringen mußte; und noch itzt hören ſie ein proſaiſches Luſtſpiel als ein Ding an, das ein jeder von ihnen machen könne. Den Engländer hingegen würde eine gereimte Komödie aus dem Theater jagen. Nur die Deutſchen ſind auch hierinn, ſoll ich ſagen billiger, oder gleichgültiger? Sie nehmen an, was ihnen der Dichter vorſetzt. Was wäre es auch, wenn ſie itzt ſchon wählen und ausmuſtern wollten?

Die Rolle der ſtummen Schöne hat ihre Bedenklichkeiten. Eine ſtumme Schöne, ſagt man, iſt nicht nothwendig eine dumme, und die Schauſpielerinn hat Unrecht, die eine alberne plumpe Dirne daraus macht. Aber Schlegels ſtumme Schönheit iſt allerdings dumm zugleich; denn daß ſie nichts ſpricht, kömmt daher, weil ſie nichts denkt. Das Feine dabey würde alſo dieſes ſeyn, daß man ſie überall, wo ſie, um artig zu ſcheinen, denken müßte, unartig machte, dabey aber ihr alle die Artigkeiten lieſſe, die blos mechaniſch ſind, und die ſie, ohne viel zu denken, haben könnte. Ihr Gang z. E. ihre Verbeugungen, brauchen gar nicht bäuriſch zu ſeyn; ſie können ſo gut und zierlich ſeyn, als ſie nur immer ein Tanzmeiſter lehren kann; denn warum ſollte ſie von ihrem Tanzmeiſter nichts gelernt haben, da ſie ſogar Quadrille gelernt hat? Und ſie muß Quadrille nicht ſchlecht ſpielen; denn ſie rechnet feſt darauf, dem Papa das Geld abzugewinnen. Auch ihre Kleidung muß weder altvätriſch, noch ſchlumpicht ſeyn; denn Frau Praatgern ſagt ausdrücklich:

„Biſt du vielleicht nicht wohl gekleidet? — Laß doch ſehn!
„Nun! — dreh dich um! — das iſt ja gut, und ſitzt galant.
„Was ſagt denn der Phantaſt, dir fehlte der Verſtand?

In dieſer Muſterung der Fr. Praatgern überhaupt, hat der Dichter deutlich genug bemerkt, wie er das Aeuſſerliche ſeiner ſtummen Schöne zu ſeyn wünſche. Gleichfalls ſchön, nur nicht reitzend.

„Laß ſehn, wie trägſt du dich? — Den Kopf nicht ſo zurücke!

Dummheit ohne Erziehung hält den Kopf mehr vorwärts, als zurück; ihn zurück halten, lehrt der Tanzmeiſter; man muß alſo

Charlotten den Tanzmeiſter anſehen, und je mehr, je beſſer; denn das ſchadet ihrer Stummheit nichts, vielmehr ſind die zierlich ſteifen Tanzmeiſtermanieren gerade die, welche der ſtummen Schönheit am meiſten entſprechen; ſie zeigen die Schönheit in ihrem beſten Vortheile, nur daß ſie ihr das Leben nehmen.

„Wer fragt: hat ſie Verſtand? der ſeh nur ihre Blicke.

Recht wohl, wenn man eine Schauſpielerinn mit großen ſchönen Augen zu dieſer Rolle hat. Nur müſſen ſich dieſe ſchöne Augen wenig oder gar nicht regen; ihre Blicke müſſen langſam und ſtier ſeyn; ſie müſſen uns, mit ihrem unbeweglichen Brennpunkte, in Flammen ſetzen wollen, aber nichts ſagen.

„Geh doch einmal herum. — Gut! hieher! — Neige dich!

„Da haben wirs, das fehlt. Nein, ſieh! So neigt man ſich.

Dieſe Zeilen verſteht man ganz falſch, wenn man Charlotten eine bäuriſche Neige, einen dummen Knix machen läßt. Ihre Verbeugung muß wohl gelernt ſeyn, und wie geſagt, ihrem Tanzmeiſter keine Schande machen. Frau Praatgern muß ſie nur noch nicht affektirt genug finden. Charlotte verbeugt ſich, und Frau Praatgern will, ſie ſoll ſich dabey zieren. Das iſt der ganze Unterſchied, und Madame Löwen bemerkte ihn ſehr wohl, ob ich gleich nicht glaube, daß die Praatgern ſonſt eine Rolle für ſie iſt. Sie kann die feine Frau zu wenig verbergen, und gewiſſen Geſichtern wollen nichtswürdige Handlungen, dergleichen die Vertauſchung einer Tochter iſt, durchaus nicht laſſen.

Den eilften Abend (Mittewochs, den 6ten May,) ward Miß Sara Sampſon aufgeführet.

Man kann von der Kunſt nichts mehr verlangen, als was Madame Henſeln in der Rolle der Sara leiſtet, und das Stück ward überhaupt ſehr gut geſpielet. Es iſt ein wenig zu lang, und man verkürzt es daher auf den meiſten Theatern. Ob der Verfaſſer mit allen dieſen Verkürzungen ſo recht zufrieden iſt, daran zweifle ich faſt. Man weiß ja, wie die Autores ſind; wenn man ihnen auch nur einen Niednagel nehmen will, ſo ſchreyen ſie gleich: Ihr kommt mir ans Leben! Freylich iſt der übermäßigen Länge eines Stücks, durch das bloße Weglaſſen, nur übel abgeholfen, und ich begreife nicht, wie man eine Scene verkürzen kann, ohne die ganze Folge des Dialogs zu ändern.

Aber wenn dem Verfaſſer die fremden Verkürzungen nicht anſtehen; ſo mache er ſelbſt welche, falls es ihm der Mühe werth dünket, und er nicht von denjenigen iſt, die Kinder in die Welt ſetzen, und auf ewig die Hand von ihnen abziehen.

Madame Henſeln ſtarb ungemein anſtändig; in der mahleriſchſten Stellung; und beſonders hat mich ein Zug auſſerordentlich überraſcht. Es iſt eine Bemerkung an Sterbenden, daß ſie mit den Fingern an ihren Kleidern oder Betten zu rupfen anfangen. Dieſe Bemerkung machte ſie ſich auf die glücklichſte Art zu Nutze; in dem Augenblicke, da die Seele von ihr wich, äuſſerte ſich auf einmal, aber nur in den Fingern des erſtarrten Armes, ein gelinder Spasmus; ſie kniff den Rock, der um ein weniges erhoben ward und gleich wieder ſank: das letzte Aufflattern eines verlöſchenden Lichts; der jüngſte Strahl einer untergehenden Sonne. — Wer dieſe Feinheit in meiner Beſchreibung nicht ſchön findet, der ſchiebe die Schuld auf meine Beſchreibung: aber er ſehe ſie einmal!

Vierzehntes Stück.

Den 16ten Junius, 1767.

Das bürgerliche Trauerſpiel hat an dem franzöſiſchen Kunſtrichter, welcher die Sara ſeiner Nation bekannt gemacht, (*) einen ſehr gründlichen Vertheidiger gefunden. Die Franzoſen billigen ſonſt ſelten etwas, wovon ſie kein Muſter unter ſich ſelbſt haben.

„Die Namen von Fürſten und Helden können einem Stücke Pomp und Majeſtät geben; aber zur Rührung tragen ſie nichts bey. Das Unglück derjenigen, deren Umſtände den unſrigen am nächſten kommen, muß natürlicher Weiſe am tiefſten in unſre Seele dringen; und wenn wir mit Königen Mitleiden haben, ſo haben wir es mit ihnen als mit Menſchen, und nicht als mit Königen. Macht ihr Stand ſchon öfters ihre Unfälle wichtiger, ſo macht er ſie darum nicht intereſſanter. Immerhin mögen ganze Völker darein verwickelt werden; unſere Sympathie erfodert einen einzeln Gegenſtand, und ein Staat iſt ein viel zu abſtrakter Begriff für unſere Empfindungen.

(*) Journal Etranger, Decembre 1761.

„Man thut dem menſchlichen Herze Unrecht, ſagt auch Marmontel, man verkennet die Natur, wenn man glaubt, daß ſie Titel bedürfe, uns zu bewegen und zu rühren. Die geheiligten Namen des Freundes, des Vaters, des Geliebten, des Gatten, des Sohnes, der Mutter, des Menſchen überhaupt: dieſe ſind pathetiſcher, als alles; dieſe behaupten ihre Rechte immer und ewig. Was liegt daran, welches der Rang, der Geſchlechtsname, die Geburt des Unglücklichen iſt, den ſeine Gefälligkeit gegen unwürdige Freunde, und das verführeriſche Beyſpiel, ins Spiel verſtricket, der ſeinen Wohlſtand und ſeine Ehre darüber zu Grunde gerichtet, und nun im Gefängniſſe ſeufzet, von Scham und Reue zerriſſen? Wenn man fragt, wer er iſt; ſo antworte ich: er war ein ehrlicher Mann, und zu ſeiner Marter iſt er Gemahl und Vater; ſeine Gattinn, die er liebt und von der er geliebt wird, ſchmachtet in der äußerſten Bedürfniß, und kann ihren Kindern, welche Brod verlangen, nichts als Thränen geben. Man zeige mir in der Geſchichte der Helden eine rührendere, moraliſchere, mit einem Worte, tragiſchere Situation! Und wenn ſich endlich dieſer Unglückliche vergiftet; wenn er, nachdem er ſich vergiftet, erfährt, daß der Himmel ihn noch retten wollen: was fehlet dieſem ſchmerzlichen und fürchterlichen Augenblicke, wo ſich zu den Schreckniſſen des Todes marternde Vorſtellungen, wie glücklich er habe leben können, geſellen; was fehlt ihm, frage ich, um der Tragödie würdig zu ſeyn? Das Wunderbare, wird man antworten. Wie? findet ſich denn nicht dieſes Wunderbare genugſam in dem plötzlichen Uebergange von der Ehre zur Schande, von der Unſchuld zum Verbrechen, von der ſüßeſten Ruhe zur Verzweiflung; kurz, in dem äußerſten Unglücke, in das eine bloße Schwachheit geſtürzet?“

Man laſſe aber dieſe Betrachtungen den Franzoſen, von ihren Diderots und Marmontels, noch ſo eingeſchärft werden: es ſcheint doch nicht, daß das bürgerliche Trauerſpiel darum bey ihnen beſonders in Schwang kommen werde. Die Nation iſt zu eitel, iſt in Titel und andere äußerliche Vorzüge zu verliebt; bis auf den gemeinſten Mann, will alles mit Vornehmern umgeben; und Geſellſchaft mit ſeines gleichen, iſt ſo viel als ſchlechte Geſellſchaft. Zwar ein glückliches Genie vermag viel über ſein Volk; die Natur hat nirgends ihre Rechte aufgegeben, und ſie erwartet vielleicht auch dort nur den Dichter, der ſie in aller ihrer Wahrheit und Stärke zu zeigen verſtehet. Der Verſuch, den ein Ungenannter in einem Stücke gemacht hat, welches er das Gemählde der Dürftigkeit nennet, hat ſchon große Schönheiten; und bis die Franzoſen daran Geſchmack gewinnen, hätten wir es für unſer Theater adoptiren ſollen.

Was der erſtgedachte Kunſtrichter an der deutſchen Sara ausſetzet, iſt zum Theil nicht ohne Grund. Ich glaube aber doch, der Verfaſſer wird lieber ſeine Fehler behalten, als ſich der vielleicht unglücklichen Mühe einer gänzlichen Umarbeitung unterziehen wollen. Er erinnert ſich, was Voltaire bey einer ähnlichen Gelegenheit ſagte: „Man kann nicht immer alles ausführen, was uns unſere Freunde rathen. Es giebt auch nothwendige Fehler. Einem Bucklichten, den man von ſeinem Buckel heilen wollte, müßte man das Leben nehmen. Mein Kind iſt bucklicht; aber es befindet ſich ſonſt ganz gut.“

Den zwölften Abend (Donnerſtags, den 7ten May,) ward der Spieler, vom Regnard, aufgeführet.

Dieſes Stück iſt ohne Zweifel das beſte, was Regnard gemacht hat; aber Riviere du Freny, der bald darauf gleichfalls einen Spieler auf die Bühne brachte, nahm ihn wegen der Erfindung in Anſpruch. Er beklagte ſich, daß ihm Regnard die Anlage und verſchiedene Scenen geſtohlen habe; Regnard ſchob die Beſchuldigung zurück, und itzt wiſſen wir von dieſem Streite nur ſo viel mit Zuverläßigkeit, daß einer von beiden der Plagiarius geweſen. Wenn es Regnard war, ſo müſſen wir es ihm wohl noch dazu danken, daß er ſich überwinden konnte, die Vertraulichkeit ſeines Freundes zu mißbrauchen; er bemächtigte ſich, blos zu unſerm Beſten, der Materialien, von denen er voraus ſahe, daß ſie verhunzt werden würden. Wir hätten nur einen ſehr elenden Spieler, wenn er gewiſſenhafter geweſen wäre. Doch hätte er die That eingeſtehen, und dem armen Du Freny einen Theil der damit erworbnen Ehre laſſen müſſen.

Den dreyzehnten Abend (Freytags, den 8ten May,) ward der verheyrathete Philoſoph wiederholet; und den Beſchluß machte, der Liebhaber als Schriftſteller und Bedienter.

Der Verfaſſer dieſes kleinen artigen Stücks heißt Ceron; er ſtudierte die Rechte, als er es im Jahre 1740 den Italienern in Paris zu ſpielen gab. Es fällt ungemein wohl aus.

Den vierzehnten Abend (Montags, den 11ten May) wurden die coquette Mutter vom Quinault, und der Advocat Patelin aufgeführt.

Jene wird von den Kennern unter die beſten Stücke gerechnet, die ſich auf dem franzöſiſchen Theater aus dem vorigen Jahrhunderte erhalten haben. Es iſt wirklich viel gutes Komiſches darinn, deſſen ſich Moliere nicht hätte ſchämen dürfen. Aber der fünfte Akt und die ganze Auflöſung hätte weit beſſer ſeyn können; der alte Sklave, deſſen in den vorhergehenden Akten gedacht wird, kömmt nicht zum Vorſcheine; das Stück ſchließt mit einer kalten Erzehlung, nachdem wir auf eine theatraliſche Handlung vorbereitet worden. Sonſt iſt es in der Geſchichte des franzöſiſchen Theaters deswegen mit merkwürdig, weil der lächerliche Marquis darinn der erſte von ſeiner Art iſt. Die coquette Mutter iſt auch ſein eigentlichſter Titel nicht, und Quinault hätte es immer bey dem zweyten, die veruneinigten Verliebten, können bewenden laſſen.

Der Advocat Patelin iſt eigentlich ein altes Poſſenſpiel aus dem funfzehnten Jahrhunderte, das zu ſeiner Zeit auſſerordentlichen Beyfall fand. Es verdiente ihn auch, wegen der ungemeinen Luſtigkeit, und des guten Komiſchen, das aus der Handlung ſelbſt und aus der Situation der Perſonen entſpringet, und nicht auf bloßen Einfällen beruhet. Bruegs gab ihm eine neue Sprache und brachte es in die Form, in welcher es gegenwärtig aufgeführet wird. Herr Eckhof ſpielt den Patelin ganz vortrefflich.

Den funfzehnten Abend (Dienſtags, den 12ten May,) ward Leßings Freygeiſt vorgeſtellt.

Man kennet ihn hier unter dem Titel des beſchämten Freygeiſtes, weil man ihn von dem Trauerſpiele des Hrn. von Brave, das eben dieſe Aufſchrift führet, unterſcheiden wollen. Eigentlich kann man wohl nicht ſagen, daß derjenige beſchämt wird, welcher ſich beſſert. Adraſt iſt auch nicht einzig und allein der Freygeiſt; ſondern es nehmen mehrere Perſonen an dieſem Charakter Theil. Die eitle unbeſonnene Henriette, der für Wahrheit und Irrthum gleichgültige Liſidor, der ſpitzbübiſche Johann, ſind alles Arten von Freygeiſtern, die zuſammen den Titel des Stücks erfüllen müſſen. Doch was liegt an dem Titel? Genung, daß die Vorſtellung alles Beyfalls würdig war. Die Rollen ſind ohne Ausnahme wohl beſetzt; und beſonders ſpielt Herr Böck den Theophan mit alle dem freundlichen Anſtande, den dieſer Charakter erfordert, um dem endlichen Unwillen über die Hartnäckigkeit, mit der ihn Adraſt verkennet, und auf dem die ganze Kataſtrophe beruhet, dagegen abſtechen zu laſſen.

Den Beſchluß dieſes Abends machte das Schäferſpiel des Hrn. Pfeffels, der Schatz.

Dieſer Dichter hat ſich, außer dieſem kleinen Stücke, noch durch ein anders, der Eremit, nicht unrühmlich bekannt gemacht. In den Schatz hat er mehr Intereſſe zu legen geſucht, als gemeiniglich unſere Schäferſpiele zu haben pflegen, deren ganzer Inhalt tändelnde Liebe iſt. Sein Ausdruck iſt nur öfters ein wenig zu geſucht und koſtbar, wodurch die ohnedem ſchon allzu verfeinerten Empfindungen ein höchſt ſtudiertes Anſehen bekommen, und zu nichts als froſtigen Spielwerken des Witzes werden. Dieſes gilt beſonders von ſeinem Eremiten, welches ein kleines Trauerſpiel ſeyn ſoll, das man, anſtatt der allzuluſtigen Nachſpiele, auf rührende Stücke könnte folgen laſſen. Die Abſicht iſt recht gut; aber wir wollen vom Weinen doch noch lieber zum Lachen, als zum Gähnen übergehen.

Funfzehntes Stück.

Den 19ten Junius, 1767.

Den ſechszehnten Abend (Mittewochs, den 13ten May,) ward die Zayre des Herrn von Voltaire aufgeführt.

„Den Liebhabern der gelehrten Geſchichte, ſagt der Hr. von Voltaire, wird es nicht unangenehm ſeyn, zu wiſſen, wie dieſes Stück entſtanden. Verſchiedene Damen hatten dem Verfaſſer vorgeworfen, daß in ſeinen Tragödien nicht genug Liebe wäre. Er antwortete ihnen, daß, ſeiner Meynung nach, die Tragödie auch eben nicht der ſchicklichſte Ort für die Liebe ſey; wenn ſie aber doch mit aller Gewalt verliebte Helden haben müßten, ſo wolle er ihnen welche machen, ſo gut als ein anderer. Das Stück ward in achtzehn Tagen vollendet, und fand großen Beyfall. Man nennt es zu Paris ein chriſtliches Trauerſpiel, und es iſt oft, anſtatt des Polyeukts, vorgeſtellet werden."

Den Damen haben wir alſo dieſes Stück zu verdanken, und es wird noch lange das Lieblingsſtück der Damen bleiben. Ein junger feuriger Monarch, nur der Liebe unterwürfig; ein ſtolzer Sieger, nur von der Schönheit beſiegt; ein Sultan ohne Polygamie; ein Seraglio, in den freyen zugänglichen Sitz einer unumſchränkten Gebieterinn verwandelt; ein verlaſſenes Mädchen, zur höchſten Staffel des Glücks, durch nichts als ihre ſchönen Augen, erhöhet; ein Herz, um das Zärtlichkeit und Religion ſtreiten, das ſich zwiſchen ſeinen Gott und ſeinen Abgott theilet, das gern fromm ſeyn möchte, wenn es nur nicht aufhören ſollte zu lieben; ein Eiferſüchtiger, der ſein Unrecht erkennet, und es an ſich ſelbſt rächet: wenn dieſe ſchmeichelnde Ideen das ſchöne Geſchlecht nicht beſtechen, durch was ließe es ſich denn beſtechen?

„Die Liebe ſelbſt hat Voltairen die Zayre diktirt: ſagt ein Kunſtrichter artig genug. Richtiger hätte er geſagt: die Galanterie. Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe ſelbſt arbeiten helfen; und das iſt Romeo und Juliet, vom Shakeſpear. Es iſt wahr, Voltaire läßt ſeine verliebte Zayre ihre Empfindungen ſehr fein, ſehr anſtändig ausdrücken: aber was iſt dieſer Ausdruck gegen jenes lebendige Gemählde aller der kleinſten geheimſten Ränke, durch die ſich die Liebe in unſere Seele einſchleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die ſie darinn gewinnet, aller der Kunſtgriffe, mit denen ſie jede andere Leidenſchaft unter ſich bringt, bis ſie der einzige Tyrann aller unſerer Begierden und Verabſcheuungen wird? Voltaire verſtehet, wenn ich ſo ſagen darf, den Kanzeleyſtyl der Liebe vortrefflich; das iſt, diejenige Sprache, denjenigen Ton der Sprache, den die Liebe braucht, wenn ſie ſich auf das behutſamſte und gemeſſenſte ausdrücken will, wenn ſie nichts ſagen will, als was ſie bey der ſpröden Sophiſtinn und bey dem kalten Kunſtrichter verantworten kann. Aber der beſte Kanzeliſte weiß von den

Geheimniſſen der Regierung nicht immer das meiſte; oder hat gleichwohl Voltaire in das Weſen der Liebe eben die tiefe Einſicht, die Shakeſpear gehabt, ſo hat er ſie wenigſtens hier nicht zeigen wollen, und das Gedicht iſt weit unter dem Dichter geblieben.

Von der Eiferſucht läßt ſich ohngefehr eben das ſagen. Der eiferſüchtige Oroſmann ſpielt, gegen den eiferſüchtigen Othello des Shakeſpear, eine ſehr kahle Figur. Und doch iſt Othello offenbar das Vorbild des Oroſmann geweſen. Cibber ſagt,(*) Voltaire habe ſich des Brandes bemächtiget, der den tragiſchen Scheiterhaufen des Shakeſpear in Gluth geſetzt. Ich hätte geſagt: eines Brandes aus dieſem flammenden Scheiterhaufen; und noch dazu eines, der mehr dampft, als leuchtet und wärmet. Wir hören in dem Oroſmann einen Eiferſüchtigen reden, wir ſehen ihn die raſche That eines Eiferſüchtigen begehen; aber von der Eiferſucht ſelbſt lernen wir nicht mehr und nicht weniger, als wir vorher wußten. Othello hingegen iſt das vollſtändigſte Lehrbuch über dieſe traurige Raſerey; da können wir alles lernen, was ſie angeht, ſie erwecken und ſie vermeiden.

Aber iſt es denn immer Shakeſpear, werden einige meiner Leſer fragen, immer Shakeſpear, der alles beſſer verſtanden hat, als die Franzoſen? Das ärgert uns; wir können ihn ja nicht leſen. — Ich ergreife dieſe Gelegenheit, das Publikum an etwas zu erinnern, das es vorſetzlich vergeſſen zu wollen ſcheinet. Wir haben eine Ueberſetzung vom Shakeſpear. Sie iſt noch kaum fertig geworden, und niemand bekümmert ſich ſchon mehr darum. Die Kunſtrichter haben viel Böſes davon geſagt. Ich hätte große Luſt, ſehr viel Gutes davon zu ſagen. Nicht, um dieſen gelehrten Männern zu widerſprechen; nicht, um die Fehler zu vertheidigen, die ſie darinn bemerkt haben: ſondern, weil ich glaube, daß man von dieſen Fehlern kein ſolches Aufheben hätte machen ſollen. Das Unternehmen war ſchwer; ein jeder ande-

---

(*) From Engliſh Plays, Zara's French author fir'd
Confeſſ'd his Muſe, beyond herſelf, inſpir'd,
From rack'd Othello's rage, he raiſ'd his ſtyle
And ſnatch'd the brand, that lights this tragic pile.

rer, als Herr Wieland, würde in der Eil noch öftrer verſtoßen, und aus Unwiſſenheit oder Bequemlichkeit noch mehr überhüpft haben; aber was er gut gemacht hat, wird ſchwerlich jemand beſſer machen. So wie er uns den Shakeſpear geliefert hat, iſt es noch immer ein Buch, das man unter uns nicht genug empfehlen kann. Wir haben an den Schönheiten, die es uns liefert, noch lange zu lernen, ehe uns die Flecken, mit welchen es ſie liefert, ſo beleidigen, daß wir nothwendig eine beſſere Ueberſetzung haben müßten.

Doch wieder zur Zayre. Der Verfaſſer brachte ſie im Jahre 1733 auf die Pariſer Bühne; und drey Jahr darauf ward ſie ins Engliſche überſetzt, und auch in London auf dem Theater in Drury-Lane geſpielt. Der Ueberſetzer war Aaron Hill, ſelbſt ein dramatiſcher Dichter, nicht von der ſchlechteſten Gattung. Voltaire fand ſich ſehr dadurch geſchmeichelt, und was er, in dem ihm eigenen Tone der ſtolzen Beſcheidenheit, in der Zuſchrift ſeines Stücks an den Engländer Fackener, davon ſagt, verdient geleſen zu werden. Nur muß man nicht alles für vollkommen ſo wahr annehmen, als er es ausgiebt. Wehe dem, der Voltairens Schriften überhaupt nicht mit dem ſkeptiſchen Geiſte lieſet, in welchem er einen Theil derſelben geſchrieben hat!

Er ſagt z. E. zu ſeinem engliſchen Freunde: „Eure Dichter hatten eine Gewohnheit, der ſich ſelbſt Addiſon (*) unterworfen; denn Gewohnheit iſt ſo mächtig als Vernunft und Geſetz. Dieſe gar nicht vernünftige Gewohnheit beſtand darinn, daß jeder Akt mit Verſen beſchloſſen werden mußte, die in einem ganz andern Geſchmacke waren, als das Uebrige des Stücks; und nothwendig mußten dieſe Verſe eine Vergleichung enthalten. Phädra, indem ſie abgeht, vergleicht ſich ſehr poetiſch mit einem Rehe, Cato mit einem Felſen, und Cleopatra mit Kindern,

---

(*) Le plus sage de vos écrivains, ſetzt Voltaire hinzu. Wie wäre das wohl recht zu überſetzen? Sage heißt, weiſe: aber der weiſeſte unter den engliſchen Schriftſtellern, wer würde den Addiſon dafür erkennen? Ich beſinne mich, daß die Franzoſen auch ein Mädchen sage nennen, dem man keinen Fehltritt, ſo keinen von den groben Fehltritten, vorzuwerfen hat. Dieſer Sinn dürfte vielleicht hier paſſen. Und nach dieſem könnte man ja wohl gerade zu überſetzen: Addiſon, derjenige von euern Schriftſtellern, der uns harmloſen, nüchternen Franzoſen am nächſten kömmt.

die ſo lange weinen, bis ſie einſchlafen. Der Ueberſetzer der Zayre iſt der erſte, der es gewagt hat, die Rechte der Natur gegen einen von ihr ſo entfernten Geſchmack zu behaupten. Er hat dieſen Gebrauch abgeſchaft; er hat es empfunden, daß die Leidenſchaft ihre wahre Sprache führen, und der Poet ſich überall verbergen müſſe, um uns nur den Helden erkennen zu laſſen."

Es ſind nicht mehr als nur drey Unwahrheiten in dieſer Stelle; und das iſt für den Hrn. von Voltaire eben nicht viel. Wahr iſt es, daß die Engländer, vom Shakeſpear an, und vielleicht auch von noch länger her, die Gewohnheit gehabt, ihre Aufzüge in ungereimten Verſen mit ein Paar gereimten Zeilen zu enden. Aber daß dieſe gereimten Zeilen nichts als Vergleichungen enthielten, daß ſie nothwendig Vergleichungen enthalten müſſen, das iſt grundfalſch; und ich begreife gar nicht, wie der Herr von Voltaire einem Engländer, von dem er doch glauben konnte, daß er die tragiſchen Dichter ſeines Volkes auch geleſen habe, ſo etwas unter die Naſe ſagen können. Zweytens iſt es nicht an dem, daß Hill in ſeiner Ueberſetzung der Zayre von dieſer Gewohnheit abgegangen. Es iſt zwar beynahe nicht glaublich, daß der Hr. von Voltaire die Ueberſetzung ſeines Stücks nicht genauer ſollte angeſehen haben, als ich, oder ein anderer. Gleichwohl muß es ſo ſeyn. Denn ſo gewiß ſie in reimfreyen Verſen iſt, ſo gewiß ſchließt ſich auch jeder Akt mit zwey oder vier gereimten Zeilen. Vergleichungen enthalten ſie freylich nicht; aber, wie geſagt, unter allen dergleichen gereimten Zeilen, mit welchen Shakeſpear, und Johnſon, und Dryden, und Lee, und Otway, und Rowe, und wie ſie alle heiſſen, ihre Aufzüge ſchlieſſen, ſind ſicherlich hundert gegen fünfe, die gleichfalls keine enthalten. Was hätte denn Hill alſo beſonders? Hätte er aber auch wirklich das Beſondere gehabt, das ihm Voltaire leihet: ſo wäre doch drittens das nicht wahr, daß ſein Beyſpiel von dem Einfluſſe geweſen, von dem es Voltaire ſeyn läßt. Noch bis dieſe Stunde erſcheinen in England eben ſo viel, wo nicht noch mehr Trauerſpiele, deren Akte ſich mit gereimten Zeilen enden, als die es nicht thun. Hill ſelbſt hat in keinem einzigen Stücke, deren er doch verſchiedene, noch nach der Ueberſetzung der Zayre, gemacht, ſich der alten Mode gänzlich entäußert. Und was iſt es denn nun, ob wir zuletzt Reime hören oder keine? Wenn ſie da ſind, können ſie vielleicht dem Orcheſter noch nutzen; als Zeichen nehmlich, nach den Inſtrumenten zu greifen, welches Zeichen auf dieſe Art weit ſchicklicher aus dem Stücke ſelbſt abgenommen würde, als daß es die Pfeife oder der Schlüſſel giebt.

Sechszehntes Stück.

Den 23ſten Junius, 1767.

Die engliſchen Schauſpieler waren zu Hills Zeiten ein wenig ſehr unnatürlich; beſonders war ihr tragiſches Spiel äußerſt wild und übertrieben; wo ſie heftige Leidenſchaften auszudrücken hatten, ſchrien und gebehrdeten ſie ſich als Beſeſſene; und das Uebrige tönten ſie in einer ſteifen, ſtrotzenden Feyerlichkeit daher, die in jeder Sylbe den Komödianten verrieth. Als er daher ſeine Ueberſetzung der Zayre aufführen zu laſſen bedacht war, vertraute er die Rolle der Zayre einem jungen Frauenzimmer, das noch nie in der Tragödie geſpielt hatte. Er urtheilte ſo: dieſes junge Frauenzimmer hat Gefühl, und Stimme, und Figur, und Anſtand; ſie hat den falſchen Ton des Theaters noch nicht angenommen; ſie braucht keine Fehler erſt zu verlernen; wenn ſie ſich nur ein Paar Stunden überreden kann, das wirklich zu ſeyn, was ſie vorſtellet, ſo darf ſie nur reden, wie ihr der Mund gewachſen, und alles wird gut gehen. Es gieng auch; und die Theaterpedanten, welche gegen Hillen behaupteten, daß nur eine ſehr geübte, ſehr erfahrene Perſon einer ſolchen Rolle Genüge leiſten könne, wurden beſchämt. Dieſe junge Aktrice war die Frau des Komödianten Colley Cibber, und der erſte Verſuch in ihrem achtzehnten Jahre ward ein Meiſterſtück. Es iſt merkwürdig, daß auch die franzöſiſche Schauſpielerinn, welche die Zayre zuerſt ſpielte, eine Anfängerinn war. Die junge reitzende Mademoiſell Geſſin ward auf einmal dadurch berühmt, und ſelbſt Voltaire ward ſo entzückt über ſie, daß er ſein Alter recht kläglich betauerte.

Die Rolle des Orosmann hatte ein Anverwandter des Hill übernommen, der kein Komödiant von Profeßion, ſondern ein

Mann von Stande war. Er ſpielte aus Liebhaberey, und machte ſich nicht das geringſte Bedenken, öffentlich aufzutreten, um ein Talent zu zeigen, das ſo ſchätzbar als irgend ein anders iſt. In England ſind dergleichen Exempel von angeſehenen Leuten, die zu ihrem bloßen Vergnügen einmal mitſpielen, nicht ſelten. „Alles was uns dabey befremden ſollte, ſagt der Hr. von Voltaire, iſt dieſes, daß es uns befremdet. Wir ſollten überlegen, daß alle Dinge in der Welt von der Gewohnheit und Meinung abhangen. Der franzöſiſche Hof hat ehedem auf dem Theater mit den Opernſpielern getanzt; und man hat weiter nichts beſonders dabey gefunden, als daß dieſe Art von Luſtbarkeit aus der Mode gekommen. Was iſt zwiſchen den beiden Künſten für ein Unterſchied, als daß die eine über die andere eben ſo weit erhaben iſt, als es Talente, welche vorzügliche Seelenkräfte erfodern, über bloß körperliche Fertigkeiten ſind?“

Ins Italieniſche hat der Graf Gozzi die Zayre überſetzt; ſehr genau und ſehr zierlich; ſie ſtehet in dem dritten Theile ſeiner Werke. In welcher Sprache können zärtliche Klagen rührender klingen, als in dieſer? Mit der einzigen Freyheit, die ſich Gozzi gegen das Ende des Stücks genommen, wird man ſchwerlich zufrieden ſeyn. Nachdem ſich Orosmann erſtochen, läßt ihn Voltaire nur noch ein Paar Worte ſagen, uns über das Schickſal des Nereſtan zu beruhigen. Aber was thut Gozzi? Der Italiener fand es ohne Zweifel zu kalt, einen Türken ſo gelaſſen wegſterben zu laſſen. Er legt alſo dem Orosmann noch eine Tirade in den Mund, voller Ausrufungen, voller Winſeln und Verzweiflung. Ich will ſie der Seltenheit halber unter den Text ſetzen. (*)

(*) Queſto mortale orror che per le vene
Tutte mi ſcorre, omai non è dolore,
Che baſti ad appagarti, anima bella.
Feroce cor, cor diſpietato, e miſero,
Paga la pena del delitto orrendo.
Mani crudeli — oh Dio — Mani, che ſiete
Tinte del ſangue di ſi cara donna,
Voi — voi — dov' è quel ferro? Un' altra volta
In mezzo al petto — Oimè, dov' è quel ferro?
In acuta punta — —

Es iſt doch ſonderbar, wie weit ſich hier der deutſche Geſchmack von dem welſchen entfernet! Dem Welſchen iſt Voltaire zu kurz; uns Deutſchen iſt er zu lang. Kaum hat Orosmann geſagt „verehret und gerochen;" kaum hat er ſich den tödtlichen Stoß beygebracht, ſo laſſen wir den Vorhang niederfallen. Iſt es denn aber auch wahr, daß der deutſche Geſchmack dieſes ſo haben will? Wir machen dergleichen Verkürzung mit mehrern Stücken: aber warum machen wir ſie? Wollen wir denn im Ernſt, daß ſich ein Trauerſpiel wie ein Epigramm ſchlieſſen ſoll? Immer mit der Spitze des Dolchs, oder mit dem letzten Seufzer des Helden? Woher kömmt uns gelaſſenen, ernſten Deutſchen die flatternde Ungeduld, ſobald die Execution vorbey, durchaus nun weiter nichts hören zu wollen, wenn es auch noch ſo wenige, zur völligen Rundung des Stücks noch ſo unentbehrliche Worte wären? Doch ich forſche vergebens nach der Urſache einer Sache, die nicht iſt. Wir hätten kalt Blut genug, den Dichter bis ans Ende zu hören, wenn es uns der Schauſpieler nur zutrauen wollte. Wir würden recht gern die letzten Befehle des großmüthigen Sultans vernehmen; recht gern die Bewunderung und das Mitleid des Nereſtan noch theilen: aber wir ſollen nicht. Und warum ſollen wir nicht? Auf dieſes warum, weiß ich kein darum. Sollten wohl die Orosmannsſpieler daran Schuld ſeyn? Es wäre begreiflich genug, warum ſie gern das letzte Wort haben wollten. Erſtochen und geklatſcht! Man muß Künſtlern kleine Eitelkeiten verzeihen.

Bey keiner Nation hat die Zayre einen ſchärfern Kunſtrichter gefunden, als unter den Holländern. Friedrich Duim, vielleicht ein Anverwandter des berühmten Akteurs dieſes Namens auf dem Amſterdamer Theater, fand ſo viel daran auszuſetzen, daß er es für etwas kleines hielt, eine beſſere zu machen. Er

Tenebre, e notte
Si fanno intorno — —
Perchè non poſſo — —
Non poſſo ſpargere
Il ſangue tutto?
Sì, sì, lo ſpargo tutto, anima mia,
Dove ſei? — più non poſſo — oh Dio! non poſſo —
Vorrei — vederti — io manco, io manco, oh Dio!

machte auch wirklich eine — andere, (*) in der die Bekehrung der Zayre das Hauptwerk iſt, und die ſich damit endet, daß der Sultan über ſeine Liebe ſieget, und die chriſtliche Zayre mit aller der Pracht in ihr Vaterland ſchicket, die ihrer vorgehabten Erhöhung gemäß iſt; der alte Luſignan ſtirbt vor Freuden. Wer iſt begierig, mehr davon zu wiſſen? Der einzige unverzeibliche Fehler eines tragiſchen Dichters iſt dieſer, daß er uns kalt läßt; er intereſſire uns, und mache mit den kleinen mechaniſchen Regeln, was er will. Die Duime können wohl tadeln, aber den Bogen des Ulyſſes müſſen ſie nicht ſelber ſpannen wollen. Dieſes ſage ich darum, weil ich nicht gern zurück, von der mißlungenen Verbeſſerung auf den Ungrund der Kritik, geſchloſſen wiſſen möchte. Duims Tadel iſt in vielen Stücken ganz gegründet; beſonders hat er die Unſchicklichkeiten, deren ſich Voltaire in Anſehung des Orts ſchuldig macht, und das Fehlerhafte in dem nicht genugſam motivirten Auftreten und Abgehen der Perſonen, ſehr wohl angemerkt. Auch iſt ihm die Ungereimtheit der ſechſten Scene im dritten Akte nicht entgangen. „Orosmann, ſagt er, kömmt, Zayren in die Moſchee abzuholen; Zayre weigert ſich, ohne die geringſte Urſache von ihrer Weigerung anzuführen; ſie geht ab, und Orosmann bleibt als ein Laffe (als eenen lafhartigen) ſtehen. Iſt das wohl ſeiner Würde gemäß? Reimet ſich das wohl mit ſeinem Charakter? Warum dringt er nicht in Zayren, ſich deutlicher zu erklären? Warum folgt er ihr nicht in das Seraglio? Durfte er ihr nicht dahin folgen?“ — Guter Duim! wenn ſich Zayre deutlicher erkläret hätte: wo hätten denn die andern Akte ſollen herkommen? Wäre nicht die ganze Tragödie darüber in die Bilze gegangen? — Ganz Recht! auch die zweyte Scene des dritten Akts iſt eben ſo abgeſchmackt: Orosmann kömmt wieder zu Zayren; Zayre geht abermals, ohne die geringſte nähere Erklärung, ab, und Orosmann, der gute Schlucker, (dien goeden hals) tröſtet ſich desfalls in einer Monologe. Aber, wie geſagt, die Verwickelung, oder Ungewißheit, mußte doch bis zum fünften Aufzuge hinhalten; und wenn die ganze Kataſtrophe an

---

(*) Zaire, bekeerde Turkinne. Treurſpel. Amſterdam 1745.

einem Haare hängt, ſo hängen mehr wichtige Dinge in der Welt an keinem ſtärkern.

Die letzterwähnte Scene iſt ſonſt diejenige, in welcher der Schauſpieler, der die Rolle des Orosmann hat, ſeine feinſte Kunſt in alle dem beſcheidenen Glanze zeigen kann, in dem ſie nur ein eben ſo feiner Kenner zu empfinden fähig iſt. Er muß aus einer Gemüthsbewegung in die andere übergehen, und dieſen Uebergang durch das ſtumme Spiel ſo natürlich zu machen wiſſen, daß der Zuſchauer durchaus durch keinen Sprung, ſondern durch eine zwar ſchnelle, aber doch dabey merkliche Gradation mit fortgeriſſen wird. Erſt zeiget ſich Orosmann in aller ſeiner Großmuth, willig und geneigt, Zayren zu vergeben, wann ihr Herz bereits eingenommen ſeyn ſollte, Falls ſie nur aufrichtig genug iſt, ihm länger kein Geheimniß davon zu machen. Indem erwacht ſeine Leidenſchaft aufs neue, und er fodert die Aufopferung ſeines Nebenbuhlers. Er wird zärtlich genug, ſie unter dieſer Bedingung aller ſeiner Huld zu verſichern. Doch da Zayre auf ihrer Unſchuld beſtehet, wider die er ſo offenbare Beweiſe zu haben glaubet, bemeiſtert ſich ſeiner nach und nach der äußerſte Unwille. Und ſo geht er von dem Stolze zur Zärtlichkeit, und von der Zärtlichkeit zur Erbitterung über. Alles was Remond de Saint Albine, in ſeinem Schauſpieler,(*) hierbey beobachtet wiſſen will, leiſtet Hr. Eckhof auf eine ſo vollkommene Art, daß man glauben ſollte, er allein könne das Vorbild des Kunſtrichters geweſen ſeyn.

Siebzehntes Stück.

Den 26ſten Junius, 1767.

Den ſiebzehnten Abend (Donnerſtags, den 14ten May,) ward der Sidney, vom Greſſet, aufgeführet.

Dieſes Stück kam im Jahre 1745 zuerſt aufs Theater. Ein Luſtſpiel wider den Selbſtmord, konnte in Paris kein groſſes Glück machen. Die Franzoſen ſagten: es wäre ein Stück für London. Ich weiß auch nicht; denn die Engländer dürften vielleicht den Sidney ein wenig unengliſch finden; er geht nicht

---

(*) Le Comedien, Partie II. Chap. X. p. 209.

raſch genug zu Werke; er philoſophirt, ehe er die That begeht, zu viel, und nachdem er ſie begangen zu haben glaubt, zu wenig; ſeine Reue könnte ſchimpflicher Kleinmuth ſcheinen; ja, ſich von einem franzöſiſchen Bedienten ſo angeführt zu ſehen, möchte von manchen für eine Beſchämung gehalten werden, die des Hängens allein würdig wäre.

Doch ſo wie das Stück iſt, ſcheinet es für uns Deutſche recht gut zu ſeyn. Wir mögen eine Raſerey gern mit ein wenig Philoſophie bemänteln, und finden es unſerer Ehre eben nicht nachtheilig, wenn man uns von einem dummen Streiche zurückhält, und das Geſtändniß, falſch philoſophirt zu haben, uns abgewinnet. Wir werden daher dem Dümont, ob er gleich ein franzöſiſcher Prahler iſt, ſo herzlich gut, daß uns die Etiquette, welche der Dichter mit ihm beobachtet, beleidiget. Denn indem es Sidney nun erfährt, daß er durch die Vorſicht deſſelben dem Tode nicht näher iſt, als der geſundeſten einer, ſo läßt ihn Greſſet ausrufen: „Kaum kann ich es glauben — Roſalia! — Hamilton! — und du, deſſen glücklicher Eifer u. ſ. w.“ Warum dieſe Rangordnung? Iſt es erlaubt, die Dankbarkeit der Politeſſe aufzuopfern? Der Bediente hat ihn gerettet; dem Bedienten gehört das erſte Wort, der erſte Ausdruck der Freude, ſo Bedienter, ſo weit unter ſeinem Herrn und ſeines Herrn Freunden, er auch immer iſt. Wenn ich Schauſpieler wäre, hier würde ich es kühnlich wagen, zu thun, was der Dichter hätte thun ſollen. Wenn ich ſchon, wider ſeine Vorſchrift, nicht das erſte Wort an meinen Erretter richten dürfte, ſo würde ich ihm wenigſten den erſten gerührten Blick zuſchicken, mit der erſten dankbaren Umarmung auf ihn zueilen; und dann würde ich mich gegen Roſalien, und gegen Hamilton wenden, und wieder auf ihn zurückkommen. Es ſey uns immer angelegener, Menſchlichkeit zu zeigen, als Lebensart!

Herr Eckhof ſpielt den Sidney ſo vortrefflich — Es iſt ohnſtreitig eine von ſeinen ſtärkſten Rollen. Man kann die enthuſiaſtiſche Melancholie, das Gefühl der Fühlloſigkeit, wenn ich ſo ſagen darf, worinn die ganze Gemüthsverfaſſung des Sidney beſtehet, ſchwerlich mit mehr Kunſt, mit größerer Wahrheit ausdrücken. Welcher Reichthum von mahlenden Geſten, durch die er allgemeinen Betrachtungen gleichſam Figur und Körper giebt, und ſeine innerſten Empfindungen in ſichtbare Gegenſtände verwandelt! Welcher fortreiſſende Ton der Ueberzeugung! —

Den Beſchluß machte dieſen Abend ein Stück in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen des l'Affichard, unter dem Titel: Iſt er von Familie? Man erräth gleich, daß ein Narr oder eine Närrinn darinn vorkommen muß, der es hauptſächlich um den alten Adel zu thun iſt. Ein junger wohlerzogener Menſch, aber von zweifelhaftem Herkommen, bewirbt ſich um die Stieftochter eines Marquis. Die Einwilligung der Mutter hängt von der Aufklärung dieſes Punkts ab. Der junge Menſch hielt ſich nur für den Pflegeſohn eines gewiſſen bürgerlichen Liſanders, aber es findet ſich, daß Liſander ſein wahrer Vater iſt. Nun wäre weiter an die Heyrath nicht zu denken, wenn nicht Liſander ſelbſt ſich nur durch Unfälle zu dem bürgerlichen Stande herablaſſen müſſen. In der That iſt er von eben ſo guter Geburt, als der Marquis; er iſt des Marquis Sohn, den jugendliche Ausſchweiffungen aus dem väterlichen Hauſe vertrieben. Nun will er ſeinen Sohn brauchen, um ſich mit ſeinem Vater auszuſöhnen. Die Ausſöhnung gelingt, und macht das Stück gegen das Ende ſehr rührend. Da alſo der Hauptton deſſelben rührender, als komiſch, iſt: ſollte uns nicht auch der Titel mehr jenes als dieſes erwarten laſſen? Der Titel iſt eine wahre Kleinigkeit; aber dasmal hätte ich ihn von dem einzigen lächerlichen Charakter nicht hergenommen; er braucht den Inhalt weder anzuzeigen, noch zu erſchöpfen; aber er ſollte doch auch nicht irre führen. Und dieſer thut es ein wenig. Was iſt leichter zu ändern, als ein Titel? Die übrigen Abweichungen des deutſchen Verfaſſers von dem Originale, gereichen mehr zum Vortheile des Stücks, und geben ihm das einheimiſche Anſehen, das faſt allen von dem franzöſiſchen Theater entlehnten Stücken mangelt.

Den achtzehnten Abend (Freytags, den 15ten May,) ward das Geſpenſt mit der Trommel geſpielt.

Dieſes Stück ſchreibt ſich eigentlich aus dem Engliſchen des Addiſon her. Addiſon hat nur eine Tragödie, und nur eine Komödie gemacht. Die dramatiſche Poeſie überhaupt war ſein Fach nicht. Aber ein guter Kopf weiß ſich überall aus dem

Handel zu ziehen; und ſo haben ſeine beiden Stücke, wenn ſchon nicht die höchſten Schönheiten ihrer Gattung, wenigſtens andere, die ſie noch immer zu ſehr ſchätzbaren Werken machen. Er ſuchte ſich mit dem einen ſowohl, als mit dem andern, der franzöſiſchen Regelmäßigkeit mehr zu nähern; aber noch zwanzig Addiſons, und dieſe Regelmäßigkeit wird doch nie nach dem Geſchmacke der Engländer werden. Begnüge ſich damit, wer keine höhere Schönheiten kennet!

Destouches, der in England perſönlichen Umgang mit Addiſon gehabt hatte, zog das Luſtſpiel deſſelben über einen noch franzöſiſchern Leiſten. Wir ſpielen es nach ſeiner Umarbeitung; in der wirklich vieles feiner und natürlicher, aber auch manches kalter und kraftloſer geworden. Wenn ich mich indeß nicht irre, ſo hat Madame Gottſched, von der ſich die deutſche Ueberſetzung herſchreibt, das engliſche Original mit zur Hand genommen, und manchen guten Einfall wieder daraus hergeſtellet.

Den neunzehnten Abend (Montags, den 18ten May,) ward der verheyrathete Philoſoph, vom Destouches, wiederholt.

Des Regnard Demokrit war dasjenige Stück, welches den zwanzigſten Abend (Dienſtags, den 19ten May,) geſpielet wurde.

Dieſes Luſtſpiel wimmelt von Fehlern und Ungereimtheiten, und doch gefällt es. Der Kenner lacht dabey ſo herzlich, als der Unwiſſendſte aus dem Pöbel. Was folgt hieraus? Daß die Schönheiten, die es hat, wahre allgemeine Schönheiten ſeyn müſſen, und die Fehler vielleicht nur willkührliche Regeln betreffen, über die man ſich leichter hinausſetzen kann, als es die Kunſtrichter Wort haben wollen. Er hat keine Einheit des Orts beobachtet: mag er doch. Er hat alles Uebliche aus den Augen geſetzt: immerhin. Sein Demokrit ſieht dem wahren Demokrit in keinem Stücke ähnlich; ſein Athen iſt ein ganz anders Athen, als wir kennen: nun wohl, ſo ſtreiche man Demokrit und Athen aus, und ſetze blos erdichtete Namen dafür. Regnard hat es gewiß ſo gut, als ein anderer, gewußt, daß um Athen keine Wüſte und keine Tiger und Bäre waren; daß es, zu der Zeit des Demokrits, keinen König hatte u. ſ. w. Aber er hat das alles itzt nicht wiſſen wollen; ſeine Abſicht war, die Sitten ſeines Landes unter fremden Namen zu ſchildern. Dieſe

Schilderung iſt das Hauptwerk des komiſchen Dichters, und nicht die hiſtoriſche Wahrheit.

Andere Fehler möchten ſchwerer zu entſchuldigen ſeyn; der Mangel des Intereſſe, die kahle Verwickelung, die Menge müßiger Perſonen, das abgeſchmackte Geſchwätz des Demokrits, nicht deswegen nur abgeſchmackt, weil es der Idee widerſpricht, die wir von dem Demokrit haben, ſondern weil es Unſinn in jedes andern Munde ſeyn würde, der Dichter möchte ihn genannt haben, wie er wolle. Aber was überſieht man nicht bey der guten Laune, in die uns Strabo und Thaler ſetzen? Der Charakter des Strabo iſt gleichwohl ſchwer zu beſtimmen; man weiß nicht, was man aus ihm machen ſoll; er ändert ſeinen Ton gegen jeden, mit dem er ſpricht; bald iſt er ein feiner witziger Spötter, bald ein plumper Spaßmacher, bald ein zärtlicher Schulfuchs, bald ein unverſchämter Stutzer. Seine Erkennung mit der Cleanthis iſt ungemein komiſch, aber unnatürlich. Die Art, mit der Mademoiſell Beauval und la Thorilliere dieſe Scenen zuerſt ſpielten, hat ſich von einem Akteur zum andern, von einer Aktrice zur andern fortgepflanzt. Es ſind die unanſtändigſten Grimaſſen; aber da ſie durch die Ueberlieferung bey Franzoſen und Deutſchen geheiliget ſind, ſo kömmt es niemanden ein, etwas daran zu ändern, und ich will mich wohl hüten zu ſagen, daß man ſie eigentlich kaum in dem niedrigſten Poſſenſpiele dulden ſollte. Der beſte, drolligſte und ausgeführteſte Charakter, iſt der Charakter des Thalers; ein wahrer Bauer, ſchalkiſch und gerade zu; voller boshafter Schnurren; und der, von der poetiſchen Seite betrachtet, nichts weniger als epiſodiſch, ſondern zu Auflöſung des Knoten eben ſo ſchicklich als unentbehrlich iſt. (*)

Achtzehntes Stück.

Den 30ſten Junius, 1767.

Den ein und zwanzigſten Abend (Mittewochs, den 20ſten May,) wurde das Luſtſpiel des Marivaux, die falſchen Vertraulichkeiten, aufgeführt.

(*) Hiſtoire du Theatre François. T. XIV. p. 161.

Marivaux hat faſt ein ganzes halbes Jahrhundert für die Theater in Paris gearbeitet; ſein erſtes Stück iſt vom Jahre 1712, und ſein Tod erfolgte 1763, in einem Alter von zwey und ſiebzig. Die Zahl ſeiner Luſtſpiele beläuft ſich auf einige dreyßig, wovon mehr als zwey Drittheile den Harlekin haben, weil er ſie für die italieniſche Bühne verfertigte. Unter dieſe gehören auch die falſchen Vertraulichkeiten, die 1763 zuerſt, ohne beſondern Beyfall, geſpielet, zwey Jahre darauf aber wieder hervorgeſucht wurden, und deſto größern erhielten.

Seine Stücke, ſo reich ſie auch an mannichfaltigen Charakteren und Verwicklungen ſind, ſehen ſich einander dennoch ſehr ähnlich. In allen der nehmliche ſchimmernde, und öfters allzugeſuchte Witz; in allen die nehmliche metaphyſiſche Zergliederung der Leidenſchaften; in allen die nehmliche blumenreiche, neologiſche Sprache. Seine Plane ſind nur von einem ſehr geringen Umfange; aber, als ein wahrer Kallipides ſeiner Kunſt, weiß er den engen Bezirk derſelben mit einer Menge ſo kleiner, und doch ſo merklich abgeſetzter Schritte zu durchlaufen, daß wir am Ende einen noch ſo weiten Weg mit ihm zurückgelegt zu haben glauben.

Seitdem die Neuberinn, ſub Auſpiciis Sr. Magnificenz, des Herrn Prof. Gottſcheds, den Harlekin öffentlich von ihrem Theater verbannte, haben alle deutſche Bühnen, denen daran gelegen war, regelmäßig zu heiſſen, dieſer Verbannung beyzutreten geſchienen. Ich ſage, geſchienen; denn im Grunde hatten ſie nur das bunte Jäckchen und den Namen abgeſchaft, aber den Narren behalten. Die Neuberinn ſelbſt ſpielte eine Menge Stücke, in welchen Harlekin die Hauptperſon war. Aber Harlekin hieß bey ihr Hännschen, und war ganz weiß, anſtatt ſcheckigt, gekleidet. Wahrlich, ein großer Triumph für den guten Geſchmack!

Auch die falſchen Vertraulichkeiten haben einen Harlekin, der in der deutſchen Ueberſetzung zu einem Peter geworden. Die Neuberinn iſt todt, Gottſched iſt auch todt: ich dächte, wir zögen ihm das Jäckchen wieder an. — Im Ernſte; wenn er unter fremdem Namen zu dulden iſt, warum nicht auch unter ſeinem? „Er iſt ein ausländiſches Geſchöpf;“ ſagt man. Was thut das? Ich wollte, daß alle Narren unter uns Ausländer wären! „Er trägt ſich, wie ſich kein Menſch unter uns trägt:“ — ſo braucht er nicht erſt lange zu ſagen, wer er iſt. „Es iſt widerſinnig, das nehmliche Individuum alle Tage in einem andern Stücke erſcheinen zu ſehen.“ Man muß ihn als kein Individuum, ſondern als eine ganze Gattung betrachten; es iſt nicht Harlekin, der heute im Timon, morgen im Falken, übermorgen in den falſchen Vertraulichkeiten, wie ein wahrer Hans in allen Gaſſen, vorkömmt; ſondern es ſind Harlekine; die Gattung leidet tauſend Varietäten; der im Timon iſt nicht der im Falken; jener lebte in Griechenland, dieſer in Frankreich; nur weil ihr Charakter einerley Hauptzüge hat, hat man ihnen einerley Namen gelaſſen. Warum wollen wir ekler, in unſern Vergnügungen wähliger, und gegen kahle Vernünfteleyen nachgebender ſeyn, als — ich will nicht ſagen, die Franzoſen und Italiener ſind — ſondern, als ſelbſt die Römer und Griechen waren? War ihr Paraſit etwas anders, als der Harlekin? Hatte er nicht auch ſeine eigene, beſondere Tracht, in der er in einem Stücke über dem andern vorkam? Hatten die Griechen nicht ein eigenes Drama, in das jederzeit Satyri eingeflochten werden mußten, ſie mochten ſich nun in die Geſchichte des Stücks ſchicken oder nicht?

Harlekin hat, vor einigen Jahren, ſeine Sache vor dem Richterſtuhle der wahren Kritik, mit eben ſo vieler Laune als Gründlichkeit, vertheidiget. Ich empfehle die Abhandlung des Herrn Möſer über das Groteske-Komiſche, allen meinen Leſern, die ſie noch nicht kennen; die ſie kennen, deren Stimme habe ich ſchon. Es wird darinn beyläufig von einem gewiſſen Schriftſteller geſagt, daß er Einſicht genug beſitze, dermaleins der Lobredner des Harlekin zu werden. Itzt iſt er es geworden! wird man denken. Aber nein; er iſt es immer geweſen. Den Einwurf, den ihm Herr Möſer wider den Harlekin in den Mund legt, kann er ſich nie gemacht, ja nicht einmal gedacht zu haben erinnern.

Auſſer dem Harlekin kömmt in den falſchen Vertraulichkeiten noch ein anderer Bedienter vor, der die ganze Intrigue führet. Beide wurden ſehr wohl geſpielt; und unſer Theater hat überhaupt, an den Herren Henſel und Merſchy, ein Paar Akteurs, die man zu den Bedientenrollen kaum beſſer verlangen kann.

Den zwey und zwanzigſten Abend (Donnerſtags, den 21ſten May,) ward die Zelmire des Herrn Du Belloy aufgeführet.

Der Name Du Belloy kann niemanden unbekannt ſeyn, der in der neuern franzöſiſchen Litteratur nicht ganz ein Fremdling iſt. Des Verfaſſers der Belagerung von Calais! Wenn es dieſes Stück nicht verdiente, daß die Franzoſen ein ſolches Lermen damit machten, ſo gereicht doch dieſes Lermen ſelbſt, den Franzoſen zur Ehre. Es zeigt ſie als ein Volk, das auf ſeinen Ruhm eiferſüchtig iſt; auf das die großen Thaten ſeiner Vorfahren den Eindruck nicht verloren haben; das, von dem Werthe eines Dichters und von dem Einfluſſe des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu ſeinen unnützen Gliedern rechnet, dieſes nicht zu den Gegenſtänden zählet, um die ſich nur geſchäftige Müßiggänger bekümmern. Wie weit ſind wir Deutſche in dieſem Stücke noch hinter den Franzoſen! Es gerade herauszuſagen: wir ſind gegen ſie noch die wahren Barbaren! Barbariſcher, als unſere barbariſchſten Vorältern, denen ein Liederſänger ein ſehr ſchätzbarer Mann war, und die, bey aller ihrer Gleichgültigkeit gegen Künſte und Wiſſenſchaften, die Frage, ob ein Barde, oder einer, der mit Bärfellen und Bernſtein handelt, der nützlichere Bürger wäre? ſicherlich für die Frage eines Narren gehalten hätten! — Ich mag mich in Deutſchland umſehen, wo ich will, die Stadt ſoll noch gebauet werden, von der ſich erwarten lieſſe, daß ſie nur den tauſendſten Theil der Achtung und Erkenntlichkeit gegen einen deutſchen Dichter haben würde, die Calais gegen den Du Belloy gehabt hat. Man erkenne es immer für franzöſiſche Eitelkeit: wie weit haben wir noch hin, ehe wir zu ſo einer Eitelkeit fähig ſeyn werden! Was Wunder auch? Unſere Gelehrte ſelbſt ſind klein genug, die Nation in der Geringſchätzung alles deſſen zu beſtärken, was nicht gerade zu den Beutel füllet. Man ſpreche von einem Werke des Genies, von welchem man will; man rede von der Aufmunterung der Künſtler; man äußere den Wunſch, daß eine reiche blühende Stadt der anſtändigſten Erholung für Männer, die in ihren Geſchäften des Tages Laſt und Hitze getragen, und der nützlichſten Zeitverkürzung für andere, die gar keine Geſchäfte haben wollen, (das wird doch wenigſtens das Theater ſeyn?) durch ihre bloße Theilnehmung aufhelfen möge: — und ſehe und höre um ſich. „Dem Himmel ſey Dank, ruft nicht blos der Wucherer Albinus, daß unſere Bürger wichtigere Dinge zu thun haben!“

— — — — Eu!
Rem poteris ſervare tuam! — —

Wichtigere? Einträglichere; das gebe ich zu! Einträglich iſt freylich unter uns nichts, was im geringſten mit den freyen Künſten in Verbindung ſtehet. Aber,

— hæc animos ærugo et cura peculi
Cum ſemel imbuerit —

Doch ich vergeſſe mich. Wie gehört das alles zur Zelmire?

Du Belloy war ein junger Menſch, der ſich auf die Rechte legen wollte, oder ſollte. Sollte, wird es wohl mehr geweſen ſeyn. Denn die Liebe zum Theater behielt die Oberhand; er legte den Bartolus bey Seite, und ward Komödiant. Er ſpielte einige Zeit unter der franzöſiſchen Truppe zu Braunſchweig, machte verſchiedene Stücke, kam wieder in ſein Vaterland, und ward geſchwind durch ein Paar Trauerſpiele ſo glücklich und berühmt, als ihn nur immer die Rechtsgelehrſamkeit hätte machen können, wenn er auch ein Beaumont geworden wäre. Wehe dem jungen deutſchen Genie, das dieſen Weg einſchlagen wollte! Verachtung und Betteley würden ſein gewiſſeſtes Loos ſeyn!

Das erſte Trauerſpiel des Du Belloy heißt Titus; und Zelmire war ſein zweytes. Titus fand keinen Beyfall, und ward nur ein einzigesmal geſpielt. Aber Zelmire fand deſto größern; es ward vierzehnmal hinter einander aufgeführt, und die Pariſer hatten ſich noch nicht daran ſatt geſehen. Der Inhalt iſt von des Dichters eigener Erfindung.

Ein franzöſiſcher Kunſtrichter (*) nahm hiervon Gelegenheit, ſich gegen die Trauerſpiele von dieſer Gattung überhaupt zu erklären: „Uns wäre, ſagt er, ein Stoff aus der Geſchichte weit lieber geweſen. Die Jahrbücher der Welt ſind an berüchtigten

---

(*) Journal Encyclopédique. Juillet 1762.

Verbrechen ja ſo reich; und die Tragödie iſt ja ausdrücklich dazu, daß ſie uns die großen Handlungen wirklicher Helden zur Bewunderung und Nachahmung vorſtellen ſoll. Indem ſie ſo den Tribut bezahlt, den die Nachwelt ihrer Aſche ſchuldig iſt, befeuert ſie zugleich die Herzen der Itztlebenden mit der edlen Begierde, ihnen gleich zu werden. Man wende nicht ein, daß Zayre, Alzire, Mahomet, doch auch nur Geburthen der Erdichtung wären. Die Namen der beiden erſten ſind erdichtet, aber der Grund der Begebenheiten iſt hiſtoriſch. Es hat wirklich Kreutzzüge gegeben, in welchen ſich Chriſten und Türken, zur Ehre Gottes, ihres gemeinſchaftlichen Vaters, haßten und würgten. Bey der Eroberung von Mexico haben ſich nothwendig die glücklichen und erhabenen Contraſte zwiſchen den europäiſchen und amerikaniſchen Sitten, zwiſchen der Schwärmerey und der wahren Religion, äußern müſſen. Und was den Mahomet anbelangt, ſo iſt er der Auszug, die Quinteſſenz, ſo zu reden, aus dem ganzen Leben dieſes Betrügers; der Fanatismus, in Handlung gezeigt; das ſchönſte philoſophiſchſte Gemählde, das jemals von dieſem gefährlichen Ungeheuer gemacht werden.“

Neunzehntes Stück.

Den 3ten Julius, 1767.

Es iſt einem jeden vergönnt, ſeinen eigenen Geſchmack zu haben; und es iſt rühmlich, ſich von ſeinem eigenen Geſchmacke Rechenſchaft zu geben ſuchen. Aber den Gründen, durch die man ihn rechtfertigen will, eine Allgemeinheit ertheilen, die, wenn es ſeine Richtigkeit damit hätte, ihn zu dem einzigen wahren Geſchmacke machen müßte, heißt aus den Grenzen des forſchenden Liebhabers herausgehen, und ſich zu einem eigenſinnigen Geſetzgeber aufwerfen. Der angeführte franzöſiſche Schriftſteller fängt mit einem beſcheidenen, „Uns wäre lieber geweſen“ an, und geht zu ſo allgemein verbindenden Ausſprüchen fort, daß man glauben ſollte, dieſes Uns ſey aus dem Munde der Kritik ſelbſt gekommen. Der wahre Kunſtrichter folgert keine Regeln aus ſeinem Geſchmacke, ſondern hat ſeinen Geſchmack nach den Regeln gebildet, welche die Natur der Sache erfodert.

Nun hat es Ariſtoteles längſt entſchieden, wie weit ſich der tragiſche Dichter um die hiſtoriſche Wahrheit zu bekümmern habe; nicht weiter, als ſie einer wohleingerichteten Fabel ähnlich iſt, mit der er ſeine Abſichten verbinden kann. Er braucht eine Geſchichte nicht darum, weil ſie geſchehen iſt, ſondern darum, weil ſie ſo geſchehen iſt, daß er ſie ſchwerlich zu ſeinem gegenwärtigen Zwecke beſſer erdichten könnte. Findet er dieſe Schicklichkeit von ohngefehr an einem wahren Falle, ſo iſt ihm der wahre Fall willkommen; aber die Geſchichtbücher erſt lange darum nachzuſchlagen, lohnt der Mühe nicht. Und wie viele wiſſen denn, was geſchehen iſt? Wenn wir die Möglichkeit, daß etwas geſchehen kann, nur daher abnehmen wollen, weil es geſchehen iſt: was hindert uns, eine gänzlich erdichtete Fabel für eine wirklich geſchehene Hiſtorie zu halten, von der wir nie etwas gehört haben? Was iſt das erſte, was uns eine Hiſtorie glaubwürdig macht? Iſt es nicht ihre innere Wahrſcheinlichkeit? Und iſt es nicht einerley, ob dieſe Wahrſcheinlichkeit von gar keinen Zeugniſſen und Ueberlieferungen beſtätiget wird, oder von ſolchen, die zu unſerer Wiſſenſchaft noch nie gelangt ſind? Es wird ohne Grund angenommen, daß es eine Beſtimmung des Theaters mit ſey, das Andenken großer Männer zu erhalten; dafür iſt die Geſchichte, aber nicht das Theater. Auf dem Theater ſollen wir nicht lernen, was dieſer oder jener einzelne Menſch gethan hat, ſondern was ein jeder Menſch von einem gewiſſen Charakter unter gewiſſen gegebenen Umſtänden thun werde. Die Abſicht der Tragödie iſt weit philoſophiſcher, als die Abſicht der Geſchichte; und es heißt ſie von ihrer wahren Würde herabſetzen, wenn man ſie zu einem bloßen Panegyrikus berühmter Männer macht, oder ſie gar den Nationalſtolz zu nähren mißbraucht.

Die zweyte Erinnerung des nehmlichen franzöſiſchen Kunſtrichters gegen die Zelmire des Du Belloy, iſt wichtiger. Er tadelt, daß ſie faſt nichts als ein Gewebe mannichfaltiger wunderbarer Zufälle ſey, die in den engen Raum von vier und zwanzig Stunden zuſammengepreßt, aller Illuſion unfähig würden. Eine ſeltſam ausgeſparte Situation über die andere! ein Theaterſtreich über den andern! Was geſchieht nicht alles! was hat man nicht alles zu behalten! Wo ſich die Begebenheiten ſo drengen, können ſchwerlich alle vorbereitet genug ſeyn. Wo uns ſo vieles überraſcht, wird uns leicht manches mehr befremden, als überraſchen. „Warum muß ſich z. E. der Tyrann dem Rhamnes entdecken? Was zwingt den Antenor, ihm ſeine Verbrechen zu offenbaren? Fällt Ilus nicht gleichſam vom Himmel? Iſt die Gemüthsänderung des Rhamnes nicht viel zu ſchleunig? Bis auf den Augenblick, da er den Antenor erſticht, nimmt er an den Verbrechen ſeines Herrn auf die entſchloßenſte Weiſe Theil; und wenn er einmal Reue zu empfinden geſchienen, ſo hatte er ſie doch ſogleich wieder unterdrückt. Welche geringfügige Urſachen giebt hiernächſt der Dichter nicht manchmal den wichtigſten Dingen! So muß Polidor, wenn er aus der Schlacht kömmt, und ſich wiederum in dem Grabmahle verbergen will, der Zelmire den Rücken zukehren, und der Dichter muß uns ſorgfältig dieſen kleinen Umſtand einſchärfen. Denn wenn Polidor anders gienge, wenn er der Prinzeßin das Geſicht, anſtatt den Rücken zuwendete: ſo würde ſie ihn erkennen, und die folgende Scene, wo dieſe zärtliche Tochter unwiſſend ihren Vater ſeinen Henkern überliefert, dieſe ſo vorſtechende, auf alle Zuſchauer ſo groſſen Eindruck machende Scene, fiele weg. Wäre es gleichwohl nicht weit natürlicher geweſen, wenn Polidor, indem er wieder in das Grabmahl flüchtet, die Zelmire bemerkt, ihr ein Wort zugeruffen, oder auch nur einen Wink gegeben hätte? Freylich wäre es ſo natürlicher geweſen, als daß die ganzen letzten Akte ſich nunmehr auf die Art, wie Polidor geht, ob er ſeinen Rücken dahin oder dorthin kehret, gründen müſſen. Mit dem Billet des Azor hat es die nehmliche Bewandtniß: brachte es der Soldat im zweyten Akte gleich mit, ſo wie er es hätte mitbringen ſollen, ſo war der Tyrann entlarvet, und das Stück hatte ein Ende.“

Die Ueberſetzung der Zelmire iſt nur in Proſa. Aber wer wird nicht lieber eine körnichte, wohlklingende Proſa hören wollen, als matte, geradebrechte Verſe? Unter allen unſern gereimten Ueberſetzungen werden kaum ein halbes Dutzend ſeyn, die erträglich ſind. Und daß man mich ja nicht bey dem Worte nehme, ſie zu nennen! Ich würde eher wiſſen, wo ich aufhören, als wo ich anfangen ſollte. Die beſte iſt an vielen Stellen dunkel und zweydeutig; der Franzoſe war ſchon nicht der größte Verſifikateur, ſondern ſtümperte und flickte; der Deutſche war es noch weniger, und indem er ſich bemühte, die glücklichen und unglücklichen Zeilen ſeines Originals gleich treu zu überſetzen, ſo iſt es natürlich, daß öfters, was dort nur Lückenbüſſerey, oder Tavtologie, war, hier zu förmlichem Unſinne werden mußte. Der Ausdruck iſt dabey meiſtens ſo niedrig, und die Konſtruction ſo verworfen, daß der Schauſpieler allen ſeinen Adel nöthig hat, jenem aufzuhelfen, und allen ſeinen Verſtand brauchet, dieſe nur nicht verfehlen zu laſſen. Ihm die Deklamation zu erleichtern, daran iſt vollends gar nicht gedacht worden!

Aber verlohnt es denn auch der Mühe, auf franzöſiſche Verſe ſo viel Fleiß zu wenden, bis in unſerer Sprache eben ſo wäßrig korrecte, eben ſo grammatikaliſch kalte Verſe daraus werden? Wenn wir hingegen den ganzen poetiſchen Schmuck der Franzoſen in unſere Proſa übertragen, ſo wird unſere Proſa dadurch eben noch nicht ſehr poetiſch werden. Es wird der Zwitterton noch lange nicht daraus entſtehen, der aus den proſaiſchen Ueberſetzungen engliſcher Dichter entſtanden iſt, in welchen der Gebrauch der kühnſten Tropen und Figuren, außer einer gebundenen cadenſirten Wortfügung, uns an Beſoffene denken läßt, die ohne Muſik tanzen. Der Ausdruck wird ſich höchſtens über die alltägliche Sprache nicht weiter erheben, als ſich die theatraliſche Deklamation über den gewöhnlichen Ton der geſellſchaftlichen Unterhaltungen erheben ſoll. Und ſo nach wünſchte ich unſerm proſaiſchen Ueberſetzer recht viele Nachfolger; ob ich gleich der Meinung des Houdar de la Motte gar nicht bin, daß das Sylbenmaaß überhaupt ein kindiſcher Zwang ſey, dem ſich der dramatiſche Dichter am wenigſten Urſache habe zu unterwerfen. Denn hier kömmt es blos darauf an, unter zwey Uebeln das kleinſte zu wählen; entweder Verſtand und Nachdruck der Verſifikation, oder dieſe jenen aufzuopfern. Dem Houdar de la Motte war ſeine Meinung zu vergeben; er hatte eine Sprache in Gedanken, in der das Metriſche der Poeſie nur Kitzelung der Ohren iſt, und zur Verſtärkung des Ausdrucks nichts beytragen kann; in der unſrigen hingegen iſt es etwas mehr, und wir können der griechiſchen ungleich näher kommen, die durch den bloßen Rhytmus ihrer Versarten die Leidenſchaften, die darinn ausgedrückt werden, anzudeuten vermag. Die franzöſiſchen Verſe haben nichts als den Werth der überſtandenen Schwierigkeit für ſich; und freylich iſt dieſes nur ein ſehr elender Werth.

Die Rolle des Antenors hat Herr Borchers ungemein wohl geſpielt; mit aller der Beſonnenheit und Heiterkeit, die einem Böſewichte von großem Verſtande ſo natürlich zu ſeyn ſcheinen. Kein mißlungener Anſchlag wird ihn in Verlegenheit ſetzen; er iſt an immer neuen Ränken unerſchöpflich; er beſinnt ſich kaum, und der unerwarteſte Streich, der ihn in ſeiner Blöße darzuſtellen drohte, empfängt eine Wendung, die ihm die Larve nur noch feſter aufdrückt. Dieſen Charakter nicht zu verderben, iſt von Seiten des Schauſpielers das getreueſte Gedächtniß, die fertigſte Stimme, die freyeſte, nachläßigſte Aktion, unumgänglich nöthig. Hr. Borchers hat überhaupt ſehr viele Talente, und ſchon das muß ein günſtiges Vorurtheil für ihn erwecken, daß er ſich in alten Rollen eben ſo gern übet, als in jungen. Dieſes zeiget von ſeiner Liebe zur Kunſt; und der Kenner unterſcheidet ihn ſogleich von ſo vielen andern jungen Schauſpielern, die nur immer auf der Bühne glänzen wollen, und deren kleine Eitelkeit, ſich in lauter galanten liebenswürdigen Rollen begaffen und bewundern zu laſſen, ihr vornehmſter, auch wohl öfters ihr einziger Beruff zum Theater iſt.

Zwanzigſtes Stück.

Den 7ten Julius, 1767.

Den drey und zwanzigſten Abend (Freytags, den 22ſten May,) ward Cenie aufgeführet.

Dieſes vortreffliche Stück der Graffigny mußte der Gottſchedinn zum Ueberſetzen in die Hände fallen. Nach dem Bekenntniſſe, welches ſie von ſich ſelbſt ablegt, „daß ſie die Ehre, welche man durch Ueberſetzung, oder auch Verfertigung theatraliſcher Stücke, erwerben könne, allezeit nur für ſehr mittelmäßig gehalten habe,“ läßt ſich leicht vermuthen, daß ſie, dieſe mittelmäßige Ehre zu erlangen, auch nur ſehr mittelmäßige

Mühe werde angewendet haben. Ich habe ihr die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie einige luſtige Stücke des Deſtouches eben nicht verderben hat. Aber wie viel leichter iſt es, eine Schnurre zu überſetzen, als eine Empfindung! Das Lächerliche kann der Witzige und Unwitzige nachſagen; aber die Sprache des Herzens kann nur das Herz treffen. Sie hat ihre eigene Regeln; und es iſt ganz um ſie geſchehen, ſobald man dieſe verkennt, und ſie dafür den Regeln der Grammatik unterwerfen, und ihr alle die kalte Vollſtändigkeit, alle die langweilige Deutlichkeit geben will, die wir an einem logiſchen Satze verlangen. Z. E. Dorimond hat dem Mericourt eine anſehnliche Verbindung, nebſt dem vierten Theile ſeines Vermögens, zugedacht. Aber das iſt das wenigſte, worauf Mericourt geht; er verweigert ſich dem großmüthigen Anerbieten, und will ſich ihm aus Uneigennützigkeit verweigert zu haben ſcheinen. „Wozu das? ſagt er. Warum wollen Sie ſich ihres Vermögens berauben? Genießen Sie ihrer Güter ſelbſt; ſie haben Ihnen Gefahr und Arbeit genug gekoſtet.“ J'en jouirai, je vous rendrai tous heureux: läßt die Graffigny den lieben gutherzigen Alten antworten. „Ich will ihrer genießen, ich will euch alle glücklich machen.“ Vortrefflich! Hier iſt kein Wort zu viel! Die wahre nachläßige Kürze, mit der ein Mann, dem Güte zur Natur geworden iſt, von ſeiner Güte ſpricht, wenn er davon ſprechen muß! Seines Glückes genießen, andere glücklich machen: beides iſt ihm nur eines; das eine iſt ihm nicht blos eine Folge des andern, ein Theil des andern; das eine iſt ihm ganz das andere: und ſo wie ſein Herz keinen Unterſchied darunter kennet, ſo weiß auch ſein Mund keinen darunter zu machen; er ſpricht, als ob er das nehmliche zweymal ſpräche, als ob beide Sätze wahre tavtologiſche Sätze, vollkommen identiſche Sätze wären; ohne das geringſte Verbindungswort. O des Elenden, der die Verbindung nicht fühlt, dem ſie eine Partikel erſt fühlbar machen ſoll! Und dennoch, wie glaubt man wohl, daß die Gottſchedinn jene acht Worte überſetzt hat? „Alsdenn werde ich meiner Güter erſt recht genießen, wenn ich euch beide dadurch werde glücklich gemacht haben.“ Unerträglich! Der Sinn iſt vollkommen übergetragen, aber der Geiſt iſt verflogen; ein

Schwall von Worten hat ihn erſtickt. Dieſes Alsdenn, mit ſeinem Schwanze von Wenn; dieſes Erſt; dieſes Recht; dieſes Dadurch: lauter Beſtimmungen, die dem Ausbruche des Herzens alle Bedenklichkeiten der Ueberlegung geben, und eine warme Empfindung in eine froſtige Schlußrede verwandeln.

Denen, die mich verſtehen, darf ich nur ſagen, daß ungefehr auf dieſen Schlag das ganze Stück überſetzt iſt. Jede feinere Geſinnung iſt in ihren geſunden Menſchenverſtand paraphraſirt, jeder affektvolle Ausdruck in die todten Beſtandtheile ſeiner Bedeutung aufgelöſet worden. Hierzu kömmt in vielen Stellen der häßliche Ton des Ceremoniels; verabredete Ehrenbenennungen contraſtiren mit den Ausrufungen der gerührten Natur auf die abſcheulichſte Weiſe. Indem Cenie ihre Mutter erkennet, ruft ſie: „Frau Mutter! o welch ein ſüßer Name!“ Der Name Mutter iſt ſüß; aber Frau Mutter iſt wahrer Honig mit Citronenſaft! Der herbe Titel zieht das ganze, der Empfindung ſich öffnende Herz wieder zuſammen. Und in dem Augenblicke, da ſie ihren Vater findet, wirft ſie ſich gar mit einem „Gnädiger Herr Vater! bin ich Ihrer Gnade werth!“ ihm in die Arme. Mon pere! auf deutſch: Gnädiger Herr Vater. Was für ein reſpectuöſes Kind! Wenn ich Dorſainville wäre, ich hätte es eben ſo gern gar nicht wieder gefunden, als mit dieſer Anrede.

Madame Löwen ſpielt die Orphiſe; man kann ſie nicht mit mehrerer Würde und Empfindung ſpielen. Jede Mine ſpricht das ruhige Bewußtſeyn ihres verkannten Werthes; und ſanfte Melancholie auszudrücken, kann nur ihrem Blicke, kann nur ihrem Tone gelingen.

Cenie iſt Madame Henſel. Kein Wort fällt aus ihrem Munde auf die Erde. Was ſie ſagt, hat ſie nicht gelernt; es kömmt aus ihrem eignen Kopfe, aus ihrem eignen Herzen. Sie mag ſprechen, oder ſie mag nicht ſprechen, ihr Spiel geht ununterbrochen fort. Ich wüßte nur einen einzigen Fehler; aber es iſt ein ſehr ſeltner Fehler; ein ſehr beneidenswürdiger Fehler. Die Aktrice iſt für die Rolle zu groß. Mich dünkt einen Rieſen zu ſehen, der mit dem Gewehre eines Cadets exerciret. Ich möchte nicht alles machen, was ich vortrefflich machen könnte.

Herr Eckhof in der Rolle des Dorimond, iſt ganz Dorimond. Dieſe Miſchung von Sanftmuth und Ernſt, von Weichherzigkeit und Strenge, wird gerade in ſo einem Manne wirklich ſeyn, oder ſie iſt es in keinem. Wann er zum Schluſſe des Stücks vom Mericourt ſagt: „Ich will ihm ſo viel geben, daß er in der großen Welt leben kann, die ſein Vaterland iſt; aber ſehen mag ich ihn nicht mehr!“ wer hat den Mann gelehrt, mit ein Paar erhobenen Fingern, hierhin und dahin bewegt, mit einem einzigen Kopfdrehen, uns auf einmal zu zeigen, was das für ein Land iſt, dieſes Vaterland des Mericourt? Ein gefährliches, ein böſes Land!

Tot linguae, quot membra viro! ——

Den vier und zwanzigſten Abend (Freytags, den 25ſten May,) ward die Amalia des Herrn Weiß aufgeführet.

Amalia wird von Kennern für das beſte Luſtſpiel dieſes Dichters gehalten. Es hat auch wirklich mehr Intereſſe, ausgeführtere Charaktere und einen lebhaftern gedankenreichern Dialog, als ſeine übrige komiſche Stücke. Die Rollen ſind hier ſehr wohl beſetzt; beſonders macht Madame Böck den Manley, oder die verkleidete Amalia, mit vieler Anmuth und mit aller der ungezwungenen Leichtigkeit, ohne die wir es ein wenig ſehr unwahrſcheinlich finden würden, ein junges Frauenzimmer ſo lange verkannt zu ſehen. Dergleichen Verkleidungen überhaupt geben einem dramatiſchen Stücke zwar ein romanenhaftes Anſehen, dafür kann es aber auch nicht fehlen, daß ſie nicht ſehr komiſche, auch wohl ſehr intereſſante Scenen veranlaſſen ſollten. Von dieſer Art iſt die fünfte des letzten Akts, in welcher ich meinem Freunde einige allzu kühn croquirte Pinſelſtriche zu lindern, und mit dem Uebrigen in eine ſanftere Haltung zu vertreiben, wohl rathen möchte. Ich weiß nicht, was in der Welt geſchieht; ob man wirklich mit dem Frauenzimmer manchmal in dieſem zudringlichen Tone ſpricht. Ich will nicht unterſuchen, wie weit es mit der weiblichen Beſcheidenheit beſtehen könne, gewiſſe Dinge, obſchon unter der Verkleidung, ſo zu brüſquiren. Ich will die Vermuthung ungeäußert laſſen, daß es vielleicht gar nicht einmal die rechte Art ſey, eine Madame Freemann ins Enge zu treiben; daß ein wahrer Manley die Sache wohl hätte feiner anfangen können; daß man über einen ſchnellen Strom nicht in gerader Linie ſchwimmen zu wollen verlangen müſſe; daß — Wie geſagt, ich will dieſe Vermuthungen ungeäußert laſſen; denn es könnte leicht bey einem ſolchen Handel mehr als eine rechte Art geben. Nachdem nehmlich die Gegenſtände ſind; obſchon alsdenn noch gar nicht ausgemacht iſt, daß diejenige Frau, bey der die eine Art fehl geſchlagen, auch allen übrigen Arten Obſtand halten werde. Ich will blos bekennen, daß ich für mein Theil nicht Herz genug gehabt hätte, eine dergleichen Scene zu bearbeiten. Ich würde mich vor der einen Klippe, zu wenig Erfahrung zu zeigen, eben ſo ſehr gefürchtet haben, als vor der andern, allzu viele zu verrathen. Ja wenn ich mir auch einer mehr als Crebillonſchen Fähigkeit bewußt geweſen wäre, mich zwiſchen beide Klippen durchzuſtehlen: ſo weiß ich doch nicht, ob ich nicht viel lieber einen ganz andern Weg eingeſchlagen wäre. Beſonders da ſich dieſer andere Weg hier von ſelbſt öffnet. Manley, oder Amalia, wußte ja, daß Freemann mit ſeiner vorgeblichen Frau nicht geſetzmäßig verbunden ſey. Warum konnte er alſo nicht dieſes zum Grunde nehmen, ſie ihm gänzlich abſpänſtig zu machen, und ſich ihr nicht als einen Galan, dem es nur um flüchtige Gunſtbezeigungen zu thun, ſondern als einen ernſthaften Liebhaber anzutragen, der ſein ganzes Schickſal mit ihr zu theilen bereit ſey? Seine Bewerbungen würden dadurch, ich will nicht ſagen unſträflich, aber doch unſträflicher geworden ſeyn; er würde, ohne ſie in ihren eigenen Augen zu beſchimpfen, darauf haben beſtehen können; die Probe wäre ungleich verführeriſcher, und das Beſtehen in derſelben ungleich entſcheidender für ihre Liebe gegen Freemann geweſen. Man würde zugleich einen ordentlichen Plan von Seiten der Amalia dabey abgeſehen haben; anſtatt daß man itzt nicht wohl errathen kann, was ſie nun weiter thun können, wenn ſie unglücklicher Weiſe in ihrer Verführung glücklich geweſen wäre.

Nach der Amalia folgte das kleine Luſtſpiel des Saintfoix, der Finanzpachter. Es beſteht ungefehr aus ein Dutzend Scenen von der äußerſten Lebhaftigkeit. Es dürfte ſchwer ſeyn, in einen ſo engen Bezirk mehr geſunde Moral, mehr Charaktere, mehr Intereſſe zu bringen. Die Manier dieſes liebenswürdigen Schriftſtellers iſt bekannt. Nie hat ein Dichter ein kleineres niedlicheres Ganze zu machen gewußt, als Er.

Den fünf und zwanzigſten Abend (Dienſtags, den 26ſten May,) ward die Zelmire des Du Belloy wiederholt.

Ein und zwanzigſtes Stück.

Den 10ten Julius, 1767.

Den ſechs und zwanzigſten Abend (Freytags, den 29ſten May) ward die Mütterſchule des Nivelle de la Chauſſee aufgeführet.

Es iſt die Geſchichte einer Mutter, die für ihre partheyiſche Zärtlichkeit gegen einen nichtswürdigen ſchmeichleriſchen Sohn, die verdiente Kränkung erhält. Marivaux hat auch ein Stück unter dieſem Titel. Aber bey ihm iſt es die Geſchichte einer Mutter, die ihre Tochter, um ein recht gutes gehorſames Kind an ihr zu haben, in aller Einfalt erziehet, ohne alle Welt und Erfahrung läßt: und wie geht es damit? Wie man leicht errathen kann. Das liebe Mädchen hat ein empfindliches Herz; ſie weiß keiner Gefahr auszuweichen, weil ſie keine Gefahr kennet; ſie verliebt ſich in den erſten in den beſten, ohne Mamma darum zu fragen, und Mamma mag dem Himmel danken, daß es noch ſo gut abläuft. In jener Schule giebt es eine Menge ernſthafte Betrachtungen anzuſtellen; in dieſer ſetzt es mehr zu lachen. Die eine iſt der Pendant der andern; und ich glaube, es müßte für Kenner ein Vergnügen mehr ſeyn, beide an einem Abende hinter einander beſuchen zu können. Sie haben hierzu auch alle äußerliche Schicklichkeit; das erſte Stück iſt von fünf Akten, das andere von einem.

Den ſieben und zwanzigſten Abend (Montags, den 1ſten Junius,) ward die Nanine des Herrn von Voltaire geſpielt.

Nanine? fragten ſogenannte Kunſtrichter, als dieſes Luſtſpiel im Jahre 1749 zuerſt erſchien. Was iſt das für ein Titel? Was denkt man dabey? — Nicht mehr und nicht weniger, als man bey einem Titel denken ſoll. Ein Titel muß kein Küchenzettel ſeyn. Je weniger er von dem Inhalte verräth, deſto beſſer iſt er. Dichter und Zuſchauer finden ihre Rechnung daben, und die Alten haben ihren Komödien ſelten andere, als nichtsbedeutende Titel gegeben. Ich kenne kaum drey oder viere, die den Hauptcharakter anzeigten, oder etwas von der Intrigue verriethen. Hierunter gehöret des Plautus Miles glorioſus. Wie kömmt es, daß man noch nicht angemerket, daß dieſer Titel dem Plautus nur zur Hälfte gehören kann? Plautus nannte ſein Stück blos Glorioſus; ſo wie er ein anderes Truculentus überſchrieb. Miles muß der Zuſatz eines Grammatikers ſeyn. Es iſt wahr, der Prahler, den Plautus ſchildert, iſt ein Soldat; aber ſeine Prahlereyen beziehen ſich nicht blos auf ſeinen Stand, und ſeine kriegeriſche Thaten. Er iſt in dem Punkte der Liebe eben ſo großſprecheriſch; er rühmt ſich nicht allein der tapferſte, ſondern auch der ſchönſte und liebenswürdigſte Mann zu ſeyn. Beides kann in dem Worte Glorioſus liegen; aber ſobald man Miles hinzufügt, wird das glorioſus nur auf das erſtere eingeſchränkt. Vielleicht hat den Grammatiker, der dieſen Zuſatz machte, eine Stelle des Cicero (*) verführt; aber hier hätte ihm Plautus ſelbſt, mehr als Cicero gelten ſollen. Plautus ſelbſt ſagt:

ALAZON Græce huic nomen eſt Comœdiæ
Id nos latine GLORIOSUM dicimus ——

und in der Stelle des Cicero iſt es noch gar nicht ausgemacht, daß eben das Stück des Plautus gemeinet ſey. Der Charakter eines großſprecheriſchen Soldaten kam in mehrern Stücken vor. Cicero kann eben ſowohl auf den Thraſo des Terenz gezielet haben. — Doch dieſes beyläufig. Ich erinnere mich, meine Meinung von den Titeln der Komödien überhaupt, ſchon einmal geäußert zu haben. Es könnte ſeyn, daß die Sache ſo unbedeutend nicht wäre. Mancher Stümper hat zu einem ſchönen Titel eine ſchlechte Komödie gemacht; und blos des ſchönen Titels wegen. Ich möchte doch lieber eine gute Komödie mit einem ſchlechten Titel. Wenn man nachfragt, was für Charaktere bereits bearbeitet worden, ſo wird kaum einer zu erdenken ſeyn, nach welchem, beſonders die Franzoſen, nicht ſchon ein Stück genannt hätten. Der iſt längſt da geweſen! ruft man. Der auch ſchon! Dieſer würde vom Moliere, jener vom

---

(*) De Officiis Lib. I. Cap. 38.

Destouches entlehnet ſeyn! Entlehnet? Das kömmt aus den ſchönen Titeln. Was für ein Eigenthumsrecht erhält ein Dichter auf einen gewiſſen Charakter dadurch, daß er ſeinen Titel davon hergenommen? Wenn er ihn ſtillſchweigend gebraucht hätte, ſo würde ich ihn wiederum ſtillſchweigend brauchen dürfen, und niemand würde mich darüber zum Nachahmer machen. Aber ſo wage es einer einmal, und mache z. E. einen neuen Miſanthropen. Wann er auch keinen Zug von dem Molieriſchen nimmt, ſo wird ſein Miſanthrop doch immer nur eine Copie heiſſen. Genug, daß Moliere den Namen zuerſt gebraucht hat. Jener hat unrecht, daß er funfzig Jahr ſpäter lebet; und daß die Sprache für die unendlichen Varietäten des menſchlichen Gemüths nicht auch unendliche Benennungen hat.

Wenn der Titel Nanine nichts ſagt; ſo ſagt der andere Titel deſto mehr: Nanine, oder das beſiegte Vorurtheil. Und warum ſoll ein Stück nicht zwey Titel haben? Haben wir Menſchen doch auch zwey, drey Namen. Die Namen ſind der Unterſcheidung wegen; und mit zwey Namen iſt die Verwechſelung ſchwerer, als mit einem. Wegen des zweyten Titels ſcheinet der Herr von Voltaire noch nicht recht einig mit ſich geweſen zu ſeyn. In der nehmlichen Ausgabe ſeiner Werke heißt er auf einem Blatte, das beſiegte Vorurtheil; und auf dem andern, der Mann ohne Vorurtheil. Doch beides iſt nicht weit aus einander. Es iſt von dem Vorurtheile, daß zu einer vernünftigen Ehe die Gleichheit der Geburt und des Standes erforderlich ſey, die Rede. Kurz, die Geſchichte der Nanine iſt die Geſchichte der Pamela. Ohne Zweifel wollte der Herr von Voltaire den Namen Pamela nicht brauchen, weil ſchon einige Jahre vorher ein Paar Stücke unter dieſem Namen erſchienen waren, und eben kein großes Glück gemacht hatten. Die Pamela des Boiſſy und des De la Chauſſee ſind auch ziemlich kahle Stücke; und Voltaire brauchte eben nicht Voltaire zu ſeyn, etwas weit Beſſeres zu machen.

Nanine gehört unter die rührenden Luſtſpiele. Es hat aber auch ſehr viel lächerliche Scenen, und nur in ſo fern, als die lächerlichen Scenen mit den rührenden abwechſeln, will Voltaire dieſe in der Komödie geduldet wiſſen. Eine ganz ernſthafte

Komödie, wo man niemals lacht, auch nicht einmal lächelt, wo man nur immer weinen möchte, iſt ihm ein Ungeheuer. Hingegen ſindet er den Uebergang von dem Rührenden zum Lächerlichen, und von dem Lächerlichen zum Rührenden, ſehr natürlich. Das menſchliche Leben iſt nichts als eine beſtändige Kette ſolcher Uebergänge, und die Komödie ſoll ein Spiegel des menſchlichen Lebens ſeyn. „Was iſt gewöhnlicher, ſagt er, als daß in dem nehmlichen Hauſe der zornige Vater poltert, die verliebte Tochter ſeufzet, der Sohn ſich über beide aufhält, und jeder Anverwandte bey der nehmlichen Scene etwas anders empfindet? Man verſpottet in einer Stube ſehr oft, was in der Stube neben an äußerſt bewegt; und nicht ſelten hat eben dieſelbe Perſon in eben derſelben Viertelſtunde über eben dieſelbe Sache gelacht und geweinet. Eine ſehr ehrwürdige Matrone ſaß bey einer von ihren Töchtern, die gefährlich krank lag, am Bette, und die ganze Familie ſtand um ihr herum. Sie wollte in Thränen zerfließen, ſie rang die Hände, und rief: O Gott! laß mir, laß mir dieſes Kind, nur dieſes; magſt du mir doch alle die andern dafür nehmen! Hier trat ein Mann, der eine von ihren übrigen Töchtern geheyrathet hatte, näher zu ihr hinzu, zupfte ſie bey dem Aermel, und fragte: Madame, auch die Schwiegerſöhne? Das kalte Blut, der komiſche Ton, mit denen er dieſe Worte ausſprach, machten einen ſolchen Eindruck auf die betrübte Dame, daß ſie in vollem Gelächter herauslaufen mußte; alles folgte ihr und lachte; die Kranke ſelbſt, als ſie es hörte, wäre vor Lachen faſt erſtickt."

„Homer, ſagt er an einem andern Orte, läßt ſogar die Götter, indem ſie das Schickſal der Welt entſcheiden, über den poßirlichen Anſtand des Vulkans lachen. Hektor lacht über die Furcht ſeines kleinen Sohnes, indem Andromacha die heiſſeſten Thränen vergießt. Es trift ſich wohl, daß mitten unter den Greueln einer Schlacht, mitten in den Schrecken einer Feuersbrunſt, oder ſonſt eines traurigen Verhängniſſes, ein Einfall, eine ungefehre Poſſe, Trotz aller Beängſtigung, Trotz alles Mitleids, das unbändigſte Lachen erregt. Man befahl, in der Schlacht bey Speyern, einem Regimente, daß es keinen Pardon geben ſollte. Ein deutſcher Officier bat darum, und der Franzoſe, den er darum bat, antwortete: Bitten Sie, mein

Herr, was Sie wollen; nur das Leben nicht; damit kann ich unmöglich dienen! Dieſe Naivetät ging ſogleich von Mund zu Munde; man lachte und metzelte. Wie viel eher wird nicht in der Komödie das Lachen auf rührende Empfindungen folgen können? Bewegt uns nicht Alkmene? Macht uns nicht Soſias zu lachen? Welche elende und eitle Arbeit, wider die Erfahrung ſtreiten zu wollen.“

Sehr wohl! Aber ſtreitet nicht auch der Herr von Voltaire wider die Erfahrung, wenn er die ganz ernſthafte Komödie für eine eben ſo fehlerhafte, als langweilige Gattung erkläret? Vielleicht damals, als er es ſchrieb, noch nicht. Damals war noch keine Cenie, noch kein Hausvater vorhanden; und vieles muß das Genie erſt wirklich machen, wenn wir es für möglich erkennen ſollen.

Zwey und zwanzigſtes Stück.

Den 14ten Julius, 1767.

Den acht und zwanzigſten Abend (Dienſtags, den 2ten Junius,) ward der Advokat Patelin wiederholt, und mit der kranken Frau des Herrn Gellert beſchloſſen.

Ohnſtreitig iſt unter allen unſern komiſchen Schriftſtellern Herr Gellert derjenige, deſſen Stücke das meiſte urſprünglich Deutſche haben. Es ſind wahre Familiengemälde, in denen man ſogleich zu Hauſe iſt; jeder Zuſchauer glaubt, einen Vetter, einen Schwager, ein Mühmchen aus ſeiner eigenen Verwandtſchaft darinn zu erkennen. Sie beweiſen zugleich, daß es an Originalnarren bey uns gar nicht mangelt, und daß nur die Augen ein wenig ſelten ſind, denen ſie ſich in ihrem wahren Lichte zeigen. Unſere Thorheiten ſind bemerkbarer, als bemerkt; im gemeinen Leben ſehen wir über viele aus Gutherzigkeit hinweg; und in der Nachahmung haben ſich unſere Virtuoſen an eine allzuflache Manier gewöhnet. Sie machen ſie ähnlich, aber nicht hervorſpringend. Sie treffen; aber da ſie ihren Gegenſtand nicht vortheilhaft genug zu beleuchten gewußt, ſo mangelt dem Bilde die Rundung, das Körperliche; wir ſehen nur immer Eine Seite, an der wir uns bald ſatt geſehen, und deren allzuſchneidende Außenlinien uns gleich an die Täuſchung erinnern, wenn wir in Gedanken um die übrigen Seiten herumgehen wolle Die Narren ſind in der ganzen Welt platt und froſtig un eckel; wann ſie beluſtigen ſollen, muß ihnen der Dichter etwa von dem Seinigen geben. Er muß ſie nicht in ihrer Alltag kleidung, in der ſchmutzigen Nachläßigkeit, auf das Theat bringen, in der ſie innerhalb ihren vier Pfählen herumträume Sie müſſen nichts von der engen Sphäre kümmerlicher Umſtänd verrathen, aus der ſich ein jeder gern herausarbeiten will. E muß ſie aufputzen; er muß ihnen Witz und Verſtand leihen das Armſelige ihrer Thorheiten bemänteln zu können; er mu ihnen den Ehrgeiz geben, damit glänzen zu wollen.

Ich weiß gar nicht, ſagte eine von meinen Bekanntinnen was das für ein Paar zuſammen iſt, dieſer Herr Stephan und dieſe Frau Stephan! Herr Stephan iſt ein reicher Mann und ein guter Mann. Gleichwohl muß ſeine geliebte Fra Stephan um eine lumpige Adrienne ſo viel Umſtände machen Wir ſind freylich ſehr oft um ein Nichts krank; aber doch um ein ſo gar großes Nichts nicht. Eine neue Adrienne! Kann ſie nicht hinſchicken, und ausnehmen laſſen, und machen laſſen Der Mann wird ja wohl bezahlen; und er muß ja wohl.

Ganz gewiß! ſagte eine andere. Aber ich habe noch etwa zu erinnern. Der Dichter ſchrieb zu den Zeiten unſerer Mütter. Eine Adrienne! Welche Schneidersfrau trägt denn noch eine Adrienne? Es iſt nicht erlaubt, daß die Aktrice hier dem guten Manne nicht ein wenig nachgeholfen! Konnte ſie nicht Roberonde, Benedictine, Reſpectueuſe, — (ich habe die andern Namen vergeſſen, ich würde ſie auch nicht zu ſchreiben wiſſen,) — dafür ſagen! Mich in einer Adrienne zu denken; das allein könnte mich krank machen. Wenn es der neueſte Stoff iſt, wornach Madame Stephan lechzet, ſo muß es auch die neueſte Tracht ſeyn. Wie können wir es ſonſt wahrſcheinlich finden, daß ſie darüber krank geworden?

Und ich, ſagte eine dritte, (es war die gelehrteſte,) finde es ſehr unanſtändig, daß die Stephan ein Kleid anzieht, daß nicht auf ihren Leib gemacht worden. Aber man ſieht wohl, was den Verfaſſer zu dieſer — wie ſoll ich es nennen? — Verkennung unſerer Delicateſſe gezwungen hat. Die Einheit der Zeit! Das Kleid mußte fertig ſeyn; die Stephan ſollte es noch anziehen; und in vier und zwanzig Stunden wird nicht immer ein Kleid fertig. Ja er durfte ſich nicht einmal zu einem kleinen Nachſpiele vier und zwanzig Stunden gar wohl erlauben. Denn Ariſtoteles ſagt — Hier ward meine Kunſtrichterinn unterbrochen.

Den neun und zwanzigſten Abend (Mittewochs, den 3ten Junius,) ward nach der Melanide des De la Chauſſee, der Mann nach der Uhr, oder der ordentliche Mann, geſpielet.

Der Verfaſſer dieſes Stücks iſt Herr Hippel, in Danzig. Es iſt reich an drolligen Einfällen; nur Schade, daß ein jeder, ſobald er den Titel hört, alle dieſe Einfälle vorausſieht. National iſt es auch genug; oder vielmehr provincial. Und dieſes könnte leicht das andere Extremum werden, in das unſere komiſchen Dichter verfielen, wenn ſie wahre deutſche Sitten ſchildern wollten. Ich fürchte, daß jeder die armſeligen Gewohnheiten des Winkels, in dem er gebohren worden, für die eigentlichen Sitten des gemeinſchaftlichen Vaterlandes halten dürfte. Wem aber liegt daran, zu erfahren, wie vielmal im Jahre man da oder dort grünen Kohl ißt?

Ein Luſtſpiel kann einen doppelten Titel haben; doch verſteht ſich, daß jeder etwas anders ſagen muß. Hier iſt das nicht; der Mann nach der Uhr, oder der ordentliche Mann, ſagen ziemlich das nehmliche; außer daß das erſte ohngefehr die Karrikatur von dem andern iſt.

Den dreyßigſten Abend (Donnerſtags, den 4ten Junius,) ward der Graf von Eſſex, vom Thomas Corneille, aufgeführt.

Dieſes Trauerſpiel iſt faſt das einzige, welches ſich aus der beträchtlichen Anzahl der Stücke des jüngern Corneille, auf dem Theater erhalten hat. Und ich glaube, es wird auf den deutſchen Bühnen noch öfterer wiederholt, als auf den franzöſiſchen. Es iſt vom Jahre 1678, nachdem vierzig Jahre vorher bereits Calprenede die nehmliche Geſchichte bearbeitet hatte.

„Es iſt gewiß, ſchreibt Corneille, daß der Graf von Eſſex bey der Königinn Eliſabeth in beſondern Gnaden geſtanden. Er war von Natur ſehr ſtolz. Die Dienſte, die er England geleiſtet hatte, blieſen ihn noch mehr auf. Seine Feinde beſchuldigten ihn eines Verſtändniſſes mit dem Grafen von Tyrone, den die Rebellen in Irrland zu ihrem Haupte erwählet hatten. Der Verdacht, der dieſerwegen auf ihm blieb, brachte ihn um das Kommando der Armee. Er ward erbittert, kam nach London, wiegelte das Volk auf, ward in Verhaft gezogen, verurtheilt, und nachdem er durchaus nicht um Gnade bitten wollen, den 25ſten Februar, 1601, enthauptet. So viel hat mir die Hiſtorie an die Hand gegeben. Wenn man mir aber zur Laſt legt, daß ich ſie in einem wichtigen Stücke verfälſcht hätte, weil ich mich des Vorfalles mit dem Ringe nicht bedienet, den die Königinn dem Grafen zum Unterpfande ihrer unfehlbaren Begnadigung, falls er ſich jemals eines Staatsverbrechens ſchuldig machen ſollte, gegeben habe: ſo muß mich dieſes ſehr befremden. Ich bin verſichert, daß dieſer Ring eine Erfindung des Calprenede iſt, wenigſtens habe ich in keinem Geſchichtſchreiber das geringſte davon geleſen."

Allerdings ſtand es Corneillen frey, dieſen Umſtand mit dem Ringe zu nutzen, oder nicht zu nutzen; aber darinn ging er zu weit, daß er ihn für eine poetiſche Erfindung erklärte. Seine hiſtoriſche Richtigkeit iſt neuerlich faſt außer Zweifel geſetzt worden; und die bedächtlichſten, ſkeptiſchſten Geſchichtſchreiber, Hume und Robertſon, haben ihn in ihre Werke aufgenommen.

Wenn Robertſon in ſeiner Geſchichte von Schottland von der Schwermuth redet, in welche Eliſabeth vor ihrem Tode verfiel, ſo ſagt er: „Die gemeinſte Meinung damaliger Zeit, und vielleicht die wahrſcheinlichſte, war dieſe, daß dieſes Uebel aus einer betrübten Reue wegen des Grafen von Eſſex entſtanden ſey. Sie hatte eine ganz auſſerordentliche Achtung für das Andenken dieſes unglücklichen Herrn; und wiewohl ſie oft über ſeine Hartnäckigkeit klagte, ſo nannte ſie doch ſeinen Namen ſelten ohne Thränen. Kurz vorher hatte ſich ein Vorfall zugetragen, der ihre Neigung mit neuer Zärtlichkeit belebte, und ihre Betrübniß noch mehr vergällte. Die Gräfinn von Notthingham, die auf ihrem Todbette lag, wünſchte die Königinn zu ſehen, und ihr ein Geheimniß zu offenbaren; deſſen Verhehlung ſie nicht ruhig würde ſterben laſſen. Wie die Königinn in ihr Zimmer kam, ſagte ihr die Gräfinn, Eſſex habe, nachdem ihm das Todesurtheil geſprochen worden, gewünſcht, die Königinn um Vergebung zu bitten, und zwar auf die Art, die Ihro Majeſtät ihm ehemals ſelbſt vorgeſchrieben. Er habe ihr nehmlich den Ring zuſchicken wollen, den ſie ihm, zur Zeit der Huld, mit der Verſicherung geſchenkt, daß, wenn er ihr denſelben, bey einem etwanigen Unglücke, als ein Zeichen ſenden würde, er ſich ihrer völligen Gnaden wiederum verſichert halten ſollte. Lady Scroop ſey die Perſon, durch welche er ihn habe überſenden wollen; durch ein Verſehen aber ſey er, nicht in der Lady Scroop, ſondern in ihre Hände gerathen. Sie habe ihrem Gemahl die Sache erzehlt, (er war einer von den unverſöhnlichſten Feinden des Eſſex,) und der habe ihr verbothen, den Ring weder der Königinn zu geben, noch dem Grafen zurück zu ſenden. Wie die Gräfinn der Königinn ihr Geheimniß entdeckt hatte, bath ſie dieſelbe um Vergebung; allein Eliſabeth, die nunmehr ſowohl die Bosheit der Feinde des Grafen, als ihre eigene Ungerechtigkeit einſahe, daß ſie ihn im Verdacht eines unbändigen Eigenſinnes gehabt, antwortete: Gott mag Euch vergeben; ich kann es nimmermehr! Sie verließ das Zimmer in groſſer Entſetzung, und von dem Augenblicke an ſanken ihre Lebensgeiſter gänzlich. Sie nahm weder Speiſe noch Trank zu ſich; ſie verweigerte ſich allen Arzeneyen; ſie kam in kein Bette; ſie blieb zehn Tage und zehn Nächte auf einem Polſter, ohne ein Wort zu ſprechen, in Gedanken ſitzen; einen Finger im Munde, mit offenen, auf die Erde geſchlagenen Augen; bis ſie endlich, von innerlicher Angſt der Seelen und von ſo langem Faſten ganz entkräftet, den Geiſt aufgab.“

Drey und zwanzigſtes Stück.

Den 17ten Julius, 1767.

Der Herr von Voltaire hat den Eſſex auf eine ſonderbare Weiſe kritiſirt. Ich möchte nicht gegen ihn behaupten, daß Eſſex ein vorzüglich gutes Stück ſey; aber das iſt leicht zu erweiſen, daß viele von den Fehlern, die er daran tadelt, Theils ſich nicht darinn finden, Theils unerhebliche Kleinigkeiten ſind, die ſeiner Seits eben nicht den richtigſten und würdigſten Begriff von der Tragödie vorausſetzen.

Es gehört mit unter die Schwachheiten des Herrn von Voltaire, daß er ein ſehr profunder Hiſtorikus ſeyn will. Er ſchwang ſich alſo auch bey dem Eſſex auf dieſes ſein Streitroß, und tummelte es gewaltig herum. Schade nur, daß alle die Thaten, die er darauf verrichtet, des Staubes nicht werth ſind, den er erregt.

Thomas Corneille hat ihm von der engliſchen Geſchichte nur wenig gewußt; und zum Glücke für den Dichter, war das damalige Publikum noch unwiſſender. Itzt, ſagt er, kennen wir die Königinn Eliſabeth und den Grafen Eſſex beſſer; itzt würden einem Dichter dergleichen grobe Verſtoßungen wider die hiſtoriſche Wahrheit ſchärfer aufgemutzet werden.

Und welches ſind denn dieſe Verſtoßungen? Voltaire hat ausgerechnet, daß die Königinn damals, als ſie dem Grafen den Proceß machen ließ, acht und ſechzig Jahr alt war. Es wäre alſo lächerlich, ſagt er, wenn man ſich einbilden wollte, daß die Liebe den geringſten Antheil an dieſer Begebenheit könne gehabt haben. Warum das? Geſchieht nichts Lächerliches in der Welt? Sich etwas Lächerliches als geſchehen denken, iſt das ſo lächerlich? „Nachdem das Urtheil über den Eſſex abgegeben war, ſagt Hume, fand ſich die Königinn in der äußerſten Unruhe und in der grauſamſten Ungewißheit. Rache und Zuneigung, Stolz und Mitleiden, Sorge für ihre eigene Sicherheit und Bekümmerniß um das Leben ihres Lieblings, ſtritten unaufhörlich in ihr: und vielleicht, daß ſie in dieſem quälenden Zuſtande mehr zu beklagen war, als Eſſex ſelbſt. Sie unterzeichnete und wiederrufte den Befehl zu ſeiner Hinrichtung einmal über das andere; itzt war ſie faſt entſchloſſen, ihn dem Tode zu überliefern; den Augenblick darauf erwachte ihre Zärtlichkeit aufs neue, und er ſollte leben. Die Feinde des Grafen ließen ſie nicht aus den Augen; ſie ſtellten ihr vor, daß er ſelbſt den Tod wünſche, daß er ſelbſt erkläret habe, wie ſie doch anders keine Ruhe vor ihm haben würde. Wahrſcheinlicher Weiſe that dieſe Aeußerung von Reue und Achtung für die Sicherheit der Königinn, die der Graf ſonach lieber durch ſeinen Tod befeſtigen wollte, eine ganz andere Wirkung, als ſich ſeine Feinde davon verſprochen hatten. Sie fachte das Feuer einer alten Leidenſchaft, die ſie ſo lange für den unglücklichen Gefangnen genähret hatte, wieder an. Was aber dennoch ihr Herz gegen ihn verhärtete, war die vermeintliche Halsſtarrigkeit, durchaus nicht um Gnade zu bitten. Sie verſahe ſich dieſes Schrittes von ihm alle Stunden, und nur aus Verdruß, daß er nicht erfolgen wollte, ließ ſie dem Rechte endlich ſeinen Lauf.“

Warum ſollte Eliſabeth nicht noch in ihrem acht und ſechzigſten Jahre geliebt haben, ſie, die ſich ſo gern lieben ließ? Sie, der es ſo ſehr ſchmeichelte, wenn man ihre Schönheit rühmte? Sie, die es ſo wohl aufnahm, wenn man ihre Kette zu tragen ſchien? Die Welt muß in dieſem Stücke keine eitlere Frau jemals geſehen haben. Ihre Höflinge ſtellten ſich daher alle in ſie verliebt, und bedienten ſich gegen Ihro Majeſtät, mit allem Anſcheine des Ernſtes, des Styls der lächerlichſten Galanterie. Als Raleigh in Ungnade fiel, ſchrieb er an ſeinen Freund Cecil einen Brief, ohne Zweifel damit er ihn weiſen ſollte, in welchem ihm die Königinn eine Venus, eine Diane, und ich weiß nicht was, war. Gleichwohl war dieſe Göttinn damals ſchon ſechzig Jahr alt. Fünf Jahr darauf führte Heinrich Unton, ihr Abgeſandter in Frankreich, die nehmliche Sprache mit ihr. Kurz, Corneille iſt hinlänglich berechtiget geweſen, ihr alle die verliebte Schwachheit beyzulegen, durch die er das zärtliche Weib mit der ſtolzen Königinn in einen ſo intereſſanten Streit bringet.

Eben ſo wenig hat er den Charakter des Eſſex verſtellet, oder verfälſchet. Eſſex, ſagt Voltaire, war der Held gar nicht, zu dem ihn Corneille macht: er hat nie etwas merkwürdiges gethan. Aber, wenn er es nicht war, ſo glaubte er es doch zu ſeyn. Die Vernichtung der ſpaniſchen Flotte, die Eroberung von Cadix, an der ihn Voltaire wenig oder gar kein Theil läßt, hielt er ſo ſehr für ſein Werk, daß er es durchaus nicht leiden wollte, wenn ſich jemand die geringſte Ehre davon anmaßte. Er erbot ſich, es mit dem Degen in der Hand, gegen den Grafen von Notthingham, unter dem er kommandirt hatte, gegen ſeinen Sohn, gegen jeden von ſeinen Anverwandten, zu beweiſen, daß ſie ihm allein zugehöre.

Corneille läßt den Grafen von ſeinen Feinden, namentlich vom Raleigh, vom Cecil, vom Cobham, ſehr verächtlich ſprechen.

Auch das will Voltaire nicht gut heiſſen. Es iſt nicht erlaubt, ſagt er, eine ſo neue Geſchichte ſo gröblich zu verfälſchen, und Männer von ſo vornehmer Geburt, von ſo groſſen Verdienſten, ſo unwürdig zu mißhandeln. Aber hier kömmt es ja gar nicht darauf an, was dieſe Männer waren, ſondern wofür ſie Eſſex hielt; und Eſſex war auf ſeine eigene Verdienſte ſtolz genug, um ihnen ganz und gar keine einzuräumen.

Wenn Corneille den Eſſex ſagen läßt, daß es nur an ſeinem Willen gemangelt, den Thron ſelbſt zu beſteigen, ſo läßt er ihn freylich etwas ſagen, was noch weit von der Wahrheit entfernt war. Aber Voltaire hätte darum doch nicht ausrufen müſſen: „Wie? Eſſex auf dem Throne? mit was für Recht? unter was für Vorwande? wie wäre das möglich geweſen?“ Denn Voltaire hätte ſich erinnern ſollen, daß Eſſex von mütterlicher Seite aus dem Königlichen Hauſe abſtammte, und daß es wirklich Anhänger von ihm gegeben, die unbeſonnen genug waren, ihn mit unter diejenigen zu zählen, die Anſprüche auf die Krone machen könnten. Als er daher mit dem Könige Jakob von Schottland in geheime Unterhandlung trat, ließ er es das erſte ſeyn, ihn zu verſichern, daß er ſelbſt dergleichen ehrgeitzige Gedanken nie gehabt habe. Was er hier von ſich ablehnte, iſt nicht viel weniger, als was ihn Corneille vorausſetzen läßt.

Indem alſo Voltaire durch das ganze Stück nichts als hiſtoriſche Unrichtigkeiten findet, begeht er ſelbſt nicht geringe. Ueber eine hat ſich Walpole (*) ſchon luſtig gemacht. Wenn nehmlich Voltaire die erſtern Lieblinge der Königinn Eliſabeth nennen will, ſo nennt er den Robert Dudley und den Grafen von Leiceſter. Er wußte nicht, daß beide nur eine Perſon waren, und daß man mit eben dem Rechte den Poeten Arouet und den Kammerherrn von Voltaire zu zwey verſchiedenen Perſonen machen könnte. Eben ſo unverzeihlich iſt das Hyſteronproteron, in welches er mit der Ohrfeige verfällt, die die Königinn dem Eſſex gab. Es iſt falſch, daß er ſie nach ſeiner unglücklichen Expedition in Irrland bekam; er hatte ſie lange vorher bekommen; und es iſt ſo wenig wahr, daß er damals

---

(*) Le Chateau d'Otrante, Pref. p. XIV.

den Zorn der Königinn durch die geringſte Erniedrigung zu beſänftigen geſucht, daß er vielmehr auf die lebhafteſte und edelſte Art mündlich und ſchriftlich ſeine Empfindlichkeit darüber ausließ. Er that zu ſeiner Begnadigung auch nicht wieder den erſten Schritt; die Königinn mußte ihn thun.

Aber was geht mich hier die hiſtoriſche Unwiſſenheit des Herrn von Voltaire an? Eben ſo wenig als ihn die hiſtoriſche Unwiſſenheit des Corneille hätte angehen ſollen. Und eigentlich will ich mich auch nur dieſer gegen ihn annehmen.

Die ganze Tragödie des Corneille ſey ein Roman: wenn er rührend iſt, wird er dadurch weniger rührend, weil der Dichter ſich wahrer Namen bedienet hat?

Weßwegen wählt der tragiſche Dichter wahre Namen? Nimmt er ſeine Charaktere aus dieſen Namen; oder nimmt er dieſe Namen, weil die Charaktere, welche ihnen die Geſchichte beylegt, mit den Charakteren, die er in Handlung zu zeigen ſich vorgenommen, mehr oder weniger Gleichheit haben? Ich rede nicht von der Art, wie die meiſten Trauerſpiele vielleicht entſtanden ſind, ſondern wie ſie eigentlich entſtehen ſollten. Oder, mich mit der gewöhnlichen Praxi der Dichter übereinſtimmender auszudrücken: ſind es die bloßen Facta, die Umſtände der Zeit und des Ortes, oder ſind es die Charaktere der Perſonen, durch welche die Facta wirklich geworden, warum der Dichter lieber dieſe als eine andere Begebenheit wählet? Wenn es die Charaktere ſind, ſo iſt die Frage gleich entſchieden, wie weit der Dichter von der hiſtoriſchen Wahrheit abgehen könne? In allem, was die Charaktere nicht betrift, ſo weit er will. Nur die Charaktere ſind ihm heilig; dieſe zu verſtärken, dieſe in ihrem beſten Lichte zu zeigen, iſt alles, was er von dem Seinigen dabey hinzuthun darf; die geringſte weſentliche Veränderung würde die Urſache aufheben, warum ſie dieſe und nicht andere Namen führen; und nichts iſt anſtößiger, als wovon wir uns keine Urſache geben können.

Vier und zwanzigſtes Stück.

Den 21ſten Julius, 1767.

Wenn der Charakter der Eliſabeth des Corneille das poetiſche Ideal von dem wahren Charakter iſt, den die Geſchichte der Königinn dieſes Namens beylegt; wenn wir in ihr die Unentſchlüßigkeit, die Widerſprüche, die Beängſtigung, die Reue, die Verzweiflung, in die ein ſtolzes und zärtliches Herz, wie das Herz der Eliſabeth, ich will nicht ſagen, bey dieſen und jenen Umſtänden wirklich verfallen iſt, ſondern auch nur verfallen zu können vermuthen laſſen, mit wahren Farben geſchildert finden: ſo hat der Dichter alles gethan, was ihm als Dichter zu thun obliegt. Sein Werk, mit der Chronologie in der Hand, unterſuchen; ihn vor den Richterſtuhl der Geſchichte führen, um ihn da jedes Datum, jede beyläufige Erwähnung, auch wohl ſolcher Perſonen, über welche die Geſchichte ſelbſt in Zweifel iſt, mit Zeugniſſen belegen zu laſſen: heißt ihn und ſeinen Beruff verkennen, heißt von dem, dem man dieſe Verkennung nicht zutrauen kann, mit einem Worte, chicaniren.

Zwar bey dem Herrn von Voltaire könnte es leicht weder Verkennung noch Chicane ſeyn. Denn Voltaire iſt ſelbſt ein tragiſcher Dichter, und ohnſtreitig ein weit größerer, als der jüngere Corneille. Es wäre denn, daß man ein Meiſter in einer Kunſt ſeyn, und doch falſche Begriffe von der Kunſt haben könnte. Und was die Chicane anbelangt, die iſt, wie die ganze Welt weiß, ſein Werk nun gar nicht. Was ihr in ſeinen Schriften hier und da ähnlich ſieht, iſt nichts als Laune; aus bloßer Laune ſpielt er dann und wann in der Poetik den Hiſtorikus, in der Hiſtorie den Philoſophen, und in der Philoſophie den witzigen Kopf.

Sollte er umſonſt wiſſen, daß Eliſabeth acht und ſechzig Jahr alt war, als ſie den Grafen köpfen ließ? Im acht und ſechzigſten Jahre noch verliebt, noch eiferſüchtig! Die große Naſe der Eliſabeth dazu genommen, was für luſtige Einfälle muß das geben! Freylich ſtehen dieſe luſtigen Einfälle in dem Commentare über eine Tragödie; alſo da, wo ſie nicht hingehören. Der Dichter hätte Recht zu ſeinem Commentator zu ſagen:

„Mein Herr Notenmacher, dieſe Schwänke gehören in eure allgemeine Geſchichte, nicht unter meinen Text. Denn es iſt falſch, daß meine Eliſabeth acht und ſechzig Jahr alt iſt. Weiſet mir doch, wo ich das ſage. Was iſt in meinem Stücke, das Euch hinderte, ſie nicht ungefehr mit dem Eſſex von gleichem Alter anzunehmen? Ihr ſagt: Sie war aber nicht von gleichem Alter: Welche Sie? Eure Eliſabeth im Rapin de Thoyras; das kann ſeyn. Aber warum habt ihr den Rapin de Thoyras geleſen? Warum ſeyd ihr ſo gelehrt? Warum vermengt ihr dieſe Eliſabeth mit meiner? Glaubt ihr im Ernſt, daß die Erinnerung bey dem und jenem Zuſchauer, der den Rapin de Thoyras auch einmal geleſen hat, lebhafter ſeyn werde, als der ſinnliche Eindruck, den eine wohlgebildete Aktrice in ihren beſten Jahren auf ihn macht? Er ſieht ja meine Eliſabeth; und ſeine eigene Augen überzeugen ihn, daß es nicht eure acht und ſechzigjährige Eliſabeth iſt. Oder wird er dem Rapin de Thoyras mehr glauben, als ſeinen eignen Augen?“ —

So ungefehr könnte ſich auch der Dichter über die Rolle des Eſſex erklären. „Euer Eſſex im Rapin de Thoyras, könnte er ſagen, iſt nur der Embryo von dem meinigen. Was ſich jener zu ſeyn dünkte, iſt meiner wirklich. Was jener, unter glücklichern Umſtänden, für die Königinn vielleicht gethan hätte, hat meiner gethan. Ihr hört ja, daß es ihm die Königinn ſelbſt zugeſteht; wollt ihr meiner Königinn nicht eben ſo viel glauben, als dem Rapin de Thoyras? Mein Eſſex iſt ein verdienter und großer, aber ſtolzer und unbiegſamer Mann. Eurer war in der That weder ſo groß, noch ſo unbiegſam: deſto ſchlimmer für ihn. Genug für mich, daß er doch immer noch groß und unbiegſam genug war, um meinem von ihm abgezogenen Begriffe ſeinen Namen zu laſſen.“

Kurz: die Tragödie iſt keine dialogirte Geſchichte; die Geſchichte iſt für die Tragödie nichts, als ein Repertorium von Namen, mit denen wir gewiſſe Charaktere zu verbinden gewohnt ſind. Findet der Dichter in der Geſchichte mehrere Umſtände zur Ausſchmückung und Individualiſirung ſeines Stoffes bequem: wohl, ſo brauche er ſie. Nur daß man ihm hieraus eben ſo wenig ein Verdienſt, als aus dem Gegentheile ein Verbrechen mache!

Dieſen Punkt von der hiſtoriſchen Wahrheit abgerechnet, bin ich ſehr bereit, das übrige Urtheil des Herrn von Voltaire zu unterſchreiben. Eſſex iſt ein mittelmäßiges Stück, ſowohl in Anſehung der Intrigue, als des Stils. Den Grafen zu einem ſeufzenden Liebhaber einer Irton zu machen; ihn mehr aus Verzweiflung, daß er der ihrige nicht ſeyn kann, als aus edelmüthigem Stolze, ſich nicht zu Entſchuldigungen und Bitten herab zu laſſen, auf das Schaffot zu führen: das war der unglücklichſte Einfall, den Thomas nur haben konnte, den er aber als ein Franzoſe wohl haben mußte. Der Stil iſt in der Grundſprache ſchwach; in der Ueberſetzung iſt er oft kriechend geworden. Aber überhaupt iſt das Stück nicht ohne Intereſſe, und hat hier und da glückliche Verſe; die aber im Franzöſiſchen glücklicher ſind, als im Deutſchen. „Die Schauſpieler, ſetzt der Herr von Voltaire hinzu, beſonders die in der Provinz, ſpielen die Rolle des Eſſex gar zu gern, weil ſie in einem geſtickten Bande unter dem Knie, und mit einem großen blauen Bande über die Schulter darinn erſcheinen können. Der Graf iſt ein Held von der erſten Klaſſe, den der Neid verfolgt: das macht Eindruck. Uebrigens iſt die Zahl der guten Tragödien bey allen Nationen in der Welt ſo klein, daß die, welche nicht ganz ſchlecht ſind, noch immer Zuſchauer an ſich ziehen, wenn ſie von guten Akteurs nur aufgeſtutzet werden.“

Er beſtätiget dieſes allgemeine Urtheil durch verſchiedene einzelne Anmerkungen, die eben ſo richtig, als ſcharfſinnig ſind, und deren man ſich vielleicht, bey einer wiederholten Vorſtellung, mit Vergnügen erinnern dürfte. Ich theile die vorzüglichſten alſo hier mit; in der feſten Ueberzeugung, daß die Kritik dem Genuſſe nicht ſchadet, und daß diejenigen, welche ein Stück am ſchärfſten zu beurtheilen gelernt haben, immer diejenigen ſind, welche das Theater am fleißigſten beſuchen.

„Die Rolle des Cecils iſt eine Nebenrolle, und eine ſehr froſtige Nebenrolle. Solche kriechende Schmeichler zu mahlen, muß man die Farben in ſeiner Gewalt haben, mit welchen Racine den Narciſſus geſchildert hat.“

„Die vorgebliche Herzoginn von Irton iſt eine vernünftige tugendhafte Frau, die ſich durch ihre Liebe zu dem Grafen weder die Ungnade der Eliſabeth zuziehen, noch ihren Liebhaber heyrathen wollen. Dieſer Charakter würde ſehr ſchön ſeyn, wenn er mehr Leben hätte, und wenn er zur Verwickelung etwas beytrüge; aber hier vertritt ſie bloß die Stelle eines Freundes. Das iſt für das Theater nicht hinlänglich."

„Mich dünket, daß alles, was die Perſonen in dieſer Tragödie ſagen und thun, immer noch ſehr ſchielend, verwirret und unbeſtimmet iſt. Die Handlung muß deutlich, der Knoten verſtändlich, und jede Geſinnung plan und natürlich ſeyn: das ſind die erſten, weſentlichſten Regeln. Aber was will Eſſex? Was will Eliſabeth? Worinn beſteht das Verbrechen des Grafen? Iſt er ſchuldig, oder iſt er fälſchlich angeklagt? Wenn ihn die Königinn für unſchuldig hält, ſo muß ſie ſich ſeiner annehmen. Iſt er aber ſchuldig: ſo iſt es ſehr unvernünftig, die Vertraute ſagen zu laſſen, daß er nimmermehr um Gnade bitten werde, daß er viel zu ſtolz dazu ſey. Dieſer Stolz ſchickt ſich ſehr wohl für einen tugendhaften unſchuldigen Helden, aber für keinen Mann, der des Hochverraths überwieſen iſt. Er ſoll ſich unterwerfen: ſagt die Königinn. Iſt das wohl die eigentliche Geſinnung, die ſie haben muß, wenn ſie ihn liebt? Wenn er ſich nun unterworfen, wenn er nun ihre Verzeihung angenommen hat, wird Eliſabeth darum von ihm mehr geliebt, als zuvor? Ich liebe ihn hundertmal mehr, als mich ſelbſt: ſagt die Königinn. Ah, Madame; wenn es ſo weit mit Ihnen gekommen iſt, wenn Ihre Leidenſchaft ſo heftig geworden: ſo unterſuchen Sie doch die Beſchuldigungen Ihres Geliebten ſelbſt, und verſtatten nicht, daß ihn ſeine Feinde unter Ihrem Namen ſo verfolgen und unterdrücken, wie es durch das ganze Stück, obwohl ganz ohne Grund, heißt."

„Auch aus dem Freunde des Grafen, dem Salisbury, kann man nicht klug werden, ob er ihn für ſchuldig oder für unſchuldig hält. Er ſtellt der Königinn vor, daß der Anſchein öfters betriege, daß man alles von der Partheylichkeit und Ungerechtigkeit ſeiner Richter zu beſorgen habe. Gleichwohl nimmt er ſeine Zuflucht zur Gnade der Königinn. Was hatte er dieſes nöthig, wenn er ſeinen Freund nicht ſtrafbar glaubte? Aber was ſoll der Zuſchauer glauben? Der weiß eben ſo wenig, woran er mit der Verſchwörung des Grafen, als woran er mit der Zärtlichkeit der Königinn gegen ihn iſt.“

„Salisbury ſagt der Königinn, daß man die Unterſchrift des Grafen nachgemacht habe. Aber die Königinn läßt ſich im geringſten nicht einfallen, einen ſo wichtigen Umſtand näher zu unterſuchen. Gleichwohl war ſie als Königinn und als Geliebte dazu verbunden. Sie antwortet nicht einmal auf dieſe Eröffnung, die ſie doch begierigſt hätte ergreifen müſſen. Sie erwiedert bloß mit andern Worten, daß der Graf allzu ſtolz ſey, und daß ſie durchaus wolle, er ſolle um Gnade bitten.“

„Aber warum ſollte er um Gnade bitten, wenn ſeine Unterſchrift nachgemacht war?“

Fünf und zwanzigſtes Stück.

Den 24ſten Julius, 1767.

„Eſſex ſelbſt betheuert ſeine Unſchuld; aber warum will er lieber ſterben, als die Königinn davon überzeugen? Seine Feinde haben ihn verleumdet; er kann ſie mit einem einzigen Worte zu Boden ſchlagen; und er thut es nicht. Iſt das dem Charakter eines ſo ſtolzen Mannes gemäß? Soll er aus Liebe zur Irton ſo widerſinnig handeln: ſo hätte ihn der Dichter durch das ganze Stück von ſeiner Leidenſchaft mehr bemeiſtert zeigen müſſen. Die Heftigkeit des Affekts kann alles entſchuldigen; aber in dieſer Heftigkeit ſehen wir ihn nicht.“

„Der Stolz der Königinn ſtreitet unaufhörlich mit dem Stolze des Eſſex; ein ſolcher Streit kann leicht gefallen. Aber wenn allein dieſer Stolz ſie handeln läßt, ſo iſt er bey der Eliſabeth ſowohl, als bey dem Grafen, bloßer Eigenſinn. Er ſoll mich um Gnade bitten; ich will ſie nicht um Gnade bitten: das iſt die ewige Leyer. Der Zuſchauer muß vergeſſen, daß Eliſabeth entweder ſehr abgeſchmackt, oder ſehr ungerecht iſt, wenn ſie verlangt, daß der Graf ſich ein Verbrechen ſoll vergeben laſſen, welches er nicht begangen, oder ſie nicht unterſucht hat. Er muß es vergeſſen, und er vergißt es wirklich, um ſich bloß mit den Geſinnungen des Stolzes zu beſchäftigen, der dem menſchlichen Herze ſo ſchmeichelhaft iſt.“

„Mit einem Worte: keine einzige Rolle dieſes Trauerſpiels iſt, was ſie ſeyn ſollte; alle ſind verfehlt; und gleichwohl hat es gefallen. Woher dieſes Gefallen? Offenbar aus der Situation der Perſonen, die für ſich ſelbſt rührend iſt. — Ein großer Mann, den man auf das Schaffot führet, wird immer intereſſiren; die Vorſtellung ſeines Schickſals macht, auch ohne alle Hülfe der Poeſie, Eindruck; ungefehr eben den Eindruck, den die Wirklichkeit ſelbſt machen würde.“

So viel liegt für den tragiſchen Dichter an der Wahl des Stoffes. Durch dieſe allein, können die ſchwächſten verwirrteſten Stücke eine Art von Glück machen; und ich weiß nicht, wie es kömmt, daß es immer ſolche Stücke ſind, in welchen ſich gute Akteurs am vortheilhafteſten zeigen. Selten wird ein Meiſterſtück ſo meiſterhaft vorgeſtellt, als es geſchrieben iſt; das Mittelmäßige fährt mit ihnen immer beſſer. Vielleicht, weil ſie in dem Mittelmäßigen mehr von dem Ihrigen hinzuthun können; vielleicht, weil uns das Mittelmäßige mehr Zeit und Ruhe läßt, auf ihr Spiel aufmerkſam zu ſeyn; vielleicht, weil in dem Mittelmäßigen alles nur auf einer oder zwey hervorſtechenden Perſonen beruhet, anſtatt, daß in einem vollkommenern Stücke öfters eine jede Perſon ein Hauptakteur ſeyn müßte, und wenn ſie es nicht iſt, indem ſie ihre Rolle verhunzt, zugleich auch die übrigen verderben hilft.

Beym Eſſex können alle dieſe und mehrere Urſachen zuſammen kommen. Weder der Graf noch die Königinn ſind von dem Dichter mit der Stärke geſchildert, daß ſie durch die Aktion nicht noch weit ſtärker werden könnten. Eſſex ſpricht ſo ſtolz nicht, daß ihn der Schauſpieler nicht in jeder Stellung, in jeder Gebehrde, in jeder Mine, noch ſtolzer zeigen könnte. Es iſt ſogar dem Stolze weſentlich, daß er ſich weniger durch Worte, als durch das übrige Betragen, äußert. Seine Worte ſind öfters beſcheiden, und es läßt ſich nur ſehen, nicht hören, daß es eine ſtolze Beſcheidenheit iſt. Dieſe Rolle muß alſo nothwendig in der Vorſtellung gewinnen. Auch die Nebenrollen können keinen übeln Einfluß auf ihn haben; je ſubalterner Cecil und Salisbury geſpielt werden, deſto mehr ragt Eſſex hervor. Ich darf es alſo nicht erſt lange ſagen, wie vortrefflich ein Edhof das machen muß, was auch der gleichgültigſte Akteur nicht ganz verderben kann.

Mit der Rolle der Eliſabeth iſt es nicht völlig ſo; aber doch kann ſie auch ſchwerlich ganz verunglücken. Eliſabeth iſt ſo zärtlich, als ſtolz; ich glaube ganz gern, daß ein weibliches Herz beides zugleich ſeyn kann; aber wie eine Aktrice beides gleich gut vorſtellen könne, das begreife ich nicht recht. In der Natur ſelbſt trauen wir einer ſtolzen Frau nicht viel Zärtlichkeit, und einer zärtlichen nicht viel Stolz zu. Wir trauen es ihr nicht zu, ſage ich: denn die Kennzeichen des einen widerſprechen den Kennzeichen des andern. Es iſt ein Wunder, wenn ihr beide gleich geläufig ſind; hat ſie aber nur die einen vorzüglich in ihrer Gewalt, ſo kann ſie die Leidenſchaft, die ſich durch die andern ausdrückt, zwar empfinden, aber ſchwerlich werden wir ihr glauben, daß ſie dieſelbe ſo lebhaft empfindet, als ſie ſagt. Wie kann eine Aktrice nun weiter gehen, als die Natur? Iſt ſie von einem majeſtätiſchen Wuchſe, tönt ihre Stimme voller und männlicher, iſt ihr Blick dreiſt, iſt ihre Bewegung ſchnell und herzhaft: ſo werden ihr die ſtolzen Stellen vortrefflich gelingen; aber wie ſteht es mit den zärtlichen? Iſt ihre Figur hingegen weniger imponirend; herrſcht in ihren Minen Sanftmuth, in ihren Augen ein beſcheidnes Feuer, in ihrer Stimme mehr Wohlklang, als Nachdruck; iſt in ihrer Bewegung mehr Anſtand und Würde, als Kraft und Geiſt: ſo wird ſie den zärtlichen Stellen die völligſte Genüge leiſten; aber auch den ſtolzen? Sie wird ſie nicht verderben, ganz gewiß nicht; ſie wird ſie noch genug abſetzen; wir werden eine beleidigte zürnende Liebhaberinn in ihr erblicken; nur keine Eliſabeth nicht, die Manns genug war, ihren General und Geliebten mit einer Ohrfeige nach Hauſe zu ſchicken. Ich meyne alſo, die Aktricen, welche die ganze doppelte Eliſabeth uns gleich täuſchend zu zeigen vermögend wären, dürften noch ſeltner ſeyn, als die Eliſabeths ſelber; und wir können und müſſen uns begnügen, wenn eine Hälfte nur recht gut geſpielt, und die andere nicht ganz verwahrloſet wird.

Madame Löwen hat in der Rolle der Eliſabeth ſehr gefallen; aber, jene allgemeine Anmerkung nunmehr auf ſie anzuwenden, uns mehr die zärtliche Frau, als die ſtolze Monarchinn, ſehen und hören laſſen. Ihre Bildung, ihre Stimme, ihre beſcheidene Aktion, ließen es nicht anders erwarten; und mich dünkt, unſer Vergnügen hat dabey nichts verloren. Denn wenn nothwendig eine die andere verfinſtert, wenn es kaum anders ſeyn kann, als daß nicht die Königinn unter der Liebhaberinn, oder dieſe unter jener leiden ſollte: ſo, glaube ich, iſt es zuträglicher, wenn eher etwas von dem Stolze und der Königinn, als von der Liebhaberinn und der Zärtlichkeit, verloren geht.

Es iſt nicht bloß eigenſinniger Geſchmack, wenn ich ſo urtheile; noch weniger iſt es meine Abſicht, einem Frauenzimmer ein Kompliment damit zu machen, die noch immer eine Meiſterinn in ihrer Kunſt ſeyn würde, wenn ihr dieſe Rolle auch gar nicht gelungen wäre. Ich weiß einem Künſtler, er ſey von meinem oder dem andern Geſchlechte, nur eine einzige Schmeicheley zu machen; und dieſe beſteht darinn, daß ich annehme, er ſey von aller eiteln Empfindlichkeit entfernt, die Kunſt gehe bey ihm über alles, er höre gern frey und laut über ſich urtheilen, und wolle ſich lieber auch dann und wann falſch, als ſeltner beurtheilet wiſſen. Wer dieſe Schmeicheley nicht verſteht, bey dem erkenne ich mich gar bald irre, und er iſt es nicht werth, daß wir ihn ſtudieren. Der wahre Virtuoſe glaubt es nicht einmal, daß wir ſeine Vollkommenheit einſehen und empfinden, wenn wir auch noch ſo viel Geſchrey davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für ſeine Schwäche haben. Er ſpottet bey ſich über jede uneingeſchränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen kitzelt ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz hat, ihn zu tadeln.

Ich wollte ſagen, daß ſich Gründe anführen laſſen, warum es beſſer iſt, wenn die Aktrice mehr die zärtliche, als die ſtolze Eliſabeth ausdrückt. Stolz muß ſie ſeyn, das iſt ausgemacht: und daß ſie es iſt, das hören wir. Die Frage iſt nur, ob ſie zärtlicher als ſtolz, oder ſtolzer als zärtlich ſcheinen ſoll; ob man, wenn man unter zwey Aktricen zu wählen hätte, lieber die zur Eliſabeth nehmen ſollte, welche die beleidigte Königinn, mit allem drohenden Ernſte, mit allen Schrecken der rächeriſchen Majeſtät, auszudrücken vermöchte, oder die, welcher die eiferſüchtige Liebhaberinn, mit allen kränkenden Empfindungen der verſchmähten Liebe, mit aller Bereitwilligkeit, dem theuern Frevler zu vergeben, mit aller Beängſtigung über ſeine Hartnäckigkeit, mit allem Jammer über ſeinen Verluſt, angemeſſener wäre? Und ich ſage: dieſe.

Denn erſtlich wird dadurch die Verdopplung des nehmlichen Charakters vermieden. Eſſex iſt ſtolz; und wenn Eliſabeth auch ſtolz ſeyn ſoll, ſo muß ſie es wenigſtens auf eine andere Art ſeyn. Wenn bey dem Grafen die Zärtlichkeit nicht anders, als dem Stolze untergeordnet ſeyn kann, ſo muß bey der Königinn die Zärtlichkeit den Stolz überwiegen. Wenn der Graf ſich eine höhere Mine giebt, als ihm zukömmt; ſo muß die Königinn etwas weniger zu ſeyn ſcheinen, als ſie iſt. Beide auf Stelzen, mit der Naſe nur immer in der Luft einhertreten, beide mit Verachtung auf alles, was um ſie iſt, herabblicken laſſen, würde die eckelſte Einförmigkeit ſeyn. Man muß nicht glauben können, daß Eliſabeth, wenn ſie an des Eſſex Stelle wäre, eben ſo, wie Eſſex, handeln würde. Der Ausgang weiſet es, daß ſie nachgebender iſt, als er; ſie muß alſo auch gleich von Anfange nicht ſo hoch daherfahren, als er. Wer ſich durch äußere Macht empor zu halten vermag, braucht weniger Anſtrengung, als der es durch eigene innere Kraft thun muß. Wir wiſſen darum doch, daß Eliſabeth die Königinn iſt, wenn ſich gleich Eſſex das königlichere Anſehen giebt.

Zweytens iſt es in dem Trauerſpiele ſchicklicher, daß die Perſonen in ihren Geſinnungen ſteigen, als daß ſie fallen. Es iſt ſchicklicher, daß ein zärtlicher Charakter Augenblicke des Stolzes hat, als daß ein ſtolzer von der Zärtlichkeit ſich fortreiſſen läßt. Jener ſcheint, ſich zu erheben; dieſer, zu ſinken. Eine ernſthafte Königinn, mit gerunzelter Stirne, mit einem Blicke, der alles ſcheu und zitternd macht, mit einem Tone der Stimme, der allein ihr Gehorſam verſchaffen könnte, wenn die zu verliebten Klagen gebracht wird, und nach den kleinen Bedürfniſſen ihrer Leidenſchaft ſeufzet, iſt faſt, faſt lächerlich. Eine Geliebte hingegen, die ihre Eiferſucht erinnert, daß ſie Königinn iſt, erhebt ſich über ſich ſelbſt, und ihre Schwachheit wird fürchterlich.

Sechs und zwanzigſtes Stück.

Den 28ſten Julius, 1767.

Den ein und dreyßigſten Abend, (Mittewochs, den 10ten Junius,) ward das Luſtſpiel der Madame Gottſched, die Hausfranzöſinn, oder die Mammſell, aufgeführet.

Dieſes Stück iſt eines von den ſechs Originalen, mit welchen 1744, unter Gottſchediſcher Geburthshülfe, Deutſchland im fünften Bande der Schaubühne beſchenkt ward. Man ſagt, es ſey, zur Zeit ſeiner Neuheit, hier und da mit Beyfall geſpielt worden. Man wollte verſuchen, welchen Beyfall es noch erhalten würde, und es erhielt den, den es verdienet; gar keinen. Das Teſtament, von eben derſelben Verfaſſerinn, iſt noch ſo etwas; aber die Hausfranzöſinn iſt ganz und gar nichts. Noch weniger, als nichts: denn ſie iſt nicht allein niedrig, und platt, und kalt, ſondern noch oben darein ſchmutzig, eckel, und im höchſten Grade beleidigend. Es iſt mir unbegreiflich, wie eine Dame ſolches Zeug ſchreiben können. Ich will hoffen, daß man mir den Beweis von dieſem allen ſchenken wird. ——

Den zwey und dreyßigſten Abend (Donnerſtags, den 11ten Junius,) ward die Semiramis des Herrn von Voltaire wiederholt.

Da das Orcheſter bey unſern Schauſpielen gewiſſermaßen die Stelle der alten Chöre vertritt, ſo haben Kenner ſchon längſt gewünſcht, daß die Muſik, welche vor und zwiſchen und nach dem Stücke geſpielt wird, mit dem Inhalte deſſelben mehr übereinſtimmen möchte. Herr Scheibe iſt unter den Muſicis derjenige, welcher zuerſt hier ein ganz neues Feld für die Kunſt bemerkte. Da er einſahe, daß, wenn die Rührung des Zuſchauers nicht auf eine unangenehme Art geſchwächt und unterbrochen werden ſollte, ein jedes Schauſpiel ſeine eigene muſikaliſche Begleitung erfordere: ſo machte er nicht allein bereits 1738 mit dem Polyeukt und Mithridat den Verſuch, beſondere dieſen Stücken entſprechende Symphonien zu verfertigen, welche bey der Geſellſchaft der Neuberinn, hier in Hamburg, in Leipzig, und anderwärts aufgeführet wurden; ſondern ließ ſich auch in einem beſondern Blatte ſeines kritiſchen Muſikus (*) umſtänd-

---

(*) Stück 67.

lich darüber aus, was überhaupt der Komponiſt zu beobachten habe, der in dieſer neuen Gattung mit Ruhm arbeiten wolle.

„Alle Symphonien, ſagt er, die zu einem Schauſpiele verfertiget werden, ſollen ſich auf den Inhalt und die Beſchaffenheit deſſelben beziehen. Es gehören alſo zu den Trauerſpielen eine andere Art von Symphonien, als zu den Luſtſpielen. So verſchieden die Tragödien und Komödien unter ſich ſelbſt ſind, ſo verſchieden muß auch die dazu gehörige Muſik ſeyn. Insbeſondere aber hat man auch wegen der verſchiedenen Abtheilungen der Muſik in den Schauſpielen auf die Beſchaffenheit der Stellen, zu welchen eine jede Abtheilung gehört, zu ſehen. Daher muß die Anfangsſymphonie ſich auf den erſten Aufzug des Stückes beziehen; die Symphonien aber, die zwiſchen den Aufzügen vorkommen, müſſen Theils mit dem Schluſſe des vorhergehenden Aufzuges, Theils aber mit dem Anfange des folgenden Aufzuges übereinkommen; ſo wie die letzte Symphonie dem Schluſſe des letzten Aufzuges gemäß ſeyn muß.“

„Alle Symphonien zu Trauerſpielen müſſen prächtig, feurig und geiſtreich geſetzt ſeyn. Inſonderheit aber hat man den Charakter der Hauptperſonen, und den Hauptinhalt zu bemerken, und darnach ſeine Erfindung einzurichten. Dieſes iſt von keiner gemeinen Folge. Wir finden Tragödien, da bald dieſe, bald jene Tugend eines Helden, oder einer Heldinn, der Stoff geweſen iſt. Man halte einmal den Polyeukt gegen den Brutus, oder auch die Alzire gegen den Mithridat: ſo wird man gleich ſehen, daß ſich keinesweges einerley Muſik dazu ſchicket. Ein Trauerſpiel, in welchem die Religion und Gottesfurcht den Helden, oder die Heldinn, in allen Zufällen begleiten, erfordert auch ſolche Symphonien, die gewiſſermaßen das Prächtige und Ernſthafte der Kirchenmuſik beweiſen. Wenn aber die Großmuth, die Tapferkeit, oder die Standhaftigkeit in allerley Unglücksfällen im Trauerſpiele herrſchen: ſo muß auch die Muſik weit feuriger und lebhafter ſeyn. Von dieſer letztern Art ſind die Trauerſpiele Cato, Brutus, Mithridat. Alzire aber und Zaire erfordern hingegen ſchon eine etwas veränderte Muſik, weil die Begebenheiten und die Charaktere in dieſen Stücken von einer andern Beſchaffenheit ſind, und mehr Veränderung der Affekten zeigen.“

„Eben ſo müſſen die Komödienſymphonien überhaupt frey, fließend, und zuweilen auch ſcherzhaft ſeyn; insbeſondere aber ſich nach dem eigenthümlichen Inhalte einer jeden Komödie richten. So wie die Komödie bald ernſthafter, bald verliebter, bald ſcherzhafter iſt, ſo muß auch die Symphonie beſchaffen ſeyn. Z. E. die Komödien, der Falke und die beyderſeitige Unbeſtändigkeit, würden ganz andere Symphonien erfordern, als der verlohrne Sohn. So würden ſich auch nicht die Symphonien, die ſich zum Geitzigen, oder zum Kranken in der Einbildung, ſehr wohl ſchicken möchten, zum Unentſchlüßigen, oder zum Zerſtreuten, ſchicken. Jene müſſen ſchon luſtiger und ſcherzhafter ſeyn, dieſe aber verdrießlicher und ernſthafter.“

„Die Anfangsſymphonie muß ſich auf das ganze Stück beziehen; zugleich aber muß ſie auch den Anfang deſſelben vorbereiten, und folglich mit dem erſten Auftritte übereinkommen. Sie kann aus zwey oder drey Sätzen beſtehen, ſo wie es der Komponiſt für gut findet. — Die Symphonien zwiſchen den Aufzügen aber, weil ſie ſich nach dem Schluſſe des vorhergehenden Aufzuges und nach dem Anfange des folgenden richten ſollen, werden am natürlichſten zwey Sätze haben können. Im erſten kann man mehr auf das Vorhergegangene, im zweyten aber mehr auf das Folgende ſehen. Doch iſt ſolches nur allein nöthig, wenn die Affekten einander allzu ſehr entgegen ſind; ſonſt kann man auch wohl nur einen Satz machen, wenn er nur die gehörige Länge erhält, damit die Bedürfniſſe der Verſtellung, als Lichtputzen, Umkleiden u. ſ. w. indeß beſorget werden können. — Die Schlußſymphonie endlich muß mit dem Schluſſe des Schauſpiels auf das genaueſte übereinſtimmen, um die Begebenheit den Zuſchauern deſto nachdrücklicher zu machen. Was iſt lächerlicher, als wenn der Held auf eine unglückliche Weiſe ſein Leben verlohren hat, und es folgt eine luſtige und lebhafte Symphonie darauf! Und was iſt abgeſchmackter, als wenn ſich die Komödie auf eine fröhliche Art endiget, und es folgt eine traurige und bewegliche Symphonie darauf!“ ——

„Da übrigens die Muſik zu den Schauſpielen bloß allein aus Inſtrumenten beſtehet, ſo iſt eine Veränderung derſelben ſehr nöthig, damit die Zuhörer deſto gewiſſer in der Aufmerkſamkeit erhalten werden, die ſie vielleicht verlieren möchten, wenn ſie immer einerley Inſtrumente hören ſollten. Es iſt aber beynahe eine Nothwendigkeit, daß die Anfangsſymphonie ſehr ſtark und vollſtändig iſt, und alſo deſto nachdrücklicher ins Gehör falle. Die Veränderung der Inſtrumente muß alſo vornehmlich in den Zwiſchenſymphonien erſcheinen. Man muß aber wohl urtheilen, welche Inſtrumente ſich am beſten zur Sache ſchicken, und womit man dasjenige am gewiſſeſten ausdrücken kann, was man ausdrücken ſoll. Es muß alſo auch hier eine vernünftige Wahl getroffen werden, wenn man ſeine Abſicht geſchickt und ſicher erreichen will. Sonderlich aber iſt es nicht allzu gut, wenn man in zwey auf einander folgenden Zwiſchenſymphonien einerley Veränderung der Inſtrumente anwendet. Es iſt allemal beſſer und angenehmer, wenn man dieſen Uebelſtand vermeidet.“

Dieſes ſind die wichtigſten Regeln, um auch hier die Tonkunſt und Poeſie in eine genauere Verbindung zu bringen. Ich habe ſie lieber mit den Worten eines Tonkünſtlers, und zwar desjenigen vortragen wollen, der ſich die Ehre der Erfindung anmaßen kann, als mit meinen. Denn die Dichter und Kunſtrichter bekommen nicht ſelten von den Muſicis den Vorwurf, daß ſie weit mehr von ihnen erwarten und verlangen, als die Kunſt zu leiſten im Stande ſey. Die mehreſten müſſen es von ihren Kunſtverwandten erſt hören, daß die Sache zu bewerkſtelligen iſt, ehe ſie die geringſte Aufmerkſamkeit darauf wenden.

Zwar die Regeln ſelbſt waren leicht zu machen; ſie lehren nur was geſchehen ſoll, ohne zu ſagen, wie es geſchehen kann. Der Ausdruck der Leidenſchaften, auf welchen alles dabey ankömmt, iſt noch einzig das Werk des Genies. Denn ob es ſchon Tonkünſtler giebt und gegeben, die bis zur Bewunderung darinn glücklich ſind, ſo mangelt es doch unſtreitig noch an einem Philoſophen, der ihnen die Wege abgelernt, und allgemeine Grundſätze aus ihren Beyſpielen hergeleitet hätte. Aber je häufiger dieſe Beyſpiele werden, je mehr ſich die Materialien zu dieſer Herleitung ſammeln, deſto eher können wir ſie uns verſprechen; und ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht ein großer Schritt dazu durch die Beeiferung der Tonkünſtler in dergleichen dramatiſchen Symphonien geſchehen könnte. In der Vokalmuſik hilft der Text dem Ausdrucke allzuſehr nach; der ſchwächſte und ſchwankendſte wird durch die Worte beſtimmt und verſtärkt: in der Inſtrumentalmuſik hingegen fällt dieſe Hülfe weg, und ſie ſagt gar nichts, wenn ſie das, was ſie ſagen will, nicht rechtſchaffen ſagt. Der Künſtler wird alſo hier ſeine äußerſte Stärke anwenden müſſen; er wird unter den verſchiedenen Folgen von Tönen, die eine Empfindung ausdrücken können, nur immer diejenigen wählen, die ſie am deutlichſten ausdrücken; wir werden dieſe öfterer hören, wir werden ſie mit einander öfterer vergleichen, und durch die Bemerkung deſſen, was ſie beſtändig gemein haben, hinter das Geheimniß des Ausdrucks kommen.

Welchen Zuwachs unſer Vergnügen im Theater dadurch erhalten würde, begreift jeder von ſelbſt. Gleich vom Anfange der neuen Verwaltung unſers Theaters, hat man ſich daher nicht nur überhaupt bemüht, das Orcheſter in einen beſſern Stand zu ſetzen, ſondern es haben ſich auch würdige Männer bereit finden laſſen, die Hand an das Werk zu legen, und Muſter in dieſer Art von Kompoſition zu machen, die über alle Erwartung ausgefallen ſind. Schon zu Cronegks Olint und Sophronia hatte Herr Hertel eigne Symphonien verfertiget; und bey der zweyten Aufführung der Semiramis wurden dergleichen, von dem Herrn Agricola in Berlin, aufgeführt.

Sieben und zwanzigſtes Stück.

Den 31ſten Julius, 1767.

Ich will es verſuchen, einen Begriff von der Muſik des Herrn Agricola zu machen. Nicht zwar nach ihren Wirkungen; — denn je lebhafter und feiner ein ſinnliches Vergnügen iſt, deſto weniger läßt es ſich mit Worten beſchreiben; man kann nicht wohl anders, als in allgemeine Lobſprüche, in unbeſtimmte Ausrufungen, in kreiſchende Bewunderung damit verfallen, und dieſe ſind eben ſo ununterrichtend für den Liebhaber, als eckelhaft für den Virtuoſen, den man zu ehren vermeinet; — ſondern bloß nach den Abſichten, die ihr Meiſter dabey gehabt, und nach den Mitteln überhaupt, deren er ſich, zu Erreichung derſelben, bedienen wollen.

Die Anfangsſymphonie beſtehet aus drey Sätzen. Der erſte Satz iſt ein Largo, nebſt den Violinen, mit Hoboen und Flöten; der Grundbaß iſt durch Fagotte verſtärkt. Sein Ausdruck iſt ernſthaft; manchmal gar wild und ſtürmiſch; der Zuhörer ſoll vermuthen, daß er ein Schauſpiel ungefehr dieſes Inhalts zu erwarten habe. Doch nicht dieſes Inhalts allein; Zärtlichkeit, Reue, Gewiſſensangſt, Unterwerfung, nehmen ihr Theil daran; und der zweyte Satz, ein Andante mit gedämpften Violinen und concertirenden Fagotten, beſchäftiget ſich alſo mit dunkeln und mitleidigen Klagen. In dem dritten Satze vermiſchen ſich die beweglichen Tonwendungen mit ſtolzen; denn die Bühne eröfnet ſich mit mehr als gewöhnlicher Pracht; Semiramis nahet ſich dem Ende ihrer Herrlichkeit; wie dieſe Herrlichkeit das Auge ſpüren muß, ſoll ſie auch das Ohr vernehmen. Der Charakter iſt Allegretto, und die Inſtrumente ſind wie in dem erſten, außer daß die Hoboen, Flöten und Fagotte mit einander einige beſondere kleinere Sätze haben.

Die Muſik zwiſchen den Akten hat durchgängig nur einen einzigen Satz; deſſen Ausdruck ſich auf das Vorhergehende beziehet. Einen zweyten, der ſich auf das Folgende bezöge, ſcheinet Herr Agricola alſo nicht zu billigen. Ich würde hierinn ſehr ſeines Geſchmacks ſeyn. Denn die Muſik ſoll dem Dichter nichts verderben; der tragiſche Dichter liebt das Unerwartete, das Ueberraſchende, mehr als ein anderer; er läßt ſeinen Gang nicht gern voraus verrathen; und die Muſik würde ihn verrathen, wenn ſie die folgende Leidenſchaft angeben wollte. Mit der Anfangsſymphonie iſt es ein anders; ſie kann auf nichts Vorhergehendes gehen; und doch muß auch ſie nur den allgemeinen Ton des Stücks angeben, und nicht ſtärker, nicht beſtimmter, als ihn ungefehr der Titel angiebt. Man darf dem Zuhörer wohl das Ziel zeigen, wohin man ihn führen will, aber die verſchiedenen Wege, auf welchen er dahin gelangen ſoll, müſſen ihm gänzlich verborgen bleiben. Dieſer Grund wider einen zweyten Satz zwiſchen den Akten, iſt aus dem Vortheile des Dichters hergenommen; und er wird durch einen andern, der ſich aus den Schranken der Muſik ergiebt, beſtärkt. Denn geſetzt, daß die Leidenſchaften, welche in zwey auf einander folgenden Akten herrſchen, einander ganz entgegen wären, ſo würden nothwendig auch die beiden Sätze von eben ſo widriger Beſchaffenheit ſeyn müſſen. Nun begreife ich ſehr wohl, wie uns der Dichter aus einer jeden Leidenſchaft zu der ihr entgegenſtehenden, zu ihrem völligen Widerſpiele, ohne unangenehme Gewaltſamkeit, bringen kann; er thut es nach und nach, gemach und gemach; er ſteiget die ganze Leiter von Sproſſe zu Sproſſe, entweder hinauf oder hinab, ohne irgendwo den geringſten Sprung zu thun. Aber kann dieſes auch der Muſikus? Es ſey, daß er es in Einem Stücke, von der erforderlichen Länge, eben ſo wohl thun könne; aber in zwey beſondern, von einander gänzlich abgeſetzten Stücken, muß der Sprung, z. E. aus dem Ruhigen in das Stürmiſche, aus dem Zärtlichen in das Grauſame, nothwendig ſehr merklich ſeyn, und alle das Beleidigende haben, was in der Natur jeder plötzliche Uebergang aus einem Aeußerſten in das andere, aus der Finſterniß in das Licht, aus der Kälte in die Hitze, zu haben pflegt. Itzt zerſchmelzen wir in Wehmuth, und auf einmal ſollen wir raſen. Wie? warum? wider wen? wider eben den, für den unſere Seele ganz mitleidiges Gefühl war? oder wider einen andern? Alles das kann die Muſik nicht beſtimmen; ſie läßt uns in Ungewißheit und Verwirrung; wir empfinden, ohne eine richtige Folge unſerer Empfindungen wahrzunehmen; wir empfinden, wie im Traume; und alle dieſe unordentliche Empfindungen ſind mehr abmattend, als ergötzend. Die Poeſie hingegen läßt uns den Faden unſerer Empfindungen nie verlieren; hier wiſſen wir nicht allein, was wir empfinden ſollen, ſondern auch, warum wir es empfinden ſollen; und nur dieſes Warum macht die plötzlichſten Uebergänge nicht allein erträglich, ſondern auch angenehm. In der That iſt dieſe Motivirung der plötzlichen Uebergänge einer der größten Vortheile, den die Muſik aus der Vereinigung mit der Poeſie ziehet; ja vielleicht der allergrößte. Denn es iſt bey weitem nicht ſo nothwendig, die allgemeinen unbeſtimmten Empfindungen der Muſik, z. E. der Freude, durch Worte auf einen gewiſſen einzeln Gegenſtand der Freude einzuſchränken, weil auch jene dunkeln ſchwanken Empfindungen noch immer ſehr angenehm ſind; als nothwendig es iſt, abſtechende widerſprechende Empfindungen durch deutliche Begriffe, die nur Worte gewähren können, zu verbinden, um ſie durch dieſe Verbindung in ein Ganzes zu verweben, in welchem man nicht allein Mannichfaltiges, ſondern auch Uebereinſtimmung des Mannichfaltigen bemerke. Nun aber würde, bey dem doppelten Satze zwiſchen den Akten eines Schauſpiels, dieſe Verbindung erſt hinten nach kommen; wir würden es erſt hinten nach erfahren, warum wir aus einer Leidenſchaft in eine ganz entgegen geſetzte überſpringen müſſen: und das iſt für die Muſik ſo gut, als erführen wir es gar nicht. Der Sprung hat einmal ſeine üble Wirkung gethan, und er hat uns darum nicht weniger beleidiget, weil wir nun einſehen, daß er uns nicht hätte beleidigen ſollen. Man glaube aber nicht, daß ſo nach überhaupt alle Symphonien verwerflich ſeyn müßten, weil alle aus mehrern Sätzen beſtehen, die von einander unterſchieden ſind, und deren jeder etwas anders ausdrückt, als der andere. Sie drücken etwas anders aus, aber nicht etwas verſchiednes; oder vielmehr, ſie drücken das nehmliche, und nur auf eine andere Art aus. Eine Symphonie, die in ihren verſchiednen Sätzen verſchiedne, ſich widerſprechende Leidenſchaften ausdrückt, iſt ein muſikaliſches Ungeheuer; in Einer Symphonie muß nur Eine Leidenſchaft herrſchen, und jeder beſondere Satz muß eben dieſelbe Leidenſchaft, bloß mit verſchiednen Abänderungen, es ſey nun nach den Graden ihrer Stärke und Lebhaftigkeit, oder nach den mancherley Vermiſchungen mit andern verwandten Leidenſchaften, ertönen laſſen, und in uns zu erwecken ſuchen. Die Anfangsſymphonie war vollkommen von dieſer Beſchaffenheit; das Ungeſtüme des erſten Satzes zerfließt in das Klagende des zweyten, welches ſich in dem dritten zu einer Art von feyerlichen Würde erhebet. Ein Tonkünſtler, der ſich in ſeinen Symphonien mehr erlaubt, der mit jedem Satze den Affekt abbricht, um mit dem folgenden einen neuen ganz verſchiednen Affekt anzuheben, und auch dieſen fahren läßt, um ſich in einen dritten eben ſo verſchiednen zu werfen; kann viel

Univ. Bibl.
Münc

Kunſt, ohne Nutzen, verſchwendet haben, kann überraſchen, kann betäuben, kann kitzeln, nur rühren kann er nicht. Wer mit unſerm Herzen ſprechen, und ſympathetiſche Regungen in ihm erwecken will, muß eben ſowohl Zuſammenhang beobachten, als wer unſern Verſtand zu unterhalten und zu belehren denkt. Ohne Zuſammenhang, ohne die innigſte Verbindung aller und jeder Theile, iſt die beſte Muſik ein eitler Sandhaufen, der keines dauerhaften Eindruckes fähig iſt; nur der Zuſammenhang macht ſie zu einem feſten Marmor, an dem ſich die Hand des Künſtlers verewigen kann.

Der Satz nach dem erſten Akte ſucht alſo lediglich die Beſorgniſſe der Semiramis zu unterhalten, denen der Dichter dieſen Akt gewidmet hat; Beſorgniſſe, die noch mit einiger Hofnung vermiſcht ſind; ein Andante meſto, bloß mit gedämpften Violinen und Bratſche.

In dem zweyten Akte ſpielt Aſſur eine zu wichtige Rolle, als daß er nicht den Ausdruck der darauf folgenden Muſik beſtimmen ſollte. Ein Allegro aſſai aus dem G dur, mit Waldhörnern, durch Flöten und Hoboen, auch den Grundbaß mitſpielende Fagotte verſtärkt, druckt den durch Zweifel und Furcht unterbrochenen, aber immer noch ſich wieder erhohlenden Stolz dieſes treuloſen und herrſchſüchtigen Miniſters aus.

In dem dritten Akte erſcheint das Geſpenſt. Ich habe, bey Gelegenheit der erſten Vorſtellung, bereits angemerkt, wie wenig Eindruck Voltaire dieſe Erſcheinung auf die Anweſenden machen läßt. Aber der Tonkünſtler hat ſich, wie billig, daran nicht gekehrt; er hohlt es nach, was der Dichter unterlaſſen hat, und ein Allegro aus dem E moll, mit der nehmlichen Inſtrumentenbeſetzung des vorhergehenden, nur daß E-Hörner mit G-Hörnern verſchiedentlich abwechſeln, ſchildert kein ſtummes und träges Erſtaunen, ſondern die wahre wilde Beſtürzung, welche eine dergleichen Erſcheinung unter dem Volke verurſachen muß.

Die Beängſtigung der Semiramis im vierten Aufzuge erweckt unſer Mitleid; wir betauern die Reuende, ſo ſchuldig wir auch die Verbrecherinn wiſſen. Betauern und Mitleid läßt alſo auch die Muſik ertönen; in einem Larghetto aus dem A moll, mit gedämpften Violinen und Bratſche, und einer concertirenden Hoboe.

Endlich folget auch auf den fünften Akt nur ein einziger Satz, ein Adagio, aus dem E dur, nächſt den Violinen und der Bratſche, mit Hörnern, mit verſtärkenden Hoboen und Flöten, und mit Fagotten, die mit dem Grundbaſſe gehen. Der Ausdruck iſt den Perſonen des Trauerſpiels angemeſſene, und ins Erhabene gezogene Betrübniß, mit einiger Rückſicht, wie mich deucht, auf die vier letzten Zeilen, in welchen die Wahrheit ihre warnende Stimme gegen die Großen der Erde eben ſo würdig als mächtig erhebt.

Die Abſichten eines Tonkünſtlers merken, heißt ihm zugeſtehen, daß er ſie erreicht hat. Sein Werk ſoll kein Räthſel ſeyn, deſſen Deutung eben ſo mühſam als ſchwankend iſt. Was ein geſundes Ohr am geſchwindeſten in ihm vernimt, das und nichts anders hat er ſagen wollen; ſein Lob wächſt mit ſeiner Verſtändlichkeit; je leichter, je allgemeiner dieſe, deſto verdienter jenes. — Es iſt kein Ruhm für mich, daß ich recht gehört habe; aber für den Hrn. Agricola iſt es ein ſo viel gröſſerer, daß in dieſer ſeine Compoſition niemand etwas anders gehört hat, als ich.

Acht und zwanzigſtes Stück.

Den 4ten Auguſt. 1767.

Den drey und dreyßigſten Abend (Freytags, den 12ten Junius,) ward die Nanine wiederhohlt, und den Beſchluß machte, der Bauer mit der Erbſchaft, aus dem Franzöſiſchen des Marivaux.

Dieſes kleine Stück iſt hier Waare für den Platz, und macht daher allezeit viel Vergnügen. Jürge kömmt aus der Stadt zurück, wo er einen reichen Bruder begraben laſſen, von dem er hundert tauſend Mark geerbt. Glück ändert Stand und Sitten; nun will er leben wie vornehme Leute leben, erhebt ſeine Liſe zur Madame, findet geſchwind für ſeinen Hanns und für ſeine Grete eine anſehnliche Partie, alles iſt richtig, aber der hinkende Bothe kömmt nach. Der Makler, bey dem die hundert tauſend Mark geſtanden, hat Banquerot gemacht, Jürge iſt wieder nichts wie Jürge, Hanns bekömmt den Korb, Grete bleibt ſitzen, und der Schluß würde traurig genug ſeyn, wenn das Glück mehr nehmen könnte, als es gegeben hat; geſund und vergnügt waren ſie, geſund und vergnügt bleiben ſie.

Dieſe Fabel hätte jeder erfinden können; aber wenige würden ſie ſo unterhaltend zu machen gewußt haben, als Marivaux. Die drolligſte Laune, der ſchnurrigſte Witz, die ſchalkiſchſte Satire, laſſen uns vor Lachen kaum zu uns ſelbſt kommen; und die naive Bauernſprache giebt allem eine ganz eigene Würze. Die Ueberſetzung iſt von Kriegern, der das franzöſiſche Patois in den hieſigen platten Dialekt meiſterhaft zu übertragen gewußt hat. Es iſt nur Schade, daß verſchiedene Stellen höchſt fehlerhaft und verſtümmelt abgedruckt worden. Einige müßten nothwendig in der Vorſtellung berichtiget und ergänzt werden. Z. E. folgende, gleich in der erſten Scene.

Jürge. He, he, he! Giv mie doch ſief Schillink kleen Geld, ik hev niks, as Gullen un Dahlers.

Liſe. He, he, he! Segge doch, heſt du Schrullen med dienen ſief Schillink kleen Geld? wat wiſt du damed maaken?

Jürge. He, he, he, he! Giv mie ſief Schillink kleen Geld, ſeg ik die.

Liſe. Woto denn, Hans Narr?

Jürge. För düſſen Jungen, de mie mienen Bündel op dee Reiſe hed in unſe Dörp dragen hed, un ik bün ganß licht un ſacht hergahn.

Liſe. Büſt du to Foote hergahn?

Jürge. Ja. Wiel't veel commoder is.

Liſe. Da heſt du een Maark.

Jürge. Dat is doch noch reſnabel. Wo veel maakt't? So veel is dat. Een Maark hed ſe mie dahn: da, da is't. Nehmt't hen; ſe is't richdig.

Liſe. Un du verdeihſt ſief Schillink an een Jungen, de die dat Pak dragen hed?

Jürge. Ja! ik mot ehm doch een Drankgeld geven.

Valentin. Sollen die fünf Schilling für mich, Herr Jürge?

Jürge. Ja, mien Fründ!

Valentin. Fünf Schilling! ein reicher Erbe! fünf Schillinge! ein Mann von ihrem Stande! Und wo bleibt die Hoheit der Seele?

Jürge. O! et kumt mie even darop nich an, jy dörft't man ſeggen. Maake Fre, ſmiet ehm noch een Schillink hen; by uns regnet man ſo.

Wie iſt das? Jürge iſt zu Fuße gegangen, weil es kommoder iſt? Er fodert fünf Schillinge, und ſeine Frau giebt ihm ein Mark, die ihm fünf Schillinge nicht geben wollte? Die Frau ſoll dem Jungen noch einen Schilling hinſchmeiſſen? warum thut er es nicht ſelbſt? Von dem Marke blieb ihm ja noch übrig. Ohne das Franzöſiſche wird man ſich ſchwerlich aus dem Hauſe finden. Jürge war nicht zu Fuße gekommen, ſondern mit der Kutſche: und darauf geht ſein „Wiel't veel cummoder is." Aber die Kutſche gieng vielleicht bey ſeinem Dorfe nur vorbey, und von da, wo er abſtieg, ließ er ſich bis zu ſeinem Hauſe das Bündel nachtragen. Dafür giebt er dem Jungen die fünf Schillinge; das Mark giebt ihm nicht die Frau, ſondern das hat er für die Kutſche bezahlen müſſen, und er erzehlt ihr nur, wie geſchwind er mit dem Kutſcher darüber fertig geworden. (*)

Den vier und dreyßigſten Abend (Montags, den 29ſten Junius,) ward der Zerſtreute des Regnard aufgeführt.

Ich glaube ſchwerlich, daß unſere Großväter den deutſchen Titel dieſes Stücks verſtanden hätten. Noch Schlegel überſetzte

---

(*) Blaise. Eh! eh! eh! baille-moi cinq ſols de monnoye, je n'ons que de groſſes pièces.

Claudine. (le contrefaiſant) Eh! eh! eh! di donc, Nicaiſe, avec tes cinq ſols de monnoye, qu'eſt-ce que t'en veux faire?

Blaise. Eh! eh! eh! baille moi cinq ſols de monnoye, te dis-je.

Claudine. Pourquoi donc, Nicodeme?

Blaise. Pour ce garçon qui apporte mon paquet depis la voiture jusqu'à cheux nous, pendant que je marchois tout bellement et à mon aiſe.

Claudine. T'es venu dans la voiture?

Blaise. Oui, parce que cela eſt plus commode.

Claudine. T'a baillé un écu?

Blaise. Oh bian noblement. Combien faut-il? ai-je fait. Un écu, ce m'a-t-on fait. Tenez, le vela, prennez. Tout comme ça.

Claudine. Et tu dépenſes cinq ſols en porteurs de paquets?

Blaise. Oui, par maniere de recreation.

Arlequin. Eſt-ce pour moi les cinq ſols, Monſieur Blaiſe?

Blaise. Oui, mon ami. &c.

Diſtrait durch Träumer. Zerſtreut ſeyn, ein Zerſtreuter, iſt lediglich nach der Analogie des Franzöſiſchen gemacht. Wir wollen nicht unterſuchen, wer das Recht hatte, dieſe Worte zu machen; ſondern wir wollen ſie brauchen, nachdem ſie einmal gemacht ſind. Man verſteht ſie nunmehr, und das iſt genug.

Regnard brachte ſeinen Zerſtreuten im Jahre 1697 aufs Theater; und er fand nicht den geringſten Beyfall. Aber vier und dreyßig Jahr darauf, als ihn die Komödianten wieder verſuchten, fand er einen ſo viel größern. Welches Publikum hatte nun Recht? Vielleicht hatten ſie beyde nicht Unrecht. Jenes ſtrenge Publikum verwarf das Stück als eine gute förmliche Komödie, wofür es der Dichter ohne Zweifel ausgab. Dieſes geneigtere nahm es für nichts mehr auf, als es iſt; für eine Farce, für ein Poſſenſpiel, das zu lachen machen ſoll; man lachte, und war dankbar. Jenes Publikum dachte:

—— non ſatis eſt riſu diducere rictum
Auditoris —— —— ——

und dieſes:

—— & eſt quædam tamen hic quoque virtus.

Auſſer der Verſification, die noch dazu ſehr fehlerhaft und nachläſſig iſt, kann dem Regnard dieſes Luſtſpiel nicht viel Mühe gemacht haben. Den Charakter ſeiner Hauptperſon fand er bey dem La Bruyere völlig entworfen. Er hatte nichts zu thun, als die vornehmſten Züge Theils in Handlung zu bringen, Theils erzehlen zu laſſen. Was er von dem Seinigen hinzufügte, will nicht viel ſagen.

Wider dieſes Urtheil iſt nichts einzuwenden; aber wider eine andere Kritik, die den Dichter auf der Seite der Moralität faſſen will, deſto mehr. Ein Zerſtreuter ſoll kein Vorwurf für die Komödie ſeyn. Warum nicht? Zerſtreut ſeyn, ſagt man, ſey eine Krankheit, ein Unglück; und kein Laſter. Ein Zerſtreuter verdiene eben ſo wenig ausgelacht zu werden, als einer der Kopfſchmerzen hat. Die Komödie müſſe ſich nur mit Fehlern abgeben, die ſich verbeſſern laſſen. Wer aber von Natur zerſtreut ſey, der laſſe ſich durch Spöttereyen eben ſo wenig beſſern, als ein Hinkender.

Aber iſt es denn wahr, daß die Zerſtreuung ein Gebrechen der Seele iſt, dem unſere beſten Bemühungen nicht abhelfen können? Sollte ſie wirklich mehr natürliche Verwahrloſung, als üble Angewohnheit ſeyn? Ich kann es nicht glauben. Sind wir nicht Meiſter unſerer Aufmerkſamkeit? Haben wir es nicht in unſerer Gewalt, ſie anzuſtrengen, ſie abzuziehen, wie wir wollen? Und was iſt die Zerſtreuung anders, als ein unrechter Gebrauch unſerer Aufmerkſamkeit? Der Zerſtreute denkt, und denkt nur das nicht, was er, ſeinen itzigen ſinnlichen Eindrücken zu Folge, denken ſollte. Seine Seele iſt nicht entſchlummert, nicht betäubt, nicht auſſer Thätigkeit geſetzt; ſie iſt nur abweſend, ſie iſt nur anderwärts thätig. Aber ſo gut ſie dort ſeyn kann, ſo gut kann ſie auch hier ſeyn; es iſt ihr natürlicher Beruff, bey den ſinnlichen Veränderungen ihres Körpers gegenwärtig zu ſeyn; es koſtet Mühe, ſie dieſes Berufſs zu entwöhnen, und es ſollte unmöglich ſeyn, ihr ihn wieder geläufig zu machen?

Doch es ſey; die Zerſtreuung ſey unheilbar: wo ſteht es denn geſchrieben, daß wir in der Komödie nur über moraliſche Fehler, nur über verbeſſerliche Untugenden lachen ſollen? Jede Ungereimtheit, jeder Kontraſt von Mangel und Realität, iſt lächerlich. Aber lachen und verlachen iſt ſehr weit auseinander. Wir können über einen Menſchen lachen, bey Gelegenheit ſeiner lachen, ohne ihn im geringſten zu verlachen. So unſtreitig, ſo bekannt dieſer Unterſchied iſt, ſo ſind doch alle Chicanen, welche noch neuerlich Rouſſeau gegen den Nutzen der Komödie gemacht hat, nur daher entſtanden, weil er ihn nicht gehörig in Erwägung gezogen. Moliere, ſagt er z. E., macht uns über den Miſanthropen zu lachen, und doch iſt der Miſanthrop der ehrliche Mann des Stücks; Moliere beweiſet ſich alſo als einen Feind der Tugend, indem er den Tugendhaften verächtlich macht. Nicht doch; der Miſanthrop wird nicht verächtlich, er bleibt wer er iſt, und das Lachen, welches aus den Situationen entſpringt, in die ihn der Dichter ſetzt, benimmt ihm von unſerer Hochachtung nicht das geringſte. Der Zerſtreute gleichfalls; wir lachen über ihn, aber verachten wir ihn darum? Wir ſchätzen ſeine übrige guten Eigenſchaften, wie wir ſie ſchätzen ſollen; ja ohne ſie würden wir nicht einmal über ſeine Zerſtreuung lachen können. Man gebe dieſe Zerſtreuung einem boshaften, nichtswürdigen Manne, und ſehe, ob ſie noch lächerlich ſeyn wird? Widrig, eckel, häßlich wird ſie ſeyn; nicht lächerlich.

Neun und zwanzigſtes Stück.

Den 7ten Auguſt, 1767.

Die Komödie will durch Lachen beſſern; aber nicht eben durch Verlachen; nicht gerade diejenigen Unarten, über die ſie zu lachen macht, noch weniger bloß und allein die, an welchen ſich dieſe lächerliche Unarten finden. Ihr wahrer allgemeiner Nutzen liegt in dem Lachen ſelbſt; in der Uebung unſerer Fähigkeit das Lächerliche zu bemerken; es unter allen Bemäntelungen der Leidenſchaft und der Mode, es in allen Vermiſchungen mit noch ſchlimmern oder mit guten Eigenſchaften, ſogar in den Runzeln des feyerlichen Ernſtes, leicht und geſchwind zu bemerken. Zugegeben, daß der Geizige des Moliere nie einen Geizigen, der Spieler des Regnard nie einen Spieler gebeſſert habe; eingeräumet, daß das Lachen dieſe Thoren gar nicht beſſern könne: deſto ſchlimmer für ſie, aber nicht für die Komödie. Ihr iſt genug, wenn ſie keine verzweifelte Krankheiten heilen kann, die Geſunden in ihrer Geſundheit zu befeſtigen. Auch dem Freygebigen iſt der Geizige lehrreich; auch dem, der gar nicht ſpielt, iſt der Spieler unterrichtend; die Thorheiten, die ſie nicht haben, haben andere, mit welchen ſie leben müſſen; es iſt erſprießlich, diejenigen zu kennen, mit welchen man in Colliſion kommen kann; erſprießlich, ſich wider alle Eindrücke des Beyſpiels zu verwahren. Ein Preſervatif iſt auch eine ſchätzbare Arzeney; und die ganze Moral hat kein kräftigers, wirkſamers, als das Lächerliche. ——

Das Räthſel, oder, Was den Damen am meiſten gefällt, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge von Herr Löwen, machte dieſen Abend den Beſchluß.

Wenn Marmontel und Voltaire nicht Erzehlungen und Mährchen geſchrieben hätten, ſo würde das franzöſiſche Theater eine Menge Neuigkeiten haben entbehren müſſen. Am meiſten hat ſich die komiſche Oper aus dieſen Quellen bereichert. Des letztern Ce qui plait aux Dames gab den Stoff zu einem mit

Arien untermengten Luſtſpiele von vier Aufzügen, welches, unter dem Titel La Fée Urgele, von den italieniſchen Komödianten zu Paris, im December 1765 aufgeführet ward. Herr Löwen ſcheinet nicht ſowohl dieſes Stück, als die Erzehlung des Voltaire ſelbſt, vor Augen gehabt zu haben. Wenn man bey Beurtheilung einer Bildſäule mit auf den Marmorblock zu ſehen hat, aus welchem ſie gemacht worden; wenn die primitive Form dieſes Blockes es zu entſchuldigen vermag, daß dieſes oder jenes Glied zu kurz, dieſe oder jene Stellung zu gezwungen gerathen: ſo iſt die Kritik auf einmal abgewieſen, die den Herrn Löwen wegen der Einrichtung ſeines Stücks in Anſpruch nehmen wollte. Mache aus einem Hexenmährchen etwas Wahrſcheinlichers, wer da kann! Herr Löwen ſelbſt giebt ſein Räthſel für nichts anders, als für eine kleine Plaiſanterie, die auf dem Theater gefallen kann, wenn ſie gut geſpielt wird. Verwandlung und Tanz und Geſang concurriren zu dieſer Abſicht; und es wäre bloßer Eigenſinn, an keinem Belieben zu finden. Die Laune des Pedrillo iſt zwar nicht original, aber doch gut getroffen. Nur dünkt mich, daß ein Waffenträger oder Stallmeiſter, der das Abgeſchmackte und Wahnſinnige der irrenden Ritterſchaft einſieht, ſich nicht ſo recht in eine Fabel paſſen will, die ſich auf die Wirklichkeit der Zauberey gründet, und ritterliche Abentheuer als rühmliche Handlungen eines vernünftigen und tapfern Mannes annimmt. Doch, wie geſagt, es iſt eine Plaiſanterie; und Plaiſanterien muß man nicht zergliedern wollen.

Den fünf und dreyßigſten Abend (Mittewochs, den 1ſten Julius,) ward, in Gegenwart Sr. Königl. Majeſtät von Dänemark, die Rodogune des Peter Corneille aufgeführt.

Corneille bekannte, daß er ſich auf dieſes Trauerſpiel das meiſte einbilde, daß er es weit über ſeinen Cinna und Cid ſetze, daß ſeine übrige Stücke wenig Vorzüge hätten, die in dieſem nicht vereint anzutreffen wären; ein glücklicher Stoff, ganz neue Erdichtungen, ſtarke Verſe, ein gründliches Raiſonnement, heftige Leidenſchaften, ein von Akt zu Akt immer wachſendes Intereſſe. —

Es iſt billig, daß wir uns bey dem Meiſterſtücke dieſes großen Mannes verweilen.

Die Geſchichte, auf die es gebauet iſt, erzehlt Appianus Alexandrinus, gegen das Ende ſeines Buchs von den ſyriſchen Kriegen. „Demetrius, mit dem Zunamen Nicanor, unternahm einen Feldzug gegen die Parther, und lebte als Kriegsgefangner einige Zeit an dem Hofe ihres Königes Phraates, mit deſſen Schweſter Rodogune er ſich vermählte. Inzwiſchen bemächtigte ſich Diodotus, der den vorigen Königen gedienet hatte, des ſyriſchen Thrones, und erhob ein Kind, den Sohn des Alexander Nothus, darauf, unter deſſen Namen er als Vormund anfangs die Regierung führte. Bald aber ſchafte er den jungen König aus dem Wege, ſetzte ſich ſelbſt die Krone auf, und gab ſich den Namen Tryphon. Als Antiochus, der Bruder des gefangenen Königs, das Schickſal deſſelben, und die darauf erfolgten Unruhen des Reichs, zu Rhodus, wo er ſich aufhielt, hörte, kam er nach Syrien zurück, überwand mit vieler Mühe den Tryphon, und ließ ihn hinrichten. Hierauf wandte er ſeine Waffen gegen den Phraates, und foderte die Befreyung ſeines Bruders. Phraates, der ſich des Schlimmſten beſorgte, gab den Demetrius auch wirklich los; aber nichts deſto weniger kam es zwiſchen ihm und dem Antiochus zum Treffen, in welchem dieſer den kürzern zog, und ſich aus Verzweiflung ſelbſt entleibte. Demetrius, nachdem er wieder in ſein Reich gekehret war, ward von ſeiner Gemahlinn, Cleopatra, aus Haß gegen die Rhodogune, umgebracht; obſchon Cleopatra ſelbſt, aus Verdruß über dieſe Heyrath, ſich mit dem nehmlichen Antiochus, ſeinem Bruder, vermählet hatte. Sie hatte von dem Demetrius zwey Söhne, wovon ſie den älteſten, mit Namen Seleucus, der nach dem Tode ſeines Vaters den Thron beſtieg, eigenhändig mit einem Pfeile erſchoß; es ſey nun, weil ſie beſorgte, er möchte den Tod ſeines Vaters an ihr rächen, oder weil ſie ſonſt ihre grauſame Gemüthsart dazu veranlaßte. Der jüngſte Sohn hieß Antiochus; er folgte ſeinem Bruder in der Regierung, und zwang ſeine abſcheuliche Mutter, daß ſie den Giftbecher, den ſie ihm zugedacht hatte, ſelbſt trinken mußte.“

In dieſer Erzehlung lag Stoff zu mehr als einem Trauerſpiele. Es würde Corneillen eben nicht viel mehr Erfindung gekoſtet haben, einen Tryphon, einen Antiochus, einen Demetrius, einen Seleucus, daraus zu machen, als es ihm, eine Rodogune daraus zu erſchaffen, koſtete. Was ihn aber vorzüglich darinn reitzte, war die beleidigte Ehefrau, welche die uſurpirten Rechte ihres Ranges und Bettes nicht grauſam genug rächen zu können glaubet. Dieſe alſo nahm er heraus; und es iſt unſtreitig, daß ſo nach ſein Stück nicht Rodogune, ſondern Cleopatra heiſſen ſollte. Er geſtand es ſelbſt, und nur weil er beſorgte, daß die Zuhörer dieſe Königinn von Syrien mit jener berühmten letzten Königinn von Aegypten gleiches Namens verwechſeln dürften, wollte er lieber von der zweyten, als von der erſten Perſon den Titel hernehmen. „Ich glaubte mich, ſagt er, dieſer Freyheit um ſo eher bedienen zu können, da ich angemerkt hatte, daß die Alten ſelbſt es nicht für nothwendig gehalten, ein Stück eben nach ſeinem Helden zu benennen, ſondern es ohne Bedenken auch wohl nach dem Chore benannt haben, der an der Handlung doch weit weniger Theil hat, und weit epiſodiſcher iſt, als Rodogune; ſo hat z. E. Sophokles eines ſeiner Trauerſpiele die Trachinerinnen genannt, welches man itziger Zeit ſchwerlich anders, als den ſterbenden Herkules nennen würde.“ Dieſe Bemerkung iſt an und für ſich ſehr richtig; die Alten hielten den Titel für ganz unerheblich; ſie glaubten im geringſten nicht, daß er den Inhalt angeben müſſe; genug, wenn dadurch ein Stück von dem andern unterſchieden ward, und hiezu iſt der kleinſte Umſtand hinlänglich. Allein, gleichwohl glaube ich ſchwerlich, daß Sophokles das Stück, welches er die Trachinerinnen überſchrieb, würde haben Deianira nennen wollen. Er ſtand nicht an, ihm einen nichtsbedeutenden Titel zu geben, aber ihm einen verführeriſchen Titel zu geben, einen Titel, der unſere Aufmerkſamkeit auf einen falſchen Punkt richtet, deſſen möchte er ſich ohne Zweifel mehr bedacht haben. Die Beſorgniß des Corneille gieng hiernächſt zu weit; wer die ägyptiſche Cleopatra kennet, weiß auch, daß Syrien nicht Aegypten iſt, weiß, daß mehr Könige und Königinnen einerley Namen geführt haben; wer aber jene nicht kennt, kann ſie auch mit dieſer nicht verwechſeln. Wenigſtens hätte Corneille in dem Stück ſelbſt, den Namen Cleopatra nicht ſo ſorgfältig vermeiden ſollen; die Deutlichkeit hat in dem erſten Akte darunter gelitten; und der deutſche Ueberſetzer that daher ſehr wohl, daß er ſich über dieſe kleine Bedenklichkeit wegſetzte. Kein Scribent, am wenigſten ein Dichter, muß ſeine Leſer oder Zuhörer ſo gar unwiſſend annehmen; er darf auch gar wohl manchmal denken: was ſie nicht wiſſen, das mögen ſie fragen!

Dreyßigſtes Stück.

Den 11ten Auguſt, 1767.

Cleopatra, in der Geſchichte, ermordet ihren Gemahl, erſchießt den einen von ihren Söhnen, und will den andern mit Gift vergeben. Ohne Zweifel folgte ein Verbrechen aus dem andern, und ſie hatten alle im Grunde nur eine und eben dieſelbe Quelle. Wenigſtens läßt es ſich mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß die einzige Eiferſucht ein wüthendes Eheweib zu einer eben ſo wüthenden Mutter machte. Sich eine zweyte Gemahlinn an die Seite geſtellet zu ſehen, mit dieſer die Liebe ihres Gatten und die Hoheit ihres Ranges zu theilen, brachte ein empfindliches und ſtolzes Herz leicht zu dem Entſchluſſe, das gar nicht zu beſitzen, was es nicht allein beſitzen konnte. Demetrius muß nicht leben, weil er für Cleopatra nicht allein leben will. Der ſchuldige Gemahl fällt; aber in ihm fällt auch ein Vater, der rächende Söhne hinterläßt. An dieſe hatte die Mutter in der Hitze ihrer Leidenſchaft nicht gedacht, oder nur als an Ihre Söhne gedacht, von deren Ergebenheit ſie verſichert ſey, oder deren kindlicher Eifer doch, wenn er unter Aeltern wählen müßte, ohnfehlbar ſich für den zuerſt beleidigten Theil erklären würde. Sie fand es aber ſo nicht; der Sohn ward König, und der König ſahe in der Cleopatra nicht die Mutter, ſondern die Königsmörderinn. Sie hatte alles von ihm zu fürchten; und von dem Augenblicke an, er alles von ihr. Noch kochte die Eiferſucht in ihrem Herzen; noch war der treuloſe Gemahl in ſeinen Söhnen übrig; ſie fieng an alles zu haſſen, was ſie erinnern mußte, ihn einmal geliebt zu haben; die Selbſterhaltung ſtärkte dieſen Haß; die Mutter war fertiger als der Sohn, die Beleidigerinn fertiger, als der Beleidigte; ſie begieng den zweyten Mord, um den erſten ungeſtraft begangen zu haben; ſie begieng ihn an ihrem Sohne, und beruhigte ſich mit der Vorſtellung, daß ſie ihn nur an dem begehe, der ihr eignes

Verderben beſchloſſen habe, daß ſie eigentlich nicht morde, daß ſie ihrer Ermordung nur zuvorkomme. Das Schickſal des ältern Sohnes wäre auch das Schickſal des jüngern geworden; aber dieſer war raſcher, oder war glücklicher. Er zwingt die Mutter, das Gift zu trinken, das ſie ihm bereitet hat; ein unmenſchliches Verbrechen rächet das andere; und es kömmt bloß auf die Umſtände an, auf welcher Seite wir mehr Verabſcheuung, oder mehr Mitleid empfinden ſollen.

Dieſer dreyfache Mord würde nur eine Handlung ausmachen, die ihren Anfang, ihr Mittel und ihr Ende in der nehmlichen Leidenſchaft der nehmlichen Perſon hätte. Was fehlt ihr alſo noch zum Stoffe einer Tragödie? Für das Genie fehlt ihr nichts: für den Stümper, alles. Da iſt keine Liebe, da iſt keine Verwicklung, keine Erkennung, kein unerwarteter wunderbarer Zwiſchenfall; alles geht ſeinen natürlichen Gang. Dieſer natürliche Gang reitzet das Genie; und den Stümper ſchrecket er ab. Das Genie können nur Begebenheiten beſchäftigen, die in einander gegründet ſind, nur Ketten von Urſachen und Wirkungen. Dieſe auf jene zurück zu führen, jene gegen dieſe abzuwägen, überall das Ungefehr auszuſchlieſſen, alles, was geſchieht, ſo geſchehen zu laſſen, daß es nicht anders geſchehen können: das, das iſt ſeine Sache, wenn es in dem Felde der Geſchichte arbeitet, um die unnützen Schätze des Gedächtniſſes in Nahrungen des Geiſtes zu verwandeln. Der Witz hingegen, als der nicht auf das in einander Gegründete, ſondern nur auf das Aehnliche oder Unähnliche gehet, wenn er ſich an Werke waget, die dem Genie allein vorgeſparet bleiben ſollten, hält ſich bey Begebenheiten auf, die weiter nichts mit einander gemein haben, als daß ſie zugleich geſchehen. Dieſe mit einander zu verbinden, ihre Faden ſo durch einander zu flechten und zu verwirren, daß wir jeden Augenblick den einen unter dem andern verlieren, aus einer Befremdung in die andere geſtürzt werden: das kann er, der Witz; und nur das. Aus der beſtändigen Durchkreuzung ſolcher Fäden von ganz verſchiednen Farben, entſtehet denn eine Contextur, die in der Kunſt eben das iſt, was die Weberey Changeant nennet: ein Stoff, von dem man nicht ſagen kann, ob er blau oder roth, grün oder gelb iſt; der beydes iſt, der von dieſer Seite ſo, von der andern anders erſcheinet; ein Spielwerk der Mode, ein Gauckelputz für Kinder.

„Nun urtheile man, ob der große Corneille ſeinen Stoff mehr als ein Genie, oder als ein witziger Kopf bearbeitet habe. Es bedarf zu dieſer Beurtheilung weiter nichts, als die Anwendung eines Satzes, den niemand in Zweifel zieht: das Genie liebt Einfalt; der Witz, Verwicklung.

Cleopatra bringt, in der Geſchichte, ihren Gemahl aus Eiferſucht um. Aus Eiferſucht? dachte Corneille: das wäre ja eine ganz gemeine Frau; nein, meine Cleopatra muß eine Heldinn ſeyn, die noch wohl ihren Mann gern verlohren hätte, aber durchaus nicht den Thron; daß ihr Mann Rodogunen liebt, muß ſie nicht ſo ſehr ſchmerzen, als daß Rodogune Königinn ſeyn ſoll, wie ſie; das iſt weit erhabner. —

Ganz recht; weit erhabner und — weit unnatürlicher. Denn einmal iſt der Stolz überhaupt ein unnatürlicheres, ein gekünſtelteres Laſter, als die Eiferſucht. Zweytens iſt der Stolz eines Weibes noch unnatürlicher, als der Stolz eines Mannes. Die Natur rüſtete das weibliche Geſchlecht zur Liebe, nicht zu Gewaltſeligkeiten aus; es ſoll Zärtlichkeit, nicht Furcht erwecken; nur ſeine Reitze ſollen es mächtig machen; nur durch Liebkoſungen ſoll es herrſchen, und ſoll nicht mehr beherrſchen wollen, als es genieſſen kann. Eine Frau, der das Herrſchen, bloß des Herrſchens wegen, gefällt, bey der alle Neigungen dem Ehrgeitze untergeordnet ſind, die keine andere Glückſeligkeit kennet, als zu gebiethen, zu tyranniſiren, und ihren Fuß ganzen Völkern auf den Nacken zu ſetzen; ſo eine Frau kann wohl einmal, auch mehr als einmal, wirklich geweſen ſeyn, aber ſie iſt dem ohngeachtet eine Ausnahme, und wer eine Ausnahme ſchildert, ſchildert ohnſtreitig das minder Natürliche. Die Cleopatra des Corneille, die ſo eine Frau iſt, die, ihren Ehrgeitz, ihren beleidigten Stolz zu befriedigen, ſich alle Verbrechen erlaubet, die mit nichts als mit machiavelliſchen Maximen um ſich wirft, iſt ein Ungeheuer ihres Geſchlechts, und Medea iſt gegen ihr tugendhaft und liebenswürdig. Denn alle die Grauſamkeiten, welche Medea begeht, begeht ſie aus Eiferſucht. Einer zärtlichen, eiſerſüchtigen Frau, will ich noch alles vergeben; ſie iſt das, was ſie ſeyn ſoll, nur zu heftig. Aber gegen eine Frau, die aus kaltem Stolze, aus überlegtem Ehrgeitze, Frevelthaten verübet, empört ſich das ganze Herz; und alle Kunſt des Dichters kann ſie uns nicht intereſſant machen. Wir ſtaunen ſie an, wie wir ein Monſtrum anſtaunen; und wenn wir unſere Neugierde geſättiget haben, ſo danken wir dem Himmel, daß ſich die Natur nur alle tauſend Jahre einmal ſo verirret, und ärgern uns über den Dichter, der uns dergleichen Mißgeſchöpfe für Menſchen verkaufen will, deren Kenntniß uns erſprießlich ſeyn könnte. Man gehe die ganze Geſchichte durch; unter funfzig Frauen, die ihre Männer vom Throne geſtürzet und ermordet haben, iſt kaum eine, von der man nicht beweiſen könnte, daß nur beleidigte Liebe ſie zu dieſem Schritte bewogen. Aus bloßem Regierungsneide, aus bloßem Stolze das Scepter ſelbſt zu führen, welches ein liebreicher Ehemann führte, hat ſich ſchwerlich eine ſo weit vergangen. Viele, nachdem ſie als beleidigte Gattinnen die Regierung an ſich geriſſen, haben dieſe Regierung hernach mit allem männlichen Stolze verwaltet: das iſt wahr. Sie hatten bey ihren kalten, mürriſchen, treuloſen Gatten alles, was die Unterwürfigkeit kränkendes hat, zu ſehr erfahren, als daß ihnen nachher ihre mit der äußerſten Gefahr erlangte Unabhängigkeit nicht um ſo viel ſchätzbarer hätte ſeyn ſollen. Aber ſicherlich hat keine das bey ſich gedacht und empfunden, was Corneille ſeine Cleopatra ſelbſt von ſich ſagen läßt; die unſinnigſten Bravaden des Laſters. Der größte Böſewicht weiß ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, ſucht ſich ſelbſt zu überreden, daß das Laſter, welches er begeht, kein ſo großes Laſter ſey, oder daß ihn die unvermeidliche Nothwendigkeit es zu begehen zwinge. Es iſt wider alle Natur, daß er ſich des Laſters, als Laſters rühmet; und der Dichter iſt äußerſt zu tadeln, der aus Begierde etwas Glänzendes und Starkes zu ſagen, uns das menſchliche Herz ſo verkennen läßt, als ob ſeine Grundneigungen auf das Böſe, als auf das Böſe, gehen könnten.

„Dergleichen mißgeſchilderte Charaktere, dergleichen ſchaudernde Tiraden, ſind indeß bey keinem Dichter häufiger, als bey Corneillen, und es könnte leicht ſeyn, daß ſich zum Theil ſein

Beyname des Großen mit darauf gründe. Es iſt wahr, alles athmet bey ihm Heroismus; aber auch das, was keines fähig ſeyn ſollte, und wirklich auch keines fähig iſt: das Laſter. Den Ungeheuern, den Gigantiſchen hätte man ihn nennen ſollen; aber nicht den Großen. Denn nichts iſt groß, was nicht wahr iſt.

Ein und dreyßigſtes Stück.

Den 14ten Auguſt, 1767.

In der Geſchichte rächet ſich Cleopatra blos an ihrem Gemahle; an Rodogunen konnte, oder wollte ſie ſich nicht rächen. Bey dem Dichter iſt jene Rache längſt vorbey; die Ermordung des Demetrius wird blos erzehlt, und alle Handlung des Stücks geht auf Rodogunen. Corneille will ſeine Cleopatra nicht auf halbem Wege ſtehen laſſen; ſie muß ſich noch gar nicht gerächet zu haben glauben, wenn ſie ſich nicht auch an Rodogunen rächet. Einer Eiferſüchtigen iſt es allerdings natürlich, daß ſie gegen ihre Nebenbuhlerinn noch unverſöhnlicher iſt, als gegen ihren treuloſen Gemahl. Aber die Cleopatra des Corneille, wie geſagt, iſt wenig oder gar nicht eiferſüchtig; ſie iſt bloß ehrgeizig; und die Rache einer Ehrgeizigen ſollte nie der Rache einer Eiferſüchtigen ähnlich ſeyn. Beide Leidenſchaften ſind zu ſehr unterſchieden, als daß ihre Wirkungen die nehmlichen ſeyn könnten. Der Ehrgeiz iſt nie ohne eine Art von Edelmuth, und die Rache ſtreitet mit dem Edelmuthe zu ſehr, als daß die Rache des Ehrgeizigen *ohne Maaß und Ziel ſeyn ſollte.* So lange er ſeinen Zweck verfolgt, kennet ſie keine Grenzen; aber kaum hat er dieſen erreicht, kaum iſt ſeine Leidenſchaft befriediget, als auch ſeine Rache kälter und überlegender zu werden anfängt. Er proportioniert ſie nicht ſowohl nach dem erlittenen Nachtheile, als vielmehr nach dem noch zu beſorgenden. Wer ihm nicht weiter ſchaden kann, von dem vergißt er es auch wohl, daß er ihm geſchadet hat. Wen er nicht zu fürchten hat, den verachtet er; und wen er verachtet, der iſt weit unter ſeiner Rache. Die Eiferſucht hingegen iſt eine Art von Neid; und Neid iſt ein kleines, kriechendes Laſter, das keine andere Befriedigung kennet, als das gänzliche Verderben ſeines Gegenſtandes. Sie tobet in einem Feuer fort; nichts kann ſie verſöhnen; da die Beleidigung, die ſie erwecket hat, nie aufhöret, die nehmliche Beleidigung zu ſeyn, und immer wächſet, je länger ſie dauert: ſo kann auch ihr Durſt nach Rache nie erlöſchen, die ſie ſpat oder früh, immer mit gleichem Grimme, vollziehen wird. Gerade ſo iſt die Rache der Cleopatra beym Corneille; und die Mißhelligkeit, in der dieſe Rache alſo mit ihrem Charakter ſtehet, kann nicht anders als äußerſt beleidigend ſeyn. Ihre ſtolzen Geſinnungen, ihr unbändiger Trieb nach Ehre und Unabhängigkeit, laſſen ſie uns als eine große, erhabne Seele betrachten, die alle unſere Bewunderung verdienet. Aber ihr tückiſcher Groll; ihre hämiſche Rachſucht gegen eine Perſon, von der ihr weiter nichts zu befürchten ſtehet, die ſie in ihrer Gewalt hat, der ſie, bey dem geringſten Funken von Edelmuthe, vergeben müßte; ihr Leichtſinn, mit dem ſie nicht allein ſelbſt Verbrechen begeht, mit dem ſie auch andern die unſinnigſten ſo plump und geradehin zumuthet: machen ſie uns wiederum ſo klein, daß wir ſie nicht genug verachten zu können glauben. Endlich muß dieſe Verachtung nothwendig jene Bewunderung aufzehren, und es bleibt in der ganzen Cleopatra nichts übrig, als ein häßliches abſcheuliches Weib, das immer ſprudelt und raſet, und die erſte Stelle im Tollhauſe verdienet.

Aber nicht genug, daß Cleopatra ſich an Rodogunen rächet: der Dichter will, daß ſie es auf eine ganz ausnehmende Weiſe thun ſoll. Wie fängt er dieſes an? Wenn Cleopatra ſelbſt Rodogunen aus dem Wege ſchaft, ſo iſt das Ding viel zu natürlich: denn was iſt natürlicher, als ſeine Feindinn hinzurichten? Gienge es nicht an, daß zugleich eine Liebhaberinn in ihr hingerichtet würde? Und daß ſie von ihrem Liebhaber hingerichtet würde? Warum nicht? Laßt uns erdichten, daß Rodogune mit dem Demetrius noch nicht völlig vermählet geweſen; laßt uns erdichten, daß nach ſeinem Tode ſich die beiden Söhne in die Braut des Vaters verliebt haben; laßt uns erdichten, daß die beiden Söhne Zwillinge ſind, daß dem älteſten der Thron gehöret, daß die Mutter es aber beſtändig verborgen gehalten, welcher von ihnen der älteſte ſey; laßt uns erdichten, daß ſich endlich die Mutter entſchloſſen, dieſes Geheimniß zu entdecken, oder vielmehr nicht zu entdecken, ſondern an deſſen Statt denjenigen für den älteſten zu erklären, und ihn dadurch auf den Thron zu ſetzen, welcher eine gewiſſe Bedingung eingehen wolle; laßt uns erdichten, daß dieſe Bedingung der Tod der Rodogune ſey. Nun hätten wir ja, was wir haben wollten: beide Prinzen ſind in Rodogunen ſterblich verliebt; wer von beiden ſeine Geliebte umbringen will, der ſoll regieren.

Schön; aber könnten wir den Handel nicht noch mehr verwickeln? Könnten wir die guten Prinzen nicht noch in größere Verlegenheit ſetzen? Wir wollen verſuchen. Laßt uns alſo weiter erdichten, daß Rodogune den Anſchlag der Cleopatra erfährt; laßt uns weiter erdichten, daß ſie zwar einen von den Prinzen vorzüglich liebt, aber es ihm nicht bekannt hat, auch ſonſt keinem Menſchen es bekannt hat, noch bekennen will, daß ſie feſt entſchloſſen iſt, unter den Prinzen weder dieſen geliebtern, noch den, welchem der Thron heimfallen dürfte, zu ihrem Gemahle zu wählen, daß ſie allein den wählen wolle, welcher ſich ihr am würdigſten erzeigen werde; Rodogune muß gerächet ſeyn wollen, muß an der Mutter der Prinzen gerächet ſeyn wollen; Rodogune muß ihnen erklären: wer mich von euch haben will, der ermorde ſeine Mutter!

Bravo! Das nenne ich doch noch eine Intrigue! Dieſe Prinzen ſind gut angekommen! Die ſollen zu thun haben, wenn ſie ſich herauswickeln wollen! Die Mutter ſagt zu ihnen: wer von euch regieren will, der ermorde ſeine Geliebte! Und die Geliebte ſagt: wer mich haben will, ermorde ſeine Mutter! Es verſteht ſich, daß es ſehr tugendhafte Prinzen ſeyn müſſen, die einander von Grund der Seele lieben, die viel Reſpekt für den Teufel von Mamma, und eben ſo viel Zärtlichkeit für eine liebäugelnde Furie von Gebieterinn haben. Denn wenn ſie nicht beide ſehr tugendhaft ſind, ſo iſt die Verwicklung ſo arg nicht, als es ſcheinet; oder ſie iſt zu arg, daß es gar nicht möglich iſt, ſie wieder aufzuwickeln. Der eine geht hin und ſchlägt die Prinzeßinn todt, um den Thron zu haben: damit iſt es aus. Oder der andere geht hin und ſchlägt die Mutter todt, um die Prinzeßinn zu haben: damit iſt es wieder aus. Oder ſie gehen beide hin, und ſchlagen die Geliebte todt, und wollen beide den Thron haben: ſo kann es gar nicht auswerden. Oder ſie ſchlagen beide die Mutter todt, und wollen beide das Mädchen haben: und ſo kann es wiederum nicht auswerden. Aber wenn ſie beide fein tugendhaft ſind, ſo will keiner weder die eine noch die andere todt ſchlagen; ſo ſtehen ſie beide hübſch und ſperren das Maul auf, und wiſſen nicht, was ſie thun ſollen: und das iſt eben die Schönheit davon. Freylich wird das Stück dadurch ein ſehr ſonderbares Anſehen bekommen, daß die Weiber darinn ärger als raſende Männer, und die Männer weibiſcher als die armſeligſten Weiber handeln: aber was ſchadet das? Vielmehr iſt dieſes ein Vorzug des Stückes mehr; denn das Gegentheil iſt ſo gewöhnlich, ſo abgedroſchen! —

„Doch im Ernſte: ich weiß nicht, ob es viel Mühe koſtet, dergleichen Erdichtungen zu machen; ich habe es nie verſucht, ich möchte es auch ſchwerlich jemals verſuchen. Aber das weiß ich, daß es einem ſehr ſauer wird, dergleichen Erdichtungen zu verdauen.“[*]

Nicht zwar, weil es bloße Erdichtungen ſind; weil nicht die mindeſte Spur in der Geſchichte davon zu finden. Dieſe Bedenklichkeit hätte ſich Corneille immer erſparen können. „Vielleicht, ſagt er, dürfte man zweifeln, ob ſich die Freyheit der Poeſie ſo weit erſtrecket, daß ſie unter bekannten Namen eine ganze Geſchichte erdenken darf; ſo wie ich es hier gemacht habe, wo nach der Erzehlung im erſten Akte, welche die Grundlage des Folgenden iſt, bis zu den Wirkungen im fünften, nicht das geringſte vorkömmt, welches einigen hiſtoriſchen Grund hätte. Doch, fährt er fort, mich dünkt, wenn wir nur das Reſultat einer Geſchichte beybehalten, ſo ſind alle vorläufige Umſtände, alle Einleitungen zu dieſem Reſultate in unſerer Gewalt. Wenigſtens wüßte ich mich keiner Regel dawider zu erinnern, und die Ausübung der Alten iſt völlig auf meiner Seite. Denn man vergleiche nur einmal die Elektra des Sophokles mit der Elektra des Euripides, und ſehe, ob ſie mehr mit einander gemein haben, als das bloße Reſultat, die letzten Wirkungen in den Begegniſſen ihrer Heldinn, zu welchen jeder auf einem beſondern Wege, durch ihm eigenthümliche Mittel gelanget, ſo daß wenigſtens eine davon nothwendig ganz und gar die Erfindung ihres Verfaſſers ſeyn muß. Oder man werfe nur die

Augen auf die Iphigenia in Taurika, die uns Ariſtoteles zum Muſter einer vollkommenen Tragödie giebt, und die doch ſehr darnach ausſieht, daß ſie weiter nichts als eine Erdichtung iſt, indem ſie ſich bloß auf das Vorgeben gründet, daß Diana die Iphigenia in einer Wolke von dem Altare, auf welchem ſie geopfert werden ſollte, entrückt, und ein Reh an ihrer Stelle untergeſchoben habe. Vornehmlich aber verdient die Helena des Euripides bemerkt zu werden, wo ſowohl die Haupthandlung, als die Epiſoden, ſowohl der Knoten, als die Auflöſung, gänzlich erdichtet ſind, und aus der Hiſtorie nichts als die Namen haben.“

Allerdings durfte Corneille mit den hiſtoriſchen Umſtänden nach Gutdünken verfahren. Er durfte, z. E. Rodogunen ſo jung annehmen, als er wollte; und Voltaire hat ſehr Unrecht, wenn er auch hier wiederum aus der Geſchichte nachrechnet, daß Rodogune ſo jung nicht könne geweſen ſeyn; ſie habe den Demetrius geheyrathet, als die beiden Prinzen, die itzt doch wenigſtens zwanzig Jahre haben müßten, noch in ihrer Kindheit geweſen wären. Was geht das dem Dichter an? Seine Rodogune hat den Demetrius gar nicht geheyrathet; ſie war ſehr jung, als ſie der Vater heyrathen wollte, und nicht viel älter, als ſich die Söhne in ſie verliebten. Voltaire iſt mit ſeiner hiſtoriſchen Controlle ganz unleidlich. Wenn er doch lieber die Data in ſeiner allgemeinen Weltgeſchichte dafür veriſiciren wollte!

Zwey und dreyßigſtes Stück.

Den 18ten Auguſt, 1767.

Mit den Beyſpielen der Alten hätte Corneille noch weiter zurück gehen können. Viele ſtellen ſich vor, daß die Tragödie in Griechenland wirklich zur Erneuerung des Andenkens großer und ſonderbarer Begebenheiten erfunden worden; daß ihre erſte Beſtimmung alſo geweſen, genau in die Fußtapfen der Geſchichte zu treten, und weder zur Rechten noch zur Linken auszuweichen. Aber ſie irren ſich. Denn ſchon Theſpis ließ ſich um die hiſtoriſche Richtigkeit ganz unbekümmert. (*) Es iſt wahr, er zog

---

(*) Diogenes Laertius Lib. I. §. 59.

ſich darüber einen harten Verweis von dem Solon zu. Doch ohne zu ſagen, daß Solon ſich beſſer auf die Geſetze des Staats, als der Dichtkunſt verſtanden: ſo läßt ſich den Folgerungen, die man aus ſeiner Mißbilligung ziehen könnte, auf eine andere Art ausweichen. Die Kunſt bediente ſich unter dem Theſpis ſchon aller Vorrechte, als ſie ſich, von Seiten des Nutzens, ihrer noch nicht würdig erzeigen konnte. Theſpis erſann, erdichtete, ließ die bekannteſten Perſonen ſagen und thun, was er wollte: aber er wußte ſeine Erdichtungen vielleicht weder wahrſcheinlich, noch lehrreich zu machen. Solon bemerkte in ihnen alſo nur das Unwahre, ohne die geringſte Vermuthung von dem Nützlichen zu haben. Er eiferte wider ein Gift, welches, ohne ſein Gegengift mit ſich zu führen, leicht von übeln Folgen ſeyn könnte.

Ich fürchte ſehr, Solon dürfte auch die Erdichtungen des großen Corneille nichts als leidige Lügen genannt haben. Denn wozu alle dieſe Erdichtungen? Machen ſie in der Geſchichte, die er damit überladet, das geringſte wahrſcheinlicher? Sie ſind nicht einmal für ſich ſelbſt wahrſcheinlich. Corneille prahlte damit, als mit ſehr wunderbaren Anſtrengungen der Erdichtungskraft; und er hätte doch wohl wiſſen ſollen, daß nicht das bloße Erdichten, ſondern das zweckmäßige Erdichten, einen ſchöpfriſchen Geiſt beweiſe.

Der Poet findet in der Geſchichte eine Frau, die Mann und Söhne mordet; eine ſolche That kann Schrecken und Mitleid erwecken, und er nimmt ſich vor, ſie in einer Tragödie zu behandeln. Aber die Geſchichte ſagt ihm weiter nichts, als das bloße Factum, und dieſes iſt eben ſo gräßlich als auſſerordentlich. Es giebt höchſtens drey Scenen, und da es von allen nähern Umſtänden entblößt iſt, drey unwahrſcheinliche Scenen. — Was thut alſo der Poet?

So wie er dieſen Namen mehr oder weniger verdient, wird ihm entweder die Unwahrſcheinlichkeit oder die magere Kürze der größere Mangel ſeines Stückes ſcheinen.

Iſt er in dem erſtern Falle, ſo wird er vor allen Dingen bedacht ſeyn, eine Reihe von Urſachen und Wirkungen zu erfinden, nach welcher jene unwahrſcheinliche Verbrechen nicht wohl anders, als geſchehen müſſen. Unzufrieden, ihre Möglichkeit blos auf die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit zu gründen, wird er ſuchen, die Charaktere ſeiner Perſonen ſo anzulegen; wird er ſuchen, die Vorfälle, welche dieſe Charaktere in Handlung ſetzen, ſo nothwendig einen aus dem andern entſpringen zu laſſen; wird er ſuchen, die Leidenſchaften nach eines jeden Charakter ſo genau abzumeſſen; wird er ſuchen, dieſe Leidenſchaften durch ſo allmäliche Stuffen durchzuführen: daß wir überall nichts als den natürlichſten, ordentlichſten Verlauf wahrnehmen; daß wir bey jedem Schritte, den er ſeine Perſonen thun läßt, bekennen müſſen, wir würden ihn, in dem nehmlichen Grade der Leidenſchaft, bey der nehmlichen Lage der Sachen, ſelbſt gethan haben; daß uns nichts dabey befremdet, als die unmerkliche Annäherung eines Zieles, vor dem unſere Vorſtellungen zurückbeben, und an dem wir uns endlich, voll des innigſten Mitleids gegen die, welche ein ſo fataler Strom dahin reißt, und voll Schrecken über das Bewußtſeyn befinden, auch uns könne ein ähnlicher Strom dahin reiſſen, Dinge zu begehen, die wir bey kaltem Geblüte noch ſo weit von uns entfernt zu ſeyn glauben. — Und ſchlägt der Dichter dieſen Weg ein, ſagt ihm ſein Genie, daß er darauf nicht ſchimpflich ermatten werde: ſo iſt mit eins auch jene magere Kürze ſeiner Fabel verſchwunden; es bekümmert ihn nun nicht mehr, wie er mit ſo wenigen Vorfällen fünf Akte füllen wolle; ihm iſt nur bange, daß fünf Akte alle den Stoff nicht faſſen werden, der ſich unter ſeiner Bearbeitung aus ſich ſelbſt immer mehr und mehr vergrößert, wenn er einmal der verborgnen Organiſation deſſelben auf die Spur gekommen, und ſie zu entwickeln verſtehet.

Hingegen dem Dichter, der dieſen Namen weniger verdienet, der weiter nichts als ein witziger Kopf, als ein guter Verſifikateur iſt, dem, ſage ich, wird die Unwahrſcheinlichkeit ſeines Vorwurfs ſo wenig anſtößig ſeyn, daß er vielmehr eben hierinn das Wunderbare deſſelben zu finden vermeinet, welches er auf keine Weiſe vermindern dürfe, wenn er ſich nicht ſelbſt des ſicherſten Mittels berauben wolle, Schrecken und Mitleid zu erregen. Denn er weiß ſo wenig, worinn eigentlich dieſes Schrecken und dieſes Mitleid beſtehet, daß er, um jenes hervor zu bringen, nicht ſonderbare, unerwartete, unglaubliche, ungeheure Dinge genug häufen zu können glaubt, und um dieſes zu erwecken, nur immer ſeine Zuflucht zu den auſſerordentlichſten, gräßlichſten Unglücksfällen und Frevelthaten, nehmen zu müſſen vermeinet. Kaum hat er alſo in der Geſchichte eine Cleopatra, eine Mörderinn ihres Gemahls und ihrer Söhne, aufgejagt, ſo ſieht er, um eine Tragödie daraus zu machen, weiter nichts dabey zu thun, als die Lücken zwiſchen beiden Verbrechen auszufüllen, und ſie mit Dingen auszufüllen, die wenigſtens eben ſo befremdend ſind, als dieſe Verbrechen ſelbſt. Alles dieſes, ſeine Erfindungen und die hiſtoriſchen Materialien, knätet er denn in einen fein langen, fein ſchwer zu faſſenden Roman zuſammen; und wenn er es ſo gut zuſammen geknätet hat, als ſich nur immer Heckſel und Mehl zuſammen knäten laſſen: ſo bringt er ſeinen Teig auf das Dratgerippe von Akten und Scenen, läßt erzehlen und erzehlen, läßt raſen und reimen, — und in vier, ſechs Wochen, nachdem ihm das Reimen leichter oder ſaurer ankömmt, iſt das Wunder fertig; es heißt ein Trauerſpiel, — wird gedruckt und aufgeführt, — geleſen und angeſehen, — bewundert oder ausgepfiffen, — beybehalten oder vergeſſen, — ſo wie es das liebe Glück will. Denn & habent ſua fata libelli.

Darf ich es wagen, die Anwendung hiervon auf den großen Corneille zu machen? Oder brauche ich ſie noch lange zu machen? — Nach dem geheimnißvollen Schickſale, welches die Schriften ſo gut als die Menſchen haben, iſt ſeine Rodogune, nun länger als hundert Jahr, als das größte Meiſterſtück des größten tragiſchen Dichters, von ganz Frankreich, und gelegentlich mit von ganz Europa, bewundert worden. Kann eine hundertjährige Bewunderung wohl ohne Grund ſeyn? Wo haben die Menſchen ſo lange ihre Augen, ihre Empfindung gehabt? War es von 1644 bis 1767 allein dem hamburgiſchen Dramaturgiſten aufbehalten, Flecken in der Sonne zu ſehen, und ein Geſtirn auf ein Meteor herabzuſetzen?

O nein! Schon im vorigen Jahrhunderte ſaß einmal ein ehrlicher Hurone in der Baſtille zu Paris; dem ward die Zeit lang, ob er ſchon in Paris war; und vor langer Weile ſtudierte er die franzöſiſchen Poeten; dieſem Huronen wollte die Rodogune gar nicht gefallen. Hernach lebte, zu Anfange des itzigen Jahrhunderts, irgendwo in Italien, ein Pedant, der hatte den Kopf von den Trauerſpielen der Griechen und ſeiner Landesleute des ſechszehnten Seculi voll, und der fand an der Rodogune gleichfals vieles auszuſetzen. Endlich kam vor einigen Jahren ſogar auch ein Franzoſe, ſonſt ein gewaltiger Verehrer des Corneilleſchen Namens, (denn, weil er reich war, und ein ſehr gutes Herz hatte, ſo nahm er ſich einer armen verlaßnen Enkelinn dieſes großen Dichters an, ließ ſie unter ſeinen Augen erziehen, lehrte ſie hübſche Verſe machen, ſammelte Allmoſen für ſie, ſchrieb zu ihrer Ausſteuer einen großen einträglichen Commentar über die Werke ihres Großvaters u. ſ. w.) aber gleichwohl erklärte er die Rodogune für ein ſehr ungereimtes Gedicht, und wollte ſich des Todes verwundern, wie ein ſo großer Mann, als der große Corneille, ſolch widerſinniges Zeug habe ſchreiben können. — Bey einem von dieſen iſt der Dramaturgiſt ohnſtreitig in die Schule gegangen; und aller Wahrſcheinlichkeit nach bey dem letztern; denn es iſt doch gemeiniglich ein Franzoſe, der den Ausländern über die Fehler eines Franzoſen die Augen eröffnet. Dieſem ganz gewiß betet er nach; — oder iſt es nicht dieſem, wenigſtens dem Welſchen, — wo nicht gar dem Hurenen. Von einem muß er es doch haben. Denn daß ein Deutſcher ſelbſt dächte, von ſelbſt die Kühnheit hätte, an der Vortrefflichkeit eines Franzoſen zu zweifeln, wer kann ſich das einbilden?

Ich rede von dieſen meinen Vorgängern mehr, bey der nächſten Wiederholung der Rodogune. Meine Leſer wünſchen aus der Stelle zu kommen; und ich mit ihnen. Itzt nur noch ein Wort von der Ueberſetzung, nach welcher dieſes Stück aufgeführet worden. Es war nicht die alte Wolfenbüttelſche vom Breſſand, ſondern eine ganz neue, hier verfertigte, die noch ungedruckt lieget; in gereimten Alexandrinern. Sie darf ſich gegen die beſte von dieſer Art nicht ſchämen, und iſt voller ſtarken, glücklichen Stellen. Der Verfaſſer aber, weiß ich, hat zu viel Einſicht und Geſchmack, als daß er ſich einer ſo undankbaren Arbeit noch einmal unterziehen wollte. Corneillen gut zu überſetzen, muß man beſſere Verſe machen können, als er ſelbſt.

Drey und dreyßigſtes Stück.

Den 21ſten Auguſt, 1767.

Den ſechs und dreyßigſten Abend (Freytags, den 3ten Julius,) ward das Luſtſpiel des Herrn Favart, Solimann der Zweyte, ebenfals in Gegenwart Sr. Königl. Majeſtät von Dänemark, aufgeführet.

Ich mag nicht unterſuchen, wie weit es die Geſchichte beſtätiget, daß Solimann II. ſich in eine europäiſche Sklavinn verliebt habe, die ihn ſo zu feſſeln, ſo nach ihrem Willen zu lenken gewußt, daß er, wider alle Gewohnheit ſeines Reichs, ſich förmlich mit ihr verbinden und ſie zur Kaiſerinn erklären müſſen. Genug, daß Marmontel hierauf eine von ſeinen moraliſchen Erzehlungen gegründet, in der er aber jene Sklavinn, die eine Italienerinn ſoll geweſen ſeyn, zu einer Franzöſinn macht; ohne Zweifel, weil er es ganz unwahrſcheinlich gefunden, daß irgend eine andere Schöne, als eine Franzöſiſche, einen ſo ſeltnen Sieg über einen Großtürken erhalten können.

Ich weiß nicht, was ich eigentlich zu der Erzehlung des Marmontel ſagen ſoll; nicht, daß ſie nicht mit vielem Witze angelegt, mit allen den feinen Kenntniſſen der großen Welt, ihrer Eitelkeit und ihres Lächerlichen, ausgeführet, und mit der Eleganz und Anmuth geſchrieben wäre, welche dieſem Verfaſſer ſo eigen ſind; von dieſer Seite iſt ſie vortrefflich, allerliebſt. Aber es ſoll eine moraliſche Erzehlung ſeyn, und ich kann nur nicht finden, wo ihr das Moraliſche ſitzt. Allerdings iſt ſie nicht ſo ſchlüpfrig, ſo anſtößig, als eine Erzehlung des La Fontaine oder Grecourt: aber iſt ſie darum moraliſch, weil ſie nicht ganz unmoraliſch iſt?

Ein Sultan, der in dem Schooße der Wollüſte gähnet, dem ſie der alltägliche und durch nichts erſchwerte Genuß unſchmackhaft und ekel gemacht hat, der ſeine ſchlaffen Nerven durch etwas ganz Neues, ganz Beſonderes, wieder geſpannet und gereizet wiſſen will, um den ſich die feinſte Sinnlichkeit, die raffinirteſte Zärtlichkeit umſonſt bewirbt, vergebens erſchöpft: dieſer kranke Wollüſtling iſt der leidende Held in der Erzehlung. Ich ſage, der leidende: der Lecker hat ſich mit zu viel Süßigkeiten den Magen verdorben; nichts will ihm mehr ſchmecken; bis er endlich auf etwas verfällt, was jedem geſunden Magen Abſcheu erwecken würde, auf faule Eyer, auf Rattenſchwänze und Raupenpaſteten; die ſchmecken ihm. Die edelſte, beſcheidenſte Schönheit, mit dem ſchmachtendſten Auge, groß und blau, mit der unſchuldigſten empfindlichſten Seele, beherrſcht den Sultan, — bis ſie gewonnen iſt. Eine andere, majeſtätiſcher in ihrer Form, blendender von Colorit, blühende Svada auf ihren Lippen, und in ihrer Stimme das ganze liebliche Spiel bezaubernder Töne, eine wahre Muſe, nur verführeriſcher, wird — genoſſen, und vergeſſen. Endlich erſcheinet ein weibliches Ding, flüchtig, unbedachtſam, wild, witzig bis zur Unverſchämtheit, luſtig bis zum Tollen, viel Phyſiognomie wenig Schönheit, niedlicher als wohlgeſtaltet, Taille aber keine Figur; dieſes Ding, als es den Sultan erblickt, fällt mit der plumpeſten Schmeicheley, wie mit der Thüre ins Haus: Graces au ciel, voici une figure humaine! — (Eine Schmeicheley, die nicht blos dieſer Sultan, auch mancher deutſcher Fürſt, dann und wann etwas feiner, dann und wann aber auch wohl noch plumper, zu hören bekommen, und mit der unter zehnen neune, ſo gut wie der Sultan, vorlieb genommen, ohne die Beſchimpfung, die ſie wirklich enthält, zu fühlen.) Und ſo wie dieſes Eingangscompliment, ſo das Uebrige — Vous êtes beaucoup mieux, qu'il n'appartient à un Turc: vous avez même quelque choſe d'un François — En vérité ces Turcs ſont plaiſans — Je me charge d'apprendre à vivre à ce Turc — Je ne déſeſpére pas d'en faire quelque jour un François. — Dennoch gelingt es dem Dinge! Es lacht und ſchilt, es droht und ſpottet, es liebäugelt und mault, bis der Sultan, nicht genug, ihm zu gefallen, dem Serraglio eine neue Geſtalt gegeben zu haben, auch Reichsgeſetze abändern, und Geiſtlichkeit und Pöbel wieder ſich aufzubringen Gefahr laufen muß, wenn er anders mit ihr eben ſo glücklich ſeyn will, als ſchon der und jener, wie ſie ihm ſelbſt bekennet, in ihrem Vaterlande mit ihr geweſen. Das verlohnte ſich wohl der Mühe!

Marmontel fängt ſeine Erzehlung mit der Betrachtung an, daß große Staatsveränderungen oft durch ſehr geringfügige Kleinigkeiten veranlaßt worden, und läßt den Sultan mit der heimlichen Frage an ſich ſelbſt ſchlieſſen: wie iſt es möglich, daß eine kleine aufgeſtülpte Naſe die Geſetze eines Reiches umſtoſſen können? Man ſollte alſo faſt glauben, daß er blos dieſe Bemerkung, dieſes anſcheinende Mißverhältniß zwiſchen Urſache und Wirkung, durch ein Exempel erläutern wollen. Doch dieſe Lehre wäre unſtreitig zu allgemein, und er entdeckt uns in der Vorrede ſelbſt, daß er eine ganz andere und weit ſpeciellere dabey zur Abſicht gehabt. „Ich nahm mir vor, ſagt er, die Thorheit derjenigen zu zeigen, welche ein Frauenzimmer durch Anſehen und Gewalt zur Gefälligkeit bringen wollen; ich wählte alſo zum Beyſpiele einen Sultan und eine Sklavinn, als die zwey Extrema der Herrſchaft und Abhängigkeit." Allein Marmontel muß ſicherlich auch dieſen ſeinen Vorſatz während der Ausarbeitung vergeſſen haben; faſt nichts zielet dahin ab; man ſieht nicht den geringſten Verſuch einiger Gewaltſamkeit von Seiten des Sultans; er iſt gleich bey den erſten Inſolenzen, die ihm die galante Franzöſinn ſagt, der zurückhaltendſte, nachgebendſte, gefälligſte, folgſamſte, unterthänigſte Mann, la meilleure pâte de mari, als kaum in Frankreich zu finden ſeyn würde. Alſo nur gerade heraus; entweder es liegt gar keine Moral in dieſer Erzehlung des Marmontel, oder es iſt die, auf welche ich, oben bey dem Charakter des Sultans, gewieſen: der Käfer, wenn er alle Blumen durchſchwärmt hat, bleibt endlich auf dem Miſte liegen.

Doch Moral oder keine Moral; dem dramatiſchen Dichter iſt es gleich viel, ob ſich aus ſeiner Fabel eine allgemeine Wahrheit folgern läßt oder nicht; und alſo war die Erzehlung des Marmontel darum nichts mehr und nichts weniger geſchickt, auf das Theater gebracht zu werden. Das that Favart, und ſehr glücklich. Ich rathe allen, die unter uns das Theater aus ähnlichen Erzehlungen bereichern wollen, die Favartſche Ausführung mit dem Marmontelſchen Urſtoffe zuſammen zu halten. Wenn ſie die Gabe zu abſtrahiren haben, ſo werden ihnen die geringſten Veränderungen, die dieſer gelitten, und zum Theil leiden müſſen, lehrreich ſeyn, und ihre Empfindung wird ſie auf manchen Handgriff leiten, der ihrer bloßen Spekulation wohl unentdeckt geblieben wäre, den noch kein Kritikus zur Regel generaliſiret hat, ob er es ſchon verdiente, und der öfters mehr Wahrheit, mehr Leben in ihr Stück bringen wird, als alle die mechaniſchen Geſetze, mit denen ſich kahle Kunſtrichter herumſchlagen, und deren Beobachtung ſie lieber, dem Genie zum Trotze, zur einzigen Quelle der Vollkommenheit eines Drama machen möchten.

Ich will nur bey einer von dieſen Veränderungen ſtehen bleiben. Aber ich muß vorher das Urtheil anführen, welches Franzoſen ſelbſt über das Stück gefällt haben. (*) Anfangs äußern ſie ihre Zweifel gegen die Grundlage des Marmontels. „Solimann der Zweyte, ſagen ſie, war einer von den größten Fürſten ſeines Jahrhunderts; die Türken haben keinen Kaiſer, deſſen Andenken ihnen theurer wäre, als dieſes Solimanns; ſeine Siege, ſeine Talente und Tugenden, machten ihn ſelbſt bey den Feinden verehrungswürdig, über die er ſiegte: aber welche kleine, jämmerliche Rolle läßt ihn Marmontel ſpielen? Roxelane war, nach der Geſchichte, eine verſchlagene, ehrgeizige Frau, die, ihren Stolz zu befriedigen, der kühnſten, ſchwärzeſten Streiche fähig war, die den Sultan durch ihre Ränke und falſche Zärtlichkeit ſo weit zu bringen wußte, daß er wider ſein eigenes Blut wüthete, daß er ſeinen Ruhm durch die Hinrichtung eines unſchuldigen Sohnes befleckte: und dieſe Roxelane iſt bey dem Marmontel eine kleine närriſche Coquette, wie nur immer eine in Paris herumflattert, den Kopf voller Wind, doch das Herz mehr gut als böſe. Sind dergleichen Verkleidungen, fragen ſie, wohl erlaubt? Darf ein Poet, oder ein Erzehler, wenn man ihm auch noch ſo viel Freyheit verſtattet, dieſe Freyheit wohl bis auf die allerbekannteſten Charaktere erſtrecken? Wenn er Facta nach ſeinem Gutdünken verändern darf, darf er auch eine Lucretia verbuhlt, und einen Sokrates galant ſchildern?“

Das heißt einem mit aller Beſcheidenheit zu Leibe gehen. Ich möchte die Rechtfertigung des Hrn. Marmontel nicht übernehmen; ich habe mich vielmehr ſchon dahin geäußert, (**) daß die Charaktere dem Dichter weit heiliger ſeyn müſſen, als die Facta. Einmal, weil, wenn jene genau beobachtet werden, dieſe, inſofern ſie eine Folge von jenen ſind, von ſelbſt nicht viel

(*) Journal Encyclop. Janvier 1762.

(**) Oben S. 105.

anders ausfallen können; da hingegen einerley Factum ſich aus ganz verſchiednen Charakteren herleiten läßt. Zweytens, weil das Lehrreiche nicht in den bloßen Factis, ſondern in der Erkenntniß beſtehet, daß dieſe Charaktere unter dieſen Umſtänden ſolche Facta hervor zu bringen pflegen, und hervor bringen müſſen. Gleichwohl hat es Marmontel gerade umgekehrt. Daß es einmal in dem Serraglio eine europäiſche Sklavinn gegeben, die ſich zur geſetzmäßigen Gemahlinn des Kaiſers zu machen gewußt: das iſt das Factum. Die Charaktere dieſer Sklavinn und dieſes Kaiſers beſtimmen die Art und Weiſe, wie dieſes Factum wirklich geworden; und da es durch mehr als eine Art von Charakteren wirklich werden können; ſo ſteht es freylich bey dem Dichter, als Dichter, welche von dieſen Arten er wählen will; ob die, welche die Hiſtorie beſtätiget, oder eine andere, ſo wie der moraliſchen Abſicht, die er mit ſeiner Erzehlung verbindet, das eine oder das andere gemäßer iſt. Nur ſollte er ſich, im Fall daß er andere Charaktere, als die hiſtoriſchen, oder wohl gar dieſen völlig entgegen geſetzte wählet, auch der hiſtoriſchen Namen enthalten, und lieber ganz unbekannten Perſonen das bekannte Factum beylegen, als bekannten Perſonen nicht zukommende Charaktere andichten. Jenes vermehret unſere Kenntniß, oder ſcheinet ſie wenigſtens zu vermehren, und iſt dadurch angenehm. Dieſes widerſpricht der Kenntniß, die wir bereits haben, und iſt dadurch unangenehm. Die Facta betrachten wir als etwas zufälliges, als etwas, das mehrern Perſonen gemein ſeyn kann; die Charaktere hingegen als etwas weſentliches und eigenthümliches. Mit jenen laſſen wir den Dichter umſpringen, wie er will, ſo lange er ſie nur nicht mit den Charakteren in Widerſpruch ſetzet; dieſe hingegen darf er wohl ins Licht ſtellen, aber nicht verändern; die geringſte Veränderung ſcheinet uns die Individualität aufzuheben, und andere Perſonen unterzuſchieben, betrügeriſche Perſonen, die fremde Namen uſurpiren, und ſich für etwas ausgeben, was ſie nicht ſind.

Vier und dreyßigſtes Stück.

Den 25ſten Auguſt, 1767.

Aber dennoch dünkt es mich immer ein weit verzeihlicherer Fehler, ſeinen Perſonen nicht die Charaktere zu geben, die ihnen die Geſchichte giebt, als in dieſen freywillig gewählten Charakteren ſelbſt, es ſey von Seiten der innern Wahrſcheinlichkeit, oder von Seiten des Unterrichtenden, zu verſtoßen. Denn jener Fehler kann vollkommen mit dem Genie beſtehen; nicht aber dieſer. Dem Genie iſt es vergönnt, tauſend Dinge nicht zu wiſſen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrath ſeines Gedächtniſſes, ſondern das, was es aus ſich ſelbſt, aus ſeinem eigenen Gefühl, hervor zu bringen vermag, macht ſeinen Reichthum aus; (*) was es gehört oder geleſen, hat es entweder wieder vergeſſen, oder mag es weiter nicht wiſſen, als inſofern es in ſeinen Kram taugt; es verſtößt alſo, bald aus Sicherheit bald aus Stolz, bald mit bald ohne Vorſatz, ſo oft, ſo gröblich, daß wir andern guten Leute uns nicht genug darüber verwundern können; wir ſtehen und ſtaunen und ſchlagen die Hände zuſammen und rufen: „Aber, wie hat ein ſo großer Mann nicht wiſſen können! — wie iſt es möglich, daß ihm nicht beyfiel! — überlegte er denn nicht?“ O, laßt uns ja ſchweigen; wir glauben ihn zu demüthigen, und wir machen uns in ſeinen Augen lächerlich; alles, was wir beſſer wiſſen, als er, beweiſet blos, daß wir fleißiger zur Schule gegangen, als er; und das hatten wir leider nöthig, wenn wir nicht vollkommne Dummköpfe bleiben wollten.

Marmontels Solimann hätte daher meinetwegen immer ein ganz anderer Solimann, und ſeine Roxelane eine ganz andere Roxelane ſeyn mögen, als mich die Geſchichte kennen lehret: wenn ich nur gefunden hätte, daß, ob ſie ſchon nicht aus dieſer wirklichen Welt ſind, ſie dennoch zu einer andern Welt gehören könnten; zu einer Welt, deren Zufälligkeiten in einer andern Ordnung verbunden, aber doch eben ſo genau verbunden ſind, als in dieſer; zu einer Welt, in welcher Urſachen und

---

(*) Pindarus Olymp. II. Str. 5. v. 10.

Wirkungen zwar in einer andern Reihe folgen, aber doch zu eben der allgemeinen Wirkung des Guten abzwecken; kurz, zu der Welt eines Genies, das — (es ſey mir erlaubt, den Schöpfer ohne Namen durch ſein edelſtes Geſchöpf zu bezeichnen!) das, ſage ich, um das höchſte Genie im Kleinen nachzuahmen, die Theile der gegenwärtigen Welt verſetzet, vertauſcht, verringert, vermehret, um ſich ein eigenes Ganze daraus zu machen, mit dem es ſeine eigene Abſichten verbindet. Doch da ich dieſes in dem Werke des Marmontels nicht finde, ſo kann ich es zufrieden ſeyn, daß man ihm auch jenes nicht für genoſſen ausgeben läßt. Wer uns nicht ſchadlos halten kann, oder will, muß uns nicht vorſetzlich beleidigen. Und hier hat es wirklich Marmontel, es ſey nun nicht gekonnt, oder nicht gewollt.

Denn nach dem angedeuteten Begriffe, den wir uns von dem Genie zu machen haben, ſind wir berechtiget, in allen Charakteren, die der Dichter ausbildet, oder ſich ſchaffet, Uebereinſtimmung und Abſicht zu verlangen, wenn er von uns verlangt, in dem Lichte eines Genies betrachtet zu werden.

Uebereinſtimmung: — Nichts muß ſich in den Charakteren widerſprechen; ſie müſſen immer einförmig, immer ſich ſelbſt ähnlich bleiben; ſie dürfen ſich itzt ſtärker, itzt ſchwächer äußern, nach dem die Umſtände auf ſie wirken; aber keine von dieſen Umſtänden müſſen mächtig genug ſeyn können, ſie von ſchwarz auf weiß zu ändern. Ein Türk und Deſpot muß, auch wenn er verliebt iſt, noch Türk und Deſpot ſeyn. Dem Türken, der nur die ſinnliche Liebe kennt, müſſen keine von den Raffinements beyfallen, die eine verwöhnte Europäiſche Einbildungskraft damit verbindet. „Ich bin dieſer liebkoſenden Maſchinen ſatt; „ihre weiche Gelehrigkeit hat nichts anzügliches, nichts ſchmeichelhaftes; ich will Schwierigkeiten zu überwinden haben, und „wenn ich ſie überwunden habe, durch neue Schwierigkeiten in „Athem erhalten ſeyn:“ ſo kann ein König von Frankreich denken, aber kein Sultan. Es iſt wahr, wenn man einem Sultan dieſe Denkungsart einmal giebt, ſo kömmt der Deſpot nicht mehr in Betrachtung; er entäußert ſich ſeines Deſpotismus ſelbſt, um einer freyern Liebe zu genieſſen; aber wird er deßwegen auf einmal der zahme Affe ſeyn, den eine dreiſte Gaucklerinn kann tanzen laſſen, wie ſie will? Marmontel ſagt: Solimann war ein zu großer Mann, als daß er die kleinen Angelegenheiten ſeines Serraglio auf den Fuß wichtiger Staatsgeſchäfte hätte treiben ſollen. Sehr wohl; aber ſo hätte er auch am Ende wichtige Staatsgeſchäfte nicht auf den Fuß der kleinen Angelegenheiten ſeines Serraglio treiben müſſen. Denn zu einem großen Manne gehört beides: Kleinigkeiten als Kleinigkeiten, und wichtige Dinge als wichtige Dinge zu behandeln. Er ſuchte, wie ihn Marmontel ſelbſt ſagen läßt, freye Herzen, die ſich aus bloſſer Liebe zu ſeiner Perſon die Sklaverey gefallen lieſſen; er hatte ein ſolches Herz an der Elmire gefunden; aber weiß er, was er will? Die zärtliche Elmire wird von einer wollüſtigen Delia verdrengt, bis ihm eine Unbeſonnene den Strick über die Hörner wirft, der er ſich ſelbſt zum Sklaven machen muß, ehe er die zweydeutige Gunſt genieſſet, die bisher immer der Tod ſeiner Begierden geweſen. Wird ſie es nicht auch hier ſeyn? Ich muß lachen über den guten Sultan, und er verdiente doch mein herzliches Mitleid. Wenn Elmire und Delia, nach dem Genuſſe auf einmal alles verlieren, was ihn vorher entzückte: was wird denn Roxelane, nach dieſem kritiſchen Augenblicke, für ihn noch behalten? Wird er es, acht Tage nach ihrer Krönung, noch der Mühe werth halten, ihr dieſes Opfer gebracht zu haben? Ich fürchte ſehr, daß er ſchon den erſten Morgen, ſobald er ſich den Schlaf aus den Augen gewiſcht, in ſeiner verehelichten Sultane weiter nichts ſieht, als ihre zuverſichtliche Frechheit und ihre aufgeſtülpte Naſe. Mich dünkt, ich höre ihn ausrufen: Beym Mahomet, wo habe ich meine Augen gehabt!

Ich leugne nicht, daß bey alle den Widerſprüchen, die uns dieſen Solimann ſo armſelig und verächtlich machen, er nicht wirklich ſeyn könnte. Es giebt Menſchen genug, die noch kläglichere Widerſprüche in ſich vereinigen. Aber dieſe können auch, eben darum, keine Gegenſtände der poetiſchen Nachahmung ſeyn. Sie ſind unter ihr; denn ihnen fehlet das Unterrichtende; es wäre denn, daß man ihre Widerſprüche ſelbſt, das Lächerliche oder die unglücklichen Folgen derſelben, zum Unterrichtenden machte, welches jedoch Marmontel bey ſeinem Solimann zu thun offenbar weit entfernt geweſen. Einem Charakter aber, dem das Unterrichtende fehlet, dem fehlet die

Abſicht. — Mit Abſicht handeln iſt das, was den Menſchen über geringere Geſchöpfe erhebt; mit Abſicht dichten, mit Abſicht nachahmen, iſt das, was das Genie von den kleinen Künſtlern unterſcheidet, die nur dichten um zu dichten, die nur nachahmen um nachzuahmen, die ſich mit dem geringen Vergnügen befriedigen, das mit dem Gebrauche ihrer Mittel verbunden iſt, die dieſe Mittel zu ihrer ganzen Abſicht machen, und verlangen, daß auch wir uns mit dem eben ſo geringen Vergnügen befriedigen ſollen, welches aus dem Anſchauen ihres kunſtreichen aber abſichtloſen Gebrauches ihrer Mittel entſpringet. Es iſt wahr, mit dergleichen leidigen Nachahmungen fängt das Genie an, zu lernen; es ſind ſeine Vorübungen; auch braucht es ſie in größern Werken zu Füllungen, zu Ruhepunkten unſerer wärmern Theilnehmung: allein mit der Anlage und Ausbildung ſeiner Hauptcharaktere verbindet es weitere und größere Abſichten; die Abſicht uns zu unterrichten, was wir zu thun oder zu laſſen haben; die Abſicht uns mit den eigentlichen Merkmahlen des Guten und Böſen, des Anſtändigen und Lächerlichen bekannt zu machen; die Abſicht uns jenes in allen ſeinen Verbindungen und Folgen als ſchön und als glücklich ſelbſt im Unglücke, dieſes hingegen als häßlich und unglücklich ſelbſt im Glücke, zu zeigen; die Abſicht, bey Vorwürfen, wo keine unmittelbare Nacheiferung, keine unmittelbare Abſchreckung für uns Statt hat, wenigſtens unſere Begehrungs- und Verabſcheuungskräfte mit ſolchen Gegenſtänden zu beſchäftigen, die es zu ſeyn verdienen, und dieſe Gegenſtände jederzeit in ihr wahres Licht zu ſtellen, damit uns kein falſcher Tag verführt, was wir begehren ſollten zu verabſcheuen, und was wir verabſcheuen ſollten zu begehren.

Was iſt nun von dieſen allen in dem Charakter des Selimanns, in dem Charakter der Roxelane? Wie ich ſchon geſagt habe: Nichts. Aber von manchem iſt gerade das Gegentheil darinn; ein Paar Leute, die wir verachten ſollten, wovon uns das eine Eckel und das andere Unwille eigentlich erregen müßte, ein ſtumpfer Wollüſtling, eine abgefäumte Buhlerinn, werden uns mit ſo verführeriſchen Zügen, mit ſo lachenden Farben geſchildert, daß es mich nicht wundern ſollte, wenn mancher Ehemann ſich daraus berechtiget zu ſeyn glaubte, ſeiner rechtſchaffnen und ſo ſchönen als gefälligen Gattinn überdrüßig zu ſeyn, weil ſie eine Elmire und keine Roxelane iſt.

Wenn Fehler, die wir adoptiren, unſere eigene Fehler ſind, ſo haben die angeführten franzöſiſchen Kunſtrichter Recht, daß ſie alle das Tadelhafte des Marmontelſchen Stoffes dem Favart mit zur Laſt legen. Dieſer ſcheinet ihnen ſogar dabey noch mehr geſündiget zu haben, als jener. „Die Wahrſcheinlichkeit, ſagen ſie, auf die es vielleicht in einer Erzehlung ſo ſehr nicht ankömmt, iſt in einem dramatiſchen Stücke unumgänglich nöthig; und dieſe iſt in dem gegenwärtigen auf das äußerſte verletzet. Der große Solimann ſpielet eine ſehr kleine Rolle, und es iſt unangenehm, ſo einen Helden nur immer aus ſo einem Geſichtspunkte zu betrachten. Der Charakter eines Sultans iſt noch mehr verunſtaltet; da iſt auch nicht ein Schatten von der unumſchränkten Gewalt, vor der alles ſich ſchmiegen muß. Man hätte dieſe Gewalt wohl lindern können; nur ganz vertilgen hätte man ſie nicht müſſen. Der Charakter der Roxelane hat wegen ſeines Spiels gefallen; aber wenn die Ueberlegung darüber kömmt, wie ſieht es dann mit ihm aus? Iſt ihre Rolle im geringſten wahrſcheinlich? Sie ſpricht mit dem Sultan, wie mit einem Pariſer Bürger; ſie tadelt alle ſeine Gebräuche; ſie widerſpricht in allen ſeinem Geſchmacke, und ſagt ihm ſehr harte, nicht ſelten ſehr beleidigende Dinge. Vielleicht zwar hätte ſie das alles ſagen können; wenn ſie es nur mit gemeſſenern Ausdrücken geſagt hätte. Aber wer kann es aushalten, den großen Solimann von einer jungen Landſtreicherinn ſo hofmeiſtern zu hören? Er ſoll ſogar die Kunſt zu regieren von ihr lernen. Der Zug mit dem verſchmähten Schnupftuche iſt hart; und der mit der weggeworfenen Tabackspfeife ganz unerträglich."

Fünf und dreyßigſtes Stück.

Den 28ſten Auguſt, 1767.

Der letztere Zug, muß man wiſſen, gehört dem Favart ganz allein; Marmontel hat ſich ihn nicht erlaubt. Auch iſt der erſtere bey dieſem feiner, als bey jenem. Denn beym Favart giebt Roxelane das Tuch, welches der Sultan ihr gegeben, weg; ſie ſcheinet es der Delia lieber zu gönnen, als ſich ſelbſt; ſie ſcheinet es zu verſchmähen: das iſt Beleidigung. Beym Marmontel hingegen läßt ſich Roxelane das Tuch von dem Sultan geben, und giebt es der Delia in ſeinem Namen; ſie beuget damit einer Gunſtbezeigung nur vor, die ſie ſelbſt noch nicht anzunehmen Willens iſt, und das mit der uneigennützigſten, gutherzigſten Mine: der Sultan kann ſich über nichts beſchweren, als daß ſie ſeine Geſinnungen ſo ſchlecht erräth, oder nicht beſſer errathen will.

Ohne Zweifel glaubte Favart durch dergleichen Ueberladungen das Spiel der Roxelane noch lebhafter zu machen; die Anlage zu Impertinenzen ſahe er einmal gemacht, und eine mehr oder weniger konnte ihm nichts verſchlagen, beſonders wenn er die Wendung in Gedanken hatte, die er am Ende mit dieſer Perſon nehmen wollte. Denn ohngeachtet, daß ſeine Roxelane noch unbedachtſamere Streiche macht, noch plumpern Muthwillen treibet, ſo hat er ſie dennoch zu einem beſſern und edlern Charakter zu machen gewußt, als wir in Marmontels Roxelane erkennen. Und wie das? warum das?

Eben auf dieſe Veränderung wollte ich oben (*) kommen; und mich dünkt, ſie iſt ſo glücklich und vortheilhaft, daß ſie von den Franzoſen bemerkt und ihrem Urheber angerechnet zu werden verdient hätte.

Marmontels Roxelane iſt wirklich, was ſie ſcheinet, ein kleines närriſches, vermeſſenes Ding, deſſen Glück es iſt, daß der Sultan Geſchmack an ihm gefunden, und das die Kunſt verſteht, dieſen Geſchmack durch Hunger immer gieriger zu machen, und ihn nicht eher zu befriedigen, als bis ſie ihren Zweck erreicht hat. Hinter Favarts Roxelane hingegen ſteckt mehr, ſie ſcheinet die kecke Buhlerinn mehr geſpielt zu haben, als zu ſeyn, durch ihre Dreiſtigkeiten den Sultan mehr auf die Probe geſtellt, als ſeine Schwäche gemißbraucht zu haben. Denn kaum hat ſie den Sultan dahin gebracht, wo ſie ihn haben will, kaum erkennt ſie, daß ſeine Liebe ohne Grenzen iſt, als ſie gleichſam

---

(*) S. 149.

die Larve abnimmt, und ihm eine Erklärung thut, die zwar ein wenig unvorbereitet kömmt, aber ein Licht auf ihre vorige Aufführung wirft, durch welches wir ganz mit ihr ausgeſöhnet werden. „Nun kenn ich dich, Sultan; ich habe deine Seele, bis in ihre geheimſte Triebfedern, erforſcht; es iſt eine edle, große Seele, ganz den Empfindungen der Ehre offen. So viel Tugend entzückt mich! Aber lerne nun auch, mich kennen. Ich liebe dich, Solimann; ich muß dich wohl lieben! Nimm alle deine Rechte, nimm meine Freyheit zurück; ſey mein Sultan, mein Held, mein Gebiether! Ich würde dir ſonſt ſehr eitel, ſehr ungerecht ſcheinen müſſen. Nein, thue nichts, als was dich dein Geſetz zu thun berechtiget. Es giebt Vorurtheile, denen man Achtung ſchuldig iſt. Ich verlange einen Liebhaber, der meinetwegen nicht erröthen darf; ſieh hier in Roxelanen — nichts, als deine unterthänige Sklavinn. (*)“ So ſagt ſie, und uns wird auf einmal ganz anders; die Coquette verſchwindet, und ein liebes, eben ſo vernünftiges als drolligtes Mädchen ſteht vor uns; Solimann höret auf, uns verächtlich zu ſcheinen, denn dieſe beſſere Roxelane iſt ſeiner Liebe würdig; wir fangen ſogar in dem Augenblicke an zu fürchten, er möchte die nicht genug lieben, die er uns zuvor viel zu ſehr zu lieben ſchien, er möchte ſie bey ihrem Worte faſſen, der Liebhaber möchte den Deſpoten wieder annehmen, ſobald ſich die Liebhaberinn in die Sklavinn ſchickt, eine kalte Dankſagung, daß ſie ihn noch zu rechter Zeit von einem ſo bedenklichen Schritte zurück halten wollen, möchte an-

---

(*) Sultan, j'ai pénetré ton ame;
J'en ai demêlé les reſſorts.
Elle eſt grande, elle eſt fiere, & la gloire l'enflame,
Tant de vertus excitent mes tranſports.
A ton tour, tu vas me connoître:
Je t'aime, Soliman; mais tu l'as mérité.
Reprends tes droits, reprends ma liberté;
Sois mon Sultan, mon Heros & mon Maitre.
Tu me ſoupçonnerois d'injuſte vanité.
Va, ne fais rien, que ta loi n'autoriſe;
Il eſt des préjugés qu'on ne doit point trahir,
Et je veux un Amant, qui n'ait point à rougir:
Tu vois dans Roxelane une Eſclave ſoumiſe.

ſtatt einer feurigen Beſtätigung ſeines Entſchluſſes erfolgen, das gute Kind möchte durch ihre Großmuth wieder auf einmal verlieren, was ſie durch muthwillige Vermeſſenheiten ſo mühſam gewonnen: doch dieſe Furcht iſt vergebens, und das Stück ſchließt ſich zu unſerer völligen Zufriedenheit.

Und nun, was bewog den Favart zu dieſer Veränderung? Iſt ſie blos willkührlich, oder fand er ſich durch die beſondern Regeln der Gattung, in welcher er arbeitete, dazu verbunden? Warum gab nicht auch Marmontel ſeiner Erzehlung dieſen vergnügendern Ausgang? Iſt das Gegentheil von dem, was dort eine Schönheit iſt, hier ein Fehler?

Ich erinnere mich, bereits an einem andern Orte angemerkt zu haben, welcher Unterſchied ſich zwiſchen der Handlung der aeſopiſchen Fabel und des Drama findet. Was von jener gilt, gilt von jeder moraliſchen Erzehlung, welche die Abſicht hat, einen allgemeinen moraliſchen Satz zur Intuition zu bringen. Wir ſind zufrieden, wenn dieſe Abſicht erreicht wird, und es iſt uns gleichviel, ob es durch eine vollſtändige Handlung, die für ſich ein wohlgeründetes Ganze ausmacht, geſchiehet oder nicht; der Dichter kann ſie abbrechen, wo er will, ſobald er ſich an ſeinem Ziele ſieht; wegen des Antheils, den wir an dem Schickſale der Perſonen nehmen, durch welche er ſie ausführen läßt, iſt er unbekümmert, er hat uns nicht intereſſiren, er hat uns unterrichten wollen; er hat es lediglich mit unſerm Verſtande, nicht mit unſerm Herzen zu thun, dieſes mag befriediget werden, oder nicht, wenn jener nur erleuchtet wird. Das Drama hingegen macht auf eine einzige, beſtimmte, aus ſeiner Fabel fließende Lehre, keinen Anſpruch; es gehet entweder auf die Leidenſchaften, welche der Verlauf und die Glücksveränderungen ſeiner Fabel anzufachen, und zu unterhalten vermögend ſind, oder auf das Vergnügen, welches eine wahre und lebhafte Schilderung der Sitten und Charaktere gewähret; und beides erfordert eine gewiſſe Vollſtändigkeit der Handlung, ein gewiſſes befriedigendes Ende, welches wir bey der moraliſchen Erzehlung nicht vermiſſen, weil alle unſere Aufmerkſamkeit auf den allgemeinen Satz gelenkt wird, von welchem der einzelne Fall derſelben ein ſo einleuchtendes Beyſpiel giebt.

Wenn es alſo wahr iſt, daß Marmontel durch ſeine Erzehlung lehren wollte, die Liebe laſſe ſich nicht erzwingen, ſie müſſe durch Nachſicht und Gefälligkeit, nicht durch Anſehen und Gewalt erhalten werden: ſo hatte er Recht ſo aufzuhören, wie er aufhört. Die unbändige Roxelane wird durch nichts als Nachgeben gewonnen; was wir dabey von ihrem und des Sultans Charakter denken, iſt ihm ganz gleichgültig, mögen wir ſie doch immer für eine Närrinn und ihn für nichts beſſers halten. Auch hat er gar nicht Urſache, uns wegen der Folge zu beruhigen; es mag uns immer noch ſo wahrſcheinlich ſeyn, daß den Sultan ſeine blinde Gefälligkeit bald gereuen werde: was geht das ihn an? Er wollte uns zeigen, was die Gefälligkeit über das Frauenzimmer überhaupt vermag; er nahm alſo eines der wildeſten; unbekümmert, ob es eine ſolche Gefälligkeit werth ſey, oder nicht.

Allein, als Favart dieſe Erzehlung auf das Theater bringen wollte, ſo empfand er bald, daß durch die dramatiſche Form die Intuition des moraliſchen Satzes größten Theils verlohren gehe, und daß, wenn ſie auch vollkommen erhalten werden könne, das daraus erwachſende Vergnügen doch nicht ſo groß und lebhaft ſey, daß man dabey ein anderes, welches dem Drama weſentlicher iſt, entbehren könne. Ich meine das Vergnügen, welches uns eben ſo rein gedachte als richtig gezeichnete Charaktere gewähren. Nichts beleidiget uns aber, von Seiten dieſer, mehr, als der Widerſpruch, in welchem wir ihren moraliſchen Werth oder Unwerth mit der Behandlung des Dichters finden; wenn wir finden, daß ſich dieſer entweder ſelbſt damit betrogen hat, oder uns wenigſtens damit betriegen will, indem er das Kleine auf Stelzen hebet, muthwilligen Thorheiten den Anſtrich heiterer Weisheit giebt, und Laſter und Ungereimtheiten mit allen betriegeriſchen Reitzen der Mode, des guten Tons, der feinen Lebensart, der großen Welt ausſtaffiret. Je mehr unſere erſten Blicke dadurch geblendet werden, deſto ſtrenger verfährt unſere Ueberlegung; das häßliche Geſicht, das wir ſo ſchön geſchminkt ſehen, wird für noch einmal ſo häßlich erklärt, als es wirklich iſt; und der Dichter hat nur zu wählen, ob er von uns lieber für einen Giftmiſcher oder für einen Blödſinnigen will gehalten ſeyn. So wäre es dem Favart, ſo wäre es ſeinen Charakteren des Solimanns und der Roxelane ergangen; und das empfand Favart. Aber da er dieſe Charaktere nicht von Anfang ändern konnte, ohne ſich eine Menge Theaterſpiele zu verderben, die er ſo vollkommen nach dem Geſchmacke ſeines Parterrs zu ſeyn urtheilte, ſo blieb ihm nichts zu thun übrig, als was er that. Nun freuen wir uns, uns an nichts vergnügt zu haben, was wir nicht auch hochachten könnten; und zugleich befriediget dieſe Hochachtung unſere Neugierde und Beſorgniß wegen der Zukunft. Denn da die Illuſion des Drama weit ſtärker iſt, als einer bloßen Erzehlung, ſo intereſſiren uns auch die Perſonen in jenem weit mehr, als in dieſer, und wir begnügen uns nicht, ihr Schickſal bloß für den gegenwärtigen Augenblick entſchieden zu ſehen, ſondern wir wollen uns auf immer desfalls zufrieden geſtellet wiſſen.

Sechs und dreyßigſtes Stück.

Den 1ſten September, 1767.

So unſtreitig wir aber, ohne die glückliche Wendung, welche Favart am Ende dem Charakter der Roxelane giebt, ihre darauf folgende Krönung nicht anders als mit Spott und Verachtung, nicht anders als den lächerlichen Triumph einer Serva Padrona, würden betrachtet haben; ſo gewiß, ohne ſie, der Kaiſer in unſern Augen nichts als ein kläglicher Pimpinello, und die neue Kaiſerinn nichts als eine häßliche, verſchmitzte Serbinette geweſen wäre, von der wir voraus geſehen hätten, daß ſie nun bald dem armen Sultan, Pimpinello dem Zweyten, noch ganz anders mitſpielen werde: ſo leicht und natürlich dünkt uns doch auch dieſe Wendung ſelbſt; und wir müſſen uns wundern, daß ſie, dem ohngeachtet, ſo manchem Dichter nicht beygefallen, und ſo manche drollige und dem Anſehen nach wirklich komiſche Erzehlung, in der dramatiſchen Form darüber verunglücken müſſen.

Zum Exempel, die Matrone von Epheſus. Man kennt dieſes beiſſende Mährchen, und es iſt unſtreitig die bitterſte Satyre, die jemals gegen den weiblichen Leichtſinn gemacht worden. Man hat es dem Petron tauſendmal nach erzehlt; und da es ſelbſt in der ſchlechteſten Copie noch immer gefiel, ſo glaubte man, daß es ein eben ſo glücklicher Stoff auch für das Theater ſeyn müſſe. Houdar de la Motte, und andere, machten den Verſuch; aber ich berufe mich auf jedes feinere Gefühl, wie dieſer Verſuch ausgefallen. Der Charakter der Matrone, der in der Erzehlung ein nicht unangenehmes höhniſches Lächeln über die Vermeſſenheit der ehelichen Liebe erweckt, wird in dem Drama eckel und gräßlich. Wir finden hier die Ueberredungen, deren ſich der Soldat gegen ſie bedienet, bey weitem nicht ſo fein und dringend und ſiegend, als wir ſie uns dort vorſtellen. Dort bilden wir uns ein empfindliches Weibchen ein, dem es mit ſeinem Schmerze wirklich Ernſt iſt, das aber den Verſuchungen und ihrem Temperamente unterliegt; ihre Schwäche dünkt uns die Schwäche des ganzen Geſchlechts zu ſeyn; wir faſſen alſo keinen beſondern Haß gegen ſie; was ſie thut, glauben wir, würde ungefehr jede Frau gethan haben; ſelbſt ihren Einfall, den lebendigen Liebhaber vermittelſt des todten Mannes zu retten, glauben wir ihr, des Sinnreichen und der Beſonnenheit wegen, verzeihen zu müſſen; oder vielmehr eben das Sinnreiche dieſes Einfalls bringt uns auf die Vermuthung, daß er wohl auch nur ein bloßer Zuſatz des hämiſchen Erzehlers ſey, der ſein Mährchen gern mit einer recht giftigen Spitze ſchlieſſen wollen. Aber in dem Drama findet dieſe Vermuthung nicht Statt; was wir dort nur hören, daß es geſchehen ſey, ſehen wir hier wirklich geſchehen; woran wir dort noch zweifeln können, davon überzeugt uns unſer eigener Sinn hier zu unwiderſprechlich; bey der bloſſen Möglichkeit ergötzte uns das Sinnreiche der That, bey ihrer Wirklichkeit ſehen wir bloß ihre Schwärze; der Einfall vergnügte unſern Witz, aber die Ausführung des Einfalls empört unſere ganze Empfindlichkeit; wir wenden der Bühne den Rücken, und ſagen mit dem Lykas beym Petron, auch ohne uns in dem beſondern Falle des Lykas zu befinden: Si juſtus Imperator fuiſſet, debuit patrisfamiliæ corpus in monimentum referre, mulierem adfigere cruci. Und dieſe Strafe ſcheinet ſie uns um ſo viel mehr zu verdienen, je weniger Kunſt der Dichter bey ihrer Verführung angewendet; denn wir verdammen ſodann in ihr nicht das ſchwache Weib überhaupt, ſondern ein vorzüglich leichtſinniges, lüderliches Weibsſtück insbeſondere. — Kurz, die petroniſche Fabel glücklich auf das Theater zu bringen, müßte ſie den nehmlichen Ausgang behalten, und auch nicht behalten; müßte die Matrone ſo weit gehen, und auch nicht ſo weit gehen. — Die Erklärung hierüber anderwärts!

Den ſieben und dreyßigſten Abend (Sonnabends, den 4ten Julius,) wurden Nanine und der Advokat Patelin wiederholt.

Den acht und dreyßigſten Abend (Dienſtags, den 7ten Julius,) ward die Merope des Herrn von Voltaire aufgeführt.

Voltaire verfertigte dieſes Trauerſpiel auf Veranlaſſung der Merope des Maffei; vermuthlich im Jahr 1737, und vermuthlich zu Cirey, bey ſeiner Urania, der Marquiſe du Chatelet. Denn ſchon im Jenner 1738 lag die Handſchrift davon zu Paris bey dem Pater Brumoy, der als Jeſuit, und als Verfaſſer des Theatre des Grecs, am geſchickteſten war, die beſten Vorurtheile dafür einzuflößen, und die Erwartung der Hauptſtadt dieſen Vorurtheilen gemäß zu ſtimmen. Brumoy zeigte ſie den Freunden des Verfaſſers, und unter andern mußte er ſie auch dem alten Vater Tournemine ſchicken, der, ſehr geſchmeichelt, von ſeinem lieben Sohne Voltaire über ein Trauerſpiel, über eine Sache, wovon er eben nicht viel verſtand, um Rath gefragt zu werden, ein Brieſchen voller Lobeserhebungen an jenen darüber zurückſchrieb, welches nachher, allen unberufenen Kunſtrichtern zur Lehre und zur Warnung, jederzeit dem Stücke ſelbſt vorgedruckt worden. Es wird darinn für eines von den vollkommenſten Trauerſpielen, für ein wahres Muſter erklärt, und wir können uns nunmehr ganz zufrieden geben, daß das Stück des Euripides gleichen Inhalts verlohren gegangen; oder vielmehr, dieſes iſt nun nicht länger verlohren, Voltaire hat es uns wieder hergeſtellt.

So ſehr hierdurch nun auch Voltaire beruhiget ſeyn mußte, ſo ſchien er ſich doch mit der Vorſtellung nicht übereilen zu wollen; welche erſt im Jahre 1743 erfolgte. Er genoß von ſeiner ſtaatsklugen Verzögerung auch alle die Früchte, die er ſich nur immer davon verſprechen konnte. Merope fand den auſſerordentlichſten Beyfall, und das Parterr erzeigte dem Dichter eine Ehre, von der man noch zur Zeit kein Exempel gehabt hatte.

Zwar begegnete ehedem das Publikum auch dem großen Corneille ſehr vorzüglich; ſein Stuhl auf dem Theater ward beſtändig frey gelaſſen, wenn der Zulauf auch noch ſo groß war, und wenn er kam, ſo ſtand jedermann auf; eine Diſtinction, deren in Frankreich nur die Prinzen vom Geblüte gewürdiget werden. Corneille ward im Theater wie in ſeinem Hauſe angeſehen; und wenn der Hausherr erſcheinet, was iſt billiger, als daß ihm die Gäſte ihre Höflichkeit bezeigen? Aber Voltairen wiederfuhr noch ganz etwas anders: das Parterr ward begierig den Mann von Angeſicht zu kennen, den es ſo ſehr bewundert hatte; wie die Vorſtellung alſo zu Ende war, verlangte es ihn zu ſehen, und rufte, und ſchrie und lermte, bis der Herr von Voltaire heraustreten, und ſich begaffen und beklatſchen laſſen mußte. Ich weiß nicht, welches von beiden mich hier mehr befremdet hätte, ob die kindiſche Neugierde des Publikums, oder die eitele Gefälligkeit des Dichters. Wie denkt man denn, daß ein Dichter ausſieht? Nicht wie andere Menſchen? Und wie ſchwach muß der Eindruck ſeyn, den das Werk gemacht hat, wenn man in eben dem Augenblicke auf nichts begieriger iſt, als die Figur des Meiſters dagegen zu halten? Das wahre Meiſterſtück, dünkt mich, erfüllet uns ſo ganz mit ſich ſelbſt, daß wir des Urhebers darüber vergeſſen; daß wir es nicht als das Produkt eines einzeln Weſens, ſondern der allgemeinen Natur betrachten. Young ſagt von der Sonne, es wäre Sünde in den Heiden geweſen, ſie nicht anzubeten. Wenn Sinn in dieſer Hyperbel liegt, ſo iſt es dieſer: der Glanz, die Herrlichkeit der Sonne iſt ſo groß, ſo überſchwenglich, daß es dem rohern Menſchen zu verzeihen, daß es ſehr natürlich war, wenn er ſich keine größere Herrlichkeit, keinen Glanz denken konnte, von dem jener nur ein Abglanz ſey, wenn er ſich alſo in der Bewunderung der Sonne ſo ſehr verlohr, daß er an den Schöpfer der Sonne nicht dachte. Ich vermuthe, die wahre Urſache, warum wir ſo wenig Zuverläßiges von der Perſon und den Lebensumſtänden des Homers wiſſen, iſt die Vortrefflichkeit ſeiner Gedichte ſelbſt. Wir ſtehen voller Erſtaunen an dem breiten rauſchenden Fluſſe, ohne an ſeine Quelle im Gebirge zu denken. Wir wollen es nicht wiſſen, wir finden unſere Rechnung dabey, es zu vergeſſen, daß Homer, der

Schulmeiſter in Smyrna, Homer, der blinde Bettler, eben der Homer iſt, welcher uns in ſeinen Werken ſo entzücket. Er bringt uns unter Götter und Helden; wir müßten in dieſer Geſellſchaft viel Langeweile haben, um uns nach dem Thürſteher ſo genau zu erkundigen, der uns hereingelaſſen. Die Täuſchung muß ſehr ſchwach ſeyn, man muß wenig Natur, aber deſto mehr Künſteley empfinden, wenn man ſo neugierig nach dem Künſtler iſt. So wenig ſchmeichelhaft alſo im Grunde für einen Mann von Genie das Verlangen des Publikums, ihn von Perſon zu kennen, ſeyn müßte: (und was hat er dabey auch wirklich vor dem erſten dem beſten Murmelthiere voraus, welches der Pöbel geſehen zu haben, eben ſo begierig iſt?) ſo wohl ſcheinet ſich doch die Eitelkeit der franzöſiſchen Dichter dabey befunden zu haben. Denn da das Pariſer Parterr ſahe, wie leicht ein Voltaire in dieſe Falle zu locken ſey, wie zahm und geſchmeidig ſo ein Mann durch zweydeutige Careſſen werden könne: ſo machte es ſich dieſes Vergnügen öftrer, und ſelten ward nachher ein neues Stück aufgeführt, deſſen Verfaſſer nicht gleichfalls hervor mußte, und auch ganz gern hervor kam. Von Voltairen bis zum Marmontel, und vom Marmontel bis tief herab zum Cordier, haben faſt alle an dieſem Pranger geſtanden. Wie manches Armeſündergeſichte muß darunter geweſen ſeyn! Der Poſſe gieng endlich ſo weit, daß ſich die Ernſthaftern von der Nation ſelbſt darüber ärgerten. Der ſinnreiche Einfall des weiſen Polichinell iſt bekannt. Und nur erſt ganz neulich war ein junger Dichter kühn genug, das Parterr vergebens nach ſich rufen zu laſſen. Er erſchien durchaus nicht; ſein Stück war mittelmäßig, aber dieſes ſein Betragen deſto braver und rühmlicher. Ich wollte durch mein Beyſpiel einen ſolchen Uebelſtand lieber abgeſchaft, als durch zehn Meropen ihn veranlaßt haben.

Sieben und dreyßigſtes Stück.

Den 4ten September, 1767.

Ich habe geſagt, daß Voltairens Merope durch die Merope des Maffei veranlaſſet worden. Aber veranlaſſet, ſagt wohl zu wenig: denn jene iſt ganz aus dieſer entſtanden; Fabel und Plan und Sitten gehören dem Maſſei; Voltaire würde ohne ihn gar keine, oder doch ſicherlich eine ganz andere Merope geſchrieben haben.

Alſo, um die Copie des Franzoſen richtig zu beurtheilen, müſſen wir zuvörderſt das Original des Italieners kennen lernen; und um das poetiſche Verdienſt des letztern gehörig zu ſchätzen, müſſen wir vor allen Dingen einen Blick auf die hiſtoriſchen Facta werfen, auf die er ſeine Fabel gegründet hat.

Maſſei ſelbſt faſſet dieſe Facta, in der Zueignungsſchrift ſeines Stückes, folgender Geſtalt zuſammen. „Daß, einige Zeit nach der Eroberung von Troja, als die Herakliden, d. i. die Nachkommen des Herkules, ſich in Peloponneſus wieder feſtgeſetzet, dem Kreſphont das Meſſeniſche Gebiete durch das Loos zugefallen; daß die Gemahlinn dieſes Kreſphonts Merope geheiſſen; daß Kreſphont, weil er dem Volke ſich allzu günſtig erwieſen, von den Mächtigern des Staats, mit ſammt ſeinen Söhnen umgebracht worden, den jüngſten ausgenommen, welcher auswärts bey einem Anverwandten ſeiner Mutter erzogen ward; daß dieſer jüngſte Sohn, Namens Aepytus, als er erwachſen, durch Hülfe der Arkader und Dorier, ſich des väterlichen Reiches wieder bemächtiget, und den Tod ſeines Vaters an deſſen Mördern gerächet habe: dieſes erzehlet Pauſanias. Daß, nachdem Kreſphont mit ſeinen zwey Söhnen umgebracht worden, Polyphont, welcher gleichfalls aus dem Geſchlechte der Herakliden war, die Regierung an ſich geriſſen; daß dieſer die Merope gezwungen, ſeine Gemahlinn zu werden; daß der dritte Sohn, den die Mutter in Sicherheit bringen laſſen, den Tyrannen nachher umgebracht und das Reich wieder erobert habe: dieſes berichtet Apollodorus. Daß Merope ſelbſt den geflüchteten Sohn unbekannter Weiſe tödten wollen; daß ſie aber noch in dem Augenblicke von einem alten Diener daran verhindert worden, welcher ihr entdeckt, daß der, den ſie für den Mörder ihres Sohnes halte, ihr Sohn ſelbſt ſey; daß der nun erkannte Sohn bey einem Opfer Gelegenheit gefunden, den Polyphont hinzurichten: dieſes meldet Hyginus, bey dem Aepytus aber den Namen Telephontes führet.“

Es wäre zu verwundern, wenn eine ſolche Geſchichte, die ſo beſondere Glückswechſel und Erkennungen hat, nicht ſchon von den alten Tragicis wäre genutzt worden. Und was ſollte ſie nicht? Ariſtoteles, in ſeiner Dichtkunſt, gedenkt eines Kreſphontes, in welchem Merope ihren Sohn erkenne, eben da ſie im Begriffe ſey, ihn als den vermeinten Mörder ihres Sohnes umzubringen; und Plutarch, in ſeiner zweyten Abhandlung vom Fleiſcheſſen, zielet ohne Zweifel auf eben dieſes Stück,(*) wenn er ſich auf die Bewegung beruft, in welcher das ganze Theater gerathe, indem Merope die Axt gegen ihren Sohn erhebet, und auf die Furcht, die jeden Zuſchauer befalle, daß der Streich geſchehen werde, ehe der alte Diener dazu kommen könne. Ariſtoteles erwähnet dieſes Kreſphonts zwar ohne Namen des Verfaſſers; da wir aber, bey dem Cicero und mehrern Alten, einen Kreſphont des Euripides angezogen finden, ſo wird er wohl kein anderes, als das Werk dieſes Dichters gemeinet haben.

Der Pater Tournemine ſagt in dem obgedachten Briefe: „Ariſtoteles, dieſer weiſe Geſetzgeber des Theaters, hat die Fabel der Merope in die erſte Klaſſe der tragiſchen Fabeln geſetzt (a mis ce sujet au premier rang des sujets tragiques.) Euripides hatte ſie behandelt, und Ariſtoteles meldet, daß, ſo oft der Kreſphont des Euripides auf dem Theater des witzigen Athens vorgeſtellet worden, dieſes an tragiſche Meiſterſtücke ſo gewöhnte Volk ganz auſſerordentlich ſey betroffen, gerührt und entzückt worden.“ — Hübſche Phraſes, aber nicht viel Wahrheit! Der Pater irret ſich in beiden Punkten. Bey dem letztern hat er den Ariſtoteles mit dem Plutarch vermengt, und bey dem erſtern den Ariſtoteles nicht recht verſtanden. Jenes iſt eine Kleinigkeit, aber über dieſes verlohnet es der Mühe, ein Paar Worte zu ſagen, weil mehrere den Ariſtoteles eben ſo unrecht verſtanden haben.

Die Sache verhält ſich, wie folget. Ariſtoteles unterſucht, in dem vierzehnten Kapitel ſeiner Dichtkunſt, durch was eigent-

---

(*) Dieſes vorausgeſetzt, (wie man es denn wohl ſicher vorausſetzen kann, weil es bey den alten Dichtern nicht gebräuchlich, und auch nicht erlaubt war, einander ſolche eigene Situationen abzuſtehlen,) würde ſich an der angezogenen Stelle des Plutarchs ein Fragment des Euripides finden, welches Joſua Barnes nicht mitgenommen hätte, und ein neuer Herausgeber des Dichters nutzen könnte.

lich für Begebenheiten Schrecken und Mitleid erreget werde. Alle Begebenheiten, ſagt er, müſſen entweder unter Freunden, oder unter Feinden, oder unter gleichgültigen Perſonen vorgehen. Wenn ein Feind ſeinen Feind tödtet, ſo erweckt weder der Anſchlag noch die Ausführung der That ſonſt weiter einiges Mitleid, als das allgemeine, welches mit dem Anblicke des Schmerzlichen und Verderblichen überhaupt, verbunden iſt. Und ſo iſt es auch bey gleichgültigen Perſonen. Folglich müſſen die tragiſchen Begebenheiten ſich unter Freunden eräugnen; ein Bruder muß den Bruder, ein Sohn den Vater, eine Mutter den Sohn, ein Sohn die Mutter tödten, oder tödten wollen, oder ſonſt auf eine empfindliche Weiſe mißhandeln, oder mißhandeln wollen. Dieſes aber kann entweder mit, oder ohne Wiſſen und Vorbedacht geſchehen; und da die That entweder vollführt oder nicht vollführt werden muß: ſo entſtehen daraus vier Klaſſen von Begebenheiten, welche den Abſichten des Trauerſpiels mehr oder weniger entſprechen. Die erſte: wenn die That wiſſentlich mit völliger Kenntniß der Perſon, gegen welche ſie vollzogen werden ſoll, unternommen, aber nicht vollzogen wird. Die zweyte: wenn ſie wiſſentlich unternommen, und wirklich vollzogen wird. Die dritte: wenn die That unwiſſend, ohne Kenntniß des Gegenſtandes, unternommen und vollzogen wird, und der Thäter die Perſon, an der er ſie vollzogen, zu ſpät kennen lernet. Die vierte: wenn die unwiſſend unternommene That nicht zur Vollziehung gelangt, indem die darein verwickelten Perſonen einander noch zur rechten Zeit erkennen. Von dieſen vier Klaſſen giebt Ariſtoteles der letztern den Vorzug; und da er die Handlung der Merope, in dem Kreſphont, davon zum Beyſpiele anführet: ſo haben Tournemine, und andere, dieſes ſo angenommen, als ob er dadurch die Fabel dieſes Trauerſpiels überhaupt von der vollkommenſten Gattung tragiſcher Fabeln zu ſeyn erkläre.

Indeß ſagt doch Ariſtoteles kurz zuvor, daß eine gute tragiſche Fabel ſich nicht glücklich, ſondern unglücklich enden müſſe. Wie kann dieſes beides bey einander beſtehen? Sie ſoll ſich unglücklich enden, und gleichwohl läuft die Begebenheit, welche er nach jener Klaſſification allen andern tragiſchen Begebenheiten vorziehet, glücklich ab. Widerſpricht ſich nicht alſo der große Kunſtrichter offenbar?

Victorius, ſagt Dacier, ſey der einzige, welcher dieſe Schwierigkeit geſehen; aber da er nicht verſtanden, was Ariſtoteles eigentlich in dem ganzen vierzehnten Kapitel gewollt: ſo habe er auch nicht einmal den geringſten Verſuch gewagt, ſie zu heben. Ariſtoteles, meinet Dacier, rede dort gar nicht von der Fabel überhaupt, ſondern wolle nur lehren, auf wie mancherley Art der Dichter tragiſche Begebenheiten behandeln könne, ohne das Weſentliche, was die Geſchichte davon meldet, zu verändern, und welche von dieſen Arten die beſte ſey. Wenn z. E. die Ermordung der Klytemneſtra durch den Oreſt, der Inhalt des Stückes ſeyn ſollte, ſo zeige ſich, nach dem Ariſtoteles, ein vierfacher Plan, dieſen Stoff zu bearbeiten, nehmlich entweder als eine Begebenheit der erſtern, oder der zweyten, oder der dritten, oder der vierten Klaſſe; der Dichter müſſe nun überlegen, welcher hier der ſchicklichſte und beſte ſey. Dieſe Ermordung als eine Begebenheit der erſtern Klaſſe zu behandeln, finde darum nicht Statt: weil ſie nach der Hiſtorie wirklich geſchehen müſſe, und durch den Oreſt geſchehen müſſe. Nach der zweyten, darum nicht: weil ſie zu gräßlich ſey. Nach der vierten, darum nicht: weil Klytemneſtra dadurch abermals gerettet würde, die doch durchaus nicht gerettet werden ſolle. Folglich bleibe ihm nichts, als die dritte Klaſſe übrig.

Die dritte! Aber Ariſtoteles giebt ja der vierten den Vorzug; und nicht blos in einzeln Fällen, nach Maasgebung der Umſtände, ſondern überhaupt. Der ehrliche Dacier macht es öftrer ſo: Ariſtoteles behält bey ihm Recht, nicht weil er Recht hat, ſondern weil er Ariſtoteles iſt. Indem er auf der einen Seite eine Blöße von ihm zu decken glaubt, macht er ihm auf einer andern eine eben ſo ſchlimme. Wenn nun der Gegner die Beſonnenheit hat, anſtatt nach jener, in dieſe zu ſtoſſen: ſo iſt es ja doch um die Untrüglichkeit ſeines Alten geſchehen, an der ihm, im Grunde, noch mehr als an der Wahrheit ſelbſt zu liegen ſcheinet. Wenn ſo viel auf die Uebereinſtimmung der Geſchichte ankömmt, wenn der Dichter allgemein bekannte Dinge aus ihr, zwar lindern, aber nie gänzlich verändern darf: wird es unter dieſen nicht auch ſolche geben, die durchaus nach dem erſten oder zweyten Plane behandelt werden müſſen? Die Ermordung der Klytemneſtra müßte eigentlich nach dem zweyten vorgeſtellet werden; denn Oreſtes hat ſie wiſſentlich und vorſetzlich vollzogen: der Dichter aber kann den dritten wählen, weil dieſer tragiſcher iſt, und der Geſchichte doch nicht geradezu widerſpricht. Gut, es ſey ſo: aber z. E. Medea, die ihre Kinder ermordet? Welchen Plan kann hier der Dichter anders einſchlagen, als den zweyten? Denn ſie muß ſie umbringen, und ſie muß ſie wiſſentlich umbringen; beides iſt aus der Geſchichte gleich allgemein bekannt. Was für eine Rangordnung kann alſo unter dieſen Planen Statt finden? Der in einem Falle der vorzüglichſte iſt, kömmt in einem andern gar nicht in Betrachtung. Oder um den Dacier noch mehr einzutreiben: ſo mache man die Anwendung, nicht auf hiſtoriſche, ſondern auf blos erdichtete Begebenheiten. Geſetzt, die Ermordung der Klytemneſtra wäre von dieſer letztern Art, und es hätte dem Dichter frey geſtanden, ſie vollziehen oder nicht vollziehen zu laſſen, ſie mit oder ohne völlige Kenntniß vollziehen zu laſſen. Welchen Plan hätte er dann wählen müſſen, um eine ſo viel als möglich vollkommene Tragödie daraus zu machen? Dacier ſagt ſelbſt: den vierten; denn wenn er ihm den dritten vorziehe, ſo geſchähe es blos aus Achtung gegen die Geſchichte. Den vierten alſo? Den alſo, welcher ſich glücklich ſchlieſſt? Aber die beſten Tragödien, ſagt eben der Ariſtoteles, der dieſem vierten Plane den Vorzug vor allen ertheilet, ſind ja die, welche ſich unglücklich ſchlieſſen? Und das iſt ja eben der Widerſpruch, den Dacier heben wollte. Hat er ihn denn alſo gehoben? Beſtätiget hat er ihn vielmehr.

Acht und dreyßigſtes Stück.

Den 8ten September, 1767.

Ich bin es auch nicht allein, dem die Auslegung des Dacier keine Genüge leiſtet. Unſern deutſchen Ueberſetzer der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt, (*) hat ſie eben ſo wenig befriediget. Er

---

(*) Herrn Curtius. S. 211.

trägt ſeine Gründe dagegen vor, die zwar nicht eigentlich die Ausflucht des Dacier beſtreiten, aber ihn doch ſonſt erheblich genug dünken, um ſeinen Autor lieber gänzlich im Stiche zu laſſen, als einen neuen Verſuch zu wagen, etwas zu retten, was nicht zu retten ſey. „Ich überlaſſe, ſchließt er, einer tiefern „Einſicht, dieſe Schwierigkeiten zu heben; ich kann kein Licht „zu ihrer Erklärung finden, und ſcheinet mir wahrſcheinlich, daß „unſer Philoſoph dieſes Kapitel nicht mit ſeiner gewöhnlichen „Vorſicht durchgedacht habe."

Ich bekenne, daß mir dieſes nicht ſehr wahrſcheinlich ſcheinet. Eines offenbaren Widerſpruchs macht ſich ein Ariſtoteles nicht leicht ſchuldig. Wo ich dergleichen bey ſo einem Manne zu finden glaube, ſetze ich das größere Mißtrauen lieber in meinen, als in ſeinen Verſtand. Ich verdoppele meine Aufmerkſamkeit, ich überleſe die Stelle zehnmal, und glaube nicht eher, daß er ſich widerſprochen, als bis ich aus dem ganzen Zuſammenhange ſeines Syſtems erſehe, wie und wodurch er zu dieſem Widerſpruche verleitet worden. Finde ich nichts, was ihn dazu verleiten können, was ihm dieſen Widerſpruch gewiſſermaaßen unvermeidlich machen müſſen, ſo bin ich überzeugt, daß er nur anſcheinend iſt. Denn ſonſt würde er dem Verfaſſer, der ſeine Materie ſo oft überdenken müſſen, gewiß am erſten aufgefallen ſeyn, und nicht mir ungeübterm Leſer, der ich ihn zu meinem Unterrichte in die Hand nehme. Ich bleibe alſo ſtehen, verfolge den Faden ſeiner Gedanken zurück, ponderire ein jedes Wort, und ſage mir immer: Ariſtoteles kann irren, und hat oft geirret; aber daß er hier etwas behaupten ſollte, wovon er auf der nächſten Seite gerade das Gegentheil behauptet, das kann Ariſtoteles nicht. Endlich findet ſichs auch.

Doch ohne weitere Umſtände; hier iſt die Erklärung, an welcher Herr Curtius verzweifelt. — Auf die Ehre einer tiefern Einſicht mache ich desfalls keinen Anſpruch. Ich will mich mit der Ehre einer größern Beſcheidenheit gegen einen Philoſophen, wie Ariſtoteles, begnügen.

Nichts empfiehlt Ariſtoteles dem tragiſchen Dichter mehr, als die gute Abfaſſung der Fabel; und nichts hat er ihm durch mehrere und feinere Bemerkungen zu erleichtern geſucht, als eben dieſe. Denn die Fabel iſt es, die den Dichter vornehmlich zum Dichter macht: Sitten, Geſinnungen und Ausdruck werden zehnen gerathen, gegen einen, der in jener untadelhaft und vortrefflich iſt. Er erklärt aber die Fabel durch die Nachahmung einer Handlung, πραξεως; und eine Handlung iſt ihm eine Verknüpfung von Begebenheiten, συνθεσις πραγματων. Die Handlung iſt das Ganze, die Begebenheiten ſind die Theile dieſes Ganzen: und ſo wie die Güte eines jeden Ganzen, auf der Güte ſeiner einzeln Theile und deren Verbindung beruhet, ſo iſt auch die tragiſche Handlung mehr oder weniger vollkommen, nach dem die Begebenheiten, aus welchen ſie beſtehet, jede für ſich und alle zuſammen, den Abſichten der Tragödie mehr oder weniger entſprechen. Nun bringt Ariſtoteles alle Begebenheiten, welche in der tragiſchen Handlung Statt haben können, unter drey Hauptſtücke: des Glückswechſels, περιπετειας; der Erkennung, ἀναγνωρισμου; und des Leidens, παθους. Was er unter den beiden erſtern verſteht, zeigen die Worte genugſam; unter dem dritten aber faßt er alles zuſammen, was den handelnden Perſonen verderbliches und ſchmerzliches wiederfahren kann; Tod, Wunden, Martern und dergleichen. Jene, der Glückswechſel und die Erkennung, ſind das, wodurch ſich die verwickelte Fabel, μυθος πεπλεγμενος, von der einfachen, ἁπλους, unterſcheidet; ſie ſind alſo keine weſentliche Stücke der Fabel; ſie machen die Handlung nur mannichfaltiger, und dadurch ſchöner und intereſſanter; aber eine Handlung kann auch ohne ſie ihre völlige Einheit und Rundung und Größe haben. Ohne das dritte hingegen läßt ſich gar keine tragiſche Handlung denken; Arten des Leidens, παθη, muß jedes Trauerſpiel haben, die Fabel deſſelben mag einfach oder verwickelt ſeyn; denn ſie gehen geradezu auf die Abſicht des Trauerſpiels, auf die Erregung des Schreckens und Mitleids; dahingegen nicht jeder Glückswechſel, nicht jede Erkennung, ſondern nur gewiſſe Arten derſelben dieſe Abſicht erreichen, ſie in einem höhern Grade erreichen helfen, andere aber ihr mehr nachtheilig als vortheilhaft ſind. Indem nun Ariſtoteles, aus dieſem Geſichtspunkte, die verſchiednen unter drey Hauptſtücke gebrachten Theile der tragiſchen Handlung, jeden insbeſondere betrachtet, und unterſuchet, welches der beſte Glückswechſel, welches die beſte Erkennung, welches die beſte Behandlung des Leidens ſey: ſo findet ſich in Anſehung des erſtern, daß derjenige Glückswechſel der beſte, das iſt, der fähigſte, Schrecken und Mitleid zu erwecken und zu befördern, ſey, welcher aus dem Beſſern in das Schlimmere geſchieht; und in Anſehung der letztern, daß diejenige Behandlung des Leidens die beſte in dem nehmlichen Verſtande ſey, wenn die Perſonen, unter welchen das Leiden bevorſtehet, einander nicht kennen, aber in eben dem Augenblicke, da dieſes Leiden zur Wirklichkeit gelangen ſoll, einander kennen lernen, ſo daß es dadurch unterbleibt.

Und dieſes ſoll ſich widerſprechen? Ich verſtehe nicht, wo man die Gedanken haben muß, wenn man hier den geringſten Widerſpruch findet. Der Philoſoph redet von verſchiedenen Theilen: warum ſoll denn das, was er von dieſem Theile behauptet, auch von jenem gelten müſſen? Iſt denn die möglichſte Vollkommenheit des einen, nothwendig auch die Vollkommenheit des andern? Oder iſt die Vollkommenheit eines Theils auch die Vollkommenheit des Ganzen? Wenn der Glückswechſel und das, was Ariſtoteles unter dem Worte Leiden begreift, zwey verſchiedene Dinge ſind, wie ſie es ſind, warum ſoll ſich nicht ganz etwas Verſchiedenes von ihnen ſagen laſſen? Oder iſt es unmöglich, daß ein Ganzes Theile von entgegen geſetzten Eigenſchaften haben kann? Wo ſagt Ariſtoteles, daß die beſte Tragödie nichts als die Vorſtellung einer Veränderung des Glückes in Unglück ſey? Oder, wo ſagt er, daß die beſte Tragödie auf nichts, als auf die Erkennung deſſen, hinauslaufen müſſe, an dem eine grauſam widernatürliche That verübet werden ſollen? Er ſagt weder das eine noch das andere von der Tragödie überhaupt, ſondern jedes von einem beſondern Theile derſelben, welcher dem Ende mehr oder weniger nahe liegen, welcher auf den andern mehr oder weniger Einfluß, und auch wohl gar keinen, haben kann. Der Glückswechſel kann ſich mitten in dem Stücke eräugnen, und wenn er ſchon bis an das Ende fortdauert, ſo macht er doch nicht ſelbſt das Ende: ſo iſt z. E. der Glückswechſel im Oedip, der ſich bereits zum Schluſſe des vierten Akts äußert, zu dem aber noch mancherley

Leiden (παϑη) hinzukommen, mit welchen ſich eigentlich das Stück ſchlieſſet. Gleichfalls kann das Leiden mitten in dem Stücke zur Vollziehung gelangen ſollen, und in dem nehmlichen Augenblicke durch die Erkennung hintertrieben werden, ſo daß durch dieſe Erkennung das Stück nichts weniger als geendet iſt; wie in der zweyten Jphigenia des Euripides, wo Oreſtes, auch ſchon in dem vierten Akte, von ſeiner Schweſter, die ihn aufzuopfern im Begriffe iſt, erkannt wird. Und wie vollkommen wohl jener tragiſchſte Glückswechſel mit der tragiſchſten Behandlung des Leidens ſich in einer und eben derſelben Fabel verbinden laſſe, kann man an der Merope ſelbſt zeigen. Sie hat die leztere; aber was hindert es, daß ſie nicht auch die erſtere haben könnte, wenn nehmlich Merope, nachdem ſie ihren Sohn unter dem Dolche erkannt, durch ihre Beeiferung, ihn nunmehr auch wider den Polyphont zu ſchützen, entweder ihr eigenes oder dieſes geliebten Sohnes Verderben beförderte? Warum könnte ſich dieſes Stück nicht eben ſowohl mit dem Untergange der Mutter, als des Tyrannen ſchlieſſen? Warum ſollte es einem Dichter nicht frey ſtehen können, um unſer Mitleiden gegen eine ſo zärtliche Mutter auf das höchſte zu treiben, ſie durch ihre Zärtlichkeit ſelbſt unglücklich werden zu laſſen? Oder warum ſollte es ihm nicht erlaubt ſeyn, den Sohn, den er der frommen Rache ſeiner Mutter entriſſen, gleichwohl den Nachſtellungen des Tyrannen unterliegen zu laſſen? Würde eine ſolche Merope, in beiden Fällen, nicht wirklich die beiden Eigenſchaften des beſten Trauerſpiels verbinden, die man bey dem Kunſtrichter ſo widerſprechend findet?

Jch merke wohl, was das Mißverſtändniß veranlaſſet haben kann. Man hat ſich einen Glückswechſel aus dem Beſſern in das Schlimmere nicht ohne Leiden, und das durch die Erkennung verhinderte Leiden nicht ohne Glückswechſel denken können. Gleichwohl kann beides gar wohl ohne das andere ſeyn; nicht zu erwähnen, daß auch nicht beides eben die nehmliche Perſon treffen muß, und wenn es die nehmliche Perſon trift, daß eben nicht beides ſich zu der nehmlichen Zeit eräugnen darf, ſondern eines auf das andere folgen, eines durch das andere verurſachet werden kann. Ohne dieſes zu überlegen, hat man nur an ſolche

Fälle und Fabeln gedacht, in welchen beide Theile entweder zuſammen flieſſen, oder der eine den andern nothwendig ausſchließt. Daß es dergleichen giebt, iſt unſtreitig. Aber iſt der Kunſtrichter deswegen zu tadeln, der ſeine Regeln in der möglichſten Allgemeinheit abfaßt, ohne ſich um die Fälle zu bekümmern, in welchen ſeine allgemeinen Regeln in Colliſion kommen, und eine Vollkommenheit der andern aufgeopfert werden muß? Setzet ihn eine ſolche Colliſion mit ſich ſelbſt in Widerſpruch? Er ſagt: dieſer Theil der Fabel, wenn er ſeine Vollkommenheit haben ſoll, muß von dieſer Beſchaffenheit ſeyn; jener von einer andern, und ein dritter wiederum von einer andern. Aber wo hat er geſagt, daß jede Fabel dieſe Theile alle nothwendig haben müſſe? Genug für ihn, daß es Fabeln giebt, die ſie alle haben können. Wenn eure Fabel aus der Zahl dieſer glücklichen nicht iſt; wenn ſie euch nur den beſten Glückswechſel, oder nur die beſte Behandlung des Leidens erlaubt: ſo unterſuchet, bey welchem von beiden ihr am beſten überhaupt fahren würdet, und wählet. Das iſt es alles!

Neun und dreyſſigſtes Stück.

Den 11ten September, 1767.

Am Ende zwar mag ſich Ariſtoteles widerſprochen, oder nicht widerſprochen haben; Tournemine mag ihn recht verſtanden, oder nicht recht verſtanden haben: die Fabel der Merope iſt weder in dem einen, noch in dem andern Falle, ſo ſchlechterdings für eine vollkommene tragiſche Fabel zu erkennen. Denn hat ſich Ariſtoteles widerſprochen, ſo behauptet er eben ſowohl gerade das Gegentheil von ihr, und es muß erſt unterſucht werden, wo er das gröſſere Recht hat, ob dort oder hier. Hat er ſich aber, nach meiner Erklärung, nicht widerſprochen, ſo gilt das Gute, was er davon ſagt, nicht von der ganzen Fabel, ſondern nur von einem einzeln Theile derſelben. Vielleicht war der Mißbrauch ſeines Anſehens bey dem Pater Tournemine auch nur ein bloſſer Jeſuiterkniff, um uns mit guter Art zu verſtehen zu geben, daß eine ſo vollkommene Fabel von einem ſo groſſen Dichter, als Voltaire, bearbeitet, nothwendig ein Meiſterſtück werden müſſen.

Doch Tournemine und Tournemine — Ich fürchte, meine Leſer werden fragen: „Wer iſt denn dieſer Tournemine? Wir „kennen keinen Tournemine.“ Denn viele dürften ihn wirklich nicht kennen; und manche dürften ſo fragen, weil ſie ihn gar zu gut kennen; wie Monteſquieu.(*)

Sie belieben alſo, anſtatt des Pater Tournemine, den Herrn von Voltaire ſelbſt zu ſubſtituiren. Denn auch er ſucht uns, von dem verlohrnen Stücke des Euripides, die nehmlichen irrigen Begriffe zu machen. Auch er ſagt, daß Ariſtoteles in ſeiner unſterblichen Dichtkunſt nicht anſtehe, zu behaupten, daß die Erkennung der Merope und ihres Sohnes der intereſſanteſte Augenblick der ganzen griechiſchen Bühne ſey. Auch er ſagt, daß Ariſtoteles dieſem Coup de Théatre den Vorzug vor allen andern ertheile. Und vom Plutarch verſichert er uns gar, daß er dieſes Stück des Euripides für das rührendſte von allen Stücken deſſelben gehalten habe.(**) Dieſes letztere iſt nun gänzlich aus der Luft gegriffen. Denn Plutarch macht von dem Stücke, aus welchem er die Situation der Merope anführt, nicht einmal den Titel namhaft; er ſagt weder wie es heißt, noch wer der Verfaſſer deſſelben ſey; geſchweige, daß er es für das rührendſte von allen Stücken des Euripides erkläre.

Ariſtoteles ſoll nicht anſtehen, zu behaupten, daß die Erkennung der Merope und ihres Sohnes der intereſſanteſte Augenblick der ganzen griechiſchen Bühne ſey! Welche Ausdrücke: nicht anſtehen, zu behaupten! Welche Hyperbel: der intereſſanteſte Augenblick der ganzen griechiſchen Bühne! Sollte man hieraus nicht ſchlieſſen: Ariſtoteles gehe mit Fleiß alle intereſſante Augenblicke, welche ein Trauerſpiel haben könne, durch, vergleiche einen mit dem andern, wiege die verſchiedenen Beyſpiele, die er

---

(*) Lettres familiéres.

(**) Ariſtote, dans ſa Poëtique immortelle, ne balance pas à dire que la reconnoiſſance de Merope & de ſon fils étaient le moment le plus intereſſant de toute la ſcéne Grecque. Il donnait à ce coup de Théâtre la preferance ſur tous les autres. Plutarque dit que les Grecs, ce peuple ſi ſenſible, fremiſſaient de crainte que le vieillard, qui devait arrêter le bras de Merope, n'arrivât pas aſſez-tôt. Cette piéce, qu'on jouait de ſon tems, & dont il nous reſte tres peu de fragmens, lui paraiſſait la plus touchante de toutes les tragedies d'Euripide &c. Lettre à Mr. Maffei.

von jedem insbeſondere bey allen, oder wenigſtens den vornehmſten Dichtern gefunden, unter einander ab, und thue endlich ſo dreiſt als ſicher den Ausſpruch für dieſen Augenblick bey dem Euripides. Gleichwohl iſt es nur eine einzelne Art von intereſſanten Augenblicken, wovon er ihn zum Beyſpiele anführet; gleichwohl iſt er nicht einmal das einzige Beyſpiel von dieſer Art. Denn Ariſtoteles fand ähnliche Beyſpiele in der Iphigenia, wo die Schweſter den Bruder, und in der Helle, wo der Sohn die Mutter erkennet, eben da die erſtern im Begriffe ſind, ſich gegen die andern zu vergehen.

Das zweyte Beyſpiel von der Iphigenia iſt wirklich aus dem Euripides; und wenn, wie Dacier vermuthet, auch die Helle ein Werk dieſes Dichters geweſen: ſo wäre es doch ſonderbar, daß Ariſtoteles alle drey Beyſpiele von einer ſolchen glücklichen Erkennung gerade bey demjenigen Dichter gefunden hätte, der ſich der unglücklichen Peripetie am meiſten bediente. Warum zwar ſonderbar? Wir haben ja geſehen, daß die eine die andere nicht ausſchließt; und obſchon in der Iphigenia die glückliche Erkennung auf die unglückliche Peripetie folgt, und das Stück überhaupt alſo glücklich ſich endet: wer weiß, ob nicht in den beiden andern eine unglückliche Peripetie auf die glückliche Erkennung folgte, und ſie alſo völlig in der Manier ſchloſſen, durch die ſich Euripides den Charakter des tragiſchſten von allen tragiſchen Dichtern verdiente?

Mit der Merope, wie ich gezeigt, war es auf eine doppelte Art möglich; ob es aber wirklich geſchehen, oder nicht geſchehen, läßt ſich aus den wenigen Fragmenten, die uns von dem Kreſphontes übrig ſind, nicht ſchlieſſen. Sie enthalten nichts als Sittenſprüche und moraliſche Geſinnungen, von ſpätern Schriftſtellern gelegentlich angezogen, und werfen nicht das geringſte Licht auf die Oekonomie des Stückes. (*) Aus dem einzigen, bey dem Polybius, welches eine Anrufung an die Göttinn des Friedens iſt, ſcheinet zu erhellen, daß zu der Zeit, in welche die Handlung gefallen, die Ruhe in dem Meſſeniſchen Staate

---

(*) Dasjenige, welches Dacier anführet, (Poetique d'Aristote, Chap. XV. Rem. 23.) ohne ſich zu erinnern, wo er es geleſen, ſtehet bey dem Plutarch in der Abhandlung, Wie man ſeine Feinde nützen ſolle.

noch nicht wieder hergeſtellet geweſen; und aus ein Paar andern ſollte man faſt ſchlieſſen, daß die Ermordung des Kreſphontes und ſeiner zwey ältern Söhne, entweder einen Theil der Handlung ſelbſt ausgemacht habe, oder doch nur kurz vorhergegangen ſey; welches beides ſich mit der Erkennung des jüngern Sohnes, der erſt verſchiedene Jahre nachher ſeinen Vater und ſeine Brüder zu rächen kam, nicht wohl zuſammen reimet. Die größte Schwierigkeit aber macht mir der Titel ſelbſt. Wenn dieſe Erkennung, wenn dieſe Rache des jüngern Sohnes der vornehmſte Inhalt geweſen: wie konnte das Stück Kreſphontes heiſſen? Kreſphontes war der Name des Vaters; der Sohn aber hieß nach einigen Aepytus, und nach andern Telephontes; vielleicht, daß jenes der rechte, und dieſes der angenommene Name war, den er in der Fremde führte, um unerkannt und vor den Nachſtellungen des Polyphonts ſicher zu bleiben. Der Vater muß längſt todt ſeyn, wenn ſich der Sohn des väterlichen Reiches wieder bemächtiget. Hat man jemals gehört, daß ein Trauerſpiel nach einer Perſon benennet worden, die gar nicht darinn vorkömmt? Corneille und Dacier haben ſich geſchwind über dieſe Schwierigkeit hinweg zu ſetzen gewußt, indem ſie angenommen, daß der Sohn gleichfalls Kreſphont geheiſſen; (*) aber mit welcher Wahrſcheinlichkeit? aus welchem Grunde?

Wenn es indeß mit einer Entdeckung ſeine Richtigkeit hat, mit der ſich Maffei ſchmeichelte: ſo können wir den Plan des Kreſphontes ziemlich genau wiſſen. Er glaubte ihn nehmlich bey dem Hyginus, in der hundert und vier und achtzigſten Fabel, geſunden zu haben. (**) Denn er hält die Fabeln des Hy-

---

(*) Remarque 22. ſur le Chapitre XV. de la Poet. d'Ariſt. Une Mere, qui va tuer ſon fils, comme Merope va tuer Creſphonte &c.

(**) — Queſta ſcoperta penſo io d'aver fatta, nel leggere la Favola 184 d'Igino, la quale a mio credere altro non è, che l'Argomento di quella Tragedia, in cui ſi rappreſenta interamente la condotta di eſſa. Sovviemmi, che al primo gettar gli occhi, ch' io feci già in quell' Autore, mi apparve ſubito nella mente, altro non eſſere le più di quelle Favole, che gli Argomenti delle Tragedie antiche: mi accertai di ciò col confrontarne alcune poche con le Tragedie, che ancora abbiamo; e appunto in queſti giorni, venuta a mano l'ultima edizione d'Igino, mi è ſtato caro di vedere in un paſſo addotto, come fu anche il Reineſio di tal ginus überhaupt, größten Theils für nichts, als für die Argumente alter Tragödien, welcher Meinung auch ſchon vor ihm Reineſius geweſen war; und empfiehlt daher den neuern Dichtern, lieber in dieſem verfallenen Schachte nach alten tragiſchen Fabeln zu ſuchen, als ſich neue zu erdichten. Der Rath iſt nicht übel, und zu befolgen. Auch hat ihn mancher befolgt, ehe ihn Maffei noch gegeben, oder ohne zu wiſſen, daß er ihn gegeben. Herr Weiß hat den Stoff zu ſeinem Thyeſt aus dieſer Grube geholt; und es wartet da noch mancher auf ein verſtändiges Auge. Nur möchte es nicht der größte, ſondern vielleicht gerade der allerkleinſte Theil ſeyn, der in dieſer Abſicht von dem Werke des Hyginus zu nutzen. Es braucht auch darum gar nicht aus den Argumenten der alten Tragödien zuſammen geſetzt zu ſeyn; es kann aus eben den Quellen, mittelbar oder unmittelbar, gefloſſen ſeyn, zu welchen die Tragödienſchreiber ſelbſt ihre Zuflucht nahmen. Ja, Hyginus, oder wer ſonſt die Compilation gemacht, ſcheinet ſelbſt, die Tragödien als abgeleitete verdorbene Bäche betrachtet zu haben; indem er an verſchiedenen Stellen das, was weiter nichts als die Glaubwürdigkeit eines tragiſchen Dichters vor ſich hatte, ausdrücklich von der alten ächtern Tradition abſondert. So erzehlt er, z. E. die Fabel von der Ino, und die Fabel von der Antiopa, zuerſt nach dieſer, und darauf in einem beſondern Abſchnitte, nach der Behandlung des Euripides.

Vierzigſtes Stück.

Den 15ten September, 1767.

Damit will ich jedoch nicht ſagen, daß, weil über der hundert und vier und achtzigſten Fabel der Name des Euripides

---

ſentimento. Una miniera è però queſta di Tragici Argomenti, che ſe foſſe ſtata nota a' Poeti, non avrebbero penato tanto in rinvenir ſoggetti a lor fantaſia: io la ſcoprirò loro di buona voglia, perchè rendano col loro ingegno alla noſtra età ciò, che dal tempo invidioſo le fu rapito. Merita dunque, almeno per queſto capo, alquanto più di conſiderazione quell' Operetta, anche tal qual l'abbiamo, che da gli Eruditi non è ſtato creduto: e quanto al diſcordar talvolta dagli altri Scrittori delle favoloſe Storie, queſta avertenza ce ne addita la ragione, non avendole coſtui narrate ſecondo la tradizione, ma conforme i Poeti in proprio uſo convertendole, le avean ridotte.

nicht ſtehe, ſie auch nicht aus dem Kreſphont deſſelben könne gezogen ſeyn. Vielmehr bekenne ich, daß ſie wirklich den Gang und die Verwickelung eines Trauerſpieles hat; ſo daß, wenn ſie keines geweſen iſt, ſie doch leicht eines werden könnte, und zwar eines, deſſen Plan der alten Simplicität weit näher käme, als alle neuere Meropen. Man urtheile ſelbſt: die Erzehlung des Hyginus, die ich oben nur verkürzt angeführt, iſt nach allen ihren Umſtänden folgende.

Kreſphontes war König von Meſſenien, und hatte mit ſeiner Gemahlinn Merope drey Söhne, als Polyphontes einen Aufſtand gegen ihn erregte, in welchem er, nebſt ſeinen beiden älteſten Söhnen, das Leben verlohr. Polyphontes bemächtigte ſich hierauf des Reichs und der Hand der Merope, welche während dem Aufruhre Gelegenheit gefunden hatte, ihren dritten Sohn, Namens Telephontes, zu einem Gaſtfreunde in Aetolien in Sicherheit bringen zu laſſen. Je mehr Telephontes heranwuchs, deſto unruhiger ward Polyphontes. Er konnte ſich nichts Gutes von ihm gewärtigen, und verſprach alſo demjenigen eine große Belohnung, der ihn aus dem Wege räumen würde. Dieſes erfuhr Telephontes; und da er ſich nunmehr fähig fühlte, ſeine Rache zu unternehmen, ſo machte er ſich heimlich aus Aetolien weg, ging nach Meſſenien, kam zu dem Tyrannen, ſagte, daß er den Telephontes umgebracht habe, und verlangte die von ihm dafür ausgeſetzte Belohnung. Polyphontes nahm ihn auf, und befahl, ihn ſo lange in ſeinem Pallaſte zu bewirthen, bis er ihn weiter ausfragen könne. Telephontes ward alſo in das Gaſtzimmer gebracht, wo er vor Müdigkeit einſchlief. Indeß kam der alte Diener, welchen bisher Mutter und Sohn zu ihren wechſelſeitigen Bothſchaften gebraucht, weinend zu Meropen, und meldete ihr, daß Telephontes aus Aetolien weg ſey, ohne daß man wiſſe, wo er hingekommen. Sogleich eilet Merope, der es nicht unbekannt geblieben, weſſen ſich der angekommene Fremde rühme, mit einer Axt nach dem Gaſtzimmer, und hätte ihn im Schlafe unfehlbar umgebracht, wenn nicht der Alte, der ihr dahin nachgefolgt, den Sohn noch zur rechten Zeit erkannt, und die Mutter an der Frevelthat verhindert hätte. Nunmehr machten beide gemeinſchaftliche

Sache, und Merope ſtellte ſich gegen ihren Gemahl ruhig und verſöhnt. Polyphontes dünkte ſich aller ſeiner Wünſche gewähret, und wollte den Göttern durch ein feyerliches Opfer ſeinen Dank bezeigen. Als ſie aber alle um den Altar verſammelt waren, führte Telephontes den Streich, mit dem er das Opferthier fällen zu wollen ſich ſtellte, auf den König; der Tyrann fiel, und Telephontes gelangte zu dem Beſitze ſeines väterlichen Reiches. (*)

Auch hatten, ſchon in dem ſechszehnten Jahrhunderte, zwey italieniſche Dichter, Joh. Bapt. Liviera und Pomponio Torelli, den Stoff zu ihren Trauerſpielen, Kreſphont und Merope, aus dieſer Fabel des Hyginus genommen, und waren ſonach, wie Maffei meinet, in die Fußtapfen des Euripides getreten, ohne es zu wiſſen. Doch dieſer Ueberzeugung ohngeachtet, wollte

---

(*) In der 184ſten Fabel des Hyginus, aus welcher obige Erzehlung genommen, ſind offenbar Begebenheiten in einander gefloſſen, die nicht die geringſte Verbindung unter ſich haben. Sie fängt an mit dem Schickſale des Pentheus und der Agave, und endet ſich mit der Geſchichte der Merope. Ich kann gar nicht begreifen, wie die Herausgeber dieſe Verwirrung unangemerkt laſſen können; es wäre denn, daß ſie ſich blos in derjenigen Ausgabe, welche ich vor mir habe, (Joannis Schefferi, Hamburgi 1674) befände. Dieſe Unterſuchung überlaſſe ich dem, der die Mittel dazu bey der Hand hat. Genug, daß hier, bey mir, die 184ſte Fabel mit den Worten, quam Licoterſes excepit, aus ſeyn muß. Das übrige macht entweder eine beſondere Fabel, von der die Anfangsworte verlohren gegangen; oder gehöret, welches mir das wahrſcheinlichſte iſt, zu der 137ſten, ſo daß, beides mit einander verbunden, ich die ganze Fabel von der Merope, man mag ſie nun zu der 137ſten oder zu der 184ſten machen wollen, folgendermaaßen zuſammenleſen würde. Es verſteht ſich, daß in der letztern die Worte, cum qua Polyphontes, occiſo Creſphonte, regnum occupavit, als eine unnöthige Wiederholung, mit ſammt dem darauf folgenden ejus, welches auch ſo ſchon überflüßig iſt, wegfallen müßte.

MEROPE.

Polyphontes, Meſſeniæ rex, Creſphontem Ariſtomachi filium cum interfeciſſet, ejus imperium & Meropem uxorem poſſedit. Filium autem infantem Merope mater, quem ex Creſphonte habebat, abſconſe ad hoſpitem in Aetoliam mandavit. Hunc Polyphontes maxima cum induſtria quærebat, aurumque pollicebatur, ſi quis eum necaſſet. Qui poſtquam ad puberem ætatem venit, capit conſilium, ut exequatur patris & fratrum mortem. Itaque venit ad regem Polyphontem, aurum petitum, dicens ſe Creſphontis interfeciſſe filium & Meropis, Telephontem. Interim rex eum juſſit in hoſpitio manere, ut amplius de eo perquireret. Qui cum per laſ-

Maffei ſelbſt, ſein Werk ſo wenig zu einer bloßen Divination über den Euripides machen, und den verlohrnen Kreſphont in ſeiner Merope wieder aufleben laſſen, daß er vielmehr mit Fleiß von verſchiednen Hauptzügen dieſes vermeintlichen Euripidiſchen Planes abging, und nur die einzige Situation, die ihn vornehmlich darinn gerührt hatte, in aller ihrer Ausdehnung zu nutzen ſuchte.

Die Mutter nehmlich, die ihren Sohn ſo feurig liebte, daß ſie ſich an dem Mörder deſſelben mit eigner Hand rächen wollte, brachte ihn auf den Gedanken, die mütterliche Zärtlichkeit überhaupt zu ſchildern, und mit Ausſchlieſſung aller andern Liebe, durch dieſe einzige reine und tugendhafte Leidenſchaft ſein ganzes Stück zu beleben. Was dieſer Abſicht alſo nicht vollkommen zuſprach, ward verändert; welches beſonders die Umſtände von Meropens zweyter Verheyrathung und von des Sohnes auswärtiger Erziehung treffen mußte. Merope mußte nicht die Gemahlinn des Polyphonts ſeyn; denn es ſchien dem Dichter mit der Gewiſſenhaftigkeit einer ſo frommen Mutter zu ſtreiten, ſich den Umarmungen eines zweyten Mannes überlaſſen zu haben, in dem ſie den Mörder ihres erſten kannte, und deſſen eigene Erhaltung es erforderte, ſich durchaus von allen, welche nähere Anſprüche auf den Thron haben könnten, zu befreyen. Der Sohn mußte nicht bey einem vornehmen Gaſtfreunde ſeines väterlichen Hauſes, in aller Sicherheit und Gemächlichkeit, in der völligen Kenntniß ſeines Standes und ſeiner Beſtimmung, erzogen ſeyn: denn die mütterliche Liebe erkaltet natürlicher Weiſe, wenn ſie nicht durch die beſtändigen Vorſtellungen des Ungemachs, der immer neuen Gefahren, in welche ihr abweſender Gegenſtand gerathen kann, gereizet und angeſtrenget wird. Er mußte nicht in der ausdrücklichen Ab-

ſitudinem obdormiſſet, ſenex qui inter matrem & filium internuncius erat, flens ad Meropem venit, negans eum apud hoſpitem eſſe, nec comparere. Merope credens eum eſſe filii ſui interfectorem, qui dormiebat, in Chalcidicum cum ſecuri venit, inſcia ut filium ſuum interficeret, quem ſenex cognovit, & matrem a ſcelere retraxit. Merope poſtquam invenit, occaſionem ſibi datam eſſe, ab inimico ſe ulciſcendi, redit cum Polyphonte in gratiam. Rex lætus cum rem divinam faceret, hoſpes falſo ſimulavit ſe hoſtiam percuſſiſſe, eumque interfecit, patriumque regnum adeptus eſt.

ſicht kommen, ſich an dem Tyrannen zu rächen; er muß nicht von Meropen für den Mörder ihres Sohnes gehalten werden, weil er ſich ſelbſt dafür ausgiebt, ſondern weil eine gewiſſe Verbindung von Zufällen dieſen Verdacht auf ihn ziehet: denn kennt er ſeine Mutter, ſo iſt ihre Verlegenheit bey der erſten mündlichen Erklärung aus, und ihr rührender Kummer, ihre zärtliche Verzweiflung hat nicht freyes Spiel genug.

Und dieſen Veränderungen zu Folge, kann man ſich den Maffeiſchen Plan ungefehr vorſtellen. Polyphontes regieret bereits funfzehn Jahre, und doch fühlet er ſich auf dem Throne noch nicht befeſtiget genug. Denn das Volk iſt noch immer dem Hauſe ſeines vorigen Königes zugethan, und rechnet auf den letzten geretteten Zweig deſſelben. Die Mißvergnügten zu beruhigen, fällt ihm ein, ſich mit Meropen zu verbinden. Er trägt ihr ſeine Hand an, unter dem Vorwande einer wirklichen Liebe. Doch Merope weiſet ihn mit dieſem Vorwande zu empfindlich ab; und nun ſucht er durch Drohungen und Gewalt zu erlangen, wozu ihn ſeine Verſtellung nicht verhelfen können. Eben dringt er am ſchärfſten in ſie; als ein Jüngling vor ihn gebracht wird, den man auf der Landſtraße über einem Morde ergriffen hat. Aegisth, ſo nannte ſich der Jüngling, hatte nichts gethan, als ſein eignes Leben gegen einen Räuber vertheidiget; ſein Anſehen verräth ſo viel Adel und Unſchuld, ſeine Rede ſo viel Wahrheit, daß Merope, die noch auſſerdem eine gewiſſe Falte ſeines Mundes bemerkt, die ihr Gemahl mit ihm gemein hatte, bewogen wird, den König für ihn zu bitten; und der König begnadiget ihn. Doch gleich darauf vermißt Merope ihren jüngſten Sohn, den ſie einem alten Diener, Namens Polydor, gleich nach dem Tode ihres Gemahls anvertrauet hatte, mit dem Befehle, ihn als ſein eigenes Kind zu erziehen. Er hat den Alten, den er für ſeinen Vater hält, heimlich verlaſſen, um die Welt zu ſehen; aber er iſt nirgends wieder aufzufinden. Dem Herze einer Mutter ahnet immer das Schlimmſte; auf der Landſtraße iſt jemand ermordet worden; wie, wenn es ihr Sohn geweſen wäre? So denkt ſie, und wird in ihrer bangen Vermuthung durch verſchiedene Umſtände, durch die Bereitwilligkeit des Königs, den Mörder zu begnadigen, vornehmlich aber durch einen Ring beſtärket, den man bey dem Aegisth gefunden, und von dem ihr geſagt wird, daß ihn Aegisth dem Erſchlagenen abgenommen habe. Es iſt dieſes der Siegelring ihres Gemahls, den ſie dem Polydor mitgegeben hatte, um ihn ihrem Sohne einzuhändigen, wenn er erwachſen, und es Zeit ſeyn würde, ihm ſeinen Stand zu entdecken. Sogleich läßt ſie den Jüngling, für den ſie vorher ſelbſt gebeten, an eine Säule binden, und will ihm das Herz mit eigner Hand durchſtoſſen. Der Jüngling erinnert ſich in dieſem Augenblicke ſeiner Aeltern; ihm entfährt der Name Meſſene; er gedenkt des Verbots ſeines Vaters, dieſen Ort ſorgfältig zu vermeiden; Merope verlangt hierüber Erklärung: indem kömmt der König dazu, und der Jüngling wird befreyet. So nahe Merope der Erkennung ihres Irrthums war, ſo tief verfällt ſie wiederum darein zurück, als ſie ſiehet, wie höhniſch der König über ihre Verzweiflung triumphirt. Nun iſt Aegisth unfehlbar der Mörder ihres Sohnes, und nichts ſoll ihn vor ihrer Rache ſchützen. Sie erfährt mit einbrechender Nacht, daß er in dem Vorſaale ſey, wo er eingeſchlafen, und kömmt mit einer Axt, ihm den Kopf zu ſpalten; und ſchon hat ſie die Axt zu dem Streiche erhoben, als ihr Polydor, der ſich kurz zuvor in eben den Vorſaal eingeſchlichen, und den ſchlafenden Aegisth erkannt hatte, in die Arme fällt. Aegisth erwacht und fliehet, und Polydor entdeckt Meropen ihren eigenen Sohn in dem vermeinten Mörder ihres Sohnes. Sie will ihm nach, und würde ihn leicht durch ihre ſtürmiſche Zärtlichkeit dem Tyrannen entdeckt haben, wenn ſie der Alte nicht auch hiervon zurück gehalten hätte. Mit frühem Morgen ſoll ihre Vermählung mit dem Könige vollzogen werden; ſie muß zu dem Altare, aber ſie will eher ſterben, als ihre Einwilligung ertheilen. Indeß hat Polydor auch den Aegisth ſich kennen gelehrt; Aegisth eilet in den Tempel, drenget ſich durch das Volk, und — das Uebrige wie bey dem Hyginus.

Ein und vierzigſtes Stück.

Den 18ten September, 1767.

Je ſchlechter es, zu Anfange dieſes Jahrhunderts, mit dem italieniſchen Theater überhaupt ausſahe, deſto größer war der

Beyfall und das Zujauchzen, womit die Merope des Maffei aufgenommen wurde.

Cedite Romani ſcriptores, cedite Graii,
Neſcio quid majus naſcitur Oedipode:

ſchrie Leonardo Adami, der nur noch die erſten zwey Akte in Rom davon geſehen hatte. In Venedig ward 1714, das ganze Carneval hindurch, faſt kein anderes Stück geſpielt, als Merope; die ganze Welt wollte die neue Tragödie ſehen und wieder ſehen; und ſelbſt die Opernbühnen fanden ſich darüber verlaſſen. Sie ward in einem Jahre viermal gedruckt; und in ſechszehn Jahren (von 1714 — 1730) ſind mehr als dreyßig Ausgaben, in und außer Italien, zu Wien, zu Paris, zu London davon gemacht worden. Sie ward ins Franzöſiſche, ins Engliſche, ins Deutſche überſetzt; und man hatte vor, ſie mit allen dieſen Ueberſetzungen zugleich drucken zu laſſen. Ins Franzöſiſche war ſie bereits zweymal überſetzt, als der Herr von Voltaire ſich nochmals darüber machen wollte, um ſie auch wirklich auf die franzöſiſche Bühne zu bringen. Doch er fand bald, daß dieſes durch eine eigentliche Ueberſetzung nicht geſchehen könnte, wovon er die Urſachen in dem Schreiben an den Marquis, welches er nachher ſeiner eignen Merope vorſetzte, umſtändlich angiebt.

„Der Ton, ſagt er, ſey in der italieniſchen Merope viel zu naif und bürgerlich, und der Geſchmack des franzöſiſchen Parterrs viel zu fein, viel zu verzärtelt, als daß ihm die bloße ſimple Natur gefallen könne. Es wolle die Natur nicht anders als unter gewiſſen Zügen der Kunſt ſehen; und dieſe Züge müßten zu Paris weit anders als zu Verona ſeyn.“ Das ganze Schreiben iſt mit der äußerſten Politeſſe abgefaßt; Maffei hat nirgends gefehlt; alle ſeine Nachläßigkeiten und Mängel werden auf die Rechnung ſeines Nationalgeſchmacks geſchrieben; es ſind wohl noch gar Schönheiten, aber leider nur Schönheiten für Italien. Gewiß, man kann nicht höflicher kritiſiren! Aber die verzweifelte Höflichkeit! Auch einem Franzoſen wird ſie gar bald zu Laſt, wenn ſeine Eitelkeit im geringſten dabey leidet. Die Höflichkeit macht, daß wir liebenswürdig ſcheinen, aber nicht groß; und der Franzoſe will eben ſo groß, als liebenswürdig ſcheinen.

Was folgt alſo auf die galante Zueignungsſchrift des Hrn. von Voltaire? Ein Schreiben eines gewiſſen de la Lindelle, welcher dem guten Maffei eben ſo viel Grobheiten ſagt, als ihm Voltaire Verbindliches geſagt hatte. Der Stil dieſes de la Lindelle iſt ziemlich der Voltairiſche Stil; es iſt Schade, daß eine ſo gute Feder nicht mehr geſchrieben hat, und übrigens ſo unbekannt geblieben iſt. Doch Lindelle ſey Voltaire, oder ſey wirklich Lindelle: wer einen franzöſiſchen Januskopf ſehen will, der vorne auf die einſchmeichelndſte Weiſe lächelt, und hinten die hämiſchſten Grimaſſen ſchneidet, der leſe beide Briefe in einem Zuge. Ich möchte keinen geſchrieben haben; am wenigſten aber beide. Aus Höflichkeit bleibet Voltaire diſſeits der Wahrheit ſtehen, und aus Verkleinerungsſucht ſchweifet Lindelle bis jenſeit derſelben. Jener hätte freymüthiger, und dieſer gerechter ſeyn müſſen, wenn man nicht auf den Verdacht gerathen ſollte, daß der nehmliche Schriftſteller ſich hier unter einem fremden Namen wieder einbringen wollen, was er ſich dort unter ſeinem eigenen vergeben habe.

Voltaire rechne es dem Marquis immer ſo hoch an, als er will, daß er einer der erſtern unter den Italienern ſey, welcher Muth und Kraft genug gehabt, eine Tragödie ohne Galanterie zu ſchreiben, in welcher die ganze Intrigue auf der Liebe einer Mutter beruhe, und das zärtlichſte Intereſſe aus der reinſten Tugend entſpringe. Er beklage es, ſo ſehr als ihm beliebt, daß die falſche Delicateſſe ſeiner Nation ihm nicht erlauben wollen, von den leichteſten natürlichſten Mitteln, welche die Umſtände zur Verwicklung darbieten, von den unſtudierten wahren Reden, welche die Sache ſelbſt in den Mund legt, Gebrauch zu machen. Das Pariſer Parterr hat unſtreitig ſehr Unrecht, wenn es ſeit dem königlichen Ringe, über den Boileau in ſeinen Satiren ſpottet, durchaus von keinem Ringe auf dem Theater mehr hören will;(*) wenn es ſeine Dichter daher zwingt, lieber zu jedem andern, auch dem aller unſchicklichſten Mittel der Erkennung ſeine Zuflucht zu nehmen, als zu einem Ringe,

---

(*) Je n'ai pu me ſervir comme Mr. Maffei d'un anneau, parce que depuis l'anneau royal dont Boileau ſe moque dans ſes ſatyres, cela ſemblerait trop petit ſur notre theatre.

mit welchem doch die ganze Welt, zu allen Zeiten, eine Art von Erkennung, eine Art von Verſicherung der Perſon, verbunden hat. Es hat ſehr Unrecht, wenn es nicht will, daß ein junger Menſch, der ſich für den Sohn gemeiner Aeltern hält, und in dem Lande auf Abentheuer ganz allein herumſchweift, nachdem er einen Mord verübt, dem ohngeachtet nicht ſoll für einen Räuber gehalten werden dürfen, weil es voraus ſieht, daß er der Held des Stückes werden müſſe; (*) wenn es beleidiget wird, daß man einem ſolchen Menſchen keinen koſtbaren Ring zutrauen will, da doch kein Fähndrich in des Königs Armee ſey, der nicht de belles Nippes beſitze. Das Pariſer Parterr, ſage ich, hat in dieſen und ähnlichen Fällen Unrecht: aber warum muß Voltaire auch in andern Fällen, wo es gewiß nicht Unrecht hat, dennoch lieber ihm, als dem Maffei Unrecht zu geben ſcheinen wollen? Wenn die franzöſiſche Höflichkeit gegen Ausländer darinn beſteht, daß man ihnen auch in ſolchen Stücken Recht giebt, wo ſie ſich ſchämen müßten, Recht zu haben, ſo weiß ich nicht, was beleidigender und einem freyen Menſchen unanſtändiger ſeyn kann, als dieſe franzöſiſche Höflichkeit. Das Geſchwätz, welches Maffei ſeinem alten Polydor von luſtigen Hochzeiten, von prächtigen Krönungen, denen er vor dieſen beygewohnt, in den Mund legt, und zu einer Zeit in den Mund legt, wenn das Intereſſe aufs höchſte geſtiegen und die Einbildungskraft der Zuſchauer mit ganz andern Dingen beſchäftiget iſt: dieſes Neſtoriſche, aber am unrechten Orte Neſtoriſche, Geſchwätz, kann durch keine Verſchiedenheit des Geſchmacks unter verſchiedenen cultivirten Völkern, entſchuldiget werden; hier muß der Geſchmack überall der nehmliche ſeyn, und der Italiener hat nicht ſeinen eignen, ſondern hat gar keinen Geſchmack, wenn er nicht eben ſowohl dabey gähnet und darüber unwillig wird, als der Franzoſe. „Sie haben, ſagt Voltaire zu dem Marquis, „in Ihrer Tragödie jene ſchöne „und rührende Vergleichung des Virgils:

Qualis populea moerens Philomela ſub umbra
Amiſſos queritur foetus — — —

(*) Je n'oſerais hazarder de faire prendre un heros pour un voleur, quoique la circonſtance où il ſe trouve autoriſe cette mepriſe.

„überſetzen und anbringen dürfen. Wenn ich mir ſo eine Frey„heit nehmen wollte, ſo würde man mich damit in die Epopee „verweiſen. Denn Sie glauben nicht, wie ſtreng der Herr iſt, „dem wir zu gefallen ſuchen müſſen; ich meine unſer Publikum. „Dieſes verlangt, daß in der Tragödie überall der Held, und „nirgends der Dichter ſprechen ſoll, und meinet, daß bey kriti„ſchen Vorfällen, in Rathsverſammlungen, bey einer heftigen „Leidenſchaft, bey einer dringenden Gefahr, kein König, kein „Miniſter poetiſche Vergleichungen zu machen pflege.“ Aber verlangt denn dieſes Publikum etwas unrechtes? meinet es nicht, was die Wahrheit iſt? Sollte nicht jedes Publikum eben dieſes verlangen? eben dieſes meinen? Ein Publikum, das anders richtet, verdient dieſen Namen nicht: und muß Voltaire das ganze italieniſche Publikum zu ſo einem Publiko machen wollen, weil er nicht Freymüthigkeit genug hat, dem Dichter gerade heraus zu ſagen, daß er hier und an mehrern Stellen luxurire, und ſeinen eignen Kopf durch die Tapete ſtecke? Auch unerwogen, daß ausführliche Gleichniſſe überhaupt ſchwerlich eine ſchickliche Stelle in dem Trauerſpiele finden können, hätte er anmerken ſollen, daß jenes Virgiliſche von dem Maffei äußerſt gemißbrauchet worden. Bey dem Virgil vermehret es das Mitleiden, und dazu iſt es eigentlich geſchickt; bey dem Maffei aber iſt es in dem Munde desjenigen, der über das Unglück, wovon es das Bild ſeyn ſoll, triumphiret, und müßte nach der Geſinnung des Polyphonts, mehr Hohn als Mitleid erwecken. Auch noch wichtigere, und auf das Ganze noch größern Einfluß habende Fehler ſcheuet ſich Voltaire nicht, lieber dem Geſchmacke der Italiener überhaupt, als einem einzeln Dichter aus ihnen, zur Laſt zu legen, und dünkt ſich von der allerfeinſten Lebensart, wenn er den Maffei damit tröſtet, daß es ſeine ganze Nation nicht beſſer verſtehe, als er; daß ſeine Fehler die Fehler ſeiner Nation wären; daß aber Fehler einer ganzen Nation eigentlich keine Fehler wären, weil es ja eben nicht darauf ankomme, was an und für ſich gut oder ſchlecht ſey, ſondern was die Nation dafür wolle gelten laſſen. „Wie hätte ich es „wagen dürfen, fährt er mit einem tiefen Bücklinge, aber auch zugleich mit einem Schnippchen in der Taſche, gegen den Marquis fort, „bloße Nebenperſonen ſo oft mit einander ſprechen „zu laſſen, als Sie gethan haben? Sie dienen bey Ihnen die „intereſſanten Scenen zwiſchen den Hauptperſonen vorzubereiten; „es ſind die Zugänge zu einem ſchönen Pallaſte; aber unſer „ungeduldiges Publikum will ſich auf einmal in dieſem Pallaſte „befinden. Wir müſſen uns alſo ſchon nach dem Geſchmacke „eines Volks richten, welches ſich an Meiſterſtücken ſatt geſehen „hat, und alſo äußerſt verwöhnt iſt.“ Was heißt dieſes anders, als: „Mein Herr Marquis, Ihr Stück hat ſehr, ſehr viel kalte, langweilige, unnütze Scenen. Aber es ſey fern von mir, daß ich Ihnen einen Vorwurf daraus machen ſollte! Behüte der Himmel! ich bin ein Franzoſe; ich weiß zu leben; ich werde niemanden etwas unangenehmes unter die Naſe reiben. Ohne Zweifel haben Sie dieſe kalten, langweiligen, unnützen Scenen mit Vorbedacht, mit allem Fleiſſe gemacht; weil ſie gerade ſo ſind, wie ſie ihre Nation braucht. Ich wünſchte, daß ich auch ſo wohlfeil davon kommen könnte; aber leider iſt meine Nation ſo weit, ſo weit, daß ich noch viel weiter ſeyn muß, um meine Nation zu befriedigen. Ich will mir darum eben nicht viel mehr einbilden, als Sie; aber da jedoch meine Nation, die Ihre Nation ſo ſehr überſieht“ — Weiter darf ich meine Paraphraſis wohl nicht fortſetzen; denn ſonſt,

> Deſinit in piſcem mulier formoſa ſuperne:

aus der Höflichkeit wird Perſiflage, (ich brauche dieſes franzöſiſche Wort, weil wir Deutſchen von der Sache nichts wiſſen) und aus der Perſiflage, dummer Stolz.

Zwey und vierzigſtes Stück.

Den 22ſten September, 1767.

Es iſt nicht zu leugnen, daß ein guter Theil der Fehler, welche Voltaire als Eigenthümlichkeiten des italieniſchen Geſchmacks nur deswegen an ſeinem Vorgänger zu entſchuldigen ſcheinet, um ſie der italieniſchen Nation überhaupt zur Laſt zu legen, daß, ſage ich, dieſe, und noch mehrere, und noch größere, ſich in der Merope des Maffei befinden. Maffei hatte in ſeiner Jugend viel Neigung zur Poeſie; er machte mit vieler Leichtigkeit

Verſe, in allen verſchiednen Stilen der berühmteſten Dichter ſeines Landes: doch dieſe Neigung und dieſe Leichtigkeit beweiſen für das eigentliche Genie, welches zur Tragödie erfodert wird, wenig oder nichts. Hernach legte er ſich auf die Geſchichte, auf Kritik und Alterthümer; und ich zweifle, ob dieſe Studien die rechte Nahrung für das tragiſche Genie ſind. Er war unter Kirchenväter und Diplomen vergraben, und ſchrieb wider die Pfaffe und Basnagen, als er, auf geſellſchaftliche Veranlaſſung, ſeine Merope vor die Hand nahm, und ſie in weniger als zwey Monaten zu Stande brachte. Wenn dieſer Mann, unter ſolchen Beſchäftigungen, in ſo kurzer Zeit, ein Meiſterſtück gemacht hätte, ſo müßte er der auſſerordentlichſte Kopf geweſen ſeyn; oder eine Tragödie überhaupt iſt ein ſehr geringfügiges Ding. Was indeß ein Gelehrter, von gutem klaſſiſchen Geſchmacke, der ſo etwas mehr für eine Erholung als für eine Arbeit anſieht, die ſeiner würdig wäre, leiſten kann, das leiſtete auch er. Seine Anlage iſt geſuchter und ausgedrechſelter, als glücklich; ſeine Charaktere ſind mehr nach den Zergliederungen des Moraliſten, oder nach bekannten Vorbildern in Büchern, als nach dem Leben geſchildert; ſein Ausdruck zeigt von mehr Phantaſie, als Gefühl; der Litterator und der Verſificateur läßt ſich überall ſpüren, aber nur ſelten das Genie und der Dichter.

Als Verſificateur läuft er den Beſchreibungen und Gleichniſſen zu ſehr nach. Er hat verſchiedene ganz vortreffliche, wahre Gemählde, die in ſeinem Munde nicht genug bewundert werden könnten; aber in dem Munde ſeiner Perſonen unerträglich ſind, und in die lächerlichſten Ungereimtheiten ausarten. So iſt es, z. E. zwar ſehr ſchicklich, daß Aegisth ſeinen Kampf mit dem Räuber, den er umgebracht, umſtändlich beſchreibet, denn auf dieſen Umſtänden beruhet ſeine Vertheidigung; daß er aber auch, wenn er den Leichnam in den Fluß geworfen zu haben bekennet, alle, ſelbſt die allerkleinſten Phänomena mahlet, die den Fall eines ſchweren Körpers ins Waſſer begleiten, wie er hinein ſchießt, mit welchem Geräuſche er das Waſſer zertheilet, das hoch in die Luft ſpritzet, und wie ſich die Fluth wieder über ihn zuſchließt: (*) das würde man auch nicht einmal einem kalten geſchwätzigen Advokaten, der für ihn ſpräche, verzeihen, geſchweige ihm ſelbſt. Wer vor ſeinem Richter ſtehet, und ſein Leben zu vertheidigen hat, dem liegen andere Dinge am Herzen, als daß er in ſeiner Erzehlung ſo kindiſch genau ſeyn könnte.

Als Litterator hat er zu viel Achtung für die Simplicität der alten griechiſchen Sitten, und für das Coſtume bezeigt, mit welchem wir ſie bey dem Homer und Euripides geſchildert finden, das aber allerdings um etwas, ich will nicht ſagen veredelt, ſondern unſerm Coſtume näher gebracht werden muß, wenn es der Rührung im Trauerſpiele nicht mehr ſchädlich, als zuträglich ſeyn ſoll. Auch hat er zugefliſſendlich ſchöne Stellen aus den Alten nachzuahmen geſucht, ohne zu unterſcheiden, aus was für einer Art von Werken er ſie entlehnt, und in was für eine Art von Werken er ſie überträgt. Neſtor iſt in der Epopee ein geſprächiger freundlicher Alte; aber der nach ihm gebildete Polydor wird in der Tragödie ein alter ekler Saalbader. Wenn Maffei dem vermeintlichen Plane des Euripides hätte folgen wollen: ſo würde uns der Litterator vollends etwas zu lachen gemacht haben. Er hätte es ſodann für ſeine Schuldigkeit geachtet, alle die kleinen Fragmente, die uns von dem Kreſphontes übrig ſind, zu nutzen, und ſeinem Werke getreulich einzuflechten. (**) Wo er alſo geglaubt hätte, daß ſie ſich hinpaßten, hätte er ſie als Pfähle aufgerichtet, nach welchen ſich

---

(*) Atto I. Sc. III.

— — — — — — In cuore
Però mi venne di lanciar nel fiume
Il morto, o ſemivivo; e con fatica
(Ch' inutil' era per riuſcire, e vana)
L'alzai da terra, e in terra rimaneva
Una pozza di ſangue: a mezzo il ponte
Portailo in fretta, di vermiglia ſtriſcia
Sempre rigando il ſuol; quinci cadere
Col capo in giù il laſciai: piombò, e gran tonfo
S'udì nel profondarſi: in alto ſalſe
Lo ſpruzzo, e l'onda ſopra lui ſi chiuſe.

(**) Non eſſendo dunque ſtato mio penſiero di ſeguir la Tragedia d'Euripide, non ho creduto per conſeguenza di porre nella mia que' ſentimenti di eſſa, che ſon rimaſti qua, e là; avendone tradotti cinque verſi der Weg ſeines Dialogs richten und ſchlingen müſſen. Welcher pedantiſche Zwang! Und wozu? Sind es nicht dieſe Sittenſprüche, womit man ſeine Lücken füllet, ſo ſind es andere.

Dem ohngeachtet möchten ſich wiederum Stellen finden, wo man wünſchen dürfte, daß ſich der Litterator weniger vergeſſen hätte. Z. E. Nachdem die Erkennung vorgegangen, und Merope einſieht, in welcher Gefahr ſie zweymal geweſen ſey, ihren eignen Sohn umzubringen, ſo läßt er die Iſmene, voller Erſtaunen ausrufen: „Welche wunderbare Begebenheit, wunderbarer, „als ſie jemals auf einer Bühne erdichtet worden!“

Con cosi ſtrani avvenimenti uom forſe
Non vide mai favoleggiar le ſcene.

Maffei hat ſich nicht erinnert, daß die Geſchichte ſeines Stücks in eine Zeit fällt, da noch an kein Theater gedacht war; in die Zeit vor dem Homer, deſſen Gedichte den erſten Saamen des Drama ausſtreuten. Ich würde dieſe Unachtſamkeit niemanden als ihm aufmutzen, der ſich in der Vorrede entſchuldigen zu müſſen glaubte, daß er den Namen Meſſene zu einer Zeit brauche, da ohne Zweifel noch keine Stadt dieſes Namens geweſen, weil Homer keiner erwähne. Ein Dichter kann es mit ſolchen Kleinigkeiten halten, wie er will: nur verlangt man, daß er ſich immer gleich bleibet, und daß er ſich nicht einmal über etwas Bedenken macht, worüber er ein andermal kühnlich weggeht; wenn man nicht glauben ſoll, daß er den Anſtoß vielmehr aus Unwiſſenheit nicht geſehen, als nicht ſehen wollen. Ueberhaupt würden mir die angeführten Zeilen nicht gefallen, wenn ſie auch keinen Anachroniſmus enthielten. Der tragiſche Dichter ſollte alles vermeiden, was die Zuſchauer an ihre Illuſion erinnern kann; denn ſobald ſie daran erinnert ſind, ſo iſt ſie weg. Hier ſcheinet es zwar, als ob Maffei die Illuſion eher noch beſtärken wollen, indem er das Theater ausdrücklich außer dem Theater annehmen läßt; doch die bloßen Worte, Bühne und erdichten, ſind der Sache ſchon nachtheilig, und bringen uns geraden Weges dahin, wovon ſie uns abbringen ſollen. Dem komiſchen Dichter iſt es eher erlaubt, auf dieſe Weiſe ſeiner Vorſtellung

---

Cicerone, e recati tre paſſi Plutarco, e due verſi Gellio, e alcuni trovandoſene ancora, ſe la memoria non m'inganna, preſſo Stobeo.

Vorſtellungen entgegen zu ſetzen; denn unſer Lachen zu erregen, braucht es des Grades der Täuſchung nicht, den unſer Mitleiden erfordert.

Ich habe ſchon geſagt, wie hart de la Lindelle dem Maffei mitſpielt. Nach ſeinem Urtheile hat Maffei ſich mit dem begnügt, was ihm ſein Stoff von ſelbſt anbot, ohne die geringſte Kunſt dabey anzuwenden; ſein Dialog iſt ohne alle Wahrſcheinlichkeit, ohne allen Anſtand und Würde; da iſt ſo viel Kleines und Kriechendes, das kaum in einem Poſſenſpiele, in der Bude des Harlekins zu dulden wäre; alles wimmelt von Ungereimtheiten und Schulſchnitzern. „Mit einem Worte, ſchließt er, das „Werk des Maffei enthält einen ſchönen Stoff, iſt aber ein „ſehr elendes Stück. Alle Welt kömmt in Paris darinn über„ein, daß man die Vorſtellung deſſelben nicht würde haben aus„halten können; und in Italien ſelbſt wird von verſtändigen „Leuten ſehr wenig daraus gemacht. Vergebens hat der Ver„faſſer auf ſeinen Reiſen die elendeſten Schriftſteller in Sold „genommen, ſeine Tragödie zu überſetzen; er konnte leichter „einen Ueberſetzer bezahlen, als ſein Stück verbeſſern.“

So wie es ſelten Komplimente giebt, ohne alle Lügen, ſo finden ſich auch ſelten Grobheiten ohne alle Wahrheit. Lindelle hat in vielen Stücken wider den Maffei Recht, und möchte er doch höflich oder grob ſeyn, wenn er ſich begnügte, ihn blos zu tadeln. Aber er will ihn unter die Füſſe treten, vernichten, und gehet mit ihm ſo blind als treulos zu Werke. Er ſchämt ſich nicht, offenbare Lügen zu ſagen, augenſcheinliche Verfälſchungen zu begehen, um nur ein recht hämiſches Gelächter aufſchlagen zu können. Unter drey Streichen, die er thut, geht immer einer in die Luft, und von den andern zweyen, die ſeinen Gegner ſtreifen oder treffen, trift einer unfehlbar den zugleich mit, dem ſeine Klopffechterey Platz machen ſoll, Voltairen ſelbſt. Voltaire ſcheinet dieſes auch zum Theil gefühlt zu haben, und iſt daher nicht ſaumſelig, in der Antwort an Lindellen, den Maffei in allen den Stücken zu vertheidigen, in welchen er ſich zugleich mit vertheidigen zu müſſen glaubt. Dieſer ganzen Correſpondenz mit ſich ſelbſt, dünkt mich, fehlt das intereſſanteſte Stück; die Antwort des Maffei. Wenn uns doch auch dieſe der Hr. von Voltaire hätte mittheilen wollen. Oder war ſie etwa ſo nicht, wie er ſie durch ſeine Schmeicheley zu erſchleichen hoffte? Nahm ſich Maffei etwa die Freyheit, ihm hinwiederum die Eigenthümlichkeiten des franzöſiſchen Geſchmacks ins Licht zu ſtellen? ihm zu zeigen, warum die franzöſiſche Merope eben ſo wenig in Italien, als die italieniſche in Frankreich gefallen könne? —

Drey und vierzigſtes Stück.

Den 25ſten September, 1767.

So etwas läßt ſich vermuthen. Doch ich will lieber beweiſen, was ich ſelbſt geſagt habe, als vermuthen, was andere geſagt haben könnten.

Lindern, vors erſte, ließe ſich der Tadel des Lindelle faſt in allen Punkten. Wenn Maffei gefehlt hat, ſo hat er doch nicht immer ſo plump gefehlt, als uns Lindelle will glauben machen. Er ſagt z. E., Aegisth, wenn ihn Merope nunmehr erſtechen wolle, rufe aus: O mein alter Vater! und die Königinn werde durch dieſes Wort, alter Vater, ſo gerühret, daß ſie von ihrem Vorſatze ablaſſe und auf die Vermuthung komme, Aegisth könne wohl ihr Sohn ſeyn. Iſt das nicht, ſetzt er höhniſch hinzu, eine ſehr gegründete Vermuthung! Denn freylich iſt es ganz etwas ſonderbares, daß ein junger Menſch einen alten Vater hat! „Maffei, fährt er fort, hat mit dieſem Fehler, dieſem Mangel von Kunſt und Genie, einen andern „Fehler verbeſſern wollen, den er in der erſtern Ausgabe ſeines „Stückes begangen hatte. Aegisth rief da: Ach, Polydor, mein „Vater! Und dieſer Polydor war eben der Mann, dem Merope „ihren Sohn anvertrauet hatte. Bey dem Namen Polydor „hätte die Königinn gar nicht mehr zweifeln müſſen, daß Aegisth ihr Sohn ſey; und das Stück wäre aus geweſen. Nun „iſt dieſer Fehler zwar weggeſchaft; aber ſeine Stelle hat ein „noch weit gröberer eingenommen.“ Es iſt wahr, in der erſten Ausgabe nennt Aegisth den Polydor ſeinen Vater; aber in den nachherigen Ausgaben iſt von gar keinem Vater mehr die Rede. Die Königinn ſtutzt blos bey dem Namen Polydor, der den Aegisth gewarnet habe, ja keinen Fuß in das Meſſeniſche Gebiete zu ſetzen. Sie giebt auch ihr Vorhaben darum nicht auf; ſie fodert blos nähere Erklärung; und ehe ſie dieſe erhalten kann, kömmt der König dazu. Der König läßt den Aegisth wieder los binden, und da er die That, weßwegen Aegisth eingebracht worden, billiget und rühmet, und ſie als eine wahre Heldenthat zu belohnen verſpricht: ſo muß wohl Merope in ihren erſten Verdacht wieder zurückfallen. Kann der ihr Sohn ſeyn, den Polyphontes eben darum belohnen will, weil er ihren Sohn umgebracht habe? Dieſer Schluß muß nothwendig bey ihr mehr gelten, als ein bloßer Name. Sie bereuet es nunmehr auch, daß ſie eines bloßen Namens wegen, den ja wohl mehrere führen können, mit der Vollziehung ihrer Rache gezaudert habe;

> Che dubitar? miſera, ed io da un nome
> Trattener mi laſciai, quaſi un tal nome
> Altri aver non poteſſe —

und die folgenden Aeußerungen des Tyrannen können ſie nicht anders als in der Meinung vollends beſtärken, daß er von dem Tode ihres Sohnes die allerzuverläßigſte, gewiſſeſte Nachricht haben müſſe. Iſt denn das alſo nun ſo gar abgeſchmackt? Ich finde es nicht. Vielmehr muß ich geſtehen, daß ich die Verbeſſerung des Maffei nicht einmal für ſehr nöthig halte. Laßt es den Aegisth immerhin ſagen, daß ſein Vater Polydor heiſſe! Ob es ſein Vater oder ſein Freund war, der ſo hieſſe, und ihn vor Meſſene warnte, das nimmt einander nicht viel. Genug, daß Merope, ohne alle Widerrede, das für wahrſcheinlicher halten muß, was der Tyrann von ihm glaubet, da ſie weiß, daß er ihrem Sohne ſo lange, ſo eifrig nachgeſtellt, als das, was ſie aus der bloßen Uebereinſtimmung eines Namens ſchlieſſen könnte. Freylich, wenn ſie wüßte, daß ſich die Meinung des Tyrannen, Aegisth ſey der Mörder ihres Sohnes, auf weiter nichts als ihre eigene Vermuthung gründe: ſo wäre es etwas anders. Aber dieſes weiß ſie nicht; vielmehr hat ſie allen Grund zu glauben, daß er ſeiner Sache werde gewiß ſeyn. — Es verſteht ſich, daß ich das, was man zur Noth entſchuldigen kann, darum nicht für ſchön ausgebe; der Poet hätte unſtreitig ſeine Anlage viel feiner machen können. Sondern ich will nur ſagen, daß auch ſo, wie er ſie gemacht hat, Merope noch immer nicht ohne zureichenden Grund handelt; und daß es gar wohl möglich und wahrſcheinlich iſt, daß Merope in ihrem Vorſatze der Rache verharren, und bey der erſten Gelegenheit einen neuen Verſuch, ſie zu vollziehen, wagen können. Worüber ich mich alſo beleidiget finden möchte, wäre nicht dieſes, daß ſie zum zweytenmale, ihren Sohn als den Mörder ihres Sohnes zu ermorden, kömmt: ſondern dieſes, daß ſie zum zweytenmale durch einen glücklichen ungefehren Zufall daran verhindert wird. Ich würde es dem Dichter verzeihen, wenn er Meropen auch nicht eigentlich nach den Gründen der größern Wahrſcheinlichkeit ſich beſtimmen ließe; denn die Leidenſchaft, in der ſie iſt, könnte auch den Gründen der ſchwächern das Uebergewicht ertheilen. Aber das kann ich ihm nicht verzeihen, daß er ſich ſo viel Freyheit mit dem Zufalle nimmt, und mit dem Wunderbaren deſſelben ſo verſchwenderiſch iſt, als mit den gemeinſten ordentlichſten Begebenheiten. Daß der Zufall Einmal der Mutter einen ſo frommen Dienſt erweiſet, das kann ſeyn; wir wollen es um ſo viel lieber glauben, je mehr uns die Ueberraſchung gefällt. Aber daß er zum zweytenmale die nehmliche Uebereilung, auf die nehmliche Weiſe, verhindern werde, das ſieht dem Zufalle nicht ähnlich; eben dieſelbe Ueberraſchung wiederholt, hört auf Ueberraſchung zu ſeyn; ihre Einförmigkeit beleidiget, und wir ärgern uns über den Dichter, der zwar eben ſo abentheurlich, aber nicht eben ſo mannichfaltig zu ſeyn weiß, als der Zufall.

Von den augenſcheinlichen und vorſetzlichen Verfälſchungen des Lindelle, will ich nur zwey anführen. — „Der vierte Akt,
„ſagt er, fängt mit einer kalten und unnöthigen Scene zwiſchen
„dem Tyrannen und der Vertrauten der Merope an; hierauf
„begegnet dieſe Vertraute, ich weiß ſelbſt nicht wie, dem jungen
„Aegisth, und beredet ihn, ſich in dem Vorhauſe zur Ruhe
„zu begeben, damit, wenn er eingeſchlafen wäre, ihn die Königinn
„mit aller Gemächlichkeit umbringen könne. Er ſchläft
„auch wirklich ein, ſo wie er es verſprochen hat. O ſchön!
„und die Königinn kömmt zum zweytenmale, mit einer Axt in
„der Hand, um den jungen Menſchen umzubringen, der aus-

„drücklich deswegen ſchläft. Dieſe nehmliche Situation, zwey„mal wiederholt, verräth die äußerſte Unfruchtbarkeit; und dieſer „Schlaf des jungen Menſchen iſt ſo lächerlich, daß in der Welt „nichts lächerlicher ſeyn kann.“ Aber iſt es denn auch wahr, daß ihn die Vertraute zu dieſem Schlafe beredet? Das lügt Lindelle. (*) Aegisth trift die Vertraute an, und bittet ſie, ihm doch die Urſache zu entdecken, warum die Königinn ſo ergrimmt auf ihn ſey. Die Vertraute antwortet, ſie wolle ihm gern alles ſagen; aber ein wichtiges Geſchäfte rufe ſie itzt wo anders hin; er ſolle einen Augenblick hier verziehen; ſie wolle gleich wieder bey ihm ſeyn. Allerdings hat die Vertraute die Abſicht, ihn der Königinn in die Hände zu liefern; ſie beredet ihn zu bleiben, aber nicht zu ſchlafen; und Aegisth, welcher, ſeinem Verſprechen nach, bleibet, ſchläft, nicht ſeinem Verſprechen nach, ſondern ſchläft, weil er müde iſt, weil es Nacht iſt, weil er nicht ſiehet, wo er die Nacht ſonſt werde zubringen können, als hier. (**) — Die zweyte Lüge des Lindelle iſt von eben dem Schlage. „Merope, „ſagt er, nachdem ſie der alte Polydor an der Ermordung ihres „Sohnes verhindert, fragt ihn, was für eine Belohnung er „dafür verlange; und der alte Narr bittet ſie, ihn zu verjün-

---

(*) Und der Herr von Voltaire gleichfalls. Denn nicht allein Lindelle ſa[illegible]; enſuite cette ſuivante rencontre le jeune Egiſte, je ne ſais comment, & [illegible] perſuade de ſe repoſer dans le veſtibule, afin que, quand il ſera endor[illegible], la reine puiſſe le tuer tout à ſon aiſe: ſondern auch der Hr. von Voltaire ſelbſt: la confidente de Mérope engage le jeune Egiſte à dormir ſur la ſcene, afin de donner le tems à la reine de venir l'y aſſaſſiner. Was aus dieſer Uebereinſtimmung zu ſchlieſſen iſt, brauche ich nicht erſt zu ſagen. Selten ſtimmt ein Lügner mit ſich ſelbſt überein; und wenn zwey Lügner mit einander übereinſtimmen, ſo iſt es gewiß abgeredete Karte.

(**) Atto IV. Sc. II.

EGI. Mà di tanto furor, di tanto affanno
Qual' ebbe mai cagion? — —
ISM. Il tutto
Scoprirti io non ricuſo; mà egli è d'uopo
Che qui t'arreſti per brev' ora: urgente
Cura or mi chiama altrove.
EGI. Io volentieri
T'attendo quanto vuoi. ISM. Mà non partire
E non far ſi, ch' io quà ritorni indarno.
EGI. Mia fè do in pegno; e dove gir dovrei? —

„gen.“ Bittet ſie, ihn zu verjüngen? „Die Belohnung meines Dienſtes, antwortet der Alte, iſt dieſer Dienſt ſelbſt; iſt dieſes, daß ich dich vergnügt ſehe. Was könnteſt du mir auch geben? Ich brauche nichts, ich verlange nichts. Eines möchte ich mir wünſchen; aber das ſtehet weder in deiner, noch in irgend eines Sterblichen Gewalt, mir zu gewähren; daß mir die Laſt meiner Jahre, unter welcher ich erliege, erleichtert würde, u. ſ. w.“ (*) Heißt das: erleichtere Du mir dieſe Laſt? gieb Du mir Stärke und Jugend wieder? Ich will gar nicht ſagen, daß eine ſolche Klage über die Ungemächlichkeiten des Alters hier an dem ſchicklichſten Orte ſtehe, ob ſie ſchon vollkommen in dem Charakter des Polydors iſt. Aber iſt denn jede Unſchicklichkeit, Wahnwitz? Und mußten nicht Polydor und ſein Dichter, im eigentlichſten Verſtande wahnwitzig ſeyn, wenn dieſer jenem die Bitte wirklich in den Mund legte, die Lindelle ihnen anlügt. — Anlügt! Lügen! Verdienen ſolche Kleinigkeiten wohl ſo harte Worte? — Kleinigkeiten? Was dem Lindelle wichtig genug war, darum zu lügen, ſoll das einem dritten nicht wichtig genug ſeyn, ihm zu ſagen, daß er gelogen hat? —

Vier und vierzigſtes Stück.

Den 29ſten September, 1767.

Ich komme auf den Tadel des Lindelle, welcher den Voltaire ſo gut als den Maffei trift, dem er doch nur allein zugedacht war.

Ich übergehe die beiden Punkte, bey welchen es Voltaire ſelbſt fühlte, daß der Wurf auf ihn zurückpralle. — Lindelle hatte geſagt, daß es ſehr ſchwache und unedle Merkmale wären,

---

(*) Atto IV. Sc. VII.

Mer. Ma quale, ò mio fedel, qual potrò io
Darti già mai mercè, che i merti agguagli?
Pol. Il mio ſteſſo ſervir fu premio; ed ora
M'è, il vederti contenta, ampia mercede.
Che vuoi tu darmi? io nulla bramo: caro
Sol mi ſaria ciò, ch' altri dar non puote;
Che ſcemato mi foſſe il grave incarco
De gli anni, che mi ſtà sù 'l capo, e à terra
Il curva, e preme ſì, che parmi un monte —

aus welchen Merope bey dem Maffei ſchlieſſe, daß Aegisth der Mörder ihres Sohnes ſey. Voltaire antwortet: „Ich kann es „Ihnen nicht bergen; ich finde, daß Maffei es viel künſtlicher „angelegt hat, als ich, Meropen glauben zu machen, daß ihr „Sohn der Mörder ihres Sohnes ſey. Er konnte ſich eines „Ringes dazu bedienen, und das durfte ich nicht; denn ſeit „dem königlichen Ringe, über den Boileau in ſeinen Satyren „ſpottet, würde das auf unſerm Theater ſehr klein ſcheinen.“ Aber mußte denn Voltaire eben eine alte Rüſtung anſtatt des Ringes wählen? Als Narbas das Kind mit ſich nahm, was bewog ihn denn, auch die Rüſtung des ermordeten Vaters mitzunehmen? Damit Aegisth, wenn er erwachſen wäre, ſich keine neue Rüſtung kaufen dürfe, und ſich mit der alten ſeines Vaters behelfen könne? Der vorſichtige Alte! Ließ er ſich nicht auch ein Paar alte Kleider von der Mutter mitgeben? Oder geſchah es, damit Aegisth einmal an dieſer Rüſtung erkannt werden könne? So eine Rüſtung gab es wohl nicht mehr? Es war wohl eine Familienrüſtung, die Vulkan ſelbſt dem Großgroßvater gemacht hatte? Eine undurchdringliche Rüſtung? Oder wenigſtens mit ſchönen Figuren und Sinnbildern verſehen, an welchen ſie Eurikles und Merope nach funfzehn Jahren ſogleich wieder erkannten? Wenn das iſt: ſo mußte ſie der Alte freylich mitnehmen; und der Hr. von Voltaire hat Urſache, ihm verbunden zu ſeyn, daß er unter den blutigen Verwirrungen, bey welchen ein anderer nur an das Kind gedacht hätte, auch zugleich an eine ſo nützliche Möbel dachte. Wenn Aegisth ſchon das Reich ſeines Vaters verlor, ſo mußte er doch nicht auch die Rüſtung ſeines Vaters verlieren, in der er jenes wieder erobern konnte. — Zweytens hatte ſich Lindelle über den Polyphont des Maffei aufgehalten, der die Merope mit aller Gewalt heyrathen will. Als ob der Voltairiſche das nicht auch wollte! Voltaire antwortet ihm daher: „Weder Maffei, noch „ich, haben die Urſachen dringend genug gemacht, warum Polyphont durchaus Meropen zu ſeiner Gemahlinn verlangt. „Das iſt vielleicht ein Fehler des Stoffes; aber ich bekenne „Ihnen, daß ich einen ſolchen Fehler für ſehr gering halte, „wenn das Intereſſe, welches er hervor bringt, beträchtlich iſt.“

Nein, der Fehler liegt nicht in dem Stoffe. Denn in dieſem Umſtande eben hat Maffei den Stoff verändert. Was brauchte Voltaire dieſe Veränderung anzunehmen, wenn er ſeinen Vortheil nicht dabey ſahe? —

Der Punkte ſind mehrere, bey welchen Voltaire eine ähnliche Rückſicht auf ſich ſelbſt hätte nehmen können: aber welcher Vater ſieht alle Fehler ſeines Kindes? Der Fremde, dem ſie in die Augen fallen, braucht darum gar nicht ſcharfſichtiger zu ſeyn, als der Vater; genug, daß er nicht der Vater iſt. Geſetzt alſo, ich wäre dieſer Fremde!

Lindelle wirft dem Maffei vor, daß er ſeine Scenen oft nicht verbinde, daß er das Theater oft leer laſſe, daß ſeine Perſonen oft ohne Urſache auftråten und abgiengen; alles weſentliche Fehler, die man heut zu Tage auch dem armſeligſten Poeten nicht mehr verzeihe. — Weſentliche Fehler dieſes? Doch das iſt die Sprache der franzöſiſchen Kunſtrichter überhaupt; die muß ich ihm ſchon laſſen, wenn ich nicht ganz von vorne mit ihm anfangen will. So weſentlich oder unweſentlich ſie aber auch ſeyn mögen; wollen wir es Lindellen auf ſein Wort glauben, daß ſie bey den Dichtern ſeines Volks ſo ſelten ſind? Es iſt wahr, ſie ſind es, die ſich der größten Regelmäßigkeit rühmen; aber ſie ſind es auch, die entweder dieſen Regeln eine ſolche Ausdehnung geben, daß es ſich kaum mehr der Mühe verlohnet, ſie als Regeln vorzutragen, oder ſie auf eine ſolche linke und gezwungene Art beobachten, daß es weit mehr beleidiget, ſie ſo beobachtet zu ſehen, als gar nicht. (*) Beſonders iſt

---

(*) Dieſes war, zum Theil, ſchon das Urtheil unſers Schlegels. „Die „Wahrheit zu geſtehen, ſagt er in ſeinen Gedanken zur Aufnahme des däniſchen Theaters, „beobachten die Engländer, die ſich keiner Einheit des Ortes „rühmen, dieſelbe großentheils viel beſſer, als die Franzoſen, die ſich damit „viel wiſſen, daß ſie die Regeln des Ariſtoteles ſo genau beobachten. Darauf „kömmt gerade am allerwenigſten an, daß das Gemählde der Scenen nicht „verändert wird. Aber wenn keine Urſache vorhanden iſt, warum die auftretenden Perſonen ſich an dem angezeigten Orte befinden, und nicht vielmehr „an demjenigen geblieben ſind, wo ſie vorhin waren; wenn eine Perſon ſich „als Herr und Bewohner eben des Zimmers aufführt, wo kurz vorher eine „andere, als ob ſie ebenfalls Herr vom Hauſe wäre, in aller Gelaſſenheit „mit ſich ſelbſt, oder mit einem Vertrauten geſprochen, ohne daß dieſer Um-

Voltaire ein Meiſter, ſich die Feſſeln der Kunſt ſo leicht, ſo weit zu machen, daß er alle Freyheit behält, ſich zu bewegen, wie er will; und doch bewegt er ſich oft ſo plump und ſchwer, und macht ſo ängſtliche Verdrehungen, daß man meinen ſollte, jedes Glied von ihm ſey an ein beſonderes Klotz geſchmiedet. Es koſtet mir Ueberwindung, ein Werk des Genies aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten; doch da es, bey der gemeinen Klaſſe von Kunſtrichtern, noch ſo ſehr Mode iſt, es faſt aus keinem andern, als aus dieſem, zu betrachten; da es der iſt, aus welchem die Bewunderer des franzöſiſchen Theaters, das lauteſte Geſchrey erheben: ſo will ich doch erſt genauer hinſehen, ehe ich in ihr Geſchrey mit einſtimme.

1. Die Scene iſt zu Meſſene, in dem Pallaſte der Merope. Das iſt, gleich Anfangs, die ſtrenge Einheit des Ortes nicht, welche, nach den Grundſätzen und Beyſpielen der Alten, ein Hedelin verlangen zu können glaubte. Die Scene muß kein ganzer Pallaſt, ſondern nur ein Theil des Pallaſtes ſeyn, wie ihn das Auge aus einem und eben demſelben Standorte zu überſehen fähig iſt. Ob ſie ein ganzer Pallaſt, oder eine ganze Stadt, oder eine ganze Provinz iſt, das macht im Grunde einerley Ungereimtheit. Doch ſchon Corneille gab dieſem Geſetze, von dem ſich ohnedem kein ausdrückliches Gebot bey den Alten findet, die weitere Ausdehnung, und wollte, daß eine einzige Stadt zur Einheit des Ortes hinreichend ſey. Wenn er ſeine beſten Stücke von dieſer Seite rechtfertigen wollte, ſo mußte er wohl ſo nachgebend ſeyn. Was Corneillen aber erlaubt war, das muß Voltairen Recht ſeyn. Ich ſage alſo nichts dagegen,

---

„ſtand auf eine wahrſcheinliche Weiſe entſchuldiget wird; kurz, wenn die Per-
„ſonen nur deswegen in den angezeigten Saal oder Garten kommen, um auf
„die Schaubühne zu treten: ſo würde der Verfaſſer des Schauſpiels am be-
„ſten gethan haben, anſtatt der Worte, „der Schauplatz iſt ein Saal in
„Climenens Hauſe," unter das Verzeichniß ſeiner Perſonen zu ſetzen: „der
„Schauplatz iſt auf dem Theater." Oder im Ernſte zu reden, es würde
„weit beſſer geweſen ſeyn, wenn der Verfaſſer, nach dem Gebrauche der
„Engländer, die Scene aus dem Hauſe des einen in das Haus eines andern
„verlegt, und alſo den Zuſchauer ſeinem Helden nachgeführet hätte; als daß
„er ſeinem Helden die Mühe macht, den Zuſchauern zu gefallen, an einen
„Platz zu kommen, wo er nichts zu thun hat."

daß eigentlich die Scene bald in dem Zimmer der Königinn, bald in dem oder jenem Saale, bald in dem Vorhofe, bald nach dieſer bald nach einer andern Ausſicht, muß gedacht werden. Nur hätte er bey dieſen Abwechſelungen auch die Vorſicht brauchen ſollen, die Corneille dabey empfahl: ſie müſſen nicht in dem nehmlichen Akte, am wenigſten in der nehmlichen Scene angebracht werden. Der Ort, welcher zu Anfange des Akts iſt, muß durch dieſen ganzen Akt dauern; und ihn vollends in eben derſelben Scene abändern, oder auch nur erweitern oder verengern, iſt die äußerſte Ungereimtheit von der Welt. — Der dritte Akt der Merope mag auf einem freyen Platze, unter einem Säulengange, oder in einem Saale ſpielen, in deſſen Vertiefung das Grabmahl des Kreſphontes zu ſehen, an welchem die Königinn den Aegisth mit eigner Hand hinrichten will: was kann man ſich armſeliger vorſtellen, als daß, mitten in der vierten Scene, Eurikles, der den Aegisth wegführet, dieſe Vertiefung hinter ſich zuſchlieſſen muß? Wie ſchließt er ſie zu? Fällt ein Vorhang hinter ihm nieder? Wenn jemals auf einen Vorhang das, was Hedelin von dergleichen Vorhängen überhaupt ſagt, gepaßt hat, ſo iſt es auf dieſen; (*) beſonders wenn man zugleich die Urſache erwegt, warum Aegisth ſo plötzlich abgeführt, durch dieſe Maſchinerie ſo augenblicklich aus dem Geſichte gebracht werden muß, von der ich hernach reden will. — Eben ſo ein Vorhang wird in dem fünften Akte aufgezogen. Die erſten ſechs Scenen ſpielen in einem Saale des Pallaſtes: und mit der ſiebenden erhalten wir auf einmal die offene Ausſicht in den Tempel, um einen todten Körper in einem blutigen Rocke ſehen zu können. Durch welches Wunder? Und war dieſer Anblick dieſes Wunders wohl werth? Man wird ſagen, die Thüren dieſes Tempels eröffnen ſich auf einmal, Merope bricht auf einmal mit dem ganzen Volke heraus, und dadurch erlangen wir die Einſicht in denſelben. Ich verſtehe; dieſer

---

(*) On met des rideaux qui ſe tirent & retirent, pour faire que les Acteurs paroiſſent & diſparoiſſent ſelon la neceſſité du Sujet — ces rideaux ne ſont bons qu'à faire des couvertures pour berner ceux qui les ont inventez, & ceux qui les approuvent. **Pratique du Theatre Liv. II. chap. 6.**

Tempel war Ihro verwittweten Königlichen Majeſtät Schloßkapelle, die gerade an den Saal ſtieß, und mit ihm Communication hatte, damit Allerhöchſtdieſelben jederzeit trocknes Fußes zu dem Orte ihrer Andacht gelangen konnten. Nur ſollten wir ſie dieſes Weges nicht allein herauskommen, ſondern auch hereingehen ſehen; wenigſtens den Aegisth, der am Ende der vierten Scene zu laufen hat, und ja den kürzeſten Weg nehmen muß, wenn er, acht Zeilen darauf, ſeine That ſchon vollbracht haben ſoll.

Fünf und vierzigſtes Stück.

Den 2ten October, 1767.

2. Nicht weniger bequem hat es ſich der Herr von Voltaire mit der Einheit der Zeit gemacht. Man denke ſich einmal alles das, was er in ſeiner Merope vorgehen läßt, an Einem Tage geſchehen; und ſage, wie viel Ungereimtheiten man ſich dabey denken muß. Man nehme immer einen völligen, natürlichen Tag; man gebe ihm immer die dreyßig Stunden, auf die Corneille ihn auszudehnen erlauben will. Es iſt wahr, ich ſehe zwar keine phyſikaliſche Hinderniſſe, warum alle die Begebenheiten in dieſem Zeitraume nicht hätten geſchehen können; aber deſto mehr moraliſche. Es iſt freylich nicht unmöglich, daß man innerhalb zwölf Stunden um ein Frauenzimmer anhalten und mit ihr getrauet ſeyn kann; beſonders, wenn man es mit Gewalt vor den Prieſter ſchleppen darf. Aber wenn es geſchieht, verlangt man nicht eine ſo gewaltſame Beſchleunigung durch die allertriftigſten und dringendſten Urſachen gerechtfertiget zu wiſſen? Findet ſich hingegen auch kein Schatten von ſolchen Urſachen, wodurch ſoll uns, was blos phyſikaliſcher Weiſe möglich iſt, denn wahrſcheinlich werden? Der Staat will ſich einen König wählen; Polyphont und der abweſende Aegisth können allein dabey in Betrachtung kommen; um die Anſprüche des Aegisth zu vereiteln, will Polyphont die Mutter deſſelben heyrathen; an eben demſelben Tage, da die Wahl geſchehen ſoll, macht er ihr den Antrag; ſie weiſet ihn ab; die Wahl geht vor ſich, und fällt für ihn aus; Polyphont iſt alſo König, und man ſollte glauben, Aegisth möge nunmehr erſcheinen,

wenn er wolle, der neuerwählte König könne es, vors erſte, mit ihm anſehen. Nichtsweniger; er beſtehet auf der Heyrath, und beſtehet darauf, daß ſie noch deſſelben Tages vollzogen werden ſoll; eben des Tages, an dem er Meropen zum erſtenmale ſeine Hand angetragen; eben des Tages, da ihn das Volk zum Könige ausgerufen. Ein ſo alter Soldat, und ein ſo hitziger Freyer! Aber ſeine Freyerey, iſt nichts als Politik. Deſto ſchlimmer; diejenige, die er in ſein Intereſſe verwickeln will, ſo zu mißhandeln! Merope hatte ihm ihre Hand verweigert, als er noch nicht König war, als ſie glauben mußte, daß ihn ihre Hand vornehmlich auf den Thron verhelfen ſollte; aber nun iſt er König, und iſt es geworden, ohne ſich auf den Titel ihres Gemahls zu gründen; er wiederhole ſeinen Antrag, und vielleicht giebt ſie es näher; er laſſe ihr Zeit, den Abſtand zu vergeſſen, der ſich ehedem zwiſchen ihnen befand, ſich zu gewöhnen, ihn als ihres gleichen zu betrachten, und vielleicht iſt nur kurze Zeit dazu nöthig. Wenn er ſie nicht gewinnen kann, was hilft es ihn, ſie zu zwingen? Wird es ihren Anhängern unbekannt bleiben, daß ſie gezwungen worden? Werden ſie ihn nicht auch darum haſſen zu müſſen glauben? Werden ſie nicht auch darum dem Aegisth, ſobald er ſich zeigt, beyzutreten, und in ſeiner Sache zugleich die Sache ſeiner Mutter zu betreiben, ſich für verbunden achten? Vergebens, daß das Schickſal dem Tyrannen, der ganzer funfzehn Jahr ſonſt ſo bedächtlich zu Werke gegangen, dieſen Aegisth nun ſelbſt in die Hände liefert, und ihm dadurch ein Mittel, den Thron ohne alle Anſprüche zu beſitzen, anbietet, das weit kützer, weit unfehlbarer iſt, als die Verbindung mit ſeiner Mutter: es ſoll und muß geheyrathet ſeyn, und noch heute, und noch dieſen Abend; der neue König will bey der alten Königinn noch dieſe Nacht ſchlafen, oder es geht nicht gut. Kann man ſich etwas komiſcheres denken? In der Vorſtellung, meine ich; denn daß es einem Menſchen, der nur einen Funken von Verſtande hat, einkommen könne, wirklich ſo zu handeln, widerlegt ſich von ſelbſt. Was hilft es nun alſo dem Dichter, daß die beſondern Handlungen eines jeden Akts zu ihrer wirklichen Eräugung ungefehr nicht viel mehr Zeit brauchen würden, als auf die Vorſtellung dieſes Aktes geht; und daß dieſe Zeit mit der, welche auf die Zwiſchenakte gerechnet werden muß, noch lange keinen völligen Umlauf der Sonne erfodert: hat er darum die Einheit der Zeit beobachtet? Die Worte dieſer Regel hat er erfüllt, aber nicht ihren Geiſt. Denn was er an Einem Tage thun läßt, kann zwar an Einem Tage gethan werden, aber kein vernünftiger Menſch wird es an Einem Tage thun. Es iſt an der phyſiſchen Einheit der Zeit nicht genug; es muß auch die moraliſche dazu kommen, deren Verletzung allen und jeden empfindlich iſt, anſtatt daß die Verletzung der erſtern, ob ſie gleich meiſtens eine Unmöglichkeit involviret, dennoch nicht immer ſo allgemein anſtößig iſt, weil dieſe Unmöglichkeit vielen unbekannt bleiben kann. Wenn z. E. in einem Stücke, von einem Orte zum andern gereiſet wird, und dieſe Reiſe allein mehr als einen ganzen Tag erfodert, ſo iſt der Fehler nur denen merklich, welche den Abſtand des einen Ortes von dem andern wiſſen. Nun aber wiſſen nicht alle Menſchen die geographiſchen Diſtanzen; aber alle Menſchen können es an ſich ſelbſt merken, zu welchen Handlungen man ſich Einen Tag, und zu welchen man ſich mehrere nehmen ſollte. Welcher Dichter alſo die phyſiſche Einheit der Zeit nicht anders als durch Verletzung der moraliſchen zu beobachten verſtehet, und ſich kein Bedenken macht, dieſe jener aufzuopfern, der verſtehet ſich ſehr ſchlecht auf ſeinen Vortheil, und opfert das Weſentlichere dem Zufälligen auf. — Maffei nimmt doch wenigſtens noch eine Nacht zu Hülfe; und die Vermählung, die Polyphont der Merope heute andeutet, wird erſt den Morgen darauf vollzogen. Auch iſt es bey ihm nicht der Tag, an welchem Polyphont den Thron beſteiget; die Begebenheiten preſſen ſich folglich weniger; ſie eilen, aber ſie übereilen ſich nicht. Voltairens Polyphont iſt ein Ephemeron von einem Könige, der ſchon darum den zweyten Tag nicht zu regieren verdienet, weil er den erſten ſeine Sache ſo gar albern und dumm anfängt.

3. Maffei, ſagt Lindelle, verbinde öfters die Scenen nicht, und das Theater bleibe leer; ein Fehler, den man heut zu Tage auch den geringſten Poeten nicht verzeihe. „Die Verbindung „der Scenen, ſagt Corneille, iſt eine große Zierde eines Ge„dichts, und nichts kann uns von der Stetigkeit der Handlung

„beſſer verſichern, als die Stetigkeit der Vorſtellung. Sie iſt „aber doch nur eine Zierde, und keine Regel; denn die Alten „haben ſich ihr nicht immer unterworfen u. ſ. w.“ Wie? iſt die Tragödie bey den Franzoſen ſeit ihrem großen Corneille ſo viel vollkommener geworden, daß das, was dieſer blos für eine mangelnde Zierde hielt, nunmehr ein unverzeihlicher Fehler iſt? Oder haben die Franzoſen ſeit ihm das Weſentliche der Tragödie noch mehr verkennen gelernt, daß ſie auf Dinge einen ſo großen Werth legen, die im Grunde keinen haben? Bis uns dieſe Frage entſchieden iſt, mag Corneille immer wenigſtens eben ſo glaubwürdig ſeyn, als Lindelle; und was, nach jenem, alſo eben noch kein ausgemachter Fehler bey dem Maffei iſt, mag gegen den minder ſtreitigen des Voltaire aufgeben, nach welchem er das Theater öfters länger voll läßt, als es bleiben ſollte. Wenn z. E., in dem erſten Akte, Polyphont zu der Königinn kömmt, und die Königinn mit der dritten Scene abgeht, mit was für Recht kann Polyphont in dem Zimmer der Königinn verweilen? Iſt dieſes Zimmer der Ort, wo er ſich gegen ſeinen Vertrauten ſo frey herauslaſſen ſollte? Das Bedürfniß des Dichters verräth ſich in der vierten Scene gar zu deutlich, in der wir zwar Dinge erfahren, die wir nothwendig wiſſen müſſen, nur daß wir ſie an einem Orte erfahren, wo wir es nimmermehr erwartet hätten.

4. Maffei motivirt das Auftreten und Abgehen ſeiner Perſonen oft gar nicht: — und Voltaire motivirt es eben ſo oft falſch; welches wohl noch ſchlimmer iſt. Es iſt nicht genug, daß eine Perſon ſagt, warum ſie kömmt, man muß auch aus der Verbindung einſehen, daß ſie darum kommen müſſen. Es iſt nicht genug, daß ſie ſagt, warum ſie abgeht, man muß auch in dem Folgenden ſehen, daß ſie wirklich darum abgegangen iſt. Denn ſonſt iſt das, was ihr der Dichter desfalls in den Mund legt, ein bloßer Vorwand, und keine Urſache. Wenn z. E. Eurikles in der dritten Scene des zweyten Akts abgeht, um, wie er ſagt, die Freunde der Königinn zu verſammeln; ſo müßte man von dieſen Freunden und von dieſer ihrer Verſammlung auch hernach etwas hören. Da wir aber nichts davon zu hören bekommen, ſo iſt ſein Vorgeben ein ſchülerhaftes

Peto veniam exeundi, mit der erſten beſten Lügen, die dem Knaben einfällt. Er geht nicht ab, um das zu thun, was er ſagt, ſondern um, ein Paar Zeilen darauf, mit einer Nachricht wiederkommen zu können, die der Poet durch keinen andern ertheilen zu laſſen wußte. Noch ungeſchickter geht Voltaire mit dem Schluſſe ganzer Akte zu Werke. Am Ende des dritten ſagt Polyphont zu Meropen, daß der Altar ihrer erwarte, daß zu ihrer feyerlichen Verbindung ſchon alles bereit ſey; und ſo geht er mit einem Venez, Madame ab. Madame aber folgt ihm nicht, ſondern geht mit einer Exklamation zu einer andern Couliſſe hinein; worauf Polyphont den vierten Akt wieder anfängt, und nicht etwa ſeinen Unwillen äußert, daß ihm die Königinn nicht in den Tempel gefolgt iſt, (denn er irrte ſich, es hat mit der Trauung noch Zeit,) ſondern wiederum mit ſeinem Eror Dinge plaudert, über die er nicht hier, über die er zu Hauſe in ſeinem Gemache, mit ihm hätte ſchwatzen ſollen. Nun ſchließt auch der vierte Akt, und ſchließt vollkommen wie der dritte. Polyphont citirt die Königinn nochmals nach dem Tempel, Merope ſelbſt ſchreyet,

Courons tous vers le temple ou m'attend mon outrage;

und zu den Opferprieſtern, die ſie dahin abholen ſollen, ſagt ſie,

Vous venez à l'autel entrainer la victime.

Folglich werden ſie doch gewiß zu Anfange des fünften Akts in dem Tempel ſeyn, wo ſie nicht ſchon gar wieder zurück ſind? Keines von beiden; gut Ding will Weile haben; Polyphont hat noch etwas vergeſſen, und kömmt noch einmal wieder, und ſchickt auch die Königinn noch einmal wieder. Vortrefflich! Zwiſchen dem dritten und vierten, und zwiſchen dem vierten und fünften Akte geſchieht demnach nicht allein das nicht, was geſchehen ſollte; ſondern es geſchieht auch, platter Dings, gar nichts, und der dritte und vierte Akt ſchlieſſen blos, damit der vierte und fünfte wieder anfangen können.

Sechs und vierzigſtes Stück.

Den 6ten October, 1767.

Ein anderes iſt, ſich mit den Regeln abfinden, ein anderes, ſie wirklich beobachten. Jenes thun die Franzoſen; dieſes ſcheinen nur die Alten verſtanden zu haben.

Die Einheit der Handlung war das erſte dramatiſche Geſetz der Alten; die Einheit der Zeit und die Einheit des Ortes waren gleichſam nur Folgen aus jener, die ſie ſchwerlich ſtrenger beobachtet haben würden, als es jene nothwendig erfordert hätte, wenn nicht die Verbindung des Chors dazu gekommen wäre. Da nehmlich ihre Handlungen eine Menge Volks zum Zeugen haben mußten, und dieſe Menge immer die nehmliche blieb, welche ſich weder weiter von ihren Wohnungen entfernen, noch länger aus denſelben wegbleiben konnte, als man gewöhnlichermaaßen der bloßen Neugierde wegen zu thun pflegt: ſo konnten ſie faſt nicht anders, als den Ort auf einen und eben denſelben individuellen Platz, und die Zeit auf einen und eben denſelben Tag einſchränken. Dieſer Einſchränkung unterwarfen ſie ſich denn auch bona fide; aber mit einer Biegſamkeit, mit einem Verſtande, daß ſie, unter neunmalen, ſiebenmal weit mehr dabey gewannen, als verloren. Denn ſie lieſſen ſich dieſen Zwang einen Anlaß ſeyn, die Handlung ſelbſt ſo zu ſimplifiiren, alles Ueberflüßige ſo ſorgfältig von ihr abzuſondern, daß ſie, auf ihre weſentlichſten Beſtandtheile gebracht, nichts als ein Ideal von dieſer Handlung ward, welches ſich gerade in derjenigen Form am glücklichſten ausbildete, die den wenigſten Zuſatz von Umſtänden der Zeit und des Ortes verlangte.

Die Franzoſen hingegen, die an der wahren Einheit der Handlung keinen Geſchmack fanden, die durch die wilden Intriguen der ſpaniſchen Stücke ſchon verwöhnt waren, ehe ſie die griechiſche Simplicität kennen lernten, betrachteten die Einheiten der Zeit und des Orts, nicht als Folgen jener Einheit, ſondern als für ſich zur Vorſtellung einer Handlung unumgängliche Erforderniſſe, welche ſie auch ihren reichern und verwickeltern Handlungen in eben der Strenge anpaſſen müßten, als es nur immer der Gebrauch des Chors erfordern könnte, dem ſie doch gänzlich entſagt hatten. Da ſie aber fanden, wie ſchwer, ja wie unmöglich öfters, dieſes ſey: ſo trafen ſie mit den tyranniſchen Regeln, welchen ſie ihren völligen Gehorſam aufzukündigen, nicht Muth genug hatten, ein Abkommen. Anſtatt eines einzigen Ortes, führten ſie einen unbeſtimmten Ort ein, unter dem man ſich bald den, bald jenen, einbilden könne; genug, wenn dieſe Orte zuſammen nur nicht gar zu weit aus einander lägen, und keiner eine beſondere Verzierung bedürfe, ſondern die nehmliche Verzierung ungefehr dem einen ſo gut als dem andern zukommen könne. Anſtatt der Einheit des Tages, ſchoben ſie die Einheit der Dauer unter; und eine gewiſſe Zeit, in der man von keinem Aufgehen und Untergehen der Sonne hörte, in der niemand zu Bette ging, wenigſtens nicht öfterer als einmal zu Bette ging, mochte ſich doch ſonſt noch ſo viel und mancherley darinn eräugnen, ließen ſie für Einen Tag gelten.

Niemand würde ihnen dieſes verdacht haben; denn unſtreitig laſſen ſich auch ſo noch vortreffliche Stücke machen; und das Sprichwort ſagt, bohre das Bret, wo es am dünnſten iſt. — Aber ich muß meinen Nachbar nur auch da bohren laſſen. Ich muß ihm nicht immer nur die dickeſte Kante, den aſtigſten Theil des Bretes zeigen, und ſchreyen: Da bohre mir durch! da pflege ich durchzubohren! — Gleichwohl ſchreyen die franzöſiſchen Kunſtrichter alle ſo; beſonders wenn ſie auf die dramatiſchen Stücke der Engländer kommen. Was für ein Aufhebens machen ſie von der Regelmäßigkeit, die ſie ſich ſo unendlich erleichtert haben! — Doch mir ekelt, mich bey dieſen Elementen länger aufzuhalten.

Möchten meinetwegen Voltairens und Maffeis Merope acht Tage dauern, und an ſieben Orten in Griechenland ſpielen! Möchten ſie aber auch nur die Schönheiten haben, die mich dieſe Pedanterieen vergeſſen machen!

Die ſtrengſte Regelmäßigkeit kann den kleinſten Fehler in den Charakteren nicht aufwiegen. Wie abgeſchmackt Polyphont bey dem Maffei öfters ſpricht und handelt, iſt Lindellen nicht entgangen. Er hat Recht über die heilloſen Maximen zu ſpotten, die Maffei ſeinem Tyrannen in den Mund legt. Die Edelſten und Beſten des Staats aus dem Wege zu räumen;

das Volk in alle die Wollüſte zu verſenken, die es entkräften und weibiſch machen können; die größten Verbrechen, unter dem Scheine des Mitleids und der Gnade, ungeſtraft zu laſſen u. ſ. w. wenn es einen Tyrannen giebt, der dieſen unſinnigen Weg zu regieren einſchlägt, wird er ſich deſſen auch rühmen? So ſchildert man die Tyrannen in einer Schulübung; aber ſo hat noch keiner von ſich ſelbſt geſprochen.(*) — Es iſt wahr, ſo gar froſtig und wahnwitzig läßt Voltaire ſeinen Polyphont nicht deklamiren; aber mit unter läßt er ihn doch auch Dinge ſagen, die gewiß kein Mann von dieſer Art über die Zunge bringt. Z. E.

— Des Dieux quelquefois la longue patience
Fait ſur nous à pas lents deſcendre la vengeance —

Ein Polyphont ſollte dieſe Betrachtung wohl machen; aber er macht ſie nie. Noch weniger wird er ſie in dem Augenblicke machen, da er ſich zu neuen Verbrechen aufmuntert:

Eh bien, encore ce crime! — —

Wie unbeſonnen, und in den Tag hinein, er gegen Meropen handelt, habe ich ſchon berührt. Sein Betragen gegen den Aegisth ſieht einem eben ſo verſchlagenen als entſchloſſenen

---

(*) Atto III. Sc. II.

—— —— —— Quando
Saran da poi ſopiti alquanto, e queti
Gli animi, l'arte del regnar mi giovi.
Per mute oblique vie n'andranno a Stige
L'alme piu audaci, e generoſe. A i vizi
Per cui vigor ſi abbatte, ardir ſi toglie
Il freno allargherò. Lunga clemenza
Con pompa di pietà farò, che ſplenda
Su i delinquenti; a i gran delitti invito,
Onde reſtino i buoni eſpoſti, e paghi
Renda gl' iniqui la licenza; ed onde
Poi fra ſe diſtruggendoſi, in crudeli
Gare private il lor furor ſi ſtempri.
Udrai ſovente riſonar gli editti,
E raddoppiar le leggi, che al ſovrano
Giovan ſervate, e transgredite. Udrai
Correr minaccia ognor di guerra eſterna;
Ond' io n'andrò ſu l'atterrita plebe
Sempre creſcendo i peſi, e peregrine
Milizie introdurrò. —— ——

Manne, wie ihn uns der Dichter von Anfange ſchildert, noch weniger ähnlich. Aegisth hätte bey dem Opfer gerade nicht erſcheinen müſſen. Was ſoll er da? Ihm Gehorſam ſchwören? In den Augen des Volks? Unter dem Geſchrey ſeiner verzweifelnden Mutter? Wird da nicht unfehlbar geſchehen, was er zuvor ſelbſt beſorgte?(*) Er hat ſich für ſeine Perſon alles von dem Aegisth zu verſehen; Aegisth verlangt nur ſein Schwerdt wieder, um den ganzen Streit zwiſchen ihnen mit eins zu entſcheiden; und dieſen tollkühnen Aegisth läßt er ſich an dem Altare, wo das erſte das beſte, was ihm in die Hand fällt, ein Schwerdt werden kann, ſo nahe kommen? Der Polyphont des Maffei iſt von dieſen Ungereimtheiten frey; denn dieſer kennt den Aegisth nicht, und hält ihn für ſeinen Freund. Warum hätte Aegisth ſich ihm alſo bey dem Altare nicht nähern dürfen? Niemand gab auf ſeine Bewegungen Acht; der Streich war geſchehen, und er zu dem zweyten ſchon bereit, ehe es noch einem Menſchen einkommen konnte, den erſten zu rächen.

„Merope, ſagt Lindelle, wenn ſie bey dem Maffei erfährt, „daß ihr Sohn ermordet ſey, will dem Mörder das Herz aus „dem Leibe reiſſen, und es mit ihren Zähnen zerfleiſchen.(**) „Das heißt, ſich wie eine Kannibalinn, und nicht wie eine „betrübte Mutter ausdrücken; das Anſtändige muß überall „beobachtet werden.“ Ganz recht; aber obgleich die franzöſiſche

---

(*) Acte I. Sc. 4.

Si ce fils, tant pleuré, dans Meſſene eſt produit,
De quinze ans de travaux j'ai perdu tout le fruit.
Crois-moi, ces prejugés de ſang & de naiſſance
Revivront dans les cœurs, y prendront ſa défenſe.
Le ſouvenir du pere, & cent rois pour ayeux,
Cet honneur pretendu d'être iſſu de nos Dieux;
Les cris, le deſeſpoir d'une mere eplorée,
Detruiront ma puiſſance encor mal aſſurée.

(**) Atto II. Sc. 6.

Quel ſcelerato in mio poter vorrei
Per trarne prima, s'ebbe parte in queſto
Aſſaſſinio il tiranno; io voglio poi
Con una ſcure ſpalancargli il petto,
Voglio ſtrappargli il cor, voglio co' denti
Lacerarlo, e ſbranarlo —— ——

Merope delikater iſt, als daß ſie ſo in ein rohes Herz, ohne Salz und Schmalz, beiſſen ſollte: ſo dünkt mich doch, iſt ſie im Grunde eben ſo gut Kannibalinn, als die Italieniſche. —

Sieben und vierzigſtes Stück.

Den 9ten October, 1767.

Und wie das? — Wenn es unſtreitig iſt, daß man den Menſchen mehr nach ſeinen Thaten, als nach ſeinen Reden richten muß; daß ein raſches Wort, in der Hitze der Leidenſchaft ausgeſtoſſen, für ſeinen moraliſchen Charakter wenig, eine überlegte kalte Handlung aber alles beweiſet: ſo werde ich wohl Recht haben. Merope, die ſich in der Ungewißheit, in welcher ſie von dem Schickſale ihres Sohnes iſt, dem bangſten Kummer überläßt, die immer das Schrecklichſte beſorgt, und in der Vorſtellung, wie unglücklich ihr abweſender Sohn vielleicht ſey, ihr Mitleid über alle Unglückliche erſtrecket: iſt das ſchöne Ideal einer Mutter. Merope, die in dem Augenblicke, da ſie den Verluſt des Gegenſtandes ihrer Zärtlichkeit erfährt, von ihrem Schmerze betäubt dahin ſinkt, und plötzlich, ſobald ſie den Mörder in ihrer Gewalt höret, wieder aufſpringt, und tobet, und wüthet, und die blutigſte ſchrecklichſte Rache an ihm zu vollziehen drohet, und wirklich vollziehen würde, wenn er ſich eben unter ihren Händen befände: iſt eben dieſes Ideal, nur in dem Stande einer gewaltſamen Handlung, in welchem es an Ausdruck und Kraft gewinnet, was es an Schönheit und Rührung verlohren hat. Aber Merope, die ſich zu dieſer Rache Zeit nimmt, Anſtalten dazu vorkehret, Feyerlichkeiten dazu anordnet, und ſelbſt die Henkerinn ſeyn, nicht tödten ſondern martern, nicht ſtrafen ſondern ihre Augen an der Strafe weiden will: iſt das auch noch eine Mutter? Freylich wohl; aber eine Mutter, wie wir ſie uns unter den Kanibalinnen denken; eine Mutter, wie es jede Bärinn iſt. — Dieſe Handlung der Merope gefalle wem da will; mir ſage er es nur nicht, daß ſie ihm gefällt, wenn ich ihn nicht eben ſo ſehr verachten, als verabſcheuen ſoll.

Vielleicht dürfte der Herr von Voltaire auch dieſes zu einem Fehler des Stoffes machen; vielleicht dürfte er ſagen, Merope müſſe ja wohl den Aegisth mit eigner Hand umbringen wollen, oder der ganze Coup de Théâtre, den Ariſtoteles ſo ſehr anpreiſe, der die empfindlichen Athenienſer ehedem ſo ſehr entzückt habe, falle weg. Aber der Herr von Voltaire würde ſich wiederum irren, und die willkührlichen Abweichungen des Maffei abermals für den Stoff ſelbſt nehmen. Der Stoff erfordert zwar, daß Merope den Aegisth mit eigner Hand ermorden will, allein er erfordert nicht, daß ſie es mit aller Ueberlegung thun muß. Und ſo ſcheinet ſie es auch bey dem Euripides nicht gethan zu haben, wenn wir anders die Fabel des Hyginus für den Auszug ſeines Stücks annehmen dürfen. Der Alte kömmt und ſagt der Königinn weinend, daß ihm ihr Sohn weggekommen; eben hatte ſie gehört, daß ein Fremder angelangt ſey, der ſich rühme, ihn umgebracht zu haben, und daß dieſer Fremde ruhig unter ihrem Dache ſchlafe; ſie ergreift das erſte das beſte, was ihr in die Hände fällt, eilet voller Wuth nach dem Zimmer des Schlafenden, der Alte ihr nach, und die Erkennung geſchieht in dem Augenblicke, da das Verbrechen geſchehen ſollte. Das war ſehr ſimpel und natürlich, ſehr rührend und menſchlich! Die Athenienſer zitterten für den Aegisth, ohne Meropen verabſcheuen zu dürfen. Sie zitterten für Meropen ſelbſt, die durch die gutartigſte Uebereilung Gefahr lief, die Mörderinn ihres Sohnes zu werden. Maffei und Voltaire aber machen mich blos für den Aegisth zittern; denn auf ihre Merope bin ich ſo ungehalten, daß ich es ihr faſt gönnen möchte, ſie vollführte den Streich. Möchte ſie es doch haben! Kann ſie ſich Zeit zur Rache nehmen, ſo hätte ſie ſich auch Zeit zur Unterſuchung nehmen ſollen. Warum iſt ſie ſo eine blutdürſtige Beſtie? Er hat ihren Sohn umgebracht: gut; ſie mache in der erſten Hitze mit dem Mörder was ſie will, ich verzeihe ihr, ſie iſt Menſch und Mutter; auch will ich gern mit ihr jammern und verzweifeln, wenn ſie finden ſollte, wie ſehr ſie ihre erſte raſche Hitze zu verwünſchen habe. Aber, Madame, einen jungen Menſchen, der Sie kurz zuvor ſo ſehr intereſſirte, an dem Sie ſo viele Merkmahle der Aufrichtigkeit und Unſchuld erkannten, weil man eine alte Rüſtung bey ihm findet, die nur Ihr Sohn tragen ſollte, als den Mörder Ihres

Sohnes, an dem Grabmahle ſeines Vaters, mit eigner Hand abſchlachten zu wollen, Leibwache und Prieſter dazu zu Hülfe zu nehmen — O pfuy, Madame! Ich müßte mich ſehr irren, oder Sie wären in Athen ausgepfiffen worden.

Daß die Unſchicklichkeit, mit welcher Polyphont nach funfzehn Jahren die veraltete Merope zur Gemahlinn verlangt, eben ſo wenig ein Fehler des Stoffes iſt, habe ich ſchon berührt. (*) Denn nach der Fabel des Hyginus hatte Polyphont Meropen gleich nach der Ermordung des Kreſphonts geheyrathet; und es iſt ſehr glaublich, daß ſelbſt Euripides dieſen Umſtand ſo angenommen hatte. Warum ſollte er auch nicht? Eben die Gründe, mit welchen Eurikles, beym Voltaire, Meropen itzt nach funfzehn Jahren bereden will, dem Tyrannen ihre Hand zu geben, (**) hätten ſie auch vor funfzehn Jahren dazu vermögen können. Es war ſehr in der Denkungsart der alten griechiſchen Frauen, daß ſie ihren Abſcheu gegen die Mörder ihrer Männer überwanden und ſie zu ihren zweyten Männern annahmen, wenn ſie ſahen, daß den Kindern ihrer erſten Ehe Vor-

---

(*) Oben S. 199.

(**) Acte II. Sc. I.

—— —— Mer. Non, mon fils ne le ſouffrirait pas.
L'exil ou ſon enfance a langui condamnée
Lui ſerait moins affreux que ce lâche hymenée.
Eur. Il le condamnerait, ſi, paiſible en ſon rang,
Il n'en croyait ici que les droits de ſon ſang;
Mais ſi par les malheurs ſon ame etait inſtruite,
Sur ſes vrais intérêts s'il réglait ſa conduite,
De ſes triſtes amis s'il conſultait la voix,
Et la neceſſité ſouveraine des loix,
Il verrait que jamais ſa malheureuſe mere
Ne lui donna d'amour une marque plus chére.
Me. Ah que me dites-vous?
                                        Eur. De dures vérités
Qui m'arrachent mon zéle & vos calamités.
Me. Quoi! Vous me demandez que l'interet ſurmonte
Cette invincible horreur que j'ai pour Poliſonte!
Vous qui me l'avez peint de ſi noires couleurs!
Eur. Je l'ai peint dangereux, je connais ſes fureurs;
Mais il eſt tout-puiſſant; mais rien ne lui réſiſte;
Il eſt ſans héritier, & vous aimez Egiſte. —

theil daraus erwachſen könne. Ich erinnere mich etwas ähnliches in dem griechiſchen Roman des Charitons, den d'Orville herausgegeben, ehedem geleſen zu haben, wo eine Mutter das Kind ſelbſt, welches ſie noch unter ihrem Herzen trägt, auf eine ſehr rührende Art darüber zum Richter nimmt. Ich glaube, die Stelle verdiente angeführt zu werden; aber ich habe das Buch nicht bey der Hand. Genug, daß das, was dem Eurikles Voltaire ſelbſt in den Mund legt, hinreichend geweſen wäre, die Aufführung ſeiner Merope zu rechtfertigen, wenn er ſie als die Gemahlinn des Polyphonts eingeführet hätte. Die kalten Scenen einer politiſchen Liebe wären dadurch weggefallen; und ich ſehe mehr als einen Weg, wie das Intereſſe durch dieſen Umſtand ſelbſt noch weit lebhafter, und die Situationen noch weit intriguanter hätten werden können.

Doch Voltaire wollte durchaus auf dem Wege bleiben, den ihm Maffei gebahnet hatte, und weil es ihm gar nicht einmal einfiel, daß es einen beſſern geben könne, daß dieſer beſſere eben der ſey, der ſchon vor Alters befahren worden, ſo begnügte er ſich auf jenem ein Paar Sandſteine aus dem Gleiſſe zu räumen, über die er meinet, daß ſein Vorgänger faſt umgeſchmiſſen hätte. Würde er wohl ſonſt auch dieſes von ihm beybehalten haben, daß Aegisth, unbekannt mit ſich ſelbſt, von ungefehr nach Meſſene gerathen, und daſelbſt durch kleine zweydeutige Merkmahle in den Verdacht kommen muß, daß er der Mörder ſeiner ſelbſt ſey? Bey dem Euripides kannte ſich Aegisth vollkommen, kam in dem ausdrücklichen Vorſatze, ſich zu rächen, nach Meſſene, und gab ſich ſelbſt für den Mörder des Aegisth aus; nur daß er ſich ſeiner Mutter nicht entdeckte, es ſey aus Vorſicht, oder aus Mißtrauen, oder aus was ſonſt für Urſache, an der es ihm der Dichter gewiß nicht wird haben mangeln laſſen. Ich habe zwar oben (*) dem Maffei einige Gründe zu allen den Veränderungen, die er mit dem Plane des Euripides gemacht hat, von meinem Eigenen geliehen. Aber ich bin weit entfernt, die Gründe für wichtig, und die Veränderungen für glücklich genug auszugeben. Vielmehr behaupte ich, daß jeder Tritt, den er aus den Fußtapfen des Griechen zu thun

---

(*) S. 181.

gewagt, ein Fehltritt geworden. Daß ſich Aegisth nicht kennet, daß er von ungefehr nach Meſſene kömmt, und per combinazione d'accidenti (wie Maffei es ausdrückt) für den Mörder des Aegisth gehalten wird, giebt nicht allein der ganzen Geſchichte ein ſehr verwirrtes, zweydeutiges und romanenhaftes Anſehen, ſondern ſchwächt auch das Intereſſe ungemein. Bey dem Euripides wußte es der Zuſchauer von dem Aegisth ſelbſt, daß er Aegisth ſey, und je gewiſſer er es wußte, daß Merope ihren eignen Sohn umzubringen kommt, deſto größer mußte nothwendig das Schrecken ſeyn, das ihn darüber befiel, deſto quälender das Mitleid, welches er voraus ſahe, Falls Merope an der Vollziehung nicht zu rechter Zeit verhindert würde. Bey dem Maffei und Voltaire hingegen, vermuthen wir es nur, daß der vermeinte Mörder des Sohnes der Sohn wohl ſelbſt ſeyn könne, und unſer größtes Schrecken iſt auf den einzigen Augenblick verſparet, in welchem es Schrecken zu ſeyn aufhöret. Das ſchlimmſte dabey iſt noch dieſes, daß die Gründe, die uns in dem jungen Fremdlinge den Sohn der Merope vermuthen laſſen, eben die Gründe ſind, aus welchen es Merope ſelbſt vermuthen ſollte; und daß wir ihn, beſonders bey Voltairen, nicht in dem allergeringſten Stücke näher und zuverläßiger kennen, als ſie ihn ſelbſt kennen kann. Wir trauen alſo dieſen Gründen entweder eben ſo viel, als ihnen Merope trauet, oder wir trauen ihnen mehr. Trauen wir ihnen eben ſo viel, ſo halten wir den Jüngling mit ihr für einen Betrieger, und das Schickſal, das ſie ihm zugedacht, kann uns nicht ſehr rühren. Trauen wir ihnen mehr, ſo tadeln wir Meropen, daß ſie nicht beſſer darauf merket, und ſich von weit ſeichtern Gründen hinreiſſen läßt. Beides aber taugt nicht.

Acht und vierzigſtes Stück.

Den 13ten October, 1767.

Es iſt wahr, unſere Ueberraſchung iſt gröſſer, wenn wir es nicht eher mit völliger Gewißheit erfahren, daß Aegisth Aegisth iſt, als bis es Merope ſelbſt erfährt. Aber das armſelige Vergnügen einer Ueberraſchung! Und was braucht der Dichter uns zu überraſchen? Er überraſche ſeine Perſonen, ſo viel er will;

wir werden unſer Theil ſchon davon zu nehmen wiſſen, wenn wir, was ſie ganz unvermuthet treffen muß, auch noch ſo lange vorausgeſehen haben. Ja, unſer Antheil wird um ſo lebhafter und ſtärker ſeyn, je länger und zuverläſſiger wir es vorausgeſehen haben.

Ich will, über dieſen Punkt, den beſten franzöſiſchen Kunſtrichter für mich ſprechen laſſen. „In den verwickelten Stücken, ſagt Diderot, (*) iſt das Intereſſe mehr die Wirkung des Plans, als der Reden; in den einfachen Stücken hingegen iſt es mehr die Wirkung der Reden, als des Plans. Allein worauf muß ſich das Intereſſe beziehen? Auf die Perſonen? Oder auf die Zuſchauer? Die Zuſchauer ſind nichts als Zeugen, von welchen man nichts weiß. Folglich ſind es die Perſonen, die man vor Augen haben muß. Ohnſtreitig! Dieſe laſſe man den Knoten ſchürzen, ohne daß ſie es wiſſen; für dieſe ſey alles undurchdringlich; dieſe bringe man, ohne daß ſie es merken, der Auflöſung immer näher und näher. Sind dieſe nur in Bewegung, ſo werden wir Zuſchauer den nehmlichen Bewegungen ſchon auch nachgeben, ſie ſchon auch empfinden müſſen. — Weit gefehlt, daß ich mit den meiſten, die von der dramatiſchen Dichtkunſt geſchrieben haben, glauben ſollte, man müſſe die Entwicklung vor dem Zuſchauer verbergen. Ich dächte vielmehr, es ſollte meine Kräfte nicht überſteigen, wenn ich mir ein Werk zu machen vorſetzte, wo die Entwicklung gleich in der erſten Scene verrathen würde, und aus dieſem Umſtande ſelbſt das allerſtärkeſte Intereſſe entſpränge. — Für den Zuſchauer muß alles klar ſeyn. Er iſt der Vertraute einer jeden Perſon; er weiß alles was vorgeht, alles was vorgegangen iſt; und es giebt hundert Augenblicke, wo man nichts beſſers thun kann, als daß man ihm gerade vorausſagt, was noch vorgehen ſoll. — O ihr Verfertiger allgemeiner Regeln, wie wenig verſteht ihr die Kunſt, und wie wenig beſitzt ihr von dem Genie, das die Muſter hervorgebracht hat, auf welche ihr ſie bauet, und das ſie übertreten kann, ſo oft es ihm beliebt! — Meine Gedanken mögen ſo paradox ſcheinen, als ſie wollen: ſo viel weiß ich gewiß, daß für Eine

---

(*) In ſeiner dramatiſchen Dichtkunſt, hinter dem Hausvater S. 327. der Uebſ.

Gelegenheit, wo es nützlich iſt, dem Zuſchauer einen wichtigen Vorfall ſo lange zu verhehlen, bis er ſich eräugnet, es immer zehn und mehrere giebt, wo das Intereſſe gerade das Gegentheil erfodert. — Der Dichter bewerkſtelliget durch ſein Geheimniß eine kurze Ueberraſchung; und in welche anhaltende Unruhe hätte er uns ſtürzen können, wenn er uns kein Geheimniß daraus gemacht hätte! — Wer in Einem Augenblicke getroffen und niedergeſchlagen wird, den kann ich auch nur Einen Augenblick betauern. Aber wie ſteht es alsdenn mit mir, wenn ich den Schlag erwarte, wenn ich ſehe, daß ſich das Ungewitter über meinem oder eines andern Haupte zuſammenziehet, und lange Zeit darüber verweilet? — Meinetwegen mögen die Perſonen alle einander nicht kennen; wenn ſie nur der Zuſchauer alle kennet. — Ja, ich wollte faſt behaupten, daß der Stoff, bey welchem die Verſchweigungen nothwendig ſind, ein undankbarer Stoff iſt; daß der Plan, in welchem man ſeine Zuflucht zu ihnen nimmt, nicht ſo gut iſt, als der, in welchem man ſie hätte entübrigen können. Sie werden nie zu etwas Starkem Anlaß geben. Immer werden wir uns mit Vorbereitungen beſchäftigen müſſen, die entweder allzu dunkel oder allzu deutlich ſind. Das ganze Gedicht wird ein Zuſammenhang von kleinen Kunſtgriffen werden, durch die man weiter nichts als eine kurze Ueberraſchung hervorzubringen vermag. Iſt hingegen alles, was die Perſonen angeht, bekannt: ſo ſehe ich in dieſer Vorausſetzung die Quelle der allerheftigſten Bewegungen. — Warum haben gewiſſe Monologen eine ſo groſſe Wirkung? Darum, weil ſie mir die geheimen Anſchläge einer Perſon vertrauen, und dieſe Vertraulichkeit mich den Augenblick mit Furcht oder Hoffnung erfüllet. — Wenn der Zuſtand der Perſonen unbekannt iſt, ſo kann ſich der Zuſchauer für die Handlung nicht ſtärker intereſſiren, als die Perſonen. Das Intereſſe aber wird ſich für den Zuſchauer verdoppeln, wenn er Licht genug hat, und es fühlet, daß Handlung und Reden ganz anders ſeyn würden, wenn ſich die Perſonen kennten. Alsdenn nur werde ich es kaum erwarten können, was aus ihnen werden wird, wenn ich das, was ſie wirklich ſind, mit dem, was ſie thun oder thun wollen, vergleichen kann.“

Dieſes auf den Aegisth angewendet, iſt es klar, für welchen von beiden Planen ſich Diderot erklären würde: ob für den alten des Euripides, wo die Zuſchauer gleich vom Anfange den Aegisth eben ſo gut kennen, als er ſich ſelbſt; oder für den neuern des Maffei, den Voltaire ſo blindlings angenommen, wo Aegisth ſich und den Zuſchauern ein Räthſel iſt, und dadurch das ganze Stück „zu einem Zuſammenhange von kleinen Kunſtgriffen“ macht, die weiter nichts als eine kurze Ueberraſchung hervorbringen.

Diderot hat auch nicht ganz Unrecht, ſeine Gedanken über die Entbehrlichkeit und Geringfügigkeit aller ungewiſſen Erwartungen und plötzlichen Ueberraſchungen, die ſich auf den Zuſchauer beziehen, für eben ſo neu als gegründet auszugeben. Sie ſind neu, in Anſehung ihrer Abſtraction, aber ſehr alt in Anſehung der Muſter, aus welchen ſie abſtrahiret worden. Sie ſind neu, in Betrachtung, daß ſeine Vorgänger nur immer auf das Gegentheil gedrungen; aber unter dieſe Vorgänger gehört weder Ariſtoteles noch Horaz, welchen durchaus nichts entfahren iſt, was ihre Ausleger und Nachfolger in ihrer Prädilection für dieſes Gegentheil hätte beſtärken können, deſſen gute Wirkung ſie weder den meiſten noch den beſten Stücken der Alten abgeſehen hatten.

Unter dieſen war beſonders Euripides ſeiner Sache ſo gewiß, daß er faſt immer den Zuſchauern das Ziel voraus zeigte, zu welchem er ſie führen wollte. Ja, ich wäre ſehr geneigt, aus dieſem Geſichtspunkte die Vertheidigung ſeiner Prologen zu übernehmen, die den neuern Kriticis ſo ſehr mißfallen. „Nicht genug, ſagt Hedelin, daß er meiſtentheils alles, was vor der Handlung des Stücks vorhergegangen, durch eine von ſeinen Hauptperſonen den Zuhörern geradezu erzehlen läßt, um ihnen auf dieſe Weiſe das Folgende verſtändlich zu machen: er nimmt auch wohl öfters einen Gott dazu, von dem wir annehmen müſſen, daß er alles weiß, und durch den er nicht allein was geſchehen iſt, ſondern auch alles, was noch geſchehen ſoll, uns kund macht. Wir erfahren ſonach gleich Anfangs die Entwicklung und die ganze Kataſtrophe, und ſehen jeden Zufall ſchon von weiten kommen. Dieſes aber iſt ein ſehr merklicher Fehler, welcher der Ungewißheit und Erwartung, die auf dem Theater beſtändig herrſchen ſollen, gänzlich zuwider iſt, und alle Annehmlichkeiten des Stückes vernichtet, die faſt einzig und allein auf der Neuheit und Ueberraſchung beruhen."(*) Nein: der tragiſchſte von allen tragiſchen Dichtern dachte ſo geringſchätzig von ſeiner Kunſt nicht; er wußte, daß ſie einer weit höhern Vollkommenheit fähig wäre, und daß die Ergetzung einer kindiſchen Neugierde das geringſte ſey, worauf ſie Anſpruch mache. Er ließ ſeine Zuhörer alſo, ohne Bedenken, von der bevorſtehenden Handlung eben ſo viel wiſſen, als nur immer ein Gott davon wiſſen konnte; und verſprach ſich die Rührung, die er hervorbringen wollte, nicht ſowohl von dem, was geſchehen ſollte, als von der Art, wie es geſchehen ſollte. Folglich müßte den Kunſtrichtern hier eigentlich weiter nichts anſtößig ſeyn, als nur dieſes, daß er uns die nöthige Kenntniß des Vergangnen und des Zukünftigen nicht durch einen feinern Kunſtgriff beyzubringen geſucht; daß er ein höheres Weſen, welches wohl noch dazu an der Handlung keinen Antheil nimmt, dazu gebrauchet; und daß er dieſes höhere Weſen ſich geradezu an die Zuſchauer wenden laſſen, wodurch die dramatiſche Gattung mit der erzehlenden vermiſcht werde. Wenn ſie aber ihren Tadel ſodann blos hierauf einſchränkten, was wäre denn ihr Tadel? Iſt uns das Nützliche und Nothwendige niemals willkommen, als wenn es uns verſtohlner Weiſe zugeſchanzt wird? Giebt es nicht Dinge, beſonders in der Zukunft, die durchaus niemand anders als ein Gott wiſſen kann? Und wenn das Intereſſe auf ſolchen Dingen beruht, iſt es nicht beſſer, daß wir ſie durch die Darzwiſchenkunft eines Gottes vorher erfahren, als gar nicht? Was will man endlich mit der Vermiſchung der Gattungen überhaupt? In den Lehrbüchern ſondre man ſie ſo genau von einander ab, als möglich: aber wenn ein Genie, höherer Abſichten wegen, mehrere derſelben in einem und eben demſelben Werke zuſammenflieſſen läßt, ſo vergeſſe man das Lehrbuch, und unterſuche blos, ob es dieſe höhere Abſichten erreicht hat. Was geht mich es an, ob ſo ein Stück des Euripides weder ganz Erzehlung,

---

(*) Pratique du Théâtre Lib. III. chap. 1.

noch ganz Drama iſt? Nennt es immerhin einen Zwitter; genug, daß mich dieſer Zwitter mehr vergnügt, mehr erbauet, als die geſetzmäßigſten Geburten eurer correkten Racinen, oder wie ſie ſonſt heiſſen. Weil der Mauleſel weder Pferd noch Eſel iſt, iſt er darum weniger eines von den nutzbarſten laſttragenden Thieren? —

Neun und vierzigſtes Stück.

Den 16ten October, 1767.

Mit einem Worte; wo die Tadler des Euripides nichts als den Dichter zu ſehen glauben, der ſich aus Unvermögen, oder aus Gemächlichkeit, oder aus beiden Urſachen, ſeine Arbeit ſo leicht machte, als möglich; wo ſie die dramatiſche Kunſt in ihrer Wiege zu finden vermeinen: da glaube ich dieſe in ihrer Vollkommenheit zu ſehen, und bewundere in jenem den Meiſter, der im Grunde eben ſo regelmäßig iſt, als ſie ihn zu ſeyn verlangen, und es nur dadurch weniger zu ſeyn ſcheinet, weil er ſeinen Stücken eine Schönheit mehr ertheilen wollen, von der ſie keinen Begriff haben.

Denn es iſt klar, daß alle die Stücke, deren Prologe ihnen ſo viel Aergerniß machen, auch ohne dieſe Prologe, vollkommen ganz, und vollkommen verſtändlich ſind. Streichet z. E. vor dem Jon den Prolog des Merkurs, vor der Hekuba den Prolog des Polydors weg; laßt jenen ſogleich mit der Morgenandacht des Jon, und dieſe mit den Klagen der Hekuba anfangen; ſind beide darum im geringſten verſtümmelt? Woher würdet ihr, was ihr weggeſtrichen habt, vermiſſen, wenn es gar nicht da wäre? Behält nicht alles den nehmlichen Gang, den nehmlichen Zuſammenhang? Bekennet ſogar, daß die Stücke, nach eurer Art zu denken, deſto ſchöner ſeyn würden, wenn wir aus den Prologen nicht wüßten, daß der Jon, welchen Kreuſa will vergiften laſſen, der Sohn dieſer Kreuſa iſt, daß die Kreuſa, welche Jon von dem Altar zu einem ſchmählichen Tode reiſſen will, die Mutter dieſes Jon iſt; wenn wir nicht wüßten, daß an eben dem Tage, da Hekuba ihre Tochter zum Opfer hingeben muß, die alte unglückliche Frau auch den Tod ihres letzten einzigen Sohnes erfahren ſolle. Denn alles dieſes würde die trefflichſten Ueberraſchungen geben, und dieſe Ueberraſchungen würden noch dazu vorbereitet genug ſeyn: ohne daß ihr ſagen könntet, ſie brächen auf einmal gleich einem Blitze aus der helleſten Wolke hervor; ſie erfolgten nicht, ſondern ſie entſtünden; man wolle euch, nicht auf einmal etwas entdecken, ſondern etwas aufheften. Und gleichwohl zankt ihr noch mit dem Dichter? Gleichwohl werft ihr ihm noch Mangel der Kunſt vor? Vergebt ihm doch immer einen Fehler, der mit einem einzigen Striche der Feder gut zu machen iſt. Einen wollüſtigen Schößling ſchneidet der Gärtner in der Stille ab, ohne auf den geſunden Baum zu ſchelten, der ihn getrieben hat. Wollt ihr aber einen Augenblick annehmen, — es iſt wahr, es heißt ſehr viel annehmen, — daß Euripides vielleicht eben ſo viel Einſicht, eben ſo viel Geſchmack könne gehabt haben, als ihr; und es wundert euch um ſo viel mehr, wie er bey dieſer großen Einſicht, bey dieſem feinen Geſchmacke, dennoch einen ſo groben Fehler begehen können: ſo tretet zu mir her, und betrachtet, was ihr Fehler nennt, aus meinem Standorte. Euripides ſahe es ſo gut, als wir, daß z. E. ſein Jon ohne den Prolog beſtehen könne; daß er, ohne denſelben, ein Stück ſey, welches die Ungewißheit und Erwartung des Zuſchauers, bis an das Ende unterhalte: aber eben an dieſer Ungewißheit und Erwartung war ihm nichts gelegen. Denn erfuhr es der Zuſchauer erſt in dem fünften Akte, daß Jon der Sohn der Kreuſa ſey: ſo iſt es für ihn nicht ihr Sohn, ſondern ein Fremder, ein Feind, den ſie in dem dritten Akte aus dem Wege räumen will; ſo iſt es für ihn nicht die Mutter des Jon, an welcher ſich Jon in dem vierten Akte rächen will, ſondern blos die Mäuchelmörderinn. Wo ſollten aber alsdenn Schrecken und Mitleid herkommen? Die bloße Vermuthung, die ſich etwa aus übereintreffenden Umſtänden hätte ziehen laſſen, daß Jon und Kreuſa einander wohl näher angehen könnten, als ſie meinen, würde dazu nicht hinreichend geweſen ſeyn. Dieſe Vermuthung mußte zur Gewißheit werden; und wenn der Zuhörer dieſe Gewißheit nur von außen erhalten konnte, wenn es nicht möglich war, daß er ſie einer von den handelnden Perſonen ſelbſt zu danken haben konnte: war es nicht immer beſſer, daß der Dichter ſie ihm auf die einzige mögliche Weiſe ertheilte, als gar nicht? Sagt von dieſer Weiſe, was ihr wollt: genug, ſie hat ihn ſein Ziel erreichen helfen; ſeine Tragödie iſt dadurch, was eine Tragödie ſeyn ſoll; und wenn ihr noch unwillig ſeyd, daß er die Form dem Weſen nachgeſetzet hat, ſo verſorge euch eure gelehrte Kritik mit nichts als Stücken, wo das Weſen der Form aufgeopfert iſt, und ihr ſeyd belohnt! Immerhin gefalle euch Whiteheads Kreuſa, wo euch kein Gott etwas vorausſagt, wo ihr alles von einem alten plauderhaften Vertrauten erfahrt, den eine verſchlagne Zigeunerinn ausfragt, immerhin gefalle ſie euch beſſer, als des Euripides Jon: und ich werde euch nie beneiden!

Wenn Ariſtoteles den Euripides den tragiſchſten von allen tragiſchen Dichtern nennet, ſo ſahe er nicht blos darauf, daß die meiſten ſeiner Stücke eine unglückliche Kataſtrophe haben; ob ich ſchon weiß, daß viele den Stagyriten ſo verſtehen. Denn das Kunſtſtück wäre ihm ja wohl bald abgelernt; und der Stümper, der brav würgen und morden, und keine von ſeinen Perſonen geſund oder lebendig von der Bühne kommen lieſſe, würde ſich eben ſo tragiſch dünken dürfen, als Euripides. Ariſtoteles hatte unſtreitig mehrere Eigenſchaften im Sinne, welchen zu Folge er ihm dieſen Charakter ertheilte; und ohne Zweifel, daß die eben berührte mit dazu gehörte, vermöge der er nehmlich den Zuſchauern alle das Unglück, welches ſeine Perſonen überraſchen ſollte, lange vorher zeigte, um die Zuſchauer auch dann ſchon mit Mitleiden für die Perſonen einzunehmen, wenn dieſe Perſonen ſelbſt ſich noch weit entfernt glaubten, Mitleid zu verdienen. — Sokrates war der Lehrer und Freund des Euripides; und wie mancher dürfte der Meinung ſeyn, daß der Dichter dieſer Freundſchaft des Philoſophen weiter nichts zu danken habe, als den Reichthum von ſchönen Sittenſprüchen, den er ſo verſchwendriſch in ſeinen Stücken ausſtreuet. Ich denke, daß er ihr weit mehr ſchuldig war; er hätte, ohne ſie, eben ſo ſpruchreich ſeyn können; aber vielleicht würde er, ohne ſie, nicht ſo tragiſch geworden ſeyn. Schöne Sentenzen und Moralen ſind überhaupt gerade das, was wir von einem Philoſophen, wie Sokrates, am ſeltenſten hören; ſein Lebenswandel iſt die einzige Moral, die er prediget. Aber den Menſchen, und uns ſelbſt kennen; auf unſere Empfindungen aufmerkſam ſeyn; in allen die ebenſten und kürzeſten Wege der Natur ausforſchen und lieben; jedes Ding nach ſeiner Abſicht beurtheilen: das iſt es, was wir in ſeinem Umgange lernen; das iſt es, was Euripides von dem Sokrates lernte, und was ihn zu dem Erſten in ſeiner Kunſt machte. Glücklich der Dichter, der ſo einen Freund hat, — und ihn alle Tage, alle Stunden zu Rathe ziehen kann! —

Auch Voltaire ſcheinet es empfunden zu haben, daß es gut ſeyn würde, wenn er uns mit dem Sohn der Merope gleich Anfangs bekannt machte; wenn er uns mit der Ueberzeugung, daß der liebenswürdige unglückliche Jüngling, den Merope erſt in Schutz nimmt, und den ſie bald darauf als den Mörder ihres Aegisths hinrichten will, der nehmliche Aegisth ſey, ſofort könne ausſetzen laſſen. Aber der Jüngling kennt ſich ſelbſt nicht; auch iſt ſonſt niemand da, der ihn beſſer kennte, und durch den wir ihn könnten kennen lernen. Was thut alſo der Dichter? Wie fängt er es an, daß wir es gewiß wiſſen, Merope erhebe den Dolch gegen ihren eignen Sohn, noch ehe es ihr der alte Narbas zuruft? — O, das fängt er ſehr ſinnreich an! Auf ſo einen Kunſtgriff konnte ſich nur ein Voltaire beſinnen! — Er läßt, ſobald der unbekannte Jüngling auftritt, über das erſte, was er ſagt, mit groſſen, ſchönen, leſerlichen Buchſtaben, den ganzen, vollen Namen, Aegisth, ſetzen; und ſo weiter über jede ſeiner folgenden Reden. Nun wiſſen wir es; Merope hat in dem Vorhergehenden ihren Sohn ſchon mehr wie einmal bey dieſem Namen genannt; und wenn ſie das auch nicht gethan hätte, ſo dürften wir ja nur das vorgedruckte Verzeichniß der Perſonen nachſehen; da ſteht es lang und breit! Freylich iſt es ein wenig lächerlich, wenn die Perſon, über deren Reden wir nun ſchon zehnmal den Namen Aegisth geleſen haben, auf die Frage:

—— —— —— Narbas vous eſt connu?
Le nom d'Egiſte au moins juſqu'à vous eſt venu?
Quel était votre état, votre rang, votre père?

antwortet:

Mon père eſt un vieillard accablé de miſère;
Policlete eſt ſon nom; mais Egiſte, Narbas,
Ceux dont vous me parlez, je ne les connais pas.

Freylich iſt es ſehr ſonderbar, daß wir von dieſem Aegisth, der nicht Aegisth heißt, auch keinen andern Namen hören; daß, da er der Königinn antwortet, ſein Vater heiſſe Polyklet, er nicht auch hinzuſetzt, er heiſſe ſo und ſo. Denn einen Namen mu[illegible] doch haben; und den hätte der Herr von Voltaire ja wohl ſchon mit erfinden können, da er ſo viel erfunden hat! Leſer, die den Rummel einer Tragödie nicht recht gut verſtehen, können leicht darüber irre werden. Sie leſen, daß hier ein Burſche gebracht wird, der auf der Landſtraße einen Mord begangen hat; dieſer Burſche, ſehen ſie, heißt Aegisth, aber er ſagt, er heiſſe nicht ſo, und ſagt doch auch nicht, wie er heiſſe: o, mit dem Burſchen, ſchlieſſen ſie, iſt es nicht richtig; das iſt ein abgefäumter Straßenräuber, ſo jung er iſt, ſo unſchuldig er ſich ſtellt. So, ſage ich, ſind unerfahrne Leſer zu denken in Gefahr; und doch glaube ich in allem Ernſte, daß es für die erfahrnen Leſer beſſer iſt, auch ſo, gleich Anfangs, zu erfahren, wer der unbekannte Jüngling iſt, als gar nicht. Nur daß man mir nicht ſage, daß dieſe Art ſie davon zu unterrichten, im geringſten künſtlicher und feiner ſey, als ein Prolog, im Geſchmacke des Euripides! —

Funfzigſtes Stück.

Den 20ſten October, 1767.

Bey dem Maffei hat der Jüngling ſeine zwey Namen, wie es ſich gehört; Aegisth heißt er, als der Sohn des Polydor, und Kreſphont, als der Sohn der Merope. In dem Verzeichniſſe der handelnden Perſonen wird er auch nur unter jenem eingeführt; und Tecelli rechnet es ſeiner Ausgabe des Stücks als kein geringes Verdienſt an, daß dieſes Verzeichniß den wahren Stand des Aegisth nicht voraus verrathe.(*) Das iſt, die Italiener ſind von den Ueberraſchungen noch größere Liebhaber, als die Franzoſen. —

(*) Fin ne i nomi de Perſonaggi ſi è levato quell' errore, comuniſſimo alle ſtampe d'ogni drama, di ſcoprire il ſecreto nel premettergli, e per conſeguenza di levare il piacere a chi legge, overo aſcolta, eſſendoſi meſſo Egiſto, dove era, Creſfonte ſotto nome d'Egiſto.

Aber noch immer Merope! — Wahrlich, ich betaure meine Leſer, die ſich an dieſem Blatte eine theatraliſche Zeitung verſprochen haben, ſo mancherley und bunt, ſo unterhaltend und ſchnurrig, als eine theatraliſche Zeitung nur ſeyn kann. Anſtatt des Inhalts der hier gangbaren Stücke, in kleine luſtige oder rührende Romane gebracht; anſtatt beyläufiger Lebensbeſchreibungen drolliger, ſonderbarer, närriſcher Geſchöpfe, wie die doch wohl ſeyn müſſen, die ſich mit Komödienſchreiben abgeben; anſtatt kurzweiliger, auch wohl ein wenig ſkandalöſer Anekdoten von Schauſpielern und beſonders Schauſpielerinnen: anſtatt aller dieſer artigen Sächelchen, die ſie erwarteten, bekommen ſie lange, ernſthafte, trockne Kritiken über alte bekannte Stücke; ſchwerfällige Unterſuchungen über das, was in einer Tragödie ſeyn ſollte und nicht ſeyn ſollte; mit unter wohl gar Erklärungen des Ariſtoteles. Und das ſollen ſie leſen? Wie geſagt, ich betauere ſie; ſie ſind gewaltig angeführt! — Doch im Vertrauen: beſſer, daß ſie es ſind, als ich. Und ich würde es ſehr ſeyn, wenn ich mir ihre Erwartungen zum Geſetze machen müßte. Nicht daß ihre Erwartungen ſehr ſchwer zu erfüllen wären; wirklich nicht; ich würde ſie vielmehr ſehr bequem finden, wenn ſie ſich mit meinen Abſichten nur beſſer vertragen wollten.

Ueber die Merope indeß muß ich freylich einmal wegzukommen ſuchen. — Ich wollte eigentlich nur erweiſen, daß die Merope des Voltaire im Grunde nichts als die Merope des Maffei ſey; und ich meine, dieſes habe ich erwieſen. Nicht ebenderſelbe Stoff, ſagt Ariſtoteles, ſondern ebendieſelbe Verwicklung und Auflöſung machen, daß zwey oder mehrere Stücke für ebendieſelben Stücke zu halten ſind. Alſo, nicht weil Voltaire mit dem Maffei einerley Geſchichte behandelt hat, ſondern weil er ſie mit ihm auf ebendieſelbe Art behandelt hat, iſt er hier für weiter nichts, als für den Ueberſetzer und Nachahmer deſſelben zu erklären. Maffei hat die Merope des Euripides nicht blos wieder hergeſtellet; er hat eine eigene Merope gemacht: denn er ging völlig von dem Plane des Euripides ab; und in dem Vorſatze ein Stück ohne Galanterie zu machen, in welchem das ganze Intereſſe blos aus der mütterlichen Zärtlichkeit entſpringe, ſchuf er die ganze Fabel um; gut, oder übel, das iſt hier die

Frage nicht; genug, er ſchuf ſie doch um. Voltaire aber entlehnte vom Maffei die ganze ſo umgeſchaffene Fabel; er entlehnte von ihm, daß Merope mit dem Polyphont nicht vermählt iſt; er entlehnte von ihm die politiſchen Urſachen, aus welchen der Tyrann, nun erſt, nach funfzehn Jahren, auf dieſe Vermählung dringen zu müſſen glaubet; er entlehnte von ihm, daß der Sohn der Merope ſich ſelbſt nicht kennet; er entlehnte von ihm, wie und warum dieſer von ſeinem vermeinten Vater entkömmt; er entlehnte von ihm den Vorfall, der den Aegisth als einen Mörder nach Meſſene bringt; er entlehnte von ihm die Mißdeutung, durch die er für den Mörder ſeiner ſelbſt gehalten wird; er entlehnte von ihm die dunkeln Regungen der mütterlichen Liebe, wenn Merope den Aegisth zum erſtenmale erblickt; er entlehnte von ihm den Vorwand, warum Aegisth vor Meropens Augen, von ihren eignen Händen ſterben ſoll, die Entdeckung ſeiner Mitſchuldigen: mit einem Worte, Voltaire entlehnte vom Maffei die ganze Verwicklung. Und hat er nicht auch die ganze Auflöſung von ihm entlehnt, indem er das Opfer, bey welchem Polyphont umgebracht werden ſollte, von ihm mit der Handlung verbinden lernte? Maffei machte es zu einer hochzeitlichen Feyer, und vielleicht, daß er, blos darum, ſeinen Tyrannen itzt erſt auf die Verbindung mit Meropen fallen ließ, um dieſes Opfer deſto natürlicher anzubringen. Was Maffei erfand, that Voltaire nach.

Es iſt wahr, Voltaire gab verſchiedenen von den Umſtänden, die er vom Maffei entlehnte, eine andere Wendung. Z. E. Anſtatt daß, beym Maffei, Polyphont bereits funfzehn Jahre regieret hat, läßt er die Unruhen in Meſſene ganzer funfzehn Jahre dauern, und den Staat ſo lange in der unwahrſcheinlichſten Anarchie verharren. Anſtatt daß, beym Maffei, Aegisth von einem Räuber auf der Straße angefallen wird, läßt er ihn in einem Tempel des Herkules von zwey Unbekannten überfallen werden, die es ihm übel nehmen, daß er den Herkules für die Herakliden, den Gott des Tempels für die Nachkommen deſſelben, anfleht. Anſtatt daß, beym Maffei, Aegisth durch einen Ring in Verdacht geräth, läßt Voltaire dieſen Verdacht durch eine Rüſtung entſtehen, u. ſ. w. Aber alle dieſe Veränderungen betreffen die unerheblichſten Kleinigkeiten, die faſt alle außer dem Stücke ſind, und auf die Oekonomie des Stückes ſelbſt keinen Einfluß haben. Und doch wollte ich ſie Voltairen noch gern als Aeußerungen ſeines ſchöpferiſchen Genies anrechnen, wenn ich nur fände, daß er das, was er ändern zu müſſen vermeinte, in allen ſeinen Folgen zu ändern verſtanden hätte. Ich will mich an dem mittelſten von den angeführten Beyſpielen erklären. Maffei läßt ſeinen Aegiſth von einem Räuber angefallen werden, der den Augenblick abpaßt, da er ſich mit ihm auf dem Wege allein ſieht, ohnfern einer Brücke über die Pamiſe; Aegiſth erlegt den Räuber, und wirft den Körper in den Fluß, aus Furcht, wenn der Körper auf der Straße gefunden würde, daß man den Mörder verfolgen und ihn dafür erkennen dürfte. Ein Räuber, dachte Voltaire, der einem Prinzen den Rock ausziehen und den Beutel nehmen will, iſt für mein feines, edles Parterr ein viel zu niedriges Bild; beſſer, aus dieſem Räuber einen Mißvergnügten gemacht, der dem Aegiſth als einem Anhänger der Herakliden zu Leibe will. Und warum nur Einen? Lieber zwey; ſo iſt die Heldenthat des Aegiſths deſto größer, und der, welcher von dieſen zweyen entrinnt, wenn er zu dem ältern gemacht wird, kann hernach für den Narbas genommen werden. Recht gut, mein lieber Johann Ballhorn; aber nun weiter. Wenn Aegiſth den einen von dieſen Mißvergnügten erlegt hat, was thut er alsdenn? Er trägt den todten Körper auch ins Waſſer. Auch? Aber wie denn? warum denn? Von der leeren Landſtraße in den nahen Fluß; das iſt ganz begreiflich; aber aus dem Tempel in den Fluß, dieſes auch? War denn außer ihnen niemand in dieſem Tempel? Es ſey ſo; auch iſt das die größte Ungereimtheit noch nicht. Das Wie ließe ſich noch denken: aber das Warum gar nicht. Maffeis Aegiſth trägt den Körper in den Fluß, weil er ſonſt verfolgt und erkannt zu werden fürchtet; weil er glaubt, wenn der Körper bey Seite geſchaft ſey, daß ſodann nichts ſeine That verrathen könne; daß dieſe ſodann, mit ſammt dem Körper, in der Fluth begraben ſey. Aber kann das Voltairens Aegiſth auch glauben? Nimmermehr; oder der zweyte hätte nicht entkommen müſſen. Wird ſich dieſer begnügen, ſein Leben davon getragen zu haben? Wird er ihn nicht, wenn er auch noch ſo furchtſam iſt, von weiten beobachten? Wird er ihn nicht mit ſeinem Geſchrey verfolgen, bis ihn andere feſthalten? Wird er ihn nicht anklagen, und wider ihn zeugen? Was hilft es dem Mörder alſo, das Corpus delicti weggebracht zu haben? Hier iſt ein Zeuge, welcher es nachweiſen kann. Dieſe vergebene Mühe hätte er ſparen, und dafür eilen ſollen, je eher je lieber über die Grenze zu kommen. Freylich mußte der Körper, des Folgenden wegen, ins Waſſer geworfen werden; es war Voltairen eben ſo nöthig als dem Maffei, daß Merope nicht durch die Beſichtigung deſſelben aus ihrem Irrthume geriſſen werden konnte; nur daß, was bey dieſem Aegisth ſich ſelber zum Beſten thut, er bey jenem blos dem Dichter zu gefallen thun muß. Denn Voltaire corrigirte die Urſache weg, ohne zu überlegen, daß er die Wirkung dieſer Urſache brauche, die nunmehr von nichts, als von ſeiner Bedürfniß abhängt.

Eine einzige Veränderung, die Voltaire in dem Plane des Maffei gemacht hat, verdient den Namen einer Verbeſſerung. Die nehmlich, durch welche er den wiederholten Verſuch der Merope, ſich an dem vermeinten Mörder ihres Sohnes zu rächen, unterdrückt, und dafür die Erkennung von Seiten des Aegisth, in Gegenwart des Polyphonts, geſchehen läßt. Hier erkenne ich den Dichter, und beſonders iſt die zweyte Scene des vierten Akts ganz vortrefflich. Ich wünſchte nur, daß die Erkennung überhaupt, die in der vierten Scene des dritten Akts von beiden Seiten erfolgen zu müſſen das Anſehen hat, mit mehrerer Kunſt hätte getheilet werden können. Denn daß Aegisth mit einmal von dem Eurikles weggeführet wird, und die Vertiefung ſich hinter ihm ſchließt, iſt ein ſehr gewaltſames Mittel. Es iſt nicht ein Haar beſſer, als die übereilte Flucht, mit der ſich Aegisth bey dem Maffei rettet, und über die Voltaire ſeinen Lindelle ſo ſpotten läßt. Oder vielmehr, dieſe Flucht iſt um vieles natürlicher; wenn der Dichter nur hernach Sohn und Mutter einmal zuſammen gebracht, und uns nicht gänzlich die erſten rührenden Ausbrüche ihrer beiderſeitigen Empfindungen gegen einander, vorenthalten hätte. Vielleicht würde Voltaire die Erkennung überhaupt nicht getheilet haben, wenn er ſeine

Materie nicht hätte dehnen müſſen, um fünf Akte damit vollzumachen. Er jammert mehr als einmal über cette longue carriére de cinq actes qui eſt prodigieuſement difficile à remplir ſans epiſodes — Und nun für dieſesmal genug von der Merope!

Ein und funfzigſtes Stück.

Den 23ſten October, 1767.

Den neun und dreyßigſten Abend (Mittewochs, den 8ten Julius,) wurden der verheyrathete Philoſoph und die neue Agneſe, wiederholt. (*)

Chevrier ſagt, (**) daß Deſtouches ſein Stück aus einem Luſtſpiele des Campiſtron geſchöpft habe, und daß, wenn dieſer nicht ſeinen Jaloux deſabuſé geſchrieben hätte, wir wohl ſchwerlich einen verheyratheten Philoſophen haben würden. Die Komödie des Campiſtron iſt unter uns wenig bekannt; ich wüßte nicht, daß ſie auf irgend einem deutſchen Theater wäre geſpielt worden; auch iſt keine Ueberſetzung davon vorhanden. Man dürfte alſo vielleicht um ſo viel lieber wiſſen wollen, was eigentlich an dem Vorgeben des Chevrier ſey.

Die Fabel des Campiſtronſchen Stücks iſt kurz dieſe: Ein Bruder hat das anſehnliche Vermögen ſeiner Schweſter in Händen, und um dieſes nicht herausgeben zu dürfen, möchte er ſie lieber gar nicht verheyrathen. Aber die Frau dieſes Bruders denkt beſſer, oder wenigſtens anders, und um ihren Mann zu vermögen, ſeine Schweſter zu verſorgen, ſucht ſie ihn auf alle Weiſe eiferſüchtig zu machen, indem ſie verſchiedne junge Mannsperſonen ſehr gütig aufnimmt, die alle Tage unter dem Vorwande, ſich um ihre Schwägerinn zu bewerben, zu ihr ins Haus kommen. Die Liſt gelingt; der Mann wird eiferſüchtig; und williget endlich, um ſeiner Frau den vermeinten Vorwand, ihre Anbeter um ſich zu haben, zu benehmen, in die Verbindung ſeiner Schweſter mit Clitandern, einem Anverwandten ſeiner Frau, dem zu gefallen ſie die Rolle der Coquette geſpielt hatte. Der Mann ſieht ſich berückt, iſt aber ſehr zufrieden, weil er zugleich von dem Ungrunde ſeiner Eiferſucht überzeugt wird.

(*) S. den 5ten und 7ten Abend, Seite 46 und 51.

(**) L'Obſervateur des Spectacles T. II. p. 135.

Was hat dieſe Fabel mit der Fabel des verheiratheten Philoſophen ähnliches? Die Fabel nicht das geringſte. Aber hier iſt eine Stelle aus dem zweyten Akte des Campiſtronſchen Stücks, zwiſchen Dorante, ſo heißt der Eiferſüchtige, und Dubois, ſeinem Sekretair. Dieſe wird gleich zeigen, was Cherrier gemeinet hat.

Dubois. Und was fehlt Ihnen denn?

Dorante. Ich bin verdrüßlich, ärgerlich; alle meine ehemalige Heiterkeit iſt weg; alle meine Freude hat ein Ende. Der Himmel hat mir einen Tyrannen, einen Henker gegeben, der nicht aufhören wird, mich zu martern, zu peinigen —

Dubois. Und wer iſt denn dieſer Tyrann, dieſer Henker?

Dorante. Meine Frau.

Dubois. Ihre Frau, mein Herr?

Dorante. Ja, meine Frau, meine Frau. — Sie bringt mich zur Verzweiflung.

Dubois. Haſſen Sie ſie denn?

Dorante. Wollte Gott! So wäre ich ruhig. — Aber ich liebe ſie, und liebe ſie ſo ſehr — Verwünſchte Qual!

Dubois. Sie ſind doch wohl nicht eiferſüchtig?

Dorante. Bis zur Raſerey.

Dubois. Wie? Sie, mein Herr! Sie eiferſüchtig? Sie, der Sie von je her über alles, was Eiferſucht heißt, —

Dorante. Gelacht, und geſpottet. Deſto ſchlimmer bin ich nun daran! Ich Geck, mich von den elenden Sitten der großen Welt ſo hinreiſſen zu laſſen! In das Geſchrey der Narren einzuſtimmen, die ſich über die Ordnung und Zucht unſerer ehrlichen Vorfahren ſo luſtig machen! Und ich ſtimmte nicht blos ein; es währte nicht lange, ſo gab ich den Ton. Um Witz, um Lebensart zu zeigen, was für albernes Zeug habe ich nicht geſprochen! Eheliche Treue, beſtändige Liebe, pfuy, wie ſchmeckt das nach dem kleinſtädtiſchen Bürger! Der Mann, der ſeiner Frau nicht allen Willen läßt, iſt ein Bär! Der es ihr übel nimmt, wenn ſie auch andern gefällt und zu gefallen ſucht, gehört ins Tollhaus. So ſprach ich, und mich hätte man da ſollen ins Tollhaus ſchicken. —

Dubois. Aber warum ſprachen Sie ſo?

Dorante. Hörſt du nicht? Weil ich ein Geck war, und glaubte, es ließe noch ſo galant und weiſe. — Inzwiſchen wollte mich meine Familie verheyrathet wiſſen. Sie ſchlugen mir ein junges, unſchuldiges Mädchen vor; und ich nahm es. Mit der, dachte ich, ſoll es gute Wege haben: die ſoll in meiner Denkungsart nicht viel ändern; ich liebe ſie itzt nicht beſonders, und der Beſitz wird mich noch gleichgültiger gegen ſie machen. Aber wie ſehr habe ich mich betrogen! Sie ward täglich ſchöner, täglich reitzender. Ich ſah es und entbrannte, und entbrannte je mehr und mehr; und itzt bin ich ſo verliebt, ſo verliebt in ſie —

Dubois. Nun, das nenne ich gefangen werden!

Dorante. Denn ich bin ſo eiferſüchtig! — Daß ich mich ſchäme, es auch nur dir zu bekennen. — Alle meine Freunde ſind mir zuwider — und verdächtig; die ich ſonſt nicht oft genug um mich haben konnte, ſehe ich itzt lieber gehen als kommen. Was haben ſie auch in meinem Hauſe zu ſuchen? Was wollen die Müßiggänger? Wozu alle die Schmeicheleyen, die ſie meiner Frau machen? Der eine lobt ihren Verſtand; der andere erhebt ihr gefälliges Weſen bis in den Himmel. Den entzücken ihre himmliſchen Augen, und den ihre ſchönen Zähne. Alle finden ſie höchſt reitzend, höchſt anbetenswürdig; und immer ſchließt ſich ihr verdammtes Geſchwätze mit der verwünſchten Betrachtung, was für ein glücklicher, was für ein beneidenswürdiger Mann ich bin.

Dubois. Ja, ja, es iſt wahr, ſo geht es zu.

Dorante. O, ſie treiben ihre unverſchämte Kühnheit wohl noch weiter! Kaum iſt ſie aus dem Bette, ſo ſind ſie um ihre Toilette. Da ſollteſt du erſt ſehen und hören! Jeder will da ſeine Aufmerkſamkeit und ſeinen Witz mit dem andern um die Wette zeigen. Ein abgeſchmackter Einfall jagt den andern, eine boshafte Spötterey die andere, ein kützelndes Hiſtörchen das andere. Und das alles mit Zeichen, mit Minen, mit Liebäugeleyen, die meine Frau ſo leutſelig annimmt, ſo verbindlich erwiedert, daß — daß mich der Schlag oft rühren möchte! Kannſt du glauben, Dubois! ich muß es wohl mit anſehen, daß ſie ihr die Hand küſſen.

Dubois. Das iſt arg!

Dorante. Gleichwohl darf ich nicht muckſen. Denn was würde die Welt dazu ſagen? Wie lächerlich würde ich mich machen, wenn ich meinen Verdruß auslaſſen wollte! Die Kinder auf der Straaße würden mit Fingern auf mich weiſen. Alle Tage würde ein Epigramm, ein Gaſſenhauer auf mich zum Vorſcheine kommen u. ſ. w.

Dieſe Situation muß es ſeyn, in welcher Chevrier das Aehnliche mit dem verheyratheten Philoſophen gefunden hat. So wie der Eiferſüchtige des Campiſtron ſich ſchämet, ſeine Eiferſucht auszulaſſen, weil er ſich ehedem über dieſe Schwachheit allzuluſtig gemacht hat: ſo ſchämt ſich auch der Philoſoph des Destouches, ſeine Heyrath bekannt zu machen, weil er ehedem über alle ernſthafte Liebe geſpottet, und den eheloſen Stand für den einzigen erklärt hatte, der einem freyen und weiſen Manne anſtändig ſey. Es kann auch nicht fehlen, daß dieſe ähnliche Schaam ſie nicht beide in mancherley ähnliche Verlegenheiten bringen ſollte. So iſt, z. E., die, in welcher ſich Dorante beym Campiſtron ſiehet, wenn er von ſeiner Frau verlangt, ihm die überläſtigen Beſucher vom Halſe zu ſchaffen, dieſe aber ihn bedeutet, daß das eine Sache ſey, die er ſelbſt bewerkſtelligen müſſe, faſt die nehmliche mit der bey dem Destouches, in welcher ſich Ariſt befindet, wenn er es ſelbſt dem Marquis ſagen ſoll, daß er ſich auf Meliten keine Rechnung machen könne. Auch leidet dort der Eiferſüchtige, wenn ſeine Freunde in ſeiner Gegenwart über die Eiferſüchtigen ſpotten, und er ſelbſt ſein Wort dazu geben muß, ungefehr auf gleiche Weiſe, als hier der Philoſoph, wenn er ſich muß ſagen laſſen, daß er ohne Zweifel viel zu klug und vorſichtig ſey, als daß er ſich zu ſo einer Thorheit, wie das Heyrathen, ſollte haben verleiten laſſen.

Dem ohngeachtet aber ſehe ich nicht, warum Destouches bey ſeinem Stücke nothwendig das Stück des Campiſtron vor Augen gehabt haben müßte; und mir iſt es ganz begreiflich, daß wir jenes haben könnten, wenn dieſes auch nicht vorhanden wäre. Die verſchiedenſten Charaktere können in ähnliche Situationen gerathen; und da in der Komödie die Charaktere das Hauptwerk, die Situationen aber nur die Mittel ſind, jene ſich äußern zu laſſen, und ins Spiel zu ſetzen: ſo muß man nicht die Situationen, ſondern die Charaktere in Betrachtung ziehen, wenn man beſtimmen will, ob ein Stück Original oder Copie genennt zu werden verdiene. Umgekehrt iſt es in der

Tragödie, wo die Charaktere weniger weſentlich ſind, und Schrecken und Mitleid vornehmlich aus den Situationen entſpringt. Aehnliche Situationen geben alſo ähnliche Tragödien, aber nicht ähnliche Komödien. Hingegen geben ähnliche Charaktere ähnliche Komödien, anſtatt daß ſie in den Tragödien faſt gar nicht in Erwägung kommen.

Der Sohn unſers Dichters, welcher die prächtige Ausgabe der Werke ſeines Vaters beſorgt hat, die vor einigen Jahren in vier Quartbänden aus der Königlichen Druckerey zu Paris erſchien, meldet uns, in der Vorrede zu dieſer Ausgabe, eine beſondere dieſes Stück betreffende Anekdote. Der Dichter nehmlich habe ſich in England verheyrathet, und aus gewiſſen Urſachen ſeine Verbindung geheim halten müſſen. Eine Perſon aus der Familie ſeiner Frau aber habe das Geheimniß früher ausgeplaudert, als ihm lieb geweſen; und dieſes habe Gelegenheit zu dem verheyratheten Philoſophen gegeben. Wenn dieſes wahr iſt, — und warum ſollten wir es ſeinem Sohne nicht glauben? — ſo dürfte die vermeinte Nachahmung des Campiſtron um ſo eher wegfallen.

Zwey und funfzigſtes Stück.

Den 27ſten October, 1767.

Den vierzigſten Abend (Donnerſtags, den 9ten Julius,) ward Schlegels Triumph der guten Frauen, aufgeführet.

Dieſes Luſtſpiel iſt unſtreitig eines der beſten deutſchen Originale. Es war, ſo viel ich weiß, das letzte komiſche Werk des Dichters, das ſeine frühern Geſchwiſter unendlich übertrift, und von der Reife ſeines Urhebers zeiget. Der geſchäftige Müßiggänger war der erſte jugendliche Verſuch, und fiel aus, wie alle ſolche jugendliche Verſuche ausfallen. Der Witz verzeihe es denen, und räche ſich nie an ihnen, die allzuviel Witz darinn gefunden haben! Er enthält das kalteſte, langweiligſte Alltagsgewäſche, das nur immer in dem Hauſe eines Meißniſchen Pelzhändlers vorfallen kann. Ich wüßte nicht, daß er jemals wäre aufgeführt worden, und ich zweifle, daß ſeine Vorſtellung dürfte auszuhalten ſeyn. Der Geheimnißvolle iſt um vieles beſſer; ob es gleich der Geheimnißvolle gar nicht gewerden iſt, den Moliere in der Stelle geſchildert hat, aus welcher Schlegel den Anlaß zu dieſem Stücke wollte genommen haben. (*) Molieres Geheimnißvoller iſt ein Geck, der ſich ein wichtiges Anſehen geben will; Schlegels Geheimnißvoller aber ein gutes ehrliches Schaf, das den Fuchs ſpielen will, um von den Wölfen nicht gefreſſen zu werden. Daher kömmt es auch, daß er ſo viel ähnliches mit dem Charakter des Mißtrauiſchen hat, den Cronegk hernach auf die Bühne brachte. Beide Charaktere aber, oder vielmehr beide Nuancen des nehmlichen Charakters, können nicht anders als in einer ſo kleinen und armſeligen, oder ſo menſchenfeindlichen und häßlichen Seele ſich finden, daß ihre Verſtellungen nothwendig mehr Mitleiden oder Abſcheu erwecken müſſen, als Lachen. Der Geheimnißvolle iſt wohl ſonſt hier aufgeführet worden; man verſichert mich aber auch durchgängig, und aus der eben gemachten Betrachtung iſt mir es ſehr begreiflich, daß man ihn läppiſcher gefunden habe, als luſtig.

Der Triumph der guten Frauen hingegen hat, wo er noch aufgeführet worden, und ſo oft er noch aufgeführet worden, überall und jederzeit, einen ſehr vorzüglichen Beyfall erhalten; und daß ſich dieſer Beyfall auf wahre Schönheiten gründen müſſe, daß er nicht das Werk einer überraſchenden blendenden Vorſtellung ſey, iſt daher klar, weil ihn noch niemand, nach Leſung des Stücks, zurückgenommen. Wer es zuerſt geleſen, dem gefällt es um ſo viel mehr, wenn er es ſpielen ſieht: und wer es zuerſt ſpielen geſehen, dem gefällt es um ſo viel mehr, wenn er es lieſet. Auch haben es die ſtrengeſten Kunſtrichter eben ſo ſehr ſeinen übrigen Luſtſpielen, als dieſe überhaupt dem gewöhnlichen Praſſe deutſcher Komödien vorgezogen.

(*) Miſantrope Acte II. Sc. 4.

C'eſt de la tête aux pieds, un homme tout miſtere,
Qui vous jette, en paſſant, un coup d'oeil egaré,
Et ſans aucune affaire eſt toujours affairé.
Tout ce qu'il vous debite en grimaces abonde.
A force de façons il aſſomme le monde.
Sans ceſſe il a tout bas, pour rompre l'entretien,
Un ſecret à vous dire, & ce ſecret n'eſt rien.
De la moindre vetille il fait une merveille
Et juſques au bon jour, il dit tout à l'oreille.

„Ich las, ſagt einer von ihnen,(*) den geſchäftigen Müßiggänger: die Charaktere ſchienen mir vollkommen nach dem Leben; ſolche Müßiggänger, ſolche in ihre Kinder vernarrte Mütter, ſolche ſchalwitzige Beſuche, und ſolche dumme Pelzhändler ſehen wir alle Tage. So denkt, ſo lebt, ſo handelt der Mittelſtand unter den Deutſchen. Der Dichter hat ſeine Pflicht gethan, er hat uns geſchildert, wie wir ſind. Allein ich gähnte vor Langeweile. — Ich las darauf den Triumph der guten Frauen. Welcher Unterſchied! Hier finde ich Leben in den Charakteren, Feuer in ihren Handlungen, ächten Witz in ihren Geſprächen, und den Ton einer feinen Lebensart in ihrem ganzen Umgange.“

Der vornehmſte Fehler, den ebenderſelbe Kunſtrichter daran bemerkt hat, iſt der, daß die Charaktere an ſich ſelbſt nicht deutſch ſind. Und leider, muß man dieſes zugeſtehen. Wir ſind aber in unſern Luſtſpielen ſchon zu ſehr an fremde, und beſonders an franzöſiſche Sitten gewöhnt, als daß er eine beſonders üble Wirkung auf uns haben könnte.

„Nikander, heißt es, iſt ein franzöſiſcher Abentheurer, der auf Eroberungen ausgeht, allem Frauenzimmer nachſtellt, keinem im Ernſte gewogen iſt, alle ruhige Ehen in Uneinigkeit zu ſtürzen, aller Frauen Verführer und aller Männer Schrecken zu werden ſucht, und der bey allem dieſen kein ſchlechtes Herz hat. Die herrſchende Verderbniß der Sitten und Grundſätze ſcheinet ihn mit fortgeriſſen zu haben. Gott lob! daß ein Deutſcher, der ſo leben will, das verderbteſte Herz von der Welt haben muß. — Hilaria, des Nikanders Frau, die er vier Wochen nach der Hochzeit verlaſſen, und nunmehr in zehn Jahren nicht geſehen hat, kömmt auf den Einfall ihn aufzuſuchen. Sie kleidet ſich als eine Mannsperſon, und folgt ihm, unter dem Namen Philint in alle Häuſer nach, wo er Avanturen ſucht. Philint iſt witziger, flatterhafter und unverſchämter als Nikander. Das Frauenzimmer iſt dem Philint mehr gewogen, und ſobald er mit ſeinem frechen aber doch artigen Weſen ſich ſehen läßt, ſtehet Nikander da wie verſtummt. Dieſes giebt Gelegenheit zu ſehr lebhaften Situationen. Die Erfindung iſt artig, der zweyfache Charakter wohl gezeichnet, und glücklich

---

(*) Briefe, die neueſte Litteratur betreffend. Th. XXI. S. 133. [Von M. Mendelsſohn.]

in Bewegung geſetzt; aber das Original zu dieſem nachgeahmten Petitmaitre iſt gewiß kein Deutſcher.“

„Was mir, fährt er fort, ſonſt an dieſem Luſtſpiele mißfällt, iſt der Charakter des Agenors. Den Triumph der guten Frauen vollkommen zu machen, zeigt dieſer Agenor den Ehemann von einer gar zu häßlichen Seite. Er tyranniſiret ſeine unſchuldige Juliane auf das unwürdigſte, und hat recht ſeine Luſt ſie zu quälen. Grämlich, ſo oft er ſich ſehen läßt, ſpöttiſch bey den Thränen ſeiner gekränkten Frau, argwöhniſch bei ihren Liebkoſungen, boshaft genug, ihre unſchuldigſten Reden und Handlungen durch eine falſche Wendung zu ihrem Nachtheile auszulegen, eiferſüchtig, hart, unempfindlich, und, wie ſie ſich leicht einbilden können, in ſeiner Frauen Kammermädchen verliebt. — Ein ſolcher Mann iſt gar zu verderbt, als daß wir ihm eine ſchleunige Beſſerung zutrauen könnten. Der Dichter giebt ihm eine Nebenrolle, in welcher ſich die Falten ſeines nichtswürdigen Herzens nicht genug entwickeln können. Er tobt, und weder Juliane noch die Leſer wiſſen recht, was er will. Eben ſo wenig hat der Dichter Raum gehabt, ſeine Beſſerung gehörig vorzubereiten und zu veranſtalten. Er mußte ſich begnügen, dieſes gleichſam im Vorbeygehen zu thun, weil die Haupthandlung mit Nikander und Philinten zu ſchaffen hatte. Kathrine, dieſes edelmüthige Kammermädchen der Juliane, das Agenor verfolgt hatte, ſagt gar recht am Ende des Luſtſpiels: Die geſchwindeſten Bekehrungen ſind nicht allemal die aufrichtigſten! Wenigſtens ſo lange dieſes Mädchen im Hauſe iſt, möchte ich nicht für die Aufrichtigkeit ſtehen.“

Ich freue mich, daß die beſte deutſche Komödie dem richtigſten deutſchen Beurtheiler in die Hände gefallen iſt. Und doch war es vielleicht die erſte Komödie, die dieſer Mann beurtheilte.

Zweyter Band.

Drey und funfzigſtes Stück.

Den 3ten November, 1767.

Den ein und vierzigſten Abend (Freytags, den 10ten Julius,) wurden Cenie und der Mann nach der Uhr, wiederholt. (*)

„Cenie, ſagt Chevrier gerade heraus, (**) führet den Namen der Frau von Graſſigni, iſt aber ein Werk des Abts von Voiſenon. Es war Anfangs in Verſen; weil aber die Frau von Graſſigni, der es erſt in ihrem vier und funfzigſten Jahre einfiel, die Schriftſtellerinn zu ſpielen, in ihrem Leben keinen Vers gemacht hatte, ſo ward Cenie in Proſa gebracht. **Mais l'Auteur**, fügt er hinzu, **y a laissé 81 vers qui y existent dans leur entier.**“ Das iſt, ohne Zweifel, von einzeln hin und wieder zerſtreuten Zeilen zu verſtehen, die den Reim verloren, aber die Sylbenzahl beybehalten haben. Doch wenn Chevrier keinen andern Beweis hatte, daß das Stück in Verſen geweſen: ſo iſt es ſehr erlaubt, daran zu zweifeln. Die franzöſiſchen Verſe kommen überhaupt der Proſa ſo nahe, daß es Mühe koſten ſoll, nur in einem etwas geſuchteren Stile zu ſchreiben, ohne daß ſich nicht von ſelbſt ganze Verſe zuſammen finden, denen nichts wie der Reim mangelt. Und gerade denjenigen, die gar keine Verſe machen, können dergleichen Verſe am erſten entwiſchen; eben weil ſie gar kein Ohr für das Metrum haben, und es alſo eben ſo wenig zu vermeiden, als zu beobachten verſtehen.

Was hat Cenie ſonſt für Merkmahle, daß ſie nicht aus der Feder eines Frauenzimmers könne gefloſſen ſeyn? „Das Frauenzimmer überhaupt, ſagt Rouſſeau, (***) liebt keine einzige Kunſt, verſteht ſich auf keine einzige, und an Genie fehlt es ihm ganz und gar. Es kann in kleinen Werken glücklich ſeyn, die nichts als leichten Witz, nichts als Geſchmack, nichts als Anmuth, höchſtens Gründlichkeit und Philoſophie verlangen. Es kann

---

(*) S. den 23ſten und 29ſten Abend, Seite 88 und 99.

(**) Observateur des Spectacles Tome I. p. 211.

(***) à d'Alembert p. 193.

ſich Wiſſenſchaft, Gelehrſamkeit und alle Talente erwerben, die ſich durch Mühe und Arbeit erwerben laſſen. Aber jenes himmliſche Feuer, welches die Seele erhitzet und entflammet, jenes um ſich greiſende verzehrende Genie, jene brennende Beredſamkeit, jene erhabene Schwünge, die ihr Entzückendes dem Innerſten unſeres Herzens mittheilen, werden den Schriften des Frauenzimmers allezeit fehlen.“

Alſo fehlen ſie wohl auch der Cenie? Oder, wenn ſie ihr nicht fehlen, ſo muß Cenie nothwendig das Werk eines Mannes ſeyn? Rouſſeau ſelbſt würde ſo nicht ſchlieſſen. Er ſagt vielmehr, was er dem Frauenzimmer überhaupt abſprechen zu müſſen glaube, wolle er darum keiner Frau insbeſondere ſtreitig machen. (Ce n'est pas à une femme, mais aux femmes que je refuse les talens des hommes (*).) Und dieſes ſagt er eben auf Veranlaſſung der Cenie; eben da, wo er die Graſſigni als die Verfaſſerinn derſelben anführt. Dabey merke man wohl, daß Graſſigni ſeine Freundinn nicht war, daß ſie übels von ihm geſprochen hatte, daß er ſich an eben der Stelle über ſie beklagt. Dem ohngeachtet erklärt er ſie lieber für eine Ausnahme ſeines Satzes, als daß er im geringſten auf das Vorgeben des Chevrier anſpielen ſollte, welches er zu thun, ohne Zweifel, Freymüthigkeit genug gehabt hätte, wenn er nicht von dem Gegentheile überzeugt geweſen wäre.

Chevrier hat mehr ſolche verkleinerliche geheime Nachrichten. Eben dieſer Abt, wie Chevrier wiſſen will, hat für die Favart gearbeitet. Er hat die komiſche Oper, Annette und Lubin, gemacht; und nicht Sie, die Aktrice, von der er ſagt, daß ſie kaum leſen könne. Sein Beweis iſt ein Gaſſenhauer, der in Paris darüber herumgegangen; und es iſt allerdings wahr, daß die Gaſſenhauer in der franzöſiſchen Geſchichte überhaupt unter die glaubwürdigſten Dokumente gehören.

Warum ein Geiſtlicher ein ſehr verliebtes Singſpiel unter fremdem Namen in die Welt ſchicke, lieſſe ſich endlich noch begreifen. Aber warum er ſich zu einer Cenie nicht bekennen wolle, der ich nicht viele Predigten vorziehen möchte, iſt ſchwer-

---

(*) Ibid. p. 78.

lich abzuſehen. Dieſer Abt hat ja ſonſt mehr als ein Stück aufführen und drucken laſſen, von welchen ihn jedermann als den Verfaſſer kennet, und die der Cenie bey weiten nicht gleich kommen. Wenn er einer Frau von vier und funfzig Jahren eine Galanterie machen wollte, iſt es wahrſcheinlich, daß er es gerade mit ſeinem beſten Werke würde gethan haben? —

Den zwey und vierzigſten Abend (Montags, den 13ten Julius,) ward die Frauenſchule von Moliere aufgeführt.

Moliere hatte bereits ſeine Männerſchule gemacht, als er im Jahre 1662 dieſe Frauenſchule darauf folgen ließ. Wer beide Stücke nicht kennet, würde ſich ſehr irren, wenn er glaubte, daß hier den Frauen, wie dort den Männern, ihre Schuldigkeit geprediget würde. Es ſind beides witzige Poſſenſpiele, in welchen ein Paar junge Mädchen, wovon das eine in aller Strenge erzogen und das andere in aller Einfalt aufgewachſen, ein Paar alte Laffen hintergehen; und die beide die Männerſchule heiſſen müßten, wenn Moliere weiter nichts darinn hätte lehren wollen, als daß das dümmſte Mädchen noch immer Verſtand genug habe zu betrügen, und daß Zwang und Aufſicht weit weniger fruchte und nutze, als Nachſicht und Freyheit. Wirklich iſt für das weibliche Geſchlecht in der Frauenſchule nicht viel zu lernen; es wäre denn, daß Moliere mit dieſem Titel auf die Eheſtandsregeln, in der zweyten Scene des dritten Akts, geſehen hätte, mit welchen aber die Pflichten der Weiber eher lächerlich gemacht werden.

„Die zwey glücklichſten Stoffe zur Tragödie und Komödie, ſagt Trublet, (*) ſind der Cid und die Frauenſchule. Aber beide ſind vom Corneille und Moliere bearbeitet worden, als dieſe Dichter ihre völlige Stärke noch nicht hatten. Dieſe Anmerkung, fügt er hinzu, habe ich von dem Hrn. von Fontenelle."

Wenn doch Trublet den Hrn. von Fontenelle gefragt hätte, wie er dieſes meine. Oder Falls es ihm ſo ſchon verſtändlich genug war, wenn er es doch auch ſeinen Leſern mit ein Paar Worten hätte verſtändlich machen wollen. Ich wenigſtens bekenne, daß ich gar nicht abſehe, wo Fontenelle mit dieſem

---

(*) Eſſais de Litt. & de Morale T. IV. p. 295.

Räthſel hingewollt. Ich glaube, er hat ſich verſprochen; oder Trublet hat ſich verhört.

Wenn indeß, nach der Meinung dieſer Männer, der Stoff der Frauenſchule ſo beſonders glücklich iſt, und Moliere in der Ausführung deſſelben nur zu kurz gefallen: ſo hätte ſich dieſer auf das ganze Stück eben nicht viel einzubilden gehabt. Denn der Stoff iſt nicht von ihm; ſondern Theils aus einer Spaniſchen Erzehlung, die man bei dem Scarron, unter dem Titel, die vergebliche Vorſicht, findet, Theils aus den ſpaßhaften Nächten des Straparolle genommen, wo ein Liebhaber einem ſeiner Freunde alle Tage vertrauet, wie weit er mit ſeiner Geliebten gekommen, ohne zu wiſſen, daß dieſer Freund ſein Nebenbuhler iſt.

„Die Frauenſchule, ſagt der Herr von Voltaire, war ein Stück von einer ganz neuen Gattung, worinn zwar alles nur Erzehlung, aber doch ſo künſtliche Erzehlung iſt, daß alles Handlung zu ſeyn ſcheinet.“

Wenn das Neue hierinn beſtand, ſo iſt es ſehr gut, daß man die neue Gattung eingehen laſſen. Mehr oder weniger künſtlich, Erzehlung bleibt immer Erzehlung, und wir wollen auf dem Theater wirkliche Handlungen ſehen. — Aber iſt es denn auch wahr, daß alles darinn erzehlt wird? daß alles nur Handlung zu ſeyn ſcheint? Voltaire hätte dieſen alten Einwurf nicht wieder aufwärmen ſollen; oder, anſtatt ihn in ein anſcheinendes Lob zu verkehren, hätte er wenigſtens die Antwort beyfügen ſollen, die Moliere ſelbſt darauf ertheilte, und die ſehr paſſend iſt. Die Erzehlungen nehmlich ſind in dieſem Stücke, vermöge der innern Verfaſſung deſſelben, wirkliche Handlung; ſie haben alles, was zu einer komiſchen Handlung erforderlich iſt; und es iſt bloße Wortklauberey, ihnen dieſen Namen hier ſtreitig zu machen. (*) Denn es kömmt ja weit weniger auf die Vorfälle an, welche erzehlt werden, als auf den Eindruck, welchen dieſe Vorfälle auf den betrogenen Alten machen, wenn er ſie erfährt. Das Lächerliche dieſes Alten wollte Moliere vornehmlich ſchildern; ihn müſſen wir alſo vornehmlich ſehen, wie er ſich bey dem Unfalle, der ihm drohet, gebehrdet; und dieſes

---

(*) In der Kritik der Frauenſchule, in der Perſon des Dorante: Les recits euxmêmes y ſont des actions ſuivant la conſtitution du ſujet.

hätten wir ſo gut nicht geſehen, wenn der Dichter das, was er erzehlen läßt, vor unſern Augen hätte vorgehen laſſen, und das, was er vorgehen läßt, dafür hätte erzehlen laſſen. Der Verdruß, den Arnolph empfindet; der Zwang, den er ſich anthut, dieſen Verdruß zu verbergen; der höhniſche Ton, den er annimmt, wenn er den weitern Progreſſen des Horaz nun vorgebauet zu haben glaubet; das Erſtaunen, die ſtille Wuth, in der wir ihn ſehen, wenn er vernimmt, daß Horaz dem ohngeachtet ſein Ziel glücklich verfolgt: das ſind Handlungen, und weit komiſchere Handlungen, als alles, was außer der Scene vorgeht. Selbſt in der Erzehlung der Agneſe, von ihrer mit dem Horaz gemachten Bekanntſchaft, iſt mehr Handlung, als wir finden würden, wenn wir dieſe Bekanntſchaft auf der Bühne wirklich machen ſähen.

Alſo, anſtatt von der Frauenſchule zu ſagen, daß alles darinn Handlung ſcheine, obgleich alles nur Erzehlung ſey, glaubte ich mit mehrerem Rechte ſagen zu können, daß alles Handlung darinn ſey, obgleich alles nur Erzehlung zu ſeyn ſcheine.

Vier und funfzigſtes Stück.

Den 6ten November, 1767.

Den drey und vierzigſten Abend (Dienſtags, den 14ten Julius,). ward die Mütterſchule des La Chauſſee, und den vier und vierzigſten Abend (als den 15ten,) der Graf von Eſſex wiederholt. (*)

Da die Engländer von je her ſo gern domeſtica facta auf ihre Bühne gebracht haben, ſo kann man leicht vermuthen, daß es ihnen auch an Trauerſpielen über dieſen Gegenſtand nicht fehlen wird. Das älteſte iſt das von Joh. Banks, unter dem Titel, der unglückliche Liebling, oder Graf von Eſſex. Es kam 1682 aufs Theater, und erhielt allgemeinen Beyfall. Damals aber hatten die Franzoſen ſchon drey Eſſexe; des Calprenede von 1638; des Boyer von 1678, und des jüngern Corneille, von eben dieſem Jahre. Wollten indeß die Engländer, daß ihnen die Franzoſen auch hierinn nicht möchten zuvor-

---

(*) S. den 26ſten und 30ſten Abend Seite 93 und 99.

gekommen ſeyn, ſo würden ſie ſich vielleicht auf Daniels Philotas beziehen können; ein Trauerſpiel von 1611, in welchem man die Geſchichte und den Charakter des Grafen, unter fremden Namen, zu finden glaubte. (*)

Banks ſcheinet keinen von ſeinen franzöſiſchen Vorgängern gekannt zu haben. Er iſt aber einer Novelle gefolgt, die den Titel, Geheime Geſchichte der Königinn Eliſabeth und des Grafen von Eſſex, führet, (**) wo er den ganzen Stoff ſich ſo in die Hände gearbeitet fand, daß er ihn blos zu dialogiren, ihm blos die äußere dramatiſche Form zu ertheilen brauchte. Hier iſt der ganze Plan, wie er von dem Verfaſſer der unten angeführten Schrift, zum Theil, ausgezogen worden. Vielleicht, daß es meinen Leſern nicht unangenehm iſt, ihn gegen das Stück des Corneille halten zu können.

„Um unſer Mitleid gegen den unglücklichen Grafen deſto lebhafter zu machen, und die heftige Zuneigung zu entſchuldigen, welche die Königinn für ihn äußert, werden ihm alle die erhabenſten Eigenſchaften eines Helden beygelegt; und es fehlt ihm zu einem vollkommenen Charakter weiter nichts, als daß er ſeine Leidenſchaften nicht beſſer in ſeiner Gewalt hat. Burleigh, der erſte Miniſter der Königinn, der auf ihre Ehre ſehr eiferſüchtig iſt, und den Grafen wegen der Gunſtbezeigungen beneidet, mit welchen ſie ihn überhäuſt, bemüht ſich unabläßig, ihn verdächtig zu machen. Hierinn ſteht ihm Sir Walter Raleigh, welcher nicht minder des Grafen Feind iſt, treulich bey; und beide werden von der boshaften Gräſinn von Nottingham noch mehr verhetzt, die den Grafen ſonſt geliebt hatte, nun aber, weil ſie keine Gegenliebe von ihm erhalten können, was ſie nicht beſitzen kann, zu verderben ſucht. Die ungeſtüme Gemüthsart des Grafen macht ihnen nur allzugutes Spiel, und ſie erreichen ihre Abſicht auf folgende Weiſe.

Die Königinn hatte den Grafen, als ihren Generaliſſimus, mit einer ſehr anſehnlichen Armee gegen den Tyrone geſchickt, welcher in Irrland einen gefährlichen Aufſtand erregt hatte. Nach einigen nicht viel bedeutenden Schärmützeln ſahe ſich der

---

(*) Cibber's Lives of the Engl. Poets. Vol. I. p. 147.

(**) The Companion to the Theatre. Vol. II. p. 99.

Graf genöthiget, mit dem Feinde in Unterhandlung zu treten, weil ſeine Truppen durch Strabazen und Krankheiten ſehr abgemattet waren, Tyrone aber mit ſeinen Leuten ſehr vortheilhaft poſtiret ſtand. Da dieſe Unterhandlung zwiſchen den Anführern mündlich betrieben ward, und kein Menſch dabey zugegen ſeyn durfte: ſo wurde ſie der Königinn als ihrer Ehre höchſt nachtheilig, und als ein gar nicht zweydeutiger Beweis vorgeſtellet, daß Eſſex mit den Rebellen in einem heimlichen Verſtändniſſe ſtehen müſſe. Burleigh und Raleigh, mit einigen andern Parlamentsgliedern, treten ſie daher um Erlaubniß an, ihn des Hochverraths anklagen zu dürfen, welches ſie aber ſo wenig zu verſtatten geneigt iſt, daß ſie ſich vielmehr über ein dergleichen Unternehmen ſehr aufgebracht bezeiget. Sie wiederholt die vorigen Dienſte, welche der Graf der Nation erwieſen, und erklärt, daß ſie die Undankbarkeit und den boshaften Neid ſeiner Ankläger verabſcheue. Der Graf von Southampton, ein aufrichtiger Freund des Eſſex, nimmt ſich zugleich ſeiner auf das lebhafteſte an; er erhebt die Gerechtigkeit der Königinn, einen ſolchen Mann nicht unterdrücken zu laſſen; und ſeine Feinde müſſen vor dieſesmal ſchweigen. (Erſter Akt.)

Indeß iſt die Königinn mit der Aufführung des Grafen nichts weniger, als zufrieden, ſondern läßt ihm befehlen, ſeine Fehler wieder gut zu machen, und Irrland nicht eher zu verlaſſen, als bis er die Rebellen völlig zu Paaren getrieben, und alles wieder beruhiget habe. Doch Eſſex, dem die Beſchuldigungen nicht unbekannt geblieben, mit welchen ihn ſeine Feinde bey ihr anzuſchwärzen ſuchen, iſt viel zu ungeduldig, ſich zu rechtfertigen, und kömmt, nachdem er den Tyrone zu Niederlegung der Waffen vermocht, des ausdrücklichen Verbots der Königinn ungeachtet, nach England über. Dieſer unbedachtſame Schritt macht ſeinen Feinden eben ſo viel Vergnügen, als ſeinen Freunden Unruhe; beſonders zittert die Gräſinn von Rutland, mit welcher er insgeheim verheyrathet iſt, vor den Folgen. Am meiſten aber betrübt ſich die Königinn, da ſie ſieht, daß ihr durch dieſes raſche Betragen aller Vorwand benommen iſt, ihn zu vertreten, wenn ſie nicht eine Zärtlichkeit verrathen will, die ſie gern vor der ganzen Welt verbergen möchte. Die Erwägung ihrer Würde, zu welcher ihr natürlicher Stolz kömmt, und die heimliche Liebe, die ſie zu ihm trägt, erregen in ihrer Bruſt den grauſamſten Kampf. Sie ſtreitet lange mit ſich ſelbſt, ob ſie den verwegnen Mann nach dem Tower ſchicken, oder den geliebten Verbrecher vor ſich laſſen und ihm erlauben ſoll, ſich gegen ſie ſelbſt zu rechtfertigen. Endlich entſchließt ſie ſich zu dem letztern, doch nicht ohne alle Einſchränkung; ſie will ihn ſehen, aber ſie will ihn auf eine Art empfangen, daß er die Hoffnung wohl verlieren ſoll, für ſeine Vergehungen ſo bald Vergebung zu erhalten. Burleigh, Raleigh und Nottingham ſind bey dieſer Zuſammenkunft gegenwärtig. Die Königinn iſt auf die letztere gelehnet, und ſcheinet tief im Geſpräche zu ſeyn, ohne den Grafen nur ein einzigesmal anzuſehen. Nachdem ſie ihn eine Weile vor ſich knien laſſen, verläßt ſie auf einmal das Zimmer, und gebiethet allen, die es redlich mit ihr meinen, ihr zu folgen, und den Verräther allein zu laſſen. Niemand darf es wagen, ihr ungehorſam zu ſeyn; ſelbſt Southampton gehet mit ihr ab, kömmt aber bald, mit der troſtloſen Rutland, wieder, ihren Freund bey ſeinem Unfalle zu beklagen. Gleich darauf ſchicket die Königinn den Burleigh und Raleigh zu dem Grafen, ihm den Kommandoſtab abzunehmen; er weigert ſich aber, ihn in andere, als in der Königinn eigene Hände, zurück zu liefern, und beiden Miniſtern wird, ſowohl von ihm, als von dem Southampton, ſehr verächtlich begegnet. (Zweyter Akt.)

Die Königinn, der dieſes ſein Betragen ſogleich hinterbracht wird, iſt äußerſt gereizt, aber doch in ihren Gedanken noch immer uneinig. Sie kann weder die Verunglimpfungen, deren ſich die Nottingham gegen ihn erkühnt, noch die Lobſprüche vertragen, die ihm die unbedachtſame Rutland aus der Fülle ihres Herzens ertheilet; ja, dieſe ſind ihr noch mehr zuwider als jene, weil ſie daraus entdeckt, daß die Rutland ihn liebet. Zuletzt befiehlt ſie, dem ohngeachtet, daß er vor ſie gebracht werden ſoll. Er kömmt, und verſucht es, ſeine Aufführung zu vertheidigen. Doch die Gründe, die er deßfalls beybringt, ſcheinen ihr viel zu ſchwach, als daß ſie ihren Verſtand von ſeiner Unſchuld überzeugen ſollten. Sie verzeihet ihm, um der geheimen Neigung, die ſie für ihn hägt, ein Genüge zu thun; aber zugleich entſetzt ſie ihn aller ſeiner Ehrenſtellen, in Betrachtung deſſen, was ſie ſich ſelbſt, als Königinn, ſchuldig zu ſeyn glaubt. Und nun iſt der Graf nicht länger vermögend, ſich zu mäßigen; ſeine Ungeſtümheit bricht los; er wirft den Stab zu ihren Füßen, und bedient ſich verſchiedner Ausdrücke, die zu ſehr wie Vorwürfe klingen, als daß ſie den Zorn der Königinn nicht aufs höchſte treiben ſollten. Auch antwortet ſie ihm darauf, wie es Zornigen ſehr natürlich iſt; ohne ſich um Anſtand und Würde, ohne ſich um die Folgen zu bekümmern: nehmlich, anſtatt der Antwort, giebt ſie ihm eine Ohrfeige. Der Graf greift nach dem Degen; und nur der einzige Gedanke, daß es ſeine Königinn, daß es nicht ſein König iſt, der ihn geſchlagen, mit einem Worte, daß es eine Frau iſt, von der er die Ohrfeige hat, hält ihn zurück, ſich thätlich an ihr zu vergehen. Southampton beſchwört ihn, ſich zu faſſen; aber er wiederholt ſeine ihr und dem Staate geleiſteten Dienſte nochmals, und wirft dem Burleigh und Raleigh ihren niederträchtigen Neid, ſo wie der Königinn ihre Ungerechtigkeit vor. Sie verläßt ihn in der äußerſten Wuth; und niemand als Southampton bleibt bey ihm, der Freundſchaft genug hat, ſich itzt eben am wenigſten von ihm trennen zu laſſen. (Dritter Akt.)

Der Graf geräth über ſein Unglück in Verzweiflung; er läuft wie unſinnig in der Stadt herum, ſchreyet über das ihm angethane Unrecht, und ſchmähet auf die Regierung. Alles das wird der Königinn, mit vielen Uebertreibungen, wiedergeſagt, und ſie giebt Befehl, ſich der beiden Grafen zu verſichern. Es wird Mannſchaft gegen ſie ausgeſchickt, ſie werden gefangen genommen, und in den Tower in Verhaft geſetzt, bis daß ihnen der Proceß kann gemacht werden. Doch indeß hat ſich der Zorn der Königinn gelegt, und günſtigern Gedanken für den Eſſex wiederum Raum gemacht. Sie will ihn alſo, ehe er zum Verhöre geht, allem, was man ihr darwider ſagt, ungeachtet, nochmals ſehen; und da ſie beſorgt, ſeine Verbrechen möchten zu ſtrafbar befunden werden, ſo giebt ſie ihm, um ſein Leben wenigſtens in Sicherheit zu ſetzen, einen Ring, mit dem Verſprechen, ihm gegen dieſen Ring, ſobald er ihn ihr zuſchicke, alles, was er verlangen würde, zu gewähren. Faſt aber bereuet ſie es wieder, daß ſie ſo gütig gegen ihn geweſen, als ſie gleich darauf erfährt, daß er mit der Rutland vermählt iſt; und es von der Rutland ſelbſt erfährt, die für ihn um Gnade zu bitten kömmt. (Vierter Akt.)

Fünf und funfzigſtes Stück.

Den 10ten November, 1767.

Was die Königinn gefürchtet hatte, geſchieht; Eſſex wird nach den Geſetzen ſchuldig befunden und verurtheilet, den Kopf zu verlieren; ſein Freund Southampton desgleichen. Nun weiß zwar Eliſabeth, daß ſie, als Königinn, den Verbrecher begnadigen kann; aber ſie glaubt auch, daß eine ſolche freywillige Begnadigung auf ihrer Seite eine Schwäche verrathen würde, die keiner Königinn gezieme; und alſo will ſie ſo lange warten, bis er ihr den Ring ſenden, und ſelbſt um ſein Leben bitten wird. Voller Ungeduld indeß, daß es je eher je lieber geſchehen möge, ſchickt ſie die Nottingham zu ihm, und läßt ihn erinnern, an ſeine Rettung zu denken. Nottingham ſtellt ſich, das zärtlichſte Mitleid für ihn zu fühlen; und er vertrauet ihr das koſtbare Unterpfand ſeines Lebens, mit der demüthigſten Bitte an die Königinn, es ihm zu ſchenken. Nun hat Nottingham alles, was ſie wünſchet; nun ſteht es bey ihr, ſich wegen ihrer verachteten Liebe an dem Grafen zu rächen. Anſtatt alſo das auszurichten, was er ihr aufgetragen, verleumdet ſie ihn auf das boshafteſte, und mahlt ihn ſo ſtolz, ſo trotzig, ſo feſt entſchloſſen ab, nicht um Gnade zu bitten, ſondern es auf das Aeußerſte ankommen zu laſſen, daß die Königinn dem Berichte kaum glauben kann, nach wiederholter Verſicherung aber, voller Wuth und Verzweiflung den Befehl ertheilet, das Urtheil ohne Anſtand an ihm zu vollziehen. Dabey giebt ihr die boshafte Nottingham ein, den Grafen von Southampton zu begnadigen, nicht weil ihr das Unglück deſſelben wirklich nahe geht, ſondern weil ſie ſich einbildet, daß Eſſex die Bitterkeit ſeiner Strafe um ſo vielmehr empfinden werde, wenn er ſieht, daß die Gnade, die man ihm verweigert, ſeinem mitſchuldigen Freunde nicht entſtehe. In eben dieſer Abſicht räth ſie der Königinn auch, ſeiner Gemahlinn, der Gräfinn von Rutland, zu erlauben, ihn noch vor ſeiner Hinrichtung zu ſehen. Die Königinn williget in beides, aber zum Unglücke für die grauſame Rathgeberinn; denn der Graf giebt ſeiner Gemahlinn einen Brief an die Königinn, die ſich eben in dem Tower befindet, und ihn kurz darauf, als man den Grafen abgeführet, erhält. Aus dieſem Briefe erſieht ſie, daß der Graf der Nottingham den Ring gegeben, und ſie durch dieſe Verrätherinn um ſein Leben bitten laſſen. Sogleich ſchickt ſie, und läßt die Vollſtreckung des Urtheils unterſagen; doch Burleigh und Raleigh, dem ſie aufgetragen war, hatten ſo ſehr damit geeilet, daß die Bothſchaft zu ſpät kömmt. Der Graf iſt bereits todt. Die Königinn geräth vor Schmerz außer ſich, verbannt die abſcheuliche Nottingham auf ewig aus ihren Augen, und giebt allen, die ſich als Feinde des Grafen erwieſen hatten, ihren bitterſten Unwillen zu erkennen.“

Aus dieſem Plane iſt genugſam abzunehmen, daß der Eſſex des Banks ein Stück von weit mehr Natur, Wahrheit und Uebereinſtimmung iſt, als ſich in dem Eſſex des Corneille findet. Banks hat ſich ziemlich genau an die Geſchichte gehalten, nur daß er verſchiedne Begebenheiten näher zuſammen gerückt, und ihnen einen unmittelbarern Einfluß auf das endliche Schickſal ſeines Helden gegeben hat. Der Vorfall mit der Ohrfeige iſt eben ſo wenig erdichtet, als der mit dem Ringe; beide finden ſich, wie ich ſchon angemerkt, in der Hiſtorie, nur jener weit früher und bey einer ganz andern Gelegenheit; ſo wie es auch von dieſem zu vermuthen. Denn es iſt begreiflicher, daß die Königinn dem Grafen den Ring zu einer Zeit gegeben, da ſie mit ihm vollkommen zufrieden war, als daß ſie ihm dieſes Unterpfand ihrer Gnade itzt erſt ſollte geſchenkt haben, da er ſich ihrer eben am meiſten verluſtig gemacht hatte, und der Fall, ſich deſſen zu gebrauchen, ſchon wirklich da war. Dieſer Ring ſollte ſie erinnern, wie theuer ihr der Graf damals geweſen, als er ihn von ihr erhalten; und dieſe Erinnerung ſollte ihm alsdann alle das Verdienſt wiedergeben, welches er unglücklicher Weiſe in ihren Augen etwa könnte verloren haben. Aber was braucht es dieſes Zeichens, dieſer Erinnerung von heute bis auf morgen?

Glaubt ſie ihrer günſtigen Geſinnungen auch auf ſo wenige Stunden nicht mächtig zu ſeyn, daß ſie ſich mit Fleiß auf eine ſolche Art feſſeln will? Wenn ſie ihm in Ernſte vergeben hat, wenn ihr wirklich an ſeinem Leben gelegen iſt: wozu das ganze Spiegelgefechte? Warum konnte ſie es bey den mündlichen Verſicherungen nicht bewenden laſſen? Gab ſie den Ring, blos um den Grafen zu beruhigen; ſo verbindet er ſie, ihm ihr Wort zu halten, er mag wieder in ihre Hände kommen, oder nicht. Gab ſie ihn aber, um durch die Wiedererhaltung deſſelben von der fortdauernden Reue und Unterwerfung des Grafen verſichert zu ſeyn: wie kann ſie in einer ſo wichtigen Sache ſeiner tödlichſten Feindinn glauben? Und hatte ſich die Nottingham nicht kurz zuvor gegen ſie ſelbſt als eine ſolche bewieſen?

So wie Banks alſo den Ring gebraucht hat, thut er nicht die beſte Wirkung. Mich dünkt, er würde eine weit beſſere thun, wenn ihn die Königinn ganz vergeſſen hätte, und er ihr plötzlich, aber auch zu ſpät, eingehändiget würde, indem ſie eben von der Unſchuld, oder wenigſtens geringern Schuld des Grafen, noch aus andern Gründen überzeugt würde. Die Schenkung des Ringes hätte vor der Handlung des Stücks lange müſſen vorhergegangen ſeyn, und blos der Graf hätte darauf rechnen müſſen, aber aus Edelmuth nicht eher Gebrauch davon machen wollen, als bis er geſehen, daß man auf ſeine Rechtfertigung nicht achte, daß die Königinn zu ſehr wider ihn eingenommen ſey, als daß er ſie zu überzeugen hoffen könne, daß er ſie alſo zu bewegen ſuchen müſſe. Und indem ſie ſo bewegt würde, müßte die Ueberzeugung dazu kommen; die Erkennung ſeiner Unſchuld und die Erinnerung ihres Verſprechens, ihn auch dann, wenn er ſchuldig ſeyn ſollte, für unſchuldig gelten zu laſſen, müßten ſie auf einmal überraſchen, aber nicht eher überraſchen, als bis es nicht mehr in ihrem Vermögen ſtehet, gerecht und erkenntlich zu ſeyn.

Viel glücklicher hat Banks die Ohrfeige in ſein Stück eingeflochten. — Aber eine Ohrfeige in einem Trauerſpiele! Wie engliſch, wie unanſtändig! — Ehe meine feinern Leſer zu ſehr darüber ſpotten, bitte ich ſie, ſich der Ohrfeige im Cid zu erinnern. Die Anmerkung, die der Hr. von Voltaire darüber gemacht hat, iſt in vielerley Betrachtung merkwürdig. „Heut zu „Tage, ſagt er, dürfte man es nicht wagen, einem Helden „eine Ohrfeige geben zu laſſen. Die Schauſpieler ſelbſt wiſſen „nicht, wie ſie ſich dabey anſtellen ſollen; ſie thun nur, als „ob ſie eine gäben. Nicht einmal in der Komödie iſt ſo etwas „mehr erlaubt; und dieſes iſt das einzige Exempel, welches man „auf der tragiſchen Bühne davon hat. Es iſt glaublich, daß „man unter andern mit deswegen den Cid eine Tragikomödie „betitelte; und damals waren faſt alle Stücke des Scuderi und „des Boisrobert Tragikomödien. Man war in Frankreich lange „der Meinung geweſen, daß ſich das ununterbrochne Tragiſche, „ohne alle Vermiſchung mit gemeinen Zügen, gar nicht aus„halten laſſe. Das Wort Tragikomödie ſelbſt, iſt ſehr alt; „Plautus braucht es, ſeinen Amphitruo damit zu bezeichnen, „weil das Abentheuer des Soſias zwar komiſch, Amphitruo „ſelbſt aber in allem Ernſte betrübt iſt.“ — Was der Herr von Voltaire nicht alles ſchreibt! Wie gern er immer ein wenig Gelehrſamkeit zeigen will, und wie ſehr er meiſtentheils damit verunglückt!

Es iſt nicht wahr, daß die Ohrfeige im Cid die einzige auf der tragiſchen Bühne iſt. Voltaire hat den Eſſer des Banks entweder nicht gekannt, oder vorausgeſetzt, daß die tragiſche Bühne ſeiner Nation allein dieſen Namen verdiene. Unwiſſenheit verräth beides; und nur das letztere noch mehr Eitelkeit, als Unwiſſenheit. Was er von dem Namen der Tragikomödie hinzufügt, iſt eben ſo unrichtig. Tragikomödie hieß die Vorſtellung einer wichtigen Handlung unter vornehmen Perſonen, die einen vergnügten Ausgang hat; das iſt der Cid, und die Ohrfeige kam dabey gar nicht in Betrachtung; denn dieſer Ohrfeige ungeachtet, nannte Corneille hernach ſein Stück eine Tragödie, ſobald er das Vorurtheil abgelegt hatte, daß eine Tragödie nothwendig eine unglückliche Kataſtrophe haben müſſe. Plautus braucht zwar das Wort Tragicocomœdia: aber er braucht es blos im Scherze; und gar nicht, um eine beſondere Gattung damit zu bezeichnen. Auch hat es ihm in dieſem Verſtande kein Menſch abgeborgt, bis es in dem ſechszehnten Jahrhunderte den Spaniſchen und Italieniſchen Dichtern einfiel, gewiſſe von ihren dramatiſchen Mißgeburten ſo zu nennen. (*) Wenn aber auch Plautus ſeinen Amphitruo im Ernſte ſo genannt hätte, ſo wäre es doch nicht aus der Urſache geſchehen, die ihm Voltaire andichtet. Nicht weil der Antheil, den Soſias an der Handlung nimmt, komiſch, und der, den Amphitruo daran nimmt, tragiſch iſt: nicht darum hätte Plautus ſein Stück lieber eine Tragikomödie nennen wollen. Denn ſein Stück iſt ganz komiſch, und wir beluſtigen uns an der Verlegenheit des Amphitruo eben ſo ſehr, als an des Soſias ſeiner. Sondern darum, weil dieſe komiſche Handlung größtentheils unter höhern Perſonen vorgehet, als man in der Komödie zu ſehen gewohnt iſt. Plautus ſelbſt erklärt ſich darüber deutlich genug:

> Faciam ut commixta ſit Tragico-comœdia:
> Nam me perpetuo facere ut ſit Comœdia
> Reges quo veniant & di, non par arbitror.
> Quid igitur? quoniam hic ſervus quoque partes habet,
> Faciam hanc, proinde ut dixi, Tragico-comœdiam.

Sechs und funfzigſtes Stück.

Den 13ten November, 1767.

Aber wiederum auf die Ohrfeige zu kommen. — Einmal iſt es doch nun ſo, daß eine Ohrfeige, die ein Mann von Ehre von ſeines Gleichen oder von einem Höhern bekömmt, für eine ſo ſchimpfliche Beleidigung gehalten wird, daß alle Genugthuung,

---

(*) Ich weiß zwar nicht, wer dieſen Namen eigentlich zuerſt gebraucht hat; aber das weiß ich gewiß, daß es Garnier nicht iſt. Hedelin ſagte: Je ne ſçai ſi Garnier fut le premier qui s'en ſervit, mais il a fait porter ce titre à ſa Bradamante, ce que depuis pluſieurs ont imité. (Prat. du Th. liv. II. ch. 10.) Und dabey hätten es die Geſchichtſchreiber des franzöſiſchen Theaters auch nur ſollen bewenden laſſen. Aber ſie machen die leichte Vermuthung des Hedelins zur Gewißheit, und gratuliren ihrem Landsmanne zu einer ſo ſchönen Erfindung. Voici la première Tragi-Comedie, ou pour mieux dire le premier poëme du Theatre qui a porté ce titre — Garnier ne connoiſſoit pas aſſez les fineſſes de l'art qu'il profeſſoit; tenons-lui cependant compte d'avoir le premier, & ſans le ſecours des Anciens, ni de ſes contemporains, fait entrevoir une idée, qui n'a pas été inutile à beaucoup d'Auteurs du dernier ſiecle. Garniers Bradamante iſt von 1682, und ich kenne eine Menge weit frühere ſpaniſche und italieniſche Stücke, die dieſen Titel führen.

die ihm die Geſetze dafür verſchaffen können, vergebens iſt. Sie will nicht von einem dritten beſtraft, ſie will von dem Beleidigten ſelbſt gerächet, und auf eine eben ſo eigenmächtige Art gerächet ſeyn, als ſie erwieſen werden. Ob es die wahre oder die falſche Ehre iſt, die dieſes gebietbet, davon iſt hier die Rede nicht. Wie geſagt, es iſt nun einmal ſo.

Und wenn es nun einmal in der Welt ſo iſt: warum ſoll es nicht auch auf dem Theater ſo ſeyn? Wenn die Ohrfeigen dort im Gange ſind: warum nicht auch hier?

„Die Schauſpieler, ſagt der Herr von Voltaire, wiſſen nicht, wie ſie ſich dabey anſtellen ſollen.“ Sie wüßten es wohl; aber man will eine Ohrfeige auch nicht einmal gern im fremden Namen haben. Der Schlag ſetzt ſie in Feuer; die Perſon erhält ihn, aber ſie fühlen ihn; das Gefühl hebt die Verſtellung auf; ſie gerathen aus ihrer Faſſung; Scham und Verwirrung äußert ſich wider Willen auf ihrem Geſichte; ſie ſollten zornig ausſehen, und ſie ſehen albern aus; und jeder Schauſpieler, deſſen eigene Empfindungen mit ſeiner Rolle in Colliſion kommen, macht uns zu lachen.

Es iſt dieſes nicht der einzige Fall, in welchem man die Abſchaffung der Maſken betauern möchte. Der Schauſpieler kann ohnſtreitig unter der Maſke mehr Contenance halten; ſeine Perſon findet weniger Gelegenheit auszubrechen; und wenn ſie ja ausbricht, ſo werden wir dieſen Ausbruch weniger gewahr.

Doch der Schauſpieler verhalte ſich bey der Ohrfeige, wie er will: der dramatiſche Dichter arbeitet zwar für den Schauſpieler, aber er muß ſich darum nicht alles verſagen, was dieſem weniger thulich und bequem iſt. Kein Schauſpieler kann roth werden, wenn er will: aber gleichwohl darf es ihm der Dichter vorſchreiben; gleichwohl darf er den einen ſagen laſſen, daß er es den andern werden ſieht. Der Schauſpieler will ſich nicht ins Geſichte ſchlagen laſſen; er glaubt, es mache ihn verächtlich; es verwirrt ihn; es ſchmerzt ihn: recht gut! Wenn er es in ſeiner Kunſt ſo weit noch nicht gebracht hat, daß ihn ſo etwas nicht verwirret; wenn er ſeine Kunſt ſo ſehr nicht liebet, daß er ſich, ihr zum Beſten, eine kleine Kränkung will gefallen laſſen: ſo ſuche er über die Stelle ſo gut wegzukommen, als er kann; er weiche dem Schlage aus; er halte die Hand vor; nur verlange er nicht, daß ſich der Dichter ſeinetwegen mehr Bedenklichkeiten machen ſoll, als er ſich der Perſon wegen macht, die er ihn vorſtellen läßt. Wenn der wahre Diego, wenn der wahre Eſſex eine Ohrfeige hinnehmen muß: was wollen ihre Repräſentanten dawider einzuwenden haben?

Aber der Zuſchauer will vielleicht keine Ohrfeige geben ſehen? Oder höchſtens nur einem Bedienten, den ſie nicht beſonders ſchimpft, für den ſie eine ſeinem Stände angemeſſene Züchtigung iſt? Einem Helden hingegen, einem Helden eine Ohrfeige! wie klein, wie unanſtändig! — Und wenn ſie das nun eben ſeyn ſoll? Wenn eben dieſe Unanſtändigkeit die Quelle der gewaltſamſten Entſchließungen, der blutigſten Rache werden ſoll, und wird? Wenn jede geringere Beleidigung dieſe ſchreckliche Wirkungen nicht hätte haben können? Was in ſeinen Folgen ſo tragiſch werden kann, was unter gewiſſen Perſonen nothwendig ſo tragiſch werden muß, ſoll dennoch aus der Tragödie ausgeſchloſſen ſeyn, weil es auch in der Komödie, weil es auch in dem Poſſenſpiele Platz findet? Worüber wir einmal lachen, ſollen wir ein andermal nicht erſchrecken können?

Wenn ich die Ohrfeigen aus einer Gattung des Drama verbannt wiſſen möchte, ſo wäre es aus der Komödie. Denn was für Folgen kann ſie da haben? Traurige? die ſind über ihrer Sphäre. Lächerliche? die ſind unter ihr, und gehören dem Poſſenſpiele. Gar keine? ſo verlohnte es nicht der Mühe, ſie geben zu laſſen. Wer ſie giebt, wird nichts als pöbelhafte Hitze, und wer ſie bekömmt, nichts als knechtiſche Kleinmuth verrathen. Sie verbleibt alſo den beiden Extremis, der Tragödie und dem Poſſenſpiele; die mehrere dergleichen Dinge gemein haben, über die wir entweder ſpotten oder zittern wollen.

Und ich frage jeden, der den Cid vorſtellen ſehen, oder ihn mit einiger Aufmerkſamkeit auch nur geleſen, ob ihn nicht ein Schauder überlaufen, wenn der großſprecheriſche Gormas den alten würdigen Diego zu ſchlagen ſich erdreiſtet? Ob er nicht das empfindlichſte Mitleid für dieſen, und den bitterſten Unwillen gegen jenen empfunden? Ob ihm nicht auf einmal alle die blutigen und traurigen Folgen, die dieſe ſchimpfliche Begegnung nach ſich ziehen müſſe, in die Gedanken geſchoſſen, und ihn mit Erwartung und Furcht erfüllet? Gleichwohl ſoll ein Vorfall, der alle dieſe Wirkung auf ihn hat, nicht tragiſch ſeyn?

Wenn jemals bey dieſer Ohrfeige gelacht worden, ſo war es ſicherlich von einem auf der Gallerie, der mit den Ohrfeigen zu bekannt war, und eben izt eine von ſeinem Nachbar verdient hätte. Wen aber die ungeſchickte Art, mit der ſich der Schauſpieler etwa dabey betrug, wider Willen zu lächeln machte, der biß ſich geſchwind in die Lippe, und eilte, ſich wieder in die Täuſchung zu verſetzen, aus der faſt jede gewaltſamere Handlung den Zuſchauer mehr oder weniger zu bringen pflegt.

Auch frage ich, welche andere Beleidigung wohl die Stelle der Ohrfeige vertreten könnte? Für jede andere würde es in der Macht des Königs ſtehen, dem Beleidigten Genugthuung zu ſchaffen; für jede andere würde ſich der Sohn weigern dürfen, ſeinem Vater den Vater ſeiner Geliebten aufzuopfern. Für dieſe einzige läßt das Pundonor weder Entſchuldigung noch Abbitte gelten; und alle gütliche Wege, die ſelbſt der Monarch dabey einleiten will, ſind fruchtlos. Corneille ließ nach dieſer Denkungsart den Gormas, wenn ihm der König andeuten läßt, den Diego zufrieden zu ſtellen, ſehr wohl antworten:

Ces ſatisfactions n'appaiſſent point une ame:
Qui les reçoit n'a rien, qui les fait ſe diffame.
Et de tous ces accords l'effet le plus commun,
C'eſt de deshonorer deux hommes au lieu d'un.

Damals war in Frankreich das Edict wider die Duelle nicht lange ergangen, dem dergleichen Maximen ſchnurſtracks zuwider liefen. Corneille erhielt alſo zwar Befehl, die ganzen Zeilen wegzulaſſen; und ſie wurden aus dem Munde der Schauſpieler verbannt. Aber jeder Zuſchauer ergänzte ſie aus dem Gedächtniſſe, und aus ſeiner Empfindung.

In dem Eſſex wird die Ohrfeige dadurch noch kritiſcher, daß ſie eine Perſon giebt, welche die Geſetze der Ehre nicht verbinden. Sie iſt Frau und Königinn: was kann der Beleidigte mit ihr anfangen? Ueber die handfertige wehrhafte Frau würde er ſpotten; denn eine Frau kann weder ſchimpfen, noch ſchlagen. Aber dieſe Frau iſt zugleich der Souverain, deſſen Beſchimpfungen unauslöſchlich ſind, da ſie von ſeiner Würde eine Art von Geſetzmäßigkeit erhalten. Was kann alſo natürlicher ſcheinen, als daß Eſſer ſich wider dieſe Würde ſelbſt auflehnet, und gegen die Höhe tobet, die den Beleidiger ſeiner Rache entzieht? Ich wüßte wenigſtens nicht, was ſeine letzten Vergehungen ſonſt wahrſcheinlich hätte machen können. Die bloße Ungnade, die bloße Entſetzung ſeiner Ehrenſtellen konnte und durfte ihn ſo weit nicht treiben. Aber durch eine ſo knechtiſche Behandlung außer ſich gebracht, ſehen wir ihn alles, was ihm die Verzweiflung eingiebt, zwar nicht mit Billigung, doch mit Entſchuldigung unternehmen. Die Königinn ſelbſt muß ihn aus dieſem Geſichtspunkte ihrer Verzeihung würdig erkennen; und wir haben ſo ungleich mehr Mitleid mit ihm, als er uns in der Geſchichte zu verdienen ſcheinet, wo das, was er hier in der erſten Hitze der gekränkten Ehre thut, aus Eigennutz und andern niedrigen Abſichten geſchieht.

Der Streit, ſagt die Geſchichte, bey welchem Eſſer die Ohrfeige erhielt, war über die Wahl eines Königs von Irrland. Als er ſahe, daß die Königinn auf ihrer Meinung beharrte, wandte er ihr mit einer ſehr verächtlichen Gebehrde den Rücken. In dem Augenblicke fühlte er ihre Hand, und ſeine fuhr nach dem Degen. Er ſchwur, daß er dieſen Schimpf weder leiden könne noch wolle; daß er ihn ſelbſt von ihrem Vater Heinrich nicht würde erduldet haben: und ſo begab er ſich vom Hofe. Der Brief, den er an den Kanzler Egerton über dieſen Verfall ſchrieb, iſt mit dem würdigſten Stolze abgefaßt, und er ſchien feſt entſchloſſen, ſich der Königinn nie wieder zu nähern. Gleichwohl finden wir ihn bald darauf wieder in ihrer völligen Gnade, und in der völligen Wirkſamkeit eines ehrgeizigen Lieblings. Dieſe Verſöhnlichkeit, wenn ſie ernſtlich war, macht uns eine ſehr ſchlechte Idee von ihm; und keine viel beſſere, wenn ſie Verſtellung war. In dieſem Falle war er wirklich ein Verräther, der ſich alles gefallen ließ, bis er den rechten Zeitpunkt gekommen zu ſeyn glaubte. Ein elender Weinpacht, den ihm die Königinn nahm, brachte ihn am Ende weit mehr auf, als die Ohrfeige; und der Zorn über dieſe Verſchmälerung ſeiner Einkünfte, verblendete ihn ſo, daß er ohne alle Ueberlegung losbrach. So finden wir ihn in der Geſchichte, und verachten ihn. Aber nicht ſo bey dem Banks, der ſeinen Aufſtand zu der unmittelbaren Folge der Ohrfeige macht, und ihm weiter keine treuloſen Abſichten gegen ſeine Königinn beylegt. Sein Fehler iſt der Fehler einer edeln Hitze, den er bereuet, der ihm vergeben wird, und der blos durch die Bosheit ſeiner Feinde der Strafe nicht entgeht, die ihm geſchenkt war.

Sieben und funfzigſtes Stück.

Den 17ten November, 1767.

Banks hat die nehmlichen Worte beybehalten, die Eſſex über die Ohrfeige ausſtieß. Nur daß er ihn dem einen Heinriche noch alle Heinriche in der Welt, mit ſammt Alexandern, beyfügen läßt. (*) Sein Eſſex iſt überhaupt zu viel Prahler; und es fehlet wenig, daß er nicht ein eben ſo großer Gaſconier iſt, als der Eſſex des Gaſconiers Calprenede. Dabey erträgt er ſein Unglück viel zu kleinmüthig, und iſt bald gegen die Königinn eben ſo kriechend, als er vorher vermeſſen gegen ſie war. Banks hat ihn zu ſehr nach dem Leben geſchildert. Ein Charakter, der ſich ſo leicht vergißt, iſt kein Charakter, und eben daher der dramatiſchen Nachahmung unwürdig. In der Geſchichte kann man dergleichen Widerſprüche mit ſich ſelbſt, für Verſtellung halten, weil wir in der Geſchichte doch ſelten das Innerſte des Herzens kennen lernen: aber in dem Drama werden wir mit dem Helden allzuvertraut, als daß wir nicht gleich wiſſen ſollten, ob ſeine Geſinnungen wirklich mit den Handlungen, die wir ihm nicht zugetrauet hätten, übereinſtimmen, oder nicht. Ja, ſie mögen es, oder ſie mögen es nicht: der tragiſche Dichter kann ihn in beiden Fällen nicht recht nutzen.

(*) Act. III.

— — — — By all
The Subtilty, and Woman in your Sex,
I ſwear, that had you been a Man you durſt not,
Nay, your bold Father Harry durſt not this
Have done — Why ſay I him? Not all the Harrys,
Nor Alexander's ſelf, were he alive,
Shou'd boaſt of ſuch a deed on Eſſex done
Without revenge. — — —

Ohne Verſtellung fällt der Charakter weg; bey der Verſtellung die Würde deſſelben.

Mit der Eliſabeth hat er in dieſen Fehler nicht fallen können. Dieſe Frau bleibt ſich in der Geſchichte immer ſo vollkommen gleich, als es wenige Männer bleiben. Ihre Zärtlichkeit ſelbſt, ihre heimliche Liebe zu dem Eſſex, hat er mit vieler Anſtändigkeit behandelt; ſie iſt auch bey ihm gewiſſermaßen noch ein Geheimniß. Seine Eliſabeth klagt nicht, wie die Eliſabeth des Corneille, über Kälte und Verachtung, über Gluth und Schickſal; ſie ſpricht von keinem Gifte, das ſie verzehre; ſie jammert nicht, daß ihr der Undankbare eine Suffolk vorziehe, nachdem ſie ihm doch deutlich genug zu verſtehen gegeben, daß er um ſie allein ſeufzen ſolle, u. ſ. w. Keine von dieſen Armſeligkeiten kömmt über ihre Lippen. Sie ſpricht nie, als eine Verliebte; aber ſie handelt ſo. Man hört es nie, aber man ſieht es, wie theuer ihr Eſſex ehedem geweſen, und noch iſt. Einige Funken Eiferſucht verrathen ſie; ſonſt würde man ſie ſchlechterdings für nichts, als für ſeine Freundinn halten können.

Mit welcher Kunſt aber Banks ihre Geſinnungen gegen den Grafen in Action zu ſetzen gewußt, das können folgende Scenen des dritten Aufzuges zeigen. — Die Königinn glaubt ſich allein, und überlegt den unglücklichen Zwang ihres Standes, der ihr nicht erlaube, nach der wahren Neigung ihres Herzens zu handeln. Indem wird ſie die Nottingham gewahr, die ihr nachgekommen. —

Die Königinn. Du hier, Nottingham? Ich glaubte, ich ſey allein.

Nottingham. Verzeihe, Königinn, daß ich ſo kühn bin. Und doch befiehlt mir meine Pflicht, noch kühner zu ſeyn. — Dich bekümmert etwas. Ich muß fragen, — aber erſt auf meinen Knien Dich um Verzeihung bitten, daß ich es frage — Was iſts, daß Dich bekümmert? Was iſt es, das dieſe erhabene Seele ſo tief herab beuget? — Oder iſt Dir nicht wohl?

Die Königinn. Steh auf; ich bitte dich. — Mir iſt ganz wohl. — Ich danke dir für deine Liebe. — Nur unruhig, ein wenig unruhig bin ich, — meines Volkes wegen. Ich habe lange regiert, und ich fürchte, ihm nur zu lange. Es fängt an, meiner überdrüßig zu werden. — Neue Kronen ſind wie neue Kränze; die friſcheſten, ſind die lieblichſten. Meine Sonne neiget ſich; ſie hat in ihrem Mittage zu ſehr gewärmet; man fühlet ſich zu heiß; man wünſcht, ſie wäre ſchon untergegangen. — Erzehle mir doch, was ſagt man von der Ueberkunft des Eſſex?

Nottingham. — Von ſeiner Ueberkunft — ſagt man — nicht das Beſte. Aber von ihm — er iſt für einen ſo tapfern Mann bekannt —

Die Königinn. Wie? tapfer? da er mir ſo dienet? — Der Verräther!

Nottingham. Gewiß, es war nicht gut —

Die Königinn. Nicht gut! nicht gut? — Weiter nichts?

Nottingham. Es war eine verwegene, frevelhafte That.

Die Königinn. Nicht wahr, Nottingham? — Meinen Befehl ſo gering zu ſchätzen! Er hätte den Tod dafür verdient. — Weit geringere Verbrechen haben hundert weit geliebtern Lieblingen den Kopf gekoſtet. —

Nottingham. Ja wohl. — Und doch ſollte Eſſex, bey ſo viel größerer Schuld, mit geringerer Strafe davon kommen? Er ſollte nicht ſterben?

Die Königinn. Er ſoll! — Er ſoll ſterben, und in den empfindlichſten Martern ſoll er ſterben! — Seine Pein ſey, wie ſeine Verrätherey, die größte von allen! — Und dann will ich ſeinen Kopf und ſeine Glieder, nicht unter den finſtern Thoren, nicht auf den niedrigen Brücken, auf den höchſten Zinnen will ich ſie aufgeſteckt wiſſen, damit jeder, der vorübergeht, ſie erblicke und ausrufe: Siehe da, den ſtolzen undankbaren Eſſex! Dieſen Eſſex, welcher der Gerechtigkeit ſeiner Königinn trotzte!" — Wohl gethan! Nicht mehr, als er verdiente! — Was ſagſt du, Nottingham? Meineſt du nicht auch? — Du ſchweigſt? Warum ſchweigſt du? Willſt du ihn noch vertreten?

Nottingham. Weil Du es denn befiehlſt, Königinn, ſo will ich Dir alles ſagen, was die Welt von dieſem ſtolzen, undankbaren Manne ſpricht. —

Die Königinn. Thu das! — Laß hören: was ſagt die Welt von ihm und mir?

Nottingham. Von Dir, Königinn? — Wer iſt es, der von Dir nicht mit Entzücken und Bewunderung ſpräche? Der Nachruhm eines verſtorbenen Heiligen iſt nicht lauterer, als Dein Lob, von dem aller Zungen ertönen. Nur dieſes einzige wünſchet man, und wünſchet es mit den heiſſeſten Thränen, die aus der reinſten Liebe gegen Dich entſpringen, — dieſes einzige, daß Du geruhen möchteſt, ihren Beſchwerden gegen dieſen Eſſex abzuhelfen, einen ſolchen Verräther nicht länger zu ſchützen, ihn nicht länger der Gerechtigkeit und der Schande vorzuenthalten, ihn endlich der Rache zu überliefern —

Die Königinn. Wer hat mir vorzuſchreiben?

Nottingham. Dir vorzuſchreiben! — Schreibet man dem Himmel vor, wenn man ihn in tiefeſter Unterwerfung anflehet? — Und ſo flehet Dich alles wider den Mann an, deſſen Gemüthsart ſo ſchlecht, ſo boshaft iſt, daß er es auch nicht der Mühe werth achtet, den Heuchler zu ſpielen. — Wie ſtolz! wie aufgeblaſen! Und wie unartig, pöbelhaft ſtolz; nicht anders als ein elender Lakey auf ſeinen bunten verbrämten Rock! — Daß er tapfer iſt, räumt man ihm ein; aber ſo, wie es der Wolf oder der Bär iſt, blind zu, ohne Plan und Vorſicht. Die wahre Tapferkeit, welche eine edle Seele über Glück und Unglück erhebt, iſt fern von ihm. Die geringſte Beleidigung bringt ihn auf; er tobt und raſet über ein Nichts; alles ſoll ſich vor ihm ſchmiegen; überall will er allein glänzen, allein hervorragen. Lucifer ſelbſt, der den erſten Saamen des Laſters in dem Himmel ausſtreuete, war nicht ehrgeitziger und herrſchſüchtiger, als er. Aber, ſo wie dieſer aus dem Himmel ſtürzte — —

Die Königinn. Gemach, Nottingham, gemach! — Du eiferſt dich ja ganz aus dem Athem. — Ich will nichts mehr hören — (bey Seite) Gift und Blattern auf ihre Zunge! — Gewiß, Nottingham, du ſollteſt dich ſchämen, ſo etwas auch nur nachzuſagen; dergleichen Niederträchtigkeiten des boshaften Pöbels zu wiederholen. Und es iſt nicht einmal wahr, daß der Pöbel das ſagt. Er denkt es auch nicht. Aber ihr, ihr wünſcht, daß er es ſagen möchte.

Nottingham. Ich erſtaune, Königinn —

Die Königinn. Worüber?

Nottingham. Du gebotheſt mir ſelbſt, zu reden —

Die Königinn. Ja, wenn ich es nicht bemerkt hätte, wie gewünſcht dir dieſes Geboth kam! wie vorbereitet du darauf wareſt! Auf einmal glühte dein Geſicht, flammte dein Auge; das volle Herz freute ſich, überzuflieſſen, und jedes Wort, jede Gebehrde hatte ſeinen längſt abgezielten Pfeil, deren jeder mich mit trift.

Nottingham. Verzeihe, Königinn, wenn ich in dem Ausdrucke meine Schuldigkeit gefehlet habe. Ich maß ihn nach Deinem ab.

Die Königinn. Nach meinem? — Ich bin ſeine Königinn. Mir ſteht es frey, dem Dinge, das ich geſchaffen habe, mitzuſpielen, wie ich will. — Auch hat er ſich der gräßlichſten Verbrechen gegen meine Perſon ſchuldig gemacht. Mich hat er beleidiget; aber nicht dich. — Womit könnte dich der arme Mann beleidiget haben? Du haſt keine Geſetze, die er übertreten, keine Unterthanen, die er bedrücken, keine Krone, nach der er ſtreben könnte. Was findeſt du denn alſo für ein grauſames Vergnügen, einen Elenden, der ertrinken will, lieber noch auf den Kopf zu ſchlagen, als ihm die Hand zu reichen?

Nottingham. Ich bin zu tadeln —

Die Königinn. Genug davon! — Seine Königinn, die Welt, das Schickſal ſelbſt erklärt ſich wider dieſen Mann, und doch ſcheinet er dir kein Mitleid, keine Entſchuldigung zu verdienen? —

Nottingham. Ich bekenne es, Königinn, —

Die Königinn. Geh, es ſey dir vergeben! — Rufe mir gleich die Rutland her. —

Acht und funfzigſtes Stück.

Den 20ſten November, 1767.

Nottingham geht, und bald darauf erſcheinet Rutland. Man erinnere ſich, daß Rutland, ohne Wiſſen der Königinn, mit dem Eſſex vermählt iſt.

Die Königinn. Kömmſt du, liebe Rutland? Ich habe nach dir geſchickt. — Wie iſt's? Ich finde dich, ſeit einiger Zeit, ſo traurig. Woher dieſe trübe Wolke, die dein holdes Auge umziehet? Sey munter, liebe Rutland; ich will dir einen wackern Mann ſuchen.

Rutland. Großmüthige Frau! — Ich verdiene es nicht, daß meine Königinn ſo gnädig auf mich herabſiehet.

Die Königinn. Wie kannſt du ſo reden? — Ich liebe dich; ja wohl liebe ich dich. — Du ſollſt es daraus ſchon ſehen! — Eben habe ich mit der Nottingham, der widerwärtigen! — einen Streit gehabt; und zwar — über Mylord Eſſex.

Rutland. Ha!

Die Königinn. Sie hat mich recht ſehr geärgert. Ich konnte ſie nicht länger vor Augen ſehen.

Rutland. (bey Seite) Wie fahre ich bey dieſem theuern Namen zuſammen! Mein Geſicht wird mich verrathen. Ich fühl es; ich werde blaß — und wieder roth. —

Die Königinn. Was ich dir ſage, macht dich erröthen? —

Rutland. Dein ſo überraſchendes, gütiges Vertrauen, Königinn, —

Die Königinn. Ich weiß, daß du mein Vertrauen verdieneſt. — Komm, Rutland, ich will dir alles ſagen. Du ſollſt mir rathen. — Ohne Zweifel, liebe Rutland, wirſt du es auch gehört haben, wie ſehr das Volk wider den armen, unglücklichen Mann ſchreyet; was für Verbrechen es ihm zur Laſt legt. Aber das Schlimmſte weißt du vielleicht noch nicht? Er iſt heute aus Irrland angekommen; wider meinen ausdrücklichen Befehl; und hat die dortigen Angelegenheiten in der größten Verwirrung gelaſſen.

Rutland. Darf ich Dir, Königinn, wohl ſagen, was ich denke? — Das Geſchrey des Volkes, iſt nicht immer die Stimme der Wahrheit. Sein Haß iſt öfters ſo ungegründet —

Die Königinn. Du ſprichſt die wahren Gedanken meiner Seele. — Aber, liebe Rutland, er iſt dem ohngeachtet zu tadeln. — Komm her, meine Liebe; laß mich an deinen Buſen mich lehnen. — O gewiß, man legt mir es zu nahe! Nein, ſo will ich mich nicht unter ihr Joch bringen laſſen. Sie vergeſſen, daß ich ihre Königinn bin. — Ah, Liebe; ſo ein Freund hat mir längſt gefehlt, gegen den ich ſo meinen Kummer ausſchütten kann! —

Rutland. Siehe meine Thränen, Königinn — Dich ſo leiden zu ſehen, die ich ſo bewundere! — O, daß mein guter Engel Gedanken in meine Seele, und Worte auf meine Zunge legen wollte, den Sturm in Deiner Bruſt zu beſchwören, und Balſam in Deine Wunden zu gießen!

Die Königinn. O, ſo wäreſt du mein guter Engel! mitleidige, beſte Rutland! — Sage, iſt es nicht Schade, daß ſo ein braver Mann ein Verräther ſeyn ſoll? daß ſo ein Held, der wie ein Gott verehret ward, ſich ſo erniedrigen kann, mich um einen kleinen Thron bringen zu wollen?

Rutland. Das hätte er gewollt? das könnte er wollen? Nein, Königinn, gewiß nicht, gewiß nicht! Wie oft habe ich ihn von Dir ſprechen hören! mit welcher Ergebenheit, mit welcher Bewunderung, mit welchem Entzücken habe ich ihn von Dir ſprechen hören!

Die Königinn. Haſt du ihn wirklich von mir ſprechen hören?

Rutland. Und immer als einen Begeiſterten, aus dem nicht kalte Ueberlegung, aus dem ein inneres Gefühl ſpricht, deſſen er nicht mächtig iſt. Sie iſt, ſagte er, die Göttinn ihres Geſchlechts, ſo weit über alle andere Frauen erhaben, daß das, was wir in dieſen am meiſten bewundern, Schönheit und Reitz, in ihr nur die Schatten ſind, ein größeres Licht dagegen abzuſetzen. Jede weibliche Vollkommenheit verliert ſich in ihr, wie der ſchwache Schimmer eines Sternes in dem alles überſtrömenden Glanze des Sonnenlichts. Nichts überſteigt ihre Güte; die Huld ſelbſt beherrſchet, in ihrer Perſon, dieſe glückliche Inſel; ihre Geſetze ſind aus dem ewigen Geſetzbuche des Himmels gezogen, und werden dort von Engeln wieder aufgezeichnet. — O, unterbrach er ſich dann mit einem Seufzer, der ſein ganzes getreues Herz ausdrückte, o, daß ſie nicht unſterblich ſeyn kann! Ich wünſche ihn nicht zu erleben, den ſchrecklichen Augenblick, wenn die Gottheit dieſen Abglanz von ſich zurückruft, und mit eins ſich Nacht und Verwirrung über Britannien verbreiten.

Die Königinn. Sagte er das, Rutland!

Rutland. Das, und weit mehr. Immer ſo neu, als wahr in Deinem Lebe, deſſen unverſiegene Quelle von den lauterſten Geſinnungen gegen Dich überſtrömte —

Die Königinn. O, Rutland, wie gern glaube ich dem Zeugniſſe, das du ihm giebſt!

Rutland. Und kannſt ihn noch für einen Verräther halten?

Die Königinn. Nein; — aber doch hat er die Geſetze übertreten. — Ich muß mich ſchämen, ihn länger zu ſchützen. — Ich darf es nicht einmal wagen, ihn zu ſehen.

Rutland. Ihn nicht zu ſehen, Königinn? nicht zu ſehen? — Bey dem Mitleid, das ſeinen Thron in Deiner Seele aufgeſchlagen, beſchwöre ich Dich, — Du mußt ihn ſehen! Schämen? weſſen? daß Du mit einem Unglücklichen Erbarmen haſt? — Gott hat Erbarmen: und Erbarmen ſollte Könige ſchimpfen? — Nein, Königinn; ſey auch hier Dir ſelbſt gleich. Ja, Du wirſt es; Du wirſt ihn ſehen, wenigſtens einmal ſehen —

Die Königinn. Ihn, der meinen ausdrücklichen Befehl ſo ge ringſchätzen können! Ihn, der ſich ſo eigenmächtig vor meine Augen drengen darf! Warum blieb er nicht, wo ich ihm zu bleiben befahl!

Rutland. Rechne ihm dieſes zu keinem Verbrechen! Gieb die Schuld der Gefahr, in der er ſich ſahe. Er hörte, was hier vorgieng; wie ſehr man ihn zu verkleinern, ihn Dir verdächtig zu machen ſuche. Er kam alſo, zwar ohne Erlaubniß, aber in der beſten Abſicht; in der Abſicht, ſich zu rechtfertigen, und Dich nicht hintergehen zu laſſen.

Die Königinn. Gut; ſo will ich ihn denn ſehen, und will ihn gleich ſehen. — O, meine Rutland, wie ſehr wünſche ich es, ihn noch immer eben ſo rechtſchaffen zu finden, als tapfer ich ihn kenne!

Rutland. O, nähre dieſe günſtige Gedanke! Deine königliche Seele kann keine gerechtere hägen. — Rechtſchaffen! So wirſt Du ihn gewiß finden. Ich wollte für ihn ſchwören; bey aller Deiner Herrlichkeit für ihn ſchwören, daß er es nie aufgehöret zu ſeyn. Seine Seele iſt reiner als die Sonne, die Flecken hat, und irrdiſche Dünſte an ſich ziehet, und Geſchmeiß ausbrütet. — Du ſagſt, er iſt tapfer; und wer ſagt es nicht! Aber ein tapferer Mann iſt keiner Niederträchtigkeit fähig. Bedenke, wie er die Rebellen gezüchtiget; wie furchtbar er Dich dem Spanier gemacht, der vergebens die Schätze ſeiner Indien wider Dich verſchwendete. Sein Name floh vor Deinen Flotten und Völkern vorher, und ehe dieſe noch eintrafen, hatte öfters ſchon ſein Name geſiegt.

Die Königinn. (bey Seite) Wie beredt ſie iſt! — Ha! dieſes Feuer, dieſe Innigkeit, — das bloße Mitleid gehet ſo weit nicht. — Ich will es gleich hören! — (zu ihr) Und dann, Rutland, ſeine Geſtalt —

Rutland. Recht, Königinn; ſeine Geſtalt. — Nie hat eine Geſtalt den innern Vollkommenheiten mehr entſprochen! — Bekenn es, Du, die Du ſelbſt ſo ſchön biſt, daß man nie einen ſchönern Mann geſehen! So würdig, ſo edel, ſo kühn und gebietheriſch die Bildung! Jedes Glied, in welcher Harmonie mit dem andern! Und doch das Ganze von einem ſo ſanften lieblichen Umriſſe! Das wahre Modell der Natur, einen vollkommenen Mann zu bilden! Das ſeltene Muſter der Kunſt, die aus hundert Gegenſtänden zuſammen ſuchen muß, was ſie hier bey einander findet!

Die Königinn. (bey Seite) Ich dacht es! — Das iſt nicht länger auszuhalten. — (zu ihr) Wie iſt dir, Rutland? Du geräthſt außer dir. Ein Wort, ein Bild überjagt das andere. Was ſpielt ſo den Meiſter über dich? Iſt es blos deine Königinn, iſt es Eſſex ſelbſt, was dieſe wahre, oder dieſe erzwungene Leidenſchaft wirket? — (bey Seite) Sie ſchweigt; — ganz gewiß, ſie liebt ihn. — Was habe ich gethan! Welchen neuen Sturm habe ich in meinem Buſen erregt? u. ſ. w.

Hier erſcheinen Burleigh und die Nottingham wieder, der Königinn zu ſagen, daß Eſſex ihren Befehl erwarte. Er ſoll vor ſie kommen. „Rutland, ſagt die Königinn, „wir ſprechen „einander ſchon weiter; geh nur. — Nottingham, tritt du „näher.“ Dieſer Zug der Eiferſucht iſt vortrefflich. Eſſex kömmt; und nun erfolgt die Scene mit der Ohrfeige. Ich wüßte nicht, wie ſie verſtändiger und glücklicher vorbereitet ſeyn könnte. Eſſex anfangs, ſcheinet ſich völlig unterwerfen zu wollen; aber, da ſie ihm beſiehlt, ſich zu rechtfertigen, wird er nach und nach hitzig; er prahlt, er pocht, er trotzt. Gleichwohl hätte alles das die Königinn ſo weit nicht aufbringen können, wenn ihr Herz nicht ſchon durch Eiferſucht erbittert geweſen wäre. Es iſt eigentlich die eiferſüchtige Liebhaberinn, welche ſchlägt, und die ſich nur der Hand der Königinn bedienet. Eiferſucht überhaupt ſchlägt gern. —

Ich, meines Theils, möchte dieſe Scenen lieber auch nur gedacht, als den ganzen Eſſex des Corneille gemacht haben. Sie ſind ſo charakteriſtiſch, ſo voller Leben und Wahrheit, daß das Beſte des Franzoſen eine ſehr armſelige Figur dagegen macht.

Neun und funfzigſtes Stück.

Den 21ſten November, 1767.

Nur den Stil des Banks muß man aus meiner Ueberſetzung nicht beurtheilen. Von ſeinem Ausdrucke habe ich gänzlich abgehen müſſen. Er iſt zugleich ſo gemein und ſo koſtbar, ſo kriechend und ſo hochtrabend, und das nicht von Perſon zu Perſon, ſondern ganz durchaus, daß er zum Muſter dieſer Art von Mißhelligkeit dienen kann. Ich habe mich zwiſchen beide Klippen, ſo gut als möglich, durchzuſchleichen geſucht; dabey aber doch an der einen lieber, als an der andern, ſcheitern wollen.

Ich habe mich mehr vor dem Schwulſtigen gehütet, als vor dem Platten. Die mehreſten hätten vielleicht gerade das Gegentheil gethan; denn ſchwülſtig und tragiſch, halten viele ſo ziemlich für einerley. Nicht nur viele, der Leſer: auch viele, der Dichter ſelbſt. Ihre Helden ſollten wie andere Menſchen ſprechen? Was wären das für Helden? Ampullæ & ſesquipedalia verba, Sentenzen und Blaſen und ellenlange Worte: das macht ihnen den wahren Ton der Tragödie.

„Wir haben es an nichts fehlen laſſen, ſagt Diderot, (*) (man merke, daß er vornehmlich von ſeinen Landsleuten ſpricht,) „das Drama aus dem Grunde zu verderben. Wir haben von „den Alten die volle prächtige Verſification beybehalten, die „ſich doch nur für Sprachen von ſehr abgemeſſenen Quantitäten, „und ſehr merklichen Accenten, nur für weitläufige Bühnen, „nur für eine in Noten geſetzte und mit Inſtrumenten begleitete Deklamation ſo wohl ſchickt: ihre Einfalt aber in der Verwickelung und dem Geſpräche, und die Wahrheit ihrer Gemählde haben wir fahren laſſen.“

Diderot hätte noch einen Grund hinzufügen können, warum wir uns den Ausdruck der alten Tragödien nicht durchgängig zum Muſter nehmen dürfen. Alle Perſonen ſprechen und unterhalten ſich da auf einem freyen, öffentlichen Platze, in Gegenwart einer neugierigen Menge Volks. Sie müſſen alſo faſt immer mit Zurückhaltung, und Rückſicht auf ihre Würde, ſprechen; ſie können ſich ihrer Gedanken und Empfindungen nicht in den erſten den beſten Worten entladen; ſie müſſen ſie abmeſſen und wählen. Aber wir Neuern, die wir den Chor abgeſchaft, die wir unſere Perſonen größtentheils zwiſchen ihren vier Wänden laſſen: was können wir für Urſache haben, ſie dem ohngeachtet immer eine ſo geziemende, ſo ausgeſuchte, ſo rhetoriſche Sprache führen zu laſſen? Sie hört niemand, als dem ſie es erlauben wollen, ſie zu hören; mit ihnen ſpricht niemand als Leute, welche in die Handlung wirklich mit verwickelt, die alſo ſelbſt im Affekte ſind, und weder Luſt noch Muße haben, Ausdrücke zu controlliren. Das war nur von

---

(*) Zweyte Unterredung hinter dem natürlichen Sohne. S. d. Ueberſ. 247.

dem Chore zu beſorgen, der, ſo genau er auch in das Stück eingeflochten war, dennoch niemals mit handelte, und ſtets die handelnden Perſonen mehr richtete, als an ihrem Schickſale wirklichen Antheil nahm. Umſonſt beruft man ſich desfalls auf den höhern Rang der Perſonen. Vornehme Leute haben ſich beſſer ausdrücken gelernt, als der gemeine Mann: aber ſie affectiren nicht unaufhörlich, ſich beſſer auszudrücken, als er. Am wenigſten in Leidenſchaften; deren jeder ſeine eigene Beredſamkeit hat, mit der allein die Natur begeiſtert, die in keiner Schule gelernt wird, und auf die ſich der Unerzogenſte ſo gut verſtehet, als der Polirteſte.

Bey einer geſuchten, koſtbaren, ſchwülſtigen Sprache, kann niemals Empfindung ſeyn. Sie zeigt von keiner Empfindung, und kann keine hervorbringen. Aber wohl verträgt ſie ſich mit den ſimpelſten, gemeinſten, platteſten Worten und Redensarten.

Wie ich Banks Eliſabeth ſprechen laſſe, weiß ich wohl, hat noch keine Königinn auf dem franzöſiſchen Theater geſprochen. Den niedrigen vertraulichen Ton, in dem ſie ſich mit ihren Frauen unterhält, würde man in Paris kaum einer guten adlichen Landfrau angemeſſen finden. „Iſt dir nicht wohl? —
„Mir iſt ganz wohl. Steh auf, ich bitte dich. — Nur unruhig;
„ein wenig unruhig bin ich. — Erzehle mir doch. —
„Nicht wahr, Nottingham? Thu das! Laß hören! — Gemach,
„gemach! — Du eiferſt dich aus dem Athem. — Gift und
„Blattern auf ihre Zunge! Mir ſteht es frey, dem Dinge,
„das ich geſchaffen habe, mitzuſpielen, wie ich will. — Auf
„den Kopf ſchlagen. — Wie iſts? Sey munter, liebe Rutland;
„ich will dir einen wackern Mann ſuchen. — Wie kannſt du
„ſo reden? — Du ſollſt es ſchon ſehen. — Sie hat mich recht
„ſehr geärgert. Ich konnte ſie nicht länger vor Augen ſehen. —
„Komm her, meine Liebe; laß mich an deinen Buſen mich
„lehnen. — Ich dacht es! — Das iſt nicht länger auszuhalten.“
— Ja wohl iſt es nicht auszuhalten! würden die feinen Kunſtrichter ſagen —

Werden vielleicht auch manche von meinen Leſern ſagen. — Denn leider giebt es Deutſche, die noch weit franzöſiſcher ſind, als die Franzoſen. Ihnen zu gefallen, habe ich dieſe Brocken auf einen Haufen getragen. Ich kenne ihre Art zu kritiſiren. Alle die kleinen Nachläßigkeiten, die ihr zärtliches Ohr ſo unendlich beleidigen, die dem Dichter ſo ſchwer zu finden waren, die er mit ſo vieler Ueberlegung dahin und dorthin ſtreuete, um den Dialog geſchmeidig zu machen, und den Reden einen wahrern Anſchein der augenblicklichen Eingebung zu ertheilen, reihen ſie ſehr witzig zuſammen auf einen Faden, und wollen ſich krank darüber lachen. Endlich folgt ein mitleidiges Achſelzucken: „man hört wohl, daß der gute Mann die große Welt nicht kennet; daß er nicht viele Königinnen reden gehört; Racine verſtand das beſſer; aber Racine lebte auch bey Hofe.“

Dem ohngeachtet würde mich das nicht irre machen. Deſto ſchlimmer für die Königinnen, wenn ſie wirklich nicht ſo ſprechen, nicht ſo ſprechen dürfen. Ich habe es lange ſchon geglaubt, daß der Hof der Ort eben nicht iſt, wo ein Dichter die Natur ſtudiren kann. Aber wenn Pomp und Etiquette aus Menſchen Maſchinen macht, ſo iſt es das Werk des Dichters, aus dieſen Maſchinen wieder Menſchen zu machen. Die wahren Königinnen mögen ſo geſucht und affektirt ſprechen, als ſie wollen: ſeine Königinnen müſſen natürlich ſprechen. Er höre der Hekuba des Euripides nur fleißig zu; und tröſte ſich immer, wenn er ſchon ſonſt keine Königinnen geſprochen hat.

Nichts iſt züchtiger und anſtändiger als die ſimple Natur. Grobheit und Wuſt iſt eben ſo weit von ihr entfernt, als Schwulſt und Bombaſt von dem Erhabnen. Das nehmliche Gefühl, welches die Grenzſcheidung dort wahrnimt, wird ſie auch hier bemerken. Der ſchwülſtigſte Dichter iſt daher unfehlbar auch der pöbelhafteſte. Beide Fehler ſind unzertrennlich; und keine Gattung giebt mehrere Gelegenheit in beide zu verfallen, als die Tragödie.

Gleichwohl ſcheinet die Engländer vornehmlich nur der eine, in ihrem Banks beleidiget zu haben. Sie tadelten weniger ſeinen Schwulſt, als die pöbelhafte Sprache, die er ſo edle und in der Geſchichte ihres Landes ſo glänzende Perſonen führen laſſe; und wünſchten lange, daß ſein Stück von einem Manne, der den tragiſchen Ausdruck mehr in ſeiner Gewalt habe, möchte umgearbeitet werden. (*) Dieſes geſchah endlich auch. Faſt zu gleicher Zeit machten ſich Jones und Brook darüber. Heinrich Jones, von Geburt ein Irländer, war ſeiner Profeßion nach ein Maurer, und vertauſchte, wie der alte Ben Johnſon, ſeine Kelle mit der Feder. Nachdem er ſchon einen Band Gedichte auf Subſcription drucken laſſen, die ihn als einen Mann von großem Genie bekannt machten, brachte er ſeinen Eſſex 1753 aufs Theater. Als dieſer zu London geſpielt ward, hatte man bereits den von Heinrich Brook in Dublin geſpielt. Aber Brook ließ ſeinen erſt einige Jahre hernach drucken; und ſo kann es wohl ſeyn, daß er, wie man ihm Schuld giebt, eben ſowohl den Eſſex des Jones, als den vom Banks, genutzt hat. Auch muß noch ein Eſſex von einem James Ralph vorhanden ſeyn. Ich geſtehe, daß ich keinen geleſen habe, und alle drey nur aus den gelehrten Tagebüchern kenne. Von dem Eſſex des Brook, ſagt ein franzöſiſcher Kunſtrichter, daß er das Feuer und das Pathetiſche des Banks mit der ſchönen Poeſie des Jones zu verbinden gewußt habe. Was er über die Rolle der Rutland, und über derſelben Verzweiflung bey der Hinrichtung ihres Gemahls, hinzufügt, (**) iſt merkwürdig; man lernt auch daraus das Pariſer Parterr auf einer Seite kennen, die ihm wenig Ehre macht.

Aber einen ſpaniſchen Eſſex habe ich geleſen, der viel zu ſonderbar iſt, als daß ich nicht im Vorbeygehen etwas davon ſagen ſollte. —

(*) (Companion to the Theatre Vol. II. p. 105.) — The Diction is every where very bad, and in ſome Places ſo low, that it even becomes unnatural. — And I think, there cannot be a greater Proof of the little Encouragement this Age affords to Merit, than that no Gentleman poſſeſt of a true Genius and Spirit of Poetry, thinks it worth his Attention to adorn ſo celebrated a Part of Hiſtory with that Dignity of Expreſſion befitting Tragedy in general, but more particularly, where the Characters are perhaps the greateſt the World ever produced.

(**) (Journal Encycl. Mars 1761.) Il a auſſi fait tomber en démence la Comteſſe de Rutland au moment que cet illuſtre époux eſt conduit à l'échafaud; ce moment où cette Comteſſe eſt un objet bien digne de pitié, a produit une très grande ſenſation, & a été trouvé admirable à Londres: en France il eut paru ridicule, il auroit été ſifflé & l'on auroit envoyé la Comteſſe avec l'Auteur aux Petites-Maiſons.

Sechzigſtes Stück.

Den 27ſten November, 1767.

Er iſt von einem Ungenannten, und führet den Titel: Für ſeine Gebieterinn ſterben. (*) Ich finde ihn in einer Sammlung von Komödien, die Joſeph Padrino zu Sevilien gedruckt hat, und in der er das vier und ſiebzigſte Stück iſt. Wenn er verfertiget worden, weiß ich nicht; ich ſehe auch nichts, woraus es ſich ungefehr abnehmen ließe. Das iſt klar, daß ſein Verfaſſer weder die franzöſiſchen und engliſchen Dichter, welche die nehmliche Geſchichte bearbeitet haben, gebraucht hat, noch von ihnen gebraucht worden. Er iſt ganz original. Doch ich will dem Urtheile meiner Leſer nicht vorgreifen.

Eſſex kömmt von ſeiner Expedition wider die Spanier zurück, und will der Königinn in London Bericht davon abſtatten. Wie er anlangt, hört er, daß ſie ſich zwey Meilen von der Stadt auf dem Landgute einer ihrer Hofdamen, Namens Blanca, befinde. Dieſe Blanca iſt die Geliebte des Grafen, und auf dieſem Landgute hat er, noch bey Lebszeiten ihres Vaters, viele heimliche Zuſammenkünfte mit ihr gehabt. Sogleich begiebt er ſich dahin, und bedient ſich des Schlüſſels, den er noch von der Gartenthüre bewahret, durch die er ehedem zu ihr gekommen. Es iſt natürlich, daß er ſich ſeiner Geliebten eher zeigen will, als der Königinn. Als er durch den Garten nach ihren Zimmern ſchleichet, wird er, an dem ſchattichten Ufer eines durch denſelben geleiteten Armes der Temſe, ein Frauenzimmer gewahr, (es iſt ein ſchwüler Sommerabend,) das mit den bloßen Füßen in dem Waſſer ſitzt, und ſich abkühlet. Er bleibt voller Verwunderung über ihre Schönheit ſtehen, ob ſie ſchon das Geſicht mit einer halben Maſke bedeckt hat, um nicht erkannt zu werden. (Dieſe Schönheit, wie billig, wird weitläuftig beſchrieben, und beſonders werden über die allerliebſten weiſſen Füße in dem klaren Waſſer, ſehr ſpitzfindige Dinge geſagt. Nicht genug, daß der entzückte Graf zwey kryſtallene Säulen in einem fließenden Kryſtalle ſtehen ſieht; er weiß vor Erſtaunen nicht, ob das

---

(*) Dar la vida por su Dama, el Conde de Sex, de un Ingenio de esta Corte.

Waſſer der Kryſtall ihrer Füſſe iſt, welcher in Fluß gerathen, oder ob ihre Füße der Kryſtall des Waſſers ſind, der ſich in dieſe Form condenſirt hat. (*) Noch verwirrter macht ihn die halbe ſchwarze Maſke auf dem weiſſen Geſichte: er kann nicht begreifen, in welcher Abſicht die Natur ein ſo göttliches Monſtrum gebildet, und auf ſeinem Geſichte ſo ſchwarzen Baſalt mit ſo glänzendem Helfenbeine gepaaret habe; ob mehr zur Bewunderung, oder mehr zur Verſpottung? (**)) Kaum hat ſich das Frauenzimmer wieder angekleidet, als, unter der Ausrufung: Stirb Tyranninn! ein Schuß auf ſie geſchieht, und gleich darauf zwey maſkirte Männer mit bloßem Degen auf ſie los gehen, weil der Schuß ſie nicht getroffen zu haben ſcheinet. Eſſer

(*) Las dos columnas bellas
Metió dentro del rio, y como al vellas
Vi un cryſtal en el rio deſatado,
Y vi cryſtal en ellas condenſado,
No ſupe ſi las aguas que ſe vian
Eran ſus pies, que liquidos corrian,
O ſi ſus dos columnas ſe formaban
De las aguas, que allí ſe congelaban.

Dieſe Aehnlichkeit treibt der Dichter noch weiter, wenn er beſchreiben will, wie die Dame, das Waſſer zu koſten, es mit ihrer hohlen Hand geſchöpft, und nach dem Munde geführt habe. Dieſe Hand, ſagt er, war dem klaren Waſſer ſo ähnlich, daß der Fluß ſelbſt für Schrecken zuſammen fuhr, weil er befürchtete, ſie möchte einen Theil ihrer eignen Hand mittrinken.

Quiſo probar a caſo
El agua, y ſiendo cryſtalino vaſo
Sus manos, acercó las a los labios,
Y entonces el arroyo lloró agravios,
Y como tanto, en fin, ſe parecia
A ſus manos aquello que bebia,
Temí con ſobreſalto (y no fue en vano)
Que ſe bebiera parte de la mano.

(**) Yo, que al principio vi, ciego, y turbado
A una parte nevado
Y en otra negro el roſtro,
Juzgué, mirando tan divino monſtruo,
Que la naturaleza cuidadoſa
Deſigual uniendo tan hermoſa,
Quiſo hacer por aſſombro, o por ultrage,
De azabache y marfil un maridage.

beſinnt ſich nicht lange, ihr zu Hülfe zu eilen. Er greift die Mörder an, und ſie entfliehen. Er will ihnen nach; aber die Dame ruft ihn zurück, und bittet ihn, ſein Leben nicht in Gefahr zu ſetzen. Sie ſieht, daß er verwundet iſt, knüpft ihre Schärpe los, und giebt ſie ihm, ſich die Wunde damit zu verbinden. Zugleich, ſagt ſie, ſoll dieſe Schärpe dienen, mich Euch zu ſeiner Zeit zu erkennen zu geben; itzt muß ich mich entfernen, ehe über den Schuß mehr Lärmen entſteht; ich möchte nicht gern, daß die Königinn den Zufall erführe, und ich beſchwöre Euch daher um Eure Verſchwiegenheit. Sie geht, und Eſſex bleibt voller Erſtaunen über dieſe ſonderbare Begebenheit, über die er mit ſeinem Bedienten, Namens Coſme, allerley Betrachtungen anſtellt. Dieſer Coſme iſt die luſtige Perſon des Stücks; er war vor dem Garten geblieben, als ſein Herr hereingegangen, und hatte den Schuß zwar gehört, aber ihm doch nicht zu Hülfe kommen dürfen. Die Furcht hielt an der Thüre Schildwache, und verſperrte ihm den Eingang. Furchtſam iſt Coſme für viere; (*) und das ſind die ſpaniſchen Narren gemeiniglich alle. Eſſex bekennt, daß er ſich unfehlbar in die ſchöne Unbekannte verliebt haben würde, wenn Blanca nicht ſchon ſo völlig Beſitz von ſeinem Herzen genommen hätte, daß ſie durchaus keiner andern Leidenſchaft darinn Raum laſſe. Aber, ſagt er, wer mag ſie wohl geweſen ſeyn? Was dünkt dich, Coſme? — Wer wirds geweſen ſeyn, antwortet Coſme, als des Gärtners Frau, die ſich die Beine gewaſchen? — (**) Aus dieſem Zuge, kann man leicht auf das Uebrige ſchließen. Sie gehen endlich beide wieder fort; es iſt zu ſpät geworden; das Haus könnte

(*) Ruido de armas en la Quinta,
Y dentro el Conde? Que aguardo,
Que no voi á ſocorrerle?
Que aguardo? Lindo recado:
Aguardo á que quiera el miedo
Dexarme entrar: — —
— — — — —
Coſme, que ha tenido un miedo
Que puede valer por quatro.

(**) La muger del hortelano,
Que ſe lavaba las piernas.

über den Schuß in Bewegung gerathen ſeyn; Eſſex getraut ſich daher nicht, unbemerkt zur Blanca zu kommen, und verſchiebt ſeinen Beſuch auf ein andermal.

Nun tritt der Herzog von Alanzon auf, mit Flora, der Blanca Kammermädchen. (Die Scene iſt noch auf dem Landgute, in einem Zimmer der Blanca; die vorigen Auftritte waren in dem Garten. Es iſt des folgenden Tages.) Der König von Frankreich hatte der Eliſabeth eine Verbindung mit ſeinem jüngſten Bruder vorgeſchlagen. Dieſes iſt der Herzog von Alanzon. Er iſt, unter dem Vorwande einer Geſandtſchaft, nach England gekommen, um dieſe Verbindung zu Stande zu bringen. Es läßt ſich alles, ſowohl von Seiten des Parlaments als der Königinn, ſehr wohl dazu an: aber indeß erblickt er die Blanca, und verliebt ſich in ſie. Itzt kömmt er, und bittet Floren, ihm in ſeiner Liebe behülflich zu ſeyn. Flora verbirgt ihm nicht, wie wenig er zu erwarten habe; doch ohne ihm das geringſte von der Vertraulichkeit, in welcher der Graf mit ihr ſtehet, zu entdecken. Sie ſagt blos, Blanca ſuche ſich zu verheyrathen, und da ſie hierauf ſich mit einem Manne, deſſen Stand ſo weit über den ihrigen erhaben ſey, doch keine Rechnung machen könne, ſo dürfte ſie ſchwerlich ſeiner Liebe Gehör geben. — (Man erwartet, daß der Herzog auf dieſen Einwurf die Lauterkeit ſeiner Abſichten betheuern werde: aber davon kein Wort! Die Spanier ſind in dieſem Punkte lange ſo ſtrenge und delikat nicht, als die Franzoſen.) Er hat einen Brief an die Blanca geſchrieben, den Flora übergeben ſoll. Er wünſcht, es ſelbſt mit anzuſehen, was dieſer Brief für Eindruck auf ſie machen werde. Er ſchenkt Floren eine güldne Kette, und Flora verſteckt ihn in eine anſtoßende Gallerie, indem Blanca mit Coſme hereintritt, welcher ihr die Ankunft ſeines Herrn meldet.

Eſſex kömmt. Nach den zärtlichſten Bewillkommungen der Blanca, nach den theuerſten Verſicherungen des Grafen, wie ſehr er ihrer Liebe ſich würdig zu zeigen wünſche, müſſen ſich Flora und Coſme entfernen, und Blanca bleibt mit dem Grafen allein. Sie erinnert ihn, mit welchem Eifer und mit welcher Standhaftigkeit er ſich um ihre Liebe beworben habe. Nachdem ſie ihm drey Jahre widerſtanden, habe ſie endlich ſich ihm ergeben, und ihn, unter Verſicherung ſie zu heyrathen, zum Eigenthümer ihrer Ehre gemacht. (Te hice dueño de mi honor: der Ausdruck ſagt im Spaniſchen ein wenig viel.) Nur die Feindſchaft, welche unter ihren beyderſeitigen Familien obgewaltet, habe nicht erlaubt, ihre Verbindung zu vollziehen. Eſſex iſt nichts in Abrede, und fügt hinzu, daß, nach dem Tode ihres Vaters und Bruders, nur die ihm aufgetragene Expedition wider die Spanier dazwiſchen gekommen ſey. Nun aber habe er dieſe glücklich vollendet; nun wolle er unverzüglich die Königinn um Erlaubniß zu ihrer Vermählung antreten. — Und ſo kann ich dir denn, ſagt Blanca, als meinem Geliebten, als meinem Bräutigam, als meinem Freunde, alle meine Geheimniſſe ſicher anvertrauen. (*) —

Ein und ſechzigſtes Stück.

Den 15ten December, 1767.

Hierauf beginnt ſie eine lange Erzehlung von dem Schickſale der Maria von Schottland. Wir erfahren, (denn Eſſex ſelbſt muß alles das, ohne Zweifel, längſt wiſſen,) daß ihr Vater und Bruder dieſer unglücklichen Königinn ſehr zugethan geweſen; daß ſie ſich geweigert, an der Unterdrückung der Unſchuld Theil zu nehmen; daß Eliſabeth ſie daher gefangen ſetzen, und in dem Gefängniſſe heimlich hinrichten laſſen. Kein Wunder, daß Blanca die Eliſabeth haßt; daß ſie feſt entſchloſſen iſt, ſich an ihr zu rächen. Zwar hat Eliſabeth nachher ſie unter ihre Hofdamen aufgenommen, und ſie ihres ganzen Vertrauens gewürdiget. Aber Blanca iſt unverſöhnlich. Umſonſt wählte die Königinn, nur kürzlich, vor allen andern das Landgut der Blanca, um die Jahreszeit einige Tage daſelbſt ruhig zu genieſſen. — Dieſen Vorzug ſelbſt wollte Blanca ihr zum Verderben gereichen laſſen. Sie hatte an ihren Oheim geſchrieben, welcher, aus Furcht, es möchte ihm wie ſeinem Bruder, ihrem Vater, ergehen, nach Schottland geflohen war, wo er ſich im

---

(*) Bien podré ſeguramente
Revelarte intentos mios,
Como a galan, como a dueño
Como a eſpoſo, y como a amigo.

Verborgnen aufhielt. Der Oheim war gekommen; und kurz, dieſer Oheim war es geweſen, welcher die Königinn in dem Garten ermorden wollen. Nun weiß Eſſex, und wir mit ihm, wer die Perſon iſt, der er das Leben gerettet hat. Aber Blanca weiß nicht, daß es Eſſex iſt, welcher ihren Anſchlag vereiteln müſſen. Sie rechnet vielmehr auf die unbegrenzte Liebe, deren ſie Eſſex verſichert, und wagt es, ihn nicht blos zum Mitſchuldigen machen zu wollen, ſondern ihm völlig die glücklichere Vollziehung ihrer Rache zu übertragen. Er ſoll ſogleich an ihren Oheim, der wieder nach Schottland geflohen iſt, ſchreiben, und gemeinſchaftliche Sache mit ihm machen. Die Tyranninn müſſe ſterben; ihr Name ſey allgemein verhaßt; ihr Tod ſey eine Wohlthat für das Vaterland, und niemand verdiene es mehr als Eſſex, dem Vaterlande dieſe Wohlthat zu verſchaffen.

Eſſex iſt über dieſen Antrag äußerſt betroffen. Blanca, ſeine theure Blanca, kann ihm eine ſolche Verrätherey zumuthen? Wie ſehr ſchämt er ſich, in dieſem Augenblicke, ſeiner Liebe! Aber was ſoll er thun? Soll er ihr, wie es billig wäre, ſeinen Unwillen zu erkennen geben? Wird ſie darum weniger bey ihren ſchändlichen Geſinnungen bleiben? Soll er der Königinn die Sache hinterbringen? Das iſt unmöglich: Blanca, ſeine ihm noch immer theure Blanca, läuft Gefahr. Soll er ſie, durch Bitten und Vorſtellungen, von ihrem Entſchluſſe abzubringen ſuchen? Er müßte nicht wiſſen, was für ein rachſüchtiges Geſchöpf eine beleidigte Frau iſt; wie wenig es ſich durch Flehen erweichen, und durch Gefahr abſchrecken läßt. Wie leicht könnte ſie ſeine Abrathung, ſein Zorn, zur Verzweiflung bringen, daß ſie ſich einem andern entdeckte, der ſo gewiſſenhaft nicht wäre, und ihr zu Liebe alles unternähme? (*) — Dieſes

---

(*) Ay tal traicion! vive el Cielo,
Que de amarla eſtoi corrido.
Blanca, que es mi dulce dueño,
Blanca, á quien quiero, y eſtimo,
Me propone tal traicion!
Que haré, porque ſi ofendido
Reſpondiendo, como es juſto,
Contra ſu traicion me irrito,
No por eſto ha de evitar

in der Geſchwindigkeit überlegt, faßt er den Vorſatz, ſich zu verſtellen, um den Roberto, ſo heißt der Oheim der Blanca, mit allen ſeinen Anhängern, in die Falle zu locken.

Blanca wird ungeduldig, daß ihr Eſſex nicht ſogleich antwortet. „Graf, ſagt ſie, wenn Du erſt lange mit Dir zu Rathe gehſt, ſo liebſt Du mich nicht. Auch nur zweifeln, iſt Verbrechen. Undankbarer! — (*) Sey ruhig, Blanca! erwiedert Eſſx: ich bin entſchloſſen. — Und wozu? — Gleich will ich Dir es ſchriftlich geben.“

Eſſex ſetzt ſich nieder, an ihren Oheim zu ſchreiben, und indem tritt der Herzog aus der Gallerie näher. Er iſt neugierig zu ſehen, wer ſich mit der Blanca ſo lange unterhält; und erſtaunt, den Grafen von Eſſex zu erblicken. Aber noch mehr erſtaunt er über das, was er gleich darauf zu hören bekömmt. Eſſex hat an den Roberto geſchrieben, und ſagt der Blanca den Inhalt ſeines Schreibens, das er ſofort durch den

Su reſuelto deſatino,
Pues darle cuenta a la Reina
Es impoſſible, pues quiſo
Mi ſuerte, que tenga parte
Blanca en aqueſte delito.
Pues ſi procuro con ruegos
Diſuadirla, es deſvario,
Que es una muger reſuelta
Animal tan vengativo,
Que no ſe dobla à los rieſgos;
Antes con afecto impio,
En el miſmo rendimiento
Suelen aguzar los filos;
Y quizà deſeſperada
De mi enojo, o mi deſvio,
Se declarara con otro
Menos leal, menos fino,
Que quizà por eſta intente,
Lo que yo hacer no he querido.

(*) Si eſtàs conſiderando, Conde,
Allà dentro de ſi miſmo
Lo que has de hacer, no me quieres,
Ya el dudarlo fue delito.
Vive Dios, que eres ingrato!

Coſme abſchicken will. Roberto ſoll mit allen ſeinen Freunden einzeln nach Londen kommen; Eſſex will ihn mit ſeinen Leuten unterſtützen; Eſſex hat die Gunſt des Volks; nichts wird leichter ſeyn, als ſich der Königinn zu bemächtigen; ſie iſt ſchon ſo gut, als todt. — Erſt müßt ich ſterben! ruft auf einmal der Herzog, und kömmt auf ſie los. Blanca und der Graf erſtaunen über dieſe plötzliche Erſcheinung; und das Erſtaunen des letztern iſt nicht ohne Eiferſucht. Er glaubt, daß Blanca den Herzog bey ſich verborgen gehalten. Der Herzog rechtfertiget die Blanca, und verſichert, daß ſie von ſeiner Anweſenheit nichts gewußt; er habe die Gallerie offen gefunden, und ſey von ſelbſt hereingegangen, die Gemählde darinn zu betrachten. (*)

Der Herzog. Bey dem Leben meines Bruders, bey dem mir noch koſtbarern Leben der Königinn, bey — Aber genug, daß Ich es ſage: Blanca iſt unſchuldig. Und nur ihr, Mylord, haben Sie dieſe Erklärung zu danken. Auf Sie, iſt im geringſten nicht dabey geſehen. Denn mit Leuten, wie Sie, machen Leute, wie ich —

Der Graf. Prinz, Sie kennen mich ohne Zweifel nicht recht? —

Der Herzog. Freylich habe ich Sie nicht recht gekannt. Aber ich kenne Sie nun. Ich hielt Sie für einen ganz andern Mann: und ich finde, Sie ſind ein Verräther.

(*) Por vida del Rey mi hermano,
Y por la que mas eſtimo,
De la Reina mi ſeñora,
Y por — pero yo lo digo,
Que en mi es el mayor empeño
De la verdad del deſinio,
Que no tiene Blanca parte
De eſtar yo aqui — — —
— — — —
Y eſtad mui agradecido
A Blanca, de que yo os dé,
La ſatisfacion, aviſo
De eſta verdad, porque a vos,
Hombres como yo — Cond. Imagino
Que no me conoceis bien.
Duq. No os havia conocido
Haſta aqui; mas ya os conozco,
Pues ya tan otro os he viſto
Que os reconozco traidor.

Der Graf. Wer darf das ſagen?

Der Herzog. Ich! — Nicht ein Wort mehr! Ich will kein Wort mehr hören, Graf!

Der Graf. Meine Abſicht mag auch geweſen ſeyn —

Der Herzog. Denn kurz: ich bin überzeugt, daß ein Verräther kein Herz hat. Ich treffe Sie als einen Verräther: ich muß Sie für einen Mann ohne Herz halten. Aber um ſo weniger darf ich mich dieſes Vortheils über Sie bedienen. Meine Ehre verzeiht Ihnen, weil Sie der Ihrigen verluſtig ſind. Wären Sie ſo unbeſcholten, als ich Sie ſonſt geglaubt, ſo würde ich Sie zu züchtigen wiſſen.

Der Graf. Ich bin der Graf von Eſſex. So hat mir noch niemand begegnen dürfen, als der Bruder des Königs von Frankreich.

Der Herzog. Wenn ich auch der nicht wäre, der ich bin; wenn nur Sie der wären, der Sie nicht ſind, ein Mann von Ehre: ſo ſollten Sie wohl empfinden, mit wem Sie zu thun hätten. — Sie,

COND. Quien dixere — DUQ. Yo lo digo,
No pronuncieis algo, Conde,
Que ya no puedo ſufriros.
COND. Qualquier coſa que yo intente —
DUQ. Mirad que eſtoi perſuadido
Que hacer la traicion cobardes;
Y aſſi quando os he cogido
En un lance que me dà
De que ſois cobarde indicios,
No he de aprovecharme de eſto,
Y aſſi os perdona mi brio
Eſte rato que teneis
El valor deſminuido;
Que a eſtar todo vos entero,
Supiera daros caſtigo.
COND. Yo ſoi el Conde de Sex
Y nadie ſe me ha atrevido
Sino el hermano del Rey
De Francia. DUQ. Yo tengo brio
Para que ſin ſer quien ſoi,
Pueda mi valor invicto
Caſtigar, non digo yo
Solo a vos, mas a vos miſmo,
Siendo leal, que es lo mas
Con que queda encarecido.

der Graf von Eſſex? Wenn Sie dieſer berufene Krieger ſind: wie können Sie ſo viele große Thaten durch eine ſo unwürdige That vernichten wollen? —

Zwey und ſechzigſtes Stück.

Den 4ten December, 1767.

Der Herzog fährt hierauf fort, ihm ſein Unrecht, in einem etwas gelindern Tone, vorzuhalten. Er ermahnt ihn, ſich eines beſſern zu beſinnen; er will es vergeſſen, was er gehört habe; er iſt verſichert, daß Blanca mit dem Grafen nicht einſtimme, und daß ſie ſelbſt ihm eben das würde geſagt haben, wenn er, der Herzog, ihr nicht zuvorgekommen wäre. Er ſchließt endlich: „Noch einmal, Graf; gehen Sie in ſich! Stehen Sie von „einem ſo ſchändlichen Vorhaben ab! Werden Sie wieder Sie „ſelbſt! Wollen Sie aber meinem Rathe nicht folgen: ſo erinnern Sie ſich, daß Sie einen Kopf haben, und London einen „Henker!“ (*) — Hiermit entfernt ſich der Herzog. Eſſex iſt in der äußerſten Verwirrung; es ſchmerzt ihn, ſich für einen Verräther gehalten zu wiſſen; gleichwohl darf er es itzt nicht wagen, ſich gegen den Herzog zu rechtfertigen; er muß ſich gedulden, bis es der Ausgang lehre, daß er da ſeiner Königinn am getreueſten geweſen ſey, als er es am wenigſten zu ſeyn geſchienen. (**) So ſpricht er mit ſich ſelbſt: zur Blanca aber

---

Y pues ſois tan gran Soldado,
No echeis à perder, os pido,
Tantas heroicas hazañas
Con un hecho tan indigno —

(*) Miradlo mejor, dexad
Un intento tan indigno,
Correſponded à quien ſois,
Y ſino baſtan aviſos,
Mirad que ay Verdugo en Londres,
Y en vos cabeza, harto os digo.

(**) No he de reſponder al Duque
Haſta que el ſuceſſo miſmo
Mueſtre como fueron falſos
De mi traicion los indicios,
Y que fui mas leal, quanto
Mas traidor he parecido.

ſagt er, daß er den Brief ſogleich an ihren Oheim ſenden wolle, und geht ab. Blanca desgleichen; nachdem ſie ihren Unſtern verwünſcht, ſich aber noch damit getröſtet, daß es kein Schlimmerer als der Herzog ſey, welcher von dem Anſchlage des Grafen wiſſe.

Die Königinn erſcheinet mit ihrem Kanzler, dem ſie es vertrauet hat, was ihr in dem Garten begegnet. Sie befiehlt, daß ihre Leibwache alle Zugänge wohl beſetze; und morgen will ſie nach London zurückkehren. Der Kanzler iſt der Meinung, die Mänchelmörder aufſuchen zu laſſen, und durch ein öffentliches Edict demjenigen, der ſie anzeigen werde, eine anſehnliche Belohnung zu verheiſſen, ſollte er auch ſelbſt ein Mitſchuldiger ſeyn. „Denn da es ihrer zwey waren, ſagt er, die den Anfall thaten, ſo kann leicht einer davon ein eben ſo treuloſer „Freund ſeyn, als er ein treuloſer Unterthan iſt.“ (*) — Aber die Königinn mißbilliget dieſen Rath; ſie hält es für beſſer, den ganzen Vorfall zu unterdrücken, und es gar nicht bekannt werden zu laſſen, daß es Menſchen gegeben, die ſich einer ſolchen That erkühnen dürfen. „Man muß, ſagt ſie, die Welt „glauben machen, daß die Könige ſo wohl bewacht werden, „daß es der Verrätherey unmöglich iſt, an ſie zu kommen. „Auſſerordentliche Verbrechen werden beſſer verſchwiegen, als beſtraft. Denn das Beyſpiel der Strafe iſt von dem Beyſpiele „der Sünde unzertrennlich; und dieſes kann oft eben ſo ſehr „anreitzen, als jenes abſchrecken.“ (**)

(*) Y pues ſon dos los culpados
Podrà ſer, que alguno de ellos
Entregue al otro; que es llano,
Que ſerà traidor amigo
Quien fue desleal vaſſallo.

(**) Y es gran materia de eſtado
Dar a entender, que los Reyes
Eſtan en ſi tan guardados
Que aunque la traicion los buſque,
Nunca ha de poder hallarlos;
Y aſſi el ſecreto averigue
Enormes delitos, quando
Mas que el caſtigo, eſcarmientos
De de exemplares el pecado.

Indem wird Eſſex gemeldet, und vorgelaſſen. Der Bericht, den er von dem glücklichen Erfolge ſeiner Expedition abſtattet, iſt kurz. Die Königinn ſagt ihm, auf eine ſehr verbindliche Weiſe: „Da ich Euch wieder erblicke, weiß ich von dem Ausgange des Krieges ſchon genug.“ (*) Sie will von keinen nähern Umſtänden hören, bevor ſie ſeine Dienſte nicht belohnt, und befiehlt dem Kanzler, dem Grafen ſogleich das Patent als Admiral von England auszufertigen. Der Kanzler geht; die Königinn und Eſſex ſind allein; das Geſpräch wird vertraulicher: Eſſex hat die Schärpe um; die Königinn bemerkt ſie, und Eſſex würde es aus dieſer bloßen Bemerkung ſchlieſſen, daß er ſie von ihr habe, wenn er es aus den Reden der Blanca nicht ſchon geſchloſſen hätte. Die Königinn hat den Grafen ſchon längſt heimlich geliebt; und nun iſt ſie ihm ſogar das Leben ſchuldig. (**) Es koſtet ihr alle Mühe, ihre Neigung zu verbergen. Sie thut verſchiedne Fragen, ihn auszulocken und zu hören, ob ſein Herz ſchon eingenommen, und ob er es vermuthe, wem er das Leben in dem Garten gerettet. Das letzte giebt er ihr durch ſeine Antworten gewiſſermaaßen zu verſtehen, und zugleich, daß er für eben dieſe Perſon mehr empfinde, als er derſelben zu entdecken ſich erkühnen dürfe. Die Königinn iſt auf dem Punkte, ſich ihm zu erkennen zu geben: doch ſiegt noch ihr Stolz über ihre Liebe. Eben ſo ſehr hat der Graf mit ſeinem Stolze zu kämpfen: er kann ſich des Gedankens nicht entwehren, daß ihn die Königinn liebe, ob er ſchon die Vermeſſenheit dieſes Gedankens erkennet. (Daß dieſe Scene größtentheils aus Reden beſtehen müſſe, die jedes ſeitab führet, iſt leicht zu erachten.) Sie heißt ihn gehen, und heißt ihn wieder ſo lange warten, bis der Kanzler ihm das Patent bringe. Er bringt es; ſie überreicht es ihm; er bedankt ſich. und das Seitab fängt mit neuem Feuer an.

(*) Que ya ſolo con miraros
Sé el ſuceſſo de la guerra.

(**) No baſtaba, amor tyranno,
Una inclinacion tan fuerte,
Sin que ſe aya ayudado
Del deberle ya la vida?

Die Königinn. Thörichte Liebe! —

Eſſex. Eitler Wahnſinn! —

Die Königinn. Wie blind! —

Eſſex. Wie verwegen! —

Die Königinn. So tief willſt du, daß ich mich herabſetze? —

Eſſex. So hoch willſt du, daß ich mich verſteige?

Die Königinn. Bedenke, daß ich Königinn bin!

Eſſex. Bedenke, daß ich Unterthan bin!

Die Königinn. Du ſtürzeſt mich bis in den Abgrund, —

Eſſex. Du erhebeſt mich bis zur Sonne, —

Die Königinn. Ohne auf meine Hoheit zu achten.

Eſſex. Ohne meine Niedrigkeit zu erwägen.

Die Königinn. Aber, weil du meines Herzens dich bemeiſtert: —

Eſſex. Aber, weil Du meiner Seele Dich bemächtiget: —

Die Königinn. So ſtirb da, und komm nie auf die Zunge!

Eſſex. So ſtirb da, und komm nie über die Lippen! (*)

(Iſt das nicht eine ſonderbare Art von Unterhaltung? Sie reden mit einander; und reden auch nicht mit einander. Der eine hört, was der andere nicht ſagt, und antwortet auf das, was er nicht gehört hat. Sie nehmen einander die Worte nicht aus dem Munde, ſondern aus der Seele. Man ſage jedoch nicht, daß man ein Spanier ſeyn muß, um an ſolchen unnatürlichen Künſteleyen Geſchmack zu finden. Noch vor einige dreyßig Jahren fanden wir Deutſche eben ſo viel Geſchmack daran; denn

---

(*) Rein. Loco Amor — Cond. Necio impoſſible —
Rein. Qué ciego — Cond. Qué temerario —
Rein. Me abates a tal baxeza —
Cond. Me quieres ſubir tan alto —
Rein. Advierte, que ſoi la Reina —
Cond. Advierte que ſoi vaſallo —
Rein. Pues me humillas a el abyſmo —
Cond. Pues me acercas a los rayos —
Rein. Sin reparar mi grandeza —
Cond. Sin mirar mi humilde eſtado —
Rein. Ya que te miro acá dentro —
Cond. Ya que en mi te vas entrando —
Rein. Muere entre el pecho, y la voz.
Cond. Muere entre el alma, y los labios.

unſere Staats- und Helden-Actionen wimmelten davon, die in allem nach den ſpaniſchen Muſtern zugeſchnitten waren.)

Nachdem die Königinn den Eſſex beurlaubet und ihm befohlen, ihr bald wieder aufzuwarten, gehen beide auf verſchiedene Seiten ab, und machen dem erſten Aufzuge ein Ende. — Die Stücke der Spanier, wie bekannt, haben deren nur drey, welche ſie Jornadas, Tagewerke, nennen. Ihre allerälteſten Stücke hatten viere: ſie krochen, ſagt Lope de Vega, auf allen vieren, wie Kinder; denn es waren auch wirklich noch Kinder von Komödien. Virves war der erſte, welcher die vier Aufzüge auf drey brachte; und Lope folgte ihm darinn, ob er ſchon die erſten Stücke ſeiner Jugend, oder vielmehr ſeiner Kindheit, ebenfalls in vieren gemacht hatte. Wir lernen dieſes aus einer Stelle in des letztern Neuen Kunſt, Komödien zu machen: (*) mit der ich aber eine Stelle des Cervantes in Widerſpruch finde, (**) wo ſich dieſer den Ruhm anmaßt, die ſpaniſche Komödie von fünf Akten, aus welchen ſie ſonſt beſtanden, auf drey gebracht zu haben. Der ſpaniſche Litterator mag dieſen Widerſpruch entſcheiden; ich will mich dabey nicht aufhalten.

Drey und ſechzigſtes Stück.

Den 8ten December, 1767.

Die Königinn iſt von dem Landgute zurückgekommen; und Eſſex gleichfalls. Sobald er in London angelangt, eilt er nach Hofe, um ſich keinen Augenblick vermiſſen zu laſſen. Er eröfnet mit ſeinem Coſme den zweyten Akt, der in dem Königlichen Schloſſe ſpielt. Coſme hat, auf Befehl des Grafen, ſich mit

---

(*) Arte nuevo de hazer Comedias, die ſich hinter des Lope Rimas befindet.

El Capitan Virves inſigne ingenio,
Puſo en tres actos la Comedia, que antes
Andava en quatro, como pies de niño,
Que eran entonces niñas las Comedias,
Y yo las eſcrivi de onze, y doze años,
De à quatro actos, y de à quatro pliegos,
Porque cada acto un pliego contenia.

(**) In der Vorrede zu ſeinen Komödien: Donde me atrevi a reducir las Comedias a tres Jornadas, de cinco que tenian.

Piſtolen verſehen müſſen; der Graf hat heimliche Feinde; er beſorgt, wenn er des Nachts ſpät vom Schloſſe gehe, überfallen zu werden. Er heißt den Coſme, die Piſtolen nur indeß in das Zimmer der Blanca zu tragen, und ſie von Floren aufheben zu laſſen. Zugleich bindet er die Schärpe los, weil er zur Blanca gehen will. Blanca iſt eiferſüchtig; die Schärpe könnte ihr Gedanken machen; ſie könnte ſie haben wollen; und er würde ſie ihr abſchlagen müſſen. Indem er ſie dem Coſme zur Verwahrung übergiebt, kömmt Blanca dazu. Coſme will ſie geſchwind verſtecken: aber es kann ſo geſchwind nicht geſchehen, daß es Blanca nicht merken ſollte. Blanca nimt den Grafen mit ſich zur Königinn; und Eſſer ermahnt im Abgehen den Coſme, wegen der Schärpe reinen Mund zu halten, und ſie niemanden zu zeigen.

Coſme hat, unter ſeinen andern guten Eigenſchaften, auch dieſe, daß er ein Erzplauderer iſt. Er kann kein Geheimniß eine Stunde bewahren; er fürchtet ein Geſchwär im Leibe davon zu bekommen; und das Verboth des Grafen hat ihn zu rechter Zeit erinnert, daß er ſich dieſer Gefahr bereits ſechs und dreyßig Stunden ausgeſetzt habe. (*) Er giebt Floren die Piſtolen, und hat den Mund ſchon auf, ihr auch die ganze Geſchichte, von der maſkirten Dame und der Schärpe, zu erzehlen. Doch eben beſinnt er ſich, daß es wohl eine würdigere Perſon ſeyn müſſe, der er ſein Geheimniß zuerſt mittheile. Es würde nicht laſſen, wenn ſich Flora rühmen könnte, ihn deſſen deflorirt zu haben. (**) (Ich muß von allerley Art des ſpaniſchen Witzes eine kleine Probe einzuflechten ſuchen.)

(*) —— Yo no me acordaba
De decirlo, y lo callaba,
Y como me lo entregó,
Ya por decirlo rebiento,
Que tengo tal propiedad,
Que en un hora, ó la mitad,
Se me hace postema un cuento.

(**) Alla Flora; mas no,
Será persona mas grave —
No es bien que Flora le alabe
Que el cuento me desfloro.

Coſme darf auf dieſe würdigere Perſon nicht lange warten. Blanca wird von ihrer Neugierde viel zu ſehr gequält, daß ſie ſich nicht, ſobald als möglich, von dem Grafen losmachen ſollen, um zu erfahren, was Coſme vorhin ſo haſtig vor ihr zu verbergen geſucht. Sie kömmt alſo ſogleich zurück, und nachdem ſie ihn zuerſt gefragt, warum er nicht ſchon nach Schottland abgegangen, wohin ihn der Graf ſchicken wollen, und er ihr geantwortet, daß er mit anbrechendem Tage abreiſen werde: verlangt ſie zu wiſſen, was er da verſteckt halte? Sie dringt in ihn: doch Coſme läßt nicht lange in ſich dringen. Er ſagt ihr alles, was er von der Schärpe weiß; und Blanca nimt ſie ihm ab. Die Art, mit der er ſich ſeines Geheimniſſes entlediget, iſt äußerſt eckel. Sein Magen will es nicht länger bey ſich behalten; es ſtößt ihm auf; es kneipt ihn; er ſteckt den Finger in den Hals; er giebt es von ſich; und um einen beſſern Geſchmack wieder in den Mund zu bekommen, läuft er geſchwind ab, eine Quitte oder Olive darauf zu kauen. (*) Blanca kann aus ſeinem verwirrten Geſchwätze zwar nicht recht klug werden: ſie verſteht aber doch ſo viel daraus, daß die Schärpe das Geſchenk einer Dame iſt, in die Eſſex verliebt werden könnte, wenn er es nicht ſchon ſey. „Denn er iſt doch nur ein Mann; ſagt ſie. „Und wehe der, die ihre Ehre einem Manne anvertrauet hat! Der beſte, iſt noch ſo ſchlimm!“ (**) — Um ſei-

(*) Ya ſe me viene a la boca
La purga. —— ——
O que regueldos tan locos
Me vienen! terrible aprieto. ——
Mi eſtomago no lo lleva;
Proteſto que es gran trabajo,
Meto los dedos. —— ——
Y pues la purga he trocado,
Y el ſecreto he vomitado
Deſde el principio haſta el fin,
Y ſin dexar coſa alguna,
Tal aſco me diò al decillo,
Voi à probar de un membrillo,
O a morder de una azeituna. ——

(**) Es hombre al fin, y ay de aquella
Que a un hombre fiò ſu honor
Siendo tan malo el mejor.

ner Untreue alſo zuvorzukommen, will ſie ihn je eher je lieber heyrathen.

Die Königinn tritt herein, und iſt äußerſt niedergeſchlagen. Blanca fragt, ob ſie die übrigen Hofdamen rufen ſoll: aber die Königinn will lieber allein ſeyn; nur Irene ſoll kommen, und vor dem Zimmer ſingen. Blanca geht auf der einen Seite nach Irenen ab, und von der andern kömmt der Graf.

Eſſex liebt die Blanca: aber er iſt ehrgeizig genug, auch der Liebhaber der Königinn ſeyn zu wollen. Er wirft ſich dieſen Ehrgeiz ſelbſt vor; er beſtraft ſich deswegen; ſein Herz gehört der Blanca; eigennützige Abſichten müſſen es ihr nicht entziehen wollen; unechte Convenienz muß keinen echten Affekt beſiegen. (*) Er will ſich alſo lieber wieder entfernen, als er die Königinn gewahr wird: und die Königinn, als ſie ihn erblickt, will ihm gleichfalls ausweichen. Aber ſie bleiben beide. Indem fängt Irene vor dem Zimmer an zu ſingen. Sie ſingt eine Redondilla, ein kleines Lied von vier Zeilen, deſſen Sinn dieſer iſt: „Sollten meine verliebten „Klagen zu deiner Kenntniß gelangen: o ſo laß das Mitleid, „welches ſie verdienen, den Unwillen überwältigen, den du darüber empfindeſt, daß ich es bin, der ſie führet." Der Königinn gefällt das Lied; und Eſſex findet es bequem, ihr durch daſſelbe, auf eine verſteckte Weiſe, ſeine Liebe zu erklären. Er ſagt, er habe es gloſſiret, (**) und bittet um Erlaubniß, ihr

---

(*) Abate, abate las alas,
No ſubas tanto, buſquemos
Mas proporcionada esfera
A tan limitado vuelo.
Blanca me quiere, y a Blanca
Adoro yo ya en mi dueño;
Pues como de amor tan noble
Por una ambicion me alexo?
No conveniencia baſtarda
Venza un legitimo afecto.

(**) Die Spanier haben eine Art von Gedichten, welche ſie Gloſſas nennen. Sie nehmen eine oder mehrere Zeilen gleichſam zum Texte, und erklären oder umſchreiben dieſen Text ſo, daß ſie die Zeilen ſelbſt in dieſe Erklärung oder Umſchreibung wiederum einflechten. Den Text heiſſen ſie Mote oder Letra, und die Auslegung insbeſondere Gloſſa, welches denn aber auch der ſeine Gloſſe verſagen zu dürfen. In dieſer Gloſſe beſchreibt er ſich als den zärtlichſten Liebhaber, dem es aber die Ehrfurcht verbiethe, ſich dem geliebten Gegenſtande zu entdecken. Die Kö-

---

Name des Gedichts überhaupt iſt. Hier läßt der Dichter den Eſſer das Lied der Irene zum Mote machen, das aus vier Zeilen beſteht, deren jede er in einer beſondern Stanze umſchreibt, die ſich mit der umſchriebenen Zeile ſchließt. Das Ganze ſieht ſo aus:

MOTE.

Si acaſo mis deſvarios
Llegaren a tus umbrales,
La laſtima de ſer males
Quite el horror de ſer mios.

GLOSSA.

Aunque el dolor me provoca
De mis quexas, y no puedo,
Que es mi oſadia tan poca,
Que entre el reſpeto, y el miedo
Se me mueren en la boca;
Y aſſi non llegan tan mios
Mis males a tus orejas,
Porque no han de ſer oidos
Si acaſo digo mis quexas,
Si acaſo mis deſvarios.
El ſer tan mal explicados
Sea ſu mayor indicio,
Que trocando en mis cuidados
El ſilencio, y voz ſu oficio,
Quedaran mas ponderados:
Deſde oy por eſtas ſeñales
Sean de ti conocidos,
Que ſin duda ſon mis males
Si algunos mas repetidos
Llegaren a tus umbrales.
Mas ay Dios! que mis cuidados
De tu crueldad conocidos,
Aunque mas acreditados,
Seran menos adquiridos,
Que con los otros mezclados:
Porque no ſabiendo a quales
Mas tu ingratitud ſe deba
Viendolos todos iguales
Fuerza es que en commun te mueva
La laſtima de ſer males.

niginn lobt ſeine Poeſie: aber ſie mißbilliget ſeine Art zu lieben. „Eine Liebe, ſagt ſie unter andern, die man verſchweigt, kann nicht groß ſeyn; denn Liebe wächſt nur durch Gegenliebe, und der Gegenliebe macht man ſich durch das Schweigen muthwillig verluſtig.“

Vier und ſechzigſtes Stück.

Den 11ten December, 1767.

Der Graf verſetzt, daß die vollkommenſte Liebe die ſey, welche keine Belohnung erwarte; und Gegenliebe ſey Belohnung. Sein Stillſchweigen ſelbſt mache ſein Glück: denn ſo lange er ſeine Liebe verſchweige, ſey ſie noch unverworfen, könne er ſich noch von der ſüßen Vorſtellung täuſchen laſſen, daß ſie vielleicht dürfe genehmiget werden. Der Unglückliche ſey glücklich, ſo lange er noch nicht wiſſe, wie unglücklich er ſey. (*) Die Kö-

---

En mi eſte afecto violento
Tu hermoſa deidad lo cauſa;
Tuyo, y mio es mi tormento;
Tuyo, porque eres la cauſa;
Y mio, porque yo ſiento:
Sepan, Laura, tus deſvios
Que mis males ſon tan tuyos,
Y en mis cuerdos deſvarios
Eſtos que tienen de tuyos
Quite el horror de ſer mios.

Es müſſen aber eben nicht alle Gloſſen ſo ſymmetriſch ſeyn, als dieſe. Man hat alle Freyheit, die Stanzen, die man mit den Zeilen des Mote ſchließt, ſo ungleich zu machen, als man will. Man braucht auch nicht alle Zeilen einzuflechten; man kann ſich auf eine einzige einſchränken, und dieſe mehr als einmal wiederholen. Uebrigens gehören dieſe Gloſſen unter die ältern Gattungen der ſpaniſchen Poeſie, die nach dem Boſcan und Garcilaſſo ziemlich aus der Mode gekommen.

(*) —— El mas verdadero amor
Es el que en ſi miſmo quieto
Deſcanſa, ſin atender
A mas paga, o mas intento:
La correſpondencia es paga,
Y tener por blanco el precio
Es querer por grangeria. ——
—— —— —— ——
Dentro eſta del ſilencio, y del reſpeto

niginn widerlegt dieſe Sophiſtereyen als eine Perſon, der ſelbſt daran gelegen iſt, daß Eſſex nicht länger darnach handle: und Eſſex, durch dieſe Widerlegung erdreiſtet, iſt im Begriff, das Bekenntniß zu wagen, von welchem die Königinn behauptet, daß es ein Liebhaber auf alle Weiſe wagen müſſe; als Blanca hereintritt, den Herzog anzumelden. Dieſe Erſcheinung der Blanca bewirkt einen von den ſonderbarſten Theaterſtreichen. Denn Blanca hat die Schärpe um, die ſie dem Coſme abgenommen, welches zwar die Königinn, aber nicht Eſſex gewahr wird. (*)

Eſſex. So ſey es gewagt! — Friſch! Sie ermuntert mich ſelbſt. Warum will ich an der Krankheit ſterben, wenn ich an dem Hülfsmittel ſterben kann? Was fürchte ich noch? — Königinn, wann denn alſo, —

Blanca. Der Herzog, Ihro Majeſtät, —

Eſſex. Blanca könnte nicht ungelegener kommen.

Blanca. Wartet in dem Vorzimmer, —

Die Königinn. Ah! Himmel!

Blanca. Auf Erlaubniß. —

Die Königinn. Was erblicke ich!

Blanca. Hereintreten zu dürfen.

Mi amor, y aſſi mi dicha eſta ſegura,
Preſumiendo tal vez (dulce locura!)
Que es admitido del mayor ſugeto.
Dexandome engañar de eſte concepto,
Dura mi bien, porque mi engaño dura;
Necio ſera la lengua, ſi aventura
Un bien que eſta ſeguro en el ſecreto. ——
Que es feliz quien no ſiendo venturoſo
Nunca llega a ſaber, que es deſdichado.

(*) Por no morir de mal, quando
Puedo morir de remedio,
Digo pues, ea, oſſadia,
Ella me alentò, que temo? —
Que ſera bien que a tu Alteza —
(Sale Blanca con la vanda pueſta.)
Bl. Señora, el duque — Con. A mal tiempo
Viene Blanca. Bl. Eſta aguardando
En la antecamara — Rein. Ay, cielo!
Bl. Para entrar — Rein. Que es lo que miro!
Bl. Licencia. Rein. Decid; — que veo! —

Die Königinn. Sag ihm — Was ſeh ich! — Sag ihm, er ſoll warten. — Ich komme von Sinnen! — Geh, ſag ihm das.

Blanca. Ich gehorche.

Die Königinn. Bleib! Komm her! näher! —

Blanca. Was befehlen Ihro Majeſtät! —

Die Königinn. O, ganz gewiß! — Sage ihm — Es iſt kein Zweifel mehr! — Geh, unterhalte ihn einen Augenblick, — Weh mir! — Bis ich ſelbſt zu ihm herauskomme. Geh, laß mich!

Blanca. Was iſt das? — Ich gehe.

Eſſex. Blanca iſt weg. Ich kann nun wieder fortfahren. —

Die Königinn. Ha, Eiferſucht!

Eſſex. Mich zu erklären. — Was ich wage, wage ich auf ihre eigene Ueberredung.

Die Königinn. Mein Geſchenk in fremden Händen! Bey Gott! — Aber ich muß mich ſchämen, daß eine Leidenſchaft ſo viel über mich vermag!

Eſſex. Wenn denn alſo, — wie Ihre Majeſtät geſagt, — und wie ich einräumen muß, — das Glück, welches man durch Furcht erkauft, — ſehr theuer zu ſtehen kömmt; — wenn man viel edler ſtirbt: — ſo will auch ich, —

Decid que eſpere; — eſtoi loca!
Decid, andad. Bl. Ya obedezco.
Rein. Venid acà, volved. Bl. Que manda
Vueſtra Alteza? Rein. El daño es cierto. —
Decidle — no ay que dudar —
Entretenedle un momento —
Ay de mi! — mientras yo ſalgo —
Y dexadme. Bl. Que es aqueſto?
Ya voi. Con. Ya Blanca ſe fue,
Quiero pues volver — Rein. Ha zelos!
Con. A declararme atrevido,
Pues ſi me atrevo, me atrevo
En fè de ſus pretenſiones.
Rein. Mi prenda en poder ageno?
Vive dios, pero es verguenza
Que pueda tanto un afecto
En mi. Con. Segun lo que dixo
Vueſtra Alteza aqui, y ſupueſto,
Que cueſta cara la dicha,
Que ſe compra con el miedo,
Quiero morir noblemente.

Die Königinn. Warum ſagen Sie das, Graf?

Eſſex. Weil ich hoffe, daß, wann ich — Warum fürchte ich mich noch? — wann ich Ihro Majeſtät meine Leidenſchaft bekennte, — daß einige Liebe —

Die Königinn. Was ſagen Sie da, Graf? An mich richtet ſich das? Wie? Ihr? Unſinniger! Kennen Sie mich auch? Wiſſen Sie, wer ich bin? Und wer Sie ſind? Ich muß glauben, daß Sie den Verſtand verlohren. —

Und ſo fahren Ihro Majeſtät fort, den armen Grafen auszufenſtern, daß es eine Art hat! Sie fragt ihn, ob er nicht wiſſe, wie weit der Himmel über alle menſchliche Erfrechungen erhaben ſey? Ob er nicht wiſſe, daß der Sturmwind, der in den Olymp dringen wolle, auf halbem Wege zurückbrauſen müſſe? Ob er nicht wiſſe, daß die Dünſte, welche ſich zur Sonne erhieben, von ihren Stralen zerſtreuet würden? — Wer vom Himmel gefallen zu ſeyn glaubt, iſt Eſſex. Er zieht ſich beſchämt zurück, und bittet um Verzeihung. Die Königinn befiehlt ihm, ihr Angeſicht zu meiden, nie ihren Pallaſt wieder zu betreten, und ſich glücklich zu ſchätzen, daß ſie ihm den Kopf laſſe, in welchem ſich ſo eitle Gedanken erzeugen können. (*) Er entfernt ſich; und die Königinn geht gleichfalls ab, nicht ohne uns merken zu laſſen, wie wenig ihr Herz mit ihren Reden übereinſtimme.

Blanca und der Herzog kommen an ihrer Statt, die Bühne zu füllen. Blanca hat dem Herzoge es frey geſtanden, auf welchem Fuße ſie mit dem Grafen ſtehe; daß er nothwendig ihr Gemahl werden müſſe, oder ihre Ehre ſey verlohren. Der Her-

---

REIN. Porque lo decis? CON. Que eſpero,
Si a vueſtra Alteza (que dudo!)
Le declaraſſe mi afecto,
Algun amor — REIN. Que decis?
A mi? como, loco, necio,
Conoceiſme? Quien ſoi yo?
Decid, quien ſoi? que ſoſpecho,
Que ſe os huyo la memoria. —

(*) — — No me veais,
Y agradeced el que os dexo
Cabeza, en que ſe engendraron
Tan livianos penſamientos.

zog faßt den Entſchluß, den er wohl faſſen muß; er will ſich ſeiner Liebe entſchlagen: und ihr Vertrauen zu vergelten, verſpricht er ſogar, ſich bey der Königinn ihrer anzunehmen, wenn ſie ihr die Verbindlichkeit, die der Graf gegen ſie habe, entdecken wolle.

Die Königinn kömmt bald, in tiefen Gedanken, wieder zurück. Sie iſt mit ſich ſelbſt im Streit, ob der Graf auch wohl ſo ſchuldig ſey, als er ſcheine. Vielleicht, daß es eine andere Schärpe war, die der ihrigen nur ſo ähnlich iſt. — Der Herzog tritt ſie an. Er ſagt, er komme, ſie um eine Gnade zu bitten, um welche ſie auch zugleich Blanca bitte. Blanca werde ſich näher darüber erklären; er wolle ſie zuſammen allein laſſen: und ſo läßt er ſie.

Die Königinn wird neugierig, und Blanca verwirrt. Endlich entſchließt ſich Blanca, zu reden. Sie will nicht länger von dem veränderlichen Willen eines Mannes abhangen; ſie will es ſeiner Rechtſchaffenheit nicht länger anheim ſtellen, was ſie durch Gewalt erhalten kann. Sie flehet die Eliſabeth um Mitleid an: die Eliſabeth, die Frau; nicht die Königinn. Denn da ſie eine Schwachheit ihres Geſchlechts bekennen müſſe: ſo ſuche ſie in ihr nicht die Königinn, ſondern nur die Frau. (*)

(*) —— Ya eſtoi reſuelta;
No a la voluntad mudable
De un hombre eſté yo ſujeta,
Que aunque no ſé que mi olvide,
Es necedad, que yo quiera
Dexar a ſu corteſia
Lo que puede hacer la fuerza.
Gran Iſabela, eſcuchadme,
Y al eſcucharme tu Alteza,
Ponga aun mas que la atencion,
La piedad con las orejas.
Iſabella os he llamado
En eſta ocaſion, no Reina,
Que quando vengo a deciros
Del honor una flaqueza,
Que he hecho como muger,
Porque mejor os parezca,
No Reina, muger os buſco,
Solo muger os quiſiera. ——

Fünf und ſechzigſtes Stück.

Den 15ten December, 1767.

Du? mir eine Schwachheit? fragt die Königinn.

Blanca. Schmeicheleyen, Seufzer, Liebkoſungen, und beſonders Thränen, ſind vermögend, auch die reinſte Tugend zu untergraben. Wie theuer kömmt mir dieſe Erfahrung zu ſtehen! Der Graf —

Die Königinn. Der Graf? Was für ein Graf? —

Blanca. Von Eſſex.

Die Königinn. Was höre ich!

Blanca. Seine verführeriſche Zärtlichkeit —

Die Königinn. Der Graf von Eſſex?

Blanca. Er ſelbſt, Königinn. —

Die Königinn. (bey Seite) Ich bin des Todes! — Nun? weiter!

Blanca. Ich zittere. — Nein, ich darf es nicht wagen —

Die Königinn macht ihr Muth, und lockt ihr nach und nach mehr ab, als Blanca zu ſagen brauchte; weit mehr, als ſie ſelbſt zu hören wünſcht. Sie höret, wo und wie der Graf glücklich geweſen; (*) und als ſie endlich auch höret, daß er ihr die Ehe verſprochen, und daß Blanca auf die Erfüllung dieſes Verſprechens dringe: ſo bricht der ſo lange zurückgehaltene Sturm auf einmal aus. Sie verhönet das leichtgläubige Mädchen auf das empfindlichſte, und verbiethet ihr ſchlechterdings, an den Grafen weiter zu denken. Blanca erräth ohne Mühe, daß dieſer Eifer der Königinn, Eiferſucht ſeyn müſſe: und giebt es ihr zu verſtehen.

Die Königinn. Eiferſucht? — Nein; blos deine Aufführung entrüſtet mich. — Und geſetzt, — ja geſetzt, ich liebte den Grafen. Wenn ich, — Ich ihn liebte, und eine andere wäre ſo vermeſſen, ſo thöricht, ihn neben mir zu lieben, — was ſage ich, zu lieben? —

(*) Bl. Le llamé una noche obſcura —
Rein. Y vino a verte? Bl. Pluguiera
A Dios, que no fuera tanta
Mi deſdicha, y ſu fineza.
Vino mas galan que nunca,
Y ya que dos veces ciega,
Por mi mal, eſtaba entonces
Del amor, y las tinieblas —

ihn nur anzuſehen, — was ſage ich, anzuſehen! — ſich nur eine Gedanke von ihm in den Sinn kommen zu laſſen: das ſollte dieſer andern nicht das Leben koſten? — Du ſieheſt, wie ſehr mich eine blos vorausgeſetzte, erdichtete Eiferſucht aufbringt: urtheile daraus, was ich bey einer wahren thun würde. Itzt ſtelle ich mich nur eiferſüchtig: hüte dich, mich es wirklich zu machen! (*)

Mit dieſer Drohung geht die Königinn ab, und läßt die Blanca in der äußerſten Verzweiflung. Dieſes fehlte noch zu den Beleidigungen, über die ſich Blanca bereits zu beklagen hatte. Die Königinn hat ihr Vater und Bruder und Vermögen genommen: und nun will ſie ihr auch den Grafen nehmen. Die Rache war ſchon beſchloſſen: aber warum ſoll Blanca noch erſt

---

(*) Rein. Eſte es zelo, Blanca. Bl. Zelos,
Añadiendoſe una letra.
Rein. Que decis? Bl. Señora, que
Si acaſo poſſible fuera,
A no ſer vos la que dice
Eſſas palabras, dixera,
Que eran zelos. Rein. Que ſon zelos?
No ſon zelos, es ofenſa
Que me eſtais haciendo vos.
Supongamos, que quiſiera
A el Conde en eſta ocaſion:
Pues ſi yo a el Conde quiſiera
Y alguna atrevida, loca
Preſumida, deſcompueſta
Le quiſiera, que es querer?
Que le mirara, o le viera;
Que es verle? No ſé que diga,
No hai coſa que menos ſea —
No la quitara la vida?
La ſangre no la bebiera? —
Los zelos, aunque fingidos,
Me arrebataron la lengua,
Y diſpararon mi enojo —
Mirad que no me deis zelos,
Que ſi fingidos ſe altera
Tanto mi enojo, ved vos,
Si fuera verdad, que hiciera —
Eſcarmentad en las burlas,
No me deis zelos de veras.

warten, bis ſie ein anderer für ſie vollzieht! Sie will ſie ſelbſt bewerkſtelligen, und noch dieſen Abend. Als Kammerfrau der Königinn, muß ſie ſie auskleiden helfen; da iſt ſie mit ihr allein; und es kann ihr an Gelegenheit nicht fehlen. — Sie ſieht die Königinn mit dem Kanzler wiederkommen, und geht, ſich zu ihrem Vorhaben gefaßt zu machen.

Der Kanzler hält verſchiedne Briefſchaften, die ihm die Königinn nur auf einen Tiſch zu legen befiehlt; ſie will ſie vor Schlafengehen noch durchſehen. Der Kanzler erhebt die auſſerordentliche Wachſamkeit, mit der ſie ihren Reichsgeſchäften obliege; die Königinn erkennt es für ihre Pflicht, und beurlaubet den Kanzler. Nun iſt ſie allein, und ſetzt ſich zu den Papieren. Sie will ſich ihres verliebten Kummers entſchlagen, und anſtändigern Sorgen überlaſſen. Aber das erſte Papier, was ſie in die Hände nimt, iſt die Bittſchrift eines Grafen Felix. Eines Grafen! „Muß es denn eben, ſagt ſie, von einem Grafen ſeyn, was mir zuerſt vorkömmt!“ Dieſer Zug iſt vortrefflich. Auf einmal iſt ſie wieder mit ihrer ganzen Seele bey demjenigen Grafen, an den ſie itzt nicht denken wollte. Seine Liebe zur Blanca iſt ein Stachel in ihrem Herzen, der ihr das Leben zur Laſt macht. Bis ſie der Tod von dieſer Marter befreye, will ſie bey dem Bruder des Todes Linderung ſuchen: und ſo fällt ſie in Schlaf.

Indem tritt Blanca herein, und hat eine von den Piſtolen des Grafen, die ſie in ihrem Zimmer gefunden. (Der Dichter hatte ſie, zu Anfange dieſes Akts, nicht vergebens dahin tragen laſſen.) Sie findet die Königinn allein und entſchlafen: was für einen bequemern Augenblick könnte ſie ſich wünſchen! Aber eben hat der Graf die Blanca geſucht, und ſie in ihrem Zimmer nicht getroffen. Ohne Zweifel erräth man, was nun geſchieht. Er kömmt alſo, ſie hier zu ſuchen; und kömmt eben noch zurecht, der Blanca in den mörderiſchen Arm zu fallen, und ihr die Piſtole, die ſie auf die Königinn ſchon geſpannt hat, zu entreiſſen. Indem er aber mit ihr ringt, geht der Schuß los: die Königinn erwacht, und alles kömmt aus dem Schloſſe herzugelaufen.

Die Königinn. (im Erwachen) Ha! Was iſt das!

Der Kanzler. Herbey, herbey! Was war das für ein Knall, in dem Zimmer der Königinn! Was geſchieht hier?

Eſſex. (mit der Piſtole in der Hand) Grauſamer Zufall!

Die Königinn. Was iſt das, Graf?

Eſſex. Was ſoll ich thun?

Die Königinn. Blanca, was iſt das?

Blanca. Mein Tod iſt gewiß!

Eſſex. In welcher Verwirrung befinde ich mich!

Der Kanzler. Wie! der Graf ein Verräther?

Eſſex. (bey Seite) Wozu ſoll ich mich entſchlieſſen? Schweige ich: ſo fällt das Verbrechen auf mich. Sage ich die Wahrheit: ſo werde ich der nichtswürdige Verkläger meiner Geliebten, meiner Blanca, meiner theuerſten Blanca.

Die Königinn. Sind Sie der Verräther, Graf? Biſt du es, Blanca? Wer von euch war mein Retter? wer mein Mörder? Mich dünkt, ich hörte im Schlafe euch beide rufen: Verrätherinn! Verräther! Und doch kann nur eines von euch dieſen Namen verdienen. Wenn eines von euch mein Leben ſuchte, ſo bin ich es dem andern ſchuldig. Wem bin ich es ſchuldig, Graf? Wer ſuchte es, Blanca? Ihr ſchweigt? — Wohl, ſchweigt nur! Ich will in dieſer Ungewißheit bleiben; ich will den Unſchuldigen nicht wiſſen, um den Schuldigen nicht zu kennen. Vielleicht dürfte es mich eben ſo ſehr ſchmerzen, meinen Beſchützer zu erfahren, als meinen Feind. Ich will der Blanca gern ihre Verrätherey vergeben, ich will ſie ihr verdanken: wenn dafür der Graf nur unſchuldig war. (*)

(*) Conde, vos traidor? Vos, Blanca?
El juicio eſta indiferente,
Qual me libra, qual me mata.
Conde, Blanca, reſpondedme!
Tu a la Reina? tu a la Reina?
Oid, aunque confuſamente:
Ha, traidora, dixo el Conde;
Blanca dixo: Traidor eres.
Eſtas razones de entrambos
A entrambas coſas convienen:
Uno de los dos me libra,
Otro de los dos me ofende.
Conde, qual me daba vida?
Blanca, qual me daba muerte?

Aber der Kanzler ſagt: wenn es die Königinn ſchon hierbey wolle bewenden laſſen, ſo dürfe er es doch nicht; das Verbrechen ſey zu groß; ſein Amt erfodere, es zu ergründen; beſonders da aller Anſchein ſich wider den Grafen erkläre.

Die Königinn. Der Kanzler hat Recht; man muß es unterſuchen. — Graf, —

Eſſex. Königinn! —

Die Königinn. Bekennen Sie die Wahrheit. — (bey Seite) Aber wie ſehr fürchtet meine Liebe, ſie zu hören! — War es Blanca?

Eſſex. Ich Unglücklicher!

Die Königinn. War es Blanca, die meinen Tod wollte?

Eſſex. Nein, Königinn; Blanca war es nicht.

Die Königinn. Sie waren es alſo?

Eſſex. Schreckliches Schickſal! — Ich weiß nicht.

Die Königinn. Sie wiſſen es nicht? — Und wie kömmt dieſes mörderiſche Werkzeug in ihre Hand? —

Der Graf ſchweigt, und die Königinn befiehlt, ihn nach dem Tower zu bringen. Blanca, bis ſich die Sache mehr aufhellet, ſoll in ihrem Zimmer bewacht werden. Sie werden abgeführt, und der zweyte Aufzug ſchließt.

Sechs und ſechzigſtes Stück.

Den 18ten December, 1767.

Der dritte Aufzug fängt ſich mit einer langen Monologe der Königinn an, die allen Scharfſinn der Liebe aufbiethet, den

Decidme! — no lo digais,
Que neutral mi valor quiere,
Por no ſaber el traidor,
No ſaber el innocente.
Mejor es quedar confuſa,
En duda mi juicio quede,
Porque quando mire a alguno,
Y de la traicion me acuerde,
A penſar, que es el traidor,
Que es el leal tambien pienſe.
Yo le agradeciera à Blanca,
Que ella la traidora fueſſe,
Solo à trueque de que el Conde
Fuera el, que eſtaba innocente. ——

Grafen unſchuldig zu finden. Die Vielleicht werden nicht geſparet, um ihn weder als ihren Mörder, noch als den Liebhaber der Blanca denken zu dürfen. Beſonders geht ſie mit den Vorausſetzungen wider die Blanca ein wenig ſehr weit; ſie denkt über dieſen Punkt überhaupt lange ſo zärtlich und ſittſam nicht, als wir es wohl wünſchen möchten, und als ſie auf unſern Theatern denken müßte. (*)

Es kommen der Herzog, und der Kanzler: jener, ihr ſeine Freude über die glückliche Erhaltung ihres Lebens zu bezeigen; dieſer, ihr einen neuen Beweis, der ſich wider den Eſſex äußert, vorzulegen. Auf der Piſtole, die man ihm aus der Hand genommen, ſteht ſein Name; ſie gehört ihm; und wem ſie gehört, der hat ſie unſtreitig auch brauchen wollen.

Doch nichts ſcheinet den Eſſex unwiderſprechlicher zu verdammen, als was nun erfolgt. Coſme hat, bey anbrechendem Tage, mit dem bewußten Briefe nach Schottland abgehen wollen, und iſt angehalten worden. Seine Reiſe ſieht einer Flucht ſehr ähnlich, und eine ſolche Flucht läßt vermuthen, daß er an dem Verbrechen ſeines Herrn Antheil könne gehabt haben. Er wird alſo vor den Kanzler gebracht, und die Königinn befiehlt, ihn in ihrer Gegenwart zu verhören. Den Ton, in welchem ſich Coſme rechtfertiget, kann man leicht errathen. Er weiß von nichts; und als er ſagen ſoll, wo er hingewollt, läßt er ſich um die Wahrheit nicht lange nöthigen. Er zeigt den Brief, den

---

(*) No pudo ſer que mintiera
Blanca en lo que me conto
De gozarla el Conde? No,
Que Blanca no lo fingiera:
No pudo haverla gozado,
Sin eſtar enamorado,
Y quando tierno, y rendido,
Entonces la haya querido,
No puede haverla olvidado?
No le vieron mis antojos
Entre acogimientos ſabios,
Mui callando con los labios,
Mui bachiller con los ojos,
Quando al decir ſus enojos
Yo ſu deſpecho temî?

ihm ſein Graf, an einen andern Grafen nach Schottland zu überbringen befohlen: und man weiß, was dieſer Brief enthält. Er wird geleſen, und Coſme erſtaunt nicht wenig, als er hört, wohin es damit abgeſehen geweſen. Aber noch mehr erſtaunt er über den Schluß deſſelben, worinn der Ueberbringer ein Vertrauter heißt, durch den Roberto ſeine Antwort ſicher beſtellen könne. „Was höre ich? ruft Coſme. Ich ein Vertrauter? „Bey dieſem und jenem! ich bin kein Vertrauter; ich bin nie„mals einer geweſen, und will auch in meinem Leben keiner „ſeyn. — Habe ich wohl das Anſehen zu einem Vertrauten? „Ich möchte doch wiſſen, was mein Herr an mir gefunden „hätte, um mich dafür zu nehmen. Ich, ein Vertrauter, ich, „dem das geringſte Geheimniß zur Laſt wird? Ich weiß, zum „Exempel, daß Blanca und mein Herr einander lieben, und daß „ſie heimlich mit einander verheyrathet ſind: es hat mir ſchon „lange das Herz abdrücken wollen; und nun will ich es nur „ſagen, damit ſie hübſch ſehen, meine Herren, was für ein „Vertrauter ich bin. Schade, daß es nicht etwas viel wichti„geres iſt: ich würde es eben ſo wohl ſagen.“ (*) Dieſe Nachricht ſchmerzt die Königinn nicht weniger, als die Ueberzeugung, zu der ſie durch den unglücklichen Brief von der Verrätherey des Grafen gelangt. Der Herzog glaubt, nun auch ſein Stillſchwei-

---

(*) Que eſcucho? Señores mios,
Dos mil demonios me lleven,
Si yo confidente ſoi,
Si lo he ſido, o ſi lo fuere,
Si tengo intencion de ſerlo.
—— —— —— Tengo yo
Cara de ſer confidente?
Yo no ſè que ha viſto en mi
Mi amo para tenerme
En eſta opinion; y á fe,
Que me holgara de que fueſſe
Coſa de mas importancia
Un ſecretillo mui leve,
Que rabio ya por decirlo,
Que es que el Conde a Blanca quiere,
Que eſtan caſados los dos
En ſecreto —— —— ——

gen brechen zu müſſen, und der Königinn nicht länger zu verbergen, was er in dem Zimmer der Blanca zufälliger Weiſe angehört habe. Der Kanzler dringt auf die Beſtrafung des Verräthers, und ſobald die Königinn wieder allein iſt, reizen ſie ſowohl beleidigte Majeſtät, als gekränkte Liebe, des Grafen Tod zu beſchließen.

Nunmehr bringt uns der Dichter zu ihm, in das Gefängniß. Der Kanzler kömmt und eröfnet dem Grafen, daß ihn das Parlament für ſchuldig erkannt, und zum Tode verurtheilet habe, welches Urtheil morgen des Tages vollzogen werden ſolle. Der Graf betheuert ſeine Unſchuld.

Der Kanzler. Ihre Unſchuld, Mylord, wollte ich gern glauben: aber ſo viele Beweiſe wider Sie! — Haben Sie den Brief an den Roberto nicht geſchrieben? Iſt es nicht Ihr eigenhändiger Name?

Eſſex. Allerdings iſt er es.

Der Kanzler. Hat der Herzog von Alanzon Sie, in dem Zimmer der Blanca, nicht ausdrücklich den Tod der Königinn beſchließen hören?

Eſſex. Was er gehört hat, hat er freylich gehört.

Der Kanzler. Sahe die Königinn, als ſie erwachte, nicht die Piſtole in Ihrer Hand? Gehört die Piſtole, auf der Ihr Name geſtochen, nicht Ihnen?

(*) Cond. Solo el deſcargo que tengo
Es el eſtar innocente.
SENESCAL. Aunque yo quiera creerlo
No me dexan los indicios,
Y advertid, que ya no es tiempo
De dilacion, que mañana
Haveis de morir. Con. Yo muero
Innocente. Sen. Pues decid
No eſcribiſteis a Roberto
Eſta carta? Aqueſta firma
No es la vueſtra? Con. No lo niego.
Sen. El gran duque de Alanzon
No os oyó en el apoſento
De Blanca trazar la muerte
De la Reina? Con. Aqueſſo es cierto.
Sen. Quando deſpertó la Reina
No os halló, Conde, a vos meſmo
Con la piſtola en la mano?

Eſſex. Ich kann es nicht leugnen.

Der Kanzler. So ſind Sie ja ſchuldig.

Eſſex. Das leugne ich.

Der Kanzler. Nun, wie kamen Sie denn dazu, daß Sie den Brief an den Roberto ſchrieben?

Eſſex. Ich weiß nicht.

Der Kanzler. Wie kam es denn, daß der Herzog den verrätheriſchen Vorſatz aus Ihrem eignen Munde vernehmen mußte?

Eſſex. Weil es der Himmel ſo wollte.

Der Kanzler. Wie kam es denn, daß ſich das mörderiſche Werkzeug in Ihren Händen fand?

Eſſex. Weil ich viel Unglück habe.

Der Kanzler. Wenn alles das Unglück, und nicht Schuld iſt: wahrlich, Freund, ſo ſpielet Ihnen Ihr Schickſal einen harten Streich. Sie werden ihn mit Ihrem Kopfe bezahlen müſſen.

Eſſex. Schlimm genug. (*)

„Wiſſen Ihro Gnaden nicht, fragt Coſme, der dabey iſt, „ob ſie mich etwa mit hängen werden?“ Der Kanzler antwor-

---

Y la piſtola que vemos
Vueſtro nombre alli gravado
No es vueſtro? CON. Os lo concedo.
SEN. Luego vos eſtais culpado.
CON. Eſſo ſolamente niego.
SEN. Pues como eſcribiſteis, Conde,
La carta al traidor Roberto?
CON. No lo ſé. SEN. Pues como el Duque
Que eſcuchó vueſtros intentos,
Os convence en la tráicion?
CON. Porque aſſi lo quiſo el cielo.
SEN. Como hallando en vueſtra mano
Os culpa el vil inſtrumento?
CON. Porque tengo poca dicha. ——
SEN. Pues ſabed, que ſi es deſdicha
Y no culpa, en tanto aprieto
Os pone vueſtra fortuna,
Conde amigo, que ſupueſto
Que no dais otro deſcargo,
En fe de indicios tan ciertos,
Mañana vueſtra cabeza
Ha de pagar ——

tet Nein, weil ihn ſein Herr hinlänglich gerechtfertiget habe; und der Graf erſucht den Kanzler, zu verſtatten, daß er die Blanca noch vor ſeinem Tode ſprechen dürfe. Der Kanzler bedauert, daß er, als Richter, ihm dieſe Bitte verſagen müſſe; weil beſchloſſen worden, ſeine Hinrichtung ſo heimlich, als möglich, geſchehen zu laſſen, aus Furcht vor den Mitverſchwornen, die er vielleicht ſowohl unter den Großen, als unter dem Pöbel in Menge haben möchte. Er ermahnt ihn, ſich zum Tode zu bereiten, und geht ab. Der Graf wünſchte blos deswegen die Blanca noch einmal zu ſprechen, um ſie zu ermahnen, von ihrem Vorhaben abzuſtehen. Da er es nicht mündlich thun dürfen, ſo will er es ſchriftlich thun. Ehre und Liebe verbinden ihn, ſein Leben für ſie hinzugeben; bey dieſem Opfer, das die Verliebten alle auf der Zunge führen, das aber nur bey ihm zur Wirklichkeit gelangt, will er ſie beſchwören, es nicht fruchtlos bleiben zu laſſen. Es iſt Nacht; er ſetzt ſich nieder zu ſchreiben, und befiehlt Coſmen, den Brief, den er ihm hernach geben werde, ſogleich nach ſeinem Tode der Blanca einzuhändigen. Coſme geht ab, um indeß erſt auszuſchlafen.

Sieben und ſechzigſtes Stück.

Den 22ſten December, 1767.

Nun folgt eine Scene, die man wohl ſchwerlich erwartet hätte. Alles iſt ruhig und ſtille, als auf einmal eben die Dame, welcher Eſſex in dem erſten Akte das Leben rettete, in eben dem Anzuge, die halbe Maſke auf dem Geſichte, mit einem Lichte in der Hand, zu dem Grafen in das Gefängniß hereintritt. Es iſt die Königinn. „Der Graf, ſagt ſie vor ſich im Hereintreten, „hat mir das Leben erhalten: ich bin ihm dafür verpflichtet. Der Graf hat mir das Leben nehmen wollen: das „ſchreyet um Rache. Durch ſeine Verurtheilung iſt der Gerechtigkeit ein Genüge geſchehen: nun geſchehe es auch der Dankbarkeit und Liebe!“ (*) Indem ſie näher kömmt, wird ſie

---

(*) El Conde me dió la vida
Y aſſi obligada me veo;
El Conde me daba muerte,
Y aſſi ofendida me quexo.

gewahr, daß der Graf ſchreibt. „Ohne Zweifel, ſagt ſie, „an
„ſeine Blanca! Was ſchadet das? Ich komme aus Liebe, aus
„der feurigſten, uneigennützigſten Liebe: itzt ſchweige die Eifer-
„ſucht! — Graf!“ — Der Graf hört ſich rufen, ſieht hinter
ſich, und ſpringt voller Erſtaunen auf. „Was ſeh ich!“ —
„Keinen Traum, fährt die Königinn fort, „ſondern die Wahr-
„heit. Eilen Sie, ſich davon zu überzeugen, und laſſen Sie
„uns koſtbare Augenblicke nicht mit Zweifeln verlieren. — Sie
„erinnern ſich doch meiner? Ich bin die, der Sie das Leben
„gerettet. Ich höre, daß Sie morgen ſterben ſollen; und ich
„komme, Ihnen meine Schuld abzutragen, Ihnen Leben für
„Leben zu geben. Ich habe den Schlüſſel des Gefängniſſes zu
„bekommen gewußt. Fragen Sie mich nicht, wie? Hier iſt er;
„nehmen Sie; er wird Ihnen die Pforte in den Park eröf-
„nen; fliehen Sie, Graf, und erhalten Sie ein Leben, das
„mir ſo theuer iſt.“

Eſſex. Theuer? Ihnen, Madame!

Die Königinn. Würde ich ſonſt ſo viel gewagt haben, als ich wage?

Eſſex. Wie ſinnreich iſt das Schickſal, das mich verfolgt! Es findet einen Weg, mich durch mein Glück ſelbſt unglücklich zu machen. Ich ſcheine glücklich, weil die mich zu befreyen kömmt, die meinen Tod will: aber ich bin um ſo viel unglücklicher, weil die meinen Tod will, die meine Freyheit mir anbietet. — (*)

Die Königinn verſtehet hieraus genugſam, daß ſie Eſſex kennet. Er verweigert ſich der Gnade, die ſie ihm angetragen, gänzlich; aber er bittet, ſie mit einer andern zu vertauſchen.

Die Königinn. Und mit welcher?

Pues ya que con la ſentencia
Eſta parte he ſatisfecho,
Pues cumpli con la Juſticia,
Con el amor cumplir quiero. ——

(*) Ingenioſa mi fortuna
Halló en la dicha mas nuevo
Modo de hacerme infeliz,
Pues quando dichoſo veo,
Que me libra quien me mata,
Tambien deſdichado advierto,
Que me mata quien me libra.

Eſſex. Mit der, Madame, von der ich weiß, daß ſie in Ihrem Vermögen ſteht, — mit der Gnade, mir das Angeſicht meiner Königinn ſehen zu laſſen. Es iſt die einzige, um die ich es nicht zu klein halte, Sie an das zu erinnern, was ich für Sie gethan habe. Bey dem Leben, das ich Ihnen gerettet, beſchwöre ich Sie, Madame, mir dieſe Gnade zu erzeigen.

Die Königinn. (vor ſich) Was ſoll ich thun? Vielleicht, wenn er mich ſieht, daß er ſich rechtfertiget! Das wünſche ich ja nur.

Eſſex. Verzögern Sie mein Glück nicht, Madame.

Die Königinn. Wenn Sie es denn durchaus wollen, Graf; wohl: aber nehmen Sie erſt dieſen Schlüſſel; von ihm hängt Ihr Leben ab. Was ich itzt für Sie thun darf, könnte ich hernach vielleicht nicht dürfen. Nehmen Sie; ich will Sie geſichert wiſſen. (*)

Eſſex. (indem er den Schlüſſel nimt) Ich erkenne dieſe Vorſicht mit Dank. — Und nun, Madame, — ich brenne, mein Schickſal auf dem Angeſichte der Königinn, oder dem Ihrigen zu leſen.

Die Königinn. Graf, ob beide gleich eines ſind, ſo gehört doch nur das, welches Sie noch ſehen, mir ganz allein; denn das, welches Sie nun erblicken, (indem ſie die Maſke abnimt) iſt der Königinn. Jenes, mit welchem ich Sie erſt ſprach, iſt nicht mehr.

Eſſex. Nun ſterbe ich zufrieden! Zwar iſt es das Vorrecht des königlichen Antlitzes, daß es jeden Schuldigen begnadigen muß, der es erblickt; und auch mir müßte dieſe Wohlthat des Geſetzes zu Statten kommen. Doch ich will weniger hierzu, als zu mir ſelbſt, meine Zuflucht nehmen. Ich will es wagen, meine Königinn an die Dienſte zu erinnern, die ich ihr und dem Staate geleiſtet — (**)

(*) Pues ſi esto ha de ſer, primero
Tomad, Conde, aqueſta llave,
Que ſi ha de ſer inſtrumento
De vueſtra vida, quizá
Con otra, quitando el velo,
Seré, que no pueda entonces
Hacer lo que ahora puedo,
Y como a daros la vida
Me empeñé, por lo que os debo,
Por ſi no puedo deſpues,
De eſta ſuerte me prevengo.

(**) Moriré yo conſolado,
Aunque ſi por privilegio

Die Königinn. An dieſe habe ich mich ſchon ſelbſt erinnert. Aber Ihr Verbrechen, Graf, iſt gröſſer als Ihre Dienſte.

Eſſex. Und ich habe mir nichts von der Huld meiner Königinn zu verſprechen?

Die Königinn. Nichts.

Eſſex. Wenn die Königinn ſo ſtreng iſt, ſo rufe ich die Dame an, der ich das Leben gerettet. Dieſe wird doch wohl gütiger mit mir verfahren?

Die Königinn. Dieſe hat ſchon mehr gethan, als ſie ſollte: ſie hat Ihnen den Weg geöfnet, der Gerechtigkeit zu entfliehen.

Eſſex. Und mehr habe ich um Sie nicht verdient, um Sie, die mir Ihr Leben ſchuldig iſt?

Die Königinn. Sie haben ſchon gehört, daß ich dieſe Dame nicht bin. Aber geſetzt ich wäre es: gebe ich Ihnen nicht eben ſo viel wieder, als ich von Ihnen empfangen habe?

Eſſex. Wo das? Dadurch doch wohl nicht, daß Sie mir den Schlüſſel gegeben?

Die Königinn. Dadurch allerdings.

Eſſex. Der Weg, den mir dieſer Schlüſſel eröfnen kann, iſt weniger der Weg zum Leben, als zur Schande. Was meine Freyheit bewirken ſoll, muß nicht meiner Furchtſamkeit zu dienen ſcheinen. Und doch glaubt die Königinn, mich mit dieſem Schlüſſel, für die Reiche, die ich ihr erfochten, für das Blut, das ich um ſie vergoſſen, für das Leben, das ich ihr erhalten, mich mit dieſem elenden Schlüſſel für alles das abzulohnen?(*) Ich will mein Leben einem anſtändigern

En viendo la cara al Rey
Queda perdonado el reo;
Yo de eſte indulto, Señora,
Vida por ley me prometo;
Eſto es en comun, que es
Lo que a todos da el derecho;
Pero ſi en particular
Merecer el perdon quiero,
Oid, vereis, que me ayuda
Mayor indulto en mis hechos,
Mis hazañas —— ——

(*) Luego eſta, que aſſi camino
Abrirá a mi vida, abriendo,
Tambien la abrirá a mi infamia;

Mittel zu danken haben, oder ſterben. (indem er nach dem Fenſter geht)

Die Königinn. Wo gehen Sie hin?

Eſſex. Nichtswürdiges Werkzeug meines Lebens, und meiner Entehrung! Wenn bey dir alle meine Hoffnung beruhet, ſo empfange die Fluth, in ihrem tiefſten Abgrunde, alle meine Hoffnung! (Er eröfnet das Fenſter, und wirft den Schlüſſel durch das Gitter in den Kanal) Durch die Flucht, wäre mein Leben viel zu theuer erkauft. (*)

Die Königinn. Was haben Sie gethan, Graf! — Sie haben ſehr übel gethan.

Eſſex. Wann ich ſterbe: ſo darf ich wenigſtens laut ſagen, daß ich eine undankbare Königinn hinterlaſſe. — Will ſie aber dieſen Vorwurf nicht: ſo denke ſie auf ein anderes Mittel, mich zu retten. Dieſes unanſtändigere habe ich ihr genommen. Ich berufe mich nochmals auf meine Dienſte: es ſteht bey ihr ſie zu belohnen, oder mit dem Andenken derſelben ihren Undank zu verewigen.

Die Königinn. Ich muß das letztere Gefahr laufen. — Denn wahrlich, mehr konnte ich, ohne Nachtheil meiner Würde, für Sie nicht thun.

Eſſex. So muß ich dann ſterben!

Luego eſta, que inſtrumento
De mi libertad, tambien
Lo havrá de ſer de mi miedo.
Eſta, que ſolo me ſirve
De huir, en el deſempeño
De Reinos, que os he ganado,
De ſervicios, que os he hecho,
Y en fin, de eſſa vida, de eſſa,
Que teneis oy por mi eſfuerzo?
En eſta ſe eſtima tanto? ——

(*) Vil inſtrumento
De mi vida, y de mi infamia,
Por eſta rexa cayendo
Del parque, que bate el rio,
Entre [illegible] quiero,
Si ſolo mi eſperanza, hundiros,
Caed al humedo centro,
Donde el Tamaſis ſepulte
Mi eſperanza, y mi remedio.

Die Königinn. Ohnfehlbar. Die Frau wollte Sie retten; die Königinn muß dem Rechte ſeinen Lauf laſſen. Morgen müſſen Sie ſterben; und es iſt ſchon morgen. Sie haben mein ganzes Mitleid; die Wehmuth bricht mir das Herz: aber es iſt nun einmal das Schickſal der Könige, daß ſie viel weniger nach ihren Empfindungen handeln können, als andere. — Graf, ich empfehle Sie der Vorſicht! —

Acht und ſechzigſtes Stück.

Den 25ſten December, 1767.

Noch einiger Wortwechſel zum Abſchiede, noch einige Ausrufungen in der Stille: und beide, der Graf und die Königinn, geben ab; jedes von einer beſondern Seite. Im Herausgeben, muß man ſich einbilden, hat Eſſex Coſmen den Brief gegeben, den er an die Blanca geſchrieben. Denn den Augenblick darauf kömmt dieſer damit herein, und ſagt, daß man ſeinen Herrn zum Tode führe; ſobald es damit vorbey ſey, wolle er den Brief, ſo wie er es verſprochen, übergeben. Indem er ihn aber anſieht, erwacht ſeine Neugierde. „Was mag dieſer Brief „wohl enthalten? Eine Eheverſchreibung? die käme ein wenig „zu ſpät. Die Abſchrift von ſeinem Urtheile? die wird er doch „nicht der ſchicken, die es zur Wittwe macht. Sein Teſtament? „auch wohl nicht. Nun was denn?“ Er wird immer begieriger; zugleich fällt ihm ein, wie es ihm ſchon einmal faſt das Leben gekoſtet hätte, daß er nicht gewußt, was in dem Briefe ſeines Herrn ſtünde. „Wäre ich nicht, ſagt er, bey einem „Haare zum Vertrauten darüber geworden? Hohl der Geyer „die Vertrautſchaft! Nein, das muß mir nicht wieder begegnen!“ Kurz, Coſme beſchließt, den Brief zu erbrechen; und erbricht ihn. Natürlich, daß ihn der Inhalt äußerſt betroffen macht; er glaubt, ein Papier, das ſo wichtige und gefährliche Dinge enthalte, nicht geſchwind genug los werden zu können; er zittert über den bloßen Gedanken, daß man es in ſeinen Händen finden könne, ehe er es freywillig abgeliefert; und eilet, es geraden Weges der Königinn zu bringen.

Eben kömmt die Königinn mit dem Kanzler heraus. Coſme will ſie den Kanzler nur erſt abfertigen laſſen; und tritt bey Seite. Die Königinn ertheilt dem Kanzler den letzten Befehl zur Hinrichtung des Grafen; ſie ſoll ſogleich, und ganz in der Stille vollzogen werden; das Volk ſoll nichts davon erfahren, bis der geköpfte Leichnam ihm mit ſtummer Zunge Treue und Gehorſam zurufe. (*) Den Kopf ſoll der Kanzler in den Saal bringen, und, nebſt dem blutigen Beile, unter einen Teppich legen laſſen; hierauf die Großen des Reichs verſammeln, um ihnen mit eins Verbrechen und Strafe zu zeigen, zugleich ſie an dieſem Beyſpiele ihrer Pflicht zu erinnern, und ihnen einzuſchärfen, daß ihre Königinn eben ſo ſtrenge zu ſeyn wiſſe, als ſie gnädig ſeyn zu können wünſche: und das alles, wie ſie der Dichter ſagen läßt, nach Gebrauch und Sitte des Landes. (**)

Der Kanzler geht mit dieſen Befehlen ab, und Coſme tritt die Königinn an. „Dieſen Brief, ſagt er, „hat mir mein „Herr gegeben, ihn nach ſeinem Tode der Blanca einzuhändigen. Ich habe ihn aufgemacht, ich weiß ſelbſt nicht warum; „und da ich Dinge darinn finde, die Ihro Majeſtät wiſſen „müſſen, und die dem Grafen vielleicht noch zu Statten kommen können: ſo bringe ich ihn Ihro Majeſtät, und nicht der „Blanca.“ Die Königinn nimt den Brief, und lieſet: „Blanca, ich nahe mich meinem letzten Augenblicke; man will

---

(*) Haſta que el tronco cadaver
Le ſirva de muda lengua.

(**) Y aſſi al ſalon de palacio
Hareis que llamados vengan
Los Grandes y los Milordes,
Y para que alli le vean,
Debaxo de una cortina
Hareis poner la cabeza
Con el ſangriento cuchillo,
Que amenaza junto a ella,
Por ſymbolo de Juſticia,
Coſtumbre de Inglaterra:
Y en eſtando todos juntos,
Moſtrandome juſticiera,
Exhortandolos primero
Con amor a la obediencia,
Les moſtraré luego al Conde,
Para que todos atiendan,
Que en mi ay rigor que los rinda,
Si ay piedad que los atreva.

„mir nicht vergönnen, mit dir zu ſprechen: empfange alſo meine „Ermahnung ſchriftlich. Aber vors erſte lerne mich kennen; ich „bin nie der Verräther geweſen, der ich dir vielleicht geſchienen; „ich verſprach, dir in der bewußten Sache behülflich zu ſeyn, „blos um der Königinn deſto nachdrücklicher zu dienen, und „den Roberto, nebſt ſeinen Anhängern, nach London zu locken. „Urtheile, wie groß meine Liebe iſt, da ich dem ohngeachtet „eher ſelbſt ſterben, als dein Leben in Gefahr ſetzen will. Und „nun die Ermahnung: ſtehe von dem Vorhaben ab, zu welchem dich Roberto anreizet; du haſt mich nun nicht mehr; „und es möchte ſich nicht alle Tage einer finden, der dich „ſo ſehr liebte, daß er den Tod des Verräthers für dich „ſterben wollte.“ (*) —

Menſch! ruft die beſtürzte Königinn, was haſt du mir da gebracht? Nun? ſagt Coſme, bin ich noch ein Vertrauter? — „Eile, fliehe, deinen Herrn zu retten! Sage dem Kanzler,

---

(*) Blanca en el ultimo trance,
Porque hablarte no me dexan,
He de eſcribirte un conſejo,
Y tambien una advertencia;
La advertencia es, que yo nunca
Fui traidor, que la promeſſa
De ayudar en lo que ſabes,
Fue por ſervir a la Reina,
Cogiendo a Roberto en Londres,
Y a los que ſeguirle intentan;
Para aqueſto fue la carta:
Eſto he querido que ſepas,
Porque adviertas el prodigio
De mi amor, que aſſi ſe dexa
Morir, por guardar tu vida.
Eſta ha ſido la advertencia;
(Valgame dios!) el conſejo
Es, que deſiſtas la empreſſa
A que Roberto te incita.
Mira que ſin mi te quedas,
Y no ha de haver cada dia
Quien por mucho que te quiera,
Por conſervarte la vida
Por traidor la ſuya pierda. ——

einzuhalten! — Holla, Wache! bringt ihn augenblicklich vor mich, — den Grafen, — geſchwind!" — Und eben wird er gebracht: ſein Leichnam nehmlich. So groß die Freude war, welche die Königinn auf einmal überſtrömte, ihren Grafen unſchuldig zu wiſſen: ſo groß ſind nunmehr Schmerz und Wuth, ihn hingerichtet zu ſehen. Sie verflucht die Eilfertigkeit, mit der man ihren Befehl vollzogen: und Blanca mag zittern! —

So ſchließt ſich dieſes Stück, bey welchem ich meine Leſer vielleicht zu lange aufgehalten habe. Vielleicht auch nicht. Wir ſind mit den dramatiſchen Werken der Spanier ſo wenig bekannt; ich wüßte kein einziges, welches man uns überſetzt, oder auch nur Auszugsweiſe mitgetheilet hätte. Denn die Virginia des Auguſtino de Montiano y Luyando iſt zwar ſpaniſch geſchrieben; aber kein ſpaniſches Stück: ein bloßer Verſuch in der correcten Manier der Franzoſen, regelmäßig aber froſtig. Ich bekenne ſehr gern, daß ich bey weiten ſo vortheilhaft nicht mehr davon denke, als ich wohl ehedem muß gedacht haben. (*) Wenn das zweyte Stück des nehmlichen Verfaſſers nicht beſſer gerathen iſt; wenn die neueren Dichter der Nation, welche eben dieſen Weg betreten wollen, ihn nicht glücklicher betreten haben: ſo mögen ſie mir es nicht übel nehmen, wenn ich noch immer lieber nach ihrem alten Lope und Calderon greiſe, als nach ihnen.

Die echten ſpaniſchen Stücke ſind vollkommen nach der Art dieſes Eſſex. In allen einerley Fehler, und einerley Schönheiten: mehr oder weniger; das verſteht ſich. Die Fehler ſpringen in die Augen: aber nach den Schönheiten dürfte man mich fragen. — Eine ganz eigne Fabel; eine ſehr ſinnreiche Verwicklung; ſehr viele, und ſonderbare, und immer neue Theaterſtreiche; die ausgeſparteſten Situationen; meiſtens ſehr wohl angelegte und bis ans Ende erhaltene Charaktere; nicht ſelten viel Würde und Stärke im Ausdrucke. —

Das ſind allerdings Schönheiten: ich ſage nicht, daß es die höchſten ſind; ich leugne nicht, daß ſie zum Theil ſehr leicht bis in das Romanenhafte, Abentheuerliche, Unnatürliche, können getrieben werden, daß ſie bey den Spaniern von dieſer Ueber-

---

(*) Theatraliſche Bibliothek, erſtes Stück, S. 117. [Band IV, S. 173.]

treibung ſelten frey ſind. Aber man nehme den meiſten franzöſiſchen Stücken ihre mechaniſche Regelmäßigkeit: und ſage mir, ob ihnen andere, als Schönheiten ſolcher Art, übrig bleiben? Was haben ſie ſonſt noch viel Gutes, als Verwicklung, und Theaterſtreiche und Situationen?

Anſtändigkeit: wird man ſagen. — Nun ja; Anſtändigkeit. Alle ihre Verwicklungen ſind anſtändiger, und einförmiger; alle ihre Theaterſtreiche anſtändiger, und abgedroſchner; alle ihre Situationen anſtändiger, und gezwungner. Das kömmt von der Anſtändigkeit!

Aber Coſme, dieſer ſpaniſche Hanswurſt; dieſe ungeheure Verbindung der pöbelhafteſten Poſſen mit dem feyerlichſten Ernſte; dieſe Vermiſchung des Komiſchen und Tragiſchen, durch die das ſpaniſche Theater ſo berüchtiget iſt? Ich bin weit entfernt, dieſe zu vertheidigen. Wenn ſie zwar blos mit der Anſtändigkeit ſtritte, — man verſieht ſchon, welche Anſtändigkeit ich meine; — wenn ſie weiter keinen Fehler hätte, als daß ſie die Ehrfurcht beleidigte, welche die Großen verlangen, daß ſie der Lebensart, der Etiquette, dem Ceremoniel, und allen den Gaukeleyen zuwiderlief, durch die man den größern Theil der Menſchen bereden will, daß es einen kleinern gäbe, der von weit beſſerm Stoffe ſey, als er: ſo würde mir die unſinnigſte Abwechslung von Niedrig auf Groß, von Aberwitz auf Ernſt, von Schwarz auf Weiß, willkommner ſeyn, als die kalte Einförmigkeit, durch die mich der gute Ton, die feine Welt, die Hofmanier, und wie dergleichen Armſeligkeiten mehr heiſſen, unfehlbar einſchläfert. Doch es kommen ganz andere Dinge hier in Betrachtung.

Neun und ſechzigſtes Stück.

Den 29ſten December, 1767.

Lope de Vega, ob er ſchon als der Schöpfer des ſpaniſchen Theaters betrachtet wird, war es indeß nicht, der jenen Zwitterton einführte. Das Volk war bereits ſo daran gewöhnt, daß er ihn wider Willen mit anſtimmen mußte. In ſeinem Lehrgedichte, über die Kunſt, neue Komödien zu machen, deſſen ich oben ſchon gedacht, jammert er genug darüber. Da er ſahe, daß es nicht möglich ſey, nach den Regeln und Muſtern der

Alten für ſeine Zeitgenoſſen mit Beyfall zu arbeiten: ſo ſuchte er der Regelloſigkeit wenigſtens Grenzen zu ſetzen; das war die Abſicht dieſes Gedichts. Er dachte, ſo wild und barbariſch auch der Geſchmack der Nation ſey, ſo müſſe er doch ſeine Grundſätze haben; und es ſey beſſer, auch nur nach dieſen mit einer beſtändigen Gleichförmigkeit zu handeln, als nach gar keinen. Stücke, welche die klaſſiſchen Regeln nicht beobachten, können doch noch immer Regeln beobachten, und müſſen dergleichen beobachten, wenn ſie gefallen wollen. Dieſe alſo, aus dem bloßen Nationalgeſchmacke hergenommen, wollte er feſtſetzen; und ſo ward die Verbindung des Ernſthaften und Lächerlichen die erſte.

„Auch Könige, ſagt er, könnet ihr in euern Komödien auf-
„treten laſſen. Ich höre zwar, daß unſer weiſer Monarch
„(Philipp der zweyte) dieſes nicht gebilliget; es ſey nun, weil
„er einſahe, daß es wider die Regeln laufe, oder weil er es
„der Würde eines Königes zuwider glaubte, ſo mit unter den
„Pöbel gemengt zu werden. Ich gebe auch gern zu, daß dieſes
„wieder zur älteſten Komödie zurückkehren heißt, die ſelbſt Göt-
„ter einführte; wie unter andern in dem Amphitruo des Plau-
„tus zu ſehen: und ich weiß gar wohl, daß Plutarch, wenn
„er von Menandern redet, die älteſte Komödie nicht ſehr lobt.
„Es fällt mir alſo freylich ſchwer, unſere Mode zu billigen.
„Aber da wir uns nun einmal in Spanien ſo weit von der
„Kunſt entfernen: ſo müſſen die Gelehrten ſchon auch hierüber
„ſchweigen. Es iſt wahr, das Komiſche mit dem Tragiſchen
„vermiſchet, Seneca mit dem Terenz zuſammengeſchmolzen, giebt
„kein geringeres Ungeheuer, als der Minotaurus der Paſiphae
„war. Doch dieſe Abwechſelung gefällt nun einmal; man will
„nun einmal keine andere Stücke ſehen, als die halb ernſthaft
„und halb luſtig ſind; die Natur ſelbſt lehrt uns dieſe Man-
„nigfaltigkeit, von der ſie einen Theil ihrer Schönheit entlehnet.“ (*)

(*) Eligeſe el ſujeto, y no ſe mire,
(Perdonen los preceptos) ſi es de Reyes,
Aunque por eſto entiendo, que el prudente,
Filipo Rey de Eſpaña, y Señor nueſtro,
En viendo un Rey en ellos ſe enfadava,

Die letzten Worte ſind es, weswegen ich dieſe Stelle anführe. Iſt es wahr, daß uns die Natur ſelbſt in dieſer Vermengung des Gemeinen und Erhabnen, des Poſſirlichen und Ernſthaften, des Luſtigen und Traurigen, zum Muſter dienet? Es ſcheinet ſo. Aber wenn es wahr iſt, ſo hat Lope mehr gethan, als er ſich vornahm; er hat nicht blos die Fehler ſeiner Bühne beſchöniget; er hat eigentlich erwieſen, daß wenigſtens dieſer Fehler keiner iſt; denn nichts kann ein Fehler ſeyn, was eine Nachahmung der Natur iſt.

„Man tadelt, ſagt einer von unſern neueſten Scribenten, „an „Shakeſpear, — demjenigen unter allen Dichtern ſeit Homer, der die „Menſchen, vom Könige bis zum Bettler, und von Julius Cäſar bis „zu Jak Fallſtaff, am beſten gekannt, und mit einer Art von unbegreiflicher Intuition durch und durch geſehen hat, — daß ſeine „Stücke keinen, oder doch nur einen ſehr fehlerhaften unregelmäßigen „und ſchlecht ausgeſonnenen Plan haben; daß komiſches und tragiſches „darinn auf die ſeltſamſte Art durch einander geworfen iſt, und oft „eben dieſelbe Perſon, die uns durch die rührende Sprache der Natur, Thränen in die Augen gelockt hat, in wenigen Augenblicken „darauf uns durch irgend einen ſeltſamen Einfall oder barokiſchen

O fueſſe el ver, que al arte contradize,
O que la autoridad real no deve
Andar fingida entre la humilde plebe,
Eſte es bolver á la Comedia antigua,
Donde vemos, que Plauto puſo Dioſes,
Como en ſu Anfitrion lo mueſtra Jupiter.
Sabe Dios, que me peſa de aprovarlo,
Porque Plutarco hablando de Menandro,
No ſiente bien de la Comedia antigua,
Mas pues del arte vamos tan remotos,
Y en Eſpaña le hazemos mil agravios,
Cierren los Doctos eſta vez los labios.
Lo Tragico, y lo Comico mezclado,
Y Terencio con Seneca, aunque ſea,
Como otro Minotauro de Paſife,
Haran grave una parte, otra ridicula,
Que aqueſta variedad deleyta mucho,
Buen exemplo nos da naturaleza,
Que por tal variedad tiene belleza.

„Ausdruck ihrer Empfindungen, wo nicht zu lachen macht, doch der„geſtalt abkühlt, daß es ihm hernach ſehr ſchwer wird, uns wieder „in die Faſſung zu ſetzen, worinn er uns haben möchte. — Man ta„delt das, und denkt nicht daran, daß ſeine Stücke eben darinn na„türliche Abbildungen des menſchlichen Lebens ſind.“

„Das Leben der meiſten Menſchen, und (wenn wir es ſagen dür„fen) der Lebenslauf der großen Staatskörper ſelbſt, in ſo fern wir „ſie als eben ſo viel moraliſche Weſen betrachten, gleicht den Haupt„und Staats-Actionen im alten gothiſchen Geſchmacke in ſo vielen „Punkten, daß man beynahe auf die Gedanken kommen möchte, die „Erfinder dieſer letztern wären klüger geweſen, als man gemeiniglich „denkt, und hätten, wofern ſie nicht gar die heimliche Abſicht gehabt, „das menſchliche Leben lächerlich zu machen, wenigſtens die Natur „eben ſo getreu nachahmen wollen, als die Griechen ſich angelegen „ſeyn lieſſen, ſie zu verſchönern. Um itzt nichts von der zufälligen „Aehnlichkeit zu ſagen, daß in dieſen Stücken, ſo wie im Leben, die „wichtigſten Rollen ſehr oft gerade durch die ſchlechteſten Acteurs ge„ſpielt werden, — was kann ähnlicher ſeyn, als es beide Arten der „Haupt- und Staats-Actionen einander in der Anlage, in der Ab„theilung und Diſpoſition der Scenen, im Knoten und in der Ent„wicklung zu ſeyn pflegen. Wie ſelten fragen die Urheber der einen „und der andern ſich ſelbſt, warum ſie dieſes oder jenes gerade ſo und „nicht anders gemacht haben! Wie oft überraſchen ſie uns durch Be„gebenheiten, zu denen wir nicht im mindeſten vorbereitet waren! „Wie oft ſehen wir Perſonen kommen und wieder abtreten, ohne daß „ſich begreifen läßt, warum ſie kamen, oder warum ſie wieder ver„ſchwinden? Wie viel wird in beiden dem Zufall überlaſſen? Wie „oft ſehen wir die größeſten Wirkungen durch die armſeligſten Urſachen „hervorgebracht! Wie oft das Ernſthafte und Wichtige mit einer „leichtſinnigen Art, und das Nichtsbedeutende mit lächerlicher Gravi„tät behandelt? Und wenn in beiden endlich alles ſo kläglich verwor„ren und durch einander geſchlungen iſt, daß man an der Möglichkeit „der Entwicklung zu verzweifeln anfängt: wie glücklich ſehen wir durch „irgend einen unter Blitz und Donner aus papiernen Wolken herab„ſpringenden Gott, oder durch einen friſchen Degenhieb, den Knoten „auf einmal zwar nicht aufgelöſet, aber doch aufgeſchnitten, welches „in ſo fern auf eines hinausläuft, daß auf die eine oder die andere

„Art das Stück ein Ende hat, und die Zuſchauer klatſchen oder ziſchen
„können, wie ſie wollen oder — dürfen. Uebrigens weiß man, was
„für eine wichtige Perſon in den komiſchen Tragödien, wovon wir
„reden, der edle Hanswurſt vorſtellt, der ſich, vermuthlich zum ewigen
„Denkmal des Geſchmacks unſerer Voreltern, auf dem Theater der
„Hauptſtadt des deutſchen Reiches erhalten zu wollen ſcheinet. Wollte
„Gott, daß er ſeine Perſon allein auf dem Theater vorſtellte! Aber
„wie viel große Aufzüge auf dem Schauplatze der Welt hat man
„nicht in allen Zeiten mit Hanswurſt, — oder, welches noch ein wenig
„ärger iſt, durch Hanswurſt, — aufführen geſehen! Wie oft haben
„die größeſten Männer, dazu gebohren, die ſchützenden Genii
„eines Throns, die Wohlthäter ganzer Völker und Zeitalter zu ſeyn,
„alle ihre Weisheit und Tapferkeit durch einen kleinen ſchnakiſchen
„Streich von Hanswurſt, oder ſolchen Leuten vereitelt ſehen müſſen,
„welche, ohne eben ſein Wamms und ſeine gelben Hoſen zu tragen,
„doch gewiß ſeinen ganzen Charakter an ſich trugen! Wie oft entſteht
„in beiden Arten der Tragi-Komödien die Verwicklung ſelbſt lediglich
„daher, daß Hanswurſt durch irgend ein dummes und ſchelmiſches
„Stückchen von ſeiner Arbeit den geſcheidten Leuten, eh ſie ſichs verſehen
„können, ihr Spiel verderbt!“ —

Wenn in dieſer Vergleichung des großen und kleinen, des urſprünglichen und nachgebildeten, heroiſchen Poſſenſpiels — (die ich mit Vergnügen aus einem Werke abgeſchrieben, welches unſtreitig unter die vortrefflichſten unſers Jahrhunderts gehört, aber für das deutſche Publicum noch viel zu früh geſchrieben zu ſeyn ſcheinet. In Frankreich und England würde es das äußerſte Aufſehen gemacht haben; der Name ſeines Verfaſſers würde auf aller Zungen ſeyn. Aber bey uns? Wir haben es, und damit gut. Unſere Großen lernen vors erſte an den * * * kauen; und freylich iſt der Saft aus einem franzöſiſchen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiß ſchärfer und ihr Magen ſtärker geworden, wenn ſie indeß Deutſch gelernt haben, ſo kommen ſie auch wohl einmal über den — Agathon. (*) Dieſes iſt das Werk von welchem ich rede, von welchem ich es lieber nicht an dem ſchicklichſten Orte, lieber hier als gar nicht,

---

(*) Zweyter Theil S. 192.

ſagen will, wie ſehr ich es bewundere: da ich mit der äußerſten Befremdung wahrnehme, welches tiefe Stillſchweigen unſere Kunſtrichter darüber beobachten, oder in welchem kalten und gleichgültigen Tone ſie davon ſprechen. Es iſt der erſte und einzige Roman für den denkenden Kopf, von klaſſiſchem Geſchmacke. Roman? Wir wollen ihm dieſen Titel nur geben, vielleicht, daß es einige Leſer mehr dadurch bekömmt. Die wenigen, die es darüber verlieren möchte, an denen iſt ohnedem nichts gelegen.)

Siebzigſtes Stück.

Den 1ſten Januar, 1768.

Wenn in dieſer Vergleichung, ſage ich, die ſatyriſche Laune nicht zu ſehr vorſtäche: ſo würde man ſie für die beſte Schutzſchrift des komiſch tragiſchen, oder tragiſch komiſchen Drama, (Miſchſpiel habe ich es einmal auf irgend einem Titel genannt gefunden) für die gefliſſendlichſte Ausführung des Gedankens beym Lope halten dürfen. Aber zugleich würde ſie auch die Widerlegung deſſelben ſeyn. Denn ſie würde zeigen, daß eben das Beyſpiel der Natur, welches die Verbindung des feyerlichen Ernſtes mit der poſſenhaften Luſtigkeit rechtfertigen ſoll, eben ſo gut jedes dramatiſche Ungeheuer, das weder Plan, noch Verbindung, noch Menſchenverſtand hat, rechtfertigen könne. Die Nachahmung der Natur müßte folglich entweder gar kein Grundſatz der Kunſt ſeyn; oder, wenn ſie es doch bliebe, würde durch ihn ſelbſt die Kunſt, Kunſt zu ſeyn aufhören; wenigſtens keine höhere Kunſt ſeyn, als etwa die Kunſt, die bunten Adern des Marmors in Gyps nachzuahmen; ihr Zug und Lauf mag gerathen, wie er will, der ſeltſamſte kann ſo ſeltſam nicht ſeyn, daß er nicht natürlich ſcheinen könnte; blos und allein der ſcheinet es nicht, bey welchem ſich zu viel Symmetrie, zu viel Ebenmaaß und Verhältniß, zu viel von dem zeiget, was in jeder andern Kunſt die Kunſt ausmacht; der künſtlichſte in dieſem Verſtande iſt hier der ſchlechteſte, und der wildeſte der beſte.

Als Kriticus dürfte unſer Verfaſſer ganz anders ſprechen. Was er hier ſo ſinnreich aufſtützen zu wollen ſcheinet, würde er ohne Zweifel als eine Mißgeburth des barbariſchen Geſchmacks verdammen, wenigſtens als die erſten Verſuche der unter ungeſchlachteten Völkern wieder auflebenden Kunſt vorſtellen, an deren Form irgend ein Zuſammenfluß gewiſſer äußerlichen Urſachen, oder das Ohngefehr, den meiſten, Vernunſt und Ueberlegung aber den wenigſten, auch wohl ganz und gar keinen Antheil hatte. Er würde ſchwerlich ſagen, daß die erſten Erfinder des Miſchſpiels (da das Wort einmal da iſt, warum ſoll ich es nicht brauchen?) „die Natur eben ſo getreu nachahmen wollen, als die Griechen ſich angelegen ſeyn laſſen, „ſie zu verſchönern.“

Die Worte getreu und verſchönert, von der Nachahmung und der Natur, als dem Gegenſtande der Nachahmung, gebraucht, ſind vielen Mißdeutungen unterworfen. Es giebt Leute, die von keiner Natur wiſſen wollen, welche man zu getreu nachahmen könne; ſelbſt was uns in der Natur mißfalle, gefalle in der getreuen Nachahmung, vermöge der Nachahmung. Es giebt andere, welche die Verſchönerung der Natur für eine Grille halten; eine Natur, die ſchöner ſeyn wolle, als die Natur, ſey eben darum nicht Natur. Beide erklären ſich für Verehrer der einzigen Natur, ſo wie ſie iſt: jene finden in ihr nichts zu vermeiden; dieſe nichts hinzuzuſetzen. Jenen alſo müßte nothwendig das gothiſche Miſchſpiel gefallen; ſo wie dieſe Mühe haben würden, an den Meiſterſtücken der Alten Geſchmack zu finden.

Wann dieſes nun aber nicht erfolgte? Wann jene, ſo große Bewunderer ſie auch von der gemeinſten und alltäglichſten Natur ſind, ſich dennoch wider die Vermiſchung des Poſſenhaften und Intereſſanten erklärten? Wann dieſe, ſo ungeheuer ſie auch alles finden, was beſſer und ſchöner ſeyn will, als die Natur, dennoch das ganze griechiſche Theater, ohne den geringſten Anſtoß von dieſer Seite, durchwandelten? Wie wollten wir dieſen Widerſpruch erklären?

Wir würden nothwendig zurückkommen, und das, was wir von beiden Gattungen erſt behauptet, widerrufen müſſen. Aber wie müßten wir widerrufen, ohne uns in neue Schwierigkeiten zu verwickeln? Die Vergleichung einer ſolchen Haupt- und Staats-Action, über deren Güte wir ſtreiten, mit dem menſchlichen Leben, mit dem gemeinen Laufe der Welt, iſt doch ſo richtig!

Ich will einige Gedanken herwerfen, die, wenn ſie nicht gründlich genug ſind, doch gründlichere veranlaſſen können. — Der Hauptgedanke iſt dieſer: es iſt wahr, und auch nicht wahr, daß die komiſche Tragödie, gothiſcher Erfindung, die Natur getreu nachahmet; ſie ahmet ſie nur in einer Helfte getreu nach, und vernachläßiget die andere Helfte gänzlich; ſie ahmet die Natur der Erſcheinungen nach, ohne im geringſten auf die Natur unſerer Empfindungen und Seelenkräfte dabey zu achten.

In der Natur iſt alles mit allem verbunden; alles durchkreuzt ſich, alles wechſelt mit allem, alles verändert ſich eines in das andere. Aber nach dieſer unendlichen Mannichfaltigkeit iſt ſie nur ein Schauſpiel für einen unendlichen Geiſt. Um endliche Geiſter an dem Genuſſe deſſelben Antheil nehmen zu laſſen, mußten dieſe das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die ſie nicht hat; das Vermögen abzuſondern, und ihre Aufmerkſamkeit nach Gutdünken lenken zu können.

Dieſes Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens; ohne daſſelbe würde es für uns gar kein Leben geben; wir würden vor allzu verſchiedenen Empfindungen nichts empfinden; wir würden ein beſtändiger Raub des gegenwärtigen Eindruckes ſeyn; wir würden träumen, ohne zu wiſſen, was wir träumten.

Die Beſtimmung der Kunſt iſt, uns in dem Reiche des Schönen dieſer Abſonderung zu überheben, uns die Fixirung unſerer Aufmerkſamkeit zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem Gegenſtande, oder einer Verbindung verſchiedener Gegenſtände, es ſey der Zeit oder dem Raume nach, in unſern Gedanken abſondern, oder abſondern zu können wünſchen, ſondert ſie wirklich ab, und gewährt uns dieſen Gegenſtand, oder dieſe Verbindung verſchiedener Gegenſtände, ſo lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die ſie erregen ſollen, verſtattet.

Wenn wir Zeugen von einer wichtigen und rührenden Begebenheit ſind, und eine andere von nichtigem Belange läuft queer ein: ſo ſuchen wir der Zerſtreuung, die dieſe uns drohet, möglichſt auszuweichen. Wir abſtrahiren von ihr; und es muß uns nothwendig eckeln, in der Kunſt das wieder zu finden, was wir aus der Natur wegwünſchten.

Nur wenn eben dieſelbe Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Intereſſe annimt, und eine nicht blos auf die andere folgt, ſondern ſo nothwendig aus der andern entſpringt; wenn der Ernſt das Lachen, die Traurigkeit die Freude, oder umgekehrt, ſo unmittelbar erzeugt, daß uns die Abſtraction des einen oder des andern unmöglich fällt: nur alsdenn verlangen wir ſie auch in der Kunſt nicht, und die Kunſt weiß aus dieſer Unmöglichkeit ſelbſt Vortheil zu ziehen. ——

Aber genug hiervon: man ſieht ſchon, wo ich hinaus will. ——

Den fünf und vierzigſten Abend (Freytags, den 12ten Julius,) wurden die Brüder des Hrn. Romanus, und das Orakel vom Saint-Foix geſpielt.

Das erſtere Stück kann für ein deutſches Original gelten, ob es ſchon, größten Theils, aus den Brüdern des Terenz genommen iſt. Man hat geſagt, daß auch Moliere, aus dieſer Quelle geſchöpft habe; und zwar ſeine Männerſchule. Der Herr von Voltaire macht ſeine Anmerkungen über dieſes Vorgeben: und ich führe Anmerkungen von dem Herrn von Voltaire ſo gern an! Aus ſeinen geringſten iſt noch immer etwas zu lernen: wenn ſchon nicht allezeit das, was er darinn ſagt: wenigſtens das, was er hätte ſagen ſollen. Primus ſapientiæ gradus eſt, falſa intelligere; (wo dieſes Sprüchelchen ſteht, will mir nicht gleich beyfallen) und ich wüßte keinen Schriftſteller in der Welt, an dem man es ſo gut verſuchen könnte, ob man auf dieſer erſten Stuffe der Weisheit ſtehe, als an dem Herrn von Voltaire: aber daher auch keinen, der uns die zweyte zu erſteigen, weniger behülflich ſeyn könnte; ſecundus, vera cognoſcere. Ein kritiſcher Schriftſteller, dünkt mich, richtet ſeine Methode auch am beſten nach dieſem Sprüchelchen ein. Er ſuche ſich nur erſt jemanden, mit dem er ſtreiten kann: ſo kömmt er nach und nach in die Materie, und das übrige findet ſich. Hierzu habe ich mir in dieſem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die franzöſiſchen Scribenten vornehmlich erwählet, und unter dieſen beſonders den Hrn. von Voltaire. Alſo auch itzt, nach einer kleinen Verbeugung, nur darauf zu! Wem dieſe Methode aber etwann mehr muthwillig als gründlich ſcheinen wollte: der ſoll wiſſen, daß ſelbſt der gründliche Ariſtoteles ſich ihrer faſt immer bedient hat. Solet Ariſtoteles, ſagt einer von ſeinen Auslegern, der mir eben zur Hand liegt, quaerere pugnam in ſuis libris. Atque hoc facit non temere, & caſu, ſed certa ratione atque conſilio: nam labefactatis aliorum opinionibus, u. ſ. w. O des Pedanten! würde der Herr von Voltaire rufen. — Ich bin es blos aus Mißtrauen in mich ſelbſt.

„Die Brüder des Terenz, ſagt der Herr von Voltaire, können „höchſtens die Idee zu der Männerſchule gegeben haben. „In den Brüdern ſind zwey Alte von verſchiedner Gemüthsart, „die ihre Söhne ganz verſchieden erziehen; eben ſo ſind in der „Männerſchule zwey Vormünder, ein ſehr ſtrenger und ein ſehr „nachſehender: das iſt die ganze Aehnlichkeit. In den Brüdern „iſt faſt ganz und gar keine Intrigue: die Intrigue in „der Männerſchule hingegen iſt fein, und unterhaltend und „komiſch. Eine von den Frauenzimmern des Terenz, welche „eigentlich die intereſſanteſte Rolle ſpielen müßte, erſcheinet blos „auf dem Theater, um nieder zu kommen. Die Iſabelle des „Moliere iſt faſt immer auf der Scene, und zeigt ſich immer „witzig und reitzend, und verbindet ſogar die Streiche, die ſie „ihrem Vormunde ſpielt, noch mit Anſtand. Die Entwicklung „in den Brüdern iſt ganz unwahrſcheinlich: es iſt wider die „Natur, daß ein Alter, der ſechzig Jahre ärgerlich und ſtreng „und geitzig geweſen, auf einmal luſtig und höflich und frey„gebig werden ſollte. Die Entwicklung in der Männerſchule „aber, iſt die beſte von allen Entwicklungen des Moliere; wahr„ſcheinlich, natürlich, aus der Intrigue ſelbſt hergenommen, und „was ohnſtreitig nicht das ſchlechteſte daran iſt, äußerſt komiſch.“

Ein und ſiebzigſtes Stück.

Den 5ten Januar, 1768.

Es ſcheinet nicht, daß der Herr von Voltaire, ſeit dem er aus der Klaſſe bey den Jeſuiten gekommen, den Terenz viel wieder geleſen habe. Er ſpricht ganz ſo davon, als von einem alten Traume; es ſchwebt ihm nur noch ſo was davon im Gedächtniſſe; und das ſchreibt er auf gut Glück ſo hin, unbekümmert, ob es gehauen oder geſtochen iſt. Ich will ihm nicht aufmutzen, was er von der Pamphila des Stücks ſagt, „daß ſie blos auf dem Theater erſcheine, um nieder zu kommen.“ Sie erſcheinet gar nicht auf dem Theater; ſie kömmt nicht auf dem Theater nieder; man vernimt blos ihre Stimme aus dem Hauſe; und warum ſie eigentlich die intereſſanteſte Rolle ſpielen müßte, das läßt ſich auch gar nicht abſehen. Den Griechen und Römern war nicht alles intereſſant, was es den Franzoſen iſt. Ein gutes Mädchen, das mit ihrem Liebhaber zu tief in das Waſſer gegangen, und Gefahr läuft, von ihm verlaſſen zu werden, war zu einer Hauptrolle ehedem ſehr ungeſchickt. —

Der eigentliche und grobe Fehler, den der Herr von Voltaire macht, betrift die Entwicklung und den Charakter des Demea. Demea iſt der mürriſche ſtrenge Vater, und dieſer ſoll ſeinen Charakter auf einmal völlig verändern. Das iſt, mit Erlaubniß des Herrn von Voltaire, nicht wahr. Demea behauptet ſeinen Charakter bis ans Ende. Donatus ſagt: Servatur autem per totam fabulam mitis Micio, ſævus Demea, Leno avarus u. ſ. w. Was geht mich Donatus an? dürfte der Herr von Voltaire ſagen. Nach Belieben; wenn wir Deutſche nur glauben dürfen, daß Donatus den Terenz fleißiger geleſen und beſſer verſtanden, als Voltaire. Doch es iſt ja von keinem verlohrnen Stücke die Rede; es iſt noch da; man leſe ſelbſt.

Nachdem Micio den Demea durch die triftigſten Vorſtellungen zu beſänftigen geſucht, bittet er ihn, wenigſtens auf heute ſich ſeines Aergerniſſes zu entſchlagen, wenigſtens heute luſtig zu ſeyn. Endlich bringt er ihn auch ſo weit: heute will Demea alles gut ſeyn laſſen; aber morgen, bey früher Tageszeit, muß der Sohn wieder mit ihm aufs Land: da will er ihn nicht gelinder halten, da will er es wieder mit ihm anfangen, wo er es heute gelaſſen hat; die Sängerinn, die dieſem der Vetter gekauft, will er zwar mitnehmen, denn es iſt doch immer eine Sklavinn mehr, und eine, die ihm nichts koſtet; aber zu ſingen wird ſie nicht viel bekommen, ſie ſoll kochen und backen. In der darauf folgenden vierten Scene des fünften Akts, wo Demea allein iſt, ſcheint es zwar, wenn man ſeine Worte ſo obenhin nimt, als ob er völlig von ſeiner alten Denkungsart abgehen, und nach den Grundſätzen des Micio zu handeln anfangen wolle. (*) Doch die Folge zeigt es, daß man alles das nur von dem heutigen Zwange, den er ſich anthun ſoll, verſtehen muß. Denn auch dieſen Zwang weiß er hernach ſo zu nutzen, daß er zu der förmlichſten hämiſchſten Verſpottung ſeines gefälligen Bruders ausſchlägt. Er ſtellt ſich luſtig, um die andern wahre Ausſchweifungen und Tollheiten begehen zu laſſen; er macht in dem verbindlichſten Tone die bitterſten Verwürfe; er wird nicht freygebig, ſondern er ſpielt den Verſchwender; und wohl zu merken, weder von dem Seinigen, noch in einer andern Abſicht, als um alles, was er Verſchwenden nennt, lächerlich zu machen. Dieſes erhellet unwiderſprechlich aus dem, was er dem Micio antwortet, der ſich durch den Anſchein betriegen läßt, und ihn wirklich verändert glaubt. (**) Hic oſtendit Terentius, ſagt Donatus, magis Demeam ſimulaſſe mutatos mores, quam mutaviſſe.

Ich will aber nicht hoffen, daß der Herr von Voltaire meinet, ſelbſt dieſe Verſtellung laufe wider den Charakter des Demea, der vorher nichts als geſchmählt und gepoltert habe: denn eine ſolche Verſtellung erfodere mehr Gelaſſenheit und Kälte, als man dem Demea zutrauen dürfe. Auch hierinn iſt Terenz ohne Tadel, und er hat alles ſo vortrefflich motiviret, bey jedem Schritte Natur und Wahrheit ſo genau beobachtet, bey dem geringſten Uebergange ſo feine Schattirungen in Acht genommen, daß man nicht aufhören kann, ihn zu bewundern.

(*) ——— Nam ego vitam duram, quam vixi usque adhuc
Prope jam excurſo ſpatio mitto ———

(**) Mi. Quid iſtuc? quæ res tam repente mores mutavit tuos?
Quod prolubium, quæ iſtæc ſubita eſt largitas? De. Dicam tibi:
Ut id oſtenderem, quod te iſti facilem & feſtivum putant,
Id non fieri ex vera vita, neque adeo ex æquo & bono,
Sed ex aſſentando, indulgendo, & largiendo, Micio.
Nunc adeo, ſi ob eam rem vobis mea vita inviſa eſt, Aeſchine,
Quia non juſta injuſta prorſus omnia, omnino obſequor;
Miſſa facio; effundite, emite, facite quod vobis lubet!

Nur iſt öfters, um hinter alle Feinheiten des Terenz zu kommen, die Gabe ſehr nöthig, ſich das Spiel des Akteurs dabey zu denken; denn dieſes ſchrieben die alten Dichter nicht bey. Die Deklamation hatte ihren eignen Künſtler, und in dem Uebrigen konnten ſie ſich ohne Zweifel auf die Einſicht der Spieler verlaſſen, die aus ihrem Geſchäfte ein ſehr ernſtliches Studium machten. Nicht ſelten befanden ſich unter dieſen die Dichter ſelbſt; ſie ſagten, wie ſie es haben wollten; und da ſie ihre Stücke überhaupt nicht eher bekannt werden ließen, als bis ſie geſpielt waren, als bis man ſie geſehen und gehört hatte: ſo konnten ſie es um ſo mehr überhoben ſeyn, den geſchriebenen Dialog durch Einſchiebſel zu unterbrechen, in welchen ſich der beſchreibende Dichter gewiſſermaaßen mit unter die handelnden Perſonen zu miſchen ſcheinet. Wenn man ſich aber einbildet, daß die alten Dichter, um ſich dieſe Einſchiebſel zu erſparen, in den Reden ſelbſt, jede Bewegung, jede Gebehrde, jede Mine, jede beſondere Abänderung der Stimme, die dabey zu beobachten, mit anzudeuten geſucht: ſo irret man ſich. In dem Terenz allein kommen unzählige Stellen vor, in welchen von einer ſolchen Andeutung ſich nicht die geringſte Spur zeiget, und wo gleichwohl der wahre Verſtand nur durch die Errathung der wahren Aktion kann getroffen werden; ja in vielen ſcheinen die Worte gerade das Gegentheil von dem zu ſagen, was der Schauſpieler durch jene ausdrücken muß.

Selbſt in der Scene, in welcher die vermeinte Sinnesänderung des Demea vorgeht, finden ſich dergleichen Stellen, die ich anführen will, weil auf ihnen gewiſſermaaßen die Mißdeutung beruhet, die ich beſtreite. — Demea weiß nunmehr alles, er hat es mit ſeinen eignen Augen geſehen, daß es ſein ehrbarer frommer Sohn iſt, für den die Sängerinn entführet worden, und ſtürzt mit dem unbändigſten Geſchrey heraus. Er klagt es dem Himmel und der Erde und dem Meere; und eben bekömmt er den Micio zu Geſicht.

Demea. Ha! da iſt er, der mir ſie beide verdirbt — meine Söhne, mir ſie beide zu Grunde richtet! —

Micio. O ſo mäßige dich, und komm wieder zu dir!

Demea. Gut, ich mäßige mich, ich bin bey mir, es ſoll mir kein hartes Wort entfahren. Laß uns blos bey der Sache bleiben. Sind wir nicht eins geworden, wareſt du es nicht ſelbſt, der es zuerſt auf die Bahn brachte, daß ſich ein jeder nur um den ſeinen bekümmern ſollte? Antworte. (*) u. ſ. w.

Wer ſich hier nur an die Worte hält, und kein ſo richtiger Beobachter iſt, als es der Dichter war, kann leicht glauben, daß Demea viel zu geſchwind austobe, viel zu geſchwind dieſen gelaſſenern Ton anſtimme. Nach einiger Ueberlegung wird ihm zwar vielleicht beyfallen, daß jeder Affekt, wenn er aufs äußerſte gekommen, nothwendig wieder ſinken müſſe; daß Demea, auf den Verweiß ſeines Bruders, ſich des ungeſtümen Jachzorns nicht anders als ſchämen könne: das alles iſt auch ganz gut, aber es iſt doch noch nicht das rechte. Dieſes laſſe er ſich alſo vom Donatus lehren, der hier zwey vortreffliche Anmerkungen hat. Videtur, ſagt er, paulo citius deſtomachatus, quam res etiam incertæ poſcebant. Sed & hoc morale: nam juſte irati, omiſſa ſævitia ad ratiocinationes ſæpe feſtinant. Wenn der Zornige ganz offenbar Recht zu haben glaubt, wenn er ſich einbildet, daß ſich gegen ſeine Beſchwerden durchaus nichts einwenden laſſe: ſo wird er ſich bey dem Schelten gerade am wenigſten aufhalten, ſondern zu den Beweiſen eilen, um ſeinen Gegner durch eine ſo ſonnenklare Ueberzeugung zu demüthigen. Doch da er über die Wallungen ſeines kochenden Geblüts nicht ſo unmittelbar gebiethen kann, da der Zorn, der überführen will, doch noch immer Zorn bleibt: ſo macht Donatus die zweyte Anmerkung; non quod dicatur, ſed quo geſtu dicatur, ſpecta: & videbis neque adhuc repreſſiſſe iracundiam, neque ad ſe rediiſſe Demeam. Demea ſagt zwar, ich mäßige mich, ich bin wieder bey mir: aber Geſicht und Gebehrde und Stimme verra-

---

(*) —— —— —— De. Eccum adeſt
Communis corruptela noſtrum liberum.
Mi. Tandem reprime iracundiam, atque ad te redi.
De. Repreſſi, redii, mitto maledicta omnia:
Rem ipſam putemus. Dictum hoc inter nos fuit,
Et ex te adeo eſt ortum, ne te curares meum,
Neve ego tuum? reſponde. ——

ihn genugſam, daß er ſich noch nicht gemäßiget hat, daß er noch nicht wieder bey ſich iſt. Er beſtürmt den Micio mit einer Frage über die andere, und Micio hat alle ſeine Kälte und gute Laune nöthig, um nur zum Worte zu kommen.

Zwey und ſiebzigſtes Stück.

Den 8ten Januar, 1768.

Als er endlich dazu kömmt, wird Demea zwar eingetrieben, aber im geringſten nicht überzeugt. Aller Vorwand, über die Lebensart ſeiner Kinder, unwillig zu ſeyn, iſt ihm benommen: und doch fängt er wieder von vorne an, zu nergeln. Micio muß auch nur abbrechen, und ſich begnügen, daß ihm die mürriſche Laune, die er nicht ändern kann, wenigſtens auf heute Frieden laſſen will. Die Wendungen, die ihn Terenz dabey nehmen läßt, ſind meiſterhaft. (*)

Demea. Nun gieb nur Acht, Micio, wie wir mit dieſen ſchönen Grundſätzen, mit dieſer deiner lieben Nachſicht, am Ende fahren werden.

Micio. Schweig doch! Beſſer, als du glaubeſt. — Und nun genug davon! Heute ſchenke dich mir. Komm, kläre dich auf.

Demea. Mags doch nur heute ſeyn! Was ich muß, das muß ich. — Aber morgen, ſobald es Tag wird, geh ich wieder aufs Dorf, und der Burſche geht mit. —

Micio. Lieber, noch ehe es Tag wird; dächte ich. Sey nur heute luſtig!

Demea. Auch das Menſch von einer Sängerinn muß mit heraus.

Micio. Vortrefflich! So wird ſich der Sohn gewiß nicht weg wünſchen. Nur halte ſie auch gut.

(*) —— —— —— DE. Ne nimium modo
Bonæ tuæ iſtæ nos rationes, Micio,
Et tuus iſte animus æquus ſubvertat. MI. Tace;
Non fiet. Mitte jam iſtæc; da te hodie mihi:
Exporge frontem. DE. Scilicet ita tempus fert,
Faciendum eſt: ceterum rus cras cum filio
Cum primo luce ibo hinc. MI. De nocte cenſeo:
Hodie modo hilarem fac te. DE. Et iſtam pſaltriam
Una illuc mecum hinc abſtraham. MI. Pugnaveris.
Eo pacto prorſum illic alligaris filium.

Demea. Da laß mich vor ſorgen! Sie ſoll, in der Mühle und vor dem Ofenloche, Mehlſtaubs und Kohlſtaubs und Rauchs genug kriegen. Dazu ſoll ſie mir am heiſſen Mittage ſtoppeln gehn, bis ſie ſo trocken, ſo ſchwarz geworden, als ein Löſchbrand.

Micio. Das gefällt mir! Nun biſt du auf dem rechten Wege! — Und alsdenn, wenn ich wie du wäre, müßte mir der Sohn bey ihr ſchlafen, er möchte wollen oder nicht.

Demea. Lachſt du mich aus? — Bey ſo einer Gemüthsart, freylich, kannſt du wohl glücklich ſeyn. Ich fühl es, leider —

Micio. Du fängſt doch wieder an?

Demea. Nu, nu; ich höre ja auch ſchon wieder auf.

Bey dem „Lachſt du mich aus?“ des Demea, merkt Donatus an: Hoc verbum vultu Demeæ ſic profertur, ut ſubriſiſſe videatur invitus. Sed rurſus EGO SENTIO, amare ſevereque dicit. Unvergleichlich! Demea, deſſen voller Ernſt es war, daß er die Sängerinn, nicht als Sängerinn, ſondern als eine gemeine Sklavinn halten und nutzen wollte, muß über den Einfall des Micio lachen. Micio ſelbſt braucht nicht zu lachen: je ernſthafter er ſich ſtellt, deſto beſſer. Demea kann darum doch ſagen: Lachſt du mich aus? und muß ſich zwingen wollen, ſein eignes Lachen zu verbeiſſen. Er verbeißt es auch bald, denn das „Ich fühl es leider“ ſagt er wieder in einem ärgerlichen und bittern Tone. Aber ſo ungern, ſo kurz das Lachen auch iſt: ſo groſſe Wirkung hat es gleichwohl. Denn einen Mann, wie Demea, hat man wirklich vors erſte gewonnen, wenn man ihn nur zu lachen machen kann. Je ſeltner ihm dieſe wohlthätige Erſchütterung iſt, deſto länger hält ſie innerlich an; nachdem er längſt alle Spur derſelben auf ſeinem Geſichte vertilgt, dauert

---

Modo facito, ut illam ſerves. DE. Ego iſtuc videro,
Atque ibi favillæ plena, fumi, ac pollinis,
Coquendo ſit faxo & molendo; præter hæc
Meridie ipſo faciam ut ſtipulam colligat:
Tam excoctam reddam atque atram, quam carbo eſt. MI. Placet.
Nunc mihi videre ſapere. Atque equidem filium,
Tum etiam ſi nolit, cogam, ut cum illa una cubet.
DE. Derides? fortunatus, qui iſtoc animo ſies:
Ego ſentio. MI. Ah pergiſne? DE. Jam jam deſino.

ſie noch fort, ohne daß er es ſelbſt weiß, und hat auf ſein nächſtfolgendes Betragen einen gewiſſen Einfluß. —

Aber wer hätte wohl bey einem Grammatiker ſo feine Kenntniſſe geſucht? Die alten Grammatiker waren nicht das, was wir itzt bey dem Namen denken. Es waren Leute von vieler Einſicht; das ganze weite Feld der Kritik war ihr Gebiethe. Was von ihren Auslegungen klaſſiſcher Schriften auf uns gekommen, verdient daher nicht blos wegen der Sprache ſtudiert zu werden. Nur muß man die neuern Interpolationen zu unterſcheiden wiſſen. Daß aber dieſer Donatus (Aelius) ſo vorzüglich reich an Bemerkungen iſt, die unſern Geſchmack bilden können, daß er die verſteckteſten Schönheiten ſeines Autors mehr als irgend ein anderer zu enthüllen weiß: das kömmt vielleicht weniger von ſeinen größern Gaben, als von der Beſchaffenheit ſeines Autors ſelbſt. Das römiſche Theater war, zur Zeit des Donatus, noch nicht gänzlich verfallen; die Stücke des Terenz wurden noch geſpielt, und ohne Zweifel noch mit vielen von den Ueberlieferungen geſpielt, die ſich aus den beſſern Zeiten des römiſchen Geſchmacks herſchrieben: er durfte alſo nur anmerken, was er ſahe und hörte; er brauchte alſo nur Aufmerkſamkeit und Treue, um ſich das Verdienſt zu machen, daß ihm die Nachwelt Feinheiten zu verdanken hat, die er ſelbſt ſchwerlich dürfte ausgegrübelt haben. Ich wüßte daher auch kein Werk, aus welchem ein angehender Schauſpieler mehr lernen könnte, als dieſen Commentar des Donatus über den Terenz: und bis das Latein unter unſern Schauſpielern üblicher wird, wünſchte ich ſehr, daß man ihnen eine gute Ueberſetzung davon in die Hände geben wollte. Es verſteht ſich, daß der Dichter dabey ſeyn, und aus dem Commentar alles wegbleiben müßte, was die bloße Worterklärung betrift. Die Dacier hat in dieſer Abſicht den Donatus nur ſchlecht genutzt, und ihre Ueberſetzung des Textes iſt wäßrig und ſteif. Eine neuere deutſche, die wir haben, hat das Verdienſt der Richtigkeit ſo ſo, aber das Verdienſt der komiſchen Sprache fehlt ihr gänzlich; (*) und Dona-

---

(*) Halle 1753. Wunders halben erlaube man mir die Stelle daraus anzuführen, die ich eben itzt überſetzt habe. Was mir hier aus der Feder gefloſſen, iſt weit entfernt, ſo zu ſeyn, wie es ſeyn ſollte: aber man wird tus iſt auch nicht weiter gebraucht, als ihn die Dacier zu brauchen für gut befunden. Es wäre alſo keine gethane Arbeit, was ich vorſchlage: aber wer ſoll ſie thun? Die nichts beſſers thun könnten, können auch dieſes nicht: und die etwas beſſers thun könnten, werden ſich bedanken.

Doch endlich vom Terenz auf unſern Nachahmer zu kommen — Es iſt doch ſonderbar, daß auch Herr Romanus den falſchen Gedanken des Voltaire gehabt zu haben ſcheinet. Auch er hat geglaubt, daß am Ende mit dem Charakter des Demea eine gänzliche Veränderung vorgehe; wenigſtens läßt er ſie mit dem Charakter ſeines Lyſimons vorgehen. „Je Kinder, läßt er ihn rufen, „ſchweigt doch! Ihr überhäuſt mich ja mit Liebkoſungen. Sohn, Bruder, Vetter, Diener, alles ſchmeichelt „mir, blos weil ich einmal ein bißchen freundlich ausſehe. „Bin ichs denn, oder bin ichs nicht? Ich werde wieder recht

---

doch ungefehr daraus ſehen können, worinn das Verdienſt beſteht, das ich dieſer Ueberſetzung abſprechen muß.

Demea. Aber mein lieber Bruder, daß uns nur nicht deine ſchönen Gründe, und dein gleichgültiges Gemüthe ſie ganz und gar ins Verderben ſtürzen.

Micio. Ach, ſchweig doch nur, das wird nicht geſchehen. Laß das immer ſeyn. Ueberlaß dich heute einmal mir. Weg mit den Runzeln von der Stirne.

Demea. Ja, ja, die Zeit bringt es ſo mit ſich, ich muß es wohl thun. Aber mit anbrechendem Tage gehe ich wieder mit meinem Sohne aufs Land.

Micio. Ich werde dich nicht aufhalten, und wenn du die Nacht wieder gehn willſt; ſey doch heute nur einmal fröhlich.

Demea. Die Sängerinn will ich zugleich mit herausſchleppen.

Micio. Da thuſt du wohl, dadurch wirſt du machen, daß dein Sohn ohne ſie nicht wird leben können. Aber ſorge auch, daß du ſie gut verhältſt.

Demea. Dafür werde ich ſchon ſorgen. Sie ſoll mir kochen, und Rauch, Aſche und Mehl ſollen ſie ſchon kenntlich machen. Auſſerdem ſoll ſie mir in der größten Mittagshitze gehen und Aehren leſen, und dann will ich ſie ihm ſo verbrannt und ſo ſchwarz, wie eine Kohle, überliefern.

Micio. Das gefällt mir; nun ſeh ich recht ein, daß du weislich handelſt; aber dann kannſt du auch deinen Sohn mit Gewalt zwingen, daß er ſie mit zu Bette nimt.

Demea. Lachſt du mich etwa aus? Du biſt glücklich, daß du ein ſolches Gemüth haſt; aber ich fühle.

Micio. Ach! hältſt du noch nicht inne?

Demea. Ich ſchweige ſchon.

„jung, Bruder! Es iſt doch hübſch, wenn man geliebt wird. „Ich will auch gewiß ſo bleiben. Ich wüßte nicht, wenn ich „ſo eine vergnügte Stunde gehabt hätte.“ Und Frontin ſagt: „Nun unſer Alter ſtirbt gewiß bald. (*) Die Veränderung iſt „gar zu plötzlich.“ Ja wohl; aber das Sprüchwort, und der gemeine Glaube, von den unvermutheten Veränderungen, die einen nahen Tod vorbedeuten, ſoll doch wohl nicht im Ernſte hier etwas rechtfertigen?

Drey und ſiebzigſtes Stück.

Den 12ten Januar, 1768.

Die Schlußrede des Demea bey dem Terenz, geht aus einem ganz andern Tone. „Wenn euch nur das gefällt: nun ſo macht, was ihr wollt, ich will mich um nichts mehr bekümmern!“ Er iſt es ganz und gar nicht, der ſich nach der Weiſe der andern, ſondern die andern ſind es, die ſich nach ſeiner Weiſe künftig zu bequemen verſprechen. — Aber wie kömmt es, dürfte man fragen, daß die letzten Scenen mit dem Lyſimon in unſern deutſchen Brüdern, bey der Vorſtellung gleichwohl immer ſo wohl aufgenommen werden? Der beſtändige Rückfall des Lyſimon in ſeinen alten Charakter macht ſie komiſch: aber bey dieſem hätte es auch bleiben müſſen. — Ich verſpare das Weitere, bis zu einer zweyten Vorſtellung des Stücks.

Das Orakel vom Saint-Foir, welches dieſen Abend den Beſchluß machte, iſt allgemein bekannt, und allgemein beliebt.

Den ſechs und vierzigſten Abend (Montags, den 20ſten Julius,) ward Miß Sara, (**) und den ſieben und vierzigſten, Tages darauf, Nanine (***) wiederholt. Auf die Nanine folgte, der unvermuthete Ausgang, vom Marivaux, in einem Akte.

Oder, wie es wörtlicher und beſſer heiſſen würde: die unvermuthete Entwicklung. Denn es iſt einer von denen Titeln, die nicht ſowohl den Inhalt anzeigen, als vielmehr gleich An-

---

(*) So ſoll es ohne Zweifel heiſſen, und nicht: ſtirbt ohnmöglich bald. Für viele von unſern Schauſpielern iſt es nöthig, auch ſolche Druckfehler anzumerken.

(**) S. den 11ten Abend, Seite 61.

(***) S. den 27ſten und 33ſten und 37ſten Abend, Seite 93.

fangs gewiſſen Einwendungen vorbauen ſollen, die der Dichter gegen ſeinen Stoff, oder deſſen Behandlung, vorher ſieht. Ein Vater will ſeine Tochter an einen jungen Menſchen verheyrathen, den ſie nie geſehen hat. Sie iſt mit einem andern ſchon halb richtig, aber dieſes auch ſchon ſeit ſo langer Zeit, daß es faſt gar nicht mehr richtig iſt. Unterdeſſen möchte ſie ihn doch noch lieber, als einen ganz Unbekannten, und ſpielt ſogar, auf ſein Angeben, die Rolle einer Wahnwitzigen, um den neuen Freyer abzuſchrecken. Dieſer kömmt; aber zum Glücke iſt es ein ſo ſchöner liebenswürdiger Mann, daß ſie gar bald ihre Verſtellung vergißt, und in aller Geſchwindigkeit mit ihm einig wird. Man gebe dem Stücke einen andern Titel, und alle Leſer und Zuſchauer werden ausrufen: das iſt auch ſehr unerwartet! Einen Knoten, den man in zehn Scenen ſo mühſam geſchürzt hat, in einer einzigen nicht zu löſen, ſondern mit eins zu zerhauen! Nun aber iſt dieſer Fehler in dem Titel ſelbſt angekündiget, und durch dieſe Ankündigung gewiſſermaaßen gerechtfertiget. Denn, wenn es nun wirklich einmal ſo einen Fall gegeben hat: warum ſoll er nicht auch vorgeſtellt werden können? Er ſahe ja in der Wirklichkeit einer Komödie ſo ähnlich: und ſollte er denn eben deswegen um ſo unſchicklicher zur Komödie ſeyn? — Nach der Strenge, allerdings: denn alle Begebenheiten, die man im gemeinen Leben wahre Komödien nennet, findet man in der Komödie wahren Begebenheiten nicht ſehr gleich; und darauf käme es doch eigentlich an.

Aber Ausgang und Entwicklung, laufen beide Worte nicht auf eins hinaus? Nicht völlig. Der Ausgang iſt, daß Jungfer Argante den Eraſt und nicht den Dorante heyrathet, und dieſer iſt hinlänglich vorbereitet. Denn ihre Liebe gegen Doranten iſt ſo lau, ſo wetterläuniſch; ſie liebt ihn, weil ſie ſeit vier Jahren niemanden geſehen hat, als ihn; manchmal liebt ſie ihn mehr, manchmal weniger, manchmal gar nicht, ſo wie es kömmt; hat ſie ihn lange nicht geſehen, ſo kömmt er ihr liebenswürdig genug vor; ſieht ſie ihn alle Tage, ſo macht er ihr Langeweile; beſonders ſtoßen ihr dann und wann Geſichter auf, gegen welche ſie Dorantens Geſicht ſo kahl, ſo unſchmackhaft, ſo ekel findet! Was brauchte es alſo weiter, um ſie ganz von ihm abzubringen, als daß Craſt, den ihr ihr Vater beſtimmte, ein ſolches Geſicht iſt? Daß ſie dieſen alſo nimt, iſt ſo wenig unerwartet, daß es vielmehr ſehr unerwartet ſeyn würde, wenn ſie bey jenem bliebe. Entwicklung hingegen iſt ein mehr relatives Wort; und eine unerwartete Entwicklung involviret eine Verwicklung, die ohne Folgen bleibt, von der der Dichter auf einmal abſpringt, ohne ſich um die Verlegenheit zu bekümmern, in der er einen Theil ſeiner Perſonen läßt. Und ſo iſt es hier: Peter wird es mit Doranten ſchon ausmachen; der Dichter empfiehlt ſich ihm.

Den acht und vierzigſten Abend (Mittewochs, den 22ſten Julius,) ward das Trauerſpiel des Herrn Weiß, Richard der Dritte, aufgeführt: zum Beſchluſſe Herzog Michel.

Dieſes Stück iſt ohnſtreitig eines von unſern beträchtlichſten Originalen; reich an großen Schönheiten, die genugſam zeigen, daß die Fehler, mit welchen ſie verwebt ſind, zu vermeiden, im geringſten nicht über die Kräfte des Dichters geweſen wäre, wenn er ſich dieſe Kräfte nur ſelbſt hätte zutrauen wollen.

Schon Shakeſpear hatte das Leben und den Tod des dritten Richards auf die Bühne gebracht: aber Herr Weiß erinnerte ſich deſſen nicht eher, als bis ſein Werk bereits fertig war. „Sollte ich alſo, ſagt er, bey der Vergleichung ſchon viel verlieren: ſo wird man doch wenigſtens finden, daß ich kein Plagium begangen habe; — aber vielleicht wäre es ein Verdienſt geweſen, an dem Shakeſpear ein Plagium zu begehen."

Vorausgeſetzt, daß man eines an ihm begehen kann. Aber was man von dem Homer geſagt hat, es laſſe ſich dem Herkules eher ſeine Keule, als ihm ein Vers abringen, das läßt ſich vollkommen auch vom Shakeſpear ſagen. Auf die geringſte von ſeinen Schönheiten iſt ein Stämpel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakeſpears! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, ſich neben ihr zu ſtellen!

Shakeſpear will ſtudiert, nicht geplündert ſeyn. Haben wir Genie, ſo muß uns Shakeſpear das ſeyn, was dem Landſchaftsmahler die Camera obſcura iſt: er ſehe fleißig hinein, um zu lernen, wie ſich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projektiret; aber er borge nichts daraus.

Ich wüßte auch wirklich in dem ganzen Stücke des Shakeſpears keine einzige Scene, ſogar keine einzige Tirade, die Herr Weiß ſo hätte brauchen können, wie ſie dort iſt. Alle, auch die kleinſten Theile beym Shakeſpear, ſind nach den großen Maaßen des hiſtoriſchen Schauſpiels zugeſchnitten, und dieſes verhält ſich zu der Tragödie franzöſiſchen Geſchmacks, ungefehr wie ein weitläuftiges Freſcogemählde gegen ein Migniaturbildchen für einen Ring. Was kann man zu dieſem aus jenem nehmen, als etwa ein Geſicht, eine einzelne Figur, höchſtens eine kleine Gruppe, die man ſodann als ein eigenes Ganze ausführen muß? Eben ſo würden aus einzeln Gedanken beym Shakeſpear ganze Scenen, und aus einzeln Scenen ganze Aufzüge werden müſſen. Denn wenn man den Ermel aus dem Kleide eines Rieſen für einen Zwerg recht nutzen will, ſo muß man ihm nicht wieder einen Ermel, ſondern einen ganzen Rock daraus machen.

Thut man aber auch dieſes, ſo kann man wegen der Beſchuldigung des Plagiums ganz ruhig ſeyn. Die meiſten werden in dem Faden die Flocke nicht erkennen, woraus er geſponnen iſt. Die wenigen, welche die Kunſt verſtehen, verrathen den Meiſter nicht, und wiſſen, daß ein Goldkorn ſo künſtlich kann getrieben ſeyn, daß der Werth der Form den Werth der Materie bey weitem überſteiget.

Ich für mein Theil betauere es alſo wirklich, daß unſerm Dichter Shakeſpears Richard ſo ſpät beygefallen. Er hätte ihn können gekannt haben, und doch eben ſo original geblieben ſeyn, als er itzt iſt: er hätte ihn können genutzt haben, ohne daß eine einzige übergetragene Gedanke davon gezeugt hätte.

Wäre mir indeß eben das begegnet, ſo würde ich Shakeſpears Werk wenigſtens nachher als einen Spiegel genutzt haben, um meinem Werke alle die Flecken abzuwiſchen, die mein Auge unmittelbar darinn zu erkennen, nicht vermögend geweſen wäre. — Aber woher weiß ich, daß Herr Weiß dieſes nicht gethan? Und warum ſollte er es nicht gethan haben?

Kann es nicht eben ſo wohl ſeyn, daß er das, was ich für dergleichen Flecken halte, für keine hält? Und iſt es nicht ſehr wahrſcheinlich, daß er mehr Recht hat, als ich? Ich bin überzeugt, daß das Auge des Künſtlers größtentheils viel ſcharfſichtiger iſt, als das ſcharfſichtigſte ſeiner Betrachter. Unter zwanzig Einwürfen, die ihm dieſe machen, wird er ſich von neunzehn erinnern, ſie während der Arbeit ſich ſelbſt gemacht, und ſie auch ſchon ſich ſelbſt beantwortet zu haben.

Gleichwohl wird er nicht ungehalten ſeyn, ſie auch von andern machen zu hören: denn er hat es gern, daß man über ſein Werk urtheilet; ſchaal oder gründlich, links oder rechts, gutartig oder hämiſch, alles gilt ihm gleich; und auch das ſchaalſte, linkſte, hämiſchſte Urtheil, iſt ihm lieber, als kalte Bewunderung. Jenes wird er auf die eine oder die andre Art in ſeinen Nutzen zu verwenden wiſſen: aber was fängt er mit dieſer an? Verachten möchte er die guten ehrlichen Leute nicht gern, die ihn für ſo etwas aufferordentliches halten: und doch muß er die Achſeln über ſie zucken. Er iſt nicht eitel, aber er iſt gemeiniglich ſtolz; und aus Stolz möchte er zehnmal lieber einen unverdienten Tadel, als ein unverdientes Lob, auf ſich ſitzen laſſen. —

Man wird glauben, welche Kritik ich hiermit vorbereiten will. — Wenigſtens nicht bey dem Verfaſſer, — höchſtens nur bey einem oder dem andern Mitſprecher. Ich weiß nicht, wo ich es jüngſt gedruckt leſen mußte, daß ich die Amalia meines Freundes auf Unkoſten ſeiner übrigen Luſtſpiele gelobt hätte. (*) — Auf Unkoſten? aber doch wenigſtens der frühern? Ich gönne es Ihnen, mein Herr, daß man niemals Ihre ältern Werke ſo möge tadeln können. Der Himmel bewahre Sie vor dem tückiſchen Lobe: daß ihr letztes immer ihr beſtes iſt! —

Vier und ſiebzigſtes Stück.

Den 15ten Jannar, 1768.

Zur Sache. — Es iſt vornehmlich der Charakter des Richards, worüber ich mir die Erklärung des Dichters wünſchte.

Ariſtoteles würde ihn ſchlechterdings verworfen haben; zwar mit dem Anſehen des Ariſtoteles wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit ſeinen Gründen zu werden wüßte.

(*) Eben erinnere ich mich noch: in des Herrn Schmids Zuſätzen zu ſeiner Theorie der Poeſie, S. 15.

Die Tragödie, nimt er an, ſoll Mitleid und Schrecken erregen: und daraus folgert er, daß der Held derſelben weder ein ganz tugendhafter Mann, noch ein völliger Böſewicht ſeyn müſſe. Denn weder mit des einen noch mit des andern Unglücke, laſſe ſich jener Zweck erreichen.

Räume ich dieſes ein: ſo iſt Richard der Dritte eine Tragödie, die ihres Zweckes verfehlt. Räume ich es nicht ein: ſo weiß ich gar nicht mehr, was eine Tragödie iſt.

Denn Richard der Dritte, ſo wie ihn Herr Weiß geſchildert hat, iſt unſtreitig das gröſte, abſcheulichſte Ungeheuer, das jemals die Bühne getragen. Ich ſage, die Bühne: daß es die Erde wirklich getragen habe, daran zweifle ich.

Was für Mitleid kann der Untergang dieſes Ungeheuers erwecken? Doch, das ſoll er auch nicht; der Dichter hat es darauf nicht angelegt; und es ſind ganz andere Perſonen in ſeinem Werke, die er zu Gegenſtänden unſers Mitleids gemacht hat.

Aber Schrecken? — Sollte dieſer Böſewicht, der die Kluft, die ſich zwiſchen ihm und dem Throne befunden, mit lauter Leichen gefüllet, mit den Leichen derer, die ihm das Liebſte in der Welt hätten ſeyn müſſen; ſollte dieſer blutdürſtige, ſeines Blutdurſtes ſich rühmende, über ſeine Verbrechen ſich kitzelnde Teufel, nicht Schrecken in vollem Maaße erwecken?

Wohl erweckt er Schrecken: wenn unter Schrecken das Erſtaunen über unbegreifliche Miſſethaten, das Entſetzen über Bosheiten, die unſern Begriff überſteigen, wenn darunter der Schauder zu verſtehen iſt, der uns bey Erblickung vorſetzlicher Greuel, die mit Luſt begangen werden, überfällt. Von dieſem Schrecken hat mich Richard der Dritte mein gutes Theil empfinden laſſen.

Aber dieſes Schrecken iſt ſo wenig eine von den Abſichten des Trauerſpiels, daß es vielmehr die alten Dichter auf alle Weiſe zu mindern ſuchten, wenn ihre Perſonen irgend ein großes Verbrechen begehen mußten. Sie ſchoben öfters lieber die Schuld auf das Schickſal, machten das Verbrechen lieber zu einem Verhängniſſe einer rächenden Gottheit, verwandelten lieber den freyen Menſchen in eine Maſchine: ehe ſie uns bey der gräßlichen Idee wollten verweilen laſſen, daß der Menſch von Natur einer ſolchen Verderbniß fähig ſey.

Bey den Franzoſen führt Crebillon den Beynamen des Schrecklichen. Ich fürchte ſehr, mehr von dieſem Schrecken, welches in der Tragödie nicht ſeyn ſollte, als von dem echten, das der Philoſoph zu dem Weſen der Tragödie rechnet.

Und dieſes — hätte man gar nicht Schrecken nennen ſollen. Das Wort, welches Ariſtoteles braucht, heißt Furcht: Mitleid und Furcht, ſagt er, ſoll die Tragödie erregen; nicht, Mitleid und Schrecken. Es iſt wahr, das Schrecken iſt eine Gattung der Furcht; es iſt eine plötzliche, überraſchende Furcht. Aber eben dieſes Plötzliche, dieſes Ueberraſchende, welches die Idee deſſelben einſchließt, zeiget deutlich, daß die, von welchen ſich hier die Einführung des Wortes Schrecken, anſtatt des Wortes Furcht, herſchreibet, nicht eingeſehen haben, was für eine Furcht Ariſtoteles meine. — Ich möchte dieſes Weges ſobald nicht wieder kommen: man erlaube mir alſo einen kleinen Ausſchweif.

„Das Mitleid, ſagt Ariſtoteles, verlangt einen, der unverdient leidet: und die Furcht einen unſers gleichen. Der Böſewicht iſt weder dieſes, noch jenes: folglich kann auch ſein Unglück, weder das erſte noch das andere erregen.“ (*)

Die Furcht, ſage ich, nennen die neuern Ausleger und Ueberſetzer Schrecken, und es gelingt ihnen, mit Hülfe dieſes Worttauſches, dem Philoſophen die ſeltſamſten Händel von der Welt zu machen.

„Man hat ſich, ſagt einer aus der Menge, (**) über die Erklärung des Schreckens nicht vereinigen können; und in der That enthält ſie in jeder Betrachtung ein Glied zu viel, welches ſie an ihrer Allgemeinheit hindert, und ſie allzuſehr einſchränkt. Wenn Ariſtoteles durch den Zuſatz „unſers gleichen,“ nur blos die Aehnlichkeit der Menſchheit verſtanden hat, weil nehmlich der Zuſchauer und die handelnde Perſon beide Menſchen ſind, geſetzt auch, daß ſich unter ihrem Charakter, ihrer Würde und ihrem Range ein unendlicher Abſtand befände: ſo war dieſer Zuſatz überflüßig; denn er verſtand ſich von

---

(*) Im 13ten Kapitel der Dichtkunſt.

(**) Hr. S. in der Vorrede zu ſ. komiſchen Theater, S. 35.

„ſelbſt. Wenn er aber die Meinung hatte, daß nur tugend„hafte Perſonen, oder ſolche, die einen vergeblichen Fehler an „ſich hätten, Schrecken erregen könnten: ſo hatte er Unrecht; „denn die Vernunft und die Erfahrung iſt ihm ſodann entge„gen. Das Schrecken entſpringt ohnſtreitig aus einem Gefühl „der Menſchlichkeit: denn jeder Menſch iſt ihm unterworfen, „und jeder Menſch erſchüttert ſich, vermöge dieſes Gefühls, bey „dem widrigen Zufalle eines andern Menſchen. Es iſt wohl „möglich, daß irgend jemand einfallen könnte, dieſes von ſich „zu leugnen: allein dieſes würde allemal eine Verleugnung ſei„ner natürlichen Empfindungen, und alſo eine bloße Prahlerey „aus verderbten Grundſätzen, und kein Einwurf ſeyn. — Wenn „nun auch einer laſterhaften Perſon, auf die wir eben unſere „Aufmerkſamkeit wenden, unvermuthet ein widriger Zufall zu„ſtößt, ſo verlieren wir den Laſterhaften aus dem Geſichte, und „ſehen blos den Menſchen. Der Anblick des menſchlichen Elen„des überhaupt, macht uns traurig, und die plötzliche traurige „Empfindung, die wir ſodann haben, iſt das Schrecken."

Ganz recht: aber nur nicht an der rechten Stelle! Denn was ſagt das wider den Ariſtoteles? Nichts. Ariſtoteles denkt an dieſes Schrecken nicht, wenn er von der Furcht redet, in die uns nur das Unglück unſers gleichen ſetzen könne. Dieſes Schrecken, welches uns bey der plötzlichen Erblickung eines Leidens befällt, das einem andern bevorſtehet, iſt ein mitleidiges Schrecken, und alſo ſchon unter dem Mitleide begriffen. Ariſtoteles würde nicht ſagen, Mitleiden und Furcht; wenn er unter der Furcht weiter nichts als eine bloße Modification des Mitleids verſtünde.

„Das Mitleid, ſagt der Verfaſſer der Briefe über die Empfindungen, (*) „iſt eine vermiſchte Empfindung, die aus der „Liebe zu einem Gegenſtande, und aus der Unluſt über deſſen „Unglück zuſammengeſetzt iſt. Die Bewegungen, durch welche „ſich das Mitleid zu erkennen giebt, ſind von den einfachen „Symptomen der Liebe, ſowohl als der Unluſt, unterſchieden, „denn das Mitleid iſt eine Erſcheinung. Aber wie vielerley

---

(*) Philoſophiſche Schriften des Herrn Moſes Mendelsſohn, zweyter Theil, S. 4.

„kann dieſe Erſcheinung werden! Man ändre nur in dem betauerten Unglück die einzige Beſtimmung der Zeit: ſo wird „ſich das Mitleiden durch ganz andere Kennzeichen zu erkennen „geben. Mit der Elektra, die über die Urne ihres Bruders „weinet, empfinden wir ein mitleidiges Trauern, denn ſie hält „das Unglück für geſchehen, und bejammert ihren gehabten Verluſt. Was wir bey den Schmerzen des Philoktets fühlen, iſt „gleichfalls Mitleiden, aber von einer etwas andern Natur; „denn die Quaal, die dieſer Tugendhafte auszuſtehen hat, iſt gegenwärtig, und überfällt ihn vor unſern Augen. Wenn aber „Oedip ſich entſetzt, indem das große Geheimniß ſich plötzlich „entwickelt; wenn Monime erſchrickt, als ſie den eiferſüchtigen „Mithridates ſich entfärben ſieht; wenn die tugendhafte Desdemona ſich fürchtet, da ſie ihren ſonſt zärtlichen Othello ſo drohend mit ihr reden höret: was empfinden wir da? Immer „noch Mitleiden! Aber mitleidiges Entſetzen, mitleidige Furcht, „mitleidiges Schrecken. Die Bewegungen ſind verſchieden, allein das Weſen der Empfindungen iſt in allen dieſen Fällen „einerley. Denn, da jede Liebe mit der Bereitwilligkeit verbunden iſt, uns an die Stelle des Geliebten zu ſetzen: ſo müſſen „wir alle Arten von Leiden mit der geliebten Perſon theilen, „welches man ſehr nachdrücklich Mitleiden nennet. Warum „ſollten alſo nicht auch Furcht, Schrecken, Zorn, Eiferſucht, „Rachbegier, und überhaupt alle Arten von unangenehmen „Empfindungen, ſogar den Neid nicht ausgenommen, aus Mitleiden entſtehen können? — Man ſieht hieraus, wie gar ungeſchickt der größte Theil der Kunſtrichter die tragiſchen Leidenſchaften in Schrecken und Mitleiden eintheilet. Schrecken „und Mitleiden! Iſt denn das theatraliſche Schrecken kein „Mitleiden? Für wen erſchrickt der Zuſchauer, wenn Merope „auf ihren eignen Sohn den Dolch ziehet? Gewiß nicht für „ſich, ſondern für den Aegiſth, deſſen Erhaltung man ſo ſehr „wünſchet, und für die betrogne Königinn, die ihn für den „Mörder ihres Sohnes anſiehet. Wollen wir aber nur die „Unluſt über das gegenwärtige Uebel eines andern, Mitleiden „nennen: ſo müſſen wir nicht nur das Schrecken, ſondern alle

„übrige Leidenſchaften, die uns von einem andern mitgetheilet „werden, von dem eigentlichen Mitleiden unterſcheiden.“ —

Fünf und ſiebzigſtes Stück.

Den 19ten Januar, 1768.

Dieſe Gedanken ſind ſo richtig, ſo klar, ſo einleuchtend, daß uns dünkt, ein jeder hätte ſie haben können und haben müſſen. Gleichwohl will ich die ſcharfſinnigen Bemerkungen des neuen Philoſophen dem alten nicht unterſchieben; ich kenne jenes Verdienſte um die Lehre von den vermiſchten Empfindungen zu wohl; die wahre Theorie derſelben haben wir nur ihm zu danken. Aber was er ſo vortrefflich auseinandergeſetzt hat, das kann doch Ariſtoteles im Ganzen ungefehr empfunden haben: wenigſtens iſt es unleugbar, daß Ariſtoteles entweder muß geglaubt haben, die Tragödie könne und ſolle nichts als das eigentliche Mitleid, nichts als die Unluſt über das gegenwärtige Uebel eines andern, erwecken, welches ihm ſchwerlich zuzutrauen; oder er hat alle Leidenſchaften überhaupt, die uns von einem andern mitgetheilet werden, unter dem Worte Mitleid begriffen.

Denn er, Ariſtoteles, iſt es gewiß nicht, der die mit Recht getadelte Eintheilung der tragiſchen Leidenſchaften in Mitleid und Schrecken gemacht hat. Man hat ihn falſch verſtanden, falſch überſetzt. Er ſpricht von Mitleid und Furcht, nicht von Mitleid und Schrecken; und ſeine Furcht iſt durchaus nicht die Furcht, welche uns das bevorſtehende Uebel eines andern, für dieſen andern, erweckt, ſondern es iſt die Furcht, welche aus unſerer Aehnlichkeit mit der leidenden Perſon für uns ſelbſt entſpringt; es iſt die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über dieſe verhänget ſehen, uns ſelbſt treffen können; es iſt die Furcht, daß wir der bemitleidete Gegenſtand ſelbſt werden können. Mit einem Worte: dieſe Furcht iſt das auf uns ſelbſt bezogene Mitleid.

Ariſtoteles will überall aus ſich ſelbſt erklärt werden. Wer uns einen neuen Commentar über ſeine Dichtkunſt liefern will, welcher den Dacierſchen weit hinter ſich läßt, dem rathe ich, vor allen Dingen die Werke des Philoſophen vom Anfange bis zum Ende zu leſen. Er wird Aufſchlüſſe für die Dichtkunſt finden, wo er ſich deren am wenigſten vermuthet; beſonders muß er die Bücher der Rhetorik und Moral ſtudieren. Man ſollte zwar denken, dieſe Aufſchlüſſe müßten die Scholaſtiker, welche die Schriften des Ariſtoteles an den Fingern wußten, längſt gefunden haben. Doch die Dichtkunſt war gerade diejenige von ſeinen Schriften, um die ſie ſich am wenigſten bekümmerten. Dabey fehlten ihnen andere Kenntniſſe, ohne welche jene Aufſchlüſſe wenigſtens nicht fruchtbar werden konnten: ſie kannten das Theater und die Meiſterſtücke deſſelben nicht.

Die authentiſche Erklärung dieſer Furcht, welche Ariſtoteles dem tragiſchen Mitleid beyfüget, findet ſich in dem fünften und achten Kapitel des zweyten Buchs ſeiner Rhetorik. Es war gar nicht ſchwer, ſich dieſer Kapitel zu erinnern; gleichwohl hat ſich vielleicht keiner ſeiner Ausleger ihrer erinnert, wenigſtens hat keiner den Gebrauch davon gemacht, der ſich davon machen läßt. Denn auch die, welche ohne ſie einſahen, daß dieſe Furcht nicht das mitleidige Schrecken ſey, hätten noch ein wichtiges Stück aus ihnen zu lernen gehabt: die Urſache nehmlich, warum der Stagirit dem Mitleid hier die Furcht, und warum nur die Furcht, warum keine andere Leidenſchaft, und warum nicht mehrere Leidenſchaften, beygeſellet habe. Von dieſer Urſache wiſſen ſie nichts, und ich möchte wohl hören, was ſie aus ihrem Kopfe antworten würden, wenn man ſie fragte: warum z. E. die Tragödie nicht eben ſo wohl Mitleid und Bewunderung, als Mitleid und Furcht, erregen könne und dürfe?

Es beruhet aber alles auf dem Begriffe, den ſich Ariſtoteles von dem Mitleiden gemacht hat. Er glaubte nehmlich, daß das Uebel, welches der Gegenſtand unſers Mitleidens werden ſolle, nothwendig von der Beſchaffenheit ſeyn müſſe, daß wir es auch für uns ſelbſt, oder für eines von den Unſrigen, zu befürchten hätten. Wo dieſe Furcht nicht ſey, könne auch kein Mitleiden Statt finden. Denn weder der, den das Unglück ſo tief herabgedrückt habe, daß er weiter nichts für ſich zu fürchten ſähe, noch der, welcher ſich ſo vollkommen glücklich glaube, daß er gar nicht begreife, woher ihm ein Unglück zuſtoſſen könne, weder der Verzweifelnde noch der Uebermüthige, pflege mit andern Mitleid zu haben. Er erkläret daher auch das Fürchterliche und das Mitleidswürdige, eines durch das andere. Alles das, ſagt er, iſt uns fürchterlich, was, wenn es einem andern begegnet wäre, oder begegnen ſollte, unſer Mitleid erwecken würde: (*) und alles das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns ſelbſt bevorſtünde. Nicht genug alſo, daß der Unglückliche, mit dem wir Mitleiden haben ſollen, ſein Unglück nicht verdiene, ob er es ſich ſchon durch irgend eine Schwachheit zugezogen: ſeine gequälte Unſchuld, oder vielmehr ſeine zu hart heimgeſuchte Schuld, ſey für uns verlohren, ſey nicht vermögend, unſer Mitleid zu erregen, wenn wir keine Möglichkeit ſähen, daß uns ſein Leiden auch treffen könne. Dieſe Möglichkeit aber finde ſich alsdenn, und könne zu einer großen Wahrſcheinlichkeit erwachſen, wenn ihn der Dichter nicht ſchlimmer mache, als wir gemeiniglich zu ſeyn pflegen, wenn er ihn vollkommen ſo denken und handeln laſſe, als wir in ſeinen Umſtänden würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigſtens glauben, daß wir hätten denken und handeln müſſen: kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korne ſchildere. Aus dieſer Gleichheit entſtehe die Furcht, daß unſer Schickſal gar leicht dem ſeinigen eben ſo ähnlich werden könne, als wir ihm zu ſeyn uns ſelbſt fühlen: und dieſe Furcht ſey es, welche das Mitleid gleichſam zur Reife bringe.

So dachte Ariſtoteles von dem Mitleiden, und nur hieraus wird die wahre Urſache begreiflich, warum er in der Erklärung der Tragödie, nächſt dem Mitleiden, nur die einzige Furcht nannte. Nicht als ob dieſe Furcht hier eine beſondere, von dem Mitleiden unabhängige Leidenſchaft ſey, welche bald mit bald ohne dem Mitleid, ſo wie das Mitleid bald mit bald ohne ihr, erreget werden könne; welches die Mißdeutung des Corneille war: ſondern weil, nach ſeiner Erklärung des Mitleids,

---

(*) Ὡς δ᾽ ἁπλῶς εἰπεῖν, φοβερά ἐστιν, ὅσα ἐφ᾽ ἑτέρων γιγνόμενα, ἢ μέλλοντα, ἐλεεινά ἐστιν. Ich weiß nicht, was dem Aemilius Portus (in ſeiner Ausgabe der Rhetorik, Spirae 1598.) eingekommen iſt, dieſes zu überſetzen: Denique ut ſimpliciter loquar, formidabilia ſunt, quaecunque ſimulac in aliorum poteſtatem venerunt, vel ventura ſunt, miſeranda ſunt. Es muß ſchlechtweg heiſſen, quaecunque aliis evenerunt, vel eventura ſunt.

dieſes die Furcht nothwendig einſchließt; weil nichts unſer Mitleid erregt, als was zugleich unſere Furcht erwecken kann.

Corneille hatte ſeine Stücke ſchon alle geſchrieben, als er ſich hinſetzte, über die Dichtkunſt des Ariſtoteles zu commentiren.(*) Er hatte funfzig Jahre für das Theater gearbeitet: und nach dieſer Erfahrung würde er uns unſtreitig vortreffliche Dinge über den alten dramatiſchen Codex haben ſagen können, wenn er ihn nur auch während der Zeit ſeiner Arbeit fleißiger zu Rathe gezogen hätte. Allein dieſes ſcheinet er, höchſtens nur in Abſicht auf die mechaniſchen Regeln der Kunſt, gethan zu haben. In den weſentlichern ließ er ſich um ihn unbekümmert, und als er am Ende fand, daß er wider ihn verſtoßen, gleichwohl nicht wider ihn verſtoßen haben wollte: ſo ſuchte er ſich durch Auslegungen zu helfen, und ließ ſeinen vorgeblichen Lehrmeiſter Dinge ſagen, an die er offenbar nie gedacht hatte.

Corneille hatte Märtyrer auf die Bühne gebracht, und ſie als die vollkommenſten untadelhafteſten Perſonen geſchildert; er hatte die abſcheulichſten Ungeheuer in dem Pruſias, in dem Phokas, in der Kleopatra aufgeführt: und von beiden Gattungen behauptet Ariſtoteles, daß ſie zur Tragödie unſchicklich wären, weil beide weder Mitleid noch Furcht erwecken könnten. Was antwortet Corneille hierauf? Wie fängt er es an, damit bey dieſem Widerſpruche weder ſein Anſehen, noch das Anſehen des Ariſtoteles leiden möge? „O, ſagt er, mit dem Ariſtoteles „können wir uns hier leicht vergleichen.(**) Wir dürfen nur „annehmen, er habe eben nicht behaupten wollen, daß beide „Mittel zugleich, ſowohl Furcht als Mitleid, nöthig wären, „um die Reinigung der Leidenſchaften zu bewirken, die er zu „dem letzten Endzwecke der Tragödie macht: ſondern nach ſeiner „Meinung ſey auch eines zureichend. — Wir können dieſe Erklärung, fährt er fort, aus ihm ſelbſt bekräftigen, wenn wir

---

(*) Je hazarderai quelque chose sur cinquante ans de travail pour la scène, ſagt er in ſeiner Abhandlung über das Drama. Sein erſtes Stück, Melite, war von 1625, und ſein letztes, Surena, von 1675; welches gerade die funfzig Jahr ausmacht, ſo daß es gewiß iſt, daß er, bey den Auslegungen des Ariſtoteles, auf alle ſeine Stücke ein Auge haben konnte, und hatte.

(**) Il est aisé de nous accommoder avec Aristote &c.

„die Gründe recht erwägen, welche er von der Ausſchlieſſung
„derjenigen Begebenheiten, die er in den Trauerſpielen mißbilliget,
„giebt. Er ſagt niemals: dieſes oder jenes ſchickt ſich in
„die Tragödie nicht, weil es blos Mitleiden und keine Furcht
„erweckt; oder dieſes iſt daſelbſt unerträglich, weil es blos die
„Furcht erweckt, ohne das Mitleid zu erregen. Nein; ſondern
„er verwirft ſie deswegen, weil ſie, wie er ſagt, weder Mitleid
„noch Furcht zuwege bringen, und giebt uns dadurch zu
„erkennen, daß ſie ihm deswegen nicht gefallen, weil ihnen ſowohl
„das eine als das andere fehlet, und daß er ihnen ſeinen
„Beyfall nicht verſagen würde, wenn ſie nur eines von
„beiden wirkten.“

Sechs und ſiebzigſtes Stück.

Den 22ſten Januar, 1768.

Aber das iſt grundfalſch! — Ich kann mich nicht genug wundern, wie Dacier, der doch ſonſt auf die Verdrehungen ziemlich aufmerkſam war, welche Corneille von dem Texte des Ariſtoteles zu ſeinem Beſten zu machen ſuchte, dieſe größte von allen überſehen können. Zwar, wie konnte er ſie nicht überſehen, da es ihm nie einkam, des Philoſophen Erklärung vom Mitleid zu Rathe zu ziehen? — Wie geſagt, es iſt grundfalſch, was ſich Corneille einbildet. Ariſtoteles kann das nicht gemeint haben, oder man müßte glauben, daß er ſeine eigene Erklärungen vergeſſen können, man müßte glauben, daß er ſich auf die handgreiflichſte Weiſe widerſprechen können. Wenn, nach ſeiner Lehre, kein Uebel eines andern unſer Mitleid erreget, was wir nicht für uns ſelbſt fürchten: ſo konnte er mit keiner Handlung in der Tragödie zufrieden ſeyn, welche nur Mitleid und keine Furcht erreget; denn er hielt die Sache ſelbſt für unmöglich; dergleichen Handlungen exiſtirten ihm nicht; ſondern ſobald ſie unſer Mitleid zu erwecken fähig wären, glaubte er, müßten ſie auch Furcht für uns erwecken; oder vielmehr, nur durch dieſe Furcht erweckten ſie Mitleid. Noch weniger konnte er ſich die Handlung einer Tragödie vorſtellen, welche Furcht für uns erregen könne, ohne zugleich unſer Mitleid zu erwecken: denn er war überzeugt, daß alles, was uns Furcht für uns ſelbſt errege, auch unſer Mitleid erwecken müſſe, ſobald wir andere damit bedrohet, oder betroffen erblickten; und das iſt eben der Fall der Tragödie, wo wir alle das Uebel, welches wir fürchten, nicht uns, ſondern anderen begegnen ſehen.

Es iſt wahr, wenn Ariſtoteles von den Handlungen ſpricht, die ſich in die Tragödie nicht ſchicken, ſo bedient er ſich mehrmalen des Ausdrucks von ihnen, daß ſie weder Mitleid noch Furcht erwecken. Aber deſto ſchlimmer, wenn ſich Corneille durch dieſes weder noch verführen laſſen. Dieſe disjunctive Partikeln involviren nicht immer, was er ſie involviren läßt. Denn wenn wir zwey oder mehrere Dinge von einer Sache durch ſie verneinen, ſo kömmt es darauf an, ob ſich dieſe Dinge eben ſo wohl in der Natur von einander trennen laſſen, als wir ſie in der Abſtraction und durch den ſymboliſchen Ausdruck trennen können, wenn die Sache dem ohngeachtet noch beſtehen ſoll, ob ihr ſchon das eine oder das andere von dieſen Dingen fehlt. Wenn wir z. E. von einem Frauenzimmer ſagen, ſie ſey weder ſchön noch witzig: ſo wollen wir allerdings ſagen, wir würden zufrieden ſeyn, wenn ſie auch nur eines von beiden wäre; denn Witz und Schönheit laſſen ſich nicht blos in Gedanken trennen, ſondern ſie ſind wirklich getrennet. Aber wenn wir ſagen, dieſer Menſch glaubt weder Himmel noch Hölle: wollen wir damit auch ſagen, daß wir zufrieden ſeyn würden, wenn er nur eines von beiden glaubte, wenn er nur den Himmel und keine Hölle, oder nur die Hölle und keinen Himmel glaubte? Gewiß nicht: denn wer das eine glaubt, muß nothwendig auch das andere glauben; Himmel und Hölle, Strafe und Belohnung ſind relativ; wenn das eine iſt, iſt auch das andere. Oder, um mein Exempel aus einer verwandten Kunſt zu nehmen; wenn wir ſagen, dieſes Gemählde taugt nichts, denn es hat weder Zeichnung noch Kolorit: wollen wir damit ſagen, daß ein gutes Gemählde ſich mit einem von beiden begnügen könne? — Das iſt ſo klar!

Allein, wie, wenn die Erklärung, welche Ariſtoteles von dem Mitleiden giebt, falſch wäre? Wie, wenn wir auch mit Uebeln und Unglücksfällen Mitleid fühlen könnten, die wir für uns ſelbſt auf keine Weiſe zu beſorgen haben?

Es iſt wahr: es braucht unſerer Furcht nicht, um Unluſt über das phyſikaliſche Uebel eines Gegenſtandes zu empfinden, den wir lieben. Dieſe Unluſt entſtehet blos aus der Vorſtellung der Unvollkommenheit, ſo wie unſere Liebe aus der Vorſtellung der Vollkommenheiten deſſelben; und aus dem Zuſammenfluſſe dieſer Luſt und Unluſt entſpringet die vermiſchte Empfindung, welche wir Mitleid nennen.

Jedoch auch ſo nach glaube ich nicht, die Sache des Ariſtoteles nothwendig aufgeben zu müſſen.

Denn wenn wir auch ſchon, ohne Furcht für uns ſelbſt, Mitleid für andere empfinden können: ſo iſt es doch unſtreitig, daß unſer Mitleid, wenn jene Furcht dazu kömmt, weit lebhafter und ſtärker und anzüglicher wird, als es ohne ſie ſeyn kann. Und was hindert uns, anzunehmen, daß die vermiſchte Empfindung über das phyſikaliſche Uebel eines geliebten Gegenſtandes, nur allein durch die dazu kommende Furcht für uns, zu dem Grade erwächſt, in welchem ſie Affekt genannt zu werden verdienet?

Ariſtoteles hat es wirklich angenommen. Er betrachtet das Mitleid nicht nach ſeinen primitiven Regungen, er betrachtet es blos als Affekt. Ohne jene zu verkennen, verweigert er nur dem Funke den Namen der Flamme. Mitleidige Regungen, ohne Furcht für uns ſelbſt, nennt er Philanthropie: und nur den ſtärkern Regungen dieſer Art, welche mit Furcht für uns ſelbſt verknüpft ſind, giebt er den Namen des Mitleids. Alſo behauptet er zwar, daß das Unglück eines Böſewichts weder unſer Mitleid noch unſere Furcht errege: aber er ſpricht ihm darum nicht alle Rührung ab. Auch der Böſewicht iſt noch Menſch, iſt noch ein Weſen, das bey allen ſeinen moraliſchen Unvollkommenheiten, Vollkommenheiten genug behält, um ſein Verderben, ſeine Zernichtung lieber nicht zu wollen, um bey dieſer etwas mitleidähnliches, die Elemente des Mitleids gleichſam, zu empfinden. Aber, wie ſchon geſagt, dieſe mitleidähnliche Empfindung nennt er nicht Mitleid, ſondern Philanthropie. „Man muß, ſagt er, keinen Böſewicht aus unglücklichen in „glückliche Umſtände gelangen laſſen; denn das iſt das untra„giſchſte, was nur ſeyn kann; es hat nichts von allem, was

„es haben ſollte; es erweckt weder Philanthropie, noch Mit„leid, noch Furcht. Auch muß es kein völliger Böſewicht ſeyn, „der aus glücklichen Umſtänden in unglückliche verfällt; denn „eine dergleichen Begebenheit kann zwar Philanthropie, aber „weder Mitleid noch Furcht erwecken.“ Ich kenne nichts kahleres und abgeſchmackteres, als die gewöhnlichen Ueberſetzungen dieſes Wortes Philanthropie. Sie geben nehmlich das Adjectivum davon im Lateiniſchen durch hominibus gratum; im Franzöſiſchen durch ce que peut faire quelque plaiſir; und im Deutſchen durch „was Vergnügen machen kann.“ Der einzige Goulſton, ſo viel ich finde, ſcheinet den Sinn des Philoſophen nicht verfehlt zu haben, indem er das φιλανθρωπον durch quod humanitatis ſenſu tangat überſetzt. Denn allerdings iſt unter dieſer Philanthropie, auf welche das Unglück auch eines Böſewichts Anſpruch macht, nicht die Freude über ſeine verdiente Beſtrafung, ſondern das ſympathetiſche Gefühl der Menſchlichkeit zu verſtehen, welches, Troz der Vorſtellung, daß ſein Leiden nichts als Verdienſt ſey, dennoch in dem Augenblicke des Leidens, in uns ſich für ihn reget. Herr Curtius will zwar dieſe mitleidige Regungen für einen unglücklichen Böſewicht, nur auf eine gewiſſe Gattung der ihn treffenden Uebel einſchränken. „Solche Zufälle des Laſterhaften, ſagt er, „die weder Schrecken noch Mitleid in uns wirken, müſſen „Folgen ſeines Laſters ſeyn: denn treffen ſie ihn zufällig, oder „wohl gar unſchuldig, ſo behält er in dem Herzen der Zuſchauer „die Vorrechte der Menſchlichkeit, als welche auch einem un„ſchuldig leidenden Gottloſen ihr Mitleid nicht verſagt.“ Aber er ſcheinet dieſes nicht genug überlegt zu haben. Denn auch dann noch, wenn das Unglück, welches den Böſewicht befällt, eine unmittelbare Folge ſeines Verbrechens iſt, können wir uns nicht entwehren, bey dem Anblicke dieſes Unglücks mit ihm zu leiden.

„Seht jene Menge, ſagt der Verfaſſer der Briefe über die Empfindungen, „die ſich um einen Verurtheilten in dichte „Haufen dränget. Sie haben alle Greuel vernommen, die der „Laſterhafte begangen; ſie haben ſeinen Wandel, und vielleicht „ihn ſelbſt verabſcheuet. Itzt ſchleppt man ihn entſtellt und

„ohnmächtig auf das entſetzliche Schaugerüſte. Man arbeitet ſich durch das Gewühl, man ſtellt ſich auf die Zähen, man klettert die Dächer hinan, um die Züge des Todes ſein Geſicht entſtellen zu ſehen. Sein Urtheil iſt geſprochen; ſein Henker naht ſich ihm; ein Augenblick wird ſein Schickſal entſcheiden. Wie ſehnlich wünſchen itzt aller Herzen, daß ihm verziehen würde! Ihm? dem Gegenſtande ihres Abſcheues, den ſie einen Augenblick vorher ſelbſt zum Tode verurtheilet haben würden? Wodurch wird itzt ein Strahl der Menſchenliebe wiederum bey ihnen rege? Iſt es nicht die Annäherung der Strafe, der Anblick der entſetzlichſten phyſikaliſchen Uebel, die uns ſogar mit einem Ruchloſen gleichſam ausſöhnen, und ihm unſere Liebe erwerben? Ohne Liebe könnten wir unmöglich mitleidig mit ſeinem Schickſale ſeyn.“

Und eben dieſe Liebe, ſage ich, die wir gegen unſern Nebenmenſchen unter keinerley Umſtänden ganz verlieren können, die unter der Aſche, mit welcher ſie andere ſtärkere Empfindungen überdecken, unverlöſchlich fortglimmet, und gleichſam nur einen günſtigen Windſtoß von Unglück und Schmerz und Verderben erwartet, um in die Flamme des Mitleids auszubrechen; eben dieſe Liebe iſt es, welche Ariſtoteles unter dem Namen der Philanthropie verſtehet. Wir haben Recht, wenn wir ſie mit unter dem Namen des Mitleids begreifen. Aber Ariſtoteles hatte auch nicht Unrecht, wenn er ihr einen eigenen Namen gab, um ſie, wie geſagt, von dem höchſten Grade der mitleidigen Empfindungen, in welchem ſie, durch die Dazukunft einer wahrſcheinlichen Furcht für uns ſelbſt, Affekt werden, zu unterſcheiden.

Sieben und ſiebzigſtes Stück.

Den 26ſten Januar, 1768.

Einem Einwurfe iſt hier noch vorzukommen. Wenn Ariſtoteles dieſen Begriff von dem Affekte des Mitleids hatte, daß er nothwendig mit der Furcht für uns ſelbſt verknüpft ſeyn müſſe: was war es nöthig, der Furcht noch insbeſondere zu erwähnen? Das Wort Mitleid ſchloß ſie ſchon in ſich, und es wäre genug geweſen, wenn er blos geſagt hätte: die Tragödie ſoll durch Erregung des Mitleids die Reinigung unſerer Leidenſchaft bewirken. Denn der Zuſatz der Furcht ſagt nichts mehr, und macht das, was er ſagen ſoll, noch dazu ſchwankend und ungewiß.

Ich antworte: wenn Ariſtoteles uns blos hätte lehren wollen, welche Leidenſchaften die Tragödie erregen könne und ſolle, ſo würde er ſich den Zuſatz der Furcht allerdings haben erſparen können, und ohne Zweifel ſich wirklich erſparet haben; denn nie war ein Philoſoph ein größerer Wortſparer, als er. Aber er wollte uns zugleich lehren, welche Leidenſchaften, durch die in der Tragödie erregten, in uns gereiniget werden ſollten; und in dieſer Abſicht mußte er der Furcht insbeſondere gedenken. Denn obſchon, nach ihm, der Affekt des Mitleids, weder in noch außer dem Theater, ohne Furcht für uns ſelbſt ſeyn kann; ob ſie ſchon ein nothwendiges Ingredienz des Mitleids iſt: ſo gilt dieſes doch nicht auch umgekehrt, und das Mitleid für andere iſt kein Ingredienz der Furcht für uns ſelbſt. Sobald die Tragödie aus iſt, höret unſer Mitleid auf, und nichts bleibt von allen den empfundenen Regungen in uns zurück, als die wahrſcheinliche Furcht, die uns das bemitleidete Uebel für uns ſelbſt ſchöpfen laſſen. Dieſe nehmen wir mit; und ſo wie ſie, als Ingredienz des Mitleids, das Mitleid reinigen helfen, ſo hilft ſie nun auch, als eine vor ſich fortdauernde Leidenſchaft, ſich ſelbſt reinigen. Folglich, um anzuzeigen, daß ſie dieſes thun könne und wirklich thue, fand es Ariſtoteles für nöthig, ihrer insbeſondere zu gedenken.

Es iſt unſtreitig, daß Ariſtoteles überhaupt keine ſtrenge logiſche Definition von der Tragödie geben wollen. Denn ohne ſich auf die blos weſentlichen Eigenſchaften derſelben einzuſchränken, hat er verſchiedene zufällige hineingezogen, weil ſie der damalige Gebrauch nothwendig gemacht hatte. Dieſe indeß abgerechnet, und die übrigen Merkmahle in einander reduciret, bleibt eine vollkommen genaue Erklärung übrig: die nehmlich, daß die Tragödie, mit einem Worte, ein Gedicht iſt, welches Mitleid erreget. Ihrem Geſchlechte nach, iſt ſie die Nachahmung einer Handlung; ſo wie die Epopee und die Komödie: ihrer Gattung aber nach, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung. Aus dieſen beiden Begriffen laſſen ſich vollkommen alle ihre Regeln herleiten: und ſogar ihre dramatiſche Form iſt daraus zu beſtimmen.

An dem letztern dürfte man vielleicht zweifeln. Wenigſtens wüßte ich keinen Kunſtrichter zu nennen, dem es nur eingekommen wäre, es zu verſuchen. Sie nehmen alle die dramatiſche Form der Tragödie als etwas Hergebrachtes an, das nun ſo iſt, weil es einmal ſo iſt, und das man ſo läßt, weil man es gut findet. Der einzige Ariſtoteles hat die Urſache ergründet, aber ſie bey ſeiner Erklärung mehr vorausgeſetzt, als deutlich angegeben. „Die Tragödie, ſagt er, iſt die Nachahmung einer „Handlung, — die nicht vermittelſt der Erzehlung, ſondern „vermittelſt des Mitleids und der Furcht, die Reinigung dieſer „und dergleichen Leidenſchaften bewirket.“ So drückt er ſich von Wort zu Wort aus. Wem ſollte hier nicht der ſonderbare Gegenſatz, „nicht vermittelſt der Erzehlung, ſondern vermittelſt des Mitleids und der Furcht,“ befremden? Mitleid und Furcht ſind die Mittel, welche die Tragödie braucht, um ihre Abſicht zu erreichen: und die Erzehlung kann ſich nur auf die Art und Weiſe beziehen, ſich dieſer Mittel zu bedienen, oder nicht zu bedienen. Scheinet hier alſo Ariſtoteles nicht einen Sprung zu machen? Scheinet hier nicht offenbar der eigentliche Gegenſatz der Erzehlung, welches die dramatiſche Form iſt, zu fehlen? Was thun aber die Ueberſetzer bey dieſer Lücke? Der eine umgeht ſie ganz behutſam: und der andere füllt ſie, aber nur mit Worten. Alle finden weiter nichts darinn, als eine vernachläßigte Wortfügung, an die ſie ſich nicht halten zu dürfen glauben, wenn ſie nur den Sinn des Philoſophen liefern. Dacier überſetzt: d'une action — qui, ſans le ſecours de la narration, par le moyen de la compaſſion & de la terreur u. ſ. w.; und Curtius: „einer Handlung, welche nicht durch die Erzehlung des „Dichters, ſondern (durch Vorſtellung der Handlung ſelbſt) uns, „vermittelſt des Schreckens und Mitleids, von den Fehlern der „vorgeſtellten Leidenſchaften reiniget.“ O, ſehr recht! Beide ſagen, was Ariſtoteles ſagen will, nur daß ſie es nicht ſo ſagen, wie er es ſagt. Gleichwohl iſt auch an dieſem Wie gelegen; denn es iſt wirklich keine bloß vernachläßigte Wortfügung. Kurz, die Sache iſt dieſe: Ariſtoteles bemerkte, daß das Mitleid nothwendig ein vorhandenes Uebel erfodere; daß wir längſt vergangene oder fern in der Zukunft bevorſtehende Uebel entweder gar nicht, oder doch bey weitem nicht ſo ſtark bemitleiden können, als ein anweſendes; daß es folglich nothwendig ſey, die Handlung, durch welche wir Mitleid erregen wollen, nicht als vergangen, das iſt, nicht in der erzehlenden Form, ſondern als gegenwärtig, das iſt, in der dramatiſchen Form, nachzuahmen. Und nur dieſes, daß unſer Mitleid durch die Erzehlung wenig oder gar nicht, ſondern faſt einzig und allein durch die gegenwärtige Anſchauung erreget wird, nur dieſes berechtigte ihn, in der Erklärung anſtatt der Form der Sache, die Sache gleich ſelbſt zu ſetzen, weil dieſe Sache nur dieſer einzigen Form fähig iſt. Hätte er es für möglich gehalten, daß unſer Mitleid auch durch die Erzehlung erreget werden könne: ſo würde es allerdings ein ſehr fehlerhafter Sprung geweſen ſeyn, wenn er geſagt hätte, „nicht durch die Erzehlung, ſondern durch Mitleid und „Furcht." Da er aber überzeugt war, daß Mitleid und Furcht in der Nachahmung nur durch die einzige dramatiſche Form zu erregen ſey: ſo konnte er ſich dieſen Sprung, der Kürze wegen, erlauben. — Ich verweiſe deßfalls auf das nehmliche neunte Kapitel des zweyten Buchs ſeiner Rhetorik. (*)

Was endlich den moraliſchen Endzweck anbelangt, welchen Ariſtoteles der Tragödie giebt, und den er mit in die Erklärung derſelben bringen zu müſſen glaubte: ſo iſt bekannt, wie ſehr, beſonders in den neuern Zeiten, darüber geſtritten worden. Ich getraue mich aber zu erweiſen, daß alle, die ſich dawider erklärt, den Ariſtoteles nicht verſtanden haben. Sie haben ihm alle ihre eigene Gedanken untergeſchoben, ehe ſie gewiß wußten, welches ſeine wären. Sie beſtreiten Grillen, die ſie ſelbſt gefangen, und bilden ſich ein, wie unwiderſprechlich ſie den Philoſophen widerlegen, indem ſie ihr eigenes Hirngeſpinſte zu Schanden machen. Ich kann mich in die nähere Erörterung

(*) Επει δ᾽ εγγυς φαινομενα τα παθη, ἐλεεινα εἰσι, τα δε μυριοστον ἐτος γενομενα, ἢ ἐσομενα, οὔτ᾽ ἐλπιζοντες, οὔτε μεμνημενοι, ἢ ὅλως οὐκ ἐλεουσιν, ἢ οὐχ᾽ ὁμοιως, ἀναγκη τους συναπεργαζομενους σχημασι και φωναις, και ἐσθητι, και ὅλως τῃ ὑποκρισει, ἐλεεινοτερους εἰναι.

dieſer Sache hier nicht einlaſſen. Damit ich jedoch nicht ganz ohne Beweis zu ſprechen ſcheine, will ich zwey Anmerkungen machen.

1. Sie laſſen den Ariſtoteles ſagen, „die Tragödie ſolle „uns, vermittelſt des Schreckens und Mitleids, von den Fehlern der vorgeſtellten Leidenſchaften reinigen.“ Der vorgeſtellten? Alſo, wenn der Held durch Neugierde, oder Ehrgeiz, oder Liebe, oder Zorn unglücklich wird: ſo iſt es unſere Neugierde, unſer Ehrgeiz, unſere Liebe, unſer Zorn, welchen die Tragödie reinigen ſoll? Das iſt dem Ariſtoteles nie in den Sinn gekommen. Und ſo haben die Herren gut ſtreiten; ihre Einbildung verwandelt Windmühlen in Rieſen; ſie jagen, in der gewiſſen Hoffnung des Sieges, darauf los, und kehren ſich an keinen Sancho, der weiter nichts als geſunden Menſchenverſtand hat, und ihnen auf ſeinem bedächtlichern Pferde hinten nach ruft, ſich nicht zu übereilen, und doch nur erſt die Augen recht aufzuſperren. Των τοιουτων παθηματων, ſagt Ariſtoteles: und das heißt nicht, der vorgeſtellten Leidenſchaften; das hätten ſie überſetzen müſſen durch, dieſer und dergleichen, oder, der erweckten Leidenſchaften. Das τοιουτων bezieht ſich lediglich auf das vorhergehende Mitleid und Furcht; die Tragödie ſoll unſer Mitleid und unſere Furcht erregen, blos um dieſe und dergleichen Leidenſchaften, nicht aber alle Leidenſchaften ohne Unterſchied zu reinigen. Er ſagt aber τοιουτων und nicht τουτων; er ſagt, dieſer und dergleichen, und nicht blos, dieſer: um anzuzeigen, daß er unter dem Mitleid, nicht blos das eigentlich ſogenannte Mitleid, ſondern überhaupt alle philanthropiſche Empfindungen, ſo wie unter der Furcht nicht blos die Unluſt über ein uns bevorſtehendes Uebel, ſondern auch jede damit verwandte Unluſt, auch die Unluſt über ein gegenwärtiges, auch die Unluſt über ein vergangenes Uebel, Betrübniß und Gram, verſtehe. In dieſem ganzen Umfange ſoll das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie erweckt, unſer Mitleid und unſere Furcht reinigen; aber auch nur dieſe reinigen, und keine andere Leidenſchaften. Zwar können ſich in der Tragödie auch zur Reinigung der andern Leidenſchaften, nützliche Lehren und Beyſpiele finden; doch ſind dieſe nicht ihre Abſicht; dieſe hat ſie mit der Epopee und Komödie gemein, in ſo fern ſie ein Gedicht, die Nachahmung

einer Handlung überhaupt iſt, nicht aber in ſo fern ſie Tragödie, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung insbeſondere iſt. Beſſern ſollen uns alle Gattungen der Poeſie: es iſt kläglich, wenn man dieſes erſt beweiſen muß; noch kläglicher iſt es, wenn es Dichter giebt, die ſelbſt daran zweifeln. Aber alle Gattungen können nicht alles beſſern; wenigſtens nicht jedes ſo vollkommen, wie das andere; was aber jede am vollkommenſten beſſern kann, worinn es ihr keine andere Gattung gleich zu thun vermag, das allein iſt ihre eigentliche Beſtimmung.

Acht und ſiebzigſtes Stück.

Den 29ſten Jannar, 1768.

2. Da die Gegner des Ariſtoteles nicht in Acht nahmen, was für Leidenſchaften er eigentlich, durch das Mitleid und die Furcht der Tragödie, in uns gereiniget haben wollte: ſo war es natürlich, daß ſie ſich auch mit der Reinigung ſelbſt irren mußten. Ariſtoteles verſpricht am Ende ſeiner Politik, wo er von der Reinigung der Leidenſchaften durch die Muſik redet, von dieſer Reinigung in ſeiner Dichtkunſt weitläuftiger zu handeln. „Weil man aber, ſagt Corneille, „ganz und gar nichts „von dieſer Materie darinn findet, ſo iſt der größte Theil ſeiner „Ausleger auf die Gedanken gerathen, daß ſie nicht ganz „auf uns gekommen ſey." Gar nichts? Ich meines Theils glaube, auch ſchon in dem, was uns von ſeiner Dichtkunſt noch übrig, es mag viel oder wenig ſeyn, alles zu finden, was er einem, der mit ſeiner Philoſophie ſonſt nicht ganz unbekannt iſt, über dieſe Sache zu ſagen für nöthig halten konnte. Corneille ſelbſt bemerkte eine Stelle, die uns, nach ſeiner Meinung, Licht genug geben könne, die Art und Weiſe zu entdecken, auf welche die Reinigung der Leidenſchaften in der Tragödie geſchehe: nehmlich die, wo Ariſtoteles ſagt, „das Mitleid verlange einen, der unverdient leide, und die Furcht einen unſers gleichen." Dieſe Stelle iſt auch wirklich ſehr wichtig, nur daß Corneille einen falſchen Gebrauch davon machte, und nicht wohl anders als machen konnte, weil er einmal die Reinigung der Leidenſchaften überhaupt im Kopfe hatte. „Das Mitleid mit dem

„Unglücke, ſagt er, von welchem wir unſers gleichen befallen „ſehen, erweckt in uns die Furcht, daß uns ein ähnliches Un„glück treffen könne; dieſe Furcht erweckt die Begierde, ihm aus„zuweichen; und dieſe Begierde ein Beſtreben, die Leidenſchaft, „durch welche die Perſon, die wir betauern, ſich ihr Unglück „vor unſern Augen zuziehet, zu reinigen, zu mäßigen, zu beſſern, „ja gar auszurotten; indem einem jeden die Vernunft ſagt, daß „man die Urſache abſchneiden müſſe, wenn man die Wirkung „vermeiden wolle.“ Aber dieſes Raiſonnement, welches die Furcht blos zum Werkzeuge macht, durch welches das Mitleid die Reinigung der Leidenſchaften bewirkt, iſt falſch, und kann unmöglich die Meinung des Ariſtoteles ſeyn; weil ſo nach die Tragödie gerade alle Leidenſchaften reinigen könnte, nur nicht die zwey, die Ariſtoteles ausdrücklich durch ſie gereiniget wiſſen will. Sie könnte unſern Zorn, unſere Neugierde, unſern Neid, unſern Ehrgeitz, unſern Haß und unſere Liebe reinigen, ſo wie es die eine oder die andere Leidenſchaft iſt, durch die ſich die bemitleidete Perſon ihr Unglück zugezogen. Nur unſer Mitleid und unſere Furcht müßte ſie ungereiniget laſſen. Denn Mitleid und Furcht ſind die Leidenſchaften, die in der Tragödie wir, nicht aber die handelnden Perſonen empfinden; ſind die Leidenſchaften, durch welche die handelnden Perſonen uns rühren, nicht aber die, durch welche ſie ſich ſelbſt ihre Unfälle zuziehen. Es kann ein Stück geben, in welchem ſie beides ſind: das weiß ich wohl. Aber noch kenne ich kein ſolches Stück: ein Stück nehmlich, in welchem ſich die bemitleidete Perſon durch ein übelverſtandenes Mitleid, oder durch eine übelverſtandene Furcht ins Unglück ſtürze. Gleichwohl würde dieſes Stück das einzige ſeyn, in welchem, ſo wie es Corneille verſteht, das geſchehe, was Ariſtoteles will, daß es in allen Tragödien geſchehen ſoll: und auch in dieſem einzigen würde es nicht auf die Art geſchehen, auf die es dieſer verlangt. Dieſes einzige Stück würde gleichſam der Punkt ſeyn, in welchem zwey gegen einander ſich neigende gerade Linien zuſammentreffen, um ſich in alle Unendlichkeit nicht wieder zu begegnen. — So gar ſehr konnte Dacier den Sinn des Ariſtoteles nicht verfehlen. Er war verbunden, auf die Worte ſeines Autors aufmerkſamer zu ſeyn, und dieſe beſagen es zu poſitiv, daß unſer Mitleid und unſere Furcht, durch das Mitleid und die Furcht der Tragödie, gereiniget werden ſollen. Weil er aber ohne Zweifel glaubte, daß der Nutzen der Tragödie ſehr gering ſeyn würde, wenn er blos hierauf eingeſchränkt wäre: ſo ließ er ſich verleiten, nach der Erklärung des Corneille, ihr die ebenmäßige Reinigung auch aller übrigen Leidenſchaften beyzulegen. Wie nun Corneille dieſe für ſein Theil leugnete, und in Beyſpielen zeigte, daß ſie mehr ein ſchöner Gedanke, als eine Sache ſey, die gewöhnlicher Weiſe zur Wirklichkeit gelange: ſo mußte er ſich mit ihm in dieſe Beyſpiele ſelbſt einlaſſen, wo er ſich denn ſo in der Enge fand, daß er die gewaltſamſten Drehungen und Wendungen machen mußte, um ſeinen Ariſtoteles mit ſich durch zu bringen. Ich ſage, ſeinen Ariſtoteles: denn der rechte iſt weit entfernt, ſolcher Drehungen und Wendungen zu bedürfen. Dieſer, um es abermals und abermals zu ſagen, hat an keine andere Leidenſchaften gedacht, welche das Mitleid und die Furcht der Tragödie reinigen ſolle, als an unſer Mitleid und unſere Furcht ſelbſt; und es iſt ihm ſehr gleichgültig, ob die Tragödie zur Reinigung der übrigen Leidenſchaften viel oder wenig beyträgt. An jene Reinigung hätte ſich Dacier allein halten ſollen: aber freylich hätte er ſodann auch einen vollſtändigern Begriff damit verbinden müſſen. „Wie die Tragödie, ſagt er, Mitleid und Furcht erregt, um Mitleid und Furcht zu reinigen, das iſt nicht ſchwer „zu erklären. Sie erregt ſie, indem ſie uns das Unglück vor „Augen ſtellet, in das unſers gleichen durch nicht vorſetzliche „Fehler gefallen ſind; und ſie reiniget ſie, indem ſie uns mit „dieſem nehmlichen Unglücke bekannt macht, und uns dadurch „lehret, es weder allzuſehr zu fürchten, noch allzuſehr davon „gerührt zu werden, wann es uns wirklich ſelbſt treffen ſollte. — „Sie bereitet die Menſchen, die allerwidrigſten Zufälle muthig „zu ertragen, und macht die Allerelendeſten geneigt, ſich für „glücklich zu halten, indem ſie ihre Unglücksfälle mit weit größern vergleichen, die ihnen die Tragödie vorſtellet. Denn in „welchen Umſtänden kann ſich wohl ein Menſch finden, der bey „Erblickung eines Oedips, eines Philoktets, eines Oreſts, nicht „erkennen müßte, daß alle Uebel, die er zu erdulden, gegen

„die, welche dieſe Männer erdulden müſſen, gar nicht in Vergleichung kommen?“ Nun das iſt wahr; dieſe Erklärung kann dem Dacier nicht viel Kopfbrechens gemacht haben. Er fand ſie faſt mit den nehmlichen Worten bey einem Stoiker, der immer ein Auge auf die Apathie hatte. Ohne ihm indeß einzuwenden, daß das Gefühl unſers eigenen Elendes nicht viel Mitleid neben ſich duldet; daß folglich bey dem Elenden, deſſen Mitleid nicht zu erregen iſt, die Reinigung oder Linderung ſeiner Betrübniß durch das Mitleid nicht erfolgen kann: will ich ihm alles, ſo wie er es ſagt, gelten laſſen. Nur fragen muß ich: wie viel er nun damit geſagt? Ob er im geringſten mehr damit geſagt, als, daß das Mitleid unſere Furcht reinige? Gewiß nicht: und das wäre doch nur kaum der vierte Theil der Foderung des Ariſtoteles. Denn wenn Ariſtoteles behauptet, daß die Tragödie Mitleid und Furcht errege, um Mitleid und Furcht zu reinigen: wer ſieht nicht, daß dieſes weit mehr ſagt, als Dacier zu erklären für gut befunden? Denn, nach den verſchiedenen Combinationen der hier vorkommenden Begriffe, muß der, welcher den Sinn des Ariſtoteles ganz erſchöpfen will, ſtückweiſe zeigen, 1. wie das tragiſche Mitleid unſer Mitleid, 2. wie die tragiſche Furcht unſere Furcht, 3. wie das tragiſche Mitleid unſere Furcht, und 4. wie die tragiſche Furcht unſer Mitleid reinigen könne und wirklich reinige. Dacier aber hat ſich nur an den dritten Punkt gehalten, und auch dieſen nur ſehr ſchlecht, und auch dieſen nur zur Helfte erläutert. Denn wer ſich um einen richtigen und vollſtändigen Begriff von der Ariſtoteliſchen Reinigung der Leidenſchaften bemüht hat, wird finden, daß jeder von jenen vier Punkten einen doppelten Fall in ſich ſchlieſſet. Da nehmlich, es kurz zu ſagen, dieſe Reinigung in nichts anders beruhet, als in der Verwandlung der Leidenſchaften in tugendhafte Fertigkeiten, bey jeder Tugend aber, nach unſerm Philoſophen, ſich diſſeits und jenſeits ein Extremum findet, zwiſchen welchem ſie inne ſtehet: ſo muß die Tragödie, wenn ſie unſer Mitleid in Tugend verwandeln ſoll, uns von beiden Extremis des Mitleids zu reinigen vermögend ſeyn; welches auch von der Furcht zu verſtehen. Das tragiſche Mitleid muß nicht allein, in Anſehung des Mitleids, die Seele desjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlet, ſondern auch deſjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragiſche Furcht muß nicht allein, in Anſehung der Furcht, die Seele deſjenigen reinigen, welcher ſich ganz und gar keines Unglücks befürchtet, ſondern auch deſjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteſte, auch das unwahrſcheinlichſte, in Angſt ſetzet. Gleichfalls muß das tragiſche Mitleid, in Anſehung der Furcht, dem was zu viel, und dem was zu wenig, ſteuern: ſo wie hinwiederum die tragiſche Furcht, in Anſehung des Mitleids. Dacier aber, wie geſagt, hat nur gezeigt, wie das tragiſche Mitleid unſere allzu große Furcht mäßige: und noch nicht einmal, wie es dem gänzlichen Mangel derſelben abhelfe, oder ſie in dem, welcher allzu wenig von ihr empfindet, zu einem heilſamern Grade erhöhe; geſchweige, daß er auch das Uebrige ſollte gezeigt haben. Die nach ihm gekommen, haben, was er unterlaſſen, auch im geringſten nicht ergänzet; aber wohl ſonſt, um nach ihrer Meinung, den Nutzen der Tragödie völlig außer Streit zu ſetzen, Dinge dahin gezogen, die dem Gedichte überhaupt, aber keinesweges der Tragödie, als Tragödie, insbeſondere zukommen; z. E. daß ſie die Triebe der Menſchlichkeit nähren und ſtärken; daß ſie Liebe zur Tugend und Haß gegen das Laſter wirken ſolle u. ſ. w. (*) Lieber! welches Gedicht ſollte das nicht? Soll es aber ein jedes: ſo kann es nicht das unterſcheidende Kennzeichen der Tragödie ſeyn; ſo kann es nicht das ſeyn, was wir ſuchten.

Neun und ſiebzigſtes Stück.

Den 2ten Februar, 1768.

Und nun wieder auf unſern Richard zu kommen. — Richard alſo erweckt eben ſo wenig Schrecken, als Mitleid: weder Schrecken in dem gemißbrauchten Verſtande, für die plötzliche Ueberraſchung des Mitleids; noch in dem eigentlichen Verſtande des Ariſtoteles, für heilſame Furcht, daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne. Denn wenn er dieſe erregte, würde er auch Mitleid erregen; ſo gewiß er hinwiederum Furcht erregen würde, wenn wir ihn unſers Mitleids nur im geringſten wür-

---

(*) Hr. Curtius in ſeiner Abhandlung von der Abſicht des Trauerſpiels, hinter der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt.

dig fänden. Aber er iſt ſo ein abſcheulicher Kerl, ſo ein eingefleiſchter Teufel, in dem wir ſo völlig keinen einzigen ähnlichen Zug mit uns ſelbſt finden, daß ich glaube, wir könnten ihn vor unſern Augen den Martern der Hölle übergeben ſehen, ohne das geringſte für ihn zu empfinden, ohne im geringſten zu fürchten, daß, wenn ſolche Strafe nur auf ſolche Verbrechen folge, ſie auch unſrer erwarte. Und was iſt endlich das Unglück, die Strafe, die ihn trifft? Nach ſo vielen Miſſethaten, die wir mit anſehen müſſen, hören wir, daß er mit dem Degen in der Fauſt geſtorben. Als der Königinn dieſes erzehlt wird, läßt ſie der Dichter ſagen:

Dieß iſt etwas! ——

Ich habe mich nie enthalten können, bey mir nachzuſprechen: nein, das iſt gar nichts! Wie mancher gute König iſt ſo geblieben, indem er ſeine Krone wider einen mächtigen Rebellen behaupten wollen? Richard ſtirbt doch, als ein Mann, auf dem Bette der Ehre. Und ſo ein Tod ſollte mich für den Unwillen ſchadlos halten, den ich das ganze Stück durch, über den Triumph ſeiner Bosheiten empfunden? (Ich glaube, die griechiſche Sprache iſt die einzige, welche ein eigenes Wort hat, dieſen Unwillen über das Glück eines Böſewichts, auszudrücken: νεμεσις, νεμεσαν. (*)) Sein Tod ſelbſt, welcher wenigſtens meine Gerechtigkeitsliebe befriedigen ſollte, unterhält noch meine Nemeſis. Du biſt wohlfeil weggekommen! denke ich: aber gut, daß es noch eine andere Gerechtigkeit giebt, als die poetiſche!

Man wird vielleicht ſagen: nun wohl! wir wollen den Richard aufgeben; das Stück heißt zwar nach ihm; aber er iſt darum nicht der Held deſſelben, nicht die Perſon, durch welche die Abſicht der Tragödie erreicht wird; er hat nur das Mittel ſeyn ſollen, unſer Mitleid für andere zu erregen. Die Königinn, Eliſabeth, die Prinzen, erregen dieſe nicht Mitleid? —

Um allem Wortſtreite auszuweichen: ja. Aber was iſt es für eine fremde, herbe Empfindung, die ſich in mein Mitleid für dieſe Perſonen miſcht? die da macht, daß ich mir dieſes Mitleid erſparen zu können wünſchte? Das wünſche ich mir

---

(*) Ariſt. Rhet. lib. II. cap. 9.

bey dem tragiſchen Mitleid doch ſonſt nicht; ich verweile gern dabey; und danke dem Dichter für eine ſo ſüße Quaal.

Ariſtoteles hat es wohl geſagt, und das wird es ganz gewiß ſeyn! Er ſpricht von einem μιαρον, von einem Gräßlichen, das ſich bey dem Unglücke ganz guter, ganz unſchuldiger Perſonen finde. Und ſind nicht die Königinn, Eliſabeth, die Prinzen, vollkommen ſolche Perſonen? Was haben ſie gethan? wodurch haben ſie es ſich zugezogen, daß ſie in den Klauen dieſer Beſtie ſind? Iſt es ihre Schuld, daß ſie ein näheres Recht auf den Thron haben, als er? Beſonders die kleinen wimmernden Schlachtopfer, die noch kaum rechts und links unterſcheiden können! Wer wird leugnen, daß ſie unſern ganzen Jammer verdienen? Aber iſt dieſer Jammer, der mich mit Schaudern an die Schickſale der Menſchen denken läßt, dem Murren wider die Vorſehung ſich zugeſellet, und Verzweiflung von weiten nachſchleicht, iſt dieſer Jammer — ich will nicht fragen, Mitleid? — Er heiſſe, wie er wolle — Aber iſt er das, was eine nachahmende Kunſt erwecken ſollte?

Man ſage nicht: erweckt ihn doch die Geſchichte; gründet er ſich doch auf etwas, das wirklich geſchehen iſt. — Das wirklich geſchehen iſt? es ſey: ſo wird es ſeinen guten Grund in dem ewigen unendlichen Zuſammenhange aller Dinge haben. In dieſem iſt Weisheit und Güte, was uns in den wenigen Gliedern, die der Dichter herausnimt, blindes Geſchick und Grauſamkeit ſcheinet. Aus dieſen wenigen Gliedern ſollte er ein Ganzes machen, das völlig ſich rundet, wo eines aus dem andern ſich völlig erkläret, wo keine Schwierigkeit aufſtößt, derenwegen wir die Befriedigung nicht in ſeinem Plane finden, ſondern ſie außer ihm, in dem allgemeinen Plane der Dinge, ſuchen müſſen; das Ganze dieſes ſterblichen Schöpfers ſollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers ſeyn; ſollte uns an den Gedanken gewöhnen, wie ſich in ihm alles zum Beſten auflöſe, werde es auch in jenem geſchehen: und er vergißt dieſe ſeine edelſte Beſtimmung ſo ſehr, daß er die unbegreiflichen Wege der Vorſicht mit in ſeinen kleinen Zirkel flicht, und gefliſſendlich unſern Schauder darüber erregt? — O verſchonet uns damit, ihr, die ihr unſer Herz in eurer Gewalt habt! Wozu dieſe traurige Empfindung? Uns Unterwerfung zu lehren? Dieſe kann uns nur die kalte Vernunft lehren; und wenn die Lehre der Vernunft in uns bekleiben ſoll, wenn wir, bey unſerer Unterwerfung, noch Vertrauen und fröhlichen Muth behalten ſollen: ſo iſt es höchſt nöthig, daß wir an die verwirrenden Beyſpiele ſolcher unverdienten ſchrecklichen Verhängniſſe ſo wenig, als möglich, erinnert werden. Weg mit ihnen von der Bühne! Weg, wenn es ſeyn könnte, aus allen Büchern mit ihnen! —

Wenn nun aber der Perſonen des Richards keine einzige, die erforderlichen Eigenſchaften hat, die ſie haben müßten, Falls er wirklich das ſeyn ſollte, was er heißt: wodurch iſt er gleichwohl ein ſo intereſſantes Stück geworden, wofür ihn unſer Publikum hält? Wenn er nicht Mitleid und Furcht erregt: was iſt denn ſeine Wirkung? Wirkung muß er doch haben, und hat ſie. Und wenn er Wirkung hat: iſt es nicht gleichviel, ob er dieſe, oder ob er jene hat? Wenn er die Zuſchauer beſchäftiget, wenn er ſie vergnügt: was will man denn mehr? Müſſen ſie denn, nothwendig nur nach den Regeln des Ariſtoteles, beſchäftiget und vergnügt werden?

Das klingt ſo unrecht nicht: aber es iſt darauf zu antworten. Ueberhaupt: wenn Richard ſchon keine Tragödie wäre, ſo bleibt er doch ein dramatiſches Gedicht; wenn ihm ſchon die Schönheiten der Tragödie mangelten, ſo könnte er doch ſonſt Schönheiten haben. Poeſie des Ausdrucks; Bilder; Tiraden; kühne Geſinnungen; einen feurigen hinreiſſenden Dialog; glückliche Veranlaſſungen für den Akteur, den ganzen Umfang ſeiner Stimme mit den mannichfaltigſten Abwechſelungen zu durchlaufen, ſeine ganze Stärke in der Pantomime zu zeigen u. ſ. w.

Von dieſen Schönheiten hat Richard viele, und hat auch noch andere, die den eigentlichen Schönheiten der Tragödie näher kommen.

Richard iſt ein abſcheulicher Böſewicht: aber auch die Beſchäftigung unſers Abſcheues iſt nicht ganz ohne Vergnügen; beſonders in der Nachahmung.

Auch das Ungeheuere in den Verbrechen participiret von den Empfindungen, welche Größe und Kühnheit in uns erwecken.

Alles, was Richard thut, iſt Greuel; aber alle dieſe Greuel geſchehen in Abſicht auf etwas; Richard hat einen Plan; und überall, wo wir einen Plan wahrnehmen, wird unſere Neugierde rege; wir warten gern mit ab, ob er ausgeführt wird werden, und wie er es wird werden; wir lieben das Zweckmäßige ſo ſehr, daß es uns, auch unabhängig von der Moralität des Zweckes, Vergnügen gewähret.

Wir wollten, daß Richard ſeinen Zweck erreichte: und wir wollten, daß er ihn auch nicht erreichte. Das Erreichen erſpart uns das Mißvergnügen, über ganz vergebens angewandte Mittel: wenn er ihn nicht erreicht, ſo iſt ſo viel Blut völlig umſonſt vergoſſen worden; da es einmal vergoſſen iſt, möchten wir es nicht gern, auch noch blos vor langer Weile, vergoſſen finden. Hinwiederum wäre dieſes Erreichen das Frohlocken der Bosheit; nichts hören wir ungerner; die Abſicht intereßirte uns, als zu erreichende Abſicht; wenn ſie aber nun erreicht wäre, würden wir nichts als das Abſcheuliche derſelben erblicken, würden wir wünſchen, daß ſie nicht erreicht wäre; dieſen Wunſch ſehen wir voraus, und uns ſchaudert vor der Erreichung.

Die guten Perſonen des Stücks lieben wir; eine ſo zärtliche feurige Mutter, Geſchwiſter, die ſo ganz eines in dem andern leben; dieſe Gegenſtände gefallen immer, erregen immer die ſüßeſten ſympathetiſchen Empfindungen, wir mögen ſie finden, wo wir wollen. Sie ganz ohne Schuld leiden zu ſehen, iſt zwar herbe, iſt zwar für unſere Ruhe, zu unſerer Beſſerung, kein ſehr erſprießliches Gefühl: aber es iſt doch immer Gefühl.

Und ſo nach beſchäftiget uns das Stück durchaus, und vergnügt durch dieſe Beſchäftigung unſerer Seelenkräfte. Das iſt wahr; nur die Folge iſt nicht wahr, die man daraus zu ziehen meinet: nehmlich, daß wir alſo damit zufrieden ſeyn können.

Ein Dichter kann viel gethan, und doch noch nichts damit verthan haben. Nicht genug, daß ſein Werk Wirkungen auf uns hat: es muß auch die haben, die ihm, vermöge der Gattung, zukommen; es muß dieſe vornehmlich haben, und alle andere können den Mangel derſelben auf keine Weiſe erſetzen; beſonders wenn die Gattung von der Wichtigkeit und Schwierigkeit, und Koſtbarkeit iſt, daß alle Mühe und aller Aufwand vergebens wäre, wenn ſie weiter nichts als ſolche Wirkungen hervorbringen wollte, die durch eine leichtere und weniger Anſtalten erfordernde Gattung eben ſowohl zu erhalten wären. Ein Bund Stroh aufzuheben, muß man keine Maſchinen in Bewegung ſetzen; was ich mit dem Fuße umſtoſſen kann, muß ich nicht mit einer Mine ſprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen.

Achtzigſtes Stück.

Den 5ten Februar, 1768.

Wozu die ſauere Arbeit der dramatiſchen Form? wozu ein Theater erbauet, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtniſſe gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen? wenn ich mit meinem Werke, und mit der Aufführung deſſelben, weiter nichts hervorbringen will, als einige von den Regungen, die eine gute Erzehlung, von jedem zu Hauſe in ſeinem Winkel geleſen, ungefehr auch hervorbringen würde.

Die dramatiſche Form iſt die einzige, in welcher ſich Mitleid und Furcht erregen läßt; wenigſtens können in keiner andern Form dieſe Leidenſchaften auf einen ſo hohen Grad erreget werden: und gleichwohl will man lieber alle andere darinn erregen, als dieſe; gleichwohl will man ſie lieber zu allem andern brauchen, als zu dem, wozu ſie ſo vorzüglich geſchickt iſt.

Das Publikum nimt vorlieb. — Das iſt gut, und auch nicht gut. Denn man ſehnt ſich nicht ſehr nach der Tafel, an der man immer vorlieb nehmen muß.

Es iſt bekannt, wie erpicht das griechiſche und römiſche Volk auf die Schauſpiele waren; beſonders jenes, auf das tragiſche. Wie gleichgültig, wie kalt iſt dagegen unſer Volk für das Theater! Woher dieſe Verſchiedenheit, wenn ſie nicht daher kömmt, daß die Griechen vor ihrer Bühne ſich mit ſo ſtarken, ſo außerordentlichen Empfindungen begeiſtert fühlten, daß ſie den Augenblick nicht erwarten konnten, ſie abermals und abermals zu haben: dahingegen wir uns vor unſerer Bühne ſo ſchwacher Eindrücke bewußt ſind, daß wir es ſelten der Zeit und des Geldes werth halten, ſie uns zu verſchaffen? Wir gehen, faſt alle, faſt immer, aus Neugierde, aus Mode, aus Langerweile, aus Geſellſchaft, aus Begierde zu begaffen und begaft zu werden, ins Theater: und nur wenige, und dieſe wenige nur ſparſam, aus anderer Abſicht.

Ich ſage, wir, unſer Volk, unſere Bühne: ich meine aber nicht blos, uns Deutſche. Wir Deutſche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben. Was viele von unſern Kunſtrichtern, die in dieſes Bekenntniß mit einſtimmen, und große Verehrer des franzöſiſchen Theaters ſind, dabey denken: das kann ich ſo eigentlich nicht wiſſen. Aber ich weiß wohl, was ich dabey denke. Ich denke nehmlich dabey: daß nicht allein wir Deutſche; ſondern, daß auch die, welche ſich ſeit hundert Jahren ein Theater zu haben rühmen, ja das beſte Theater von ganz Europa zu haben prahlen, — daß auch die Franzoſen noch kein Theater haben.

Kein Tragiſches gewiß nicht! Denn auch die Eindrücke, welche die franzöſiſche Tragödie macht, ſind ſo flach, ſo kalt! — Man höre einen Franzoſen ſelbſt, davon ſprechen.

„Bey den hervorſtechenden Schönheiten unſers Theaters, ſagt der Herr von Voltaire, „fand ſich ein verborgner Fehler, „den man nicht bemerkt hatte, weil das Publikum von ſelbſt „keine höhere Ideen haben konnte, als ihm die großen Meiſter „durch ihre Muſter beybrachten. Der einzige Saint-Evremont „hat dieſen Fehler aufgemußt; er ſagt nehmlich, daß unſere „Stücke nicht Eindruck genug machten, daß das, was Mitleid „erwecken ſolle, aufs höchſte Zärtlichkeit errege, daß Rührung „die Stelle der Erſchütterung, und Erſtaunen die Stelle des „Schreckens vertrete; kurz, daß unſere Empfindungen nicht tief „genug gingen. Es iſt nicht zu leugnen: Saint-Evremont hat „mit dem Finger gerade auf die heimliche Wunde des franzöſiſchen Theaters getroffen. Man ſage immerhin, daß Saint-Evremont der Verfaſſer der elenden Komödie Sir Politik „Wouldbe, und noch einer andern eben ſo elenden, die Opern „genannt, iſt; daß ſeine kleinen geſellſchaftlichen Gedichte das „kahlſte und gemeinſte ſind, was wir in dieſer Gattung haben, „daß er nichts als ein Phraſesdrechsler war: man kann keinen „Funken Genie haben, und gleichwohl viel Wiß und Geſchmack „beſitzen. Sein Geſchmack aber war unſtreitig ſehr fein, da er

„die Urſache, warum die meiſten von unſern Stücken ſo matt „und kalt ſind, ſo genau traf. Es hat uns immer an einem „Grade von Wärme gefehlt: das andere hatten wir alles.“

Das iſt: wir hatten alles, nur nicht das, was wir haben ſollten; unſere Tragödien waren vortrefflich, nur daß es keine Tragödien waren. Und woher kam es, daß ſie das nicht waren?

„Dieſe Kälte aber, fährt er fort, dieſe einförmige Mattig„keit, entſprang zum Theil von dem kleinen Geiſte der Galan„terie, der damals unter unſern Hofleuten und Damen ſo „herrſchte, und die Tragödie in eine Folge von verliebten Ge„ſprächen verwandelte, nach dem Geſchmacke des Cyrus und „der Clelie. Was für Stücke ſich hiervon noch etwa ausnah„men, die beſtanden aus langen politiſchen Raiſonnements, der„gleichen den Sertorius ſo verdorben, den Otho ſo kalt, und „den Surena und Attila ſo elend gemacht haben. Noch fand „ſich aber auch eine andere Urſache, die das hohe Pathetiſche „von unſerer Scene zurückhielt, und die Handlung wirklich tra„giſch zu machen verhinderte: und dieſe war, das enge ſchlechte „Theater mit ſeinen armſeligen Verzierungen. — Was ließ „ſich auf einem Paar Dutzend Brettern, die noch dazu mit Zu„ſchauern angefüllt waren, machen? Mit welchem Pomp, mit „welchen Zurüſtungen konnte man da die Augen der Zuſchauer „beſtechen, feſſeln, täuſchen? Welche große tragiſche Action „ließ ſich da aufführen? Welche Freyheit konnte die Einbil„dungskraft des Dichters da haben? Die Stücke mußten aus „langen Erzehlungen beſtehen, und ſo wurden ſie mehr Ge„ſpräche als Spiele. Jeder Akteur wollte in einer langen „Monologe glänzen, und ein Stück, das dergleichen nicht hatte, „ward verworfen. — Bey dieſer Form fiel alle theatraliſche „Handlung weg; fielen alle die großen Ausdrücke der Leiden„ſchaften, alle die kräftigen Gemählde der menſchlichen Unglücks„fälle, alle die ſchrecklichen bis in das Innerſte der Seele „dringende Züge weg; man rührte das Herz nur kaum, an„ſtatt es zu zerreiſſen.“

Mit der erſten Urſache hat es ſeine gute Richtigkeit. Galanterie und Politik läßt immer kalt; und noch iſt es keinem

Dichter in der Welt gelungen, die Erregung des Mitleids und der Furcht damit zu verbinden. Jene laſſen uns nichts als den Fat, oder den Schulmeiſter hören: und dieſe fodern, daß wir nichts als den Menſchen hören ſollen.

Aber die zweyte Urſache! — Sollte es möglich ſeyn, daß der Mangel eines geräumlichen Theaters und guter Verzierungen, einen ſolchen Einfluß auf das Genie der Dichter gehabt hätte? Iſt es wahr, daß jede tragiſche Handlung Pomp und Zurüſtungen erfodert? Oder ſollte der Dichter nicht vielmehr ſein Stück ſo einrichten, daß es auch ohne dieſe Dinge ſeine völlige Wirkung hervorbrächte.

Nach dem Ariſtoteles, ſollte er es allerdings. „Furcht und „Mitleid, ſagt der Philoſoph, läßt ſich zwar durchs Geſicht „erregen; es kann aber auch aus der Verknüpfung der Begebenheiten ſelbſt entſpringen, welches letztere vorzüglicher, und „die Weiſe des beſſern Dichters iſt. Denn die Fabel muß ſo „eingerichtet ſeyn, daß ſie, auch ungeſehen, den, der den Verlauf ihrer Begebenheiten blos anhört, zu Mitleid und Furcht „über dieſe Begebenheiten bringet; ſo wie die Fabel des Oedips, „die man nur anhören darf, um dazu gebracht zu werden. „Dieſe Abſicht aber durch das Geſicht erreichen wollen, erfodert „weniger Kunſt, und iſt deren Sache, welche die Vorſtellung „des Stücks übernommen."

Wie entbehrlich überhaupt die theatraliſchen Verzierungen ſind, davon will man mit den Stücken des Shakeſpears eine ſonderbare Erfahrung gehabt haben. Welche Stücke brauchten, wegen ihrer beſtändigen Unterbrechung und Veränderung des Orts, des Beyſtandes der Scenen und der ganzen Kunſt des Decorateurs wohl mehr, als eben dieſe? Gleichwohl war eine Zeit, wo die Bühnen, auf welchen ſie geſpielt wurden, aus nichts beſtanden, als aus einem Vorhange von ſchlechtem groben Zeuge, der, wenn er aufgezogen war, die bloßen blanken, höchſtens mit Matten oder Tapeten behangenen, Wände zeigte; da war nichts als die Einbildung, was dem Verſtändniſſe des Zuſchauers und der Ausführung des Spielers zu Hülfe kommen konnte: und dem ohngeachtet, ſagt man, waren damals die Stücke des Shakeſpears ohne alle Scenen verſtändlicher, als ſie es hernach mit denſelben geweſen ſind. (*)

Wenn ſich alſo der Dichter um die Verzierung gar nicht zu bekümmern hat; wenn die Verzierung, auch wo ſie nöthig ſcheinet, ohne beſondern Nachtheil ſeines Stücks wegbleiben kann: warum ſollte es an dem engen, ſchlechten Theater gelegen haben, daß uns die franzöſiſchen Dichter keine rührendere Stücke geliefert? Nicht doch: es lag an ihnen ſelbſt.

Und das beweiſet die Erfahrung. Denn nun haben ja die Franzoſen eine ſchönere, geräumlichere Bühne; keine Zuſchauer werden mehr darauf geduldet; die Couliſſen ſind leer; der Decorateur hat freyes Feld; er mahlt und bauet dem Poeten alles, was dieſer von ihm verlangt: aber wo ſind ſie denn die wärmern Stücke, die ſie ſeitdem erhalten haben? Schmeichelt ſich der Herr von Voltaire, daß ſeine Semiramis ein ſolches Stück iſt? Da iſt Pomp und Verzierung genug; ein Geſpenſt eben darein: und doch kenne ich nichts kälteres, als ſeine Semiramis.

Ein und achtzigſtes Stück.

Den 9ten Februar, 1768.

Will ich denn nun aber damit ſagen, daß kein Franzoſe fähig ſey, ein wirklich rührendes tragiſches Werk zu machen? daß der volatile Geiſt der Nation einer ſolchen Arbeit nicht gewachſen ſey? — Ich würde mich ſchämen, wenn mir das nur eingekommen wäre. Deutſchland hat ſich noch durch keinen Bouhours lächerlich gemacht. Und ich, für mein Theil, hätte nun

---

(*) (Cibber's Lives of the Poets of G. B. and Ir. Vol. II. p. 78. 79.) — Some have inſinuated, that fine ſcenes proved the ruin of acting. — In the reign of Charles I. there was nothing more than a curtain of very coarſe ſtuff, upon the drawing up of which, the ſtage appeared either with bare walls on the ſides, coarſly matted, or covered with tapeſtry; ſo that for the place originally repreſented, and all the ſucceſſive changes, in which the poets of thoſe times freely indulged themſelves, there was nothing to help the ſpectator's underſtanding, or to aſſiſt the actor's performance, but bare imagination. — The ſpirit and judgement of the actors ſupplied all deficiencies, and made as ſome would inſinuate, plays more intelligible without ſcenes, than they afterwards were with them.

gleich die wenigſte Anlage dazu. Denn ich bin ſehr überzeugt, daß kein Volk in der Welt irgend eine Gabe des Geiſtes vorzüglich vor andern Völkern erhalten habe. Man ſagt zwar: der tiefſinnige Engländer, der witzige Franzoſe. Aber wer hat denn die Theilung gemacht? Die Natur gewiß nicht, die alles unter alle gleich vertheilet. Es giebt eben ſo viel witzige Engländer, als witzige Franzoſen; und eben ſo viel tiefſinnige Franzoſen, als tiefſinnige Engländer: der Praß von dem Volke aber iſt keines von beiden. —

Was will ich denn? Ich will blos ſagen, was die Franzoſen gar wohl haben könnten, daß ſie das noch nicht haben: die wahre Tragödie. Und warum noch nicht haben? — Dazu hätte ſich der Herr von Voltaire ſelbſt beſſer kennen müſſen, wenn er es hätte treffen wollen.

Ich meine: ſie haben es noch nicht; weil ſie es ſchon lange gehabt zu haben glauben. Und in dieſem Glauben werden ſie nun freylich durch etwas beſtärkt, das ſie vorzüglich vor allen Völkern haben; aber es iſt keine Gabe der Natur: durch ihre Eitelkeit.

Es geht mit den Nationen, wie mit einzeln Menſchen. — Gottſched (man wird leicht begreifen, wie ich eben hier auf dieſen falle,) galt in ſeiner Jugend für einen Dichter, weil man damals den Versmacher von dem Dichter noch nicht zu unterſcheiden wußte. Philoſophie und Critik ſetzten nach und nach dieſen Unterſchied ins Helle: und wenn Gottſched mit dem Jahrhunderte nur hätte fortgehen wollen, wenn ſich ſeine Einſichten und ſein Geſchmack nur zugleich mit den Einſichten und dem Geſchmacke ſeines Zeitalters hätten verbreiten und läutern wollen: ſo hätte er vielleicht wirklich aus dem Versmacher ein Dichter werden können. Aber da er ſich ſchon ſo oft den größten Dichter hatte nennen hören, da ihn ſeine Eitelkeit überredet hatte, daß er es ſey: ſo unterblieb jenes. Er konnte unmöglich erlangen, was er ſchon zu beſitzen glaubte: und je älter er ward, deſto hartnäckiger und unverſchämter ward er, ſich in dieſem träumeriſchen Beſitze zu behaupten.

Gerade ſo, dünkt mich, iſt es den Franzoſen ergangen. Kaum riß Corneille ihr Theater ein wenig aus der Barbarey: ſo glaubten ſie es der Vollkommenheit ſchon ganz nahe. Racine ſchien ihnen die letzte Hand angelegt zu haben; und hierauf war gar nicht mehr die Frage, (die es zwar auch nie geweſen,) ob der tragiſche Dichter nicht noch pathetiſcher, noch rührender ſeyn könne, als Corneille und Racine, ſondern dieſes ward für unmöglich angenommen, und alle Beeiferung der nachfolgenden Dichter mußte ſich darauf einſchränken, dem einen oder dem andern ſo ähnlich zu werden als möglich. Hundert Jahre haben ſie ſich ſelbſt, und zum Theil ihre Nachbarn mit, hintergangen: nun komme einer, und ſage ihnen das, und höre, was ſie antworten!

Von beiden aber iſt es Corneille, welcher den meiſten Schaden geſtiftet, und auf ihre tragiſchen Dichter den verderblichſten Einfluß gehabt hat. Denn Racine hat nur durch ſeine Muſter verführt: Corneille aber, durch ſeine Muſter und Lehren zugleich.

Dieſe letztern beſonders, von der ganzen Nation (bis auf einen oder zwey Pedanten, einen Hedelin, einen Dacier, die aber oft ſelbſt nicht wußten, was ſie wollten,) als Orakelſprüche angenommen, von allen nachherigen Dichtern befolgt: haben, — ich getraue mich, es Stück vor Stück zu beweiſen, — nichts anders, als das kahlſte, wäßrigſte, untragiſchſte Zeug hervorbringen können.

Die Regeln des Ariſtoteles, ſind alle auf die höchſte Wirkung der Tragödie calculirt. Was macht aber Corneille damit? Er trägt ſie falſch und ſchielend genug vor; und weil er ſie doch noch viel zu ſtrenge findet: ſo ſucht er, bey einer nach der andern, quelque moderation, quelque favorable interpretation; entkräftet und verſtümmelt, deutelt und vereitelt eine jede, — und warum? pour n'etre pas obligés de condamner beaucoup de poemes que nous avons vû réuſſir ſur nos theatres; um nicht viele Gedichte verwerfen zu dürfen, die auf unſern Bühnen Beyfall gefunden. Eine ſchöne Urſache!

Ich will die Hauptpunkte geſchwind berühren. Einige davon habe ich ſchon berührt; ich muß ſie aber, des Zuſammenhanges wegen, wiederum mitnehmen.

1. Ariſtoteles ſagt: die Tragödie ſoll Mitleid und Furcht erregen. — Corneille ſagt: o ja, aber wie es kömmt; beides zugleich iſt eben nicht immer nöthig; wir ſind auch mit einem

zufrieden; itzt einmal Mitleid, ohne Furcht; ein andermal Furcht, ohne Mitleid. Denn wo blieb ich, ich der große Corneille, ſonſt mit meinem Rodrigue und meiner Chimene? Die guten Kinder erwecken Mitleid; und ſehr großes Mitleid: aber Furcht wohl ſchwerlich. Und wiederum: wo blieb ich ſonſt mit meiner Cleopatra, mit meinem Pruſias, mit meinem Phocas? Wer kann Mitleid mit dieſen Nichtswürdigen haben? Aber Furcht erregen ſie doch. — So glaubte Corneille: und die Franzoſen glaubten es ihm nach.

2. Ariſtoteles ſagt: die Tragödie ſoll Mitleid und Furcht erregen; beides, verſteht ſich, durch eine und eben dieſelbe Perſon. — Corneille ſagt: wenn es ſich ſo trift, recht gut. Aber abſolut nothwendig iſt es eben nicht; und man kann ſich gar wohl auch verſchiedener Perſonen bedienen, dieſe zwey Empfindungen hervorzubringen: ſo wie Ich in meiner Rodogune gethan habe. — Das hat Corneille gethan: und die Franzoſen thun es ihm nach.

3. Ariſtoteles ſagt: durch das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie erweckt, ſoll unſer Mitleid und unſere Furcht, und was dieſen anhängig, gereiniget werden. — Corneille weiß davon gar nichts, und bildet ſich ein, Ariſtoteles habe ſagen wollen: die Tragödie erwecke unſer Mitleid, um unſere Furcht zu erwecken, um durch dieſe Furcht die Leidenſchaften in uns zu reinigen, durch die ſich der bemitleidete Gegenſtand ſein Unglück zugezogen. Ich will von dem Werthe dieſer Abſicht nicht ſprechen: genug, daß es nicht die ariſtoteliſche iſt; und daß, da Corneille ſeinen Tragödien eine ganz andere Abſicht gab, auch nothwendig ſeine Tragödien ſelbſt ganz andere Werke werden mußten, als die waren, von welchen Ariſtoteles ſeine Abſicht abſtrahiret hatte; es mußten Tragödien werden, welches keine wahre Tragödien waren. Und das ſind nicht allein ſeine, ſondern alle franzöſiſche Tragödien geworden; weil ihre Verfaſſer alle, nicht die Abſicht des Ariſtoteles, ſondern die Abſicht des Corneille, ſich vorſetzten. Ich habe ſchon geſagt, daß Dacier beide Abſichten wollte verbunden wiſſen: aber auch durch dieſe bloße Verbindung, wird die erſtere geſchwächt, und die Tragödie muß unter ihrer höchſten Wirkung bleiben. Dazu hatte

Dacier, wie ich gezeigt, von der erſtern nur einen ſehr unvollſtändigen Begriff, und es war kein Wunder, wenn er ſich daher einbildete, daß die franzöſiſchen Tragödien ſeiner Zeit, noch eher die erſte, als die zweyte Abſicht erreichten. „Unſere Tragödie, ſagt er, iſt, zu Folge jener, noch ſo ziemlich glücklich, „Mitleid und Furcht zu erwecken und zu reinigen. Aber dieſe „gelingt ihr nur ſehr ſelten, die doch gleichwohl die wichtigere „iſt, und ſie reiniget die übrigen Leidenſchaften nur ſehr wenig, „oder, da ſie gemeiniglich nichts als Liebesintriguen enthält, „wenn ſie ja eine davon reinigte, ſo würde es einzig und „allein die Liebe ſeyn, woraus denn klar erhellet, daß ihr „Nutzen nur ſehr klein iſt.“ (*) Gerade umgekehrt! Es giebt noch eher franzöſiſche Tragödien, welche der zweyten, als welche der erſten Abſicht ein Genüge leiſten. Ich kenne verſchiedene franzöſiſche Stücke, welche die unglücklichen Folgen irgend einer Leidenſchaft recht wohl ins Licht ſetzen; aus denen man viele gute Lehren, dieſe Leidenſchaft betreffend, ziehen kann: aber ich kenne keines, welches mein Mitleid in dem Grade erregte, in welchem die Tragödie es erregen ſollte, in welchem ich, aus verſchiedenen griechiſchen und engliſchen Stücken gewiß weiß, daß ſie es erregen kann. Verſchiedene franzöſiſche Tragödien ſind ſehr feine, ſehr unterrichtende Werke, die ich alles Lobes werth halte: nur, daß es keine Tragödien ſind. Die Verfaſſer derſelben konnten nicht anders, als ſehr gute Köpfe ſeyn; ſie verdienen, zum Theil, unter den Dichtern keinen geringen Rang: nur daß ſie keine tragiſche Dichter ſind; nur daß ihr Corneille und Racine, ihr Crebillon und Voltaire von dem wenig oder gar nichts haben, was den Sophokles zum Sophokles, den Euripides zum Euripides, den Shakeſpear zum Shakeſpear macht. Dieſe ſind ſelten mit den weſentlichen Fo-

---

(*) (Poet. d'Ariſt. Chap. VI. Rem. 8.) Notre Tragedie peut réuſſir aſſez dans la premiere partie, c'eſt à dire, qu'elle peut exciter & purger la terreur & la compaſſion. Mais elle parvient rarement à la derniere, qui eſt pourtant la plus utile, elle purge peu les autres paſſions, ou comme elle roule ordinairement ſur des intrigues d'amour, ſi elle en purgeoit quelqu'une, ce ſeroit celle-là ſeule, & par là il eſt aiſé de voir qu'elle ne fait que peu de fruit.

derungen des Ariſtoteles im Widerſpruch: aber jene deſto öfter. Denn nur weiter —

Zwey und achtzigſtes Stück.

Den 12ten Februar, 1768.

4. Ariſtoteles ſagt: man muß keinen ganz guten Mann, ohne alle ſein Verſchulden, in der Tragödie unglücklich werden laſſen; denn ſo was ſey gräßlich. — Ganz recht, ſagt Corneille; „ein ſolcher Ausgang erweckt mehr Unwillen und Haß gegen „den, welcher das Leiden verurſacht, als Mitleid für den, „welchen es trift. Jene Empfindung alſo, welche nicht die ei„gentliche Wirkung der Tragödie ſeyn ſoll, würde, wenn ſie „nicht ſehr fein behandelt wäre, dieſe erſticken, die doch eigent„lich hervorgebracht werden ſollte. Der Zuſchauer würde miß„vergnügt weggehen, weil ſich allzuviel Zorn mit dem Mitlei„den vermiſcht, welches ihm gefallen hätte, wenn er es allein „mit wegnehmen können. Aber — kömmt Corneille hinten nach; denn mit einem Aber muß er nachkommen, — „aber, „wenn dieſe Urſache wegfällt, wenn es der Dichter ſo einge„richtet, daß der Tugendhafte, welcher leidet, mehr Mitleid „für ſich, als Widerwillen gegen den erweckt, der ihn leiden „läßt: alsdenn? — O alsdenn, ſagt Corneille, halte ich dafür, „darf man ſich gar kein Bedenken machen, auch den tugend„hafteſten Mann auf dem Theater im Unglücke zu zeigen.“ (*) — Ich begreife nicht, wie man gegen einen Philoſophen ſo in den Tag hineinſchwatzen kann; wie man ſich das Anſehen geben kann, ihn zu verſtehen, indem man ihn Dinge ſagen läßt, an die er nie gedacht hat. Das gänzlich unverſchuldete Unglück eines rechtſchaffenen Mannes, ſagt Ariſtoteles, iſt kein Stoff für das Trauerſpiel; denn es iſt gräßlich. Aus dieſem Denn, aus dieſer Urſache, macht Corneille ein Inſofern, eine bloße Bedingung, unter welcher es tragiſch zu ſeyn aufhört. Ariſtoteles ſagt: es iſt durchaus gräßlich, und eben daher untragiſch. Corneille aber ſagt: es iſt untragiſch, inſofern es gräßlich iſt. Dieſes Gräßliche findet Ariſtoteles in dieſer Art des Unglückes

---

(*) J'eſtime qu'il ne faut point faire de difficulté d'expoſer ſur la ſcene des hommes tres vertueux.

ſelbſt: Corneille aber ſetzt es in den Unwillen, den es gegen den Urheber deſſelben verurſacht. Er ſieht nicht, oder will nicht ſehen, das jenes Gräßliche ganz etwas anders iſt, als dieſer Unwille; daß wenn auch dieſer ganz wegfällt, jenes doch noch in ſeinem vollen Maaße vorhanden ſeyn kann: genug, daß vors erſte mit dieſem Quid pro quo verſchiedene von ſeinen Stücken gerechtfertiget ſcheinen, die er ſo wenig wider die Regeln des Ariſtoteles will gemacht haben, daß er vielmehr vermeſſen genug iſt, ſich einzubilden, es habe dem Ariſtoteles blos an dergleichen Stücken gefehlt, um ſeine Lehre darnach näher einzuſchränken, und verſchiedene Manieren daraus zu abſtrahiren, wie dem ohngeachtet das Unglück des ganz rechtſchaffenen Mannes ein tragiſcher Gegenſtand werden könne. En voici, ſagt er, deux ou trois manières, que peut-être Ariſtote n'a ſû prevoir, parce qu'on n'en voyoit pas d'exemples ſur les théatres de ſon tems. Und von wem ſind dieſe Exempel? Von wem anders, als von ihm ſelbſt? Und welches ſind jene zwey oder drey Manieren? Wir wollen geſchwind ſehen. — „Die erſte, ſagt er, iſt, wenn „ein ſehr Tugendhafter durch einen ſehr Laſterhaften verfolgt „wird, der Gefahr aber entkömmt, und ſo, daß der Laſterhafte „ſich ſelbſt darinn verſtricket, wie es in der Rodogune und im „Heraklius geſchiehet, wo es ganz unerträglich würde geweſen „ſeyn, wenn in dem erſten Stücke Antiochus und Rodogune, „und in dem andern Heraklius, Pulcheria und Martian umgekommen wären, Cleopatra und Phokas aber triumphiret hätten. Das Unglück der erſtern erweckt ein Mitleid, welches „durch den Abſcheu, den wir wider ihre Verfolger haben, nicht „erſtickt wird, weil man beſtändig hoft, daß ſich irgend ein „glücklicher Zufall eräugnen werde, der ſie nicht unterliegen „laſſe." Das mag Corneille ſonſt jemanden weiß machen, daß Ariſtoteles dieſe Manier nicht gekannt habe! Er hat ſie ſo wohl gekannt, daß er ſie, wo nicht gänzlich verworfen, wenigſtens mit ausdrücklichen Worten für angemeſſener der Komödie als Tragödie erklärt hat. Wie war es möglich, daß Corneille dieſes vergeſſen hatte? Aber ſo geht es allen, die im voraus ihre Sache zu der Sache der Wahrheit machen. Im Grunde gehört dieſe Manier auch gar nicht zu dem vorhabenden Falle.

Denn nach ihr wird der Tugendhafte nicht unglücklich, ſondern befindet ſich nur auf dem Wege zum Unglücke; welches gar wohl mitleidige Beſorgniſſe für ihn erregen kann, ohne gräßlich zu ſeyn. — Nun, die zweyte Manier! „Auch kann es ſich zutragen, ſagt Corneille, daß ein ſehr tugendhafter Mann verfolgt wird, und auf Befehl eines andern umkömmt, der nicht „laſterhaft genug iſt, unſern Unwillen allzuſehr zu verdienen, „indem er in der Verfolgung, die er wider den Tugendhaften „betreibet, mehr Schwachheit als Bosheit zeiget. Wenn Felix „ſeinen Eidam Polyeukt umkommen läßt, ſo iſt es nicht aus „wüthendem Eifer gegen die Chriſten, der ihn uns verabſcheuungswürdig machen würde, ſondern blos aus kriechender „Furchtſamkeit, die ſich nicht getrauet, ihn in Gegenwart des „Severus zu retten, vor deſſen Haſſe und Rache er in Sorgen „ſtehet. Man faſſet alſo wohl einigen Unwillen gegen ihn, „und mißbilliget ſein Verfahren; doch überwiegt dieſer Unwille „nicht das Mitleid, welches wir für den Polyeukt empfinden, „und verhindert auch nicht, daß ihn ſeine wunderbare Bekehrung, „zum Schluſſe des Stücks, nicht völlig wieder mit den Zuhörern ausſöhnen ſollte.“ Tragiſche Stümper, denke ich, hat es wohl zu allen Zeiten, und ſelbſt in Athen gegeben. Warum ſollte es alſo dem Ariſtoteles an einem Stücke, von ähnlicher Einrichtung, gefehlt haben, um daraus eben ſo erleuchtet zu werden, als Corneille? Poſſen! Die furchtſamen, ſchwanken unentſchloſſenen Charaktere, wie Felix, ſind in dergleichen Stücken ein Fehler mehr, und machen ſie noch oben darein ihrer Seits kalt und eckel, ohne ſie auf der andern Seite im geringſten weniger gräßlich zu machen. Denn, wie geſagt, das Gräßliche liegt nicht in dem Unwillen oder Abſcheu, den ſie erwecken: ſondern in dem Unglücke ſelbſt, das jene unverſchuldet trift; daß ſie einmal ſo unverſchuldet trift als das andere, ihre Verfolger mögen böſe oder ſchwach ſeyn; mögen mit oder ohne Vorſatz ihnen ſo hart fallen. Der Gedanke iſt an und für ſich ſelbſt gräßlich, daß es Menſchen geben kann, die ohne alle ihr Verſchulden unglücklich ſind. Die Heiden hätten dieſen gräßlichen Gedanken ſo weit von ſich zu entfernen geſucht, als möglich: und wir wollten ihn nähren? wir wollten uns an Schauſpielen vergnügen, die ihn beſtätigen? wir? die Religion und Vernunft überzeuget haben ſollte, daß er eben ſo unrichtig als gotteslāſterlich iſt? — Das nehmliche würde ſicherlich auch gegen die dritte Manier gelten; wenn ſie Corneille nicht ſelbſt näher anzugeben, vergeſſen hätte.

5. Auch gegen das, was Ariſtoteles von der Unſchicklichkeit eines ganz Laſterhaften zum tragiſchen Helden ſagt, als deſſen Unglück weder Mitleid noch Furcht erregen könne, bringt Corneille ſeine Läuterungen bey. Mitleid zwar, geſteht er zu, könne er nicht erregen; aber Furcht allerdings. Denn ob ſich ſchon keiner von den Zuſchauern der Laſter deſſelben fähig glaube, und folglich auch deſſelben ganzes Unglück nicht zu befürchten habe: ſo könne doch ein jeder irgend eine jenen Laſtern ähnliche Unvollkommenheit bey ſich hegen, und durch die Furcht vor den zwar proportionirten, aber doch noch immer unglücklichen Folgen derſelben, gegen ſie auf ſeiner Hut zu ſeyn lernen. Doch dieſes gründet ſich auf den falſchen Begriff, welchen Corneille von der Furcht und von der Reinigung der in der Tragödie zu erweckenden Leidenſchaften hatte, und widerſpricht ſich ſelbſt. Denn ich habe ſchon gezeigt, daß die Erregung des Mitleids von der Erregung der Furcht unzertrennlich iſt, und daß der Böſewicht, wenn es möglich wäre, daß er unſere Furcht erregen könne, auch nothwendig unſer Mitleid erregen müßte. Da er aber dieſes, wie Corneille ſelbſt zugeſteht, nicht kann, ſo kann er auch jenes nicht, und bleibt gänzlich ungeſchickt, die Abſicht der Tragödie erreichen zu helfen. Ja Ariſtoteles hält ihn hierzu noch für ungeſchickter, als den ganz tugendhaften Mann; denn er will ausdrücklich, falls man den Held aus der mittlern Gattung nicht haben könne, daß man ihn eher beſſer als ſchlimmer wählen ſolle. Die Urſache iſt klar; ein Menſch kann ſehr gut ſeyn, und doch noch mehr als eine Schwachheit haben, mehr als einen Fehler begehen, wodurch er ſich in ein unabſehliches Unglück ſtürzet, das uns mit Mitleid und Wehmuth erfüllet, ohne im geringſten gräßlich zu ſeyn, weil es die natürliche Folge ſeines Fehlers iſt. — Was Du Bos (°) von

---

(°) Reflexions cr. T. I. Sect. XV.

dem Gebrauche der laſterhaften Perſonen in der Tragödie ſagt, iſt das nicht, was Corneille will. Du Bos will ſie nur zu den Nebenrollen erlauben; blos zu Werkzeugen, die Hauptperſonen weniger ſchuldig zu machen; blos zur Abſtechung. Corneille aber will das vornehmſte Intereſſe auf ſie beruhen laſſen, ſo wie in der Rodogune: und das iſt es eigentlich, was mit der Abſicht der Tragödie ſtreitet, und nicht jenes. Du Bos merket dabey auch ſehr richtig an, daß das Unglück dieſer ſubalternen Böſewichter keinen Eindruck auf uns mache. Kaum, ſagt er, daß man den Tod des Narciß im Britannicus bemerkt. Aber alſo ſollte ſich der Dichter, auch ſchon deswegen, ihrer ſo viel als möglich enthalten. Denn wenn ihr Unglück die Abſicht der Tragödie nicht unmittelbar befördert, wenn ſie bloße Hülfsmittel ſind, durch die ſie der Dichter deſto beſſer mit andern Perſonen zu erreichen ſucht: ſo iſt es unſtreitig, daß das Stück noch beſſer ſeyn würde, wenn es die nehmliche Wirkung ohne ſie hätte. Je ſimpler eine Maſchine iſt, je weniger Federn und Räder und Gewichte ſie hat, deſto vollkommener iſt ſie.

Drey und achtzigſtes Stück.

Den 16ten Februar, 1768.

6. Und endlich, die Mißdeutung der erſten und weſentlichſten Eigenſchaft, welche Ariſtoteles für die Sitten der tragiſchen Perſonen fodert! Sie ſollen gut ſeyn, die Sitten. — Gut? ſagt Corneille. „Wenn gut hier ſo viel als tugendhaft heiſſen ſoll: ſo wird es mit den meiſten alten und neuen Tragödien übel ausſehen, in welchen ſchlechte und laſterhafte, wenigſtens mit einer Schwachheit, die nächſt der Tugend ſo recht nicht beſtehen kann, behaftete Perſonen genug vorkommen.“ Beſonders iſt ihm für ſeine Cleopatra in der Rodogune bange. Die Güte, welche Ariſtoteles fodert, will er alſo durchaus für keine moraliſche Güte gelten laſſen; es muß eine andere Art von Güte ſeyn, die ſich mit dem moraliſch Böſen eben ſo wohl verträgt, als mit dem moraliſch Guten. Gleichwohl meinet Ariſtoteles ſchlechterdings eine moraliſche Güte: nur daß ihm tugendhafte Perſonen, und Perſonen, welche in gewiſſen Umſtänden tugendhafte Sitten zeigen, nicht einerley ſind. Kurz, Corneille ver-

bindet eine ganz falſche Idee mit dem Worte Sitten, und was die Proäreſis iſt, durch welche allein, nach unſerm Weltweiſen, freye Handlungen zu guten oder böſen Sitten werden, hat er gar nicht verſtanden. Ich kann mich itzt nicht in einen weitläuftigen Beweis einlaſſen; er läßt ſich nur durch den Zuſammenhang, durch die ſyllogiſtiſche Folge aller Ideen des griechiſchen Kunſtrichters, einleuchtend genug führen. Ich verſpare ihn daher auf eine andere Gelegenheit, da es bey dieſer ohnedem nur darauf ankömmt, zu zeigen, was für einen unglücklichen Ausweg Corneille, bey Verfehlung des richtigen Weges, ergriffen. Dieſer Ausweg lief dahin: daß Ariſtoteles unter der Güte der Sitten den glänzenden und erhabnen Charakter irgend einer tugendhaften oder ſtrafbaren Neigung verſtehe, ſo wie ſie der eingeführten Perſon entweder eigenthümlich zukomme, oder ihr ſchicklich beygeleget werden könne: le caractere brillant & élevé d'une habitude vertueuſe ou criminelle, ſelon qu'elle eſt propre & convenable à la perſonne qu'on introduit. „Cleopatra in der „Rodogune, ſagt er, iſt äuſſerſt böſe; da iſt kein Meuchelmord, „vor dem ſie ſich ſcheue, wenn er ſie nur auf dem Throne zu „erhalten vermag, den ſie allem in der Welt vorzieht; ſo heftig „iſt ihre Herrſchſucht. Aber alle ihre Verbrechen ſind mit einer „gewiſſen Größe der Seele verbunden, die ſo etwas Erhabenes „hat, daß man, indem man ihre Handlungen verdammet, doch „die Quelle, woraus ſie entſpringen, bewundern muß. Eben „dieſes getraue ich mir von dem Lügner zu ſagen. Das Lügen „iſt unſtreitig eine laſterhafte Angewohnheit; allein Dorant „bringt ſeine Lügen mit einer ſolchen Gegenwart des Geiſtes, „mit ſo vieler Lebhaftigkeit vor, daß dieſe Unvollkommenheit „ihm ordentlich wohl läßt, und die Zuſchauer geſtehen müſſen, „daß die Gabe ſo zu lügen ein Laſter ſey, deſſen kein Dummkopf fähig iſt. — Wahrlich, einen verderblichern Einfall hätte Corneille nicht haben können! Befolget ihn in der Ausführung, und es iſt um alle Wahrheit, um alle Täuſchung, um allen ſittlichen Nutzen der Tragödie gethan! Denn die Tugend, die immer beſcheiden und einfältig iſt, wird durch jenen glänzenden Charakter eitel und romantiſch: das Laſter aber, mit einem Firniß überzogen, der uns überall blendet, wir mögen es aus einem Geſichtspunkte nehmen, aus welchem wir wollen. Thorheit, bloß durch die unglücklichen Folgen von dem Laſter abſchrecken wollen, indem man die innere Häßlichkeit deſſelben verbirgt! Die Folgen ſind zufällig; und die Erfahrung lehrt, daß ſie eben ſo oft glücklich als unglücklich fallen. Dieſes bezieht ſich auf die Reinigung der Leidenſchaften, wie ſie Corneille ſich dachte. Wie ich mir ſie vorſtelle, wie ſie Ariſtoteles gelehrt hat, iſt ſie vollends nicht mit jenem trügeriſchen Glanze zu verbinden. Die falſche Folie, die ſo dem Laſter untergelegt wird, macht daß ich Vollkommenheiten erkenne, wo keine ſind; macht, daß ich Mitleiden habe, wo ich keines haben ſollte. — Zwar hat ſchon Dacier dieſer Erklärung widerſprochen, aber aus untriftigern Gründen; und es fehlt nicht viel, daß die, welche er mit dem Pater Le Boſſu dafür annimmt, nicht eben ſo nachtheilig iſt, wenigſtens den poetiſchen Vollkommenheiten des Stücks eben ſo nachtheilig werden kann. Er meinet nehmlich, „die „Sitten ſollen gut ſeyn,“ heiſſe nichts mehr als, ſie ſollen gut ausgedrückt ſeyn, qu'elles soient bien marquées. Das iſt allerdings eine Regel, die, richtig verſtanden, an ihrer Stelle, aller Aufmerkſamkeit des dramatiſchen Dichters würdig iſt. Aber wenn es die franzöſiſchen Muſter nur nicht bewieſen, daß man „gut ausdrücken“ für ſtark ausdrücken genommen hätte. Man hat den Ausdruck überladen, man hat Druck auf Druck geſetzt, bis aus charakteriſirten Perſonen, perſoniſirte Charaktere; aus laſterhaften oder tugendhaften Menſchen, hagere Gerippe von Laſtern und Tugenden geworden ſind. —

Hier will ich dieſe Materie abbrechen. Wer ihr gewachſen iſt, mag die Anwendung auf unſern Richard, ſelbſt machen.

Vom Herzog Michel, welcher auf den Richard folgte, brauche ich wohl nichts zu ſagen. Auf welchem Theater wird er nicht geſpielt, und wer hat ihn nicht geſehen oder geleſen? Krüger hat indeß das wenigſte Verdienſt darum; denn er iſt ganz aus einer Erzehlung in den Bremiſchen Beyträgen genommen. Die vielen guten ſatyriſchen Züge, die er enthält, gehören jenem Dichter, ſo wie der ganze Verfolg der Fabel. Krügern gehört nichts, als die dramatiſche Form. Doch hat wirklich unſere Bühne an Krügern viel verloren. Er hatte Talent zum niedrig

Komiſchen, wie ſeine Candidaten beweiſen. Wo er aber rührend und edel ſeyn will, iſt er froſtig und affectirt. Hr. Löwen hat ſeine Schriften geſammelt, unter welchen man jedoch die Geiſtlichen auf dem Lande vermißt. Dieſes war der erſte dramatiſche Verſuch, welchen Krüger wagte, als er noch auf dem Grauen Kloſter in Berlin ſtudierte.

Den neun und vierzigſten Abend, (Donnerſtags, den 23ſten Julius) ward das Luſtſpiel des Hrn. von Voltaire, die Frau die Recht hat, geſpielt, und zum Beſchluſſe des L'Affichard Iſt er von Familie? (*) wiederholt.

Die Frau, die Recht hat, iſt eines von den Stücken, welche der Hr. von Voltaire für ſein Haustheater gemacht hat. Dafür war es nun auch gut genug. Es iſt ſchon 1758 zu Carouge geſpielt worden: aber noch nicht zu Paris; ſo viel ich weiß. Nicht als ob ſie da, ſeit der Zeit, keine ſchlechtern Stücke geſpielt hätten: denn dafür haben die Marins und Le Brets wohl geſorgt. Sondern weil — ich weiß ſelbſt nicht. Denn ich wenigſtens möchte doch noch lieber einen großen Mann in ſeinem Schlafrocke und ſeiner Nachtmütze, als einen Stümper in ſeinem Feyerkleide ſehen.

Charaktere und Intereſſe hat das Stück nicht; aber verſchiedne Situationen, die komiſch genug ſind. Zwar iſt auch das Komiſche aus dem allergemeinſten Fache, da es ſich auf nichts als aufs Incognito, auf Verkennungen und Mißverſtändniſſe gründet. Doch die Lacher ſind nicht eckel; am wenigſten würden es unſre deutſchen Lacher ſeyn, wenn ihnen das fremde der Sitten und die elende Ueberſetzung das mot pour rire nur nicht meiſtens ſo unverſtändlich machte.

Den funfzigſten Abend (Freytags den 24ten Julius) ward Greſſets Sidney wiederhohlt. Den Beſchluß machte, der ſehende Blinde.

Dieſes kleine Stück iſt vom Le Grand, und auch nicht von ihm. Denn er hat Titel und Intrigue und alles, einem alten Stücke des de Broſſe abgeborgt. Ein Officier, ſchon etwas bey Jahren, will eine junge Wittwe heyrathen, in die er verliebt

---

(*) S. den 17ten Abend Seite 77.

iſt, als er Ordre bekömmt, ſich zur Armee zu verfügen. Er verläßt ſeine Verſprochene, mit den wechſelſeitigen Verſicherungen der aufrichtigſten Zärtlichkeit. Kaum aber iſt er weg, ſo nimmt die Wittwe die Aufwartungen des Sohnes von dieſem Officiere an. Die Tochter deſſelben macht ſich gleichergeſtalt die Abweſenheit ihres Vaters zu Nutze, und nimmt einen jungen Menſchen, den ſie liebt, im Hauſe auf. Dieſe doppelte Intrigue wird dem Vater gemeldet, der, um ſich ſelbſt davon zu überzeugen, ihnen ſchreiben läßt, daß er ſein Geſicht verlohren habe. Die Liſt gelingt; er kömmt wieder nach Paris, und mit Hülfe eines Bedienten, der um den Betrug weiß, ſieht er alles, was in ſeinem Hauſe vorgeht. Die Entwicklung läßt ſich errathen; da der Officier an der Unbeſtändigkeit der Wittwe nicht länger zweifeln kann, ſo erlaubt er ſeinem Sohne, ſie zu heyrathen, und der Tochter giebt er die nehmliche Erlaubniß, ſich mit ihrem Geliebten zu verbinden. Die Scenen zwiſchen der Wittwe und dem Sohn des Officiers, in Gegenwart des letzten, haben viel Komiſches; die Wittwe verſichert, daß ihr der Zufall des Officiers ſehr nahe gehe, daß ſie ihn aber darum nicht weniger liebe; und zugleich giebt ſie ſeinem Sohn, ihrem Liebhaber, einen Wink mit den Augen, oder bezeigt ihm ſonſt ihre Zärtlichkeit durch Gebehrden. Das iſt der Inhalt des alten Stücks vom de Broſſe,(*) und iſt auch der Inhalt von dem neuen Stücke des Le Grand. Nur daß in dieſem die Intrigue mit der Tochter weggeblieben iſt, um jene fünf Akte deſto leichter in Einen zu bringen. Aus dem Vater iſt ein Onkel geworden, und was ſonſt dergleichen kleine Veränderungen mehr ſind. Es mag endlich entſtanden ſeyn wie es will; gnug, es gefällt ſehr. Die Ueberſetzung iſt in Verſen, und vielleicht eine von den beſten die wir haben; ſie iſt wenigſtens ſehr flieſſend, und hat viele drollige Zeilen.

Vier und achtzigſtes Stück.

Den 19ten Februar, 1768.

Den ein und funfzigſten Abend (Montags, den 27ſten Julius,) ward der Hausvater des Hrn. Diderot aufgeführt.

(*) Hist. du Th. Fr. Tome VII. p. 336.

Da dieſes vortreffliche Stück, welches den Franzoſen nur ſo ſo gefällt, — wenigſtens hat es mit Müh und Noth kaum ein oder zweymal auf dem Pariſer Theater erſcheinen dürfen, — ſich, allem Anſehen nach, lange, ſehr lange, und warum nicht immer? auf unſern Bühnen erhalten wird; da es auch hier nicht oft genug wird können geſpielt werden: ſo hoffe ich, Raum und Gelegenheit genug zu haben, alles auszukramen, was ich ſowohl über das Stück ſelbſt, als über das ganze dramatiſche Syſtem des Verfaſſers, von Zeit zu Zeit angemerkt habe.

Ich hole recht weit aus. — Nicht erſt mit dem natürlichen Sohne, in den beygefügten Unterredungen, welche zuſammen im Jahre 1757 herauskamen, hat Diderot ſein Mißvergnügen mit dem Theater ſeiner Nation geäußert. Bereits verſchiedne Jahre vorher ließ er es ſich merken, daß er die hohen Begriffe gar nicht davon habe, mit welchen ſich ſeine Landsleute täuſchen, und Europa ſich von ihnen täuſchen laſſen. Aber er that es in einem Buche, in welchem man freylich dergleichen Dinge nicht ſucht: in einem Buche, in welchem der perſifflirende Ton ſo herrſchet, daß den meiſten Leſern auch das, was guter geſunder Verſtand darinn iſt, nichts als Poſſe und Höhnerey zu ſeyn ſcheinet. Ohne Zweifel hatte Diderot ſeine Urſachen, warum er mit ſeiner Herzensmeinung lieber erſt in einem ſolchen Buche hervorkommen wollte: ein kluger Mann ſagt öfters erſt mit Lachen, was er hernach im Ernſte wiederholen will.

Dieſes Buch heißt Les Bijoux indiscrets, und Diderot will es itzt durchaus nicht geſchrieben haben. Daran thut Diderot auch ſehr wohl; aber doch hat er es geſchrieben, und muß es geſchrieben haben, wenn er nicht ein Plagiarius ſeyn will. Auch iſt es gewiß, daß nur ein ſolcher junger Mann dieſes Buch ſchreiben konnte, der ſich einmal ſchämen würde, es geſchrieben zu haben.

Es iſt eben ſo gut, wenn die wenigſten von meinen Leſern dieſes Buch kennen. Ich will mich auch wohl hüten, es ihnen weiter bekannt zu machen, als es hier in meinen Kram dienet. —

Ein Kayſer — was weiß ich, wo und welcher? — hatte mit einem gewiſſen magiſchen Ringe gewiſſe Kleinode ſo viel häßliches Zeug ſchwatzen laſſen, daß ſeine Favoritinn durchaus nichts mehr davon hören wollte. Sie hätte lieber gar mit ihrem ganzen Geſchlechte darüber brechen mögen; wenigſten nahm ſie ſich auf die erſten vierzehn Tage vor, ihren Umgang einzig auf des Sultans Majeſtät und ein Paar witzige Köpfe einzuſchränken. Dieſe waren, Selim und Riccaric: Selim, ein Hofmann; und Riccaric, ein Mitglied der Kayſerlichen Akademie, ein Mann, der das Alterthum ſtudiret hatte und ein großer Verehrer deſſelben war, doch ohne Pedant zu ſeyn. Mit dieſen unterhält ſich die Favoritinn einsmals, und das Geſpräch fällt auf den elenden Ton der akademiſchen Reden, über den ſich niemand mehr ereifert als der Sultan ſelbſt, weil es ihn verdrießt, ſich nur immer auf Unkoſten ſeines Vaters und ſeiner Vorfahren darinn loben zu hören, und er wohl vorausſieht, daß die Akademie eben ſo auch ſeinen Ruhm einmal dem Ruhme ſeiner Nachfolger aufopfern werde. Selim, als Hofmann, war dem Sultan in allem beygefallen: und ſo ſpinnt ſich die Unterredung über das Theater an, die ich meinen Leſern hier ganz mittheile.

„Ich glaube, Sie irren ſich, mein Herr: antwortete Ricaric
„dem Selim. Die Akademie iſt noch itzt das Heiligthum des
„guten Geſchmacks, und ihre ſchönſten Tage haben weder Welt-
„weiſe noch Dichter auf zu weiſen, denen wir nicht andere aus
„unſerer Zeit entgegen ſetzen könnten. Unſer Theater ward für
„das erſte Theater in ganz Afrika gehalten, und wird noch da-
„für gehalten. Welch ein Werk iſt nicht der Tamerlan des
„Tuxigraphe! Es verbindet das Pathetiſche des Euriſope mit
„dem Erhabnen des Azophe. Es iſt das klare Alterthum!“

„Ich habe, ſagte die Favoritinn, die erſte Vorſtellung des
„Tamerlans geſehen, und gleichfalls den Faden des Stücks ſehr
„richtig geführet, den Dialog ſehr zierlich, und das Anſtändige
„ſehr wohl beobachtet gefunden.“

„Welcher Unterſchied, Madam, unterbrach ſie Ricaric, zwi-
„ſchen einem Verfaſſer wie Tuxigraphe, der ſich durch Leſung
„der Alten genähret, und dem größten Theile unſrer Neuern!“

„Aber dieſe Neuern, ſagte Selim, die Sie hier ſo wacker
„über die Klinge ſpringen laſſen, ſind doch bey weitem ſo ver-
„ächtlich nicht, als Sie vorgeben. Oder wie? finden Sie kein

„Genie, keine Erſindung, kein Feuer, keine Charaktere, keine Schilderungen, keine Tiraden bey ihnen? Was bekümmere ich mich um Regeln, wenn man mir nur Vergnügen macht? Es ſind wahrlich nicht die Bemerkungen des weiſen Almudir und des gelehrten Abdaldek, noch die Dichtkunſt des ſcharſſinnigen Facardin, die ich alle nicht geleſen habe, welche es machen, daß ich die Stücke des Aboulcazem, des Muhardar, des Albaboukre, und ſo vieler andren Saracenen bewundre! Giebt es denn auch eine andere Regel, als die Nachahmung der Natur? Und haben wir nicht eben die Augen, mit welchen dieſe ſie ſtudierten?“

„Die Natur, antwortete Ricaric, zeiget ſich uns alle Augenblicke in verſchiednen Geſtalten. Alle ſind wahr, aber nicht alle ſind gleich ſchön. Eine gute Wahl darunter zu treffen, das müſſen wir aus den Werken lernen, von welchen Sie eben nicht viel zu halten ſcheinen. Es ſind die geſammelten Erfahrungen, welche ihre Verfaſſer und deren Vorgänger gemacht haben. Man mag ein noch ſo vortrefflicher Kopf ſeyn, ſo erlangt man doch nur ſeine Einſichten eine nach der andern; und ein einzelner Menſch ſchmeichelt ſich vergebens, in dem kurzen Raume ſeines Lebens, alles ſelbſt zu bemerken, was in ſo vielen Jahrhunderten vor ihm entdeckt worden. Sonſt lieſſe ſich behaupten, daß eine Wiſſenſchaft ihren Urſprung, ihren Fortgang, und ihre Vollkommenheit einem einzigen Geiſte zu verdanken haben könne; welches doch wider alle Erfahrung iſt.“

„Hieraus, mein Herr, antwortete ihm Selim, folget weiter nichts, als daß die Neuern, welche ſich alle die Schätze zu Nutze machen können, die bis auf ihre Zeit geſammelt worden, reicher ſeyn müſſen, als die Alten: oder, wenn Ihnen dieſe Vergleichung nicht gefällt, daß ſie auf den Schultern dieſer Koloſſen, auf die ſie geſtiegen, nothwendig müſſen weiter ſehen können, als dieſe ſelbſt. Was iſt auch, in der That, ihre Naturlehre, ihre Aſtronomie, ihre Schiffskunſt, ihre Mechanik, ihre Rechenlehre, in Vergleichung mit unſern? Warum ſollten wir ihnen alſo in der Beredſamkeit und Poeſie nicht eben ſo wohl überlegen ſeyn?“

„Selim, verſetzte die Sultane, der Unterſchied iſt groß, und „Ricaric kann Ihnen die Urſachen davon ein andermal erklären. „Er mag Ihnen ſagen, warum unſere Tragödien ſchlechter ſind, „als der Alten ihre: aber daß ſie es ſind, kann ich leicht ſelbſt „auf mich nehmen, Ihnen zu beweiſen. Ich will Ihnen nicht „Schuld geben, fuhr ſie fort, daß Sie die Alten nicht geleſen „haben. Sie haben ſich um zu viele ſchöne Kenntniſſe beworben, als daß Ihnen das Theater der Alten unbekannt ſeyn „ſollte. Nun ſetzen Sie gewiſſe Ideen, die ſich auf ihre Gebräuche, auf ihre Sitten, auf ihre Religion beziehen, und die „Ihnen nur deswegen anſtößig ſind, weil ſich die Umſtände „geändert haben, bey Seite, und ſagen Sie mir, ob ihr Stoff „nicht immer edel, wohlgewählt und intereſſant iſt? ob ſich die „Handlung nicht gleichſam von ſelbſt einleitet? ob der ſimple „Dialog dem Natürlichen nicht ſehr nahe kömmt? ob die Entwicklungen im geringſten gezwungen ſind? ob ſich das Intereſſe „wohl theilt, und die Handlung mit Epiſoden überladen iſt? „Verſetzen Sie ſich in Gedanken in die Inſel Alindala; unterſuchen Sie alles, was da vorgieng, hören Sie alles, was „von dem Augenblicke an, als der junge Ibrahim und der verſchlagne Forfanti ans Land ſtiegen, da geſagt ward; nähern „Sie ſich der Höhle des unglücklichen Polipſile; verlieren Sie „kein Wort von ſeinen Klagen, und ſagen Sie mir, ob das „geringſte vorkömmt, was Sie in der Täuſchung ſtören könnte? „Nennen Sie mir ein einziges neueres Stück, welches die nehmliche Prüfung aushalten, welches auf den nehmlichen Grad der „Vollkommenheit Anſpruch machen kann: und Sie ſollen gewonnen haben.“

„Beym Brama! rief der Sultan und gähnte; Madame hat „uns da eine vortreffliche akademiſche Vorleſung gehalten!“

„Ich verſtehe die Regeln nicht, fuhr die Favoritinn fort, „und noch weniger die gelehrten Worte, in welchen man ſie abgefaßt hat. Aber ich weiß, daß nur das Wahre gefällt und „rühret. Ich weiß auch, daß die Vollkommenheit eines Schauſpiels in der ſo genauen Nachahmung einer Handlung beſtehet, „daß der ohne Unterbrechung betrogne Zuſchauer bey der Handlung ſelbſt gegenwärtig zu ſeyn glaubt. Findet ſich aber in

„den Tragödien, die Sie uns ſo rühmen, nur das geringſte, was dieſem ähnlich ſähe?“

Fünf und achtzigſtes Stück.

Den 23ſten Februar, 1768.

„Wollen Sie den Verlauf darinn loben? Er iſt meiſtens ſo vielfach und verwickelt, daß es ein Wunder ſeyn würde, wenn wirklich ſo viel Dinge in ſo kurzer Zeit geſchehen wären. Der Untergang oder die Erhaltung eines Reichs, die Heyrath einer Prinzeßinn, der Fall eines Prinzen, alles das geſchieht ſo geſchwind, wie man eine Hand umwendet. Kömmt es auf eine Verſchwörung an? im erſten Akte wird ſie entworfen; im zweyten iſt ſie beyſammen; im dritten werden alle Maaßregeln genommen, alle Hinderniſſe gehoben, und die Verſchwornen halten ſich fertig; mit nächſtem wird es einen Aufſtand ſetzen, wird es zum Treffen kommen, wohl gar zu einer förmlichen Schlacht. Und das alles nennen Sie gut geführt, intereſſant, warm, wahrſcheinlich? Ihnen kann ich nun ſo etwas am wenigſten vergeben, der Sie wiſſen, wie viel es oft koſtet, die allerelendeſte Intrigue zu Stande zu bringen, und wie viel Zeit bey der kleinſten politiſchen Angelegenheit auf Einleitungen, auf Beſprechungen und Berathſchlagungen geht.“

„Es iſt wahr, Madame, antwortete Selim, unſere Stücke ſind ein wenig überladen; aber das iſt ein nothwendiges Uebel; ohne Hülfe der Epiſoden würden wir uns vor Froſt nicht zu laſſen wiſſen.“

„Das iſt: um der Nachahmung einer Handlung Feuer und Geiſt zu geben, muß man die Handlung weder ſo vorſtellen, wie ſie iſt, noch ſo, wie ſie ſeyn ſollte. Kann etwas lächerlicheres gedacht werden? Schwerlich wohl; es wäre denn etwa dieſes, daß man die Geigen ein lebhaftes Stück, eine muntere Sonate ſpielen läßt, während daß die Zuhörer um den Prinzen bekümmert ſeyn ſollen, der auf dem Punkte iſt, ſeine Geliebte, ſeinen Thron und ſein Leben zu verlieren.“

Madame, ſagte Mengogul, Sie haben vollkommen Recht; traurige Arien müßte man indeß ſpielen, und ich will Ihnen

„gleich einige beſtellen geben. Hiermit ſtand er auf, und gieng heraus, und Selim, Riccaric und die Favoritinn ſetzten die Unterredung unter ſich fort.“

„Wenigſtens, Madame, erwiederte Selim, werden Sie nicht leugnen, daß, wenn die Epiſoden uns aus der Täuſchung heraus bringen, der Dialog uns wieder herein ſetzt. Ich wüßte nicht, wer das beſſer verſtünde, als unſere tragiſche Dichter.“

„Nun ſo verſteht es durchaus niemand, antwortete Mirzoza. Das Geſuchte, das Witzige, das Spielende, das darinn herrſcht, iſt tauſend und tauſend Meilen von der Natur entfernt. Umſonſt ſucht ſich der Verfaſſer zu verſtecken; er entgeht meinen Augen nicht, und ich erblicke ihn unaufhörlich hinter ſeinen Perſonen. Cinna, Sertorius, Maximus, Aemilia, ſind alle Augenblicke das Sprachrohr des Corneille. So ſpricht man bey unſern alten Saracenen nicht mit einander. Herr Ricaric kann Ihnen, wenn Sie wollen, einige Stellen daraus überſetzen; und ſie werden die bloße Natur hören, die ſich durch den Mund derſelben ausdrückt. Ich möchte gar zu gern zu den Neuern ſagen: „Meine Herren, anſtatt daß ihr euern Perſonen bey aller Gelegenheit Witz gebt, ſo ſucht ſie doch lieber in Umſtände zu ſetzen, die ihnen welchen geben.“

„Nach dem zu urtheilen, was Madame von dem Verlaufe und dem Dialoge unſerer dramatiſchen Stücke geſagt hat, ſcheint es wohl nicht, ſagte Selim, daß Sie den Entwicklungen wird Gnade wiederfahren laſſen.“

„Nein, gewiß nicht, verſetzte die Favoritinn: es giebt hundert ſchlechte für eine gute. Die eine iſt nicht vorbereitet: die andere eräugnet ſich durch ein Wunder. Weis der Verfaſſer nicht, was er mit einer Perſon, die er von Scene zu Scene ganze fünf Akte durchgeſchleppt hat, anfangen ſoll: geſchwind fertiget er ſie mit einem guten Dolchſtoße ab; die ganze Welt fängt an zu weinen, und ich, ich lache, als ob ich toll wäre. Hernach, hat man wohl jemals ſo geſprochen, wie wir declamiren? Pflegen die Prinzen und Könige wohl anders zu gehen, als ſonſt ein Menſch, der gut geht? Geſticuliren ſie wohl jemals, wie Beſeſſene und Raſende? Und wenn Prin-

„zeßinnen ſprechen, ſprechen ſie wohl in ſo einem heulenden „Tone? Man nimmt durchgängig an, daß wir die Tragödie zu „einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht haben: und „ich, meines Theils, halte es faſt für erwieſen, daß von allen „Gattungen der Litteratur, auf die ſich die Afrikaner in den „letzten Jahrhunderten gelegt haben, gerade dieſe die unvollkommenſte geblieben iſt.“

„Eben hier war die Favoritinn mit ihrem Ausfalle gegen „unſere theatraliſche Werke, als Mongogul wieder herein kam. „Madame, ſagte er, Sie werden mir einen Gefallen erweiſen, „wenn Sie fortfahren. Sie ſehen, ich verſtehe mich darauf, „eine Dichtkunſt abzukürzen, wenn ich ſie zu lang finde.“

„Laſſen Sie uns, fuhr die Favoritinn fort, einmal annehmen, es käme einer ganz friſch aus Angote, der in ſeinem „Leben von keinem Schauſpiele etwas gehört hätte; dem es „aber weder an Verſtande noch an Welt fehle; der ungefehr „wiſſe, was an einem Hofe vorgehe; der mit den Anſchlägen „der Höflinge, mit der Eiferſucht der Miniſter, mit den Hetzereyen der Weiber nicht ganz unbekannt wäre, und zu dem ich „im Vertrauen ſagte: „Mein Freund, es äußern ſich in dem „Seraglio ſchreckliche Bewegungen. Der Fürſt, der mit ſeinem „Sohne mißvergnügt iſt, weil er ihn im Verdacht hat, daß er „die Manimonbande liebt, iſt ein Mann, den ich für fähig halte, „an beiden die grauſamſte Rache zu üben. Dieſe Sache muß, „allem Anſehen nach, ſehr traurige Folgen haben. Wenn Sie „wollen, ſo will ich machen, daß Sie von allem, was vorgeht, „Zeuge ſeyn können.“ Er nimmt mein Anerbieten an, und ich „führe ihn in eine mit Gitterwerk vermachte Loge, aus der er „das Theater ſieht, welches er für den Pallaſt des Sultans hält. „Glauben Sie wohl, daß Trotz alles Ernſtes, in dem ich mich „zu erhalten bemühte, die Täuſchung dieſes Fremden einen Augenblick dauern könnte? Müſſen Sie nicht vielmehr geſtehen, „daß er, bey dem ſteifen Gange der Akteurs; bey ihrer wunderlichen Tracht, bey ihren ausſchweifenden Gebehrden, bey dem „ſeltſamen Nachdrucke ihrer gereimten, abgemeſſenen Sprache, „bey tauſend andern Ungereimtheiten, die ihm auffallen würden, „gleich in der erſten Scene mir ins Geſicht lachen und gerade

„heraus ſagen würde, daß ich ihn entweder zum beſten haben „wollte, oder daß der Fürſt mit ſammt ſeinem Hofe nicht wohl „bey Sinnen ſeyn müßten.“

„Ich bekenne, ſagte Selim, daß mich dieſer angenommene „Fall verlegen macht; aber könnte man Ihnen nicht zu bedenken „geben, daß wir in das Schauſpiel gehen, mit der Ueberzeu„gung, der Nachahmung einer Handlung, nicht aber der Hand„lung ſelbſt, beyzuwohnen.“

„Und ſollte denn dieſe Ueberzeugung verwehren, erwiderte „Mirzoza, die Handlung auf die allernatürlichſte Art vorzu„ſtellen?“ ——

Hier kömmt das Geſpräch nach und nach auf andere Dinge, die uns nichts angehen. Wir wenden uns alſo wieder, zu ſehen, was wir geleſen haben. Den klaren lautern Diderot! Aber alle dieſe Wahrheiten waren damals in den Wind geſagt. Sie erregten eher keine Empfindung in dem franzöſiſchen Publico, als bis ſie mit allem didaktiſchen Ernſte wiederholt, und mit Proben begleitet wurden, in welchen ſich der Verfaſſer von einigen der gerügten Mängel zu entfernen, und den Weg der Natur und Täuſchung beſſer einzuſchlagen, bemüht hatte. Nun weckte der Neid die Critik. Nun war es klar, warum Diderot das Theater ſeiner Nation auf dem Gipfel der Vollkommenheit nicht ſahe, auf dem wir es durchaus glauben ſollen; warum er ſo viel Fehler in den geprieſenen Meiſterſtücken deſſelben fand: blos und allein, um ſeinen Stücken Platz zu ſchaffen. Er mußte die Methode ſeiner Vorgänger verſchrien haben, weil er empfand, daß in Befolgung der nehmlichen Methode, er unendlich unter ihnen bleiben würde. Er mußte ein elender Charlatan ſeyn, der allen fremden Theriak verachtet, damit kein Menſch andern als ſeinen kaufe. Und ſo fielen die Paliſſots über ſeine Stücke her.

Allerdings hatte er ihnen auch, in ſeinem natürlichen Sohne, manche Blöße gegeben. Dieſer erſte Verſuch iſt bey weiten das nicht, was der Hausvater iſt. Zu viel Einförmigkeit in den Charakteren, das Romantiſche in dieſen Charakteren ſelbſt, ein ſteifer koſtbarer Dialog, ein pedantiſches Geklingle von neumodiſch philoſophiſchen Sentenzen: alles das machte den Tadlern leichtes Spiel. Beſonders zog die feyerliche Thereſia (oder Conſtantia, wie ſie in dem Originale heißt,) die ſo philoſophiſch ſelbſt auf die Freyerey geht, die mit einem Manne, der ſie nicht mag, ſo weiſe von tugendhaften Kindern ſpricht, die ſie mit ihm zu erzielen gedenkt, die Lacher auf ihre Seite. Auch kann man nicht leugnen, daß die Einkleidung, welche Diderot den beygefügten Unterredungen gab, daß der Ton, den er darinn annahm, ein wenig eitel und pompös war; daß verſchiedene Anmerkungen als ganz neue Entdeckungen darinn vorgetragen wurden, die doch nicht neu und dem Verfaſſer nicht eigen waren; daß andere Anmerkungen die Gründlichkeit nicht hatten, die ſie in dem blendenden Vortrage zu haben ſchienen.

Sechs und achtzigſtes Stück.

Den 26ſten Februar, 1768.

Z. E. Diderot behauptete,(*) daß es in der menſchlichen Natur aufs höchſte nur ein Dutzend wirklich komiſche Charaktere gäbe, die großer Züge fähig wären; und daß die kleinen Verſchiedenheiten unter den menſchlichen Charakteren nicht ſo glücklich bearbeitet werden könnten, als die reinen unvermiſchten Charaktere. Er ſchlug daher vor, nicht mehr die Charaktere, ſondern die Stände auf die Bühne zu bringen; und wollte die Bearbeitung dieſer, zu dem beſondern Geſchäfte der ernſthaften Komödie machen. „Bisher, ſagt er, iſt in der Komödie der „Charakter das Hauptwerk geweſen; und der Stand war nur „etwas Zufälliges; nun aber muß der Stand das Hauptwerk, „und der Charakter das Zufällige werden. Aus dem Charakter „zog man die ganze Intrigue: man ſuchte durchgängig die Umſtände, in welchen er ſich am beſten äußert, und verband „dieſe Umſtände unter einander. Künftig muß der Stand, „müſſen die Pflichten, die Vortheile, die Unbequemlichkeiten „deſſelben zur Grundlage des Werks dienen. Dieſe Quelle „ſcheint mir weit ergiebiger, von weit größerm Umfange, von „weit größerm Nutzen, als die Quelle der Charaktere. War „der Charakter nur ein wenig übertrieben, ſo konnte der Zu-

---

(*) S. die Unterredungen hinter dem Natürlichen Sohne S. 321. 22. d. Ueberſ.

„ſchauer zu ſich ſelbſt ſagen: das bin ich nicht. Das aber „kann er unmöglich leugnen, daß der Stand, den man ſpielt, „ſein Stand iſt; ſeine Pflichten kann er unmöglich verkennen. „Er muß das, was er hört, nothwendig auf ſich anwenden.“

Was **Paliſſot** hierwider erinnert, (*) iſt nicht ohne Grund. Er leugnet es, daß die Natur ſo arm an urſprünglichen Charakteren ſey, daß ſie die komiſchen Dichter bereits ſollten erſchöpft haben. Moliere ſahe noch genug neue Charaktere vor ſich, und glaubte kaum den allerkleinſten Theil von denen behandelt zu haben, die er behandeln könne. Die Stelle, in welcher er verſchiedne derſelben in der Geſchwindigkeit entwirft, iſt ſo merkwürdig als lehrreich, indem ſie vermuthen läßt, daß der Miſanthrop ſchwerlich ſein Non plus ultra in dem hohen Komiſchen dürfte geblieben ſeyn, wann er länger gelebt hätte. (**) Paliſſot ſelbſt iſt nicht unglücklich, einige neue Charaktere von ſeiner eignen Bemerkung beyzufügen: den dummen Mäcen, mit ſeinen kriechenden Clienten; den Mann, an ſeiner unrechten

---

(*) Petites Lettres ſur de grands Philoſophes Lett. II.

(**) (**Impromptu de Verſailles** Sc. 3.) Eh! mon pauvre Marquis, nous lui (à Moliere) fournirons toujours aſſez de matiere, & nous ne prenons guéres le chemin de nous rendre ſages par tout ce qu'il fait & tout ce qu'il dit. Crois-tu qu'il ait épuiſé dans ſes Comedies tous les ridicules des hommes, & ſans ſortir de la Cour, n'a-t-il pas encore vingt caractéres de gens, où il n'a pas touché? N'a-t-il pas, par exemple, ceux qui ſe font les plus grandes amitiés du monde, & qui, le dos tourné, font galanterie de ſe dechirer l'un l'autre? N'a-t-il pas ces adulateurs à outrance, ces flatteurs inſipides qui n'aſſaiſonnent d'aucun ſel les louanges qu'ils donnent, & dont toutes les flatteries ont une douceur fade qui fait mal au cœur à ceux qui les écoutent? N'a-t-il pas ces lâches courtiſans de la faveur, ces perfides adorateurs de la fortune, qui vous encenſent dans la proſperité, & vous accablent dans la diſgrace? N'a-t-il pas ceux qui ſont toujours mécontens de la Cour, ces ſuivans inutiles, ces incommodes aſſidus, ces gens, dis-je, qui pour ſervices ne peuvent compter que des importunités, & qui veulent qu'on les recompenſe d'avoir obſedé le Prince dix ans durant? N'a-t-il pas ceux qui careſſent egalement tout le monde, qui promenent leurs civilités à droite, à gauche, & courent à tous ceux qu'ils voyent avec les mêmes embraſſades, & les mêmes proteſtations d'amitié? — — Va, va, Marquis, Moliere aura toujours plus de ſujets qu'il n'en voudra, & tout ce qu'il a touché n'eſt que bagatelle au prix de ce qui reſte.

Stelle; den Argliſtigen, deſſen ausgekünſtelte Anſchläge immer gegen die Einfalt eines treuherzigen Biedermanns ſcheitern; den Scheinphiloſophen; den Sonderling, den Destouches verfehlt habe; den Heuchler mit geſellſchaftlichen Tugenden, da der Religionsheuchler ziemlich aus der Mode ſey. — Das ſind wahrlich nicht gemeine Ausſichten, die ſich einem Auge, das gut in die Ferne trägt, bis ins Unendliche erweitern. Da iſt noch Erndte genug für die wenigen Schnitter, die ſich daran wagen dürfen!

Und wenn auch, ſagt Paliſſot, der komiſchen Charaktere wirklich ſo wenige, und dieſe wenigen wirklich alle ſchon bearbeitet wären: würden die Stände denn dieſer Verlegenheit abhelfen? Man wähle einmal einen; z. E. den Stand des Richters. Werde ich ihm denn, dem Richter, nicht einen Charakter geben müſſen? Wird er nicht traurig oder luſtig, ernſthaft oder leichtſinnig, leutſelig oder ſtürmiſch ſeyn müſſen? Wird es nicht blos dieſer Charakter ſeyn, der ihn aus der Klaſſe metaphyſiſcher Abſtrakte heraushebt, und eine wirkliche Perſon aus ihm macht? Wird nicht folglich die Grundlage der Intrigue und die Moral des Stücks wiederum auf dem Charakter beruhen? Wird nicht folglich wiederum der Stand nur das Zufällige ſeyn?

Zwar könnte Diderot hierauf antworten: Freylich muß die Perſon, welche ich mit dem Stande bekleide, auch ihren individuellen moraliſchen Charakter haben; aber ich will, daß es ein ſolcher ſeyn ſoll, der mit den Pflichten und Verhältniſſen des Standes nicht ſtreitet, ſondern aufs beſte harmoniret. Alſo, wenn dieſe Perſon ein Richter iſt, ſo ſteht es mir nicht frey, ob ich ihn ernſthaft oder leichtſinnig, leutſelig oder ſtürmiſch machen will: er muß nothwendig ernſthaft und leutſelig ſeyn, und jedesmal es in dem Grade ſeyn, den das vorhabende Geſchäfte erfodert.

Dieſes, ſage ich, könnte Diderot antworten: aber zugleich hätte er ſich einer andern Klippe genähert; nehmlich der Klippe der vollkommnen Charaktere. Die Perſonen ſeiner Stände würden nie etwas anders thun, als was ſie nach Pflicht und Gewiſſen thun müßten; ſie würden handeln, völlig wie es im Buche ſteht. Erwarten wir das in der Komödie? Können dergleichen Vorſtellungen anziehend genug werden? Wird der Nutzen, den wir davon hoffen dürfen, groß genug ſeyn, daß es ſich der Mühe verlohnt, eine neue Gattung dafür feſt zu ſetzen, und für dieſe eine eigene Dichtkunſt zu ſchreiben?

Die Klippe der vollkommenen Charaktere ſcheinet mir Diderot überhaupt nicht genug erkundiget zu haben. In ſeinen Stücken ſteuert er ziemlich gerade darauf los: und in ſeinen kritiſchen Seekarten findet ſich durchaus keine Warnung davor. Vielmehr finden ſich Dinge darinn, die den Lauf nach ihr hin zu lenken rathen. Man erinnere ſich nur, was er, bey Gelegenheit des Contraſts unter den Charakteren, von den Brüdern des Terenz ſagt. (*) „Die zwey contraſtirten Väter darinn „ſind mit ſo gleicher Stärke gezeichnet, daß man dem feinſten „Kunſtrichter Trotz bieten kann, die Hauptperſon zu nennen; „ob es Micio oder ob es Demea ſeyn ſoll? Fällt er ſein Urtheil vor dem letzten Auftritte, ſo dürfte er leicht mit Erſtaunen wahrnehmen, daß der, den er ganzer fünf Aufzüge hindurch, für einen verſtändigen Mann gehalten hat, nichts als „ein Narr iſt, und daß der, den er für einen Narren gehalten „hat, wohl gar der verſtändige Mann ſeyn könnte. Man „ſollte zu Anfange des fünften Aufzuges dieſes Drama faſt „ſagen, der Verfaſſer ſey durch den beſchwerlichen Contraſt „gezwungen worden, ſeinen Zweck fahren zu laſſen, und „das ganze Intereſſe des Stücks umzukehren. Was iſt aber „daraus geworden? Dieſes, daß man gar nicht mehr weiß, „für wen man ſich intereſſiren ſoll. Vom Anfange her iſt man „für den Micio gegen den Demea geweſen, und am Ende iſt „man für keinen von beiden. Beynahe ſollte man einen dritten Vater verlangen, der das Mittel zwiſchen dieſen zwey „Perſonen hielte, und zeigte, worinn ſie beide fehlten."

Nicht ich! Ich verbitte mir ihn ſehr, dieſen dritten Vater; es ſey in dem nehmlichen Stücke, oder auch allein. Welcher Vater glaubt nicht zu wiſſen, wie ein Vater ſeyn ſoll? Auf dem rechten Wege dünken wir uns alle: wir verlangen nur, dann und wann vor den Abwegen zu beiden Seiten gewarnet zu werden.

(*) In der dr. Dichtkunſt hinter dem Hausvater S. 358. d. Uebers.

Diderot hat Recht: es iſt beſſer, wenn die Charaktere blos verſchieden, als wenn ſie contraſtirt ſind. Contraſtirte Charaktere ſind minder natürlich und vermehren den romantiſchen Anſtrich, an dem es den dramatiſchen Begebenheiten ſo ſchon ſelten fehlt. Für eine Geſellſchaft, im gemeinen Leben, wo ſich der Contraſt der Charaktere ſo abſtechend zeigt, als ihn der komiſche Dichter verlangt, werden ſich immer tauſend finden, wo ſie weiter nichts als verſchieden ſind. Sehr richtig! Aber iſt ein Charakter, der ſich immer genau in dem graden Gleiſe hält, das ihm Vernunft und Tugend vorſchreiben, nicht eine noch ſeltenere Erſcheinung? Von zwanzig Geſellſchaften im gemeinen Leben, werden eher zehn ſeyn, in welchen man Väter findet, die bey Erziehung ihrer Kinder völlig entgegen geſetzte Wege einſchlagen, als eine, die den wahren Vater aufweiſen könnte. Und dieſer wahre Vater iſt noch dazu immer der nehmliche, iſt nur ein einziger, da der Abweichungen von ihm unendlich ſind. Folglich werden die Stücke, die den wahren Vater ins Spiel bringen, nicht allein jedes vor ſich unnatürlicher, ſondern auch unter einander einförmiger ſeyn, als es die ſeyn können, welche Väter von verſchiednen Grundſätzen einführen. Auch iſt es gewiß, daß die Charaktere, welche in ruhigen Geſellſchaften blos verſchieden ſcheinen, ſich von ſelbſt contraſtiren, ſobald ein ſtreitendes Intereſſe ſie in Bewegung ſetzt. Ja es iſt natürlich, daß ſie ſich ſodann beeifern, noch weiter von einander entfernt zu ſcheinen, als ſie wirklich ſind. Der Lebhafte wird Feuer und Flamme gegen den, der ihm zu lau ſich zu betragen ſcheinet: und der Laue wird kalt wie Eis, um jenem ſo viel Uebereilungen begehen zu laſſen, als ihm nur immer nützlich ſeyn können.

Sieben und achtzig und acht und achtzigſtes Stück.

Den 4ten Merz, 1768.

Und ſo ſind andere Anmerkungen des Paliſſot mehr, wenn nicht ganz richtig, doch auch nicht ganz falſch. Er ſieht den Ring, in den er mit ſeiner Lanze ſtoßen will, ſcharf genug; aber in der Hitze des Anſprengens, verrückt die Lanze, und er ſtößt den Ring gerade vorbey.

So ſagt er über den **natürlichen Sohn** unter andern: „Welch ein ſeltſamer Titel! der natürliche Sohn! Warum heißt das Stück ſo? Welchen Einfluß hat die Geburt des Dorval? Was für einen Vorfall veranlaßt ſie? Zu welcher Situation giebt ſie Gelegenheit? Welche Lücke füllt ſie auch nur? Was kann alſo die Abſicht des Verfaſſers dabey geweſen ſeyn? Ein Paar Betrachtungen über das Vorurtheil gegen die uneheliche Geburt aufzuwärmen? Welcher vernünftige Menſch weiß denn nicht von ſelbſt, wie ungerecht ein ſolches Vorurtheil iſt?“

Wenn Diderot hierauf antwortete: Dieſer Umſtand war allerdings zur Verwickelung meiner Fabel nöthig; ohne ihn würde es weit unwahrſcheinlicher geweſen ſeyn, daß Dorval ſeine Schweſter nicht kennet, und ſeine Schweſter von keinem Bruder weiß; es ſtand mir frey, den Titel davon zu entlehnen, und ich hätte den Titel von noch einem geringern Umſtande entlehnen können. — Wenn Diderot dieſes antwortete, ſag ich, wäre Paliſſot nicht ungefehr widerlegt?

Gleichwohl iſt der Charakter des natürlichen Sohnes einem ganz andern Einwurfe blos geſtellet, mit welchem Paliſſot den Dichter weit ſchärfer hätte zuſetzen können. Dieſem nehmlich: daß der Umſtand der unehelichen Geburt, und der daraus erfolgten Verlaſſenheit und Abſonderung, in welcher ſich Dorval von allen Menſchen ſo viele Jahre hindurch ſahe, ein viel zu eigenthümlicher und beſonderer Umſtand iſt, gleichwohl auf die Bildung ſeines Charakters viel zu viel Einfluß gehabt hat, als daß dieſer diejenige Allgemeinheit haben könne, welche nach der eignen Lehre des Diderot ein komiſcher Charakter nothwendig haben muß. — Die Gelegenheit reizt mich zu einer Ausſchweifung über dieſe Lehre: und welchem Reitze von der Art brauchte ich in einer ſolchen Schrift zu widerſtehen?

„Die komiſche Gattung, ſagt Diderot, (*) hat Arten, und die tragiſche hat Individua. Ich will mich erklären. Der Held einer Tragödie iſt der und der Menſch: es iſt Regulus, oder Brutus, oder Cato, und ſonſt kein anderer. Die vornehmſte Perſon einer Komödie hingegen muß eine groſe An-

---

(*) Unterred. S. 292. d. Ueberſ.

„zahl von Menſchen vorſtellen. Gäbe man ihr von ohngefehr
„eine ſo eigene Phyſiognomie, daß ihr nur ein einziges Indivi-
„duum ähnlich wäre, ſo würde die Komödie wieder in ihre
„Kindheit zurücktreten. — Terenz ſcheinet mir einmal in dieſen
„Fehler gefallen zu ſeyn. Sein **Heavtontimorumenos** iſt
„ein Vater, der ſich über den gewaltſamen Entſchluß grämet,
„zu welchem er ſeinen Sohn durch übermäßige Strenge gebracht
„hat, und der ſich deßwegen nun ſelbſt beſtraft, indem er ſich
„in Kleidung und Speiſe kümmerlich hält, allen Umgang flie-
„het, ſein Geſinde abſchaft, und das Feld mit eigenen Händen
„bauet. Man kann gar wohl ſagen, daß es ſo einen Vater
„nicht giebt. Die größte Stadt würde kaum in einem ganzen
„Jahrhunderte Ein Beyſpiel einer ſo ſeltſamen Betrübniß auf-
„zuweiſen haben.“

Zuerſt von der Inſtanz des Heavtontimorumenos. Wenn dieſer Charakter wirklich zu tadeln iſt: ſo trift der Tadel nicht ſowohl den Terenz, als den Menander. Menander war der Schöpfer deſſelben, der ihn, allem Anſehen nach, in ſeinem Stücke noch eine weit ausführlichere Rolle ſpielen laſſen, als er in der Copie des Terenz ſpielet, in der ſich ſeine Sphäre, wegen der verdoppelten Intrigue, wohl ſehr einziehen müſſen. (*)

(*) Falls nehmlich die 6te Zeile des Prologs

Duplex quæ ex argumento facta eſt ſimplici,

von dem Dichter wirklich ſo geſchrieben, und nicht anders zu verſtehen iſt, als die Dacier und nach ihr der neue engliſche Ueberſetzer des Terenz, Colman, ſie erklären. Terence only meant to ſay, that he had doubled the characters; inſtead of one old man, one young gallant, one miſtreſs, as in Menander, he had two old men &c. He therefore adds very properly: novam eſſe oſtendi, — which certainly could not have been implied, had the characters been the ſame in the Greek poet. Auch ſchon Adrian Barlandus, ja ſelbſt die alte Gloſſa interlinealis des Aſcenſius, hatte das duplex nicht anders verſtanden: propter ſenes & juvenes ſagt dieſe; und jener ſchreibt, nam in hac latina ſenes duo, adoleſcentes item duo ſunt. Und dennoch will mir dieſe Auslegung nicht in den Kopf, weil ich gar nicht einſehe, was von dem Stücke übrig bleibt, wenn man die Perſonen, durch welche Terenz den Alten, den Liebhaber und die Geliebte verdoppelt haben ſoll, wieder wegnimmt. Mir iſt es unbegreiflich, wie Menander dieſen Stoff, ohne den Chremes und ohne den Clitipho, habe behandeln können; beide ſind ſo genau hineingeflochten, daß ich mir weder Verwicklung noch Auflöſung

Aber daß er von Menandern herrührt, dieſes allein ſchon hätte, mich wenigſtens, abgeſchreckt, den Terenz deßfalls zu verdammen. Das ὦ Μένανδρε καὶ βίε, πότερος ἆρ᾽ ὑμῶν πότερον ἀπε-

ohne ſie denken kann. Einer andern Erklärung, durch welche ſich Julius Scaliger lächerlich gemacht hat, will ich gar nicht gedenken. Auch die, welche Eugraphius gegeben hat, und die vom Faerne angenommen werden, iſt ganz unſchicklich. In dieſer Verlegenheit haben die Kritici bald das duplex bald das ſimplici in der Zeile zu verändern geſucht, wozu ſie die Handſchriften gewiſſermaaßen berechtigten. Einige haben geleſen:

Duplex quæ ex argumento facta eſt duplici.

Andere:

Simplex quæ ex argumento facta eſt duplici.

Was bleibt noch übrig, als daß nun auch einer lieſet:

Simplex quæ ex argumento facta eſt ſimplici?

Und in allem Ernſte: ſo möchte ich am liebſten leſen. Man ſehe die Stelle im Zuſammenhange, und überlege meine Gründe.

Ex integra Græca integram comœdiam
Hodie ſum acturus Heautontimorumenon:
Simplex quæ ex argumento facta eſt ſimplici.

Es iſt bekannt, was dem Terenz von ſeinen neidiſchen Mitarbeitern am Theater vorgeworfen ward:

Multas contaminaſſe græcas, dum facit
Paucas latinas —

Er ſchmelzte nehmlich öfters zwey Stücke in eines, und machte aus zwey Griechiſchen Komödien eine einzige Lateiniſche. So ſetzte er ſeine Andria aus der Andria und Perinthia des Menanders zuſammen; ſeinen Eunuchus, aus dem Eunuchus und dem Colax eben dieſes Dichters; ſeine Brüder, aus den Brüdern des nehmlichen und einem Stücke des Diphilus. Wegen dieſes Vorwurfs rechtfertiget er ſich nun in dem Prologe des Heautontimorumenos. Die Sache ſelbſt geſteht er ein; aber er will damit nichts anders gethan haben, als was andere gute Dichter vor ihm gethan hätten.

—— —— ——, id eſſe factum hic non negat
Neque ſe pigere, & deinde facturum id autumat.
Habet bonorum exemplum: quo exemplo ſibi
Licere id facere, quod illi fecerunt, putat.

Ich habe es gethan, ſagt er, und ich denke, daß ich es noch öfterer thun werde. Das bezog ſich aber auf vorige Stücke, und nicht auf das Gegenwärtige, den Heautontimorumenos. Denn dieſer war nicht aus zwey griechiſchen Stücken, ſondern nur aus einem einzigen gleiches Namens genommen. Und das iſt es, glaube ich, was er in der ſtreitigen Zeile ſagen will, ſo wie ich ſie zu leſen vorſchlage:

Simplex quæ ex argumento facta eſt ſimplici.

So einfach, will Terenz ſagen, als das Stück des Menanders iſt, eben ſo μιμήσατο; iſt zwar froſtiger, als witzig geſagt: doch würde man es wohl überhaupt von einem Dichter geſagt haben, der Charaktere zu ſchildern im Stande wäre, wovon ſich in der größ-

---

einfach iſt auch mein Stück; ich habe durchaus nichts aus andern Stücken eingeſchaltet; es iſt, ſo lang es iſt, aus dem griechiſchen Stücke genommen, und das griechiſche Stück iſt ganz in meinem Lateiniſchen; ich gebe alſo

Ex integra Græca integram Comœdiam.

Die Bedeutung, die Faerne dem Worte integra in einer alten Gloſſe gegeben fand, daß es ſo viel ſeyn ſollte, als a nullo tacta, iſt hier offenbar falſch, weil ſie ſich nur auf das erſte integra, aber keinesweges auf das zweyte integram ſchicken würde. — Und ſo glaube ich, daß ſich meine Vermuthung und Auslegung wohl hören läßt! Nur wird man ſich an die gleich folgende Zeile ſtoßen:

Novam eſſe oſtendi, & quæ eſſet —

Man wird ſagen: wenn Terenz bekennet, daß er das ganze Stück aus einem einzigen Stücke des Menanders genommen habe; wie kann er eben durch dieſes Bekenntniß bewieſen zu haben vorgeben, daß ſein Stück neu ſey, novam eſſe? — Doch dieſe Schwierigkeit kann ich ſehr leicht heben, und zwar durch eine Erklärung eben dieſer Worte, von welcher ich mich zu behaupten getraue, daß ſie ſchlechterdings die einzige wahre iſt, ob ſie gleich nur mir zugehört, und kein Ausleger, ſo viel ich weiß, ſie nur von weitem vermuthet hat. Ich ſage nehmlich; die Worte,

Novam eſſe oſtendi, & quæ eſſet —

beziehen ſich keinesweges auf das, was Terenz den Vorredner in dem Vorigen ſagen laſſen; ſondern man muß darunter verſtehen, apud Aediles; novus aber heißt hier nicht, was aus des Terenz eigenem Kopfe gefloſſen, ſondern blos, was im Lateiniſchen noch nicht vorhanden geweſen. Daß mein Stück, will er ſagen, ein neues Stück ſey, das iſt, ein ſolches Stück, welches noch nie lateiniſch erſchienen, welches ich ſelbſt aus dem Griechiſchen überſetzt, das habe ich den Aedilen, die mir es abgekauft, bewieſen. Um mir hierinn ohne Bedenken beyzufallen, darf man ſich nur an den Streit erinnern, welchen er, wegen ſeines Eunuchus, vor den Aedilen hatte. Dieſen hatte er ihnen als ein neues, von ihm aus dem Griechiſchen überſetztes Stück verkauft: aber ſein Widerſacher, Lavinius, wollte den Aedilen überreden, daß er es nicht aus dem Griechiſchen, ſondern aus zwey alten Stücken des Nävius und Plautus genommen habe. Freylich hatte der Eunuchus mit dieſen Stücken vieles gemein; aber doch war die Beſchuldigung des Lavinius falſch; denn Terenz hatte nur aus eben der griechiſchen Quelle geſchöpft, aus welcher, ihm unwiſſend, ſchon Nävius und Plautus vor ihm geſchöpft hatten. Alſo, um dergleichen Verleumdungen bey ſeinem Heavtontimorumenos vorzubauen, was war natürlicher, als daß er den Aedilen das griechiſche Original vorgezeigt, und ſie wegen des Inhalts unterrichtet hatte? Ja, die Aedilen konnten das leicht ſelbſt von ihm gefodert haben. Und darauf geht das

Novam eſſe oſtendi, & quæ eſſet.

ten Stadt kaum in einem ganzen Jahrhunderte ein einziges Beyſpiel zeiget? Zwar in hundert und mehr Stücken könnte ihm auch wohl Ein ſolcher Charakter entfallen ſeyn. Der fruchtbarſte Kopf ſchreibt ſich leer; und wenn die Einbildungskraft ſich keiner wirklichen Gegenſtände der Nachahmung mehr erinnern kann, ſo componirt ſie deren ſelbſt, welches denn freylich meiſtens Carrikaturen werden. Dazu will Diderot bemerkt haben, daß ſchon Horaz, der einen ſo beſonders zärtlichen Geſchmack hatte, den Fehler, wovon die Rede iſt, eingeſehen, und im Vorbeygehen, aber faſt unmerklich, getadelt habe.

Die Stelle ſoll die in der zweyten Satyre des erſten Buchs ſeyn, wo Horaz zeigen will, „daß die Narren aus einer Uebertreibung in die andere entgegengeſetzte zu fallen pflegen. Fuſidius, ſagt er, fürchtet für einen Verſchwender gehalten zu werden. Wißt ihr, was er thut? Er leihet monatlich für fünf Procent, und macht ſich im voraus bezahlt. Je nöthiger der andere das Geld braucht, deſto mehr fodert er. Er weiß die Namen aller jungen Leute, die von gutem Hauſe ſind, und izt in die Welt treten, dabey aber über harte Väter zu klagen haben. Vielleicht aber glaubt ihr, daß dieſer Menſch wieder einen Aufwand mache, der ſeinen Einkünften entſpricht? Weit gefehlt! Er iſt ſein grauſamſter Feind, und der Vater in der Komödie, der ſich wegen der Entweichung ſeines Sohnes beſtraft, kann ſich nicht ſchlechter quälen: non se pejus cruciaverit." — Dieſes ſchlechter, dieſes pejus, will Diderot, ſoll hier einen doppelten Sinn haben; einmal ſoll es auf den Fuſidius, und einmal auf den Terenz gehen; dergleichen beyläufige Hiebe, meinet er, wären dem Charakter des Horaz auch vollkommen gemäß.

Das letzte kann ſeyn, ohne ſich auf die vorhabende Stelle anwenden zu laſſen. Denn hier, dünkt mich, würde die beyläufige Anſpielung dem Hauptverſtande nachtheilig werden. Fuſidius iſt kein ſo großer Narr, wenn es mehr ſolche Narren giebt. Wenn ſich der Vater des Terenz eben ſo abgeſchmackt peinigte, wenn er eben ſo wenig Urſache hätte, ſich zu peinigen, als Fuſidius, ſo theilt er das Lächerliche mit ihm, und Fuſidius iſt weniger ſeltſam und abgeſchmackt. Nur alsdenn, wenn Fuſidius ohne alle Urſache eben ſo hart und grauſam gegen ſich ſelbſt iſt, als der Vater des Terenz mit Urſache iſt, wenn jener aus ſchmutzigem Geitze thut, was dieſer aus Reu und Betrübniß that: nur alsdenn wird uns jener unendlich lächerlicher und verächtlicher, als mitleidswürdig wir dieſen finden.

Und allerdings iſt jede große Betrübniß von der Art, wie die Betrübniß dieſes Vaters: die ſich nicht ſelbſt vergißt, die peiniget ſich ſelbſt. Es iſt wider alle Erfahrung, daß kaum alle hundert Jahre ſich ein Beyſpiel einer ſolchen Betrübniß finde: vielmehr handelt jede ungefehr eben ſo; nur mehr oder weniger, mit dieſer oder jener Veränderung. Cicero hatte auf die Natur der Betrübniß genauer gemerkt; er ſahe daher in dem Betragen des Heavtontimorumenos nichts mehr, als was alle Betrübte, nicht blos von dem Affekte hingeriſſen, thun, ſondern auch bey kälterm Geblüte fortſetzen zu müſſen glauben. (*) Hæc omnia recta, vera, debita putantes, faciunt in dolore: maximeque declaratur, hoc quaſi officii judicio fieri, quod ſi qui forte, cum ſe in luctu eſſe vellent, aliquid fecerunt humanius, aut ſi hilarius locuti eſſent, revocant ſe rurſus ad mœſtitiam, peccatique ſe inſimulant, quod dolere intermiſerint: pueros vero matres & magiſtri caſtigare etiam ſolent, nec verbis ſolum, ſed etiam verberibus, ſi quid in domeſtico luctu hilarius ab iis factum eſt, aut dictum: plorare cogunt. — Quid ille Terentianus ipſe ſe puniens? u. ſ. w.

Menedemus aber, ſo heißt der Selbſtpeiniger bey dem Terenz, hält ſich nicht allein ſo hart aus Betrübniß; ſondern, warum er ſich auch jeden geringen Aufwand verweigert, iſt die Urſache und Abſicht vornehmlich dieſes: um deſto mehr für den abweſenden Sohn zu ſparen, und dem einmal ein deſto gemächlicheres Leben zu verſichern, den er itzt gezwungen, ein ſo ungemächliches zu ergreifen. Was iſt hierinn, was nicht hundert Väter thun würden? Meint aber Diderot, daß das Eigene und Seltſame darinn beſtehe, daß Menedemus ſelbſt hackt, ſelbſt gräbt, ſelbſt ackert: ſo hat er wohl in der Eil mehr an unſere neuere, als an die alten Sitten gedacht. Ein reicher Vater

---

(*) Tuſc. Quæſt. lib. III. c. 27.

itziger Zeit, würde das freylich nicht ſo leicht thun: denn die wenigſten würden es zu thun verſtehen. Aber die wohlhabenſten, vornehmſten Römer und Griechen waren mit allen ländlichen Arbeiten bekannter, und ſchämten ſich nicht, ſelbſt Hand anzulegen.

Doch alles ſey, vollkommen wie es Diderot ſagt! Der Charakter des Selbſtpeinigers ſey wegen des allzu Eigenthümlichen, wegen dieſer ihm faſt nur allein zukommenden Falte, zu einem komiſchen Charakter ſo ungeſchickt, als er nur will. Wäre Diderot nicht in eben den Fehler gefallen? Denn was kann eigenthümlicher ſeyn, als der Charakter ſeines Dorval? Welcher Charakter kann mehr eine Falte haben, die ihm nur allein zukömmt, als der Charakter dieſes natürlichen Sohnes? „Gleich nach meiner Geburt, läßt er ihn von ſich ſelbſt ſagen, „ward ich an einen Ort verſchleidert, der die Grenze zwiſchen „Einöde und Geſellſchaft heiſſen kann; und als ich die Augen „aufthat, mich nach den Banden umzuſehen, die mich mit den „Menſchen verknüpften, konnte ich kaum einige Trümmern da„von erblicken. Dreyßig Jahre lang irrte ich unter ihnen ein„ſam, unbekannt und verabſäumet umher, ohne die Zärtlichkeit „irgend eines Menſchen empfunden, noch irgend einen Menſchen „angetroffen zu haben, der die meinige geſucht hätte.“ Daß ein natürliches Kind ſich vergebens nach ſeinen Aeltern, vergebens nach Perſonen umſehen kann, mit welchen es die nähern Bande des Bluts verknüpfen: das iſt ſehr begreiflich; das kann unter zehnen neunen begegnen. Aber daß es ganze dreyßig Jahre in der Welt herum irren könne, ohne die Zärtlichkeit irgend eines Menſchen empfunden zu haben, ohne irgend einen Menſchen angetroffen zu haben, der die ſeinige geſucht hätte: das, ſollte ich faſt ſagen, iſt ſchlechterdings unmöglich. Oder, wenn es möglich wäre, welche Menge ganz beſonderer Umſtände müßten von beiden Seiten, von Seiten der Welt und von Seiten dieſes ſo lange inſulirten Weſens, zuſammen gekommen ſeyn, dieſe traurige Möglichkeit wirklich zu machen? Jahrhunderte auf Jahrhunderte werden verfließen, ehe ſie wieder einmal wirklich wird. Wolle der Himmel nicht, daß ich mir je das menſchliche Geſchlecht anders vorſtelle! Lieber wünſchte ich ſonſt, ein Bär gebohren zu ſeyn, als ein Menſch. Nein, kein Menſch kann unter Menſchen ſo lange verlaſſen ſeyn! Man ſchleidere ihn hin, wohin man will: wenn er noch unter Menſchen fällt, ſo fällt er unter Weſen, die, ehe er ſich umgeſehen, wo er iſt, auf allen Seiten bereit ſtehen, ſich an ihn anzuketten. Sind es nicht vornehme, ſo ſind es geringe! Sind es nicht glückliche, ſo ſind es unglückliche Menſchen! Menſchen ſind es doch immer. So wie ein Tropfen nur die Fläche des Waſſers berühren darf, um von ihm aufgenommen zu werden und ganz in ihm zu verfließen: das Waſſer heiſſe, wie es will, Lache oder Quelle, Strom oder See, Belt oder Ocean.

Gleichwohl ſoll dieſe dreyßigjährige Einſamkeit unter den Menſchen, den Charakter des Dorval gebildet haben. Welcher Charakter kann ihm nun ähnlich ſehen? Wer kann ſich in ihm erkennen? nur zum kleinſten Theil in ihm erkennen?

Eine Ausflucht, finde ich doch, hat ſich Diderot auszuſparen geſucht. Er ſagt in dem Verfolge der angezogenen Stelle: „In der ernſthaften Gattung werden die Charaktere oft eben „ſo allgemein ſeyn, als in der komiſchen Gattung; ſie werden „aber allezeit weniger individuell ſeyn, als in der Tragiſchen.“ Er würde ſonach antworten: Der Charakter des Dorval iſt kein komiſcher Charakter; er iſt ein Charakter, wie ihn das ernſthafte Schauſpiel erfodert; wie dieſes den Raum zwiſchen Komödie und Tragödie füllen ſoll, ſo müſſen auch die Charaktere deſſelben das Mittel zwiſchen den komiſchen und tragiſchen Charakteren halten; ſie brauchen nicht ſo allgemein zu ſeyn als jene, wenn ſie nur nicht ſo völlig individuell ſind, als dieſe; und ſolcher Art dürfte doch wohl der Charakter des Dorval ſeyn.

Alſo wären wir glücklich wieder an dem Punkte, von welchem wir ausgiengen. Wir wollten unterſuchen, ob es wahr ſey, daß die Tragödie Individua, die Komödie aber Arten habe: das iſt, ob es wahr ſey, daß die Perſonen der Komödie eine große Anzahl von Menſchen faſſen und zugleich vorſtellen müßten; da hingegen der Held der Tragödie nur der und der Menſch, nur Regulus, oder Brutus, oder Cato ſey, und ſeyn ſolle. Iſt es wahr, ſo hat auch das, was Diderot von den Perſonen der mittlern Gattung ſagt, die er die ernſthafte Komödie nennt, keine Schwierigkeit, und der Charakter ſeines Dorval wäre ſo tadelhaft nicht. Iſt es aber nicht wahr, ſo fällt auch dieſes von ſelbſt weg, und dem Charakter des natürlichen Sohnes kann aus einer ſo ungegründeten Eintheilung keine Rechtfertigung zufließen.

Neun und achtzigſtes Stück.

Den 8ten Merz, 1768.

Zuerſt muß ich anmerken, daß Diderot ſeine Aſſertion ohne allen Beweis gelaſſen hat. Er muß ſie für eine Wahrheit angeſehen haben, die kein Menſch in Zweifel ziehen werde, noch könne; die man nur denken dürfe, um ihren Grund zugleich mit zu denken. Und ſollte er den wohl gar in den wahren Namen der tragiſchen Perſonen gefunden haben? Weil dieſe Achilles, und Alexander, und Cato, und Auguſtus heiſſen, und Achilles, Alexander, Cato, Auguſtus, wirkliche einzelne Perſonen geweſen ſind: ſollte er wohl daraus geſchloſſen haben, daß ſonach alles, was der Dichter in der Tragödie ſie ſprechen und handeln läßt, auch nur dieſen einzeln ſo genannten Perſonen, und keinem in der Welt zugleich mit, müſſe zukommen können? Faſt ſcheint es ſo.

Aber dieſen Irrthum hatte Ariſtoteles ſchon vor zwey tauſend Jahren widerlegt, und auf die ihr entgegen ſtehende Wahrheit den weſentlichen Unterſchied zwiſchen der Geſchichte und Poeſie, ſo wie den größern Nutzen der letztern vor der erſtern, gegründet. Auch hat er es auf eine ſo einleuchtende Art gethan, daß ich nur ſeine Worte anführen darf, um keine geringe Verwunderung zu erwecken, wie in einer ſo offenbaren Sache ein Diderot nicht gleicher Meinung mit ihm ſeyn könne.

„Aus dieſen alſo, ſagt Ariſtoteles,(*) nachdem er die weſentlichen Eigenſchaften der poetiſchen Fabel feſtgeſetzt, „aus „dieſen alſo erhellet klar, daß des Dichters Werk nicht iſt, zu „erzählen, was geſchehen, ſondern zu erzählen, von welcher Beſchaffenheit das Geſchehene, und was nach der Wahrſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit dabey möglich geweſen. Denn Ge-

---

(*) Dichtk. 9tes Kapitel.

„ſchichtſchreiber und Dichter unterſcheiden ſich nicht durch die gebundene „oder ungebundene Rede: indem man die Bücher des „Herodotus in gebundene Rede bringen kann, und ſie darum „doch nichts weniger in gebundener Rede eine Geſchichte ſeyn „werden, als ſie es in ungebundener waren. Sondern darinn „unterſcheiden ſie ſich, daß jener erzählet, was geſchehen; dieſer „aber, von welcher Beſchaffenheit das Geſchehene geweſen. Daher „iſt denn auch die Poeſie philoſophiſcher und nützlicher als die „Geſchichte. Denn die Poeſie geht mehr auf das Allgemeine, und „die Geſchichte auf das Beſondere. Das Allgemeine aber iſt, wie „ſo oder ſo ein Mann nach der Wahrſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit „ſprechen und handeln würde; als worauf die Dichtkunſt „bey Ertheilung der Namen ſieht. Das Beſondere hingegen „iſt, was Alcibiades gethan, oder gelitten hat. Bey der „Komödie nun hat ſich dieſes ſchon ganz offenbar gezeigt; denn „wenn die Fabel nach der Wahrſcheinlichkeit abgefaßt iſt, legt „man die etwanigen Namen ſonach bey, und macht es nicht „wie die Jambiſchen Dichter, die bey dem Einzeln bleiben. „Bey der Tragödie aber hält man ſich an die ſchon vorhandenen „Namen; aus Urſache, weil das Mögliche glaubwürdig iſt, „und wir nicht möglich glauben, was nie geſchehen, da hingegen „was geſchehen, offenbar möglich ſeyn muß, weil es nicht „geſchehen wäre, wenn es nicht möglich wäre. Und doch ſind „auch in den Tragödien, in einigen nur ein oder zwey bekannte „Namen, und die übrigen ſind erdichtet; in einigen auch „gar keiner, ſo wie in der *Blume des Agathon*. Denn in „dieſem Stücke ſind Handlungen und Namen gleich erdichtet, „und doch gefällt es darum nichts weniger."

In dieſer Stelle, die ich nach meiner eigenen Ueberſetzung anführe, mit welcher ich ſo genau bey den Worten geblieben bin, als möglich, ſind verſchiedene Dinge, welche von den Auslegern, die ich noch zu Rathe ziehen können, entweder gar nicht oder falſch verſtanden worden. Was davon hier zur Sache gehört, muß ich mitnehmen.

Das iſt unwiderſprechlich, daß Ariſtoteles ſchlechterdings keinen Unterſchied zwiſchen den Perſonen der Tragödie und Komödie, in Anſehung ihrer Allgemeinheit, macht. Die einen ſowohl als die andern, und ſelbſt die Perſonen der Epopee nicht ausgeſchloſſen, alle Perſonen der poetiſchen Nachahmung ohne Unterſchied, ſollen ſprechen und handeln, nicht wie es ihnen einzig und allein zukommen könnte, ſondern ſo wie ein jeder von ihrer Beſchaffenheit in den nehmlichen Umſtänden ſprechen oder handeln würde und müßte. In dieſem καϑολου, in dieſer Allgemeinheit liegt allein der Grund, warum die Poeſie philoſophiſcher und folglich lehrreicher iſt, als die Geſchichte; und wenn es wahr iſt, daß derjenige komiſche Dichter, welcher ſeinen Perſonen ſo eigene Phyſiognomien geben wollte, daß ihnen nur ein einziges Individuum in der Welt ähnlich wäre, die Komödie, wie Diderot ſagt, wiederum in ihre Kindheit zurückſetzen und in Satyre verkehren würde: ſo iſt es auch eben ſo wahr, daß derjenige tragiſche Dichter, welcher nur den und den Menſchen, nur den Cäſar, nur den Cato, nach allen den Eigenthümlichkeiten, die wir von ihnen wiſſen, vorſtellen wollte, ohne zugleich zu zeigen, wie alle dieſe Eigenthümlichkeiten mit dem Charakter des Cäſar und Cato zuſammen gehangen, der ihnen mit mehrern kann gemein ſeyn, daß, ſage ich, dieſer die Tragödie entkräften und zur Geſchichte erniedrigen würde.

Aber Ariſtoteles ſagt auch, daß die Poeſie auf dieſes Allgemeine der Perſonen mit den Namen, die ſie ihnen ertheile, ziele, (οὗ ςοχαζεται ἡ ποιησις ὀνοματα ἐπιτιϑεμενη;) welches ſich beſonders bey der Komödie deutlich gezeigt habe. Und dieſes iſt es, was die Ausleger dem Ariſtoteles nach zu ſagen ſich begnügt, im geringſten aber nicht erläutert haben. Wohl aber haben verſchiedene ſich ſo darüber ausgedrückt, daß man klar ſieht, ſie müſſen entweder nichts, oder etwas ganz falſches dabey gedacht haben. Die Frage iſt: wie ſieht die Poeſie, wenn ſie ihren Perſonen Namen ertheilt, auf das Allgemeine dieſer Perſonen? und wie iſt dieſe ihre Rückſicht auf das Allgemeine der Perſon, beſonders bey der Komödie, ſchon längſt ſichtbar geweſen?

Die Worte: ἐςι δε καϑολου μεν, τῳ ποιῳ τα ποι' αττα συμβαινει λεγειν, ἢ πραττειν κατα το εἰκος, ἢ το αναγκαιον, οὗ ςοχαζεται ἡ ποιησις ὀνοματα ἐπιτιϑεμενη, überſetzt Dacier; une chose generale, c'est ce que tout homme d'un tel ou d'un tel caractere, a dû dire, ou faire vraiſemblablement ou neceſſairement, ce qui eſt le but de la Poeſie lors même, qu'elle impoſe les noms à ſes perſonnages. Vollkommen ſo überſetzt ſie auch Herr Curtius: „Das Allgemeine iſt, was einer, „vermöge eines gewiſſen Charakters, nach der Wahrſcheinlichkeit „oder Nothwendigkeit redet oder thut. Dieſes Allgemeine iſt „der Endzweck der Dichtkunſt, auch wenn ſie den Perſonen be„ſondere Namen beylegt.“ Auch in ihrer Anmerkung über dieſe Worte, ſtehen beide für einen Mann; der eine ſagt vollkommen eben das, was der andere ſagt. Sie erklären beide, was das Allgemeine iſt; ſie ſagen beide, daß dieſes Allgemeine die Abſicht der Poeſie ſey: aber wie die Poeſie bey Ertheilung der Namen auf dieſes Allgemeine ſieht, davon ſagt keiner ein Wort. Vielmehr zeigt der Franzoſe durch ſein lors même, ſo wie der Deutſche durch ſein auch wenn, offenbar, daß ſie nichts davon zu ſagen gewußt, ja daß ſie gar nicht einmal verſtanden, was Ariſtoteles ſagen wollen. Denn dieſes lors même, dieſes auch wenn, heißt bey ihnen nichts mehr als ob ſchon; und ſie laſſen den Ariſtoteles ſonach blos ſagen, daß ungeachtet die Poeſie ihren Perſonen Namen von einzeln Perſonen beylege, ſie dem ohngeachtet nicht auf das Einzelne dieſer Perſonen, ſondern auf das Allgemeine derſelben gehe. Die Worte des Dacier, die ich in der Note anführen will, (*) zeigen dieſes deutlich. Nun iſt es wahr, daß dieſes eigentlich keinen falſchen Sinn macht; aber es erſchöpft doch auch den Sinn des Ariſtoteles hier nicht. Nicht genug, daß

(*) Ariſtote previent ici une objection, qu'on pouvoit lui faire, ſur la definition, qu'il vient de donner d'une choſe generale; car les ignorans n'auroient pas manqué de lui dire, qu'Homere, par exemple, n'a point en vue d'ecrire une action generale & univerſelle, mais une action particuliere, puisqu'il raconte ce qu'ont fait de certains hommes, comme Achille, Agamemnon, Ulyſſe, &c. & que par conſequent, il n'y a aucune difference entre Homere & un Hiſtorien, qui auroit ecrit les actions d'Achille. Le Philoſophe va au devant de cette objection, en faiſant voir que les Poetes, c'eſt a dire, les Auteurs d'une Tragedie ou d'un Poeme Epique, lors meme, qu'ils impoſent les noms à leurs perſonnages ne penſent en aucune maniere à les faire parler veritablement, ce qu'ils ſeroit obligez de faire, s'ils ecrivoient les actions particulieres & veridie Poeſie, ungeachtet der von einzeln Perſonen genommenen Namen, auf das Allgemeine gehen kann: Ariſtoteles ſagt, daß ſie mit dieſen Namen ſelbſt auf das Allgemeine ziele, οὐ ςοχαζεται. Ich ſollte doch wohl meinen, daß beides nicht einerley wäre. Iſt es aber nicht einerley: ſo geräth man nothwendig auf die Frage; wie zielt ſie darauf? Und auf dieſe Frage antworten die Ausleger nichts.

Neunzigſtes Stück.

Den 11ten Merz, 1768.

Wie ſie darauf ziele, ſagt Ariſtoteles, dieſes habe ſich ſchon längſt an der Komödie deutlich gezeigt: Ἐπι μεν οὐν της κωμῳδιας ἠδη τουτο δηλον γεγονεν· συςησαντες γαρ τον μυθον δια των εἰκοτων, οὑτω τα τυχοντα ὀνοματα ἐπιτιθεασι, και οὐχ ὡσπερ οἱ ἰαμβοποιοι περι των καθ᾽ ἑκαςον ποιουσιν. Ich muß auch hiervon die Ueberſetzungen des Dacier und Curtius anführen. Dacier ſagt: C'eſt ce qui eſt déja rendu ſenſible dans la Comedie, car les Poetes comiques, après avoir dreſſé leur ſujet ſur la vraiſemblance impoſent après cela à leurs perſonnages tels noms qu'il leur plait, & n'imitent pas les Poetes ſatyriques, qui ne s'attachent qu'aux choſes particulieres. Und Curtius: „In „dem Luſtſpiele iſt dieſes ſchon lange ſichtbar geweſen. Denn „wenn die Komödienſchreiber den Plan der Fabel nach der „Wahrſcheinlichkeit entworfen haben, legen ſie den Perſonen „willkührliche Namen bey, und ſetzen ſich nicht, wie die jam„biſchen Dichter, einen beſondern Vorwurf zum Ziele.“ Was findet man in dieſen Ueberſetzungen von dem, was Ariſtoteles

tables d'un certain homme, nommé Achille ou Edipe, mais qu'ils ſe propoſent de les faire parler & agir neceſſairement ou vraiſemblablement; c'eſt à dire, de leur faire dire, & faire tout ce que des hommes de ce meme caractére devoient faire & dire en cet etat, ou par neceſſité, ou au moins ſelon les regles de la vraiſemblance; ce qui prouve inconteſtablement que ce ſont des actions generales & univerſelles. Nichts anders ſagt auch Herr Curtius in ſeiner Anmerkung; nur daß er das Allgemeine und Einzelne noch an Beyſpielen zeigen wollen, die aber nicht ſo recht beweiſen, daß er auf den Grund der Sache gekommen. Denn ihnen zu Folge würden es nur perſoniſirte Charaktere ſeyn, welche der Dichter reden und handeln ließe: da es doch charakteriſirte Perſonen ſeyn ſollen.

hier vornehmlich ſagen will? Beide laſſen ihn weiter nichts ſagen, als daß die komiſchen Dichter es nicht machten wie die Jambiſchen, (das iſt, ſatyriſchen Dichter,) und ſich an das Einzelne hielten, ſondern auf das Allgemeine mit ihren Perſonen giengen, denen ſie *willkührliche* Namen, tels noms qu'il leur plait, beylegten. Geſetzt nun auch, daß τα τυχοντα ὀνοματα dergleichen Namen bedeuten könnten: wo haben denn beide Ueberſetzer das οὕτω gelaſſen? Schien ihnen denn dieſes οὕτω gar nichts zu ſagen? Und doch ſagt es hier alles: denn dieſem οὕτω zu Folge, legten die komiſchen Dichter ihren Perſonen nicht allein willkührliche Namen bey, ſondern ſie legten ihnen dieſe willkührliche Namen ſo, οὕτω, bey. Und wie ſo? So, daß ſie mit dieſen Namen ſelbſt auf das Allgemeine zielten: οὗ στοχαζεται ἡ ποιησις ὀνοματα ἐπιτιθεμενη. Und wie geſchah das? Davon finde man mir ein Wort in den Anmerkungen des Dacier und Curtius!

Ohne weitere Umſchweiſe: es geſchah ſo, wie ich nun ſagen will. Die Komödie gab ihren Perſonen Namen, welche, vermöge ihrer grammatiſchen Ableitung und Zuſammenſetzung, oder auch ſonſtigen Bedeutung, die Beſchaffenheit dieſer Perſonen ausdrückten: mit einem Worte, ſie gab ihnen redende Namen; Namen, die man nur hören durfte, um ſogleich zu wiſſen, von welcher Art die ſeyn würden, die ſie führen. Ich will eine Stelle des Donatus hierüber anziehen. Nomina perſonarum, ſagt er bey Gelegenheit der erſten Zeile in dem erſten Aufzuge der Brüder, in comœdiis duntaxat, habere debent rationem & etymologiam. Etenim abſurdum eſt, comicum aperte argumentum confingere: vel nomen perſonæ incongruum dare vel officium quod ſit a nomine diverſum. (*) Hinc ſervus fidelis **Parmeno**: infidelis vel **Syrus** vel **Geta**: miles **Thraſo** vel **Polemon**:

(*) Dieſe Periode könnte leicht ſehr falſch verſtanden werden. Nehmlich wenn man ſie ſo verſtehen wollte, als ob Donatus auch das für etwas ungereimtes hielte, Comicum aperte argumentum confingere. Und das iſt doch die Meinung des Donatus gar nicht. Sondern er will ſagen: es würde ungereimt ſeyn, wenn der komiſche Dichter, da er ſeinen Stoff offenbar erfindet, gleichwohl den Perſonen unſchickliche Namen, oder Beſchäftigungen beylegen wollte, die mit ihren Namen ſtritten. Denn freylich, da der Stoff ganz von der Erfindung des Dichters iſt, ſo ſtand es ja einzig und allein bey ihm, was juvenis **Pamphilus**: matrona **Myrrhina**, & puer ab odore **Storax**: vel a ludo & a geſticulatione **Circus**: & item ſimilia. In quibus ſummum Poetæ vitium eſt, ſi quid e contrario repugnans contrarium diverſumque protulerit, niſi per ἀντιφρασιν nomen impoſuerit joculariter, ut **Miſargyrides** in Plauto dicitur trapezita. Wer ſich durch noch mehr Beyſpiele hiervon überzeugen will, der darf nur die Namen bey dem Plautus und Terenz unterſuchen. Da ihre Stücke alle aus dem Griechiſchen genommen ſind: ſo ſind auch die Namen ihrer Perſonen griechiſchen Urſprungs, und haben, der Etymologie nach, immer eine Beziehung auf den Stand, auf die Denkungsart, oder auf ſonſt etwas, was dieſe Perſonen mit mehrern gemein haben können; wenn wir ſchon ſolche Etymologie nicht immer klar und ſicher angeben können.

Ich will mich bey einer ſo bekannten Sache nicht verweilen: aber wundern muß ich mich, wie die Ausleger des Ariſtoteles ſich ihrer gleichwohl da nicht erinnern können, wo Ariſtoteles ſo unwiderſprechlich auf ſie verweiſet. Denn was kann nunmehr wahrer, was kann klärer ſeyn, als was der Philoſoph von der Rückſicht ſagt, welche die Poeſie bey Ertheilung der Namen auf das Allgemeine nimmt? Was kann unleugbarer ſeyn, als daß ἐπι μεν της κωμῳδιας ἠδη τουτο δηλον γεγονεν, daß ſich dieſe Rückſicht bey der Komödie beſonders längſt offenbar gezeigt habe? Von ihrem erſten Urſprunge an, das iſt, ſobald ſich die Jambiſchen Dichter von dem Beſondern zu dem Allgemeinen erhoben, ſobald aus der beleidigenden Satyre die unterrichtende Komödie entſtand: ſuchte man jenes Allgemeine durch die Namen ſelbſt anzudeuten. Der großſprecheriſche feige Soldat hieß nicht wie dieſer oder jener Anführer aus dieſem oder jenem Stamme: er hieß Pyrgopolinices, Hauptmann **Mauer-**

---

er ſeinen Perſonen für Namen beylegen, oder was er mit dieſen Namen für einen Stand oder für eine Verrichtung verbinden wollte. Sonach dürfte ſich vielleicht Donatus auch ſelbſt ſo zweydeutig nicht ausgedrückt haben; und mit Veränderung einer einzigen Sylbe iſt dieſer Anſtoß vermieden. Man leſe nehmlich entweder: Abſurdum eſt, Comicum aperte argumentum confingentem vel nomen perſonæ &c. Oder auch aperte argumentum confingere & nomen perſonæ u. ſ. w.

brecher. Der elende Schmarutzer, der dieſem um das Maul gieng, hieß nicht, wie ein gewiſſer armer Schlucker in der Stadt: er hieß Artotrogus, Brockenſchröter. Der Jüngling, welcher durch ſeinen Aufwand, beſonders auf Pferde, den Vater in Schulden ſetzte, hieß nicht, wie der Sohn dieſes oder jenes edeln Bürgers: er hieß Phidippides, Junker Spaarroß.

Man könnte einwenden, daß dergleichen bedeutende Namen wohl nur eine Erfindung der neuern Griechiſchen Komödie ſeyn dürften, deren Dichtern es ernſtlich verbothen war, ſich wahrer Namen zu bedienen; daß aber Ariſtoteles dieſe neuere Komödie nicht gekannt habe, und folglich bey ſeinen Regeln keine Rückſicht auf ſie nehmen können. Das Letztere behauptet Hurd;(*)

(*) Hurd in ſeiner Abhandlung über die verſchiedenen Gebiete des Drama. From the account of Comedy, here given, it may appear, that the idea of this drama is much enlarged beyond what it was in Ariſtotle's time; who defines it to be, an imitation of light and trivial actions, provoking ridicule. His notion was taken from the ſtate and practice of the Athenian ſtage; that is from the old or middle comedy, which anſwer to this deſcription. The great revolution, which the introduction of the new comedy made in the drama, did not happen till afterwards. Aber dieſes nimmt Hurd blos an, damit ſeine Erklärung der Komödie mit der Ariſtoteliſchen nicht ſo gerade zu zu ſtreiten ſcheine. Ariſtoteles hat die Neue Komödie allerdings erlebt, und er gedenkt ihrer namentlich in der Moral an den Nicomachus, wo er von dem anſtändigen und unanſtändigen Scherze handelt. (Lib. IV. cap. 14.) Ἰδοι δ' ἀν τις και ἐκ των κωμῳδιων των παλαιων και των καινων. Τοις μεν γαρ ἠν γελοιον ἡ αἰσχρολογια, τοις δε μαλλον ἡ ὑπονοια. Man könnte zwar ſagen, daß unter der Neuen Komödie hier die Mittlere verſtanden werde; denn als noch keine Neue geweſen, habe nothwendig die Mittlere die Neue heiſſen müſſen. Man könnte hinzuſetzen, daß Ariſtoteles in eben der Olympiade geſtorben, in welcher Menander ſein erſtes Stück aufführen laſſen, und zwar noch das Jahr vorher. (Euſebius in Chronico ad Olymp. CXIV. 4.) Allein man hat Unrecht, wenn man den Anfang der Neuen Komödie von dem Menander rechnet; Menander war der erſte Dichter dieſer Epoche, dem poetiſchen Werthe nach, aber nicht der Zeit nach. Philemon, der dazu gehört, ſchrieb viel früher, und der Uebergang von der Mittlern zur Neuen Komödie war ſo unmerklich, daß es dem Ariſtoteles unmöglich an Muſtern derſelben kann gefehlt haben. Ariſtophanes ſelbſt hatte ſchon ein ſolches Muſter gegeben; ſein Kokalos war ſo beſchaffen, wie ihn Philemon ſich mit wenigen Veränderungen zueignen konnte: Κωκαλον, heißt es in dem Leben des Ariſtophanes, ἐν ᾡ εἰσαγει φθοραν και ἀναγνωρισμον και, τ'ἀλλα παντα ἁ ἐζηλωσε Μενανδρος. Wie nun aber es iſt eben ſo falſch, als falſch es iſt, daß die ältere Griechiſche Komödie ſich nur wahrer Namen bedient habe. Selbſt in denjenigen Stücken, deren vornehmſte, einzige Abſicht es war, eine gewiſſe bekannte Perſon lächerlich und verhaßt zu machen, waren, außer dem wahren Namen dieſer Perſon, die übrigen faſt alle erdichtet, und mit Beziehung auf ihren Stand und Charakter erdichtet.

Ein und neunzigſtes Stück.

Den 15ten Merz, 1768.

Ja die wahren Namen ſelbſt, kann man ſagen, giengen nicht ſelten mehr auf das Allgemeine, als auf das Einzelne. Unter dem Namen Sokrates wollte Ariſtophanes nicht den einzeln Sokrates, ſondern alle Sophiſten, die ſich mit Erziehung junger Leute bemengten, lächerlich und verdächtig machen. Der gefährliche Sophiſt überhaupt war ſein Gegenſtand, und er nannte dieſen nur Sokrates, weil Sokrates als ein ſolcher verſchrieen war. Daher eine Menge Züge, die auf den Sokrates gar nicht paßten; ſo das Sokrates in dem Theater getroſt aufſtehen, und ſich der Vergleichung Preis geben konnte! Aber wie ſehr verkennt man das Weſen der Komödie, wenn man dieſe nicht treffende Züge für nichts als muthwillige Verleumdungen erklärt, und ſie durchaus dafür nicht erkennen will, was ſie doch ſind, für Erweiterungen des einzeln Charakters, für Erhebungen des Perſönlichen zum Allgemeinen!

Hier ließe ſich von dem Gebrauche der wahren Namen in der Griechiſchen Komödie überhaupt verſchiednes ſagen, was von den Gelehrten ſo genau noch nicht aus einander geſetzt worden, als es wohl verdiente. Es ließe ſich anmerken, daß dieſer Gebrauch keinesweges in der ältern Griechiſchen Komödie

---

alſo Ariſtophanes Muſter von allen verſchiedenen Abänderungen der Komödie gegeben, ſo konnte auch Ariſtoteles ſeine Erklärung der Komödie überhaupt auf ſie alle einrichten. Das that er denn; und die Komödie hat nachher keine Erweiterung bekommen, für welche dieſe Erklärung zu enge geworden wäre. Hurd hätte ſie nur recht verſtehen dürfen; und er würde gar nicht nöthig gehabt haben, um ſeine an und für ſich richtigen Begriffe von der Komödie außer allen Streit mit den Ariſtoteliſchen zu ſetzen, ſeine Zuflucht zu der vermeintlichen Unerfahrenheit des Ariſtoteles zu nehmen.

allgemein geweſen, (*) daß ſich nur der und jener Dichter gelegentlich deſſelben erkühnet, (**) daß er folglich nicht als ein unterſcheidendes Merkmal dieſer Epoche der Komödie zu betrachten. (***) Es ließe ſich zeigen, daß als er endlich durch ausdrückliche Geſetze unterſagt war, doch noch immer gewiſſe Perſonen von dem Schutze dieſer Geſetze entweder namentlich ausgeſchloſſen waren, oder doch ſtillſchweigend für ausgeſchloſſen gehalten wurden. In den Stücken des Menanders ſelbſt, wurden noch Leute ge-

---

(*) Wenn, nach dem Ariſtoteles, das Schema der Komödie von dem Margites des Homer, ὀυ ψογον, ἀλλα το γελοιον δραματοποιησαντος, genommen werden: ſo wird man, allem Anſehen nach, auch gleich Anfangs die erdichteten Namen mit eingeführt haben. Denn Margites war wohl nicht der wahre Name einer gewiſſen Perſon: indem Μαργιτης, wohl eher von μαργης gemacht werden, als daß μαργης von Μαργιτης ſollte entſtanden ſeyn. Von verſchiednen Dichtern der alten Komödie finden wir es auch ausdrücklich angemerkt, daß ſie ſich aller Anzüglichkeiten enthalten, welches bey wahren Namen nicht möglich geweſen wäre. Z. E. von dem Pherekrates.

(**) Die perſönliche und namentliche Satyre war ſo wenig eine weſentliche Eigenſchaft der alten Komödie, daß man vielmehr denjenigen ihrer Dichter gar wohl kennet, der ſich ihrer zuerſt erkühnet. Es war Cratinus, welcher zuerſt τῃ χαριεντι της κωμῳδιας το ὠφελιμον προσεθηκε, τους κακως πραττοντας διαβαλλων, και ὡσπερ δημοσιᾳ μαστιγι τῃ κωμῳδιᾳ κολαζων. Und auch dieſer wagte ſich nur Anfangs an gemeine verworfene Leute, von deren Ahndung er nichts zu befürchten hatte. Ariſtophanes wollte ſich die Ehre nicht nehmen laſſen, daß er es ſey, welcher ſich zuerſt an die Großen des Staats gewagt habe: (Ir. v. 750.)

Ουκ ἰδιωτας ἀνθρωπισκους κωμῳδων, ὀυδε γυναικας,
Αλλ' Ἡρακλεους ὀργην τιν' ἐχων, τοισι μεγιστοις ἐπιχειρει.

Ja er hätte lieber gar dieſe Kühnheit als ſein eigenes Privilegium betrachten mögen. Er war höchſt eiferſüchtig, als er ſahe, daß ihm ſo viele andere Dichter, die er verachtete, darinn nachfolgten.

(***) Welches gleichwohl faſt immer geſchieht. Ja man geht noch weiter, und will behaupten, daß mit den wahren Namen auch wahre Begebenheiten verbunden geweſen, an welchen die Erfindung des Dichters keinen Theil gehabt. Dacier ſelbſt ſagt: Ariſtote n'a pu vouloir dire qu'Epicharmus & Phormis inventerent les ſujets de leurs pieces, puisque l'un & l'autre ont été des Poëtes de la vieille Comedie, où il n'y avoit rien de feint, & que ces avantures feintes ne commencerent à etre miſes ſur le theatre, que du tems d'Alexandre le Grand, c'eſt à dire dans la nouvelle Comedie. (Remarque ſur le Chap. V. de la Poet. d'Ariſt.) Man ſollte glauben, wer ſo etwas ſagen könne, müßte nie auch nur einen Blick in den Ariſtophanes gethan haben. Das Argument, die Fabel der alten Griechiſchen nung bey ihren wahren Namen genannt und lächerlich gemacht. (*) Doch ich muß mich nicht aus einer Ausſchweifung in die andere verlieren.

Ich will nur noch die Anwendung auf die wahren Namen der Tragödie machen. So wie der Ariſtophaniſche Sokrates nicht den einzeln Mann dieſes Namens vorſtellte, noch vorſtellen ſollte; ſo wie dieſes perſonifirte Ideal einer eiteln und gefährlichen Schulweisheit nur darum den Namen Sokrates bekam, weil Sokrates als ein ſolcher Täuſcher und Verführer zum Theil bekannt war, zum Theil noch bekannter werden ſollte; ſo

---

Komödie war eben ſowohl erdichtet, als es die Argumente und Fabeln der Neuen nur immer ſeyn konnten. Kein einziges von den übrig gebliebenen Stücken des Ariſtophanes ſtellt eine Begebenheit vor, die wirklich geſchehen wäre: und wie kann man ſagen, daß ſie der Dichter deswegen nicht erfunden, weil ſie zum Theil auf wirkliche Begebenheiten anſpielt? Wenn Ariſtoteles als ausgemacht annimmt, ὅτι τον ποιητην μαλλον των μυθων εἶναι δει ποιητην, ἢ των μετρων: würde er nicht ſchlechterdings die Verfaſſer der alten Griechiſchen Komödie aus der Klaſſe der Dichter haben ausſchließen müſſen, wenn er geglaubt hätte, daß ſie die Argumente ihrer Stücke nicht erfunden? Aber ſo wie es, nach ihm, in der Tragödie gar wohl mit der poetiſchen Erfindung beſtehen kann, daß Namen und Umſtände aus der wahren Geſchichte entlehnt ſind: ſo muß es, ſeiner Meinung nach, auch in der Komödie beſtehen können. Es kann unmöglich ſeinen Begriffen gemäß geweſen ſeyn, daß die Komödie dadurch, daß ſie wahre Namen brauche, und auf wahre Begebenheiten anſpiele, wiederum in die Jambiſche Schmähſucht zurück falle: vielmehr muß er geglaubt haben, daß ſich das καθολου ποιειν λογους η μυθους gar wohl damit vertrage. Er geſteht dieſes den älteſten komiſchen Dichtern, dem Epicharmus, dem Phormis und Krates zu, und wird es gewiß dem Ariſtophanes nicht abgeſprochen haben, ob er ſchon wußte, wie ſehr er nicht allein den Kleon und Hyperbolus, ſondern auch den Perikles und Sokrates namentlich mitgenommen.

(*) Mit der Strenge, mit welcher Plato das Verboth, jemand in der Komödie lächerlich zu machen, in ſeiner Republik einführen wollte, (μητε λογῳ, μητε εἰκονι, μητε θυμῳ, μητε ἀνευ θυμου, μηδαμως μηδενα των πολιτων κωμῳδειν) iſt in der wirklichen Republik niemals darüber gehalten werden. Ich will nicht anführen, daß in den Stücken des Menander noch ſo mancher Cyniſche Philoſoph, noch ſo manche Buhlerinn mit Namen genennt ward: man könnte antworten, daß dieſer Abſchaum von Menſchen nicht zu den Bürgern gehört. Aber Kteſippus, der Sohn des Chabrias, war doch gewiß Athenienſiſcher Bürger, ſo gut wie einer: und man ſehe, was Menander von ihm ſagte. (Menandri Fr. p. 137. Edit. Cl.)

wie blos der Begriff von Stand und Charakter, den man mit dem Namen Sokrates verband und noch näher verbinden ſollte, den Dichter in der Wahl des Namens beſtimmte: ſo iſt auch blos der Begriff des Charakters, den wir mit den Namen Regulus, Cato, Brutus zu verbinden gewohnt ſind, die Urſache, warum der tragiſche Dichter ſeinen Perſonen dieſe Namen ertheilet. Er führt einen Regulus, einen Brutus auf, nicht um uns mit den wirklichen Begegniſſen dieſer Männer bekannt zu machen, nicht um das Gedächtniß derſelben zu erneuern: ſondern um uns mit ſolchen Begegniſſen zu unterhalten, die Männern von ihrem Charakter überhaupt begegnen können und müſſen. Nun iſt zwar wahr, daß wir dieſen ihren Charakter aus ihren wirklichen Begegniſſen abſtrahiret haben: es folgt aber doch daraus nicht, daß uns auch ihr Charakter wieder auf ihre Begegniſſe zurückführen müſſe; er kann uns nicht ſelten weit kürzer, weit natürlicher auf ganz andere bringen, mit welchen jene wirkliche weiter nichts gemein haben, als daß ſie mit ihnen aus einer Quelle, aber auf unzuverfolgenden Umwegen und über Erdſtriche hergefloſſen ſind, welche ihre Lauterheit verdorben haben. In dieſem Falle wird der Poet jene erfundene den wirklichen ſchlechterdings vorziehen, aber den Perſonen noch immer die wahren Namen laſſen. Und zwar aus einer doppelten Urſache: einmal, weil wir ſchon gewohnt ſind, bey dieſen Namen einen Charakter zu denken, wie er ihn in ſeiner Allgemeinheit zeiget; zweytens, weil wirklichen Namen auch wirkliche Begebenheiten anzuhängen ſcheinen, und alles, was einmal geſchehen, glaubwürdiger iſt, als was nicht geſchehen. Die erſte dieſer Urſachen fließt aus der Verbindung der Ariſtoteliſchen Begriffe überhaupt; ſie liegt zum Grunde, und Ariſtoteles hatte nicht nöthig, ſich umſtändlicher bey ihr zu verweilen; wohl aber bey der zweyten, als einer von anderwärts noch dazu kommenden Urſache. Doch dieſe liegt izt außer meinem Wege, und die Ausleger insgeſamt haben ſie weniger mißverſtanden als jene.

Nun alſo auf die Behauptung des Diderot zurück zu kommen. Wenn ich die Lehre des Ariſtoteles richtig erklärt zu haben, glauben darf: ſo darf ich auch glauben, durch meine Erklärung bewieſen zu haben, daß die Sache ſelbſt unmöglich anders ſeyn kann, als ſie Ariſtoteles lehret. Die Charaktere der Tragödie müſſen eben ſo allgemein ſeyn, als die Charaktere der Komödie. Der Unterſchied, den Diderot behauptet, iſt falſch: oder Diderot muß unter der Allgemeinheit eines Charakters ganz etwas anders verſtehen, als Ariſtoteles darunter verſtand.

Zwey und neunzigſtes Stück.

Den 18ten Merz, 1768.

Und warum könnte das Letztere nicht ſeyn? Finde ich doch noch einen andern, nicht minder trefflichen Kunſtrichter, der ſich faſt eben ſo ausdrückt als Diderot, faſt eben ſo gerade zu dem Ariſtoteles zu widerſprechen ſcheint, und gleichwohl im Grunde ſo wenig widerſpricht, daß ich ihn vielmehr unter allen Kunſtrichtern für denjenigen erkennen muß, der noch das meiſte Licht über dieſe Materie verbreitet hat.

Es iſt dieſes der engliſche Commentator der Horaziſchen Dichtkunſt, Hurd: ein Schriftſteller aus derjenigen Klaſſe, die durch Ueberſetzungen bey uns immer am ſpäteſten bekannt werden. Ich möchte ihn aber hier nicht gern anpreiſen, um dieſe ſeine Bekanntmachung zu beſchleunigen. Wenn der Deutſche, der ihr gewachſen wäre, ſich noch nicht gefunden hat: ſo dürften vielleicht auch der Leſer unter uns noch nicht viele ſeyn, denen daran gelegen wäre. Der fleißige Mann, voll guten Willens, übereile ſich alſo lieber damit nicht, und ſehe, was ich von einem noch unüberſetzten gutem Buche hier ſage, ja für keinen Wink an, den ich jener allezeit fertigen Feder geben wollen.

Hurd hat ſeinem Commentar eine Abhandlung, über die verſchiednen Gebiete des Drama, beygefügt. Denn er glaubte bemerkt zu haben, daß bisher nur die allgemeinen Geſetze dieſer Dichtungsart in Erwägung gezogen worden, ohne die Grenzen der verſchiednen Gattungen derſelben feſtzuſetzen. Gleichwohl müſſe auch dieſes geſchehen, um von dem eigenen Verdienſte einer jeden Gattung insbeſondere ein billiges Urtheil zu fällen. Nachdem er alſo die Abſicht des Drama überhaupt, und der drey Gattungen deſſelben, die er vor ſich findet, der Tragödie, der Komödie und des Poſſenſpiels, insbeſondere feſtgeſetzt: ſo folgert er, aus jener allgemeinen und aus dieſen beſondern Abſichten, ſowohl diejenigen Eigenſchaften, welche ſie unter ſich gemein haben, als diejenigen, in welchen ſie von einander unterſchieden ſeyn müſſen.

Unter die letztern rechnet er, in Anſehung der Komödie und Tragödie, auch dieſe, daß der Tragödie eine wahre, der Komödie hingegen eine erdichtete Begebenheit zuträglicher ſey. Hierauf fährt er fort: The ſame genius in the two dramas is obſervable, in their draught of characters. Comedy makes all its characters general; Tragedy, particular. The Avare of Moliere is not ſo properly the picture of a covetous man, as of covetouſneſs itſelf. Racine's Nero on the other hand, is not a picture of cruelty, but of a cruel man. D. i. „In dem nehmlichen Geiſte ſchildern die zwey Gattungen des Drama auch ihre Charaktere. Die Komödie macht alle ihre Charaktere general; die Tragödie partikular. Der Geizige des Moliere iſt nicht ſo eigentlich das Gemählde eines geizigen Mannes, als des Geizes ſelbſt. Racinens Nero hingegen iſt nicht das Gemählde der Grauſamkeit, ſondern nur eines grauſamen Mannes.“

Hurd ſcheinet ſo zu ſchlieſſen: wenn die Tragödie eine wahre Begebenheit erfodert, ſo müſſen auch ihre Charaktere wahr, das iſt, ſo beſchaffen ſeyn, wie ſie wirklich in den Individuis exiſtiren; wenn hingegen die Komödie ſich mit erdichteten Begebenheiten begnügen kann, wenn ihr wahrſcheinliche Begebenheiten, in welchen ſich die Charaktere nach allen ihrem Umfange zeigen können, lieber ſind, als wahre, die ihnen einen ſo weiten Spielraum nicht erlauben, ſo dürfen und müſſen auch ihre Charaktere ſelbſt allgemeiner ſeyn, als ſie in der Natur exiſtiren; angeſehen dem Allgemeinen ſelbſt, in unſerer Einbildungskraft eine Art von Exiſtenz zukömmt, die ſich gegen die wirkliche Exiſtenz des Einzeln eben wie das Wahrſcheinliche zu dem Wahren verhält.

Ich will itzt nicht unterſuchen, ob dieſe Art zu ſchließen nicht ein bloſſer Zirkel iſt: ich will die Schlußfolge blos annehmen, ſo wie ſie da liegt, und wie ſie der Lehre des Ariſtoteles ſchnurſtraks zu widerſprechen ſcheint. Doch, wie geſagt, ſie ſcheint es blos, welches aus der weitern Erklärung des Hurd erhellet.

„Es wird aber, fährt er fort, hier dienlich ſeyn, einer doppelten Verſtoßung vorzubauen, welche der eben angeführte „Grundſatz zu begünſtigen ſcheinen könnte.

„Die erſte betrift die Tragödie, von der ich geſagt habe, „daß ſie partikuläre Charaktere zeige. Ich meine, ihre Charaktere ſind partikulärer, als die Charaktere der Komödie. Das „iſt: die Abſicht der Tragödie verlangt es nicht und erlaubt „es nicht, daß der Dichter von den charakteriſtiſchen Umſtänden, „durch welche ſich die Sitten ſchildern, ſo viele zuſammen zieht, „als die Komödie. Denn in jener wird von dem Charakter „nicht mehr gezeigt, als ſo viel der Verlauf der Handlung unumgänglich erfodert. In dieſer hingegen werden alle Züge, „durch die er ſich zu unterſcheiden pflegt, mit Fleiß aufgeſucht „und angebracht.

„Es iſt faſt, wie mit dem Portraitmahlen. Wenn ein großer Meiſter ein einzelnes Geſicht abmahlen ſoll, ſo giebt „er ihm alle die Lineamente, die er in ihm findet, und macht „es Geſichtern von der nehmlichen Art nur ſo weit ähnlich, als „es ohne Verletzung des allergeringſten eigenthümlichen Zuges „geſchehen kann. Soll eben derſelbe Künſtler hingegen einen „Kopf überhaupt mahlen, ſo wird er alle die gewöhnlichen Mienen und Züge zuſammen anzubringen ſuchen, von denen er „in der geſammten Gattung bemerkt hat, daß ſie die Idee am „kräftigſten ausdrücken, die er ſich itzt in Gedanken gemacht „hat, und in ſeinem Gemählde darſtellen will.

„Eben ſo unterſcheiden ſich die Schildereyen der beiden Gattungen des Drama: woraus denn erhellet, daß, wenn ich den „tragiſchen Charakter partikular nenne, ich blos ſagen will, „daß er die Art, zu welcher er gehöret, weniger vorſtellig macht, „als der komiſche; nicht aber, daß das, was man von dem „Charakter zu zeigen für gut befindet, es mag nun ſo wenig „ſeyn, als es will, nicht nach dem Allgemeinen entworfen „ſeyn ſollte, als wovon ich das Gegentheil anderwärts behauptet und umſtändlich erläutert habe. (*)

(*) Bey den Verſen der Horaziſchen Dichtkunſt: Respicere exemplar vitae morumque jubebo Doctum imitatorem, & veras hinc ducere voces, wo Hurd zeiget, daß die Wahrheit, welche Horaz hier verlangt, einen

„Was *zweytens* die Komödie anbelangt, ſo habe ich geſagt, daß ſie *generale* Charaktere geben müſſe, und habe zum Beyſpiele den *Geizigen* des Moliere angeführt, der mehr der Idee des *Geizes*, als eines wirklichen *geizigen Mannes* entſpricht. Doch auch hier muß man meine Worte nicht in aller ihrer Strenge nehmen. Moliere dünkt mich in dieſem Beyſpiele ſelbſt fehlerhaft; ob es ſchon ſonſt, mit der erforderlichen Erklärung, nicht ganz unſchicklich ſeyn wird, meine Meinung begreiflich zu machen.

„Da die komiſche Bühne die Abſicht hat, Charaktere zu ſchildern, ſo meine ich kann dieſe Abſicht am vollkommenſten erreicht werden, wenn ſie dieſe Charaktere ſo allgemein macht, als möglich. Denn indem auf dieſe Weiſe die in dem Stücke aufgeführte Perſon gleichſam der Repreſentant aller Charaktere dieſer Art wird, ſo kann unſere Luſt an der Wahrheit der Vorſtellung ſo viel Nahrung darinn finden, als nur möglich. Es muß aber ſodann dieſe Allgemeinheit ſich nicht bis auf unſern Begriff von den *möglichen* Wirkungen des Charakters, im Abſtracto betrachtet, erſtrecken, ſondern nur bis auf die *wirkliche* Aeußerung ſeiner Kräfte, ſo wie ſie von der Erfahrung gerechtfertiget werden, und im gemeinen Leben Statt finden können. Hierinn haben Moliere, und vor ihm Plautus, gefehlt; ſtatt der Abbildung eines *geizigen Mannes*, haben ſie uns eine grillenhafte widrige Schilderung der *Leidenſchaft des Geizes* gegeben. Ich nenne es eine *grillenhafte* Schilderung, weil ſie kein Urbild in der Natur hat. Ich nenne es eine *widrige* Schilderung; denn da es die Schilderung einer *einfachen unvermiſchten Leidenſchaft* iſt, ſo fehlen ihr alle die Lichter und Schatten, deren richtige Verbindung allein ihr Kraft und Leben ertheilen könnte. Dieſe Lichter und Schatten ſind die Vermiſchung verſchiedener Leidenſchaften, welche mit der vornehmſten oder *herrſchenden* Leidenſchaft zuſammen den menſchlichen Charakter ausmachen; und dieſe Vermiſchung muß ſich in jedem

---

ſolchen Ausdruck bedeute, als der allgemeinen Natur der Dinge gemäß iſt; *Falſchheit* hingegen das heiſſe, was zwar dem vorhabenden beſondern Falle angemeſſen, aber nicht mit jener allgemeinen Natur übereinſtimmend ſey.

„dramatiſchen Gemählde von Sitten finden, weil es zugeſtanden
„iſt, daß das Drama vornehmlich das wirkliche Leben abbilden
„ſoll. Doch aber muß die Zeichnung der herrſchenden
„Leidenſchaft ſo allgemein entworfen ſeyn, als es ihr Streit
„mit den andern in der Natur nur immer zulaſſen will, damit
„der vorzuſtellende Charakter ſich deſto kräftiger ausdrücke.

Drey und neunzigſtes Stück.

Den 22ſten Merz, 1768.

„Alles dieſes läßt ſich abermals aus der Mahlerey ſehr
„wohl erläutern. In charakteriſtiſchen Porträten, wie
„wir diejenigen nennen können, welche eine Abbildung der
„Sitten geben ſollen, wird der Artiſt, wenn er ein Mann von
„wirklicher Fähigkeit iſt, nicht auf die Möglichkeit einer abſtrakten
„Idee losarbeiten. Alles was er ſich vornimmt zu zeigen,
„wird dieſes ſeyn, daß irgend eine Eigenſchaft die herrſchende
„iſt; dieſe drückt er ſtark, und durch ſolche Zeichen aus,
„als ſich in den Wirkungen der herrſchenden Leidenſchaft am
„ſichtbarſten äußern. Und wenn er dieſes gethan hat, ſo dürfen
„wir, nach der gemeinen Art zu reden, oder, wenn man
„will, als ein Compliment gegen ſeine Kunſt, gar wohl von
„einem ſolchen Portraite ſagen, daß es uns nicht ſowohl den
„Menſchen, als die Leidenſchaft zeige; gerade ſo, wie die Alten
„von der berühmten Bildſäule des Apollodorus vom Silanion
„angemerkt haben, daß ſie nicht ſowohl den zornigen Apollodorus,
„als die Leidenſchaft des Zornes vorſtelle. (*) Dieſes aber
„muß blos ſo verſtanden werden, daß er die hauptſächlichen
„Züge der vorgebildeten Leidenſchaft gut ausgedrückt habe.
„Denn im Uebrigen behandelt er ſeinen Vorwurf eben ſo, wie
„er jeden andern behandeln würde: das iſt, er vergißt die
„mitverbundenen Eigenſchaften nicht, und nimmt das allgemeine
„Ebenmaaß und Verhältniß, welches man an einer
„menſchlichen Figur erwartet, in Acht. Und das heißt denn
„die Natur ſchildern, welche uns kein Beyſpiel von einem
„Menſchen giebt, der ganz und gar in eine einzige Leidenſchaft

---

(*) Non hominem ex ære fecit, ſed iracundiam. Plinius libr. 34. 8.

„verwandelt wäre. Keine Metamorphoſis könnte ſeltſamer und unglaublicher ſeyn. Gleichwohl ſind Portraite, in dieſem tadelhaften Geſchmacke verfertiget, die Bewunderung gemeiner Gaffer, die, wenn ſie in einer Sammlung das Gemählde, z. E. eines *Geitzigen*, (denn ein gewöhnlicheres giebt es wohl in dieſer Gattung nicht,) erblicken, und nach dieſer Idee jede Muſkel, jeden Zug angeſtrenget, verzerret und überladen finden, ſicherlich nicht ermangeln, ihre Billigung und Bewunderung darüber zu äußern. — Nach dieſem Begriffe der Vortrefflichkeit würde *Le Bruns* Buch von den *Leidenſchaften*, eine Folge der beſten und richtigſten moraliſchen Portraite enthalten: und die Charaktere des Theophraſts müßten, in Abſicht auf das Drama, den Charaktern des Terenz weit vorzuziehen ſeyn.

„Ueber das erſtere dieſer Urtheile, würde jeder Virtuoſe in den bildenden Künſten unſtreitig lachen. Das letztere aber, fürchte ich, dürften wohl nicht alle ſo ſeltſam finden; wenigſtens, nach der Praxis verſchiedener unſerer beſten komiſchen Schriftſteller und nach dem Beyfalle zu urtheilen, welchen dergleichen Stücke gemeiniglich gefunden haben. Es lieſſen ſich leicht faſt aus allen charakteriſtiſchen Komödien Beyſpiele anführen. Wer aber die Ungereimtheit, dramatiſche Sitten nach abſtrakten Ideen auszuführen, in ihrem völligen Lichte ſehen will, der darf nur B. Johnſons *Jedermann aus ſeinem Humor* (*) vor ſich nehmen; welches ein charakte-

---

(*) Beym B. Johnſon ſind zwey Komödien, die er vom Humor benennt hat: die eine Every Man in his Humour, und die andere Every Man out of his Humour. Das Wort Humor war zu ſeiner Zeit aufgekommen, und wurde auf die lächerlichſte Weiſe gemißbraucht. Sowohl dieſen Mißbrauch, als den eigentlichen Sinn deſſelben, bemerkt er in folgender Stelle ſelbſt:

> As when ſome one peculiar quality
> Doth ſo poſſeſs a Man, that it doth draw
> All his affects, his ſpirits, and his powers,
> In their conſtructions, all to run one way,
> This may be truly ſaid to be a humour.
> But that a rook by wearing a py'd feather,
> The cable hatband, or the three-pil'd ruff,
> A yard of ſhoe-tye, or the Switzer's knot

„riſtiſches Stück ſeyn ſoll, in der That aber nichts als eine „unnatürliche, und wie es die Mahler nennen würden, harte „Schilderung einer Gruppe von für ſich beſtehenden Lei„denſchaften iſt, wovon man das Urbild in dem wirklichen „Leben nirgends findet. Dennoch hat dieſe Komödie immer „ihre Bewunderer gehabt; und beſonders muß Randolph von „ihrer Einrichtung ſehr bezaubert geweſen ſeyn, weil er ſie in „ſeinem Spiegel der Muſe ausdrücklich nachgeahmet zu ha„ben ſcheint.

„Auch hierinn, müſſen wir anmerken, iſt Shakeſpear, ſo wie „in allen andern noch weſentlichern Schönheiten des Drama, „ein vollkommenes Muſter. Wer ſeine Komödien in dieſer „Abſicht aufmerkſam durchleſen will, wird finden, daß ſeine „auch noch ſo kräftig gezeichneten Charaktere, den „größten Theil ihrer Rollen durch, ſich vollkommen wie alle

---

On his French garters, ſhould affect a humour!
O, it is more than moſt ridiculous.

In der Geſchichte des Humors ſind beide Stücke des Johnſon alſo ſehr wichtige Dokumente, und das letztere noch mehr als das erſtere. Der Humor, den wir den Engländern itzt ſo vorzüglich zuſchreiben, war damals bey ihnen großen Theils Affectation; und vornehmlich dieſe Affectation lächerlich zu machen, ſchilderte Johnſon Humor. Die Sache genau zu nehmen, müßte auch nur der affectirte, und nie der wahre Humor ein Gegenſtand der Komödie ſeyn. Denn nur die Begierde, ſich von andern auszuzeichnen, ſich durch etwas Eigenthümliches merkbar zu machen, iſt eine allgemeine menſchliche Schwachheit, die, nach Beſchaffenheit der Mittel, welche ſie wählet, ſehr lächerlich, oder auch ſehr ſtrafbar werden kann. Das aber, wodurch die Natur ſelbſt, oder eine anhaltende zur Natur gewordene Gewohnheit, einen einzeln Menſchen von allen andern auszeichnet, iſt viel zu ſpeciell, als daß es ſich mit der allgemeinen philoſophiſchen Abſicht des Drama vertragen könnte. Der überhäufte Humor in vielen Engliſchen Stücken, dürfte ſonach auch wohl das Eigene, aber nicht das Beſſere derſelben ſeyn. Gewiß iſt es, daß ſich in dem Drama der Alten keine Spur von Humor findet. Die alten dramatiſchen Dichter wußten das Kunſtſtück, ihre Perſonen auch ohne Humor zu individualiſiren: ja die alten Dichter überhaupt. Wohl aber zeigen die alten Geſchichtſchreiber und Redner dann und wann Humor; wenn nehmlich die hiſtoriſche Wahrheit, oder die Aufklärung eines gewiſſen Facti, dieſe genaue Schilderung καθ' ἕκαστον erfodert. Ich habe Exempel davon fleißig geſammelt, die ich auch blos darum in Ordnung bringen zu können wünſchte, um gelegentlich einen Fehler wieder gut zu machen, der ziemlich allgemein geworden

„andere ausdrücken, und ihre weſentlichen, und herrſchenden „Eigenſchaften nur gelegentlich, ſo wie die Umſtände eine un„gezwungene Aeußerung veranlaſſen, an den Tag legen. Dieſe „beſondere Vortrefflichkeit ſeiner Komödien entſtand daher, daß „er die Natur getreulich copirte, und ſein reges und feuriges „Genie auf alles aufmerkſam war, was ihm in dem Verlaufe „der Scenen dienliches aufſtoſſen konnte: da hingegen *Nach„ahmung* und *geringere Fähigkeiten* kleine Scribenten „verleiten, ſich um die Fertigkeit zu beeifern, dieſen einen Zweck „keinen Augenblick aus dem Geſichte zu laſſen, und mit der „ängſtlichſten Sorgfalt ihre Lieblingscharaktere in beſtändigem „Spiele und ununterbrochner Thätigkeit zu erhalten. Man „könnte über dieſe ungeſchickte Anſtrengung ihres Witzes ſagen, „daß ſie mit *den Perſonen ihres Stücks* nicht anders „umgeben, als gewiſſe ſpaßhafte Leute mit ihren *Bekannten*, „denen ſie mit ihren Höflichkeiten ſo zuſetzen, daß ſie ihren

---

iſt. Wir überſetzen nehmlich itzt, faſt durchgängig, Humor durch Laune; und ich glaube mir bewußt zu ſeyn, daß ich der erſte bin, der es ſo überſetzt hat. Ich habe ſehr unrecht daran gethan, und ich wünſchte, daß man mir nicht gefolgt wäre. Denn ich glaube es unwiderſprechlich beweiſen zu können, daß Humor und Laune ganz verſchiedene, ja in gewiſſem Verſtande gerade entgegen geſetzte Dinge ſind. Laune kann zu Humor werden; aber Humor iſt, außer dieſem einzigen Falle, nie Laune. Ich hätte die Abſtammung unſers deutſchen Worts und den gewöhnlichen Gebrauch deſſelben, beſſer unterſuchen und genauer erwägen ſollen. Ich ſchloß zu eilig, weil Laune das Franzöſiſche Humeur ausdrücke, daß es auch das Engliſche Humour ausdrücken könnte: aber die Franzoſen ſelbſt können Humour nicht durch Humeur überſetzen. — Von den genannten zwey Stücken des Johnſon hat das erſte, *Jedermann in ſeinem Humor*, den vom Hurd hier gerügten Fehler weit weniger. Der Humor, den die Perſonen deſſelben zeigen, iſt weder ſo individuell, noch ſo überladen, daß er mit der gewöhnlichen Natur nicht beſtehen könnte; ſie ſind auch alle zu einer gemeinſchaftlichen Handlung ſo ziemlich verbunden. In dem zweyten hingegen, *Jedermann aus ſeinem Humor*, iſt faſt nicht die geringſte Fabel; es treten eine Menge der wunderlichſten Narren nach einander auf, man weis weder wie, noch warum; und ihr Geſpräch iſt überall durch ein Paar Freunde des Verfaſſers unterbrochen, die unter dem Namen Grex eingeführt ſind, und Betrachtung über die Charaktere der Perſonen und über die Kunſt des Dichters, ſie zu behandeln, anſtellen. Das *aus ſeinem Humor*, out of his Humour, zeigt an, daß alle die Perſonen in Umſtände gerathen, in welchen ſie ihres Humors ſatt und überdrüßig werden.

„Antheil an der allgemeinen Unterhaltung gar nicht nehmen „können, ſondern nur immer, zum Vergnügen der Geſellſchaft, „Sprünge und Männerchen machen müſſen.“

Vier und neunzigſtes Stück.

Den 25ſten Merz, 1768.

Und ſo viel von der Allgemeinheit der komiſchen Charaktere, und den Grenzen dieſer Allgemeinheit, nach der Idee des Hurd! — Doch es wird nöthig ſeyn, noch erſt die zweyte Stelle beyzubringen, wo er erklärt zu haben verſichert, in wie weit auch den tragiſchen Charakteren, ob ſie ſchon nur partikular wären, dennoch eine Allgemeinheit zukomme: ehe wir den Schluß überhaupt machen können, ob und wie Hurd mit Diderot, und beide mit dem Ariſtoteles übereinſtimmen.

„Wahrheit, ſagt er, heißt in der Poeſie ein ſolcher Ausdruck, als der allgemeinen Natur der Dinge gemäß iſt; Falſchheit hingegen ein ſolcher, als ſich zwar zu dem vorhabenden „beſondern Falle ſchicket, aber nicht mit jener allgemeinen „Natur übereinſtimmet. Dieſe Wahrheit des Ausdrucks in „der dramatiſchen Poeſie zu erreichen, empfiehlet Horaz (*) zwey „Dinge: einmal, die Socratiſche Philoſophie fleißig zu ſtudieren; zweytens, ſich um eine genaue Kenntniß des menſchlichen Lebens zu bewerben. Jenes, weil es der eigenthümliche „Vorzug dieſer Schule iſt, *ad veritatem vitæ propius accedere*; (**) dieſes, um unſerer Nachahmung eine deſto allgemeinere Aehnlichkeit ertheilen zu können. Sich hiervon zu überzeugen, darf man nur erwägen, daß man ſich in Werken „der Nachahmung an die Wahrheit zu genau halten kann; „und dieſes auf doppelte Weiſe. Denn entweder kann der „Künſtler, wenn er die Natur nachbilden will, ſich zu ängſtlich befleißigen, alle und jede Beſonderheiten ſeines Gegenſtandes anzudeuten, und ſo die allgemeine Idee der Gattung „auszudrücken verfehlen. Oder er kann, wenn er ſich dieſe „allgemeine Idee zu ertheilen bemüht, ſie aus zu vielen Fällen „des wirklichen Lebens, nach ſeinem weiteſten Umfange, zu-

---

(*) De arte poet. v. 310. 317. 18.

(**) De Orat. I. 51.

„ſammen ſetzen; da er ſie vielmehr von dem lautern Begriffe, „der ſich blos in der Vorſtellung der Seele findet, hernehmen „ſollte. Dieſes letztere iſt der allgemeine Tadel, womit die „Schule der *Niederländiſchen* Mahler zu belegen, als die „ihre Vorbilder aus der wirklichen Natur, und nicht, wie die „Italieniſche, von dem geiſtigen Ideale der Schönheit entlehnet. (*) Jenes aber entſpricht einem andern Fehler, den man „gleichfalls den Niederländiſchen Meiſtern vorwirft, und der „dieſer iſt, daß ſie lieber die beſondere, ſeltſame und groteſke, „als die allgemeine und reitzende Natur, ſich zum Vorbilde wählen.

„Wir ſehen alſo, daß der Dichter, indem er ſich von der „eigenen und beſondern Wahrheit entfernet, deſto getreuer die „allgemeine Wahrheit nachahmet. Und hieraus ergiebt ſich die „Antwort auf jenen ſpitzfindigen Einwurf, den Plato gegen „die Poeſie ausgegrübelt hatte, und nicht ohne Selbſtzufriedenheit vorzutragen ſchien. Nehmlich, daß die poetiſche Nachahmung uns die Wahrheit nur ſehr von weitem zeigen könne. „*Denn, der poetiſche Ausdruck*, ſagt der Philoſoph, *iſt „das Abbild von des Dichters eigenen Begriffen; „die Begriffe des Dichters ſind das Abbild der „Dinge; und die Dinge das Abbild des Urbildes, „welches in dem göttlichen Verſtande exiſtiret. Folglich iſt der Ausdruck des Dichters nur das Bild von „dem Bilde eines Bildes, und liefert uns urſprüngliche Wahrheit nur gleichſam aus der dritten Hand.*(**) „Aber alle dieſe Vernünfteley fällt weg, ſobald man die nur „gedachte Regel des Dichters gehörig faſſet, und fleißig in „Ausübung bringet. Denn indem der Dichter von den Weſen „alles abſondert, was allein das Individuum angehet und unterſcheidet, überſpringet ſein Begriff gleichſam alle die zwiſchen „inne liegenden beſondern Gegenſtände, und erhebt ſich, ſo viel

(*) Nach Maaßgebung der Antiken. Nec enim Phidias, cum faceret Jovis formam aut Minervæ, contemplabatur aliquem e quo ſimilitudinem duceret: ſed ipſius in mente inſidebat *ſpecies pulchritudinis eximia quædam*, quam intuens in eaque defixus ad illius ſimilitudinem artem & manum dirigebat. (Cic. Or. 2.)

(**) Plato de Repl. L. X.

„möglich, zu dem göttlichen Urbilde, um ſo das unmittelbare „Nachbild der Wahrheit zu werden. Hieraus lernt man denn „auch einſehen, was und wie viel jenes ungewöhnliche Lob, „welches der große Kunſtrichter der Dichtkunſt ertheilet, ſagen „wolle; daß ſie, gegen die Geſchichte genommen, das „ernſtere und philoſophiſchere Studium ſey: φιλοσοφωτερον και σπουδαιοτερον ποιησις ἱςοριας ἐςιν. Die „Urſache, welche gleich darauf folgt, iſt nun gleichfalls ſehr „begreiflich: ἡ μεν γαρ ποιησις μαλλον τα καθολου, ἡ „δ' ἱςορια τα καθ' ἑκαςον λεγει.(*) Ferner wird hieraus ein „weſentlicher Unterſchied deutlich, der ſich, wie man ſagt, zwi„ſchen den zwey großen Nebenbuhlern der Griechiſchen Bühne „ſoll befunden haben. Wenn man dem Sophokles vorwarf, „daß es ſeinen Charakteren an Wahrheit fehle, ſo pflegte er „ſich damit zu verantworten, daß er die Menſchen ſo ſchil„dere, wie ſie ſeyn ſollten, Euripides aber ſo, wie „ſie wären. Σοφοκλης ἐφη, ἀυτος μεν οἱους δει ποιειν, „Ευριπιδης δε οἱοι ἐισι. (**) Der Sinn hiervon iſt dieſer: „Sophokles hatte, durch ſeinen ausgebreitetern Umgang mit „Menſchen, die eingeſchränkte enge Vorſtellung, welche aus der „Betrachtung einzelner Charaktere entſteht, in einen vollſtän„digen Begriff des Geſchlechts erweitert; der philoſophiſche „Euripides hingegen, der ſeine meiſte Zeit in der Akademie zu„gebracht hatte, und von da aus das Leben überſehen wollte, „hielt ſeinen Blick zu ſehr auf das Einzelne, auf wirklich exiſti„rende Perſonen geheftet, verſenkte das Geſchlecht in das In„dividuum, und mahlte folglich, den vorhabenden Gegenſtänden „nach, ſeine Charaktere zwar natürlich und wahr, aber auch „dann und wann ohne die höhere allgemeine Aehnlichkeit, die „zur Vollendung der poetiſchen Wahrheit erfodert wird. (***)

(*) Dichtkunſt Kap. 9.

(**) Ebendaſ. Kap. 25.

(***) Dieſe Erklärung iſt der, welche Dacier von der Stelle des Ariſtoteles giebt, weit vorzuziehen. Nach den Worten der Ueberſetzung ſcheinet Dacier zwar eben das zu ſagen, was Hurd ſagt: que Sophocle faiſoit ſes Heros, comme ils devoient etre & qu' Euripide les faiſoit comme ils etoient. Aber er verbindet im Grunde einen ganz andern Begriff damit. Hurd verſtehet

„Ein Einwurf ſtößt gleichwohl hier auf, den wir nicht unangezeigt laſſen müſſen. Man könnte ſagen, „daß philoſophiſche Speculationen die Begriffe eines Menſchen eher *abſtrakt* und *allgemein* machen, als ſie auf das *Individuelle* „einſchränken müßten. Das letztere ſey ein Mangel, welcher „aus der kleinen Anzahl von Gegenſtänden entſpringe, die den „Menſchen zu betrachten vorkommen; und dieſem Mangel ſey „nicht allein dadurch abzuhelfen, daß man ſich mit mehrern „Individuis bekannt mache, als worinn die Kenntniß der Welt „beſtehe; ſondern auch dadurch, daß man über die *allgemeine* „*Natur* der Menſchen nachdenke, ſo wie ſie in guten moraliſchen Büchern gelehrt werde. Denn die Verfaſſer ſolcher Bücher hätten ihren allgemeinen Begriff von der menſchlichen „Natur nicht anders als aus einer ausgebreiteten Erfahrung „(es ſey nun ihrer eignen, oder fremden) haben können, ohne „welche ihre Bücher ſonſt von keinem Werthe ſeyn würden.“ „Die Antwort hierauf, dünkt mich, iſt dieſe. *Durch Erwägung* „*der allgemeinen Natur des Menſchen* lernet „der Philoſoph, wie die Handlung beſchaffen ſeyn muß, die „aus dem Uebergewichte gewiſſer Neigungen und Eigenſchaften „entſpringet: das iſt, er lernet das Betragen überhaupt, welches der beygelegte Charakter erfodert. Aber deutlich und „zuverläßig zu wiſſen, wie weit und in welchem Grade von „Stärke ſich dieſer oder jener Charakter, bey beſondern Gelegenheiten, wahrſcheinlicher Weiſe äußern würde, das iſt ein-

---

unter dem *Wie ſie ſeyn ſollten*, die allgemeine abſtrakte Idee des Geſchlechts, nach welcher der Dichter ſeine Perſonen mehr, als nach ihren individuellen Verſchiedenheiten ſchildern müſſe. Dacier aber denkt ſich dabey eine höhere moraliſche Vollkommenheit, wie ſie der Menſch zu erreichen fähig ſey, ob er ſie gleich nur ſelten erreiche; und dieſe, ſagt er, habe Sophokles ſeinen Perſonen gewöhnlicher Weiſe beygelegt: Sophocle tachoit de rendre ſes imitations parfaites, en ſuivant toujours bien plus ce qu'une belle Nature etoit capable de faire, que ce qu'elle faiſoit. Allein dieſe höhere moraliſche Vollkommenheit gehöret gerade zu jenem allgemeinen Begriffe nicht; ſie ſtehet dem Individuo zu, aber nicht dem Geſchlechte; und der Dichter, der ſie ſeinen Perſonen beylegt, ſchildert gerade umgekehrt, mehr in der Manier des Euripides als des Sophokles. Die weitere Ausführung hiervon verdienet mehr als eine Note.

„zig und allein eine Frucht von unſerer Kenntniß der Welt.
„Daß Beyſpiele von dem Mangel dieſer Kenntniß, bey einem
„Dichter, wie Euripides war, ſehr häufig ſollten geweſen ſeyn,
„läßt ſich nicht wohl annehmen: auch werden, wo ſich dergleichen
„in ſeinen übrig gebliebenen Stücken etwa finden ſollten,
„ſie ſchwerlich ſo offenbar ſeyn, daß ſie auch einem gemeinen
„Leſer in die Augen fallen müßten. Es können nur Feinheiten
„ſeyn, die allein der wahre Kunſtrichter zu unterſcheiden
„vermögend iſt; und auch dieſem kann, in einer ſolchen Entfernung
„von Zeit, aus Unwiſſenheit der griechiſchen Sitten,
„wohl etwas als ein Fehler vorkommen, was im Grunde eine
„Schönheit iſt. Es würde alſo ein ſehr gefährliches Unternehmen
„ſeyn, die Stellen im Euripides anzeigen zu wollen, welche
„Ariſtoteles dieſem Tadel unterworfen zu ſeyn, geglaubt hatte.
„Aber gleichwohl will ich es wagen, eine anzuführen, die,
„wenn ich ſie auch ſchon nicht nach aller Gerechtigkeit kritiſiren
„ſollte, wenigſten meine Meinung zu erläutern, dienen kann.

Fünf und neunzigſtes Stück.

Den 29ſten Merz, 1768.

„Die Geſchichte ſeiner Elektra iſt ganz bekannt. Der Dichter
„hatte, in dem Charakter dieſer Prinzeßinn, ein tugendhaftes,
„aber mit Stolz und Groll erfülltes Frauenzimmer zu ſchildern,
„welches durch die Härte, mit der man ſich gegen ſie ſelbſt
„betrug, erbittert war, und durch noch weit ſtärkere Bewegungsgründe
„angetrieben ward, den Tod eines Vaters zu rächen.
„Eine ſolche heftige Gemüthsverfaſſung, kann der Philoſoph in
„ſeinem Winkel wohl ſchlieſſen, muß immer ſehr bereit ſeyn,
„ſich zu äußern Elektra, kann er wohl einſehen, muß, bey
„der geringſten ſchicklichen Gelegenheit, ihren Groll an den Tag
„legen, und die Ausführung ihres Vorhabens beſchleunigen zu
„können wünſchen. Aber zu welcher Höhe dieſer Groll ſteigen
„darf? d. i. wie ſtark Elektra ihre Rachſucht ausdrücken darf,
„ohne daß ein Mann, der mit dem menſchlichen Geſchlechte
„und mit den Wirkungen der Leidenſchaften im Ganzen bekannt
„iſt, dabey ausrufen kann: das iſt unwahrſcheinlich? Dieſes
„auszumachen, wird die abſtrakte Theorie von wenig Nutzen

„ſeyn. So gar eine nur mäßige Bekanntſchaft mit dem wirklichen
„Leben, iſt hier nicht hinlänglich uns zu leiten. Man
„kann eine Menge Individua bemerkt haben, welche den Poeten,
„der den Ausdruck eines ſolchen Grolles bis auf das Aeußerſte
„getrieben hätte, zu rechtfertigen ſcheinen. Selbſt die Geſchichte
„dürfte vielleicht Exempel an die Hand geben, wo eine tugendhafte
„Erbitterung auch wohl noch weiter getrieben worden, als
„es der Dichter hier vorgeſtellet. Welches ſind denn nun alſo
„die eigentlichen Grenzen derſelben, und wodurch ſind ſie zu beſtimmen?
„Einzig und allein durch Bemerkung ſo vieler einzeln
„Fälle als möglich; einzig und allein vermittelſt der ausgebreiteſten
„Kenntniß, wie viel eine ſolche Erbitterung über dergleichen
„Charaktere unter dergleichen Umſtänden, im wirklichen
„Leben *gewöhnlicher Weiſe* vermag. So verſchieden dieſe
„Kenntniß in Anſehung ihres Umfanges iſt, ſo verſchieden wird
„denn auch die Art der Vorſtellung ſeyn. Und nun wollen
„wir ſehen, wie der vorhabende Charakter von dem Euripides
„wirklich behandelt worden.

„In der ſchönen Scene, welche zwiſchen der Elektra und
„dem Oreſtes vorfällt, von dem ſie aber noch nicht weis, daß
„er ihr Bruder iſt, kömmt die Unterredung ganz natürlich auf
„die Unglücksfälle der Elektra, und auf den Urheber derſelben,
„die Klytämneſtra, ſo wie auch auf die Hoffnung, welche
„Elektra hat, von ihren Drangſaalen durch den Oreſtes befreyet
„zu werden. Das Geſpräch, wie es hierauf weiter
„gehet, iſt dieſes:

„*Oreſtes.* Und Oreſtes? Geſetzt, er käme nach Argos zurück —

„*Elektra.* Wozu dieſe Frage, da er, allem Anſehen nach, niemals
„zurückkommen wird?

„*Oreſtes.* Aber geſetzt, er käme! Wie müßte er es anfangen,
„um den Tod ſeines Vaters zu rächen?

„*Elektra.* Sich eben deß erkühnen, weſſen die Feinde ſich gegen
„ſeinen Vater erkühnten.

„*Oreſtes.* Wollteſt du es wohl mit ihm wagen, deine Mutter
„umzubringen?

„*Elektra.* Sie mit dem nehmlichen Eiſen umbringen, mit welchem
„ſie meinen Vater mordete!

„Oreſtes. Und darf ich das, als deinen feſten Entſchluß, deinem „Bruder vermelden?

„Elektra. Ich will meine Mutter umbringen, oder nicht leben!

„Das Griechiſche iſt noch ſtärker:

„Θανοιμι, μητρος αἱμ᾽ ἐπισφαξασ᾽ ἐμης.

„Ich will gern des Todes ſeyn, ſobald ich meine „Mutter umgebracht habe!

„Nun kann man nicht behaupten, daß dieſe letzte Rede „ſchlechterdings unnatürlich ſey. Ohne Zweifel haben ſich Bey„ſpiele genug eräugnet, wo unter ähnlichen Umſtänden die „Rache ſich eben ſo heftig ausgedrückt hat. Gleichwohl, denke „ich, kann uns die Härte dieſes Ausdrucks nicht anders als „ein wenig beleidigen. Zum mindeſten hielt Sophokles nicht „für gut, ihn ſo weit zu treiben. Bey ihm ſagt Elektra unter „gleichen Umſtänden nur das: Jetzt ſey dir die Ausfüh„rung überlaſſen! Wäre ich aber allein geblieben, „ſo glaube mir nur: beides hätte mir gewiß nicht „mißlingen ſollen; entweder mit Ehren mich zu be„freyen, oder mit Ehren zu ſterben!

„Ob nun dieſe Vorſtellung des Sophokles der Wahrheit, „in ſo fern ſie aus einer ausgebreitetern Erfahrung, d. i. aus „der Kenntniß der menſchlichen Natur überhaupt, geſammelt „worden, nicht weit gemäßer iſt, als die Vorſtellung des Eu„ripides, will ich denen zu beurtheilen überlaſſen, die es zu be„urtheilen fähig ſind. Iſt ſie es, ſo kann die Urſache keine „andere ſeyn, als die ich angenommen: daß nehmlich So„phokles ſeine Charaktere ſo geſchildert, als er, „unzähligen von ihm beobachteten Beyſpielen der „nehmlichen Gattung zu Folge, glaubte, daß ſie „ſeyn ſollten; Euripides aber ſo, als er in der en„geren Sphäre ſeiner Beobachtungen erkannt hatte, „daß ſie wirklich wären. ——

Vortrefflich! Auch unangeſehen der Abſicht, in welcher ich dieſe langen Stellen des Hurd angeführet habe, enthalten ſie unſtreitig ſo viel feine Bemerkungen, daß es mir der Leſer wohl erlaſſen wird, mich wegen Einſchaltung derſelben zu entſchuldigen. Ich beſorge nur, daß er meine Abſicht ſelbſt darüber aus den Augen verloren. Sie war aber dieſe: zu zeigen, daß auch *Hurd*, ſo wie Diderot, der Tragödie beſondere, und nur der Komödie allgemeine Charaktere zutheile, und dem ohngeachtet dem Ariſtoteles nicht widerſprechen wolle, welcher das Allgemeine von allen poetiſchen Charakteren, und folglich auch von den tragiſchen verlanget. *Hurd* erklärt ſich nehmlich ſo: der tragiſche Charakter müſſe zwar partikular oder weniger allgemein ſeyn, als der komiſche, d. i. er müſſe die Art, zu welcher er gehöre, weniger vorſtellig machen; gleichwohl aber müſſe das Wenige, was man von ihm zu zeigen für gut finde, nach dem Allgemeinen entworfen ſeyn, welches Ariſtoteles fordere. (*)

Und nun wäre die Frage, ob Diderot ſich auch ſo verſtanden wiſſen wolle? — Warum nicht, wenn ihm daran gelegen wäre, ſich nirgends in Widerſpruch mit dem Ariſtoteles finden zu laſſen? Mir wenigſtens, dem daran gelegen iſt, daß zwey denkende Köpfe von der nehmlichen Sache nicht Ja und Nein ſagen, könnte es erlaubt ſeyn, ihm dieſe Auslegung unterzuſchieben, ihm dieſe Ausflucht zu leihen.

Aber lieber von dieſer Ausflucht ſelbſt, ein Wort! — Mich dünkt, es iſt eine Ausflucht, und iſt auch keine. Denn das Wort *Allgemein* wird offenbar darinn in einer doppelten und ganz verſchiedenen Bedeutung genommen. Die eine, in welcher es Hurd und Diderot von dem tragiſchen Charakter verneinen, iſt nicht die nehmliche, in welcher es Hurd von ihm bejaet. Freylich beruhet eben hierauf die Ausflucht: aber wie, wenn die eine die andere ſchlechterdings ausſchlöſſe?

In der erſten Bedeutung heißt ein *allgemeiner* Charakter ein ſolcher, in welchen man das, was man an mehrern oder allen Individuis bemerkt hat, zuſammen nimmt; es heißt mit einem Worte, ein *überladener* Charakter; es iſt mehr die perſoniſirte Idee eines Charakters, als eine charakteriſirte Perſon. In der andern Bedeutung aber heißt ein *allgemeiner* Charakter ein ſolcher, in welchem man von dem, was an mehrern oder allen Individuis bemerkt worden, einen gewiſſen

---

(*) In calling the tragic character *particular*, I ſuppoſe it only leſs *repreſentative* of the kind than the comic; not that the draught of ſo much character as it is concerned to repreſent ſhould not be *general*.

Durchſchnitt, eine mittlere Proportion angenommen; es heißt mit einem Worte, ein gewöhnlicher Charakter, nicht zwar in ſo fern der Charakter ſelbſt, ſondern nur in ſo fern der Grad, das Maaß deſſelben gewöhnlich iſt.

Hurd hat vollkommen Recht, das καθολου des Ariſtoteles von der Allgemeinheit in der zweyten Bedeutung zu erklären. Aber wenn denn nun Ariſtoteles dieſe Allgemeinheit eben ſowohl von den komiſchen als tragiſchen Charakteren erfodert: wie iſt es möglich, daß der nehmliche Charakter zugleich auch jene Allgemeinheit haben kann? Wie iſt es möglich, daß er zugleich überladen und gewöhnlich ſeyn kann? Und geſetzt auch, er wäre ſo überladen noch lange nicht, als es die Charaktere in dem getadelten Stücke des Johnſon ſind; geſetzt, er ließe ſich noch gar wohl in einem Individuo gedenken, und man habe Beyſpiele, daß er ſich wirklich in mehrern Menſchen eben ſo ſtark, eben ſo ununterbrochen geäußert habe: würde er dem ohngeachtet nicht auch noch viel ungewöhnlicher ſeyn, als jene Allgemeinheit des Ariſtoteles zu ſeyn erlaubet?

Das iſt die Schwierigkeit! — Ich erinnere hier meine Leſer, daß dieſe Blätter nichts weniger als ein dramatiſches Syſtem enthalten ſollen. Ich bin alſo nicht verpflichtet, alle die Schwierigkeiten aufzulöſen, die ich mache. Meine Gedanken mögen immer ſich weniger zu verbinden, ja wohl gar ſich zu widerſprechen ſcheinen: wenn es denn nur Gedanken ſind, bey welchen ſie Stoff finden, ſelbſt zu denken. Hier will ich nichts als Fermenta cognitionis ausſtreuen.

Sechs und neunzigſtes Stück.

Den 1ſten April, 1768.

Den zwey und funfzigſten Abend (Dienſtags, den 28ſten Julius,) wurden des Herrn Romanus Brüder wiederhohlt.

Oder ſollte ich nicht vielmehr ſagen: die Brüder des Herrn Romanus? Nach einer Anmerkung nehmlich, welche Donatus bey Gelegenheit der Brüder des Terenz macht: Hanc dicunt fabulam ſecundo loco actam, etiam tum rudi nomine poetæ; itaque ſic pronunciatam, Adelphoi Terenti, non Terenti Adelphoi, quod adhuc magis de fabulæ nomine poeta, quam de poetæ nomine fabula commendabatur. Herr Romanus hat ſeine Komödien zwar ohne ſeinen Namen herausgegeben: aber doch iſt ſein Name durch ſie bekannt geworden. Noch itzt ſind diejenigen Stücke, die ſich auf unſerer Bühne von ihm erhalten haben, eine Empfehlung ſeines Namens, der in Provinzen Deutſchlandes genannt wird, wo er ohne ſie wohl nie wäre gehöret worden. Aber welches widrige Schickſal hat auch dieſen Mann abgehalten, mit ſeinen Arbeiten für das Theater ſo lange fortzufahren, bis die Stücke aufgehöret hätten, ſeinen Namen zu empfehlen, und ſein Name dafür die Stücke empfohlen hätte?

Das meiſte, was wir Deutſche noch in der ſchönen Litteratur haben, ſind Verſuche junger Leute. Ja das Vorurtheil iſt bey uns faſt allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in dieſem Felde zu arbeiten. Männer, ſagt man, haben ernſthaftere Studia, oder wichtigere Geſchäfte, zu welchen ſie die Kirche oder der Staat auffodert. Verſe und Komödien heiſſen Spielwerke; allenfalls nicht unnützliche Vorübungen, mit welchen man ſich höchſtens bis in ſein fünf und zwanzigſtes Jahr beſchäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, ſollen wir fein alle unſere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieſes Amt einige Zeit, etwas zu ſchreiben, ſo ſoll man ja nichts anders ſchreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range deſſelben beſtehen kann; ein hübſches Compendium aus den höhern Facultäten, eine gute Chronike von der lieben Vaterſtadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen.

Daher kömmt es denn auch, daß unſere ſchöne Litteratur, ich will nicht blos ſagen gegen die ſchöne Litteratur der Alten, ſondern ſogar faſt gegen aller neuern polirten Völker ihre, ein ſo jugendliches, ja kindiſches Anſehen hat, und noch lange, lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlet es ihr endlich nicht: aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch ſehr. Sie hat noch ſo wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt iſt, gern zur Hand nimmt, wenn er, zu ſeiner Erhohlung und Stärkung, einmal außer dem einförmigen ekeln Zirkel ſeiner alltäglichen Beſchäftigungen denken will! Welche Nahrung kann ſo ein

Mann wohl, z. E. in unſern höchſt trivialen Komödien finden? Wortſpiele, Sprichwörter, Späßchen, wie man ſie alle Tage auf den Gaſſen hört: ſolches Zeug macht zwar das Parterr zu lachen, das ſich vergnügt ſo gut es kann; wer aber von ihm mehr als den Bauch erſchüttern will, wer zugleich mit ſeinem Verſtande lachen will, der iſt einmal da geweſen und kömmt nicht wieder.

Wer nichts hat, der kann nichts geben. Ein junger Menſch, der erſt ſelbſt in die Welt tritt, kann unmöglich die Welt kennen und ſie ſchildern. Das größte komiſche Genie zeigt ſich in ſeinen jugendlichen Werken hohl und leer; ſelbſt von den erſten Stücken des Menanders ſagt Plutarch,(*) daß ſie mit ſeinen ſpätern und letztern Stücken gar nicht zu vergleichen geweſen. Aus dieſen aber, ſetzt er hinzu, könne man ſchlieſſen, was er noch würde geleiſtet haben, wenn er länger gelebt hätte. Und wie jung meint man wohl, daß Menander ſtarb? Wie viel Komödien meint man wohl, daß er erſt geſchrieben hatte? Nicht weniger als hundert und fünfe; und nicht jünger als zwey und funfzig.

Keiner von allen unſern verſtorbenen komiſchen Dichtern, von denen es ſich noch der Mühe verlohnte zu reden, iſt ſo alt geworden; keiner von den itztlebenden iſt es noch zur Zeit; keiner von beiden hat das vierte Theil ſo viel Stücke gemacht. Und die Critik ſollte von ihnen nicht eben das zu ſagen haben, was ſie von dem Menander zu ſagen fand? — Sie wage es aber nur, und ſpreche!

Und nicht die Verfaſſer allein ſind es, die ſie mit Unwillen hören. Wir haben, dem Himmel ſey Dank, itzt ein Geſchlecht ſelbſt von Critikern, deren beſte Critik darinn beſteht, — alle Critik verdächtig zu machen. „Genie! Genie! ſchreien ſie. Das Genie ſetzt ſich über alle Regeln hinweg! Was das Genie macht, iſt Regel!“ So ſchmeicheln ſie dem Genie: ich glaube, damit wir ſie auch für Genies halten ſollen. Doch ſie verrathen zu ſehr, daß ſie nicht einen Funken davon in ſich ſpüren, wenn ſie in einem und eben demſelben Athem hinzuſetzen: „die

---

(*) Επιτ. της συγκρισεως Αρις. και Μεναν. p. 1588. Ed. Henr. Stephani.

Regeln unterdrücken das Genie!“ — Als ob ſich Genie durch etwas in der Welt unterdrücken lieſſe! Und noch dazu durch etwas, das, wie ſie ſelbſt geſtehen, aus ihm hergeleitet iſt. Nicht jeder Kunſtrichter iſt Genie: aber jedes Genie iſt ein gebohrner Kunſtrichter. Es hat die Probe aller Regeln in ſich. Es begreiſt und behält und befolgt nur die, die ihm ſeine Empfindung in Worten ausdrücken. Und dieſe ſeine in Worten ausgedrückte Empfindung ſollte ſeine Thätigkeit verringern können? Vernünftelt darüber mit ihm, ſo viel ihr wollt; es verſteht euch nur, in ſo fern es eure allgemeinen Säze den Augenblick in einem einzeln Falle anſchauend erkennet; und nur von dieſem einzeln Falle bleibt Erinnerung in ihm zurück, die während der Arbeit auf ſeine Kräfte nicht mehr und nicht weniger wirken kann, als die Erinnerung eines glücklichen Beyſpiels, die Erinnerung einer eignen glücklichen Erfahrung auf ſie zu wirken im Stande iſt. Behaupten alſo, daß Regeln und Critik das Genie unterdrücken können: heißt mit andern Worten behaupten, daß Beyſpiele und Uebung eben dieſes vermögen; heißt, das Genie nicht allein auf ſich ſelbſt, heißt es ſogar, lediglich auf ſeinen erſten Verſuch einſchränken.

Eben ſo wenig wiſſen dieſe weiſe Herren, was ſie wollen, wenn ſie über die nachtheiligen Eindrücke, welche die Critik auf das genieſſende Publikum mache, ſo luſtig wimmern! Sie möchten uns lieber bereden, daß kein Menſch einen Schmetterling mehr bunt und ſchön findet, ſeitdem das böſe Vergrößerungsglas erkennen laſſen, daß die Farben deſſelben nur Staub ſind.

„Unſer Theater, ſagen ſie, iſt noch in einem viel zu zarten
„Alter, als daß es den monarchiſchen Scepter der Critik ertragen
„könne. — Es iſt faſt nöthiger die Mittel zu zeigen, wie
„das Ideal erreicht werden kann, als darzuthun, wie weit wir
„noch von dieſem Ideale entfernt ſind. — Die Bühne muß
„durch Beyſpiele, nicht durch Regeln reformiret werden. — Reſoniren
„iſt leichter, als ſelbſt erfinden.“

Heißt das, Gedanken in Worte kleiden: oder heißt es nicht vielmehr, Gedanken zu Worten ſuchen, und keine erhaſchen? — Und wer ſind ſie denn, die ſo viel von Beyſpielen, und vom ſelbſt Erfinden reden? Was für Beyſpiele haben ſie denn gegeben? Was haben ſie denn ſelbſt erfunden? — Schlaue Köpfe! Wenn ihnen Beyſpiele zu beurtheilen vorkommen, ſo wünſchen ſie lieber Regeln; und wenn ſie Regeln beurtheilen ſollen, ſo möchten ſie lieber Beyſpiele haben. Anſtatt von einer Critik zu beweiſen, daß ſie falſch iſt, beweiſen ſie, daß ſie zu ſtrenge iſt; und glauben verthan zu haben! Anſtatt ein Raiſonnement zu widerlegen, merken ſie an, daß Erſinden ſchwerer iſt, als Raiſonniren; und glauben widerlegt zu haben!

Wer richtig raiſonnirt, erſindet auch: und wer erſinden will, muß raiſonniren können. Nur die glauben, daß ſich das eine von dem andern trennen laſſe, die zu keinem von beiden aufgelegt ſind.

Doch was halte ich mich mit dieſen Schwätzern auf? Ich will meinen Gang gehen, und mich unbekümmert laſſen, was die Grillen am Wege ſchwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um ſie zu zertreten, iſt ſchon zu viel. Ihr Sommer iſt ſo leicht abgewartet!

Alſo, ohne weitere Einleitung, zu den Anmerkungen, die ich bey Gelegenheit der erſten Vorſtellung der Brüder des Hrn. Romanus,(*) annoch über dieſes Stück verſprach! — Die vornehmſten derſelben werden die Veränderungen betreffen, die er in der Fabel des Terenz machen zu müſſen geglaubet, um ſie unſern Sitten näher zu bringen.

Was ſoll man überhaupt von der Nothwendigkeit dieſer Veränderungen ſagen? Wenn wir ſo wenig Anſtoß finden, römiſche oder griechiſche Sitten in der Tragödie geſchildert zu ſehen: warum nicht auch in der Komödie? Woher die Regel, wenn es anders eine Regel iſt, die Scene der erſtern in ein entferntes Land, unter ein fremdes Volk; die Scene der andern aber, in unſere Heimath zu legen? Woher die Verbindlichkeit, die wir dem Dichter aufbürden, in jener die Sitten desjenigen Volkes, unter dem er ſeine Handlung vorgehen läßt, ſo genau als möglich zu ſchildern; da wir in dieſer nur unſere eigene Sitten von ihm geſchildert zu ſehen verlangen? „Dieſes, ſagt Pope an einem Orte, „ſcheinet dem erſten Anſehen nach

---

(*) Drey und ſiebzigſtes Stück. S. 327.

„bloßer Eigenſinn, bloße Grille zu ſeyn: es hat aber doch ſeinen guten Grund in der Natur. Das Hauptſächlichſte, was wir in der Komödie ſuchen, iſt ein getreues Bild des gemeinen Lebens, von deſſen Treue wir aber nicht ſo leicht verſichert ſeyn können, wenn wir es in fremde Moden und Gebräuche verkleidet finden. In der Tragödie hingegen iſt es die Handlung, was unſere Aufmerkſamkeit am meiſten an ſich ziehet. Einen einheimiſchen Vorfall aber für die Bühne bequem zu machen, dazu muß man ſich mit der Handlung größere Freyheiten nehmen, als eine zu bekannte Geſchichte verſtattet."

Sieben und neunzigſtes Stück.

Den 5ten April, 1768.

Dieſe Auflöſung, genau betrachtet, dürfte wohl nicht in allen Stücken befriedigend ſeyn. Denn zugegeben, daß fremde Sitten der Abſicht der Komödie nicht ſo gut entſprechen, als einheimiſche: ſo bleibt noch immer die Frage, ob die einheimiſchen Sitten nicht auch zur Abſicht der Tragödie ein beſſeres Verhältniß haben, als fremde? Dieſe Frage iſt wenigſtens durch die Schwierigkeit, einen einheimiſchen Vorfall ohne allzumerkliche und anſtößige Veränderungen für die Bühne bequem zu machen, nicht beantwortet. Freylich erfodern einheimiſche Sitten auch einheimiſche Vorfälle: wenn denn aber nur mit jenen die Tragödie am leichteſten und gewiſſeſten ihren Zweck erreichte, ſo müßte es ja doch wohl beſſer ſeyn, ſich über alle Schwierigkeiten, welche ſich bey Behandlung dieſer finden, wegzuſetzen, als in Abſicht des Weſentlichſten zu kurz zu fallen, welches ohnſtreitig der Zweck iſt. Auch werden nicht alle einheimiſche Vorfälle ſo merklicher und anſtößiger Veränderungen bedürfen; und die deren bedürfen, iſt man ja nicht verbunden zu bearbeiten. Ariſtoteles hat ſchon angemerkt, daß es gar wohl Begebenheiten geben kann und giebt, die ſich vollkommen ſo eräugnet haben, als ſie der Dichter braucht. Da dergleichen aber nur ſelten ſind, ſo hat er auch ſchon entſchieden, daß ſich der Dichter um den wenigern Theil ſeiner Zuſchauer, der von den wahren

Umſtänden vielleicht unterrichtet iſt, lieber nicht bekümmern, als ſeiner Pflicht minder Genüge leiſten müſſe.

Der Vortheil, den die einheimiſchen Sitten in der Komödie haben, beruhet auf der innigen Bekanntſchaft, in der wir mit ihnen ſtehen. Der Dichter braucht ſie uns nicht erſt bekannt zu machen; er iſt aller hierzu nöthigen Beſchreibungen und Winke überhoben; er kann ſeine Perſonen ſogleich nach ihren Sitten handeln laſſen, ohne uns dieſe Sitten ſelbſt erſt langweilig zu ſchildern. Einheimiſche Sitten alſo erleichtern ihm die Arbeit, und befördern bey dem Zuſchauer die Illuſion.

Warum ſollte nun der tragiſche Dichter ſich dieſes wichtigen doppelten Vortheils begeben? Auch er hat Urſache, ſich die Arbeit ſo viel als möglich zu erleichtern, ſeine Kräfte nicht an Nebenzwecke zu verſchwenden, ſondern ſie ganz für den Hauptzweck zu ſparen. Auch ihm kömmt auf die Illuſion des Zuſchauers alles an. — Man wird vielleicht hierauf antworten, daß die Tragödie der Sitten nicht groß bedürfe; daß ſie ihrer ganz und gar entübriget ſeyn könne. Aber ſonach braucht ſie auch keine fremde Sitten; und von dem Wenigen, was ſie von Sitten haben und zeigen will, wird es doch immer beſſer ſeyn, wenn es von einheimiſchen Sitten hergenommen iſt, als von fremden.

Die Griechen wenigſtens haben nie andere als ihre eigene Sitten, nicht blos in der Komödie, ſondern auch in der Tragödie, zum Grunde gelegt. Ja ſie haben fremden Völkern, aus deren Geſchichte ſie den Stoff ihrer Tragödie etwa einmal entlehnten, lieber ihre eigenen griechiſchen Sitten leihen, als die Wirkungen der Bühne durch unverſtändliche barbariſche Sitten entkräften wollen. Auf das Coſtume, welches unſern tragiſchen Dichtern ſo ängſtlich empfohlen wird, hielten ſie wenig oder nichts. Der Beweis hiervon können vornehmlich die Perſerinnen des Aeſchylus ſeyn; und die Urſache, warum ſie ſich ſo wenig an das Coſtume binden zu dürfen glaubten, iſt aus der Abſicht der Tragödie leicht zu folgern.

Doch ich gerathe zu weit in denjenigen Theil des Problems, der mich itzt gerade am wenigſten angeht. Zwar indem ich behaupte, daß einheimiſche Sitten auch in der Tragödie zuträglicher ſeyn würden, als fremde: ſo ſetze ich ſchon als unſtreitig voraus, daß ſie es wenigſtens in der Komödie ſind. Und ſind ſie das, glaube ich wenigſtens, daß ſie es ſind: ſo kann ich auch die Veränderungen, welche Herr Romanus in Abſicht derſelben, mit dem Stücke des Terenz gemacht hat, überhaupt nicht anders als billigen.

Er hatte Recht, eine Fabel, in welche ſo beſondere Griechiſche und Römiſche Sitten ſo innig verwebet ſind, umzuſchaffen. Das Beyſpiel erhält ſeine Kraft nur von ſeiner innern Wahrſcheinlichkeit, die jeder Menſch nach dem beurtheilet, was ihm ſelbſt am gewöhnlichſten iſt. Alle Anwendung fällt weg, wo wir uns erſt mit Mühe in fremde Umſtände verſetzen müſſen. Aber es iſt auch keine leichte Sache mit einer ſolchen Umſchaffung. Je vollkommner die Fabel iſt, deſto weniger läßt ſich der geringſte Theil verändern, ohne das Ganze zu zerrütten. Und ſchlimm! wenn man ſich ſodann nur mit Flicken begnügt, ohne im eigentlichen Verſtande umzuſchaffen.

Das Stück heißt die Brüder, und dieſes bey dem Terenz aus einem doppelten Grunde. Denn nicht allein die beiden Alten, Micio und Demea, ſondern auch die beiden jungen Leute, Aeſchinus und Kteſipho, ſind Brüder. Demea iſt dieſer beider Vater; Micio hat den einen, den Aeſchinus, nur an Sohnes Statt angenommen. Nun begreif ich nicht, warum unſerm Verfaſſer dieſe Adoption mißfallen. Ich weis nicht anders, als daß die Adoption auch unter uns, auch noch itzt gebräuchlich, und vollkommen auf den nehmlichen Fuß gebräuchlich iſt, wie ſie es bey den Römern war. Dem ohngeachtet iſt er davon abgegangen: bey ihm ſind nur die zwey Alten Brüder, und jeder hat einen leiblichen Sohn, den er nach ſeiner Art erziehet. Aber, deſto beſſer! wird man vielleicht ſagen. So ſind denn auch die zwey Alte wirkliche Väter; und das Stück iſt wirklich eine Schule der Väter, d. i. ſolcher, denen die Natur die väterliche Pflicht auferlegt, nicht ſolcher, die ſie freywillig zwar übernommen, die ſich ihrer aber ſchwerlich weiter unterziehen, als es mit ihrer eignen Gemächlichkeit beſtehen kann.

Pater eſſe diſce ab illis, qui vere ſciunt!

Sehr wohl! Nur Schade, daß durch Auflöſung dieſes einzigen

Knoten, welcher bey dem Terenz den Aeſchinus und Kteſipho unter ſich, und beide mit dem Demea, ihrem Vater verbindet, die ganze Maſchine aus einander fällt, und aus Einem allgemeinen Intereſſe zwey ganz verſchiedene entſtehen, die blos die Convenienz des Dichters, und keinesweges ihre eigene Natur zuſammen hält!

Denn iſt Aeſchinus nicht blos der angenommene, ſondern der leibliche Sohn des Micio, was hat Demea ſich viel um ihn zu bekümmern? Der Sohn eines Bruders geht mich ſo nahe nicht an, als mein eigener. Wenn ich finde, daß jemand meinen eigenen Sohn verziehet, geſchähe es auch in der beſten Abſicht von der Welt, ſo habe ich Recht, dieſem gutherzigen Verführer mit aller der Heftigkeit zu begegnen, mit welcher, beym Terenz, Demea dem Micio begegnet. Aber wenn es nicht mein Sohn iſt, wenn es der eigene Sohn des Verziehers iſt, was kann ich mehr, was darf ich mehr, als daß ich dieſen Verzieher warne, und wenn er mein Bruder iſt, ihn öfters und ernſtlich warne? Unſer Verfaſſer ſetzt den Demea aus dem Verhältniſſe, in welchem er bey dem Terenz ſtehet, aber er läßt ihm die nehmliche Ungeſtümheit, zu welcher ihn doch nur jenes Verhältniß berechtigen konnte. Ja bey ihm ſchimpfet und tobet Demea noch weit ärger, als bey dem Terenz. Er will aus der Haut fahren, „daß er an ſeines Bruders Kinde Schimpf „und Schande erleben muß.“ Wenn ihm nun aber dieſer antwortete: „Du biſt nicht klug, mein lieber Bruder, wenn du „glaubeſt, du könnteſt an meinem Kinde Schimpf und Schande „erleben. Wenn mein Sohn ein Bube iſt und bleibt, ſo wird, „wie das Unglück, alſo auch der Schimpf nur meine ſeyn. „Du magſt es mit deinem Eifer wohl gut meinen; aber er „geht zu weit; er beleidiget mich. Falls du mich nur immer „ſo ärgern willſt, ſo komm mir lieber nicht über die Schwelle! „u. ſ. w.“ Wenn Micio, ſage ich, dieſes antwortete: nicht wahr, ſo wäre die Komödie auf einmal aus? Oder könnte Micio etwa nicht ſo antworten? Ja müßte er wohl eigentlich nicht ſo antworten?

Wie viel ſchicklicher eifert Demea beym Terenz. Dieſer Aeſchinus, den er ein ſo lüderliches Leben zu führen glaubt, iſt noch immer ſein Sohn, ob ihn gleich der Bruder an Kindes Statt angenommen. Und dennoch beſtehet der römiſche Micio weit mehr auf ſeinem Rechte als der deutſche. Du haſt mir, ſagt er, deinen Sohn einmal überlaſſen; bekümmere dich um den, der dir noch übrig iſt;

—— —— nam ambos curare; propemodum
Repoſcere illum est, quem dediſti — —

Dieſe verſteckte Drohung, ihm ſeinen Sohn zurück zu geben, iſt es auch, die ihn zum Schweigen bringt; und doch kann Micio nicht verlangen, daß ſie alle väterliche Empfindungen bey ihm unterdrücken ſoll. Es muß den Micio zwar verdrießen, daß Demea auch in der Folge nicht aufhört, ihm immer die nehmlichen Vorwürfe zu machen: aber er kann es dem Vater doch auch nicht verdenken, wenn er ſeinen Sohn nicht gänzlich will verderben laſſen. Kurz, der Demea des Terenz iſt ein Mann, der für das Wohl deſſen beſorgt iſt, für den ihm die Natur zu ſorgen aufgab; er thut es zwar auf die unrechte Weiſe, aber die Weiſe macht den Grund nicht ſchlimmer. Der Demea unſers Verfaſſers hingegen iſt ein beſchwerlicher Zänker, der ſich aus Verwandtſchaft zu allen Grobheiten berechtiget glaubt, die Micio auf keine Weiſe an dem bloßen Bruder dulden müßte.

Acht und neunzigſtes Stück.

Den 8ten April, 1768.

Eben ſo ſchielend und falſch wird, durch Aufhebung der doppelten Brüderſchaft, auch das Verhältniß der beiden jungen Leute. Ich verdenke es dem deutſchen Aeſchinus, daß er (*) „vielmals an den Thorheiten des Kteſipho Antheil nehmen zu „müſſen geglaubt, um ihn, als ſeinen Vetter, der Gefahr und „öffentlichen Schande zu entreiſſen.“ Was Vetter? Und ſchickt es ſich wohl für den leiblichen Vater, ihm darauf zu antworten: „ich billige deine hierbey bezeigte Sorgfalt und Vorſicht; „ich verwehre dir es auch inskünftige nicht?“ Was verwehrt der Vater dem Sohne nicht? An den Thorheiten eines unge-

---

(*) Aufz. 1. Auft. 3. S. 18.

zogenen Vetters Antheil zu nehmen? Wahrlich, das ſollte er ihm verwehren. „Suche deinen Vetter, müßte er ihm höchſtens ſagen, ſo viel möglich von Thorheiten abzuhalten: wenn du aber findeſt, daß er durchaus darauf beſteht, ſo entziehe dich ihm; denn dein guter Name muß dir werther ſeyn, als ſeiner.“

Nur dem leiblichen Bruder verzeihen wir, hierinn weiter zu gehen. Nur an leiblichen Brüdern kann es uns freuen, wenn einer von dem andern rühmet:

—— —— Illius opera nunc vivo! Feſtivum caput,
Qui omnia ſibi poſt putarit eſſe præ meo commodo:
Maledicta, ſamam, meum amorem & peccatum in ſe tranſtulit.

Denn der brüderlichen Liebe wollen wir von der Klugkeit keine Grenzen geſetzt wiſſen. Zwar iſt es wahr, daß unſer Verfaſſer ſeinem Aeſchinus die Thorheit überhaupt zu erſparen gewußt hat, die der Aeſchinus des Terenz für ſeinen Bruder begehet. Eine gewaltſame Entführung hat er in eine kleine Schlägerey verwandelt, an welcher ſein wohlgezogner Jüngling weiter keinen Theil hat, als daß er ſie gern verhindern wollen. Aber gleichwohl läßt er dieſen wohlgezognen Jüngling, für einen ungezognen Vetter noch viel zu viel thun. Denn müßte es jener wohl auf irgend eine Weiſe geſtatten, daß dieſer ein Kreatürchen, wie Citaliſe iſt, zu ihm in das Haus brächte? in das Haus ſeines Vaters? unter die Augen ſeiner tugendhaften Geliebten? Es iſt nicht der verführeriſche Damis, dieſe Peſt für junge Leute,(*) deſſenwegen der deutſche Aeſchinus ſeinem lüderlichen Vetter die Niederlage bey ſich erlaubt: es iſt die bloße Convenienz des Dichters.

Wie vortrefflich hängt alles das bey dem Terenz zuſammen! Wie richtig und nothwendig iſt da auch die geringſte Kleinigkeit motiviret! Aeſchinus nimmt einem Sklavenhändler ein Mädchen mit Gewalt aus dem Hauſe, in das ſich ſein Bruder verliebt hat. Aber er thut das, weniger um der Neigung ſeines Bruders zu willfahren, als um einem größern Uebel vorzubauen. Der Sklavenhändler will mit dieſem Mädchen unverzüglich auf einen auswärtigen Markt: und der Bruder will dem Mädchen

---

(*) Seite 30.

nach; will lieber ſein Vaterland verlaſſen, als den Gegenſtand ſeiner Liebe aus den Augen verlieren. (*) Noch erfährt Aeſchinus zu rechter Zeit dieſen Entſchluß. Was ſoll er thun? Er bemächtiget ſich in der Geſchwindigkeit des Mädchens, und bringt ſie in das Haus ſeines Oheims, um dieſem gütigen Manne den ganzen Handel zu entdecken. Denn das Mädchen iſt zwar entführt, aber ſie muß ihrem Eigenthümer doch bezahlt werden. Micio bezahlt ſie auch ohne Anſtand, und freuet ſich nicht ſowohl über die That der jungen Leute, als über die brüderliche Liebe, welche er zum Grunde ſiehet, und über das Vertrauen, welches ſie auf ihn dabey ſetzen wollen. Das größte iſt geſchehen; warum ſollte er nicht noch eine Kleinigkeit hinzufügen, ihnen einen vollkommen vergnügten Tag zu machen? —

—— —— —— Argentum adnumeravit illico:
Dedit præterea in ſumptum dimidium minæ.

Hat er dem Kteſipho das Mädchen gekauft, warum ſoll er ihm nicht verſtatten, ſich in ſeinem Hauſe mit ihr zu vergnügen? Da iſt nach den alten Sitten nichts, was im geringſten der Tugend und Ehrbarkeit widerſpräche.

Aber nicht ſo in unſern Brüdern! Das Haus des gütigen Vaters wird auf das ungeziemendſte gemißbraucht. Anfangs ohne ſein Wiſſen, und endlich gar mit ſeiner Genehmigung. Citaliſe iſt eine weit unanſtändigere Perſon, als ſelbſt jene Pſaltria; und unſer Kteſipho will ſie gar heyrathen. Wenn das der Terenziſche Kteſipho mit ſeiner Pſaltria vorgehabt hätte, ſo würde ſich der Terenziſche Micio ſicherlich ganz anders dabey genommen haben. Er würde Citaliſen die Thüre gewieſen, und mit dem Vater die kräftigſten Mittel verabredet haben, einen ſich ſo ſträflich emancipirenden Burſchen im Zaume zu halten.

Ueberhaupt iſt der deutſche Kteſipho von Anfange viel zu verderbt geſchildert, und auch hierinn iſt unſer Verfaſſer von

---

(*) Act. II. Sc. 4.
Æ. Hoc mihi dolet, nos pæne ſero ſciſſe: & pæne in eum locum
Rediiſſe, ut ſi omnes cuperent, nihil tibi poſſent auxiliarier.
Ct. Pudebat. Æ. Ah, ſtultitia eſt iſtæc; non pudor, tam ob parvulam
Rem pæne e patria: turpe dictu. Deos quæſo ut iſtæc prohibeant.

ſeinem Muſter abgegangen. Die Stelle erweckt mir immer Grauſen, wo er ſich mit ſeinem Vetter über ſeinen Vater unterhält.(*)

Leander. Aber wie reimt ſich das mit der Ehrfurcht, mit der Liebe, die du deinem Vater ſchuldig biſt!

Lycaſt. Ehrfurcht? Liebe? hm! die wird er wohl nicht von mir verlangen.

Leander. Er ſollte ſie nicht verlangen?

Lycaſt. Nein, gewiß nicht. Ich habe meinen Vater gar nicht lieb. Ich müßte es lügen, wenn ich es ſagen wollte.

Leander. Unmenſchlicher Sohn! Du bedenkſt nicht, was du ſagſt. Denjenigen nicht lieben, der dir das Leben gegeben hat! So ſprichſt du itzt, da du ihn noch leben ſiehſt. Aber verliere ihn einmal; hernach will ich dich fragen.

Lycaſt. Hm! Ich weis nun eben nicht, was da geſchehen würde. Auf allen Fall würde ich wohl auch ſogar unrecht nicht thun. Denn ich glaube, er würde es auch nicht beſſer machen. Er ſpricht ja faſt täglich zu mir: „Wenn ich dich nur los wäre! wenn du nur weg wäreſt!“ Heißt das Liebe? Kanſt du verlangen, daß ich ihn wieder lieben ſoll!

Auch die ſtrengſte Zucht müßte ein Kind zu ſo unnatürlichen Geſinnungen nicht verleiten. Das Herz, das ihrer, aus irgend einer Urſache, fähig iſt, verdienet nicht anders als ſklaviſch gehalten zu werden. Wenn wir uns des ausſchweifenden Sohnes gegen den ſtrengen Vater annehmen ſollen: ſo müſſen jenes Ausſchweifungen kein grundböſes Herz verrathen; es müſſen nichts als Ausſchweifungen des Temperaments, jugendliche Unbedachtſamkeiten, Thorheiten des Kitzels und Muthwillens ſeyn. Nach dieſem Grundſatze haben Menander und Terenz ihren Kteſipho geſchildert. So ſtreng ihn ſein Vater hält, ſo entfährt ihm doch nie das geringſte böſe Wort gegen denſelben. Das einzige, was man ſo nennen könnte, macht er auf die vortrefflichſte Weiſe wieder gut. Er möchte ſeiner Liebe gern wenigſtens ein Paar Tage, ruhig genieſſen; er freuet ſich, daß der Vater wieder hinaus auf das Land, an ſeine Arbeit iſt; und wünſcht, daß er ſich damit ſo abmatten, — ſo abmatten möge, daß er ganze

---

(*) 1. Aufz. 6. Auft.

drey Tage nicht aus dem Bette könne. Ein raſcher Wunſch! aber man ſehe, mit welchem Zuſatze:

—— —— —— utinam quidem
Quod cum ſalute ejus fiat, ita ſe defatigarit velim,
Ut triduo hoc perpetuo prorſum e lecto nequeat ſurgere.

Quod cum ſalute ejus fiat! Nur müßte es ihm weiter nicht ſchaden! — So recht! ſo recht, liebenswürdiger Jüngling! Immer geh, wohin dich Freude und Liebe rufen! Für dich drücken wir gern ein Auge zu! Das Böſe. das du begehſt, wird nicht ſehr böſe ſeyn! Du haſt einen ſtrengern Aufſeher in dir, als ſelbſt dein Vater iſt! — Und ſo ſind mehrere Züge in der Scene, aus der dieſe Stelle genommen iſt. Der deutſche Kteſipho iſt ein abgefeimter Bube, dem Lügen und Betrug ſehr geläufig ſind: der römiſche hingegen iſt in der äuſſerſten Verwirrung um einen kleinen Vorwand, durch den er ſeine Abweſenheit bey ſeinem Vater rechtfertigen könnte.

Rogabit me: ubi fuerim? quem ego hodie toto non vidi die.
Quid dicam? Sy. Nil ne in mentem venit? Ct. Nunquam
quicquam. Sy. Tanto nequior.
Cliens, amicus, hoſpes, nemo eſt vobis? Ct. Sunt, quid poſtea?
Sy. Hiſce opera ut data ſit. Ct. Quæ non data ſit? Non
poteſt fieri!

Dieſes naive, aufrichtige: quæ non data ſit! Der gute Jüngling ſucht einen Vorwand; und der ſchalkiſche Knecht ſchlägt ihm eine Lüge vor. Eine Lüge! Nein, das geht nicht: non poteſt fieri!

Neun und neunzigſtes Stück.

Den 12ten April, 1768.

Sonach hatte Terenz auch nicht nöthig, uns ſeinen Kteſipho am Ende des Stücks beſchämt, und durch die Beſchämung auf dem Wege der Beſſerung, zu zeigen. Wohl aber mußte dieſes unſer Verfaſſer thun. Nur fürchte ich, daß der Zuſchauer die kriechende Reue, und die furchtſame Unterwerfung eines ſo leichtſinnigen Buben nicht für ſehr aufrichtig halten kann. Eben ſo wenig, als die Gemüthsänderung ſeines Vaters. Beider Umkehrung iſt ſo wenig in ihrem Charakter gegründet, daß man das Bedürfniß des Dichters, ſein Stück ſchlieſſen zu müſſen, und die Verlegenheit, es auf eine beſſere Art zu ſchließen, ein wenig zu ſehr darinn empfindet. — Ich weis überhaupt nicht, woher ſo viele komiſche Dichter die Regel genommen haben, daß der Böſe nothwendig am Ende des Stücks entweder beſtraft werden, oder ſich beſſern müſſe. In der Tragödie möchte dieſe Regel noch eher gelten; ſie kann uns da mit dem Schickſale verſöhnen, und Murren in Mitleid kehren. Aber in der Komödie, denke ich, hilft ſie nicht allein nichts, ſondern ſie verdirbt vielmehr vieles. Wenigſtens macht ſie immer den Ausgang ſchielend, und kalt, und einförmig. Wenn die verſchiednen Charaktere, welche ich in eine Handlung verbinde, nur dieſe Handlung zu Ende bringen, warum ſollen ſie nicht bleiben, wie ſie waren? Aber freylich muß die Handlung ſodann in etwas mehr, als in einer bloßen Colliſion der Charaktere, beſtehen. Dieſe kann allerdings nicht anders, als durch Nachgebung und Veränderung des einen Theiles dieſer Charaktere, geendet werden; und ein Stück, das wenig oder nichts mehr hat als ſie, nähert ſich nicht ſowohl ſeinem Ziele, ſondern ſchläft vielmehr nach und nach ein. Wenn hingegen jene Colliſion, die Handlung mag ſich ihrem Ende nähern, ſo viel als ſie will, dennoch gleich ſtark fortdauert: ſo begreift man leicht, daß das Ende eben ſo lebhaft und unterhaltend ſeyn kann, als die Mitte nur immer war. Und das iſt gerade der Unterſchied, der ſich zwiſchen dem letzten Akte des Terenz, und dem letzten unſers Verfaſſers befindet. Sobald wir in dieſem hören, daß der ſtrenge Vater hinter die Wahrheit gekommen: ſo können wir uns das Uebrige alles an den Fingern abzehlen; denn es iſt der fünfte Akt. Er wird Anfangs poltern und toben; bald darauf wird er ſich beſänftigen laſſen, wird ſein Unrecht erkennen und ſo werden wollen, daß er nie wieder zu einer ſolchen Komödie den Stoff geben kann: desgleichen wird der ungerathene Sohn kommen, wird abbitten, wird ſich zu beſſern verſprechen; kurz, alles wird ein Herz und eine Seele werden. Den hingegen will ich ſehen, der in dem fünften Akte des Terenz die Wendungen des Dichters errathen kann! Die Intrigue iſt längſt zu Ende, aber das fortwährende Spiel der Charaktere läßt es uns kaum bemerken, daß ſie zu Ende iſt. Keiner verändert ſich; ſondern jeder ſchleift nur dem andern eben ſo viel ab, als nöthig iſt, ihn gegen den Nachtheil des Exceſſes zu verwahren. Der freygebige Micio wird durch das Manöuvre des geitzigen Demea dahin gebracht, daß er ſelbſt das Uebermaaß in ſeinem Bezeigen erkennet, und fragt:

Quod proluvium? quæ iſtæc ſubita eſt largitas?

So wie umgekehrt der ſtrenge Demea durch das Manöuvre des nachſichtsvollen Micio endlich erkennet, daß es nicht genug iſt, nur immer zu tadeln und zu beſtrafen, ſondern es auch gut ſey, obſecundare in loco. ——

Noch eine einzige Kleinigkeit will ich erinnern, in welcher unſer Verfaſſer ſich, gleichfalls zu ſeinem eigenem Nachtheile, von ſeinem Muſter entfernt hat.

Terenz ſagt es ſelbſt, daß er in die Brüder des Menanders eine Epiſode aus einem Stücke des Diphilus übergetragen, und ſo ſeine Brüder zuſammen geſetzt habe. Dieſe Epiſode iſt die gewaltſame Entführung der Pſaltria durch den Aeſchinus: und das Stück des Diphilus hieß, die mit einander Sterbenden.

Synapothneſcontes Diphili comœdia eſt —
In Græca adoleſcens eſt, qui lenoni eripit
Meretricem in prima fabula —— ——
—— —— cum hic locum ſumpſit ſibi
In Adelphos —— —— ——

Nach dieſen beiden Umſtänden zu urtheilen, mochte Diphilus ein Paar Verliebte aufgeführet haben, die feſt entſchloſſen waren, lieber mit einander zu ſterben, als ſich trennen zu laſſen: und wer weis was geſchehen wäre, wenn ſich gleichfalls nicht ein Freund ins Mittel geſchlagen, und das Mädchen für den Liebhaber mit Gewalt entführt hätte? Den Entſchluß, mit einander zu ſterben, hat Terenz in den bloßen Entſchluß des Liebhabers, dem Mädchen nachzufliehen und Vater und Vaterland um ſie zu verlaſſen, gemildert. Donatus ſagt dieſes ausdrücklich: Menander mori illum voluiſſe fingit, Terentius fugere. Aber ſollte es in dieſer Note des Donatus nicht Diphilus anſtatt Menander heiſſen? Ganz gewiß; wie Peter Nannius dieſes ſchon angemerkt hat. (*) Denn der Dichter, wie wir geſehen, ſagt es ja ſelbſt, daß er dieſe ganze Epiſode von der Entführung nicht aus dem Menander, ſondern aus dem Diphilus entlehnet habe; und das Stück des Diphilus hatte von dem Sterben ſogar ſeinen Titel.

Indeß muß freylich, anſtatt dieſer von dem Diphilus entlehnten Entführung, in dem Stücke des Menanders eine andere Intrigue geweſen ſeyn, an der Aeſchinus gleicher Weiſe für den Kteſipho Antheil nahm, und wodurch er ſich bey ſeiner Geliebten in eben den Verdacht brachte, der am Ende ihre Verbindung ſo glücklich beſchleunigte. Worinn dieſe eigentlich beſtanden, dürfte ſchwer zu errathen ſeyn. Sie mag aber beſtanden haben, worinn ſie will: ſo wird ſie doch gewiß eben ſo wohl gleich vor dem Stücke vorhergegangen ſeyn, als die vom Terenz dafür gebrauchte Entführung. Denn auch ſie muß es geweſen ſeyn, wovon man noch überall ſprach, als Demea in die Stadt kam; auch ſie muß die Gelegenheit und der Stoff geweſen ſeyn, worüber Demea gleich Anfangs mit ſeinem Bruder den Streit beginnet, in welchem ſich beider Gemüthsarten ſo vortrefflich entwickeln.

—— — Nam illa, quæ antehac facta ſunt
Omitto: modo quid deſignavit? ——
Fores effregit, atque in ædes irruit
Alienas —— —— —— ——
—— — clamant omnes, indigniſſime
Factum eſſe. Hoc advenienti quot mihi, Micio
Dixere? in ore eſt omni populo ——

Nun habe ich ſchon geſagt, daß unſer Verfaſſer dieſe gewaltſame Entführung in eine kleine Schlägerey verwandelt hat. Er mag auch ſeine guten Urſachen dazu gehabt haben; wenn er nur dieſe

---

(*) Sylloge V. Miſcell. cap. 10. Videat quæſo accuratus lector, num pro Menandro legendum ſit Diphilus. Certe vel tota Comœdia, vel pars iſtius argumenti, quod hic tractatur, ad verbum e Diphilo translata eſt. — Ita cum Diphili comœdia a commoriendo nomen habeat, & ibi dicatur adoleſcens mori voluiſſe, quod Terentius in fugere mutavit: omnino adducor, eam imitationem a Diphilo, non a Menandro mutuatam eſſe, & ex eo commoriendi cum puella ſtudio συναποθνησκοντες nomen fabulæ inditum eſſe. —

Schlägerey ſelbſt, nicht ſo ſpät hätte geſchehen laſſen. Auch ſie ſollte und müßte das ſeyn, was den ſtrengen Vater aufbringt. So aber iſt er ſchon aufgebracht, ehe ſie geſchieht, und man weis gar nicht worüber? Er tritt auf und zankt, ohne den geringſten Anlaß. Er ſagt zwar: „Alle Leute reden von der „ſchlechten Aufführung deines Sohnes: ich darf nur einmal „den Fuß in die Stadt ſetzen, ſo höre ich mein blaues „Wunder.“ Aber was denn die Leute eben itzt reden; worinn das blaue Wunder beſtanden, das er eben itzt gehört, und worüber er ausdrücklich mit ſeinem Bruder zu zanken kömmt, das hören wir nicht, und können es auch aus dem Stücke nicht errathen. Kurz, unſer Verfaſſer hätte den Umſtand, der den Demea in Harniſch bringt, zwar verändern können, aber er hätte ihn nicht verſetzen müſſen! Wenigſtens, wenn er ihn verſetzen wollen, hätte er den Demea im erſten Akte ſeine Unzufriedenheit mit der Erziehungsart ſeines Bruders nur nach und nach müſſen äußern, nicht aber auf einmal damit herausplatzen laſſen. —

Möchten wenigſtens nur diejenigen Stücke des Menanders auf uns gekommen ſeyn, welche Terenz genutzet hat! Ich kann mir nichts Unterrichtenders denken, als eine Vergleichung dieſer griechiſchen Originale mit den lateiniſchen Kopieen ſeyn würde.

Denn gewiß iſt es, daß Terenz kein bloßer ſklaviſcher Ueberſetzer geweſen. Auch da, wo er den Faden des Menandriſchen Stückes völlig beybehalten, hat er ſich noch manchen kleinen Zuſatz, manche Verſtärkung oder Schwächung eines und des andern Zuges erlaubt; wie uns deren verſchiedne Donatus in ſeinen Scholien angezeigt. Nur Schade, daß ſich Donatus immer ſo kurz, und öfters ſo dunkel darüber ausdrückt, (weil zu ſeiner Zeit die Stücke des Menanders noch ſelbſt in jedermanns Händen waren,) daß es ſchwer wird, über den Werth oder Unwerth ſolcher Terenziſchen Künſteleyen etwas Zuverläßiges zu ſagen. In den Brüdern findet ſich hiervon ein ſehr merkwürdiges Exempel.

Hundertſtes Stück.

Den 15ten April, 1768.

Demea, wie ſchon angemerkt, will im fünften Akte dem Micio eine Lection nach ſeiner Art geben. Er ſtellt ſich luſtig, um die andern wahre Ausſchweifungen und Tollheiten begehen zu laſſen; er ſpielt den Freygebigen, aber nicht aus ſeinem, ſondern aus des Bruders Beutel; er möchte dieſen lieber auf einmal ruiniren, um nur das boshafte Vergnügen zu haben, ihm am Ende ſagen zu können: „Nun ſieh, was du von deiner Gutherzigkeit haſt!“ So lange der ehrliche Micio nur von ſeinem Vermögen dabey zuſetzt, laſſen wir uns den hämiſchen Spaß ziemlich gefallen. Aber nun kömmt es dem Verräther gar ein, den guten Hageſtolz mit einem alten verlebten Mütterchen zu verkuppeln. Der bloße Einfall macht uns Anfangs zu lachen; wenn wir aber endlich ſehen, daß es Ernſt damit wird, daß ſich Micio wirklich die Schlinge über den Kopf werfen läßt, der er mit einer einzigen ernſthaften Wendung hätte ausweichen können: wahrlich, ſo wiſſen wir kaum mehr, auf wen wir ungehaltner ſeyn ſollen; ob auf den Demea, oder auf den Micio. (*)

Demea. Ja wohl iſt das mein Wille! Wir müſſen von nun an mit dieſen guten Leuten nur eine Familie machen; wir müſſen ihnen auf alle Weiſe aufhelfen, uns auf alle Art mit ihnen verbinden. —

Aeſchinus. Das bitte ich, mein Vater.

Micio. Ich bin gar nicht dagegen.

Demea. Es ſchickt ſich auch nicht anders für uns. — Denn erſt iſt ſie ſeiner Frauen Mutter —

Micio. Nun dann?

Demea. Auf die nichts zu ſagen; brav, ehrbar —

Micio. So höre ich.

Demea. Bey Jahren iſt ſie auch.

(*) Act. V. Sc. VIII.

DE. Ego vero jubeo, & in hac re, & in aliis omnibus,
Quam maxime unam facere nos hanc familiam;
Colere, adjuvare, adjungere. AES. Ita quæſo pater.
MI. Haud aliter cenſeo. DE. Imo hercle ita nobis decet.
Primum hujus uxoris eſt mater. MI. Quid poſtea?
DE. Proba, & modeſta. MI. Ita ajunt. DE. Natu grandior.

Micio. Ja wohl.

Demea. Kinder kann ſie ſchon lange nicht mehr haben. Dazu iſt niemand, der ſich um ſie bekümmerte; ſie iſt ganz verlaſſen.

Micio. Was will der damit?

Demea. Die mußt du billig heyrathen, Bruder. Und du, (zum Aeſchinus) mußt ja machen, daß er es thut.

Micio. Ich? ſie heyrathen?

Demea. Du!

Micio. Ich?

Demea. Du! wie geſagt, du!

Micio. Du biſt nicht klug.

Demea. (zum Aeſchinus) Nun zeige, was du kannſt! Er muß!

Aeſchinus. Mein Vater —

Micio. Wie? — Und du, Geck, kannſt ihm noch folgen?

Demea. Du ſträubeſt dich umſonſt: es kann nun einmal nicht anders ſeyn.

Micio. Du ſchwärmſt.

Aeſchinus. Laß dich erbitten, mein Vater.

Micio. Raſeſt du? Geh!

Demea. O, ſo mach dem Sohne doch die Freude!

Micio. Biſt du wohl bey Verſtande? Ich, in meinem fünf und ſechzigſten Jahre noch heyrathen? Und ein altes verlebtes Weib heyrathen? Das könnet ihr mir zumuthen?

Aeſchinus. Thu es immer; ich habe es ihnen verſprochen.

Micio. Verſprochen gar? — Bürſchchen, verſprich für dich, was du verſprechen willſt!

MI. Scio. DE. Parere jam diu hæc per annos non poteſt:
Nec qui eam reſpiciat, quisquam eſt; ſola eſt. MI. Quam hic rem agit?
DE. Hanc te æquum eſt ducere; & te operam, ut fiat, dare.
MI. Me ducere autem? DE. Te. MI. Me? DE. Te inquam. MI. Ineptis. DE. Si tu ſis homo,
Hic faciat. AES. Mi pater. MI. Quid? Tu autem huic, aſine, auſcultas. DE. Nihil agis,
Fieri aliter non poteſt. MI. Deliras. AES. Sine te exorem, mi pater.
MI. Inſanis, aufer. DE. Age, da veniam filio. MI. Satin' ſanus es?
Ego novus maritus anno demum quinto & ſexageſimo
Fiam; atque anum decrepitam ducam? Idne eſtis auctores mihi?
AES. Fac; promiſi ego illis. MI. Promiſti autem? de te largitor puer.

Demea. Friſch! Wenn es nun etwas wichtigeres wäre, warum er dich bäte?

Micio. Als ob etwas wichtigers ſeyn könnte, wie das!

Demea. So willfahre ihm doch nur!

Aeſchinus. Sey uns nicht zuwider!

Demea. Fort, verſprich!

Micio. Wie lange ſoll das währen?

Aeſchinus. Bis du dich erbitten laſſen.

Micio. Aber das heißt Gewalt brauchen.

Demea. Thu ein Uebriges, guter Micio.

Micio. Nun dann; — ob ich es zwar ſehr unrecht, ſehr abgeſchmackt finde; ob es ſich ſchon weder mit der Vernunft, noch mit meiner Lebensart reimet: — weil ihr doch ſo ſehr darauf beſteht; es ſey!

„Nein, ſagt die Critik; das iſt zu viel! Der Dichter iſt hier mit Recht zu tadeln. Das einzige, was man noch zu ſeiner Rechtfertigung ſagen könnte, wäre dieſes, daß er die nachtheiligen Folgen einer übermäßigen Gutherzigkeit habe zeigen wollen. Doch Micio hat ſich bis dahin ſo liebenswürdig bewieſen, er hat ſo viel Verſtand, ſo viele Kenntniß der Welt gezeigt, daß dieſe ſeine letzte Ausſchweifung wider alle Wahrſcheinlichkeit iſt, und den feinern Zuſchauer nothwendig beleidigen muß. Wie geſagt alſo: der Dichter iſt hier zu tadeln, auf alle Weiſe zu tadeln!“

Aber welcher Dichter? Terenz? oder Menander? oder beide? — Der neue engliſche Ueberſetzer des Terenz, Colmann, will den größern Theil des Tadels auf den Menander zurückſchieben; und glaubt aus einer Anmerkung des Donatus beweiſen zu können, daß Terenz die Ungereimtheit ſeines Originals in dieſer Stelle wenigſtens ſehr gemildert habe. Donatus ſagt nehmlich: Apud Menandrum ſenex de nuptiis non gravatur. Ergo Terentius έυρητικως.

DE. Age, quid, ſi quid te majus oret? MI. Quaſi non hoc ſit maximum. DE. Da veniam. AES. Ne gravere. DE. Fac, promitte. MI. Non omittis? AES. Non; niſi te exorem. MI. Vis eſt hæc quidem. DE. Age prolixe Micio.

MI. Etſi hoc mihi pravum, ineptum, abſurdum, atque alienum a vita mea
Videtur: ſi vos tantopere iſtuc vultis, fiat. —— —— ——

„Es iſt ſehr ſonderbar, erklärt ſich Colmann, „daß dieſe „Anmerkung des Donatus ſo gänzlich von allen Kunſtrichtern „überſehen worden, da ſie, bey unſerm Verluſte des Menanders, doch um ſo viel mehr Aufmerkſamkeit verdienet. Unſtreitig iſt es, daß Terenz in dem letzten Akte dem Plane des „Menanders gefolgt iſt: ob er nun aber ſchon die Ungereimtheit, den Micio mit der alten Mutter zu verheyrathen, angenommen, ſo lernen wir doch vom Donatus, daß dieſer Umſtand „ihm ſelber anſtößig geweſen, und er ſein Original dahin verbeſſert, daß er den Micio alle den Widerwillen gegen eine „ſolche Verbindung äußern laſſen, den er in dem Stücke des „Menanders, wie es ſcheinet, nicht geäußert hatte.“

Es iſt nicht unmöglich, daß ein Römiſcher Dichter nicht einmal etwas beſſer könne gemacht haben, als ein Griechiſcher. Aber der bloßen Möglichkeit wegen, möchte ich es gern in keinem Falle glauben.

Colmann meinet alſo, die Worte des Donatus: Apud Menandrum ſenex de nuptiis non gravatur, hießen ſo viel, als: beym Menander ſträubet ſich der Alte gegen die Heyrath nicht. Aber wie, wenn ſie das nicht hießen? Wenn ſie vielmehr zu überſetzen wären: beym Menander fällt man dem Alten mit der Heyrath nicht beſchwerlich? Nuptias gravari würde zwar allerdings jenes heiſſen: aber auch de nuptiis gravari? In jener Redensart wird gravari gleichſam als ein Deponens gebraucht: in dieſer aber iſt es ja wohl das eigentliche Paſſivum, und kann alſo meine Auslegung nicht allein leiden, ſondern vielleicht wohl gar keine andere leiden, als ſie.

Wäre aber dieſes: wie ſtünde es dann um den Terenz? Er hätte ſein Original ſo wenig verbeſſert, daß er es vielmehr verſchlimmert hätte; er hätte die Ungereimtheit mit der Verheyrathung des Micio, durch die Weigerung deſſelben, nicht gemildert, ſondern ſie ſelber erfunden. Terentius εὑρητικός! Aber nur, daß es mit den Erfindungen der Nachahmer nicht weit her iſt!

Hundert und erſtes, zweytes, drittes und viertes Stück.

Den 19ten April, 1768.

Hundert und erſtes bis viertes? — Ich hatte mir vorgenommen, den Jahrgang dieſer Blätter nur aus hundert Stücken beſtehen zu laſſen. Zwey und funfzig Wochen, und die Woche zwey Stück, geben zwar allerdings hundert und viere. Aber warum ſollte, unter allen Tagewerkern, dem einzigen wöchentlichen Schriftſteller kein Feyertag zu Statten kommen? Und in dem ganzen Jahre nur viere: iſt ja ſo wenig!

Doch Dodsley und Compagnie haben dem Publico, in meinem Namen, ausdrücklich hundert und vier Stück verſprochen. Ich werde die guten Leute ſchon nicht zu Lügnern machen müſſen.

Die Frage iſt nur: wie fange ich es am beſten an? — Der Zeug iſt ſchon verſchnitten: ich werde einflicken oder recken müſſen. — Aber das klingt ſo ſtümpermäßig. Mir fällt ein, — was mir gleich hätte einfallen ſollen: die Gewohnheit der Schauſpieler, auf ihre Hauptvorſtellung ein kleines Nachſpiel folgen zu laſſen. Das Nachſpiel kann handeln, wovon es will, und braucht mit dem Vorhergehenden nicht in der geringſten Verbindung zu ſtehen. — So ein Nachſpiel dann, mag die Blätter nun füllen, die ich mir ganz erſparen wollte.

Erſt ein Wort von mir ſelbſt! Denn warum ſollte nicht auch ein Nachſpiel einen Prolog haben dürfen, der ſich mit einem Poeta, cum primum animum ad ſcribendum appulit, anfinge?

Als, vor Jahr und Tag, einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Verſuch zu machen, ob nicht für das deutſche Theater ſich etwas mehr thun laſſe, als unter der Verwaltung eines ſogenannten Principals geſchehen könne: ſo weiß ich nicht, wie man auf mich dabey fiel, und ſich träumen ließ, daß ich bey dieſem Unternehmen wohl nützlich ſeyn könnte? — Ich ſtand eben am Markte und war müßig; niemand wollte mich dingen: ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte; bis gerade auf dieſe Freunde! — Noch ſind mir in meinem Leben alle Beſchäftigungen ſehr gleichgültig geweſen: ich habe mich nie zu einer gedrungen, oder nur erboten; aber auch die geringfügigſte nicht von der Hand gewieſen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erleſen zu ſeyn, glauben konnte.

Ob ich zur Aufnahme des hieſigen Theaters concurriren wolle? darauf war alſo leicht geantwortet. Alle Bedenklichkeiten waren nur die: ob ich es könne? und wie ich es am beſten könne?

Ich bin weder Schauſpieler, noch Dichter.

Man erweiſet mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gewagt habe, ſollte man nicht ſo freygebig folgern. Nicht jeder, der den Pinſel in die Hand nimt, und Farben verquiſtet, iſt ein Mahler. Die älteſten von jenen Verſuchen ſind in den Jahren hingeſchrieben, in welchen man Luſt und Leichtigkeit ſo gern für Genie hält. Was in den neueren erträgliches iſt, davon bin ich mir ſehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Critik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft ſich empor arbeitet, durch eigene Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen aufſchießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauf preſſen. Ich würde ſo arm, ſo kalt, ſo kurzſichtig ſeyn, wenn ich nicht einigermaaßen gelernt hätte, fremde Schätze beſcheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläſer der Kunſt mein Auge zu ſtärken. Ich bin daher immer beſchämt oder verdrüßlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Critik etwas las oder hörte. Sie ſoll das Genie erſticken: und ich ſchmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie ſehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähſchrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.

Doch freylich; wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, ſich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: ſo auch die Critik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches beſſer iſt, als es einer von meinen Talenten ohne Critik machen würde: ſo koſtet es mich ſo viel Zeit, ich muß von andern Geſchäften ſo frey, von unwillkührlichen Zerſtreuungen ſo ununterbrochen ſeyn, ich muß meine ganze Beleſenheit ſo gegenwärtig haben, ich muß bey jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenſchaften gemacht, ſo ruhig durchlaufen können; daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten ſoll, niemand in der Welt ungeſchickter ſeyn kann, als ich.

Was Goldoni für das italieniſche Theater that, der es in einem Jahre mit dreyzehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutſche zu thun, folglich bleiben laſſen. Ja, das würde ich bleiben laſſen, wenn ich es auch könnte. Ich bin mißtrauiſcher gegen alle erſte Gedanken, als De la Caſa und der alte Shandy nur immer geweſen ſind. Denn wenn ich ſie auch ſchon nicht für Eingebungen des böſen Feindes, weder des eigentlichen noch des allegoriſchen, halte: (*) ſo denke ich doch immer, daß die erſten Gedanken die erſten ſind, und daß das Beſte auch nicht einmal in allen Suppen obenauf zu ſchwimmen pflegt. Meine erſte Gedanken ſind gewiß kein Haar beſſer, als Jedermanns erſte Gedanken: und mit Jedermanns Gedanken bleibt man am klügſten zu Hauſe.

— Endlich fiel man darauf, ſelbſt das, was mich zu einem ſo langſamen, oder, wie es meinen rüſtigern Freunden ſcheinet, ſo faulen Arbeiter macht, ſelbſt das, an mir nutzen zu wollen: die Critik. Und ſo entſprang die Idee zu dieſem Blatte.

Sie gefiel mir, dieſe Idee. Sie erinnerte mich an die Didaskalien der Griechen, d. i. an die kurzen Nachrichten, dergleichen ſelbſt Ariſtoteles von den Stücken der griechiſchen Bühne zu ſchreiben der Mühe werth gehalten. Sie erinnerte mich, vor langer Zeit einmal über den grundgelehrten Caſaubonus bey mir gelacht zu haben, der ſich, aus wahrer Hochachtung für das

---

(*) An opinion JOHN DE LA CASA, archbiſhop of Benevento, was afflicted with — which opinion was, — that whenever a Chriſtian was writing a book (not for his private amuſement, but) where his intent and purpoſe was bona fide, to print and publiſh it to the world, his firſt thoughts were always the temptations of the evil one. — My father was hugely pleaſed with this theory of John de la Caſa; and (had it not cramped him a little in his creed) I believe would have given ten of the beſt acres in the Shandy eſtate, to have been the broacher of it; — but as he could not have the honour of it in the litteral ſenſe of the doctrine, he took up with the allegory of it. Prejudice of education, he would ſay, is the devil &c. (Life and Op. of Triſtram Shandy Vol. V. p. 74.)

Solide in den Wiſſenſchaften, einbildete, daß es dem Ariſtoteles vornehmlich um die Berichtigung der Chronologie bey ſeinen Didaskalien zu thun geweſen. (*) — Wahrhaftig, es wäre auch eine ewige Schande für den Ariſtoteles, wenn er ſich mehr um den poetiſchen Werth der Stücke, mehr um ihren Einfluß auf die Sitten, mehr um die Bildung des Geſchmacks, darinn bekümmert hätte, als um die Olympiade, als um das Jahr der Olympiade, als um die Namen der Archonten, unter welchen ſie zuerſt aufgeführet worden!

Ich war ſchon Willens, das Blatt ſelbſt Hamburgiſche Didaskalien zu nennen. Aber der Titel klang mir allzufremd, und nun iſt es mir ſehr lieb, daß ich ihm dieſen vorgezogen habe. Was ich in eine Dramaturgie bringen oder nicht bringen wollte, das ſtand bey mir: wenigſtens hatte mir Lione Allacci desfalls nichts vorzuſchreiben. Aber wie eine Didaskalie ausſehen müſſe, glauben die Gelehrten zu wiſſen, wenn es auch nur aus den noch vorhandenen Didaskalien des Terenz wäre, die eben dieſer Caſaubonus breviter & eleganter ſcriptas nennt. Ich hatte weder Luſt, meine Didaskalien ſo kurz, noch ſo elegant zu ſchreiben: und unſere itzlebende Caſauboni würden die Köpfe trefflich geſchüttelt haben, wenn ſie gefunden hätten, wie ſelten ich irgend eines chronologiſchen Umſtandes gedenke, der künftig einmal, wenn Millionen anderer Bücher verloren gegangen wären, auf irgend ein hiſtoriſches Factum einiges Licht werfen könnte. In welchem Jahre Ludewigs des Vierzehnten, oder Ludewigs des Funfzehnten, ob zu Paris, oder zu Verſailles, ob in Gegenwart der Prinzen vom Geblüte, oder nicht der Prinzen vom Geblüte, dieſes oder jenes franzöſiſche Meiſterſtück zuerſt aufgeführet worden: das würden ſie bey mir geſucht, und zu ihrem großen Erſtaunen nicht gefunden haben.

(*) (Animadv. in Athenæum Libr. VI. cap. 7.) Διδασκαλία accipitur pro eo ſcripto, quo explicatur ubi, quando, quomodo & quo eventu fabula aliqua fuerit acta. — Quantum critici hac diligentia veteres chronologos adjuverint, ſoli æſtimabunt illi, qui norunt quam infirma & tenuia præſidia habuerint, qui ad ineundam fugacis temporis rationem primi animum appulerunt. Ego non dubito, eo potiſſimum ſpectaſſe Ariſtotelem, cum Διδασκαλίας ſuas componeret —

Was ſonſt dieſe Blätter werden ſollten, darüber habe ich mich in der Ankündigung erkläret: was ſie wirklich geworden, das werden meine Leſer wiſſen. Nicht völlig das, wozu ich ſie zu machen verſprach: etwas anderes; aber doch, denk ich, nichts ſchlechteres.

„Sie ſollten jeden Schritt begleiten, den die Kunſt, ſowohl „des Dichters, als des Schauſpielers hier thun würde.“

Die letztere Hälfte bin ich ſehr bald überdrüßig geworden. Wir haben Schauſpieler, aber keine Schauſpielkunſt. Wenn es vor Alters eine ſolche Kunſt gegeben hat: ſo haben wir ſie nicht mehr; ſie iſt verloren; ſie muß ganz von neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geſchwätze darüber, hat man in verſchiedenen Sprachen genug: aber ſpecielle, von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präciſion abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Akteurs in einem beſondern Falle zu beſtimmen ſey, deren wüßte ich kaum zwey oder drey. Daher kömmt es, daß alles Raiſonnement über dieſe Materie immer ſo ſchwankend und vieldeutig ſcheinet, daß es eben kein Wunder iſt, wenn der Schauſpieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, ſich auf alle Weiſe dadurch beleidiget findet. Gelobt wird er ſich nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben: ja öfters wird er gar nicht einmal wiſſen, ob man ihn tadeln oder loben wollen. Ueberhaupt hat man die Anmerkung ſchon längſt gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künſtler, in Anſehung der Critik, in eben dem Verhältniſſe ſteigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundſätze ihrer Künſte abnimt. — So viel zu meiner, und ſelbſt zu deren Entſchuldigung, ohne die ich mich nicht zu entſchuldigen hätte.

Aber die, erſtere Hälfte meines Verſprechens? Bey dieſer iſt freylich das Hier zur Zeit noch nicht ſehr in Betrachtung gekommen, — und wie hätte es auch können? Die Schranken ſind noch kaum geöffnet, und man wollte die Wettläufer lieber ſchon bey dem Ziele ſehen; bey einem Ziele, das ihnen alle Augenblicke immer weiter und weiter hinausgeſteckt wird? Wenn das Publikum fragt; was iſt denn nun geſchehen? und mit einem höhniſchen Nichts ſich ſelbſt antwortet: ſo frage ich wiederum; und was hat denn das Publikum gethan, damit etwas geſchehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas ſchlimmers, als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert: es hat ihm nicht einmal ſeinen natürlichen Lauf gelaſſen. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutſchen ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deutſche noch keine Nation ſind! Ich rede nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern blos von dem ſittlichen Charakter. Faſt ſollte man ſagen, dieſer ſey: keinen eigenen haben zu wollen. Wir ſind noch immer die geſchwornen Nachahmer alles Ausländiſchen, beſonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzoſen; alles was uns von jenſeit dem Rheine kömmt, iſt ſchön, reitzend, allerliebſt, göttlich; lieber verleugnen wir Geſicht und Gehör, als daß wir es anders finden ſollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimaſſe für Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poeſie, Geheule für Muſik, uns einreden laſſen, als im geringſten an der Superiorität zweifeln, welche dieſes liebenswürdige Volk, dieſes erſte Volk in der Welt, wie es ſich ſelbſt ſehr beſcheiden zu nennen pflegt, in allem, was gut und ſchön und erhaben und anſtändig iſt, von dem gerechten Schickſale zu ſeinem Antheile erhalten hat. —

Doch dieſer Locus communis iſt ſo abgedroſchen, und die nähere Anwendung deſſelben könnte leicht ſo bitter werden, daß ich lieber davon abbreche.

Ich war alſo genöthiget, anſtatt der Schritte, welche die Kunſt des dramatiſchen Dichters hier wirklich könnte gethan haben, mich bey denen zu verweilen, die ſie vorläufig thun müßte, um ſodann mit eins ihre Bahn mit deſto ſchnellern und größern zu durchlaufen. Es waren die Schritte, welche ein Irrender zurückgehen muß, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen, und ſein Ziel gerade in das Auge zu bekommen.

Seines Fleißes darf ſich jedermann rühmen: ich glaube, die dramatiſche Dichtkunſt ſtudiert zu haben; ſie mehr ſtudiert zu haben, als zwanzig, die ſie ausüben. Auch habe ich ſie ſo weit ausgeübet, als es nöthig iſt, um mitſprechen zu dürfen: denn ich weiß wohl, ſo wie der Mahler ſich von niemanden gern tadeln läßt, der den Pinſel ganz und gar nicht zu führen weiß, ſo auch der Dichter. Ich habe es wenigſtens verſucht, was er bewerkſtelligen muß, und kann von dem, was ich ſelbſt nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es ſich machen läßt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo ſo mancher ſich eine anmaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, ſtummer ſeyn würde, als ein Fiſch.

Aber man kann ſtudieren, und ſich tief in den Irrthum hinein ſtudieren. Was mich alſo verſichert, daß mir dergleichen nicht begegnet ſey, daß ich das Weſen der dramatiſchen Dichtkunſt nicht verkenne, iſt dieſes, daß ich es vollkommen ſo erkenne, wie es Ariſtoteles aus den unzähligen Meiſterſtücken der griechiſchen Bühne abſtrahiret hat. Ich habe von dem Entſtehen, von der Grundlage der Dichtkunſt dieſes Philoſophen, meine eigene Gedanken, die ich hier ohne Weitläuftigkeit nicht äußern könnte. Indeß ſteh ich nicht an, zu bekennen, (und ſollte ich in dieſen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!) daß ich ſie für ein eben ſo unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer ſind. Ihre Grundſätze ſind eben ſo wahr und gewiß, nur freylich nicht ſo faßlich, und daher mehr der Chicane ausgeſetzt, als alles, was dieſe enthalten. Beſonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit ſo ziemlich alles daraus gönnen wollen, unwiderſprechlich zu beweiſen, daß ſie ſich von der Richtſchnur des Ariſtoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne ſich eben ſo weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.

Nach dieſer Ueberzeugung nahm ich mir vor, einige der berühmteſten Muſter der franzöſiſchen Bühne ausführlich zu beurtheilen. Denn dieſe Bühne ſoll ganz nach den Regeln des Ariſtoteles gebildet ſeyn; und beſonders hat man uns Deutſche bereden wollen, daß ſie nur durch dieſe Regeln die Stuffe der Vollkommenheit erreicht habe, auf welcher ſie die Bühnen aller neuern Völker ſo weit unter ſich erblicke. Wir haben das auch lange ſo feſt geglaubt, daß bey unſern Dichtern, den Franzoſen nachahmen, eben ſo viel geweſen iſt, als nach den Regeln der Alten arbeiten.

Indeß konnte das Vorurtheil nicht ewig gegen unſer Gefühl beſtehen. Dieſes ward, glücklicher Weiſe, durch einige Engliſche

Stücke aus ſeinem Schlummer erwecket, und wir machten endlich die Erfahrung, daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig ſey, als ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht. Aber geblendet von dieſem plötzlichen Strahle der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den engliſchen Stücken fehlten zu augenſcheinlich gewiſſe Regeln, mit welchen uns die Franzöſiſchen ſo bekannt gemacht hatten. Was ſchloß man daraus? Dieſes: daß ſich auch ohne dieſe Regeln der Zweck der Tragödie erreichen laſſe; ja daß dieſe Regeln wohl gar Schuld ſeyn könnten, wenn man ihn weniger erreiche.

Und das hätte noch hingehen mögen! — Aber mit *dieſen* Regeln fing man an, *alle* Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterey zu erklären, dem Genie vorzuſchreiben, was es thun, und was es nicht thun müſſe. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangnen Zeit muthwillig zu verſcherzen; und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunſt aufs neue für ſich erfinden ſolle.

Ich wäre eitel genug, mir einiges Verdienſt um unſer Theater beyzumeſſen, wenn ich glauben dürfte, das einzige Mittel getroffen zu haben, dieſe Gährung des Geſchmacks zu hemmen. Darauf los gearbeitet zu haben, darf ich mir wenigſtens ſchmeicheln, indem ich mir nichts angelegner ſeyn laſſen, als den Wahn von der Regelmäßigkeit der franzöſiſchen Bühne zu beſtreiten. Gerade keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt, als die Franzoſen. Einige beyläufige Bemerkungen, die ſie über die ſchicklichſte äußere Einrichtung des Drama bey dem Ariſtoteles fanden, haben ſie für das Weſentliche angenommen, und das Weſentliche, durch allerley Einſchränkungen und Deutungen, dafür ſo entkräftet, daß nothwendig nichts anders als Werke daraus entſtehen konnten, die weit unter der höchſten Wirkung blieben, auf welche der Philoſoph ſeine Regeln calculirt hatte.

Ich wage es, hier eine Aeußerung zu thun, mag man ſie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht beſſer machen wollte. Was gilt die Wette? —

Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man dieſe Aeußerung für Prahlerey nehmen könne. Man merke alſo wohl, was ich hinzu ſetze: Ich werde es zuverläßig beſſer machen, — und doch lange kein Corneille ſeyn, — und doch lange noch kein Meiſterſtück gemacht haben. Ich werde es zuverläßig beſſer machen; — und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, — der ſo feſt an den Ariſtoteles glaubet, wie ich.

Eine Tonne, für unſere kritiſche Wallfiſche! Ich freue mich im voraus, wie trefflich ſie damit ſpielen werden. Sie iſt einzig und allein für ſie ausgeworfen; beſonders für den kleinen Wallfiſch in dem Salzwaſſer zu Halle! —

Und mit dieſem Uebergange, — ſinnreicher muß er nicht ſeyn, — mag denn der Ton des ernſthaftern Prologs in den Ton des Nachſpiels verſchmelzen, wozu ich dieſe letztern Blätter beſtimmte. Wer hätte mich auch ſonſt erinnern können, daß es Zeit ſey, dieſes Nachſpiel anfangen zu laſſen, als eben der Hr. Stl., welcher in der deutſchen Bibliothek des Hrn. Geheimerath Klotz, den Inhalt deſſelben bereits angekündiget hat? — (*)

Aber was bekömmt denn der ſchnackiſche Mann in dem bunten Jäckchen, daß er ſo dienſtfärtig mit ſeiner Trommel iſt? Ich erinnere mich nicht, daß ich ihm etwas dafür verſprochen hätte. Er mag wohl blos zu ſeinem Vergnügen trommeln; und der Himmel weis, wo er alles her hat, was die liebe Jugend auf den Gaſſen, die ihn mit einem bewundernden Ah! nachfolgt, aus der erſten Hand von ihm zu erfahren bekömmt. Er muß einen Wahrſagergeiſt haben, Trotz der Magd in der Apoſtelgeſchichte. Denn wer hätte es ihm ſonſt ſagen können, daß der Verfaſſer der Dramaturgie auch mit der Verleger derſelben iſt? Wer hätte ihm ſonſt die geheimen Urſachen entdecken köñen, warum ich der einen Schauſpielerinn eine ſonore Stimme beygelegt, und das Probeſtück einer andern ſo erhoben habe? Ich war freylich damals in beide verliebt: aber ich hätte doch nimmermehr geglaubt, daß es eine lebendige Seele errathen ſollte. Die Damen können es ihm auch unmöglich ſelbſt ge-

---

(*) Neuntes Stück S. 60.

ſagt haben: folglich hat es mit dem Wahrſagergeiſte ſeine Richtigkeit. Ja, weh uns armen Schriftſtellern, wenn unſere hochgebiethende Herren, die Jurnaliſten und Zeitungsſchreiber, mit ſolchen Kälbern pflügen wollen! Wenn ſie zu ihren Beurtheilungen, außer ihrer gewöhnlichen Gelehrſamkeit und Scharfſinnigkeit, ſich auch noch ſolcher Stückchen aus der geheimſten Magie bedienen wollen: wer kann wider ſie beſtehen?

„Ich würde, ſchreibt dieſer Hr. Stl. aus Eingebung ſeines Kobolts, „auch den zweyten Band der Dramaturgie anzeigen „können, wenn nicht die Abhandlung wider die Buchhändler „dem Verfaſſer zu viel Arbeit machte, als daß er das Werk „bald beſchließen könnte.“

Man muß auch einen Kobolt nicht zum Lügner machen wollen, wenn er es gerade einmal nicht iſt. Es iſt nicht ganz ohne, was das böſe Ding dem guten Stl. hier eingeblaſen. Ich hatte allerdings ſo etwas vor. Ich wollte meinen Leſern erzehlen, warum dieſes Werk ſo oft unterbrochen worden; warum in zwey Jahren erſt, und noch mit Mühe, ſo viel davon fertig geworden, als auf ein Jahr verſprochen war. Ich wollte mich über den Nachdruck beſchweren, durch den man den geradeſten Weg eingeſchlagen, es in ſeiner Geburth zu erſticken. Ich wollte über die nachtheiligen Folgen des Nachdrucks überhaupt, einige Betrachtungen anſtellen. Ich wollte das einzige Mittel vorſchlagen, ihm zu ſteuern. — Aber, das wäre ja ſonach keine Abhandlung wider die Buchhändler geworden? Sondern vielmehr, für ſie: wenigſtens, der rechtſchaffenen Männer unter ihnen; und es giebt deren. Trauen Sie, mein Herr Stl., ihrem Kobolte alſo nicht immer ſo ganz! Sie ſehen es: was ſolch Geſchmeiß des böſen Feindes von der Zukunft noch etwa weis, das weis es nur halb. —

Doch nun genug dem Narren nach ſeiner Narrheit geantwortet, damit er ſich nicht weiſe dünke. Denn eben dieſer Mund ſagt: antworte dem Narren nicht nach ſeiner Narrheit, damit du ihm nicht gleich werdeſt! Das iſt: antworte ihm nicht ſo nach ſeiner Narrheit, daß die Sache ſelbſt darüber vergeſſen wird; als wodurch du ihm gleich werden würdeſt. Und ſo wende ich mich wieder an meinen ernſthaften Leſer, den ich dieſer Poſſen wegen ernſtlich um Vergebung bitte.

Es iſt die lautere Wahrheit, daß der Nachdruck, durch den man dieſe Blätter gemeinnütziger machen wollen, die einzige Urſache iſt, warum ſich ihre Ausgabe bisher ſo verzögert hat, und warum ſie nun gänzlich liegen bleiben. Ehe ich ein Wort mehr hierüber ſage, erlaube man mir, den Verdacht des Eigennutzes von mir abzulehnen. Das Theater ſelbſt hat die Unkoſten dazu hergegeben, in Hoffnung, aus dem Verkaufe wenigſtens einen anſehnlichen Theil derſelben wieder zu erhalten. Ich verliere nichts dabey, daß dieſe Hoffnung fehl ſchlägt. Auch bin ich gar nicht ungehalten darüber, daß ich den zur Fortſetzung geſammelten Stoff nicht weiter an den Mann bringen kann. Ich ziehe meine Hand von dieſem Pfluge eben ſo gern wieder ab, als ich ſie anlegte. Klotz und Conſorten wünſchen ohnedem, daß ich ſie nie angelegt hätte; und es wird ſich leicht einer unter ihnen finden, der das Tageregiſter einer mißlungenen Unternehmung bis zu Ende führet, und mir zeiget, was für einen *periodiſchen Nutzen* ich einem ſolchen *periodiſchen Blatte* hätte ertheilen können und ſollen.

Denn ich will und kann es nicht bergen, daß dieſe letzten Bogen faſt ein Jahr ſpäter niedergeſchrieben worden, als ihr Datum beſagt. Der ſüße Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, iſt ſchon wieder verſchwunden: und ſo viel ich dieſen Ort nun habe kennen lernen, dürfte er auch wohl gerade der ſeyn, wo ein ſolcher Traum am ſpäteſten in Erfüllung gehen wird.

Aber auch das kann mir ſehr gleichgültig ſeyn! — Ich möchte überhaupt nicht gern das Anſehen haben, als ob ich es für ein groſſes Unglück hielte, daß Bemühungen vereitelt worden, an welchen ich Antheil genommen. Sie können von keiner beſondern Wichtigkeit ſeyn, eben weil ich Antheil daran genommen. Doch wie, wenn Bemühungen von weiterm Belange durch die nehmlichen Undienſte ſcheitern könnten, durch welche meine geſcheitert ſind? Die Welt verliert nichts, daß ich, anſtatt fünf und ſechs Bände Dramaturgie, nur zwey an das Licht bringen kann. Aber ſie könnte verlieren, wenn einmal ein nützlicheres

Werk eines beſſern Schriftſtellers eben ſo ins Stecken geriethe; und es wohl gar Leute gäbe, die einen ausdrücklichen Plan darnach machten, daß auch das nützlichſte, unter ähnlichen Umſtänden unternommene Werk verunglücken ſollte und müßte.

In dieſem Betracht ſtehe ich nicht an, und halte es für meine Schuldigkeit, dem Publico ein ſonderbares Complot zu denunciren. Eben dieſe Dodsley und Compagnie, welche ſich die Dramaturgie nachzudrucken erlaubet, laſſen ſeit einiger Zeit einen Aufſatz, gedruckt und geſchrieben, bey den Buchhändlern umlaufen, welcher von Wort zu Wort ſo lautet:

Nachricht an die Herren Buchhändler.

Wir haben uns mit Beyhülfe verſchiedener Herren Buchhändler entſchloſſen, künftig denenjenigen, welche ſich ohne die erforderlichen Eigenſchaften in die Buchhandlung miſchen werden, (wie es, zum Exempel, die neuaufgerichtete in Hamburg und anderer Orten vergebliche Handlungen mehrere) das Selbſt-Verlegen zu verwehren, und ihnen ohne Anſehen nachzudrucken; auch ihre geſetzten Preiſſe alle Zeit um die Hälfte zu verringern. Die dieſen Vorhaben bereits beygetretene Herren Buchhändler, welche wohl eingeſehen, daß eine ſolche unbefugte Störung für alle Buchhändler zum größten Nachtheil gereichen müſſe, haben ſich entſchloſſen, zu Unterſtützung dieſes Vorhabens, eine Caſſe aufzurichten, und eine anſehnliche Summe Geld bereits eingelegt, mit Bitte, ihre Namen vorerſt noch nicht zu nennen, dabey aber verſprochen, ſelbige ferner zu unterſtützen. Von den übrigen gutgeſinnten Herren Buchhändlern erwarten wir demnach zur Vermehrung der Caſſe, desgleichen, und erſuchen, auch unſern Verlag beſtens zu recommandiren. Was den Druck und die Schönheit des Pappiers betrifft, ſo werden wir der Erſten nichts nachgeben; übrigens aber uns bemühen, auf die unzählige Menge der Schleichhändler genau Acht zu geben, damit nicht jeder in der Buchhandlung zu böcken und zu ſtören anfange. So viel verſichern wir, ſo wohl als die noch zutretende Herren Mitcollegen, daß wir keinem rechtmäßigen Buchhändler ein Blatt nachdrucken werden; aber dagegen werden wir ſehr aufmerkſam ſeyn, ſo bald jemanden von unſerer Geſellſchaft ein Buch nachgedruckt wird, nicht allein dem Nachdrucker hinwieder allen Schaden zuzufügen, ſondern auch nicht weniger denenjenigen Buchhändlern, welche ihren Nachdruck zu verkaufen ſich unterfangen. Wir erſuchen demnach alle und jede Herren Buchhändler dienſtfreundlichſt, von alle Arten des Nachdrucks in einer Zeit von einem Jahre, nachdem wir die Namen der ganzen Buchhändler-Geſellſchaft gedruckt angezeigt haben werden, ſich los zu machen, oder zu erwarten, ihren beſten Verlag für die Hälfte des Preiſes oder noch weit geringer verkaufen zu ſehen. Denenjenigen Herren Buchhändlern von unſre Geſellſchaft aber, welchen etwas nachgedruckt werden ſollte, werden wir nach Proportion und Ertrag der Caſſe eine anſehnliche Vergütung wiederfahren zu laſſen nicht ermangeln. Und ſo hoffen wir, daß ſich auch die übrigen Unordnungen bey der Buchhandlung mit Beyhülfe gutgeſinnter Herren Buchhändler in kurzer Zeit legen werden.

Wenn die Umſtände erlauben, ſo kommen wir alle Oſter-Meſſen ſelbſt nach Leipzig, wo nicht, ſo werden wir doch desfalls Commiſſion geben. Wir empfehlen uns deren guten Geſinnungen und verbleiben Deren getreuen Mitcollegen,

J. Dodsley und Compagnie.

Wenn dieſer Aufſatz nichts enthielte, als die Einladung zu einer genauern Verbindung der Buchhändler, um dem eingeriſſenen Nachdrucke unter ſich zu ſteuern, ſo würde ſchwerlich ein Gelehrter ihm ſeinen Beyfall verſagen. Aber wie hat es vernünftigen und rechtſchaffenen Leuten einkommen können, dieſem Plane eine ſo ſtrafbare Ausdehnung zu geben? Um ein Paar armen Hausdieben das Handwerk zu legen, wollen ſie ſelbſt Straßenräuber werden? „Sie wollen dem nachdrucken, der ihnen nachdruckt.“ Das möchte ſeyn; wenn es ihnen die Obrigkeit anders erlauben will, ſich auf dieſe Art ſelbſt zu rächen. Aber ſie wollen zugleich das Selbſt-Verlegen verwehren. Wer ſind die, die das verwehren wollen? Haben ſie wohl das Herz, ſich unter ihren wahren Namen zu dieſem Frevel zu bekennen? Iſt irgendwo das Selbſt-Verlegen jemals verbothen geweſen? Und wie kann es verbothen ſeyn? Welch Geſetz kann dem Gelehrten das Recht ſchmälern, aus ſeinem eigenthümlichen Werke alle den Nutzen zu ziehen, den er möglicher Weiſe daraus ziehen kann? „Aber ſie miſchen ſich ohne die erforderlichen Eigenſchaften in die Buchhandlung. Was ſind das für erforderliche Eigenſchaften? Daß man fünf Jahre bey einem Manne Pakete zubinden gelernt, der auch nichts weiter kann, als Pakete zubinden? Und wer darf ſich in die Buchhandlung nicht miſchen? Seit wenn iſt der Buchhandel eine Innung? Welches ſind ſeine ausſchließenden Privilegien? Wer hat ſie ihm ertheilt?

Wenn Dodsley und Compagnie ihren Nachdruck der Dramaturgie vollenden, ſo bitte ich ſie, mein Werk wenigſtens nicht zu verſtümmeln, ſondern auch das getreulich nachdrucken zu laſſen, was ſie hier gegen ſich finden. Daß ſie ihre Vertheidigung beyfügen — wenn anders eine Vertheidigung für ſie möglich iſt — werde ich ihnen nicht verdenken. Sie mögen ſie auch in einem Tone abfaſſen, oder von einem Gelehrten, der klein genug ſeyn kann, ihnen ſeine Feder dazu zu leihen, abfaſſen laſſen, in welchem ſie wollen: ſelbſt in dem ſo intereſſanten der Klotziſchen Schule, reich an allerley Hiſtörchen und Anekdötchen und Pasquillchen, ohne ein Wort von der Sache. Nur erkläre ich im voraus die geringſte Inſinuation, daß es gekränkter Eigennutz ſey, der mich ſo warm gegen ſie ſprechen laſſen, für eine Lüge. Ich habe nie etwas auf meine Koſten drucken laſſen, und werde es ſchwerlich in meinem Leben thun. Ich kenne, wie ſchon geſagt, mehr als einen rechtſchaffenen Mann unter den Buchhändlern, deſſen Vermittelung ich ein ſolches Geſchäft gern überlaſſe. Aber keiner von ihnen muß mir es auch verübeln, daß ich meine Verachtung und meinen Haß gegen Leute bezeige, in deren Vergleich alle Buſchklepper und Weglaurer wahrlich nicht die ſchlimmern Menſchen ſind. Denn jeder von dieſen macht ſeinen coup de main für ſich: Dodsley und Compagnie aber wollen Bandenweiſe rauben.

Das Beſte iſt, daß ihre Einladung wohl von den wenigſten dürfte angenommen werden. Sonſt wäre es Zeit, daß die Gelehrten mit Ernſt darauf dächten, das bekannte Leibnitziſche Projekt auszuführen.

Ueber Meuſels Apollodor.

1768.*)

„Bibliothek des Apollodors. Aus dem Griechiſchen überſetzt „von J. G. Meuſel. Nebſt einer Vorrede von Herrn Klotz. „Halle, bey Curt. 1768. in 8. 13 Bogen.“

„Alles, belieben der Herr geheime Rath Klotz ſich gleich zu Anfange ihrer Vorrede auszudrücken, alles, was ich von der Güte und Treue dieſer Ueberſetzung ſagen könnte, wird durch die eigenen Schriften ihres Verfaſſers unnöthig gemacht. Dieſe ſind wegen ihrer ſtarken Empfehlungen, die ſie von der Beleſenheit, dem Geſchmack und der Beurtheilungskraft erhalten, auch für den Werth dieſer Arbeit Bürge.“ Gewiß, wir müſſen uns ſchämen, öffentlich zu bekennen, daß uns die eigenen Schriften des Herrn Meuſels ganz und gar nicht bekannt ſind. Wäre es doch dem Herrn geheimen Rath gefällig geweſen, für den Ruhm ſeines Freundes und für unſere Unwiſſenheit ein wenig mehr zu ſorgen! Hätte er uns doch nur einige von dieſen Schriften nahmhaft gemacht! Wir rechnen viel zu ſehr auf ſein Wort, als daß wir würden angeſtanden haben, die gegenwärtige Ueberſetzung lediglich nach dieſen Schriften zu beurtheilen. So aber haben wir ſie nur aus ſich ſelbſt beurtheilen können, und befinden uns dadurch in der äußerſten Verlegenheit, unſer Urtheil mit ſeinem zu vereinigen.

Nur gleich eine Probe: Auf der 10ten Seite dieſes verdeutſchten Apollodors heißt es von dem Orion: „Er kam hierauf nach Chios, und vermählte ſich mit der Merope, einer Tochter des Oenopions. Der betrunkene Oenopion blendete ihn im Schlafe, und warf ihn an das Ufer, worauf er in eine Schmiede gieng, einen Knaben raubte, ihn auf ſeine Schultern ſetzte, und ihm befahl, ihn gegen der Sonne Aufgang hinzuführen. Als er dahin gekommen war, erlangte er, von den Sonnenſtrahlen erhitzt, ſein Geſicht wieder, und kam eilends wieder zum Oenopion.“ Aus der Ueberſetzung iſt, ohne Zuziehung des Originals, unmöglich klug zu werden. Orion, mit der Merope vermählt, wird von ſeinem betrunkenen Schwiegervater geblendet, worauf er in eine Schmiede geht — man weiß nicht, ob Orion, oder Oenopion, bis man es am Ende ungefähr erräth. Doch, das ſchielende, nachläßige Deutſch iſt der geringſte Fehler. So leicht Apollodor ſchreibt, (man erklärt ihn in vielen Schulen den Anfängern der Griechiſchen Sprache mit zuerſt) ſo wenig hat ihn Hr. Meuſel doch öſters verſtanden; und dieſe einzige kleine Stelle hat nicht mehr als drey recht plumpe Schnitzer. 1) Apollodor ſagt nicht, daß Orion ſich mit der Merope vermählt habe; εμνηστευσατο heißt blos, er hielt um ſie an, er ſuchte ſie zur Frau. 2) Nicht der betrunkene Oenopion blendete den Orion: wozu hätte ſich Oenopion dazu erſt betrinken müſſen? ſondern Oenopion machte den Orion betrunken; und ſo blendete er ihn; μεθυσας iſt hier von μεθυσκω, ich mache betrunken, nicht von μεθυω, ich bin betrunken; und Herr Meuſel hätte wohl wiſſen können, daß jenes Tempora von dieſem entlehnet. 3) Nachdem Orion das Geſicht wieder erlangt hatte, kam er nicht blos eilends wieder zum Oenopion, ſondern Apollodor ſagt, ἐπι τον Οινοπιωνα ἐσπευδεν, er eilte wider den Oenopion, d. i. er eilte, ſich an ihm zu rächen.

---

*) Unter der Überſchrift „Von gelehrten Sachen“ im Hamburgiſchen unpartheyiſchen Correſpondenten vom 2. Auguſt 1768, Num. 123. Meuſels Antwort ſteht in Num. 143 vom 6. September.

Wir konnten, wie geſagt, die Ueberſetzung des Herrn Meuſel nicht nach ſeinen eignen Schriften beurtheilen: wehe ihm, wenn man ſeine eigne Schriften nach dieſer Ueberſetzung beurtheilen darf!

Von der Vorrede des Herrn geheimen Rath Klotz insbeſondere etwas zu erwähnen, iſt nicht nöthig. Sie iſt, wie alles, was dieſer große Gelehrte ſchreibt, voll eigenthümlicher Beurtheilungen. Z. E. Wo er bedauert, daß die zwölf Bücher des Apollodors über das Homeriſche Verzeichniß der Schiffe verloren gegangen, ſetzt er hinzu: „Ich ſtelle mir vor, (wer in der Welt hätte ſich ſo etwas vorſtellen können, als der Herr geheime Rath Klotz!) als ob die alte Erdbeſchreibung dadurch gewonnen haben würde.“ Voller Bewunderung rufen wir aus: Rem acu tetigisti, Vir celeberrime! denn daß Apollodor die verſchiedene Bauart aller der Schiffe ſo viel verſchiedener Völker in ſeinem Werke unterſucht, und etwa aus geſchnittenen Steinen erläutert haben ſollte, das iſt uns ſelbſt nie wahrſcheinlich vorgekommen; ob wir ſchon dabey bekennen, daß wir uns ſchwerlich getrauet haben dürften, eben dieſelbe kühne Vermuthung zu äußern, mit welcher der Herr geheime Rath ſeine Leſer überraſcht.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften

herausgegeben

von

Karl Lachmann.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Achter Band.

Berlin,
in der Voß'ſchen Buchhandlung.
1839.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Inhalt.

Seite

Briefe, antiquariſchen Inhalts.

Erſter Theil. 1768. 1

Zweyter Theil. 1769. 103

Wie die Alten den Tod gebildet. 1769. 210

Gedichte von Andreas Scultetus. 1769. 263

Predigt über zwei Texte 310

Berengarius Turonenſis. 1770. 314

Vermiſchte Schriften. Erſter Theil. 1771.

Vorbericht 424

Zerſtreute Anmerkungen über das Epigramm, und einige der vornehmſten Epigrammatiſten 425

Ueber die ſo genannte Agrippine, unter den Alterthümern zu Dresden. 1771. 529

Briefe, antiquariſchen Inhalts.

> Ἀγωνισμα μαλλον ἐς το παραχρημα ἀκουειν κτημα ἐς ἀει —

Erſter Theil.

1768.

Vorbericht.

Dieſe Briefe waren Anfangs nur beſtimmt, einem wöchentlichen Blatte einverleibet zu werden. Denn man glaubte, daß ihr Inhalt keine andere, als eine beyläufige Leſung verdiene.

Aber es wurden ihrer für dieſe Beſtimmung zu viel; und da die Folge den Inhalt ſelbſt wichtiger zu machen ſchien, als es bloſſe Zänkereyen über mißverſtandene Meinungen dem Publico zu ſeyn pflegen: ſo ward geurtheilet, daß ſie als ein eigenes Buch ſchon mit unterlaufen dürften.

Die Ausſchweifungen, welche der Verfaſſer mit ſeiner Rechtfertigung verbunden, werden wenigſtens zeigen, daß er nicht erſt ſeit geſtern mit den Gegenſtänden derſelben bekannt iſt. In der Fortſetzung, welche der Titel verſpricht, hoft er noch mehr einzelne Anmerkungen los zu werden, von denen es immer gut ſeyn wird, daß ſie einmal gemacht worden.

Wem ſie allzu klein, allzu unerheblich vorkommen ſollten, für den, dünkt ihn, iſt wohl das ganze Fach nicht, in welches ſie gehören.

Noch erwartet man vielleicht, daß er ſich über den Ton erkläre, den er in dieſen Briefen genommen. — Vide quam ſim antiquorum hominum! antwortete Cicero dem lauen Atticus, der ihm vorwarf, daß er ſich über etwas wärmer, rauher und bitterer ausgedrückt habe, als man von ſeinen Sitten erwarten können.

Der ſchleichende, ſüße Komplimentierton ſchickte ſich weder zu dem Vorwurfe, noch zu der Einkleidung. Auch liebt ihn der Verfaſſer überhaupt nicht, der mehr das Lob der Beſcheidenheit, als der Höflichkeit ſucht. Die Beſcheidenheit richtet ſich genau nach dem Verdienſte, das ſie vor ſich hat; ſie giebt jedem, was jedem gebühret. Aber die ſchlaue Höflichkeit giebt allen alles, um von allen alles wieder zu erhalten.

Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr eben ſo weit, als von der Grobheit entfernt.

Der Neidiſche, der Hämiſche, der Rangſüchtige, der Verhetzer, iſt der wahre Grobe; er mag ſich noch ſo höflich ausdrücken.

Doch es ſey, daß jene gothiſche Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend des heutigen Umganges iſt. Soll ſie darum unſere Schriften eben ſo ſchaal und falſch machen, als unſern Umgang? —

Erſter Brief. *)

Mein Herr,

Wenn es Ihnen gleichviel iſt, ob Sie den Platz, den Sie in Ihren Blättern gelehrten Sachen beſtimmen, mit einer guten Critik, oder mit der Widerlegung einer verunglückten füllen: ſo haben Sie die Güte, Folgendes einzurücken.

Herr Klotz ſoll mich eines unverzeihlichen Fehlers, in ſeinem Buche von den alten geſchnittenen Steinen überwieſen haben. Das hat ein Recenſent dieſes Buches (*) für nöthig gehalten, mit anzumerken.

Mich eines Fehlers? das kann ſehr leicht ſeyn. Aber eines unverzeihlichen? das ſollte mir Leid thun. Zwar nicht ſowohl meinetwegen, der ich ihn begangen hätte: als derentwegen, die ihn mir nicht verzeihen wollten.

---

*) Zuerſt gedruckt in der Hamburgiſchen neuen Zeitung, 97. Stück, 20. Junii 1768, und im Hamburgiſchen Correſpondenten vom 22. Junii, Num. 100.

(*) Beytrag zum Reichspoſtreuter St. 51.

Denn es wäre ja doch nur ein Fehler. Fehler ſchlieſſen Vorſatz und Tücke aus; und daher müſſen alle Fehler allen zu verzeihen ſeyn.

Doch, gewiſſe Recenſenten haben ihre eigene Sprache. Unverzeiblich heißt bey ihnen alles, worüber ſie ſich nicht enthalten können, die Zähne zu fletſchen.

Wenn es weiter nichts iſt! — Aber dem ohngeachtet: worinn beſteht er denn nun, dieſer unverzeihliche Fehler?

Herr **Klotz** ſchreibt: „Wie hat es einem unſrer beſten „Kunſtrichter (dem Verfaſſer des Laokoon) „einfallen können, „zu ſagen, daß man ſogar vieler Gemählde nicht erwähnt finde, „die die alten Mahler aus dem Homer gezogen hätten, und „daß es nicht der alten Artiſten Geſchmack geweſen zu ſeyn „ſcheine, Handlungen aus dieſem Dichter zu mahlen? Die Homeriſchen Gedichte waren ja gleichſam das Lehrbuch der alten „Künſtler, und ſie borgten ihm ihre Gegenſtände am liebſten „ab. Erinnerte ſich Hr. Leſſing nicht an das groſſe Homeriſche „Gemählde des Polygnotus, welches zu unſern Tagen gleichſam „wieder neu geſchaffen worden iſt? Unter denen vom Philoſtratus beſchriebenen Gemählden ſind drey Homeriſche, und die „vom Plinius kurz angezeigten kann jeder leicht finden. Unter „den Herculaniſchen Gemählden iſt eines, welches den Ulyſſes „vorſtellt, der zur Penelope kömmt. Von halb erhabnen „Werken will ich nur die merkwürdigſten anführen, u. ſ. w.

Ich könnte zu dem Recenſenten ſagen: Hier ſehe ich blos, daß Herr **Klotz** nicht meiner Meinung iſt, daß ihn meine Meinung befremdet; aber er ſagt nichts von Fehler, noch weniger von einem unverzeiblichen Fehler.

Doch, der Recenſent könnte antworten: Was Herr **Klotz** keinen unverzeiblichen Fehler nennt, das beſchreibt er doch als einen ſolchen; ich habe alſo dem Kinde nur ſeinen rechten Namen gegeben.

Der Recenſent hätte faſt Recht. Ich muß mich alſo nicht an ihn, ſondern an den Herrn **Klotz** ſelbſt wenden. Und was kann ich dieſem antworten?

Nur das: daß er mich nicht verſtanden hat; daß er mich etwas ſagen läßt, woran ich nicht gedacht habe.

Herr Klotz beliebe zu überlegen, daß es zwey ganz verſchiedne Dinge ſind: Gegenſtände mahlen, die Homer behandelt hat, und dieſe Gegenſtände ſo mahlen, wie ſie Homer behandelt hat. Es iſt meine Schuld nicht, wenn er dieſen Unterſchied nicht begreift; wenn er ihn in meinem Laokoon nicht gefunden hat. Alles bezieht ſich darauf.

Daß die alten Artiſten ſehr gern Perſonen und Handlungen aus der Trojaniſchen Epoche gemahlt haben: das weiß ich, und wer weiß es nicht? Will man alle ſolche Gemählde Homeriſche Gemählde nennen, weil Homer die vornehmſte Quelle der Begebenheiten dieſer Epoche iſt: meinetwegen. Aber was haben die Homeriſchen Gemählde in dieſem Verſtande, mit denen zu thun, von welchen ich rede; mit denen, dergleichen der Graf von Caylus den neuern Künſtlern vorgeſchlagen hat?

Die Beyſpiele, welche Herr Klotz mir vorhält, ſind mir alle ſo bekannt geweſen, daß ich mich würde geſchämet haben, ſie Herr Klotzen vorzuhalten. Ich würde mich geſchämet haben, zu verſtehen zu geben, Herr Klotz habe ſie entweder gar nicht, oder doch nicht ſo gut gekannt, daß ſie ihm da beyfallen können, wo ſie ihm ſo nützlich geweſen wären.

Was das ſonderbarſte iſt: ich habe dieſe Beyſpiele faſt alle ſelbſt angeführt, und an dem nehmlichen Orte meines Laokoon angeführt, den Hr. Klotz beſtreitet. Er hätte ſie aus meiner eigenen Anführung lernen können, wenn er ſie nicht ſchon gewußt hätte. Und gleichwohl — Ich denke, das heißt, mit dem Sprichworte zu reden, einen mit ſeinem eigenen Fette beträufen wollen.

Ich ſage, daß ich ſie faſt alle ſelbſt angeführet habe; und füge hinzu: außer ihnen noch weit mehrere; indem ich nehmlich meine Leſer auf den Fabricius (*) verweiſen. Denn ich mache nicht gern zehn Allegata, wo ich mit einem davon kommen kann.

Folglich; habe ich dieſe Beyſpiele, und noch weit mehrere ihrer Art gekannt: ſo iſt es ja wohl deutlich, daß, wenn ich dem ohngeachtet geſagt, „es ſcheine nicht der Geſchmack der alten

---

(*) Bibl. Græc. Lib. II. c. VI. p. 345.

„Artiſten geweſen zu ſeyn, Handlungen aus dem Homer zu „mahlen,“ ich ganz etwas anders damit muß gemeinet haben, als das, was dieſe Beyſpiele widerlegen.

Ich habe damit gemeinet, und meine es noch, daß ſo ſehr die alten Artiſten den Homer auch genutzt, ſie ihn doch nicht auf die Weiſe genutzt haben, wie Caylus will, daß ihn unſere Artiſten nutzen ſollen. Caylus will, ſie ſollen nicht allein Handlungen aus dem Homer mahlen, ſondern ſie ſollen ſie auch vollkommen ſo mahlen, wie ſie ihnen Homer vormahlt; ſie ſollen nicht ſo wohl eben die Gegenſtände mahlen, welche Homer mahlt, als vielmehr das Gemählde ſelbſt nachmahlen, welches Homer von dieſen Gegenſtänden macht; mit Beybehaltung der Ordonnanz des Dichters, mit Beybehaltung aller von ihm angezeigten Localumſtände u. ſ. w.

Das, ſage ich, ſcheinen die alten Artiſten nicht gethan zu haben, ſo viel oder ſo wenig Homeriſche Gegenſtände ſie auch ſonſt mögen gemahlt haben. Ihre Gemählde waren Homeriſche Gemählde, weil ſie den Stof dazu aus dem Homer entlehnten, den ſie nach den Bedürfniſſen ihrer eignen Kunſt, nicht nach dem Beyſpiele einer fremden, behandelten: aber es waren keine Gemählde zum Homer.

Hingegen die Gemählde, welche Caylus vorſchlägt, ſind mehr Gemählde zum Homer, als Homeriſche Gemählde, als Gemählde in dem Geiſte des Homers und ſo angegeben, wie ſie Homer ſelbſt würde ausgeführt haben, wenn er anſtatt mit Worten, mit dem Pinſel gemahlt hätte.

Deutlicher kann ich mich nicht erklären. Wer das nicht begreift, für den iſt der Laokoon nicht geſchrieben. Wer es aber für falſch hält, deſſen Widerlegung ſoll mir willkommen ſeyn; nur, ſieht man wohl, muß ſie von einer andern Art ſeyn, als die Klotziſche.

Herr **Klotz** hat in ſeinem Buche mir viermal die Ehre erwieſen, mich anzuführen, um mich viermal eines Beſſern zu belehren. Ich wollte nicht gern, daß ein Menſch in der Welt wäre, der ſich lieber belehren lieſſe, als ich. Aber —

So viel iſt gewiß, er ſtreitet alle viermal nicht mit mir, ſondern ich weiß ſelbſt nicht mit wem. Mit einem, dem er meinen Namen giebt, den er zu einem groſſen Ignoranten und zugleich zu einem unſrer beſten Kunſtrichter macht.

Wahrhaftig, ich kenne mich zu gut, als daß ich mich für das eine, oder für das andere halten ſollte.

Zweyter Brief. *)

Sie meinen, es lohne ſich allerdings der Mühe, auch von den übrigen Beſtreitungen des Herrn Klotz ein Wort zu ſagen, weil ſie gar zu ſonderbar ſind, und Klotz ein gar zu berühmter Name geworden. Es ſey ſo, wie Sie meinen!

Aber ich muß bey der erſten wieder anfangen. Herr Klotz fragt: „**Erinnerte ſich Leſſing nicht an das große Homeriſche „Gemählde des Polygnotus?**

In der Leſche zu Delphi waren zwey große Gemählde des Polygnotus. Welches meinet Herr Klotz? das im Hereintreten rechter, oder linker Hand? Nach ſeinem Allegate (*) muß er das erſtere meinen, welches die Zerſtörung von Troja und die Rückkehr der Griechen vorſtellte. Beide Vorwürfe liegen auſſer dem Plane des Homer; von beiden hat er nur einzelne Züge in die Odyſſee einſtreuen können. Aber die Griechen beſaßen eine Menge andere Dichter, welche dieſe Vorwürfe ausdrücklich behandelt hatten; und dieſen, nicht dem Homer, iſt Polygnotus in ſeinem Gemählde gefolgt; einem Leſcheus, einem Steſichorus. **Wie kann es alſo Herr Klotz ein Homeriſches Gemählde nennen?**

Doch er mag das zweyte, linker Hand, gemeinet haben, welches den opfernden Ulyſſes im Reiche der Schatten vorſtellte. Das iſt zwar der Stoff eines ganzen Buches der Odyſſee: aber dennoch iſt es klar, daß Polygnotus auch in Anordnung dieſes Gemähldes nicht ſowohl der Odyſſee, als vielleicht den Gedich-

---

*) Zuerſt in der Hamburgiſchen neuen Zeitung, 115. St., 21. Julii 1768. „Der Brief, welchen wir, in dem gelehrten Artickel des 97ſten Stücks, unſern Leſern mittheilten, hat verſchiedne andre veranlaßt, in welchen Herr **Leßing** ſo wohl den übrigen Beſtreitungen des Herrn **Geheimderath Klotz** begegnet, als auch über das Werk ſelbſt, in welchem ſie vorkommen, ein umſtändliches Urtheil fällt. Wir haben die Erlaubnis, ſie gleichfals bekannt zu machen, und wollen uns derſelben bedienen, ohne im geringſten an der Streitigkeit ſelbſt Theil zu nehmen."

(*) Pauſanias Lib. X. p. 859.

ten Mynias und Noſti gefolgt iſt. Denn er hat weder die Homeriſche Scene angenommen, noch ſich mit den vom Homer eingeführten Perſonen begnügt. Folglich müßte auch dieſes kein Homeriſches Gemählde heißen; und ich könnte antworten: es wäre beſſer geweſen, Herr Klotz hätte ſich gewiſſer Dinge gar nicht erinnert, als falſch.

In beiden Gemählden hat Polygnotus ſich bald an dieſen, bald an jenen Dichter und Geſchichtſchreiber gehalten; ohne ſich ein Gewiſſen zu machen, auch Dinge von ſeiner eignen Erfindung mit einzumiſchen. Eine Freyheit, deren ſich auch andere alte Artiſten bedienten, wenn ſie Vorſtellungen aus der Trojaniſchen Epoche wählten!

Zwar habe ich ſchon geſagt, daß Herr Klotz dieſe Vorſtellungen alle, meinetwegen immerhin Homeriſche Vorſtellungen und Gemählde nennen mag. Aber noch einmal: was haben dieſe Gemählde, welche ihm Homeriſche zu nennen beliebt, weil ihre Vorwürfe aus eben der Geſchichte genommen ſind, aus welcher Homer die ſeinigen gewählt hatte, mit den Homeriſchen Gemählden zu thun, wie ſie Caylus haben will?

Ich dünke mich über den Gebrauch, den die alten Artiſten von dem Homer machten, verſtändlichere Dinge geſagt zu haben, als irgend ein Schriftſteller über dieſe Materie. Ich habe mich nicht mit den ſchwanken, nichts lehrenden Ausdrücken von Erhitzung der Einbildungskraft, von Begeiſterung, begnügt: ich habe in Beyſpielen gezeigt, was für mahleriſche Bemerkungen die alten Artiſten ſchon in dem Homer gemacht fanden, ehe ſie Zeit hatten, ſie in der Natur ſelbſt zu machen. (*) Ich habe mich nicht begnügt, ſie blos darum zu loben, daß ſie ihre Vorwürfe aus ihm entlehnten: — welcher Stümper kann das nicht? — ich habe an Beyſpielen gewieſen, wie ſie es anfingen, in den nehmlichen Vorwürfen mit ihm zu wetteifern, und mit ihm zu dem nehmlichen Ziele der Täuſchung auf einem ganz verſchiedenen Wege zu gelangen; (**) auf einem Wege, von dem ſich Caylus nichts träumen laſſen. —

Nothwehr entſchuldiget Selbſtlob. —

(*) Laocoon S. 227-231. [Band VI, S. 505-507.]

(**) Laocoon S. 219-223. [Band VI, S. 501-503.]

Dritter Brief. *)

Ich komme alſo zu der zweyten Beſtreitung des Herrn **Klotz**. Er fähret fort: „auch die Einwürfe, welche Herr Leſſing von der Schwierigkeit hernimmt, die Homeriſchen Fabeln zu mahlen, ſind leicht zu heben, obgleich dieſe Widerlegung deutlicher durch den Pinſel ſelbſt, als durch meine Feder werden würde.“

Ich glaube es ſehr gern, daß Herr **Klotz** vieles ungemein leicht findet, was ich für ungemein ſchwer halte. Dieſes kömmt von der Verſchiedenheit, entweder unſerer beiderſeitigen Kräfte, oder unſers beiderſeitigen Zutrauens auf uns ſelbſt. Doch, das iſt hier nicht die Sache.

Meine Einwürfe, von der Schwierigkeit hergenommen, die Homeriſchen Fabeln zu mahlen: was betreffen ſie? Die Homeriſchen Fabeln überhaupt; oder nur einige derſelben? Dieſe und jene einzeln genommen; oder alle zuſammen in ihrer unzertrennlichen Folge bey dem Dichter?

Caylus ſchlug nicht blos den neuern Artiſten vor, ihren Stoff fleißiger aus dem Homer, mit Beybehaltung der dichteriſchen Umſtände, zu entlehnen: er wünſchte den ganzen Homer ſo gemahlt zu wiſſen; wünſchte, daß ein mächtiger Prinz eigene Gallerien dazu bauen wollte. (*)

Das hätte er immer wünſchen können! Weil er ſich aber dabey einbildete, daß eine ſolche zuſammenhängende Reihe von Gemählden ein wirkliches Heldengedicht in Gemählden ſeyn würde; daß ſich der ganze mahleriſche Geiſt des Dichters darinn zeigen müſſe; daß ſie, ſtatt des Probierſteins, zur Schätzung, in welchem Verhältniſſe ein epiſcher Dichter vor dem andern das mahleriſche Talent beſitze, dienen könne: ſo glaubte ich einige Einwendungen dagegen machen zu dürfen.

Vors erſte wendete ich ein: (**) daß Homer eine doppelte Gattung von Weſen und Handlungen bearbeite, ſichtbare und unſichtbare; daß aber die Mahlerey dieſen Unterſchied nicht angeben könne, daß bey ihr alles ſichtbar und auf einerley Art ſichtbar ſey; daß folglich, — wenn in den Gemählden des Caylus das Sichtbare mit dem Unſichtbaren, ohne unterſcheidende Abänderung mit einander wechſele, ohne eigenthümliche Merkmahle ſich mit einander vermiſche, — nothwendig ſowohl die ganze Reihe, als auch manches einzelne Stück, dadurch äußerſt verwirrt, unbegreiflich und widerſprechend werden müſſe.

---

*) In der Hamburg. neuen Zeitung vom 23. Julii 1768, St. 116.

(*) Tableaux tirés de l'Iliade. Avert. p. 26. 27.

(**) Laokoon XII.

Was antwortet Herr Klotz auf dieſe Schwierigkeit? Wie ſchon angeführt: — daß ſie leicht zu heben ſey. — Wahrhaftig? Aber wie denn? Darüber hat Herr Klotz nicht Zeit, ſich einzulaſſen; genug, daß meine Widerlegung deutlicher durch den Pinſel ſelbſt, als durch ſeine Feder werden würde. —

Ewig Schade, daß Herr Klotz den Pinſel nicht führet! Er würde ihn ohne Zweifel eben ſo meiſterhaft führen, als die Feder. Oder vielmehr, noch unendlich meiſterhafter. Denn das geringſte wäre, daß er Unmöglichkeiten damit möglich machte!

Bis er ihn führen lernet, bitte ich indeß ſeine Feder, mich in die Schule zu nehmen. Seine fertige Feder ſey ſo gütig, und belehre mich, — (wenn ſie es ſchon nicht ganz deutlich kann; ich bin auch mit einer halbdeutlichen Belehrung zufrieden,) — und belehre mich nur einigermaaßen, wie man es einem Gemählde anſehen kann, daß das, was man darinn ſieht, nicht zu ſehen ſeyn ſollte; — und belehre mich, was für Mittel ungefehr der Pinſel brauchen könnte, um gewiſſe Perſonen in einem Gemählde mit ſehenden Augen ſo blind, oder mit blinden Augen ſo ſehend zu mahlen, daß ſie von zwey oder mehrern Gegenſtänden, die ſie alle gleich nahe, gleich deutlich vor oder neben ſich haben, die einen zu ſehen und die andern nicht zu ſehen, ſcheinen können. Sie belehre mich; nur beliebe ſie unter dieſe Mittel keine Wolken zu rechnen, von welchen ich das Unmahleriſche erwieſen habe.

Sie wird mehr zu belehren bekommen. Denn zweytens wendete ich ein: daß, durch die Aufhebung des Unſichtbaren in den Homeriſchen Handlungen, zugleich alle die charakteriſtiſchen Züge verlohren gehen müßten, durch welche ſich bey dem Dichter die Götter über die Menſchen auszeichnen.

Auch dieſes iſt leicht zu beantworten? Und am beſten mit dem Pinſel? — Abermals Schade, daß Herr Klotz den Pinſel nicht führet: ſchweigend würde er ihn ergreifen, mit der Palette vor die Leinewand treten, und ſpielend meine Widerlegung dahin croquiren. Doch meine ganze Einbildungskraft iſt zu ſeinen Dienſten; er ſetze ſeine Feder dafür an; ich will mich bemühen, in den Beſchreibungen derſelben zu finden, was mir, leider, keine Gemählde von ihm zeigen können. — Indeß ſinne ich bey mir ſelbſt nach, welche Dimenſion ſeine Feder den Homeriſchen Göttern auf der Leinewand anweiſen wird; ſinne nach, welches das Verhältniß ſeyn dürfte, das ſie dem Steine, mit dem Minerva den Mars zu Boden wirft, zur Statur der Göttinn, oder der Statur zu dieſem Steine, beſtimmen wird, damit unſer Erſtaunen zwar erregt, gleichwohl aber über keine anſcheinende Unmöglichkeit erregt werde; ſinne nach, in welcher Größe ſie entſcheiden wird, daß der zu Boden geworfne Mars da liegen ſoll, um die Homeriſche Größe zu haben, und dennoch gegen die übrigen Ausbildungen der Scene nicht ungeheuer und brobdingnakiſch zu erſcheinen; ſinne nach — Nein; ich würde mich zu Schanden ſinnen; ich muß lediglich abwarten, was das Orakel unter den Federn mir darüber zu offenbaren belieben wird.

Drittens wendete ich ein: daß die Gemählde, an welchen Homer am reichſten, in welchen Homer am meiſten Homer ſey, progreſſive Gemählde wären; die eigentliche Mahlerey aber auf das Progreſſive keinen Anſpruch machen könne.

Ich Dummkopf, der ich noch itzt dieſe Einwendung für unwiderſprechlich halte, blos weil ſie auf das Weſen der verſchiedenen Künſte gegründet iſt! Herr Klotz muß über mich lachen; und wenn Herr Klotz vollends den Pinſel führte! — Nichts würde ihm leichter ſeyn, als den Pandarus, von dem Ergreiſen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeils, in jedem Augenblicke, auf einem und eben demſelben Gemählde darzuſtellen. (*) — Seiner Feder dürfte es freylich ſchwerer werden, mich zu belehren, wie und wodurch dem Pinſel dieſes Wunder gelingen müſſe. Doch er verſuch es nur; am Ende iſt ſeiner Feder nichts zu ſchwer; ich kenne keine Feder, die alles ſo leicht, ſo deutlich zu machen weiß! —

(*) Laokoon XV.

Vierter Brief.

Sie haben Recht: mein voriger Brief fiel in das Höhniſche. — Glauben Sie, daß es ſo leicht iſt, ſich gegen einen ſtolzen und kahlen[*] Entſcheider des höhniſchen Tones zu enthalten?

Aber Sie urtheilen: daß ich zur Unzeit höhne; daß Herr Klotz unmöglich dieſe Einwendungen gegen die Homeriſchen Gemählde, könne gemeinet haben.

Und gleichwohl habe ich keine andere jemals gemacht.

Ja auch dieſe — merken Sie das wohl — habe ich keinesweges gegen die Ausführung der vom Caylus vorgeſchlagnen, oder in ſeinem Geiſte vorzuſchlagenden, Homeriſchen Gemählde gemacht; habe ich keinesweges in der Meinung gemacht, daß dieſe Ausführung nothwendig mißlingen müſſe.

Wenn dem Mahler nicht jeder Gebrauch willkührlicher Zeichen unterſagt iſt; wenn er mit Recht von uns verlangen kann, daß wir ihm gewiſſe Vorausſetzungen erlauben, gewiſſe Dinge ihm zu Gefallen annehmen, andere ihm zu Gefallen vergeſſen: warum ſollte er nicht, wenn er ſonſt ein braver Meiſter iſt, aus jenen Entwürfen zu Homeriſchen Gemählden ſehr ſchätzbare Kunſtwerke darſtellen können?

Ich wüßte nicht, wo ich meinen Verſtand müßte gehabt haben, wenn ich dieſes jemals geleugnet hätte.

Meine Einwendungen ſollten lediglich die Folgerungen entkräften oder einſchränken, welche Caylus aus dem Mahlbaren der Dichter, aus ihrer größern oder geringern Schicklichkeit, in materielle Gemählde gebracht zu werden, wider einige dieſer Dichter, zum Nachtheile der Dichtkunſt ſelbſt, macht.

Fünfter Brief.

Sie beſtehen darauf, daß Herr Klotz dieſe Einwendungen nicht könne gemeint haben; das Beyſpiel, worauf er ſich beziehe, zeige es deutlich.

Gut, daß Sie auf dieſes Beyſpiel kommen. Laſſen Sie uns den Mann hören.

---

[*] „und kahlen" fehlt in der neuen Zeitung.

„Nur Ein Beyſpiel, ſagt Herr Klotz, anzuführen: ſo verwirft Leſſing des Grafen Caylus Vorſchlag, die Bewunderung der Trojaniſchen Greiſe über Helenens Schönheit, aus dem dritten Buche der Iliade, zu mahlen. Er nennt dieſe Epiſode einen eckeln Gegenſtand. Ich frage hier alle, welche die von Rubens gemahlte Suſanna, nebſt den beiden verliebten Alten geſehen, ob ihnen dieſer Anblick eckelhaft geweſen, und widrige Empfindungen in ihrer Seele erzeigt habe. Kann man denn keinen alten Mann vorſtellen, ohne ihm dürre Beine, einen kahlen Kopf, und ein eingefallenes Geſicht zu geben? Mahlt der Künſtler einen ſolchen Greis verliebt, ſo iſt das lächerliche Bild fertig. Aber Balthaſar Denner und Bartholomäus van der Helſt belehren uns, daß auch der Kopf eines alten Mannes gefallen könne. Ueberhaupt iſt das, was Herr Leſſing von den jugendlichen Begierden und Caylus von gierigen Blicken ſagt, eine Idee, die ſie dem Homer aufdringen. Ich finde keine Spur davon bey dem Griechen, und der alte Künſtler würde ſie ohne Zweifel auch nicht gefunden haben.

Vortrefflich! Wenn einem Unwahrheiten andichten, und dieſen angedichteten Unwahrheiten die aller trivialſten Dinge entgegen ſetzen, einen widerlegen heißt: ſo verſteht ſich in der Welt niemand beſſer auf das Widerlegen, als Herr Klotz.

Es iſt nicht wahr, daß ich jenen Vorſchlag des Grafen Caylus verworfen habe.

Es iſt nicht wahr, daß ich dieſe Epiſode einen eckeln Gegenſtand genannt habe.

Es iſt nicht wahr, daß ich dem Homer die Idee von jugendlichen Begierden aufgedrungen habe.

Nur drey Unwahrheiten in einer Stelle, die groß genug wäre, ſieben zu enthalten: das iſt bey alle dem doch nicht viel! Laſſen Sie uns eine nach der andern vornehmen.

Es iſt nicht wahr, daß ich jenen Vorſchlag des Grafen Caylus verworfen habe. Denn verwirft man einen Vorſchlag, wenn man blos einige zugleich mit vorgeſchlagne Mittel, dieſen Vorſchlag auszuführen, verwirft? Wo habe ich geſagt, daß der Eindruck, den die Schönheit der Helena auf die Trojaniſchen Greiſe machte, gar nicht gemahlet werden könne, oder müſſe?

Ich habe blos gemißbilliget, daß Caylus in einem ſolchen Gemählde der Helena noch ihren Schleyer laſſen, und uns ihre ganze Schönheit einzig und allein in den Wirkungen auf die ſie betrachtenden Greiſe zeigen will. Ja auch ſo hab ich nicht geleugnet, daß ein guter Meiſter noch immer ein ſchätzbares Stück daraus machen könne. Ich habe nur behauptet, daß dieſes Stück nicht der Triumph der Schönheit ſeyn würde, ſo wie ihn Zeuxis in der Stelle des Homers erkannte. Ich habe nur behauptet, daß dieſes Stück ſich gegen das Gemählde des Zeuxis, wie Pantomime zur erhabenſten Poeſie verhalten würde; weil wir dort erſt aus Zeichen errathen müßten, was wir hier unmittelbar fühlen. Ich habe nur durch dieſes Beyſpiel zeigen wollen, welcher Unterſchied es ſey, in dem Geiſte des Homers mahlen, und den Homer mahlen. Der Artiſt des Caylus hätte den Homer gemahlt: aber Zeuxis mahlte in dem Geiſte des Homer. Jener wäre knechtiſch innerhalb den Schranken geblieben, welche dem Dichter das Weſen ſeiner Kunſt hier ſetzet: anſtatt daß Zeuxis dieſe Schranken nicht für ſeine Schranken erkannte, und indem er den höchſten Ausdruck der Dichtkunſt nicht blos nachahmte, ſondern in den höchſten Ausdruck ſeiner Kunſt verwandelte, eben durch dieſe Verwandlung in dem höhern Verſtande Homeriſch ward. — Habe ich daran Recht, oder Unrecht? Es entſcheide wer da will: aber er verſtehe mich nur erſt. Ich will nichts auſſerordentliches geſagt haben: aber er laſſe mich nur auch nichts abgeſchmacktes ſagen. *) — Doch weiter. —

Es iſt nicht wahr, daß ich dieſe Epiſode einen ekeln Gegenſtand genannt habe. Nicht dieſe Epiſode, ſondern die Art des Ausdruckes, mit der Caylus ſie gemahlt wiſſen wollen, habe ich eckel genannt. Caylus will, daß ſich der Artiſt beſtreben ſoll, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeuſſerungen einer ſtaunenden Bewunderung auf den Geſichtern der kalten Greiſe, empfinden zu laſſen. Hierwider, nicht wider den Homer, habe ich geſagt, daß ein gieriger Blick auch das ehrwürdigſte Geſicht lächerlich mache, und ein

---

*) Der vierte und der fünfte Brief bis hieher in der Hamb. neuen Zeitung, 118. St., 27. Julii 1768, das Folgende im 120. Stück vom 30. Julii.

Greis, der jugendliche Begierden verrathe, ſo gar ein eckler Gegenſtand ſey. Iſt er das nicht? Ich denke noch, daß er es iſt; Herr Klotz mag mir von einer Suſanna des Rubens ſchwatzen, was er will, die weder ich noch er geſehen haben. Aber ich habe mehr Suſannen geſehen; auch ſelbſt eine vom Rubens, in der Gallerie zu Sans-Souci; und ſelten habe ich mich enthalten können, bey Erblickung der verliebten Greiſe, bey mir auszurufen: o über die alten Böcke! Was war dieſer Ausruf, als Eckel? Ich weiß es, die Kunſt kann dieſen Eckel mindern; ſie kann durch Nebenſchönheiten ihn faſt unmerklich machen: aber iſt ein Ingredienz deswegen gar nicht in einer Miſchung, weil es nicht vorſchmeckt? Nicht die dürren Beine, nicht der kahle Kopf, nicht das eingefallene Geſicht machen den verliebten Alten zu einem eckeln Gegenſtande; ſondern die Liebe ſelbſt. Man gebe ihm alle Schönheiten, die mit ſeinem Alter beſtehen können; aber man mahle ihn verliebt, man laſſe ihn jugendliche Begierden verrathen, und er iſt eckel, Trotz jenen Schönheiten allen.

Das ſage ich von den Trojaniſchen Greiſen des Caylus: aber wo habe ich es von den Greiſen des Homer geſagt? Wo habe ich dieſen, jugendliche Begierden aufgedrungen? — Und das iſt die dritte Unwahrheit, welche Herr Klotz ſich auf meine Rechnung erlaubt. Vielmehr habe ich ausdrücklich geſagt (*) „den Homeriſchen Greiſen iſt dieſer Vorwurf (nehmlich des Lächerlichen und Eckelhaften) nicht zu machen; denn der Affekt, den ſie empfinden, iſt ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit ſogleich erſtickt; nur beſtimmt der Helena Ehre zu machen, aber nicht ſie ſelbſt zu ſchänden.“

Nun ſagen Sie mir, mein Freund, was ich von dem Herrn Klotz denken ſoll? was er darunter ſuchen mag, daß ihm gerade mein Name gut genug iſt, unter demſelben ſich einen Strohmann aufzuſtellen, an dem er ſeine Fechterſtreiche zeigen könne? warum gerade ich der Blödſinnige ſeyn muß, dem er Dinge vordociret, die das Auge von ſelbſt lernet, die zu begreifen ſchlechterdings nicht mehr Menſchenverſtand erfodert

---

(*) Laokoon S. 221. [Band VI, S. 502.]

wird, als um von eins bis auf drey zu zählen? „Kann man „denn keinen alten Mann vorſtellen ohne ihm dürre Beine, „einen kahlen Kopf, und ein eingefallnes Geſicht zu geben?" Welch eine Frage! und in welchem Tone gethan! und in welchem Tone ſich ſelbſt beantwortet! „Aber Balthaſar Denner und „Bartholomäus van der Helſt belehren uns, daß auch der Kopf „eines alten Mannes gefallen könne." Alſo bis auf Balthaſar Dennern, bis auf Bartholomäus van der Helſt, wußte das in der Welt niemand? Und wen es nicht dieſer Balthaſar und dieſer Bartholomäus gelehrt hat, der weiß es noch nicht? Ich bin wirklich ſo eitel und glaube, daß ich es auch ohne dieſe Meiſter wiſſen würde; jaohne alle Meiſter in der Welt.

Sechſter Brief.

Sie entſchuldigen den Herrn Klotz: er habe zu ſeinem Buche ſo vieles nachſchlagen müſſen, daß es kein Wunder ſey, wenn er nicht alles auf das genaueſte behalten; mein Laokoon ſey auch das Werk nicht, das er verbunden geweſen, ſo eigentlich zu ſtudiren; indeß zeigten ſeine Einwürfe ſelbſt, daß er es zu leſen gewürdiget; er habe es auch anderwärts mit Lobſprüchen überhäuft.

So würde ich ihn gern ſelbſt entſchuldigen; wenn er nicht in mehrern Stücken eine allzuausdrückliche Geflieſſenheit verriethe, ſeine Leſer wieder mich einzunehmen.

In dieſem Lichte ſollen Sie ſogleich auch ſeine übrigen Beſtreitungen erblicken, die ich in dieſem Briefe zuſammen faſſen will.

An einem Orte ſchreibt Herr Klotz: (*) „Ich gebe es Herr „Leſſingen gern zu, daß wenn Dichter und Künſtler die Gegenſtände, welche ſie mit einander gemein haben, nicht ſelten aus „dem nehmlichen Geſichtspunkte betrachten müſſen, ihre Nachahmungen oft in vielen Stücken übereinſtimmen können, ohne daß „zwiſchen ihnen ſelbſt die geringſte Nachahmung oder Beeiferung „geweſen. Aber ich möchte dieſen Satz nicht allzu ſehr ausgedehnt haben." Bin ichs, der ihn allzu ſehr ausgedehnet hat? Wozu mein Name hier, wenn er dieſes nicht zu verſtehen geben

---

(*) S. 170.

will? Der Satz enthält eine Bemerkung, die ich wahrlich nicht zuerſt gemacht habe, und auf die ich mich im Laokoon blos gegen Spencen bezog, der das Gegentheil viel zu weit ausdehnet.

Doch ich will meinen Namen hier gar nicht geſehen haben. Auch in der Anmerkung will ich ihn nicht gefunden haben, (*) wo Herr Klotz ſagt, daß er ſich einer Münze des Antoninus Pius gegen mich angenommen. Ich habe nie dieſe Münze, ſondern blos die Erklärung beſtritten, welche Addiſon von einer Zeile des Juvenals aus ihr herhohlen wollen; und habe ſie beſtritten, nicht um meine Erklärung dafür annehmlicher zu machen, ſondern lediglich das beſcheidene Non liquet auch hier wiederum in ſeine Rechte zu ſetzen.

Aber nicht genug wundern kann ich mich, wie ich zu der Ehre komme, das Werk des Herrn Klotz durch mich gekrönet zu ſehen. Er hat einige Steine zu ſeinem Buche in Kupfer ſtechen laſſen, wovon der letzte meinem Unterrichte ganz beſonders gewidmet iſt. „Dieſer Stein, ſchreibt er, iſt gleichfalls aus der „Sammlung des Hrn. Caſanova, und auch von ihm gezeichnet. „Er ſtellt eine Furie vor, und ich habe ihn meinem Buche beygefügt, um Herr Leſſingen zu überzeugen, daß die alten Künſtler wirklich Furien gebildet haben: welches er leugnet.“

Welches er leugnet! Als ob ich es ſo ſchlechterdings, ſo völlig ohne alle Ausnahme geleugnet hätte, daß ich durch das erſte das beſte Beyſpiel widerlegt werden könnte!

Er ſtellt eine Furie vor, dieſer Stein! — Ganz gewiß? Ich erkenne bloß einen Kopf im Profil mit wildem auffliegenden Haare, zweydeutigen Geſchlechts. Muß ein ſolcher Kopf nothwendig der Kopf einer Furie ſeyn? Der Ausdruck des Geſichts, wird Herr Klotz ſagen, macht ihn dazu. Auch dieſer Ausdruck iſt ſehr zweydeutig; ich finde mehr Verachtung, als Wuth darinn.

Doch es mag eine Furie ſeyn. Was mehr? Was liegt mir daran? Wäre es doch eine Furie auf einem geſchnittenen Steine; und die geſchnittenen Steine habe ich ausdrücklich ausgenommen.

Ausdrücklich ausgenommen? Ausdrücklich; denn es war mir gar nichts Unbekanntes, daß man auf geſchnittenen Steinen, Furien und Furienköpfe ſehen wollen.

(*) S. 203.

Sie können dieſes kaum glauben, mein Freund; und fragen: wie es, bey dieſer Ausnahme, dem ohngeachtet dem Herrn Klotz einfallen können, mich mit einem geſchnittenen Steine zu widerlegen?

Ja das frag ich Sie! Leſen Sie indeß nur die Stellen meines Laokoon. —

Siebender Brief.

Vergeſſen hatte Herr Klotz meine Einſchränkungen wohl nicht: aber er verſchwieg ſie ſeinem Leſer mit Fleiß. Und er mußte wohl; denn allerdings würde es ein wenig kindiſch geklungen haben, wenn er aufrichtig genug geweſen wäre, zu ſchreiben: „Ungeachtet Leſſing, wenn er behauptet, daß die alten Artiſten keine Furien gebildet, die geſchnittenen Steine ausnimt, ſo will ich ihn dennoch mit einem geſchnittenen Steine augenſcheinlich hier widerlegen.“ Lieber alſo ſchlecht weg: Leſſing leugnet gebildete Furien; hier iſt eine!

Ich weiß wohl, daß meine Aſſertion von den Furien mehrere befremdet hat. Das Allgemeine ſcheinet uns in allen Anmerkungen anſtößig zu ſeyn. Kaum hören wir eine Verneinung oder Bejahung dieſer Art: ſogleich zieht unſere Einbildungskraft dagegen zu Felde; und ſelten oder nie wird es ihr mißlingen, einzelne Fälle und Dinge dagegen aufzutreiben. Aber nur der Einfältigere wird ſich bereden, daß durch dieſe einzelne Ausnahmen der allgemeine Satz wahr zu ſeyn aufhöre. Der Verſtändigere unterſucht die Ausnahmen, und wenn er findet, daß ſie aus der Colliſion mit einem andern allgemeinen Satze entſpringen, ſo erkennt er ſie für Beſtätigungen beider.

Der Mythologiſt hatte es längſt vor mir angemerkt, daß man auf alten Denkmählern wenig oder nichts von Abbildungen der Furien finde.* Was der Mythologiſt aber dem bloßen Zufalle zuſchrieb, glaubte ich aus einem Grundſatze der Kunſt herleiten zu dürfen. Der Artiſt ſoll nur das Schöne zu bilden *wählen*: folglich wird der alte Artiſt, der dem Schönen ſo vorzüglich treu blieb, keine Furien zu bilden *gewählt* haben; und daher der Mangel ihrer Abbildungen.

Aber eben der Artiſt, welcher nur das Schöne zu bilden wählen ſollte, muß alles bilden **können**. Wen verleitet ſein Können, nicht öfters über ſein Sollen hinaus? Zudem arbeitet der Artiſt meiſtens für andere, von denen er nicht federn kann, daß ſie ſeiner Geſchicklichkeit ſich nur zur höchſten Beſtimmung der Kunſt bedienen ſollen, ſo lange es noch mehr Dinge giebt, zu welchen ſie ihnen gleichfalls nützlich ſeyn kann. Und folglich? Folglich iſt es moraliſch unmöglich, daß es keinem Menſchen vor Alters ſollte eingefallen ſeyn, eine Furie zu bilden, oder ſich bilden zu laſſen. Es hat vielen einfallen können: und iſt vielen eingefallen.

Leugne ich dieſes, wenn ich jenes behaupte? Nur der Antiquar, der nichts als Antiquar iſt, dem es an jedem Funken von Philoſophie fehlet, kann mich ſo verſtehen.

Ich that alles, was ich thun konnte, dieſem Mißverſtändniſſe vorzubauen. Ich ſchlug vor, den Namen der Kunſtwerke nicht allen Antiken ohne Unterſchied zu geben, ſondern nur denen, in welchen ſich der Künſtler wirklich als Künſtler zeigen können, bey welchen die Schönheit ſeine erſte und letzte Abſicht geweſen. „Macht man, ſchrieb ich, (*) keinen ſolchen Unterſchied, ſo werden der Kenner und der Antiquar beſtändig mit einander im Streit liegen, weil ſie einander nicht verſtehen. Wenn jener, nach ſeiner Einſicht in die Beſtimmung der Kunſt, behauptet, daß dieſes oder jenes der alte Künſtler nie gemacht habe, nehmlich als Künſtler nicht, freywillig nicht: ſo wird dieſer es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch ſonſt eine auſſer dem Gebiete der Kunſt liegende Urſache, von dem Künſtler habe machen laſſen, von dem Künſtler als Handarbeiter. Er wird alſo mit der erſten mit der beſten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben“ u. ſ. w.

Das iſt keine itzt erſonnene Ausflucht, da ich mich in die Enge getrieben ſehe: das ſchrieb ich ſchon damals, als mir noch niemand widerſprach; das ſchrieb ich, um allen eiteln, das rechte Ziel verfehlenden Widerſprüchen vorzukommen: aber was kümmert das Herr Klotzen, und ſeines gleichen? Er thut dennoch gerade das, was ich verbeten; um zu zeigen, daß er ein Paar armſe-

---

(*) Laokoon S. 105. [Band VI, S. 436.]

lige Beyſpiele mehr weiß, als ich wiſſen mag. Ich gönne ihm dieſen Vorzug recht gern; es ſey aber, daß ich ſie gekannt oder nicht gekannt habe: ſie haben ihre Abfertigung mit der ganzen Claſſe erhalten, in die ſie gehören.

Welches Jucken, ſeine Beleſenheit ſo ſehr auf Unkoſten ſeiner Ueberlegung zu zeigen!

Wenn Herr Klotz noch erſt den Unterſchied beſtritten hätte, den ich unter den Antiken zu machen vorſchlage! Aber ſtillſchweigend dieſen Unterſchied zugeben, und nur immer mit einzeln Beyſpielen auf mich ein ſtürmen, die nach dieſem Unterſchiede von gar keiner Folge für mich ſind: wahrlich, das iſt eine Art zu ſtreiten — eine Art, für die ich gar kein Beywort weiß.

Als ich behauptete, daß die alten Artiſten keine Furien gebildet, fügte ich unmittelbar hinzu: (*) „ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bilderſprache, als zur Kunſt gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich ſind.“ Dem ohngeachtet kömmt Herr Klotz, mich zu widerlegen, mit ein Paar Münzen aufgezogen, auf welchen Caylus Furien bemerkt habe. Ich kannte dergleichen Münzen ſchon ſelbſt: was liegt an der Mehrheit?

Die Figuren auf den Münzen, ſagte ich, gehören vornehmlich zur Bilderſprache. Aber nicht allein: die geſchnittenen Steine gehören, wegen ihres Gebrauchs als Siegel, gleichfalls dahin. (**) Wenn wir alſo auf geſchnittenen Steinen Furien zu ſehen glauben, ſo ſind wir berechtiget, ſie mehr für eigenſinnige Symbola der Beſitzer, als für freywillige Werke der Künſtler zu halten. Ich kannte dergleichen Steine: aber Herr Klotz kennt einen mehr! Ey, welche Freude! So freuet ſich ein Kind, das bunte Kieſel am Ufer findet, und einen nach dem andern mit Jauchzen der Mutter in den Schooß bringt; die Mutter lächelt, und ſchüttet ſie, wenn das Kind nun müde iſt, alle mit eins wieder in den Sand.

Achter Brief.

Noch hundert ſolche Steine, noch hundert ſolche Münzen: und meine Meinung bleibt, wie ſie war. Es iſt vergebens,

---

(*) Laokoon S. 18. [Band VI, S. 381.]

(**) Laokoon S. 108. [Band VI, S. 438.]

die Einſchränkungen, die ich ihr ſelbſt geſetzt, zu Widerlegungen machen zu wollen.

Aber Herr **Riedel**, wie Herr **Klotz** ſagt, (*) ſoll bereits dieſe meine Meinung mit guten Gründen widerlegt haben.

Ich habe Herr Riedeln aus ſeinem Buche als einen jungen Mann kennen lernen, der einen trefflichen Denker verſpricht; verſpricht, indem er ſich in vielen Stücken bereits als einen ſolchen zeigt. Ich traue ihm zu, daß er in den folgenden Theilen ganz Wort halten wird, wo er auf Materien ſtoßen muß, in welchen er weniger vorgearbeitet findet.

Doch hier habe ich ihn nicht zu loben, ſondern auf ſeine Widerlegung zu merken.

Er gedenkt meiner Aſſertion von den Furien an zwey Orten. An dem erſtern (**) giebt er ihr völligen Beyfall. Er nimt ſich ſogar ihrer gegen den Herrn Klotz ſelbſt an, indem er hinzuſetzt: „Herr Klotz hat zwar unter den alten Denkmälern der „Kunſt Furien gefunden. (***) Allein Herr Leſſing hat ſchon „diejenigen Figuren ausgenommen, die mehr zur Bilderſprache, „als zur Kunſt gehören, und von dieſer Art ſcheinen die Beyſpiele des Herrn Klotz zu ſeyn.“

Dieſe Stelle führt Herr Klotz ſehr weislich nicht an. Er durfte ſie vielleicht auch nicht anführen, wenn es wahr iſt, daß Herr Riedel an der zweyten völlig anderes Sinnes geworden.

Sie lautet ſo: (†) „Herr Leſſing behauptet, daß die alten „Künſtler keine Furien gebildet, welches ich ſelbſt oben zugegeben habe. Itzt muß ich ihm, nachdem ich eine kleine Entdeckung gemacht habe, widerſprechen, aber aus einem andern „Grunde, als Herr Klotz. Es iſt hier dem Hrn. Leſſing eben „das begegnet, was er vom Hrn. Winkelmann ſagt; er iſt durch „den Junius verführt worden. Vermuthlich hat er, in dem „Regiſter der alten Kunſtwerke, unter dem Titel **Furien** geſucht und nichts gefunden. Ich ſchlage nach, Eumenides; „und finde, daß Scopas deren zwey und Calos die dritte zu

---

(*) S. 242.

(**) Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften S. 45.

(***) S. Acta litter. Vol. III. p. 289.

(†) S. 136.

„Athen gebildet. Man kann den Beweis im Clemens Alexandrinus ſelbſt nachleſen.“

Ich wundere mich nicht, daß Herr Riedeln die kleine Entdeckung, wie er ſie ſelbſt nennt, ſo glücklich geſchienen, daß er geglaubt, ſeinen Beyfall zurück nehmen zu müſſen. Aber ich werde mich wundern, wenn er das, was ich dagegen zu ſagen habe, nicht auch ein wenig glücklich findet.

Vorläufig muß ich ihn verſichern, daß ich nicht durch den Junius verführt worden. Denn ich erinnere mich überhaupt nicht, den Junius der Furien wegen nachgeſchlagen zu haben. Nicht weil, in dieſes Schriftſtellers Verzeichniſſe der alten Kunſtwerke, unter dem Titel Furien keiner Furien gedacht wird; ſondern weil ich die ſchon erwähnte Bemerkung der Mythologiſten, namentlich des Bannier,(*) im Kopfe hatte, daß ſich gegenwärtig keine alte Abbildungen von dieſen Göttinnen fänden: kam ich auf den Gedanken, daß vielleicht die alten Artiſten dergleichen nie gemacht, und ward in dieſem Gedanken durch die Beyſpiele ſelbſt beſtärket, die bey dem erſten Anblicke dagegen zu ſeyn ſcheinen.

Hätte ich den Junius nachgeſchlagen, ſo hätte mir ſehr leicht begegnen können, was Hr. Riedel vermuthet: ſehr leicht aber auch nicht; denn daß die Furien mehr als einen Namen haben, iſt ja ſo gar unbekannt nicht. Und geſetzt, es wäre mir nicht begegnet; geſetzt, ich wäre auf die Furien geſtoßen, die Herr Riedel darinn gefunden: was mehr? Würde ich meine Meinung eben ſo geſchwind zurückgenommen haben, als er ſeinen Beyfall? Gewiß nicht.

Der ganze Zuſammenhang beym Clemens Alexandrinus zeigt es, daß er von Statuen redet, die der Verehrung gewidmet waren, und in ihren Tempeln ſtanden. Da nun Herr Riedel gegen meine Ausnahme aller mehr zur Bilderſprache, als zur Kunſt, gehörigen Figuren, nichts zu erinnern hatte; da er ſelbſt urtheilte, daß eben wegen dieſer Ausnahme, die vom Herrn Kloß gegen mich angeführten Beyſpiele in keine Betrachtung kämen: wie konnte es Hr. Riedeln nicht einfallen, daß keine

---

(*) Nous n'avons point à préſent de figures antiques de ces Déeſſes. Memoires de l'Acad. des Inſcr. T. V. p. 43.

Figuren gerade mehr zur Bilderſprache gehören, als eben die, welche der Anbetung öffentlich aufgeſtellet waren?

Nicht genug, daß ich, in einem eigenen Abſchnitte meines Laokoon, ausdrücklich hierauf dringe; ich gedenke ſogar insbeſondere der Statuen, welche die Furien in ihren Tempeln nicht anders als gehabt haben könnten; ich führe namentlich die in dem Tempel zu Cerynea an. Aber auch dieſe, ſtatt aller: denn was hätte es helfen können, wenn ich einen Tempel nach dem andern durchgegangen wäre? Was ich von den Statuen des einen ſagte, hätte ich von den Statuen aller ſagen müſſen.

Und alſo, dächte ich, wäre dem Einwurfe des Herrn Riedel genugſam begegnet, wenn ich ihm antwortete: die Furien, die Sie mir entgegen ſetzen, gehören zu den Kunſtwerken nicht, von welchen ich rede; es ſind Werke wie ſie die Religion befohlen hatte, die bey den ſinnlichen Vorſtellungen, welche ſie der Kunſt aufgiebt, mehr auf das Bedeutende, als auf das Schöne zu ſehen pflegt.

Doch ich habe noch etwas wichtigeres zu erwiedern. Die Furien vom Scopas und Calos,(*) die Junius Herr Riedeln bey dem Clemens Alexandrinus nachwies, ſind unſtreitig die, welche in ihrem Tempel zu Athen ſtanden, und von welchen Pauſanias ausdrücklich verſichert,(**) daß ſie durchaus nichts Schreckliches, οὐδὲν φοβερὸν, an ſich gehabt. Nun ſage mir Herr Riedel, ob Furien, welche nichts von Furien an ſich haben, ſolche Furien ſind, deren Abbildung ich auf die alten Artiſten nicht will kommen laſſen? Ich ſchreibe im Laokoon: „Wuth und Verzweiflung ſchändeten keines von ihren Werken; ich darf behaupten, daß ſie nie eine Furie gebildet haben.“ Aus der unmittelbaren Verbindung dieſer zwey Sätze, iſt es ja wohl klar, was für Furien ich meine; Furien, die in jedem

---

(*) Bey Herr Riedeln heißt er Calas. Ein unſtreitiger Druckfehler; ſo wie in der Citation des Clemens p. 47 anſtatt 41. (Aber wenn Herr Klotz, nicht blos an einem Orte, nicht blos in einem und eben demſelben Buche, immer und ewig Zeuxes ſchreibt: ſo ſcheint es wohl etwas mehr als ein Druckfehler zu ſeyn, und er kann es nicht übel nehmen, wenn man ihn beyläufig erinnert, daß dieſer Mahler nicht Zeuxes, ſondern Zeuxis geheiſſen.)

(**) Lib. I. cap. 28. p. 68. Edit. Kuh.

Geſichtszüge, in Stellung und Gebehrden, verrathen was ſie ſeyn ſollen. Waren die Furien des Scopas und Calos dieſer Art? Es waren Furien, und waren auch keine: ſie ſtellten die Göttinnen der Rache vor, aber nicht ſo vor, wie wir ſie itzt bey dem Namen der Furien denken.

Sie beſtärken alſo meinen Satz vielmehr, als daß ſie ihn im geringſten zweifelhaft machen ſollten. Denn wenn die Alten auch nicht einmal an ihren gottesdienſtlichen Vorſtellungen, da, wo das Bedeutende ihnen mehr galt, als das Schöne; wenn ſie auch nicht einmal da duldeten, wenigſtens nicht verlangten, daß die Göttinnen der Rache durch die häßlichen, ſchändenden Kennzeichen des menſchlichen Affekts entſtellt und erniedriget würden: was ſollte ihre Artiſten, die in willkührlichen Werken den Ausdruck der Schönheit ſtets unterordneten, zu ſo ſcheußlichen Fratzengeſichtern haben verleiten können? Selbſt die Hetruriſchen Künſtler, die der Schönheit weit weniger opferten als die Griechiſchen, wenn ſie Furien bilden mußten, bildeten ſie nicht als Furien; wie ich an einer Urne beym Gorius gezeigt habe, von welcher ich ſchon damals anmerkte, daß ſie den Worten, aber nicht dem Geiſte meiner Aſſertion widerſpreche.

Ich darf es nicht bergen, daß es Herr Klotz ſelbſt iſt, welcher mir die unſchrecklichen Furien zu Athen nachgewieſen. (*) Sie ſchwebten mir in den Gedanken, aber im Nachſchlagen gerieth ich auf die zu Cerynea.

Und nun, was meinen Sie, mein Freund? Sie ſehen: Herr Riedel widerlegt die Einwürfe des Herrn Klotz, und Herr Klotz giebt mir Waffen wider Herr Riedeln. Sie drengen von entgegen geſetzten Seiten in mich; beide wollen mich umſtürzen: aber da ich dem einen gerade dahin fallen ſoll, wo mich der andere nicht will hinfallen laſſen, ſo heben ſich ihre Kräfte gegen einander auf, und ich bleibe ſtehn. Ich dächte, ich ſchiede gänzlich aus: ſo liegen ſie einander ſelbſt in den Haaren. Doch dafür werden ſie ſich wohl hüten. Vielmehr ſehe ich ſie ſchon im voraus in ihrer Deutſchen Bibliothek ſo nahe zuſammenrücken, daß ich doch küppen muß; ich mag wollen oder nicht: geben ſie nur Acht!

(*) Acta litt. Vol. III. Pars III. pag. 289.

Neunter Brief. *)

Ich denke nicht, daß ich mir zuviel herausnehme, wenn ich mich auch noch an einem Orte von Herr Klotzen gemeint glaube, wo er mich nicht nennt: denn er nennt mich dafür anderwärts, wo er den nehmlichen Kampf kämpfet.

Er will durchaus nicht leiden, daß man den alten Artiſten die Perſpektiv abſpricht.

Im Laokoon hatte ich es gethan: obſchon gar nicht in der Abſicht, wie Perrault und andere, denen es damit auf die Verkleinerung der Alten angeſehen iſt. Doch da Herr Klotz mich ſo ſelten verſtanden: wie konnte ich verlangen, daß er mich hier errathen ſollte? Er warf mich alſo mit den Perraults in eine Claſſe, und nahm ſich, in ſeinem *Beytrage zur Geſchichte des Geſchmaks und der Kunſt aus Münzen*, (*) der Alten gegen mich an, die es wahrhaftig nie nöthig haben, daß man ſich ihrer gegen *mich* annimt.

Seitdem hat er neue Hülfsvölker angeworben, mit denen er in ſeinem Buche *von geſchnittenen Steinen* (**) zum zweyten auf dem Plane erſcheinet. „Mein Eifer, ſagt er, für „den Ruhm der Alten, denen ich groſſe Dankbarkeit ſchuldig „zu ſeyn glaube, erlaubt mir nicht, eine Anmerkung hier zu „unterdrücken.“ Und dieſe Anmerkung läuft dahin aus, daß nunmehr durch Einen geſchnittenen Stein aus Tauſenden; durch eine gewiſſe Abhandlung des Grafen Caylus, und **) durch eine bisher unbemerkte Stelle des Philoſtratus, der Alten ihre Kenntniß und Ausübung der Perſpektiv auſſer allem Zweifel geſetzt ſey.

Ich wünſchte ſehr, daß ſich der Eifer des Herrn Klotz für

---

*) Zuerſt im 131. und 132. Stücke der Hamburgiſchen neuen Zeitung von 1768, vom 18. und 20. Auguſt. „Wir übergeben den 6ten 7ten und 8ten dieſer Briefe, in welchen Hr. Leſſing auf verſchiedne Vorwürfe des Hrn. **Klotz** von minderm Belange antwortet, um unſern Leſern einige der folgenden mitzutheilen, die von der Perſpectiv der alten Artiſten handeln, zu deren Vertheidiger ſich Hr. **Klotz** aufgeworfen.“

(*) S. 179.

(**) S. 92.

**) Die Worte von „durch Einen“ an, bis hieher, fehlen in der neuen Zeitung.

den Ruhm der Alten mehr auf Einſicht, als auf Dankbarkeit gründen möchte! Die Dankbarkeit iſt eine ſchöne Tugend, aber ohn ein feines Gefühl dringt ſie dem Wohlthäter oft Dinge auf, die er nicht haben mag, und wobey er ſich beſſer befindet, ſie nicht zu haben, als zu haben. Meinem Bedünken nach, iſt die Dankbarkeit des Herr Kloß gänzlich in dieſem Falle. Doch davon an einem andern Orte. Itzt laſſen Sie uns ſehen, was Herr Kloß von der Perſpektiv überhaupt weiß, und mit welchen ihm eigenen Gründen, er ſie den Alten zuſprechen zu müſſen glaubt.

Herr Kloß erkläret die Perſpektiv, in ſo fern ſie in dem Künſtler iſt, durch „die Geſchicklichkeit, (*) die Gegenſtände auf „einer Oberfläche ſo vorzuſtellen, wie ſie ſich unſerm Auge in „einem gewiſſen Abſtande zeigen.“ Dieſe Erklärung iſt von Wort zu Wort aus dem deutſchen Pernety abgeſchrieben, welches das abgeſchmackte Oberfläche beweiſet. Fläche iſt für die Mahlerey Fläche, ſie mag oben, oder unten, oder auf der Seite ſeyn.

Doch abgeſchrieben, oder nicht abgeſchrieben: wenn ſie nur richtig iſt. — Richtig iſt die Erklärung allerdings; aber dabey viel zu weitläuftig, als daß ſie bey Entſcheidung der vorhabenden Streitſache im geringſten zu brauchen ſey.

Denn iſt die Perſpektiv weiter nichts als die Wiſſenſchaft, Gegenſtände auf einer Fläche ſo vorzuſtellen, wie ſie ſich in einem gewiſſen Abſtande unſerm Auge zeigen: ſo iſt die Perſpektiv kein Theil der Zeichenkunſt, ſondern die Zeichenkunſt ſelbſt. Was thut die Zeichenkunſt anders, was thut ſie im geringſten mehr, als was nach dieſer Erklärung die Perſpektiv thut? Auch ſie ſtellt die Gegenſtände auf einer Fläche vor; auch ſie ſtellt ſie vor, nicht wie ſie ſind, ſondern wie ſie dem Auge erſcheinen, und ihm in einem gewiſſen Abſtande erſcheinen. Folglich kann ſie nie ohne Perſpektiv ſeyn, und das geringſte was der Zeichner vorſtellt, kann er nicht anders als perſpektiviſch vorſtellen.

Den Alten in dieſem Verſtande die Perſpektiv abſprechen, würde wahrer Unſinn ſeyn. Denn es würde ihnen nicht die

---

(*) Beytrag zur Geſch. der Kunſt aus Münzen S. 178.

Perſpektiv, ſondern die ganze Zeichenkunſt abſprechen heiſſen, in der ſie ſo große Meiſter waren.

Das hat niemanden einkommen können. Sondern wenn man den Alten die Perſpektiv ſtreitig macht, ſo geſchieht es in dem engern Verſtande, in welchem die Künſtler dieſes Wort nehmen. Die Künſtler aber verſtehen darunter die Wiſſenſchaft, mehrere Gegenſtände mit einem Theile des Raums, in welchem ſie ſich befinden, ſo vorzuſtellen, wie dieſe Gegenſtände, auf verſchiedne Plane des Raums verſtreuet, mit ſamt dem Raume, dem Auge aus einem und eben demſelben Standorte erſcheinen würden.

Dieſe Erklärung iſt mit jener im Grunde eins: nur daß jene, die mathematiſche, ſich auf einen einzeln Gegenſtand beziehet; dieſe aber auf mehrere geht, welche zuſammen aus dem nehmlichen Geſichtspunkte, jedoch in verſchiedner Entfernung von dieſem gemeinſchaftlichen Geſichtspunkte, betrachtet werden. Nach jener können einzelne Theile in einem Gemählde vollkommen perſpektiviſch ſeyn, ohne daß es, nach dieſer, das ganze Gemählde iſt, indem es ihm an der Einheit des Geſichtspunkts fehlet und die verſchiednen Theile deſſelben verſchiedne Geſichtspunkte haben.

Herr Klotz ſcheinet von dieſem Fehler gar nichts zu verſtehen. Er ſpricht nur immer von der verhältnißmäßigen Verkleinerung der Figuren, und der Verminderung der Tinten: und bildet ſich ein, daß damit in der Perſpektiv alles gethan ſey. Aber er ſollte wiſſen, daß ein Gemählde beide dieſe Stücke gut genug haben, und dennoch ſehr unperſpektiviſch ſeyn kann.

Die bloße Beobachtung der optiſchen Erfahrung, ſage ich im Laokoon,(*) daß ein Ding in der Ferne kleiner erſcheinet; als in der Nähe, macht ein Gemählde noch lange nicht perſpektiviſch. Ich brauche alſo dieſe Beobachtung den alten Artiſten gar nicht abzuſprechen; die Natur lehrt ſie; ja, es würde mir unbegreiflich ſeyn, wenn nicht gleich die allererſten darauf gefallen wären. Ob ſie aber die mathematiſche Genauigkeit dabey angebracht, die wir bey unſern auch ſehr mittelmäßigen

(*) S. 190. [Band VI, S. 488.]

Mahlern gewohnt ſind, ob ſie ſich nicht mit einem ungefehren Augenmaaße begnügt: das iſt eine andere Frage, die durch bloſſe Schriftſtellen zum Beſten der Alten nicht entſchieden werden kann, beſonders da ſo unzählige alte Kunſtwerke einer ſolchen Entſcheidung keinesweges günſtig ſind.

Eben ſo natürlich iſt eine etwanige Verminderung der Tinten: denn eben die tägliche Erfahrung, welche uns lehret, daß ein Ding in der Entfernung kleiner erſcheinet, lehret uns auch, daß die Farben der entfernten Dinge immer mehr und mehr ermatten und ſchwinden, in einander verflieſſen und in einander ſich verwandeln. Folglich können und müſſen die alten Gemählde auch hiervon gezeigt haben; und die, welche ungleich mehr als andere davon zeigten, werden mehr als andere deshalb ſeyn geprieſen worden.

Dieſes beantwortet die Frage des Herrn Klotz: „konnten „die alten Schriftſteller von einer Sache reden, die nicht da „war, und eine Eigenſchaft an einem Gemählde rühmen, die „niemand ſahe?“ Sie lobten was ſie ſahen; daß ſie aber etwas ſahen, was auch wir ſehr lobenswürdig finden würden, beweiſet ihr Lob nicht.

Doch indeß zugegeben, daß die alten Gemählde in beiden Stücken eben ſo vollkommen waren, als die beſten Gemählde neuerer Zeit: waren ſie darum auch eben ſo perſpektiviſch? Konnten ſie den Fehler darum nicht haben, von dem ich ſage, daß Herr Klotz nichts verſtehen muß?

Er ſieht es nicht gern, (*) daß man ſich bey dieſer Streitigkeit immer auf die Herkulaniſchen Gemählde beruft. — In ſeinem Tone zu bleiben; ob er mir ſchon freylich ſo wohl nicht laſſen wird: — ich ſeh es auch nicht gern. Aber unſer beider nicht gern Sehen, hat ganz verſchiedne Urſachen. Herr Klotz ſieht es nicht gern, weil unſtreitig der blühende Zeitpunkt der Kunſt vorbey war, als die Herkulaniſchen Gemählde verfertiget wurden: und ich ſehe es nicht gern, weil, obſchon dieſer Zeitpunkt vorbey war, dennoch die Meiſter der Herkulaniſchen Gemählde von der Perſpektiv gar wohl mehr verſtehen konnten,

---

(*) S. 96.

als die Meiſter aus jenem Zeitpunkte, an den wir vornehmlich denken, wenn wir von der Kunſt der Alten ſprechen. Denn die Perſpektiv iſt keine Sache des Genies; ſie beruht auf Regeln und Handgriffen, die, wenn ſie einmal feſtgeſetzt und bekannt ſind, der Stümper eben ſo leicht befolgen und ausüben kann, als das größte Genie.

Aber wenn es Herr Klotz nicht gern ſieht, daß wir uns auf die Herkulaniſchen Gemählde berufen: auf welche will er denn, daß wir uns berufen ſollen? Aus dem blühenden Zeitpunkte der Kunſt, iſt ſchlechterdings kein einziges von den noch vorhandenen alten Gemählden. Wir müſſen alſo dieſe überhaupt aufgeben, und uns auf die Beſchreibungen einſchränken, die wir in den Schriften der Alten von einigen der berühmteſten Stücke aus dieſem Zeitpunkte finden.

Ich wählte hierzu, im Laokoon, die Beſchreibungen des Pauſanias von den zwey großen Gemählden des Polygnotus in der Leſche zu Delphi, und urtheilte, daß dieſe offenbar ohne alle Perſpektiv geweſen. Eines derſelben, höre ich von Herr Klotzen, (*) „ſoll zu unſern Tagen gleichſam wieder neu ſeyn geſchaffen worden.“ Ich weiß nicht, welches; von dem Werke auf das er mich verweiſet, habe ich nur die erſten Bände, und ich befinde mich gerade an einem Orte, wo ich wenig andere Bücher brauchen kann, als die ich ſelbſt beſitze. Aber es ſey das eine oder das andere: wenn es in der neuen Schöpfung Perſpektiv bekommen hat, ſo iſt es ſicherlich nicht das Gemählde des Polygnotus; ſondern ein Gemählde, ungefehr des nehmlichen Vorwurfs.

Der Hauptfehler, welcher ſich in dieſen Gemählden des Polygnotus wider die Perſpektiv fand, iſt klar und unwiderſprechlich. Um ſich Platz für ſo viele Figuren zu machen, hatte Polygnotus einen ſehr hohen Geſichtspunkt angenommen, aus welchem der ganze weite Raum vom Ufer, wo das Schiff des Menelaus liegt, bis hinein in die verheerte Stadt, zu überſehen ſey. Aber dieſer Geſichtspunkt war blos für die Grundfläche, ohne es zugleich mit für die Figuren zu ſeyn. Denn

---

(*) S. 110.

weil aus einem ſo hohen Geſichtspunkte, beſonders die Figuren des Vordergrundes von oben herab ſehr verkürzt und verſchoben hätten erſcheinen müſſen, wodurch alle Schönheit und ein großer Theil des wahren Ausdrucks verlohren gegangen wäre: ſo gieng er davon ab, und zeichnete die Figuren aus dem natürlichen ihrer Höhe ungefehr gleichem Geſichtspunkte. Ja auch dieſen behielt er nicht, nach Maaßgebung der vordern Figuren, für alle die entferntern Figuren gleich und einerley. Denn da, zu Folge der aus einem ſehr hohen Geſichtspunkte genommenen Grundfläche, die Figuren, welche hintereinander ſtehen ſollten, übereinander zu ſtehen kamen, (welches beym Pauſanias aus dem öftern ἄνωθεν, ἀνωτέρω und dergleichen erhellet:) ſo würden dieſe entfernter oder höher ſtehende Figuren, wenn er ſie aus dem Geſichtspunkte der Figuren des Vordergrundes hätte zeichnen wollen, von unten hinauf verſchoben und verkürzt werden müſſen, welches der Grundfläche das Anſehen einer Berg an laufenden Fläche gegeben hätte, da es doch nur eine perſpektiviſch verlängerte Fläche ſeyn ſollte. Folglich mußte er für jede Figur, für jede Gruppe von Figuren, einen neuen, ihrer beſondern natürlichen Höhe gleichen Geſichtspunkt annehmen: das iſt, er zeichnete ſie alle ſo, als ob wir gerade vor ihnen ſtünden, da wir ſie doch alle von oben herab ſehen ſollten.

Es iſt ſchwer ſich in dergleichen Dingen verſtändlich auszudrücken, ohne wortreich zu werden. Man kann aber auch noch ſo wortreich ſeyn, und gewiſſe Leute werden uns doch nicht verſtehen; ſolche nehmlich, denen es an den erſten Begriffen der Sache, wovon die Rede iſt, fehlet. Und an dieſen fehlet es dem Herrn Klotz in der Perſpektiv gänzlich: denn er verſteht ſich ja auch nicht einmal auf ihre Terminologie.

„Die gewöhnliche Perſpektiv der Alten, ſagt er, iſt die von „uns ſo genannte Militarperſpektiv von oben herein“ — Nicht jede Perſpektiv von oben herein, iſt Militarperſpektiv. Bey dieſer werden zugleich die wahren Maaße der Gegenſtände überall beybehalten, und nichts wird nach Erforderniß der Entfernung verkleinert. Folglich iſt die Militarperſpektiv eigentlich gar keine Perſpektiv, ſondern ein bloſſes techniſches Hülfsmittel gewiſſe Dinge vors Auge zu bringen, die aus einem niedrigen

Geſichtspunkt nicht zu ſehen ſeyn würden, und ſie ſo vors Auge zu bringen, wie ſie wirklich ſind, nicht wie ſie ihm blos erſcheinen. In dieſem Verſtande alſo von den Alten ſagen, daß ihre gewöhnliche Perſpektiv die Militarperſpektiv geweſen, heißt ihnen in den gewöhnlichen Fällen ſchlechterdings alle Perſpektiv abſprechen. Nur diejenige Perſpektiv aus einem hohen Geſichtspunkte iſt wahre Perſpektiv, die alles und jedes nach Maaßgebung der Höhe und Entfernung dieſes Geſichtspunkts, verkleinert, verkürzt und verſchiebt; welches die Militarperſpektiv aber nicht thut, und welches auch in den Gemählden des Polygnotus nicht geſchehen war.

Eben ſo wenig wird es in den Münzen geſchehen ſeyn, welche Hr. Kloß zum Beweiſe anführt, wie gut ſich die Alten auf die ihm ſo genannte Militarperſpektiv verſtanden! Ich mag mir nicht einmal die Mühe nehmen, ſie nachzuſehen. Gleichwohl darf er, in dem ihm eignen Tone hinzuſetzen: „Sollten „dieſe Zeugniſſe nicht einmal die ewigen Anklagen der Alten, „wegen der Unwiſſenheit der Perſpektiv vermindern?“ Allerdings ſollten ſie nicht: ſondern Hr. Kloß ſollte erſt lernen, was Perſpektiv ſey, ehe er einen ſo entſcheidenden Ton ſich anmaaſt.

„Die Alten, fährt er fort, haben zugleich den Plan von „ihren Gebäuden gewieſen, und wenn ſie den Augenpunkt ſehr „ſcharf hätten nehmen wollen, ſo würden ſie ein allzu hohes „Relief gebraucht haben. Hätten ſie das Relief flach gehalten, „ſo würde die Münze ohne Geſchmack, Gothiſch oder nach der „Art unſerer neuen Münzen ausgefallen ſeyn.“

O ſchön! o ſchön! Kauderwelſcher könnte Criſpin in der Komödie, wenn er ſich für einen Mahler ausgiebt, die Kunſtwörter nicht unter einander werfen, als hier geſchehen iſt. — „Die Alten haben zugleich den Plan von ihren Ge„bäuden gewieſen.“ Wie zugleich? Zugleich mit den Außenſeiten? Wie machten ſie das? Zeichneten ſie, wie wir in unſern architektoniſchen Riſſen, etwa den Grundriß neben die Faſade? Oder wie? — „Wenn ſie den Augenpunkt zu „ſcharf hätten nehmen wollen;“ Was heißt das, den Augenpunkt zu ſcharf nehmen? Heißt das, ſich zu ſcharf an die Einheit des Augenpunkts halten? Oder was heißt es? — „So

„würden ſie ein allzuhohes Relief gebraucht haben." Was hat der Augenpunkt mit dem Relief zu thun? Beſtimmt der Augenpunkt, wie hoch oder wie flach das Relief ſeyn ſoll? — „Hätten ſie das Relief flach gehalten;" — Nun, was denn? was wäre alsdenn geworden? — „ſo würde die „Münze ohne Geſchmack, gothiſch oder nach der Art „unſerer neuen Münzen ausgefallen ſeyn." O Logik, und alle Muſen! Ein Mann, der ſo ſchließen kann, unterſteht ſich von der Kunſt zu ſchreiben? Alſo iſt eine Münze von flachem Relief nothwendig ohne Geſchmack und Gothiſch? Alſo iſt es nicht möglich, daß wir in einem flachen Relief eben ſo viel erkennen können, als in einem hohen? Alſo kann in einem flachen Relief nicht eben ſo viel, ja wohl noch mehr Kunſt ſeyn, als in einem hohen? O Logik, und alle Muſen! Der Mann hat lauten hören, aber nicht zuſammen ſchlagen. Weil man das hohe Relief auf Münzen vorzieht, aus Urſache, daß es Münzen ſind, daß es Werke ſind, die ſich ſehr abnutzen; weil man aus dieſer Urſache das flache Relief an curſirenden Münzen mißbilliget: daraus ſchließt er, daß das flache Relief überhaupt ohne Geſchmack und Gothiſch iſt? O Logik, und alle Muſen!

Zehnter Brief.

Ich ſagte in meinem Vorigen, daß ein Gemählde die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren und die Verminderung der Tinten gut genug haben, und dennoch nicht perſpektiviſch ſeyn könne; Falls ihm die Einheit des Geſichtspunkts fehle.

Gut genug; Sie wiſſen was man gut genug heißt. Laſſen Sie mich mit dieſem gut genug ja nicht mehr ſagen, als ich ſagen will. Gut genug, wenn man das recht Gute dagegen ſtellt, iſt nicht viel mehr als ziemlich ſchlecht.

Denn wie in der Natur alle Phänomena des Geſichts, die Erſcheinung der Gröſſe, die Erſcheinung der Formen, die Erſcheinung des Lichts und der Farben, und die daraus entſpringende Erſcheinung der Entfernung, unzertrennlich verbunden ſind: ſo auch in der Mahlerey. Man kann in keiner den geringſten Fehler begehen, ohne daß ſie nicht zugleich alle zweydeutig und falſch werden.

Hatte das Gemählde des Polygnotus einen vielfachen Geſichtspunkt: ſo hatte es nothwendig mehr Fehler gegen die Perſpektiv, oder vielmehr kein Stück derſelben konnte ſeine eigentliche Richtigkeit haben; es konnte von allen nur ſo etwas da ſeyn, als genug war ein ungelehrtes Auge zu befriedigen. Hier nenne ich es ein ungelehrtes Auge: an einem andern Orte werde ich es ein unverzärteltes Auge, ein Auge nennen, das noch nicht verwöhnet iſt, ſich durch den Mangel zufälliger Schönheiten in dem Genuße der weſentlichen ſtören zu laſſen. Räthſel! wird Hr. Klotz ruffen. Ich mache keinen Anſpruch mehr darauf, von ihm verſtanden zu werden.

Ein vielfacher Geſichtspunkt hebt nicht allein die Einheit in der Erſcheinung der Formen, ſondern auch die Einheit der Beleuchtung ſchlechterdings auf. Was kann aber, ohne Einheit der Beleuchtung, für eine perſpektiviſche Behandlung der Tinten Statt finden? Die wahre gewiß nicht; und jede andere als dieſe, iſt im Grunde ſo gut als keine; ob ſie ſchon immer auf den einigen Eindruck machen kann, der die wahre nirgends geſehen. In einem etwanigen Abfalle von Farben, in Anſehung ihrer Lebhaftigkeit und Reinigkeit, mochte die ganze Luftperſpektiv des Polygnotus beſtehen.

Selbſt die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren, kann in dem Gemählde des Polygnotus nicht geweſen ſeyn; ſondern ungefehr ſo etwas ihr ähnliches. Denn man erwäge den Raum von dem Ufer, wo die Flotte der Griechen lag, bis hinein in die verheerte Stadt: und urtheile, von welcher coloſſaliſchen Gröſſe die Figuren des Vordergrundes angelegt ſeyn müßten, wenn, nach den wahren perſpektiviſchen Verhältniſſen, die Figuren des hinterſten Grundes im geringſten erkenntlich ſeyn ſollten.

Eben das hätte ſich Moor fragen müſſen, und er würde lieber von gar keiner Perſpektiv in dem allegoriſchen Gemählde des Cebes geſprochen haben. Ich biete dem größten Zeichner Trotz, etwas daraus zu machen, was die Probe halte. Alle bisherige Verſuche ſind gerade ſo gerathen, wie ſie ungefehr Kinder befriedigen können. Der erträglichſte iſt der von dem jüngern **Merian**, welcher ganz von den Worten des Cebes abgieng, indem er die verſchiedenen Umzäunungen in einen ſchroffen Felſen mit eben ſo vielen Abſätzen verwandelte, und dennoch nichts Perſpektiviſches herausbringen konnte. Seine Figuren verjüngen ſich von unten bis oben: aber perſpektiviſch? So wie ſich die in dem Gemählde des Polygnotus mögen verjüngt haben: wo man, von dem Schiffe des Menelaus bis hinein in die Stadt, noch das Parderfell erkannte, welches Antenor über die Thüre ſeines Hauſes, zum Zeichen der Verſchonung, aufgehangen hatte.

Eilfter Brief.

Es würde eine ſehr undankbare Arbeit ſeyn, alle Stellen und Beyſpiele zu prüfen, die Herr Klotz zum Behuf ſeiner guten Meinung von der Perſpektiv der Alten, dem Caylus abborgt, oder aus den Schätzen ſeiner eigenen Beleſenheit beyzubringen vergiebt. Nur von einigen, ein Wort.

Was für eine perſpektiviſche Anordnung kann Caylus in der Aldrovandiniſchen Hochzeit gefunden haben? Sie hat höchſtens keine Fehler gegen die Perſpektiv: weil ſich der Meiſter keine Gelegenheit gemacht hatte, dergleichen zu begehen. Er hat alle ſeine Perſonen nach der Schnur neben einander geſtellt; ſie ſtehen alle auf einem und eben demſelben Grunde; wenigſtens nicht auf ſo verſchiednen Gründen, daß die geringſte Verjüngung unter ihnen möglich wäre.

Das, was Plinius von dem Ochſen des Pauſias ſagt, zu Perſpektiv machen: heißt mit dem Worte tändeln. Es war Perſpektiv in dem weitläuftigen Verſtande, in welchem ſie, wie ich ſchon erinnert, kein Menſch den Alten abgeſprochen hat, noch abſprechen kann.

Lauter Wind, wenn Herr Klotz verſichert, „daß Lucian „von der „perſpektiviſchen Anordnung in einem Gemählde des „Zeuris ſo weitläuftig rede, daß dieſe Stelle bey dieſer Streitigkeit nothwendig geprüft werden müſſe!“ Er nennt ſie ungemein entſcheidend, und ſie entſcheidet ſchlechterdings nichts. Ἀποτεῖναι τὰς γραμμὰς ἐς τὸ εὐθύτατον, was iſt es anders, als ein correkter Contour? was die ἀκριβὴς κρᾶσις, die ἐπικαιρος ἐπιβολη των χρωματων anders, als die ſchickliche Verbindung und fleißige Verſchmelzung der Localfarben? Das σκιασαι ἐς δεον, iſt die gute Vertheilung von Licht und Schatten; mit einem Worte, das Helldunkle. Der λογος του μεγεθους, iſt nicht das Verhältniß der ſcheinbaren Größen, in Abſicht der Entfernung, ſondern das Verhältniß an Größe wirklich verſchiedener Körper; namentlich in dem Gemählde, wovon die Rede iſt, das Verhältniß der jungen Centauren gegen die alten. Die ἰσοτης των μερων(*) προς το ὁλον, die ἁρμονια, iſt das Ebenmaaß der Theile zu dem Ganzen, der Glieder zu dem Körper, die Uebereinſtimmung des Verſchiednen. Und nun frage ich: welches von dieſen Stücken bezieht ſich nothwendig auf die Perſpektiv? Keines; jedes derſelben iſt ohne Unterſchied allen Gemählden, auch denen, in welchen gar keine Perſpektiv angebracht worden, den Gemählden eines einzeln Gegenſtandes, dem bloßen Portrait, wenn es ſchön und vollkommen ſeyn ſoll, unentbehrlich. Es ſind Eigenſchaften eines guten Gemähldes überhaupt, bey welchen das Perſpektiviſche ſeyn und nicht ſeyn kann.

Mich dünkt ſogar, es aus einem Zuge des Lucians ſelbſt beweiſen zu können, daß dieſes Gemählde des Zeuxis von der

---

(*) Herr Klotz muß ſich einbilden, daß er ſeinen Leſern weiß machen kann, was ihm beliebt, und daß ſie ihm auf ſein Wort glauben müſſen, was er will. „Einige Ausgaben, ſagt er, haben των μερων: welche Lesart mir „richtiger ſcheinet, obgleich jene ſich auch vertheidigen läßt.“ Nicht einige, ſondern die meiſten Ausgaben und Handſchriften leſen μερων: der Verſtand aber duldet dieſes μερων, wie Grävius erwieſen hat, ſo wenig, daß es lächerlich iſt zu ſagen, es ſcheine die richtigere Lesart zu ſeyn, wenn man ſie noch dazu für die ungewöhnlichere ausgiebt. Die Mehrheit der Handſchriften und Ausgaben iſt das einzige, was ſie vor ſich hat: und ich möchte doch wiſſen, wie ſie Herr Klotz ſonſt vertheidigen wollte. Er zieht ſie blos vor, um etwas von Menſuren in der Stelle zu finden, die er auf die Verhältniſſe der Perſpektiv deuten könnte. — Sonſt muß ich noch erinnern, daß Lucian nicht in ſeinem Herodotus, wie Hr. Klotz citiret, ſondern im Zeuxis dieſes Gemählde beſchreibt; und daß, wenn Herr Klotz ſagt, „die Kopie deſſelben „ſey in Rom geweſen, da das Original, welches Sulla nach Rom ſchicken „wollen, im Schiffbruch untergegangen,“ es das erſtemal für Rom, Athen heiſſen muß. Von dergleichen Fehlern, welche die Eilfertigkeit des Schreibers verrathen, wimmelt das Buch.

Seite der Perſpektiv ſehr mangelhaft geweſen. Denn wenn er den alten Centaur beſchreiben will, ſo ſagt er: ἄνω δὲ τῆς εἰκόνος, οἷον ἀπὸ τινος σκοπῆς Ἱπποκένταυρός τις ἐπικύπτει γελῶν: er ſey oben an dem Bilde zu ſehen geweſen, und habe ſich von da, gleichſam wie von einer Warte, gegen ſeine Jungen lachend herabgeneigt. Dieſes gleichſam wie von einer Warte, ſcheinet mir nicht undeutlich anzuzeigen, daß Lucian ſelbſt nicht gewiß geweſen, ob die Figur nur rückwärts oder auch zugleich höher geſtanden. Ich glaube die Anordnungen der alten Basreliefs zu erkennen, wo die hinterſten Figuren immer über die vorderſten wegſehn, nicht weil ſie wirklich höher ſtehen, ſondern blos, weil ſie weiter hinten zu ſtehen ſcheinen ſollen. Jedoch will ich damit nicht ſagen, daß die Stellung der Figuren, ſo wie ſie Lucian beſchreibt, nicht einer völlig richtig perſpektiviſchen Behandlung fähig wären: ſondern ich will nur ſagen, daß wenn Lucian eine dergleichen Behandlung vor ſich gehabt hätte, er ſich ſchwerlich darüber ſo dürfte ausgedruckt haben.

Endlich auf die bisher unbemerkte Stelle des Philoſtratus zu kommen: ſo weiß ich nicht, welches die gröſſere Armſeligkeit iſt, ſie eine bisher unbemerkte Stelle zu nennen, oder Perſpektiv in ihr finden zu wollen. Philoſtratus rühmt an den Gemählden des Zeuxis, des Polygnotus, des Euphranor, τὸ εὔσκιον, die gute Schattirung; τὸ ἔμπνουν, das Lebende; und τὸ εἰσέχον καὶ ἐξέχον das Herausſpringende und Zurückweichende. Was haben dieſe Eigenſchaften mit der Perſpektiv zu thun? Sie können alle in einem Gemählde ſeyn, wo gar keine Perſpektiv angebracht, wo ſie mit den gröbſten Fehlern angebracht iſt. Sie beziehen ſich insgeſammt auf die kräftige Wirkung des Schattens, durch welchen allein wir die tiefern Theile eines Körpers von den hervorragenden unterſcheiden; welcher allein es macht, daß die Figur ſich rundet, aus der Tafel oder dem Tuche gleichſam hervortritt, und nicht das bloſſe Bild des Dinges, ſondern das Ding ſelbſt zu ſeyn ſcheinet. Mußte des Apelles Alexander, mit dem Blitze in der Hand, von welchem Plinius ſagt, digiti eminere videbantur, & fulmen extra tabulam esse, mußte er darum, weil er das εἰσέχον und ἐξέχον in ſo hohem Grade hatte, nothwendig auch ein Werk ſeyn, welches Perſpektiv, und eine richtige Perſpektiv zeigte? Und dennoch darf Hr. Kloz von der Stelle des Philoſtratus ſagen: „ſie „kann von nichts anders handeln, als von der Kunſt des „Mahlers, gewiſſe Dinge auf dem Vordergrunde und andere „auf dem Hintergrunde des Gemähldes erſcheinen zu laſſen, „andere zu entfernen und andere dem Auge zu nähern.“ Nein, kahler und zugleich poſitiver kann ſich kein Menſch ausdrücken, als Hr. Kloz! Sie kann von nichts anders handeln? Und gleichwohl handelt ſie von etwas anderm. Wenn ſie aber auch wirklich davon handelte, wovon Hr. Kloz ſagt, wäre dadurch die Perſpektiv der alten Gemählde erwieſen? Wer hat denn in der Welt, indem er ihnen die Perſpektiv abgeſprochen, ihnen zugleich alle verſchiedene Gründe, alle Entfernungen abſprechen wollen? „Iſt aber dieſes Verſchieſſen, fährt Hr. Kloz fort, „dieſe Schwächung, oder ſtufenweiſe Verringerung des Lichts „und der Farbe, nicht eine Folge einer wohlbeobachteten Per„ſpektiv?“ Was ſteht von alle dem in der Stelle des Philoſtratus? Kein Wort. Und wie ſchielend heißt es ſich ausdrucken, das, wodurch eine Sache wirklich wird, zu einer Folge dieſer Sache zu machen? Denn nicht die ſtuffenweiſe Verringerung des Lichts und der Farbe iſt eine Folge der wohlbeobachteten Perſpektiv, ſondern dieſe iſt vielmehr eine Folge von jener. Doch das Schielende iſt der eigentliche Charakter des Kloziſchen Stils, und es ſteht in keines Menſchen Macht, von einer Sache, die er nicht verſteht, anders als ſchielend zu ſprechen.

Wenn er denn nur beſcheiden ſpricht, im Fall er ſich gezwungen ſieht, von einer ſolchen Sache zu ſprechen! Aber zugleich den Ton eines Mannes annehmen, von dem man neue Entdeckungen darinn erwarten darf, ungefehr wie dieſer: „Ich „will noch eine andere bisher unbemerkte Stelle „aus dem Philoſtratus herſchreiben: was dünkt Ihnen davon, mein Freund? Eine bisher unbemerkte, und folglich von Hr. Klozen zuerſt, von ihm allein bemerkte Stelle! Iſt ſie das, dieſe Stelle des Philoſtratus? Nichts weniger. Er ſelbſt findet ſie bereits vom Junius und Scheffer genuzt: aber freylich mag es weder Junius noch Scheffer ſeyn, dem er ihre erſte

Nachweiſung zu danken hat. Ich denke, ich kenne den rechten, dem Hr. Kloz ſeinen kleinen Dank hier ſchuldig bleibt. Es iſt ohnſtreitig Du Soul: denn als er in der Reitziſchen Ausgabe des Lucians jene Beſchreibung von dem Gemählde des Zeuxis nachlas, fand er in den Anmerkungen dieſes Gelehrten, bey dem σκιασαι ἐς δεον nicht allein einen Ausfall wider die Perraults, als Verächter der alten Mahlerey, ſondern auch die nehmliche Stelle des Philoſtratus dabey angeführt. (*) Nun ſchlug Hr. Kloz ſelbſt nach, und weil er das, was Du Soul nur der Seite nach citirt hatte, auch nach dem Kapitel citiren zu können, für ſich aufbehalten ſahe: ſo glaubte er Recht zu haben, etwas, das Er bisher noch nicht bemerkt hatte, überhaupt bisher unbemerkt nennen zu dürfen. Der Unterſchied mag wohl ſo groß nicht ſeyn: ich fürchte nur, es wird ein dritter kommen, der auch Hr. Klozen die erſte Bemerkung durch eine noch genauere Citation ſtreitig macht. Denn ſo wie Hr. Kloz die Anführung des Du Soul, Philoſt. p. 71. durch Philoſt. Vit. Apollon. c. 20. p. 71. berichtiget, ſo läßt ſich ſeine Anführung, durch Einſchiebung Lib. II. gleichfalls noch mehr berichtigen. Denn das Leben des Apollonius hat acht Bücher, und es wäre ſchlimm, wenn der, welcher die Ausgabe des Olearius nicht hat, in allen acht Büchern darnach ſuchen müßte. —

Sie lachen über mich, daß ich mich bey ſolchen Kleinigkeiten aufhalten kann. — Ja wohl Kleinigkeiten! Wenn man denn nun aber einen Mann vor ſich hat, der ſich auf ſolche Kleinigkeiten brüſtet? — Bisher unbemerket! Von mir zuerſt bemerkt! — Iſt es nicht gut, daß man dieſem Manne zum Zeitvertreibe einmal weiſet, daß er auch in ſolchen Kleinigkeiten das nicht iſt, was er ſich zu ſeyn einbildet? —

Sogar Webb hat dieſe Stelle des Philoſtratus gebraucht. (**)

Zwölfter Brief.

Wahrhaftig, Sie haben Recht: das hätte ich bedenken ſollen. Allerdings iſt Hr. Kloz der erſte, welcher die Stelle des

---

(*) At, ô Perraltos audias, hoc pictoribus antiquis ne in mentem quidem venerat. Vid. Philoſt. p. 71. et Junius de Pict. Vet. III. 2.

(**) S. 100. teut. Ueberſ.

Philoſtratus bemerkt hat; nicht zwar nach ihren Worten, aber doch nach ihrem geheimen Sinne. Denn wem iſt es vor ihm eingekommen, das geringſte von Perſpektiv darinn zu finden? Junius, Scheffer, Du Soul, Webb, haben ſie alle blos von der Schattirung verſtanden. Die guten Leute! Von der Perſpektiv iſt ſie zu verſtehen: Hr. Kloß iſt der erſte der dieſes ſagt, — und auch der letzte, hoff ich.

Aber laſſen Sie mich nicht vergeſſen, bey welcher Gelegenheit Hr. Kloß die Ausſchweiffung über die Perſpektiv der Alten, in ſeinem Buche macht. Ohne Zweifel bey der großen Menge geſchnittener Steine, welche ſie unwiderſprechlich beweiſen! Ja wohl: und wie viele meinen Sie, daß er deren anführt? In allen, Summa Summarum, richtig gerechnet, — einen. Und dieſer eine iſt gerade der, von welchem Hr. Lippert, aus dem er ihn anführt, ausdrücklich ſagt, „daß er gewiß glaube, er ſey der einzige in ſeiner Art; denn unter ſo vielen Tauſenden, die er geſehen, hab er nichts ähnliches angetroffen, wo die Perſpektiv ſo wäre beobachtet worden.“

„Ueberhaupt, ſagt Hr. Lippert, (*) iſt die Perſpektiv bey „den Alten ſehr geringe. Es hat aber doch Leute gegeben, die „ſolche als ein Wunderwerk an ihnen gelobt. Aber wie weit „kann die Liebhaberey einen nicht treiben? Wenn ich die Be„ſchreibung oder Erklärung eines alten Werks etwa in einem „Buche geleſen, worinnen von deſſen ſchöner Perſpektiv etwas „geſagt worden, habe ich auch allemal lachen müſſen; denn das „ſonſt accurate Kupfer hat mir allemal das Gegentheil gezeigt. „Denn ich konnte an dem Bilde nicht einen einzigen Zug, der „nach den Regeln dieſer Wiſſenſchaft geweſen wäre, erkennen, „aber wohl ſolche Fehler, die man auch einem Anfänger in „dieſer Wiſſenſchaft nicht vergeben würde. Die Alten ahmeten „die Dinge ſo ungefehr nach, wie ſie ſich dem Auge darſtellten, „ohne die Regeln und Urſachen zu wiſſen, warum die entfern„ten Dinge im Auge verkürzt oder kleiner erſcheinen. Es iſt „aber etwas ſehr gemeines, daß man von Sachen urtheilet, „woron man doch nichts verſteht.“

(*) Daktyl. Vorbericht. S. XVIII.

Wie kömmt es, da Hr. Klotz ſonſt ſich die Einſichten des Hn. Lippert ſo frey zu Nutze gemacht, daß er es nicht auch in dieſem Punkte gethan? Hr. Lippert ſagt nichts mehr, als was alle Künſtler ſagen. Er nicht allein, ſie alle lachen, wenn ihnen der Gelehrte in den alten Kunſtwerken Perſpektiv zeigen will. Aber Hr. Klotz hatte bereits ſeinen Entſchluß genommen; ſeine Ehre war einmal verpfändet; er hält bey der Stange. Der Künſtler, denkt er, ſind ſo wenige; laß ſie lachen! Sie können dich doch nicht um dein Anſehn lachen, das ſich auf den Beyfall ganz anderer Leute gründet! —

Und hat er nicht ſeinen Caylus zum Rückenhalter! Auch noch Einen ſolchen Mann möchte er ſich gern dazu ausſparen. Aber ich fürchte, daß ihn dieſer im Stiche läßt: denn dieſer fand in der Folge das Perſpektiviſche in den Herkulaniſchen Gemählden nicht, welches er ſich damals darinn zu finden verſprach, als er nicht ſo gar unverhörter Sache die Alten desfalls verdammt wiſſen wollte. (*)

Daß ſolches auch mehr geſchehen zu ſeyn ſchien, als wirklich geſchehen war, zeigt ſich nunmehr in den Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen, (**) deren Verfaſſer gewiß nicht proletariſche Kenntniße von beiden beſitzt. Ich hätte daher gern den Hn. Klotz an dieſen Schriftſteller verwieſen. Aber ſeine Deutſche Bibliothek iſt mir zuvor gekommen, (***) und hat dieſen Schriftſteller bereits an Hr. Klotzen verwieſen. Dieſen Schriftſteller an Hr. Klotzen! Nun das iſt wahr: die Deutſche Bibliothek verſteht ſich darauf, welcher Gelehrte von dem andern noch etwas lernen könnte. Welch ein unwiſſender Mann iſt dieſer Schriftſteller, der uns auf einen Daniel Barbaro, auf einen Lomazzo, auf einen Fonſeca, ja gar auf den pedantiſchen Commentator eines wunderlichen Poeten, wegen der Perſpektiv der Alten verweiſet, und gerade die beiden Hauptabhandlungen des Sallier und Caylus, in den grundgelehrten Werken der franzöſiſchen Akademie der Innſchriften,

---

(*) Bibl. der ſch. Wiſſenſch. und der fr. K. B. VI. Stück 2. S. 676. verglichen mit S. 183. der Betrachtung über die Mahlerey.

(**) S. 183.

(***) Fünftes Stück S. 132.

aus welchen Hr. Kloz ſeine Weisheit, wie aus der Quelle, geſchöpft, gar nicht zu kennen ſcheinet!

Freylich iſt das arg: aber doch, dächte ich, ſtellt ſich die Deutſche Bibliothek dieſen Schriftſteller ein wenig gar zu unwiſſend vor. Weil er in das Verzeichniß der Kupferſtiche nach dem Michel Angelo, auch ein Blatt von dem ſo genannten Petſchaftringe dieſes Meiſters bringt: ſo möchte ſie lieber gar argwohnen, „er habe geglaubt, Michel Angelo ſey der Verfertiger davon geweſen.“ Nein, das kann er wohl nicht geglaubet haben; denn drey Zeilen darauf führt er den Titel einer Schrift an, wo dieſer Petſchaftring ausdrücklich une Cornaline antique, nommée le cachet de Michelange, heißt. Und ſo viel Franzöſiſch mag er doch wohl verſtehen!

Dreyzehnter Brief.

Warum ſollte der Liebhaber die Abbildung eines alten geſchnittenen Steines, den Michel Angelo ſo werth hielt, der mit unter die Antiken gehöret, nach welchen Michel Angelo ſtudierte, aus welchem Michel Angelo ſogar Figuren entlehnte, nicht in eben das Portefeuille mit legen dürfen, in welchem er die Kupfer nach dieſem Meiſter aufhebt? Sind doch die Kupfer der ganzen erſten Claſſe, welche die Bildniſſe deſſelben vorſtellen, eben ſo wenig Kupfer nach Gemählden von ihm. Genug, daß ſie eine ſo genaue Beziehung auf ihn haben.

Das fühlt jeder: nur ein Kritikaſter wie F. will es nicht fühlen. Denn hier, oder nirgends, kann er einen Brocken Weisheit wieder auskramen, den er ſich ſelbſt erſt geſtern oder ehegeſtern einbettelte. „Wie kömmt, fragt er, unter das Verzeichniß der Arbeiten dieſes Künſtlers das berühmte Cachet de Michelange?“ Hat der Schriftſteller, den er zu hofmeiſtern denkt, ein Verzeichniß der Arbeiten dieſes Künſtlers liefern wollen? Ich denke, blos ein Verzeichniß der Kupferſtiche von verſchiednen Arbeiten deſſelben: und es fehlt viel, daß ſie alle geſtochen ſeyn ſollten. Der Verfaſſer, fährt er fort, wird doch nicht geglaubt haben, daß er der Verfertiger deſſelben geweſen. Nun ja; ein Mann, der das Leben dieſes Künſtlers aus dem Condivi und Gori, aus dem Vaſari und Bottari ſich bekannt gemacht hat, kann freylich ſo viel nicht wiſſen, als Hr. F. der den Artikel im Füeßlin von ihm geleſen. Von ſo einem Manne, kann man freylich ohne Bedenken ſchreiben: Ueberhaupt muß er dieſes berühmte Werk der Steinſchneiderkunſt gar nicht kennen. Und warum denn nicht? Hören Sie doch den ſchönen Grund! Weil er hinzugeſetzt hat: „Die Abdrücke „ohne Buchſtaben ſind ſchön und rar.“ Dieſes verſteh ich nicht! ruft Hr. F. — Nicht? Hr. F. hat doch wohl nicht das auf die Abdrücke des Steins gezogen, was der Verfaſſer von den Abdrücken der Piccartſchen Platte ſagt!

Und ſolches Zeug in den Tag hinein ſchreiben, nennen die Herren kritiſiren. War es nicht auch eben dieſer F. welcher in einem von den vorhergehenden Stücken der Bibliothek einem Schriftſteller, dem er doch ja von weitem erſt möchte nachdenken lernen, ehe er das geringſte an ihm ausſetzt, Schuld gab, er habe nicht gewußt, was ein Torſo ſey?

Wie glauben Sie, daß dem armen Schriftſteller zu Muthe werden muß, wenn er ſich ſo etwas gerade auf den Kopf zugeſagt findet? Nur neulich ward es mir auch ſo gut, eine kleine Erfahrung davon zu machen.

Ich leſe eine Recenſion von dem neueſten Werke des Hrn. Winkelmanns, (*) und auf einmal ſtoſſe ich auf folgende Stelle: „Beym Laokoon gedenkt Hr. Winkelmann Hrn. Leſſings als eines „einſichtsvollen und gelehrten Schriftſtellers, bleibt aber dabey, „es wahrſcheinlicher zu finden, daß die Künſtler des Laokoon „in die ſchönſten Zeiten gehören; nicht zwar nach Widerlegung „des Leſſingſchen Grundes, der aus der Zuſammenſtellung dieſer Künſtler mit jüngern beym Plinius, und aus dem ganzen „Zuſammenhange genommen iſt, ſondern durch Anführung zwo „neuer Gründe, von denen der eine das Alter der Buchſtabenzüge auf der zu Nettuno gefundenen Steinſchrift, mit dem „Namen des Athanodors, Ageſanders Sohns, der andere die „Arbeit an der Gruppe ſelbſt, iſt. Denn dieſe kömmt an den „Köpfen der beiden Söhne vollkommen mit den beiden Ringern

---

(*) Göttingiſche Anzeigen 22. u. 23. Stück dieſes Jahres.

„zu Florenz, in welchen Hr. W. Söhne der Niobe entdeckt hat, überein. Da hier Hr. W. ſeines Landsmannes Erwähnung thut, ſo dürfte es jemanden wundern, warum er nicht beym Borgheſiſchen Fechter eben deſſelben Deutung dieſes Fechters auf den Chabrias angeführt hat; allein dieſe Vorbeylaſſung gereicht dem Hn. Winkelmann zur Ehre; er hätte Hr. Leſſingen ſagen müſſen, daß er jenen Fechter mit einer Statue in Florenz verwechſelt hat, welche im Muſeum Florent. Tab. 77. unter dem Namen Miles Veles ſteht, und einen ähnlichen Ausfall thut, aber doch nicht obnixo genu ſcuto.“

Wer vom Himmel fiel, das war ich! Du haſt nicht recht geleſen! ſagt ich mir. Ich las nochmals, und nochmals: je öfter ich las, je betäubter ward ich. Noch itzt weiß ich nicht, was ich anders aus der letzten Hälfte dieſer Stelle machen ſoll, als ein chriſtliches Präſervativ, über den Anfang derſelben nicht allzu ſtolz zu werden.

Verwechſelt ſoll ich den Borgheſiſchen Fechter, und mit einer Statue in Florenz verwechſelt haben? Aus Großmuth ſoll mir Herr Winkelmann dieſe Verwechslung nicht aufgemutzet haben? Aber der Recenſent iſt ſo großmüthig nicht: er mutzt mir ſie auf. Bey allem was mir werth iſt! ich wollte dieſem für ſeine Aufrichtigkeit, ſo ſehr ſie mich auch beſchämen möchte, unendlich verbundner ſeyn, als dem Hrn. Winkelmann für ſeine Großmuth, die mich lieber nicht belehren, als beſchämen will! Aber wie kann ich?

Hr. Winkelmann konnte mich ſchlechterdings nicht beſchämen, ohne ſich ſelbſt zu beſchämen. Denn wenn ich den Borgheſiſchen Fechter verwechſelt habe, ſo hat auch Er ihn verwechſelt. Ich habe keine andere Statue gemeinet, als die Er unter dieſem Namen meinet; keine andere, als die Ihm der Herr von Stoſch für einen Diſcobolus einreden wollte; keine andere, als die Er eben ſo wenig für einen Fechter als für einen Diſcobolus, ſondern für einen Soldaten erkennet, der ſich in einem gefährlichen Stande beſonders verdient gemacht hatte. Dieſe, dieſe Statue habe ich auf den Chabrias gedeutet; und iſt dieſe Statue nicht der Borgheſiſche Fechter, iſt ſie der Miles Veles in dem Florentiniſchen Muſeo: wie geſagt, ſo hat beide dieſe Werke Hr. Winkelmann ſelbſt, und zuerſt verwechſelt; ſeine Verwechslung hat die meinige veranlaßt.

Kein Menſch wird das von Hr. Winkelmannen glauben wollen: aber dem ohngeachtet wohl von mir. Denn ich, ich bin nicht in Italien geweſen; ich habe den Fechter nicht ſelbſt geſehen! — Was thut das? Was kömmt hier auf das ſelbſt Sehen an? Ich ſpreche ja nicht von der Kunſt; ich nehme ja alles an, was die, die ihn ſelbſt geſehen, an ihm bemerkt haben; ich gründe ja meine Deutung auf nichts, was ich allein daran bemerkt haben wollte.

Und habe ich denn nicht Kupfer vor mir gehabt, in welchen die ganze Welt den Borgheſiſchen Fechter erkennet? Oder iſt es nicht der Borgheſiſche Fechter, welcher bey dem Perrier (Taf. 26. 27. 28. 29.) von vier Seiten, bey dem Maffei (Taf. 75. 76.) von zwey Seiten, und in dem lateiniſchen Sandrart (S. 68.) gleichfalls von zwey Seiten erſcheinet? Dieſe Blätter, erinnere ich mich, vor mir gehabt zu haben; den Miles Veles in dem Florentiniſchen Muſeo hingegen nicht: wie iſt es möglich, daß ich beide Figuren dem ohngeachtet verwechſeln können?

Endlich, worinn habe ich ſie denn verwechſelt? Man verwechſelt zwey Dinge, wenn man dem einen Eigenſchaften beylegt, die nur dem andern zukommen. Welches iſt denn das Eigene des Miles Veles, das ich dem Borgheſiſchen Fechter angedichtet hätte? Weil beide einen ähnlichen Ausfall thun: ſo hätte ich ſie verwechſeln können; aber muß ich ſie darum verwechſelt haben?

Ich werde die erſte Gelegenheit ergreiffen, den Göttingiſchen Gelehrten inſtändigſt um eine nähere Erklärung zu bitten.

Was noch überhaupt gegen meine Deutung jenes ſogenannten Fechters bisher erinnert worden, iſt nicht von der geringſten Erheblichkeit. Man hätte mir etwas ganz anders einwenden können: und die Wahrheit zu ſagen, nur dieſe Einwendung erwarte ich, um ſodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaſſung zu drucken, oder ſie gänzlich zurück zu nehmen.

Vierzehnter Brief.

Und nun fragen Sie mich: was ich von dem Buche des Hrn. Klotz überhaupt urtheile?

Wollen Sie auch glauben, daß ich ohne Groll urtheile? daß ich nicht anders urtheilen würde, wenn er mich eben ſo oft darinn gerühmt hätte, als er mich getadelt hat?

So urtheile ich: daß das Buch des Hrn. Klotz „über den Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittnen Steine und ihrer Abdrücke" ein ganz nützliches Buch für den ſeyn kann, welcher von der darinn abgehandelten Materie ganz und gar nichts weiß, und ſich in der Geſchwindigkeit eine Menge Ideen davon machen will, ohne daß ihm an der Deutlichkeit und Richtigkeit dieſer Ideen viel gelegen iſt.

Wenn Mariette, wenn Caylus, wenn die Ausleger und Beſchreiber der verſchiednen Daktyliotheken, wenn Winkelmann und Lippert das ihrige zurück nehmen, ſo ſtehet die Krähe wieder da!

Hätte Hr. Klotz blos aus fremden, ſeltnen Büchern zuſammen getragen: ſo könnten wir ihm noch Dank wiſſen. Was ein Deutſcher einem Ausländer abnimmt, ſey immer gute Priſe. Aber ſollte er ſeine eigene Landsleute plündern? —

Erlauben Sie mir, Ihnen die nähern Erörterungen hierüber nach und nach zukommen zu laſſen.

Funfzehnter Brief.

Sie ſcheinen, zur Entſchuldigung des Hrn. Klotz, zu glauben, daß man in dergleichen Dingen nichts anders thun könne, als zuſammen tragen.

Doch wohl! — Und wenigſtens kann man als ein denkender Kopf zuſammen tragen. —

Hr. Klotz hat auch ſelbſt geglaubt, daß ſich etwas mehr dabey thun laſſe; und hat ſich ſogar geſchmeichelt, etwas mehr gethan zu haben. „Der Gebrauch der Quellen, ſagt er (*), die „Anordnung der Sachen, und einige eigene Bemerkungen werden dieſen Aufſatz gegen den Vorwurf der Compilation ſchützen."

(*) Seite 16.

Einige eigene Bemerkungen? klingt beſcheiden genug! Aber welches dieſe eigene Bemerkungen ſind, kann man nicht eher ſagen, als bis man die fremden und geborgten davon abgeſondert hat. Was übrig bleibt, iſt freylich ſein!

Die Anordnung der Sachen? — Mit dieſer iſt es nicht blos gethan, um aus einem Compilator ein Autor zu werden. Seine eigene Ordnung hat jeder Compilator.

Der Gebrauch der Quellen? — Auch der Compilator ſollte dieſe, wenigſtens verificiren. —

Und iſt es auch wahr, daß ſie Hr. Kloz immer gebraucht hat? Laſſen Sie uns doch eine Seite, wie ſie mir in die Hand fällt, unterſuchen.

„Die geſchnittenen Steine, ſchreibt Hr. Kloz (*), machten „noch einen andern Theil des Schmuckes aus. Das Frauenzimmer ſuchte verſchiedentlich ihrem Putze dadurch einen gröſſern Glanz zu verſchaffen. Hierzu nahm man die erhaben geſchnittenen Steine, und eine gute Vereinigung dieſer vortreflichen Werke mit dem übrigen Schmucke, mußte in den Augen „der Zuſchauer eine ungemein ſchöne Wirkung thun.“

Hierüber führt Hr. Kloz den Bartholinus an. (**) Den Bartholinus! Iſt Bartholinus eine Quelle? Er hätte die entſcheidendſte von den Stellen der Alten anführen ſollen, auf die ſich Bartholinus gründet.

Hr. Kloz fährt fort: „Auch das männliche Geſchlecht beſetzte die Kleidung mit Steinen;“ und beruft ſich desfalls auf den Claudian. (***) Aber dort, bey dem Claudian, iſt nicht die geringſte Spur von geſchnittenen Steinen; der Dichter redet blos von Togen, von Harniſchen, von Helmen, von Gehenken und Heften, von Kronen, mit Edelſteinen beſetzt; es kann wohl ſeyn, daß unter dieſen auch geſchnittene waren; aber das iſt nur zu vermuthen, und von dieſer Vermuthung muß Claudian nicht Gewähr leiſten ſollen.

„Caligula, fügt Hr. Kloz hinzu, ahmte in dieſem Stücke „der Verſchwendung des weiblichen Geſchlechts nach.“ Und das

---

(*) S. 22.

(**) De Armillis veter. p. 13. & 35.

(***) De Laudib. Stil. Lib. II. v. 89.

ſoll Suetonius (*) verſichern. Aber das Zeugniß des Suetonius iſt hier gedoppelt gemißbraucht. Denn einmal redet Suetonius gleichfalls blos von Edelſteinen, die Caligula ſogar auf ſeinen Reiſe- und Regenkleidern getragen, (gemmatas indutus pænulas) und daß es geſchnittene Edelſteine geweſen, iſt der Zuſatz des Hrn. Klotz. Zweytens ſagt auch Sueton nicht, daß Caligula hierinn der Verſchwendung des weiblichen Geſchlechts nachgeahmt: denn er ſagt weder, daß das weibliche Geſchlecht ſich einer ſolchen Verſchwendung in geſchnittenen Steinen ſchuldig gemacht, noch daß es Caligula ihm darinn nachgethan. Der veſtitus non virilis, den Sueton dem Caligula zur Laſt legt, beziehet ſich nicht auf den Gebrauch der Edelſteine, ſondern anderer Kleidungsſtücke, die dem weiblichen Geſchlechte eigen waren; auf die Cyklas, auf den Soccus.

Nun ſagen Sie mir: heißt das Quellen brauchen? Iſt es genug, um dieſes von ſich zu verſichern, daß man den unterſten Rand des Blattes mit Namen klaſſiſcher Schriftſteller umzäunt? Oder muß man dieſe Schriftſteller auch ſelbſt nachgeſehen haben, und gewiß ſeyn, daß ſie wirklich das ſagen, was man ſie ſagen läßt?

Einige Seiten vorher, ſchreibt Hr. Klotz: „um den Ring „des Prometheus, von welchem man den Urſprung der in Ringe „gefaßten Steine hergeleitet hat, bekümmere ich mich nicht.“ Sehr wohl! Aber warum führt er dieſes Rings wegen den Iſidorus an? Man muß den Iſidorus oft anführen, weil er nicht ſelten Bücher gebraucht hat, die hernach verloren gegangen. Aber warum hier? Hier iſt Iſidorus der wörtliche Ausſchreiber des ältern Plinius; Plinius iſt hier die Quelle (**), und dieſen hätte Hr. Klotz anführen müſſen.

Es iſt ein ſeltſamer Kniff mehrerer Gelehrten, über die bekannteſte Sache gerade den unbekannteſten Schriftſteller anzuführen; damit ſie ihre Nachrichten ja aus recht beſondern Quellen zu haben ſcheinen.

Ein anderer iſt dieſer: daß ſie, anſtatt den Hauptort anzuführen, wo von der Sache, die ſie erörtern wollen, gefliſſend-

---

(*) In Calig. c. 52.

(**) Libr. XXXIII. Sect. 4. & Libr. XXXVII. Sect. 1.

lich und umſtändlich gehandelt wird, ſich auf Stellen beziehen, wo man dieſer Sache nur im Vorbeygehen gedenkt, um ihre Scharfſichtigkeit bewundern zu laſſen, der auch nicht der geringſte Nebenzug entwiſche.

Z. E. um zu beweiſen, „daß man in Rom ſo gar die „Bildſäulen mit Ringen gezieret,“ würde der gute einfältige Gelehrte gerade zu den Plinius anführen (*), wo dieſer ausdrücklich von den Ringen handelt und ſich wundert, daß unter den Bildſäulen der römiſchen Könige im Capitol, nur Numa und Servius Tullius einen Ring habe. Aber nicht ſo Hr. Klotz, und ſeines gleichen: ſie führen lieber eine Stelle des Cicero an (**), wo unter verſchiedenen Merkmalen, aus welchen erhelle, daß eine gewiſſe Statue eben ſo wohl die Statue des Scipio Africanus ſey, als eine andere dafür erkannte, auch mit des Ringes gedacht wird.

Doch Hr. Klotz habe es hiermit halten können, wie er gewollt: wenn ich nur ſonſt ſeinen Scharfſinn weniger dabey vermißte! Weder die Stelle des Cicero, noch die ausdrücklichere des Plinius beweiſen, daß es wirkliche Ringe geweſen, welche dieſe Bildſäulen gehabt; es werden, allem Anſehen nach, nur durch die Sculptur angedeutete, und mit eines jeden Symbole bemerkte Ringe geweſen ſeyn. Waren es aber nur ſolche: ſo mußte ſie Hr. Klotz gar nicht anführen; denn in der Sculptur blos nachgeahmte Ringe, konnten die wirklichen Ringe weder nothwendiger noch häufiger machen. Man bedenke, wie abſtehend ein einzler Finger von den andern hätte müſſen gearbeitet ſeyn, wenn man einen wirklichen Ring daran hätte ſtecken wollen; und erinnere ſich, daß es der alten Meiſter ihre Sache nicht war, dergleichen Extremitäten ſo zerbrechlich aus zu führen.

Aber der Fehler des Hrn. Klotz iſt es überhaupt nicht, allzu viel zu bedenken. Vielmehr weiß ich zuverläßig voraus, daß

(*) Libr. XXXIII. Sect. 4.

(**) Hr. Klotz führt ſie noch dazu mit einem Fehler an; denn ſie ſteht nicht in dem erſten Briefe des vierten, ſondern des ſechſten Buches an den Atticus. Dergleichen Druckfehler ſind bey Hr. Klotzen ſehr häuffig, ſo daß beſonders von ſeinen Anführungen der klaſſiſchen Schriftſteller, unter zwölfen gewiß immer achte uns zum April ſchicken.

er jeden feinern Unterſchied, mit dem man ſeine Gelehrſamkeit auf die Capelle bringt, für Sophiſterey erklären wird.

Sechszehnter Brief.

Laufen Sie geſchwind die ganze Schrift des Hrn. Klotz mit mir durch. Es iſt am beſten, daß ich Ihnen in eben der Ordnung, in welcher Hr. Klotz ſein Buch geſchrieben, mein Urtheil darüber erkläre. Mehrere Beweiſe, wie ſchlecht er die Quellen gebraucht hat, werden uns bey jedem Schritte aufſtoſſen.

Den Eingang (von Seite 1-16.) laſſen Sie uns überſchlagen. Er enthält ſehr viel gemeine, ſehr viel ſchwanke, ſehr viel falſche Gedanken, in einem ſehr pompöſen und dennoch ſehr lendenlahmen Stile. Das liebe Ich herrſcht in allen Zeilen bis zum Eckel. „Ich will die Lehrer der Wiſſenſchaften auf „gewiſſe Dinge aufmerkſamer machen! Möchten ſie doch von „mir lernen wollen! Ich will ihnen eine kleine Anweiſung „geben! Ich will ſie gleichſam bey der Hand ergreifen, und „ſie zu den Werken berühmter Künſtler des Alterthums führen! „Ich will ihnen dieſe Werke zeigen ꝛc.“

Endlich und endlich kömmt er, aber wiederum mit einem ſolchen Ich, zur Sache. „Ehe Ich, ſchreibt er, meine Leſer „von der Vortrefflichkeit der geſchnittenen Steine und ihrem „vielfachen Nutzen unterrichte, muß ich einige Anmerkungen „von der Kunſt in Stein zu ſchneiden und ihrer Geſchichte, von „den berühmteſten Künſtlern, deren Werke wir noch bewundern, „von dem mancherley Gebrauche der geſchnittenen Steine, und „ihren Abdrücken vorausſchicken.“

Sie wiſſen doch was die franzöſiſchen Taktiker Enfans perdus nennen? Wenn es die beſten Soldaten ſind, welche der General dazu ausſucht, ſo kann ich ihren Namen hier nicht nutzen. Iſt es aber Geſindel, an dem nicht viel gelegen, ſo glaube ich wird ihre Benennung auf die voraus geſchickten Kenntniſſe des Herren Klotz vortrefflich paſſen. Ich verſpreche es Ihnen: was nicht ganz davon in die Pfanne gehauen wird, ſoll wenigſtens nicht geſund nach Hauſe kommen.

Erſt ſpricht er von dem hohen Alter der Kunſt in Stein zu ſchneiden. Um den Ring des Prometheus, wie Sie ſchon gehört haben, will er ſich nicht bekümmern. Was hätte er ſich auch darum zu bekümmern? Hat jemand behauptet, daß in den Stein deſſelben etwas geſchnitten geweſen? Aber ſo vermengt er mit Fleiß das Alterthum und den Gebrauch der Ringe und Edelſteine überhaupt, mit dem Alterthume und dem Gebrauche der geſchnittenen Steine insbeſondere, um aus dem Kirchmann de annulis, und dergleichen Büchern, eine Menge Dinge abſchreiben (*) zu können, die wenig oder gar nicht zur Sache gehören. Die gemißbrauchten Stellen des Claudians und Svetons, ſo wie den albernen Einfall von wirklichen Ringen an Statuen, habe ich in meinem Vorigen bereits gerügt: und wie vieles könnte ich noch gegen den übrigen Wuſt rügen.

Ich könnte zum Exempel Hr. Klotzen fragen, mit was für Recht er alle die Daktyliotheken, die er aus dem Plinius beybringt, (**) zu Sammlungen geſchnittener Steine macht? Es waren Sammlungen von Edelſteinen, gefaßt oder ungefaßt; und wenn ſich geſchnittene darunter fanden, ſo war deren, aller Wahrſcheinlichkeit nach, die kleinſte Anzahl. Denn nur die minder koſtbaren Steine wurden gewöhnlicher Weiſe geſchnitten: die eigentlichen Edelſteine aber hatten, als bloſſe Steine, bey den Alten viele ſo eifrige Bewunderer, daß ſie es für ein Verbrechen hielten, dergleichen Kleinode, in welchen die Natur ſich ihnen in aller ihrer Herrlichkeit zeigte, durch die Kunſt verletzen zu laſſen. Tantum, ſagt Plinius, (***) tribuunt varietati, coloribus, materiæ, decori: violari etiam ſignis gemmas nefas ducentes. Warum könnte alſo Scaurus, der die allererſte Daktyliothek zu Rom hatte, nicht ein Liebhaber von dieſer Art geweſen ſeyn? Warum muß ihn Hr. Klotz zu einem Kenner machen? „Wir „leſen, verſichert er, daß Scaurus, der Stiefſohn des Sylla, zu „erſt in Rom ſich geſchnittene Steine geſammelt habe.“ Wo

---

(*) Denn der iſt doch wirklich ein bloſſer Abſchreiber, der auch die Druckfehler in den Allegaten mit abſchreibt. Z. E. Auf der 19ten Seite citirt Hr. Klotz Macrob. Saturn. VII. 18. weil er beym Kirchmann (de Annulis cap. XI. p. 59.) dieſe Stelle ſo citirt fand. Aber es iſt ein Druckfehler beym Kirchmann; das ſiebende Buch des Macrobius hat keine 18 Kapitel, es muß 13 heiſſen.

(**) S. 23.

(***) Libro XXXVII. Sect. 1.

leſen wir denn das? Plinius ſagt von ihm blos: gemmas plures primus omnium habuit Romæ. Sind denn gemmæ nothwendig geſchnittene Steine? Weil bey den neuen Antiquaren alte Gemmen ſo viel heiſſen, als alte geſchnittene Steine, und Daktyliothek ſo viel als eine Sammlung ſolcher Steine: muß Herr Klotz darum dieſe Bedeutung in die alten Autores übertragen? Und was ich von der Daktyliothek des Scaurus ſage, iſt von den übrigen noch mit mehrerem Grunde zu vermuthen. Noch itzt überſteigt es nicht das Vermögen eines wohlhabenden Privatmannes, anſehnliche Sammlungen von geſchnittenen Steinen zu haben: und weiter nichts als ſolche Sammlungen ſollten die Daktyliotheken geweſen ſeyn, welche Pompejus, und Cäſar, und Marcellus aufs Capitol und in die Tempel ſchenkten?

„Auch vom Mäcen, ſagt Hr. Klotz,(*) wiſſen wir, daß er „eine beſondere Neigung zu den Edelſteinen gehabt habe. Er „geſteht dieſe Neigung nicht allein ſelbſt in einem Gedichte an „den Horaz, ſondern man ſieht ſie auch aus einem Briefe des „Auguſtus an ihn.“ Er geſteht ſie ſelbſt? Ich habe die Anthologie ſeines Freundes, des Hrn. Burmanns, auf die er desfalls verweiſet, nicht bey der Hand; doch das Gedicht auf den Horaz, in welchem Mäcen ſeine Neigung ſelbſt geſtehen ſoll, werden ohne Zweifel die Verſe ſeyn, die uns Iſidorus aufbehalten hat, und ſich anfangen:

Lugent. o mea vita, te ſmaragdus,
Beryllus quoque.

Aus dieſen aber erhellet blos die abgeſchmackte Kakozelie des Mäcenas, und keinesweges ſeine Liebhaberey an Edelſteinen Denn ſonſt würde man auch unſere Lohenſteine und Hallmanne, die ihren Geliebten ſo gern Augen von Diamanten, Lippen von Rubin, Zähne von Perlen, eine Stirn von Helfenbein, und einen Hals von Alabaſter gaben, für groſſe Liebhaber und Kenner von dergleichen Koſtbarkeiten erklären müſſen. Selbſt das Fragment von dem Briefe des Auguſtus, beym Macrobius, iſt nichts als eine Verſpottung dieſer Kakozelie. Eher noch hätte ſich Hr. Klotz darauf berufen können, daß Mäcenas von

---

(*) S. 21.

Edelſteinen etwas geſchrieben zu haben ſcheine, weil Plinius ihn zu ſeinem ſieben und dreyßigſten Buche genutzt zu haben bekennet. Doch wozu auch das? Mäcenas mag ein noch ſo groſſer Liebhaber von Edelſteinen geweſen ſeyn: war er es darum von geſchnittenen? Wann er ſie der Pracht wegen liebte, wie von ihm zu vermuthen, ſo zog er ſicherlich die ungeſchnittenen vor.

Um die Mannichfaltigkeit der Vorſtellungen auf geſchnittenen Steinen zu begreifen, ſagt Herr Kloß, (*) müſſe man erwägen, daß die Alten keine den Geſchlechtern eigenthümliche Wappen in den Ringen geführet. Das ſchreibt er dem ehrlichen Kirchmann auf Treu und Glauben nach. Indeß iſt nur ſo viel davon wahr, daß dergleichen Geſchlechtsſiegel nicht ſo gewöhnlich bey ihnen waren, als ſie bey uns ſind. Wer ſie ganz und gar leugnen will, der iſt bald widerlegt. Hatte nicht Galba ein ſolches προγονικον σφραγισμα, wie es Dio (**) nennet? Bis auf ihn hatten die Kayſer alle mit dem Kopfe des Auguſtus geſiegelt; aber er behielt ſein Geſchlechtsſiegel, welches ein Hund war, der ſich über das Vordertheil eines Schiffes herabbiegte. Die ganze Familie der Macrianer führte den Alexander in ihren Ringen. Hiervon bringt Kirchmann ſelbſt die Stelle aus dem Trebellius Pollio in dem nehmlichen Kapitel bey, in welchem er die Geſchlechtsſiegel der Alten leugnet: aber welcher Compilator hat nicht auf der andern Seite ſchon vergeſſen, was er auf der erſten geſchrieben?

Und nun hören Sie doch, wie Herr Kloß dieſe Materie ſchließt! (***) „Wir würden alſo, ſagt er, von der Steinſchneiderkunſt ohngefehr folgende chronologiſche Geſchichte zu entwerfen haben. „Sie ſcheinet im Orient entſtanden zu ſeyn, wurde „von den meiſten Völkern Aſiens ausgeübt, und beſonders von „den Aegyptern getrieben. Dann kam ſie zu den Hetruriern, „ward den Griechen bekannt, und endlich in Rom aufgenommen.“ Sagen Sie mir doch, was den Herrn Kloß mag bewegen haben, den Hetruriern eine frühere Kenntniß der Steinſchneiderkunſt beyzulegen, als den Griechen? Glaubt er wirklich,

---

(*) S. 20.

(**) Lib. LI. p. 634. Edit. Reimari.

(***) S. 26.

daß ſie den Hetruriern unmittelbar von den Aegyptern mitgetheilet worden? Iſt es alſo mehr als eine leere Vermuthung des Buonarotti, daß die Hetrurier eine Colonie der Aegypter geweſen? Hat man, außer der Aehnlichkeit des Stils in den Zeichnungen beider Völker, hiſtoriſche Beweiſe davon; und welche ſind es? Doch ich will dieſe Fragen nicht weiter fortſetzen. Herr Klotz hat ſicherlich an keine derſelben gedacht; ſondern, allem Anſehen nach, dieſe ſeine chronologiſche Geſchichte lediglich nach der Folge der Kapitel in Winkelmanns Geſchichte der Kunſt abgefaßt. Wie dieſe, mit Abſicht auf die verſchiednen Stuffen der Kunſt geordnet ſind, läßt er die Kunſt ſelbſt wandern: aus Aegypten nach Hetrurien, aus Hetrurien nach Griechenland, und aus Griechenland nach Rom.

Siebzehnter Brief.

Was Herr Klotz hierauf von dem verſchiedenen Stile der Aegyptiſchen, Hetruriſchen und Griechiſchen Künſtler beybringt, das gehört dem Herrn Winkelmann; ob er es gleich vollkommen in dem Tone eines Mannes vorträgt, der alle dieſe Dinge ſich ſelbſt abſtrahiret hat.

Eine Stelle fällt mir darunter in die Augen, die zur Probe dienen kann, in welchem hohen Grade Herr Klotz die Geſchicklichkeit beſitzt, fremde Bemerkungen ſo zu verſtümmeln, daß ihre Urheber alle Luſt verlieren müſſen, ſich dieſelben wiederum zuzueignen.

„Man hat, ſagt er, (*) viel hohlgegrabne Steine der „Aegypter. Allein der Graf Caylus erinnert ſich nicht, einen „erhaben geſchnittnen Stein geſehen zu haben. Hatten die „Aegypter keinen Geſchmack an den letztern? oder hat ein ungefehrer Zufall ſie unſern Augen entzogen? oder was iſt ſonſt „die Urſache dieſer Seltenheit?

Wie? Caylus erinnerte ſich keines einzigen Aegyptiſchen Cameo? Er beſaß ja ſelbſt einen, den er ſelbſt beſchrieben, und deſſen ich mich bey ihm ſehr wohl erinnere: einen Löwen auf einem Carneol. (**)

(*) S. 27.

(**) Samml. von Alterth. B. 1. Taf. 1. Nr. 3.

Nun ſehe ich den Ort nach, wo Herr Klotz bey dem Caylus ſo etwas will gefunden haben, und ſehe daß Caylus blos ſagt: „Ohngeachtet wir eine große Menge Aegyptiſcher Steine „kennen, welche in die Tiefe geſchnitten ſind, ſo haben wir doch „beynahe gar keine, an denen die Figuren erhaben geſchnitten „ſind, und die wir pierres camées nennen.“ — (*) Beynahe gar keine! Heißt das, keine? Vielmehr ſagt Caylus damit, daß ihm einige bekannt geweſen.

Sonſt hätte ich ſelbſt ihm ein Paar nachweiſen können. Der ſchönſte Aegyptiſche Stein, den Natter jemals geſehen, und der an trefflicher Arbeit keinem Griechiſchen etwas nachgab, war ein Cameo. Er ſtellt den Kopf einer Iſis vor, und gehörte dem Marcheſe Capponi zu Rom. Einen ähnlichen, aber größern, beſaß D. Mead (**)

Ich glaube gläſerne Paſten von beiden in der Stoſſiſchen, itzt Königl. Preußiſchen Sammlung geſehen zu haben. Hr. Winkelmann ſagt zwar, (***) daß das Original des erſtern ſich in dem Collegio des h. Ignatius zu Rom befinde; allein es kann aus dem Beſitze des Marcheſe Capponi dahin gekommen ſeyn. Wo das Original des zweyten ſey, giebt Herr Winkelmann gar nicht an: doch der Umſtand, daß er eine ähnliche Iſis, nur etwas größer vorſtelle, läßt vermuthen, daß er in der Sammlung des D. Mead zu ſuchen geweſen. Irre ich mich: deſto beſſer: ſo finden ſich zwey vortreffliche erhabne Aegyptiſche Steine mehr, die dem Herrn Klotz wohl hätten bekannt ſeyn ſollen.

Die nehmliche Stoſſiſche Sammlung enthält noch verſchiedne andere, ſowohl alte als neue Aegyptiſche Paſten, die alle von erhabnen Steinen genommen worden, und deren Originale in den Cabinetern entweder verſtreut ſind, oder verloren gegangen.

Die Fragen, in welche Herr Klotz über die vermeinte gänzliche Vermiſſung erhabner Aegyptiſcher Steine ausbricht, ſind ebenfalls die verſtümmelten Fragen des Caylus. Anſtatt ihm ſo ſonderbar nachzufragen, hätte er vielmehr die falſche Vorausſetzung des Grafen rügen ſollen. Weil die Kunſt, die Steine

---

(*) Ebendaſ. S. 26. deutſcher Ueberſ.

(**) Traité de la Methode antique &c. Pref. p. 7.

(***) Descript. des Pier. gr. p. 9. 10.

tief zu arbeiten, und die ihr entſprechende Kunſt, ſie erhaben zu arbeiten, nicht wohl anders, als mit gleichen Schritten fortgehen können: ſo ſchließt Caylus, hätten ſich auch die Steine von beiden Gattungen in gleicher Proportion vermehren müſſen. Gewiß nicht; denn der Gebrauch damit zu ſiegeln, machte die von der einen Gattung nothwendiger, als die von der andern; und folglich auch häuffiger. Daher ſind, nicht blos bey den Aegyptiſchen Steinen, der Camei die wenigern: ſondern bey allen. Der Luxus allein vermehrte die Camei; und wenn bey den Aegyptern der Camei gegen ihre vertieften Steine ungleich weniger waren, als bey den Griechen und Römern: ſo kam es nur daher, weil bey jenen der Luxus niemals ſo groß geweſen, als bey dieſen. Das iſt die Auflöſung des Räthſels, die Caylus nicht erſt von der Zeit hätte erwarten dürfen.

Ich könnte hinzufügen, daß die Aegypter diejenigen geweſen, welche beide Arten des Schneidens auf ihren Steinen angebracht. Ich meine die ſo genannten Scarabäi, welche auf der flachen Seite tiefe Zeichen und Figuren, auf der hintern convexen Fläche aber einen erhaben geſchnittenen Käfer zeigen. Herr Kloß muß aus ſeinem Caylus wiſſen, (*) daß ſich unter dieſen Käfern Stücke von ſehr ſchöner Arbeit finden. Wenn Aelianus aber ſagt, (**) daß die Käfer, welche die Aegyptiſchen Soldaten in ihren Ringen getragen, eingegrabener Arbeit geweſen wären: ſo hat Aelian entweder ſich geirrt, oder es hat ſich mit dieſen Käfern gerade das Gegentheil von dem zugetragen, was Hr. Kloß meinet, daß mit den andern Aegyptiſchen Steinen geſchehen. Die von erhabner Arbeit ſind nur allein übrig geblieben: ich wenigſtens habe nie von einem tief gegrabenen Käfer dieſer Art gehört.

Achtzehnter Brief.

Mit einem andern Auge betrachtet Caylus, mit einem andern Winkelmann, die Werke der Hetruriſchen Künſtler. Caylus neiget ſich noch immer gegen die Meinung des Buonarotti, welcher die Hetruriſche Kunſt Aegyptiſchen Urſprungs macht:

(*) Erſter Band, Taf. IX. Nr. 3.

(**) Hist. Animal. Libr. X. cap. 15. — Ἐγγεγλυμμένον κάνθαρον.

Winkelmann hingegen will davon nichts wiſſen; ſondern, wenn die Kunſt durch Fremde nach Hetrurien gebracht worden, ſo waren es nach ihm die Pelasger, von welchen die Hetrurier den erſten Unterricht darinn bekamen. Jenem iſt es genug, daß ein Stein, den man für Hetruriſch hält, ein Scarabäus iſt, um daraus auf die Verwandtſchaft dieſes Volkes mit den Aegyptern zurück zu ſchlieſſen: dieſer erkennt zwar in dem älteſten Hetruriſchen Stile die Aehnlichkeit mit dem Aegyptiſchen; aber auch der älteſte griechiſche Stil hatte dieſe Aehnlichkeit, und das iſt genug, ſie in den Hetruriſchen Werken zu erklären, ohne deswegen zu einer unmittelbaren Abſtammung von den Aegyptern ſeine Zuflucht nehmen zu dürfen.

Mit welchen von beiden hält es Herr Klotz? — O, Herr Klotz hält es mit beiden: deſto flinker geht das Abſchreiben von Statten. Denn ſo ungefehr eine Verbindung, iſt zwiſchen beiden bald gemacht. „An einigen ihrer Werke, ſagt er (*), „kann man die Quelle wahrnehmen, woraus die Künſte der „Hetrurier gefloſſen: ich meine Aegypten. — Die Werke ſpäte„rer Zeiten zeugen von einer Bekanntſchaft mit Griechenland.“ Die Werke ſpäterer Zeiten: ſehen Sie, nun hat Caylus und Winkelmann Recht; einer ſo gut wie der andere. Aber fragen Sie ja nicht: warum nur die Werke ſpäterer Zeiten? Fragen Sie ja nicht: welche ältere Hetruriſche Steine Hr. Klotz kennt, als den mit den fünf Helden vor Theben? und wie er ſelbſt eben dieſen Stein, drey Zeilen vorher, wegen ſeines Alterthums rühmen, und dennoch gleich darauf die Bekanntſchaft der Hetruriſchen Künſtler mit der griechiſchen Geſchichte und Fabel, auf ihre Werke ſpäterer Zeit einſchränken können? Der Compilator kann ſich widerſprechen, ſo oft als er will.

Von den Hetruriern leitet Hr. Klotzen ſeine chronologiſche Ordnung auf die Griechen. „Zur höchſten Vollkommenheit, „ſchreibt er, (**) ward die Steinſchneiderkunſt von den Griechen „gebracht, welche dieſelbe, nach der Meinung einiger Schrift„ſteller, von den Aegyptern empfangen, aber durch die Größe „ihres Geiſtes erhoben hatten.“ Geben Sie wohl Acht! Nach

(*) S. 28.
(**) S. 29.

der Meinung einiger Schriftſteller, von den Aegyptern: aber nach ſeiner, und beſſern, die ſich auf die Chronologie gründet, von den Hetruriern! Oder wollen wir Herr Klotzen dieſe gar zu groſſe Ungereimtheit lieber nicht behaupten laſſen, ob er ſie ſchon wirklich ſagt? Gut, ſie mag nichts als Mangel an Präciſion ſeyn; und wir wollen, was er da vorbringt, von einer andern Seite betrachten.

Wer ſind die einigen Schriftſteller, welche behaupten, daß die Griechen die Steinſchneiderkunſt von den Aegyptern empfangen? Hr. Klotz, der die Quellen gebraucht zu haben verſichert, verweiſet uns desfalls auf Nattern. Natter iſt keine Quelle; aber die Quellen werden ſich bey dem Natter finden: gut. Ich ſchlage alſo Nattern nach, und finde, daß er allerdings ſagt: J'en conclus naturellement — que les Grecs èt les autres Nations avoient emprunté leur Méthode de graver des Egyptiens et l'avoient perfectionnée, comme tant de ſavans l'ont déja prouvé évidemment. Ein Stern verweiſet mich unter den Text; und da ſtehen wirklich einige von dieſen Gelehrten genannt: Plinius, Stoiſch und Mariette. Aber Stoſch und Mariette gelten eben ſo viel als Natter und Klotz: und alles beruhet folglich auf dem Plinius, deſſen Anführung, buchſtäblich nachgeſchrieben, ſo ausſieht: Plin. lib. 35. c. 3. p. m. 346. Anaglypho opere gemmis inſculpere populis illis (Egyptiis) mos erat, &c.

Ich ſage: Herr Klotz muß dieſe Anführung nicht nur nicht nachgeſchlagen, ſondern auch nicht einmal geleſen haben.

Denn wenn er ſie geleſen hätte, würde er ſich ihrer doch wohl da erinnert haben, wo er ganz und gar von keinen erhaben geſchnittenen Aegyptiſchen Steinen wiſſen will. Wenigſtens würde er ſeine Frage: „Hatten etwa die Aegypter keinen „Geſchmack an ſolchen Steinen?“ zurück behalten haben; indem, nach den angeführten Worten des Plinius, ſie gerade mehr Geſchmack an erhaben, als an tief geſchnittenen Steinen gehabt hätten; anaglypho opere gemmis inſculpere populis illis mos erat. — Doch ich vergeſſe ſchon wiederum den Compilator, der ſich ſchlechterdings an nichts zu erinnern braucht.

Nachgeſchlagen hat er die Stelle wenigſtens gewiß nicht. Denn wenn er ſie nachgeſchlagen hätte, würde er ſie ſicherlich —

nicht gefunden haben; wenigſtens da nicht gefunden haben, wo ſie ſtehen ſoll. Sie ſteht nicht in dem dritten Kapitel des fünf und dreyßigſten Buchs; ſie ſteht in dem ganzen fünf und dreyßigſten Buche nicht; kurz, ſie ſteht in dem ganzen Plinius nicht, und Gott mag wiſſen, wo ſie Natter, oder Hr. Deschamps, deſſen Feder ſich Natter bediente, hergenommen hat.

Wie gefällt Ihnen das? Was ſagen Sie zu einem ſolchen Quellenbraucher, der aus der erſten der beſten Pfütze ſchöpft, ohne ſich zu bekümmern, was für Unreinigkeiten auf dem Grunde liegen?

Neunzehnter Brief.

Von den Römern, in Abſicht auf die Kunſt, ſchwatzt Hr. Klotz (*) nach dem alten, von Winkelmannen (**) genugſam widerlegten Vorurtheile, daß ihre Künſtler einen eigenen Stil gehabt. „Wahre Kenner, ſagt er, bemerken an den römiſchen „Steinen eine trockne Zeichnung, ein ängſtliches und plumpes „Weſen, eine kalte Arbeit, und an den Köpfen weder Geiſt „noch Charakter.“ Ueber die wahren Kenner! Wenn das den römiſchen Stil ausmacht, ſo arbeiten alle Stümper im römiſchen Stile. Aber wer heißt denn dieſe wahre Kenner, alles was ſchlecht iſt für römiſch ausgeben? Gab es unter den griechiſchen Künſtlern keine Stümper?

Der letzte Stoß, mit dem Hr. Klotz gegen die römiſche Kunſt ausfällt, iſt beſonders merkwürdig. Auch iſt er ganz von ſeiner eignen Erfindung, und mit einer Behändigkeit und Stärke geführt, daß ich gar nicht abſehe, wie er zu pariren iſt. „Die Römer, verſichert er, hatten nicht einmal ein Wort in „ihrer Sprache, einen Steinſchneider anzudeuten.“

Was eine ſo gering ſcheinende Anmerkung aus dem Wörterbuche, mit eins für einen Aufſchluß in die Geſchichte der Künſte geben kann!

Nun rede man mir ja nichts mehr von der Baukunſt der Römer! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache einen Baumeiſter anzudeuten.

(*) S. 30. u. f.

(**) Geſch. der Kunſt. S. 291. und 293.

Eben ſo wenig ſage man mir von ihrer Dichtkunſt! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Dichter anzudeuten.

Hingegen iſt aus eben dieſem Grunde klar, daß wir Deutſche ganz andere Architekten und Poeten haben müſſen.

Nur fällt mir ein, — kaum getraue ich mir aber gegen einen Lateiner, wie Herr Klotz iſt, einen ſolchen Einfall vorzubringen — ob es auch wirklich wahr iſt, daß die Römer kein Wort in ihrer Sprache gehabt, einen Steinſchneider anzudeuten?

Sigillarius, worüber ſich Hr. Klotz in der Note allein auslässt, mag es freylich nicht ſeyn; und beſonders mag es, mit Flaturarius verbunden, (nicht Flatuarius, wie Hr. Klotz zweymal mit groſſen und mit kleinen Buchſtaben drucken laſſen) wohl etwas ganz anders heiſſen. „Hr. Walch, ſagt Hr. Klotz, „erklärt es richtiger durch ſignorum ſtatuarumque ex metallo „fuſo fabricator.“ Es kann ſeyn; aber warum denn eben Hr. Walch? Schon in Fabers Theſauro war es durch χαλκευς ἀνδριαντοποιος erklärt. Ich für mein Theil möchte indeß die Meiſter groſſer Werke nicht anders darunter verſtehen, als in ſo fern ein Künſtler, der das Groſſe zu fertigen weiß, auch das Kleinere dieſer Art machen kann. Denn für jenen war das Wort Statuarius insbeſondere; und der Sigillarius, denke ich, beſchäftigte ſich allein mit den kleinen Kunſt- und Spielwerken, welche die Römer zum Beſchluße der Saturnalien einander ſchickten, und welche nach dem Savot und Rink, gröſtentheils aus Medaillen beſtanden.

Aber was hat Hr. Klotz gegen das Wort Scalptor? Ich ſollte meinen, es wäre ausgemacht, daß es in dem eigentlichſten Verſtande einen Steinſchneider bedeute. (*) Bey dem Plinius bedeutet es ihn gewiß, ſo oft es allein ſteht; und wenn er eine andere Art Künſtler damit anzeigen will, ſo ſetzt er die beſondere Materie, in der er arbeitet, hinzu. Er ſagt, ſcalptores et pictores hoc cibo utuntur oculorum cauſa; er ſagt, adamantis cruſtæ expetuntur a ſcalptoribus, ferroque includuntur: hingegen

---

(*) Scalptores proprie qui gemmas cavant, hoc eſt, qui cavam faciunt in gemmis effigiem, quæ pro ſigillo ſolet inſculpi. Salmaſius ad Solinum p. 1100. Edit. Par.

ſagt er, wenn er von Bildhauern redet, hæc sunt dicta de marmorum scalptoribus.

Auch kömmt, in alten Inſchriften und Gloſſen, das Wort cavator und cavitarius vor, welches ganz und gar nichts anders als einen Steinſchneider bedeutet, und von den neuern Griechen ſogar in ihre Sprache übergenommen worden. (*)

Zwanzigſter Brief.

Nun kömmt Hr. Klotz auf die berühmteſten Steinſchneider, neuer und alter Zeit. (**) Mit jenen, thut er, als ob er noch ſo bekannt ſey; er läßt, die er für die vorzüglichſten hält, die Muſterung paſſiren, und jeden mit einer kleinen Cenſur laufen. Seine Cenſuren aber ſind lauter Scharwenzel, die man verſetzen und vertauſchen kann, wie man will, indem ſie auf den einen eben ſo gut, wie auf den andern paſſen: „er hat ſich „mit Ruhm gezeigt; er erwarb ſich allgemeine Hochachtung; er „iſt keinem Freunde der Kunſt unbekannt.“ Was lernt man aus ſolchen Lobſprüchen? — Daß uns der Ertheiler nichts zu lehren gewußt.

Aber Hr. Klotz will uns nun mit aller Gewalt belehren: er ſchreibt alſo ohne Wahl und Prüfung aus, und lehrt auf gut Glück, es mag wahr oder falſch ſeyn. „Philipp Chriſtoph „Beckern,“ ſagt er, „und Marcus Tuſchern will ich das Lob „des Fleißes nicht ſtreitig machen.“ Marcus Tuſchern, das Lob des Fleißes! das will ihm Hr. Klotz nicht ſtreitig machen! Hr. Klotz kennt alſo wohl recht viel geſchnittene Steine von Marcus Tuſchern? O! das wird ihm Marcus Tuſcher noch im Grabe danken. Denn Marcus Tuſcher wollte gar zu gern ein Edelſteinſchneider heiſſen, und war ganz und gar keiner. — Ganz und gar keiner? und Hr. Klotz macht ihn zu einem der fleißigſten? — Der Ausſchreiber müßte ſich hüten, zu dem was er findet, auch nicht eine Sylbe hinzu zu ſetzen! Hr. Klotz fand Tuſchern beym Mariette als Steinſchneider angeführt; ob wohl nicht, als einen fleißigen; der Fleiß iſt ſein Zuſatz; und durch dieſen Zuſatz wird eine kleine Irrung des Mariette zu

---

(*) Salmasius l. c.

(**) S. 33-80.

einer groben Unwahrheit. Leſen Sie nur folgende Stelle! Mr. Mariette, ſagt Natter in ſeiner Vorrede (*) ſe trompe encore au ſujet de Mr. **Marc Tuſcher** de Nuremberg, qui n'a jamais gravé en pierres fines. C'étoit un Peintre qui avoit le foible de vouloir paſſer auſſi pour un Graveur. Il a modélé ſon propre Portrait en cire molle, fort en petit; il en a fait une empreinte en plâtre, & puis en pâte de differentes couleurs; entr'autres en couleur d'Aigue-marine, dont Mr. **Ghinghi**, qui etoit alors Graveur du Grand-Duc de Toſcane, a retouché les cheveux, & poli la face. Il a gravé à la verité la tete de Minerve en pierre Paragone, mais cela ſe peut faire avec une ſimple aiguille et un canif ſur cette pierre, mais non ſur des pierres fines.

Von den alten Meiſtern hat Hr. Klotz ſo etwas hingeworffen, was weder halb noch ganz iſt. Unter denen, die man in Schriften genennt findet, vergißt er den **Cronius**, deſſen Plinius mit dem Pyrgoteles und Apollonides zugleich gedenkt: und von denen, deren Namen blos auf Steinen vorkommen, bringt er keinen einzigen bey, den er nicht aus dem bekannten Stoſchiſchen Werke genommen hätte. Er ſcheinet nicht einmal gewußt zu haben, daß Stoſch an einem zweyten Theile dieſes Werks geſammelt; daß verſchiedene dazu geſammelte Stücke in ſeiner von Winkelmann beſchriebenen Daktyliothek anzutreffen; und daß ſogar von einigen ſehr ſchöne Kupfer, die Schweickart nach Marcus Tuſchers Zeichnung geſtochen, gewiſſen Exemplaren des Winkelmanniſchen Werkes einverleibet ſind. Er hätte ſonſt den **Phrygillus** anführen müſſen, deſſen auf der Erde ſitzender Cupido, mit einer offenen Muſchel neben ſich, unter allen bekannten griechiſchen Steinen einer der ſchätzbarſten iſt; ſo wohl in Anſehung der Kunſt und Arbeit, als des hohen Alters, an welchem ihm, nach dem Zuge der Buchſtaben in dem Namen des Künſtlers zu urtheilen, kein einziger von den beſchriebenen Steinen beykömmt. (**) Er hätte ſonſt, unter den Werken des Solons die Bacchantinn auf einer alten Paſte nicht vergeſſen müſſen, die

---

(*) Praef. XXXI.

(**) Winkelmann, Deſcript. des pier. gr. p. 137.

uns eine weit gröſſere Idee von dieſem Künſtler macht, als uns die bisher von ihm bekannten Steine gewähren können. (*)

Der hiſtoriſchen Nachrichten von den alten Künſtlern ſind freylich wenige. Dieſes hindert aber nicht, daß nicht über verſchiedne dem ohngeachtet vielerley anzumerken ſeyn ſollte. Ueber den Dioscorides, z. E. oder wie wir ihn eigentlich ſchreiben ſollten, Dioscurides; denn ſo hat er ſich auf ſeinen Steinen ſelbſt geſchrieben; ſo hat ihn Torrentius in verſchiednen Handſchriften des Suetons geſchrieben gefunden. Von den Steinen, die ſeinen Namen führen, hat man nicht wenige für untergeſchoben zu halten; und von denen, die man ihm nicht abſprechen kann, werden verſchiedne ganz falſch gedeutet. Die zwey Köpfe des Auguſtus beym Stoſch, können keine Köpfe des Auguſtus ſeyn; der ſogenannte Diomedes mit dem Palladio, ſtellt vielleicht ganz etwas anders vor; u. ſ. w.

Doch mit den Unterlaſſungsſünden des Hr. Klotz muß ich mich ja nicht abgeben. Ich würde kein Ende finden!

Ein und zwanzigſter Brief.

Laſſen Sie ſehen, was Hr. Klotz von der Materie, in welche dieſe Künſtler arbeiteten, von den Steinen als Steinen, weiß.

„Die alten Künſtler, ſchreibt er, (**) gruben in alle Arten „von koſtbaren Steinen. Mariette ſagt, daß er ſo gar ſchöne „Smaragde und Rubinen geſehen habe, in welche der Stein„ſchneider Figuren geſchnitten. Aber dieſes ſcheinet mir ſeltner „geſchehen zu ſeyn, am ſelteſten mit dem Rubin, wegen ſeiner „Härte und groſſem Werthe. Selten ſind auch ihre Werke in „Sapphir. Am häufigſten brauchten ſie zu hohlgegrabnen Wer„ken den Carneol und Agath, von einer Farbe, ſo wie ſie ſich „bey erhabnen Werken der verſchiednen Agathonyche und Sardo„nyche bedienten.“

Wie vieles wäre hier zu erinnern! Wie manches müßte geändert und genauer ausgedruckt werden, ehe es von einem Manne geſchrieben zu ſeyn ſcheinen könnte, der in dieſen Dingen kein Fremdling iſt.

(*) Ibid. p. 251.

(**) S. 40.

Es ſey, daß die alten Künſtler, ſo gut wie die neuern, in alle Arten von Edelſteinen ſchneiden können; es ſey, daß ſie wirklich in alle geſchnitten haben. Ihre Werke auf eigentliche Edelſteine waren darum doch eben ſo ſelten, als dergleichen zu unſrer Zeit ſind, und es iſt bloſſe Declamation, wenn Hr. Kloß an einem andern Orte (*) ſchreibt, „daß jene Neigung „der Alten zu den Ringen mit geſchnittenen Steinen, einen „beſſern Geſchmack anzeige, als man heut zu Tage habe, da „man blos geſchlieffene Steine, ohne daß die Erfindung oder „Arbeit des Steinſchneiders ſich auf eine Art daran gezeigt hätte, „die uns unterrichten oder ergötzen könnte, hoch ſchätzt, und „mit ungeheuren Summen bezahlt.“ — Dergleichen Steine, die man itzt mit ungeheuren Summen bezahlt, hielt auch das Alterthum, wie ich ſchon erinnert habe, für viel zu gut, ſie von der Kunſt verletzen zu laſſen. Auch ſchon vor Alters dünkte es der Prachtliebe von beſſerm Geſchmacke, dergleichen Steine als bloße Steine zu tragen; (**) und nur denen von geringerm Werthe, ließ man durch die Kunſt einen höhern Werth ertheilen, ut alibi ars, alibi materia esset in pretio. Und wahrlich ſo gehört es ſich auch! Denn wenn die Kunſt nicht ausdrücklich, zur leichtern und glücklichern Behandlung, die koſtbarere Materie erfodert: ſo iſt es albern, und zeigt gerade von keinem Geſchmacke, und zeigt von nichts, als einer barbariſchen Verſchwendung, dieſe koſtbarere Materie dem ohngeachtet, vorzüglich vor der weniger koſtbaren, aber zur Behandlung mehr geſchickten Materie, zu brauchen.

Wenn folglich die Alten auch ſchlechterdings nie in Diamant, oder Smaragd, oder Rubin geſchnitten hätten; wir Neuern hingegen hätten in nichts als ſolche Steine geſchnitten: ſo würde dieſes doch auf keine Weiſe ein Vorzug für unſre Künſtler ſeyn; geſetzt auch, daß ihre Arbeit vollkommen ſo gut, als die Arbeit der alten Künſtler wäre. Zwar gehört die Härte mit unter die Eigenſchaften, welche den Werth eines Steines erhöhen;

(*) S. 21.

(**) Alias deinde gemmas luxuria violari nefas putavit, ac ne quis signandi causam in annulis esse intelligeret, solidas induit. Plinius lib. XXXIII. sect. 6.

und derjenige Künſtler, der einen ungleich härtern Stein bearbeitet, findet ungleich gröſſere Schwierigkeiten zu überſteigen, als der, welcher einen geſchmeidigern unter Händen hat. Aber die überſtiegene Schwierigkeit machte bey den Alten keine Schönheit mehr, und ihren Künſtlern kam es nie ein, ſich muthwillig Schwierigkeiten zu ſchaffen, um ſie überwinden zu können.

Wenn ein Natter zwölfmal mehr Zeit braucht, einen Kopf in einen Diamant zu ſchneiden, als in einen andern orientaliſchen Stein: (*) warum ſoll Natter ſeiner Zeit und ſeiner Ehre ſo feind ſeyn, und für zwölf Kunſtwerke nur eins machen? Was hilft es ihn, das dieſes eine von Diamant iſt? Der Diamant hat nicht gemacht, daß ſeiner Kunſt ein einziger Schwung ſanfter, ein einziger Druck kräftiger gerathen: aber die Kunſt hat den Diamant verhunzt. Der Diamant hat von ſeiner Maſſe, hat von ſeinem Feuer verloren: und warum? wozu? Eben die Kunſt, die uns dieſen Verluſt kaum kann vergeſſen machen, würde jeden geringern Stein in einen Diamant veredelt haben.

Und ſo wollte ich ſicher annehmen, daß überall, wo in den alten Schriftſtellern eines beſonders koſtbaren Ringes oder Steines gedacht wird, ein Stein ohne Figuren zu verſtehen ſey. Von dem, zu deſſen freywilligem Verluſte ſich Polykrates entſchloß, um die neidiſche Gottheit zu verſöhnen, die ſein ununterbrochnes Glücke leicht beleidigen dürfte, ſagt es Plinius ausdrücklich; ja ſeine Worte (**) ſcheinen ſo gar anzudeuten, daß dieſer Stein nicht einmal geſchliffen, ſondern völlig ſo geweſen, wie er aus der Hand der Natur gekommen.

Hingegen bin ich völlig der Meinung, daß, wenn Eupolis den Cyrenäern nachſagte, (***) daß der geringſte von ihnen einen Siegelring trage, der zehn Minen koſte, dieſer Vorwurf der Verſchwendung mehr auf die zu theuren Steine gieng, welche ſie ungeſchnitten in ihren Ringen trugen, oder geſchnitten zu ihren Siegeln mißbrauchten, als auf den zu groſſen Lohn, den ſie dem Künſtler für den Schnitt entrichteten.

(*) Pref. XVI.

(**) Polycratis gemma, quæ demonſtratur, illibata intactaque eſt. Lib. XXXV. ſect. 1.

(***) Aelianus Hiſt. var. lib. XII. cap. 30.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Allerdings iſt es ganz ohne Grund, wenn Hr. Klotz in dem Ringe, welcher die Feindſchaft zwiſchen dem Cäpio und Druſus veranlaßte, ſo wie in dem Opale, der dem Nonius die Verbannung zuzog, geſchnittene Steine finden will. (*) Aber über den Ring des Polykrates, meinen Sie, dürfte dem Plinius weniger zu glauben ſeyn, als dem Herodotus, und Strabo und Pauſanias und Tzetzes, die nicht allein ausdrücklich ſagen, daß der Stein deſſelben ein geſchnittener Stein geweſen, ſondern auch den Meiſter nennen, der ihn geſchnitten habe.

Und doch halte ich es lieber mit dem Plinius! Nicht zwar deswegen, weil Plinius ſagt, daß dieſer Stein des Polykrates, welcher ein Sardonyx geweſen, noch bey ſeiner Zeit zu Rom, in dem Tempel der Concordia, gezeigt werden, und er ſich alſo mit ſeinen eigenen Augen belehren können; denn er ſelbſt ſagt das, weil er es ſagen hören, nicht weil er es wirklich glaubt: (**) ſondern ich gründe mich auf etwas anders. Auf den Künſtler nehmlich, der ihn geſchnitten haben ſoll.

Theodorus von Samos wird als dieſer genennt. Nun aber ſagt das ganze Alterthum, daß dieſer Theodorus in Metall gearbeitet, und zugleich ein Baumeiſter geweſen. Wäre es faſt nicht ein wenig zu viel, ihn auch zum Steinſchneider zu machen? Und wie, wenn der Ring, von dem die Rede iſt,

---

(*) S. 21.

(**) Sardonychem, heiſſen die Worte des Plinius, eam gemmam fuiſſe conſtat: oſtenduntque Romæ, ſi credimus, Concordiæ delubro, cornu aureo Auguſtæ dono incluſam, & noviſſimum prope locum tot prælatis obtinentem. Dieſes giebt unſer deutſcher Ueberſetzer: „und man zeigt ihn, wo wirs glauben wollen, zu Rom in der Kapelle der Eintracht, wo er durch das Geſchenk der Kayſerinn in ein goldnes Horn eingeſchloſſen iſt, und da ihm ſo viele vorgezogen ſind, faſt den letzten Ort behauptet.“ Ich zweifle, ob man daraus verſteht, was Plinius ſagen wollen, und was er für ein goldnes Horn gemeinet, in welchem ſich dieſer Stein befand. Ich glaube, er meinte das Füllhorn, mit welchem die Göttinn der Eintracht vorgeſtellet wird. Dieſes war mit Edelſteinen beſetzt, unter welchen ſich auch der Sardonyx des Polykrates, wie man vorgab, befand; aber faſt ganz unten, wo er ſo vielen andern nachſtehen mußte, zum Beweiſe, wie ſehr der Luxus in dieſen Koſtbarkeiten, ſeit den Zeiten des Polykrates, geſtiegen.

ſein Werk ſeyn könnte, wenn er auch kein Steinſchneider geweſen wäre? wenn er ihn nehmlich blos gefaßt hätte? Ohne Zweifel paßt dieſes zu ſeiner anderweitigen Kunſt beſſer; und Herodotus ſcheinet in der That auch nichts anders ſagen zu wollen: ἠν δε σφρηγις την ἐφορεε χρυσοδετος — ἠν δε ἐργον Θεοδωρου του Τηλεκλεος Σαμιου. „Polykrates hatte „einen in Gold gefaßten Stein, welcher ein Werk des Theo„dorus war.“ Ich verſtehe, in ſo fern er gefaßt war; nicht aber, in ſo fern er irgend eine eingeſchnittene Figur enthielt. Denn es iſt falſch, was Kuhnius (*) und andere ſagen, daß σφραγις nothwendig einen Ring mit einem geſchnittenen Steine bedeute; es kann eben ſo wohl einen Ring mit einem bloſſen ungeſchnittenen Steine bedeuten. Denn Pollux ſagt ausdrücklich: (**) οὑτω (σφραγιδας) τους ἐπισημους δακτυλιους ὠνομαζον, τους τα σημαντρα, ἠ λιθους ἐν αὐτοις ἐχοντας. und beym Theophraſt heiſſen σφραγιδια durchgängig alle Edelſteine überhaupt, wie man ſie in Ringen zu tragen pflegt, ohne Abſicht auf darein gegrabene Zeichen oder Bilder.

Indeß iſt es auch nicht zu leugnen, daß σφραγις öfters im engern Verſtande das ἐκμαγειον, das Bild, die Figur bedeute, welche auf den Stein geſchnitten iſt, und ſich in dem Wachſe abdrückt. Ja, eben dieſe Zweydeutigkeit ſcheinet mir die Urſache zu ſeyn, warum man in der angeführten Stelle des Herodotus einen Steinſchneider zu finden geglaubt, wo man nichts als einen Goldarbeiter ſehen ſollen. Was bey dem Herodotus σφρηγις σμαραγδου λιθου ἐουσα heißt, heißt bey dem Pauſanias (***) ἐπι του λιθου της σμαραγδου σφραγις: und man muß ſonach erſt dieſes wiederum in jenes überſetzen, wenn man ſich nicht eine ganz falſche Vorſtellung davon machen will.

Ich halte mich bey dieſer Kleinigkeit auf, weil es mir vorkömmt, als habe uns Plinius die Epoche der erfundenen, oder in Griechenland wenigſtens bekannter gewordenen Kunſt in

---

(*) Σφραγιδες differebant ἀπο των δακτυλιων in eo, quod signa quaedam haberent insculpta in gemmis. In Indice ad Ael. Hist. var.

(**) Lib. V. segm. 100.

(***) Lib. VIII. p. 629. Edit. Kuh.

Stein zu ſchneiden, zwiſchen die Zeiten des Polykrates und Iſmenias wollen vermuthen laſſen. (*) Er ſagt: Polycratis gemma, quæ demonſtratur, illibata intactaque eſt: Iſmeniæ ætate multos poſt annos, apparet ſcalpi etiam ſmaragdos ſolitos. „Der Edelſtein des Polykrates war völlig unverletzt: „und erſt zu den Zeiten des Iſmenias, viele Jahr nachher, „zeigt es ſich, daß man auch in Smaragd geſchnitten.“ Ein geſchnittener Stein aus den Zeiten vor dem Polykrates, war dem Plinius alſo nicht vorgekommen; und der Smaragd des Iſmenias war der erſte geſchnittene Stein, deſſen er erwähnt gefunden.

Dieſes Datum aber fiele weg, wenn man nothwendig zugeben müßte, daß Theodorus von Samos auch in Edelſteinen gearbeitet habe. Indeß hätte Hr. Winkelmann es immer als ausgemacht annehmen mögen: wenn er das Zeitalter dieſes Künſtlers nur nicht überhaupt ſo ſehr unrichtig beſtimmt hätte. „In Erzt, (**) ſagt er, müßte man in Italien weit eher als „in Griechenland gearbeitet haben, wenn man dem Pauſanias „folgen wollte. Dieſer macht die erſten Künſtler in dieſer „Art Bildhauerey, einen Rhöcus und Theodorus aus Samos, „namhaft. Dieſer letzte hatte den berühmten Stein des Polykrates geſchnitten, welcher zur Zeit des Cröſus, alſo etwa um „die ſechzigſte Olympias, Herr von der Inſel Samos war. „Die Scribenten der römiſchen Geſchichte aber berichten, daß „bereits Romulus ſeine Statue, von dem Siege gekrönt, auf „einem Wagen mit vier Pferden, alles von Erzt, ſetzen laſſen, u. ſ. w.

Es folgt nicht, weil Theodor den Stein des Polykrates geſchnitten, weil er die große Vaſe von Silber gearbeitet hatte, welche Cröſus in den Tempel zu Delphi ſchenkte, daß er darum ein Zeitverwandter des Polykrates und Cröſus geweſen. Cröſus und Polykrates konnten im Beſitze dieſer Kunſtwerke ſeyn, ohne ſie dem Meiſter ſelbſt aufgegeben zu haben. Dieſer konnte längſt vor ihnen gelebt haben: und muß auch. Denn Plinius ſagt ausdrücklich: Plasticen inveniſſe Rhoecum & Theodorum

---

(*) Lib. XXXVII. Sect. 1.

(**) Geſchichte der Kunſt. S. 16.

tradunt, multo ante Bacchiadas Corintho pulsos. Dieſe Vertreibung der Bachiaden geſchah durch den Cypſelus, um die dreyßigſte Olympiade; und das multo ante des Plinius bringt das Zeitalter des Theodorus den Zeiten des Romulus ungleich näher: ja beide können gar wohl als völlig zeitverwandte Perſonen betrachtet werden.

Aus dem Clemens Alexandrinus lernen wir zwar, daß Polykrates mit einer Leyer geſiegelt; (*) und Junius vermuthet, daß dieſe eben das Sinnbild geweſen, welches Theodorus auf jenen Stein geſchnitten. Aber wir wiſſen, daß man in den älteſten Zeiten auch mit Ringen von bloſſem Metall ſiegelte, in welches die Namen oder Sinnbilder gegraben waren: und folglich kann die Nachricht des Clemens ihre Richtigkeit haben, ohne daß darum die Nachricht des Plinius falſch iſt. Denn in dieſer iſt nicht von bloſſen Siegelringen, ſondern von Siegelringen mit geſchnittenen Steinen die Rede; und es iſt der Natur der Sache gemäß, daß jene längſt im Gebrauche geweſen, ehe dieſe aufgekommen.

Drey und zwanzigſter Brief.

Zum Beweiſe, daß die Cyrenäer von je her als ein der Verſchwendung und Wolluſt äuſſerſt ergebenes Volk bekannt geweſen, führt Aelian aus dem Eupolis an, daß der geringſte von ihnen einen Ring von zehn Minen getragen, ὅς τις αὐτων εὐτελεςατος σφραγιδας εἰχε δεκα μνων; und ſetzt hinzu: παρην δε θαυμαζεσθαι και τους διαγλυφοντας τους δακτυλιους; „denn man hatte Urſache die, welche die Ringe geſtochen hatten, zu bewundern.“

Aber hier muß man den Zuſatz des Aelians, von dem Zeugniß des Eupolis unterſcheiden. Es iſt blos die Auslegung des Aelians, daß dieſe Ringe wegen der Arbeit des Steinſchneiders ſo koſtbar geweſen. Denn σφραγιδες, wie ſchon erinnert, heiſſen nicht eben nothwendig Ringe mit geſchnittenen Steinen; und wenn ſie es auch hier hieſſen, ſo iſt darum noch

---

(*) Paedag. Lib. III. p. 289. Edit. Pott.

nicht ausgemacht, ob der Stein, oder die Arbeit in dem Steine, das mehreſte gekoſtet.

Ich weiß wohl, auch Chriſt (*) hat das letztere angenommen, um daraus zu zeigen, wie hoch die Alten die Kunſt des Steinſchneidens geſchätzt, und wie gut ſich die Meiſter derſelben bezahlen laſſen. Er evaluirt die zehn Minen über hundert und ſechs und ſechzig Thaler itzigen Geldes; und meint, daß dieſes der ganz gewöhnliche Preis eines geſchnittenen Steines geweſen. Aber ich finde, daß die geſchnittenen Steine zu eben den alten Zeiten weit wohlfeiler gekauft wurden. Jſmenias durfte für einen Smaragd, auf welchem eine Ammone geſtochen war, nicht mehr als vier güldene Denare bezahlen, ob er gleich gern ſechſe dafür bezahlt hätte; und vier güldene Denare machen, nach eben dem Fuße evaluirt, welchen Chriſt angenommen, nicht viel mehr als ſechzehn Thaler. Nun iſt der Unterſchied von ſechzehn auf hundert und ſechs und ſechzig Thaler ohne Zweifel zu groß, als daß er blos von der mehr oder weniger trefflichen Arbeit hätte entſtehen ſollen; und die Ringe der Cyrenäer müſſen nicht blos beſſer geſchnittene, ſondern auch an und für ſich ſelbſt ungleich theurere Steine gehabt haben.

Was Plinius von dem Smaragde des Jſmenias erzählt, iſt von Harduin und andern ſehr falſch verſtanden worden, ſo deutlich auch die Worte des Plinius ſind. Erlauben Sie mir, ſie her zu ſetzen! (**) Nec deinde alia, quæ tradatur, magnopere gemmarum claritas exſtat apud auctores: præterquam Ismeniam choraulem, multis fulgentibusque uti ſolitum, comitante fabula vanitatem ejus, indicato in Cypro ſex aureis denariis ſmaragdo, in quo fuerat ſculpta Amymone, juſſiſſe numerari: & cum duo relati eſſent, imminuto pretio, male hercules curatum, dixiſſe: multum enim detractum gemmæ dignitati. Jſmenias erfährt,

---

(*) Comment. Lipſ. litt. Vol. I. p. 325. Wenn Chriſt die Worte des Aelians daſelbſt anführt, ſo ſagt er: Hæc autem ſunt ejus verba, de Commentariis Eupolis petita, ſuper moribus Cyrenenſium. Aelian aber citirt den Eupolis blos ἐν τῷ Μαρικᾷ; und Marikas war der Titel eines ſeiner Luſtſpiele, in welchem er der Verſchwendung der Cyrenäer ohne Zweifel nur im Vorbeygehen gedachte. Wie hat Chriſt aus dieſem Luſtſpiele eigene Commentarii ſuper moribus Cyrenenſium machen können?

(**) Lib. XXXVII. ſect. 3.

daß in Cypern ein geſchnittener Smaragd für ſechs güldene Denare zu verkaufen ſey; geſchwind ſchickt er einen hin, der ſolchen um dieſen Preis für ihn kaufen ſoll. Der Beſitzer läßt ſich handeln; Iſmenias bekömmt den Stein für vier Denare, und zwey Denare wieder zurück. Anſtatt aber, daß er hierüber vergnügt ſeyn ſollte, iſt er vielmehr ärgerlich. Der Stein, ſagt er zu dem Unterhändler, iſt nun das nicht mehr, was er geweſen; um ſo viel wohlfeiler du ihn bekommen, um ſo viel ſchlechter haſt dy ihn gemacht. Die Worte, & cum duo relati eſſent, beziehen ſich offenbar auf denarios aureos. Harduin aber nimmt es ſo, als ob bey duo zu verſtehen wäre Smaragdi. und glaubt, Iſmenias hätte für ſeine ſechs Denare zwey Smaragde ſtatt einem bekommen. Mercatorem, ſagt er, puduit tanti aeſtimaſſe vel unicum: pretio perſoluto duos emptori obtulit. Eben ſo hat auch unſer deutſcher Ueberſetzer den Plinius verſtanden. „Es ſey in Cyprus ein Smaragd für ſechs goldene Denare feil „geboten worden, in welchem die Amymone eingegraben war, „und er habe das Geld dafür bezahlen laſſen: als man ihm „nachher zwey dafür brachte, habe er geſagt, u. ſ. w.“ Relati kann nur auf etwas gehen, was Iſmenias wiederbekam; was er erſt gegeben hatte; und das waren die zwey Denare. Wie hätte auch der Verkäufer, ſtatt einem ſolchen Steine, gleich zwey geben können, da es kein bloſſer, ſondern ein geſchnittener Smaragd war? Die Sache ſpricht für ſich ſelbſt.

Iſmenias war ein Zeitverwandter des Antiſthenes (*), wel-

(*) Plutarch merkt in dem Eingange zu dem Leben des Perikles an, daß es Geſchicklichkeiten gäbe, die wir bewundern könnten, ohne die, welche ſie beſitzen, hoch zu ſchätzen; daß wir uns über ein Werk freuen können, deſſen Meiſter wir verachten. Antiſthenes habe daher ſehr wohl geſagt, als er gehört, daß Iſmenias ein ſehr geſchickter Flötenſpieler ſey: „doch muß er „ein ſchlechter Menſch ſeyn, ſonſt wäre er kein ſo guter Flötenſpieler.“ Antiſthenes liebte die Muſik überhaupt nicht, die er zu den Weichlichkeiten des Lebens zählte, an welchen der Weiſe keinen Geſchmack haben müſſe. Als einſt bey einem Gaſtmahle jemand zu ihm ſagte; Singe: ſo antwortete er ihm; Und du, blaſe mir. Κελευοντος αὐτῳ τινος παρα ποτον, ᾆσον, Συ μοι, φησιν, αὐλησον. Die Antwort ſagt gar nichts, wenn ſie nicht eben das ſagt, was wir bey den deutſchen Worten verſtehen würden! Ganz gewiß eine ſehr unfläthige Grobheit; die ſich aber ein Cyniker gar wohl erlaubte cher den Sokrates überlebte. Man kann annehmen, daß er gegen die neunzigſte Olympiade geblühet. Ohngefehr in eben dieſe Zeit muß die Komödie des Eupolis fallen, aus welcher Aelian ſein obiges Zeugniß von der Verſchwendung der Cyrenäer entlehnte. Denn wir wiſſen aus dem Quintilian, daß Eupolis unter ſeinem Marikas den Hyperbolus verſtanden habe,

---

Doch ich will hier nicht von dem Haße des Antiſthenes gegen die Muſik, auch nicht von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit reden, durch unabläßige Uebung eine nichtswürdige Geſchicklichkeit auf den höchſten Grad ihrer Vollkommenheit zu bringen, und dabey dennoch ein guter rechtſchaffener Mann zu ſeyn: ich betrachte itzt nur das Urtheil des Antiſthenes, als einen Beweis, daß Iſmenias ein Zeitverwandter dieſes Philoſophen geweſen. Nun hatte Antiſthenes ſelbſt ſchon Schüler, als er ſich zum Sokrates in die Schule begab, und kann dieſen nicht viel überlebt haben. Folglich kann auch Iſmenias, welcher bey Lebzeiten des Antiſthenes ſchon ein vollkommner Meiſter war, nicht viel älter geworden ſeyn als dieſer. Sokrates ſtarb gegen den Anfang der 95 Olympias; man laſſe den Antiſthenes zwanzig Jahre länger als den Sokrates, und den Iſmenias zwanzig Jahre länger als den Antiſthenes gelebt haben; ſo iſt Iſmenias doch in der 105ten Olympias ſchon todt geweſen. Gleichwohl leſen wir bey dem Plutarch (Ἀποφϑ. Βασ. και Στρ. Edit. Henr. Steph. in 8. p. 304.) unter den denkwürdigen Sprüchen des Atheas folgendes: Ἰσμηνιαν, τον ἀριστον αὐλητην, λαβων αἰχμαλωτον, ἐκελευσεν αὐλησαι. Θαυμαζοντων δε των ἀλλων, αὐτος ὤμοσεν ἥδιον ἀκουειν του ἵππου χρεμετιζοντος. „Atheas, oder wie ihn Plutarch ſchreibt, Ateas, habe den berühmten Flötenſpieler Iſmenias gefangen bekommen, und ihn vor ſich blaſen laſſen. Als ihn nun die andern ſehr bewundert, habe Atheas geſchworen, das Wiehern eines Pferdes ſey ihm weit angenehmer.“ Dieſer Atheas war der König der Scythen, mit welchen Philippus König von Macedonien Krieg führte; und dieſer Krieg fällt in die 110 Olympiade. Wie iſt es wahrſcheinlich, daß dieſer Iſmenias unſer Iſmenias geweſen ſey? Wenn er auch damals noch leben können, ſo wird ein Mann von ſeinem Alter doch nicht mehr in den Krieg gezogen ſeyn. Er lebte und lehrte zu Athen: wie wäre er unter das Heer des Königs von Macedonien gekommen? Hier iſt nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit, und der Flötenſpieler, welchen Atheas gefangen bekam, muß entweder ein ganz andrer Iſmenias geweſen ſeyn; oder dieſer Name iſt ſelbſt bey dem Plutarch verſchrieben. Ich glaube das letztere. Denn obſchon Plutarch das nehmliche Hiſtörchen noch an zwey andern Orten ſeiner Schriften wiederhohlt hat; (nehmlich einmal in der Abhandlung Ὁτι οὐδε ζην ἐστιν ἡδεως κατ' Ἐπικουρον p. m. 2010. und das anderemal in der zweyten Rede περι της Ἀλεξανδρου τυχης ἢ ἀρετης p. m. 595) und obgleich an beiden Orten, nach der Ausgabe des Henricus Stephanus, deren ich mich bediene, ſo wie in den denkwürdigen Reden, Ἰσμηνιας geleſen wird:

welcher in der zwey und neunzigſten Olympiade zu Samos umgebracht wurde. (*)

Dieſer Synchronismus leitet zu verſchiednen Schlüſſen in der Geſchichte der älteſten Kunſt.

Als in Griechenland die geſchnittenen und ungeſchnittenen Steine nur erſt ein eitler aber faſt unentbehrlicher Putz für die Finger der Flötenſpieler waren; als ein Jſmenias von Athen bis nach Cypern ſchickte, um Einen, lieber theurer als wohlfeiler, für ſich kauffen zu laſſen: waren ſie in Ländern von Afrika ſchon ſo gemein, daß der geringſte Cyrenäer keinen ſchlechtern, als für zehn Minen, zu tragen pflegte. Zu den Cyrenäern war die Kunſt ohne Zweifel von den Aegyptern gekommen; aber von der Ausbreitung der Kunſt aus dieſem ihrem Geburtslande gegen Afrika, wiſſen wir ſonſt wenig oder nichts.

Der ſechsjährige Krieg, welchen die Athenienſer, in der acht und neun und ſiebzigſten Olympiade, in Aegypten führten, machte die Griechen, dünkt mich, mit den Künſten der Aegypter bekannter, als ſie es bisher durch Vermittelung verpflanzter Familien und Völker, durch die Gemeinſchaft des Handels, und durch Reiſen einzler Perſonen werden können. Jch erinnere mich aus dem Thucydides, (**) daß, als damals die Athenienſer endlich von den Perſern wieder aus Aegypten vertrieben wurden, der Reſt von ihnen ſich durch Libyen nach Cyrene retteten, und von da in ihr Vaterland zurück kamen. Und ohne Zweifel waren es dieſe, welche von der Pracht und Verſchwendung der Cyrenäer ſo viel Aufhebens machten, daß die Komödienſchreiber noch verſchiedne Jahre nachher darauf anſpielten.

ſo iſt doch gewiß, daß nicht alle Ausgaben ſo leſen, folglich nicht alle Handſchriften ſo geleſen haben, und man in verſchiedenen Αμεινιας anſtatt Ισμηνιας findet. Paulus Leopardus (Emendat. lib. XII. cap. 2.) will zwar jenes in dieſes verwandelt wiſſen, allein aus den von mir angeführten Gründen, hätte er vielmehr grade das Gegentheil rathen ſollen. Auch Xylander ſchreibet in ſeiner lateiniſchen Ueberſetzung der Denkſprüche Ameinias anſtatt Ismenias; und Aminias iſt endlich auch nichts weniger als ein ungewöhnlicher Name.

(*) Thucyd. lib. VIII. §. 13.

(**) Libr. I. §. 110.

Aus der Anmerkung des Plinius (*), daß die Eitelkeit, ſich mit vielen glänzenden Steinen zu ſchmücken, bey den Griechen Anfangs den Flötenſpielern eigen geweſen, glaube ich eine Stelle des Ariſtophanes (**) beſſer zu verſtehen, als ſie von alten und neuen Auslegern verſtanden worden. Wenn nehmlich Sokrates den Strepſiades bereden will, daß die Wolken wirkliche Gottheiten wären, ſo macht er ihm eine Menge Perſonen nambaft, die alle durch ſie lebten; Sophiſten, Wahrſager, Aerzte, Σφραγιδονυχαργοκομήτας u. ſ. w. Dieſes Wort bedeutet, nach ſeiner Zuſammenſetzung, Leute, welche ihre Finger bis an die weiſſen Nägel mit Steinringen beſtecken: und man hat nichts als ἀργοὺς, Weichlinge darunter verſtanden; wie es denn auch die Dacier blos durch Efféminés überſetzte. Doch, wenn man erwägt, daß es unter Namen von Leuten ſteht, welche irgend eine windigte, betriegeriſche, eitle Kunſt treiben, und ſich erinnert was Plinius, in Rückſicht auf die damaligen Sitten, tibicinum gloria tumere nennt: ſo iſt wohl kein Zweifel, daß Ariſtophanes mit dieſer komiſchen Benennung die Flötenſpieler anſtechen wollen.

Auch davon, daß erſt in den Zeiten des Peloponneſiſchen Krieges, ſich die Griechen der geſchnittenen Steine zu Siegeln zu bedienen angefangen, glaube ich in dem Ariſtophanes die Spur gefunden zu haben. Denn unter andern Dingen, welche er die Weiber in ſeinen Theſmophoriazuſen (***) dem Euripides zur Laſt legen läßt, iſt auch dieſes, daß er die Männer gelehrt habe:

— Θριπήδεστ' ἔχειν σφραγίδια
Ἐξαψαμένους. —

Vordem hätten die Männer ſich nur ganzer ſchlechter Schlüſſel und Ringe bedient, wenn ſie etwas verwahren wollen; die

---

(*) Hic (Iſmenias) videtur inſtituiſſe, ut omnes muſicæ artis hac quoque oſtentatione cenſerentur. — Sorte quadam his exemplis initio voluminis oblatis adverſus iſtos, qui ſibi hanc oſtentationem arrogant, ut palam ſit eos tibicinum gloria tumere l. c.

(**) Nub. v. 331.

(***) v. 435. 36.

Weiber hätten ſich, für ein ſehr weniges, dergleichen können nachmachen laſſen;

> Πρωτον μεν οὐν ἠν αλλ᾽ ὑποιξαι την θυραν,
> Ποιησαμεναισι δακτυλιον τριωβολου —

aber der verwünſchte Euripides ſey es, der ihnen die Laconiſchen Schlüſſel mit drey Zacken, und die σφραγιδια θριπηδεστα bekannt gemacht habe. Wirkliches von Würmern gefreſſenes Holz, dergleichen man ſich in den allererſten Zeiten zu Siegeln ſoll bedient haben, kann eben darum hier nicht zu verſtehen ſeyn. Es müſſen alſo entweder Steine verſtanden werden, die nach Art eines ſolchen Holzes geſchnitten waren; oder das θριπηδεστα iſt blos figürlich von der ſo beſondern Kleinheit der in dem Steine enthaltenen Figuren zu nehmen, daß ſie eher von Würmern hinein genagt, als von Menſchen hinein gearbeitet ſcheinen ſollten. In beiden Fällen erhellet ſo viel, daß der Gebrauch mit geſchnittenen Steinen zu ſiegeln, unter den Griechen damals noch ſehr neu geweſen, weil ihn ſonſt die Weiber unmöglich zu einer Erfindung des Euripides hätten machen können.

Vier und zwanzigſter Brief.

Wir haben, über die Nachſuchung, zu welcher Zeit die Kunſt in Stein zu ſchneiden bey den Griechen in Schwung gekommen, den Hrn. Kloß ganz aus dem Geſichte verloren. — Ich wollte Sie von ſeiner Kenntniß der Edelſteine, als Edelſteine unterhalten.

Wenn Hr. Kloß aus dem Mariette anführt, daß ſich ſo gar ſchöne Smaragde und Rubinen fänden, auf welchen alte Steinſchneider ihre Kunſt gezeiget, ſo ſetzt er, wie Sie geſehen, hinzu: „aber dieſes ſcheinet mir ſelten geſchehen zu ſeyn, am „ſeltenſten mit dem Rubin, wegen ſeiner Härte und groſ„ſem Werthe.“

Die erſte Hälfte dieſes Zuſatzes verſteht ſich von ſelbſt; zwar bey Hr. Kloßen ſollte ſie ſich nicht von ſelbſt verſtehen, der kurz zuvor die Neigung der Alten zu geſchnittenen Steinen ſo ſehr übertrieben, und ſo ſehr wider den vermeinten neuern Geſchmack an bloſſen Steinen geprediget hatte, „die ungeheure „Summen koſten, ohne daß die Erfindung oder Arbeit des

„Steinſchneiders ſich auf eine Art daran gezeigt hätte, die uns „unterrichten oder ergötzen könnte.“ Denn bey einem ſolchen Eifer für das Schöne der Kunſt, als er den Alten beylegt, hätte dem Liebhaber kein Stein zu koſtbar, und dem Künſtler keiner zu hart ſeyn müſſen. Doch in dieſe Inconſequenz mußte Hr. Klotz fallen: alſo nichts weiter davon!

Nur hätte er ſich die Ungereimtheit der andern Hälfte ſeines Zuſatzes erſparen können: „am ſeltenſten mit dem Rubin, „wegen ſeiner Härte und groſſem Werthe.“ Denn das heißt, die Zeiten gewaltig verwechſeln; das heißt ſich einbilden, daß eben der Rang, daß eben die Schätzung, die wir izt den Edelſteinen geben, ihnen auch von den Alten gegeben worden; das heißt, ſchlechterdings nicht wiſſen, was jeder wiſſen kann, der ſeinen Plinius fleißiger geleſen, als Hr. Klotz.

Wenn nehmlich gleich itziger Zeit der Rubin die nächſte Stelle nach dem Diamante behauptet: ſo hat er ſie doch nicht immer behauptet, ſondern das Alterthum ertheilte ſie dem Smaragde. Tertia auctoritas, ſagt Plinius, nachdem er die erſte Würde dem Diamante, und die zweyte der Perle, nach dem einſtimmigen Urtheile ſeines und aller vorigen Zeitalter, zuerkannt hatte, tertia auctoritas ſmaragdis perhibetur pluribus de cauſis. (*) Folglich hätte es Hr. Klotz gerade umkehren und ſagen müſſen, daß, wenn die Alten nur ſelten in Rubin und Smaragd geſchnitten, ſie es am aller ſeltenſten in den letztern, und nicht in den erſtern, dürften gethan haben; denn nicht den Rubin, ſondern den Smaragd ſetzten ſie, unter andern Urſachen, auch wegen ſeiner Härte, gleich nach dem Diamante. Von derjenigen Gattung des Smaragds, welcher aus Scythien und Aegypten kam, ſagt Plinius ausdrücklich: quorum duritia tanta eſt, ut nequeant vulnerari. Die Rubine hingegen, ſcheinen ihm nur wenig bekannt geweſen zu ſeyn, und weder die Griechen wiſſen von ihrem Ανθραξ, noch die Römer von ihrem Carbunculus etwas zu ſagen, was dem Smaragde im geringſten den Vorzug ſtreitig machen könnte.

Hierzu kömmt noch dieſes: der Smaragd war bey den Alten nicht allein in höherm Werthe, als der Rubin, ſondern es

---

(*) XXXVII. ſect. 16.

war auch ſogar verbothen, ihn zu ſchneiden; wegen ſeiner wohlthätigen Wirkung auf das Auge. Auch dieſes lehrt uns Plinius: quapropter decreto hominum iis parcitur, ſcalpi vetitis.(*)

Ich weiß zwar wohl, was Goguet (**) gegen dieſes Vorgeben erinnert: „Man begreift nicht, ſagt er, worauf ſich Plinius „gegründet, wenn er anmerkt, daß es überhaupt nicht erlaubt „geweſen, in Smaragd zu ſchneiden. Die alte Geſchichte belehrt uns von dem Gegentheile. Der Ring, welchen Polykrates ins Meer warf, und der in dem Bauche eines Fiſches „wiedergefunden ward, war ein Smaragd, den Theodorus, ein „berühmter Künſtler des Alterthums, geſchnitten hatte. Desgleichen meldet Theophraſt, daß viele Leute die Gewohnheit gehabt, „Siegel von Smaragd zu führen, um ſich durch ihren Anblick „das Geſicht zu ſtärken. Ja, Plinius ſelbſt hatte verſchiedene „Beyſpiele von dergleichen geſchnittenen Steinen vor ſich.“

Doch, dieſen Einwürfen iſt zu begegnen. Vors erſte glaube ich nicht, daß Plinius ſagen wollen, es ſey ein poſitives, wirklich niedergeſchriebnes und unter einer gewiſſen feſt geſetzten Strafe, promulgirtes Verboth, in Smaragd zu ſchneiden, vorhanden geweſen. Dergleichen läßt ſich kaum denken: und wo wäre es geweſen? Es hätte doch nur in einzeln Ländern von Kraft ſeyn können, und in allen übrigen würden ſich Künſtler und Liebhaber darüber weggeſetzt haben. Die Worte des Plinius (decreto hominum iis parcitur) ſcheinen weiter nichts anzudeuten, als ein allgemeines aber ſtillſchweigendes Uebereinkommen der Menſchen, durch welches ſich die Sache ſelbſt verboth. Denn, da man den Smaragd nur ſeines lieblichen Anblicks wegen ſuchte, ſeiner Farbe wegen, welche das Auge ſo angenehm füllet, ohne es zu ſättigen: ſo konnte es unmöglich eine Empfehlung für ihn ſeyn, ſein Convolut durch die Kunſt zu verringern. Jedermann liebte ihn wegen ſeiner Beſtandtheile, und alles was dieſe verminderte, mußte nothwendig auch ſeinen Werth vermindern. Wer hätte alſo Luſt haben können, ihn zu ſchneiden, da er ungeſchnitten mehr gelten, mehr Käuffer finden konnte, als noch ſo künſtlich geſchnitten?

(*) l. c.

(**) De l'Origine des Loix, des Arts &c. Tom. I. Part. II. p. 238

Sollte indeß, was auf dieſe Weiſe unterblieb, wohl ohne alle Ausnahme unterblieben ſeyn? Wer kann ſich das vorſtellen? Vielmehr haben deren aus eben der Urſache, welche das allgemeine Geſetz veranlaßte, von dem ſie die Ausnahmen ſind, entſpringen können und müſſen. Die Urſache, warum man den Smaragd nicht ſchnitt, war, wie es Solinus ausdrückt: ne offenſum decus imaginum lacunis corrumperetur. Wenn nun aber dem Künſtler ein Smaragd in die Hände fiel, der irgend einen kleinen Fehler der Farbe oder des Körpers hatte, von welchem er ſahe, daß er eben durch dergleichen imaginum lacunas heraus zu bringen ſey: wird er ihn nicht eben darum geſchnitten haben, warum er ihn ohne dieſen Fehler nicht hätte ſchneiden müſſen?

Und dieſes wäre die Antwort überhaupt auf alle die einzeln Beyſpiele von geſchnittenen Smaragden, die man dem Plinius entgegen ſetzen könnte. Von denen aber, die Goguet anführet, läßt ſich bey jedem noch etwas ins beſondere anmerken. Daß der Stein des Polykrates ein Smaragd geweſen, iſt ſo ausgemacht nicht. Herodotus zwar ſagt es; aber Plinius giebt ihn für einen Sardonyx aus. Wäre es aber auch wirklich ein Smaragd geweſen, ſo habe ich ſchon gezeigt, wie wenig es erwieſen, daß es ein geſchnittener geweſen.

„Das Zeugniß des Theophraſt (*) beweiſet vollends nichts. Denn Theophraſt, wenn er anmerkt, daß der Smaragd für die Augen gut ſey, ſagt blos: διο και τα σφραγιδια φορουσιν ἐξ αὐτης, ὡςε βλεπειν; welches weiter nichts bedeutet, als daß man ihn daher gern in Ringen geführt.

Was endlich die geſchnittenen Smaragde anbelangt, die bey dem Plinius ſelbſt vorkommen ſollen, ſo erinnere ich mich nur des einzigen, bereits gedachten, den Iſmenias in Cypern kaufen ließ. Dieſer beweiſe, ſagt Plinius, daß damals ſcalpi etiam ſmaragdos ſolitos. „Man ſchnitt damals auch ſogar Smaragde.“ Das etiam iſt deutlich mit Beziehung auf das ſtreitige Verboth geſagt. Freylich wird man, zu Anfange der Kunſt die erſten die beſten Steine geſchnitten haben, die unter die Hände kamen.

(*) Seite 62. der Engliſchgriechiſchen Ausgabe von Hill.

Das Verboth, oder die ſtillſchweigende Uebereinſtimmung der Menſchen, die Smaragde nicht zu ſchneiden, kann nicht mit der Kunſt zugleich entſtanden ſeyn. Dabey mußten Erfahrungen voraus geſetzt werden, wie wenig der Schnitt dem Smaragde zuträglich ſey: und ſo nach widerſpricht ſich Plinius auch hier ſo wenig, daß er ſich vielmehr beſtätiget.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Was ich aber zu ſo vielen geſchnittenen Smaragden ſage, die ſich in den Cabinetten finden?

Daß es keine wahren Smaragde ſind; daß es Steine von einer geringern Gattung ſind, welche dem alten Smaragde mehr oder weniger beykommen.

Die meiſten dürften vielleicht das ſeyn, was die Italiener Plasma di Smeraldo nennen. Plasma di Smeraldo, ſagt Hr. Winkelmann, (*) iſt die Mutter oder die äuſſere Rinde des Smaragds. Ich will ihm das hier nicht ſtreitig machen: aber erlauben Sie mir eine etymologiſche Anmerkung über das Wort Plasma. Man würde ſich ſehr irren, wenn man es für das Griechiſche πλασμα halten wollte. Es iſt weiter nichts, als das ſanfter ausgeſprochne Prasma; denn Zanetti, (**) und andere, ſchreiben allezeit Prasma, anſtatt Plasma di Smeraldo; und Hr. Lippert macht daher ohne Grund Plasma und Prasma zu zwey verſchiedenen Steinen. (***) Er iſt auch ganz falſch berichtet, daß die Italiener unter Plasma einen gräulich geſprengten Hornſtein verſtünden. Weder einen Hornſtein, noch weniger einen gräulich geſprengten! Vielleicht zwar, daß das letztere blos bey Hr. Lipperten verdruckt iſt, und es anſtatt gräulich, grünlich heiſſen ſoll. Was er Plasma heißt, muß eben der Stein ſeyn, den er anderwärts Prasma nennt; und an einem drittey Orte, Pras (†). Denn kurz, Plasma und Prasma und Pras iſt alles eins.

Aber wie das? Alle drey ſind nichts als der Praſius,

(*) Anmerk. zu der Geſch. der K. S. 18.

(**) Dactyl. Zanett. p. 17.

(***) Dactyl. Erſtes Tauſend Nr. 178. und zweytes Tauſend Nr. 391.

(†) Ebend. ſ. Erſtes Tauſend, Nr. 270.

oder die gemma praſina der Alten. In Praſina war der Punkt verwiſcht, in ward für m geleſen, und ſo entſtand das Prasma, oder Plasma, welches wir Deutſche itzt in Pras verkürzen, nachdem das alte Präſem(*) aus dem Gebrauche gekommen.

Die Griechen und Römer ſcheinen, unter Praſius oder Praſites, alle Steine von einer unreinen grünen Farbe begriffen zu haben; indem das Wort ſelbſt weiter nichts als eine ſolche Farbe andeutet. Da es aber unter dieſen nothwendig einige geben mußte, welche dem ſchönen Grüne des Smaragds näher kamen: ſo machten die neuern Steinkenner für ſie den zuſammengeſetzten Namen, Prasma di Smeraldo, Smaragdpräſem, welches im lateiniſchen Smaragdopraſius heiſſen muß, und keinesweges vom Gori(**) durch Praſma Smaragdinea hätte überſetzt werden ſollen. Denn das heißt Verſtümmlungen der Unwiſſenheit autoriſiren, und die Benennungen unnöthiger Weiſe häuffen.

Die Alten kannten ſo vielerley Arten von Pras, oder gemmis viridantibus, welche alle ihre beſondere Namen hatten! Der alte geſchnittene Stein, den man Smaragd nennt, wird alſo ſicherlich eher von der einen oder der andern, als ein wahrer Smaragd ſeyn. Denn da es Plinius ausdrücklich ſagt, daß dieſer nicht geſchnitten worden, ſo kann man es glauben, und muß es glauben. Wie hätte ſich Plinius ſo etwas können in den Kopf ſetzen laſſen, wenn es nicht wahr geweſen wäre? Er ſollte uns eine falſche Nachricht hinterlaſſen haben, deren Widerlegung ihm alle Tage hätte vor Augen kommen können?

Ich finde noch einen Umſtand bey ihm, der dieſes Vorgeben beſtätiget. Dieſen nehmlich, daß die Smaragde meiſtens hohl geſchliffen wurden; (***) iidem plerumque & concavi, ut viſum colligant: eine Form, welche ſie zum Schneiden ganz ungeſchickt machte. — Doch von dieſer concaven oder convexen Form der alten Gemmen, einmal in einem beſondern Briefe; wo es ſich zeigen wird, daß die Meinung des Salmaſius, (†) welcher das

---

(*) Boetius de Boot ex recenſ. Adriani Toll. p. 203.

(**) Dactyl. Zanett. l. c.

(***) Lib. XXXVII. ſect. 16.

(†) Ad Solinum p. 196.

Verboth die Smaragde zu ſchneiden, nur auf die concav geſchliffenen einſchränken will, nicht Statt haben kann.

Sechs und zwanzigſter Brief.

„Selten, ſetzt Hr. Kloß hinzu, ſind auch ihre Werke in „Sapphir.“

Was für einen Sapphir meinet er? Den Sapphir der Alten, oder unſern? Denn er wird wiſſen, daß dieſes zwey ganz verſchiedne Steine ſind. Von jenem wäre es kein Wunder, denn Plinius nennt ihn ausdrücklich inutilem ſcalpturæ, intervenientibus cryſtallinis centris. (*) Ueber dieſen aber wird noch geſtritten, ob er den Alten überhaupt bekannt geweſen. Und kannten ſie ihn ja, ſo kannten ſie ihn doch nur als eine Art des Amethyſts oder Berylls. Er hatte den Werth nicht, den er bey uns hat; und wenn ſie ihn ſchnitten, ſo geſchah es mehr von ungefehr, als in der Meinung einen koſtbarern Stein zu ſchneiden.

„Am häuffigſten, fährt Hr. Kloß fort, brauchten ſie zu hohl „gegrabnen Werken den Carneol oder Agat, von einer Farbe, „ſo wie ſie ſich bey erhobnen Werken der verſchiednen Agato„nyche und Sardonyche bedienten.“

Hier möchte ich erſt eine orthographiſche Kleinigkeit fragen? Warum ſchreibt Hr. Kloß beſtändig Agat? Der Stein und der Fluß, von welchem der Stein den Namen hat, haben im Griechiſchen ein χ; und nur die Franzoſen müſſen, wegen ihrer ſchiſchenden Ausſprache des ch, dieſes χ in ein g verwandeln. Aber warum wir? Daß es Hr. Kloß thut, iſt alſo ein Beweis, mit welcher Oſcitanz er ſeinen franzöſiſchen Währmännern nachſchreibt. Aus eben dieſer Oſcitanz ſchreibt er Berill und Amethiſt, anſtatt daß er Beryll und Amethyſt ſchreiben ſollte.

Sodann möchte ich wiſſen, ob ſich Hr. Kloß in dieſer Stelle mehr als Antiquar oder als Naturkundiger, mehr in der Sprache der alten oder der neuern Steinkenner habe ausdrücken wollen? Denn gewiß iſt es, daß er ſich nur nach einer und eben derſelben hätte ausdrücken, und nicht in der nehmlichen Periode bald dieſe bald jene führen müſſen.

(*) Lib. XXXVII. ſect. 39.

Hat er mit den alten Steinkennern ſprechen wollen: ſo hätte er ſich des Wortes Carneol enthalten, und nicht von einfärbigen Achaten ſprechen müſſen. Die Achate der Alten waren lauter vielfärbige Steine.

Πολλα μεν οὖν ῥεα γ' ἐςιν ἀχατου χρωματ' ἰδεσθαι.(*) Nur nach der unter dieſen verſchiednen Farben am meiſten hervorſtechenden, zum Grunde liegenden, herrſchenden Farbe, bekam er verſchiedne Namen, und hieß bald Cerachates, bald Hämachates, bald Leukachates u. ſ. w. Ich weiß wohl, daß Plinius eines Achats gedenkt,(**) quæ unius coloris ſit, und der, von Ringern getragen, ſie unüberwindlich mache. Aber Salmaſius hat ſehr richtig angemerkt,(***) daß man anſtatt unius coloris, minii coloris leſen müſſe; nicht zwar aus dem Grunde, daß die Alten von keinem einfärbigen Achate gewußt: aber dieſer Grund iſt darum doch nichts minder wahr. Was bey den Alten Achat heiſſen ſollte, mußte Streiſe oder Punkte von anderer Farbe haben, als die übrige Maße des Steines war; und alle einfärbige Steine, die ihrer übrigen Eigenſchaften wegen zu den Achaten gehört hätten, hatten ihre eigene Nomen.

Nur die neuern Steinkenner und Naturkundiger, die ihre Claſſen mehr nach den Beſtandtheilen zu ordnen geſucht, ſind es, welche den Namen Achat zu einem Geſchlechtsnamen gemacht haben, unter welchem ſie alle durchſichtigere Hornſteine begreiffen, ſie mögen eine oder mehrere Farben zeigen. Hat Hr. Klotz aber ſich mit dieſen ausdrücken wollen: ſo hätte er bedenken müſſen, daß ſo nach der Carneol ſelbſt mit zu den Achaten gehöret. Er hätte nicht ſagen müſſen, daß die Alten zu hohlgegrabnen Werken am häuſſigſten den „Carneol und Achat von einer Farbe“ gebraucht: denn wer wird erſt eine einzelne Art nennen, und dann das Geſchlecht? Sondern er hätte ſagen müſſen, daß ſie gemeiniglich Achate von einer Farbe, und unter dieſen am häuſſigſten den Carneol dazu gebraucht haben, in ſo fern man unter Carneol, welche Benennung den Alten unbekannt war, den Sarder mit verſtehen darf.

(*) Orpheus de Lapidibus. v. 103.

(**) Lib. c. ſect. 51.

(***) Ad Solinum p. 135.

Mit einem Worte: die Steinkenntniß des Hrn. Klotz, iſt eine ſehr ungelehrte Kenntniß. Sie iſt lediglich aus den Namenverzeichniſſen der verſchiednen Daktyliotheken, und beſonders der Lippertſchen, zuſammengeſtoppelt. Was wird uns aber in dieſen Verzeichniſſen nicht oft aufgeheftet! Was für Monſtra von Namen, kommen nicht da zum Vorſchein!

Ein ſolches Monſtrum iſt der Achatonyx, deſſen ſich, nach Hr. Klotzen, die Alten zu erhobnen Werken verſchiedentlich ſollen bedient haben. Auch Hr. Lippert braucht dieſen Namen ſehr häufig. Aber er iſt bey den Alten ganz unerhört, und ſelbſt die ſpätern Schriftſteller Marbedus, Albertus Magnus, Camillus Leonardus, Baccius, Conrad Geſner, und wie ſie alle heiſſen, kennen ihn nicht, ſo daß er aus einer ganz neuen Hecke ſeyn muß. Aber was ſollen wir uns dabey denken? Es läßt ſich ſchlechterdings nichts dabey denken. Der Onyx gehört unter die Achate; und wie läßt ſich eine Zwittergattung aus dem Geſchlechte und der Art zuſammen ſetzen? Blos die reguläre Lage der farbigen Streiffe, macht den Achat zum Onyx; und ich verſtehe nicht, wie dieſe Streiffe zugleich regulär und auch nicht regulär ſeyn können. Ganz anders iſt es mit dem Sardonyx: hier iſt Art und Art zuſammengeſetzt, und man hat für gut befunden, denjenigen Onyx, deſſen Streiffe von der Farbe des Sarders ſind, durch dieſen Zwitternamen auszuzeichnen.

O, des glücklichen Gelehrten, der ſo zahm und fromm alles auf Treu und Glauben nachſchreibt, und ſich alle pedantiſche Diſcuſſionen erſpart! Was ſchadet es ihm, wenn man auch manchmal über ihn lächeln muß? — Weil Hr. Lippert den Abdruck eines Kopfes beybringt, der in einen Diamant geſchnitten ſeyn ſoll:(*) „ſo haben wir, nach dem Hrn. Klotz, nun „nicht mehr nöthig, uns auf bloſſe Muthmaſſungen zu verlaſſen, daß die Alten in Diamant gegraben haben.“(**) Durch dieſen einzigen Diamant iſt Goguet, und wer es mit Goguet hält, auf einmal zum Stillſchweigen gebracht. Er befindet ſich in der Sammlung des Mylord Bedfort, dieſer Diamant! Was

---

(*) Zweytes Tauſend. Nr. 387.

(**) S. 42.

für eine Koſtbarkeit und Seltenheit kann man nicht einem Mylord zutrauen! — Es wäre ſehr natürlich, aus dem Lächeln darüber ins Lachen zu fallen. —

Doch, ich will lieber ganz ernſthaft den Hrn. Lippért und den Hrn. Klotz bitten, mich zu belehren, woher ſie es ſo gewiß wiſſen, daß dieſer Stein des Mylord Bedfort ein wahrer Diamant iſt? Welche Verſuche ſind damit angeſtellt worden? Wie, wenn es ein gebrannter Amethyſt, oder Sapphir, oder Smaragd wäre, deren orientaliſche Gattungen, wenn ſie durch das Feuer ihrer Farben beraubt worden, ſo viel von dem wahren Glanze und Waſſer des Diamants haben, daß der erfahrenſte Juwelier damit betrogen werden kann? (*) Hätte kein Antiquar dieſen Betrug verſuchen können? Wäre es aber auch ein wahrer Diamant, könnte die Arbeit darauf nicht das Werk eines neuen Künſtlers ſeyn? Wer kann dafür ſtehen, daß ſie es nicht iſt?

Hier müſſen Beweiſe aus Büchern mehr gelten, als der Augenſchein. Wenn die Bücher der Alten keiner geſchnittenen Diamante erwähnen; wenn hundert Umſtände hingegen in ihnen vorkommen, die es ſchwer zu begreiffen machen, daß ſie deren gehabt, die es ſogar zweifelhaft machen, ob ſie auch nur geſchliſſene Diamante gehabt: ſo wäre es eine groſſe Einfalt, jemanden in der Welt, er ſey wer er wolle, auf ſein bloſſes Wort zu glauben, daß ſich da oder dòrt ein ſolcher alter Diamant wirklich befinde.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Aber Hr. Klotz hat ſich eine zu gute Entſchuldigung aufgeſpart, warum er ſo kahle und verwirrte Kenntniſſe von Edelſteinen zeigt, als daß ich mich länger bey dieſer Materie verweilen darf.

Er ſagt nehmlich, (**) „daß in Anſehung der Benennungen, welche die alten Schriftſteller den Edelſteinen beygelegt haben, eine groſſe Dunkelheit herrſche. Die Neuern hätten zwar die alten Namen beybehalten; allein ſie hätten ganz andere Steine damit beſchenkt, als die Alten.“

(*) S. Hills Anmerkungen über den Theophraſt, S. 83.
(**) S. 44.

Das iſt nun zwar ſehr ſelten geſchehen, und es iſt in dieſem Theile der natürlichen Geſchichte weit mehr Ungewißheit und Verwirrung daher entſtanden, daß man anſtatt der alten Namen ganz neue eingeführt, (wie z. E. die Namen des Rubins mit ſeinen Abänderungen, Ballas, Rubinell, Spinell;) als daher, daß man die alten Benennungen auf Steine, denen ſie ehedem nicht zugekommen, übergetragen. Doch bey dem allen, es mag ſo ſeyn: wir wollen von Hr. Klotzen nicht verlangen, daß er mehr wiſſen ſoll, als er verſichert, daß man wiſſen kann.

Und ſo giengen wir weiter, und kämen auf die mechaniſche Ausübung der Kunſt, von der er nur wenig ſagen zu können ſagt." Aber er ſagt gar nichts davon: und das iſt freylich ſehr wenig; vielleicht auch ein wenig zu wenig, um in dem Folgenden allen ſeinen Leſern verſtändlich zu ſeyn.

Hr. Klotz ſchreibt: (*) „die neue Entdeckung von dem Steinſchneiden der Alten darf hier nicht wohl übergangen werden, „welche Chriſt glaubte gemacht zu haben. Er überredete ſich, „daß die Alten mit Diamant allein geſchnitten hätten, ohne „ſich des Rades dabey zu bedienen." —

Alles was Hr. Klotz wider dieſe Meinung ſagt, hat er Hr. Lipperten abgeborgt; nur daß dieſer gerechter gegen Chriſten iſt. Hr. Lippert ſchreibt blos, Chriſt, (den er, wie ich ſehe, gar nicht einmal nennt) (**) habe geglaubt, „daß man vor Alters „auch mit dem Diamant allein geſchnitten habe. „Auch! das wäre noch eher recht. Aber Hr. Klotz läßt dieſes Auch aus, und ſtellt uns folglich Chriſten als den Mann vor, der es überhaupt nicht Wort haben wollen, daß die alten Steinſchneider das Rad gekannt und gebraucht hätten. Davon war Chriſt weit entfernt.

Chriſt behauptete blos, daß ſich die alten Steinſchneider des Rades ſeltner bedienet, als die neuern; (***) daß ſie mehr mit der

---

(*) S. 45.

(**) Vorrede zur Dactyl. S. XXX.

(***) Ego vero non dubito, quin Graeci praeſertim artifices rarius hac machina, cujus certe ingenium compendiumque omne cognitum perſpectumque habebant, in gemmis annularibus ſcalpendis uſi fuerint. v. Comment. Lipſ. Litterarii T. I. ſect. 3. p. 336.

Diamantſpitze gearbeitet, als die neuern; (*) und daß beſonders die ſehr kleinen Steine nicht wohl mit jenem, ſondern lediglich mit dieſer von ihnen gefertiget werden können. (**) Dabey leugnete er keinesweges, daß man nicht Steine die Menge finde, auf welchen ſich eben ſo wohl die Spuren des Rades, als der Diamantſpitze zeigen. (***) Vielmehr geſtand er ſelbſt, daß auf einigen ältern, und beſonders aegyptiſchen Steinen, ihm das Rad alles gethan zu haben ſcheine, und ſich durchaus keine Spur der Diamantſpitze äuſſere. (†)

Das war Chriſts Meinung: und dieſe Meinung nennt Hr. Kloz gerade zu eine lächerliche Meinung! Es iſt ihm nicht möglich, ihr einen gelindern Namen zu geben!

„Wer dieſes glaubt, fährt er fort, muß niemals in Stein „haben ſchneiden ſehen, muß auch die Natur und Geſtalte der „Diamante gar nicht kennen. Wie ſtellt er ſich wohl vor, daß „der Diamant gefaßt werden könne, um die kleinen Tiefen aus„zugraben? oder wie glaubt er, daß man die kleinen Diamant„körner mit einer ſo groſſen Spitze, als hierzu erfodert wird, „verſehen können? Was muß er für Begriffe von der Gröſſe „und Koſtbarkeit der Diamante haben, wenn er ſich einbildet, „daß man groſſe Diamante ſo ſpitzig zuſchleifen könne, als dieſe „Arbeit erfodert? Kurz, die ganze Sache iſt unmöglich, und „wenn Chriſt oder andere ſich in den Werkſtätten umgeſehen „hätten, ſo würden ſie niemals dieſe Meinung behauptet haben.“

Im Vorbeygehen: Chriſt hatte ſich ſicherlich in den Werk-

(*) Sed, quamvis majore difficilioreque negotio, quod opus tamen acutius ſubtiliusque præſtaret, adhibuiſſe eos puto cruſtas adamantis in acutiſſimum faſtigiatas mucronem &c. Ibid.

(**) Nam primum in minimis quibusdam gemmulis potior ſoli mucroni adamantis & cruſtis acutiſſimis locus fuerat, non fere orbiculo terebræ ac rotarum. Ibid. p. 396.

(***) — tanquam ſi in omni annulo ſculpendo opus utrumque, terebræ ac mucronis adamantini adhibitum fuiſſet. In quibusdam ſic veteres egiſſe, quomodo contendunt illi, dubimus; & conſpectus exemplorum in dactyliothecis multorum, tanquam in re præſenti, iſtud fere probat. Ibid.

(†) Deinde veteres aliquæ gemmæ, præſertim Aegyptiæ, arroſæ tantum harenis mihi quidem videntur, nullo mucronis adhibiti veſtigio. Ibid.

ſtätten mehr umgeſehen, als Hr. Klotz. Ich habe Chriſten gekannt, und Chriſten gehört, und ihn über dieſe Sachen ſelbſt gehört.

Ich habe ſchon geſagt, alle die Einwürfe, die Hr. Klotz gegen Chriſts Meinung macht, ſind Lipperts Einwürfe. Aber Hr. Klotz drückt ſie nach ſeiner Art aus: das iſt, er miſcht ein wenig Nonſens mit unter. — Er fragt z. E. „wie glaubte Chriſt, „daß man die kleinen Diamantkörner mit einer ſo groſſen Spitze, „als hierzu erfodert wird, verſehen könne?“ Freylich müßte Chriſt ein ſehr lächerlicher Mann geweſen ſeyn, wenn er geglaubt hätte, daß man kleine Diamantkörner mit groſſen Spitzen verſehen könne. Lippert hat ſo ſeltſam nicht gefragt.

Gleichwohl bin ich um Hr. Lipperten beſorgt, daß ihn ſein Eifer zu weit geführt, wenn er ausruft: „lauter Unſinn, der „aus einer verderbten Einbildungskraft, und aus grober Unwiſſenheit von den Möglichkeiten und den Vortheilen, die zu „dieſer Kunſt gehören, entſtanden iſt!“ Denn dieſen Unſinn dichtet ſich Hr. Lippert, zum größten Theil, ſelbſt. Chriſt verſtand unter dem mucrone adamantino eben ſo wenig Diamantkörner, als größere ſpitzig zugeſchliffene Diamante: ſondern ſpitze Splitter von zerſchlagnen Diamanten. Die Möglichkeit ſolcher Splitter giebt Hr. Lippert ſelbſt zu: und er iſt nur verlegen, wie ſie gehörig zu faſſen. —

Doch man wird ſagen: iſt einem Künſtler nicht in ſeiner Kunſt zu glauben? Thut Hr. Klotz alſo nicht beſſer, daß er Hr. Lipperten folgt, als ich, der ich mich lieber an Chriſten halten will?

Nein; es iſt nicht Chriſt, an den ich mich halte; auch bey mir gilt der Künſtler in ſeiner Kunſt alles. Aber Ein Künſtler, macht nicht alle aus: und wenn die Künſtler ſelbſt uneinig ſind, muß es dem Gelehrten frey ſtehen, ſich auf die Seite des einen oder des andern zu ſtellen, ohne zu fürchten, daß man ihn für unwiſſend, oder gar unſinnig ſchelten werde.

Kurz; Natter iſt es, der mich kühn genug macht, an den Ausſprüchen des Hrn. Lippert zu zweifeln.

Natter zeigte, an einer dazu ausgeſuchten Folge alter Steine, die offenbaren Spuren des Rades, um zu beweiſen, daß auch die alten Künſtler das Rad gebraucht hätten, und folglich bey ihrer Arbeit überhaupt ungefehr eben ſo verfahren wären, als unſere Künſtler. Für Chriſten durfte er eigentlich dieſes nicht beweiſen: denn Chriſt, wie ich ſchon geſagt, hatte den Alten den Gebrauch des Rades nichts weniger als abgeſprochen. Er mag es aber bewieſen haben, für wen er will; wir ſind ihm Dank ſchuldig, daß er es bewieſen, weil er uns dadurch vor mancherley chimäriſchen Begriffen verwahret hat, die wir uns ſonſt von dem Verfahren der alten Artiſten machen könnten.

Aber, dieſes den Alten vindicirten Rades ohngeachtet, wo hat Natter jemals den Gebrauch der Diamantſpitze ſo weit herabgeſezt, als ihn Hr. Kloz herabſezt? „Allerdings, ſagt Hr. „Kloz, braucht man die Diamantſpitze, aber alsdenn erſt, wenn „durch das Rad das Gehörige verrichtet iſt. Nehmlich; man „kann mit dieſer eingefaßten Diamantſpitze, wovon das Werkzeug beym Mariette abgebildet iſt, die vom Rade noch übrig „gebliebnen groben und nicht zart genug verarbeiteten Partien „ſanfter und verlauffend machen.“

Wer hat dem Hrn. Kloz das geſagt? In wie vielen Werkſtätten hat er es geſehn, daß man die Diamantſpitze nur dazu brauche? — Ich will ihm ſeine Widerlegung beym Natter, faſt auf allen Blättern, zeigen.

Urtheilet nicht Natter ausdrücklich, daß an den Hetruriſchen Steinen Contur und Muskeln mit der Diamantſpitze ausgegraben zu ſeyn ſcheinen? (*)

Schließt nicht Natter, daß verſchiednes mit dem Rade gemacht worden, weil es mit der Spitze des Diamants nicht ſo leicht und kühn zu machen geweſen? (**) — Nicht ſo leicht, nicht ſo kühn: aber doch zu machen.

Erkennet nicht Natter an den beiden Othryaden, daß, ſo wie an dem einen alles mit dem Rade geſchnitten ſey, ſo ſey

---

(*) Ces ſortes de gravures ſont ordinairement en fort bas relief; le contour, & les muſcles ſont trop creuſés & paroiſſent avoir été faits avec la pointe de Diamant. Traité de la Meth. ant. p. 10.

(**) Il paroit auſſi viſiblement que le bouclier eſt fait au Touret, avec un Outil peu taillant, car on n'aurait pu l'executer avec autant de hardieſſe, ni auſſi facilement avec la pointe de Diamant. Ibid. p. 12.

an dem andern das meiſte mit der Diamantſpitze gefertiget? (*) Sagt er nicht mit klaren Worten, daß eben in dieſem Gebrauche der Diamantſpitze die eigene Manier beſtanden, welche der Meiſter des zweyten gehabt?

Aeuſſert ſich nicht Natter von ſeinem Faune, auf einem auſſerordentlich kleinen Onyx, daß in Betrachtung der correkten Zeichnung auf einem ſo eingeſchränkten Raume, er nothwendig glauben müſſe, der Artiſt habe ſich meiſtens der Diamantſpitze dabey bedient? (**) Und was iſt das viel anders, als was Chriſt von dergleichen kleinen Steinen überhaupt ſagt? (***)

Alles das endlich zuſammengenommen: iſt es nicht unwiderſprechlich, daß Natter einen weit ausgebreitetern Gebrauch der Diamantſpitze an den alten Werken erkennet, als Hr. Klotz einräumen will? daß er eben denſelben daran erkennet, welchen Chriſt behauptet, wenn er von den alten Künſtlern ſagt, non modo extremam operi manum ſcalpellis adamantinis adhibuiſſe, ſed prorſus rudimenta ſigni excavandi ſic poſſuiſſe etiam? (†)

Ich möchte (um von der vorzüglichen Feinheit der Natterſchen Werke, die ohnſtreitig unter allen neuern Werken den beſten Griechiſchen mit am nächſten kommen, einen Grund mehr angeben zu können) ohne Bedenken hinzuſetzen, daß Natter dieſen ausgebreitetern Gebrauch der Diamantſpitze, den er an den alten Werken erkannte, ſich ohne Zweifel ſelbſt werde eigen gemacht haben, ohne ſich in vieles Reden und Aufheben darüber einzulaſſen. Denn es iſt bekannt, daß Natter mit ſeinen Inſtrumenten und Handgriffen ein wenig geheim war.

Doch, es ſey mit dieſer Vermuthung, wie es wolle: genug,

(*) Car celui-ci a réglé ſon deſſein ſur ſa maniere particuliere de graver, c'eſt-à-dire, pour la plûpart avec la pointe de Diamant. — Ibid. p. 21.

(**) Cette piece eſt eſtimable par ſa beauté, & par la correction du deſſein, dans une eſpace ſi petit que l'on a de la peine à y rien diſtinguer à l'oeil nud, quelque bon qu'il ſoit, & que l'on eſt forcé d'avoir recours au Microſcope pour pouvoir bien l'examiner. C'eſt ce qui me fait croire que l'Artiſte y a emploié le plus ſouvent la pointe de Diamant, ſurtout pour le viſage & les cheveux; car il eſt plus facile d'y reuſſir de cette façon-là qu'au Touret. Ibid. p. 36.

(***) Siehe eben S. 48. Note **

(†) l. c. p. 339.

daß Natter, nach dem, was ich von ihm angeführt, nothwendig für Chriſts Meinung ſeyn mußte, und es Chriſt alſo nicht verdient hat, daß ihm Hr. Klotz desfalls ſo verächtlich begegnet.

Müßte es Hr. Klotzen wohl einkommen, ſich gegen dieſen Mann zu meſſen? Gleichwohl ergreift er jede Gelegenheit, ihn zu mißhandeln. Ich mag noch von Chriſten leſen, was ich will: ich lerne immer etwas. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich das auch von denen ſagen könnte, die itzt ſo verächtlich auf ihn zurückſchielen. Wie viel lieber wollte ich ſeine kleine Abhandlung ſuper Gemmis gedacht und geſchrieben, als zehn ſolche Büchelchen, von dem Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittnen Steine, zuſammen geleſen haben.

Acht und zwanzigſter Brief.

Nachdem ich mich Chriſts angenommen, kann ich nicht umhin, auch für den Plinius ein Wort zu ſprechen.

Hr. Klotz weiß ſich mit den Stellen des Plinius, wo er des Steinſchneidens erwähnt, nicht anders zu helfen, als daß er behauptet, Plinius ſey von dieſer Kunſt nicht unterrichtet geweſen, er habe aus Unwiſſenheit, wie die Steinſchneider in ihrer Kunſt verfahren, ſo und ſo geſchrieben.

„Freylich, fügt Hr. Klotz hinzu, (*) wird dieſe Kühnheit „diejenigen beleidigen müſſen, welche in den alten Schriftſtellern keine Fehler finden wollen, und ehe ſie dieſe zugeben, lieber auf Unkoſten ihrer eignen Ehre die ſeltſamſten Erklärungen und Vertheidigungen unternehmen. Aber unpartheyiſche „Kunſtrichter, welche ſich überzeugt halten, daß man an jemand Fehler finden, und ſeine Einſichten und Verdienſte doch „zugleich hochſchätzen könne, werden wider dieſe Muthmaſſung „deſto weniger aufgebracht werden, je mehr ſie Bewegungsgründe, ein ſolches Urtheil zu fällen, und Entſchuldigungen „für den, welcher es ausſpricht, auch bey dem Plinius, deſſen „groſſe Gelehrſamkeit ſie übrigens mit Recht verehren, gefunden haben.“

Geſchwätz, das nur abzielen kann, nähern Unterſuchungen

(*) S. 51.

vorzubauen! Die alten Schriftſteller haben fehlen können; aber mich zu überzeugen, daß ſie wirklich gefehlt haben, dazu gehört mehr als dieſe bloſſe Möglichkeit. Beſonders, wenn der vermeinte Fehler Sachen betrift, die ihnen alle Tage vor Augen geweſen. Bey der unzählichen Menge von Steinen, bey dem Ueberfluße an Künſtlern dieſer Art, die ſich bey den Römern, zu Folge jener Menge, finden müſſen: ſollte Plinius in der Unwiſſenheit von dem eigentlichen Verfahren derſelben geblieben ſeyn?

Aber wenn es ſeine eigene Worte beweiſen? — Das ſagt Hr. Kloß, und ich leugne es. Urtheilen Sie, mein Freund —

Vor allen Dingen aber bilden Sie ſich wohl ein, daß Plinius nirgends von der Kunſt des Steinſchneidens ausdrücklich handeln wollen. Er gedenkt blos, bey Gelegenheit der Steine, bey Gelegenheit der Mittel, ſie zu bewältigen, etwas von dieſer Kunſt; und man muß dergleichen Stellen ſorgfältig alle zuſammen nehmen, ehe man entſcheidet, ob er im Ganzen einen richtigen Begriff davon gehabt oder nicht. Und doch wäre es kein Wunder, wenn man dieſes auch alsdenn noch nicht entſcheiden könnte; weil er, wie geſagt, nur gewandtsweiſe von der Sache ſpricht. Findet man indeß nur, daß er nicht augenſcheinliche Ungereimtheiten ſagt, ſo iſt es billig, daß wir das Beſte, nicht das Schlimmſte, von ihm annehmen.

Nun zu den Stellen! — Ich fange bey der an, die den meiſten Streit veranlaſſet.

Plinius redet von dem Diamante, von der auſſerordentlichen Härte deſſelben, von dem ſonderbaren Mittel über dieſe Härte dennoch zu ſiegen, und fügt hinzu: (*) cum feliciter rumpere contigit, in tam parvas frangitur cruſtas, ut cerni vix poſſint. Expetuntur a ſcalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes.

„Dieſe Stelle, ſagt Hr. Kloß, habe Chriſten auf die lächerliche Meinung gebracht, daß die alten Steinſchneider nur mit der Diamantſpitze gearbeit. Ich habe erwieſen, daß Chriſt dieſe lächerliche Meinung nicht gehabt hat. Chriſt ſchloß aus

---

(*) Libr. XXXVII. ſect. 15.

dieſer Stelle, daß die Alten mit der Diamantſpitze gearbeitet; aber keinesweges, daß ſie einzig und allein damit gearbeit.

Doch, Hr. Lippert behauptet, daß hier überhaupt von keiner Diamantſpitze die Rede ſey; ſondern von dem Diamantpulver, welches anſtatt des Smirgels an das Rad geſtrichen werden. Dieſes Rad werde vorne ein wenig ausgedrehet, damit der Smirgel oder das Diamantpulver beſſer hafte: und daher das Wort includuntur.

Ich antworte Hrn. Lipperten: wenn ſich auch ſchon das Wort includuntur ſo auslegen läßt; ſo braucht Plinius doch noch ein anderes, welches dieſer Erklärung durchaus widerſpricht. Plinius ſagt: cum feliciter rumpere contigit. Hr. Lippert merke auf das feliciter. Dieſes zeigt auf eine glückliche Spaltung des Diamants, und paſſet keinesweges auf ſeine eiſerne Büchſe, oder auf jede andere Weiſe der bloſſen Zermalmung des Diamants in Pulver. Bey dieſer iſt weder ein feliciter noch infeliciter zu denken; wohl aber bey einer ſolchen Sprengung des Diamants, die eine gewiſſe Art von Splittern gewähren ſoll.

Auch Hr. Klotz iſt über dieſes feliciter hingehuſcht. Aber er hält ſich an das includuntur; und weil er nicht zugeben kann, daß ſich dieſes Wort von dem bloſſen Beſtreichen verſtehen laſſe: was thut er? Er entſcheidet, daß Plinius von einer Sache geſprochen, die er nicht verſtanden.

Das iſt nun freylich der kürzeſte Weg, ſich aus den Schwierigkeiten, die man bey den alten Schriftſtellern findet, zu helfen. Der ehrliche Künſtler wollte den Plinius retten: der ſtolze Gelehrte verweiſet ihn in die Schule, in die Werkſtätte, da erſt zu lernen, wovon er ſchreiben wollen.

Hr. Klotz hat Recht: das includuntur, und noch weniger das feliciter erlaubet, die Stelle des Plinius vom Diamantpulver zu erklären. Aber folgt daraus, daß Plinius nicht gewußt, was er ſchreibe?

Sagt nicht Solinus das nehmliche? Und Iſidorus? Und Marbodus? Hr. Klotz wird ſagen, das ſind Ausſchreiber des Plinius. Ich gebe es zu: aber auch Ausſchreiber hätten leicht ſo etwas beſſer wiſſen können; wenn Plinius wirklich ſo unwiſſend geweſen wäre, als er ihn machen will.

Und warum ſoll es, warum kann es denn nicht bey dem Verſtande bleiben, den die Worte des Plinius nach ihrer eigentlichen Bedeutung geben? Warum ſoll denn nun, mit Gewalt, alle Erwähnung der Diamantſpitze aus dieſer Stelle verdrengt werden?

Hr. Klotz giebt ja zu, daß die Steinſchneider die Diamantſpitze brauchen, und wenn es auch wahr wäre, daß ſie ſie nur dazu brauchten, wozu er ſagt; wenn es auch wahr wäre, daß die alten Künſtler gleichfalls ſie nicht weiter gebraucht hätten: würde ſie dem ohngeachtet nicht verdienen, unter den Werkzeugen der Steinſchneider genannt zu werden?

Was will denn Plinius hier mehr, als ein ſolches Werkzeug *nennen*? Er ſpricht ja nicht von der Kunſt *überhaupt*; er ſagt ja nicht, daß dieſes Werkzeug das einzige ſey, welches die Kunſt brauche; er merkt ja nur an, daß gewiſſe glückliche Splitter von zerſchlagenen Diamanten von den Steinſchneidern ſehr geſucht würden, daß ſie ihnen ſehr zu Statten kämen, weil ſie allen harten Steinen damit abgewinnen könnten.

Wie geſagt; wenn die Diamantſpitze auch nur den Nutzen hätte, den ihr Hr. Klotz giebt, warum ſollte Plinius dieſen Nutzen nicht hier haben anmerken dürfen? Und hat ſie gar einen noch gröſſern, den Natter ſelbſt, wie ich gezeigt habe, eingeſteht: ſo begreife ich vollends nicht, warum man Schwierigkeit macht, ihn hier bey dem Plinius zu finden.

Neun und zwanzigſter Brief.

Ich habe geſagt, Plinius erwähne in jener Stelle der Diamantſpitze als eines einzeln Werkzeuges, nicht aber als des einzigen: denn in andern Stellen erwähnt er anderer Werkzeuge.

Wo er lehret, wie falſche Edelſteine zu erkennen, kömmt er auf die verſchiedne Härte der wahren, und ſagt: (*) tanta differentia eſt, ut aliæ ferro ſcalpi non poſſint, aliæ non niſi retuſo, verum omnes adamante. Plurimum vero in his terebrarum proficit fervor.

(*) Lib. XXXVII. ſect. 76.

Dieſe Stelle hat Hr. Klotz ſelbſt angeführet; aber wie es ſcheint blos, um den kindiſchen Fehler des Harduin aufzumutzen, welcher ſich einbildete, daß die bohrenden Inſtrumente der Steinſchneider erſt warm gemacht werden müßten. Hr. Klotz hat ſehr Recht, daß unter dem fervor der geſchwinde Umlauf des Rades zu verſtehen.

Alſo erkennt er doch hier das Rad? Alſo hat Plinius nicht behauptet, daß die alten Steinſchneider blos mit der Diamantſpitze gearbeitet?

Und gleichwohl ſoll Plinius, wie Hr. Klotz ſagt, die Sache nur halb verſtanden haben?

Warum denn nur halb? Hier halb, und dort halb: zwey Hälften machen ein Ganzes. Dort gedenkt Plinius der Diamantſpitze; hier des Rades: was will denn Hr. Klotz noch mehr?

Ich wollte wetten, daß es Hr. Klotz ſey, der die Sache nur halb verſtehe. Denn ſonſt hätte er es uns wohl mit klaren dürren Worten geſagt, worinn ſich Plinius auch hier geirret habe. „Auch hier, ſagt er, vermißt man eine genaue und „richtige Kenntniß der Steinſchneiderkunſt.“ Wie denn? warum denn? Mit der Sprache heraus, wenn man tadeln will.

Wenn ihm dieſe Stelle nicht richtig, nicht genau genug ſcheinet, ſo kann es nur daher kommen, daß er gar nicht einſieht, was Plinius ſagen will, daß er nicht einmal die Ausdrücke des Plinius begreift. Beſonders muß er gar nicht wiſſen, was Plinius unter dem ſtumpfen Eiſen, ferro retuſo, verſtehet, welches über gewiſſe Edelſteine mehr Gewalt habe, als das ſcharfe Eiſen.

Denn wenn er es wüßte: würde er den Gebrauch des Rades in ihm nicht noch weit deutlicher geſehen haben, als in dem terebrarum fervor?

Ich bilde mir ein, den ganzen Vorrath der Werkzeuge der alten Steinſchneider in dieſer Stelle des Plinius zu finden. Ich glaube ſogar eine ganze Gattung darunter zu bemerken, von welcher die neuern Steinſchneider gar nichts wiſſen.

Doch ich will mich nicht verleiten laſſen, mit dieſer Meinung eher hervor zu treten, als bis ich ſie durch Verſuche beſtättigen kann.

Sie iſt genau mit einer eigenen Betrachtung über die Torevtik der Alten verbunden, von welcher ich glaube, daß wir Neuern ſie nur zur Hälfte ausüben, und daß es, um mich ſo auszudrücken, ein gewiſſes ἀντιστροφον von ihr geben könne, und wirklich gegeben habe, durch welches Dinge möglich zu machen, deren Bewirkung Salmaſius ihr ſchlechterdings abſpricht, und nur der Torevtik zuerkennen will.

Dreyßigſter Brief.

Hr. Kloß erkannte in der vorigen Stelle des Plinius das Rad. Das Rad muß man auch in der Stelle vorausſetzen, wo Plinius von den verſchiednen Sandarten handelt, durch deren Hülfe die Marmor und Edelſteine geſäget und geſchnitten wurden. Denn was er von der Sägung des Marmors ſagt; (*) arena hoc fit, & ferro videtur fieri, ſerra in prætenui linea premente arenas, verſandoque tractu ipſo ſecante: das gilt ebenfalls von den Inſtrumenten des Rades.

Verſtehen wir uns auch über das Wort Rad? Bey der Beſchreibung, die Hr. Lippert davon macht, könnten wir Gefahr laufen, uns nicht zu verſtehen. Ich weiß nicht, warum Hr. Lippert, und die deutſchen Künſtler, denen er hierinn ohne Zweifel folgt, das, was er auf der zwey und dreyßigſten Seite ſeines Vorberichts, neben der Büchſe, uns vorgezeichnet hat, das Rad nennen. Es iſt, ſo viel ich ſehen kann, die Bouterolle; nicht alſo das Rad, ſondern nur eines von den Inſtrumenten, welche in das Rad geſetzt werden. Was ich das Rad nenne, ſcheinet er das Schlegezeug zu nennen. Doch, das ſind Kleinigkeiten: wenn wir uns nur verſtehen.

Genug, ich begreiffe unter dem Rade alle und jede eiſerne oder kupferne Werkzeuge, welche nach Erforderniß der Wirkung, die ſie hervorbringen ſollen, in das Rad geſetzt, und von dem Rade herumgetrieben werden. Von dieſen Werkzeugen iſt es unſtreitig, daß ſie, eben wie die Marmorſäge, eigentlich ſelbſt nicht ſchneiden, ſondern nur zu ſchneiden ſcheinen, indem ſie den Smirgel, oder was man ſonſt für eine feinere Sandart dazu

---

(*) Lib. XXXVI. ſect. 9.

brauchet, dem Steine einreiben: arena hoc ſit, & ferro videtur fieri. Wie aber dieſes ohne Maſchine zu bewerkſtelligen geweſen, iſt nicht abzuſehen. Folglich muß man eine Maſchine, ein Rad überall vorausſetzen, wo von der Wirkung einer feinern Sandart auf Edelſteine die Rede iſt, und dieſe Wirkung nicht das bloſſe Poliren seyn ſoll.

Nun leſen ſie die Stelle des Plinius: (*) Signis e marmore poliendis, gemmiſque etiam ſcalpendis atque limandis, Naxium diu placuit ante alia: ita vocantur cotes in Cypro inſula genitæ. Vicere poſtea ex Armenia vectæ.

Naxium hieß alſo das Pulver, welches die alten Steinſchneider Anfangs anſtatt unſers Smirgels brauchten; und ward aus Cypriſchem Schleifſteine gemacht. In der Folge zog man das vor, welches aus Armeniſchem Schleifſteine verfertiget wurde.

Salmaſius macht über dieſe Stelle einen trefflichen Wirrwarr. Weil Plinius an einem andern Orte, (**) wo er die verſchiednen Arten der Diamante erzehlet, auch eines Cypriſchen Diamants gedenket: ſo ſoll jener Cypriſche Diamant, und dieſer Cypriſche Schleifſtein, aus welchem das Naxium gemacht wurde, nur eins ſeyn. Er meinet, Plinius habe irgendwo den Cypriſchen Schleifſtein, weger ſeiner Härte adamas genannt gefunden, ſo wie ſelbſt das Eiſen aus eben der Urſache dieſen Namen führe. Dadurch ſey Plinius verleitet worden, dort unter die wirklichen Diamante zu rechnen, was er hier einen bloſſen Schleifſtein nenne. Hæc tam vario, ſetzt er hinzu, (***) quia ex variis auctoribus ſumpta. Auctori igitur vel judicium vel otium deſuit componendi ſimilia inter ſe, quæ apud diverſos auctores invenerat, ac diſſimilia ſecernendi. Kurz; Salmaſius will von keinem Cypriſchen Diamante wiſſen; ſein Solinus muß es dasmal beſſer verſtanden haben, als Plinius; was Plinius de inſula Cypro meinet, das ſoll de ære cyprio zu meinen ſeyn; (†) der Diamant, von dem Plinius ſagt, daß er in Cypern gefunden werde, muß der Diamant heiſſen, den man in Kupfermi-

---

(*) Lib. XXXVI. ſect. 10.

(**) Lib. XXXVII. ſect 15.

(***) Ad Solinum p. 1101. Edit. Pariſ.

(†) Ibid. 1094.

nen finde; und was man den Cypriſchen Diamant genennt, das ſey nichts als der Cypriſche Schleifſtein. Ueber den ſonderbaren Mann! Wozu denn nun alle dieſe Verdrehungen? Kann denn nicht eben dieſelbe Inſel beides, Diamante und Schiefer, hervorbringen?

Doch, warum will ich bloſſe Möglichkeiten gegen ihn anführen? Cypern hat wirklich Diamante, und noch itzt ſind die Cypriſchen Diamante unter dem Namen der Diamante von Baffa bekannt.

Ich weis wohl, daß die Kenner dieſe Diamante nicht ſo recht für ächte wollen gelten laſſen. Aber eben dieſes macht es um ſo viel wahrſcheinlicher, daß Plinius die nehmlichen gemeint habe. Denn auch die Cypriſchen Diamante des Plinius ſind ihm von der ſchlechteren Gattung; weder ſo hart noch ſo klar, als die Aethiopiſchen, Arabiſchen und Macedoniſchen.

Ein und dreyßigſter Brief.

Ich wollte in meinem Vorigen von dem Cypriſchen Schiefer ſprechen; (denn alle Schleif- und Probierſteine gehören unter die Schieferarten, und nur ihr beſonderer Gebrauch giebt ihnen den beſondern Namen:) und kam auf die Cypriſchen Diamante. Ich wollte mir die Gelegenheit nicht entgehen laſſen, den Salmaſius zu widerlegen. Merken Sie unſere Weiſe? Wir widerlegen immer die am liebſten, aus denen wir das meiſte lernen. Aus einem kleinen Stolze, meine ich, daß wir doch etwas beſſer wiſſen, als ſie. Oder meinen Sie, vielmehr aus Dankbarkeit, damit ſie wiederum etwas von uns lernen mögen? —

Mit dem Meurſius, der einen andern Fehler in der Stelle des Plinius findet, dürfte ich nicht ſo bald fertig werden. Er ſagt, das Naxium ſey nicht von Cypriſchen ſondern von Cretiſchen Schiefern gemacht worden; Plinius habe Creta für Cypern ſchreiben wollen; denn nicht auf Cypern, ſondern auf Creta liege ein Naxus. (*) Und es iſt allerdings wahr, daß bey andern Schriftſtellern, Naxiſcher Stein durch Schleifſtein aus Creta erkläret wird. (**)

(*) Cypri lib. II. cap. 5.

(**) Id. Cretæ lib. I. cap. 12.

Harduin hatte den Einfall, anzunehmen, (*) daß dieſer Naxiſche Schiefer zwar wirklich in Cypern gebrochen, aber in Naxus auf Creta vollends zu rechte gemacht, und von da nach Rom gebracht worden, wodurch er ſeinen Beynamen erhalten.

Doch dieſer Einfall empfiehlt ſich durch nichts, als durch die Gutherzigkeit, auf ſeinen Schriftſteller durchaus keinen Fehler kommen zu laſſen. Ehe wir den Alten einen ſo unnöthigen Transport von Cypern nach Creta verurſachen: dächte ich doch, wir lieſſen den Plinius ſich lieber verſchrieben haben. Solche Fehler können die Menge im Plinius ſeyn, und ſind wirklich darinn; obſchon gewiß die wenigſten von ihm ſelbſt herkommen mögen. Ganz anders iſt es mit Fehlern, wie ſie ihm Hr. Klotz aufheften will: mit Fehlern einer unbegreiflichen Unwiſſenheit, der er ſo leicht hätte abhelfen können. Warum hätten die Cypriſchen Schiefer nicht gleich in Cypern in die Form der Schleifſteine gebracht, oder zum Gebrauche der Steinſchneider in Pulver verwandelt werden können? Warum hätte man ſie erſt deswegen nach Naxus auf Creta bringen müſſen?

Endlich, was liegt daran, ob man den Naxiſchen Stein in Cypern oder in Creta gebrochen? Ich will ihn ja unſern Steinſchneidern, eben ſo wenig als den Armeniſchen, ſtatt des Smirgels, empfehlen: ich habe eine ganz andere Abſicht, warum ich ſeiner gedenke.

Genug, es war ein pulveriſirter Schleifſtein, deſſen ſich die Alten zum Ausarbeiten ihrer Gemmen bedienten. Ein Schleifſtein, wiederhohle ich: um meine Verwunderung damit zu verbinden, daß man den Alten einen ſo allgemeinen Gebrauch des Diamantpulvers, anſtatt des Naxium, anſtatt des Armeniſchen Schieferpulvers, andichten will.

Hr. Lippert wenigſtens ſcheinet ſich wirklich überredet zu haben, daß das Diamantpulver den alten Steinſchneidern eben ſo gewohnlich geweſen, als den unſrigen der Smirgel: (**) denn er entſchuldiget dieſe, wegen des Gebrauchs des leztern, durch die Seltenheit und Koſtbarkeit der Diamante; daher die wenigſten zum Gebrauche des Diamantpulvers angeführet werden

---

(*) Ad Plinii l. c.

(**) Vorb. der Dakt. S. 34.

könnten, und alſo, an den Smirgel einmal gewöhnt, wenn ſie mit jenem ſchneiden ſollten, oft zu viel von einem Orte wegnehmen würden; indem das Rad, mit Diamantpulver beſtrichen, weit geſchwinder und ſchärfer ſchneide, als mit Smirgel.

Ich bin gewiß, daß die Erſparung der Zeit, die Hr. Lippert den alten Künſtlern machen will, (*) ihnen ſo nicht zu Statten gekommen. Ihr Naxium kann, in Betrachtung der Natur des Schiefers, weder geſchwinder noch ſchärfer geſchnitten haben, als der Smirgel, wohl aber feiner; ſo daß es ihnen einen groſſen Theil der Polirung erſparte.

Kurz; wenn ich ſchon nicht behaupten wollte, daß die Alten das Diamantpulver überhaupt nicht gekannt und gebraucht: ſo darf ich doch kühnlich leugnen, daß ſie es zur Ausſchleiffung geringerer Edelſteine angewendet haben. Denn Hr. Lippert mag von der itzigen Koſtbarkeit der Diamante ſagen, was er will: ſo waren ſie bey den Alten doch noch ungleich koſtbarer; denn ſie waren ungleich ſeltner. Die Alten wußten von keinen Braſiliſchen Diamanten, die ſo neuerlich Europa überſchwemmet haben. Unſere Künſtler müßten den Aufwand, den das Diamantpulver erfordert, alſo weit eher machen können, als ihn die alten Künſtler machen konnten.

Und wer ſagt es denn, daß dieſe ihn gemacht? Plinius? wo denn? Da, wo er ausdrücklich des Mittelkörpers erwähnt, durch den die Inſtrumente des Rades in den Stein wirken, ſehen wir ja, daß er das Naxium, daß er das Armeniſche Schieferpulver nennet. Konnten die Künſtler ſeiner Zeit aber damit fertig werden, was für Grund hat man, ihnen noch den Gebrauch des Diamantpulvers zuzuſchreiben? Weil Plinius ihnen anderwärts denſelben zuſchreibt? Wo anderwärts? —

Zwey und dreyßigſter Brief.

„Die Alten, ſagt Hr. Klotz, (**) kannten die Kraft des „Diamantſtaubes, die feinen Steine anzugreifen, und ſie bedienten ſich, welches unleugbar iſt, deſſelben.“

Welches unleugbar iſt! Warum wär es denn unleugbar?

(*) Verb. der Paſt. S. 33.

(**) S. 42.

Weil es Hr. Klotz bey dem Goguet dafür ausgegeben fand? Und warum giebt es Goguet dafür aus? (*) „Weil es Plinius ausdrücklich ſagt; und weil, wenn Plinius auch nichts „ſagte, die Meiſterſtücke der alten Steinſchneiderkunſt, welche „wir noch vor Augen haben, es deutlich genug zeigen würden.“

Aber dieſe Meiſterſtücke können das nicht zeigen: denn niemand leugnet, daß ſie nicht auch mit Hülfe des Smirgels, des Naxiums, des Armeniſchen Schieferpulvers, oder eines jeden andern aus einem orientaliſchen Steine verfertigten Nagemittels (Mordant,) eben ſo gut, obſchon nicht eben ſo geſchwind, hätten gearbeitet werden können.

Alles beruht folglich auf dem Zeugniſſe des Plinius; in welcher Abſicht ſich Goguet auf zwey Stellen deſſelben beruft.

Die erſte iſt die nehmliche, welche ich in dem acht und zwanzigſten Briefe bereits unterſucht habe, und die von parvis cruſtis eines glücklich zerſchlagnen Diamants redet, deren ſich die Steinſchneider bedienten. Allein, ich habe eben da erwieſen, daß unter dieſen cruſtis kein Staub, kein Pulver verſtanden werden kann; ſondern ſpitze ſchneidende Splitter zu verſtehen ſind, welche gefaßt werden können.

Die andere Stelle beweiſet noch weniger; wo es nur überhaupt heißt, daß ſich alle feine Steine ohne Unterſchied mit dem Diamante graben lieſſen: verum omnes adamanto ſcalpi poſſunt. (**) Denn können hier nicht eben ſo wohl jene parvæ cruſtæ des Diamants, jene kleine ſchneidende Splitter verſtanden werden, als Diamantſtaub?

Beſonders muß Hr. Klotz auf den Beweis, der in der erſtern Stelle liegen ſoll, gänzlich Verzicht thun; indem er ſelbſt bekennt, daß das Wort includuntur nicht erlaube, etwas zu verſtehen, welches dem Werkzeuge des Rades blos angeſtrichen

---

(*) Il eſt conſtant que les Anciens ont parfaitement connû la propriété qu'a la poudre de Diamant pour mordre ſur les pierres fines; ils en faiſoient un grand uſage, tant pour les graver, que pour les tailler. Pline le dit expreſſement; & quand il ne l'auroit pas dit, les chef-d'oeuvres que les Anciens ont produits en ce genre, & que nous avons encore ſous les yeux, le feroient aſſez connoître.

(**) Lib. XXXVII. ſect. 76.

werde. Findet er nun aber da kein Diamantpulver, ſondern Diamantſplitter, von welchen es ſich Plinius blos habe weiß machen laſſen, daß man ſie zum Steinſchneiden brauche; wo findet er es denn?

Er wird es nirgends finden; und ich biete ihm Trotz, mir bey Griechen oder Römern ſonſt eine Stelle zu zeigen, die zu dieſem Behufe angeführet werden könnte.

Und nun laſſen Sie mich es gerade herausſagen: ich glaube, die Alten haben das Diamantpulver ganz und gar nicht gekannt.

Denn nicht genug, daß die zwey einzigen Stellen, wo man deſſen Erwähnung finden wollen, ſeiner nicht erwähnen; daß dieſe Stellen nicht von dem Diamantpulver, ſondern von Diamantſplittern reden: ich getraue mir, die eine ſogar zu einem klaren Beweiſe gegen das Diamantpulver zu machen.

Plinius ſagt: Adamas, cum ſeliciter rumpi contigit, in tam parvas frangitur cruſtas, ut cerni vix poſſint. Expetuntur a ſcalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes. Ich habe ſchon angemerkt, daß man auf das feliciter hier ſehr ſchlecht geachtet. Man hat es ſo verſtanden, als ob es zu contigit gehöre, als ob Plinius damit ſagen wollen, „wenn es ſich glücklicher Weiſe trift, daß man den Diamant zerſchlägt.“ So hat es auch Goguet verſtanden, wenn er es als einen Beweis nimmt, qu'on regardoit comme un heureux hazard de pouvoir le rompre. Aber das iſt falſch, das kann Plinius nicht haben ſagen wollen; denn es war kein bloſſer glücklicher Zufall mehr, wenn ſich der Diamant in Stücken ſchlagen ließ; man wußte, nach dem Plinius, ein ſicheres Mittel, daß er in Stücken ſpringen mußte; ob ſchon mit Mühe, aber doch ganz unvermeidlich; hircino ſanguine, eoque recenti calidoque, macerata. Folglich gehört das feliciter zu rumpere, und Plinius wollte ſagen, „wenn es ſich trift, daß er glücklich ſpringt:“ nehmlich daß er in ſolche kleine ſchneidende Splitter ſpringt, wie ſie die Steinſchneider ſuchen, und brauchen können. Es war kein Glück, daß er unter dem Hammer zerſprang: es war ein Glück, wenn er ſo und ſo zerſprang.

Iſt aber das: nun ſo iſt es auch klar, daß die Alten den Diamant nicht zu ſchleifen verſtanden haben, daß ſie nicht gewußt haben, der Diamant laſſe ſich durch ſeinen eigenen Staub ſchleifen. Denn hätten ſie das gewußt, ſo hätte der Diamant mögen ſpringen, wie er gewollt hätte; die Splitter hätten mögen von einer Art ſeyn, von welcher es ſey: ſie hätten ihnen immer nachhelfen, ſie hätten ihnen immer durch das Schleifen die Spitze, die Schneide ertheilen konnen, welche der Künſtler daran ſuchte. Aber das konnten ſie nicht; und nur weil ſie es nicht konnten, mußten ſie es bloß auf einen glücklichen Zufall ankommen laſſen, dergleichen Splitter zu erlangen.

Ich bin verſichert, Goguet, wenn er noch lebte, würde dieſer meiner Auslegung am erſten beytreten. Denn nur durch ſie fällt ein Einwurf wider ſeine Meinung, daß die Kunſt die Diamante zu ſchleifen und zu brillantiren dem Alterthume gänzlich unbekannt geweſen ſey, weg, den er zwar ſelbſt berührt, auf den er aber nur ſehr obenhin antwortet. Wenn nehmlich die Alten das Diamantpulver gekannt und gebraucht haben, wie Goguet zugeſtehen zu müſſen glaubt: wie kam es, daß ſie es nicht an dem Diamante ſelbſt verſuchten? „Dieſes ſcheint, antwortet Goguet, „allerdings ſchwer zu begreiffen: gleichwohl iſt „es nun nicht anders. Auch finden ſich mehr ſolche Beyſpiele „von Schranken, die ſich der menſchliche Geiſt gleichſam ſelbſt „zu ſetzen pfleget. Auf einmal bleibt er ſtehen, wenn er eben „dem Ziele am nächſten gekommen, und ihm noch kaum ein „Schritt fehlet, um es völlig zu erreichen.“

Es iſt wahr, dieſe wunderbare Erfahrung hat man. Gleichwohl möchte ich mich doch ſo ſelten, als möglich, darauf berufen; eben, weil ſie ſo wunderbar iſt. Wenn wir ohne ſie fertig werden können, deſto beſſer. Und hier können wir es: die Alten verſäumten das Diamantpulver an dem Diamante ſelbſt zu verſuchen, weil ſie überhaupt das Diamantpulver nicht brauchten, nicht kannten.*)

---

*) Auf einem kleinen Zettel hat ſich **Leſſing** noch folgende beyde Gründe angemerkt, die ihm zu beweiſen ſchienen, daß die Alten die Kraft des Diamantſtaubes nicht gekannt haben:

„1. Weil **Plinius** nur von einer einzigen Art des Diamants, und nur von der, welche Diamant mehr heißt als iſt, ſagt, daß ſie mit einem andern

Drey und dreyßigſter Brief.

Wenn ich geſagt, daß die alten Künſtler das Diamantpulver wohl nicht gebraucht haben dürften, weil die Diamante vor Alters noch weit ſeltner, weit koſtbarer geweſen, als ſie itziger Zeit ſind: ſo würde man dieſen Grund freylich um ſo viel mehr auch gegen die Diamantſplitter anwenden können. Wie viele Diamante hätten ſie oft zerſchlagen müſſen, ehe ſich einer, wie ſie ihn brauchten, fand!

Plinius ſcheinet ihre Seltenheit durch das expetuntur a ſcalptoribus ſelbſt anzudeuten. Sie waren ſo gemein nicht, daß ſie jeder Artiſt leicht haben konnte. Vielleicht, daß manche ſich ohne ſie behelfen mußten.

Aber was thaten dieſe? Mußten ſie folglich alles durch das Rad vollführen? Nach dem Plinius nicht. In Ermangelung des Diamants, fand ſich ein andrer Stein, deſſen Splitter das nehmliche verrichteten. Er ſagt von dem Oſtracitis: (*) duriori tanta ineſt vis, ut aliæ gemmæ ſcalpantur fragmentis ejus.

Ich getraue mir nicht zu ſagen, was dieſes für ein Stein geweſen, wie er itzt heiſſe, wo er zu finden: aber wird deswegen das Vorgeben des Plinius ungewiß, oder gar falſch?

Was er dort cruſtas nannte, nennt er hier fragmenta: und dieſes Wort kann eben ſo wenig als jenes, Pulver von genanntem Steine bedeuten. Das Nehmliche alſo, mit ſo ähnlichen Worten, von zwey verſchiednen aber zu einerley Zwecke dienlichen Dingen behauptet: zeiget, daß Plinius ſeiner Sache hierinn ſehr gewiß geweſen.

Er hat ſich in das Mechaniſche keiner einzigen Kunſt tiefer eingelaſſen; und, alles zuſammen genommen, kann ich behaupten,

---

Diamante durchbohrt werden könne; die andern könnten nur durch Bocksblut überwältigt werden.

2. Weil er nicht allein von dieſen andern, ſondern auch von noch mehr Edelſteinen ſagt, daß ſie ſich durchaus nicht ſchneiden laſſen; z. B. von den Scythiſchen und Aegyptiſchen Smaragden, quorum duritia tanta eſt, ut nequeat vulnerari.“

J. J. Eſchenburg

(*) Lib. XXXVII. ſect. 65.

daß er von der Steinſchneiderkunſt, die er am wenigſten ſoll verſtanden haben, gerade die meiſten und poſitivſten Data angegeben hat. Er gedenkt der verſchiednen Inſtrumente, nach Verſchiedenheit der Härte der Steine; er gedenkt des Rades; er gedenkt der Diamantſpitze; er gedenkt anderer ſcharfen Steinſplitter, welche bey gewiſſen Steinen die Stelle der Diamantſpitze vertreten können; er gedenkt verſchiedner Arten des Smirgels, um Smirgel hier für die allgemeine Benennung des Mittelkörpers bey dem Ausſchleifen zu brauchen.

Was hat ein Mann mehr ſagen können, der von dieſer Kunſt nicht ausdrücklich handeln wollen; der nur beyläufig ihrer erwähnet, indem er auf die Materialien kömmt, deren ſie ſich bedienet?

Und dennoch ſoll er nur halbe Kenntniß davon gehabt haben? Das glaube Herr Klotzen wer da will: mich hat er zu ſchen gemacht, ihm irgend etwas auf ſein bloſſes Wort zu glauben. —

Von ungefehr ſehe ich eben izt ein Wort bey ihm genauer an, von dem ich in einem meiner Vorigen anmerkte, daß er es unrecht ſchreibe. Ich ſagte, er ſchreibe Agat, anſtatt Achat, nach dem Franzoſen oder Engländer, welcher ſeine Urſachen habe, das ch in ein g zu verwandeln. Aber nein; er ſchreibt nicht blos Agat, ſondern gar Agath. Bewundern Sie den gelehrten Mann, dem eben ſeine Kenntniß der Griechiſchen Sprache ſo vortreflich zu Statten kam! Als er bey dem Mariette, oder wer weiß wo, Agate las: ſo fiel ihm zwar nicht ein, welche Verändrung der Franzoſe mit ch mache; aber es fiel ihm ein, daß er oft das th in ein bloſſes t verwandele, und dieſes brachte ihn auf das Wörtlein ἀγαθος. Von dieſem Wörtlein alſo leitete er die Benennung des Steines ab, und ſchrieb Agath; mit Vorbehaltung, ohne Zweifel, dieſe Ableitung einmal gegen den Theophraſt und Plinius, weitläuftig zu erhärten. Wenn dieſes iſt: ſo will ich dem Hn. Klotz allenfalls einen Vorgänger nennen; den Andreas Baccius nehmlich, welcher wie ich vermuthe auf eben dieſe Weiſe ſeine Kenntniß der Griechiſchen Sprache zeigen wollte. Lapis Achates, ververſichert er, ſic dictus fuit, quaſi ſociabilis & gratioſiſſimus.

Aber doch wollte er es nicht wagen, anſtatt Achates, Agathes zu ſchreiben: und dieſe wichtige Neuerung war dem Herrn Klotz allein vorbehalten.

Vier und dreyßigſter Brief.

Sie fragen, worauf ich mich in einem meiner Vorigen gegründet, wenn ich von Nattern geſagt, daß er mit ſeinen Inſtrumenten und Handgriffen geheim geweſen?

Nicht blos auf das Werkzeug Parallellinien zu ſchneiden, das er zwar dem Hn. Guay mittheilte, aber dem ohngeachtet in ſeinem Werke weder mit ſtechen ließ noch ſonſt beſchrieb, weil es in Frankreich und Italien noch nicht bekannt ſey.

Nicht blos darauf: ſondern noch auf einen ganz andern Umſtand. Aber gedulden Sie ſich. Hr. Klotz hat uns Natters Leben verſprochen. Wenn es wirklich das Leben des Künſtlers wird; wenn es keine bloſſe Zuſammenſtopplung topiſcher und chroniſcher Kleinigkeiten, kein kahles Verzeichniß ſeiner hinterlaſſenen Werke wird: ſo wird Hr. Klotz dieſen Umſtand nicht blos berühren, er wird ſich weitläuftig darüber auslaſſen. Da werden wir ſehen, wie bekannt er in den Werkſtätten iſt; wie offenherzig die Künſtler gegen ihn geweſen!

Und Natter hatte nicht blos ſeine Geheimniſſe. Natter war überzeugt, daß auch die Alten die ihrigen gehabt hatten. — Geben Sie Acht, wie viel Wichtiges und Neues uns Hr. Klotz von beiden dieſen Punkten ſagen wird! —

Zweyter Theil.

1769.

Fünf und dreyßigſter Brief.

Ich darf es wiederholen: (*) „Was gegen meine Deutung „des ſo genannten Borgheſiſchen Fechters zur Zeit noch erinnert „werden, iſt nicht von der geringſten Erheblichkeit.“

(*) S. den erſten Theil dieſer Briefe S. 43.

Was beſonders Herr Kloß dagegen eingewendet hat, könnte nicht kahler ſeyn. Ich ſchlug vor, die Worte des Nepos, obnixo genu ſcuto, nicht zuſammen zu leſen, ſie nicht zu überſetzen, mit gegen das Knie geſtemmtem Schilde; ſondern nach genu ein Komma zu machen, und obnixo genu beſonders, und scuto beſonders zu leſen. Hierwieder ſagt Herr Kloß, ich weis ſelbſt nicht was. Er räumet mir ein, daß man obniti in dem Sinne finde, in welchem ich ſage, daß es hier gebraucht ſey: und räumt es auch wieder nicht ein. Er führet ſelbſt noch eine Stelle aus dem Livius an, die ich hätte brauchen können, und doch ſoll mir auch die nicht zu Statten kommen. Er geſteht zwar, daß man ſagen könne, obnixo pectore, obnixa fronte, ohne Zufügung der Sache, gegen welche ſich die Bruſt oder die Stirne ſtemmet: aber er verſichert, daß man nicht ſagen könne, obnixo genu. Warum nicht? Die Urſache behält er für ſich: ich muß mich mit einem pro autoritate geſprochenen alia ratio eſt, mit einem inſolens dicendi ratio begnügen.

Sie meinen, daß Herr Kloß, wenn es auf die Latinität ankömmt, auch ſchon eher das Recht hat, ein Wort pro autoritate zu ſprechen, als ich. Das mag ſeyn! Aber ich kann mich allenfalls auf Männer beruffen, die auch ihr Bißchen Latein verſtanden haben. Denn ich bin nicht der erſte, der obnixo genu von scuto trennet. Unter andern muß es auch Stewechius ſo zu trennen, für gut befunden haben. Er ſchreibt in ſeinem Commentar über den Vegetius: (*) Chabrias, Athenienſium dux rei bellicæ peritiſſimus, quo phalangis impetum ſuſtineret, juſſit ſuos in acie ſubſiſtere, docuitque obnixo genu, ſcuto, projectaque haſta, phalangem expectare & excipere.

Aber Herr Kloß weis nicht, was obnixo genu heißen ſoll. Er fragt: quid vero eſt obnixo genu? an idem quod obnixo gradu? hunc certe ſenſum locus poſtulat. In Wahrheit, wenn das ſo recht gefragt iſt: ſo muß ſich das gute Latein zuweilen, von dem geſunden Menſchenverſtande ſehr weit entfernen. Denn obniti zeiget ohnſtreitig eine Gegenwirkung an; das Beſtreben eines Körpers, ſich nicht aus dem Raume drengen zu laſſen, den er

---

(*) Ad Cap. 16. Lib. II.

einmal einnimt. Es kömmt alſo mehr dem Körper ſelbſt, als einer Veränderlichkeit deſſelben zu; und man würde berechtiget ſeyn, gerade umgekehrt zu fragen: quid vero est obnixo gradu? an idem quod obnixo genu? Denn ſicherlich iſt es der Fuß, und nicht der Schritt oder Tritt des Fuſſes, welcher entgegen geſtemmet wird. Ich habe keine Autores mit Erythräiſchen Regiſtern zur Hand; aber dem ohngeachtet wollte ich wohl wetten, daß Herr Kloß keine Parallelſtelle für obnixo gradu finden dürfte. Denn gradus stabilis, gradus certus iſt das noch lange nicht.

Auch die Handſchriften des Nepos, glaubt er gegen mich anziehen zu können. Wenn genu, ſagt er, getrennt werden ſollte, ſo müßte das folgende projecta hasta nothwendig eine Verbindungspartikel, ein & oder ein que haben; die meiſten Handſchriften aber leſen es ohne Verbindungspartikel: folglich u. ſ. w. — Die meiſten! Hat ſie Herr Kloß gezählt? Es ſey: aber die meiſten ſind doch nicht alle. Und wenn es auch nur eine einzige wäre, welche projectaque hasta hätte: ſo wäre auch dieſe einzige für mich ſchon genug. Wie viele richtige Lesarten gründen ſich blos und allein auf eine einzige Handſchrift; und welcher Criticus in der Welt hat die Güte einer Lesart nach der Menge der Handſchriften beſtimmen wollen, in welchen ſie ſich befindet?

Endlich merkt Herr Kloß noch an, daß die rechte Hand an dem Fechter neu ſey, und folglich überhaupt nichts Gewiſſes von ihm geſagt werden könne. Wenn es nur die Hand wäre, ſo würde es nicht viel zu bedeuten haben: die Richtung des übrigen Armes, die Lage der Muskeln und Nerven deßelben würde deutlich genug zeigen, ob die angeſetzte Hand anders ſeyn könnte, oder nicht. Aber Winkelmann ſagt gar: der Arm. Und das wäre freylich ſchon mehr. Doch auch ſo iſt, aus der Lage des Achſelbeines, und aus der ganzen Ponderation des Körpers, für den fehlenden Arm noch immer genug zu ſchlieſſen.

Aber leſen Sie, bitte ich, den ganzen Ort bey dem Herrn Kloß ſelbſt. (*) Es ſoll mir lieb ſeyn; wenn Sie mir mehr Windiges darinn zeigen können, als ich gefunden habe!

(*) Acta Litt. Vol. III. pt. 3. p. 313. Neque de hac re me sibi assentientem habet V. cl. Primum non nego τὸ obnixus hoc sensu occurrere, & potuisset Auctor locum Livii laudare (L. VI. 12. 8.) „ne pro-

Sechs und dreyßigſter Brief.

Aber ich habe ja den Borgheſiſchen Fechter mit dem Miles Veles zu Florenz verwechſelt? Das iſt doch wohl Einwurfs gegen meine Deutung genug? Und ſehen Sie: Herr Klotz ſelbſt verſichert, dieſe Anmerkung gegen mich gemacht zu haben, noch ehe er ſie in den Göttingſchen Anzeigen gefunden. (*)

Ey, über den ſcharfſichtigen Mann! Ja, ja, was deſſen Falkenaugen entgehen ſoll! — Und er hat mich blos mit dem Vorwurfe dieſes Fehlers verſchont, weil er aus Freundſchaft überhaupt keine Fehler in meinen Schriften rügen wollen. Nur itzt erſt, da ich dieſe Freundſchaft nicht erwiedern will, ſondern mich unterſtanden habe, Fehler in ſeinen Schriften zu rügen, kömmt er gleichfalls damit angezogen.

Jämmerlich! — Denn was wird Herr Klotz nun ſagen, wenn er hört, daß der Göttingſche Gelehrte ſeinen Vorwurf zurück nimt, und bekennet, daß er weiter nichts damit ſagen wollen, als daß meine Deutung noch eher auf den Miles Veles zu Florenz, als auf den Fechter in der Villa Borgheſe paſſen dürfte? Wird Herr Klotz ſagen, daß er das auch gemeint habe? Oder wird er gar nichts ſagen? Ich denke wohl, er wird gar nichts ſagen: er wird ſich ganz in der Stille ſchämen. — Schämen? Auch das wird er nicht!

Alle dem ohngeachtet aber bin ich bey weiten nicht mehr ſo überzeugt, daß der Borgheſiſche Fechter Chabrias iſt, als ich es

---

„curri quidem ab acie velim, ſed obnixos vos ſtabili gradu impetum hoſtium excipere.“ (Ich danke für die gelehrte Nachweiſung! Eben ſehe ich, daß ich ſie auch von dem ehrlichen Faber hätte bekommen können, wenn es mir, wie Herrn Klotzen, eingefallen wäre, ihn zu Rathe zu ziehen.) Sed inſolens eſt dicendi ratio, obnixo genu, non addito nomine rei, cui obnititur. Alia ratio eſt exemplorum, ubi pectus & frons obniti dicitur. Quid vero eſt obnixo genu? an idem, quod obnixo gradu? Hunc certe ſenſum locus poſtulat. Porro plerorumque codicum lectio Viro cl. adverſatur. Nam in iis legitur obnixoque genu ſcuto projectaque haſta i. e. h. d. Verbum que non poſſet deeſſe, ſi τῷ ſcuto conjungi deberet cum τῇ haſta. Denique dextra manus ſtatuæ, quæ projectam haſtam tenet, ab artifice recentiore addita eſt. Inde nihil certi de hac ſtatua dici poteſt.

(*) Hamb. Correſp. Nummer 154. d. v. J. [24. Sept. 1768.]

in meinem Laokoon geweſen zu ſeyn ſcheine. Ein Tag lehret den andern. Laokoon war kaum gedruckt, als ich auf einen Umſtand gerieth, der mich in dem Vergnügen, über meine vermeinte Entdeckung ſehr ſtörte.

Zudem fand ich mich von Herr Winkelmannen ſelbſt gewiſſermaaßen irre gemacht. Denn es hat ſich in die Beſchreibung, welche er uns von dem Borgheſiſchen Fechter giebt, ein Fehler eingeſchlichen, der ganz ſonderbar iſt. Herr Winkelmann ſagt:(*) „die ganze Figur iſt vorwärts geworffen, und ruhet auf dem „linken Schenkel, und das rechte Bein iſt hinterwärts auf das „äußerſte ausgeſtreckt.“ Das aber iſt nicht ſo: die Figur ruhet auf dem rechten Schenkel, und das linke Bein iſt hinterwärts ausgeſtreckt.

Vielleicht mochte dasjenige Kupfer, welches mir aus denen, die ich vor mir gehabt hatte, am lebhafteſten in der Einbildung geblieben war, nach einem nicht umgezeichneten Bilde gemacht ſeyn. Es war durch den Abdruck links geworden, und beſtärkte folglich die Idee, die ich in der Winkelmannſchen Beſchreibung fand. Ohne Zweifel mag auch ein dergleichen Kupfer den Fehler des Herrn Winkelmanns ſelbſt veranlaßt haben. Wahr iſts, der erſte Blick, den ich auch in einem ſolchem Kupfer auf die Figur im Ganzen geworffen hätte, würde mich von dieſem Fehler haben überzeugen können. Denn derjenige Arm, welcher das Schild trägt, muß der linke ſeyn, wenn er auch ſchon im Kupfer als der rechte erſcheinet; und der Fuß, dieſem Arme gegenüber, muß der rechte ſeyn, wenn er ſchon in dem Kupfer der linke iſt. Aber ich muß nur immer auf dieſen allein mein Augenmerk gerichtet haben. Genug, ich bin mißgeleitet worden, und habe mich allzu ſicher mißleiten laſſen.

Doch kömmt denn ſo viel darauf an, ob es der rechte oder linke Fuß iſt, welcher ausfällt? Allerdings. Vegetius ſagt:(**) Sciendum præterea, cum miſſilibus agitur, ſiniſtros pedes inante milites habere debere: ita enim vibrandis ſpiculis vehementior ictus eſt. Sed cum ad pila, ut appellant, venitur, & manu ad manum gladiis pugnatur, tunc dextros pedes inante milites ha

---

(*) Geſchichte der Kunſt S. 395.

(**) De re milit. lib. I. c. 20.

bere debent: ut et latera eorum ſubducantur ab hoſtibus, ne poſſint vulnus accipere, & proximior dextra ſit, quæ plagam poſſit inferre. So will es die Natur. Andere Bewegungen, andere Aeuſſerungen der Kraft, verlangen den rechten, andere verlangen den linken Fuß des Körpers voraus. Bey dem Wurfe muß der linke vor ſtehen; deßgleichen wenn der Soldat mit gefälltem Spieße den anrückenden Feind erwarten ſoll. Denn der rechte Arm und der rechte Fuß, müſſen nachſtoſſen und nachtreten können. Der Hieb hingegen, und jeder Stoß in der Nähe, will den rechten Fuß voraus haben, um dem Feinde die wenigſte Blöße zu geben, und ihm mit der Hand, welche den Hieb oder Stoß führet, ſo nahe zu ſeyn, als möglich.

Folglich, wenn ich mir den Borgheſiſchen Fechter mit vorliegendem linken Schenkel, den rechten Fuß rückwärts geſtreckt, dachte: ſo könnte es gar wohl die Lage ſeyn, welche Chabrias ſeine Soldaten, nach dem Nepos, nehmen ließ. Denn ſie ſollten in einer feſten Stellung, hinter ihren Schilden, mit geſenkten Lanzen, die anrückenden Spartaner erwarten: die Schildſeite, und der Fuß dieſer Seite mußte alſo vorſtehen; der Körper mußte auf dieſem Fuße ruhen, damit ſich der rechte Fuß heben, und der rechte Arm mit aller Kraft nachſtoßen könne.

Hätte ich mir hingegen den rechten Schenkel des Fechters vorgeworffen, und den ganzen Körper auf dieſem ruhend, lebhaft genug gedacht: ſo glaube ich nicht, — wenigſtens glaube ich es itzt nicht, — daß mir die Lage des Chabrias ſo leicht dabey würde eingefallen ſeyn. Der vorliegende rechte Schenkel zeigt unwiderſprechlich, daß die Figur im Handgemenge begriffen iſt, daß ſie einem nahen Feinde einen Hieb verſetzen, nicht aber einen anrückenden von ſich abhalten will.

Sehen Sie, mein Freund; das hätte Herr Kloß gegen meine Deutung einwenden können, einwenden ſollen: und ſo würde es noch geſchienen haben, als ob er der Mann wäre, der ſich über dergleichen Dinge zu urtheilen anmaaßen darf.

Und gleichwohl iſt auch dieſes der Umſtand nicht, von dem ich bekenne, daß er ſchlechterdings meine Muthmaſſung mit eins vernichtet. Gegen dieſen wüßte ich vielleicht noch Ausflüchte: aber nicht gegen den andern.

Sieben und dreyßigſter Brief.

Sie ſollen ihn bald erfahren, den einzigen Umſtand, gegen den ich es umſonſt verſucht habe, mich in dem ſüßen Traume von einer glücklichen Entdeckung zu erhalten. Denn eben hat ihn ein Gelehrter berührt.

Und zwar eben derſelbe Gelehrte, um deſſen nähere Erklärung über den Vorwurf der Verwechſelung des Borgheſiſchen Fechters mit dem Miles Veles zu Florenz, ich mir in dem dreyzehnten dieſer Briefe (*) die Freyheit nahm, zu bitten.

Er hat die Güte gehabt, mir ſie zu ertheilen. Leſen Sie beyliegendes Blatt. (**)

„Herr Leſſing iſt mit dem Recenſenten der Winkelmanniſchen
„Monumenti inediti in unſern Anzeigen unzufrieden, daß er ihm
„Schuld giebt, als habe er den Borgheſiſchen Fechter mit dem
„ſogenannten Miles Veles im Muſeo Florentino verwechſelt.
„Herr Leſſing hat Recht; der Recenſent hätte allerdings dieſes
„wenigſtens durch ein, es ſcheinet, ausdrücken ſollen. Herr
„Leſſing lehnt auch wirklich einen ſolchen Verdacht auf eine
„nachdrückliche Weiſe von ſich ab. Hierzu kömmt in der That
„noch dieſes, daß der Miles Veles den Schild eben ſo wenig
„vor ſich an das Knie geſtemmt hält, und daß alſo das
„obnixo genu ſcuto eben ſo wenig ſtatt findet; obgleich ſonſt
„die Stellung eines Kriegers, der ſeinen Feind erwartet,
„und inſonderheit das gebogene Knie, auf die beſchriebene
„Stellung des Chabrias eher zu paſſen ſchien; in ſo fern man
„annehmen kann, daß des Chabrias Soldaten den Schild auf
„die Erde angeſetzt, ein Knie gebogen und daran geſtemmet,
„und auf dieſe Weiſe ihre Kraſt verdoppelt haben. Eben dieſe
„Vorſtellung hatte dem Recenſenten Anlaß zu jener Vermuthung
„gegeben, welche freylich Herr Leſſing mit Grunde von ſich ab-
„weiſet, und abweiſen kann. Jene Stellung läßt ſich vielleicht
„auch eben ſo gut, und noch beſſer im Stehen denken, ſo daß
„der Soldat das Knie an den Schild anſchließt, um dem an-
„dringenden Feinde mit Nachdruck zu widerſtehen.“ —

(*) S. 43.

(**) Göttingſche Anzeigen St. 130. S. 1058 vorigen Jahres.

Das iſt alles, was ich verlangen; das iſt alles, was ich von einem rechtſchaffnen Manne erwarten konnte! Er, dem es blos um die Aufklärung der Wahrheit zu thun iſt, kann wohl dann und wann ein Wort für das andere, eine Wendung für die andere ergreifen; aber ſobald er ſieht, daß dieſes unrechte Wort, daß dieſe unrechte Wendung einen Eindruck machen, den ſie nicht machen ſollen, daß kleine hämiſche Kläffer dahinter her bellen, und die unwiſſende Schadenfreude den Wurf, der ihm entfuhr, für abgezielt ausſchreiet: ſo ſteht er keinen Augenblick an, das Mißverſtändniß zu heben; die Sache mag noch ſo geringſchätzig ſcheinen.

Was wäre es denn nun, zwey Statuen verwechſelt zu haben? — Freylich wäre es für die Welt weniger als nichts: aber für den, der ſich einer ſolchen Nachläßigkeit ſchuldig machen könnte, und gleichwohl von dergleichen Dingen ſchreiben wollte, wäre es viel. Das Quid pro quo wäre zu grob, um das Zutrauen ſeiner Leſer nicht dadurch zu verſcherzen.

Ich will mich erklären, in wie fern ich auf dieſes Zutrauen ſehr eiferſüchtig bin. Niemanden würde ich lächerlicher vorkommen, als mir ſelbſt, wenn ich auch von dem aller eingeſchränkteſten unfähigſten Kopfe verlangen könnte, ein Urtheil, eine Meinung blindlings, blos darum anzunehmen, weil es mein Urtheil, weil es meine Meinung iſt. Und wie könnte ich ſo ein verächtliches Zutrauen fordern, da ich es ſelbſt gegen keinen Menſchen in der Welt habe? Es iſt ein weit anſtändigers, worauf ich Anſpruch mache. Nehmlich: ſo oft ich für meine Meinung, für mein Urtheil, Zeugniſſe und Facta anziehe, wollte ich gern, daß niemand Grund zu haben glaubte, zu zweifeln, ob ich dieſe Zeugniſſe auch wohl ſelbſt möchte nachgeſehen, ob ich dieſe Facta auch wohl aus ihren eigentlichen Quellen möchte geſchöpft haben. Ich verlange nicht, mit dem Kaufmanne zu reden, für einen reichen Mann geachtet zu werden: aber ich verlange, daß man die Tratten, die ich gebe, für aufrichtig und ſicher halte. Die Sachen, welche zum Grunde liegen, müßen ſo viel möglich ihre Richtigkeit haben: aber, ob auch die Schlüße, die ich daraus ziehe? da traue mir niemand; da ſehe jeder ſelbſt zu.

Sonach: wenn man den Borgheſiſchen Fechter, den ich für den Chabrias halte, nicht dafür erkennen will; was kann ich dawider haben? Und wenn man mich wirklich überführt, daß er es nicht ſeyn könne; was kann ich anders, als dem danken, der mir dieſen Irrthum benommen, und verhindert hat, daß nicht auch andere darein verfallen? Aber wenn man ſagt, der Borgheſiſche Fechter, den ich zum Chabrias machen wolle, ſey nicht der Borgheſiſche Fechter: ſo iſt das ganz ein anderes. Dort habe ich mich geirret, indem ich die Wahrheit ſuchte: und hier hätte ich als ein Geck in die Luft geſprochen. Das möchte ich nicht gern!

Doch, wie geſagt, es iſt nicht geſchehen; der Göttingſche Gelehrte hat auch gar nicht ſagen wollen, daß es geſchehen ſey; nur Hr. Klotz hat, ohnſtreitig aus eigner Erfahrung, einen ſolchen Blunder für möglich halten können; jener würdigere Widerſacher hat blos ſagen wollen, daß meine Deutung beſſer auf eine andere Statue, als auf die, von der ich rede, paſſen dürfte.

Doch auch hierauf, wie Sie werden bemerkt haben, ſcheinet er nicht beſtehen zu wollen. Denn auf der einen Seite erklärt er ſich, daß die Stellung des Miles Veles gleichfalls nicht vollkommen der Beſchreibung des Nepos entſpreche, indem das obnixo genu scuto, nach der gemeinen Auslegung, eben ſo wenig von ihm, als von dem Borgheſiſchen Fechter gelte: und auf der andern räumt er ein, daß der ſtehende Stand des Borgheſiſchen Fechters ſich mit den Worten des Nepos eben ſo wohl zuſammen räumen laſſe, als der kniende des Miles Veles. Er hält ſich auch in der Folge lediglich an meine Deutung ſelbſt, und zeigt blos umſtändlicher und genauer, warum dieſe nicht Statt haben könne, ohne ſie weiter ſeiner Florentiniſchen Statue zueignen zu wollen. Denn leſen Sie nur:

„Nun bleiben aber doch gegen die andere von Hrn. Leſſing „vorgebrachte Meinung, daß der Borgheſiſche Fechter den Chabrias vorſtellen ſolle, folgende Schwierigkeiten übrig, welche „der Recenſent damals freylich nicht beybringen konnte. Nepos „beſchreibt die Stellung der Soldaten des Chabrias ſo, daß ſie „einen Angriff des eindringenden und anprallenden Feindes haben aufhalten wollen: reliquam phalangem loco vetuit cedere,

„obnixoque genu scuto projectaque hasta impetum excipere hostium docuit. Der natürliche Verſtand der Worte ſcheinet der „zu ſeyn, daß die Soldaten das Knie an den Schild anſtemmen, „und ſo den Spieß vorwärts halten mußten, daß der Feind „nicht einbrechen konnte. Dieſe Erklärung wird durch die beiden Parallelſtellen im Diodor und Polyän, und durch die Lage „der Sache mit den übrigen Umſtänden ſelbſt, beſtätiget; denn „der Angriff der Lacedemonier geſchah gegen die auf einer Anhöhe geſtellten Thebaner. (Vergl. Xenoph. Rer. Gr. V. 4. 50.) „Hiermit ſcheinet der Borgheſiſche Fechter nicht wohl überein „zu kommen, deſſen Stellung dieſe iſt, daß er nicht ſowohl „den Angriff aufhält, als ſelbſt im lebhafteſten Ausfalle begriffen iſt; daß er den Kopf und die Augen nicht vor- oder „herabwärts, ſondern aufwärts richtet, und ſich mit dem aufwärts gehaltenen Schilde vor etwas, das von oben herkömmt, „zu verwahren ſcheinet; wie nicht nur das Kupfer zeiget, ſondern auch Hr. Leſſing im Laokoon ſelbſt die Beſchreibung mit „Winkelmanns Worten anführt. Herr L., der dieſe Unähnlichkeiten gar wohl bemerkt hat, ſchlägt vor, die Stelle im Nepos durch eine andere Interpunktion der Stellung des Borgheſiſchen Fechters näher zu bringen. Dem ſey alſo: aber „auch dann wiſſen wir weder die Stelle im Diodor und Polyän, noch die Stellung beider Heere, noch das loco veluit „cedere, das projecta hasta, das impetum excipere hostium „damit zu vereinigen. Doch alles dieſes* muß Hr. L. nicht „als Widerlegung, ſondern als Schwierigkeiten anſehen, die „er in der Folge ſeiner Briefe vielleicht aus dem Wege räumen „wird. Denn ſonſt würden wir noch anführen, daß der ganze „Körper des Borgheſiſchen Fechters in unſern Augen den ganzen Wuchs und Bildung, die Haltung und Stellung eines „Fechters, aber gar nicht das Anſehen eines athenienſiſchen Feldherrn hat. Aber nach Kupfern läßt ſich ſo etwas nicht beurtheilen, und hiebey könnte die Vorſtellungskraft ſehr verſchieden „ſeyn. Noch müſſen wir gedenken, daß wir vor einiger Zeit in „Hrn. Prof. Sachſens zu Utrecht Abhandlung de Dea Angerona p. 7. den Stein im Mus. Flor. T. II. tab. 26. n. 2. gleichfalls mit dem Chabrias verglichen gefunden haben."

Das nenne ich doch Einwürfe! Hier höre ich doch einen Mann, der mit Kenntniß der Sache ſpricht, der Gründe und Gegengründe abzuwägen weiß, gegen den man mit Ehren Unrecht haben kann! — Erlauben Sie mir, die ganze Stelle durchzugehen, und anzuzeigen, was ich für mehr oder weniger ſchlieſſend, und was ich für völlig entſcheidend darinn halte.

Der Göttingſche Gelehrte erkennet in der Borgheſiſchen Statue den ganzen Wuchs, die ganze Bildung eines Fechters; das Anſehen eines athenienſiſchen Feldherrn hat ſie ihm gar nicht. — Gegen jenes hat Winkelmann ſchon erinnert, „daß den Fechtern in Schauſpielen die Ehre einer Statue unter den Griechen wohl niemals wiederfahren ſey, und daß dieſes Werk „älter, als die Einführung der Fechter unter den Griechen zu „ſeyn ſcheine.“ Auf dieſes würde ich antworten, daß die Statue ikoniſch ſey. Es war eine größere Ehre bey den Griechen eine ikoniſche Statue zu erhalten, als eine blos idealiſche: (*) und Chabrias war der größern Ehre wohl würdig. Folglich muß man das Ideal eines Feldherrn daran nicht ſuchen; ſie iſt nach der Wahrheit der Natur gebildet, und aus einem einzeln Falle genommen, in welchem ſich Chabrias ſelbſt zugleich mit als den thätigen Soldaten zeigte, nachdem er ſich als den denkenden Feldherrn erwieſen hatte. Wenn Winkelmann die erhabnern Statuen des Apollo und Laokoon mit dem Heldengedichte vergleicht, welches die Wahrſcheinlichkeit über die Wahrheit hinaus bis zum Wunderbaren führet; ſo iſt ihm unſer Fechter wie die Geſchichte, in welcher nur die Wahrheit aber mit den ausgeſuchteſten Gedanken und Worten vorgetragen wird. Er ſiehet in ſeiner Bildung einen Menſchen, welcher nicht mehr in der Blüthe ſeiner Jahre ſtehet, ſondern das männliche Alter erreicht hat, und findet die Spuren von einem Leben darinn, welches beſtändig beſchäftiget geweſen und durch Arbeit abgehärtet worden. Alles das läßt ſich eher von einem Krieger überhaupt, es ſey ein befehlender oder gehorchender, als von einem abgerichteten feilen Fechter ſagen.

Nach der Form, welche alſo wider meine Deutung eigent-

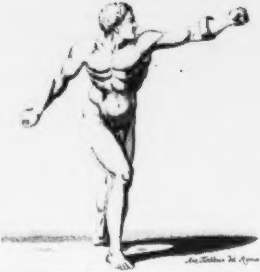
(*) Laokoon S. 13. [Band VI, S. 382]

lich nicht wäre, laſſen Sie uns die Stellung betrachten. Der Borgheſiſche Fechter, ſagt Winkelmann, hat den Kopf und die Augen aufwärts gerichtet, und ſcheinet ſich mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, das von oben herkömmt. Aber der Soldat des Chabrias, ſagt mein Gegner, mußte gerade vor ſich hin ſehen, um den anrückenden Feind zu empfangen; ja er mußte ſogar herabwärts ſehen, indem er auf einer Anhöhe ſtand, und der Feind gegen ihn bergan rückte. Hierauf könnte ich antworten: der Künſtler hat ſein Werk auf eine abhängende Fläche weder ſtellen können, noch wollen; ſowohl zum Beſten ſeiner Kunſt, als zur Ehre der Athenienſer, wollte er und mußte er den Vortheil des Bodens unangedeutet laſſen, den dieſe gegen die Spartaner gehabt hatten; er zeigte die Stellung des Chabrias wie ſie für ſich, auf gleicher Ebene mit dem Feinde, ſeyn würde; und dieſe gleiche Ebene angenommen, würde der einhauende Feind ohnſtreitig ſeinen Hieb von oben herein haben führen müßen; nicht zu gedenken, daß der Feind, wie Diodor ausdrücklich ſagt, zum Theil auch aus Reiterey beſtand, und der Soldat des Chabrias ſich um ſo mehr von obenher zu decken hatte. Dieſes, ſage ich, könnte ich antworten, würde ich antworten, wenn ich ſonſt nichts zu antworten hätte, das näher zum Zwecke trift. Aber wie ich ſchon erinnert habe, daß Winkelmann die Füſſe des Fechters verwechſelt: ſo muß ich auch hier ſagen, daß er die Lage des ſchildtragenden Armes ganz falſch erblickt, oder ſich ihrer ganz unrichtig wieder erinnert hat. Und das iſt der Umſtand! Es iſt mir ſchwer zu begreiffen, wie ſo ein Mann in Beſchreibung eines Kunſtwerkes, das er unzähligemal muß betrachtet und wieder betrachtet haben, ſich ſo mannigfaltig habe irren können: gleichwohl iſt es geſchehen, und ich kann weiter nichts als es betauren, daß ich ſeinen Angaben, die ich nach dem eignen Augenſcheine ertheilet zu ſeyn, glauben durfte, ſo ſorglos gefolgt bin.

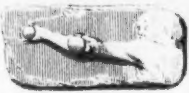
Nein, der Borgheſiſche Fechter ſcheinet ſich nicht mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, was von oben her kömmt; ſchlechterdings nicht. Denn wenn er dieſes ſcheinen ſollte, müßte nicht nothwendig der Schild auf dem Arme faſt horizontal liegen, und die Knöchelſeite der Hand nach oben gekehret ſeyn?

U[illegible]l.
München

Bd. VII. Taf. I. S. 115.



Ant. Kohlhau del. Roma



Aber das iſt ſie nicht; die Knöchel ſind auswärts und das Schild hat faſt perpendikular an dem Arme gehangen, welches auch aus dem Polſter des obern Schildriemen abzunehmen. Der Kopf und die Augen ſind auch nicht höher gerichtet, als nöthig iſt, hinter und über dem Schilde weg zu ſehen, und aus der geſtreckten niedrigen Lage dem Feinde ins Auge blicken zu können. In den meiſten Kupfern geht der linke Arm viel zu hoch in die Luft; die Zeichner haben ihn aus einem viel tiefern Geſichtspuncte genommen, als den übrigen Körper. Die eingreiffende Hand ſollte mit der Stirne faſt in gerader Linie liegen, deſſen mich nicht nur verſchiedne Abgüſſe überzeugen, ſondern auch Herr Anton Tiſchbein verſichert, welcher in Rom dieſe Statue ſtudiret, und ſie mehr als zehnmal aus mehr als zehn verſchiedenen Geſichtspuncten gezeichnet hat. Ich habe mir unter ſeinen Zeichnungen diejenige, die ich zu meiner Abſicht hier für die bequemſte halte, ausſuchen dürfen, und lege ſie Ihnen bey.(*) In der Sammlung des Maffei, iſt es ſchon aus der Vergleichung beider Tafeln, die ſich daſelbſt von dem Fechter befinden, augenſcheinlich, wie falſch und um wie vieles zu hoch der linke Arm in der einen derſelben gezeichnet iſt.

Ich habe es Winkelmannen zwar nach geſchrieben, daß ſich der Fechter mit dem Schilde vor etwas zu verwahren ſcheine, was von oben her kömmt. Aber ich habe bey dieſem von oben her weiter nichts gedacht, als in ſo fern es ſich von jedem Hiebe ſagen läßt, der von oben herein, höchſtens von einem Pferde herab, geführet wird. Winkelmann aber ſcheinet einen aus der Luft ſtürzenden Pfeil oder Stein dabey gedacht zu haben, welcher mit dem Schilde aufgefangen werde; denn anſtatt daß er, in ſeiner Geſchichte der Kunſt, überhaupt nur in dem Fechter einen Soldaten erkennet, der ſich in einem dergleichen Stande beſonders hervorgethan habe, glaubt er in ſeinem neueſten Werke(**) ſogar den Vorfall beſtimmen zu können, bey welchem dieſes geſchehen ſey: nehmlich bey einer Belagerung.

(*) S. Taf. 1.

(**) Monumenti antichi & inediti, Tratt. prel. p. 91. & Ind. IV. Il preteſo Gladiatore ſembra ſtatua eretta in memoria d'un guerriero che ſi era ſegnalato nell' aſſedio di qualche città.

Wenigſtens, glaube ich, würde er einen Ausfall der Belagerten haben annehmen müſſen, wenn man in ihn gedrungen wäre, ſich umſtändlicher, auch nach der übrigen Lage der ſtreitigen Vorſtellung, zu erklären. Denn nur bey dieſer kann der Belagerer mit dem Feinde, zugleich aus der Ferne und in der Nähe, zu ſtreiten haben; nur bey dieſer kann er genöthiget ſeyn, ſich von oben her gegen das, was von den Mauern der belagerten Stadt auf ihn geworffen wird, zu decken, indem er zugleich handgemein geworden iſt. Handgemein aber iſt dieſe Figur, die wir den Fechter nennen; das iſt offenbar. Sie iſt nicht in dem bloſſen unthätigen Stande der Vertheidigung; ſie greift zugleich ſelbſt an, und iſt bereit, einen wohl abgepaßten Stoß aus allen Kräften zu verſetzen. Sie hat eben mit dem Schilde ausgeſchlagen, und wendet ſich auf dem rechten Fuße, auf welchem die ganze Laſt des Körpers liegt, gegen die geſchützte Seite, um da dem Feinde in ſeine Blöße zu fallen.

Bis hieher iſt alſo von den Einwendungen des Göttingſchen Gelehrten, dieſes die ſchlieſſendere! „Der Soldat des Chabrias „ſollte den anprellenden Feind blos abhalten; die Stellung des „Borgheſiſchen Fechters aber iſt ſo, daß er nicht ſowohl den „Angriff aufhält, als ſelbſt im lebhafteſten Ausfalle begriffen „iſt: folglich kann dieſer nicht jener, jener nicht dieſer ſeyn.“ Sehr richtig; hierauf iſt wenig, oder nichts zu antworten; ich habe mich in meinem vorigen Briefe auch ſchon erkläret, woher es gekommen, daß mich das Angreifende in der Figur ſo ſchwach gerührt hat: aus der Verwechslung der Füße nehmlich, zu welcher mich Winkelmann wo nicht verleitet, in der er mich wenigſtens beſtärkt hat.

Acht und dreyßigſter Brief.

Aber noch war ich in meinem Vorigen nicht, wo ich ſeyn wollte. —

Der bildende Künſtler hat eben das Recht, welches der Dichter hat; auch ſein Werk ſoll kein bloßes Denkmal einer hiſtoriſchen Wahrheit ſeyn; beide dürfen von dem Einzeln, ſo wie es exiſtiret hat, abweichen, ſobald ihnen dieſe Abweichung eine höhere Schönheit ihrer Kunſt gewähret.

Wenn alſo der **Agaſias**, dem es die Athenienſer aufgaben, den Chabrias zu bilden, gefunden hätte, daß der unthätige Stand der Schutzwehr, den dieſer Feldherr ſeinen Soldaten geboth, nicht die vortheilhafteſte Stellung für ein permanentes Werk der Nachahmung ſeyn würde: was hätte ihn abhalten können, einen ſpätern Augenblick zu wählen, und uns den Helden in derjenigen Lage zu zeigen, in die er nothwendig hätte gerathen müſſen, wenn der Feind nicht zurück gegangen, ſondern wirklich mit ihm handgemein geworden wäre? Hätte nicht ſodann nothwendig Angriff und Vertheidigung verbunden ſeyn müſſen? Und hätten ſie es ungefehr nicht eben ſo ſeyn können, wie ſie es in der ſtreitigen Statue ſind?

Welche hartnäckige Spitzfindigkeiten! werden Sie ſagen. — Ich denke nicht, mein Freund, daß man eine Schanze darum ſogleich aufgiebt, weil man vorausſieht, daß ſie in die Länge doch nicht zu behaupten ſey. Noch weniger muß man, wenn der tapfere Tydeus an dem einen Thore ſtürmt, die Stadt dem minder zu fürchtenden Parthenopäus, der vor dem andern lauert, überliefern wollen.

Beſchuldigen Sie mich alſo nur keiner Sophiſterey, daß, indem ich mein Unrecht ſchon erkenne, ich mich dennoch gegen ſchwächere Beweiſe verhärte. —

Das Weſentliche meiner Deutung beruhet auf der Trennung, welche ich in den Worten des Nepos, obnixo genu scuto, annehmen zu dürfen meinte. Wie ſehr iſt nicht ſchon über die Zweydeutigkeit der lateiniſchen Sprache geklagt worden! Scuto kann eben ſowohl zu obnixo gehören, als nicht gehören: das eine macht einen eben ſo guten Sinn als das andere; weder die Grammatik, noch die Sache, können für dieſes oder für jenes entſcheiden; alle hermenevtiſche Mittel, die uns die Stelle ſelbſt anbietet, ſind vergebens. Ich durfte alſo unter beiden Auslegungen wählen; und was Wunder, daß ich die wählte, durch welche ich zugleich eine andere Dunkelheit aufklären zu können glaubte?

Aber gleichwohl habe ich mich übereilt. Ich hätte vorher nachforſchen ſollen, ob Nepos der einzige Schriftſteller ſey, der dieſes Vorfalles gedenkt. Da es eine Griechiſche Begebenheit iſt: ſo hätte mir einfallen ſollen, daß, wenn auch ein Grieche ſie erzählte, er ſchwerlich in ſeiner Sprache an dem nehmlichen Orte die nehmliche Zweydeutigkeit haben werde, die uns bey dem lateiniſchen Scribenten verwirre. Und wenn ich dann gefunden hätte, daß das, was Nepos durch obnixo genu scuto ſo ſchwankend andeutet, von einem durch τας ἀσπιδας προς το γονυ κλιναντας, und von dem andern durch τας ἀσπιδας ἐς γονυ προσερεισαμενους ausgedrückt werde: würde ich wegen des eigentlichen Sinnes jener lateiniſchen Worte wohl noch einen Augenblick ungewiß geblieben ſeyn? Unmöglich.

Nun findet ſich wirklich das eine bey dem Diodor, (*) und das andere bey dem Polyän. (**) Beider Ausdruck ſtimmt faſt wörtlich überein, und gehet dahin, uns die Schilde an, oder vor, oder auf dem Knie denken zu laſſen. Der andere Sinn, den ich dem Nepos leihen konnte, iſt in die Griechen nicht zu legen, und muß folglich der unrechte auch nothwendig bey dem Lateiner ſeyn.

Kurz: die Parallelſtellen des Diodor und Polyän entſcheiden alles, und entſcheiden alles allein; obgleich der Göttingiſche Gelehrte ſie mehr unter ſeine Velites als Triarios zu ordnen ſcheinet. Sie nur hatte ich im Sinne, als ich ſagte, (***) „daß man mir gegen meine Deutung ganz etwas anders einwenden können, als damals noch geſchehen ſey, und daß ich nur dieſe Einwendung erwarte, um ſodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drucken, oder ſie gänzlich zurück zu nehmen.“

Ich nehme ſie gänzlich zurück: der Borgheſiſche Fechter mag meinetwegen nun immer der Borgheſiſche Fechter bleiben; Chabrias ſoll er mit meinem Willen nie werden.

In der künftigen Ausgabe des Laokoon fällt der ganze Abſchnitt, der ihn betrift, weg: ſo wie mehrere antiquariſche Auswüchſe, auf die ich ärgerlich bin, weil ſie ſo mancher tiefgelehrte Kunſtrichter für das Hauptwerk des Buches gehalten hat.

(*) Diod. Sic. Lib. XV. c. 32. Edit. Wessel. T. II. p. 37.

(**) Strat. lib. II. cap. 1. 2.

(***) Br. XIII. S. 43.

Neun und dreyßigſter Brief.

Meinen Sie, daß es gleichwohl Schade um meinen Chabrias ſey? Daß ich ihn doch wohl noch hätte retten können? — Und wie? Hätte ich etwa ſagen ſollen, daß Diodor und Polyän ſpätere Schriftſteller wären, als Nepos? Daß Nepos nicht ſie, wohl aber ſie ihn könnten vor Augen gehabt haben? Daß auch ſie von der Zweydeutigkeit des lateiniſchen Ausdrucks verführt worden? Ey nun ja, das wäre wahrſcheinlich genug!

Doch ich merke Ihre Spötterey. Die Henne ward über ihr Ey ſo laut; und es war noch dazu ein Windey!

Freylich! Indeß, wann Sie denken, daß ich mich meines Einfalls zu ſchämen habe, weil ich ihn ſelbſt zurücknehmen müſſen: ſo denken Sie es wenigſtens nicht mit mir. — In dem antiquariſchen Studio iſt es öfters mehr Ehre das Wahrſcheinliche gefunden zu haben, als das Wahre. Bey Ausbildung des erſtern war unſere ganze Seele geſchäftig: bey Erkennung des andern, kam uns vielleicht nur ein glücklicher Zufall zu Statten. Noch itzt bilde ich mir mehr darauf ein, daß ich in den Worten des Nepos mehr, als darinn iſt, geſehen habe; als daß ich endlich beym Diodor und Polyän gefunden habe, was ein jeder da finden muß, der es zu ſuchen weis.

Was wollen Sie auch? Hat meine Muthmaßung nicht wenigſtens eine nähere Diſcuſſion veranlaßt, und zu verdienen geſchienen? Und ob ich ſchon der ſtreitigen Statue aus der Stelle des Nepos kein Licht verſchaffen können: wie wenn wenigſtens dieſe Stelle ſelbſt ein größeres Licht durch jenen unglücklichen Verſuch gewänne?

Ich will zeigen, daß ſie deſſen ſehr bedarf. — So viel ich noch Ausleger und Ueberſetzer des Nepos nachſehen können, alle ohne Ausnahme haben ſich die Stellung des Chabrias als knieend vorgeſtellt. So muß ſie auch der Göttingſche Gelehrte gedacht haben, weil er ſie in dem Miles Veles zu Florenz zu finden glaubte, der auf dem rückwärts geſtreckten linken Knie liegt, und das rechte Schienbein vorſetzet. So muß ſie nicht weniger Herr Prof. Sachſe annehmen, der eine Aehnlichkeit von ihr, auf einem geſchnittenen Steine, ebenfalls zu Florenz, in der

Figur des verwundeten Achilles zu ſehen meinet, welche das linke Schienbein verſetzend, auf dem rechten Knie lieget, und ſich den Pfeil nächſt dem Knöchel dieſes Fußes herauszieht. Kurz, ſie müſſen alle geglaubt haben, daß das eine Knie nicht gegen das Schild geſtemmt ſeyn können, ohne daß das andere zur Erde gelegen.

Aber haben ſie hieran wohl Recht? — Wo iſt ein Wort beym Nepos, das auch nur einen Argwohn von dieſer knieenden Lage machen könne? Wo bey dem Diodor? Wo bey dem Polyän? Bey allen dreyen befiehlt Chabrias ſeinen Soldaten weiter nichts, als 1) geſchloſſen in ihren Gliedern zu bleiben — loco vetuit cedere — τη ταξει μενοντας — μη προδραμειν, αλλα μενειν ἡσυχῃ; 2) die Spieße gerade vor zu halten — projecta haſta — ἐν ορθῳ τῳ δορατι μενειν — τα δορατα ὀρθα προτεταμενους; 3) die Schilder gegen das Knie zu ſenken, oder an das Knie zu ſchließen — obnixo genu ſcuto — τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας — τας ἀσπιδας ἐς γονυ προρεισαμενους. Da iſt nichts vom Niederfallen; da iſt nichts, was das Niederfallen im geringſten erfodern könnte! — Man erwäge ferner, wie ungeſchickt ſogar die knieende Lage zu der Wirkung geweſen wäre, die ſich Chabrias verſprach. Kann der Körper im Knieen wohl ſeine ganzen Kräfte anſtrengen? Kann er den Spieß ſo gerade, ſo mächtig vorhalten, als im Stehen? Das ορθα δορατα will, daß die Spieße horizontal geſenkt worden. Sie ſollten dem Feinde gerade wider die Bruſt gehen; und im Knieen würden ſie ihm gerade gegen die Beine gegangen ſeyn. Noch weniger würde ſich das Knieen zu einem Umſtande ſchicken, der dem Diodor bey Beſchreibung dieſer Evolution eigen iſt. Er ſagt, Chabrias habe ſeinen Soldaten befohlen, δεχεσθαι τους πολεμιους καταπεφρονηκοτως, die Feinde ganz verächtlich zu empfangen; und der Feind habe ſich wirklich durch dieſe καταφρονησιν abſchrecken laſſen. Die knieende Lage aber hat von dieſem Verächtlichen wohl wenig oder nichts; ſie verräth gerade mehr Furchtſames, als Verächtliches; man ſieht ſeinen Gegner darinn ſchon halb zu ſeinen Füßen.

Man wende mir nicht ein, daß noch itzt das erſte Glied des Fußvolks den Angriff der Reiterey auf dem Knie empfängt.

Dieſer Fall iſt ganz etwas anders. Das erſte Glied befindet ſich bey Ertheilung der letzten Salve ſchon in dieſer Lage; der Feind iſt ihm ſchon zu nahe, ſich erſt wieder aufzurichten. Zudem iſt wirklich die ſchiefe Richtung des aufgepflanzten und mit der Kolbe des Gewehrs gegen die Erde geſteiften Bajonets dem anſprengenden Pferde gefährlicher; es ſpießt ſich von oben herein tiefer. Wenn aber Fußvolk, Fußvolk mit geſenktem Bajonete auf ſich anrücken ſiehet, bleibt das erſte Glied gewiß nicht auf den Knieen, ſondern richtet ſich auf, und empfängt ſeinen Feind ſtehend.

Eben das thaten die Triarii bey den Römern. So lange die fordern Treffen ſtritten und ſtanden, lagen ſie auf ihrem rechten Knie, das linke Bein vor, ihre Spieße neben ſich in die Erde geſteckt, und deckten ſich mit ihren Schildern, ne ſtantes, wie Vegetius ſagt, venientibus telis vulnerarentur. Allein ſie blieben nicht auf den Knieen, wenn die fordern Treffen geſchmiſſen waren, und der Streit nunmehr an ſie kam. Sondern ſodann richteten ſie ſich auf, conſurgebant, und gingen dem Feinde mit gefällten Spießen entgegen. Nicht alſo ihre Subſeſſio intra ſcuta, nicht ihre Bergung hinter dem Schilde auf dem Knie, in der ſie noch keinen Feind vor ſich hatten, und ſich blos gegen das Geſchoß aus der Ferne, ſo wie es über die fordern Treffen flog, deckten: nicht die, ſondern ihre aufgerichtete acies ſelbſt, quæ haſtis velut vallo ſepta inhorrebat, kann mit dem Stande der Soldaten des Chabrias verglichen werden. Nur daß dieſe den Feind blos feſten Fußes erwarteten, und ihm nicht entgegen rückten, um den Vortheil der Anhöhe nicht zu verlieren.

Das iſt unwiderſprechlich, ſollt ich meinen; und ich habe ſonach die Stelle des Nepos, da ich einen ſtehenden Krieger darinn erkannte, doch immer noch richtiger eingeſehen, als alle die, welche ſich einen knieenden einfallen laſſen. Ja es iſt ſo wenig wahr, daß Hrn. Sachſens verwundeter Achilles, in Betracht ſeiner Stellung, mit dem Chabrias könne verglichen werden; oder daß der Miles Veles, wie ihn Gori genannt hat, eher noch Chabrias ſeyn könne, als der Borgheſiſche Fechter, wie der Göttingſche Gelehrte will: daß vielmehr an jene beide auch gar nicht einmal zu denken iſt, wenn man unter den alten Kunſtwerken eine Aehnlichkeit mit jener Stellung des Chabrias aufſuchen will. Sie knieen; und die Statue des Chabrias kann ſchlechterdings nicht gekniet haben.

Was lieſſe ſich gegen den Miles Veles nicht noch beſonders erinnern! Er hat im geringſten nicht das Anſehen eines Kriegers, welcher ſeinen Feind erwartet: denn er liegt auf dem linken Knie, und der nehmliche Arm mit dem Schilde weicht zurück. Könnte man auch ſchon annehmen, daß „des Chabrias Soldaten den Schild auf die Erde angeſetzt, ein Knie gebogen und daran geſtemmet, und auf dieſe Weiſe ihre Kraft verdoppelt hätten:“ ſo müßte doch dieſes eine gebogene Knie das linke geweſen ſeyn, das rechte hätte es unmöglich ſeyn können; von dem Miles Veles aber liegt das linke zur Erde. Auch iſt der rechte Arm deſſelben gar nicht ſo, wie er ſeyn müßte, wenn er mit demſelben irgend ein Gewehr gegen den anrückenden Feind halten ſollte. Nicht zu gedenken, daß die Figur bekleidet, und die Arbeit römiſch iſt, ob ſie gleich keinen Römer vorſtellet, und noch weniger einen Griechen vorſtellen kann. Ich habe das Muſeum Florentinum nicht vor mir, um mich in einen umſtändlichen Beweis hierüber einlaſſen zu können. Aber des Schildes erinnere ich mich deutlich, das dieſer vermeinte Miles Veles trägt. Es hat Falten; welches zu erkennen giebt, daß es ein Schild von bloßem Leder war; kein hölzernes mit Leder überzogen. Dergleichen δερματινοι θυρεοι aber waren den Karthaginenſern, und andern Afrikaniſchen Völkern eigenthümlich. (*)

Doch was halte ich mich bey einem Werke auf, das mich ſo wenig angeht? Mein Gegner ſelbſt geſtehet, „daß ſich die Stellung des Chabrias vielleicht eben ſo gut und noch beſſer im Stehen denken laſſe, ſo daß der Soldat das Knie an den Schild anſchlieſt, um dem andringenden Feinde mit Nachdruck zu widerſtehen.“ Und was iſt das anders, als ſeine Vermuthung, daß jene knieende Figur Chabrias ſey, mehr als um die Hälfte zurücknehmen? Ich ſchmeichle mir, wenn er meine

(*) V. Lipsius de Milit. Rom. lib. III. Dial. I. p. m. 103.

Gründe in Erwägung ziehen will, daß er ſie auch wohl ganz zurücknimmt, und ſich überzeugt erkennet, daß die Stellung des Chabrias ſich nicht blos auch oder beſſer im Stehen denken laſſe, ſondern daß ſie durchaus nicht anders gedacht werden könne, als im Stehen.

Nun aber, dieſe ſtehende Stellung als ausgemacht betrachtet: wie müſſen wir uns die Haltung des Schildes ſelbſt vorſtellen, um das obnixum genu des Nepos, das κλινειν προς το γονυ des Diodorus, und das ἐς γονυ προσερειδεσθαι des Polyänus davon ſagen zu können?

Ich denke ſo! — Sie wiſſen, ohne es erſt von Hr. Klotzen aus geſchnittenen Steinen gelernt zu haben, (*) daß es an den Schilden der Alten innerhalb zwey Riemen gab, die zur Beſeſtigung und Regierung des Schildes dienten. Durch den obern ward der Arm bis an das Gelenke geſteckt, und in den unterſten griff die Hand. Hr. Klotz nennt, ſo wie er überhaupt ſtark iſt, ſich von allen Dingen auf das eigentlichſte und beſtimmteſte auszudrücken, beide dieſe Riemen Handhaben, und ſagt, daß die Soldaten den Arm durch beide geſteckt. (**) Die Griechen haben ein doppeltes Wort für dieſe Riemen, ὀχανον und πορπαξ; und ich meine, daß ὀχανον eigentlich den obern Riemen, den Armriemen, (wenn man ſich dieſes Wort dafür gefallen laſſen will) πορπαξ aber den untern Riemen bedeutet, der allein die Handhabe heiſſen kann. (***) An dem ὀχανῳ

(*) S. 103.

(**) „Lingnett hätte die Steine betrachten ſollen, auf welchen man den „doppelten Riemen am Schilde deutlich ſieht, durch den die Soldaten den „Arm ſteckten. Auf andern iſt nur eine dergleichen Handhabe zu ſehen. l. c.

(***) Lipſius (Anal. ad. Milit. p. m. XVII.) hat ſich von dieſem Unterſchiede nichts einfallen laſſen, und ὀχανον und πορπαξ für völlig gleichbedeutende Wörter genommen. Daß ſie dieſes aber nicht geweſen, zeiget ſelbſt die Stelle beym Suidas, oder dem Scholiaſten des Ariſtophanes, in der es ungewiß gelaſſen wird, ob πορπαξ den Armriemen oder die Handhabe bedeute. Πορπαξ κατα μεν τινας ὁ ἀναφορευς της ἀσπιδος. ὡς δε τινες, το διχρουν μεσον της ἀσπιδος σιδηρον, ᾧ κρατει την ἀσπιδα ὁ στρατιωτης. Ich ſage alſo auch nicht, daß ὀχανον und πορπαξ nie verwechſelt werden, und daß es keine Fälle gegeben, wo man unter dem einen auch das andere verſtanden. Sondern ich rede blos von der eigenthümlichen Bedeutung eines jeden dieſer Wörter, wenn ſie ſo ſtehen, daß nur einer von beiden Tragieblieb das Schild beſtändig feſt: den πόρπαξ aber konnte der Soldat fahren laſſen, und ließ ihn fahren, ſo oft er die linke Hand nöthiger brauchte. Dieſes ſcheinet Lipſius nicht erwogen zu haben, wenn er aus dem größern Schilde, welches die Triarii geführet, ſchlieſſen will, daß ihre Spieſſe nicht allzulang könnten geweſen ſeyn, weil ſie dieſelben nur mit einer Hand führen müſſen. (*) Sie konnten die andere Hand dazu nehmen, und nahmen ſie wirklich dazu, wenn ſie die Spieſſe mit gröſſerer Macht vorhalten, oder irgend einen kräftigern Stooß damit führen wollten.

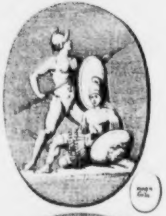
Und nun überlegen Sie, wenn der Soldat die Handhabe des Schildes fahren ließ, um mit der Linken zugleich den Spieß zu faſſen, und das Schild nur blos an dem Armriemen hangen blieb: in welche Lage das Schild nothwendig fallen mußte?

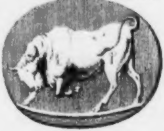
---

men gemeinet ſeyn kann. Alsdann, ſage ich, heiſſet ὄχανον der Armriemen, welches mich die Stelle des Herodotus lehret, wo er ſagt, daß die ὄχανα der Schilder von den Cariern erfunden worden, da man ſie vorher blos mit Riemen um den Hals gehangen, und ſo die linke Seite damit geſchützt habe. Denn πόρπακες, Handhaben, mußten an den Schilden nothwendig auch damals ſchon ſeyn, um ſie von dem Leibe abzuhalten und nach Befinden zu lenken. Die Carier erfunden blos, daß es beſſer ſey, die Schilde an dem Arme ſelbſt zu befeſtigen, als um den Hals zu tragen. Ὄχανον und πόρπαξ mußten in der Weite des Ellebogens bis zur geballten Hand aus einander ſtehen. Daher ſaß jener mehr gegen den obern Rand des Schildes, und dieſer gegen die Mitte deſſelben, damit ein groſſer Theil über die Hand hinaus reiche, und ſich die Deckung deſto weiter erſtrecke. Jener war ein wirklicher Riemen, mit einem kleinen Polſter an dem Orte, wo der Arm an dem Schilde anlag: dieſer aber war öfters von Eiſen, und gieng durch das Schild durch. Dem πόρπαξ entſpricht das lateiniſche ansa, und Lipſius (l. c.) hat Unrecht, wenn er bey Gelegenheit einer Stelle des Ammianus ſagt: Unam ansam nominat; atqui duæ plerumque fuere in scuto grandiore. Denn dieſe Stelle ſelbſt zeiget, daß nur die Handhabe, und nicht der Armriemen, ansa geheiſſen. — Wenn man auf alten Denkmählern Schilde blos mit Einem Tragriemen, das iſt, blos mit dem Armriemen, ohne Handhabe findet: ſo können es dem Feinde abgenommene und geweihte Schilde ſeyn, die nicht anders als mit abgebrochnen Handhaben in den Tempeln aufgehangen wurden, damit ſich ihrer niemand in der Geſchwindigkeit bedienen könne.

(*) De M. R. lib. III. dial. 6. p. m. 135. Ne tamen erres, hastæ istæ non nimis longæ, nec ut Macedonum sarissæ. Qui potuissent? scutum majus sinistra Triarii gerebant; nec videntur nisi una manu commode tractasse illas hastas.

[illegible]
München





magnitudo Gemmae

Da der Armriemen mehr gegen den obern Theil befeſtiget war: ſo konnte der übrige Theil nicht anders als herabſinken, gegen den vorgeſetzten linken Fuß herabſinken, und wenn es lang genug war: das Knie deſſelben bedecken. Das Knie konnte ſich ſodann an das Schild ſtemmen: und kurz, es erfolgte der völlige Stand, den Chabrias ſeinen Soldaten zu nehmen befahl. Er befahl ihnen, in ihren Gliedern ſtehen zu bleiben; die Handhabe des Schildes fahren zu laſſen, wodurch die Schilde auf das Knie herab ſanken, τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας; zugleich mit der Linken den Spieß zu ergreifen, und ſo, ἐν ὀρθῳ τῳ δορατι μενειν, mit gefällten Spieſſen den Feind zu erwarten. Das iſt die ungezwungenſte Umſchreibung der Worte des Diodor, und kann es eben ſowohl von den Worten des Nepos und des Polyänus ſeyn.

Wollten Sie zweifeln, ob die Alten wirklich ihren Schild blos an dem Armriemen hangen laſſen, um die linke Hand mit zu Führung des Spieſſes zu brauchen: ſo werfen Sie einen Blick auf einen Stein beym Natter. Er iſt, als ob ich ihn zum Behuf meiner Meinung ausdrücklich hätte ſchneiden laſſen; und ich kann mich daher nicht enthalten, Ihnen einen Abriß davon beyzulegen. (*) Betrachten Sie: hier hängt offenbar das Schild des ſtehenden Soldaten, der ſeinen verwundeten Gefährten vertheidiget, an dem bloßen Armriemen, und hängt ſo tief herab, daß es völlig das vorgeſetzte Knie decken könnte, wenn der Spieß nicht ſo hoch, ſondern mehr gerade aus geführet würde. Wundern Sie ſich aber nicht, daß das Schild innerhalb dem Arme hängt; der Künſtler wollte ſich die Ausführung des linken Armes erſparen, und verſteckte ihn hinter dem Schilde, da er eigentlich vor ihm liegen ſollte. Vielleicht erlaubte es auch der Stein nicht, in den Schild oben tiefer hineinzugehen, und ſo den Arm herauszuhohlen, als unten der Kopf des liegenden Kriegers herausgehohlet iſt. Dergleichen Unrichtigkeiten finden ſich auf alten geſchnittenen Steinen die Menge, und müſſen, der Billigkeit nach, als Mängel betrachtet werden, zu welchen die Beſchaffenheit des Steines den Künſtler gezwungen hat.

(*) S. Taf. II. Beym Natter iſt es die neunte Tafel.

Vierzigſter Brief.

Und nun wieder zu Hr. Klotzen! Es wäre unartig, wenn wir ihm mitten aus dem Collegio wegbleiben wollten. Er lehret uns zwar wenig: aber dem ohngeachtet können wir viel bey ihm lernen. Wir dürfen nur an allem zweifeln, was er ſagt, und uns weiter erkundigen.

Wo blieben wir? — Bey der Art, wie die alten Steinſchneider in ihrer Kunſt verfahren, von der Plinius wenig oder nichts gewußt haben ſoll. Daß Hr. Klotz nichts davon weiß, haben wir geſehen. Doch will er noch „zwey Anmerkungen beyfügen, die beide das Mechaniſche der Kunſt betreffen.“ (*)

Die erſte dieſer Anmerkungen geht auf die Form der Steine. „Die alten Künſtler, ſagt Hr. Klotz, „pflegten gern ihre „Steine hoch und ſchildförmig zu ſchleiffen.“ — Einen Augenblick Geduld! Die alten Künſtler? Sie ſelbſt? Das heißt, ihnen auch ſehr viel zumuthen. So weit, ſollte ich meinen, hätten ſich die alten Künſtler die Steine wohl können in die Hand arbeiten laſſen. Es ſind ja itzt drey ganz verſchiedne Leute, die ſich in die Verarbeitung der Edelſteine getheilt haben: der Steinſchleifer le Lapidaire; der Steinſchneider, le Graveur en pierres fines; und der Juwelier, le Jouaillier oder le Metteur en œuvre.

Warum ſollte das nicht auch bey den Alten geweſen ſeyn? Und es iſt allerdings geweſen. Sie hatten ihre Politores, ſie hatten ihre Scalptores, ſie hatten ihre Compoſitores gemmarum.

Politores gemmarum hieſſen die Steinſchleifer; denn polire heißt nicht blos, was wir im engen Verſtande poliren nennen, welches man genauer durch lævigare ausdrückt; ſondern es heißt auch zuſchleifen. So ſagt Plinius: Berylli omnes poliuntur ſexangula figura; ſie werden alle ſechseckig geſchliſſen. Und nicht allein das Schleifen aus dem Groben, und das Poliren, glaube ich, war dieſer Leute Sache. Sie verſtanden ſich, ohne Zweifel, auf alle und jede ἐγγαστια προς το λαμπρον, auf alle und jede Hülfsmittel und Kunſtgriffe,

---

(*) S. 52.

die Steine reiner, klärer und glänzender zu machen. Natter bemerkte, daß die alten Carneole und Onyche, auch wenn die Arbeit darauf noch ſo ſchlecht ſey, dennoch ſehr feine und lautere Steine wären: er ſchloß alſo, daß einige alte Künſtler wohl das Geheimniß dürften gehabt haben, ſie zu reinigen, und ihrem Glanze nachzuhelfen, indem man itzt unter tauſenden kaum einen finde, der das nehmliche Feuer habe. Es ſtreiten, ſagt er, für dieſe Muthmaßung noch andere ſtärkere und überzeugendere Gründe, die ich dem neugierigen Leſer indeß zu errathen überlaſſe, bis ich ſie ihm bey einer andern Gelegenheit ſelbſt mittheilen kann. (*) Natter hat ſehr richtig gemuthmaßet: wenn es anders bloße Muthmaßung bey ihm war, was Plinius mit ausdrücklichen Zeugniſſen beſtätiget, der uns ſogar eines von den Mitteln aufbehalten hat, deſſen ſich die Steinſchleifer zu dieſer Abſicht bedienten. Omnes gemmæ, ſagt er, (**) mellis decoctu niteſcunt, præcipue Corſici: in omni alio uſu acrimoniam abhorrentes. Eine bloße Reinigung der äußern Fläche kann nicht gemeinet ſeyn; dieſer decoctus mellis Corſici mußte tiefer dringen, und durch die ganze Maſſe des Steines wirken. Die Schärfe des Corſiſchen Honigs, die ihn hierzu vornehmlich geſchickt machte, obgleich ſonſt die Edelſteine ſcharfe Säfte nicht wohl vertragen können, ſchreibet Plinius an einem andern Orte, (***) der Blüthe des Buxbaumes zu, welcher in Corſica ſehr häufig wachſe. Ich merke dieſes an, um in Ermanglung des Corſiſchen Honigs, unſer gemeines Honig mit zerquetſchten Buxbaumblättern oder Blüthen abzureiben, Falls man einen Verſuch damit machen wollte, für deſſen Erfolg ich jedoch nicht ſtehen mag.

(*) Zum Schluſſe ſeiner Vorrede: Je ſuis dans l'opinion, que quelques Graveurs anciens poſſedoient le ſecret de raffiner ou de clarifier les Cornalines & les Onyx, vû la quantité prodigieuſe de Cornalines fines & mal gravées que les Anciens nous ont tranſmiſes; tandis qu'à preſent à peine en trouve-t-on une entre mille qui ait le meme feu. Il y a encore d'autres raiſons plus fortes & plus convaincantes en faveur de cette conjecture; mais je laiſſe aux Curieux à les deviner, en attendant que je trouve une autre occaſion de les leur communiquer.

(**) Lib. XXXVII. Sect. 74.

(***) Lib. XVI. Sect. 18.

Aus den Händen dieſer Politorum gemmarum empfingen alſo die Scalptores die Steine, in welchen ſie ihre Kunſt zeigen wollten. Sie von ihnen ſelbſt zuſchleifen laſſen, heißt den Bildhauer in die Kluft ſchicken, daß er den Marmorblock, den er beleben will, auch ſelbſt brechen ſoll.

Die Compoſitores gemmarum waren die, welche die geſchliffenen oder geſchnittenen Steine faßten, und ſo, wie ſie ſich nach ihren Farben am beſten zuſammen ſchickten, ordneten. Denn da die Alten einen ganzen Schmuck von lauter Steinen einer und eben derſelben Farbe vielleicht nicht liebten, im Grunde auch ſo leicht nicht zuſammen bringen konnten, als es uns bey der ungleich größern Menge von Steinen jeder Art möglich iſt: ſo kam ſehr viel darauf an, die Steine von verſchiednen Farben ſo zu verbinden, daß keiner den andern ſchändete, und ſie alle zuſammen eine gute Wirkung auf das Auge machten. Dieſer Compoſitorum gedenkt Plinius, wo er von dem Opale redet: (*) Opali ſmaragdis tantum cedentes. India ſola horum eſt mater; atque ideo eis pretioſiſſimam gloriam Compoſitores gemmarum & maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. So hieß es, wie ich glaube, in allen gedruckten Ausgaben des Plinius, bis auf den Harduin, der ich weis nicht welche Dunkelheit in den Worten des Plinius fand, und die letzte Periode aus ſeinen Manuſcripten folgender Geſtalt zu leſen befahl; atque in pretioſiſſimarum gemmarum gloria compoſiti maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. Das iſt, wie er es in einer Note ſelbſt erklärt, weil er ohne Zweifel vorausſah, daß dieſe Lesart hinwiederum andern nicht ſehr deutlich ſeyn dürfte: & cum pretioſiſſimis gemmis comparati maxime inenarrabilem dedere difficultatem, num gemmis aliis, quarum ſimilitudinem referunt, potiores eos haberi oporteret. Es iſt wahr, nun verſteh ich es recht wohl, was Harduin will: aber eine ſolche unausſprechliche Schwierigkeit kömmt mir doch auch ſehr ſeltſam vor. Eine unausſprechliche Schwierigkeit, einem Dinge einen Werth zu ſetzen, was keinen beſtimmten Werth haben kann! Es kam ja lediglich auf den Ge-

---

(*) Libr. XXXVII. cap. 6.

ſchmack des Liebhabers an. Meinetwegen mag alſo Harduins Verbeſſerung gefallen, wem ſie will; ich bleibe bey der alten Lesart, die doch wohl auch Manuſcripte muß für ſich gehabt haben, und auf alle Weiſe dem Zuſammenhange gemäßer und des Plinius würdiger iſt. Nur weil Harduin, wie es ſcheint, nicht wußte, welche Idee er ſich eigentlich von den hier erwähnten Künſtlern machen ſollte, kam ihm die ganze Stelle dunkel vor. Er bildete ſich vielleicht ein, daß Compoſitores gemmarum ſo viel als mangones, adulteratores gemmarum ſeyn ſollten: und ſie waren das, was ich geſagt habe. Sie faßten und ſetzten; und bey dieſer Arbeit erfuhren ſie denn, daß der Opal, dem pretioſiſſima gloria als eines ſeltenen Steines zukomme, der nur in Indien gefunden werde, zugleich inenarrabilem difficultatem habe; nehmlich in Anſehung ſeiner Verbindung mit andern Steinen. Denn da der Opal keine beſtimmte Farbe hat, ſondern mehr als eine zeiget, ſo wie man ihn wendet und die Lichtſtrahlen ſich durch ihn brechen: ſo muß ihm ſein Platz bey andern farbigen Steinen ſehr ſchwer anzuweiſen ſeyn, die ſich unmöglich nach allen ſeinen Veränderungen einmal ſo gut wie das andere zu ihm ſchicken können. — In Abſicht der Fertigkeit und des guten Geſchmacks in Verbindung der verträglichſten Farben, vergleicht Paſchalius (*) die Compoſitores gemmarum ſehr richtig mit den Winderinnen der Blumenkränze, (Στεφανοπλόκοις) dergleichen Glycera war, mit welcher Pauſias wetteiferte.

Ein und vierzigſter Brief.

Alſo ſchliffen ſie eben nicht gern, die alten Künſtler, ihre Steine hoch und ſchildförmig: ſondern ſie bedienten ſich nur gern ſo geſchliffener Steine. Und warum? Das will uns nun Hr. Klotz lehren.

„Hierdurch, ſagt er, befreiten ſie ſich von dem Zwange, „den ihnen der enge Raum des Steines anlegte: und ſie konnten die äußern und vom Leibe abſtehenden Theile der Arme „und Beine ohne Verkürzung geſchickt herausbringen. Die

---

(*) Coronarum lib. II. cap. 12.

„alten Steinſchneider liebten die Verkürzungen nicht, und nur „die unvermeidliche Nothwendigkeit mußte ſie antreiben, ſie zu „bilden. Man hat aber doch Beyſpiele.“

Ich bitte Sie, mein Freund, leſen Sie das noch einmal; — und noch einmal. Denn nur Einmal; ſo obenhin geleſen, klingt es wirklich, als ob es etwas wäre. Und es iſt nichts; nichts als Worte ohne Sinn!

Allerdings iſt es wahr, daß der Raum einer convexen Fläche größer iſt, als der Raum einer ganz ebenen, in der nehmlichen Peripherie eingeſchloſſen. Aber wie dieſer größere Raum dem Steinſchneider könne zu Statten kommen, das iſt über meinen Begriff. Denn das Relief der Figur, welche er einſchneidet, wird ja nicht concav, ſondern es muß ſo gleich oder ſo ungleich erhaben ſeyn, als es die Form dieſer Figur erfodert. Blos in der glatten Area des Steines erkennet man noch ſeine Convexität. Der Künſtler kann alſo ſchlechterdings weder größere noch mehrere Gegenſtände auf eine ſchildförmige Fläche bringen, als ſich auch auf eine ganz platte von gleicher Auſſenlinie bringen laſſen. Ganz anders iſt es, wenn man auf eine ſolche ſchildförmige oder ſphäriſche Fläche zeichnet oder mahlet: auf der Fläche eines Hemiſphärii z. E. laſſen ſich freylich mehrere Objecte, oder die nehmlichen Objecte größer zeichnen, als auf einen ebenen Zirkel von gleichem Diameter gehen würden. Das macht, wir können das Hemiſphärium wenden, oder uns um daſſelbe herumbewegen, und in Gedanken jedes einzelne Stück deſſelben applaniren. Sollte aber dieſes Hemiſphärium aus dem Punkte ſeiner höchſten Erhöhung oder Vertiefung auf einmal überſehen werden, wie eine geſchnittene Gemma: ſo würde für den Mahler auch nicht mehr Raum darauf ſeyn, als auf dem platten Zirkel von gleicher Peripherie. Ja in dieſem Falle wäre es ſo wenig wahr, daß ihm das Sphäriſche ſeiner Fläche dienlich wäre, die Glieder oder Theile ſeines Objects in ihren wahren völligen Maaßen zu zeichnen, daß vielmehr gerade keines ſo gezeichnet werden könnte, und er überall Verkürzungen oder Verlängerungen anbringen müßte, wenn er dem Auge glauben machen wollte, anſtatt eines ſphäriſchen Körpers, eine bloße zirkelrunde Fläche bemahlt zu ſehen.

Das alles ſind bekannte Dinge! Können ſie aber wohl Hr. Klotzen bekannt ſeyn, wenn er uns weiß machen will, daß ſich die alten Künſtler durch das Schildförmige von dem Zwange befreiet, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte, und daß ſie das Räumlichere der ſchildförmigen Fläche dazu genutzt, um die vom Leibe abſtehende Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung heraus zu bringen? Auch dieſe Theile müſſen im Abdrucke ſo heraustreten, als ob ſie gänzlich aus dem Vollen gearbeitet wären; und ſie würden ſehr krüpplig erſcheinen, wenn man ihnen im geringſten anmerkte, daß ſie ſich auf einer concaven Fläche herumzögen. Die Verkürzungen, die ſich der Steinſchneider auf der ſchildförmigen Fläche zu erſparen weiß, kann er ſich eben ſowohl auf der platten erſparen: der Unterſchied des Raums zwiſchen dieſer platten und dieſer ſchildförmigen Fläche von gleicher Peripherie, kann ihm dazu nichts helfen.

Hr. Klotz fährt fort: „Jene ſchildförmig geſchliffene Steine „waren zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnem „bequem. Wir haben vortreffliche Steine von dieſer Art, die „wir nicht genug bewundern können.“

Das ſoll doch wohl ein *zweyter* Nutzen ſeyn, den Hr. Klotz den geſchnittenen Steinen beylegt? Als dieſer hätte es die Deutlichkeit erfordert, ihn mit dem Vorhergehenden durch ein *Auch* zu verbinden. Doch was Deutlichkeit? Die wollte ich ihm gern erlaſſen, wenn denn nur Wahrheit zum Grunde läge, die es der Mühe lohnte, aus ſeiner verworrenen Schreibart heraus zu fitzen.

Alſo fand der alte Künſtler auf dem ſchildförmigen Steine nicht allein mehr Platz, ſondern er war ihm auch „zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnem bequem!“ Nur der ſchildförmige hierzu bequem? Das verſteh ich nicht. Sind denn die flachen Steine nicht auch dazu bequem? Zeigen denn die Werke der neuen Künſtler, die in flache Steine arbeiten, keine Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnen? Oder ſoll *bequem* hier nur ſo viel heiſſen, als *bequemer*? Aber wie denn, warum denn bequemer? —

O, laſſen Sie uns weiter gehen, mein Freund, damit ich gelegentlich auf etwas komme, das erörtert zu werden verdienet.

Hr. Klotz weis nicht, was er will; ſeine Fehler, die nur *ſeine* Fehler ſind, ſind ſo armſelige Fehler, daß ſie auch nicht einmal Anlaß geben, etwas Eigenes anzubringen. Um ſie in ihr Licht zu ſtellen, muß man faſt eben ſo trivial und langweilig werden, als er ſelbſt iſt.

Zwey und vierzigſter Brief.

Nicht wahr? Nun glauben Sie mich ertappt zu haben! Wie ungerecht ich doch bin; und zugleich wie unvorſichtig! Alles, was ich in meinem Vorigen an Hrn. Klotzen tadle, hat nicht Hr. Klotz, ſondern Hr. Lippert geſagt. Herr Klotz hat, nach dem Rechte, das ihm als Commentator des Hrn. Lipperts zuſtand, dieſen blos ausgeſchrieben.

Das hat er freylich. Aber gleichwohl iſt es falſch, daß ich in dem Ausſchreiber den Ausgeſchriebnen getadelt habe. Als Hr. Klotz Lipperten plünderte, entwandte er nur Lippertſche Worte und Redensarten; der Sinn darinn war ihm zu ſchwer; den konnte er nicht mit fortbringen; den ließ er, wo er war.

Das ſoll ſich gleich zeigen. Laſſen Sie uns nur Hr. Lipperten ſelbſt hören, wie er ſich über den Nutzen der ſchildförmigen Steine erklärt.

Die Hauptſtelle iſt in ſeinem Vorberichte, (*) wo er von dem gänzlichen Mangel der Perſpektiv auf alten Kunſtwerken redet, dabey aber des Vortheils erwähnt, wodurch in erhabner Arbeit das Auge noch einigermaaßen betrogen, und jenem Mangel in etwas abgeholfen werde. Dieſer beſteht, wie bekannt, darinn, „daß die voranſtehenden Figuren ſtärker und erhabner, oder bey geſchnittenen Steinen tiefer herausgehohlet, die hintern aber flächer gearbeitet ſind, ſo wie ſie mehr oder weniger entfernt ſcheinen ſollen.“ Und nun fährt er fort: „Ein andrer „Vortheil that bey geſchnittenen Steinen noch mehr; ſie nahmen „einen hohen und ſchildförmig geſchliffenen Stein, in welchen „ſie auf oberzählte Art die Figuren einſchnitten; die Fläche, „welche nun im Abdruck hohl erſchien, machte, daß die Nebenfiguren, „wie von der Seite oder herumgeſtellet und von der

---

(*) S. XIX.

„Hauptfigur entfernet ausſahen, da dieſe, wie geſagt, ſtärker „ausgedruckt war.“

Die Anmerkung iſt richtig und fein. Da die Theile einer concaven Fläche wirklich in verſchiedener Entfernung von unſerm Auge liegen; da ſich wirklich nähere und tiefere Gründe darauf finden: ſo iſt es gar wohl möglich und begreiflich, daß die Natur der zu kurz fallenden Kunſt hier zu Statten kommen, und die Wirklichkeit an die Stelle der verfehlten Nachahmung treten kann. Das iſt: es können und müſſen Figuren, auch ohne nach den Regeln der Perſpektiv behandelt zu ſeyn, mehr oder weniger entfernt ſcheinen, — wenn ſie wirklich mehr oder weniger entfernt ſind. Da aber der Künſtler zu ſeiner Täuſchung nur den Schein, und nie die Wahrheit ſelbſt brauchen ſoll; da die Vermiſchung des Scheines und der Wahrheit auch einem ungelehrten Auge bald merklich wird, und es beleidiget; da das, was die eingemiſchte Wahrheit leiſtet, noch weit von dem entfernt ſeyn kann, was nach den Geſetzen des Scheines geleiſtet werden ſollte; da ſogar das Wirkliche, welches in dem einen Falle der Nachahmung behülflich iſt, in andern Fällen ihr vielleicht gerade zuwider laufen wird: ſo iſt es wohl unſtreitig, daß dieſer angegebene Vortheil der ſchildförmigen Steine nur ſehr zufällig, nur ſehr mißlich, nur ſehr gering ſeyn kann. Herr Lippert geſteht es ſelbſt; denn er ſetzt hinzu: „Die Höhlung „macht freylich einen Eindruck im Auge von einer ziemlichen „Weite des Raumes, wodurch beym erſten Anblick der Verſtand „betrogen wird. Er wird aber auch bey genauer Betrachtung, „wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel ge„ſetzt, den man, ohne Begriffe von Kunſtregeln nicht ſogleich „heben wird, und von der Schönheit des Werks gereizt, ver„gißt man leicht, was mancher, auch als ein Unwiſſender, nur „für ein Nebenwerk hält, weil er nicht nach der Wahrheit und „nach der Kunſt zugleich urtheilet.“

Es iſt nicht zu leugnen, daß ſich Hr. Lippert hier nicht ein wenig beſtimmter hätte ausdrücken können. Aber ſo verlegen man auch in dem Stile eines Künſtlers um die Wortfügung ſeyn mag: ſo leuchtet doch immer der Sinn hindurch; beſonders für den, der nur einigermaaßen im Stande iſt, mit dem Künſtler zu denken, und zu beurtheilen, was der Künſtler ohngefehr habe ſagen können, und was er nach den Grundſätzen ſeiner Kunſt ſchlechterdings nicht habe ſagen können.

Kurz; es iſt lediglich ein perſpektiviſcher Vortheil, lediglich ein Vortheil, durch den der Stein ein augenblickliches Blendwerk von Perſpektiv erhalten kann, ohne die geringſte Perſpektiv zu haben, den Hr. Lippert der ſchildförmigen Fläche deſſelben beylegt. Und nun ſagen Sie mir, was Sie von dieſem Vortheile bey Hr. Klotzen finden? Nicht eine Sylbe. Aber wohl hat er dieſen Vortheil in einen andern umgeſchaffen, von dem ſich weder Lippert noch ein Menſch in der Welt träumen laſſen: in den Vortheil der größern Räumlichkeit; in den Vortheil der Befreyung von dem Zwange, den der enge Raum des Steines dem Künſtler anlegt. Kann man ſich etwas lächerlicheres und ſinnloſeres denken!

Indeß begreif ich wohl, wie es mit dieſer poſſierlichen Verwandlung zugegangen. Denn daß ſie vorſetzlich ſeyn ſollte; daß Hr. Klotz dem Lippertſchen Nutzen, den er etwa für falſch erkannte, einen andern von ſeiner eignen Bemerkung ſollte ſubſtituirt haben: das müſſen Sie ſich auch gar nicht einfallen laſſen. Sein Fehler iſt nicht, daß er unrichtig, ſondern daß er ſchlechterdings gar nicht gedacht hat, als ſich Lippertſche Worte in Klotziſche Perioden fügen mußten.

Sehen Sie nur nach, wo Hr. Lippert, in dem Werke ſelbſt, den bemerkten Vortheil der ſchildförmigen Fläche an einzeln Beyſpielen zeigen will! So ſagt er z. E. bey einem Jupiter Ammon auf einem Jaſpis: (*) „Der Stein iſt erhaben und „ſchildförmig geſchliffen. Dieſen Vortheil, die Steine hoch und „ſchildförmig zu ſchleifen, brauchten die Alten, wie ich ſchon „im Vorbericht erinnert habe, um die Figuren in allen Theilen „flach zu ſchneiden, und doch auch die vom Leibe abſtehende „Arme und Beine, ohne ſie zu verkürzen, geſchickt heraus zu „bringen.“ Nun leſen Sie noch einmal, was Hr. Klotz hieraus gemacht hat: „Durch das Schildförmige befreyten ſich die „alten Künſtler von dem Zwange, den ihnen der enge Raum

---

(*) Erſtes Tauſend, Nummer 6.

„des Steines anlegte; und ſie konnten die äuſſern vom Leibe „abſtehende Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung geſchickt herausbringen.“ Kann man wörtlicher, und doch zugleich ungetreuer abſchreiben! Herr Kloz behält ein jedes Wort, und ein jedes Wort ſagt bey ihm etwas anders als es bey Herr Lipperten ſagt.

Hr. Lipperts Meinung iſt die! Da auf einer ſchildförmigen Fläche gewiſſe Theile wirklich dem Auge näher, und andere weiter von ihm entfernt liegen: ſo kann der Künſtler ſeine darauf zu ſchneidende Figur ſo ſtellen, daß gewiſſe Glieder derſelben uns näher oder weiter ſcheinen, ohne daß ſie darum viel tiefer oder viel flacher geſchnitten ſind, als andere. Die ganze Figur kann gleich flach geſchnitten ſeyn, und dennoch kan durch den Vortheil der ſchildförmigen Fläche dieſes Glied mehr vorzutreten, und ein anderes mehr zurück zu weichen ſcheinen. Nehmlich was zurück weichen ſoll, bringt der Künſtler der Mitte der ſchildförmigen Fläche, als welche in dem Abdrucke die gröſte Entfernung erhält, ſo nahe als möglich; und was vortreten ſoll, entfernt er von der Mitte, und bringt es auf die im Steine abfallenden und im Abdrucke aufſteigenden Theile der Fläche.

An einem Beyſpiele läßt ſich das am deutlichſten einſehen. Ich wähle eines aus dem Natter, wobey das Profil gezeichnet iſt; die Jägerinn Diana, auf der ein und dreyßigſten Tafel. — Wie glücklich kömmt hier die concave Fläche der zurückweichenden linken, und der hervortretenden rechten Hand zu Statten! Die rechte Hand, durch die ſich die Figur oben an dem Spieße heben will, iſt mit ihrem Arme nur ſehr flach geſchnitten: gleichwohl tritt ſie noch über das Geſicht hinaus. Wie könnte dieſes aber möglich ſeyn, wenn ſich die Fläche ſelbſt, an der ſie ruhet, nicht hervorbiegte? Wie tief hätte der Künſtler arbeiten müſſen, um ſie ſo aus einem platten Steine herauszuhohlen? Weit tiefer, als es der Umfang der Hand erlaubet, die nicht frey ſtehen kann, und einen Träger (Support) haben müßte. Was für einen Träger aber hätte er ihr geben können? Wenn er nicht auch hier eben den Fehler hätte begehen wollen, den er mit dem linken Knie begangen, (welches ſo weit vortritt, ohne daß der Raum hinter der Beugung deſſelben weiter eine Stütze oder

Füllung hat, als in dem Abdrucke von dem Wachſe von ſelbſt zurückbleibt:) ſo hätte er ihr keinen andern geben können, als ihren eignen Arm, wonach aber nothwendig der ganze Arm weit mehr hätte verwendet, und folglich verkürzet werden müſſen.

Und dieſe Verkürzung iſt es, welche die ſchildförmige Fläche dem Künſtler erſparte. Sie erſparte ſie ihm aber nicht, weil ſie geräumlicher als die platte Fläche iſt, weil der völlige Arm auf ihm Raum hat, der auf der platten nicht Raum haben würde: deswegen gar nicht; das iſt die ſchülerhafteſte Idee, die man haben kann. Sondern ſie erſpart ſie ihm dadurch, weil ſie ihm die Wirkung des Vortretens gewähret, die er ſonſt nicht anders, als vermittelſt einer gewaltſamen Verkürzung hätte erhalten können.

Das, und nur das kann Hr. Lippert meinen, wenn er ſagt, „daß ſich auf einem ſchildförmigen Steine die von dem Leibe abſtehende Arme und Beine, ohne ſie zu verkürzen, ohne ſie merklich tiefer zu ſchneiden, geſchickt herausbringen lieſſen.“ Ein Exempel mehr kann nichts verderben. Betrachten Sie den Faun auf der zwey und zwanzigſten Tafel beym Natter. Beide Arme deſſelben ſind ohne alle Verkürzung; beſonders ſcheinet der rechte dadurch, daß er nicht gegen uns zu verkürzt iſt, ſo weit hinterwärts zu fallen, daß er in der Natur ohnmöglich ſo ſeyn könnte, ohne ganz aus dem Schulterknochen verrenkt zu ſeyn. Gleichwohl müßte ſowohl ſeine Hand, als die Hand des linken Armes, wenn der Stein merklich ſchildförmiger wäre, als er vielleicht ſeyn mag, vorzutreten ſcheinen, ohne deswegen viel tiefer geſchnitten oder auf den verkürzten Arm geſtüzt zu ſeyn, blos weil dieſe Hände in dem Abdrucke auf der concaven Fläche unſerm Auge wirklich näher zu liegen kommen.

Auch Natter hatte dieſen optiſchen Vortheil der convexen Steine, vor Lipperten, ſchon bemerkt. Leſen Sie nur nach, was er, bey der ſechszehnten Tafel von den ſpitzen Ohren des Sirius,(*) und bey der ſiebzehnten von dem Schwanze des Löwen

---

(*) Cette convexité ſert encore ici à relever d'avantage les extrémités des oreilles, & à les rendre plus fines, de façon qu'elles paroiſſent s'avancer jusqu'à la hauteur des yeux.

ſagt.(*) Aber Natter war zu vorſichtig, dieſes ſehr zufälligen Vortheils wegen, die converen Steine überhaupt anzupreiſen. Denn Herr Lippert mag auch noch ſo viel Beyſpiele anbringen, wo die Convexität der Fläche eine gute Wirkung hat: ſo wird er doch ſelbſt nicht in Abrede ſeyn, daß ſich nicht noch weit mehrere anführen laſſen, wo eben dieſe Convexität die Erſcheinungen gerade falſcher macht. Und geſteht er es nicht ſelbſt, daß auch in den Fällen, wo die Convexität der Täuſchung des Auges zuträglich iſt, dennoch „der Verſtand bey genauer Betrachtung wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel geſetzt werde?"

Drey und vierzigſter Brief.

Sollte nun das Büchelchen des Herrn Klotz ein Commentar über das Lippertſche Werk ſeyn: was hätte der Commentator hier thun müſſen?

Er hätte müſſen erinnern, daß Herr Lippert aus dem Vortheile der converen Steine ein wenig zu viel mache; daß ſie dieſes Vortheils wegen nicht überhaupt empfohlen zu werden verdienten; daß dieſe Convexität eben ſo oft nachtheilig ſeyn könne; und daß es lediglich auf die zu ſchneidende Figur ankomme, ob der Künſtler lieber einen platten oder einen converen Stein zu wählen habe. Dieſe letzte Erinnerung hat auch ſchon Natter gegeben, (**) und dadurch den Vorzug der converen Steine richtiger und genauer beſtimmt, als man wohl ſagen möchte, daß es von Hrn. Lipperten geſchehen ſey.

Anſtatt deſſen aber, was hat er gethan, der treffliche Commentator? dieſer ſtolze Scribent, der ſich zutrauen durfte, ſo-

---

(*) La queuë du Lion n'eſt pas profonde, mais il ſemble que ſon extrémité s'eleve presque perpendiculairement à ſa tete; ce qu'il auroit été impoſſible d'exprimer ſur une pierre plate.

(**) Meth. de gr. p. 45. Ce Mercure-ci n'auroit pas été propre à etre gravé dans une pierre fort convexe, parce que le corps & le bras auroient été trop enfoncés, avant que l'on eût pû placer la tete ſur la meme ligne, & l'on auroit été obligé de faire la draperie plus forte ou differente, & par conſequent le tout ſeroit devenu trop groſſier & peſant. Il paroit par-là que c'eſt ſur la Figure que l'on ſe propoſe de graver, qu'il faut ſe regler pour choiſir une ſurface ou plate ou convexe; & cela depend du genie de l'artiſte.

wohl dem Gelehrten, der die Künſte kennet, als dem Künſtler, der die Litteratur liebet, nützlich zu werden? (*) was hat er gethan? Nicht genug, daß er eine Anmerkung, die nur auf wenig Steine paßt, indem ſich auf weit mehrern gerade das Gegentheil, und auf den allermeiſten weder dieſes noch jenes äuſſert; nicht genug, ſage ich, daß er eine ſolche Anmerkung noch allgemeiner ausdrückt, ſie noch wichtiger, von noch weiterm Belange macht, als ſie ſelbſt der Urheber ausgiebt: er hat dieſe Anmerkung nicht einmal verſtanden. Und das habe ich doch wohl bewieſen!

Wahr iſt es, auch die Worte des Hrn. Klotz, „daß ſich „die alten Künſtler durch die ſchildförmige Fläche von dem „Zwange befreyet, den ihnen der enge Raum des Steines an„legte," ſind gewiſſermaaßen Worte des Hrn. Lippert. Wenigſten bis auf das enge. Aber eben dieſes einzige Wort, enge, welches Hr. Klotz von dem Seinen hinzufügt, beweiſet auch unwiderſprechlich, wie weit er von dem wahren Sinne ſeines Autors entfernt geweſen, und wie ſehr er ſich überhaupt hüten müßte, da, wo er gute Leute ausſchreibt, das allergeringſte von dem Seinen einzuflicken.

Hr. Lippert kömmt nehmlich, in ſeinem Werke ſelbſt, verſchiedentlich auf den Vortheil der ſchildförmigen Steine zu ſprechen. Beſonders erklärt er ſich, bey Nummer 139 des erſten Tauſend, faſt noch umſtändlicher darüber, als er in der Vorrede gethan, indem er, außer dem dort angezeigten Nutzen, hier noch einen zweyten beybringt, den Herr Klotz gar nicht mitzunehmen beliebt hat. Ich will die ganze Stelle anführen, weil ich auch noch ſonſt eine Anmerkung darüber zu machen habe.

„Ich hätte, ſchreibt Herr Lippert, (**) ſchon längſt etwas „von den hohen Steinen ſagen ſollen, die ſich zu unſerer heu„tigen Art zu ſiegeln nun nicht mehr ſchicken, da wir uns, „anſtatt des bey den Alten gewöhnlichen Wachſes, des Sie„gellacks bedienen. Man kann eine gedoppelte Urſache angeben, „warum den Alten ein hoher und ſchildförmig geſchliſſener „Stein gefiel. Erſtlich um die äußern Theile einer Figur,

---

(*) S. 15.

(**) S. 59.

„des flachen Schnittes ungeachtet, dennoch ohne Verkürzung der Arme und Beine, womit ſie ſich ohnedies nicht gern abgaben, geſchickt herauszubringen, ohne ſich *wegen des Raums zwingen zu dürfen, wie es wohl hätte geſchehen müſſen, wenn der Stein wäre glatt geſchliffen geweſen.* Die zwote Urſache konnte dieſe ſeyn, weil, da das Wachs nicht ſo hart, als unſer Siegellack, iſt, das Bild leicht würde ſeyn gedrücket, und alſo verwiſcht worden; nachdem es aber auf dieſe Art zu ſtehen kam, ſo verhinderte der nunmehr durch den Abdruck entſtandene hohe Rand, daß es nicht ſo leicht geſchehen konnte, und dieſes ſieht man bey den beſten und älteſten Steinen."

Ich habe ſchon geſagt: wenn man einen Künſtler lieſet, der mit andern Werkzeugen umzugehen gewohnt iſt, als mit der Feder, ſo muß man mehr darauf ſehen, was er nach den Grundſätzen ſeiner Kunſt ſagen kann, als was er zu ſagen ſcheinet. „*Ohne ſich wegen des Raums zwingen zu dürfen, wie es wohl hätte geſchehen müſſen, wenn der Stein wäre glatt geſchliffen geweſen.*" Ich wünſchte ſelbſt das Wort Raum aus dieſer Redensart weg. Doch wenn der um die Proprietät der Worte unbeſorgte Künſtler, (*) bey dem Worte Raum nicht eben einzig und allein an das Engere und Weitere gedacht; wenn er überhaupt die ganze äußere Conformation der Maſſe des Steines darunter verſtanden hat: ſo hat es mit dem Sinne noch immer ſeine gute Richtigkeit. Er will ſagen: auf einem ſchildförmigen Steine laſſen ſich die äuſſern Theile einer Figur *geſchickt*, d. i. mit einem Anſcheine des Hervortretens, der Näherung, herausbringen, ohne daß man deswegen nöthig hat, ſie tiefer zu ſchneiden, oder gar die Arme oder Beine, an welchen dieſe äußere Theile ſind, zu verkürzen, als zu welchem letztern der Raum eines platten Steines den Künſtler würde gezwungen haben: nicht in ſo fern dieſer Raum des platten Steines enger iſt, und das unverkürzte Glied weniger Platz darauf hätte, als

(*) Wenn er es weniger wäre, würde er in eben dieſer Stelle nicht auch *glatt* für *platt* gebraucht haben. Glatt kann auch ein ſchildförmiger Stein geſchliffen ſeyn, aber nicht platt.

auf der ſchildförmigen Fläche; ſondern in ſo fern es dem platten Steine da an Maſſe fehlet, wo das äußere Theil hervortreten ſoll, und es alſo nicht anders zum Hervortreten zu bringen iſt, als daß man es auf ſeinem verkürzten Gliede aus der Tieſe des Steines heraushohlt. Ich beziehe mich nochmals auf die Diana beym Natter. Die rechte Hand, dieſer äußere Theil des unverkürzten Armes, konnte nur vermittelſt der ſchildförmigen Fläche des Steines bis über die Stirne herausgebracht werden: hätte der Künſtler in einen platten Stein gearbeitet, ſo hätte er nothwendig den ganzen Arm verwenden, und ſo verkürzen müſſen, daß er die Hand auf dem verkürzten Arme aus der Tieſe heraushohlen, und bis über die Stirne bringen können. —

Sind Sie noch zweifelhaft über das gedankenloſe Aufſchmieren des Herrn Klotz? — Nun wohl; Herr Lippert lebt ja. So ſage es Herr Lippert ſelbſt, wer von uns beiden, ich oder Herr Klotz, ihn richtiger verſtanden? Ob ſchon Herr Lippert und Herr Klotz Freunde ſind; ob ich Herr Lipperten ſchon nicht kenne; ob ich ihn ſchon nie mit eckeln Lobſprüchen zu beſtechen, und mich an ihn anzuketten geſucht: dennoch berufe ich mich getroſt auf ſeinen Ausſpruch. Der älteſte und theuerſte Freund des Künſtlers, iſt ihm die Kunſt. Er entſcheide, wenn er es der Mühe werth hält. Er ſage es ſelbſt, und alsdenn muß ich es wohl glauben, daß er das Räumlichere für das halte, warum die Alten die ſchildförmigen Steine den platten vorgezogen. Er ſage es ſelbſt: — aber auf allen Fall erlaube er mir auch, ihn um ein Paar Beyſpiele zu erſuchen. Er ſey ſo gut, und weiſe mir die Gemmen nach, auf welche der Künſtler wegen der Convexität ihrer Fläche mehrere oder größere Gegenſtände bringen können, als ihm auf platte Steine von der nehmlichen Peripherie zu bringen möglich geweſen wäre.

Vier und vierzigſter Brief.

Und nun die Anmerkung, welche ich ſonſt über die in meinem Vorigen angeführte Stelle des Hrn. Lippert zu machen habe.

Alſo einen doppelten Nutzen hatten die ſchildförmigen Steine? Einmal den, den Herr Klotz ſo lächerlich mißverſtanden? und zweytens den, daß unter dem hohen Rande, welchen die Convexität bey dem Abdrucke im Wachſe zurückließ, die Figur gleichſam geſichert lag, und ſich nicht ſo leicht drücken konnte? Aber nur dieſen doppelten Nutzen hatten ſie?

Es befremdet mich ein wenig, daß Herr Lippert einen dritten vergeſſen, der vielleicht der weſentlichſte war. Wenigſtens hat ihn Natter dafür erkannt, und ihm auf ſeiner erſten Tafel ausdrücklich zwey Figuren gewidmet. Er beſteht darinn, daß bey einem convexen Steine der Raum zwiſchen dem Werkzeuge und dem Rande des Steines größer iſt, als bey einem platten, und jenes folglich in den convexen Stein weiter eindringen und einen tiefern Schnitt verrichten kann, (*) als ihm in den platten zu verrichten möglich wäre, ohne den Stein ſchief zu wenden, wodurch das Werkzeug zwar weiter eindringet, aber mit einem Sotto Squadro, der dem Abdrucke nachtheilig wird. Nur daher läßt ſich denn auch behaupten, „daß die ſchildförmigen Steine zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnen bequemer ſind,“ als die platten: in ſo fern ſie es nehmlich gewiſſen Werkzeugen erleichtern, gegen die Mitte tiefer einzudringen, als ſie wohl auf den platten eindringen können. Doch muß auch der Künſtler ſeine Figur nach dieſer Bequemlichkeit einrichten; er muß ſie ſo wählen oder ordnen, daß ſie ihr höchſtes Relief gegen die Mitte bedürfen. Denn wählt oder ordnet er ſie anders, bedürfen ſie ihr höchſtes Relief mehr gegen den Rand: ſo iſt ihm die Convexität des Steines gerade mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Ueberhaupt läßt ſich von der Vorzüglichkeit dieſer oder jener Art Fläche nichts Allgemeines behaupten. Nach Beſchaffenheit der Figur, die darauf kommen ſoll, iſt bald dieſe bald jene zuträglicher, und eben ſo gut, als Herr Klotz behaupten können, daß die ſchildförmige Fläche zur Abwechslung in

---

(*) No. 9. Ceci repréſente une pierre à ſurface convexe, avec un Outil que l'on y applique, & c'eſt pour montrer l'avantage qu'il y a de travailler ces ſortes de pierres; car l'eſpace qui ſe trouve entre la pierre & l'Outil étant plus conſiderable dans une pierre convexe, que dans une pierre plate, il arrive de-là que l'Outil peut penetrer plus avant, & faire une gravure plus profonde dans la pierre convexe que dans l'autre. Voyés le No. 10, ou le même Outil touche bien plûtot aux bords de la pierre plate.

dem mehr oder weniger Erhabnen bequem ſey, eben ſo gut kann man auch behaupten, daß ſie nicht minder bequem ſey, eine Figur durchaus flach darauf zu ſchneiden, ohne daß darum alle Theile dieſer Figur gleich nahe oder gleich weit entfernt zu ſeyn ſcheinen. Ich will ein ganz einfältiges Exempel geben, welches beide Fälle erläutern kann. Man nehme an, es ſolle ein rundes bauchichtes Schild mitten auf einen ſphäriſch convexen Stein geſchnitten werden. So wie man verlanget, daß ſich dieſes Schild auf dieſem Steine zeigen ſoll, ob auch von ſeiner convexen oder von ſeiner concaven Seite: ſo wird auch der convexe Stein ſich bald mehr, bald weniger dazu ſchicken. Soll das Schild ſeine convexe Seite zeigen, ſo iſt klar, daß der Künſtler aus dem convexen Steine den Umbo des Schildes ſo tief heraushohlen kann, als er nur will, ob ſchon auch mit viel unnöthiger Arbeit mehr, als er auf einem platten Steine haben würde. Soll das Schild hingegen ſeine concave Seite zeigen, ſo iſt eben ſo klar, daß er das ganze Schild, wenn er will, ziemlich gleich flach ſchneiden und doch mit aller Täuſchung vollenden kann, indem der höchſte Punkt des Steines im Abdrucke den tiefſten Punkt des concaven Schildes von ſelbſt giebt. —

Das freyere Spiel indeß, welches die Werkzeuge bey einem convexen Steine haben, erinnert mich wieder an das Vorgeben des Salmaſius, welches ich in meinem fünf und zwanzigſten Briefe berührte. (*) Weil auch Salmaſius die Nachricht des Plinius, daß man ſich ehedem enthalten, die Smaragde zu ſchneiden, nicht ſo recht wahrſcheinlich fand: ſo glaubte er den Plinius dadurch zu retten, daß er annahm, es müſſe dieſe Nachricht nur von einer gewiſſen Art Smaragde verſtanden werden. Da nehmlich vor den Worten, quapropter decreto hominum iis parcitur ſcalpi vetitis, gleich vorhergehet, iidem plerumque & concavi, ut viſum colligant: ſo will er, daß jenes iis auf dieſes concavi, nicht aber auf iidem gehe, und der Sinn dieſer ſey, daß nicht alle Smaragde überhaupt, ſondern nur die concav geſchliffenen zu ſchneiden verbothen geweſen. (**) Doch nicht zu gedenken, daß

(*) S. 78.

(**) In ſeiner Anmerkung über die Worte des Solinus: Nec aliam ob cauſam placuit ut non ſculperentur (Smaragdi,) ne offenſum decus, imadem iis ſonach Gewalt geſchiehet, wenn man es auf das nächſtſtehende Subject ziehet; auch ohne zu wiederholen, daß ich aus einer Parallelſtelle des Plinius unwiderſprechlich gezeigt habe, daß das ſtreitige Verboth von den Smaragden überhaupt zu nehmen ſey: will ich hier bloß auf dem Widerſpruche, der in der Sache ſelbſt liegt, beſtehen. So bequem die convexen Steine zum Schneiden ſind, ſo unbequem müſſen nothwendig, aus der nehmlichen Urſache, die concaven dazu ſeyn. Je weiter an jenen die Werkzeuge von dem Rande des Steines bleiben, deſto geſchwinder nahen ſie ſich ihm an dieſen, und der Künſtler iſt alle Augenblicke genöthiget, um das Anſtoßen zu vermeiden, den Stein zu wenden, und das Werkzeug mit einem Sotto Squadro hineingehen zu laſſen. Endlich: ſind es denn nur die concaven Smaragde, welche die Alten, weil es Smaragde waren,

---

ginum lacunis corrumperetur. Ich ſetze ſie ganz her, aus Urſache, die ſich gleich zeigen wird. De concavis hoc tantum dicit Plinius: Iidem plerumque & concavi, ut viſum colligant, quapropter decreto hominum iis parcitur ſcalpi vetitis. Qui concavi ſunt quod viſum colligant, & colligendo magis aciem recreent & juvent, ideo tales non ſcalpi placere. At noſter in univerſum ſmaragdos ſcalpi non ſolitos idcirco facit, ne offenſum decus imaginum, ſculpturæ cavis corrumperetur. Quaſi ad hoc tantum expetiti fuerint ſmaragdi olim, ut imagines redderent, quod ſpecula melius faciunt. Præterea, qui concavi ſunt, imagines non recte reddunt, ſed quorum planities extenta & reſupina, ut idem Plinius oſtendit. Hæc igitur ex æquo & a veritate & Plinii mente diſcedunt. Hier iſt ein klares Exempel, daß Salmaſius dem armen Solinus auch manchmal zu viel thut! Solinus ſagt: ne offenſum decus, imaginum lacunis corrumperetur, und ſo ließ Salmaſius ſelbſt den Text des Solinus abdrucken. In der Anmerkung aber nimmt er an, als ob das Komma zwiſchen decus und imaginum erſt nach imaginum ſtehe, und man leſen müſſe: ne offenſum decus imaginum, lacunis corrumperetur. Solinus wollte ſagen, man habe die Smaragde darum nicht geſchnitten, damit ihr wohlthätiger Glanz nicht durch die Vertiefungen der darinn gearbeiteten Bilder verdorben werde. Salmaſius aber läßt ihn ſagen, „damit die ſich in ihnen ſpiegelnden Bilder der vorſtehenden Objecte nicht durch die Vertiefungen des Schnittes vereitelt würden.“ Und mit welchem Rechte läßt er ihn das ſagen? Wenn Solinus ja einen falſchen Begriff von der Spieglung auf concaver Fläche gehabt: ſo verdient er den Tadel deswegen doch erſt in dem Folgenden, wo er ſagt, cum concavi ſunt, inſpectantium facies æmulantur, nicht aber hier, wo er von den Smaragden überhaupt, und nicht von den concav geſchliffenen insbeſondere redet.

überhaupt zu reden, ungeſchnitten gelaſſen? In was für concave Gemmen haben ſie denn ſonſt zu ſchneiden, großes Belieben getragen?

Denn ich will eben nicht ſagen, daß es durchaus ganz und gar keine geſchnittene Steine von concaver Fläche gegeben. Es giebt deren noch. Von einigen habe ich, — wenn ich mich recht erinnere, — irgendwo bey dem Vettori geleſen, und ein Paar habe ich ſelbſt vor mir, da ich dieſes ſchreibe. Aber das kann ich ſagen, daß ſie äuſſerſt ſelten ſind, und allem Anſehen nach blos das Werk der Armuth oder des Eigenſinnes geweſen. Folglich konnte die Beſorgniß, daß man die theuerſte Art eines ſo theuren Steines, als der Smaragd war, allzuhäufig durch den Schnitt verderben würde, auch nicht ſo groß ſeyn, daß man ihr mit einem ausdrücklichen Geſetze hätte vorbauen müſſen.

Fünf und vierzigſter Brief.

Aber eben dieſer Vettori hat in der nehmlichen Stelle des Plinius noch etwas ganz anders gefunden. Spuren des Vergrößrungsglaſes.

Denn da er ſelbſt verſchiedne alte geſchnittene Steine von ſo auſſerordentlicher Kleinheit beſaß, daß man mit bloßen Augen nur kaum erkennen konnte, daß ſie geſchnitten wären, aber durchaus nichts darauf zu unterſcheiden vermochte: (*) ſo meinte er, daß ſich dergleichen Steine auch nicht wohl, mit bloßen Augen gearbeitet zu ſeyn, denken ließen. Manni hatte ſchon geurtheilet, daß man den Alten das Vergrößerungsglas, oder ſo etwas ähnliches, nicht ganz abſprechen könne; er hatte ſich beſonders auf die mit Waſſer gefüllte gläſerne Kugel, deren Seneca gedenkt, geſtützet: und Vettori glaubte, durch das, was Plinius von den Smaragden ſaget, iidem plerumque & concavi, ut viſum colligant, dieſe Meinung noch mehr beſtätigen zu kön-

---

(*) Diſſert. Glyptogr. p. 107. Exſtant in Muſeo Victorio gemmæ aliquæ ita parvulæ, ut lenticulæ granum illis duplo majus ſit; & tamen in iis vel ſemiexſtantes figuræ, vel inciſæ pariter ſpectantur: opere in area tam parvula ſane admirando, quas oculo nudo, vix inciſas eſſe judicaveris.

nen. Igitur, ſagt er, ſi concavi plerumque erant apud veteres Smaragdi, ut facile viſum colligere poſſent, ſane non niſi arte optica illam cavitatem induiſſent, quam artem ideo perfecte ſciviſſe præſumendum videtur. Et Neronis Smaragdum, quo ludos gladiatorios ſpectare conſueverat, pari argumento, concavum fuiſſe, licet arguere.

Aber Vettori muß wenig von der Wiſſenſchaft verſtanden haben, von der er glaubt, daß ſie die Alten ſo vollkommen ausgeübt. Sonſt hätte er ja wohl gewußt, daß durch eine concave Fläche die Dinge kleiner, und nicht größer erſcheinen; und daß aller Vortheil, den Hohlgläſer den Augen verſchaffen, nur für kurzſichtige Augen iſt, für die ſie die Strahlen auf eine gemäßere Art brechen. Dieſe Brechung aber, wenn es auch wahr wäre, daß ſie die Alten gekannt hätten, würde durch viſum colligere gerade nicht ausgedrückt ſeyn: ſondern viſum colligere würde ſich eher von der Brechung der Strahlen durch convexe Gläſer ſagen laſſen. Denn der Preſbyte, der ſich convexer Gläſer bedienet, bedienet ſich ihrer nur deswegen, damit die Strahlen, welche in ſeinem Auge zu ſehr zerſtreut ſind, mehr gebrochen, und dadurch eher an dem gehörigen Orte zuſammengebracht werden, welches denn wohl viſum colligere heiſſen möchte. Der Myops hingegen, der zu concaven Gläſern ſeine Zuflucht nimmt, nimmt ſie nur deswegen dazu, weil die Strahlen, welche in ſeinem Auge zu früh zuſammen treffen, durch ſie erſt zerſtreuet und ſonach zu einer ſpätern Vereinigung an dem rechten Orte geſchickt gemacht werden, welches gerade das Gegentheil von jenem iſt, und ſchwerlich auch viſum colligere heiſſen könnte.

Doch es iſt ausgemacht, daß die Alten von dieſem allen nichts gewußt haben, und die Worte des Plinius müſſen, nicht von gebrochenen, ſondern von zurückgeworfenen Strahlen verſtanden werden. Sie müſſen aus der Katoptrik, nicht aus der Dioptrik erkläret werden. In jener aber lernen wir, daß, da die von einer convexen Fläche reflectirte Strahlen divergiren, die von einer concaven hingegen convergiren, nothwendig die concave Fläche das ſtärkere Licht von ſich ſtrahlen muß. Und dieſe Verſtärkung des Lichts, wie folglich auch der Farbe, iſt es, was Plinius durch viſum colligere meinet, und warum er ſagt, daß man die Smaragde meiſtens concav geſchliffen habe.

Der Smaragd des Nero beweiſet nichts. Nero kann den Fechterſpielen durch einen Smaragd zugeſehen haben, und gleichwohl brauchte dieſer Smaragd weder concav noch convex geſchliffen zu ſeyn. Denn Plinius ſagt auch, daß man die Smaragde ganz platt gehabt; und es kann ein ſolcher platter Smaragd geweſen ſeyn, deſſen ſich Nero als eines Conſervativglaſes, vornehmlich wegen der dem Auge ſo zuträglichen grünen Farbe, bediente. Man betrachte nur, wie die Worte bey dem Plinius auf einander folgen, und man wird nicht in Abrede ſeyn, daß dieſes ihre natürlichſte Erklärung iſt. Iidem plerumque & concavi, ut viſum colligant. Quapropter decreto hominum iis parcitur, ſcalpi vetitis. Quanquam Scythicorum Aegyptiorumque duritia tanta eſt, ut nequeant vulnerari. Quorum vero corpus extenſum eſt, eadem, qua ſpecula, ratione ſupini imagines rerum reddunt. Nero princeps gladiatorum pugnas ſpectabat ſmaragdo. Wenn dieſer Smaragd nothwendig zu einer von den vorerwähnten Claſſen müßte gehört haben, würde man ihn nicht weit eher zu denen, quorum corpus extenſum eſt, als zu den concavis zählen dürfen? Doch Plinius hat ihn ſicherlich weder zu dieſen, noch zu jenen, in ſo fern ſie als Spiegel zu brauchen waren, wollen gerechnet wiſſen. Denn ein platter Smaragd, der zum Spiegel dienet, kann eben daher unmöglich auch zum Durchſehen dienen.

Geſetzt aber, daß er wirklich eine ſphäriſche Fläche gehabt hätte, dieſer Smaragd des Nero; geſetzt, daß er dem Nero wirklich die Dienſte eines ſphäriſchen Augenglaſes gethan hätte, daß Nero deutlicher dadurch geſehen hätte, als mit bloßen Augen, ohne zu wiſſen, wie oder warum, auch wohl gar ſich einbildend, daß das deutlichere Sehen lediglich dem Stoffe des Steines zuzuſchreiben ſey; das alles, ſage ich, geſetzt: ſo kann ich, von einer andern Seite, gerade das Gegentheil von der Vermuthung des Vettori beweiſen. Der Smaragd des Nero kann ſchlechterdings nicht concav, er muß convex geſchliffen geweſen ſeyn: denn, mit einem Worte, Nero war ein Presbyte. Sveton beſchreibt ihn uns oculis cæſiis & hebetioribus, (*) und Plinius ſagt noch ausdrücklicher: Neroni, niſi cum conniveret, ad prope admota (oculi) hebetes. (**)

Es würde mir ſchwerlich eingefallen ſeyn, einen ſo puren puten Antiquar, als Vettori, in ſolchen Dingen zu widerlegen, wenn ich nicht gefunden hätte, daß noch itzt Herr Lippert in die Fußtapfen deſſelben getreten. Auch Herr Lippert glaubt, ſich für die Vergrößerungsgläſer der Alten erklären zu dürfen; und zwar aus Wahrſcheinlichkeiten, die im Grunde die nehmlichen ſind, auf welche Vettori drang, nur daß er ſie etwas richtiger entwickelt hat.

„Noch eine Anmerkung, ſchreibt er, (***) bey den ſo ſubtilen
„Werken der alten Steinſchneider, verdient hier einen Platz.
„Dieſes ſo Feine hat mehr denn ein ſcharf ſehend Auge erfodert.
„Die Augen der Alten haben aber deswegen nicht ſchärfer,
„als die unſrigen, geſehen. Es iſt alſo zu vermuthen, daß
„ſie die Augen, ſo wie es unſere heutigen Künſtler auch bey
„dem ſchärfſten Geſichte thun, manchmal bewaffnet, und ſich mit
„Vergrößerungsgläſern und Brillen beholfen haben. Aber dieſe
„verfertigen zu können, gehöret zur Dioptrik. Daß aber die
„Dioptrik bey den Alten im Gange geweſen, finde ich nicht,
„oder doch nur eine kleine Muthmaßung. Ich weis wohl, daß
„Euclides, ohngefehr dreyhundert Jahr vor Chriſti Geburth,
„die Matheſis und auch die Optik gelehret, und daß hernach
„aus ihm Abazen und Vitellio ihre Grundſätze zur Optik genommen;
„aber daß die Dioptrik beſonders gelehrt worden,
„habe ich nirgends finden können. So viel könnte ſeyn, daß
„man ſie zur Optik mitgerechnet, weil man den Namen
„Anaclaſtica einer Wiſſenſchaft beyleget, die zur Optik mitgerechnet
„worden, welche es vermuthlich geweſen iſt. Man hat
„aber viel ältere rundgeſchliffene Steine, als Euclides iſt, und
„die ein Alter von mehr als dreytauſend Jahren zu erkennen
„geben. Es wäre denn, daß man aus der Schrift, die man
„auf den Steinen gar oft findet, und aus dem Charakter der

(*) Cap. 51.

(**) Libr. XI. ſect. 54. Edit. Hard.

(***) Vorbericht S. XXXV

„Buchſtaben ihr Alter ſicher angeben könnte; aber auch da fin-
„det man, daß ſie das Alter des Euclides ſehr weit überſteigen.
„Indeß halte ich es für gar möglich, daß die Vergrößerungs-
„gläſer ſehr zeitig, und nur zufälliger Weiſe können erfunden
„worden ſeyn. Ein einziger Tropfen Waſſer, der von ungefehr
„auf einen kleinen Körper gefallen war, konnte hierzu Gelegen-
„heit gegeben haben, ohne daß man dabey denken darf, daß
„ſolche nach den Regeln der Dioptrik verfertiget worden. Denn
„viele alte Steine ſind ganz rund und ſchildförmig, wie die
„Microſcopia, geſchliffen; auch brauchten die Alten öfters Cry-
„ſtoll, oder andere eben ſo reine und durchſichtige Edelſteine,
„beſonders den Beryll. Es durfte nur ein Cryſtall von unge-
„fehr linſenförmig geſchliffen worden ſeyn, ſo war das Vergrö-
„ßerungsglas entdeckt. Vom Nero weis man, daß er einen
„geſchliffenen Smaragd gebraucht, um dadurch die Zuſchauer
„wenn er aufs Theater kam, anzuſehen." (*)

Das wird einem flüchtigen Leſer annehmlich genug dünken. Urtheilen Sie aber aus folgenden Anmerkungen, wie weit es für den Unterſucher Stich halten dürfte.

1. Aus dem Plinius habe ich erwieſen, daß Nero ein Presbyte war. Da er nun durch ſeinen Smaragd nach entfernten Gegenſtänden blickte, (Herr Lippert ſagt, nach den Zuſchauern des Spektakels; Plinius, nach dem Spektakel ſelbſt) ſo geſchah es nicht, um den Fehler ſeiner Augen dadurch zu verbeſſern; ſondern blos, um ſie weniger anzuſtrengen, um ſie, während der Anſtrengung ſelbſt, durch das angenehme Grün des Steines zu ſtärken. Die Fläche deſſelben brauchte nicht convex zu ſeyn; denn er wollte nicht nahe Gegenſtände ſo dadurch ſehen, als ob die Strahlen derſelben von entfernten kämen: und concav durfte ſie nicht ſeyn; denn ſonſt wären ihm die entfernten Gegenſtände, nach welchen er damit ſahe, eben ſo undeutlich geworden, als ihm die nahen für das bloße Auge waren. Sondern ſie mußte platt ſeyn dieſe Fläche, und die Strahlen nach eben der Richtung durchlaſſen, nach welcher ſie einfielen. Als ein platter durchſichtiger Körper aber, hatte der Smaragd des Nero mit den

---

(*) Baccius de Gemm. natura p. 49.

Brillengläſern nichts weiter gemein, als in ſo fern man auch die bloßen Conſervativgläſer Brillengläſer nennen will, ob ſie ſchon zur Schärfung des Geſichts nichts beytragen, von welcher gleichwohl die Rede iſt. Ich finde, daß ſelbſt Baccius, den Herr Lippert anführt, den Plinius nicht anders verſtanden hat. Smaragdus, ſchreibt er, Neronis quoque gemma appellatur, quem gladiatorum pugnas Smaragdo, tanquam ſpeculo, ſpectaſſe ajunt: & mea quidem ſententia, ut ejus aſpectu oculorum recrearet aciem, qua ratione nos quoque cryſtallo, vitrisque viridibus, cum fructu utimur. Herr Lippert dürfte alſo den Baccius für ſeine Meinung eben ſo wenig anführen, als er ihn für das Factum ſelbſt hätte anführen ſollen. Nur hätte Baccius auch die Worte, tanquam ſpeculo, weglaſſen müſſen. Sie ſtreiten mit dem Durchſehen ſchlechterdings; und auch Plinius, wie ich ſchon angemerkt, ſagt nicht, daß der Gebrauch, den Nero von ſeinem Smaragde gemacht, der nehmliche geweſen, den man von dergleichen Steinen zu Spiegeln zu machen gepflegt. Er erwähnet dieſes doppelten Gebrauchs nur gleich auf einander; aber einen durch den andern zu erklären, hat ihm unmöglich einkommen können. Wenn Baccius erkannte, daß Nero durch ſeinen Smaragd geſehen: ſo hätte er nicht ſagen müſſen, daß dieſes tanquam ſpeculo geſchehen. Wollte er aber annehmen, daß Nero ſich ſeines Smaragds tanquam ſpeculo bedient habe: ſo mußte jenes wegfallen; denn er hatte ſich den Stein, entweder als völlig undurchſichtig, oder wenigſtens als auf der hintern Seite geblendet zu denken.

2. Es würde wenig daran gelegen ſeyn, ob die Alten ihre dioptriſchen Kenntniſſe zugleich mit der Optik oder beſonders, ob unter dieſem oder unter einem andern Namen, gelehrt hätten: wenn man ihnen nur überhaupt dergleichen einräumen könnte. Und doch iſt Herr Lippert auch darinn falſch berichtet, daß ſie eine eigene Wiſſenſchaft unter dem Namen der Anaklaſtik gehabt. Wenn ich nicht irre, ſo iſt dieſer Name noch neuer, als ſelbſt der Name Dioptrik: wenigſtens iſt gewiß, daß noch zu den Zeiten des Proclus, im fünften Jahrhunderte n. Ch. Geb., keine eigene Wiſſenſchaft weder unter dieſem, noch unter jenem Namen bekannt war. Die Alten wußten zwar, daß die

Strahlen, wenn ſie durch Mittel von verſchiedner Dichte gehen, eine *ἀνάκλασιν* (Brechung) leiden: aber nach welchen Geſetzen dieſe Brechung geſchehe, davon wußten ſie ſchlechterdings nichts. Sie erklärten aus dieſer Brechung überhaupt, ſo ungefehr einige wenige Erſcheinungen der durch verſchiedene natürliche Mittel gehenden Strahlen: aber mit dem künſtlichen Mittel des Glaſes hatten ſie keine Verſuche angeſtellt, und es blieb ein tiefes Geheimniß für ſie, wie ſich durch die verſchiedne Fläche dieſes künſtlichen Mittels, die Brechung in unſere Gewalt bringen laſſe.

3. Doch Herr Lippert giebt die theoretiſchen Kenntniſſe der Alten hiervon endlich ſelbſt auf, und meint nur, daß ſie Vergrößerungsgläſer könnten gehabt haben, auch ohne daß ſolche nach den Regeln der Dioptrik verfertiget worden. Das iſt wahr: bediente man ſich doch in den neuern Zeiten der Brillen ſchon an die dreyhundert Jahre, ehe man eigentlich erklären konnte, wie ſie der Undeutlichkeit abhelfen. (*) Aber die bloße Möglichkeit beweiſet nichts; auch ſelbſt die Leichtigkeit, mit der dieſe Möglichkeit alle Augenblicke wirklich werden können, beweiſet nichts. Die leichteſten Entdeckungen, müſſen nicht eben die früheſten geweſen seyn. Im Grunde mochte dieſe Leichtigkeit auch wohl ſo groß nicht ſeyn, als ſie Hr. Lippert macht. Die Steine, welche die Alten am häufigſten ſchnitten, waren wenig oder gar nicht durchſichtig; und wenn auch der reinſte Kryſtall von ungefehr linſenförmig geſchliffen geweſen wäre, ſo war darum doch noch lange nicht das Vergrößerungsglas entdeckt. Denn ein von ungefehr linſenförmig geſchliffener Kryſtall wird auch nur ungefehr linſenförmig ſeyn, und alſo die Figur des unterliegenden kleinen Körpers zwar vergrößern, aber auch verfälſchen. Was konnte der, der die Vergrößerung bemerkte, alſo für beſondern Nutzen daraus hoffen, wenn er noch von der Vermuthung ſo weit entfernt war, daß die Verfälſchung aus der mindern Genauigkeit der ſphäriſchen Fläche entſtehe, und durch Berichtigung dieſer jener abzuhelfen ſey?

4. Endlich, wozu denn überhaupt dieſer von ungefehr linſenförmig geſchliffener Kryſtall? Weis man denn nicht, daß

(*) S. Käſtners Lehrbegriff der Optik S. 366.

die Alten dem Vergrößerungsglaſe noch näher waren, als ein ſolcher Kryſtall ſie bringen konnte, und es dennoch nicht hatten? — Folgende Stelle in Smiths Optik hat mich daher ein wenig befremdet. (*) „Da die Alten die Wirkungen der Kugeln, zu „brennen, gekannt haben, ſo iſt zu verwundern, daß wir bey „ihnen gar keine Spur finden, daß ſie etwas von derſelben „Vergrößerung gewußt. Sollten ſie wohl niemals durch eine „Kugel geſehen haben? Herr de la Hire erklärt dieſes. Die „Brennweite einer gläſern Kugel iſt der vierte Theil des Durchmeſſers, von der nächſten Fläche gerechnet. Hätten die Alten „eine ſolche Kugel von 6 Zoll gehabt, und größer dürfen wir „es nicht annehmen, ſo müßte eine Sache, die ſie deutlich hätten dadurch ſehen ſollen, 1½ Zoll von ihr geſtanden haben. „Natürlicher Weiſe haben ſie dadurch nach entfernten Sachen „geſehen, die ihnen nur undeutlich erſchienen ſind. Weite Sachen deutlich zu ſehen, erfordert entweder eine gröſſere Kugel, „als ſich verfertigen läßt, oder Abſchnitte von großen Kugeln, „die wir jetzo mit Vortheil gebrauchen. Die Alten wußten „vermuthlich nicht, das Glas zu ſchleifen, ſie konnten es nur „in Kugeln blaſen.“ Ich glaube nicht, daß dieſe Erklärung des de la Hire ſehr befriedigend ſeyn könnte, falls auch ſchon die Sache, die ſie erklären ſoll, ihre Richtigkeit hätte. Wenn die Alten, durch ihre gläſerne Kugel von 6 Zoll, nach entfernten Gegenſtänden ſahen, mußten ſie nicht nähern vorbey ſehen? und wie leicht konnte ſich nicht ein Gegenſtand gerade in der Entfernung finden, den die Brennweite der Kugel erfoderte? Wahrlich, es wäre ganz unbegreiflich, wenn eine ſolche Kugel niemals von ungefehr ſo gelegen hätte, niemals von ungefehr wäre ſo geführet und gehalten worden, daß das Auge einen Gegenſtand durch ſie, von ungefehr, eben da erblickt hätte, wo ſie ihn nach Maaßgebung ihres Diameters vergrößern kann. Es wäre unbegreiflich, ſage ich: aber gut, daß wir dieſe Unbegreiflichkeit nicht zu glauben nöthig haben. Denn die Vorausſetzung ſelbſt iſt falſch, und es finden ſich allerdings Spuren, daß die Alten die Wirkung der gläſern Kugel, zu vergrößern,

---

(*) S. 381.

eben ſo wohl gekannt haben, als die, zu brennen. Was Spuren? Das ausdrückliche Zeugniß des Seneca: (*) Litteræ quamvis minutæ & obſcuræ, per vitream pilam aqua plenam majores clarioresque cernuntur, dieſes, meine ich, iſt ja wohl mehr als Spur; und es iſt nur Schade, daß es Smithen ſo wohl als dem de la Hire unbekannt geblieben. Zwar hatte ſchon Petrarch, ohne Zweifel in Rückſicht auf die Stelle des Seneca, dieſes Mittel, das Geſicht zu verſtärken, den Alten zugeſtanden: doch glaube ich, iſt unter den neuern Schriftſtellern Manni der erſte, der in ſeinem Traktate von Erfindung der Brillen, welcher erſt 1738 herauskam, als De la Hire und Smith ſchon geſchrieben hatten, ſich ausdrücklich darauf bezogen. Aber Manni war wohl der nicht, der uns zugleich erklären konnte, wie es gekommen, daß ungeachtet dieſer Vergrößerungskugel, von welcher bis zu dem eigentlichen Vergrößerungsglaſe nur ſo ein kleiner Schritt zu ſeyn ſcheinet, die Alten dennoch dieſen kleinen Schritt nicht gethan. Daß ſie das Glas nicht zu ſchleifen verſtanden, möchte ich mit dem De la Hire nicht gern annehmen. Ich weis wohl, er meinet nicht das Schleifen überhaupt, ſondern das Schleifen in Schalen von gewiſſen Zirkelbögen. Wenn ihnen das aber auch unbekannt geweſen wäre: wie hätten ſie nicht darauf fallen können, das Glas in dergleichen Schalen ſo fort zu gießen, und es hernach aus freyer Hand vollends fein zu ſchleifen? Ganz gewiß würden ſie darauf gefallen ſeyn, wenn ſie nur im geringſten vermuthet hätten, daß die Sache überhaupt auf die ſphäriſche Fläche ankomme. Und hier meine ich, zeigt ſich der Aufſchluß des ganzen Räthſels. Es währte nur darum noch ſo viele Jahrhunderte, ehe man von der mit Waſſer gefüllten gläſernen Vergrößerungskugel auf die Vergrößerungsgläſer überhaupt kam, weil man die Urſache der Vergrößerung nicht in der ſphäriſchen Fläche des Glaſes, ſondern in dem Waſſer glaubte. Daß dieſes der allgemein angenommene Gedanke der Alten geweſen, iſt gewiß; und ſelbſt die Worte, die vor der angeführten Stelle des Seneca unmittelbar vorhergehen, bezeugen es: Omnia per aquam viden-

---

(*) Natural. quæſt. lib. 1. cap. 6.

libus longo eſſe majora. Auch darf man gar nicht meinen, daß ſie, beſonders in dieſem Falle, die Urſache der Vergrößerung dem Waſſer zuſchrieben, in ſo fern es in der hohlen ſphäriſchen Kugel gleichfalls in eine ſphäriſche Fläche zuſammen gehalten wird. Nein; an die ſphäriſche Fläche dachten ſie ganz und gar nicht: ſie dachten einzig an eine gewiſſe Schlüpfrigkeit des Waſſers, vermöge welcher die ungewiſſen Blicke ſo abgleiteten, ſo — was weis ich, wie und was? Mit einem Worte: dieſe Schlüpfrigkeit war nicht viel anders als eine qualitas occulta, durch die ſie die ganze Erſcheinung mit eins erklärten. — Und ſo dünkt mich, iſt es faſt immer gegangen, wo wir die Alten in der Nähe einer Wahrheit oder Erfindung halten ſehen, die wir ihnen gleichwohl abſprechen müſſen. Sie thaten den letzten Schritt zum Ziele nicht darum nicht, weil der letzte Schritt der ſchwerſte iſt, oder weil es eine unmittelbare Einrichtung der Vorſicht iſt, daß ſich gewiſſe Einſichten nicht eher als zu gewiſſen Zeiten entwickeln ſollen: ſondern ſie thaten ihn darum nicht, weil ſie, ſo zu reden, mit dem Rücken gegen das Ziel ſtanden, und irgend ein Vorurtheil ſie verleitete, nach dieſem Ziele auf einer ganzen falſchen Seite zu ſehen. Der Tag brach für ſie an: aber ſie ſuchten die aufgehende Sonne im Abend.

5. War ſie nun einmal da, die gläſerne Kugel des Seneca, durch welche man noch ſo kleine und unleſerliche Buchſtaben deutlicher und größer erblickte: warum hätte man ſich ihrer nicht auch bey andern, wegen ihrer Kleinheit ſchwer zu unterſcheidenden Gegenſtänden bedienen können? — Du Cange theilte dem Menage eine Stelle aus einem noch ungedruckten Gedichte des Procoprodemus mit, welcher um das Jahr 1150 lebte, wo es von den Aerzten des Kayſers Emanuel Comnenus heißt:

> Ἐρχονται, βλεπουσιν ἐυϑυς, κρατουσι τον σφυγμον του·
> Θεωρουσι και τα σκυβαλα μετα του ὑελου —

„ſie kommen, betrachten ihn ſtarr, fühlen ihm an den Puls „und beſchauen die Auswürfe mit dem Glaſe.“ Menage war Anfangs nicht ungeneigt, unter dieſem Glaſe eine Brille, oder ſonſt ein Vergrößrungsglas zu verſtehen: endlich aber hielt er es für wahrſcheinlicher, daß blos ein Glas darunter verſtanden werde, welches über das Gefäß, worinn die Auswürfe waren, gelegt wurde, um den übeln Geruch abzuhalten. Molineux und Smith ſtimmen dieſer Auslegung bey; und letzterer mit dem Zuſatze, daß ſonach die Stelle auch wohl nur blos von der Beſichtigung des Harnes zu erklären ſey. Ja Manni ſelbſt ſagt:(*) „dieß iſt in der That auch der wahre Verſtand; wie man eben „dieſe Gewohnheit noch heutiges Tages an einigen Orten fin„det: oder man müßte das Glas für eine Art von lente erklären; „wiewohl ich zweifle, daß die Alten dergleichen Gläſer gehabt „haben.“ Aber wenn Manni hieran auch mehr, als gezweifelt hätte; wenn er völlig überzeugt geweſen wäre, daß die Alten dergleichen Gläſer ſchlechterdings nicht gehabt: folgte denn deswegen nothwendig jenes? Die Alten hatten keine linſenförmig geſchliffenen Vergrößerungsgläſer: folglich war das Glas, wodurch die alten Aerzte die Excremente ihrer Kranken betrachteten, „mehr die Naſe zu ſchützen, als den Augen zu helfen?“ Ein Arzt, dächte ich, ſollte ſo eckel nicht ſeyn, und wenn er aus der genauern Betrachtung des Kothes etwas lernen kann, ſich lieber die Naſe zuhalten, als den Koth weniger genau betrachten wollen. Das μετα του ὑελιου ſagt alſo wohl etwas mehr: und warum könnte denn auch nicht eben die gläſerne Kugel des Seneca darunter verſtanden werden, die Manni ſelbſt ſo wohl kannte? Es befremdet mich, daß Manni auf dieſen ſo natürlichen Gedanken nicht fiel. Aber er würde ohne Zweifel darauf gefallen ſeyn, wenn er gewußt oder ſich eben erinnert hätte, daß es den alten Aerzten gewöhnlich geweſen, ſich einer vollkommen ähnlich gläſernen Kugel zu einer verwandten Abſicht zu bedienen. Invenio Medicos, ſagt Plinius,(**) quæ ſunt urenda corporum, non aliter utilius id fieri putare, quam cryſtallina pila adverſis poſita ſolis radiis. Hier iſt dem Plinius dieſe Kugel von Kryſtall; an einem andern Orte iſt es ebenfalls eine gläſerne mit Waſſer gefüllte Kugel.(***) Sie ſey aber von Kryſtall oder von Glas, mit oder ohne Waſſer geweſen: genug, daß die

---

(*) Nach der deutſchen Ueberſetzung, in dem 7ten Theile des Allgemeinen Magazins. S. 9.

(**) Libr. XXXVII. Sect. 10.

(***) Libr. XXXVI. ſect. 67. Addita aqua vitreæ pilæ ſole adverſo in tantum excandeſcunt, ut veſtes exurant.

nehmliche durchſichtige Kugel, welche brennet, nothwendig auch vergröſſern muß, und daß es ſchwer zu begreifen iſt, wie man ſich ihrer lange zu der einen Abſicht bedienen kann, ohne die andere gewahr zu werden. — Ein Umſtand nur, dürfte hierbey auffallen. Dieſer nehmlich; wenn die Kugel, womit die Aerzte brannten, durch die ſie folglich auch die Dinge vergrößert erblicken mußten, nicht von Glas, nicht hohl, nicht mit Waſſer gefüllt, ſondern durch und durch Kryſtall war: ſo müßte ja wohl das falſche, die Alten nach meiner Meinung von Entdeckung der eigentlichen Vergrößerungsgläſer entfernende Raiſonnement, als liege der Grund der Vergrößerung in den Beſtandtheilen des Waſſers, wegfallen; und was hinderte die Alten ſodann, die Wahrheit, die ihnen unmöglich näher liegen konnte, zu ergreifen? Hierauf könnte man antworten: das Zeugniß des Plinius iſt ſpäter, als das Zeugniß des Seneca; zu den Zeiten des Seneca brannte und vergrößerte man nur noch durch gläſerne mit Waſſer gefüllte Kugeln; zu den Zeiten des Plinius wußte man, daß ſich beides auch durch dichte kryſtallene Kugeln thun laſſe; und das war eben der Schritt, welchen die Kenntniß der Alten in dieſem Zeitraume gethan hatte. Oder man könnte eben das antworten, was Salmaſius,(*) bey Gelegenheit einer andern Stelle des Plinius ſagt: Vitrum pro cryſtallo accepit Plinius; το κρυϛαλλοφανες ἀντι της κρυϛαλλου. Die Kugel, von der er geleſen hatte, daß ſie die Aerzte zum Brennen brauchten, war von Kryſtallglaſe, und nicht von wirklichem Kryſtalle; es war die nehmliche Kugel, die er an der andern Stelle beſchreibt; alſo die nehmliche Kugel, mit der Seneca vergrößerte. Auch iſt es überhaupt den Schriftſtellern damaliger Zeit gewöhnlich, alle Körper in candido translucentes, es mochten Produkte der Natur oder der Kunſt ſeyn, das reine Glas ſowohl als die edlern farbloſen Steine, cryſtalla zu nennen. Doch wozu nur ſo halb befriedigende Antworten? Die volle Antwort, dünkt mich, iſt dieſe: es ſey die Brennkugel des Plinius immer von wirklichem Kryſtall geweſen; wer ſagt uns denn, daß ſie dichte durch Kryſtall geweſen?

(*) Ad Solinum p. 1092. Edit. Paris.

Kryſtall läßt ſich hohl drehen, und die Alten haben es hohl zu drehen verſtanden. Was hinderte alſo, daß die wirklich kryſtallene Kugel, durch welche die Alten brannten und vergrößerten, nicht auch mit Waſſer gefüllt geweſen? Nichts hinderte; vielmehr fand ſich die nehmliche Urſache, warum ſie die Kugel von Glas mit Waſſer füllen zu müſſen glaubten, vollkommen auch bey der Kugel von Kryſtall. Sie füllten die Kugel von Glas mit Waſſer, weil ſie ſich einbildeten, daß ohne die dazu kommende Kühlung des Waſſers, das Glas die erforderliche Erhitzung durch die Sonnenſtrahlen nicht aushalten könne; daß es ohne Waſſer ſpringen müßte. Das ſagt Plinius ſelbſt ausdrücklich: Eſt autem coloris impatiens (vitrum,) ni præcedat frigidus liquor: cum addita aqua vitreæ pilæ ſole adverſo in tantum excandeſcant, ut veſtes exurant. Nun aber glaubten ſie auch von dem wirklichen Kryſtalle, daß es die Hitze eben ſo wenig vertragen könne, und mußten es, vermöge der ſeltſamen Meinung, die ſie von der Entſtehung des Kryſtalles hatten, um ſo vielmehr glauben. (*) Folglich konnte gleiche Beſorgniß nicht wohl anders, als gleiche Vorſicht veranlaſſen: füllten ſie die gläſerne Brennkugel mit Waſſer, ſo mußten ſie auch die kryſtallene damit füllen.

6. Und nun, dem Hrn. Lippert wieder näher zu treten: was iſt es, was er eigentlich mit ſeiner Muthmaßung, die Brillen und Vergrößerungsgläſer der Alten betreffend, will? Warum trägt er ſie vor? warum trägt er ſie eben hier vor? Er trägt ſie vor, ohne Zweifel, weil er ſie für neu hielt, wenigſtens den Grund für neu hielt, den er von den durchſichtigen bauchicht geſchliffenen Steinen für ſie hernahm. Aber warum hier? hier, wo die Rede von den ſo bewundernswürdig kleinen Werken der alten Steinſchneider war? Glaubt Herr Lippert wirklich, daß dergleichen Werke durch ein Vergrößerungsglas leichter und beſſer zu machen ſind, als mit bloßem Auge? Ich habe mir das Gegentheil ſagen laſſen, und auſſerordentliche Künſtler im Kleinen, deren ich mehr als einen kenne, haben mich alle verſichert, daß ihnen ein Vergrößerungsglas bey der Arbeit ſchlechterdings

---

(*) Plinius lib. XXXVII. ſect. 9. Cryſtallum glaciem eſſe certum eſt —— ideo caloris impatiens non niſi frigido potui addicitur.

zu nichts dienen könne, da es Stein und Inſtrument und Hand, alles gleich ſehr vergrößere. Es iſt wahr, ſie können durch das Vergrößerungsglas erkennen, wie viel ihrer Arbeit an der Vollendung noch fehlen würde, wenn ſie beſtimmt wäre, dadurch betrachtet zu werden. Aber da es lächerlich wäre, nur deswegen kleine Kunſtwerke zu machen, um das Vergnügen zu haben, ſie durch das Glas vergrößert zu ſehen: ſo ſind alle Mängel, die man nur durch das Glas erblickt, keine Mängel, und der Künſtler braucht nur denen abzuhelfen, die ein geſundes unbewaffentes Auge zu unterſcheiden vermag. Aber auch hierbey muß er die größere Schärfe ſeines Geſichts, ſo zu reden, in der Hand haben; er muß mehr fühlen, was er thut, als daß er ſehen könnte, wie er es thut. Wenn alſo auch ſchon die alten Steinſchneider, es ſey die gläſerne Vergrößerungskugel des Seneca, oder einen durchſichtigen ſphäriſch geſchliffenen Stein, zu brauchen gewußt hätten: wozu hätten ſie ihn eben brauchen müſſen? Und nur daher begreif ich, wie jene gläſerne Vergrößerungskugel zu den Zeiten des Plinius bekannt ſeyn konnte, ohne daß er ihrer jemals, bey ſo vielfältiger Erwähnung mikrotechniſcher Werke, gedenket: da er im Gegentheil verſchiedne Mittel, deren ſich beſonders die Steinſchneider bedienten, die natürliche Schärfe ihres Geſichts zu erhalten und zu ſtärken, ſorgfältig anmerkt. (*) Andere alte Schriftſteller gedenken noch andrer ſolcher Mittel, die man alle itziger Zeit, da der Gebrauch der Vergrößerungsgläſer ſo allgemein geworden, ohnſtreitig zu ſehr vernachläßiget: ſo daß die Frage, ob der Sinn des Geſichts bey den Alten, oder bey den Neuern der ſchärfere? eine Unterſcheidung erfodert. Wir ſehen mehr, als die Alten; und doch dürften vielleicht unſere Augen ſchlechter ſeyn, als die Augen der Alten: die Alten ſahen weniger, wie wir; aber ihre Augen, überhaupt zu reden, möchten leicht ſchärfer geweſen ſeyn, als unſere. — Ich fürchte, daß die ganze Vergleichung der Alten und Neuern hierauf hinauslaufen dürfte.

(*) Lib. XX. ſect. 51. & lib. XXXVII. ſect. 16.

Sechs und vierzigſter Brief.

Ich habe mich bey der erſten Klotziſchen Anmerkung über das Mechaniſche der Steinſchneiderkunſt etwas lange verweilet. Bey der zweyten werde ich um ſo viel kürzer ſeyn können. Sie lautet ſo: (*)

„Die natürlichen Adern und Flecken eines Steines, dienten „den Alten bey erhaben geſchnittenen Werken oft zur Erreichung „ihres Endzwecks, die jedem Dinge eigenen Farben zu geben „und die ſchönſte Mahlerey zuwege zu bringen. Sie wußten „hierdurch ihren Werken eine Lebhaftigkeit zu geben, die ſich „der Natur näherte, und machten dem Mahler ſeinen Vorzug „zweifelhaft. Die Farben ſind ſo gebraucht, daß die Farbe, „welche zu einer Sache angewandt worden, ſich nicht auf eine „andere zugleich mit erſtreckt, und alle Unordnung iſt vermieden."

Welch ſchielendes Wortgepränge! welche abgeſchmackte Uebertreibung von der etwannigen Wirkung eines glücklichen Zufalls, oder einer ängſtlichen Tändeley! Alſo war es, bey erhaben geſchnittenen Werken, der Endzweck der Alten, „jedem Dinge die ihm eigene Farbe zu geben?" Der Endzweck! kann man ſich ungereimter ausdrücken? Und dieſen Endzweck halfen ihnen die natürlichen Adern und Flecken des Steines erreichen? und ſo erreichen, daß die ſchönſte Mahlerey daraus entſtand? Die ſchönſte Mahlerey! Eine Mahlerey, die dem Mahler ſeinen Vorzug zweifelhaft macht! Kann man kindiſcher hyperboliſiren? Gerade ſo würde ein ſpielendes Mädchen, das Kupferſtiche ausſchneidet, und ſie mit bunten ſeidenen Fleckchen ausleget, dem Mahler ſeinen Vorzug zweifelhaft machen.

Was kann ich mehr von der ganzen Anmerkung ſagen, als was bereits ein Gelehrter davon geſagt hat, welcher gleichfalls ſein freymüthiges Urtheil über die Schrift des Hrn. Klotz fällen wollen, ohne ſich vor dem Kothe zu fürchten, den Lotterbuben dafür auf ihn werfen würden? „Ich habe, ſagt Hr. Raſpe, (**) „viele geſchnittene Steine dieſer Art geſehen. Sie kommen mir „vor, als die Akroſticha und Chronodiſticha in der Poeſie.

(*) S. 53.

(**) Anmerkungen ꝛc. S. 31. (Caſſel 1768. in 12.)

„Viel Zwang und etwas Farbe iſt gemeiniglich ihr ganzes Verdienſt.“ Auch Hr. Lippert erkennet dieſen Zwang faſt an allen ſo mahleriſch geſchnittenen Steinen, die er ſeiner Daktyliothek dem ohngeachtet einverleiben wollen. Wozu alſo in einem Büchelchen ſo viel Aufhebens davon, das die Gemmen hauptſächlich zu Bildung des Kunſtauges und des Geſchmackes empfiehlt? Hier würde vielmehr gerade der Ort geweſen ſeyn, die Liebhaber vor dergleichen Afterwerken der Kunſt zu warnen.

Setzen Sie noch hinzu, daß die beſten unter dieſen Afterwerken der Kunſt, diejenigen, meine ich, welche die richtigſte ungezwungenſte Zeichnung und Anordnung zeigen, vielleicht Betrug ſind: ich will ſagen, daß ſie nicht aus Einem Steine beſtehen, deſſen Streife von verſchiedener Farbe man ſo kunſtreich genutzet, ſondern daß es verſchiedene Steine ſind, die man ſo unmerklich auf einander zu ſetzen verſtanden. Sardonyches, ſagt Plinius, (*) e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non poſſit: aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, ſumptis omnibus in ſuo genere probatiſſimis.

Schlimm! und Betrug bleibt Betrug, er mag noch ſo fein ſeyn. — Aber doch iſt auch ſo viel wahr, daß es einem Künſtler weit anſtändiger iſt, den Stoff, in den er arbeitet, ſeinen Gedanken, als ſeine Gedanken dem Stoffe zu unterwerfen.

Sieben und vierzigſter Brief.

Es verſteht ſich, daß ich unter den Tadel meines vorigen Briefes nicht die eigentlichen Cameen mit begreiſe.

Sie werden mich fragen: was ich eigentliche Cameen nenne? Solche erhaben geſchnittene Steine, die allein dieſen Namen führen ſollten. Ich weis wohl, daß man itzt einen jeden erhaben geſchnittenen Stein einen Camee nennet. Ich weis aber auch, daß dieſes weder immer geſchehen, noch itzt von uns geſchehen müßte, wenn wir genuin und beſtimmt ſprechen wollten.

Eigentlich heißt ein Camee nur ein ſolcher erhaben geſchnittener Stein, welcher zwey Schichten von verſchiedener Farbe hat, deren eine die erhabene Figur geworden, und die andere der

---

(*) Libr. XXXVII. ſect. 75.

Grund derſelben geblieben. Dieſes bekräftiget für mich Boot: (*) Dum cruſta unius coloris ſcalpitur, ac alterius coloris pro ſtrato relinquitur, tum gemmarii Camohujam vel Cameum vocant, ſive Onyx, ſive Sardonyx ſit. Es iſt gleichviel, welche von den Schichten der Künſtler zu der Figur nimmt, ob die lichtere, oder die dunkelere: aber freylich, wenn ihm die Wahl frey ſtehet, wird er lieber die dazu nehmen, deren Farbe für die Figur die natürlichſte oder ſchicklichſte iſt; wenn er einen Mohrenkopf z. E. auf einen Onyx ſchneiden ſoll, der eine gleich hohe weiſſe und ſchwarze Schichte hat, ſo wäre es wohl ſehr ungereimt, wenn er

---

(*) Libr. II. cap. 84. p. 234. Edit. Adr. Tollii. Ich citire hier den Boot, weil ſein Werk, mit den Anmerkungen und Zuſätzen des Tollius und Laet, ohnſtreitig das vollſtändigſte und gewöhnlichſte Handbuch in dieſer Art von Kenntniſſen iſt. Denn ſonſt hätte ich eben ſo wohl andere, als z. E. den Cäſalpinus, citiren können, welcher libr. II. de Metallicis cap. 36. das nehmliche, faſt mit den nehmlichen Worten, ſagt: ſcalpunt gemmarii has (Onychas) vario modo. Si enim cruſta alba alteri nigræ ſuperpoſita ſit, aut ſecundum alios colores, ut rubens, albæ aut nigræ, aut e converſo, ſcalpunt in ſuperiori imaginem, ut inferior veluti ſtratum ſit, has vulgo Cameos vocant. Es iſt bekannt, daß Cäſalpinus einige Jahre früher als Boot ſchrieb; und aus ſolchen gleichlautenden Stellen hat daher Caylus den Boot zum Plagiarius des Cäſalpinus zu machen, kein Bedenken getragen. „Dieſer Schriftſteller, ſchreibt Caylus, (in ſeiner Abhandlung vom Obſidianiſchen Steine S. 31. deut. Ueb.) „hat oft ganze Stücke aus dem Texte des Cäſalpinus „abgeſchrieben, indem er nur einige Ausdrücke daran verändert, oder hinzugeſetzt. Er iſt nicht zu entſchuldigen, daß er hiervon gar nichts gedenkt und „den Cäſalpinus unter der Zahl der Schriftſteller, deren er ſich bey Verfertigung ſeines Werks bediente, nicht einmal genennt hat.“ Dieſe Anklage iſt hart: aber Boot hat ein Verzeichniß ſo vieler andern Schriftſteller, die er gebraucht, ſeinem Werke vorgeſetzt; warum ſollte er nun eben den Cäſalpinus ausgelaſſen haben, wenn er ihn wirklich gebraucht hätte? Er hätte ihn doch wahrhaftig nicht mehr gebraucht, als irgend einen andern. Folglich kann es gar wohl ſeyn, daß Boot mit ſeinem Buche, das 1609 zuerſt gedruckt ward, längſt fertig war, als das Buch des Cäſalpinus zu Rom herauskam, oder in Deutſchland durch den Nürenberger Nachdruck von 1602 bekannter ward. Ich wüßte auch wirklich nicht, was Boot nur aus dem Cäſalpinus hätte nehmen können; was er nicht eben ſo gut ſchon in ältern Schriftſtellern hätte finden können. Wo er daher mit dem Cäſalpinus, mehr als von ungefehr geſchehen könnte, zuſammen zu treffen ſcheinet, dürfen ſie beide nur eine Quelle gebraucht haben. Ja, ich wollte es wohl ſelbſt auf mich nehmen, bey den mehreſten Stellen, wo Caylus den Boot für den Ausſchreiber des Cäſalpinus halten können, dieſe beiden gemeinſchaftliche Quelle nachzuweiſen.

die weiſſe zum Kopfe und die ſchwarze zum Grunde nehmen wollte. Hier muß er der Farbe nachgehen, weil er ihr nachgehen kann, ohne ſeiner Kunſt den geringſten Zwang anzuthun: und von dieſem Mahleriſchen des Steinſchneiders, ſehen Sie wohl, habe ich nicht reden wollen.

Uebrigens kann es jedoch bey dem itzigen Sprachgebrauche nur bleiben, und es mag immerhin ein jeder erhaben geſchnittener Stein ein Camee heißen, ob ſchon die von einer Farbe ſo nicht heißen ſollten. Aber das Wort Camee ſelbſt? -- Ich bekenne Ihnen meine Schwäche: mir iſt es ſelten genug, daß ich ein Ding kenne, und weis, wie dieſes Ding heißt; ich möchte ſehr oft auch gern wiſſen, warum dieſes Ding ſo und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entſchloſſenſten Wortgrüblern; und ſo lächerlich als vielen das etymologiſche Studium vorkömmt, ſo geringfügig mir es ſelbſt, mit dem Studio der Dinge verglichen, erſcheinet, ſo erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geiſt iſt dabey in einer ſo faulen Thätigkeit; er iſt ſo geſchäftig und zugleich ſo ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugierde keine wollüſtigere Arbeit denken kann. Man ſchmeichelt ſich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man ſucht: man freuet ſich über das Finden, ohne ſich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts iſt, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat.

Aber jede Freude theilt ſich auch gern mit: und ſo müſſen Sie ſich ſchon das Wort Camee von mir erklären laſſen.

Wir neuern Deutſche haben Camee ohnſtreitig gerade zu, von dem Italieniſchen Cameo entlehnt. Meine Unterſuchung muß alſo auf dieſes, oder auf das ihm entſprechende Franzöſiſche Camayeu gehen. Nun laſſen Sie uns vors erſte den Menage(*) unter Camayeu nachſchlagen, und die daſelbſt geſammelten Ableitungen erwägen. Gaffarel und Huet machen es urſprünglich zu einem hebräiſchen: Menage ſelbſt aber, zu einem griechiſchen Worte.

Gaffarel ſagt, Camayeux hießen in Frankreich ſigurirte Achate, und weil man wäßrichte oder gewäſſerte Achate habe, welche

---

(*) Dict. Etym. de la Langue Fr.

vollkommen wie Waſſer ausſähen, (*) ſo hätten die Juden, die ſeit langer Zeit in Frankreich gewohnet und in deren Händen der Steinhandel größten Theils geweſen, das Wort vielleicht von dem Hebräiſchen Chemaija gemacht; welches ſo viel heiſſe, als Himmliſche Waſſer, oder nach dem eigenen Ausdrucke dieſer Sprache, ſehr ſchöne Waſſer. — Aber was ſind wäßrichte oder gewäſſerte Achate? Was ſind Achate, die vollkommen wie Waſſer ausſehen? Sind das Achate, die ſo klar ſind als das reinſte Waſſer? Oder Achate, deren vielfarbige Flecken den Wellen des Waſſers gleichen? Und waren die figurirten Steine denn nur ſolche Achate, ſolche ſeltene Achate? Gab es denn nicht eben ſo viele, nicht unendlich mehrere, die mit dem Waſſer durchaus nichts ähnliches hatten? Kaum daß ein ſo ſeichter Einfall eine ernſtliche Widerlegung verdienet.

Gründlicher wäre noch der Einfall des Huet. Auch Huet leitete Camayeu aus dem Hebräiſchen her: aber von Kamia, welches etwas bedeute, das man an den Hals hänget, um dem Gifte oder andern Schädlichkeiten zu widerſtehen; mit einem Worte, ein Amulet. Denn, ſagt er, man legte dergleichen Steinen, auf die von Natur irgend eine Figur geprägt iſt, ſehr groſe Tugenden bey. (**) Doch Huet hätte wiſſen ſollen, daß Kamia nicht eigentlich ein Hebräiſches, ſondern ein Rabbiniſches Wort iſt; das iſt, ein ſolches, welches die Juden ſelbſt aus einer fremden Sprache entlehnet haben. Und ſo fragt ſich: aus welcher? und was bedeutet dieſes Wort in der Sprache, aus der ſie es entlehnt haben?

Menage würde uns desfalls zu dem Griechiſchen verwieſen haben. Denn er ſagt, Camayeu komme her von χαμαι tief, weil ſie tief gegraben worden. (***) Aber wie? es ſind ja gerade nicht die tief, ſondern die erhaben geſchnittenen Steine, die man vorzüglich Camayeux nennet.

Außer dieſen Ableitungen, iſt mir weiter keine bekannt, als

(*) A cauſe qu'on voit des Achates ondées, repreſentant parfaitement de l'eau.

(**) Parcequ'on attribuoit de grandes vertus à ces pierres, qui ſont empreintes naturellement de quelques figures.

(***) A cauſe du creux ou ces pierres ſont taillées.

die von καυμα, die Cerutus (*) (nach dem Camillus Leonardus glaub ich,) angiebt. Καυμα heißt **Brand**; und daher ſey Camæ gemacht, weil dieſe Art Steine an ſulphuriſchen und heiſſen Orten gefunden würden. Cerutus verſteht die Onyxe darunter: aber woher beweiſet er, daß die Onyxe nur an ſolchen Orten erzeuget würden? Und geſetzt, er bewieſe es; wie hat man den Namen Camee, in dieſem Verſtande, gleichwohl nur den geſchnittenen Onyxen beygelegt? Was hatten dieſe vor den ungeſchnittenen Onyxen voraus, daß man ſie allein nach ihrem Erzeugungsorte benennte?

Noch kahler werden Ihnen alle dieſe Grillen, gegen die wahre Abſtammung geſtellet, erſcheinen. Ich will Ihnen ſagen, wie ich auf dieſe gekommen bin. Die mineralogiſchen Schriftſteller des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts haben mich darauf gebracht, und Sie wiſſen von ſelbſt, daß die früheſten und beſten derſelben faſt lauter Deutſche waren. Bey ihnen fand ich nehmlich, das Italieniſche Cameo, das Franzöſiſche Camayeu, das Lateiniſche Camehuja, wie es Boot nennt, (**) bald Gemohuidas, bald **Gammenhü**, bald Gemmahuja, auch wohl gar getrennet, als zwey Worte, Gemma huja geſchrieben. (***) Was ich daraus aber ſchlieſſen mußte, iſt klar: folglich ſind die erſten Syllben von Camayeu oder Cameo, das lateiniſche Gemma; und die ganze Schwierigkeit iſt nur noch, was die letzten Syllben in Camehuja oder Gemmahuja bedeuten ſollen.

(*) Muſ. Calceolar. Sect. III. p. 212. Camæ a nonnullis vocantur, ſumpta denominatione a voce græca καυμα, quod eſt idem quod incendium: dicunt namque in locis ſulphureis & calidis inveniri.

(**) Nicht, wie es die alten Römer genannt haben. Dieſe kannten das Wort Camehuja zuverläßig nicht; welches ich wider den Hrn. Cronſtedt erinnere. S. deſſen Verſuch einer neuen Mineralogie, deut. Ueberſ. Seite 61.

(***) **Gemohuidas** ſchreibet es **Erasmus Stella**, deſſen Interpretamentum gemmarum, das zu Nürnberg 1517 zuerſt gedruckt worden, Brückmann 1736 wieder auflegen laſſen. Parte III. cap. 5. Gemmas ad Eclypsim eruditi dixere, quæ ad imagines in eis ſculpendas aptæ ſunt; harum quanquam multæ numero ſunt, **Peantides** tamen, quæ & **Gemohuidas** nuncupantur, quo nomine prægnantes ac plenæ ſignificantur, ſeſe principem offert, quod niſi vulgatior eſt, dicitur mederi parturientibus & etiam parere.

Gammenhü ſchreibt es Conrad Geſner: (de Figuris lapidum p. 98.

Aus den Worten des Stella, die ich in der Note angeführet, dürfte man faſt auf die Vermuthung kommen, daß huja ſo viel als das Deutſche hoch, aufgeſchwollen, trächtig, heiſſen ſolle. Doch wer würde ſich einen ſolchen lateiniſchdeutſchen Hybrida, den Franzoſen und Italiener von uns angenommen hätten, leicht einreden laſſen? Und damit Sie auch nicht weiter lange herumrathen: ſo mache ich es kurz, und ſage Ihnen, daß huja ſo viel iſt, als onychia; und Gemmahuja folglich nichts mehr und nichts weniger, als das zuſammengezogene und verſtümmelte Gemma onychia. Aus Gemma onychia ward Gemmahuja; aus Gemmahuja ward Camehuja; aus Camehuja ward Camayeu: ſo wie wiederum aus Gemmahuja, Gammenhü, Cameo; ja allem Anſehen nach, auch das Rabbiniſche Kamia.

Ich halte dafür, dieſe Ableitung iſt an ſich ſo einleuchtend, daß ich nicht nöthig habe, mich viel nach andern Beweisgründen umzuſehen. Der vornehmſte indeß würde dieſer ſeyn: daß, vom Cäſalpinus an, es durchgängig von allen mineralogiſchen Schriftſtellern angenommen wird, daß der Camehujä oder Cameo nicht eine beſondere Art Steines, ſondern nur ein beſonderer Name eines unter einem andern Namen bekanntern Steines ſey; nehmlich des Onyx. Onyx, oder Onickel, oder Niccolo, ſagen ſie alle, heißt dieſer Stein, wenn er nur geſchliffen, oder ſo iſt, wie er von Natur iſt: Cameo aber heißt er alsdann, wenn er geſchnitten iſt, und zwar ſo geſchnitten, daß Figur und Grund von verſchiedener Farbe ſind.(*) Iſt nun aber

Tiguri 1565.) Gemmarii vero ſeu ſcalptores gemmarum gemmas minus duras ad hoc diligunt: ut quas Germani vulgo à lent mollitie puto, Speckſtein appellant, & Gammenhü.

Gemmahuia ſchreibt es Joh. Kentmann: Nomenclatura rerum foſſilium p. 22.

Gemma huja ſchreibt es Agricola: (beym Geßner l. c.) Lapis, quem, quia ejus color candidus, pinguior videtur eſſe, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant gemmam hujam) limes albus diſtinguit modo nigram, modo cineream materiam. Ejus pars potiſſimum candida latior, & Sarda noſtris temporibus omnium maxime aptatur ad ectypas ſcalpturas.

(*) Cæſalpinus de Metallicis lib. II. cap. 122. Hos omnes hodie Niccolos vocant, cum ſolum perpoliti ſunt: exſculptos autem, ut ſubſtratum alterius coloris ſit, Cameos.

jeder Cameo ein Onyx; bezeichnen beide Namen den nehmlichen Stein: warum ſollen die Namen ſelbſt nicht auch urſprünglich die nehmlichen Worte ſeyn, wenn ſie es ſo leicht und natürlich ſeyn können, als ich gezeigt habe?

Vor dem Cäſalpinus, wurde der Camehuja bald für dieſen, bald für jenen Stein ausgegeben; auch wohl zu einem eigenen beſondern Steine gemacht. Würde dieſes aber wohl geſchehen ſeyn, wenn man ſich um die Abſtammung des Worts bekümmert hätte? Und hieraus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt! Es iſt nicht ſo gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht verſteht, die Sache ſchon mehr als halb kennet.

Zu einem beſondern Steine machte den Camehuja, Kentmann. (*) Auch wohl, vor dieſem, Camillus Leonardus. Denn der Stein, den Leonardus Kamam nennt, kann wohl nichts anders als der Cameo, die gemma onychia ſeyn, wie aus den Kennzeichen, die er ſelbſt angiebt, erhellet. (**) Aus dem Leonardus hat Boot dieſen Kamam in ſein Verzeichniß unbekannter Edelſteine übergetragen; und nun wiſſen Sie doch ungefähr, was Sie von dem Kaman, wie ihn Boot daſelbſt ſchreibt, denken müſſen. Sie glauben kaum, wie ſehr ich in dieſem Verzeichniſſe mit meiner Etymologie aufräumen könnte!

Hingegen zu irgend einem andern Steine, als dem Onyx, machten den Gemmahuja, Stella und Agricola. Und zwar Stella

---

(*) Nomencl. Rer. foſſ. l. c.

(**) Kamam ſeu Kakamam, eſt albus variis coloribus diſtinctus, & a Kaumate dicitur, quod incendium importat: reperitur in locis ſulphureis, ac calidis; & frequentiſſime onixæ (Onychi) admixtus. Ejus determinata virtus nulla eſt, ſed virtutem ex ſculpturis ſeu imaginibus, quæ in ipſo ſculptæ ſunt, accipit. (De Lapid. lib. II. p. 89. Edit. Hamb.) Dieſe Stelle hatte ich im Sinne, als ich eben ſagte, daß es wohl Leonardus ſeyn möchte, aus dem Cerutus die Etymologie von Cameo genommen. Wenigſtens zeiget dieſe nehmliche Etymologie, und die nehmliche Angabe der Erzeugungsorte, daß der Cameo des Cerutus und der Kamam des Leonardus, nur ein und eben derſelbe Stein ſeyn können. Dazu kommen noch die übrigen Merkmahle des Leonardus; daß der Kamam an dem Onyx öfters anwachſe, und daß er ſeine ganze Kraft von den darauf geſchnittenen Figuren erhalte; welches alles den Cameo verräth.

zur Päantis der Alten. Ich habe kurz vorher geſagt, zu welchem Irrthume die Worte des Stella, Pæantides, quæ & Gemohuidas nuncupatur, quo nomine prægnantes ac plenæ ſignificantur, wohl verführen könnten; nehmlich in den letzten Syllben von Gemmahuja, unſer deutſches hoch zu finden. Aber hier kann ich Ihnen nun genauer ſagen, was Stella eigentlich will. Er fand in ſeinem Plinius: Pæantides, quas quidam Gemonidas vocant, prægnantes fieri & parere dicuntur mederique parturientibus. Dieſes Gemonidas fiel ihm auf; es hatte ihm mit dem Worte Gemmahuja ſo viel ähnliches, daß er glaubte, beide könnten auch nur das nehmliche Ding bezeichnen; er formte alſo ſein Gemohuidas vollends darnach, und ſo ward der Gemmahuja zur Päantis, zu dem Steine, von welchem die Alten glaubten, daß er für Gebährerinnen heilſam ſey, weil er ſelbſt ſeines gleichen gebähre. Aber Harduin verſichert, daß er in allen ſeinen Handſchriften des Plinius, anſtatt Gemonidas, Gæanidas gefunden: und nun denke man, wie viel auf eine ſo zweifelhafte Lesart zu bauen. Hätte Stella in ſeinem Plinius auch Gæanidas geleſen, ſo wäre ſicherlich der Gemmahuja nie zur Päantis geworden. (*)

Auch mißbilligte ſchon Agricola dieſe Meinung gänzlich, der den Gemmahuja für den Speckſtein ausgab. (**) Doch das iſt wider allen Augenſchein; unter hundert alten geſchnittenen Steinen, ſowohl erhabnen als tiefen, wird man nicht einen ſo thonichten finden. Denn wenn die thonichten Steine ſchon gut zu ſchneiden ſind, ſo waren ſie doch den Alten deſto untauglicher

---

(*) Indeß läßt ſich freylich von Gæanidas eben ſo wenig Rechenſchaft geben, als von Gemonidas, nur daß man aus jenem leichter abnehmen kann, daß Plinius ohne Zweifel ein von γεννάω oder von γονῆς abgeleitetes Wort dürfte geſchrieben haben. Vielleicht γυναικίζοντας, welches ſodann Marbodus ausgedrückt hätte, wenn er von der Päantis, oder wie er das Wort ſchreibet, Peanites, ſagt:

Feminei ſexus referens imitando labores.

(**) (Apud Geſnerum l. c.) Lapidis, quem, quia ejus color candidus pinguior videtur eſſe, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant Gemmam hujam) limes albus diſtinguit modo nigram, modo cineream materiam. — Eraſmus Stella Gemohuidas nominans, eundem veterum Pæantides non recte facit.

zum Abdrucke: es wäre denn — Aber von dieſer Vermuthung an einem andern Orte.

Unter den Neuern kenne ich nur den Hrn. D. Vogel, von dem man ſagen könnte, daß er mit dem Agricola den Gemmahuja zum Speckſteine mache: (*) wenn es nicht billiger wäre, von ihm anzunehmen, daß er nur zum Verſtändniſſe derjenigen ſeiner Vorgänger, die es wirklich gethan, unter die verſchiedenen Namen des Speckſteins, auch den Namen Gemmahuja ſetzen wollen.

Einem kleinen Einwurfe will ich noch zuvorkommen, den man mir gegen meine Auflöſung des Camehuja in Gemma onychia machen könnte. Man dürfte ſagen: warum ſollten die Alten mit zwey Worten ausgedrückt haben, was ſie mit zwey Syllben ſagen konnten? warum gemma onychia, da ſie kürzer mit Onyx dazu kommen konnten? Darum, antworte ich: weil Onyx bey den Alten nicht allein der Name eines Edelſteines, ſondern auch einer Marmorart war; ja ſogar der Edelſtein dieſen ſeinen Namen von dem Marmor bekommen hatte. (**) Zum Unterſchiede alſo, und wenn ein großer Theil

---

(*) Pract. Mineralſyſtem S. 100.

(**) (Plinius Lib. XXXVII. ſect. 24.) Exponenda eſt & Onychis ipſius natura, propter nominis ſocietatem: hoc in gemmam tranſiit ex lapide Carmaniæ. An der andern Stelle, wo Plinius des Marmors dieſes Namens gedenkt, (Lib. XXXVI. ſect 6.) ſtehet anſtatt Carmania, welches eine Provinz in Perſien war, Germania. Aber Salmaſius hat ſchon angemerkt, (ad Solinum p. 558.) daß dieſes ein bloßer Schreibfehler ſey, und Harduin hätte daher nur immer Carmania, anſtatt Germania, dort in den Text nehmen ſollen. Er hat dieſe Ehre wohl ſtreitigern Lesarten erwieſen. Indeß giebt mir das, was er daſelbſt in der Note hinzuſetzt, Gelegenheit zu einer andern Anmerkung. Cave porro, ſchreibt Harduin, onychem hoc loco putes a Plinio pro gemma ea accipi, quam noſtri vocant Caſſidoine, ut pleriſque viſum. Ich frage, was iſt das für ein Wort, Caſſidoine, und wie kömmt der Onyx dazu, von den Franzoſen ſo genannt zu werden? Beym Richelet wird Caſſidoine durch Murrha erklärt und hinzugeſetzt: Manière de pierre précieuſe, embellie de veines, de diverſes couleurs. Sehr gründlich! Aber in einem Wörterbuche möchte man auch gern lernen, wo das Wort ſelbſt herkomme; und davon findet ſich nichts. Ich will es kurz machen: Caſſidoine iſt nichts als ein alberner Schreibfehler, den die Unwiſſenheit fortgepflanzet, und nun faſt gültig gemacht hat. Es ſoll Calcedoine heiſſen: Quæ hodie Chalcedonia audit, & corrupte Caſſedonia, ſagt Laet. Denn des Werths von dieſem Unterſchiede abhieng, mußte man ja wohl gemma onychia oder onychina ſagen.

Und nun noch ein Paar Anmerkungen, die ungefehr eben ſo wichtig ſind, als der ganze Wuſt, mit dem ich dieſen Brief vollgepfropfet habe.

Wenn ein Cameo, oder Camayeu, nur ein ſolcher erhaben geſchnittener Stein geheiſſen hat und eigentlich heiſſen ſollte, deſſen Grundlage von einer andern Farbe iſt, als die darauf geſchnittene Figur; der alſo zuverläßig ein Onyx ſeyn wird, weil unter den Edelſteinen nur die Onyxe dergleichen reguläre Lagen von verſchiedener Farbe haben: ſo wird man leicht daraus errathen können, von welcher Beſchaffenheit diejenigen Gemählde ſeyn müſſen, welche die Franzoſen gleichfalls Camayeux nennen, und einſehen, warum dergleichen Gemählden dieſer Name beygelegt worden. Nicht weil ſie das Basrelief nachahmen, heiſſen ſie Camayeux; wie ſich Pernety (*) und andere einbilden: denn ich wüßte nicht was χαμαι, wovon er das Wort mit dem Menage ableitet, mit dem Basrelief gemein hätte? Sondern ſie heiſſen ſo, weil ſie ganz aus Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemahlet ſind, und hierinn die geſchnittene gemma onychia nachahmen. Ueberhaupt will ich hier noch hinzuſetzen, daß das Erhabene ſo wenig das Weſentliche des Cameo ausmacht, daß auch ſogar tief geſchnit-

---

der milchfarbene trübe Achat, den wir itzt Chalcedon nennen, hieß in ſpätern Zeiten weiſſer Onyx. Wie er aber zu dem Namen Chalcedon gekommen, iſt ſchwer zu ſagen; da er mit allen den Steinen, welche bey den Alten von Karchedon, oder Kalchedon, ihren Beynamen haben, nicht das geringſte ähnliches hat. So viel weiß ich nur, daß er dieſen Namen nach den Zeiten des Marbodus muß bekommen haben. Denn der Chalcedon des Marbodus iſt weder unſer Chalcedon, noch ſonſt ein onyxartiger Stein, ſondern der kalchedoniſche Smaragd des Plinius, vermengt mit eben deſſelben ſmaragdartigem Jaſpis, Grammatias oder Polygrammos genannt, wie aus dem Zuſatze, daß er den Rednern und Sachwaltern dienlich ſey, erhellet. Weder die Ausleger des Marbodus, noch Salmaſius, der den Chalcedon des Marbodus blos für des Plinius turbida Iaſpis, quam Calchedon mittebat, hielt, haben dieſes gehörig bemerkt.

(*) Dict. de Peint. Ce mot ne devroit ſervir que pour les bas-reliefs, puiſqu'il tire ſon nom du mot grec χαμαι, qui ſignifie bas, à terre. Mariette, und aus ihm Richelet, nebſt andern Wörterbüchern, ſagen eben das.

tene Steine (Onyxe verſteht ſich) Cameen heiſſen können und heiſſen ſollten, ſobald ſie durch die obere einfarbige Schichte bis auf die untere Schichte von einer andern Farbe geſchnitten werden, und alſo die Area von dieſer, und das Bild von jener Farbe erſcheinen. Es iſt noch nicht ſo gar lange her, daß die Franzoſen ſelbſt das Wort Camayeu eben ſo wohl von tiefer, als von erhabner Arbeit brauchten. Les Jouaillers & les Lapidaires, ſchrieb Felibien in ſeinem Dictionaire des Arts, nomment Camayeux les Onyces, Sardoines & autres pierres taillées en relief ou en creux. Nur die Worte & autres pierres taillées hätte er ſollen weglaſſen. Denn höchſtens können nur die Sardonyxe noch dazu gerechnet werden, als welche von den Alten mit unter dem allgemeinen Namen der Onyxe begriffen wurden, und allein einer ähnlichen Bearbeitung fähig ſind.

Vielleicht auch iſt dieſer ältere und weitere Gebrauch des Franzöſiſchen Camayeu die Urſache, warum die neuern Schriftſteller dieſer Nation, wenn ſie erhaben geſchnittene Steine durch ein Kunſtwort ausdrücken wollen, lieber pierre camée, als camayeu ſagen. Wir Deutſche wenigſtens wollen, zu dieſer Abſicht, nur immer das fremde und neue Camee lieber fortbrauchen, als das alte Gemmenhü erneuern. Es wäre denn, daß wir es ganz in ſeinem lauterſten Verſtande erneuern, und nicht alle und jede erhaben geſchnittene Steine, auch nicht nur allein erhaben, ſondern auch tief geſchnittene Steine, an welchen das Bild eine andere Farbe als die obere Fläche zeiget, damit belegen wollten. Wenn wir ſodann dieſen genuinen Begriff wiederum damit verbinden lernten, ſo ſehe ich nicht, warum wir nicht, eben ſo gut als die Franzoſen, auch die einfarbigen Gemählde auf einem Grunde von einer andern Farbe, Gemmenhüe, oder Gemählde auf Gemmenhüart, nennen könnten.

Acht und vierzigſter Brief.

Noch finde ich bey den Exempeln, welche Herr Kloß zur Erläuterung ſeiner zweyten Anmerkung über das Mechaniſche der Kunſt beybringet, einiges zu erinnern, welches ich freylich übergehen müßte, wenn mir nur um Herr Klotzen zu thun wäre. Ich will es alſo nur gegen ſeine Währmänner erinnert haben, und Herr Kloß hat ſich von dem Tadel mehr nicht anzunehmen, als davon auf die Rechnung des zahmen Nachſchreibers fallen kann.

„Herr Winkelmann, ſind ſeine Worte, gedenkt eines Sardonych, welcher aus vier Lagen, einer über der andern, beſteht, und auf welchen der vierſpännige Wagen der Aurora erhaben geſchnitten iſt.“ Erſt, mit Erlaubniß des Herrn Kloß: Winkelmann gedenkt keines Sardonych, ſondern eines Sardonyx. Warum man in der mehrern Zahl noch wohl, wenn man will, Sardonyche ſagen darf, das weis ich: aber wie man auch in der einfachen Zahl Sardonych ſagen könne, das iſt mir zu hoch. Vielleicht zwar iſt einem lateiniſchen Gelehrten, der ſich herabläßt, deutſch zu ſchreiben, ein ſolcher Schnitzer allein erlaubt. Und ſo habe er denn ſeine Schnitzer, oder Druckfehler, wie er ſie nennen will, für ſich! Was ich eigentlich hier anmerken will, iſt gegen Winkelmann. Winkelmann hatte Unrecht, einen Stein, von dem er ſelbſt ſagt, daß er vier Lagen von vier verſchiedenen Farben habe, einen Sardonyx zu nennen. Der Sardonyx muß ſchlechterdings nur drey Lagen von drey Farben zeigen; (*) zwey, die er als Onyx haben muß, und eine dritte, welche dem Sarder oder Carneol gleichet, und wodurch er eben der Sardonyx wird. Plinius, Iſidorus, Marbodus nennen dieſe drey Farben, ſchwarz, weiß, roth. Aber die erſte iſt ſo unveränderlich nicht; denn ſie kann eben ſo wohl grau oder braun, als ſchwarz ſeyn. Nur die zweyte und dritte ſind unumgänglich; denn ohne die zweyte könnte er kein Onyx, und ohne die dritte kein Sardonyx heiſſen. (**)

(*) (Plinius Lib. XXXVII. ſect. 75.) Sardonyches e ternis glutinantur gemmis — aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, ſumptis omnibus in ſuo genere probatiſſimis. Bey dem Harduin las man zwar in dieſer Stelle anſtatt e ternis, e cerauniis, und dieſe alte Lesart hat auch der deutſche Ueberſetzer beybehalten, bey dem es ſonderbar genug klingt, „aus Donnerkeilen zuſammen gekütet.“ Doch Harduins Verbeſſerung iſt unwiderſprechlich, wie man bey ihm ſelbſt nachſehen mag. Außer dem Iſidorus hätte er auch noch den Marbodus für ſich anführen können, der eben ſo ausdrücklich von dem Sardonyx ſagt:

Tres capit ex binis unus lapis iſte colores;
Albus & hinc niger eſt, rubeus ſupereminet albo.

(**) Salmaſius will zwar, (ad Solinum p. 563.) daß die Arabiſchen Sardonyxe nichts von der rothen Farbe gehabt: allein in der Stelle des Pli

Nun aber iſt unter den vier Farben des von Winkelmann ſogenannten Sardonyx, die dritte gerade nicht; und das iſt ſonach der zweyte Grund, warum ihm dieſer Name abzuſprechen. Meinem Bedünken nach hätte ihn Winkelmann ſchlechtweg Onyx, höchſtens einen vielſtreifigen Onyx nennen ſollen. Denn ob man dem Onyx ſchon nur zwey Schichten von zwey Farben beylegt; ſo iſt dieſes doch nur von dem Onyx, wie er in kleine Stücken gebrochen, nicht aber, wie er wächſet, zu verſtehen. Ich will ſagen: da dieſe zweyfarbichte Schichten wechſelsweiſe parallel laufen, ſo kann jede mehr als einmal, und die dunklere auch mit verſchiedenen Schattirungen, wieder kommen, wenn man dem Steine Dicke genug läßt. Da aber eine ſolche Dicke zu Ring- und Siegelſteinen eben nicht die bequemſte iſt: ſo wird er freylich aus der Hand des Steinſchleifers ſelten anders als mit zwey Schichten kommen. Nur wenn dieſe Schichten dünne genug ſind, oder das Kunſtwerk, zu welchem er beſtimmt wird, eine größere Dicke erfordert, wird er, wie geſagt, jede der zwey Schichten mehr als einmal, und die dunklere nach verſchiedenen Schattirungen haben können. Und das iſt hier der Fall. Die vier Lagen des Winkelmanniſchen Steines ſind in ihrer Folge, ſchwarzbraun, braungelb, weiß und aſchgrau. Alle dieſe Farben und Schichten kommen ihm als Onyx zu; und beſonders, ſieht man wohl, ſind die zwey erſten nichts als Verlauf der nehmlichen Schichte ins Hellere: ſo wie die vierte, die aſchgraue, (wenn ſie ihm anders hier nicht aufgeſetzt iſt,) nichts als allmälige Verdunkelung der weiſſen Schichte in die natürlicher Weiſe wiederum angrenzende ſchwarzbraune oder braungelbe, ſeyn dürfte. Freylich iſt die rothe Farbe, die den Sardonyx zum Onyx macht, im Grunde auch nichts als eine Variation der braunen; denn beide ſind, ihren Beſtandtheilen nach, auch vollkommen der nehmliche Stein: aber wenn denn nun einmal

nius, worinn er das finden will, finde ich es nicht. Eben ſo wenig kann ich mir mit ihm einbilden, daß Plinius geglaubt, Sardonyx ſolle ſo viel heiſſen, als Sarkonyx, oder daß er auch nur andeuten wollen, als ſey dieſes von einigen geglaubt worden. Denn Plinius ſagt zu ausdrücklich: Sardonyches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sarda.

für dieſe Variation ein beſonderer Name beſtimmt iſt, warum will man ihn einer andern beylegen? —

Ein zweytes Exempel nimmt Hr. Kloz aus der Daktyliothek des Zanetti. „In der Zanettiſchen Sammlung, ſagt er, wird „ein Tiger aus dem orientaliſchen Steine, Maco, bewundert, „wo ſich der Künſtler der Flecken des Steines bedient hat, um „die Flecken des Tigers auszudrücken." Maco? Wer hat jemals von einem ſolchen Steine gehört? Da wird ſich ganz gewiß wieder der Setzer verſetzt, oder der Schreiber verſchrieben haben. So iſt es: denn Gori, von dem die Auslegungen dieſer Daktyliothek ſind, ſagt: exſculptum lapillo orientali, quem vulgo appellant Moco. Moco alſo; nicht Maco: und nun errathe ich es ungefehr, daß Gori einen Mokkaſtein meinet; einen Stein, den itzt faſt jeder kleine Galanteriekrämer kennet, da er häufig in Ringe verarbeitet wird. Gleichwohl muß ihn, — ich will nicht ſagen, Herr Kloz; wer wird von dem das anders erwarten? — ſondern Gori ſelbſt nicht gekannt haben. Denn ſonſt hätte er ihn uns gewiß bey ſeinem alten wahren Namen, der zugleich die Definition iſt, und nicht blos bey dieſem ſo viel als nichts ſagenden Juweliernamen genannt. Der Mokkaſtein iſt ein Dendrachat, und hat in den neuern Zeiten dieſen Namen bekommen, nicht weil er eben um Mokka gefunden, ſondern aus andern öſtlichen Ländern nach dieſem Hafen gebracht, und von da in Menge nach Europa geführet wird. (*)

Neun und vierzigſter Brief.

Gori zeigt ſich überhaupt, in ſeiner Daktyliothek des Zanetti, nicht eben als einen beſondern Steinkenner. Er ſchrieb den Namen hin, wie er ihn hörte; unbekümmert, ob ſeine Leſer etwas dabey würden denken können, oder nicht. Mochte er doch wohl öfters ſelbſt nichts dabey denken.

(*) Hill, in ſeinen Anmerkungen über den Theophraſt S. 86. Agates, with the Reſemblance of Trees and Shrubs on them, they call'd, for that Reaſon, Dendrachates. Theſe are what our Jewellers at this Time call Mochoſtones, but improperly; for they are not the Product of that Kingdom, but are only uſed to be brought from other Countries and ſhipp'd there for the Uſe of our Marchants.

Sie erinnern ſich, was ich bereits in meinem fünf und zwanzigſten Briefe, wegen der Praſma Smaragdinea wider ihn angemerkt habe. Einer ſolchen Praſma fand er den Stein ſehr ähnlich, auf welchem er den Kopf des jungen Tiberius erkannte:(*) und wie ſagt er, daß man dieſen Stein nenne? Quem Igiadam adpellant: oder mit den Worten ſeines Ueberſetzers, Igiada molto bella, che al Praſma di Smeraldo aſſai ſi avvicina. Sie ſollen zwanzig Naturaliſten aufſchlagen, ehe Sie dieſer Igiada auf die Spur kommen. Und werden Sie wohl glauben, daß es weiter nichts, als der verſtümmelte ſpaniſche Name eines ſehr bekannten Steines iſt? Die Spanier nennen Piedra de hijada einen lapidem nephriticum, einen Nierenſtein, den ſie häufig aus ihren amerikaniſchen Provinzen bringen. (**) Dieſer hat auch wirklich die Farbe eines Praſius oder Präſem; aber bey weiten nicht deſſen Härte, und kann folglich auch deſſen Politur nicht haben. Dazu iſt der Name Igiada bey dem Gori um ſo viel unſchicklicher, weil, wenn es eine wirkliche Piedra de hijada wäre, die Arbeit darauf unmöglich alt ſeyn könnte.

Sollte ein Gelehrter dem unwiſſenden Pöbel die Worte ſo aus dem Munde nehmen, wenn es nur an ihm liegt, ſich von dem nehmlichen Dinge ohne ſie, eben ſo richtig als allgemein verſtändlich, auszudrücken? Sollte er, einen Stein zu benennen, lieber mit dem Juwelier und Seefahrer, als mit dem Griechen und Römer, als mit dem Naturforſcher ſprechen? Gleichwohl iſt es in den ſpätern Zeiten faſt immer geſchehen; und nur dadurch ſind in dieſem Theile der Naturgeſchichte der Dunkelheiten und Verwirrungen ſo viel geworden, die ſich nothwendig auch je länger je mehr häufen müſſen, wenn ſich ein jeder nach eignem Gutdünken, oder mit dem erſten dem beſten Worte, das er gehört, darinn ausdrücken darf. Schon der ehrliche Stella, vor mehr als zwey hundert Jahren, eiferte wider dieſe Unart: aber was half es? Seine Worte ſind der Beyſpiele wegen merkwürdig. Se non parum admirari, ſchreibt er,(***) viros alioquin doctos, in his rebus, quæ natura tanta ornaſſet pulchritudine,

---

(*) Tab. IX. p. 17.

(**) Laet Libr. I. cap. 23.

(***) Præf. Interpret. Gem.

barbara ac plebeia uti nuncupatione, ut ſcil. Carbunculos Rubinos, Lychnites Amandinos, Sandareſios Granatos, Chryſolithos Citrinos, dicerent & pleraſque alias ineptiſſimis vocabulis appellarent, quæ tamen elegantiſſimis nominibus apud ſcriptores, tum Græcos, tum Latinos celebrarentur. Den Rubin ausgenommen, über den man durchgängig einig iſt, wird man die übrigen neugeprägten Namen, von nachherigen Schriftſtellern auf ganz andere alte zurückgeführet finden. Sie mögen darum auch leicht eben ſo viel Recht haben, als Stella: nur wegen des Amandins möchte ich es lieber mit dieſem halten. Ein Wort hierüber.

Die Lychnis und der Carbunculus Alabandicus iſt bey dem Plinius ein und eben derſelbe Stein; einmal nach einer ihm beſonders zukommenden Eigenſchaft, und einmal nach der Gegend, wo er vornehmlich gefunden ward, ſo genannt. Denn beide ſind dem Plinius aus dem genere ardentium, beide ſind ihm nigriores oder remiſſiores carbunculi, und von beiden ſagt er, daß ſie in Orthoſia caute oder circa Orthoſiam gefunden würden. Wenn alſo Stella den Amandin der Neuern zu der Lychnis der Alten macht: ſo macht er ihn zugleich zum carbunculo alabandico, das iſt, zu einem dunkelrothen Rubin. Cäſalpinus hingegen, Boot, Laet und die ganze Heerde ihrer Nachfolger, machen den Amandin zum Troezenius des Plinius, das iſt, zu einem Rubin mit weiſſen Flecken. Doch unterſcheiden eben dieſe den Amandin von dem Almandin, welchen letztern ſie für den carbunculum alabandicum ausgeben, ob ſchon ohne im geringſten zu vermuthen, daß dieſer und die Lychnis ein und eben derſelbe Stein ſey. Ich habe aber nicht finden können, mit welchem Grunde ſie den Almandin und Amandin zu zwey verſchiedenen Steinen machen: beide Namen ſcheinen nur Ein Wort, beide nichts als das verſtümmelte Alabandicus zu ſeyn. Dazu kömmt eben dieſes Zeugniß des Stella, welcher hundert Jahr früher geſchrieben als ſie alle, und dem zu Folge eben darum der Amandin kein weiß geſprengter Rubin ſeyn kann, weil er ihn zur Lychnis macht. Stella gedenkt auch an einem andern Orte, wo er ausdrücklich alle die neubenannten Arten des Carbunculus herrechnet, nur des Amandin, und keines Almandin. (*) Kurz, die Weſen ſind hier ohne Noth vermehret worden; und mich wundert nur, daß ſelbſt Hill ſich dieſen chimäriſchen Unterſchied noch gefallen laſſen. (**)

Ich erinnere mich hier, noch über einen andern ſeltſamen Namen eines Edelſteines den eigentlichen Aufſchluß bey dem Stella gefunden zu haben. Unſere Vorältern, wie Sie wiſſen, nannten einen Opal einen Wayſe, oder wie ſie es ſchrieben, Weſe, Wehſe, Weiſe. Woher dieſem Steine dieſer Name? Boot will, er habe ihn vermittelſt des Pæderos erhalten, eines Beynamens, den man, wie Plinius meldet, gemeiniglich dem ſchönſten Opal wegen ſeiner beſondern Lieblichkeit gab. Olim Pæderos, ſchreibt Boot, (***) hæc gemma vocata eſt, a puero & amore, quod pueri pulcherrimi & innocentiſſimi inſtar omni amore digna ſit. Ab hoc nomine forte deductum eſt nomen illud Germanicum, quo appellatur ein Wehſe; id eſt, pupillus, quod nomen pueris tantum convenit. Aber ich möchte es Booten nicht auf ſein Wort glauben, daß Wayſe ehedem nur von Knaben gebraucht worden: warum denn nicht auch von Mädchen? Itzt wenigſtens wird es von beiden gebraucht, und zwar von beiden als ein Wort weiblichen Geſchlechts: wir ſagen, „dieſer Knabe iſt eine Wayſe, er ward ſehr jung zur Wayſe.“ Doch das war ehedem allerdings anders, und man brauchte das Wort im männlichen Geſchlechte; ob ſchon nicht blos für das männliche Geſchlecht. Wenn jedoch auch dieſes geweſen wäre: ſind denn nur Knaben, welche Wayſen ſind, liebenswürdige Knaben? Boot hätte ſo ſinnreich nicht ſeyn dürfen: das deutſche Wayſe iſt nichts als das überſetzte Orphanus; Orphanus aber war zu den Zeiten des Stella der allgemein angenommene Name des Opals, und war es wahrſcheinlich durch nichts als durch einen Fehler der Copiſten in den Schriften des Albertus Magnus geworden. (†) Hätte Boot bey dem Stella dieſes geleſen, ſo

---

(*) Parte III. cap. 1.

(**) Theophraſtus's Hiſtory of Stones, p. 44.

(***) Lib. II. cap. 46.

(†) Quænam hæc gemma foret, quam tantopere & ad inſaniam Nonius adamaſſet, quam ego Opalum quum dixiſſem, convivæ cæteri Orphanum me dicere debere clamitabant. — Vitio librariorum, qui Opali loco würde er nicht umgekehrt geglaubt haben, daß Orphanus die Ueberſetzung von Wayſe ſey, auch würde er den Orphanus nicht blos zu einer geringern Art des Opals gemacht haben, da aus den Worten des Stella erhellet, daß damals alle Opale Orphane hießen, und man kaum jenen alten echten Namen mehr dafür erkennen wollte. Auch Friſchen muß der Urſprung des Weſe unbekannt geblieben ſeyn; er führt das Wort, das er nach dem Peucer durch Aſterios und Criſtalis erklärt, in ſeinem Wörterbuche nur kaum an; und wenn er aus eben demſelben beybringt, daß die Deutſchen dieſen Namen mehrern Edelſteinen beylegten, ſo hätte er, zu Vermeidung der Mißdeutung, wohl hinzuſetzen mögen, was für mehrern? Keinen andern als ſolchen, die, ſo wie ſie gewendet werden, in verſchiedene Farben ſpielen, und folglich insgeſammt unter das Geſchlecht der Opale gehören.

Funfzigſter Brief.

Auch finden ſich die nichtsbedeutenden Namen, Achatonyx, Achatſardonyx, zum öftern bey dem Gori; und er ohne Zweifel iſt es, der dem Hrn. Lippert damit vorgegangen.

Wenn es indeß keiner Ungereimtheit an einem Vertheidiger fehlen ſoll: ſo hat der Achatonyx den ſeinigen an einem Jenaiſchen Recenſenten des erſten Theiles dieſer Briefe bereits bekommen. (*) Dieſer leugnet, daß man heut zu Tage unter dem Namen Achat, als einem Geſchlechtsnamen, alle edlere Hornſteine begreife, und ſagt, „wir haben noch nie gehört, daß man „den Chalcedon einen Achat genannt.“ Wir! So muß dieſes Wir überhaupt nicht viel von dergleichen Dingen gehört haben. Brückmann ſagt: (**) „Der Achat wird von den mehreſten „Schriftſtellern, die von Edelſteinen geſchrieben haben, für „das Hauptgeſchlecht aller dieſer Steine ausgegeben, welche wir „in dieſem Abſchnitte beſchrieben haben.“ Und was hatte er

---

Orphani nomen ſubſtituere, id veniſſe, ob id eliminandum obeliſcoque expugnandum in Alberti codicillo hoc vocabulum, Opalumque ejus loco inſcribendum fore.

(*) St. 96. Jahr 1768.

(**) Abhandlung von Edelſteinen S. 85.

in dieſem Abſchnitte für Steine beſchrieben? „Quarzartige, im „Anbruch glatte oder glänzende, halb durchſichtige und undurchſichtige Edelſteine, die auch von einigen hornartige, der „Aehnlichkeit zufolge, genennt werden." Ja er ſetzt ausdrücklich hinzu: „Z. E. von halb durchſichtigen Steinen wird der „Chalcedon, der Carneol u. ſ. w. von undurchſichtigen der Onyx „für Achatarten angenommen." — Aus welchen Büchern hat denn nun das Jenaiſche Wir, vielwiſſenden Tones, ſeine Mineralogie gelernt, daß es ſo bekannte Dinge Theils leugnet, Theils nie gehört hat? Und ſo, wie die mehreſten Schriftſteller vor Brückmannen den Achat zum Geſchlechtsnamen aller edlern Hornſteine, den Chalcedon nicht ausgeſchloſſen, gemacht: ſo haben dieſes auch noch viele nach ihm gethan, von welchen ich Vogeln ſtatt aller nennen will. (*)

„Der Name, Achatonyx, fährt der Jenenſer fort, „iſt kein „Monſtrum, wie Leſſing glaubt, wenn gleich Achat und Onyx „zu einem Geſchlechte gehören. Auf ſolche Art müßte der Chalcedonyx auch ein Monſtrum ſeyn." Mit Erlaubniß: ich habe ihn ein Monſtrum genannt, nicht in ſo fern Achat und Onyx zu einem Geſchlechte gehören, und nur verſchiedene Arten des nehmlichen Geſchlechts ſind, die ſich allerdings componiren laſſen, wie ich bey dem Sardonyx zugeſtanden habe, und aus dem Chalcedonyx nicht erſt zu lernen brauche; ſondern in ſo fern, als Achat das Geſchlecht und Onyx die Art iſt, und alle Compoſita aus Geſchlecht und Art widerſinnige Compoſita ſind. Gleichwohl möchte man ſich auch den Chalcedonyx verbitten: denn nicht einmal unſern Chalcedon kannten die Alten unter dieſem Namen, geſchweige den Chalcedonyx. Und was will man denn damit? Die weiſſe Schichte des Onyx iſt jederzeit Chalcedon; nehmlich was wir itzt Chalcedon nennen, ein milchfarbener Achat. Wenn eine dunklere Schichte dazu kömmt, ſo heißt der Stein Onyx: aber wenn und warum ſoll er Chalcedonyx heiſſen? Wenn er durchſichtiger iſt? Schon der Onyx iſt ja nicht immer ganz undurchſichtig; und es muß daher wohl eine ſehr mißliche Sache ſeyn, mit Brückmannen (**) den ganzen

---

(*) Mineralſyſtem. S. 132.

(**) S. 71 und 80.

Unterſchied zwiſchen ihm und dem Chalcedon auf dem Mehr oder Wenigern beruhen zu laſſen. Ich begreife zwar, warum man für die weiſſe Schichte des Onyx, die gar wohl allein ſeyn kann, die man zu kleinen tief gegrabenen Werken auch allein brauchen kann, einen beſondern Namen für nöthig erachtet; und da einmal der Name Chalcedon hierzu genommen werden, ſo mag er es nur immer bleiben. Aber wozu man aus dieſem Chalcedon nun wiederum einen Chalcedonyx machen ſoll, das kann ich nicht begreifen.

Es iſt freylich blos willkührlich, ob man den Namen Achat, oder einen andern, zum Geſchlechtsnamen der edlern Hornſteine machen will. Brückmann hielt es darum nicht für thulich,(*) weil der Achat nichts als eine Zuſammenſetzung mehrerer ſolcher an Farb und Durchſichtigkeit verſchiedner Hornſteine ſey; gegen die er ſich gleichſam wie die Glockenſpeiſe zu den Ingredienzen derſelben verhielte. So ungereimt es nun herauskommen würde, Meſſing oder Bley zu einer Art Glockenſpeiſe zu machen: eben ſo ungereimt ſey es, den Carneol oder Chalcedon oder Onyx für einen Achat auszugeben. Das mag ſeyn; und wenn man will, mag man daher auch lieber mit Brückmannen den Chalcedon, anſtatt des Achats, zum Geſchlechtsnamen aller dieſer Steine ausſondern. So viel bleibt doch immer unſtreitig, daß ſie alle zu Einem Geſchlechte gehören, und daß, wenn man auch ſchon den Onyx nicht zu einem Achate machen ſollte, dennoch beider Beſtandtheile die nehmlichen ſind, und ſie ſich folglich nur nach den Farben, oder der Lage dieſer Farben unterſcheiden können. Aber auch das ſollen ſie nicht, zu Folge dem Jenaiſchen Recenſenten: denn er ſagt, „daß die reguläre Lage „der farbigen Streife den Achat zum Onyx mache, müſſe er „darum bezweifeln, weil die Streife keine nothwendige Eigenſchaft des Onyx wären, und es auch genug Achate gäbe, „die eine reguläre Lage von farbigen Streifen hätten, und „gleichwohl darum noch nicht zu Onyxen würden.“ Daß doch ſolche Herren meiſtentheils das Beſte in petto behalten! Ich wäre wohl begierig, einige von dergleichen Achaten, die eine

---

(*) S. 86.

reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und gleichwohl keine Onyxe ſind, von ihm kennen zu lernen. Ich will ihm Dank für ſeine Belehrung wiſſen. Nur muß er mir nicht mit den ſogenannten Bandſteinen aufgezogen kommen. Denn es iſt zwar wahr, daß die Bandſteine eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und doch keine Onyxe ſind: aber ſie ſind auch keine Achate. Sondern es ſind Jaſpisarten; wie ſie denn auch bey Kennern Bänderjaſpis heiſſen, und nur von ganz Unwiſſenden Bänderachat genennet werden. Schon Theophraſt hat die reguläre Lage der farbigen Streifen mit für ein Hauptkennzeichen des Onyx angegeben; das iſt ſie auch beſtändig geweſen und iſt es noch itzt, da man ſich an die Farben ſelbſt, welche Theophraſt angab, nicht mehr bindet. (*)

Wahrlich, es verlohnt ſich der Mühe, die ausgemachteſten Sachen zu bezweifeln, die angenommenſten Syſteme zu verwerfen und überall das Oberſte zum Unterſten zu kehren, um nur den Herrn Klotz nicht Unrecht haben zu laſſen!

Der einzige Sinn, den man noch allenfalls mit dem Namen, Achatonyx, verbinden könnte, wäre dieſer, daß man einen Onyx darunter verſtünde, der an Achat angewachſen, oder noch nicht ganz von dem Achate getrennt worden, in welchem er gewachſen. In dieſem Sinne kann ſich auch wohl der Naturaliſt dieſes Namens bedienen, um ein dergleichen Stück in ſeinem Cabinete zu bemerken: ſo wie er noch tauſend ſolcher Namen machen kann, ähnliche Verbindungen verſchiedener Körper anzudeuten. Aber dieſe Namen zu Benennungen beſonderer Arten machen, und von ihnen etwas ſagen, was ſich nur von eignen Arten ſagen läßt, (wie z. E. mit Hr. Klotzen,

---

(*) Theophraſt ſagt, daß das Weiſſe und Braune, aus welchen der Onyx beſtehe, parallel liegen müſſe. Das Uebrige will ich mit den Worten ſeines engliſchen Commentators bekräftigen. The Zones, ſagt Hill, are laid in perfect Regularity, and do not, according to the Judgment of the niceſt Diſtinguiſhers of the preſent Times, exclude it from the Onyx Claſs, of whatſoever Colour they are, except red; in which caſe it takes the Name of Sardonyx. The Colour of the Ground and Regularity of the Zones, are therefore the diſtinguiſhing Characteriſtics of this Stone: and in the laſt, particularly, it differs from the Agate, which often has ſame Colours, but placed in irregular Clouds, Veins, or Spots.

daß ſich die Alten zu erhabenen Werken am häufigſten der Achatonyxe bedienet,) das iſt eine große Ungereimtheit, die ſich durch nichts, als durch ein aufrichtiges Geſtändniß der Unwiſſenheit entſchuldigen läßt.

Das nehmliche gilt von dem Achatſardonyx und allen den Compoſitis, die ohne Beyſpiel der Alten gemacht worden. Hr. Lippert iſt daran ſehr reich. Er hat nicht allein Achatonyxe und Achatſardonyxe, ſondern auch Achatchalcedonier, Sapphir Achate, und wie die Raritäten alle heiſſen. Gleichwohl zweifle ich, ob er einen von dieſen Namen in dem Sinne will verſtanden wiſſen, von dem ich geſagt, daß man ihn allenfalls noch könne gelten laſſen. Ich zweifle, ob er z. E. unter ſeinem Sapphir Achat einen Sapphir verſteht, der an einen Achat angewachſen, oder nicht vielmehr einen etwas durchſichtigern Achat von der Farbe des Sapphir. Und dieſe Zweydeutigkeit allein hätte ihn bewegen ſollen, dergleichen eigenmächtige Compoſita zu vermeiden.

Ein und funfzigſter Brief.

Sie wundern ſich, daß ich eines Jenaiſchen Recenſenten meiner Briefe gedenke, ohne Ihnen noch gemeldet zu haben, was denn Herr Klotz ſelbſt dazu ſagt.

Ich habe lange bey mir angeſtanden, ob ich Sie davon unterhalten ſoll. Die Ränke ſchlechter Schriftſteller, wann ſie ſich in die Enge getrieben fühlen, ſind Ihnen ja wohl ſchon aus andern Beyſpielen bekannt. Neue hat Herr Klotz deren eben nicht erfunden. Trotz meiner Erwartung, ihn wenigſtens hier Original zu ſehen, hat er es bey den alten bewenden laſſen, die er jedoch treulich alle durch verſucht, ohne ſich daran zu kehren, daß die letztern immer die erſtern wieder aufheben.

Als er nur noch den Anfang der Briefe in den öffentlichen Blättern geſehen hatte, gab er ſich alle Mühe, in der feyerlichen Kälte einer Standesperſon davon zu ſprechen. Es befremdete ihn, daß ich über einige Zweifel, die er mit aller Beſcheidenheit vorgetragen, ſo empfindlich werden können; er verſicherte, daß ihm ſein Bewußtſeyn der untadelhafteſten Abſichten nicht erlaube, jemandes Unwillen, am wenigſten meinen Zorn zu befürchten; er erklärte, daß unſer Zwiſt das Publicum, in deſſen Angeſichte ich, ihn zu belehren, auftrete, wenig intereſſire, daß er nicht einſehe, welchen Nutzen Künſte und Wiſſenſchaften davon haben würden; er ſprach von ſeinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus; er bezeigte ſeine Dankbarkeit gegen die Herren Hagedorn, Lippert und Winkelmann, denen er das Wenige, was er von der Kunſt wiſſe, ſchuldig ſey; er gab es zu, daß er mich nicht könne verſtanden haben, merkte aber zugleich an, daß ich ihn über einen gewiſſen Punkt ja auch nicht verſtanden, und führte mir ſchlüßlich zu Gemüthe, daß ich ihn wohl ehedem einen Gelehrten von ſehr richtigem und feinem Geſchmacke genannt hätte. (*)

Was ich auf alles dieſes damals antwortete, — oder antworten hätte können, — war, wie folget.

Herr Klotz ſagt, „unſer Zwiſt intereſſire das Publicum wenig.“ — Wenn ich mir nun aber das Publicum als Richter denke? *) Ein Richter muß alle Zwiſte anhören, und über alle erkennen, auch über die geringſchätzigſten; **) ſie mögen ihn intereſſiren, oder nicht. Zudem, wer ſind denn die Schriftſteller? wer ſind wir beide, Herr Klotz und ich, denn unter den Schriftſtellern, daß wir das Publicum zu intereſſiren verlangen können? Alle Leſer, auf die wir rechnen dürfen, ſind hier und da, und dann und wann, irgend ein ſtudierter Müßiggänger, dem es gleich viel iſt, mit welchem Wiſche er ſich die lange Weile vertreibet, irgend ein neugieriger oder ſchadenfroher Pedant, irgend ein ſich erhohlen oder ſich zerſtreuen wollender Gelehrte, irgend ein junger Menſch, der von uns, oder mit uns, oder an uns, zu lernen denkt. Und dieſe Handvoll Individua haben wir die Impertinenz das

---

(*) Man ſehe den bündigen Aufſatz des Hrn. Klotz, im 133ſten Stücke des Hamburg. Correſp. vorigen Jahres. [19. Auguſt 1768.] Das Weſentlichſte von meiner nachſtehenden Antwort, war dem 135ſten Stücke der Hamburgiſchen Neuen Zeitung eingeſchaltet. [25. Auguſt 1768.]

*) In der neuen Zeitung „Wenn ich mir das Publicum als Richter denke, ſo darf dieſes keine Urſache ſeyn, das Publicum damit zu verſchonen.“

**) In der neuen Zeitung folgt „Erlauben Sie mir alſo immer, mein Herr, dieſen unſern Zwiſt noch um ein Wort zu verlängern. — Aber Herr Klotz ſagt zugleich: „er ſehe nicht ein,“ u. ſ. w.

Publicum zu nennen? Doch wohl, wohl; wenn die das Publicum ſind: ſo intereſſiren wir das Publicum gewiß!

Aber Herr Klotz ſagt zugleich, „er ſehe nicht ein, daß die Künſte und Wiſſenſchaften einigen Nutzen aus unſerm Zwiſte haben würden.“ Das wäre nun deſto ſchlimmer für ihn, der einen ſolchen Zwiſt erregt hat! Doch, ſollte nicht die Critik einigen Nutzen davon haben können? Vielleicht zwar, daß die Critik bey Herr Klotzen weder eine Kunſt noch eine Wiſſenſchaft iſt.

Herr Klotz ſpricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Beſcheidenheit vorgetragen. Wenn die Beſcheidenheit darinn beſteht, daß man einem keine Zudringlichkeit erweiſet, ohne einen Bückling dazu zu machen: ſo mag ſeine Beſcheidenheit ihre gute Richtigkeit haben.

Aber mich bedünkt, die wahre Beſcheidenheit eines Gelehrten beſtehe in etwas ganz anderm: ſie beſtehe nehmlich darinn, daß er genau die Schranken ſeiner Kenntniſſe und ſeines Geiſtes kennet, innerhalb welchen er ſich zu halten hat; daß er für jeden Schriftſteller ſo viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widerſprechen, als bis er ihn verſtanden; daß er nicht verlangt, der mißverſtandene Schriftſteller ſolle es bey ſeinem Widerſpruche bewenden laſſen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beſchuldiget, wenn er es nicht dabey bewenden läßt; daß er in den Streitigkeiten, die er ſich ſelbſt zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiverſiret, nicht in einem ſauerſüßen Tone, mit einer ſchnöden Mine, ſtatt aller Antwort vorwendet, „das Publicum intereſſire „dergleichen nicht, er ſehe nicht ein, was für Nutzen Künſte „und Wiſſenſchaften davon haben könnten! u. ſ. w.

Mit ſolchen Wendungen macht ſich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann iſt zwar höflich, aber nie beſcheiden.

Schlimm genug, daß Höflichkeit ſo leicht für Beſcheidenheit gehalten wird! Aber noch ſchlimmer, wenn die kleinſte Freymüthigkeit Unwille und Zorn heiſſen ſoll!

„Mein Bewußtſeyn, ſagt Herr Klotz, daß ich niemanden „in der Welt beleidigen wollte —

Beleidigen! vorſetzlich beleidigen! Wer in der Welt wird Herr Klotzen das zutrauen? Einem vorſetzlich eine unangenehme

Stunde machen: das kann er wohl, das hält ſich ſein edles Herz wohl für erlaubt, wie er es mit der liebenswürdigſten Freymüthigkeit ſelbſt bekennet. (*) Aber iſt denn, einem eine unangenehme Stunde machen, eben ſo viel, als einen beleidigen? *)

„Dieſes Bewußtſeyn, ſagt er, erlaubt mir nicht jemandes „Unwillen, am wenigſten Herrn Leſſings Zorn zu befürchten.“ — Meinen Zorn! mein Zorn! O, der Herr Geheimderath haben mich zum beſten!

Und ſeine Leſer ein wenig mit zugleich. Denn nun ſoll ich es für gut befunden haben, Herr Klotzen im Angeſichte des Publici zu belehren. Ich, ihn? Nicht doch; ich habe es blos für gut befunden, mich ſeinen ewigen Belehrungen einmal zu entziehen. Aus Urſache, weil ſie mich leider nie belehrten. Und geſchahen dieſe Belehrungen nicht auch im Angeſichte des Publici? oder geſchieht das nicht im Angeſichte des Publici, was Herr Klotz in ſeinen Schriften thut? Es könnte ſeyn.

Ich gebe es zu, daß jeder ehrliche Mann der Gefahr ausgeſetzt iſt, die Meinung eines andern nicht zu faſſen. — Nur, wenn der ehrliche Mann ein Schriftſteller iſt, könnte er ſich Zeit nehmen, ſie zu faſſen. Und wie, wenn er durchaus keine recht faßt, dieſer ehrliche Schriftſteller?

Sehen Sie nur; ſelbſt da verſteht mich Herr Klotz nicht, wo er behauptet, daß ich ihn nicht verſtanden habe. Er ſagt, „ich gäbe ihm in meinem Laokoon Schuld, daß er die homeriſche Epiſode vom Therſites um deswillen tadele, weil Therſites eine häßliche Perſon ſey; dieſes ſey ihm nie eingefallen; „er habe ihn deswegen weggewünſcht, weil er eine lächerliche „Perſon ſey, und durch ſeine Gegenwart die feyerliche Harmonie „des epiſchen Gedichts zerſtöre.“

O, ich habe ihn alſo recht gut verſtanden; denn ich habe ihn gerade ſo verſtanden, wie er ſich hier erklärt.

Eigentlich zwar erwähne ich der Urſache, warum Herr Klotz den Therſites aus dem Homer wegwünſcht, mit keiner Sylbe. Aber wie hätte ich die Häßlichkeit zu dieſer Urſache machen können, da ich behaupte, daß die Häßlichkeit in der Poeſie

---

(*) Allgem. Bibliothek B. VIII. St. II. Vorr. S. 21.

*) Dieſer ganze Abſatz fehlt in der neuen Zeitung.

Häßlichkeit zu ſeyn aufhöre, und entweder lächerlich oder ſchrecklich werde?

Vielmehr wenn Therſites in dem Homer blos eine häßliche Perſon wäre, ſo hätte Herr Klotz, nach meiner Meinung, ſehr Recht, ihn wegzuwünſchen. Aber er iſt nicht ſowohl häßlich, als lächerlich; und aus eben dieſer Urſache, aus welcher ihn Herr Klotz wegwünſcht, ſage ich, daß er bleiben muß.

Die feyerliche Harmonie des epiſchen Gedichts, iſt eine Grille. Euſtathius rechnet das Lächerliche ausdrücklich unter die Mittel, deren ſich Homer bedienet, wieder einzulenken, wenn das Feuer und der Tumult der Handlung zu ſtürmiſch geworden. Wenn Therſites, weil er lächerlich iſt, weg müßte: ſo müßten mehr Epiſoden aus gleichem Grunde weg. Das Lächerliche iſt dem Homer nicht entwiſcht: ſondern er hat es mit großem Fleiße und Verſtande geſucht.

Das iſt es, was ich an einem andern Orte weitläuftiger zu erklären, im Laokoon verſprach. Das iſt es, wovon mir damals Hr. Klotz ganz und gar keine Idee zu haben ſchien, ob ich ihn ſchon für einen Gelehrten von ſonſt ſehr richtigem und feinem Geſchmacke erkannte.

Aber ein richtiger und feiner Geſchmack, iſt nicht immer ein allgemeiner und großer. Auch iſt ein Mann von Geſchmack noch lange kein Kunſtrichter. Zu dieſem finde ich in Hr. Klotzen itzt noch eben ſo wenig Anlage, als damals. Und auch für jenen würde ich ihn nicht erkannt haben, wenn er ſchon damals die deutſche Bibliothek dirigirt hätte: ein Werk, worinn ich ſehr gelobt worden, und welches ich ganz gewiß wieder loben würde, wenn ich Luſt hätte, weiter darinn gelobt zu werden. —

Auf dieſe Antwort, und nachdem Hr. Klotz den Verfolg meiner Briefe erhalten hatte, erſchien ein zweyter Aufſatz von ihm, in dem nehmlichen Correſpondenten. (*) Er merkte, daß es mit der vornehmen, abweiſenden Mine nicht ganz gethan ſeyn dürfte: er ließ ſich alſo auf die Rechtfertigung ſeines Tadels ein, und hören Sie doch, was er dieſem Tadel überhaupt für

---

(*) St. 154. 55. vor. Jahr. [24. und 27. September 1768.]

eine Beſchönigung giebt! „Wenn Hr. Leſſing, lauten die Worte, „über die Zweifel, die ich gegen ſeinen Laokoon auf die beſcheidenſte Art gemacht habe, mir ſo deutlich ſeinen Unwillen bezeugt, ſo kann mich dieſes nicht anders, als ſehr befremden. „Hr. Leſſing verlangte in einem Briefe vom 9ten Junii 1766 „meine Widerſprüche ohne allen Rückhalt, und er bezeugte „mir in ſo gefälligen und höflichen Ausdrücken ſein Verlangen „über mein Urtheil von ſeinem Laokoon, daß ich es ſogar für „meine Schuldigkeit hielt, ihm meine Meinung über einiges zu „ſagen. Ich habe auch dieſes, wie ich glaube, auf eine Art „gethan, die der Höflichkeit, welche mir Hr. Leſſing erwies, „gemäß war. Es war mir blos um die Liebe zur Wahrheit „zu thun: nie habe ich den Willen gehabt, etwann Fehler aufzuſuchen, und dadurch Herrn Leſſing beſchwerlich zu werden. „Wäre dieſes meine Abſicht geweſen, ſo würde ich gewiß ſeine „Hypotheſe vom Borgheſiſchen Fechter zuerſt angegriffen haben. „Ehe noch in den Göttingſchen Anzeigen (1768. S. 176.) „dieſe Erinnerung gemacht wurde, hatte ich bemerkt, daß Hr. „Leſſing zwey Statuen mit einander verwechſelt habe. Denn „die Stellung des Fechters (ſ. Villa Borgheſo S. 217.) kann „ganz und gar nicht dem Chabrias beygelegt werden.“

O des unſchuldigen, friedlichen, mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe alle Mängel bedeckenden, nur aus Gefälligkeit widerſprechenden Mannes! Wie unleidlich, wie zänkiſch, wie mir ſelbſt ungleich, muß ich gegen ihn nicht erſcheinen! — Wenigſtens legt er es darauf an, daß ich ſo erſcheinen ſoll.

Seinen bis izt ſo freundſchaftlich verſparten Vorwurf, den Borgheſiſchen Fechter betreffend, haben wir ſchon vorgehabt. (*) Wenn es wahr iſt, daß auch Er, und Er noch früher als der Göttingſche Gelehrte, meine Verwechslung dieſes Fechters mit einer andern Statue bemerkt hat: ſo mache er ſein Wort nunmehr gut. Er zeige, wie und worinn dieſe Verwechslung geſchehen: es liegt ſeiner Ehre daran, dieſes zu zeigen. Denn zeigt er es nicht, kann er es nicht zeigen: ſo war er auch hier nicht blos der kahle Nachbeter, ſondern der plagiariſche Nach-

(*) Brf. 36.

beter, der bey allem ſeinen Nachbeten immer noch ſelbſt geleſen, ſelbſt gedacht haben will. Er merke aber wohl, es iſt von der Verwechslung, nicht von der Deutung der Statue die Rede!

Von den beſondern Rechtfertigungen ſeines Tadels, führe ich nichts an. Er hat getadelt, und ich habe mich verantwortet: er beſteht auf ſeinem Tadel, und ich ſchweige. Mich ſelbſt wiederhohlen, iſt mir noch eckelhafter, als es dem Leſer ſeyn würde: neue Erläuterungen aber, ſehe ich nicht hinzu zu ſetzen. Das letzte Wort will ich ihm gern laſſen. Nur die Einbildung kann ich ihm nicht laſſen, jemanden in der Welt überredet zu haben, daß ich ihn um ſein Urtheil über meinen Laokoon gebeten.

Und das hätte ich nicht gethan? Gewiß nicht. Aber er beruft ſich ja auf eine Zuſchrift von mir? Sie ſollen bald hören, was es damit für eine Bewandtniß hat.

Denn nun war der erſte Theil dieſer Briefe erſchienen; und kaum war er erſchienen, ſo war er auch ſchon in dem ſiebenden Stücke der Deutſchen Bibliothek des Hrn. Kloß — wie ſoll ich es nennen? wie würden Sie es nennen, was Sie da von Seite 465 bis 78 geleſen haben; oder geſchwind noch leſen müſſen?

Zwey und funfzigſter Brief.

Herr Kloß ſahe, daß ich es nicht bey der Schutzwehr wolle bewenden laſſen; er ſahe, daß ich ihm den Krieg in ſein eignes Land ſpiele: und das war ihm zu arg! Nach dieſem Hochverrathe war weiter an keine Schonung zu denken, und er brach mit ſeiner ganzen Artillerie von Vorausſetzungen, Verdrehungen, Verleumdungen und Vergiftungen wider mich auf. Hätte ich es doch gedacht!

Indeß, meinen Sie, müſſe es damit wohl ſeine Richtigkeit haben, daß ich den Hrn. Kloß um ſein Urtheil über meinen Laokoon erſucht. Denn er erzähle ja die ganze Geſchichte, wie er auf die Prüfung deſſelben gekommen, und dieſe fange er mit einem Briefe an, den ich aus Berlin, unterm 9ten Jun. 1766, an ihn geſchrieben.

Schlimm genug, daß er ſie damit anfängt. Ich habe alſo wohl zuerſt an ihn geſchrieben? Nicht Er iſt es, ſondern ich bin es alſo wohl, der die Correſpondenz zwiſchen uns eröffnet hat? Oder hat er es im Ernſt vergeſſen, daß mein Brief vom 9ten Jun. nichts als eine Antwort auf ſeine Zuſchrift vom 9ten May war? Hat er es im Ernſt vergeſſen, daß er mich in dieſer ſeiner frühern, ſeiner erſten Zuſchrift, um Erlaubniß bat, mir ſeine Zweifel über den Laokoon in den Actis litter. mittheilen zu dürfen?

Wenn das iſt, ſo bin ich genöthiget, ihm ſein Gedächtniß aufzufriſchen; und er kann es nicht übel deuten, daß ich in der Art, es zu thun, ſeinem Beyſpiele folge. Wenn ihm erlaubt war, eine Stelle aus meinem Briefe drucken zu laſſen: ſo kann mir nicht anders als vergönnt ſeyn, eben das mit ſeinem ganzen Briefe zu thun. Hier iſt er, von Wort zu Wort!

„Ich erinnere mich, mein wertheſter Herr, Sie in meinem „zarteſten Alter bey meinem Vater in Biſchofswerde geſehen zu „haben, wohin Sie ein gewiſſer Herr Lindner, wo ich nicht irre, „begleitet hatte. Sie können nicht glauben, wie ſehr ich mich „freue, ſo oft ich meinen Freunden ſagen kann, daß ich Sie „von Perſon zu kennen das Glück habe. Warum ich es für „ein Glück halte, würde ich Ihnen erzählen, wenn ich glaubte, „daß man Ihre Freundſchaft durch eine Sprache verdienen „könnte, welche Ihnen verdächtig ſcheinen möchte, da ſie ſo oft „von der Verſtellung gebraucht worden. Aber erzeigen Sie mir „immer die Wohlthat und glauben Sie mir auf mein Wort, „daß ich es allezeit für meine Pflicht gehalten, einer Ihrer „aufrichtigſten Verehrer zu ſeyn, und daß vielleicht wenige Sie „ſo zärtlich, ſo ohne alle Nebenabſichten geliebt haben, als ich.

„Wie viel Vergnügen macht mir nicht Ihr Laokoon! Ich „bin Ihnen es ſchuldig, daß ich einmal an einem Orte, wo „Barbarey und Unwiſſenheit herrſcht und wo ich nur verdrieß„liche Geſchäfte habe, auf einige Tage aufgeheitert worden. „Ein Mann von Ihrer Denkungsart nimmt mein Geſtändniß „nicht übel, daß ich nicht überall mit Ihren Meinungen zufrie„den bin. Ja ich bin ſo frey zu glauben, daß Sie mir erlau„ben, wenn ich meinen Zweifeln weiter nachgedacht habe, ſolche „in den Actis litter. Ihnen mitzutheilen. Ich thue es um noch

„mehr von Ihnen zu lernen. Denn wie viel habe ich nicht „ſchon in Ihrem Buche geleſen, das ich zuvor nicht wußte!

„Ich habe mir vorgenommen, eine neue Ausgabe der „Epp. Homeric. zu machen. Es ſind mir verſchiedene geſchnittene „Steine und andere Monumente vorgekommen, woraus „ein ziemlicher Zuwachs von Anmerkungen entſtanden. Das Gedicht „des Sadolets über den Laokoon hatte ich aus Joh. „Matthæi Toſcani Carmin. Poetar. illuſt. Italorum (Lutetiæ 1577.) „wo es im 2ten Theile S. 132 ſtehet, mir gleichfalls angemerkt. „Nun ſehe ich, daß Sie mir zuvorgekommen ſind.

„Vielleicht iſt dem Lieblinge der Griechiſchen Muſe es nicht „unangenehm, wenn ich noch hinzuſetze, daß die noch nicht bekannte „Anthologie des Strato nun völlig in meinen Händen „ſey. Ich habe einen Theil dieſer kleinen Gedichte meinem „Commentar über den Tyrtäus eingewebt, welchen Richter itzt „mit einer vielleicht übertriebenen Pracht druckt. Ein großer „Theil aber iſt zu frey, als daß er wenigſtens von mir bekannt „gemacht werden könne. — Doch ich trage Bedenken, weiter „mit Ihnen zu reden, bis ich die Verſicherung habe, daß Sie „mir erlauben, Ihr Freund zu ſeyn. Unterdeſſen bin ich doch „allezeit

Ihr

Halle, den 9 May,
1766.

gehorſamſter Diener,
Klotz.

Dieſen Brief erhielt ich, als mir ein Brief von dem Manne aus dem Monde gerade nicht mehr und nicht weniger erwartet geweſen wäre. Aber beantwortet mußte er doch werden. Und wie? Der Ton war angegeben, in welchen es die ungeſitteſte Kälte geweſen wäre, nicht einſtimmen zu wollen. Hr. Klotz erinnert ſich, mich in ſeinem zarteſten Alter in dem Hauſe ſeines Vaters geſehen zu haben: ich werde mich deſſen auch erinnern müſſen. Herr Klotz verſichert mich, allezeit einer der aufrichtigſten Verehrer von mir geweſen zu ſeyn: von mir als Schriftſteller, verſteht ſich; und Herr Klotz war auch Schriftſteller. Herr Klotz bekennt, vieles aus meinem Buche gelernt zu haben, was er vorher nicht wußte; das will ſagen, wenn man vieles nicht weis, kann man aus dem erſten dem beſten

Buche, oder richtiger zu reden, aus dem erſten dem ſchlechteſten, vieles lernen: und alſo auch dieſes Kompliment kann ich ihm, in aller Demuth, zurückgeben. Endlich; Hr. Klotz iſt nicht überall meiner Meinung; er hat Zweifel über mein Buch; er will dieſen Zweifeln weiter nachdenken; er glaubt, daß ich Ihm ſodann erlauben werde, mir ſie öffentlich mittheilen zu dürfen: erlauben! und wenn ich es ihm nun nicht erlauben wollte? Was für Ungereimtheiten man nicht alles aus lieber Höflichkeit zu ſchreiben pflegt! Alſo nicht blos erlauben muß ich ihm das: ich muß ihm wenigſtens verſichern, mich darauf zu freuen.

Allein dieſe Verſicherung — ich frage Sie, mein Freund; ich frage einen jeden, der Luſt hätte, mir darauf zu antworten — iſt dieſe Verſicherung, daß mir das Urtheil, die Anmerkungen, die Zweifel, die mir Herr Klotz *zuerſt* anbietet, willkommen ſeyn werden, iſt dieſe Verſicherung eine eigentliche von mir herſtammende Bitte, um dieſes Urtheil, um dieſe Anmerkungen und Zweifel? Kann man ſagen, daß ich ihn um das erſucht habe, was ich von ihm anzunehmen, mich nicht weigern durfte? Gleichwohl ſagt es Hr. Klotz; gleichwohl darf er ſich unterſtehen, es mit meinen eigenen Worten beweiſen zu wollen.

Meine eigene Worte ſollen dieſe geweſen ſeyn: „Ich verſpreche
„meinem Laokoon wenige Leſer, und ich weis, daß er noch we-
„nigere gültige Richter haben kann. Wenn ich Bedenken trug,
„den einen davon in Ihnen zu beſtechen, ſo geſchah es gewiß
„weniger aus Stolz, als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen
„zuerſt widerſprochen; und ich würde ſagen, es ſey blos in der
„Abſicht geſchehen, mir Ihre Widerſprüche ohne allen Rückhalt
„zu verſichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtſchaffner Mann
„erſt gereizt werden müßte, wenn er nach Ueberzeugung ſpre-
„chen ſollte. Der häßliche Therſites ſoll unter uns eben ſo
„wenig Unheil ſtiften, als ihm vor Troja zu ſtiften gelang.
„Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben?
„Ich meine mich um die Wahrheit eben ſo verdient gemacht
„zu haben, wenn ich ſie verfehle, mein Fehler aber die Urſache
„iſt, daß ſie ein anderer entdeckt, als wenn ich ſie ſelbſt ent-
„decke. Mit dieſen Geſinnungen kann ich mich auf Ihr aus-
„führliches Urtheil in den Actis litter. nicht anders als freuen.“

Ich erkenne in dieſen Worten meine Denkungsart: es mögen alſo gar wohl meine eigenen Worte geweſen ſeyn. Aber was daraus für Hr. Klotzen? Es waren, wie Sie geſehen, erwiedernde Worte, nicht auffodernde Worte. Ja ſo wenig auffodernd, daß ſie ihn vielmehr hätten ſtutzig machen müſſen. Ich laſſe ihm merken, daß ich über meinen Laokoon nur ſehr wenige Richter für gültige Richter erkennen dürfte: und wenn ich ihn itzt einen Augenblick für dieſen annehme, ſo geſchieht es nur, weil er ſich ſo zuverſichtlich für jenen aufwirft. Er will Richter ſeyn; und daraus ſchließe ich, daß er ſich aus der kleinen Zahl der gültigen zu ſeyn, fühlen müſſe. Konnte ich ihn damals ſchon beſſer kennen, als er ſich kannte? —

Aber ein Wort von dieſer ſo ſtolz klingenden Aeußerung ſelbſt! Sie klingt es blos; ſie iſt es gar nicht. Nicht darum, meinte ich, könne mein Laokoon nur ſehr wenige gültige Richter haben, weil ganz auſſerordentliche Kenntniſſe, ein ganz beſonderer Scharfſinn dazu erfodert würden: wahrlich nicht darum. Ich müßte ein großer Geck ſeyn, wenn ich das gemeint hätte. Der Männer, die unendlich mehr Kenntniſſe von dahin einſchlagenden Dingen beſitzen, als ich; der Männer, die unendlich mehr Scharfſinn haben, als ich, — giebt es überall die Menge. Aber deren, die beides, Kenntniſſe und Scharfſinn, auch nur in einem leidlichen Grade in ſich vereinigen, giebt es ſo viele ſchon nicht. Unter dieſen wenigern giebt es noch wenigere, welche dieſen Scharfſinn, den ſie haben, auf dergleichen Kenntniſſe, die ihnen auch nicht fehlen, anwenden zu können, oder zu dürfen glauben. Die mehreſten von ihnen halten Scharfſinn auf ſolche Kenntniſſe angewandt, für eine unfruchtbare Spitzfindigkeit, die ſelbſt dem Vergnügen, das ſie aus dieſen Kenntniſſen ziehen, nachtheilig werden müſſe. Nur hier und da wagt es einer dann und wann, dieſes ſein Vergnügen auf das Spiel zu ſetzen, um in der Beſchauung und Muſterung und Läuterung deſſelben Vergnügen zu finden. Und ſo wie dieſe höchſt ſeltenen Grübler nur meine Leſer ſeyn werden, ſo können nur die geübteſten derſelben meine Richter ſeyn. Aber Tauſend gegen Eines, daß ſich unter dieſen kein Dichter, kein Mahler finden wird. Es hat daher nie meine Abſicht ſeyn können, unmittelbar für den Dichter, oder für den Mahler zu ſchreiben. Ich ſchreibe über ſie, nicht für ſie. Sie können mich, ich aber nicht ſie entbehren. (Um mich in einem Gleichniſſe auszudrücken: ich wickle das Geſpinnſte der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer ſpinnen zu lehren, ſondern aus der Seide, für mich und meines gleichen, Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzuſetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen ſo lange ſammele, bis ich ſie in gute wichtige Goldſtücke allgemeiner Anmerkungen umſetzen, und dieſe zu dem Kapitale ſelbſtgedachter Wahrheiten ſchlagen kann. —)

Drey und funfzigſter Brief.

Das alſo iſt erwieſen, daß ich den Hrn. Klotz um ſein Urtheil nicht gebeten habe. Ich habe es blos nicht verbeten. Ich war nie begierig darnach geweſen, ehe mich ſeine Zuſchrift begierig darnach machte. Aber ich erinnerte mich, daß ich ihn zu dem öffentlichen Widerſpruche, zu welchem er ſich aufwarf, wohl könne gereizt haben. Gereizt! denn ich hatte ihm ſelbſt gelegentlich widerſprochen. Doch mußte ich ihn auch nicht glauben laſſen, daß ich ihn für gereizt hielte: oder mußte es ihm nur durch die Verſicherung, daß ich ihn nicht dafür hielt, merken laſſen. Kurz, ich ſehe noch nicht, wie ich ihm damals hätte anders antworten können, als ich ihm geantwortet habe.

Aber hören Sie weiter. — Nach Verlauf von fünf Monaten, erſchien das Stück von den Actis litt. (*) in welchem Hr. Klotz Wort hielt; und er hatte die Güte, es mir mit einem zweyten Schreiben ſelbſt zuzuſchicken. Ich theile auch dieſes ganz mit; denn da Hr. Klotz es einmal für gut befunden, unſer Publicum in einen Privatbrief gucken zu laſſen: ſo mag dieſem Publico nun lieber gar nichts verhalten bleiben, was unter uns vorgefallen. Es lautet ſo:

„Nachdem ich einen ganzen Sommer auf Ihre Ankunft in „Halle, mein wertheſter Herr, gewartet, und mit dieſer Hoff-

---

(*) Voluminis III. Pars III.

„nung mir alles das Unangenehme, welches mein Profeſſoramt
„bey ſich führet, verſüßt hatte, bringt mir mein Freund, Hr.
„Hanſen, die Nachricht, daß Sie in Berlin ſind. Es bleibt
„mir alſo nichts übrig, als, um mir das Vergnügen, Sie zu
„umarmen, zu verſchaffen, ſelbſt nach Berlin zu reiſen, und ich
„hoffe gewiß, daß ich auf Oſtern meinem Verlangen werde ein
„Genüge leiſten können. Unter die Vortheile, die ich mir von
„dem Warſchauer Antrage verſprach, rechnete ich immer auch
„den, daß ich Sie einige Wochen genießen würde.

„Sie haben mir die Erlaubniß gegeben, das nieder zu
„ſchreiben, was ich bey dem Leſen Ihres vortrefflichen Laokoons
„gedacht. Wenn Sie einige Augenblicke beygelegter Schrift
„gönnen wollen, ſo werden Sie ſehen, daß ich mich derſelben
„bedient habe. Ein Mann von gegründetem Ruhme und edelem
„Bewußtſeyn ſeiner Verdienſte, erlaubt dem andern gern, ſeine
„ſchwachen Bemühungen, ihm nachzuahmen, zeigen zu dürfen,
„und wenn er auch gleich einſieht, daß er ihn nicht erreicht,
„ſo verzeiht er ihm doch den Mangel an Kräften, und liebt
„ihn wegen ſeines guten Willens. Dieſer Gedanke verſpricht
„mir eine freundſchaftliche Aufnahme meiner Einfälle
„von Ihnen.

„Es war mir genug, daß Herr Hanſen mir ſagte, daß
„einige Berliniſche Gelehrte ſich über meinen Auszug aus der
„allgemeinen Welthiſtorie gewundert hätten, um die ganze Arbeit
„wieder aufzugeben. Die Umſtände, in welchen ich mich
„befand, da ſie mir angetragen wurde, nöthigten mich, eine
„Sache zu unternehmen, bey der ich blos den Fleiß eines Tagelöhners
„anzuwenden brauchte. Allein, ſchon der Wink eines
„einſichtsvollen Kunſtrichters zwingt mich zu erröthen, und lieber
„alles einzubüßen, als Vertrauen und Gunſt der Männer,
„gegen deren Urtheil ich nicht gleichgültig ſeyn kann.

„Ich hoffe nun bald durch Bücher und andern Vorrath
„mich in den Stand zu ſetzen, ein Buch von der alten Steinſchneiderkunſt
„zu verfertigen, wozu ich den Plan ſeit einigen
„Jahren gemacht, und an deſſen Ausführung mich die allhier
„herrſchende Barbarey, und der Mangel an Hülfsmitteln
„gehindert.

„Mit einer Hochachtung und Ergebenheit, in deren Aufrichtigkeit ich niemanden in der Welt nachgeben werde, habe ich die Ehre zu ſeyn,

Ihr

Halle, den 11 Oct.
1766.

gehorſamſter Diener,
Klotz.

Was ſagen Sie zu dieſem Briefe, mein Freund? Iſt es nicht ein feiner, artiger, ſüßer, liebkoſender Brief; voller Freundſchaft, voller Vertraulichkeit, voller Demuth, voller Hochachtung? O gewiß! — Und die Schrift erſt, die dabey lag! Das nenne ich eine Recenſion! Das iſt ein Mann, der zu loben verſteht! O, wie ſchwoll mir mein Herz! Nun wußte ich doch, wer ich war! Ich war elegantiſſimi ingenii vir; ich war verus Gratiarum alumnus; mir hatten die Muſen dudum principem inter Germaniæ ornamenta locum zuerkannt; ich war es, der nicht anders als cognitis optimis fere omnium populorum libris, artium natura perſpecta, conjunctaque antiquarum litterarum ſcientia cum recentiorum auctorum lectione, die Feder ergriffen. Nun war mir mein Buch erſt lieb! Denn es war dem Hrn. Klotz ein aureolus libellus, und er rief einem jeden, der es in die Hand nehmen wolle, mit den Worten des Plato zu, vorher den Grazien zu opfern!

Was werde ich auf dieſen Brief, und auf dieſe Recenſion, dem allerliebſten Verfaſſer nicht alles geantwortet haben! Mit welcher entzückenden Dankbarkeit werde ich ihm ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß gelobet haben! Nicht wahr? —

Ich erſuche den Herrn Klotz, meine Antwort auf dieſes ſein zweytes Schreiben, auf dieſe ſeine Recenſion, drucken zu laſſen. Sie wird mich freylich jetzt beſchämen, wenn ſie ſo ausgefallen iſt, wie ich glauben muß, daß er ſie erwartet hat. Aber er ſchone mich nur nicht; ich muß gedemüthiget ſeyn: und was könnte mich mehr demüthigen, als mit ihm das Mulus mulum geſpielt zu haben?

Vier und funfzigſter Brief.

Die Wahrheit, mein Freund, iſt, daß ich dem Hrn. Klotz auf ſein zweytes Schreiben, auf ſeine Recenſion — ganz und gar nicht geantwortet habe; daß ich ihm noch heute darauf antworten ſoll. Ich hatte an ſeinem zweyten Briefe genug: meine Antwort würde nur vielleicht einen dritten nach ſich gezogen haben; und was wäre es, ob ich erſt bey dem dritten, oder bey dem vierten abgebrochen hätte? Abbrechen hätte ich doch einmal müſſen: und ich denke, je früher eine ſolche Unhöflichkeit erfolgt, deſto kleiner iſt ſie.

Auf den erſten Brief konnte ich dem Hrn. Kloz verbindlich, aber doch noch mit Beſtande der Wahrheit antworten. Ich nahm den Mann vorläufig ſo an, als ich ihn zu finden wünſchte: und wer hat es je für Beleidigung der Aufrichtigkeit gehalten, die Anrede eines Unbekannten mit *guter Freund* zu erwiedern, weil ſich endlich findet, daß dieſer Unbekannte weder gut, noch Freund iſt? — Mit dem zweyten Briefe hingegen, war es anders. Ihm verbindlich darauf zu antworten, hätte ich ſchlechterdings gegen meine Ueberzeugung ſprechen müſſen: und nach meiner Ueberzeugung mit ihm zu reden, das hätte ihm leicht empfindlicher fallen mögen, als ich von dem bloßen Stillſchweigen befürchten durfte, von welchem er ſich doch immer eine Urſache denken konnte, wie ſie ſeiner Eitelkeit am wenigſten auffiel.

Und zwar hatte dieſe Alternative, gegen Hr. Klotzen entweder den Schmeichler zu ſpielen, oder ihm unangenehme Dinge zu ſagen, einen doppelten Grund. Seine Lobſprüche waren mir äußerſt ekel, weil ſie äußerſt übertrieben waren: und ſeine Einwürfe fand ich höchſt nüchtern, ſo ein gelehrtes Maul er auch dabey immer zog.

Ueber jenes hätte ich ihm ſagen müſſen: Mein wertheſter Herr, ein anderes iſt, einem Weihrauch ſtreuen, und ein anderes, einem, mit Wernicken zu reden, das Rauchfaß um den Kopf ſchmeiſſen. Ich will glauben, daß Sie das erſte thun *wollen*: aber das andere *haben* Sie gethan. Ich will glauben, daß es Ihre bloße Ungeſchicklichkeit in Schwenkung des Rauchfaſſes iſt: aber ich habe dem ohngeachtet die Beulen, und fühle ſie. Daß ich ein ziemlich gutes Büchelchen geſchrieben, kitzelt mich freylich, ſelbſt von Ihnen zu vernehmen. Es kitzelt mich freylich, mich von Ihnen unter die Zierden Deutſchlands gezählt zu ſehen: denn wer will nicht ſeinem Vaterlande wenigſtens gern keine Schande machen? Aber nun genug mit dem Kitzeln: denn ſehen Sie, ich muß mich ſchon mehr krümmen, als ich lachen kann. Oder denken Sie, daß meine Haut Elephantenleder iſt? Das müſſen Sie wohl denken: denn Sie machen es immer ärger, und Sie werden mich todt kitzeln. Sie ertheilen mir unter den Zierden Deutſchlands nicht allein eine Stelle: Sie ertheilen mir eine von den erſten, wo nicht gar die erſte. Ja, nicht Sie blos ertheilen ſie mir: Sie laſſen ſie mir von den Muſen ertheilen; und laſſen ſie mir von den Muſen damals ſchon längſt ertheilt haben. Cui dudum principem inter Germaniæ ornamenta locum Musæ tribuerunt! Mein wertheſter, wertheſter Herr, mir wird bange um Sie. Wenn Sie im Ernſte ſo denken: ſo haben Sie das Pulver wohl nicht erfunden. Sagen Sie es aber nur, ohne ſelbſt ein Wort davon zu glauben, blos um mich zum Beſten zu haben: ſo ſind Sie ein ſchlimmer Mann. Doch Sie mögen leicht weder ſo ſchlimm, noch ſo einfältig ſeyn: Sie preiſen die Felſenkluft wohl nur des Widerhalls wegen. Sie ſchneiden den Biſſen nicht für meine, ſondern für Ihre Kehle: was mir Würgen verurſacht, geht bey Ihnen glatt herunter. Wenn das iſt, mein wertheſter Herr: ſo bedauere ich Sie, daß Sie an den unrechten gekommen. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. Sie ſind zuverläßig gelehrter, als ich: aber Sie darum unter die Zierden Deutſchlands einzuſchreiben, Sie hinzuſtellen, wo Sie mich hinſtellen wollen; das kann ich nicht, und wenn es mir das Leben koſtete! Haben es die Muſen bereits gethan: ſo weis ich nichts davon, und ohne ſichern Grund möchte ich den Muſen ſo was nicht gern nachſagen. Wollen es die Muſen noch thun: das ſoll mich freuen; aber laſſen Sie uns fleißig ſeyn, und warten. Die Ehre iſt am Ziele, und von dem Ziele läuft man nicht aus." —

Ueber den zweyten Punkt hätte ich dem Herrn Klotz ſagen müſſen: „Mein wertheſter Herr, ich finde, daß Sie ein ſehr beleſener Mann ſind; oder ſich wenigſtens trefflich darauf verſtehen, wie man es zu ſeyn ſcheinen kann. Sie mögen auch wohl hübſche Collectanea haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blat mehr geleſen zu haben ſcheinen, als ich wirklich geleſen habe; ich finde manchmal ſo gar, daß ich für meinen geſunden Verſtand ſchon viel zu viel geleſen habe. Mein halbes Leben iſt vergangen, um zu lernen, was andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, ſelbſt zu denken; oder, wenn es damit zu ſpät ſeyn ſollte, wenigſtens das, wovon ich gelernt habe, daß es andere gedacht, mir ſo zu ordnen, mir ſo zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigene Gedanken gelten kann. Es ſcheinet nicht, daß Sie ſchon da halten, wo ich halte; es ſcheinet nicht, daß Sie das Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, ſchon ſo dringend fühlen, als ich es fühle: Sie ſammeln noch; und ich werfe ſchon wieder weg. Ich erkenne es mit Dank, daß Sie ſo geſchäftig und dienſtfertig um mich ſeyn wollen: aber bemerken Sie doch nur, mein wertheſter Herr, daß Sie mir faſt lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort ſchon in den Winkel geſtellt habe. Vieles geben Sie mir auch für etwas ganz anders in die Hand, als es iſt. Ueberhaupt aber verkennen Sie meine Abſicht; Sie halten ſich bey den beyläufigen Erläuterungen auf, und über die Hauptſache fahren Sie dahin. Ich möchte Sie wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Regiſter zu nutzen: an Seitenzahlen würden Sie mich nicht Mangel leiden laſſen; nur für die Gedanken müßte ich ſelbſt ſorgen. Wohl zu behalten, daß ich Ihnen auch noch die Seitenzahlen nachzuberichtigen, nicht verſäumte! Denn oft ſagt das Regiſter etwas ganz anders, als das Buch. Ich verſprach mir an Ihnen einen Mann, der mit mir denken würde; und ich finde einen, der für mich nachſchlagen, und in den Kupferbüchern für mich bildern will. Wenn Ihnen ein Gefalle damit geſchieht, ſo ſollen Sie mit jeder Ihrer Erinnerungen völlig Recht haben: was mein Buch beweiſen und erläutern ſoll, beweiſet und erläutert es darum nicht ein Haar weniger." —

So, und nur ſo, hätte ich dem Herrn Kloß antworten können, ohne meiner Freymüthigkeit Gewalt zu thun. Aber wenn ich mich fragte; wozu dieſe Gewalt? ſo fragte ich mich auch zugleich; wozu dieſe Freymüthigkeit? Was wird ſie nutzen, als daß du dir, aus einem ungewiſſen Freunde, einen gewiſſen Feind machſt? Wähle das Mittel; erſpare deiner Freymüthigkeit die Gewalt, indem du dir die Freymüthigkeit ſelbſt erſpareſt; ſchweig! — Und ich ſchwieg.

Fünf und funfzigſter Brief.

Ich ſchwieg in das zweyte Jahr; und ich würde ſicherlich noch ſchweigen —

„Wenn Herr Nicolai mit ſeiner Allgemeinen Bibliothek nicht wäre."

So ſagt Hr. Klotz! „Damals, ſagt er, (*) „als ich noch „an keine Deutſche Bibliothek gedacht, (als meine Deutſche „Bibliothek noch nicht Schuld war, daß Herr Nicolai von ſeiner Allgemeinen Bibliothek weniger Exemplare auf der Meſſe „verkaufte, (**)) ſtand ich bey Herr Nicolai und ſeinen Freunden noch in Gnaden. Aber ſobald ich mich an die Spitze „der über den critiſchen Deſpotismus Unzufriednen ſtellte, ſo „ſahe man mich auch mit andern Augen an: dann ſchrieb der „jüngere Herr Candidat Leſſing in Berlin wider mich Zeitungsartikel, wovon der eine ſo ehrenrührig war, daß er auf Befehl eines großen Miniſters unterdrückt wurde: dann ergriff „Hr. Magiſter Leſſing die Feder: dann ward ich ſelbſt in der „Allgemeinen Bibliothek gemißhandelt." —

Dieſer Magiſter Leſſing ſoll ich ſeyn, und dieſer Candidat Leſſing ſoll mein Bruder ſeyn, und wir beide ſollen blos und allein wider den Hrn. Magiſter Klotz die Feder ergriffen haben, um die Nahrung des Hrn. Buchhändler Nicolai aufrecht zu erhalten!

Ich kann mich rühmen, daß ich ſchon manche tüchtige Lüge von mir und wider mich zu leſen, das Vergnügen gehabt habe: aber ſo eine grobe, aus der Luft gegriffene, hämtückiſche iſt mir doch lange nicht vorgekommen, als dieſe Klotziſche! Mein Bruder mag ſich ſelbſt rechtfertigen, wenn er es der Mühe werth hält. Ob er Zeitungsartikel wider Hr. Klotzen gemacht hat, das weis ich nicht; daß er ehrenrührige gemacht haben ſollte, das glaub ich nicht; und gewiß iſt es, daß ein ſolcher ehrenrühriger Artikel von ihm, auf Befehl eines großen Mi-

---

(*) S. 468.

(**) Hälliſche Zeitung 1768. St. 81.

niſters nicht kann ſeyn unterdrückt worden, weil in Berlin kein Miniſter, ſondern nur ein Geheimderrath die Zeitungen cenſiret. Ein Geheimderrath kann ja wohl einem andern Geheimderathe, auch einen blos empfindlichen Artikel haben erſparen wollen: und ein empfindlicher Artikel iſt noch lange kein ehrenrühriger. Ich möchte Herr Klotzen wohl fragen, ob er dieſen ehrenrührigen Artikel ſelbſt geleſen? und ob er es ganz gewiß weis, daß mein Bruder, und niemand anders, ihn geſchrieben? Hat er ihn nicht ſelbſt geleſen, weis er dieſes nicht ganz gewiß: ſo denke er doch einen Augenblick nach, welche Grauſamkeit es iſt, einen jungen unbekannten Menſchen auf Gerathewohl der Welt damit zuerſt bekannt zu machen, daß man ihm nachſagt, er ſey fähig, ehrenrührige Dinge zu ſchreiben? Eine ſolche Beſchuldigung iſt ehrenrührig; und wenn ſie Herr Klotz nicht unwiderſprechlich erweiſen kann: ſo iſt Er der ehrenrührige Schreiber, zu dem er hier meinen Bruder machen will.

Doch wie geſagt, ich will nur meine Thüre rein halten: und was braucht es dazu mehr, als eine Erklärung, die ich vielleicht ſchon längſt hätte thun ſollen?

Dieſe nehmlich: Herr Nicolai iſt mein Freund; aber mit ſeiner Allgemeinen Bibliothek habe ich nichts zu ſchaffen. Sie iſt bereits bis auf die Hälfte des neunten Bandes angewachſen, und noch ſoll ich die Feder für ſie anſetzen. Da iſt nicht eine einzige Recenſion, nicht eine einzige kleine Nachricht, welche ſich von mir herſchriebe! Da iſt kein einziges Urtheil, auf welches ich, mir wiſſentlich, den geringſten Einfluß gehabt hätte!

In dem fünften Bande waren gewiſſe Pſalmen und Threnodieen, die ich noch leſen ſoll, anders angezeigt worden, als es ſich der Verfaſſer und deſſen Freunde verſehen hatten. Sogleich erſchien ein langes Sendſchreiben an mich,(*) in welchem ich auf die bitterſte und verächtlichſte Weiſe darüber zur Rede geſtellt ward. Ich möchte nun, hieß es, jene hündiſche, eſelhafte Critik ſelbſt gemacht haben, oder nicht: ſo ſey es doch immer gut, mir den Kopf dafür zu waſchen! Denn es ſey doch einmal weltkundig, daß ich einer der vornehmſten Mitarbeiter

---

(*) Zu Leipzig bey Hilſchern. 1768.

an der Allgemeinen Bibliothek ſey; es geſchehe doch unter meinem Namen, daß ein ſo entſetzlicher Menſch einem der größten Dichter unſerer Zeit ein ſo himmelſchreiendes Unrecht zufüge; ich müſſe alſo einem ſolchen Unweſen ſteuern, oder wenigſtens, wenn mir an der Hochachtung der Welt noch das geringſte gelegen ſey, öffentlich meinen Abſcheu dagegen bezeigen und erklären, daß ich ihm nicht zu ſteuern vermöge.

Wie man gewiſſe Dinge gerade deswegen nicht thut, weil gewiſſe Leute behaupten, daß man ſie thun müſſe: ſo bezeigte und erklärte ich von allem, was der Sendſchreiber meinte, daß ich nothwendig bezeigen und erklären müſſe, ſchlechterdings nichts. Dieſer Elende, dacht ich, der fähig iſt, einen bey ſich niederfallenden Stein in der Wuth aufzugreifen, und ihn dem erſten, den er in die Augen faſſet, an den Kopf zu werfen, — dieſer Elende mag von dir glauben, was er will! Wer wird es ihm nachglauben?

Aber hierinn betrog ich mich. Denn ich habe nachher nur allzuoft die nehmliche Sprache wider mich führen hören. Selbſt in dieſem Augenblicke lege ich ein Zeitungsblatt des Hrn. Riedels aus der Hand, (*) in welchem er von dem letzten Stücke der Allgemeinen Bibliothek anmerkt, „daß in zwey Recenſionen die Partheylichkeit gar zu ſichtbar ſey; in der von den Reliquien, und in der, welche die Nachricht von Künſtlern und Kunſtſachen betrift.“ „Der bittere Tadel des Herrn von Heineke, ſetzt er hinzu, „und das Lob, welches ihm neulich Hr. „Leſſing ertheilte, machen einen Gegenſatz aus, bey welchem „wir nicht wiſſen, was wir denken ſollen.“ Nicht wiſſen, was wir denken ſollen! Und warum denn nicht? Ohnſtreitig, weil Hr. Riedel das ſimpelſte und natürlichſte nicht denken **will**! Oder wäre es das ſimpelſte und natürlichſte etwa nicht, auch ſchon aus dieſem einzigen Exempel zu ſchlieſſen, wie wenig ich mit der Allgemeinen Biblothek colludire? Was geht es mich an, wie die Allgemeine Bibliothek urtheilet? Warum muß ich ihr Urtheil nothwendig zu meinem machen? Warum ſie, mein Urtheil zu ihrem? Das Einverſtändniß, das Herr Riedel zwi-

---

(*) Erfurtiſche gelehrte Zeitung, 13tes Stück.

ſchen ihr und mir vorausſetzt, worauf gründet es ſich? Was für Beweiſe kann er davon geben?

Doch Er, und ſein theuerſter Freund, Herr Klotz, haben es ſich nun einmal vorgenommen, der Welt eine Berliniſche Litteraturſchule aufzuheften, und mich zu einem von den Stiftern derſelben zu machen. Dieſe Schule ſoll in den Journalen, welche Herr Nicolai ſeit zwölf Jahren beſorget, leiben und leben, und den unerträglichſten Deſpotismus üben. Der Mißvergnügten über dieſen Deſpotismus ſollen in Deutſchland unzählige ſeyn, und Hr. Klotz will ſich endlich an die Spitze derſelben geſtellt haben.

Viel Glück zu dieſen Erſcheinungen, und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieſer Helden, wenigſtens nur in Abſicht auf mich, erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle, und kein Rieſe. Da ſtehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden, und helfe niemanden, und laſſe mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuſchütten habe, ſo mahle ich es ab, es mag ſeyn mit welchem Winde es will. Alle zwey und dreyßig Winde ſind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmoſphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur dieſen Umlauf laſſe man ihnen frey. Mücken können dazwiſchen hin ſchwärmen: aber muthwillige Buben müſſen nicht alle Augenblicke ſich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß ſie eine Hand hemmen wollen, die nicht ſtärker iſt, als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft ſchleidern, der hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben: auch kann ich ihn nicht ſanfter niederſetzen, als er fällt. ——

Seit dem Jahre 61 habe ich für die Journale des Hrn. Nicolai gerade einen kleinen Octavbogen geliefert, welcher die Anpreiſung eines Werkes enthält, über deſſen Güte wir alle einig ſind. Dennoch darf Hr. Klotz mich zum geſchwornen Verfechter des Hrn. Nicolai machen. Dennoch darf —

Doch genug hiervon. Schon wird meine eigene Rechtfertigung mir ſelbſt zum Eckel.

Sechs und funfzigſter Brief.

Aber wenn es nicht Hr. Nicolai war, wer war es denn, der mich gegen Hr. Klotzen aufbrachte? — Denn aufgebracht ſoll ich doch nun einmal ſeyn.

Ich weis nicht, was ich bin, oder zu ſeyn ſcheinen mag. So viel weis ich, daß ich das, was ich bin, mit ſehr kaltem Blute bin. Es iſt nicht Hitze, nicht Uebereilung, die mich auf den Ton geſtimmt, in welchem man mich mit Herr Klotzen höret. Es iſt der ruhigſte Vorbedacht, die langſamſte Ueberlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederſchreibe. Wo man ein ſpöttiſches, bitteres, hartes findet: da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren ſey. Ich hatte nach meiner beſten Einſicht geurtheilet, daß ihm dieſes ſpöttiſche, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weiſe erſparen könne, ohne an der Sache, die ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden.

Was war Hr. Klotz? Was wollte er auf einmal ſeyn? Was iſt er?

Herr Klotz war, bis in das Jahr 66, ein Mann, der Ein lateiniſches Büchelchen über das andere drucken laſſen. Die erſten und meiſten dieſer Büchelchen ſollten Satyren ſeyn, und waren ihm zu Paſquillen gerathen. Das Verdienſt der beſten, war zuſammengeſtoppelte Gelehrſamkeit, Alltagswitz, und Schulblümchen. Bey ſolchen Talenten konnte er ſeinen Beruf zum Journaliſten von Profeßion, nicht lange verkennen. Er ward es: doch auch nur erſt auf Latein. Man lernte aus ſeinen Actis litterariis, daß er manch gutes Buch zu Geſicht bekomme: aber daß er über ein gutes Buch ſelbſt etwas Gutes zu ſagen wiſſe, davon ſollen uns dieſe Acta noch den erſten Beweis geben. Wovon ſie uns die häufigſten Beweiſe gaben, war der unglückliche Hang des Verfaſſers, in ſeine Urtheile die diffamirendſten Perſönlichkeiten einzuflechten. Wenn z. E. ein Gelehrter, der, nach Hr. Klotzens eigenem Geſtändniſſe, ſich in ſeinen erſten Schriften mit Ruhm gezeigt hatte, in ſeinen letztern allmälich ſinket, oder einen Wiſch mit unterlaufen läßt, in welchem man ihn gänzlich verkennet: was thut da Herr

Kloz? Iſt es ihm genug, den Verfall dieſes Mannes anzumerken? die Nachläßigkeiten deſſelben ins Licht zu ſtellen? über die anſcheinende Unwiſſenheit zu ſpotten? Iſt es ihm genug, auf die Zerſtreuungen von weiten anzuſpielen, aus welchen jene Nachläßigkeiten vielleicht entſpringen? Zwar wäre auch dieſer Schritt ſchon viel zu vermeſſen; ſchon viel zu weit über die Grenze der Critik. Und doch wie unſchuldig wäre er gegen den, den ſich Hr. Kloz erlauben dürfen. Leſen Sie, wie er dem D. Conradi mitgeſpielt, und erſtaunen Sie! (*) Aber erſtaunen Sie, nicht ſowohl über die Frechheit, als darüber, daß ihm eine ſolche Frechheit ungenoſſen ausgegangen. Um ſeinen Leſern begreiflich zu machen, wie die neueſten Schriften dieſes Gelehrten ſo ſchlecht ausfallen können; um zu verhüten, — o des wahren Frelons, der ſich einbildet, alle Menſchen müßten, wie er, (**) lieber an ihrer Rechtſchaffenheit als an ihrer Gelehrſamkeit zweifeln laſſen! — um zu verhüten, daß man nicht nach dieſen neueſten Schriften die Wiſſenſchaft ihres Verfaſſers ſchätze, ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicet, qui eum non niſi ex poſtremis ſcriptis noverunt, — o des kritiſchen Biedermanns! — erzählt er uns, „D. Conradi habe ſich „ſeit einiger Zeit auf den Weinhandel und aufs Saufen gelegt, „habe ſeine Creditores, man verſteht nicht recht, ob betrogen? „oder mit anderer Schaden bereichert? bis er endlich, um bey „Ehren zu bleiben und ſich des Hungers zu erwehren, von „Leipzig nach Marburg entweichen müſſen.“ (***) — Abſcheulicher

---

(*) Act. Litt. Vol. II. P. IV. p. 463.

(**) Der ſich ruhig Fripon nennen läßt, aber ſobald er ſich mauvais auteur nennen höret, erbittert ausruft: Arretés, s'il vous plait; on peut attaquer mes mœurs; mais pour ma reputation d'auteur, je ne le ſouffrirai jamais.

(***) Hier iſt die ganze Stelle: Eſt haud raro doctiſſimorum ingeniorum hæc fortuna, ut, dum genio ſuo nimis indulgent, rebus a libris plane alienis facile diſtrahantur. Talem quoque expertus eſt Juris civilis apprime peritus Conradus, qui, dum Lipſiæ Jurisprudentiam docuit, editis initio libris egregiis, eruditi ICti nomen ſibi paraverat, at poſtea cum ad bibendi ſtudium & vinarium commercium, quod non ſine aliorum invidia, & inſigni creditorum commodo exercebat, ſe converſiſſet, Acceptam jam landem adeo deſeruit, ut aut nihil plane ſcriberet, aut, quando ſuo nomine aliquid edere debebat, vel amici cujusdam, his in litteris minime verſati, opera uteretur, vel ipſe, quicquid in mentem veniſſet, in

Recenſent, wer verlangt das zu wiſſen? Sag uns, ob das Buch ſchlecht oder gut iſt: und von dem übrigen ſchweig! Auch wenn alles wahr iſt, ſchweig: denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, ſolche Brandmahle auf die Stirne des Unglücklichen zu drücken! — Zwar hat Herr Klotz dieſem Schandurthel die Buchſtaben F. S. A. unterſetzen laſſen; ohne Zweifel, um uns damit zu ſagen, daß er es nicht ſelbſt abgefaßt habe. Aber ſelbſt, oder nicht ſelbſt: es iſt darum nicht weniger ſein Werk. Denn der allgemeine Titel, Acta litteraria ſcripſit Klotzius, macht es dazu; und der Wirth, der in ſeiner Kneipſchenke wiſſentlich morden läßt, iſt nicht ein Haar beſſer, als der Mörder.

Dieſes und unzähliger ähnlicher Frevel ungeachtet, deren ein einziger hinreichend ſeyn müßte, auch den beſten Criticus der öffentlichen Verachtung ſo auszuſetzen, daß er ſich in ſeinem Leben nicht wieder unterſtünde, ſeine Stimme hören zu laſſen, gelang es Hr. Klotzen, ſich einen Anhang zu erſchimpfen, und einen noch größern, ſich zu erloben. Beſonders hatte er einen Schwarm junger aufſchießender Scribler ſich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, außerordentlichſten Mann ausposaunten, und ihn in eine ſolche Wolke von Weyhrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotiſchen Dampf verlor. In dieſer Betäubung wurde ihm das Reich der Lateiniſchen Sprache zu enge, und er beſchloß, ſeine Eroberungen auch über das Reich der Deutſchen zu verbreiten. Die erſten Streifereyen dahin, wagte er in ein Paar Werklein, die, höchſt arm an Gedanken und Sachen, mit deutſchen Worten, aber wahrlich nicht deutſch geſchrieben waren. Dennoch wurden auch dieſe bis in den Himmel erhoben; ihr Verfaſſer hieß in utroque Cæſar; und der gute Mann vergaß es in vollem Ernſte, daß alle dieſe Zujauchzungen nichts, als der vervielfältigte Wiederhall ſeiner eigenen Bewunderung waren.

chartam conjiceret. Quod quidem non malevolo animo, aut calumniæ cauſa ſcribimus, ſed ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicemus, qui eum non niſi ex poſtremis ſcriptis noverunt. Tandem, quo fami famæque conſuleret, Lipſia abiit in patriam ſuam, Marburgum, &c.

Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobſprüche kann man jedem gönnen, und wer ſich deren ſelbſt ertheilet, iſt damit beſtraft genug, daß er ſie ſchwerlich von andern erwarten dürfen. Nur wenn ein ſo precario, ſo dolose berühmt gewordener Mann, ſich mit dem ſtillen Beſitze ſeiner erſchlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwiſch, den man zum Meteor aufſteigen laſſen, nunmehr auch lieber ſengen und brennen möchte, wenigſtens überall um ſich her giftige Dämpfe verbreitet: wer kann ſich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, deſſen Umſtände es erlauben, iſt nicht verbunden, ſeinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der nur eben verſucht hatte, über einen Kohl, den er zum ſieben und ſiebzigſtenmale aufwärmte, eine deutſche Brühe zu gießen, ward Herr Klotz urplötzlich zum allgemeinen Kunſtrichter der ſchönen Wiſſenſchaften — und der deutſchen ſchönen Wiſſenſchaften! Unter dem Vorwande, daß er und ſeine Freunde, mit verſchiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht blos ſeine Läuterungen desfalls bey dem Publico ein, ſondern errichtete ſelbſt ein Tribunal; und welch ein Tribunal!

Er, das Haupt! Er, namentlich! und nicht ohne ſeinen bürgerlichen Titel! — Wer iſt der Herr Klotz, der ſich aufwirſt, über einen Klopſtock, und Moſes, und Rammler, und Gerſtenberg Gericht zu halten? — Es iſt Hr. Klotz, der Geheimderath. — Sehr wohl; damit muß ſich die Schildwache in einer Preußiſchen Veſtung begnügen: aber auch der Leſer? Wenn der Leſer fragt; wer iſt der Hr. Klotz? ſo will er wiſſen, was dieſer Herr Klotz geſchrieben hat, und worauf ſich ſein Recht gründet, über ſolche Männer laut urtheilen zu dürfen. Nicht dieſe Männer nehmen ihn wegen dieſes Rechts in Anſpruch: ſondern das Publicum. Die Nachſicht, die das Publicum hierinn gegen einen ungenannten kritiſchen Schriftſteller hat, kann es gegen ihn nicht haben. Der ungenannte Kunſtrichter will nichts als eine Stimme aus dem Publico ſeyn, und ſo lange er ungenannt bleibt, läßt ihn das Publicum dafür gelten. Aber der Kunſtrichter, der ſich nennet, will nicht eine Stimme des Publici ſeyn, ſondern will das Publicum ſtimmen. Seine Urtheile ſollen, nicht blos durch ſich, ſo viel Glück machen, als ſie machen können: ſie ſollen es zugleich mit durch ſeinen Namen machen; denn wozu ſonſt dieſer Name? Daher aber auch, von unſerer Seite, das Verlangen, dieſen Namen bewährt zu wiſſen: daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in dieſem Bezirke iſt! Jeder andere Name iſt noch mehr Betrug, als Beſtechung. Und wann Hr. Klotz Staatsminiſter wäre, und wann er der größte lateiniſche Stiliſt, der erſte Philolog von Europa wäre: was geht uns das hier an? Hier wollen wir ſeine Verdienſte um die deutſchen ſchönen Wiſſenſchaften kennen: und welche ſind die? Was hat unſere Sprache von ihm erhalten, worauf ſie gegen andere Sprachen ſtolz ſeyn könnte? Stolz? was ſie ſich nur nicht ſchämen dürfte, aufzuweiſen!

So ſteht es mit dem Haupte: wie mit den Gliedern? — Ich frage nicht, wer die Freunde des Hrn. Klotz ſind. Sie wollen unbekannt ſeyn; und ich denke, ſie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wiſſen. Es mögen ſich mehr Geheimderäthe unter ihnen finden, oder nicht; ſie mögen Profeſſores oder Studenten, Candidaten oder Paſtores ſeyn; ſie mögen auf dem Dorfe, oder in der Stadt wohnen; ſie mögen von ihrer Schreiberey leben, oder nicht: alles das iſt eines, wie das andere. Nicht aus dem, was ſie ſind, laßt uns beurtheilen, was ſie ſchreiben: ſondern aus dem, was ſie ſchreiben, laßt uns urtheilen, was ſie ſeyn ſollten.

Wahrlich, keiner von ihnen ſollte Profeſſor ſeyn, wenigſten nicht Profeſſor in den ſchönen Wiſſenſchaften. Alle ſollten ſie noch Studenten, und fleißige, beſcheidene Studenten ſeyn. Denn welcher von ihnen verräth im geringſten mehr Kenntniſſe, gründlichere Einſichten, als jeder angehende Student haben ſollte? Was iſt in ihrer ganzen Bibliothek, das nur ein Mann hätte ſchreiben können; nur ein Mann, der ſich in ſeinem Fache fühlte? Welches iſt die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, ſie ſey ſo klein als ſie wolle, worüber einer von dieſen Großſprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung gemacht hätte? Schale, platte Wäſcher ſind ſie alle; keiner hat auch nicht einmal ſeinen eigenen Ton; alle ſchreiben ſie ein Deutſch, das nicht kraftloſer, diſſoluter ſeyn kann. Sie mögen ſich zum Theil darauf verſtehen, einer Ueberſetzung aus alten Sprachen an den Puls zu fühlen, oder einer aus den neuern Sprachen das Waſſer zu beſehen: das müßte aber alles ſeyn, womit ſie ſich, zu ihrer Uebung, abgeben könnten. Nicht einmal über Schriftſteller, von dem Maaße ihrer eigenen Talente, ſollten ſie urtheilen wollen: denn es iſt ein eckler Anblick, wenn man eine Spinne die andere freſſen ſieht, und meiſtens ergiebt es ſich zu deutlich, daß ſie das getadelte Werk, noch lange ſo gut nicht, ſelbſt hervorgebracht haben würden. Aber wenn ſie vollends an die wenigen Verfaſſer ſich wagen, denen es Deutſchland allein zu danken hat, daß ſeine Litteratur gegen die Litteratur anderer Völker in Anſchlag kömmt: ſo iſt das eine Vermeſſenheit, von der ich nicht weis, ob ſie lächerlicher, oder ärgerlicher iſt. Was ſollen dieſe von ihnen lernen? Soll Klopſtock von ihnen etwa lernen, in ſeine Elegieen mehr Fiction zu bringen? und Rammler, in ſeine Oden weniger? So hirnlos dergleichen Urtheile ſind, ſo viel Schaden ſtiften ſie gleichwohl in einem Publico, das ſich zum größten Theile noch erſt bildet. Der ſchwächere Leſer kann ſich nicht entwehren, eine geringſchätzige Idee mit dem Namen ſolcher Männer zu verbinden, denen ſolche Stümper ſolche Armſeligkeiten unausgepfiffen vordeciren dürfen.

Endlich, das ſtinkende Fett, womit dieſe Herren ihre kritiſchen Waſſerſuppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruhet der Geiſt ihres verſchwärzenden Herausgebers ſiebenfältig; und wenn jemals die Unart elender Kunſtrichter, zur Mißbilligung und Verſpottung des Schriftſtellers die Züge von dem Menſchen, von dem Gliede der bürgerlichen Geſellſchaft zu entlehnen, einen Namen haben ſoll, ſo muß ſie Klotzianiſmus heiſſen.

Sieben und funfzigſter Brief.

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunſtrichter mit dem kritiſirten Buche in der Hand gut machen kann, iſt dem Kunſtrichter erlaubt. Auch kann ihm niemand vorſchreiben, wie ſanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter, er die Ausdrücke eines ſolchen Tadels oder Spottes wählen ſoll. Er muß wiſſen, welche Wirkung er damit hervor bringen will, und es iſt nothwendig, daß er ſeine Worte nach dieſer Wirkung abwäget.

Aber ſobald der Kunſtrichter verräth, daß er von ſeinem Autor mehr weis, als ihm die Schriſten deſſelben ſagen können; ſobald er ſich aus dieſer nähern Kenntniß des geringſten nachtheiligen Zuges wider ihn bedienet: ſogleich wird ſein Tadel perſönliche Beleidigung. Er höret auf, Kunſtrichter zu ſeyn, und wird — das verächtlichſte, was ein vernünftiges Geſchöpf werden kann — Klätſcher, Anſchwärzer, Paſquillant.

Dieſe Beſtimmung unerlaubter Perſönlichkeiten, und eines erlaubten Tadels, iſt ohnſtreitig die wahre; und nach ihr verlange ich, auf das ſtrengſte gerichtet zu ſeyn!

Herr Klotz klagt mich an, meine antiquariſchen Briefe mehr gegen Ihn, als gegen ſein Buch gerichtet zu haben, welches „aus den perſönlichen Beleidigungen, den Zudringlichkeiten, dem Stil, der oft mehr als blos ſatyriſch ſey, kurz aus dem Tone erhelle, welcher uns, wider unſern Willen, an den Verfaſſer des Vademecum für Herr Langen zu denken zwinge.“ (*)

Perſönliche Beleidigungen! Hr. Klotz klagt über perſönliche Beleidigungen! Herr Klotz! Quis tulerit Gracchos &c. Und doch, wo ſind ſie, die er von mir erhalten haben will? Er zeige mir eine, und ich will kommen, und ſie ihm fußfällig abbitten! Durch welches Wort habe ich mich merken laſſen, daß ich ihn weiter als aus ſeinen Büchern kenne? Welcher Tadel, welcher Spott iſt mir entfahren, der ſich auf mehr gründet, als auf Beweiſe ſeiner Unwiſſenheit und Uebereilung, wie ſie in ſeinen Schriften da liegen? Ich habe ihn ein oder zweymal Geheimderrath genennt; und auch das würde ich nicht gethan haben, wenn er nicht ſelbſt mit dieſem Titel unter den Schriftſtellern aufgetreten wäre. Was weis ich ſonſt von ſeiner Perſon? Was verlange ich von ihr zu wiſſen?

Zudringlichkeiten! — Ich habe mir nur Eine vorzuwerfen; die im Laokoon. Das nicht uneingeſchränkte Lob, welches ich Herr Klotzen da ertheilte, mußte mir ihn freylich auf den Hals ziehen. Aber nachher ſind alle Zudringlichkeiten von ſeiner Seite. Was ich dagegen gethan, ſind nichts als Abwehrungen; auf itzt, und wo möglich, auf künftig.

(*) Deutſche Bibl. ſiebentes Stück. S. 465.

Der Stil, der oft mehr, als blos ſatyriſch iſt! — Es thut mir leid, wenn mein Stil irgendwo blos ſatyriſch iſt. Meinem Vorſatze nach, ſoll er allezeit mehr als ſatyriſch ſeyn. Und was ſoll er mehr ſeyn, als ſatyriſch? Treffend.

Der Ton, welcher an das Vademecum für Hr. Langen zu denken zwinget. — Nun denn? Aber zu weſſen Beſchämung wird dieſe erzwungene Erinnerung gereichen? Zu meiner? Was kann ich dafür, daß ſein Buch eben ſo kindiſche Schnitzer hat, als der Langiſche Horaz?

Kurz, von allen dieſen Vorwürfen bleibt nichts, als höchſtens der Skrupel, ob es nicht beſſer geweſen wäre, etwas ſäuberlicher mit dem Hrn. Klotz zu verfahren? Die Höflichkeit ſey doch eine ſo artige Sache —

Gewiß! denn ſie iſt eine ſo kleine!

Aber ſo artig, wie man will: die Höflichkeit iſt keine Pflicht: und nicht höflich ſeyn, iſt noch lange nicht, grob ſeyn. Hingegen, zum Beſten der Mehrern, freymüthig ſeyn, iſt Pflicht; ſogar es mit Gefahr ſeyn, darüber für ungeſittet und bösartig gehalten zu werden, iſt Pflicht.

Wenn ich Kunſtrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunſtrichterſchild aushengen zu können: ſo würde meine Tonleiter dieſe ſeyn. Gelinde und ſchmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meiſter; abſchreckend und poſitiv gegen den Stümper; höhniſch gegen den Prahler; und ſo bitter als möglich, gegen den Cabalenmacher.

Der Kunſtrichter, der gegen alle nur einen Ton hat, hätte beſſer gar keinen. Und beſonders der, der gegen alle nur höflich iſt, iſt im Grunde gegen die er höflich ſeyn könnte, grob.

Ueberhaupt verſtehen ſich auf das Raffinement der Höflichkeit, die höflichſten Herren am wenigſten. Einer von ihnen ſagte zu mir: „aber Herr Klotz iſt doch immer ſo höflich gegen Sie „geweſen. Sogar ſeine Recenſion der antiquariſchen Briefe iſt „noch ſo höflich!

Noch ſo höflich? Der Bauernſtolz ſelbſt, hätte ſie nicht gröber und plumper abfaſſen können.

Was will Herr Klotz, der mich ſonſt immer nur ſchlechtweg Leſſing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieſer Recenſion Magiſter Leſſing nennet? Was ſonſt, als mir zu verſtehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwiſchen uns befeſtiget habe? Er Geheimderrath, und ich nur Magiſter! — Was iſt denn Bauernſtolz, wenn das nicht Bauernſtolz iſt?

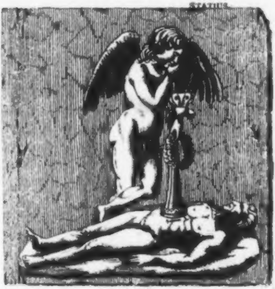
Und doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abſtand, der ſich zwiſchen einem Geheimdenrathe, wie Er, und zwiſchen einem Magiſter befindet, für ſo unermeßlich eben nicht zu halten. Ich meine, er ſey gerade nicht unermeßlicher als der Abſtand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme den Schmetterling ſchlecht, eine Spanne über den Dornenſtrauch erhaben, ſo verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herab zu blicken. Ich wüßte auch nicht, daß ſein König ihn aus einer andern Urſache zum Geheimdenrathe ernannt habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren Magiſter gehalten. Der König hätte in ihm den Magiſter ſo geehret, und er ſelbſt wollte den Magiſter verachten?

Ja, der Magiſter gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, ſogar mehr, als der Geheimderath. Wenn der Herr Geheimderath Klotz nicht auch Herr Magiſter Klotz wäre, oder zu ſeyn verdiente: ſo wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimderath zu ſchaffen haben könnte. Der Magiſter macht es, daß ich mich um den Geheimdenrath bekümmere: und ſchlimm für den Geheimdenrath, wenn ihn ſein Magiſter im Stiche läßt!

Wie die Alten den Tod gebildet:

. . . . Nullaque ea triſtis imago!

STATIUS.



eine Unterſuchung.

1769.

Vorrede.

Ich wollte nicht gern, daß man dieſe Unterſuchung nach ihrer Veranlaſſung ſchätzen möchte. Ihre Veranlaſſung iſt ſo verächtlich, daß nur die Art, wie ich ſie genutzt habe, mich entſchuldigen kann, daß ich ſie überhaupt nutzen wollen.

Nicht zwar, als ob ich unſer itziges Publicum gegen alles, was Streitſchrift heißt und ihr ähnlich ſiehet, nicht für ein wenig allzu ekel hielte. Es ſcheinet vergeſſen zu wollen, daß es die Aufklärung ſo mancher wichtigen Punkte dem bloßen

Widerſpruche zu danken hat, und daß die Menſchen noch über nichts in der Welt einig ſeyn würden, wenn ſie noch über nichts in der Welt gezankt hätten.

„Gezankt;“ denn ſo nennet die Artigkeit alles Streiten: und Zanken iſt etwas ſo unmanierliches geworden, daß man ſich weit weniger ſchämen darf, zu haſſen und zu verleumden, als zu zanken.

Beſtünde indeß der größere Theil des Publici, das von keinen Streitſchriften wiſſen will, etwa aus Schriftſtellern ſelbſt: ſo dürfte es wohl nicht die bloße Politeſſe ſeyn, die den polemiſchen Ton nicht dulden will. Er iſt der Eigenliebe und dem Selbſtdünkel ſo unbehäglich! Er iſt den erſchlichenen Namen ſo gefährlich!

Aber die Wahrheit, ſagt man, gewinnet dabey ſo ſelten. — So ſelten? Es ſey, daß noch durch keinen Streit die Wahrheit ausgemacht worden: ſo hat dennoch die Wahrheit bey jedem Streite gewonnen. Der Streit hat den Geiſt der Prüfung genähret, hat Vorurtheil und Anſehen in einer beſtändigen Erſchütterung erhalten; kurz, hat die geſchminkte Unwahrheit verhindert, ſich an der Stelle der Wahrheit feſtzuſetzen.

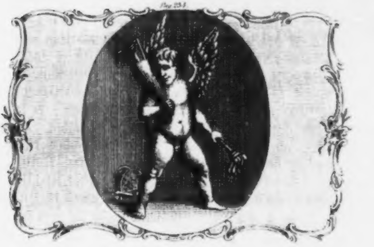
Auch kann ich nicht der Meinung ſeyn, daß wenigſtens das Streiten nur für die wichtigern Wahrheiten gehöre. Die Wichtigkeit iſt ein relativer Begriff, und was in einem Betracht ſehr unwichtig iſt, kann in einem andern ſehr wichtig werden. Als Beſchaffenheit unſerer Erkenntniß, iſt dazu Eine Wahrheit ſo wichtig als die andere: und wer in dem allergeringſten Dinge für Wahrheit und Unwahrheit gleichgültig iſt, wird mich nimmermehr überreden, daß er die Wahrheit blos der Wahrheit wegen liebet.

Ich will meine Denkungsart hierinn niemanden aufdringen. Aber den, der am weiteſten davon entfernt iſt, darf ich wenigſtens bitten, wenn er ſein Urtheil über dieſe Unterſuchung öffentlich ſagen will, es zu vergeſſen, daß ſie gegen jemand gerichtet iſt. Er laſſe ſich auf die Sache ein, und ſchweige von den Perſonen. Welcher von dieſen der Kunſtrichter gewogener iſt, welche er überhaupt für den beſſern Schriftſteller hält, verlangt kein Menſch von ihm zu wiſſen. Alles was man von ihm zu wiſſen begehret, iſt dieſes, ob er, ſeiner Seits, in die Wagſchaale des einen oder des andern etwas zu legen habe, welches in gegenwärtigem Falle den Ausſchlag zwiſchen ihnen ändere, oder vermehre. Nur ein ſolches Beygewicht, aufrichtig ertheilet, macht ihn dazu, was er ſeyn will: aber er bilde ſich nicht ein, daß ſein bloßer kahler Ausſpruch ein ſolches Beygewicht ſeyn kann. Iſt er der Mann, der uns beide überſieht, ſo bediene er ſich der Gelegenheit, uns beide zu belehren.

Von dem Tumultuariſchen, welches er meiner Arbeit gar bald anmerken wird, kann er ſagen, was ihm beliebt. Wann er nur die Sache darunter nicht leiden läßt. Allerdings hätte ich mit mehr Ordnung zu Werke gehen können; ich hätte meine Gründe in ein vortheilhafteres Licht ſtellen können; ich hätte noch dieſes und jenes ſeltene oder koſtbare Buch nutzen können; — was hätte ich nicht alles!

Dabey ſind es nur längſt bekannte Denkmahle der alten Kunſt, die mir freygeſtanden, zur Grundlage meiner Unterſuchung zu machen. Schätze dieſer Art kommen täglich mehrere an das Licht: und ich wünſchte ſelbſt von denen zu ſeyn, die ihre Wißbegierde am erſten damit befriedigen können. Aber es wäre ſonderbar, wenn nur der reich heiſſen ſollte, der das meiſte friſch gemünzte Geld beſitzet. Die Vorſicht erfoderte vielmehr, ſich mit dieſem überhaupt nicht eher viel zu bemengen, bis der wahre Gehalt außer Zweifel geſetzt worden.

Der Antiquar, der zu einer neuen Behauptung uns auf ein altes Kunſtwerk verweiſet, das nur er noch kennet, das er zuerſt entdeckt hat, kann ein ſehr ehrlicher Mann ſeyn; und es wäre ſchlimm für das Studium, wenn unter achten nicht ſieben es wären. Aber der, der, was er behauptet, nur aus dem behauptet, was ein Boiſſard oder Pighius hundert und mehr Jahre vor ihm geſehen haben, kann ſchlechterdings kein Betrieger ſeyn; und etwas Neues an dem Alten entdecken, iſt wenigſtens eben ſo rühmlich, als das Alte durch etwas Neues beſtätigen.



Veranlaſſung.

Immer glaubt Herr Klotz, mir auf den Ferſen zu ſeyn. Aber immer, wenn ich mich, auf ſein Zurufen, nach ihm umwende, ſehe ich ihn, ganz ſeitab, in einer Staubwolke, auf einem Wege einherziehen, den ich nie betreten habe.

„Herr Leſſing, lautet ſein neueſter Zuruf dieſer Art, (*) „wird mir erlauben, der Behauptung, daß die alten Artiſten „den Tod nicht als ein Skelet vorgeſtellt hätten, (ſ. Laokoon „S. 122. [ſ. Band VI, S. 446]) eben den Werth beyzulegen, den „ſeine zween andern Sätze, daß die Alten nie eine Furie, und „nie ſchwebende Figuren ohne Flügel gebildet, haben. Er kann „ſich ſogar nicht bereden, daß das liegende Skelet von Bronze, „welches mit dem einem Arme auf einem Aſchenkruge ruhet, in „der Herzoglichen Gallerie zu Florenz, eine wirkliche Antike „ſey. Vielleicht überredet er ſich eher, wenn er die geſchnittenen „Steine anſieht, auf welchen ein völliges Gerippe abgebildet iſt. „(ſ. Buonarotti Oſſ. ſopr. alc. Vetri t. xxxviii. 3. und Lipperts „Daktyliothek, zweytes Tauſend, n. 998.) Im Muſeo Florentino ſieht man dieſes Skelet, welchem ein ſitzender Alter etwas vorbläſt, gleichfalls auf einem Steine. (ſ. Les Satires

---

(*) In der Vorrede zum zweyten Theile der Abhandlungen des Grafen Caylus.

„de Perſe par Sinner S. 30.) Doch geſchnittene Steine, wird Herr Leſſing ſagen, gehören zur Bilderſprache. Nun ſo verweiſe ich ihn auf das metallene Skelet in dem Kircherſchen Muſeo. (ſ. Ficoroni Gemmas antiq. rarior. t. VIII.) Iſt er auch hiemit noch nicht zufrieden, ſo will ich ihn zum Ueberfluſſe erinnern, daß bereits Herr Winkelmann in ſeinem Verſuch der Allegorie S. 81. zweer alten Urnen von Marmor in Rom Meldung gethan, auf welchen Todtengerippe ſtehen. Wenn Hr. Leſſingen meine vielen Beyſpiele nicht verdrüßlich machen, ſo ſetze ich noch Sponii Miſcell. Antiq. Erud. Sect. I. Art. III. hinzu: beſonders n. 5. Und da ich mir einmal die Freyheit genommen, wider ihn einiges zu erinnern, ſo muß ich ihn auf die prächtige Sammlung der gemahlten Gefäße des Hrn. Hamilton verweiſen, um noch eine Furie auf einem Gefäße zu erblicken. (Collection of Etruſcan, Grecian and Roman Antiquities from the Cabinet of the Hon. Wm. Hamilton n. 6.)“

Es iſt, bey Gott, wohl eine große Freyheit, mir zu widerſprechen! Und wer mir widerſpricht, hat ſich wohl ſehr zu bekümmern, ob ich verdrüßlich werde, oder nicht!

Allerdings zwar ſollte ein Widerſpruch, als womit mich Hr. Klotz verfolgt, in die Länge auch den gelaſſenſten, kälteſten Mann verdrüßlich machen. Wenn ich ſage, „es iſt noch nicht Nacht: ſo ſagt Herr Klotz, „aber Mittag iſt doch ſchon längſt vorbey. Wenn ich ſage, „ſieben und ſieben macht nicht funfzehn: ſo ſagt er, „aber ſieben und achte macht doch funfzehn. Und das heißt er, mir widerſprechen, mich widerlegen, mir unverzeibliche Irrthümer zeigen!

Ich bitte ihn, einen Augenblick ſeinen Verſtand etwas mehr, als ſein Gedächtniß zu Rathe zu ziehen.

Ich habe behauptet, daß die alten Artiſten den Tod nicht als ein Skelet vorgeſtellt: und ich behaupte es noch. Aber ſagen, daß die alten Artiſten den Tod nicht als ein Skelet vorgeſtellt: heißt denn dieſes von ihnen ſagen, daß ſie überhaupt kein Skelet vorgeſtellet? Iſt denn unter dieſen beiden Sätzen ſo ganz und gar kein Unterſchied, daß wer den einen erweiſet, auch nothwendig den andern erwieſen hat? daß wer den einen leugnet, auch nothwendig den andern leugnen muß?

Hier iſt ein geſchnittener Stein, und da eine marmorne Urne, und dort ein metallenes Bildchen: alle ſind ungezweifelt antik, und alle ſtellen ein Skelet vor. Wohl! Wer weis das nicht? Wer kann das nicht wiſſen, dem geſunde Finger und Augen nicht abgehen, ſobald er es wiſſen will? Sollte man in den antiquariſchen Werken nicht etwas mehr, als gebildert haben?

Dieſe antike Kunſtwerke ſtellen Skelete vor: aber ſtellen denn dieſe Skelete den Tod vor? Muß denn ein Skelet ſchlechterdings den Tod, das perſoniſirte Abſtraktum des Todes, die Gottheit des Todes, vorſtellen? Warum ſollte ein Skelet nicht auch blos ein Skelet vorſtellen können? Warum nicht auch etwas anders?

Unterſuchung.

Der Scharfſinn des Herrn Kloß geht weit! — Mehr brauchte ich ihm nicht zu antworten: aber doch will ich mehr thun, als ich brauchte. Da noch andere Gelehrte an den verkehrten Einbildungen des Hrn. Kloß, mehr oder weniger, Theil nehmen: ſo will ich für dieſe hier zweyerley beweiſen.

Vors erſte: daß die alten Artiſten den Tod, die Gottheit des Todes, wirklich unter einem ganz andern Bilde vorſtellten, als unter dem Bilde des Skelets.

Vors zweyte: daß die alten Artiſten, wenn ſie ein Skelet vorſtellten, unter dieſem Skelete etwas ganz anders meineten, als den Tod, als die Gottheit des Todes.

I. Die alten Artiſten ſtellten den Tod nicht als ein Skelet vor: denn ſie ſtellten ihn, nach der Homeriſchen Idee, (*) als den Zwillingsbruder des Schlafes vor, und ſtellten beide, den Tod und den Schlaf, mit der Aehnlichkeit unter ſich vor, die wir an Zwillingen ſo natürlich erwarten. Auf einer Kiſte von Cedernholz, in dem Tempel der Juno zu Elis, ruhten ſie beide als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere ſchwarz; jener ſchlief, dieſer ſchien zu ſchlafen; beide mit über einander geſchlagenen Füßen. (**)

Hier nehme ich einen Satz zu Hülfe, von welchem ſich nur

(*) Il. π v. 681. 82.

(**) Pauſanias Eliac. cap. XVIII. p. 422. Edit. Kuh. Laokoon S. 121. [Band VI. S. 415] wenige Ausnahmen finden dürften. Dieſen nehmlich, daß die Alten die ſinnliche Vorſtellung, welche ein idealiſches Weſen einmal erhalten hatte, getreulich beybehielten. Denn ob dergleichen Vorſtellungen ſchon willkührlich ſind, und ein jeder gleiches Recht hätte, ſie ſo oder anders anzunehmen: ſo hielten es dennoch die Alten für gut und nothwendig, daß ſich der Spätere dieſes Rechtes begebe, und dem erſten Erfinder folge. Die Urſache iſt klar: ohne dieſe allgemeine Einförmigkeit, iſt keine allgemeine Erkenntlichkeit möglich.

Folglich auch, jene Aehnlichkeit des Todes mit dem Schlafe von den griechiſchen Artiſten einmal angenommen, wird ſie von ihnen, allem Vermuthen nach, auch immer ſeyn beobachtet worden. Sie zeigte ſich ohnſtreitig an den Bildſeulen, welche beide dieſe Weſen zu Lacedämon hatten: denn ſie erinnerten den Pauſanias (*) an die Verbrüderung, welche Homer unter ihnen eingeführet.

Welche Aehnlichkeit mit dem Schlafe aber läßt ſich im geringſten denken, wenn der Tod als ein bloßes Gerippe ihm zur Seite ſtand?

„Vielleicht, ſchrieb Winkelmann, (**) war der Tod bey den „Einwohnern von Gades, dem heutigen Cadix, welche unter „allen Völkern die einzigen waren, die den Tod verehrten, alſo „geſtaltet." — Als Gerippe nehmlich.

Doch Winkelmann hatte zu dieſem Vielleicht nicht den geringſten Grund. Philoſtrat (***) ſagt blos von den Gaditanern, „daß ſie die einzigen Menſchen wären, welche dem Tode Päane ſängen." Er erwähnt nicht einmal einer Bildſeule, geſchweige daß er im geringſten vermuthen laſſe, dieſe Bildſeule habe ein Gerippe vorgeſtellt. Endlich, was würde uns auch hier die Vorſtellung der Gaditaner angehen? Es iſt von den ſymboliſchen Bildern der Griechen, nicht der Barbaren die Rede.

Ich erinnere beyläufig, daß ich die angezogenen Worte des Philoſtrats, τον θανατον μονοι ἀνθρωπων παιανιζονται, nicht mit Winkelmannen überſetzen möchte, „die Gaditaner wä-

---

(*) Laconic. cap. XIIX. p. 253.

(**) Allego. S. 3.

(***) Vita Apollo. lib. V. c. 4.

des Menſchen, von der niedrigſten bis zur größten;(*) ja, ich möchte ſagen, jedes unbelebte Ding, an deſſen Erhaltung gelegen war, hatte ſeinen Genius. — Wann dieſes, unter andern auch dem Herrn Kloß, nicht eine ganz unbekannte Sache geweſen wäre: ſo würde er uns ſicherlich mit dem größten Theile ſeiner zuckerſüßen Geſchichte des Amors aus geſchnittenen Steinen,(**) verſchonet haben. Mit den aufmerkſamſten Fingern forſchte dieſer große Gelehrte dieſem niedlichen Gotte durch alle Kupferbücher nach; und wo ihm nur ein kleiner nackter Bube vorkam, da ſchrie er Amor! Amor! und trug ihn geſchwind in ſeine Rolle ein. Ich wünſche dem viel Geduld, der die Muſterung über dieſe Klotziſche Amors unternehmen will. Alle Augenblicke wird er einen aus dem Gliede ſtoßen müſſen. — Doch davon an einem andern Orte!

Genug, wenn nicht jeder geflügelte Knabe oder Jüngling nothwendig ein Amor ſeyn muß: ſo braucht es dieſer auf dem Monumente des Bellori am wenigſten zu ſeyn.

Und kann es ſchlechterdings nicht ſeyn! Denn keine allegoriſche Figur muß mit ſich ſelbſt im Widerſpruche ſtehen. In dieſem aber würde ein Amor ſtehen, deſſen Werk es wäre, die Affekten in der Bruſt des Menſchen zu verlöſchen. Ein ſolcher Amor, iſt eben darum kein Amor.

Vielmehr ſpricht alles, was um und an dieſem geflügelten Jünglinge iſt, für das Bild des Todes.

Denn wenn es auch nur von dem Schlafe erwieſen wäre, daß ihn die Alten als einen jungen Genius mit Flügeln vorgeſtellt: ſo würde auch ſchon das uns hinlänglich berechtigen, von ſeinem Zwillingsbruder, dem Tode, ein Gleiches zu vermuthen. Somni idolum ſenile fingitur, ſchrieb Barth auf gut Glück nur ſo hin,(***) um ſeine Interpunction in einer Stelle des Statius zu rechtfertigen.

Crimine quo merui, juvenis placidiſſime divûm,
Quove errore miſer, donis ut ſolus egerem
Somne tuis? —

(*) Idem ibid. p. 188.

(**) Ueber den Nutzen und Gebr. der alt. geſch. St. von S. 194 bis 224.

(***) Ad Statium, Silv. V. 4.

flehte der Dichter zu dem Schlafe; und Barth wollte, daß der Dichter das juvenis von ſich ſelbſt, nicht von dem Schlafe geſagt habe:

> Crimine quo merui juvenis, placidiſſime divum &c.

Es ſey, weil es zur Noth ſeyn könnte: aber der Grund iſt doch ganz nichtig. Der Schlaf war bey allen Dichtern eine jugendliche Gottheit; er liebte eine von den Grazien, und Juno, für einen wichtigen Dienſt, gab ihm dieſe Grazie zur Ehe. Gleichwohl ſollten ihn die Künſtler als einen Greis gebildet haben? Das wäre von ihnen nicht zu glauben, wenn auch in keinem Denkmahle das Gegentheil mehr ſichtbar wäre.

Doch nicht der Schlaf blos, wie wir geſehen, auch noch ein zweyter Schlaf, der nichts anders als der Tod ſeyn kann, iſt ſowohl auf den unbekanntern Monumenten des Winkelmann, als auf den bekanntern des Boiſſard, gleich einem jungen Genius, mit umgeſtürzter Fackel zu ſehen. Iſt der Tod dort ein junger Genius: warum könnte ein junger Genius hier, nicht der Tod ſeyn? Und muß er es nicht ſeyn, da auſſer der umgeſtürzten Fackel, auch alle übrige ſeiner Attributen die ſchönſten, redenſten Attribute des Todes ſind?

Was kann das Ende des Lebens deutlicher bezeichnen, als eine verloſchene, umgeſtürzte Fackel? Wann dort der Schlaf, dieſe kurze Unterbrechung des Lebens, ſich auf eine ſolche Fackel ſtützet: mit wie viel größerm Rechte darf es der Tod?

Auch die Flügel kommen noch mit größerm Rechte ihm, als dem Schlafe, zu. Denn ſeine Ueberraſchung iſt noch plötzlicher, ſein Uebergang noch ſchneller.

> — — — Seu me tranquilla Senectus
> Expectat, ſeu Mors atris circumvolat alis:

ſagt Horaz. (*)

Und der Kranz in ſeiner Linken? Es iſt der Todtenkranz. Alle Leichen wurden bey Griechen und Römern bekränzt; mit Kränzen ward die Leiche von den hinterlaſſenen Freunden beworfen; bekränzt wurden Scheiterhaufe und Urne und Grabmahl. (**)

Endlich, der Schmetterling über dieſem Kranze? Wer weis nicht, daß der Schmetterling das Bild der Seele, und beſonders der von dem Leibe geſchiedenen Seele, vorſtellet?

(*) Lib. II. Sat. 1. v. 57. 58.

(**) Car. Paſchalii Coronarum lib. IV. c. 5.

ren unter allen Völkern die einzigen geweſen, welche den Tod verehret.“ Verehret ſagt von den Gaditanern zu wenig, und verneinet von den übrigen Völkern zu viel. Selbſt bey den Griechen war der Tod nicht ganz ohne Verehrung. Das Beſondere der Gaditaner war nur dieſes, daß ſie die Gottheit des Todes für erbittlich hielten; daß ſie glaubten, durch Opfer und Päane ſeine Strenge mildern, ſeinen Schluß verzögern zu können. Denn Päane heiſſen im beſonderern Verſtande Lieder, die einer Gottheit zur Abwendung irgend eines Uebels geſungen werden. Philoſtrat ſcheinet auf die Stelle des Aeſchylus anzuſpielen, wo von dem Tode geſagt wird, daß er der einzige unter den Göttern ſey, der keine Geſchenke anſehe, der daher keine Altäre habe, dem keine Päane geſungen würden:

Οὐδ' ἐςι βωμος, οὐδε παιωνιζεται —

Winkelmann ſelbſt merket, in ſeinem Verſuche über die Allegorie, bey dem Schlafe an,(*) daß auf einem Grabſteine in dem Pallaſte Albani, der Schlaf als ein junger Genius, auf eine umgekehrte Fackel ſich ſtützend, nebſt ſeinem Bruder, dem Tode, vorgeſtellet wären, „und eben ſo abgebildet fänden ſich „dieſe zwey Genii auch an einer Begräbnißurne in dem Collegio Clementino zu Rom.“ Ich wünſchte, er hätte ſich dieſer Vorſtellung bey dem Tode ſelbſt wiederum erinnert. Denn ſo würden wir die einzig genuine und allgemeine Vorſtellung des Todes da nicht vermiſſen, wo er uns nur mit verſchiedenen Allegoricen verſchiedener Arten des Sterbens abfindet.

Auch dürfte man wünſchen, Winkelmann hätte uns die beiden Denkmähler etwas näher beſchrieben. Er ſagt nur ſehr wenig davon, und das Wenige iſt ſo beſtimmt nicht, als es ſeyn könnte. Der Schlaf ſtützet ſich da auf eine umgekehrte Fackel: aber auch der Tod? und vollkommen eben ſo? Iſt gar kein Abzeichen zwiſchen beiden Geniis? und welches iſt es? Ich wüßte nicht, daß dieſe Denkmähler ſonſt bekannt gemacht wären, wo man ſich Raths erhohlen könnte.

Jedoch ſie ſind, zum Glücke, nicht die einzigen ihrer Art. Winkelmann bemerkte auf ihnen nichts, was ſich nicht auch auf mehrern, und längſt vor ihm bekannten, bemerken ließe.

(*) S. 76.

Er ſahe einen jungen Genius mit umgeſtürzter Fackel, und der ausdrücklichen Ueberſchrift Somno: aber auf einem Grabſteine beym Boiſſard (*) erblicken wir die nehmliche Figur, und die Ueberſchrift Somno Orefilia Filia läßt uns wegen der Deutung derſelben eben ſo wenig ungewiß ſeyn. Ohne Ueberſchrift kömmt ſie eben daſelbſt noch oft vor: ja auf mehr als einem Grabſteine und Sarge kömmt ſie doppelt vor. (**) Was kann aber in dieſer vollkommen ähnlichen Verdoppelung, wenn das eine Bild der Schlaf iſt, das andere wohl ſchicklicher ſeyn, als der Zwillingsbruder des Schlafes, der Tod?

Es iſt zu verwundern, wie Alterthumsforſcher dieſes nicht wiſſen, oder wenn ſie es wußten, in ihren Auslegungen anzuwenden vergeſſen konnten. Ich will hiervon nur einige Beyſpiele geben.

Vor allen fällt mir der marmorne Sarg bey, welchen Bellori in ſeinen Admirandis bekannt gemacht, (***) und von dem letzten Schickſale des Menſchen erkläret hat. Hier zeiget ſich unter andern ein geflügelter Jüngling, der in einer tiefſinnigen Stellung, den linken Fuß über den rechten geſchlagen, neben einem Leichname ſtehet, mit ſeiner Rechten und dem Haupte auf einer umgekehrten Fackel ruhet, die auf die Bruſt des Leichnames geſtützet iſt, und in der Linken, die um die Fackel herabgreift, einen Kranz mit einem Schmetterlinge hält. (†) Dieſe Figur, ſagt Bellori, ſey Amor, welcher die Fackel, das iſt, die Affekten, auf der Bruſt des verſtorbenen Menſchen auslöſche. Und ich ſage, dieſe Figur iſt der Tod!

Nicht jeder geflügelte Knabe, oder Jüngling, muß ein Amor ſeyn. Amor, und das Heer ſeiner Brüder, hatten dieſe Bildung mit mehrern geiſtigen Weſen gemein. Wie manche aus dem Geſchlecht der Genii, wurden als Knaben vorgeſtellet! (††) Und was hatte nicht ſeinen Genius? Jeder Ort; jeder Menſch; jede geſellſchaftliche Verbindung des Menſchen; jede Beſchäftigung

---

(*) Topograph. Parte III. p. 48.

(**) Parte V. p. 22. 23.

(***) Tab. LXXIX.

(†) Man ſehe das Titelkupfer.

(††) Barthius ad Rutilii lib. I. v. 327. p. 121.

διεστραμμενους anſtößig, und meinte, daß es beſſer ſeyn würde, διεστραμμενον dafür zu leſen, weil ἐοικοτα vorher gehe, und beides ſich auf παιδα beziehe.(*) Doch dieſe Veränderung würde nicht allein ſehr überflüßig, ſondern auch ganz falſch ſeyn. Ueberflüßig: denn warum ſoll ſich nun eben das διαστρεφεσθαι auf παιδα beziehen, da es ſich eben ſowohl auf ἀμφοτερους oder ποδας beziehen kann? Falſch: denn ſonach würde ἀμφοτερους nur zu ποδας gehören können, und man würde überſetzen müſſen, **krumm an beiden Füßen**; da es doch auf das doppelte παιδα gehet, und man überſetzen muß, **beide mit krummen Füßen**. Wenn anders διεστραμμενος hier krumm heißt, und überhaupt krumm heiſſen kann!

Zwar muß ich geſtehen, daß ich damals, als ich den Ort im Laokoon ſchrieb, ſchlechterdings keine Auslegung kannte, warum der Schlaf und der Tod mit krummen Füßen ſollten ſeyn gebildet worden. Ich habe erſt nachher beym Rondel (**) gefunden, daß die Alten durch die krummen Füße des Schlafes, die Ungewißheit und Betrieglichkeit der Träume andeuten wollen. Aber worauf gründet ſich dieſes Vorgeben? und was wäre es auch damit? Was es erklären ſollte, würde es höchſtens nur zur Hälfte erklären. Der Tod iſt doch wohl ohne Träume: und dennoch hatte der Tod eben ſo krumme Füße. Denn, wie geſagt, das ἀμφοτερους muß ſchlechterdings auf das doppelte vorhergehende παιδα ſich beziehen: ſonſt würde ἀμφοτερους, zu τους ποδας genommen, ein ſehr ſchaler Pleonasmus ſeyn. Wenn ein Menſch krumme Füße hat, ſo verſteht es ſich ja wohl, daß ſie beide krumm ſind.

Oder ſollte wohl jemand auch nur deswegen ſich die Lesart des Sylburg (διεστραμμενον für διεστραμμενους) gefallen laſſen, um die krummen Füße blos und allein dem Schlafe beylegen zu können? Nun ſo zeige mir dieſer Eigenſinnige doch irgend einen antiken Schlaf mit dergleichen Füßen. Es ſind ſowohl ganz runde als halb erhabene Werke genug übrig, in welchen die Alterthumskundigen einmüthig den Schlaf erkennen.

(*) Rectius διεστραμμενον, ut antea ἐοικοτα, reſpiciunt enim Accuſativum παιδα.

(**) Expoſ. Signi veteris Tolliani p. 291. Fortuitorum Jacobi Tollii.

Wo iſt ein einziger, an welchem ſich krumme Füße auch nur argwohnen ließen?

Was folgt aber hieraus? — Sind die krummen Füße des Todes und des Schlafes ohne alle befriedigende Bedeutung; ſind die krummen Füße des letztern in keiner antiken Vorſtellung deſſelben ſichtbar: ſo meine ich, folgt wohl nichts natürlicher, als die Vermuthung, daß es mit dieſen krummen Füßen überhaupt eine Grille ſeyn dürfte. Sie gründen ſich auf eine einzige Stelle des Pauſanias, auf ein einziges Wort in dieſer Stelle: und dieſes Wort iſt noch dazu eines ganz andern Sinnes fähig!

Denn διεστραμμενος, von διαστρεφειν, heißt nicht ſowohl krumm, verbogen, als nur überhaupt verwandt, aus ſeiner Richtung gebracht; nicht ſowohl tortuoſus, diſtortus, als obliquus, tranſverſus: und ποδες διεστραμμενοι ſind alſo nicht nur eben ſowohl durch queer, überzwerch liegende Füße, als durch krumme Füße zu überſetzen; ſondern durch jenes ſogar noch beſſer und eigentlicher zu überſetzen, als durch dieſes.

Doch daß διεστραμμενος bloß ſo überſetzt werden könnte, würde noch wenig entſcheiden. Der eigentlichere Sinn iſt nicht immer der wahre. Von größerm, den völligen Ausſchlag gebendem Gewicht iſt alſo dieſes: daß die ποδες διεστραμμενοι, ſo überſetzt wie ich ſage, durch über einander geſchlagen überſetzt, nicht allein, ſowohl bey dem Tode als bey dem Schlafe, die ſchönſte angemeſſenſte Bedeutung haben, ſondern auch häufig auf alten Denkmählern zu erblicken ſind.

Ueber einander geſchlagene Füße ſind die natürliche Lage, die der Menſch in einem ruhigen geſunden Schlafe nimmt. Dieſe Lage haben die alten Künſtler auch einſtimmig jeder Perſon gegeben, die ſie in einem ſolchen Schlafe zeigen wollen. So ſchläft die vermeinte Cleopatra im Belvedere; ſo ſchläft die Nymphe auf einem alten Monumente beym Boiſſard; ſo ſchläft, oder will eben entſchlafen, der Hermaphrodit des Dioskurides. Es würde ſehr überflüßig ſeyn, dergleichen Exempel zu häufen. Ich wüßte mich itzt nur einer einzigen alten Figur zu erinnern, welche in einer andern Lage ſchliefe. — (Dem Herrn Klotz unverwehrt, geſchwind ſeine Kupferbücher durchzublättern, und

Hierzu kömmt der ganze Stand der Figur, neben einem Leichnam, und geſtützt auf dieſen Leichnam. Welche Gottheit, welches höhere Weſen könnte und dürfte dieſen Stand haben: wenn es nicht der Tod ſelbſt wäre? Ein todter Körper verunreinigte, nach den Begriffen der Alten, alles, was ihm nahe war: und nicht allein die Menſchen, welche ihn berührten oder nur ſahen; ſondern auch die Götter ſelbſt. Der Anblick eines Todten war ſchlechterdings keinem von ihnen vergönnt.

——— ——— Εμοι γαρ ου ϑεμις φϑιτους ὁραν·

ſagt Diana, bey dem Euripides,(*) zu dem ſterbenden Hippolyt. Ja, um dieſen Anblick zu vermeiden, mußten ſie ſich ſchon entfernen, ſobald der Sterbende die letzten Athemzüge that. Denn Diana fährt dort fort:

Ουδ' ὀμμα χραινειν ϑανασιμοισιν εκπνοαις·
Ὁρω δε σ' ἠδη τουδε πλησιον κακου

und hiemit ſcheidet ſie von ihrem Lieblinge. Aus eben dieſem Grunde ſagt auch Apoll, bey eben dem Dichter,(**) daß er die geliebte Wohnung des Admetus nun verlaſſen müßte, weil Alceſte ſich ihrem Ende nahe:

Ἐγω δε, μη μιασμα μ' εν δομοις κιχῃ,
Λειπω μελαϑρων τηνδε φιλτατην ϛεγην.

Ich halte dieſen Umſtand, daß die Götter ſich durch den Anblick eines Todten nicht verunreinigen durften, hier für ſehr erheblich. Er iſt ein zweyter Grund, warum es Amor nicht ſeyn kann, der bey dem Leichname ſteht: und zugleich ein Grund wider alle andere Götter; den einzigen Gott ausgenommen, welcher ſich unmöglich durch Erblickung eines Todten verunreinigen konnte, den Tod ſelbſt.

Oder meinet man, daß vielleicht doch noch Eine Gottheit hiervon auszunehmen ſeyn dürfte? Nehmlich der eigentliche Genius, der eigentliche Schutzgeiſt des Menſchen. Wäre es denn, könnte man ſagen, ſo etwas ungereimtes, daß der Genius des Menſchen trauernd bey dem Körper ſtünde, durch deſſen Erſtarrung er ſich auf ewig von ihm trennen müſſen? Doch wenn das ſchon nicht ungereimt wäre, ſo wäre es doch völlig wider

---

(*) Hippol. v. 1437.
(**) Alc. v. 22. 23.

die Denkungsart der Alten; nach welcher auch der eigentliche Schutzgeiſt des Menſchen den völligen Tod deſſelben nicht abwartete, ſondern ſich von ihm noch eher trennte, als in ihm die gänzliche Trennung zwiſchen Seele und Leib geſchahe. Hiervon zeugen ſehr deutliche Stellen;(*) und folglich kann auch dieſer Genius der eigentliche Genius des eben verſchiednen Menſchen nicht ſeyn, auf deſſen Bruſt er ſich mit der Fackel ſtützet.

Noch darf ich eine Beſonderheit in dem Stande deſſelben, nicht mit Stillſchweigen übergehen. Ich glaube in ihr die Beſtätigung einer Muthmaßung zu erblicken, die ich an eben derſelben Stelle des Laokoon berührte.(**) Sie hat Widerſpruch gefunden, dieſe Muthmaßung: es mag ſich nun zeigen, ob ſie ihn zu behalten verdienet.

Wenn nehmlich Pauſanias die gleich Anfangs erwähnte Vorſtellung, auf der Kiſte in dem Tempel der Juno zu Elis, beſchreibet, wo unter andern eine Frau erſcheine, die in ihrer Rechten einen ſchlafenden weiſſen Knaben halte, in ihrer Linken aber einen ſchwarzen Knaben, καθευδοντι ἐοικοτα, welches eben ſowohl heiſſen kann, der jenem ſchlafenden Knaben ähnlich ſey, als, der zu ſchlafen ſcheine: ſo ſetzt er hinzu, ἀμφοτερους διεστραμμενους τους ποδας. Dieſe Worte giebt der lateiniſche Ueberſetzer durch, distortis utrinque pedibus; und der Franzöſiſche durch, les pieds contrefaits. Ich fragte: was ſollen hier die krummen Füße? wie kommen der Schlaf und der Tod zu dieſen ungeſtaltenen Gliedern? was können ſie andeuten ſollen? Und in der Verlegenheit, mir hierauf zu antworten, ſchlug ich vor, διεστραμμενους τους ποδας nicht durch krumme, ſondern durch über einander geſchlagene Füße zu überſetzen: weil dieſes die gewöhnliche Lage der Schlafenden ſey, und der Schlaf auf alten Monumenten nicht anders liege.

Erſt wird es, wegen einer Verbeſſerung, die Sylburg in eben den Worten machen zu müſſen glaubte, nöthig ſeyn, die ganze Stelle in ihrem Zuſammenhange anzuführen: Πεποιηται δε γυνη παιδα λευκον καθευδοντα ἀνεχουσα τη δεξια χειρι, τη δε ἑτερα μελανα ἐχει παιδα καθευδοντι ἐοικοτα, ἀμφοτερους διεστραμμενους τους ποδας. Sylburg fand das

---

(*) Wonna Exercit. III. de Geniis, cap. 2. §. 7.

(**) S. 121. [Band VI, S. 416.]

mir mehrere zu zeigen!) — Aber dieſe einzige Figur iſt auch ein trunkener Faun, dem der gährende Wein keinen ruhigen Schlaf vergönnen darf. (*) Bis auf die ſchlafenden Thiere, beobachteten die alten Künſtler die angegebene Lage. Die zwey antiken Löwen, von gelblichem Marmor, unter den Königlichen Alterthümern zu Berlin, ſchlafen mit über einander geſchlagenen Vorderfüßen, auf welchen der Kopf ruhet. Kein Wunder folglich, daß man auch den Schlaf ſelbſt, in dieſer den Schlafenden ſo gewöhnlichen Lage, von ihnen vorgeſtellt ſieht. Ich verwies auf den Schlaf beym Maffei, (**) und ich hätte eben ſowohl auf den ähnlichen Marmor des Tollius verweiſen können. Zwey kleinerer, ehedem bey dem Connetable Colonna, von jenen wenig oder nichts unterſchieden, erwähnt ebenfals Maffei.

Ja auch an wachenden Figuren, iſt die Lage der über einander geſchlagenen Füße, das Zeichen der Ruhe. Nicht wenige von den ganz oder halb liegenden Flußgöttern, ruhen ſo auf ihren Urnen: und ſogar an ſtehenden Perſonen iſt ein Fuß über den andern geſchlagen, der eigentliche Stand des Verweilens und der Erholung. Daher erſcheinen die Mercure und Faune ſo manchmal in dieſem Stande; beſonders, wenn wir ſie in ihre Flöte, oder ſonſt ein erquickendes Spiel, vertieft finden.

Nun wäge man alle dieſe Wahrſcheinlichkeiten gegen die blank und bloßen Widerſprüche ab, mit welchen man meine Auslegung abfertigen wollen. Der gründlichſte iſt noch der, der ſich von einem Gelehrten herſchreibt, dem ich wichtigere Erinnerungen zu danken habe. „Die Leſſingiſche Erklärung des διεστραμμενους τους ποδας, ſagt der Verfaſſer der critiſchen Wälder, (***) „ſcheint dem Sprachgebrauche zu widerſprechen; und wenn es aufs Muthmaßen ankäme, könnte ich „eben ſo ſagen: ſie ſchliefen mit über einander geſchlagenen „Füßen, d. i. des einen Fuß ſtreckte ſich über den andern hin,

---

(*) Beym Maffei, (T. XCIV.) wo man ſich über den Geſchmack dieſes Auslegers ärgern muß, der eine ſo unanſtändige Figur mit aller Gewalt zu einem Bacchus machen will.

(**) Tab. CLI.

(***) Erſtes Wäldchen S. 83.

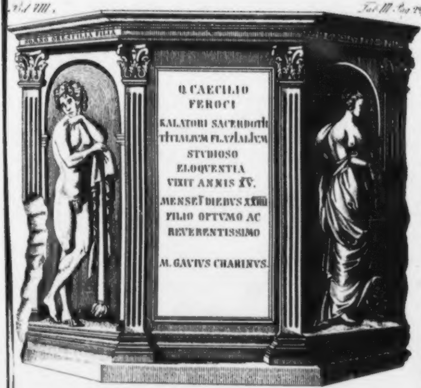
„um die Verwandtſchaft des Schlafes und Todes anzuzei„gen u. ſ. w.

Wider den Sprachgebrauch? wie das? Heißt διεστραμμενος etwas anders, als verwandt? und muß denn alles, was verwandt iſt, nothwendig krumm ſeyn? Wie könnte man denn einen mit übergeſchlagenen Füßen auf Griechiſch richtiger und beſſer nennen, als διεστραμμενον (κατα) τους ποδας? oder διεστραμμενους τους ποδας, mit unter verſtandenem ἐχοντα? Ich wüßte im geringſten nicht, was hier wider die natürliche Bedeutung der Worte, oder gegen die genuine Conſtruction der Sprache wäre. Wenn Pauſanias hätte krumm ſagen wollen, warum ſollte er nicht das ſo gewöhnliche σκολιος gebraucht haben?

Muthmaßen hiernächſt läßt ſich freylich vielerley. Aber verdient wohl eine Muthmaßung, die nichts als die bloße Möglichkeit vor ſich hat, einer entgegen geſetzet zu werden, der ſo wenig zu einer ausgemachten Wahrheit fehlet? Ja, auch kaum die Möglichkeit kann ich jener mir entgegen geſetzten Muthmaßung einräumen. Denn der eine Knabe ruhete in dem einen, und der andere in dem andern Arme der Nacht: folglich wäre die Verſchränkung der Füße des einen mit den Füßen des andern, kaum zu begreifen. Endlich die Möglichkeit dieſer Verſchränkung auch zugegeben: würde ſodann das διεστραμμενους, welches ſie ausdrücken ſollte, nicht ebenfalls etwas ganz anders heiſſen, als krumm? Würde dieſe Bedeutung nicht ebenfalls wider den Sprachgebrauch ſeyn? Würde die Muthmaßung meines Gegners alſo nicht eben der Schwierigkeit ausgeſetzt ſeyn, der er meine ausgeſetzt zu ſeyn meinet, ohne daß ſie eine einzige der Empfehlungen hätte, die er dieſer nicht abſprechen kann?

Nun zurück zu dem Bilde beym Bellori. Wenn aus dem, was ich bisher beygebracht, erwieſen iſt, daß die alten Artiſten den Schlaf mit über einander geſchlagenen Füßen gebildet; wenn es erwieſen iſt, daß ſie dem Tod eine genaue Aehnlichkeit mit dem Schlafe gegeben: ſo werden ſie, allem Vermuthen nach, auch den Tod mit über einander geſchlagenen Füßen vorzuſtellen, nicht unterlaſſen haben. Und wie, wenn eben dieſes Bild beym Bellori ein Beweis davon wäre? Denn wirklich ſtehet es, den

Univ. Bibl.
München


Q. CAECILIO
FEROCI
KALATORI SACERDOTII
TITIALIVM FLAVIALIVM
STVDIOSO
ELOQVENTIA
VIXIT ANNIS XV.
MENSE I DIEBVS XXIII
FILIO OPTVMO AC
REVERENTISSIMO
M. GAVIVS CHARINVS.

einen Fuß über den andern geſchlagen; und dieſe Beſonderheit des Standes, glaube ich, kann eben ſowohl dienen, die Bedeutung der ganzen Figur zu beſtätigen, als die anderweits erwieſene Bedeutung derſelben das Charakteriſtiſche dieſes beſondern Standes feſtzuſetzen hinlänglich ſeyn dürfte.

Doch es verſteht ſich, daß ich ſo geſchwind und dreiſt nicht ſchließen würde, wenn dieſes das einzige alte Monument wäre, auf welchem ſich die über einander geſchlagenen Füße an dem Bilde des Todes zeigten. Denn nichts würde natürlicher ſeyn, als mir einzuwenden: „wenn die alten Künſtler den Schlaf mit über einander geſchlagenen Füßen gebildet haben, ſo haben ſie ihn doch nur als liegend, und wirklich ſelbſt ſchlafend ſo gebildet; von dieſer Lage des Schlafes im Schlafe, iſt alſo auf ſeinen ſtehenden Stand, oder gar auf den ſtehenden Stand des ihm ähnlichen Todes, wenig oder nichts zu ſchlieſſen, und es kann ein bloßer Zufall ſeyn, daß hier einmal der Tod ſo ſtehet, als man ſonſt den Schlaf ſchlafen ſieht.“

Nur mehrere Monumente, welche eben das zeigen, was ich an der Figur beym Bellori zu ſehen glaube, können dieſer Einwendung vorbauen. Ich eile alſo, deren ſo viele anzuführen, als zur Induction hinreichend ſind, und glaube, daß man es für keine bloße überflüßige Auszierung halten wird, einige der vorzüglichſten in Abbildung beygefügt zu finden.

Zuerſt alſo (*) erſcheinet der ſchon angeführte Grabſtein beym Boiſſard. Weil die ausdrücklichen Ueberſchriften deſſelben nicht verſtatten, uns in der Deutung ſeiner Figuren zu irren: ſo kann er gleichſam der Schlüſſel zu allen übrigen Denkmählern heiſſen. Wie aber zeiget ſich hier die Figur, welche mit Somno Oreſtilia Filia überſchrieben iſt? Als ein nackter Jüngling, einen traurigen Blick ſeitwärts zur Erde heftend, mit dem einen Arme auf eine umgekehrte Fackel ſich ſtützend, und den einen Fuß über den andern geſchlagen. — Ich darf nicht unerinnert laſſen, daß von eben dieſem Denkmahle ſich auch eine Zeichnung unter den Papieren des Pighius, in der Königl. Bibliothek zu Berlin befindet, aus welcher Spanheim die ein-

---

(*) S. die beygefügten Kupfer, Num. 1.

zelne Figur des Schlafes ſeinem Commentar über den Kallimachus einverleibet hat. (*) Daß es ſchlechterdings die nehmliche Figur des nehmlichen Denkmahls beym Boiſſard ſeyn ſoll, iſt aus der nehmlichen Ueberſchrift unſtreitig. Aber um ſo viel mehr wird man ſich wundern, an beiden ſo merkliche Verſchiedenheiten zu erblicken. Die ſchlanke, ausgebildete Geſtalt beym Boiſſard, iſt beym Pighius ein fetter ſtämmiger Knabe; dieſer hat Flügel, und jene hat keine; geringerer Abweichungen, als in der Wendung des Hauptes, in der Richtung der Arme, zu geſchweigen. Wie dieſe Abweichungen von Spanheimen nicht bemerkt werden können, iſt begreiflich; Spanheim kannte das Denkmahl nur aus den Innſchriften des Gruter, wo er die bloßen Worte ohne alle Zeichnung fand; er wußte nicht, oder erinnerte ſich nicht, daß die Zeichnung bereits beym Boiſſard vorkomme, und glaubte alſo etwas ganz unbekanntes zu liefern, wenn er ſie uns zum Theil aus den Papieren des Pighius mittheilte. Weniger iſt Grävius zu entſchuldigen, welcher ſeiner Ausgabe der Gruterſchen Innſchriften die Zeichnung aus dem Boiſſard beyfügte, (**) und gleichwohl den Widerſpruch, den dieſe Zeichnung mit der wörtlichen Beſchreibung des Gruter macht, nicht bemerkte. In dieſer iſt die Figur Genius alatus, crinitus, obeſus, dormiens, dextra manu in humerum ſiniſtrum, a quo velum retrorſum dependet, poſita: und in jener erſcheinet ſie, gerade gegen über, ſo wie wir ſie hier erblicken, ganz anders; nicht geflügelt, nicht eben von ſtarken Haaren, nicht fett, nicht ſchlafend, nicht mit der rechten Hand auf der linken Schulter. Eine ſolche Mißhelligkeit iſt anſtößig, und kann nicht anders als Mißtrauen bey dem Leſer erwecken, beſonders wann er ſich noch dazu nicht einmal davor gewarnet findet. Sie beweiſet indeß ſo viel, daß unmöglich beide Zeichnungen unmittelbar von dem Denkmahle können genommen ſeyn: eine derſelben muß nothwendig aus dem Gedächtniſſe ſeyn gemacht worden. Ob dieſes die Zeichnung des Pighius, oder die Zeichnung des Boiſſard ſey, kann nur der entſcheiden, welcher das Denkmahl ſelbſt damit zu vergleichen Gelegenheit hat. Nach der Angabe des letz-

---

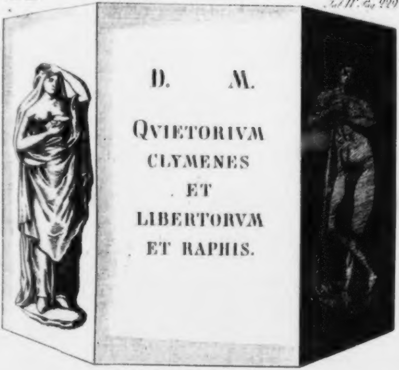
(*) Ad ver. 234. Hym. in Delum, p. 524. Edit. Ern.

(**) Pag. CCCIV.

Univ. Bibl.
München

Bl. VIII

Taf. II. S. 229


D. M.
QVIETORIVM
CLYMENES
ET
LIBERTORVM
ET RAPHIS.

tern, befand es ſich zu Rom, in dem Pallaſte des Cardinals Ceſi. Dieſer Pallaſt aber, wenn ich recht unterrichtet bin, ward in der Plünderung von 1527 gänzlich zerſtöret. Verſchiedene von den Alterthümern, welche Boiſſard daſelbſt ſahe, mögen ſich itzt in dem Pallaſte Farneſe befinden; ich vermuthe dieſes von dem Hermaphrodit, und dem vermeinten Kopfe des Pyrrhus. (*) Andere glaube ich in andern Cabinetten wiedergefunden zu haben: kurz, ſie ſind verſtreuet, und es dürfte ſchwer halten, das Denkmahl, wovon die Rede iſt, wieder aufzufinden, wenn es noch gar vorhanden iſt. Aus bloßen Muthmaßungen möchte ich mich eben ſo wenig für die Zeichnung des Boiſſard, als für die Zeichnung des Pighius erklären. Denn wenn es gewiß iſt, daß der Schlaf Flügel haben kann: ſo iſt es eben ſo gewiß, daß er nicht nothwendig Flügel haben muß.

Die zweyte Kupfertafel zeiget das Grabmahl einer Clymene, ebenfalls aus dem Boiſſard entlehnt. (**) Die eine der Figuren darauf, hat mit der eben erwähnten zu viel Aehnlichkeit, als daß dieſe Aehnlichkeit, und der Ort, den ſie einnimmt, uns im geringſten ihrentwegen ungewiß laſſen könnten. Sie kann nichts anders als der Schlaf ſeyn: und auch dieſer Schlaf, auf eine umgekehrte Fackel ſich ſtützend, hat den einen Fuß über den andern geſchlagen. — Die Flügel übrigens fehlen ihm gleichfalls: und es wäre doch ſonderbar, wenn ſie Boiſſard hier zum zweytenmale vergeſſen hätte. Doch wie geſagt, die Alten werden den Schlaf öfters auch ohne Flügel gebildet haben. Pauſanias giebt dem Schlafe in dem Arme der Nacht keine; und weder Ovidius noch Statius legen, in ihren umſtändlichen Beſchreibungen dieſes Gottes und ſeiner Wohnung, ihm deren bey. Brouckhuyſen hat ſich ſehr verſehen, wenn er vorgiebt, daß der letztere Dichter dem Schlafe ſogar zwey Paar Flügel, eines an

---

(*) Hermaphroditus nudus, qui involutum palliolo femur habet. — Caput ingens Pyrrhi regis Epirotarum, galeatum, cristatum, & armato pectore. Topogr. Parte I. p. 4. 5. Winkelmanns Anmerkungen über die Geſchichte der Kunſt. S. 98.

(**) Par. VI. p. 119.

dem Kopfe und eines an den Füßen, andichte. (*) Denn obſchon Statius von ihm ſagt:

Ipſe quoque & volucrem greſſum & ventoſa citavit
Tempora:

ſo iſt dieſes doch im geringſten nicht von natürlichen Flügeln, ſondern von dem geflügelten Petaſus und von den Talariis zu verſtehen, welche die Dichter nicht blos dem Merkur beylegen, ſondern auch häufig von andern Göttern brauchen laſſen, die ſie uns in beſonderer Eil zeigen wollen. Doch es iſt mir hier überhaupt nicht um die Flügel, ſondern um die Füße des Schlafes zu thun; und ich fahre fort, das διεϛραμμενον derſelben in mehrern Monumenten zu zeigen.

Auf der dritten Kupfertafel ſiehet man eine Pila, oder einen Sarg, der wiederum aus dem Boiſſard genommen iſt. (**) Die Aufſchrift dieſer Pila kömmt auch bey dem Gruter vor, (***) wo die zwey Genii mit umgekehrten Fackeln zwey Cupidines heiſſen. Doch wir ſind mit dieſem Bilde des Schlafes nun ſchon zu bekannt, als daß wir es hier verkennen ſollten. Und auch dieſer Schlaf ſtehet beidemal mit dem einen Fuße über den andern geſchlagen. Aber warum dieſe nehmliche Figur hier nochmals wiederhohlt? Nicht ſowohl wiederhohlt: als vielmehr verdoppelt; um Bild und Gegenbild zu zeigen. Beides iſt der Schlaf; das eine der überhingehende, das andere der lange dauernde Schlaf; mit einem Worte, es ſind die ähnlichen Zwillingsbrüder, Schlaf und Tod. Ich darf vermuthen, wie wir ſie hier ſehen, ſo und nicht anders werden ſie auf den von Winkelmannen erwähnten Monumenten, auf dem Grabſteine in dem Pallaſte Albani, und auf der Begräbnißurne in dem Collegio Clementino erſcheinen. — Man laſſe ſich die Bogen, die dieſen Geniis hier zu Füßen liegen, nicht irren: ſie können eben ſowohl zu den beiden ſchwebenden Geniis gehören, als zu

---

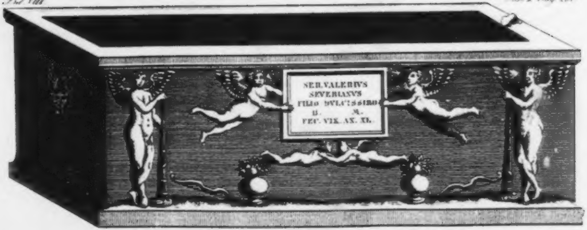
(*) Ad Tibullum Lib. II. Eleg. I. v. 89. Et ſic quidem poetæ plerique omnes, videlicet ut alas habuerit hic deus in humeris. Papinius autem, ſuo quodam jure peculiari, alas ei in pedibus & in capite affingit, L. 10. Theb. v. 131.

(**) Par. V. p. 115.

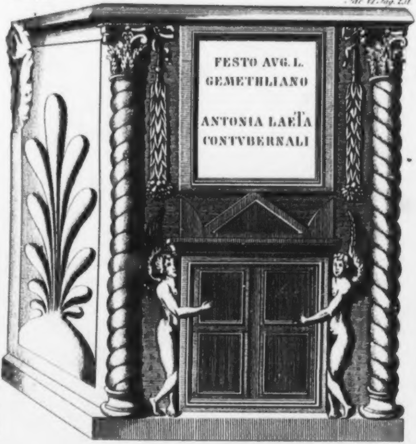
(***) Pag. DCCXII.

Pl. VIII

Tab. V. Fig. 20


SER. VALERIVS
SEVERIANVS
FILIO DVLCISSIMO
B. M.
FEC. VIX. AN. XI.

Bd. VIII. Taf. VI. Fig. 231.


FESTO AVG. L.
GEMETHLIANO
ANTONIA LAETA
CONTVBERNALI

dieſen ſtehenden; und ich habe auf mehr Grabmählern einen losgeſpannten, oder gar zerbrochenen Bogen, nicht als das Attribut des Amors, ſondern als ein von dieſem unabhängiges Bild des verbrauchten Lebens überhaupt, gefunden. Wie ein Bogen das Bild einer guten Hausmutter ſeyn könne, weis ich zwar nicht: aber doch ſagt eine alte Grabſchrift, die Leich aus der ungedruckten Anthologie bekannt gemacht, (*) daß er es geweſen,

Τοξα μεν ανδρασι ταν ἐυτονον ἀγρευν οἰκου

und daraus zeigt ſich wenigſtens, daß er nicht nothwendig das Rüſtzeug des Amors ſeyn muß, und daß er mehr bedeuten kann, als wir zu erklären wiſſen.

Ich füge die vierte Tafel hinzu, und auf dieſer einen Grabſtein, den Boiſſard in Rom zu St. Angelo (in Templo Junonis, quod eſt in foro piſcatorio) fand, wo er ſich ohne Zweifel auch noch finden wird. (**) Hinter einer verſchloſſenen Thüre ſtehet, auf beiden Seiten, ein geflügelter Genius mit halbem Körper hervorragend, und mit der Hand auf dieſe verſchloſſene Thüre zeigend. Die Vorſtellung iſt zu redend, als daß uns nicht jene domus exilis Plutonia, einfallen ſollte, (***) aus welcher keine Erlöſung zu hoffen: und wer könnten die Thürſteher dieſes ewigen Kerkers beſſer ſeyn, als Schlaf und Tod? Bey der Stellung und Action, in der wir ſie erblicken, braucht ſie keine umgeſtürzte Fackel deutlicher zu bezeichnen: nur den einen über den andern geſchlagenen Fuß hat auch ihnen der Künſtler gegeben. Aber wie unnatürlich würde hier dieſer Stand ſeyn, wenn er nicht ausdrücklich charakteriſtiſch ſeyn ſollte?

Man glaube nicht, daß dieſes die Beyſpiele alle ſind, welche ich für mich anführen könnte. Selbſt aus dem Boiſſard würde ich noch verſchiedene hieher ziehen können, wo der Tod, entweder als Schlaf, oder mit dem Schlafe zugleich, den nehmlichen Stand der Füße beobachtet. (†) Eine ganze Erndte von Figuren, ſo wie die auf der erſten Tafel erſcheinet oder erſcheinen

---

(*) Sepulc. Car. XIV.

(**) Parte V. p. 22.

(***) Tollii Expoſ. Signi vet. p. 292.

(†) Als Par. III p. 69. und vielleicht auch Part V. p. 13

ſollte, würde mir auch Maffei anbieten. (*) Doch wozu dieſer Ueberfluß? Vier dergleichen Denkmähler, das beym Bellori ungerechnet, ſind mehr als hinlänglich, die Vermuthung abzuwenden, daß das auch wohl ein bloßer unbedeutender Zufall ſeyn könne, was eines ſo nachdenklichen Sinnes fähig iſt. Wenigſtens wäre ein ſolcher Zufall der ſonderbarſte, der ſich nur denken ließe! Welch ein Ungefehr, wenn nur von Ungefehr in mehr als einem unverdächtigen alten Monumente gewiſſe Dinge gerade ſo wären, als ich ſage, daß ſie nach meiner Auslegung einer gewiſſen Stelle ſeyn müßten: oder wenn nur von Ungefehr ſich dieſe Stelle gerade ſo auslegen ließe, als wäre ſie in wirklicher Rückſicht auf dergleichen Monumente geſchrieben worden. Nein, das Ungefehr iſt ſo übereinſtimmend nicht; und ich kann ohne Eitelkeit behaupten, daß folglich meine Erklärung, ſo ſehr es auch nur meine Erklärung iſt, ſo wenig Glaubwürdigkeit ihr auch durch mein Anſehen zuwachſen kann, dennoch ſo vollkommen erwieſen iſt, als nur immer etwas von dieſer Art erwieſen werden kann.

Ich halte es daher auch kaum der Mühe werth, dieſe und jene Kleinigkeit noch aus dem Wege zu räumen, die einem Zweifler, der durchaus nicht aufhören will zu zweifeln, vielleicht einfallen könnte. Z. E. die Zeilen des Tibullus: (**)

Poſtque venit tacitus fuſcis circumdatus alis
Somnus, & incerto ſomnia vara pede.

Es iſt wahr, hier wird ausdrücklich krummbeiniger Träume gedacht. Aber Träume! und wenn die Träume krummbeinig waren: warum mußte es denn auch der Schlaf ſeyn? Weil er der Vater der Träume war? Eine treffliche Urſache! Und doch iſt auch das noch nicht die eigentliche Abfertigung, die ſich mir hier anträgt. Denn die eigentliche iſt dieſe: daß das Beywort vara überhaupt, ſicherlich nicht vom Tibull iſt; daß es nichts, als eine eigenmächtige Leſeart des Brouckhuyſen iſt. Vor dieſem Commentator, laſen alle Ausgaben entweder nigra oder vana. Das letzte iſt das wahre; und es zu verwerfen, konnte Brouckhuyſen nur die Leichtigkeit, mit Veränderung eines einzi-

---

(*) Muſeo Veron. Tab. CXXXIX.

(**) Lib. II. Eleg. 1. v. 89. 90.

gen Buchſtaben, ſeinem Autor eine fremde Gedanke unterzuſchieben, verleiten. Aber wenn ſchon die alten Dichter die Träume öfters auf ſchwachen, ungewiſſen Füßen einhergaukeln laſſen; nehmlich die täuſchenden, betriegeriſchen Träume: folgt denn daraus, daß ſie dieſe ſchwachen ungewiſſen Füße ſich auch als krumme Füße müſſen gedacht haben? Wo liegt denn die Nothwendigkeit, daß ſchwache Füße auch krumme Füße, oder krumme Füße auch ſchwache Füße ſeyn müſſen? Dazu waren den Alten ja nicht alle Träume täuſchend und betriegeriſch; ſie glaubten eine Art ſehr wahrhafter Träume, und der Schlaf, mit dieſen ſeinen Kindern, war ihnen eben ſowohl Futuri certus als peſſimus auctor. (*) Folglich konnten auch die krummen Füße, als das Symbolum der Ungewißheit, nach ihren Begriffen nicht den Träumen überhaupt, noch weniger dem Schlafe, als dem allgemeinen Vater derſelben, zukommen. Und doch, geſtehe ich, würden alle dieſe Vernünfteleyen bey Seite zu ſetzen ſeyn, wenn Broeckhuyſen, außer der mißverſtandenen Stelle des Pauſanias, auch nur ſonſt eine einzige für die krummen Füße der Träume und des Schlafes anzuführen gewußt hätte. Was varus heißt, erklärt er mit zwanzig ſehr überflüßigen Stellen: aber daß varus ein Beywort des Traumes ſey, davon giebt er keine Beweisſtelle, ſondern will ſie erſt machen; und, wie geſagt, nicht ſowohl aus dem einzigen Pauſanias, als aus der falſchen Ueberſetzung des Pauſanias machen. Denn faſt lächerlich iſt es, wenn er uns, da er keinen krummbeinigen Schlaf aufbringen kann, wenigſtens einen Genius mit krummen Füßen in einer Stelle des Perſius (**) zeigen will, wo genius weiter nichts heißt als indoles, und varus weiter nichts als von einander abſtehend:

—— —— Geminos, horoſcope, varo
Producis genio. ——

Ueberhaupt würde dieſe Ausſchweifung über das διεστραμμένους des Pauſanias, hier viel zu weitläuftig gerathen ſeyn, wann ſie mir nicht Gelegenheit gegeben hätte, zugleich mehrere antike Abbildungen des Todes anzuführen. Denn mag es denn

---

(*) Seneca Herc. Fur. v. 1070.

(**) Sat. VI. v. 18.

nun auch mit ſeinen und ſeines Bruders übergeſtellten Füßen ſeyn, wie es will; mag man ſie doch für charakteriſtiſch halten, oder nicht: ſo iſt aus den angeführten Denkmählern doch ſo viel unſtreitig, daß die alten Artiſten immer fortgefahren haben, den Tod nach einer genauen Aehnlichkeit mit dem Schlafe zu bilden; und nur das war es, was ich eigentlich hier erweiſen wollte.

Ja, ſo ſehr ich auch von dem Charakteriſtiſchen jener beſondern Fußſtellung ſelbſt überzeugt bin: ſo will ich doch keinesweges behaupten, daß ſchlechterdings kein Bild des Schlafes oder Todes ohne ſie ſeyn können. Vielmehr kann ich mir den Fall ſehr wohl denken, in welchem eine ſolche Fußſtellung mit der Bedeutung des Ganzen ſtreiten würde; und ich glaube Beyſpiele von dieſem Falle anführen zu können. Wenn nehmlich der über den andern geſchlagene Fuß, das Zeichen der Ruhe iſt: ſo wird es nur dem bereits erfolgten Tode eigentlich zukommen können; der Tod hingegen, wie er erſt erfolgen ſoll, wird eben darum eine andere Stellung erfodern.

In ſo einer andern, die Annäherung ausdrückenden Stellung glaube ich ihn auf einer Gemme beym Stephanonius, oder Licetus, (*) zu erkennen. Ein geflügelter Genius, welcher in der einen Hand einen Aſchenkrug hält, ſcheinet mit der andern eine umgekehrte, aber noch brennende Fackel ausſchleidern zu wollen, und ſiehet dabey mit einem traurigen Blicke ſeitwärts auf einen Schmetterling herab, der auf der Erde kriechet. Die geſpreitzten Beine ſollen ihn entweder im Fortſchreiten begriffen, oder in derjenigen Stellung zeigen, die der Körper natürlicher Weiſe nimmt, wenn er den einen Arm mit Nachdruck zurück ſchleidern will. Ich mag mich mit Widerlegung der höchſt gezwungenen Deutungen nicht aufhalten, welche ſowohl der erſte poetiſche Erklärer der Stephanoniſchen Steine, als auch der hieroglyphiſche Licetus von dieſem Bilde gegeben haben. Sie gründen ſich ſämmtlich auf die Vorausſetzung, daß ein geflügelter Knabe nothwendig ein Amor ſeyn müſſe: und ſo wie ſie ſich ſelbſt unter einander aufreiben, ſo fallen ſie alle zugleich mit einmal weg, ſobald man auf den Grund jener Vorausſetzung gehet.

(*) Schemate VII. p. 183. dem Anfange dieſer Unterſuchung vorgeſetzt, S. 1. [213.]

Dieſer Genius iſt alſo weder Amor, der das Andenken des verſtorbenen Freundes in treuem Herzen bewahret; noch Amor, der ſich ſeiner Liebe entſchlägt, aus Verdruß, weil er keine Gegenliebe erhalten kann: ſondern dieſer Genius iſt nichts als der Tod; und zwar der eben bevorſtehende Tod, im Begriffe die Fackel auszuſchlagen, auf die, verloſchen, ihn wir anderwärts ſchon geſtützt finden.

Dieſes Geſtus der auszuſchleidemden Fackel, als Sinnbild des nahenden Todes, habe ich mich immer erinnert, ſo oft mir die ſogenanten Brüder, Caſtor und Pollux, in der Villa Ludoviſi vor Augen gekommen. (*) Daß es Caſtor und Pollux nicht ſind, hat ſchon vielen Gelehrten eingeleuchtet: aber ich zweifle, ob del Torre und Maffei der Wahrheit darum näher gekommen. Es ſind zwey unbekleidete, ſehr ähnliche Genii, beide in einer ſanften melancholiſchen Stellung; der eine ſchläget ſeinen Arm um die Schulter des andern, und dieſer hält in jeder Hand eine Fackel; die in der Rechten, welche er ſeinem Geſpielen genommen zu haben ſcheinet, iſt er bereit, auf einem zwiſchen ihnen inne ſtehenden Altare auszudrücken, indem er die andere, in der Linken, bis über die Schulter zurückgeführet, um ſie mit Gewalt auszuſchlagen; hinter ihnen ſtehet eine kleinere weibliche Figur, einer Jſis nicht unähnlich. Del Torre ſahe in dieſen Figuren zwey Genii, welche der Jſis opferten: aber Maffei wollte ſie lieber für den Lucifer und Heſperus gehalten wiſſen. So gut die Gründe auch ſeyn mögen, welche Maffei gegen die Deutung des Del Torre beybringet: ſo unglücklich iſt doch ſein eigener Einfall. Woher könnte uns Maffei beweiſen, daß die Alten den Lucifer und Heſperus als zwey beſondere Weſen gebildet? Es waren ihnen nichts als zwey Namen, ſo wie des nehmlichen Sternes, alſo auch der nehmlichen mythiſchen Perſon. (**) Es iſt ſchlimm, wenn ein Mann, der die geheimſten Gedanken des Alterthums zu errathen ſich getrauet, ſo allgemein bekannte Dinge nicht weis! Aber um ſo viel nöthiger dürfte es ſeyn, auf eine neue Auslegung dieſes trefflichen Kunſtwerkes zu denken: und wenn ich den Schlaf und den Tod dazu vorſchlage, ſo will ich

---

(*) Beym Maffei Tab. CXXI.

(**) Hyginus Poet. Aſtr. Libr. II. cap. 42.

doch nichts, als ſie dazu vorſchlagen. Augenſcheinlich iſt es, daß ihre Stellung keine Stellung für Opfernde iſt: und wenn die eine Fackel das Opfer anzünden ſoll; was ſoll denn die andere auf dem Rücken? Daß Eine Figur beide Fackeln zugleich auslöſcht, würde nach meinem Vorſchlage ſehr bedeutend ſeyn: denn eigentlich macht doch der Tod beidem, dem Wachen und dem Schlafen, ein Ende. Auch dürfte, nach eben dieſem Vorſchlage, die kleinere weibliche Figur nicht unrecht für die Nacht, als die Mutter des Schlafes und des Todes, zu nehmen ſeyn. Denn wenn der Kalathus auf dem Haupte, eine Iſis, oder Cybele, als die Mutter aller Dinge kenntlich machen ſoll: ſo würde mich es nicht wundern, auch die Nacht, dieſe

— θεων γενετειρα — ἠδε και ἀνδρων,

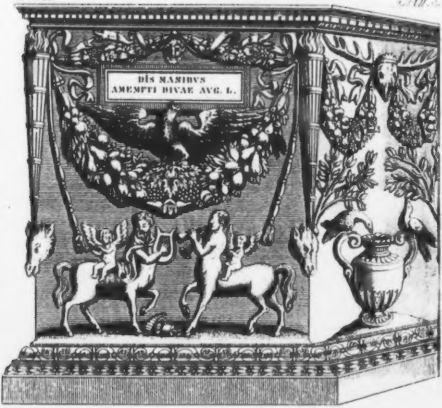
wie ſie Orpheus nennet, hier mit dem Kalathus zu erblicken.

Was ſich ſonſt aus der Figur des Stephanonius, mit der beym Bellori verbunden, am zuverläßigſten ergiebt, iſt dieſes, daß der Aſchenkrug, der Schmetterling, und der Kranz diejenigen Attributa ſind, durch welche der Tod, wo und wie es nöthig ſchien, von ſeinem Ebenbilde, dem Schlafe, unterſchieden ward. Das beſondere Abzeichen des Schlafes hingegen, war ohnſtreitig das Horn.

Und hieraus möchte vielleicht eine ganz beſondere Vorſtellung auf dem Grabſteine eines gewiſſen Amemptus, eines Freygelaſſenen ich weis nicht welcher Kayſerinn, oder kayſerlichen Prinzeſſinn, einiges Licht erhalten. Man ſehe die fünfte Tafel. (*) Ein männlicher und weiblicher Centaur, jener auf der Leyer ſpielend, dieſe eine doppelte Tibia blaſend, tragen beide einen geflügelten Knaben auf ihren Rücken, deren jeder auf einer Queerpfeife bläſet; unter dem aufgehabenen Vorderfuße des einen Centaur lieget ein Krug, und unter des andern ein Horn. Was kann dieſe Allegorie ſagen ſollen? was kann ſie hier ſagen ſollen? Ein Mann zwar, wie Herr Klotz, der ſeinen Kopf voller Liebesgötter hat, würde mit der Antwort bald fertig ſeyn. Auch das ſind meine Amors! würde er ſagen; und der weiſe Künſtler hat auch hier den Triumph der Liebe über die unbändig-

---

(*) Boissardus Par. III. p. 144.


DIS MANIBVS
AMEMPTI DIVAE AVG. L.

2
d
ü
e
a
L
e
E
d
g
n
d
e

n

h
d
g
ſ
A
d

a
n
r
C
h
g
r
C
t
C
h
d
h

Univ. Bibl.
München

ſten Geſchöpfe, und zwar ihren Triumph vermittelſt der Muſik, vorſtellen wollen! — Ey nun ja; was wäre der Weisheit der alten Künſtler auch würdiger geweſen, als nur immer mit der Liebe zu tändeln; beſonders, wie dieſe Herren die Liebe kennen! Indeß wäre es doch möglich, daß einmal auch ein alter Künſtler, nach ihrer Art zu reden, der Liebe und den Grazien weniger geopfert, und hier bey hundert Meilen an die liebe Liebe nicht gedacht hätte! Es wäre möglich, daß was ihnen dem Amor ſo ähnlich ſieht, als ein Tropfen Waſſer dem andern, gerade nichts Luſtigeres, als der Schlaf und der Tod ſeyn ſollte.

Sie ſind uns beide, in der Geſtalt geflügelter Knaben, nicht mehr fremd; und der Krug auf der Seite des einen, und das Horn auf der Seite des andern, dünken mich nicht viel weniger redend, als es ihre buchſtäblichen Namen ſeyn würden. Zwar weis ich gar wohl, daß der Krug und das Horn auch nur Trinkgeſchirre ſeyn können, und daß die Centaure in dem Alterthume nicht die ſchlechteſten Säufer ſind; daher ſie auch auf verſchiedenen Werken in dem Gefolge des Bacchus erſcheinen, oder gar ſeinen Wagen ziehen. (*) Aber was brauchten ſie in dieſer Eigenſchaft, noch erſt durch Attributa bezeichnet zu werden? und iſt es nicht, auch für den Ort, weit ſchicklicher, dieſen Krug, und dieſes Horn für die Attributa des Schlafes und des Todes zu erklären, die ſie nothwendig aus den Händen werfen mußten, um die Flöten behandeln zu können?

Wenn ich aber den Krug oder die Urne, als das Attribut des Todes nenne, ſo will ich nicht blos den eigentlichen Aſchenkrug, das Oſſuarium oder Cinerarium, oder wie das Gefäß ſonſt hies, in welchem die Ueberreſte der verbrannten Körper aufbewahret wurden, darunter verſtanden wiſſen. Ich begreife darunter auch die Ληκυθους, die Flaſchen jeder Art, die man den todten Körpern, die ganz zur Erde beſtattet wurden, beyzuſetzen pflegte, ohne mich darüber einzulaſſen, was in dieſen Flaſchen enthalten geweſen. Sonder einer ſolchen Flaſche blieb bey den Griechen ein zu begrabender Leichnam eben ſo wenig, als ſonder Kranz; welches unter andern verſchiedene Stellen des Ariſtophanes ſehr

---

(*) Gemme antiche colle ſpoſizioni di P. A. Maffei, Parte III. p. 58.

deutlich beſagen,(*) ſo daß es ganz begreiflich wird, wie beides ein Attribut des Todes geworden.

Wegen des Hornes, als Attribut des Schlafes, iſt noch weniger Zweifel. An unzähligen Stellen gedenken die Dichter dieſes Hornes: aus vollem Horne ſchüttet er ſeinen Segen über die Augenlieder der Matten,

—— —— —— Illos poſt vulnera feſſos
Exceptamque hiemem, cornu perfuderat omni
Somnus; —

mit geleertem Horne folget er der weichenden Nacht nach, in ſeine Grotte,

Et Nox, & cornu fugiebat Somnus inani.

Und ſo wie ihn die Dichter ſahen, bildeten ihn auch die Künſtler.(**) Nur das doppelte Horn, womit ihn die ausſchweifende Einbildungskraft des Romeyn de Hooghe überladen, kannten weder dieſe noch jene.(***)

Zugegeben alſo, daß es der Schlaf und der Tod ſeyn könnten, die hier auf den Centauren ſitzen: was wäre nun der Sinn der Vorſtellung zuſammen? — Doch wenn ich glücklicher

---

(*) Beſonders in den Ekkleſiazuſen, wo Blepyrus mit ſeiner Praxagora ſchilt, daß ſie des Nachts heimlich aufgeſtanden und mit ſeinen Kleidern ausgegangen ſey: (Z. 533-34.)

Ὢχου καταλιπουσ' ὡσπερει προκειμενον,
Μονον οὐ στεφανωσασ', οὐδ' ἐπιθεισα ληκυθον.

Der Scholiaſt ſetzt hinzu: Ειωθασι γαρ ἐπι νεκρων τουτο ποιειν. Man vergleiche in dem nehmlichen Stücke die Zeilen 1022-27, wo man die griechiſchen Gebräuche der Leichenbeſtattung beyſammen findet. Daß dergleichen den Todten beyzuſetzende Flaſchen, ληκυθοι, bemahlet wurden, und daß es eben nicht die größten Meiſter waren, die ſich damit abgaben, erhellet eben daſelbſt, aus Z. 987. 88. Tanaquill Faber ſcheint geglaubt zu haben, daß es nicht wirkliche bemahlte Fläſchen geweſen, die man den Todten beygeſetzt, ſondern daß man nur um ſie her dergleichen Flaſchen gemahlt; denn er merkt bey der letzten Stelle an: Quod autem lecythi mortuis applngerentur, aliunde ex Ariſtophane innotuit. Ich wünſchte, er hätte uns dieſes aliunde nachweiſen wollen.

(**) Servius ad Aeneid. VI. v. 233. Somnum cum cornu novimus pingi. Lutatius apud Barthium ad Thebaid. VI. v. 27. Nam ſic a pictoribus ſimulatur, ut liquidum ſomnium ex cornu ſuper dormientes videatur effundere.

(***) Denkbilder der alten Völker. S. 193. deut. Ueberſ.

Weiſe einen Theil errathen hätte: muß ich darum, auch das Ganze zu erklären wiſſen? Vielleicht zwar, daß ſo tiefe Geheimniſſe nicht darunter verborgen liegen. Vielleicht, daß Amemptus ein Tonkünſtler war, der ſich vornehmlich auf die Inſtrumente verſtand, die wir hier in den Händen dieſer unterirrdiſchen Weſen erblicken; denn auch die Centaure hatten bey den ſpätern Dichtern ihren Aufenthalt vor den Pforten der Hölle,

> Centauri in foribus ſtabulant, —

und es war ganz gewöhnlich, auf dem Grabmahle eines Künſtlers die Werkzeuge ſeiner Kunſt anzubringen, welches denn hier nicht ohne ein ſehr feines Lob geſchehen wäre.

Ich kann indeß, von dieſem Monumente überhaupt, mich nicht anders als furchtſam ausdrücken. Denn ich ſehe mich wiederum, wegen der Treue des Boiſſard, in Verlegenheit. Von dem Boiſſard iſt die Zeichnung; aber vor ihm hatte ſchon Smetius die Aufſchrift, und zwar mit einer Zeile mehr, (*) bekannt gemacht, und eine wörtliche Beſchreibung der darum befindlichen Bilder beygefügt. Inferius, ſagt Smetius von den Hauptfiguren, Centauri duo ſunt, alter mas, lyncea inſtratus, lyram tangens, cui Genius alatus, fiſtula, Germanicæ modernæ ſimili, canens inſidet: alter fœmina, fiſtulis duabus ſimul in os inſertis canens, cui alter Genius fœmineus alis papilionum, manibus neſcio quid concutiens, inſidet. Inter utrumque cantharus & cornu Bacchicum projecta jacent. Alles trift ein; bis auf den Genius, den der weibliche Centaur trägt. Dieſer ſoll, nach dem Smetius, auch weiblichen Geſchlechts ſeyn, und Schmetterlingsflügel haben, und mit den Händen etwas zuſammenſchlagen. Nach dem Boiſſard aber hat er keine andere Flügel, als ſein Geſpiel; und anſtatt der Cymbeln, oder des Crotalum vielleicht, bläſet er auf eben dem Inſtrumente, auf dem jener. — Es iſt traurig, ſolche Widerſprüche oft zu bemerken. Sie müſſen einem Manne, der nicht gern auf Treibſand bauet, das antiquariſche Studium von Zeit zu Zeit ſehr zuwider machen.

(*) Die diejenigen benennt, welche dem Amemptus das Denkmahl geſetzt,

LALVS. ET. CORINTHVS. L.

V. Gruteri Corp. Inſcr. p. DCVI. Edit. Græv.

Zwar würde ich auch ſodann, wenn Smetius richtiger geſehen hätte, als Boiſſard, meine Erklärung nicht ganz aufgeben dürfen. Denn ſodann würde der weibliche Genius mit Schmetterlingsflügeln eine Pſyche ſeyn; und wenn Pſyche das Bild der Seele iſt: ſo wäre anſtatt des Todes, hier die Seele des Todten zu ſehen. Auch dieſer könnte das Attribut der Urne zukommen, und das Attribut des Hornes würde noch immer den Schlaf bezeichnen.

Ich bilde mir ohnedem ein, den Schlaf noch anderwärts, als auf ſepulcraliſchen Monumenten, und beſonders in einer Geſellſchaft zu finden, in der man ihn ſchwerlich vermuthet hätte. Unter dem Gefolge des Bacchus nehmlich, erſcheinet nicht ſelten ein Knabe, oder Genius, mit einem Füllhorne: und ich wüßte nicht, daß noch jemand es auch nur der Mühe werth gehalten hätte, dieſe Figur näher zu beſtimmen. Sie iſt z. E. auf dem bekannten Steine des Bagarris, itzt in der Sammlung des Königs von Frankreich, deſſen Erklärung Caſaubonus zuerſt gegeben, von ihm und allen folgenden Auslegern (*) zwar bemerkt worden: aber kein einziger hat mehr davon zu ſagen gewußt, als der Augenſchein giebt, und ein Genius mit einem Füllhorne iſt ein Genius mit einem Füllhorne geblieben. Ich wage es, ihn für den Schlaf zu erklären. Denn, wie erwieſen, der Schlaf iſt ein kleiner Genius, das Attribut des Schlafes iſt ein Horn: und welchen Begleiter könnte ein trunkner Bacchus lieber wünſchen, als den Schlaf? Daß die Paarung des Bacchus mit dem Schlafe den alten Artiſten auch gewöhnlich geweſen, zeigen die Gemählde vom Schlafe, mit welchen Statius den Pallaſt des Schlafes auszieret: (**)

Mille intus ſimulacra dei caelaverat ardens
Mulciber. Hic haeret lateri redimita Voluptas.
Hic comes in requiem vergens labor. Eſt ubi Baccho,
Eſt ubi Martigenae ſocium pulvinar Amori

(*) S. Lipperts Dakt. I. 366.

(**) Thebaid. X. v. 100. Barth hätte nicht ſo ekel ſeyn, und dieſe Zeilen darum zu commentiren unterlaſſen ſollen, weil ſie in einigen der beſten Handſchriften fehlen. Er hat ſeine Gelehrſamkeit an ſchlechtere Verſe verſchwendet.

Obtinet. Inferius tectum in penetralibus altis,
Et cum Morte jacet: nullique ea triſtis imago.

Ja, wenn einer alten Innſchrift zu trauen, oder vielmehr, wenn dieſe Innſchrift alt genug iſt: ſo wurden ſogar Bacchus und der Schlaf, als die zwey größten und ſüßeſten Erhalter des menſchlichen Lebens, gemeinſchaftlich angebetet. (*)

Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Spur ſchärfer zu verfolgen. Eben ſo wenig iſt es itzt meine Gelegenheit, mich über meinen eigentlichen Vorwurf weiter zu verbreiten, und nach mehrern Beweiſen umher zu ſchweifen, daß die Alten den Tod als den Schlaf, und den Schlaf als den Tod, bald einzeln, bald beyſammen, bald ohne, bald mit gewiſſen Abzeichen, gebildet haben. Die angeführten, und wenn auch kein einziger ſonſt aufzutreiben wäre, erhärten hinlänglich, was ſie erhärten ſollen: und ich kann ohne Bedenken zu dem zweyten Punkte fortgehen, welcher die Widerlegung des Gegenſatzes enthält.

II. Ich ſage: die alten Artiſten, wenn ſie ein Skelet bildeten, meinten damit etwas ganz anders, als den Tod, als die Gottheit des Todes. Ich beweiſe alſo, 1) daß ſie nicht den Tod damit meinten: und zeige 2) was ſie ſonſt damit meinten.

1) Daß ſie Skelete gebildet, iſt mir nie eingekommen, zu leugnen. Nach den Worten des Hrn. Klotz müßte ich es zwar geleugnet haben, und aus dem Grunde geleugnet haben, weil ſie überhaupt, häßliche und ekle Gegenſtände zu bilden, ſich enthalten. Denn er ſagt, ich würde die Beyſpiele davon auf geſchnittenen Steinen, ohne Zweifel, in die Bilderſprache verweiſen wollen, die ſie von jenen höherm Geſetze der Schönheit losgeſprochen. Wenn ich das nöthig hätte, zu thun, dürfte ich nur hinzuſetzen, daß die Figuren auf Grabſteinen und Todtenurnen nicht weniger zur Bilderſprache gehörten: und ſodann würden von allen ſeinen angeführten Exempeln nur die zwey metallenen Bilder in dem Kircherſchen Muſeo, und in der Gallerie zu Florenz, wider mich übrig bleiben, die doch auch wirklich nicht unter die Kunſtwerke, ſo wie ich das Wort im Laokoon nehme, zu rechnen wären.

(*) Corp. Inſcript. p. LXVII. 8.

Doch wozu dieſe Feinheiten gegen ihn? Gegen ihn brauche ich, was er mir Schuld giebt, nur ſchlechtweg zu verneinen. Ich habe nirgends geſagt, daß die alten Artiſten keine Skelete gebildet: ich habe blos geſagt, daß ſie den Tod nicht als ein Skelet gebildet. Es iſt wahr, ich glaubte an dem echten Alterthume des metallenen Skelets zu Florenz zweifeln zu dürfen; aber ich ſetzte unmittelbar hinzu: „den Tod überhaupt kann „es wenigſtens nicht vorſtellen ſollen, weil ihn die Alten anders vorſtelleten.“ Dieſen Zuſatz verhält Hr. Klotz ſeinen Leſern, und doch kömmt alles darauf an. Denn er zeigt, daß ich das nicht geradezu leugnen will, woran ich zweifle. Er zeigt, daß meine Meinung nur die geweſen: wenn das benannte Bild, wie Spence behauptet, den Tod vorſtellen ſoll, ſo iſt es nicht antik; und wenn es antik iſt, ſo ſtellt es nicht den Tod vor.

Ich kannte auch wirklich ſchon damals mehr Skelete auf alten Werken: und itzt kenne ich ſogar verſchiedene mehr, als der unglückliche Fleiß, oder der prahleriſche Unfleiß des Herrn Klotz anzuführen vermögend geweſen.

Denn in der That ſtehen die, die er anführt, bis auf eines, ſchon alle beym Winkelmann;(*) und daß er dieſen, auch hier, nur ausgeſchrieben, iſt aus einem Fehler ſichtbar, welchen ſie beide machen. Winkelmann ſchreibt: „Ich merke hier an, daß nur „auf zwey alten Denkmahlen und Urnen von Marmor, zu „Rom, Todtengerippe ſtehen, die eine iſt in der Villa Medicis, „die andere in dem Muſeo des Collegii Romani; ein anderes „mit einem Gerippe findet ſich beym Spon, und iſt nicht mehr „zu Rom befindlich.“ Wegen des erſten dieſer Gerippe, welches noch in der Villa Medicis ſtehe, beruft er ſich auf Spons Rech. d'Antiq. p. 93: und wegen des dritten, das nicht mehr in Rom vorhanden ſey, auf eben deſſelben Gelehrten Miſcel. ant. p. 7. Allein dieſes und jenes beym Spon, ſind nur eines und das nehmliche; und wenn das, welches Spon in ſeinen Recherches anführt, noch in der Villa Medicis ſtehet, ſo iſt das in ſeinen Miſcellaneis gewiß auch noch in Rom, und in der nehmlichen Villa auf dem nehmlichen Platze zu ſehen. Spon

---

(*) Allegorie S. 81.

zwar, welches ich zugleich erinnern will, ſahe es nicht in der Villa Medicis, ſondern in der Villa Madama. So wenig alſo Winkelmann die beiden Citate des Spon verglichen haben konnte; eben ſo wenig kann es Hr. Klotz gethan haben: denn ſonſt würde er mich nicht, zum Ueberfluſſe, wie er ſagt, auf die beiden Marmor, die Winkelmann in ſeinem Verſuche über die Allegorie anführt, verweiſen, und dennoch gleich darauf auch das Denkmahl beym Spon in Rechnung bringen. Eines, wie geſagt, iſt hier doppelt gezählt, und das wird er mir erlauben, ihm abzuziehn.

Damit er jedoch über dieſen Abzug nicht verdrüßlich werde: ſo ſtehen ihm ſogleich, für das Eine abgeſtrittene Gerippe, ein Halbdutzend andere zu Dienſte. Es iſt Wildbret, das ich eigentlich nicht ſelbſt hege, das nur von ungefehr in meine Gehege übergetreten iſt, und mit dem ich daher ſehr freygebig bin. Vors erſte ganzer drey beyſammen, habe ich die Ehre, ihm auf einem Steine aus der Daktyliothek des Andreini zu Florenz, beym Gori, (*) vorzuführen. Das vierte wird ihm eben dieſer Gori auf einem alten Marmor, gleichfalls zu Florenz, nachweiſen. (**) Das fünfte trift er, wenn mich meine Kundſchaft nicht trügt, beym Fabretti: (***) und das ſechſte auf dem andern der zwey Stoſchiſchen Steine, von welchen er nur den einen aus den Lippertſchen Abdrücken beybringet. (†)

Welch elendes Studium iſt das Studium des Alterthums, wenn das Feine deſſelben auf ſolche Kenntniſſe ankömmt! wenn der der Gelehrteſte darinn iſt, der ſolche Armſeligkeiten am fertigſten und vollſtändigſten auf den Fingern herzuzählen weiß!

Aber mich dünkt, daß es eine würdigere Seite hat, dieſes Studium. Ein anderes iſt der Alterthumskrämer, ein anderes der Alterthumskundige. Jener hat die Scherben, dieſer den

---

(*) Inſcript. antiq. quæ in Etruriæ Urbibus exſtant Par. I. p. 455.

(**) Ibid. p. 382. — Tabula, in qua ſub titulo ſculptum eſt caniſtrum, binæ corollæ, fœmina coram menſa tripode in lectiſternio decumbens, Pluto quadriga vectus animam rapiens, præeunte Mercurio petaſato & caduceato, qui rotundam domum intrat, prope quam iacet ſceletus.

(***) Inſcript. cap. I. n. 17. vom Gori am letztern Orte angeführt.

(†) Deſcript. des Pierres gr. p. 517. n. 211.

Geiſt des Alterthums geerbet. Jener denkt nur kaum mit ſeinen Augen, dieſer ſieht auch mit ſeinen Gedanken. Ehe jener noch ſagt, „ſo war das! weis dieſer ſchon, ob es ſo ſeyn können.

Man laſſe jenen noch ſiebzig und ſieben ſolcher Kunſtgerippe aus ſeinem Schutte zuſammen klauben, um zu beweiſen, daß die Alten den Tod als ein Gerippe gebildet; dieſer wird über den kurzſichtigen Fleiß die Achſel zucken, und was er ſagte, ehe er dieſe Siebenſachen alle kannte, noch ſagen: entweder ſie ſind ſo alt nicht, als man ſie glaubt, oder ſie ſind das nicht, wofür man ſie ausgiebt!

Den Punkt des Alters, es ſey als ausgemacht, oder als nicht auszumachend, bey Seite geſetzt: was für Grund hat man, zu ſagen, daß dieſe Skelete den Tod vorſtellen?

Weil wir Neuern den Tod als ein Skelet bilden? Wir Neuern bilden, zum Theil noch, den Bacchus als einen fetten Wanſt: war das darum auch die Bildung, die ihm die Alten gaben? Wenn ſich ein Basrelief von der Geburth des Herkules fände, und wir ſähen eine Frau mit kreutzweis eingeſchlagenen Fingern, digitis pectinatim inter ſe implexis, vor der Thüre ſitzen: wollten wir wohl ſagen, dieſe Frau bete zur Juno Lucina, damit ſie der Alkmene zu einer baldigen und glücklichen Entbindung helfe? Aber wir beten ja ſo? — Dieſer Grund iſt ſo elend, daß man ſich ſchämen muß, ihn jemanden zu leihen. Zudem bilden auch wir Neuern den Tod nicht einmal als ein bloßes Skelet; wir geben ihm eine Senſe, oder ſo was, in die Hand, und dieſe Senſe macht erſt das Skelet zum Tode.

Wenn wir glauben ſollen, daß die alten Skelete den Tod vorſtellen: ſo müſſen wir entweder durch die Vorſtellung ſelbſt, oder durch ausdrückliche Zeugniſſe alter Schriftſteller davon überzeugt werden können. Aber da iſt weder dieſes, noch jenes. Selbſt nicht das geringſte indirecte Zeugniß, läßt ſich dafür aufbringen.

Ich nenne indirecte Zeugniſſe, die Anſpielungen und Gemählde der Dichter. Wo iſt der geringſte Zug bey irgend einem römiſchen oder griechiſchen Dichter, welcher nur argwohnen laſſen könnte, daß er den Tod als ein Gerippe vorgeſtellt gefunden, oder ſich ſelbſt gedacht hätte?

Die Gemählde des Todes ſind bey den Dichtern häufig, und nicht ſelten ſehr ſchrecklich. Es iſt der blaſſe, bleiche, fahle Tod; (*) er ſtreifet auf ſchwarzen Flügeln umher; (**) er führet ein Schwerdt; (***) er fletſchet hungrige Zähne; (****) er reiſſet einen gierigen Rachen auf; (†) er hat blutige Nägel, mit welchen er ſeine beſtimmten Opfer zeichnet; (††) ſeine Geſtalt iſt ſo groß und ungeheur, daß er ein ganzes Schlachtfeld überſchattet, (†††) mit ganzen Städten davon eilet. (††††) Aber wo iſt da nur ein Argwohn von einem Gerippe? In einem von den Trauerſpielen des Euripides wird er ſogar als eine handelnde Perſon mit aufgeführet, und er iſt auch da der traurige, fürchterliche, unerbittliche Tod. Doch auch da iſt er weit entfernt, als ein Gerippe zu erſcheinen; ob man ſchon weis, daß die alte Skevopöie ſich kein Bedenken machte, ihre Zuſchauer noch mit weit gräßlichern Geſtalten zu ſchrecken. Es findet ſich keine Spur, daß er durch mehr als ſein ſchwarzes Gewand,* und durch den Stahl bezeichnet geweſen, womit er dem Sterbenden das Haar abſchnitt, und ihn ſo den unterirrdiſchen Göttern weihete;** Flügel hatte er nur vielleicht.***

Prallet indeß von dieſem Wurfe nicht auch etwas auf mich ſelbſt zurück? Wenn man mir zugiebt, daß in den Gemählden der Dichter nichts von einem Gerippe zu ſehen: muß ich nicht

---

(*) Pallida, lurida Mors.

(**) Atris circumvolat alis. Horat. Sat. II. I. v. 58.

(***) Fila sororum ense metit. Statius Theb. I. v. 633.

(****) Mors avidis pallida dentibus. Seneca Her. Fur.

(†) Avidos oris hiatus pandit. Idem Oedipo.

(††) Præcipuos annis animisque cruento ungue notat. Statius Theb. VIII. v. 380.

(†††) Fruitur cœlo, bellatoremque volando campum operit. Idem ibid. v. 378.

(††††) Captam tenens fert Manibus urbem. Idem Th. I. v. 633.

* Alceſt. v. 843. wo ihn Herkules Ανακτα των μελαμπεπλον νεκρων nennet.

** Eben daſelbſt, Z. 76. 77., wo er von ſich ſelbſt ſagt:

Ἱερος γαρ ὁυτος των κατα χθονος θεων,
Ὁτου τοδ' ἐγχος κρατος ἁγνισει τριχα.

*** Wenn anders das πτερωτος ᾅδας in der 261ſten Zeile von ihm zu verſtehen iſt.

hinwieder einräumen, daß ſie dem ohngeachtet viel zu ſchrecklich ſind, als daß ſie mit jenem Bilde des Todes beſtehen könnten, welches ich den alten Artiſten zugerechtet zu haben vermeine? Wenn aus dem, was in den poetiſchen Gemählden ſich nicht findet, ein Schluß auf die materiellen Gemählde der Kunſt gilt: wird nicht ein ähnlicher Schluß auch aus dem gelten, was ſich in jenen Gemählden findet?

Ich antworte: Nein; dieſer Schluß gilt in dem einen Falle nicht völlig, wie in dem andern. Die poetiſchen Gemählde ſind von unendlich weiterm Umfange, als die Gemählde der Kunſt: beſonders kann die Kunſt, bey Perſoniſirung eines abſtrakten Begriffes, nur blos das Allgemeine und Weſentliche deſſelben ausdrücken; auf alle Zufälligkeiten, welche Ausnahmen von dieſem Allgemeinen ſeyn würden, welche mit dieſem Weſentlichen in Widerſpruch ſtehen würden, muß ſie Verzicht thun; denn dergleichen Zufälligkeiten des Dinges, würden das Ding ſelbſt unkenntlich machen, und ihr iſt an der Kenntlichkeit zuerſt gelegen. Der Dichter hingegen, der ſeinen perſoniſirten abſtrakten Begriff in die Claſſe handelnder Weſen erhebt, kann ihn gewiſſermaaßen wider dieſen Begriff ſelbſt handeln laſſen, und ihn in allen den Modificationen einführen, die ihm irgend ein einzelner Fall giebt, ohne daß wir im geringſten die eigentliche Natur deſſelben darüber aus den Augen verlieren.

Wenn die Kunſt alſo uns den perſoniſirten Begriff des Todes kenntlich machen will: durch was muß ſie, durch was kann ſie es anders thun, als dadurch, was dem Tode in allen möglichen Fällen zukömmt? und was iſt dieſes ſonſt, als der Zuſtand der Ruhe und Unempfindlichkeit? Je mehr Zufälligkeiten ſie ausdrücken wollte, die in einem einzeln Falle die Idee dieſer Ruhe und Unempfindlichkeit entfernten, deſto unkenntlicher müßte nothwendig ihr Bild werden; Falls ſie nicht ihre Zuflucht zu einem beygeſetzten Worte, oder zu ſonſt einem conventionalen Zeichen, welches nicht beſſer als ein Wort iſt, nehmen, und ſonach, bildende Kunſt zu ſeyn, aufhören will. Das hat der Dichter nicht zu fürchten. Für ihn hat die Sprache bereits ſelbſt die abſtrakten Begriffe zu ſelbſtändigen Weſen erhoben; und das nehmliche Wort hört nie auf, die nehmliche Idee zu erwecken, ſo viel mit ihm ſtreitende Zufälligkeiten er auch immer damit verbindet. Er kann den Tod noch ſo ſchmerzlich, noch ſo fürchterlich und grauſam ſchildern, wir vergeſſen darum doch nicht, daß es nur der Tod iſt, und daß ihm eine ſo gräßliche Geſtalt nicht vor ſich, ſondern bloß unter dergleichen Umſtänden zukömmt.

Todt ſeyn, hat nichts Schreckliches; und in ſo fern Sterben nichts als der Schritt zum Todtſeyn iſt, kann auch das Sterben nichts Schreckliches haben. Nur ſo und ſo ſterben, eben itzt, in dieſer Verfaſſung, nach dieſes oder jenes Willen, mit Schimpf und Marter ſterben: kann ſchrecklich werden, und wird ſchrecklich. Aber iſt es ſodann das Sterben, iſt es der Tod, welcher das Schrecken verurſachte? Nichts weniger; der Tod iſt von allen dieſen Schrecken das erwünſchte Ende, und es iſt nur der Armuth der Sprache zuzurechnen, wenn ſie beide dieſe Zuſtände, den Zuſtand, welcher unvermeidlich in den Tod führet, und den Zuſtand des Todes ſelbſt, mit einem und eben demſelben Worte benennet. Ich weis, daß dieſe Armuth oft eine Quelle des Pathetiſchen werden kann, und der Dichter daher ſeine Rechnung bey ihr findet: aber dennoch verdienet diejenige Sprache ohnſtreitig den Vorzug, die ein Pathetiſches, das ſich auf die Verwirrung ſo verſchiedener Dinge gründet, verſchmähet, indem ſie dieſer Verwirrung ſelbſt durch verſchiedene Benennungen vorbauet. Eine ſolche Sprache ſcheinet die ältere Griechiſche, die Sprache des Homer, geweſen zu ſeyn. Ein anders iſt dem Homer Κηρ, ein anders Θανατος: denn er würde Θανατον και Κηρα nicht ſo unzähligemal verbunden haben, wenn beide nur eines und eben daſſelbe bedeuten ſollten. Unter Κηρ verſteht er die Nothwendigkeit zu ſterben, die öfters traurig werden kann; einen frühzeitigen, gewaltſamen, ſchmähligen, ungelegenen Tod: unter Θανατος aber den natürlichen Tod, vor dem keine Κηρ vorhergeht; oder den Zuſtand des Todtſeyns, ohne alle Rückſicht auf die vorhergegangene Κηρ. Auch die Römer machten einen Unterſchied zwiſchen Lethum und Mors.

Emergit late Ditis chorus, horrida Erinnys,
Et Bellona minax, facibusque armata Megæra,
Lethumque, Inſidiæque, & lurida Mortis imago:

ſagt Petron. Spence meinet, er ſey ſchwer zu begreifen, dieſer

Unterſchied: vielleicht aber hätten ſie unter Lethum den allgemeinen Saamen, oder die Quelle der Sterblichkeit verſtanden, dem ſie ſonach die Hölle zum eigentlichen Sitze angewieſen; unter Mors aber, die unmittelbare Urſache einer jeden beſondern Aeußerung der Sterblichkeit auf unſerer Erde. (*) Ich, meines Theils, möchte lieber glauben, daß Lethum mehr die Art des Sterbens, und Mors den Tod überhaupt, urſprünglich bedeuten ſollen; denn Statius ſagt: (**)

Mille modis lethi miſeros Mors una fatigat.

Der Arten des Sterbens ſind unendliche: aber es iſt nur Ein Tod. Folglich würde Lethum dem Griechiſchen Κηρ, und Mors dem Θανατος eigentlich entſprochen haben: unbeſchadet, daß in der einen Sprache ſowohl, als in der andern, beide Worte mit der Zeit verwechſelt, und endlich als völlige Synonyma gebraucht werden.

Indeß will ich mir auch hier einen Gegner denken, der jeden Schritt des Feldes ſtreitig zu machen verſtehet. Ein ſolcher könnte ſagen: „Ich laſſe mir den Unterſchied zwiſchen Κηρ und Θανατος gefallen; aber wenn der Dichter, wenn die Sprache ſelbſt, einen ſchrecklichen Tod und einen nicht ſchrecklichen unterſchieden haben: warum könnte nicht auch die Kunſt ein dergleichen doppeltes Bild für den Tod gehabt haben, und haben dürfen? Das minder ſchreckliche Bild mag der Genius, der ſich auf die umgekehrte Fackel ſtützet, mit ſeinen übrigen Attributen, geweſen ſeyn: aber ſonach war dieſer Genius nur Θανατος. Wie ſteht es mit dem Bilde der Κηρ? Wenn dieſes ſchrecklich ſeyn müſſen: ſo iſt dieſes vielleicht ein Gerippe geweſen, und es bliebe uns noch immer vergönnt, zu ſagen, daß die Alten den Tod, nehmlich den gewaltſamen Tod, für den

---

(*) Polymetis, p. 261. The Roman poets ſometimes make a diſtinction between Lethum and Mors, which the poverty of our language will not allow us to expreſs; and which it is even difficult enough to conceive. Perhaps, they meant by Lethum, that general principle or ſource of mortality, which they ſuppoſed to have its proper reſidence in hell; and by Mors, or Mortes, (for they had ſeveral of them) the immediate cauſe of each particular inſtance of mortality on our earth.

(**) Thebaid. IX. v. 280.

es unſerer Sprache an einem beſondern Worte mangelt, als ein Gerippe gebildet haben.“

Und allerdings iſt es wahr, daß auch die alten Künſtler die Abſtraktion des Todes von den Schreckniſſen, die vor ihm hergehen, angenommen, und dieſe unter dem beſondern Bilde der Κηρ vorgeſtellet haben. Aber wie hätten ſie zu dieſer Vorſtellung etwas wählen können, was erſt ſpät auf den Tod folget? Das Gerippe wäre ſo unſchicklich dazu geweſen, als möglich. Wen dieſer Schluß nicht befriediget, der ſehe das Factum! Pauſanias hat uns, zum Glück, die Geſtalt aufbehalten, unter welcher die Κηρ vorgeſtellet wurde. Sie erſchien als ein Weib mit gräulichen Zähnen und mit krummen Nägeln, gleich einem reiſſenden Thiere. So ſtand ſie auf eben der Kiſte des Cypſelus, auf welcher Schlaf und Tod in den Armen der Nacht ruheten, hinter dem Polynices, indem ihn ſein Bruder Eteokles anfällt: Του Πολυνεικους δε ὀπισθεν ἑστηκεν ὀδοντας τε ἐχουσα οὐδεν ἡμερωτερους θηριου, και οἱ και των χειρων εἰσιν ἐπικαμπεις οἱ ονυχες· ἐπιγραμμα δε ἐπ' αὐτῃ εἰναι φασι Κηρα. (*) Vor dem ἑστηκεν ſcheinet ein Subſtantivum in dem Texte zu fehlen: aber es wäre eine bloße Chicane, wenn man zweifeln wollte, daß es ein anders als Γυνη ſeyn könne. Wenigſtens kann es Σκελετος doch nicht ſeyn, und das iſt mir genug.

Schon ehemals hatte Hr. Klotz dieſes Bild der Κηρ, gegen meine Behauptung von dem Bilde des Todes bey den Alten, brauchen wollen: (**) und nun weis er, was ich ihm hätte antworten können. Κηρ iſt nicht der Tod; und es iſt bloße Armuth derjenigen Sprache, die es durch eine Umſchreibung, mit Zuziehung des Wortes Tod, geben muß: ein ſo verſchiedener Begriff ſollte in allen Sprachen ein eigenes Wort haben. Und

---

(*) Libr. V. cap. 19. p. 425. Edit. Kuh.

(**) Act. Litt. Vol. III. Parte III. p. 280. Conſideremus quasdam figuras arcæ Cypſeli in templo Olympico inſculptas. Inter eas apparet γυνη ὀδοντας κ. τ. λ. — Verbum Κηρα recte explicat Kuhnius mortem fatalem, eoque loco refutari poſſe videtur Auctoris opinio de minus terribili forma morti ab antiquis tributa, cui ſententiæ etiam alia monimenta adverſari videntur.

doch hätte Hr. Klotz auch den Kuhnius nicht loben ſollen, daß er Κὴρ durch Mors fatalis überſetzt habe. Genauer und richtiger würde Fatum mortale, mortiferum, geweſen ſeyn: denn beym Suidas wird Κὴρ durch θανατηφόρος μοῖρα, nicht durch θάνατος πεπρωμένος erkläret.

Endlich will ich an den Euphemiſmus der Alten erinnern; an ihre Zärtlichkeit, diejenigen Worte, welche unmittelbar eine ekle, traurige, gräßliche Idee erwecken, mit minder auffallenden zu verwechſeln. Wenn ſie, dieſem Euphemiſmus zu Folge, nicht gern geradezu ſagten, „er iſt geſtorben,“ ſondern lieber, „er hat gelebt, er iſt geweſen, er iſt zu den Mehrern abgegangen,“ (*) und dergleichen; wenn eine der Urſachen dieſer Zärtlichkeit, die ſo viel als mögliche Vermeidung alles Ominöſen war: ſo iſt kein Zweifel, daß auch die Künſtler ihre Sprache zu dieſem gelindern Tone werden herabgeſtimmt haben. Auch ſie werden den Tod nicht unter einem Bilde vorgeſtellt haben, bey welchem einem jeden unvermeidlich alle die ekeln Begriffe von Moder und Verweſung einſchießen; nicht unter dem Bilde des häßlichen Gerippes: denn auch in ihren Compoſitionen hätte der unvermuthete Anblick eines ſolchen Bildes eben ſo ominös werden können, als die unvermuthete Vernehmung des eigentlichen Wortes. Auch ſie werden dafür lieber ein Bild gewählt haben, welches uns auf das, was es anzeigen ſoll, durch einen anmuthigen Umweg führet: und welches Bild könnte hierzu dienlicher ſeyn, als dasjenige, deſſen ſymboliſchen Ausdruck die Sprache ſelbſt ſich für die Benennung des Todes ſo gern gefallen läßt, das Bild des Schlafes?

—— —— Nullique ea triſtis imago!

Doch ſo wie der Euphemiſmus die Wörter, die er mit ſanftern vertauſcht, darum nicht aus der Sprache verbannet, nicht ſchlechterdings aus allem Gebrauche ſetzt; ſo wie er vielmehr eben dieſe widrigen, und itzt daher vermiedenen Wörter, bey einer noch gräulichern Gelegenheit, als die minder beleidigenden, verſucht; ſo wie er z. E., wenn er von dem, der ruhig geſtorben iſt, ſagt, daß er nicht mehr lebe, von dem, der unter den

---

(*) Gattakerus de novi Inſtrumenti ſtylo cap. XIX.

ſchrecklichſten Martern ermordet worden, ſagen würde, daß er geſtorben ſey: eben ſo wird auch die Kunſt diejenigen Bilder, durch welche ſie den Tod andeuten könnte, aber wegen ihrer Gräßlichkeit nicht andeuten mag, darum nicht gänzlich aus ihrem Gebiethe verweiſen, ſondern ſie vielmehr auf Fälle verſparen, in welchen ſie hinwiederum die gefälligern, oder wohl gar die einzig brauchbaren ſind.

Alſo: 2) da es erwieſen iſt, daß die Alten den Tod nicht als ein Gerippe gebildet; da ſich gleichwohl auf alten Denkmählern Gerippe zeigen: was ſollen ſie denn ſeyn, dieſe Gerippe?

Ohne Umſchweif; dieſe Gerippe ſind Larvæ: und das nicht ſowohl in ſo fern, als Larva ſelbſt nichts anders als ein Gerippe heißt, ſondern in ſo fern, als unter Larvæ eine Art abgeſchiedener Seelen verſtanden wurden.

Die gemeine Pnevmatologie der Alten war dieſe. Nach den Göttern glaubten ſie ein unendliches Geſchlecht erſchaffener Geiſter, die ſie Dämones nannten. Zu dieſen Dämonen rechneten ſie auch die abgeſchiedenen Seelen der Menſchen, die ſie unter dem allgemeinen Namen Lemures begriffen, und deren nicht wohl anders als eine zweyfache Art ſeyn konnte. Abgeſchiedene Seelen guter, abgeſchiedene Seelen böſer Menſchen. Die guten wurden ruhige, ſelige Hausgötter ihrer Nachkommenſchaft; und hießen Lares. Die böſen, zur Strafe ihrer Verbrechen, irrten unſtät und flüchtig auf der Erde umher, den Frommen ein leeres, den Ruchloſen ein verderbliches Schrecken; und hießen Larvae. In der Ungewißheit, ob die abgeſchiedene Seele der erſten oder zweyten Art ſey, galt das Wort Manes. (*)

(*) Apuleius de Deo Socratis. (p. 110. Edit. Baſ. per Hen. Petri) Eſt & ſecundo ſignatu ſpecies dæmonum, animus humanus exutus & liber, ſtipendiis vitæ corpore ſuo abjuratis. Hunc vetere Latina lingua reperio Lemurem dictitatum. Ex hiſce ergo Lemuribus, qui poſterorum ſuorum curam ſortitus, pacato & quieto numine domum poſſidet, Lar dicitur familiaris. Qui vero propter adverſa vitæ merita, nullis bonis ſedibus incerta vagatione, ceu quodam exilio punitur, inane terriculamentum bonis hominibus, cæterum noxium malis, hunc plerique Larvam perhibent. Cum vero incertum eſt quæ cuique ſortitio evenerit, utrum Lar ſit an Larva, nomine Manium deum nuncupant, & honoris gratia Dei vocabulum additum eſt.

Und ſolche Larvae, ſage ich, ſolche abgeſchiedene Seelen böſer Menſchen, wurden als Gerippe gebildet. — Ich bin überzeugt, daß dieſe Anmerkung von Seiten der Kunſt neu iſt, und von keinem Antiquare zu Auslegung alter Denkmähler noch gebraucht worden. Man wird ſie alſo bewieſen zu ſehen verlangen, und es dürfte wohl nicht genug ſeyn, wenn ich mich desfalls auf eine Gloſſe des Henr. Stephanus berufte, nach welcher in einem alten Epigramm οἱ Σκελετοι durch Manes zu erklären ſind. Aber was dieſe Gloſſe nur etwa dürfte vermuthen laſſen, werden folgende Worte auſſer Zweifel ſetzen. Nemo tam puer eſt, ſagt Seneca (*), ut Cerberum timeat, & tenebras, & Larvarum habitum nudis oſſibus cohærentium. Oder, wie es unſer alter ehrlicher, und wirklich deutſcher Michael Herr überſetzt: Es iſt niemants ſo kindiſch, der den Cerberus förcht, die Finſterniß und die todten Geſpenſt, da nichts dann die leidigen Bein an einander hangen. (**) Wie könnte man ein Gerippe, ein Skelet, deutlicher bezeichnen, als durch das nudis oſſibus cohærens? Wie könnte man es geraderzu bekräftiget wünſchen, daß die Alten ihre ſpukenden Geiſter als Gerippe zu denken und zu bilden gewohnt geweſen?

Wenn eine dergleichen Anmerkung einen natürlichern Aufſchluß für mißverſtandene Vorſtellungen gewähret, ſo iſt es ohnſtreitig ein neuer Beweis ihrer Richtigkeit. Nur Ein Gerippe auf einem alten Denkmahle könnte freylich der Tod ſeyn, wenn es nicht aus anderweitigen Gründen erwieſen wäre, daß er ſo nicht gebildet worden. Aber wie, wo mehrere ſolche Gerippe erſcheinen? Darf man ſagen, ſo wie der Dichter mehrere Tode kenne,

Stant Furiæ circum, variæque ex ordine Mortes:

ſo müſſe es auch dem Künſtler vergönnt ſeyn, verſchiedene Arten des Todes jede in einen beſondern Tod auszubilden? Und wenn auch dann noch eine ſolche Compoſition verſchiedener Ge-

---

(*) Epiſt. XXIV.

(**) Sittliche Zuchtbücher des hochberühmten Philoſophi Seneca. Straßburg 1536. in Folio. Ein ſpäterer Ueberſetzer des Seneca, Conrad Fuchs, (Frankf. 1620.) giebt die Worte, & Larvarum habitum nudis oſſibus cohærentium, durch „und der Todten gebeinichte Companey.“ Fein zierlich und toll!

rippe, keinen geſunden Sinn giebt? Ich habe oben (*) eines Steines, beym Gori, gedacht, auf welchem drey Gerippe zu ſehen: das eine fähret auf einer Biga, mit grimmigen Thieren beſpannt, über ein anderes, das zur Erde liegt, daher, und drohet ein drittes, das vorſtehet, gleichfalls zu überfahren. Gori nennet dieſe Vorſtellung, den Triumph des Todes über den Tod. Worte ohne Sinn! Aber zum Glücke iſt dieſer Stein von ſchlechter Arbeit, und mit einer griechiſchſcheinenden Schrift vollgefüllt, die keinen Verſtand macht. Gori erklärt ihn alſo für das Werk eines Gnoſtikers; und es iſt von je her erlaubt geweſen, auf Rechnung dieſer Leute ſo viel Ungereimtheiten zu ſagen, als man nur immer, nicht zu erweiſen, Luſt hat. Anſtatt den Tod über ſich ſelbſt, oder über ein Paar neidiſche Mitbewerber um ſeine Herrſchaft, da triumphiren zu ſehen; ſehe ich nichts als abgeſchiedene Seelen, als Larven, die noch in jenem Leben einer Beſchäftigung nachhängen, die ihnen hier ſo angenehm geweſen. Daß dieſes erfolge, war eine allgemein angenommene Meinung bey den Alten; und Virgil hat unter den Beyſpielen, die er davon giebt, der Liebe zu den Rennſpielen nicht vergeſſen: (**)

—— —— —— quae gratia currûm
Armorumque fuit vivis, quae cura nitentes
Paſcere equos, eadem ſequitur tellure repoſtos.

Daher auf den Grabmählern und Urnen und Särgen, nichts häufiger, als Genii, die

— aliquas artes, antiquae imitamina vitae,

ausüben; und in eben dem Werke des Gori, in welchem er dieſen Stein mitgetheilt, kömmt ein Marmor vor, von welchem der Stein gleichſam nur die Carrikatur heiſſen könnte. Die Gerippe, die auf dem Steine fahren und überfahren werden, ſind auf dem Marmor Genii.

Wenn denn aber die Alten ſich die Larven, d. i. die abgeſchiedenen Seelen böſer Menſchen, nicht anders als Gerippe dachten: ſo war es ja wohl natürlich, daß endlich jedes Gerippe, wenn es auch nur das Werk der Kunſt war, den Namen

---

(*) S. 213.

(**) Aeneid. VI. v. 653.

Larva bekam. Larva hieß alſo auch dasjenige Gerippe, welches bey feyerlichen Gaſtmahlen mit auf der Tafel erſchien, um zu einem deſto eilfertigern Genuß des Lebens zu ermuntern. Die Stelle des Petrons von einem ſolchen Gerippe, iſt bekannt: (*) aber der Schluß wäre ſehr übereilt, den man für das Bild des Todes daraus ziehen wollte. Weil ſich die Alten an einem Gerippe des Todes erinnerten, war darum ein Gerippe das angenommene Bild des Todes? Der Spruch, den Trimalcio dabey ſagte, unterſcheidet vielmehr das Gerippe und den Tod ausdrücklich:

Sic erimus cuncti, poſtquam nos auferet Orcus.

Das heißt nicht: bald wird uns dieſer fortſchleppen! in dieſer Geſtalt wird der Tod uns abfodern! Sondern: das müſſen wir alle werden; ſolche Gerippe werden wir alle, wenn der Tod uns einmal abgefodert hat. —

Und ſo glaube ich auf alle Weiſe erwieſen zu haben, was ich zu erweiſen verſprochen. Aber noch liegt mir daran, zu zeigen, daß ich, nicht blos gegen Herr Klotzen, mir dieſe Mühe genommen. Nur Hr. Klotzen zurechte weiſen, dürfte den meiſten Leſern eine eben ſo leichte, als unnütze Beſchäftigung ſcheinen. Ein anders iſt es, wenn er mit der ganzen Heerde irret. Sodann iſt es nicht das hinterſte nachblöckende Schaaf, ſondern die Heerde, die den Hirten oder den Hund in Bewegung ſetzt.

Prüfung.

Ich werfe alſo einen Blick auf beſſere Gelehrte, die, wie geſagt, an den verkehrten Einbildungen des Hrn. Klotz mehr oder weniger Theil nehmen; und fange bey dem Manne an, der Hr. Klotzen alles in allem iſt: bey ſeinem verewigten

---

(*) Potantibus ergo, & accuratiſſimas nobis lautitias mirantibus, larvam argenteam attulit ſervus ſic aptatam, ut articuli ejus vertebræque laxatæ in omnem partem verterentur. Hanc quum ſuper menſam ſemel iterumque abjeciſſet, & catenatio mobilis aliquot figuras exprimeret, Trimalcio adjecit:

Heu, heu nos miſeros, quam totus homuncio nil eſt!
Sic erimus cuncti, poſtquam nos auferet Orcus.
Ergo vivamus, dum licet eſſe bene.

(Edit. Mich. Hadr. p. 115)

Freunde, dem Grafen Caylus. — Was für ſchöne Seelen, die jeden, mit dem ſie, in einer Entfernung von hundert Meilen, ein Paar Complimente gewechſelt, ſtracks für ihren Freund erklären! Schade nur, daß man eben ſo leicht ihr Feind werden kann!

Unter den Gemählden, welche der Graf Caylus den Künſtlern aus dem Homer empfahl, war auch das vom Apoll, wie er den gereinigten und balſamirten Leichnam des Sarpedon dem Tode und dem Schlafe übergiebt. (*) „Es iſt nur verdrüßlich, ſagt der Graf, „daß Homer ſich nicht auf die Attributa eingelaſſen, die man zu ſeiner Zeit dem Schlafe ertheilte. Wir „kennen, dieſen Gott zu bezeichnen, nur ſeine Handlung ſelbſt, „und krönen ihn mit Mahn. Dieſe Ideen ſind neu, und die „erſte, welche überhaupt von geringem Nutzen iſt, kann in dem „gegenwärtigen Falle gar nicht gebraucht werden, in welchem „mir ſelbſt die Blumen ganz unſchicklich vorkommen, beſonders „für eine Figur, die mit dem Tode gruppiren ſoll." (**) Ich wiederhole hier nicht, was ich gegen den kleinen Geſchmack des Grafen, der von dem Homer verlangen konnte, daß er ſeine geiſtige Weſen mit den Attributen der Künſtler ausſtaffiren ſollen, im Laokoon erinnert habe. Ich will hier nur anmerken, wie wenig er dieſe Attributa ſelbſt gekannt, und wie unerfahren er in den eigentlichen Vorſtellungen beides des Schlafes und des Todes geweſen. Vors erſte erhellet aus ſeinen Worten unwiderſprechlich, daß er geglaubt, der Tod könne und müſſe ſchlechterdings nicht anders als ein Gerippe vorgeſtellet werden. Denn ſonſt würde er von dem Bilde deſſelben nicht gänzlich, als von einer Sache, die ſich von ſelbſt verſtehet, geſchwiegen haben; noch weniger würde er ſich geäußert haben, daß eine mit Blumen gekrönte Figur mit der Figur des Todes nicht wohl gruppiren möchte. Dieſe Beſorgniß konnte nur daher kommen, weil er ſich von der Aehnlichkeit beider Figuren nie etwas träumen laſſen; weil er den Schlaf als einen ſanften Genius, und den Tod als ein ekles Ungeheuer ſich dachte. Hätte er gewußt, daß der Tod ein eben ſo ſanfter Genius ſeyn könne, ſo würde er

---

(*) Iliad. π. v. 681.

(**) Tableaux tirés de l'Iliade. &c.

ſeinen Künſtler deſſen gewiß erinnert, und mit ihm nur noch überlegt haben, ob es gut ſey, dieſen ähnlichen Geniis ein Abzeichen zu geben, und welches wohl das ſchicklichſte ſeyn könne. Aber er kannte, vors zweyte, auch nicht einmal den Schlaf, wie er ihn hätte kennen ſollen. Es iſt ein wenig viel Unwiſſenheit zu ſagen, daß wir dieſen Gott, außer ſeiner Handlung, nur durch die leidigen Mahnblumen kenntlich machen könnten. Er merkt zwar richtig an, daß beide dieſe Kennzeichen neu wären: aber welches denn nun die alten genuinen Kennzeichen geweſen, ſagt er nicht blos nicht, ſondern er leugnet auch geradezu, daß uns deren überliefert worden. Er wußte alſo nichts von dem Horne, das die Dichter dem Schlafe ſo häufig beylegen, und mit dem er, nach dem ausdrücklichen Zeugniſſe des Servius und Lutatius, auch gemahlt wurde! Er wußte nichts von der umgeſtürzten Fackel; er wußte nicht, daß eine Figur mit dieſer umgeſtürzten Fackel aus dem Alterthume vorhanden ſey, welche nicht eine bloße Muthmaßung, welche die eigene ungezweifelte Ueberſchrift für den Schlaf erkläre; er hatte dieſe Figur weder beym Boiſſard, noch Gruter, noch Spanheim, noch Beger, noch Brouckhuyſen (*) gefunden, und überall nichts von ihr in Erfahrung gebracht. Nun denke man ſich das Homeriſche Gemählde, ſo wie er es haben wollte; mit einem Schlafe, als ob es der aufgeweckte Schlaf des Algardi wäre; mit einem Tode, ein klein wenig artiger, als er in den deutſchen Todtentänzen herumſpringt. Was iſt hier alt, was griechiſch, was homeriſch? Was iſt nicht galant, und gothiſch, und franzöſiſch? Würde ſich dieſes Gemählde des Caylus zu dem Gemählde, wie es ſich Homer denken mußte, nicht eben verhalten, als Hudarts Ueberſetzung zu dem Originale? Gleichwohl wäre nur der Rathgeber des Künſtlers Schuld, wenn dieſer ſo eckel und abentheuerlich modern würde, wo er ſich, in dem wahren Geiſte

---

(*) Brouckhuyſen hat ſie, aus dem Spanheim, ſeinem Tibull einverleibet. Beger aber, welches ich eben (S. 228.) mit hätte anmerken ſollen, hat das ganze Monument, von welchem dieſe einzelne Figur genommen, gleichfalls aus den Papieren des Pighius, in ſeinem Spicilegio Antiquitatis p. 106. bekannt gemacht. Beger gedenkt dabey ſo wenig Spanheims, als Spanheim Begers.

des Alterthums, ſo ſimpel und fruchtbar, ſo anmuthig und bedeutend zeigen könnte. Wie ſehr müßte es ihn reitzen, an zwey ſo vortheilhaften Figuren, als geflügelte Genii ſind, alle ſeine Fähigkeit zu zeigen, das Aehnliche verſchieden, und das Verſchiedene ähnlich zu machen! Gleich an Wuchs, und Bildung, und Mine: an Farb und Fleiſch ſo ungleich, als es ihm der allgemeine Ton ſeines Colorits nur immer erlauben will. Denn nach dem Pauſanias war der eine dieſer Zwillingsbrüder ſchwarz; der andere weiß. Ich ſage, der eine und der andere; weil es aus den Worten des Pauſanias nicht eigentlich erhellet, welches der ſchwarze, oder welches der weiſſe geweſen. Und ob ich es ſchon dem Künſtler itzt nicht verdenken würde, welcher den Tod zu dem ſchwarzen machen wollte: ſo möchte ich ihn darum doch nicht einer ganz ungezweifelten Uebereinſtimmung mit dem Alterthume verſichern. Nonnus wenigſtens läßt den Schlaf μελανοχροον nennen, wenn ſich Venus geneigt bezeigt, der weiſſen Paſithea ſo einen ſchwarzen Gatten nicht mit Gewalt aufdringen zu wollen:(*) und es wäre leicht möglich, daß der alte Künſtler dem Tode die weiſſe Farbe gegeben, um auch dadurch anzudeuten, daß er der fürchterlichere Schlaf von beiden nicht ſey.

Freylich konnte Carlus aus den bekannten Ikonologiſchen Werken eines Ripa, Chartarius, und wie deren Ausſchreiber heiſſen, ſich wenig oder gar nicht eines Beſſern unterrichten.

Zwar das Horn des Schlafes, kannte Ripa:(**) aber wie betrüglich ſchmücket er ihn ſonſt aus! Das weiſſe kürzere Oberkleid über ein ſchwarzes Unterkleid, welches er und Chartarius ihm geben,(***) gehört dem Traume, nicht dem Schlafe. Von der Gleichheit des Todes mit ihm, kennet Ripa zwar die Stelle des Pauſanias, aber ohne zu jenes Bild den geringſten Gebrauch davon zu machen. Er ſchlägt deſſen ein dreyfaches vor: und keines iſt ſo, wie es der Grieche oder Römer würde erkannt haben. Gleichwohl iſt auch nur das eine, von der Erfindung des Camillo da Ferrara, ein Skelet: aber ich zweifle,

---

(*) Lib. XXXIII. v. 40.

(**) Iconolog. p. 464. Edit. Rom. 1603.

(***) Imag. Deorum p. 143. Francof. 1687.

ob Ripa damit ſagen wollen, daß dieſer Camillo es ſey, welcher den Tod zuerſt als ein Skelet gemahlet. Ich kenne dieſen Camillo überhaupt nicht.

Diejenigen, welche Ripa und Chartarius am meiſten gebraucht haben, ſind Gyraldus, und Natalis Comes.

Dem Gyraldus haben ſie den Irrthum, wegen der weiſſen und ſchwarzen Bekleidung des Schlafes, nachgeſchrieben; (*) Gyraldus aber muß, anſtatt des Philoſtratus ſelbſt, nur einen Ueberſetzer deſſelben nachgeſehen haben. Denn es iſt nicht Ὑπνος, ſondern Ὀνειρος, von welchem Philoſtratus ſagt: (**) ἐν ἀνειμενῳ τῳ ἐιδει γεγραπται, και ἐσθητα ἐχει λευκην ἐπι μελαινῃ, το, οἰμαι, νυκτωρ ἀυτου και μεθ' ἡμεραν. Es iſt mir unbegreiflich, wie auch der neueſte Herausgeber der Philoſtratiſchen Werke, Gottfr. Olearius, der uns doch eine faſt ganz neue Ueberſetzung geliefert zu haben verſichert, bey dieſen Worten ſo äußerſt nachläßig ſeyn können. Sie lauten bey ihm auf Latein: Ipſe ſomnus remiſſa pictus eſt facie, candidamque ſuper nigra veſtem habet, eo, ut puto, quod nox ſit ipſius, & quæ diem excipiunt. Was heißt das, & quæ diem excipiunt? Sollte Olearius nicht gewußt haben, daß μεθ' ἡμεραν interdiu heiſſe, ſo wie νυκτωρ noctu? Man wird müde, könnte man zu ſeiner Entſchuldigung ſagen, die alten elenden Ueberſetzungen auszumiſten. So hätte er wenigſtens aus einer ungeprüften Ueberſetzung niemanden entſchuldigen, und niemanden widerlegen ſollen! Weil es aber darinn weiter fort heißt; Cornu is (ſomnus) manibus quoque tenet, ut qui inſomnia per veram portam inducere ſoleat: ſo ſetzt er in einer Note hinzu: Ex hoc vero Philoſtrati loco patet optimo jure portas illas ſomni dici poſſe, qui ſcilicet ſomnia per eas inducat, nec neceſſe eſſe ut apud Virgilium (Aeneid. VI. v. 562.) ſomni dictum intelligamus pro ſomnii, ut voluit Turnebus l. IV. Adverſ. c. 14. Allein, wie geſagt, Philoſtratus ſelbſt redet nicht von den Pforten des Schlafes, Somni, ſondern des Traumes, Somnii; und Ὀνειρος, nicht Ὑπνος, iſt es auch ihm, welcher die Träume durch die wahre Pforte einläßt. Folglich iſt dem Virgil noch immer

---

(*) Hiſt. Deorum Syntag. IX. p. 311. Edit. Jo. Jenſii.

(**) Iconum lib. I. 27.

nicht anders, als durch die Anmerkung des Turnebus zu helfen, wenn er durchaus, in ſeiner Erdichtung von jenen Pforten, mit dem Homer übereinſtimmen ſoll. — Von der Geſtalt des Todes ſchweigt Geraldus gänzlich.

Natalis Comes giebt dem Tode ein ſchwarzes Gewand, mit Sternen. (*) Das ſchwarze Gewand, wie wir oben geſehen, (**) iſt in dem Euripides gegründet: aber wer ihm die Sterne darauf geſetzt, weis ich nicht. Träume contortis cruribus hat er auch, und er verſichert, daß ſie Lucian auf ſeiner Inſel des Schlafes ſo umher ſchwärmen laſſen. Aber bey dem Lucian ſind es blos ungeſtaltete Träume, ἄμορφοι, und die krummen Beine ſind von ſeiner eigenen Ausbildung. Doch würden auch dieſe krummen Beine nicht den Träumen überhaupt, als allegoriſches Kennzeichen, ſondern nur gewiſſen Träumen, ſelbſt nach ihm, zukommen.

Andere mythologiſche Compilatores nachzuſehen, lohnt wohl kaum der Mühe. Der einzige Banier möchte eine Ausnahme zu verdienen ſcheinen. Aber auch Banier ſagt von der Geſtalt des Todes ganz und gar nichts, und von der Geſtalt des Schlafes mehr als eine Unrichtigkeit. (***) Denn auch Er verkennet, in jenem Gemählde beym Philoſtrat, den Traum für den Schlaf, und erblickt ihn da als einen Mann gebildet, ob er ſchon aus der Stelle des Pauſanias ſchlieſſen zu können glaubet, daß er als ein Kind, und einzig als ein Kind, vorgeſtellet worden. Er ſchreibt dabey dem Montfaucon einen groben Irrthum nach, den ſchon Winkelmann gerügt hat, und der ſeinem deutſchen Ueberſetzer ſonach wohl hätte bekannt ſeyn können. (†) Beide nehmlich, Montfaucon und Banier, geben den Schlaf des Algardi, in der Villa Borgheſe, für alt aus, und eine neue Vaſe, die dort mit mehrern neben ihm ſtehet, weil ſie Montfaucon auf einem Kupfer dazugeſetzt gefunden, ſoll ein Gefäß mit ſchlafmachendem Safte bedeuten. Dieſer Schlaf des Algardi ſelbſt, iſt ganz wider die Einfalt und den Anſtand

---

(*) Mythol. lib. III. cap. 13.

(**) S. 213.

(***) Erläut. der Götterlehre, vierter Band, S. 117 deut. Ueberſ.

(†) Vorrede zur Geſchichte der Kunſt, S. XV.

des Alterthums; er mag ſonſt ſo kunſtreich gearbeitet ſeyn, als man will. Denn ſeine Lage und Gebehrdung iſt von der Lage und Gebehrdung des ſchlafenden Fauns, im Pallaſte Barberino, entlehnet, deſſen ich oben gedacht habe. (*)

Mir iſt überall kein Schriftſteller aus dem Fache dieſer Kenntniſſe vorgekommen, der das Bild des Todes, ſo wie es bey den Alten geweſen, entweder nicht ganz unbeſtimmt gelaſſen, oder nicht falſch angegeben hätte. Selbſt diejenigen, welche die von mir angeführten Monumente, oder denſelben ähnliche, ſehr wohl kannten, haben ſich darum der Wahrheit nicht viel mehr genähert.

So wußte Tollius zwar, daß verſchiedene alte Marmor vorhanden wären, auf welchen geflügelte Knaben mit umgeſtürzten Fackeln den ewigen Schlaf der Verſtorbenen vorſtellten.(**) Aber heißt dieſes, in dem Einen derſelben, den Tod ſelbſt erkennen? Hat er darum eingeſehen, daß die Gottheit des Todes von den Alten nie in einer andern Geſtalt gebildet worden? Von dem ſymboliſchen Zeichen eines Begriffs, bis zu der feſtgeſetzten Bildung dieſes perſoniſirten, als ein ſelbſtſtändiges Weſen verehrten Begriffes, iſt noch ein weiter Schritt.

Eben dieſes iſt vom Gori zu ſagen. Gori nennet zwar, noch ausdrücklicher, zwey dergleichen geflügelte Knaben auf alten Särgen, Genios Somnum & Mortem referentes: (***) aber ſchon dieſes referentes ſelbſt, verräth ihn. Und da gar, an einem andern Orte, (†) ihm eben dieſe Genii Mortem & Funus deſignantes heiſſen; da er, noch anderswo, in dem einen derſelben, Trotz der ihm, nach dem Buonarotti, zugeſtandenen Bedeutung des Todes, immer noch einen Cupido ſieht; da er, wie wir geſehen, die Gerippe auf dem alten Steine für **Mortes** erkennet: ſo iſt wohl unſtreitig, daß er wenigſtens über alle dieſe Dinge noch ſehr uneins mit ſich ſelbſt geweſen.

Auch gilt ein gleiches von dem Grafen Maffei. Denn ob auch dieſer ſchon glaubte, daß auf alten Grabſteinen die zwey

---

(*) S. 225.

(**) In notis ad Rondelli Expoſitionem S. T. p. 292.

(***) Inſcript. ant. quæ in Etruriæ Urbibus exſtant, Parte III. p. XCIII.

(†) L. c. p. LXXXI.

geflügelten Knaben mit umgeſtürzten Fackeln, den Schlaf und den Tod bedeuten ſollten: ſo erklärte er dennoch einen ſolchen Knaben, der auf dem bekannten Conclamationsmarmor in dem Antiquitätenſaale zu Paris ſtehet, weder für den einen, noch für den andern; ſondern für einen Genius, der durch ſeine umgeſtürzte Fackel anzeige, daß die darauf vorgeſtellte verblichene Perſon, in ihrer ſchönſten Blüthe geſtorben ſey, und daß Amor, mit ſeinem Reiche, ſich über dieſen Tod betrübe.(*) Selbſt als **Dom Martin** ihm das erſtere Vorgeben mit vieler Bitterkeit ſtreitig gemacht hatte, und er den nehmlichen Marmor in ſein Muſeum Veronenſe einſchaltete: ſagt er zu deſſen näherer Beſtätigung ſchlechterdings nichts, und läßt die Figuren der 139ſten Tafel, die er dazu hätte brauchen können, ganz ohne alle Erklärung.

Dieſer Dom Martin aber, welcher die zwey Genii mit umgeſtürzten Fackeln auf alten Grabſteinen und Urnen, für den Genius des Mannes und den Genius der Gattinn deſſelben, oder für den doppelten Schutzgeiſt wollte gehalten wiſſen, den, nach der Meinung einiger Alten, ein jeder Menſch habe, verdienet kaum widerlegt zu werden. Er hätte wiſſen können und ſollen, daß wenigſtens die eine dieſer Figuren, zu Folge der ausdrücklichen alten Ueberſchrift, ſchlechterdings der Schlaf ſey; und eben gerathe ich, glücklicher Weiſe, auf eine Stelle unſers Winkelmanns, in der er die Unwiſſenheit dieſes Franzoſen bereits gerügt hat.

„Es fällt mir ein, ſchreibt Winkelmann, (**) daß ein anderer Franzos, **Martin**, ein Menſch, welcher ſich erkühnen können zu ſagen, Grotius habe die Siebenzig Dollmetſcher nicht verſtanden, entſcheidend und kühn vorgiebt, die beiden Genii an den alten Urnen könnten nicht den Schlaf und den Tod bedeuten; und der Altar, an welchem ſie in dieſer Bedeutung mit der alten Ueberſchrift des Schlafes und des Todes ſtehen, iſt öffentlich in dem Hofe des Pallaſtes Albani aufgeſtellt.“ Ich hätte mich dieſer Stelle oben (S. 217.) erinnern ſollen: denn

---

(*) Explic. de divers Monuments ſinguliers qui ont rapport à la Religion des plus anciens peuples, par le R. P. Dom * * p. 36.

(**) Vorrede zur Geſchichte der Kunſt S. XVI.

Winkelmann meinet hier eben denſelben Marmor, den ich dort aus ſeinem Verſuche über die Allegorie anführe. Was dort ſo deutlich nicht ausgedrückt war, iſt es hier um ſo viel mehr: nicht blos der eine Genius, ſondern auch der andere, werden auf dieſem Albaniſchen Monumente, durch die wörtliche alte Ueberſchrift für das erkläret, was ſie ſind; für Schlaf und Tod. — Wie ſehr wünſchte ich, durch Mittheilung deſſelben, das Siegel auf dieſe Unterſuchung drücken zu können!

Noch ein Wort von Spencen; und ich ſchlieſſe. Spence, der uns unter allen am poſitivſten ein Gerippe für das antike Bild des Todes aufdringen will, Spence iſt der Meinung, daß die Bilder, welche bey den Alten von dem Tode gewöhnlich geweſen, nicht wohl anders als ſchrecklich und gräßlich ſeyn können, weil die Alten überhaupt weit finſtrere und traurigere Begriffe von ſeiner Beſchaffenheit gehabt hätten, als uns gegenwärtig davon beywohnen könnten. (*)

Gleichwohl iſt es gewiß, daß diejenige Religion, welche dem Menſchen zuerſt entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde ſey, die Schrecken des Todes unendlich vermehren mußte. Es hat Weltweiſe gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte, ohne Offenbarung, ſchlechterdings in keines Menſchen Gedanken kommen, der nur ſeine Vernunft brauchte.

Von dieſer Seite wäre es alſo zwar vermuthlich unſere Religion, welche das alte heitere Bild des Todes aus den Grenzen der Kunſt verdrungen hätte! Da jedoch eben dieſelbe Religion uns nicht jene ſchreckliche Wahrheit zu unſerer Verzweiflung offenbaren wollen; da auch ſie uns verſichert, daß der Tod der Frommen nicht anders als ſanft und erquickend ſeyn könne: ſo ſehe ich nicht, was unſere Künſtler abhalten ſollte, das ſcheußliche Gerippe wiederum aufzugeben, und ſich wiederum in den Beſitz jenes beſſern Bildes zu ſetzen. Die Schrift redet ſelbſt von einem Engel des Todes: und welcher Künſtler ſollte nicht lieber einen Engel, als ein Gerippe bilden wollen?

(*) Polymetis p. 262.

Nur die mißverſtandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen: und es iſt ein Beweis für die wahre, für die richtig verſtandene wahre Religion, wenn ſie uns überall auf das Schöne zurückbringt.

Gedichte von Andreas Scultetus:

aufgefunden von Gotthold Ephraim Leſſing. *)

Aus zwey Briefen an den Herrn Prof. Zachariä.

(von Hamburg, 1769.)

I.

Es iſt ſo, mein Freund, wie Ihnen unſer Ebert geſagt hat. Ich beſitze, ſchon ſeit geraumer Zeit, von einem deutſchen Dichter, einem Schleſier, einem Zeitverwandten des Opitz, den man längſt wieder vergeſſen hat, wenn er anders je auſſer den Mauern ſeiner Stadt bekannt geworden, verſchiedene gedruckte Stücke, die es ſehr wohl verdienten, daß man ſie, wenigſtens auf einige Zeit, der Vergeſſenheit wieder entriſſe.

Er heißt Andreas Scultetus. Der Geſchlechtsname Scultetus, kömmt in der Rolle der Reimer und Versmacher häufig genug vor. Aber von einem Andreas werden Sie, weder bey dem Neumeiſter, noch John, noch irgendwo, die geringſte Erwehnung finden; welches mir lange Zeit unbegreiflich geweſen.

Das erſte Stück von ihm gerieth mir, vor länger als zwanzig Jahren, zu Wittenberg, in daſiger Univerſitätsbibliothek in die Hände, wo ein glücklicher Zufall unter einem Wuſte alter Leichen- und Hochzeitlieder, meine Augen darauf lenkte. Der Titel verſprach Bombaſt: *Andreae Sculteti, Boleslarii*, Oeſterliche Triumphpoſaune.* Doch er betrog mich, auf eine angenehme Art. Nicht zwar, als ob mir gar nichts von Schwulſt in einem Gedicht, welches ſo abentheuerlich angekündiget ward, aufgeſtoſſen wäre. Aber ich fand doch weit mehr wahres Erhabene, als Schwulſt. Auch ſchrieb ich mir es von Wort zu Wort ab: und ich habe es nach der Zeit ſo oft geleſen, ſo oft vorgeleſen, mir es ſo oft vorleſen laſſen, daß ich jede gute Zeile darinn getreulich aus dem Gedächtniſſe wieder herſtellen könnte, wenn die wenigen Abdrücke, die vielleicht noch in dem oder jenem Winkel ſtecken, mit ſammt meiner Abſchrift, alle auf einmal verſchwänden.

---

*) Oder, ohne dieſen Titel, in F. W. Zachariäs auserleſenen Stücken der beſten Deutſchen Dichter, Bd. II, S. 327; Braunſchweig, 1771.

* Gedruckt zu Breslau mit Baumanniſchen Schriften 1642, auf zwey vollen Bogen in Quart.

Gleich der Anfang überraſchte mich auſſerordentlich: und was mich damals überraſchte, gefällt mir noch immer.

Laß, Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen:
Dich, HErr, kann ohne dich kein Muttermenſch erkennen.
Du pfropfeſt in die Bruſt der Sinne Wunderkraft,
Die uns zu Menſchen macht: du pflanzeſt Wiſſenſchaft,
Die uns in Götter lehrt. Ich nähre ſchlechte Gaben:
Doch mein Vermögen iſt, Vermögen wollen haben.
Trägt meine Sinngeburth nur keinen Spott davon,
So ſchätz ich mich berühmt. Des Welterleuchters Thron,
— — — — —
— — — ſein ſtrahlumzirktes Licht
Verſchmäht den Mittelpunkt, ihn auszuwirken, nicht,
Zeucht Waſſer auch empor: ſo brechen ſchlechte Leute
Zu Zeiten auch heraus. Wohl gut, ſo höre heute
See, Himmel, Erd und Luft, was immer hören kann,
Das höre mich geneigt, mich Oſterſängern an.

Der wahre Ton des Opitz, wo er am meiſten Opitz iſt! Die Gedanken richtig, edel und neu: der Ausdruck leicht und doch ſtark, gewählt und doch natürlich.

In dieſer ſo demüthigen als zuverſichtlichen Anrufung, kündiget der Dichter ſeinen Vorwurf mit einem einzigen Worte an: mich Oſterſänger! Wozu auch deren mehr? Und ſo mit eins, voll von den Wundern und den ſeligen Folgen des großen Tages, den er beſingt, iſt er mitten in dem Lobe deſſelben. Er vergleicht ihn mit andern berühmten Tagen, welche ſeit dem ſchrecklichen Tage,

Da über die Natur Neptunus ſich erhub,
Und, was ſich regt, geſammt der Erde ſelbſt, begrub,
Da alles Waſſer war — — —

in dem Buche der Zeit aufbehalten worden. Einen jeden dieſer Tage ſtellt uns ſein flüchtiger, aber ſicherer Pinſel, mit einem einzigen Zuge vor das Auge, der täuſchender iſt, als ein ganzes weitläuftiges Gemählde ſeyn würde. Der Tag

— — — — — da Iſraels Geſchlechte,
Das Zeptervolk der Welt, des Chenchres Ziegelknechte,
Das Zuchthaus ſegneten; — —

der Tag, als den Amalek

— GOttes General, durch zweyer Hände Bitten
Vielmehr, als Joſua durch tauſend, welche ſtritten,
Die Flucht zu geben zwang; —

der Tag, als

— — — aller Himmel GOtt
Den trüben Sinai mit Flammen ſein Gebot
Herabgedonnert hat; —

der Tag, als

— — — — David unverzagt
Dem Goliath den Tod zur Stirnen eingejagt; —

der Tag, als

Elias, der Prophet, mit einem ſchnellen Feuer
Im Himmel Einzug hielt; —

der Tag, als

— du, o Sonnenlicht, den überſchifften Ort
Zum erſten wiederum, auf Jeſaias Wort,
Noch einmal haſt beſucht; —

welche Tage! Aber was ſind ſie dem Dichter alle, gegen den Tag ſeines Liedes? Und ſo wie ſich ihm dieſer Tag zu allen andern großen Tagen verhält: ſo auch der Held dieſes Tages zu allen andern Helden. Er berührt einige der vornehmſten, mit ein oder zwey Worten; entwirft die Hauptzüge deſſen, der ſie alle unendlich zurück läßt, und fängt nun an, die Glorie deſſelben, nach dem Muſter eines wahren alten Triumphes, zu beſchreiben.

Es geſchieht nach dieſem Muſter ſogar, daß er von dem Stande der Erniedrigung ſelbſt ausgehen zu müſſen, glaubet.

— — — — — Wie aber bey den Alten
Den Führern, welche ſich im Felde ſteif gehalten,
Nachdem ſie überkränzt, mit Schimmeln triumphirt,
Der Schauplatz um und um mit Flecken ward ſchattirt,
Wo ihre Fauſt gekämpft: ſo führ ich auch im Schilde
Des Höchſten Niedrigkeit in meiner Verſen Bilde
Hauptſächlich darzuthun.

Er zielet auf die Verkleinerungen und Spottlieder, unter welchen der gemeine Soldat ſeinem triumphirenden Feldherrn folgte. Die Wendung iſt ſonderbar: aber die Bilder, zu welchen ſie Gelegenheit giebt, ſind größten Theils vortrefflich. Urtheilen Sie nach der Frage, mit welcher er ausbricht.

— — — — — wo blühte ſeine Pracht,
Als Chriſtus eingeſtallt die Mutter angelacht?
Im Lächeln blos allein und in den Perlenzähren —

Oder lieber nach dem Gemählde der Mutter am Kreutze.

Wie JEſus in der Luft die Arme weit gereckt,
Und ſich, die ganze Welt zu faſſen, ausgeſtreckt.
Wie ſeine Mutter kocht, die zwiſchen Furcht und Zagen
Ihr aufgeſchwelltes Leid mit Kummer kann ertragen;
Die tauſend Tode ſtirbt, und tauſend Tode lebt.
Ihr Herze pocht und ſchwürt; ihr rechtes Herze webt
In dieſem, welches ſtirbt. Die Thränen flieſſen dichte;
Kein Tropfen Menſchenblut erregt ſich im Geſichte,
Als welcher obenher von GOttes Wunden fällt,
Und ihren Mutterleib nach Donners Art erſchällt.

Denn ich überſpringe dieſen ganzen Ort, ob er gleich bey weiten den größten Theil des Gedichtes ausmacht; um Ihnen noch einiges von den Schilderungen des Prunkes und Jubels, mit welchen nun endlich der Dichter die Auferſtehung Chriſti von der geſammten Natur feyern läßt, niederſchreiben zu können. Hier kommen Stellen vor, die des größten Dichters würdig ſind. -- Suchen Sie mir eine, in allen Dichtern ſeines Jahrhunderts, die mit folgender verglichen zu werden verdienet! —

— — — — — Die Werkſtatt dieſer Welt
Staffirt ſich ſtattlich aus und nimmt, als ein Gezelt,
Den Siegesherzog auf. Der Erde Luſtgehege
Beſetzt ihm um und um mit Blumen ſeine Wege.
Violen ſchieſſen auf, und geben, auf den Schlag
Der Telamoner Frucht, mit Blättern an den Tag,
Wie viel er Wunden führt. Des Rindes lange Mühen,
Die Aecker, hegen Streit, wer meiſtes könne blühen,
Den Feſttag zu begehn. Der Cypern Blume bloß,
Als welcher Mutter ihm das zarte Haupt verſchloß,
Behaget halb und halb, ſich ſchamroth zu verſtecken,
Und anderwärts zur Gunſt den Zierrath aufzudecken.
Der andern Kräuter Reſt, ſo keinen Namen hat,
Stand überall bereit, wohin er tröſtlich trat,
Und ſchienen allzumal, als hätten ſie gebeten,
Ihr Herrſcher wolle ſie zu Ehren niedertreten.

Welche Phantaſie! welche Empfindung mit einer ſolchen Phantaſie verbunden! Die Roſe, die ſich lieber verſtecken möchte, weil ihre Mutter, die Dornhecke, das heilige zarte Haupt zerritzet! Der namenloſe Reſt von Kräutern, die keine andere Ehre verlangen, als von dem göttlichen Fuße zertreten zu werden!

Und doch iſt die Beſchreibung, welche der Dichter von der ſüßen Freude eines lautern Theiles der Schöpfung macht, faſt noch ſchöner.

Ein ſtiller Zephyrus, der Lieblichkeiten Kind,
Fleugt allerwegen aus, und fodert von den Seen
Auf ein Geſangturnier des Flügelvolks Armeen.
Als jedermann erſcheint, ſo ſchickt die Nachtigall,
Das Orgelwerk, ſo lebt, den tauſendfachen Schall
In Deliens Loſier. Hier ſauſen hundert Zinken,
Hier wird das Meiſterwerk zu ſteigen und zu ſinken,
Auf einmal angewandt. Der Vogelpöbel ſummt,
Auf ihren Mund ergrimmt: das meiſte Theil verſtummt.
Die Lerche bittet bloß ihr Tiretireliren
Der Fugenkünſtlerinn hernach zu practiciren,
Und ſchweifet trotziglich, bis an der Wolken Port,
Auf allerhand Manier mit lauten Kreiſen fort;

In Augen iſt ſie nicht, nur immer in den Ohren,
Den Vorzug giebt ſie zwar, die Ehre nicht verloren.

Aber wie? Erinnern Sie ſich wohl, bey einem von unſern neuern Dichtern, die letzte ohne eine Zeile, faſt von Wort zu Wort bereits geleſen zu haben?

In Augen iſt ſie nicht, nur immer in den Ohren.

Sagt nicht auch **Kleiſt**, ebenfalls von der Lerche?

Die Lerche, die im Auge nicht,
Doch immer in den Ohren iſt.

Sollte es wohl möglich ſeyn, daß an eben derſelben Sache zwey Dichter von ſelbſt eben denſelben kleinen Umſtand bemerket, und ihn von ſelbſt mit eben denſelben Worten ausgedrückt hätten? Warum nicht möglich? Beſonders, wenn der Umſtand ſo wahr, ſo einleuchtend iſt, und die Worte ſo ungeſucht ſind, als hier. Man ſollte ſich einbilden, man könne eine Lerche gar nicht hören, ohne anzumerken, daß das Auge, geblendet von dem Schimmer der frühen Sonne, in welchem ſich der Sänger badet, ſchwerlich abnehmen könne, wo der Ton herkomme. Aber gleichwohl iſt dieſes der Fall hier nicht: ſondern die Wahrheit iſt, daß **Kleiſt** den gemeinſchaftlichen Umſtand nicht unmittelbar aus der Natur genommen hat. Zu der Zeit nehmlich, als er das Geburtslied verfertigte, in welchem er ihm einen Platz gegeben, hatte ich das Glück täglich um ihn zu ſeyn. Er machte mir öftrer das Vergnügen, ihm Stellen aus meinem Scultetus vorzuſagen, den ich nur im Gedächtniſſe bey mir führte: und ich hatte es bald weg, daß die Lerche ſein Liebling geworden war. Als er mir daher ſein Gedicht vorlas, ſahe er mich, bey dem Worte Lerche, mit einem Lächeln an, das mir alles voraus ſagte. Ich ſchlug vor Freuden in die Hände. Aber! ſetzte ich hinzu; ich bin feſt entſchloſſen, über lang oder kurz, meinen Dichter wieder drucken zu laſſen. Und alsdenn? Freylich wird es immer Ehre genug für ihn ſeyn, wenn ich anführen kann, daß er hier eben der feine Bemerker geweſen, der — Mit nichten! fiel mir der beſte Mann in das Wort. Nur unter der Bedingung, daß Sie mich ſodann bloß als ſeinen Kopiſten nennen, will ich mir es indeß erlauben, mir eine fremde Schönheit als meine anrechnen zu laſſen. —

Ich lebe eine ſehr angenehme Stunde, indem ich mich für Sie mit meinem alten poetiſchen Findlinge — und zugleich mit dem Andenken eines Freundes beſchäftige, deſſen geringſte Eigenſchaften der Dichter und der Soldat waren. Aber dem ohngeachtet erfahren Sie itzt von jenem weiter nichts. Ich muß erſt hören, welche Aufnahme er, auf dieſe Kundſchaft, ſich von Ihnen zu verſprechen hat.

II.

Ich freue mich, daß ich ſo viel meines altväteriſchen Geſchmacks in Ihnen finde. — Und nun ſollen Sie auch alles wiſſen und alles haben, was ich von meinem Dichter weiß und beſitze. — Aber wenn die Folge dem Anfange nicht entſpricht — wer kann wider das Schickſal! —

Es waren zehn Jahre, und drüber vergangen, und ich war auf gutem Wege, den ganzen Andreas Scultetus zu vergeſſen: als ich nach Schleſien kam. Dort in ſeinem Vaterlande, ſeiner Geburtsſtadt ſo nahe, — denn Sie werden bemerkt haben, daß er ſich auf dem Titel ſeiner Oeſterlichen Triumphpoſaune einen Bunzlauer nennet — wachte die Neugierde, ihn näher kennen zu lernen, um ſo natürlicher auf, je wahrſcheinlicher ich ſie da befriediget zu ſehen hoffen durfte. Die Schleſier, (und ich liebe ſie auch darum,) ſind noch große Verehrer derjenigen ihrer Dichter des vorigen und itzigen Jahrhunderts, durch die es faſt zu einem allgemeinen Vorurtheile eines guten Dichters in Deutſchland geworden war, ein Schleſier gebohren zu ſeyn. Aber bey wem ich mich auch von ihnen nach einem Andreas Scultetus erkundigte, der des Opitz eigentlicher Landsmann, und nach meinem Bedünken der würdigſte Zögling ſeiner Muſe geweſen ſey; die alle geſtanden, daß ſie ſeinen Namen von mir zuerſt hörten. Selbſt Gelehrte, die aus der Litteraturgeſchichte ihres Landes ſich ein eigenes Studium gemacht hatten, — (Ich muß Ihnen hier ein Paar würdige Freunde, die Herren Arletius und Kloſe in Breslau nennen, deren erſterer ſogar einen reichen Schatz von Opitianis beſitzt, die entweder noch nie, oder wenigſtens nicht in den Sammlungen der Opitziſchen Werke gedruckt worden) — ſelbſt dieſe Männer hörten die oeſterliche Triumphpoſaune bey mir zuerſt; und wunderten ſich nicht weniger als ich, von dem Virtuoſen ſelbſt nirgends die geringſte Spur zu finden.

Ich ſchäme mich, Ihnen zu geſtehen, wie viel Zeit und Mühe ich angewandt, unter der unendlichen Menge Schleſiſcher Gelegenheitsdichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, den Namen meines Scultetus irgendwo wieder anſichtig zu werden. Endlich war ich ſo glücklich, noch ein Paar andere Gedichte von ihm aufzutreiben, die auf Vorfälle zu Breslau eben daſelbſt, theils in dem nehmlichen zwey und vierzigſten, theils in dem nächſtvorhergehenden Jahre, verfertiget und gedruckt waren. Doch auch dieſe gaben mir von dem Verfaſſer ſelbſt weiter kein Licht, bis ich noch auf ein anderes, an den bekannten Chriſtoph Colerus, damaligen Conrector des Gymnaſii zu St. Eliſabeth in Breslau, gerieth, in welchem er ſich für einen Schüler deſſelben bekennet; worauf mir endlich auch eine kurze poetiſche Condolenz an den Buchhändler Jacob in Breslau, über den Verluſt ſeiner Gattinn, aus dem Jahre 1640. von ihm aufſtieß, die ich unter ähnlichen Condolenzen verſchiedner Gymnaſiaſten zu erblicken glaubte.

Der Vermuthung, die aus beiden dieſen Umſtänden erwuchs, war leicht auf den Grund zu kommen. Hr. Arletius hatte die Güte, die Matrikel des gedachten Gymnaſii für mich nachzuſchlagen: und ſiehe da! ſo fand es ſich wirklich. Der Dichter, dem ich ſo lange nachgeſpüret hatte, war ein junger Gymnaſiaſt; und alles, was ich zum Theil mit ſo vielem Vergnügen von ihm geleſen hatte, waren Verſuche eines Schülers./ Die Matrikel beſagte, daß ſein Vater ein Schuſter in Bunzlau geweſen ſey, und daß er den 25. Auguſt 1639. auf das Gymnaſium nach Breslau gekommen, wo er von dem Rektor Elias Major inſcribiret worden. Ich könnte Ihnen aus eben der Quelle noch ſagen, wo er zu Breslau gewohnt hat: aber ich wünſchte lieber, daß ich Ihnen ſagen könnte, was in der Folge aus ihm geworden. Allem Vermuthen nach muß er, entweder noch auf der Schule, oder bald auf der Univerſität, geſtorben ſeyn. Denn ich glaube nicht, daß andere Umſtände, als der Tod, ſo frühe und ſo beſondere Talente ſo gänzlich würden haben erſticken können, daß nirgends weiter von ihnen etwas gehöret worden.

Meine Achtung für ihn ward indeß durch dieſe Entdeckung eher vermehrt, als vermindert. Denn wenn ich ihm nun die Schönheiten, die ich eines weit reifern Genies nicht für unwürdig gehalten hatte, um ſo viel höher anrechnen mußte: ſo lernte ich zugleich ſeine Fehler von einer Seite betrachten, von welcher ſie mehr als bloße Verzeihung verdienen. Der vornehmſte dieſer Fehler iſt das Beſtreben überall Gelehrſamkeit zu zeigen, durch welches auch in ſeinem beſten Gedichte verſchiedene Stellen ganz unerträglich geworden. Es kommen Anſpielungen vor, die auch mir, ſeinem ſo fleißigen Leſer, noch zu gelehrt ſind: obſchon nicht gelehrt genug, um nur ein einziges Buch darum nachzuſchlagen. Wenn ein Mann dieſen Fehler hat: ſo iſt es eckele Pedanterey. Aber wenn ein Jüngling darein verfällt: ſo zeigt er von einem vollen Kopfe, und iſt einer von den wollüſtigen Auswüchſen, die ein wenig mehr Geſchmack in der Folge ſchon beſchneiden wird. Etwas von dieſem Fehler haben zu können, wäre manchem von unſern itzigen jungen Dichtern ſehr zu wünſchen. Noch mehr aber manchem von unſern itzigen jungen Kunſtrichtern: denn da dieſe Herren ſelbſt keine Verſe machen, ſo würden ſie keine damit verderben, wohl aber in denen, welche nur damit verdorben ſind, andere Schönheiten darüber nicht zu verkennen, geneigter ſeyn.

Eine von ſolchen ſchadloshaltenden Schönheiten bey unſerm Dichter iſt die Sprache, die ſo reich, ſo ſtark, ſo mahleriſch iſt, daß ſie nur mit der Opitziſchen verglichen zu werden verdienet. Flemming und Tſcherning, und wie ſie alle heiſſen, die dem Opitz damals nacheiferten, kommen ihm bey weiten darinn nicht gleich.

Doch alles das wird Ihnen ohne mich zur Gnüge einleuchten, wenn Sie ſich die Mühe nehmen, die Stücke nach der Reihe nun ſelbſt zu leſen, die ich Ihnen hierbey ſende. Es ſtehet bey Ihnen, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen. Wollen Sie denſelben einen Platz in Ihrer Sammlung gönnen: ſo können Sie wenigſtens auf Eines Dank gewiß rechnen.

Ich lege noch einige Anmerkungen über verſchiedene Worte und Ausdrücke des Dichters bey, wie ich ſie zu einer andern Ihnen bewußten Abſicht ausgezogen habe: und auch mit dieſen können Sie ſchalten, wie Sie es für gut finden. — Wie gern möchte ich mit ſchönern Blumen das Grab eines jungen Dichters beſtreuen, der eine Zeile gemacht hat, um die ihn Kleiſt beneidete!

Leſſing.

I.

Oeſterliche Triumphpoſaune.†

† „Ich merke auſſer dem, was in den vorgeſetzten Briefen, von dieſem Gedichte geſagt worden, hier nur noch an, daß in dem Originale, hinter dem Titel, eine lateiniſche Zuſchrift des Verfaſſers an einige vornehme Breslauer ſtehet, an welcher der Leſer aber nichts verlieret, wenn ich ſie unabgedruckt laſſe."

Laß, Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen!
Dich, Herr, kann ohne dich kein Muttermenſch erkennen.
Du pfropfeſt in die Bruſt der Sinnen Wunderkraft,

Zebaoth] Der Fehler, dieſes Wort, welches in ſeiner Sprache bloß Heerſchaaren bedeutet, ohne weitern Zuſatz, als einen Namen Gottes zu brauchen, war bey den zeitverwandten Dichtern des Scultetus faſt allgemein, und kann ihm insbeſondere, daher für keine Unwiſſenheit angerechnet werden. Luther ſelbſt ſcheinet an dieſem Fehler Schuld gehabt zu haben, weil er durchaus **Gott Zebaoth**, **Herr Zebaoth**, ohne den erforderlichen Artikel vor Zebaoth, geſchrieben. Die ältern deutſchen Ueberſetzungen ſagen dafür **Gott der Heere**: aber ihm war ohne Zweifel das Iehova Zebaoth aus der Vulgata zu geläufig. — Ich möchte mir von einem Michaelis erklären laſſen, woher es wohl komme, daß in den ältern Büchern der Schrift, als im Hiob und beym Moſes, dieſe Benennung Gottes nach den Zebaoth ſich nie findet? Sollte man daraus nicht leicht vermuthen dürfen, daß das Wort Zebaoth nicht ſowohl die Heere des Himmels, die Schaaren der Engel, ſondern etwas anzeigen müſſe, welches erſt in dem Tempel ſichtbar geworden?

Kein Muttermenſch] Ein Idiotiſmus der Schleſier, der ihnen nachdrücklicher zu ſeyn ſcheinet, als das bloße **kein Menſch**. So ſagen ſie auch **Mutterſeelen allein**, für ganz **allein**, ohne alle menſchliche Geſellſchaft.

Der Sinnen Wunderkraft] Die Sprachlehrer geben die Regel, daß bey den aus zwey Subſtantiven zuſammengeſetzten Wörtern, wie dieſes Wunderkraft iſt, das erſte Subſtantivum die Stelle eines Genitivi vertrete.

Die uns zu Menſchen macht; du pflanzeſt Wiſſenſchaft,
Die uns in Götter kehrt. Ich nähre ſchlechte Gaben;
Doch mein Vermögen iſt Vermögen wollen haben.
Trägt meine Sinngeburt nur keinen Spott davon,
So ſchätz ich mich berühmt. Des Welterleuchters Thron,
Sein Antlitz von Smaragd, ſein goldbeheſter Wagen,
Der ohne vierzig faſt von viermal hundert Tagen
Herum getrieben wird, ſein ſtralumzirktes Licht
Verſchmäht den Mittelpunkt, ihn auszuwirken, nicht,
Zeucht Waſſer auch empor: ſo brechen ſchlechte Leute
Zu Zeiten auch heraus. Wohl gut! ſo höre heute
See, Himmel, Erd und Luft, was immer hören kann,
Das höre mich geneigt, mich Oſterſänger an.
Du Marſchall dieſer Welt, du König aller Stralen,
Die das gewölbte Haus, den Himmel, übermalen,
Du großer Jahrwirth, du, von jener erſten Zeit,
Da dir das A und O, der Herr von Ewigkeit
Den Zirkel eingeraumt, nach jenen Waſſerwogen,
Die mit ergrimmter Macht das Erdreich überzogen,
Da über die Natur Neptunus ſich erhub
Und, was ſich regt, geſammt, die Erde ſelbſt begrub;
Da alles Waſſer war, ſowohl in hohen Lüften,
Die ſelbſt der Luft bedurft, als in den tiefen Klüften,
Wohin das Hohe fiel; nach dieſer Waſſerfluth
Haſt du, Hyperion, kein ſolches großes Gut,
Als heute, ſehn entſtehn. Da Iſraels Geſchlechte,
Das Zeptervolk der Welt, des Chenchres Ziegelknechte,

Aber dieſe Regel möchte wohl nicht überall paſſen; und es giebt dergleichen Zuſammenſetzungen, in welchen das erſte Subſtantivum durch ſein Adjectivum erkläret werden muß, als eben dieſes **Wunderkraft**: welches bloß eine **wunderbare Kraft**, nicht aber die **Kraft des Wunders** bedeutet; nicht die Kraft, welche ein Wunder, es ſey in der phyſikaliſchen oder moraliſchen Welt, es ſey in Zerrüttung der natürlichen Ordnung der Dinge oder in Beförderung unſeres Beyfalls, äuſſert.

auszuwirken] Dieſes Wort ſteht hier in dem Verſtande des Lateiniſchen depsere, oder des gemeinen **knäten**; den Teig durcharbeiten, daß er gehörig ausbacken und genießbar werden kann. Etwas ähnliches ſchreibt der Dichter der Sonne in Abſicht auf die Erde zu.

Das Zuchthaus ſegneten; wie das Erythrer-Meer,
An zweyer Berge ſtatt, das ausgepreßte Heer
Vermauret und verſchanzt, hingegen deſſen Wagen,
Der ſich, nicht Gott, getrotzt, in einen Klos geſchlagen:
Das war ein großer Tag. Wie Amalek hernach
Nicht anders, als ein Bär, aus ſeinen Gränzen brach,
Den Gottes General durch zweyer Hände Bitten
Vielmehr, als Joſua durch Tauſend, welche ſtritten,
Die Flucht zu geben zwang; wie aller Himmel Gott
Den trüben Sinai mit Flammen ſein Gebot

Das Zuchthaus ſegneten] Segnen hat einen guten und ſchlimmen Sinn, und begreift urſprünglich alles, was Feinde oder Freunde bey ihrer Trennung einander ſagen und anwünſchen. Daher heißt es auch überhaupt **verlaſſen, ſich von etwas ſcheiden**, in welcherley Geſinnung es auch ſey. Und in dieſer letzten Bedeutung ſteht es hier, wo man eben ſo wenig den Begriff der Verwünſchung nothwendig damit zu verbinden braucht, als bey dem **Segne Gott und ſtirb** der Frau des Hiobs. Das Wort entſpricht in allem dem Hebräiſchen barac: oder vielmehr, nach dieſem haben es die deutſchen Bibelüberſetzer einzurichten und verſchiedentlich zu brauchen, ſich die Freyheit genommen. Daß bey dem **Segne GOtt und ſtirb** eben an kein Läſtern und Verfluchen GOttes zu denken, hat auch unſer neueſter Ueberſetzer des Hiobs beſtätiget. Aber ich bedaure faſt, daß er darum für gut befunden, das Wort ſegnen überhaupt dabey nicht zu brauchen, ſondern dafür zu ſetzen: „**Sage Gott gute Nacht und ſtirb.**“ Ich fürchte, daß dieſes **gute Nacht** ſagen mehrern zu gemein vorkommen dürfte. Vielleicht hätte es noch eher heiſſen können, **Scheid ab von Gott und ſtirb.** Die deutſchen Bibelüberſetzer vor Luthern brauchen in dieſer Stelle, anſtatt ſegnen, geſegnen, und ſagen: **Geſegne dem Herrn und ſtirb.** Ich gebe zu daß weder das eine noch das andere in dieſem Verſtande urſprünglich Deutſch iſt; aber jenes iſt es doch nun einmal geworden, und die Stelle unſers Dichters zeigt, was für ein guter kräftiger Gebrauch ſich davon machen läßt.

in einen Klos geſchlagen] die gemeine Sprache ſagt dafür **in einen Klumpen ſchlagen**; und der Dichter hat das **Klumpen** bloß veredlen wollen. Es ſind aber **Klumpen** und **Klos** nicht völlig einerley, **Klumpen** kann von jeder Maſſe geſagt werden, von Bley, von Thon: aber ich zweifele, ob auch **Klos**. Denn bey den Alten iſt **Klos** das eigentliche gleba, ohne die unnöthige Verlängerung in **Erdklos** oder **Erdenklos**, die es in den neuern Zeiten bekommen. So ſagt Luther: (Hiob XXXVIII. 38.) **Wenn der Staub begoſſen wird, daß er zu Hauffe läuft, und die Klöße an einander kleben.** Die ältern Ueberſetzer haben für **Klöße** in dieſer Stelle das Wort **Schollen**.

Herab gedonnert hat: die Tage ſind beklieben,
Und aller Ewigkeit zum Denkmal aufgeſchrieben.
Der Tag, wie der Jordan zu einer Seiten floß,
Und auf der andern ſich mit ſeinen Fluthen ſchloß,
Iſt heute noch berühmt. Wie vor der Prieſter hallen
Die hochgethürmte Stadt auf einmal eingefallen;
Wie Ai übergieng: die Tage geben Schein,
Weil auf der kranken Welt nur Tage werden ſeyn.
Als Adonizedek mit ſeinen Rottgeſellen,
So ſcheußlich ſie geſchnaubt, zurücke müſſen prellen,
Da ſich der Wolken Feld geſteint hernieder ließ,
Und etlich tauſend Mann zu Gottes Boden ſtieß;
Da dein runkelter Sitz, o Sonne, nicht geſunken,
Und Amoriter Blut vor Doris Salz getrunken:
Der Tag verjüngt ſich ſtets; und jener eben auch,
In welchem Hazors Pracht in einen feuchten Rauch
Verwandelt worden iſt. Wie Ehud Gott gerochen,
Dem Fürſten das Rappier in ſeinen Wanſt geſtochen,
Ganz Moab fortgejagt; wie Jael mit Betrug
Dem Siſſera das Kraut um beyde Schläfe ſchlug.

ſind beklieben] Das Wort bekleben oder bekleiben ſcheinet ſich, ſowohl in ſeiner eigentlichen, als tropiſchen Bedeutung, ganz aus dem itzigen Gebrauche verlieren zu wollen. In der eigentlichen Bedeutung hört man faſt durchgängig dafür ſagen, **kleben bleiben**: und in der tropiſchen, z. E. von Bäumen, welche Wurzel gefaßt, von Blüthen, welche ſtehen geblieben und zur Frucht gediehen, kömmt es bey Schriftſtellern noch weniger vor, als in dem mündlichen Gebrauche. Gleichwol iſt es ein gutes bedeutendes Wort, welches die Alten ſogar von dem Saamen in der Mutter gebraucht; daher **Mariä Bekleibung** für Mariä Empfängniß, wovon die Exempel beym Friſch und Haltaus nachzuſehen.

kranken Welt] Krank heißt überhaupt ſchwach, hinfällig, vergänglich; und ward vor Alters nicht bloß von der Schwäche eines animaliſchen Körpers gebraucht.

geſteint hernieder ließ] So viel als, in Steinen, im Steinen hernieder ließ; welche Umſchreibung des Hagels der Dichter ohne Zweifel von dem lateiniſchen lapides oder lapidibus pluere entlehnet hat.

Rappier] hieß ſonſt nicht bloß, was es itzt heißt, ein Fechtdegen, eine an der Spitze verwahrte Klinge, womit man fechten lernet: ſondern überhaupt ein jeder langer Degen.

das Kraut um beyde Schläfe ſchlug] Jael ſchlug dem Siſſera einen ei-

Davon Er ewig ſchläft; wie Debora geſungen,
Und Barak neben ihr mit Jauchzen aufgeſprungen
Zu mehrer Herrlichkeit; So auch, als Gideon
Den Feind aus Midian durch Feldtrompeten Ton,
Wie triumphirend ſchmiß; als Sebah Leib und Leben
Dem Helden in der Flucht zur Schlachtbank aufgegeben;
Wie jener, den die Angſt in ein Gelübde trieb,
Der Amoriter Volk wie Stoppeln, niederhieb:
Die Tage tagen noch. Wie Samuel der Prieſter
Den Himmel überwand, der ſchleunig die Philiſter
Mit Schloſſen niederwarf; wie Kiſes Sohn durch Streit
Sein königliches Amt um Jabes eingeweiht;
Wie Gott durch Jonathan ein ganzes Heer geſpalten,
Da Iſrael den Platz viel eher hat behalten,
Als an den Feind geſetzt; wie David unverzagt
Dem Goliath den Tod zur Stirnen eingejagt;
Wie eben dieſer Mann nach ungeſtümen Kriegen,
Nach hundertfacher Angſt, nach wunderbaren Siegen
Jeruſalem erlangt, und mit der frommen Hand
Zu unterſchiedner Zeit nicht Eine Stadt und Land
Mit Ketten angefaßt; wie Abſolon gehangen:
Kein ſolches Tagelicht iſt jemals eingegangen.
Wie Salomon alldar den Tempel aufgebaut,
Wo Iſaac jener Zeit den Holzſtoß angeſchaut:
Der Tag erſtirbet nicht. Wie der Thisbiter Seher
Die gelben Furien und frechen Rechtsverdreher,
Die Baalskröten ſchlug; wie Syrien verblich

---

eiſernen Nagel durch die Schläfe. Warum aber der Dichter einen Nagel hier zu einem Kraute macht, muß ich bekennen, nicht einzuſehen.

jener Zeit] So viel als, ehedem, vor dieſem, zu jener Zeit. Dieſer adverbiale Genitivus iſt bey den Schleſiſchen Dichtern ſehr gebräuchlich. So ſagen ſie alter Zeit, für vor Alters; dieſer Zeit, für anitzt. S. das Wörterbuch hinter der neuen Ausgabe des Logau.

erſtirbet nicht.] Erſterben heißt, nach und nach, endlich ſterben; welche Nebenbedeutung das vorgeſetzte er mehrern Zeitwörtern giebt, als, erhören, erreichen.

verblich] Verbleichen heißt hier ſo viel als, blaß werden, erblaſſen, nehmlich vor Furcht und Schrecken.

Und vor der Handvoll Volk aus Jſrael entwich
Mit ſolcher Reuterey; wie aller Welt Bedräuer
Elias der Prophet, mit einem ſchnellen Feuer
In Himmel Einzug hielt: Wie jener Feind geſpürt,
Daß ihn des Saphats Sohn in Amri Stadt geführt;
Wie zu Samarien die Theurung abgenommen;
Wie Joram um den Hals mit Ahabs Bettel kommen;
Wie Jehu unvermerkt auf friſcher Frevelthat
Der Baalspfaffen Schwarm vor Gott geopfert hat;
Wie Athalia fiel; wie, den die Frommen lieben,
Der Syrer Hauptarmee von Salem abgetrieben;
Wie du, o Sonnenlicht, den überſchifften Ort
Zum erſten wiederum auf Jeſaias Wort
Noch einmal haſt beſucht; wie Daniels Geſellen
Des Königes Beſuv, der andre Pful der Höllen,
Zum Himmelreiche ward; wie den, der ſie gelehrt,
Der Löwen Grimm noch mehr, als Perſien, geehrt;
Wie das verwaiſte Kind, die Eſther, mit der Schöne
Den Ahaſverus fieng, des Allerhöchſten Söhne
Dem fahlen Acheron aus ſeinem Rachen riß,
Und ihrer Feinde Trotz in einen Hauffen ſtieß,
Das Wunderwerk der Zucht; wie Gorgias gefallen,
Und Judas einen Pſalm dem Höchſten laſſen ſchallen;
Wie Lyſias verſpielt: die Jubeltage ſtehn,
Wo deine Pferde ſtets in vollem Bügen gehn,
Du Mann der Clymenen. Was aber ſind die Tage!
Wann ich ſie allzumal auf eine Stelle trage,
Ob ihrer tauſend noch, auch drüber, möchten ſeyn,
So überwiegt ſie doch dieß Oſterfeſt allein,
Das allen Völkern hilft; da unſrer Seelen Leben

den überſchifften Ort] Ein ſchönes und hier ſehr mahleriſches Beywort, für den Ort, welchen die Sonne in ihrem Laufe ſchon zurück gelegt hatte. Auch die lateiniſchen Dichter brauchen, wie bekannt, tranare für transvolare. So ſagt Virgil vom Merkur: et turbida tranat nubila.

mit der Schöne] Die Schöne heißt hier ſo viel als, die Schönheit. Es iſt hinter dem Logau bereits angemerkt, und mit Exempeln beſtätiget worden, daß es den Schleſiſchen Dichtern ſehr gewöhnlich iſt, das Beywort in dem ungewiſſen Geſchlechte als ein Hauptwort zu brauchen.

Den Tod getödtet hat; da Pluto ſich ergeben,
Der Prinz der Finſterniß; da ſich die Luſt erfreut
Und durch das Weltrevier die Bothſchaft ausgeſtreut.
Der Held aus Iſai ſey wieder auferſtanden,
Er führe den Cocyt, die Bande ſelbſt in Banden,
Und mache, die der Tod in ſchwarze Feſſel ſchloß,
Als wie ein Sieger pflegt, von allem Jammer loß.
Der unverzagte Held! der Held, vor dem die Helden,
Wie viel man ihrer zählt, ſich keinesweges melden.
Bellerophon verſtarrt, der Theſeus giebet nach,
Der Jaſon, Hector ſelbſt, der alles Ungemach
In Ungemach geſtürzt, wird hier den kürzern ziehen,
Proteſilaus muß mit ſeinem Tode fliehen.
Des Peleus Brudern Sohn, der König in Hyant,
Und der vor beiden ihm den größten Ruhm errant,
Verdorren an Beruf. Die Römer müſſen weichen
Mit ihrem Curtius, und andern Wunderzeichen
Der menſchlichen Natur. Der Held, der Helden Held,
Jehovah, unſer Arzt, erlanget blos das Feld
Auf dieſen Oſtertag. Wer hat ſich je gefunden,
Der aller Feinde Feind auf einmal überwunden!
Er ſchleudert durch den Tod den Tod zu Boden hin
Und ſetzt uns Sterbliche für Mangel in Gewinn,
In Unſchuld für die Schuld. Er kommet auf die Erde,
Damit ich Sündenaaß ein Himmelsbürger werde!
Er wird ein Menſchenkind, und führt, was Menſchen ſeyn,
In aller Engel Burg zu Gottes Kindern ein.
O Sanftmuth ohne Grund! Wie oft ich das Geſchenke,
Sein Leben, ſeinen Tod mit der Vernunft bedenke,
So ſtirbt mir die Vernunft. Er hat ſo viel gethan,

verdorren an Beruf] Beruf wird itzt lediglich für die Ernennung, Auffoderung zu einem Amte, oder für das Amt ſelbſt gebraucht. Gleichwohl war es auch ehedem in dem Verſtande, in welchem es der Dichter hier braucht, allerdings gewöhnlich; ob ſchon weder Friſch noch der Spate davon etwas ſagen. Man darf desfalls aber auch nur den Henliſch nachſchlagen, welcher beruffen durch berühmt, celebris, und Beruf durch Lob, Ehre, celebritas erklärt und überſetzt.

Daß keine Wunde mehr im Körper haften kann.
Auf heute giebt er uns, der Eumeninnen Sklaven,
Uns wiederum zu Theil. Er langet an den Hafen;
Und, wie er unſer war in ſeiner Schmach und Pein,
So räumt er im Triumph ſich uns zu eigen ein,
Der milde Jacobsſtern. Wie aber bey den Alten
Den Führern, welche ſich im Felde ſteif gehalten,
Nachdem ſie überkränzt mit Schimmeln triumphirt,
Der Schauplatz um und um mit Flecken ward ſchattirt,
Wo ihre Fauſt gekämpft: ſo führ ich auch im Schilde
Des Höchſten Niedrigkeit in meiner Verſe Bilde
Hauptſächlich darzuthun. Wo blühte ſeine Pracht,
Wie Chriſtus eingeſtallt, die Mutter angelacht!
Im Lachen blos allein und in den Perlenzähren
Die beyderſeits alldar zuſammen wollten ſchweren.
Was kann geringers ſeyn als Krippen, wo er blinkt!
Die Schwachheit der Natur, zu der die Gottheit ſinkt.
Die Hirten laufen zu, begeben ihre Waffen
Dem Hüter Iſraels, und werden ſelbſt zu Schaafen,
Zu Erſtlingen der Welt. Hernach faßt Simeon
Der Erden ihr Bezirk und aller Himmel Thron
In ſeine kalte Schoos, indem er, nächſt Erbarmen
Und harter Prophezey, mit luſtverjüngten Armen
Das Jeſuskind umſchleußt. Indeſſen hat die Luſt
Die Weiſen in den Stall von Oſten her geruft.
Herodes aber ſchnaubt, hat Gott und ſich vergeſſen,

der Schauplatz mit Flecken ward ſchattirt] Die Wahrheit iſt, daß den Triumphatoren oft in ſehr beiſſenden Liedern von ihrem eigenen Gefolge laut vorgeworfen ward, daß eben das Land, in welchem ſie Lorbeern eingeſammelt, auch von ihren Thorheiten und Laſtern zu ſagen wiſſe. Z. E. dem Cäſar bey dem Galliſchen Triumphe: Aurum in Gallia u. ſ. w. Unſer Dichter aber nennt dergleichen Thorheiten und Laſter hier bloße Flecken, und den ſchimpflichen Vorwurf derſelben ein bloßes Abſchattiren: wie man leicht begreift, von wegen ſeiner eignen Anwendung.

begeben ihre Waffen dem] Einem etwas begeben hieß ſonſt einem etwas abtreten, überlaſſen. Als ein Reciprocum brauchen wir **begeben**, mit dem Genitivo der Sache, noch in dieſem Verſtande.

Läßt das Ermordeſchwerd viel Städtvoll Kinder freſſen,
Verdringet den Saturn. Der aber greift zur Flucht,
Den dieſe Tyranney zu ſchlachten aufgeſucht,
Kommt in Egypten an. Der Gott wird erſchrecket,
Bald thut er ſich hervor, bald ſteußt er zugedecket,
Und duldet ihn verſchämt, bis jener Höllebrand
Dem dürren Cacus die ungeſtalte Hand
(Vor der das Nächtekind in ihren Schlangenlocken
Und mit [illegible]rpinen der Pluto ſelbſt erſchrecken)
Die blutverfleckte Hand, die Hand von Stahl und Stein
Vor ſeinem Richterſtuhl zu unerſchöpfter Pein
Mit Heulen überreicht. Drauf Archelaus kommen
Und dieſes Regiment zu führen angenommen:
Da iſt Emanuel in Nazareth gekehrt,
Und hat, was Joſeph ihm von ſeiner Hand begehrt,
Bemüht ins Werk geſtellt; bis daß er in dem Tempel
Den Schriftgelehrten ſich zum lichten Zuchtexempel
Perſönlich vorgeſetzt. Sie merken auf das Kind
Und werden ingeſamt vor ſeinen Stralen blind,
Als Kinder an Vernunft. Die ſchnellen Jahre laufen,
Das Amt erfodert ihn. Er läßt ſich dieſen taufen,
Der durſtig vor ihm her den Glauben auspoſaunt,
Und auf der Frevler Kopf gehagelt und kartaunt.
Nach dieſem führet ihn der Teufel in die Wüſten,
Und läßt ſich wiederum den Uebermuth gelüſten,
Der Lucifern geſtürzt, verſucht die ſchwarze Kunſt
Und ſcheut ſich abgebrandt vor ſeiner Feuersbrunſt.
Sein Elend macht ihm Muth. Er kann nicht weiter ſinken,
Doch weiter Schaden thun, wo Gott nicht einen Rinken
Ihm durch die Naſen zeucht. Hier hat er ihm gewehrt

Städtvoll] Iſt nach dem gewöhnlichen **Handvoll**, **Mundvoll**, von dem Dichter gemacht.

verdringet den Saturn] Verdringen, gleichſam von ſeiner Ehrenſtelle, heißt hier, in Vergeſſenheit, in mindere Achtung bringen.

kartaunet] Aus Kartaunen auf ſie geſchoſſen! möchte hier wohl zu kühn ſeyn. Indeß geht das Zeitwort von Kartaune unſern Wörterbüchern insgeſammt ab.

Und iſt in Cana drauf zur Hochzeit eingekehrt,
Allda er ohne Frucht der viel beangten Reben,
Den beſten Rebenſaft zu trinken aufgegeben.
Hierauf erhebt er ſich in Gottes Opferhaus,
Und peitſcht den Unterſchleif des Kramervolkes aus.
Der Nicodemus rennt, und forſcht von ihm bey Nachte,
Was einem wohl den Weg zum wahren Tage machte,
Erlanget auch Beſcheid. Nun geht das Zielmaas an,
Nachdem er Wunder bloß geredet und gethan.
Des Hoferathes Sohn, der, welchen Ausſatz naget,
Der Kriegesdiener wird der Schmerzen loß geſaget,
Und Peters Schwieger auch. Der Acheleus hört,
Wie taub er immer iſt, und ob er alle ſtört,
So liebekoſt er ihm dem Fürſten ſeiner Wellen.
Die Teufel, ſo auf ihn aus zweyen Leibern bellen,
Verſenken ſich ins Meer. Viel andres mehr geſchieht;
Jairus Tochter lebt; ein ſtockgeblendter ſieht;
Die dürre Hand geneſt. Ein Hauptmann trägt Vertrauen,
Er würde ſeinen Knecht durch ihn geſunder ſchauen,
Erhält auch, was er hoft. Zu Nain ſieht das Thor
Ein ſohnverwaiſtes Weib, er, Jeſus, gehet vor,
Und ſchenkt dem Kinde Geiſt, der Mutter aber Leben.
Der ſtumme Teufel fleucht; fünf Gerſtenbrodte geben
Vor fünfmal Tauſend Koſt. Um Sidon kömmt ein Weib,
Vor Noth und Zuverſicht erſchüttert um den Leib,
Fleht weiblich, heult und ſchreyt, hält männlich an mit Bitten,

den Unterſchleif des Kramervolkes] Unterſchleif bedeutet ſeiner Ableitung nach etwas, das mit unter ſchleift, mit unter ſchlupfet: und mich dünket dieſes Wort hier ſehr gut gebraucht. Eine Art von Krämerey und Wechſel war, zu Erkaufung des Opferviehs, zu Einwechſelung des h. Sekels für die ankommenden Fremden, in dem Tempel zu Jeruſalem gewiſſermaaßen nöthig. Aber unter dieſem Vorwande hatten ſich ohne Zweifel alle Arten von Verkäufern und Wucherern mit eingeſchlichen: und es war mehr der Mißbrauch, als der eigentliche Gebrauch, welcher Chriſtum in den heiligen Eifer ſetzte.

ſtört] Aus Exempeln beym Friſch kann man ſehen, daß ſtören ſonſt eigentlich von Sturm und Ungewittern gebraucht werden; von welcher Bedeutung ſich vielleicht auch hier noch ein Reſt annehmen läßt.

Bis daß ſie durch Beſtand den Heiland überſtritten.
Der fähret weiter fort, thut Wunder, und erſchreckt
Wer ihn erſchrecken will. Der Lazar wird erweckt
Und dankt den Würmen ab. Nach drey erfüllten Tagen
Verlanget ihn das Joch für unſre Schuld zu tragen.
Bald naht er zu der Stadt. Jeruſalem erſchallt,
Die Straße wird bekränzt, ihr Hoſianna hallt,
Das weil es wächſt, verbricht. Denn Judas macht Gedinge,
Und trägt den Meiſter feil für dreyßig Silberlinge.
Er, unſer Siloh, hebt das Oſterlämmlein auf,
Und bringt ſein Abendmahl für dieſes in den Lauf,
Er ſeufzet, matt und ſchwach, des Vaters Zorn zu ſtopfen,
Zerſchmelzt von Trauerbrunſt, und rinnt voll Purpurtropfen,
Des Lebens Balſambaum. Die Juden reißen ihn,
Als wie ein frommes Schaaf die Wölfe grimmig ziehn.
Vor Hannas Richterſitz. Der ſchickt ihn vor die Prieſter,
Wo dieſes Prieſter ſind, das Rhadamantgeſchwiſter,
So bey dem Caiphas hier die Unſchuld ingeſammt
Und ſich hiedurch ſelbſelbſt, zum Tode hat verdammt.
Man ſpeyt ihn höniſch an, man ſchmeißt ihm Backenſchläge,
Er ſteht zum Leiden keck, zum Wiederrächen träge
Wie ein Marpeſusſtein; darob die ſchwarze Nacht
Und Cinthia verblaßt, bis Venus Poſt gebracht,
Ihr Hoffeherr ſey da. Aurora kommt gegangen,
Erzehlt dem Firmament, ihr Schöpfer ſey gefangen,
Das ſich ob dem entfärbt. Das Tagelicht erſchrickt,

Und dankt den Würmen ab] Sehr nachdrücklich! **Einen abdanken** und **einem abdanken** iſt indeß nicht einerley: einen abdanken, heißt einem Abſchied geben; aber einem abdanken, heißt von einem Abſchied nehmen. Der Pluralis von Wurm hieß ehedem **Würme**; welches ohnſtreitig richtiger und wohlklingender iſt, als unſer **Würmer**.

verbricht] D. i. zum Verbrechen ausgelegt wird.

ſelbſelbſt] Weil die Schleſier ſelbander, ſelbdritte, und ſo weiter ſagen: ſo haben ſie geglaubt, auch ſelbſelbſt ſagen zu müſſen, um alle Mehrheit ſchlechterdings zu verneinen.

ihr Hoffeherr ſey da] Ohne Zweifel daß der Dichter hiermit auf den verſprochenen Stern aus Jacob ſieht, den er die Venus, oder den Morgenſtern, ihren Hoffeherrn, oder ihren Herrn der Hoffnung, nennen läßt.

Wie bald es ſeinen Gott beym Pontius erblickt;
Wie ihn Herodes ſchmäht; wie aller Juden Zungen
Mit Creutzigunggeſchrey auf ſeinen Hals gedrungen;
Wie ihn der Henkersknecht mit ſcharfen Ruthen ſchlägt,
Und ſeinen ganzen Leib, als einen Acker egt,
Wo unſer Leben wächſt; wie ihn die wilden Rotten
Mit Dornen einer Kron und Purpurmantel ſpotten;
Wie Jeſus in der Luft die Armen weit gereckt,
Und ſich, die ganze Welt zu faſſen, ausgeſtreckt;
Wie ſeine Mutter kocht, die zwiſchen Furcht und Zagen
Ihr aufgeſchwelltes Leid mit Kummer kaum ertragen,
Die tauſend Tode ſtirbt und tauſend Tode lebt;
Ihr Herze pocht und ſchwürt, ihr rechtes Herze webt
In dieſem, welches ſtirbt; die Thränen fließen dichte;
Kein Tropfen Menſchenblut erregt ſich im Geſichte,
Als welcher obenher von Gottes Wunden fällt,
Und ihren Mutterleib nach Donnersart erſchällt.
Die kann der Phöbus nicht mit ihrem Sohne ſchauen,
Er blutet und verſchwarzt, verſtellt der Himmel Auen,
Und hüllt ſich in ſich ein. Er zittert, welkt und bricht:
Der allen Licht ertheilt, hat weder Kraft noch Licht,
Und trauret, daß an ihm kein Flecken mehr zu finden,
Der zu verdunkeln ſey. Das Bauwerk will verblinden,

kocht] Dieſe metaphoriſche Bedeutung des Worts **kochen** von Beängſtigten, von Zornigen, Sterbenden, bey welchen alles in dem tiefſten Aufruhre iſt, dünkt mich ſehr ſchön.

mit Kummer] Heißt hier ſo viel als kaum; und man ſollte es für die Ueberſetzung des Franzöſiſchen à peine halten, wenn nicht aller Wahrſcheinlichkeit nach kaum ſelbſt von kumm, dem Stammworte von Kummer herkäme.

ihr Herze pocht und ſchwürt] Ich bin ungewiß, ob ſchwürt hier ſo viel heiſſen ſoll, als ſchwäret, oder als ſchwirret, welches letztere von einer zitternden Bewegung, und beſonders von dem daher entſtehenden Klange, geſagt wird.

nach Donnerart erſchällt] Erſchällen heißt erſchallen ertönen machen. Hier aber ſieht der Dichter mehr auf die innere Bewegung der kleinſten Theile eines Körpers, durch welche der Schall entſteht, als auf eine ſinnliche Vernehmung deſſelben.

das Bauwerk will verblinden] d. i. Dunkel und Nacht will ſich durch

Die Felſen berſten auf, der Erdenkloß zerſpringt,
Der Scharlach reißt entzwey, der ſchwarze Tod verſchlingt
Das Leben aller Welt. Der alles kann bewegen,
Weiß weder Hand noch Fuß am Kreutze mehr zu regen.
Das Leben löſcht ihm aus. Der Chriſten Tod verſchwand,
Der Himmel Erd und Luft war alles umgewandt,
Ihr Herze gleichfalls auch. Wie aus dem Cydnusſtrande
Der Hauptſtadt, die der Feind errettet aus dem Brande,
Philippus Sohn für todt ins Lager ward gebracht,
Was deckte dazumal für eine Jammersnacht
Die Kriegesmänner zu! Der Muth den Feind zu jagen
War Ach und Wehgeſchrey. Sie brannten erſt zu ſchlagen,
Bald floßen ſie vor Angſt, und funden weder Schiff
Noch Führer in ihr Land. Das ganze Weſen ſchlief,
Bis ein Acarner rieth. So iſt es hier gegangen,
Des Welt-Erlöſers Werk war gleichfalls angefangen,
Wie dort die Monarchie. Er ſtieg in Charons Meer,
Wie jener in den Fluß. Sein glaubenreiches Heer
Erbebte, wie Er ſtarb. Wer ſollte ſie bewachen!
Tiberius zerriß mit aufgeblehtem Rachen,
Wer ihm vor Augen kam. Als jederman verzagt,
Da war es endlich Zeit, daß Joſeph ſich gewagt,
So erſt das Licht geſcheut. Der kaufet Leichentücher,
Und legt ihn in ein Grab. Entweicht, ihr weiſen Bücher,
Mit eurem Mauſolee! Hier ſchläft kein Würmerſpott,
Zwar ein entſeelter Menſch, doch auch ein wahrer Gott.
Dann wäre Gott, als Gott verſtorben und begraben:
Die Erde müßte bald den Sterbekittel haben.
Der Sabbat ſtrich vorbey, ein andrer Morgen kam.
Wie Veſten Kindeskind vom Titan Urlaub nahm,
So ſprang das Erdreich auf vor überhäufter Wonne;
Ein Herold fuhr herab. Der Chriſtgetaufften Sonne
Gieng mit der Sonnen auf. Der Himmelsfackeln Chor

den ganzen Bau der Welt verbreiten. Verblenden iſt ein Verbum activum; verblinden aber Neutrum: jenes heißt blind oder finſter machen; dieſes aber blind oder finſter werden. Wenn man die Fenſter verblendet: ſo verblindet das Gebäude.

Verblendet Cynthius: ihm ſchimmert Chriſtus vor.
Kein Unterſcheid reſtirt im ganzen Himmelreiche:
Die ſechs Geſchwiſter ſind der Letzten alle gleiche,
Die andern Lampen auch. Der Erden Augenſchein
Greift an der Majeſtät dem blauen Bogen ein.
Die Sonne fällt vor ihr mit ſammt dem Throne nieder.
Wir, auf der Erde, ſehn die Himmelsſonne wieder,
So aus der Erden ſteigt. Deß, unſers Phöbus, Zier
Umfängt, wie Phöben dort, die Magdalena hier.
Der Seraphinen Paar, ſo in dem Grabe halten,
Die haben dich, Merkur und Venus, zu verwalten.
Die dreygevierte Schaar, als Thierkreys, bleibt davon,
Bis ihr Apollo kommt. Ein falſcher Scorpion,
Der Judas, iſt entleibt. Der todverſuchte Kämpfer,
Des faulen Erebus unübermannter Dämpfer,
Verklärt ſich im Triumph. Die Werkſtatt dieſer Welt
Staffirt ſich ſtattlich aus, und nimmt, als ein Gezelt,
Den Siegesherzog auf. Der Erden Luſtgehege
Beſetzt ihm um und um mit Blumen ſeine Wege.
Violen ſchieſſen auf, und geben, auf den Schlag
Der Telamonerfrucht, mit Blättern an den Tag,
Wie viel er Wunden führt. Des Rindes lange Mühen,
Die Aecker, hegen Streit, wer meiſtes könne blühen,
Den Feſttag zu begehn. Der Cypernblume blos,
Als welcher Mutter ihm das zarte Haupt verſchloß,
Behaget halb und halb ſich ſchamroth zu verſtecken,

ihm ſchimmert Chriſtus vor] Einem verſchimmern heißt hier, einen an Schimmer übertreffen.

Greift an der Majeſtät dem blauen Bogen ein] Für einem in etwas eingreifen, ſagen wir itzt weit matter, einem in etwas Eingriff thun.

auf den Schlag] d. i. nach Art und Weiſe.

des Rindes lange Mühen] Ich zweifle, ob ſich der Pluralis von Mühe ſonſt wo finden dürfte: und doch ſteht er hier ſo ſchön als kühn.

verſchloß] Ich bin hier ungewiß, ob verſchloß hier ſo viel heiſſen ſoll, als umſchloß; oder ob es nicht vielmehr von verſchleiſſen gemacht iſt. Verſchleiſſen aber iſt ſo viel als zerreiben, zunichte machen, welches der Dichter von der Mutter der Roſe, der Dornhecke, welche das Haupt Chriſti zerritzte, wohl könnte geſagt haben.

Und anderwärts zur Gunſt den Zierrath aufzudecken
Der andern Kräuter Reſt, ſo keinen Namen hat,
Stand überall bereit, wohin er tröſtlich trat,
Und ſchienen allzumal, als hätten ſie gebeten,
Ihr Herrſcher wolle ſie zu Ehren niedertreten.
Die Thaborhöhe wiegt mit ihren Prachten ſchwer,
Und führt, als Capitain, die Felder um ſich her.
Das Aſerinnen Thal begehret aufzuſpringen;
Ganz Cana will den Weg mit Palmenfrucht verdringen;
Der Cedern Fluß, Jordan, ergeußt ſich, jubelirt,
Und ruft den Hinterhalt, der trächtig fortſpazirt,
Aus Libanon hernach. Das hohle Luftgefilde
Erzeigt ſich im Geruch und kühlen Adern milde.
Der Aeol unternimmt des Caurus Donnerwind;
Ein ſtiller Zephyrus, der Liebligkeiten Kind,
Fleugt allerwegen aus, und fodert von den Seen
Auf ein Geſangturnier des Flügelvolks Armeen.
Als jedermann erſcheint, ſo ſchickt die Nachtigall,
Das Orgelwerk, ſo lebt, den tauſendfachen Schall
In Deliens Loſier. Hier ſauſen hundert Zinken,
Hier wird das Meiſterwerk zu ſteigen und zu ſinken,
Auf einmal angewandt. Der Vogelpöbel ſummt,
Auf ihren Mund ergrimmt: das meiſte Theil verſtummt:
Die Lerche bittet bloß, ihr Tiretireliren
Der Fugenkünſtlerinn hernach zu prakticiren,
Und ſchweifet trotziglich bis an der Wolken Port

kühlen Adern] Adern wird von allerley Gängen und Zügen geſagt: warum nicht alſo auch von der ſtrömenden, nach einer gewiſſen Gegend ſich bewegenden Luft?

Aeol unternimmt] Sollte nicht unternehmen hier das Lateiniſche intercipere ausdrücken, und überhaupt ſo viel als arcere cohibere ſeyn? welches dem Aeolus in Anſehung der ſtürmiſchen Winde von den Dichtern beygeleget wird.

Loſier] Oder wie wir es itzt ausſprechen Loſchier, als ob es nothwendig von dem Franzöſiſchen Loge oder loger herkommen müßte. Es könnte aber leicht ſeyn, daß es urſprünglich doch Deutſch wäre, und eigentlich eine durch das Loos angewieſene Wohnung, dergleichen die Wohnungen der Soldaten ehedem geweſen, bedeute: ſo wie der Spate vermuthet.

Auf allerhand Manier mit lauten Kreiſen fort.
Zu Augen iſt ſie nicht, nur immer in den Ohren;
Den Vorzug giebt ſie zwar, die Ehre nicht verlohren
Das thut die Unterwelt. Der Himmel, ob er zwar
Ihm vor Verwunderung ſelbſelbſt benommen war,
Putzt ſeine Flammen auch. Die Bären, Hund und Schlangen
Berichten, was vor Vieh auf Erden ſey gefangen;
Der Alkumenen Sohn, in ſeiner Löwenhaut,
Zeucht kniegebogen auf und trägt Vulkanus Kraut
Dem Höllenſtürmer vor. Des Thracerkünſtlers Leyer
Mit ſamt dem Schwane dient; Caſſiopeens Freyer
Geſtellet ſich ſamt ihr; der Böcke Zwilling ſcheint
Zu Urkund, wie uns Gott ſo herzlich gut gemeint,
Das Opfer unſrer Schuld. Dem Perſeus will gebühren
Ein blankes Richterſchwerd, als Marſchall, vorzuführen.
Andromeda begreift der Menſchheit Ebenbild:
Sie lag von Gott verdammt; der Teufel war das Wild,
Der hätte, was verſteht, auf einen Biß verſchlungen,
Wann der im Himmel nicht uns wäre beygeſprungen,
Der ſeines Sohnes Haupt dem Würger vorgelegt,
Davon er minder noch, als Steine, ſich bewegt;
Zum Zeugniß iſt der Stern. Daß nichts erfodert werde,
So tritt auch Pegaſus, ein Ausbund aller Pferde,
Mit Uebermuth hervor. Ein Pfitſchpfeil wird geſpürt;
Arions Waſſergaul zum Wunder aufgeführt;
Ein Adler vorgeſtellt: die andern zu geſchweigen,
So aller Orten ſich in großer Menge zeigen.
Jedoch beſtirne dich, du blaues Silberdach,
Beperle deinen Sand, du Sonnen Schlafgemach;
Beweſte, Juno, dich, beblumet euch ihr Auen,
Laßt euren Ueberfluß in allen Gütern ſchauen:
Noch wird euch an Geſtalt, der heute triumphirt,

---

daß nichts erfodert werde] Daß nichts mangle, nichts vermißt werde. Denn was mangelt, pflegt erfodert zu werden: das Vorgehende für das Nachfolgende.

beweſte] Beweſten heißt dem Dichter ſo viel, als ſich mit Weſten, Weſtwinden verſehen; nur die ſanfteſten, lieblichſten Winde wehen laſſen.

Weit überlegen ſeyn. Das Haupt iſt balſamirt
Mit Tropfen früher Luſt; die gelben Locken fliegen,
Vor welcher Schwenken ſich die leichten Winde biegen;
Die Augen flammen Gunſt; die Wangen feuren ganz
Und ſämen, wie Rubin und Chryſoliten, Glanz;
Die Bruſt, der andre Leib ſind Alabaſterfarben;
Die Striemen leuchten durch; wie viel gepreßte Narben,
So viel Geſtirne ſtehn: er brennet ganz und gar,
Durchſichtig, himmelrein, ermuntert, ſonnenklar.
Die Blöße ziert ihn aus. Der Glanz beſteht zum Kleide:
Doch trägt er gleich ſowohl ein köſtliches Geſchmeide,
Der Unſchuld weiſſen Rock. Sein Leib zwar rühmt ſich nicht
Der Uebermenſchlichkeit; des Leibes Oſterlicht
Iſt göttlich genaturt. Ich bebe, um zu ſagen,
Was einer um ihn her für ungeheure Plagen
Gefangen wandern ſieht, die Misgunſt, Sterblichkeit,
Geſetze, falſchen Wahn, Verdamniß, Krieg und Streit,
Verzweifeln, Furcht und Noth, Geſchwiſterkind zuſammen;
Summanus, welcher ihm von Nebel, Dampf und Flammen
Ein Kürißkleid gemacht; die andren Götter auch,
Wie damals an der Zahl der Götter Staub und Rauch
Die Menſchen übertraf; der kühne Damenjäger,
Dem Erd und Himmel zwar, doch über Freund und Schwäger
Sonſt niemand dienen kann, ich meyne Jupitern;
Sein Bruder auf der See, ſo auch bey Frauen Stern
Und Lagerſtätte ſucht; der Säugling zahmer Affen,
Der Bluthund Camulus; der Straußhan, dem ſie ſchaffen,
Der Schwefelkopf Eleleus, das Lampſacener Schwein
(Egypten ehret nicht den Krocodil allein,
Auch die ſind ſolcher Art) und wie ſie alle heiſſen,

ſämen] Iſt ohnſtreitig das natürlichere Zeitwort von Saamen; und meinem Bedünken nach, auch wohlklingender als ſäen, welches einen ſo unangenehmen Hiatus in ſich hat.

der Glanz beſteht zum Kleide] **Beſtehen**, wenn es von flüßigen Dingen, dergleichen auch der Glanz zu ſeyn ſcheinet, geſagt wird, heißt ſo viel als gerinnen, gefrieren, oder ſonſt eine Art von Feſtigkeit gewinnen. Was könnte alſo ſchöner geſagt ſeyn, als, **der Glanz beſteht zum Kleide?** der Glanz ſelbſt, ward das Kleid.

So ihren Götterruhm mit Ueppigkeit beſchmeiſſen;
Der Apameer Bel, der Moabiter Cham,
Und den der Syrer ihm mit Namen Adad nahm,
Der Moloch, andre mehr, ſind allzumal gebunden.
Der Delpher Weltprophet beklagt ſich überwunden;
Der Hammoniter auch; viel andre, wo ſie ſeyn,
Die geben, Herr, vor dir, du Troſtorakel, ein;
Und wären dieſe nicht in der Beſtrickten Haufen,
Das Erdreich müßte ſich um ſeine Helfer raufen.
Die Opfer hemmt man auch. Er, Tempel und Altar,
Er, welcher Opfer ſelbſt und Hoherprieſter war,
Hält über ſie Triumph. Die Engel dichten Lieder,
Und ſchwingen über ihm ſich luſtig auf und nieder.
Dir, freyes Menſchenkind, gehört ein ſolcher Ton:
Jehovah hat den Sieg, den Nutzen du davon.
Ach beuge deine Knie, fall Ihm nur zu den Füßen:
Dann anders darfſt du itzt nicht deine Laſter büßen.
Die Güte fleußt umſonſt, nimm ſie umſonſt nur an:
Dann keiner, welcher glaubt, hat dieß umſonſt gethan.
So ſey mir nun gegrüßt, du Gott und Menſchenſchlichter,
Du Weg, du mein Compaß, du Beyſtand, du mein Richter,
Mein Nordſtern, mein Gewinn. O! wende dich zu mir,
Ich wende mich durch mich ſonſt nimmermehr zu dir.
O! reiß mir aus der Bruſt der Büberey Geniſte.
Mein Bruder ſey nicht weit, ach Bruder, Bruder Chriſte!
Ein Engel iſt vor dir nur Diener blos allein:
Mehr freu ich mich ein Menſch, als Gabriel, zu ſeyn.

II.

Blutſchwitzender und todesringender Jeſus.*

Der Sternen Oberhaupt und ſchnelle Zeitenhalter
War längſt vorbey gerückt; ſein voller Amtsverwalter,
Des Monden Silber, gab dem Schatten ſeine Macht,

---

* Dieſes Gedicht iſt gleichfalls bey Baumann zu Breslau auf zwey Bogen in Quart gedruckt, aber ohne Jahrzahl. Es iſt von weit geringerm Werthe als das vorhergehende: ich vermuthe, daß es daher auch eine frühere Geburth des jungen Dichters geweſen. Es hat zugleich mehr ſchülerhaftes; und dem ohngeachtet manche ſehr glückliche Zeile, und manches ſehr maleriſches Bild

Und zierte die Geſtalt der abgrundſchwarzen Nacht
Mit Lichtfiguren aus: wie unſer Seligmacher,
Der gegen Höll und Tod geſchworne Widerſacher
Den Kidron überſchritt. Der klargekreißte Bach
Chryſtallte bis in Grund; das blaugewölbte Dach
Hatt', um den Höchſten recht in Augenſchein zu faſſen,
Mit allen Bildern ſich in dieſen Quell gelaſſen,
Und ließ, o Heiland, dich in Gleichnißweiſe faſt,
Wie du dich Himmel ab zu uns geſenket haſt,
Durch dieſes Werk verſtehn. Du bliebſt im Uebergehen,
Mein Jeſus, eine Zeit, bey dieſem Waſſer ſtehen,
Erwogeſt, wie allda der gleichgehaufte Sand
Jemehr unwandelbar am Boden ſich befand,
Jemehr von obenher die Wellen ſich bewegten,
Und auf den Grund hinzu die Wogen überlegten.
So wankt mein Todesſchluß im allermindſten nicht,
Wie heftig Fleiſch und Blut demſelben widerſpricht:
Gedachteſt du, mein Herr, und giengeſt fort mit Beten
Vor Gottes Gnadenthron und Richterſtuhl zu treten.
Wie folget aber ihr in ſolches Ungemach,
Das euren Meiſter drängt, ſo überdrüßig nach,
O hochgeliebten Drey? Wie daß ihr euch verweilet?
Nehmt wahr, wie euer Fürſt ohn alles Halten eilet.
Bis an den Himmel hat der Thabor euch entzückt,
Jetzt aber haltet ihr die Augen zugedrückt.
Iſt, Peter, auch allhier gut Hütten aufzubauen?
Wir würden nimmermehr das Himmelreich beſchauen,
Wie dein zur Zeit noch nicht erlauchter Sinn gedacht,
Hätt unſer Heiland ſich nicht auf den Weg gemacht,
Für uns genung zu thun. Wie hebt er an zu zagen,
Weil alle Miſſethat der Welt auf ihn geſchlagen,
Bleycentnerwichtig hangt? Indem ihr ſtehen bleibt,
O Jünger, und für Schlaf die Augenbrawen reibt,
Iſt allbereit der Herr von euch hinweg gegangen,
Das Leiden mit der Angſt des Todes anzufangen.
Sein Garteneintritt macht den Adamiten Raum,
Ins Paradies zu gehn. Er henkt in Lebensbaum

Durch ſeinen Blutſchweiß auf, was Eva weggeriſſen
Und, in der böſen Luſt verteufelt, angebiſſen.
Steig, mein Erlöſer, ſteig den Oelberg immer an;
Ich folge dennoch dir, wie lang ich folgen kann,
Mit Sinnen emſig nach, die aber vor Erſchrecken
In Schlafſucht eben auch, wie deine Jünger, ſtecken.
Nicht anders, als zur Zeit, da Gott durch Waſſermacht
Der blindverſtockten Welt ihr Recht zu thun gedacht,
Sich augenblicklich bald die ausgehölten Graben,
Mit Strudeln angefüllt, viel Klaftern hoch erhaben,
Ein nebelſchwarzer Dampf das Erdreich überraucht,
Der nordweſtfeuchte Wind den Luftplatz angehaucht;
Wie damals gegen ſich die Meergebirge rungen
Und alles um und an erbittert in ſich ſchlungen,
Das Feuerelement doch gleichwohl der Gefahr,
Die Erd und Luft betraf, nicht eingeſchloſſen war:
So eben, da dein Blut des Höchſten Rachſchwerd hemmen,
Die ganze Chriſtenwelt mit Unſchuld überſchwemmen,
Den Tod ertränken ſoll, beginnt dich dieſe Laſt,
Die du von Ewigkeit dir aufgebürdet haſt,
O Gott und Menſchenſohn, zur Erden hinzuſchmeiſſen,
Und will die Seele dir aus deinem Leibe reiſſen.
Steckt alle Glieder an; das Herze wallt umpflanzt
Mit Stücken grimmer Pein, und wankt doch nicht, verſchanzt
Mit göttlicher Natur, die eben, wie das Feuer
Die Sündfluth nicht gefühlt, des Schmerzens Ungeheuer
Niemals erdulden darf. Du liegeſt da verblaßt.
Die Rede, ſo dein Sinn zu halten abgefaßt,
Schickt Seufzer zuvor an, und endet ſich mit Klagen.
Mein Vater! wilt du nicht nach deinem Kinde fragen?
Biſt du dann, ſagt dein Mund, o Zorngott, unbewegt?
Soll der, den du gezeugt, ins Todesſtaub gelegt
Und aufgeopfert ſeyn? Es müſſen Steine ſpalten,
Und todte Menſchen ſich in Gräbern nicht behalten,
Der Sonnenantlitz muß verſchwarzen auf den Tag,
Da mir von deiner Hand der letzte Donnerſchlag
Die Bruſt zerſchmettern wird: dieß, welchem zu empfinden,

In andern Fällen gleich der Sinnen Mittel ſchwinden,
Bewegt mein Jammerſtand. Du, Anfang der Natur,
Biſt unempfindlicher, als keine Creatur,
Auf mich geeigenſchaft. Ach überweh mir Armen!
Ich heule, wie ich will, ſo iſt doch kein Erbarmen.
Was ſoll mir immermehr für Herzeleid geſchehn,
Weil du, mein Urſprung, mich mit Gnaden anzuſehn
Durchaus dich nicht verſtehſt! Die Päſſe zu geneſen,
Sind alleſamt geſperrt. Dein unbezirktes Weſen,
Das, weil es keiner Art des Neigens unterthan,
Auch derohalben nicht Erbarmung ſchöpfen kann,
Verendurtheilet mich. Herr, deinen Zorn zu ſtillen,
Beliebt mir nicht zu thun nach meines Fleiſches Willen;
Es ſey, was dir behagt. Dein Handel iſt gerecht,
Und ſtrafeſt gleich ſowohl den Herren für den Knecht,
Den Freund an Feindes ſtatt! Werd ich doch vor der Plage,
Die meine Schultern drückt, nicht innen, was ich ſage.
Ich leide, wie ein Knecht und Feind, den ärgſten Spott,
Verdien, als Freund und Herr, bey dir, du ſtrenger Gott,
Der Welt Gerechtigkeit. Vor Anbruch aller Zeiten,
Da keine Hölle war, hab ich ſie zu beſtreiten
Aus Vorbewuſt erwählt. Die Meynung ſteht und bleibt,
Da mich das ſchwache Fleiſch zurück und abwärts treibt,
In Tod getroſt zu gehn. Mein unbeflecktes Leben
Will ich den Sündern hin und für die Sünder geben.
Dein Wille ſey vollbracht! Mit dieſem lieſeſt du
Noch unerhellt, mein Herr, auf deine Jünger zu.
Die ſchnarchen unbeſorgt, Vernunft und Sinn beraubet.
Vor andern bleht ſich auf der Petrus, käucht und ſchnaubet,
Stößt um ſich, ſtrampfelt, ſchlägt, knirſcht mit den Zähnen, baumt
Mit andern Gliedern hoch, weil ihm nicht anders traumt,
Dann daß er in Perſon mit dem Pilatus ſchmiſſe,
Und zu Jeruſalem die Mauren niederriſſe.
Jacobus führt zu Rom ihm einen Schaupallaſt

---

baumen] Oder bäumen, ſich in die Höhe ſtrecken, wird itzt als ein Reciprocum nur noch von Pferden gebraucht. Die Italiäner ſagen alborarsi, in dem nehmlichen Verſtande.

In ſeinem Schlafbild auf. Johannes redet faſt
Und meynet anders nicht, dann daß er mit der Zungen
Der Phariſäer Schaar durch ihren Sinn gedrungen.
Ach, ſchreyeſt du ſie an, hangt ihr zu dieſer Zeit
Der Schlafbegierde nach, da Chriſtus allbereit
Feil ausgebeten iſt? Ach, Simon, Wunderſachen!
Der mit mir ſterben will, kann jetzt nicht mit mir wachen.
Er aber war vertieft, beſann ſich kaum hernach,
Daß ſolche Worte ſelbſt der Meiſter zu ihm ſprach,
Liebäugelt und beginnt jetzt Antwort ſchon zu ſagen,
Wie ihm der Schlaf mit Macht die Lippen zugeſchlagen.
Du läßt ihn dergeſtalt im Raſen ausgeſtreckt,
Betrachteſt, wie du zwar da Menſchen aufgeweckt,
Hingegen ſchläfſt für ſich entäußert aller Gnaden,
Der dir den Herzenslaſt zu tragen aufgeladen,
Und ſolchen weiter mehrt. Dein Geiſt wird ganz entſinnt,
Das eißgefrorne Blut in allen Adern rinnt.
Was etwan übrig iſt, das kommt mit vollem Haufen,
Als in die Flucht gejagt, dem Herzen zugelaufen,
Das aber ſelbſt, erſtaunt für übermachter Pein,
Wie ſtark es widerhält, doch weder aus noch ein
Sich zu erheben weiß. Du willſt vor Gott dich biegen,
Und bleibſt aus Mattigkeit ganz auf dem Antlitz liegen.
Die Zunge zittert blos, wird nicht, wie recht, bewegt,
So folgendergeſtalt ihr Elendklagen hegt.
Du Gottesebenbild! Hab ich nicht in den Banden
Der menſchlichen Natur genugſam ausgeſtanden,
O Vater? winſelſt du. Werd ich dann alſo hin,
Der ich durch einen Stall ins Leben kommen bin,
Durchs Kreutz aus dieſem gehn? Ein Kind noch mußt ich fliehen,
Und in Egyptenland mit meiner Mutter ziehen;
Ich hab in Hungersnoth durch vierzig Tag und Nacht
Mit Thränen meine Zeit und Wehmuth zugebracht;
Viel weiter mehr verdaut. Kann dieſes auſſer Sterben,
Den Menſchenkindern nicht die Seligkeit erwerben?
Wie oftermalen ich den Athem eingeſchluckt,
Hab ich mir den Verderb zugleich in Leib geruckt:

Und du begehreſt mehr? Die Berge fort zu heben
Wird deiner Allmachthand nicht großen Kummer geben,
Da dieſes, welchem du den Willen beygefügt,
Sich nimmermehr verrückt. Wohlan, ſo ſey vergnügt,
Dein Wille werde wahr! Das haſt du kaum geſaget,
Wie dich ein neuer Wurm des Schreckens wieder naget,
Der Mark und Bein durchfrißt. Mein Geiſt, der alſo brennt,
Wird dieſer für die Welt geopfert nicht erkennt?
Der Wille, welcher dir ſich ganz und gar ergeben,
Und alles eher kann, als dir, Herr, widerſtreben,
Steht der nicht (fleheſt du zum Vater) für die That?
Ein Seufzer, den dein Sohn herausgelaſſen hat,
Kann der mit ſeiner Kraft nicht einer Menge Böſen
In deiner Gnadenhand ihr Leben wieder löſen?
Wo möglich, ach, ſo laß den Eingebornen los;
Ich bitte hoch und ſehr! Jedoch geſchehe blos,
Was du für Recht erkannt. Mit dieſem kommſt du wieder
Ein wenig zu dir ſelbſt, und hebſt die Augenlieder
Um Antwort willen auf, in deſſen ſein Gezelt,
Der dich von Anbeginn, und vor dem Nichts der Welt,
Zum Schlachtlamm auserkieſt. Sein Antlitz aber ſchauet
Dich nebelfinſter an. Es ſchneidet dich, und drauet
Fernſtralend lauter Blut; das Schwerd in ſeiner Hand,
So dich zerſtücken will, iſt anders nicht bewandt,
Dann deines in dem Thal des Joſaphats zu brauchen,
Wann du den Sündenreſt in Feuerpechpfuhl tauchen,
Und überdampfen wirſt. Jetzt gehet erſt das Flehn,
Herzpochen, Wehgeſchrey, Zähnklappen, Händedrehn,
Mein Jeſus, mit dir an, da du, auf den du baueſt,
Unherzzertrümmert nicht mit naſſen Blicken ſchaueſt,
Wie er, den du verklärt, ſich gegen dir gebahrt,
Und voller Zornbegier nunmehr ſchon auf der Fahrt
Dich hinzuwürgen iſt. Du ſucheſt aller Enden,
Und findeſt nirgend nicht, wohin dir anzuländen.
O Angſtmenſch, tröſtlich ſey; nimmſt endlich deinen Lauf
Nach deinen Jüngern hin, hebſt Händ und Armen auf.
Man wird mich, ſageſt du, in dieſer Stunde fangen,

Und ihr begehrt annoch dem Schlafe nachzuhangen!
Seyd angemahnet, wacht! O träge, weil ihr ſchnaubt,
Wird dieſer, dem ihr dient, von euch hinweg geraubt.
Sie ſchlummern aber fort. Ach, denkſt du, was zu machen!
Die Jünger treiben Schlaf, die Phariſäer wachen,
Mein Hauptbeſchirmer zürnt. Ihr werdet mich forthin
Sobald nicht wiederſehn; blickt, weil ich bey euch bin,
Einmal noch munter auf! O unglückhafte Stunde!
Seyd ihr doch wider mich, vermeyn ich, auch im Bunde.
O Falſche! klagſt du laut. Das Herz im Leibe bricht,
Und ſchmelzt für Traurigkeit; beym Vater gelt ich nicht.
So ſind die Jünger taub: hat alles ſich empöret!
Wird mein Befehlswort ganz von keinem nicht gehöret!
Und, was für Klagen mehr dein Trauergeiſt geſpürt,
Auch durch den matten Mund gen Himmel abgeführt,
Sey ſo dahin geſtellt. Jetzt nimmſt du an den Zweigen,
Die um dich ringsherum ſich ehrerbietig neigen,
Dich anzuſteiffen vor, weil du nicht weiter Kraft
Allein zu wandeln haſt. Es rinnt ihr ſüßer Saft
An deiner Hand herab, ihr Stärkung einzugeben,
Die ſonſt im Beten ſich noch einmal aufzuheben,
Nicht ſattſam Macht gehabt. Du gehſt gemach, gemach,
Mit Schmerzen überhäuft den Oelbaumlauben nach,
Und auf den Betort zu. Indeſſen ruft der Flammen
Erzabgott, Lucifer, ſein Rabenvolk zuſammen,
Das aus dem Feuerſumpf, auch bis auf einen, gar
In dieſer Judasnacht heraus gelaufen war.
Die Stadt Jeruſalem war damals ihre Hölle,
Und gab dem Schlangenvieh auf allen Dächern Stelle.
Das eben kam geſammt, weitſchrittig, auf Geheiß
Des Alleroberſten, gewandert in den Kreis,
Den Belial umſchrieb. Der Feuersbrunſten Speyer,
Der alte Drachenkopf und Feldherr aller Geyer,
Hub Donnerwetter an, ſprüt einen Waldvoll Staub
Und Loderfunken aus. Was! brüllt er, wird der Raub,
Den unſre Tapferkeit vor Zeiten weggetragen,
Uns alſo lüderlich, von einem abgeſchlagen,

Der Hand und Fuß anitzt mit Kummer nach ſich zeucht,
Ja, wie ein Bettelhund und armer Sünder, kreucht!
Ließ ihn die Wüſten gleich aus unſrer Fauſt entrinnen,
So können dießmal wir die Schanze noch gewinnen.
Der Nazarener geht für Angſt verzweifelt auf.
Ihr Brüder, wo ihr helft. Beelzebul, drauf, drauf!
Ihr andern, fort hernach, ſeyd hurtig, laßt uns ſtreiten!
Der droben, glaub ich, ſteht ſelbſelbſt auf unſrer Seiten,
Und mordblickt auf den Sohn, habt der Gelegenheit,
Den Stürmer unſres Reichs zu fällen, in der Zeit,
Ihr meine Helfer, Acht! Das Licht iſt uns genommen:
Wir ſollen auch nunmehr um unſern Nachtort kommen!
Dann der von Bethlehem verkauft den Sündern Heil.
Wir haben nimmermehr an Menſchen weiter Theil,
Wo er ſein Werk vollführt. Darum ſo laßt uns laufen,
Und um die Seelen uns noch eines mit ihm raufen.
Sie murmeln allzumal, grimmbrummen, ſind erhitzt,
Wie eines Engels Glanz auf ihren Haufen blitzt,
Davon ſie über Hals und Kopf zurücke preſſen,
Und, was ſie vorgehabt, in ein Vergeſſen ſtellen.
Der Anwalt Gottes nun, mit Himmelskraft bethaut,
Nachdem er weit von ſich die Teufel wegbedraut,
Stund Schildwach in der Luft. Die Haargoldlocken flogen,
Sein Rock war himmelblau mit Sternen überzogen,
Die Flügel trotzen ſelbſt dem Weſtwind balſamreich,
Sein Angeſicht nur iſt vor Mitbetrübniß bleich,
Sonſt auf den Ort gelenkt, da Jeſus hingegangen,
Den Kreuzkelch von der Hand des Vaters zu empfangen.
Was dieſem nun für Angſt aus ſeinem Herzen ſtößt,
Und, was er in die Luft vor Seufzermörſel löſ't,
Die zehlt er alleſammt. Kann ich dann nichts erhalten?
Schreyt unſer Seelentroſt; muß ſich mein Leben ſpalten?
Bin ich, (ach ich!) der Sohn? Dein Zorn iſt Demantſtein,
Der wird durch unſer Blut zerſplittert müſſen ſeyn,
Sonſt ſteht kein Mittel vor. Wohlan ich bin, mein Leben
Begierig für die Welt in Fluch dahin zu geben.
Zehn hundert tauſendmal zu ſterben hätt ich Luſt;

Du weißt es, wäre mir, mein Vater, nicht bewußt,
Wie viel verdammtes Volk mit Ketzereyen hageln,
Mit Sünden anders mich an neue Kreutze nageln,
Und ſonſt verfolgen wird. Ach, ſoll die ſaure Pein
Den mehrern Theil umſonſt dann überdauret ſeyn?
Ach, willſt du dieſes nicht racheyfervoll betrachten?
Ich muß, ach Gott, ich muß, und werde bald verſchmachten.
Die Adern ſind zermalmt, das Blut der Leber ſchwillt,
Bis daß es hochgeſtrömt aus allen Gliedern quillt.
Schau an! wie blutig ich, du Herzzerſtoſſer, bete!
Hab Acht, wie roth beſprengt ich deine Kelter trete!
Was forderſt du doch mehr? Die Schweißgewäſſerfluth,
Das mir durch Mark und Bein herausgepreßte Blut,
Die Zähren, die den Kreis der Wangen überlaufen,
Sind dieſe deine Gunſt nicht gültig zu erkaufen,
O zornentbrannter Gott! Wo möglich, ach ſo ſey
Zum letztenmal erſucht: laß den Gerechten frey!“
Der Vater dennoch dringt ihm auf, den Kelch zu trinken,
Darob er ſinnerſtarrt alsbald in Ohnmacht ſinken,
Und faſt zerberſten muß. Der Engel fleucht in Eil,
Und andrer Weiſe nicht, dann eines Bogens Pfeil,
Auf ihn, den Herren, zu, reibt ſeine blaſſe Wangen,
Ertheilt von neuem ihm den Athem zu empfangen,
Löst ſeinen Gürtel auf, und, wie er Regungsmacht
Dem Höchſten wiederum nach Nothdurft beygebracht,
Hat er ſo ſchnell und ſtark in Himmel ſich geſchwungen,
Daß Wolken hin und her auf ſeinen Flug zerſprungen.
Mein Heilerwerber gab dem Erdreich einen Kuß,
Und ſagte: „Schluck in dich den Blut- und Waſſerfluß.
Durch dieſen wird der Fluch, den Gott gethan, zerſchlagen,
Narciſſen ſollſt du mehr, als Dornen künftig tragen.
Ach! alle Feuchtigkeit iſt weg von mir gerennt,
Ich feure durch und durch, mein ſtarker Geiſt entbrennt.
Ihr Juden, kommt herbey, ich will nicht widerſtehen,
Ja euch, wo ihr verzieht, ſelbſelbſt entgegen gehen.
Nicht dieſen Augenblick gemartert ſollen ſeyn,
Weiß Gott, das martert mich nur einzig und allein.“

Herr Chriſt, du Lebensbaum, der alle Menſchen ſpeiſ't,
Wie haſt du dich dieß Orts ſo wunderbar beweiſ't?
Du ſollſt zur Schädelſtätt noch deine Seele bringen,
Und hebſt mit Todesangſt ſo zeitlich an zu ringen?
O Werk, in welchem mir zu grübeln nicht gebührt,
Doch das, eracht ich, Herr, von deiner Liebe rührt,
Durch welcher Antrieb du natürlich ſterben ſollen,
Und mit dem Tode nicht natürlich ringen wollen!
Ach was? ich irre weit. Dein Trauerkörper fangt,
Bis daß er zwiſchen Erd und Himmel nachmals hangt,
Hier zu erkalten an, durch welches lange Sterben
Du, uns mit Ueberfluß den Segen zu erwerben,
Mein Bruder, vorgehabt. Noch eines wundert mich,
Daß die geſtirnte Burg vor deinen Seufzern ſich
In Stücke nicht zertheilt! daß alle dein Verlangen
Und Abbitt in den Wind vergebens fortgegangen!
Gottgenaturter Menſch, wie daß du ſonder Sieg,
Blutrünſtig überſchwitzt, den Betensandachtkrieg
Hinaus geführet haſt? Warum wird deinen Klagen
Der angelegte Sturm ſo grauſam abgeſchlagen?
Was frag ich? haben ſie doch überaus empört,
Durch Aufſtand ſich zertrennt, und derowegen hört
Der Weltkreisſchöpfer nicht. Die Menſchheit will geneſen,
Hingegen kämpft in dir dein göttlich hohes Weſen,
Verjagt, was menſchlich iſt, ſteht wider dich und flammt
Aus Rachgier lichterloh, reißt dich in Tod verdammt
Für unſre Schulden hin. O unerhörte Sache!
Du ſchütteſt aus ſelbſelbſt, und leideſt auch die Rache.
Du ſitzeſt, als ein Gott, dem Richter an der Hand,
Und führeſt, als ein Menſch, des angeklagten Stand,
O Davids Himmelzweig! Ich weiß nicht, wo mein Denken
In Obacht dieſer Angſt noch endlich hinzulenken.
Hat, wenn die Menſchheit dich mit Schrecken übereilt,
Dir deine Gottnatur nicht wieder Kraft ertheilt?
Ach nein! ſie hat vielmehr mit neuen Kummerswegen
Die Geiſter, welche dich bewegten, überzogen.
Ein Menſch beklagt ſich auch, erbebt und winſelt wohl,

Weiß aber oftmals nicht, ob das ſich finden ſoll,
Vor dem er ſich entſetzt. Du aber haſt im Herzen
Erblickt und abgezehlt, wie viel die Folterſchmerzen
Dein Stammvolk anthun wird. Wie manch und vielerley
Blutmordſpektakel ihm der Juden Tyranney
An dir zu ſehn gedacht, ſchien dir, als Gott, obhanden,
Daher du auch, als Menſch, ſchon Marter ausgeſtanden.
Mich deucht, Gemüthsarzt, ſammt daß du hier bereit
Was dir das Teufelsvolk für Unbarmherzigkeit
Hernachmals zugefügt, was auch für rauhes Leiden
In deiner Seelen dir der Himmel zubeſcheiden,
Schon übertragen haſt. Allhier verlaſſen dich
Die Jünger ſchlafverſenkt; allhier befindet ſich,
Was du hernach geſagt, dein Geiſt von Gott verlaſſen.
Die Juden ſchleppten dich gebunden durch die Gaſſen:
Hier, da die Hände ſelbſt zu beten ſich geſchraubt,
Kanſt du, mein Herr Gott, auch der Kräften ganz beraubt,
Den Leib kaum nach dir ziehn. Sie werden um dich legen
Ein Purpurſpottungskleid; hier macht der Blutſchweißregen
Zum Purpur deinen Rock; ja, wie man dir hernach
In deiner Kreuzigung durch Händ und Füße brach,
So eben haſt du dich auf Erden hier geſtrecket.
Ich weiß nicht, was noch mehr für Wunder etwan ſtecket:
Doch über alles bürgt ein wunderbares Gut
Das ungefodert ſelbſt hervor gedrungne Blut.
Ach Seelenſpicanard! ach lebenshafte Gabe!
An der ich meinen Geiſt und kranke Sinnen labe,
Ein Tropfen fälle ſich in vielmal hundert Theil,
Ach Kraftblut, alle Welt macht eines dieſer heil,
Und ſeelengüterreich. So wird kein Balſam flieſſen,
Noch auch der Weinbeerſaft dem Winzer ſich ergieſſen,
Als hier durch Haut und Fleiſch dein Lieferblut ſich dringt
Und, einer Wolkenbruſt faſt zu vergleichen, ſpringt.
O Gnadenquell, mein Gott! Es iſt in dieſer Stunde
Dein roth durchſtriemter Leib nur Eine bloße Wunde,

Lieferblut] ſo viel als **geliefertes**, d. i. geronnenes, coagulirtes Blut. So ſagt auch **Flemming**: „Geliefert Blut und Eiter rinnt häufig von ihm weg

Daher Geblüte dann, hoch überauf geſchwellt,
An allen Enden röhrt. Es wäre wohl beſtellt,
Wann, Magdalena, du die Blutabtrauffelflocken,
So unſer Herr geſchwitzt, in deiner goldnen Locken
Fußtreckentuch gefaßt. Ich halte meinen Mund
Zu dieſem Blut hinan, hier wird mein Geiſt geſund.
Zu Rom mag immerhin das Fechterblut erfriſchen,
Das einer in ſich ſauft, wann noch deſſelben Giſchen
Aus dem Verletzten ſchaumt. Da iſt der ganze Chriſt,
Wo du, ſein Blut, auch nur in einem Tropfen biſt.
Was aber ſoll ich nun von dir, o Garten, ſagen?
Du wirſt hinfort nicht mehr den Oelbaum langſam tragen,
Weil über dich das Blut des Allerhöchſten fleußt,
Und ringes ſich herum auf deinen Grund ergeußt.
Mit was für Blumen wird dein Erdreich künftig prangen,
Demnach es dieſen Saft des Lebens aufgefangen?
Ein andrer erndte Frucht, von dir, o Garten, ein,
Mir wird nichts liebers nicht, als deine Düngung ſeyn.

III.

Auf das Abſterben der Ehefrau des Buchhändler Jacobs in Breslau.*

Nicht anders, als ein Schiff zwar ſeinen Fährmann miſſet,
Doch aber Angeſichts, wenn einer eingebüſſet,
Man einen andern wählt, dem Schiffe vorzuſtehn,
Das ſamt den Leuten gleich zu Grunde wollte gehn:
So mißt auch Euer Haus die treue Hand der Frauen,
Und kann in höchſter Angſt auf keinen Helfer bauen,
Als bloß auf Euren Fleiß. Seht auf, als wie ein Mann,
Und ſchätzt euch doch nicht ſchwer, Herr, was ein Weib gethan!

---

* Dieſe Kleinigkeit, vom Jahre 1640. und die drey folgenden Stücke, ſind nichts als Gelegenheitsgedichte; die aber deswegen ſchon werth waren, wieder gedruckt zu werden, um auf einmal alles überſehen zu können, was von ihrem Verfaſſer bis itzt ſich auftreiben laſſen. So unbeträchtlich ſie ihrer Gegenſtände wegen ſind: ſo viel eigenes hat jedoch auch das geringſte derſelben; und in allen ſieht man den guten Kopf, der nach Plan, und immer nach ſeinem eigenen Plane arbeitet.

IV.

Auf den Namenstag Herrn Balth. Zoffels, Kayſerl. Raitraths. [*]

Der Unterhimmel wird mit Nebel überdeckt,
Mit Donner, Bliz und Rauch erſchrecklich angeſteckt;
Auf Erden kömmt zuſammen
Der Winde leichter Lauf;
Die abgeworfnen Flammen
Fängt jeder Abgrund auf.

Der Oberhimmel geht in ſeiner Silberpracht,
Dahin ſich ewig auch nicht eine Wolke macht;
Er ruhet frey von Winden,
Vor ſich, ſtets ungewandt;
Da iſt ſonſt nichts zu finden,
Als lieblicher Beſtand.

So, weil die grimme Glut, die Mars hat angelegt,
Auch über unſer Haupt mit Macht zuſammen ſchlägt,
Muß mancher Geiſt der Erden
Des ſchnellen Todes ſeyn;
Wer größer können werden,
Dem jagt ſie Schrecken ein.

Der höchſte Himmelgeiſt ſieht ſolchem Jammer zu,
Schlägt Angſt und Kummer aus, hat bey dem Kriege Ruh.
Er läßt ſich nicht verkehren,
Wenn alles knakt und bricht;
Und weiß ſich ſteif zu wehren:
Sein Herze wanket nicht.

---

[*] Iſt von 1611. Raitrath iſt ſo viel als, Rath bey der Rechnungskammer: von dem alten raiten, rechnen. Scultetus ſagt von dieſem Zoffel, daß er des Opitz Freund geweſen, und von ihm Gedichte beſeſſen. Ich kann mich nicht erinnern, ob unter den gedruckten Opitziſchen Gedichten etwas an ihn vorkömmt.

Herr Zeſſel, Euer Sinn geht dieſer vielen für,
Und glänzt dem Meiſter gleich; iſt Aller werthe Zier.
Ihr habt bey jungen Jahren,
Da manche müßig gehn,
Den rechten Griff erfahren,
Wie Noth ſey auszuſtehn.

Wenn einer etwas ſchon bey junger Zeit gethan,
So kömmt ihn dieß hernach im Alter leichter an.
Im Kriege ward empfunden,
Wie wohl Ihr mit der Hand
Vor Schlägen Rath gefunden,
Doch beſſer durch Verſtand.

Da habt Ihr freyen Weg zur Tugend Euch gemacht,
Zu welchem manchen kaum ein grauer Kopf gebracht.
Man ſah Euch thätig lehren
Am kleinen, daß Ihr werth
Des größten Standes Ehren;
Die auch zu Euch gekehrt:

Als Eures Namens Ruhm bis an die Sternen drang,
Und an derſelben Bild, des Kayſers Hof, ſich ſchwang.
Da iſt er auch bekleiben;
Und bis ins dritte Haupt
Bey Gunſt und Ruhm geblieben,
Groß, herrlich, unberaubt.

Wer Einem Kayſer bloß in Dienſten wohlgefällt,
Den ehrt, und zwar mit Recht, ein jeder Ort der Welt.
Wer Dreyen kann gefallen,
Als, mein Herr Zeſſel, Ihr,
Geht dieſer, wo nicht allen,
Nicht derer meiſten für?

Was ſchlag ich Zeiten auf? Der dritte Ferdinand
Hat Euch bey ihm ein Amt rechtmäßig zuerkannt;

Gleich, als uns wollte tödten
Das wilde Kriegesſchwerdt,
Da ſolches Volk vonnöthen,
Das mit Verſtande wehrt.

Dermaßen pflegt Ihr hier zu wehren Euren Mann,
Samt alles, was Ihr thut, Euch ſelber ſey gethan:
Könnt ſo zu Rathe halten,
Als ſey es andrer Theil,
Und treulich auch verwalten
Dieß allgemeine Heil.

Ihr tragt mit großer Luſt die ehrenwerthe Laſt,
Dieweil Ihr mit Geduld und Kräften wohlgefaßt.
Euch hat das Joch erwecket,
Und an das Licht gebracht,
Das andre Leute ſchrecket,
Und allzu müde macht.

Der Willen machet Euch, was ſchwer iſt, leicht und ſchlecht;
Durch ihn wird alles Thun verrichtet wohl und recht.
Wie, wenn ein Vogel zittert,
Und ſich dem Leim entſchlägt,
Er ſich doch ganz zerſplittert,
Und in die Federn legt:

So, wer die Sorge fleucht, dem wird die Bürde ſchwer;
Wer aber willig trägt, der geht darunter leer.
Wohlan, Ihr habt den Sorgen,
Rathſchlägen unterthan,
Vom Abend bis zum Morgen
Bisher ihr Recht gethan.

Itzt ſchlagt des Amtes Laſt und andern Kummer aus:
Heut iſt ein Ehrentag, erfreuet Euer Haus.
Wer immer ihm ergeben
Dem Amte ſtehet für,

Der mag auch luſtig leben
Bisweilen nach Gebühr.

Muß unſer ſchnöder Leib zur Ruhſtatt täglich gehn,
So laßt den müden Geiſt doch eines ruhig ſtehn.
Legt hin die Kammerſchreiben,
Der tiefen Sorgen Sitz;
Wer kummerlos kann bleiben,
Der hat den beſten Witz.

Sucht in den Kaſten auf der Verſe treues Pfand,
Wie Euch für ſeinen Freund Herr Opitz hat erkannt,
Der oben bey der Sonnen
Der weiſen Welt bewußt:
Was ſeine Fauſt geſponnen,
Wirkt Nachdacht und auch Luſt.

Wo deſſen Vers nicht hilft, ſo faßt die Kanne Wein,
Und ſchenket in ein Glas zugleich den Kummer ein.
Wir leben nicht auf Erden,
Daß wir durch Müh und Pein,
Die nicht gebrochen werden,
Am Leben Mörder ſeyn.

V.

An Herrn Goldbach, bey ſeiner Verheyrathung.*

Nun fällt der Tag herein, in dem Euch an die Seiten
Ein unbeflecktes Bild der alten Väterzeiten
Geſetzet werden ſoll; der freudenvolle Tag,
In welchem weiland ſich der wilde Heide pflag
Nach Bachen umzuthun: die ſchrieen in die Wette,
Gleich als der Säufer Gott ſie angetrieben hätte,
Verhüllten ihren Kopf mit Blättern um und an,
Und ſchloſſen überdies zum Tanzen einen Plan,

---

* Iſt von 1642.

Das ſinnenloſe Volk! Ihr könnt genauer wiſſen,
Woher auf dieſen Tag die Faſtnacht Freuden flieſſen,
Herr Goldbach, zweifelt nicht! Betrachtet Euer Haus,
Schickt Augen und Vernunſt nach wahrer Bothſchaft aus;
Nehmt aller Freunde wahr, wie muthig ſie ſich weiſen,
Und Eure Braut geſammt mit einem Munde preiſen.
Dann welcher wüßte ſich ſo ſteinern um die Bruſt,
Dem dieſes Conterfey der wahren Tugendluſt
Verſchmählich ſollte ſeyn? Wohlan, ſo habt Gedanken,
Mit was für Einigkeit ſie mit einander zanken
Um Eurer Liebſten Zucht. Der Eine hält dafür,
Sie ſey der Sara gleich, und würde nach Gebühr
Euch zu Gebete ſtehn. Der Andre will ſie gleichen
Der Tochter Bethuels, dieweil ſie Hand zu reichen
Und wohl zu thun gewohnt. Der Dritte bringet an,
Wie ihre Freundlichkeit das Herze brechen kann,
Nach Rahels ihrer Art, um welcher Anmuth willen
Der Jacob vierzehn Jahr, die keuſche Brunſt zu ſtillen,
In Dienſten hingebracht. Der Vierte macht Geſchrey,
Wie daß ſie an Geduld der Lea Schweſter ſey.
Der Fünfte bricht hervor, getroſt ihr beyzumeſſen,
Wie Jaels ſtarker Muth ihr allen Sinn beſeſſen.
Der ſechſte Biedermann der übergeht den Muth,
Und giebet ihrer Hand vor dir, du theure Ruth,
Du unverdroßne, Platz. Sein Nachbar kann bewähren,
Sie werde nimmermehr ſich nach dem Winde kehren;
Das Elend bräche ſchon von Oſt und Morgen ein,
Vielmehr, wie Michal, Euch zum Schirme dienſtlich ſeyn.
Da nimmt der Achte dann ihm Anlaß, ſie zu preiſen,
Und denkt Abigail perſönlich aufzuweiſen
Durch ihren Mannsverſtand. Der Neunte giebt Bericht,
Weil jedermann von ihr ein gutes Urtheil ſpricht,
So ſchiene ſie, und ſey in dieſem großen Stücke
Der Judith zugethan. Der Zehnte ſinnt zurücke,
Wie ihr Geſichte ſtammt, und langet auf den Grund,
Daß Eſters Wangenſchmink und roſengleicher Mund
Sie angeſtorben ſey. Den Eilften deucht Suſanna

Nicht keuſcher ſeyn, als ſie. Ein andrer paart die Hanna
Mit ihr in Frömmigkeit. Und immer ſo fort an,
Wie ich nicht alles hier mit Namen nennen kann,
Nimmt dieſes Lobgeſpräch und angenehme Streiten
Noch ſtärker überhand; weit anders, als vor Zeiten
Der erſten Römer Kern vor Ardea bezecht,
Ein jeder ſein Gemahl, und Collatin mit Recht
In das Geſtirne hub. Hier zielen alle Zungen,
Nicht wie ein jeder da für ſeinen Schatz gerungen,
Auf Euer Herzenslieb. Mir kommt es eben vor,
Wie in der Singekunſt ein wohlbeſtelltes Chor,
In welchem keiner nicht dem andern gleiche ſinget,
Doch Eine Melodey im Unterſchiednen klinget:
So ſtimmen, welche hier von vieler Meinung ſeyn,
O Gönner, allzumal im Hauptpunkt überein.
Ach! ſeelig ſoll man Euch und aber ſeelig achten
Bey einer ſolchen Braut! Ihr Leben Thun und Trachten
Steht vor das Heyrathsgut: denn aller Goldgewinn
Fällt oft geſchwinde zu, und oft geſchwinde hin;
Das aber hat Beſtand. Ihr könnet von den Sachen,
Durch Hülfe der Vernunft, Euch leichte Rechnung machen,
Daß eine reicher ſey, die mit beherzter Hand
Und überſchiffter Maſt des Gangis feinen Sand
Zuſammen leſen kann, als welche mit dem Gelde
Den Kaſten überdruckt. Die Jugend zeucht zu Felde,
Sucht Beute Tag und Nacht; hat, was ſie in der That
Noch lange, lange nicht ihr zu gewerfen hat,
Und bleibt mit ſich vergnügt. Das werden alle wiſſen,
Die Weisheit ausſtaffirt; Ihr aber auch genieſſen
An Eurer werthen Braut. Sie wünſchet allbereit,
Und hofft die Wiederkunft der wunderſchönen Zeit,
In der die Sonne ſich dem Weſten wird vertrauen,
Und dieſer Erdenrund, den Tempel Gottes, bauen
Mit Werken der Natur. Da weiß ſie auch mit Luſt
Die Unluſt auszuſtehn. Dem Werder iſt bewußt,
Wie ſauer ſie geſchwitzt. So wird ſie künftig wachen,
Und andern einen Muth mit ihrem Fleiße machen.

Dann, baut ein Führer ſelbſt den Feinden in das Dach,
So ſetzt ſein Kriegesheer ihm unerſchrocken nach:
Nicht anders geht es hier. Es laſſe nur die Mühen
Der Kreaturen Herr nicht ohne Frucht verblühen:
Er lenke was Ihr thut: (mit ihm führt Eine Hand
Vielmehr, als tauſend, aus) er ſegne dieſen Stand
In den ihr heute kommt. Doch ſoll ich prophezeyen,
So, meyn ich, wird er wohl zum Ueberfluß gedeyen.
Hegt Ihr nur gleichen Sinn, und miſcht das fromme Blut!
Wie Mann und Weib gebahrt, ſind Ehen falſch und gut.

VI.

An ſeinen Lehrer, den Prof. Chriſt. Colerus, bey deſſen Namenstag.*

Auf! Mutter Schleſien, du Rüſthaus großer Güter,
Du Abgott der Natur, du Amme der Gemüther,
Die feuerhertzig ſind! Auf ſchönes Vaterland,
Wiewohl dich dieſer Zeit Gradivus Donnerhand
Zum Schandſpektakel führt! Vergiß der Hauptbeſchwerden,
Die durch Vergeſſenheit zum Theil erleichtert werden,
Und feyre neben mir Herr Cölern dieſes Feſt,
Der wider deinen Schimpf und unſrer Zeiten Peſt
In vollen Waffen ſteht. Der Europäer Wunder,
Der deutſchen Völker Ruhm, der Lobersſöhne Zunder,
Mein kluger Opitz brach durch unerſchöpften Fleiß,
Durch unentfärbten Ernſt, der Mutterreden Eis
Uns Allemännern auf. Nach dieſen ſeinen Thaten,
Die eine That verbracht, befand er an Soldaten,
Dem nachzuſtreben war. Ein Führer in der Schlacht,
Nachdem es ſeine Fauſt auf guten Weg gebracht,
Der weicht ermüdet aus, ſchaft andern nachzuhauen:
Sein Rittergrimm verliſcht; der Feinde Rücken ſchauen
Begnügt den Löwenmuth. So, wie allhier die Flucht
Der Sprache Barbarey, das graue Thier, geſucht,

---

* Iſt gleichfalls von 1642. als nach welchem Jahre mir weiter nichts von dem Dichter vorgekommen.

Ließ Opitz den Beruf der deutſchen Phöbus Sinnen,
Verſtieg ſich anderweit erhitzter auf die Zinnen,
Wo grüner Ruhm hauſirt. Die Sache ward beſtürzt,
Und durch des Meiſters Raſt im wachſen ſchon verkürzt,
Als wenig unterbaut. Wer hat ſich da gefunden,
Der unſrer Leyer ſich ſo eyfrig unterwunden,
Als, werther Cöler, Ihr? Der Unſern Vaterland
Hat mit der erſten Milch den himmliſchen Verſtand
In Euren Sinn geflößt. Wen dieſe Stadt der Erden
Zum Bürger ausgeſetzt, dem muß der Himmel werden;
Der ſteigt, wie Feuer, auf. Auch ihr Parnaſſuslicht,
Das durch die kalte Nacht der grimmen Künſte bricht,
Verdienet dieſes Lob. Minervenbrüder Sonne,
Ich meyne, Cruner, dich, der hatte ſeine Wonne,
Wann Eure Muſe ſich durch einen Luſtgeſang
Bis an den Ritterſitz der Adremeden ſchwang:
Und Buchner noch anjetzt. Wen ſolche Seelen lieben,
Der hat ſein Ehrenſchiff ſchon hoch genug getrieben,
Entſtände gleich auf ihn die ganze Welt ergrimmt.
Und eine Liebesglut, die ſolcher Orte glimmt,
Iſt dieſer vorzuziehn, ſo anderwegen brennet,
Die Tugend aber nicht für ihren Zweck erkennet,
Als wie Antiſthenes. Bey Euch verfängt er wohl:
Ihr liebet, was an Euch geliebet werden ſoll,
Und ehret, was man ehrt. Die deutſche Pierinne
Iſt das geringſte faſt an Eurem reifen Sinne,
Wie hoch ſie euch erhebt. Was Tacitus verſchweigt,
Der Sachen oft und viel nicht redet, ſondern zeigt,
Verſchweigt er Euch doch nicht. Was deſſen Mitgeſelle,
Der Einen Ruhm mit ihm, Ein Alter, Eine Stelle,
Ein Herze hat geführt, was dieſer Mann geblitzt,
Hat Aufenthalt bey Euch. Was Florus ausgeſchwitzt
Iſt Euer Labetrank. Was jener aufgeſchrieben,
Der dieſen Tag zu Rom mit zwanzig Wunden blieben
Und dreyen noch dazu; was Criſpus vorgeſtellt,
In dem die Ueppigkeit und Tugend ſich geſellt,
Verſteht Ihr ohne Falſch. Was Victor hat beſonnen,

Dem denkt Ihr weiter nach. Was andre mehr geſponnen,
Das wirkt Ihr künſtlich aus. Was weiland der Schleidan,
Und unſer Tacitus, der wichtige Thuan
Von Weltgeſchichten zeugt, kann einer unvergraben
Bey Euch auch ohne Buch in guter Ordnung haben.
Was die gehöſte Welt, wo Silis ſich ergeußt
Und das atlanter Meer die letzte Gränze ſchleußt,
Für Art zu herrſchen hat, iſt alles Eurem Herzen
Bekannter als bekannt. Ihr gleichet Euch der Kerzen
Bey Alexandria: dann Euer Sinn der ſieht,
Und wird auch weit geſehn. Er weiß, ſo was geſchieht,
Was drauf geſchehen ſoll; hält ſcharfe Hut und Wache,
Hat mit der Ewigkeit nicht eine ſchlechte Sache,
Die keinen Laſſen liebt. So lebet Ihr, mein Licht;
Und welcher anders lebt, der lebt bey weitem nicht.
Wer aber lebt, wie Ihr, kann doppelt ſeelig leben,
Und, muß er ſeinen Geiſt den Parcen übergeben,
So reißt er dennoch aus, durchwandert alle Welt
Als eine Bürgerſtadt, und ſchläget ſein Gezelt
Bis an den Himmel auf. Ach, ſollten dieſes wiſſen,
Die ihre junge Zeit vorüber laſſen flieſſen,
Wie würden ſie nach Euch und Eurer Lehre ſtehn!
Ach könnte dieſes mir doch recht zu Herzen gehn!
Ach daß ich mit der Zeit, mein Thales, Eure Lehren
Die, als Orakel, ſind, gehirnter könne mehren,
Was Euer Fleiß von mir zum Lohne bloß begehrt!
Ach daß auf dieſen Tag mein Wahn ſich nicht verkehrt!
Sonſt will ich alles wohl mit gutem Muthe leiden,
Nur das verziehen nicht. Doch ſagt mir, was zu meiden,
Was fortzuſtellen ſey; ertheilt mir Eure Gunſt,
Die mehr, als Lehren, gilt. Ich weiß noch keine Kunſt,
Dann unterthan zu ſeyn. Doch hab ich recht vernommen,
So ſind von dieſer Kunſt die andern alle kommen.
Schaft Ihr nur mir getroſt die Wiſſenſchaften an.
Laßt ſehen, ob ich nicht getroſter folgen kann,
O Urſprung meiner Zucht. Wie bey den alten Tagen
Den jungen Greis von Gent der Skaliger getragen,

Wie Berneggerus Euch mit Treuen hat gemeint,
Wie Anaxagoras, Perikles, dir geſcheint;
So ſteht Ihr auch bey mir. Was bin ich am Verſtande,
Das nicht von Eurem kömmt? Ich trüge Spott und Schande,
Für Föderung davon, wenn Euer Geiſt gethan,
Dem ich in Ewigkeit nicht Dank erweiſen kann.
Der Höchſte gönne nur Euch ſpäte Lebenstage,
Bis daß ich, als ein Baum, die goldnen Früchte trage,
So Ihr in mich gepflanzt. Die ſtreichet nachmals ein;
Dann alles unſer Thun ſoll Euer ewig ſeyn.
Nun, das Perennenfeſt iſt gar genung beſungen.
Ich wünſchte mir dazu auf heute tauſend Zungen:
Doch, wann ein ſolcher Sinn, wie meiner iſt, gebricht,
So reichen dieß zu thun auch tauſend Zungen nicht.

Predigt über zwei Texte.

1769.*)

..... In Leſſings Briefwechſel mit Hrn. Hofr. Ebert las ich neulich, daß Leſſing in einem Briefe vom 28 Dez. 1769 ſchreibt: „Alberti befindet ſich wohl; und was mich an ihm eben ſo ſehr freut, „als ſeine Geſundheit, iſt, daß ſeine Verſöhnung mit Goezen ein falſches Gerücht geweſen. Yorik wird daher wohl predigen, und „ſeinen Sermon mit nächſten einſenden.“ — Dies wird ſchwerlich jemand verſtehn. Wie kömmt Yorik zu Alberti und Gözen? — Hr. Hofr. Ebert hat dieſe litterariſche Anekdote bei der Herausgabe ſeiner Briefe nicht erläutert; und dies veranlaſſet mich, es hier zu thun, zumal da ich dabei ein kleines Bruchſtük von Leſſings Ideen mittheilen kann, das mir ſeit zwanzig Jahren im Gedächtniß geblieben iſt, und vielleicht ſonſt ganz verloren ginge.......

Während Leſſing in Hamburg lebte, entſtand daſelbſt ein großer Theologiſcher Zwiſt. — Seit langer Zeit war in den Hamburgiſchen Kirchen an den Bußtagen ein Kirchengebet abgeleſen worden, worin unter andern auch die Worte aus Pſalm LXXIX, 6: **Schütte deinen Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen**, ſtanden. Im J. 1769 hielt Alberti, und ein anderer Prediger (wenn ich nicht irre, Liebrecht,) es wider ihr Gewiſſen, dieſe Worte ferner von der Kanzel zu ſprechen, und ließen ſie aus dem Bußgebete aus. Goeze, ſtreitſüchtigen Andenkens, unterließ nicht, darüber Lärm zu ſchlagen und ſeine Kollegen aufs bitterſte zu verunglimpfen. Alberti kam auch in Eifer; der Pöbel nahm Partie für Goezen, und wollte Gottes Grimm über Alle ausgeſchüttet wiſſen, die nicht wie Goeze und der Pöbel dachten. Der Lärm ward endlich ſo arg, daß der Magiſtrat Herrn Goeze bei Strafe der Suſpenſion befahl(*), die Sache ruhen zu laſſen.

---

*) Aus einem Aufſatze von Fr. Nicolai in der Berliniſchen Monatsſchrift, Band XVII (1791), S. 30—43.

Leſſing billigte gewiß Goezens hämiſche Verunglimpfungen nicht, und war gewiß kein Freund davon, daß der Grimm Gottes ſollte erbeten werden. Aber er ward von ſeinen Freunden nun geneckt, daß er ſeinen Vertrauten Goeze, ſo wie er ſonſt zuweilen gethan hatte, vertheidigen möchte. Seine . . . . Neigung, in geſellſchaftlichen Diſputen ſich auf die ſchwächſte Seite zu ſchlagen, machte, daß er nun auch wirklich das Kirchengebet in Schutz nahm. Er hatte alle Stimmen wider ſich, und beſonders erſtaunte Alberti natürlich ſehr, daß Leſſing Partie gegen ihn nahm. Dieſer aber ſetzte die Vertheidigung mit ſeinem gewöhnlichen Scharfſinn fort, und ſagte unter andern: „Man müſſe in dieſer Sache wohl diſtinguiren; dann werde „ſich finden, in welcher Rückſicht man ſehr wohl ſo beten könne und „ſo beten müſſe.“ Alberti rief aus: „Hier helfe keine Diſtinktion, „denn in aller Betrachtung ſei es abſcheulich, ein ſolches Gebet zu „beten.“ Leſſing verfocht ſeinen Satz. Beide Theile wurden heftig. Alberti rief endlich aus: „Chriſtus ſagt: **Du ſollſt deinen Nächſten „lieben als dich ſelbſt!**“ Leſſing verſetzte: „Das ſollen und wollen „wir auch, und mögen doch wohl Gottes Grimm über die herbeirufen, die ihn verdienen!“ Alberti rief mit einer Art von Triumph aus: „Die Diſtinktion möchte ich ſehen, mit welcher Sie dies vereinigen wollten!“ Leſſing ſagte: „Das ſollen Sie ſehen!“ Alberti und Andere lachten.

Leſſing ging fort und machte in wenigen Tagen fertig:

(*) Man ſ. Allgem. Deutſche Biblioth. XII, 2, S. 95, 98; XVII, 2, S. 617.

Eine Predigt über zwei Texte; über Pſalm LXXIX, 6: Schütte deinen Grimm über die Heiden u. ſ. w.; und über Matth. XXII, 39: Du ſollſt deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt; von Yorick. Aus dem Engliſchen überſetzt.

Er ließ von dieſer Predigt in der Drukkerei ſeines Freundes Bode, auf deſſen Verſchwiegenheit er rechnen konnte, einen halben Bogen, worauf der Titel und ein Theil der **Vorrede** war, abſetzen, und nur ein halb Dutzend Exemplarien abdrukken, wovon er eins ſeinem Freunde Alberti unvermerkt in die Hände kommen ließ, als ob es unter der Preſſe wäre. Alberti überſah mit einem Blikke, daß mit einem Manne wie Leſſing nicht zu ſcherzen ſei, und daß bei der damaligen Gährung dieſe Predigt, wenn ſie bekannt würde, eine für ihn ſehr nachtheilige Wirkung auf das, gegen ihn bereits unbilliger Weiſe aufgehetzte, damalige Hamburgiſche Publikum haben könnte. Der edle Leſſing hatte kaum einige Verlegenheit in der Miene ſeines Freundes bemerkt, als er ihn umarmte, und ihn verſicherte, es ſei bloß Scherz, und die Predigt ſolle nicht bekannt werden; obgleich im Grunde Goeze mit derſelben auch gar nicht würde zufrieden geweſen ſein. Nur Alberti und einige andere von Leſſings vertrauten Freunden, und unter denſelben auch ich, bekamen ſie unter dem Siegel der Verſchwiegenheit zu leſen; und dieſe damals nöthige Verſchwiegenheit hat auch bis itzt Niemand derſelben gebrochen.

Dieſe Predigt war wirklich in ihrer Art ein Meiſterſtük, und es wäre ein großer Verluſt, wenn das Manuſkript, wie ich faſt befürchte, völlig ſollte verloren gegangen ſein. Yoricks Manier war völlig erreicht; eben die Simplizität, eben die ſcharfſinnige und gutmüthige Philoſophie, eben die menſchenfreundliche Theilnehmung und Toleranz, eben die Ausbrüche heiterer Laune, die aus dem ernſthafteſten Gegenſtande ganz natürlich entſtehn. Ich erinnere mich, ſie mit unbeſchreiblichem Vergnügen zweimal geleſen zu haben; (*) aber von der Predigt ſelbſt habe ich nichts in einigem Zuſammenhange behalten. Es iſt mir nur der Inhalt eines Theils der **Vorrede** ſehr lebhaft im Gedächtniß geblieben; eine Dichtung, welche die Veranlaſſung enthält, die Yorick gehabt haben ſollte, dieſe Predigt zu verfertigen. Ich will ſie hier mittheilen. Sollte je Leſſings Manuſcript, oder wenigſtens

---

(*) Als Leſſing das letztemal in Berlin war, hatte er ſie nebſt andern Aufſätzen, die nur ſeine Freunde ſehen ſollten, mitgebracht.....

ein Exemplar der Paar gedrukten Blätter, noch zum Verſchein kommen; ſo wird man vermuthlich ſehen, daß ich das Weſentliche ſehr feſt im Gedächtniß gefaßt habe. Findet man aber alsdann dieſe nur aus dem Gedächtniß von mir aufgeſetzte Erzählung unter Leſſing; ſo erinnere man ſich, daß ich dies hier ſelbſt im voraus zugebe. Sollte indeſſen nichts von der Predigt und ihrer Vorrede übrig geblieben ſein, ſo wird ein Bruchſtük eines ſchätzbaren Kunſtwerks, wenn es auch einigen Schaden gelitten hat, noch immer etwas werth ſein. Die Idee der Erzählung iſt folgende:

Der Oberſt Shandy ging eines Tages mit ſeinem getreuen Trim ſpatzieren. Sie fanden am Wege einen magern Menſchen in einer zerlumpten Franzöſiſchen Uniform, der ſich auf eine Krükke ſtützte, weil ein Fuß verſtümmelt war. Er nahm ſtillſchweigend mit niedergeſchlagenen Augen den Huth ab; aber ſein kummervoller Blik ſprach für ihn. Der Oberſt gab ihm einige Schillinge, ungezählt wie viel; Trim zog einen Penny aus der Taſche, und ſagte, indem er denſelben gab: French dog!

Der Oberſt ſchwieg einige Sekunden, und ſagte darauf, ſich gegen Trim kehrend: „Trim! es iſt ein Menſch und nicht ein Hund!“

Der franzöſiſche Invalide war ihnen nachgehinkt. Auf des Oberſten Rede gab Trim noch einen Penny, und ſagte abermals: French dog!

„Und, Trim! dieſer Menſch iſt ein Soldat!“ Trim ſah ihm ſtarr ins Geſicht, gab wieder einen Penny, und ſagte: French dog!

„Und, Trim! er iſt ein tapfrer Soldat; du ſiehſt, er hat für ſein „Vaterland gefochten, und iſt ſchwer verwundet worden.“ Trim drükte ihm die Hand, indem er ihm noch einen Penny gab, und ſagte: French dog!

„Und, Trim! dieſer Soldat iſt ein guter und ein unglüklicher „Ehemann, hat eine Frau und vier unerzogene Kinder.“ Trim, eine Thräne im Auge, gab alles, was er noch in der Taſche hatte, und ſagte, etwas leiſe: French dog.

Als der Obriſt nach Hauſe kam, ſprach er mit Yorik über dieſen Vorfall. Yorik ſagte: Es iſt klar, Trim haſſet die ganze Nation, welche ſeinem Vaterlande feindſelig iſt; aber er kann jedes Individuum aus derſelben lieben, wenn es Liebe verdient. Dies gab Gelegenheit, daß Yorik die folgende Predigt hielt. — — . . . . .

Berengarius Turonenſis:

oder Ankündigung eines wichtigen Werkes deſſelben, wovon in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuſcript beſindlich, welches bisher völlig unerkannt geblieben; von Gotthold Ephraim Leſſing,
Bibliothekar daſelbſt.

1770.*)

Vorrede.

Den Gelehrten iſt bekannt, daß Herr Schmid, Profeſſor der Theologie bey dem Carolino in Braunſchweig, ohnlängſt den Brief des Adelmanns an den Berengarius, aus einer Handſchrift der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, zu ergänzen das Glück gehabt. Die Ausgabe davon erſchien zu eben der Zeit, als des regierenden **Herzogs Durchlaucht**, mir die Aufſicht über dieſe Bibliothek anzuvertrauen, die Gnade hatten: und es war natürlich, daß meine Neugierde, die ungedruckten Schätze derſelben kennen zu lernen, dadurch ihre erſte Richtung erhielt.

Ich zweifle, ob ſie eine glücklichere hätte erhalten können. Denn gleich in den erſten Tagen gerieth mir das Werk in die Hände, welches ich dem Publico hiermit ankündige.

Wie billig, ertheilte ich dem Herrn Schmid die erſte Nachricht davon, und gegenwärtige Ankündigung ſelbſt, beſtehet nur aus den Briefen, die ich darüber an ihn zu ſchreiben, Gelegenheit nahm.

---

*) Die Berichtigungen einiger der angeführten Stellen, die Conrad Arnold Schmid nach der wolfenbüttelischen Handſchrift gegeben hat, im fünften der leſſingiſchen Beiträge (1781, nach Leſſings Tode) S. 255 ff., hätten hier ganz unbeachtet bleiben können, wenn die Genauigkeit des Textes in der Ausgabe der Schrift des Berengarius von A. F. und F. Th. Viſcher (Berlin 1834) die leſſingiſchen Anführungen und Schmids Berichtigung derſelben überflüſſig machte. Da dies aber nicht der Fall iſt, ſchien es dem Herausgeber gerathener die von Schmid angegebenen Lesarten der Handſchrift meiſtens gleich in den leſſingiſchen Text einzutragen, einige aber in Anmerkungen mit Schmids Namen anzuzeigen.

Zwar ſchrieb ich dieſe Briefe ſogleich in der Abſicht, von mehrern geleſen zu werden. Aber dennoch muß ich bekennen, — und um Verzeihung bitten, — daß ich weder die Zeit noch den Fleiß darauf verwandt habe, den dieſe weitere Abſicht erfodert hätte.

Ich glaubte ſogar, hier ſey es allerdings beſſer, lieber um Verzeihung bitten zu wollen, als den Fehler nicht zu begehen. Es kömmt mehr darauf an, was ich ankündige, als wie ich es ankündige; und lieber die Neugierde der Welt, die ein ſo wichtiges Werk ſo lange entbehren müſſen, ein wenig zum Nachtheil meiner Eitelkeit befriediget, als ſpäter.

Beſonders merke ich nun wohl, daß es mir ergangen, wie es faſt immer ergeht, wenn man von der Hand weg ſchreibt. Man wird zugleich zu kurz, und zu lang: man ſagt zugleich zu viel, und zu wenig. Dieſen und jenen ganz kritiſchen Punkt hätte ich vielleicht nur kaum berühren ſollen; mit gewiſſen Schriftſtellern hätte ich mich bey weitem ſo tief nicht einlaſſen ſollen. Dagegen hätte ich mich bey dem weſentlichen Inhalte des angekündigten Werkes länger aufhalten, und mehr Beſonderheiten deſſelben mittheilen müſſen.

Doch wenn bey jenen Auswüchſen, höchſtens nur einige Bogen verſchwendet werden: ſo iſt dieſem Mangel, durch einige Bogen mehr, leicht ein andermal abzuhelfen. Ich habe ohnedem noch gewiſſe Dinge zurück, die zwar nicht eigentlich das Werk des Berengarius betreffen, aber doch aus demſelben ein ſo beſonderes Licht erhalten, und mit demſelben in ſo genauer Verbindung ſtehen, daß ſie einer eigenen Erörterung gewiß ſehr werth ſind. Vornehmlich wird es die Schriften des Paſchaſius und Ratramnus gelten. Mehr brauche ich der Sache kundigen Leſern nicht zu ſagen.

Was ich inzwiſchen vor itzt liefere, ſo viel oder ſo wenig es iſt, wird doch immer hinlänglich ſeyn, um einen Begrif von dem Ganzen zu machen, und die Anfrage darauf zu gründen, ob und wie fern dieſes Ganze völlig an das Licht gebracht zu werden verdiene?

Ich ſehe voraus, wie unendlich verſchieden die Urtheile hierüber ausfallen müſſen. Aber wer erräthet auch nicht, welche Urtheile allein entſcheiden können? Unſtreitig nur, die Urtheile der Theologen unſerer Kirche: und unter dieſen vorzüglich nur derer, welche die Sache, mehr nach dem Bedürfniſſe, als nach dem Tone der Zeit, ermeſſen können und wollen.

Daß ſodann des regierenden Herzogs Durchl. die Erlaubniß zu dem Abdrucke des Manuſcripts ertheilen dürften, glaube ich verſprechen zu können. Ein ſo guter und weiſer Fürſt iſt zu ſehr überzeugt, daß auch ſolche Schätze keine Schätze ſind, wenn ſie nicht jeder nutzen kann, der ihrer bedarf.

Ungern nur, möchte ich mich ſelbſt der Ausgabe unterziehen. Ich kenne meine Kräfte; und begreife ſehr wohl, was für ein Unterſchied es iſt, eine dergleichen Handſchrift für ſich, ſo und ſo, zu brauchen, und ſie der Welt in allen Stücken brauchbar zu machen. Schon das Beſtreben dieſes zu thun, würde mich zudem mehr Zeit koſten, als ich von meinen andern Geſchäften entübrigen kann. Dieſe mögen wichtiger ſeyn, oder nicht: es ſind doch immer mehr meine Geſchäfte. Auch wünſchte ich ſehr, daß dem **Berengarius** die gute Aufnahme unter uns, ſo zuverläßig gemacht würde, als möglich; welches nicht wohl anders geſchehen kann, als wenn ein Gottesgelehrter von Würde und erkannten Verdienſten ihn einzuführen ſich gefallen läßt. Einem ſolchen, er ſey wer er wolle, will ich alles Recht, welches mir die erſte Entdeckung geben könnte, mit Vergnügen abtreten, und er ſoll zu einer Arbeit willkommen ſeyn, zu der ich mich, einzig und allein in Ermanglung eines jeden andern Beſorgers, zu verſtehen gedenke.

I

Der Inhalt meines Vorigen war eine Kleinigkeit, nur einem Herausgeber nicht gleichgültig, der ſeinen Schriftſteller gern mit allen möglichen Erläuterungen und Rettungen in die Welt ſchicken will. (*)

(*) Es betraf die Nachweiſung des Aufſatzes vom Doneda (in der Raccolta d'Opuſculi ſcient. e filol. T. XLVI.) in welchem die Zeit, wenn Adelmann mit Tode abgegangen, näher beſtimmt werden ſoll, und mit welchem Herr Prof. Schmid ſeine Ausgabe noch hätte bereichern können.

Ich eile, Ihnen eine andere Entdeckung mitzutheilen, die viel zu wichtig iſt, als daß ich nicht, zu völliger Benutzung derſelben, Ihren oder eines andern würdigen Gelehrten unſerer Kirche Beytritt, auffodern dürfte.

Die Ergänzung des Adelmanns macht Ihnen als Criticus Ehre, dem es genug iſt, die Ueberreſte des Alterthums dem Untergange zu entreiſſen, ohne ſich zu bekümmern, ob ſie von groſſem Nutzen ſind, und wem damit am meiſten gedienet ſeyn möchte. Geſtehen Sie aber ſelbſt, daß es nicht unſere, ſondern die Römiſche Kirche iſt, die Sie darunter am meiſten ſich verpflichtet haben. Dieſe hat ungern einen ſo angeſehenen Vertheidiger einer ihrer Hauptlehren bisher nur verſtümmelt aufweiſen können; und ſie durfte es aus dem Bücherſchatze eines Proteſtantiſchen Hauſes vielleicht am wenigſten erwarten, einen Mangel erſetzt zu ſehen,(*) wodurch ſie nun freylich nicht eben neue Waffen, aber doch eine alte Waffe ausgebeſſert und friſch aufgeputzt erhalten.

Zwar weiß ich wohl, daß ihr ſelbſt die Beyſtimmung des Adelmanns kann ſtreitig gemacht werden. Flacius trug kein Bedenken, ihn unter ſeinen Zeugen der Wahrheit aufzuführen,(**) und klar iſt es, daß in dem ganzen Briefe des Adelmanns kein Ausdruck zu finden, welcher den cruden Begriff der Transſubſtantiation ſchlechterdings vorausſetzte. Da jedoch Adelmann auch mit keinem Worte ſich gegen dieſen Begriff, welcher der herrſchende geworden war, erkläret; da er zwiſchen dem einen Abwege des Paſchaſius, den die Kirche mit vollem Haufen einſchlug, und dem andern Abwege, auf welchem er den Berengarius glaubte, keine Mittelſtraße zu erkennen ſcheinet: ſo dürfen wir uns wenigſtens nicht wundern, wenn ihn unſere Gegner für ſich anzuziehen, mehr Recht zu haben glauben, als ſie uns, ihm zu können, jemals einräumen werden.

Es ſey denn auch! Wir können ihnen ſo einen Mann gern gönnen, der es — wenn Sie mir erlauben wollen, mein

---

(*) Galeardus wandte ſich desfalls, auſſer den Bibliotheken in Italien, an die zu Paris und Wien; aber bey Unſerer Nachfrage zu halten, muß ihm auch nicht einmal eingefallen ſeyn; ob es ſchon freylich mit allen ſolchen Nachfragen eine ſehr mißliche Sache iſt.

(**) Cat. Teſt. Ver. lib. XII. p. 1279. Edit. Genev.

Freund, — kaum verdiente, daß Sie ſich die geringſte Mühe gaben, ihn zu einem Deutſchen zu machen. Er ſey ein Deutſcher, oder ein Wahle, oder was er will, geweſen: er war einer von den ganz gemeinen Leuten, die mit halb offnen Augen, wie im Traume, ihren Weg ſo fortſchlendern. Entweder weil ſie nicht ſelbſt denken können, oder aus Kleinmuth nicht ſelbſt denken zu dürfen vermeinen, oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten ſie feſt an dem, was ſie in ihrer Kindheit gelernt haben: und glücklich genug, wenn ſie nur von andern nicht verlangen, mit Gutem und Böſen verlangen, daß ſie ihrem Beyſpiele hierinn folgen ſollen.

Lieber wollte ich, daß Sie mir den Berengarius zu einem Deutſchen machen könnten! — „Den Berengarius? dieſen „Ketzer? dieſen doppelten Ketzer? Ketzer in ſeiner Trennung „von der Kirche: Ketzer in ſeiner Rückkehr zu ihr.“

Wäre das auch alles ſo: nichts deſtoweniger! Das Ding, was man Ketzer nennt, hat eine ſehr gute Seite. Es iſt ein Menſch, der mit ſeinen eigenen Augen wenigſtens ſehen wollen. Die Frage iſt nur, ob es gute Augen geweſen, mit welchen er ſelbſt ſehen wollen. Ja, in gewiſſen Jahrhunderten iſt der Name Ketzer die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden können: noch gröſſer, als der Name Zaubrer, Magus, Teufelsbanner; denn unter dieſen läuft doch mancher Betrieger mit unter.

Daß Berengarius in einem ſolchen Jahrhunderte gelebt, das iſt wohl unſtreitig. — Alſo auch: wenn Ihnen die Wahl noch itzt frey ſtünde, ob Sie lieber vom Adelmann, oder vom Berengar, etwas an das Licht bringen wollten; wem würden Sie Ihren Fleiß wohl am liebſten widmen? Doch, das bedarf keiner Frage. Sie wiſſen über dieſes zu wohl, wie unbekannt noch bis itzt der wahre Berengarius iſt; wie unzuverläßig ſich noch bis itzt von ſeiner wahren Meynung urtheilen laſſe; und wie ſehr, auch daher ſchon, alles erhalten und bekannter gemacht zu werden verdienet, was ihn angehet, und dieſer Unzuverläßigkeit abhelfen kann.

Berengarius ſelbſt hat alles gethan, um die Nachwelt, wegen ſeiner eigentlichen Lehre nicht in Zweifel zu laſſen. Er hat ſie in mehr als einer Schrift vorgetragen, und gegen ſeine Widerſacher in mehr als einer vertheidiget. Das bezeugt Sigebertus Gemblacenſis. (*)

Aber wo ſind ſie, dieſe Schriften? Hielt man es nicht der Mühe werth, ſie zu erhalten? Oder hielt man es der Mühe werth, ſie vorſetzlich zu vernichten? Wenn die Schriften ſeiner Gegner zugleich mit dahin wären: ſo möchte leicht jenes eben ſo wahrſcheinlich ſeyn, als dieſes. Aber da kann man, auſſer Ihrem Adelmann, — wenn man will, — noch einen Lanfrancus, einen Guitmundus, einen Algerus, einen Deoduinus, und wie ſie alle heiſſen, der verderbenden Zeit zum Trotze, leſen; die ſich alle trefflich mit dem armen Berengarius herumzanken und — Recht behalten. Wie natürlich: denn man hört nur immer einen ſprechen; und wenn der andere ja einmal etwas ſagt, ſo ſagt er es durch den Mund ſeines Gegners.

Es müſſen aber, ſchon zu des Flacius Zeiten, die Schriften des Berengarius ſo gut als aus der Welt geweſen ſeyn. Man kennet den unverdroſſenen Fleiß dieſes Mannes, (ſeinen improbus labor, in jedem Verſtande, wie man ſagt) mit welchem er alles überall zuſammen ſuchte, was er zu ſeiner Abſicht dienlich hielt. Gleichwohl war ihm weiter nichts von dem Berengarius bekannt geworden, als was jedermann kannte; ſeine Palinodie auf der Kirchenverſammlung zu Rom, unter Nicolaus dem zweyten, und die wenigen Stellen, welche aus ſeiner nachherigen Verdammung dieſer Palinodie uns Lanfrancus aufzubehalten für gut befunden hat.

Dieſes waren denn auch die Beweisſtücke alle, auf die man ſich in den unglücklichen Sacramentariſchen Streitigkeiten berufen konnte, wenn von der einen, oder von der andern Gemeinde der Proteſtantiſchen Kirche, des Berengarius, zum Schutz oder zum Trutz, Erwähnung geſchah. Ich wünſchte nur, daß es von beiden Theilen mit mehr Mißtrauen in die Glaubwürdigkeit derſelben geſchehen wäre. Ein Widerruf, den ein

---

(*) Scripſit contra Adelmannum — defendens ſuam de myſteriis Chriſti ſententiam. Et quia multi ad eum, vel contra eum ſuper hâc re ſcripſerunt, ſcripſit & ipſe ad vel contra eos. — *De Script. Eccl. cap.* 154. *in Bibl. Eccl. Fabricii, p.* 111.

vermeinter Irrgläubiger gezwungen unterſchreiben muß; einzelne, unzuſammenhangende Stellen, die ſeine Gegner ihren Widerlegungen aus ſeinen Schriften einverleiben, beweiſen wohl, was dieſe Gegner ſich eingebildet, daß dieſer Irrgeiſt geglaubt, beweiſen wohl, was ſie verlangt, daß er an deſſen Statt glauben ſollen: aber das, was er eigentlich geglaubt hat, kann von beiden, von dem einen ſo wohl als von dem andern, gleich weit entfernt ſeyn.

Luther hatte hier kein Arges; er nahm das, was für die wahre Meynung des Berengarius von den Widerſachern deſſelben ausgegeben ward, dafür an; und da er immer noch der Transſubſtantiation geneigter blieb, als dem bloſſen Tropus, da er ſich überführt hatte, daß dieſe Auslegung mehr mit dem Weſentlichen des Glaubens ſtreite, als jene: ſo bezeigte er ſeinen ganzen Unwillen gegen den Berengarius, und erkannte nicht allein die von dem Pabſt gegen ihn gebrauchte Gewalt für Recht, ſondern billigte auch die Ausdrücke des ihm aufgedrungenen Wiederrufs ſogar mehr, als ſie ſelbſt von manchen Katholiken waren gebilliget worden. (*) Berengar ward in ſeinen Augen das Schlimmſte, was er ſeyn konnte, ein Vorläufer der ihm ſo verhaßten Sacramentirer, deſſen Irrthum Carlſtadt und Zwinglius bloß erneuerten: (**) und was Berengarius in Luthers Augen war, das blieb er in den Augen ſeiner orthodoxen Nachfolger, der **Weſtphale** und **Selnecker**, die ihn mit aller Strenge behandelten. Mir iſt unter den ältern Theologen unſerer Kirche nur ein einziger bekannt, welcher gelinder und vortheilhafter von dem Berengarius urtheilet;

(*) „Darum thun die Schwärmer unrecht, ſowohl als die Gloſſa im geiſtlichen Recht, daß ſie den Pabſt Nicolaus ſtrafen, daß er den Berenger hat gedrungen zu ſolcher Bekänntniß, daß er ſpricht: Er zudrücke und zuriebe mit ſeinen Zähnen den wahrhaftigen Leib Chriſti. Wollte GOtt, alle Päbſte hätten ſo chriſtlich in allen Stücken gehandelt, als dieſer Pabſt mit dem Berenger in ſolcher Bekänntniß gehandelt hat.“ **Luthers Bekänntniß vom Abendmahl Chriſti, im Jahr 1528.**

(**) „Carlſtadt erneuerte den greulichen Irrthum Berengarii vom Sacrament des Abendmahls, daß daſelbſt nur Brodt und Wein u. ſ. w. **Aurifaber, im Bericht, was ſich mit Luther und ſeiner Lehre in den Jahren 1524. und 25. zugetragen.**

und dieſes iſt eben der Flacius,(*) der gleichwohl zu ſeiner beſſern Meynung von ihm, nicht mehr Data hatte, als jene zu ihrer ſchlimmern. Arnolden könnte ich ihm allenfalls noch beygeſellen: aber in deſſen Plane war es, ſich aller Ketzer anzunehmen.

Hingegen lieſſen es die, welche ſich zur Meynung des Zwinglius bekannten, ſich nicht zweymal ſagen, daß Berengarius ihr Vorgänger geweſen ſey; ſie griffen begierig zu, und ſetzten ſich ganz in den Beſitz dieſes Mannes. Wer kann es Ihnen verdenken? Es war ihnen daran gelegen, daß ihre Lehre für keine Neuerung angeſehen ward; es mußte ihnen lieb ſeyn, in frühern Jahrhunderten die Spuren davon aufweiſen, und dadurch wahrſcheinlich machen zu können, daß ihr Glaube kein andrer, als der Glaube der erſten Chriſten ſey. Dabey war Berengarius ein ſo angeſehener, ſo gelehrter, ſo ſcharfſinniger, und von Seiten ſeines Lebens, ſelbſt nach Zeugniſſen ſeiner Feinde, ſo untadelhafter Mann geweſen, daß ſie im geringſten nichts wagten, ſich freywillig für ſeine Nachfolger zu bekennen. Von jeher haben daher auch die angeſehenſten Reformirten Theologen, wo ſie in ihren dogmatiſchen, oder polemiſchen, oder hiſtoriſchen Schriften auf den Berengarius kommen konnten, ſich ſehr gern bey ihm verweilet, und ihn mit ſo vieler Gefliſſenheit, mit ſo vieler Wärme vertheidiget, daß Lutheriſche Gelehrte davor warnen zu müſſen, nicht umhin zu können glaubten.(**)

(*) Sowohl in ſeinem Cat. T. Verit., als auch in den Magdeburgiſchen Centurien, die unter ſeiner Aufſicht ganz in dem Geiſte jenes Werks verfaßt wurden.

(**) Inter eos, qui Hiſtoriam *Berengarii* conſignarunt, circumſpecte et caute legendi ſunt Reformati, quandoquidem id agunt, vt purgent Berengarium, ſpecioſeque defendant, quorſum refero Ioannem Epiſcopum Dunelmenſem. *Fechtius de Origine et ſuperſtitione Miſſarum, App. II. de Concomitantia Sacr. p.* 1021. Es iſt Johann Coſin, Biſchof zu Durham, den Fecht nahmentlich anführet, und deſſen Hiſtoria Tranſſubſtantiationis Papalis, zu Bremen 1678. nachgedruckt werden. Er hätte aber eben ſowohl einen Mornäus, Forbeſius, Uſſerius, und zwanzig andere nennen können, welche Tribbechovius, ohne Zweifel in Gedanken hatte, wenn er ſchrieb: Nec de certamine *Berengarii* non mea, ſed Hiſtoricorum fide docere volui, cum viderem ex Reformatis non paucos appoſito verborum colore, obſcuratis aliquibus, nonnullis etiam ſilentio preſſis, nimis

Nur endlich, zu Anfange dieſes Jahrhunderts, hätten leicht die Wagſchaalen für den Berengarius umſchlagen können. Auſſer verſchiednen Kleinigkeiten von ihm, welche fleißige Gelehrte aus Handſchriften nach und nach bekannt machten, die aber mit ſeiner Streitigkeit vom Abendmahle in geringer oder gar keiner Verbindung ſtehen, brachten nehmlich **Martene** und **Durand** eine von dem **Berengarius** ſelbſt aufgeſetzte Verhandlung von der, unter **Gregorius** dem ſiebenden, im Jahr 1078 ſeinetwegen gehaltenen Kirchenverſammlung, aus einem Manuſcripte zu **Gemblou** an das Licht. (*) Hatte man bis dahin wohl noch gezweifelt, ob überhaupt **Berengarius** unter nur gedachtem Pabſte nochmals perſönlich zu Rom verdammet und zum Wiederrufe gezwungen worden: (**) ſo ſahe man nun nicht allein aus dieſer eigenen Schrift des **Berengarius**, daß ſolches allerdings geſchehen, ſondern man ſahe auch zugleich, wie es geſchehen, und daß es ungefehr eben ſo damit zugegangen, als es zwanzig Jahre vorher, unter **Nicolaus** dem zweyten, zugieng. **Berengarius** lies wiederum die Furcht über ſich Meiſter werden, und bequemte ſich wiederum ſeinen Feinden: kaum aber war er auch wiederum in ſein Frankreich, und da in Sicherheit, als er wiederum mündlich und ſchriftlich bezeugte, wie feſt er noch an ſeiner Lehre hange, und wie wenig ein abgedrungener Eid auch dieſesmal auf ihn wirken könne und ſolle. Indem er dieſes bezeugte, hatte er zugleich Gelegenheit, ſeine Lehre ſelbſt abermals in ihr richtiges Licht zu ſetzen; und es iſt klar, daß be-

---

dubiam et incertam reddidiſſe *Berengarii* Hiſtoriam. *De Doctoribus Scholaſticis, cap. VI.*

(*) Acta Concilii Romani, ſub *Gregorio VII*, in cauſa *Berengarii* conſcripta, cum ipſius poſtea recantatione; ex Mſ. codice Gemblacenſi. *Tomo IV. Theſ. novi Anecdot. p.* 99.

(**) Conciliorum rhapſodus, ex *Blondo* & *Sabellico* tradit, ſub *Gregorio ſeptimo*, alteram revocationem fuiſſe factam a *Berengario*, quem in Pontificia ſententia mortuum eſſe fingit. Illa vero, cum fundamento careant, omittimus. *Flacius Cat. Teſt. Verit. l. c. p.* 1274. Doch war auch durch den Ungenannten, deſſen Aufſatz de Berengarii Hæreſiarchæ damnatione multiplici **P. Fr. Chiffletius** herausgegeben hatte, die Sache ſchon ſo ziemlich auſſer Zweifel geſetzt.

ſagte dieſe Schrift daher das einzige Authentiſche enthält, was wir überhaupt bis izt davon haben.

Aber wie lautet dieſes? Es lautet ſo, daß die Herausgeber, **Martene** und **Durand**, ihm von ſeiner Ketzerey ein Groſſes erlaſſen zu müſſen glaubten. Sie erklärten, aus den klaren Worten des Berengarius ſowohl, als aus der Nachſicht ſelbſt, mit welcher die Kirche bey allen den wiederhohlten Verdammungen gegen ihn verfahren, erhelle unwiderſprechlich, daß Berengarius nur in einem einzigen Punkte ſich von dem allgemeinen Glauben entfernt habe; daß er zwar die Transſubſtantiation, aber nicht die wirkliche Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle geleugnet und beſtritten habe. (*) Eben dieſes Urtheil war auch bereits vom **Mabillon** gefället, und weitläuftig erhärtet worden, welcher das nehmliche Manuſcript zu Gemblou genuzt, und wenn ich ſeine Worte recht verſtehe, gar zu erſt entdecket hatte. (**)

Iſt nun aber dieſes; hat Berengarius die wirkliche Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle geglaubt und bekannt, hat er ſeine Waffen einzig und allein gegen eine Lehre gerichtet, welche auch von unſerer Kirche beſtritten wird: ſo iſt klar, daß, wenn er darum ſchon nicht ein Genoſſe unſeres Glaubens muß geweſen ſeyn, er doch ganz gewiß auch der Mann nicht ſeyn kann, den die Reformirten zu ihrem Vorgänger annehmen dürfen.

Ich bin in den Schriften der neueſten Reformirten Theologen zu wenig beleſen, um zu wiſſen, ob ſie dem ohngeachtet fortgefahren, den Berengarius zu einem ihrer Glaubenshelden zu machen. Ich weiß nur, daß Clericus nicht ſäumte, dem Urtheile des **Martene** und **Durand** zu widerſprechen, (***) und zu zeigen ſuchte, daß aus den Worten des Berengarius noch lange nicht folge, was ſie daraus folgern wollen. Da, wo

---

(*) Ex hoc loco et ex ſuperius dictis patet, *Berengarium* realem, vt aiunt, Chriſti præſentiam admiſiſſe in Euchariſtia, ſed tranſſubſtantiationem præſertim eum negaſſe, id quod probat multiſque exemplis demonſtrat noſter *Mabillonius* in præfat. ad Sæculum VI. Bened. Tomo II. *l. c. p.* 107.

(**) Hoc ſcriptum olim inveni in Bibliotheca Gemblacenſi, quæ ante paucos annos, non levi reipublicæ litterariæ detrimento, incendio conſumpta eſt. *Praef. Tomi I. Saeculi VI. Act. Ord. Bened. p. XVI*

(***) Bibliotheque anc. et moderne T. XV. p. 306.

Clericus dieſes thut, bekennet er zwar, daß er die weitere Ausführung ihres Urtheils beym Mabillon, damals noch nicht geleſen habe: aber auch das weiß ich nicht einmal, ob er ſie nachher geleſen, und irgendwo ſonſt umſtändlicher darauf geantwortet hat.

Von allem dieſem, mein Freund, werden Sie mir mehr zu ſagen wiſſen. Ich werfe nur noch einen Blick auf das Verhalten unſerer Theologen bey dieſem Vorfalle, und ich bin ſogleich, wo ich ſeyn will.

Unſere Theologen verhielten ſich, bey dieſer anſcheinenden Möglichkeit, ihren verſchieden denkenden Brüdern einen ſo angeſehenen Vorfechter abzuſpannen, ſehr gleichgültig. Ich will nicht ſagen, ob ſie in ſolchen Dingen überhaupt ein wenig zu gleichgültig ſind; ob ſie, von der Wahrheit ihrer Lehre überzeugt, ſich nicht zu wenig bekümmern, wer ihnen darinn vorgegangen. Ich will nicht ſagen, ob ſie ein für allemal gegen den Berengarius zu ſehr eingenommen waren, als daß ſie gern ein Wort um ihn verlieren wollten. Sie mögen gar wohl von jenem Kaltſinne gegen das Alterthum, und von dieſer Abneigung gegen einen Namen, mit dem ſie von jeher einen nachtheiligen Begriff verbunden hatten, gleich weit entfernt geweſen ſeyn. Aber ſie überlegten, ohne Zweifel, daß es ſich kaum der Mühe verlohne, ihr Gegentheil zu ſchwächen, ohne ſich ſelbſt dadurch zu verſtärken. Bey der Ueberzeugung von der wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti im Abendmahle finden, auſſer dem päpſtiſchen Mißglauben, noch ſo viel andere heterodere Vorſtellungen Statt: und Impanation, Conſubſtantiation, Aſſumtion, Augmentation, ſind der geſunden Vernunſt und der Einfalt des Glaubens nicht weniger entgegen, als die Transſubſtantiation ſelbſt. Wenn Berengarius ſich von dieſem Irrwege entfernet hatte: wer konnte ihnen ſagen, ob er ſich nicht auf einem von jenen verloren; geſetzt auch, daß er wirklich nicht aus Scylla in Charybdis geſtürzet wäre? Hierüber gewiß zu ſeyn, reicht auch das noch lange nicht zu, was Martene und Durand von ihm bekannt gemacht hatten: und ſo lieſſen ſie den Mann ſtehen, wo er nun ſchon einmal ſtand, von deſſen völliger Lauterkeit ſie doch nicht überzeugt ſeyn konnten.

Anders zu verfahren, würde allerdings einer Neckerey ähnlicher geſehen haben, als einem Angriffe von ernſtlichen Folgen. Nur hätte Mosheim ſich eines Verdachts enthalten ſollen, der den Berengarius allzuſehr erniedriget. Weil Mosheim zugeben wollte, daß die wahre Meynung des Berengarius nicht deutlich genug erhelle: ſo bedachte er ſich zugleich eines Grundes von dieſer Undeutlichkeit, und fiel unglücklicher Weiſe gerade auf den, an welchem, meines Bedünkens, der ehrliche Name eines Mannes, der das Anſehen haben will, ſich allgemeinen Irrthümern zu widerſetzen, am gewiſſeſten ſcheitert. Er vermuthete nehmlich, Berengarius habe mit Fleiß ſeine Meynung ſo dunkel und zweydeutig vorgetragen, damit ſie nicht allzu greulich ſcheinen möge. (*)

Ein harter Verdacht! Und womit hätte Berengarius dieſen Verdacht verdienet? Etwa damit, daß ſeine Feinde die ausführlichſten ſeiner Schriften unterdrückt haben? Oder will man ſagen, damit, daß er ſchwach genug war, die erkannte Wahrheit zu verleugnen?

Das ſey fern! — Ich weiß nicht, ob es Pflicht iſt, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigſtens ſind Muth und Entſchloſſenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns ſelbſt geben können. Aber das, weiß ich, iſt Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, ſie ganz, oder gar nicht, zu lehren; ſie klar und rund, ohne Räthſel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit, zu lehren: und die Gaben, welche dazu erfordert werden, ſtehen in unſerer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder, wenn er ſie erworben, nicht brauchen will, der macht ſich um den menſchlichen Verſtand nur ſchlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem

---

(*) Neſcio, an de vera eius hodie ſententia ſatis aperte conſtet. Sunt qui praeter Figuram corporis et ſanguinis domini nil eſſe in ſacra coena, hominem diſputaſſe perhibent, ſunt qui exploratum putant eſſe, quod crediderit, corpus et ſanguinem vere exhiberi. Quidquid eius reſtat, id multum habet barbariei et obſcuritatis, neque ſtatim legenti ſenſus apparet vocabulorum, quae adhibuit, ſcholaſticorum. Nec fortaſſis errabit, qui conſulto Berengarium ſententiam, ne nimis atrox videretur, occultaſſe ac ambigue propoſuiſſe, conjecerit. *Inſtitut. Hiſt. Eccleſ. lib. III. p. 553.*

Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, deſto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je ſchwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum iſt.

Weil Berengarius ſchwach war: muß er darum mit Vorſatz auch falſch geweſen ſeyn? Weil ich ihn beklagen muß, ſoll ich ihn auch verachten müſſen? Der Mann, der, bey drohenden Gefahren, der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch ſehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm ſeine Untreue, um ſeiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerley Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler ſeyn, nur ihr Liebhaber iſt er nie geweſen.

Ich wüßte kaum etwas ſchlechters, als einen ſolchen Kuppler der Wahrheit; und der Verdacht, daß Berengarius dergleichen geweſen ſeyn könne, iſt deſſen, den er trift, und deſſen, der ihn hägen konnte, gleich unwürdig. Auch iſt es dem beſcheidenen **Mosheim** nur ſelten wiederfahren, ſo voreilig zu argwohnen.

Aber, werden Sie ſagen, wenn es bey dem allen dennoch mehr als Argwohn wäre! Die Möglichkeit wäre doch da, und ich könnte wohl eben ſo voreilig vertheidigen, als **Mosheim** argwohnen.

Nur dieſesmal nicht; denn kurz, ich habe den unwiderſprechlichſten Beweis in Händen. Und das eben iſt die Entdeckung, welche ich Ihnen mitzutheilen eile. —

Was meynen Sie, wenn ich Ihnen ſage, daß ein Werk des Berengarius, ein umſtändliches, ausführliches Werk, welches allem Anſehen nach ſein wichtigſtes Werk geweſen iſt; daß ſo ein Werk, deſſen kein Menſch gedenket, von deſſen Wirklichkeit ſich niemand träumen laſſen; daß ſo ein Werk, von dem ſolcher Dinge ſonſt ſehr kundige Männer ſo gar behaupten, daß es nie exiſtiret habe, auf deſſen Nichtſeyn eben dieſe Männer ganze Gebäude von frommen Vermuthungen und Lügen aufführen: was meynen Sie, wenn ich Ihnen ſage, daß ein ſolches Werk noch vorhanden, daß es hier bey Uns, unter den ungedruckten Schätzen der hieſigen Fürſtlichen Bibliothek vorhanden?

Nicht wahr, das wäre noch ein anderer Fund, als Ihr Adelmann, der Ihnen unter eben dieſen Schätzen ſo glücklich in die Hände gerieth?

Sie werden mir kaum glauben: auch habe ich lange meinen eigenen Augen nicht trauen wollen. Und doch iſt es, wie ich ſage. Kommen Sie; ich rufe Ihnen ſelbſt das Ἑρμῆς κοινὸς zu: denn Sie ſind es, Ihr Adelmann iſt es, ohne die ich doch gewiß dieſen Fund nicht gemacht hätte.

II

Ich habe Ihnen keine vergebene Freude verurſacht, und ich will ſogleich Ihre Neugierde mehr befriedigen.

Sie wiſſen, daß Lanfrancus unter den Gegnern des Berengarius den erſten Platz einnimmt. Berengarius war auf der Kirchenverſammlung zu Rom, unter Nicolaus dem zweyten gezwungen worden, das Anathema über ſeine Meynung zu ſprechen, und eine Glaubensformel zu unterſchreiben, welche hernach ihren Platz unter den Decretalen gefunden. Aber kaum war er aus den Händen ſeiner Feinde, als er alles wieder zurücknahm, was er, aus Furcht vor dem Tode, gegen die Wahrheit geredet und geſchrieben hatte. Er entſagte jener Glaubensformel in einer eigenen Schrift, in welcher er ſeine abgeſchworne Meynung zugleich aufs neue vertheidigte. Dieſe Schrift war es, welche Lanfrancus in einem Werke zu widerlegen glaubte, das mit groſſem Beyfalle von der Kirche aufgenommen ward, und noch itzt als ein Hauptwerk in den Euchariſtiſchen Streitigkeiten betrachtet wird. Es iſt ſehr oft, bald einzeln, bald mit andern ähnlichen Werken, bald mit den ſämtlichen Schriften des Verfaſſers, bald in den Bibliotheken der Väter, und in andern dergleichen groſſen Sammlungen, gedruckt und wieder gedruckt werden. Sie kennen es, und wiſſen, was für Lobſprüche nicht allein die Theologen der Römiſchen Kirche ohne Ausnahme, ſondern auch einige der Unſrigen, daran verſchwendet haben. Es iſt nichts geringers, als ein niederdonnerndes Werk, voll der triumphirendſten Gründe.

Aber haben Sie wohl jemals gehöret, oder irgendwo geleſen, daß Berengarius gleichwohl auf dieſes niederdonnernde, triumphirende Werk geantwortet hat?

Gewiß das haben Sie nicht. Vielmehr werden Sie ſich erinnern, gerade das Gegentheil davon geleſen zu haben. Insbeſondere behaupten die Benediktiner, welche die Gelehrtengeſchichte von Frankreich ſchreiben, ausdrücklich, daß Berengarius die Widerlegung des Lanfrancus ohne Antwort gelaſſen; ja ſie nehmen an, daß die Vorſehung ſich eben dieſer Widerlegung bedient habe, dem unglücklichen Scholaſtiker die Augen zu öffnen und das Herz zu rühren; kurz, ſie ſchreiben dem Buche des Lanfrancus die Bekehrung des Berengarius ganz ſicherlich zu. (*)

Die gutherzigen Väter! Wenn die Bekehrung des Berengarius eben ſo wahr iſt, als dieſe Veranlaſſung, die ſie ihr geben, ſo mögen die Canonici St. Martini zu Tours ja fleißig fortfahren, auf ſeinem Grabe das Ex profundis anzuſtimmen. Ich bedauere, daß ſo viel ſchöne Figuren, ſo viel treffliche Schlüſſe, als Don *** (wie er nun heißt, der in dem achten Bande benannter Geſchichte die Feder geführet hat) anwendet, für

---

(*) Wenn ſie von den verſchiedenen Schriften reden, in welchen Berengarius ſeine Meynung vorgetragen, ſo ſagen ſie: Ecrits au reſte qui ſurent mis en poudre par le docte *Lanfranc* ſon illuſtre adverſaire, du vivant meme de *Berengar*, qui les laiſſa ſans replique. Wenn ſie die Zeit beſtimmen wollen, um welche Lanfrancus ſein Werk geſchrieben, ſo muthmaßen ſie in dem zuverſichtlichſten Tone: Il y a tout ſujet de croire, que Dieu ſe ſervit de ce meme ecrit, pour ouvrir les yeux et toucher le cœur à cet infortuné Scolaſtique. Il y trouva effectivement tout ce qui etoit neceſſaire pour le convaincre de ſa mauvaiſe foi, de ſes alterations, ou falſifications meme à citer les Peres, de ſes autres artifices pour ſoutenir et repandre ſes erreurs, de ſa fauſſe dialectique, de ſa perfidie, de ſes parjures, de ſes propres contradictions. Il y trouva de plus une refutation complete de toutes ſes objections prétenduës triomphantes, et la croiance commune de l'Egliſe établie d'une maniere invincible. Und wenn ſie von dem ähnlichen Werke reden, welches Guitmundus dem Berengarius entgegenſetzte, ſo behaupten ſie gerade zu: Ces deux Ouvrages fermerent la bouche à notre Ergoteur, et furent les principaux inſtrumens que Dieu emploia pour le ramener à la foi catholique. Depuis cette époque il garda un profond ſilence — — *Hiſtoire literaire de France, T. VIII. p.* 208. 212. 213.

nichts und wie er nichts angewendet ſeyn ſollen. Ich bedauere, daß ſein frommer Eifer gegen jeden vermeſſenen Ergoteur, der ihm ſeine gute Meynung von der Schrift des *Lanfrancus* ſtreitig machen will, nicht Vernünfteleyen und Schlüſſen, die er verachtet, ſondern dem Augenſcheine und der Sache ſelbſt, leider wird weichen müſſen.

Denn mit ſeiner Erlaubniß: eben das Manuſcript, welches ich Ihnen ankündige, iſt die Antwort des *Berengarius* auf jene unwiderlegte und unwiderlegliche Schrift ſeines *Lanfrancus*! — Und nun wird es Ihnen doch bald wahrſcheinlich werden, daß ich nicht zu viel Aufhebens davon gemacht habe? —

Aber Sie wollen wiſſen, wie ich zu dieſer Entdeckung gekommen? und wie es möglich geweſen, daß ſie mir aufbehalten bleiben können?

Auf den erſten Punkt antworte ich Ihnen, daß es, genau zu reden, keine Entdeckung, ſondern, wie ich es ſchon genannt habe, ein Fund iſt. Man entdeckt, was man ſucht: man findet, woran man nicht denkt. Ich war dabey, mir, meiner itzigen Beſtimmung gemäß, die Manuſcripte der Bibliothek näher bekannt zu machen, als es aus den bloſſen Verzeichniſſen geſchehen kann. Ich hatte meine Urſachen, warum ich mit den ſogenannten *Weiſſenburgiſchen*, deren Geſchichte Ihnen ungefehr aus dem *Burkhard* bekannt ſeyn wird, (*) anfangen wollte. In dem feſten Vorſatze, Stück nach Stück vor die Hand zu nehmen, und keines eher wieder wegzulegen, als bis ich mir eine hinlängliche Idee davon gemacht, traf ich gleich Anfangs auf einen Band, der von auſſen Tractatus de Cœna Domini et Transſubſtantiatione neuerlich beſchrieben war. Ungefehr die nehmliche Aufſchrift, de Cœna Domini præſertim de Transſubſtantiatione, hatte eine andere etwas ältere Hand innerhalb, auf den unterſten Rand des erſten Blattes geſetzt. Ihr *Adelmann* war mir noch im friſchen Gedächtniſſe; und da die Handſchrift eines mit ſeinem Briefe ſo verwandten Inhalts, mir, dem Alter nach, ſeinen Zeiten ſehr nahe zu kommen ſchien: ſo können Sie leicht denken, ob ſie meine Neugier weniger reitzte, als

---

(*) Hiſt. Bibl. Auguſtæ Parte I. p. 156.

eine andere. Um in der Geſchwindigkeit alles davon zu wiſſen, was andere ſchon davon gewußt hätten, nahm ich meine Zuflucht zu den Catalogis. (*) Doch in dieſe fand ich mehr nicht eingetragen, als was jene Aufſchriften beſagen; bloß mit dem Zuſatze, Anonymi. Dieſer Zuſatz ſelbſt machte mir ſchlechte Hoffnung, meinen Mann kennen zu lernen: angenommen nehmlich, daß man nur denjenigen Schriftſteller einen Anonymus nennen ſollte, der ſich vor ſeinem Werke nicht allein nicht genannt, ſondern auch in dem Werke ſelbſt alles ſorgfältig vermieden hat, was ſeine Perſon verrathen könnte. Das Beſte, was ich mir alſo verſprach, war, einen nahmloſen Mönch des zwölften Jahrhunderts vor mir zu haben, der vielleicht die feine Lehre des Paſchaſius aufs Reine bringen helfen. Doch fing ich an zu blättern; und das erſte, was mich zu etwas wichtigerm vorbereitete, war die Raſur eines Namens, welche mehr als einmal vorkömmt. Ich erkannte dieſen radierten Namen gar bald für Ioannes Scotus; und welcher wichtigere Name hätte mir, in einer Schrift vom Abendmahle, aus dieſen Zeiten, aufſtoſſen können? Sein Buch über dieſen Glaubensartikel, wenn es nicht noch unter einem fremden Namen vorhanden iſt,

---

(*) **Leibnitz**, zu deſſen Zeiten die **Weiſſenburgiſchen** Manuſcripte in die Bibliothek gekommen waren, und der die erſte Gelegenheit ergriff, ihrer zu gedenken, ſagt: (*de Nummis Gratiani*, *Op. T. IV. Pr. II. p.* 253.) Plerique ſcripti ſunt temporibus Carolingiorum, et ne dubites, extat in vno Catalogus ipſe antiquus Bibliothecæ Monaſterii, addito nomine Abbatis, vbi hi ipſi bona ex parte recenſentur, qui nuper Guelferbytum fuere translati. Es war natürlich, daß ich alſo auch dieſen Catalogus aufſuchte, welcher ſich hinter dem Auguſtinus de Concordia Evangeliſtarum (Nro. 30.) befindet. Doch ſobald ich ſahe, daß der Abt, unter welchem er geſchrieben werden, **Folmarus** ſey, der bereits 1043. mit Tode abgegangen, ſo fiel es von ſelbſt weg, das Manuſcript des **Berengarius** darinn zu erwarten. Wer ſonſt dieſen Catalogus zu kennen wünſcht, den verweiſe ich auf des Ungenannten Seriem Abbatum Monaſterii Weiſſenburgenſis beym **Schannat** (*Vind. litt. Coll. I. p.* 8.) wo er, nur wenig verſchieden, eingerückt iſt. Die darinn benannte Werke, ausgenommen was eigentliche Kirchenbücher ſind, finden ſich faſt alle hier; bis auf wenige, unter welchen leider die drey Bände eines deutſchen Pſalters ſind. Dafür aber ſind eine beträchtliche Anzahl anderer dazu gekommen, welche das Kloſter, ohne Zweifel erſt nach dem Abt **Folmar**, angeſchafft hatte.

oder eben ſo unerkannt, wie Berengarius, in irgend einer Bibliothek ſtehet, iſt verloren: aber Stellen aus ihm durfte ich in meinem alten Buche, wenn es anders ein noch unbekanntes Buch wäre, zu finden glauben, welche zu vielerley zu brauchen ſtünden. Zugleich fiel mir ſehr häufig, bald ein Inquis tu. bald ein Inquio ego in die Augen, welche anzeigten, daß der Vortrag polemiſch ſey. Das war mir um ſo viel lieber; und nun fing ich mit Ernſt an zu leſen. Doch kaum hatte ich einige Blätter geleſen, und daben mich in Vlimmers Sammlung (*) mit umgeſehen, als ich auf einmal erkannte, daß jenes Tu Lanfrancus, und dieſes Ego Berengarius wären. Kurz, ich fand, was ich geſagt habe: ein Werk, worin Berengarius dem Lanfrancus Schritt vor Schritt folget, und auf jedes ſeiner Argumente und Einwendungen nach der nehmlichen Methode antwortet, welche ſein Gegner wider ihn gebraucht hatte; nehmlich, daß er erſt die eigenen Worte deſſelben anführet, und ſodann ſeinen Beſcheid ausführlich darauf ertheilet.

Was ich Ihnen über den andern Punkt zu ſagen hätte, werden Sie zum Theil, aus der nähern Beſchreibung des Manuſcripts ermeſſen. Es gehöret, wie ich bereits erwähnet habe, zu den Weiſſenburgiſchen Manuſcripten, welche der erſte groſſe Zuwachs waren, den die Bibliothek nach den Zeiten des Herzogs Auguſt erhielt. Ihm, und ſeinem Conring, deſſen Urtheil er über jede beträchtliche Handſchrift zu Rathe zog, die Ihm in den letzten Jahren ſeines Lebens vorkam, dürfte Berengarius wohl ſchwerlich unerkannt geblieben ſeyn. So lange ſich Leibnitz der Bibliothek annahm, hatte er ſein vornehmſtes Augenmerk auf die Geſchichte: und eben ſo hingen die folgenden verdienten Männer, welche die Bibliothek nutzten, oder ihr vorſtanden, ihrem Hauptſtudio viel zu emſig nach, als daß ſie auſſer ihrem Wege nach Abentheuren hätten umherſchauen ſollen. Das Manuſcript ſelbſt iſt auf Pergamen, und macht einen mäßigen Band in klein Quart, von hundert und vierzehn Blättern. Es hat alles Anſehen, noch in dem eilften, längſtens zu Anfange des zwölften Jahrhunderts, geſchrieben

---

(*) De veritate corporis et sanguinis Jc. Ch. in Euch. sacra Authores vetusti. Lovanii 1561. 8vo.

zu ſeyn. Nur war es nicht mit der Sorgfalt geſchehen, daß eine ſpätere Hand nicht viel Fehler und Lücken darin zu verbeſſern und zu füllen ſollte gefunden haben. Doch hat auch dieſe ſpätere Hand noch alle Merkmahle des zwölften Jahrhunderts. Das Schlimmſte iſt dieſes, wovon Sie vielleicht aus der ſchwankenden Angabe des Titels ſchon etwas beſorgt haben: es hat weder Anfang noch Ende. Ich darf glauben, daß nicht die bloſſe ohne Abſicht verwüſtende Zeit an dieſer Verſtümmelung Urſache iſt; ſondern, daß Vorſatz mit dabey gewaltet. Man hat das Werk den Augen der Neugierde entziehen wollen: man hat die gemeinen Leſer, welche der Name Berengarius zu häufig anlocken dürfte, wollen vorbeyſchieſſen laſſen. Vielleicht hat man es auch vor einer gänzlichen Vernichtung, die es von dummen Eiferern und eigennützigen Zwangslehrern zu beſorgen hatte, dadurch in Sicherheit ſetzen wollen: man hat die kenntlichſten Theile aufgeopfert, um das Ganze zu bergen. Mit beiden Abſichten reimet ſich der beſondere Umſtand ſehr wohl, deſſen ich ſchon gedacht habe: daß nehmlich der Name Scotus, bis auf den Anfangsbuchſtaben, durchgängig ausgekratzt war. Und dieſer Vorſorge, das Werk eines Erzketzers, es ſey nun weniger in die Augen fallend zu machen, oder vor dem Untergange zu retten, habe ich es denn ohne Zweifel vornehmlich zu danken, daß die Wiedererkennung deſſelben mir aufgeſparet bleiben können.

Doch noch eines ſcheinet hierzu faſt nothwendig! Dieſes; es müſſen ſonſt keine Abſchriften von dieſem Werke des Berengarius mehr vorhanden ſeyn, die Unſere muß die einzige ſeyn, die ſich, vielleicht durch Hülfe ihrer Verſtümmlung, erhalten: oder man müßte annehmen, daß noch itzt Bibliotheken dergleichen haben könnten, ohne es haben zu wollen; daß es noch itzt Gelehrte geben könne, die wohl wüßten, wo ſo etwas im Verborgenen ſtecke, und es mit gutem Fleiſſe im Verborgenen lieſſen.

Dieſes zwar anzunehmen, dürfte leicht wenig gewagt ſeyn; und mehr als ein Umſtand könnte ſogar dazu berechtigen. Zum Exempel: ſchon Labbe und De Roye haben angezeigt, daß die erſte Schrift des Berengarius, auf welche ſich die

Widerlegung des Lanfrancus beziehet, in der Königlichen Bibliothek zu Paris ganz vorhanden ſey. (*) Lanfrancus führet nur einzelne Stellen daraus an, bekennet aber, daß in dem Uebrigen, welches zum Theil nicht zur Sache gehöre, Berengarius ſeine Dornen mit Roſen unterflochten habe. (**) Wie kömmt es, dürfte man fragen, daß uns keine von dieſen Roſen aus dem vollſtändigen Werke jemals mitgetheilet worden? Martene, Mabillon und ihres gleichen, haben ſo viel unnützes Zeug aus Handſchriften an das Licht gebracht: warum haben ſie dieſem vollſtändigen Werke des Berengarius nicht eben den Dienſt erwieſen? Wenn ich mich recht erinnere, ſo bekennet Mabillon ſo gar, an einem Orte, der mir itzt nicht wieder in die Hände fallen will, daß er es ganz geleſen: aber was er darin geleſen, wüßte ich nirgends bey ihm gefunden zu haben. Sicherlich hätte er es leſen können: und die mehr belobten Benediktiner hätten es leſen müſſen, da wenigſtens ihnen nicht unbekannt ſeyn konnte, daß die Treue, mit welcher Lanfrancus die einzeln Stellen behandelt, vom Oudinus und andern in Zweifel gezogen werden. (***)

Auch kommen in mehrern Bibliotheken Frankreichs und Italiens, Handſchriften unter dem Namen des Berengarius vor, die vielleicht mehr enthalten, als der Titel, den ſie vor der Welt führen, beſagt. Verſchiedene heiſſen Confeſſio oder Recantatio Berengarii: (†) und ſo ganz gewiß iſt es doch wohl nicht, daß es die bloſſen aus wenig Zeilen beſtehende Bekenntniſſe oder Widerruffe wären, die Berengarius auf den Kirchenverſammlungen ablegen und unterzeichnen müſſen.

Nur um zwey dergleichen Handſchriften, die ſich aber in Brittiſchen Bibliotheken befinden, hat ſich der einzige Oudinus näher bekümmert. Die eine iſt die, welche das Dreyfaltigkeits-

---

(*) Hist. liter. de France, T. VIII. p. 223.

(**) Nec ad omnia reſponſurus ſum, quia ſpinis roſas interſeris, et albis atque nigris coloribus phantaſma tuum depingis, quædam etiam dicis, quæ nihil pertinent ad propoſitum quæſtionis. *Cap. II. p. 232. Edit. Dach.*

(***) Comment. de Script. Eccl. antiq. T. II, p. 631.

(†) Beym Montfaucon in der Biblioth. Bibliothecarum Mſptorum nachzuſehen.

collegium zu Dublin beſitzt, unter dem Titel, Berengarius de Sacramento altaris, welchem das Verzeichniß beyfüget, daß ſie von einer Handſchrift bey den Jeſuiten zu Löwen copiret worden. Die andre iſt die, welche Cave aus dem Verzeichniſſe des Collegii zur ehernen Naſe in Oxford anführet, und Diſputationes Berengarii cum Lanfranco de præſentia Chriſti in cœna benennet.

Doch aus der Abſchrift, welche Gudinus durch Basnagen von erſterer erhielt, erkannte er, daß es kein Werk des Berengarius, ſondern der Tractat eines Ungenannten, de Euchariſtia ſey, den ſchon Cellotius herausgegeben. Und eben ſo verſichert er von der andern, daß ſie eigentlich nichts vom Berengarius, wohl aber die Widerlegung des Lanfrancus enthalte, mit deren Worten des zweyten Capitels, patres redarguis incurrisque &c. ſie anfange, weil die erſten Blätter verloren gegangen.

Wenn indeß, zufälliger Weiſe, von der letztern Handſchrift zu Oxford, Gudinus, oder wer ſie ſonſt für ihn in Augenſchein nahm, gerade weiter nichts zu leſen ſich die Mühe genommen hätte, als die Anfangsworte, die er für Worte des Lanfrancus erkannte: ſo dürfte eine nochmalige genauere Beſichtigung nicht ganz unnöthig ſeyn. Denn es wäre möglich, daß, der Worte des Lanfrancus ungeachtet, womit das verſtümmelte Werk anfängt, es dennoch kein Werk des Lanfrancus, ſondern ein Werk des Berengarius, wäre und zwar das nehmliche Werk, welches ich vor mir habe. Wie ich nehmlich ſchon angemerkt, wollte Berengarius ſeinem Gegner in deſſen eigener Methode begegnen, welche eine Art von Dialog ſeyn ſoll: und indem er alſo, Stelle vor Stelle, den Lanfrancus, durch ein Inquis tu, redend einführt: ſo hätte es ſich ſehr leicht fügen können, daß eben das Blatt mit einer ſolchen Stelle angefangen, an welchem auch dort die Wuth, es ſey der Zeit, oder der Barbaren, oder des frommen Eifers zuerſt ermüdete.

Doch dem allen ſey, wie ihm wolle. Genug, ſo weit wir die ungedruckten Schätze der vornehmſten Bibliotheken in Europa bis itzt kennen, darf ich mit Grund behaupten, daß unſere Fürſtliche an dem wiedererkannten Werke des Berengarius ein Kleinod beſitzet, deſſen ſich keine andere rühmen kann, ja deſſen gleichen auch nur, ſowohl an Seltenheit, als am innern Werthe, ihnen allen ſchwer ſeyn möchte, uns entgegen ſtellen zu können.

III

Iſt unſer Berengariſches Werk einzig: ſo kann es ja wohl nicht anders, als den höchſten Grad der Seltenheit haben.

Doch, was Seltenheit? wenn es nichts als Seltenheit wäre. Ich getraue mir zu behaupten, daß der nützliche Gebrauch, der ſich davon machen läßt, nahe ſo groß iſt, als ſeine Seltenheit.

Und geſetzt nun auch, daß es zu weiter nichts dienen könnte, als die zuverſichtlichen Benediktiner unwiederbringlich abzuweiſen, die uns das Buch des Lanfrancus ſo gern als ein unwiderlegt gebliebenes Buch, als ein Buch aufſchwatzen möchten, durch welches die Bekehrung des Berengarius vornehmlich mit bewirket werden: wäre es denn auch ſchon dann nicht wichtig genug? Wie viele alte Schriften treten denn noch itzt an das Licht, durch die dergleichen partheyiſche Verkleider der hiſtoriſchen Wahrheit augenſcheinlich zu Schanden gemacht werden?

Die ſo genannte Bekehrung des Berengarius beruhet auf ſo unerheblichen Zeugniſſen, und ſie iſt an und für ſich ſelbſt ſo unwahrſcheinlich, ſo unbegreiflich, daß wenn ſie auch auf ungleich gültigern Zeugniſſen beruhte, ich mir dennoch die Freyheit nehmen würde, daran zu zweifeln. Ja, ein groſſer Theil meiner Beruhigung würde von dieſem Zweifel abhangen. — Ein Mann, wie Berengarius, hätte die Wahrheit geſucht; hätte die geſuchte Wahrheit in einem Alter, in welchem ſein Verſtand alle ihm mögliche Reife haben mußte, zu finden geglaubt; hätte die gefundene Wahrheit muthig bekannt, und mit Gründen andere gelehret; wäre bey der bekannten und gelehrten Wahrheit, Trotz allen Gefahren, Trotz ſeiner eignen Furchtſamkeit vor dieſen Gefahren, dreyſſig, vierzig Jahre beharret: und auf einmal, in eben dem Augenblicke, da unter allen erworbenen Schätzen, dem Menſchen keine werther ſeyn müſſen, als die Schätze der Wahrheit, die einzigen, die er mit ſich zu nehmen Hoffnung hat, — eben da, auf einmal, hätte ſeine ganze Seele ſo umgekehret werden können, daß Wahrheit für ihn Wahrheit zu ſeyn aufhörte? — Wer mich dieſes bereden könnte, der hätte mich zugleich beredet, allen Unterſuchungen der Wahrheit von nun an zu entſagen. Denn wozu dieſe fruchtloſen Unterſuchungen, wenn ſich über die Vorurtheile unſerer erſten Erziehung doch kein dauerhafter Sieg erhalten läßt? wenn dieſe nie auszurotten, ſondern höchſtens nur in eine kürzere oder längere Flucht zu bringen ſind, aus welcher ſie wiederum auf uns zurück ſtürzen, eben wenn uns ein andrer Feind die Waffen entriſſen oder unbrauchbar gemacht hat, deren wir uns ehedem gegen ſie bedienten? Nein, nein; einen ſo grauſamen Spott treibet der Schöpfer mit uns nicht. Wer daher in Beſtreitung aller Arten von Vorurtheilen niemals ſchüchtern, niemals laß zu werden wünſchet, der beſiege ja dieſes Vorurtheil zuerſt, daß die Eindrücke unſerer Kindheit nicht zu vernichten wären. Die Begriffe, die uns von Wahrheit und Unwahrheit in unſrer Kindheit beygebracht werden, ſind gerade die allerflachſten, die ſich am allerleichteſten durch ſelbſt erworbene Begriffe auf ewig überſtreichen laſſen: und diejenigen, bey denen ſie in einem ſpätern Alter wieder zum Vorſchein kommen, legen dadurch wider ſich ſelbſt das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen ſie jene begraben wollen, noch flacher, noch ſeichter, noch weniger ihr Eigenthum geweſen, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von ſolchen Menſchen können alſo auch die gräßlichen Erzehlungen von plötzlichen Rückfällen in längſt abgelegte Irrthümer auf dem Todbette, wahr ſeyn, mit welchen man jeden kleinmüthigern Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte. Nur von dieſen; aber von keinem Berengarius. Ein Berengarius ſtirbt ſicherlich, wie er lehrte; und ſo ſterben ſie alle, die eben ſo aufrichtig, eben ſo ernſtlich lehren, als er. Freylich muß ein hitziges Fieber aus dem Spiele bleiben; und, was noch ſchrecklicher iſt als ein hitziges Fieber, Einfalt und Heucheley müſſen das Bette des Sterbenden nicht belagern, und ihm ſo lange zuſetzen, bis ſie ihm ein Paar zweydeutige Worte ausgenergelt, mit welchen der arme Kranke ſich blos die Erlaubniß erkaufen wollte, ruhig ſterben zu können. ——

Allerdings bedarf eine ſo befremdende Erſcheinung in der menſchlichen Natur, als die endliche Bekehrung eines Berengarius geweſen wäre, auf alle Weiſe ausſtaffiret zu werden, wenn ſie auch nur der Allerblödſinnigſte glauben ſoll; und ich betauere die Männer, die es für ihre Pflicht halten, dergleichen fromme Geſpenſter ausſtaffiren zu helfen. Nur müſſen dieſe Männer es denn auch nicht übel nehmen, wenn ein andrer es gleichfalls für ſeine Pflicht hält, ihre Ausſtaffirungen wieder abzureiſſen, und das Ding zu zeigen, wie es iſt; ſie mögen darüber zum Geſpötte werden, oder nicht.

Es iſt faſt unglaublich, was für ſeltſame Wendungen die guten Benediktiner nehmen, was für Verdrehungen ſie ſich erlauben, was für Armſeligkeiten, die ſie bey jeder andrer Gelegenheit gewiß verachtet hätten, ſie ſich zu Nutze machen, um es nur ein wenig wahrſcheinlich heraus zu bringen, daß Berengarius durch das Werk des Lanfrancus bekehret worden. Alles, wie man leicht ſieht, kömmt hierbey auf die Zeit an, wenn Lanfrancus dieſes Werk geſchrieben: und die gemeine Meynung hierüber, taugte in ihren Kram ganz und gar nicht. Wenn Berengarius unter Gregorius dem ſiebenden, im Jahre 1079, nochmals wiederruffen; und wenn er auch von dieſem Wiederruffe nochmals rückfällig geworden: ſo muß nothwendig Lanfrancus erſt nach dieſem Jahre geſchrieben haben, oder er war es nicht, welcher den Berengarius bekehren half, wenn der jemals bekehret worden. Und nun, wie fangen ſie es an, zu erweiſen, daß Lanfrancus wirklich nicht früher geſchrieben? Es verlohnet der Mühe, ſie nach der Länge ſelbſt zu hören.

„Wegen der Zeit, wenn Lanfrancus (ſchreiben ſie in dem Leben deſſelben) (*) „ſein Werk verfertiget, iſt man ſehr uneinig. „Die Chronike der Abtey zu Bec (**) ſagt, daß es im Jahre „1053. geſchehen ſey: welches ein offenbarer Irrthum iſt; weil „die Schrift des Berengarius, welche Lanfrancus darinn wi„derlegt, wenn ſie früh erſchienen, erſt ſechs Jahr nachher kann „erſchienen ſeyn. Don Mabillon, nachdem er über dieſen „Punkt ein wenig veränderlich geweſen, entſchloß ſich endlich

---

(*) T. VIII. p. 279.

(**) Chronicon Beccense in Append. ad Opera Lanfranci, Paris. 1648. fol. p. 2.

„für 1069. (*) Ueberhaupt kömmt man darinn überein, daß „der Verfaſſer noch Abt in dem Kloſter des heil. Stephanus „zu Caen geweſen, als er ſein Buch herausgegeben. Doch die, „welche für dieſes allgemeine Datum ſind, das acht bis neun „Jahre in ſich faßt, gründen ſich einzig und allein auf die „Meynung, nach welcher man vorausſetzt, daß es eben das „nehmliche Werk geweſen, welches Lanfrancus von Canterbury „aus, an den Pabſt Alexander den zweyten, ſchickte, und von „welchem er ſelbſt ſaget, daß er es noch als Abt verfertiget „habe. (**) Eine Vorausſetzung, die ſehr zweydeutig, ich will „nicht ſagen, gänzlich falſch iſt: und zwar aus folgenden Gründen!

„Die Schrift, welche Lanfrancus an benannten Pabſt ſchickte, „war zwar wirklich gegen den Berengarius; aber ſie heißt doch „nur ein bloſſer Brief: Epiſtolam quam *Berengario* Schismatico, dum adhuc Cadomenſi coenobio præeſſem, tranſmiſi, „Paternitati veſtræ . . . tranſmittere curavi. Man gebe ſich die „Mühe, die Ausdrücke dieſer Stelle des Lanfrancus eigentlich „zu erwägen. Die Rede iſt von einem Briefe, den er aus „Caen an den abtrünnigen Berengarius geſchrieben. Reimt „ſich dieſe Vorſtellung wohl mit dem Begriffe, den wir von „ſeinem Tractate von dem Leibe und Blute des HErrn wider „dieſen Ketzer, haben, und den der Verfaſſer ſelbſt Liber Scintillarum überſchrieben hatte? Würde ihn Lanfrancus wohl „dem Pabſte unter einem andern Titel überſendet haben, als „den er ihm ſelbſt gegeben? Wenn man es nicht erweiſen könnte, „daß Lanfrancus auſſer ſeinem Tractate vom Abendmahle, auch „noch andere Schriften gegen den Berengarius ausgehen laſſen, „ſo dürfte man allenfalls noch eher zu der Vorausſetzung, die „wir hier widerlegen, berechtiget ſeyn. Aber Sigebertus, ein „zeitverwandter Schriftſteller, verſichert mit ausdrücklichen Worten, (***) daß auſſer dieſem Tractate, den er ſehr ſorgfältig bezeichnet, Lanfrancus mehr als einen Brief wider ſeinen Gegner geſchrieben, und die Irrthümer deſſelben mit vielem Nach-

---

(*) Acta Sanctorum Ordinis S. Benedicti T. IX, p. 633. ibid. Præf. S. 57. Annal. Ord. S. Bened. lib. 63. T. V. §. 46.

(**) Lanfranc. Ep. 3. p. 304.

(***) De Script. Eccleſ. cap. 155.

„drucke darinn widerlegt habe: Scripſit invectivas contra *Berengarium*
„Turonenſem epiſtolas, refellens ſcripta eius: woraus
„Sigebertus insbeſondere den Tractat unſers Erzbiſchofes vom
„Abendmahle ſehr genau beſchreibet. Nichts kann klärer ſeyn,
„als das Zeugniß dieſes Schriftſtellers; auch iſt es hinlänglich,
„die Vorausſetzung zu vernichten, die man gemeiniglich wegen
„der vom Lanfrancus an den Pabſt Alexander überſchickten
„Schrift zu machen pflegt. Es war nicht ſein Tractat vom
„Abendmahle, der bis auf uns gekommen iſt; ſondern es war
„einer von den erſten Briefen, die er über den nehmlichen Gegenſtand,
„wie wir geſehen, an den Berengarius geſchrieben
„hatte, und deſſen uns die Unfälle der Zeit beraubet haben.

„Was das eigentliche Datum des Tractats anbelangt, von
„welchem wir hier handeln, ſo muß ſolches aus dem zweyten
„Kapitel deſſelben genommen werden. Lanfrancus redet daſelbſt
„von dem, was unter der Regierung Gregorius des ſiebenden
„zu Rom wegen des Berengarius verhandelt worden, und
„führet von Wort zu Wort das ganze Glaubensbekenntniß an,
„welches dieſer Archidiaconus, auf der, im Februar 1079. gehaltenen
„Kirchenverſammlung, ſechs Jahre nach dem Tode des
„Pabſt Alexanders, unterzeichnet hatte. Folglich kann Lanfrancus
„ſelbſt dieſes höchſtens nur in dem nehmlichen, oder
„etwa dem folgenden Jahre geſchrieben haben, in welches die
„Bekehrung des Berengarius fällt, zu der das Werk des Lanfrancus,
„wie anderwärts von uns bemerkt worden, das Seinige
„gar wohl beygetragen haben mochte. Doch der Ort, auf
„den wir dieſes Datum gründen, wird in verſchiednen Handſchriften,
„und in den nach ſelben beſorgten Ausgaben vermißt;
„ob er ſich ſchon in den Ausgaben von 1540, 1648 und 1677
„befindet. Was kann hieraus folgen? So viel, ſagt man,
„folge hieraus, daß Lanfrancus, der dieſen ſeinen Tractat geſchrieben,
„als er noch Abt zu Caen geweſen, ihn nach der
„Zeit müſſe wieder überſehn, und mit dem vermehret haben, was
„ſich unter Gregorius dem ſiebenden zugetragen. Allein ſo
„ſchlieſſen, heißt mehr errathen wollen, als ſchlieſſen. Weit
„natürlicher iſt es, daß die Lücke durch Unachtſamkeit eines Abſchreibers
„entſtanden iſt. Es braucht nur Einer den Fehler

„begangen zu haben, und er kann ſich in mehrern Manuſcripten
„finden, die nehmlich nach ſeinem gemacht worden. Der Beyſpiele
„von dergleichen Lücken ſind unzählige ——

„Sollte ſich mit dem allen ein Vernünftler (Ergoleur) finden,
„der unſrer Meynung zu widerſprechen, dieſes als einen
„Grund anführen wollte, daß man ſonach keine Urſache abſehen
„könne, warum es Lanfrancus an die zwanzig Jahre verſchoben
„habe, die Schrift des Berengarius zu widerlegen: ſo dürfen
„wir nur wiederum fragen, warum er, nach der gemeinen
„Meynung, es gleichwohl zehn Jahre verſchoben hätte? Wenigſtens
„erhellet aus ſeinen Worten ſelbſt, daß er es nicht eher
„als nach dem Tode des Kardinal Humbertus gethan, folglich
„doch erſt ganze fünf Jahre nachher, als Berengarius ſeine
„Schrift ausgehen laſſen. Man dürfte ſehr verlegen ſeyn, eine
„kategoriſche Urſache von dieſer Verzögerung anzugeben. Nur
„die, welche wir anführen können, iſt ſehr natürlich, und gründet
„ſich auf Facta. Lanfrancus, der, wie Siegebert verſichert,
„die Irrthümer des Berengarius ſchon mehr als einmal
„beſtritten hatte, ſahe, daß andere Schriftſteller, wie Durandus,
„Abt zu Troarn, wie Euſebius Bruno, Biſchof zu Angers,
„auch vielleicht wie Guitmundus, und wer ſie ſonſt waren,
„ihnen ſehr einleuchtende Schriften entgegen ſetzten. Er hofte,
„daß Berengarius endlich dadurch zum Stillſchweigen gebracht,
„und dieſe ärgerliche Streitigkeiten geendet werden ſollten. Als
„er aber eines Theils bemerkte, daß ſich noch niemand angelegen
„ſeyn laſſen, die Schmähungen abzulehnen, mit welchen
„dieſer Ketzer den Kardinal Humbertus angegriffen hatte, und
„andern Theils ſehen mußte, daß er ſeine falſche Lehre durch
„die Schrift erneuere, in der er auch demjenigen Bekenntniſſe,
„welches er 1079 unterſchrieben hatte, entſagte: ſodann entſchloß
„ſich Lanfrancus nicht ſowohl dieſe, als vielmehr das ältere
„Werk des Berengarius gegen ſein erſtes zwanzig Jahre vorher
„unterſchriebenes Bekenntniß, zu widerlegen. Warum er
„ſich aber lieber an dieſes, als an jenes Werk halten wollte,
„kam wohl daher, weil beide die nehmlichen Spitzfindigkeiten
„und Trugſchlüſſe enthalten, in dem erſtern aber ſich die ſchimpflichen
„Vorwürfe befinden, deren wegen er den Humbertus und

„die Römiſche Kirche rächen wollte. Indem alſo Lanfrancus
„ſeine Waffen gegen die erſte Schrift des Berengarius richtete,
„ſo gelang es ihm nicht allein, dieſen ſeinen Vorſatz zu erreichen,
„ſondern auch die eine Schrift ſowohl als die andere zu
„widerlegen. Mit einem Worte, eine Gelegenheit mußte Lanfrancus
„haben, wider den Berengarius zu ſchreiben. Die
„Bekanntmachung der 1059 ausgefertigten Schrift deſſelben,
„war dieſe Gelegenheit nicht, indem er, wie andere Kritici
„wollen, wenigſtens fünf, wo nicht gar zehn Jahre verſtreichen
„ließ, ehe er darauf antwortete. Sondern die Schrift von 1079
„ſchafte ihm dieſe Gelegenheit, und ſetzte ihn gleichſam in die
„Nothwendigkeit, ſeinem Gegner den Mund zu ſtopfen. Wir
„haben uns bey dieſem Punkte der Kritik vielleicht ein wenig
„zu lange aufgehalten: aber allgemein angenommene Vorurtheile
„machen es öfters nöthig, daß man ſich umſtändlich einlaſſen
„muß, um ſie deſto gewiſſer aus dem Wege zu räumen.

„Dieſem Grundſatze zu Folge, erlaube man uns alſo nur
„noch eine einzige Anmerkung, die mit zur Beſtätigung unſrer
„bisher dargethanen Meynung dienen kann. Seitdem Lanfrancus
„zum Biſchof erhoben war, hatte er dem Studio und Gebrauche
„der weltlichen Wiſſenſchaften gänzlich entſagt.(*) Dieſes
„verſichert er uns ſelbſt; und ohne Zweifel muß man auch
„die Dialektik darunter begreifen, als die einen Theil derſelben
„ausmacht. Hiermit vergleiche man nun, was er von dem
„Gebrauche dieſer Kunſt in ſeinem Werke wider den Berengarius
„ſagt, dem er vorwirſt, daß er in Ermangelung gültiger
„Beweisſtellen ſeine Zuflucht zu ihr nehme.(**) Lanfrancus
„bekennet, daß er ſeines Theils in Dingen, welche die Religion
„betreffen, keinen Gefallen an den Regeln der Dialektik habe,
„weil er nicht gern ſcheinen wolle, ſich mehr auf ſie, als auf
„die Wahrheit ſelbſt, und auf das Anſehen der heiligen Väter
„zu verlaſſen. Sogar wenn der Gegenſtand des Streits von
„der Beſchaffenheit wäre, daß er ſich durch dieſe Regeln am
„leichteſten auseinander ſetzen laſſe, bemühe er ſich, ſie ſo viel
„möglich zu verſtecken, indem er ſich gleichgeltender Ausdrücke

---

(*) Epiſt. 53.

(**) Cap. 7.

„bediene. Aus der Beſchreibung, welche Siegebert von des „Lanfrancus Auslegungen der Briefe Pauli macht, hat man „geſehen, daß er ſich der nehmlichen Enthaltſamkeit von dieſer „Kunſt bey weitem nicht befliſſen, als er nur noch Abt war. „Folglich muß er ſchon Erzbiſchof geweſen ſeyn, als er die Schrift „gegen den Berengarius aufſetzte, die uns noch von ihm übrig „iſt; ob er ſich ſchon darinn keinen andern Titel, als den Titel „eines katholiſchen Chriſten von GOttes Barmherzigkeit, giebt.

So viel halb wahres, ſo viel falſches auch in dieſer langweiligen Stelle iſt, ſo würde es doch ſchwer fallen, ſie, ohne unſer Manuſcript, auf eine ſchlechterdings befriedigende und unwiderſprechliche Art zu widerlegen. Denn alles, was man dagegen ſagen könnte, würde doch die Möglichkeit des Gegentheils nicht aufheben, die nur alsdann in keine Betrachtung mehr kömmt, wenn man ihr das Wirkliche entgegen ſtellen kann. Ich würde daher zwar nur meine Zeit verſchwenden, wenn ich, mit Zurückhaltung des alles entſcheidenden Augenſcheines, Vermuthungen blos mit Vermuthungen beſtreiten wollte. Aber dennoch kann ich mich auch nicht enthalten, wenigſtens über ein Paar Punkte, ohne Rückſicht auf meinen ſtärkern Hinterhalt, einige Anmerkungen zu machen.

1. Woher weiß es denn der Benediktiner, daß Lanfrancus ſelbſt ſein noch vorhandenes Buch wider den Berengarius Liber Scintillarum überſchrieben habe? Es ſey immer wahr, daß Bromton in ſeiner Chronike(*) es unter dieſem Titel anführet. Aber da in keiner von den Handſchriften, aus welchen es hernach abgedruckt worden, die geringſte Spur davon muß anzutreffen geweſen ſeyn, als in welchen es ſchlecht weg Liber de Corpore et Sanguine Domini geheiſſen: ſo könnte ja gar wohl eine ſo ſpielende Aufſchrift, das Buch der Funken, der witzige Einfall eines ſpätern Mönchs ſeyn. Daß mehrere Abſchreiber dieſem Buche des Lanfrancus einen Titel nach ihrem Gutdünken gegeben, beſtätiget auch das Exempel der heil. Diemude beym Petz, (**) die es Conflictus *Lanfranci* contra *Berengarium* benannte. Andere haben es Dialogus geheiſſen. Aber bey

---

(*) Hiſtoriæ Angl. Script. p. 952.

(**) Theſ. Anecd. T. I. Præf. p. 21. §. 37.

dem allen kömmt ihm doch ſchlechterdings keine Benennung mit mehrerm Rechte zu, als die Benennung eines Briefes, die ihm Lanfrancus ſelbſt in ſeinem Schreiben an den Pabſt Alexander giebt. Denn iſt es dann nicht wirklich ein Brief? eine ſchriftliche Anrede eines Abweſenden? Kann die Stärke oder Weitläuftigkeit deſſelben machen, daß es ein Brief zu ſeyn aufhöret? Lanfrancus hätte ſeine Schrift mit der gewöhnlichen Briefformel angefangen, (*) und er ſollte Bedenken getragen haben, ſie gegen den Pabſt einen Brief zu nennen?

2. Müßten wir es denn aber ſchlechterdings dem Bromton auf ſein Wort glauben, daß die noch vorhandene Schrift des Lanfrancus gegen den Berengarius, von dem Verfaſſer ſelbſt, Liber Scintillarum überſchrieben geweſen: warum müßten wir ihm nicht ebenfalls auf ſein Wort glauben, daß Lanfrancus dieſes ſo überſchriebene Werk als Prior der Abtey zu Bec verfertiget habe? Denn beides ſagt er in der nehmlichen Stelle, ſo zu reden, mit dem nehmlichen Zuge der Feder: *Lanfrancus* Beccenſis Prior tonantem librum contra *Berengarium* edidit, quem *Scintillarum* intitulavit. Kann, dieſen Worten zu Folge, das Buch, welches Lanfrancus an den Pabſt Alexander ſenden mußte, nicht deſſelben noch vorhandene Schrift wider den Berengarius ſeyn, weil dieſe Liber Scintillarum überſchrieben geweſen: ſo kann ja, eben dieſen Worten zu Folge, die nehmliche Schrift nicht unter Gregorius dem ſiebenden abgefaßt ſeyn, welches der Benediktiner doch mit aller Gewalt behaupten will, als unter deſſen Regierung Lanfrancus längſt nicht mehr Prior zu Bec, ſondern bereits Erzbiſchof zu Canterbury war. Aber, was das vornehmſte iſt, wo ſagt denn Bromton, daß eben das noch vorhandene Buch des Lanfrancus wider den Berengarius Liber Scintillarum betitelt geweſen? In den angeführten Worten ſagt er es doch wahrlich nicht. Der Benediktiner ſelbſt beruft ſich ſo nachdrücklich auf das Zeugniß des Sigebertus, daß Lanfrancus mehrere Bücher gegen den Berengarius geſchrieben. Nun wohl; wir müſſen ihm zugeben, daß nach dieſem Zeugniſſe das Buch wider den Berengarius, welches Lanfrancus an den Alexander ſchickte, nicht

---

(*) *Lanfrancus* miſericordia Dei Catholicus, *Berengario* Catholicæ Eccleſiæ adverſario.

eben das noch vorhandene muß geweſen ſeyn; daß es ein anderes geweſen ſeyn kann. Muß er aber nicht hinwiederum zugeben, daß nach eben dem Zeugniſſe, dieſes noch vorhandene Buch auch nicht nothwendig dasjenige ſeyn muß, welches Liber Scintillarum überſchrieben geweſen? Denn warum könnte es kein anderes geweſen ſeyn, das dieſen Titel geführet? Kann es aber ein anderes geweſen ſeyn, wo bleibt ſein Schluß? Ja es muß ein anderes geweſen ſeyn, wenn das Anſehen des Bromton überhaupt etwas gelten ſoll. Das noch vorhandene Buch iſt augenſcheinlich eine geraume Zeit nach dem Tode des Kardinal Humbertus geſchrieben; da ſogar die Schrift des Berengarius, die es widerlegen ſoll, erſt nach dieſem Tode aufgeſetzt zu ſeyn ſcheinet. Nun ſtarb Humbertus 1063: und wann Lanfrancus in dieſem Jahre nicht ſchon Abt von St. Stephanus zu Caen war, ſo ward er es doch wenigſtens. Folglich kann er ſein noch vorhandenes Buch gegen den Berengarius, als Prior zu Bec nicht geſchrieben haben, und das Buch der Funken, welches er in dieſer Würde ſchrieb, muß ein anders geweſen ſeyn. Ja, ich glaube ſogar nicht unwahrſcheinlich angeben zu können, welches andere Buch es geweſen. Sie erinnern ſich, daß Lanfrancus von ſich ſelbſt erzehlet, er ſey auf der Kirchenverſammlung zu Rom unter Leo dem neunten, welches die erſte war, die gegen den Berengarius gehalten ward, faſt ſelbſt in den Verdacht gekommen, daß er der Meynung des Berengarius zugethan ſey. Der Pabſt habe ihm alſo befohlen, ſich zu rechtſertigen, ein Bekenntniß ſeiner Orthodoxie abzulegen, und die allgemeine Lehre der Kirche, nicht ſowohl durch Gründe der Vernunft, als durch Beweisſtellen aus der Schrift und den Vätern zu erhärten. Dieſes habe er denn auch gethan, und den Beyfall der ganzen Verſammlung erhalten. (*) Wenn man nun annehmen darf, daß dieſes nicht blos mündlich geſchehen, ſondern daß Lanfrancus ſein Bekenntniß, ſeine Erörterung der katholiſchen Lehre, entweder vorher oder nachher, auch ſchriftlich werde aufgeſetzt

---

(*) Poſt hæc præcepit Papa, vt ego ſurgerem, fidem meam exponerem, expoſitam plus ſacris authoritatibus, quam argumentis probarem. Itaque ſurrexi, quod ſenſi dixi, quod dixi probavi, quod probavi omnibus placuit, nulli diſplicuit. *Cap. IV. p. 231. Edit. Dach.*

haben: ſo dürfte ein ſolcher Aufſatz vielleicht am erſten, es ſey von ihm ſelbſt oder von andern, mit dem Titel des Buchs der Funken ſeyn belegt worden. Denn, wie geſagt, es ſollte vornehmlich eine Sammlung einzelner von dort und da zuſammengetragener Beweisſtellen, gleichſam alſo einzelner Funken ſeyn, aus welchen ſich die leuchtende Flamme der Wahrheit erzeuge. Hingegen einen Tractat ſo zu benennen, wie der noch vorhandene des Lanfrancus iſt, in welchem man einen Gegner Punkt vor Punkt widerlegen, und die ganze ſtreitige Materie, nach allen Gründen für und wider, erſchöpfen will, würde ſo abgeſchmackt ſeyn, daß man ſich ſchwerlich bereden könne, es ſey von dem Verfaſſer ſelbſt geſchehen. Auch war es insbeſondere als Titel zu dieſem Tractate, daß ich ihn, in dem Vorhergehenden, für den witzigen Einfall eines ſpätern Mönchs erklärte.

3. Es iſt ſehr ſeltſam, mit dem Benediktiner anzunehmen, daß Lanfrancus ganze zwanzig Jahre angeſtanden haben ſollte, den Berengarius förmlich zu widerlegen, und daß er, als er ſich endlich dazu entſchloſſen, ſich lieber dabey an die allererſte, längſt vergeſſene Schrift deſſelben hätte halten wollen, als an die allerneueſte. Aber noch ſeltſamer iſt die Beſchönigung, daß Lanfrancus doch auch, nach der gemeinen Meynung, wenigſtens fünf, wo nicht gar zehn Jahre ſeine Widerlegung verzögert habe. Als ob zwanzig und zehn und fünfe, alles eines wäre! Und worauf gründet ſich denn nun auch dieſe Beſchönigung? Woher hat es denn der Benediktiner, daß Lanfrancus, auch nur fünf Jahre verſtreichen laſſen? Es iſt wahr, Lanfrancus hat erſt nach dem Tode des Humbertus, das iſt, nach 1063 geſchrieben, und Berengarius hatte bereits im April 1059 zu Rom wiederruffen. Das macht freylich fünf Jahre; aber muß denn darum auch gleich im Jahre 59 Berengarius ſeinen Wiederruf öffentlich zurückgenommen, und die Schrift, in welcher er es that, allen bekannt gemacht haben? Wer hat dem Benediktiner das geſagt? Iſt es nicht vielmehr höchſt wahrſcheinlich, daß die Klugheit dem Berengarius angerathen, vorher den Tod ſowohl des Pabſtes als des Kardinals abzuwarten, die ihn zu dem Wiederruffe gezwungen? Auch ergiebt ſich aus mehr als einem Umſtande, daß er dieſem Rathe der Klugheit wirklich gefolgt.

Nicolaus ſtarb 1061, und Humbertus das zweyte Jahr darauf. Von 59 bis 63 iſt kein Jahr verfloſſen, in welchem nicht zu Rom, oder in Frankreich, anſehnliche Kirchenverſammlungen gehalten worden. Aber auf keiner wurde des Berengarius und ſeiner erneuerten Ketzerey gedacht. Nur erſt in dem nehmlichen 63ſten Jahre, fand man auf der Kirchenverſammlung zu Rouen wieder für nöthig, die Schlüſſe der Kirche gegen den Berengarius und ſeine Anhänger zu wiederhohlen. Ja, wie ich ſchon angemerkt, die Worte des Berengarius ſelbſt, mit welchen er des Humbertus in ſeiner Schrift gedachte, ſcheinen nicht von der Art, daß ſie von einem noch lebenden Kardinale geſagt worden. — (*) Scriptum *Humberti* Burgundi, quem *ſecerant* Romæ Epiſcopum Cardinalem, quod ſcripſit contra catholicam veritatem, quod inferius patebit, vt cogeretur ex illo *Berengarius* quaſi profiteri errorem *ineptisſimi* Burgundi. Ich denke, nur von einem Todten ſpricht man in dieſem lange nachher erzehlenden und freymüthigem Tone. Vielleicht ſchien auch ſonſt dieſe Zeit dem Berengarius vorzüglich bequem, einen ſo kühnen Schritt zu thun, als die öffentliche Zurücknahme ſeines Wiederrufs war. Die oberſte Gewalt der Kirche war getheilet; zwey zugleich, und mit mächtigen Unterſtützungen, herrſchende Päbſte ſicherten ihn vor der Tyranney des einen und des andern. Honorius der zweyte, oder vielmehr die Kirchenverſammlung zu Baſel, die ihn erwählte, hatte ſogar alle Thathandlungen und Schlüſſe ſeines Vorgängers, Nicolaus des zweyten, für null und nichtig erkläret, (**) als worunter die Verdammung des Berengarius und ſeiner Lehre nothwendig begriffen war. Indeß will ich den Einfluß, den dieſer letztere Umſtand auf den Berengarius gehabt haben kann, für nichts als eine Vermuthung geben: genug, daß aus den übrigen ſattſam erhellet, daß die Schrift des Berengarius ſchwerlich vor 1063 bekannt geworden. Und nun kann ſie Lanfrancus, ein, zwey, drey Jahre darauf beantwortet haben: wer will das beſtimmen? Nur daß er bis 69 ſollte damit verzögert haben,

---

(*) Apud *Lanfrancum* p. 2. Edit. *Vlimmerii.*

(**) *Fr. Pagi Brev.* T. II. p. 366. *Harduini* Acta Concil. T. VI Par. I. p. 117.

das iſt wenigſtens daraus nicht zu ſchlieſſen, woraus es Mabillon ſchlieſſen will. (*) Es iſt wahr, Lanfrancus ſchickte ſeine Widerlegung, nicht eher als 70 oder 71, an den Pabſt Alexander; aber nicht darum, weil ſie nicht eher fertig war; ſondern darum, weil ſie der Pabſt nicht eher verlangt hatte. Oder ſchickte etwa jeder Mönch, der ein Buch geſchrieben hatte, ein Exemplar ſofort an den Pabſt? Alexander ohnedem verfuhr mit dem Berengarius ſehr ſäuberlich; (**) es ſey nun, weil er ihn für ſo irrgläubig nicht hielt, oder weil er in der Verfaſſung war, alles gern zum Freunde zu behalten, was nur immer ſein Freund ſeyn wollte. Dieſes wiſſen wir noch itzt: warum ſollte es nicht auch damals Lanfrancus gewußt haben? Und wußte er es, ſo wird er ſich gewiß nicht übereilt haben, ſein heftiges verketzerndes Buch eher an den gelinden Pabſt zu ſenden, als er es ausdrücklich von ihm verlangte.

4. Gleichwohl wird man ſagen, geſchieht doch in dem Buche des Lanfrancus des Wiederrufs, zu welchem ſich Berengarius auch unter Gregorius dem ſiebenden gebracht ſahe, nicht allein Meldung, ſondern dieſer Wiederruf ſelbſt iſt von Wort zu Wort daſelbſt eingerückt. Wie wäre das möglich, wenn nicht Lanfrancus nachher erſt geſchrieben hätte? — Durch die unbeſonnene Interpolation eines Abſchreibers, antworte ich, war es möglich; und man ſollte ſich ſchämen, dieſe hier leugnen zu wollen. Doch, was ich in dem einen Manuſcripte für eingeſchoben erkläre, erkläret der Benediktiner in den andern Manuſcripten für ausgelaſſen. Wie wird das zu entſcheiden ſeyn? Ich ſollte meynen, daß hier ſehr vieles ſchon auf die Anzahl der Manuſcripte ankomme. Eingeſchaltet hat ſich die ſtreitige Stelle nur in einem einzigen Manuſcripte gefunden; nehmlich in dem, nach welchem Franciscus Quadratus das Werk des Lanfrancus herausgab: ausgelaſſen aber, in allen übrigen. Welches iſt nun wahrſcheinlicher? Dieſes, daß von der einzigen Handſchrift, in welcher die Stelle ausgelaſſen war, alle übrige

---

(*) Annal. Bened. lib. XIII. p. 19.

(**) Litteris eum ſatis amice præmonuit, ut a Secta ſua ceſſaret, nec amplius ſanctam Eccleſiam ſcandalizaret. *Anonymus Chiffletianus apud Hard. T. VI. Concil. P. I. p.* 1015.

Abſchriften genommen worden? oder dieſes, daß die eine verfälſchte Abſchrift glücklicher Weiſe ohne weitere Abſchrift geblieben? Die Ausgabe des Quadratus erſchien zu Rouen 1540; und Quadratus bildete ſich feſt ein, daß er das Werk des Lanfrancus zuerſt an das Licht brächte. — Novum, ſagt er in der Zueignungsſchrift, dixi propter eos, qui vel *Deſiderii Eraſmi*, vel nescio cujus opera hoc jam editum eſſe mentiuntur, certe non extat. Gleichwohl war es keine Lüge, daß, zwar nicht Erasmus, ſondern Joh. Sichardus ihm bereits zuvorgekommen war. Dieſe Ausgabe des Sichard iſt zu Baſel 1528 in Octav gedruckt, und mit dem Philaſtrius verbunden, den dieſer um mehrere alte Schriftſteller verdiente Mann gleichfalls zuerſt drucken ließ. Er hatte beider Handſchriften in einer alten Bibliothek zu Trier entdeckt; und in der von dem Werke des Lanfrancus, fand ſich die ſtreitige Stelle nicht. Da indeß dem Quadratus ſein Vorgänger ſo völlig unbekannt geblieben war, ſo konnte ihm ſo leicht kein Argwohn darüber befallen, und wir können es ihm nicht verdenken, daß er alles drucken ließ, wie er es vor ſich hatte. Nur dem Dacherius, der die geſammten Werke des Lanfrancus 1648 herausgab, iſt es zu verargen, daß er dem Quadratus die Ehre der erſten Ausgabe beſtätigte, da er doch wußte, daß überall, wo der Tractat des Lanfrancus ſonſt abgedruckt war, von mehr gedachter Stelle nicht die geringſte Spur zu ſehen ſey. Dieſes hätte ihn ja wohl eine andere Quelle müſſen vermuthen laſſen; und indem er dieſer nachgeforſcht, würde ihm Sichard nicht haben entgehen können. Denn obſchon auch Vlimmer, nach dem Quadratus, eine Ausgabe von dem Buche des Lanfrancus 1561 beſorgt hatte, in welcher ſich die Stelle gleichfalls nicht befindet: ſo konnte Dacherius darum doch nicht glauben, daß man in allen den groſſen Sammlungen, in welche das Buch des Lanfrancus aufgenommen worden, dem einzigen Vlimmer gefolgt ſey. Denn einige derſelben ſind früher, als Vlimmers Ausgabe; z. E. das Μικροπρεσβυτικον von 1550 und die Orthodoxographa von 1555, bey welchen beiden man nur allein der Sichardſchen Ausgabe kann nachgegangen ſeyn, da man in ihnen Gregorius des ſiebenden an dem zweifelhaften Orte eben ſo wenig erwehnt findet, als beym Sichard. Kurz, Dacherius hatte ſehr Unrecht, ſich an den einzigen Quadratus zu halten, und indem er den Text deſſelben allen übrigen vorzog, gleichſam den Grund zu den verführeriſchen Unwahrheiten zu legen, welche der Benediktiner in der Folge darauf zu bauen beliebte. Denn glauben Sie ja nicht, daß die drey Ausgaben von 1540, 1648 und 1677, in welchen er ſagt, daß ſich die Stelle vom Gregorius befinde, drey wirklich verſchiedene Ausgaben ſind. Die von 1540 iſt das Original des Quadratus; die von 1648 iſt die Sammlung des Dacherius, der jenem blindlings folgte; und die von 1677 iſt der Abdruck in dem 18ten Bande der Bibl. max. Patrum, in welcher man eben ſo blindlings ſich an den Dacherius gehalten hat: ſo daß man überall auf den leidigen Quadratus zurückkömmt. Ich gebe es zu, daß die Ausgabe des Sichard höchſt ſelten iſt. Auch die größten Bücherkenner, wenn ſie ja etwas von ihr wiſſen, haben nur einen ſehr verwirrten Begriff davon, welches ich Ihnen mit dem Beyſpiele des Fabricius beweiſen könnte. (*) Aber den Dacherius kann das noch lange nicht entſchuldigen. Er hatte doch ſonſt ſechs bis ſieben gedruckte Ausgaben vor ſich, und auſſer dieſen, wie er ſelbſt bekennet, noch drey Manuſcripte, welche alle der Interpolation des Quadratus widerſtritten. Was hätte dieſer einzige gegen ſo viele bey ihm vermögen ſollen? Zwar will er ſich durch die Vermuthung rechtfertigen,

---

(*) Liber *Lanfranci* contra *Berengarium* primum editus eſt a *Francisco Carco* ſive *Quadrato*, Beccenſi Cœnobita, recuſus cum Philaſtrio, Baſil. 1528, 1551. 8. et cum *Paſchaſii Ratberti* libro per *Guil. Ratum*, *Rothomag.* 1540. 8. *Fabr. Bibl. med. et inf. Latinit. libr. XI.* Es iſt kaum möglich, daß **Fabricius** eine einzige von allen dieſen Auflagen kann ſelbſt geſehen haben. Denn falſch iſt es, daß die Ausgabe des **Quadratus** die erſte iſt. Falſch iſt es, daß das Buch des **Lanfrancus** mit dem **Philaſtrius** wieder aufgelegt worden: eben dieſe Auflage iſt die allererſte des **Sichards**. Falſch endlich iſt es, daß ein **Guil. Ratus** 1540 zu Rouen den **Lanfrancus** herausgegeben: eben dieſe Ausgabe von Rouen und benanntem Jahre iſt die Ausgabe des **Quadratus**, und **Guil. Ratus** heißt nur der, welchem ſie **Quadratus** zuſchrieb. Ich kann nicht begreiffen, woher dieſe Verwirrung entſtanden. Denn eine bloſſe Verwirrung kann es doch nur ſeyn: ob ich ſie ſchon auch von Hr. **Hambergern** wiederhohlt finde. **Zuverläßige Nachrichten**, Th. *III.* S. 805.

daß Lanfrancus vielleicht ſelbſt die Stelle in nachfolgenden Zeiten eingeſchoben, um ſein Buch deſto vollſtändiger zu machen.(*) Aber wo iſt der Verfaſſer, der ſein Buch auf Unkoſten aller Ordnung, alles Zuſammenhanges, alles geſunden Menſchenverſtandes, mit einer einzigen Nachricht vermehren wollte, die man bey ihm gar nicht ſucht? Und daß dieſes hier der Fall wäre, wird jeder empfinden, der ſich die Mühe nehmen will, die erſten zwey Kapitel in einem Striche zu leſen. Ein anderes wäre es, wenn noch ſonſt Spuren der Umarbeitung und Vermehrung in dem Texte des Quadratus ſich fänden. Allein keine einzige, als dieſe, und eine ſo unförmliche: das iſt ſchlechterdings unglaublich. Dennoch, wie beſcheiden iſt noch Dacherius im Vergleich mit dem Benediktiner, dem Lanfrancus nicht bloß ſo verwirrt ergänzt, ſondern gleich Anfangs geſchrieben haben ſoll! Iſt es möglich, daß dieſer Mann, auch nur den Anfang des Werks, mit Aufmerkſamkeit kann geleſen haben?

5. Denn endlich: was erhellet aus dieſem Anfange unwiderſprechlicher, als daß Lanfrancus nicht in England geſchrieben? Lanfrancus wirft dem Berengarius vor, daß er ihm ausweiche, ihn vermeide, daß er ſich mündlich mit ihm nicht einlaſſen, kein freundſchaftliches Geſpräch über die ſtreitige Materie, unter Zuziehung frommer und einſichtsvoller Schiedsrichter, mit ihm eingehen wolle. Si divina pietas cordi tuo inſpirare dignaretur, quatenus reſpectu ejus, atque animæ tuæ *mecum loqui* velles, locumque opportunum in quo id competenter poſſet fieri, ſalubri deliberatione eligeres: multum fortaſſe tibi, procul dubio autem iis conſuleres, quos decipis. ——— Sed quia elegiſti pravitatem, quam ſemel imbibiſti, clandeſtinis diſputationibus apud imperitos tueri; palam autem atque in audientia ſancti Concilii orthodoxam fidem non amore veritatis,

---

(*) Deinde collato Tractatu ad tria Mſ. Bibliothecarum Regiæ, Beccenſis et Petavianæ, nec non ad omnes, quæ occurrerunt editiones, cum ejuscemodi profeſſionis ne vel minima ſyllaba legeretur, magis augebatur ſuſpicio: Nihilo tamen ſecius additamenta eſſe quæ protulimus, non eſt cur affirmemus, quandoquidem adjeciſſe ea B. Lanfrancum, elaboraſſeque ut amplior atque emendatior foret libellus, vero ſimillima eſt ratio; quod et ſolent plerique auctores ſæpiuscule opera a ſe edita ſub incudem revocare. *Dacherius ad Lectorem.*

ſed timore mortis confiteri: propterea *refugis me*, refugis religioſas perſonas, qui de verbis tuis, ac meis poſſint ferre ſententiam. Nun frage ich einen jeden, läſſet ſich ſo ein Vorwurf einem Manne machen, den Land und Meer von uns trennen? Berengarius flohe den Lanfrancus: alſo mußten ſie doch einander noch leicht treffen können? Berengarius wollte an dem dritten Orte mit dem Lanfrancus nicht zuſammen kommen: wie iſt das? ſollte der Archidiaconus zu dem Biſchofe nach England, oder wollte der Biſchof zu dem Archidiaconus nach Frankreich kommen? Thorheit! Berengarius und Lanfrancus mußten nothwendig noch in benachbarten Provinzen des nehmlichen Landes leben; und über die See, aus einem Lande in das andere, macht man dergleichen Einladungen und Verweiſe nicht. ——

Ich ſollte glauben, mein Freund, dieſer letzte Grund allein überwiege alle Sophiſtereyen des Benediktiners. Und doch, wie geſagt, getraute ich mir nur wenig mit ihm, und allen vorhergehenden, gegen einen Mann auszurichten, dem das ſicherſte Zeichen der hiſtoriſchen Wahrheit dasjenige zu ſeyn ſcheinet, was ſeiner Religion am meiſten Ehre macht. In der Ueberzeugung, daß, wenn die Dinge ſich ſchon nicht ſo, wie er ſagt, wirklich zugetragen hätten, ſie ſich dennoch ſo hätten zutragen ſollen, würde er mich Einen unerträglichen Ergoteur über den andern heiſſen, und es käme darauf an, wie viele Leſer ihm ſehr Unrecht geben würden, da es die Schwachheit der meiſten iſt, mehr Gefallen an dem Aufbauen, als an dem Niederreiſſen zu finden.

Gut alſo, daß auf dieſes Spiegelgefechte nichts ankömmt, und der Benediktiner ſich in ein ernſthafteres nun wohl ſchwerlich einlaſſen dürfte. Er wird ſchwerlich noch behaupten wollen, daß Berengarius die Schrift des Lanfrancus ohne Antwort gelaſſen: denn hier iſt die Antwort. Er wird ſchwerlich uns noch bereden wollen, daß Berengarius durch die Schrift des Lanfrancus bekehret worden: denn die Antwort des Berengarius enthält ſo wenig eine Billigung ſeines Gegners, daß dieſer Gegner vielmehr darinn ſo eingetrieben wird, daß allem Anſehen nach nicht Lanfrancus, ſondern Berengarius das letzte Wort behalten. Doch, das letzte Wort! Als ob nur der immer Recht hätte, der das letzte Wort behält.

Noch weniger, denke ich, wird der Benediktiner (oder, wenn der nehmliche nicht mehr am Leben, einer von ſeinen Ordensbrüdern, der die Ehre ihres gemeinſchaftlichen Werkes retten zu müſſen glaubt,) darauf beſtehen wollen, daß dem ohngeachtet Lanfrancus erſt unter Gregorius dem ſiebenden müſſe geſchrieben haben. Denn warum ſollten ſie ein elendes Einſchiebſel noch länger vertheidigen wollen, da ſie doch die Hauptſache, welche ſie damit zu erhalten gedachten, aufgeben müſſen? Zwar beharret man oft auf der Behauptung ſolcher unbedeutender Umſtände um ſo viel hartnäckiger, je weniger man ſich bloß geben will, daß man ſie Anfangs, nicht ſo wohl ihrer eigenen Evidenz wegen, als nur zum Behuf eines andern zu erſchleichenden Punkts von größerer Wichtigkeit, behauptet habe. Und auch auf dieſen Fall verſiehet mich unſer Manuſcript mit Gründen, ihm zu begegnen!

Denn wie kann Lanfrancus ſein Buch erſt unter Gregorius dem ſiebenden, geſchrieben haben, da des Berengarius Widerlegung dieſes Buches weit früher geſchrieben iſt? Hiervon aber fallen überall die unwiderſprechlichſten Beweiſe in die Augen. Vors erſte gedenkt Berengarius ſeines letzten Wiederrufs unter genanntem Pabſte mit keinem Worte; er entſchuldiget ſich bloß wegen des erſten, zu dem man ihn, unter Nicolaus dem zweyten, gezwungen hatte; und unmöglich hätte er jenen ſo gänzlich mit Stillſchweigen übergehen können, wenn er bereits geſchehen geweſen wäre, wenn ihm Lanfrancus denſelben ſo gar mit vorgeworfen hätte. Zweytens; Berengarius beruft ſich namentlich mehr als einmal auf den Kardinal Hildebrand; folglich war Hildebrand noch nicht Gregorius der ſiebende, und Berengarius mußte dieſes noch unter der Regierung Alexanders des zweyten ſchreiben. Drittens; Berengarius nennet den Lanfrancus ſelbſt durchgängig Monachum; eine Benennung, die dem Lanfrancus nur bis 1070 zukommen konnte, und die ihm, auch noch als Biſchof zu ertheilen, die gröbſte Beleidigung geweſen wäre.

Ich werde in meinen folgenden Briefen Gelegenheit haben, Ihnen aus dem Manuſcripte ſelbſt verſchiedne Stellen mitzutheilen, aus welchen dieſe Data erhellen. Itzt merke ich überhaupt nur noch an, daß, dem allen zu Folge, der Zeitraum zwiſchen 63 und 69 fallen muß, in welchem Berengarius zuerſt geſchrieben, Lanfrancus ihn widerlegt, und erſtrer auf die Widerlegung geantwortet haben kann. So viele Jahre können auch gar wohl darüber verfloſſen ſeyn: denn ſo Schlag auf Schlag lieſſen ſich die gelehrten Streitigkeiten im eilſten Jahrhunderte ohne Zweifel noch nicht führen, als wir ſie itzt, im achtzehnten, geführt zu ſehen gewohnt ſind.

IV.

Wenn es Nugæ ſind, womit ich Sie in meinem vorigen Briefe unterhalten habe, ſo ſind es doch Nugæ aus der Klaſſe derer, quæ seria ducunt: und das muß mich entſchuldigen. Eine handgreiflich untergeſchobene Stelle ſey eine noch ſo klägliche Nichtswürdigkeit: das, wozu man dieſe Stelle brauchen will, iſt wenigſtens keine Nichtswürdigkeit.

Denn überſehen Sie nur den ganzen Weg des Benediktiners; von wannen er ausgehet, und nach welchem Ziele er fortſchreitet. Wann die Stelle des Lanfrancus, ſchließt er, nicht untergeſchoben iſt, ſo hat Lanfrancus viel ſpäter geſchrieben; hat er viel ſpäter geſchrieben, ſo kann er wohl gar den Berengarius bekehrt haben; hat er ihn bekehren können, ſo hat er ihn gewiß bekehrt; und hat er ihn, den Patriarchen aller Feinde der Transſubſtantiation bekehret, ſo iſt es bloſſe Hartnäckigkeit von mir, und von Ihnen, und von uns allen, wenn wir uns nicht gleichfalls durch ſeine Gründe bekehren laſſen.

Aber, wird man ſagen, ſo ſchloß vielleicht nur ein einziger Benediktiner; ſo ſchloſſen höchſtens nur diejenigen Benediktiner, die gemeinſchaftlich an einem Werke arbeiteten, das die Sanction ihrer Kirche weder erhalten hat, noch jemals erhalten wird: dieſe billiget dergleichen Fechterſtreiche eben ſo wenig, als ſie deren bedarf.

Nun wohl: ſo wollen wir alle die kleinen Vortheile, die unſer Manuſcript gegen unbefugte Partheygänger an die

Hand giebt, für nichts rechnen, und zu wichtigern Dingen kommen.

Mit einem Worte, mein Freund, ich verſpreche Ihnen nichts geringeres, als die Aufklärung und Berichtigung der geſamten Berengariſchen Händel, in einem Grade, welcher ſchwerlich mehr zu erwarten ſtand. Sowohl die eigentliche Meynung des Berengarius, als die verſchiednen Wege, welche man einſchlug, dieſe Meynung in ihm zu unterdrücken, wohin vornehmlich die gegen ihn gehaltenen Kirchenverſammlungen gehören, nebſt der räthſelhaften Nachſicht, die er bey allen ſeinen anſcheinenden Rückfällen fand: alles das ſollen Sie in einem ſchlechterdings neuen Lichte erblicken, welches Ueberzeugung und Befriedigung auf den geringſten Umſtand verbreitet.

Aber erlauben Sie mir, was ich Ihnen von der eigentlichen Meynung des Berengarius aus dem Manuſcripte mitzutheilen habe, noch vors erſte bey Seite zu ſetzen. Ich halte es für ſchicklicher, bey dem bloß Hiſtoriſchen anzufangen, und Ihnen, nach der Zeitordnung, nicht unerhebliche Erörterungen über folgende beſondere Stücke vorzulegen: als nehmlich, 1) über die erſte Anklage des Berengarius bey dem Pabſte; 2) über die Zeit, wenn Berengarius ſeine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen; 3) über die erſte wider ihn zu Rom unter Leo dem neunten 1050 gehaltene Kirchenverſammlung; 4) über die Kirchenverſammlung zu Vercelli, des nehmlichen Jahres; 5) über die zu Paris in Gegenwart Heinrichs des erſten, gleichfalls von dieſem Jahre; 6) über die zu Tours von 1055; und endlich 7) über die zu Rom, von 1059, unter Nicolaus dem zweyten, als der nähern Veranlaſſung der zwiſchen dem Lanfrancus und Berengarius gewechſelten Streitſchriften.

Alles, was wir von dieſen Dingen bisher gewußt haben, ſchreibet ſich, wie bekannt, faſt einzig und allein aus der Schrift des Lanfrancus her. Selbſt der zeitverwandte Anonymus, deſſen Aufſatz de *Berengarii* damnatione multiplici, Chifletius herausgegeben hat, iſt nichts als der oft wörtliche Kopiſte des Lanfrancus, bis er auf den allerletzten Wiederruf des Berengarius, unter Gregorius dem ſiebenden, kömmt, welchem er ſelbſt beygewohnet haben will. Da ich nun geſagt, daß Berengarius in unſerm Manuſcripte dem Lanfrancus Schritt vor Schritt folge: ſo können Sie leicht erachten, daß er auch die hiſtoriſchen Umſtände nicht werde vorbeygegangen ſeyn, die dieſer ſeinen erſten Kapiteln eingeflochten. Aber hier iſt es, wo ich die Klage über die Verſtümmlung wiederhohlen muß, welche das Manuſcript erlitten. Es fängt nur wenige Zeilen vorher an, ehe Berengarius auf die Worte ſeines Gegners kömmt, Cur ergo ſcriptum hoc magis *Humberto* aſcribis quam tibi, quam *Nicolao*, quam concilio, quam omnibus eccleſiis, quæ illud cum reverentia ſuſceperunt? welche ſich bey dem Lanfrancus zu Ende des zweyten Kapitels, in der Ausgabe des Dacherius auf der 283ſten Seite, befinden. Was alſo Berengarius auf alles vorhergehende geantwortet, iſt verloren. Wie viel deſſen geweſen, iſt nicht leicht zu beſtimmen: aber daß es von Wichtigkeit geweſen, iſt wohl unſtreitig, und Theils aus dem Inhalte des Lanfrancus, Theils aus den eigenen nachfolgenden Beziehungen des Berengarius darauf, zu unſerm Leidweſen ſattſam zu ermeſſen. Indeß, was würde es helfen, dieſen Verluſt viel zu bejammern? Was weg iſt, iſt weg: laſſen Sie uns nur das, was wir noch haben, deſto ſorgfältiger brauchen. Und hiermit zur Sache!

1. Von der erſten Anklage des Berengarius bey dem Pabſte.

Wenn wir uns um denjenigen bekümmern, welcher die beſondere Meynung des Berengarius zuerſt zu einer öffentlichen Angelegenheit der allgemeinen Kirche gemacht hat, um ſeinen erſten Ankläger bey dem Pabſte: ſo finden wir zwar, daß Lanfrancus ſelbſt es weder leugnen wollen noch leugnen können, daß Er gewiſſer Maaßen dafür anzuſehen ſey. Um jedoch allen Argwohn irgend eines perſönlichen Haſſes gegen den Berengarius von ſich abzulehnen, und ſich, nicht ſowohl in dem Lichte eines verhaßten Anbringers, eines vorſetzlichen Ketzermachers, als vielmehr eines bloß leidenden Werkzeuges erblicken zu laſſen, deſſen ſich die Vorſicht dabey bedienen wollen: ſo erzehlt er den Verlauf folgender Geſtalt.(*) „Berengarius, ſagt er, habe einen

---

(*) Tempore ſancti *Leonis* Papæ, delata eſt hæreſis tua ad apoſtolicam ſedem. Qui cum Synodo præſideret, ac reſideret ſecum non parva

Brief über das Abendmahl an ihn, nach der Normandie, geſchrieben: weil er (**Lanfrancus**) aber allda gleich nicht gegenwärtig geweſen, ſo ſey der Brief verſchiednen Geiſtlichen in die Hände gerathen, welche ihn geleſen, und den anſtößigen Inhalt weiter bekannt gemacht hätten. Er ſey darüber in den Verdacht gerathen, als ob er es wohl ſelbſt mit dem **Berengarius**, es ſey aus bloſſer Freundſchaft, oder aus Ueberzeugung, halte: und dieſer Verdacht habe ſich ſogar in Rom verbreitet, als der Brief ihm von einem Geiſtlichen aus Reims, dahin nachgebracht worden. Der Pabſt habe davon gehöret; und weil er eben ein Concilium um ſich verſammelt gehabt, ſo ſey der Brief öffentlich verleſen, und die darin geäuſſerte Meynung einmüthig verdammt werden; er ſelbſt aber habe, auf päbſtlichen Befehl, auftreten und die reine Lehre der Kirche, zu ſeiner eigenen Rechtfertigung, dagegen erhärten müſſen.“

Was nun den Brief ſelbſt anbelangt, welcher alle das Unheil angeſtiftet haben ſoll: ſo hat **Lanfrancus** nicht für gut befunden, ihn uns mitzutheilen. Aber **Dacherius** hat, aus einer Handſchrift in der königlichen Bibliothek zu Paris, einen Brief des **Berengarius** an den **Lanfrancus** bekannt gemacht, welchen er für den nehmlichen hält.(*) Er iſt ſo kurz, und jedes

---

multitudo Epiſcoporum, Abbatum, diverſique ordinis a diverſis regionibus religioſarum perſonarum, juſſum eſt in omnium audientia recitari, quas mihi de Corpore et Sanguine Domini literas tranſmiſiſti. Portitor quippe earum legatus tuus me in Normannia non reperto, tradidit eas quibusdam clericis; quas cum legiſſent, et contra uſitatiſſimam Eccleſiæ fidem animadvertiſſent, zelo Dei accenſi quibusdam ad legendum eas porrexerunt, plurimis earum ſententias verbis expoſuerunt. Itaque factum eſt, ut non deterior de te quam de me fuerit orta ſuſpicio, ad quem videlicet tales literas deſtinaveris, putantibus multis me fovere, ac favere quæ a te dicerentur, vel gratia qua te diligerem, vel fide qua re vera ita eſſe non dubitanter tenerem. Igitur cum a quodam Remenſi clerico Romam perlatas recitator legeret, intellecto quod *Joannem Scotum* extolleres, *Paſchaſium* damnares, communi de Euchariſtia fidei adverſa ſentires, promulgata eſt in te damnationis ſententia privans te communione ſanctæ Eccleſiæ, quam tu privare ſancta ejus communione ſatagebas. Poſt hæc præcepit Papa, ut ego ſurgerem, pravi rumoris a me maculam abſtergerem, fidem meam exponerem *&c. Cap. IV p. 234. Edit. Dach.*

(*) In Notis et Obſerv. ad vitam *Lanfranci*, p. 22.

Wort deſſelben verdienet in Abſicht deſſen, was ich darüber zu ſagen habe, erwogen zu werden, daß ich ihn gar wohl hier ganz einrücken kann, und muß.

FRATRI LANFRANCO BERENGARIVS.

Pervenit ad me, Frater Lanfrance, quiddam auditum ab Ingelranno Carnotenſi, in quo diſſimulare non debui ammonere dilectionem tuam. Id autem eſt, diſplicere tibi, immo hæreticas habuiſſe ſententias Ioannis Scoti de Sacramento altaris, in quibus diſſentit a ſuſcepto tuo Paſchaſio. Hac ergo in re ſi ita eſt, Frater, indignum feciſti ingenio, quod tibi Deus non aſpernabile contulit, præproperam ſerendo ſententiam. Nondum enim adeo ſategiſti in ſcriptura divina cum tuis diligentioribus. Et nunc ergo, Frater, quantumlibet rudis in illa ſcriptura vellem tantum audire de eo, ſi opportunum mihi ſieret, adhibitis quibus velles, vel judicibus congruis, vel auditoribus. Quod quamdiu non ſit, non aſpernanter aſpicias quod dico. Si hæreticum habes Ioannem, cujus ſententias de Euchariſtia probamus, habendus tibi eſt hæreticus Ambroſius, Hieronymus, Auguſtinus, vt de cæteris taceam.

Dem Dacherius ſind, in ſeiner Meynung von dieſem Briefe, die gelehrteſten Männer der katholiſchen Kirche ohne Bedenken gefolgt. De Roye ſchloß ſo: aus dem Briefe, welcher auf dem Concilio vorgeleſen ward, erſahe man, daß Berengarius dem Johannes Scotus beytrete, daß er den Paſchaſius verdamme, und daß er einen andern Glauben von dem Abendmahle habe, als den gemeinen Glauben der Kirche; dieſe drey Punkte ſind auch aus gegenwärtigem Briefe zu erſehen; folglich iſt dieſer jener, und jener dieſer. Coſſartius billigte dieſen Schluß, und beſtätigte ihn noch durch die Vergleichung mit einer Stelle aus dem Briefe des Berengarius an den Aſcelinus, die freylich ſehr entſcheidend iſt. (*) Ich übergebe den Du Pin, (**) und andere, welche gleich ihm die Entdeckung des Dacherius ſtillſchweigend billigen, indem ſie dieſelbe nutzen.

Der einzige Mabillon erkannte hiebey eine Schwierigkeit, die allerdings ſo groß iſt, daß man ſich wundern muß, wie ſie

(*) Conciliorum T. XII. p. 1430.

(**) Nouv. Bibl. des Aut. Eccl. T. VIII. p. 7.

von allen ſeinen Vorgängern hat können überſehen werden. Wenn nehmlich ſchon die vom De Roye und Coſſartius angeführte Merkmahle eintreffen, ſo iſt doch noch ein anderes, und gerade das wichtigſte Merkmahl übrig, welches auf den vom Dacherius bekannt gemachten Brief ſchlechterdings nicht paſſen will. Ich meyne den Verdacht, welcher aus dem Briefe des **Berengarius** wider die Rechtgläubigkeit des **Lanfrancus** ſelbſt, ſoll entſtanden ſeyn. Einen ſolchen Verdacht, ſagt **Mabillon**, hat der gegenwärtige Brief dem **Lanfrancus** nicht zuziehen können, weil ausdrücklich darinn geſagt wird, daß **Lanfrancus** der Meynung des **Berengarius** nicht geweſen, und daß er ſie ſogar als ketzeriſch verworfen habe. Folglich, urtheilet **Mabillon**, müſſe es ein andrer Brief geweſen ſeyn, welcher in dem Concilio verleſen worden; und dieſes ſey ohne Zweifel der frühere geweſen, welcher den **Lanfrancus** in der Normandie nicht gefunden. (*)

Nun iſt zwar das letztere ganz ohne Grund. Denn aus den Worten des **Lanfrancus** erhellet im geringſten nicht, daß **Berengarius** zweymal an ihn, während ſeiner Abweſenheit aus der Normandie, geſchrieben habe: ſondern der Brief, welcher ihn in der Normandie nicht fand, iſt eben der, welcher von da nach Reims geſchickt, und von Reims ihm nach Rom gebracht wurde; wie ſolches eben der Benediktiner, mit welchem ich mich in meinem Vorigen herumgeſtritten, ſehr wohl zeiget. (**) Aber dem ohngeachtet beſtehet der Einwurf des **Mabillon** in aller ſeiner Stärke: und entweder iſt es nicht wahr, daß **Lanfrancus** ſelbſt durch den Brief des **Berengarius** verdächtig ge-

(*) Ante has litteras *Berengarius* ad *Lanfrancum* alias, vt videtur, priores perferendas tradiderat cuidam nuntio, qui, *Lanfranco* in Normannia minime reperto, eas aperuit, et quibusdam legendas præbuit. Hinc, vt ſunt proni ad ſiniſtra judicia mortales, non deterior de *Berengario* ipſo, quam de *Lanfranco* orta opinio, quaſi hic eadem cum illo ſentiret, quod prædictæ epiſtolæ convenire non poteſt, in qua *Lanfrancus* a *Berengario* diſſentire aperte dicitur: adeoque neceſſe eſt, alias admittere *Berengarii* ad *Lanfrancum* priores litteras, in quibus amice cum eo de ſuo errore agebat. *Mabillon Act. Sanctorum Ord. Bened. Saec. VI. Par. II. Praef.* §. 13.

(**) Hiſt. lit. de la Fr. T. VIII. p. 263.

werden, oder der Brief, durch welchen er es ward, iſt nicht der, welchen wir vor uns haben.

Daß **Mabillon** ſich lieber an die lezte Folge halten wollte, als an die erſte, iſt natürlich. Wie hätte er die erſte mit der Verehrung reimen können, die er gegen einen Heiligen ſeiner Kirche zu haben ſchuldig war? Der heilige Mann ſagt es ja ſelbſt, daß ſeine eigene Orthodoxie durch den Brief des **Berengarius** verdächtig geworden: wie ſollte nicht alles wahr ſeyn, was ſo ein heiliger Mann ſagt?

Und dennoch iſt es nicht wahr! Es war ein bloſſer Vorwand, den **Lanfrancus** zu brauchen beliebte: und **Berengarius** unterläßt nicht, dieſen Vorwand in unſerm Manuſcripte gerade zu für das, was er war, für eine Lüge zu erklären. Denn freylich wär der vor uns liegende Brief eben der, der in dem Concilio verleſen worden. **Berengarius** hatte ihn ſeiner Antwort ganz eingerückt. Leider zwar auf den erſten Blättern, welche verloren gegangen. Aber dem ohngeachtet erhellet aus dem, was er in der Folge davon ſagt, unwiderſprechlich, daß wir uns unmöglich irren können, wenn wir den Brief bey dem **Dacherius** für den nehmlichen, und für ſo authentiſch halten, als ob er aus den verlornen Blättern ſelbſt genommen wäre. Eben das alſo, wodurch er dem **Mabillon** verdächtig werden wollen, iſt das, was ihn am allerkenntlichſten machen muß. **Mabillon** ſagt, daß durch dieſen Brief **Lanfrancus** ſelbſt unmöglich in Verdacht gerathen können; eben dieſes ſagt auch **Berengarius** von dem, welchen er eingerückt hatte: folglich iſt es gewiß, daß ſie beide den einen und eben denſelben meynen.

Hier ſind die Stellen aus dem Manuſcripte ſelbſt, welche das gut machen werden, was ich geſagt habe. Es iſt, wie Sie wiſſen, überall **Lanfrancus**, mit dem **Berengarius** redet.

„Quod meum ad te ſcriptum ſententias habuisſe de corpore et ſanguine Domini dicere voluiſti, indignisſime tua veridicitate ſcripſiſti, quia nullas de corpore tibi Chriſti et ſanguine ſententias in ſcripto illo propoſui, quod ut manifeſtum fiat, ad ſcriptum illud, quod jam ſcripto iſti inſerui, qui voluerit recurrat.“

Und nicht weit darauf:

„Sæpius me de falſitate tua ſcriptum tuum compellit, vt loquar. Qua enim fronte ſcribere potuiſti ſuſpicionem contra te de meo ad te ſcripto potuiſſe oriri? Admonebat te ſcriptum illud meum, præproperam contra Ioannem Scotum te tuliſſe ſententiam, et vt de eo mecum agere dignareris ſecundum ſcripturas. Nec ſani ergo capitis fuit, aliquid contra te ſuſpicari de ſcripto illo, in quo ego reprehenderam, quod omnes, vt ſcribis, te feciſſe approbabant. Denique legat ſcriptum illud qui voluerit, et nihil conſtantius reputare valebit, quam non potuiſſe oriri de te ſuſpicionem, quæ de me orta fuerat per ſcriptum illud.“

Ich fürchte nicht, aus dieſen Stellen das geringſte mehr geſchloſſen zu haben, als die dürren Worte beſagen. Noch weniger fürchte ich, daß man den ganzen Umſtand für zu unerheblich halten werde, als daß er eine ſo beſondere Erörterung verdiene. Wenigſtens fürchte ich dieſes von denen nicht, welche wiſſen, was für Kleinigkeiten es öfters ſind, die gerade das meiſte Licht auf den Charakter eines Mannes werfen. Hat aus dem Briefe des Berengarius kein Verdacht gegen den Lanfrancus entſtehen können: ſo iſt auch keiner daraus entſtanden. Iſt keiner daraus entſtanden, und Lanfrancus verſichert es dem ohngeachtet: ſo wiſſen wir nun ſchon, was der gute Mann damit will. Der Kniff muß alt ſeyn unter den Ketzermachern; und ſie müſſen ſich ſehr wohl dabey zu befinden glauben: denn ſo alt er iſt, ſo üblich iſt er unter ihnen noch. Immer wollen ſie die grauſamen Anklagen, durch welche ſie ihres Nächſten Ehre und Wohlſtand und Leben in die äuſſerſte Gefahr ſetzen, für nichts als unumgängliche Selbſtvertheidigung gehalten wiſſen. Ohne dieſe würden ſie gern geſchwiegen, es gern ihrem GOtt nur in der Stille geklagt haben, wie ſehr ſeine heilige Wahrheit gekränkt und verläſtert werde: aber ihr eigner guter Leumund wird darüber verunglimpft; ihr eigner Glaube, deſſen Licht ſie vor aller Welt leuchten zu laſſen, ſo verbunden ſind, wird darüber verdunkelt: nun müſſen ſie auftreten, und müſſen reden, und müſſen vor GOtt und der Welt bezeugen, wie verderblich, wie greulich, wie werth mit Feuer und Schwerd verfolget zu werden, ſie die Irrthümer ihres ihnen ſonſt ſo lieben Nächſtens, ihres Bruders in Chriſto, finden.

Es wäre ſchlimm, wenn aus der folgenden Unterſuchung über die Zeit,

2. wenn eigentlich Berengarius ſeine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen,

die Heucheley des Lanfrancus noch ſchwärzer und verhaßter erſcheinen ſollte.

Der Brief des Berengarius war kurz vor, oder während der Kirchenverſammlung geſchrieben, welche zu Reims in den letzten Monaten des Jahres 49 gehalten wurde: denn er ward dem Lanfrancus, welcher ſich mit darauf befand, dahin nachgeſchickt. Lediglich auf dieſen Brief ward denn auch der Steller deſſelben, in dem nächſtfolgenden Jahre, zu Rom und Vercelli verdammt. Lanfrancus ſagt zwar, daß zu Vercelli die Lehre des Berengarius der Kirchenverſammlung vorgelegt worden, welches aus dem bloſſen Briefe nicht wohl geſchehen können, und daher andere authentiſche Schriften ſollte vorausſetzen laſſen. Allein, was Berengarius dem Lanfrancus hierauf, in unſerm Manuſcripte antwortet, iſt höchſt merkwürdig; nehmlich:

> „Quod ſententiam meam ſcribis Vercellis in conſeſſu illo expoſitam: dico de rei veritate et teſtimonio conſcientiæ meæ, nullum eo tempore ſententiam meam expoſuiſſe, quia nec mihi eo tempore tanta perſpicuitate conſtabat, quia nondum tanta pro veritate eo tempore perpeſſus nondum tam diligenti in ſcripturis conſideratione ſategeram."

Was meynen Sie? Wenn wir einer ſo feyerlichen Verſicherung glauben dürfen; — und ich wüßte nicht, warum wir nicht dürften? — wenn es wahr iſt, daß in dem Jahre 50 ſchlechterdings kein Menſch die Lehre des Berengarius vortragen können, weil er ſie noch ſelbſt nicht aufs reine gebracht hatte, weil er ſich noch ſelbſt um den Gegenſtand derſelben ſo genau nicht bekümmert hatte, als ihn die Verfolgungen, die er nachher darüber erdulden mußte, zu thun nöthigten: wie wird es um die ſtehen, welche ſo zuverläßig wiſſen wollen, daß er weit früher angefangen habe, ſeine Ketzerey zu verbreiten, und ihr durch Ueberredung und Beſtechung Anhänger zu verſchaffen?

Ich übergehe die elende Fabel, daß Berengarius eine beſondere Neigung zur Heterodoxie ſchon als Schüler des Biſchof Fulbert zu Chartres verrathen habe, und daß der ſterbende Fulbert ihn nicht vor ſeinen Augen leiden wollen, weil er einen Teufel ihm nachtreten geſehen. Wenn das geringſte davon wahr wäre, ſo würde ſein geweſener Mitſchüler, Ihr Adelmann, gewiß nicht unterlaſſen haben, in ſeinem Briefe es ihm vorzuhalten. Einigen Schriftſtellern zu Folge, ſoll Adelmann das auch wirklich gethan haben, und Natalis Alexander ſchreibt ausdrücklich: Sæpe adoleſcentem petulantis ingenii et ad novitates propenſi Præceptor ſanctiſſimus hortabatur ne a via regia, hoc eſt ab Apoſtolica fide et SS. Patrum doctrina deflecteret, vt Adelmannus teſtatur in Epiſtola ad ipſum data. (*) Aber wie muß dieſer Mann geleſen haben? Sie haben den Brief des Adelmanns gewiß aufmerkſamer geleſen, und wiſſen, daß die Ermahnungen des Fulbert, auf dem einmal gebahnten Wege zu bleiben, ſeinen Schülern überhaupt, nicht aber dem Berengarius ins beſondere, gegolten. Hätten ſie die geringſte beſondere Beziehung auf den Berengarius gehabt: ſo würde, wie geſagt, Adelmann ſicherlich ſich dieſes Vortheils gegen ihn da nicht begeben haben, wo er ja wohl eines ganz beſondern Eindruckes fähig geweſen wäre.

Auch bey dem Baronius brauche ich mich nicht zu verweilen, nach welchem Berengarius durch ſeine Ketzerey bereits im Jahre 1035 Unruhen ſoll erregt haben. Denn daß dieſes falſch ſey, haben Natalis Alexander und Ant. Pagi aus eigenen anderweitigen Nachrichten des Baronius gezeigt; und es iſt nur zu verwundern, wie Basnage dem Baronius ſo blindlings nachſchreiben können. (**)

Aber Pagi ſelbſt nimmt dafür das Jahr 45 an, in welchem die Ketzerey des Berengarius zuerſt ausgebrochen ſey; und gründet ſich deßfalls nicht ſowohl auf die Zeugniſſe verſchiedener Geſchichtſchreiber, an deren Genauigkeit ſich noch wohl zweifeln

---

(*) Diſſ. ſelect. ad Hiſt. Eccleſ. Seculi XI et XII. prima, art. 1.

(**) Hiſt. de l'Egliſe T. 1. p. 1396. §. 10.

lieſſe, als vielmehr auf die mit dieſen Zeugniſſen übereinſtimmende Berechnung, welche ſich aus dem Briefe des Adelmanns anſtellen läßt. Und dieſe iſt es, welche hier in nähere Erwägung gezogen zu werden verdienet.

Sie erinnern ſich, daß man aus den Worten des Adelmanns, Teutonicas aures, inter quas tam diu peregrinor, ſchlieſſen zu dürfen glaubet, daß er noch der Schule zu Lüttich vorgeſtanden, als er ſeinen Brief an den Berengarius geſchrieben. Sie erinnern ſich, daß man als unſtreitig annimmt, Biſchof zu Breſcia ſey er in dem Jahre 48 geworden. Hieraus würde nun freylich folgen, daß auch der Brief längeſtens in dieſem Jahre, wo nicht noch vorher, geſchrieben worden; und da es in demſelben ſo gar heißt, daß bereits zwey Jahre vorher der Ruf von der irrigen Lehre des Berengarius dem Adelmann zu Ohren gekommen; ſo würde eben ſo unſtreitig weiter folgen, daß Berengarius ſchon gegen 45 damit Aufſehen gemacht habe. Wäre nun aber dieſes, wie würde es um ſeine Verſicherung ſtehen, daß vor 50 keinem Menſchen ſeine wahre Meynung bekannt geweſen? Müßte er nicht entweder hiermit die Unwahrheit geſchrieben haben, oder leichtſinnig genug geweſen ſeyn, eine Lehre zu behaupten, und auszubreiten, die er ſelbſt noch nicht hinlänglich unterſucht hatte?

Ich denke nicht, daß eines von beiden nothwendig folgt. Er kann gar wohl vor 50 eine Meynung geäuſſert haben, welche den blinden Anhängern des Paſchaſius ärgerlich war. Aber es war bis dahin nicht ſowohl ſeine eigene Meynung, als die Meynung des Scotus. Denn ſo viel Uebergewicht als damals auch ſchon die Lehre des Paſchaſius mochte gewonnen haben: ſo war ſie doch noch durch keinen Schluß der Kirche für die einzig wahre erkannt worden. Die Lehre des Scotus war noch unverworfen; und es mußte einem jeden Gliede der Kirche noch frey ſtehen, ſich für die eine oder für die andere zu erklären. Auch thut Berengarius in dem Briefe an den Lanfrancus ſelbſt weiter nichts, als daß er, zu Folge dieſer Freyheit, den Lanfrancus vor Uebereilung und eigenmächtiger Verdammung eines Mannes warnet, in welche die unſträflichſten Väter der Kirche mit verwickelt werden könnten.

Sie werden ſagen: „alles das, ſo befriedigend es auch immer ſeyn möge, könne doch nur für den Brief des Adelmanns befriedigen; aber dieſen Brief habe Berengarius nicht ohne Antwort gelaſſen; beträchtliche Fragmente von dieſer Antwort wären vorhanden; und dieſe Fragmente wenigſtens widerſprächen der angezogenen Verſicherung ihres Verfaſſers, daß bis zur Kirchenverſammlung zu Vercelli, ſie ſelbſt eingeſchloſſen, niemand von ſeiner Meynung hinlänglich unterrichtet geweſen; angeſehen in dieſen Fragmenten im geringſten nicht von der Meynung des Scotus, ſondern von der eigenen Meynung des Berengarius die Rede ſey, die er ſowohl durch Schlüſſe, als durch Stellen aus den Vätern zu behaupten ſuche."

Recht; Sie ſetzen nehmlich voraus — Doch ehe ich es vergeſſe! Es iſt ohne Zweifel ein bloſſes Verſehen Ihres Setzers, oder Abſchreibers, mein Freund, daß nurgedachte Fragmente, in Ihrer Ausgabe, als ein einziges fortlauffendes Fragment gedruckt worden. Martene und Durand hatten ſie nicht in bloſſen Abſätzen drucken laſſen, ſondern die Abſätze ſelbſt noch durch die Worte Idem infra von einander getrennet: und dieſe Worte ſind es, welche ich ungern bey Ihnen vermiſſe. Nicht ſowohl deswegen, weil man ohne ſie nun leicht einen Zuſammenhang ſuchen möchte, wo keiner ſeyn ſoll: als vielmehr deswegen, weil ohne ſie dem Leſer ſo leicht nun nicht eine Frage beyfallen kann, die nicht ſo ganz für die lange Weile ſeyn dürfte. Nehmlich die: das Manuſcript, aus welchem Martene und Durand ihre erſte Ausgabe beſorgten, enthielt es ebenfalls nur die mitgetheilten Fragmente aus der Antwort des Berengarius? oder enthielt es dieſe Antwort ganz? Wenn gleichfalls nur die mitgetheilten Fragmente: warum ſagte man uns das nicht deutlich? Wenn die Antwort ganz: warum erhielten wir ſie nicht ganz daraus? Was für Recht hatten dieſe Benediktiner, das Uebrige zu unterdrücken? In welchem Verdachte müſſen uns ſolche Unterdrückungen beſtärken? Ich habe dieſe unangenehme Saite ſchon einmal berühren müſſen. (*) Nun wäre es leicht möglich, daß das, was ſie ſo zurückgehalten, gänzlich aus der Welt wäre: denn das Manuſcript, welches ſie brauchten, wird ohne

---

(*) In dem zweyten Briefe, S. 331.

Zweifel zu Gemblou mit verbrannt ſeyn. Aber wieder in das Gleiß. ——

Sie ſetzen, ſage ich, voraus, — daß, wenn man das Datum eines Briefes wiſſe, man in dem Dato der Antwort nicht eben ſehr weit fehlen könne; daß alſo, wenn der Brief des Adelmanns vor 48 geſchrieben werden, die Antwort des Berengarius wohl ſchwerlich erſt 50, und ſpäter, werde erfolgt ſeyn. Gleichwohl, ſo natürlich dieſe Vorausſetzung iſt, ſo muß ſie doch hier einem unſtreitigern Beweiſe nachſtehen. Der Brief des Adelmanns mag geſchrieben ſeyn, wenn er will: die Antwort des Berengarius iſt gewiß erſt nachher geſchrieben, als er mit dem Lanfrancus bereits in Streit gerathen war. Dieſes iſt aus den Worten unwiderſprechlich: Adverſarii ergo, vulgus, et cum vulgo inſanientes, Paſchaſius, Lanfrancus et quicumque alii ita cauſam intendebant: panem et vinum, per corruptionem vel abſumptionem ſui, in particulam carnis Chriſti ſenſualiter tranſire et ſanguinis. Wie hätte Berengarius des Lanfrancus hier, und auf ſolche Weiſe, gedenken können, wenn er nicht bereits jenen Brief an ihn geſchrieben gehabt hätte, vor welchem er noch kaum wußte, wie ſehr abgeneigt Lanfrancus von der beſſern Meynung des Scotus ſey? Hatte er aber jenen Brief bereits geſchrieben: ſo iſt ſeine Antwort an den Adelmann auch zuverläßig ſpäter, als die Kirchenverſammlung von Vercelli, in welcher man ihn wegen einer Meynung verdammte, von der, wie er verſichert, noch kein Menſch wiſſen konnte, ob es ſeine Meynung ſey, oder nicht. Nur durch dieſe, und die kurz vorhergegangene Römiſche Kirchenverſammlung, lernte Berengarius ſelbſt den Lanfrancus erſt recht kennen; und wenn er einige Monate vorher noch zweifelte, ob es auch wahr ſey, was ihm Ingelrannus aus Chartres von deſſen Geſinnungen erzehlt hatte: ſo wird er ihn gewiß nicht noch früher zu dem blödſinnigen, raſenden Pöbel gerechnet haben, wie er in der Antwort an den Adelmann thut.

Ob nun aus dem ſo beſtimmten ſpätern Dato dieſer Antwort, auch auf das ſpätere Datum des Briefes ſelbſt, müſſe zurückgeſchloſſen werden, will ich nicht zu entſcheiden ſuchen. Geſetzt, es müßte: ſo würde höchſtens nur das Jahr, wenn

Adelmann Biſchof zu Breſcia geworden, dadurch zweifelhaft werden. Denn jeder andere Grund, warum Adelmann nicht nach der Verdammung des Berengarius zu Vercelli könne geſchrieben haben, iſt ſo viel als keiner. Man fragt z. E., ob er ihn auch wohl ſodann noch ſancte Frater angeredet haben würde? Sancte nun wohl nicht; als welches Sie ſelbſt für den Zuſatz eines Abſchreibers erkennen: aber Frater doch ohne Zweifel. Denn Frater nennet ihn ja auch Aſcelinus in einem Briefe, der ſicherlich nach den erſten Kirchenverſammlungen geſchrieben war, die den Berengarius verdammet hatten.

Und ſo, dächte ich, wäre die Verſicherung des Berengarius, von welcher die Rede iſt, gegen alle ihr entgegenſtehende Behauptungen gerettet. Nun ſetze ich noch einen poſitiven Umſtand hinzu, der es ſchlechterdings unglaublich macht, daß Berengarius ſchon vor 50 als ein Ketzer bekannt geweſen.

Nehmlich; wenn es nicht wahr iſt, was Berengarius von ſich verſichert, daß die Kirchenverſammlung zu Vercelli von ſeiner Meynung über das Abendmahl nichts wiſſen können, weil er noch ſelbſt keine gehabt, die er ſein eigen nennen können; wenn es im Gegentheil wahr iſt, daß ſchon lange vorher der Ruf von ſeiner Ketzerey ſich nicht allein in Frankreich, ſondern auch in Italien, und ſogar in Deutſchland, wie Adelmann ſagt, verbreitet: wie kam es, daß ſie auf keiner frühern Kirchenverſammlung gerüget ward? Wie kam es, daß beſonders auf der zu Reims, bey welcher Leo der neunte ſelbſt zugegen war, ihrer nicht im geringſten gedacht ward? Man ſage nicht, daß die mit andern Dingen beſchäftiget geweſen. In dem Eingange ihrer Verhandlungen, welche Baronius bekannt gemacht, heißt es ausdrücklich, daß auch de quibusdam hæresibus, quæ in eisdem pullulaverant partibus, die Rede ſeyn ſollen; und bey Anführung der von ihr gefaßten Schlüſſe heißt es wiederum: Et quia novi Hæretici in Gallicanis partibus emerſerant, Papa eos excommunicavit, illis additis qui ab eis aliquod munus vel ſervitium acciperent, aut quodlibet defenſionis patrocinium illis impenderent. (*) Es hat auch an Gelehrten, der Römiſchen Kirche ſelbſt, nicht gefehlt, welche wohl empfunden, wie ſchlieſ-

---

(*) Hard. Concil. T. V. P. I. p. 1001 & 1007.

ſend das Stillſchweigen dieſer Kirchenverſammlung zu Reims ſey. Bouläus iſt nahe daran, den ganzen Schluß zuzugeben: und die einzige Wendung, mit welcher er ihm noch auszuweichen glaubt, iſt ſo gezwungen, daß man ihr ſeine Verlegenheit dabey nur zu ſehr anſieht. (*) Cum in actis, ſagt er, concilii Remenſis nulla videatur facta fuiſſe mentio Berengarii, credibile eſt tum nondum plane doctrinam illam extra ſcholas prodiiſſe, aut ſi quid de ea relatum eſt, Leonem noluiſſe agitari, ne ſi corruptiſſimis Eccleſiaſticorum temporibus illa Quæſtio publice moveretur, plurimos inveniret fautores præſertim in Francia, vbi Diſciplina plurimum elanguerat. Dieſer Bedenklichkeit, welche er dem Leo leihet, ſie möchte nun zu billigen ſeyn oder nicht, widerſpricht Lanfrancus ſelbſt, wenn er mit deutlichen Worten ſagt, daß die Ketzerey des Berengarius erſt nach der Kirchenverſammlung zu Reims dem Pabſte zu Ohren gekommen, als er das Jahr darauf ein neues Concilium zu Rom um ſich verſammelt gehabt. Leo wollte ſie alſo zu Reims nicht vertuſchen: ſondern er hatte ſchlechterdings von ihr noch nichts gehöret, und das erſte, was er davon erfuhr, erfuhr er aus dem Briefe an den Lanfrancus. Hiedurch wird auch alle Vermuthung abgeſchnitten, ob ſich nicht unter den zu Reims verdammten Ketzereyen, deren keine eigentlich benennet wird, die Ketzerey des Berengarius wirklich mit befunden. Denn wenn ſie ſchon in den geſchriebenen Verhandlungen nicht namentlich vorkommen müſſen: ſo hätte ſie doch namentlich müſſen verdammt ſeyn; und auch dann hätte Lanfrancus nicht ſagen können, daß ſie erſt das Jahr darauf zu Rom vor den Päbſtlichen Stuhl gebracht worden, und die Gelegenheit darzu der eigene Brief des Berengarius gegeben habe.

Kurz; ſo gewiß es iſt, daß in dieſem Briefe nichts vorgekommen, wodurch Lanfrancus ſelbſt verdächtig werden können: eben ſo gewiß möchte nun wohl auch erhellen, daß der nehmliche Brief das erſte und einzige war, was Berengarius zur Zeit noch über die ſtreitige Materie geſchrieben hatte. Gleichwohl aber dieſe erſte und einzige Schrift, in welcher nichts beſtimmet wird, in welcher bloß zu einer vertrauten Unterredung eingela-

---

(*) Hiſt. Vniverſ. Pariſ. T. I. p. 116.

den wird, in welcher bloß, bis zu deren Ausgange, vor übereilten und ſolchen Entſcheidungen gewarnet wird; — gleichwohl dieſe freundſchaftliche, beſcheidene, ſchmeichelnde Schrift, ſo hämiſch zu einer förmlichen Anklage zu machen! o heiliger Lanfrancus, wenn du dir das erlauben konnteſt, — bitte für mich nicht!

Das war es denn auch, wodurch ich beſorgte, daß das Betragen des Lanfrancus noch ſchwärzer erſcheinen dürfte. Aber ich komme

3. auf die Kirchenverſammlung zu Rom, unter Leo dem neunten,

nun ſelbſt; und wenn ja zur Entlarvung des Heuchlers noch etwas gefehlt hat, ſo wird es ſich hier finden.

Als Lanfrancus zu Rom war, wohin ihm der Brief des Berengarius nachgeſchickt ward, was machte er daſelbſt? was waren ſeine Verrichtungen damals zu Rom? Dieſe Frage iſt mehrern eingefallen, als mir; und die meiſten antworten darauf: das wiſſen wir nicht. Nur hier und da hat es einer zu errathen geſucht, der vielleicht fühlte, daß es für den Lanfrancus doch wohl gut wär, wenn man es wüßte, um auch hierdurch einem Verdachte vorzubeugen, den er ſelbſt ſo gern von ſich ablehnen wollen.

De Roye wollte uns glauben machen, Lanfrancus ſey damals in Angelegenheiten ſeines Herzogs zu Rom geweſen; nehmlich des Herzogs Wilhelm von der Normandie, welcher eine zu nahe Blutsverwandte geheyrathet hatte, und darüber mit ſamt ſeinem Lande in den Päbſtlichen Bann gerathen war. Eine verwirrte Stelle in der Chronike von Bec hatte, ohne Zweifel, den De Roye verführt. Aber ſchon Dubois, (*) und nachher Coſſartius, (**) haben ihn deßfalls widerlegt; und es iſt unleugbar, daß jene Angelegenheit unter Nicolaus dem zweyten ſich eräugnet. Zu ihrem Behufe that Lanfrancus eine zweyte

---

(*) Lanfrancus hoc anno Romam venerat, et inter plures monachos, qui aderant Concilio, aſtitit. Nondum ille Beccenſis Abbas erat, qua vero occaſione Romam venerit, haud dixero. Certe non interdicti Nortmanniæ cauſa perrexiſſe Romam certum eſt, cum ea cauſa non ad Leonem IX, ſed ad Nicolaum PP. pertineat. *Dubois Hiſt. Eccl. Pariſ. T. I. p. 670.*

(**) Coſſart. Conciliorum T. XI. p. 1428.

Reiſe nach Rom; und hier iſt nicht von ſeiner zweyten, ſondern von ſeiner erſten die Rede.

Mein Benediktiner konnte in dieſen Fehler nicht fallen. Um jedoch auch den Lanfrancus nicht das erſtemal nach Rom reiſen zu laſſen, bloß um wider zurückreiſen zu können, hat er eine andere Muthmaſſung erhaſcht, die ihm ſo glücklich und ſicher dünkt, daß er ſie ganz in dem Tone einer ausgemachten Wahrheit vorträgt. (*) „Der Brief des Berengarius, ſagt er, wurde nach der Normandie geſchickt, wo er aber den Lanfrancus nicht fand. Lanfrancus hatte ſich auf das Concilium nach Reims verfügt, welches im Anfange des Octobers 1049, unter dem eigenen Vorſitze Pabſt Leo des neunten, gefeyert ward. Dieſes iſt ein Factum, welches allen Geſchichtſchreibern des Lanfrancus entwiſcht iſt, gleichwohl ganz natürlich aus dem folget, was Lanfrancus ſelbſt in dem dreyzehnten ſeiner Briefe erzehlt. Er berichtet uns darinn ausdrücklich, daß er ſich in dem Gefolge dieſes Pabſtes befunden, als er auf ſeiner Rückreiſe durch Lothringen die Kirche zu Remiremont eingeweyhet. Und ſeht, (voilà!) das war die wahre Urſache ſeiner erſten Reiſe nach Rom, die bis auf dieſen Augenblick unbekannt geblieben.“

Und ſeht, das iſt wieder ein Freundſchaftsſtück, wie es nur immer ein todter Benediktiner von einem lebendigen erwarten kann! Ich will dem ſinnreichen Manne die Marſchroute, die er dem Lanfrancus nachzeichnet, nicht ſtreitig machen; er ſcheinet ihm nicht unglücklich nachgeſpürt zu haben: Lanfrancus mag immer von Bec nach Reims, von Reims nach Remiremont, und von Remiremont weiter mit dem Pabſte nach Rom gereiſet seyn. Aber wenn wir wiſſen, wie er gereiſet iſt, wiſſen wir darum auch, warum er gereiſet iſt? Die Einweyhung der Kirche zu Remiremont war etwas, das er auf der Reiſe mit anſahe. Aber die Abſicht ſeiner Reiſe konnte ſie doch gewiß nicht ſeyn. Was hätte ein Mönch aus der Normandie bey der Einweyhung einer Kirche in Lothringen, zu thun gehabt? Und hätte er ja etwas dabey zu thun gehabt: warum von da nicht

---

(*) Hiſt. lit. de la Fr. T. VIII, p. 263.

wieder nach Hauſe, in ſein Kloſter? Warum weiter mit dem Pabſte nach Rom? Die Wahrheit zu ſagen, ich weiß ſchon nicht, was Lanfrancus auf dem Concilio zu Reims zu thun gehabt. Er war noch nicht Abt von Bec. Wenn er alſo nicht eigene Angelegenheiten daſelbſt hatte: im Namen ſeines Kloſters brauchte er nicht da zu ſeyn.

Aber wie, wenn er wirklich dergleichen eigene Angelegenheiten gehabt hätte? wenn dieſe eigene Angelegenheiten eben die vorhabende Anklage des Berengarius geweſen wäre? Wie, wenn wir annähmen, er habe den Brief des Berengarius ſchon zu Bec erhalten; er habe ſich ſogleich entſchloſſen, ſeine Anklage auf dieſen Brief zu gründen; er ſey damit nach Reims auf das Concilium gereiſet, aber zu Reims habe er nicht für gut befunden, damit heraus zu rücken, es ſey nun, weil er unter der daſelbſt verſammelten Geiſtlichkeit zu viele bemerket, die es ebenfalls mehr mit dem Scotus, als Paſchaſius hielten, oder weil ihm Berengarius ſelbſt noch zu nahe war, zu geſchwind ſelbſt bey der Hand ſeyn konnte, ſich mündlich zu vertheidigen; er ſey alſo von Reims dem Pabſte nachgefolgt, in der Verſicherung, mit einem Pabſte eher fertig zu werden, als mit einem Concilio; er habe nach Rom den Brief ſich nachbringen laſſen, mit allerley darüber ausgeſprengten ihm ſelbſt nachtheiligen Auslegungen; er ſelbſt habe unter der Hand zu Rom über dieſen Brief des Redens und des Aergerniſſes ſo viel zu machen gewußt, bis endlich der Pabſt davon gehöret, bis der Pabſt ihm ſelbſt eine Erklärung darüber abgefodert, und ſo die erſte Flamme ausgebrochen? Wie wenn wir dieſes annähmen? Wäre es denn ſo etwas ganz unerhörtes, daß der zuerſt Feuer geruffen, welcher das Feuer ſelbſt angelegt? Und was darf man ſich von einem Manne nicht zu argwohnen erlauben, den man einmal auf einer offenbaren Unwahrheit ertappt hat?

Erwarten Sie indeß nicht, daß ich dieſen Plan von Verfolgung und Tücke mit Stellen aus unſerm Manuſcripte belegen werde. Dergleichen hätten müſſen bald im Anfange vorkommen, welcher verloren gegangen. Aber dafür habe ich einen andern Gewährsmann aufzuſtellen, welcher hier noch wohl glaubwürdiger iſt, als **Berengarius** ſelbſt. Es iſt der eigene Biograph des **Lanfrancus**, **Milo Criſpinus**, der kurz nach dem **Lanfrancus** in dem nehmlichen Kloſter zu Bec lebte.

Man fragt, und zerfragt ſich, in welcher Abſicht **Lanfrancus** das erſtemal nach Rom gereiſet; man antwortet bald das, bald jenes, bald gar nichts: und wie? Hat man denn auch ſchon ſeinen Biographen darüber vernommen? Oder ſoll das Zeugniß deſſelben nichts gelten? Hat dieſes Zeugniß noch niemand bemerkt? Oder hat es niemand bemerken wollen? Was ſagt **Milo Criſpinus**? (*) Lanfrancus iterum Romanum Papam adiit, nehmlich in obgedachter Angelegenheit ſeines Herzoges, jam enim antea Romam petierat cauſa cujusdam clerici nomine Berengarii, qui de Sacramento altaris aliter dogmatizabat quam Eccleſia tenet. Kann etwas ausdrücklicher geſagt werden? Romam petierat cauſa Berengarii! Heißt das etwa nur: auch beſchäftigte ihn in Rom die Sache des **Berengarius**? Oder heißt es nicht unwiderſprechlich: er reiſete eigentlich darum hin? Es iſt wahr, kurz darauf ſcheinet **Milo Criſpinus** ſich zu widerſprechen, wenn er von eben derſelben erſten Angelegenheit des **Lanfrancus** zu Rom ſagt: at tum forte Lanfrancus ad urbem profectus erat. Aber wer verſichert uns, wo ſich dieſes forte herſchreibt? Sollte dieſes einzige Wort, welches ſehr leicht eingeſchoben ſeyn kann, eine vollſtändige Enunciation, welche es nicht ſeyn kann, Lügen ſtrafen? Und wenn es ſich auch von dem **Criſpinus** ſelbſt herſchriebe: ſo könnte es doch für weiter nichts, als eine unſchickliche Einlenkung angeſehen werden, um die Sache nunmehr, ſo viel möglich, nach dem eignen Sinne und mit den eignen Worten des **Lanfrancus** zu erzehlen.

Ich habe kurz vorher einer verwirrten Stelle in der Chronike von Bec gedacht, welche ohne Zweifel den **De Roye** verführt habe. Sie lautet ſo: (**) Quapropter (nehmlich ebenfalls in Abſicht, ſeinen Herzog von dem Päbſtlichen Banne zu befreyen) Lanfrancus Romam adiit, *quamvis iturus eſſet occaſione cujusdam hæretici Berengarii*: et tunc præſidebat Leo octavus: et etiam vt ageret pro Duce Normannorum et vxore ejus. Igi-

---

(*) Cap. III. p. 5. Edit. *Dach.*

(**) Edit. *Dach.* p. 3.

tur locutus eſt cum Papa Nicolao, et oſtendit quod ejus ſententia, videlicet interdictum, eos tantum gravabat & c. Handgreiflicher Unſinn, in Verwirrung, oder vielmehr Zuſammenſchmelzung zweyer Päbſte und Zeiten! Nichts iſt wahrſcheinlicher, als daß die mit Curſiv gedruckten Worte eine Gloſſe ſind, die von dem Rande in den Text gekommen, wo es vielleicht geheiſſen, quam jam adierat ſemel occaſione hæretici Berengarii, oder was Sie ſonſt für Chronikenlatein dafür ſetzen wollen. Und gleichwohl würde die Stelle auch ſo, wie ſie itzt geleſen wird, noch mit dem Zeugniſſe des Criſpinus übereinſtimmen. Denn können Sie das Quamvis iturus eſſet occaſione Berengarii anders verſtehen, als „Er reiſete in Angelegenheiten ſeines Herzogs nach Rom, ob er ſchon ohnedem auch des Berengarius wegen dahin gereiſet ſeyn würde?

Erſt alſo ſage man mir, warum beide dieſe Zeugniſſe nicht gültig ſeyn können, ehe man von mir weitere Beweiſe verlangt, daß Lanfrancus in der ausdrücklichen Abſicht nach Rom gereiſet, um den Berengarius der Ketzerey anzuklagen. Setzen Sie dieſes aber auch, wenn Sie wollen, als ganz unglaublich bey Seite, und betrachten Sie nur das übrige Betragen des Lanfrancus. Es ſey, daß es der bloſſe Zufall war, welcher den Brief des Berengarius vor den Pabſt brachte; es ſey, daß Lanfrancus wirklich ſelbſt darüber in einen Verdacht gerieth, den er durch die nachdrücklichſte Vertheidigung der gegenſeitigen Lehre zu vernichten, ſich gemüßiget ſahe: hätte man darum ſo weit gehen ſollen, daß man nicht allein die Lehre des Scotus, ſondern zugleich die Lehre des Berengarius verdammte, und nicht allein die Lehre verdammte, ſondern zugleich mit eins den, der ſie hägte, ohne die geringſte Abmahnung, in den Bann that? Hätte dieſes Lanfrancus zugeben ſollen? Wer hätte mehr Recht gehabt, ſich darwider zu ſetzen, als er? Wen würde man gewiſſer gehört haben, als ihn, wenn er ſich darwider geſetzt hätte? Die Lehre des Scotus für irrig zu erklären, darzu mochte der Pabſt immer Stoff und Macht haben. Das Buch lag da, worinn Scotus dieſe Lehre behauptet hatte. Nach den Gründen, auf welche er ſie gebauet, konnte er gerichtet werden. Aber woher wußte man denn, wie viel, oder wie wenig Berengarius von dieſer Lehre annahm? Woher wußte man, daß er das, was er davon annahm, nicht mit andern und beſſern Gründen unterſtütze, als bey dem Scotus ſich fanden? Aus dem Briefe an den Lanfrancus konnte man das wahrlich nicht wiſſen, und andere ſchriftliche Beläge waren nicht vorhanden. Doch zugegeben, es habe ſich aus dem Briefe allerdings erſehen laſſen, daß ſeine Lehre in allen Stücken die Lehre des Scotus ſey. Wohl, ſo konnte man freylich die eine in der andern verdammen; aber auch weiter nichts als die Lehre verdammen: und Berengarius ward zugleich excommuniciret! Wenn das nicht übereilt, wenn das nicht grauſam war: ſo iſt es nie in der Welt etwas geweſen. Denn, wie ſchon geſagt, die Lehre des Scotus war noch nie von der Kirche verworfen worden; und niemand konnte alſo geſtraft werden, weil er ihr bisher angehangen. Sollte ſie von nun an verworfen ſeyn: ſo konnten nur die vors erſte mit Strafe bedrohet werden, die ihr weiter anhangen würden. Aber Berengarius ward nicht erſt bedroht, er ward Knall und Fall beſtraft: und eines Irrglaubens wegen beſtraft, der noch nie für einen erklärt worden. War hier der Geiſt der Unterweiſung und der Zucht, oder der Geiſt der Verfolgung und der Rache geſchäftig?

Sie können ſich leicht einbilden, daß Berengarius auch noch in unſerm Manuſcripte die bitterſten Klagen über dieſe ſchreyende Ungerechtigkeit führet. Wollen Sie hören?

„Quod promulgatam dicis in me damnationis ſententiam, ſacrilegæ ſancto illi tuo Leoni notam præcipitationis affigis. Injuſtum enim eſſe præſcribunt tam humana jura quam divina, inauditum condemnari. Contra quod Spiritus ſanctus, *maledicent illi, et tu benedices;* et b. Auguſtinus in libro de Verbo Domini, *injuſta vincula ſolvit juſtitia:* et b. Gregorius in quadam Homilia, *ipſa hac*, inquit, *ligandi ac ſolvendi poteſtate ſe privat, qui hanc non pro ſubditorum moribus, ſed pro ſuæ voluntatis motibus exercet.* Maxime cum me Leo ille accerſiſſet, donec certum fieret, utrum præſentiam ejus adire ſuffugerem, ſuſpendenda fuit ſententia, et ut vere cognoſceret, quod falſiſſimum habet ſcriptum tuum, quemquam eſſe communi fidei adverſa ſentiens, [illegible] dixi non ſemel, quod communem ſidem communem dicis errorem. Expectandum inquam fuerat, vt per me verbis audiretur aut ſcriptis, quæ ego in Johanne Scoto approbarem, quæ in Paſchaſio, Corbeienſi Monacho, condemnarem.

Doch wer kann ſich alles das nicht ſelbſt denken? Lieber will ich Ihnen eine Selle abſchreiben, welche den Charakter Leo des neunten näher kennen lehrt. Denn freylich ſpielte der Pabſt hier noch immer eine wichtigere Rolle, als Lanfrancus ſelbſt. Wenn Lanfrancus hämtückiſch genug war, eine ſo ungerechte Verdammung, ſo viel an ihm lag, nicht zu hintertreiben: was mußte das für ein Pabſt ſeyn, der ſie ergehen ließ? Gerade ſo einer, wie er dazu nöthig war: menſchengefällig, leichtſinnig, ungewiß mit ſich ſelbſt, jedem Winde auf ihn ſtoſſender Meynungen und Rathſchläge nach allen Seiten, zu allen Stunden, beweglich und richtbar. Zwar gehöret die Stelle, welche ihn ſo zeiget, eigentlich zu dem folgenden Concilio von Vercelli. Doch da ich von dieſem ohnedem genug zu ſagen habe, und ſie eben ſowohl der Schlüſſel von dem Concilio zu Rom iſt: ſo will ich ſie hier einrücken. Machen Sie ſich gefaßt, mehr als eine Nachricht zu leſen, wovon die Geſchichtſchreiber der Kirche nur kaum murmeln. — Lanfrancus iſt ſtolz auf den allgemeinen Beyfall welchen ſein Vortrag bey dem Concilio erhalten habe; und hierauf antwortet ihm Berengarius:

„Dicens omnibus placuiſſe, quaſi neceſſario me compellis dicere aliquid de indignitate tui illius Apoſtolici, et congregati tunc ab eo Concilii. Tempore enim, quo te Vercellis adfuiſſe ſcripſiſti, Epiſcopus Vercellenſis avunculo ſuo, Nobilium Papiæ cuidam, ſponſam ſuam publico flagitio abſtulerat. Hoc flagitium per provinciam omnes jure commoverat, omnium contra Epiſcopi veſaniam zelo Dei ſuſcitaverat corda. Nobilis ille Papienſis illatam ſibi a Nepote ſponſæ præreptæ injuriam ad Epiſcopos, ad apoſtolicum Leonem illum ſæpe pertulerat, nihilque tanto dignum maxime Epiſcopi flagitio optinuerat. Sed audito, quod affuturus eſſet Papa ille Vercellis, quæ pertinerent ad Chriſti jura quantopere acturus, in multam ſpem reſpiraverat, quod tot Epiſcoporum, tot egregiarum perſonarum, tanto omnium conventu, ſaltim tunc a

non animadvertenda tanta Apoſtolicus prohiberetur injuria. Spe iſta ductus, conventui illi Vercellico Papienſis ille non defuit, nobilium conjugatorum, qui aderant, ad expoſtulandam injuriam ſuam zelum facile comparavit. Sed quanti iſtud? Apoſtolicus apud adulterum Vercellenſem illum hoſpitium accepit, regalibus adulteri ſumptibus per dies non paucos exceptus eſt, eadem domo, eodem non dubitans participare convivio, cum interim Papienſis pro illata ſibi a Nepote injuria, foris, intus, in eccleſia, in confesſibus omnia tentaret, omnibus, ſi forte apud Apoſtolicum pro tanto adulterio obtinerent, moleſtus esſe non deſiſteret. Nihil effecit, etiam intacta ejus cauſa remanſit. Nihilominus Papa idem, cum fuisſet a quibusdam admonitus, quod faceret contra eccleſiaſticas rationes, reordinare Epiſcopos et Presbyteros in Vercellenſi illo concilio, a regia illa ſua ſede conſurgens, omnes qui circum ſedebant in medio poſitus poſtulavit, Dominum pro eo, quod reordinasſet, ut ſibi indulgeretur orare. Et id quidem recte: ſed tamen quanta laboraret indigentia pleni, quanta ageretur levitate, quam omni circumferretur vento doctrinæ, paucis poſt diebus excurſis, manifeſtiſſimum dedit. Romam enim reductum objurgatione adorti ſunt hi, quorum conſilio reordinationes fecerat, cur Vercellis contradictoribus illis ad non reordinandum cesſisſet; in errorem rediit, atque poſt ad voluntatem eorum, qui Romæ fuerunt, maxime Humberti illius tui, reordinavit Epiſcopum Redonenſem, *Magnum* nomine, Epiſcopum Lemovicenſem incertum*), cognomento *Capreolum*, Abbatem quoque Rodonenſem, nomine *Pireneum*, quos pro eo nominatim inſerui, quia noti mihi erant et mecum de eo, quod Romæ geſtum fuit, ipſi egerant, ne quis me putet de opinione, non de rei veritate ſcripſisſe. Nec de Papa illo Leone maledicendi voto hæc refero, cum audierim ex Evangelio, *neque maledici regnum Dei poſſidebunt*; ſed vt probabilius fiat eis, qui hæc forte legerint, quod tanti facit illum Papam ſcriptum tuum, non de rei veritate, ſed de mea tibi calumnia procesſisſe. —

---

*) „*Iterium.*" C. A. Schmid.

Es ſind zwey verſchiedene Punkte, welche in dieſer Stelle dem Pabſte zur Laſt fallen, und deutlich zeigen, was für ein ſchaaler, leerer, veränderlicher Mann er geweſen, quanta indigentia pleni laboraverit, wie es Berengarius in ſeinem barbariſchen, aber oft nachdrücklichen Lateine ausdrückt, und zu welcher ärgerlichen Nachſicht gegen das Laſter ihn Menſchengefälligkeit und kleine Bedenklichkeiten vermögen können. Der erſte betrift das Verbrechen des Biſchofs zu Vercelli, und der zweyte die Reordination.

Der Biſchof zu Vercelli hieß Gregorius; und daß es keine aus der Luft gegriffene Verleumdung ſey, was Berengarius hier von ihm erzehlt, davon gewähret Hermannus Contractus die Verſicherung, bey welchem es unter dem Jahre 1051 heißt: Poſt Paſcha item Dominus Papa Leo ſynodum Romæ collegit, vbi inter alia Gregorium Vercellenſem Epiſcopum propter adulterium cum vidua quadam, avunculi ſui ſponſa, admisſum, et perjuria perpetrata abſentem et nescientem excommunicavit: quem tamen non multo poſt Romam venientem, ſatisfactionemque promittentem, officio priori reſtituit. Das Verbrechen iſt bey beiden das nehmliche; und auch das, was ſie von dem Betragen des Pabſtes ſagen, kann ſehr wohl bey einander beſtehen. Berengarius ſagt weiter nichts, als daß der Pabſt, während ſeiner Anweſenheit zu Vercelli, ſeinem ſtrafbaren, aber freygebigem und prächtigem Wirthe durch die Finger geſehen: Hermannus hingegen ſagt, daß er ihn das Jahr darauf excommuniciret habe. Vielleicht, weil ihm zu Rom auch wegen dieſer Nachſicht Vorwürfe gemacht worden, und der beleidigte Theil von ſeinen Klagen nicht abſtand. Genug, daß die Beſtrafung ſelbſt, da der Verbrecher ſo bald und ſo leicht Genade fand, nur zum Scheine ergangen zu ſeyn ſcheinet, und Berengarius alſo, wenn er auch Nachricht davon gehabt hätte, als er das ſchrieb, immer berechtiget geweſen wäre, ſie für ſo gut als keine anzuſehen. Aber bewundern Sie einmal, wie ſehr man das Zeugniß des Hermannus Contractus, ohne Zweifel, weil es das einzige war, zu entkräften und zu verfälſchen ſich nicht geſchämet hat! Was man, nur aus dem Hermannus, wiſſen konnte, das findet man bey dem Ughellus folgender Maaſſen erzehlt:(*) Cum ſequenti anno Romæ idem Leo Pontifex Concilium agitasſet, Vercellenſem Gregorium apud Patres, adulterii, aliorumque ſcelerum dicunt fuisſe expoſtulatum, abſentemque anathèmate percusſum; verum latæ ſententiæ certiorem factum illico Romam advolasſe, objectaque crimina diluisſe. Wenn Hermannus ſagt, der Biſchof habe Genugthuung verſprochen, — und dieſe verſpricht man doch nicht anders, als nachdem man ſich ſchuldig erkannt: mit welcher Stirne hat man das in eine gänzliche Rechtfertigung wegen der vorgeworfnen Verbrechen, verwandeln können? Zwar freylich, es war ein Italieniſcher Biſchof: und wer wird in einer Italia ſacra ſo etwas auf einen Italieniſchen Biſchof kommen laſſen?

Was es für Bewandtniß mit der Reordination habe, iſt Ihnen bekannt. Der Streit darüber war eine Folge von den Bemühungen, welche die Päbſte anwandten, der eingeriſſenen Simonie zu ſteuren. Dabey fragte ſich nehmlich, ob diejenigen, welche von Biſchöfen ordiniret worden, die durch Simonie zu ihrer Würde gelangt, für gehörig ordinirt zu halten wären, oder aufs neue ordiniret werden müßten? Schon unter Clemens dem zweyten war die Sache dahin entſchieden worden: Vt quicumque a Simoniaco conſecratus esſet, in ipſo Ordinationis ſuæ tempore non ignorans Simoniacum, cui ſe obtulerat promovendum, quadraginta nunc dierum pœnitentiam ageret, et ſic accepti Ordinis officio miniſtraret.(**) Aber unter Leo dem neunten kam ſie aufs neue in Bewegung; und aus der Erzehlung des Berengarius ſehen Sie, wie ſchlecht Se. untriegliche Heiligkeit ſich dabey zu nehmen wußte. Petrus Damiani, darf man wohl ſagen, half endlich durch ſein Buch, Gratisſimus, den Zwiſt beylegen. Sie kennen dieſes Buch: aber wenn Sie darinn geleſen,(***) quod creſcente fluctuationis ambiguo calcmus ſit procesſum, vt nonnullos conſtet Epiſcopos a Simoniacis ordinatos Clericos denuo conſecrasſe: ſo hätten Sie wohl nicht geglaubt, daß der Pabſt ſelbſt ſich unter dieſen ketzeriſchen Biſchöfen befunden. Damiani hatte daher wohl Urſache, ſo leiſ-

---

(*) Italia ſac. T. IV. p. 775.

(**) *Pet. Damiani* Gratisſimus, cap. 35.

(***) Præf. ad Henricum p. 113. Edit. Lugd. 1623.

als möglich zu treten, und die Demuth, die Unterwürfigkeit, mit der er ſeine Meynung vorträgt, dürfte die Lobſprüche des Baronius ſo recht nicht verdienen; beſonders da man ohnedem weiß, daß Leo der neunte nicht immer die beſte Meynung von ihm unterhielt, wie einer ſeiner eigenen Briefe bezeuget.(*) Doch was lenket Baronius nicht alles der unumſchränkten Gewalt, der nie unterbrochenen Unfehlbarkeit des Pabſtes zum Beſten? Sie werden es nun ſchwerlich, ohne den Mund zu verziehen, leſen können, wie viel Mühe er ſich giebt, auch in dieſer Sache allen Argwohn der Ungewißheit und Unentſchloſſenheit von dem Pabſte zu entfernen.(**) Denn das heißt doch wahrlich etwas mehr als bloſſe Nachſicht gegen die Irrenden, wenn man ſich Ihnen durch die That ſelbſt zugeſellet, und das durch eigene Ausübung bekräftiget, was man nur nicht mit Gewalt auszurotten das Anſehen haben will. Gut, daß Berengarius ſeine Erzehlung nur auch mit Umſtänden beglaubiget hat, die allen Argwohn unterdrücken, daß er vielleicht falſch, oder nicht ſattſam unterrichtet geweſen. Er nennet ſie mit Namen, die der Pabſt, uneingedenk ſeines reinigen Bezeigens zu Vercelli, auf Anliegen des Humbertus, zu Rom wiederum reordinirte; er hat ſie ſelbſt gekannt, und hat alles aus ihrem eigenen Munde vernommen. Der erſte war ein Biſchof von Rennes, Namens Magnus. Es muß der nehmliche ſeyn, welcher bey den Sammarthanis(***) unter dem Namen Mainus oder Maino vorkömmt, und von 1036 bis 57 den Biſchöflichen Stuhl beſeſſen hat. Der zweyte war ein Biſchof von Limoges, deſſen eigentlichen Namen Berengarius nicht wußte, deſſen Zuname aber Capreolus war. Nach Maaßgebung der Zeit wird es wohl Iterius, oder Hicterius geweſen ſeyn, aus der Familie der Chobots, welcher 1052 erwählt ward; und es könnte ſeyn,

---

(*) Epiſtolarum ad ſummos Pontif. III.

(**) *Ad annum* 1052. Non id quidem factum inſcitia tanti Pontificis — at quoniam complures inventi ſunt ex Eccleſiæ filiis, qui zelum habentes, ſed revera non ſecundum ſcientiam, — ſanctiſſimus Pontifex conſultius eſſe duxit pacifice rem agere, tractu temporis, lento gradu morbo mederi, quam non abſque periculo ferro præcidere quod erat infirmum.

(***) Gallia Chriſt. T. III. p. 922.

daß ſelbſt aus dem Sicterius oder Icterius, das man für flößig genommen, der Zuname Capreolus entſtanden wäre. Der dritte war ein Abt zu Redon, welches auf Lateiniſch Rotonum oder Regidonum heißt: Berengarius ſchreibt ſeinen Namen Pireneus, und bey den Sammarthanis (*) findet man ihn Permeſius geſchrieben.

Ich will mich bey Dingen, die auſſer unſerm Wege liegen, nicht aufhalten. Es iſt mir hier bloß um den Character des Pabſtes zu thun, welcher ſo unbeſonnen ſeyn konnte, den Berengarius unverhörter Sache zu verdammen; und dieſer erhellet ſo, daß er keines weitern Commentars bedarf. Ich eile vielmehr,

4. auf die Kirchenverſammlung zu Vercelli

zu kommen, und ich bin verſichert, daß hier Ihr Erſtaunen um ein groſſes zunehmen werde.

Basnage meinet, man habe es bald merken müſſen, wie widerrechtlich man auf dem Concilio zu Rom verfahren: und dieſen Fehler gut zu machen, habe der Pabſt das Concilium zu Vercelli ausgeſchrieben, auf welches der beklagte und bereits verdammte Berengarius perſönlich vorgeladen worden. Laſſen Sie uns dieſe Vermuthung annehmen, weil ſie doch zu niemands Nachtheil gereichet, und nun ſehen, wie trefflich die Abſicht des gut zu machenden Fehlers erreicht worden.

Lanfrancus iſt wiederum der einzige, von welchem wir die Nachrichten von dieſem Concilio zu Vercelli entlehnen müſſen. Und wie lauten dieſe? — Es wird gut ſeyn, wenn Sie ſeine eignen Worte ins Gedächtniß faſſen, weil ſich Berengarius in den Stellen, die ich aus dem Manuſcripte deshalb anführen muß, darauf beziehet. Dehinc, ſchreibt er, in Verfolg der oben aus ihm genommenen Nachricht von dem Concilio zu Rom, (**) declarata eſt ſynodus Vercellenſis, ad quam vocatus non veniſti. Ego vero præcepto ac precibus præfati Pontificis vsque ad ipſam ſynodum ſecum remanſi. In qua in audientia omnium, qui de diverſis hujus mundi partibus illuc convenerant, Ioannis Scoti liber de Euchariſtia lectus eſt, ac damnatus, ſententia tua

---

(*) T. IV. p. 179.

(**) S. 356. in der Note.

expoſita eſt, atque damnata, fides ſanctæ Eccleſiæ, quam ego teneo, et tenendam aſtruo, audita, et concordi omnium asſenſu confirmata. Duo Clerici, qui legatos tuos ſe esſe dixerunt, volentes te defendere in primo ſtatim aditu defecerunt, et capti ſunt. Ab hac ſententia nunquam discesſit ſanctus Leo in omnibus conciliis ſuis, ſeu quibus ipſe ſuam præſentiam exhibuit, ſeu quæ per legatos ſuos in diverſis provinciis congregari inſtituit.

Was Sie da geleſen, finden Sie in allen ſiebentauſend Büchern, in welchen des Berengarius und dieſer Kirchenverſammlung zu Vercelli Erwähnung geſchieht, getreulich nachgeſchrieben. Kein einziges ſagt Ihnen etwas mehr, oder etwas anders; und es iſt allerdings ein höchſt melancholiſcher Gedanke, zu erfahren, wie leicht durch die Ausſage eines einzigen falſchen Zeugen die Wahrheit auf immer kann unterdrückt werden. Getroſt, nicht auf immer! Ich freue mich die Beyſpiele vermehren zu können, welche die Furcht vor Verleumdungen einem empfindlichen Geiſte minder ſchrecklich machen, deſſen ſtärkſte Triebfeder die Ehre iſt. Zwar ſollte, beſonders der Freund der Wahrheit, ſich edlerer Triebfedern bewußt ſeyn: aber die edelſten können nicht immer die wirkſamſten ſeyn; und beſſer, daß das Rad auch durch unreines Waſſer umgetrieben wird, als daß die Maſchine ganz ſtille ſteht.

Wir wollen Stück vor Stück vornehmen. Das erſte un hauptſächlichſte iſt ohnſtreitig dieſes, daß Berengarius dem ausdrücklichen Befehle ohngeachtet, perſönlich in Vercelli zu erſcheinen, dennoch nicht erſchienen iſt. Alles, was man aus dergleichen Weigerungen, ſich ſeinem Richter darzuſtellen, nachtheiliges zu ſchlieſſen gewohnt iſt, iſt auch wider ihn geſchloſſen worden. Das Verfahren zu Vercelli gegen ihn hätte nun, noch weit tumultuariſcher, noch weit illegaler ſeyn können, als das zu Rom geweſen war: ſein Ausbleiben macht es rechtsgültig und billig.

Berengarius leugnet nicht, daß er vorgeladen worden. Aber er antwortet zweyerley, warum er dieſe Vorladung nicht befolgt. Wenn ihn das erſte nur entſchuldigen könnte: ſo iſt es gewiß, daß ihn das andere entſchuldigen muß.

„Ich bin, ſagt er, nach Vercelli gefodert worden: aber niemand hatte Recht, mich dahin zu fodern. Kein Geiſtlicher bey uns hat nöthig, auſſer ſeiner Provinz vor Gericht zu erſcheinen. Meine Freunde alſo nicht allein, ſondern ſelbſt anſehnliche Männer der Kirche widerriethen es mir, mich zu ſtellen.“ Es verſteht ſich, daß es die Vorrechte der Franzöſiſchen Kirche ſind, auf die ſich Berengarius hiebey bezieht, und über die man ſchon damals alle Urſache hatte, ſo eiferſüchtig als möglich, zu halten. Denn es war allerdings ſchon ein groſſer Eingriff in dieſe Vorrechte, daß Leo das Jahr vorher ſich erkühnt hatte, eigenmächtig ein Concilium in Frankreich auszuſchreiben, und in Perſon demſelben vorzuſitzen, ohne ſich zu bekümmern, ob der König der Feyerung beytreten wolle oder nicht. Fleury, und andere, haben ſehr Unrecht, es bloß einem böſen Gewiſſen beyzumeſſen, warum ſowohl verſchiedene vornehme Layen, als verſchiedene von den erſten Geiſtlichen, dem Könige riethen, dieſes Concilium zu hintertreiben. Ein böſes Gewiſſen kann bey einigen derſelben der Antrieb geweſen ſeyn, einen dergleichen Rath zu ertheilen: aber der König ſelbſt mußte doch wohl andere Befugniſſe haben, den Rath anzunehmen. Daß ſich der Pabſt an die Vorſtellungen des Königes, das Concilium wenigſtens aufzuſchieben, nicht kehrte, war um ſo viel ſchlimmer; und der darauf folgende zweyte Verſtoß, den er ſich mit dem Berengarius erlaubte, bewies genugſam, daß er überhaupt die Freyheiten der Galliſchen Kirche nicht kannte, oder nicht kennen wollte. Die insbeſondere, worauf es dem Berengarius ankam, werden Sie bey dem Pithou und ſeinem Commentator, dem Dupuy, ausführlich feſt geſetzet, und durch hiſtoriſche Beyſpiele, aus ſpätern und neuern Zeiten, beſtätiget finden: (*) ſo daß ich mich nicht genugſam verwundern kann, wie ſogar keinem einzigen Schriftſteller, meines Wiſſens, auch nur von weitem die Frage einfallen wollen, was für Recht der Pabſt gehabt, einen Franzöſiſchen Geiſtlichen aus ſeiner Provinz, aus ſeinem Lande, in ein fremdes Land vor ſich zu fodern? und ob denn dieſer ſo ungebührlich citirte Geiſtliche nothwendig erſcheinen

---

(*) de l'Edit. de Lenglet du Fresnoy, p. 46.

müſſen? ob er wohl erſcheinen dürfen? Daß Lanfrancus, ein Italiener von Geburth, an alles das nicht dachte, oder wenigſtens nicht that, als ob ſich daran denken laſſen könne, iſt mir begreiflich. Aber daß auch nie einem Franzoſen der Gedanke eingekommen, das Ausbleiben des Berengarius aus dieſem Geſichtspunkte zu rechtfertigen, wenigſtens als verzeihlich vorzuſtellen, das läßt ſich nicht anders, als aus einem alles überwiegenden Abſcheu gegen Ketzer und Ketzerey erklären. Mag doch das eine und das andere verdammt ſeyn, wie es will: wenn es denn nur verdammt iſt!

Und das war das erſte, wovon ich geſagt, daß es den Berengarius entſchuldigen könnte. Doch der rechtſchafne Mann braucht nicht immer die Entſchuldigung, die er brauchen könnte; beſonders läßt er gern von den eigenen Vorrechten nach, die ihm als Glied irgend einer Geſellſchaft zuſtehen, wenn er durch dieſe Entäuſſerung Wahrheit und Tugend befördern kann. In ſolchen Angelegenheiten iſt ihm jeder Richter ſein Richter, ſobald er ſich, ohne Vorurtheil von ihm gehöret zu werden, verſprechen darf.

Man kann wohl nicht ſagen, daß ſich dieſes auch Berengarius ganz gewiß zu verſprechen hatte: gleichwohl war er bereit, es darauf ankommen zu laſſen. Nichts konnte ihn zwingen, ſich vor einen Pabſt zu ſtellen, wenn es auch ein noch ſo würdiger geweſen wäre: alles widerrieth ihm, ſich vor einen zu ſtellen, der ihn ungehört ſchon vorläufig verdammt hatte. Aber dennoch wollte er der Würde die Ehrfurcht nicht entziehen, deren ſich der, welcher ſie bekleidete, verluſtig gemacht hatte: er wollte ſich ſtellen. Nur vor ſich ſelbſt durfte er es zu thun nicht wagen; er mußte höhere Erlaubniß dazu haben, und keine geringere, als des Königs ſelbſt. Er macht ſich auf, dieſe zu ſuchen; er kömmt nach Paris; und —— Was meynen Sie, daß ihm geſchieht? Sie meynen, daß ihm der König eine dem Anſehen ſeiner Kirche ſo nachtheilige, dem Berengarius ſelbſt ſo gefährliche Erlaubniß verſagte? So mitleidig grauſam war der König nicht. Und wohl, daß er es nicht war! Als ob, würde es doch nur itzt heiſſen, ſich dergleichen Verweigerungen nicht einleiten, nicht erſchleichen lieſſen! Rathen Sie beſſer. ——

Berengarius kömmt nach Paris, und — wird ins Gefängniß geworfen; und wird alle des Seinigen beraubt; und wird mit einer unerſchwinglichen Geldbuſſe belegt; und wird ſo lange feſt gehalten, bis das Concilium zu Vercelli verſtrichen iſt. —— Der ungehorſame, lichtſcheue Ketzer, daß er dem ohngeachtet nicht auf dieſes, zu ſeiner Beſſerung lediglich angeſtellte, Concilium kam!

Wo ſind Sie mit Ihren Gedanken, mein Freund! Hätten Sie dieſe Auflöſung ſich wohl träumen laſſen? —— Sie werden fragen: „aber erfuhr man denn hiervon zu Vercelli nichts? Warum ſchickte Berengarius gleichwohl zwey Männer dahin, die ſeine Lehre für ihn vortragen und vertheidigen ſollten? Er hätte dieſes Geſchäft ſchlechterdings ſich ſelbſt vorbehalten, und vor itzt über das ihm zugefügte Unrecht nur klagen ſollen.“

Das iſt ſehr wahr. Dieſe zwey Männer waren aber auch keine Abgeordnete von ihm, und hatten nichts weniger als den Auftrag, ſeine Lehre zu vertreten. Die Sache war ſo. Als man zu Tours das Unglück des Berengarius erfuhr, ſchickte die Kirche des heil. Martinus, an welcher er ſtand, unverzüglich einen aus ihrem Mittel an den Pabſt nach Vercelli, um ihn zu bitten, ſein Anſehn bey dem Könige zum Beſten des Berengarius zu verwenden, der im Begriff geweſen ſey, ihm zu gehorchen, und auf eine ſo grauſame Art daran verhindert worden. Dieſen Abgeſchickten begleitete ein Freund, wie es ſcheinet, aus bloſſer Neugierde: und es waren nichts als wenige zufällige Worte, die beiden, auſſer dem Auftrage, entfielen, wodurch ſie ſich als Anhänger der Lehre des Berengarius verdächtig machten. Wie es ihnen dafür ergieng, ſcheinet Lanfrancus mit Fleiß in einen zweydeutigen Ausdruck verſteckt zu haben; wenigſtens iſt es gewiß, daß er nicht immer gehörig verſtanden worden.

Doch warum verzögere ich länger, den Berengarius ſelbſt reden zu laſſen? Leſen Sie, leſen Sie: das ſchlechte Latein werden Sie über den Inhalt vergeſſen.

„Ad eam Synodum vocatum me non veniſſe ſcripſiſti, quod ſcribens manifeſtam item feciſti malitiæ tuæ calumniam, magnopere contendens omnes, qui ſcriptum legiſſent tuum, a veri-

tate revocatos in meum odium concitare, ubi quam maxima et mihi in hoc negotio et rebus humanis commiſeratio debebatur, maxima nihilominus Papæ illi indignatio propter nimiam a me et a chriſtiana et apoſtolica paternitate averſionem ſuam. Pervenerat enim ad me, præcepisſe Leonem illum, vt ego Vercellenſi illi conventui, in quo tamen nullam Papæ debebam obedientiam, non deesſem. Disſuaſerant ſecundum eccleſiaſtica jura, ſecundum quæ nullus extra provinciam ad judicium ire cogendus eſt, Perſonæ eccleſiaſticæ; disſuaſerant amici. Ego ob reverentiam Pontificatus Romani multo Romam iter labore ſusceperam, et vt irem ſecurius ad Regem Franciæ, Eccleſiæ, cujus eram Clericus, Abbatem, accesſeram; nihil a regia dignitate, nihil ab Abbatis paternitate ſiniſtrum expectabam; non ab Ieruſalem descendere in Iericho, ſed ab Iericho in Ieruſalem conſcendere cogitabam, cum me carcerandum ac rebus omnibus exſpoliandum cuidam dedit. Hoc Leo ille Vercellis audivit, non apoſtolica dignitate, non paterna miſeratione, non humana motus eſt compasſione, qui ſi non mihi, apoſtolicæ ſaltim ſedi, ad quam iusſus contendebam, dare debuit gloriam, vt ſi non pro me, ſaltim pro Apoſtolica dignitate, quantus posſet, exſurgeret in eum, qui me ad ſe intendentem carcere clauſerat, rebus exſpoliabat, pro me in eum gladium chriſtianæ animadverſionis exſereret. Hæreticum me potius voce ſacrilega, (non enim, miſeratione divina, veridica; verba autem ſacerdotis ſcriptura dicit, aut vera aut ſacrilega) in conventu illo Vercellenſi pronunciavit. Non illum religio, non humanarum rerum ad compatiendum permovit conditio. Longum facio, quod omnino non vellem: ſed ſcriptum tuum in iſta cogit falſisſimum. Scripſiſti enim, „ad quam tu vocatus non veniſti:“ ſed vocari ſecundum eccleſiaſtica jura non debui; venire ob reverentiam Romanæ Eccleſiæ non refugi, et revera, quantum in me fuit, veni; nec ſcribere, *ad quam tu vocatus non veniſti*, quia hiſtoria hæc etiam remotiores non latebat, niſi de falſitate calumniæ potuiſti, in quo non ſatis qui te noverit admirari ſufficiet. Quid de te tantum commerueras? Si mihi non parcebas ex abundantia malitiæ, parceres a tanta falſitate ſaltim tibi, nec ita me in *Ticinum*, quod opinabaris, dares, vt te in *Padum* demergeres. Iohannis Scoti librum lectum ſcribis in audientia omnium, qui de diverſis mundi partibus convenerant, atque damnatum. Ad hoc ſatis jam reſcripſi, te ipſum narrasſe quibusdam, librum illum pro eo damnatum, quod diceret, ſacramenta altaris ſimilitudinem, figuram, pignusque esſe corporis et ſanguinis Domini, in quo maxime ſecundum ſcripturas authenticas debuit approbari. Audieram etiam ab illis qui interfuerant concilio vanitatis, nulla librum illum alia diligentia damnatum, quam vt ſemel locus quidam illius audiretur et ita damnaretur: cum dicat Dominus, *ſcrutamini ſcripturas*, cumque poeticum illud, *hæc decies repetita placebit*, pro philoſophico revera ſit habendum. Atteſtante ineptiæ tuæ Petro, Romanæ Eccleſiæ Diacono, et præcipitante ſententiam, ut diceret, *ſi adhuc in figura ſumus, quando rem tenebimus?* non attendente quod dicit b. Auguſtinus, *hunc panem ſignificavit manna, hunc panem ſignificat altare Dei: in ſignis diverſa ſunt, in re quæ ſignificatur paria:* et illud in Pſalmo III. *corporis et ſanguinis ſui figuram diſcipulis commendavit:* non attendente, non interesſe nihil inter figuram vel ſignum rei quæ nunquam fuit, rei nondum exhibitæ prænunciatoriam, et figuram vel ſignum rei exiſtentis, rei jam exhibitæ commonefactoriam. De diverſis, inquis, mundi partibus convenerant: ad hoc ſatis reſpondi — — Quanquam falſisſime ſcripſeris, *de diverſis mundi partibus*, cum de ejusdem regionis et linguæ ad Vercellicum tumultum illum convenerint.(*) — — — Immo ſi quis ſententiam, ſicut ſcribis, in confesſu illo expoſuit meam, non tamen jus eccleſiaſticum habebat, abſentem inadmonitumque aliquem debere damnari, in quo ſolo, ſi omittantur alia, de concilii Vercellenſis diligentia poteſt quam plurimum æſtimari. Illud quod nulla ſit invalidum falſitate repeto: nullum qui meam de Euchariſtia pernovisſet ſententiam, quam tu Vercellis expoſitam ſcribis atque damnatam, affuisſe illi confesſui Vercellenſi. Fides, inquis, Eccleſiæ: nec dubitas neptorum turbas Eccleſiam nominare, contra quod ſumma

---

(*) Hierzwiſchen fehlen die Worte, die ich eben S. 361. angeführt habe.

mihi non deeſt auctoritas ejus, qui dicit, *ſinite illos, cæci ſunt duces cæcorum*; Apoſtoli etiam, qui dicit, *ſi nos aut angelus de coelo aliud evangelizaverit vobis, anathema ſit.* — — Duos clericos meos Vercellis affuisſe ſcripſiſti: nec mirandum vsque eo, ſi alius minoris quam tu ſis eruditionis tantam ab invidia ſua et odio ſibi ſumeret libertatem mentiendi. Mihi in ſcripto tuo calumniaris, quod minus attendam quid dicam, dum Humbertum illum tuum in odium adducam: vnde ego non injuria tibi dico, *cura te ipſum, Medice.* Qui in me iſtud reprehendas, ſed calumnioſe. Domini miſericordia, tanta mentiri, ſcripto tuo, vt in odium auditorum me adduceres tuorum, non debuiſti permittere. Clerici enim illi mei revera non fuerunt; me defendere minime ſusceperunt. Alter Concanonicus mihi erat in Eccleſia b. Martini, convictor et diſcipulus glorioſæ memoriæ Gazonis, Leodicenſis Epiſcopi; juvenis non parvæ eruditionis, plurimæ probitatis atque honeſtatis. Hunc clerus ille b. Martini, cum me gregis ſui Rex ille Franciæ, totius regiæ dignitatis oblitus, carcerandum dedisſet cuidam aduleſcentulo ſuo, (qua ex cauſa, etſi turpius dicere, turpe tamen erat ſcribere) ad exigendam a me quantam ego numquam pecuniam noveram, conſilio communi ad Leonem illum miſit Vercellas, *) ſi forte infortunio meo compatiens, chriſtiano rigore aliquid pro me adoriretur. Huic, cum eſſet in conventu illo Vercellenſi, et quidam interrogatus a Papa reſponderet ad interrogata quod reſpondendum putavit, viſum eſt illi, ſicut mihi ipſe narravit, dare illum ſententiam, quod esſem hæreticus; quo viſo perturbatisſimus, ad quem nesciebat, inclamavit quantum potuit, *per Deum omnipotentem, mentiris!* Alter Compatriota tuus, nomine Stephanus, ei, quem ab Eccleſia b. Martini misſum dico, non ignotus, cum vidisſet libellum Ioannis Scoti ex nutu et libito tuo conſcindi, nobili permotus zelo non tacuit, ſimiliter posſe conſcindi librum aliquem præproperanter b. Auguſtini, non adhibita mora et lima, vtrum conſcindendus esſet, ſufficientis conſiderationis. Ita factum eſt, vt juberet Leo ille vtrumque

---

*) „miſit *Vercellis.*" C. A. Schmid.

teneri, non tamen, ut ipſe poſtea exponebat, et rei exitus approbavit, ut illis aliquid injuriæ fieret aut moleſtiæ, ſed ne turba forte in illos illicitum adoriretur aliquid. Ita indignum eruditione tua ſcriptum continuit tantam falſitatem tuum: „*duo clerici tui te volentes defendere primo aditu defecerunt.* Nullus eum eis ſaltim forenſi modeſtia rationem poſuit; non illi cauſam meam exponere, vel defendere ſunt adorti. — —

Laſſen Sie ſich von Ihrem Erſtaunen durch eine und die andere Anmerkung zerſtreuen, die unter dem und jenem beſondern Orte dieſer Stelle einmal Platz finden kann, wenn das Ganze im Drucke erſcheinet.

1. Berengarius nennt den König, den Abt ſeiner Kirche: Eccleſiæ, cujus eram Clericus, Abbatem. Es könnte dieſes auch wohl einem Leſer auffallen, dem das Verhältniß, in welchem ein König von Frankreich mit der Kirche ſeines Reiches ſtehet, ſonſt nicht unbekannt wäre. Ich glaube aber nicht, daß Berengarius mehr damit ſagen wollen, als in ſpätern Zeiten der Erzbiſchof von Reims, Urſinus, wenn er Carl den ſiebenden, den erſten Geiſtlichen und Prälaten der Franzöſiſchen Kirche nannte. (*) Was der König in Betrachtung der Kirche überhaupt iſt, das iſt er ja wohl um ſo viel mehr in Anſehung einer jeden einzeln Kirche insbeſondere.

2. Es klingt ein wenig geheimnißvoll, wenn Berengarius von einem adoleſcentulo des Königs ſpricht, bey dem er in Verhaft geweſen, und hinzu ſetzt: qua ex cauſa, etſi turpius dicere, turpe tamen erat ſcribere. (Bey ihm ſteht öfter erat wo es vielmehr eſſet heiſſen ſollte.) Zwar wüßte ich nun eben nicht, daß Heinrich der erſte von dieſer Seite der Sitten bey den Geſchichtſchreibern in übelm Rufe wäre; es ſey denn, daß man das Beywort mollis, welches ihm der Biſchof Odolricus in einem Schreiben an den Biſchof Fulbert, unter andern nachtheiligen Benennungen giebt, (**) dahin ziehen könnte. Indeß hat doch Petrus Damiani ſeinen erbaulichen Liber Gomorrhianus um dieſe Zeit geſchrieben: und wenn dieſes Laſter unter der Geiſtlichkeit damals ſo ſehr eingeriſſen war, warum ſollte

---

(*) *Dupuy* sur le Traité de P[illegible] p. 33

(**) T. X. Script. rerum Gall[illegible] p. 501.

man ſich wundern, es auch bey vornehmen Layen, und an den Höfen zu finden?

3. Der Petrus, Romanæ Eccleſiæ Diaconus, von welchem Berengarius ſagt, daß er dem Lanfrancus beygefallen, kann kein andrer, als der nur gedachte Petrus Damiani ſeyn, deſſen grobe Begriffe von der Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle Sie ohnedem aus ſeinen Schriften kennen werden. Die Erzehlungen, die er von der ſichtbarlichen Verwandlung des geheiligten Brodes uns aufheften will, oder ſich aufheften laſſen, ſind ſo ärgerlich, als eckel. (*) Was wir aber ganz neues aus ſeiner Erwähnung bey dem Berengarius lernen, iſt dieſes, daß er bey dem Concilio zu Vercelli gegenwärtig geweſen, und ſchon in der Würde eines Diaconus der Römiſchen Kirche gegenwärtig geweſen. Dieſes wußte keiner ſeiner Lebensbeſchreiber, nach welchen es läßt, als ob Stephanus der neunte ihn vom bloſſen Abte eines geringen Kloſters zum Kardinal erhoben habe.

4. Ich finde bey dem Bulänus, (**) daß De Roye (denn das Werk des De Roye ſelbſt, habe ich zur Zeit noch nicht brauchen können) errathen oder muthmaſſen wollen, die beiden Geiſtlichen, welche Lanfrancus für Bevollmächtigte des Berengarius ausgiebt, hätten Frewald und Waldo geheiſſen. Daß er falſch gerathen oder gemuthmaſſet hat, das wiſſen wir nun gewiß. Den einen, welches der eigentliche Abgeſandte der Kirche des h. Martinus zu Tours war, nennet er zwar ſelbſt mit Namen nicht, beſchreibt ihn aber als ſeinen Mitcanonicus an gedachter Kirche, und als einen ehemaligen Schüler des Biſchofs Gazo von Lüttich, welcher 1047 geſtorben war, und bey den Sammarthanis Vazo geſchrieben wird. Der andre hieß Stephanus, und war ein Landsmann des Lanfrancus.

5. Von dieſen beiden Männern ſagt Lanfrancus, volentes te defendere in primo ſtatim aditu deſecerunt, et capti ſunt: und ich habe im Vorbeygehen bemerkt, daß nicht alle den gan-

---

(*) De miraculoſis narrationibus, p. 688. Operum Edit. Lugd.

(**) *Hiſt. Univerſ. Pariſ. T. I. p.* 422. Miſit vero tantum (*Berengarius*) illuc duos clericos, quos Franciſcus De Roye in eius vita ſuſpicatur fuiſſe Frevaldum et Waldonem erroris adſtipulatores, qui Magiſtri abſentiam excuſarent, ipſiusque nomine agerent.

zen Sinn dieſer Worte gehörig gefaßt haben. Nicht allein Basnage (*) überſetzt ſie bloß durch: ils ſe trouverent pris d'abord, et abandonnerent leur maitre. Sondern ſelbſt Du Pin (**) giebt ſie ſchlecht weg durch: ils voulurent entreprendre ſa defenſe, mais ils n'eurent pas plûtôt commencé à parler qu'ils ſe trouverent embarraſſés, et réduits à garder le ſilence. Ohne Zweifel konnten ſich beide nicht einbilden, wie man Bevollmächtigte ins Gefängniß werffen könne, weil ſie alles für ihren Bevollmächtigter ſagen, was ſich für ihn ſagen läßt? Und wer konnte ſich leicht träumen laſſen, daß es auf den Kirchenverſammlungen damals, auch ſolche nicht ausgenommen, bey welchen der Pabſt ſelbſt zugegen war, ſo wild und unbändig zugegangen, daß man Beklagte, oder deren Fürſprecher, aus bloſſer Vorſicht ins Gefängniß ſetzen müſſen, damit ihnen nicht etwas weit ärgeres von dem gemeinen Hauffen zugefüget würde? ——

Noch iſt ein wichtiger und merkwürdiger Gebrauch, der ſich aus vorliegender Stelle machen läßt, zurück: und dieſer wird ſich bey dem zeigen, was ich

5. von der Kirchenverſammlung zu Paris

zu ſagen habe, welche, wenn GOtt will, in dem nehmlichen Jahre 1050, kurz nach dem Concilio zu Vercelli, ebenfalls wider den Berengarius, auf Befehl Heinrichs des erſten, ſoll ſeyn gehalten worden.

Mit einem Worte, mein Freund; dieſe Kirchenverſammlung iſt ein Unding: oder, es mit einem weniger abſtrakten Worte zu ſagen, eine Lüge; eine ſo unverſchämte Lüge, als je eine in der Normandie, wo ſie ſich herſchreibt, gemacht worden.

Denn hier habe ich es nicht mit dem Lanfrancus zu thun. Weder Lanfrancus, noch Berengarius ſelbſt, noch der Anonymus des Chiflet, gedenken dieſer Kirchenverſammlung mit einer Sylbe. Und ſchon das müßte ſie ſehr verdächtig machen. Auch wußte bis auf 1648 kein Menſch etwas von ihr; auſſer daß Baronius, aus einem Briefe eines Biſchofs von Lüttich an den König Heinrich, ſchlieſſen wollte, ſie müſſe im Werke geweſen

---

(*) Hist. de l'Egliſe, Liv. XXIV. chap. 2. §. 12.

(**) Nouv. Bibl. des Aut. Eccl. T. VIII. p. 8.

ſeyn. Aber er urtheilte auch aus dem nehmlichen Briefe, daß ſie nicht zu Stande gekommen.

Ihr einziger Gewährsmann iſt der Verfaſſer eines Tractats de Corpore et Sanguine Chriſti, den Dacherius im beſagten Jahre 1648, als einen Anhang zu den Werken des Lanfrancus, zuerſt herausgab. In dem letzten Abſchnitte dieſes Tractats wird eine kurze Geſchichte der erſten Berengariſchen Unruhen beygefügt, und der Erzehler ſpricht als ein Mann, der zu den Zeiten ſelbſt will gelebt haben. Dacherius fand ihn in ſeiner Handſchrift Durandus, Abt von Troarn, genannt; und weil allerdings ein Abt dieſes Kloſters, und dieſes Namens, ein Zeitverwandter des Berengarius geweſen: ſo blieb, wie billig, auch in der gedruckten Ausgabe, dieſer Durandus der Verfaſſer des Tractats, und ward auf einmal eine ſehr zuverläßige Quelle in der Geſchichte der Ketzerey des Berengarius.

Eine ſehr zuverläßige Quelle! Dafür ſollte man ſie wenigſtens halten, wenn man ſieht, wie allgemein ſie, ſeit ihrer Entdeckung, genutzt worden. Doch wenn anders eine Ausſage dadurch, daß ſie unendlichmal wiederhohlt worden, um nichts wahrer wird, als ſie für ſich ſelbſt iſt: ſo ſcheue ich mich nicht, wenn der gutherzigen Nachſchreiber auch noch mehrere wären, die Ausſage dieſes Durandus für nichts weniger als glaubwürdig zu erklären.

Gerade heraus; alles, ohne Ausnahme, was dieſer Durandus Hiſtoriſches von dem Berengarius beybringt, iſt erlogen; und freylich muß ich es unſerm Manuſcripte vornehmlich danken, daß ich zu dieſer Einſicht gelangt bin; obſchon auch ohne dieſes, ſo viel Widerſprüche von ſelbſt in die Augen leuchten, in welche er ſowohl mit ſich, als mit andern gültigern Zeugen verfällt, daß man alle Mühe gehabt hat, ihn bey Anſehen zu erhalten. Leſen Sie nur, was unter andern Coſſartius (*) für Wendungen zu nehmen, nöthig findet: und doch kann er es nicht überall in Abrede ſeyn, daß ſich Durandus wohl möge geirret haben.

Den Beweis meines Urtheils in allem ſeinem Umfange zu führen, muß ich mir indeß auf eine andere Gelegenheit vorbe-

---

(*) Hard. Concil. T. IV. P. I. p. 1022. 23.

halten. Die Weitläuftigkeit der Sache will, daß ich mich hier lediglich auf die Kirchenverſammlung zu Paris einſchränke. Leſen Sie, was Durandus davon ſagt, (*) und erwegen Sie folgende Punkte.

Sie ſoll, dieſe Kirchenverſammlung, bald nach der zu Vercelli, im Monat October des nehmlichen Jahres, ſeyn gehalten worden, welches das Jahr 1050 war. Ich will hier dem Durandus nicht von neuem aufmutzen, daß er dafür das Jahr 1053 angiebt: denn auch die, welche ihn ſonſt für einen ſehr glaubwürdigen Mann halten, erkennen einmüthig, daß ihm hier ſein

---

(*) Cum autem tanti mali fama crebreſceret, et omnium corda fidelium vehementius percelleret, perque multos hujusmodi virus latenter, et aperte jam ſerperet, contigit, vt ad aures etiam Regis Francorum Henrici perveniret, qui conſultu ſui regni pontificum procerumque, concilium Pariſiis cogi decimo ſeptimo Kalendas Novembris præcepit, *ac præfatum Berengarium*, vt aut ſua dicta Patrum autoritate firmaret, multis ſibi obtinentibus, aut ſi ea defendere nequiret, in catholicam, cui obviare non poſſet, fidem prudenter tranſiret, *intereſſe tantorum coetui Patrum imperavit.* Interea condicta venerat dies, frequensque conventus præſulum ac reliquorum ſancti ordinis Clericorum, nec non nobilium laicorum, Pariſiis factus eſt, ſed jam dictus *Berengarius* malæ conſcientiæ perculſus terrore, vt juſſus erat eo venire diſtulit, ſeque cum Brunone ſuo, videlicet Epiſcopo Andegavenſi, ſub quo Archidiaconi fungebatur honore, pro eo maxime continuit, quia eodem errore vtpote tanti viri credulus et ipſe noſcebatur involvi. Interea Præſul Aurelianenſis quosdam apices in ſcheda haud parva digeſtos in conſpectu omnium et Regis, intererat enim, protulit. Et præcipiat, inquit, veſtra Sanctitas, has litteras a Berengario editas ſi libet recitari, quas ego quidem ab ipſo nequaquam accepi, ſed cum eas cuidam ſuo familiari, nomine Paulo, per veredarium dirigeret, *violenter rapui.* Quibus ſuſceptis et ad recitandum traditis, omnium aures eriguntur, ora in ſilentium componuntur, corda ad intelligendum, quæ continebantur in eis, præparantur, ſed inter legendum multum repente fit murmur, et per ſingula abſurdi ſenſus verba gravis inſtrepit fremitus. Itaque omnibus talis lectio, quoniam nequisſima ſordebat hæreſi, vehementer diſplicuit, damnato proinde communi ſententia talium auctore, damnatis ejus complicibus, cum codice Ioannis Scoti, ex quo ea quæ damnabantur ſumpta videbantur, concilio ſoluto diſceſſum eſt, ea conditione, vt niſi reſipiſcerent ejusmodi perverſitatis auctor, cum ſequacibus ſuis, ab omni exercitu Francorum præeuntibus Clericis cum eccleſiaſtico apparatu inſtanter quæſiti, vbicumque convenisſent eo vsque obſiderentur, donec aut conſentirent Catholicæ fidei, aut mortis pœnas luituri caperentur. — *Editionis Dach. in operibus Lanfranci*, p. 103.

Gedächtniß müſſe einen Streich geſpielt haben, weil ein Schreibfehler, wegen der nicht mit Ziffern, ſondern mit Worten ausgedruckten Zahl, nicht leicht anzunehmen ſey. Ich will auch nicht fragen: wenn Berengarius nur eben zu Vercelli von dem Pabſte ſelbſt verdammt war, wozu ein neues Concilium zu Paris? Denn auch ſchon Coſſartius hat dieſe Frage berührt, und ſie ſo gut beantwortet, als er gekonnt hat. Sein ſchlechteſter Beſcheid darauf, cauſæ ſubesſe potuerunt, quas ignoramus, ſoll mir begnügen. Nur hätte Durandus ſonſt keinen Umſtand müſſen einflieſſen laſſen, von deſſen Ungrund wir nunmehr überzeugt ſind. Er verſichert nehmlich, Berengarius ſelbſt ſey von dem Könige auf das Concilium nach Paris gefodert worden, aber aus Furcht ſeines böſen Gewiſſens nicht erſchienen. Wie? Wiſſen wir denn nicht, daß Berengarius während dem Concilio zu Vercelli des Königs Gefangner in Paris war? Wenn der König einen Monat darauf ein neues Concilium halten wollte, ſo mußte es damals ja wohl ſchon ausgeſchrieben ſeyn? War man wohl ſo thöricht, den Schuldigen auf die kurze Zeit noch lauffen zu laſſen, in Hoffnung, daß er gehorſam genug ſeyn werde, ſich wieder einzuſtellen? Man hatte es ihm doch wirklich nicht darnach gemacht. Nein; Durandus, da er einmal das Concilium uns aufheften wollte, hätte zugleich mit erdichten müſſen, daß Berengarius dabey zugegen geweſen wäre. So würde ſich dieſes doch nun mit der eigenen Erzehlung des Berengarius beſſer reimen, und die, bey denen er Unrecht haben und behalten muß, könnten immer noch ſagen, es ſey bloſſe Verleumdung, daß er ein förmliches Concilium in eine ſo unrechtliche Procedur verwandele.

Ein andrer Umſtand, deſſen völlige Widerlegung ebenfalls aus unſerm Manuſcripte herzuhohlen, iſt dieſer, daß es der Biſchof von Orleans geweſen ſeyn ſoll, welcher die Stelle des Anklägers vertreten. Ich will die ſtrafbare Nichtswürdigkeit nicht rügen, welche Durandus den Biſchof von ſich ſelbſt bekennen läßt, daß er nehmlich den vertrauten Brief des Berengarius an einen Freund, aus welchem ſich die Ketzerey deſſelben zeigen ſollte, mit Gewalt rauben laſſen. Der Biſchof iſt ganz gewiß unſchuldig; und der Erzehler mochte wohl eher, als der Biſchof, einer ſolchen frommen Straßenräuberey fähig ſeyn

Dieſer Biſchof von Orleans müßte Iſambardus geheiſſen haben, welcher den Stuhl von 1033 bis wenigſtens 63 beſeſſen. Da nun auch ein Biſchof von Orleans, einige Jahre darauf, 1055. bey dem Concilio zu Tours gegenwärtig war: ſo könnte auch dieſer kein anderer, als der nehmliche Iſambardus geweſen ſeyn. Nun aber berichtet von dieſem uns Berengarius ſelbſt Dinge, die ſich mit dem, was uns Durandus von ſeinem Biſchofe zu Orleans erzehlt, ſchlechterdings nicht reimen. Hier, auf dem Concilio zu Paris, hätte Iſambardus aus einem eigenen Briefe des Berengarius die Ketzerey deſſelben umſtändlich erſehen; hätte ſie ſelbſt weiter bekannt gemacht; hätte ihre Verdammung dadurch bewirket; wäre dieſer Verdammung beygetreten: und wenig Jahre nachher ſollte eben dieſer Iſambardus, dort zu Tours, kaum mehr gewußt haben, weſſen man den Berengarius beſchuldige? ſollte nicht gewußt haben, durch welche Beweisſtücke man ihn des Beſchuldigten überführen könnte? ſollte ſich mit der erſten der beſten nähern Erklärung haben befriedigen wollen? Jenes ſagt Durandus, und dieſes ſagt Berengarius ſelbſt; und wenn ſich beides nicht widerſpricht, ſo widerſpricht ſich nichts in der Welt. Denn, wie geſagt, beide Biſchöfe von Orleans ſind nur ein und eben derſelbe Mann: und es iſt wohl keine Frage, welcher den rechten am beſten gekannt hat, ob Durandus oder Berengarius?

Die Stelle aus dem Manuſcripte, welche hieher gehöret, wird weiter hin, unter dem Concilio von Tours, vorkommen. Itzt will ich nur noch einen Punkt berühren, der durch die Nachricht von der Mißhandlung, die Berengarius zu Paris über ſich müſſen ergehen laſſen, und auf welche das ganze Pariſiſche Concilium hinausläuft, eine ganz beſondere Aufklärung erhält, und zugleich dieſe Nachricht ſelbſt bekräftiget.

Sie erinnern ſich eines kurzen Briefes, vom Berengarius an einen gewiſſen Richard geſchrieben, den Dacherius zuerſt ans Licht brachte, (*) und der hernach durchgängig als ein Anhang zu den Verhandlungen des Concilii zu Paris mit durchlauffen müſſen. Er fängt an; Quia facile vobis factum eſſe

---

(*) Spicilegii T. II. p. 105.

cum Rege loqui non nescio: vellem, ſi videretur et vobis, verbum illi aliquod pro me faceretis, ſi forte humanitatis, liberalitatis, dignitatisque regiæ, atque Chriſtianitatis reputatione, aliqua munificentia compenſaret damnum, quod is clerico Eccleſiæ ſuæ injuſtisſime, ac regia majeſtate indignisſime, tantum intulit. Quod ſi facit, ab immodica culpa, ſe modica expenſa, non modicum exſolvit. Si autem non facit, me tamen præſto nihilominus habet in eo uno ſervire regiæ majeſtati, vt ſatisfaciam ſecundum ſcripturas illi et quibus velit: injuſtisſime damnatum Scotum Ioannem, injuſtisſime nihilominus asſertum Paſchaſium in concilio Vercellenſi, perverſe et regio auditu indignisſime expoſuisſe illi clericos Carnotenſes (ſi ita res acta eſt quomodo ad me pervenit) ſententiam de Euchariſtia, quam in ſcriptura habent glorioſæ memoriæ Fulberti Epiſcopi — u. ſ. w. Daß dieſer Brief, ſagen die Sammler der Concilien, und alle, welche deſſelben erwähnen, nach der Kirchenverſammlung zu Vercelli geſchrieben werden, bezeugen die ausdrücklichen Worte. Aber, fügen ſie hinzu, er muß auch nach der Kirchenverſammlung zu Paris geſchrieben ſeyn: denn über was für Unrecht von dem Könige hätte Berengarius ſonſt zu klagen gehabt, als über das, welches ihm in dieſer Kirchenverſammlung, nach ſeiner Meynung, zugefügt worden? (*) Und da ſolches Unrecht doch nicht in der bloſſen Verdammung ſeiner Lehrſätze könnte beſtanden haben, ſo wollen einige ſogar wiſſen, daß ihm der König die Einkünfte ſeines Canonicats bey St. Martini zu Tours entzogen. (**) — Es iſt unglaublich, was gewiſſe Leute für eine Gabe haben, aus Nichts die allerentfernteſten Dinge zu ſchlieſſen, indem ſie über das, was ihnen klar vor den Augen liegt, hinwegſehen! Ich frage: wie wäre es möglich, daß Berengarius die Strafe ſeines Königes, mit der er ihm, zu

---

(*) Data eſt *(Epiſtola Berengarii ad Ricardum)* poſt concilium Vercellenſe, cujus meminit: data item poſt Pariſienſe, cum factam ſibi a Rege dicat injuriam. Quam enim aliam? *Hard. Concil.* T. VI. P. I. *p.* 1024.

(**) Comme le Roi étoit Abbé de Saint Martin de Tours, il donna ordre d'ôter à Berenger le revenu qu'il tiroit en qualité de Chanoine de cette Eglise. *Fleury Hiſt. Eccleſ.* T. XII. *p.* 514.

Folge eines förmlichen Concilii, belegen wollen, ein damnum hätte nennen können, quod is clerico Ecclesiæ suæ injustissime, ac regia majestate indignissime intulerit? Abgeſprochne Einkünfte wären hiernächſt ja wohl, mehr nur lucrum cessans, als damnum illatum. Doch es ſey, daß wer ſich beeinträchtiget fühlet, ſeinen Verluſt ſo unverdient, ſo groß, ſo wenig der Wahrheit gemäß beſchreiben darf, als er nur immer will. So frage ich weiter: wenn dieſem Briefe das vermeinte Concilium zu Paris vorhergegangen, auf welchem, nach des Durandus eigner Verſicherung, die Lehre des Scotus ebenmäßig verdammt werden; warum hätte ſich denn Berengarius nicht auf dieſe letztere, ſondern auf die zu Vercelli geſchehene Verdammung beruffen? warum hätte er es denn gegen den Ausſpruch des Concilii zu Vercelli, bey welchem der König nicht gegenwärtig geweſen war, von deſſen Gründen der König nicht ſo völlig unterrichtet ſeyn konnte, erweiſen wollen, daß dem Scotus Unrecht geſchehen? warum hätte er ſich nicht lieber erbieten ſollen, eben das gegen den Ausſpruch des Concilii zu Paris zu beweiſen, wo der König ſelbſt den Vorſitz gehabt hatte, wo der König ſelbſt mit angehöret haben konnte, warum ſo viele vornehme Geiſtliche ſeiner Kirche die Lehre des Scotus für irrgläubig erkannten? Gewiß, mein Freund; wenn man ſich jemals bey dem Schluſſe von der unterlaſſenen Erwähnung einer Sache auf die Unwirklichkeit derſelben, zu irren nicht hat fürchten dürfen: ſo iſt es hier; hier, wo Berengarius der Begebenheit, die ich leugne, nicht bloß hätte erwähnen können, ſondern nothwendig hätte erwähnen müſſen, wenn das geringſte von ihr wahr geweſen wäre. Wir wiſſen es von ihm ſelbſt denn nun auch beſſer, wie die Sache zuſammengehangen, und bewundern die Vorſehung, die nach und nach von ſeinen eignen Feinden Dinge hervorziehen und erhalten laſſen, die mit ſeiner endlichen Rechtfertigung auf eine ſo unerwartete Art übereinſtimmen.

Warum ſollte uns auch überhaupt das unbillige und tyranniſche Verfahren des Königs gegen den Berengarius, ſehr befremden? Als ob es nicht ganz in dem Geiſte ſeines Jahrhunderts wäre! Als ob es ihm an ehrwürdigen, frommen, heiligen Männern könnte gefehlt haben, die ihm ſo etwas zu rathen, ihm ſo etwas als ſeine Pflicht vorzuſchreiben, fähig waren? Sie merken wohl, daß ich auf jenen Brief des Biſchofs von Lüttich hinaus will, aus welchem, wie geſagt, (*) Baronius abnahm, daß ein Concilium zu Paris im Werke geweſen. Ein ganz abſcheulicher Brief! Alle Haare müſſen ſich zu Berge richten über die Herzensmeynung eines chriſtlichen Biſchofs, die man in dieſem Briefe lieſet: quod hujusmodi homines, — Schwachgläubige, Zweifler, Ketzer, was es nun ſind — nequaquam oporteat audire; neque tam ſit pro illis concilium advocandum, quam de illorum ſupplicio exquirendum. Was that Heinrich nun mehr, als daß er dieſen Ausſpruch befolgte?

Dem ohngeachtet; ſoll ich Ihnen aufrichtig ſagen, was ich von dieſem abſcheulichen Briefe halte? Ich halte ihn für untergeſchoben; für nachher, und vielleicht für lange nachher, geſchmiedet, in der Abſicht, das grauſame Verfahren des Königes einigermaaſſen zu entſchuldigen. Ich denke nicht, daß meine Gründe, dieſes zu vermuthen, von den ſchlechteſten ſind: aber auch die kann ich Ihnen hier nicht auskramen. Ich muß eilen, weiter zu kommen.

Damit ich Ihnen indeß, bey meiner Eil, auch nichts zu überhüpfen ſcheine: nur noch dieß einzige Wort. —— Wenn an dem Concilio zu Paris ſo viel als nichts iſt, was kann wohl an einer gewiſſen Verſammlung zu Brione ſeyn, welcher Berengarius ſelbſt beygewohnet haben ſoll, und die gleichfalls nur auf dem einzigen Zeugniſſe des Durandus beruhet? Zuverläßig, noch weniger als nichts. Denn dieſe ſoll nun gar noch vor dem Concilio zu Vercelli ſeyn gehalten werden, als Berengarius wahrlich nicht Zeit hatte, noch eine ſo unnöthige Excurſion in die Normandie zu machen. — Doch ich habe mir ja ſchon die völlige Beleuchtung des ganzen Durandus auf ein andermal vorbehalten. Bey Seite alſo izt mit ihm, und wieder zu dem Lanfrancus, welcher von dem allen nichts weiß, und von dem Concilio zu Vercelli unmittelbar auf das kömmt, auf welches ich nunmehr komme, nehmlich

---

(*) Oben Seite 389.

6. auf das Concilium zu Tours, von 1055.

Lanfrancus verſichert zwar, daß Leo der neunte auch auf mehrern Kirchenverſammlungen, als der zu Rom, und der zu Vercelli, die Verdammung des Berengarius erkläret und bekräftiget habe. Er führet aber namentlich deren keine an; und auch bey andern Scribenten iſt bis auf das Jahr 1055 von dem Berengarius alles ſtille. In dieſem müßte dafür die Flamme um ſo viel ſtärker wieder ausgebrochen seyn. Denn auſſer dem zu Tours, ſollen nicht weniger als noch drey Concilia, in eben dieſem Jahre, ſamt und ſonders wider den Berengarius, ſeyn gehalten werden. Ich verſpreche Ihnen, daß Sie genau wiſſen ſollen, woran Sie mit allen vieren ſind, ſobald Sie das zu Tours beſſer kennen werden.

Und was ſagt Lanfrancus von dieſem? Quæ Sententia, nehmlich die von Leo dem neunten wider den Berengarius geſprochene, non effugit ſucceſſorem quoque ſuum felicis Memoriæ, Papam Victorem. Sed quicquid de hac re ſeu cæteris ipſe ſtatuit, ſtatuive præcepit: hoc etiam iſte ſua atque omnium conciliorum ſuorum auctoritate firmavit. Denique in concilio Turonenſi, cui ipſius interfuere ac præfuere legati, data eſt tibi optio defendendi partem tuam. Quam cum defendendam ſuſcipere non auderes, confeſſus coram omnibus communem Eccleſiæ fidem juraſti, ab illa hora te ita crediturum ſicut in Romano conſilio te juraſſe eſt ſuperius comprehenſum.

Wie viel meynen Sie, daß hiervon wahr iſt? Zählen Sie nach, was nicht wahr iſt, und ſehen Sie zu, was übrig bleibt. Das kann wahr ſeyn. — Falſch, daß auf dieſem Concilio zu Tours dem Berengarius frey gegeben worden, ſeine Meynung zu vertheidigen. Falſch, daß er auf demſelben eben das beſchworen, was er vier Jahre darauf unter Nicolao dem zweyten, zu Rom beſchwur. Falſch, daß dieſes Concilium zu Tours unter dem Pabſt Victor gehalten worden. Falſch, daß überhaupt Victor das geringſte über die ſtreitige Lehre, während ſeiner ganzen Regierung, mit ihm ſelbſt verhandelt, oder durch ſeine Legaten verhandeln laſſen.

Hören Sie ihn dieß alles ſelbſt erzehlen:

„Compellit me, velim nolim, longum facere continua ſcripti tui monachatu tuo indigniſſima falſitas. Papam Victorem concilium Turoni convocaſſe per legatos ſcripſiſti: Papæ Victoris nec adfuerunt legati, nec præfuerunt Concilio Turonenſi: nunquam mihi defendendi partes meas optionem dederunt legati Papæ Victoris. Non auſum me fuiſſe defendere partes meas, immenſa falſitate ſcripſiſti; juraſſe me ſicut Romæ, ſtupendo mendacio confirmaſti; communem fidem, quo tuum nomine ſæpe palliaſti errorem, inſanis, me profeſſum fuiſſe; eccleſiæ dicis, quod turbæ erraticæ verius dicere potuiſti. Longum facio, ſed enormitate falſitatis ſcripti tui compellor. Dicta repeto *): nunquam Papa Victor per ſe, vel per Legatos, mecum egit de menſa dominica: nunquam in eo mihi defendendi quæ afferrem optionem fecit; nunquam Papæ Victoris legatis communem ineptorum errorem, quem communem Eccleſiæ appellare non dubitas fidem, confeſſus aliquid juravi. Sed quia adhuc ſupereſt Hildebrandus, qui de veritate conſultus tota dignitate eſt adhuc reſpondere idoneus, quamquam longiſſimum faciam, viſum eſt de Concilio Turonenſi quod rei veritas habuit, neque tamen eo niſi pauciſſimis tempore innotuit, palam facere omnibus, qui in hoc ſcriptum forte incidunt. Tempore non Victoris, ſed Papæ Leonis, ab Eccleſia Romana Hildebrandus, vices in negotiis eccleſiaſticis ſuppleturus apoſtolicas, Turoni adfuit. Huic contra calumniam in me inſanorum, in quo adhuc, omiſſo me, audire cum poteſt, qui voluerit, de Propheta, de Apoſtolo, de Evangeliſta, de authenticis etiam ſcripturis ſatisfeci Ambroſii, Auguſtini, Hieronymi, Gregorii, in quo etiam nunc ſatis facere indiſſimulabiliter, miſeratione divina, vt nihil vllo modo incertum **) remaneat ei, qui, me manſuetudine chriſtiana, corde vigili audito, in eo dubitaverit, omnino ſufficio; non venienti ad exprobrandum Deo viventi, ad dicendum Domino, *Scientiam viarum tuarum nolumus, recede a nobis*, ad perdendum me cum gladiis et fuſtibus; ſed ve-

---

*) „*dicta repete*“. C. A. Schmid.

**) „nihil vllo modo *certum*“. C. A. Schmid.

nienti ad audiendum me manſuetudine chriſtiana, in nomine Domini. Hildebrandus veritatis perſpicuitate cognita, perſuaſit vt ad Leonem Papam intenderem, cujus autoritas ſuperborum invidiam, atque ineptorum tumultum compeſceret; ceterum quod ad inſtantia pertineret, ſi vellent Epiſcopi, qui convenerant, ex mora agere de Euchariſtia, darentur eis in manus, locis denotatis ſignis adhibitis, diverſorum libri, quos undecunque Hildebrandus ipſe fecerat comportari; ſi vero ſola reſponſione ſine ipſius reſponſionis pertractatione contenti, convenit enim aliquando ſcripto adverſariis et non ſententia, ſicut Arrianis et Catholicis, Patrem Filio esſe majorem, alia pergerent pertractare negotia: ſoluto eorum conventu recta ego cum Hildebrando ad Romanum Pontificem, ſicut ſupra dictum est, abiremus. Epiſcoporum ergo qui convenerant voluntas in eo fuit, vt quidam eorum me, Epiſcopus Aurelianenſis, atque Epiſcopus Autiſſiodorenſis, cum Archiepiſcopo Turonenſi, de Euchariſtia ſeparatim cum Clericis ſuis audirent. Ita ergo factum: conqueſti ſunt me accito Epiſcopi illi duo, quod culpa mea a propriarum eos Eccleſiarum pertractandis negotiis revocaret; quam meam culpam dicerent, interrogati reſponderunt: dicere me, panem ſanctum altaris panem tantum esſe, nec differre ab inconſecrato pane menſæ communis. Quem in eo accuſatorem meum haberent? producere neminem potuerunt, ita diffamatum me ſe audisſe reſponderunt, et quid dicerem, cum negarem illud, audire voluerunt. Hic ego inquio: certisſimum habete, dicere me, panem atque vinum altaris poſt conſecrationem Chriſti esſe revera corpus et ſanguinem. Quo audito, nihil aliud expectare a me alios, qui in Eccleſia S. Mauricii conſederant, dixerunt Epiſcopos, quam vt in eorum quoque audientia eadem non tacerem, et ita eos liberum habituros, vt ſua quisque agere negotia non differrent. Veni ergo cum iis, qui me ſeparatim audierant, Aurelianenſi atque Autiſſiodorenſi Epiſcopis, in conſesſum aliorum, et quæ ſeparatim quibusdam dixeram, in audientia omnium repetivi. Cumque jam pene mea illa finiretur calumnia, non defuerunt qui dicerent, quod dicebam non debere ſufficere, quia aliud corde clauderem, aliud forſitan lingua emitterem: juramentum esſe a me exigendum. Cum ergo exigerent, ſummaque injuria, quia produci non poterat accuſator, qui a me audiſſet, quod me dicere prius putaverant, ceſſi tamen conſilio Epiſcopi Andegavenſis*), atque Abbatis majoris Monaſterii Alberti, qui me de ſcripturis habere certi erant quod dicerem, adhortantium ne tumultum compeſcere popularem ſuggererem, cum ſcirent me revera idem habere in corde et in ore. Scripſi ergo ego ipſe, quod jurarem: *Panis atque vinum Altaris poſt conſecrationem ſunt corpus Chriſti et ſanguis: hæc me ſicut ore proferrem, juramento confirmari corde tenere*: contra jura tamen tam ſecularia quam eccleſiaſtica, ſicut prædixi, conſilio eorum, qui mecum veritatis minime erant ignari, quos ſuperius nominavi. Ita Hildebrandus, Romanæ Eccleſiæ Legatus, qui libros undecunque comparari fecerat, ut ex eorum auctoritate ſatis fieret de Euchariſtia, pro cujus diligentiori conſideratione et veritatis, Dei miſericordia, comprehenſione, hæreſis me inſimulaverant homines nihil ſcientes et ſuperiores ſe in ſcientia alios non æquo animo tolerantes, turbarum, quæ ad illud maxime valent ut clament, *crucifige! crucifige!* quæ ad comprehenſionem veritatis vix aliquando vel nunquam ſufficiunt, ad fuſtium et lancearum ſemper pronæ ſunt apprehenſionem, tumultu compeſcito, alia pro quibus a Romana Eccleſia venerat eſt proſecutus negotia. In quibus cum non nullas inſumeret moras, meque cum illo jamjam acceſſurum Romam, ad ſatisfaciendum de menſa dominica de eminentia rationis, de immunitate auctoritatis, expectarem, ſecundum quod convenerat cum illo mihi, nunciatum illi eſt, Papam Leonem rebus deceſſiſſe humanis, quo audito a propoſito eundi Romam itinere ſuperſedi. Nunquam mecum aliquid egerunt Legati Papæ Victoris; videris tu, quam indigna monachatu tuo, quam indigna tua eruditione vecordia perſuadere ſuſcepit ſcriptum tuum, quod Romæ juraverim me Turoni juraviſſe Legatis Papæ Victoris. —

Die Hauptſache iſt hier ohne Zweifel die Zeit, wenn und unter welchem Pabſte dieſes Concilium zu Tours gehalten werden: und ich ſollte nicht meynen, daß man das geringſte Bedenken haben könne, das Zeugniß des Berengarius hierinn

---

*) „*Andecavenſis*“. C. A. Schmid.

allen andern vorzuziehen. Daß er am beſten davon unterrichtet ſeyn konnte, iſt unſtreitig; und was für Vortheil, was für Abſicht hätte er dabey haben können, uns von einem ſo unerheblichen Umſtande etwas anders als die lautere Wahrheit zu ſagen? Ich nenne den Umſtand unerheblich, in Beziehung auf die eigne Angelegenheit des Berengarius, die dadurch weder verbeſſert noch verſchlimmert werden konnte, ob das Concilium unter dem Legaten des einen, oder des andern Pabſtes, wäre gehalten worden: nicht aber in Beziehung auf die Geſchichte, die allerdings dadurch ſehr berichtiget wird.

Wenden Sie nicht ein, daß es gleichwohl ſchwer zu begreiffen ſey, wie ſich Lanfrancus ſo ſehr könne geirret haben, da er doch ſelbſt auf dieſem Concilio zu Tours mit gegenwärtig geweſen; wie Ordericus Vitalis verſichere. Denn das iſt er nicht geweſen, und Vitalis verdienet mit dieſem ſeinem Zeugniſſe nicht den geringſten Glauben, ob es ſchon Ant. Pagi(*) ohne Bedenken angenommen hat. Wäre Lanfrancus ſelbſt gegenwärtig geweſen, ſo würde er gewiß nicht ermangelt haben, uns deſſen auch ſelbſt zu verſichern. Und was hätte ihn damals nach Tours bringen ſollen? Er konnte ja nicht wiſſen, daß die Sache des Berengarius auf dem Concilio daſelbſt vorkommen würde. Es geſchahe auf eigenen Betrieb des Berengarius, daß man ſie auſſerordentlich vornahm; und das Concilium war ganz und gar nicht ihrentwegen ausgeſchrieben worden, welches uns ſo viel neuere Scribenten, als z. E. Lupus(**) gern möchten glauben machen.

Selbſt das Zeugniß des ſonſt mit dem Lanfrancus genau übereinſtimmenden Guitmundus, welcher des Concilii zu Tours gleichfalls erwähnet, iſt dießmal für ihn nicht. Denn Guitmundus ſchreibt nur alles, was darauf verhandelt worden, dem Hildebrand zu, ohne des Pabſtes, deſſen Legatus Hildebrand war, namentlich zu gedenken. Der Umſtand endlich, daß gerade während dem Concilio die Nachricht von dem Tode des Pabſtes eingetroffen, iſt ſo beſonders, zeichnet ſich ſo merklich aus, daß Vergeßlichkeit oder Verwirrung ſich kaum dabey denken läßt.

(*) In Annales Bar. ad annum 1055. §. 7.

(**) Operum T. V. p. 6. 7.

War nun aber **Hildebrand**, als er das Concilium zu Tours hielt, noch **Leonis** des neunten Legatus; war es der Tod dieſes **Leo**, der es unterbrach: ſo gehöret es auch nicht in das Jahr 1055, ſondern in das vorhergehende 54; als an deſſen neunzehntem April **Leo** ſtarb.

Was weiter hieraus für Verbeſſerungen in der Geſchichte, und Veränderungen in der Ordnung der Concilien ſich ergeben, iſt klar. Nicht allein müſſen die Concilia zu Florenz und zu Lyon nunmehr nachſtehen, indem das zu Tours ſogar noch dem zu Narbonne vorgehen, und unmittelbar auf das vierte Römiſche unter **Leo** dem neunten folgen muß: ſondern auch alle die andern drey Concilia, welche in dem Jahre 55 wider den **Berengarius** ſollen ſeyn gehalten worden, ſind in ſo fern für Erdichtungen zu erklären, als **Victor** der zweyte daran Antheil gehabt haben müßte.

Auch widerlegt ſich noch ein Umſtand, durch den ſich das Concilium zu Tours merkwürdig gemacht hätte, aus deſſen unumgänglicher Verſetzung, nunmehr von ſelbſt. Nach dem **Baronius** nehmlich, — oder vielmehr nach dem **Mariana**, auf den ſich **Baronius** lediglich bezieht, — ſoll Kayſer **Heinrich** der zweyte, bey dieſem Concilio den König **Ferdinandus** von Caſtilien verklagt haben, daß er ſich den Titel eines Kayſers von Spanien anmaaſſe, und ſeine Abhängigkeit von dem Römiſchen Reiche weiter nicht erkennen wolle; und **Victor** der zweyte ſoll zum Beſten des Kayſers den Ausſpruch gethan haben. Die ganze Sache klingt ein wenig fabelhaft, und es wäre wenigſtens ſehr ſonderbar, wann ſich ein deutſcher Kayſer, mit ſeinen Beſchwerden gegen einen König von Spanien, an eine kleine Kirchenverſammlung irgendwo in Frankreich, ſollte gewandt haben; denn daß ein Päbſtlicher Legat dabey zugegen geweſen, das macht ſie eben um ſo viel wichtiger nicht. Es ſey aber die Sache ſelbſt, ſo wahr als ſie wolle: von beiden Umſtänden kann doch nur einer Statt gehabt haben. Iſt ſie auf dem Concilio zu Tours anhängig gemacht worden, ſo hat ſie **Victor** auf dieſem Concilio nicht entſchieden: hat ſie **Victor** entſchieden, ſo kann ſie auf dem Concilio zu Tours, auch nicht einmal vermittelſt ſeines Legaten, ſeyn vor ihn gebracht werden.

Einen einzigen Weg wüßte ich, die Erzehlung des Mariana noch zu retten: und dieſer wäre, wenn man annähme, daß kurz auf einander zwey Kirchenverſammlungen zu Tours gehalten worden; die erſte, von welcher Berengarius redet, und die zweyte das Jahr darauf, auf welcher die Geſandten des Kayſers möchten erſchienen ſeyn. In der That finden ſich auch Spuren von einer ſolchen zweyten, die bey den Sammlern der Concilien nicht vorkömmt. Doch was geht mich das hier an? Sie werden nicht wollen, daß ich mich von unſerm Manne noch weiter entfernen ſoll. ——

Die Stelle haben Sie nun ohne Zweifel erwogen, auf die ich mich oben, wegen des Biſchofs von Orleans bezog. Der Widerſpruch mit dem Durandus iſt, denke ich, ſo klar, daß ich nicht nöthig habe, noch etwas hinzu zu ſetzen. Dafür erlauben Sie mir, Sie einen Augenblick bey dem Biſchofe von Angers zu verweilen, der ebenfalls auf dem Concilio zu Tours gegenwärtig war.

Es war Euſebius, mit dem Zunamen Bruno, welcher dieſe Würde ſeit 1047 bekleidete; es war eben der, der nach einigen, den Berengarius zu ſeinem Archidiaconus in Angers gemacht hatte. Nach andern zwar, müßte Berengarius das bereits im Jahre 1040 geweſen ſeyn, und ich weiß nicht, was ich zu den Beweiſen davon ſagen ſoll.(*) Gewiß iſt es, daß er, während dem Concilio zu Vercelli, noch Canonicus an der Kirche des heil. Martinus zu Tours war; gewiß iſt es, daß er, auch während des Concilii zu Tours, noch eben da, und nicht zu Angers lebte. Wenn er nun dem ohngeachtet auch Archidiaconus zu Angers hätte ſeyn können, und wirklich geweſen wäre: ſo müßte man ſich wohl nicht ſehr an den alten Kanon, vt non niſi in vnius civitatis Eccleſiis quisquam aliquod Clericale officium accipiat, gekehrt haben, ob er ſchon auch damals, in einem Concilio über dem andern, aufs neue eingeſchärft wurde. Doch dem ſey, wie ihm immer ſey; Berengarius ſey auf dem Concilio zu Tours bereits des Euſebius Archidiaconus geweſen, oder nicht: genug, daß Euſebius der Meynung des Berengarius war.

(*) *Mabillon* Acta Sanct. Ord. S. Bened. Sæculi VI. Parte II. præf. §. 12.

Dieſes Zeugniß giebt ihm, wie Sie geleſen haben, Berengarius ſelbſt: „ceſſi tamen conſilio Epiſcopi Andegavenſis, atque Abbatis majoris Monaſterii Alberti, qui me de ſcripturis habere certi erant, quod dicerem. Es iſt alſo keine Verleumdung, keine ungegründete Sage, was man ſchon aus dem Durandus und Theoduinus von ihm gewußt hat, und weswegen ihn zu retten, ſich ſo manche ganz vergebliche Mühe gemacht haben. Beſonders iſt es Natalis Alexander,(*) und nach ihm ſind es die mehrgedachten Franzöſiſchen Benediktiner,(**) welche den Verdacht durchaus nicht auf ihm laſſen wollen, daß er jemals der Lehre des Berengarius ernſtlich zugethan geweſen. Sie beziehen ſich desfalls vornehmlich auf einen eigenen Brief des Euſebius, welchen Claudius Menardus zuerſt herausgegeben.(***) Nun iſt es wahr, daß Euſebius in dieſem Briefe dem Berengarius ſein Mißfallen über die noch fortdaurende Streitigkeit zu erkennen giebt; aber dieſes Mißfallen an der Streitigkeit, als Streitigkeit, iſt nichts weniger als eine Mißbilligung der Meynung des Berengarius. Vielmehr ſpricht er von der ineptia atque inſania Lanfranci, oder wiederhohlt doch wenigſtens dieſe Ausdrücke des Berengarius, ohne das geringſte dagegen zu erinnern, welches er gewiß nicht würde unterlaſſen haben, wenn Lanfrancus mehr Recht bey ihm gehabt hätte, als Berengarius. Euſebius wollte nur überhaupt über dergleichen Dinge nicht geſtritten wiſſen; er wollte, daß man ſich einzig und allein an die Worte der Schrift in Einfalt halte, und allen ſpitzfündigen Grübeleyen über das Wie und Warum entſagen ſollte. Das war ſo übel nicht: werden Sie meynen. Allerdings nicht: und zuverläßig iſt in dem ganzen eilften Jahrhunderte nichts vortreflicheres von einem Theologen geſchrieben worden, als dieſer Brief des Euſebius. Die Franzöſiſchen Benediktiner wundern ſich, daß er nicht in die neueſten Sammlungen der Concilien aufgenommen worden. Aber ohne Zweifel ſahen die Beſorger dieſer Sammlungen ihn nicht ſo ganz mit ihren Augen an. Ich zweifele, ob ſie ſelbſt ihn in eine Bibliothek der Kirchenvä-

---

(*) In Hiſt. Eccl. Seculi XI. Diſſert. I. art. 4.

(**) Hiſt. lit. de la Fr. T. VIII. p. 101.

(***) In Notis ad Auguſtini libros poſteriores adverſus Julianum, p. 699.

ter aufnehmen würden, deren Anſehen und Gebrauch er ſo ſehr auf ihren wahren Werth herabſetzt. Porro, nos non Patrum ſcripta contemnentes, ſed nec illa, ea ſecuritate, qua Evangelium, legentes, (neque enim ipſi viventes et ſcribentes hoc voluerunt, et in ſuis opuſculis ne id fieret veluerunt) eorum ſententiis, ſalva quæ eis debetur reverentia, in tantæ rei disceptatione abſtinemus, ne ſi Patrum ſenſa aut aliquo eventu depravata, aut a nobis non bene intellecta, aut non plane inquiſita, inconvenienter protulerimus, ſcandalum incurramus. Auch ſchon dieſe Stelle iſt ungleich ſtärker gegen den **Lanfrancus**, als gegen den **Berengarius**; da **Lanfrancus** gleich vom Anfange die Streitigkeit mehr aus den Zeugniſſen der Väter, als aus Vernunftgründen, zu welchen alle exegetiſche Hülfsmittel gehören, entſcheiden wollte. ——

In der ausgezogenen Stelle von dem Concilio zu Tours, haben Sie denn nun auch die vierte Glaubensformel des Berengarius, über die drey ſchon bekannten. Dieſe vierte aber iſt, der Zeit nach, die erſte, und daher auch die ſimpelſte, weil ſeine Feinde ſich noch nicht einfallen lieſſen, was für verſchiedene Begriffe man mit den nehmlichen Worten verbinden könne. Zugleich zeigt ſie, wie wenig überhaupt noch damals der ganze Streit in Erörterung gezogen worden, und iſt ſo gut als ein förmlicher Beweis, daß **Berengarius** ſelbſt zur Zeit noch nichts Schriftliches darüber aufgeſetzt hatte. Doch hiervon vielleicht ein mehreres, wenn wir auf die Meynung des Berengarius beſonders kommen. Ich ſcheine Ihnen wohl ohnedem vergeſſen zu haben, daß ich einen Brief ſchreibe und kein Buch.

Noch iſt

7. das Concilium zu Rom, unter Nicolao dem zweyten

übrig; und ich ſchlieſſe.

Wenn **Victor** vielleicht zu kurze Zeit regierte, als daß er ſich um den **Berengarius** und ſeine Lehre hätte bekümmern können und wollen: ſo dürfen wir uns noch weniger wundern, wenn auch ſein Nachfolger **Stephanus** der **neunte**, der den Stuhl noch kein Jahr beſaß, ihn in Ruhe gelaſſen. Oder wer weiß, ob beide nicht wichtigere Urſachen hatten, eine Sache nicht weiter zu rühren, die ſie weder gern verdammen, noch billigen wollten?

Wer weiß ſogar, ob ſelbſt Nicolaus der zweyte ſie aus eigner Bewegung wieder vorgenommen hätte? Denn ſoviel kann ich Ihnen aus unſerm Manuſcripte verſichern, daß Berengarius nicht auf ſein Erfodern, ſondern ſchlechterdings freywillig, auf eigenen Antrieb (ultroneus) nach Rom kam, um ſeine Lehre von ihm prüfen zu laſſen. Die nehmliche Bereitwilligkeit, nicht erſt zu warten, bis man ihm ſeine Vertheidigung abfodere, ſondern ſich ſelbſt damit anzubieten, haben Sie ſchon zu Tours an ihm bemerket. Und wenn es ſchon nichts weniger als einerley für ihn ſeyn konnte, ob er ſich zu Tours oder zu Rom wollte richten laſſen: ſo konnten doch eben die Urſachen, welche ihm Muth gemacht hatten, mit dem Kardinal Hildebrand zu Leo dem neunten nach Rom zu gehen, ihn auch itzt vermögen, ſich vor Nicolaus den zweyten zu wagen.

Die wichtigſte dieſer Urſachen war unſtreitig der eigene Beyfall des Kardinal Hildebrand, mit dem er ſich ſchmeichelte: und was für gute Hoffnung mußte er nicht haben, als Leo auch wirklich die ganze Sache dem Hildebrand auftrug? Wegen der mehrmals erwähnten Verſtümmlung unſers Manuſcripts, kann es zwar leicht ſeyn, daß ich die eigentlichen Triebfedern nicht kenne, durch die ſeine Hoffnung vereitelt ward. Aber daß der ſtürmiſche Kardinal Humbert mit dabey im Spiele geweſen, iſt dem ohngeachtet wohl gewiß. Dieſer verhinderte es, daß Berengarius ordentlich vernommen, die Streitfrage nach Gründen ruhig erwogen, und nicht anders als nach dem Ausſchlage beiderſeitiger Gründe entſchieden ward. Voll geiſtlicher Vermeſſenheit wollte er nicht zugeben, daß hier etwas noch lange zu unterſuchen ſey, ſondern brauchte das Anſehen des Pabſts, einen Mann zu einem blinden Bekenntniſſe zu zwingen, den er weder überzeugen konnte noch wollte. Er ſetzte die bekannte Formel auf, die ſeinen eigenen Glaubensgenoſſen in der Folge ſo anſtößig geworden, daß ſie die plumpen Ausdrücke derſelben (corpus et ſanguinem Domini ſenſualiter, non ſolum ſacramento, ſed in veritate, manibus ſacerdotum tractari, frangi, et fidelium dentibus atteri) nur mit der Abſicht entſchuldigen können, es einem Ketzer damit ſo nahe als möglich zu legen; oder, wie Innocentius der dritte ſich darüber erklärt, ne remaneret anguis ſub herba. Dieſe Formel ſollte Berengarius beſchwören und unterſchreiben: er ſollte, und mußte, und beſchwor, und unterſchrieb. Denn auf Gründe hatte er ſich gefaßt gemacht, aber nicht auf den Tod.

Sehen Sie nun, wie Lanfrancus das alles einkleidet: (*) Nicolaus Papa comperiens te dicere, panem vinumque altaris poſt conſecrationem ſine materiali mutatione in priſtinis esſentiis remanere: concesſa tibi, ſicut ſuperius dictum eſt, reſpondendi licentia, cum non auderes pro tuæ partis defenſione aliquid reſpondere, pietate motus ad preces tuas præcepit tradi ſcripturam tibi, quam ſuperius poſui.

Was Berengarius aber hierauf antwortet, lautet ſo:

„Quod dicis comperisſe Papam Nicolaum, de corde tuo loqueris, non de veritate. Ego longe verius te, quid cum Nicolao egerim, novi. Ego Nicolaum Papam quanta potui objurgatione adortus, cur me quaſi feris objecisſet immanſuetis animis, qui nec audire poterant ſpiritualem de Chriſti corpore refectionem, et ad vocem ſpiritualitatis aures potius obturabant, minime ad hoc adducere potui, vt me ipſe manſuetudine chriſtiana, paternaque diligentia audiret, vel ſi id minus liceret, minusve liberet, idoneos ad negotium, qui ſcripturas ex mora et lima intenderent, eligeret. Qui Romam tanto contendisſem labore vltroneus, ſi non probandus, multo esſem minus cum præcipitatione damnandus, ſed potius ex otio christiana manſuetudine audiendus, paterna diligentia approbandus, miſericordia, ſi ita res exigeret, admonendus vrgendusque. Solum mihi vt in Hildebrandum (*) iſta conjicerem, Papa reſpondit. Ita nec de mutatione Sacramentorum, quam, novitate verbi contra artem, vbi de generatione et corruptione ſubjecti agitur, et contra conſuetudinem ſcripturarum, vbi habes, *hæc ſunt generationes cœli et terræ*, materialem dicere voluiſti, aliquid in me comperit; nec mihi reſpondendi licentiam fecit: nec quia non auderem defendere partes meas, de quibus mihi in nullo minus

---

(*) Cap. 5. p. 235. Edit. *Dach.*

*) „*Hildebrannum*". C. A. Schmid.

conſtabat, quam binario geminato quaternarium conſtitui, ſed quia comminatione mortis, et forenſibus etiam ſitibus indignisſima mecum agebatur tumultuaria perturbatione, vsquequaque obmutui, nec vllas, quod mentitur ſcriptum tuum, ad Papam ego preces feci. Tantum cum obmutuisſem, ne mecum Chriſtianiſmo ſuo indigne agerent, corde convolvens, humi procubui; et ſecundum hoc, quod dicis, illum rectisſime præcepisſe, injuſtisſime diceres, ſi verum dicere voluisſes."

Hier wird des Humbertus nicht gedacht; ſondern alles ſcheinet durch die Hände des Kardinal Hildebrand gehen zu ſollen. Wie ſchon geſagt, ich kann nicht angeben, auf welche Weiſe dieſer gleichwohl endlich allen Einfluß auf das Geſchäfte verlohr. Aber haben wir nicht geſehen, wie ſtürmiſch es auf den Kirchenverſammlungen damals zugieng? wie ſehr ſelbſt der Pabſt das wilde Geſchrey der kleinern Clerisey fürchten, und ihm nachgeben mußte? Lanfrancus war hier ſelbſt zugegen, und er mochte ſeinen Mann an dem Humbertus bald kennen lernen. Wer das meiſte Lermen machen konnte, überkam die meiſte Gewalt: und auf das Lermen, das Toben, das Verdammen, das Nothzwingen, wer verſtand ſich beſſer, als Humbert? Er hatte davon eine vortrefliche Probe kürzlich in Conſtantinopel abgelegt: was ihm da mit dem Nicetas Pectoratus gelungen war, das glaubte er, könne ihm mit dem Berengarius nicht fehlen. Der ſtolze häßliche Mann war dazu verſehen, alle Trennungen der Kirche auf das Aeuſſerſte zu treiben! Schon in der erſten Schrift mochte ihm Berengarius ziemliche Gerechtigkeit haben wiederfahren laſſen; aber Lanfrancus fand nicht für gut, mehr davon auszuziehen, als gerade nöthig war, die Vertheidigung und Heiligpreiſung deſſelben anzubringen. Sie werden alſo hier nicht ungern ein Paar Stellen leſen, die Berengarius dieſer Heiligpreiſung ſeines Verfolgers in unſerm Manuſcripte, als ſeiner zweyten Schrift, entgegenſetzt.

„Servum Dei Humbertum dixiſti, quod, quantum ad id quod ſcribebas, vere dicere nequiſti. Expertus in illo ego ſum non Dei ſervum, ſed Antichriſti membrum, quod inferius apparebit. Tibi autem ſanctum faciet tua erga me calumnia omnem, qui vecordiæ tuæ ineptus asſenſum non negaverit."

Und weiter hin:

„Quod de humilitate vitæ et doctrinæ Humberti confirmas, utinam non ex calumnia erga me tua, ſed ex veritate firmaveris. Quantum ad experientiam hominis dico meam, in negotio iſto de menſa dominica, quoquo modo vixerit, non humiliter ſed ſuperbiſſime docuit, quia, ad præferendum ſe mihi, contra ipſam veritatem, *corruptibile adhuc eſſe Chriſti corpus*, dicere non exhorruit. Romæ ego aſſui: ſi humilitas in illo chriſtiana fuiſſet, non me inauditum quaſi hæreticum condemnaſſet, potius me primo juſtus in miſericordia corripuiſſet atque increpaſſet: ſi membrum eccleſiæ fuiſſet, re vera me audiens, ſi veritatis inveniſſet inimicum, ad revincendum errorem meum, mecum ſub congruis judicibus, non cum gladiis et fuſtibus, ſed chriſtiana manſuetudine conſtitiſſet."

Es kann gar wohl ſeyn, daß die heilloſe Aſſertion, corruptibile adhuc eſſe Chriſti corpus, dem Humbertus nicht bloß in der Hitze des Zankes entfahren war. Denn ob er es ſchon den Griechen ſehr hoch aufgemutzt hatte, daß ſie glaubten, der Genuß des Abendmahls breche das Faſten; als ob das geheiligte Brod gleich andern Speiſen zerſtöret, und in Nahrungstheile aufgelöſet werden könne: ſo hatte er es doch zu gleicher Zeit eben den Griechen als ein groſſes Verbrechen angerechnet, daß ſie mit den Brocken und Ueberbleibſeln des geheiligten Brodes ſo nachläßig und unehrerbietig umgiengen, ſie auf die Erde fallen lieſſen, mit Schweineborſten zuſammenfegten, wie gemeines Brod verzehrten, vergrüben, in Brunnen würffen;(*) als ob dadurch etwas mehr zerſtöret werden könnte, als bloſſes Brod. Bey den Griechen konnte beydes ſehr wohl mit einander beſtehen. Denn hierdurch ſelbſt gaben ſie deutlich genug zu erkennen, daß ſie im geringſten nicht das Brod für weſentlich in den Leib verwandelt hielten, daß nach ihrer Meynung Brod Brod bleibe, und daß nur mit einem gewiſſen Genuſſe deſſelben, ſich etwas höheres verbinde. Nicht dieſes Höhere, glaubten ſie, breche die Faſten; ſondern das damit verbundene Brod: nicht dieſes Höhere glaubten ſie zu vergraben und in Brunnen zu werffen; ſondern

---

(*) *Humberti* Diſput. de Azymo et Fermentato apud *Baronium*, T. XI. p. 715.

das Brod, welches auſſer jenem gewiſſen Genuſſe nichts weiter ſey, als Brod, unbrauchbares Brod. Uebertretene Folgen alſo aus einer Lehre, die ſie nicht annahmen, die ſie nicht kannten, legte ihnen Humbertus als Ketzereyen zur Laſt: und er ſelbſt ſcheint faſt geglaubt zu haben, daß das verwandelte Brod ſonſt überall, im Waſſer und in der Erde, zertrennet und zerſtöret werden könne, nur nicht in dem menſchlichen Körper.

Einem ſolchem Manne trug man es denn auf, für die geſammte Kirche zu ſprechen und zu ſchreiben! Welcher Widerſpruch hätte unſinnig genug ſeyn können, zu welchem er den Berengarius nicht mit Schwerd und Knüttel (gladiis et fuſtibus, wie dieſer mehr als einmal ſagt) eben ſo wohl gezwungen haben würde, wenn er ihn einmal für einen Lehrſatz ſeiner Kirche gehalten hätte? Auch pflegte er mit niemanden, über die abzufaſſende Formel, die geringſte Rückſprache; am wenigſten mit dem Berengarius ſelbſt. Nach dem Lanfrancus ſollte es zwar ſcheinen, als ob dieſes allerdings geſchehen, indem er ihn mit ſo vieler Dreiſtigkeit fragt; cur ergo ſcriptum hoc magis adſcribitur Humberto Epiſcopo quam tibi, quam Nicolao Pontifici, quam ejus concilio, quam denique omnibus Eccleſiis, quæ id cum debita reverentia ſuſceperunt? (*) Aber Berengarius antwortet:

> „Iuſtisſime id quidem; quia Humbertus auctor ſcripti erronei fuit, ego in corde errori non adſenſi. Manu quidem — — — — — — (**) ſubſcripſi, verum vt de conſenſu pronunciarem meo, nemo exegit. Tantum timore præſentis jam mortis ſcriptum illud, absque vlla conſcientia mea jam factum, mani-

---

(*) Cap. II. Edit. *Dach.* p. 233.

(**) Hier fehlen einige Worte, die ich nicht heraus bringen können. Denn die Stelle iſt von der erſten Seite des Manuſcripts, die mehr als andere gelitten. [„Dieſe Lücke habe ich zu ergänzen, und dadurch die ganze Stelle zu berichtigen, das Glück gehabt. Die herausgebrachten Worte der beynahe völlig verwiſchten erſten Seite der Handſchrift, geben einen Sinn, der dem gerade entgegen iſt, worauf Leßing, durch das falſch geleſene: Manu *quidem* — ſubſcripſi *verum vt* — verfallen war. Die Stelle lautet nach der richtigen Ergänzung ſo: Manu, *quod mendaciter ad te pervenit*, non ſubſcripſi; nam vt te conſenſu pronunciarem meo, nemo exegit. Berengarius hatte alſo ſeine Unterſchrift nicht widerrufen, oder abgeleugnet; er hatte die Schrift des Humbertus gar nicht unterſchrieben.“ C. A. Schmid] bus accepi. Magis etiam Humberto quam Nicolao adſcribendum fuit, quia, etſi ambo cum coecus coecum ducere debet*), cadunt in foveam, minor tamen in ſequente coeco, quam in eo qui de ducatu coecus præſumſit, fuerat culpa."

Und an einem andern Orte:

„Quod dicis, infamare me ſolitum Nicolaum Papam, romanique Patres concilii, dum me ſolent de perjurio arguere amici, quaſi ipſi mei fuerint cauſa perjurii, quam verum dixeris, viderit tua profesſio, viderit eruditio. Nullus enim amicorum de eo mecum quod ſcribis egit, nullus a me quod juraverim, unde ſatis ſuperius ſum locutus, audivit: nullus me docuit. Solus Humbertus ille, inconvento et inaudito me, ſine mora et lima diligentioris ſecundum ſcripturas conſiderationis, quod voluit ſcripſit, nimiaque levitate Nicolaus ille, de cujus ineruditione et morum indignitate facile mihi erat non inſufficienter ſcribere — — quod dixerat Humbertus approbavit."

Ueber ſeine Schwachheit, daß er aus Furcht des Todes die Wahrheit verleugnet, drückt ſich Berengarius ſehr wohl aus; und was er darüber ſagt, iſt eben ſo rührend, als die Einrede des Lanfrancus, „Nonne præſtabat, ſi veram fidem te habere putabas, vitam honeſtam morte finire, quam perjurium facere, perfidiam jurare, fidem abjurare? grauſam und höhniſch iſt. O infelix homo, o miſerrima anima, fährt Lanfrancus fort, cur te credere jurabas, quæ tantopere inter ſe diffidere intelligebas? Warum? antwortet Berengarius, aus Furcht; aus einer Schwachheit, deren ich nicht Meiſter war: aber wenn ich darum ein unſeliger Menſch, eine verlorene Seele bin, ſo waren Aaron und Petrus eben ſo unſelige Menſchen, eben ſo verlorene Seelen; Aaron, der aus Furcht vor dem Murren des Volks, ihm einen Götzen machte; Petrus, der, aus Scheu vor einer Magd, ſeinen Meiſter verleugnete, von dem er kurz vorher ein ſo übermenſchliches Zeugniß abgelegt hatte. —— Ich erſpare Ihnen die Stelle ſelbſt, die Sie Zeit genug in dem Originale leſen werden.

---

*) „cum coecus *coeco ducatum præbet*. Die Stelle, die Berengarius hier anbringt, iſt aus Matth. 15. v. 14. genommen. Die Vulgata drückt ſie ſo aus: Coecus autem ſi coeco ducatum *præſtet* —" C. A. Schmid.

Nur einen Augenblick ſtehen Sie noch mit mir ſtille, um den ganzen Weg, den wir zurückgelegt, auf einmal zu überſehen. Und ich denke, wir ſind eben auf eine Anhöhe gelangt, die uns die ungehindertſte Ausſicht nicht allein rückwerts, ſondern auch vorwerts gewähret. Hier liegen alle Krümmungen des genommenen und noch zu nehmenden Weges deutlich vor unſern Augen, und wir erkennen überall die Urſachen, warum er ſo, und nicht anders lauffen müſſen.

Ich meyne, das Räthſel, wie ſich **Berengarius** gegen ſo viele Kirchenverſammlungen verhärten können, wie er es wagen dürfen, immer wieder zu ſeiner entſagten Meynung zurück zu kehren, und wie es gekommen, daß die Kirche ſich gleichwohl gegen einen ſo hartnäckigen Relapſen ſo ſanft und nachſichtsvoll erwieſen, dieſes befremdende Räthſel iſt gelöſet.

Denn einmal haben wir geſehen, daß die Anzahl der gegen ihn gehaltenen Kirchenverſammlungen, und die Anzahl ſeiner Wiederruffe und Abſchwörungen, bey weitem ſo groß nicht iſt, als ſie ausgegeben wird. Das Concilium zu Paris iſt ganz erlogen. Der Synodus zu Brione wird nicht viel beſſer ſeyn; wenigſtens iſt ſicherlich mit Zuziehung des **Berengarius** da nichts verhandelt worden. Die Concilia unter **Victor** dem zweyten fallen alle weg. Auf den Kirchenverſammlungen zu Rom und Vercelli, unter **Leo** dem neunten, ward er ungehöret und abweſend verdammet. Auf der zu Tours, die ſeinetwegen gar nicht angeſtellt war, ward nichts unterſucht, ward nichts von ihm abgeſchworen; ſondern er übergab da lediglich ſein Glaubensbekenntniß, und ließ ſich nur gefallen, mit einem Eide zu bekräftigen, daß ſolches Bekenntniß ſeine wahre, eigentliche Meynung enthalte: ſo daß, nach aller Strenge, dieſes Concilium nicht wider, ſondern für ihn iſt, indem man mit ſeinem Glauben zufrieden war, und nur die Bekräftigung verlangte, daß es ſein wahrer Glaube ſey. Folglich bleibt nichts übrig als das Concilium zu Rom unter **Nicolao** dem zweyten. von dem man ſagen könnte, daß es ihn ſeiner Ketzereyen überführt habe; von dem man ſagen könnte, daß es ihn hätte verbinden müſſen, weil er ſich ſeinen Ausſprüchen unterwarf. Aber wie unterwarf er ſich dieſen? Wie ſehr Recht hatte er, ſich noch immer für nichts weniger als ſachfällig zu halten, und nach Niederlegung ſeiner Proteſtation, einen beſſer unterrichteten Pabſt, ein freyeres und würdigeres Conciſium abzuwarten? Wie natürlich endlich war es, daß ein folgender Pabſt, der ſich durch das Zutrauen des Berengarius geſchmeichelt fühlte, der es erkannte, wie unrechtlich man mit ihm verfahren, ſeine Angelegenheit für unabgethan, ihn für unverdammt erklärte, indem er ſie aufs neue vornahm, und mit ihm den einzigen Weg einſchlug, gegen deſſen Rechtskräftigkeit er nichts einzuwenden haben könne, nehmlich den Weg der vorläufigen Prüfung, deren man den Beklagten noch nie gewürdiget hatte?

Und wer war, zweytens, dieſer billigere, beſſere Pabſt? Kein anderer als Gregorius der ſiebende: als eben der Hildebrand, welcher von der Rechtgläubigkeit des Berengarius überzeugt war, (*) welcher (veritatis perſpicuitate cognita) den Berengarius überredet hatte, ſich getroſt mit ihm zu Leo dem neunten zu verfügen, der, ob er ihn ſchon ungehört, auf die einſeitige Klage ſeines Feindes, verdammt habe, dennoch nach mündlicher Vernehmung des andern Theiles, gewiß nicht ermangeln würde, dem Neide ſeiner ſtolzen, und dem Tumulte ſeiner abgeſchmackten Gegner ein Ende zu machen. (**) Ohne Zweifel hatte dieſer Hildebrand zwar, als Berengarius nachher, in ähnlicher Hoffnung, ſich Nicolaus dem zweyten darſtellte, ihn, wie man es in der gemeinen Sprache auszudrücken pflegt, durchfallen laſſen: das iſt, er hatte ihn, und ſeine gute Sache, dem Widerſtande, den ſie fanden, aufgeopfert; er hatte, um nicht zugleich mit ihm unterzuliegen, ſich ſelbſt aus der Schlinge gezogen, unerachtet die Schlinge den Zurückgelaſſenen dadurch um ſo viel ſtärker zuſchnüren mußte. Aber es war doch auch, allem Anſehn nach, eben dieſer Hildebrand geweſen, welcher unter dem nachfolgenden Pabſte, Alexander dem zweyten, wiederum dem Berengarius ſo viel Nachſicht auswirkte, daß er ungeahndet ſeinen Widerruf zurücknehmen, und ſich ſo frey und kühn gegen den vorigen Pabſt erklären durfte, welches alles

---

(*) S. oben S. 399.

(**) Cuius autoritas ſuperborum invidiam, atque ineptorum tumultum compeſceret. Ebendaſ.

Alexander weiter nicht rügte, als daß er ihn ganz freundſchaftlich ermahnte, von ſeiner Sekte abzulaſſen, und die heilige Kirche nicht weiter zu ärgern.(*) Denn Hildebrand war dieſes Alexanders Kanzler, penes quod officium univerſæ Romanæ Eccleſiæ adminiſtratio vertebatur, wie Fr. Pagi gegen den Cobellius erwieſen hat.(**) Und als er nun ſelbſt Pabſt ward, dieſer Hildebrand, was hätte ihn hindern ſollen, einen Verſuch zu wagen, um der erkannten Wahrheit und ſeinem ungern verlaſſenen alten Freunde wieder aufzuhelfen? Dieſer Verſuch waren die Kirchenverſammlungen von 78 und 79 zu Rom, wo Berengarius ſelbſt zugegen war, und Gregorius der ſiebende alles für ihn that, was ſich nur immer ſicher thun ließ. Wenn er denn nun aber auch hier nicht durchdrang: ſo kennen Sie ſeine Geſchichte und ſeinen Charakter zu wohl, um leicht einzuſehen, warum er weder recht konnte, noch recht wollte. An Einſicht fehlte es ihm gewiß nicht: aber ein Mann von ſeinem Ehrgeize ſetzet die Wahrheit nur alsdenn mit aller Macht durch, wenn er ſein Anſehen und ſeine Gewalt mit ihr zugleich befeſtigen kann. Lauffen dieſe hingegen die geringſte Gefahr, ſo giebt er ſie auf: er herrſchte gern über erleuchtete Menſchen; aber ehe er denn lieber nicht herrſchte, mögen ſie ſo unerleuchtet bleiben, als ſie wollen. —— Gedenken Sie nur an die gefährliche Parthey des Benno, welche Gregorius wider ſich hatte, und wie hämiſch ihn dieſe auch dann noch, als er den Berengarius zu ſeinem letzten Bekenntniſſe vermocht hatte, als einen Anhänger deſſelben verſchrie. Lächerlich aber iſt es, wenn Baronius(***) daraus, daß er den Berengarius bey ſeiner Lehre nicht geſchützet, beweiſen will, daß ihn die Parthey des Benno auch in dieſem Stücke verleumdet habe. In dieſem Stücke, wie wir nun wiſſen, that ſie ihm gewiß nicht zu viel: und GOtt wolle nur, daß verſchiedene von ihren übrigen Beſchuldigungen weniger gegründet waren!

(*) Alexander, ſucceſſor Nicolai Papæ, literis Berengarium ſatis amice præmonuit, ut a ſecta ſua ceſſaret, nec amplius ſanctam eccleſiam ſcandalizaret. *Anonymus Chiffletianus, apud Hard. Concil. T. VI. Par. I. pag.* 1015.

(**) Brev. T. II. p. 388. Edit. Antwerp.

(***) Ad annum 1079. §. 3. T. XI.

V.

Allerdings mußte die Beſchaffenheit der Lehre des Berengarius ſelbſt darzu kommen, daß er den Anfällen ſeiner Feinde ſo lange widerſtehen konnte. Sie mußte, dieſe Lehre, ſo irrgläubig und der Kirche ſo fremd nicht ſeyn; er und Hildebrand, und etwa noch Euſebius Bruno, mußten die einzigen nicht ſeyn, die ſich von ihr überzeugt hielten.

In wie weit dieſes, zum Theil, ſelbſt Gelehrte der Römiſchen Kirche neuerlich zugeſtanden, habe ich in dem erſten Briefe bereits berührt. (*) Wenn Sie aber wollen, mein Freund, daß auch ich, nach Maaßgebung unſers Manuſcripts, mich etwas weiter darüber auslaſſen ſoll: ſo müſſen Sie mir erlauben, nur unter allgemeinen Benennungen davon zu ſprechen, und die Namen von Lutheranern und Reformirten ganz aus dem Spiele zu laſſen. Ich wünſchte, daß ich dieſes ſchon dort gethan hätte. Denn ich möchte den Argwohn nicht gern auf mich laden, daß ich die Lippen einer Wunde, die man ſo gern ſich ſchlieſſen ſähe, aufs neue klaffen zu machen geſucht, nachdem ſo viel würdige Männer beider Kirchen alles gethan haben, die Harſchung durch Heftpflaſter zu erzwingen; das iſt, ſich wenigſtens in Worten einander zu nähern, welches dem und jenem ſo trefflich gelingt, daß man das ganze Heftpflaſter nur für ein Schminkpfläſterchen halten ſollte.

Ich ſage alſo ſo; wenn es eine Kirche, oder Gemeinden einer Kirche giebt, welche die ſichtbaren Stücke des Abendmahls für bloſſe Zeichen erkennen, welche keinen andern Genuß darinn zugeben, als einen geiſtlichen, welchen dieſer geiſtliche Genuß weiter nichts, als eine Zurechnung im Glauben iſt: ſo können dieſe Kirche, dieſe Gemeinden, keinen Anſpruch auf die Beyſtimmung des Berengarius machen. Denn Berengarius lehrte und bekannte eine wahre, weſentliche Gegenwart des Leibes und Blutes: und es würde ſehr unbillig und grauſam ſeyn, wenn man bey ihm einzelne Theile der Ausführung, zufällige Erläuterungen, nicht nach dem ausdrücklichen Bekenntniſſe, ſondern

---

(*) Seite 323.

dieſes nach jenen verſtehen und beurtheilen, und aus etwaniger Zweydeutigkeit jener ſchlieſſen wollte, daß er etwas anders mit dem Munde bekannt, und etwas anders im Herzen geglaubt habe.

Ich ſetze hierbey als bekannt voraus, was ein zeitverwandter Gegner des Berengarius, der die Anhänger deſſelben tief und genau ausgehohlt zu haben verſichert, ihm aus dem Munde dieſer Anhänger für ein Zeugniß ertheilet hat. So ſchreibt nehmlich Guitmundus: (*) Berengariani omnes quidem in hoc conveniunt, quia panis et vinum eſſentialiter non mutantur: ſed vt extorquere a quibusdam potui, multum in hoc differunt, quod alii nihil omnino de corpore et ſanguine Domini ſacramentis iſtis ineſſe, ſed tantummodo vmbras hæc et figuras eſſe dicunt. Alii vero rectis Eccleſiæ rationibus cedentes, nec tamen a ſtultitia recedentes, vt quaſi nobiscum aliquo modo eſſe videantur, dicunt ibi corpus et ſanguinem Domini revera ſed latenter contineri, et ut ſumi poſſint quodam modo (vt ita dixerim) impanari. Et hanc ipſius Berengarii ſubtiliorem eſſe ſententiam ajunt. Dieſe letzten Worte ſind ſo entſcheidend, daß der Katholik Vlimmer, welcher den Guitmundus 1561 wieder herausgab, nicht umhin konnte in einer Randgloſſe hinzuzuſetzen: Hanc ſententiam videtur ſequi Lutherus. Nun iſt es zwar eben ſo falſch, daß Luthern der eigentliche Begriff der Impanation zur Laſt zu legen, als gewiß es mir iſt, daß ſich Berengarius deſſelben nicht ſchuldig gemacht. Aber aus Vlimmers Wahne erhellet doch immer ſo viel, daß er beide einerley zu lehren, beide von Leugnung der wirklichen Gegenwart gleich weit entfernt zu ſeyn, geglaubt hat; ſo wie es, nach den Worten des Guitmundus, ein jeder glauben muß.

Desgleichen ſetze ich alles voraus, was bereits Mabillon und nach ihm Martene und Durand, aus den Schriften des Berengarius ſelbſt, ſo viel ſie deren brauchen können, über die wahre Meynung deſſelben geſagt haben, welches ich für eben ſo unwiderleglich, als noch bis itzt unwiderlegt halte; wie es denn auch durch unſer Manuſcript, Stück vor Stück, auf das voll-

---

(*) De Sacramento lib. I. p. 32. Edit. *Vlimmerianae.*

kommenſte beſtätiget wird. Bloß diejenige Folgerung des Martene und Durand, gegen welche Clericus eine ziemlich blendende Einwendung gemacht hat, will ich mitnehmen, um von da aus weiter in die Materie zu gehen.

Es waren folgende Worte des Berengarius, aus ſeiner Nachricht von dem letzten wider ihn gehaltenen Concilio unter Gregorius dem neunten, „Quod ſcripſerunt de improprietate naturæ et veritate ſubſtantiæ, contra me non ſcripſerunt: ego ita habebam, panem et vinum ſacrata in altari eſſe non alius cujusdam, ſed proprium Chriſti corpus: non fantaſticum, ſicut Manichæi, ſed verum et humanum:" (*) —— Dieſe Worte, ſage ich, waren es, welche die Herausgeber gedachter Nachricht, Martene und Durand, vorzüglich vor allen andern, mit der Anmerkung begleiten zu müſſen glaubten, daß aus ihnen erhelle, Berengarius habe bloß die Transſubſtantiation, keinesweges aber die wirkliche Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle, geleugnet. Nun will ich itzt nicht unterſuchen, ob ſie nicht paſſendere Worte zu einer ſolchen Anmerkung hätten finden können: ſondern ich will bloß, was Clericus dagegen erinnert hat, erwägen. (**) „Berengarius, ſagt dieſer reformirte Gelehrte, hat ſeine Leſer mit der Zweydeutigkeit des Wortes wahr zum Beſten: er will aber weiter nichts ſagen, als daß das Brod und der Wein in dem Abendmahle nicht Zeichen eines eingebildeten Körpers, ſondern Zeichen eines wahren menſchlichen Körpers wären. Hier iſt nichts, was nicht diejenigen, welche die wirkliche Gegenwart leugnen, nicht eben ſowohl ſagen könnten, ja was ſie nicht ſogar ſagen müſſen. Das geheiligte Brod, und der geheiligte Wein ſind die Zeichen eines wahren Körpers, der aber nicht anders gegenwärtig iſt, als durch den Glauben derer, die ſie genieſſen."

Wahrlich, das nenne ich, einem auf den Kopf etwas zu ſagen! Wie? weil gewiſſe Leute gewiſſe Worte, zu Folge eines gewiſſen ſtillen Vorbehalts, ſo und ſo verſtehen können: ſo muß jeder, der dieſe Worte braucht, ſie eben ſo verſtanden haben? Ich ſollte meynen, von dem man dieſes verſichern will,

---

(*) Theſauri novi Anecdot. T. IV. p. 107.

(**) Bibl. anc. & moderne T. XV. p. 306.

von dem müßte man vorher erwieſen haben, daß ihm ein ſolcher ſtiller Vorbehalt bekannt und geläuffig geweſen. Und wie hätte Clericus es anfangen wollen, das von dem Berengarius zu erweiſen? Wo hat Berengarius jemals ſich merken laſſen, daß ihm das Wort **ſeyn** ſo viel heiſſe als **bedeuten**? Es iſt wahr, auch er nennet das Brod und den Wein **Zeichen**: nehmlich, in ſo fern ſie das Sichtbare ſind, unter welchem und mit welchem wir das Unſichtbare wirklich zu erhalten glauben. Aber iſt das der Sinn, den Clericus mit dem Worte Zeichen verband? Gewiß nicht; ihm hieß ein Zeichen nichts als ein Ding, woran man ſich eines andern Dinges erinnern kann, ohne daß man darum, indem man jenes beſitzt oder überkömmt, auch nothwendig dieſes beſitzen oder überkommen muß.

Wenn die Gegner des Berengarius ihn auf den Zahn fühlen wollten, ob er nicht bloß aus dem Vorurtheile des Manichäiſchen Irrthums, daß der Leib Chriſti ein leeres Blendwerk geweſen, die weſentliche Verwandlung des Brodes leugne: wie konnte er anders, als in den angeführten Worten dagegen proteſtiren? Aber konnte er in dem Antimanichäiſchen Verſtande den Leib Chriſti nicht einen **wahren** Leib nennen, und doch auch glauben, daß dieſer **wahre** Leib auf eine eben ſo wahre Art in dem Abendmahle empfangen werde? Allerdings konnte er das zugleich glauben, und glaubte es wirklich zugleich. Zum Beweiſe berufe ich mich auf die Stelle, die ich Ihnen in meinem vorigen Briefe von dem Concilio zu Tours angeführt habe. Was er hier durch, panem et vinum ſacrata in altari eſſe *verum* et humanum Chriſti corpus ausdrückt, das hat er dort (*) durch, panem atque vinum altaris poſt conſecrationem Chriſti eſſe *revera* corpus et ſanguinem ausgedrückt. Daß aber revera, als ein Adverbium, zu eſſe gehöret, und nicht zu corpus, wer kann das leugnen? Und wer muß nicht zugeben, daß folglich ſein vollſtändiges Glaubensbekenntniß, wenn er Chicanen hätte vorherſehen können, die man ihm nach ſieben hundert Jahren machen dürfte, beide Ausdrücke verbinden und ſonach „panem, et

---

(*) Seite 299.

vinum altaris poſt conſecrationem esse *revera verum* corpus et ſanguinem Chriſti“ lauten würde? Oder könnte auch das ſodann weiter nichts heiſſen, als daß Brod und Wein wirkliche Zeichen eines wirklichen menſchlichen Leibes wären? Denn es gibt ja wohl auch verblühmte Zeichen!

Ich bin verſichert, mein Freund, daß unſer Manuſcript dergleichen bis in das Unendliche lauffenden Vermuthungen ziemlich Schranken ſetzen wird. Denn da ſeine vornehmſte, einzige Abſicht dahin gehet, die von dem Humbertus aufgeſetzte Formel, zu welcher ſich Berengarius unter Nicolao dem zweyten, bekennen müſſen, gegen die Rechtfertigungen des Lanfrancus, in allen Stücken aufs neue zu beſtreiten und zu widerlegen; dieſe Formel aber beides, ſo wohl die Lehre, welche Berengarius abſchwören, als auch die Lehre, welche er beſchwören müſſen, enthält: ſo werden Sie, in Anſehung erſtrer, welche Humbertus in die Worte gefaßt hatte, panem et vinum, quae in altari ponuntur, poſt conſecrationem ſolummodo ſacramentum, et non verum corpus et ſanguinem Chriſti esse, ſo deutliche, ſo feyerliche, ſo oft wiederhohlte Erklärungen finden, wie dieſes die Meynung des Verfaſſers ſchlechterdings nicht ſey, und nie geweſen ſey, daß er der gröſte, ſchimpflichſte Heuchler von der Welt ſeyn müſſen, wenn er dem ohngeachtet bey dem, was er für ſeine wahre Meynung ausgiebt, nichts mehr gedacht hätte, als was ſich bey der Lehre von den bloſſen Zeichen denken läßt.

Hingegen werden Sie in Anſehung derjenigen Lehre, zu welcher er ſich gezwungen bekennen mußte, nichts anders als ſolche Gründe und Einwürfe von ihm gebraucht finden, die ſchlechterdings nur wider die Transſubſtantiation, und keinesweges gegen die wirkliche Gegenwart überhaupt, zu brauchen ſtehen. Er iſt weit entfernt, ſeinen Gegnern im geringſten ſtreitig zu machen, daß in Kraft der Conſecration eine wunderbare Veränderung mit dem Brode und dem Weine vorgehe; wovon die, ſo viel ich verſtehe, doch wohl nichts zu ſagen haben können, welche Brod und Wein für bloſſe Zeichen erkennen. Er ſtreitet einzig und allein über die Art und Weiſe dieſer Veränderung; und behauptet, daß die, welche Paſchaſius zuerſt gelehret, ſo unmöglich, ſo abgeſchmackt ſey, daß ſich ohne offenbar wider einander lauffende Worte auch nicht einmal davon ſprechen laſſe. Von dieſer nur, welcher im Grunde der Name Veränderung gar nicht zukomme, indem ſie auf der einen Seite eine wahre Vernichtung, und auf der andern eine neue Entſtehung ſey, ſagt er, daß ſie weder in der Schrift, noch in den Vätern, den geringſten Grund habe.

„Da de Propheta, de Apoſtolo, de Evangeliſta locum aliquem, unde manifeſtisſimum ſit, ita debere ſentiri de ſacrificio populi chriſtiani, vt non in eo ſibi conſtet ſubjectum panis. Fac manifeſtum, verba iſta tua, *non remanere panem et vinum in priſtinis esſentiis:* et ſi panem videat, qui communicat menſæ dominicæ, non tamen, quod panem ſenſualem videat, ſibi ſidem debere habere, miraculo id attribuendum esſe, et ratum habeatur quicquid tibi videbitur contra veritatem afferre. Nec putet qui iſta legerit, afferre me, non fieri panem corpus Chriſti de pane per conſecrationem in altari: ſit plane de pane corpus Chriſti, ſed ipſe panis, non ſecundum corruptionem ſubjecti, panis, inquam, qui poteſt incipere esſe quod non erat, ſit corpus Chriſti; ſed non generatione ipſius corporis, quia corpus Chriſti ſemel ante tot tempora generatum generari ultra non poterit; ſit inquam panis quod numquam ante conſecrationem fuerat de pane, ſcilicet de eo, quod ante fuerat commune quiddam, beatificum corpus Chriſti, sed non vt ipſe panis per corruptionem esſe deſinat panis; ſed non vt corpus Chriſti esſe nunc incipiat per generationem ſui, quia ante tot tempora beata conſtans immortalitate, non poteſt corpus illud etiam nunc esſe incipere.“

Daher denn die häuffigen Klagen des Berengarius, daß es nur, um ihn verhaßt zu machen, geſchehe, wenn Lanfrancus von ihm ſage, daß er überhaupt von keiner Verwandelung des Brodes und Weines, überhaupt von keiner weſentlichen Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle wiſſen wolle, weil er dieſe einzige Art derſelben ihm nicht zugeſtehe.

„Quod de converſione, inquio ego, panis et vini in verum Chriſti corpus et ſanguinem opportuniori te ſcribis reſervare loco, ego interim dico: panem et vinum per conſecrationem converti in altari in verum Chriſti corpus et ſanguinem, non mea, non tua, ſed evangelica apoſtolicaque ſimul authenticarum ſcripturarum, quibus contra ire fas non ſit, eſt ſententia, niſi contra ſanitatem verborum iſtorum ſiniſtra aliquid interpretatione inſiſtas. Quod ſi facis, non ſolum te, ſed et angelum de coelo vulgo deputare non dubitem. Dum dicis converti in veram Chriſti carnem et ſanguinem, quam diceres converſionem, eſt enim multiplex et vera converſio, minime asſignaſti. Dicens autem tuam esſe tuorumque ſententiam hanc, quaſi non ſit mea, ſed potius putem vecordium esſe ſententiam eam, panem et vinum altaris converti in veram Chriſti carnem et ſanguinem, quantam poteſt ſcriptum tuum mihi invidiam comparat.“

Aber wann würde ich aufhören können, falls ich ſo fortfahren wollte, Ihnen die Stellen ſelbſt abzuſchreiben? Und wie viele würde ich Gefahr laufen, Ihnen ganz vergeblich abzuſchreiben? In einigen würden Sie die Stärke vermiſſen, die ſie für mich in dem Zuſammenhange gehabt; andere würden Ihnen nichts, als Wiederhohlungen zu ſeyn ſcheinen: und endlich hätte doch wohl keine den Punkt getroffen, auf den es nach Ihrer Meynung eigentlich ankäme. Wir müſſen uns ſelbſt erſt hierüber mündlich erklären: und mündlich, das Manuſcript in der Hand, denke ich allen Schwierigkeiten begegnen zu können, die ſich der denkende Kopf gerade gegen das am liebſten macht, was er wahr zu ſeyn, am meiſten wünſchet.

Auf einige Fragen indeß, die mir einmal über das andere beygefallen, ſo oft ich mir von den Sakramentariſchen Streitigkeiten überhaupt einen Begrif machen wollen, möchte ich Sie wohl erſuchen, ſich im voraus gefaßt zu halten. Nur fürchten Sie nicht, daß dieſe Fragen dogmatiſchen Inhalts ſeyn werden. Ich mag kein unheiliges Feuer auf den Altar bringen; und am wenigſten wird mir es einfallen, die Hand nach der ſchwankenden Lade des Bundes auszuſtrecken. Meine Fragen betreffen einzig die Geſchichte des Dogma; höchſtens ein Vorurtheil, welches aus dieſer Geſchichte ſich für die eine oder die andere Meynung ergeben dürfte.

Nehmlich: wenn die Lehre der bloſſen Zeichen die älteſte, erſte, urſprüngliche Lehre geweſen wäre, wäre es wohl möglich, daß auf einmal die Lehre der Transſubſtantiation daraus hätte entſtehen können? Würde hier nicht ein gewaltiger Sprung ſeyn, dergleichen doch der menſchliche Verſtand nie, ſelbſt nicht in ſeinen Abweichungen von der Wahrheit, begehet? Um dieſen Sprung nicht annehmen zu dürfen, würde man nicht von ſelbſt auf eine dritte Lehre kommen müſſen, durch welche der Uebergang von jener erſten auf jene zweyte erfolgt wäre? Und welche dritte Lehre könnte dieſes ſeyn, als die Lehre von den prägnanten Zeichen, wie ich ſie der Kürze wegen nennen will?

Wäre nun aber, frage ich weiter, dieſe dritte Lehre ſchon vor Alters, ſchon vor der Lehre der Transſubſtantiation, vorhanden geweſen, ſo wie ſie itzt wirklich vorhanden iſt; wäre ſonach die ganze Progreſſion dieſe, daß man erſt bloſſe Zeichen, hernach prägnante Zeichen und endlich, in das Ding ſelbſt verwandelte Zeichen geglaubt hätte: wie wäre es immer gekommen, daß nur über die letzte Fortſchreitung, von den prägnanten Zeichen auf in das Ding ſelbſt verwandelte Zeichen, ſo viele Streitigkeiten und Unruhen in der Kirche entſtanden wären? Wie wäre es gekommen, daß die erſte Fortſchreitung von den bloſſen Zeichen zu prägnanten Zeichen, dagegen ſo ruhig abgelauffen, ſo ganz und gar keinen Widerſpruch gefunden hätte, da ſie doch den Grund zu jener gelegt, und in der That weit kühner als jene iſt, weit anſtößiger als jene hätte ſeyn müſſen? Oder ſind Ihnen Streitigkeiten über dieſe erſte Fortſchreitung in den ältern Zeiten bekannt?

Mir nicht; und ſo frage ich, bis Sie mir dergleichen nennen, endlich auf mein Ziel los. Sind keine Streitigkeiten darüber entſtanden, was iſt wahrſcheinlicher, als daß keine entſtehen können? Und wie haben keine entſtehen können? Wie anders, als daß die Fortſchreitung ſelbſt nicht Statt gehabt? Wie anders, als daß es nicht wahr iſt, daß man, anſtatt der bloſſen Zeichen, prägnante Zeichen einſchleichen laſſen, ſondern daß, nicht die Lehre der bloſſen, ſondern die Lehre der prägnanten Zeichen, die erſte urſprüngliche Lehre geweſen?

Ich weiß nicht, ob Sie mich recht verſtehen; ich weiß nicht, ob ich nicht etwas frage, worauf man ſchon längſt geantwortet hat: aber ich weiß, daß daraus wenigſtens ein Geſpräch unter uns werden kann, und daß ich mich auf jedes Geſpräch mit Ihnen freue. Leben Sie wohl.*)

---

*) „Da der Wolfenbüttelſche Codex 228 Seiten hat, und die von Leſſing ſtreuweiſe daraus angeführte Stellen, einem Leſer, der ſie dereinſt vielleicht, des Zuſammenhanges wegen, gerne vergleichen mögte, aus einem ſo weitläuftigen Werke herauszuſuchen, beſchwerlich und ekelhaft ſeyn muß, ſo hoffe ich durch nachſtehende Angabe derſelben, keine überflüſſige Bemühung übernommen zu haben.

	Die Handſchrift				Leſſings Ankündigung.	
Cur ergo ſcriptum	Seite	1.	Zeile	8.	Seite	355.
Iuſtiſſime id quidem	—	1.	—	13.	—	410.
Servum Dei	—	5.	—	6.	—	408.
Quod de humilitate	—	7.	—	21.	—	409.
Quod meum ad te ſcriptum	—	9.	—	20.	—	359.
Quod promulgatam	—	11.	—	20.	—	373.
Dicens omnibus	—	14	—	1.	—	374.
Ad eam ſynodum	—	15.	—	22.	—	383.
Quod ſententiam	—	18.	—	17.	—	361.
Compellit me	—	23.	—	2.	—	398.
Quod de converſione	—	30.	—	1.	—	420.
Quod dicis infamare	—	41.	—	18.	—	411.
Quod dicis comperiſſe	—	43.	—	6.	—	407.
Ita de propheta	—	61.	—	5.	—	420."

C. A. Schmid.

Vermiſchte Schriften. Erſter Theil.

1771.

Vorbericht.

Von den Leſſingſchen Schriften, welche in den Jahren 1753–56 zu Berlin in ſechs Duodezbänden an das Licht gekommen, war der größte Theil ſeit langer Zeit verdammt, der Vergeſſenheit gänzlich überlaſſen zu werden. Verfaſſer und Verleger waren darüber einig geworden; und beſonders glaubte jener dieſen Entſchluß ſowohl ſich ſelbſt als dem Publikum ſchuldig zu ſeyn. Das Publikum wächſet täglich an Einſicht und Geſchmack: aber viele Verfaſſer bleiben zurück, und wehe dem, der es auch nicht einmal fühlet, daß er zurück geblieben, und eitel genug iſt, noch immer auf den Beyfall zu rechnen, den er vor zwanzig Jahren erhalten zu haben vermeynet.

Nur der Nachdruck, welchen man beſagten Schriften öffentlich drohet, hat dem Verfaſſer den Wunſch abgelockt, das hämiſche Vorhaben, ihn in ſeiner ganzen armſeligen Kindheit wieder auf den Platz zu bringen, vereiteln zu können.

Und lediglich in Abſicht auf dieſen Wunſch hat er ſich zu einer neuen Sammlung entſchloſſen, in die er aus jener ältern alles aufzunehmen geſonnen, worauf die Liebhaberey des allernachſichtvolleſten Leſers nur immer einigen Werth legen könnte.

Gegenwärtiger erſter Theil kann davon zur Probe dienen; wobey der Verfaſſer weiter nichts zu erinnern findet, als daß die neu hinzugekommenen Stücke deſſelben auf eben die Entſchuldigung Anſpruch machen, welche die billige Kritik den alten nicht verweigern kann. Es wäre Thorheit, zu Ausbeſſerung einer baufälligen Hütte, Materialien zu verſchwenden, von welchen ein ganz neues Gebäude aufgeführet werden könnte.

Zerſtreute Anmerkungen über das Epigramm, und einige der vornehmſten Epigrammatiſten.

I.

Ueber das Epigramm.

(1.)

Man hat das Wort Epigramm verſchiedentlich überſetzt: durch Ueberſchrift, Aufſchrift, Innſchrift, Sinnſchrift, Sinngedicht, u. ſ. w. Ueberſchrift und Sinngedicht ſind, dieſes durch den Gebrauch des Logau, und jenes durch den Gebrauch des Wernicke, das gewöhnlichſte geworden: aber vermuthlich wird Sinngedicht auch endlich das Ueberſchrift verdrengen.

Aufſchrift und Innſchrift müſſen ſich begnügen, das zu bedeuten, was das Epigramm in ſeinem Urſprunge war; das, woraus die ſo genannte Dichtungsart nach und nach entſtanden iſt.

Wenn Theſeus, in der Landenge von Korinth, eine Säule errichten, und auf die eine Seite derſelben ſchreiben ließ: Hier iſt nicht Peloponneſus, ſondern Attika; ſo wie auf die entgegenſtehende: Hier iſt Peloponneſus, und nicht Attika: ſo waren dieſe Worte das Epigramm, die Aufſchrift der Säule. Aber wie weit ſcheinet ein ſolches Epigramm von dem entfernt zu ſeyn, was wir bey dem Martial alſo nennen! Wie wenig ſcheinet eine ſolche Aufſchrift mit einem Sinngedichte gemein zu haben!

Hat es nun ganz und gar keine Urſache, warum die Benennung einer bloßen einfältigen Anzeige endlich dem witzigſten Spielwerke, der ſinnreichſten Kleinigkeit anheimgefallen? Oder lohnt es nicht der Mühe, ſich um dieſe Urſache zu bekümmern?

Für das eine, wie für das andere, erklärte ſich Vavaſſor(*). Es deuchte ihm ſehr unnütz, den Unterricht über das Epigramm mit dem anzufangen, was das Wort ſeiner Ableitung nach be-

---

(*) *De epigrammate cap.* 3. Fruſtra videntur ſcriptores hujus artis fuiſſe, qui nos illud primum admonitos eſſe voluerunt, epigramma atque inſcriptionem unum ſonare. — Facile intelligimus, manſiſſe vocem, mutata ſignificatione et poteſtate vocis.

deute, und ehedem nur bedeutet habe. Genug, daß ein jeder von ſelbſt ſehe, daß es iezt dieſes nicht mehr bedeute. Das Wort ſey geblieben: aber die Bedeutung des Wortes habe ſich verändert.

Gleichwohl iſt gewiß, daß der Sprachgebrauch nur ſelten ganz ohne Grund iſt. Das Ding, dem er einen gewiſſen Namen zu geben fortfährt, fähret ohnſtreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu behalten, für welches dieſer Name eigentlich erfunden war.

Und was iſt dieſes hier? Was hat das witzigſte Sinngedicht eines Martial mit der trockneſten Aufſchrift eines alten Denkmahls gemein, ſo daß beide bey einem Volke, deſſen Sprache wohl am wenigſten unter allen Sprachen dem Zufalle überlaſſen war, einerley Namen führen konnten?

Dieſe Frage iſt nicht die nehmliche, welche Skaliger, zu Anfange ſeines Hauptſtücks über das Epigramm, aufwirft.(*) Skaliger fragt: „warum werden nur die kleinen Gedichte Epigrammen „genennt? — „Das heißt annehmen, daß alle kleine Gedichte ohne Unterſchied dieſen Namen führen können, und daß er nicht bloß einer beſondern Gattung kleiner Gedichte zukömmt. —

Daher können mich auch nicht die Antworten des Skaligers befriedigen, die er, aber auch nur fragweiſe, darauf ertheilet. Etwa, ſagt er, eben darum, weil ſie klein, weil ſie kaum mehr, als die bloße Aufſchrift ſind? Oder etwa darum, weil wirklich die erſten kleinen Gedichte auf Denkmähler geſetzet wurden, und alſo im eigentlichen Verſtande Aufſchriften waren?

Jenes, wie geſagt, ſetzt etwas falſches voraus, und macht allen Unterricht über das Epigramm überflüßig. Denn wenn es wahr iſt, daß bloß die Kürze das Epigramm macht, daß jedes Paar einzelne Verſe ein Epigramm ſind: ſo gilt der kauſtiſche Einfall jenes Spaniers, von dem Epigramme vornehmlich; „wer iſt ſo dumm, daß er nicht ein Epigramm machen

---

(*) *Poetices lib. III. cap.* 126. — Quam ob cauſam Epigrammatis vox brevibus tantum poematiis propria facta eſt? An propter ipſam brevitatem, quaſi nihil eſſet præter ipſam inſcriptionem? An quæ ſtatuis, trophæis, imaginibus, pro elogiis inſcribebantur, ea primo veroque ſignificatu Epigrammata ſunt appellata?

„könnte; aber wer iſt ſo ein Narr, daß er ſich die Mühe nehmen ſollte, deren zwey zu machen? —

Dieſes aber ſagt im Grunde nichts mehr, als was ich bey meiner Frage als bekannt annehme. Ich nehme an, daß die erſten kleinen Gedichte, welche auf Denkmähler geſetzt wurden, Epigrammen hießen: aber darinn liegt noch kein Grund, warum iezt auch ſolche kleine Gedichte Epigrammen heißen, die auf Denkmähler geſetzt zu werden, weder beſtimmt noch geſchickt ſind. Oder höchſtens würde wiederum aller Grund auf die, beiden gemeinſchaftliche, Kürze hinaus laufen.

Ich finde nicht, daß die neuern Lehrer der Dichtkunſt, bey ihren Erklärungen des Epigramms, auf meine Frage mehr Rückſicht genommen hätten. Wenigſtens nicht Boileau, von dem freylich ohnedem keine ſchulgerechte Definition an dem Orte (*) zu verlangen war, wo er ſagt, daß das Epigramm oft weiter nichts ſey, als ein guter Einfall mit ein Paar Reimen verzieret. Aber auch Batteux nicht, der das Epigramm als einen intereſſanten Gedanken beſchreibt, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen wird. Denn weder hier noch dort ſehe ich die geringſte Urſache, warum denn nun aber ein guter gereimter Einfall, ein kurz und glücklich vorgetragener intereſſanter Gedanke, eben eine Aufſchrift, ein Epigramm heißt. Oder ich werde mich auch bey ihnen beiden damit begnügen müſſen, daß wenige Reime, Ein kurzer Gedanke, wenig und kurz genug ſind, um auf einem Denkmahle Platz zu finden, wenn ſie ſonſt anders Platz darauf finden können.

Gewiß iſt es, daß es nicht die Materie ſeyn kann, welche das Sinngedicht noch iezt berechtiget, den Namen Epigramm zu führen. Es hat längſt aufgehöret, in die engen Grenzen einer Nachricht von dem Urſprunge und der Beſtimmung irgend eines Denkmahls eingeſchränkt zu ſeyn; und es fehlet nicht viel, ſo erſtreckt es ſich nun über alles, was ein Gegenſtand der menſchlichen Wißbegierde werden kann.

Folglich aber muß es die Form ſeyn, in welcher die Beant-

(*) *L'Art poetiq. Chant II. v.* 103.

L'Epigramme — — — — — —
N'est souvent qu'un bon mot de deux rimes orné.

wortung meiner Frage zu ſuchen. Es muß in den Theilen, in der Zahl, in der Anordnung dieſer Theile, in dem unveränderlichen Eindrucke, welchen ſolche und ſo geordnete Theile unfehlbar ein jedesmal machen: — in dieſen muß es liegen, warum ein Sinngedicht noch immer eine Ueberſchrift, oder Aufſchrift heißen kann, ob ſie ſchon eigentlich nur ſelten dafür zu brauchen ſtehet. —

Die eigentliche Aufſchrift iſt ohne das, worauf ſie ſteht, oder ſtehen könnte, nicht zu denken. Beides alſo zuſammen macht das Ganze, von welchem der Eindruck entſtehet, den wir, der gewöhnlichen Art zu reden nach, der Aufſchrift allein zuſchreiben. Erſt irgend ein ſinnlicher Gegenſtand, welcher unſere Neugierde reizet: und dann die Nachricht auf dieſem Gegenſtande ſelbſt, welche unſere Neugierde befriediget.

Wem nun aber, der auch einen noch ſo kleinen, oder noch ſo großen Vorrath von Sinngedichten in ſeinen Gedanken überlaufen kann, fällt es nicht ſogleich ein, daß ähnliche zwey Theile ſich faſt in jedem derſelben, und gerade in denjenigen am deutlichſten unterſcheiden laſſen, die ihm einem vollkommenen Sinngedichte am nächſten zu kommen ſcheinen werden? Dieſe zerlegen ſich alle von ſelbſt in zwey Stücke; in deren einem unſere Aufmerkſamkeit auf irgend einen beſondern Vorwurf rege gemacht, unſere Neugierde nach irgend einem einzeln Gegenſtande gereizet wird; und in deren anderm unſere Aufmerkſamkeit ihr Ziel, unſere Neugierde einen Aufſchluß findet.

Auf dieſen einzigen Umſtand will ich es denn auch wagen, die ganze Erklärung des Sinngedichts zu gründen; und die Folge mag es zeigen, ob ſich nach meiner Erklärung ſowohl das Sinngedicht von allen möglichen andern kleinen Gedichten unterſcheiden, als auch aus ihr jede der Eigenſchaften herleiten läßt, welche Geſchmack und Kritik an ihm fodern.

Ich ſage nehmlich: das Sinngedicht iſt ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufſchrift, unſere Aufmerkſamkeit und Neugierde auf irgend einen einzeln Gegenſtand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um ſie mit eins zu befriedigen.

Wenn ich ſage „nach Art der eigentlichen Aufſchrift“: ſo will ich, wie ſchon berührt, das Denkmahl zugleich mit verſtanden wiſſen, welches die Aufſchrift führet, und welches dem erſten Theile des Sinngedichts entſpricht. Ich halte es aber für nöthig, dieſe Erinnerung ausdrücklich zu wiederhohlen, ehe ich zu der weitern Anwendung und Entwickelung meiner Erklärung fortgehe.

(2.)

Unbemerkt ſind die zwey Stücke, die ich zu dem Weſen des Sinngedichts verlange, nicht von allen Lehrern der Dichtkunſt geblieben. Aber alle haben, ſie von ihrem Urſprunge gehörig abzuleiten, vernachläßiget, und auch weiter keinen Gebrauch davon gemacht.

Skaliger ließ ſich bloß durch ſie verführen, eine doppelte Gattung des Epigramms anzunehmen. (*) Da er ſie nehmlich in der eigentlichen Aufſchrift nicht erkannte, in welcher er nichts, als die bloße einfache Anzeige einer Perſon oder Handlung ſahe: ſo hielt er dasjenige Epigramm, in welchem aus gewiſſen Vorausſchickungen etwas hergeleitet wird, und in welchem alſo die Vorausſchickungen, und das was daraus hergeleitet wird, als zwey merklich verſchiedene Theile ſich nicht leicht verkennen laſſen, für völlig von jenem unterſchieden. Die Subtilität fiel ihm nicht bey, daß bey jenem, bey der eigentlichen Aufſchrift, zu der Wirkung deſſelben das beſchriebene Werk ſelbſt das Seine mit beytrage, und folglich bey dem andern, dem eigentlichen Sinngedichte, das, was er die Vorausſchickungen nennet, dem beſchriebnen Werke, ſo wie das, was aus dieſen Vorausſchickungen hergeleitet wird, der Aufſchrift ſelbſt entſpreche.

Der wortreiche Vavaſſor hat ein langes Kapitel von den Theilen des Epigramms, deren er gleichfalls nur zwey, unter dem Namen der Verſtändigung und des Schluſſes, annimmt, und über deren Bearbeitung er wirklich mancherley gute An-

---

(*) Epigramma igitur eſt poema breve cum ſimplici cujuspiam rei, vel perſonæ, vel facti indicatione: aut ex propoſitis aliquid deducens. Quæ definitio ſimul complectitur etiam diviſionem: ne quis damnet prolixitatem. *L. c.*

merkungen macht. (*) Aber auch er iſt weit entfernt, dieſe Theile für nothwendig zu halten, indem er gleichfalls eine einfachere Gattung erkennet, welche ſie nicht habe, und überhaupt aus ihnen weder für die Eigenſchaften, noch für die individuelle Verſchiedenheit des Epigramms das geringſte zu folgern verſtanden hat.

Batteux ſagt ausdrücklich: „Das Epigramm hat nothwendiger Weiſe zwey Theile: der erſte iſt der Vortrag des Subjekts, der Sache, die den Gedanken hervorgebracht oder veranlaſſet hat; und der andere der Gedanke ſelbſt, welchen man die Spitze nennt, oder dasjenige was den Leſer reizt, was ihn intereſſiret.“ Gleichwohl läßt er unter ſeinen Exempeln auch ſolche mit unterlaufen, die dieſe zwey Theile ſchlechterdings nicht haben, deren Erwähnung ohnedem in ſeinem ganzen übrigen Unterrichte völlig unfruchtbar bleibet. Folgende vier Zeilen des Peliſſon z. E.

Grandeur, ſavoir, renommée,
Amitié, plaiſir & bien,
Tout n'eſt que vent, que fumée:
Pour mieux dire, tout n'eſt rien.

mögen ihm immerhin einen noch ſo intereſſanten Gedanken enthalten. Aber wo iſt die Veranlaſſung dieſes Gedankens? Wo iſt der einzelne beſondere Fall, — denn ein ſolcher muß die Veranlaſſung ſeyn — bey welchem der Dichter darauf gekommen iſt, und ſeine Leſer darauf führet? Hier iſt nichts als der bloße intereſſante Gedanke, bloß der Eine Theil: und wenn, nach ihm ſelbſt, das Epigramm nothwendiger Weiſe zwey Theile haben muß, ſo können dieſe, ſo wie alle ihnen ähnliche Zeilen, unmöglich ein Epigramm heißen. — Zum Unglück iſt es nicht bloß ein übelgewähltes Exempel, woraus ich dem Batteux hier einen Vorwurf mache. Sondern das Schlimmſte iſt, daß aus dieſem Exempel zugleich das Fehlerhafte ſeiner Erklärung des Epigramms erhellet, „nach welcher es ein intereſſanter Gedanke ſeyn ſoll, der glücklich und in wenig Worten vorge-

---

(*) *Cap. 13. de partibus epigrammatis.* Sunt igitur partes epigrammatis, duæ numero duntaxat, inſignes ac primariæ, expoſitio rei, & concluſio epigrammatis — In illo genere primo quod ſtatuimus ſimplicis & uniusmodi epigrammatis. —

„tragen werden.“ Denn, wenn ſich ein intereſſanter Gedanke auch ohne ſeine individuelle Veranlaſſung vortragen läßt, wie ſich aus dem Beyſpiele, wenn es ſchon kein Epigramm iſt, dennoch ergiebt: ſo wird wenigſtens die Anzahl der Theile des Epigramms, welche Batteux ſelbſt für nothwendig erkläret, weder in ſeiner Erklärung liegen, noch auf irgend eine Weiſe daraus herzuleiten ſeyn. —

Wenn uns unvermuthet ein beträchtliches Denkmahl aufſtößt, ſo vermenget ſich mit der angenehmen Ueberraſchung, in welche wir durch die Größe oder Schönheit des Denkmahls gerathen, ſogleich eine Art von Verlegenheit über die noch unbewußte Beſtimmung deſſelben, welche ſo lange anhält, bis wir uns dem Denkmahle genugſam genähert haben, und durch ſeine Aufſchrift aus unſerer Ungewißheit geſetzt worden; worauf das Vergnügen der befriedigten Wißbegierde ſich mit dem ſchmeichelhaften Eindrucke des ſchönen ſinnlichen Gegenſtandes verbindet, und beide zuſammen in ein drittes angenehmes Gefühl zuſammenſchmelzen. — Dieſe Reihe von Empfindungen, ſage ich, iſt das Sinngedicht beſtimmt nachzuahmen; und nur dieſer Nachahmung wegen hat es, in der Sprache ſeiner Erfinder, den Namen ſeines Urbildes, des eigentlichen Epigramms behalten. Wie aber kann es ſie anders nachahmen, als wenn es nicht allein eben dieſelben Empfindungen, ſondern auch eben dieſelben Empfindungen nach eben derſelben Ordnung in ſeinen Theilen erwecket! Es muß über irgend einen einzeln ungewöhnlichen Gegenſtand, den es zu einer ſo viel als möglich ſinnlichen Klarheit zu erheben ſucht, in Erwartung ſetzen, und durch einen unvorhergeſehenen Aufſchluß dieſe Erwartung mit eins befriedigen.

Am ſchicklichſten werden ſich alſo auch die Theile des Epigramms, Erwartung und Aufſchluß nennen laſſen; und unter dieſen Benennungen will ich ſie nun in verſchiedenen Arten kleiner Gedichte aufſuchen, die faſt immer unter den Sinngedichten mit durchlaufen, um zu ſehen, mit welchem Rechte man dieſes geſchehen läßt, und welche Klaſſification unter ihnen eigentlich einzuführen ſeyn dürfte.

Natürlicher Weiſe aber kann es nur zweyerley Aftergattungen des Sinngedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufſchluß darüber zu gewähren; die andere, welche uns Aufſchlüſſe giebt, ohne unſere Erwartung darnach erweckt zu haben.

1. Ich fange von der letztern an, zu welcher vornehmlich alle diejenigen kleinen Gedichte gehören, welche nichts als allgemeine moraliſche Lehren oder Bemerkungen enthalten. Eine ſolche Lehre oder Bemerkung, wenn ſie aus einem einzelnen Falle, der unſere Neugierde erregt hat, hergeleitet oder auf ihn angewendet wird, kann den zweyten Theil eines Sinngedichts ſehr wohl abgeben: aber an und für ſich ſelbſt, ſie ſey auch noch ſo witzig vorgetragen, ſie ſey in ihrem Schluſſe auch noch ſo ſpitzig zugearbeitet, iſt ſie kein Sinngedicht, ſondern nichts als eine Maxime, die, wenn ſie auch ſchon Bewunderung erregte, dennoch nicht diejenige Folge von Empfindungen erregen kann, welche dem Sinngedichte eigen iſt.

Wenn **Martial** folgendes an den **Decianus** richtet(*),

Quod magni Thraſeæ, conſummatique Catonis
Dogmata ſic ſequeris, ſalvus ut eſſe velis;
Pectore nec nudo ſtrictos incurris in enſes,
Quod feciſſe velim te, Deciane facis.
Nolo virum, facili redimit qui ſanguine famam:
Hunc volo, laudari qui ſine morte poteſt.

was fehlt den beiden letzten Zeilen, um nicht ein ſehr intereſſanter Gedanke zu heißen? und wie hätte er kürzer und glücklicher ausgedrückt werden können? Würde er aber allein eben den Werth haben, den er in der Verbindung mit den vorhergehenden Zeilen hat? würde er, als eine bloße für ſich beſtehende allgemeine Maxime, eben den Reiz, eben das Feuer haben, eben des Eindruckes fähig ſeyn, deſſen er hier iſt, wo wir ihn auf einen einzeln Fall angewendet finden, welcher ihm eben ſo viel Ueberzeugung mittheilet, als er von ihm Glanz entlehnet?

Oder wenn unſer **Wernike**, zur Empfehlung einer milden Sparſamkeit, geſchrieben hätte:

Lieb' immer Geld und Gut; nur ſo, daß dein Erbarmen
Der Arme fühl': und flieh die Armuth, nicht die Armen:

(*) *Lib. I. ep. 9.*

wäre es nicht ebenfalls ein ſehr intereſſanter, ſo kurz als glücklich ausgedrückter Gedanke? Aber wäre es wohl eben das, was er wirklich an den ſparſamen Celidor ſchrieb? (*)

Du liebſt zwar Geld und Gut; doch ſo, daß dein Erbarmen
Der Arme fühlt. Du ſiehſt die Armuth, nicht die Armen.

Der Unterſchied iſt klein: und doch iſt jenes, bey vollkommen eben derſelben Wendung, doch nichts als eine kalte allgemeine Lehre, und dieſes ein Bild voller Leben und Seele; jenes ein gereimter Sittenſpruch, und dieſes ein wahres Sinngedicht.

Gleichwohl iſt eben dieſer **Wernike**, ſo wie auch der ältere **Logau**, nur allzu reich an ſo genannten Ueberſchriften, die nichts als allgemeine Lehrſätze enthalten; und ob ſie ſchon beide, beſonders aber **Wernike**, an Vortheilen unerſchöpflich ſind, eine bloße kahle Moral aufzuſtutzen, die einzeln Begriffe derſelben ſo vortheilhaft gegen einander abzuſetzen, daß oftmals ein ziemlich verführeriſches Blendwerk von den weſentlichen Theilen des Sinngedichts daraus entſtehet: ſo werden ſie doch nur ſelten ein feines Gefühl betriegen, daß es nicht den großen Abſtand von einem wahren Sinngedichte bis zu einer ſolchen zum Sinngedichte ausgefeilten Maxime bemerken ſollte. Vielmehr iſt einem Menſchen von ſolchem Gefühle, wenn er ein oder mehrere Bücher von ihnen hinter einander lieſet, oft nicht anders zu Muthe, als einem, der ſich mit einem feinen Weltmanne und einem ſteifen Pedanten zugleich in Geſellſchaft findet: wenn jener Erfahrungen ſpricht, die auf allgemeine Wahrheiten leiten; ſo ſpricht dieſer Sentenzen, zu denen die Erfahrungen in dieſer Welt wohl gar noch erſt ſollen gemacht werden.

Bey keinem Epigrammatiſten aber iſt, mir wenigſtens, die ähnliche Abwechſelung von Empfindungen läſtiger geworden, als bey dem Owen. Nur daß bey dieſem der Pedant ſich unzählig öfterer hören läßt, als der feine Mann von Erfahrung; und daß der Pedant mit aller Gewalt noch oben drein witzig ſeyn will. Ich halte den, in allem Ernſte, für einen ſtarken Kopf, der ein ganzes Buch des Owens in einem Zuge leſen kann, ohne drehend und ſchwindlicht zu werden. Ich werde es unfehl-

---

(*) Erſtes Buch S. 11. der Schweizeriſ. Ausgabe von 1763.

bar, und habe immer dieſes für die einzige Urſache gehalten, weil eine ſo große Menge bloß allgemeiner Begriffe, die unter ſich keine Verbindung haben, in ſo kurzer Zeit auf einander folgen: die Einbildung möchte jeden gern, in eben der Geſchwindigkeit, in ein individuelles Bild verwandeln, und erliegt endlich unter der vergebnen Bemühung.

Hingegen iſt das Moraliſiren gerade zu, des **Martials** Sache gar nicht. Ob ſchon die meiſten ſeiner Gegenſtände ſittliche Gegenſtände ſind: ſo wüßte ich doch von allen lateiniſchen Dichtern keinen, aus dem ſich wenigere Sittenſprüche wörtlich ausziehen ließen, als aus ihm. Er hat nur wenig Sinngedichte von der Art, wie das angeführte an den Decianus, welche ſich mit einer allgemeinen Moral ſchlöſſen: ſeine Moral iſt ganz in Handlung verwebt, und er moraliſiret mehr durch Beyſpiele, als durch Worte. Vollends von der Art, wie das dreyzehnte ſeines zwölften Buchs iſt,

Ad Auctum.

Genus, Aucte, lucri divites habent iram.
Odiſſe quam donaſſe vilius conſtat.

welches nichts als eine feine Bemerkung enthält, mit gänzlicher Verſchweigung des Vorfalls, von dem er ſie abgezogen, oder der ſich daraus erklären laſſen: von dieſer Art, ſage ich, wüßte ich außer dem gegenwärtigen, nicht noch drey bey ihm aufzufinden. Und auch bey den wenigen ſcheinet es, daß er den veranlaſſenden Vorfall mehr aus gewiſſen Bedenklichkeiten mit Fleiß verſchweigen wollen, als daß er gar keinen dabey im Sinne gehabt. Auktus möchte den Reichen wohl kennen, der ſo liſtig eine Urſache vom Zaune gebrochen, ſich über ihn, oder über den Dichter zu erzürnen, um ſich irgend ein kleines Geſchenk zu erſparen, das er ihnen ſonſt machen müſſen. Wenigſtens hat **Martial** dergleichen bloße ſittliche Bemerkungen doch immer an eine gewiſſe Perſon gerichtet, welche anſcheinende Kleinigkeit **Logau** und **Wernike** nicht hätten überſehen oder vernachläßigen ſollen. Denn es iſt gewiß, daß ſie die Rede um ein großes mehr belebet; und wenn wir ſchon die angeredete Perſon, und die Urſache, warum nur dieſe, und keine andere angeredet worden, weder kennen noch wiſſen: ſo ſetzt uns doch die bloße Anrede geſchwinder in Bewegung, unter unſerm eignen Zirkel umzuſchauen, ob da ſich nicht jemand findet, ob da ſich nicht etwas zugetragen, worauf der Gedanke des Dichters anzuwenden ſey.

Wenn nun aber bloße allgemeine Sittenſprüche, ſie mögen nun mit der Einfalt eines vermeinten **Kato**, oder mit der Spitzfindigkeit eines **Baudius**, oder mit dem Scharfſinne eines **Wernike** vorgetragen ſeyn, die Wirkung nicht haben, die ſie allein zu dem Namen der Sinngedichte berechtigen könnte; wenn alſo ein **Verinus** und **Pibrak**, oder wie ſonſt[*] die ehrlichen Männer heißen, die ſchöne erbauliche Diſticha geſchrieben haben, aus dem Regiſter der Epigrammatiſten wegfallen: ſo werden diejenigen noch weniger darinn aufzunehmen ſeyn, welche andere ſcientifiſche Wahrheiten in die engen Schranken des Epigramms zu bringen verſucht haben. Ihre Verſe mögen gute Hülfsmittel des Gedächtniſſes abgeben; aber Sinngedichte ſind ſie gewiß nicht, wenn ihnen ſchon, nach der Erklärung des **Batteux** dieſe Benennung nur ſchwer abzuſtreiten ſeyn dürfte. Denn ſind z. E. die mediciniſchen Vorſchriften der Schule von **Salerno** nicht eines ſehr intereſſanten Inhalts? und könnten ſie nicht gar wohl mit eben ſo vieler Präciſion und Zierlichkeit vorgetragen ſeyn, als ſie es mit weniger ſind? Und dennoch, wenn ſie auch **Lukrez** ſelbſt abgefaßt hätte, würden ſie nichts als ein Beyſpiel mehr ſeyn, daß die Erklärung des **Batteux** viel zu weitläuftig iſt, und gerade das vornehmſte Kennzeichen darinn fehlet, welches das Sinngedicht von allen andern kleinen Gedichten unterſcheidet.

2. Die zweyte Aftergattung des Epigramms war die, welche Erwartung erregt, ohne einen Aufſchluß darüber zu gewähren. Dergleichen ſind vornehmlich alle kleine Gedichte, die nichts als ein bloßes ſeltſames Faktum enthalten, ohne im geringſten anzuzeigen, aus welchem Geſichtspunkte wir daſſelbe betrachten ſollen; die uns alſo weiter nichts lehren, als daß einmal etwas geſchehen iſt, was eben nicht alle Tage zu geſchehen pflegt. Derjenigen kleinen Stücke gar nicht einmal hier zu gedenken, die, wie die Kayſer des **Auſonius**, die ganze Geſchichte, den ganzen Charakter eines Mannes in wenige Züge zuſammenfaſſen, und deren unter den Titeln, Icones, Heroes u. ſ. w. ſo unzäh-

liche geſchrieben werden. Denn dieſe möchte man ſchon deswegen nicht für Sinngedichte wollen gelten laſſen, weil ihnen die Einheit fehlet, die nicht in der Einheit der nehmlichen Perſon, ſondern in der Einheit der nehmlichen Handlung beſtehen muß, wenn ſie der Einheit des Gegenſtandes in der eigentlichen Aufſchrift entſprechen ſoll. Aber auch alsdenn, wenn das Gedicht nur eine einzige völlig zugerundete Handlung enthält, iſt es noch kein Sinngedicht, Falls man uns nicht etwas daraus ſchließen, oder durch irgend eine feine Bemerkung in das Innere derſelben tiefer eindringen läßt.

Wenn z. E. **Martial** ſich begnügt hätte, die bekannte Geſchichte des **Mucius** Skävola in folgende vier Verſe zu faſſen(*):

Dum peteret regem decepta ſatellite dextra,
  Injecit ſacris ſe peritura focis.
Sed tam ſæva pius miracula non tulit hoſtis,
  Et raptum flammis juſſit abire virum.

würden wir wohl ſagen können, daß er ein Sinngedicht auf dieſe Geſchichte gemacht habe? Kaum wäre es noch eines, wenn er bloß hinzugeſetzt hätte:

Urere quam potuit contempto Mucius igne,
  Hanc ſpectare manum Porſena non potuit.

Denn auch das iſt noch nicht vielmehr als Geſchichte; und wodurch es ein völliges Sinngedicht wird, ſind lediglich die endlichen letzten Zeilen:

Major deceptæ fama eſt, et gloria dextræ:
  Si non erraſſet, fecerat illa minus.

Denn nun erſt wiſſen wir, warum der Dichter unſere Aufmerkſamkeit mit jener Begebenheit beſchäftigen wollen; und das Vergnügen über eine ſo feine Betrachtung, „daß oft der Irrthum uns geſchwinder und ſichrer unſere Abſicht erreichen hilft, „als der wohlüberlegte, kühnſte Anſchlag," verbunden mit dem Vergnügen, welches der einzelne Fall gewähret, macht das geſammte Vergnügen des Sinngedichts.

Ohnſtreitig hingegen müſſen wir uns nur mit der Helfte dieſes Vergnügens bey einigen Stücken der griechiſchen Antho-

---

(*) *Lib. I. ep.* 22.

logie, und bey noch mehrern verſchiedner neuern Dichter behelſen, die ſich eingebildet, daß ſie nur das erſte das beſte abgeſchmackte Hiſtörchen zuſammen reimen dürfen, um ein Epigramm gemacht zu haben. Ein Beyſpiel aus der Anthologie ſey dieſes(*):

Κοινῃ παρ κλισιῃ ληθαργικος ἠδε φρενοπληξ
  Κειμενοι, ἀλληλων νουσον ἀπεσκεδασαν.
Εξεθορε κλινης γαρ ὁ τολμηεις ὑπο λυσσης,
  Και τον ἀναισθητον παντος ἐτυπτε μελους.
Πληγαι δ' ἀμφοτεροις ἐγενοντ' ἀκος· αἷς ὁ μεν αὐτων
  Εγρετο, τον δ' ὑπνου πουλυς ἐρεψε κοπος.

„Ein Wahnwitziger und ein Schlafſüchtiger lagen beyſammen „auf Einem Bette, und einer wurde des andern Arzt. Denn „in der Wuth ſprang jener auf, und prügelte dieſen, der im „tiefſten Schlummer vergraben lag, durch und durch. Die „Schläge halfen beiden: dieſer erwachte, und jener ſchlief vor „Müdigkeit ein.“ Das Ding iſt ſchnurrig genug. Aber was denn nun weiter? Vielleicht war es auch nicht einmal wahr, daß beide kuriret wurden. Denn der Schlafſüchtige ſchläft nicht immer, ſondern will nur immer ſchlafen, und ſo ſchlief er wohl auch hier bald wiederum ein: der Wahnwitzige aber, der vor Müdigkeit einſchlief, konnte gar wohl als ein Wahnwitziger wieder aufwachen. Doch geſetzt auch, ſie wären wirklich beide durch einander kuriret worden: auch alsdann ſind wir um nichts klüger, als wir waren. Das Vergnügen über ein Hiſtörchen, welches ich nirgends in meinen Nutzen verwenden zu können ſehe, über das ich auch nicht einmal lachen kann, iſt herzlich ſchwach.

Ich will nicht hoffen, daß man mir hier verwerfen werde, daß es mir am Geſchmacke der griechiſchen Simplicität fehle. Es gehöret wohl zu der griechiſchen Simplicität, daß ein Ding keine Theile zu viel habe: aber daß es ihm an einem nothwendigen Theile fehle, das gehöret doch gewiß nicht dazu. Es iſt nicht der witzige Schluß, den ich vermiſſe: ſondern der Schluß überhaupt, wenn aber der bloße Schluß des Faktums nicht hinlänglich iſt. Ich geſtehe, daß ich, aus eben dieſem Grunde,

---

(*) Lib. I. cap. 43.

ein anderes ſehr berühmtes Epigramm auch nur für ein halbes Epigramm halte. Nehmlich das, über das Schickſal eines Hermaphroditen.

Quum mea me genitrix gravida geſtaret in alvo,
　Quid pareret, fertur conſuluiſſe Deos.
Mas eſt, Phoebus ait: Mars, femina: Iunoque neutrum.
　Quumque forem natus, Hermaphroditus eram.
Quærenti letum? Dea ſic ait; occidet armis:
　Mars cruce: Phœbus aquis. Sors rata quæque fuit.
Arbor obumbrat aquas: adſcendo, decidit enſis,
　Quem tuleram, caſu labor et ipſe ſuper;
Pes hæſit ramis, caput incidit amne: tulique
　Femina, vir, neutrum, flumina, tela, crucem.

Die Erfindung dieſes kleinen Gedichts iſt ſo künſtlich; der Ausdruck ſo pünktlich und doch ſo elegant, daß noch jetzt ſehr gelehrte Kritiker ſich nicht wohl überreden können, daß es die Arbeit eines neuen Dichters ſey. Denn ob de la Monnoye ſchon erwieſen zu haben glaubte, daß der Pulex, welchem es in den Handſchriften zugeſchrieben wird, kein Alter iſt, wofür ihn Politian und Skaliger und ſo viele andere gehalten haben; ſondern daß ein Vincentiner aus dem funfzehnten Jahrhunderte damit gemeinet ſey: ſo möchte Herr Burmann, der jüngere, doch lieber vermuthen, daß dieſer Pulci, wie er eigentlich geheißen, ein ſo bewundertes Werk wohl aus einer alten Handſchrift abgeſchrieben und ſich zugeeignet haben könne; da man ihn ohnedem als einen beſondern Dichter weiter nicht kenne.(*) Ich habe hierwider nichts: nur für ein Muſter eines vollkommnen Epigramms möchte ich mir das Ding nicht einreden laſſen; es mag nun alt oder neu ſeyn. Einem ſo unfruchtbaren ſchielenden Märchen fehlet zum Sinngedichte nichts geringers, als der Sinn. Begreiſe ich doch nicht einmal, ob die Verſehung der Götter damit mehr verſpottet, oder mehr angeprieſen werden ſoll. Sollen wir uns wundern, daß von ſo verſchiednen Göttern ein jeder doch noch immer ſo viel von der Zukunft wußte? oder ſollen wir uns wundern, daß ſie nicht

---

(*) *Anth. lat. lib. III. ep. 77.*

mehr davon wußten? Sollen wir glauben, daß ſie vollſtändiger und beſtimmter nicht antworten wollen? oder nicht antworten können? und daß eine vierte höhere Macht im Spiele geweſen, welche den Erfolg ſo zu lenken gewußt, daß keiner zum Lügner werden dürfen? Sollten aber gar nur die Götter als glückliche Errather hier aufgeführt werden: wie viel ſinnreicher und lehrreicher iſt ſodann jenes Hiſtörchen, — im **Don Quixote**, wo ich mich recht erinnere — von den zwey Brüdern und Weinkoſtern? welches ich wahrlich lieber erfunden, als ein ganzes Hundert von jenerley Räthſeln, auch in den ſchönſten Verſen, gemacht haben möchte.

Das Gegentheil von ſolchen, zu aller moraliſchen Anwendung ungeſchickten, kleinen Erzehlungen ſind diejenigen, welche zwar auch ohne alle Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, aber an und für ſich ſelbſt eine allgemeine Wahrheit ſo anſchauend enthalten, daß es nur Ueberfluß geweſen wäre, ſie noch mit ausdrücklichen Worten hinzuzufügen. Von dieſer Art iſt folgende, bey dem **Auſonius** (*):

Theſauro invento, qui limina mortis inibat,
 Liquit ovans laqueum, quo periturus erat.
At qui, quod terræ abdiderat, non repperit aurum,
 Quem laqueum invenit, nexuit et periit:

wovon das griechiſche Original in der Anthologie zu finden: oder aus eben dieſer Anthologie, die von mehrern Dichtern daſelbſt vorgetragene Geſchichte vom Lahmen und Blinden (**):

Ἄνερα τις λιπόγυιον ὑπὲρ νώτοιο λιπαυγὴς
 Ἦγε πόδας χρήσας, ὄμματα χρησάμενος.

Wer iſt ſo blödſinnig, daß er die großen Wahrheiten, von welchen dieſe Erzehlungen Beyſpiele ſind, nicht mit ihnen zugleich denke? Und was auf eine ſo vorzügliche Art einen Sinn in ſich ſchließt, das wird doch wohl ein Sinngedicht heißen können?

Doch auch das nicht. Und warum ſollte es ein Sinngedicht heißen, wenn es etwas weit beſſeres heißen kann? Mit einem Worte: es iſt ein Apolog, eine wahre äſopiſche Fabel: denn die gedrungene Kürze, mit welcher ſie vorgetragen iſt, kann ihr Weſen

(*) *Epig.* 21. (**) *Lib. I. cap.* 4.

nicht verändern; ſondern allenfalls nur lehren, wie die Griechen ſolcherley Fabeln vorzutragen liebten. — Es kommen deren, außer den zwey angeführten, in der Anthologie noch verſchiedene vor, von welchen in den gewöhnlichen äſopiſchen Sammlungen nichts ähnliches zu finden, die aber auch um ſo viel mehr von einem Nevelet oder Hauptmann ihnen beygefügt zu werden verdienet hätten. Alle ſind mit der äußerſten Präciſion erzehlt, und die weitläuftigſte, welche aus zwölf Zeilen beſtehet (*), hat nichts von der Geſchwätzigkeit, aus welcher neuere Fabeldichter ſich ein ſo eigenes Verdienſt gemacht haben. Unſer Gellert that alſo zwar ganz wohl, daß er jene, vom Lahmen und Blinden, unter ſeine Fabeln aufnahm (**): nur daß er ſie ſo ſehr wäſſerte, daß er ſo wenig beleſen war und nicht wußte, wo ſie ſich eigentlich herſchreibe; daran hätte er ohne Zweifel ein wenig beſſer thun können. —

Der weſentliche Unterſchied, der ſich zwiſchen dem Sinngedichte und der Fabel findet, beruhet aber darinn, daß die Theile, welche in dem Sinngedichte eines auf das andere folgen, in der Fabel in eins zuſammenfallen, und daher nur in der Abſtraktion Theile ſind. Der einzelne Fall der Fabel kann keine Erwartung erregen, weil man ihn nicht ausgehöret haben kann, ohne daß der Aufſchluß zugleich mit da iſt: ſie macht einen einzigen Eindruk, und iſt keiner Folge verſchiedner Eindrücke fähig. Das Sinngedicht hingegen enthält ſich eben darum entweder überhaupt ſolcher einzeln Fälle, in welchen eine allgemeine Wahrheit anſchauend zu erkennen; oder läßt doch dieſe Wahrheit bey Seite liegen, und ziehet unſere Aufmerkſamkeit auf eine Folge, die weniger nothwendig daraus fließt. Und nur dadurch entſtehet Erwartung, die dieſes Namens wenig werth iſt, wo wir das, was wir zu erwarten haben, ſchon völlig vorausſehen.

Wenn denn aber ſo nach, weder Begebenheiten ohne allen Nachſatz und Aufſchluß, noch auch ſolche, in welchen eine einzige allgemeine Wahrheit nicht anders als erkannt werden kann, die erforderlichen Eigenſchaften des Sinngedichts haben: ſo folget darum noch nicht, daß alle Sinngedichte zu verwerfen, in wel-

---

(*) *Lib. I. cap. 22. ep. 9.*

(**) Die 16te des erſten Theils.

chen der Dichter nichts, als ein bloßer Wiedererzehler zu ſeyn ſcheinet. Denn es bleiben noch immer auch wahre Begebenheiten genug übrig, die entweder ſchon von ſich ſelbſt den völligen Gang des Sinngedichts haben, oder denen dieſer Gang doch leicht durch eine kleine Wendung noch vollkommner zu geben ſtehet. So fand unſer Kleiſt das heroiſche Beyſpiel, mit welchem Arria ihrem Manne vorgieng, in ſeiner genaueſten hiſtoriſchen Wahrheit, mit Recht für hinlänglich, ein ſchönes Sinngedicht abzugeben.

Als Pätus auf Befehl des Kayſers ſterben ſollte,
Und ungern einen Tod ſich ſelber wählen wollte:
Durchſtach ſich Arria. Mit heiterem Geſicht
Gab ſie den Dolch dem Mann, und ſprach: Es ſchmerzet nicht.

Martial hingegen glaubte, daß das erhabene „Es ſchmerzet nicht“ noch einer Verſchönerung fähig ſey, und ohne lange dieſe Verſchönerung auf ſeine eigne Rechnung zu ſetzen, legte er ſie der Arria ſelbſt in den Mund: (*)

Caſta ſuo gladium cum traderet Arria Pæto,
Quem de viſceribus traxerat ipſa ſuis:
Si qua fides, vulnus, quod feci, non dolet, inquit:
Sed quod tu facies, hoc mihi, Pæte, dolet.

Ohne Zweifel mochte dem Martial das bloße „non dolet“ zu mannhaft, zu rauh vorkommen; und er wollte das zärtliche Weib in der Verächterinn des Todes mehr durchſchimmern laſſen. Ich wage es nicht, zwiſchen beiden Dichtern zu entſcheiden: da ich ohnedem damit nur ein Beyſpiel geben wollen, wie die wahren Begebenheiten ausſehen müſſen, denen zum Sinngedichte nichts, als eine glückliche Verſifikation fehlet, und wie ſehr auch in dieſen der erfindſame Geiſt des Dichters noch geſchäftig ſeyn kann, ohne die hiſtoriſche Wahrheit zu verfälſchen. —

(3.)

Nicht genug aber, daß nach meiner Erklärung das Sinngedicht ſich von mehr als einer Art kleiner Gedichte zuverläßiger unterſcheiden läßt, als nach den ſonſt gewöhnlichen Erklärungen geſchehen kann: es laſſen ſich auch aus eben dieſer Erklärung

---

(*) Lib. I. ep. 14.

die Eigenſchaften beſſer herleiten, welche ein Sinngedicht zu einem vollkommnen Sinngedichte machen.

1. Wenn der erſte Theil des Sinngedichts, den ich die Erwartung genannt habe, dem Denkmahle entſprechen ſoll, welches die Aufſchrift führet: ſo iſt unſtreitig, daß er um ſo viel vollkommner ſeyn wird, je genauer er einem neuen, an Größe oder Schönheit beſonders vorzüglichen Denkmahle entſpricht. Vor allen Dingen aber muß er ihm an Einheit gleich ſeyn; wir müſſen ihn mit einem Blicke überſehen können: unverwehrt indeß, daß der Dichter durch Auseinanderſetzung ſeiner einzeln Begriffe ihm bald einen größern, bald einen geringern Umfang geben darf, ſo wie er es ſeiner Abſicht am gemäßeſten erkennet. Er kann ihn eben ſo wohl aus fünf ſechs Worten, als aus eben ſo vielen und noch mehrern Zeilen beſtehen laſſen.

In folgendem Sinngedichte des Naugerius (*):

De Pythagorae ſimulacro.

Quem toties vixiſſe anima redeunte renatum
  Mutato fama eſt corpore Pythagoram:
Cerne, iterum ut docti cælo generatus Apelle
  Vivat; ut antiquum ſervet in ore decus.
Dignum aliquid certe volvit: ſic fronte ſevera eſt:
  Sic in ſe magno pectore totus abit.
Poſſet et ille altos animi depromere ſenſus:
  Sed, veteri obſtrictus relligione, ſilet.

ſind die erſten ſechs Zeilen, welche die Erwartung enthalten, nichts als eine Umſchreibung des Subjekts. Aber was hier ſechs Zeilen füllet, wird in dem griechiſchen Originale, welches ſich Naugerius eigen gemacht, mit vier Worten geſagt (**):

Αὐτὸν Πυθαγόρην ὁ ζωγράφος· ὃν μετὰ φωνῆς
  Εἶδες ἄν, εἴγε λαλεῖν ἤθελε Πυθαγόρης.

„Da ſteht er, der wahre Pythagoras! Auch die Stimme würde „ihm nicht fehlen, wenn Pythagoras hätte ſprechen wollen.“ Dieſes überſetzte Fauſtus Sabäus ſo:

Pythagoram pictor poterat finxiſſe loquentem,
  Verum Pythagoram conticuiſſe juvat.

(*) Oper. p. 199. Patav. 1718. 4to.

(**) Anthol. lib. IV. cap. 33.

und wir könnten es durch die einzige Zeile überſetzen:

„Warum dieß Bild nicht ſpricht? Es iſt Pythagoras.“

wenn die einzeiligten Sinngedichte in unſrer Sprache eben ſo gewöhnlich und angenehm wären, als ſie es in der griechiſchen und lateiniſchen ſind.

Das wahre Maaß der Erwartung ſcheinet indeß, in dem gegenwärtigen Beyſpiele, weder Naugerius noch dieſer Grieche getroffen zu haben: ſondern ein andrer Grieche, welcher eben den Einfall in vier Zeilen brachte, und dieſen beſcheidenen Raum, nicht wie Naugerius zu leeren Ausruffungen mißbrauchte, ſondern zur Berichtigung des Einfalls ſelbſt anwendete. Denn ſollte man aus dem Naugerius, und dem angeführten griechiſchen Originale, nicht ſchließen, daß Pythagoras immer geſchwiegen hätte? da das Schweigen doch nur gleichſam eine Vorübung in ſeiner Schule war. Wie viel ſchöner und genauer alſo Julianus ſo! (*)

Οὐ τον ἀναπτυσσοντα φυσιν πολυυμνον ἀριθμων
 Ἠθελεν ὁ πλαςης Πυθαγορην τελεσαι,
Αλλα τον ἐν σιγῃ πεπνυμενον· και ταχα φωνην
 Ενθεν ἀποκρυπτει, και τοδ' ἐχων ὀπασαι.

„Nicht den Pythagoras, wie er die geheime Natur der Zahlen „erkläret, hat der Künſtler darſtellen wollen: ſondern den Pythagoras in ſeinem weiſen Stillſchweigen. Daher verbarg er „die Stimme, die er vernehmlich zu machen, ſonſt gar wohl „verſtand.“

Die Hauptregel alſo, die man, in Anſehung des Umfanges der Erwartung, zu beobachten hat, iſt dieſe, daß man nicht als ein Schulknabe erweitere; daß man nicht bloß erweitere, um ein Paar Verſe mehr gemacht zu haben: ſondern daß man ſich nach dem zweyten Theile, nach dem Aufſchluſſe, richte, und urtheile, ob und wie viel dieſer, durch die größere Ausführlichkeit der Erwartung, an Deutlichkeit und Nachdruck gewinnen könne.

Es giebt Fälle, wo auf dieſe Ausführlichkeit alles ankömmt. Dahin gehören vor andern diejenigen Sinngedichte, in welchen der Aufſchluß ſich auf einen relativen Begriff beziehet. Z. E.

(*) Anth. l. c.

ſolche, in welchen ein Ding als ganz beſonders groß, oder ganz beſonders klein angegeben wird, und die daher nothwendig den Maaßſtab dieſer Größe oder Kleinheit vorausſchicken müſſen; ja lieber mehr als einen, und immer einen kleinern und kleinern, oder größern und größern. Es wäre freylich ſchon ein Epigramm, wenn Martial auf das ganz kleine Landgütchen, mit welchem ihm ein gern freygebiger Freund ſo viel als nichts ſchenkte, auch nur dieſe Zeilen gemacht hätte:

Donaſti, Lupe, rus ſub urbe nobis:
Sed rus eſt mihi majus in feneſtra.
Hoc quo tempore prandium dediſti,
Mallem tu mihi prandium dediſſes.

Aber wie viel launigter und beißender wird dieſes Epigramm durch die eingeſchalteten noch kleinern Maaße, als ein Gärtchen vor einem Fenſter iſt. Und wie ſehr wächſt unſer Vergnügen, indem der Dichter den Abſtand von dieſem bis zu einem Mund voll Eſſen, durch noch ſo viel andere Verkleinerungen zu füllen weiß.(*)

Donaſti, Lupe, rus ſub urbe nobis:
Sed rus eſt mihi majus in feneſtra.
Rus hoc dicere, rus potes vocare!
In quo ruta facit nemus Dianæ,
Argutæ tegit ala quod cicadæ,
Quod formica die comedit uno,
Clauſæ cui folium roſæ corona eſt:
In quo non magis invenitur herba,
Quam coſti folium, piperve crudum:
In quo nec cucumis jacere rectus,
Nec ſerpens habitare tuta poſſit.
Erucam male paſcit hortus unam,
Conſumto moritur culex ſalicto,
Et talpa eſt mihi foſſor atque arator.
Non boletus hiare, non mariſcæ
Ridere, aut violæ patere poſſunt.
Fines mus populatur, et colono

(*) Lib. XI. ep. 19.

Tanquam ſus Calydonius timetur;
Et ſublata volantis ungue Procnes
In nido ſeges eſt hirundinino,
Et cum ſtet ſine falce, mentulaque,
Non eſt dimidio locus Priapo.
Vix implet cochleam peracta meſſis,
Et muſtum nuce condimus picata.
Erraſti, Lupe, litera ſed una.
Nam quo tempore praedium dediſti,
Mallem tu mihi prandium dediſſes.

Es haben dergleichen hyperboliſche Sinngedichte, wie man ſie nach der darinn herrſchenden Figur nennen könnte, ihre eigene Anmuth. Nur müſſen ſie nicht auf die bloße Hyperbel hinauslaufen: ſo wie dieſes griechiſche(*):

Ἀγρὸν Μηνοφάνης ὠνήσατο, καὶ διὰ λιμὸν
Ἐκ δρυὸς ἀλλοτρίας αὑτὸν ἀπηγχόνισεν.
Γῆν δ᾽ αὐτῷ τεθνεῶτι βαλεῖν οὐκ ἔσχον ἄνωθεν,
Ἀλλ᾽ ἐτάφη μισθοῦ πρός τινα τῶν ὁμόρων.
Εἰ δ᾽ ἔγνω τὸν ἀγρὸν τὸν Μηνοφάνους Ἐπίκουρος,
Πάντα γέμειν ἀγρῶν εἶπεν ἄν, οὐκ ἀτόμων.

„Menophanes hatte Feld gekauft; aber vor Hunger mußte er „ſich an einer fremden Eiche hängen. So viel Erde hatte er „nicht, daß ſein Leichnam damit bedeckt werden konnte; man „mußte ihm ſeine Grabſtelle auf benachbartem Grunde kaufen. „Hätte Epikurus das Feld des Menophanes geſehen, ſo würde „er geſagt haben, daß alles voller Felder wäre; nicht, voller „Atomen.“ Denn ein ſolches Sinngedicht beſtehet offenbar aus nichts als Erwartung: anſtatt des Aufſchluſſes wird uns das äußerſte Glied der Hyperbel untergeſchoben, und alle unſere Erwartung ſoll ſich mit der Unmöglichkeit, etwas größeres oder kleineres abzuſehen, begnügen. Dergleichen Spiele des Witzes können Lachen erregen: aber das Sinngedicht will etwas mehr. Die griechiſche Anthologie iſt davon voll; da ſie hingegen bey dem Martial ſehr ſparſam vorkommen, als der faſt immer von der Hyperbel noch zu einer Betrachtung fortgehet, die mehr hin-

---

(*) Anth. lib. II. c. 7. ep. 3.

ter ſich hat. Man leſe das drey und dreyßigſte Sinngedicht ſeines achten Buches, um ein ſehr einleuchtendes Exempel hiervon zu haben.

Ad Paullum.

De prætoricia folium mihi, Paulle, corona
Mittis, et hoc phialæ nomen habere jubes.
Hac fuerat nuper nebula tibi pegma perunctum,
Pallida quam rubri diluit unda croci.
An magis aſtuti deraſa eſt ungue miniſtri
Bractea, de fulcro, quod reor eſſe, tuo?
Illa poteſt culicem longe ſentire volantem,
Et minimi penna papilionis agi.
Exiguæ volitat ſuſpenſa vapore lucernæ,
Et leviter fuſo rumpitur iſta mero.
Hoc linitur ſputo Jani caryota Calendis,
Quam fert cum parvo ſordidus aſſe cliens.
Lenta minus gracili creſcunt colocaſia filo:
Plena magis nimio lilia ſole cadunt:
Nec vaga tam tenui diſcurſat aranea tela:
Tam leve nec bombyx pendulus urget opus.
Craſſior in facie vetulæ ſtat creta Fabullæ:
Craſſior offenſæ bulla tumeſcit aquæ.
Fortior et tortos ſervat veſica capillos,
Et mutat Latias ſpuma Batava comas.
Hac cute Ledæo veſtitur pullus in ovo:
Talia lunata ſplenia fronte ſedent.
Quid tibi cum phiala, ligulam cum mittere poſſes:
Mittere cum poſſes vel cochleare mihi?
Magna nimis loquimur, cochleam cum mittere poſſes:
Denique cum poſſes mittere, Paulle, nihil.

Alle die hyperboliſchen Vergleichungen, die der Dichter hier anſtellet, ſtehen nicht bloß um ihrer ſelbſt willen da; ſondern mehr, um endlich gewiſſen Leuten, welche ſich gern große Verbindlichkeiten mit wenig Koſten erwerben möchten, zu verſtehen zu geben, wie viel beſſer ſie thun würden, wenn ſie lieber gar nichts, als ſo unbeträchtliche Kleinigkeiten ſchenkten. Denn es iſt nicht

Freygebigkeit, es iſt Geiz, ſich Dank mit etwas erkaufen wollen, was keines Dankes werth iſt.

Wie aber der fertige Verſifikator, in Erweiterung des erſten Theiles, oft zu viel thut, ſo thut ein minder fertiger, aus Schwierigkeit oder Gemächlichkeit, nicht ſelten zu wenig: wenn er nehmlich den ganzen erſten Theil in den Titel des Sinngedichts bringt, und ſich den bloßen Aufſchluß zu verſificiren oder zu reimen begnügen läßt. Es iſt ſonderbar, daß es ſogar Kenner gegeben hat, die dieſes zu thun dem Dichter ausdrücklich gerathen haben.(*) Aber ſie haben nicht bedacht, daß das Epigramm, ſo viel es an Kürze dadurch gewinnet, von einer andern Seite hinwiederum verlieret, indem es zu einem Ganzen von ſo heterogenen Theilen wird. Unmöglich kann man daher das Sinngedicht des Herrn von Kleiſt.

An zwey ſehr ſchöne aber einäugige Geſchwiſter.

„Du mußt, o kleiner Lykon, dein Aug Agathen leihn,
„Blind wirſt du dann Kupido, die Schweſter Venus ſeyn."

und das lateiniſche des **Hieronymus Amaltheus**, aus welchem jenes genommen iſt,

Lumine Acon dextro, capta eſt Leonilla ſiniſtro,
Et potis eſt forma vincere uterque deos.
Blande puer, lumen, quod habes, concede puellæ:
Sic tu cæcus Amor, ſic erit illa Venus.

für gleich ſchön halten. Dieſes kann den ganzen Titel entbehren, und jenes iſt ohne Titel auch nicht einmahl verſtändlich. Das ſchöne Sinngedicht iſt in der Ueberſetzung zur bloßen Aufſchrift geworden; und verhält ſich in ſeinem Eindrucke zu jenem ſo, wie eine kahle Aufſchrift, die in einem Buche angeführt wird,

---

(*) *Morhofius de diſcipl. Arg. Sect. III. cap. 5.* Vocari in ſubſidium brevitatis Lemma ſive Inſcriptio Epigrammatis poteſt. Quum enim narratione et expoſitione rei, quae eſt una Epigrammatis pars, plures verſus impleantur, Lemma, ſi bene conceptum eſt, illorum vicem ſupplebit. E. g. legitur inter noſtra Epigrammata illud:

„Quid juvat ah! ducta prolem ſperare puella?
„Ut repares puerum, perdis, inepte, virum.

Lemma eſt: *In ſenem, qui quod maſculus illi mortuus heres, puellam ſpe recuperandi ducebat.* Illa ſi Epigrammate exprimenda ſuiſſent, vel quatuor verſus ſuiſſent inſumendi: nunc uno Lemmate tota res exhibetur.

zu eben der Aufſchrift, die wir auf dem ſchönen Monumente ſelbſt leſen.

In dem ganzen Martial wüßte ich mich keines einzigen Epigramms zu erinnern, welches von der fehlerhaften Art wäre, daß es der Erläuterung eines Titels bedürfe. Alle ſeine Titel beſtehen daher in den bloßen An, Von und Auf, mit Beyfügungen des Namens derjenigen, die das Epigramm betrift, oder an die es gerichtet iſt. Alle Lemmata, welche den nähern Inhalt angeben ſollen, ſind nicht von ihm, ſondern ein Werk der ſpätern Abſchreiber, daher ſie auch in der einen Ausgabe ſo, und in der andern anders lauten. Jeder Umſtand, auch der allerkleinſte, der zu dem Verſtande des Epigramms nothwendig gehöret, iſt bey ihm in dem Epigramme ſelbſt enthalten: und wenn wir iezt einen ſolchen ja darinn zu vermiſſen glauben, ſo können wir nur gewiß verſichert ſeyn, daß er ſich zu der Zeit des Dichters von ſelbſt verſtanden hat. —

2. Wenn ferner der zweyte Theil des Sinngedichts, den ich den Aufſchluß genannt habe, der eigentlichen Aufſchrift entſprechen ſoll, die wir zu unſerer Befriedigung endlich auf einem bewunderten Denkmahle erblicken: ſo dürfen wir nur die Urſachen erwägen, warum eine ſolche Aufſchrift von der möglichſten Kürze ſeyn muß, um daraus zu ſchließen, daß die Kürze ebenfalls die erſte und vornehmſte Eigenſchaft des Aufſchluſſes in dem Sinngedichte werde ſeyn müſſen. Dieſe Urſachen aber ſind die: einmal, weil es nur Perſonen oder Handlungen von einer ohnedem ſchon genugſamen Bekanntheit und Berühmtheit ſind, oder ſeyn ſollten, denen Denkmähler errichtet werden, und man daher mit wenig Worten leicht ſehr viel von ihnen ſagen kann; zweytens, weil die Denkmähler ſelbſt, auf offenen Straßen und Plätzen, nicht ſowohl für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geſchäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet werden, welcher ſeine Belehrung gleichſam im Vorbeygehen muß mit ſich nehmen können. Eben ſo ſollte man bey einer Sammlung von Sinnſchriften vornehmlich auf ſolche Leſer ſehen, welchen es andere Geſchäfte nur ſelten erlauben, einen flüchtigen Blick in ein Buch zu thun. Solche Leſer wollen geſchwind, und doch nicht leer abgefertiget ſeyn: für das lezte

aber halten ſie ſich allezeit, wenn man ſie entweder mit ganz gemeinen, oder ihnen ganz fremden Sachen unterhalten wollen.

Die Fehler gegen die Kürze des Aufſchluſſes ſind indeß, bey allen Arten der Epigrammatiſten, wohl die ſeltenſten. Der ſchlechteſte nimmt nie die Feder, ein Epigramm niederzuſchreiben, ohne den Aufſchluß vorher ſo gut und kurz gerundet zu haben, als es ihm möglich iſt. Oft hat er nichts voraus bedacht, als dieſen einzigen Aufſchluß, der daher auch nicht ſelten eben das iſt, was der Dietrich unter den Schlüſſeln iſt: ein Werkzeug, welches eben ſo gut hundert verſchiedene Schlöſſer eröffnen kann, als eines.

Hingegen iſt es gerade der beſſere Dichter, welcher noch am erſten hier fehlerhaft werden kann; und zwar aus Ueberfluß von Witz und Scharfſinn. Ihm kann es leicht begegnen, daß er unter der Arbeit auf einen guten Aufſchluß geräth, noch ehe er zu dem gelangen kann, den er ſich vorgeſetzt hatte; oder daß er, jenſeits dieſem, noch einen andern erblickt, den er ſich ebenfalls nicht gern möchte entwiſchen laſſen. Mich deucht, ſo etwas iſt ſelbſt dem Martial mit folgendem Sinngedichte wiederfahren(*):

In Ligurinum.

Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod quacunque venis, fuga eſt, et ingens
Circa te, Ligurine, ſolitudo:
Quid ſit ſcire cupis? nimis poeta es.

Wer kann leugnen, daß dieſe vier Zeilen nicht ein völliges Epigramm ſind? Nur mochte dem Dichter, ohne Zweifel, das Nimis poeta es ein wenig zu räthſelhaft vorkommen; und weil er jenſeit der Umſchreibung deſſelben, die ſchon an und für ſich ſelbſt ſehr gefallen konnte, einen neuen Aufſchluß voraus ſahe: ſo wagte er es, das ſchon erreichte Ende zu einem bloßen Ruhepunkte zu machen, um von da nach einem neuen Ziele auszuſetzen; oder, wenn man will, nach dem nehmlichen, das er ſich ſelbſt nur weiter geſteckt hatte. Alſo fährt er fort:

(*) Lib. III. ep. 44.

Hoc valde vitium periculoſum eſt.
Non tigris catulis citata raptis,
Non dipſas medio peruſta ſole,
Nec ſic ſcorpius improbus timetur.
Nam tantos, rogo, quis ferat labores?
Et ſtanti legis, et legis ſedenti,
Currenti legis, et legis cacanti.
In thermas fugio: ſonas ad aurem.
Piſcinam peto: non licet natare.
Ad cœnam propero: tenes euntem.
Ad cœnam venio: fugas ſedentem.
Laſſus dormio: ſuſcitas jacentem.
Vis, quantum facias mali, videre?
Vir juſtus, probus, innocens timeris.

Und wer hat eben Recht, auf einen Dichter ungehalten zu ſeyn, der uns, ſtatt Eines Epigramms, in Einem zwey geben will? Beſonders, wenn ſie ſich ſo gut, wie hier, in einander fügen; auch das eine durch das andere im geringſten nicht geſchändet wird.

Nur aus dergleichen nicht unglücklichen Auswüchſen eine Regel der Schönheit machen zu wollen: das iſt zu arg. Gleichwohl that es Skaliger: und nach ſeinen Worten zu urtheilen, müßte dasjenige Epigramm das vollkommenſte ſeyn, das aus eben ſo viel andern kleinen Epigrammen beſteht, als es Diſticha enthält. Doch ſein eigenes Exempel von einem ſolchen Epigrammate diſſerto, wie er es nennet, giebt die Sache näher: und wenn dieſes wirklich vier Epigrammen in ſich ſchließt, ſo ſind ſie auch alle viere darnach. Es iſt auf einen Podagriſten, dem man die Hungerkur vorgeſchrieben hat; und lautet ſo (*):

Heus utrum eligimus? Si non niſi dente podagra,
Dente famis diræ diſcruciata perit.
Ah nequeam, niſi ſic, finire dolore dolorem?
Atque ferum finem tollere fine truci?
Heu macie informi, larvata heu tabe furorem,
Et funus plus quam funere præveniens.

(*) *Poetices Lib. III. cap.* 126. Exemplum illius diſſerti hoc unum eſto, in quo continentur quatuor Epigrammata.

O vitam invitam: o incommoda commoda: lux nox!
Si, ne aliquid fias, cogeris eſſe nihil.

Es iſt zu verwundern, wie ſehr ſich auch die gelehrteſten Leute verblenden können, ſo bald ſie aus ihren eigenen Beyſpielen etwas abſtrahiren wollen. Dieſes Epigramm ſoll vier Epigramme enthalten; und es iſt zur höchſten Noth kaum eines: nur daß der ſchale Aufſchluß deſſelben in jeder Zeile, wie eine Waſſerblaſe, mehr und mehr aufſchwället, bis er endlich in ein wahres Nichts zerſtiebet.

Eher war unſer **Wernike** der Mann, der zu dieſer vollgepfropften Art von Sinngedichten ein Muſter hätte machen können. In der Theorie dachte er auch ziemlich wie Skaliger; indem er diejenigen Sinngedichte, „wo der Leſer faſt in je„der Zeile etwas nachzudenken findet, wo er unvermerkt, und „zuweilen ehe er es verlangt, zu dem Schluſſe geführet wird,“ den andern weit vorziehet, „in welchen der Leſer nur durch „weitläuftige und nichts bedeutende Umſtände von dem allein „klingenden Ende aufgehalten wird.“ **Wernike** hatte allerdings Recht, wenn es wirklich, in allem Verſtande, nichts bedeutende Umſtände ſind, durch die der Leſer endlich zu dem Aufſchluſſe gelangt. Aber wenn denn nur jeder ihn aufhaltender Umſtand, ob er ſchon für ſich ſelbſt nicht viel ſagen will, dennoch ſeine beſondere gute Beziehungen auf das allein klingende Ende hat: ſo iſt es ſchon genug; und das Ganze, welches daraus entſtehet, bekömmt eine ſo gefällige Einheit, daß es unendlich ſchwer iſt, wegen des Mangels derſelben einen Leſer von richtigem Geſchmacke durch noch ſo häufig eingeſtreute Nebenzüge ſchadlos zu halten.

Das eigene Beyſpiel des **Wernike** ebenfalls, welches er von jener vorzüglichern Art des Sinngedichts geben zu können glaubte, macht ſeine Theorie nicht gut, ſondern beſtätiget vielmehr, was ich von dem Mangel der Einheit geſagt habe(*).

Auf Mutius Skävola.

„Als Skävola, zum Mord verführt durch ſeine Jugend,
„Er wie das Laſter für die Tugend

(*) Seite 98.

„Den Schreiber für den König nahm,
„Und nach vollbrachter That erſt zur Erkenntniß kam,
„Da wußt er der Gefahr den Vortheil abzuzwingen,
„Und, durch die Schande nicht verzagt,
„Das was das Laſter ihm verſagt,
„Der Tugend ſelber abzudringen:
„Er machte, daß der Haß ſich in Verwundrung wandt,
„Verbrennt, entwafnete ſein und des Feindes Hand;
„Und weil die edle Wuth man ihm zur Tugend zählte,
„Erreicht' er ſeinen Zweck, indem er ihn verfehlte."

Mich dünkt, der Dichter hätte mit der achten Zeile, „der Tugend ſelber abzudringen" aufhören ſollen; wenigſtens mit dem Gedanken, den ſie enthält. Denn alles was folgt, iſt nur ſchleppende Umſchreibung dieſes Gedankens; mit einer Antitheſe beſchloſſen, die weder wahr iſt, noch, wenn ſie auch wahr wäre, hierher gehöret. Sie iſt nicht wahr: denn Skävola erreichte ſeinen Zweck nicht, indem er ihn verfehlte, ſondern nachdem er ihn verfehlt hatte; nicht durch den Fehler, ſondern durch das, was er darauf folgen ließ. Sie gehöret nicht hierher, wenn ſie von Seiten der Wahrheit auch ſchon noch zu rechtfertigen wäre: denn ſie zeigt uns die ganze Handlung nunmehr aus einem völlig verſchiedenen Geſichtspunkte, als wir ſie vier Zeilen vorher ſehen; dort wird ſie uns als eine außerordentliche Anſtrengung von Tugend angeprieſen; hier bewundern wir ſie als das Werk eines glücklichen Zufalls. Der doppelte Geſichtspunkt aber iſt in der Poeſie kein geringerer Fehler, als in der Perſpektiv.

3. Wenn endlich die beiden Theile des Sinngedichts zugleich, dem Denkmahle und der Aufſchrift zugleich, entſprechen ſollen: ſo wird auch das Verhältniß, welches ſich zwiſchen jenen befindet, dem Verhältniſſe entſprechen müſſen, welches dieſe unter ſich haben. Ich will ſagen; ſo wie ich bey Erblickung eines Denkmahls zwar nicht den Inhalt der Aufſchrift, wohl aber den Ton derſelben aus dem Denkmahle errathen kann; wie ich kühnlich vermuthen darf, daß ein Denkmahl, welches traurige Ideen erregt, nicht eine luſtige oder lächerliche Aufſchrift führen werde, oder umgekehrt; eben ſo muß auch die

Erwartung des Sinngedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufſchluſſes, aber doch die Farbe deſſelben vorausſehen laſſen; ſo daß mir am Ende kein widriger Kontraſt zwiſchen beiden Theilen auffällt. Mich dünkt gegen dieſe Regel verſtößt folgendes Sinngedicht des Martials auf den Tod der Erotion, eines kleinen liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines ſeiner Leibeigenen, deren Verluſt ihm ſo nahe gieng(*).

In Paetum.

Puella ſenibus dulcior mihi cycnis,
Agna Galeſi mollior Phalantini,
Concha Lucrini delicatior ſtagni:
Cui nec lapillos præferas Erythræos,
Nec modo politum pecudis Indicæ dentem,
Niveſque primas, liliumque non tactum;
Quae crine vicit Bætici gregis vellus,
Rhenique nodos, aureamque nitellam;
Fragravit ore quod roſarium Pæſti,
Quod Atticarum prima mella cerarum,
Quod ſuccinorum rapta de manu gleba:
Cui comparatus indecens erat pavo,
Inamabilis ſcyurus, et frequens phoenix:
Adhuc recenti tepet Erotion buſto,
Quam peſſimorum lex avara fatorum
Sexta peregit hyeme, nec tamen tota;
Noſtros amores, gaudiumque, luſusque.
Et eſſe triſtem me meus vetat Pætus:
Pectusque pulſans, pariter et comam vellens,
Deflere non te vernulæ pudet mortem?
Ego conjugem, inquit, extuli, et tamen vivo,
Notam, ſuperbam, nobilem, locupletem.
Quid eſſe noſtro fortius poteſt Pæto?
Ducenties accepit, et tamen vivit.

Dieſes Sinngedicht fängt mit ſo ſanften Empfindungen an; es nimmt mich für den weichherzigen Dichter, der ſich um ein

---

(*) Lib. V. ep. 38.

kleines unſchuldiges Ding ſo ſehr betrübt, ſo herzlich ein; ich fühle mich zu Mitleid und Melancholie ſo ſehr geſtimmet, daß ich mich nach ganz etwas anderm, als einem hämiſchen Zuge gegen einen guten Bekannten, ſehne. Betrübniß macht ſonſt ſo gutdenkend; und boshafter Witz verſtummet ſonſt ſo leicht bey einem bekümmerten Herzen!

Ich rechne aber zu dergleichen Kontraſte nicht jeden plötzlichen, unerwarteten Sprung von Groß auf Klein, oder von Schwarz auf Weiß, den die bloße Einbildung thun muß. Ein ſolcher Sprung kann allerdings angenehm ſeyn, und wenigſtens den Mund in Falten ziehen; wenn nur unſere Empfindung nicht beſondern Theil daran nimmt. So wie etwa dieſer beym Skarron:

Superbes Monuments de l'orgueil des Humains,
Pyramides, Tombeaux, dont la vaine structure
A témoigné que l'Art, par l'adreſſe des mains,
Et l'aſſidu travail, peut vaincre la Nature!
Vieux Palais ruinés, Chef d'œuvres des Romains,
Et les derniers efforts de leur Architecture,
Coliſée, où ſouvent ces Peuples inhumains,
De s'entr'aſſaſſiner ſe donnoient tablature!
Par l'injure des ans vous êtes abolis,
Ou du moins la plûpart vous êtes demolis!
Il n'eſt point de ciment que le tems ne diſſoude.
Si vos Marbres ſi durs ont ſenti ſon pouvoir,
Dois-je trouver mauvais qu'un mechant Pourpoint noir,
Qui m'a duré deux ans, ſoit percé par le coude?

Der Poſſe thut ſeine Wirkung. Gleichwohl iſt auch hier der Sprung nicht völlig unvorbereitet. In der pompöſen Erwartung mangelt es nicht ganz an burlesken Ausdrücken, durch die wir unmerklich auf ihn anſetzen: und mag er doch gerathen, wie er will; wir ſollen ja nur lachen.

Ich könnte hier anführen, daß das Original dieſes ſkarronſchen Sinngedichts, oder Sonnets, das Epigramm eines alten unbekannten Dichters zu ſeyn ſcheine, welches Barth zuerſt bekannt gemacht hat, und das noch lächerlicher ausfällt, wenn es anders wahr iſt, was Cicero irgendwo anmerkt, daß das Obſchöne das Lächerliche vermehre. Denn anſtatt der durchgeſtoßnen Weſte — Doch wer Luſt hat, kann es bey dem Barth ſelbſt nachſehen (*). Es iſt vielmehr Zeit, daß ich dergleichen Sinngedichte überhaupt, in welchen der Leſer ſeine Erwartung, nicht ohne Vergnügen, vielmehr getäuſcht, als erfüllet ſieht, von einer allgemeinen Seite betrachte.

(1.)

Einige Leſer dürften bey allem, was ich bisher von dem Sinngedichte geſagt habe, noch immer das Beſte vermiſſen. Sie kennen es als das ſinnreichſte von allen kleinen Gedichten; als eine witzige Schnurre wohl nur: und doch iſt des Witzes von mir noch kaum gedacht worden; geſchweige, daß ich die verſchiednen Quellen des Sinnreichen anzugeben geſucht hätte. Ich habe die ganze Kraft, die ganze Schönheit des Epigramms in die erregte Erwartung, und in die Befriedigung dieſer Erwartung geſetzt; ohne mich weiter einzulaſſen, durch welche Art von Gedanken und Einfällen ſolche Befriedigung am beſten geſchehe. Was die lateiniſchen Kunſtrichter acumina, und die franzöſiſchen pointes nennen, habe ich weder erfodert, noch bisher verworfen.

Wenn indeß unter dieſen Worten nichts anders verſtanden werden ſoll, als derjenige Gedanke, um deſſen willen die Erwartung erregt wird, der alſo natürlicher Weiſe nach der Erwartung, am Ende des Ganzen, ſtehen muß, und ſich von allen übrigen Gedanken, als die nur ſeinetwegen da ſind, nicht anders als auszeichnen kann: ſo iſt es wohl klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe ſchlechterdings nicht ſeyn kann. Es bleibt vielmehr, dieſes acumen, das wahre allgemeine Kennzeichen deſſelben, und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des Sinngedichts zu verſagen; wenn ſie auch ſonſt noch ſo viel Schönheiten haben, die man ihnen auf keine Weiſe darum zugleich ſtreitig macht.

Wenn hingegen unter acumen, oder pointe, man etwas meynet, was bloß das Werk des Witzes iſt; mehr ein Gedankenſpiel, als einen Gedanken; einen Einfall, deſſen Anzügliches

---

(*) Advers. Lib. XXXVI. c. 11.

größtentheils von der Wahl oder Stellung der Worte entſtehet, in welchen er ausgedrückt iſt; oder von dem wohl gar nichts Geſundes übrig bleibt, ſobald man dieſe Worte ändert, oder verſetzt: ſo iſt die Frage, ob das Sinngedicht nothwendig eine dergleichen pointe haben müſſe? der Frage vollkommen gleich, ob man beſſer thue, ſeine Schulden in guter, oder in falſcher Münze zu bezahlen?

Denn ſo wie es nur der Mangel an guter Münze iſt, welcher falſche Münze zu prägen verleitet: eben ſo iſt es nur die Schwierigkeit, jede erregte Erwartung immer mit einem neuen und doch wahren, mit einem ſcharfſinnigen und doch ungekünſtelten Aufſchluſſe zu befriedigen, — nur dieſe Schwierigkeit, ſag ich, iſt es, welche nach Mitteln umzuſchauen verführet, durch die wir jene Befriedigung geleiſtet zu haben, wenigſtens ſcheinen können.

Glücklich, wenn man unter dieſen Mitteln nur noch die erträglichſten zu wählen verſtehet! Denn es giebt in der That auch hier paduaniſche Münzen, die zwar falſche aber doch von ſo ſchönem, und dem wahren ſo nahe kommenden Stempel ſind, daß ſie gar wohl aufbehalten zu werden verdienen. Ja es giebt noch andere, deren innerer Werth nur wenig geringer iſt, als der echten; ſo daß der Münzer wenig mehr als den Schlageſchatz dabey gewinnen konnte.

Beſonders möchte ich mit dergleichen weder ganz falſchen, noch ganz echten Münzen, die, wenn ſie ſchon nicht im Handel und Wandel gelten können, doch immer ſchöne Spielmarken abgeben, zwey Gattungen von Sinngedichten vergleichen, die, ohne zu den vollkommnen zu gehören, doch von je her, auch unter Leuten von Geſchmack, ihre Liebhaber gefunden haben, und ſo noch ferner finden werden. Unter der erſten Gattung verſtehe ich die, welche uns mit ihrer Erwartung hintergehen: und unter der andern die, deren Aufſchluß in einer Zweydeutigkeit beſtehet. — Von jeder ein Wort.

1. Das Neue iſt, eben weil es neu iſt, dasjenige, was am meiſten überraſcht. Ob nun gleich dieſes Ueberraſchende nicht das einzige ſeyn muß, wodurch das Neue gefällt, ſo iſt es doch unſtreitig, daß ſchon die bloße Ueberraſchung angenehm iſt.

Wenn es denn aber nur ſelten in des Dichters Vermögen ſteht, ſeinen Leſer mit einem wirklich neuen Aufſchluſſe zu überraſchen: wer kann es ihm verdenken, wenn er ſeinem gemeinen Einfalle eine ſolche Wendung zu geben ſucht, daß er wenigſtens dieſe Eigenſchaft des Neuen, das Ueberraſchende, dadurch erhält? Und dieſes kann nicht anders geſchehen, als durch eine Art von Betrug. Weil er dem Leſer nichts geben kann, was dieſer auf keine Weiſe vorausſehen könnte, ſo verführt er ihn, etwas ganz anders voraus zu ſehen, als er ihm endlich giebt. Er hebt z. E. von hohen Dingen an, und endet mit einer Nichtswürdigkeit; er ſcheinet loben zu wollen, und das Lob läuft auf einen Tadel hinaus; er ſcheinet tadeln zu wollen, und der Tadel verkehrt ſich in ein feines Lob. Doch ſo ganz einander entgegengeſetzt brauchen die Dinge auch nicht einmal zu ſeyn: genug wenn der Blick des Leſers auch nur gerade vorbey ſchießt. Ein einziges Exempel aus dem Martial ſey ſtatt aller (*).

In Sanctram.

Nihil eſt miſerius, nec guloſius Sanctra.
Rectam vocatus cum cucurrit ad cœnam,
Quam tot diebus noctibusque captavit:
Ter poſcit apri glandulas, quater lumbum,
Et utramque coxam leporis, et duos armos:
Nec erubeſcit pejerare de turdo,
Et oſtreorum rapere lividos cirros.
Buccis placentæ ſordidam linit mappam.
Illic et uvæ collocantur ollares,
Et Punicorum pauca grana malorum,
Et excavatæ pellis indecens vulvæ,
Et lippa ficus, debiliſque boletus.
Sed mappa cum jam mille rumpitur furtis
Roſos tepenti ſpondylos ſinu condit,
Et devorato capite turturem truncum.
Colligere longa turpe nec putat dextra
Analecta, quicquid et canes reliquerunt
Nec eſculenta ſufficit gulæ præda.

(*) Lib. VII. ep. 19.

Miſto lagenam replet ad pedes vino.
Hæc per ducentas cum domum tulit ſcalas,
Seque obſerata cluſit anxius cella,
Guloſus ille poſtero die — vendit.

Bis auf das allerletzte Wort erwarten wir noch immer ganz etwas anders, als wir finden. Noch immer denken wir uns den Santra als einen leckern Freſſer, der nie genug hat: auf einmal wendet ſich die Medaille, und wir finden, daß der leckere Freſſer ein armer Teufel iſt, der nicht darum die ſchmutzigſten Brocken ſo gierig zuſammen raſte, um noch eine Mahlzeit davon zu halten, ſondern um ſie zu verkaufen, und ſich andere Bedürfniſſe des Lebens dafür anzuſchaffen. Denn daß dieſes ſchon gewiſſermaaßen in dem Worte miſerus des erſten Verſes ſtecke, das hatten wir längſt wieder vergeſſen, wenn wir es auch ja hätten merken können. — Wie häufig die Epigrammatiſten, aller Zeiten und Völker, aus dieſer Quelle geſchöpft haben, darf ich nicht erſt ſagen. Ich will ſie aber darum doch nicht mit meinen, ſondern lieber mit den Worten des Cicero empfehlen (*): Scitis eſſe notiſſimum ridiculi genus, cum aliud expectamus, aliud dicitur. Hic nobismetipſis noſter error riſum movet.

2. Cicero ſetzt hinzu: Quod ſi admixtum eſt etiam ambiguum, fit ſalſius. Und das wäre die zweyte Gattung. Denn es iſt allerdings eine wichtige Erforderniß des Zweydeutigen, daß es ſo wenig als möglich vorher geſehen werde. Was aber die Zweydeutigkeit überhaupt ſey, brauche ich nicht zu erklären: eben ſo wenig, als ich nöthig habe, Beyſpiele davon anzuführen. Aber gut iſt es, gewiſſe allzu ekle Richter von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß ſie uns doch lieber das Lachen nicht ſo ſchwer und ſelten machen wollen. Zwar auch das heißt ihnen ſchon zu viel zugegeben: die Zweydeutigkeit iſt nicht bloß gut zum Lachen, zum bloßen riſu diducere rictum: ſie kann ſehr oft die Seele des feinſten Scherzes ſeyn, und dem Ernſte ſelbſt Anmuth ertheilen. Ex ambiguo dicta, ſagt ebenfalls Cicero, vel argutiſſima putantur, ſed non ſemper in joco, ſæpe etiam in gravitate verſantur.

(*) de Oratore lib. II. c. 63.

Denn wenn die Zweydeutigkeit etwas mehr als ein kahles Wortſpiel iſt, ſo iſt von dem doppelten Sinne, den ſie hat, der eine wenigſtens wahr, und der andere, wenn er falſch iſt, diente bloß zum Uebergange auf jenen. Und was dienet uns in der Folge unſerer Ideen nicht alles, um von einer auf die andere überzugehen! Wir laſſen uns von der Aehnlichkeit der Worte wohl in wichtigen Dingen leiten, und wollten bey einem Scherze nicht damit vorlieb nehmen? — Doch was läßt ſich hiervon ſagen, was nicht ſchon hundertmal geſagt wäre? —

Ich ſchließe alſo dieſe allgemeinen Anmerkungen über das Epigramm; und da ich einmal in Anführung des Cicero bin, ſo ſchließe ich ſie mit einer Stelle aus ihm, die ihnen ſtatt eines Paſſes bei denjenigen Leſern dienen kann, welche dergleichen Unterſuchungen über Werke des Witzes insgeſammt nicht lieben, und ihnen kühnlich allen Nutzen abſprechen, weil ſie einen insbeſondere nicht haben können(*). Ego in his præceptis hanc vim, et hanc utilitatem eſſe arbitror, non ut ad reperiendum, quid dicamus, arte ducamur, ſed ut ea, quæ natura, quæ ſtudio, quæ exercitatione conſequimur, aut recta eſſe confidamus, aut prava intelligamus, cum, quo referenda ſint, didicerimus.

II.

Catull.

(1.)

Es kommen unter den kleinern Gedichten des Catulls allerdings verſchiedene vor, welche den völligen Gang des Sinngedichts haben.

Allein darum alle ſeine kleinern Gedichte zu Epigrammen zu machen, da er ſelbſt dieſen Namen ihnen nicht gegeben; von ihnen, ohne Unterſchied, eine beſondere Gattung des Epigramms zu abſtrahiren, und es als ein Problem aufzuwerfen, ob dieſe catulliſche, wie man ſie nennet, feinere Gattung, der martialiſchen ſpitzfindigen Gattung nicht weit vorzuziehen ſey: das iſt mir immer ſehr ſonderbar vorgekommen.

Die allermeiſten von den kürzern Gedichten des Catulls haben ſchlechterdings mit dem Sinngedichte nichts gemein, als die Kürze.

(*) l. c. cap. 57.

Es ſind kleine giftige oder obſcöne Tiraden, die weder Erwartung erwecken, noch Erwartung befriedigen; die mehr, um gegenwärtige dringende Empfindungen zu äußern, hingeworfen, als mit Abſicht auf eine beſondere Dichtungsart ausgearbeitet ſind. Wer z. E. ein Salve, nec minimo puella naſo(*), ein Diſertiſſime Romuli nepotum(**), ein Cæli, Lesbia noſtra, Lesbia illa,(***) für Sinngedichte halten kann: der muß Luſt haben, ſelbſt auf die wohlfeilſte Art ein epigrammatiſcher Dichter werden zu wollen. So gar ſind die nie genug geprieſenen kleinen Stücke, dergleichen ad Phaſellum, de paſſere mortuo Lesbiæ, und andere, die ſo unzähligmal nachgeahmet und überſetzt worden, dennoch nichts weniger als Sinngedichte. Aber ich gebe es zu, daß ſie etwas beſſeres ſind: und ich wüßte gar nicht, warum z. E. letzteres, auf den todten Sperling ſeiner Lesbia, welches ietzt unter uns durch eine vortreffliche Ueberſetzung und durch eine eben ſo glückliche Nachahmung, in aller Munde iſt, ein Epigramm heißen müßte; da es die ſchönſte Nænia ihrer Art iſt, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben.

Wenn aber dem ohngeachtet ſich Martial nach dem Catull ſoll gebildet haben; wenn er ſelbſt, ihn für ſeinen einzigen Meiſter erkennet(†): ſo iſt dieſes entweder nur von dem naiven Ausdrucke, und andern allgemeinen Eigenſchaften des Dichters, oder doch nur von der geringſten Anzahl der kleinern catulliſchen Gedichte zu verſtehen, von welchen es allein möglich war, daß Martial ſein Ideal des Sinngedichts abſtrahiret haben konnte. Von ſolchen, z. E.(††)

De Lesbia.

Lesbia mi dicit ſemper male, nec tacet unquam
  De me: Lesbia me, diſpeream, niſi amat.
Quo ſigno? quaſi non totidem mox deprecor illi
  Aſſidue: verum diſpeream, niſi amo.

(*) Carmen 41. (**) Carmen 50. (***) Carmen 59

(†) *Lib. X. ep.* 78.

Sic inter veteres legar Poetas,
Nec multos mihi præferas priores,
Uno ſed tibi ſim minor Catullo.

(††) Carmen 92. 95. & 105.

Ad Calvum de Quintilia.

Si quicquam mutis gratum acceptumve ſepulchris
  Accidere a noſtro, Calve, dolore poteſt,
Quo deſiderio veteres renovamus amores,
  Atque olim miſſas flemus amicitias:
Certe non tanto mors immatura dolori eſt
  Quintiliæ, quantum gaudet amore tuo.

De puero et praecone.

Cum puero bello præconem qui videt eſſe,
  Quid credat, niſi ſe vendere diſcupere?

Denn wer erkennet in dieſen nicht die völlige Einrichtung des Martials? Und nur auf dieſe, wie es der Rhetor nennen würde, enthymematiſche Einrichtung kömmt es an, ob etwas ein Sinngedicht heißen kann: nicht aber auf die bloße Spitze des Schluſſes, die bald mehr bald weniger zugeſchliffen ſeyn kann, ſo wie ſie es auch wirklich bey dem Martial ſelbſt iſt.

(2.)

Ich getraute mir, wegen dieſes Urtheils über die kleinern Gedichte des Catulls, mit einem Naugerius ſelbſt fertig zu werden.

Denn ſo ein großer Verehrer des Catulls Naugerius auch immer mag geweſen ſeyn: ſo iſt doch gewiß, daß er den Martial eben ſo wenig wegen der Unzüchtigkeit, als wegen der ihm eigenthümlichen Einrichtung des Sinngedichts, jährlich verbrannt hat. Jenes möchte uns Toskanus lieber bereden: aber wen hätte Naugerius ſodann dem unzüchtigen Martial vorgezogen? Einen noch unzüchtigern Catull. Dieſes hingegen kann darum nicht ſeyn, weil wirklich die eigenen Epigramme des Naugerius in ihrer Einrichtung den Epigrammen des Martial weit näher kommen, als den kleinen Gedichten des Catulls; welches bereits Vavaſſor, und noch ein Gelehrter(*), ob ſchon nur an dem einzigen auf die Bildſäule des Pythagoras, das ich oben angeführt habe, nicht ohne Verwunderung bemerkten. Aber warum dieſe Verwunderung? Es war dem Naugerius, wie geſagt, weder um die Sittlichkeit, noch um eine gewiſſe Einfalt, die ſich mit dem zugeſpitzten Witze nicht wohl verträgt, zu thun; wel-

---

(*) Remarques ſur les Reflexions du P. Rapin, p. 699. Op. Vavaſſoris. — Obſervationes miſcellaneæ in Auctores v. & n. Vol. II. T. II p. 208.

ches auch daher ſchon erhellet, weil er, nach dem Riccius(*), die Priapeia allen andern Epigrammen dieſer Art weit vorgezogen. Sondern er ſahe lediglich auf die Sprache, die ſich in dem Martial viel zu weit von der Reinigkeit und dem vollen männlichen Gange des ciceroniſchen Zeitalters entferne. Wir wiſſen, was für ein Eiferer für die Sprache dieſes Zeitalters er war; er, dem Politian und Erasmus viel zu barbariſch ſchrieben. Wenn er alſo ja die zugeſpitzten Schlußfälle des Martials zugleich mit verwarf, ſo geſchahe es doch gewiß nur in ſo weit, als eben ſie es ſind, die von jener Lauterkeit ſich zu entfernen, und jenem reichen Fluſſe von Worten zu entſagen, am erſten verleiten. Denn die nehmlichen Schlußfälle, ſo bald ſie nur einer altrömiſchern Diktion fähig waren, mißfielen ihm gar nicht. Man ſehe das zwölfte, das ſiebzehnte, das zwey und vierzigſte ſeiner Gedichte, in der Ausgabe der Vulpii. Das letztere iſt auf ſein eigenes Bildniß, in welchem ihm der Maler einen Harniſch angelegt hatte, und ſchließt:

— Non quod ſim pugna verſatus in ulla,
 Hæc humeris pictor induit arma meis.
Verum, hoc quod bello, hoc Patriæ quod tempore iniquo,
 Ferre vel imbellem quemlibet arma decet.

Was kann mehr in dem Geſchmacke des Martial ſeyn, als dieſer Schluß! Nur freylich, daß ihn Martial vielleicht mehr zuſammen gepreſſet, und anſtatt in vier Zeilen, nur in zweyen würde geſagt haben. Denn die letzte ohne eine Zeile, das Latein mag ſo gut ſeyn, als es will, iſt doch wahrlich ſehr proſaiſch.

Vielleicht dürfte es auch überhaupt nicht wahr ſeyn, daß Naugerius ein ſo beſonderer Verehrer des Catulls geweſen. Denn Paul Jovius erzehlt zwar, daß er alle Jahre, an einem gewiſſen den Muſen geheiligten Tage, eine Anzahl Exemplare vom Martial dem Vulkan geopfert, das iſt, verbrannt habe. Aber es iſt, wie bekannt, ein eigenmächtiger Zuſatz des Famianus Strada, daß dieſe Verbrennung dem Catull zu Ehren geſchehen ſey. Naugerius zeigt ſich, in ſeinen Gedichten ſelbſt,

---

(*) Barthol. Riccius de Imitatione lib. I.

auch nur als einen ſehr entfernten Nachahmer des Catulls: er iſt bey weitem kein Cotta, der, um eben dieſe Zeit, ſeinen Landsmann mit allen den offenbarſten Fehlern nachahmte, und beſonders in der Rauhigkeit des catulliſchen Pentameters eine Schönheit ſuchte, die nur für ganz eigene Ohren ſeyn kann. Zwar wenn Cotta dieſes in dem Geiſte that, in welchem es ſchon zu der Zeit des jüngern Plinius geſchah: ſo habe ich nichts dagegen. Denn ſchon damals bediente man ſich zu Rom der Schreibart des Catulls, ſo wie ietzt franzöſiſche Dichter ſich der Schreibart ihres **Marots** dann und wann bedienen. Nicht als ob dieſe Schreibart noch ietzt die reinſte, und richtigſte, und beſte wäre: ſondern bloß, weil ihre veralteten Ausdrücke und Wendungen zum Theil kürzer und kräftiger ſind, überhaupt aber Nachläßigkeiten erlauben, die der Dichter in der ietzt üblichen Sprache auf keine Weiſe wagen dürfte. Facit verſus, ſchreibt Plinius von dem Pompejus Saturninus (*), quales Catullus aut Calvus. Quantum illis leporis, dulcedinis, amaritudinis, amoris inſerit! ſane, ſed data opera molliuſculos, leviuſculosque, duriuſculos quosdam: et hoc, quaſi Catullus aut Calvus. Mich dünkt, es iſt kein Wunder, daß uns von dieſen Verſen des Saturninus nichts übrig geblieben: wer ſich nicht in der Sprache ſeines eigenen Zeitalters auf die Nachwelt zu kommen getrauet, nimmt vergebens zu einer ältern ſeine Zuflucht. Die Nachwelt hat genug zu thun, wenn ſie auch nur die Muſter in jeder Gattung aufheben ſoll; und es iſt nichts mehr als Verdienſt, daß der originale Martial, vor dem vollkommenſten Nachahmer des Catulls, auf uns gekommen iſt; wenn es auch ſchon wahr wäre, daß Catull ſelbſt dem Martial unendlich vorzuziehen ſey.

(3.)

Ich ergreiſe dieſe Gelegenheit, eine kleine Entdeckung an den Mann zu bringen, die ich einſt über den erſten Wiederauffinder des Catulls, gemacht zu haben glaubte; und von deren Ungrunde ich auch ietzt nicht ſo völlig überzeugt bin, daß ich ſie nicht wenigſtens für geſchickt hielte, eine glücklichere einleiten zu können.

(*) Ep. 16. Lib. I.

Es iſt nicht eigentlich bekannt, wer es geweſen, der, bey allmäliger Herſtellung der ſchönen Wiſſenſchaften in dem funfzehnten Jahrhunderte, unſern Dichter wieder zuerſt an das Licht gebracht hat. Aber es giebt ein Epigramm in ziemlich barbariſchem Lateine, und eben ſo räthſelhaften Ausdrücken, das beſtimmt geweſen, uns das Andenken dieſes Mannes, und die nähern Umſtände ſeines glücklichen Fundes, aufzubehalten. Daſſelbe ſtehet vor mehr als einer der neuern Handſchriften des Catulls, die von dem erſten wieder aufgefundenen Manuſkripte genommen zu ſeyn ſcheinen. Der jüngere Skaliger machte es, zu Anfange ſeines Kommentars über den Dichter, bekannt; wo es ſo lautet:

Ad patriam redeo longis a finibus exul.
  Cauſa mei reditus compatriota fuit.
Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen:
  Quique notat curſum prætereuntis iter.
Quo licet ingenio veſtrum revocate Catullum,
  Quoius ſub modio clauſa papyrus erat.

So viel verſteht man gleich, daß das Buch ſelbſt, oder vielmehr der Dichter ſelbſt, redend eingeführet wird, um uns zu ſagen, durch wen, und von wannen, er aus dem Elende wieder in ſein Vaterland zurückgekommen ſey. Auch dieſes ergiebt ſich ſogleich, daß ſolches durch einen Landsmann von ihm, durch einen Veroneſer alſo, und aus einer ſehr entfernten Gegend geſchehen ſey. Wenn nun Skaliger bloß hätte vermuthen wollen, daß dieſe entfernte Gegend vielleicht Frankreich geweſen ſey: ſo möchte es hingehen. Allein er behauptet gerade zu, daß ſie es wirklich geweſen, und will damit nichts mehr behaupten, als ausdrücklich in dem Epigramme ſelbſt ſtehe. In Galliis ſe eum reperiſſe ille ipſe, qui publicavit, epigrammate teſtatus eſt. Gleichwohl iſt es offenbar, daß die erſten zwey Zeilen dieſes nicht beſagen, und daß unter dem longis a finibus eben ſo wohl Deutſchland, und jedes andere Land, verſtanden werden kann, als Frankreich. Zwar wird Frankreichs in der dritten Zeile gedacht: aber im geringſten nicht, um damit das Land anzugeben, wo zeither Catull im Staube und in der Dunkelheit gelegen; ſondern bloß, um aus der Sprache dieſes Landes ein

Merkmahl anzugeben, aus welchem wir den Namen des Finders errathen ſollen. Denn die Worte, Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen, können unmöglich etwas anders heißen, als daß der Name dieſes Finders, dieſes Kompatrioten des Catulls, dieſes Veroneſers alſo, auf welchen nur allein das cui ſich beziehen kann, in der franzöſiſchen Sprache a calamis hergenommen ſey. Folgt aber hieraus, daß er ſich darum nothwendig auch auf franzöſiſchem Grunde und Boden müſſe befunden haben, als er ſeinen Fund that? Möglich kann es ſeyn: nur aus dieſen Worten fließt es nicht ſchlechterdings.

Es war ſonach dem Laurentius Pignorius, als er einmal ſeine Empfindlichkeit darüber äußern wollte, daß man in Frankreich behaupte, Italien ſey dieſem Lande bey Wiederherſtellung der ſchönen Litteratur ſehr vieles ſchuldig, nicht zu verdenken, daß er, unter andern, auch dem Skaliger die in Frankreich geſchehene Wiederentdeckung des Catulls durchaus nicht einräumen wollte (*). Er merkte an, daß das nehmliche Epigramm ſich bereits in einer alten gedruckten Ausgabe des Catulls befinde, wo es dem Guarinus zugeeignet werde. Aber er ſagt nicht, welchem Guarinus; und giebt auch dieſe alte Ausgabe ſelbſt nicht näher an. Woher es alſo Herr Hamberger hat, daß Baptiſta Guarinus zu verſtehen ſey, kann ich nicht wiſſen. Nur ſo viel weiß ich, daß ſich Herr Hamberger irret, wenn er dieſen Baptiſta Guarinus ſelbſt zu dem Wiederauffinder des Catulls macht (**). Dieß hat Pignorius auch gar nicht ſagen wollen, als der bloß meldet, daß das Epigramm vom Guarinus ſey; nicht aber, daß es auch zugleich von ihm handele. Vielmehr unterſcheidet er den Verfaſſer des Epigramms, den Guarinus, ausdrücklich von dem Kompatrioten und Erretter des Catulls; und der Fehler, den er dabey begeht, iſt nur dieſer, daß in eben der dritten Zeile, in welcher Skaliger zu viel ſahe, er ſeines Theils zu wenig erkannte. Er behauptet nehmlich, daß die Worte, a Calamis tribuit cui Francia nomen, weiter nichts ſagen

---

(*) Symbolarum epistolicarum XVI. p. 54. Patavii 1628. 8vo.

(**) Zuverläſſige Nachr. Th. 1. S. 470. „Was noch vorhanden iſt „(vom Catull nehmlich) hat Baptiſta Guarinus, aus Verona, in Frankreich „zuerſt gefunden.“

ſollten, als daß der Wiederauffinder Franciskus geheißen habe. Und das iſt augenſcheinlich falſch: denn er ſoll ja nicht ſeinen Namen von Francia haben, ſondern Francia ſoll ihm ſeinen Namen a Calamis beygelegt haben. Indeß muß ich auch nicht unterlaſſen, zur Entſchuldigung des Pignorius anzuführen, daß er die ganze dritte Zeile anders interpunktirt geleſen, als Skaliger. Nehmlich ſo:

Scilicet a Calamis; tribuit cui Francia nomen (*).

Und ſo hat er ohne Zweifel das a Calamis für die nähere namentliche Beſtimmung des longis a finibus, in der erſten Zeile gehalten; wonach die Worte, tribuit cui Francia nomen, für ſich allein genommen, freylich nichts mehr ſagen können, als er ſie ſagen läßt. Allein was wäre denn unter dieſem a Calamis für ein Land, oder für ein Ort, oder für ein Volk zu verſtehen? Ich wüßte nicht; und ſicherlich muß es Pignorius auch nicht gewußt haben, weil ja ſonſt der ganze Streit zwiſchen ihm und dem Skaliger auf einmal entſchieden wäre.

Ueberhaupt ſieht man wohl, daß weder Skaliger noch Pignorius es der Mühe werth gehalten, einer ſolchen Kleinigkeit auf den Grund zu gehen: denn ſonſt hätte es ihnen ja wohl nicht ſchwer ſeyn können, die wahre Meynung zu erkennen, und einen Geſchlechtsnamen ausfündig zu machen, der im Franzöſiſchen ſich wirklich a calamis ableiten laſſe. Angenommen nehmlich, daß a calamis ſo viel heißen ſoll, als von Schreibfedern, welches es ohnſtreitig heißen kann; und nun ſich erinnert, daß Schreibfedern auf Franzöſiſch Plumes heißen: was iſt leichter und natürlicher, als auf den Namen Plumatius zu verfallen? Aber, wird man fragen, giebt es denn einen ſolchen Geſchlechtsnamen? Haben wirklich Männer ihn geführt, denen man es zutrauen könnte, daß ſie die Entdecker des Catulls geweſen wären? Allerdings; und wenigſtens lebte um eben dieſe Zeit, das iſt, in der letzten Helfte des funfzehnten Jahrhunderts

---

(*) Zwar ſteht bey ihm ſelbſt das Semikolon nach tribuit; aber wohl nur durch einen Druckfehler. Neque vero ille versus,

Scilicet a Calamis tribuit; cui Francia nomen,

aliam interpretationem recipit, quam a Francisco quodam repertum alicubi (et forte in horreo) Codicem Catulli.

ein berühmter Medikus, Namens Bernardinus Plumatius: und was das ſonderbarſte iſt, dieſer Bernardinus Plumatius war auch wirklich ein geborner Veroneſer.

Noch kenne ich ihn zwar nur aus dem Freher und Popadopoli(*), und habe nie Gelegenheit gehabt, die Quelle, aus welcher dieſe ihre Nachricht von ihm geſchöpft, ſelbſt nachzuſehen: eben ſo wenig, als es mir gelingen wollen, eines von ſeinen Büchern, deren er verſchiedene geſchrieben und bekannt gemacht, habhaft zu werden. Ich kann alſo auch nicht ſagen, ob in dieſen oder in jener etwas vorkömmt, welches die Vermuthung, daß er es wohl ſelbſt ſeyn könne, der den Catull wieder an den Tag gebracht, entweder beſtärke oder vernichte. So viel ich aber doch von ihm weiß, war er kein bloßer ſchlechter Medikus; ſondern er galt zugleich für einen ſcharfſinnigen Philoſophen, und damals hatten die Philoſophen in Italien ſchon ziemlich angefangen, ſich mit den ſchönen Wiſſenſchaften wieder auszuſöhnen. Wenn er es aber auch nicht ſelbſt war, der ſich um den erſten Dichter ſeiner Vaterſtadt ſo verdient zu machen Gelegenheit hatte: ſo könnte es doch wenigſtens einer von ſeinen Vorfahren oder Anverwandten geweſen ſeyn. Denn das, muß man geſtehen, iſt doch immer ſehr merkwürdig, daß an einem von dieſem Geſchlechte beide Merkmahle zugleich eintreffen, welche das Epigramm angiebt: ein Plumatius war des Catulls Compatriota; von einem Plumatius kann man ſagen, daß ihm Francia a calamis den Namen beygelegt habe.

Kaum wird man nun aber auch begreifen, warum ich demohngeachtet eine ſo wahrſcheinliche Vermuthung, gleich Eingangs, vor dem völligen Beyfall verwahret habe. Ich will es kurz machen. Die Urſache iſt die: weil ich ſeit einiger Zeit ungewiß geworden, ob das a calamis auch für die wahre und rechte Leſart zu halten. Denn in einem Manuſkripte des Catulls, in der fürſtlichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welchem das Epigramm gleichfalls vorgeſetzt worden, leſe ich, anſtatt a calamis, deutlich und ungezweifelt a talamis, das iſt, thalamis.

(*) Historia Gymnasii Patavini, T. II. p. 184.

Und da läge ſie nun auf einmal, meine einzige Stütze, wenn dieſe Lesart ihre Richtigkeit hätte; und ich könnte mein Rathen nur wieder von vorne anfangen! Doch lieber will ich einen andern ſein Glück verſuchen laſſen; und nur noch anmerken, daß beſagtes Manuſkript, auch ſonſt einiges nicht völlig ſo leſen läßt, als Skaliger geleſen hatte. In der vierten Zeile,

Quique notat curſum prætereuntis iter.

welche beym Skaliger keinen Verſtand hat, ſtehet anſtatt curſum, *turbæ:* und ſo ſcheinet doch einigermaaßen ein Verſtand von weitem herleuchten zu wollen. Doch dieſe beſſere Lesart giebt auch ſchon Fabricius (*); ohne zu ſagen, woher. Denn aus dem Pignorius, den er zwar anführt, hat er ſie nicht; als welcher überhaupt nur die Anfangsworte und die dritte Zeile von dem ganzen Epigramme hinzuſetzen für nöthig erachtete. Vielleicht alſo, daß Fabricius die alte Ausgabe ſelbſt vor ſich gehabt, auf die ſich Pignorius bezieht; wonach aber die Interpunktation der dritten Zeile, welche dieſer doch auch daher genommen zu haben ſcheinen will, ihm nur allein zugehören würde. Denn Fabricius lieſet die dritte Zeile vollkommen wie Skaliger, und wie ich ſie auch in dem wolfenbüttelſchen Manuſkripte finde. — Endlich hat dieſes auch noch in der fünften Zeile, anſtatt revocate, *celebrate;* und in der ſechſten, anſtatt clauſa, *cauſa.* Wenn denn nur aber in den Zeilen ſelbſt das geringſte dadurch mehr aufgekläret würde! Denn ich bekenne, daß das letzte Diſtichon mir völlig unverſtändlich iſt. Pignorius glaubte daraus errathen zu können, daß Catull vielleicht in einer Scheuer wiedergefunden worden: denn er ward einen Scheffel (ſub modio) gewahr; und wo ſind die Scheffel anders, als in den Scheuern? Wem das begnügt, dem begnüge es: ich habe nichts beſſeres zu ſagen.

(*) Biblioth. lat. T. I. p. 53.

III.

Martial.

(1.)

Es hat unzählige Dichter vor dem **Martial**, bey den Griechen ſowohl als bey den Römern, gegeben, welche Epigrammen gemacht: aber einen Epigrammatiſten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will ſagen; daß er der erſte iſt, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet, und dieſer eigenen Gattung ſich ganz gewidmet hat.

Vor ihm lag das Epigramm unabgeſondert unter dem Schwalle aller kleinen Gedichte, die von zu unendlicher Verſchiedenheit ſind, als daß man ſie noch alle hätte klaſſificiren können, oder wollen. Der Name ſelbſt ward auch allen kleinen Gedichten ohne Unterſchied beygelegt; Epigrammata, Idyllia, Ecloge, waren völlig gleichgültige Benennungen; und noch der jüngere **Plinius** ſtellte es frey, welche von dieſen Benennungen man ſeinen poetiſchen Kleinigkeiten beylegen wolle, die er bloß nach dem allen gemeinſchaftlichen Sylbenmaaße überſchrieben hatte. (*)

Martial, wie geſagt, war der erſte, der ſich eine deutliche, feſte Idee von dem Epigramme machte, und dieſer Idee beſtändig treu blieb. So verſchieden ſeine Sinngedichte auch immer in Anſehung der Einfälle ſeyn mögen: ſo vollkommen ähnlich ſind ſie einander doch alle in Anſehung ihrer innern Einrichtung. Das ſchlechteſte und das beſte, das größte und das kleinſte, haben ohne Ausnahme das Merkmahl, woran ihre Verwandtſchaft und Belangung zu der nehmlichen Klaſſe auch ein Leſer empfindet, der nichts weniger als Kunſtrichter iſt.

Und ſo wie dem Martial der Ruhm des erſten Epigrammatiſten, der Zeit nach, gehöret: ſo iſt er auch, noch bis iezt, der erſte, dem Werthe nach, geblieben. Nur wenige haben ſo viele Sinngedichte gemacht, als er: und niemand unter ſo vielen ſo viel gute; und ſo viel ganz vortreffliche. Wer ihm, aus allen Zeiten und Völkern, noch am nächſten kömmt, iſt unſer **Wernike**. Beyder Reichthum iſt faſt gleich groß: nur daß

(*) *Lib. IV. ep.* 14. Proinde ſive epigrammata, ſive idyllia, ſive eclogas, ſive (ut multi) poematia, ſeu quod aliud vocare malueris, licebit voces: ego tantum Hendecaſyllabos praeſto.

man dem Reichthume des Deutſchen ein wenig zu ſehr die Mühe und den Schweiß anſieht, den er gekoſtet. Martial gewann den ſeinigen unter Menſchen und von Menſchen: Wernike föderte ſeinen, oft nicht ohne Lebensgefahr, aus dem Schooſe der Erde zu Tage. Wernike beſaß mehr von den Metallen, woraus Geld zu münzen: und dem Martiale gieng mehr gemünztes Geld durch die Hände.

Man ſchweige doch nur von dem falſchen Witze des Martial! Welcher Epigrammatiſt hat deſſen nicht? Aber wie viele haben das, was den falſchen Witz allein erträglich macht, und was Martial in ſo hohem Grade beſitzt? Martial weiß, daß es falſcher Witz iſt, und giebt ihn für nichts anders: ſeine müſſigen Finger ſpielen, und kaum iſt das Spielwerk fertig, ſo bläſet er es aus der Hand. Andere hingegen wiſſen kaum, woran ſie ſchneiden und poliren, ob es ein echter oder unechter Stein iſt; ſie geben ſich mit dem einen eben ſo viel Mühe, als ſie nur mit dem andern ſich geben ſollten; mit gleich wichtiger, gleich feyerlicher, gleich ehrlicher Mine bieten ſie den unechten eben ſo theuer als den echten.

Auch wüßte ich faſt kein Exempel, wo Martial in eben demſelben Sinngedichte falſchen und wahren Witz vermiſcht hätte. Er hat ſehr oft wahren Witz; auch wenn der Gegenſtand ſehr klein, ſehr lächerlich, ſehr verächtlich iſt. Aber nie zeigt er falſchen Witz bey einem ernſten, würdigen, großen Gegenſtande. Er kann bey einem ſolchen eben ſo ernſt, eben ſo würdig, eben ſo groß ſeyn: und nur das iſt der wahre Probierſtein des witzigen Mannes, dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf. Seine Vertheidigung in dieſem Punkte wäre nicht beſſer zu führen, als durch Gegenſtellung neuerer Sinndichter, die ſich gelüſten laſſen, über den nehmlichen ernſthaften Vorwurf mit ihm zu wetteifern. Ich will nur eine einzige dergleichen angeben; wozu ich das Sinngedicht auf den Tod der Porcia wähle. Das Original des Martials, — wer kennt es nicht? — iſt dieſes. (*)

Conjugis audiſſet fatum cum Porcia Bruti.
  Et ſubtracta ſibi quæreret arma dolor:

(*) Lib. I. ep. 43.

Nondum ſcitis, ait, mortem non poſſe negari?
Credideram ſatis hoc vos docuiſſe patrem.
Dixit, et ardentes avido bibit ore favillas:
I nunc, et ferrum, turba moleſta, nega.

Vortrefflich! ob ſchon nichts, als das hiſtoriſche Faktum. Nur daß der Dichter das, was Porcia bloß durch ihre Handlung ſagte, ſie mit Worten ausdrücken läßt. Man ſage nicht: „aber mit einer ziemlichen Unſchicklichkeit, wenn die That anders ſo geſchehen iſt, als Plutarch berichtet, daß nehmlich Porcia, nachdem ſie die brennenden Kohlen verſchluckt hatte, den Mund feſt verſchloß, und durch Zurückhaltung des Athems ihren Tod beförderte.“ Freylich hat ſie nichts weiter geſprochen, und konnte wohl auch nichts weiter ſprechen. Doch wer heißt uns denn, die letzte Zeile als Worte der Porcia anſehen? Ich weiß wohl, daß es Ausleger des Martials giebt, die dieſes zu thun ausdrücklich anweiſen; wie z. E. Raderus(*): dagegen ich keinen weiß, der vor dieſer Mißdeutung gewarnet hätte. Gleichwohl iſt es ſicherlich eine; und die Worte, I nunc, et ferrum, turba moleſta, nega! ſind Worte des Dichters, der auf einmal ſich dünken läßt, bey der Handlung ſelbſt gegenwärtig zu ſeyn, und ganz in dem Geiſte der Porcia, der vereitelten Aufſicht mit dieſem Epiphonema ſpottet. Mit der Arria, die man bey dem ähnlichen Entſchluſſe, mit ihrem Gemahle zu ſterben, an der Ausführung gleichfalls hindern wollte, und die mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte, daß ſie für todt niederfiel, wäre es ein anderes geweſen. Denn dieſe ward wieder zu ſich gebracht, und hätte alſo ſelbſt ein ſolches I nunc zu der läſtigen Schaar ihrer gutherzigen Aufſeher ſagen können; wie ſie denn auch wirklich ſo etwas ſagte.(**) Aber der Porcia, mit den brennenden Kohlen im Schlunde, es in den Mund zu legen: ſo eine Ungereimtheit konnte dem Martiale unmöglich einfallen. Und nun, nachdem ich ihn von dieſem angeſchmitzten Flecke gereiniget, höre man ſeine Nacheiferer.

(*) Bey dem dieſe letzte Zeile inſultantis et irridentis Porciæ victricis vox heißt.

(**) *Plinius ep.* 16. *lib.* III. Focillata, dixeram, inquit, vobis inventuram me quamlibet duram ad mortem viam, ſi vos facilem negaſſe-

Der erſte ſey **Markus Antonius Caſanova**; denn es hat nicht an Kennern gefehlt, die ihm unter den neuern lateiniſchen Epigrammatiſten den allererſten, und zugleich den nächſten Platz nach dem Martiale zuerkannt haben. Welche Erwartung muß dieſes erwecken! (*)

Porcia magnanimi poteram poſt fata Catonis
  Vivere? debueram non ſupereſſe patri.
Sed me fata tuo ſervabant, Brute, dolori:
  An dux ad mortem non ſatis unus erat?
Dumque ſibi ferrum queritur moritura negari:
  Hanc, ait, explorant Numina et igne domum.

Und nun, welcher Abfall! Ich will nicht tadeln, daß die Sermocination, welche von vorne herein nicht angegeben wird, mit der fünften Zeile ſo nachläßig abbricht; ich will nicht anmerken, daß dem Leſer ſchon die ganze That der Porcia bekannt ſeyn muß, wenn er die letzte Zeile nur einigermaaßen verſtehen ſoll: ſondern ich will bloß fragen, was wir bey dieſer letzten Zeile, außer der dunkeln Andeutung der That, überhaupt denken ſollen? Oder was hätte Porcia wohl ſelbſt gedacht, wenn ihr wirklich in dem kritiſchen Augenblicke ſolche Worte entfahren wären? Wie kam ſie darauf, ſich einem Hauſe zu vergleichen? Was heißt, ein Haus mit Feuer prüfen? Was kann es in dem figürlichen Verſtande heißen, in welchem es hier gebraucht ſeyn muß? — Doch dieſe Armſeligkeit iſt ſo vieles Ernſtes nicht werth.

Ungefehr um gleiche Zeit mit dem Caſanova, verſuchte auch Fauſtus Sabäus ſein Heil; und ſo: (**)

Bruto digna viro, generoſi nata Catonis,
  Ebibis ardentes cur moritura faces?
Non aliter potui tantum compeſcere luctum:
  Igne exſiccantur, igne domantur aquae.

Sollte man nicht glauben, Porcia habe ſich, unter allen möglichen Todesarten, gerade dieſe mit vielem Bedachte ausgeſonnen? Sie habe mit allem Fleiße die Waſſer ihrer Betrübniß, nicht etwa mit dem Dolche abzapfen, ſondern lieber mit Feuer

---

(*) Deliciæ Poet. Ital. Par. I. p. 707.
(**) Deliciæ Poet. Ital. P. II. p. 565.

auſtrocknen wollen! Sie habe — Doch was iſt leichter, als über ſo was zu ſpotten!

Ich eile zu einem dritten, dem Nikolaus Grudius: dem Bruder des zärtlichen Johannes Sekundus; leider nur einem leiblichen Bruder, und keinem Bruder in Apollo. — Aber ſein Epigramm iſt ſo lang — ich glaube ich werde mit dem bloßen Schluſſe davon kommen können. Er läßt die Porcia gegen ihren todten Gemahl in zwölf Verſen betheuren, wie gern und wie unfehlbar ſie ihm unverzüglich folgen wolle; und ſetzt endlich hinzu:(*)

Haec simul, ardenti simul obstruit ora favilla.
Quae potius flagrans tela ministret amor!

Quae potius? Ich dächte lieber einen von ſeinen eigenen Pfeilen; beſonders, wenn ihm von jenen vertauſchten noch einer übrig iſt. Oder, wenn es ja Feuer ſeyn mußte, warum nicht lieber ſeine eigene Fackel!

Es folget endlich **Wernike**; und es thut mir leid, daß ich ihn muß folgen laſſen. Er hat zwey Sinngedichte auf die Porcia; beide ungleich beſſer als die Sinngedichte des Caſanova, des Sabäus, des Grudius; aber beide doch noch unendlich unter dem Muſter des Martials.(**)

1.

„Man hört nicht Porcia vergebens ſich beklagen,
„Noch daß dieß edle Weib in Ohnmacht weibiſch ſinkt;
„Sie kann, gleich ihrem Mann, den Tod beherzt ertragen,
„Und iſſet Feur, weil er aus Leide Waſſer trinkt.

2.

„Schau an die Porcia, die kein Geſchicke beugt,
„Die mit dem Tode weiß, wie Cato ſelbſt, zu ſcherzen:
„Die Kohl' in ihrem Munde zeigt,
„Was für ein Feur in ihrem Herzen.

Ich hätte große Luſt, nach dem Beyſpiele des Plutarchs, elenden Witz mit elendem Witze zu verlachen, und hinzuzuſetzen: Wunder, wenn unter allen dieſen froſtigen Einfällen die glü-

---

(*) Poemata trium fratrum Belgarum, p. 69.

(**) Zweytes Buch, S. 15.

benden Kohlen nicht verloſchen wären, und Porcia anſtatt Feuer nichts als Staub hinunter geſchluckt hätte! —

Noch könnte ich mir ein kleines Feſt mit dem Muretus machen, dem Martial nichts als ein Scurra de trivio war. Denn bey alle dem hat Muretus in ſeinen Epigrammen den Martial doch ſehr oft nachgeahmt, und immer ſehr unglücklich. Das einzige worinn er den alten Poſſenreiſſer übertrifft, ſind die Wortſpiele. Doch des Muretus Gedichte heißen Juvenilia: und das kritiſche Urtheil fällte er, wenn Gott will, in ſeinem reiſen Alter.

Ich laſſe alſo den Mann ruhen; und ſage über den poetiſchen Werth des Martials überhaupt nur noch das. Wenn Aelius Verus, welcher den Martial ſeinen Virgil nennte, weiter nichts damit ſagen wollen, als daß Martial in ſeiner kleinen Dichtungsart eben das ſey, wofür Virgil in ſeiner größern gelte; wie ſich verſchiedene Gelehrte dieſes eingebildet: ſo hat ſich niemand zu ſchämen, ebenfalls von ſo vornehmen Geſchmacke zu ſeyn. Aber ohnſtreitig wollte dieſer Cäſar damit mehr ſagen; und es hat nie an Leuten ſeines Ranges gefehlt, die eine luſtige ſchmutzige Kleinigkeit in allem Ernſte dem größten Werke des Genies vorgezogen, das nur irgend einige Anſtrengung, ihm nach zu empfinden, fodert. Sie überſchätzen, was ihnen gefällt, ohne ſich zu bekümmern, was ihnen gefallen ſollte.

Höchſtens iſt eine dergleichen Ueberſchätzung nur dem Verfaſſer ſelbſt zu vergeben. Martial ſelbſt mochte immer glauben, daß ſeine Epigrammen eben ſo viel werth wären, als anderer ihre Heldenlieder und Trauerſpiele(*): denn es gehört dazu, um in irgend einer Sache vortrefflich zu werden, daß man ſich dieſe Sache ſelbſt nicht geringfügig denkt. Man muß ſie vielmehr unabläſſig, als eine der erſten in der Welt betrachten: oder es iſt kein Enthuſiasmus möglich, ohne den doch überall nichts Beſonders auszurichten ſtehet. Nur wehe dem Leſer, der ſich von dieſem den Verfaſſern ſo nützlichen Selbſtbetruge immer mit fortreißen läßt! Am Ende wird er ſelbſt nicht wiſſen, was groß oder klein, was wichtig oder unwichtig iſt; und damit aufhören, daß er alles verachtet.

(*) Lib. IV. ep. 49.

(2.)

Nichts hat dem Ruhme des Martials in den neuern Zeiten mehr geſchadet, als der unzüchtige Inhalt, den ſeine Sinngedichte nicht ſelten haben. Nicht zwar, als ob man leugnen wollen, daß etwas äſthetiſch ſchön ſeyn könne, wenn es nicht auch moraliſch gut iſt. Aber es iſt doch auch ſo gar unbillig nicht, daß man jenes Schöne verachtet, wo man dieſes Gute nicht zugleich erkennet.

Diejenigen meynten es daher noch immer ſehr treu mit ihm, die lieber alle ſeine juckenden, kranken, anſteckenden Theile ausſchneiden, als ihn gänzlich aus den Händen unſchuldiger und mit einer zartern Stirne begabter Leſer verbannet wiſſen wollten. Ramires de Prado mußte nicht klug im Kopfe ſeyn, daß er dem ehrlichen Rader wegen einer ſo guten Abſicht ſo übel mitſpielen konnte. Ein anderes wäre es geweſen, wenn das Ausgeſchnittene zugleich vernichtet werden; oder wenn noch jetzt leicht zu beſorgen ſtünde, daß was in Einer Ausgabe unterdrückt wird, darüber wohl völlig verlohren gehen könnte.

Die eigene Entſchuldigung des Martials über den Punkt der Unzüchtigkeit,

Laſciva eſt nobis pagina: vita proba eſt —

will nicht weit reichen. Und doch haben die, welche meynen, daß nichts darwider einzuwenden ſey, ſie noch nicht einmal ſo weit ausgedehnet, als ſie ohngefähr reichen würde. Sie haben uns nicht einmal erklärt, wie es möglich iſt, daß ein reines Leben bey ſo unreinen Gedichten beſtehen könne; noch worauf es ankomme, wenn der Schluß von dem einen auf das andere wegfallen ſoll. — Nicht ſo wohl um ihrer Meynung überhaupt beyzutreten, als vielmehr bloß um einiges zum nähern Verſtändniſſe des Dichters beyzutragen, will ich hierüber ein Paar Anmerkungen niederſchreiben.

1. Wenn man von je her, ſo wie denen, welche mit leiblichen Schäden umgehen, alſo auch denen, welche ſich der Beſſerung des ſittlichen Verderbens unterziehen, erlaubt hat, eine freye Sprache zu führen, und ſich mit den eigentlichen Worten über alles auszudrücken, was der Wohlſtand, außer dieſer Abſicht, entweder gar nicht zu berühren, oder doch zu bemänteln

gebieten würde: was hindert, den Martial in dem Geſichtspunkte Eines der letztern zu betrachten? Augenſcheinlich wenigſtens iſt es, daß er die Abſicht nicht hat, auch nur eine von den groben unnatürlichen Wollüſten anzupreiſen, deren bloße Benennungen bey ihm uns ſchon ſo viel Abſcheu erregen: vielmehr, wo er ihrer erwähnt, geſchieht es nie anders, als mit Spott und Verachtung. Hieran muß aber Vavaſſor im geringſten nicht gedacht haben, der ein gewiſſes Epigramm, worinn ich zur Rechtfertigung des Martials gerade am meiſten zu finden glaube, ſo anſieht, als ob ſich der Dichter ſelbſt dadurch das Urtheil geſprochen. Es iſt das drey und vierzigſte des zwölften Buchs, an einen nicht ganz ſchlechten Poeten, deſſen er unter dem Namen Sabellus mehrmalen gedenkt.

Facundos mihi de libidinoſis
Legiſti nimium, Sabelle, verſus:
Quales nec Didymi ſciunt puellæ,
Nec molles Elephantidos libelli:
Sunt illic Veneris novæ figuræ;
Quales perditus audeat fututor;
Præſtent et taceant quid exoleti;
Quo ſymplegmate quinque copulentur;
Qua plures teneantur a catena;
Extinctam liceat quid ad lucernam.
Tanti non erat eſſe te diſertum!

Vavaſſor erkennet in dieſen Verſen, ich weiß nicht welchen Triumph, den die Ehrbarkeit auch oft über die erhalte, von denen ſie am muthwilligſten unter die Füſſe getreten werde. Wenn ſich unter dem Sabellus, ſagt er, Martial nicht ſelbſt meynet: ſo prallet doch der Pfeil, den er gegen dieſes ſein Ebenbild abdrückt, unmittelbar auf ihn zurück (*). — Ich kann mich

(*) *Cap. XI.* — Nunquam mihi magis placuit Martialis, quam cum ſuam verborum intemperantiam ultus eſt ipſe per ſe, et Muſis, quas conſpurcavit, de corio ſuo, ita ſi loqui licet, ſatisfecit. Mirum illud ſed tamen verum. Scripſit contra ſe Martialis, et factum damnavit ſuum, non modo, ut antea poſui, excuſavit. Lege ac judica. *Facundos mihi de libidinoſis &c.* Eſt hoc Epigramma Martialis ſcriptum in Sabellum neſcio quem ſimulatum, an in Martialem verum? En quomodo tela adverſus alios intenta reſiliant, atque in caput jacientis recidant.

deſſen ſchwerlich bereden. Denn auch der unbeſonnenſte Schriftſteller
nimmt ſich vor dergleichen Selbſtverdammungen wohl in
Acht. Vielmehr muß Martial von ſeinem freyeſten Epigramme
bis zu dem Gedichte des Sabellus noch weit hin zu ſeyn geglaubt
haben; und ich meyne, er hätte dieſen abführen können,
wenn er ſich der Retorſion gegen ihn bedienen wollen. „Wie?
hätte Martial ſagen können, „ich mit dir, Sabellus, in gleicher
„Schuld? Ich, der ich nichts ſage, als was täglich um
„und neben mir geſchieht; der ich es höchſtens nur eben ſo
„ohne Scham ſage, als es geſchieht; der ich es aber auch ſo
„ohne Scham ſagen muß, wenn es ein Brandmahl für den
„werden ſoll, von dem ich es ſage: was habe ich mit dir gemein,
„der du zu den Lüſten, die ich durch das Lächerliche ſo
„gut zu beſtreiten ſuche, als ſich etwas Strafbares durch das
„Lächerliche beſtreiten läßt, der du zu dieſen Lüſten mit aller
„möglichen verführeriſchen Beredſamkeit anreizeſt? Dieſes Anreitzen,
„dieſe Erweckung der Begierden iſt es, was ich eigentlich
„an dir verdamme, und mich auf keine Weiſe trift: nicht
„die nackten ſchamloſen Worte, die ich freylich eben ſo gut
„brauche, als du; aber zu einer andern Abſicht, als du. So
„gar räume ich es ein, daß du im Gebrauche dieſer Worte
„weit mäßiger, weit beſcheidener biſt, als ich. Aber, guter
„Freund, im Grunde iſt das deſto ſchlimmer. Es zeigt, daß
„du dein Handwerk recht wohl verſteheſt, welches eines von
„denen iſt, die einen Menſchen um ſo viel ſchlechter machen,
„je vollkommner er darinnen wird. Du magſt es bald wegge-
„habt haben, daß ſich die Begierden bey dem Verſeinten, Ver-
„ſteckten, welches mehr errathen läßt, als ausdrückt, weit beſſer
„befinden, als bey dem plumpen Geradezu. Darum allein
„vermeideſt du dieſes, und verſchwendeſt an jenes ſo viel Witz
„und Blumen. Bey Leibe nicht, daß du jemanden Röthe in
„das Geſicht jagen ſollteſt! Röthe iſt Schamhaftigkeit, und
„Schamhaftigkeit iſt nie ohne Unwillen oder Furchtſamkeit.
„Wie taugten dieſe in deinen Kram? Lieber umgeheſt du dieſe
„Vorpoſten der Zucht ſo weit, ſo leiſe, als nur möglich. Du
„ſchoneſt der Schamhaftigkeit deiner Leſer, um ſie unmerklich
„gänzlich darum zu bringen. Ich beleidige ſie dann und wann;

„aber es geſchieht, um ſie thätig und aufmerkſam zu erhalten.
„Immer nenne mich einen ungeſchliffenen, groben Spötter; einen
„edeln Poſſenreißer, wenn du willſt. Wer wird nicht lieber
„ein Spötter ſeyn wollen, als ein Verführer? Noch lieber
„ein Poſſenreißer, als eine liſtige, gleißende, maulſpitzende Hure!
„Frage bey dem Didymus nach, weſſen Gedichte ſeine Mädchen
„am liebſten leſen? ob meine, oder deine? Welche von
„beiden ſie ihren zaudernden oder entkräfteten Buhlern vorſingen?
„Mit welchen von beiden er ſie ſelbſt in dem Geſchmacke
„ihres Berufs erhält? Dich allein kennen ſie; du allein liegſt
„auf ihren ſchmutzigen Nachttiſchen. Ganz natürlich! Denn
„ich ſchlage, und du kitzelſt. Zwar, höre ich, ſoll es auch eine
„menſchliche Gattung von Waldeſeln geben, deren dicke Haut
„meine Schläge ſelbſt zu Kitzel macht. Aber wer fragt nach
„der? An der iſt nichts zu beſſern, und nichts zu verderben:
„und wenn es meine Schläge nicht ſind, welche ihr juckendes
„Fell krauen, ſo iſt es der erſte der beſte Eckſtein“ u. ſ. w.

Man wird leicht ſehen, warum ich in dieſer Rede, welche ich dem Martiale in den Mund lege, den Sabellus weit weniger ſtrafbar annehme, als er in dem angeführten Sinngedichte erſcheinet. Denn es verſteht ſich von ſelbſt, wenn Martial gegen den allerfeinſten Sabellus, gegen jeden Sänger der unſchuldigern Wolluſt, ſich auf dieſe Weiſe vertheidigen kann: ſo wird er ſeine Sache, aus eben den Gründen, um ſo viel mehr gegen den wahren, eigentlichen, mehr als viehiſchen Sabellus gewinnen müſſen. Es kömmt unter beiden Theilen, wie geſagt, nicht auf die bloße ſchamloſe Erwähnung unzähliger Gegenſtände an, durch welche meiſtens nur eine Anſtändigkeit beleidiget wird, die ſich mehr von geſellſchaftlichen Verabredungen, als unmittelbar aus der Natur des Menſchen herſchreibet: ſondern es kömmt auf die anlockenden Sophiſtereyen an, mit welchen man ſolche Gegenſtände ausrüſtet; auf die Anreizung zu Lüſten, zu welchen ohnedem ſchon ſo vieles in der Welt anreizet; auf die Erweckung ſolcher Begierden, die überhaupt in keinen Büchern erweckt werden müßten. Wenigſtens iſt der einzige zufällige Nutzen, den dahin abzielende Schriften noch haben können, der Beeiferung eines ehrlichen Mannes nicht ſehr würdig.

2. Aber nun wollte ich auch, daß es zur Rechtfertigung des Martials keiner weitern Ausflucht bedürfe. Und doch bedarf es noch einer ſehr groſſen, damit ihm auch nicht diejenigen Epigramme zur Laſt fallen, in welchen er offenbar nicht tadelt und ſpottet, ſondern von ſich ſelbſt redet, für ſich ſelbſt wünſchet und fodert. Was ſich für dieſe ſagen ließe, wenn es darauf abgeſehen wäre, den Martial von dem Verderbniſſe ſeiner Zeit ſo wenig als möglich angeſteckt zu zeigen, wäre indeß vielleicht folgendes.

Es iſt falſch, daß der epigrammatiſche Dichter alles, was er in der erſten Perſon ſagt, von ſeiner eigenen Perſon verſtanden wiſſen will. Kürze und Rundung, welches ſo nothwendige Eigenſchaften ſeiner Dichtungsart ſind, nöthigen ihn öfters, in der erſten Perſon etwas vorzutragen, woran weder ſein Herz noch ſein Verſtand Theil nimmt. Daß dieſes auch dem Martiale begegnet ſey, daß auch Martial hieraus ſich kein Bedenken gemacht habe, iſt ſehr glaublich; und ein unwiderſprechliches Beyſpiel haben wir an dem ſechſten Epigramme des erſten Buchs.

Do tibi naumachiam, tu das Epigrammata nobis:
  Vis puto cum libro, Marce, natare tuo.

Wer iſt hier die erſte Perſon? der Dichter? Nichts weniger: der Dichter iſt vielmehr gerade der, mit welchem jene erſte Perſon ſpricht. Der Kayſer Domitianus ſelbſt iſt es, welchen Martial ſo redend einführet, ohne uns weder in dem Gedichte noch in der Aufſchrift den geringſten Wink davon zu geben. Was er alſo hier unterließ, warum könnte er es auch nicht öfterer unterlaſſen haben? Warum könnte nicht in mehrern Epigrammen, nicht Martial ſelbſt, ſondern ein Freund und Bekannter deſſelben ſprechen?

Martial bekennt ohnedem, daß er nicht immer aus eigener Willkühr gedichtet. Er ließ ſich auch wohl den Gegenſtand zu einem Epigramme aufgeben; denn er beklagt ſich gegen einen gewiſſen Cäcilian, daß er ihm ſo ungeſchickte Gegenſtände vorlege, über die es ihm nicht möglich ſey, einen geſcheiten Einfall zu haben (*).

Vivida cum poſcas epigrammata, mortua ponis
Lemmata: qui fieri, Cæciliane, poteſt?
Mella jubes Hyblæa tibi, vel Hymettia naſci,
Et thyma Cecropiæ Corſica ponis api.

Nun frage ich, wenn ſo ein Cäcilian über den und jenen, über dieß und das, ein Epigramm verlangte, wird es der Dichter nicht ganz in dem Geiſte deſſelben gemacht haben? Wird er es ihm alſo auch nicht ſelbſt in den Mund gelegt haben?

Allerdings iſt durch dieſe Wendung gewiſſermaaßen von dem moraliſchen Charakter des Martials nun alles abzulehnen, was ihm nachtheilig ſeyn könnte. Aber wenn der Dichter ſo ſchlimm nicht war, als ſein Buch: wird denn darum auch das Buch im geringſten beſſer? Gewiß nicht: — doch dieſes, gegen Tugend und Wohlſtand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir auch gar nicht angefangen.

(3.)

Einen Augenblick will ich mich noch bey der letztern Anmerkung verweilen. Sie dürfte leicht aus der Luft gegriffen zu ſeyn ſcheinen, bloß um den ehrbaren Wandel des Dichters, den er von ſich ſelbſt verſichert, deſto wahrſcheinlicher zu machen. Es verlohnet ſich alſo der Mühe, ſie, ohne Rückſicht auf dieſen Punkt, durch einige Beyſpiele mehr zu erhärten; und wo möglich durch einige einleuchtendere, als das einzige angeführte, in welchem zwar freylich nicht der Dichter, ſondern Domitianus ſpricht, aber doch mit dem Dichter ſpricht. Aus dieſem Umſtande, dürfte man meynen, verſtünde es ſich von ſelbſt, daß die erſte Perſon darinn nicht der Dichter ſeyn könne; aber eben dieſer Umſtand müſſe ſich dann auch bey den andern Beyſpielen zeigen, von welchen ſich das nehmliche verſtehen ſolle. Das iſt: man dürfte die Anmerkung, nach Maaßgebung dieſes Muſters, nur von ſolchen Epigrammen wollen gelten laſſen, die der Dichter an ſich ſelbſt überſchrieben.

Was ich nun hierüber zu ſagen habe, wird zuſammen auf nichts ſchlechteres hinauslaufen, als auf eine Unterſuchung über —

(*) Lib. XI. ep. 43.

die **Frau des Martials.** Hat Martial, während ſeines vier und dreyßigjährigen Aufenthalts zu Rom, eine Frau gehabt? oder hat er keine gehabt? Von welcher Sorte war ſie? und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er alles in der erſten Perſon hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt: ſagen die Ausleger. Denn als er von dem Kayſer das Ius trium liberorum erhielt, welches in gewiſſen bürgerlichen Vorzügen beſtand, deren ſich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drey Kindern waren: ſo machte er an ſeine Frau folgendes Epigramm (*).

Natorum mihi jus trium roganti
Muſarum pretium dedit mearum,
Solus qui poterat. Valebis uxor!
Non debet Domino perire munus.

Ein ſehr verbindliches Kompliment! Doch eine gute Frau verſtehet Spaß, und weiß wohl, daß man ſo was derjenigen gerade am erſten ſagt, die man am ungernſten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die dieſen Spaß für vollen Ernſt aufgenommen. Oder vielmehr ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für Ernſt aufgenommen. Sie ſind nur unter ſich ungewiß, wie der Dichter das valebis uxor eigentlich verſtanden habe. Ob er bloß damit ſagen wollen: „was bekümmere ich mich nun viel um dich?“ Oder ob er ihr die völlige Eheſcheidung damit angekündiget? Oder ob er ihr gar damit den Tod gewünſcht (**), wenn ſie nicht ſelbſt ſchon ſo klug geweſen, ſich dazu zu entſchließen?

So wäre denn kein Viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn Valebis uxor überhaupt nur heißen ſollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu ſoll mir nun eine Frau?“ Mich dünkt, die Worte leiden dieſen Sinn: und beweiſen zu können glaube ich, daß das Ius trium liberorum auch wirklich Unverehlichten ertheilet worden.

Aber freylich, Martial gedenkt ſeiner Frau noch weiter. Er

(*) Lib. II. ep. 92.

(**) *Funccius de imminenti latinae linguae ſenectute*, p. 212. Ad Uxorem epigramma, ſive neglectam, ſive repudiatam, ſive mortuam.

ſagt von ihr, was man nun freylich von ſeiner Frau eben nicht einem jeden auf die Naſe bindet (*):

Ut patiar moechum, rogat uxor, Galle, ſed unum.
Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau, und der häßliche Mann! Was konnte ſie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch ſonſt eine ſo geſetzte, ſo ehrbare, und in dem Ehebette ſelbſt ſo keuſche Matrone! Sie war ihm nur zu keuſch: worüber er in einem langen Epigramme mit ihr zankt (**).

Uxor vade foras, aut moribus utere noſtris!
Non ego ſum Curius, non Numa, non Tatius. – –
Si te delectat gravitas, Lucretia tota
Sis licet uſque die: Laida nocte volo.

Anderswo ſcheinet ſie es zwar näher gegeben zu haben; ja näher, als es Martial ſelbſt von ihr verlangte (†). Aber doch nur alles aus aufrichtiger, inbrünſtiger Liebe gegen ihren Mann; ne vagus a thalamis conjugis erret amor: ſo daß es kaum zuſammen zu reimen ſtehet, wie eine, ihrer Gemüthsart nach ſo ſittſame, und aus Gefälligkeit gegen ihren Mann ſo nachgebende Frau, gleichwohl noch einen Gehülfen hat verlangen können, und von ihrem Manne ſelbſt hat verlangen können?

Ich bin unbeſorgt, daß die, welchen Martial ſchlechterdings zu Rom ſoll verheyrathet geweſen ſeyn, und welche daher überall, wo von einer Ehefrau in der erſten Perſon bey ihm die Rede iſt, ſeine eigene darunter verſtehen, nicht auch noch weit widerſprechendere Nachrichten von ihr ſollten zu vergleichen wiſſen. Aber begierig wäre ich zu hören, was ſie zu denjenigen Epigrammen ſagen, in welchen ſich Martial mit eben ſo klaren Worten für unverheyrathet ausgiebt? Denn dieſes thut er doch wohl, wenn er z. E. jene güldene Heyrathsregel ertheilet? (††)

Uxorem quare locupletem ducere nolim
Quæritis? Uxori nubere nolo meæ.
Inferior matrona ſuo ſit, Priſce, marito:
Non aliter fuerint foemina virque pares.

(*) Lib. III. ep. 92.

(**) Lib. XI. ep. 104.

(†) Lib. XI. ep. 44.

(††) Lib. VIII. epigr. 12.

Oder wenn er die Urſache angiebt, warum er die Theleſina nicht heyrathe, und warum er ſie dennoch wohl heyrathen möchte? (*)

Uxorem nolo Theleſinam ducere: quare?
Moecha eſt — — — — — —

Wollen ſie wohl ſagen, daß man die Zeiten unterſcheiden müſſe, und daß Martial damals wohl könne Wittwer geweſen ſeyn? Oder wollen ſie lieber ſagen, daß hier Martial in eines andern Namen ſpreche? — Wenn aber hier, warum nicht auch dort? Und wenn wenigſtens eines von beiden, hier oder dort: warum nicht überhaupt an mehrern Orten? — Und das war es nur, worauf ich ſie bringen wollte.

Ob nun aber auch gleich ſonach weder für, noch wider die Frau des Martials aus den angeführten Epigrammen etwas zu ſchließen: ſo iſt es doch wahrſcheinlicher, daß er zu Rom keine gehabt, ſondern, daß er ſich erſt in Spanien verheyrathet, als ihn Verdruß und Mangel in ſeinem Alter wieder dahin zurück brachten. Hier erſt fand er eine liebenswürdige Perſon, die es ſich gefallen ließ, noch ſo ſpät ſein Glück zu machen. Dieſer erwähnt er daher auch erſt in dem zwölften Buche, welches er in Spanien ſchrieb; und erwähnt ihrer da namentlich, und erwähnt ihrer mit ſo individuellen Umſtänden, daß man wohl ſieht, da allein ſey es ihm Ernſt geweſen, von ſeiner wirklichen Frau zu ſprechen. (**) Er ſagt von ihr unter andern auch, daß ſie nie in Rom geweſen: und alſo hatte er ſie auch nicht in Rom; anzunehmen aber, daß er demohngeachtet mit ihr ſchon verheyrathet geweſen, und die ganzen vier und dreyßig Jahre, die er dort zubrachte, ſie in Spanien allein ſitzen laſſen, das hieße ja wohl etwas ſehr unwahrſcheinliches annehmen, um etwas ſehr wahrſcheinliches zu leugnen.

(4.)

In eine ähnliche Unterſuchung anderer Lebensumſtände des Dichters, will ich mich nicht einlaſſen. Ich möchte nach dem Maſſon, deſſen Schrift mir eben nicht bey der Hand iſt, wenig Neues vorzubringen haben. Dazu ſind das wahre Leben eines

---

(*) Lib. II. epig. 49.

(**) Lib. XII. ep. 21. 31.

Dichters, ſeine Gedichte. Nur was von dieſen zu ſagen iſt, das allein kann noch iezt einen wahren Nutzen haben: und die wichtigſten Nachrichten von einem alten Verfaſſer ſind nur in ſo weit wichtig, als ſie ſeinen Werken zur Erläuterung dienen können.

Was und wie viel uns von dem Martial übrig iſt, brauche ich nicht zu ſagen. Wenn einiges, was ſeinen Namen iezt führet, nicht von ihm ſeyn ſollte: ſo vermiſſen wir dagegen vielleicht manches andere, das wirklich von ihm war. Ich verſtehe unter dieſem vornehmlich eine Sammlung jugendlicher Gedichte, an deren ehemaliger Exiſtenz ich nicht ſehe, warum Nik. Antonio (*) zweifeln wollen. Er gedenkt ihrer doch ſo ausdrücklich in dem hundert und vierzehnten Epigramme des erſten Buchs.

Quaecunque luſi juvenis et puer quondam,
Apinasque noſtras, quas nec ipſe jam novi,
Male collocare ſi bonas voles horas,
Et invidebis otio tuo, lector:
A Valeriano Pollio petes Quincto,
Per quem perire non licet meis nugis.

Hiermit können auf keine Weiſe die noch vorhandenen Epigramme, oder irgend ein einzelnes Buch derſelben, gemeynt ſeyn. Denn ob der Dichter auch ſchon von dieſen, an mehr als einem Orte, eine ſehr beſcheidene Meynung äußert: ſo konnte er ſie doch ſo weit nicht herunter ſetzen, noch weniger das für unreiſe Früchte ſeiner poetiſchen Kindheit erklären, womit wir ihn in ältern Jahren ſo ernſtlich beſchäftiget finden.

Der Quinctus Pollius Valerianus, von dem Martial ſagt, daß er den gänzlichen Untergang dieſer verworfnen Kleinigkeiten noch verhindere, war alſo derjenige, welcher ſie zum Verkauf abſchrieb, oder für ſeine Rechnung abſchreiben ließ: ihr Verleger, mit einem Worte. Und auch hieraus iſt es ſchon klar, daß von den Epigrammen nicht die Rede ſeyn kann; denn der Buchhändler, welcher dieſe verkaufte, hieß Atrectus.

Warum ich aber der verlornen Jugendgedichte unſers Martials ſo gefliſſentlich hier gedenke, iſt eigentlich dieſes die Urſache: weil ich einen Einfall über ſie habe, von dem mich wundert,

---

(*) Bibl. Hiſp. vetus, p. 65.

daß ihn nicht ſchon mehrere gehabt haben. Ich glaube nehmlich, daß ſie nicht ſo ganz untergegangen, ſondern verſchiedene derſelben noch übrig ſind, und nur verkannt werden.

Der alte Scholiaſt des Juvenals führt eine Stelle aus dem Martial an, die ſich ietzt bey ihm nirgends findet. Allerdings haben wir ſonach den Martial nicht ganz: aber darum auch ſeine Epigrammen nicht ganz, wie Skriver argwohnet? (*) Warum könnte dieſe Stelle nicht eben in den Jugendgedichten geſtanden haben, von denen wir gar nichts übrig zu ſeyn glauben? Doch wenn gerade nur dieſe davon übrig wäre: ſo wäre es freylich ſo viel als gar nichts.

Das Mehrere, worauf ich ziele, ſind diejenigen acht Epigrammen, mit welchen Junius ſeine Ausgabe des Martials vermehrte. Er fand ſie in einer Handſchrift der bodlejaniſchen Bibliothek; und ohne Zweifel, daß ſie in dieſer Handſchrift an eben den Orten eingeſchaltet waren, an welchen ſie in ſeiner Ausgabe vorkommen (**). Es giebt nur wenig ſpätere Herausgeber des Martials, die ſich dieſe Einſchiebſel ſo völlig gefallen laſſen. Am ungeſtümſten aber ſtieß ſie Skriver wieder aus: und kaum, daß er ihnen noch ganz am Schluſſe ſeiner Ausgabe den Platz vergönnte, ne aliquis ex fungino genere ea deſideret. Es iſt eine Luſt, ihn ſchimpfen zu hören: Tam fatua, tam ſtulta in elegantiſſimo opere, ceu pannum in purpura, quis ferat? Irato prorſus Deo Muſisque averſis nata. Procul dubio ab inſulſis monachis et ſcribis deliramenta hæc profecta ſunt. Nunquam medius fidius naſum habeat oportet, qui iſta talia non primo ſtatim odore deprehendat. Aliter catuli olent, aliter ſues.

Wer giebt auf ſolche kritiſche Trümpfe nicht gern zu? Wer läßt nicht lieber ein wenig Unrecht über Dinge, die kein Gefühl haben, ergehen, als daß er ſich durch ihre Vertheidigung den Vorwurf eines elenden Geſchmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geſchehen, was da will: ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Naſe des Skrivers eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß ſie Schweine und Hunde recht gut zu unterſcheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Feh-

---

(*) Animad. in Spectac. p. 28.

(**) Nehmlich IV. 78. VII. 99. 100. 101. XII. 79. 101. 102. 103.

ler, von welchen ſie in den ſtreitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darinn liegen; kurz, ich habe für die Naſe, als Naſe, alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigenthümer, mit einer Naſe mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Naſe empfinden kann? Wer hieß Skrivern, mit der ſinnlichen Empfindung ſogleich ein Urtheil verbinden, und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martials durchaus nicht laſſen will, gar nicht ſehr witzig ſind, daß ſie auch nicht immer in einer ſo guten Sprache geſchrieben ſind, als man von Schriftſtellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte, und bey dem Martial wirklich findet: aber folgt daraus, daß ſie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfaſſer in ſeiner Jugend, in ſeiner Kindheit, nichts gemacht haben, was den Werken ſeines reifen Alters, weder an Gedanken noch Ausdruck, durchaus nicht ähnlich ſieht? So lange man noch unter ſich ſelbſt iſt, iſt man um ſo viel mehr auch unter ſeiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpoſſen des Martials, weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben: ſonſt wüßte ich gar nicht, warum er ſich ihrer ſollte geſchämt haben? Verhält ſich dieſes aber ſo: warum ſollte es nicht möglich ſeyn, daß ein Liebhaber einige derſelben, die ihm noch am beſten gefallen, in ſein Exemplar der Epigrammen eingetragen hätte? Warum ſollte es nicht glaublich ſeyn, daß eben daher Ein Manuſkript Zuſätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß iſt es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuſkripts immer glaubwürdiger in ſolchen Dingen iſt, als der kahle Machtſpruch eines Kritikus, der ſich auf nichts als auf ſeine Naſe beruft.

Damit ich jedoch nicht ſcheinen möge, alles auf meine eigene Hörner zu nehmen: ſo will ich anführen, daß es vor und nach Skrivern, auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurtheilet haben. So nennt **Ramires de Prado** das eine Epigramm:

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
 Ornatus dives, parvula coena fuit.

Auro, non dapibus oneratur menſa, miniſtri
Apponunt oculis plurima, pauca gulæ.
Tunc ego, non oculos, ſed ventrem paſcere veni:
Aut appone dapes, Vare, vel auſer opes.

elegans et poeta dignum. Und Barth (*) ſagt von einem andern:

De Milone.

Milo domi non eſt: peregre Milone profecto
Arva vacant: uxor non minus inde parit.
Cur ſit ager ſterilis, cur uxor lectitet, edam:
Quo ſodiatur ager non habet, uxor habet.

ob er es ſchon ſelbſt für kein Werk des Martials erkennet, erudita tamen hujus Epigrammatis ſententia eſt. Nam lege puto cautum fuiſſe &c. Wenigſtens, wo iſt das Mönchmäßige in dieſen zwey Proben? Und was haben ſie, das ſchlechterdings nicht aus der Feder eines jungen Römers könnte gefloſſen ſeyn, welcher noch keine Verſe machen kann, ſondern ſich erſt im Verſemachen übet? Eben das gilt von den übrigen ſechſen; ſogar das aller ſchlechteſte In Ponticum nicht ausgenommen, weil es doch noch immer der kindiſche Verſuch eines angehenden Epigrammatiſten, auch aus einer Zeit ſeyn kann, in der der mittelmäßigſte Dichter eine weit beſſere Sprache hatte. Denn, wie ich ſchon erwähnt, der übende Schüler iſt weder ſeinem Zeitalter überhaupt, noch dem insbeſondere ähnlich, wozu er ſelbſt mit den Jahren gelangte.

Keinesweges aber will ich in dieſes gelindere Urtheil auch diejenigen Stücke mit eingeſchloſſen wiſſen, mit welchen Skriver ſelbſt die Zuſätze des Junius vermehrte. Denn in dieſen herrſcht allerdings viel Mönchswitz, wie ihn kein römiſcher Knabe, von noch ſo weniger Erziehung, haben konnte. Dazu ſehe ich auch nicht, daß Skriver ſie ausdrücklich für Epigrammen ausgegeben, die er unter dem Namen des Martials angeführt gefunden. Er ſagt blos, daß es Epigrammen ſind, die er aus alten Pergamenen, beſonders aus alten Gloſſariis zuſammengeſchrieben habe: und dieſes hätten die neuern Herausgeber des Martials nicht aus der Acht laſſen ſollen, welche ſowohl jene

---

(*) Adverſ. lib. XXIII. cap. 6.

authentiſcheren Zuſätze des Junius, als dieſe weit verfänglicheren des Skrivers, ohne Unterſchied Martiali afficta genannt, und ihrem Autor beygefüget haben.

Weit eher könnte ich iezt ſelbſt jene beſſern Stücke mit einem vermehren, welches aus einer ſehr alten Handſchrift genommen iſt, die eine große Anzahl meiſtens noch ungedruckter Epigrammen verſchiedner lateiniſcher Dichter enthält. Ich meyne das bekannte Manuſkript, welches Salmaſius vom Joh. **Lakurnäus** bekam, und das gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahret wird. Von einem Theile deſſelben hat **Gudius** eine Abſchrift genommen, die ſich unter ſeinen Papieren in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet; und in dieſer ſehe ich dem Martial folgendes Epigramm zugeeignet, von dem ich nicht wüßte, daß es ſonſt ſchon irgendwo gedruckt wäre.

Nec volo me ſummis fortuna nec adplicet imis,
Sed medium vitæ temperet illa gradum.
Invidia excelſos, inopes injuria vexat:
Quam felix vivit quisquis utroque caret!

Auch dieſes, meyne ich, könnte ſich gar wohl aus ſeinen Jugendgedichten herſchreiben, da es nichts als eine feine moraliſche Geſinnung ausdrückt, von der er in reifern Jahren nicht glaubte, daß ſie zu einem Epigramme hinlänglich ſey.

Vielleicht ließe ſich überhaupt die Frage aufwerfen, ob nicht ohnedem ſchon aus den Jugendgedichten des Verfaſſers mehrere in die Epigrammen übergetragen worden; und dieſes in ſo frühen Zeiten, daß es kein Wunder, wenn ſie nach und nach in alle Handſchriften gekommen. Wenigſtens, wenn Martial zu Ende ſeines erſten Buchs ſagt:

Cui legiſſe ſatis non eſt epigrammata centum,
Nil illi ſatis eſt, Cæciliane, mali;

dieſes erſte Buch aber iezt nicht hundert, ſondern hundert und neunzehn Epigramme enthält: ſo iſt es ſo gar ausgemacht wohl noch nicht, ob er bloß eine runde Anzahl ungefähr angeben wollen, oder ob ſich wirklich neunzehn fremde mit eingeſchlichen. Dem leztern Falle zu Folge dürfte ein **Archetypon** (*), oder

---

(*) Lib. VII. ep. 10.

eine von dem Dichter ſelbſt durchgeſehene und verbeſſerte Abſchrift, der ſtrengen Kritik leicht weit weniger Stoff zum Tadel gegeben haben, als ihr ein jetzt gedrucktes Exemplar giebet, welches wider ſeinen Willen mit verſchiedenen ſehr mittelmäßigen Stücken vermehrt worden, in deren Verwerfung er ihr längſt zuvorgekommen war.

(5.)

Ich habe oben angemerkt, daß der Buchhändler, welcher die Jugendgedichte des Martials zu verkaufen hatte, Quinktus Pollius Valerianus hieß; daß aber die Epigrammen nicht bey eben demſelben, ſondern bey einem andern, Namens Atrektus, zu finden waren, wie der Dichter ſelbſt zum Schluſſe des erſten Buches anzeigt(*). Wenn ich nun hinzuſetze, daß ein dritter Buchhändler, Namens Tryphon, (der nehmliche, durch den Quinktilian ſein Werk ausgehen ließ) beſonders die Xenia und Apophoreta deſſelben gehabt zu haben ſcheinet(**): ſo ſollte man faſt vermuthen, daß auch ſchon damals jeder Buchhändler ſeine eigenen Verlagsbücher, wie wir es jetzt nennen, beſeſſen, und nicht die erſten die beſten abſchreiben laſſen, die ihm vor die Fauſt gekommen, und auf die ſich ein anderer bereits eine Art von Recht erworben hatte. Sie können auch leicht gewiſſenhafter unter ſich geweſen ſeyn, als manche ihrer theuern Nachfolger jetziger Zeit zu ſeyn pflegen. So gar hat es das Anſehen, daß ſie bey einem Buche, welches ſtarken Abgang hatte, ſich über die verſchiedenen Formate von Abſchrift verglichen; ſo daß der eine die großen Abſchriften für die Bibliotheken, und ein anderer die kleinen portativen Abſchriften beſorgte. Ich glaube dieſes deutlich in einem Epigramme zu ſehen, von welchem ich behaupten darf, daß es kein einziger Ausleger gehörig verſtanden hat. Es iſt das dritte des erſten Buchs.

Qui tecum cupis eſſe meos ubicunque libellos,
  Et comites longæ quæris habere viæ;
Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis:
  Scrinia da magnis, me manus una capit.
Ne tamen ignores ubi ſim venalis, et erres
  Urbe vagus tota: me duce certus eris.

(*) Ep. 118.

(**) Lib. XIII. ep. 3.

Libertum docti Lucenſis quære Secundi,
Limina poſt Pacis. Palladiumque Forum.

Das Lemma, welches alle gedruckte Ausgaben über dieſes Epigramma ſetzen, Ubi libri venales, erſchöpft den Sinn deſſelben bey weitem nicht. Der Dichter will hier nicht anzeigen, wo ſeine Sinngedichte überhaupt zu kaufen; ſondern wo eine beſondere Art von Abſchrift derſelben zu bekommen; nehmlich eine ſolche, die ſich bequem auf der Reiſe mitführen läßt; eine Ausgabe in Taſchenformate: dieſes erhellet aus den erſten zwey Zeilen unwiderſprechlich. Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis iſt der Gegenſatz von magnis; welches letztere nicht von jedem großen Werke, ſondern allein von der größern Ausgabe der Werke des Dichters zu verſtehen, die aufgerollt wurde: dahingegen das erſtere eine Handausgabe bezeichnet, die aus kleinen entweder zerſchnittenen, oder bloß über einander gefalzten Blättern beſtand; nach Art der Schreibtafeln. Und nur mit dieſer gab ſich der Freygelaſſene des **Sekundus Lucenſis** ab: denn wie geſagt, die größere Ausgabe beſorgte Atrektus, und vielleicht auch außer ihm Tryphon.(*) weil einer allein ohne Zweifel ſie nicht beſtreiten konnte.

Daß alle dieſe Leute mit dem Verkaufe der Gedichte des Martials ſehr gut fuhren, iſt begreiflich, da er in Rom und außer Rom ſo allgemein geleſen ward. Sie ließen ſich die Exemplare auch theuer genug bezahlen; und ich finde, daß der Dichter ſelbſt dem Tryphon darüber einen Stich giebt.(**)

Omnis in hoc gracili xeniorum turba libello,
Conſtabit nummis quatuor empta tibi.
Quatuor eſt nimium. poterit conſtare duobus,
Et faciet lucrum bibliopola Tryphon.

Ob er für ſein Theil von dem Gewinnſte etwas abbekommen, will ich dem zu unterſuchen überlaſſen, welcher Luſt hat, die Alterthümer der Autorſchaft umſtändlicher zu erörtern.

Ich warne den gelehrten Mann nur, der ſich durch dieſe Arbeit unſterblich machen will, daß er ſich vom Skriver nicht noch einen fünften Buchhändler oder Verleger des Martials weiß

(*) Lib. IV. ep. 72. (**) Lib. XIII. ep. 3.

machen läßt;(*) nehmlich den Pompejus Auktus, von welchem das funfzigſte Epigramm des ſiebenden Buches redet. Es iſt klar daß dieſer Auktus ein Rechtsgelehrter war, und ganz andere Geſchäfte hatte, als mit Büchern zu handeln. Er brachte die Epigrammen des Martials auch auf einem ganz andern Wege unter die Leute, als es die Buchhändler thun; und war wohl gar Schuld, daß manches Exemplar weniger gekauft ward. Denn er konnte die erbaulichſten auswendig, ſo daß ihm keine Sylbe daran fehlte, und ward gar nicht müde, ſie den Leuten vorzuſagen.

> Sic tenet abſentes noſtros, cantatque libellos:
> Ut pereat chartis littera nulla meis.

Ich weiß gar nicht, wie es Skrivern einkommen können, einen ſolchen Mann in einen Buchhändler zu verwandeln.

(6.)

Der Stellen ſind ziemlich viele, wo nach meiner wenigern Einſicht die Ausleger den Martial insgeſammt mißdeuten. Am gewöhnlichſten geſchieht es da, wo von Werken der Kunſt die Rede iſt, oder gewiſſe kleine Gebräuche zum Grunde liegen, die ſie mit ein wenig Scharfſinn aus dem Dichter ſelbſt hätten errathen können, deren Erläuterung ſie aber lieber in andern Schriftſtellern, eben ſo mühſam als vergeblich, aufſuchen wollten. Damit ich dieſes nicht ganz ohne Beweis geſagt habe: ſo will ich nur ein Paar Beyſpiele anführen.

1. Eines von der letztern Art ſey das zwölfte Epigramm des erſten Buches, welches Heraldus unter die allerdunkelſten im ganzen Martial rechnet.

> Cum data ſint equiti bis quina nummiſmata, quare
> Bis decies ſolus, Sextiliane, bibis?
> Iam defeciſſet portantes calda miniſtros,
> Si non potares, Sextiliane, merum.

Die älteſten Ausleger, als Domitius und Perottus, haben es von der lege ſumptuaria verſtehen wollen, die einem jeden Römer nach ſeinem Stande vorſchrieb, wie viel er höchſtens auf eine Mahlzeit verwenden dürfe: doch das iſt längſt widerlegt.

(*) Animadverſ. in Epigr. lib. I. p. 37.

Denn daß ſich Sextilian keiner Unmäßigkeit in ſeinem Hauſe, an ſeinem eigenen Tiſche, ſondern im Theater ſchuldig machte, erhellet aus dem zweyten Epigramme, mit welchem ihn der Dichter durchzog(*):

Sextiliane bibis, quantum ſubſellia quinque,
 Solus: Aqua toties ebrius eſſe potes.
Nec conſeſſorum vicina numiſmata tantum,
 Aera ſed a cuneis ulteriora petis.
Non hæc Pelignis agitur vindemia prælis,
 Uva nec in Tuſcis naſcitur iſta jugis.
Teſta ſed antiqui felix ſiccatur Opimi,
 Egerit et nigros Maſſica cella cados.
A caupone tibi fæx Laletana petatur,
 Si plus quam decies, Sextiliane, bibis.

Subſellia, cunei, bezeichnen offenbar das Theater. Im Theater, wie geſagt, war es alſo, wo Sextilian fünfmal mehr des koſtbarſten Weines in ſich goß, als für ihn allein, und einen ſeines gleichen, beſtimmt war. Wie nun das? Es iſt bekannt, ſagen die Ausleger, daß die Kayſer auch wohl im Theater Sportulas unter das Volk vertheilen ließen; welche Sportulæ entweder in wirklichen Erfriſchungen beſtanden, oder in Gelde gegeben wurden, wofür ſich jeder bey denen, welche Erfriſchungen im Theater feil trugen, kaufen konnte was und wie viel ihm beliebte. Daß das leztere damals geſchehen, meynen ſie einmüthig, ſey klar: denn die Summe werde ausdrücklich benennt, wie viel an Gelde auf einen Ritter gekommen; nehmlich quinque numiſmata. Nur darüber ſind ſie nicht völlig einig, was dieſe quinque numiſmata nach andern Münzſorten eigentlich betragen. Der arme Ramires de Prado, welcher ſie, nach dem Turnebus, zu hundert Quadranten evaluirte, iſt bey dem Skriver ſchlecht weggekommen, welcher ihn über dieſe manifeſtam abſurditatem et defœdam hallucinationem trefflich den Text lieſet, und augenſcheinlich darthut, daß ſie, ein Numiſma für einen Seſtertius genommen, nicht hundert, ſondern hundert und ſechzehn Quadranten betragen. Nun will ich gar nicht

---

(*) Lib. I. ep. 27.

fragen, was der eine oder der andere für ein Recht gehabt, das Numiſma eben für einen Seſtertius zu halten, und warum, wenn Numiſma eine wirkliche Silbermünze bedeuten ſoll, nicht eben ſo wohl ein Denarius oder Viktoriatus darunter verſtanden werden könne: ſondern ich will nur überhaupt fragen, wenn die quinque numiſmata wirkliches Geld waren, mit welcher Stirne konnte Sextilian deren eines oder mehrere, aus der Nähe und aus der Ferne, von andern verlangen? und wer wäre ſo ein Thor geweſen, daß er einer Saufgurgel gleich hingegeben hätte, was er ja wohl zu andern Dingen beſſer anwenden können, wenn er es ſchon nicht ſelbſt vertrinken wollen, oder können?

Nec confeſſorum vicina numiſmata tantum,
  Aera ſed a cuneis ulteriora petis.

Dieſes iſt gerade die größte Schwierigkeit; aber auch gerade das, was die Ausleger am wenigſten bekümmert: nur daß einige die Miſſilia in der Angſt herbey ziehen, damit ſie wenigſtens nicht ganz verſtummen dürfen. Doch ich will mich bey einzeln Widerlegungen nicht aufhalten, ſondern kurz ſagen, worinn ihrer aller Irrthum liegt. Es iſt falſch, daß die fünf Numiſmata, welche jeder Ritter im Theater damals hatte, fünf wirkliche auch außer dem Theater gangbare Geldſtücken waren: es waren nichts als fünf Zeichen, Marken, Zahlpfennige, die ſie bey dem Eingange, oder vorher, erhielten, und gegen deren Wiederablieferung ihnen etwas Ausgemachtes, hier namentlich Wein, verabfolget ward. Mit einem Worte, es waren Teſſeræ: und ſo wie es Teſſeræ frumentariæ, oleariæ, cœnariæ, nummariæ gab (*), warum ſollte es nicht auch Teſſeræ vinariæ gegeben haben? Ganz gewiß; die quinque numiſmata waren quinque teſſeræ vinariæ, und dieſes iſt der einzige wahre Schlüſſel zu beiden Epigrammen. Solche Teſſeræ galten außer ihrer Beſtimmung nichts; und wer keinen Gebrauch von ihnen machte, wo er ihn machen ſollte, beſaß an ihnen auch weiter nichts. Dieſes allein macht es begreiflich, wie man im Theater ſo freygebig damit ſeyn konnte. Warum ſollte

---

(*) Torrentius ad Suet. Aug. c. 41.

man einen andern nicht darauf genießen laſſen, was man ſelbſt nicht genießen möchte? Hätte ſich Sextilian nur ſeiner Unmäßigkeit nicht zu ſchämen gehabt: die Zeichen hätte er immer ohne Scham annehmen, auch wohl von ſeinen Bekannten ohne Scham fodern können. Zu mehrerer Beſtärkung dieſer meiner Auslegung merke ich nur noch an, daß numiſma auch bloß für den Stempel, für das Gepräge auf einem Geldſtücke gebraucht wird, und daß das Wort teſſera nach keiner Abänderung in das elegiciſche Sylbenmaaß geht, wodurch allein ſchon Martial gezwungen werden konnte, ein anderes Wort dafür zu brauchen.

2. Zum zweyten Beyſpiele wähle ich das ein und funfzigſte Epigramm des achten Buches, in welchem von einem Kunſtwerke die Rede iſt; nehmlich von einem koſtbaren Trinkgeſchirre, welches der Dichter von dem Rufus geſchenkt bekam, und das er daſelbſt folgendermaaßen beſchreibt:

Quis labor in phiala? docti Myos, anne Myronis?
  Mentoris hæc manus eſt, an, Polyclete, tua?
Liveſcit nulla caligine fuſca, nec odit
  Exploratores nubila maſſa focos.
Vera minus flavo radiant electra metallo,
  Et niveum felix puſtula vincit ebur.
Materiæ non cedit opus; ſic alligat orbem,
  Plurima cum tota lampade Luna nitet.
Stat caper Aeolio Thebani vellere Phryxi
  Cultus, ab hoc mallet vecta fuiſſe ſoror.
Hunc nec Cinyphius tonſor violaverit, et tu
  Ipſe tua paſci vite, Lyæe, velis.
Terga premit pecoris geminis Amor aureus alis,
  Palladius tenero lotos ab ore ſonat.
Sic Methymnæo gaviſus Arione delphin,
  Languida non tacitum per freta vexit onus.
Imbuat egregium digno mihi nectare munus
  Non grege de domini, ſed tua, Ceſte, manus --

Was ich mit dem allgemeinen Namen Trinkgeſchirr benennet habe, war eigentlich eine Schaale mit einem ganz runden Boden, ſo daß ſie auf dieſem Boden nicht ſtehen konnte, ſondern auf den Rand umgeſtürzet werden mußte, wenn ſie ruhig liegen ſollte. Das iſt die Beſchreibung wenigſtens, die uns Athenäus aus dem Apollodorus von Athen und aus dem Dionyſius Thrax von einer Phiala macht(*): κατα τον πυθμενα μη δυναμενη τιθεσθαι και ἑρειδεσθαι, ἀλλα κατα το στομα. Es war alſo ganz genau das, was wir ein Tummelchen nennen; ein Becher, der gleichſam ſelbſt berauſcht iſt, und auf ſeinem Fuſſe nicht ſtehen kann. Jedoch nicht um die Form des Trinkgeſchirres iſt mir es ietzt zu thun, ſondern lediglich um die Materie deſſelben. Ich frage: woraus beſtand es? Die Ausleger, ſo viel ich deren nachgeſehen, — das iſt, alle ohne Ausnahme — antworten hierauf, wie aus Einem Munde, daß ſie von Gold geweſen ſey, und zwar von derjenigen Art Goldes, welche Electrum geheißen. Doch dieſer Uebereinſtimmung ungeachtet bin ich ganz anderer Meynung, ob ich gleich gern geſtehen will, daß die gemeine Auslegung, auf den erſten Anblick, die wahrſcheinlichere zu ſeyn ſcheinet, und daß Martial Worte und Ausdrücke braucht, von denen es mich würde gewundert haben, wenn ſie niemanden verführt hätten. Die richtigere Erklärung dieſer Worte und Ausdrücke iſt es daher auch, die es der Mühe werth macht, ein längſt nicht mehr vorhandenes Geſchirr in nähere Betrachtung zu ziehen, von dem es ſonſt ſehr gleichgültig wäre, ob es von Gold, oder von wer weiß was? geweſen.

Ich ſage alſo, die Trinkſchaale unſers Dichters war nicht von Gold, ſondern aus einem koſtbaren Steine geſchnitten. Ich will nicht hoffen, daß ich nöthig haben werde, vor erſt zu erweiſen, daß es wirklich Trinkſchaalen aus koſtbaren Steinen gegeben. Nach dem Salmaſius zwar, ſollte ich es faſt nöthig haben. Denn dieſer hielt ſich, ziemlich aus dem einzigen Grunde, daß die Phiala der Alten gewöhnlichermaaßen von Silber geweſen, für berechtiget, in dem Lampridius eine Stelle zu ändern,(**) in der außer ihm wohl ſonſt kein Menſch etwas zu ändern hätte finden ſollen, und Phialas ſenas in eben ſo viel Mauleſelinnen zu verwandeln. Doch bey dem allen leugnet er es ſelbſt nicht, was ich als ausgemacht annehme. Und nun Zeile vor Zeile erwegen!

(*) Lib. XI. p. 501 Edit. Dalech.

(**) Cap. 4. vitæ Alex. Sev.

Die erſten zwey, in welchen der Dichter den Meiſter ſeiner ſchönen Schaale errathen will oder zu wiſſen verlangt, ſollen mich dadurch nicht irre machen, daß ſich von dem Mys, dem Myron, und dem Mentor, nur Werke in Erzt oder Silber angeführet finden. Die alten Statuarii waren allgemeine Bildner, und wer in Erzt gießen konnte, der konnte gewöhnlich auch in jeder andern Materie arbeiten. Vom Polyklet wenigſtens finden ſich, eben ſowohl Werke in Stein als in Erzt, bey alten Schriftſtellern genannt. Wenn alſo ſchon dieſe Zeilen nichts für mich beweiſen, ſo bin ich doch auch ganz ruhig, daß ſie im Grunde nichts gegen mich beweiſen können. Vielmehr iſt es billig, daß ſie ſich in ihrem Sinne nach den übrigen Zeilen bequemen.

Gleich die zweyte und dritte nun;

Liveſcit nulla caligine fuſca, nec odit
Exploratores nubila maſſa focos:

wie iſt es doch immer möglich, daß man die vom Golde verſtehen kann? Wie kann Gold nubila maſſa heißen? Wie kann man vom Golde ſagen, daß es nulla caligine fuſcum ſey? Wie kann man ſagen, daß ein goldenes Gefäß das Feuer nicht zu ſcheuen habe? Nubila maſſa kann ſchlechterdings nur von einer Maſſe geſagt werden, die weder ganz undurchſichtig noch ganz durchſichtig iſt; nur von einer Maſſe, durch die wir die Gegenſtände gleichſam wie durch einen Nebel erblicken, dergleichen alle Hornſteine in ihren klaren Stellen ſind. Auch kann das Gold im Schmelzen durch keinen Rauch etwas leiden; und wenn es noch ſo unſcheinbar aus der Kapelle kömmt, ſo iſt es doch gar bald poliret, und Farb und Glanz werden an einer Stelle, wie an der andern. Ein goldenes Gefäß aber zu probiren, wer in der Welt wird es in den Schmelztiegel werfen, wenn er ſein Gefäß nicht am längſten will gehabt haben? Hat man denn ſonſt kein Mittel zu erforſchen, ob das Gold lauter und rein, oder mit Zuſatz verfälſcht ſey? So wenig alle dieſe Ausdrücke aber auf das Gold paſſen, ſo vollkommen paſſen ſie hingegen auf eine ſchöne Steinart, die an allen Stellen das Licht in einem gleichen Grade durchläßt, ohne dichtere Flecken zu haben, wo es faſt ganz undurchſichtig iſt. Auch nur von einer Steinart gilt es, daß ſie die Probe des Feuers nicht zu ſcheuen hat. Denn es iſt gewiß, daß eine wahre edele Steinart einen höhern Grad des Feuers aushalten kann, als irgend eine Kompoſition. Und deſſen, daß die Maſſe der Schaale keine Kompoſition, ſondern echter natürlicher Stein ſey, konnte der Beſitzer auch höchſtens nur verſichert zu ſeyn verlangen; wie auch ſich wirklich verſichern, wenn er ſie mit der gehörigen Behutſamkeit einem Feuer ausſtellte, dem keine Kompoſition, ohne Nachtheil an Klarheit und Farbe, Widerſtand gehalten hätte.

Der fünfte Vers ohne Zweifel war der verführeriſchſte:

Vera minus flavo radiant electra metallo.

Es fragt ſich: was ſind hier die vera Electra? Iſt das eigentlich ſo genannte Erdpech, der Bernſtein, das Succinum, und wie es ſonſt heißt, damit gemeynet? oder ſollen wir die Art Goldes verſtehen, die wegen ihrer blaßgelben Farbe den griechiſchen Namen des eben ſo blaßgelben Bernſteins bekam? Die Ausleger behaupten: das letztere. Denn, ſagen ſie, auch von dieſem Elektrum gab es zweyerley Sorten, eine natürliche und eine nachgemachte. Sie beruffen ſich deshalb auf das Zeugniß des Plinius, gegen welches nichts einzuwenden iſt. (*) Omni auro ineſt argentum vario pondere. — Ubicunque quinta argenti portio eſt, electrum vocatur. — Fit et cura electrum argento addito. Von dieſer zweyten nachgemachten Sorte, meynen ſie, ſey die Schaale geweſen; und Martial habe in den Worten, Vera minus flavo radiant electra metallo, von ihr rühmen wollen, daß ſie demohngeachtet an der erforderlichen Farbe dem natürlichen Elektrum nichts nachgegeben, oder ihm wohl gar noch vorzuziehen geweſen. Das alles klingt recht gründlich und gut; und gleichwohl iſt es ſo viel wie nichts. Denn man ſage mir doch nur, wie es möglich iſt, dem Golde, welches ein Fünftheil Zuſatz von Silber hat, es anzuſehen, daß es dieſen Zuſatz von Natur habe, oder daß er ihm durch die Kunſt ertheilet worden? Man ſage mir doch nur, woher zwiſchen dem Golde in dem einen Falle, und dem Golde in dem andern Falle, der geringſte Unterſchied kommen könne? Feines Gold iſt feines Gold; und ein Fünftheil Silber iſt in der Hand der Natur nicht mehr und

---

(*) Nat. Hiſt. lib. XXXIII. c. 4.

nicht weniger, als in den Händen der Kunſt. Ich begreife auch nicht, wie beide Stücke die Eine inniger vermiſchen könne, als die Andere; da ſich die Natur ſelbſt keiner andern Hülfsmittel dazu bedienen kann, als die Kunſt von ihr entlehnet. Ich weiß wohl, daß Plinius dem natürlichen Elektrum, dem Golde, welches die Natur ſelbſt mit einem Fünftheil Silber vermiſcht hat, eine Eigenſchaft zuſchreibt, die er dem künſtlichen Elektrum ſonach abſpricht, weil er ſie namentlich nur jenem beyleget. Quod est nativum, ſagt er, et venena deprehendit. Aber die Sache würde nicht ſehr wahrſcheinlich ſeyn, wenn ſie auch ſchon nicht, durch die ungereimte Unterſcheidung zweyer Dinge, an denen nichts zu unterſcheiden iſt, noch unwahrſcheinlicher gemacht würde. Grillen, die kaum der Widerlegung werth ſind: denn kurz, vera electra ſind dem Martial allerdings hier eigentlicher wahrer Bernſtein, wahres Elektrum; und nicht jene bloß ſo genannte Miſchung Goldes und Silbers. Daß er aber von dem Bernſteine ſagt, flavo radiat metallo, das hat freylich alle diejenigen verwirren müſſen, welche nicht wußten, oder ſich nicht erinnerten, daß die Lateiner das Wort Metallum nicht bloß von denjenigen mineraliſchen Körpern brauchen, von denen wir es jetzt brauchen, ſondern mehrere koſtbare Maſſen, die aus der Erde gegraben wurden, damit belegten. So nennet Martial ſelbſt, den laconiſchen Marmor, welcher auf dem Taygetus gebrochen ward, grünes Metall:(*)

Illic Taygeti virent metalla.

Ja, wenn dieſes und mehrere ähnliche Exempel auch nicht wären, warum könnte in unſerer Stelle das flavo metallo nicht auch bloß von der Farbe des gelben Metalls verſtanden werden? Und wenn Martial in dieſem Verſtande ſogar von der gelblichten Wolle der ſpaniſchen Schafe ſagen durfte:(**)

Vellera nativo pallent ubi flava metallo;

lediglich mit Beziehung auf die Farbe des koſtbarſten aller Metalle: warum hätte er nicht auch von dem Bernſteine ſagen dürfen:

Vera minus flavo radiant electra metallo;

(*) Lib. VI. ep. 42. (**) Lib. IX. ep. 62.

ohne daß darum Wolle Wolle, und Bernſtein Bernſtein zu ſeyn aufhören müßte?

Ich komme auf die ſechſte Zeile, in welcher ebenfalls ein zweydeutiges Wort vorkömmt, deſſen falſche Auslegung den Irrthum beſtärken müſſen.

Et niveum felix puſtula vincit ebur.

Puſtula heißt eigentlich jede kleine Entzündung, die ſich auf der Haut äußert; eine Blatter, eine Maſer, und dergleichen. Weil nun aber ſo eine Blatter, oder Maſer, über die Haut hinaustritt, ſo ſind einige Ausleger der Meynung, daß hier unter puſtula die erhabenen Figuren der Schaale verſtanden würden. Andere aber ziehen das argentum puſtulatum hierher; ohne uns jedoch zu ſagen, was es hier ſoll. Soll die Schaale ſelbſt von dieſem feinſten Silber geweſen ſeyn: wie war ſie denn auch zugleich von Elektrum? Sollen aber nur die erhabenen Figuren daraus geweſen ſeyn: wer ſieht denn nicht, daß dieſem der Dichter ſelbſt ausdrücklich widerſpricht, wenn er weiterhin den ſchönen goldgelben Bock beſchreibet? Eben dadurch werden denn auch die erſtern widerlegt. Denn wenn hier von den erhabenen Figuren, von der puſtula, geſagt wird, daß ſie das Helfenbein an Weiße übertroffen: wie können ſie denn dort als goldgelb angegeben werden? Genug der Widerlegung: der wahre Verſtand iſt dieſer. Puſtula ſchließt nicht nothwendig den Begrif der Erhöhung in ſich, ſondern heißt auch oft weiter nichts als ein bloßer Fleck; weiter nichts als das allgemeinere macula; eine Stelle, wo die Farbe eines Dinges durch eine andere Farbe unterbrochen wird. Beides iſt eben das, was bey dem Plinius auch verrucæ heißen: und ſo wie Plinius maculæ und verrucæ verbindet, wenn er von den Edelſteinen ſagt, daß ſie nach Verſchiedenheit derſelben verſchiedene Namen bekämen; ſo nennt er auch ähnliche Flecken oder Mackeln, beſonders in den künſtlichen Steinen, ausdrücklich puſtulas (°), als die in ſolchen von einem verfangenen Luftbläßchen entſtanden zu ſeyn ſcheinen. Und

---

(°) *Nat. Hiſt. lib. XXXVII. c.* 12. Illud vero meminiſſe conveniet, increſcentibus varie maculis ac verrucis - - mutari ſæpius nomina in eadem plerumque materia. *Et cap.* 13. Factitiis puſtulæ in profundo apparent.

was kann nun deutlicher ſeyn, als daß der Dichter ſagen wollen, der koſtbare gelbliche Stein, aus welchem die Schaale geſchnitten, habe einen ſehr glücklichen weißen Fleck? Aber, wird man fragen, warum glücklichen? Faſt erweckt es Mitleiden, wenn man höret, was die Ausleger darauf antworten. Felix puſtula dicitur, vel quod feliciter et ingenioſe eſſet elaborata, vel quod noſtrum poetam bearet. Nicht doch! dieſe puſtula hieß glücklich, weil die Ausleger ſo glückliche Muthmaßungen einmal darüber haben ſollten.

Ernſtlich von der Sache zu ſprechen, glaube ich, das Glückliche dieſes Flecks in den folgenden Zeilen zu finden:

Materiæ non cedit opus: ſic alligat orbem
Plurima cum tota lampade Luna nitet.

Wie kömmt der volle Mond auf einmal hierher? O das wiſſen uns die Ausleger auf ſo vielerley Art zu erklären, daß wir die Wahl haben. Die gemeinſte iſt, daß die Schaale die Figur des vollen Mondes gehabt habe. Und wem das nicht genügt, dem giebt Rader zu bedenken, ob nicht vielmehr — Ich muß ſeine eigenen lateiniſchen Worte herſchreiben; denn ich weiß ſie wahrlich nicht zu überſetzen — An potius claudit *(luna)* orbem phialæ circulo elegantique emblemate? an implet et circinat? — Wie oft beneide ich die gelehrten Männer, welche Lateiniſch ſchreiben; denn ſie allein dürfen ſo etwas hinſetzen, wobey kein Menſch etwas denken kann. Man urtheile, ob ſich mit meiner Auslegung noch eher ein Begriff verbinden läßt. Ich meyne nehmlich, daß wirklich ein voller Mond auf die Schaale geſchnitten geweſen; und daß der Künſtler eben jenen weißen Fleck, eben jene felix puſtula zu dieſem vollen Monde genutzt hatte; ſo daß eben durch dieſe Nutzung, eben durch dieſen glücklichen Einfall des Künſtlers, den blaſſen vollen Mond daraus zu ſchneiden, der Fleck ſelbſt ein glücklicher Fleck genennt zu werden verdiente. Wie viel dergleichen glückliche, oder glücklich genutzte Flecke, es auf alten beſonders erhaben geſchnittenen Gemmen giebt, iſt bekannt.

Und hiermit breche ich ab, da ſich die übrigen Zeilen von ſelbſt erklären.

(7.)

An andern Stellen haben die Ausleger den Sinn des Dichters verfehlt, weil, ihn nicht zu verfehlen, wenigſtens etwas von einer Eigenſchaft erfodert wird, die ihnen leider noch öftrer abgeht, als Scharfſinn: ich meyne, feines Gefühl.

Wer ſollte z. E. glauben, daß folgendes kurze Epigramm, welches die Leichtigkeit und Deutlichkeit ſelbſt zu ſeyn ſcheinet, noch bis auf den heutigen Tag nicht richtig genug erkläret worden. (*)

Qui ducis vultus, et non legis iſta libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

Aber wie iſt das möglich? wird man fragen. Was iſt da viel zu erklären? was kann noch mehr darinn ſtecken, als die trockenen Worte beſagen, welche die ganze Welt verſteht? Martial wünſcht, daß der, welcher dieſes nicht gern lieſet, und ein höhniſches Geſicht darüber ziehet, alles beneiden möge, ohne von jemanden in der Welt beneidet zu werden. — Sehr recht! Aber wie ſteht es denn mit dem dieſes? worauf geht denn das iſta? Was iſt denn das, was der Dichter, bey einer ſo hohen Verwünſchung, durchaus ohne Mißgunſt und Hohn will geleſen wiſſen? Neun Zehntheile der Ausleger thun, als ob ſich das ja wohl von ſelbſt verſtünde; und das Eine Zehntheil, welches ſich ausdrücklich darüber erklärt, verſichert im Namen aller, daß unter dem iſta Martial ſeine eigenen Epigrammen überhaupt verſtehe. Denn was wohl ſonſt? — Wahrlich, ſchlimm für den Martial, wenn ſich ſonſt nichts darunter verſtehen läßt! Denn ſage mir doch, wer nur einiges Gefühl hat, was für ein Geck der Dichter ſeyn muß, der durchaus verlangt, daß man ſeine Verſe mit Vergnügen leſen ſoll; der durchaus nicht leiden will, daß man auch nur eine Mine darüber verzieht? Und was für ein bösartiger, unmenſchlicher Geck er ſeyn muß, wenn er gar allen, die keinen Geſchmack an ſeinen Verſen finden, das Schrecklichſte dafür anwünſchen kann, was ſich nur denken läßt? Gewiß, ſo ein Geck, ſo ein bösartiger Geck war Martial nicht: ja, wenn er es auch im Grunde geweſen wäre, glaubt man wohl,

---

(*) Lib. I. ep. 41.

daß er ſich dafür bloß gegeben habe? Es iſt ſonderbar, wie er gerade da eine ſo kleine eitele Rolle ſpielen muß, wo er ganz von Freundſchaft und Bewunderung fremder Tugenden überfloß? Denn mit einem Worte: das iſta beziehet ſich einzig und allein auf den Inhalt des nächſt vorhergehenden Epigramms, in welchem er ſeinem Freunde dem Decianus ein ſo ſeltenes Lob ertheilet, daß er, nicht ſeine eigenen Verſe, ſondern dieſes Lob gleich darauf gegen den Neid ſichern zu müſſen, ſelbſt für nöthig erachtete. Man leſe nur:

Si quis erit, raros inter numerandus amicos,
  Quales priſca fides, famaque novit anus:
Si quis Cecropiæ madidus Latiæque Minervæ
  Artibus, et vera ſimplicitate bonus:
Si quis erit recti cuſtos, imitator honeſti,
  Et nihil arcano qui roget ore deos:
Si quis erit magnæ ſubnixus robore mentis,
  Diſpeream, ſi non hic Decianus erit.

Und nun verbinde man hiermit ſo fort das folgende; und urtheile ſelbſt.

Qui ducis vultus, et non legis iſta libenter,
  Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

Sollten Leſer, die ſich nicht ſehr um den Martial bekümmert haben, wohl glauben, daß die augenſcheinliche Verbindung dieſer zwey Epigrammen unter ſich, ſchlechterdings noch von keinem Ausleger bemerkt worden? Was durch Gelehrſamkeit in den alten Dichtern zu erklären ſtehet, das iſt uns, die wir iezt leben, ziemlich vorweg genommen. Aber auf mein Wort: von dem, was ſich in ihnen bloß durch Geſchmack und Empfindung erklären läßt, iſt uns noch manches übrig gelaſſen, was wir zuerſt bemerken können.

Ich weiß nicht, ob ich hieher auch die unzulängliche Erklärung eines andern kurzen Epigramms rechnen darf, das ſo oft nachgeahmt, ſo oft überſetzet worden. (*)

Nuper erat medicus, nunc eſt veſpillo Diaulus:
  Quod veſpillo facit, fecerat et medicus.

(*) Lib. I. ep. 48.

Denn wenn man es hier auch ſchon empfunden hätte, daß, nach der gewöhnlichen und einzigen Auslegung, dem Einfalle des Dichters an Richtigkeit noch ſehr vieles abgehe: ſo wüßte ich doch nicht, woher man, was ihm abgeht, erſetzen ſollen; da der Umſtand, durch den es einzig und allein geſchehen kann, ſo gänzlich unbekannt geblieben. Zur Noth müſſen wir uns, wenn keine nähere Gleichheit zwiſchen einem Veſpillo und einem ungeſchickten Arzte ſich findet, freylich auch ſchon damit begnügen, daß beide die Leute unter die Erde bringen, ob ſchon der eine in einem ganz andern Verſtande, als der andere. Aber wie, wenn ſich zeigen ließe, daß die Veſpillones nicht bloße Todtengräber geweſen; daß ſie dabey noch ein anderes Handwerk gehabt, welches ſie einem mörderiſchen Arzte ungleich näher bringt; kurz, wenn ſich zeigen ließe, daß ſie die Gehülfen des Scharfrichters geweſen, die zugleich Verbrecher mit abthun müſſen: ſollte das nicht den Einfall des Dichters um eben ſo vieles richtiger, als beißender machen? Dieſes aber kann ich wirklich zeigen; und zwar aus einem noch ungedruckten Epigramme eines alten lateiniſchen Dichters in dem Lakurnäiſchen Manuſkripte, welches ich aus der obgedachten Abſchrift des Gudius hier mittheilen will. Es iſt auf einen Elenden, welcher einen gewaltigen großen Bruch hatte; und lautet ſo:

Moles tanta tibi pendet ſub ventre, Siringi,
  Ut te non dubitem dicere bicipitem.
Nam te ſi addictum mittat ſententia campo,
  Veſpillo ignorat, quod ferat enſe caput.

Das Zeugniß iſt klar und deutlich; und was wir daraus lernen, hat auch ſonſt ſeinen Nutzen, indem wir ſonach zugleich die Urſache erfahren, warum die Veſpillones in dem römiſchen Rechte für unehrlich gehalten worden, welches ihnen als bloßen Todtengräbern ſchwerlich hätte begegnen können, und daher immer ſehr fremd geſchienen.

(8.)

Ueberhaupt fehlt es uns noch gar ſehr an einer recht guten Ausgabe des Martials. Die vom Farnabius, und beſonders ſo, wie ſie Schrevel vermehrt hat, von 1656, iſt noch immer die beſte Handausgabe, und derjenigen weit vorzuziehen, welche Vincentius Rolleſſo, zum Gebrauche des Dauphin, 1680 beſorgt hat.

Wenn man alles ſo ziemlich beyſammen haben will, was über den Martial geſchrieben worden, ſo muß man, außer der Ausgabe des Raderus, noch die Pariſer von 1617 bey Mich. Sonnius in Folio, und die Skriverſche von 1619 in Duodez, zu bekommen ſuchen, welche beide letztern die Anmerkungen von nahe zwanzig verſchiednen Gelehrten enthalten. Es iſt nur Schade, daß wir das Beſte, was in ihnen zerſtreuet iſt, nicht in einem vollſtändigern und beurtheilendern Auszuge, als Farnabius und Schrevel davon gemacht haben, beſitzen ſollen; und daß kein Burmann oder Corte den ganzen Text des Dichters gegen gute Manuſkripte neuerlich verglichen, als woran es ihm noch immer ſehr nöthig iſt.

Solte ſich noch ein fleißiger Mann finden, der ſich dieſer Mühe zu unterziehen Luſt hätte: ſo zeige ich ihm hiermit an, daß die fürſtliche Bibliothek zu Wolfenbüttel vier Handſchriften vom Martial beſitzet, wovon drey auf Pergamen ſind. Doch nur eine, die aber an vielen Stellen ſehr verloſchen, iſt von etwas beträchtlicherm Alter: denn die andern beide ſind aus der erſten Helfte des funfzehnten Jahrhunderts, und ſcheinen entweder eine von der andern, oder beide von einer und der nehmlichen dritten abgeſchrieben zu ſeyn; ſo ſehr ſtimmen ſie in allen Stücken überein. Das eine dieſer gleichlautenden Exemplare iſt deswegen mit merkwürdig, weil es dem Antonius Panormita gehört hat, der es von ſeinem Freunde dem Auriſpa geſchenkt bekommen, wie am Ende deſſelben durch die Worte Antoni Panhormitæ liber: Auriſpæ donum angezeigt wird. Zum Schluſſe des andern ſteht: Scriptum Ferrariæ per manus Theoderici Nicolai Werken de Abbenbroek. Anno domini noſtri Jeſu Chriſti 1446.

Ich kann aber, die Wahrheit zu ſagen, von allen dieſen drey Handſchriften auf Pergamen, ſo wie auch von der vierten auf Papier nicht viel Rühmens machen. Sie haben faſt durchgängig die Lesarten des Domitius, und ganz eigene, welche Aufmerkſamkeit verdienten, ſind ſehr dünne geſäet. Eine und die andere iſt mir jedoch in die Augen gefallen, die ich ohne

Bedenken in den Text aufnehmen würde. Z. E. in dem neun und dreyßigſten Epigramme des neunten Buchs; auf einen geſchickten Balanſirer, (Ventilator) welcher ein kleines rundes Schild in die Luft warf, und es jedesmal mit verſchiednen Theilen ſeines Körpers in der Balanſe wieder auffing. Von dieſem ſagt Martial, in allen gedruckten Ausgaben:

Summa licet velox, Agathine, pericula ludas,
  Non tamen efficies, ut tibi parma cadat.
Nolentem ſequitur — — — — — — — —

Mir iſt von jeher das pericula ludas verdächtig vorgekommen. Denn pericula ludere mag nun heißen ſollen, ſo viel als cum periculo ludere, oder ſo viel als contemnere pericula, et perinde ludere parma, ac ſi nullum eſſet caſus periculum; wie es uns die allzugütigen Ausleger freyſtellen: ſo ſtreitet doch, das eine ſowohl als das andere, ganz mit dem Sinne des Dichters, welcher es durch einen eben ſo witzigen als dem Künſtler ſchmeichelhaften Einfall verneinen will, daß viel Gefahr und Kunſt bey dem Spiele ſey, indem das Schild ihm wider Willen nachfolge, nolentem ſequitur, und ſonach mehr Kunſt dazu gehören würde, ihm auszuweichen, es fallen zu laſſen, als es zu fangen. Nun leſen drey von unſern Manuſkripten anſtatt pericula ludas, deutlich und klar pericula laudes: und ich bin völlig verſichert, daß dieſe Lesart die richtigere und wahre iſt. Ich verſtehe das pericula laudes nehmlich ſo, daß dergleichen Künſtler, wie ſie es noch thun, mündlich die äußerſte Schwierigkeit ihrer Kunſtſtücke anzupreiſen pflegten; und würde daher die ganze Stelle überſetzen: „Rühme nur, gewandter Agathin, wie viel Gefahrniß bei deiner Kunſt ſey! Es ſteht ja doch nicht in deiner „Macht, das Schild fallen zu laſſen; es verfolgt dich wider „Willen, u. ſ. w.

Auch beſitzt die Bibliothek ein Exemplar der gruterſchen Ausgabe des Martials, zu welcher Salmaſius einiges an den Rand geſchrieben. Und ob Salmaſius ſchon ſelbſt das Beſte davon hin und wieder in ſeinen Werken, beſonders in den Exercit. Plin. angewendt hat, woraus es hernach Schrevel in ſeine Ausgabe übergetragen: ſo dürfte doch wohl noch eine kleine gute Nachleſe zu halten ſeyn.

(9.)

Ich ſchließe dieſe Rhapſodie über den Martial mit einer litterariſchen Anmerkung über ein Paar Ueberſetzer deſſelben; in Meynung, daß ich wohl jemanden ein vergebenes Nachſchlagen damit erſparen könnte.

Martial hat das Glück gehabt, ſogar in das Griechiſche überſetzt zu werden. Nicht zwar ganz; auch nicht von wirklichen Griechen, wenn es ſchon nur von den ſpätern wäre, dergleichen den Jul. Cäſar, den Eutropius, den Sittenlehrer Kato, in ein Griechiſches übertrugen, das nun freylich nicht das Griechiſche des Thucydides, des Xenophon, des Theognis iſt. Sondern die dem Martial dieſe Ehre erwieſen, waren Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, die ihn aus einer erlernten Sprache in eine andere erlernte Sprache überſetzten. Will man eine dergleichen Arbeit mehr für eine Schulübung, als für die anſtändige Beſchäftigung eines wahren Dichters halten: ſo habe ich nichts dagegen. Aber es giebt Männer von ſehr berühmten Namen, die zu ihrer Zeit mit dergleichen Schulübungen ſehr viel Aufſehens machten.

Der vornehmſte derſelben iſt ohnſtreitig Joſeph Skaliger. Im Bette, bey ſchlafloſen Nächten, ohne Licht und Bücher, wie er ſelbſt ſagt, überſetzte er vor langer Weile diejenigen Epigrammen, welche er auswendig wußte: und ſo entſtand das griechiſche Florilegium Martialis, welches Iſ. Kaſaubonus, zu Paris 1607, zu erſt heraus gab. Es enthält das dem Martial beygelegte eine Buch von Schauſpielen ganz, das dreyzehnte und vierzehnte Buch faſt ganz, und von den übrigen zwölf Büchern eine ziemliche Anzahl. Kaſaubonus rühmte die Zierlichkeit dieſer Ueberſetzung außer alle Maaßen, und ſie war ihm ein Werk, quo ne Athenæ ipſæ magis Atticæ. Gleichwohl hat, hundert Jahre nachher, ein Mann, der ſich lange nicht weder ein Skaliger noch ein Kaſaubonus dünkte, ausführlich gezeigt(*), daß ſie voller Schnitzer wider die Quantität, voller Barbariſmen und Solöciſmen, voller andern Fehler ſey, die zu entſchuldigen dem Verfaſſer und dem Herausgeber hätte ſchwer fallen ſollen.

(*) Nehmlich Monnoye, in ſeiner Ausgabe der Menagiana, T. I. pag. 335 - 336. Edit. de Paris.

Und hierauf, denke ich, konnte jeder auch ſchon voraus ſchwören, der noch ſo wenig von der Sache verſtand.

Da man dieſe Nachtgeburthen des Skaligers der groſſen Pariſer Ausgabe des Martials einverleibet hat, ſo habe ich lange in dem Wahne geſtanden, daß ſie allda weit vermehrter zu finden wären, als irgendwo. Endlich habe ich entdeckt, daß dieſe vermeynte Vermehrung eine bloße Nachläßigkeit desjenigen iſt, der benannte Ausgabe des Martials beſorget hat. Denn was ſich darinn an griechiſchen Ueberſetzungen mehr findet, als in dem Florilegio ſtehet, das gehöret nicht dem Skaliger, ſondern dem Fr. Morellus, deſſen Namen man zum Unterſchiede ein jedesmal beyzufügen, nicht hätte unterlaſſen ſollen. Kaum daß noch Morellus in dem vorgeſetzten allgemeinen Verzeichniſſe der genutzten und eingeſchalteten Ausleger, genannt wird: in dem Werke ſelbſt iſt ſeiner nirgends gedacht, welches außer dem Antonio(*) ſchon manchen mag befremdet haben. Es hatte aber Morellus ſeine griechiſchen Ueberſetzungen, noch vor dem Skaliger gemacht, und ſie auf zwey einzeln Bogen in Quart, wie ich vermuthe um 1600, aus ſeiner eigenen Druckerey ausgehen laſſen. Weil ich dieſe Bogen ſelbſt, die eine große Seltenheit ſind, vor mir habe, ſo will ich, weitern Irrthum zu verhindern, in der Note(**) alle die Epigrammen angeben, die ſie enthalten, und die aus ihnen unter dem Namen des Skaligers in gedachte Ausgabe des Martials gekommen ſind.

In geringerer Anzahl haben der ältere Douſa, Emanuel Martinus, Menage und andere, martialiſche Epigrammen in das Griechiſche überſetzt.

(*) Bibl. Hisp. vet. l. c.

(**) Es ſind folgende: Lib. Spect. (1.) (5.) (8.) Ep. Lib. I. (6.) 10. 17. 48. 111. (112.) 113. Lib. II. 3. 13. 15. 18. 19. 78. Lib. III. 10. 12. 21. 78. 86. Lib. IV. 9. 47. Lib. V. 41. 44. 54. Lib. VI. 48. 53. 87. Lib. VII. 12. 48. 56. 75. Lib. VIII. 1. 5. 19. 27. 29. 35. 49. 69. 74. Lib. IX. 11. 47. 63. Lib. X. 4. 43. 47. 54. Lib. XI. 18. 68. 69. 99. 104. Lib. XII. 10. 47. Lib. XIII. (59) (76) (78) Lib. XIV. 38. Die in Haken eingeſchloſſenen fehlen aber in der Ausgabe des Martials; weil es ſolche ſind, die Skaliger gleichfalls überſetzt hatte, und man ſich mit deſſen Einer Ueberſetzung begnügen wollte. Nur I. 112. und XIII. 76 fehlen dennoch auch, ob ſie ſchon Skaliger nicht überſetzt hatte.

Was die Ueberſetzungen in neuere Sprachen anbelangt: ſo glaube ich, daß die franzöſiſche die einzige iſt, die eine ganz vollſtändige aufweiſen kann. Und zwar eine doppelte, eine in Proſa und eine in Verſen; und dieſe doppelte noch dazu von einem und eben demſelben Manne. Doch da dieſer Mann der Abt **Marolles** iſt, ſo fällt alle Urſache weg, die Franzoſen darum zu beneiden. Einzelne Stücke ſind die Menge auch in alle andere Sprachen überſetzt worden, denen es nicht ganz an Poeten fehlet. Daß ſich eine ziemliche Anzahl ſpaniſcher Ueberſetzungen, von einem **Emanuel de Salinas**, in des **Lorenzo Gracian** Arte de Ingenio finden, merke ich deswegen an, weil ſie ſich der Kenntniß ſowohl des **Antonio** und **Velazquez**, als, welches eben ſo ſehr zu verwundern, unſers mit der ſpaniſchen Litteratur ſo genau bekannten Ueberſetzers des letztern, entzogen zu haben ſcheinen.

IV.

Priapeia.

Iſt es wohl noch vergönnt, ſo wie es ehedem mehr als einem ernſthaften Manne vergönnt geweſen, zur kritiſchen Berichtigung dieſer unſaubern Thorheiten einige Zeilen zu verlieren? Doch warum nicht? Da ſind ſie doch einmal: und beſſer iſt überall beſſer. Kann ſich hiernächſt kein Arzt mit Schäden beſchäftigen, ohne ſeine Einbildungskraft mit dem Orte, oder den Urſachen derſelben zu beflecken?

Ich habe ein Paar Handſchriften von ihnen überlaufen, in welchen ich verſchiedene beſſere Leſarten angetroffen, als in den gedruckten Ausgaben ſämmtlich zu finden. Ich denke, daß hier gerade der rechte Winkel iſt, in welchen ich ſo etwas, auf Nothfall des Gebrauchs, hinwerfen, oder in Entſtehung alles Gebrauchs — wegwerfen kann.

1. Die eine dieſer Handſchriften iſt hier in der fürſtlichen Bibliothek, und führet den Titel: Publii Virgilii Maronis de vita et moribus Lampsacenorum liber. Sie iſt auf Papier, und kann nur kurz vor Erfindung der Druckerey geſchrieben ſeyn. So offenbar fehlerhaft ſie an vielen Stellen iſt, ſo hat ſie doch wiederum andere, an welchen in ihr auf einmal ein Licht auf

gebet, nach dem ſich die Scioppii vergebens umgeſehen. Eine Probe ſey das fünf und ſiebzigſte Gedicht.

Priapus.

Obliquis, pathicæ, quid me ſpectatis ocellis?
  Non ſtat in inguinibus mentula tenta meis.
Quæ tamen exanimis nunc eſt, et inutile lignum:
  Utilis hæc, aram ſi dederitis, erit.

Es iſt ſonderbar, das Priapus einen Altar verlangen ſollte: und zu ſo einem Behufe: Aram ſi dederitis. Ihm war um ganz andere Huldigungen zu thun. Scioppius glaubte daher, daß man arae ſi dederitis dafür leſen müſſe. Ita lego, ſagt er, quia ex altera lectione bonum ſenſum eruere nequivi. Utilis erit, ſi eam in aram uſtulandam dabitis. Sed nec hoc mihi ſatisfacit. Ja wohl taugt auch das nicht; oder vielmehr es taugt noch weniger. Ein einziger Buchſtabe giebt dem Dinge eine andere Wendung. Man leſe nehmlich, anſtatt aram, arram oder arrham, ſo wie das Manuſkript will: und auf einmal iſt Sinn und Witz wiederum da. Priapus nehmlich will eben das ſagen, was Martial der alten Phyllis ſagte, deſſen Epigramm an ſie hier der beſte Kommentar iſt. (*)

Blanditias neſcis: dabo, dic, tibi millia centum,
  Et dabo Setini jugera culta ſoli.
Accipe vina, domum, pueros, chryſendeta, menſas:
  Nil opus eſt — — —

Aus eben dieſem Manuſkripte könnte ich auch ein ganzes noch ungedrucktes, zwar nur einzeiliges, Epigramm ad quendam, quomodo debeat ſervire Priapo mittheilen, welches ſich zwiſchen dem zwey und dreyßigſten und drey und dreyßigſten befindet: doch was von dieſer Art nicht ſchon bekannt iſt, ſoll es durch mich gewiß nicht werden. Und dazu iſt es ſo plump!

2. Die zweyte Handſchrift, mit der ich, vor länger als zehn Jahren, eine leere Stunde verderben, iſt unter den rhedigerſchen Manuſkripten der Bibliothek des Gymnaſii zu St. Eliſabeth in Breslau. Auch dieſe lieſet manche Zeile viel ſchmeidiger, und dem Verſtande gemäßer: wovon ich nur ein Paar Beyſpiele geben will.

(*) Lib. XI. ep. 30.

Carmen XV. ad Priapum.

Qualibus Hippomenes rapuit Schoeneida pomis:
  Qualibus Heſperidum nobilis hortus erat:
Qualia credibile eſt ſpatiantem rure paterno
  Nauſicaam pleno ſæpe tuliſſe ſinu:
Quale fuit malum, quod litera pinxit Aconti.
  Qua lecta, cupido pacta puella viro eſt:
Taliacunque puer dominus florentis agelli
  Impoſuit menſæ, nude Priape, tuæ.

Hier iſt von ſehr ſchönen Aepfeln die Rede, die mit den ſchönſten aus dem ganzen Fabelreiche verglichen werden. Wie ſchickt ſich nun zu dieſem das taliacunque, da cunque gemeiniglich etwas Verkleinerndes bey ſich hat, wie **Bentley** über den Horaz anmerkt (*). Scioppius ſahe ſich daher auch gedrungen in ſeinen Anmerkungen zu ſagen: το cunque παρελκει. Aber was iſt ſo ein παρελκει anders, als die gelehrtere Benennung eines Flickworts? welches wir uns hier erſparen können, wenn wir mit dem rhedigerſchen Manuſkripte leſen wollen:

  Talia quinque puer dominus florentis agelli &c.

Es waren ſolcher ſchönen Aepfel fünfe, die dem Priapus vorgeſetzt wurden.

Carmen XX. ad Priapum.

Copia me perdit: tu ſuffragare rogatus,
  Indicio nec me prode, Priape, tuo.
Hæc quæcunque tibi poſui vernacula poma,
  De ſacra nulli dixeris eſſe via.

Gruter, welcher auf Veranlaſſung ſeines Freundes, **Meliſſus**, die Priapeia dem Martial als das funfzehnte Buch beyfügte, ſagt in ſeinen Anmerkungen (die in der Ausgabe des **Hadrianides** nicht hätten fehlen ſollen) über die dritte Zeile dieſes Gedichts: Magis arridet lectio marginalis, quamvis ei minime ancillentur mſſ. codd. *Quæque tibi poſui tanquam vernacula poma.* Wenn es aber ſonach nur noch der Beyſtimmung von Handſchriften bedarf, dieſe beſſere Randgloſſe in den Text aufzunehmen, ſo kann ich verſichern, daß der Text ſowohl des

---

(*) Ad Lib. I. Od. VI.

rhedigerſchen als wolfenbüttelſchen Manuſkripts vollkommen ſo lieſet. Es iſt auch nothwendig, daß man ſo leſen muß: denn vernacula poma waren es ja wirklich nicht, ſondern ſollten es nur bedeuten.

3. Daß Fr. **Lindenbruch** den ſogenannten Anhang des Virgils, mit Joſ. **Skaligers** und ſeinen Anmerkungen herausgegeben, iſt bekannt. Aber das iſt nicht bekannt, daß er eine zweyte, verbeſſerte und vermehrte Ausgabe davon zum Drucke faſt fertig gehabt, wovon das Exemplar, in welches er ſeine Verbeſſerungen und Vermehrungen eingetragen, in hieſiger Bibliothek befindlich. Auch er hat darinn die Priapeia mit einem Manuſkripte verglichen, und mancherley Lesarten beygeſchrieben, deren aber die meiſten offenbare Schreibfehler ſind; wenigſtens iſt keine einzige darunter, die ich mit meinen vertauſchen möchte.

Warum ſonſt ſpätere Herausgeber völlig ausgemachte Dinge nicht nutzen wollen, um uns den Text dieſer Kleinigkeiten, die vollends des Leſens nicht werth ſind, wenn man ſich erſt den Kopf darüber zerbrechen ſoll, ſo korrekt zu geben, als ihnen möglich war: daran kann nichts als Nachläßigkeit ſchuld ſeyn. Wenn **Skaliger** z. E. bereits angemerkt hatte, daß das vier und zwanzigſte Epigramm aus dem Griechiſchen des **Leonidas**, in der Anthologie genommen ſey: warum hat man demohngeachtet bisher unterlaſſen, die Interpunktion der zwey letzten Zeilen,

Fur habeas poenam, licet indignere, feramque
Propter olus, dicas, hoc ego, propter olus.

nach den griechiſchen Zeilen,

Ἀλλ' ὡς ἐντεταμαι, φωρ ἐμβλεψας. τουτο δ' ἐρωτας,
Των ὀλιγων λαχανων εἱνεκα; των ὀλιγων.

zu berichtigen? nach welchen ſie nothwendig ſo ausſehen muß:

— — — — — — — — feramque
Propter olus, dicas, hoc ego? Propter olus.

Und ſo hat ſie auch **Salmaſius** in ſeinem Exemplare des gruterſchen Martials wirklich beygeſchrieben.

V.

Griechiſche Anthologie.

(1.)

Ich will hierunter ſowohl das Werk des Planudes als des Kephalas verſtanden wiſſen. Wenn das letztere eben dieſelbe Anthologie iſt, welche ſeit den Zeiten des Salmaſius ſo oft unter dem Namen der ungedruckten angeführet und genutzet worden: ſo haben wir es dem Hrn. D. Reiſke zu verdanken, daß ſie dieſes Beyworts zum größten Theil nicht weiter bedarf. Wenn ich aber hinzuſetze, daß beide Anthologieen dieſem würdigen Gelehrten noch mehr zu verdanken haben möchten; daß es ihm gefallen möchte, uns auch ſeines ſcharfſinnigen Fleißes über die planudiſche nicht zu berauben: ſo mag er bedenken, daß es Männer giebt, von denen man um ſo viel mehr ſodert, je mehr ſie gutwillig leiſten. Ich wüßte wenigſtens nicht, wodurch er ſeine ſo großen Verdienſte um die geſammte griechiſche Litteratur ſtolzer krönen könnte, als durch die Erfüllung dieſes Wunſches. Und doch muß ich mich gegen ihn ſchämen, dieſen Wunſch gethan zu haben, ſo lange ſein patriotiſcher Eifer, der leider mehr als uneigennützig heiſſen muß, wahrlich nicht zur Ehre unſerer Zeit und unſers Vaterlandes, fortfährt, ſo wenig Unterſtützung zu finden.

(2.)

Es iſt aber, ſelbſt nach der Bemerkung des Hrn. D. Reiſke, ſo gewiß nicht, daß die Anthologie des Kephalas, welche er aus der leipziger Abſchrift herausgegeben, die von dem heidelbergiſchen, nun vatikaniſchen Manuſkripte genommen worden, die einzige noch jetzt vorhandene ungedruckte Anthologie iſt. Seine Vermuthung von dem barberiniſchen Kodex, welchen Holſtein und Allatius gebraucht, ſcheinet ſehr gegründet zu ſeyn(*): und welch ein Glück wäre es, wenn ſich in dieſem, wenigſtens nur die unverfälſchte Anthologie des Agathias fände, und mit der Zeit an das Licht käme. Schon aus ihr, wenn denn nun auch die urſprünglichen Sammlungen des Meleager

---

(*) Præfat. ad Anth. Const. Ceph. p. XIX.

und Philippus auf immer verloren wären, würden wir, denke ich, von dem epigrammatiſchen Genie der Griechen einen etwas andern Begriff bekommen, als wir uns jetzt davon zu machen, vielleicht nur verleitet werden.

(3.)

Denn was ſtellet ſich der größere Theil von Leſern, welcher die Anthologie nur vom Hörenſagen, und höchſtens aus wenig Beyſpielen daraus kennet, überhaupt darunter vor? Was ſonſt als eine Sammlung eigentlicher Sinngedichte, ganz in der Manier, welche den Griechen, zu ihren beſten Zeiten, eigen war? Und dieſe Manier wofür hält er ſie anders, als für das klare platte Gegentheil der Manier des Martials, welche ſich vornehmlich durch Witz und boshafte Ueberraſchung empfiehlt? Gleichwohl geht von dieſer Vorſtellung, wenn man ſie auch nur bey dem Planudes und Kephalas auf die Probe bringt, ſehr vieles ab. Und wie viel mehr würde von ihr abgehen, wenn wir ſie gar gegen jene erſten urſprünglichen Sammlungen, oder auch nur, wie geſagt, gegen die erſte noch erträgliche Verfälſchung und Verſtümmelung derſelben halten könnten! In dieſer, des Agathias nehmlich, war ein eigener Abſchnitt ſatyriſcher Sinngedichte; noch eines andern, welcher lediglich dem Lobe des Weines und der Schmauſerey gewidmet war, nicht zu gedenken. Wenn dieſe aber nun in dem Kephalas gänzlich fehlen; wenn ſich Kephalas, außer den verliebten Abſchnitten, in welchen freylich mehr Empfindung als Witz ſeyn mußte, nur auf die dedikatoriſchen und ſepulkraliſchen, überhaupt nur auf die eigentlichen Aufſchriften eingeſchränkt, deren größtes Verdienſt allerdings die Simplicität iſt, deren Wirkung aber nicht aus dieſer bloßen Simplicität, ſondern zugleich aus dem ſinnlichen Eindrucke entſprang, welchen das Denkmahl machte: wie kann man ihn demohngeachtet zum allgemeinen Maaßſtabe annehmen, nach welchem es auszumeſſen, wie viel Witz die Griechen in allen verſchiednen Gattungen des Epigramms geliebet und zu brauchen vergönnet haben?

(4.)

Es mag ſich nun freylich wohl aus dem ſatyriſchen Abſchnitte, welcher in dem Kephalas mangelt, verſchiedenes in der Sammlung des Planudes finden. Allein was ſich denn auch in dieſer dahin gehöriges findet, das iſt von der Manier des Martials ſo weit lange nicht entfernt, als man ſich einbildet. Ja, es ſind nicht wenige Stücke darunter, die Martial ſelbſt nicht geſchraubter und ſpitzer hätte machen können; und die, wenn man ſie überſetzte, manchen vermeynten Kenner der griechiſchen Simplicität gewaltig irre führen würden. Ein Dutzend von dieſer Art habe ich unter meine Sinngedichte geſtreuet: aber ich will den ſehen, welcher ſie, ohne ſie ſonſt zu kennen, von denen unterſcheiden ſoll, die ich aus dem Martial nachgeahmt oder überſetzt habe. Es iſt nur Thorheit ſich einzubilden, daß Witz nicht auch den Griechen ſollte Witz geweſen ſeyn: ihnen, die ſo gern lachten, als irgend ein Volk in der Welt, und bey denen ſich mehr als Ein Schriftſteller bemüht hatte, der Kunſt, das Lachen zu erwecken, eine ſcientifiſche Form zu geben, wobey doch alles vornehmlich auf die Quellen der bey dem Martial ſo ſehr verſchrieenen Pointen hinauslaufen mußte(*). Man iſt nicht zu fein, ſondern zu ſtumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellektueller Schönheit deswegen kein Vergnügen findet, weil ſie nicht gerade die vornehmſte und intereſſanteſte iſt. Alles iſt gut, wenn es an ſeiner Stelle iſt; aber von allen Arten des Geſchmacks iſt der einſeitige der ſchlechteſte. Man iſt ſicherlich weder geſund noch klug, wenn man ſeine Schöne nicht anders als in der Kleidung einer unſchuldigen Schäferinn lieben kann.

(5.)

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſich Martial ſogar nach ſolchen griechiſchen Stücken gebildet hat, welche ſeinen ſo ähnlich ſehen. Er kannte den Meleager; und warum ſollte er nicht auch die Anthologie deſſelben gekannt haben, da er ſich eines von des Meleagers eigenen Epigrammen, welches ſich noch iezt darinn findet, ganz zu eigen gemacht? Nehmlich die Grabſchrift, welche Meleager einem Aeſigenes ſetzte(**),

Παμμῆτορ γῆ χαῖρε· σὺ τὸν πάρος οὐ βαρὺν εἰς σὲ
Αἰσιγένην, καὐτὴ νῦν ἐπέχοις ἀβαρής.

(*) Cicero de Orat. lib. II. cap. 63 & 71.

(**) Anth. lib. III. cap. 1.

hat er faſt wörtlich in den Schluß der Grabſchrift auf ſeine kleine liebe Erotion übergetragen.(*)

Mollia nec rigidus ceſpes tegat oſſa, nec illi,
Terra, gravis fueris: non fuit illa tibi.

Indeß muß ich, den eigenthümlichen Reichthum des Martials nicht verdächtig zu machen, hier anmerken, daß dieſes Exempel das einzige in der geſammten Anthologie iſt, nach welchem es ganz und gar keinen Zweifel leidet, daß er ſich dann und wann auch mit griechiſchen Einfällen beholfen. Denn ſo viel Aehnlichkeit auch mehrere von ſeinen Epigrammen, mit dem oder jenem griechiſchen zu haben ſcheinen: ſo verſteht es ſich darum nicht gleich von ſelbſt, daß eben Er der Nachahmer geweſen. Ich muß von dem Alter des griechiſchen Verfaſſers ſicher überzeugt ſeyn, ehe ich das ſoll auf ihn kommen laſſen. Denn offenbar iſt es bey den meiſten, daß nicht die Griechen von ihm, ſondern er von den Griechen geplündert worden, als von welchen man zeigen kann, daß ſie lange nach ihm gelebt haben.

So äußert ſich zwiſchen dem Epigramm eines gewiſſen Myrinus(**),

Τ τετρακοσι' ἐτη· ἐχεις δε και τους ἐνιαυτους
Δις τοσσους γραιη πεντακορων' Ἑκαβη.
Σισυφου ὦ μαμμη και Δευκαλιωνος ἀδελφη,
Βαπτε δε τας λευκας, και λεγε πασι τατα.

und dieſem vom Martial(***),

Mammas atque tatas habet Afra: ſed ipſa tatarum
Dici et mammarum maxima mamma poteſt.

zwar allerdings eine große Verwandtſchaft, und ſchwerlich dürfte das eine ohne Hülfe des andern ſeyn gemacht worden. Denn beide verſpotten ſie eine eitle Närrinn, die gern jünger ſcheinen möchte, als ſie iſt: nur daß das eine von ihr wirklich erzehlt, was das andere ihr in dieſer Abſicht zu thun nur rathet. Aber welches iſt hier das Original, und welches die Kopie? Das Alter des Myrinus iſt ungewiß; und Herr D. Reiske giebt es

---

(*) Lib. V. ep. 35.
(**) Anth. lib. II. cap. 9.
(***) Lib. I. ep. 101.

ſelbſt für nichts als eine Vermuthung aus, daß dieſer Myrinas der Rhetor L. Licinius Varro Murena ſeyn könne.(*)

Hingegen iſt zwiſchen folgendem des Martials(**),

Lotus nobiſcum eſt, hilaris cœnavit; et idem
Inventus mane eſt mortuus Andragoras.
Tam ſubitæ mortis cauſſam, Fauſtine, requiris?
In ſomnis medicum viderat Hermocratem.

und dieſem des Lucilius (†)

Ἑρμογένην τὸν ἰατρὸν ἰδὼν Διόφαντος ἐν ὕπνοις,
Οὐκ ἔτ' ἀνηγέρθη, καὶ περίαμμα φέρων.

die Sache außer Streit: und Rader hätte nicht ſo unbedachtſam mit einem e Græco hoc eſt expreſſum das Original des Martials geradeweg zur Nachahmung erniedrigen ſollen. Denn von dem Lucilius oder Lucillius, dem das Griechiſche gehört, iſt es ausgemacht, daß er geraume Zeit nach dem Martial gelebt.

Am ungernſten möchte ich dem Martial ſein ſo Bekanntes, und noch immer ſo oft Anzuwendendes(††)

Non de vi, neque cæde, nec veneno,
Sed lis eſt mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abeſſe furto.
Hoc judex ſibi poſtulat probari:
Tu Cannas, Mithridaticumque bellum,
Et perjuria Punici furoris,
Et Syllas, Mariosque, Muciosque
Magna voce ſonas, manuque tota.
Iam dic, Poſtume, de tribus capellis.

ſtreitig gemacht wiſſen. Gleichwohl ſchreibt Farnabius in ſeinen Anmerkungen, vide Lucilli epigr. lib. 2. cap. 46. Anthol. unde hoc expreſſum. Das wäre mir ein ſchöner Kommentator, der mich ſo ungeprüfter Sache hinter meinen Nachahmer ſetzte! Oder verlohnte es ſich nicht der Mühe, ſo etwas genauer nachzuſehen: was verlohnte ſich denn der Mühe über den Martial anzumerken? Der Lucillius, den Farnabius hier zum Erfinder macht, iſt der nehmliche vorgedachte, von dem, wie geſagt, ſo viel gewiß iſt, daß er ſpäter als Martial gelebt. Denn er hat unter

---

(*) Notit. Poet. Anthol. p. 248.

(**) Lib. VI. ep. 53.

(†) Anth. lib. II. cap. 22.

(††) Lib VI. ep. 19.

andern auch ein Epigramm auf den Arzt Magnus gemacht(*). Nun möchte ich zwar unter dieſem nicht, wie Fabricius gethan(**), den ſogenannten Jatroſophiſten verſtehen, als wonach Lucillius bis in das vierte Jahrhundert herunter kommen würde. Wenn denn aber auch nur der Magnus aus dem zweyten Jahrhunderte gemeynet iſt, welcher Leibarzt bey den Antoninen war: ſo bleibt doch immer derjenige Dichter, der ein Epigramm auf den Tod deſſelben machen können, wenigſtens noch funfzig Jahre hinter dem Martial zurück. Die Nachahmung des Lucillius ſelbſt, iſt nicht ſchlecht: ſie hat ſogar eigenes genug, daß ſie wohl auch ganz und gar nicht Nachahmung des Martials, ſondern eines dritten Muſters ſeyn könnte; beſonders wenn es wahr wäre, was dem Eraſmus bedünkte, daß der Schluß derſelben aus einem Sprichworte entlehnet ſey(***), und nicht vielmehr das Sprichwort ſelbſt ſeinen Urſprung daher hätte.

Hierüber aber, daß ſich in einer alten griechiſchen Anthologie mehr Stücke finden ſollen, welche aus dem Martial nachgeahmet worden, als ſolche, welche Martial daraus nachgeahmet, können ſich nur diejenigen wundern, welche überhaupt die Verfaſſer derſelben nicht recht kennen. Es finden ſich darunter nicht nur ſehr viel ſpätere Griechen, denen es üblich war, die lateiniſche Sprache zu lernen, ſondern auch nicht wenig geborene Römer, die Griechiſch genug gelernet zu haben glaubten, um ein Epigramm darinn wagen zu dürfen.

(6.)

Auch iſt, um ſich von der geprieſenen Simplicität, ſelbſt der älteſten und beſten griechiſchen Epigrammen, keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff zu machen, die Anmerkung des Batteux ſehr richtig und dienlich, „daß wir öfters nur nicht „alles wiſſen, was man wiſſen müßte, um richtig davon zu „urtheilen, und nichts von ſo geringen Umſtänden abhange, als „ein witziger Einfall.“

Es iſt, z. E. ſehr möglich, und ſehr glaublich, daß in manchem griechiſchen Epigramme, in welchem wir nichts als die

---

(*) Anth. lib. I. cap. 39.

(**) Bibl. Gr. Lib. III. cap. 28. p. 719

(***) Adagior. Chil. III. cent. I.

lung des Planudes finden. Allein was ſich denn auch in dieſer dahin gehöriges findet, das iſt von der Manier des Martials ſo weit lange nicht entfernt, als man ſich einbildet. Ja, es ſind nicht wenige Stücke darunter, die Martial ſelbſt nicht geſchraubter und ſpitzer hätte machen können; und die, wenn man ſie überſetzte, manchen vermeynten Kenner der griechiſchen Simplicität gewaltig irre führen würden. Ein Dutzend von dieſer Art habe ich unter meine Sinngedichte geſtreuet: aber ich will den ſehen, welcher ſie, ohne ſie ſonſt zu kennen, von denen unterſcheiden ſoll, die ich aus dem Martial nachgeahmt oder überſetzt habe. Es iſt nur Thorheit ſich einzubilden, daß Witz nicht auch den Griechen ſollte Witz geweſen ſeyn: ihnen, die ſo gern lachten, als irgend ein Volk in der Welt, und bey denen ſich mehr als Ein Schriftſteller bemüht hatte, der Kunſt, das Lachen zu erwecken, eine ſcientifiſche Form zu geben, wobey doch alles vornehmlich auf die Quellen der bey dem Martial ſo ſehr verſchrieenen Pointen hinauslaufen mußte(*). Man iſt nicht zu fein, ſondern zu ſtumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellektueller Schönheit deswegen kein Vergnügen findet, weil ſie nicht gerade die vornehmſte und intereſſanteſte iſt. Alles iſt gut, wenn es an ſeiner Stelle iſt; aber von allen Arten des Geſchmacks iſt der einſeitige der ſchlechteſte. Man iſt ſicherlich weder geſund noch klug, wenn man ſeine Schöne nicht anders als in der Kleidung einer unſchuldigen Schäferinn lieben kann.

(5.)

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſich Martial ſogar nach ſolchen griechiſchen Stücken gebildet hat, welche ſeinen ſo ähnlich ſehen. Er kannte den Meleager; und warum ſollte er nicht auch die Anthologie deſſelben gekannt haben, da er ſich eines von des Meleagers eigenen Epigrammen, welches ſich noch iezt darinn findet, ganz zu eigen gemacht? Nehmlich die Grabſchrift, welche Meleager einem Aeſigenes ſetzte(**),

Παμμητορ γη χαιρε· συ τον παρος ου βαρυν εις σε
Αισιγενην, καὐτη νυν ἐπεχοις ἀβαρης.

(*) Cicero de Orat. lib. II. cap. 63 & 71.

(**) Anth. lib. III. cap. 1.

hat er faſt wörtlich in den Schluß der Grabſchrift auf ſeine kleine liebe Erotien übergetragen.(*)

Mollia nec rigidus cespes tegat oſſa, nec illi,
Terra, gravis fueris: non fuit illa tibi.

Indeß muß ich, den eigenthümlichen Reichthum des Martials nicht verdächtig zu machen, hier anmerken, daß dieſes Exempel das einzige in der geſammten Anthologie iſt, nach welchem es ganz und gar keinen Zweifel leidet, daß er ſich dann und wann auch mit griechiſchen Einfällen beholfen. Denn ſo viel Aehnlichkeit auch mehrere von ſeinen Epigrammen, mit dem oder jenem griechiſchen zu haben ſcheinen: ſo verſteht es ſich darum nicht gleich von ſelbſt, daß eben Er der Nachahmer geweſen. Ich muß von dem Alter des griechiſchen Verfaſſers ſicher überzeugt ſeyn, ehe ich das ſoll auf ihn kommen laſſen. Denn offenbar iſt es bey den meiſten, daß nicht die Griechen von ihm, ſondern er von den Griechen geplündert werden, als von welchen man zeigen kann, daß ſie lange nach ihm gelebt haben.

So äußert ſich zwiſchen dem Epigramm eines gewiſſen Myrinas(**),

Τ' τετρακοσι' ἐτων· ἐχεις δε συ τους ἐνιαυτους
Δις τοσσους γραιη πεντακορων' Εκαβη.
Σισυφου ἡ μαμμη και Δευκαλιωνος ἀδελφη.
Βαπτε δε τας λευκας, και λεγε πασι τατα.

und dieſem vom Martial(***),

Mammas atque tatas habet Afra: ſed ipſa tatarum
Dici et mammarum maxima mamma poteſt.

zwar allerdings eine große Verwandtſchaft, und ſchwerlich dürfte das eine ohne Hülfe des andern ſeyn gemacht werden. Denn beide verſpotten ſie eine eitle Närrinn, die gern jünger ſcheinen möchte, als ſie iſt: nur daß das eine von ihr wirklich erzehlt, was das andere ihr in dieſer Abſicht zu thun nur rathet. Aber welches iſt hier das Original, und welches die Kopie? Das Alter des Myrinas iſt ungewiß; und Herr D. Reiſke giebt es

---

(*) Lib. V. ep. 35.

(**) Anth. lib. II. cap. 9.

(***) Lib. I. ep. 101.

bſt für nichts als eine Vermuthung aus, daß dieſer Myrinas r Rhetor L. Licinius Varro Murena ſeyn könne.(*)

Hingegen iſt zwiſchen folgendem des Martials(**),

Lotus nobiſcum eſt, hilaris cœnavit; et idem
  Inventus mane eſt mortuus Andragoras.
Tam ſubitæ mortis cauſſam, Fauſtine, requiris?
  In ſomnis medicum viderat Hermocratem.

und dieſem des Lucilius (†)

Ἑρμογένη τὸν ἰατρὸν ἰδὼν Διόφαντος ἐν ὕπνοις,
  Οὐκ ἔτ' ἀνηγέρθη, καὶ περίαμμα φέρων.

die Sache außer Streit: und Rader hätte nicht ſo unbedachtſam mit einem e Græco hoc eſt expreſſum das Original des Martials geradeweg zur Nachahmung erniedrigen ſollen. Denn von dem Lucilius oder Lucillius, dem das Griechiſche gehört, iſt es ausgemacht, daß er geraume Zeit nach dem Martial gelebt.

Am ungernſten möchte ich dem Martial ſein ſo Bekanntes, und noch immer ſo oft Anzuwendendes(††)

  Non de vi, neque cæde, nec veneno,
Sed lis eſt mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abeſſe furto.
Hoc judex ſibi poſtulat probari:
Tu Cannas, Mithridaticumque bellum,
Et perjuria Punici furoris,
Et Syllas, Marioſque, Mucioſque
Magna voce ſonas, manuque tota.
Iam dic, Poſtume, de tribus capellis.

ſtreitig gemacht wiſſen. Gleichwohl ſchreibt Farnabius in ſeinen Anmerkungen, vide Lucilli epigr. lib. 2. cap. 46. Anthol. unde hoc expreſſum. Das wäre mir ein ſchöner Kommentator, der mich ſo ungeprüfter Sache hinter meinen Nachahmer ſetzte! Oder erlohnte es ſich nicht der Mühe, ſo etwas genauer nachzuſehen: was verlohnte ſich denn der Mühe über den Martial anzumerken? Der Lucillius, den Farnabius hier zum Erfinder macht, iſt der nehmliche vorgedachte, von dem, wie geſagt, ſo viel gewiß iſt, daß er ſpäter als Martial gelebt. Denn er hat unter

---

(*) Notit. Poet. Anthol. p. 218.

(**) Lib. VI. ep. 53.

(†) Anth. lib. II. cap. 22.

(††) Lib. VI. ep. 19.

andern auch ein Epigramm auf den Arzt Magnus gemacht(*). Nun möchte ich zwar unter dieſem nicht, wie Fabricius gethan(**), den ſogenannten Jatroſophiſten verſtehen, als wonach Lucillius bis in das vierte Jahrhundert herunter kommen würde. Wenn denn aber auch nur der Magnus aus dem zweyten Jahrhunderte gemeynet iſt, welcher Leibarzt bey den Antoninen war: ſo bleibt doch immer derjenige Dichter, der ein Epigramm auf den Tod deſſelben machen können, wenigſtens noch funfzig Jahre hinter dem Martial zurück. Die Nachahmung des Lucillius ſelbſt, iſt nicht ſchlecht: ſie hat ſogar eigenes genug, daß ſie wohl auch ganz und gar nicht Nachahmung des Martials, ſondern eines dritten Muſters ſeyn könnte; beſonders wenn es wahr wäre, was dem Eraſmus bedünkte, daß der Schluß derſelben aus einem Sprichworte entlehnet ſey(***), und nicht vielmehr das Sprichwort ſelbſt ſeinen Urſprung daher hätte.

Hierüber aber, daß ſich in einer alten griechiſchen Anthologie mehr Stücke finden ſollen, welche aus dem Martial nachgeahmet worden, als ſolche, welche Martial daraus nachgeahmet, können ſich nur diejenigen wundern, welche überhaupt die Verfaſſer derſelben nicht recht kennen. Es finden ſich darunter nicht nur ſehr viel ſpätere Griechen, denen es üblich war, die lateiniſche Sprache zu lernen, ſondern auch nicht wenig geborene Römer, die Griechiſch genug gelernet zu haben glaubten, um ein Epigramm darinn wagen zu dürfen.

(6.)

Auch iſt, um ſich von der geprieſenen Simplicität, ſelbſt der älteſten und beſten griechiſchen Epigrammen, keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff zu machen, die Anmerkung des Batteux ſehr richtig und dienlich, „daß wir öfters nur nicht „alles wiſſen, was man wiſſen müßte, um richtig davon zu „urtheilen, und nichts von ſo geringen Umſtänden abhange, als „ein witziger Einfall.“

Es iſt, z. E. ſehr möglich, und ſehr glaublich, daß in manchem griechiſchen Epigramme, in welchem wir nichts als die

---

(*) Anth. lib. I. cap. 39.

(**) Bibl. Gr. Lib. III. cap. 28 p. 719

(***) Adagior. Chil. III. cent. I.

trockene kahle Anzeige eines hiſtoriſchen Umſtandes zu ſehen glauben, eine ſehr feine Anſpielung auf ganz etwas anders liegt, und der hiſtoriſche Umſtand ſelbſt nichts weniger als nach den Worten zu verſtehen iſt. Ein Exempel wird meine Meynung deutlicher machen.

Es iſt bekannt, was Plinius und Valerius Maximus, die ihre Nachricht ohnſtreitig aus den zuverläſſigſten Quellen werden genommen haben, ſehr einſtimmig von dem Tode des Sophokles melden: nehmlich, daß die Freude ihn um das Leben gebracht habe, als er bey einem tragiſchen Wettſtreite mit genauer Noth endlich den Sieg davon getragen; Sophocles ultimæ jam ſenectutis, cum in certamine tragœdiam dixiſſet, ancipiti ſententiarum eventu diu ſolicitus, aliquando tamen una ſententia victor, cauſam mortis gaudium habuit(*). Nun vergleiche man hiermit das Epigramm des jüngern Simonides auf den Tod dieſes Dichters(**).

Ἐσβέσθης γηραιὲ Σοφόκλεες, ἄνθος ἀοιδῶν,
Οἰνωπὸν Βάκχου βότρυν ἐρεπτόμενος.

Nach dieſem ſoll Sophokles an einer Weintraube erſtickt ſeyn. Zwey ſehr verſchiedene Todesarten, dem erſten Anſehen nach. Vor Freuden ſterben, und an einer Beere den Tod finden, davon ſcheinet eines dem andern ziemlich zu widerſprechen; daher uns denn auch die Lebensbeſchreiber des Sophokles recht gern die Wahl laſſen, ob wir lieber dieſes, oder jenes glauben wollen. Wie wäre es gleichwohl, wenn im Grunde keine Wahl hier Statt fände? wenn Simonides, richtig verſtanden, gerade eben das ſagte, was Plinius und Valerius verſichern? wenn er, als ein Dichter, nur unter einem ſchicklichen und ſchönen Bilde hätte ſagen wollen, was dieſe, als Geſchichtſchreiber, ohne Bild ſagen müſſen? Denn man erinnere ſich nur, unter weſſen beſonderm Schutze das Theater, und alles was zu dem Theater gehörte, ſtand. Eben der Gott, welcher die Menſchen den Wein gelehret hatte, galt dafür, daß er ſie auch, durch die wilden und groben Freuden der Weinleſe, zu den feinern und menſchlichen Freuden des Drama geleitet habe. Von ihm hießen Dich-

---

(*) Val. Max lib IX c. 12 Plinius Nat Hiſt. lib. VII. cap. 53.

(**) Anth. lib. III. cap. 25.

ter und Spieler dionyſiſche Künſtler; und wenn es vergönnt war, das eine ſeiner Geſchenke für das andere zu ſetzen: ſo konnte gar wohl der Sieg, den er einem Dichter oder Spieler verlieh, eine ſüße Traube heißen, womit er dieſen Liebling belohnen wollen. War nun aber die Freude über die Nachricht von einem ſolchen Siege dem Sieger tödtlich: wie konnte dieſes in der poetiſchen Sprache, mit Fortſetzung der nehmlichen Metapher, anders lauten, als daß er an einer Beere dieſer ſüßen Traube leider erſtickt ſey?

Eine dergleichen Auslegung, weiß man wohl, kann auf keine ſtrenge Art erwieſen werden: ſondern der Leſer, bey dem ſie Glück machen ſoll, muß ihr mit ſeinem eigenen Gefühle zu Hülfe kommen.

Wer indeß ihr ſeinen Beyfall nur darum verſagen wollte, weil noch andere alte Schriftſteller eben das von dem Tode des Sophokles berichten, was das Epigramm des Simonides, den Worten nach, zu ſagen ſcheinet, der thäte ſehr Unrecht. Denn alle dieſe andern Schriftſteller ſind jünger als Simonides, und haben den poetiſchen Ausdruck deſſelben entweder in ſeinem Geiſte nachgebraucht, oder wider ſeinen Geiſt verſtanden. Jenes kann Sotades gethan haben: dieſes hingegen iſt von dem kläglichen Zuſammenſchreiber der Μακροβίων ſehr glaublich, welches Lucian unmöglich kann geweſen ſeyn. Es iſt nicht jedem Auge gegeben, die Hülle zu durchſchauen, in welche der Dichter eine Wahrheit zu kleiden für gut findet: aber wenn eine dergleichen Hülle einmal für den Körper ſelbſt gehalten worden, ſo iſt ganz begreiflich, wie ſich mehrere hintergehen laſſen, und der Betrug endlich dahin gedeihen kann, daß er ſchwerlich mehr zu widerlegen ſtehet.

(7.)

Freylich dürfte, bey dem allen, dieſes Exempel ſehr einzig in ſeiner Art ſcheinen. Ich füge alſo ein zweytes bey, welches dieſen Anſtoß nicht haben wird, ohne darum weniger merkwürdig zu ſeyn.

Vorgedachter Lucillius hat an einen Demoſtratus, der ſich einem ſchlechten Augenarzte unter die Hände begab, folgendes gerichtet. (*)

(*) Anth. lib. II. cap. 22.

Πριν σ' ἐναλειψασθαι Δημοκρατε, χαιρ' ἱερον φως,
Εἰπε ταλαν· ὀυτως ἐυκοπος ἐςι Διων.
Οὐ μονον ἐξετυφλωσεν ὀλυμπικον, ἀλλα δε' αὐτου
Εἰκονος ἡς ἐιχεν τα βλεφαρ' ἐξεβαλεν.

Der Dichter giebt in dieſen Zeilen dem Kranken den Rath, ehe er die Salbe des Dion brauche, immer in voraus von dem lieben Tageslichte Abſchied zu nehmen. Denn, ſagt er, dieſer Dion iſt ſeiner Sache ſo gewiß, daß er einen andern Patienten, welches ein olympiſcher Sieger war, nicht allein ſelbſt ſtockblind gemacht, ſondern auch die Bildſäule deſſelben zugleich mit um ihre Augen gebracht hat.

Die Bildſäule zugleich mit um ihre Augen gebracht! das iſt ja wohl eine ſehr froſtige Uebertreibung. Hat denn eine Bildſäule Augen, mit welchen ſie wirklich ſieht? Kann ein unglücklicher Quackſalber ſie blinder machen, als ſie wirklich iſt? Oder, wenn nur die nachgebildeten todten Augen zu verſtehen ſind, wie hat er die Bildſäule um dieſe gebracht? Wirkte die ſchädliche Salbe durch Sympathie? Oder ſchlug er ihr, brach er ihr die Augen mit Gewalt aus? Dieſes zwar ſagen die Worte, wenn man ſie genau nimmt. Aber warum ſollte Dion dieſe verwüſtet haben? Wenn man ſchon zur Verhöhnung eines elenden Augenarztes ſagen kann, daß er der geſchworene Feind aller geſunden Augen ſey: darf man darunter auch Augen verſtehen, die ohnedem ſo ſind, als ob ſie aus ſeinen Händen gekommen wären? Eben ſo ſinnreich würde man ja wohl alsdenn auch ſagen dürfen, daß er allen Augen ſo feind ſey, daß er ſelbſt die Augen an den treibenden Bäumen zu zerquetſchen Vergnügen finde?

Man ſieht ſich vergebens bey den Auslegern nach etwas um, wodurch dieſer ſchaale Witz Geiſt und Schärfe bekommen könnte. Sie überſetzen die Worte ſehr treulich: aber wem es von ihnen eingefallen, eine Umſchreibung oder Erklärung hinzuzuthun, der macht uns ſicherlich verwirrter damit, als wir waren. So ſagt z. E. Opſopöus: Non ſolum excæcavit Olympicum, ſed propter imaginem quam habebat, etiam palpebras ejus ejecit. Man ſieht wohl, daß er durch propter imaginem das δε' εικονος ausdrücken wollen. Aber was ſoll es heißen? Beneidete der

Arzt ſeinen Patienten wegen der Ehre, ſich im Bilde aufgeſtellt zu ſehen? und war es Neid, warum er dieſem Bilde die Augen ausſchlug? Das wäre noch der einzige Verſtand, den das propter imaginem haben könnte: aber es wäre auch gerade der, welcher am meiſten mit der Abſicht des Ganzen ſtritte. — Etwas erträglicher lautet das griechiſche Scholion, das ſich bey dieſem Epigramme findet; denn es ſagt doch wenigſtens keine Ungereimtheit: τυφλου γαρ ὄντος ἀυτου ἐνδεχεται και την εἰκονα τυφλην εἶναι. Der Scholiaſt meynet nehmlich, der Dichter habe weiter nichts ſagen wollen, als dieſes: „Da der „Sieger blind geworden, ſo habe auch die Bildſäule nicht an„ders als blind ſeyn können.“ Hiermit, könnte man ſagen, bezog ſich der Scholiaſt auf das Ikoniſche der Statuen, welche die olympiſchen Sieger erhielten; auf das Geſetz der Hellanodiken, nach welchem eine Art dieſer Statuen nicht idealiſch, ſondern nach der beſten und ſtrengſten Aehnlichkeit gearbeitet ſeyn mußte. (*) Aber es iſt ſehr zu zweifeln, ob dieſer gelehrtere Umſtand dem Scholiaſten bekannt war; und wenn er ihm bekannt war, wenn er wirklich darauf gezielet, ſo hat er offenbar eine ganz falſche Anwendung davon gemacht. Denn erſtlich galt das Geſetz von Beobachtung der möglichſten Aehnlichkeit nur bey dem dreymaligen Sieger, für welchen man den in der Aufſchrift ohne Beweis annehmen müßte: und zweytens mußte ſich ja wohl dieſe Aehnlichkeit auf den Zuſtand, in welchem er ſiegte, beziehen, und nicht auf einen nachherigen, in welchen er durch Unglücksfälle gerieth. Endlich, was wäre denn auch bey dieſer Auslegung der ganze Einfall? Wo läge denn nun das größere Verbrechen des Arztes? Und wie könnte ihm eine natürliche nothwendige Folge als ein zweyter freywilliger Frevel angerechnet werden?

Kurz; der wahre, einzige Aufſchluß dieſes Epigramms iſt aus einer Bemerkung an den alten Bildſäulen herzuleiten, welche man bey den alten Schriftſtellern zwar von weitem angedeutet findet, die aber nur erſt von den neueſten Alterthumsforſchern, aus wirklich noch vorhandenen Stücken dieſer Art, in ihr völ-

---

(*) Plinius H. N. lib. XXXIV. ſect. 9.

liges Licht geſetzet worden.(*) Da nehmlich die Bildhauerey nur das eigentlich Körperliche, nur das, was durch Vertiefung und Erhöhung auf der Fläche ſichtbar iſt, ausdrücken ſoll: ſo kann ſie von dem menſchlichen Auge weit weniger nachahmen, als die Malerey. Der ganze Augapfel, auf welchem dieſe ſo vieles zu unterſcheiden findet, iſt für ſie weiter nichts als eine ründliche ebene Fläche. Weil nun aber hierdurch ein großer Theil des Lebens für ſie verloren gehen würde: ſo haben es ſchon ſehr alte Meiſter gewagt, durch einen Schritt über die Grenzen ihrer Kunſt, die Malerey hier wiederum einzuhohlen. Sie machten nehmlich den Augapfel entweder aus einem weißern, glänzendern Marmor, als die Bildſäule ſelbſt war; oder überzogen den Augapfel mit einem dünnen Silberbleche, welches die weiße Hornhaut vorſtellte, in der Mitte aber ausgeſchnitten war, um einen Stein zu faſſen, der die Farbe der Jris nachahmte, und in deſſen Mittelpunkte wiederum ein Edelſtein befeſtiget war, welcher den Stern bildete.

Nun nehme man an, daß die Augen der Bildſäule, von welcher in unſerm Epigramme die Rede iſt, von ſolcher Beſchaffenheit geweſen, und erinnere ſich zugleich eines anderweitigen Vorwurfs, welcher den alten Aerzten ſehr oft gemacht wurde: und ich meyne, wir verſtehen den Dichter nunmehr ſo, wie wir ihn verſtehen ſollen. Es war aber, was man den alten Aerzten, außer ihrer Unwiſſenheit und Vermeſſenheit ſonſt vorwarf, nichts geringeres als dieſes, daß ſie nicht immer reine Hände behielten, und aus den Häuſern ihrer Kranken gern etwas mitgehen hießen. Dieſes Schlages war jener Arzt in der äſopiſchen Fabel, dem eine alte Frau, die er wirklich an ſchlimmen Augen kuriret hatte, gleichwohl den bedungenen Lohn, unter dem zweydeutigen Vorwande nicht zahlen wollte, weil ſie unmöglich glauben könne, daß ihre Augen völlig hergeſtellet wären, mit welchen ſie verſchiedene Dinge in ihrem Hauſe nicht mehr ſähe, die ſie vor den Beſuchen des Arztes doch zuverläßig darinn geſehen habe.(**) Dieſes Schlages war jener Herodes, von welchem Martial erzehlet:(***)

(*) Winkelmanns Anmerkungen über ſ. Geſchichte der Kunſt. S. 81.

(**) Fab. 81.

(***) Lib. IX. ep. 98.

Univ. Bibl. München

Clinicus Herodes trullam ſubduxerat ægro:
Deprenſus dixit, Stulte, quid ergo bibis?

Dieſes Schlages war ein ungenannter Arzt, von welchem es in der Anthologie heißt: (*)

Φαρμακιτηι φωνην λεγειν και χρωματα αιρει,
Ταλλα δε παντ' αιρει και διχα φαρμακιων.

Und, mit einem Worte, eben dieſes Schlages war unſer Dion. Dergleichen eingeſetzte Augen, als ich geſagt habe, waren Dinge von Werth; und dieſe brach Dion der Bildſäule ſeines Kranken bey einer guten Gelegenheit aus. Das iſt der eigentliche zweyte Vorwurf, den ihm der Dichter macht; und der ganze epigrammatiſche Witz liegt in der Aehnlichkeit, welche dieſer zwiſchen der That, deren ſich Dion als Dieb ſchuldig machte, und der That, die er als ein ungeſchickter Arzt verübte, zu finden wußte.

(8.)

Außer ihrem poetiſchen Werthe hat die griechiſche Anthologie noch einen andern, der, wenigſtens in den Augen des Gelehrten, jenem bey weiten den Vorzug ſtreitig macht. Sie enthält einen Schatz von Nachrichten und Erläuterungen, die ſonſt nirgends zu finden, und auch lange nicht ſo verbraucht ſind, daß nicht noch itzt hundert Dinge, die man entweder gar nicht, oder nicht hinlänglich verſteht, ein ganz neues Licht daraus erhalten könnten. Ich begnüge mich, hiervon nur ein einziges Beyſpiel anzuführen.

Wer kennt nicht das Gedicht des jüngern Muſäus? und wer weiß nicht, wie viel Gelehrte ſich mit Aufklärung der geringſten Schwierigkeiten deſſelben beſchäftiget haben? Was haben nicht Daniel Pareus und Kromayer alles darüber zuſammengetragen? Und gleichwohl, darf ich behaupten, iſt ein ſehr weſentlicher Umſtand, der durch das ganze Gedicht herrſchet, von ihnen allen völlig unerörtert geblieben. Ich meyne den Umſtand des Orts, an welchem eigentlich der intereſſanteſte Theil der Geſchichte vorgeht.

Es heißt nehmlich, daß Hero, die Heldinn des Gedichts, fern von ihren Aeltern am Meere in einem hohen Thurme gewohnt habe. (**)

(*) Lib. II. cap. 22. ep. 18.

(**) Ver. 32.

Πυργον ἀπο προγονων παρα γειτονι ναιε θαλασσῃ.

Wie kömmt es, daß man uns ſo gar nichts von dieſem Thurme ſagt? Ich kann nicht glauben, daß ſchlechterdings kein Ausleger gewußt, was es mit dieſem Thurme für eine Bewandtniß gehabt. Aber wer es von ihnen gewußt hat, der hat wenigſtens ſehr Unrecht gethan, ſeine Leſer für eben ſo gelehrt, als ſich ſelbſt zu halten. Denn wahrlich verſteht ſich die Sache nicht von ſelbſt. Hero war Prieſterinn der Venus zu Seſtos; der Tempel dieſer Göttinn, an welchem ſie ſtand, lag in der Stadt; in dieſem Tempel in der Stadt ward das Feſt gefeyert, bey dem ſie Leander zu erſt erblickte: wie nun, daß ſie gleichwohl nicht in dieſem Tempel in der Stadt, ſondern außer der Stadt, am Meere, in einem Thurme wohnte? Was war das für ein Thurm? und was waren ihre Verrichtungen in dieſem Thurme?

Ich bekenne, daß ich mir ſelbſt auf dieſe Fragen, über die, wie geſagt, in allem, was Noten über den Muſäus heißt, ein tiefes Stillſchweigen beobachtet wird, lange nicht zu antworten gewußt habe: bis ich endlich auf zwey Epigrammen in der Anthologie traf, die mir völlige Befriedigung darüber gewährten.

In beiden erſcheinet Venus als die Beherrſcherinn des Meeres; in beiden wird eines Hauſes, und einer Stätte gedacht, welche der Göttinn an dem Ufer geheiliget waren. Allem Anſehen nach war alſo auch die Venus, die zu Seſtos ihren Tempel hatte, eine Venus Pontias, oder Euplöa, oder was ſie ſonſt für einen Namen in jener Würde führte: und der Thurm, welchen ihre Prieſterinn bewohnte, war gleichſam eine zu jenem Tempel gehörige Kapelle, die außer der Stadt an dem Ufer, zu mehrerer Bequemlichkeit der Schiffer und Reiſenden, erbauet war.

Das erſte dieſer Epigrammen gehört einem Antipater, und lautet ſo:

Λιτος μοι δομος οὗτος, (ἐπει παρα κυματι πηγῳ
 Ἱδρυμαι, ποτνης δεσποτις ἠιονος)
Αλλα φιλος· ποντῳ γαρ ἐπι πλατυ δειμαινοντι
 Χαιρω, και ναυταις εἰς ἐμε σωζομενοις.

Ἱλασκευ την Κυπριν. ἐγω δε σοι ἠ ἐν ἐρωτι
Ουριος, ἠ χαροπῳ πνευσομαι ἐν πελαγει.

„Gering iſt dieß mein Haus, mir, der ſchäumenden Wogen „Gebietherinn, hier am feuchten Ufer errichtet: und doch iſt es „mir lieb. Denn ich freue mich, wenn weit und breit das „Meer vor mir erſchrickt, und der Schiffer mir ſeine Rettung „danket. Verſöhnet Kypris! Ich bin es, die in der Liebe, ich „bin es, die auf der ſtürmenden See mit günſtigem Winde be„glücket." — Was Antipater δομος nennet, heißt bey dem Muſäus πυργος: und es iſt natürlich, daß ein Gebäude am Ufer, welches weit in die See ſehen, und vor Ueberſchwemmung geſichert ſeyn ſollen, die Höhe und Form eines Thurmes werde gehabt haben. So iſt es auf den Münzen und geſchnittenen Steinen, auf welchen die Geſchichte des Leanders abgebildet zu ſehen, auch wirklich ein Thurm, von welchem ihm Hero mit brennender Fackel entgegen leuchtet.

Das andere Epigramm, welches einer Anyte zugeſchrieben wird, iſt noch merkwürdiger, indem aus ihm zugleich die eigentliche Verrichtung erhellet, welche einer Prieſterinn der Venus in einem dergleichen Thurme obgelegen.

Κυπριδος οὑτος ὁ χωρος, ἐπει φιλον ἐπλετο τηνᾳ
Ἀιεν ἀπ' ἠπειρου λαμπρον ὁραν πελαγος,
Οφρα φιλον ναυτῃσι τελῃ πλοον, ἀμφι δε ποντος
Δειμαινῃ, λαμπρον δερκομενος ξοανον.

„Der Kypris iſt dieſe Stätte! Ihr gefällt, vom feſten Geſtade „immer auf ruhige glänzende Fluthen zu blicken; dem Schiffer „zur glücklichen Fahrt. Ihr ſtrahlendes Bild erſcheinet: die „Wogen erſchrecken und fallen." Aus den letzten Worten iſt ſicher zu ſchließen, daß, bey entſtehenden Stürmen, das Bildniß der Venus zu oberſt auf dem Thurme ausgeſtellet worden, um das tobende Meer durch Erblickung ſeiner Beherrſcherinn zu beſänftigen. Dieſe Ausſtellung war denn alſo das Geſchäfte der Prieſterinn: und ich irre mich ſehr, wenn nicht hieraus auch der ſtreitige Verſtand einer beſondern Stelle des Muſäus außer allem Zweifel geſetzt wird. Muſäus nehmlich nennet die Leuchte, welche Hero dem verliebten Schwimmer zum Ziele ſteckte, ἐρωτος ἄγαλμα:(*) und die Ausleger ſind äußerſt uneinig, wie dieſes ἄγαλμα hier zu überſetzen; ob durch ſimulacrum, oder ſignum, oder forma, oder indicium, oder ſolatium. Ich glaube aber, ἄγαλμα ſoll das ξόανον der Anyte ausdrücken; denn beides bedeutet eine Bildſäule, und der Dichter hat gar wohl die ausgeſteckte Fackel, mit Anſpielung auf die Ausſtellung der wirklichen Bildſäule der Göttinn der Liebe, ein Bild der Liebe nennen können. Folglich wäre die erſte Ueberſetzung, durch ſimulacrum, die richtigere; oder wenn man ja ſignum dafür brauchen wollte, ſo müßte es doch nur in dem Verſtande geſchehen, in welchem dieſes Wort, nicht für ein Zeichen überhaupt, ſondern für eine Art von ſimulacris genommen wird, und das Beywort letabile, welches Kromayer dabey für nöthig erachtet, wäre eben ſo überflüſſig als falſch.

Auf welchen von ſolchen Ufertempeln der Venus das eine oder das andere dieſer Epigrammen eigentlich gehe, iſt nicht zu beſtimmen. Es gab deren an den Küſten von Griechenland und den Inſeln des ägeiſchen Meeres mehr als einen, wie aus verſchiedenen Stellen des Pauſanias zu erſehen.

(9.)

Nicht minder reich an dergleichen, ſonſt nirgends vorkommenden Nachrichten und Erläuterungen iſt die Anthologie des Kephalas. Eine einzige dieſer Art, was für grundgelehrten und wunderſinnreichen Muthmaßungen kann ſie nicht auf einmal den Garaus ſpielen. z. E.

Wer war wohl der Glykon, deſſen in den bekannten Zeilen des Horaz,(**)

> Non poſſis oculo quantum contendere Lynceus,
> Non tamen idcirco contemnas lippus inungi:
> Nec, quia deſperes invicti membra Glyconis,
> Nodoſa corpus nolis prohibere chiragra —

gedacht wird? Allem Anſehen nach, ein berühmter Athlete zu den Zeiten des Dichters. Mehr ergiebt ſich von ihm, aus der Stelle ſelbſt, nicht: aber wie wenig iſt das für einen Ausleger, der Gelehrſamkeit zeigen ſoll! Heinſius erinnerte ſich, bey dem

---

(*) Ver. 8.

(**) Lib. I. Epiſt. 1. v. 28.

Laertius geleſen zu haben, daß der peripatetiſche Philoſoph Lykon, das dritte Haupt dieſer Schule nach dem Ariſtoteles, ein vorzüglich guter Ringer geweſen ſey. Weil nun dieſer Lykon, wegen ſeiner ſüßen Beredſamkeit auch wohl Glykon genennet worden: ſo entſchied Heinſius, daß Horaz keinen andern, als ihn gemeynet habe. Es iſt ſonderbar, auf dieſe Weiſe einen Philoſophen, der zum Vergnügen und der Geſundheit wegen die Gymnaſtik übet, in einen Ringer von Profeſſion zu verwandeln. Und doch iſt dieſe Meynung des Heinſius noch lange ſo abentheuerlich nicht, als eine andere, welche Spence uns gern eingeredet hätte. Weil nehmlich der farneſiſche Herkules, eine der berühmteſten Bildſäulen, die aus dem Alterthume übrig geblieben, nach Ausſage der Aufſchrift, von einem Künſtler, Namens Glykon, gearbeitet worden: ſo urtheilte Spence, der ſo gern Anſpielungen auf Kunſtwerke in den alten Dichtern fand, daß eben dieſe Bildſäule ſchon zu den Zeiten des Horaz vorhanden und berühmt geweſen, und daß ſie es ſey, welche der Dichter, unter dem Namen ihres Meiſters, wolle verſtanden wiſſen(*). Er machte alſo aus einem Ringer, einen Gott; aus einem Menſchen, einen Stein.

(*) The inſcription on the baſis of the Farneſe Hercules tells us, it was made by an artiſt called Glycon. As we now call it, the Farneſe Hercules, for diſtinction; they might very well of old have called it, the Hercules Glyconis, for the ſame reaſon. Such diſtinctions were more neceſſary then, than now; becauſe they had a much greater number of ſtatues in Rome of old. If they did uſually call this figure, the Hercules Glyconis, in Horace's time; he might very well call it, the Glycon, in verſe.

If this may be allowed to have been the caſe, the intent and true meaning of the paſſage from him, will be as follows. „You can never come to ſee ſharply as Lynceus; would you therefore ſuffer your eyes to get out? You can never acquire the ſtrength and firmneſs of Hercules; would you therefore ſuffer your body to run to ruin, and to be crippled with diſeaſes?"

I ſhould the rather take this to be the caſe, becauſe it ſeems more worthy of ſo good a writer, in two inſtances ſo cloſely united, to have taken them both from the antient mythology; than to take one from that, and the other from a (ſuppoſed) gladiator of his own time.

The epithet of *invictus* too, would have a particular propriety, if applied to the Farneſe Hercules. For that figure repreſents him as having

Es würde Mühe koſten, einem **Heinſius** und **Spence** die innere Ungereimtheit ihrer Meynungen ſo deutlich zu zeigen, daß ſie ſelbſt davon abſtehen zu müſſen glaubten. Ein Glück alſo, daß uns ein altes Epigramm in der Anthologie des **Kephalas** dieſer Mühe überhebt, in welchem wir einen Athleten **Glykon**, aus den Zeiten des Horaz, kennen lernen, der zuverläſſig kein anderer geweſen, als der, welchen Horaz ſelbſt zum Beyſpiele angezogen (*). Es lautet ſo:

> Γλυκων, το Περγαμηνον Ἀσιδι κλεος,
> Ὁ παμμαχων κεραυνος, ὁ πλατυς ποδας,
> Ὁ καινος Ἀτλας, αἱ τ' ἀνικητοι χερες,
> Ἐρρει· τοιονδε προσθεν ουτ' ἐν Ἰταλοις,
> Ουθ' Ἑλλαδι το πρωτον, ουτ' ἐν Ἀσιδι
> Ὁ παντα νικων Ἀΐδης ἀνετραπεν.

Ich ſage, daß der **Glykon**, auf deſſen Tod dieſes Epigramm gemacht worden, ein Zeitverwandter des Horaz geweſen. Denn ob ſchon der Verfaſſer deſſelben nicht völlig gewiß iſt, indem es einige einem **Antipater**, andere einem **Philippus** zuſchreiben: ſo haben doch beide, wenn man unter erſterm den Theſſalonier verſtehet, zu den Zeiten des Auguſtus gelebt. Das Beywort des **Unüberwundenen**, welches ſowohl Horaz, als der griechiſche Dichter dieſem **Glykon** giebt, ſcheinet die Sache vollends außer Streit zu ſetzen.

---

juſt finiſhed the laſt labour enjoined to him by the order of Juno; that is, juſt when ſhe had given up her purſuit of him, as a perſon not to be conquered by any difficulties. (*Polymetis Dial.* IX *p.* 115. *n.* 10.)

(*) Anth. Ceph. carmen 785. Edit. Reiſ. p. 168.

Ueber die ſo genannte Agrippine, unter den Alterthümern zu Dresden.

1771.*)

Eine weibliche ſitzende Figur, über Naturs Größe, das Haupt geſtützet auf die rechte Hand, wird unter den Alterthümern zu Dresden für eines der ſchönſten und vollkommenſten Werke gehalten, und hat von langer Zeit den Namen einer Agrippine geführt.

Winkelmann ſelbſt ließ ihr dieſen Namen; und ſagte: „daß ihr ſchönes Geſicht eine Seele zeige, die in tiefe Betrach„tungen verſenkt, und vor Sorge und Kummer gegen alle äu„ßere Empfindungen fühllos ſcheine. Man könnte muthma„ßen, ſetzte er hinzu, der Künſtler habe die Heldin in dem „betrübten Augenblicke vorſtellen wollen, da ihr die Verweiſung „nach der Inſel Pandataria war angekündigt worden.“

Woran aber dann und wann ein Kenner nur gezweifelt, das hat vor Kurzem Herr Caſanova (in ſeiner Abhandlung über verſchiedene Denkmähler der Dresdner Antikenſammlung) ausdrücklich beſtritten; nicht ohne Verwunderung über Winkelmannen. „Auch **Winkelmann**, ſagt er, legt dieſer Statue „den Namen einer Agrippine bey: denn auch er iſt biswei„len von der Seuche der Antiquare befallen worden, welche „die Kenntniß der Künſte aus der bloßen Lektüre beſitzen, „und deren Auge eben nicht der feinſte Sinn ihres Körpers iſt.“

Unſtreitig wird ein Gelehrter, ohne ein feines Auge, aus bloßen Büchern, in Dingen dieſer Art oft ſehr falſch urtheilen. Aber iſt denn das feine Auge ganz untrüglich? Und ſollte es nicht möglich ſeyn, daß ein Mann, der ſich das allerfeinſte Auge zutrauet, ohne Zuziehung ſchriftlicher Nachrichten, nicht eben ſo falſche Urtheile fällen könnte?

Herr Caſanova ſagt: „die Statue kann keine Agrippine „ſeyn, weil der Kopf keinem andern Kopfe der Agrippine, „weder auf Münzen, noch an der berühmten Statue der ſitzen„den Agrippine in Rom, gleichet.“

---

*) Aus der Braunſchweigiſchen Zeitung, St. 58 vom J. 1771, in den zehnten Theil der Leſſingiſchen Schriften (1792) aufgenommen und danach hier gedruckt.

Ich will itzt nicht unterſuchen, ob Winkelmann nicht eine ganz andere Agrippine in Gedanken gehabt, als von der ihn Herr Caſanova verſtehet. Sondern was ich eigentlich hier anmerken will, betrifft beyde; Winkelmannen ſowohl, als den Herrn Caſanova.

Winkelmann ſagte, es ſey eine Agrippine; denn ihr Kopf habe viel Aehnlichkeit mit dem Kopfe einer ſtehenden Agrippine in dem Vorſaale der Bibliothek zu St. Markus in Venedig.

Herr Caſanova ſagt, es ſey keine Agrippine; denn ihr Kopf gleiche keinem andern Kopfe der Agrippine.

Winkelmann ſagte, ihr ſchönes Geſicht zeuge von Sorgen und Kummer.

Herr Caſanova ſagt, ſie ſitze mehr in einer nachdenkenden tiefſinnigen, als traurigen Stellung; und ihr Geſicht ſey das ſchönſte Ideal.

Aber was reden ſie denn beyde uns ſo viel von dem Kopfe und von dem Geſichte vor? Wußte denn Winkelmann nicht, und weiß es Herr Caſanova ſelbſt nicht, daß aus dieſem Kopfe nichts zu ſchließen iſt?

Dieſer Kopf iſt neu; dieſer Kopf gehöret, wie noch manches andere, zu den Ergänzungen dieſer dem ohngeachtet vortrefflichen Statue.

Sollte es möglich ſeyn, daß man dieſes in Dresden nie gewußt hätte? Und doch ſcheinet es faſt. Denn nur bloß vergeſſen können weder die Gelehrten noch die Künſtler daſelbſt einen Umſtand haben, auf den, bey allen Vermuthungen, was die Statue vorſtellen ſoll, es einzig und allein ankömmt.

Indeß habe ich weder dieſen noch jenen nöthig, meine Behauptung weitläuftig zu erweiſen. Herr Caſanova und die Künſtler haben das Werk ſelbſt vor ſich, das ſie nach ihrer Kenntniß des Alten und Neuen nur etwas genauer prüfen dürfen. Die Gelehrten aber werden mir leicht auf die Spur kommen, und es bald heraus haben, worauf ich mich gründe. Denn wahrlich verlohnt es ſich kaum der Mühe, daß ich es ihnen ſage: ob es ſich ſchon ſehr der Mühe verlohnet, die Sache ſelbſt wieder allgemein bekannt zu machen.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften

herausgegeben

von

Karl Lachmann.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Neunter Band.

Berlin,
in der Voß'ſchen Buchhandlung.
1839.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Inhalt.

Seite

Zur Geſchichte und Litteratur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Erſter Beytrag. 1773.

I. Ueber die ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger: erſte Entdeckung 1
II. Romulus und Rimicius 37
III. Von dem Schickard-Marchtaleriſchen Tarich Beni Adam . 65
IV. Die Nachtigall 78
V. Paulus Silentiarius auf die Pythiſchen Bäder 103
VI. Vermeinte Ἀνέκδοτα des Antoninus in der Herzoglichen Bibliothek zu Florenz 110
VII. Leibnitz von den ewigen Strafen 119
Beantwortete Anfragen. 1 — 3 177

Zweyter Beytrag.

VIII. Marco Polo, aus einer Handſchrift ergänzt, und aus einer andern ſehr zu verbeſſern 189
IX. Die Flandriſche Chronike, beym Martene und Durand, aus einer Handſchrift ergänzt 217
X. Ehemalige Fenſtergemälde im Kloſter Hirſchau 228
XI. Des Kloſters Hirſchau Gebäude, übrige Gemälde, Bibliothek, und älteſte Schriftſteller 245
XII. Des Andreas Wiſſowatius Einwürfe wider die Dreyeinigkeit 263
XIII. Zur Griechiſchen Anthologie 295

Seite
XIV. Erasmus Stella und deſſen nun erſt ans Licht tretende Commentarii de reb. ac pop. pr. oræ inter Albim & Salam 313

Dritter Beytrag. 1774.

XVII. Von Adam Neuſern, einige authentiſche Nachrichten . 359
XVIII. Von Duldung der Deiſten: Fragment eines Ungenannten 416
XIX. Ergänzungen des Julius Firmicus 421

Vom Alter der Oelmalerey aus dem Theophilus Presbyter. 1774 443

Zur Geſchichte und Litteratur.

Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Erſter Beytrag.

1773.

Vorrede.

Die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel, deren Aufſicht mir anvertrauet iſt, hat, von ihrer erſten Stiftung an, die Augen der Gelehrten ganz beſonders auf ſich gezogen. Und mit Recht. Die meiſten Bibliotheken ſind **entſtanden**: nur wenige ſind angelegt worden; und vielleicht iſt keine einzige mit der Gefliſſenheit angelegt worden, deren ſich ein ſo kundiger Fürſt, als **Auguſtus** war, in einer ununterbrochnen Folge von nahe funfzig Jahren beeiferte.

Die Beweiſe hiervon ſind in der Geſchichte nachzuſehen, welche von ihr **Burckhard**, einer meiner Vorweſer, mit vielem Fleiſſe zuſammengetragen hat.

Dennoch aber iſt eben dieſes Werk nur wenig geſchickt, der Welt einen angemeſſenen Begriff von ihr zu machen.

Ich meyne dieſes nicht blos in Anſehung ihres gegenwärtigen Zuſtandes; in Anſehung des Anwachſes, den ſie in den letzten dreyßig Jahren erhalten. Denn wie ſehr ſich Unſeres itzt regierenden **Herzogs Durchlaucht** das Recht erworben haben, der zweyte Stifter derſelben zu heiſſen: das hat es freylich nicht **melden können**. Die Beſchreibung dieſes glücklichen Zeitpunkts bleibt ſeinem Fortſetzer aufbehalten.

Sondern **Burckhard** ſcheinet überhaupt nicht erwogen zu haben, worauf es bey der Geſchichte einer Bibliothek hauptſächlich ankömmt. Nicht darauf, daß man die gleichgültigern Umſtände ihrer Entſtehung und ihrer allmäligen Vermehrung mit einer ängſtlichen Gewiſſenhaftigkeit her erzählet; das wäre höchſtens die Genealogie der Bibliothek: ſondern darauf, daß man zeigt, wozu es denn nun auch der Gelehrſamkeit und den Gelehrten genutzt habe, daß ſo viele Bücher mit ſo vielen Koſten hier zu Hauſe gebracht worden. Das allein ſind die Thaten der Bibliothek: und ohne Thaten giebt es keine Geſchichte.

Denn kaum daß **Burckhard** noch die wenigen Werke mitnimmt, die **Auguſtus** ſelbſt aus dieſer ſeiner Bibliothek, entweder zuerſt, oder verbeſſert, herausgeben laſſen. Das weit Mehrere und weit Beträchtlichere, was in Zeiten, die ihm doch viel näher waren, Männer wie **Leibnitz**, **Eckard**, **Lenfant**, **Corte**, **Salig** ꝛc. aus ihr geſchöpft haben, iſt mit dem tiefſten Stillſchweigen von ihm übergangen worden. Gleichwohl hätte auch er ſchon dreiſt behaupten können, was ich itzt um ſo viel ſichrer behaupten darf: nehmlich, daß in dieſem Jahrhunderte ſchwerlich eine Bibliothek in Europa ſo viele und ſo wichtige Beyträge zu ſo mancherley Theilen der Gelehrſamkeit geliefert hat, als die Unſrige.

Wenn ich es nun für meine erſte Pflicht hielt, mir von dieſen Beyträgen allen eine genaue und ſo viel möglich kritiſche Kenntniß zu erwerben: ſo ſchmeichle ich mir, daß ich in einiger Zeit nicht unfähig ſeyn dürfte, den Mangel des Burckhardſchen Werks zu ergänzen, und eine Litterär Geſchichte derſelben bereit zu haben, die in einem vorzüglichern Verſtande die Geſchichte der Bibliothek heiſſen könnte. —

Doch was dann? Wird die Welt dadurch viel mehr bekommen, als ſie bereits hat? Ein Inventar von Schätzen, iſt recht gut; aber es iſt kein neuer Schatz.

Und ich will es nur bekennen, was von Anfange an mein ſtolzrer Vorſatz geweſen iſt. Mit Einem Worte: lieber für die noch künftige Geſchichte der Bibliothek neuen Stoff zu brechen; als die Rechnungen von der verfloſſenen aufzunehmen.

Von der Ergiebigkeit des Grundes war ich aus fremden Erfahrungen hinlänglich überzeugt; und wurde es durch meine eigene um ſo mehr, als ich an jener Schrift des **Berengarius** einen ſo reichhaltigen Anbruch gleichſam zu Tage zu finden, das Glück hatte.

Wenn ich nun für das Weitere dem Rathe der Meiſten hätte folgen wollen: ſo würde die Abfaſſung und Bekanntmachung eines vollſtändigen Verzeichniſſes aller handſchriftlichen Schätze der Bibliothek, das Beſte und Kürzeſte geweſen ſeyn, was ich in Abſicht meines Vorſatzes hätte thun können.

Und allerdings wäre dieſer Rath recht herrlich und ſchön, wenn er nicht einen kleinen Fehler mit ſo manchem andern herrlichen und ſchönen Rathe gemein hätte. Die Ausführung iſt auf der einen Seite, nicht eben ſehr nützlich: und auf der andern, nicht ſo recht möglich.

Denn entweder man meynet ein Verzeichniß, welches nichts als die etwanigen Aufſchriften der Manuſcripte enthält. — Ein ſolches kann man ſich leicht einbilden, iſt längſt bey der Bibliothek vorhanden, und braucht nichts, als gelegentlich erweitert und berichtiget zu werden. Die Bekanntmachung deſſelben durch den Druck aber, dünkt mich, würde am Ende pompöſer, als erſprießlich ſeyn. Sie würde bey den Gelehrten ſo manche überflüßige Neugierde, ſo manche eitle Erwartung erregen; ſie würde dem Bibliothekar auf ewige Zeiten ſo manche vergebene Mühe, ſo manchen Zeitverluſt machen, ihn ſo manchen auf nichts hinauslauffenden Anfragen ausſetzen: daß der daraus erwachſende Nachtheil den Vortheil unendlich überwiegen dürfte.

Oder man meynet ein Verzeichniß, welches bey jedem Manuſcripte zugleich mit anmerkt, ob es bereits herausgegeben ſey, oder nicht; ob es ſonſt genutzt worden, oder nicht; ob es genutzt zu werden verdiene, oder nicht. — Iſt ein ſolches Verzeichniß das Werk einiger Jahre? Iſt es das Werk eines einzigen Mannes? Und würde ich dieſer einzige Mann ſeyn? —

So ſchränke ſich, wird man ſagen, der einzige Mann auf das Wichtigſte ein. — Recht wohl. Aber was iſt das Wichtigſte? Wo findet es ſich? Wer zeigt es ihm? Wie gelangt er dazu?

Ohne Zweifel, durch Verſuche; durch anhaltenden Fleiß: durch gutes Glück. — Und das iſt es, worauf ich kommen wollte.

Ich fange hiermit an, der Welt einige Proben vorzulegen, wie weit es mir noch bis itzt durch dieſe drey Stücke gelungen iſt, Schätze kundbarer zu machen, die ihre Durchlauchtigſten Beſitzer von jeher, ſo gemeinnützig als möglich zu wiſſen, ſich zum Vergnügen gerechnet haben. Es ziemet mir nicht hier anzuzeigen, in welchem hohen Grade dieſes Lob beſonders dem Gegenwärtigen gebühret. Aber verſchweigen darf ich nicht, daß ich Seine ausdrückliche Genehmhaltung und Aufmunterung zu dieſer Arbeit habe. Möchte ſie doch nur auf einige Weiſe der Abſicht entſprechen, in welcher er mich dieſer Genehmigung und Aufmunterung gewürdiget!

Ich habe mich zweyer Wege bedacht, dieſen Wunſch deſto eher zu erreichen.

Der eine iſt: diejenigen Gelehrten um ihren Beytritt zu erſuchen, welchen irgend ein geheimer Vorzug unſerer Bibliothek bekannt geworden. Wolfenbüttel ſelbſt hat ſolcher Gelehrten mehr als einen. Beſonders haben, wie man weiß, die Herren Knittel und Heuſinger, und den ich zu allererſt hätte nennen ſollen, des Herrn Geheime Rath von Praun Excellenz, ſo viele Jahre länger als ich, mit einer ſo viel ausgebreitetern und gründlichern Gelehrſamkeit, als ich mir anmaaſſe, die Schätze derſelben genauer einzuſehen Gelegenheit gehabt. Wenn es dieſen Männern alſo gefällig wäre, mit mir gemeinſchaftliche Sache zu machen: ſo dürften ohne Zweifel die künftigen Theile meiner Schrift ein ganz anderes Anſehen gewinnen.

Der zweyte Weg geht dahin: daß ich mir die Anfragen zu Nutze mache, welche auswärtige Gelehrte wegen der Bibliothek an mich zu thun für gut finden. Je mehr Anlaß ich dadurch erhalten werde, meine eigene Kenntniſſe von ihr auch von ſolchen Seiten zu erweitern, gegen die ich mich von ſelbſt wohl ſchwerlich dürfte gewandt haben: deſto angenehmer wird es mir ſeyn. Da ich mich aber ohnehin in keine weitläuftige privat Correſpondenz einlaſſen kann: ſo erlaube man mir, daß ich die wichtigſten derſelben hier öffentlich beantworte, und auf dieſe Weiſe die Neugierde oder das Bedürfniß eines einzigen, zum Gebrauche mehrerer verwende.

I.

Ueber die ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger.

Erſte Entdeckung.

Die Gelehrten in der Schweitz, welche ſich um den Schwäbiſchen Zeitraum der deutſchen Dichtkunſt ſo ſehr verdient gemacht haben, ſchickten, ehe ſie mit der groſſen Maneſſiſchen Sammlung von Minneliedern an das Licht traten, zum Vorſchmack einen Band alter Fabeln voraus, die ſie ungefehr aus den nehmlichen Jahren zu ſeyn urtheilten. Wer nicht ganz ein Fremdling in der Geſchichte unſerer Litteratur iſt, der kennet dieſe Fabeln, die unter dem Titel, Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger, im Jahre 1757 zu Zürich in Octav herauskamen, und von allen, die Einfalt und Wahrheit in einer echten und lautern Sprache zu ſchätzen wiſſen, mit ſo vielem Danke aufgenommen wurden.

Damals glaubten die Herausgeber, und glauben es ohne Zweifel noch, daß ſie der Welt an dieſen Fabeln etwas geliefert, was ihr ſo gut als völlig neu ſeyn müſſe. Sie hielten ſich nehmlich für verſichert, daß auſſer der Hälfte derſelben, welche der Straßburgiſche Profeſſor, Joh. Geo. Scherz, von 1701 bis 1710, in eilf akademiſchen Diſſertationen, mit einem weitläuftigen Commentar abdrucken laſſen, ſonſt nichts davon im Druck erſchienen ſey; und ſie alſo diejenigen wären, welche das Ganze zuerſt aus ihren Handſchriften bekannt machten.

Wenn Herausgeber ſo etwas glauben; ſo glaubt es die Welt natürlicher Weiſe mit: denn man nimmt an, daß Herausgeber nicht unterlaſſen, ſo genaue Kundſchaft als möglich deßfalls einzuziehen. Ich wüßte daher auch nicht, daß von irgend jemanden den Herren Schweitzern die Ehre der erſten vollſtändigen Bekanntmachung benannter Fabeln wäre abgeſtritten worden: und ich ſelbſt bin länger als zehn Jahre der feſten Meinung geweſen, daß ſie ihnen auch nicht abzuſtreiten ſtehe.

Denn nur erſt 1769 gerieth ich auf den Verdacht, daß es doch wohl eben dieſe Fabeln ſeyn könnten, welche ſchon längſt einmal gedruckt geweſen, und ſchon längſt wieder vergeſſen worden. Ich bekenne es mit Vergnügen, wer mich auf die Spur dieſes Verdachts geholfen.

Es war der Herr von Heinecke; in ſeiner Nachricht von einer gelehrten Reiſe, die er das Jahr vorher durch Niederſachſen und Holland unternommen hatte(*). Da es ihm damit vornehmlich um die Aufklärung des Urſprungs der Druckerey zu thun geweſen war, (beſonders, in ſo fern ſie in der alten Formenſchneiderey zu ſuchen) und er in ſolcher Abſicht alle dahin einſchlagende Seltenheiten, welche in den Bibliotheken daſiger Gegend aufbewahret werden, in Augenſchein genommen hatte: ſo war ihm unter denen, welche ihm die Bibliothek zu Wolfenbüttel in Menge anbot, auch ein deutſches Fabelbuch mit Holzſchnitten vorgekommen, in welchem auf dem letzten Blatte ſtehet, daß es zu Bamberg 1461 geendet worden, und welches er daher näher zu beſchreiben für werth hielt.

Ich will damit nicht ſagen, daß der Herr von Heinecke der erſte oder einzige geweſen, der dieſes alte Fabelbuch gekannt und ſeiner Aufmerkſamkeit gewürdiget hätte. Es war ſchon vor ihm von verſchiedenen Bücherkennern angeführet werden; beſonders vom Johann Saubertus, in dem Anhange ſeiner Geſchichte der Nürnbergiſchen Bibliothek, wo er die erſten Drucke dieſes Bücherſchatzes anzeiget, und es für ein Werk hält, das nicht mit beweglichen Buchſtaben geſetzet, ſondern von eingeſchnittenen Tafeln abgedruckt worden(**). Allein weder Saubertus, noch ſonſt jemand, hatte etwas daraus mitgetheilet, woraus der nähere Innhalt zu ſchlieſſen geweſen wäre: und nur der Herr von Heinecke hatte die Aufmerkſamkeit, dieſes zu thun, und dadurch den Weg zu einer Entdeckung zu bahnen, durch den das alte Buch noch einen weit gröſſern Werth erhält, als ihm von der typographiſchen Seite gebühret. Er führte nehmlich die erſten Zeilen der erſten Fabel daraus an:

Einsmals ein Affe kam gerant
Da es viel guter nuſſe fand u. ſ. w.

(*) Nachrichten von Künſtlern und Kunſt-Sachen. Theil II, S. 21.

(**) *Jo. Sauberti* Hiſtoria Bibliothecæ Reip. Noribergenſis, Norib. 1643. in 12mo p. 116.

Und nun hätte ich die Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger viel weniger müſſen geleſen haben, als ich ſie wirklich geleſen hatte, wenn mir nicht ſogleich hätte einfallen ſollen, daß dieſe zwey Zeilen ja wohl auch der Anfang der allererſten Fabel von ihnen wären. Denn daß muſe für muſſe, es für er, verdruckt ſey: das verſtand ſich von ſelbſt. Was war alſo natürlicher, als der Gedanke, ob das Bambergiſche Fabelbuch nicht wohl noch mehrere von jenen Fabeln enthielte? ja, ob es wohl nicht gar im Grunde weiter nichts, als ein früher unbekannter Abdruck derſelben ſey?

Ich hätte gleich damals, durch meine Freunde in Braunſchweig, ſehr bald und leicht hinter die wahre Beſchaffenheit kommen können. Doch, dachte ich, wer will eine jede ſolcher Spuren ſelbſt verfolgen? Hier iſt deutlich genug darauf gewieſen; der Fingerzeig wird mehrern in die Augen fallen: und wir werden bald hören, woran wir ſind.

Nur als ich ſelbſt nach Wolfenbüttel kam, erinnerte ich mich ſogleich, daß das, wovon ich ganz gewiß vermuthet hatte, daß es auch ohne mich geſchehen würde, dennoch bisher unterblieben ſey. Und da wäre es denn ohnſtreitig mehr Läſſigkeit, als Enthaltung geweſen, wenn ich es nicht mit eines von meinen Erſten ſeyn laſſen, mich auch hierüber durch meine eigene Augen des Gewiſſern zu belehren.

Es geſchah: und mit dem erſten Blicke, den ich auf das alte Buch warf, war die Sache entſchieden. Ich fand nehmlich, zu meiner nicht geringen Freude, in der That und Wahrheit, daß dieſes zu Bamberg ſchon 1461 gedruckte Fabelbuch, ſchlechterdings nichts anders als eben die Sammlung alter Fabeln iſt, welche erſt Scherz und dann die Schweizer herausgegeben; unwiſſend, daß man ihnen längſt damit zuvorgekommen, und daß der alte Dichter, den ſie ihres Fleiſſes für ſo werth hielten, gleich im Anfange der Buchdruckerey für würdig geachtet worden, durch die neuerfundene Kunſt allgemeiner bekannt gemacht zu werden. Oder wenn dieſes die Sache nicht war, — wie man denn auch wohl ſchwerlich behaupten kann, daß alle Bücher, welche zuerſt gedruckt wurden, auch zuerſt gedruckt zu werden verdienten — ſo erhellet doch wenigſtens aus dem ſo ſchleunigen Abdrucke dieſer Fabeln, daß ſie damals ein Buch geweſen, welches viel geleſen ward: denn wenn die Wahl der erſten Drucker ſchon nicht immer auf die beſten Bücher fiel, ſo fiel ſie doch ſicherlich immer auf die gangbarſten.

Eine Anmerkung dringt ſich hier mir zu lebhaft auf, als daß ich ſie ganz verſchweigen ſollte. — Wie wenig man ſieht, wenn man nur das ſieht, was man ſehen will! wenn man für nichts Augen hat, als für ſeinen Kram! Und wie bekannt etwas ſeyn kann; und zugleich wie unbekannt! — Als erſter Druck, war unſer Fabelbuch bekannt genug; nur als das, was es eigentlich iſt, war es ſo unbekannt, daß es, völlig ungerügt, einmal und zweymal, als etwas ganz Neues, aus Handſchriften konnte und durfte gedruckt werden. Das macht: der Litterater verachtet meiſtens den Poeten; und der Poet lacht gemeiniglich über den Litterator. Jeder begnügt ſich, um ſeine Welle zu gehen, wie ein geblendeter Gaul. —

Wer ſich indeß auf die Seltenheit eines deutſchen Druckes von 1461 verſtehet, wird leicht begreiffen, daß weder Scherzen, noch den Herren Schweitzern aus ihrer Unwiſſenheit ein Vorwurf zu machen. Es wäre ſonſt eben als ob man von ihnen verlangte, daß ſie auch alle Handſchriften ſollten gekannt haben, die von den nehmlichen Fabeln hin und wieder in Bibliotheken annoch verborgen liegen. Denn wahrlich iſt ein ſo früher Druck an Seltenheit einer Handſchrift vollkommen gleich; und der insbeſondere, von dem die Rede iſt, wohl noch gar ihr weit daran vorzuziehen. Denn Handſchriften von dieſen Fabeln kenne ich doch wenigſtens ſechſe; da ich hingegen von der Bamberger gedruckten Ausgabe ein zweytes Exemplar, auſſer dem unſrigen, nicht nachzuweiſen wüßte. Wenigſtens macht es mir der Herr von Heinecke ungewiß, ob dasjenige Exemplar, welches Saubertus doch wohl wird geſehen haben, annoch in der Nürnbergiſchen Bibliothek befindlich iſt, oder ob es gar jemals daſelbſt verhanden geweſen(*).

(*) Nehmlich in einem neuen Werke, (Idée generale d'une Collection complette d'Estampes &c. à Vienne 1771. p. 275.) in welchem er die in den Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen ertheilte Beſchreibung, mit einigen Zuſätzen wiederhohlt hat.

Was aber, wie geſagt, jenen Gelehrten nicht zu verübeln ſtehet, das würde einem Bibliothekar, der eine ſo einzige Merkwürdigkeit unter ſeinem Beſchluſſe hat, ſehr zu verdenken ſeyn. Denn von dieſem verlangt man ſogar, daß er gelegentlich Meldung davon thue, wenn man ihm anders zutrauen ſoll, daß er das, was er bewachet, auch kenne. Und daher glaube ich denn mit folgender Nachricht, ſelbſt bey denen keinen Undank zu verdienen, die ihr ſchriftſtelleriſches Verdienſt um eine Kleinigkeit dadurch geſchmälert finden dürften.

— Alſo zuvörderſt das Aeuſſerliche und Materielle des Buchs zu beſchreiben: ſo ſetze ich zu dem, was der Herr von Heinecke bereits von dem Formate und den eingedruckten Holzſchnitten deſſelben geſagt hat, noch dieſes hinzu(*). — Das Papier iſt von ziemlicher Stärke, aber nicht von beſonderer Weiſſe; und hat zum Zeichen den aus den Maynziſchen alten Drucken ſo bekannten Ochſenkopf. Ich merke dieſes darum an, weil es ſonach ein ſichtbarer Beweis iſt, daß beſagtes Zeichen nicht ſchlechterdings einen Fauſtiſchen Druck beweiſet, wie Naudäus behaupten wollen; welcher Behauptung die Kenner zwar ihren Zweifel, aber doch, ſo viel ich weiß, noch kein wirkliches Beyſpiel entgegen geſetzet haben(**). — Die Blätter, deren in allen acht und achtzig ſind, haben überhaupt keines von den Merkzeichen, durch welche ihre Folge beſtimmt, und die Zuſammenbindung erleichtert wird. Sie ſind weder paginirt noch gezählt; ohne Cuſtos und Signatur: daher es um ſo weniger zu verwundern, daß ſie hier und da verbunden worden. — Die Schrift iſt eine plumpe ſtumpfe Fractur, faſt ſo groß als die, welche in den Formatbüchern Doppel-Mittel-Fractur heißt. Dem erſten Anſehn nach ſollte man ſie für eben die Schrift halten, aus welcher Conrad Rachelooen ſeinen Donat gedruckt hat. Doch bey genauer Betrachtung findet man dieſe etwas ſtärker, und in den Zügen einiger groſſen Buchſtaben verſchieden; zwar

---

(*) Nehmlich daß es in klein Folio ſey, und über jeder Fabel ein Holzſchnitt ſtehe, dergleichen er einen copiren, und ihn ſowohl ſeinen Nachrichten als dem angeführten franzöſiſchen Werke beydrucken laſſen.

(**) *Chriſt. Gottl. Schwarzii* Exercitatio, qua primaria quaedam documenta de Origine Typographiæ illuſtrantur, pag. 45.

immer noch wenig genug, um das Deutſche für Lateiniſch, und das Lateiniſche für Deutſch zu halten. — Die Verſe ſind nicht abgeſetzt, ſondern lauffen wie Proſa in einem fort, und machen der Zeilen auf jeder Seite, die durch keinen Holzſchnitt unterbrochen iſt, fünf und zwanzig. — Die Anfangsbuchſtaben einer jeden Fabel ſind roth hineingeſchrieben; mit welcher rothen Dinte oder Farbe denn auch die erſten groſſen Buchſtaben eines jeden Verſes ziemlich ſtark durchſtrichen ſind; als wodurch, die illuminirten Holzſchnitte mit dazu genommen, das Ganze einen ſehr bunten Anblick macht. Von dieſen Holzſchnitten iſt noch zu merken, daß der Mann in dem langen zugegürteten Rocke, mit der rechten Hand auf etwas weiſend, wie er in der Probe, welche der Herr von Heinecke davon nachſchneiden laſſen, neben den eigentlichen Figuren der Fabel in einer beſondern Einfaſſung ſtehet: daß, ſage ich, dieſer Mann eben ſo auch bey allen übrigen Bildern vor einer jeden Fabel zu ſehen, und ohne Zweifel den auf ſeinen Vorwurf zeigenden Dichter vorſtellen ſoll. — An Unterſcheidungszeichen iſt keines gebraucht, als das Punkt: und auch dieſes kömmt nicht da vor, wo es der Verſtand erfodert, ſondern ſtehet am Ende eines jeden Verſes, der Verſtand mag eine Unterſcheidung leiden oder nicht. — Die Fabeln ſelbſt ſind gleichfalls nicht numeriret, und ohne alle Anzeige des Innhalts. — Daß kein Titelblatt vorhanden, brauche ich kaum zu ſagen: aber es zeigt ſich auch ſonſt keine Spur von irgend einer Aufſchrift, die das Buch geführet, oder führen könnte; ſelbſt in den Schlußzeilen nicht, in welchen dergleichen doch ſonſt vorzukommen pfleget. Dieſe waren, vor dem Herrn von Heinecke, auch bereits vom Saubertus angeführet, und lauten ſo.

Zu bamberg dies puchleyn geendet iſt
Nach der gepurt unſers herren iheſu criſt
Do man zalt tauſend unde vierhundert jar
Und ym einundſechzigſten das iſt war
An ſant valenteins tag
Gott behut uns vor ſeiner plag. Amen.

Die Jahrzahl, die hier angegeben wird, iſt auſſerordentlich früh; und noch mehr muß der Ort befremden, wo das puchleyn geendet ſeyn ſoll. Denn der gedruckten Bücher waren 1461 überhaupt noch ſo wenige; und unter dieſen wenigen, findet ſich kein einziges, von dem man nur mit Wahrſcheinlichkeit behaupten könne, daß es auſſer Maynz gedruckt wäre. Bamberg müßte ſonach, nicht allein mit unter den erſten Städten Deutſchlands ſeyn, in welche ſich die Druckerey verbreitet hätte, worunter ſie die alte Cöllniſche Chronike doch nicht rechnet: ſondern ſie müßte ſchlechterdings die allererſte ſeyn, denn ſelbſt von Straßburg findet ſich kein früherer Druck, als von 1466. Gleichwohl trift man auch ſonſt kein Buch an, das um dieſe Zeit zu Bamberg gedruckt wäre; und nach dem Verzeichniſſe des Pr. Marchand(*) iſt das erſte, welches in dieſer Stadt ans Licht getreten, von 1491. Sollte es möglich ſeyn, daß eine ſo nützliche, und damals ſo einträgliche Kunſt, welche ſo geſchwind daſelbſt bekannt geworden, auch wiederum ſo geſchwind ins Stecken gerathen wäre? Und dieſes iſt denn auch wohl die vornehmſte Urſache, warum man unſer Fabelbuch lieber für eine von jenen Vorſpielungen der Druckerey, als für ein wirklich gedrucktes Werk halten wollen. In wie weit aber der Augenſchein dieſe Vermuthung begünſtige, will ich hier nicht unterſuchen. Genug daß, wenn er auch gänzlich darwider wäre, und man noch ſo offenbare Merkmahle gegoſſener Buchſtaben fände, wo andere nichts als geſchnittene Tafeln zu erkennen geglaubt, man darum doch noch keinen Grund hat, die ganze Unterſchrift in Zweifel zu ziehen. Anfangs zwar ſcheinet ſelbſt der Herr von Heinecke hierzu nicht ungeneigt geweſen zu ſeyn; und wenigſtens wollte er ein Mißverſtändniß dabey argwohnen. Denn er ſagt in ſeinen Nachrichten, „es laſſe ſich nicht behaupten, „daß unſer Fabelbuch wirklich 1461 zu Bamberg gedruckt werden; es ſtehe blos da, es ſey in dieſem Jahre daſelbſt geendet „worden, welches von der Verfertigung des Buchs eigentlich „gelte." Nun weiß ich wohl, daß einige Data alter Abdrücke auf dieſe Weiſe zu verſtehen ſind: und aus dem Worte geendet iſt freylich nichts für den Druck zu ſchlieſſen. Doch gewiß auch nichts darwider: und wenigſtens müßte, wenn es ja nicht auf den Druck gehen ſollte, ſodann nicht die Verfertigung des Buchs,

---

(*) Histoire de l'origine et des premiers Progrès de l'Imprimerie. Part. I. p. 86.

ſondern lediglich die Verfertigung der Abſchrift des Buchs, welche der Drucker vor ſich gehabt, damit gemeinet ſeyn. Denn das Buch ſelbſt, die Fabeln ſelbſt, ſind ohnſtreitig weit älter; welches ſo viele Handſchriften auf die unwiderſprechlichſte Art bezeugen. Doch es iſt unnöthig, noch itzt dieſe Erinnerung gegen den Herrn von Heinecke zu machen, da er ſelber, in ſeinem neueren franzöſiſchen Werke, auf ſeinem Argwohne nicht beſtehet, ſondern es für gar nicht unmöglich erkläret, daß Bamberg eine von den erſten Städten, nach Maynz, geweſen, in welchen die Druckerey getrieben worden(*). Aber auch, dürfte man fragen, in der Vollkommenheit getrieben worden, zu welcher der Herr von Heinecke will, daß die Formenſchneiderey ſogleich übergegangen? Denn wenn unſer Fabelbuch nicht von geſchnittenen Tafeln abgedruckt iſt, ſo dürfte man doch wenigſtens glauben wollen, daß es mit hölzernen beweglichen Buchſtaben geſetzet worden; und dieſe hölzernen Buchſtaben ſind es, welche der Herr von Heinecke gänzlich aus der Geſchichte der Druckerey will ausgethan wiſſen. Es iſt ſchwer, einem Manne, von ſeiner Erfahrenheit in ſolchen Dingen, etwas entgegenſetzen zu können, was ihm nicht längſt bekannt ſey. Und dennoch will ich es vielleicht ein andermal wagen, ihm einige Bemerkungen vorzulegen, die gedachter ſeiner Hypothes entgegen ſtehen, und ſich mehr auf eine Art von Zeugniſſen als auf mißliche Beurtheilungen des Auges gründen.

Vor itzt liegt mir an allem dieſen nichts: genug das Buch iſt da; mag es doch entſtanden ſeyn, wie es will. Ich komme vielmehr auf das Hauptwerk, welches der Text iſt.

Seinen Innhalt brauche ich meinen Leſern nicht bekannt zu machen: ſondern allein das Verhältniß, in welchem er mit dem Texte ſtehet, den uns die Schweitzer gegeben haben. Dieſes aber kann nicht beſſer geſchehen als durch Proben, aus deren Vergleichung ein jeder ſelbſt urtheilen kann, wie weit er ſich, an Sprache und Rechtſchreibung, von dem neuen aus ſorgfältig verglichenen Manuſcripten gelieferten Zürcher Abdrucke entfernet, und um wie viel der eine dem andern, an Richtigkeit und Voll-

---

(*) Idée générale, p. 277.

ſtändigkeit, entweder vorzuziehen oder nachzuſetzen. Ich will alſo, ohne alle Wahl, ſo wie das Buch auffällt, einige Fabeln, mit möglichſter Sorgfalt Buchſtabe für Buchſtabe copiret, hier mittheilen, und von der erſten den Anfang machen.

I.

Ainsmals ein affe kam gerant
Do er viel guter nuſſe vant
Der hette er geſſen gerne
Im was geſagt von dem kerne
Der wer gar luſtiglich unde gut
Beſwert was ſein thumer mut
Do er der pitterkeit entpfant
Der ſchalen darnach zu hant
Begreiff er der ſchalen hertikeit
Von den nuſſen iſt mir geſeit
Sprach er das iſt mir werden kunt
Si haben mir verhenet meinen munt
Hyn warff er ſie zu derſelben fart
Der kerne der nuſſe im nye wart.
Demſelben affen ſein gleich
Beide jung arme unde reich
Die durch kurze pitterkeit
Verſchmehen lange ſuſikeit
Wenne man das feuer enzunten will
So wirt des Rauches dick zu vil
Der thut einem in den augen we
Wenn man darzu bleſet mee
Biß es enzundet wirt wol
Und dañ hitz gibt als es ſol
Das feuer ſich kaum erwigt
Das es hitze und licht gibt
Alſo iſt es umb geiſtlichs leben
Welches menſch ſich got will ergeben
Der muß haben gros leiden
Und viel dinges vermeiden
Darnach im viel mancher hertikeit
Im ein anfanck iſt bereit

Ee das feuer der mynne
Im enzundet ſein ſinne
Hieran mag gedenken wol
Der menſch der got dienen ſol
Der ſol durch keinerley ablan
Er ſoll am ſtetem dinſt beſtan.

Ich will, wie geſagt, die Vergleichung dem Leſer ſelbſt überlaſſen. Wenn er aber finden ſollte, daß ſie ein wenig ſehr zum Nachtheil des alten Bambergiſchen Druckes ausfalle; daß in dem neuen Zürcher verſchiedene Zeilen weit geſchmeidiger und verſtändlicher aus den Handſchriften geliefert werden: ſo wird er doch auch nicht in Abrede ſeyn, daß hinwiederum in jenem eines und das andere vorkömmt, welches offenbar das Beſſere iſt, und von den letzten Herausgebern hätte genutzet werden können. Wenn z. E. die Schweizeriſche Ausgabe in der 14ten Zeile lieſet,

„Die nuß der kerne im nit wart"

klingt dieſes in unſerer nicht weit beſſer und dem Verſtande gemäſſer,

„Der kerne der nuſſe im nye wart!"

Denn man ſagt doch wohl ohnſtreitig, der Kern der Nuß: und nicht, die Nuß des Kernes. Auch daß bey uns die beiden Zeilen, welche dort auf die 34ſte folgen,

Und im treſtlich unige weſen
Als wir dik hörent leſen

gänzlich mangeln, iſt zu loben. Denn ſie ſind ſo überflüſſig, und zeigen von ſo einer elenden Flickerey, daß ſie unmöglich von dem Verfaſſer herkommen können. — Eine zweyte Probe ſey die neunte Fabel der neueſten Ausgabe, welche in unſrer die achte iſt.

IX. (8.)

Vier geſellen kemen uber ein
Das es alles ſol ſein gemein
Was ſie der iagten auf der heide
Beide gros unde cleine
Das ein was ein lewe freyſam
Ein geis ein echſe was zam
Ein ſchaf der vierd geſelle was

Sie lebten am erſten ane haß
Ein hirs begegent in do
Do wurden ſye gar fro
Do der von in gefangen wart
Do wart nicht lenger geſpart
Er wart zu hawen ſchir
Unde geteilet in vier
Do ſprach der lewe freißam
Den erſten teil den muß ich han
Das ſol mir durch mein adelkeit
Vor euch allen ſein bereit
Das andre gibt mir mein krafft
Und meyn groſe meiſterſchafft
Das dritte ſoll mir nicht engan
Wañ ich am allermeiſten gevochten han.
Mir beleib dann der vierde teil
Die freuntſchafft lies ich anders feil
Die wir zuſamen haben geſchworn
Sie vorchten alle des lewen zorn
Die teil muſten ſie ym alle lan
Und muſten hungerig von dañen gan
Es geſchicht unde iſt auch recht
Wo ſich gleichen wil der knecht
Dem herren durch ſein thumen mut
Das ſchadt ym unde iſt nicht gut
Mit herren weichſel eſſen
Wañ ſie haben ſich des vermeſſen
Der ſich nicht davor huten wil
Sie werffen in mit weichſeln ſtil
Die herren ſprechen wenn man teilen ſol
Ich gan dir deines rechten wol
Hab dir das kalb las mir die ku
Ich nym dir anders was du haſt darzu
Alſo wirt der arme betrogen
Und von den gewaltigen an gelegen
Das mag anders nicht geweſen
Vor gewalt mag nymant geneſen

15. Wañ gewalt get fur recht
Und wo ſein ſulch knechte
Die des nit wollen abegan
Die kunnen die lenge nicht beſtan

Auch von dieſer Fabel gilt, was ich von der erſten geſagt habe. Auch hier gibt unſer alter Druck verſchiedne Kleinigkeiten an die Hand, die eher ſo, als ſo wie die Schweitzer ſie leſen, aus der Feder des Dichters werden gefloſſen ſeyn. Wer zweifelt z. E. an der 7ten und 8ten Zeile, die bey jenen weit leerer und kahler ſo lautet:

Ein ſchaff der vierd geſelle was
Als ich an einem buoche las?

Es iſt der nehmliche Lückenbüſſer und Reimfüller, der in der vorigen Fabel bey uns ganz weggeblieben war, und in dieſer bey uns mit einem ſo ſchönen und paſſenden Umſtande erſetzet iſt, daß wenn der Dichter auch nicht wirklich ſo geſchrieben;

Ein ſchaf der vierd geſelle was
Sie lebten am erſten ane haß:

er doch ohnſtreitig ſo hätte ſchreiben ſollen. — Ich glaube nicht daß es nöthig ſeyn wird, noch mehr als eine einzige Probe anzuführen; die ich jedoch mit Rückſicht auf einen anderweitigen Umſtand wählen will. Es iſt die bekannte Fabel von dem Vater, dem Sohne, und ihrem Eſel; nach der Ordnung die zwey und funfzigſte in der neuen, und die ſechs und vierzigſte in unſrer alten Ausgabe.

LII. (46.)

Eins mals zu markte fur ein man
Seinen ſun er zu ym nam
Einen eſel darzu das
Er deſter gereiten mechte das
5. Auff den eſel ſaß der man
Seyn ſun muſte gan
Mit ym er het zu reiten nicht
Nu fugt es ſich von geſchicht
Das ym leut entgegen kamen
10. Die groß wunder namen
Sie ſprachen alle wie der man

Reit und leſt den jungen gan
Ließ er den knaben reiten
Und lief dem knaben pei der ſeiten
Daran thet er vil paß
Do der alt erhoret das
Von dem eſel ſaß er do
Der jung ſaß auff und was fro
Der ein zu dem andern ſprach
Do er den knaben reiten ſach
Wart getreuer geſelle meyn
Der alt mag wol ein narre ſein
Das er leſt reiten den knaben
Der ſolt laufen und traben
Und ſolt der alt reiten
Vil kaum mocht er gepeiten
Das der alt auff den eſel kam
Zu dem knaben und reiten hin dan
Den eſel riten ſie peide
Das wart in ſchir zu leide
Do ym die leut bekommen
Nuiner dum nomen
Sprachen ſie alle ſebet an
Wie thut der alt man
Sich geſezt hat auff das eſeleyn
Er und auch das knebleyn
Sie wellen den eſel haben tot
Zwar es thut ym kein not
Der alt ſolt rue han
Und ſolt den jungen laßen gan
Die rede alſo geſchach
Der vater zu dem ſun ſprach
Wel abe wir wellen peide gan
Der eſel auch ſell rue han
Do komen die frauen und die man
Sie ſprachen alle nu ſebet an
Wie torecht die peide ſint
Der alte man und auch ſein kint

Das ir nicht ſyn zu reiten hat
Der eſel der doch ledig gat
Do ſprach der vater ſun bilan
Wir wollen peide zu fuß gan
Und wollen den eſel tragen
Was dann die leut werden ſagen
Sie wurffen den eſel nider
Zuſam̃en punten ſie ym ſein gelider
Und hingen in an ein ſtangen groß
Den eſel es ſere verdroß
Er wer vil lieber gegangen
Das er muſt an der ſtangen hangen
Nu wol auff der vater ſprach
Der ſun vil jemerlich ſach
Das er den eſel muſt tragen
Dy leute begunden zu ſagen
Man ſicht wol das ſie narren ſint
An wizen ſint ſie peide blint
Do das der alt ſach
Das ym nymand wol ſprach
Seuffzen er ſere began
Seinen ſun ſach er an
Er ſprach hore was ich dir ſag
Es ſey dann das mich der eſel trag
Oder dich ſo ſey wir thoren
Treit er uns peyde er iſt verloren
Get er ledig ſo ſein wir narren
Tragen wir in den ſo an einer ſtangen
So iſt nyemant torchter dann wir
Deren rat ich dir
Das du thuſt recht und wol
Die werlt iſt aller poßheit vol
An ſtraſſe mag nymant geneſen
Wer mag an hinder rede geweſen
Wer an eren mag beſtan
Der ſol durch kein dinck abelan
Er ſoll thun was ym fuget wol

Auch wer er aller tugend vol
Und wie vil ein menſch gut thut
So dunket es die werlt nit gut
Geſehen ſint vil leut plint
90. Der herze ſo vergiſſtig ſint
Was ſie heren oder ſehen
Das ſie darzu das veſte leben
Der ſich vor den gehuten kan
Es ſint frauen oder man
95. Der mag wol frolich loben got
Kumpt er hin ane ſpot.

In dieſer ganzen Fabel, ſo wie ſie hier und in unſrer erſten Ausgabe zu leſen, iſt ſchlechterdings nichts, was den Lesarten der neuen Ausgabe vorzuziehen wäre. Vielmehr iſt dieſer alte Text nicht allein durch offenbare Druckfehler verunſtaltet, (z. E. gleich in der vierten Zeile, wo es paß für das heiſſen muß;) ſondern auch an mehr als einer Stelle verſtümmelt. Zwiſchen der 18ten und 19ten Zeile fehlen ihm folgende, oder ungefehr folgende Zeilen, wie ſie die verſchiedene Rechtſchreibung und Mundart geben würde:

Das er auch reiten ſelte
Der alte gerne welte
Nebent bi dem eſel gan
Do bekamen in zwen ander man.

Zwiſchen 44 und 45 fehlet:

Sus gingens uff der ſtraſſe hin
Der eſel ging auch ler mit in.

Desgleichen nach der 64ſten:

Warta warta ſechent an
Ein eſel tragent zwene man
Der ſoelt ſie beide billich tragen
Wen mag es wol ze mere ſagen.

Denn ſo lieſet dieſes alles die neue Ausgabe der Schweitzer, vollſtändiger und richtiger: welches Lob ich ihr, auch in noch mehrern Fabeln, nicht ungern zugeſtehe.

Ja ich will eben ſo gern einräumen, daß wenn es überhaupt weiter nichts, als einige beſſere Lesarten wären, die aus dem alten Bambergiſchen Drucke zu ziehen, der Nutzen deſſelben ſehr geringe ſeyn würde. Und gewiß hätte es ſich kaum der Mühe verlohnet, mehr als mit ein Paar Worten der Entdeckung deſſelben zu gedenken. Es wäre ein Leckerbiſſen für den Bücherwurm, und weiter nichts. Doch weit gefehlt, daß es nur dieſes ſeyn ſollte: das Beſte kömmt noch.

Als ich von vorne herein die Vergleichung Fabel vor Fabel anzuſtellen begann, konnte ich lange keinen andern weſentlichen Unterſchied entdecken, als daß in der alten Ausgabe einige der Fabeln gänzlich fehlten, welche ſich in der neuen finden. Auf einmal gerieth ich im Blättern an das Ende, und fand, daß dieſes mit einem Epilog verſehen ſey, der mir ganz fremd war, und der durch einen beſondern Umſtand meine ſchon erlöſchende Neugierde mit eins wieder erweckte. Hier iſt er, dieſer Epilog; der mir die erſte Hoffnung machte, daß, wo ich dieſen Anbruch gefunden, der Ausbeute wohl noch mehr werden dürfte.

Wer die peiſpil merken wil
Der ſeze ſich auff des endes zil
Der nuz leit am ende gar
Der peyſpiel nemet eben war
Die that iſt nit alſo geweſen
Der geſchicht als ir habt horen leſen
Darumb liſt man ein peiſpiel gut
Das weiſer werd des menſchen mut
Hundert peiſpil han ich geleit
An diß puchlein und iſt becleit
Gar mit weiſen worten
Einfeltiglich an allen orten
Und gezirt ſind mein wort
Doch han ich cluger ſynn gebert
Ein durres tal offt treit
Ein kern der ſuſigkeit
Ein cleiner gart offt gebirt
Schlechte wort und ſchlecht gericht
Das lebt nu in der werlt nicht
Vil wort unde krump ſein geflochten
Der hat nu vaſt gefochten

Wenn ſchlecht wert nutz ſint
Keinen frumen er von in gewynnt
Es prediget mancher von hohem rat
Der ſich ſelber nicht verſtat
Der wol das ſchwert brechen kan
Dem iſt es nutz vil manch man
Treit ſper meſſer unde ſchwert
Die ym ſein cleines nutz wert
In ſeiner hant das ein ende hat
Diß puch das do hie geſchrieben ſtat
Wer es liſt oder leſt leſen
Der muß ſelig ymmer weſen
Und wem es zu lieb geticht ſey
Der muß ymer werden frey
Vor allen ungluck ymmer mee
Sein ſele beſind ymmer wee

Ich will mich itzt nicht bey einzeln Stellen aufhalten, welche ſo, wie ſie hier geleſen werden, kaum verſtändlich ſind. Ich will nur ſogleich meine Leſer jenen Umſtand bemerken laſſen, der mir ſo beſonders auffiel. Doch ohne Zweifel haben ſie ihn ſchon von ſelbſt bemerkt. Es iſt die Zeile:

„Hundert peiſpil han ich geleit“

Hundert Beyſpiele! Ganze hundert Fabeln alſo, ſagt der Dichter ausdrücklich, daß er in ſeinem Buche erzählt habe. Und wo finden ſich dieſe hundert Fabeln, in der Ausgabe der Schweitzer? Dieſe hat deren, nach eigner Numerirung, nicht mehr als vier und neunzig: oder gar nur drey und neunzig, wenn man genauer nachzählet. Denn da, wo die eine Handſchrift angefangen, ſpringet die Zahl von XXIII ſogleich auf XXVI. Und obſchon darzwiſchen auf der 45ſten Seite ein Abſatz vorkömmt, der ohne Zahl geblieben, aber die Zahl XXIV führen ſollte, weil er eine beſondere vollſtändige Fabel iſt: ſo fehlet doch noch immer Nummer XXV; und in allem fehlen folglich, an der vollen Anzahl von hundert, ganzer ſieben Stück.

Aber die Bamberger alte Ausgabe wird ſie doch vollzählig haben, dieſe hundert Stück? Das durfte ich kaum hoffen; und zu meinem groſſen Leidweſen fand ich in ihr deren gar nur fünf und achtzig. Alles, womit ich mir alſo vor der Hand noch ſchmeicheln konnte, war die Unwahrſcheinlichkeit, daß in beiden Ausgaben gerade die nehmlichen Stücke fehlen ſollten.

Und ſo war es auch nicht. Denn kurz, nachdem ich endlich Stück vor Stück verglichen hatte, fand ich mich um ganzer ſechſe reicher; ſo, daß wenn die Anzahl XCIV in der Schweitzer Ausgabe nur ihre Richtigkeit gehabt hätte, mir von allen hundert Fabeln unſers alten ehrlichen Dichters auch nicht eine einzige abgegangen wäre.

Von den drey und neunzigen nehmlich, welche dieſe neue Ausgabe hat, mangeln in der alten Bambergiſchen, Nummer VI. XVII. XXIV (*). XXXVII. XLVIII. LIV. LVI. LIX. LXIV. LXVI. LXXI. LXXV. LXXXI. und LXXXIII. folglich in allen vierzehn; wornach ihrer überhaupt nicht mehr als neun und ſiebenzig bleiben würden. Dagegen hat ſie, wie geſagt, ſechs eigene, die jener abgehen, und die ich hier ohne weitere Vorrede mittheilen will. Sie folgen auf die neun und ſiebzigſte alle hinter einander; und müſſen, wenn einmal in einer neuen Auflage die Schweitzerſche Ausgabe damit vermehret werden ſollte, ebenfalls da hinter der vier und neunzigſten, oder eigentlich drey und neunzigſten, in Einer Ordnung folgen; worauf der ſchon angeführte Epilog das ganze Buch beſchlieſſen würde. Daß ſie ohne Aufſchriften ſind, weiß man ſchon.

80.

Vil krieges macht dein unde mein
Das wart in einem krieg ſchein
Von dem ich geleſen han
Es kriegten zwen reich man
5. Mit einander umb gut
Der krieg wert lang und ir mut
Ir iglicher wolt haben recht
Sie machten ein groß geprecht
Des wart ir ſach hin gezogen

(*) So ſollte nehmlich, wie ſchon berühret worden, in der Schweitzeriſchen Ausgabe der Abſatz S. 46 numeriret ſeyn, welcher ſich anfängt, „Es was ein wiger vroeſchen voll ꝛc.

Umb das ir iglicher wurde betrogen
Vor dem der ir herre was
Wer ſolt ſie richten paß
Das kein unrecht ſolt ver gan
Gut recht ſolten ſie peide han
Do die ſach geſezt wart
Darnach nit lang wart geſpart
Vil heimlich de der ein man
Gegangen zu dem herren kam
Und bracht ein ochſen der was groß
Der clage den herren nit ſere verdros
Er ſprach lieber herre mein
Laſt euch mein ſach bevellen ſein
Mein ſach iſt gut meyn wort ſind ſchlecht
Ich pit nit anders den recht
Der herre ſprach es ſol geſcheen
Dein gab ſol ich wol anſehen
Des rechten ich mich wol verſtan
Dieſe rede vernam der ander man
Mit rat fur er heimlich zu
Des hern frau bracht er eyn ku
Do des hern frau die ku ſach
Fleißiglich er zu ir ſprach
Gnedige frau meyn
Laſt euch mein ſach bevollen ſein
Schweig ſtille und hab guten mut
Dein ſach muß werden gut
Die frau zu dem herren ſprach
Do ſie die ſchone ku ane ſach
Durch mein willen hilff den man
Das er ſein ſach mug behan
Und ſein gut des pit ich dich
Der pete verzeihe nit mich
Der herre der frauen gerett das
Do der herre zu gericht ſaß
De kamen auch die zwen man
Und ſolt auch ir krieg ein ende han

Sie legten peide fur ir clage
Der richter nach der frauen ſage
Er ſtunt ym pei der ym gab dy ku
Rede ochs ſprach der ander darzu
Wiltu nicht reden es iſt zeit
Du meiner ſach nit lenger peit
Rede an mein ochs des pit ich dich
Durch nicht ſeitu laßen mich
Der herre ſprach es mag nicht geſein
Das do rede der ochs dein
Die ku den mund beſchloſſen hat
Den ochſen an ſtym er ſtat
Der ochs verlor ſein ſach gar
Das wart ſein meiſter wol gewar
  Empfangen gabe binden kan
Gabe entricht manchen man
Empfangen gabe ſelden thut
An frauen und an mañen gut
Empfangen gabe gepirt
Das offt recht zu unrecht wirt
Ein richter der do recht richten wil
Der bedarff keiner gabe zu vil
Der richter ſol nit abelan
Das recht ſol er veſte han
Wo das kuſſen rynnet zu
Und enpfangen wirt die ku
Do mag der kaum geſigen
Die ku ret der ochs was geſchwigen
Das thet des kuſſes rat
Das dick ſchedlichen geraten hat
Mancher hoher richter unde furſprech
Got es ſelber an ym rech
An dem jungſten tage
Wirt er verurteilt als ich euch ſage
Das iſt die engliſch clage
So mag ym ſelber nymant vertrage.

81.

Stat macht dieb als ich euch ſag
Uebrige gezirde ſchat nacht unde tag
Wer ſich der maſſet der thut wol
Als uns diß peiſpil ſagen ſol.
Ein purger der het in ſeinem hauß
Ein katzen die manch mauß
Ving die was ſtolz und gemeit
Ihr palck was ſchon unde wol gecleit
Seinen nachpauern gevil ſie wol
Sein herz was begierde vol
Wie der die kazen mocht gehan
Den palck ſah er lieplich an
Der was weiß als der ſchnee
Nach der kazen was ym wee
Durch nicht welt er ſie laſen geneſen
Der palck muſte ſein weſen
Des kan ich geniſen wol
Funff ſchilling er mir gelten ſol
Darnach nit lang wart geſpart
Der kazen dieb gemeldet wart
Und wart dem purger kunt gethan
Wie das er die kazen wolt getet han
Durch des palges ſchein
Der purger ſprach es mag nit geſein
Sind der palck ſchaden tut
Ich ſchick das er were behut
Und meyn gevatter leſt in leben
Ein erznei wil ich ir geben
Mit einem ſchaub fur er zu
Der kazen palck beſenget er nu
Das er ſchwarz unde manigvalt
Flecket was und ungeſtalt
Alſo behut der purger do
Sein kazen wer noch tut alle
Des kaze wurd wol behut

Welche frau hat ein uppigen mut
Und ſtellet auff gezirde groß
Das manch frau nye verdroß
Wer die behuten wil
Der volge ires willen nit zu vil
Den palck er ir beſengen ſol
Das ſie icht eym andern gevalle wol
Durch des palges ſchein
So ſtete mag kein frau geſein
Wil ſie ſich der werlt geben
Vil ſchier wird geſchwecht ir leben
Welcher frauen ir wirt wol gevelt
Die leben in eren mannigvalt
Weiplich geperde frauen zucht
Die ſint vor aller werlt gerucht
Ein weib ſchon keuſch unde wol behut
Erhebt manches mannes mut
Nie auff ertrich peſſers wart
Denn eine frau von guter art
Frum̃er frauen leip unde mut
Jſt vor allen wandel behut
Die ſol man unbeſenget lan
Der kazen dieb leſt ſie wol gan
Und aller eren iſt ſie wert
Ich hoffe ſie wurd von got gewert
Was ſie von ym wolt piten
Got behut ir aller ſiten
Durch alle weib reine
Sie ſind groß oder cleine.

82.

Man liſt von einem kindelein alſus
Das mit namen hieß papius
Sein leib was jung ſein ſyn waren alt
Sein herz auff weißheit was geſtalt
Zu rome es in das rathauß kam
Mit ſeinem vater unde manchen man

Wann rome manch witz pflag
Es geſchach auff einen tag
Das ſich fuget ein wunderlicher rat
Zu rome in derſelben ſtat
Auch kamen ſie uber ein
Das nymant weder groß noch clein
Von dem rat ſolt ſagen
Do ward des jungen muter fragen
Er ſprach liebe muter mein
Ich thu dir deines fragens ſchein
Ich ging mit meinem vater auß
Und kam in das rathauß
Do ſah ich manchen weiſen man
In dem großen rat ſtan
Die muter ſprach zu ym zu hant
Was meinſtu das ſie heut hant
So lang geraten liebe muter mein
Das ich es ſage mag nit geſein
Das ich offen der romer rat
Das man ſuſt verpoten hat
Do die muter erhort das
Das der rat verpoten was
Do wart ir nach der ſach not
Sie wolt den knaben haben tot
Sie ſchlug in ſere der knabe ſprach
Do er die muter zornig ſach
Ich wil dir ſagen was do iſt der rat
Den man heut geraten hat
Es iſt ob ein frau zwene man
Mit recht mug zu der ee han
Oder ein man zwei weib
Sie ſprach ſam mir ſele und leib
Vil peſſer iſt das zwen man
Ein weib ſollen han
Wañ zwei weib ein man hetten
Ich ſprech das und theten
Sie gewuñen nymmer guten tag

Zwar ob ich es geſungen mag
Ich ſol es frolich widerſtan
Sie begund zu andern frauen zu gan
Sie thet ein weiplich that
Sie offent des herren rat
Als ir der knab het geſeit
Sie ſprach alle groß herzeleit
Und krieg muſten wir gegen in han
Es iſt peſſer das zwu frauen ein man
Sollen unterdenig ſeyn
Wol auff lieben geſpilen mein
Sprach eine zu der andern da
Uns iſt ſorge vil nah
Wir ſullen des zu rat gan
Und ſullen es mit nichte lan
Unſer not ſullen wir clagen
Und heren was ſie ſagen
Do die ſach alſo geſchach
Und die frauen der rat an ſach
Sie wunderten alle was das mocht geſein
Sie enpfingen ſie und lieſen ſie ein
Und als ſie die ſach hetten vernumen
Darumb ſie dar waren kumen
Sie richten ſie ſchon wider heim
Und ſprachen wir ſullen all uber ein
Kumen des das ein man wol
An einem weib benugen ſol
Die frauen gingen wider heim
Do ſprach der ratherrn ein
Weren mag das ſein kumen
Das die frauen haben vernumen
Do ſprach der knab papius
Do ich geſtern kam zu hauß
Do wolt mein muter wiſſen das
Wes man zu rat werden was
Do wolt ich ſie nit wiſſen lan
Do geriet ſie mich gar ſere zu ſchlan

Eyn lugen der dacht ich auff der ſtunt
Und ſprach das wort das euch iſt worden kunt
Von den frauen nu
Sie ſprachen dank hab du
Und verpoten das kein kind mee
Kem in den rat als ee
Wann dieſer knabe was acht jar alt
Seiner weißheit er nicht entgalt
  Der do heimlich raten wil
Der getrau kindern nit zu vil
Wañ kinder und ein trunckner man
Mugen heimlich nicht behan
Unſtet iſt der frauen mut
Des ſeyn ir wort nit wol behut
Was eyn frau weiß wie ſchad es ymer mag geſeyn
Zu hant wiſſen es zwen oder drei
Woron dir mag geſcheen leit
Das las der frauen ungeſeit
Was du wilt verheln han
Das ſoltu das weib nit wiſſen lan
Doch man ſy darumb loben ſol
Sie mugen das verhelen wol
Das ſie das nicht wiſſen
Wann mancher wirt von in beſchiſſen
Das iſt wol worden ſchein
Dank hab der der an ſie wol mag geſein.

83.

  Von einem piſchoff liſt man das
Das er in groſſen eren ſaß
Gelerter pfaffen het er viel
Sein wirdigkeit was an Zil
Nu het er einen jungling
Ein ſchuler kundig auff alle ding
Bey dem was ſeins vettern kint
Der was dem piſchof gar gemunt
Er het auch ein weiſen man

Als ich das vernummen han
Ein erztpriſter geſezt ein
Den leuten zu einem guten ſchein
Nu fuget es ſich auff einen tag
Das der erztpriſter ſiech lag
Und alſo ſiech ſtarb
Der jungling umb das ampt warb
Der piſchoff thet was er begert
Doch des ampts was er ungewert
Darnach nit lenger wart geſpart
Dem piſchof geſendet wart
Ein kerbe mit guten pirn vol
Des danket er dem poten wol
Gar lieb was ym das geſchank
Er ſprach zu dem ſeyn zu hant
Wem mag ich getrauen wol
Der mir der pirn huten ſol
Wurde mir der pirn eine verlorn
Das wer mir nit ein cleiner zorn
Zu dem jungling ſprach er da
Iſt das ich dir la
Der pirn ich dir getrauen ſol
Ein peſſern huter funde ich wol
Ich furcht geb ich dir den gewalt
Sy wurden geſſen gar pald
Ich wil mit nicht der pirn dir
Getrauen des glaube mir
Diſe red erhort ein weiſer man
Mit ernſt ſach er den piſchof an
Er ſprach nu erparm es got
Das ir begangen habt den ſpot
Das ir ſo manch ſalde hant
Bevolhen der euch iſt bekant
Sein kintheit und ſein jugent
Deren ir hüter mugent
Ungemach haben unde leit
Von dem dem ir die pirn habt verſeit

Zu hant ſol der pfleger weſen
Der ſele wie mag dann geneſen
Das ſchaf ſo der wolff zu einem hirten wirt
Auff der ſtraſe wird verirt
Der der den blinden furen ſol
Vallen ſie veide das iſt wol
Die ſchaf gar verirret ſint
Wan zu einem hirten wirt ein kint
Wie bericht der einige man
Der ſich ſelber nicht berichten kan
Wie mag der geſpeiſen wol
Wañ der ſelb nymer wirt vol
Und lebet ſtet in geitikeit
Zu ſcheren ſind ſie bereit
Speiſten ſie die ſchaf alſo gern
Alſo wol ſie die ſchaf kuñen geſchern
Die ſchaf ſtunden deſterpaß
Nu get ir arger liſt auff das
Wie die ſchaf wurden geſchern
Ob ſie ymer wurden verlorn
Darauff ſind ſie beſorget gar
Sie entruchten nit wie dy ſele far
Der weiſe piſchof beval
Dem jungen die ſele an zal
Und wolt deſelben nicht
Die pirn das noch offt geſchicht
Das er der huten ſol
Uber eyn pirn getrauet wol
Wer ſie behut dem wil got geben
Umb ſein huten das ewig leben.

84.

Von einem ritter ſagt man das
Das er in groſſen eren ſas
In reichtum und in wirdikeit
Seinen ſun hat er geleit
Zu ſchule nu kam er auff die triſt

Das er die pucher und die ſchrift
Vil clein geriet zu verſtan
Der ritter wolt nit abelan
Er het gern eyn pfaffen gut
Auß ym gemacht das ſein mut
Zu ſchule ſant er in gen pareiß
In kunſten ſolt er werden weiß
Mit groſſer koſt er do was
Doch er nit gar vil las
Er vant do geſellen vil
Mit allerlei ſeiten ſpil
Zu pareiß lebt er manchen tag
Do er vil weißheit pflag
Sein zerung was unmaſen groß
Des ſein vater gar ſere verdroß
Do er wider zu lande kam
Und weißheit ſolt han
Sein vater was gar fro
Ein groß wirtſchaft macht er do
Sein freunde lud er alle gleich
Peide arm unde reich
Die zuſamen komen dar
Sie nemen des pfaffen alle war
Sein geperde waren clug
Nach pfeffenlichen ſitten gnug
Nu ſach er durch die ſtuben durch
Do was eyn loch geporet durch
Darein was ein ku zagel geſchlagen
Do hub der hohe pfaff an zu ſagen
Mich hat groß wunder genumen
Wie die ku durch das loch iſt kumen
Und in dem loch belieben iſt
Der zagel zu dieſer friſt
Er ging auch fur das hauß
Und ſtellt ſich fur die thur hin auß
Und lugt ſere den himel an
Der monde begund ſchon auff zu gan

Vil ſere ſach er ſich umb do
Sein freunde waren alle fro
Sie wenten alle des ſicher zu weſen
Er het aſtronomiam geleſen
Und wer ein herre in hoher kunſt
Do was weder witz noch vernunft
Do er den mond ane ſach
Vil ſchnelle ging er hin unde ſprach
Eines dinges mich wunder nympt
Des ich mich nit hab gefliſſen ſint
Das der mon gleich auff gat
Dem mond zu pareiß in der ſtat
So ſere das wundert mich
Sy ſint an einander ungleich
Es muß ſein gar ein weiß man
Der die zwen underſcheiden kan
Do der ritter das erſach
Zu ſeinen freunden er ſprach
Von ſach wegen iſt mein herz zorn
Koſt und erbeit iſt gar verlorn
Es dunket mich in meinen ſinnen wol
Das er iſt aller narheit vol
Der vater und die freunde ſein
Muſten in ein thoren laßen ſein
   Wer von natur iſt unbeſint
Und myner witz hat dan eyn kint
Dem mag die ſchule zu pareiß
An ſinnen nymer machen weiß
Iſt er ein eſel und ein gauch
Daſſelbe iſt er zu pareiß auch
Wo die natur verirt iſt
Was ſchrifft do hoher pfaffen iſt
Was hilfft das einer zu ſchule fert
Und groß gut an nutz verzert
Er horet hohe meiſter leſen
Ein narre muß er doch ymmer weſen
Gute bucher gewinnet er wol

Ein guter pfaff er nymmer werden ſol
Sie heim ein narre ein rint dort
Dercht ire werk tump ire wort
Sullen ſie weiſen des gelaß
Nye kein pfaffe furbaß.

85.

Ein marckt hub ſich in einer ſtat
Der marckt vil groſſer freiheit hat
Es waren frauen oder man
Wer do wolt zu marckte gan
Der het fride ſyben tage
Nu horet was ich euch ſage
Der marckt was wol behut
Do was feil allerley ſchlacht gut
Was ymant zu kauffen gert
Des wart er auff der ſtat gewert
Ein hoher pfaff an kunſten reich
Kam auff den marckt und thet gleich
Als er ein Kauffman ſolt weſen
Er ſprach wer do wil geneſen
Das des er mug haben heil
Groſſe weißheit hab ich feil
Fur den kunig die rede kam
Sein knecht ſandt er hin dan
Das die mit nicht vermiden
Dan das ſie ſchnelle riden
Und ym kauffiten die weißheit
Er ſprach ym were nit leit
Was ſie darumb muſten geben
Die knecht vernumen eben
Groß ſilber ſie do nemen
Do ſie zu dem meiſter komen
Sie ſprachen wir ſint her geſant
Mein herre der kunig hat euch verwant
Das ir das ſilber ſult nemen
Und ſult ym der weisheit geben

Er empfing das ſilber und ſazt ſich nieder
Er ſchreib ein wort und ſant wider
Dem kunig bey den knechten ſeyn
Das wort von deutſch zu latein
Sprach du ſolt das end anſehen
Deiner werk wañ was dir geſcheen
Dir darumb mag geſcheen kunſtlich
Der weißheit ſoltu fleiſſen dich
Den kunig brengt diſe gebot
Das daucht ſie gar ein ſpot
Sie hetten alle des geſchworn
Das gut wer gar verlorn
Darumb die weißheit iſt gegeben
Domit der kunig ſein leben
Gehut der kauff geriet ym wol
Das wort was groſſer kunſt vol
Er hieß es ſchreiben an ſein thur
Mit gulden buchſtaben wer do fur
Ginge der mocht es wol leſen
Der kunig wer anders tot geweſen
Eins mals als ich euch ſagen wil
Het er heimlicher veint vil
Die ſtellten ſere auff ſein tot
Und heimlichen das ſie nit in not
Komen fur die miſſetat
Nu gingen ſie heimlich zu rat
Ein ebenteuer die was clein
Gemeiniglich komen ſie uberein
Das ſie gelt und gut wolten geben
Einem barbirer der dem kunig ſein leben
Neme ſo er ym ſolt ſcheren
Sie wolten ihn des gelts geweren
Als ſchnelle er es het getan
Nu wolt der ſcherer heimlich gan
Zu dem kunig in den pallas
Und wolt von ſtund enden das
Darumb er empfangen het das gut

In groſſe fercht kam ſein mut
Do er dy ſchrifft ſach an
Do begund er alſo ſtille ſtan
Das ende deiner werk ſoltu an ſehen
Und was dir darumb mag geſchehen
Vil ſchnelle er zittern began
Ein totlich farb er gewan
Do in der kunig ane ſach
Schnelle er zu ym ſprach
Sag an was iſt dein not
Oder du muſt leiden den tot
Der kunig ließ in ſchnelle fahen
Und vil ſchwerlichen ſchlahen
Der bekant des mordes den er wolt haben gethan
Des er durch der ſchrift willen muſt lan
Die ym das erwendet hat
Das auff der thur geſchrieben ſtat
Alſo behilt der kunig ſein leben
Sein veind muſten ym all geben
Im das gut das was wol
Das gekaufft wert das was nutzes vol
Wer das end anſehen kan
Seiner werk das iſt ein weiß man
Wer das end anſehen wil
Der kumpt nit auff der rewe zil
Das ende vertreiben kan
Die ſunde wer do ſiehet an
Ein gut ende macht das
Alles das vor boſe was
Ein gut ende macht alles das gut
Ein gut ende nym̃er ubel thut
Der ſchifman in dem ende ſtat
Und richtet das es wol gat
Wer ſich do in das ende leit
Und gewyñet mit ym nymer groß leit.

Alle dieſe ſechs Fabeln, (die zwey und achtzigſte ausgenommen, welche aber auch eigentlich keine Fabel, ſondern die wahre

Geſchichte des jungen **Papirius** iſt, deſſen Name in **Papius** verſtellet worden;) wird man von keinem ältern Dichter erzählet finden. Ob ſie aber darum urſprünglich deutſche Erfindungen ſind, davon ein Mehreres in meiner zweyten Entdeckung über dieſe ſogenannten **Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger**, welche den wahren Namen des Verfaſſers betrift, und die ich in den zweyten Beytrag verſpare. Ich ſage itzt nur ſo viel davon, daß dieſer Name, aus einer Handſchrift unſrer Bibliothek, von Gottſcheden mit einer Oſcitanz, — ich weiß kein anderes Wort: **Unachtſamkeit** ſagt viel zu wenig — angegeben werden, die ſchwerlich ihres gleichen haben dürfte.

II.

Romulus und Rimicius.

Mit jener Entdeckung hatte ich mich wieder ganz in das Feld der Aeſopiſchen Fabel verirret. Es war eine Zeit, da ich keinen Dichter mit mehrerm Fleiſſe ſtudierte, als den Phäder. Und damals, wie oft wünſchte ich mich in die Bibliothek zu Wolfenbüttel! Denn nur allzuoft ſtieß ich, in den Noten des Gudius über meinen Autor, auf Dinge, die ich mir dort, und nur dort, aufklären zu können verſprach.

Es iſt bekannt, daß dieſe Noten des Gudius über den Phäder, nicht von ihm ſelbſt, ſondern verſchiedne Jahre nach ſeinem Tode, von dem ältern **Peter Burmann** herausgegeben worden (*). Und es iſt eben ſo bekannt, daß der gröſte Theil der hinterlaſſenen, eignen und fremden Handſchriften des Gudius in unſre Bibliothek gekommen. Nun wußte ich zwar, daß die Papiere, aus welchen **Burmann** ſeine Ausgabe beſorgt, ſich nicht mit darunter befinden könnten; als welche längſt zuvor von den Erben des Gudius an Gräven überlaſſen worden. Allein Gudius bezog ſich in den Noten ſelbſt noch auf ſo manches, das meine Neugierde reitzte: beſonders auf verſchiedne alte Codices, die er ſelbſt zu Rathe gezogen, ſelbſt in Händen gehabt

(*) Nehmlich zuerſt 1698. Gudius ſtarb 1689.

hatte. Und von dieſen durfte ich vermuthen, in Wolfenbüttel einiges wieder zu finden, das, wenn es **Burmann** gleichfalls vor ſich gehabt hätte, er gewiß näher angezeigt, und in manchen Fällen mehr genutzet haben würde.

Alles dieſes, wie geſagt, fiel mir itzt wieder ein, und ich ſahe, daß ich zu Erfüllung meines alten Wunſches, nichts brauchte, als die Hand auszuſtrecken, und mir gewiſſe Ideen wieder klar und deutlich zu machen, die ich mich nur eben noch gehabt zu haben erinnern konnte.

Und warum nicht? Ich fing an, und ſuchte; und das erſte, worauf mich unſre Catalogi wieſen, war die eigenhändige Abſchrift des **Gudius** von dem Codice Divionenſi, auf den er ſich verſchiedentlich in ſeinen Noten beruft. Ich ergriff ihn mit Vergnügen; aber ſchwerlich hätte ich mir in dem erſten Augenblicke auch wohl nur träumen laſſen, welchen beſondern Aufſchluß er mir in einer Sache gewähren würde, über die ſich, mit und ohne Verſchulden der fleißigſten und ſcharfſichtigſten Gelehrten, die äuſſerſte Dunkelheit und Verwirrung ſeit vielen Jahren verbreitet hatten.

Dieſe Sache verhält ſich ſo. — Als Iſaac **Nevelet** 1610 die alten Fabeldichter, unter dem Titel Mythologia Aeſopica, alle insgeſammt herausgab, bezog er ſich zu Wiederherſtellung der echten Lesart des **Phädrus** auf einen gewiſſen Rimicius, welcher die Fabeln deſſelben in Proſa aufgelöſet habe. Und dieſer proſaiſche verſtümmelte Phädrus war bereits längſt gedruckt, ehe der wirkliche vom **Pithöus** 1596 an das Licht gezogen wurde. **Nevelet** hatte eine alte Ulmer Ausgabe davon vor ſich, die ihm **Gruter** aus der Heidelbergiſchen Bibliothek geliehen hatte. Gleich bey der zweyten Fabel des erſten Buchs gedenkt er derſelben: Sic enim *Rimicius* quidam qui Phædri fabulas ſoluta oratione reddidit, ſervatis ut plurimum verbis, hac eadem de re loquens ait — Rimicii hujus exemplar mihi e Palatina Bibliotheca ſuppeditavit V. A. *Ianus Gruterus*, Vlmæ olim impreſſum. Fabulas Aeſopi, Avieni et Anonymi noſtri fabulatoris latina germanicaque oratione expoſuit. Id monendum hoc loco duxi, quod aliquoties hujus Rimicii facturus ſum mentionem. Zu gutem Glücke mußte ich eben dieſe Ulmer Ausgabe auch in unſrer Bibliothek antreffen; und ſie iſt es, ohne die mir doch wohl die Abſchrift des Codicis Divionenſis ſo viel als nichts genutzt hätte. Ich mußte beide Stücke zugleich vor Augen haben, wenn ich die Wahrheit erkennen ſollte.

Doch nur erſt weiter. — Auf dieſe Quelle kritiſcher Verbeſſerungen des Phädrus, ſo verderben ſie auch ſeyn mochte, hatte ſich Gudius von dem Nevelet nicht umſonſt verweiſen laſſen. Ich kann aus ſeinen Anmerkungen, wie ſie Burmann herausgegeben, zwar nicht ſehen, ob er die nehmliche Ulmer Ausgabe dieſes ſogenannten Rimicius vor ſich gehabt. Aber ein Manuſcript von eben dieſem Rimicius führt er an, und nennt es ſein eigen(*). Neveletus ex Rimicii cujusdam ſterquilinio gemmulam, ut putat, eruit, *veſtibus.* — In MS. noſtro Rimicii eſt *ſedibus.* Eben dieſes Manuſcript iſt es ohne Zweifel, welches er an einem andern Orte(**) Sciaſſianum Rimicii codicem nennet. Ich bekenne meine Unwiſſenheit, warum Sciaſſianum. Mir fällt weder ein Ort noch ein Gelehrter ein, nach welchem es dieſe Benennung führen könnte. Und was läge daran, wenn es weiter nichts wäre? Allein, was dem Gudius noch immer Rimicius, höchſtens Remicius, heißt, das nennt er weiter hin Romulus. Ja damit wir nicht zweifeln können, daß er ein und eben daſſelbe Werk meyne: ſo ſagt er ausdrücklich(***), Romulus, ſive, ut Neveletio vocatur, Rimicius. Und hier hebt die Verwirrung an.

Sie war auch ſchon ziemlich auf das Aeußerſte gekommen, als Joh. Fr. Nilant 1709 alte Fabeln heraus gab, in welchen er ebenfalls mißgehandelte Glieder des Phädrus zu erkennen glaubte. Incredibilis, ſagt er in der Vorrede, videbatur virorum doctorum fluctuatio in multiplicatione nominum et perſonarum; quippe quum *Romulus* vel *Romulius* ſive *Romalius*, *Rimicius* ſive *Rimiccius* vel *Remicius* ſive *Remiccius*, denique *Rimucius* vel *Rimmucius* audiat, tum etiam iſta nomina nunc uni, nunc duabus perſonis tribuuntur. Denn da er jenen gänzlich anonymen Fabeln eine andere ähnliche Sammlung aus einer

---

(*) ad Fab. 3. Lib. I.

(**) ad Fab. 30. Lib. I.

(***) ad Fab. 15. Lib. III.

Handſchrift verfügen wollte, die den Namen des Romulus führte: ſo konnte ihm nicht lange verborgen bleiben, daß Gudius ſchon einen ſolchen geſchriebenen Romulus vor ſich gehabt habe, den er für den gedruckten Rimicius des Nevelet gehalten. Und ſo, indem er dieſem nachſpürte, um gewiß zu ſeyn, daß er keine vergebene Arbeit unternommen, geſchah es, daß er ſich von einer Seite der Wahrheit um einige Schritte näherte, und auf der andern ſich um ſo weiter von ihr entfernte.

Nilant war nehmlich ſo glücklich, zwar nicht völlig eben daſſelbe alte zu Ulm gedruckte Fabelbuch, das Nevelet aus der Heidelbergiſchen Bibliothek gehabt hatte, aber doch ein anders ihm ſehr ähnliches zu bekommen, in welchem bis auf die deutſche Ueberſetzung alles enthalten war, was Nevelet in jenem gefunden hatte. Aus dieſem nun erkannte er gar bald, daß Rimicius ſchlechterdings ein ganz neuer Schriftſteller ſey, dem in dem ganzen Werke weiter nichts gehöre, als die Ueberſetzung von dem Leben des Aeſopus, und von nur einigen wenigen Fabeln deſſelben. Er erkannte zugleich, daß die Fabeln, welche Nevelet dem Rimicius zugeſchrieben, auch hier dem Romulus gehörten; und ſchloß, daß ſich Nevelet blos übereilt habe, wenn er dem Herausgeber der Sammlung etwas beygelegt, was ſich dieſer in der Sammlung ſelbſt nicht anmaſſe.

Denn für dieſen, für den Herausgeber ſowohl ſeiner, als der Neveletſchen alten Ulmer Ausgabe, glaubte Nilant den Rimicius wenigſtens annehmen zu müſſen. Er nannte daher die darinn enthaltenen Fabeln des Romulus, in den Anmerkungen zu ſeinem Romulus, faſt immer Rimicii Romulum: Theils um ihn dadurch von ſeinem zu unterſcheiden; Theils aber auch, weil er glaubte, daß Rimicius wohl nicht immer in Herausgebung des Romulus den Handſchriften treu geblieben ſeyn dürfte, ohne hier und da etwas von dem Seinigen hinzuzuſetzen. Licet, ſind ſeine Worte, enim crebris ſordibus obſitus eſſet liber cum auctoris, tum fortaſſe editoris injuria, tamen u. ſ. w. Und dieſer Verdacht, ſieht man wohl, wozu er eigentlich abzwecken ſollte. Der vermeynte Romulus des Rimicius mußte vermuthlich verfälſcht ſeyn, damit der Romu lus des Nilant nur allein für den echten, aus einer Handſchrift treulich gezogenen Romulus gelten könne.

In wie weit die Gelehrten, nach dem Nilant, ſich dieſe ſeine Entſcheidung gefallen laſſen, darum will ich mich itzt nicht bekümmern. Der ältere Burmann ſchien ſich ganz und gar nicht daran zu kehren: denn er fuhr fort, den Romulus jener ältern Ausgabe Rimicius zu nennen, ſo oft er ihn unter ſeinen aus ihm mit zum Theil hergeſtellten Fabeln anzuführen Gelegenheit fand (*). Unſerm Chriſt hingegen, als er einen ähnlichen aber kühnern Verſuch wagte, war der Nilantſche Romulus einzig und allein Romulus (**). Und ſo, oder ſo, hielten es mehrere.

Man weiß von dem Knoten ſchon genug, um nach der völligen Auflöſung deſſelben begierig zu ſeyn, die ſich wie von ſelbſt darbieten wird, wenn ich vorher zweyerley werde erwieſen haben. Vors erſte, daß der Romulus in der alten Ulmer Ausgabe, welchen Nevelet Rimicius nannte, ein völlig eben ſo guter Romulus iſt, als Nilant nur immer ans Licht gebracht. Zweytens, daß Rimicius nie das allergeringſte mit dem Romulus zu ſchaffen gehabt: daß er weder Romulus iſt, noch den Romulus auch nur herausgegeben.

I. Jenes erſtere nun iſt eben das, was mich die obgedachte Abſchrift des Codicis Divionenſis gelehrt hat. — Daß dieſer Codex ein Romulus ſey, konnte ich zwar ſchon aus den Noten des Gudius ſchlieſſen. Nur daß er vollkommen der Romulus ſey, welchen Nevelet unter dem Namen Rimicius anführet, konnte ich allein aus ihm ſelbſt lernen. Es iſt die nehmliche Sammlung alter Fabeln, auf die nehmliche Art in vier Bücher getheilet, deren jedes die nehmlichen zwanzig enthält. Mit dem einzigen geringen Unterſchiede, daß die Hand-

---

(*) Nehmlich in dem Appendice Fabularum, der ſich bey der zweyten Auflage ſeines Phädrus in 8 befindet. Und in der Vorrede zu eben dieſer Auflage: — Fabulas Aesopias, sive a Rimicio, sive a Romulo, sive a quocumque elaboratas.

(**) Ich will ſagen, daß er in ſeinen zwey Büchern Fabularum veterum Aesopiarum, den Romulus in der alten Ulmer Ausgabe nie zu Rathe ziehet; welche alte Ulmer Ausgabe ihm aber auch nur zur Hälfte bekannt geweſen. Wie dieſes zugegangen, wird man in der Folge ſehen.

ſchrift in dem vierten Buche zwey Fabeln mehr hat, als die gedruckte Ausgabe, wie auch ſonſt noch ein Paar unerhebliche Zuſätze; wogegen wiederum in dem Gedruckten eine Fabel vorkömmt, die dort fehlet. Nicht zu vergeſſen, daß die 13te Fabel des erſten Buchs nach der gedruckten Ausgabe, in der Handſchrift zwiſchen der 7ten und 8ten des zweyten Buchs zu ſtehen gekommen, wodurch dieſe Bücher ungleich geworden, und das erſte aus 19, das zweyte dafür aus 21 Fabeln beſtehet. Was aber hiernächſt das Hauptwerk iſt, ſo ſind auch die Fabeln ſelbſt, hier ſowohl als dort, faſt mit eben denſelben Worten erzählet. Der Stellen ſind ſehr wenige, wo die Handſchrift merklich von dem Gedruckten abweicht; und in den geringern Verſchiedenheiten ſcheinet die eine, eben ſo oft als das andere, die beſſere Lesart zu haben. Proben hiervon zu geben, würde mich zu weit führen. Aber die beiden Fabeln will ich ganz herſetzen, welche das vierte Buch in der Handſchrift mehr hat. Es iſt die 13te und 14te.

XIII.

> Cornix ſitiens acceſſit ad urnam dimidiam aquæ, et eam conabatur evertere. Sed qm̄ fortiter ſtabat, non poterat eam movere, quod cum videret, hoc argumentum invenit, ſumens calculos miſit in urnam et ex multitudine calculorum aqua ex urna ſurſum porrecta eſt, et ſic ſuam ſatiavit ſitim.

XIV.

> Puer in ſilva anguia captans ſtetit ſuper quendam lapidem, ſub quo jacebat ſcorpius, quem conabatur vertere. Cui ſcorpius dixit ſic. Vide miſer, ne dum me captas, te ipſum perdas. Præcipit hæc fabula nihil tale audere, quod ſit periculoſum.

Die erſtere von dieſen Fabeln iſt die 27ſte des Avianus; und der ältere Plinius erzählet ein gleiches, als wahre Geſchichte von einem Raben. Sie iſt auch von neuern Fabeldichtern vielfältig nacherzählet worden. Von der zweyten wüßte ich dieſes nicht. Doch verdient ſie es auch kaum; und es würde Mühe koſten, ihr eine erträgliche Wendung zu geben. Die einzige Fabel, welche das gedruckte Werk dagegen voraus hat, iſt die letzte des vierten Buchs, Abies et Arundo. Was aber die übrigen unerheblichen Zuſätze der Handſchrift anbelangt, ſo ſind es größtentheils Worte ohne Sinn. Der eine folgt auf die 21ſte Fabel des vierten Buchs, und iſt als eine beſondere Fabel überſchrieben: De ſtatua ſua Aeſopus ad cives. Es iſt eine barbariſche Abkürzung und Verſtümmlung von dem Epilogus des zweyten Buches im Phäder:

> Aeſopo ingentem ſtatuam poſuere Attici *etc.*

Weil ſie aber doch noch zu etwas gut iſt, will ich ſie abſchreiben.

> Scripta et ingenium Aeſopi ut agnoverunt quod multarum ſemitarum ampliſſimas faceret vias et peperciſſet humilibus dum alligaverit multos qui erant ſummi atticorum, ſtatuam poſuerunt Aeſopo, cui ſubſtatuti ſunt creuli, qui actis vias ingenio intellexi, mox fabulas edidi. Ideo cives poſuimus ſtatuam, quod eſt alicuius laboris bona remuneratio: ſic ſcientes ſequi querellas.

Das ſey zugleich eine Probe von der Treue, mit welcher Gudius den alten Codex behandelt hat. Die Abkürzungen, welche zweifelhaft waren, hat er mit allem Fleiſſe nachgemahlt, ohne ſie auf das Ungewiße auszuſchreiben. Und nun, wozu er noch gut iſt dieſer Wuſt! Er iſt der unbekannte Beleg einer ſehr ſchönen Verbeſſerung, welche Gudius in jener Stelle des Phäder gemacht hat:

> Aeſopo ingentem ſtatuam poſuere Attici.

Dieſes ingentem ſtatuam iſt ſehr unſchicklich. Es wird doch gewiß keine koloſſaliſche Statue geweſen ſeyn. Sie wird doch gewiß nicht gröſſer geweſen ſeyn, als ſie die Athenienſer andern verdienten Männern zu ſetzen pflegten. Gudius wollte alſo dafür geleſen wiſſen, Aeſopi ingenio: und Burmann gab dieſer Aenderung ſeinen völligen Beyfall. Crediderim Gudium, ſagt er, quia *Aeſopi* erat in MS. dexterrime conjeciſſe *Aeſopi ingenio.* Aber in welchem Manuſcripte hatte er dieſes Aeſopi geleſen? In den beiden, welche Pithöus und Rigaltius gebraucht hatten, gewiß nicht. Folglich war es, ohne Zweifel, dieſer Codex Divionenſis, auf den er ſich bey Ausarbeitung ſeiner Noten berufen wollte. Denn in der That findet ſich nicht allein hier Aeſopi, ſondern das völlige Ingenium Aeſopi; wogegen das ſtatuam ganz ohne Beywort ſtehet. — Der zweyte Zuſatz unſerer Handſchrift iſt, Magiſtro Rufo Aeſopus, überſchrieben. Und von dieſem werde ich ſchicklicher an einer andern Stelle reden.

Wenn nun alſo der zu Ulm gedruckte Romulus, mit dem in dieſer Handſchrift von Dijon enthaltenen Romulus ſo genau übereinſtimmet: was könnte noch hindern, ihn für eben ſo gut als den zu erklären, welchen uns Nilant geliefert hat? Die Handſchrift von Dijon ſelbſt müßte jünger und daher unſichrer ſeyn, als die, welche Nilant vor ſich hatte. Daran aber zweifle ich ſehr. Denn Nilant ſagt von dem Alter der ſeinigen, die der Bibliothek zu Leiden gehörte, gar nichts: und ich ſchlieſſe daraus, daß es nicht beträchtlich geweſen. Gudius hingegen giebt der Handſchrift von Dijon mehr als fünfhundert Jahre. Ex vetuſto codice, bezeugt er auf dem Titel ſeiner Abſchrift, Divionenſi monachorum ſectæ Benedictinæ. Membranæ illæ quingentorum et amplius annorum forma prægrandi exhibebant Plinii Hiſtoriæ Nat. Libros XXXII, quibus premittebantur hi quatuor libelli fabularum ſub nomine Romuli cujusdam, quem quisquis ille fuerit, nam nomen nobis confictum videtur, Phædri noſtri et fabulas et verba maximam partem ſublegisſe, alias monebimus.

Doch was ſage ich, nur eben ſo gut? Der alte Ulmer Romulus iſt offenbar weit beſſer, als der Nilantſche; und wir hätten dieſen, ohne den geringſten Verluſt entbehren können. Denn war die Leidner Handſchrift auch nicht jünger, als die von Dijon: ſo war ſie doch gewiß von einem weit elendern Abſchreiber, der nicht allein vier Bücher in eines ſchmelzte, und alles daraus wegließ, was ihm nicht anſtand, ſondern auch den kurzſichtigen Mönch bey aller Gelegenheit zeigte. Und daß dieſe Mönchsſpuren ſich weder in der Handſchrift von Dijon, noch in der alten gedruckten Ausgabe finden, erweckt für beide kein ſchlechtes Vorurtheil. Ein Exempel wird es zeigen, was ich unter dieſen Mönchsſpuren verſtehe. Man nehme die ſiebende Fabel nach dem Nilant, welches die ſechſte im erſten Buche des Phädrus iſt. „Ein Dieb machte Hochzeit, und Aeſopus erzählte, in welches Schrecken einſt die Fröſche gerathen wären, als die Sonne heyrathen wollen.“ Dieſes will auch Romulus nach ſeiner Art erzählen, und ſchickt die Moral voraus: a Natura nemo mutatur, ſed de malo pejor naſcitur. So lautet ſie in dem alten Gedruckten: ſo lautet ſie in dem Manuſcripte von Dijon. Und wie bey dem Nilant? A natura nulla Creatura mutatur excepto Homine et Angelo: ſed dictu ſæpius de malo pejor naſcitur. Die Moral iſt freylich nicht wahr: aber ihr ſo nachhelfen, ſie ſo berichtigen, das konnte nur der dümmſte von allen Mönchen. Und ſo an mehrern Orten. Der beſſere Romulus ſchrieb zu Anfange ſeines zweyten Buchs: Omne genus fabularum probatur contra homines. Quis enim malus niſi homo? Et quis bonus niſi homo? Nun höre man den Romulus des Nilant: Omne genus fabularum ſine dubio directo tramite ad homines refertur: nemo enim poteſt eſſe bonus malus, non niſi homo: de Deo enim et Angelis non eſt nobis ſermocinatio. Der beſſere Romulus zieht, aus der bekannten Fabel von der Matrone zu Epheſus, die Lehre: Caſta eſt illa mulier quæ importunum non patitur. Er hatte eben dieſe ſaubere Lehre in der vorhergehenden Fabel mit den Worten ausgedrückt: Femina nulla ſe importuno negabit. Ich mag dieſe Lehre auch nicht zu der meinen machen. Aber was meynet man, mit welcher andern Lehre ſie der Romulus des Nilant vertauſcht? Ammonet ſubſequens Fabula, quod habent homines mortui, quod timeant poſt mortem, et non quod doleant. Die Fabel von der Matrone zu Epheſus! — Wenn überhaupt die Fabeln des Romulus noch nicht wären gedruckt geweſen, ſo hätte Nilant mit den ſeinigen Dank verdient. Aber da ſie längſt gedruckt waren, weit vollſtändiger und unverfälſchter gedruckt waren: wäre es nicht beſſer geweſen, wenn er den alten Druck, mit den Lesarten ſeines Manuſcripts, wieder hätte auflegen laſſen? Er ſcheinet ſo etwas ſelbſt empfunden zu haben. Denn er bekennt nicht allein in den Noten zu ſeinem Romulus, daß der alte Romulus ſehr oft gedrungener, ſchicklicher und lateiniſcher ſey: ſondern weil ſein Romulus auch nur 45 Fabeln hat, der Ulmer Romulus aber 80, ſo fügte er aus dieſem noch einen Anhang hinzu, mit folgender Vorerinnerung. Sequentes Fabulæ reperiuntur quoque apud editum Romulum, cujus ne quid deſideretur, et quia nonnullæ Phædri phraſes diſerte exhibet, eas in poſtremo agmine collocavi. Aber auch ſo kommen wir nicht ohne Schaden davon. Denn da, wie geſagt, ſein Romulus nur 45 Fabeln hat, und in dieſem Anhange nur noch 15 aus dem alten Romulus nachgeholet werden: ſo fehlen zu der vollen Zahl, welche dieſer hat, noch ganzer 20. Ich will ſie nach unſerm Manuſcripte nahmhaft machen, dieſe 20 Fabeln; und da ich den Unterſchied, der ſich zwiſchen dieſem und dem alten Drucke findet, genau genug angegeben habe: ſo wird man ſie ohne Mühe auch in dieſem finden, wenn er etwa einem meiner Leſer zur Hand ſeyn ſollte. Zugleich will ich dabey anmerken, welche davon im Phädrus vorkommen; damit man nicht glaube, daß keine daſelbſt vorkäme, daß ſie der Kriticus folglich doch nicht vermiſſen würde, weil er den einzigen Gebrauch nicht davon machen könne, der ſich von dieſen alten armſeligen Dingen noch machen laſſe. Hier ſind ſie.

Lib. I. Fab. 10. Homo et Colubra. (*Phæd. IV.* 18.)
. — 11. Aſinus irridens Aprum. (*Phæd. I.* 29.)
Lib. II. — 7. Venator et Canis. (*Phæd. V.* 10.)
. — 10. Hoedus et Lupus.
. — 11. Pauper et Serpens.
. — 13. Calvus et Musca. (*Phæd. V.* 3.)
. — 14. Vulpis et Ciconia. (*Phæd. I.* 26.)
. — 16. Graculus ſuperbus et Pavo. (*Phæd. I.* 3.)
. — 18. Formica et Musca. (*Phæd. IV.* 23.)
— 19. Lupus et Vulpis, judice Simio.
(*Phæd. I.* 10.)
. — 20. Muſtela et Homo. (*Phæd. I.* 22.)
. — 21. Rana rupta et Bos. (*Phæd. I.* 24.)
Lib. III. — 6. Lupus, Vulpis et Paſtor.
. — 12. Vipera et Lima. (*Phæd. IV.* 7.)
. — 18. Negotiator et Aſellus.
. — 19. Cervus et Boves. (*Phæd. II.* 8.)
Lib. IV. — 13. Cornix ſitiens.
. — 14. Puer et Scorpius.
. — 18. Pulex et Camelus.
. — 21. Ovis et Cornix.

Ich ſehe wohl, was man zur Entſchuldigung des Nilant hier ſagen kann. Von dieſen 20 Fabeln, kann man ſagen, ſind nur zwey, welche ganz und gar bey ihm vermißt werden, nehmlich die 13te und 14te des vierten Buchs. Und dieſes ſind eben dieſelben, welche, wie ſchon gedacht, ſelbſt in dem alten Drucke mangeln. Die übrigen achtzehn hat er deswegen übergangen, und aus dem alten gedruckten Romulus nicht mit in den Anhang übergetragen, weil ſie alle ſchon bey ſeinem Anonymus vorkommen.

Aber doch, antworte ich hierauf, nicht völlig ſo vorkommen, daß ſie gänzlich vernachläßiget zu werden verdient hätten. Nicht zu gedenken, daß doch auch in ſeinem Romulus mehr als eine Fabel anzutreffen, die wir gleichfalls ſchon bey dem Anonymus geleſen hatten. Und was iſt dieſer Anonymus überhaupt viel anders, als ein ſchlechter verſtümmelter Romulus? Ja ich würde ſagen, er ſey ganz und gar nichts anders, wenn er nicht allerdings noch verſchiedene Fabeln enthielte, welche der vollſtändige aus vier Büchern beſtehende Romulus nicht hat. Dieſe ſind die 2, 6, 8, 19, 24, 25, 30, 31, 32, 34, 36, 53, 57, 58 und 67ſte; worunter die 2, 31, 32 und 57ſte, Fabeln des Phädrus ſind. Was ſich aus dieſen dem Anonymus eigenen Fabeln ſchlieſſen läßt, will ich ein andermal anzeigen, wenn ich einen ſonſt wo bemerkten Grund eben derſelben Vermuthung beyzubringen Gelegenheit habe. Izt beſtehe ich nur darauf, daß beſagter wenigen Fabeln ungeachtet, die ſich in den vier Büchern des Romulus nicht finden, es doch noch immer das Beſte geweſen wäre, wenn uns Nilant dieſen ganzen Romulus, bloß mit einem Zuſatze derſelben vermehret, und, wie geſagt, mit den Lesarten ſeines Manuſcripts bereichert, wiedergegeben hätte. Denn auf dieſe Weiſe hätten wir doch nun etwas Vollſtändiges, welches uns izt fehlet, und um ſo mehr fehlet, je ſeltner der alte Ulmer Romulus ſich gemacht hat.

Schon Nilant mußte ihn mit vieler Mühe auftreiben; und trieb ihn doch nur endlich in einem verſtümmelten Exemplar auf. Er klagt an mehr als einer Stelle, daß ganze Blätter darinn ausgeriſſen; und wenn er ſonach auch ſchon den Einfall bekommen hätte, zu thun, was ich für das Beſſere halte, ſo würde er es nicht gekonnt haben. — Dieſes bringt mich zu meinem zweyten Punkte, bey welchem die Hauptſache auf der nähern Kenntniß des alten Buches ſelbſt, das Nilant hatte und nicht hatte, beruhen wird.

II. Ich will hier beweiſen, daß Rimicius nie das allergeringſte mit dem Romulus zu ſchaffen gehabt; daß er weder Romulus iſt, noch den Romulus auch nur herausgegeben.

Daß Rimicius und Romulus zwey ganz verſchiedene Perſonen ſind, die Jahrhunderte auseinander gelebt haben, hat ſchon Nilant erwieſen, und ohne Mühe erweiſen können, da Rimicius das, wovon er ohnſtreitig der Urheber iſt, einem Kardinale Antonius Cerdanus zugeeignet hat, der 1459 geſtorben; die Fabeln des Romulus hingegen in Handſchriften vorkommen, die offenbar vier bis fünfhundert Jahre älter ſind. Wer ſonſt Rimicius geweſen, und was es für Streitigkeiten über ſeinen Namen ſetzt, davon kann man den Kardinal Quirini in ſeiner Einleitung zu den Briefen des Franciſcus Barbarus (*), vornehmlich aber in ſeinem Schreiben an Schelhornen beym Freytag (**), nachleſen. Mir kömmt es hier nicht ſowohl auf ſeine Perſon, als auf das an, was er wirklich geſchrieben, und was er nicht geſchrieben.

Rimicius hat das Leben des Aeſopus, und Fabeln des Aeſopus aus dem Griechiſchen überſetzt. Das iſt unwiderſprechlich. Ob er den Druck dieſer Ueberſetzung ſelbſt erlebt habe, getraue ich mir nicht zu ſagen; da, wie ſchon gemeldet, der Kardinal welchem er ſie zugeeignet, bereits 1459 geſtorben. Aber gedruckt wurde ſie doch; und zwar ſchon 1476 zu Mayland. Fabricius hat nur eine ſpätere Ausgabe von 1480 gekannt; aber jene frühere hat Quirini ſelbſt vor ſich gehabt, und in dem angeführten Briefe beſchrieben. Ich finde ſie in unſerer Bibliothek nicht; Quirini ſagt auch nicht, was ſie für Fabeln enthalte, als welches zu ſeiner Abſicht nicht erforderlich war: eine Stelle jedoch aus einer ſogenannten Anacephalaeoſis totius operis, welche er ganz herbringt, würde allein mich dieſes Punktes wegen auſſer aller Ungewißheit ſetzen. Rimicius ſagt nehmlich: Quod vero longe plures *(fabulas)* Aeſopus confecerit hinc vel maxime conjectari licet; nam in deſcribendo

---

(*) Diatr. praeli. Part. I. cap. I. §. 7.

(**) Tomo III. Apparat. litter. Append.

fabulas cum ſequatur ordinem Alphabeti, in his hæ deficiunt literæ &c. Und dieſer Umſtand von der alphabetiſchen Ordnung, welcher in den Fabeln des Romulus auf keine Weiſe merklich iſt, würde, meyne ich, ſchon allein gnugſam beweiſen, daß es nicht dieſe ſind, ſondern daß es die gewöhnlichen griechiſchen Fabeln des Aeſopus ſeyn müſſen, ſo wie wir ſie itzt haben: wenn mich auch nicht der Augenſchein anderweits davon überzeugt hätte. Denn es iſt mehr als eine ſpätere Ausgabe von den Fabeln des Aeſopus vorhanden, worinn ſie vorkommen, die Rimicius überſetzt hat; und unter ſeinem Namen, mit ſeiner Vorrede vorkommen. Ich will ſtatt aller nur die Sammlung des Dorpius nennen, wovon ich einen Frankfurter Druck von 1587 in 8 vor mir habe. In dieſem folgen die Fabeln des Rimicius unmittelbar auf die, welche Laurentius Valla ſchon vor ihm überſetzt hatte, und gehen von der 373ten bis auf die 472te. Es ſind deren alſo gerade hundert, die ich anfangs lediglich von den ältern 149. Aeſopiſchen Fabeln zu ſeyn glaubte, welche wir die Planudeiſchen zu nennen pflegen. Denn ich urtheilte ſo: die übrigen 148 Aeſopiſchen Fabeln hat Nevelet erſt 1610 zuerſt herausgegeben, und er nennt ſie ausdrücklich nunquam hactenus editas. Wie kann alſo eine von denen unter den Fabeln des Rimicius ſich finden, die bereits 1476 ſollen gedruckt ſeyn, und die ich hier wirklich wenigſtens von 1587 vor mir habe? Allein ich ſahe mich, zu meiner nicht geringen Befremdung, betrogen, als ich unter den hundert Fabeln des Rimicius mehr denn dreißig zählte, welche allein unter den Neveletſchen vorkommen. Das nunquam hactenus editæ des Nevelet, muß alſo nur von dem Griechiſchen Texte gelten. Wenn es auch noch von dieſem gilt! Doch davon anderswo.

Wenn Rimicius nicht der erſte war, der die griechiſchen Fabeln des Aeſopus durch ſeine Ueberſetzung in Europa bekannt machte; indem ihm nicht allein, wie ſchon berührt, Laurentius Valla mit einigen, ſondern auch Omnibonus (*),

---

(*) Die ich nur noch aus einer Stelle des Kardinal Quirini kenne. Ea Omniboni verſio, quam manuſcriptam habuit Sanderus teſte Labbeo Biblioth. nova MSS, vetuſtior utique ea Rimicii, Mediolani publicata ab Antonio Zaroto Parmenſi anno MCCCCLXXVI. licet Rimicius in Proœmio ad Antonium ohne Zweifel mit mehrern, darinn zuvorgekommen: ſo war er doch der erſte, wie es ſcheint, durch den ſie nach Deutſchland kamen. Nicht daß man in Deutſchland von gar keinen Aeſopiſchen Fabeln gewußt hätte; man las die mehrgedachten Fabeln des Romulus, unter deſſen Namen auch die elegiſchen Fabeln des Anonymus beym Nevelet im Gange waren; man las die Fabeln des Avianus, des Cyrillus, des Adelfonſus, und anderer. Nur die eigentlichen Aeſopiſchen Fabeln des Aeſopus, wie ſie, wenn auch nicht von ihm ſelbſt, ſeinen Zeiten doch um ſo viel näher, wo nicht in ſeiner, doch in einer Sprache aufgezeichnet worden, in der er die meiſten und glücklichſten Nachahmer gehabt, waren, bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts unſern Vätern völlig unbekannt, und kamen, ſo wie aus Griechenland nach Italien, alſo aus Italien nach Deutſchland.

Und, wie geſagt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, zuerſt in der Ueberſetzung des Rimicius; aus welcher auch ſofort diejenigen Fabeln, die ganz neu waren, wovon ſich nichts ähnliches bey jenen barbariſchen Nacherzählern fand, ihnen beygefügt, und den allgemeinen Fabelbüchern einverleibet wurden.

Ein ſolch allgemeines Fabelbuch war denn auch das, welches Nevelet vor ſich hatte, und welches in ſeiner Hand die Veranlaſſung zu den nachher ſo oft, und gleichwohl ſo ohne Grund, verwechſelten Namen des Romulus und Rimicius wurde. Soll ich kurz ſagen, wie es das wurde? Weil Nevelet ein junger Franzoſe war, der ganz gewiß kein Wort Deutſch verſtand; und viel zu ſtolz, viel zu voreilig war, als daß er ſich hätte lange erklären laſſen, was er nicht verſtand.

Nevelet ſagt, wie eben ſchon angeführt worden, daß dieſes alte Fabelbuch zu Ulm gedruckt geweſen, und daß es die Fabeln des Aeſopus, des Avianus und ſeines Anonymus, lateiniſch und deutſch enthalten. An einer andern Stelle, nehmlich in den Noten über ſeinen Anonymus, bey der 21ſten Fabel, wo ſich in dem alten Werke ein zweytes Buch anfängt, ſügt

---

tituli S. Chryſogoni Presbyterum Cardinalem, ita de ſuo labore loquuntur, ut primus ipſe Aeſopum e Græcia in Latium convexiſſe videatur. *Diatribe Praelim. ad Fr. Barbari Epiſtolas. pag.* 108.

er mit ausdrücklichen Worten hinzu, daß er Rimicius heiſſe, welcher ſowohl die proſaiſche lateiniſche Ueberſetzung dieſer, als auch die deutſche Ueberſetzung der nehmlichen und übrigen Fabeln gemacht habe. Rimicius, ein Italiäner, eine deutſche Ueberſetzung!

Ich bin ſehr gewiß, daß ich ſchlechterdings das nehmliche Buch vor mir habe, welches Nevelet vor ſich hatte; nicht bloß ein nur ähnliches, wie Nilant: und man ſoll nun gleich hören, wie viel Antheil Rimicius daran hat, und ob er auch nur für den bloſſen Herausgeber, wie Nilant meynte, mit irgend einer Wahrſcheinlichkeit könne gehalten werden.

Das Buch iſt in klein Folio; und mit dem Orte des Druckes hat es ſeine Richtigkeit. Es iſt zu Ulm, und zwar bey Johann Zeinern gedruckt. Geendet ſäliglich von Johanne Zeiner zu Vlm: ſtehet am Ende, ohne Jahrzahl. Doch wir wiſſen, daß Johann Zeiner zu Ulm von 1473 bis 1484 gedruckt hat; und wenn es wahr iſt, daß die erſte Ausgabe des Rimicius von 1476 iſt, ſo kann dieſes ſein Werk, in welchem allerdings von des Rimicius Arbeit verſchiednes vorkömmt, nicht vor 76, aber auch nicht nach 84 gedruckt ſeyn. Näher iſt das Jahr des Druckes ſchwerlich zu beſtimmen: und wozu? — Die Stärke beträgt 270 Blätter: anders kann ich ſie nicht angeben, weil Seitenzahlen und Signaturen fehlen. — Bey den übrigen typographiſchen Kleinigkeiten will ich mich nicht aufhalten; weil ſie hier ohne Nutzen ſind, und ohnedem ſich ähnliche Zeinerſche Drucke noch genug finden. Ich komme auf den Innhalt, den ich, Stück vor Stück, mit aller Genauigkeit angeben will.

Nach dem erſten Blatte, auf welchem ein ziemlich groſſer Aeſopus in Holzſchnitt, mit allerley kleinen Beywerken zu ſehen, hebet das zweyte, ohne alle Aufſchrift, die ſich auf das Ganze bezöge, ſogleich mit den Worten an: Vita Eſopi fabulatoris clariſſimi e greco latina per Rimicium facta ad reuerendiſſimum patrem dn̄m Anthonium tituli ſancti Chryſogoni preſbiterum Cardinalem. Aber anſtatt daß nunmehr wirklich dieſes Leben folgen ſollte, ſo folget vorher ein Vorbericht des deutſchen Ueberſetzers, wovon dieſes der Anfang iſt: „Das leben des hochberümten fabeldichters Eſopi, uß kriechiſcher zungen in latin, „durch Rimicium gemacht, an den hochwirdigen vatter,

„herren Anthonium des titels ſancti Chryſogoni prieſtern
„cardinaln, und fürbas dasſelb leben Eſopi mit ſynen fabeln,
„die etwan romulus von athenis ſynen ſun Thiberio,
„uß kriechiſcher zungen in latin gebracht, hett geſendet, und
„mer ettlich der fabeln Ariani, auch Doligami, Aldefonſy
„und ſchimpfreden poggy, und andrer, ietliche mitt ieren
„titel ob verzaichnet, uß latin, von Doctore hainrico ſtainhöwel
„ſchlecht und verſtentlich getutſchet nit wort uß wort,
„ſondern ſin uß ſin, um merer lütrung wegen deß textes oft
„mit wenig zugelegten oder abgebrochnen worten gezogen, ze
„lob und ere dem Durchlüchtigiſten fürſten und herren herren
„Sigmunden, hertzogen zu öſterrich, etliche ergetzlikait dar
„uß zu enpfahen, die och nutzlich iſt, wa ſie verſtentlich
„werdent geleſen u. ſ. w. Iſt es nun wahr oder nicht, was ich geſagt habe, daß Nevelet nur ein wenig Deutſch hätte verſtehen dürfen, um uns eine Verwirrung zu erſparen, welcher in den angeführten Worten auf alle Weiſe vorgebauet iſt? Nichts kann deutlicher als der Inhalt; nichts ausdrücklicher als der Ueberſetzer angegeben ſeyn. Nicht ein Italiäner, nicht Rimicius iſt der Urheber dieſer deutſchen Ueberſetzung: ſondern Heinrich Steinhöwel. Nicht vom Rimicius wird geſagt, daß er die Fabeln des Aeſopus überſetzt habe: ſondern vom Romulus. Dem Rimicius wird lediglich nichts zugeſchrieben, als die Ueberſetzung von dem Leben des Aeſopus.

Was indeß Nevelet aus dieſem deutſchen Vorberichte nicht lernen konnte, wie konnte er es aus dem Buche ſelbſt nicht lernen? Er muß nicht die geringſte Neugierde gehabt haben, es ganz nach der Ordnung durchzublättern. Denn nur weiter.

Auch auf jenen Vorbericht folget nicht ſogleich das Leben des Aeſopus, ſondern zuvor noch eine kurze deutſche Anweiſung, was und wie vielerley die Fabel ſey. Und ſodann das Leben: erſt lateiniſch; hernach deutſch. Es iſt kein anderes, als das, welches man dem Planudes zuſchreibt; nur von vorne herein, und vielleicht auch an andern Stellen, um etwas verkürzt. Der lateiniſche Text läuft hinter einander fort: der deutſche aber iſt, bey den darinn vorkommenden Hiſtörchen und Mährchen, durch Holzſchnitte reichlich unterbrochen. Beide ſind mit dem ſechzigſten Blatte zu Ende.

Hierauf die Fabeln ſelbſt: und zwar vors erſte die vier Bücher der alten vorlängſt bekannten Fabeln des Aeſopus, vom Romulus überſetzt: die nehmlichen, wie ſie angezeigtermaaſſen der Codex Divionenſis enthält. Und auch nur hier hätte Nevelet in der Vorrede des erſten Buchs leſen dürfen: Ego Romulus tranſtuli de græco ſermone in latinum; um jedem das Seine zuzueignen. Was ſonſt an dieſen vier Bücher Fabeln hier merkwürdig iſt, iſt dieſes: daß ihnen, auſſer der deutſchen Ueberſetzung des Steinhöwel, auch die elegiſchen Fabeln des alten Anonymus, ſo weit ſie reichen, untergeordnet ſind. Sie reichen aber nur bis auf das vierte Buch, ob ſie ſchon überhaupt, aus den proſaiſchen Fabeln des Romulus genommen und entſtanden zu ſeyn, die offenbarſten Spuren haben. Denn es ſey nun, daß das vierte Buch von ihnen verloren gegangen, oder daß es nie zur Wirklichkeit gekommen: ſo iſt doch das, daß dieſer Anonymus nichts als der verſificirte Romulus urſprünglich ſey, nicht allein aus der Folge der Fabeln klar und deutlich, welche bey beiden die nehmliche iſt, ſondern auch aus der Uebereinſtimmung der Fabeln ſelbſt, und beſonders aus dem Vorberichte der 21ſten. Denn warum hat dieſe 21ſte Fabel bey dem Anonymus anders einen beſondern Eingang, von dem Nutzen der Fabel überhaupt, als weil ſie die erſte des zweyten Buches bey dem Romulus war, und an ſo eine Stelle dergleichen allgemeine Betrachtungen wohl gehören? Daher iſt es denn auch gekommen, daß, wie ich ſchon erwähnt habe, die Arbeit des Anonymus für die eigene Arbeit des Romulus gegolten, und ſowohl in Manuſcripten, als in gedruckten Büchern des erſtern elegiſche Fabeln, den Namen des letztern führen. Ich will von gedruckten Büchern vorizt nur die alte Ausgabe zu Deventer, unter dem Titel Eſopus moraliſatus, nennen; wovon ich einen Abdruck, ſowohl von 1490 als von 1502, vor mir habe. Von dieſer Ausgabe war Chriſt ungewiß, ob ſie den Avianus oder den Romulus enthalte, weil er ſie nicht geſehen (*). Sie enthält weder den einen, noch den andern: ſondern den Anonymus; das iſt, wenn man will, einen Romulus zwar, aber den verſificirten.

Doch damit ich nicht zu weit aus dem Gleiſe komme. Romulus mit ſeinem Verſificator, gehet in unſerm alten Buche von dem 60ſten Blatte bis auf das 147ſte; wo es zu Ende deſſelben heißt: Finis quarti libri Eſopi viri ingenioſi, nec plures ejus libri inveniuntur, multe tamen ejus fabule reperte ſunt, quarum plurime ſequuntur, ut in proceſſu videbitur. Und hieraus ſehen wir, was man den eigentlichen Aeſopus damals nannte: nichts als die vier Bücher des Romulus; höchſtens noch den elegieſchen Anonymus, wie aus der Ausgabe von Deventer erhellet, und wovon wir die Urſache wiſſen. Was man ſonſt von Aeſopiſchen Fabeln hier und da zerſtreuet fand, fügte man allenfalls dem Aeſopus bey; ließ es aber dahin geſtellet ſeyn, ob ſie dem Aeſopus wirklich gehörten, oder nicht.

Die älteſten von dieſer Art folgen nun, vom 147ſten Blatte bis zum 187ſten, an der Zahl ſiebzehn; ebenfalls lateiniſch und deutſch. Nach der 17ten ſtehen die Worte: Finite ſunt extravagantes antique, aſcripte eſopo, neſcio ſi vere vel ficte. Der Zweifel hat nur allzuviel Grund. Denn unter den ſiebzehn ſind kaum zwey oder drey, die mit ſonſt bekannten Fabeln des Aeſopus etwas ähnliches haben. Die übrigen alle werden nicht allein ſonſt nirgends dem Aeſopus beygelegt, ſondern ſind auch, welches die Hauptſache iſt, ſo wenig in dem Geſchmacke des Aeſopus, von ſo abentheuerlicher gothiſcher Erfindung, daß ſie auch nicht einmal Aeſopiſch heiſſen können; geſchweige daß ſie von dem Aeſopus ſelbſt ſeyn ſollten. Ich will damit nicht ſagen, daß ihnen alle Anmuth abgehet: ſondern nur, daß ſie nicht die Anmuth haben, welche man an alten und griechiſchen Erfindungen gewohnt iſt. Sie ſtechen daher auch nicht wenig mit denen ab, die nun kommen, und welche wirklich aus dem Griechiſchen, und zwar vom Rimicius überſetzt ſind.

(*) Pſeudoavianus fuerit, an Romulus, qui Daventriæ editus prodiit a. c. n. 1490 hoc eleganti magiſtralis titulo, *Aeſopus moraliſatus cum bono commento*, mihi quidem adhuc incompertum eſt. *Prol. de Phaedro, p.* 57.

Denn, wie ich ſchon geſagt habe, kurz vorher, als Zeiner dieſes Werk ausgehen ließ, war die obgemeldte Ueberſetzung des Rimicius von dem Leben und hundert Fabeln des Aeſopus, zu Mayland gedruckt worden. Da ſie nun auch dieſſeits den Alpen bekannt wurde, und nicht allein das Leben des Aeſopus etwas ganz neues war, ſondern ſich auch unter den hundert Fabeln verſchiedene befanden, die eben dieſen Werth der Neuheit hatten: was Wunder, daß man ſowohl mit dieſen, als mit jenem, die gewöhnlichen Fabelbücher in Deutſchland zu vermehren eilte? Nicht, meyne ich, mit allen den hundert Fabeln; denn was war das nöthig, da die meiſten ſchon bekannt waren, und in der alten Ueberſetzung des Romulus geleſen wurden? Sondern nur einzig und allein mit denen aus ihnen, die Romulus nicht hatte. Was ich da ſage, iſt keine bloſſe Vermuthung; ſondern gerade eben das, was Zeiner, oder Stainhöwel, oder wer ſonſt unſere Ulmer Ausgabe beſorgte, in der That und Wahrheit gethan hat; ja, nicht ohne ausdrückliche Meldung gethan hat. Denn es heißt nicht allein zu Anfange ſothaner Fabeln des Rimicius, Sequuntur alique esopi fabule nove translationis rimicy: ſondern auch, noch beſtimmter und deutlicher, am Ende: Finis fabularum Esopi a rimitio nove translationis fabularum esopi grecarum auctore extracte: que a romulo in suis quatuor libris non continentur.

Und was wollen wir nun mehr? Iſt es noch zweifelhaft, was dem Romulus, und was dem Rimicius gehöret? Iſt es noch möglich, daß Rimicius, wie Nilant vermuthete, auch nur der Herausgeber des Ulmer Romulus kann geweſen ſeyn? Wird vom Rimicius nicht als von einer dritten Perſon geſprochen? Wird auf ſeine Ueberſetzung, die ſo bedeutend die neue heißt, nicht genugſam als auf ein beſonders Werk gewieſen, das von dem gegenwärtigen völlig unterſchieden? aus welchem ſich das gegenwärtige bloß bereichert habe? Wie wäre Rimicius aus Italien nach Ulm gekommen, um daſelbſt den Zeinern ein Fabelbuch zu beſorgen, in welchem er aus ſeiner eigenen Arbeit einen kümmerlichen Auszug machte?

Noch dazu einen ſehr kümmerlichen. Denn von allen den hundert Fabeln haben nicht mehr, als ſiebzehn Platz gefunden

Nehmlich die 2, 3, 5, 7, 10, 15, 18, 21, 40, 43, 53, 68, 70, 74, 90, 97 und 100ſte, nach der Ordnung des **Rimicius**; welches in der Sammlung des **Dorpius** die 374, 375, 377, 379, 382, 387, 390, 393, 412, 415, 425, 440, 442, 446, 462, 469 und 472ſte ſind. Es iſt keine darunter, welche wir nicht vorlängſt Griechiſch hätten; ſo wie ſich auch unter den andern zurückgebliebenen drey und achtzig keine dergleichen findet. Daß es auch wirkliche Ueberſetzungen aus dieſem vorhandenen Griechiſchen ſind; daß **Rimicius** nicht bloß, wie **Romulus**, vorgegeben, aus dem Griechiſchen zu überſetzen, in der That aber alte lateiniſche verſificirt vorhandene Fabeln in Proſa aufgelöſet habe, welches ſich unter andern **Cannegieter** von ihm eingebildet (*): davon hat mich die angeſtellte Vergleichung überzeugt. Denn daß er in dem und jenem Ausdrucke von unſerm üblichen Texte, wie wir dieſen Theils nach dem **Aldus** beybehalten, Theils von dem **Nevelet** überkommen haben, gleichwohl abgehet; auch wohl hier und da den ganzen Faden der Erzählung anders führet, das beweiſet nur, daß er nicht völlig den nehmlichen Text, ſondern einen vor ſich gehabt, der dann und wann noch wohl beſſer war (**). Seine Latinität ſelbſt bewahrt ihn aber auch ſchon vor dieſem Argwohne; denn ich will den ſehen, der aus ſeinen Worten nur einen einzigen Vers zuſammenſtoppeln kann, der des Phädrus würdig wäre. —

(*) Certe ut ipſe Perottus verſus elegiacos in jambos mutavit, ita alii eas in ſermonem prorſum converterunt. Inter quos eſt Rimicius, Hadrianus Barlandus, Gulielmus Hermannus, alter Gulielmus Gaudanus dictus. *Diſſert. de aetate et ſtilo Flavii Aviani. cap.* 13. Unter dieſe gehört **Rimicius** ſchlechterdings nicht. Er iſt wahrer Ueberſetzer aus einer Sprache in die andere: nicht bloß aus einer Art des Vortrages in die andere. Aber man merket wohl, daß auch **Cannegieter** noch den Rimicius für den Romulus genommen; ohngeachtet desjenigen, was er deßfalls vom **Nilant** bereits konnte gelernet haben, und was er aus eben derſelben Quelle, die **Nilant** gebraucht hatte, mit ein wenig mehr Aufmerkſamkeit auch noch beſſer hätte wiſſen können.

(**) Daß es dergleichen Texte gegeben, und in verſchiedenen Handſchriften noch geben müſſe, hat man immer gemuthmaſſet. Beſonders in ſolchen Handſchriften, welche für älter zu erkennen, als **Planudes**, dem man den gewöhnlichen Text zuzuſchreiben pflegt. Eine ſolche Handſchrift fand **Montfaucon** in einer Bibliothek zu Florenz, und war Willens, nach ihr ſowohl

Ich kann nun den Reſt des alten Ulmer Drucks mit ein Paar Worten abfertigen. Denn alles, was er noch enthält, ſiebzehn Fabeln des Avianus, und drey und zwanzig Fabeln oder vielmehr Hiſtörchen aus dem Adelfonſus, Deligamus und Poggius, insgeſamt mit deutſchen Ueberſetzungen, das kann zu meiner gegenwärtigen Unterſuchung nun weiter nichts dienen. Was fehlte auch noch, um dieſe nicht völlig geendet zu haben?

Denn da eine Handſchrift, die ſchon Gudius für älter als fünfhundert Jahr erkannte, die Fabeln des Romulus enthält, und zwar die nehmlichen Fabeln des Romulus, die bereits im funfzehnten Seculo zu Ulm gedruckt worden; dieſer Ulmer Druck aber ganz gewiß nicht vom Rimicius beſorgt worden, auch Rimicius weiter keinen Theil daran hat, als daß man ſeine Ueberſetzung von dem Leben und einigen Fabeln des Aeſopus darinn aufgenommen: ſo iſt es ja wohl nunmehr ſo ausgemacht, als nur immer etwas dieſer Art ausgemacht ſeyn kann, daß nicht allein Romulus und Rimicius zwey ganz verſchiedne Perſonen ſind, ſondern daß auch Rimicius nie an den Romulus die geringſte Hand gelegt, wenigſtens zuverläßig nicht an den Romulus, mit welchem ihn **Nevelet** ganz verwechſelte, oder für deſſen Herausgeber ihn **Nilant** angenommen. Eines iſt eben ſo falſch als das andere: und ich muß es nochmals und nochmals wiederhohlen, daß die ganze Verwirrung nichts zum Grunde hat, als den unwiſſenden Leichtſinn eines jungen

---

das Leben als die Fabeln des Aeſopus, aufs neue heraus zu geben. Aber es iſt unterblieben. Eine ſolche Handſchrift findet ſich auch in Deutſchland, in der Bibliothek der Stadt Augſpurg, auf die ſchon ſeit 1711 **Jo. Michael Heuſinger** die Gelehrten aufmerkſam gemacht haben ſollte. Sein Zeugniß und ſeine Verſicherung, hätte ich gemeynet, müßte dieſen Schatz an das Licht zu bringen, ohnfehlbar veranlaſſen. Aber auch das iſt nicht geſchehen. Vielleicht weil es ſich nicht der Mühe verlohnte? Es verlohnt ſich ihrer recht ſehr; wie ich ganz gewiß weiß. Denn endlich bin ich ſo glücklich geweſen, eine Abſchrift von beſagtem Augſpurgiſchen Codex zu erhalten, aus der ich ſehe, daß er alle meine Erwartung übertrift. Dieſe Abſchrift iſt von der Hand der Madame **Reiske**, die ſich damit um die Griechiſche Litteratur unendlich verdienter wird gemacht haben, als eine Madame **Dacier** mit allen franzöſiſchen Ueberſetzungen, wenn man künftig einmal den Aeſop einzig ſo leſen wird, wie man ihn ohne ihr Zuthun vielleicht noch lange nicht, vielleicht auch wohl nie geleſen hätte.

Franzoſen, der einem Buche, das er weder kannte, noch ſich die Mühe nehmen wollte, kennen zu lernen, den erſten den beſten Namen beylegte, der ihm darinn aufſtieß.

Warum aber **Nilant** nicht ganz hinter die Wahrheit gekommen, davon war, habe ich vorläufig geſagt, dieſes die Urſache, daß er das alte Buch des **Neveler** hatte, und auch nicht hatte. Dieſes muß ich noch erklären.

Wie **Neveler** ſchon angezeigt, und ich mehr als einmal bemerken laſſen, ſo iſt das Ulmer Fabelbuch durchaus mit einer deutſchen Ueberſetzung verſehen, welche nicht, wie es itzt üblich, auf der andern Seite dem Texte gegenüber ſtehet, ſondern ſtückweiſe, Fabel nach Fabel, eingeſchaltet iſt. Nun ſind bey ſo einem Buche, das Grundſprache und Ueberſetzung enthält, noch zwey Veränderungen möglich, die ein Drucker oder Verleger nicht leicht unterlaſſen wird zu machen, wenn er von der allgemeinen Brauchbarkeit des Buches ſelbſt überzeugt iſt. Er kann, auſſer beiden zuſammen, die Grundſprache allein; er kann die Ueberſetzung allein abdrucken laſſen und verkauffen: ſo hat er drey Bücher ſtatt Einem.

Daß dieſes nun hier **Johann Zeiner** auch wirklich gethan, weiß ich Theils ganz gewiß, Theils kann ich es mit aller Zuverläßigkeit ſchlieſſen.

Daß er die Ueberſetzung allein drucken laſſen, weiß ich gewiß: denn ich habe ſie vor mir. Sie iſt ebenfalls in klein Folio, 119 Blätter ſtark, ohne das Regiſter **Uber die gemeinen puncten der materi diß buchlis.** Unter den gemeinen Punkten, werden die loci communes, die Sittenlehren der Fabeln verſtanden: und dieſes Regiſter findet ſich auch bey jener Hauptausgabe, und nur deutſch. Der Holzſchnitt mit dem Aeſopus fängt auch hier an; aber anſtatt daß hierauf dort nur die Aufſchrift der vom Rimicius überſetzten Lebensbeſchreibung des Aeſopus folgt, ſo folgt hier eine allgemeine Aufſchrift des ganzen Werkes. Nehmlich dieſe: **Hie hebt ſich an das buch und leben des hochberümten fabeldichters Eſopi auß kryegiſcher zungen in latein gemacht. Auch etlich ander fabeln als Aviani. auch Doligami Adelfonſi. und etlicher ſchimpff-reden Pogii. auch die hiſtori Sigeſmunde der tochter des** fürſten Tancredi. und des jünglings Gwiſkardi. Ob nun aber gleich dieſe ganze Ueberſetzung von Wort zu Wort die Steinhöwelſche iſt, wie ſie in jener doppelten Ausgabe zu leſen: ſo iſt doch dieſer Druck davon nicht der bloſs zuſammengeſchobene Druck aus jener; ſondern es iſt ein ſpäterer Druck aus ſchlechtrer Schrift und auf ſchlechteres Papier, auch mit gröbern und ſtumpfern, obgleich in Anſehung der Zeichnung völlig ähnlichen Holzſchnitten, ohne Anzeige, wo und wenn er veranſtaltet worden. Daß indeß vor ihm ſchon ein beſſerer vorhanden geweſen, urtheile ich daher, weil Chriſt einen gebraucht, von dem er Lettern und Papier ſo gut gefunden, daß er ihn für eine Schefferſche Arbeit zu Maynz halten dürfen. Dieſes war ohn Zweifel der erſte Zeinerſche, wie er mit Weglaſſung des Lateiniſchen, auf das nehmliche Papier zuſammengerückt und nachgeſchoſſen worden. Chriſt ſelbſt kannte ſonach den Lateiniſchen Text auch gar nicht, muß ihn auch gänzlich nicht vermuthet haben, weil er ihn ſonſt gewiß bey ſeinen und nicht ſeinen, alten und nicht alten Fabeln brauchen zu können, ſich alle Mühe würde gegeben haben. Die Geſchichte der Sigismunde anbelangend, welche, der Aufſchrift nach, der einzeln Ueberſetzung beygefügt ſeyn ſoll: ſo finde ich ſie in unſerm Exemplar nicht. Aber wohl finde ich ſie hinter der lateiniſchdeutſchen Ausgabe: nicht zwar als ein Stück derſelben; ſondern nur augenſcheinlich aus eben der Schrift und auf eben ſolches Papier, folglich bey eben dem Zeiner zu Ulm, auf zehn Blättern abgedruckt. Ich denke, daß es eine Ueberſetzung aus dem Boccaz iſt, die ebenfalls Steinhöweln zum Verfaſſer hat.

So wie nun dieſe eine Hälfte ganz gewiß beſonders abgedruckt worden, ſo wird es höchſt wahrſcheinlicher Weiſe auch mit der andern geſchehen ſeyn. Denn eben ein Exemplar des bloſſen lateiniſchen Textes war es ohnſtreitig, was Nilant von Burmannen geliehen bekam, und in Ermangelung des Neveletſchen Buches an deſſen Statt ſicher brauchen zu können glaubte. Es war alles darinn, was Nevelet angegeben; auſſer der deutſchen Ueberſetzung. Da es aber ſehr übel erhalten war, und die letzten Bogen völlig daran fehlten: ſo konnte Nilant für ſein Theil von dem Orte und dem Jahre, wenn und wo es gedruckt worden, nichts zuverläßiges wiſſen; welches denn vielleicht mit Urſache war, daß er noch immer einem Italiäner ſo viel Theil daran ließ. Dazu kam, daß er ſelbſt einige eingeſtreute Nachrichten von den Urhebern der Fabeln in dieſem ſeinem bloß lateiniſchen Drucke anders las, als ſie in dem lateiniſchdeutſchen zu leſen ſind. So las er unter andern, zum Schluſſe der ſiebzehn Fabeln nach der Ueberſetzung des **Rimicius**, dort die Worte: **Regiſtrum fabularum predictarum Eſopi quas Rimicius tranſtulit**; welche hier, angeführtermaaſſen, ganz anders lauten, und ſo lauten, daß er ſie ſelbſt ſicherlich nicht von dem Herausgeber würde verſtanden haben. Aus dieſen veränderten Schlußformeln iſt aber denn wiederum klar, daß auch der ganz lateiniſche Druck nicht unmittelbar aus unſerer urſprünglichen lateiniſchdeutſchen Ausgabe durch die bloſſe Zuſammenrückung genommen, ſondern nachher aufs neue aus ihr abgeſetzet worden. So zerriſſen und verſtümmelt indeß das Burmanniſche Exemplar davon auch geweſen: ſo eine wichtige Rolle hat es gleichwohl in den Händen der Kritik geſpielet. Denn nicht allein hat es **Nilant** zu ſeinem Romulus gebraucht; ſondern auch Cannegieter zum **Avianus**, von dem es ebenfalls viele Jahre ſpäter hieß, daß er nun erſt im Drucke erſcheine, nachdem ein groſſer Theil von ihm vorlängſt ſchon dort mit abgedruckt geweſen. Ich ſchlieſſe daraus auf den um ſo viel gröſſern Werth unſeres originalen und ſo vollſtändig erhaltenen Exemplars, und darf mich nicht reuen laſſen, ſo viel Worte davon gemacht zu haben.

Noch komme ich mit wenigen auf den Romulus wieder zurück; um mir ſelbſt Rechenſchaft zu geben, was denn nun dieſe ganze Unterſuchung eigentlich nütze. Wozu hilft es, ob wir die Kahlmäuſerey wiſſen, oder ob wir ſie nicht wiſſen, daß Romulus Romulus geweſen, und Rimicius nie etwas mit dem Romulus zu thun gehabt? — Alles wohl überlegt, denke ich doch, daß ich nicht ſo ganz für die leidige Neubegierde gearbeitet habe. Denn man kann den Romulus in einem doppelten Lichte betrachten; als eine magere Kuh für ſich, und als eine magere Kuh, nachdem ſie eine fette verſchlungen, die man gern wieder aus ihr heraus haben möchte. Ich will ſagen, man kann in ihm entweder den bloſſen Romulus, einen bloſſen Schriftſteller des eiſernen Zeitalters, oder die verſchmolzenen Trümmer eines Schriftſtellers aus dem güldenen Zeitalter, eines Phädrus, oder wie er ſonſt geheiſſen, ſehen und finden wollen. In dem einen Falle ſowohl als in dem andern, iſt vor allen Dingen nöthig zu wiſſen, wo er in ſeiner möglichſten Lauterkeit noch anzutreffen. Beſonders wenn er einmal da iſt; wenn ihn die Gelehrten in einer ſchlechtern Geſtalt nicht gleichgültig aufgenommen haben: warum ſoll man ihn nicht in ſeiner beſſern bekannt machen dürfen?

Ja, wenn es wahr iſt, was **Burmann** ſagt, daß nach dem Gudius ſich niemand um den Phäder verdienter gemacht habe, als Nilant, eben durch die Ausgabe ſeines Romulus, und der übrigen alten Fabeln: wäre es nicht noch Zeit, mit dem Nilant dieſes Verdienſt wenigſtens zu theilen? (*) Sollte es ſich nicht noch der Mühe lohnen, was man von dem Nilant mit ſo vielem Danke in der Verſtümmelung angenommen, in ſeiner Vollſtändigkeit aufs neue ans Licht zu bringen? Die eigentlichen Manuſcripte des Phädrus, wenn es deren gegeben, haben ſich, wie es ſcheinet, gänzlich aus der Welt verloren. Denn wenn ſie noch irgendwo vorhanden wären, ſo würden ſie ſich damals, als Chriſt ihr Daſeyn in Zweifel zog, gewiß gemeldet haben. Ich meyne, in Frankreich, wo ſie wahrſcheinlicher Weiſe ſtecken müßten, und wo Chriſts Widerſpruch genugſam bekannt geworden, würde ſich leicht ein Gelehrter gefunden haben, der es mit ein Paar Worten angezeigt hätte, wo die augenſcheinliche Widerlegung des deutſchen Profeſſors zu finden ſey. In ihrer bis izt noch völligen Ermanglung alſo, können und müſſen die alten Fabeln des Romulus allein die Stelle der Handſchriften vertreten. Nach ihnen allein kann bis izt noch jede kühnere Muthmaſſung über den Text des Phädrus geprüfet, und zu Folge dieſer Prüfung gebilliget oder verworfen werden. Da nun ohnedem der Phädrus von Zeit

---

(*) *Jo. Fr. Nilantius*, cujus ego induſtriam et laborem antiquis fabulis impenſum, qui poſt Gudii notas in fabulis edendis laborarunt, diligentiæ præferre non dubito, utiliſſimo inſtituto in unum Faſciculum conjeciſſe fabulas Aeſopias, ſive e Rimicio, ſive e Romulo, ſive a quocunque elaboratas. *l. c. f.*

zu Zeit, zum Gebrauche der Schulen, wieder gedruckt wird: wie, wenn man eine ſolche Ausgabe einmal, ſtatt aller Anmerkungen, mit ihnen allein vermehrte? Nehmlich mit ihnen, ſo wie ſie in der Handſchrift von **Dijon**, und in dem alten Ulmer Drucke, weit vollſtändiger und weit beſſer als bey dem **Nilant**, enthalten ſind.

Folgende Vergleichungstafel, die ich zum Schluſſe noch mittheile, wird es mit Einem Blicke überſehn laſſen, daß die Sache nichts weniger als überflüßig, oder wohl gar ſchon ſo gut als geſchehen ſey. In der erſten Reihe ſtehen die Fabeln des Romulus nach dem Manuſcripte; welches, die wenigen angegebenen Verſchiedenheiten abgerechnet, auch die Ordnung der alten gedruckten Ausgabe iſt. In der zweyten Reihe ſind die Fabeln des Phädrus angegeben, die in den ihnen entſprechenden Fabeln des Romulus begraben liegen; ſowohl die, welche wir noch wirklich haben oder zu haben glauben, als auch die, welche Burmann daraus wieder herzuſtellen verſucht hat. Die Fabel des Romulus, die in dieſer Reihe ausfällt, iſt für den aufbehalten, der einen ähnlichen Verſuch wagen will. In der dritten Reihe ſieht man, wie ſich der Romulus des **Nilant** zu dem alten vollſtändigen Romulus verhält; welche Fabeln deſſelben dort vorkommen, und welche nicht. Aus der vierten Reihe endlich erhellet, was in dem Anonymus des Nilant von den Fabeln des Romulus zu finden; und ich wiederhohle hier nochmals, daß dieſer Anonymus ſelbſt nichts anders als ein Romulus geweſen, indem er nicht bloß größten Theils die nehmlichen Fabeln, ſondern auch dieſe nehmlichen Fabeln, mit den nehmlichen Worten, und nur dann und wann interpolirter und unlateiniſcher als Romulus, erzehlet. Verſchiedene von den Fabeln des Romulus, wird man ſehen, fallen in allen drey Reihen weg; und das ſind denn die, welche das Manuſcript, oder der alte Ulmer Druck ganz eigen hat; in welchen man aber gleichwohl eben ſo gut noch einen Phädrus wieder finden kann, als man ihn in den andern wiedergefunden zu haben glaubt.

Romulus Divionensis.	Phædrus.	Romulus Nilanti.	Anonymus Nilanti.
Libr. I. 1. -	III. 12. - -	1 - - -	
- - - 2. -	I. 1. - -	2 - - -	
- - - 3. -	App. Bur. 6.	3 - - -	
- - - 4. -		4 - - -	
- - - 5. -	I. 4. - - -	5 - - -	
- - - 6. -	I. 5. - - -	6 - - -	
- - - 7. -	I. 6. - - -	7 - - -	
- - - 8. -	I. 8. - - -	8 - - -	
- - - 9. -	I. 10. - -	9 - - -	
- - - 10. -	IV. 18. - -	— - - -	11.
- - - 11. -	I. 29. - -	— - - -	12.
- - - 12. -	App. Bur. 9.	10 - - -	
- - - 13. -	II. 6. - -	12 - - -	
- - - 14. -	I. 13. - -	13 - - -	
- - - 15. -	I. 21. - -	14 - - -	
- - - 16. -	App. Bur. 10.	15 - - -	
- - - 17. -	App. Bur. 4.	16 - - -	
- - - 18. -	App. Bur. 1.	— - - -	
- - - 19. -	App. Bur. 12.	17 - - -	
⁂			
Libr. II. 1. -	I. 2. - - -	18 - - -	
- - - 2. -	I. 31. - -	19 - - -	
- - - 3. -	I. 23. - -	20 - - -	
- - - 4. -	- - - -	21 - - -	
- - - 5. -	IV. 22. - -	22 - - -	
- - - 6. -	III. 15. - -	23 - - -	
- - - 7. -	V. 10. - -	— - - -	62
- - - 8. -	I. 28. - -	11 - - -	
- - - 9. -	App. Bur. 2.	24 - - -	
- - - 10. -	App. Bur. 32.	— - - -	64
- - - 11. -	App. Bur. 33.	— - - -	65
- - - 12. -	I. 16. - -		
- - - 13. -	V. 3. - -	— - - -	66
- - - 14. -	I. 26. - -	— - - -	63
- - - 15. -	I. 7. - -		
- - - 16. -	I. 3. - -	— - - -	26
- - - 17. -	III. 6. - -		
- - - 18. -	IV. 23. - -	— - - -	27
- - - 19. -	I. 10. - -	— - - -	28
- - - 20. -	I. 22. - -	— - - -	29
- - - 21. -	I. 21. - -	— - - -	33
⁂			

Romulus Divionensis.	Phæder.	Romulus Nilanti.	Anonymus Nilanti.
Libr. III. 1. -	App. Bur. 15.	25. - - -	
- - - 2. -	- - - -	26. - - -	
- - - 3. -	App. Bur. 17.	— - - -	37.
- - - 4. -	App. Bur. 18.	27. - - -	
- - - 5. -	App. Bur. 19.	28. - - -	
- - - 6. -	App. Bur. 20.	— - - -	40.
- - - 7. -	I. 12. - -	29. - - -	
- - - 8. -	- - - -	— - - -	
- - - 9. -	- - - -	30. - - -	
- - - 10. -	- - - -	31. - - -	
- - - 11. -	- - - -	— - - -	
- - - 12. -	IV. 7. - -	— - - -	42.
- - - 13. -	App. Bur. 21.	32. - - -	
- - - 14. -	App. Bur. 5.	33. - - -	
- - - 15. -	III. 7. - -	34. - - -	
- - - 16. -	- - - -	35. - - -	
- - - 17. -	App. Bur. 22.	36. - - -	
- - - 18. -	- - - -	— - - -	47.
- - - 19. -	II. 8. - -	— - - -	48.
- - - 20. -	IV. 12. - -	37. - - -	
o*o			
Lib. IV. 1. -	IV. 2. - -	— - - -	
- - - 2. -	IV. 1. - -	— - - -	
- - - 3. -	App. Bur. 23.	38. - - -	
- - - 4. -	III. 18. - -	39. - - -	
- - - 5. -	III. 2. - -	— - - -	
- - - 6. -	- - - -	40. - - -	
- - - 7. -	- - - -	— - - -	
- - - 8. -	App. Bur. 24.	41. - - -	
- - - 9. -	IV. 3. - -	— - - -	
- - - 10. -	I. 11. - -	42. - - -	
- - - 11. -	- - - -	— - - -	
- - - 12. -	App. Bur. 30.	43. - - -	
- - - 13. -	- - - -	— - - -	
- - - 14. -	- - - -	— - - -	
- - - 15. -	- - - -	— - - -	
- - - 16. -	- - - -	— - - -	
- - - 17. -	App. Bur. 25.	44. - - -	
- - - 18. -	App. Bur. 31.	— - - -	60.
- - - 19. -	App. Bur. 28.	45. - - -	
- - - 20. -	- - - -	— - - -	
- - - 21. -	App. Bur. 27.	— - - -	55.

Wenn ich nächſtens einmal ein anderes Manuſcript bekannt mache, auf das **Gudius** ebenfalls ſich in ſeinen Noten über den Phädrus beziehet, will ich dieſe nehmliche Tafel auf den Phädrus einrichten, und es vielleicht wagen, eine Vermuthung mitzutheilen, die durch dieſe Tafeln auf eine beſondere Art beſtärket wird.

III.

Von dem Schickard-Marchtalerſchen Tarich Beni Adam.

Wie ich faſt immer in unſrer Bibliothek fand, was ich ſuchte: ſo fand ich auch oft, was ich nicht ſuchte, und was ich mir nimmermehr hätte einfallen laſſen, in ihr zu ſuchen. Hiervon ein Beyſpiel, mit deſſen Bekanntmachung ich Dank zu verdienen hoffe.

Aus der Aufſchrift werden diejenigen meiner Leſer, welche die Geſchichte des Orients etwas näher kennen, leicht errathen, daß ich von dem Türkiſchen Manuſcripte reden will, aus welchem **Wilhelm Schickard** ſeine Series Regum Perſiæ ab *Ardſchir-Babekan* usque ad *Jazdigerdem* a Caliphis expulſum, herausgegeben. Das Buch des Schickard iſt zu Tübingen 1628 in Quart gedruckt, und hat ſich ſchon längſt höchſt ſelten gemacht(*). Die engliſchen Verfaſſer der allgemeinen Weltgeſchichte preiſen es ſehr an; und wer es nicht ſelbſt geſehen, wird es vielleicht aus dieſer Anpreiſung kennen(**).

Die Quelle nun dieſes nützlichen Werkes, aus welcher **Schickard** noch lange nicht alle das Gute geſchöpft, was ſich daraus ſchöpfen läßt, iſt ſie noch vorhanden? und wo iſt ſie vorhanden? Wo ſoll der Gelehrte ſie ſuchen, den der Durſt nach ihr triebe? Eben da, wo ſie ehedem war? oder wo ſonſt?

Wir wiſſen aus dem Schickardſchen Buche, daß dieſe Quelle ein ungeheures Türkiſches Stammregiſter war, in Form einer Rolle, welches **Veit Marchtaler**, ein Rathsherr zu Ulm, in Ungarn ehedem, nehmlich 1592, als Filleck den Türken wieder abgenommen wurde, bey Plünderung einer Moſchee, erbeutet hatte. **Marchtaler** war lange um einen Mann verlegen gewe-

---

(*) Dieſe Seltenheit bezeugt die Biblioth. Salth. n. 613.

(**) Im IX Theile der deut. Ueberſ. S. 651. in der Anmerk.

ſen, der ihm das Verſtändniß über dieſe ſeine Beute näher eröffnen, und wenn es ſich der Mühe lohne, einen gemeinnützigen Gebrauch davon machen könne: als er, fünf und dreyßig Jahre darauf, an Schickarden damit kam, welcher Profeſſor der Orientaliſchen Sprachen zu Tübingen war.

Schickard konnte Arabiſch genug, um ein Türkiſches Manuſcript von dieſer Art ſo eben zu leſen. Er fand, daß es eine Genealogie der Othmanniſchen Kayſer ſey, die durch alle die berühmteſten Geſchlechter des Orients bis auf den Adam hinaufgeführet worden; und glaubte in dieſer ununterbrochenen Folge beſonders ſiebzehn Hauptfamilien zu unterſcheiden, die ich hier nöthig finde, mit ſeinen eignen Worten anzuführen. Autographum illud mea diviſione *ſeptendecim* continet *familias*, quorum noviſſimas in hoc veſtibulo ſummas enarrabo. — 1. Prima eſt *Antediluvianorum*, a parente generis humani Adamo usque ad ejus reparatorem Noam. 2. Altera *Patriarcharum*, a Semo ad Moſen usque. Et hæ ambæ cum Bibliis noſtris (quod in Ethnico mireris) non male congruunt. 3. Tertia Regum *Adſarbiganiæ*, qui Aſſyriacam poſtea Monarchiam pepererunt, inde a Kajomarratho (quem parum abeſt, ut Nimrodum eſſe credam) ad Zabum usque, qui omnino Sardanapalus videtur: quamvis intermedia ſerie, aqua mihi crebro hæreat, ob hiſtoriæ defectum, ex tanta vetuſtate. 4. Quarta *Perſarum priſcorum* qui etiam Græcis innotuerunt, quanquam aliis plerumque nominibus indigitentur; ubi ſimiliter non omnia ſunt ſana. 5. Quinta *Salvatoris* noſtri, ab Abrahamo, per Davidem, ad Ieſum virginis Mariæ filium: cui tamen alieni quidam immiſcentur, ut infra prolixe docui. 6. Sexta *Regum Perſiæ poſteriorum*, ab Ardſchiro ad Iazdigerdem; quos ex profeſſo nunc recenſeo, iisque finio librum præſentem. Quæ vero deinceps conſequuntur, ſunt hæ duodecim: ſcilicet. 7. Septima *Muhammedis* et agnatorum, qui genus hic palam ducunt a Keidar Ismaëlis filio: tantum abeſt ut ex Hagar ancilla ſe natos eſſe negent, quod imperiti quidam tradidere. Habetque Pſeudopropheta inter proximos avos Cudaium, Abdomenaphum, Haſchimum, et Abdolmutalibum, ſat celebres Arabiæ reges: e quorum poſtremo, per filium Abytalib, etiam Haly nepos deſcendit, Muhammedi patruelis, ut omnino

errent, qui ex obſcuris parentibus natum dicunt. 8. Octava *Ommiadum*, e quibus nobis etiam oritur ipſe Othmanus Calipha, ſecus quam exiſtimat vulgo. 9. Nona, Pontificum *Abbaſidarum* catena, quæ in libro Iuchaſin fol. 152. XXXV articulis conſtare dicitur, et ibidem ad Muſtaëzimum usque deducitur, nobis hic ideo pauciores habet, quia poſtremi ſolo titulo Domini erant, ſine tamen jurisdictione: unde non domo tantum ſe continebant, in publico, extra ſolennitatem Ramadhan haud viſi, ſed et manibus ipſi ſuis aliquid laborabant, ex voto ſibi voluntarie indicto, ut ſolitudinis ac longi temporis tædia fallerent; quod R. Benjamin de ſui ævi Calipha Moſtazio teſtatur, fol. 16. feciſſe storeas, et ſigillo ſuo ſignatas, in foro publico vendi curaſſe, magnatibus aulæ ſuæ, adeo nempe degenerarunt a priſtino ſplendore. 10. Decima *Samanæorum*, qui gubernacula tenuerunt in regione Maor annahar ſive trans Oxiana: deducti a Samano gentis authore, usque ad Abul-charith filium Nuchi, quem Chan-Ilech Rex Turkeſtaniæ, capta metropoli Buchara, exoculavit. 11. Undecima *Puianorum*, qui e Iazdigerdis Perſæ ſeris nepotibus enati, Bugdadenſe imperium arripuerunt, et per annos fere 130 obtinuerunt continue, aſſumptis Addolæ (*) cognomentis et avita regni gloria, poſtliminio quaſi reducta. 12. Duodecima *Sebuzakinorum*, Indicæ originis, puta Mahmudi, Maſudi, Abuſaidi &c. qui Balchæ ſedem figentes, Choraſan divexarunt, atque cum ſequentibus Salgukiis multa geſſerunt bella. 13. *Chowarazmiorum*, Abu-ſchogæ, Abu-mutaphari, Abul-phatachi et ſucceſſorum. 14. *Salgukiorum*, inter quos clariores erant Togrulbek, Albarſelan, Melich-ſchach et Suleiman, quorum notitia etiam ad Latinos pervenit, ſed obſcura, et nominibus corruptiſſimis. 15. *Mahanenſium*, in Turkeſtan, inde a Bulchaſcho Iapeti filio, usque ad Ertogrul Othmanni parentem, quorum plurimos etiam habet Iuchaſin, ſed non omnes, ut vix uſpiam alibi adeo diligenter conſignatos exiſtimem, ne in Arabum quidem libris. 16. *Ginkizæorum* Tatariæ Principum: ut Okotai, Tuli, Halacho, Abakai &c. omnium quos volumen iſtud habet, meo judicio, potentiſſimi, qui velut inun-

---

(*) So iſt dieſes Wort beym Schickard gedruckt, muß aber ohne Zweifel Abdallæ heiſſen.

dationo univerſam fere Aſiam ſubmerſerunt. Denique 17. *Othmanidarum*, Turciæ Sultanorum, ſed usque ad Moradem ſ. Selimi tantum, cujus tempore hoc Exemplar deſcriptum ſuit. —

Wie man in dieſer Stelle am geſchwindeſten den ganzen Innhalt des Manuſcripts überſehen kann: ſo läßt ſich auch nach ihr am kürzeſten anzeigen, wie weit Schickard es genützet hat, und was und wie viel er eines andern Fleiſſe noch darinn übrig gelaſſen.

Da Schickard nicht eine bloſſe kahle Ueberſetzung davon zu liefern, ſondern vielmehr einen Commentar darüber zu ſchreiben ſich entſchloß, in welchem er dieſe urſprünglich morgenländiſchen Nachrichten mit denen vergleichen wollte, die uns von den Griechen und Römern, oder auch dem und jenem Rabbinen, überliefert worden: ſo fand er, daß es nicht wohl möglich ſey, auf einmal damit an das Licht zu treten. Er wollte alſo vors erſte mit einem einzeln Stücke den Verſuch machen, und hatte ſich dazu, nach ſeiner Eintheilung den ſechzehnten Abſchnitt, das iſt, den Jenghiz Khan und ſeine Nachfolger, erſehen. Conſtitui quidem primo, ſind ſeine Worte, eam Genealogiæ partem publicare, quam gratiorem Lectori futuram credidi, nempe *Tataricam Ginkis-chani*, quod illa non tantum reliquis multo ſit ignotior, ſed et ob ejus Imperii magnitudinem, ſcitu omnino digniſſima. Et in hunc uſum jam omnia præparaveram, conquiſitis undique authorum teſtimoniis, Hebræorum primo, qui meæ Profeſſionis proprii ſunt, deinceps Græci Pachymerii τοῦ ἀνεκδότου, cujus exemplar pridem ex Auguſtana Bibliotheca deſcriptum, benevole communicarat mecum V. Cl. Dn. Matthias Berneggerus, Prof. Argent. unde multa erueravi, quæ publice nondum innotuiſſe ſcio.

Allein ich weiß nicht, welcher ungebetene Freund dem guten Schickard in den Kopf ſetzte, daß es ganz unſchicklich ſeyn würde, wenn er ſein Klöckchen eher zwölfe als zwey ſchlagen lieſſe, wie er ſich ſehr artig auszudrücken beliebte; das iſt, wenn er aller Zeitordnung zuwider die Tatariſchen Regenten, die in der Geſchlechtstafel die letzten ohne einem wären, zu allererſt vor ſo vielen älterern beſchreiben wollte. Er beſann ſich alſo, ob er ſchon mit dem Drucke bereits wirklich einen Anfang hatte machen laſſen, noch geſchwind eines andern, und gab uns, anſtatt jener in Europa der Zeit noch ſo völlig unbekannten Sieger, das, was wir auf dem Titel ſeines Buchs angezeigt finden, und bey weitem ſo unbekannt nicht war: ich meyne, die Perſiſchen Könige der vierten Dynaſtie; das iſt, diejenigen, welche auf die Arſaciden, oder Parthiſchen Beherrſcher Perſiens folgten, bis die Saracenen dieſem Reiche ein Ende machten. Denn das Verzeichniß derſelben, wie er es hier mittheilte, iſt nur wenig von dem unterſchieden, welches Teixeira bereits aus dem Mirkond bekannt gemacht hatte.

Indeß war auch das nicht zu verachten; und da Schickard auſſer dieſem ſechſten Abſchnitte jener ſiebzehn, auf den er ſich umſtändlich einließ, auch die vorhergehenden fünfe mitnahm, und überall eine Menge Dinge beybrachte, die damals noch den ganzen Werth der Neuheit hatten: ſo war es wenigſtens ein Anfang, der alle mögliche Aufmunterung verdiente. Auch den ſiebenten Abſchnitt wollte er damals gleich mit liefern: warum dieſer aber zurück bleiben mußte, verdienet, daß wir es von ihm ſelbſt vernehmen. Libuiſſet quidem hac vice provehi ulterius, et ſeptimum Genealogiæ membrum attexere, quod Pſeudoprophetæ natales contineat, nullis utique memorabilibus refertos: at incremento libelli obſtitit Vidua Typographi, ob cauſas domi notas, dum ad inſtantes nundinas, hoc tantum breve ſpecimen præmittere deſtinavit, ſciſcitatum an ſit emptores reperturum? Nam quæ me quidem melius ſperare juſſit materiæ peregrinitas, ea ipſam facit meticuloſam: cum experimentis didicerit, ruſtica Kalendaria vendi multo numeroſius, quam ipſas Ephemerides, unde illa deſumuntur.

Die weiſe Frau Verlegerinn! — Aber warum über ſie ſpotten? Hat ſie nicht recht gehabt? — So ſcheinet es wenigſtens. Denn ſie hat es gar fein bey dieſem Verſuche gelaſſen. Es war 1628, als er, wie geſagt, erſchien: und Schickard ſtarb erſt ganzer ſieben Jahr nachher. Was hätte ihn abhalten können, wo nicht alle übrige eilf Abſchnitte, wenigſtens doch jene zwey nachzuſenden, die er ſchon ſo gut als völlig ausgearbeitet haben mußte: wenn es nicht die Frau Verlegerinn geweſen wäre? die ſich ohne Zweifel für die Ehre bedankte, eine großmüthige

Beförderinn der Morgenländiſchen Hiſterie zu heiſſen, und zu darben.

Nicht anders: Marchthaler und Schickard hatten den beſten Willen vergebens. Durch den Kaltſinn ihrer Zeitverwandten iſt von des erſtern Handſchrift, und von des leztern Arbeit darüber, nie mehr zum Vorſchein gekommen, als jene Series Regum Persiæ; worunter ſicherlich Deutſchlands Ehre noch weit mehr gelitten, als die Geſchichtskunde. Denn es ſey auch, daß wir das, was uns Schickard damals nicht anders als noch mit vielerley Mängeln geben konnte, nachher von andern vollſtändiger und beſſer erhalten haben: ſo waren doch dieſe andern lauter Franzoſen oder Engländer; und unſerm Vaterlande entging der Ruhm, auch hier die Bahn gebrochen zu haben.

Nur bey dem einzigen Abſchnitte ſtehen zu bleiben, deſſen uns Schickards Freund, durch ſeinen unzeitigen Rath, beraubte: wer wußte in Europa damals vom Jengbiz Khan, und ſeinen Nachfolgern? Einige alte Reiſebeſchreiber hatten ihrer kaum erwähnt; und Schickard war in Europa ſchlechterdings der erſte, der uns aus morgenländiſchen Quellen etwas von ihnen melden konnte. Pocock, Herbelot, de la Croix, Gaubil hätten alle in ſeine Fußtapſen treten müſſen, die ſich ſo nun nicht träumen lieſſen, daß dieſes ihres Weges ſchon längſt ein Deutſcher gegangen wäre. —

Wohin die Papiere des Schickard nach ſeinem Tode gekommen, weiß ich nicht. Eben ſo wenig weiß ich, ob die Abſchrift, welche er, wie ich finde, von dem ganzen Türkiſchen Stammbaume genommen, noch irgendwo vorhanden. Aber, wie geſagt, weiß man doch auch nicht einmal, wie es mit dem Originale ſelbſt weiter gegangen, und ob und wo daſſelbe annoch anzutreffen? Die das meiſte von ihm zu wiſſen glauben könnten, dürften es gerade da ſuchen, wo es gewiß nicht anzutreffen.

Marchtaler nehmlich, welcher für gut fand, das Schickardſche Werk in ſeinem Namen dem Kaiſer Ferdinand dem I. zuzueignen, verſprach in der Zuſchrift, das Türkiſche Original in die Kayſerliche Bibliothek zu liefern, ſo bald als Schickard mit ſeiner Arbeit vollends zu Stande ſeyn würde, oder auch noch eher, im Fall es der Kayſer zu ſehen begierig ſeyn ſollte.

Autographum ipſum, ſagt er, ſub Aquilæ ſignis partum, ad ejusdem Aquilæ alas remittam, in Auguſtali Bibliotheca reponendum: quod vel tunc fiet, cum cætera erunt expoſita Latine, vel nunc ſtatim facere paratus ſum, ſi Sa. Mts. Va. viſendi deſiderio ita juſſerit. Wer ſollte alſo nicht glauben, daß dieſes wirklich geſchehen? Wer ſollte ſich einbilden, daß ein Schatz, welcher der Kayſerlichen Bibliothek hier ſo feyerlich angetragen wird, irgendwo anders zu ſuchen ſeyn ſollte, als in ihr?

Und gleichwohl iſt er es. Denn mit einem Worte: nicht Wien, ſondern Wolfenbüttel beſitzt ihn, dieſen Schatz. Von uns muß ihn der Gelehrte ſuchen, welcher Luſt und Kräfte hat, Schickards Arbeit zu berichtigen oder fortzuſetzen.

Ich bin gewiß, daß ich hiermit etwas anzeige, welches der Anzeige um ſo würdiger iſt, je unbekannter es ſchlechterdings geblieben. Wenn ſelbſt der Geſchichtſchreiber unſrer Bibliothek, Burckhard, etwas davon gewußt hat, ſo hat er doch nichts davon gemeldet. Und eben dieſes gilt von allen andern, die entweder von den Seltenheiten der berühmteſten Bibliotheken überhaupt, oder der unſrigen insbeſondere, mehr oder weniger gefliſſentlich, gehandelt haben. Als neuerer Zeit noch Baumgarten den groſſen Verluſt beklagte, den die Geſchichtskunde darunter gelitten, „daß die in der Aufſchrift und Vorrede des Schickardſchen Werks gemachte Hoffnung zur ähnlichen Erläuterung der übrigen Geſchlechtstafeln unſrer Handſchrift, nicht erfüllet worden“ (*): würde er wohl anzumerken unterlaſſen haben, wo allenfalls ein zweyter Schickard die Handſchrift ſelbſt gegenwärtig finden könne; wenn er es gewußt hätte?

Indeß kann es freylich nicht fehlen, daß gleichwohl einige Gelehrte einmal Wiſſenſchaft davon gehabt haben. Ich ſelbſt kann deren zwey nennen, wovon der eine ſogar Gelegenheit gegeben, daß wenigſtens ein Verdacht davon in das Publikum kommen können. Dieſes iſt Hiob Ludolf, der 1686 unſere Bibliothek in Augenſchein nahm. Wenn Junker, in deſſen Leben, (**) das Merkwürdigſte, was ihm daſelbſt vorkam, nahm-

---

(*) Im fünften Bande der Nachrichten von einer Halliſchen Bibliothek S. 305.

(**) Comment. de Vita Jobi Ludolfi p. 149.

haft macht; ſo heißt es unter andern: Præter hæc autem admiratus eſt tum tria exempla Alcorani, tum maximè ingens Volumen Arabicum, in quo continebatur Genealogia Adami usque ad Noachum, et a Noacho usque ad Chriſtum et Muchammedem, hujusque ſiliam Fatinam, in qua Muchamedi genus eſſe deſiit; a cujus tamen majoribus, ſucceſſores ejus et collaterales, Arabumque Principes (*Sherif*) et Sultani, gentem ſuam derivant. Inſignem uſum præſtare hunc Codicem iis poſſe perſuaſum ſibi habuit Noſter, qui Hiſtoriam Saracenicam Turcicamque et Arabicam tractare adgrediuntur. Es iſt kein Zweifel, daß hiermit unſer Marchtaleriſches Manuſcript gemeynet ſey. Ich habe aber auch nicht Unrecht, alles was Ludolf, oder vielmehr Juncker hier davon ſagt, mehr für einen Verdacht, als für eine Nachricht zu erklären. Denn das Wichtigſte fehlet dabey; nehmlich die Anzeige, daß, und von wem, und wie weit es bereits genutzet worden, als ohne welche es die Aufmerkſamkeit ohnmöglich erregen konnte, die es verdienet. Daß man jedoch ja nicht glaube, daß Ludolf ſelbſt alles dieſes nicht gewußt habe. Er wußte es nur allzugut, wie ich gleich ſagen will: und daß wir es nicht auch in ſeinem Leben leſen, beweiſet höchſtens, daß er es noch nicht damals gewußt, als er die flüchtige Notiz davon aufs Papier warf, die Juncker ohne Zweifel vor ſich hatte.

Noch vor Jahr und Tag würde man, in unſerer Bibliothek ſelbſt, ſchlechterdings nicht haben ſagen können, was für eine Arabiſche Genealogie es ſey, die Ludolf ehedem daſelbſt ſolle geſehen haben; geſchweige, daß man ſie hätte vorzeigen können. Denn ich weiß nicht wie es gekommen, daß das Marchtaleriſche Manuſcript in keinen einzigen von unſern Katalogen eingetragen, und ſelbſt auf die ſonderbarſte Weiſe in einen Winkel verkramet worden, wo es unmöglich jemanden zu Geſichte kommen konnte. Ganz unvermuthet fand ich es in einem verſchloſſenen Kaſten, zu welchem ſich ſogar der Schlüſſel verloren hatte; ſo lange war er nicht eröfnet worden: und fand es daſelbſt, unter einem Praſſe von ausgemerzten Kupfern und Charten. Mein ganzes Verdienſt um dieſe Wiederauffindung aber, iſt die Neugierde, die ich hatte, einen längſt bey Seite geſetzten Kaſten zu durchſtankern: zu alle dem übrigen brauchte ich glücklicher Weiſe nur Augen. Denn kaum hatte ich es in die Hände genommen, als ich auf der Rückſeite des einen Endes der Rolle folgende Aufſchrift las:

Anno Doi. MDXCIII. die 14. Decembris,
Erobert der hoch- und wolgeborne Herr, Herr
Chriſtoff Freyher zu Teuffenbach, Mayerhoven u.
Dürrnholtz ꝛc. Röm: Kay: May: KriegsRath
u. General der Oberhungariſchen Lande ꝛc.
die gewaltige Vöſtung Filek, in Oberhungarn, ſo ob 50
Jaren in des Erbſeindes Händen geweſt,
Neben noch andern 12 Granitz- und Bergkhäuſern.
Bey welcher Eroberung, in der Türkiſchen Schloßkirchen
daſelbſt zu Filek, iſt dieſes Türkiſche Stamregiſter,
mit einem geſchriebenen Pergament umbſchlagen,
allermaſſen ſolches allhier vor Augen,
neben anderer Kriegsbeutt bekommen, und
nacher Deutſchland gebracht worden
durch
Veit Marchtalern,
Bürgern in Ulm.

Und kaum fing ich es an aufzuwickeln, als ich zwey deutſche geſchriebene Bogen eingelegt fand, welche ein Summariſcher Bericht von dem Inhalt dieſer Rolle, oder Türkiſchen Stamm-Regiſters überſchrieben waren, und die ich aus der Unterſchrift, von Hiob Ludolfs eigner Hand zu ſeyn, erkennen mußte.

Als Ludolf ſich nach Frankfurt zur Ruhe begeben hatte, und daſelbſt einzig ſeinen Studien oblag, fiel ihm ohne Zweifel jene merkwürdige Arabiſche Genealogie wieder ein, die er vor einigen Jahren in Wolfenbüttel geſehen hatte. Er ward begierig, ſie näher kennen zu lernen, und bat den Herzog Anton Ulrich, bey dem er ſehr wohl angeſchrieben war, um die Mittheilung derſelben. Dieſe erfolgte; und bey Rückſendung, fügte er zur Dankbarkeit gedachten Summariſchen Bericht bey.

Ich kann nicht anders urtheilen, als daß Ludolf bey dem erſten genauern Blicke, den er darauf warf, ſich für betrogen erkannte. Er hatte, wie die Junkerſche Stelle deutlich anzeigt, die Sprache des Manuſcripts in der Eil (denn der Irrthum iſt ſonſt, auch für einen völlig Unwiſſenden; ſehr leicht zu vermeiden) für Arabiſch angeſehen: und ſie war Türkiſch. Jene verſtand Ludolf, aber nicht dieſe. Er konnte alſo wenig mehr darinn leſen, als die eigenthümlichen Namen, aus welchen der Stammbaum beſtehet. Die den meiſten dieſer Namen hingegen beygeſchriebenen Nachrichten, wie auch ein ziemlich langer Eingang, waren ihm durchaus unverſtändlich. Daher es denn auch kömmt, daß ſein Summariſcher Bericht faſt nichts mehr enthält, als was man aus Schickards obigem allgemeinen Inhalte eben ſo gut erſehen kann; widrigenfalls ich ihn ganz mitzutheilen nicht ermangeln würde.

Nur ein einziger Punkt iſt ihm völlig eigen, der aber um ſo wichtiger iſt. Ludolf nehmlich hatte den Türkiſchen Eingang abſchreiben laſſen, und ihn nach Wien an den kayſerlichen Interpreten, Meninsky, geſchickt, um ſich deſſen Erklärung zu erbitten. Ob ihm Meninsky (der zweyte alſo, der um unſer Manuſcript gewußt) eine wörtliche Ueberſetzung davon zukommen laſſen; daran zweifle ich: indem alles, was Ludolf von ihm daraus erſehen zu haben angiebt, ſich nicht weiter als auf den Türkiſchen Verfaſſer erſtreckt. Dieſer nun hat Joſeph, Ben Abdul-Latiph geheiſſen, und zu den Zeiten Solimans, des Sohnes und Nachfolgers Selim des I, gelebet; das iſt gegen 1520 bis 66.

Es iſt bedenklich, daß Schickard von ihm gar nichts gewußt, ja auch nicht einmal vorgebauet hat, damit wir uns wenigſtens keinen falſchen Begriff von ihm machen könnten. Denn da er ausdrücklich ſagt, das Ende der Genealogie reicht bis auf den Murad, den Sohn Selim des II: ſo verleitet er uns zu glauben, daß der Verfaſſer auch unter dieſem Kayſer gelebt habe; da doch beyde dieſe Kayſer, Murad, ſeines Namens der III, und Selim der II, bloß von einem ſpätern Abſchreiber hinzugefüget worden. Das natürlichſte, was hieraus folgt, wäre alſo wohl, daß Schickard ſelbſt kein Türkiſch verſtanden; und das hat auch Ludolf mit dürren Worten daraus geſchloſſen. Ja er fügt hinzu, daß eben daher ſich Schickard auch in etlichen Namen und Perſonen geirret habe. Dieſes will ſich nun freylich mit dem ſo recht nicht reimen, was Brucker.

Schickards neueſter Lobredner, in dem Ehrentempel der Deutſchen Gelehrſamkeit (*), von ihm verſichert: „er ſey in den Orientaliſchen Sprachen, ob er gleich ſein eigener Lehrmeiſter seyn müſſen, dennoch ſo weit gekommen, daß er in dem Rabbiniſchen, Chaldäiſchen, Syriſchen, Perſiſchen, Türkiſchen und Arabiſchen, ſeines gleichen nicht gehabt“. Doch wie es gemeiniglich zu geſchehen pflegt, daß unter den Lobrednern der letzte die Saiten immer am höchſten ſpannet: ſo iſt es auch hier gegangen. Denn Zach. Schäffer, den Brucker treulicher hätte nachſprechen ſollen, ſagt bloß, daß Schickard in ſeinen letzten Jahren ſich alles Ernſtes beſtrebt hätte, ut tot linguis Persicam quoque, et Turcicam et alias Orienti usurpatas adjungeret (**).

Und das wäre denn auch wohl, ſollte ich meynen, das glaublichſte. — Aber wie, wenn nun eben dieſer Umſtand, daß Schickard nicht Türkiſch genug verſtanden, denn auch mit Urſache wäre, warum wir um den Reſt ſeiner Arbeit gekommen? Der Tod übereilte vielleicht den guten Mann, als er noch erſt recht Türkiſch lernte. — Unter dieſer Möglichkeit, müßte ich denn freylich wohl einen Theil meines obigen Ausfalles, gegen den Kaltſinn ſeiner Zeitverwandten, zurücknehmen. Aber darum das geringſte darinn ändern oder mildern? wozu ſollte ich das? Was meinem werthen Vaterlande hier zu viel geſagt iſt, verdienet es in hundert andern Fällen, zehnfach zu hören; und wird es ſicherlich einmal hören. Nur einen von dieſen hundert Fällen hier im Vorbeygehen zu nennen, weil er mit dem Schickardſchen die nächſte Aehnlichkeit hat. — Man denke an Abulfeda und Reiske! An dieſen einzigen Mann, der allein, bey der kleinſten Unterſtützung, in dieſem Felde der Gelehrſamkeit, auf einmal Engländer und Franzoſen eben ſo weit würde hinter ſich gelaſſen haben, als dieſe vor den Deutſchen nun noch voraus ſind! An dieſen einzigen Mann, der nur auch noch aufgemuntert zu werden braucht, um ſich von einer eben ſo undankbaren Anbauung eines andern Feldes, wieder in dieſes zu wenden.

Ludolf preiſet unſer Manuſcript, nicht allein in jener Stelle

---

(*) Fünftes Zehend S. 186.

(**) Memor. et Elogi. Wilh. Schickardi. Tub. 1636. 4. p. 12

des Junkers, ſondern auch in dem Summariſchen Berichte ungemein an. „Es verdienet, ſagt er, von einem der wohl Türkiſch könnte, ganz verdolmetſchet zu werden.“ Nun iſt es wahr, dieſes ſagte Ludolf gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Was damals ſeine gute Richtigkeit hatte, dürfte leicht, ſiebzig Jahre ſpäter, wenigſtens nicht mehr für voll gelten. Wir wiſſen von der Geſchichte der morgenländiſchen Völker itzt unendlich mehr, als Ludolf wiſſen konnte; und es wäre kein Wunder, wenn bey ſo vielen Orientaliſchen Quellen, die neuerer Zeit nach Frankreich und England gekommen, eine einzelne in Deutſchland, die ſo lange kein Menſch mehr beſucht hat, völlig unbrauchbar geworden wäre.

Unbrauchbarer, will ich zugeben: aber völlig unbrauchbar, ſollte ich doch nicht denken. — Schickard hat, die deutſche Wahrheit zu ſagen, nur eben den ungeſunden Schaum oben abgeſchöpft; nur eben das, was Hr. Reiske in dem Abulfeda mit Verachtung übergieng. Denn was er uns von den erſten ſechs Geſchlechtern daraus mitgetheilet, iſt entweder höchſt unſtatthaft, oder wir brauchen es nicht erſt von einem Türken zu lernen. Was er uns von dem ſiebenden, dem Geſchlechte des Muhammeds, daraus mittheilen wollte, dürfte itzt wohl auch nicht weiter als zur Beſtätigung des dienen, was wir aus eigentlichen Arabiſchen Quellen, durch Gagnier, Sale, Reiske und andere, ſeitdem ſehr zuverläßig erfahren haben. Eben dieſes dürfte von dem achten und neunten, den Geſchlechtsfolgen der Kaliſen beider Häuſer, gelten: desgleichen, wie ſchon erinnert, von dem ſechzehnten; des ſiebzehnten gar nicht zu gedenken, als von welchem wir aus einem dürren Stammbaume wohl ſchwerlich mehr lernen dürſten, als man ſelbſt zu Schickards Zeiten bereits aus dem Leunclavius wußte, oder wir itzt, noch richtiger und vollſtändiger aus dem Kantemir und andern, wiſſen können. Allein nun ſind noch die ſechs Geſchlechter, vom 10ten bis 15ten übrig; derjenigen kleinern Regenten nehmlich, die ſich nach und nach in Perſien und Indien von den Kaliſen abgeriſſen hatten, und unabhängige Herren geworden waren. Und deren Geſchlechtsfolgen, glaube ich, würden dem Liebhaber der Geſchichte ſehr willkommen ſeyn; ob auch ſie ſchon größten Theils beym Herbelot zu finden. Denn den Nachrichten des Herbelots fehlet vornehmlich der Synchronismus, welcher aus unſerer Genealogie ſich ohne Zweifel ſehr deutlich ergeben würde. Einiges dürfte denn auch wohl, ſo gut als völlig neu ſeyn: was wir z. E. von den Seljuken daraus lernen würden. Denn wie ich aus den wenigen Namen urtheile, die Schickard von dieſem Geſchlechte anführet, ſo ſind es ſowohl die Seljuken von Iran, als die von Rum. Die Geſchichte der leztern aber, welche wegen ihres genauen Zuſammenhanges mit der Byzantiniſchen Geſchichte, vornehmlich aufgekläret zu werden verdiente, iſt noch in der äuſſerſten Verwirrung, und in dem wenigen, was Herbelot aus Perſiſchen Geſchichtſchreibern davon anführet, ſind eine Menge Widerſprüche, die er ſelbſt eingeſtehet. Abulfeda aber, wenn ich eine Stelle des Herrn Reiske recht verſtehe, hat dieſe occidentaliſche Seljuken ganz und gar mit Stillſchweigen übergangen. Noch dürfte ſich auch bey den Regenten von Khouarezem, in unſrer Genealogie manches finden, das von dem abgehet, was wir bis izt von ihnen wiſſen; indem unter den neun Sultanen dieſer Dynaſtie, die Herbelot beybringet, keiner von denen iſt, die Schickard nahmhaft macht.

Doch von allen dieſen kann nur derjenige mit Zuverläßigkeit urtheilen, der ſich, mit genugſamer Kenntniß der Sprache, an unſer Manuſcript zu wagen im Stande iſt. Daß ich, für mein Theil, eben ſo wenig Türkiſch verſtehe, als nur einer von meinen Leſern, wird man mir hoffentlich auf mein Wort glauben. Ich habe blos als Bibliothekar geſprochen, dem es erlaubt iſt, von Werken zu ſprechen, die er nicht verſtehet.

Ich ſchlieſſe mit einer Anmerkung, die ebenfalls blos bibliothekariſch iſt. — Wenn Hottinger, in ſeiner Hiſtoria Orientali, von der Genealogie des Muhammeds handelt, ſo ſagt er, daß ihm eine dreyfache vorgekommen. Die eine ſey genommen ex Mſc. quodam, quo parario D. *Marchtalero* uſus eſt D. *Schikhardus;* die zweyte habe Chriſt. Ravius beygebracht; und die dritte ſchreibe ſich her, ab Authore *Taarich Adam*, de quo videatur *Theſaur. Phil.* p. 62. Ich ſchlage dieſes zweyte Werk eben deſſelben Verfaſſers nach, und finde folgendes: *Taarich Adam*, id eſt, *genealogia Adami*, ſcriptum antiquiſſimum et inter Arabes, ſine dubio, celeberrimum, quod in Hungaria ante hoc repertum, non ita pridem à D. Marchtalero, Ulmenſi, Ampliſſimo urbis hujus conſuli D. *Salomoni Hirzelio* oblatum, et commentario a me illuſtratum eſt. Das iſt ſonderbar. Wie? ſo war denn dieſer Taarich Adam, welchen Hirzel von Marchtalern bekam, nicht eben der, welchen Schickard von ihm bekommen hatte? Oder war er eben der, warum führet ihn Hottinger als einen verſchiednen an? Und war er eben der, wie können wir ihn hier in Wolfenbüttel haben, da ihn ein Bürgermeiſter zu Zürich von Marchtalern ſelbſt ſoll bekommen haben? Sollen wir annehmen, daß Marchtaler zwey ähnliche Manuſcripte in Ungarn erbeutet, da er doch nur des einen gegen den Kayſer Ferdinand gedenket? Oder bekam Hirzel nur eine Abſchrift des einzigen von ihm, die Hottinger mit einem Commentar erläuterte, ohne zu merken, daß es eben daſſelbe Werk ſey, welches Schickard gebraucht habe? Wer wird uns aus dieſer Verwirrung helfen?

IV.

Die Nachtigall.

Ich blätterte in Heydenreichs Leipzigiſchen Chronike, und da ich eben nichts wichtiges ſuchte, ſo zog unter dem Jahre 1567 folgende Stelle meine Augen auf ſich.

> „Anno 1567 den 13ten Januarii, hat der ScharffRichter
> „zu Leipzig auffm Markt ein Buch, die Nachtigal ge-
> „nant, darinnen die Judicia und Gerichte mit Schmeh-
> „worten hart angegriffen worden, öffentlich verbrannt,
> „und die, ſo ſie feil gehabt, ausgepaucket.

Wer ſeiner Neugierde öfters nachgehangen, den reißt ſie bey dem kleinſten Anlaſſe mit fort. Und ſo ſahe ich mich auch hier gar bald mitten in der ernſtlichſten Nachforſchung, was denn eigentlich dieſes verbrannte Buch, die Nachtigall genannt, für ein Buch geweſen ſey?

Gleich anfangs beſann ich mich, daß Vogel der vermehrte und fortgeſetzte Heydenreich iſt. Vogels Leipzigiſches Geſchichtbuch alſo war das erſte, was ich zu Rathe zog; in der feſten Hoffnung, meine Neugierde ſofort befriediget zu finden. Aber ich betrog mich: Vogel wiederhohlt die nehmlichen Worte des **Heydenreichs**, ohne die geringſte nähere Aufklärung.

Ein verbranntes Buch iſt gemeiniglich ein ſeltenes Buch. Ich vermuthete demnach, in den bekannten Verzeichniſſen ſolcher Bücher, meine **Nachtigall** gewiß anzutreffen: und ſchlug ſie nach, eines nach dem andern. Aber wiederum vergebens. Selbſt **Andreas Weſtphal**, der eine eigene Diſſertation von den Büchern geſchrieben, die auf Befehl der Obrigkeit verbrannt worden; ſelbſt **Schelhorn**, der dieſe Arbeit des **Weſtphal** durch viele Zuſätze erweitert hat,(*) lieſſen mich unbelehrt von ſich. Sie wiſſen alle von keiner **Nachtigall**; von keinem Buche, das 1567 zu Leipzig von dem Scharfrichter öffentlich verbrannt worden.

Nachdem ich hierauf auch **Müllers** Annales, und andere Sächſiſche Geſchichtſchreiber, nicht ohne Zeitverluſt, eben ſo unnützlich nachgeleſen hatte: mußte ich auf den Gedanken gerathen, daß das, was ich ſo begierig ſey zu wiſſen, am Ende auch wohl nichts weiter, als ein elendes Pasquill irgend einer Privatperſon, irgend einen Rechtshandel betreffend, geweſen ſey, an welchem der Rath zu Leipzig eine ſolche Rache zu nehmen für gut befunden. Selbſt die Worte des **Heydenreich** „daß die Judicia und Gerichte darinnen mit Schmehworten hart angegriffen worden“, ſchienen nichts wichtigeres, nichts was ſich mehr auf das Allgemeine bezöge, anzeigen zu ſollen.

Ich wollte ſonach eben wieder eine von den Jagden beſchlieſſen, von denen ich ſo oft nicht reicher, aber müder zurückgekommen: als ich mich auf einmal beſann, wo ich itzt ſey. Warum ſuche ich in Büchern nach einem Buche, das Trotz dem Scharfrichter von Leipzig, hier wohl noch ſelbſt verhanden iſt? Ich will das Buch ſuchen; nicht blos Nachrichten von dem Buche.

Und ſo fand ich gar bald, was ich ſuchte. Zwar nicht völlig ſo, wie ich es ſuchte, aber doch auch nicht viel ſchlechter. Ich fand es nehmlich nicht ſo, wie es verbrannt worden; nicht gedruckt: ſondern ich fand unter unſern Manuſcripten Abſchriften davon, und deren nicht weniger als drey.

(*) Amoenit. liter. T. VIII. & IX.

Auch ſah ich nun meine Mühe mehr als belohnt. Denn weit gefehlt, daß ich endlich ein ſo geringfügiges Werk in Händen hatte, als ich vermuthen zu müſſen glaubte: ſo war es vielmehr eine Schrift, welche ſehr wichtige Händel, nicht einer einzeln Stadt, nicht einer bloſſen Provinz, ſondern des geſammten Reiches betrifft. Kurz; die Nachtigall ſingt nichts geringeres, als ein Lied über die damaligen Grumbachiſchen Unruhen. — Vielleicht hätte ein andrer dieſes ſogleich errathen, dem es aufgefallen wäre, daß jene Stelle bey dem Heydenreich und Vogel unter lauter Nachrichten von dieſen Unruhen und von den Anſtalten ſtehet, welche der Churfürſt zu Sachſen zur Belagerung der Stadt Gotha, zu Ende des ſechsundſechzigſten, und zu Anfange des ſiebenundſechzigſten Jahres, eben machte. Doch beſſer iſt wiſſen, als rathen.

Da ich den Inhalt meiner aufgefundenen Schrift nunmehr kannte, ſo war es natürlich, daß ich ihr auch da nachſpürte, wo ihrer, zu Folge deſſelben, entweder gelegentlich oder gefliſſendlich hätte Erwähnung geſchehen können. Allein ich habe deren zur Zeit noch nicht die allergeringſte, weder in den gleichzeitigen Wechſelſchriften beyder Partheyen, noch bey den nachherigen Geſchichtſchreibern beſagter Unruhen, finden können. Wie denn auch Kreyſig, welcher in ſeiner hiſtoriſchen Bibliothek von Oberſachſen ein eignes Kapitel den Schriften gewidmet hat, welche die Grumbachſchen Händel betreffen (*), darunter keiner Nachtigall gedenkt.

Dieſes alles, meyne ich, beweiſet ſo ziemlich, welch eine Seltenheit unſere Bibliothek an den Abſchriften derſelben beſitzet. Eine Seltenheit, die allein ſchon werth iſt, daß ich es wage, aus einer Nachtigall einen Phönix zu machen, der aus ſeiner Aſche jünger und ſchöner wieder hervorſteiget.

Hoffentlich bin ich der Meynung nicht allein, daß es auf alle Weiſe erlaubt iſt, ein von Obrigkeits wegen, auch aus den triftigſten Gründen, verbranntes Buch wieder herzuſtellen. Denn ein ſolches Verbrennen hat die Abſicht nicht, das Buch gänzlich zu vernichten: es ſoll dieſe Abſicht nicht haben; es kann

---

(*) Sect. II. cap. 21.

ſie nicht haben. Es ſoll und kann allein ein öffentlicher Beweis der obrigkeitlichen Mißbilligung, eine Art von Strafe gegen den Urheber ſeyn. Was Einmal gedruckt iſt, gehört der ganzen Welt auf ewige Zeiten. Niemand hat das Recht, es zu vertilgen. Wenn er es thut, beleidiget er die Welt unendlich mehr, als ſie der Verfaſſer des vertilgten Buches, von welcher Art es auch immer ſey, kann beleidiget haben. Er ſtürzet ſie vorſetzlich in Ungewißheit und Zweifel; er beraubt ſie des einzigen Mittels, ſelbſt zu ſehen, ſelbſt zu urtheilen; er verlangt, auf eine eben ſo vermeſſene als lächerliche Art, daß ſie ihm blindlings glauben, ihn blindlings für einen eben ſo ehrlichen als einſichtsvollen Mann halten ſoll.

Die Grumbachſchen Händel ſind vorbey; auch in ihren unmerklichſten Folgen vorbey. Nur dem Gelehrten, der ſich lange nachher ein Geſchäfte daraus macht, Gründe und Gegengründe gegen einander abzuwägen, wenn beide nichts mehr fruchten, und nichts mehr ſchaden; nur dem Staatsmann, dem die Geſchichte ſeine Schule iſt, ſind ſie noch dann und wann gegenwärtig. Was dieſer daraus lernen kann, weiß ich nicht, mag ich nicht wiſſen. Aber wie jenem oft dabey zu Muthe ſeyn muß, kann ich einigermaaſſen urtheilen.

Er wird weit entfernt ſeyn, ſich zum Vertheidiger Grumbachs und ſeines Anhanges aufzuwerfen. Er iſt von dem Verbrechen dieſes Mannes überzeugt; er giebt es zu, daß die Strenge, mit der man gegen ihm verfahren, vielleicht damals nothwendig geweſen; er erkennet mit allem Wohlgefallen, daß dieſe Strenge wenigſtens in ihren Wirkungen, zu Feſtſetzung der allgemeinen Sicherheit, zu gänzlicher Abſtellung der geſetzwidrigen Selbſthülfe, ſehr erſprießlich geweſen.

Aber wenn er dieſes alles thut, wird er darum auch mit den Geſchichtſchreibern zufrieden ſeyn, die einen Mann, den eine damals ſehr gewöhnliche Denkungsart zu Unthaten verleitete, die nichts weniger als die einzigen von ihrer Art im Reiche waren, die dieſen Mann, ſage ich, zu dem abſcheulichſten und unſinnigſten Böſewicht machen? die ihm alle Schandthaten, deren ihn ſeine Gegner bezüchtiget, als die erwieſenſten Wahrheiten nachſagen? denen er Mörder und Straaſſenräuber iſt?

denen er eben ſo zuverläßig Zauberer und Teuffelsbanner ſeyn müßte, und ſicherlich ſeyn würde, wenn ſie es nicht für ſchimpflicher hielten, Alfanzereyen nachzuſchreiben, als Verleumdungen?

Wenn dieſen Gelehrten nun gar ſeine Nachforſchungen auf die Spur einer Schrift bringen, die Grumbachs heftigſter Feind, eben als er den Garaus mit ihm ſpielen wollte, verbrennen laſſen; die folglich für Grumbachen muß geweſen; die er aber nirgends ſelbſt auffinden kann: (Und eine ſolche Schrift iſt unſere Nachtigall, wie man aus den Umſtänden ſchon wird geſchloſſen haben) was ſoll er denken? Iſt er, bey der Untreue, bey dem Leichtſinn, mit welchem man auf das bloſſe Wort ſeiner Feinde, Anklagen auf Anklagen gegen ihn häuft, ohne die geringſte Rückſicht auf ſeine Rechtfertigung zu nehmen, nicht befugt, das ärgſte zu denken? zu argwohnen. wer weiß was für Dinge darinn enthalten geweſen, auf die man den Scharfrichter antworten laſſen, weil ſich ſonſt niemand ſie zu beantworten getrauet?

Und dieſes wäre die nähere, wichtigere Urſache, eine dergleichen Schrift wieder herzuſtellen. Denn ob ſich ſchon der Gelehrte in ſeinem Argwohne irren würde; ob ſchon unſere Nachtigall nichts ſingt, was nicht damaliger Zeit mehr Vögel auf den Dächern ſangen: ſo iſt auch das ſchon ein Verdienſt, wenn der Litterator, der ihm nur Materialien in die Hände liefern ſoll, durch den Verluſt eines leidigen Bogens, einen ſolchen Argwohn ſowohl ihm, als dem, den er trift, erſparet.

Denn daß ich die Schrift ſelbſt nun etwas näher beſchreibe, ſo iſt ſie ein kleines Gedicht von ohngefehr ſechshundert Zeilen; und dieſes Gedicht iſt, ſeiner Einkleidung nach, die Apoſtrophe einer Nachtigall an das Haupt und die Glieder des Reiches, nach dem verſchiedenen Intereſſe, das ſie an der Grumbachſchen Sache nahmen, oder hätten nehmen ſollen. Der poetiſche Werth deſſelben iſt klein. Es war die uralte Gewohnheit der Deutſchen, ihre Geſchichte in Lieder und Reime zu verfaſſen: und dieſe Gewohnheit hat ſich ſehr lange erhalten. Daß ſie nunmehr gänzlich abgekommen, mag vielleicht für den Geſchmack ganz gut ſeyn: aber für die hiſtoriſche Wahrheit iſt es gewiß nicht gut. In dieſen Liedern erſchallte gemeiniglich die Stimme des Volks; und wann geſchehene Dinge nicht mit dichteriſchen Fabeln darinn ausgeſchmückt waren, ſo waren ſie doch mit Empfindungen durchwebt, die man wirklich dabey gehabt hatte. Für ſolche Empfindungen giebt uns der heutige Geſchichtſchreiber kalte, aber wenn Gott will, ſehr zuverläßige Beläge aus dem bedächtlichen Kabinete; und wir finden uns trefflich verbeſſert. —

Der Verfaſſer ſagt auf dem Titel, daß er den weſentlichen Inhalt aus den Schriften Herzog **Johann Friedrich des Mittlern** gezogen habe. Ich ſehe, daß er vornehmlich die Antwort damit gemeynet, welche dieſer Herzog, **des Reichs abgeſandten Botſchafften, auf ihr Anbringen und Werbung, Wilhelmen von Grumbachs, Ernſt von Mandelslo, und Wilhelmen von Steins halben, gegeben**, und die 1566 auf 15 Bogen in Quart gedruckt iſt, auch von Rudolphi ſeiner Gotha Diplomatica einverleibt worden (*). Da ich nun ſowohl dieſe Antwort, als auch alle andere dahin ſchlagende Schriften, von beiden Theilen, mit allem Fleiſſe durchleſen mußte, um von dem wahren Werthe meiner **Nachtigall** urtheilen zu können: ſo hatte ich bereits die merkwürdigſten Parallelſtellen in ihnen ausgezeichnet, und war Willens, ſie, wie es kommen würde, zur Erläuterung, oder Beſtärkung, oder Widerlegung, der ſchwachen Stimme des guten Vogels unterzulegen. Doch bey näherer Erwägung fand ich für gut, demjenigen in nichts vorzugreiffen, der es einmal wagen dürfte und wollte, die Grumbachſchen Händel in allem ihrem Umfange, mit Freymüthigkeit und Einſicht in die damalige deutſche Staatsverfaſſung, zu beſchreiben. Mir genüge, dieſem Manne, dem ich den Geiſt eines Saluſtius oder St. Real ſiebenfältig wünſche, eine Kleinigkeit zur Hand geſchafft zu haben, die er ungern vermiſſen würde, und die ich ohne weitere Vorrede hier mittheile.

(*) Theil II. S. 62 — 92.

Nachtigal:

das iſt,

Aus Johann Friedrichs des Mittlern. Herzogs zu
Sachſſen, publicirten Schriften, vom Urſprunge, Anfang
und ganzen Proceß der Wirzburgiſchen und Grumbachiſchen Handlungen, ein kurzer Bericht und Auszug.
Mit einer nützlichen und chriſtlichen Vermahnung an die
Rom. Kayſ. Mayt. Chur- und Fürſten, auch andere
Stände des H. R. Reichs,
antreffende die jetzige trübſelige Belagerung
der gewaltigen Feſtung Grimmenſtein, und weitberühmten
Stadt Gotha.

Gedruckt im Jahr Chriſti
MDLXVII.

Dieweil ihr ſchlaffet in der Nacht,
Und Trübſal euch bekümmert macht,
Komm ich, genannt die Nachtigall,
O Fürſten gut, in dieſem Thal,
Zu ſingen euch ein ſchön Geſang,
Zu wecken euch mit meinem Klang,
Dieweil der Frühling kompt herbey.
Bitt, wollet meine Melodey
Gütlich in Gnaden hören an,
Der Büchſſen Knall abſchaffen lahn,
Gute Freunde mit einander ſeyn,
Und euch wohl bey der Sonnen Schein
Vertragen mit einander all,
Auf daß verhüt werd groß Unfall,
Den Eulen nit mehr hören zu,
Die euch gemachet ſolch Unruh.

Poeten ſolch Gewohnheit han,
Wann ſie zu dichten fangen an,
Daß ſie viel Götter allermeiſt
Anruffen, umb ein guten Geiſt,
Daß ihre Reym mit Süßigkeit

Gezieret ſeyn, und wol gekleydt.
Ich weiß nit mehr denn einen Gott,
Den ruff ich an nach ſeinem Gebett,
Daß ich euch all vermahnen mag,
Anzeigen vieler Herzen Klag,
Vom groſſen Handel reden wol,
Weß jeder ſich verhalten ſoll;
Doch daß ich euch nicht lang auffhalt,
Iſt die Sach kürzlich ſo geſtallt:
Grumbach der hat viel Guth und Land,
Das behielt ein Stifft gern in ſeiner Hand,
Daher entſpringt der erſte Neydt,
Der gemachet hat ſo manchen Streitt.
Marggraff Albrecht, der ſtreitbar Mann,
Den von **Wirzburg** wolt greiffen an:
Grumbach Marggräffiſcher Diener war,
Wie ihm vergrimmt der Pfaffen Schaar.
Der Biſchoff trauet ihm nit im Streit,
Begerte Fried und Einigkeit.
Hie thet Grumbach ein große Treuw
Dem Stifft Wirzburg und ganzem Gebeuw,
Richtet auff Fried und Einigkeit,
Macht daß geſchah dem Stifft kein Leydt,
Verhindert ſelbſt den Ueberfall,
Leyhet ihm Geltt in großer Zahl;
Viel Treuw hat Grumbach mehr gethan,
Am Stifft Wirzburg, der ehrlich Mann.
Denn da der Graff von **Beuren** bracht
Viel Reuter, und ein große Macht,
Hat Grumbach Fleiß gewendet an,
Daß er dem Stifft kein Schaden gethan.
Beym Kayſer auch erhalten hat,
Daß er viel Reuter ſchicken that,
Welche den Stifft beſchützet han,
Daß ihm kein Ueberlaſt gethan.
Nun höret zu mit welchem Lohn
Die Pfaffen ihn bezahlet hon.

Da Moritz und Albertus feſt
Hielten zuſammen einen Streitt,
Marggraff Albrecht verlor die Schlacht,
Derhalben ihn der Stifft veracht,
Wolt ſein Zuſag nicht halten mehr,
Dieweil Albrecht geſchwechet ſehr,
Wil ihm nunmehr kein Schuld geſtahn.
Grumbach wolt ſein Bezahlung han,
Der Biſchoff ihm wolt zahlen nicht,
Verachtet trutzlich all Gericht,
Beraubet auch ſein Land und Leut,
Vermeynet, er hätt ein gute Beutt.
Grumbach der ruffet an das Recht,
Der Stifft der macht viel Spiegelgefecht,
Der Kayſer ſelber redet an
Den Biſchoff, daß er ſoll verſtahn,
Mit Grumbach kommen überein,
Sagt, daß die Sach nit war ſo kleyn.
Der Biſchoff bleibt auff ſeiner Bahn,
Helt Grumbach vor ein ſchlechten Mann.
Nicht lang hernach der Biſchoff ward
Mit einer Kugel getroffen hart,
Daran Grumbach unſchuldig ſich
Bekennet frey und öffentlich.
Mit ſolcher Proteſtation,
Daß ihm der Schuß mehr Leydt gethan,
Denn eim andern in dieſer Welt,
Wie er ſolchs auff ſein Eyd erhellt.
Grumbach zeucht in fremde Land,
Sein Tugend machet weit bekandt,
Und dienet den drey Lilien ſchon,
Welch führet die franzöſiſch Kron.
Mit Reuttern ſtark er wiederkehrt,
Die Pfaffen gewißlich hart verſehrt.
Man gibt ihm viel der guten Wort,
Daß er nit alſo fehret fort.
Grumbach ſich überreden läßt,

Folgt ihrem Rath, und thut das beſt
Er meynt, ſie würdens machen fein,
Sein Land ihm wiedergeben ein,
Gütlich die Sach ohn alle Wehr,
Zu Frieden ſtund auch ſein Beger.
Da er die Reutter gelaſſen ab
Kein Pfaff ihm gute Wort mehr gab.
Ferdinandus doch das beſte that,
Den Pfaffen gab ein guten Rath,
Gütlich Verträg zu nehmen an.
Die Pfaffen wolten nit daran,
Des groſſen Vogels hätten ſie
Erwehret ſich, ſprachen ſie frey,
Was ſie dann mit eim Edelmann
Sollten Vertrag jetzt nemen an!
Mit Gedult Grumbach ſo lange harrt,
Bis er ſchier gar zum Bettler ward,
Mit treiben kunt ein lang Proceß,
Den kayſerlichen Rechten gemeß,
Dem Adel zeigt ſein Bettelſtab
Sprach ſie an umb ein Reutergab.
Wirzburg, die weit berümte Stadt,
Er glücklich eingenommen hat,
Doch hat er nit gefordert das ſein,
Verſchreibung genommen nur allein,
Die Pfaffen laſſen leben all,
Kein Burger plündert dazumal
Der Pfaffen Kelch und Meßgewandt,
Damit ſie treiben ihren Thandt,
Hat er da nit gerühret an,
Sondern ſie noch bewahren lan.
Des Biſchoffs Hoff und Canzeley
Für Raub er thet erretten frey:
Allein mit Siegel, Brieff und Eydt
Nam er auf dißmal ſein Beſcheydt,
Die auch der Biſchoff hat hernach
Verſiegelt, und die ganze Sach

Bewilliget, ungezwungen zwar,
Wie ſolches allen offenbahr.
Hett Grumbach ſich daſelbſt bezahlt,
Und geübt allda ſein Gewalt,
Den Pfaffen genommen all ihr Gutt,
Gebrochen ihren ſtolzen Muth,
So hett er ſie bezahlet frey,
Wär bewahrt für ihrer Buberey.
Solchs hat er aber nit gethan,
Hat jedem da das ſein gelahn,
Daß er in Fried die Güter ſein
Sein Kindern möchte geben ein.
Aber gewißlich er war zu gutt.
Die Pfaffen trib der Uebermuth,
Denn ſie hernach ihr Brieff und Eydt
Mördlich gebrochen ohn Beſcheydt,
Sein Weib geplündert Land und Gutt,
Dazu ein groſſen Uebermuth
An ſeinem Sohn getrieben han,
Conrad Grumbach, welts recht verſtahn,
Daß ſie ihm han ein kleines Kindt
Männlichs Geſchlechts, ermordet geſchwindt,
Von Mutterleib getrieben zwar
Als Mörder, ſolchs iſt offenbar,
Getrieben ihn von Land und Gut,
Gedurſtet ſehr nach ſeinem Blutt,
In ſeinem Namen thun greiffen an
Den Apt von Benz und den Kauffman,
Daß er zu keiner Gnade mehr
Ferner möcht kommen, auch ſein Ehr
Durch famoß Bücher ſehr geſchendt,
Die kommen ſind in vieler Hendt.
So han ſie auch **Wilhelm von Stein**
Sein Häuſer abgebrennet reyn,
Junker Ernſten von Mandeßloh
Sein Früchten auf dem Feld zu Stroh
Gemachet frey, nit leyden wollt,

Daß man dieſelb einſammeln ſolt.
Da Grumbach ſo geengſtigt ſehr,
Johann Friedrich der mittler Herr
Betrachtet ſein Ritterliche That,
Deren er gar viel erzeiget hat,
Auch ehren thun ſein Alter ſchwer,
Wie uns gebeutt die Göttlich Lehr,
Sein Trübſal auch geſehen an,
Wie er verfolgt von jederman,
Sich ſeiner ſo erbarmen thut,
Und nimpt ihn auff in ſicher Hut,
Verheißt ihm Schutz und frey Gelendt,
Daß ihm zufügt niemands kein Leyd,
Und thät ſolchs mit des Kayſers Rath,
Damit es ihm nicht brächt in Schad
Damit nit ferner wurd berührt
Das Römiſch Reich, bis wurde verhört,
Im Römiſchen Reich vor allen Stendt,
Und jedem da ſein Recht erkendt.
Solchs hat Ferdinand gelaſſen zu,
Doch daß Grumbach in Raſt und Ruh
Sein Leben führt, und jedermann
Auch raſten ließ, wie er denn than.
Das merket wohl ihr Edelleut,
Die ihr Grumbach umbringet heut.
Iſt diß der Lehn und billig Ehr
Für Ritterliche Kriegeswehr?
Denkt doch ihr Fürſten alle gut,
Daurt euch nicht das Sächſiſch Blutt!
Johann Friedrich der dapfer Heldt
Sein Leben alſo frömmlich ſtelt
Umb Gottes Wort in große Gefahr,
Der Chur darumb beraubet war,
Sein Söhnen ließ ein kleines Landt:
Denkt iſt es nit ein große Schandt,
Wenn ihr die nun bekriegen wolt,
Die ihr billich erretten ſolt!

Fürwar der Grafe von Serein
Für Gott wird ewer Kläger ſeyn.
Den ihr den Türken jämmerlich
Habt morden laſſen all zugleich,
Und habt ihm keine Hülff gethan,
Habt dennoch das Volk ſchätzen lahn.
Den Türken wollen freßen gar,
Ihm ziehen ab ſein Haut und Haar,
Die Kriegsleut auch bezahlt nit all,
Dadurch ſie kommen in Unfall.
Waßer getrunken für den Wein,
Daß ihrer viel geſtorben ſeyn.
Was denkt ihr doch, ihr Fürſten gutt,
Bekriegt ihr nicht ewer eigen Blutt,
Und wendet für des Reiches Acht,
Und ſchendet ewer eigen Macht,
Verlaßt das arme Niederlandt,
Damit der Papſt ſein Spott und Schand
Zu üben hat in ſeinem Sinn.
Bedenkts, was iſt doch ewer Gewinn!
Sein dieß die Türken, die ihr wollt
Erwürgen, durch des Reiches Sold!
Muß darum auch der Zoll am Rhein
Geſteygert und gemehret ſeyn!
Viel meynen, daß des Türken Steur
Soll ſeyn ein newes Fegefeur.
Iſt Grumbach nicht ein alter Mann
Der für Alter kaum gehen kann:
Wenn ihr nun lange führet Krieg,
Was Ehr bringt euch dann ſolcher Sieg!
Er begeret doch nur Raſt und Friedt,
Warzu ſoll denn dieſer elend Streit!
Soll Grumbach ſeine Güter lahn
Den Pfaffen, und ſelbſt betteln gahn!
Weh euch, ihr falſchen Zungen zwar,
Die ihr jetzt bringet in die Haar
Die blutsverwandten Fürſten gut.

Und ſtürzet ſo unſchuldig Blutt!
Die armen Bauern müſſen dran,
In ſchanzen ſich erſchieſſen lahn.
Ihr freſt und ſauffet bey dem Feur,
Gedenket nit, daß Chriſtus theur
Das Menſchlich Blut erlöſet hat,
Weh euch, der groſſen Miſſethat!
Der Arme ſeufzt, und ſpricht Ach, Ach!
Und häuffet über euch Gottes Rach.

O Kayſer Maximilian,
Gott zier dein Kayſerliche Kron,
Der Papſt ſtecket voll giftig Liſt,
Des Reiches Fried zuwider iſt:
Durch Einigkeit der Fürſten Macht
Zunimbt, ſolches der Papſt betracht,
Hierauf iſt er befliſſen gar,
Daß er euch nur bringt in die Haar,
Vermalmet ſo eur Bein und Mark,
Daß ihr ihm werdet nit zu ſtark,
Läſt ſich anbetten, wie ein Gott,
Tritt euch mit Füſſen, wie ein Krott.
Viel Kayſer hat er abgeſetzt,
Die Türken wider ſie gehetzt.
Da du empfiengſt die güldene Cron,
Haſt du das Evangelion
Zu ſchützen vielen zugeſagt.
Denk ob es Gott auch wohl behagt,
Wenn jetzt die Hur von Babylon
Befürdert werd durch deine Cron.
Der Höchſte ſitzt in ſeinem Thron,
Und hat vorlängſt gezehlet ſchon
Die Tag und Stund des Scepters dein,
Die Zeit die iſt hier kurz und klein
Grumbach ein treuer Diener war
Dem Carolo, wie offenbar:

Der von **Wirtzburg** keiner Parthey
In Treuwen iſt geſtanden bey.
Dein Vater auch erlaubet hat
Johann Friedrich mit reiſſen Rath;
Den von Grumbach zu geben Schutz:
Darum hat er mit keinem Trutz
Veracht dein kayſerliche Cron,
Des merk, o **Maximilian.**
So haſt du auch gelaſſen zu
Johan Friedrichen, daß er in Ruh
Den von Grumbach behalten hat:
Wenn du ſolchs ein Miſſethat
Erkennen willt, bin ich zu ſchlecht,
Und kan es preyſen nit für Recht.
Ein Fuchs hie muß begraben ſeyn,
Des fürchten beyde groß und kleyn,
Viel ſorgen, daß Grumbach allein
In dieſem Kriege ſey ein Schein,
O Kayſer **Maximilian,**
Niemand Gott widerſtreben kan.
Die Augſpurgiſch Confeſſion
Geſtellet hat der **Melanthon,**
Derſelbig hat bekennet frey,
Im Nachtmal heut welche Parthey
Die Wahrheit baß verſtanden hat,
Eh denn er ſeinen Geiſt aufgab.
So man jetzt ſagt die Wahrheit frey,
So iſt es eitel Schwermerey.
Jetzt unter der Confeſſion
Viel Lugen ſeyn bedecket ſchon.
Das heilig Evangelion
Das iſt die beſt Confeſſion.
Kayſer **Carolus,** der gütig war,
Vom Bapſt ward verführet gar,
Der machet ihm ein groß Ungunſt,
Dieweil er durch des Bapſtes Kunſt
Zertrennet hat der Chriſten Bundt,

Gott und ſeinem Werte widerſtund,
Verhert das Teutſche Land ſogar,
Dem er mit Eyd verbunden war,
Da er ſich ruſtet zu der Wehr,
320. Und ihm kein Fürſt getrauet mehr.
Erſtlich der Römiſch Böſewicht
Auflöſet alle Eidespflicht,
Ein Fürſt wider den andern ficht,
Groß Jammer da ward zugericht,
Daß in dem ganzen Teutſchen Landt
Geſchah ſchrecklicher Mord und Brandt,
Die Reichſtedt kamen umb groß Geltt,
Die Fürſten fing man in dem Feldt
Durch liſtige Betriegerey,
330. Der Landgraff gut kam auch herbey,
Die Feſtung brach man ab zu hand,
Das Geſchütz ward geführet aus dem Land,
Das Interim das falſch Gedicht
Wollt Magdeburg bewilligen nicht,
Der Bapſt erfand ein ſolchen Rath,
Daß Magdeburg die ſchöne Statt
Von ihren Freunden belagert ward,
Umbringet und geengſtet hart.
Was hat Carolus gewonnen dar,
340. Da er wieder bekrieget war,
Da Magdeburg kam in Vertag,
Sag, wer war der da unten lag?
Da Moritz ſtolzlich gewinnt die Clauß,
Die gefangenen Fürſten bringt zu hauß.
Da Carolus thet paſſiren lahn
Die Augſpurgiſch Confeſſion,
Was gab ihm doch der Bapſt für Lohn,
Da er lang hett das Beſt gethan?
Sein eigen Reich bekrieget ſehr,
350. Dadurch geſchendt ſein eigen Ehr,
Da er unglückhaftig von Metz
Mit Spott abzogen iſt zuletz,

Gab ihm der Bapſt nicht ſolchen Rath,
Daß er den Scepter von ihm that,
Hieß ihn ein Kappen ziehen an,
Als hette er ganz Uebel gethan,
Daß er die Fürſten geben frey,
Und nit mit groſſer Tyranney
Das Bapſtthumb aufgerichtet gar,
Durch tauſend Mord und manch Gefahr.
Solchs weißtu, Maximilian,
Bitt ich in Gnaden auch verſtahn,
Die all zu Gnaden nehmen an,
Die deiner Kayſerlichen Cron
Ein Fußfall thun demüthiglich,
Dein Augen zeigen gnädiglich,
Gedenk, daß Gott der Höchſt allein
Dir auch vergibt die Sünde dein.

Churfürſt Auguſte, denk daran,
Ein Beyſpiel dich erinnern kan.
Albertus das Marggräfiſch Blutt,
Dazu Moriz dein Bruder gutt,
Zuſammen waren gehetzet auch,
Von Buchſen ward ein großer Rauch,
Das Fürſtlich und das Adel Blutt,
Noch heut das Erdreich ferben thut.
Wär dir jetzt trew dein Prädicant,
Spräch er, es wär ein groſſe Schand,
Daß du ſo alt jetzt worden biſt,
Und nicht merkeſt der Pfaffen Liſt.
Denn Grumbachs unverdiente Acht,
Haſtu erſtlich ſelber veracht,
Dem Grumbach Dienſt gebotten an,
Ihn gehalten für ein frommen Man.
Auch hat Staupitz, der Diener dein,
Grumbach zugeführt zwey Fähnelein
Sehr ſtarker wohlgerüſter Knecht,
Da er mit gutem Fug und Recht

Wirtzburg die weitberümbte Stadt
On blutig Schwerd erobert hat.
So ſagt dir auch dein Conſcienz
Ohn Zweifel ein ſehr gut Sentenz.
Daß der alt Churfürſt mit ſeiner That
Noch Chur, noch Ehr verwirket hat.
Die Rede ſtibet auch mancherley,
Daß Moritz durch Verrätherey
Die Chur bekommen, und mit Fug,
Johann Friedrich dieſelbig trug.
Hat dir Gott gönnet nun die Ehr,
So ſollt du prangen nit zu ſehr,
Vertilgen nit dein eignes Blutt,
Von dem du haſt dein Ehr und Gut.
Es iſt doch ja der Vetter dein,
Den du und noch ein Pfaff allein,
Um ſeine Treuw und milde That
Umbringeſt mit deim eignen Schadt.
Kein Chronik ſolches preyſen wirdt,
Darzu kein frommer Seelenhirt.
Denk, daß du auch biſt Staub und Erd,
Dein Leben hie nicht ewig werdt.
Wiltu gehalten ſeyn vor keck,
So zihe hin, und gewin Siget,
Welches der Türk genommen ein,
Dardurch wird auch der Name dein
Berühmet ſeyn und weit bekandt,
Im Teutſchen und im Welſchen Landt.
Das Reich zwingt mich, iſt deine Sag.
Du haſt aber eine ſtrenge Klag
Zu Augsburg im vergangnen Jahr
Herfür gebracht, iſt offenbahr.
Der falſchen Urgicht Inſtrument
Haſtu geſandt in Pergament
Dem Kayſer, und noch andern mehr,
Dein Freund hierdurch geſchendet ſehr.

Auch auff eines Menſchen Mund allein
Muß Grumbach überzeugt ſeyn.
Der von Wirtzburg und von Braunſchweig
Mit dir, ſeyn nicht das gantze Reich.
Ein Pfaff die Acht hat impetrirt,
Und wer dieſelbig exequirt,
Der ſchendet ſeine eigen Ehr,
Hofirt den Pfaffen allzuſehr.
Hettſtu Grumbach nit klaget an,
Wer hingelegt der alte Span,
Auch ausgeſühnet wer die Acht,
Die jetzund böſen Handel macht.

Wilhelme, denk an Bruder dein,
Denn wenn der wird verdorben ſeyn,
Was wird doch endlich ſeyn dein Lohn?
Wirſt du nicht haben Spott und Hohn?
Dein Herz wird ſich bekümmern ſehr,
Daß du mit ſolchs betrachtet ehr.
Was hat dein Bruder dir gethan,
Daß du mit Pfaffen ſpanneſt an,
Verderbſt dein eigen Gut und Landt?
Bedenk die Brüderiſche Bandt.

Pfalzgraf am Rhein, die Töchter dein
Jetzunder ſehr betrübet ſeyn.
Zwo Schweſtern, die zween Brüder han,
Ach Gott in groſſer Trauwer ſtahn.
Der Mutter muß ſolchs ſeyn ein Pein,
Dem Vater auch gewiß nicht kleyn.
Der Teufel hetts auch gern gemacht,
Daß man dich in des Reiches Acht
Gethan hett, iſt ihm herzlich leydt
Daß dir geworden gut Beſcheydt.
Wie gern wollt er dich freſſen gar,
Mit Leib, mit Seel, mit Haut, mit Haar.

Joachime, deine Fürbitt,
460. Von Brandenburg, hat geholffen nit.
O Brandenburgiſch Edelleut,
Ewer Frombheit wird gefordert heut.
Des frommen Caſimiri Knecht,
Welcher doch hat gut Fug und Recht,
Der vierzig Jahr ſein Diener war,
Wird geengſtet von der Pfaffen Schaar.
Marggraff Albrecht, den guten Heldt,
Da **Moritz** durch ein Kugel gefellt,
Hat **Grumbach** nit verlaſſen thun,
470. Darum wird er gehaſſet nun.

Churfürſt von Maynz, ein alt Geſchicht
Wirt geben dir ein guten Bericht.
Als **Dieterich** auch Biſchoff war
Zu Maynz, den Bapſt ſtrafft offenbahr,
Daß er nur ſucht der Teutſchen Geltt,
Wend vor, der Türk der leg im Feldt.
Drumb Mayntz die weitberühmbte Statt,
Ein andrer Pfaff anzündet hat,
Und da ihm geöffnet war die Pfort,
480. Viel Bürger jämmerlich ermordt,
Die andern hat er trieben auß,
Die Statt plündert von Hauß zu Hauß.
Noch ward da nit erkannt die Acht.
Daſſelbig, bitt ich, wol betracht.
Churfürſt zu Maynz, wollſt werden gleich
Den frommen Biſchoff Dietereich.

Churfürſt von Cöllen, denk daran,
Wie dein Vetter, Biſchoff Herman,
Von Pfaffen abgeſetzet war,
All ſeiner Ehr beraubet gar:
Noch iſt ihm ſolchs ein groſſe Ehr,
Welche wird ſterben nimmermehr.
An dich iſt nun mein chriſtlich Bitt,
Dein frommen Vetter ſchende nit.

Churfürſt von Trier, dich hat dahin
Der Todt, welcher dein groß Gewinn,
Dein Seele jetzt bewahret Gott,
Errettet ſie aus aller Noth.
Dein Lieb zu der Geometrey,
Dein Landtafel wird melden frey.
Gott geb, daß der Nachfolger dein,
Ein frommer Biſchoff müſſe ſeyn.

Landgraf Philip, manchs graues Haar
Hat dir gemacht der Pfaffen Schaar.
Fürwahr wenn du der Pfaffen Rott
Jetzt machen würdeſt gar zu Spott,
Wird preiſen dich nach deinem Todt
Ein jedermann, und leben Gott.
Ein ſchelmiſch Pfaff verkehret einig
Veränderts n und macht ewig.
Wenn ſolch ehrloſe Verrätherey
Soll ungerochen bleiben frey,
Wird ſich gewiß an fürſtlichen Blutt
Vergreiſſen oft der viereckt Hut.

Herzog von Wirtenberg und Teck,
Für deine Thür ein Riegel ſteck.
Wenn Gotha wird geſchleiffet ſeyn,
Und Philippus gelaſſen ein,
So ſteht in Gefahr der Nachpaur dein,
Ich meyn den Pfaltzgraff an den Rhein.
Solchs laß dir ſeyn ein treuwen Rath,
Merk zeitlich drauf, und nit zu ſpat.

Sibylla, die fremd Herzogin
Von Clev, ja war die Schweſter dein,
O Prinz von Clev, die hat geporn
Johan Friedrich, der jetzt den Zorn
Der Pfaffen tragen muß allein,
Die Sach laß dir befehlen ſeyn.

Die Noth iſt jetzt verhanden hart,
Mit einer auf den andern wart.

Euch Reichſtätt, bitt ich, thut gemach,
Bedenket vor gar wol die Sach,
Des Geldes habt ihr nit zu viel,
Verſchütt es nit zu dieſem Spiel.

Ihr von **Wirtzburg**, denkt wol daran,
Was Spiel ihr habt gefangen an.
Ihr habt gebrochen Brief und Eydt,
Geſtifftet Jammer und groß Leydt,
Geiſtliche Leute wollt ihr ſeyn,
Darumb folgt auch der Lehre ſein
Geiſtlicher Schrift, und merket wol,
Wie jedermann vergeben ſoll
Seim Nechſten alle ſeine Schuld,
Daß ihr behaltet Gottes Huld.
Grumbach iſt euwer Lehenman,
Hat ewern Stifft viel Treuw gethan,
Weil er euch treuwlich dienet hat
Mit ſeiner Ritterlichen That,
Ob er gleich irgends Unrecht than,
So will er ſich doch weiſen lahn,
Horatio ein Miſſethat
Vergeben ward ohn allen Schad
Der Rechten, weil er Ritterlich
Wider die Feinde gehalten ſich.

O **Kayſer Maximilian**,
Bitt wolleſt die Sach recht verſtahn.
Fürwahr die Feſtung Grimmenſtein
Iſt deiner Hoheit viel zu kleyn,
Kein Ehr kan bringen dir der Krieg,
Ob gleich in deiner Hand der Sieg.
Wiltu, daß deine guldne Kron
Ein ewig Rhum und Lob ſoll han,

So rech den Grafen von Serein,
Mit unterdruck die Diener dein,
Die dir mit Leib und auch mit Blutt
Zu dienen geneigt, auch all ihr Gutt
Zu ſtreken han gebotten ahn
Für deine kayſerliche Kron.
Verhör gnugſam beyde Parthey,
Laß alle Stände richten frey,
Churfürſtliche Bitte nicht veracht,
Von den du haſt die hohe Macht.
Johann Friedrich, dein Diener gut,
Zum Rechten ſich erbitten thut.
Nichts anders von dem Römſchen Hirt
In dieſem Krieg geſuchet wirdt,
Denn daß das Sächſiſch Blutt geſchendt,
Und er mecht waſchen ſeine Händt
Wol in der Niederländer Blutt,
Darnach ihn hefftig durſten thut.

Ich bin ein geringes Vögelein,
Mein Geſang iſt kurz, mein Zeit iſt klein,
Nembt dieſe Melodey vor gut,
Der liebe Gott euch all behut.

Die drey Abſchriften, aus welchen ich dieſes mittheile, ſind völlig übereinſtimmend; auſſer den zufälligen Verſchiedenheiten der Orthographie, indem jeder Kopiſt der ſeinigen gefolgt, und einigen andern Kleinigkeiten, die den Bau des Verſes betreffen. In dieſen habe ich mich bald an die eine, bald an die andere gehalten; weil auf genauere Uebereinſtimmung hier nichts ankömmt.

Hinter der einen Abſchrift folgen noch etwa ein Hundert gereimte Zeilen, mit der Ueberſchrift: **Wie es mit Gotha ergangen iſt.** Aber ſie enthalten nichts; was nicht ſchon bekannt wäre: und ſind von dem Verfaſſer der **Nachtigall** gewiß nicht.

Hinter der andern Abſchrift ſtehet noch ein Verzeichniß des Vorraths, welcher auf dem Schloſſe Grimmenſtein bey der Einnahme gefunden worden; desgleichen ein Lied, von D. Joh. **Major**. Jenes iſt noch viel unglaublicher, als das ähnliche welches beym Rudolphi vorkömmt: und man kann leicht ermeſſen, was man mit dieſem vorgeblichen ungeheuren Vorrathe hat ſagen wollen. Das Lied von D. Major iſt überſchrieben, In D. Pol. Leyſerum, und fängt an:

O Nachtigall, du und dein Geſang
Seit über die Vögel alle:
Gott hat dir geben ein hellen Klang,
Zu loben ihn mit Schalle u. ſ. w.

Allein man würde ſich ſehr irren, wenn man dieſe Nachtigall für die unſrige halten wollte. Es iſt eine ganz andere; und der Abſchreiber hätte ſie nicht mit in dieſes Gebauer ſperren ſollen. Die Händel, die Johann Major mit Polyc. Leyſern zu Wittenberg hatte, ſind bekannt; und dahin gehöret dieſes Lied. Major verſtehet unter ſeiner Nachtigall vielleicht den Melanchthon; wie dieſes der Abſchreiber durch die am Rande beygefügte Buchſtaben k. φ. μ. anzeigen wollen: vielleicht aber auch einen andern von Melanchthons Geiſt und Denkungsart, weil Melanchthon ſelbſt längſt todt war; vielleicht auch gar ſich ſelbſt. Dieſe Nachtigall preiſet er, in Entgegenſetzung eines leidigen Guckucks,

Der leydige Guckug fleugt umher
Und guckt in alle Winkel,

womit er den umherreiſenden D. Jacob Andreä anſticht; und in Entgegenſetzung eines Finken,

Fürwahr der Fink iſt Geyers Art,
Fromb Vöglein wil er freſſen,

womit er ſeinen eignen Widerſacher und Verfolger, benannten Leyſer, meynet. Dieſem Finken prophezeyet er, daß er doch noch endlich werde im Hanff behangen bleiben, und ſchließt:

Und der, der dieſes Liedlein ſang,
Der hat ir mehr geſungen,
Er iſt ein Schwan, du hörſts am Klang,
Du heiſt in gern verdrungen.
Noch leit er nicht, er lebt und ſingt,
Er will ſein Feder ſpitzen,
Für Freund in im ſein Herz auffſpringt,
An dir ſich zu ernützen.

Er will dir ſchreiben an dein Grab,
Welchs dann ſeyn wird ein Dohne:
Hie zappelt der vermeſſne Schwab,
Und hat ein Strick zu Lohne,
Für ſein Blutdurſt, Betrug und Tandt,
Er hat darnach gerungen,
Die Nachtigall hat noch iren Standt,
Sie bleibt wohl unverdrungen.

Das ganze Lied iſt nicht ſchlecht, und kann zu der Zeit gefallen haben, als man die Perſonen vor ſich hatte, auf die es anſpielte. Es muß gegen 1586 gemacht ſeyn.

Zwanzig Jahre vorher, würde **Major** unſrer **Nachtigall** ein ganz anderes Lied geſungen haben. Denn damals zog er mit ſeiner lateiniſchen Poeſie gegen **Grumbachen** ſehr bitter zu Felde; ohne Zweifel, ſich bey dem Churfürſten **Auguſtus** damit einzuſchmeicheln, der eben im Begriff war, mit andern Waffen gegen ihn loszubrechen. Ich habe dieſes zuerſt aus einem ungedruckten lateiniſchen Gedichte gelernet, welches ſich unter den Manuſcripten unſerer Bibliothek befindet, und den Titel führet: **Spongia ad tollendas virulentas criminationes, quibus deformare conatur nomen et famam magnanimi Herois** ***Wilhelmi a Grumbach, Johannes Major,*** **Poeta maledicus; Incerti cujusdam.** Ich will nicht ſagen, daß dieſer Schwamm alle Flecken von Grumbachs gutem Namen abwiſcht: aber doch gewiß manche; wenn es ſchon nur diejenigen wären, welche ſich auch ohne Schwamm abblaſen laſſen.

Ich füge noch Eines hinzu. Ich darf kühnlich ſagen, daß faſt alle Geſchichtſchreiber, in Erzählung der Grumbachſchen Händel, dem **Hubertus Languetus** blindlings folgen. Aber **Hubertus Languetus** war ein vertrauter Diener des Churfürſten **Auguſtus**; welcher leider in dieſer Sache, Parthey und Richter ſpielte. Noch mehr: ich weiß, daß die Urſache, warum **Auguſtus** den **Languetus** an den König von Frankreich abſchickte, vornehmlich Grumbach war. Die Inſtruction, welche der Churfürſt ſeinem Geſandten ertheilte, iſt abſchriftlich in unſrer Bibliothek; und würde kein unebener Zuſatz zu den Epiſtolis ſecretis Huberti Langueti ſeyn, die **Ludewig** herausgegeben. Denn die erſten dieſer geheimen Briefe, ſind von dieſer nehmlichen Geſandſchaft vom Languetus an ſeinen Herrn erlaſſen.

V.

Paulus Silentiarius auf die Pythiſchen Bäder.

Ich ward durch einen Freund veranlaſſet, einen griechiſchen Codex von Vorübungen und Reden des Libanius, in die Hand zu nehmen. Er gehöret unter die Gudiſchen Manuſcripte, und ſtehet in dem gedruckten Verzeichniſſe derſelben, welches der übrigen Bibliothek dieſes Gelehrten beygefüget worden (*), auf der 538ten Seite, Nummer 59. Er heißt allda Codex membranaceus, perantiquus, optimæque notæ. Allein er iſt weder membranaceus noch perantiquus; ob ſchon das dritte ihm beygelegte Prädicat dem ohngeachtet wahr iſt, wie es ſich hoffentlich einmal anderswo zeigen wird.

Nach gedachtem gedruckten Verzeichniſſe ſowohl, als nach unſerm geſchriebenen, ſoll dieſer Codex weiter nichts als Vorübungen und Reden des Libanius enthalten. Bey dem Umblättern ward ich aber gewahr, daß er noch verſchiedene andere Dinge enthält, unter welchen mir die Gemälde des Philoſtratus, Stellen aus dem Antoninus und eine ziemliche Anzahl Epigramme, ſofort in die Augen fielen, die alle von der nehmlichen Hand, welche den Libanius geſchrieben hat, zum Theil ohne alle Aufſchrift, beygefüget worden.

Dieſer letztern, der Epigrammen, erinnerte ich mich wieder, als mir vor einiger Zeit die Nachricht ward, daß ein Gelehrter zu Strasburg eine neue Ausgabe der Anthologie beſorge; und ich glaubte, eine müßige Stunde nicht beſſer anwenden zu können, als wenn ich nachſähe, ob ich etwas darunter fände, welches bey dieſer Gelegenheit mitgetheilet zu werden verdiene.

Itzt will ich anfangen, von meinen Bemerkungen Rechenſchaft zu geben. Denn ich glaube doch, daß meine Neugierde nicht ſo ganz vergebens geweſen. Aber ich fange von etwas

---

(*) Bibliotheca *Marq. Gudii*, Kilonii 1706.

an, welches zur Anthologie gewiſſermaſſen gehöret, und auch nicht gehöret. —

Mitten unter den Epigrammen nehmlich, die ich bis dahin noch alle in der Anthologie des **Planudes** gefunden hatte, aus welcher ſie, nicht ohne Ordnung und Wahl, ſondern gänzlich nach der Folge der Bücher und Kapitel, ich dürfte wohl ſagen, mit Geſchmack ausgezogen ſind; — mitten unter ihnen, ſtieß ich auf eines von den Stücken, welche ſich nicht in den ſieben Büchern, in welche Planudes ſeine Sammlung getheilet, ſondern in dem Anhange derſelben finden, mit welchem **Aldus Manutius** die Anthologie zu vermehren angefangen. Nehmlich auf ΠΑΥΛΟΥ ΣΙΛΕΝΤΙΑΡΙΟΥ εἰς τὰ ἐν Πυθίοις θερμά, ἡμιάμβια δίμετρα καταληκτικά.

Nun iſt nicht unbekannt, daß dieſes Gedicht des **Paulus Silentiarius** auf die Pythiſchen Bäder, ganz ſonderbare Schickſale gehabt hat. Dieſes, ſage ich, iſt nicht unbekannt; die Sache überhaupt genommen. In ſeinem völligen Zuſammenhange aber dürften es auch wohl Gelehrte nicht wiſſen, die mit der griechiſchen Litteratur ſonſt noch ſo bekannt ſind; indem es ſehr ſchwer iſt, alle dazu erforderliche Hülfsmittel bey der Hand zu haben. Und nur weil ich glaube, daß ich gegenwärtig deren mehrere vor mir habe, als vielleicht noch jemand gehabt, halte ich es der Mühe werth, eine umſtändliche Nachricht davon zu ertheilen.

Aldus, wie geſagt, war es, der hinter eine von ſeinen Ausgaben der Anthologie, das Gedicht des **Paulus Silentiarius** zuerſt drucken ließ. In welcher derſelben zuerſt, kann ich mit Gewißheit nicht angeben. **Clericus** ſagt, in der von 1519: (*) allein von dieſem Jahre giebt es keine. Ich würde geneigt ſeyn zu glauben, daß es nicht eher, als in der von 1521 geſchehen ſey; weil auf dem Titel derſelben ausdrücklich gemeldet wird, daß dieſes Griechiſche Florilegium nun erſt caſtigatius, multisque adauctum adjectis epigrammatibus erſcheine. Doch ein anderweitiger Umſtand (und zwar dieſer, daß 1519 das Gedicht des Paulus dem Aldus bereits anderswo nachgedruckt worden) be-

---

(*) Biblioth. choiſie, Tom. VII. p. 207.

weiſet, daß es ſich wenigſtens ſchon in ſeiner Ausgabe der Anthologie von 1517 müſſe befunden haben; wo es nicht gar bereits in der erſten von 1503 erſchienen war. Dem ſey indeß, wie ihm wolle: die Hauptſache kömmt auf die Art und Weiſe an, wie es Aldus zuerſt drucken laſſen; und dieſe iſt zuverläſſig ſo geweſen, wie ich ſie in der Ausgabe von 1521 vor mir ſehe. Da nehmlich die Zeilen deſſelben das Anakreontiſche Sylbenmaaß haben, und folglich nur ſehr kurz ſind: ſo ließ er es, zu Erſparung des Raumes, in geſpaltenen Columnen, zwey Zeilen neben einander, abdrucken; und zwar ſolchergeſtalt, daß in der erſten Spalte alle ungerade, in der andern Spalte hingegen alle gerade Zeilen zu ſtehen kamen, und man daher nicht Spalte nach Spalte, ſondern beyde Spalten queer durch, in jeder eine Zeile um die andere, leſen ſollte und mußte.

So natürlich nun dieſes war, beſonders da keine Linie die Spalten trennte; ſo ganz wenig Griechiſch man auch nur wiſſen durfte, um ſich in der Ordnung nicht zu irren: ſo allgemein war dennoch der Anſtoß, den man in allen andern Druckereyen, welche die Anthologie nach dem Aldus lieferten, daran nahm. Die Erben des Philipp Junta waren die erſten, die in ihrer Ausgabe von 1519, den lächerlichſten Fehler begingen, der nur immer daraus entſtehen konnte. Denn da ſie ſich einbildeten, daß man eine ganze Spalte nach der andern leſen müſſe, und wirklich laſen; dabey aber nicht genau eben ſo viele Zeilen auf eine Seite brachten, als bey dem Aldus waren: ſo kann man ſich leicht vorſtellen, welcher vortreffliche Wirrwarr in dem Ganzen daraus entſtehen mußte. Ohngefehr eben derſelbe entſtand, als hierauf Badius, in ſeiner Anthologie von 1531, in dem nehmlichen Wahne, das Gedicht auf ungeſpaltenen Seiten, es ſey nun nach einer Aldiniſchen, oder der Juntaſchen Ausgabe, abdrucken ließ. Ja endlich ging es in der Druckerey des Henricus Stephanus ſelbſt nicht beſſer, deſſen Ausgabe der Anthologie von 1566 in dieſem Punkte zu keinem geringern Schandflecke verſehen war.

Daß er gleichwohl, dieſer Schandfleck, an allen den drey gedachten Ausgaben, eine geraume Zeit ungerüget blieb, kam wohl vornehmlich daher, daß das Gedicht ſelbſt, als die Geburt eines ſpätern Griechen, von den Gelehrten wenig geleſen ward, und die es noch etwa laſen, ohne Zweifel am liebſten eine Aldiniſche Ausgabe zur Hand nahmen, deren vierte 1551 erſchienen war. Dieſes muß wenigſtens der Fall des Claudius Jncantherus geweſen ſeyn, welcher 1586 zu Venedig Pauli Silentiarii Hemiambia dimetra catalectica, in Thermas Pythias, latine facta Epico carmine, drucken ließ. Denn ob er ſchon den Griechiſchen Text nicht beygefüget: ſo erhellet doch aus ſeiner Ueberſetzung, daß er den richtigen, welches damals noch der einzige Aldiniſche war, vor ſich gehabt, indem er es wohl hätte ſollen bleiben laſſen, in einem von den verſetzten überall den wahren Zuſammenhang zu finden. Ja dieſe verſetzten Texte müſſen ihm gänzlich unbekannt geweſen ſeyn, weil er ihrer weder in der Vorrede noch in den Anmerkungen, die er ſeiner Ueberſetzung beygefügt, gedenket, welches er wohl ſonſt ſchwerlich zu Anpreiſung ſeiner Arbeit dürfte unterlaſſen haben.

Nur erſt 1591 bezeigte Bonaventura Vulcanius, daß er auf das Uebel, wenigſtens bey dem Stephanus, geſtoſſen; und half ihm ab. Er ließ nehmlich das ganze Gedicht, nachdem er es in Ordnung gebracht, aufs neue drucken, und eignete es dem Stephanus ſelbſt zu, der ihn eben mit ſeiner Muſa Principum monitrice beſchenkt hatte. Mitto tibi ἀντίδωρον, ſchrieb er ſeinem Freunde, Pauli Silentiarii carmen, quod in Anthologia Epigrammatum Græcorum peſſime ab aliquo typographiæ tuæ ἐκακακόπῃ habitum, (neque enim adeo craſſum ἁμάρτημα in religioſam tuam diligentiam cadere poteſt) à me reſtitutum, et brevibus aliquot notis Emanuelis, niſi fallor, Chryſoloræ illuſtratum, tuo nomine inſcripſi. Aus dieſen Worten erhellet zweyerley. Vors erſte, daß Vulcanius nicht gewußt, daß auch noch andere Ausgaben in gleicher Verdammniß ſich befinden. Zweytens, daß er auch wohl kaum die Quelle des Uebels gekannt; weil er ſonſt ſich allein die wiederhergeſtellte Ordnung ſchwerlich dürfte zugeſchrieben haben.

Einige Jahre darauf, trat Fr. Morell in die Fußtapfen des Vulcanius. Ob wiſſentlich, oder nur zufälliger Weiſe, kann ich nicht ſagen; weil ich ſeine Arbeit bloß aus dem Mättaire und Fabricius kenne. *Fredericus Morellus*, ſagt der letztere, ordini genuino reſtitutum poëma edidit ſeparatim, eodemque carminis genere reddidit. Paris. 1598. 8. folio, ut ſolet, fugitivo (*). Die Bibliothek hat verſchiedene von ſolchen flüchtigen Blättern des Morell: aber dieſes gerade nicht.

Und nun, wird man ſagen, war denn auch wohl der Nachläßigkeit unwiſſender Correctoren genugſam abgeholfen, und allen weitern Irrungen ſattſam vorgebauet. So ſollte man freylich denken. Doch wie manches arbeiteten die Gelehrten damals ſchlechterdings vergebens, als ihnen noch eine Gemächlichkeit abging, deren Wohlthat itziger Zeit, wegen einiger zufälligen ſchlimmen Folgen, von vielen ſchon wieder verkannt wird.

Denn als die Wechelſchen Erben 1600 ihre Ausgabe der Anthologie, die brauchbarſte unſtreitig, die wir noch bis itzt haben, veranſtalten lieſſen, ſo war es für den Gelehrten, der ſie beſorgte, gerade als ob niemals ein Vulcanius und Morellus in der Welt geweſen wären; wenigſtens, als ob ſie nie in dem Felde gearbeitet hätten, das er ſich neu anzubauen gebrauchen ließ. Er gab das Gedicht des Paulus Silentiarius vollkommen in der Unordnung wieder abzudrucken, wie er es bey dem Stephanus gefunden hatte; ohne ſich im geringſten zu bekümmern, ob es einen Verſtand gäbe, oder nicht. — Doch, um was bekümmert ſich ein Herausgeber, der dem Buchhändler ſeine Dienſte vermiethet, ohne ſich zu nennen? Weit befremdender iſt das, was nun folgt.

Nach funfzig Jahren ohngefehr, war das, was Vulcanius und Morellus für das Gedicht des Paulus Silentiarius gethan hatten, ſo völlig vergeſſen; war was Morellus ins beſondere dafür gethan hatte, ſelbſt in Frankreich ſo völlig vergeſſen: daß zwey der größten franzöſiſchen Gelehrten das nehmliche Gedicht noch für ein wahres Räthſel anſahen, deſſen Auflöſung der eine nur eben zu errathen wagte. Bochart und Huet waren dieſe Männer; deren letzter die Sache ſo gar für werth hielt, ſie, als keine von den geringſten ſeiner litterariſchen Thaten, der eignen Lebensbeſchreibung einzuverleiben.

Ich muß die ganze Stelle aus ſeinem Commentario de re-

(*) Bibl. Gr. Lib. III. c. 28. p. 327.

bus ad ſe pertinentibus anführen. (*) Per illud tempus, das iſt, gegen 1654, ſchedulam miſit ad me Bochartus, qua rogabat, ſi mihi eſſet ad manum Anthologiæ exemplar aliquod, in quo reperiretur carmen Pauli Silentiarii de Thermis Pythicis, id ad ſe mitterem, deque illo carmine quid ſentirem, ac præfertim quid eſſe putarem Περσικὴν πιττάκην, cujus illic ſit mentio: ſe quidem pro πιττάκη, quæ vox ignorabilis eſſet, legendum cenſere πακτηκή. Mihi certo viſa eſt primo conſpectu maxima ineſſe carmini huic rerum omnium perturbatio; neque ullum inde excipi poſſe ſenſum ſperavi. Nec aliter cenſuit Bochartus; cui tamen re attentius deinde explorata ſignificavi deprehendiſſe me, exceptos fuiſſe carminis hujus verſiculos ex veteri codice, in quo propter brevitatem ita eſſent deſcripti, ut in ſingulis pagellis binas conſtituerent columnas; ſed eo ordine, ut inter legendum primo prioris columnæ verſui primus alterius columnæ verſus eſſet ſubnectendus; ſecundo prioris ſecundus alterius; et ſic porro in conſequentibus; at aliter factum ab incauto et imperito Librario, qui nulla habita ſenſuum ratione, totam priorem deſcripſit columnam, et totam deinde alteram, atque idem peccatum eſſe in ſequentibus pagellis; unde enata eſſet iſta verſuum et ſenſuum confuſio, quæ facile ſanari poſſet, ſi reſtituto legitimo ordine ſuas ſedes ſingula reperterent: in vocabulo autem πιττάκη nihil mutandum; nomen quippe id eſſe regionis Pſittacenes, quæ et Pittace, et Sittace, et Pſittace dicebatur. Eben dieſes, wenn ich nicht irre, oder doch ungefehr eben dieſes, wiederhohlte Huetius in ſeinen Anmerkungen über die Anthologie, die ich gegenwärtig nicht nachſehen kann. Und was ſoll man dazu ſagen? Ich komme auf meine obige Anmerkung zurück: wären zu der Zeit des Vulcanius und Morellus ſchon gelehrte Anzeigen und Tagebücher im Gebrauche geweſen, ſo wären ihre Sachen, ſo klein ſie waren, ohnſtreitig bekannter geworden, und länger bekannt geblieben. So aber wurden ſie gedruckt, und kamen aus den Läden, um in den Bibliotheken vergraben zu werden; und niemand konnte ſie anders, als durch den eignen Gebrauch, kennen lernen. Dergleichen kann itziger Zeit ſchwerlich mehr auch dem mittel-

---

(*) Libr. III. p. 144.

mäßigſten Gelehrten begegnen, was hier einem Bochart und Huet begegnete.

Ja eben dieſes muß vorher auch dem Grotius begegnet ſeyn. Auch Grotius muß ſich in das verſchobene Gedicht nicht zu finden gewußt haben; auch ihm muß die Arbeit des Vulcanius und Morellus nie zu Geſichte gekommen ſeyn: denn er hatte in ſeinem Exemplare der Anthologie das mißgehandelte Gedicht nicht allein unüberſetzt gelaſſen; ſondern gar, es gänzlich durchſtrichen.

Dieſes lerne ich vom Clericus, der 1705 vorhatte, die Anthologie mit der Ueberſetzung des Grotius drucken zu laſſen, und eben ſo wenig das Verdienſt des Vulcanius und Morellus um das Gedicht des Paulus Silentiarius kannte. Denn er war gänzlich der Meynung, daß man die Entdeckung von Verſetzung deſſelben in des Stephanus und andern Ausgaben, lediglich dem Huetius zu verdanken habe (*).

Daß dieſes nicht ſey, hat nun freylich ſchon Fabricius angemerkt, deſſen unbegreiflichem Fleiſſe weder die zwey ältern eigentlichen Wiederherſteller (**), noch die noch ältere Metaphraſis, wie er ſie blos nennet (***), entgangen waren. Sie waren ihm nicht entgangen, ſage ich, nach ihren Titeln nicht: ob ſie ihm aber ſelbſt vorgekommen, daran muß ich mit Grunde zweifeln. Doch nehme ich den Morellus aus; von dem ich nicht urtheilen kann, weil ich ihn ſelbſt nicht geſehen. Von den andern beiden ſind ſeine Nachrichten nicht ſo genau, als er ſie ſonſt wohl zu ertheilen pflegt, ſo oft er mit ſeinen eigenen Augen ſehen können.

Von dem einen ſagt er nehmlich: de Pauli Carmine *in Thermas Pythias* iam addere liceat, quod idem prodiit Venetiis cum Metaphraſi latina *Claudii Acantheri* a. 1586. Der Mann heißt nicht Acantherus, ſondern Ancantherus: ein ſonſt überall ſehr unbekannter Mann, von dem ich weiter nichts zu ſagen weiß, als daß er zu Padua gelebt, ein Medicus geweſen, und mit unſerm Paulus Meliſſus gute Freundſchaft gehalten; wie ich aus einigen von den Gedichten ſehe, die er ſeinem Werke bey-

---

(*) Bibl. choiſ. T. VII. p. 209.

(**) Bibl. Gr. Lib. III. cap. 28. p. 699.

(***) Ibid. Lib V. cap. 5. ſeu Vol. VI. p. 250.

gefügt. Auch dürfte man aus dem bloſſen Worte Metaphraſis nicht ſo leicht abnehmen, daß es eine poetiſche Ueberſetzung in Hexametern iſt; ſo getreu und wörtlich, als eine dergleichen Ueberſetzung ohngefehr ſeyn kann. Sie beſtehet indeß doch nur aus 170 Zeilen, da das Original deren 190 hat, die aber freylich weit kürzer ſind. Endlich ſollte man aus den Worten des Fabricius ſchlieſſen, daß Ancantherus auch den Griechiſchen Text mit abdrucken laſſen. Doch dieſes iſt nicht geſchehen: wohl aber hat er nicht ganz unnütze Anmerkungen, die mehrentheils die Sachen, und nur einigemal die Worte betreffen, hinzugethan; und dann, auſſer ſchon erwähnten Gedichten, noch eine Diſſertation de Thermis.

Von dem andern, dem Vulcanius, ſagt Fabricius gleichfalls nicht ganz richtig: Silentiarii Poemation nitori ſuo reſtitutum Græce ſubjecit Gregorii Cyprii encomio maris Lugd. Bat. 1591. 8. Es iſt zwar wahr, daß beide dieſe Stücke hinter einander ſtehen: aber das erſte iſt kein Anhang von dem zweyten; ſondern beide ſind Anhänge von einem dritten, nehmlich von dem Ariſtoteles de Mundo, wie ihn Vulcanius im gedachten Jahre in der Plantinſchen Officin drucken laſſen.

Wenn nun aus dieſem allen mehr als zur Gnüge erhellet, daß die Hülfsmittel, deren ein neuer Herausgeber der Anthologie zu dem Gedichte des Paulus Silentiarius bedürfte, ſehr ſelten und ſehr zerſtreuet ſind; in unſerer Bibliothek aber, wie geſagt, mehrere vielleicht davon vorräthig, als ſonſt irgendwo: ſo ſollte ich meynen, daß es ſchon daher nicht überflüßig ſeyn dürfte, wenn ich mit Zuziehung derſelben, aus dem Eingangs gedachten Manuſcripte, das ganze Gedicht hier wieder abdrucken lieſſe; mit Anhängung der noch nie gedruckten Scholien, die ſich dabey befinden, von was für einem Werthe dieſe nun auch immer ſeyn mögen.

Ich habe aber noch eine andere Urſache hierzu, welche unſere Bibliothek, oder die Gudiſchen Manuſcripte, die man gegenwärtig in unſerer Bibliothek ſucht, beſonders angehet. Nehmlich dieſe, daß Fabricius an dem obgedachten Orte, wo er den Ancantherus nachhohlet, auch noch dieſen Zuſatz macht: quod in Codice MS. Mediceo ſcamn. LV. num. 7. *cujus apographum fuit inter libros Gudianos*, inſcriptio carminis auctorem innuit non Paulum qui imperante Iuſtiniano vixit, ſed alterum longe juniorem Paulum Silentiarium clarum temporibus Conſtantini Porphyrogeniti. Ich will von dieſer Meynung, den Verfaſſer betreffend, am Ende reden; und hier nur ſo viel anzeigen, daß ſich beſagte Abſchrift unter unſern Gudiſchen Manuſcripten nicht findet, auch nicht einmal in dem gedruckten Verzeichniſſe derſelben aufgeführet iſt. Ein Abgang, der einem Gelehrten in Deutſchland, welcher auf die Nachweiſung des Fabricius gerechnet hätte, nicht angenehm zu vernehmen ſeyn dürfte! Und dieſen allenfalls deßwegen ſchadlos zu halten, ſey es mir um ſo viel mehr erlaubt, meinem Einfalle zu folgen.

Ich denke auch, daß es ſo ziemlich eine volle Schadloshaltung ſeyn ſoll. Denn allem Anſehen nach, iſt unſer Manuſcript wenigſtens eben ſo gut, als das zu Florenz, von welchem die Abſchrift des Gudius genommen war, und welches wir nun aus dem Bandinius näher kennen, in deſſen Catalogo Codicum Græcorum Bibliothecæ Laurentianæ, Tom. II. p. 256. es noch unter eben der vom Fabricius bemerkten Nummer vorkömmt. Es heißt daſelbſt Codex Græcus chartaceus MS. in 4. min. Saec. XV. charactere ut plurimum minuto et evanido. Hiergegen nun unſer Manuſcript gehalten, ſo iſt es von dem nehmlichen Formate, aber von durchaus gleicher, nicht allzu kleiner, leſerlichen Schrift. Auch iſt es zuverläſſig älter; denn es iſt aus dem vierzehnten Jahrhunderte, wie ſolches nicht allein der Augenſchein glauben läßt, ſondern auch die Jahrzahl 1364 bezeugt, die eine neuere Hand auf den Schnitt geſchrieben, und die ſich irgendwo in dem Codex ſelbſt finden muß, wo ich ſie aber noch nicht entdecken können. Etwas beſonders iſt hierbey noch dieſes, daß in dem Florentiniſchen Manuſcripte ſich unſer Gedicht gleichfalls, nicht allein unter Epigrammen aus der Anthologie des Planudes, ſondern auch in Geſellſchaft eben derſelben Stellen des Antoninus findet, in deren ich es hier erblicke. Verſchiedne von dieſen Stellen hält Bandinius noch für unedirt, wenigſtens hat er ſie in ſeiner Ausgabe des Antoninus nicht gefunden. Ich verſpare die genauere Anzeige hiervon, auf einandermal; und merke von unſerm Gedichte nur noch weiter an, daß auch die Scholien deſſelben, welche das

Florentiniſche Manuſcript hat, aus dem Anfange zu urtheilen, den Bandinius davon anführt, die nehmlichen ſind, welche in unſerm vorkommen. Sie ſind, ein Paar Stellen ausgenommen, von ganz und gar keinem Belange. Da ſie indeß auch noch in zwey bis drey andern Florentiniſchen Handſchriften anzutreffen (*), woraus man auf ihre Wichtigkeit ſchlieſſen könnte, ſo würde man mir es vielleicht verdenken, wenn ich ſie vernachläſſigen wollte. Dergleichen Dinge muß man manchmal mit drucken laſſen, um zu zeigen, daß ſie ohne Schaden hätten ungedruckt bleiben können.

Es folgen nun alſo, erſt das Gedicht, hierauf die Scholien, und dann einige Anmerkungen, die ſich größtentheils auf die angenommenen Lesarten des Textes beziehen werden.

ΠΑΥΛΟΥ ΣΙΛΕΝΤΙΑΡΙΟΥ

εἰς τὰ ἐν πυθίοις θερμά

ἡμιάμβια δίμετρα καταληκτικά.

ΒΟΥΛΕΙ μαθεῖν, ἄνθρωπε,
Θερμῶν ἄτεχνον ῥεῦμα,
Πῶς καὶ πόθεν νοσοῦσι
Φανὲν πρόκειται πᾶσιν
5. Ἀνάργυρον δώρημα,
Καὶ προσφιλὲς γάνυσμα;
Ἔγωγε τοῦτο δείξω,
Ἐγὼ φέρων διδάξω,
Ὅσον σοφοὶ νοοῦσιν,
10. Ὅσον φύσις παιδεύει,
Καὶ πεῖρα συνδικάζει.
Πρόσχες· φράσων γὰρ ἤδη.
Ἔνερθε γῆς σήραγγας
Εἶναι στενὰς νοοῦσιν,
15. Ὕδωρ ἐκεῖθεν ἔνθεν
Ἀντιτρέχον πιλεῖσθαι,

(*) Welche Bandinius T. II. p. 390. p. 464. und T. III. p. 110. anführt.

Πλουτοῦμεν δὲ, θέρμην
Οὐ τὴν τυχοῦσαν πάσχειν.
Ἄλλοι λέγουσι τοῦτο·
Μεταλλικά που θειώδη
Γῆς ἐν μυχοῖς ὑπάρχειν.
Τὸ γειτονοῦν σὺν νᾶμα,
Θέρμης τυχὸν βιαίας
Κάτω μένειν οὐκ ἴσχον,
Ἄνω τρέχει τῷ πλήθει.
Ποῖον δέχῃ; τὸ πρῶτον;
Ἀλλ' ὃν δέδειγμαι τοῦτο.
Τῷ δευτέρῳ σύμφημι.
Ὀδμὴ γάρ ἐςιν, οἶδας,
Μυδῶσα, δυςπνοοῦσα,
Τρανόν τε μαρτυροῦσα.
Οὕτως προῆλθε πᾶσι
Τὸ θερμόβλυςον ῥεῖθρον,
Ἱπποκράτης ἄψυχος,
Τέχνης ἄνευ Γαληνός.
Πίςις δὲ τούτου, νῆσος
Τὸ πῦρ ἄνω φυσῶσα,
Πολλῷ βρέμον σὺν ἤχῳ,
Πολλῇ τε σὺν κινήσει.
Οἶδεν φέρειν τοιαῦτα
Τιτανία Μηδίας,
Καὶ περσικὴ Πιτάνη
Καὶ Λυδία, πλουτοῦσα
Μεταλλόχρυσον γαῖαν.
Ἡρακλέων ςηλῶν δὲ
Πόῤῥω, πέφυκε πλεῖςα.
Ἐν δ' αὖγε Πιθηκούσαις
Καὶ Λιπάρᾳ τῇ νήσῳ,
Ἀφεγγὲς ἐςὶν ἆσθμα,
Ὃ νυκτὶ πῦρ παμφαῖνον,
Πέμπει λίθους θειώδεις,
Πολυψόφους, βροντώδεις.
Ὄψει τὸ πᾶν δηλοῦντας.

Ἔχει δὲ μακρὰ ταῦτα
55. Πρὸς ἄλλα κρείττω μίξω.
Πηγὴ τελεῖ γὰρ λήθην·
Ἄλλη μέθην ποιεῖ δέ·
Ἄλλη δ' ἔλαιον βλύζει·
Ἄλλη γάλα προτείνει.
60. Καί που τροχάζει νᾶμα,
Πετρῶν ἄκος νοσούντων.
Καί πού κολοῦσιν οἶνον,
Μίστηρόν ἐςιν ὕδωρ.
Καί που μέσον θαλάσσης
65. Πίδαξ ἀναῤῥοιβδεῖται.
Καὶ χασμάτων ἐκπνεῖται
Προληπτικόν που πνεῦμα.
Ἄσφαλτον ἄλλη γῆ δέ,
Πῶς ἐ ἄγει· τί τοῦτο,
70. Ὦ θαυμάτων τὸ θαῦμα.
Πηγὴ ψόφῳ θολοῦται,
Αἰτουμένη δὲ λάμπει.
Ἄλλαι λέγουσιν ἄλλην,
Κρυπτοὺς δόλους ἐλέγχειν.
75. Ἄλλην καθαρτικήν δέ
Χυμῶν μόνων θρυλλοῦσιν.
Ἄλλην δέμας κρατύνειν
Χαῦνον διϊςροῦσιν.
Ὕδωρ πικρὸν τελεῖ δέ
80. Φως ἡλίου καυσῶδες,
Ὁ νὺξ γλυκαίνειν οἶδεν
Εἰς ἡδύληπτον ἕλξιν.
Ὄλβος δὲ πηγῆς ἐςί,
Φύσιν κάτω τὴν κούφην,
85. Ὀλκὴν δὲ τὴν βαρεῖαν
Ἄνω φέρειν τὴν ἄχνην.
Ἄλλος δὲ ῥοῦς μικρός σοι,
Ὃς σωμάτων τὰς θλάσεις,
Ὀςῶν τε τὰς κατάξεις
90. Σφίγγει, τρέφει, πιαίνει.

Θόλοις προσαίων πλείω;
Ἔστιν λέγουσι γαῖα,
Ὅπερ βαλὼν εἰς ἄγγος,
Εἰ νυξὶν αἰθριάζοις,
95. Κρυσταλλόπηκτον εὕροις.
Ἔστιν λέγουσιν ἄλλο,
Ἐξ οὗ πιὼν προκύψας,
Αὐτὸν βλέπει σε φεύγειν
Γῆς μητρὸς ὡς ἐν κόλποις.
100. Ἔστιν δὲ ῥοῦς, ὢ θαῦμα,
Ὃς ἂν διδάξηταί τι,
Λίθον τελεῖ τὸ πρᾶγμα,
Ἐν ψαίραις οὐ πλείσταις.
Ἄλλην λέγουσι πέτρην,
105. Βραχὺ βρύουσαν ὕδωρ,
Ἥτις παρόντος ὄχλου
Πλεῖω δίδωσι ῥεῖθρα·
Ἄλλην δέ που πεσοῦσαν,
Ἢ χρήματος παρόντος
110. Ἀνικμός ἐστι πᾶσα,
Βραχὺ θέρους δὲ νᾶμα·
Ἄλλην ἀκούεις πάντως
Ὕδωρ φέρειν νιτρῶδες,
Ὡς ῥυμμάτων μὴ δεῖσθαι
115. Λελουμένους ἐκεῖθι.
Θερμὰ βραχεῖ δὲ λίμνη,
Ὡς μὴ πίνεσθαι ζῶας·
Ὄζει γὰρ ὥς τι πῖον,
Ἢ σῆψις ἄλλης ὕλης.
120. Ἐκεῖ λέγουσιν εἶναι
Πολλὰς φυτῶν ἀγρίους
Ἤλεκτρον ἐξαγούσας,
Τὸ χρυσάμορφον εἶδος.
Τίκτει δὲ τοῦτο πρῶτον,
125. Ὡς δάκρυον γλοιῶδες,
Ἔπειτα δὲ πετροῦται.
Ὢ τοῦ ξένου μετάλλου.

Δεῦρο φράσω καὶ τἄλλα.
Φέρει τόπος τις λίμνην
130. Μικράν, λίαν κυκλώδη,
Πρὸς ἣν θέλων λουθῆναι,
Πεπληρωμένην εὑρήσεις,
Ἕως δὲ πεντήκοντα
Λελουμένους καθαίρει.
135. Εἰ δ' αὖ τις αὐτῇ πλείους
Ἄνδρας φέρει λουθῆναι,
Ἔξω τρέχουσα ῥίπτει
Τοὺς ἀγρίως τρυφῶντας.
Πέτρας καπνὸς δ' ἐξέρπει,
140. Κρύπτον ἔσω τὸ καῖον,
Ὅπερ σαφῶς ἀνάψεις
Ἔλαιον εἴπερ στάξεις.
Ἄλλη δέ τις βραχεῖα
Πῦρ ἐξέθαλψε πέτρα.
145. Εἰς ἣν ἔλαιον ῥαίνων
Πάντως σβέσεις τὸ φαῖνον.
Δέλτοι φέρουσιν ἄλλην,
Ὥρᾳ θέρους βαθείᾳ,
Πῦρ ἐξ ὀπῆς ἀνίσχειν·
150. Χειμῶνος ὕδωρ ῥεῖν δέ.
Λίθους ἔχει δὲ ῥεῖθρον
Ἅπτοντας ἀεὶ δᾷδας,
Οὓς ῥανίδι ψυχάζων,
Τὸν φλογμὸν ἐκπραΰνεις,
155. Εἰ δ' αἷμα ῥαίνων σπείσεις,
Τὸ πῦρ πλέον τυφοῦται.
Ἄλλης ὀπῆς ὠθεῖται,
Ὕδωρ τε καὶ πῦρ μιγθὲν,
Καὶ τὴν φιλέχθρον μῖξιν
160. Τετρακτύος πιστοῦται.
Ουτω φύσεις ἀπείρους
Ὁ δεσπότης ἁπάντων
Κτίζων, ἄγων, ἰθύνων,
Κιρνῶν, πλέκων, ὡς οἶδε,

165. Πρὸς θαῦμα καὶ λατρείαν
Φύσεως σαφῶς ἐγείρει.
Τοῦτον κάλει θεόν σου,
Τοῦτον φρεσὶ φαντάζου,
Μηδὲν τυπῶν πρὸς εἶδος,
170. Εἰ μὴ θέλεις γε πταίειν.
Ἄγνωςόν ἐςι πνεῦμα,
Ἄῤῥητόν ἐςι πρᾶγμα,
Ἄληπτόν ἐςι θαῦμα,
Ἀναρχοφωτόμυςον,
175. Ἀῤῥητολεπτόπνευςον,
Κόσμους φέρων καὶ βίους,
Ἐν πανσόφῳ κυρίῳ,
Ἐν ἐνδίκῳ προνοίᾳ.
Οὕτως τὰ μὲν κατεῖδον,
180. Τὰ δ' αὖ βίβλοι βοῶσιν,
Τὰ δ' αὖ ξυνῆψε πεῖρα.
Καὶ πίςις ἐςὶ πάντως
Τὰ δῆλα τῶν ἀδήλων,
Τὰ μικρὰ τῶν μεγίςων.
185. Τούτων σκοπῶν τὸ θαῦμα,
Οἶδα πλέον ποθήσεις,
Τὴν τρισσόφωτον φαῦσιν·
Ποθῶν δὲ, καὶ ζητήσεις·
Ζητῶν δὲ, καὶ θεώσεις
190. Μετουσίᾳ τὸ κρεῖττον.

ΣΧΟΛΙΑ.

2. Ἄτεχνον τὸ μὴ μετὰ τέχνης καὶ ἐνεργείας τινὸς γινόμενον καθ' ὃ λέγεται ἐνταῦθα· ᾧ ἐναντίον τὸ τεχνητόν. ἄτεχνον καὶ ὃ εἰργάσατο μέν τις, οὐ μὴν ἐντέχνως. ᾧ ἐναντίον τὸ ἔντεχνον. ἄτεχνος καὶ ὁ μὴ εἰδὼς τέχνην, ἢ ὁ εἰδὼς μὲν, οὐ μὴν καλῶς· ᾧ ἐναντίον ὁ τεχνικός. καὶ ἄτεχνος ζωὴ παρὰ τῷ θεολόγῳ Γρηγορίῳ ἡ [illegible] τεχνῶν συνιςαμένη.

12. Τὸ πρόσχες διὰ δύο σσ ὤφειλε γράφεσθαι. [illegible] δὲ κακόφωνον ἐγένετο οὕτως, ἀποβάλλει τὸ ἓν σ̄. καὶ τὸ πρόσχημα διὰ τοῦτ

ἀποβάλλει τὸ σ, ἀπὸ τῆς πρὸς προθέσεως καὶ τοῦ σχῆμα συντιθέμενον, καὶ ὅσα τοιαῦτα.

13. Ὁ παρὰ τοῖς κοινοῖς κάτωθεν, τοῦτο παρὰ τοῖς ποιηταῖς ἔνερθεν· δηλοῖ γὰρ κίνησιν ἀπὸ τῶν κάτω· ὡς ἐν τῷ, ὁ δ᾽ ἀντιγέγωνεν ἔνερθεν, ἤγουν κάτω· ἐνταῦθα δὲ ἀντὶ τοῦ κάτω κεῖται καὶ ὑπὸ τὴν ἐπιφάνειαν.

49. Ἆσθμα ἡ ἀναπνοή· ἀὴρ οὗτος ὃν ἀναπνέομεν. ἄνεμος ἀήτης ποιητικῶς· καὶ αὖρα, ἀὴρ κινηθείς. διαφέρουσι δὲ ἀλλήλων, τῷ τὴν μὲν αὖραν ἐπὶ τῶν ἐξ ὑγροῦ ἐκπνοῶν τάττεσθαι· τὸν δὲ ἄνεμον, ἐπὶ τῶν ἐν ἀέρι πνευμάτων· τὰ πνεύματα δὲ καὶ τοὺς ἀήτας ἐπὶ παντὸς ἀέρος κινηθέντος.

50. Νυκτὶ παμφαῖνον, ἤγουν κατὰ τὴν νύκτα· παμφαῖνον δέ, ἤγουν λάμπον. Τὸ πᾶν δὲ ἐν αὐτῷ ἐπίτασιν δηλοῖ τῆς λαμπρότητος.

63. Μίσητρον τὸ μίσος ἐμποιοῦν· φίλτρον δὲ τὸ φιλίαν ἐμποιοῦν. κατὰ ταῦτα λέγεται καὶ θέλγητρον τὸ ἐμποιοῦν τέρψιν· καὶ φόβητρον τὸ ἐμποιοῦν φόβον καὶ ἕτερα.

76. Χυμοὶ τὰ ἐν τοῖς ζώοις στοιχεῖα· ἤγουν τὸ αἷμα, τὸ φλέγμα καὶ τὰ λοιπά· ἀφ᾽ οὗ εὔχυμος τροφὴ ἡ εἰς καθαροὺς χυμοὺς μεταβαλλομένη, καὶ κακόχυμος τὸ ἐναντίον· καὶ χύσις, ἀφ᾽ οὗ ἔκχυσις, σύγχυσις, πρόχυσις, καὶ ὑπέρχυσις, ψιλά. Χοῖρος δὲ καὶ χοιρίδιον, καὶ χοιὰκ ὁ δεκέμβριος παρ᾽ αἰγυπτίοις, καὶ χοιράδες πέτραι περὶ τὸν ἑλλήσποντον, ἃς ἐμυθεύοντο συνέρχεσθαι ἀλλήλαις καὶ εἴργειν τὰς ναῦς εἰσιέναι εἰς τὸν εὔξεινον πόντον, δίφθογγα.

76. Θρυλλοῦσιν ἀντὶ τοῦ ᾄδουσιν, ἤγουν φημίζουσι· τὸ γὰρ ᾄδειν ἐνίοτε μὲν τὸ ψάλλειν δηλοῖ· ἐνίοτε δὲ τὸ φημίζειν· οὐδέποτε δὲ τὸ ἁπλῶς λέγειν.

81. 125. Γλυκὺς καὶ ὅσα ἀπ᾽ αὐτοῦ, γλυκίων, γλυκύτερος, γλυκύτατος· γλυκαίνω καὶ γλυκασμός· γλυκέρα ἑταίρα τις· γλυκέριος, ὄνομα κύριον, ψιλά. γλοιῶδες δὲ ἐπὶ τῶν παχέων ὑγρῶν καὶ κολλητικῶν, δίφθογγα.

85. Ὁλκὴ ὁ σταθμός· ἀπὸ τοῦ σταθμοῦ δὲ βαρύσταθμον τὸ βαρεῖαν ὁλκὴν ἔχον.

90. Σφίγγα· σφὶγξ ἐπὶ θηλυκοῦ· ἦν δὲ αὕτη κατὰ τὸν τῶν ἑλλήνων μῦθον, τερατῶδες ζῶον ἀνθρωπόμορφον· σφιγκτὸς δῆμος ἐν ἀθήναις· καὶ σφίσιν ἀντὶ τοῦ αὐτοῖς ἢ αὐταῖς, ἐπὶ τῆς πρωτοτύπου ἀντωνυμίας. Σφὴξ δὲ ἐπὶ ἀγρίου καὶ ζωΰφιόν τι μελίττῃ ἐμφερές· καὶ σφηκία ἡ συνθήκη τοῦ μέλιτος τῶν σφηκῶν· καὶ σφηκῶ τὸ δεσμεύω·

καὶ σφηνία καὶ σφηνώδης, ὁ τὰ ἐπὶ τὴν ὀσφὺν λεπτός· καὶ σφῆνα ταῖς ἰδίαις· ἡ εὐθεῖα ἡ σφὴ καὶ σφὴν σφηνός· καὶ ἐσφηνωμένον δέρμα τὸ πεπυκνωμένον· καὶ σφηνίσκος τὸ εἰς ὀξὺ ἐξεσμένον ξύλον, ῆ. Σφεῖς δὲ ἀντὶ τοῦ αὐτοὶ ἐπὶ τῆς εὐθείας τῶν πληθυντικῶν τῆς πρωτοτύπου ἀντωνυμίας, καὶ σφίων ἐπὶ γενικῆς ποιητικῶς ἀντὶ τοῦ σφῶν, ἀπὸ τοῦ σφέων κατὰ πλεονασμὸν τοῦ ῑ, δίφθογγον.

95. Κρύσταλλος τὸ πεπηγμένον ὕδωρ ὑπὸ ψύχους· κρύος τὸ ψῦχος· κρυμός τὸ αὐτό· κρυερὸς ὁ ψυχρός· κρύπτω, κρυπτόν τὸ κεκρυμμένον, κρυφίως, κρύφα ἀντὶ τοῦ κρυφίως, καὶ κρύβδην τὸ αὐτό, ψιλά. Κροῖσος δὲ κύριον, ὃς ἦν βασιλεὺς τῶν Λυδῶν, δίφθογγον.

65. 111. Ῥύσις ἡ χύσις· καὶ ῥύαξ ῥύακος, τὸ κοινῶς ῥυάκιον· καὶ ῥυμὸς ὁ τοῦ ἅρματος ὃς καὶ ἐμβολεὺς λέγεται, καὶ ὁ τῆς ἁμάξης, ἤγουν τὸ ἐπὶ τὸν ζυγὸν ξύλον· καὶ ῥυτῆρες αἱ ἡνίαι, ἤγουν ἱμάντες τοῦ χαλινοῦ· καὶ ῥύομαι τὸ λυτροῦμαι, ἀφ' οὗ ῥύσιον τὸ λύτρωμα, καὶ ῥυσσὰ τὰ μὴ τεταμένον ἔχοντα τὸ δέρμα καὶ λεῖον, ἀλλὰ τραχὺ καὶ ἀπολελυμένον, δι' ἔνδειαν σαρκῶν, ὡς πτύχας ποιεῖν, οἷον τὸ τῶν γεγηρακότων καὶ τῶν μεμαρασμένων καρπῶν· καὶ ῥύγχος ἐπὶ κυνὸς ὥσπερ ἐπὶ τῶν ὀρνέων ῥάμφος, ἤγουν τὸ ἄκρον τῆς ῥινὸς τοῦ κυνός· καὶ ῥύπτω τὸ καθαίρω, ἀφ' οὗ ῥύμματα τὰ καθάρματα· καὶ ῥύπος ὁ σπίλος· καὶ ῥυπόω ῥυπῶ, καὶ ῥυπαρὸς καὶ ἐρρυπωμένα ἱμάτια, καὶ ἕτερα διὰ τοῦ ῡ ψιλοῦ γραφ. ῥοιὰ δὲ ὁ καρπὸς τῆς κοινῶς ῥοδιᾶς, ἢ τὸ δένδρον ῥόα· καὶ ῥοῖζος ὁ ἦχος τοῦ πτεροῦ, καὶ ῥοιζηδὸν τὸ μετὰ ῥοίζου· καὶ ῥοιβδεῖν καὶ ἀναρροιβδεῖν τὸ μετὰ ἤχου ἀναπίνειν τι, δίφθογγος.

120. Ἑκάβη, ἑκάτη δαιμόνιόν τι, ἕκατι, ἑκάς, ἑκών, ἑκυρὸς ὁ πενθερός, ἕκηλος ὁ ἥσυχος, καὶ ἑκὰς ἀντὶ τοῦ μακράν, ἀφ' οὗ τὸ ἑκάθεν ἀντὶ τοῦ ἄπωθεν, καὶ ἑκηβόλος Ἀπόλλων ὁ τοξότης καὶ μακρόθεν πέμπων τὰ βέλη, καὶ ἑκάεργος, καὶ ἑκατηβόλος ὁ αὐτὸς καὶ ἑκατηβελέτης, καὶ ἑκάτερος, καὶ ἕκαστος, καὶ ἑκασταχοῦ ἐπίρρημα ἀντὶ τοῦ ἐν ἑκάστῳ μέρει, καὶ ἔκτρωτον καὶ ἔκτρωμα τὸ ἀμβλωθὲν βρέφος, καὶ ἐκμαγεῖον ἐπὶ τῶν κηρῶν τῶν τυπουμένων τῷ δακτυλίῳ, καὶ ἀναμασσομένων τὸν ἐν αὐτῷ χαρακτῆρα, καὶ ἀπὸ τούτου ἐπὶ πάντων φυλαττόντων ἀπαράλλακτον εἰκόνα τοῦ ἀρχετύπου, καὶ ἐκμάσσω τὸ ἀποσπογγίζω, ψιλά. Αἶκλον δὲ τὸ δεῖπνον, καὶ αἰκάλλω τὸ θέλγω καὶ ἀπατῶ, ἀφ' οὗ αἰκάλη ἡ ἀπάτη, καὶ αἴκα ἀντὶ τοῦ ἐὰν δωρικῶς, ἀπὸ τοῦ αἴ συνδέσμου καὶ τοῦ κεν, οὕτω γὰρ γίνονται τὸ ε εἰς ι, δίφθογγοι.

121. Αἴγειρος· καὶ αἰγεὺς ἥρως παρ' ἀθηναίοις· καὶ αἰγεῖον ἡρῷον αὐτοῦ ἐν ἀθήναις· καὶ αἰγηῒς ἀπὸ τούτου φυλὴ ἐν ἀθήναις, ὅθεν οἱ φυλέται αἰγεῖδαι· καὶ αἰγανέα τὸ ἀκόντιον· καὶ αἶγες· καὶ αἰγὶς, αἰγίδος, τὸ δέρμα τῆς ἀμαλθείας, ὅ φασι σείων ὁ ζεὺς φοβερὸς ἐγένετο· καὶ αἰγιαλεία δῆμος ἐν ἀθήναις ὅθεν ὁ δημότης αἰγιαλεὺς, δίφθογγα. Ἐγὼ δὲ ἀντωνυμία καὶ ἐγείρω· καὶ ἐγγύη καὶ ἐγγυῶμαι, ἀφ' οὗ φερέγγυος ὁ ἀξιόχρεως, καὶ ὑπέγγυον τὸ ὑπόχρεων, ψιλά.

127. Τὸ ω̄ μετὰ κλητικῆς, οὐδέποτε ὀξύνεται· εἰ γὰρ καὶ ἔκπληξιν ὁ λόγος ἔχει καὶ θαῦμα· οἷον ὦ ἡράκλεις, ὦ θαῦμα θαυμάτων· οὐ μόνον γὰρ τὸ ω̄ ἐν τούτοις ἐμφαίνει τὴν ἔκπληξιν καὶ τὸ θαῦμα, ἀλλὰ μετὰ τῶν κλητικῶν· ὅτε δὲ ἐπάγεται γενικῇ, ἐξ ἀνάγκης ὀξύνεται· τότε γὰρ πάντως ἢ σχετλιαστικόν ἐστιν· οἷον ὢ τῆς ἐμῆς ἀθλιότητος· ἢ θαυμαστικόν, οἷον ὢ τοῦ ξένου μετάλλου, διὸ καὶ τὴν γενικὴν ἔχει ἐπαγομένην.

149. Τὸ ἀνίσχειν ἐπὶ τῆς ἀνατολῆς λέγεται τοῦ ἡλίου, καὶ ἐπὶ τῆς ἀναβλαστήσεως τῶν βοτανῶν, καὶ ἀπὸ τούτου καὶ ἐπ' ἄλλων. ἀνέχω δὲ τὰς χεῖρας ἐπὶ εὐχῇ καὶ ἀνέχω τὸ βαστάζω.

Anmerkungen.

Da ich in dem Texte des Gedichts vornehmlich unſerm Manuſcripte, aber doch nicht in allen und jeden Stücken, gefolgt bin: ſo muß ich hier anzeigen, wie und warum ich entweder dabey geblieben, oder davon abgegangen. Zugleich wird dieſes der Ort ſeyn, wo ich die Gloſſen einſchieben kann, welche Vulcanius aus ſeinem Manuſcripte mitgetheilet, und die er, wie wir geſehen, von dem Chryſoloras zu ſeyn vermuthete. Sie ſind zu dem Verſtändniſſe des Gedichts mehr werth, als die ganzen vorſtehenden Scholien. Von den Noten des Ancantherus will ich nur das mitnehmen, was er, zur Erklärung des Wortverſtandes, etwa beſonders aus ſeinem Manuſcripte beygebracht hat. Wo er ſich in die Sache einläßt, und entweder die wunderbaren Eigenſchaften der von dem Dichter angeführten Quellen und Gewäſſer zu erklären ſucht, oder die ähnlichen Nachrichten anderer Schriftſteller anführet, will ich ihm nicht folgen. Doch kann ich, in Anſehung des letztern Punkts, nicht unangemerkt laſſen, daß ihm gerade diejenige Schrift, aus welcher Paulus Silentiarius das Meiſte entlehnet, nicht beygefallen. Ich meyne den Ariſtoteles περὶ θαυμασίων ἀκουσμάτων; ob er ſchon auf andere Werke des Ariſtoteles ſich häufig beziehet. Ich werde einige Stellen daraus beybringen müſſen.

§. 5. Ἀνάργυρον] Aldus lieſet αὐτάργυρον; und Vulcanius ἀντάργυρον: Stephanus aber, wie unſer Manuſcript, ἀνάργυρον: und dieſes iſt das erſte Merkmahl, woraus erhellet, daß Stephanus einem andern Texte gefolgt iſt, als dem Aldiniſchen, aus welchem die Verſetzung des Gedichts entſtanden; und dieſe Verſetzung alſo, in ſeiner Druckerey vielmehr vorgefunden, als gemacht werden. Daß ἀνάργυρον den beſten Sinn hier giebt, iſt klar. Auch fand es Ancantherus in ſeinem Manuſcripte. In manuſcripto, cuius copiam mihi fecit Sodalitas canonicorum Lateranenſium D. Ioannis cognomento Viridarii, optime de me meisque ſtudiis promerita, legitur, ἀνάργυρον δώρημα: quod eſt, gratuitum munus, et hanc lectionem ut veram ſum amplexus et ſecutus. In ſimili re Claudianus idem concepit ubi de Aponenſibus aquis: *praeſens numen, inempta ſalus.*

§. 6. γάννυσμα] Aldus, Stephanus, Vulcanius ſchreiben alle γάνυσμα. Mit einem doppelten ν aber ſchreibet es unſer Manuſcript, und ſo wird das Verbum γάννυσθαι auch beym Pollux geſchrieben, welchem indeß das Wort ſelbſt gleichſam zum Trotze gemacht zu ſeyn ſcheinet. Denn wenn ich ihn recht verſtehe, ſo ſagt er ausdrücklich, daß von γάννυσθαι, ſo wie von einigen andern Zeitwörtern dieſer Bedeutung, kein Subſtantivum Statt habe: θάλλειν, τέρπεσθαι, ἀγαλλιᾶν, γεγηθέναι, τούτου δὲ τὸ πρᾶγμα οὐκ ἔστιν, ὥσπερ οὐδὲ τοῦ γάννυσθαι. (Lib. III, §. 97.)

§. 7. Ἔγωγ'] Vulcanius hat bloß ἐγώ; durch einen Druckfehler.

§. 19. 20. u. 21. fehlen in unſerm Manuſcripte gänzlich. Ich habe ſie aus den gedruckten Texten hinzugefüget, weil ſie ſchlechterdings nothwendig ſind, wie aus der 26ſten Zeile erhellet, wo der Dichter zweyer Meynungen gedenket, deren letztere er ſeines Theils vorziehe. Warum aber gerade drey Zeilen in unſerm Manuſcripte fehlen, iſt dieſes die Urſache, weil das ganze Gedicht in drey queerüber zu leſenden Columnen geſchrieben iſt.

§. 26. Ποῖον δέχῃ;] Der Deutlichkeit wegen, mache ich auch hier ein Fragezeichen, ob es ſchon weder die gedruckten Ausgaben, noch das Manuſcript für nöthig geachtet.

Z. 33. θερμόλουτον] So leſen **Aldus**, **Vulcanius** und das Manuſcript. **Stephanus** aber lieſet θερμόλουτρον. Und dieſes nicht ſowohl, meyne ich, durch einen bloſſen Schreibfehler, oder Druckfehler, als vielmehr durch die fehlerhafte Einſchiebung des ρ, welche die gemeine Ausſprache in mehr ſolchen Wörtern machte, und die **Phrynichus** in παλαιστρικός, anſtatt παλαιστικός, tadelt.

Z. 34. ἄψυχος] τὸ θερμὸν λέγει Ἱπποκράτης ἄψυχος. **Vulc.**

Z. 35. τέχνης ἄτερ] καὶ Γαληνὸς χωρὶς τέχνης· ἐπεὶ ἄψυχον ὂν καὶ ἄτεχνον ἰάσεις ποιεῖ, ὥσπερ ὁ Ἱπποκράτης. **Vulcan.**

Z. ebend. νῆσος) **Ancantherus** verſtehet unter dieſer Inſel vornehmlich und eigentlich, Sicilien.

Z. 40. Οἶδεν) τουτέστι, ᾔδει. **Vulc.** Für das darauf folgende φέρειν, lieſet das Manuſcript fälſchlich φέρει.

Z. 41. Τιτανίη Μηδίης) So leſen, mit unſerm Manuſcripte, **Aldus**, **Ancantherus**, und **Vulcanius**. Nur daß der letztere in ſeiner Handſchrift die Lesart Μηδείης, an den Rand geſchrieben fand, welcher auch **Stephanus**, aber aus einer andern Quelle, gefolgt iſt. Jenes iſt unſtreitig das rechte: denn **Medea** hat hier nichts zu thun; ob ich ſchon weiß, daß **Colchis**, das Vaterland der Medea, bey dem **Flaccus** (Lib. V. v. 464.) Titania tellus genennet wird, und auch bey dem **Apollonius** (Lib. IV. v. 131.) der Name Τιτηνίς vorkömmt, den man im Fall der Noth hierherziehen könnte, wenn es ſchlechterdings Μηδείης heiſſen müßte. Aber unſer Dichter meinet **Medien**, wie aus der Stelle des Ariſtoteles klar iſt, die ich in der folgenden Anmerkung anführen muß. Τιτανία wird auch gewiß eben der Ort ſeyn ſollen, welchen Ariſtoteles Ἀτιτανία nennet, und der an den **Apolloniatiſchen** Grenzen lag. Die Gegend **Apolloniatis** aber rechnet **Ptolemäus** zu Aſſyrien; und weder bey ihm, noch ſonſt bey einem alten Erdbeſchreiber, kömmt dieſes Τιτανία, oder Ἀτιτανία vor, von welchem Ariſtoteles meldet, daß in daſiger Gegend ein Felſen ſey, deſſen verborgenes Feuer ausbreche, ſobald man Oel darauf ſchütte. Φασὶ δὲ καὶ περὶ Ἀτιτανίαν, πρὸς τοῖς ὅροις τῆς Ἀπολλωνιάτιδος εἶναί τινα πέτραν, ἐξ ἧς τὸ μὲν ἀνιὸν πῦρ οὐ φανερόν ἐστιν· ἐπειδὰν δὲ ἔλαιον ἐπιχυθῇ ἐπ᾽ αὐτήν, ἐκφλογοῦται. Der lateiniſche Ueberſetzer des Buches des Ariſtoteles περὶ θαυμ. Ἀκουσμ. woraus dieſe Stelle iſt, hat für gut befunden, πρὸς τοῖς ὅροις hier durch juxta colles Apolloniatidis zu überſetzen. Uebrigens könnte es leicht ſeyn, daß unſers Silentiarius Τιτανία richtiger wäre, als des Ariſtoteles Ἀτανία; indem der Ort vielleicht von den Titanen ſeinen Namen bekommen, deren Wohnungen man unter dergleichen feuerreichen Gegenden zu ſeyn geglaubt.

V. 42. περσικὴ Πιτάκη] Dieſes iſt die Stelle, über welche Bochart insbeſondere den Huetius zu Rathe zog. Huetius hatte Recht, daß ſie nicht geändert zu werden braucht, und daß Πιτάκη hier nichts anders iſt, als die Gegend Σιττακηνή, oder Ψιττακηνή, welche Ptolemäus gleichfalls noch zu Aſſyrien rechnet; andere aber zu Perſien. Der Beweis hiervon iſt der Ort des Ariſtoteles, welchen Paulus ausgeſchrieben: Ἔστι δὲ καὶ ἐν Μηδίᾳ καὶ ἐν Ψιττακηνῇ τῆς Περσίδος πυρὰ καιόμενα, τὰ μὲν ἐν Μηδίᾳ, ὀλίγον, τὰ δὲ ἐν Ψιττακηνῇ, πολὺ, καὶ καθαρὸν τῇ φλογί.

V. 43. Λυδίαν] Auch dieſes ſagt der Dichter nach dem Ariſtoteles: Λέγεται δὲ καὶ περὶ Λυδίαν ἀναφέρεσθαι πῦρ πάμπληθες, καὶ καίεσθαι ἐφ' ἡμέρας ἑπτά. Aber ich bin ſehr geneigt zu glauben, daß es dem ohngeachtet falſch iſt, und daß für Λυδίαν bey dem Ariſtoteles Λυκίαν geleſen werden müſſe. Denn in Lydien findet man, ſo viel ich weiß, keiner feuerſpeyenden Berge gedacht: wohl aber in Lycien, wo der Berg Chimära und das Hephäſtion bekannt iſt.

V. 44. μεταλλόχρυσον] id eſt, μέταλλον χρυσοῦ ἔχουσαν. Vulc. In der Aldiniſchen Ausgabe befindet ſich nach χλοάουσα ein Komma, welches den Verſtand ſehr verderbt. Es muß χλοάουσ. vermittelſt des unterverſtandenen καί, mit dem folgenden μεταλλ. χρυ. verbunden werden: „reich an goldhaltiger Erde“.

V. 45. Ἡρακλέος κ. τ. λ.] Ebenfalls nach dem Ariſtoteles: Λέγεται δὲ καὶ τὰ ἔξω στηλῶν Ἡρακλείων καίεσθαι, τὰ μὲν, διὰ παντὸς, τὰ δὲ, νύκτωρ μόνον, ὡς Ἄννωνος περίπλους ἱστορεῖ. Namentlich erzählt Hanno jenes von der Gegend der Thymiamaten, und dieſes von dem Berge Theon Ochema. Daß wegen dieſer nehmlichen Citation des Hanno, Dodwell dem Ariſtoteles den Tractat περὶ θαυμ. ἀκουσ. wo nicht gänzlich, doch zum Theile, abſpricht, iſt bekannt.

V. 47. Ἡφαιστιάδος] Ariſtoteles ſetzt dieſe Inſel mit Lipara nicht völlig in gleichen Fall, wie hier geſchieht. Denn er giebt ihr keine wirklich ausbrechende Flamme.

V. 48. Λιπάρᾳ] wie der Inſel Lipara. Καὶ τὸ ἐν τῇ Λιπάρᾳ, ſagt er, in Fortſetzung der nächſt vorhergehenden Stelle, οὐ μὴν ἡμέρας, ἀλλὰ νυκτὸς μόνον. Εἶναι δὲ καὶ ἐν Πιθηκούσαις φασὶ πυρῶδες μὲν καὶ θερμὸν ἐκτόπως, οὐ μὴν καιόμενον.

V. 48. Ἀφεγγὲς ἆσθμα] σκοτεινὸν ἀναφύσημα. Vulc. Ἆσθμα heiſſet hier nicht die Luft, welche ausgeſtoſſen wird, nicht die Ausſtoſſung derſelben; ſondern der Schlund, wodurch ſie ausgeſtoſſen wird. Und ſonach, glaube ich, hätte es der Scholiaſt auch lieber durch ἀναφύσησις, als durch ἀναφύσημα erklären ſollen. Denn auch ἀναφύσημα heißt nicht die Kluft, aus welcher der unterirdiſche Wind bricht, ſondern dieſer Wind ſelbſt. Ἀναφύσημα δὲ γῆς, πνεῦμα ἄνω φερόμενον κατὰ τὴν ἐκ βυθοῦ τινὸς ἢ ῥήγματος ἀνάδοσιν, ſagt Ariſtoteles περὶ κόσμου. Oder wie es Apulejus ausdrücket: Anaphyſemata Græci vocant eos ſpiritus, qui de fundo vel hiatibus terrae exploſi, ad ſuperna maris ſolent devenire.

V. 51. θειώδεις] id eſt, θείου μετέχοντας. Vulc.

V. 52. πολυψόφους, βροντώδεις] id eſt, πολυήχους βροντὰς ἀφιέντας. Vulc.

V. 56. τελεῖ λήθην] ποιεῖ ἀπώλειαν μνήμης. Vulc.

V. 57. μέθην] Wenn es ſeyn müßte, ſo lieſſe ſich dieſes μέθην nicht übel in μνήμην verwandeln, und mit geringer Verſetzung der ganze Vers leſen: Ἄλλη δὲ ποιεῖ μνήμην. Wenigſtens dürfte man auf das vorhergehende λήθην eher μνήμην als μέθην erwarten; beſonders wenn man ſich der Stelle des Plinius erinnerte: In Boeotia duo ſunt fontes, quorum alter memoriam, alter oblivionem affert, inde nominibus inuentis. (Lib. XXX, c. 2.) Doch auch μέθην hat alles Recht hier zu ſtehen, indem ebenfalls Plinius, ſo wie mehrere, berauſchender Quellen gedenken.

V. 60. που] που τοπικόν. τροχάζει] τρέχει. Vulc.

V. 61. πτερῶν ἄνος] γραφ. πτερὸν ἄνος, hoc eſt, ταχεῖα θεραπεία. Vulc. Doch dieſe Leſart iſt nichts: ob ſie gleich auch unſer Manuſcript hat, indem ſowohl der Vers, als der Verſtand πτερῶν, das iſt ὀρνέων, erfodern. Der Dichter dachte vielleicht an jenes ὕδατος συστρεμμάτιον in Sicilien, ὡς ὁ τὰ πεπνιγμένα τῶν ὀρνέων καὶ τῶν λοιπῶν ζώων, ὅταν ἀποβαφῇ, πάλιν ἀναβιοῖ; wie Ariſtoteles ſagt.

V. 63. μίσγαγγον] id eſt, μέσος ἐγκοιλοῦν. **Vulc.** Eben dieſe Erklärung giebt auch unſer Scholiaſt, und beſtätiget ſie aus der Analogie; welche Stelle ohne Zweifel noch das Beſte in ihm iſt. Denn, allen von ihm angeführten ähnlichen Worten ungeachtet, dürfte mancher Gelehrte das μίσγαγγον doch mißverſtanden haben. Wenigſtens ſehe ich, daß dieſes **Grutern** widerfahren, welcher in ſeinem Exemplare der Anthologie für μίσγαγγον an den Rand geſchrieben hatte μισγαγγόν; es ſey nun aus dem Heidelbergiſchen Manuſcripte, welches er verglich, oder aus bloſſer Vermuthung. Ich habe ſeine ſämtlichen Randgloſſen aus der gütigen Mittheilung des Herrn **Reiſke.** Was Gruter ſonſt noch unſerm Gedichte beygeſchrieben, iſt eben ſo unſtatthaft; ohne Zweifel, weil er es bey dem Stephanus, deſſen Ausgabe er brauchte, in der Verſetzung nicht verſtand, und alſo auf gutes Glück nur rathen mußte.

V. 64. μέσον θαλάσσης] malim μέσσης. **Vulc.** Dieſes, dünkt mich, iſt noch etwas mehr geſagt, als **Ancantherus** zu verſtehen ſcheint, wenn er es nur von ſüſſen Quellen, nahe an dem Meere, nimmt, dergleichen er die zu Venedig anführt. Venetiis nemo neſcit ad æſtuaria in littore S. Nicolai eſſe puteum aquæ dulcis, unde nautæ profecturi commeatum parant. Den eigentlichern Sinn druckt **Plinius** aus: Vaporant (aquæ calidæ) et in mari ipſo, quæ Licinii Craſſi fuere: mediosque inter fluctus exiſtit aliquid valetudini ſalutare. (Lib. XXX, c. 2.)

V. 65. κιδαλ' ἀναβρομβεῦνται] τουτέστι, πηγὴ σὺν ἤχῳ ἀνέρχεται. **Vulc.** In unſerm Manuſcripte iſt κίδαλ' ein Proparoxytonon; und ſo hätte ich es nur immer mögen drucken laſſen, da das ι der erſten Sylbe von Natur lang iſt.

V. 67. προλεπτυνόν] id eſt, προσηγμένον. **Vul.**

V. 71. φόρῃ δολοῦται] θολοῦται lieſet unſer Manuſcript; und ſo las auch das Manuſcript des **Ancantherus:** in optimo Codice calamo exarato ſcriptum fuit θολοῦται, non δολοῦται, quae macula haeſit hactenus in omnibus impreſſis. Auch ſogar **Vulcanius** ließ noch δολοῦται drucken, ob er ſchon in ſeinem Manuſcripte die Lesart φόρῃ θολοῦται fand. Φόρῃ iſt falſch; es muß φόρῳ heiſſen, wie aus dem entgegengeſetzten ἀπονίψῃ des folgenden Verſes zu ſchlieſſen. Aber θολοῦται iſt recht, wie aus der nehmlichen Entgegenſetzung des λάμπει erhellet. Indeß dürfte freylich wohl das ganze

Wunder nicht anders Statt gefunden haben, als wenn der φόνος mit φόνῳ geſchehen. Und ſo läge in der falſchen Lesart wenigſtens die Erklärung des Wunders.

V. 72. ἀποινημένῃ] ποινῆς, ἐκποινημένῃ. Vulc.

V. 75. καθαρτικὴν] iſt oft, καθάρσεων ποιητικήν. Vul.

V. 77. 78. Dieſe zwey Zeilen hat unſer Manuſcript mehr, als alle gedruckte Ausgaben. Nur Vulcanius fand ſie ebenfalls in ſeinem Manuſcripte, und theilte ſie daraus nicht in dem Texte, ſondern unter den Scholien mit. Ich habe mir kein Bedenken gemacht, ſie in jene aufzunehmen. Ancantherus muß ſie in ſeinem Manuſcripte nicht gefunden haben, weil in ſeiner Ueberſetzung keine Spur davon erſcheinet, auch er ihrer in den Anmerkungen nicht gedenkt. (Es iſt hier noch eben Zeit, einen Druckerfehler in meinem eigenen Texte zu corrigiren: διαιρούσαν muß heiſſen διαιροῦσαν.)

V. 77. κρατύνειν] ἰσχυρὸν ποιεῖν. Vulc.

V. 78. χαῦνον] παραλελυμένον· ἤτοι ἐκλελυμένον, ἐναντίον τῷ συνεστραμμένῳ καὶ συνεσφιγμένῳ. Vulc. Aber Vulcanius accentuirt falſch χαυνόν.

V. 83-86. Den Sinn dieſer Zeilen hat man leicht weg. Der Dichter will nehmlich ſagen, daß es eine Quelle gebe, in welcher alle leichte Körper zu Boden fallen, und alle ſchwere oben auf ſchwimmen. Allein wie τὴν κούφην, wenn es zu τὴν ἄκρην gehören ſoll, ſoweit davon getrennet werden; oder was τὴν ἄκρην wenn τὴν κούφην zu φύσιν gehören ſoll, hintennach für ſich allein ſagen könne: das kann ich auf keine Weiſe abſehen. Wenn es der Vers erlaubte, würde ich ἄκρην an die Stelle des φύσιν, und φύσιν an die Stelle des ἄκρην ſetzen; ſo daß τὴν φύσιν ſo viel wäre, als κατὰ τὴν φύσιν; das iſt, „eine Quelle, die ihrer Natur nach“ u. ſ. w. Doch da φύσιν da nicht wohl ſtehen kann, wo ich es hinſetzen wollte: ſo denke ich, iſt der Sache nicht anders zu helfen, als wenn man unter φύσιν τὴν κούφην jeden leichten Körper verſtehet, τὴν ἄκρην aber in ὡς ἄκρην verwandelt, und es mit ὁλκὴν τὴν βαρεῖαν mit den ſchweren Körpern verbindet, die in dieſem Wunderbrunnen, wie Spreu, oben auf ſchwimmen. — Was den Brunnen ſelbſt anbelangt, der beſagte doppelte Eigenſchaften zugleich habe, ſo dürfte er wol nirgends, als in der Einbildung des Dichters zu finden geweſen ſeyn; indem alle die alten Schriftſteller, bey welchen er vorkommen könnte, und die ſich doch auch kein Gewiſſen machen, ein unglaubliches Ding mehr hinzuſchreiben, davon ſchweigen. Eine Quelle, oder ſonſt ein Waſſer, das entweder die eine oder die andere Eigenſchaft allein hat, iſt etwas anders: und Ancantherus hat ſehr weislich gethan, daß er ſich in ſeinen Erklärungen auch nur hierauf eingelaſſen, und ſich ſtillſchweigend ſtellt, als ob der Dichter auch nicht im geringſten mehr ſagen wollen.

V. 81. κούφην] Unſer Manuſcript lieſet κορυφήν; ohne allen Verſtand.

V. 85. ὀλκήν] ὀλκή, ὁ ῥυθμός. Vulc.

V. 87. μητρὸς σοι] ἐστὶ δηλονότι. Vulc.

V. 91. ἐν νυκτὶ] Vulcanius lieſet in ſeinem Texte vollkommen eben ſo. Aber in den Scholien lieſet er ἐν νυχῷ, und erkläret es durch ἐν ἀσκόπῳ τόπῳ. Ich verſtehe dieſes nicht, und glaube, daß es nicht ἐν ἀσκόπῳ ſondern ἀσκέπῳ τόπῳ, nicht an einem ungeſehenen Orte, ſondern an einem unbedeckten Orte heiſſen, und alſo das αἰθριάζων erklären ſollen.

V. ebend. αἰθριάζων] Unſer Manuſcript lieſet falſch αἰθριάδοις.

V. 97. προνεύσεις] ἡ πρὸς ἐκεῖσε τὴν εἰς τὸ ἔμπροσθεν ὁρμὴν δηλοῖ. Vul.

V. 98. Αὖον βλέπει σε] So leſen die gedruckten Ausgaben alle, und auch unſer Manuſcript; deswegen ich nichts ändern wollen. Indeß iſt gewiß, daß βλέπει nicht Statt haben kann. In dem Gruterſchen Exemplare war dafür an den Rand geſchrieben λείπει. Doch ich meyne, daß es einer ſo ſtarken Aenderung nicht einmal bedarf, und daß aller Anſtoß gehoben iſt, wenn man nur βλέψεις anſtatt βλέπει lieſet. Der Dichter will nehmlich ſagen: wenn du dich nach ihm niederbückeſt, αὖον βλέψεις, ſo ſieheſt du daß es ſich zurückgezogen, σε φεῦγον γῆς μητρὸς ὡς ἐν κόλποις und dich gleichſam in den Schoos der Mutter Erde fliehet. Es war natürlich, daß auch Ancantherus hier anſtieß. Aber er ſuchte ſich auf eine andere Art zu helfen, die ich mit ſeinen eigenen Worten anführen will, um dem Leſer die Wahl zu laſſen. Codex graecus impreſſus corruptus, ubi σε ſcriptum eſt, quod ſententiam perſpicue corrumpit: meo periculo legatur ἓ id eſt illum, aut ſe: vt ſit ſenſus: ex quo fonte quisquis pronus biberit aſpiciat ſe ab illo ſub terras fugiente deſeri.

Z. 104. Ἄλλην λέγουσι, κ. τ. λ.] Dieſe Quelle war in Sicilien, auf dem Wege nach Syracus. Es ſind faſt die Worte des Ariſtoteles: ἐπὶ τῆς ὁδοῦ τῆς εἰς Συρακούσας κρήνη ἐςὶν ἐν λειμῶνι οὔτε μεγάλη, οὔτε ὕδωρ ἔχουσα πολύ· συναπαντήσαντος δὲ εἰς τὸν τόπον ὄχλου πολλοῦ, παρέσχεν ὕδωρ ἄφθονον.

Z. 108. πιςοῦνται] βεβαιοῦνται. Vulc. Ariſtoteles ſagt das nehmliche von allen Brunnen zu **Mythepolis** an dem Aſcaniſchen See. Περὶ τὴν Ἀσκανίαν λίμνην Μυθήπολίς ἐςι, κώμη ἀπέχουσα Κίου ὡς ςαδίους ἑκατὸν εἴκοσι· ἐν ᾗ τοῦ χειμῶνος ἀναξηραίνεται πάντα τὰ φρέατα, ὥςε μὴ ἐνδέχεσθαι βάψαι τὸ ἀγγεῖον· τοῦ δὲ θέρους πληροῦται ἕως τοῦ ςόματος. Dieſe Stelle des Ariſtoteles iſt in der lateiniſchen Ueberſetzung in der Ausgabe des du Vall ganz übergangen worden. Auch hätte **Mythepolis**, ob es ſchon nur ein Flecken, doch in Anſehung ſeiner ziemlich beſtimmten Lage, und angeführten phyſiſchen Merkwürdigkeit wegen, im Cellarius eine Stelle verdient.

Z. 109. χείματος] χειμῶνος Vulc.

Z. 112. Ἄλλην ἀκούεις κ. τ. λ.] Das nehmliche, vollkommen mit den nehmlichen Worten ſagt Ariſtoteles von dem Aſcaniſchen See. Ἐν τῇ Ἀσκανίᾳ λίμνῃ οὕτω νιτρῶδές ἐςι τὸ ὕδωρ, ὥςε τὰ ἱμάτια οὐδενὸς ἑτέρου ῥύμματος προσδεῖσθαι.

Z. 117. πίνεσθαι] Unſer Manuſcript lieſt πιαίνεσθαι; aber wider das Metrum, wenn es auch ſchon noch einen Sinn hätte. Die Nachricht ſelbſt von dieſem warmen und ſtinkenden See, iſt abermals aus dem Ariſtoteles. Er ſoll an dem **Eridanus** gelegen haben, an deſſen Ausfluſſe die **Elektriſchen** Inſeln von den Griechen zu ſeyn vermeynet wurden. Wenn aber der ganze See nicht mehr Grund hat, als dieſe Elektriſchen Inſeln in dieſer Gegend: ſo verlohnt es ſich nicht der Mühe, ſich noch auf dem Erdboden nach ihm umzuſehen. Ἔτι δὲ λίμνη ἔοικε πλησίον τοῦ ποταμοῦ, ὕδωρ ἔχουσα θερμόν· ὀσμὴ δ' ἀπ' αὐτῆς βαρεῖα, καὶ χαλεπὸν ἀποπνεῖ· καὶ οὔτε ζῶον οὐδὲν πίνει ἐξ αὐτῆς, οὔτε ὄρνεον ὑπερίπταται, ἀλλὰ πίπτει καὶ ἀποθνήσκει.

Z. 120. Ἐπεῖ] daſelbſt: nehmlich um beſagten See; alſo nicht einmal auf den Inſeln ſelbſt waren die Bäume, welche des Elektrum fallen lieſſen. Und eben ſo war es auch dem Ariſtoteles geſagt worden: εἶναι δ' ἐν αὐτῇ αἰγείρους πολλάς, ἐξ ὧν ἐκπίπτει τὸ καλούμετὸν ἤλεκτρον. Οἱ δὲ λέγουσιν ὅμοιον εἶναι κόμμι, διὰ τὸ ἀποσκληρύνεσθαι ὡσανεὶ λίθον.

Z. 121. φωνῶν] Was dieſes Wort hier ſagen ſoll, und was φωνῶν αἰγείρους mehr oder anders bedeuten kann, als das bloſſe αἰγείρους, bekenne ich nicht einzuſehen.

Z. 127. Ὢ τοῦ ξένου μετάλλου] „O des ſonderbaren Metalles!" Dieſes macht einen ſo guten natürlichen Sinn, daß ich gar nicht begreiſen kann, warum in dem Gruteriſchen Exemplare für ὢ τοῦ beygeſchrieben worden ὠχροῦ. Daß das Beywort blaß dem Bernſteine zukömmt, macht es nicht aus. Vielmehr werde ich dadurch in meiner obigen Vermuthung, was es überhaupt mit dieſen Randgloſſen für eine Bewandtniß gehabt, beſtärkt.

Z. 129. φέρει τόπος κ. τ. λ.] Auch von hier bis zu Z. 38. iſt der beſte Commentar die Stelle des Ariſtoteles: Φησὶν εἶναι ὁ Πολύκριτος ὁ τὰ Σικελικὰ γεγραφὼς ἐν ἔπεσιν, ἔν τινι τόπῳ τῆς μεσογείου, λιμνίον τι ἔχον ὅσον ἀσπίδος τὸ περίμετρον· τοῦτο δ' ἔχειν ὕδωρ διαυγὲς μὲν, μικρῷ δὲ θολερώτερον. Εἰς τοῦτ' οὖν ἐάν τις εἰσβῇ, λούσασθαι χρείαν ἔχων, αὔξεσθαι εἰς εὖρος· ἐὰν δὲ καὶ δεύτερος, μᾶλλον πλατύνεσθαι· τὸ δὲ πέρας ἕως εἰς πεντήκοντα ἀνδρῶν ὑποδοχὴν μεῖζον γενόμενον διευρύνεσθαι. Ἐπειδὰν δὲ τοῦτον τὸν ἀριθμὸν λάβῃ, ἐκ βάθους πάλιν ἀνοιδοῦν ἐκβάλλειν μετέωρα τὰ σώματα τῶν λουομένων ἔξω ἐπὶ τὸ ἔδαφος.

Z. 132. πεπληρωμένῃ] γεγεμισμένῃ. Vulc.

Z. 138. ἀκρίτως] ἀδιακρίτως. Vulc.

Z. 140. Κρύπτον ἔσω τὸ καῖον] Dieſes iſt genau die Lesart unſers Manuſcripts; aber ſchwerlich die wahre. Aldus lieſet, mit Verſtümmelung des Verſes, Κρύπτον τὸ καῖον. Eben ſo hat auch Vulcanius abdrucken laſſen; der jedoch in den Scholien hinzufügt: κεκρυπτὸν ἔχων τὸ καῖον, τουτέστι, τὴν καυστικὴν δύναμιν. Und dieſe Lesart des Vulcanius hat auch Stephanus; zwar nicht aus dem Vulcanius, ſondern entweder aus der Ausgabe des Badius, oder der Juntaſchen. Doch da ἔχων ſich nicht anders, als auf καπνὸς beziehen könnte, welches mir nicht ſo recht ſchicklich ſcheinet: ſo habe ich dafür unſer ἔσω vorgezogen. Wenn indeß dieſe Beziehung doch Statt haben könnte, und ſich von dem Rauche allerdings ſagen lieſſe, daß er das Feuer verberge, ob es ſchon eigentlich der Fels iſt, der es verbirgt: ſo könnte eben ſo gut das ohnedem in das Metrum paſſendere κρύπτων beybehalten, und der ganze Vers geleſen werden, Κρύπτων ἔσω τὸ καῦον.

Z. 141. σαφῶς] id eſt φανερῶς. Vulc.

Z. 142. Ἔλαιον εἴπερ σάξεις] So leſen die gedruckten Ausgaben alle; und ſo lieſet auch unſer Manuſcript: nur daß dieſes anſtatt σάξεις, σάξῃς hat; welches wegen des vorhergehenden ἀνάψεις nicht ſo gut iſt. Sonſt bringt Vulcanius in den Scholien, aus einer alten Abſchrift (ich weiß nicht, ob aus der ſelbſt, die er vor ſich hatte, oder aus einer andern, die in der ſeinigen nur angeführt wurde) eine Leſart bey, die wegen ihrer Leichtigkeit den Vorzug verdienen würde, wenn das Metrum ſie nicht verweigerte. Γραφ. ἐκ παλαιοῦ ἀντιγράφου· ἔλαιον ὑπερσάξας.

Z. 144. ἐνθάλψῃ] ἀνάψῃ. Vulc.

Z. 146. πάντως] ἐκ παντός. Vulc.

Z. 147. Δῆλον] βέβαιον. Vulc.

Z. ebend. ἄλλην] ἑτέραν. Vulc.

Z. 152. Ἅπτοντας ἀντὶ δᾷδας] Dieſe Zeile iſt weder ganz ſo, wie ſie unſer Manuſcript lieſet, noch ganz ſo, wie ſie die gedruckten Ausgaben leſen. Ich habe aus beiden eine dritte Leſart zuſammengeſezt, die mich die nächſte zu ſeyn bedünkte. Aldus hat: ἅπτοντας ἀντίδαφας; Vulcanius, ἅπτοντες ἀντίδαφας: aber das zweyte Wort, iſt kein Wort. Dieſer bringt alſo in den Scholien, als eine Leſart ſeines Manuſcripts, dafür bey: ὡσεὶ δᾷδας; und dieſe Leſart fand ſich vor ihm, auch ſchon von dem Stephanus, und wie mir daher wahrſcheinlich, auch von andern Ausgaben angenommen. Daß es mit dem δᾷδας darinn ſeine Richtigkeit hat, iſt wohl unſtreitig. Nur möchte ich für ὡσεὶ dem ungeachtet lieber leſen ἀντί; wenn es auch nur wäre, um von der alten Leſart, die auch unſer Manuſcript hat, noch ſo viel als möglich zu retten. Dem Sinne nach, dürfte beides nicht weit auseinander ſeyn.

Z. 153. ῥιπίδι] Ῥιπίς, τὸ πλεκτὸν πλέγμα, ὃ στρεφόμενον κινεῖ τὸν ἀέρα. Vulc.

Z. 156. τυφοῦται] τουτέστι, ἀγριοῦται. Vulc.

Z. 157. Ἄλλης ὀπῆς] ἀπὸ ἄλλης ὀπῆς. Vulc.

Z. 158. μίγδην] iſt die Leſart unſers Manuſcripts, wofür die gedruckten Ausgaben alle σμίγδην leſen. Nur Vulcanius ſezt in den Scholien dabey: ἴσως, μίγδην. Als ob es ſo ganz etwas ungewöhnliches wäre.

Z. 160. Τετρακτύος πυροῦται] τουτέστι, τὴν τῶν τεσσάρων στοιχείων μίξιν βεβαιοῖ. Vulc.

Z. 164. Κιρνῶν] Aldus lieſet κηρνῶν und Vulcanius κρίνων; beide falſch. Was vollends der muß gedacht haben, der in dem Gruterſchen Exemplare κιρνῶν ἢ κερνῶν dafür an den Rand geſchrieben, kann ich nicht begreifen. Κιρνῶν, vermiſchend, welches unſer Manuſcript und Stephanus haben, iſt das wahre, und kann ſich hier insbeſondere auf die Quelle beziehen, in der gleichſam Feuer und Waſſer vermiſcht waren.

Z. 166. ἐγείρει] ἀναιρεῖ. Vulc.

Z. 167. νάει] ἀναβλύζει. Vulc.

Z. 168. φαντάζον] λογίζον. Vulc.

Z. 174. Ἀναρχοφωτόμυχον] τουτέστι, ἄναρχον φῶς γινωσκόμενον. Vulc. Und zwar ein heimliches, unzugängliches Licht, um auch das μύχιον auszudrücken.

Z. 175. Ἀῤῥητολεπτόπλευρον] τουτέστιν, ἀῤῥήτως καὶ λεπτῶς ἐκτεινόμενον. Vulc.

Z. 176. Κόσμους] τοὺς ἀνθρώπους δοκεῖ λέγειν κόσμους, τοὺς πληροῦντας τὸν κόσμον. Vulc.

Z. ebend. φέρον] διεξάγον. Vulc.

Z. 177. Ἐν πανσόφῳ χορῷ] ἐν τῷ κόσμῳ. Vulc.

Z. 178. ἐνδίκῳ] δικαίῳ. Vulc.

Z. 182. πίστις] πίστωσις, βεβαίωσις. Vulc.

Z. 187. τρισσόφεγγον φαῦσιν] τουτέστιν τὴν ἁγίαν τριάδα. Vulc.

Z. 188. Θεώσεις] Unſer Manuſcript lieſet nicht ſo gut Θεάσεις.

Z. 190. Μετουσίᾳ] μεταλήψει. Vulc. Ohnſtreitig ſind beide Worte in dem kirchlichen Sinne hier zu nehmen, und die μετάληψις εὐχαριστίας zu verſtehen; wovon Beyſpiele beym Suicerus.

Z. ebend. τὸ χεῖρον] ἤτοι, τὴν ψυχήν. Vulc. Eben ſo, wie die untern Seelenkräfte, oder der Körper, τὸ χεῖρον τῶν παρ' ἡμῖν bey den alten Philoſophen heiſſen.

Scholien. Ueber den Werth derſelben, habe ich mich bereits erkläret. Sie ſind völlig ſo abgedruckt, wie ich ſie gefunden; einige offenbare Schreibfehler ausgenommen. So hieß es z. E. in der Scholie zur 63ſten Zeile: Θέλγητρον τὸ ἐμποιοῦν τρέφειν, anſtatt τέρψιν.

Was mir ſonſt zweifelhaft war, (z. E. das σφηκία ἡ συνθήκη τοῦ μέλιτος τῶν σφηκῶν, bey der 90ſten Zeile, wo ohnſtreitig das τοῦ μέλιτος, welches nicht einmal recht geſchrieben iſt, ganz ausgeſtrichen werden müßte) habe ich gelaſſen, wie es war. Was ich nicht verſtehe, verſtehen andere. Selbſt auf Treue und Glauben der bloſſen Wörterbücher, habe ich nichts ändern wollen. Sonſt hätte ich, bey der 120ſten Zeile das ἄκυρον τὸ δίκυρον, vielleicht noch am erſten in ἄκυλον verändern können und dürfen. So unbedeutend nun aber auch der ganze Wuſt iſt: ſo habe ich doch gefunden, daß er dem ohngeachtet mit zu den Quellen gehört hat, die Phavorinus zu ſeinem Lexiko gebraucht. Denn die ganze Anmerkung von ῶ und ὦ, findet ſich von Wort zu Wort bereits bey dieſem. Daß aber nicht beide hier einen Dritten ausgeſchrieben haben, iſt daher klar, weil Phavorinus das ähnliche Exempel, ῶ τοῦ ἔργου μεγάλου welches aus unſerm Gedichte genommen iſt, anführet. Die Anmerkung ſelbſt iſt ſonſt fein genug; und wird nicht immer ſo beobachtet, wie ſie ſollte. Selbſt Vulcanius hat in beiden Fällen nur immer ὦ drucken laſſen.

Ich komme nunmehr auf den Punkt, deſſen ich oben erwähnet, und der den eigentlichen Verfaſſer des Gedichts betrift. Da aber der Vorwurf, den er ſich darinn gewählt, vielleicht einiges Licht auf ihn werfen dürfte: ſo wird es nicht undienlich ſeyn, erſt von dieſem zu handeln.

Alſo: auf die Pythiſchen Bäder; εἰς τὰ ἐν Πυθίοις θερμά. Das iſt: auf die Bäder in der Gegend, welche Πύθια hieß. — Wo war dieſe Gegend? In welchem Lande? in welchem Theil der Welt lagen folglich dieſe Bäder? Man wird ſich vergebens in den neuern Schriftſtellern von der alten Geographie, darnach umſehen. Der fleißigſte und vollſtändigſte derſelben, Cellarius, weiß von keiner Gegend Pythia, von keinen darnach benannten Bädern. Es wäre alſo zu verwundern, wenn im Strabo, Ptolemäus, Stephanus, und den übrigen alten Erdbeſchreibern etwas von ihnen vorkäme. Eben ſo wenig findet ſich von ihnen die geringſte Spur, in den neuerern Compilationen von Mineraliſchen Waſſern und Bädern; dergleichen das ſonſt ſehr weitläuftige Werk des Andr. Baccius de Thermis iſt. Dem ohngeachtet ſollte man aber freylich wohl von den Herausgebern des Gedichts, wenn auch nicht von denen, die es nur beyläufig in den verſchiednen Ausgaben der Anthologie abdrucken laſſen, doch wenigſtens von denen, die es gefliſſendlich beſonders bekannt gemacht haben, erwarten, daß ſie einen ſo wichtigen Umſtand nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen würden. Wie es nun **Morellus** gehalten, kann ich aus mehrberührter Urſache nicht wiſſen. **Vulcanius** wenigſtens ſagt keine Sylbe davon; und ſo iſt es noch der einzige **Ancantherus**, der ſich darüber auslaſſen zu müſſen geglaubt. Er ſagt nehmlich gleich zu Anfange ſeiner Anmerkungen: Titulus hujus poematii, *Thermæ Pythiæ*, ut quæ eſſent in urbe Pytho Apollini ſacra, ut refert Stephanus in Epitome de urbibus. —

Aber ſo wiſſen wir es ja auf einmal, was wir wiſſen wollen; und noch dazu aus eben dem Stephanus, von dem ich vorher ſagte, daß er keiner Pythiſchen Bäder gedenke. Doch **Ancantherus** hat ſich die Sache ein wenig zu leicht gemacht, indem er bey der erſten der beſten Stadt ſtehen geblieben, von der ſich die Benennung ableiten läßt. Zudem iſt es nicht wahr, daß **Stephanus** das ſagt, was er ihn ſagen läßt. **Stephanus** ſagt blos, daß die Stadt Pytho, das iſt, mit dem bekanntern Namen, die Stadt Delphi, dem Apollo heilig ſey: von Bädern aber in oder um dieſem Pytho, ſagt er nichts. Folglich iſt auch das ganze Vorgeben des **Ancantherus**, auf Nichts gegründet.

Es bleibt dabey, daß weder **Stephanus**, noch vor dem Stephanus ſonſt ein alter Erdbeſchreiber, der Pythiſchen Bäder erwähnet: und das Natürlichſte, was hieraus zu ſchlieſſen, dürfte wohl dieſes ſeyn, daß dieſe Bäder erſt nach ihnen bekannt geworden, und man daher ſich allenfalls bey den ſpätern Schriftſtellern der Byzantiniſchen Geſchichte des nähern erkundigen müſſe. Und ſo iſt es auch. **Procopius** iſt derjenige, der uns in ſeinem Buche, worinn er die Gebäude erzählet, welche der Kayſer Juſtinianus durch ſein ganzes Reich theils neu errichten, theils wieder herſtellen laſſen, eine ſo ziemlich hinlängliche Nachricht von unſern Bädern ertheilet. Denn dieſer Kayſer war es eben, der ſie durch ſeinen Bau noch berühmter machte, als ſie, wegen ihrer natürlichen Kräfte, ſeit einiger Zeit bereits waren. Hier iſt die ganze Stelle: Πηγαὶ δὲ θερμῶν φύσει ἐν Πυθίοις ὑδάτων ἀναβλυζάνουσιν ἐν χώρῳ, ὅπερ ἐπονομάζουσι Πύϑια. Ταύτας ἔχουσιν παρὰ ψυχὴν ἄλλοι τε πολλοὶ καὶ διαφερόντως Βυζάντιοι, ἄλλως τε ὅσοις νοσώδεσι συμβαίνει εἶναι. Ἔνϑα δὴ πολυτέλειαν ἐπιδέδεικται βασιλεῖ πρέπουσαν. Βασίλειά τε γὰρ ᾠκοδομήσατο οὐ πρότερον ὄντα, καὶ λουτρῶνα ἐν δημοσίῳ τῶν ἐκεῖ φυομένων ϑερμῶν ὑδάτων πεποίηται. Πηγὰς δὲ ποτίμων ὑδάτων ὡς ἑκάστῳ ἀποβλυζούσας ἐς τόνδε τὸν χῶρον ὀχεταγωγίᾳ διακομίσας, τὸν πρότερον ἐνταῦϑα ἐπιχωριάζοντα περιεῖλεν αὐχμόν. Ἀλλὰ καὶ τοῦ ἀρχαγγέλου τὸ τέμενος, καὶ τὸ τῶν νοσούντων ἀναπαυστήριον, μείζω τε καὶ καταπολὺ ἐπιφανέστερον κατεστήσατο. (*) In Aſien alſo, nicht in Europa lagen unſere Bäder: in **Bithynien**, nicht in Phocis lag Pythia; eine Gegend, nicht eine Stadt. Dieſe Bäder wurden von den Byzantinern häufig beſucht; der Geſundheit und des bloſſen Vergnügens wegen. Sie hatten bereits die nothwendigſten Gebäude, ein Krankenhaus und einen Tempel; als Juſtinianus dieſe nicht allein erweitern und verſchönern, ſondern auch für ſich einen eigenen prächtigen Pallaſt daſelbſt erbauen ließ. Novum palatium condidit, ſagt der lateiniſche Ueberſetzer Maltretus: nicht ſo recht wohl. Denn „einen neuen Pallaſt bauen," giebt zu verſtehen, daß ſchon ein Pallaſt da geweſen, welches aber Procopius ausdrücklich verneinet: βασίλεια οὐ πρότερον ὄντα. Juſtinianus war der erſte Kayſer, der um auf längere Zeit die Vorzüge des Ortes genieſſen zu können, ſeinen eigenen Pallaſt daſelbſt hatte. Auſſer dieſem ließ er auch ein öffentliches Badehaus bauen, und trinkbares Waſſer aus der Ferne herbey leiten, an welchem die Gegend zeither groſſen Mangel gehabt hatte.

Und nun, da wir dieſe Verdienſte des Juſtinianus um dieſe Bäder kennen: was folget daraus wahrſcheinlicher Weiſe in Anſehung des Verfaſſers unſers Gedichts? Alle Handſchriften nennen ihn Paulus Silentiarius. Man kannte aber bereits einen Mann dieſes Namens und dieſes Titels, der ebenfalls ein Dichter war, aus verſchiedenen in der Anthologie von ihm aufbehaltenen Stücken. Warum alſo ohne Noth die We-

---

(*) Lib. V. cap. 3. p. 98. Edit. *Maltret.*

ſen vermehren? Warum ſoll nicht eben der Paulus Silentiarius, der die Epigramme in der Anthologie gemacht hat, auch unſer Gedicht gemacht haben? Von dieſem aber iſt ausgemacht, daß er erſter Geheimſchreiber bey dem Kayſer Juſtinianus geweſen: und was iſt in unſerm Gedichte, warum es nicht ein Geheimſchreiber des nehmlichen Kayſers könnte gemacht haben? So ſchloß man; und ließ ſich um den eigentlichen Vorwurf dieſes Gedichts unbekümmert. Und nun, da wir den genauer kennen; da wir wiſſen, daß er Bäder betrift, welche eben der Kayſer ſo ſehr verſchönert hatte, bey welchem jener Paulus die Stelle eines Silentiarius bekleidete: ſollten wir anders ſchlieſſen? ſollten wir nicht um ſo viel mehr ein Gedicht auf dieſe Bäder, eben demſelben Paulus beylegen? Hiezu kömmt noch, daß er einen andern Bau ſeines Kayſers ebenfalls beſungen: nehmlich der St. Sophien Kirche in der Hauptſtadt, welche Juſtinianus, nach dem Tode ſeiner Gemahlin Theodora, vollenden ließ. Wenn Paulus dieſes einer Kirche gethan: warum hätte er es nicht auch Bädern thun können, die gewiſſermaaſſen das Werk ſeines Kayſers, noch mehr waren, als jene?

Ich frage, warum nicht? Oder, was iſt denn nun der mächtige Grund, der uns bewegen ſoll, den Verfaſſer unſers Gedichts für einen ganz andern und weit jüngern Paulus Silentiarius zu halten, als für den, der unter dem Juſtinianus gelebt, und ſich durch ſo ähnliche Arbeiten bekannt gemacht hat? Kein andrer als dieſer: weil in einer Handſchrift der Herzoglichen Bibliothek zu Florenz, ſich dieſes unſer Gedicht an den Kayſer Conſtantinus Porphyrogennetus gerichtet findet, der mehr als vierhundert Jahre nach dem Juſtinianus regierte. Πρὸς τὸν βασιλέα κύριον Κωνσταντῖνον τὸν Πορφυρογέννητον, heißt es da nicht allein in der Aufſchrift: ſondern eine Anrede an dieſen Kayſer iſt ſogar dem Gedichte ſelbſt eingeſchaltet; indem die drey erſten Zeilen, welche ſonſt überall blos heiſſen,

Βούλει μαθεῖν, ἄνθρωπε,
Θερμῶν ἄτεχνον ῥεῦμα.

alldort ſo lauten,

Βούλει μαθεῖν, Αὔγουστε
Κωνσταντῖνε κράτιστε,
Θερμῶν ἄτεχνον ῥεῦμα.

Dieſes berichtet, wie wir geſehen, Fabricius aus der Abſchrift, welche Gudius von jenem Florentiniſchen Manuſcripte genommen hatte: dieſes beſtärkt Bandini, wo er in dem angezogenem Werke dieſes Manuſcript ſelbſt beſchreibt.

Aber ich kann es ſchwer begreiffen, wie dieſer letztre, was jener nur blos hiſtoriſch beybringt, für eine ganz ausgemachte Sache hat annehmen können. Citat hoc jambicum carmen, ſchreibt er, ex noſtro Codice *Fabricius B. G. Vol. VI. p.* 280. ubi recte admonet, Paulum hunc noſtrum longe diverſum eſſe ab alio Paulo, qui Iuſtiniani Imperatoris Silentiariorum, ſive Secretariorum primicerius fuit. Wie geſagt: das giebt Fabricius nicht für ſeine Meynung; er erzehlt blos, daß es in der Florentiniſchen Handſchrift vorgegeben werde. Freylich wundert mich, daß, wenn Fabricius jemals das Gedicht ſelbſt geleſen, er ſich entbrechen können, dieſem Vorgeben nicht geradezu zu widerſprechen. Es iſt ſo ungegründet, oder gründet ſich höchſtens auf eine ſo augenſcheinliche Verfälſchung, als nur immer ein nichtiges Vorgeben von der Welt. Der Beweiſe hiervon ſind mehrere, als eine ſolche Kleinigkeit bedarf. Denn vors erſte: der Zuſatz, worauf es hier ankömmt, findet ſich ſonſt nirgends als in dieſem einzigen Manuſcripte. Er findet ſich nicht in den drey übrigen Manuſcripten, welche in eben der Bibliothek von dem nehmlichen Gedichte aufbehalten werden; er hat ſich in keinem von den Manuſcripten gefunden, welche Aldus, Ancantherus, Stephanus, Vulcanius, Morellus, alle die ungenannten Herausgeber der Anthologie, gebraucht haben; er findet ſich eben ſo wenig in unſerm Manuſcripte. Was kann nun ein einziges gegen ſo viele? Denn vors zweyte: jener Zuſatz, jene Anrede an den Kayſer Conſtantinus, ſind in allen dieſen Manuſcripten nicht blos weggelaſſen, ſondern ſie haben anſtatt jener Anrede etwas, welches nur allein da ſtehen kann. Der Ton, auf den das ganze Gedicht geſtimmt iſt, iſt gegen die Anrede an einen Kayſer. „Du willſt lernen, großmäch-

„tiger Kayſer — Nun ſo gieb Acht — So meyneſt du? aber ſo „meyne ich. — Thu alſo das — Unterlaß alſo jenes.“ — Wer hat jemals mit einem Kayſer ſo geſprochen? Und mit was für einem Kayſer hätte der Dichter ſo geſprochen? Gerade mit dem gelehrteſten von allen Griechiſchen Kayſern. Gegen ihn, gegen den Kayſer Conſtantinus Porphyrogennetus, hätte ein unbekannter Versmann ſich mit ſolchen Armſeligkeiten ein ſolches Anſehen geben dürfen? Kaum waren ſie noch gut genug, dem erſten dem beſten guten Freunde vorgeleyert zu werden, den man ſo unwiſſend annehmen kann, als man will. Ἄνϑρωπε alſo, ſicherlich ἄνϑρωπε war die Anrede, und nicht Αὔγουστε Κωνσταντῖνε κράτιστε. Denn vors dritte: wie deutlich verräth nicht auch ſchon das bloſſe Κωνσταντῖνε die Interpolation des unwiſſenden Abſchreibers? So viel Freyheiten ſich nehmlich auch Paulus, in Anſehung der Proſodie, durch das ganze Gedicht erlaubt hat: ſo iſt ihm doch nirgends ein ſo barbariſcher Vers entfahren, als dieſer Κωνσταντῖνε κράτιστε. Die dritte Sylbe iſt bey ihm nie lang, wie ſie es doch hier ſeyn würde: und er wußte es zu gut, daß mit dieſer keine Licenz gelte, wenn ſeine Jamben wirklich noch Jamben bleiben ſollten. Er iſt alſo offenbar eingeſchoben, dieſer Vers; und zu einer Zeit eingeſchoben, als man die ſogenannten politiſchen Verſe machte, und die Sylben nicht mehr maaß, ſondern blos zählte. Dieſer einzige Vers mag aus den Zeiten des Conſtantinus Porphyrogennetus ſeyn: aber das Uebrige iſt es gewiß nicht. Soll ich noch ein Viertes hinzuſetzen? So wenig, oder ſo nichts auch, in dem ganzen Gedichte vorkömmt, was eine offenbare Beziehung auf die Zeit hätte, in welcher es geſchrieben worden: ſo finde ich doch ein Paar Zeilen, welche wenigſtens anzeigen, daß es nach dem achten Jahrhunderte wohl nicht geſchrieben worden. Der Dichter kömmt endlich auf Gott, der alle die angeführten Wunder in der phyſikaliſchen Welt ſchaffe; und ſagt:

Τοῦτον κάλει ϑεόν σου,
Τοῦτον φρενὶ φαντάζου,
Μηδὲν τυπῶν πρὸς εἶδος,
Εἰ μὴ ϑέλεις γε πταίειν.

„Mache dir ja nicht irgend ein ſinnliches Bild von ihm, „wenn du nicht ſtraucheln willſt.“ Ich meine, dieſes dürfte ſchwerlich nach 787 geſchrieben ſeyn, als auf der Kirchenverſammlung zu Nicäa die Verehrung der Bilder auf immer in der Griechiſchen Kirche eingeführt wurde. Weit eher dürfte es hingegen auf die Zeiten des Juſtinianus paſſen, als zu welchen ſich der Bilderdienſt allmälig einzuſchleichen anfieng, aber noch bey vielen viel Widerſpruch fand.

Indeß möchte ich auf den letztern Grund auch nicht zu ſehr trauen; indem, ſo viel ich weiß, es bey den Griechen doch noch immer unerlaubt blieb, das eigentliche göttliche Weſen auf irgend eine Weiſe bildlich vorzuſtellen, und bey dem Dichter doch wohl nur von dieſem die Rede iſt. Genug daß die übrigen Gründe hinlänglich ſtark ſind, den einmal bekannten Paulus Silentiarius in dem Beſitze unſers Gedichts zu erhalten; ohne daß wir nöthig haben, uns einen zweyten dieſes Namens aufdringen zu laſſen. Wahr iſt es, daß die Epigrammen, welche in der Anthologie von ihm vorkommen, ein wenig aus andern Augen ſehen: doch da dieſe faſt lauter verliebte Kleinigkeiten ſind, ſo entſprang die ganze Verſchiedenheit, die man zwiſchen ihnen, und den ihm ſtreitig gemachten Jamben bemerken könnte, wohl nothwendig aus der Verſchiedenheit des Innhalts. Ob er ſich in dem Gedichte auf die Kirche der heil. Sophie, beſonders in den demſelben vorgeſchickten Jamben, ähnlicher iſt, kann ich nicht ſagen, weil die einzige Ausgabe dieſes Gedichts, (vom Du Fresne, hinter dem Cinnamus) in unſerer Bibliothek mangelt, und ich es ſonſt nie geleſen habe.

Nach allen dieſen Erörterungen fiel mir noch bey, den Pythiſchen Bädern in den neuern Zeiten nachzuſpüren. Daß ſie, noch ſpät nach dem Juſtinianus, von den Kayſern beſucht worden, ſehe ich aus den Nachrichten, welche Conſtantinus Porphyrogennetus ſeinem Sohne Romanus, wegen der Kayſerlichen Jacht (wenn ich anders δρομώνιον ſo überſetzen darf) ertheilet. (*) Er ſagt ihm, daß Leo der Weiſe, welcher 886 zur Regierung kam, ſich zuerſt einer ſolchen Jacht bedienet, wenn er eine von ſeinen weitern Reiſen thun wollen: οἷον εἰς Νι-

---

(*) *Banduri* Imperium Orient. T. I. p. 113.

χωρήσειν, εἰς τὸν Ὄλυμπον, εἰς τὰ Πύθια. Wenn wir nun annehmen dürfen, daß Conſtantinus dieſe Orte nach ihrer weiteren und weiteſten Entfernung von Conſtantinopel angegeben: ſo folget daraus, daß die Gegend Pythia von dort aus jenſeit des Olympus gelegen. Hierherum ſuchte ich alſo unſere Bäder bey den neueſten und beſten Reiſebeſchreibern, welche Natolien durchzogen. Beym Pocock, und andern, wo ich ſie am liebſten gefunden hätte, fand ich ſie nicht. Pocock hat zwar den Olympus beſucht, und gedenket ſehr ſchöner warmen Bäder, die an dem Fuſſe deſſelben, gegen Burſa zu, liegen. (*) Doch dieſes ſind die Θερμὰ τῆς Προύσης, die warmen Bäder zu Pruſa, welche an der angezogenen Stelle des Conſtantinus ausdrücklich von den Pythiſchen Bädern unterſchieden werden. Um den Olympus herum, iſt Pocock nicht gekommen; wohl aber Paul Lucas. So berüchtigt dieſer nun ſonſt, wegen ſeiner Leichtgläubigkeit, iſt: ſo ziemlich kann man ihm doch trauen, wenn es auf das Terrain ankömmt. Was er alſo von den warmen Bädern bey Eskicher ſagt, welchen Ort er auf ſeiner letzten Reiſe beſuchte, verdienet allen Glauben (**). Und eben dieſe Bäder zu Eskicher, glaube ich gewiß, ſind unſere Pythiſchen. Denn nicht allein ihre Lage trift mit jener, aus den Worten des Conſtantinus angegebenen, völlig überein; ſondern auch was Lucas ſonſt von ihnen ſagt, iſt völlig von der Beſchaffenheit, daß es mich in meiner Meynung beſtärkt. Eskicher, ſagt er, eſt pleine de belles Fontaines: toutes ſont d'eau chaude; et l'on n'en boiroit point d'autre, ſi l'on n'avoit ſoin d'en faire refroidir. Was heißt das anders, als daß ſonſt kein trinkbares Waſſer in daſiger Gegend zu finden? Ein Fehler, den nach dem Prokopius, wie wir geſehen, auch Pythia vor dem Juſtinianus hatte; und der nothwendig wieder eintreten müſſen, wenn man die Waſſerleitung verfallen laſſen, durch welche dieſer Kayſer ihm abhelfen ließ. Il y a auſſi, fährt Lucas fort, cinq bains de ces eaux, dont un paroit aſſez antique; c'eſt un fort beau Dôme ſoutenu par de belles colonnes de jaſpe et bâti de Marbre depuis les fondements. Aller Wahr-

---

(*) Reiſebeſ. deut. Ueberſ. Theil III. Seite 177.

(**) Voyage fait par Ordre du Roi. Tom. I. p. 103. Amſt. 1714 ſcheinlichkeit nach iſt dieſes das nehmliche öffentliche Bad, welches eben dieſer Kayſer, wie Prokopius meldet, erbauen laſſen. Die prächtigen Ruder eines ſehr groſſen Gebäudes aber, nebſt einer Kirche und eines Kirchhofes, welche Lucas anderthalb Franzöſiſche Meilen von Eskicher ſahe, ſind ohne Zweifel der kayſerliche Pallaſt ſelbſt, der in einiger Entfernung von den Bädern geſtanden, und die vom Prokopius beſagte Kirche zum Erzengel geweſen. Von den Inſcriptionen, die Lucas auf den Grabmählern des Kirchhofs fand, hat er ſogar ſieben abgeſchrieben und mitgetheilet. Allein man weiß ſchon wie unbrauchbar die Inſcriptionen des Lucas überhaupt ſind; und dieſe ſieben, wenn man ſie ja noch etwas kann beſagen laſſen, beſagen wenigſtens nichts, was hier zur Sache gehört.

VI.

Vermeinte ΑΝΕΚΔΟΤΑ des Antoninus in der Herzoglichen Bibliothek zu Florenz.

Ich überlege, daß einige von meinen Leſern glauben dürften, nicht zeitig genug erfahren zu können, was es mit den obgedachten Stellen des Antoninus (*) für eine Bewandtniß habe, von welchen Bandini vorgiebt, daß ſie noch ungedruckt, und in einigen Handſchriften der Herzoglichen Bibliothek zu Florenz zu finden wären. Die Sache läßt ſich, an und für ſich, gar wohl denken. Denn das Buch des Antoninus beſtehet aus lauter einzeln, nur wenig zuſammenhangenden Betrachtungen, von welchen ſich in den Handſchriften, aus denen die bisherigen Ausgaben beſorgt worden, gar wohl einige könnten verlohren haben. Wenn ſich dieſe nun ſonſt wo wiederfänden; geſetzt auch, nur in einem Auszuge des Ganzen, nach welchem man ihnen ihre angebohrnen Stellen in dieſem Ganzen nicht anweiſen könnte: ſo wären es doch noch immer ſo viele koſtbare Perlen, die ſich mehr durch ihren eignen Werth, als durch die Ordnung, in welcher ſie aufgereihet ſind, empfehlen. — Ich will alſo die verſprochne genauere Anzeige, gleich itzt beyfügen.

(*) Seite 111.

Herr **Bandini**, wie bekannt, iſt Vorſteher genannter Bibliothek, die ſonſt den Namen der **Medicea** oder **Laurentiana** führet; und hat die Griechiſchen Handſchriften derſelben in drey Folianten beſchrieben, wovon der erſte im Jahre 64, und der dritte im Jahre 70, ans Licht getreten. Wie viele Mühe ihm dieſes Werk müſſe gekoſtet haben; wie vielen Dank ihm die Gelehrten dafür ſchuldig ſind: das alles verſteht ſich von ſelbſt. Einem Bibliothekar insbeſondere, welcher Griechiſche Handſchriften unter ſeinem Beſchluſſe hat, und ſie nicht blos, wie der Hund das Heu, bewahren will, iſt es faſt unentbehrlich. Ich wenigſtens, für mein Theil, bekenne mit Vergnügen, daß es mir die erſprieſslichſten Dienſte von der Welt thut. Und nur aus Erkenntlichkeit für dieſe Dienſte, will ich es hier wagen, mich dem Herrn **Bandini** wiederum durch eine kleine Auskunft gefällig zu machen.

Herr **Bandini** alſo fand in einer von den Handſchriften, welche das Gedicht des **Paulus Silentiarius** enthalten, auch Auszüge aus den zwölf Büchern des **Antoninus** καθ' ἑαυτόν. Ebendieſelben Auszüge, nur nicht immer in der nehmlichen Vollſtändigkeit, fand er noch in drey andern Handſchriften; und hielt es um ſo viel mehr der Mühe werth, bey Beſchreibung der erſtern, ſie nach allen vieren genau anzuzeigen, da er einige Stücke oder Paragraphen darunter zu bemerken glaubte, welche er in der gedruckten Ausgabe des **Gataker**, der beſten, die wir von dem Antoninus haben, alles Fleiſſes ohngeachtet, nicht aufſinden können. Es iſt unumgänglich, die ganze Stelle, aus dem zweyten Tome ſeines Werks, herzuſetzen. — Nehmlich Cod. VII. Plut. LV. enthält zum

XIV. p. 265. *Marci Antonini ex libris XII. de rebus ſuis Excerpta Capita.* Hæc cum in quatuor huius Bibliothecæ Codicibus, quoad nobis hactenus innotuit, occurrant, in aliis plura, in aliis vero pauciora; placuit heic omnium, quotquot in ipſis habentur, initia proferre, et quidem eodem ordine, quo inibi jacent, ſervato. Præterea quum præ manibus haberemus huius operis editionem Græc. Latin. Cantabrig. MDCLII. 4. non omiſimus eorum ſingula diligenter in ipſa perveſtigare, ut

quænam ex iis eſſent edita, quæ vero ſecus, lectoribus innueremus. En igitur ipſorum ſeries:

I. Inc. Ἴδιον ἀνθρώπων. Ex Libro VII. §. 22.
II. Βαβυλωνίους τε καὶ Χαλδαίους, σοφοὺς τὰ οὐράνια, κ. λ. Non invenimus in dicta edit. quod idem monitum volumus intelligi, ubi nulla editionis citatio fiat.
III. Φοβεῖταί τις μεταβολήν; Libr. VII. §. 18.
IV. Τὴν ὕαιναν τῇ τις μὲν ἄῤῥενα.
V. Ἵππος ἐῤῥιμμένος, σφηκῶν γένεσίς ἐςιν.
VI. Μὴ αἰσχύνου βοηθούμενος. Libr. VII. §. 7.
VII. Ἀτυχὴς ἐγὼ, ὅτι τοῦτό μοι συνέβη;
VIII. Εἰς τοὺς ψυκτῆρας ὅταν δὲ μύες ἐμπέσωσιν.
IX. Μυῖα ἐμπεσοῦσα εἰς ὕδωρ.
X. Κύων δὲ θαλαττία τεκοῦσα.
XI. Τὴν σηπίαν ὅταν μέλλωσιν αἱρεῖν.
XII. Ὁ ἰχθὺς ὁ κέφαλος τῶν τοῖς ἕλεσι, κ. λ.
XIII. Χελιδὼν δὲ ἄρα τῆς ὥρας τῆς ἀρίςης.
XIV. Ὁ μέροψ τὸ ὄρνεον ἔμπαλιν φασι.
XV. Ὁ ποιόν ἐςι τὸ λεγόμενον. Lib. V. §. 7.
XVI. Ὅταν ἀλοητὸς ᾖ, καὶ ςρέφονται.
XVII. Οὐδὲν οὐδενί. Libr. V. §. 7.
XVIII. Τὸ ἡγεμονικόν. Lib. V. §. 28.
XIX. Οἱ ἵπποι τὰς κάτω βλεφαρίδας.
XX. Ἡ πάρδαλις πέντε ἔχει δακτύλους.
XXI. Οἷον δὴ τὸ φαντασία. Lib. VI. §. 13. Definit in verbis: τότε μάλιςα καταγοητεύει.
XXII. Ἀνάνηφε καὶ ἀνακαλοῦ σεαυτόν. Lib. VI. §. 31.
XXIII. Ἀριςοτέλης λέγει τὸν ὑπὸ ὕδρου πληγέντα.
XXIV. Σπῖναι δὲ ἄρα σοφώτεραι.
XXV. Οἷς συγκεκλήρωνται πράγμασι. Def. κατὰ νοῦν τὰ ἑαυτοῦ. Lib. IX. §. 39. et 40.
XXVI. Καλεῖταί τις Διομήδεια νῆσος.
XXVII. Ὅπου ἔργον ἐπιτελεῖσθαι. Lib. VII. §. 53.
XXVIII. Συνεχῶς ἐφεςάναι. Lib. VII. §. 62.
XXIX. Πᾶσα ψυχὴ φησιν. Lib. VII. §. 63.
XXX. Ὁ σκάρος πόας μὲν θαλαττίας σιτεῖται.
XXXI. Πόθεν ἔσμεν, εἰ μὴ τηλαυγής. Lib. VII. §. 66.

XXXII. Οἱ θεοὶ ἀθάνατοι. Lib. VII. §. 70

XXXIII. Γελοῖόν ἐςιν. Lib. VII. §. 71.

XXXIV. Μέμνησο, ὅτι ὥσπερ αἰσχρόν. Lib. VIII. § 15

XXXV. Οὐδενὶ μεμπτέον· εἰ μὲν γὰρ δύνασαι, κ. λ.

XXXVI. Τιμωροῦσιν ἀλλήλους, ὡς ἄνθρωποι, κ. λ.

XXXVII. Εἴ ποτε εἶδες. Lib. VIII. §. 34.

XXXVIII. Μέμνησο, ὅτι ἀκαταμάχητον. Lib. VIII § 48

XXXVIIII. Μηκέτι μόνον. Lib. VIII. §. 54.

XL. Λέγουσι τὸν θῶα τὸ ζῶον.

XLI. Ἦσαν δὲ ἄρα καὶ συμφωνεῖν ἰχθύες.

XLII. Ὁ ἥλιος κατακεχύσθαι. Lib. VIII. §. 57

XLIII. Τῷ ἐμῷ προαιρετικῷ. Lib. VIII. § 56.

XLIV. Ὁ κηφὴν ὁ ἐν μελίτταις γινόμενος.

XLV. Εἰσὶ δέ τινες καὶ ἐν ταῖς μελίτταις.

XLVI. Ὁ ἀδικῶν ἀσεβεῖ. Lib. IX. §. 1. Definit autem in verbis. δῆλον ὡς ἀσεβεῖ.

XLVII. Μελιττῶν δὲ ἡλικίαν δὲ διαγνοίη.

XLVIII. Ἤτοι οὐδὲν δύνανται. Lib. X. § 40.

XLIX. Τέσσαρας μάλιςα. Lib. XI. §. 41.

L. Πατὴρ δὲ ἐν ἰχθύσιν ὁ γλαῦκος.

LI. Ὅταν τινὸς ἀναισχυντίᾳ. Lib. IX. §. 42.

LII. Φαντάζου πάντα. Lib. X. §. 28.

LIII. Κατὰ μέρος ἐφ᾽ ἑκάςου. Lib. X. § 29.

LIV. Μηδενὶ ἐξέςω εἰπεῖν. Lib. X. §. 32.

LV. Τῷ δεδηγμένῳ ὑπὸ τῶν ἀληθῶν. Lib. X. § 34

LVI. Τὸν ὑγιαίνοντα ὀφθαλμόν. Lib. X. §. 35.

LVII. Καταφιλοῦντα τὸ παιδίον. Def. τὸ νῦν μὴ ὄν. Lib. XI. §. 34. et 35.

LVIII. Ὁ θεὸς πάντα τὰ ἡγεμονικά. Lib. XII. § 12.

LIX. Οἱ ἐνιςάμενοι προϊόντι. Lib. XI. § 9.

LX. Ὦ μή τις καὶ ὁ αὐτός ἐςι. Lib. X. § 21.

LXI. Πολλάκις ἐθαύμασα, πῶς ἑαυτόν, κ. λ. Lib. XII. §. 4. Definit autem in verbis. ἢ τὴν τῶν ἄλλων.

LXII. Ἤτοι ἀνάγκη εἱμαρμένης. Def. ἀποσβήσεται Lib. XII. §. 14. et 15.

LXIII. Πρὸς θανάτου καταφρόνησιν. Lib. XII. § 34

Ex recenſitis igitur ſexaginta tribus capitibus, Codex VII. Plut. LV. quem modo recenſemus, habet tantummodo quinquaginta integra, et duo mutila; nimirum incipiunt a primo usque ad vigeſimum incluſive. Vigeſimum primum caret ſine, ac trigeſimum initio, unius fortaſſe, aut alterius folii iactura inter p. 266. et 267. qua reliqua etiam, quæ vigeſimum primum inter et trigeſimum iacent, periere. Deſinit autem in ſexageſimo.

Codex XVII. Plut. LIX. et Codex XIII. Plutei LXXIV. habent tantum triginta novem, nimirum I. III. VI. VII. XV. XXXVII. XVII. XVIII. XXI. XXII. XXV. XXVII. XXVIII. XXIX. XXXI. XXXII. XXXIII. XXXIV. XXXV. XXXVIII. XXXIX. XLII. XLIII. XLVI. XLVIII. IL. et LI. cum reliquis usque ad finem.

Codex denique XLIV. Plut. LIX. præter prima quatuor Capita, reliqua omnia exhibet, incipiens a quinto, et deſinens in ſexageſimo tertio. Horum vero Capitum inſcriptio in primis tribus Codicibus eadem eſt, nimirum Μάρκου Ἀντωνίνου ἐκ τῶν καθ᾽ ἑαυτόν. Finalis vero in primo Codice eſt: ὁμοῦ κεφάλαια ξ. In ſecundo: τέλος τῶν φιλοσόφων τοῦ Ἀντωνίνου Μάρκου. In tertio: Τέλος. In quarto denique neque in principio, neque in fine vllum auctoris nomen.

Wer kann dieſes leſen, der den Antoninus kennet, und für Begierde nicht brennen? So manches von dieſem Manne noch ungedruckt, aus deſſen Munde kein Wort auf die Erde hätte fallen müſſen? der vollends keine Sylbe ſollte geſchrieben haben, die noch itzt mit Motte und Moder kämpfte? Auch ſind das, wahrlich, nicht blos leidige Fragmente, wie man ſie aus den Anführungen eines Grammatikers zuſammenſtoppelt. Es müſſen anſehnliche Stellen ſeyn, wenn man ſie nach denen ſchätzen darf, die in den gedruckten Ausgaben davon vorkommen. Ja, da ſie, der Zahl nach, faſt die Hälfte ausmachen; indem ihrer alle zuſammen drey und ſechzig, der vom Bandini unnachgewieſnen aber ſechs und zwanzig ſind: ſo müſſen dieſe ſechs und zwanzig faſt ſo viel betragen, als wenigſtens das kürzeſte von den zwölf Büchern, woraus das ganze Werk beſtehet. Nehmlich: Nummer II. IV. V. VII. VIII. IX. X. XI. XII. XIII. XIV. XVI. XIX. XX. XXIII. XXIV. XXVI. XXX. XXXV.

XXXVI. XL. XLI. XLIV. XLV. XLVII. und L. Lauter noch ungedruckte Paragraphen des Antoninus!

Iſt es möglich? — Und Herr Bandini konnte ſich begnügen laſſen, uns dieſen Schatz blos anzuzeigen? Was hinderte ihn, die Welt nicht gleich in den Beſitz deſſelben zu ſetzen? Er hat ſo manche Ἀνέκδοτα ſeinem Verzeichniſſe einverleibet, wovon viele ſchwerlich eine einzige Sentenz des Antoninus werth ſind: und warum denn nun nicht auch dieſe?

Doch ehe man ſich weiter den Kopf über dieſe Frage zerbricht, und ehe noch gar ein ehrlicher Deutſcher nach Italien ſchreibt, und es ſich Höflichkeit und Geld koſten läßt, eine Abſchrift von den vortrefflichen Dingen zu erhalten, nach welchen man uns ehrlichen Transalpinern den Mund ſo wäßrig zu machen weiß; ſo will ich, was ich ſchon zu verſtehen gegeben, hier förmlichſt anzuzeigen nicht ermangeln.

Nehmlich: daß in dieſem Puncte unſere Auguſta der Medicea nichts nachgiebt, indem ſie nicht allein ebendieſelben ſchon gedruckten, ſondern auch ebendieſelben noch ungedruckten Paragraphen des Antoninus, in einer Handſchrift beſitzet, die aller Wahrſcheinlichkeit nach das Original jener vier Florentiniſchen geweſen. Denn die Florentiniſchen insgeſammt ſind verſtümmelt, und was Bandini aus ihnen allen zuſammenſetzen müſſen, das enthält unſere Eine Handſchrift in der beſten Vollſtändigkeit und Ordnung; ja vollkommen in der nehmlichen Ordnung, als ſich aus Zuſammenhaltung jener viere ergeben. Und, wie geſagt, es iſt eben dieſelbe, die ich in dem vorigen hinlänglich beſchrieben, und in der, nach den Gemälden des Philoſtratus, alles das, unter der Aufſchrift Μάρκου Ἀντωνίνου ἐκ τῶν καθ᾽ αὐτόν, folget.

Damit ich aber auch dieſe meine Anzeige augenſcheinlich beſtätige: ſo will ich ſofort, was Bandini unterlaſſen, nachhohlen, und ſeine Anfangsworte der noch ungedruckten Paragraphen, aus unſerer Handſchrift ausfüllen. Ich fange alſo bey Nummer II. an, und will von da zu allen den übrigen, wenn Gott will, fortgehen, die er in der gedruckten Ausgabe des Antoninus nicht nachgewieſen hat.

II.

Βαβυλωνίους τε καὶ Χαλδαίους σοφοὺς τὰ οὐράνια ᾄδουσι οἱ συγγραφεῖς. μύρμηκες δὲ οὔτε εἰς οὐρανὸν ἀναβλέποντες, οὐδὲ τὰς τοῦ μηνὸς ἡμέρας ἐπὶ δακτύλων ἀριθμεῖν ἔχοντες, ὅμως δῶρον ἐκ φύσεως εἰλήχασι παράδοξον· τῇ γὰρ ἡμέρᾳ τοῦ μηνὸς τῇ νέᾳ, εἴσω τῆς ἑαυτῶν στέγης οἰκουροῦσι, τὴν ὀπὴν οὐχ ὑπερβαίνοντες, ἀλλὰ ἀτρεμοῦντες.

IV.

Τὴν ὕαιναν τῆτες(*) μὲν ἄῤῥενα εἰ θεάσαιο, τὴν αὐτὴν εἰς νέωτα ὄψει θῆλυν· εἰ δὲ θῆλυν νῦν, μετὰ ταῦτα ἄῤῥενα· κοινωνοῦσί τε ἀφροδίτης ἑκατέρας· γαμοῦσί τε καὶ γαμοῦνται ἀνὰ ἔτος πᾶν· ἀμείβουσαι τὸ γένος· οὐκοῦν τὸν καινέα καὶ τὸν τειρεσίαν, ἀρχαίους ἀπέδειξε τὸ ζῶον τοῦτο οὐκ ὕμνοις ἀλλὰ τοῖς ἔργοις αὐτοῖς.

V.

Ἵππος ἐῤῥιμμένος, σφηκῶν γένεσίς ἐστιν· ὁ μὲν γὰρ ὑποσήπεται· ἐκ δὲ τοῦ μυελοῦ ἐκπέτονται οἱ θῆρες οὗτοι· ὠκίστου ζώου πτηνὰ ἔκγονα τοῦ ἵππου οἱ σφῆκες.

VII.

Ἀτυχὴς ἐγὼ ὅτι τοῦτό μοι συνέβη; οὐμενοῦν· ἀλλ' εὐτυχὴς ἐγὼ· ὅτι τούτου μοι συμβεβηκότος, ἄλυπος διατελῶ· οὔθ' ὑπὸ τοῦ παρόντος θραυόμενος, οὔτε τὸ ἐπιὸν φοβούμενος, συμβῆναι μὲν γὰρ τὸ τοιοῦτο, παντὶ ἐδύνατο, ἄλυπος δὲ οὐ πᾶς ἐπὶ τούτῳ ἂν διετέλεσε· διατί οὖν ἐκεῖνο μᾶλλον ἀτύχημα· ἢ τοῦτο εὐτύχημα· λέγεις δὲ ὅλως ἀτύχημα ἀνθρώπου ὃ οὐκ ἔστιν ἀπότευγμα τῆς φύσεως τοῦ ἀνθρώπου; ἀπότευγμα δὲ τῆς φύσεως τοῦ ἀνθρώπου εἶναι δοκεῖ σοι, ὃ μὴ παρὰ τὸ βούλημα τῆς φύσεως αὐτοῦ ἐστί; τί οὖν τὸ βούλημα μεμάθηκας· μήτι οὖν τὸ συμβεβηκὸς τοῦτο κωλύει σε δίκαιον εἶναι· μεγαλόψυχον· σώφρονα· ἔμφρονα· ἀψευδῆ· αἰδήμονα· ἐλευθέριον· τἄλλα ὧνπερ ὄντων ἡ φύσις τοῦ ἀνθρώπου ἀπέχει τὰ ἴδια.

VIII.

Εἰς τοὺς ψυκτῆρας ὅταν οἱ μύες ἐμπέσωσι ἀνανεῦσαι καὶ ἀνελθεῖν οὐ δυνάμενοι, τὰς ἀλλήλων οὐρὰς ἐνδακόντες, εἶτα ἐφέλκουσι· τὸν δεύτερον ὁ πρῶτος· καὶ ὁ δεύτερος τὸν τρίτον· οὕτω

(*) Für τῆτες, ſo viel als heuer, in dieſem Jahre, hat Bandini unrichtig τῇ τις geleſen.

μὲν οὖν δὴ καὶ τοῖς ἀλλήλοις συμμαχεῖν καὶ ἐπικουρεῖν ἡ σοφωτάτη φύσις ἐξεπαίδευσεν.

IX.

Μυῖα ἐμπεσοῦσα εἰς ὕδωρ, καὶ γάρ ἡ ζῶον ἐςὶ θρασυτάτη· ἀλλὰ γοῦν οὔτε ἀνέχει οὔτε νηκτική ἐςι· καὶ διὰ ταῦτα ἀποπνίγεται· εἰ δὲ αὐτῆς ἐξέλοις τὸν νεκρὸν καὶ τέφραν ἐμπάσαις καὶ καταθήσεις ἐν ἡλίου αὐγῇ, ἀναβιώσεις τὴν μυῖαν.

Doch wahrlich, der Spaß iſt weder des Papiers, noch der Mühe werth, die er mich koſtet. Hier will ich einhalten: denn ich hätte ſchon gleich bey der erſten Probe einhalten können. — Was wären das? Stellen des Antoninus? Ich will Nummer VII. ausnehmen: was iſt in allen den andern, was ſie dieſes Namens nur im geringſten würdig machte? Daß die Ameiſen ſich auf den erſten Tag eines jeden Monats verſtehen, ohne die Tage an den Fingern zählen zu können; daß die Hyäne ein Jahr ums andere, Männchen und Weibchen iſt; daß Wespen aus dem Marke eines faulenden Pferdes empor fliegen; daß die Mäuſe, wenn ſie in den Keſſel gefallen, einander an den Schwänzen heraushelfen; daß ertrunkene Fliegen unter Aſche wieder lebendig werden: vortrefliche Siebenſachen! Um die ſollte ſich Antoninus bekümmert haben? die ſollte er gewürdiget haben, niederzuſchreiben? Wer kennet ſeine Betrachtungen auch nur vom Hörenſagen, und ſtehet einen Augenblick an, auf das zuverſichtlichſte zu entſcheiden, daß dieſe Brocken unmöglich jemals darinn geſtanden haben können? Ja, wer hat ſich in Griechiſchen Büchern noch ſo wenig umgeſehen, und weiß nicht ſogleich, wo ſie her ſind? oder vermuthet es wenigſtens nicht ſogleich, wo ſie her ſeyn könnten? Allem Anſehen nach; aus dem **Aelianus, von der Natur der Thiere.**

Und daher ſind ſie denn auch wirklich: die angeführten fünfe ſowohl, als die übrigen alle, die Hr. **Bandini** ſonach freylich nicht in dem Antoninus finden konnte. Hier iſt die Nachweiſung derſelben:

II. Βαβυλωνίους τε καὶ Χαλδαίους. *Aelianus* Lib. I. c. 22.
IV. Τὴν ὕαιναν τῆτες μὲν ἄῤῥενα. *Ael.* Lib. I. c. 25.
V. Ἵππος ἐῤῥιμμένος σφηκῶν γεν. *Ael.* Lib. I. c. 28.
VII. Ἀτυχὴς ἐγὼ, ὅτι τοῦτό μοι συνέβη: κ. λ.

VIII. Εἰς τοὺς ψυκτῆρας ὅταν οἱ μῦες. *Ael.* L. V. c. 22.
IX. Μυῖα ἐμπεσοῦσα εἰς ὕδωρ. *Ael.* Lib. II. c. 29.
X. Κύων δὲ θαλαττία τεκοῦσα. *Ael.* Lib. I. c. 17.
XI. Τὴν σηπίαν ὅταν μέλλωσιν αἱρεῖν. *Ael.* Lib. I. c. 34.
XII. Ὁ ἰχθὺς ὁ κέφαλος. *Ael.* Lib. I. c. 3.
XIII. Χελιδὼν δὲ ἄρα τῆς ὥρας τῆς ἀρίςης. *Ael.* Lib. I. c. 52.
XIV. Ὁ μέροψ τὸ ὄρνεον. *Ael.* Lib. I. c. 49.
XVI. Ὅταν ἀλοητὸς ᾖ. *Ael.* Lib. IV. c. 25.
XIX. Οἱ ἵπποι τὰς κάτω βλεφαρίδας. *Ael.* L. I. c. 50.
XX. Ἡ πάρδαλις πέντε ἔχει δακτύλους. *Ael.* Lib. IV. c. 49.
XXIII. Ἀριςοτέλης λέγει τὸν ὑφ' ὕδρου. *Ael.* L. IV. c. 57.
XXIV. Σπῖνοι δὲ ἄρα σοφώτεροι. *Ael.* Lib. IV. c. 60.
XXVI. Καλεῖταί τις Διομήδεια νῆσος. *Ael.* Lib. I. c. 1.
XXX. Ὁ σκάρος πόας μὲν θαλαττίας. *Ael.* Lib. I. c. 2.
XXXV. Οὐδενὶ μεμπτέον· εἰ μὲν γὰρ δύνασαι· κ. λ.
XXXVI. Τιμωροῦσι ἀλλήλοις, ὡς ἄνθρωποι. *Ael.* Lib. I. c. 4.
XL. Λέγουσι τὸν θῶα τὸ ζῶον. *Ael.* Lib. I. c. 7. 8.
XLI. Ἦσαν δὲ ἄρα καὶ σωφρονεῖν ἰχθύες. *Ael.* Lib. I. c. 13.
XLIV. Ὁ κηφὴν ὁ ἐν μελίτταις. *Ael.* Lib. I. c. 9.
XLV. Εἰσὶ δέ τινες καὶ ἐν ταῖς μελίτταις. *Ael.* Lib. I. c. 10.
XLVII. Μελιττῶν δὲ ἡλικίαν. *Ael.* Lib. I. c. 11.
L. Πατὴρ δὲ ἐν ἰχθύσιν ὁ γλαῦκος. *Ael.* L. I. c. 26.

Ich bin weit entfernt, die geringſte nachtheilige Anmerkung über ein ſo ſonderbares Quidproquo eines ſo gelehrten Mannes zu machen. Ein Litterator, der ſeine Gedanken unter tauſend und tauſend Scharteken von Büchern und Handſchriften vertheilen muß, kann gar leicht, für lauter Gelehrſamkeit, ſeiner klaſſiſchen Lektüre vergeſſen.

Nur zwey Nummern ſind in meiner Nachweiſung noch ausgefallen, die, ſobald ich ſie in der Handſchrift geleſen hatte, ich mir gleich nicht einkommen ließ, in dem Aelianus zu ſuchen. Nehmlich Nummer VII und Nummer XXXV. Dieſe gehören allerdings dem Antoninus: nur Schade, daß ſie aber auch ſchon gedruckt ſind; und zwar in dem Werke des Antoninus ſelbſt. Hr. Bandini hat in der Eil nur immer die Anfangsworte der Paragraphen deſſelben geleſen; und mehr nicht. Wenn er nur ein wenig weiter geleſen hätte, ſo würde er Nummer VII. welches ſich anfängt: Ἀτυχὴς ἐγώ, ὅτι τοῦτό μοι συνέβη, im 49ſten Paragraphen des vierten Buchs; und Nummer XXXV. Οὐδενὶ μεμπτέον, im 17ten Paragraphen des achten Buches, gar wohl gefunden haben.

Ob ſonſt dieſes ganze Mengſel von ſo heterogenen Auszügen aus dem Antoninus und Aelianus, in unſerm Manuſcripte etwas zu Berichtigung des einen oder des andern beytragen könne: mag man aus der angeführten Probe ſchlieſſen, in der ich mich genau an daſſelbe gehalten habe, ohne das geringſte nach den gedruckten Leſarten zu ändern.

Leibnitz von den ewigen Strafen.

Ich ſehe, daß gegenwärtig bey unſern Theologen der Streit über die Unendlichkeit der Höllenſtrafen wieder rege werden will. Möchte er es doch ſo werden, daß er endlich entſchieden und beygelegt heiſſen könnte! Denn das iſt ohne Zweifel bey dergleichen Streitigkeiten das Traurigſte, daß ſie gemeiniglich nichts erſtreiten, und ſich zwanzig oder funfzig Jahre ſpäter, der erſte der beſte Zelote oder Vernünftler berechtiget glaubt, die Sache ganz wieder von vorne anzufangen.

Einem ſolchen Schwätzer nicht gleich zu werden, iſt es höchſt nöthig, vorher die Geſchichte der ſtreitigen Lehre in ihrem ganzen Umfange zu ſtudieren. Nur wenn man genau weiß, wo jeder Vorgänger ſeinen Faden fallen laſſen, kann man durch Aufhebung derſelben, und durch Vergleichung ihrer verſchiedenen Richtungen, den entweder verlaſſenen oder noch nie betretenen Weg der Wahrheit einzuſchlagen hoffen. Wenn gar unter dieſen Vorgängern ſich Leibnitze befinden: was kann ſchlechterdings lehrreicher ſeyn, als ſich in die geringſten Fußtapfen derſelben zu ſtellen, und von da aus um ſich zu ſchauen!

Mehr, glaube ich, bedarf es nicht, folgende wenige, aber bisher noch ungedruckte Zeilen des groſſen Mannes einzuleiten, der, wenn es nach mir gienge, nicht eine Zeile vergebens müßte geſchrieben haben. Was es aber damit für Bewandtniß habe, glaube ich nicht beſſer, als mit **Mosheims** Worten angeben zu können; beſonders da dieſe Worte ſelbſt, dabey gelegentlich eine litterariſche Erläuterung und Beſtätigung erhalten können.

Als **Mosheim** 1725 ſeine hierhergehörige Schrift, hinter
dem erſten Theile ſeiner heiligen Reden, herausgab, ſchickte er
folgende Erklärung darüber voraus. „Die beygefügten Gedan-
„ken von der Lehre derer, die den Strafen der Hölle ein Ziel
„ſetzen, ſind von mir gefodert worden. Andere haben weitläuf-
„tiger und gelehrter von dieſer Sache geſchrieben. Und ich kanns
„daher wohl leiden, wenn man glaubt, meine Arbeit ſey un-
„nöthig. Die unſchuldige Uebereilung von einigen meiner Freunde,
„die gegen mein Wiſſen dieſelbe wollen drucken laſſen, und zwar
„nicht ohne Fehler, hat mich bewogen, da ich ihr Vorhaben
„erfahren, ihnen zu verſprechen, daß ich ſelbſt den Druck be-
„ſorgen würde. Ich vollziehe jetzund meine Zuſage. Und was
„iſt denn hierin ſtrafwürdiges? Oder würde ich nicht, wenn ich
„meine Zuſage nicht gehalten, eben ſo ſehr geſündiget haben,
„als da ich dieſelbe vollziehe? Es iſt endlich beſſer, einige Bo-
„gen zu viel, als zu wenig, von dergleichen Dingen der Welt
„zu liefern. Und je mehr Einfluß dieſe Lehre in gewiſſe Wahr-
„heiten des Glaubens hat, die den Grund der Seligkeit be-
„treffen, je öfters hat man Urſache, die Beweisthümer derſel-
„ben feſte zu ſetzen. Man pflegt ſtets auf die Vernunft hierinn
„ſich zu berufen. Und es kömmt vielen der berühmteſten Män-
„ner vor, als wenn die Sache derjenigen, welche die Ewigkeit
„der Strafen behaupten, beynahe verlohren ſeyn würde, wenn
„man dieſe allein fragen wollte. Ich glaube das Gegentheil,
„ohne daß ich andere deswegen verachten will, die anders
„denken. Mir deucht, daß die Vernunft, wo nicht ſtärker,
„doch eben ſo ſtark, vor diejenigen ſtreite, welche die Ewig-
„keit, als vor die, welche das Ende der göttlichen Rache ver-
„theidigen. Man ſieht oft gewiſſe Meynungen der Menſchen,
„die den Beyfall der meiſten erhalten, für klare Geſetze der

„Vernunft an, die man nicht leugnen darf. Und oft mißt man die Gerechtigkeit des göttlichen Gerichtes nach der Gewohnheit der menſchlichen Richterſtühle ab. Das ſcharfſinnigſte, was vor das Ende der Höllenſtrafen geſchrieben, ſind die Gedanken eines ſonſt gelehrten Mannes, dem man Schuld giebt, daß er vor ſeinem Ende in die giftigen Irrthümer der Socinianer verfallen. Ich habe dieſelben nicht obenhin geleſen, und gebe dem Verfertiger das Zeugniß eines nicht übel beſchaffenen Verſtandes. Aber wenn man einige Zweydeutigkeiten hebt, und die Kraft der Schlüſſe von den menſchlichen Sachen auf die göttlichen leugnet, ſo wird der ſogenannte Beweis ein Schatten, bey dem man den Zuſammenhang vergebens ſucht. Ich bin lange Willens, in einer Lateiniſchen Schrift die Geſchichte der Lehre, von der hier die Rede, vorzutragen, und nicht nur die Quellen derſelben zu entdecken, ſondern auch die unterſchiedenen Arten, ihr eine Farbe und Gewicht zu geben, zu unterſuchen. Eine Menge von andern Arbeiten, die zum Theile nicht unbekannt, hat bisher die Ausarbeitung derſelben aufgehalten. Vielleicht finden ſich bald einige Stunden, in welchen ich den geſammleten Vorrath von Gedanken und Zeugniſſen in Ordnung bringen und der Welt vorlegen kann.“

Wer jener gelehrte Mann ſey, der noch das Scharfſinnigſte für die verneinende Meynung geſchrieben, zeigt Mosheim durch den untergeſetzten Titel der Schrift ſelbſt an, *Erneſti Soneri* Demonſtratio Theologica et Philoſophica, quod æterna impiorum ſupplicia, non arguant Dei juſtitiam, ſed injuſtitiam, und fügt hinzu: „Der weltberühmte Herr von Leibnitz hat dies Werkchen herausgeben wollen, welches ſehr ſelten iſt. Ich habe eine Abſchrift deſſelben zur Hand, vor dem bereits die Vorrede ſteht, die er mit demſelben wollen drucken laſſen. Ein anderer Ort, wird mir Gelegenheit geben, hievon mehr zu erwähnen, da ich zugleich die Güte desjenigen rühmen werde, dem ich dieſe und andere hierher gehörige Sachen zu danken habe.“

Nun iſt leider Mosheimen die Gelegenheit nicht geworden, auf die er hier ſeine Leſer vertröſtet, und die er ohne Zweifel in jener Lateiniſchen Schrift zu finden hoffte, welche er von der

Geſchichte der ſtreitigen Lehre ausarbeiten wollte. So wie aber jene Schrift nicht zu Stande gekommen, ſo iſt auch die gedachte Vorrede des **Leibnitz**, zu dem Sonerſchen Beweiſe, darüber im Verborgenen geblieben, und faſt gänzlich vergeſſen worden. Denn ſeit 1737, als **Ludovici** in der Hiſtorie der Leibnitziſchen Philoſophie,(*) **Mosheimen** ſeines Verſprechens erinnerte, wüßte ich nicht, daß ihrer von jemand andern anders, als gelegentlich von dem leidigen Bücherkenner,(**) wenn er die Schrift des **Sonerus**, wegen ihrer Seltenheit, anführte, wäre gedacht worden. Selbſt von **Bruckern** nicht, der doch bey Erzählung von **Soners** Verdienſten um die Ariſtoteliſche Philoſophie,(***) die beſte Gelegenheit dazu gehabt hätte. Wenn ſie daher auch nicht in der neuen Ausgabe der ſämmtlichen Werke, die wir dem Herrn **Dutens** zu danken haben, erſchienen iſt: ſo dürfen wir uns um ſo weniger darüber wundern, da Deutſchland überhaupt ſo äuſſerſt nachläßig geweſen, die Bemühungen dieſes würdigen Ausländers zu unterſtützen. Anſtatt daß man ſich um die Wette hätte beeifern ſollen, ihm mit ſo vielen ungedruckten Vermehrungen, als ſich nur immer auftreiben laſſen wollen, an die Hand zu gehen: hat man ihm auch nicht einmal alle bereits gedruckte Aufſätze ſeines Autors angezeigt. Denn er, als ein Ausländer, konnte ſie freylich nicht alle ſelbſt wiſſen; und der einzige ehrliche **Brucker** konnte ſie ihm freylich auch nicht alle nachweiſen. Indeß, wenn das Letztere vielleicht blos unterblieben, weil jeder Deutſche Gelehrte beſorgen mußte, daß ihm ſchon ein anderer darinn zuvorgekommen: ſo iſt es weit weniger befremdlich, als das todte Stillſchweigen, welches unſere Recenſenten darüber beobachten. Wußten ſie denn alſo gar nichts, was in dieſen ſämmtlichen Werken fehlt? gar nichts, was nur im geringſten eine Anzeige verdient hätte?

Doch hiervon an einem andern Orte. Ich will mich itzt von dem nicht zu weit verlieren, was mich auf dieſen Ausfall gebracht hat. — Alſo kurz: eben dieſe Vorrede, welche **Leibnitz** zu **Soners** Schrift gemacht hat, welche **Mosheim** beſaß, welche

---

(*) Theil II. S. 27.

(**) Wie etwa von **Vogt**, Cat. libr. rar. p. 633.

(***) Hist. cr. Phil. T. IV. P. I. p. 318.

Moſheim drucken laſſen wollte, und nicht drucken ließ, iſt es, was ich hier aus unſerer Bibliothek gemein machen will.

Um nicht unangezeigt zu laſſen, wie ſie in unſere Bibliothek gekommen, muß ich ſagen, daß ſie **Moſheim** ſelbſt, dem Anſehen nach, aus unſerer Bibliothek erhalten. Wenigſtens war derjenige, deſſen Güte, in Mittheilung derſelben, er anderwerts rühmen wollte, der damalige Bibliothekarius **Hertel**. Doch da Hertel mit Leibnitzen ſelbſt viel Umgang gehabt hatte, auch nach allem ſehr begierig war, was ſelten und heterodox hieß: ſo kann es eben ſo wohl ſeyn, daß er ſie mit ſammt der Sonerſchen Schrift, Moſheimen aus ſeinem eignen litterariſchen Vorrathe mitgetheilet, als unter welchen ſie alſo, erſt nach ſeinem Tode, unſerer Bibliothek einverleibet worden wäre. Dieſes wird mir auch daher wahrſcheinlicher, weil ſich nicht nur eine Abſchrift von Moſheims Gedanken, ſondern auch deſſen eigenhändiger Brief an **Herteln** dabey befindet. Jene ſtimmt mit dem nachher geſchehenen Abdrucke völlig überein; dieſen aber will ich in der Anmerkung (*) ganz vorlegen; und ſo, ohne weiteres, den Leſer zur Hauptſache kommen laſſen.

(*) „Nebſt nochmaliger gehorſamſter Dankſagung für die meinetwegen „neulich genommene Mühe, ſende ich hier ſowohl meine eigene Einfälle, als „**Soneri** Bedenken von den Strafen der Höllen zurück. So ſpitzfindig „dieſes letztere eingefädelt, ſo leicht iſt mit dem ehrlichen Manne nach ſeinen „eignen Grundſätzen auszukommen. Er ſetzt zum Grunde, in Gott ſey keine „andere Gerechtigkeit, als dieſe, daß er ſeine Zuſage halten müſſe; in allen „andern ſey ſeine Macht unumſchränkt. Sehr wohl! So wird denn deutlich folgen, daß Gottes Gerechtigkeit gar nicht hindere, daß er den Gottloſen ewige Strafen auflegen könne. Nach ſeiner Macht kann er dieß thun. „Der ganze Streit wird demnach darauf ankommen, ob Gott wirklich in der „Schrift den Gottloſen ewige Strafen gedrohet. Aber kömmts ſo weit, ſo „wird der ehrliche Socinianer verlieren, und man wird ihm auf eins zehen „antworten können. Ich ſchriebe mehr, wenn ich mein Meiſter wäre. Uebermorgen ſoll ich wieder diſputiren, und meine andern Collegia ſollen auch „vor Oſtern geendiget ſeyn. Daher wird mir faſt kein Augenblick frey gelaſſen, und, die ich frey habe, muß ich zur Ausfertigung des **Haleſii** anwenden. Meine Betrachtungen über die Conduite der **Dordrechtſchen** „Väter werden eben nicht wohl den Advocaten dieſes Concilii gefallen. Doch „ſie ſind auf klare Facta und Sätze der Vernunft gegründet. Ich bin ohne „Ausnahme, u. ſ. w.

Moſheim.

LEIBNITII PRÆFATIO.

Erneſti Soneri, Philoſophi quondam apud Altorfinos clariſſimi, Demonſtratio, quam vocat, Theologica &c. de injuſtitia æternarum poenarum, laudatur a nonnullis tanquam invicta; eoque plus nocet quod paucis viſa eſt, ſolent enim fere æſtimare homines, quæ non noverunt. Vt ſæpe adeo non inutile putem talia edi, ubi lectio ipſa ſufficit ad refutandam, delendamque illam hominum opinionem e longinquo conceptam. Equidem negari non poteſt, Sonerum ſubtiliter et ingenioſe ſcripſiſſe; ſed demonſtratio tamen eius magno hiatu laborat, quod paucis indicare placet, ne quis incautus ſpecioſitate argumenti decipiatur, cuius vis huc redit. Peccata finita ſunt; inter finitum et infinitum nulla eſt proportio; ergo pœnae quoque debent eſſe finitæ. Porro peccata eſſe finita, oſtendere tentat refutando modos, quibus infinita intelligi posſint, quos his verbis enumerat. „Si „impiorum delicta ſint infinita, aut ut talia conſiderari posſint, „vel habent vim iſtam infinitam ex ſe ipſis, vel a delinquente, „vel ab eo in quem et contra quem delinquitur, vel ab horum „aliquibus, vel ab omnibus ſimul; ſed nullo iſtorum modorum „poſſunt eſſe infinita, aut ut talia conſiderari, et tamen præter „hos nullus alius ſupereſt modus, quo infinita dici et eſſe pos„ſint: ergo omnino non ſunt infinita.“

Quæ communiter reſpondere ſolent Theologi ad hoc argumentum a proportione delictorum pœnarumque petitum, apud ipſos utilius legentur. Hoc vero loco alium argumenti Soneriani defectum indicare placet; nempe imperfectam enumerationem modorum, quibus aliquid dici poteſt infinitum. Neque enim tantum ab objecto in quod peccatur, Deo videlicet, vel a modo peccandi, ſeu gradu intenſivo, aliisque quorum autor meminit, ſed et a numero peccata infinita dici poſſunt. Etiamſi igitur concederemus ipſi, nullum peccatum per ſe infinitum eſſe; revera tamen dici poteſt, damnatorum infinita numero peccata eſſe; quoniam per totam æternitatem in peccando perſeverant. Quare ſi æterna ſunt peccata, juſtum eſt, ut æternæ etiam ſint pœnæ. Nempe homines mali ſe ipſos damnant, ut recte dictum eſt a ſapientibus, perpetua ſcilicet impœnitentia et a Deo aver-

ſione. Nihil igitur hic Deo, quaſi ultra menſuram peccati ſevero, imputari poteſt.

Und das iſt ſie ganz, dieſe ſogenannte Vorrede. — Man wird hoffentlich von mir nicht erwarten, daß ich nun auch die Schrift des Sonerus ſelbſt beyfügen werde. Zwar iſt ſie, als gedrucktes Buch, noch immer eben ſo ſelten, als ſie zu den Zeiten des Leibnitz war; weil ich nicht wüßte, daß ſie irgend nachher wieder wäre aufgelegt worden. Allein der Innhalt hat nicht mehr das Verdienſt, welches er damals bey denen haben konnte, die eine freye Unterſuchung in Glaubensſachen liebten. Er iſt in hundert Bücher ſeitdem übergetragen worden, die in aller Händen ſind. Denn da man beſonders den Freunden der Wiederbringung es neurer Zeit nicht ſchwer gemacht hat, ihre Meynung ſo laut zu ſagen, als ſie nur gewollt: ſo iſt theils von ihnen, theils auf ihre Veranlaſſung, die unter der Wiederbringung vornehmlich begriffene Lehre von der Endlichkeit der Höllenſtrafen, eben ſo oft mit allen Arten von Gründen, als mit allen Arten von Eifer und Schwärmerey, vertheidiget und beſtritten worden. Kurz; Soners Demonſtration iſt, bis auf einige Spitzfindigkeiten vielleicht, nun verlegene Waare.

Aber, wird man denken, hätte ich nicht, aus eben dieſem Grunde, auch die Vorrede des Leibnitz im Verborgenen laſſen können und müſſen? Denn was er Sonern darinn entgegenſetzet, iſt itzt nicht weniger bekannt, indem es auch von ihm ſelbſt anderwärts vorgetragen worden. — Ich weiß dieſes ſehr wohl. Doch meine Abſicht geht, bey Bekanntmachung derſelben, auch nicht ſowohl auf die vertheidigte Wahrheit; als auf den Vertheidiger; als auf deſſen Geſinnungen und Gründe bey ſeiner Vertheidigung. Beide ſind mißgedeutet und verkannt worden.

Mosheim ſelbſt, der es doch ſehr wohl wiſſen konnte, was die Vorrede des Leibnitz eigentlich enthalte, verleitet noch itzt ſeine Leſer, ſich einen ganz falſchen Begriff davon zu machen. Als er ihrer zuerſt erwähnte, (*) geſchah es in ſo allgemeinen Ausdrücken, daß der gute **Pagenkopen** ſich einbildete, da Leib-

---

(*) Angeführtermaaſſen vor dem 1ſten Theile ſeiner heiligen Reden.

nitz die Demonſtration des Soner habe herausgeben wollen, ſo müſſe er ſie gebilligt haben. Um ihm nun das Verſtändniß näher zu eröffnen, erwiederte Mosheim hierauf: (*) „Der „Herr von Leibnitz hat nicht darum dieſe Bogen wollen drucken „laſſen, weil er ſie vor wichtig gehalten, und Soners Meynung angenommen. Er hat vielmehr dieſelben mit einer „Vorrede begleiten wollen, die in meinen Händen iſt, worinn „er Sonern ſelbſt aus Ariſtotelis Grundlehren widerlegt, und „die Blöſſe ſeiner Beweisthümer aufdeckt. Sein Vorhaben „war, der Welt den ſchlechten Werth ſeiner Schrift zu zeigen, „die man deswegen für unwiderleglich hielte, weil ſie ſelten „war, und wenigen zu Geſichte kam.“ Aber wenn Mosheim anfangs zu wenig geſagt hatte, ſo ſagt er offenbar nun zuviel; und ſeine Gegner dürften ihn nicht ohne Grund mit dem Verdachte belegen, daß er vorſetzlich das Anſehen des Leibnitz mißbrauchen wollen. Denn hier iſt ſie nun, dieſe Vorrede; und wahrlich, man muß in ſehr wenigen ſehr vieles zu ſehen wiſſen, wenn man alles darinn finden will, was Mosheim darinn gefunden zu haben vorgiebt. Leibnitz ſoll Sonern aus Ariſtotelis Grundlehren widerlegen? Er ſoll die Blöſſe ſeiner Beweisthümer aufdecken? ſeiner Beweisthümer? Sind ſeine Beweisthümer denn das einzige Dilemma? Und welches wären ſie denn, jene Ariſtoteliſche Grundlehren? Ich kann in Leibnitzens Vorrede dergleichen eben ſo wenig finden, als in Soners Schrift ſelbſt, von welcher Mosheim gleichfalls ſagt, daß ſie ſich auf Grundſätze des Ariſtotelis beziehe. Alles Ariſtoteliſche, was Soners Schrift hat, iſt dieſes, daß ſie in lauter ſchulgerechten Schlüſſen abgefaßt iſt. Denn die Prämiſſen dieſer Schlüſſe ſind nichts als Sätze des geſunden Menſchenverſtandes, und keinesweges dem Ariſtoteles eigenthümliche Lehren. Alſo auch, wenn durch die Bemerkung des Leibnitz das Dilemma des Soner wirklich ſeine Kraft verliert: ſo geſchieht es ja wohl ohne alles Zuthun des Ariſtoteles. Doch mit oder ohne Zuthun des Ariſtoteles: iſt es denn auch nur wahr, daß ſie ſo ſiegend, ſo entſcheidend iſt, dieſe einzige Bemerkung des Leibnitz? Aufrichtig

---

(*) In dem Sendſchreiben über unterſchiedliche Dinge, hinter dem zweyten Theile der heiligen Reden.

zu reden, ich glaube nichts weniger. Denn es ſey immerhin unwiderſprechlich, daß die menſchlichen Sünden auch der Zahl nach unendlich werden können; ja werden müſſen: was gieng Sonern dieſe eine noch mögliche Art ihrer Unendlichkeit an? was hatte er nöthig, ſich darauf einzulaſſen? und gegen wen ſollte er ſich darauf einlaſſen? Wenn ſie von einigen ſeiner Gegner auch angenommen wird, dieſe Unendlichkeit: wird ſie deswegen als der vornehmſte, oder gar als der einzige Grund ihrer Lehre angenommen? Hören ſie darum auf zu behaupten, was Soner eigentlich beſtreitet? Nehmlich; daß, wenn ſie auch nicht Statt hätte, dieſe Unendlichkeit der Sünden, dennoch auf die blos endlichen Sünden dieſes Lebens eine unendliche Strafe warte? daß ſchon eine einzige dieſer Sünden, dieſe unendliche Strafe verdiene? In der That verändert auch die Einwendung des Leibnitz die ganze Streitfrage. Dieſe gieng bey Sonern lediglich auf die Sünden dieſes Lebens, welche der Zahl nach nicht anders als endlich ſeyn können. Und Leibnitz will, daß er auch die Sünden des künftigen Lebens mit in Rechnung bringen ſollen, die für ſich allein ſchon, wenn ſie nothwendig unaufhörlich geſchehen müßten, eine unaufhörliche Strafe verdienen würden.

Es könnte alſo leicht ſeyn, daß Leibnitz ſelbſt ſich dieſes bey einer zweyten Erwägung nicht bergen können, und eben deswegen die ganze Vorrede zurückbehalten hätte. Denn da ſie einmal geſchrieben war, warum hätte er ſie ſonſt nicht ſollen drucken laſſen? Wenigſtens kann man hiergegen nicht einwenden, daß er gleichwohl das Weſentliche davon, viele Jahre nachher, an einem andern Orte angebracht habe; nehmlich in ſeiner Theodicee. Eben derſelbe Gedanke kann, an einem andern Orte, einen ganz andern Werth haben. Was Leibnitz dort für eine ungültige Widerlegung erkannte, das konnte er hier zur Erläuterung einer andern Frage ja wohl mit beybringen. Dort ſollten alle Einwürfe des Soner damit zu Schanden gemacht, und die bezweifelte Lehre darauf gegründet werden: und dazu taugte es ſchlechterdings nicht. Hier aber, in der Theodicee, wo er, was er damit nicht erweiſen konnte, als anderweitig erwieſen vorausſetzen durfte, ſollte es blos dienen, das größte phyſikaliſche Uebel, das er ſonach in ſeiner beſten Welt zu ſeyn bekennen mußte, deſto unmittelbarer aus dem Uebel der Schuld herleiten zu können; ohne dabey auf die Unendlichkeit desjenigen zu ſehen, gegen den dieſe Schuld geſchehen, weil dieſe Unendlichkeit doch nicht mit in den Zuſammenhang der Dinge verwebet ſeyn konnte.

Und das würde es alles ſeyn, was ich hier hinzuzufügen hätte, wenn mir nicht eben dieſes Weges einer unſerer neueſten Schriftſteller begegnet wäre. Herr **Eberhard** in ſeiner Apologie des **Sokrates**, einem in vieler Abſicht ſehr vortreflichen Buche, worinn er die Lehre von der Seligkeit der Heiden unterſucht, hat auch die von der Unendlichkeit der Strafen mit in ſeine Prüfung ziehen zu müſſen geglaubt. Nun hat es zwar ſeine ganz beſondere Urſache, warum ich wünſchen könnte, daß er ſich, wenigſtens nicht in einer Apologie des Sokrates, dagegen erklärt hätte. Aber doch würde mich blos dieſe ſchwerlich vermögen können, mir die geringſte Anmerkung dagegen zu erlauben; wenn er nicht zugleich, indem ihn ſeine Materie auch auf das brachte, was Leibnitz darüber geäuſſert hatte, gegen dieſen und deſſen Aeuſſerung verſchiedenes erinnert hätte, was ich hier in Erwägung zu ziehen, einen ſo nahen Anlaß finde. Ich will, was ich zu ſagen habe, ſo kurz zu faſſen ſuchen, als möglich; und meine Gedanken wo nicht ordnen, doch zählen.

1. Ich fange von dem allgemeinen Urtheile an, welches Herr **Eberhard** von Leibnitzen, in Abſicht ſeines Betragens gegen angenommene Religionsſätze, fällt. Nachdem er nehmlich nun auch auf denjenigen Beweis der ewigen Strafen gekommen, von welchem hier die Rede geweſen, zeigt er ſehr wohl, daß man mit demſelben nicht über die Grenzen der Möglichkeit gelangen könne, und fährt fort: „Die ſcharfſinnigſten Verfechter dieſer Sache, wie **Leibnitz**. haben es wohl gefühlt, daß ein ſolcher Beweis nicht weiter reicht. **Leibnitz** argumentirte alſo nur blos für die, welche von der wirklichen Ewigkeit hölliſcher Qualen aus der Schrift ſchon überführt waren. Da ihm ſo viel daran gelegen war, ſeine Philoſophie allgemein zu machen: ſo ſucht er ſie den herrſchenden Lehrſätzen aller Partheyen anzupaſſen, ſie ihnen allen für ihre Meynung

„günſtig und vortheilhaft zu zeigen, um ſich aller Beyfall zu „verſchaffen. Er nahm ihre Lehrſätze als Vorausſetzungen an, „und legte ihnen einen erträglichen Sinn bey, nach dem er „ſie mit ſeinem Syſtem verglich, ohne ihnen ſelbſt beyzupflichten.“ — Erſcheinet, in dieſem Urtheile, der Philoſoph nicht ein wenig zu eitel? Werden ſeine Geſinnungen gegen die Religion überhaupt nicht dadurch verdächtiger gemacht, als es der Religion ſelbſt zuträglich iſt? Beydes iſt ganz gewiß des Herrn Eberhard Abſicht nicht geweſen. Aber es iſt unleugbar, daß er ſich hier nicht durchgängig ſo glücklich und beſtimmt ausgedrückt hat, als er ſich ſonſt auszudrücken pflegt. Denn ſo eingenommen man ſich auch Leibnitzen für ſeine Philoſophie denken darf, oder will: ſo kann man doch wahrlich nicht ſagen, daß er ſie den herrſchenden Lehrſätzen aller Partheyen anzupaſſen geſucht habe. Wie wäre das auch möglich geweſen? Wie hätte es ihm einkommen können, mit einem alten Sprichworte zu reden, dem Mond ein Kleid zu machen? Alles, was er zum Beſten ſeines Syſtems dann und wann that, war gerade das Gegentheil: er ſuchte die herrſchenden Lehrſätze aller Partheyen ſeinem Syſteme anzupaſſen. Ich irre mich ſehr, oder beydes iſt nichts weniger als einerley. Leibnitz nahm, bey ſeiner Unterſuchung der Wahrheit, nie Rückſicht auf angenommene Meynungen; aber in der feſten Ueberzeugung, daß keine Meynung angenommen ſeyn könne, die nicht von einer gewiſſen Seite, in einem gewiſſen Verſtande wahr ſey, hatte er wohl oft die Gefälligkeit, dieſe Meynung ſo lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, dieſe gewiſſe Seite ſichtbar, dieſen gewiſſen Verſtand begreiflich zu machen. Er ſchlug aus Kieſel Feuer; aber er verbarg ſein Feuer nicht in Kieſel. Doch im Grunde hat Herr Eberhard das nur auch ſagen wollen; und ein Theil ſeiner Worte ſagt es wirklich. „Er nahm ihre „Lehrſätze als Vorausſetzungen an, und legte ihnen einen erträglichen Sinn bey, nach welchem er ſie mit ſeinem Syſtem „verglich.“ Sehr wohl: nur hätte Herr Eberhard nicht hinzuſetzen müſſen: „ohne ihnen ſelbſt beyzupflichten.“ Allerdings pflichtete er ihnen bey; nehmlich nach dem erträglichen Sinne, den er ihnen nicht ſowohl beylegte, als in ihnen entdeckte.

Dieſer erträgliche Sinn war Wahrheit; und wie hätte er der Wahrheit nicht beypflichten ſollen? Auch iſt ihm das, weder als Falſchheit noch als Eitelkeit anzurechnen. Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alte Philoſophen in ihrem exoteriſchen Vortrage zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freylich unſere neueſten Philoſophen viel zu weiſe geworden ſind. Er ſetzte willig ſein Syſtem bey Seite; und ſuchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.

II. Herr **Eberhard** fährt fort: „Dieß iſt augenſcheinlich „der Fall mit dem gegenwärtigen Beweiſe. Um ſeiner beſten „Welt bey denen, die eine Ewigkeit der Höllenqualen annehmen, „Eingang zu verſchaffen, ſuchte er darzuthun, daß auch „dieſe ſich mit ſeinen Sätzen von der beſten Welt, und mit „ſeinen Begriffen von der Gerechtigkeit Gottes reimen laſſe." Man vergeſſe nicht, was dieſes für ein Beweis iſt. Es iſt der, welcher die endloſe Dauer der Strafen, aus der unaufhörlichen Fortſetzung der Sünde herleitet. Aber in welcher Verbindung ſtehet dieſer Beweis mit der Lehre von der beſten Welt? Wie kann er dieſer Lehre bey denen Eingang verſchaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen, auch ohne ihm, annehmen? Hören dieſe ewige Qualen darum auf, ein Einwurf gegen die beſte Welt zu ſeyn, weil ſie gerecht ſind? Gerecht, oder nicht gerecht: ſie geben in beiden Fällen dem Uebel einen unendlichen Ausſchlag; und gegen dieſen Ausſchlag, nicht gegen ihre Ungerechtigkeit, hätte Leibnitz ſeine beſte Welt verwahren müſſen. So wie er es auch wirklich gethan: aber nicht durch beſagten Beweis; ſondern durch eine ganz andere Ausflucht. Denn wenn dieſer nehmliche, von den ewigen Qualen hergenommene Einwurf gegen ſeine beſte Welt, auch noch dadurch verſtärkt wurde, daß ſelbſt die Zahl der ewig verdammten Menſchen unbeſchreiblich gröſſer ſeyn werde, als die Zahl der Seligen: was antwortete er darauf? Etwa blos, daß gleichwohl dieſe ungleich mehrere Verdammte, mit Recht verdammt wären? Was hätte ihm dieſes für ſeine beſte Welt helfen können, was ſich ohnedem ſchon von ſelbſt verſtehet, wenn anders die Sache ihre Richtigkeit hat? Vielmehr nahm er beides, ſowohl die ewige Verdammniß des gröſſern Theils der Menſchen, als auch die Gerechtigkeit dieſer Verdammniß, für völlig ausgemacht an, und leugnete blos die Folge; indem er zeigte, was für ein unendlich kleiner Theil der Welt die Menſchen insgeſamt wären, und wie dem ohngeachtet in der allgemeinen Stadt Gottes das Böſe, in Vergleichung mit dem Guten, faſt für nichts zu rechnen ſeyn werde. (*) Und das, meyne ich, hieß der Lehre von der beſten Welt auch bey denen Eingang verſchaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen annehmen. Der Gedanke aber, woraus dieſe Ewigkeit herzuleiten ſey, ſollte blos die Gerechtigkeit Gottes dabey in ein näheres Licht ſetzen. Das allein iſt in den Worten des Herrn Eberhard wahr. Warum er aber ſagt, daß es nur auf ſeine, d. i. dem Leibnitz eigenthümliche Begriffe von der Gerechtigkeit, dabey abgeſehen geweſen, geſtehe ich, nicht einzuſehen. Schlimm genug, daß man die Lehre von der beſten Welt noch immer ſeine Lehre nennt: warum ſollen nun auch die einzigen wahren Begriffe von der Gerechtigkeit Gottes, ſeine Begriffe heiſſen?

III. Noch fügt Herr Eberhard hinzu: „Er (Leibnitz) „nimmt die ewigen Qualen nur bedingungsweiſe an, und zeigt, „daß ſie in der Vorausſetzung ewiger Verſchuldigungen nichts un„gerechtes enthalten.“ Ich kenne die Stelle in der Theodicee,(**) wo ſich Leibnitz vollkommen ſo ausdrückt. Gleichwohl würde er es ſchwerlich haben auf ſich kommen laſſen, wenn man daraus hätte ſchlieſſen wollen, daß er ſonach alles, was die Gottesgelehrten ſonſt für die Ewigkeit der Strafen anzuführen pflegen, ſchlechterdings verwerſe. Er thut dieſes wirklich auch ſo wenig, daß er vielmehr in dem wichtigſten Punkte, worauf es dabey ankömmt, mit ihnen mehr als einig iſt. Ich will ſagen, daß er dieſen Punkt nicht allein in ſeinem Werthe oder Unwerthe beruhen läßt, ſondern ihn ſogar ſehr ſcharfſinnig vertheidiget. Herr Eberhard behauptet, daß GOtt bey ſeinen Strafen, einzig und allein die Beſſerung der Beſtraften zum Zwecke haben könne und müſſe. Leibnitz hingegen dehnet dieſe Beſſerung nicht allein auf die aus, welche die Strafen nur mit anſehen;

(*) Theodicee Th. 1. §. 19.

(**) Theil 1. §. 133.

geſetzt auch, daß ſie bey den Beſtraften ſelbſt nicht Statt fände: ſondern er redet auch der blos rächenden Gerechtigkeit Gottes, welche weder die Beſſerung, noch das Exempel, ni meme la reparation du mal. zur Abſicht habe, ſehr ernſtlich das Wort; indem er ſie nicht blos auf die von den Theologen erwieſene Androhung, ſondern auf eine wirkliche Convenienz, auf eine gewiſſe Schadloshaltung des Verſtandes, gründet. (*) Selbſt den Satz, daß die Sünde deswegen unendlich beſtraft werde, weil ſie ein unendliches Weſen beleidige, hat er nirgends verworfen, oder auch nur gemißbilliget. Er ſagt zwar an einem Orte, daß einmal eine Zeit geweſen, „als er dieſen Satz noch nicht „genugſam unterſucht hatte, um darüber ein Urtheil zu fällen.“ (**) Ich finde aber nicht, daß er es nachher gefällt; ohne Zweifel weil er nachher, als er ihn genugſam unterſucht hatte, erkannte, daß ſich ſchlechterdings nichts darüber beſtimmen laſſe. Denn wenn jene rächende Gerechtigkeit, Gott wirklich zukömmt: welcher endliche Verſtand kann ihre Gränzen bezeichnen? Wer darf ſich zu entſcheiden wagen, was für einen Maaßſtab ſie bey dieſen ihren Strafen anzunehmen habe, und was für einen nicht? Der Maaßſtab ihrer eignen Unendlichkeit iſt wenigſtens eben ſo wahrſcheinlich, als jeder andere.

IV. Aber wozu dieſes alles? Will ich Leibnitzen in noch größern Verdacht bringen, daß er den Orthodoxen nur geheuchelt habe? oder will ich ihn in allem Ernſte, bis zum Aergerniß unſrer Philoſophen, orthodox machen? Keines von beiden. Ich gebe es zu, daß Leibnitz die Lehre von der ewigen Verdammung ſehr exoteriſch behandelt hat; und daß er ſich eſoteriſch ganz anders darüber ausgedruckt haben würde. Allein ich wollte nur nicht, daß man dabey etwas mehr als Verſchiedenheit der Lehrart zu ſehen glaubte. Ich wollte nur nicht, daß

(*) Cette eſpece de juſtice, qui n'a point pour but l'amandement, ni l'exemple, ni meme la reparation du mal. — Hobbes et quelques autres n'admettent point cette juſtice punitive, qui eſt proprement vindicative. — Mais elle eſt toujours fondée dans un rapport de convenance, qui contente non ſeulement l'offenſé, mais encore les ſages qui la voyent; comm une belle muſique, ou bien une bonne architecture contente les eſprit bienfaits. *Theod. II.* §. 73.

(**) Theod. III. §. 92.

man ihn geradezu beſchuldigte, er ſey in Anſehung der Lehre ſelbſt mit ſich nicht einig geweſen; indem er ſie öffentlich mit den Worten bekannt, heimlich und im Grunde aber geleugnet habe. Denn das wäre ein wenig zu arg, und lieſſe ſich ſchlechterdings mit keiner didaktiſchen Politik, mit keiner Begierde, allen alles zu werden, entſchuldigen. Vielmehr bin ich überzeugt, und glaube es erweiſen zu können, daß ſich Leibnitz nur darum die gemeine Lehre von der Verdammung, nach allen ihren exoteriſchen Gründen, gefallen laſſen; ja gar ſie lieber noch mit neuen beſtärkt hätte: weil er erkannte, daß ſie mit einer groſſen Wahrheit ſeiner eſoteriſchen Philoſophie mehr übereinſtimme, als die gegenſeitige Lehre. Freylich nahm er ſie nicht in dem rohen und wüſten Begriffe, in dem ſie ſo mancher Theologe nimmt. Aber er fand, daß ſelbſt in dieſem rohen und wüſten Begriffe noch mehr wahres liege, als in den eben ſo rohen und wüſten Begriffen der ſchwärmeriſchen Vertheidiger der Wiederbringung: und nur das bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zuviel zu thun, als mit den letztern zu wenig.

V. Herr Eberhard hat dieſe Meynung von ihm, und ſeiner eſoteriſchen Philoſophie, gerade nicht. Er glaubt, der vornehmſte Grundſatz derſelben, von dem beſten Zuſammenhange der Dinge, erhalte erſt alsdenn ſeine gröſte Evidenz, wenn man annimmt, daß alle vernünftige Weſen endlich einmal zur Glückſeligkeit gelangen. „Dieſes, ſagt er, „hat Leibnitz wohl „gefühlt, und ungeachtet er, wie ich oben bemerkt habe, ſeine „Philoſophie auch der entgegengeſetzten Meynung anzupaſſen „ſuchte: ſo hat er doch ſeine eigene Mißbilligung derſelben nicht „undeutlich zu verſtehen gegeben. Einer ſeiner geſchickteſten „Schüler und Vertheidiger, (Vattel) erkennet dieſes ohne Bedenken. Das mildere Schickſal der Sünder iſt auch ſeinen „Grundſätzen zu tief eingegraben, als daß man die letztern annehmen, und das erſtere verwerfen könnte; wofern man ihre „ganze Kraft und Ausdehnung kennt, und die innerſten Geheimniſſe derſelben erforſcht hat. Er kennet keinen Stillſtand, „keine Ruhe in der Welt; alles iſt, bis im Kleinſten, in ſteter Bewegung, und zwar zu mehrerer Ausdehnung. Dieſen „Wachsthum zieht er augenſcheinlich der gleichmäſſigen Voll-

„kommenheit vor; man mag ihn übrigens durch die Ordinaten „der Hyperbel oder des Dreyecks erklären.“(*) Ich muß, mit Erlaubniß des Herrn Eberhard, hier anmerken, daß, wenn er ſich, in Anſehung dieſes letztern aus der Leibniziſchen Philoſophie gezognen Grundes, nicht überhaupt irret, er ſich doch wenigſtens, in Betracht der dafür in der Note angeführten Stelle, gewiß ganz vergriffen hat. Leibnitz ſagt daſelbſt: Je ne vois pas encore le moyen de faire voir demonſtrativement ce qu'on doit choiſir par la pure raiſon. Dieſes ſcheinet Herrn Eberhard von der doppelten Hypothes, die immer wachſende Vollkommenheit des Ganzen entweder durch die Ordinaten der Hyperbel oder des Dreyecks zu erklären, verſtanden zu haben. Allein es geht offenbar auf die doppelte Hypothes, überhaupt entweder eine immer wachſende, oder eine immer gleiche Vollkommenheit des Ganzen anzunehmen(**). Wenn nun Leibnitz ſelbſt, im Jahre 1715, noch kein Mittel ſah, aus ungezweifelten Grundſätzen entweder das eine oder das andere zu demonſtriren: wie kann man ſagen, daß er gleichwohl das erſtere augenſcheinlich vorgezogen habe? Ihn zwang ſein Syſtem nicht im geringſten, ſich für eines von beiden zu erklären; es bleibt unter beiden Vorausſetzungen eben daſſelbe; und von beiden äuſſerte er bis auf das letzte, daß er noch nicht einſehe, welche er ſchlechterdings annehmen müſſe. Denn ſo wie er die von der immer wachſenden Vollkommenheit, in ſo fern man entweder

---

(*) *Leibnitz*, Lettre à M. Bourget, Opp. T. II. p. 331.

(**) Hier iſt die Stelle, in ihrem völligen Zuſammenhange: On peut former deux hypothèſes, l'une que la nature eſt toujours également parfaite, l'autre qu'elle croit toujours en perfection. Si elle eſt toujours également parfaite, mais variablement, il eſt plus vraiſemblable qu'il n'y ait point de commencement. Mais ſi elle croiſſoit toujours en perfection (ſuppoſé qu'il ne ſoit point poſſible de lui donner toute la perfection tout à la fois) la choſe ſe pourroit encore expliquer de deux façons, ſavoir par les ordonnées de l'Hyperbole ou par celle du Triangle. Suivant l'hypothèſe de l'Hyperbole, il n'y auroit point de commencement, et les inſtans ou états du monde ſeroient crû en perfection depuis toute l'eternité; mais ſuivant l'hypothèſe du Triangle, il y auroit eu un commencement. L'hypothèſe de la perfection égale ſeroit celle d'un Rectangle. Je ne vois pas encore le moyen de faire voir demonſtrativement ce qu'on doit choiſir par la pure raiſon.

einen erſten Augenblick annehmen wolle, oder nicht, entweder durch die Hypothes der Hyperbel oder des Triangels erläutert: ſo erläutert er die immer gleiche Vollkommenheit, durch das Rectangulum. Von allen dieſen dreyen Hypotheſen zuſammen ſagt er, in einem andern Briefe, als dem, welchen Hr. Eberhard anführt, ausdrücklich: Ainſi il n'eſt pas ſi aiſé de decider, entre les trois hypothèſes, et il faut encore beaucoup de méditation pour en venir à bout. Ferner in noch einem andern: Quant à la grande queſtion, s'il eſt poſſible de demontrer par raiſon quelle hypothèſe, ſavoir du rectangle, du triangle ou de l'hyperbole, eſt preferable dans la conſtitution de l'Univers, je crois qu'il faudroit s'attacher à un raiſonnement rigoureux en bonne forme. Car comme en Metaphyſique on n'a pas l'avantage des Mathematiciens de pouvoir fixer les idées par des figures; il faut que la rigueur du raiſonnement y ſupplée, laquelle ne peut guère être obtenuë en ces matieres, qu'en obſervant la forme Logique. — Ainſi je vous prie, Monſieur, de penſer comme vous pourriés reduire vos raiſonnemens là-deſſus à une forme duë; car je n'en vois pas encore le moyen. Und, wie geſagt, alles dieſes ſchrieb er im Jahre 1715; alſo, am Ende ſeiner Laufbahn, in Briefen, welche die letzten Erläuterungen ſeines Syſtems enthalten. Daher ſind dieſe nehmlichen Briefe an Herrn Bourguet, welche in des Herrn Dutens Ausgabe der ſämmtlichen Werke zuerſt erſchienen, auch einer der ſchätzbarſten Vorzüge derſelben.

VI. Wollte aber Herr Eberhard ſeine Worte nicht ſo genau genommen wiſſen; ſollte er blos haben ſagen wollen, daß obſchon Leibnitz keine von den gedachten Hypotheſen im eigentlichen Verſtande demonſtriren können, er gleichwohl für die von dem beſtändigen Fortgange zu größerer Vollkommenheit, einen merklichern Hang gehabt habe: ſo muß ich geſtehen, daß ich ihm auch hierinn nicht beyfallen kann. Leibnitz ſcheinet mir vielmehr der immer gleichen Vollkommenheit um vieles geneigter geweſen zu ſeyn, ja ſeinen Freund einer förmlichen Demonſtration derſelben ſehr nahe gebracht zu haben, welche er vielleicht ſeine Urſachen hatte, lieber aus ihm herauszuhohlen, als ihm vorzuſagen. Ich gründe mich beſonders auf die Stelle, wo er ihm ſchreibt: Vous avez raiſon, Monſieur, de dire que de ce que les êtres finis ſont infinis en nombre, il ne s'enſuit point que leur ſyſtème doit recevoir d'abord toute la perfection dont il eſt capable. Car ſi cette conſequence etoit bonne, l'hypothèſe du Rectangle ſeroit demontrée. Mich dünkt nehmlich, wenn dieſe Folge auch nicht nothwendig, ſondern wenn ſie nur möglich iſt, daß dadurch die Hypothes des Rectangels ſchon einen groſſen Vorzug gewinnt. Denn das Ganze könnte ſonach in jedem Augenblicke diejenige Vollkommenheit haben, der es ſich, nach der andern Hypothes, nur immer nähert, ohne ſie jemals zu erreichen; und ich ſehe nicht, warum es nicht eben daher das Wählbarere für die ewige Weisheit ſollte geweſen ſeyn. Die Möglichkeit aber, daß die unendliche Zahl der endlichen Weſen gleich Anfangs in den vollkommenſten Zuſammenhang, deren ſie fähig ſind, gebracht werden können, giebt Leibnitz nicht allein zu, ſondern rettet ſie auch gegen den Vorwurf des immer Einerleyen; indem er zeigt, daß wenn der nehmliche Grad der totalen Vollkommenheit ſchon bliebe, dennoch die einzeln Vollkommenheiten unaufhörlich ſich ändern würden.

VII. Doch geſetzt auch, alles dieſes verhielte ſich nicht ſo, wie ich ſage; geſetzt, es wäre ganz ohnſtreitig, was Herr Eberhard vorgiebt, daß Leibnitz den unaufhörlichen Wachsthum der gleichmäßigen Vollkommenheit augenſcheinlich vorgezogen habe: würde er nicht ſodann wenigſtens den Begriff, den Leibnitz mit dieſem Wachsthume verband, viel zu weit ausdehnen? Leibnitz hätte ihn zuverläßig blos von den allgemeinen Zuſtänden des Ganzen verſtanden: und Herr Eberhard erſtreckt ihn auf alle einzelne Weſen. Wenn aber auch dieſe in beſtändiger Bewegung zu mehrerer Ausbreitung ſeyn ſollen: ſo möchte ich wiſſen, wie bey moraliſchen Weſen überhaupt Sünde Statt haben könnte? Es wäre denn, daß die Sünde ſelbſt nichts anders als eine Bewegung zu mehrerer Ausdehnung ſeyn ſollte. Nein, ſo hat Leibnitz gewiß nicht gedacht; ſondern was er von einem einzeln Zuſtande des Ganzen, nach der Hypothes der gleichmäßigen Vollkommenheit, ſagt; cette collection peut avoir toute la perfection, *quoique les choſes ſingulières qui la compoſent puiſſent augmenter et diminuer en perfection:* das iſt ſchlechterdings auch von jedem Zuſtande des Ganzen, nach der Hypothes des immerwährenden Wachsthums zu verſtehen. Das Ganze mag in dem nehmlichen Grade der Vollkommenheit fortdauern, oder jeden Augenblick an Vollkommenheit wachſen: ſo hindert das eine eben ſo wenig, als das andere, daß nicht einzelne Weſen eben ſo wohl an Vollkommenheit zunehmen als abnehmen könnten. Ohne dieſes mögliche Abnehmen iſt bey moraliſchen Weſen die Sünde unerklärlich; und mehr, als eben dieſes mögliche Abnehmen, braucht es nicht, auch die Strafe, ja die ewige Strafe der Sünde, ſelbſt in dem Syſtem der immer wachſenden Vollkommenheit, zu erklären.

VIII. Aber ich muß zuvörderſt jene eſoteriſche groſſe Wahrheit ſelbſt anzeigen, in deren Rückſicht Leibnitz, der gemeinen Lehre von der ewigen Verdammniß das Wort zu reden, zuträglich fand. Und, welche kann es anders ſeyn, als der fruchtbare Satz, daß in der Welt nichts inſuliret, nichts ohne Folgen, nichts ohne ewige Folgen iſt? Wenn daher auch keine Sünde ohne Folgen ſeyn kann, und dieſe Folgen die Strafen der Sünde ſind: wie können dieſe Strafen anders als ewig dauern? wie können dieſe Folgen jemals Folgen zu haben aufhören? Hr. Eberhard ſelbſt erkennet, in dieſem Verſtande, die Ewigkeit derſelben, und drückt ſich mit aller Stärke und Würde darüber aus. „Wenn nichts anders die endloſe Hölle „ſeyn ſoll, als dieſer ewige Schaden, der uns von jeder Ver„ſündigung ankleben ſoll: ſo wird niemand bereitwilliger ſeyn, „als ich, dieſer Meynung die Hände zu bieten. Ich werde „gern alle Mißdeutungen, denen der Ausdruck könnte unter„worfen ſeyn, um der Sache ſelbſt willen, überſehen. Ich „werde es mit allem Eifer, und mit aller Ueberredungskraft, „die mir Gott gegeben hat, den Gemüthern einzuprägen ſuchen, „daß eine jede Unſittlichkeit ihre böſe Folgen bis ins Unendliche „habe, daß ein jeglicher Schritt, den man in dem Wege der „Vollkommenheit zurück thut, unſer ganzes ewiges Daſeyn hin„durch, an der ganzen Summe derſelben, an der Länge des „durchlaufenen Weges fehlen werde.“ Schön und wohl! Aber wie kam es, daß ihm nur der einzige Baumgarten dieſe Ewigkeit der Strafe zu innuiren ſchien? Wie kam es, daß er dieſem allein die Ehre gab, einen ſo wahren und groſſen Verſtand damit verknüpft zu haben? Folget ſie nicht auch aus Leibnitziſchen Grundſätzen? Ja beruht ſie ſelbſt bey Baumgarten auf andern Grundſätzen, als auf Leibnitziſchen? Der Satz, woraus ſie dieſer unmittelbar herleitet, daß kein negatives Ding in einem reellen Dinge ein Grund von Realität ſeyn könne: was iſt er weiter, als eine für gewiſſe Fälle brauchbarere Formel des zureichenden Grundes? Nicht zu gedenken, daß aus dieſem Satze nicht ſowohl die ewige Fortdauer der Verdammniß, als die Unmöglichkeit aus der Verdammniß durch die Verdammniß in die Seligkeit überzugehen, flieſſet.

IX. Wenn nun aber die Ewigkeit der Strafen in ungezweifelten Leibnitziſchen Lehren ſo offenbar gegründet iſt: ſo muß ſie ſich auch zu beiden Hypotheſen von der Vollkommenheit der Welt, der gleichmäßigen ſowohl als der wachſenden, ſchicken; wenn ſich anders das ganze Syſtem des Leibnitz, wie ich geſagt habe, gleichgültig gegen dieſe Hypotheſen verhält. Und das thut ſie auch wirklich; unter der Einſchränkung nehmlich, daß ſowohl die eine als die andere Art der Vollkommenheit nicht von jedem einzeln Weſen, ſondern von den totalen Zuſtänden aller Weſen zugleich, prädiciret wird. Unbeſchadet der einen und der andern, kann ein moraliſches Weſen nicht allein in ſeinem Fortgange zur Vollkommenheit ſtecken, nicht allein einige Schritte zurückgehen: ſondern ich ſehe nicht, warum es nicht auch in dieſem Rückgange ewig beharren, und ſich immer weiter und weiter von ſeiner Vollkommenheit entfernen könnte! Auf dieſer Möglichkeit beruhet der exoteriſche Grund, den Leibnitz für die unendliche Dauer der Verdammniß, aus der endloſen Fortſetzung der Sünde hernahm. Nur hätte er, um ganz orthodox zu ſeyn, nicht nur eine ewige Verdammniß, ſondern eine ewige in alle Ewigkeit wachſende Verdammniß daraus folgern müſſen.

X. Allerdings ſchaudert die Menſchheit bey dieſer Vorſtellung, ob ſie ſchon nur auf die bloſſe Möglichkeit ſich beziehet. Ich möchte aber darum doch nicht fragen: warum mit einer bloſſen Möglichkeit ſchrecken? Denn ich müßte mich der Gegenfrage beſorgen: warum nicht damit ſchrecken, wenn ſie doch nur eigentlich für den erſchrecklich ſeyn kann, dem es mit ſeiner Beſſerung nie ein Ernſt geweſen? Geſetzt aber auch, daß es ſelbſt mit dieſer Möglichkeit noch nicht ſeine Richtigkeit hätte; daß ſie zwar mit der Vollkommenheit des Ganzen beſtehen könnte; daß aber der ewige Rückgang eines moraliſchen Weſen, in ſich ſelbſt widerſprechend wäre: ſo bleibt auch ſo noch die Ewigkeit der Strafen nach den ſtrengſten Leibnitziſchen Grundſätzen gerettet. Genug, daß jede Verzögerung auf dem Wege zur Vollkommenheit in alle Ewigkeit nicht einzubringen iſt, und ſich alſo in alle Ewigkeit durch ſich ſelbſt beſtrafet. Denn nun auch angenommen, daß das höchſte Weſen durchaus nicht anders ſtrafen kann, als zur Beſſerung des Beſtraften; angenommen, daß die Beſſerung über lang oder kurz die nothwendige Folge der Strafe ſey: iſt es ſchon ausgemacht, ob überhaupt die Strafe anders beſſern kann, als dadurch, daß ſie ewig dauert? Will man ſagen? „allerdings; durch die lebhafte Erinnerung, welche ſie von ſich zurück läßt.“ Als ob dieſe lebhafte Erinnerung nicht auch Strafe wäre?

XI. Doch warum bey Dingen verweilen, die niemand leugnet? Nicht die Ewigkeit der natürlichen Strafen wird geleugnet, ſondern — was denn? — die Ewigkeit der Hölle. — Alſo iſt beides nicht eines? Alſo iſt die Hölle etwas anders, wenigſtens etwas mehr, als der Inbegriff jener Strafen? — Ich weiß wohl, daß es Theologen giebt, die dieſer Meynung ſind. Allein ich finde, daß wenigſtens Herr Eberhard unter dieſe Theologen nicht gehöret; und er iſt darum gewiß nicht weniger orthodox, als ſie. Denn in der ganzen Religion iſt nichts, was ſo etwas zu glauben nöthige. Vielmehr kann und darf man mit aller Sicherheit annehmen, daß d[illegible] in der Schrift gedrohten Strafen keine andere ſind, als die natürlichen, welche auch ohne dieſe Androhung auf die Sünde folgen würden. Wenn aber eine höhere Weisheit eine dergleichen auſſerordentliche Androhung noch für nöthig gehalten hat: ſo hat ſie für eben ſo zuträglich erkannt, ſich ganz nach unſern gegenwärtigen Empfindungen davon auszudrücken. Und hier, denke ich, ſtehen wir an der Quelle, woraus alle die Schwierigkeiten gefloſſen ſind, warum man die Ewigkeit der Verdammniß leugnen zu müſſen geglaubt. Indem nehmlich die Schrift, um die lebhafteſte Vorſtellung von jener Unglückſeligkeit zu erwecken, die auf die Laſterhaften wartet, faſt alle ihre Bilder von dem körperlichem Schmerze hernahm, mit dem alle Menſchen ohne Ausnahme am bekannteſten ſind: ſo hat man, wenn auch nicht die körperlichen Schmerzen ſelbſt, wenigſtens deren Beſchaffenheit und Verhältniß zu unſerer Natur, nicht für das Bild, ſondern für die Sache ſelbſt genommen, und aus dieſem falſchen Begriffe etwas beſtritten, was auf alle Weiſe gegründeter iſt, als dieſer Begriff. So ſind aus Strafen, Qualen; aus Qualen, ein Zuſtand von Qualen; aus der Empfindung eines ſolchen Zuſtandes, eine alles andere ausſchlieſſende, unſers ganzen Weſens ſich bemächtigende Empfindung geworden. Kurz, die intenſive Unendlichkeit, die man, mehr oder weniger, ſtillſchweigend oder ausdrücklich, den Strafen der Hölle unbedachtſam beygelegt, oder gar beylegen zu müſſen geglaubt; dieſe weder in der Vernunft noch in der Schrift gegründete intenſive Unendlichkeit allein iſt es, welche die unendliche Dauer derſelben ſo unbegreiflich, mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes ſo ſtreitend, unſern Verſtand und unſere Empfindung ſo empörend, macht, von jeher gemacht hat, und nothwendig machen muß.

XII. Beſonders bey denen machen muß, die ſich keine göttliche Strafen ohne Abſicht der Beſſerung denken können. Ihr Gefühl iſt ſehr richtig, aber ihre Verſtand macht einen Trugſchluß. Nicht durch die unendliche Dauer der Strafen wird die Beſſerung ausgeſchloſſen, ſondern durch die intenſive Unendlichkeit derſelben. Denn zu dieſer intenſiven Unendlichkeit gehöret vornehmlich ihre Stetigkeit; und dieſe Stetigkeit iſt es, welche alle Beſſerung unmöglich macht. Ich will ſagen, und habe zum Theil ſchon geſagt: wenn die Strafen beſſern ſollen; ſo hindert die immerwährende Fortdauer des phyſiſchen Uebels derſelben, ſo wenig die Beſſerung, daß vielmehr die Beſſerung eine Folge dieſer Fortdauer iſt. Aber die Empfindung dieſes dauernden Uebels muß nicht ſtetig, muß wenigſtens in ihrer Stetigkeit nicht immer herrſchend ſeyn: weil es unbegreiflich iſt, wie bey dieſer herrſchenden Stetigkeit auch nur der erſte Entſchluß zur Beſſerung entſtehen könnte. Herr Eberhard ſelbſt behauptet die Möglichkeit des erſteren mit ſo ausdrücklichen, als nachdrücklichen Worten. „Das phyſiſche der Strafe mag immer bleiben; der

„beſſer belehrte Sünder wird es kein Uebel mehr nennen, er „wird ſich dabey nicht mehr unglücklich dünken, ſo ſchmerzhaft „es auch immer ſeiner Sinnlichkeit ſeyn mag.“ Was heißt dieſes anders; als daß ſich der Sünder beſſern kann, ohngeachtet ſeine Strafe nie aufhöret? Aber wenn ſollte er nur den Gedanken faſſen, daß das fortdaurende phyſiſche Uebel für ihn ein wohlthätiges Uebel ſey, wenn ſollte er anfangen können, beſſer belehrt zu ſeyn, falls die Empfindung dieſes Uebels ſo intenſiv und ſtetig wäre, als man es aus einigen figürlichen Ausdrücken der Schrift folgern zu müſſen glaubt?

XIII. Ich ſage mit Bedacht, aus einigen figürlichen Ausdrücken. Denn andere, beſonders wenn man die Parabeln mit zu den figürlichen Ausdrücken rechnen darf, leiten auf weit richtigere Begriffe, mit welchen ſowohl die Endloſigkeit der Strafen, als zugleich die Beſſerung des Beſtraften beſtehen kann. Daß aber die eine die andere nicht aufhebt, iſt nicht allein unter der Vorausſetzung begreiflich, daß die Beſſerung nicht anders als durch die Fortdauer der Strafen erhalten werden könne: ſondern kann auch auf eine andere Weiſe mehr als wahrſcheinlich gemacht werden. Nehmlich, wenn man in Erwägung zieht, daß obſchon Strafe und Belohnung etwas poſitives ſeyn werden und ſeyn müſſen, dennoch ein Stand von Strafen und ein Stand von Belohnungen zugleich relative Begriffe ſind, welche die nehmlichen bleiben, ſo lange ſie in dem nehmlichen Verhältniſſe abnehmen oder wachſen. Der reiche Mann in der Hölle mag ſich immer beſſern; mag ſich immer, von dem erſten Augenblicke der empfundenen Strafe an, ſeiner Vollkommenheit wieder zugewandt, und mit jedem folgenden Augenblicke ſich ihr mehr und mehr genähert haben. Hört er darum auf, in Anſehung des Lazarus, in der Hölle zu bleiben, der von dem erſten Augenblicke ſeiner empfundenen Seligkeit an, indeß um eben ſo viele Schritte einer höhern und höhern Vollkommenheit zugeeilet iſt? — Wer hierwider im Ernſte den Einwurf machen kann, daß auf dieſe Weiſe Hölle und Himmel in eines flieſſen, und ſich jeder Sünder ſonach tröſten könne, über lang oder kurz dennoch einmal in Himmel zu kommen: der iſt gerade derjenige, mit dem man ſich über dergleichen

Dinge in gar keine Erklärung einlaſſen müßte. Für ihn mag es nur immer bey dem Buchſtaben bleiben. Denn auf ihn und ſeines gleichen, ward gerade bey dem Buchſtaben geſehen.

XIV. Aber einen Mann, wie Hr. Eberhard, darf ich fragen, ob jene unzertrennte Fortſchreitung, welche beide Stände, Himmel und Hölle, durch unendliche Stufen verbindet, ohne daß jemals weder der eine noch der andere ſeine relative Benennung verlieret, nicht ſchon aus dem Syſtem der beſſernden Strafen folget? Und ob die gänzliche Scheidung, welche die gemeine Denkungsart zwiſchen Himmel und Hölle macht; die nirgends grenzenden Grenzen, die auf einmal abgeſchnittenen Schranken derſelben, die, ich weiß nicht, durch was für eine Kluft von Nichts, getrennet ſeyn ſollen, dißſeits welcher ſchlechterdings nur lauter ſolche, und jenſeits welcher ſchlechterdings nur lauter andere Empfindungen ſtatt haben würden: ob alle dergleichen Dinge nicht weit unphiloſophiſcher ſind, als der allergröbſte Begriff von der ewigen Dauer der Strafen nur immer ſeyn kann? Bey dieſem liegt doch noch wenigſtens eine groſſe unſtreitige Wahrheit zum Grunde: und er wird nur darum ſo unſinnig grob, weil man jene Ungereimtheiten mit hineinnimmt, die ſowohl mit dem Weſen der Seele, als mit der Gerechtigkeit Gottes ſtreiten.

XV. Daß ſie mit dem Weſen der Seele ſtreiten, iſt daher klar, weil die Seele keiner lautern Empfindung fähig iſt; das iſt, keiner ſolchen Empfindung fähig iſt, die bis in ihr kleinſtes Moment nichts als angenehm, oder nichts als unangenehm wäre: geſchweige, daß ſie eines Zuſtandes fähig ſeyn ſollte, in welchem ſie nichts als dergleichen lautere Empfindungen, entweder von der einen oder von der andern Art, hätte. Daß ſie aber auch mit der Gerechtigkeit Gottes ſtreiten, dieſes, fürchte ich, dürfte vielleicht weniger erwogen ſeyn worden, als es verdienet. Was heißt indeß offenbarer damit ſtreiten, als annehmen oder zu verſtehen geben, daß ſelbſt die Gerechtigkeit Gottes einer Unvollkommenheit bey ihren Strafen nicht ausweichen könne, welche der menſchlichen Gerechtigkeit in gewiſſen Fällen unvermeidlich iſt? Dieſe Unvollkommenheit beſteht darinn, daß die menſchliche Gerechtigkeit, wenn Strafen und Belohnungen colludiren, nicht anders als durch die wenigere Beſtrafung belohnen, und durch die wenigere Belohnung beſtrafen kann: mit einem Worte, daß ſie in dergleichen Fällen, wie der Ausdruck iſt, in Bauſch und Bogen beſtrafen und belohnen muß. Aber dieſes müßte auch Gott? Nimmermehr. Sondern, wenn es wahr iſt, daß der beſte Menſch noch viel Böſes hat, und der ſchlimmſte nicht ohne alles Gute iſt: ſo müſſen die Folgen des Böſen jenem auch in den Himmel nachziehen, und die Folgen des Guten dieſen auch bis in die Hölle begleiten; ein jeder muß ſeine Hölle noch im Himmel, und ſeinen Himmel noch in der Hölle finden. Die Folgen des Böſen müſſen von den mehrern Folgen des Guten, und die Folgen des Guten von den mehrern Folgen des Böſen nicht blos abgezogen werden: ſondern jede derſelben müſſen ſich, in ihrer ganzen poſitiven Natur, für ſich ſelbſt äuſſern. Nichts anders meinet die Schrift ſelbſt, wenn ſie von Stufen der Hölle und des Himmels redet. Aber der undenkendere Theil ihrer Leſer, ſtellt er ſich dieſe Stufen auch ſo vor? Oder giebt er nicht vielmehr einer jeden dieſer Stufen, ſie ſey ſo niedrig als ſie wolle, gleichſam ihre eigene intenſive Unendlichkeit? Die niedrigſte Stufe des Himmels, iſt ihm freylich nur die niedrigſte: aber dem ohngeachtet, nichts als Himmel, nichts als Freude und Wonne, nichts als Seligkeit.

XVI. Und nun: warum ſeine Waffen nicht lieber gegen dieſe irrigen Begriffe wenden, die noch dazu ungleich leichter aus der Schrift hinweg zu exegeſiren ſind, als die unendliche Dauer der Strafen? Mich wenigſtens dünket, daß ſelbſt der ſcharfſinnigſte Ausleger, wenn er gegen dieſe an will, Dinge als ausgemacht annimmt, gegen welche noch ſehr viel einzuwenden wäre. Z. E. Wenn Herr Eberhard darauf dringt, daß das Wort ewig in der hebräiſchen und griechiſchen Sprache nur eine unbeſtimmte, aber keinesweges unendliche Dauer andeute; ſo ſagt er unter andern:
„Ueberhaupt muß man die Zeitfolge in der ſtufenweiſen Erhö-
„hung eines ſolchen abſtrakten Begriffs, als der Begriff der
„Ewigkeit iſt, wohl bemerken. Dieſer Begriff iſt nicht immer
„ſo transcendental geweſen, als ihn zuletzt die ſtärkſte An-
„ſtrengung der erhabenſten Philoſophie gemacht hat.“ Die

Erinnerung, welche hier zum Grunde liegt, kann bey vielen metaphyſiſchen Begriffen ihre gute Anwendung haben, bey dem aber von der Ewigkeit wohl ſchwerlich. Da er blos negativ iſt, ſo ſehe ich nicht, was für eine Gradation darinn möglich iſt. Man hat ihn gar nicht gehabt, oder man hat ihn von jeher ſo vollſtändig gehabt, als er nur ſeyn kann. Daß man eine lange unbeſtimmte Zeit eine Ewigkeit zu nennen gewohnt geweſen: das beweiſet im geringſten nicht, daß man ſich anfangs auch die Ewigkeit nur als eine lange unbeſtimmte Zeit gedacht habe. Denn jenes geſchieht noch täglich auch von Leuten, die ſehr gut wiſſen, was das Wort Ewigkeit eigentlich ſagen will. Noch weniger beweiſet die urſprüngliche Armuth der Sprache, die den abſtrakten Begriff der Ewigkeit nicht anders, als durch Häuffung der Zeit auf Zeit, auszudrücken wußte, daß dem Begriffe ſelbſt das weſentliche jemals gefehlt habe. Die Geſchichte der Weltweisheit iſt auch völlig dagegen. Denn er ſey immerhin, dieſer Begriff der Ewigkeit, eine beſondere Anſtrengung der erhabenſten Philoſophie: wenigſtens iſt die Philoſophie einer ſolchen Anſtrengung ſehr früh fähig geweſen; und dieſe erhabenſte Philoſophie iſt keine andere, als die allerälteſte. Selbſt das Transcendentalſte, deſſen er fähig iſt, dieſer Begriff der Ewigkeit, und wozu ſich ſelbſt noch itzt ſo wenige erheben können; ich meine die Ausſchlieſſung aller Folge: ſelbſt dieſes war den alten Philoſophen ſchon ſehr geläufig, und wie geſagt, faſt geläufiger, als unſern.

XVII. Eben ſo wenig möchte ich verſchiedene andere Aeuſſerungen des Herrn **Eberhards** über dieſe Materie, zu den meinigen machen, die ohne das Weſentliche der Streitfrage zu betreffen, ſie dennoch in einem falſchen Lichte zeigen. Ein ſolches Licht nenne ich, die obſchon nicht ausdrückliche Behauptung, aber gleichwohl ſehr richtig zu folgernde Andeutung, daß die Lehre von den ewigen Strafen unter den Chriſten entſtanden ſey. „Zwar bin ich nicht im Stande, ſagt er, den wahren Zeitpunkt ihres Entſtehens und ihrer Ausbreitung unter „den Chriſten anzugeben. Es ſey aber welcher es wolle, ſo „muß in demſelben die Barbarey ſchon ſo viel Land gewonnen „haben, daß die Sophiſterey der Schulgelehrten in den menſch-

„lichen Gemüthern einen gebahnten Weg vor ſich finden konnte. „Denn daß die Vernunft dieſe ſchreckliche Lehre verkenne, davon hoffe ich den Beweis bis zu einer ſolchen Augenſcheinlichkeit zu führen, daß Ihnen nichts mehr wird übrig bleiben, „als ſie auf die Rechnung unrichtig verſtandener Schriftſtellen „zu ſchreiben.“ Wie geſagt, wenn er es in dieſen Worten nicht ausdrücklich leugnet, daß auch andere Religionen, als die Chriſtliche, die ewigen Strafen der Laſterhaften lehren, und gelehret haben: ſo iſt ſein Ausdruck doch nicht ganz unſchuldig, wenn der Sache Unkundige ſich daraus einbilden, daß es allerdings von keiner andern geſchehe, oder jemals geſchehen ſey. Gleichwohl iſt dieſes ſo falſch, daß es ihm ſchwer werden dürfte, auch nur eine zu nennen, welche die endlichen Strafen mit klaren Worten lehre, und ſich nicht vielmehr von dem Gegentheil eben ſo ſtreng ausdrücke, als er zugeſtehen muß, daß es in der Schrift wenigſtens dem Anſehen nach geſchieht. Ein jeder neue Chriſt brachte daher die gemißbilligte Lehre aus ſeiner verlaſſenen Religion in die chriſtliche ſchon mit hinüber; und die mißverſtandenen Stellen der Schrift brauchten ihn nicht darauf zu bringen, ſondern konnten ihn höchſtens nur darinn beſtärken. Vielmehr dürfte ſich der Zeitpunkt weit leichter angeben laſſen, wenn man eine allen Religionen ſo gemeine Lehre, in der chriſtlichen Religion zuerſt angefangen hat, theils aus vermeinten philoſophiſchen Gründen, theils aus eignen mißverſtandenen Vorausſetzungen, zu beſtreiten. Und auch ſchon wegen dieſer Uebereinſtimmung aller Religionen, möchte ich nicht mit dem Herrn **Eberhard** ſagen, „daß die Vernunft dieſe „ſchreckliche Lehre verkenne“ oder wie er ſich an einem andern Orte noch nachdrücklicher ausdrückt, „daß die Vernunft an dieſem Lehrſatze unſchuldig; daß in dem ganzen Umfange ihrer „Wahrheiten ſich nicht eine finde, die durch eine richtige Folgerung dahin führe.“ Was alle Religionen gemein haben, kann ja wohl in der Vernunft nicht ohne Grund ſeyn; und ohnſtreitig iſt die von jeher, obſchon mehr dunkel empfundene als klar erkannte Wahrheit von den ewigen Folgen der Sünde, hinlänglich geweſen, darauf zu bringen. Oder vielmehr dieſe Wahrheit, und die Lehre von den ewigen Strafen iſt im Grunde eines; nur in den verſchiednen Religionen durch die Bemühung, dieſe Strafen ſinnlich zu machen, mehr oder weniger verſtellet.

XVIII. Ich ſchlieſſe mit der nähern Anzeige der gleich anfangs erwähnten Urſache, warum ich wünſchen könnte, daß ſich Herr **Eberhard** gegen die ewigen Strafen der Laſterhaften, wenigſtens nicht in einer Apologie des Sokrates möchte erklärt haben. Es iſt dieſe, weil Sokrates ſelbſt ſolche ewigen Strafen in allem Ernſte geglaubt, wenigſtens ſo weit geglaubt hat, daß er es für zuträglich gehalten, ſie mit den unverdächtigſten ausdrücklichſten Worten zu lehren. Man ſehe ſeine Rede zum Schluſſe des **Georgias** beym **Plato**, in welcher folgende Stelle ſchlechterdings keine Einwendung dagegen erlaubt. Προσήκει δὲ παντὶ τῷ ἐν τιμωρίᾳ ὄντι, ὑπ' ἄλλου ὀρθῶς τιμωρουμένῳ, ἢ βελτίονι γίγνεσθαι, καὶ ὀνίνασθαι, ἢ παράδειγμά τε τοῖς ἄλλοις γίγνεσθαι· ἵνα ἄλλοι ὁρῶντες πάσχοντα ἃ ἂν πάσχῃ, φοβούμενοι, βελτίους γίγνωνται. Εἰσὶ δὲ οἱ μὲν ὠφελούμενοί τε καὶ δίκην διδόντες ὑπὸ θεῶν τε καὶ ἀνθρώπων, οὗτοι οἳ ἂν ἰάσιμα ἁμαρτήματα ἁμάρτωσιν. ὅμως δὲ δι' ἀλγηδόνων καὶ ὀδυνῶν γίγνεται αὐτοῖς ἡ ὠφέλεια καὶ ἐνθάδε καὶ ἐν ᾅδου· οὐ γὰρ οἷόν τε ἄλλως ἀδικίας ἀπαλλάττεσθαι. Οἳ δ' ἂν τὰ ἔσχατα ἀδικήσωσι, καὶ διὰ τοιαῦτα ἀδικήματα ἀνίατοι γένωνται, ἐκ τούτων τὰ παραδείγματα γίγνεται· καὶ οὗτοι, αὐτοὶ μὲν οὐκέτι ὀνίνανται οὐδὲν, ἅτε ἀνίατοι ὄντες· ἄλλοι δὲ ὀνίνανται, καὶ τούτους ὁρῶντες διὰ τὰς ἁμαρτίας τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντα τὸν ἀεὶ χρόνον, ἀτεχνῶς παραδείγματα ἀνηρτημένους ἐκ ἐν ᾅδου ἐν τῷ δεσμωτηρίῳ, τοῖς ἀεὶ τῶν ἀδίκων ἀφικνουμένοις θεάματα καὶ νουθετήματα. — Hier iſt aller Ausfluch vorgebauet. Das τὸν ἀεὶ χρόνον iſt nicht ſo zweydeutig, al jenes αἰὼν oder αἰώνιος. Und was wäre auch alle Zwe deutigkeit, bey dem ausdrücklichen Gegenſatze von Verdammten, d Strafen und Schmerzen leiden, damit ſie ſich beſſern, und ve Verdammten, die ſich durchaus nicht beſſern können, ſondern bl andern zum Beyſpiele in alle Ewigkeit gemartert und gepeinig werden? Τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πά πάσχοντες τὸν ἀεὶ χρόνον. Freylich iſt es wahr, daß wen ſtens ſonach Sokrates die Strafen der Hölle nicht überhaupt, ohne Unterſchied, ewig machte. Aber wenn blos dadurch ſeine Lehre erträglicher wird: was iſt denn in unſerer Religion, das uns hindert dieſen Unterſchied nicht auch anzunehmen? Was uns hindert? Als ob nicht der gröſſere Theil unſerer Glaubensgenoſſen ihn wirklich angenommen hätte? Jener mittlere Zuſtand, den die ältere Kirche glaubet und lehret, und den unſere Reformatores, ohngeachtet des ärgerlichen Mißbrauchs, zu dem er Anlaß gegeben hatte, vielleicht nicht ſo ſchlecht weg hätten verwerfen ſollen: was iſt er im Grunde anders, als die beſſernde Sokratiſche Hölle? Und wenn es denn nur auch blos möglich wäre, ja in alle Ewigkeit blos möglich bliebe, daß es Sünder geben könne, welche auf keine Weiſe zu beſſern ſtünden; Sünder, welche nie aufhören könnten zu ſündigen: warum für dieſe blos möglichen Ungeheuer, nicht auch blos mögliche, ihnen allein zukommende Strafen annehmen, oder gelten laſſen? —

— O meine Freunde, warum ſollten wir ſcharfſinniger als Leibnitz, und menſchenfreundlicher ſcheinen wollen, als Sokrates?

Beantwortete Anfragen.

1 — 3.

1.

Unſeres Herzogs Durchl. waren von einem Gelehrten in Braunſchweig um Mittheilung folgender Manuſcripte gebeten worden.

1. Geographiſche Nachrichten des Mönchs Baco.
2. Peyerle Reiſe nach Moscau, vom Jahre 1606. bis 1608.
3. Neue Zeitungen aus dem Moscowiter Lande, vom Jahre 1610.
4. Briefe, die zwiſchen K. Sigismund von Polen, und dem falſchen Demetrius gewechſelt worden.

Als ich die Erlaubniß erhielt, ſie ihm überſenden zu dürfen, hatte ich, bis auf eines, ſie aufzufinden wenig Mühe. Dieſes eine fand ich aber auch gar nicht, ſo viel Mühe ich mir immer gab. Ich glaubte daher die Ueberſendung mit nachſtehenden Zeilen begleiten zu müſſen, worinn ich ihm dieſes meldete, und wegen der beygehenden Stücke einige Erinnerungen machte.

Dieſelben erhalten anbey die verlangten, und von Sr. Durchlaucht verwilligten Manuſcripte. Sie ſind es alle; bis auf ein einziges. Nehmlich:

1. **Die Geographiſchen Nachrichten des Baco.** Ich hoffe, daß ich nicht gefehlt habe, wenn ich darunter die Schrift des Rogerius Baco de regionibus ad Papam Clementem verſtanden, welche in dem Bande Nummer 41. Mss. Weiſsb. Bl. 91. u. folg. zu finden. (Dieſe Schrift, meyne ich, iſt nichts anders als einer von den einzeln Traktaten, aus welchen das vierte Buch des Operis maioris des Baco beſtehet. Weil uns die einzige Ausgabe des **Jebb** von 1733 davon fehlet, ſo kann ich es jedoch nicht mit Gewißheit verſichern. Wohl aber weiß ich, daß die darinn enthaltenen Geographiſchen Kenntniſſe des Baco, bereits vor der Ausgabe des **Jebb** aus dem Manuſcripte genutzt worden. Denn in dem Recueil de divers Voyages curieux faits en Tartarie et en Perſe, welches 1729. herauskam, finden ſich im zweyten Theile bereits Quelques Obſervations, qu'un Anglois a tirées de la quatrieme partie de l'Ouvrage du ſrere ainé de Roger Bacon, touchant les parties ſeptentrionales du monde; welche auch in unſerm Manuſcripte, nach ihrem ganzen Inhalte (Bl. 114. u. folg.) vorkommen. Ob aber **Bergeron**, der, ſo viel ich weiß, der Beſorger jenes Recueil war, ſie unmittelbar aus dem Manuſcripte durch einen Engländer erhalten, oder ob ſie bereits in einem engliſchen Werke gedruckt waren, kann ich abermals nicht mit Gewißheit ſagen. Sehr lächerlich indeß iſt es, daß der Franzoſe aus dem alten **Bruder Roger Baco**, wie es im Engliſchen ohne Zweifel hieß, den ältern **Bruder des Roger Baco**, le ſrere ainé de Roger Baco, gemacht hat.)
2. **Peyerle Reiſe.** (Num. 41. Extravag.) Ich merke an, daß von dieſer Reiſe noch Eine Abſchrift von einer jüngern Hand in der Bibliothek vorhanden; falls dieſe irgendwo zweifelhaft oder unleſerlich ſeyn ſollte.

3 Neue Zeitungen aus dem Moskowiter Lande. (Num. 81. Extrav.) Ich lege dieſes Werk auch einzeln mit bey, ob es ſchon eben daſſelbe iſt, welches in dem Bande der vorſtehenden Reiſe des Peyerle, unter dem Titel Chronicon Moſcoviticum mit vorkömmt. Aus noch ein Paar andern Abſchriften deſſelben, die in der Bibliothek befindlich, ſehe ich, daß es das Tagebuch des Conrad Buſſo oder Buſſow iſt, welches Kelch und Treuer bereits gebraucht haben, und deſſen Müller aus ihnen gedenkt. (Sammlung Rußiſcher Geſchichte B. V. S. 191.)

Das fehlende Stück wären alſo, die Briefe, welche der K. Sigismund von Polen mit dem falſchen Demetrius gewechſelt hat. Es hat an meinem Fleiſſe nicht gelegen, dieſe Briefe aufzufinden. Aber ich kann in unſern Verzeichniſſen nirgends die geringſte Spur davon entdecken, und muß mich alſo erkundigen, ob Sie, m. H. dieſe Briefe hier ſelbſt geſehen, oder woher Ihnen die Nachricht davon geworden? Ich ſollte ſchon nach der bloſſen Geſchichte an der Exiſtenz ſolcher Briefe zweifeln.

Wenn es übrigens Ihnen um die Aufklärung und Berichtigung der Geſchichte des ſogenannten falſchen Demetrius zu thun iſt: ſo kenne ich unter den handſchriftlichen Schätzen der Bibliothek noch verſchiedenes, was in dieſer Abſicht zu brauchen wäre. Auch habe ich unter den gedruckten Büchern einige von denen gefunden, von welchen Müller (Seite 387) ſagt, daß ſie ihm nie zu Geſichte gekommen.“

Ich erhielt hierauf zur Antwort: „die Briefe des Polniſchen Königs Sigismund an den falſchen Demetrius kenne „ich blos aus einem von Hrn. Prof. Schlözer an die Petersburger Akademie abgeſtattetem Rapport von denen zur Rußiſchen Geſchichte gehörigen Manuſcripten, welche derſelbe in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek vorgefunden. Dieſer Rapport ſteht in Gatterers Allgemeinen Hiſtoriſchen Bibliothek, „VIII Band, S. 283. 84. Es heißt daſelbſt ꝛc.“

Ich eilte, mich mit meinen eignen Augen hiervon zu überzeugen, und bekenne, daß ich nicht wenig betroffen ward. Herr Schlözer ſagt an dem angezeigten Orte, mit ausdrücklichen Worten, daß er Abſchriften von einer Menge von Briefen, die zwiſchen K. Sigismund von Polen und dem Demetrius gewechſelt worden, hier in unſrer Bibliothek ſelbſt geſehen habe. Ich fing hierauf aufs neue an, zu ſuchen; und habe ſeit Jahr und Tag nicht aufgehört, bey allem, was ich in der Bibliothek ſonſt geſucht, immer mit ein Auge auf dieſe Briefe zu haben. Aber alles vergebens; und ich weiß mir itzt nicht anders zu rathen, als daß ich den Hrn. Schlözer hiemit öffentlich erſuche, ſeine Worte auf eine oder die andere Weiſe gut zu machen. Denn er kann leicht begreiffen, daß es mir höchſt unangenehm ſeyn muß, wenn man gegenwärtig in unſerer Bibliothek etwas zu vermiſſen glaubt, was ein Mann wie Er einer Akademie, der ſein Vorgeben nicht gleichgültig ſeyn kann, ohnlängſt darinn gefunden zu haben verſichert.

Aus unſern geſchriebnen Verzeichniſſen hat er ſeinen Rapport nicht gezogen, der den 16 May 1768 aus Braunſchweig datiret iſt. Er will, und muß alle die Stücke ſelbſt in Händen gehabt haben, die er darinn nahmhaft macht. Gleichwohl wäre es möglich, daß ſein Blick ein wenig zu flüchtig geweſen wäre; ja es finden ſich ſogar noch andere Spuren, die dieſes glauben machen. So giebt er z. E. das *Chronicum Moscoviticum ab anno 1584 ad annum 1612*, und die *Neuen Zeitungen aus dem Moſcoviter Land*, vom Jahr 1610, durch die Verſchiedenheit der Titel hintergangen, als zwey verſchiedne Werke an; da ſie doch das eine und eben daſſelbe Werk, nehmlich die bekannten Buſſowſchen Nachrichten ſind, wie man in dem Briefe bereits wird bemerkt haben.

Ich weiß ſonſt alles zu finden, was er geſehen haben will, ſo unbeſtimmt er auch manches davon angiebt. Ich glaube ſogar ſehr wohl zu wiſſen, was alles für Aufſätze er unter der *Menge von noch ungedruckten Acten und Nachrichten, in deutſcher und lateiniſcher Sprache, die merkwürdige Periode des falſchen Demetrius betreffend*, kann gemeint haben. Ich geſtehe auch, daß in eben den Convoluten, worinn ſich dieſe Aufſätze befinden, Abſchriften von ungefehr ein Dutzend Briefen des K. Sigismund vorkommen; allein kein einziger iſt davon an den Demetrius geſchrieben; geſchweige, daß gar Antworten des Demetrius darunter ſeyn ſollten. Kaum, daß des Demetrius in einem oder zweyen mit Namen gedacht wird, die aber darum nichts weniger als in ſeinen Angelegenheiten geſchrieben ſind.

Es wäre alſo doch ſehr wunderbar, wenn die einzigen Briefe, auf die allein die Beſchreibung des Herrn Schlözers paſſen könnte, ſich ſo hartnäckig meinen Augen entzögen. Indeß, ſo lange es nur immer noch eine Möglichkeit iſt, will ich die Glaubwürdigkeit ſeiner Autopſie nicht ſo ſchlechterdings leugnen; ſondern ſeine nähere Aeuſſerung und Nachweiſung erwarten.

Er wird nicht in Abrede ſeyn, daß die Sache deren würdig iſt, indem ein ſehr wichtiger Punkt der damit verwandten Geſchichte ſeine endliche Aufklärung daraus müßte erlangen können. Sigismund hat beſtändig behauptet, daß die Unterſtützung des Demetrius von Seiten Polen blos das privat Werk einiger Mächtigern des Reichs geweſen; und daß zwiſchen ihm und dem Demetrius nie eher das geringſte verhandelt werden, als bis dieſer durch ſeine Geſandten um die Marina bey ihm anhalten laſſen. Er hat auch, nach dem Tode deſſelben, in ſeinen öffentlichen Schriften ihn ohne Widerſpruch den Betrüger ſeyn laſſen, für den ihn die Ruſſen erklärt hatten. Wenn nun gleichwohl zwiſchen beiden eine Menge Briefe ſollten gewechſelt ſeyn werden: ſo müßte nothwendig daraus erhellen, ob Sigismund wirklich an dem Handel ſo unſchuldig geweſen, als er ſich geſtellet; ob er mit einem Betrieger wiſſentlich betriegen wollen, oder ſelbſt von ihm betrogen werden. Kurz: wenn man, wie ich in dem Briefe geſagt habe, nach dem, was wir itzt von dieſer Geſchichte wiſſen, an der Exiſtenz ſolcher Briefe zweifeln darf: ſo würde, wenn es mit ſolchen Briefen ſeine Richtigkeit hätte, dieſe ganze Geſchichte ein ander Anſehen daraus gewinnen können.

2.

Anfrage aus Weimar.

„Was befindet ſich von des Chriſtlichen Dichters Theoduli „Ecloga in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel an „Mſpt. und alten Ausgaben? Bey erſtern wünſchet man eine „kurze Anzeige von dem Aeuſſerlichen des Codicis; ingleichen, „wenn ſich ein Commentar dabey befinden ſollte, den Anfang „und das Ende deſſelben. Bey der Anzeige der Ausgaben ver-

„langet man den Titel, das Jahr des Druckes, den Namen „des Herausgebers, die Anzahl der Blätter, den Anfang und „das Ende des Commentars zu wiſſen.“

Beantwortung.

1. An Handſchriften ſind deren drey vorräthig; alle drey auf Pergamen, und von ziemlichem Alter. Die ich für die älteſte halte, und die wohl aus dem zwölften Jahrhunderte ſeyn könnte, iſt in klein Folio, in einem Bande, darinn ſich noch verſchiedene andere lateiniſche Poeten aus der ſpätern Zeit befinden. Sie enthält den bloſſen Text, ohne alle Gloſſen und Commentar. Das Gedicht ſelbſt heißt darinn weder Ecloga noch Tetraſtichum, ſondern iſt blos mit Incipit Theodulus überſchrieben. Die zweyte Handſchrift iſt der Gröſſe nach Octav, und befindet ſich in demjenigen Miſcellanbande, in welchem Leibnitz ein Paar kleine Schriften des Meiſſenſchen Biſchofs Benno fand, die er in der Einleitung zu dem zweyten Bande ſeiner Braunſchweigiſchen Geſchichtſchreiber S. 34. gelegentlich bekannt machte. Sie hat ebenfalls nur den bloſſen Text, und die Aufſchrift iſt, wie dort. Gleich hinter der ſtehet von der nehmlichen Hand, Ovidius de Nuce. Die dritte endlich iſt in Quart, in einem kleinen Bande, welcher vorher die elegieſchen Fabeln des Neveletſchen Anonymus, und hinterher in Proſa Deſuaſiones Valerii ad Rufinum, ne ducat vxorem enthält. (*) Sie iſt die neueſte und ſchlechteſte; hat aber das beſondere, daß ſie allein am Ende acht Zeilen mehr hat, als die andern, und als alle gedruckte Ausgaben. Ich will ſie hier getreulich mittheilen, dieſe Zeilen; und nur die Abbreviaturen ausſchreiben.

Tunc Alithya deo reddens pia carmina plectro
Hoſte ſuo victo cepit modulare benigno
Alme deus triplex ſimul omnipotens pie ſimplex
Qui celum terras mare tartara rite gubernas

(*) Gudius, dem dieſer Codex ehedem gehört, hat bey dem letztern Stücke angemerkt: extat inter opera S. Hieronymi; als unter deſſen Namen das Ding wohl ehedem mit untergelauffen. Doch hat es ſchon Reatinus ausgemerzt, und es in ſeiner Ausgabe der Werke des Hieronymus, (T. IX. p. 175.) unter eben dem Namen drucken laſſen, unter dem es in unſerer Handſchrift vorkömmt.

Quique regis cuncta propria virtute ſub una
Erige ſubiectos cunctos tibi ſterne ſuperbos
Cui ſit laus virtus pax gloria perpes
Quem decet eternum regnum ſine ſine per evum.

Aber wer erkennet hier nicht das Gemächt eines noch ſpätern und noch barbariſchern Mönchs? So ſchlecht auch die Verſe des Theodulus ſind, ſo ſind ſie doch nicht ſo gar erbärmlich, als dieſer abſcheuliche Schwanz. Sonſt hat auch dieſe Handſchrift keinen Commentar; wohl aber hin und wieder zwiſchen die Zeilen geſchriebne Gloſſen. — Was nun den innern Werth aller drey anlangt, ſo habe ich nur die erſte, welche mir die ältere geſchienen, etwas genauer betrachtet, und geſunden, daß ſie nicht nur eben ſo gut, ſondern auch noch beſſer iſt als die Helmſtädtiſche, welche Polyc. Leyſer (Hiſt. poet. med. aev. p. 295.) verglichen. Denn ſie beſtätiget nicht allein alle gute und richtige Lesarten derſelben, ſondern hat auch noch viel eigene, die ganz unſtreitig die wahren ſind, und durch welche das Gedicht um ein vieles erträglicher und verſtändlicher wird, als es wenigſtens in dem Manuale Biblico des Goldaſt zu leſen, welcher es zuerſt aus der Handſchrift ans Licht zu bringen glaubte. Aber Goldaſt irrete ſich, und es war längſt vor ihm mehr als eine Ausgabe davon in der Welt, in denen ich faſt alle die beſſern Lesarten ſchon finde, die Leyſer aus dem Helmſtädtiſchen Manuſcripte beygebracht hat, und ich aus dem unſrigen beybringen könnte.

II. Von beſagten alten Ausgaben ſind in der Bibliothek ebenfalls drey verſchiedene vorhanden. 1) Die älteſte, und ſoviel ich finden kann, allererſte gedruckte Ausgabe, die weder Mettaire noch Fabricius gekannt hat, von 1489 zu Leipzig bey Conrad Kacheloven. Sie iſt in klein Quart auf acht mit einander abwechſelnden Ternionen und Quaternionen, die unten von a bis h ſigniret, aber oberwerts weder numerirt noch paginirt ſind. Auf der erſten Seite des Titelblatts ſteht blos Ecloga Theoduli; und auf der andern ein Holzſchnitt die Scene des Gedichts mit ihren Perſonen vorſtellend. 2) Eine neuere, eben daſelbſt und bey eben demſelben Drucker, von 1492, welche beym Fabricius und Mettaire die älteſte iſt. Sie iſt der vorigen an Format und Schrift gleich, nur etwas weitläuftiger gedruckt: denn ſie zählt neun dergleichen abwechſelnde Ternionen und Quaternionen; und die Blätter ſind mit Römiſchen Zahlen oberwerts numeriret und gehen bis XXXXXXII. 3) Eine noch neuere von 1495 zu Cölln bey Heinrich Quentell. Das Titelblatt hat Egloga Theoduli; aber zum Schluſſe ſind aus dieſer Einen Ekloge mehrere geworden. Denn da heißt es, Egloge Theoduli cum notabili commento feliciter finem habent. Und eben dieſer notable Commentar iſt es, welcher in allen drey Ausgaben den Abſätzen den Gedichts ſtückweiſe eingedruckt iſt. Er fängt an; Circa initium huius libri ſciendum quod Averroes: und endet ſich; et in hoc ſopitur liber Theoduli, de quo ſit benedictus Deus glorioſus in ſecula ſeculorum Amen. Ohne Zweifel iſt es des Stephanus Patringtonus Arbeit; wenigſtens hat der ehemalige Bibliothekar Lauterbach in dem einen Exemplare auf dem Titel, cum ſcholiis Stephani Oxonienſis, beygeſchrieben.

3.

Anfrage aus Holland.

Sie betraf die noch ungedruckten Epigrammata des Luxurius, und bezog ſich auf die Stelle des Herrn Burmann vor ſeiner Anthologia vet. lat. Epigr. (*Epiſt. Dedicat. p. XLVIII.*)

> „Luxurii Epigrammatum codex Ms. fuit apud Marq. Gudium, ut patet ex Catalogo inſignis eius Bibliothecæ, quam Codicibus Mss. refertiſſimam habuit, pag. 555. Cum vèro libros Mss. Gudio olim poſſeſſos ſuæ Bibliothecæ adſeruerit Dux Guelferbutanus, inter illos veroſimile eſt etiam adhuc adſervari hunc Luxurii codicem, quem tamen Salmaſiani apographum ſuſpicor.“

Man wollte wiſſen, ob es mit dieſer Vermuthung des Herrn Burmann ſeine Richtigkeit hätte, und wollte in dem bejaenden Falle das Manuſcript näher kennen.

Beantwortung.

Es iſt zwar wahr und bekannt, daß überhaupt die Manuſcripte des Gudius in unſere Bibliothek gekommen ſind. Gleichwohl kann man ſich betriegen, wenn man ſchlechterdings ein jedes Stück, wie es in dem gedruckten Verzeichniſſe derſelben ſteht, hier ſuchen wollte. Der öffentliche einzelne Verkauf war bereits angegangen, als von hier aus das Gebot auf die ganze Sammlung geſchah. Einige Stücke waren alſo ſchon in andern Händen, und konnten auf keine Weiſe wieder erlangt werden. Ich will bey Gelegenheit eine Anzeige von denſelben mittheilen, damit die Gelehrten, welche jenes gedruckte Verzeichniß zu Rathe ziehen, genau wiſſen können, was ſie hier oder anderwerts zu ſuchen haben.

Zum Glücke aber iſt dieſes der Fall hier nicht. Sondern die Handſchrift des Luxurius, oder, wie er, ſelbiger zu Folge, richtiger heiſſen würde, Luxorius, iſt wirklich bey uns vorhanden; und auch darinn hat Herr Burmann richtig vermuthet, daß es nichts als eine Abſchrift aus dem Codex des Salmaſius iſt. Sie iſt indeß von der eignen Hand des Gudius, welcher mit den hergeſetzten Worten, Ex Ms. Codice vetuſtiſſimo Philiberti de la Mare Senatoris Divionenſis, jene ſeine Quelle deutlich genug angezeigt hat. Ohne Zweifel würde es Herr Burmannen auf alle Weiſe angenehm geweſen ſeyn, dieſe Gudiſche Abſchrift brauchen zu können. Sie würde ihn unter andern, ſo viel ich einſehe, deutlich überzeugt haben, daß jene Schedæ Divionenſes, die er aus einem andern Manuſcripte als dem Salmaſiſchen gefloſſen zu ſeyn glaubt, dieſes wohl ſchwerlich ſind, ſondern zuverläßig ebenfalls jenen Codex des Lacurne, oder des Salmaſius, oder des Philibert de la Mare, welcher gegenwärtig in der Königl. Bibliothek zu Paris iſt, für ihre Quelle erkennen. Der Grund wenigſtens, auf welchen ſich Herr Burmann wegen dieſer vermeinten Verſchiedenheit ſtützet, daß nehmlich die Schedæ Divionenſes eine ziemlich genaue Abtheilung in vier Bücher haben, von welcher in ſeinen Heinſianis Salmaſiani codicis chartis keine Spur zu finden, fällt dadurch weg, daß man aus der Abſchrift des Gudius erkennet, daß in dem Manuſcripte des Salmaſius, zum mindeſten die Epigrammata des Luxurius gleichfalls abgeſondert geweſen, und ein eigenes Buch ausgemacht haben. Denn dieſe unſere Abſchrift fängt nicht allein an: LIBER EPIGRAMMATON VIRI CLARI LUXORI ET SPECTABILIS; ſondern ſchließt auch: EPIGRAMMATON EXPLICIT FELICITER: welche Worte ſchlechterdings von der

Art ſind, daß es keine willkührliche Formeln des Abſchreibers ſeyn können, ſondern aus dem Manuſcripte genommen ſeyn müſſen. Ja, was noch mehr; gleich unter dem Explicit haben noch eben folgende zwey Verſe Raum gefunden, die entweder nur der Anfang eines Epigramms geweſen ſind, oder ſich auf einen Umſtand bezogen haben, den wir itzt nicht wiſſen.

De Titulo Luxori cum verſibus.

Priſcos LUXORI certum eſt te vincere vates:
Carmen namque tuum duplex victoria geſtat.

Und ihnen zur Seite merkt Gudius an: Hi duo verſus in eodem Codice, ſed non eo loco, ubi erant Epigrammata Luxori, legebantur. Alſo iſt es ganz gewiß, daß die Epigrammata des Luxorius in dem Manuſcripte des Salmaſius nicht unter die andern zerſtreut ſind, ſondern in Einer Reihe auf einander folgen. Wenn aber auch ſchon das Uebrige darinn die andern drey Abtheilungen nicht haben ſollte, welche ſich in den Schedis Divionenſibus des Bimard de la Baſtie finden: ſo würde daraus doch noch nicht folgen, was Herr Burmann daraus ſchlieſſen zu können glaubt. Noch weniger folgt es daraus, daß in dieſen Schedis ein Epigramm nicht zu finden, von welchem Gudius anderwerts ſagt, daß er es in dem Codex des Salmaſius (in vetuſtiſſimo Codice Divionenſi) geleſen habe. Vielmehr erhellet aus dieſem Mangel, daß der Schreiber, wer er nun auch geweſen ſey, mehr den Salmaſiſchen Codex excerpiren als abſchreiben wollen, und gedachtes Epigramm um ſo viel eher übergehen zu können geglaubt, weil es ſchon gedruckt war. Daß er ſeiner Auswahl ſodann auch eine beſſere Ordnung zu geben geſucht hätte, als er in dem Manuſcripte fand, wäre wohl nicht zu verwundern.

Ich bin es aber noch mehr aus einem andern Umſtande verſichert, daß die ſchedæ Divionenſes nichts als ein neuerer Auszug aus dem Codex des Salmaſius ſind. Herr Burmann ſagt nehmlich, daß der Epigrammen des Luxorius darinn nicht mehr als einige achtzig wären. Es müßten deren aber ſechs und neunzig ſeyn, wenn der Abſchreiber alle mitgenommen hätte, die er, nach dem Salmaſiſchen Manuſcripte, in dem Buche des Luxorius begriffen fand. Weil aber dennoch offen:

dar einige darunter, ſelbſt der Aufſchrift zu Folge, dem Luxorius nicht gehören, andere aber ſchon längſt gedruckt ſind: ſo ließ er es vermuthlich bey der geringern Zahl von einigen achtzig, und begnügte ſich, nur das Echteſte und Unbekannteſte zu haben.

Zu wiſſen iſt hiernächſt, daß es nicht der bloſſe Luxorius iſt, was die Abſchrift des Gudius enthält. Es folgen darauf noch einige ſechzig Epigrammata verſchiedener anderer, theils genannter theils ungenannter Dichter, welche er aus dem nehmlichen Codice abgeſchrieben hat. Von dieſen iſt nun aber ſchon mehr als die Hälfte gedruckt; beſonders in der Anthologie des Herrn Burmanns, und es iſt kein Zweifel, daß er die übrigen nicht ebenfalls unter ſeinen verſchiedlichen Abſchriften finden, und in dem zweyten Theile derſelben bekannt machen werde, den die Gelehrten ſchon ſo lange ſehnlichſt erwarten.

Daß Gudius ſeiner Abſchrift Vermuthungen werde beygefügt haben, wie dieſe und jene verdorbene Stelle vielleicht zu leſen, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Doch iſt es bey den Epigrammen des Luxorius viel häufiger geſchehen, als bey den übrigen. Was ſich bey beiden gleich deutlich zeigt, iſt die beſondere Treue, mit welcher er ſich an das Manuſcript, und oftmals ſogar an die bloſſen Züge deſſelben gehalten; ſo daß er durchaus nichts in den Text genommen, was er nicht mit deutlichen Buchſtaben darinn geſehen. Einen Ort habe ich indeß bemerkt, den kein einziger, ſo wie er, geleſen haben muß; den wenigſtens alle, deren Abſchriften Herr Burmann vor ſich gehabt, anders, und auf die nehmliche Weiſe anders geleſen zu haben ſcheinen. Und doch möchte ich es auch hier lieber mit ihm allein halten, als mit jenen allen. Nehmlich, das 45ſte Epigramm des dritten Buchs, auf gewiſſe neu erbaute Bäder, hat Herr Burmann von vorne herein alſo abdrucken laſſen:

Fauſta novum domini condens Fortuna lavacrum
 Invitat feſſos huc properare viros.
Laude operis fundi capiet ſua gaudia præſul.
 Hoſpes dulciflua dum recreatur aqua.

Wie kömmt es nun, daß er über die dritte Zeile ganz und gar nichts angemerkt hat? Iſt ſie denn ſo durchaus ohne alle

Schwierigkeit? Ich wenigſtens geſtehe, daß ich nicht einſehe, was Laude operis fundi ſagen ſolle, oder ſagen könne. Wie ungleich deutlicher und ſchöner fließt dieſe Zeile beym Gudius?

Laude operis fruitur, capit et ſua gaudia præſul.

Und, wie geſagt, dieſes hat Gudius in dem Manuſcripte geleſen; nicht verbeſſert. —

Ich kann bey dieſer Gelegenheit dem Herrn Burmann noch eine Sorge benehmen, die er ſich an dem nehmlichen Orte vor der Anthologie (Ep. dedic. n. XV.) von einem Buche macht, das ihm nie zu Geſichte gekommen. An Andreæ Mariani Bononienſis *Collecta Ruinarum Epigrammata*, Romæ edita an. 1541. quæ in fine Præfationis ſuæ memorat Almeloveenius, huc propius ſpectent, libro nunquam viſo, nobis dijudicare integrum non eſt. Das Buch, welches nicht zu Rom, ſondern zu Bologna, im beſagten Jahre in 8 gedruckt iſt, befindet ſich in unſerer Bibliothek, und enthält nichts von alten Aufſchriften. Der eigentliche Titel, in welchem das Wort collecta, das dem Herrn Burmann ohne Zweifel den meiſten Verdacht erwecket hat, nicht vorkömmt, heißt: *Ruinarum Romæ Epigrammata*: quibus Miranda Urbis agnoſcuntur, ſacra viſitantur, nova et vetera Elogiis recenſentur; und iſt leicht daraus abzunehmen, daß es eigene Epigrammata ſind, worinn Marianus die vornehmſten Gebäude und Monumente des alten und neuen Roms beſchreibt. Sie ſind in drey Bücher getheilt, und haben eine kurze proſaiſche Erläuterung unter ſich.

Zweyter Beytrag.

VIII.

Marco Polo,

aus einer Handſchrift ergänzt, und aus einer andern ſehr zu verbeſſern.

Die Nachrichten, welche Marco Polo, zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, von den orientaliſchen Ländern bekannt machte, die er in Dienſten des Kublaikhan ſelbſt zu bereiſen, oder ſonſt näher kennen zu lernen, Gelegenheit gefunden hatte, haben das beſondere Lob, daß ſie mit der Zeit immer mehr und mehr beſtätiget werden. Die letzten und neueſten ſolcher Beſtätigungen, welche ich in einem Werke, das ſich unmittelbar aus chineſiſchen und arabiſchen Quellen herſchreibet, ich meyne, in der Allgemeinen Geſchichte der occidentaliſchen Tartern des Herrn Deguignes las, dünkten mich beſonders merkwürdig; und ſie waren es, die mich veranlaßten, die lateiniſchen Handſchriften vorzunehmen, welche unſere Bibliothek von dieſen Nachrichten des Polo beſitzet.

Es iſt nicht ganz ausgemacht, von wem und in welcher Sprache, ob italieniſch oder lateiniſch, dieſe Nachrichten zuerſt aufgeſetzt worden. Der Text inzwiſchen, den die Gelehrten am gewöhnlichſten gebraucht haben, ob er ſchon für weiter nichts, als für eine Ueberſetzung ausgegeben wird, iſt der Lateiniſche, ſo wie er in dem Herwagiſchen Novo Orbe und beym Reineccius befindlich. Eben dieſen legte auch Andreas Müller bey ſeiner Ausgabe von 1671 zum Grunde; verglich ihn aber mit einer andern ebenfalls lateiniſchen Ueberſetzung, die ein Franciscus Pipinus, ein Zeitverwandter des Marco Polo, verfertiget hatte, und von welcher er eine Handſchrift in der Churfürſtlichen Bibliothek zu Berlin fand.

Was nun unſere Handſchriften anbelangt, ſo ſind ſie um ſo viel merkwürdiger, da zwey derſelben die nehmliche Ueberſetzung des Pipinus enthalten, die dritte aber ſowohl von dieſer, als auch von dem andern gewöhnlichen Lateiniſchen Texte, völlig verſchieden iſt.

Ich fange bey jenen an, und bemerke von ihnen überhaupt, daß ſie, im Ganzen genommen, ſowohl unter ſich, als mit der Berliniſchen Handſchrift, ſo viel ſich nach den von Müllern daraus angeführten Lesarten urtheilen läßt, ſo ziemlich übereinſtimmen. Die eine derſelben iſt auf Pergamen, und ſcheinet gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts geſchrieben zu ſeyn. Die andere aber iſt zwar nur auf Papier, und könnte leicht ein hundert Jahre jünger ſeyn: gleichwohl aber iſt ſie ſonſt auf alle Weiſe die vorzüglichere. Denn auſſer einer Menge einzelner Stellen, die ſie am richtigſten und beſten lieſet, hat ſie auch in dem erſten Buche ein ganzes Kapitel mehr, als der gewöhnliche Lateiniſche Text, und als ſelbſt die Handſchrift zu Berlin. Wenigſtens hat Müller dieſes in allen gedruckten Ausgaben fehlende Kapitel daraus nicht mitgetheilet, auch im geringſten nicht angezeigt, daß er dergleichen darinn gefunden. Da es nun, auch ſeinem Innhalte nach, nicht verächtlich iſt, ſo glaube ich, verdienet es um ſo viel mehr, bekannt gemacht zu werden. Es unterrichtet uns nehmlich von der innern Einrichtung jener ſiegreichen Tartariſchen Kriegsheere, die man vielleicht nur allzugeneigt iſt, ſich als einen bloſſen Schwall von Menſchen zu denken, der alles einzig durch ſeine Menge und Ueberſchwemmung gezwungen. Sie waren nichts weniger als ohne Ordnung, und ihre Ordnung war ſimpel und natürlich. Hier iſt das ganze noch nie gedruckte Kapitel, welches dieſe Ordnung beſchreibt. Es iſt in der Folge das ſechzigſte, und macht der Kapitel des erſten Buchs in der Handſchrift ſieben und ſechzig, da die gedruckten Ausgaben deren nur ſechs und ſechzig zählen.

Cap. LX.

De ordine exercitus Tartarorum et ſagacitate bellandi.

Ordo autem eorum in gubernatione exercitus et modo præliandi talis eſt. Quando dux aliquis præficitur exercitui centum millium militum, eligit quos vult chiliarchas ſive tribunos, ſ qui mille equitibus præſunt, centuriones et decuriones. Sic enim univerſus exercitus ordinatur per mille, centum et decem. Centuriones autem conſiliarii ſunt Tribuni: Decuriones vero conſiliarii ſunt Centurionis. Ita duntaxat, ut nullus præpoſitus conſiliarios habeat ultra decem. Hunc modum ſervant in magno et parvo exercitu. Quando vero qui centum millibus præeſt, mittere mille vult, mandat illi, qui decem millibus præſit,(*) ut mille de ſuis eligat. Ille vero mandat Tribuno, ut eligat centum; et quilibet Centurio eligit decem; quilibet vero Decurio dat unum, et hoc modo mille de decem millibus eliguntur. Hoc autem tanto ſervatur ordine, ut per æquales vices mittantur ſinguli, ſciatque unus quisque, quando de iure ad hoc eligendus ſit. Quilibet autem dum eligitur, ſtatim obedit. Non enim in univerſo orbe reperiuntur homines tanta obedientia ad dominos ſuos, ſicut Tartari ſunt. Cum autem de loco ad locum procedit exercitus, ſemper a quatuor lateribus eius ducenti vel amplius cuſtodes ſunt in diſtantia congrua, ne occurrere poſſint improviſi. Quando autem in campo cum hoſtibus præliantur, ſæpe fugam arte ſimulant, poſt ſe nihilominus ſagittantes, donec inſequentes hoſtes quo velint deducunt, tunc ſe unanimiter vertentes ad ipſos, de ipſis ſæpiſſime victoriam obtinent. Sæpe enim hoſtes eorum ex hoc confuſioni patent, dum viciſſe ſe putant. Equi autem eorum ſic aſſueti ſunt, ut ad voluntatem ſeſſorum facillime huc illuc vertantur.

Ich habe geſagt, daß es die jüngere papierne Handſchrift iſt, der ich dieſes Kapitel zu danken habe. Man darf aber daraus nicht argwohnen, daß es ſonach auch wohl nur ein fremder Zuſatz ſey, der ſich weder vom Pipinus, noch vom Polo herſchreibe. Denn daß es ächt ſey, beweiſet die andere ältere Handſchrift auf Pergamen, in deren Verzeichniſſe der Kapitel es in der nehmlichen Folge und unter der nehmlichen Aufſchrift vorkömmt. Nur mangelt es, durch das Verſehen des Abſchreibers, größtentheils in dem Werke ſelbſt; indem blos die

---

(*) Dieſe Stelle lautet in dem Manuſcripte nicht ganz ſo, ſondern: Quando vero is, qui centum millibus mittere mille vult, mandat octo qui decem millibus præſit, &c. Der Zuſammenhang aber, und die ganze Sache giebt es wohl von ſelbſt, daß die Worte verderben, und man nicht wohl anders leſen kann, als ſo, wie ich es gleich in dem Texte zu ändern, mir die Freyheit genommen habe.

letzten Worte deſſelben dem vorhergehenden Kapitel, ganz ohne Verſtand, angehängt ſind. Wenn dieſer Verſtoß ſich daher etwa auch in der Berliniſchen Handſchrift finden ſollte, indem es leicht ſeyn könnte, daß entweder ſie eine Abſchrift von der unſrigen, oder unſere eine Abſchrift von ihr wäre, oder auch beide aus einer und ebenderſelben dritten genommen wären: ſo ließ es ſich um ſo viel eher begreiffen, warum Müller dieſer ganzen Stelle nicht erwähnet, die der von ihm verglichnen Ueberſetzung des Pipinus doch ſo eigen iſt.

Sie kömmt aber auch, wo nicht den Worten, doch dem weſentlichen Inhalte nach, auch in der dritten Handſchrift vor, von welcher ich geſagt habe, daß ſie ſowohl von dem gewöhnlichen Lateiniſchen Texte, als von der Ueberſetzung des Pipinus unterſchieden ſey. Und zwar beſteht das Eigene dieſer Handſchrift überhaupt darinn, daß ſie in ſehr vielen Stellen mehr ein Auszug, oder mehr der erſte unvollkommnere Entwurf des Werks, als das Werk ſelbſt, zu ſeyn ſcheinet. Aber ſchwerlich würde ihr dieſes einigen Werth geben, wenn ſie nicht zugleich in eben ſo vielen Stellen dem ohngeachtet vollſtändiger, richtiger und zuverläßiger wäre, als ſich weder der gedruckte Text noch die Ueberſetzung des Pipinus zeigen. Sie vornehmlich wollte ich daher zu Rathe ziehen, wenn ich nöthig hätte irgend einen Ort des Polo kritiſch zu unterſuchen, ob ſie ſchon noch kaum ſo alt iſt, als die jüngſte der zwey andern, mit welcher ſie ſonſt Zug und Papier gemein hat.

Es wird nicht undienlich ſeyn, dieſen ihren Vorzug an einer Probe zu zeigen; wozu ich ſofort den Eingang des Werkes wählen will, der die allgemeine Nachricht von den Reiſen des Marco Polo, und ſeines Vaters und Vetters, enthält. Damit man aber auch ſehe, wie weit ſie überhaupt ſowohl von dem gewöhnlichen gedruckten Texte, als von der Ueberſetzung des Pipinus abweicht: ſo will ich dieſe letzte ihr zur Seite ſetzen; welches um ſo weniger überflüßig ſeyn dürfte, da auch ſie noch ungedruckt, und nur aus den Leſarten des Andr. Müller bekannt iſt. Alſo in der erſten Columne, Pipinus: und in der zweyten der Ungenannte, von dem es ſich hernach zeigen wird,

ob wir ihn nicht vielleicht für etwas beſſers, als ebenfalls nur für einen Ueberſetzer, halten dürfen.

PIPINUS.(*)

Incipit Liber primus
Dm. Marci Pauli,
de Mirabilibus multarum
Orientalium regionum.

„*Qualiter et quare dominus Nicolaus Pauli de Venetiis et dm. Matthaeus tranſierunt ad partes orientales.* CAPITVLVM PRIMVM.

Tempore quo Balduinus rex et princeps ſceptra Conſtantinopolitani Imperii gubernabat, anno ſ. ab incarnatione Domini milleſimo ducenteſimo quinquageſimo, duo nobiles ac honorabiles prudentesque germani, inclitæ civitatis Venetiarum incolæ, navem propriam diverſis opibus et mercimoniis oneratam, communi concordia in portu Veneto, (*proſpero*) vento ſtante, duce Deo, Conſtantinopolin perrexerunt. Horum maior natu vocabatur Nicolaus, alter vero Matthæus, quorum progenies domus Pauli dicebatur. Cumque in Coſtantinopolitana urbe brevi in tempore fuiſſent feliciter expediti,

ANONYMUS.

Incipit Itinerarius nobilis et diſcreti viri,
Dm. Marci Pauli
de Venetiis,
de
Regionibus et partibus maioris Aſiae, nec non de ritibus et moribus earundem, et cet.

Nobilis et diſcretus vir Dm. Marcus Paulo de Venetiis, cum XXVI annis continuis in partibus maioris Aſiæ permanſiſſet, diverſas et valde longinquas perambulando provincias, tanti beneficii non ingratus diverſos hominum mores, mirandaque multa, quæ vidit et audivit, etiam reliquis communicare diſpoſuit. Ut autem quæ dicenda ſunt ordinatius procedant, faciliorenique habeant intellectum, tranſitus eius ad partes illas, reditusque ad propria hiſtorialiter præponetur.

„*Quomodo de Conſtantinopoli iverunt ad Berchakaan.*“

Anno Chriſti MCCL. tempore quo Baldewinus Conſtantinopoli

(*) Die Worte, welche in dem Texte des **Pipinus** eingeſchloſſen und mit italieniſcher Schrift gedruckt ſind, befinden ſich nur allein in der Handſchrift auf Pergamen. Die aber blos eingeſchloſſen ſind, befinden ſich nur allein in der auf Papier, welcher ich überhaupt gefolgt bin. — Die Stellen, an welchen ich zweifelhaft bin, ob ich ſie ſo ganz richtig geleſen, ſind mit einem Kreuze bemerkt.

navigantes inde profectus amplioris gratia, pervenerunt ad portum civitatis Armeniæ, quæ dicitur ***Saldadia***, ibique precioſa jocalia præparantes, ſecundum ſibi data conſilia, tandem unius magni regis Tartarorum curiam adierunt, qui dicebatur, ***Barcha***, cui cuncta quæ ſecum detulerant munera offerentes (***benigne***) ab ipſo ſuſcepti ſunt, a quo verſa vice maxima et ampliora donaria perceperunt. Et cum in regno illius per annum fuiſſent, vellentque redire Venetias, ſubito inter prænominatum regem ***Barcha*** et regem alium Tartarorum, nomine ***Alan***, nova grandisque diſcordia eſt exorta, et cum contra ſe invicem amborum exercitus concertaſſent, ***Alan*** victor extitit, regis autem ***Barcha*** exercitus ruinæ non modicæ patuit. Ob quam cauſſam viis diſcriminibus circumſeptis, remeandi eis ad propria per viam priſtinam aditus regreſſusque præcluſus fuit. Conſilio autem inito, qualiter poſſent Conſtantinopolin remeare, oportuit ipſos regnum ***Barcha*** vias per oppoſitas circumire, ſicque (***pervenerunt ad civitatem Gutthacan***, ***inde progredientes***) tranſiverunt fluvium Tigris, qui unus eſt de quatuor fluminibus Paradiſi, pertranſieruntque deſertum per diætas decimperabat, nobiles viri Nicolaus Paulo, pater Domini Marci Paulo, et Matthæus Paulo, fratres, cum eorum mercimoniis Conſtantinopolin pervenerunt. Et dum ad loca Pontici maris, quod mare maius dicitur, ire disponerent, maxime lucri causſa, plurima et pulcherrima et magni valoris iocalia in Conſtantinopoli precio emerunt. Poſt hæc vero mare maius intrantes, ***Soldadiam*** usque navigio pervenerunt. Denique per terram usque ad ***Bolgam*** et ***Sara*** euntes, invenerunt ***Bercha chaan***, Dominum Tartarorum omnium occidentalium. Quos cum honorifice recepiſſet, ei cuncta quæ portaverant jocalia donaverunt, et cum valde talia placuiſſent, in duplum valorem eorum tribuens, ea recepit.

Cum vero prædicti fratres in terra ***Bercha chaan*** per annum continuum permanſiſſent, inter ***Bercha*** dominum occidentalium, et ***Alan*** dominum Tartarorum orientalium, diſſenſio et guerra maxima orta eſt, qua de cauſſa iter revertendi ***Soldadiam*** impeditum erat. Sic ergo cum eorum mercimoniis diſpoſuerunt, verſus orientem quærere viam, ſperantes aptam eſſe tandem reverti poſſe. De ***Bechara*** ergo recedentes, transiverunt flumen Tigris. Deinde transiverunt per cem et ſeptem, neque civitatem, neque oppida invenientes omnino, donec pervenirent ad civitatem optimam, quæ dicitur *Bochara* in regione Perſidis, cui rex quidam præſidebat, ubi annis tribus immorati ſunt.

„*Qualiter regis maximi Tartarorum curiam adierant.* CAPITULUM II.

Eo tempore vir quidam totius prudentiæ a prænominato *Alau* rege ad maximum Tartarorum regem directus, applicuit in Perſia orientali, ad iam dictam civitatem *Bochara*. Ibique præfatos reperiens viros, qui jam plene in lingua tartarica ſuerant eruditi, ſupra modum lætatus eſt, eo quod viros latinos nunquam alias viderit, quos tamen videre plurimum affectabat. Et cum diebus plurimis cum eis colloquium et conſortium habuiſſet, eorumque gratos mores fuiſſet expertus, perſuaſit eis, ut cum eo ſummum Tartarorum regem adirent, promittens quod ab eo honorem maximum ac beneficia maxima percepturi eſſent. Qui videntes, ſe non poſſe ſine diffi-

deſertum quoddam longum XVII diætarum; ubi nulla aderat civitas neque caſtrum, ſed ſolum Tartari in tentoriis cum eorum beſtiis vagando manent.

Hoc autem pertranſito deſerto, pervenerunt ad magnam et nobilem civitatem *Buchara*, et ipſa eſt melior civitas Perſiæ. Provincia etiam, in qua hæc civitas manet, Buchara dicitur, cujus rex *Barack* dicebatur. Et quia noſtri nec ante ire nec retrocedere poterant, in ipſa civitate tribus annis continue permanſerunt.

Interim contigit, inde transire quendam virum nobilem, nuncium et legatum *Alau* regis et domini Tartarorum orientalium, qui mittebat ad *Cublay* Magnum Chan, dominum videlicet omnium Tartarorum. Qui cum vidiſſet hos fratres, quod in partibus illis nunquam Latinos fuiſſe noverat, miratus eſt valde, et cum ipſos noverat mercatores, taliter allocutus eſt: Si mihi credere placet, honorem et utilitatem vobis maximam procurabo. Cui cum reſpondiſſent, ſe paratos pro poſſe in omnibus obedire, dixit: Vado ad Magnum Chan, dominum omnium Tartarorum, et ipſe nunquam Latinum vidit, cum ipſos maxime videre deſiderat; ſi mecum venire placet, ſum cercultate diutina habere regreſſum ad propria, dei ſe præſidio committentes pariter arripuerunt iter cum eo, familiares chriſtianos habentes comites, quos ſecum de Venetiis duxerant. Spatio autem anni unius pervenerant de *Bochara* ad regem maximum omnium Tartarorum, qui vocabatur *Cublai*, qui lingua eorum Magnus Kaam dicitur, quod in lingua latina ſonat magnus rex regum. Cauſa autem tantæ prolixitatis temporis in eundo, hæc fuit: quia propter (*nives*) et inundationes fluviorum et torrentium, eos expectare in via oportuit, donec nives quæ excreverant, rivique qui inundaverant, declinarent. Fuit autem via eorum anno ipſo, ſubſequendo aquilonarem ventum, qui a Venetis vulgariter dicitur Tramontana. Quæ autem in via viderunt, ſuo loco in libro hoc deſcribentur.

tus, quod utilitatem maximam habebitis et honorem, poteritisque mecum undique absque impedimento venire. Hoc placuit, quare ipſum ſecuti ſunt. Et cum per annum iverant in ſeptentrionem et per græcum, tandem ad Magni Chanis curiam pervenerunt.

„*Quomodo apud praefatum regem* „*gratiam invenerint.* CAPIT. III.

Cum autem Magni Kaam conſpectui ſunt oblati, ipſe rex, quoniam ſumme benignus erat, eos ſuſcepit alacriter. Inquiſivit vero ab eis per multas vices de conditionibus occidentalium partium, de Imperatore Romano, de regibus et principibus chriſtianis, et qualiter etiam in rebus bellicis ſe haberent. Inquiſivit etiam

Et cum Magnus Chan ipſos alacriter et cum delectatione maxima recepiſſet, de factis moribusque Latinorum Chriſtianorumque interrogare incepit. De Imperatore maxime et aliis regibus principibusque, qui eorum mores, quomodo gentem regant, in † medio etiam belli quomodo ſuos exercitus ordinant. De gdilienter de moribus Latinorum. Super omnia autem interrogavit diligentius de Papa Chriſtianorum, et de cultu fidei Chriſtianorum. (Erat enim baptizatus ante aliquos annos ad inſtantiam dm. Haitonis, regis Armeniæ.) Ipſi autem, ut viri prudentes, ſapienter et ſeriatim ad ſingula reſponderunt, propter quod ſæpe eos ad ſe introduci iubebat, habueruntque gratiam in oculis eius.

Papa ſimiliter, & aliis prælatis, et de omni conditione Eccleſiæ inveſtigavit valde ſollicite. Ipſi vero eidem ſecundum eorum conſcientiam ſatisfecerunt pro poſſe.

„Quomodo ab ipſo rege ad Romanum Pontificem miſſi fuerint.

CAPIT. IV.

Quadam igitur die præfatus Kaam, conſilio prius cum baronibus habito, rogavit præfatos viros, ut amore ſui redirent ad Papam, cum uno de ſuis baronibus, qui dicebatur *Cogatal*, pro parte ipſius ſummum Chriſtianorum Pontificem rogaturi, quatenus ad eum centum ſapientes Chriſtianos dirigeret, qui ſcirent oſtendere ſapientibus ſuis rationabiliter et prudenter, quod Chriſtianorum fides eſſet melior inter omnes, et quod falſi dii Tartarorum eſſent dæmones, et quod ipſi et orientales alii decepti eſſent in ſuorum cultura deorum. Deſiderabat enim audire rationabiliter et aperte, quæ fides eſſet rationabilis imitanda. Cumque procidiſſent humiliter coram eo, dicentes ſe ad cuncta

Hæc autem cum intellexiſſet, placuerunt valde, quare nuncios ad domin. Summum Pontificem mittere deſtinavit. Rogavit ergo prædictos fratres, Nicolaum et Matthæum, quod in hac legatione nuncii eſſe vellent. Cum ergo tanquam vero domino in omnibus paratos ſe dixerint, litteras fecit in lingua Turcha, quas ſummo Pontifici deſtinavit, in quibus inter cetera quærebat, quod ei mittere placeret centum Chriſtianos ſapientes in fide chriſtiana, qui inſuper eſſent in Philoſophia et aliis ſcientiis taliter eruditi, quod chriſtianam fidem omnibus aliis præeſſe probarent, omnesque alias fides, et maxime idolorum, fruſtratorias eſſe monſtrarent penitus, atque vanas. Inſuper commiſit amipſius beneplacita præparatos, fecit rex ſcribi litteras ad Romanum Pontificem in lingua Turchorum, quas illis tradidit deferendas. Tabulam etiam auream teſtimonialem illis tradi iuſſit, ſigno regali ſculptam et inſignitam iuxta conſuetudinem ſedis ſuæ, quam qui defert, deduci debet de loco ad locum a cunctis rectoribus terrarum ſuo imperio ſubiectarum, cum omni ſua comitiva ſecurus, et quam diu immorari voluerit in civitate vel oppido, debetur illi de expenſis et neceſſariis omnibus integraliter provideri. Inſuper etiam impoſuit eis, ut de oleo lampadis, quæ pendebat ad ſepulcrum domini in Ieruſalem, ei deferrent in reditu. Credebat enim Chriſtum eſſe unum de numero deorum bonorum. Cum igitur fuiſſent in regis curia honorabiliter præparati, accepta a rege licentia, arripuerunt iter, litteras et auream tabulam deferentes. Et cum per diætas viginti æquitaſſent, ſimul baro *Cogatal*, quem ſecum habebant, fuit graviter infirmatus, propter quod de voluntate ipſius et multorum conſilio, relicto illo, cœptum proſecuti ſunt iter. Propter tabulam autem auream, quam habebant, fuerunt reverenter ubique ſuſcepti. Ob inundationes vero flubaxatoribus, quod de oleo lampadis, quæ in Ieruſalem ante Chriſti ſepulchrum ardet, omnimodo portare debeant.

Poſt hæc vero his fratribus ſignum dari fecit et privilegia præceptoria, in quibus continebatur, quo præcipiendo mandabat omnibus, quod hi ſui nuncii ubique optime tractarentur, eisque cuncta neceſſaria tribuantur, et ſi neceſſe fuerit, eis itinera ſecurari. Itinere ergo per diverſas arrepto provincias, tandem in Armenia minori ad *Layas*, civitatem ſuper mare, venerunt, in quo itinere propter mala tempora, propter nives, aquas et flumina excreſcentia multoties, ultra tres annos integros occupaverunt.

minum, quas in locis plurimis invenerunt, retardari ſæpe oportuit iter eorum. Nam annis tribus in via fuerunt antequam ad portum civitatis Armeniorum, quæ dicitur *Glaza*, pervenire poſſent. De *Glaza* vero progredientes pervenerunt *Ancon.* de menſe Aprilis anno dom. MCCLXXII.

„*Qualiter expectaverunt Venetiis* „*creationem Summi Pontificis.*

CAPIT. V.

Cum ingreſſi igitur fuiſſent *Ancon*, audiverunt dominum Clementem Papam nuper fuiſſe defunctum, ſuper quo fuerunt vehementiſſime contriſtati. Aderat autem in *Ancon* Legatus quidam apoſtolicæ ſedis, dominus fr. *Theobaldus* de Vicecomitibus de Placencia, cui cuncta propter quæ miſſi a Kaam fuerant, narraverunt. Eius vero fuit conſilium, ut omnino creationem Summi Pontificis expectarent. Iverunt igitur Venetias, videre ſuos, manſuri ibidem quousque Summus Pontifex crearetur. Et cum Venetias pervenerunt, invenit dom. Nicolaus uxorem ſuam eſſe defunctam, quæ in receſſu ſuo prægnans erat, invenitque filium, Marcum nomine, qui iam annos quinque decim habebat ætatis, qui poſt diſceſſum ipſius de Venetiis na-

Et cum de *Layas* perveniſſent ad *Acry*, quod fuit menſe Aprili, notificatum eſt eis, Summum Pontificem mortuum eſſe, et apoſtolicam vacare ſedem. Et qui erat ibi *Gregorius*, maximæ auctoritatis legatus in omnibus partibus Orientis, ad ipſum acceſſerunt, dicentes, unde, quomodo et qua de cauſa ad Summum Pontificem veniebant. Et cum hæc intellexiſſet, miratus eſt multum, placuitque, cum hoc eſſe poſſet in honorem et exaltationem fidei chriſtianæ. Qui reſpondit, quod ad hoc perficiendum, oportebat exſpectari quousque novus Pontifex crearetur. Interim in hoc vacationis tempore ab Acry per mare ad Nigropontum venerunt, et ab inde per mare Venetiis, ut eorum familiam reviderent. Et tunc dominus Marcus Paulo intus fuerat de uxore præfata. Hic eſt Marcus ille, qui compoſuit librum hunc, cui qualiter hæc nota fuerunt, infra patebit. Interim autem electio Summi Pontificis adeo dilata eſt, quod duobus annis manſerunt Venetiis, ipſam quotidie præſtolantes.

„*Qualiter redierunt ad regem Tar-* „*tarorum.* CAPIT. VI.

Poſt duos annos prædicti nuncii regis, metuentes ne rex ex mora ipſorum nimia turbaretur et putaret, eos nolle amplius redire ad ipſum, redierunt Ancon, Marcum prædictum ducentes ſecum. De licentia vero Legati ſepulcrum Domini viſitantes, oleum de lampade ſepulcri, ut rex poſtulaverat, acceperunt, et acceptis litteris legati ad regem, in quibus eis perbibebat teſtimonium, quod fideliter egerunt, et quod Romanæ eccleſiæ nondum erat de paſtore proviſum, iverunt verſus *Galaziam.* Ut autem de Ancon diſceſſerunt, Legatus prænominatus recepit Cardinalium nuncios, quod ipſe in Summum Pontificem electus erat, impoſuitque ſibi nomen Gregorius. Et miſſis nunciis ſtatim revocavit eos, reverſosque ſuscepit alacriter. Quibus litteras alias tradidit ad Tartarorum regem, duosque fratres Ordinis Prædicatorum lit-

venit uxorem mortuam eſſe, filium reliquiſſe parvum, nomine Marcum, qui poſtea huius operis exſtitit auctor. Sic ergo exſpectantes Papam de novo creari, manſerunt Venetiis duobus annis.

At quia tunc tempus electionis Papæ in longum protendebatur, propoſuerunt ad Magnum Chanem reverti et amplius non expectaſe. Filium ergo ſuum Marcum ſecum portantes, per mare ad prædictum Legatum pervenerunt in Acry, et ab ipſo licentia requiſita ad ſepulcrum Chriſti in Ieruſalem iverunt, redeuntesque de oleo lampadis attulerunt, perveneruntque ad dom. Legatum dicentes: Cognoſcimus, quod involuntarie moram contraximus nimis longam, quare cum veſtro bene placito reverti præſumſimus, unde cum a vobis, ſi placet, cupimus impetrare, quod videlicet litteras veſtras nobis in teſtimonium faciatis, ambaxiatam domini noſtri procuravimus facere iuxta poſſe, ſed vacatione Papatus non potuit adimpleri. Cum his ergo litteris de *Acry* recedentes, ad *Layas* civitatem pervenerunt, et dum ibi parum temporis, perteratos et probos, qui in Ancon erant, miſit cum eis, quorum unus dicebatur fr. *Nicolaus Vicencius*, alter vero fr. *Gwilhelmus Tripolitanus.* Cumque pervenisſent ad *Gallaziam*, Soldanus Babyloniæ cum exercitu ſuo maximo Armenos invaſit. Fratres vero illi propter guerrarum pericula et viarum discrimina metuentes, ad Tartarorum ſe regem pervenire non poſſe, cum Magiſtro Templi in Armenia remanſerunt. Nam pluries fuerunt in mortis periculo conſtituti. Nuncii autem regis ſe omni periculo exponentes, cum laboribus maximis pervenerunt ad regem, quem invenerunt in civitate, quæ dicitur *Clemenſu.* Fuerunt autem in itinere a portu *Galaciae* usque *Clemenſu* annis tribus et dimidio. Nam iter ipſorum in hyeme, propter nives et aquas validas et frigora maxima, per modicum tempus poterat proſperari. Rex autem *Cublay*, audiens a remotis de ipſorum reditu, miſit nuncios eis obviam ad quadraginta diætas, qui eos fecerunt de ſpeciali regis mandato in omnibus neceſſariis per viam nobiliſſime procurari.

manſiſſent, nunciatum eſt, Legatum illum, qui in *Acry* erat, in Papam electum eſſe, qui *Gregorius de Placencia* dictus eſt. Et tunc ſtatim quaſi venit nuncius prope ad *Layas*, quærens prædictos nuncios Magni Chanis. Quos cum inveniſſet, cum gaudio nunciavit, dom. Legatum in Papam electum eſſe, qui ad eos mittebat, quod ad eum venirent, poſtpoſita omni cauſa.

Et dum ad *Acry* reverſi eſſent honorificeque recepti, Papa reſponſionem Magno Chani ſuis litteris ordinavit, et inter alia quærebat, quod frater Magni Chanis, dictus *Ambaga*, dominus videlicet Tartarorum orientalium, daret Chriſtianis auxilium et favorem ad hoc, ut ipſi posſent facere paſſagium ultra mare. Miſit etiam Magno Chani pulcra donaria ex cryſtallo et aliis, † aliquos etiam Fratres Prædicatores, ſapientes viros, ſecum miſit, unus quorum Lumbardus erat, nomine *Nicolaus*, alter vero de Tripoli, nomine *Wyelmus*, quibus ambaziatam commiſit, quam intendebat mittere magno Chani. Inſuper eis privilegia dedit et plenariam auctoritatem, ut in partibus illis omnia libere facere posſent. Benedictione ergo habita omnes unanimiter recesſerunt, ſicque

„*Qualiter ab eo ſuſcepti ſunt.*

CAPIT. VII.

Cum autem ad Regis curiam pervenerunt, cum reverentia maxima prociderunt coram eo, qui alacriter eos ſuſcipiens iuſſit, ut ſurgerent, et quomodo eis in via fuerat, quidque cum Summo Pontifice egerunt, enarrarent.

ad *Layas* pervenerunt et reverſi ſunt.

Interim Soldanus Babyloniæ, nomine *Andoch bondocdaya*, in partibus Armeniæ cum magno venerat exercitu, qua de cauſa cum iter arripuiſſent, ad mortis periculum pervenerunt. Et cum tandem evaſiſſent miſeratione divina, pœnituit fratres ulterius tranſire, ne forte ad † ſimilia pervenirent. Aſſumtis ergo papalibus litteris privilegiisque, dom. Nicolaus et Matthæus prædictos prædicatores relinquentes, tam diu porrexerunt iter, quousque ad Magnum venerunt Chanem, qui tunc ibi in *Clemeyſu* nobili civitate manebat. In hoc autem itinere tres annos cum dimidio occuparunt, quia multis et diverſis locorum et temporum impedimentis eſſe contigit impeditos. Et cum ad Magni Chanis notitiam perveniſſet, ambaſciatores de Chriſtianorum partibus revenire, nuncios ſuos XL diætas obviam eis miſit.

Et cum coram domino perſonaliter adveniſſent, alacriter recepiſſet, ei litteras et privilegia papalia ‡ tradiderunt, ſimiliterque oleum ſanctum, quod de lampade ſepulcrali Chriſti ex Ieruſalem conduxerant, quæ

Quibus cuncta differentibus ſeriatim et enarrantibus, et exhibentibus litteras Papæ Gregorii, Rex litteras Summi Pontificis gratanter ſuſcepit, et (*eorum*) fidelem ſollicitudinem commendavit. Oleum autem de lampade ſepulcrali Domini noſtri Jeſu Chriſti, reverenter accepit et cum honore reponi mandavit. Interrogavit vero Rex de Marco, quis eſſet, et audito, quod filius erat dom. Nicolai, ipſum facie læta ſuſcepit. Ipſos vero tres inter familiares ſuos honorabiliter computavit, propter quod ab omnibus curialibus in multa reverentia habebantur.

omnia valde lætanter recepit. Dum autem ei notificatum eſſet, iuvenculum Marcum eſſe filium Nicolai Paulo, ultra modum gaviſus eſt, ipſumque gratanter recepit valde.

„Qualiter Marcus, natus dom. Nicolai, crevit in gratia coram rege.

CAPIT. VIII.

Marcus vero in tempore brevi mores didicit Tartarorum, nec non et linguas quatuor varias et diverſas, ita quod in qualibet ipſarum ſcribere ſciebat et legere. Voluit autem Rex experiri ipſius prudentiam, direxitque eum pro quodam regni negotio ad regionem remotam, ad quam ante ſex menſes pervenire non potuit. Ipſe vero ſe ſic prudenter geſſit in omnibus, quod Rex plurima cuncta, quæ geſſit, acceptavit. Et quoniam Rex delectabatur audire novitates, mores et conſuetudines hominum,

Permanſit ergo in curia Magni Chanis juvenculus iſte Marcus Paulo, qui in brevi ſatis tempore Tartaricos mores, linguamque eorum et litteras didicit tam perfecte, quod cunctis mirabile videbatur. Dum autem præcepto Magni Chanis ad civitatem quandam, nomine *Charatam*, miſſus eſſet, in ejus reditu ad curiam diverſitates omnes et novitates, quas viderat, retulit Magno Chani, inſuperque plurima et diverſa mirabilia tulit ſecum, quod dominus habuit valde gratum. Et dum conditionesque terrarum, Marcus quacunque tranſibat, ſic ſtudebat ſuper hujusmodi novitatibus informari, ut poſſit Regis beneplacito complacere. Propter quod annis decem et ſeptem, quibus fuit familiaris ipſius, ſic illi fuit acceptus, ut ab eo continue pro magnis regni negotiis mitteretur. Hæc igitur ratio eſt, quare præfatus dominus Marcus ſic didicit orientalium partium novitates, quæ infra diligentius deſcribentur.

annis XVII continuis permanſiſſet in curia Magni Chanis, ipſum per diverſas mundi partes ut legatum et nuncium ire juſſit. Hac ergo cauſa, quia permulta perambulavit loca diverſa, miranda multa extraneaque, et novos hominum ritus ſcivit, quos intente conſideravit et vidit.

„*Qualiter poſt multa tempora ob-*
„*tinuerunt a rege gratiam ad pro-*
„*pria remeandi.* CAPIT. IX.

Poſt hæc deſiderantes præfati domini redire Venetias, licentiam a Rege pluries petierunt. Pro dilectione magna, quam habebat ad eos, ad conſenſum non poterat inclinari. Interea barones tres regis Indorum, nomine *Argon*, ad curiam magni regis *Cubla* pervenerunt, quorum unus vocabatur *Oularu* (*Culatan*), alter *Alpuſta* (*Nibusca*), tertius vero *Coila*, ex parte ſui domini poſtulantes, ut ei uxorem traderet de ſua progenie, quoniam mortua nuper fuerat conjux ejus, regina *Salgana*. Rex autem *Cubla* eos ſummo cum honore ſuscepit, et puellam unam de ſua progenie, eis obtulit, annorum decem et ſeptem,

Poſtquam autem tanto tempore permanſerant in curia Magni Chanis, dom. Nicolaus et Matthæus, patriæ amore conſtricti, conſideraverunt ad propria revenire. Licentiam ergo . . . . requiſitam, quia ipſos Magnus Chanis maxime diligebat, duriter poterant impetrare. Accidit tunc temporis, tres nobiles viros, ambaciatores *Argon*, domini tunc Tartarorum Orientis, ad Magni Chanis curiam perveniſſe, quorum nomina erant *Oulathay*, *Apuſcha*, et *Choya*. Retulerunt hi Magno Chani, *Balghana* uxorem *Argoni* mortuam eſſe, quæ teſtando impoſuerat marito ſuo, quod nullo modo aliquam aſſumeret in uxonomine *Sogatim*. Qui nomine domini ſui gratanter ipſam ſuscipientes, agnoscentesque quod dom. Nicolaus, Matthæus et Marcus deſiderabant ad propria remeare, pro gratia a Rege ſuppliciter poſtularunt, ut pro honore regis *Argon* ipſos tres ad eum transmitteret cum regina, quibus inde ſi vellent, redire liceret ad propria. Qui eorum inſtanti petitione devictus eorum preces nequivit abnuere, triſtem eorum præbuit conſenſum petitioni.

rem, niſi de ipſius dominæ propria ſtirpe foret. Quærebant ergo, competentem dominam eis dari, quam ad *Argon* conducerent pro uxore, quæ eſſet de dicta linea parentelæ. Magnus ergo Chanis, quæſitum adimplere deſiderans, nobilem XVII. annorum dominam eis præſentari fecit, nomine *Cogatim*, dicens: Hanc ad *Argon* dominum veſtrum ferte, quæ eſt ex parentela quæſita, quare ſumat ipſam ſecuriter in uxorem. Interim dom. Marcus Paulo de India reverſus eſt, et quia extraneas provincias diverſaque maria pertranſiverat, multa referebat ambaxatoribus. Ergo prædicti cognoſcentes dom. Nicolaum, Matthæum et dom. Marcum Latinos eſſe, in animo firmaverunt eos, in hoc itinere ſibi comites habere velle poſse. Hoc ergo Magno Chani pro maxima gratia quæſiverunt, fuitque licet valde duriter impetratum.

„*Quomodo Venetias redierunt.*

CAPIT. X.

Cum autem debuerunt iter arripere, fecit Rex naves XIV. cum neceſſariis omnibus et victu pro biennio, præparari, quarum quælibet malos quatuor cum totidem velis habebat. Et cum ultimo diſcesſerunt a Rege, qui multam de ipſorum receſſu dis-

Cum autem prædicti domini recedere deberent, Magnus Chanis tabulam unam auream dari fecit, in qua continebatur, ipſos per omnes ejus provincias ab omni onere liberos et exemptos eſſe debere, et inſuper expenſas pro ſe ſuaque comitiva gratis plicentiam habebat, tradidit Rex eis duas tabulas aureas, ut in omnibus regnis ſuæ ditioni ſubjectis deberet eis de tutela et expenſis integraliter provideri. Impoſuitque eis ambasciatas ad Summum Pontificem, et ad reges quosdam Chriſtianorum. Navigantes autem, poſt menſes tres, ad Inſulam quæ *Lana* dicitur pervenerunt, inde per Indicum mare progredientes anno uno et dimidio pervenerunt ad curiam Regis *Argon*, quem mortuum reperierunt. Puellam vero, quam pro rege Argon duxerant, filius ejus accepit in uxorem. Ibique computatione facta de ſociis, qui mortui in via fuerant, invenerunt, quod præter nautas mortui fuerant de comitiva ipſorum viri quingenti octuaginta duo. Fuerant enim præter marinarios in univerſum ſexcenti. Inde vero progredientes ulterius auteas tabulas præceptorias receperunt a principe, *Acatu* nomine, qui regnum pro puero gubernabat, qui nondum aptus erat ad regimen, ut in univerſo eius imperio honorarentur, deducerenturque ſecuri, quod optime factum eſt. Poſt multum namque temporis multosque labores, gubernante deo, Conſtantinopolin pervenerunt. Inde cum multis divitiis et comitatu magno inco-habere. Commiſit etiam eis ambaxatas multas, præcipue videlicet Regi Francorum, Regi Hiſpaniæ, et reliquis Chriſtianorum regibus. Fecit etiam Magnus Chonis naves XVIII. præparari, quarum quælibet quatuor habebat arbores, et in eis pro II. annis victualia poni fecit, dominam vero cum ambaxatoribus et cum decenti ſocietate in naves poſitam prædictis commendavit, ſicque licentia habita receſſerunt. Et cum tribus menſibus navigaſſent, tandem ad quandam inſulam verſus meridiem pervenerunt, *Ana* dictam, cujus multa mirabilia et extranea inferius deſcribentur. Et cum XVIII. menſibus a prædicta Inſula per mare Indiæ navigantes ad locum debitum perveniſſent, invenerunt *Argon* vitæ terminos pertranſiſſe. Quare dominam *Chazan* ejus filius habuit in uxorem. Fuerunt autem qui dominam ſociaverunt, quum receſſit a curia Magni Chanis, numero plus quam C. marinariis tamen exceptis, ex quibus dum ad terminatum venerunt locum, XVIII ſolummodo permanſerunt. Et quia dum ad mortem perveniſſet Argon, filius ejus *Chazan* in longinquis partibus permanebat, *Acatu* ejus patruus dominiam retinebat. Ipſum ergo ro-

lumes redierunt Venetias, anno domini milleſimo ducenteſimo nonageſimo quinto, gratias agentes deo, qui eos de tantis laboribus et periculis liberavit. Hæc autem omnia in hujus libri principio ſcripta ſunt, ut agnoscat qui hunc legerit librum, unde et quomodo ſcire potuerit dom. Marcus Pauli de Venetiis ea, quæ inferius continentur. Fuit enim prædictus dom. Marcus in orientalibus partibus annis viginti ſex, diligenter per eum univerſo tempore computato.

gaverunt, † quod ſibi dominam recommendatam haberet. Et cum recedere vellent, dari fecit eis *Achatu* tabulas quatuor præceptorias ex auro, duas videlicet habentes cyrifalkos, aliam vero leonem, quartam vero planam. In his enim tabulis erant litteræ inſignitæ, in quibus præcipiendo mandabat, quod hi nuncii per omnes ejus curias honorarentur, et ut ejus corpus proprium ſervarentur, expenſæque eis fierent, et ſi neceſſarii eſſent, equos et ſecuritates per loca dubia ad plenum habere deberent, quæ omnia fuerunt eis plenarie adimpleta. Ab *Achatu* ergo recedentes, tam diu per diverſas ambulaverunt provincias, quousque pervenerunt Trapezondam, quæ ſuper mare majori poſita eſt, et ab inde Conſtantinopolin, demum ad Nigropontum, ſicque tandem anno dom. MCCXCV. Venetiis pervenerunt. His ergo hiſtorialiter et breviter pertranſitis, ad principale propoſitum venientes, de diverſis Aſiæ partibus, diverſis habitantium moribus, multis mirabilibus pertractetur.

Wer ſich die Mühe nehmen will, dieſes mit dem gewöhnlichen gedruckten Texte zu vergleichen, wird finden, was ich geſagt habe. Nicht allein die Ueberſetzung des Pipinus enthält noch manchen kleinen Umſtand, welchen entweder das Berliniſche Manuſcript gar nicht hat, oder den doch wenigſtens Müller in ſeinen daraus gezogenen Lesarten mitzunehmen vernachläßigte. Sondern es hat auch, welches ich hier vornehmlich anzuzeigen für werth geachtet, der andere ihr beygefügte noch ganz unbekannte Text, ſo viel Beſonderes und Zuverläßigeres, ſo viel Namen von Perſonen und Orten mehr, als ſich in der Ueberſetzung des Pipinus und der gemeinen finden, daß er gewiß ſehr verglichen zu werden verdienet, wenn es **Marco Polo** noch überhaupt einmal verdienen ſollte, daß man ſeine Nachrichten ſo vollſtändig und ächt, als möglich, zu haben ſuchte.

Nur einiges hievon anzuführen. So iſt es, z. E., dieſer unſerer Handſchrift ganz eigen, daß ſie den Weg näher angiebt, welchen die Brüder **Poli**, von **Soldadia** aus, weiter genommen, um zu dem **Bercha-Khan** zu gelangen: usque ad *Bolgam* et *Sara* euntes. Es läßt ſich, ſo viel ich weiß, noch nicht mit Gewißheit ſagen, welches eigentlich das Land dieſes Bercha-Khan geweſen. Vielleicht alſo, daß, wenn uns einmal die damalige Geographie von Aſien ebenfalls aus Quellen ſo aufgekläret wird, als uhs zum Theil **Deguignes** die damalige Geſchichte aufgekläret hat, daß, ſage ich, die Nahmen **Bolga** und **Sara** uns ſodann das nähere davon zu beſtimmen behülflich ſind. Ebenfalls nennt dieſe unſere Handſchrift allein den Ort, wohin **Kublai-Khan** dem jungen **Marco Polo** das erſte Geſchäfte auftrug: er hieß **Charata**. Auch lernen wir aus ihr allein, daß **Kublai-Khan** einen Bruder gehabt, Namens **Ambaga**, der über, ich weiß nicht welche, orientaliſche Tartarn geherrſcht; daß der Sultan von Babylon, welcher um 1271 in Armenien eingefallen war, **Andoch-bondoc-dars** geheiſſen; ſo wie der junge König in Indien, welcher die Tochter des Kublai bekam, **Chazan**.

Gleichfalls könnte ich zu den Vorzügen dieſer Handſchrift, in der angeführten Stelle, noch rechnen, daß ſie das Jahr, in welchem die Brüder **Poli** zuerſt ausreiſeten, allem Anſehen nach, einzig und allein richtig angiebt. Der gewöhnliche Lateiniſche Text ſagt, daß es das Jahr 1269 geweſen: allein **Reineccius** hat ſchon angemerkt, daß dieſes nicht ſeyn könne, weil zugleich geſagt werde, daß **Balduinus II.** zu Conſtantinopel regieret, daß es alſo vielleicht 1259 heiſſen ſollen, welches das letzte Jahr der Regierung beſagten Kayſers geweſen. Nun hat zwar hernach **Müller** aus ſeiner Berliniſchen Handſchrift das Jahr 1252 dafür hergebracht: doch dürfte auch dieſes wohl noch nicht ganz das wahre, ſondern für ſolches am ſicherſten 1250 anzunehmen ſeyn, als welches nicht allein dieſe unſere Handſchrift hat, ſondern auch beide unſere Handſchriften der Ueberſetzung des Pipinus, ſowohl mit Zahlen, als mit ausgeſchriebenen Worten haben, und ſich noch am beſten mit den übrigen angegebnen Jahrzahlen vergleichen läßt.

Zwar nun freylich nicht mit der von 1272, in welchem Jahre ſowohl der gewöhnliche Text, als die Ueberſetzung des Pipinus, in beiden unſern Handſchriften, ſagt, daß die Gebrüder Poli von ihrer erſten Reiſe zurückgekommen, und zu Ancona im April angelangt wären. Allein dieſe Jahrzahl iſt offenbar falſch; und auch das gereicht alſo unſerer dritten Handſchrift zum Lobe, daß ſie ſolche gar nicht hat, und blos den Monat April nennt. Denn wenn ſie 1269 ausgereiſet ſeyn ſollen, ſo konnten ſie unmöglich ſchon 1272 wieder zurücke ſeyn; und wenn es wahr iſt, daß der junge Marco bey ihrer Zurückkunft 15 Jahr alt war, ſo müßten ſie nothwendig im Jahre 56 oder 57 ausgereiſet ſeyn. Doch unſere dritte Handſchrift giebt das Alter des jungen Marco gleichfalls nicht an, ſondern nennt ihn blos bald puerum bald iuvenculum, wonach das von ihr angezeigte Datum der erſten Ausreiſe von 1250, noch immer ſeine Richtigkeit haben kann.

Es iſt auch ſonſt aus der Geſchichte der Päbſte zu erweiſen, daß die Jahrzahl 1272 falſch ſeyn, und dafür nothwendig 1269 ſtehen muß. Denn es heißt, daß die Poli, bey ihrer Zurückkunft im April, den Tod des Pabſtes, welches Clemens IV. war, erfuhren, und zwey Jahr zu Venedig blieben, ehe ein neuer Pabſt gewählet wurde. Nun ſtarb Clemens IV. im November 1268; und nur erſt im September 1271 beſtieg Theobaldus, unter dem Namen Gregorius X., wieder den Stuhl, wodurch ſowohl die Zeit der erſtern Wiederkunft, als der zweyten Abfahrt unſerer Reiſenden, auſſer allen Zweifel geſetzt wird.

Hiernächſt iſt bey jener falſchen Jahrzahl, ſowohl in dem gewöhnlichen Texte, als in der Ueberſetzung des Pipinus, noch ein andrer grober Fehler, den wiederum einzig und allein unſere dritte Handſchrift nicht allein nicht hat, ſondern auch zu verbeſſern lehret. Nehmlich, daß die Poli ihren Weg, aus dem Hafen von **Glaza** oder **Layas**, wie unſere dritte Handſchrift den Ort nennet, gerade nach **Ancona** genommen hätten, und daß es in **Ancona** geweſen ſey, wo ſie den Päbſtlichen Legaten **Theobaldus** gefunden. Wer ſollte nun hier nicht das **Ancona** in Italien verſtehen? und welcher von allen Ueberſetzern, die dem gewöhnlichen lateiniſchen Texte gefolgt ſind, hat es auch anders verſtanden? Gleichwohl ſehen wir aus unſerer dritten Handſchrift, und die Sache ſelbſt giebt es, daß **Acra** in Syrien, oder **Ptolemais**, gemeinet iſt, welches freylich von den damaligen Geſchichtſchreibern auch wohl **Acon** oder **Accon** genennet wird. Denn da war es, wo ſich der Zeit **Theobaldus** aufhielt; es ſey nun wirklich, als Päbſtlicher Legat in partibus Orientis, wozu ihn alle Ausgaben und Handſchriften des Polo machen, oder auch nur als ein frommer Pilgrim, oportunum tempus expectans, ut Hierosolymam, orationis ergo cum cæteris peregrinis proficisceretur, wie **Ciaconius** ſagt, und **Oldoinus** in ſeinen Zuſätzen ausdrücklich behauptet. ——

So ſehr nun aber aus dieſem allen der beſondere Werth unſrer dritten Handſchrift einleuchten dürfte: ſo muß ich dennoch eine Anmerkung beyfügen, die meine ganze Anzeige davon vielleicht ſehr unwichtig machen würde, wenn nicht dieſe Anmerkung ſelbſt ſo viel nützlicher wäre.

Ich will ſagen: die Nothwendigkeit dieſe Handſchrift zu vergleichen iſt bey alle dem ſo groß nicht; weil ſie, oder eine ähnliche, bereits von einem Manne gebraucht iſt, deſſen Verdienſte um das Werk des Polo man entweder nie recht erkannt, oder vielleicht ſchon längſt wieder vergeſſen hat. Dieſer Mann iſt **Ramuſio**, welcher bereits 1553 dem zweyten Bande ſeiner Sammlung Delle Navigationi et Viaggi, eine italieniſche Ueberſetzung deſſelben einverleibte, welche er nicht nach dem gewöhnlichen lateiniſchen Texte, ſondern nach den älteſten und beſten Handſchriften gemacht hatte, die er auf das ſorgfältigſte durch einander zu berichtigen, und aus einander zu ergänzen, ſich die Mühe genommen. Nach dieſer Arbeit, hätte ſchlechterdings an den elenden lateiniſchen Text gar nicht mehr gedacht werden müſſen. Aber ich weiß nicht, wie es gekommen, daß die Gelehrten überall noch immer fortgefahren haben, ihn zu brauchen und anzuziehen, ja ihn bey ihren Ueberſetzungen und Ausgaben, die ſie lange nach dem **Ramuſio** veranſtalteten, zum Grunde zu legen.

Es verlohnt ſich der Mühe, deren einige anzuführen; unter welchen es dem **Reinerus Reineccius** vielleicht am erſten zu verzeihen iſt, daß er 1585 in ſeinem Chronico Hieroſolym. den **Polo** noch wieder in ſeiner alten armſeligen Geſtalt auftreten ließ. Er hatte mitten in Deutſchland vielleicht nie etwas von der Italieniſchen Ausgabe des **Ramuſio** gehört, von der es ſich ſofort der Mühe verlohnt hätte, eine Lateiniſche Ueberſetzung zu machen, um den alten barbariſchen Text mit eins zu verdrengen. In gleichem Falle mochte ſich ohne Zweifel auch **Hakluyt** in England befinden, welcher in ſeine Sammlung von Reiſen annoch 1589 eine engliſche Ueberſetzung dieſes Textes brachte.

Nur **Hakluyts** Nachfolger, **Purchas**, war glücklicher oder aufmerkſamer. Ihm entgieng **Ramuſio** nicht, und er iſt, ſo viel ich gefunden, in der ganzen Folgezeit der einzige, welcher dieſem Italiener Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Er verfertigte nach deſſen Ausgabe eine neue engliſche Ueberſetzung, mit der er den dritten Theil ſeiner Pilgrimes 1625 bereicherte, und erklärte ſich in dem Vorberichte derſelben ſo ſtark zum Vortheil des **Ramuſio**, und zum Nachtheil des alten lateiniſchen Texts, daß er einem alle Begierde vergehen macht, nur noch einen Blick in den letztern zu thun (*).

(*) Hier ſind ſeine Worte: I found this booke translated by Maſter *Hakluyt* out of the *Latine*. But where the blind leade the blind both fall: as here the corrupt *Latine* could not but yeeld a corruption of truth in Engliſh. *Ramuſio*, Secretarie to the *Decemviri* in *Venice*, found a better Copie, and publiſhed the ſame. (**Purchas** hätte ſagen ſollen, beſſere Lateiniſche Handſchriften, aus welchen **Ramuſio** ſeine Ueberſetzung machte, wie dieſer ausdrücklich ſelbſt meldet: nicht aber, eine beſſere Italieniſche Abſchrift, die er blos herausgegeben: durch welche falſche Le

Um ſo mehr aber iſt es zu verwundern, daß man dem ohngeachtet ſelbſt in Italien fortfuhr, gleichſam gar nicht zu wiſſen, was für einen Schatz man an dem **Ramuſio**. in Anſehung des **Polo**. habe. **Ath. Kircher**, z. E., als er ſein China illuſtrata herausgab, bediente ſich, bey Erzählung der Reiſen des **Polo**, noch immer des elenden lateiniſchen Textes, und ſchrieb daraus, wie im Traume, die handgreiflichſten Ungereimtheiten ab (*). Ihm zu Folge läßt er die Brüder **Poli** 1269 abreiſen, und 1272 das erſtemal wiederkommen; gleichwohl aber den **Nicolo** ſeinen Sohn **Marco** bereits funfzehn Jahr alt finden, mit dem die Mutter, bey der Abreiſe des Vaters, doch erſt ſchwanger geweſen war. Ihm zu Folge läßt er die Brüder, bey ihrer erſten Wiederkunft, in dem Hafen von **Ancona** landen, und macht zum Behuf dieſes Fehlers, den ich bereits gerügt habe, die ſeltſamſten Vermuthungen, was das Galza oder Balzra in Armenien wol für ein Hafen möge geweſen ſeyn, aus welchem ſie in ſo kurzer Zeit nach **Ancona** gelangen können. Ein einziger Blick in den **Ramuſio**, den er entweder noch nicht kannte, oder nicht kennen wollte (**), würde ihn bewahrt haben, ſolch albernes Zeug weiter auszubreiten.

Doch **Kircher** gedachte der Reiſen des **Polo** nur gelegentlich: aber **Andr. Müller** gab ſie gar 1672 aufs neue heraus (***) und wollte ſich, ich weiß nicht wie ſehr, um ſie ver-

---

ſchreibung des **Purchas** ſich unſer **Müller**, wie wir ſehen werden, irre machen laſſen) whence you have the work in manner new. — The *Latin* is Latten, compared to *Ramuſios* Gold. And he which hath the *Latine*, hath but *Marco Polos* Carkaſſe, or not ſo much, but a few bones, yea, ſometimes ſtones rather then bones; things divers, averſe, adverſe, perverted in manner, diſloynted in manner beyond belief. I have ſeene ſome Authors maymed, but never any ſo mangled and ſo mingled, ſo preſent and ſo abſent, as this vulgar *Latin* of *Marco Polo*; not ſo like himſelf, as the three *Polos* were at their returne to *Venice*, where none knew them. &c.

(*) P. II. c. 6. p. 89.

(**) Denn ich finde, daß er ihn weiter hin allerdings kannte: wie wir ſehen werden.

(***) Coloniæ Brandenburgicæ, 4to.

dient machen; und kannte gleichwohl den **Ramuſio** nicht. Das iſt freylich nun noch ſchlimmer. Zwar wollte er das Anſehen haben, als ob er ihn kenne: denn er nennt ihn nicht allein, ſondern führt auch ſogar eine Stelle aus ihm an. Allein dieſe Stelle muß ihm nothwendig ein andrer aus dem italieniſchen Werke zur Probe ausgeſchrieben haben: und er hatte ſicherlich den Ramuſio ſelbſt, höchſtens nur in der engliſchen Ueberſetzung des **Purchas**, geleſen. Denn warum ſonſt citirt er den **Purchas**, wo er den Ramuſio citiren ſollte? Warum ſonſt will er nichts von dem Gefängniſſe des **Marco Polo** zu Genua wiſſen, wovon Ramuſio in ſeiner Einleitung, die **Purchas** aber nicht ganz mit überſetzt hatte, doch ſo beſtimmt und zuverläſſig redet? Wie ſonſt hätte er auch nur einen Augenblick zweifelhaft ſeyn können, ob der italieniſche Text des Ramuſio das wirkliche italieniſche Original des **Polo** ſey, oder nicht ſey? (*) Wie ſonſt hätte er ſich überhaupt die Mühe nehmen können, die Ueberſetzung des **Pipinus** in der Handſchrift ſo ſorgfältig zu vergleichen? Denn auch Ramuſio hatte dieſe Ueberſetzung ſchon ganz in ſeinen Nutzen verwandt, und ſelbſt die Vorrede des **Pipinus** daraus mitgetheilet; welches **Müller** aber freylich nicht aus dem **Purchas** erſehen konnte, bey welchem dieſe Vorrede, ſo wie jene Einleitung des Ramuſio zum Theil, gänzlich weggeblieben iſt. Ja, daher kam es auch ohne Zweifel, daß er den Text des Ramuſio, ſo wie er ihn bey dem **Purchas** geleſen hatte, nicht für ſo ganz vollgültig halten wollte. Hoc ſcio, ſagt er, quod ſere omnia, quæ ibi leguntur, *Veneti* ſunt, pauca adventitia.

Und wie, wenn vielleicht gar mehrere in dem Wahne geſtanden wären, daß dem Texte des **Ramuſio** nicht ganz zu trauen ſey, weil er von dem lateiniſchen gar zu ſehr abweiche? Wie, wenn ſie nur daher ſich lieber an dieſen hätten halten wollen? **Kircher** wenigſtens ſcheint ſo etwas zu verſtehen zu geben, wenn er an einem andern Orte ſeines oben angezeignen Werks (**), eine Stelle aus dem Italieniſchen des **Ramuſio**,

---

(*) S. die Vorrede zu ſeiner Ausgabe, S. 9.

(**) P. III. c. 2. p. 142.

noch durch den lateiniſchen Text des **Polo** mit den Worten, *hæc ad verbum ex **Marco Paulo Veneto** deſumpta videntur*, beſtärken zu müſſen glaubt.

In dieſem Falle nun könnten dem **Ramuſio** die Handſchriften unſrer Bibliothek nicht wenig zu ſtatten kommen, und es auſſer allem Zweifel ſetzen, daß er mit aller Treue und Redlichkeit bey ſeiner Ueberſetzung verfahren, und nichts darinn aufgenommen habe, was er nicht wirklich in guten und ſichern Handſchriften gefunden. Denn es dürfte wenig fehlen, daß ſich nicht alles, was er mehr oder anders hat, als die Ueberſetzung des **Pipinus**, aus unſrer dritten Handſchrift ſollte können belegen laſſen. Und dieſes iſt die Anmerkung, die ich hier beyfügen wollen, und im Grunde für eben ſo wichtig halte, als wenn ich eine noch gänzlich ungebrauchte Handſchrift angezeiget hätte.

Doch will ich dieſes auch keinesweges ſo verſtanden wiſſen, als ob in unſrer dritten Handſchrift ſich nun gar nichts weiter ſände, was nicht auch ſchon Ramuſio hätte. Selbſt in der daraus mitgetheilten Einleitung, kommen einige Kleinigkeiten vor, die ihr ganz eigen ſind. Z. E. der Name des jungen Königs in Indien, **Chazan**, und die Zeichen, die auf die goldnen Bleche geſtochen waren, welche unſere Reiſenden von da mitbekamen. Dergleichen dürfte ſich vermuthlich auch noch mehr, und von gröſſerer Wichtigkeit, in dem Folgenden finden, wovon ich eine einzige Probe geben will.

Sie betrift den gleich Eingangs gedachten Krieg zwiſchen den zwey Tartariſchen Fürſten **Bercha** und **Alan**. Von dieſem iſt der alte lateiniſche Text nur ſehr kurz; und was **Pipinus** und Ramuſio hinzuſetzen, iſt nicht viel mehr. Selbſt unſere dritte Handſchrift hat an derſelben Stelle nichts voraus. An einem andern Orte aber, wo man es am wenigſten vermuthen ſollte, kömmt ſie wieder darauf zurück. Nehmlich, ganz am Ende des Werks, hängt ſie noch ein eignes Kapitel von dieſem Kriege an, welches ich hier mittheilen will, weil es wirklich verſchiedne Umſtände enthält, die behülflich ſeyn können, es genauer zu beſtimmen, wer und wo beſagte kriegführende Mächte geweſen.

De Diſſenſione inter Alan et Bercham.

Anno dn. MCCLXI(*) inter *Alan*, dominum Tartarorum Orientis, et inter *Bercha* regem et dominum Tartarorum Occidentis, occaſione provinciæ unius, quam quilibet de iure ſibi deberi dicebat, diſſenſio magna orta eſt, quare unusquisque .... infra ſex menſium ſpatio maximum congregavit exercitum. Alan ergo CCC^{m} militibus congregatis pluribus perambulatis diætis in planicie pulcra, inter portas ferreas et mare de *Sara* poſita, gentem ſuam ordinate latuit. Ibi enim erant confinia utriusque. *Bercha* autem hoc ſciens impigre gentem ſuam undique congregavit. Cum exercitu ergo CCC$^{m.}$ L$^{m.}$ equitum, et ipſe in dicta planicie ſe locavit, ita ut non plus quam X. milliaribus diſtarent exercitus. Et cum ex utraque parte milites a ſuis dominis blandis verbis adorati fuerunt, diesque belli ſtatuta eſſet, *Alan* equites ſuos in XXX. diviſit partes, in unaquaque X$^{m.}$ equites ordinate diſponens. *Bercha* autem gentem ſuam in XXV. partes ſimiliter ordinavit, et dum ambo exercitus ingrederentur acriterque pugnatum foret, tandem *Bercha* cum gente ſua, impotens ſuſtinere bellum, fugam arripuit, *Alan* vero victor permanſit. Hi tamen reges erant proximi parentes, et ambo ex Cinchin Imperiali progenie deſcendentes.

So wie nun aber Ramuſio, bis auf Müllern und von Müllern ſelbſt, meiſt vernachläßiget werden: ſo hat er dieſes Schickſal, nach deſſen Ausgabe des Polo, nur noch mehr erfahren. In der Meynung, daß Müller alles geleiſtet habe, was ſich nur immer an dem Texte des Polo leiſten laſſe, hat man den ehrlichen Italiener faſt gänzlich vergeſſen: beſonders ſeit dem Pierre Bergeron 1724, als er ſeiner Sammlung von Perſiſchen und Tartariſchen Reiſen, auch eine neue Ueberſezung

---

(*) Ich darf, ohngeachtet aller der Uebereinſtimmung unſerer Handſchriften, welche mich eben bewegen, das Jahr 1250 als das wahrſcheinlichſte für die erſte Ausreiſe der Brüder Poli anzunehmen, dennoch nicht unterlaſſen, bey dieſer Jahrzahl 1261 anzumerken, daß wenn man von ihrer Richtigkeit ganz gewiß ſeyn könnte, Reineccius wohl am glücklichſten gerathen haben möchte, wenn er jene Ausreiſe lieber in 1259 ſetzen wollen. Denn unſtreitig iſt es, daß, da ſie ſich nicht länger als ein Jahr an dem Hofe des Bercha aufgehalten, wohl ſchwerlich mehr als drey Jahre nach ſelbiger konnten verſtrichen ſey, als dieſer Krieg zwiſchen Bercha und Alan ausbrach des Polo einverleiben wollte, ſolche nach der **Müllerſchen** Ausgabe machte, wodurch dieſe in dem Ruhme, daß ſie die einzig brauchbare ſey, gleichſam beſtätiget wurde. Denn wo ich neuerer Zeit nur immer den Polo angezogen finde, ſo geſchieht es ſicherlich entweder nach **Müllers** Ausgabe, oder nach **Bergerons** Ueberſetzung. Der gute Ramuſio liegt unter der Bank. Selbſt die engliſchen Verfaſſer der **allgemeinen Reiſen**, die vermittelſt ihres **Purchas** den Ramuſio zwar allerdings genutzt haben, (*) ſind verleitet worden, auch noch nebenher dem **Bergeron** zu folgen, wodurch nicht allein ihre Nachricht von dem Werke des Polo ſehr verwirret und widerſprechend geworden, ſondern auch mancher ſeltſame Fehler mit untergelaufen iſt. Wenn ſie z. E. erzählen, daß **Kublai-Khan**, als er die Zurückkunſt der **Poli** erfahren, ihnen „durch einen weiten Weg vierzigtauſend Mann entgegen geſchickt habe, die ihnen bis an den Ort „ſeines Aufenthalts zur Bedeckung dienen ſollten:“ ſo können ſie ſich ſelbſt nicht enthalten, in einer Anmerkung hinzuzuſetzen, gewiß eine groſſe Zahl! Ja freylich, und zugleich eine groſſe Lügen. Denn wo hat das **Polo** jemals geſagt? Es findet ſich weder in dem alten Lateiniſchen Texte; noch beym **Ramuſio**; noch beym **Müller**, als in der Ueberſetzung des **Pipinus**; noch irgendwo. Es iſt weiter nichts, als der lächerliche Fehler des flüchtigen Franzoſen **Bergeron**, welcher aus vierzig Tagereiſen vierzigtauſend Mann machte, und die Worte: Rex Cublai audiens eos adventantes qui adhuc longiſſime aberant, per quadraginta diætas nuncios illis obviam miſit, unwiſſend und unbedächtig genug war, durch *Cublai aiant apris leur retour, quoi qu'ils fuſſent encore bien loin, envoia plus de quarante mille de gens au devant d'eux*, zu überſetzen. Hätten ſich die Engländer doch nur fein in allem an ihren alten **Purchas** gehalten, ohne ſich um einen **Bergeron** zu bekümmern!

Ich habe gleich Anfangs geſagt, daß es nicht ſo ganz ausgemacht ſey, von wem und in welcher Sprache die Nachrichten des **Polo** zuerſt verfaßt worden. Aber **Ramuſio**, den wir nun als einen genauen und glaubwürdigen Mann kennen, verſichert, daß ein Genueſer ſie aus dem Munde des **Marco**

(*) Deutſche Ueberſ. VII. Band Seite 423. u. f.

Polo zuerſt lateiniſch aufgeſetzt habe. Wie alſo, wenn unſere dritte Handſchrift, eine Copie dieſes nehmlichen erſten Aufſatzes wäre? Sie verdienet wenigſtens, wegen ihrer zuverläßigen Kürze, dafür zu gelten; welchem die äuſſerliche Einrichtung, da ſie noch nicht einmal in Bücher eingetheilt iſt, nichts weniger als wiederſprechen würde. Was iſt hiernächſt natürlicher, als anzunehmen, das Polo, nachdem er ſeiner Gefangenſchaft zu Genua entlediget, und wieder zu Venedig war, dieſen Aufſaz von Zeit zu Zeit kann erweitert, und vielleicht auch ſelbſt ins Italieniſche überſetzt haben. Und ſo lieſſe ſich denn die mannigfaltige Verſchiedenheit der Abſchriften, und die Ungewißheit über die Grundſprache, gar wohl begreiffen.

IX.

Die Flandriſche Chronike beym Martene und Durand,

(Theſauro novo Anecdol. T. III. p. 177.)

aus einer Handſchrift ergänzt.

In einer von den papiernen Handſchriften, welche die Reiſen des **Marco Polo** enthalten, findet ſich unter andern auch, ein Chronicon Flandriæ, von welchem ich beym Nachſchlagen erkannte, daß es das nehmliche ſey, welches **Martene** und **Durand**, aus einem Manuſcripte des Kloſters Clairvaux, in dem dritten Tome ihres Theſauri novi Anecdotorum, unter dem Titel Genealogia Comitum Flandriæ, herausgegeben haben.

Ohne nun hier lange zu wiederhohlen, was dieſe Männer von dem vorzüglichen Werthe und den verſchiedenen Verfaſſern deſſelben beybringen, will ich nur kurz anzeigen, daß es bey ihnen nach dem Jahre 1330, eine Lücke hat, von der ich ſogleich nachſahe, ob ſie aus unſerer Handſchrift zu ergänzen ſey, und ob es ſich der Mühe verlohne, ſie zu ergänzen.

Sie iſt es, und ſie verdient es. Denn nicht zu gedenken, daß ſie weit gröſſer iſt, als **Martene** und **Durand** ſie ausgeben, die ſie unius ſaltem folii zu ſeyn verſichern: ſo iſt ſie auch ihrem Inhalt nach ſehr merkwürdig, indem dieſer nicht blos kleine Händel Flämiſcher Tuchmacher und Walker, ſondern gröſtentheils den wichtigen Krieg betrift, welcher gegen 1338 zwi ſchen den Königen von England und Frankreich, Eduard dem III. und Philipp von Valois, ausbrach. Dieſen nehmlich erzählt die fehlende Stelle, bis auf den Waffenſtillſtand, der vor Vannes 1344 geſchloſſen ward; und erzählt ihn in einem Tone, und mit Umſtänden, welche vermuthen laſſen könnten, daß das Manuſcript von Clairvaux in den Händen eines Franzoſen, nicht von ungefehr gerade hier mangelhaft geworden wäre.

Ich will, ohne weitere Vorrede, den Leſer ſelbſt urtheilen laſſen. Hier iſt ſie, dieſe ganze Stelle, die nach der Eintheilung des **Martene** und **Durand** zwiſchen dem 73 und 74 Paragraphen einzuſchalten. Die erſten Worte, welche mit italieniſcher Schrift gedruckt ſind, ſtehen noch in dem Gedruckten; aber ich muß ſie wegen des Zuſammenhanges wiederhohlen.

* * *

In die vero B. Bartholomæi anni eiusdem Antipapa ille Nicolaus V. Romæ inſtitutus de ordine Fratrum Minorum, de quo ſupra meminimus, pœnitentia ductus ab hæreſi et præſumtione, quam inchoaverat, deſiit, et ad Dominum noſtrum Dominum Johannem, Summum Pontificem, Avinione venit, ibique remanſit incluſus. Eodem anno Comes Namurcenſis, avunculus Comitis Flandriæ, Pariſius eſt defunctus, et Dominus Robertus de Flandria anno ſequenti in die Sanctiſſimæ Trinitatis obiit, qui etiam avunculus Comitis fuit. Ex quorum morte ſperabatur, quod ſuccederet tranquillitas et concordia et uniformitas ſubiectionis in forma, licet non ſic ſe res habuit in eventu. Cupiditas namque dominorum, ſubditorum malitia totius patriæ et tranquillitatis ordinem, ut patebit inferius, perverterunt; non enim duravit huius regiminis tranquillitas, niſi novem annis, quum iterum Flandrenſes rebellare et contra dominos ipſos regentes cœperunt machinari. Erat tunc temporis quidam, vocatus *Guillelmus de Auxonia*, inter conſiliarios *Ludovici* Comitis tunc præcipuus atque ſummus, qui volens ad complacendum Comiti Flandriam ampliare, mercatus eſt erga Epiſcopum et Capitulum Leodienſis Eccleſiæ, et erga comitem Juliacenſem, villam de *Mechlinia* cum appendiciis ſuis, deditque Comes CLX. millia regalium aureorum pro villæ precio memoratæ. Sed villam non habuit, immo guerram validam contra

Ducem Brabantiæ, quam Rex Franciæ compeſcuit et ſedavit, nec etiam pecuniam exhibitam usque ad præſens potuit rehabere, ſicque fuit utrobique deceptus.

§. *Quod Rex Angliæ calumniatus eſt totam Franciam.*

Poſt hæc inter regem Franciæ et regem Angliæ diſſenſionis materia eſt ſuborta. Rex enim Angliæ calumniatus eſt totum regnum Franciæ, dicendo, quod ad ipſum et non ad alium pertineret, tanquam ad hæredem proximum immediatum maſculum, et non ad Philippum de Valeſio, qui nunc regit indebite et iniuſte, cum ipſe Rex Angliæ tanquam ſororis filius propinquior ſit hæres regni Franciæ, Philippo de Valeſio, filio patrui regis Franciæ ultimo defuncti exiſtente. Ex hoc ſequuntur diffidentiæ, clauduntur paſſus, merchandiæ deficiunt per terram et per maria, depauperantur viciniæ et Flandria præcipue, quæ de marchandiis et lanificiis eſt ſolita ſuſtentari. Tunc vidiſſetis textores, fullones et alios artifices gregatim panem ſuum ſeu victum quotidianum per Flandriam mendicare. Rex Franciæ quærebat et procurabat, quod Flandrenſes ſibi aſſiſterent contra regem Angliæ in hac guerra. Sed finaliter Comes Ludovicus vincere non potuit contra communitates, qui magis elegerunt præſtare auxilium et favorem Anglicis, pro habendis lanis et mercaturis aliis ab Anglia et Anglorum auxilio, quam Gallicis ante dictis. Et ſic ſolus cum paucis nobilibus favebat regi Franciæ, et tota patria reſidua regi Angliæ adhærebat. Regebantque tunc et ordinabant patriam tres villæ principales, Gandavum, Brugis et Ypris, et eorum imperiis obediebant univerſi; Gandavum tamen, cuius ſummus capitaneus erat *Jacobus de Artevelde*, vir ferox et induſtrius, virtute et potentia ceteris omnibus præpollebat. Comes tunc temporis quidem terram intrabat. Sed videns quod magis obediebant ſinguli villarum ordinationibus quam ſuis, et quod pro ſuis imperiis nihil aut modicum faciebant, ultimate traxit ſe in Franciam, et ibidem in favore Philippi, regis dicti de Valeſio, ſe tenebat, cum uxore ſua et filio Ludovico, quare ex tunc Jacobus de Artevelde cum Gandenſibus incepit contra comitem rebellare, qui bannitos introduxit, et ſibi in brevi ſub umbra regis Angliæ totam Flandriam ſubiugavit.

Papa Johannes XXII. anno MCCCXXXIIII. moritur et Benedictus XII. qui antea vocabatur Jacobus de Barbona, Ciſtercienſis ordinis, inthroniſatur, qui VIII. annis præſidens et regi Angliæ magis, ut dicebatur, favens obiit. Et huic ſucceſſit in Apoſtolatu Clemens VI, qui antea monachus niger exiſtens de Fecamp in Normannia, Petrus Rogerii vocabatur. Hic in principio liberalem omnibus ſe exhibuit, et nullum a ſe vacuum aut triſtem abire permiſit. Erat autem favens regi Franciæ, ut apparuit, plus quam eius prædeceſſor. Hic cum eſſet de novo conſecratus anno dm. MCCCXLII. miſit duos Cardinales legatos ad Franciam et Angliam.

Rex igitur Angliæ, iuvenis et animoſus exiſtens, calumniam ſuam non per placita, ſed vi armorum perſequi cupiens, paravit ſe ad Franciam debellandam, precioque tunc præcipue infra ſcriptos in ſuum adiutorium contra regem Franciæ acquiſivit. Videlicet Bavarum, qui imperator Romanorum dicebatur, Ducem Brabantiæ, ducem Ghelriæ, Marchionem Juliacenſem, Comitem Hannoniæ, et omnes communitates Flandriæ, adiutorio Jacobi de Artevelde prædicti. Præmiſſis autem navibus ſuis et proviſionibus ad Brabantiam, ipſe Rex cum claſſe ſua ſecutus eſt eos perſonaliter, et per Brabantiam et Hannoniam tranſiens anno dm. MCCCXXXIX incendit totum comitatum extra fortalitia, tranſiensque per ante Cameracum varios inſultus civitati et caſtris circumſtantibus faciebat. Deprædaveruntque ſui Franciam vsque ad fluvium, qui Somma dicitur, et incendio deſtruxerunt nemine reſiſtente, licet Rex Franciæ tunc temporis eſſet in Voſicampo et in Nomonio, dum terra ſua ſic lamentabiliter vaſtabatur. Traxit tamen ſe lento gradu verſus Pieronam, ut aliquid feciſſe videretur. Rex autem Angliæ, qui in monaſterio de Valcellis et de Monte S. Martini pauſabat, et Regi Franciæ ſignificaverat, quod vellet habere bellum cum eo et in terra ſua, videns per reſponſa, quæ receperat a Rege Franciæ, quod nihil proficiebat, et quod Gallici rebellare refugiebant, conſideransque quod tota terra deſolata erat, proviſiones deficiebant, eo quod feſtum b. Remigii approximabat, per ante villam S. Quintini, traxit ſe ad Guiziam, patriam adiacentem totaliter devaſtando, qua devaſtata retraxit ſe ad Hannoniam et per

Flandriam, in qua manſit aliquibus diebus et poſt hæc in Angliam ſe recepit et ibidem hyemavit. Rex vero Franciæ audiens, quod Rex Angliæ ſe retraxit, inſecutus eſt eum, quem non inveniens ad propria remeavit. Sicque illa hyeme quieverunt ab inſultibus bellicis ambo reges prædicti, non tamen omiſerunt ſibi providere de adjutorio bellatorum contra æſtatem venturam. Rex namque Franciæ providit ſibi de magna multitudine navium et galearum, quibus præfecit *Nicolaum Buchet*, Dominum *Hugonem Kieret* et *Johannem de Heile de Sluſa*, et hi cum navibus et galeis armatorum multitudine onuſtis, regis ſui parentes imperio, temporis opportunitate captata vela dederunt ventis, et intra Angliam et Flandriam ſe tenuerunt aliquanto tempore, ut Regis Angliæ tranſitum impedirent, et finaliter in portu de Sluſa applicuerunt dictæ naves et galeæ univerſæ, anno ſequenti, videlicet MCCCXL. de quo prophetavit dudum Hildegardis Prophetiſſa, quod cædes et incendia multa fierent. Ipſo anno Rex Franciæ miſit ante caſtrum de *Tuni*, ad obtinendum et deſtruendum eum, quod obſederunt et deſtruxerunt Dominus Johannes Dux Normanniæ, et ipſe Rex, qui ſimiliter ſupervenit. Nihilominus Comes Hannoniæ cum Flamingibus, *Jacobo* ſcilicet *de Artevelde* et aliis, venit ante caſtrum ad liberationem incluſorum et ad habendum bellum cum Rege, ſed bellum habere non valens, liberatis incluſis, abceſſit. Dum hæc igitur agerentur, Dux Normanniæ cucurrit per Hannoniam, ubi reſiſtentiam non inveniens, deprædavit eam et igne ſuccendit; revertensque per ante villam de *Valenchenis*, monaſterium Monialium de *Fontemeles*, Ciſtercienſis ordinis, igne appoſito pro maiori parte concremavit, licet amita ſua, mater videlicet Comitis Hannoniæ fuiſſet in eodem loco divino cultui mancipata. Interim nunciantur Regi Angliæ hæc omnia, et quod claſſis Regis Franciæ in portu de Sluſa iaceret, qui moram parvipendens et gaudens, quod in mari et in terra ſimiliter inveniret reſiſtentiam, et cum quibus poſſet vires viribus experiri, ſtatim cum trecentis circiter navibus receſſit ab Anglia, in vigilia b. Johannis Baptiſtæ eiusdem anni MCCCXL. et eodem die ad portum de Sluſa devenit. Cumque intueretur Gallicos ibidem cum claſſe ſua pauſantes, ſtatim irruit in eos bello navali, ubi magna cædes utrimque facta eſt. Ceſſit tamen victoria invictiſſimo Regi Angliæ, qui adeo ſtrenue ibidem ſe habuit, quod uni de Maccabæis potuit non immerito comparari. Sic ceciderunt ibidem prædicti Gallicorum capitanei et omnis eorum multitudo pariter, paucis exceptis navibus, quæ fugerunt. Poſt hanc victoriam glorioſus Rex Anglorum, glorioſus per victoriam iam effectus, cum univerſis ſibi colligatis, de quibus ſuperius memoriam fecimus, Tornacum proceſſit et villam obſedit, circumquaque in gyrum, cum terribili multitudine armatorum, deprædando et comburendo totam terram adiacentem usque ad villas Inſulenſem et Duacenſem, inter quas aliæ villæ conſtitutæ, *Orchies* ſcilicet, *Sanctus Amandus in pabula*, *Marchienes*, *Siclinium* et quam plures aliæ, incendio perierunt. Tantaque ſtrages facta eſt in dictis villis, et in circuitu earundem, quod difficile eſſet, cædes hominum per hanc guerram bello et peſte cadentium enarrare. Unde veraciter dictæ Hildegardis Prophetia, per ſtellam etiam cometam mirabiliter antefigurata, illo anno XL. extitit adimpleta. Rex autem Franciæ, dum hæc ſiebant, tenebat ſe cum exercitu ſuo in locis tutiſſimis et paludoſis, ut ad ipſum non poſſit acceſſus haberi. Sed finaliter confuſione devictus et importunitate quorundam, devenit usque ad pontem de *Bouines*, ibidem caſtra figens, non intendens, ut videbatur, villam ſuam Tornacenſem ab obſidione liberare vi armorum, cum tamen prope eſſet ad duo milliaria, ſed potius quomodo poſſet per tractatus pacis a loco recedere ſine bello. Et ad hoc conſequendum, una cum muneribus et promiſſis, modis omnibus laborabat, nec curabat quid deberet dare aut promittere, dum tantum poſſet per tractatus et promiſſa illam ferocem multitudinem a ſe et villa ſua Tornacenſi pro tempore elongare. Itaque demum ſic factum fuit. Nam treugæ captæ fuerunt usque ad feſtum b. Johannis nativitatis, et usque in annum poſtea prorogatæ ſub diverſis donis, promiſſis et conditionibus prolocutis Flandrenſibus. Fuit autem iſta conditio, quod ab omni interdicto et ab omni excommunicationis vinculo, et ab omnibus ſubmiſſionibus dudum factis, ab omnibus pecuniarum ſummis Regi Franciæ debitis et arreragiis earundem, eſſent quiti et liberi et abſoluti; originaliaque obligationum et ſubmiſſionum ac bullarum, per quas excommunicari poterant, et per quas ab eis exigi poterat in futurum, eis fuerunt infra quindenam reddita et delata: et ſi quid uſque ad hæc tempora forfecerant contra Regem vel contra Comitem, totum fuit eis indultum, dum tantum in dictis treugis cum aliis conſentirent. Et tunc fuit interdictum amotum de præcepto Regis per commiſſarios et ordinarios. Flandrenſes autem abſoluti reſumſerunt, de mandato prædictorum, organa ſua, ſicque diſceſſerunt Reges ab invicem quilibet ad locum ſuum, et Flandrenſes accepto comite ſuo ad Flandriam ſunt reverſi. Comes tamen non remanſit diu cum eis, ſed ad Franciam, ut dictum eſt, remeavit. Et hoc plerumque faciebat. Dein anno dm. MCCCXLVI. Papa Clemens miſit duos legatos ad Franciam et ad Angliam, ut dictum eſt, pro concordia facienda, qui in principio modicum profecerunt, eo quod Regis Angliæ præſentiam habere non potuerunt. Sed finaliter intelligentes, quod ad parvam Britanniam ſe transtulerat idem Rex Angliæ, Duciſſæ Britanniæ auxilium præſtiturus contra Regem Franciæ, qui eam exhæredare volebat, alterique conferre ducatum, illuc ſe transtulerunt Cardinales prædicti, et invento Rege Angliæ in obſidione civitatis Veneceuſis, colloquium habuerunt cum eo ex parte Sanctiſſ. Pontificis ſuper pace habenda, vel ſaltem ſuper treugis ineundis. Rex autem Franciæ, cum armata manu, extra civitatem Nannetenſem ab altera parte fluvii Ligeris, ſe tenebat. Tantum profecerunt et procuraverunt dicti Cardinales legati inter utrumque Regem, quod ſub certis conditionibus treugæ fuerunt inter dictos Reges et ſuos colligatos conceſſæ et concordatæ, per terram et per maria, usque ad ſequens feſtum b. Michaelis, et ab hic usque ad tres annos immediate ſequentes. Itaque interim comparere debebant partes coram Papa, per ſe vel per procuratum ſui generis, ſufficienter inſtructæ pro pace reformanda. Inter quas conditiones fuit ſic condictum, quod Comes Flandriæ rediret ad Flandriam ſuam, ſcilicet cum ſuus populus in hoc conſentiret. Sed quia non tractaverunt cum Flandrenſes iuxta ſuum libitum, nec permittebant, quod ipſe ſolus regeret, exſulatos introduceret, vel quod caſtra ſua rehaberet, idcirco receſſit a Flandria iterato idem Comes, et ut dictum eſt ſuperius, cum tota domo ſua intra limites Franciæ ſe tenebat.

Interim Comite ſe tenente extra Flandriam, contrarietates et diſcordiæ variæ inter Flandrenſes ad invicem evenerunt. Nam Yprenſes anno MCCCXXXXIII. in principio Maji invaſerunt hoſtiliter illos de *Poperinghen*, occaſione pannorum, quos ipſi faciebant ad ſimilitudinem pannorum Yprenſium et in detrimentum eorundem. Eorum ductor erat *Iohannes de Houtkerke.* Illi vero de Poperinghen exierunt armata manu in occurſum eorum intrepide, quorum ductor extitit *Iacobus Bets.* Hic in primo impetu cum ſibi aſſociatis petiit dictum ductorem Yprenſium et in ipſum irruit furioſe, qui ductor Yprenſium, vir animoſus, fortis et audax, et cum ſuis vigoroſe reſtitit, fuitque ibi bellum ſatis durum. Sed textoribus de Poperinghen in primo occurſu retro fugientibus, ceſſit Yprenſibus victoria, et manſit ibidem dictus ductor de Poperinghen cum ſibi aſſociatis, omnibus animoſis, poſt inſultum duriſſimum, interfectis. Ceteri reddiderunt ſe Yprenſibus et eorum imperio ſe totaliter ſubmiſerunt.

Anno ſequenti MCCCXLV. ſecunda die menſis Maji, Gandenſes pugnaverunt ad invicem, textores contra fullones et omnes alios artifices ſupra magnum forum, et prævaluerunt textores contra alios, et fere quingentos ibidem occiderunt. Ducebat autem textores *Gerhardus Dionyſii*, cui ſe ſociavit *Iacobus de Artevelde*, et *Iohannes Bako*, decanus fullonum, alios tunc regebat, qui remanſit ibidem occiſus cum filiis ſuis et aliis ante dictis. Volebant enim fullones habere, de quolibet panno, quatuor groſſos plus quam habere ſolebant. Sed textores et pannos facientes nolentes in hoc conſentire, pugnaverunt contra ipſos, et ut dictum eſt, triumpharunt. Et ex iſto bello ſecuta eſt magna diſſenſio in Gandavo, ita quod ab invicem ſunt corde diviſi artifices ante dicti.

Tunc etiam rebellavit villa de *Tenremonde* contra Gandenſium dominium, eo quod volebant impedire et prohibere eis, ne facerent pannos ſicut conſueverunt ab antiquo, propter quod ſe reddiderunt Comiti, et Capitaneum cum armatis multis in villam ſuam intromiſerunt, quos Comes miſit ibidem. Intendebat ſiquidem Comes per illum locum, niſi Flandrenſes aliter ſe ordinaverint et humiliaverint ad recipiendum eundem, ipſos debellare, et terram ſuam ſuorum amicorum adiutorio recuperare. Sed

priusquam ipſos hoſtiliter invaderet, voluit iterum eos ſummare per viam amicabilem, ſi forte præmeditati melius, quam alias fuerant, ipſum tanquam dominum ſuum vellent in terram introducere, ſibique in omnibus tanquam ſuo legitimo, ſalvis eorum legibus et libertatibus, obedire. Ad quam faciendam Dux Brabantiæ vocavit eos ad ſuam provinciam in Bruxella, ibique ſummavit eos et monuit, quod dominum ſuum Comitem, ut dictum eſt, reciperent, in terram ſuam introducerent, et munitiones ſuas ac reditus ſuos ſibi reſtituerent in integrum, permitterentque quod ballivos, indices et inſtitiarios per terram ſuam inſtitueret, prout ad ipſum ſpectat, pro ſuæ libitu voluntatis. Quod ipſi tunc communiter annuerunt, rogaveruntque terminum ſibi aſſignari, quando ipſo Comes cum Comitiſſa et filio ſuo Ludovico vellent intrare Flandriam, ad hoc quod decentius ſibi poſſent occurrere, et eos prout ſua requirunt magnificentiæ merita, cum debitis ſolenniis honorare. Retardavit venire Comes malo conſultus.

Interim Rex Angliæ eodem anno MCCCXLV. cum CXXX circiter navibus applicuit ad Flandriam in Sluſa. . . . .

* * *

Und wie es weiter in dem Gedruckten lautet. — Ohne Zweifel habe ich nicht nöthig, mein Urtheil über dieſe ganze Stelle ſtückweiſe zu erhärten. Meine Leſer werden von ſelbſt merken, wie ſehr ſich beſonders die Nachrichten von dem engliſchen Kriege, gegen das auszeichnen, was uns Franzöſiſche Geſchichtſchreiber davon melden, die das verzagte Betragen ihres Königes gern auf alle Weiſe bemänteln, und den tapfern Eduard erniedrigen, ja lieber gar lächerlich machen möchten. Wie ſehr mutzen ſie dieſem unter andern ſein Bündniß mit dem Brauer zu Gand, Jacob von Artevelde auf, den der gründliche Herr von Voltaire le grand moteur de cette guerre fameuſe nennt. Hier ſehen wir aber, daß es nicht das bloſſe Anſehen dieſes Brauers war, welches die Fläminger bewog, ſich auf die Seite der Engländer zu ſchlagen. Ihr ganzes Gewerbe lag danieder, ſeitdem ihnen dieſe, nach bereits ausgebrochnem Kriege mit Frankreich, keine Wolle mehr zukommen lieſſen: und die Menge müßiger Tuchmacher und Walker, die in Flandern nun betteln lieſen, ſprach ganz gewiß kräftiger für den König Eduard, als der Brauer Artevelde, der dieſes Elend vermuthlich zu ſeinem größten Vorwande brauchte.

Wir können uns auch ganz ſicher auf die Wahrheit dieſer und dergleichen Umſtände verlaſſen, da der Concipient dieſes Theiles der Chronik von Zeiten und Geſchichten ſpricht, die er ſelbſt erlebt hat. Seine Arbeit fängt ohnſtreitig bey dem Abſchnitte an, welcher, von den Anſprüchen des Königs von England auf ganz Frankreich, beſonders überſchrieben iſt: denn in dieſem beſſern Verſtande iſt das Wort calumniari und calumnia hier zu nehmen. Was unmittelbar vorhergeht, muß hingegen einen etwas ältern Verfaſſer haben, und vielleicht den nehmlichen Bernardus, welcher von ohngefehr 1214 angefangen; obgleich eine Note, die Martene und Durand aus ihrem Manuſcripte beygebracht haben, anzugeben ſcheint, daß Bernardus nur bis auf 1329 gekommen ſey. Und zwar muß dieſer ältere Verfaſſer, wer er nun auch ſey, vor 1336 geſchrieben haben, welches ich aus dem ſchlieſſe, was er von Mecheln erzählet; daß nehmlich Ludovicus auf alle Weiſe betrogen worden, indem er weder die Stadt bekommen, noch ſeinen Kaufſchilling wieder erhalten können. Denn in dieſem 1336ten Jahre verglich ſich der Graf von Flandern mit dem Herzoge von Brabant dahin, daß ſie beide Mecheln zu gleichen Theilen beſitzen wollten: ſo wie er zehn Jahre darauf ſeine Hälfte, für die Hälfte des bezahlten Preiſes, an ihn gänzlich abſtand. (*) — Warum in unſrer ergänzten Stelle von Benedictus dem XII geſagt wird, daß er vor ſeiner Erhöhung Iacobus de Barbona geheiſſen, dürfte vielleicht befremden, wenn man ſich erinnert, daß die Päbſtlichen Geſchichtſchreiber einmüthig vorgeben, daß ſein Geſchlechtsnamen Furnerius oder du Four, ſo wie ſein Geburtsort Saverdun in der Grafſchaft Foix, geweſen. Aber ohne Zweifel ſoll es anſtatt de Barbona heiſſen de Bolbona, welches der Namen desjenigen Ciſtercienſer Kloſters in dem Kirchenſprengel von Mirepoix iſt, wo ſich Benedictus XII. in dieſen Orden hatte aufnehmen laſſen. (**)

(*) *Cornel. van Geſtel* Hiſtoria Archiepiſcopatus Mechlinienſis, T. I. p. 17.

(**) Vitæ Paparum Avenionenſium T. I p. 167. Edit. Baluzianæ.

Noch will ich ein Paar andere kleine Lücken, die ſich in der gedruckten Ausgabe der Benedictiner finden, aus unſerer Handſchrift füllen.

§. 39. Poſt hanc victoriam animati Flandrenſes . . . Flandria ſed Gandavum, Inſulam et Duacum &c. muß geleſen werden: *Poſt hanc victoriam animati Flandrenſes exeunt, et reſiduam partem Flandriæ, ſ. Gandavum, Inſulam et Duacum &c.*

§. 44. Nonne ſibi adſtabant ſolatio, . . . et virtus ex alio &c. Hier fehlet eigentlich nichts, und unſer Manuſcript lieſet blos *conſolatio et virtus* in einem fort.

§. 72. Ut iterum excitaret populum ad rebellandum . . . n . . . untque cum eo illi de Oſtende. Hier iſt ein einziges Wort verſtümmelt, und man muß leſen: *ad rebellandum. Iuraveruntquecum eo illi &c.*

Was aber die Lücken §. 38. anbetrift, ſo ſteht ihr aus unſerer Handſchrift nicht zu helfen, indem dieſe an eben der Stelle ſelbſt noch weit mangelhafter iſt; wie ihr denn auch noch gegen das Ende einiges fehlt, indem ſie §. 78. mit den Worten, niſi quod denuo poſſet cum Gallicis ad prælium convenire, aufhöret.

Daß ſich ſonſt, aus einer nähern Vergleichung mit ihr, noch mancherley Verbeſſerungen oder annehmlichere Lesarten ergeben dürften, daran iſt wohl kein Zweifel. Wenn z. E. §. 68. von den Flämingern, die Philipp von Valois in den Bann thun laſſen, um ſie deſto eher zum Gehorſam zu bringen, geſagt wird; Et licet ad regem miſerint Pariſius, et alibi in hoc medio cum litteris humilibus et pacificis, ipſi tamen hoc totum faciebant, quia et ipſi ſemper ſic ſtare in dominio et nunquam pacem habere cupiebant: ſo hat unſer Manuſcript in dieſer Stelle nicht allein nach Pariſius den Namen desjenigen, den ſie abſchickten, Abbatem de Dunis, den nehmlichen, auf welchen ſich §. 71. der König ſelbſt beziehet; ſondern es lieſet auch vor faciebant noch ficte, welches der Verſtand ſchlechterdings erfodert.

X.

Ehemalige Fenſtergemälde im Kloſter Hirſchau.

Vitrea fracta! dürfte bey dieſer Aufſchrift vielleicht ein Leſer denken, der ekler iſt, als ich ihn mir wünſche.

Aber mit ſeiner Erlaubniß. Man muß, auch in der gelehrten Welt, hübſch leben und leben laſſen. Was uns nicht dienet, dienet einem andern. Was wir weder für wichtig noch für anmuthig halten, hält ein andrer dafür. Vieles für klein und unerheblich erklären, heißt öfterer die Schwäche ſeines Geſichts bekennen, als den Werth der Dinge ſchätzen. Ja nicht ſelten geſchieht es, daß der Gelehrte, der unartig genug iſt, einen andern einen Mikrologen zu nennen, ſelbſt der erbärmlichſte Mikrolog iſt: aber freylich, nur in ſeinem Fache. Auſſer dieſem iſt ihm alles klein: nicht weil er es wirklich als klein ſieht, ſondern weil er es gar nicht ſieht; weil es gänzlich auſſer dem Sehwinkel ſeiner Augen liegt. Seine Augen mögen ſo ſcharf ſeyn, als ſie wollen: es fehlt ihnen zu guten Augen doch noch eine groſſe Eigenſchaft. Sie ſtehen ihm eben ſo unbeweglich im Kopfe, als dieſer Kopf ihm unbeweglich auf dem Rumpfe ſteht. Daher kann er nichts ſehen, als wovor er gerade mit dem ganzen vollen Körper gepflanzt iſt. Von den flüchtigen Seitenblicken, welche zur Ueberſchauung eines groſſen Ganzen ſo nothwendig ſind, weiß er nichts. Es gehören Maſchinen dazu, den ſchwerfälligen Mann nach einer andern Gegend zu wenden: und wenn man ihn nun endlich gewandt hat, ſo iſt ihm die vorige ſchon wieder aus dem Gedächtniſſe. —

Doch warum dieſen Ausfall hier? Meine ehemals ſo ſchön bemalte, nun längſt zerbrochne Fenſterſcheiben im Kloſter Hirſchau, ſind noch lange die Vitrea fracta nicht, die einer ſolchen Vertheidigung bedürfen. Dazu iſt es mir nicht ſowohl um ſie ſelbſt zu thun, als vielmehr um das ſonderbare Licht, welches ſie mir auf eines von den älteſten Denkmählern der werdenden Druckerkunſt, oder vielmehr Formenſchneiderey, zu werfen ſcheinen. Und dieſer Anwendung, meyne ich, hätte man ſich wohl am wenigſten vermuthet.

Es iſt aber jenes alte Denkmahl, mit einem Worte, die ſogenannte Bibel der Armen, oder Biblia pauperum, welches, mit allen andern ſeiner Art, uns der Herr von Heineke in dem zweyten Theile ſeiner Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen, (*) am genaueſten und vollſtändigſten kennen lehret. Ich ſetze alles, was er davon geſagt hat, als bekannt voraus, und zeige kurz an, wie ich entdeckt habe, daß dieſe Biblia Pauperum nichts anders als Holzſchnitte von den Gemälden ſind, welche ſich ehedem auf den Fenſtern des Kloſters Hirſchau befunden.

Ich will nun nach der Ordnung erzählen, wie ich zu dieſer Entdeckung gelangt, und wie weit ich nach und nach darinn gekommen bin. Freylich muß dieſe Methode einem Gelehrten, den man alles mit drey Worten ſagen könnte, ein wenig langweilig vorkommen. Aber ich denke, daß ſie doch auch dieſes Gute hat, daß ſie demjenigen, welcher einmal meine Unterſuchung berichtigen, oder ſie von neuem anſtellen will, manche Mühe erſparen kann; wenn er ſieht, welche Wege und Auswege ich dabey genommen, und ungefähr daraus urtheilen kann, welche Ausſichten mir vielleicht entgangen ſeyn dürften. Zu geſchweigen, daß oft die Art, wie man hinter eine Sache gekommen, eben ſo viel werth, eben ſo lehrreich iſt, als die Sache ſelbſt.

Ich fange alſo mit dem an, was mir die erſte Vermuthung erweckte: wenn es nicht anders ſogleich weit mehr als Vermuthung war. Ich kam nehmlich, indem ich mir die einzeln Schriften bekannt machte, aus welchen Wegelins Theſaurus Rerum Suevicarum beſtehet, im dritten Tome, auf des Martin Cruſius Nachricht, de Comitibus Calvenſibus, fundatoribus Monaſteriorum Hirſaugienſis et Syndelphingenſis, und da ich einiges darinn leſe, erregt folgende Stelle, gegen das Ende, meine ganze Aufmerkſamkeit. „Cæterum ſicut ipſum Hirſaugiæ Templum intra ſeſe leucophæis imaginibus Veteris et Novi Teſtamenti, Romanorumque Imperatorum, pictum eſt, ita etiam

---

(*) S. 117. bis 156. Oder auch in ſeiner Idée générale d'une Collection complette d'Eſtampes, und zwar in der derſelben eingeſchalteten Diſſertation ſur l'origine de la Gravure et ſur les premiers Livres d'Images, von Seite 212 bis 331.

Monaſterii Periſtylium iconibus artificio in XL. feneſtris enc
ſto exornatum eſt, iisque ternis (ſicut et pulcherrimo ſali
tium aquarum fonte) ternis, inquam, imaginibus eleganter
coratum eſt: nempe ita, ut in medio cuiusque feneſ
cernatur hiſtoria aliqua Novi Teſtamenti (a nato Chriſto,
paſſionem eius, usque ad iudicium extremum et vitam ae
nam) atque in utroque latere illius mediæ feneſtræ, ex
teri Teſtamento typus appareat, aut hiſtoria typica, cum p
dictionibus Prophetarum de Chriſto.“

Auf einmal ſchoß mir die Gleichheit zu Sinne, die ſi
nach dieſer Beſchreibung, zwiſchen jenen Fenſtergemälden
dem Kreuzgange des Kloſters Hirſchau, und den Holzſchnit
der Biblia Pauperum findet. Sie iſt ſo groß, daß ſie kau
gröſſer ſeyn könnte. Auch dieſe Holzſchnitte enthalten typiſ
und antitypiſche Vorſtellungen von Chriſto; auch ſie ſind
drey Felder getheilet, wovon die beiden äuſſerſten die Typi, u
auf das mittelſte den Antitypum enthalten; auch ſie ſind m
den Prophezeyungen von Chriſto verbrämt. Und was das ſo
derbarſte iſt; auch ihrer ſind gerade nicht mehr und nicht w
niger als vierzig: ſo viel dort Fenſter, ſo viel hier Blätter.

Was war nun natürlicher, als aus dieſer Gleichheit a
die Identität zu ſchlieſſen? Doch, dachte ich, dergleichen typ
ſcher und antitypiſcher Vorſtellungen können ſo unzählige u
und ſo verſchiedene erfunden werden; der Mönchswitz hat hi
ſo reichen Stoff, ſo gutes Spiel gehabt: daß mehr dazu gehör
ehe man mit Zuverläßigkeit behaupten kann, daß beides fü
eins zu halten, und entweder die Holzſchnitte nach den Fenſte
gemälden gezeichnet, oder die Fenſter nach den Holzſchnitten b
malt werden.

Ich dachte alſo herum, wo ich wohl mehrere und nähe
Auskunft von dieſen merkwürdigen Fenſtern finden möchte: un
man kann ſich leicht einbilden, daß Trithemii Annales Hirſau
gienſes das erſte Buch waren, welches ich in dieſer Abſich
fleißig durchſuchte. Aber vergebens. Hierauf ließ ich di
Annales Suevici des nehmlichen Cruſius folgen, dem ich jene
Fingerzeig zu danken hatte. Aber auch das war umſonſt; un
ich konnte nirgends finden, daß er in dieſem weitläuftigen, un

Legitur Gen. 3. Quod Dominus dixit ſerpenti: Super pectus tuum gradieris. Et ibidem de ſerpente et muliere: Ipſa conteret caput tuum, et inſidiaberis calcaneo eius. Nam iſtud in annunciatione beatæ glorioſæ Virginis adimpletum eſt, quæ angelo annunciante concepit ſalutatorem mundi.

Deus in arbore reſidens.

Arbor Vitae in horto Eden.

Eva cum Serpente loquens, et de arbore comedens.

Arbor ſcientiae boni et mali: cui Serpens innixus ſeu circumvolutus ſeduxit Evam.

Vipera Vim perdit ſine Vi pariente puella.

Propheta.

I.

Ecce Virgo concipiet et pariet filium. Eſa. 7.

Angelus Gabriel cum ſceptro, ſalutans et compellans Virginem Mariam: Ave Maria, &c.

Virgo ſalutatur innupta

Propheta.

Porta haec clauſa erit, et non aperietur. Ezech. 44.

Propheta.

Deſcendet Dominus
ſicut pluvia in
Vellus. Pſ. 71.

Legitur in lib. Iudicum cap. 6. Quod Gedeon petiit ſignum victoriæ in vellere, per madefactionem roris irrigandum: quod bene figurabat Virginem Mariam glorioſam ſine corruptione Virginitatis impregnandam ex Spiritus Sancti infuſione, in noſtram ſalutem et redemtionem æternam.

s Sanctus
e colum-
ſuperve-
in Ma-
riam.

Virgo Maria
legens ſeu o-
rans, viſo an-
gelo pertur-
bata, &c

Angelus ſalutans
Gedeonem:

Dominus tecum virorum
fortiſſime.

Gedeon flexis
genibus et sub-
latis manibus
cum Angelo
loquens.

Vellus in
terra ex-
panſum.

Scutum Gedeo-
nis in terra
iacens.

nens gravidatur.

Propheta.

Creavit Dominus
novum ſuper terram:
fœmina circum da-
bit virum. Ier. 31.

Rore madet Vellus, permanſit arida tellus.

mit ſo vielen fremden Sachen angefüllten Werke, das wenige auch nur wiederhohlt hätte, was er dort in ſeine Nachricht de Comitibus Calvenſibus einflieſſen laſſen. Endlich erinnerte ich mich glücklicher Weiſe, daß unſere Bibliothek verſchiedene Handſchriften von einem der Lutherſchen Aebte verwahre, der dem Kloſter Hirſchau in der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts vorgeſtanden: nehmlich von dem D. Johann Parſimonius, oder, wie er mit ſeinem Deutſchen Namen hieß, Karg. Zu dieſen nun verfügte ich mich; und wie groß war meine Freude, als ich darunter einen Band antraf, der nicht allein mancherley Dinge zur Geſchichte des Kloſters Hirſchau enthält, ſondern unter dieſen Dingen auch ſogar etwas fand, das mir mit eins ſo vollkommene Gnüge leiſtete, als ob ich es mir, wie man ſagt, beſtellt hätte; als ob es der ehrliche Karg, vor zweyhundert Jahren, in einem prophetiſchen Geiſte, ausdrücklich für mich zu meinem gegenwärtigen Behufe geſchrieben hätte.

Er hat nehmlich in beſagtem Bande, im Jahre 1574, Picturas et ſcripturas omnis generis in Monaſterio Hirſaugienſi hinc inde exſtantes geſammelt und aufbehalten, worunter den größten Platz die Hiſtoriæ Novi Teſtamenti de Chriſto, Dei et Hominis filio, una cum Typis et Prophetiis Veteris Teſtamenti, in feneſtris circuitus Monaſterii Hirſaugienſis depictæ einnehmen. Und dieſe entſcheiden alles; und entſcheiden es auf eine Weiſe, daß ſchlechterdings auch nicht der geringſte Zweifel mehr übrig bleiben kann; indem die Gemälde nicht ſowohl beſchrieben, als vielmehr gänzlich gezeichnet ſind, nur ſo, daß man die Figuren nicht allein ſehen, ſondern auch hören kann.

Um meinem Leſer von dieſen wörtlichen Handriſſen den vollſtändigſten Begriff zu machen, will ich ihm ein Paar Proben vorlegen, die er ſelbſt mit den alten Holzſchnitten vergleichen mag. Weil aber den wenigſten eine ſo äuſſerſte Seltenheit zur Hand ſeyn dürfte: ſo wähle ich dazu zwey Blätter, wovon ſich in bekannten Büchern Copien finden.

Auf beygefügter Tafel I. alſo, zeiget ſich das erſte Fenſtergemälde, ſo wie es uns Parſimonius aufbehalten wollen. In der ſogenannten Biblia Pauperum iſt es daher auch das erſte

Blat, deſſen Copie beym Schelhorn (*) ich meinen Leſer bitte dagegen zu halten. Wozu er ſeine Augen brauchen kann, dazu habe ich nicht nöthig, ihm die meinigen zu leihen. Der erſte flüchtige Blick, ſo wie der letzte und genaueſte, wird ihn überzeugen, daß beides, der Holzſchnitt und die Beſchreibung, offenbar von dem nehmlichen Urbilde genommen ſind, und daß folglich dieſes Urbild nirgends anders als in dem Kloſter zu Hirſchau ehedem zu ſuchen geweſen. Daß es nun, und zwar ſeit 1692, als die Franzoſen dieſes Kloſter einäſcherten, nicht mehr in der Welt iſt, das verſteht ſich. Daß aber nicht auch zugleich das Andenken davon auf ewig verloſchen iſt; daß wir ſie, ſo zu reden, noch ſehen, und in ihnen den Aufſchluß über eine alte Seltenheit erkennen, deren Urſprung und Beſtimmung ohne ſie nie aufgehöret hätte, ein Räthſel bleiben: wem haben wir dieſes alles anders zu danken, als der glücklichen Mikrologie eines Mannes, der wohl auch etwas beſſers hätte thun können?

Die zweyte beygefügte Tafel enthält das vierzigſte und letzte Fenſtergemälde, welches denn auch das letzte und vierzigſte Blat unter den alten Holzſchnitten iſt. Eine Copie dieſes Blats giebt der Herr von Heineke; (**) aus der man die vollkommene Uebereinſtimmung deſſelben mit der Beſchreibung des **Parſimonius**, nicht weniger als bey dem vorhergehenden, erkennen wird. Die einzige Kleinigkeit, in welcher man einige Verſchiedenheit zwiſchen beiden zu bemerken glauben könnte, wäre höchſtens dieſe, daß bey den kleinern Feldern, über und unter dem mittelſten Hauptfelde, wo bey dem **Parſimonius** blos das Wort Propheta mit der prophetiſchen Schriftſtelle ſtehet, in den Holzſchnitten, der eigentliche Name des jedesmaligen Propheten und Urhebers dieſer Schriftſtelle zu ſtehen ſcheinet. Doch wenn man genau zuſieht, iſt dieſer Name nichts als die Citation der Schriftſtelle, die beym **Parſimonius** hintennach folget. Er ſelbſt füget über beſagte kleinere Fächer, zum Schluſſe ſeiner Beſchreibung, folgende Anmerkung bey. *Nota.* Ubicunque in præcedentibus deſcriptis figuris, ſupra aut infra mediam figuram ſeu hiſtoriam ex Novo Teſtamento de Chriſto poſitam,

---

(*) Amœnit. Liter. Tomus IV. p. 296.

(**) Im angezogenen deutſchen Werke, bey Seite 116.

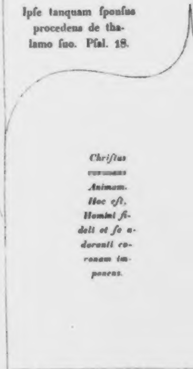
Legitur in Cantico Canticorum 4. cap. Quod Sponſus alloquatur Sponſam, eamque ſumendo dixerit: Tota pulchra es amica mea, et macula non eſt in te. Veni amica mea, etenim coronaberis. Sponſus verus eſt Chriſtus, qui aſſumendo animam coronat eam. Sponſa iſta eſt anima ſine macula omnis peccati, et quam educit in requiem æternam, et coronat corona immortalitatis.

Sponſus coronat ſponſam.
Sponſa, quae a Sponſo coronatur.

Laus animæ veræ, ſponſum bene ſentit habere.

Propheta. XX

Ipſe tanquam ſponſus procedens de thalamo ſuo. Pſal. 18.


Chriſtus coronans Animam. Hoc eſt, Homini fideli et ſe adoranti coronam imponens.

Tunc gaudent animæ ſibi

Propheta.

Corona tua circumligata ſit tibi, et calciamenta tua in pedibus, &c. Ezech. 24.

Propheta.

Tanquam ſponſus
decoravit me
corona. Sap. 6.

*Anima quae a
Chriſto co-
ronatur.
Hoc eſt,
Homo fidelis
coram Chriſto in
genua procum-
bens eumque
adorans, ab
ipſo coro-
natur.*

do bonum datur omne.

Propheta.

*Sponſabo te mihi
in ſempiternum.
Oſeae. 2.*

Legitur in Apocalypſi, 21 cap. Quod angelus Dei apprehendit Iohannem Evangeliſtam, cum eſſet in ſpiritu, et volens ſibi oſtendere arcana Dei, dixit ad eum. Veni, oſtendam tibi ſponſam Uxorem agni. Angelus loquitur ad omnes in genere, ut veniant ad auſcultandum in ſpiritu agnum, innocentem Chriſtum animam innocentem coronantem.

*Angelus mon-
ſtrans Iohanni
ſecum in mon-
tem ducto ſpon-
ſam Chriſti.*

*Urbs coe-
leſtis, qui
eſt ſponſa
agni.
Chriſti.*

Sponſus amat Sponſam Chriſtus nimis et ſpecioſam.

nomen Propheta legitur, ibi ſemper in feneſtris circuitus Monaſterii Hirſaugienſis pro ipſo nomine Prophetæ, pictus Propheta, hoc eſt, figura ſeu imago gravis et ſapientis viri, interdum integra, interdum, et quidem ut plurimum, usque ad umbilicum tantummodo picta conſpicitur, cui adiuncta aut circumvoluta eſt ſcheda, in qua Prophetæ dictum legitur, in hunc vel ſimilem modum. Und hierunter hat er mit der Feder zwey von dieſen Bruſtbildern flüchtig gezeichnet, um welche, wie er ſagt, die Zettel mit dem Spruche, die in den Holzſchnitten links und rechts darunter weggehen, ſich hin und her ſchlingen; eine Veränderung die der Formenſchneider offenbar zu ſeiner Bequemlichkeit gemacht hat. — Ich merke ſonſt bey dieſem vierzigſten Fenſter noch an, daß es zu der Zeit des Parſimonius bereits eingegangen war, und er es alſo nicht ſelbſt geſehen, ſondern aus der Beſchreibung ſeines Vorfahren, des Abt Heinrich **Weickersreiter**, genommen hatte, wie er ſelbſt mit dieſen, oberhalb der Tafel, vorgeſetzten Worten anzeigt: Hanc figuram ego in Circuitu nunquam vidi, ſed a meo anteceſſore D. Heinrico Abbate deſcripſi.

Und ſo nun, wie dieſe zwey Tafeln beſchaffen ſind, ſind auch die übrigen dazwiſchen enthaltenen acht und dreyßig beſchaffen. Ueberall und durchaus die nehmliche Uebereinſtimmung mit den alten Holzſchnitten. Nicht die geringſte Verſetzung in ihrer Folge: nicht die geringſte Abweichung in irgend einer Figur, in irgend einer Schriftſtelle, in irgend einem Verſe! Kurz, wenn man von den Holzſchnitten ſelbſt, eine Beſchreibung, nach der Weiſe des Parſimonius, machen ſollte: ſo könnte ſie unmöglich anders ausfallen, als dieſe Beſchreibung, die Parſimonius von den Fenſtern gemacht hat, ausgefallen iſt.

Was ich hieraus, mit der völligſten Zuverläßigkeit folgern zu können glaubte, und noch glaube, habe ich gleich Eingangs geſagt: daß nehmlich die Holzſchnitte ganz ohnſtreitig nach den Fenſtern gemacht worden; und man ſonach das, was bisher in Deutſchland Biblia Pauperum genannt worden, wenigſtens das, was man bisher für die erſte originale Ausgabe dieſer Biblia Pauperum gehalten, (nehmlich die aus vierzig Blättern beſtebende Lateiniſche) inskünftige mit weit mehrerm Rechte die Hirſchauſchen Fenſtergemälde heiſſen kann.

Freylich iſt es immer auch noch möglich, daß die Fenſtergemälde nach den Holzſchnitten wären gemacht worden: weiter aber auch nichts, als möglich. Denn wie wäre es nur im geringſten wahrſcheinlich, daß man das Groſſe nach dem Kleinen gemacht hätte; ohne daß wenigſtens das Kleine ausdrücklich die Skitze, der Entwurf geweſen, wornach das Große ausgeführet worden? Alſo, eins von beiden: die Holzſchnitte der gedachten erſten Ausgabe ſind entweder der Entwurf, oder die Copie der Fenſtergemälde; ein drittes, das bey ſeiner Entſtehung mit dieſen Fenſtergemälden gar nichts zu thun gehabt hätte, das man, bey Ausmalung der Fenſter, nur zufälliger Weiſe zum Urbilde gebraucht hätte, können ſie nicht wohl ſeyn. Denn, wenn ſie es wären, ſo müßte man nicht allein die Fenſtergemälde nach ihnen gemalt, ſondern den ganzen Kreuzgang ausdrücklich darnach gebaut haben; indem dieſer, wie ich aus eines Andreas Reichards Beſchreibung des Kloſters Hirſchau ſehe, die unſere Bibliothek im Manuſcripte beſitzet, um einen viereckigten Garten gegangen, und gerade an ſeinen vier Seiten nicht mehr und nicht weniger als vierzig Fenſter gehabt hat.

Und ſpricht denn nicht die Sache ſelbſt? Iſt es denn nicht aus den Holzſchnitten ſelbſt klar genug, daß ſie nichts als Fenſtergemälde vorſtellen ſollen? Verräth denn nicht ihre ganze Anordnung offenbar die breiten gothiſchen Fenſter, mit ihren gewöhnlichen Verzierungen und drey Feldern, deren mittelſtes das höchſte iſt, weil ſie oben in einem Bogen ſich ſchlieſſen? Wie wäre es zu begreiffen, daß der Zeichner oder Formenſchneider gerade auf dieſe Geſtalt und Eintheilung gefallen wäre, wenn er ſie nicht entweder von Fenſtern genommen, oder zu Fenſtern beſtimmt hätte? Ich kann mich itzt nicht genug wundern, wie die Augen der Kenner dieſes nicht längſt vermuthet haben. Es wäre doch ſo natürlich, darauf zu fallen! Aber als ob uns nicht immer das Natürlichſte gerade am ſpäteſten einleuchtete! Als ob wir es irgendwo erriethen, ohne es zu ſehen.

So weit war ich, und wollte nun eben nachforſchen, um welche Zeit die Fenſter wohl möchten gemacht ſeyn: als mir einſam, die gleich anfangs angeführte Stelle des Cruſius an ihrem eigentlichen Orte nachzuſehen. Ich ſuchte mir alſo die Rede des Cruſius, aus welcher **Wegelin** die Nachricht de Comitibus Calvenſibus gezogen: und, was meynet man, daß ich fand? Niemals bin ich auf einen Auszugmacher oder Verkürzer ungehaltener geweſen, als auf dieſen. Um ſich ein Paar Zeilen zu erſparen, laſſen ſie nicht ſelten das Wichtigſte weg. Ich fand nehmlich, daß Cruſius, nach der angezognen Stelle, nicht allein ein Exempel, wie die Dinge auf den Fenſtern des Kreutzganges geordnet geweſen, beyfügt: ſondern auch anzeigt, von wem und welcher Zeit ſich dieſelben herſchreiben. Jenes, welches von dem erſten Fenſter genommen iſt, ſieht ſo aus:

Exemplum.

A.	B.	C.
Geneſ. 3.		Iudic. 6.
Deus in arbore ſedens.	*Ecce virgo concipiet.*	*Angelus; Dominus tecum, virorum fortiſſime.*
Eva picta. Serpens.	*Angelus cum ſceptro. Virgo Maria.*	*Vellus madefactum. Gedeon flexis genibus.*
Vipera vim vidit, ſine vi pariente puella.	*Virgo ſalutatur: innupta manens gravidatur.*	*Rore madet vellus: permanſit at arida tellus.*

Und dieſes geſchieht mit dieſen unmittelbar darauf folgenden Worten: Picta ſunt hæc ſtudio et opera XXXXII. Hiſaugienſis Abbatis Ioannis, patria Caluenſis: anno ſalu. circiter MDXVII. tempore inceptæ Eccleſiarum per D. Lutherum reformationis.

Das war ärgerlich! Wenn ich es denn nur gleich beym **Wegelin** geleſen, und mir weiter keine Grillen in den Kopf geſetzt hätte. Nun aber hatte ich in meinen Gedanken ſchon den Fenſtern, ich weiß nicht welches Alter gegeben; ich hatte gemeynet, daß ſie wohl gar aus dem eilften Jahrhunderte ſeyn könnten, als gegen deſſen Ende das Kloſter ſelbſt, von dem zwölften Abte deſſelben, dem heil. **Wilhelmus**, erbauet werden. Und nun zu ſehen, daß ich mich ſo geirret!

Aber wenn es denn alſo wahr iſt, daß die Fenſter nicht älter geweſen; daß ſie erſt zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts gemalt worden: wie ſteht es mit der ſo zuverſichtlichen

Entſcheidung, daß die Holzſchnitte nicht anders als nach ihnen können gemacht ſeyn? Läßt ſich dieſes noch ſagen? Es ſcheinet nicht. Denn daß die Holzſchnitte nicht offenbar älter wären, dürfte ſich wohl niemand überreden laſſen, der ſich erinnert, daß es Exemplare mit deutſchem Texte davon giebt, welche die Jahrzahlen 1470 und 1475 haben. Beide dieſe Exemplare, welche vielleicht nirgends weiter beyſammen zu finden, als in unſerer Bibliothek, ſind dem vermeinten Originale von 40 Blättern mit lateiniſchem Texte auch viel zu ähnlich, und das eine hat auch ſelbſt gerade 40 Blätter, daß ſie ſchlechterdings die Urbilder von ihnen ſo ähnlichen Gemälden müſſen geweſen ſeyn, die erſt 1517 ſollen ſeyn gemacht worden.

In dieſe Enge ſahe ich mich ungern getrieben, und fieng alſo an, an dem Vorgeben ſelbſt zu zweifeln. Vielleicht, dachte ich, hat Cruſius die Sache nicht recht gewußt; vielleicht auch will er die angegebne Jahrzahl von 1517 keinesweges von allen vorhergedachten Gemälden, ſondern nur von einigen verſtanden wiſſen, unter welchen wohl die Fenſtergemälde gerade nicht gehören. Ich ſchlug alſo weiter nach, und fand das letztere, vollkommen wie ich es vermuthet hatte.

Es iſt zuverläßig falſch, daß es der Abt Johann von Calw geweſen, welcher die Fenſter in dem Kreuzgange malen laſſen; wie Cruſius an dem angezognen Orte zu ſagen ſcheinet. Denn erſtlich ſagt Cruſius ſelbſt, in ſeinem weitläuftigen ſpätern Werke, den Annalibus Suevicis, nichts davon: ſondern ſchränkt ſogar zweytens, was er dort überhaupt und unbeſtimmt geſagt hatte, hier auf ein einzelnes und beſonderes Stücke ein, mit welchem die Gemälde im Kreuzgange nichts zu thun haben. Unter dem Jahre 1503 nehmlich, wo er des Johann von Calw, als des Nachfolgers des Abt Blaſius, gedenkt, ſchreibt er:(*) Hic 14 anno regiminis ſui, petentibus fratribus ſuis, picturæ opus quod in æſtuali Refectorio conſpicitur, poſteritati faciendum curavit. Konnte Cruſius nun dieſes geringern Werks hier zu ſeinem Lobe gedenken: ſo würde er ganz gewiß eines weit gröſſern nicht vergeſſen haben, wenn er wirklich geglaubt hätte, daß es ihm gleichfalls zuzuſchreiben wäre.

(*) Lib. IX. Partis III. cap. 12. p. 521.

Eben dieſe genauere Nachricht finde ich auch in Jacob Friſchlins ungedruckten Sammlungen zur Wirtenbergiſchen Geſchichte beſtätiget, welche unſere Bibliothek von des Verfaſſers eigner Hand bewahret. Es heißt da, unter beſagtem Abt Johann: dieſer Abt hat, im vierzehnten Jare ſeiner Regierung, die ſchönen Gemähld in der Sommer Stuben, *Refectorium* genannt, angefangen, allda alle Prälaten in ihrer Statur und Form abcontraphet ſeyn. Und unter dem folgenden Abt, Johann dem dritten dieſes Namens, fügt er kurz darauf hinzu: Unter dieſem Abt iſt die Kirch im Cloſter mit bibliſchen Figuren, wie noch zu ſehen, zu mahlen angefangen worden, und unter ſeiner Regierung vollendet.

Ich konnte hiervon beym Tritheim nichts ſuchen, als welcher, wie bekannt, mit dem Jahre 1513 aufhöret. Ich nahm aber doch daher Gelegenheit, genauer bey ihm nachzuſehen, welcher von den Aebten ſich etwa um die Gebäude des Kloſters, und derſelben Auszierung, vorzüglich verdient gemacht habe; um ſo vielleicht, im Vorbeygehen, einen kleinen Fingerzeig auf meine Fenſtergemälde zu entdecken.

Endlich fand ich denn auch einen dergleichen; aber ebenfalls zu einer Zeit, wo er mich in nicht viel geringere Verlegenheit ſezt, als mich die falſch befundene Nachricht des Cruſius anfangs ſezte: unter dem Abt Blaſius nehmlich, dem unmittelbaren Vorgänger jenes Johann von Calw, welcher von 1481 bis 1503 regierte. Wie dieſer Abt die Einkünfte des Kloſters anſehnlich vermehrte, ſo verwandte er auch wiederum einen groſſen Theil derſelben auf die Ausbeſſerung, Erweiterung und Verſchönerung ihrer Gebäude. Wenn nun Tritheim das vornehmſte hiervon anführt, ſo ſagt er, einmal unter dem Jahre 1489: Secundum quoque latus de Ambitu cum fonte in annis quinque perfecit, pro quo mille centumque auri nummos expendit; und ein andermal, unter dem Jahre 1491. Feneſtras cum rotundis (id eſt Schyben) et picturis ad tria latera Ambitus Monaſterii fieri iuſſit; pro quibus plus quam trecentos auri florenos expoſuit: in quarto vero latere picturas ſine rotundis fecit duntaxat. Wenn nun in beiden dieſen Stellen Ambitus nichts anders wohl heiſſen kann, als was ſonſt in Beſchreibungen der Klöſter circuitus oder periſtylium genennet wird; und folglich von dem Kreuzgange die Rede iſt, deſſen Eine Seite der Abt Blaſius ausgebauet, ſo wie drey andere mit gemalten Fenſtern ausgezieret haben ſoll: was können dieſes anders für Fenſter geweſen ſeyn, als die, von welchen ich behaupten will, daß die alten Holzſchnitte genommen worden?

Aber was hätte ich ſonach viel damit gewonnen, daß ich den Ungrund jener Nachricht des Cruſius erwieſen? Sie mögen 1517 oder 1491 gemalt ſeyn: was kann ein Unterſchied von 30 Jahren hier helfen? Die Holzſchnitte ſind doch auch zuverläßig älter, als 1491. Und wenn ich es ſchon von der vermeinten Original Ausgabe, die ohne Jahrzahl iſt, gegen alle hergebrachte Meynung, gegen allen Ausſpruch der Kenner, leugnen wollte: wie könnte ich es von den zwey Ausgaben mit deutſchem Texte leugnen, in welchen ich die Jahrzahlen 1470 und 1475 hier vor meinen Augen ſehe? Die leztere derſelben beſteht, wie ſchon geſagt, auch aus den nehmlichen vierzig Blättern; und dieſe vierzig Blätter waren alſo ſchon längſt da, ehe die Vorſtellungen, die ſie enthalten, auf die Fenſter zu Hirſchau gebracht wurden.

Ich weiß hierauf freylich nicht recht zu antworten. Aber dennoch geſtehe ich, daß ich mich des Weſentlichen meines Einfalls auf keine Weiſe entſchlagen kann; ſondern mich vielmehr darinn beſtärke, je öftrer und genauer ich die alten Holzſchnitte betrachte. Sie ſind doch ſo augenſcheinlich nichts als Fenſtergemälde! Das gothiſche Kloſterfenſter hat doch ſo offenbar ihre ganze Eintheilung beſtimmt! Wie alſo, wenn ſie auch nur von ältern Fenſtergemälden eines andern Kloſters genommen wären? Oder wie, wenn ſelbſt zu Hirſchau die nehmlichen Gemälde ſich, ſchon lange vor den Zeiten des Blaſius, in den Fenſtern des Kreuzganges befunden hätten? Denn Blaſius hat doch nicht den ganzen Kreuzgang gebauet; dieſer Kreuzgang hatte ſchon vor ihm Fenſter; und dieſe Fenſter konnten vom Anfange an, das iſt, von Erbauung des neuen Kloſters an, von 1091 an, eben dieſelben Gemälde gehabt haben, die zu den Zeiten des Blaſius natürlicher Weiſe ſehr beſchädiget, ſehr verunſtaltet ſeyn mußten, und die Blaſius folglich nur erneuern und wieder herſtellen ließ. Die vierzig Holzſchnitte mit dem deutſchen Texte würden ſonach vielleicht die Hirſchauſchen Fenſtergemälde vor dem Blaſius ſeyn: ſo wie die mit dem lateiniſchen Texte, die von ihm erneuerten und in der Zeichnung etwas veränderten ſeyn würden. Ein beſonderer Umſtand, der mir dieſes wahrſcheinlich macht, und mich überhaupt bewegt, von den Hirſchauſchen Fenſtern durchaus nicht abzugehen, iſt dieſer, daß ſie ſogar auch die kleinen Seulen hatten, welche in den Holzſchnitten, von beider Art, die drey Felder in der Mitte ſcheiden. Ich lerne dieſes aus der obgedachten Beſchreibung des Andreas Reichards, die ich weiter hin, ſo weit ſie zur Sache gehört, mittheilen will.

Der Gedanke inzwiſchen, daß ſich vielleicht die nehmlichen typiſchen und antitypiſchen Gemälde in den Fenſtern von mehrern alten Klöſtern befunden, iſt auch nicht zu verachten. Denn man kann durch ihn von allen den verſchiedenen Arten der, unter dem Namen der Biblia Pauperum bisher bey uns bekannten, alten Holzſchnitte, eine ſehr gute und natürliche Rechenſchaft geben. Es giebt, auſſer den Folgen derſelben von vierzig Blättern, andere von zwey und zwanzig, von ſechs und zwanzig, von acht und dreißig, von funfzig Blättern. Woher dieſes? Woher ſonſt, als von dem verſchiedlichen Umfange, von der gröſſern oder kleinern Anzahl der Fenſter in den zu verzierenden Kreuzgängen? Wo nicht mehr Fenſter waren, konnten auch nicht mehrere dergleichen Gemälde angebracht werden; und der Formenſchneider copierte gerade ſo viele, als er in dieſem oder jenem Kloſter fand, ohne ſich zu bekümmern, ob in einem andern eine gröſſere Folge davon vorhanden ſey.

Ob denn aber auch die vollſtändigſte derſelben, auſſer dieſer ihrer Beſtimmung, Fenſter zu verzieren, jemals noch etwas anders geweſen ſey; ich will ſagen, ob ſie jemals nichts als ein Buch geweſen ſey, ob die Holzſchnitte beſtimmt geweſen, dieſes Buch bekannter und allgemeiner zu machen: daran zweifele ich ſehr. Zwar hat man freylich von dieſen bisher nicht wohl etwas anders glauben können; und der Titel Biblia Pauperum hat einen ſolchen Glauben ohne Zweifel beſtärkt. Aber von wem iſt er denn, dieſer Titel? wo ſchreibt er ſich her? Er findet ſich bey keiner von den verſchiednen Sammlungen der Holzſchnitte, und alle, welche vor dem Herrn von Heineke ihrer erwähnen, geben ihnen nach Gutdünken ganz verſchiedene Benennungen. Der Namen, ſagt dieſer um ſie ſo verdiente Mann, welchen wir ihnen im Deutſchen geben, nehmlich *Biblia Pauperum*, ſchickt ſich am beſten. Denn dieſe Bilder ſind ſicher gemacht worden, damit diejenigen, die nicht im Stande waren, ein damals ſehr koſtbares Manuſcript von der heil. Bibel zu bezahlen, dennoch mit wenigen Koſten einen Begriff von der Bibel und deren Innhalte bekämen. Daß ſie zu dieſer Abſicht gelegentlich haben dienen können, will ich nicht leugnen: ob ſie aber in jenen Zeiten zu dieſer Abſicht ausdrücklich gemacht worden, dürfte wohl eine andere Frage ſeyn. Denn damals ſollte der gemeine Mann die Bibel nicht leſen: wem hätte alſo einfallen können, einer anderweits dazukommenden Urſache, warum er ſie auch nicht ſo leicht leſen konnte, als itzt, auf irgend eine Weiſe abzuhelfen? Was damals daher auch etwa den Titel Biblia Pauperum führte, war nichts weniger als ein Werk für den gemeinen Mann, dem man dadurch einen kleinen Begriff von dem Innhalte der Bibel machen wollte; ſondern vielmehr ein Werk für die Prädicanten, deren Armuth oder Unwiſſenheit man damit zu Hülfe zu kommen ſuchte. Dieſes beweiſet die Biblia Pauperum des Bonaventura, wovon ein alter Druck ohne Jahrzahl und Ort ſich in der Bibliothek findet.(*) Es iſt nichts, als eine homiletiſche Schwarte, die nicht die geringſte Aehnlichkeit mit den alten Holzſchnitten hat.

Zwar iſt es wahr, daß es auch ſonſt noch eine Urſache ha-

(*) Der Titel heißt: Biblia pauperum a domino Bonaventura edita omnibus predicatoribus perutilis. Die nähere Beſchaffenheit derſelben erklären die am Ende befindlichen Worte: Expliciunt exempla ſacre ſcripture ordinata ſecundum alphabetum ut poſſint que ſunt neceſſaria in materiis ſermonum et predicationum facilius a predicatoribus inveniri. Mättäre (Tom. I. p. 529.) gedenkt einer Ausgabe von 1490 in 4. Wenn es dieſe nehmliche ſeyn ſoll, ſo weiß ich nicht, wo er die Jahrzahl hergenommen; die ihr inzwiſchen gar wohl zukommen könnte. Ob der heil. Bonaventura, oder ein anderer dieſes Namens ordinis Minorum, der Verfaſſer ſey, kann ich auch nicht ſagen. Fabricius macht weder unter dieſem, noch unter einem andern, das ſchöne Werk namhaft.

ben mag, warum man dieſen den nehmlichen Titel in Deutſchland gegeben. Und vielleicht ſchreibt ſich dieſe Urſache lediglich aus unſrer Bibliothek her. Denn über der Handſchrift, welche ſie davon beſitzt, ſtehen wirklich die Worte: Hic incipit bibelia Pauperum. Allein man ſieht deutlich, daß ſie von einer zweyten Hand hinzugefügt worden; wie denn auch das Manuſcript ſelbſt höchſtens aus der letztern Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts iſt. Ich würde mehr davon ſagen, wenn ich nicht lieber vorher die Beſchreibung erwarten wollte, die der Herr von Heineke davon verſprochen hat, deſſen Augen und Scharfſinne ich hier ganz ſicher mehr trauen kann als den meinen. So viel iſt gewiß, daß durch dieſe ſehr zweifelhafte und faſt verloſchne Aufſchrift, unſer Lauterbach ehedem allein bewogen werden, ſie den gedruckten Ausgaben beyzuſchreiben, wie auch unter ihr dieſe in den Catalogus einzutragen. Ihm alſo, wie geſagt, iſt man wohl allein gefolgt, wenn man in Deutſchland den dieſem Manuſcripte ähnlichen Holzſchnitten eine Benennung gegeben, unter welcher ſie auſſer Deutſchland völlig unbekannt ſind.

Am allerwenigſten aber ſind ſie für ein Buch zu halten, das den heil. Anſcharius zum Verfaſſer habe. Ich kann zwar nicht ſagen, worauf ſich jene alte Hand gegründet, die dem Exemplare in der königlichen Bibliothek zu Hannover beygeſchrieben: S. Ansgarius eſt Auctor hujus libri: noch wie alt dieſe alte Hand iſt. Allein ſo viel weiß ich gewiß, daß die neuere Hand, welche dieſem alten Zuſatze durch das Citat des Ornhjälms zu Hülfe kommen wollen, ſich ſehr betrogen hat; und gröblicher betrogen hat, als es dem Hrn. von Heineke in der Geſchwindigkeit einleuchten konnte.

Die Sache iſt werth, daß ich mich noch einen Augenblick dabey verweile. Nehmlich, um jenem Vorgeben von dem heil. Anſcharius mehr Wahrſcheinlichkeit zu verſchaffen, wird daſelbſt, *Claudii Ornhielmi Hiſtoria Sueronum Gothorumque eccleſiaſtica Lib. I. c.* 21. *p.* 70. angeführt; und dieſe Stelle, wie ſie der Herr von Heineke beybringt, lautet ſo; Ingenii monumenta aliqua reliquiſſe videtur (*Anſcharius*), ſed quorum nulla poſterorum cura ad nos pervenerint. Et quidem quos per *numeros et ſigna* conſcripſiſſe eum libros Rambertus memorat, indigitatos *pigmentorum* vocabulo, eos continuiſſe palam eſt quaſdam aut e divinarum litterarum, aut piæ doctorum patrum ſcriptis, pericopas et ſententias, ipſi in quotidianum uſum delectas excerptasque, ac numeris librorum capitumque enotatis, ut cum uſus requireret, ad manum eſſent, excitandæ pietati ac reſipiſcentiæ, nec non frequenti meditationi mortis et extremi illius rigidiſſimi iudicii. Aber ſo lautet ſie nicht völlig auch beym Ornhjälm ſelbſt. Denn bey dieſem ſelbſt hat ſie, nach den Worten indigitatos *pigmentorum* vocabulo, noch ein Einſchiebſel, von welchem ich nicht weiß, warum es der Herr von Heinecke ausgelaſſen hat. Ornhjälm merkt nehmlich im Vorbeygehen mit an, wie der Schwediſche Ueberſetzer der Lebensbeſchreibung des h. Anſcharius vom h. Rembertus, das Wort pigmenta hier gegeben, und was er darunter verſtanden habe. *Pigmentorum* vocabulo, ſchreibt er, quod interpres Suecus reddit per Säkkerkakur, quaſi diceres panes cupidiarios u. ſ. w. Der Schwediſche Ueberſetzer hat hier ſehr wohl gewußt, was er ſchreibt; welches nicht immer der Fall der Ueberſetzer iſt: und wäre der Herr von Heinecke nur ſeiner Spur nachgegangen, ſo würde er auf einmal den ganzen Ungrund eines Vorgebens entdeckt haben, welches er ſeines Theils zwar nicht behaupten will, das er aber doch auch ſo ſchlechthin nicht zu verwerfen wagt. Es gehört, ſagt er, allerdings eine ſtarke Einbildungskraft dazu, aus jener Stelle, die vom Anſcharius extrahirten Bibliſchen Texte und Sprüche für eben dieſelben zu halten, welche den Holzſchnitten in der Biblia Pauperum beygefügt ſind: „indeſſen „ſind die Worte, daß Anſcharius Bücher mit Zahlen und „Zeichen geſchrieben, welche er Malereyen betitelt, allemal „bedenklich.“ Allerdings würden ſie es ſeyn, und würden es ſehr ſeyn, wenn es wahr wäre, daß er ſie wirklich Malereyen betitelt hätte. Allein der h. Mann war weit entfernt, ſeinen erbaulichen Auszügen eine Benennung zu geben, von der es ſicherlich auch dem abentheuerlichſten Mönchswitze ſchwer werden ſollte, das ähnliche Tertium zu finden. Der Nordiſche Apoſtel hatte, in dem eigentlichen Verſtande, zu ſo etwas viel zu viel Geſchmack; denn kurz, pigmenta heiſſen in ſeiner Sprache nichts weniger, als Gemälde; er verſtand unter dieſen pigmentis, wie es der Schwede in ſeine Seele überſetzt hat, Zuckerkuchen, nichts als Zuckerkuchen.

Die Sache iſt klar, ſobald man auf die Quelle des Ornhjälm zurück geht, welche das Leben des h. Anſcharius iſt, ſo wie es ſein Nachfolger der h. Rembertus beſchrieben. Sie iſt, dieſe Quelle, beym Ornhjälm, ein wenig ſehr getrübt. Porro, ſagt Rembertus, (*) ad devotionem ſibi in Dei amore acuendam quam ſtudioſus fuerit, teſtantur codices magni apud nos, quos ipſe propria manu *per notas* conſcripſit, qui ſolummodo illa continere noſcuntur, quæ ad laudem omnipotentis Dei pertinent, et ad peccatorum redargutionem. Ad laudem quoque beatæ et æternæ vitæ et terrorem gehennæ, et quicquid ad compunctionem pertinet et lamentum. Und bald darauf: Denique ex ipſis compunctivis rebus ex ſacra ſcriptura ſumptis, per omnes pſalmos, unicuique videlicet pſalmo, propriam aptavit oratiunculam, quod ipſe *pigmentum* vocitare ſolebat, *ut ei pſalmi hac de cauſa dulceſcerent.* Der h. Mann nannte ſeine Stoßgebetchen, die er einem jeden Pſalmen beyfügte, pigmenta, weil ſie den Pſalmen einen lieblichen Geſchmack geben ſollten: ut ei pſalmi hac de cauſa dulceſcerent. Wie können das nun Gemälde heiſſen ſollen? Doch es iſt auch ſonſt ſchon zur Gnüge bekannt, daß in der ſpätern Latinität, pigmentum nicht allein ſüſſen Wein, potionem ex melle et vino et diverſis ſpeciebus confectam, ſondern auch irgend eine ſtark ſchmeckende Speccrey, irgend ein aus lieblichen Gewürzen verfertigtes Leckerbisschen, bedeutet. Man ſehe die Beyſpiele davon beym du Cange, wovon ich nur das einzige, welches aus dem Leben des h. Gerardus genommen iſt, hieher ſetzen will: Noverit utique ſermonem divinum aptiſſime appellari Pigmentum, qui quo magis ruminando teritur ore ſermocinantium, eo magis reddit ſaporis odorisve oblectamentum.

Und nun, worauf beruht es denn noch weiter, daß Anſcharius der Verfaſſer der Rhapſodie ſey, welche uns die alten Holzſchnitte vor Augen ſtellen? Darauf etwa, daß Ornhjälm ſagt, der h. Mann habe auch auſſer ſeinen Pigmentis, ſo wie Rembertus melde, noch andere Bücher per numeros

---

(*) Beym Staphorſt Hamburgiſche Kirchengeſchichte, 1 Th. S. 121.

et signa geſchrieben? Aber wo ſagt das Rembertus? Es iſt ärgerlich, wenn man überall ſo viele Hirngeſpinſte findet, deren ganzes Daſeyn ſich auf weiter nichts, als auf eine leichtſinnige verſtümmelte Anführung gründet. **Rembertus** redet blos von codicibus, quos ipſe propria manu *per notas* conſcripſit. Und was waren das für Notæ? Was ſonſt für welche, als die ſogenannten Notæ Tironianæ? Die Verfaſſer des Nouveau Traité de Diplomatique hatten daher ohne Zweifel dieſe nehmliche Stelle des **Rembertus** im Sinne, wenn ſie ſagen,(*) daß der h. Anſcharius ſich im neunten Jahrhunderte dieſer Noten bedient habe, aber, wider ihre Gewohnheit, den Beweis davon nicht beybringen.(**)

(*) Tome III. p. 510.

(**) Ich kann mich nicht enthalten, eine Vermuthung hier zu äuſſern, welcher auf den Grund zu gehen, ſich vielleicht ein andermal Gelegenheit finden wird. In der eben angezogenen Stelle des **Rembertus** heißt es nicht allein überhaupt, daß der h. **Anſcharius** verſchiedene groſſe Bände voll heiliger Betrachtungen, *per notas* geſchrieben habe: ſondern es iſt offenbar, daß **Rembertus** dieſes auch von den **Pigmentis** zu den Pſalmen verſtanden wiſſen will. Denn er ſagt, weiter hin, ausdrücklich von ihnen: Quæ, aliis cum eo pſalmos canentibus, ſingulo pſalmo ipſe ſolus tacite ruminare ſolebat, *nec ulli ea manifeſtare volebat*. Um ſie deſto eher vor andern geheim halten zu können, hatte der heil. Mann auch dieſe ſeine Seufzerlein per notas geſchrieben. Nun finden ſich ſowohl in der königlichen Bibliothek zu Paris, in der Abtey von St **Germain des Prez**, und zu Reims in der Abtey von St. **Remi**, als auch in unſerer Bibliothek, ganze mit Tironianſchen Noten geſchriebene Pſalter; ohne des zu Straßburg zu gedenken, den **Tritheim** zuerſt bekannt machte. Wie nun, wenn dieſe Pſalter, oder wenigſtens einer derſelben, nicht blos die Pſalmen, ſondern auch zugleich jene Pigmenta des h. **Anſcharius** enthielte? Oder wenn ſie wohl gar überhaupt nicht die Pſalmen, ſondern nur jene fromme Stoßgebetchen zu den Pſalmen, blos unter der Rubrik der Pſalmen, enthielten? Es könnte leicht ſeyn, daß ſich in neuern Zeiten noch niemand die Mühe genommen hätte, ſie zu entziffern, und ſie alſo, blos auf Treue und Glauben der Aufſchrift, für die wirklichen Pſalmen angenommen würden, von welchen ſich doch kaum eine Wahrſcheinlichkeit denken läßt, warum ſie, die aller Welt bekannt ſind, in geheimen Noten ſollten ſeyn geſchrieben werden. Es wäre denn, daß ſich die Schreiber ſelbſt die Noten dadurch hätten wollen geläufiger machen, indem ſie fleißig ihnen bereits geläufige Dinge darinn laſen. Ich würde nicht ſäumen, unſern Codex hierüber auf die Probe zu ſtellen, wenn er ſich nicht ſeit einiger Zeit in den Händen eines auswärtigen Gelehrten befände, der uns vielleicht mehr davon ſagen wird.

Ein einziger Fall lieſſe ſich denken, wie es doch noch wohl wahr ſeyn könnte, daß ſich die Vorſtellungen der alten Holzſchnitte von dem Anſcharius herſchrieben. Nehmlich, wenn er es wäre, der nicht ſowohl ein Buch daraus gemacht, ſondern ſie einzig und allein angegeben hätte, um ſie in den Fenſtern einer ſeiner Kirchen, es ſey zu Bremen, oder zu Hamburg, oder ſonſt wo, ausführen zu laſſen. Und ſo könnte jene alte Hand auf dem Hannöverſchen Exemplare noch gewiſſermaaßen Recht haben; ſo könnte auch Seelen nicht ganz ohne Grund vorgegeben haben, daß Anſcharius der Autor von etlichen in Holz geſchnittenen Büchern ſey. Aber freylich müßte, wenn man dieſes für ſo gut als gewiß annehmen ſollte, ſich noch ein ganz anderer Beweis finden, als die ſo mißverſtandene Stelle des Ornhjälm abgeben kann. Daß der Herr von Heinecke. in dem Dome zu Bremen, einige von den Vorſtellungen unſerer Holzſchnitte von erhabner Bildhauerarbeit in Stein gefunden, iſt ſchon etwas. Und wer weiß, was ſich mit der Zeit ſonſt noch findet.

Ich begnüge mich vor itzt, die Liebhaber auf eine neue, und wie ich mir ſchmeichle, auf die einzig wahre Spur gebracht zu haben, völlig hinter die Sache zu kommen. Zweifel und Bedenklichkeiten von Männern, wie der Herr von Heinecke, werden mir ſehr willkommen ſeyn: freylich aber noch mehr, ihr Beyfall.

XI.

Des Kloſters Hirſchau Gebäude, übrige Gemälde, Bibliothek, und älteſte Schriftſteller.

Hier folgen verſchiedne aus Handſchriften genommene Nachrichten von dem Kloſter Hirſchau, die theils zur Erläuterung und Beſtätigung des Vorhergehenden dienen, theils ſonſt ihren Nutzen haben können.

I.

Von den Gebäuden des Kloſters.

Um mir von dem Kreuzgange des Kloſters, in welchem ſich jene Fenſtergemälde fanden, keine falſche Vorſtellung zu machen, lag mir daran, von dem Gebäude deſſelben überhaupt einigen Begriff zu haben. Wo man ſo etwas zur erſt zu ſuchen pflegt, z. E. beim Zeiler, fand ich nichts. Ob Ge. Gardner in ſeiner Deſcriptio Ducatus Wirtembergici, qua eius Oppida, Monaſteria &c. magna cum cura exprimit, etwas davon hat, weiß ich nicht; ſein Buch fehlt in der Bibliothek. Noch ungerner aber habe ich die Schrift des Jo. Rudolph Bitſche vermißt, die er de Excidio Urbis Calvenſis, a Gallis a. 1692 cum celeberrimo Monaſterio Hirſaugienſi combuſtæ, als damaliger Diaconus zu Calw, ſoll haben drucken laſſen. Ich kenne ſie blos aus Pregizers Suevia et Wirtembergia ſacra. und urtheile, daß ſie ſehr ſelten ſeyn muß, weil weder er, noch Moſer nach ihm, in ſeiner Bibliotheca Scriptorum de Rebus Suevicis, die nähern Umſtände des Drucks angeben. Es kann ſonſt nicht fehlen, daß ſie nicht verſchiednes enthalten ſollte, was ich itzt ſehr gern gewußt hätte.

Endlich fand ich mich einigermaaſſen, in der von mir S. 234 erwähnten Beſchreibung des Kloſters Hirſchau von einem Andreas Reichard, belehret. Sie iſt 1610. aufgeſetzt; zu einer Zeit alſo, da das Kloſter noch in ſeinem völligen alten Glanze ſtand. Was der Verfaſſer von der Geſchichte deſſelben und ſeinen ältern Stiftungen und Erbauungen beybringt, iſt hinlänglich bekannt. Aber was er bey Gelegenheit der dritten und letztern ſagt, und ſich größten Theils auf Dinge bezieht, die er ſelbſt geſehen hat, dürfte es vielleicht weniger ſeyn, und gehört ſehr zu meiner Sache. Hier iſt ſie alſo, die ganze Stelle, die ich daraus mitzutheilen verſprochen.

> Zum dritten, als das fürflieſſend Waſſer oft übergangen und dem Kloſter Schaden thun wollen: hat Albertus II. Graf zu Calw, durch Trieb ſeines Ehgemals Wiltrudis, das neue Kloſter auf der andern Seiten des Waſſers an einem höhern Ort, unter dem Abt Friedrich, der mit 12 München aus dem Kloſter zum Einſidlen auf dem Schwartzwald, dahin erfordert geweſt, angefangen, im Jahr 1060; da die Kirche, die der erſt Baw geweſt, in 11 Jahren verfertiget war: und als man 11 Jahr mit den übrigen Gebäuen überſtanden, iſt hernach das Kloſter in 9 Jahren vollends erbawet worden; alſo daß man 20 Jahr am ganzen Baw zugebracht

hatt. Endlich hat auch zu unſer Zeit der hochlöblich Fürſt und Herzog von Würtenberg, aus ſonder Anmutung und Luſt zu dieſem Kloſter, und ſonſten des luſtigen Orts halben, Anno . . . das lang, hoch und fürſtlich Hauß auf den Platz der alten Abtey drein ſetzen laſſen, denn es liegt an einem ſchönen und luſtigen Ort in einem tiefen Wieſenthal, auf einem Bühel oder Rheinlen gegen dem Waſſer, zwiſchen hohen Bergen, darauf hohe und gerade Thannen und Forchen, das Thal von Mittag gegen Mittnacht ſich der Länge nach erſtreckend, mit einem ſchmalen Nebenthälen dahinder gegen der Sonnen Untergang, davon oberhalb ein Viertel Meil Wegs liegt die Stadt Calw, underhalb ein halbe Meil das berümbte Zellerbad, wie auch neben aus gegen Weſten das fürtreffliche Wildbad, auf ein Meil und beſſer umb gegen der linken oder Sudwerts, das geſunde Bad oder ſawer Brunn Däynacht. Auf der einen Seiten des Waſſers liegt das alt oder kleiner Kloſter, auf der andern das neu oder gröſte. Ueber das Waſſer, Nagolt genannt, zwiſchen beiden Klöſtern, die doch zuſammen gehören, gehet ein ſchön ſteinre Bruck von braunroten Quaterſtucken, mit etlichen Schwibogen und Reckhern, darauf man ſitzen und ſich mit Geſpräch erluſtigen kann, über dem Waſſer Wäld und beide Klöſter vor Augen habend. Das Waſſer iſt friſch, röſch, darein hin und her aus den Nebenthälen andere friſche helle Brunnen Wäſſerlen aus dem Felſen über Stein und Sand zuflieſſen. Die Kürch im neuen Kloſter iſt groß, lang, hoch, weit, mit zwey gleichen viereckten hohen Thürmen, gegen der Sonnen Niedergang. Sie iſt gebawet in Form und Geſtalt des Creutzes Chriſti, auch von braunroten Quaterſtucken (wie vorgemeldte Bruck, und ſelben gleichen der Creutzgang). Oben, wie es kreutzweiß gebauet, iſt ein ſteinern achteckiger Glockenthurn. Inwendig der Kirchen ſind viel runde ſteine Seulen zu beeden Seiten, alles von eim Stein: auch mit ſchönen gemahlten Figuren und Geſchichten aus dem alten und neuen Teſtament; item mit der Patriarchen und Kayſer Bildnuſſen, und ſonderlich des Herrn Chriſti Geſchichten, von unden an bis oben aus, ein jedes an ſeinem Ort rausgeſtrichen und geziert. Gegen Mittnacht ſtoſſen luſtige Cappellen dran, da in dem ein, ein Mäß eines Rieſen auf viel Schuh, und ſeine liderne Klaiden, die er mit eyſenen Rincken zugethan, in ſelben Gebürg oder Revier ſich ſoll gehalten haben, gewieſen und gezeigt wird. Sonderlich gegen Mittag ſtoſt ein Capell dran mit Pfeilern, Fenſtergeſtellen und einem Gewelb, alles von braunroten Quaterſtucken oberzehlter Farb. Da ob demſelben ein feine Liberey, darinnen alte namhafte groſſe Bücher, ſonderlich ein gar groſſes ſchweres und Pergamentes Buch, das ein einziger Mann nit wol naher thun oder handeln kann, welches inwendig der Decken an Orten und Enden herumb, anſtatt der Spangen, mit hülzenen Remen beſchlagen und ein jedes Blatt ein junge Kalbshaut ſoll geweſt ſeyn. Auch 2 neue, lange, ſchöne und ausgeſtrichne Refectoria mit Seulen. Im Sommer Refectorio iſt ein Spring Brünnlein, da die Abt abcontrafehet und mit ihrem Thun beſchrieben werden. Im Winter Refectorio ein eyſner Off, darauf man ſteigen und oben rumb ſitzen kan. Der Kreutzgang zwiſchen der Kürchen und den Refectorien, darauf der jungen Studioſen Dormitorium, Schlafkammern und Studirkammern, umbfaßt ein ziemlichen Garten, hat auf 4 Seiten 40 Fenſter, da ein jedes der Breite nach in 3 Unterſchied oder Felder, durch zwey kleine ſteine Seulen getheilet, und je zwiſchen 2 Fenſtern ein ſteinern Pfeilern, in den Fenſtern je im mittlen Feld ſind die Geſchichte ſo ſich mit Chriſto verloſſen, aus dem neuen Teſtament, ſamt den prophetiſchen Weiſſagungen, und in beeden Nebenfeldern die Figurn, Vorbilden und Bedeutung aus dem alten Teſtament, in die Fenſtergläſer gar kunſtlich und aufs deutlichſt mit allerley ausbinſtigen Farben geſchmölzt. An dem Kreutzgang gegen Mitnacht werts, in den Kreutzgarten hinein, iſt ein hoher runder und weiter Erker mit Pfeilern und Fenſtergeſtellen, auch gemahlten und geſchmelzten Fenſtergläſern, darein ein hoher von Steinwerk und Bilder ausgehauener Springbrunn, mit 24 Röhren und mit 3 ſteinern Waſſernapfen über einander, da in das Waſſer von oben, in engern und weitern mit lieblichen Getöß herab rauſchet, doch nicht ſtets, ſondern wenn er angelaſſen wird.

Das ſeind die fürnembſten alter Gebäu, ohne das neue ſteine Fürſtenhauß gegen Mittag werts, deſſen oben gedacht, das zur fürſtlichen Wohnung und Herberg mit hohen Schnecken, auch Stuben und Kammern, je eines umbs ander, und andern dergleichen Gemach, wie auch wol Uhrwerken und Sonnenzeigern, zugericht.“

Was Reichard von dem Kreuzgange ſagt, iſt beſonders anzumerken. Ich habe die zwey Umſtände ſchon berührt, die ganz eigentlich für meine Meynung ſind, und nicht wohl erlauben, daß man ſich die Fenſter, als zufälliger Weiſe nach den ſchon vorhandenen Holzſchnitten gemalt, denke. Es waren deren auf vier Seiten vierzig, und jedes derſelben war, nicht durch bloſſes Mauerwerk, ſondern durch zwey kleine ſteinerne Seulen in drey Felder getheilet, vollkommen wie es die Felder auf den Holzſchnitten ſind. Folglich iſt es wahr, daß man nach ihnen nicht allein müßte gemalt, ſondern ſich auch ſchon in dem Baue nach ihnen müßte gerichtet haben; und ſowohl in dem Baue der Fenſter, als des ganzen Kreutzganges. Wie viel natürlicher alſo iſt der andere Fall, daß die Holzſchnitte nach den Fenſtergemälden gemacht worden. Es verſteht ſich aber, daß Reichard die Fenſter um den Springbrunnen, welcher an der mitternächtlichen Seite des Kreutzganges war, nicht mitgezählet hat. Dieſer lag in einem beſondern Erker, welcher eigentlich zu dem Kreutzgange nicht gehörte, ob man gleich, ohne Zweifel, aus ihm hineinkommen konnte.

2.

Von den übrigen Gemälden des Kloſters.

Das ganze Hirſchau, neuen Baues, war voller Gemälde. Nicht allein die vornehmſten Zimmer und Gänge des eigentlichen Kloſters waren ausgemalt: ſondern auch die Kirche war es, von unten bis oben.

Alle dieſe Gemälde hat Parſimonius in dem erwähnten Bande ſorgfältig beſchrieben.(*) Nur Schade, daß er von dem, was wir itzt ohne Zweifel am liebſten wiſſen möchten, nehmlich wer die Maler geweſen, und wie ſie ihre Sachen ungefehr ausgeführet, ganz und gar nichts beybringt.

(*) Es iſt dieſes der nehmliche Band, deſſen Joh. Jac. Moſer, in ſeiner Bibliotheca scriptorum de rebus Suevicis, hinter der deutſchen Ueberſetzung der Jahrbücher des Cruſius (S. 35.) gedenkt. „In meiner Bibliothek, „ſagt er, beſaß ich ehedeſſen einen geſchriebenen Quartband allerhand zu der „beiden Klöſter Hirſchau und Bebenhauſen Hiſtorie gehöriger Collectaneorum, „welche, ſo viel Hirſchau betrift, von dem alldaſigen berühmten Abt Joh. „Parſimonio, was aber Bebenhauſen anlanget, ohne Zweifel von dem „alldaſigen damaligen Kloſter Präceptor M. Wilhelm Gmehlin, geſam-

In der Kirche waren, auſſer den vornehmſten Geſchichten des alten und neuen Teſtaments, jene in 63, und dieſe in 134 beſondern Gemälden, alle Regenten der vier Hauptmonarchieen, bis auf Kayſer Karl den V. zu ſehen, als bey deſſen Regierung, wie ich aus den geſchriebenen Nachrichten Jacob Friſchlins bereits beygebracht habe, die ganze Kirche, unter dem Abte Johann dem dritten, welcher von 1524 bis 1556 geſeſſen, gemalt worden. Die drey folgenden Kayſer waren hernach von anderer Hand hinzugekommen. Auch hatte man, wie billig, der Sibyllen da nicht vergeſſen, deren nicht zehn ſondern eilfe gemalt waren, wovon die eilfte beym Parſimonius Sibylla Chimica heißt, mit der ich hier die erſte Bekanntſchaft gemacht habe. In dem innern Chore der Kirche war das Himmelreich und ewige Leben gemalt.

Ganz ſchlecht müſſen dieſe Gemälde nicht geweſen ſeyn; wenigſtens haben ſie zu den damaligen Zeiten vielen Ruhm gehabt. Denn in den Friſchlinſchen Nachrichten leſe ich, daß Marggraff Albrecht von Brandenburg, Herzog in Preuſſen, ſie abconterfehen laſſen, vorhabens zu Königsberg eine gleichförmige Kirche aufzurichten. Ob ſo etwas wirklich geſchehen, kann ich nicht ſagen.

In dem Kloſtergebäude ſelbſt, und zwar in dem nehmlichen Kreuzgange, in welchem die 40 Fenſtergemälde waren, ſagt Parſimonius, hätten ſich auſſer dieſen auch noch andere Fenſtergemälde befunden. Allein dieſes iſt von den Fenſtern des Erkers zu verſtehen, in welchem der Springbrunnen lag, und der, wie wir geſehen haben, zu dem Kreuzgange gehörte und auch nicht gehörte. Um dieſen waren in fünf kleinern und gröſſern Fenſtern, die ebenfalls in drey oder zwey Felder vertheilt waren, zwölf aus der Schrift genommene Hiſtorien gemalt, die ſich zu

---

„welt und geſchrieben ſind. — Ich habe es nachmahls in die Wolfenbüttelſche „Bibliothek, wo Parſimonii übrige Manuſcripte vorhanden ſind, geſchicket, „und will hoffen, es ſoll allda angelangt ſeyn." Richtig und wohl. Auch ich will hoffen, daß Moſer nachher ein dankbarliches Recepiſſe darüber wird empfangen haben. Geſegnet ſey das Andenken aller der Männer, die der beſſern und ſchicklichern Erhaltung alter Schriften, das Recht ihres Eigenthums aufopfern!

dem Brunnen paßten, und die Parſimonius auf ſeine Weiſe unter folgendem Titel beſchrieben: Aliquot Figuræ ex Veteri et Novo Teſtamento deſumptæ, quæ etiam in feneſtris Circuitus Monaſterii Hirſaugienſis conſpiciuntur, verum ad ſuperiores figuras non pertinent, nec eiusdem cum illis ſunt argumenti aut collationis; ſed propter fontem, qui in medio harum pictarum figurarum in ambitu quodam rotundo per canales et plures plumbeos fluit calamos, omnes iſtæ figuræ ad fontem et aquas ſunt accommodatæ, et ſingulæ ſingulas hiſtorias de aquis et fontibus ex ſacra ſcriptura oculis ſubiiciunt. Ich führe dieſe Worte auch deswegen an, weil ſie vielleicht die oben (S. 237.) angezognen zwey Stellen des Tritheim näher erklären, und den ganzen Einwurf heben, den ich mir ſelbſt daraus gegen das Alter der Gemälde gemacht habe. So viel iſt wenigſtens offenbar, daß dem Parſimonius Ambitus und Circuitus Monaſterii nicht einerley ſind. Unter dieſem verſteht er den eigentlichen Kreuzgang, unter jenem aber nur den Gang um den Brunnen innerhalb dem an den Kreuzgang ſtoſſenden Erker, in welchem dieſer Brunnen lag. Wie alſo, wenn auch Tritheim unter Ambitus nicht den Kreuzgang, ſondern dieſen kleinern Gang verſtanden hätte? Das einzige iſt darwider, daß dieſer Gang in die Runde gieng, und Tritheim von verſchiedenen lateribus dieſes Ambitus redet.

Hiernächſt kamen die beiden Refectoria. Um das Winter Refectorium hatte ſich der Abt Blaſius verdient gemacht, von welchem Tritheim ſagt: Refectorium fratrum hyemale ampliavit, quod picturis, feneſtris et cælaturis pulcre ſatis ornavit, impenſis trecentorum florenorum. Die Gemälde waren aber nicht in den Fenſtern, ſondern auf den Wänden. Denn wo man volles Licht brauchte, bemalte man in den Klöſtern die Fenſter nicht, welches nur da geſchahe, wo ein gemäßigtes und mehr gebrochnes Licht den heiligen Schauder des Orts vermehren ſollte; wie vornehmlich in den Kreuzgängen. Der Hauptgemälde in dieſem Refectorio waren zwey, welche Parſimonius gleichfalls nach ſeiner Art abgezeichnet hat; das eine von dem Stande des unbußfertigen Sünders, und das andere von der

Rechtfertigung; beide, wie man ſich leicht vorſtellen kann, voller Schriftſtellen und Allegorie.

In dem Sommer Refectorio, welches, wie wir aus dem Cruſius und aus dem Friſchlin geſehen, der Abt Johann von Calw ausmalen laſſen, waren, wie letzterer ſagt, alle Prälaten in ihrer Statur und Form abconterfeyet. Nicht aber allein die Prälaten, das iſt, die Aebte des Kloſters, ſondern auch alle aus dem Kloſter zu Bißthümern gelangte Mönche, ſo wie auch diejenigen, welche ſich durch Gelehrſamkeit und Schriften aus ihnen hervorgethan hatten. Unter dieſen ihren Bildern befanden ſich kurze hiſtoriſche Nachrichten, welche Parſimonius aufbehalten, und woron ich diejenigen aus ihm mittheilen will, welche die Gelehrten und Schriftſteller betreffen. Vorher aber noch,

3.

Von der Bibliothek des Kloſters.

Wo die Bibliothek in dem Kloſter geweſen, haben wir aus der Stelle des Reichards geſehen, der uns aber wohl von ihrem damaligen Zuſtande, auſſer dem groſſen ſchweren Buche, etwas mehr hätte melden können. Es iſt ſonderbar, daß er auch nicht einmal ſagt, was in dieſem Buche geſtanden. Vermuthlich aber wird es ein Miſſale geweſen ſeyn, dergleichen eines, wohl eben ſo groß und ſchwer, auch in unſerer Bibliothek iſt.

Da indeß die Hirſchauſche Kloſterbibliothek ehedem ſo berühmt geweſen, ſo wird man hoffentlich nicht ungern einen kurzen Catalogus derſelben hier finden, den Parſimonius aus einem alten Manuſcripte gezogen, und ſeinen Collectaneis einverleibet hat. Der Litterator weiß ohne mich, wozu dergleichen Catalogi nutzen; und auch aus dieſem iſt einiges zu lernen. Wenn man aber auch ſchon nicht daraus ſieht, was eigentlich das Beſte in der Bibliothek geweſen: ſo ſieht man doch wenigſtens daraus, was die Mönche für das Beſte darinn gehalten.

Libri probatiſſimorum Eccleſiæ authorum Hirſaugienſis Bibliothecæ

qui ferme omnes ſub prædicto Patre Wilhelmo *tribusque illius ſucceſſoribus,* Brunone, Volmaro *et* Manegoldo *Abbatibus, ſummo labore maximisque impenſis manu ſcripti et congregati fuerunt: Theſaurus procul dubio incomparabilis.*

Libri veteris & novi Teſtamenti, in varias formas et partes ſcripti.
Libri Joſephi, Hiſtoriographi Iudaici.
Libri Originis.
Libri Tertulliani.
Libri Cypriani, Epiſcopi et Martyris.
Libri Hilarii, Epiſcopi.
Libri Ambroſii, Epiſcopi.
Libri Auguſtini, Epiſcopi.
Libri Hieronymi, Presbyteri.
Libri Oroſii, Presbyteri.
Libri Ioannis Chryſoſtomi.
Libri Athanaſii, Epiſcopi.
Libri Gregorii, Papæ.
Libri Caſſiani Abbatis.
Libri Caſſiodori, Senatoris.
Libri Iſidori, Epiſcopi.
Libri Bedæ, Presbyteri.
Libri Alcuini.
Libri Rabani, Moguntini Archiepiſcopi.
Libri Haimonis.
Libri Anshelmi, Cantuarienſis Epiſcopi.
Libri Petri Damiani.
Libri Domini Hermanni.
Libri Domini Bernoldi.
Libri Domini Wilhelmi, Hirſaugienſis Abbatis.
Libri cuiusdam Monachi Hirſaugienſis, cognomento Peregrini.

Item.

Variæ gloſſæ ſuper libros Biblicos.

Hugo de Sacramentis in duobus Voluminibus.
Epiſtolæ Gregorii Papæ ſecundi, et Gregorii quarti.
Duo Volumina Canonum.
Libri de Canonibus et decretis Pontificum.
Proſper de contemplativa vita.
Didymus de Spiritu ſancto.
Paſchaſius de corpore et ſanguine Domini.
Varii libri chronici et hiſtorici.
Et in ſumma valde multi libri, quorum titulos et auctores nolui huc ſcribere.

Und doch wäre uns das Letztere, was der Verfertiger dieſes Catalogi unterlaſſen, itzt vielleicht das liebſte. Denn in Anſehung der vermeinten Hauptwerke, ſehen ſich die Kloſterbibliotheken des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts ſehr ähnlich; und dieſe Hauptwerke ſelbſt ſind zur Gnüge bekannt. Was indeß hier für Bücher unter den Libris Caſſiani Abbatis verſtanden werden, geſtehe ich, nicht zu wiſſen. Ohne Zweifel die Bücher eines Abts zu Monte Caſſino: aber welches? Die Libri Domini Hermanni, ſind ohnſtreitig die Schriften des Hermannus Contractus: und die Libri Domini Bernoldi verdienen deßwegen hier Aufmerkſamkeit, weil Tritheim *(de Script. Eccleſiaſt. cap. 338.)* von den Schriften, welche dieſer **Bernold** oder **Bertbold**, auſſer dem ihm beygelegten Ordine Romano, ſoll geſchrieben haben, ſagt, daß er ſie niemals zu Geſichte bekommen. Gleichwohl waren ſie hier in einer Bibliothek, die dem Tritheim ſehr wohl bekannt ſeyn mußte: oder erkannte ſchon Tritheim, daß ihm Dinge mit Unrecht beygelegt würden, von denen vielleicht in folgenden Zeiten verſchiedne unter ſeinem Namen erſchienen ſind? Die Schriften des Abt **Wilhelms**, und des Mönchs mit dem Zunamen **Peregrinus**, wird man in dem Folgenden näher kennen lernen.

Aus der Aufſchrift des Catalogi erhellet, daß er in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts muß ſeyn verfaßt worden. Denn der Abt **Mangold** ſtarb 1165. Vor ihm war noch der Abt Hartwig, der aber hier nicht genannt wird, weil er in den zwey Monaten ſeines Regiments vermuthlich nicht Gelegenheit hatte, ſich um die Bibliothek verdient zu machen.

Allein, daß nach dem Abt Wilhelm, auch des Gerhards, der doch ganzer 14 Jahre Abt war, nicht gedacht wird, zeigt ohne Zweifel an, daß ſich dieſer um die Bibliothek nicht verdient machen wollen, und ſie gänzlich vernachläſſiget habe. Wie fleißig und ſorgfältig der Abt Wilhelm mit Abſchreibung der Handſchriften in ſeinem Kloſter zu Werke gehen laſſen, davon findet ſich eine merkwürdige Stelle beym Tritheim unter dem Jahre 1070. Duodecim e Monachis ſuis ſcriptores optimos inſtituit — Et his omnibus præerat Monachus unus in omni genere ſcientiarum doctiſſimus, — qui menda negligentius ſcribentium emendaret.

1.

Von den älteſten Schriftſtellern des Kloſters.

Wir haben oben geſehen, daß das Sommer Refectorium auch mit den Bildniſſen der vornehmſten Gelehrten und Schriftſteller des Kloſters, ausgezieret war; und daß unter denſelben kurze Nachrichten und Lobſprüche geſtanden, welche Parſimonius ebenfalls ſämtlich abzuſchreiben und aufzubehalten, für gut befunden. Sie ſind zum Theil aus dem Tritheim genommen, und mit Tritheims eignen Worten verfaßt. Aber dem ohngeachtet, halte ich es der Mühe ſehr werth, ſie ganz mitzutheilen: nicht nur, weil ſie beträchtliche Zuſätze und Vermehrungen zu einem ſo nützlichen Werke enthalten, als des Fabricius Bibliotheca latina med. et inf. æt. iſt; ſondern auch, weil ich dabey Gelegenheit gehabt, eine Anmerkung über dieſe Bibliothek überhaupt zu machen, die dem, welcher ſie etwa vermehren wollte, nicht unangenehm ſeyn wird. Es folgt alſo, aus der Handſchrift des Parſimonius:

Succeſſio
illuſtrium Monachorum atque Doctorum ſive Præceptorum Cœnobii Hirſaugienſis
qui varia ſcripſerunt Opuſcula.

1. *Luthbertus*, Suevus patria, et primus S. Aurelii Abbas, Rabani Mauri auditor et diſcipulus, ac unus ex duodecim doctoribus Fuldenſis ſcholæ, doctor magnus, et in omni terra nominatiſſimus evaſit, regibus charus et ſuis chariſſimus, vita ſimul et eruditione præclarus. Hic præter

alias multas ingenii ſui lucubrationes, ſcripſit opus admirabile, myſticum et profundum in *Cantica Canticorum, lib.* 4. *Panegyricon ad Ludovicum pium, lib.* 2. et cetera multa.

2. *Hildulfus*, primus ſcholæ Monachorum apud S. Aurelium præceptor, vir in omni varietate ſcripturarum doctiſſimus, ſub cuius magiſterio prima tam ſecularium quam ſacrarum jacta ſunt fundamenta, ac fratres multi haud mediocriter in omni genere doctrinarum profecerunt. Fuit enim Rabani Fuldenſis Abbatis quondam auditor et diſcipulus, et unus de primis quindecim monachis, qui cum Luthberto ex Fuldenſi monaſterio venerant in Hirſaugiam. Scripſit *de Computo Eccleſiaſtico, lib.* 1. Ad eundem Rabanum opus inſigne *de ſpirituum miniſterio, lib. II. De myſteriis Cœleſtium et utilitate Terreſtrium, lib. II. Epiſtolarum ad diverſos lib. II.* quædam alia.

3. *Ruthhardus*, S. Aurelii monachus et ſcholæ præceptor ſecundus, qui et ipſe unus ex primis quindecim monachis extitit, quos Rabanus Abbas Fuldenſis in Hirſaugiam miſit. Strabum Fuldæ habuit magiſtrum, ingenio ſubtilis, eloquio diſertus, metro excellens et proſa. Scripſit nonnulla ingenii ſui præclara volumina: *Vitam d. Bonifacii* Archiepiſcopi, heroico carmine, *lib.* 2. *In regulam S. Benedicti, lib.* 1. De Muſica quoque, de Geometria, de Arithmetica, et aliis humanæ litteraturæ facultatibus elegantiſſima ſynthemata compilavit. Obiit autem anno Dm. 865. 24. die Octobris.

4. *Richbodo*, S. Aurelii monachus, et tertius ſcholæ moderator, ſub diſciplina Ruthardi litteris apprime eruditus, vir undecunque doctus extitit. Qui non minus exemplo ſanctitatis, quam doctrina eruditionis, monachis ſibi commiſſis iunioribus præfuit, annis 24. Scripſit autem inter reliqua ingenii ſui monumenta, carmine *in librum pſalmorum lib.* 3. Ad Hidulfum monachum *de rationibus metrologicis, lib.* 1.

5. *Helfridus*, S. Aurelii monachus, Ruthardi quondam auditor et diſcipulus, ſub cuius magiſterio in omni genere doctri-

narum ad plenum inſtitutus fuit. Scripſit autem de *ſpirituali Monomachia* libellum valde utilem ad inſtitutionem Clauſtralium. *De ſacramento Altaris, lib.* 1. *De continentia* quoque *ſacerdotum* longam epiſtolam, et quædam alia.

6. *Rudolfus*, S. Aurelii monachus, vir ſcientia ſeculari et divina egregie doctus. Scripſit inter ceteras ingenii ſui lucubrationes ad Reginbothonem, Abbatem S. Aurelii tertium, cuius in prologo meminit, *Commentaria in Tobiam, lib.* 1. *Epitome veteris et novi Teſtamenti* ad fratres publicæ audientiæ, *lib. X.*

7. *Harderadus*, S. Aurelii monachus, quartus ludi litterarii moderator, Richbodoni ſuccedens, vir in utraque ſcientia nobiliter doctus et bonus. Verum vix biennio docendi magiſterio præfuit, quoniam poſt reſignationem Reginbothonis in Abbatem Monaſterii huius S. Aurelii aſſumptus fuit.

8. *Luthelmus*, S. Aurelii monachus et quintus ſcholæ magiſter, in omni ſcientia perfectiſſimus, natione Suevus, humilibus quidem natalibus ortus, ſed eruditione ſcripturarum cunctis tunc fratribus merito venerandus, qui uno et triginta annis magiſter ſcholarum apud S. Aurelium extitit, magnamque eruditionis ſuæ laudem obtinuit, et monachos in omni genere doctrinarum magnifice ſemper erudivit.

9. *Concigo*, S. Aurelii monachus, in omni ſcriptura tam divina quam humana doctiſſimus fuit et magna prudentia commendatus, qui ſub Arnulfo Imperatore Abbas Monaſterii regalis S. Nazarii in Lauriſſa prope Wormaciam fuerat ordinatus, propter excellentiam ſapientiæ ſuæ. In quo uno tantum præfuit anno, morteque ſublatus in eodem monaſterio iacet ſepultus. Scripſit ad eundem Imperatorem *Euchariſticon* i. e. gratiarum actionis, *librum unum.*

10. *Hardericus*, S. Aurelii monachus, eodem tempore in precio habitus, vir ingenio clarus, et in omni genere ſcientiarum doctiſſimus, qui multa et varia conſcripſit opuſcula, præcipue in Muſica, et varios in honorem Sanctorum cantus or-

dinavit. Carmina quoque diverſa et multa epigrammata compoſuit.

11. 12. 13. Claruerunt his ipſis quoque temporibus inter Clauſtrales huius Cœnobii Hirſaugienſis et alii complures monachi, tam in divinis ſcripturis quam in ſecularibus litteris omnifariam doctiſſimi, quorum multi multa ſcripſerunt, quæ malitia temporum perpetua oblivione ſepelivit. De diverſis quoque Cœnobiis Monachi mittebantur ad Hirſaugiam, alii ut ſanctis inſtituerentur moribus, alii vero ut divinarum humanarumque ſcientiam ab optimis magiſtris haurirent ſcripturarum.

14. *Adelbero*, S. Aurelii monachus Luthelmi diſcipulus, cum eſſet ſcripturarum varietate reliquis coetaneis ſuis plurimum commendatus, Moguntiæ monachorum ſcholæ ad S. Albanum præceptor datus eſt, ubi monachos in omni ſcientia glorioſe inſtituens, magnam eruditionis ſuæ laudem obtinuit, qui non multos poſt annos, iuſſione Herigeri Moguntini Archiepiſcopi, Abbas Monaſterii S. Ferrucii in Blidenſtat ordinatus eſt.

15. *Heribordus*, S. Aurelii monachus et ſcholæ præceptor ſextus, homo et ipſe doctus tam in literis ſecularibus quam in divinis ſcripturis, metro exercitatus et proſa. De quo ſcribitur, quod nemo illum umquam viderit ira commotum, vel animo turbatum, ſed mente ſemper tranquilla et vultu ſereno, ut angelus Dei, ſine reprehenſione laudabiliter in omnibus converſatus eſt. In lectione divinarum ſcripturarum ſemper fuit ſtudioſiſſimus nec ullo umquam tempore otioſus. Semper enim aut ſcripſit aut legit, vel ſanctis orationibus fuit intentus. Moritur autem, cum 16 præfuiſſet annis, anno Dni. 938. die 15 menſis Octobris.

16. *Diethardus*, S. Aurelii monachus, vir tam ſecularis quam ſpiritualis litteraturæ non ignarus, metro et proſa ſcriptor exercitatiſſimus; nec minus ſanctimonia vitæ quam illuſtratione ſcientiæ æterna memoria dignus, qui multis annis in regimine ſcholæ monaſticæ Luthelmi coadiutor fuit, et quædam non contemnendæ lectionis opuſcula lucubravit.

qui tamen priorum negligentia patrum ab aliis hodie nequeunt diſcerni.

17. *Diethardus* alius, S. Aurelii monachus et ſeptimus in præfectura ſcholaſtici muneris, Heribordi ſucceſſor, vir non infime doctus, qui magiſterio ſcholarum ſuſcepto magnum eruditionis ſuæ fructum protulit, et monachos in omni ſcientia doctiſſimos plures erudivit. Præfuit autem annis 14. et non ſolum Hirſaugienſes, ſed etiam ex aliis monaſteriis ad ſe deſtinatos monachos, in omni genere doctrinarum copioſe inſtituit. Obiit anno Dn. 952. ſexta die Ianuarii anno ætatis ſuæ 63.

18. *Meginradus*, S. Aurelii monachus et magiſter ſcholarum octavus. Vir in omni genere doctrinarum eruditiſſimus, qui fratrum ſcholæ annis 13. præſidens ſcripſit librum 1. *de novis adinventis veterum* ad Wintikindum Corbeienſis Cœnobii monachum atque ſcholaſticum. Qui in eo libello quem compoſuit de ſtudiis veterum monachorum, fatetur ſe fama et eruditione Meginradi, ſcholaſtici S. Aurelii Hirſaugienſis, excitatum veniſſe in Hirſaugiam et cum eo diebus habitaſſe aliquantis, multosque ibidem reperiſſe monachos vitæ merito venerabiles, et in omni varietate ſcripturarum doctiſſimos. Meginradum vero ſcholaſticum his commemorat laudibus, dicens: Monachorum ille doctiſſimus præceptor, veluti Hieronymus alter, divinarum interpres ſcripturarum profundiſſimus, ſua nos eruditione vertit in ſtuporem, ut vere cœleſtis ſapientiæ dici queat armarium, quippe quem nihil lateat doctrinarum. Scripſit quoque *de Computo Eccleſiaſtico, lib.* 1. *Commentarium in Pſalmos, lib.* 1. Obiit autem anno Dn. 965. die 16 Ianuarii, ætatis ſuæ anno 65.

19. *Reginhardus*, monachus, magiſter ſcholarum S. Aurelii nonus poſt Meginradum conſtitutus eſt, et docendi munere fungitur annis 12. Vir quidem ſatis doctus, quamvis ad menſuram Meginradi non pervenerit, nec eam docendi gratiam et alacritatem per omnia fuerit aſſecutus: qui an ſcripſerit quippiam de ſuo ingenio, certum non habetur.

20. *Wernherus*, S. Aurelii monachus, vir magnarum virtutum et ſcientiæ, qui propter ſingularis prudentiæ atque doctrinæ eminentiam, et ob vitæ meritum, mandante Wilhelmo Archiepiſcopo Moguntino, Abbas S. Albani Martyris conſtituitur. Scripſit ad eundem Archiepiſcopum *Apologeticum de non ambienda dignitate*, *lib.* 1. Ad Abbatem S. Ferrucii *de brevitate vitæ et iudicio prælatorum*, *lib.* 2. *De voluntario monachorum dæmonio propriæ voluntatis*, *lib* 4. *Epiſtolarum libros* 2.

21. *Wunibaldus*, S. Aurelii monachus, cum [illegible] divinarum ac homanarum doctiſſimus, Græcas quoque literas probe calluit, atque ob eam rem ludi moderator literarii ad S. Albanum Moguntiæ datus, qui propter eloquentiæ ac pariter doctrinæ præſtantiam ab ipſo Moguntino Archiepiſcopo, magnus Wunibaldus vocari ac in precio haberi dignus fuit. Scripſit ad eundem *de Principatu Eccleſiaſtico* opus elegantiſſimum, *lib.* 3. et alia nonnulla.

22. *Bernolfus*, S. Aurelii monachus, Meginradi quondam auditor. Vir magnarum virtutum et ſcientiæ, ac propterea in precio ab omnibus habitus, qui ob ſcripturarum abundantiam et morum gravitatum Abbas S. Ferrucii in Blidenſtadt conſtitutus fuit.

23. *Theobaldus*, S. Aurelii Monachus et ſcholæ præceptor decimus. Hic docendi munus ſubiens, auditores ſuos literis ſimul ac moribus ſtudioſius erudivit. Fuit enim vir literis tam divinis quam ſecularibus egregie doctus, qui inter cetera ingenii ſui opuſcula ſcripſit heroico carmine *Vitam et laudes Ottonis ſecundi Imperatoris*, et reliqua.

24. *Arnoldus*, S. Aurelii monachus, Vir in omni genere ſcripturarum doctiſſimus. Hic poſtulante Herbipolenſi Epiſcopo Hugone, præceptor ſcholæ ad S. Burckhardum datus eſt, ubi docendo magnam eruditionis ſuæ gloriam acquiſivit. Scripſit *in Proverbia Salomonis* opus metricum, *lib.* 1. *Conſuetudines monachorum lib.* 2. *De inſtitutione clauſtralis vitæ lib.* 1. *Epigrammata et carmina nonnulla.*

25. *Wilhelmus* duodecimus Abbas S. Aurelii. Vir in omni genere ſcientiarum doctiſſimus, quippe qui in Quadruvio

parem habuit neminem. Scripſit autem *de Muſica et compoſitione horologii et aſtrolabii ac quadrantis lib.* 3. *Conſtitutiones monachorum lib.* 2. et plura alia quæ prætereo.

26. *Haymo*, monachus Hirſaugienſis, Prior clauſtralis, tam in divinis quam ſecularibus literis egregie doctus. Scripſit *Correctorium veteris et novi Teſtamenti*, et quædam alia.

27. *Conradus*, qui et *Peregrinus*, doctor egregius, ſcripſit plura per dialogum opuſcula. Ad Theodoram ſanctimonialem *ſpeculum Virginum libr.* 8. *Homiliarum per anni circulum librum* 1. *Altercationem Pauli et Gamalielis in vetus et novum Teſtamentum libros* 2. *Matricularium de vita ſpiritus et fructu carnis, libr.* 2. *Didaſcalon libros* 2. *De Muſica et tonis lib.* 1. *Vitam S. Paulini librum* 1. *Carmine in Iob. lib.* 1. *In Pſalmos lib.* 1. *Threnos lib.* 2. *In Evangelia lib.* 1. *Epigrammata in Pſalmos et Prophetas lib.* 1. *Vitam S. Benedicti duplici metro lib.* 1. *In gradus humilitatis librum* 1. *Vitam S. Nicolai* et alia multa.

28. *Heinricus*, Hirſaugienſis monachus, in ſacris et humanis literis affatim eruditus, ab Alberto Moguntino Archiepiſcopo ad Breitennaw ordinatus. Scripſit per dialogum *de contemptu ſeculi lib.* 1. *De conflictu virtutum et vitiorum libros* 2. *De lapſu primi hominis lib.* 1. *De civitate cuius nomen Dominus, lib.* 1. *De reſurrectione ſanctorum lib.* 1. *De memoria mortis lib:* 1. *De myſtico corpore Chriſti lib.* 1. *Hymnorum vario genere metri lib.* 1. et alia quidem multa.

29. *Iacobus*, cognomento Parvus, ex Oppenheim natus, atque ex reformatoribus Unionis Bursfeldinæ unus. Vir divinarum ſcripturarum affatim eruditus, cujus ſcientiæ magnitudo corporis molem exceſſit. Vita, moribus et religione probatus, quippe qui per annos 30 verbo et exemplo junioribus magiſterio ſuo utiliter præfuit.

Ich habe geſagt, daß Fabricius durch dieſe Nachrichten nicht unerhebliche Zuſätze erhalte. Denn wenn ich den Ruthardus und Haymo ausnehme, die bey ihm vorkommen, ſo ſind

die übrigen alle, mit ſammt ihren Schriften, ihm gänzlich unbekannt geblieben. Auch ſelbſt ſeine Artikel von dieſen zweyen, können hier ergänzt und berichtiget werden. Denn vom **Ruthardus** giebt er das Jahr ſeines Todes nicht an, und macht nur die zwey vornehmſten ſeiner Schriften nahmhaft; nicht zu gedenken, daß er, in Anſehung der einen, den nehmlichen Fehler begeht, den die Verfaſſer der Hiſtoire litteraire de la France ſo falſch beſtreiten, und der zwar nicht hieraus, aber aus einer anderweitigen Stelle des **Tritheim** zu verbeſſern iſt.(*) Und von dem **Haymo** führt er nur eine einzige Schrift an, die gerade hier nicht beſonders angezeigt worden.

Gleichwohl habe ich zu verſtehen gegeben, daß dieſe unſere Nachrichten groſſen Theils aus dem **Tritheim** genommen, und mit deſſen eigenen Worten abgefaßt ſind. Sollte **Fabricius** nicht den **Tritheim** genau und vollkommen genug excerpirt haben? Dahin bezieht ſich nun eben meine verſprochene Anmerkung. Nehmlich, **Fabricius** hat zwar den **Tritheim** de ſcriptoribus Eccleſiaſticis in ſein Werk eingetragen: allein die beyläufigen Nachrichten, welche dieſer in ſein Chronicon Hirſaugienſe, ſowohl von Hirſchauſchen als andern berühmten Schriftſtellern der mittlern Zeit, verſtreuet, hat er nicht genutzt; ohne Zweifel, weil er der Meynung war, daß **Tritheim** ſie ja wohl ſelbſt in jenes ſein Werk werde eingetragen haben. Dieſes aber iſt nicht geſchehen; und das Chronicon Hirſaugienſe alſo iſt es, aus welchem eine gute Nachleſe zu dem **Fabricius** zu machen wäre.

(*) Er ſagt nehmlich: *S. Benedicti Regulam* primus illuſtravit. Vor ihm hatten die benannten franzöſiſchen Verfaſſer geſagt: Trittheme attribue à *Ruthard* un commentaire ſur la Regle de S. Benoit, le premier, dit-il, de tous ceux, que j'ai pû lire juſqu'ici. Und hierauf erweiſen ſie, daß dieſes Vorgeben des **Tritheim** falſch ſey, und daß die Ehre, die Regeln des h. Benedictus zuerſt commentiret zu haben, dem Franzöſiſchen Mönch **Hildemar** zukomme. Das kann wohl ſeyn: aber mit wem ſtreiten ſie denn deßfalls? Mit Tritheimen doch gewiß nicht. Denn dieſer behauptet im geringſten nicht, daß **Ruthard** überhaupt der erſte ſolche Commentator ſey; ſondern nur, daß er der erſte unter den Deutſchen ſey. Er ſagt unter dem Jahre 859 ausdrücklich: Denique *(Ruthardus)* primus omnium, quos ego legere hactenus potui, Regulam ſanctiſſimi Patris noſtri Benedicti commentariis gloſſare *apud Alemannos* auſus eſt.

Stünde denn aber ſonach auch ſchon in dieſer Chronike, was ich aus der Handſchrift des Parſimonius von den Hirſchauſchen Schriftſtellern mittheile, ſo hätte ich ja wohl mir dieſe Mühe erſparen können, und die Sache nur mit ein Paar Worten anzeigen dürfen. Hierauf antworte ich, daß jedoch ſelbſt das, was Tritheim in ſeiner Chronike hat, aus dem Mitgetheilten in vielen Stücken zu berichtigen und zu vermehren ſtehet; und manches, ohne Zweifel von dem Abt Johann von Calw, der die Gemälde machen laſſen, in dieſe ihnen untergeſezte **Elogia** gebracht werden, was ſich bey dem Tritheim gar nicht ſindet. So hat z. E. Tritheim die Schriften des **Kuthbertus**, des **Hildulfus**, des **Rudolphus**, des **Theobaldus**, des **Haymo**, des **Conradus**, bey weitem nicht alle benannt, die ihnen hier beygelegt werden; und von dem **Richbodus**, **Concigo**, **Wernherus** und **Wunibaldus** hat er ganz und gar keine beygebracht; welches, wie andere Umſtände mehr, man aus der nähern Vergleichung ſeiner einzeln Stellen von ihnen, erkennen wird.

Nur Cruſius, dem, wie ich finde, (*) Parſimonius ſeine Collectanea mitgetheilt hatte, und der aus denſelben auch wirklich illuſtres Hirſaugiæ Monachos et præceptores Monachorum anführt (**), würde dieſe meine Arbeit ganz überflieſſig gemacht haben, wenn ſein Verzeichniß vollſtändig, und in dem, was das Beſte an ſolchen Verzeichniſſen überhaupt iſt, in Anführung der Schriften, nicht verſtümmelt wäre.

XII.

Des Andreas Wiſſowatius Einwürfe wider die Dreyeinigkeit.

Es iſt mir hier nicht ſowohl um das, was die Aufſchrift ankündiget, als vielmehr um einen Aufſatz unſers **Leibnitz** zu thun, welchen die Welt zwar hat, aber auch ſo gut wie nicht hat. Ich meyne ſeine Defenſio Trinitatis per nova Reperta Logica.

(*) Annal. Suev. L. II. Part. II. c. 5.

(**) Libro Paraleip. p. 53.

Ich will zuvörderſt die Geſchichte von der Entſtehung dieſes Aufſatzes, mit den Worten des Chevalier de Jaucourt, (*) erzählen. „In dieſem nehmlichen Jahre (1671) zeigte ſich unſer „Philoſoph öffentlich als einen Theologen; und das bey einer „von den Gelegenheiten, die der bloſſe Zufall an die Hand „giebt. Der Baron von **Boineburg**, welcher eben zur katholiſchen Religion übergetreten war, hatte an den **Andreas** „**Wiſſowatius**, mit dem er in groſſer Verbindung ſtand, einen „langen Brief geſchrieben, nicht allein um ſich bey ihm wegen „ſeiner Veränderung der Religion zu rechtfertigen, ſondern auch „um ihn zu vermögen, einen gleichen Schritt zu thun. Aber „der Brief des Barons machte auf den Geiſt des **Wiſſowatius** „wenig Eindruck. Dieſer Pohlniſche von Adel, der unter den „Unitariern ſehr berühmt war, iſt den Gottesgelehrten durch „verſchiedene Schriften bekannt, die man in der ſogenannten „**Bibliothek der Pohlniſchen Brüder** geſammelt hat, wo ſie „unter den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens A. W. vorkommen. Er war übrigens ein Enkel des Fauſtus **Socinus**, „und damals bereits in hohem Alter. Er hatte Zeit ſeines „Lebens nichts gethan, als die Grundſätze ſeiner Sekte vertheidiget, für die er das Elend bauen mußte, welches er „muthig ertrug. Er flüchtete zuletzt nach Amſterdam, wo er „im Jahre 1678 ſtarb. Daß nun ſo ein Mann bey ſeinen „Geſinnungen werde feſt geblieben ſeyn, kann man ſich leicht „vorſtellen. Er antwortete dem Herrn von **Boineburg**, daß „er eben ſo wenig die Lehre von der Transſubſtantiation, als „die von der Dreyeinigkeit zugeben könne; daß er alſo, ehe er „ſich auf jene einlaſſe, ihn vorläufig nur auffodern wolle, „dieſe feſt zu ſetzen, oder auch nur in ſyllogiſtiſcher Form auf „die Gründe zu antworten, die er ihm dagegen zuſchicke; er „ſey gewiß, daß ſo etwas auf keine Weiſe zu leiſten ſtehe. „Der Baron von **Boineburg** konnte Ehren halber nun nicht „zurück; er mußte die Ausfoderung annehmen. Weil er aber „durch allzuviele Geſchäfte zerſtreut war, ſo wandte er ſich an

---

(*) In ſeiner Lebensbeſchreibung des Herrn von **Leibnitz**, die gewöhnlich den Franzöſiſchen Ausgaben der Theodicee vorgeſetzt iſt. Seite 16. der Amſterdammer Ausgabe von 1747.

„Leibnitzen. Er gab ihm das Schreiben des Wiſſowatius, „und beſchwor ihn, eine Antwort darauf abzufaſſen; welches „dieſer denn auch in einem kleinen Lateiniſchen Werke that, „das den Titel führet: **Die heil. Dreyeinigkeit, vertheidiget „durch neue logiſche Schlüſſe** (raiſonnemens.) Und da zeigte „nun unſer Gelehrter, daß es blos eine ſehr mangelhafte Logik „ſey, vermittelſt welcher ſich Wiſſowatius bey dieſer Streitigkeit den Sieg zuſchreiben könne; daß hingegen eine genauere „Logik den Glauben der Orthodoxen begünſtige. Uebrigens „war er nichts weniger, als der Meynung, daß man die Dreyeinigkeit aus philoſophiſchen Gründen erweiſen müſſe: er bauete „einzig dieſes Geheimniß auf die göttliche Schrift, und glaubte „ſehr weislich, das Beſte in Anſehung deſſelben ſey, wenn man „ſich blos und allein an die geoffenbarten Worte und Ausdrücke hielte, ohne ſich in weitere Auslegungen einzulaſſen; „weil ſich doch in der Natur kein Exempel finde, welches dem „Begriffe der göttlichen Perſonen genau genug entſpreche. Er „trug ſogar kein Bedenken zu ſagen, daß man ſehr unrecht „handle, wenn man weiter gehe, und das Wort **Perſon**, und „andere dergleichen, auslegen wolle; als welches um ſo weniger „gelingen können, da dergleichen Auslegungen von den Erklärungen abhingen. Das iſt es denn mit kurzem, worauf ſeine „Ideen über dieſe Materie hinauslaufen.“

In dieſer Stelle des Jaucourt iſt nicht alles ſo, wie es ſeyn ſoll. Man erlaube mir alſo, ehe ich weiter gehe, einige Anmerkungen darüber.

1. Das Chronologiſche darinn iſt ganz falſch. Denn ob ſchon auch **Fontenelle**, vor dem **Jaucourt**, die Leibnitziſche Schrift von welcher die Rede iſt, in ebendaſſelbe 1671 Jahr geſetzt hat; ob ſchon ſelbſt **Fontenellen** die Acta Eruditorum hierinn vorgegangen; obſchon **Ludovici** und **Brucker** beide das nehmliche nachgeſchrieben: ſo kann es doch unmöglich ſeine Richtigkeit haben. (*) Denn **Leibnitz** ſagt in ſeiner Anrede an **Boineburgen**: **Ibit tecum in Poloniam, ſi pateris, quod**

(*) Eloge de Leibnitz par Font. — Acta Erudit. Menſ. Jul. 1717. Elogio Leibn. p. 316. — **Ludovici** Hiſtorie der Leibnitz. Philoſ. Th. 1. p. 8. 61.

a Polono ad te venit. Nun aber that dieſer ſeine Reiſe nach Pohlen, in der bewußten Angelegenheit des Pfalzgrafen von Neuburg, **Philipp Wilhelm**, im Februar oder März 1669. (*) Folglich muß Leibnitz ſeinen Aufſatz wenigſtens zu Anfange dieſes, wo nicht gar ſchon im vorigen Jahre, verfertiget haben, als in welchem er bereits die Bekanntſchaft des Barons gemacht hatte.

2. Der unbeſtimmte Ausdruck des **Jaucourt**, „der Baron „von Boineburg, welcher eben zu der katholiſchen Religion „übergetreten war" (venant d'embraſſer la Religion Catholique) hat den **Ludovici** zu einem noch gröbern chronologiſchen Irrthume verleitet. Denn er ſagt: „Zu eben der Zeit (das iſt, „im Jahre 1671.) geſchah es, daß der Baron von **Boineburg** „zur Römiſch Katholiſchen Kirche übergieng." Aber dieſes war bereits beynahe vor zwanzig Jahren geſchehen; nehmlich 1653. wie aus einem Briefe des **Conrings** an **Bluhmen** erhellet(**).

3. Daß nun ſchon bereits damals **Boineburg** mit dem **Wiſſowatius** im Briefwechſel geſtanden, und in ſo genauem, daß er ſich für verbunden erachtet, ſich gegen ihn wegen ſeiner Religionsveränderung zu rechtfertigen: iſt im geringſten nicht glaublich, ob es gleich auch in den Actis Erudit. vorgegeben wird. Ich weiß wenigſtens gewiß, daß der Brief, mit welchem **Wiſſowatius** dem **Boineburg** ſeine Einwürfe überſchickte, aus **Mannheim** vom October 1665 datiret iſt; woraus ich ſchlieſſe, daß **Boineburg** wohl überhaupt mit dem **Wiſſowatius** nicht eher in Verbindung gekommen, als ſeit 1663, da dieſer mit ſeinen aus Pohlen vertriebnen Brüdern in der Pfalz aufgenommen, und einige Jahre zu Mannheim geduldet wurde. Ich erſehe dieſen Umſtand aus dem Leben des **Wiſſowatius** (***), und hätte vermeint, in **Struvens Pfälziſcher Kirchenhiſtorie** mehr davon zu finden.

4. Was **Jaucourt** ſonſt ſagt, daß **Boineburg** dem **Wiſſowatius** nicht ſelbſt antworten können, daß er **Leibnitzen** beſchworen es an ſeiner Stelle zu thun, ſind nichts als Franzö-

---

(*) *Gruberi* Anecd. Boineb. P. I. p. 1227.

(**) Ibid. p. 70.

(***) *Sandii* Bibl. Anti-Trinit. p. 157.

ſiſche Auszierungen und Verbrämungen des Lateiniſchen Texts in den Actis, der freylich zu ſolchen falſchen Verſtellungen Gelegenheit giebt. Denn da Boineburg die Einwürfe des Socinianers bereits 1665 erhalten hatte; Leibnitz aber ſeine Antwort frühſtens 1668 aufſetzte: ſo hatte jener gewiß längſt ſelbſt darauf geantwortet, ſo gut als er konnte, und communicirte ſie einige Jahre darauf blos Leibnitzen, damit auch dieſer ſeine Kräfte daran verſuche. Daß aber Leibnitz gar, wie die Acta ſagen, (*) in Boineburgs Namen ſeine Antwort abgefaßt habe, widerlegt der Augenſchein; indem ſie nicht in einen Brief von ihm, ſondern in einen an ihn, eingekleidet iſt.

5. Wenn Jaucourt den Titel der Leibnitziſchen Schrift in ſeiner Sprache angiebt, ſo ſetzt er in einer Note noch hinzu, daß ſie in ihrer Grundſprache unter dem Titel, Sacroſancta Trinitas per nova Argumenta Logica defenſa, noch in dem nehmlichen 1671 Jahre, in Duodez gedruckt worden. Aber dieſer Druck iſt ſicherlich von ſeiner Erfindung. Ich habe nirgends die geringſte Spur davon gefunden, und von Leibnitzen ſelbſt könnte er unmöglich ſeyn veranſtaltet worden. Denn Leibnitz hätte gewiß nicht geſagt, daß er die Dreyeinigkeit per nova *Argumenta* Logica vertheidiget habe. Seine Aufſchrift war per nova *Reperta* Logica; und beides iſt von einander eben ſo weit unterſchieden, als directe Beweiſe für eine Sache, von bloſſen Prüfungen vorgeblicher Beweiſe wider dieſe Sache. Daß Leibnitz ſonſt, wie Jaucourt ſagt, es für das Beſte erkläret habe, in Anſehung des ſtreitigen Puncts, de s'en tenir ſimplement aux termes révélés: das iſt wenigſtens nicht in dieſer Schrift gegen den **Wiſſowatius** geſchehen; und da, wo es geſchehen, ſetzt Leibnitz hinzu, autant qu'il ſe peut. Er ſahe zu wohl ein, daß es mit den bloſſen bibliſchen Worten nicht überall gethan ſey; und daß es eine ſehr ſeltſame Art, theologiſche Streitigkeiten beyzulegen oder ihnen vorzubauen, ſeyn würde, wenn man es genug ſeyn laſſen wollte, daß jeder nur die nehmlichen Worte brauchte, möchte er doch dabey denken, was ihm beliebe.

(*) *L. c.* Leibnitius ſub eius nomine epiſtolam exaravit, cui titulus: *Sacroſancta Trinitas &c.*

6. Noch iſt es ſo richtig nicht, wenn **Jancourt** vorgiebt, daß man die Schriften des **Wiſſowatius** in der Bibliotheca Fratrum Polonorum geſammelt habe. In dieſer hat man blos, zur Ergänzung der Commentare des **Wolzogen** über das N. Teſtament, ſeine Auslegung über die Apoſtelgeſchichte, und über die Briefe Jacobi und Judä eingeſchaltet. Was er ſonſt drucken laſſen, oder geſchrieben, iſt da nicht zu finden; geſchweige, daß man etwa gar auch die Einwürfe da ſuchen dürfte, deren Mittheilung ich hierdurch vorbereiten wollen.

Denn dieſe, ſo viel ich weiß, ſind noch nirgends gedruckt. Wenigſtens fehlen ſie da, wo ſie ſchlechterdings nicht fehlen müßten. Ich meyne, in den geſammten Werken des **Leibnitz**, in deren erſtem Theile deſſen Antwort darauf zu finden. Dieſe Antwort iſt da völlig unverſtändlich, völlig unbrauchbar, weil ihr Verfaſſer, ohne die Einwürfe ſeines Gegners zu wiederhohlen, ſich mit bloſſen Buchſtaben darauf bezogen. Herr **Dutens** ſagt, daß er ſie aus dem Adparatu literario des **Polycarp Leyſers**, der zu Wittenberg 1718 herausgekommen, abdrucken laſſen. Ich habe dieſes Buch nicht bey der Hand; aber ganz gewiß müſſen auch da die Einwürfe des **Wiſſowatius** fehlen: denn unmöglich könnte ſonſt Herr **Dutens** ſeine Ausgabe eines ſolchen Uebelſtandes ſchuldig gemacht, und von freyen Stücken einen Aufſatz ſeines Verfaſſers in ein Räthſel verwandelt haben.

Und, wie geſagt, blos darum, blos um einer ſo wohlgemeynten und ſcharfſinnigen Arbeit unſers Philoſophen allen den Nutzen wiederzugeben, den ſie haben kann, und den ſie, ich weiß nicht aus welcher Nachläſſigkeit, oder aus welchen Abſichten und Bedenklichkeiten, zu haben verhindert worden: will ich hier etwas drucken laſſen, welches ſonſt, ſeinem eignen Werthe und Nutzen nach, gar wohl ungedruckt hätte bleiben können. Denn ob es gleich das Stärkſte enthält, was die Socinianer jemals auf die Bahn gebracht haben; ob dieſes Stärkſte gleich darinn in ſeiner unüberwindlichſten Form erſcheinet: ſo dürfte doch ſchwerlich einer, der mit dieſen Streitigkeiten ſonſt bekannt iſt, das geringſte Neue dabey finden. Wohl aber verdienet die Logiſche Bemerkung, wodurch **Leibnitz** den fürchterlichen Schlüſſen der Gegner ihre ſchwache Seite abzugewinnen wußte, noch immer neu genannt zu werden. Wenigſtens habe ich nicht gefunden, daß **Brucker** ſie unter die logikaliſchen Erfindungen des **Leibnitz** rechnet, wohin ſie doch wirklich gehöret; auch nicht, daß **Wolf** in ſeiner Lateiniſchen Logik von ihr Gebrauch gemacht hätte, anderer zu geſchweigen.

Wir werden gleich ſehen, worauf ſie hinausläuft. Denn da die Handſchrift der Bibliothek, aus welcher ich die Einwürfe des **Wiſſowatius** nehme, auch die Antwort des **Leibnitz** enthält; und ich, bey Vergleichung derſelben mit dem Gedruckten, bemerke, daß dieſes ſehr verſtümmelt und verfälſcht, daher an vielen Stellen gar nicht zu verſtehen iſt: ſo glaube ich Dank zu verdienen, wenn ich auch ſie hier wiederum mit abdrucken laſſe; damit man doch irgendwo das Ganze beyſammen finden möge, und den gehörigen Gebrauch davon machen könne. Ich will unter dem Texte des **Leibnitz** die vornehmſten verſtümmelten und verfälſchten Stellen näher anzeigen; damit man um ſo weniger an der Nützlichkeit und Nothwendigkeit meines Verfahrens zweifle. Zu mehrerer Bequemlichkeit der Leſer habe ich auch für gut gehalten, Einwürfe und Antwort nicht ein jedes beſonders in einem fortlaufen zu laſſen, ſondern ſo zu zertheilen und in einander zu ſchlingen, als es die einzelnen Stücke derſelben erfodern.

DEFENSIO TRINITATIS
per nova Reperta Logica
contra Epiſtolam Ariani non incelebris
ad
Illuſtriſſ. Baronem Boineburgium
Auctore
G. G. L.

Ibit Tecum in Poloniam, ſi pateris, illuſtriſſ. Domine, quod a Polono ad Te venit. Nomini eius parcere et ſcripturæ privatæ iura iubent, et ſuadet magna, ſed ut nos credimus, infelix viri doctrina, cuius non perſonæ ſed ſententiæ nocere volo.(*)

(*) Iſt es nicht ſonderbar, daß es ſcheint, als ob die Herausgeber dieſer Leibnitziſchen Schrift mit Fleiß gerade das Gegentheil hiervon hätten thun

Is ergo a Te, pro ea, qua erga omnes literarum amantes voluntate es, inter alia eruditionis commercia, appellatus de deponenda ſententia exoſa et periculoſa, et a conſenſu eccleſiæ catholicæ, id eſt, tempore perpetuæ, loco univerſalis, abhorrente; argumento quidem, quo tu potiſſimum nitebaris, in conſenſu Chriſtianorum poſito, non reſpondit, id enim leve illis videtur, qui aſſueti ſunt in eccleſia et republica ſummam iudicandi poteſtatem ſibi ſumere; at vero in ſe ſuosque verſus, ex ſcriptis eorum hunc velut ſuccum contundendo expreſſit, quo ego fidenter dico robur omne ſophismatum contra Trinitatem contineri. Et profecto ſic adſtringit nodos, ſic difficultates exaggerat, ſic proſequitur pugnam, ſic ictus ictibus ingeminat, ut qui his repellendis par fuerit, reliqua e pharetra Socini tela poſſit fortaſſis audacter contemnere. Ego, illuſtriſſ. Domine, cum primum ea et beneficio Tuo vidi, et auctoritate ad tentandam reſponſionem impulſus ſum, tum demum cepi et fructum et voluptatem maximam ex profundiore illa philoſophia, cui ego me meopte ingenio a puero immerſi. Hæc mihi, niſi amore veritatis fallor, in ſacris meditationibus, in civilibus negotiis, in natura rerum ea documenta ſuggeſſit, quibus ad vitam tranquille agendam nihil in me ſentio efficacius: quædam etiam tunc curioſa magis quam utilia, ſed quæ nunc in tollendis Antitrinitariorum difficultatibus eam lucem attulerunt, ut iam non dubitem, quicquid verum eſt, idem utile eſſe.

Epiſtola And. Wiſſowatii
ad Bar. *Boineburgium*, Manhemio,
m. Oct. cIↄ Iↄ CLXV.

„Suſcepta objectione Tua, et miſſa ad eam reſponſione, qua niſi fallor oſtendi, noſtram de Ieſu Chriſto non ſupremo Deo, ſed tamen huic proximo et ſubordinato, ac proinde de eius adoratione divina non ſuprema, ſed ſupremæ proxima, et ſubordinata, ſententiam non implicare contradictionem(a), cuius Tu nos arguere voluiſti: nunc viciſſim Tibi aliquas circa idem ſubjectum contra vulgarem opinionem, quam et Tu foves, objectiones, largius quam Tu dediſti addere volens, mitto.“

---

wollen? Sie haben den Namen des Irrgläubigen genannt, und mit groſſen Buchſtaben drucken laſſen, Reſponſio ad objectiones Wiſſowatii; und die Einwürfe ſelbſt haben ſie unterdrückt.

„*Adſpice num mage ſit noſtrum penetrabile telum.* *(b)* Quod ſi ipſe objectiones iſtas examinare negliges, ſaltem alicui a veritatis exploratione non averſo, examinandas porrigito.“

Leibnitius.

(a) Quia objectiones et reſponſiones priſtinas non vidi, indicare non poſſum, an contradictionem ſententiæ Antitrinitariæ probaverint vel diluerint.

(b) Dicis ex Virgilio: *Adſpice num mage &c.* Ego ex eodem reſpondeo:

- - - Poſtquam arma Dei ad Vulcania ventum eſt,
Mortalis mucro, glacies ceu futilis, ictu
Diſſiluit.

Wiſſowatii Argumentum I.

„*Unus Deus altiſſimus eſt pater ille, ex quo omnia;*
„*Filius Dei, I. Chriſtus, non eſt pater ille, ex quo omnia;*
„*E. Filius Dei, I. Chriſtus, non eſt unus Deus altiſſimus. (c)*

„Syllogiſmi huius propoſitio maior habetur 1 Cor. *VIII*, 6. in verbis Apoſtoli, qui docere volens, quis nobis Chriſtianis habendus ſit Deus ille unus, nempe non talis, quales ſunt multi dii, quos eſſe ibidem ſupra dixit, ait eum eſſe Patrem illum, ex quo omnia, nempe primam Perſonam, ex qua ut fonte et cauſa primoque principio omnia proficiſcuntur. Non dicit, ut nunc dici ſolet, unum illum Deum eſſe et Patrem et Filium et Spiritum S. cuius myſterii dicendi hic erat maxima occaſio, ſi usquam. (d)

„Minor probatur præter alia inde, quod ibidem vox Ieſus Chriſtus diſtinguatur ab illo Patre, ex quo omnia, et peculiariter deſcribatur alio modo: *unus Deus, per quem omnia.* (e) Nempe Dominus non ſupremus, qui eſt ſolus Pater, ex quo omnia, ſed is, quem Deus ille fecit Dominum (f) et Chriſtum ſive unctum ſuum, ut ait S. Petrus Apoſtolus; alter, *Act. II*, 36. per quem, ut ſecundam et mediam cauſam, omnia fecit Deus ille ſupremus, ex quo omnia. De quo vide etiam *Eph. III*, 9. *Hebr. I.* 2. *XIII.* 21. *Act. II.* 22. *Tit.* 3. 4. 5. 6 2 *Cor. V*, 18. 1 *Cor. XV*, 57. 2 *Cor. IV*, 14. *Rom. II*, 16. *(g)*

„Hoc autem ipſum, quod Deus ille unus altiſſimus per Ieſum „Chriſtum faciat talia, poteſt eſſe argumentum peculiare, quo „probetur Ieſum non eſſe Deum ipſum altiſſimum. (b)

Leibnitii Reſponſio.

(c) Ad argumentum I. præmitto in genere, quod et in ſequentibus obſervandum eſt, copulas in ſyllogismorum præmiſſis vulgo non recte concipi. Diſtinguendum autem inter propoſitiones per ſe, et per accidens. V. g. recte ſimpliciter dicimus; omnis homo eſt rationalis: ſed non recte dicimus; omnis, qui eſt homo, eſt albus. (*) Quæ etiam ex parte obſervavit *Iohannes Raven Berolinenſis*, in peculiaribus ſuis de copula ſpeculationibus. Deinde obſervandum eſt ex eodem fundamento, *omnes propoſitiones ſingulares eſſe, virtute latentis ſigni, univerſales*, quod et ab auctore diſſertationis de Arte Combinatoria, eſt annotatum (**). V. g. hæc propoſitio „Petrus Apoſtolus fuit primus Epiſcopus Romanus“, ſignis et Copula recte poſitis ita formabitur. „Omnis, qui eſt Petrus Apoſtolus, fuit Epiſcopus Romanus.“

(*) So, und nicht mehr, lieſet unſere Handſchrift, von den Worten vulgo non recte concipi, bis hierher. Dafür aber hat das Gedruckte in der Ausgabe der ſämtlichen Werke, nach concipi, einen eignen Zuſatz, und lautet überhaupt ſo: (Hæc obſervatio etiam prodeſt ad diſtinguendam inſolitam a negativa. V. g. qui non credunt damnantur; Iudæi non credunt: ergo damnantur. Videtur eſſe ſyllogiſmi minor negativa, ſed non eſt, quia ſyllogiſmus ſit talis: Qui ſunt illi, qui non credunt, damnantur; Iudæi ſunt illi, qui non credunt; Ergo damnantur.) Diſtinguendum autem inter propoſitiones per ſe et per accidens, v. g. recte ſimpliciter dicimus: Omnis homo eſt albus. Etſi verum ſit; quia albedo humanitati immediate non cohæret, ſed dicendum, omnis, qui eſt homo, eſt albus. Quæ etiam u. ſ. w. Was in Haken eingeſchloſſen iſt, kann allenfalls von **Leibnitzen** ſeyn: vielleicht, daß er es in irgend einer Abſchrift an den Rand geſchrieben hatte, ohne damit ſagen zu wollen, daß dieſe Anmerkung ihm zugehöre. Allein das Uebrige kann unmöglich ſo von ihm kommen, wie es da geleſen wird: indem es wahrer Unſinn iſt.

(**) Das iſt, von ihm ſelbſt. Wo er jedoch ebenfalls §. 24. **Johann Rauen** anführt. Ebendaſelbſt §. 63 gab er den Rath, die Copula der Bejahung, welche in eſt liegt, noch beſonders durch das beyzufügende revera auszudrücken.

Iuxta hæc igitur formabimus primum argumentum:

Omnis, qui eſt unus Deus altiſſimus, eſt pater ille ex quo omnia;
Filius Dei non eſt Pater ille, ex quo omnia;
E. *Filius Dei, Ieſus Chriſtus non eſt is, qui eſt unus Deus altiſſimus.*

Ita Syllogiſmus erit in Cameſtres. Reſpondeo diſtinguendo: per *omnia* intelliguntur vel creaturæ, vel etiam ſimul Filius. Si creaturæ ceteræ tantum, concedo Maiorem, quod omnis ille, qui eſt unus Deus altiſſimus, ſit pater ille ex quo omnia, ſcilicet omnes creaturæ; quia vos ipſi conceditis, omnes creaturas per filium creatas eſſe. Si vero ſub *omnium* voce intelligitur etiam ipſe Filius, tunc conceſſa Minore, quod Filius Dei non ſit Pater ille ex quo omnia, nempe ipſe etiam Filius, negabitur Major, quod omnis ille, qui eſt unus Deus altiſſimus, ſit Pater ille ex quo omnia, etiam Filius, oriuntur. Nos enim donec contrarium melius probetur, manemus in hac ſententia, quod Filius et Spiritus S. ſunt ille, qui eſt unus Deus altiſſimus, et tamen non ſunt Pater ille, ex quo omnia, et in iis ipſe Filius et Spiritus S. quoque, oriuntur.

(d) Non eſt ſcriptoribus ἁγιοπνεύϛοις (*) ea neceſſitas imponenda, ut cuius dicendi etiam maxima occaſio eſt, id ſtatim dicant.

(e) D. Paulus l. c. per Patrem *ex quo* omnia, et per Dominum *per quem* omnia, poteſt intelligere unum idemque ens, nempe Deum altiſſimum. Nam alioqui jure naturali, qui pater, idem Dominus eſt liberorum; et præpoſitiones *ex* et *per* non ita disparatæ ſunt, ut prohibeatur ita loqui: Ex quo ſunt omnia, per eum quoque ſunt omnia. Nam et Paulus alibi de uno eodemque Deo altiſſimo, duas has particulas una cum tertia *in*, ſimul enunciat, cum inquit: ex quo, per quem, et in quo ſunt omnia. Quam phraſin quidam ad adumbrationem Trinitatis merito trahunt; verum non eſt meum argumentari, ſed reſpondere.

(f) Non neceſſe eſt, ut Paulus 1 *Cor. VIII*, 6. et Petrus *Act. II*, 36. vocem Domini de Chriſto eodem reſpectu uſurpent,

---

(*) Dieſes Griechiſche Wort fehlt in dem Gedruckten, und iſt doch ſehr nothwendig. Denn ich glaube nicht, daß Leibnitz eine ſolche Freyheit allen und jeden Schriftſtellern hätte zuſchreiben wollen.

poteſt ille de Chriſto quatenus Deus eſt, hic quatenus homo eſt, loqui.

(g) Non vacat nunc loca citata omnia evolvere, et ex ipſis exſculpere; ſi qua in illis difficultas latet, oſtendatur.

(h) Argumentum quod implicite proponis, ne diſſimulemus eſſet tale:

Omnis per quem ille, qui eſt unus Deus altiſſimus, facit omnia, is non eſt Deus altiſſimus;
Filius Dei eſt ille, per quem ille, qui eſt unus Deus altiſſimus, facit omnia:
E. *Filius Dei non eſt Deus altiſſimus.*

In hoc argumento negatur Major. Poteſt enim Deus altiſſimus, nempe Pater, per Deum altiſſimum, nempe Filium, omnia facere, et tamen non per ſe ipſum, licet per eum, qui etiam eſt id, quod eſt ipſe. Et ita reſpondimus, opinor, argumento primo. Ut tamen ad oculum conſtet, nervum ejus inciſum eſſe, aliud ad ejus imitationem fabricabimus.

Trilineum habet pro abſtracto immediato trilineitatem;
Triangulum non habet pro abſtracto immediato trilineitatem:

(habet enim trianguleitatem potius; quæ ſi cum trilineitate eſſet immediate idem, eſſet etiam idem anguleitas et lineitas, quæ demta ternitate remanent. Iam vero anguleitas et lineitas adeo non ſunt idem, ut poſſint etiam duæ lineæ ſine angulo eſſe, v. g. parallelæ.)

E. *Triangulum non eſt trilineum, quod eſt abſurdum.*

Reſpondeo ex fundamento præmiſſo, Majorem ita formandam: *Omne quod eſt trilineum &c.* et ſic negatur Major. Nam et triangulum eſt trilineum, et tamen non habet pro abſtracto immediato trilineitatem. Hoc principio adhibito, Scholaſticorum tædioſis circa ſuppoſitiones præceptis, carere poſſumus. V. g. Animal eſt genus; Petrus eſt animal: ergo Petrus eſt genus. Reſpondeo, Majorem non eſſe univerſalem; neque enim is, qui eſt animal, eſt genus.

Wiſſowatii Argumentum II.

„*Qui neſcivit diem judicii, is non eſt Deus altiſſimus;*
„*Filius neſcivit diem judicii:*
„*E. Filius non eſt Deus altiſſimus.* (i)

„Major probatur, quia eſſe omniſcium eſt Dei altiſſimi attributum proprium. Qui autem neſcivit diem judicii is non eſt Deus altiſſimus. Implicat hoc contradictionem.

„Minor patet ex verbis ipſius Chriſti primo *Matth. XXIV*, 36. *de illa hora nemo ſcit &c. niſi pater meus ſolus:* deinde expreſſius: *Marc. XIII*, 32. *de die et hora nemo ſcit, neque Angeli qui ſunt in coelo, neque Filius, niſi Pater.*

„Quantopere hæc verba Chriſti torſerint et torqueant (k) Homouſianos, et quomodo ipſi viciſſim torquere ſoleant, patet ex *Maldonato*. Adferuntur inter alias reſponſiones iſtæ: *Filium neſciviſſe*, ita eſſe interpretandum, non quod vere neſciverit, ſed quod ſe ſcire diſſimulaverit, quod revelare noluerit, quod fecerit ut nos neſciremus, quod eum diem nondum expertus fuerit. Tales ſunt Doctorum ſive Patrum Eccleſiæ in iſta Chriſti verba commentationes, vel potius eorum contorſiones ineptæ, ut agnovit ipſe Maldonatus Jeſuita, easque rejecit. Nam primo eidem non idem eſt neſcire, quod diſſimulare ſe ſcire, vel nolle dicere. Deinde his admiſſis ſequeretur, poſſe dici etiam Deum Patrem diem iſtum neſcire, quod eſt abſurdum. Sed ipſe Maldonatus alias ingenioſus, aliam reſponſionem dubitanter afferens, vineta ſua cædit. Vulgata reſponſio, (!) præſertim Reformatorum (nam alii eam refugere ſolent) eſt in diſtinctione partium in Chriſto, neſciviſſe eum hunc diem quoad humanitatem, et ſciviſſe quoad divinitatem.

„Sed 1. diſtinctio iſta vana eſt, quando ponit unum ſuppoſitum Filii Dei eſſe Deum altiſſimum et hominem ſimul, atque Deum ſupremum eſſe hominem, quod eſt abſurdum et implicans contradictionem. (m*) Etenim Deus et homo ſunt diſparata, et diſparata non poſſunt et de alio tertio et de ſe invicem prædicari proprie, quod omnes ratione ſana utentes nec eam obnubilantes agnoſcunt; ut ferrum eſſe lignum, animam eſſe corpus, abſurdum eſt. Si idem eſſet Deus et homo, ſequeretur ſimul, Deum ſummum ſimul eſſe non Deum ſummum, quod eſt contradictorium. Nec una pars de toto compoſito poteſt prædicari proprie, univoce. Deinde quod compoſito cuidam ineſt ſecundum partem quandam, et quidem majorem ac potiorem, atque affirmari de eo ſimpliciter poteſt ac debet, id de eo non licet ne-

„gare ſimpliciter, quamvis ei non inſit ſecundum partem minorem; (m**) ut, quamvis corpus hominis non ratiocinetur, nec ſciat aliquid, tamen cum anima eius ratiocinetur atque ſciat, quis dicat ſimpliciter, hominem non ratiocinari neque aliquid ſcire? An ipſi concedent, (n) ut dicere liceat, Filius Dei non creavit mundum, non eſt patri coeſſentialis, quia ipſi non conveniunt ſecundum humanam naturam, niſi per idiomatum commentitiam communicationem? 2. Quum iſta (o) Chriſti natura humana dicatur conjuncta deitati hypoſtatice in unitate perſonæ, nonne deitas humanitati ſuæ tam arcte conjunctæ ſcientiam hujus ſecreti, cujus capax esſet, communicavit? 3. Si perſona Filii, (p) quæ eſt divina, ſcivit iſtum diem, quomodo potuit vere dici, filium neſciviſſe eum, quum illa perſona ſit iſte filius? 4. Simpliciter hic dicitur, (q) filium neſciviſſe diem judicii, ergo hoc de filio toto dicitur, non de parte filii inferiore, quæ non ſolet vocari ſimpliciter et abſolute filius. 5. Patet hic per Filium intelligi Filium Dei, (r) quatenus eſt Dei Filius, primo ob id ipſum, quia non dicitur filius hominis, ſed abſolute filius, per quem ſolet intelligi Filius Dei: deinde, quia huic filio ſtatim opponitur pater eius, qui eſt Deus, ergo iſtius patris filius intelligitur, et dicitur ſolus pater ſcire, et quidem oppoſite ad filium, idque ita, ut filius neſcire, pater vero ſolus ſcire dicatur. Tale hinc emergit argumentum arcte ſtringens;

„*Quicunque ſcivit tunc diem judicii, is eſt pater Ieſu Chriſti;*
„*At Filius, etiam ſecundum divinitatem conſideratus, non eſt pater I. C.*
„*E. Filius etiam ſecundum deitatem conſideratus, non ſcivit diem judicii.* (ſ)

„Major probatur ex verbis Chriſti, quibus dixit, ſolum Patrem ſuum diem iſtum ſciviſſe. Nam ſi ſolus Pater Chriſti ſcivit, ergo quicunque ſcivit, is eſt Pater I. C. et quicunque non eſt Pater I. C. is neſcivit, ſive excluſus eſt ab iſta ſcientia.

„Minor negari non poteſt, quia eſt in confeſſo apud omnes. Ergo concluſio eſt firma. Simile argumentum peti poteſt ex eo, (t) quod ſicuti hic omniſcientiam, ita alibi omnipotentiam talem, ut omnia a ſe ipſo facere poſſet, Filius Dei ſibi dene-

„gavit: *Ioh. V*, 19. 30. *VIII*, 28. Tum ex eo, quod Filius „omnia habeat non a ſe, ſed a Deo Patre ſibi data: (n) *Matth.* „*XI*, 27. *XXVIII*, 18. *Io. III*, 35. *XIII*, 3. *XVII*. 27.

Leibnitii Reſponſio.

(i) Argumentum ſecundum, ut formale ſit, ſic formandum eſt:

Qui eſt ille, qui neſcivit diem judicii, is non eſt ille, qui eſt Deus altiſſimus;
Filius Dei neſcivit diem judicii:
E. *Filius non eſt ille, qui eſt Deus altiſſimus.*

Et ſic negatur Major. Nam poteſt quis, ex noſtra hypotheſi, ſimul eſſe ille, qui neſcit diem judicii, nempe homo, et ille, qui eſt Deus altiſſimus. Quæ hypotheſis noſtra, quod idem ſimul poſſit eſſe Deus et homo, quam diu non evertitur, tam diu contrarium argumentum petit principium. Quidlibet autem poſſibile præſumitur, donec contrarium probetur.

(k) Interpretes textum contorquentes nihil ad nos. Utri plus textum torqueant, et ex pluribus interpretationibus poſſibilibus eligant improbabiliorem, dummodo ſibi faveat, alibi demonſtrandi occaſio erit.

(l) Vulgatam hanc reſponſionem, neque qui ſe Catholicos, neque qui Evangelicos, neque qui Reformatos vocant, quod ſciam averſantur.

(m*) Disparata neque de ſe, neque de eodem tertio prædicari poſſe, plane nego, dummodo quæ circa copulam admonuimus ſerventur. Etſi minus bene dicatur, ferrum eſſe lignum et animam eſſe corpus, tamen poteſt caſus contingere, in quo recte dicatur: quoddam quod eſt ferrum (ſcilicet ex parte,) id eſt lignum, (ſcilicet ex alia parte.) Nec abſurdum eſt, eundem eſſe et non eſſe Deum altiſſimum pro diverſis partibus; nec video, cur non pars de toto proprie prædicari posſit, dummodo reduplicatio addatur, vel ſubintelligatur. Proprie enim totum nihil eſt aliud quam ſingulæ partes de eodem prædicatæ cum unione, v. g. homo eſt anima et corpus. Quidni liceat reſolvere copulationem in duas ſimplices: homo eſt anima, et homo eſt corpus? Igitur ſimiliter, ſi, ex noſtra hypotheſi, Chriſtus eſt unum ex Deo et homine, licebit dicere, Chriſtus eſt Deus et homo, et ita, Chriſtus eſt Deus, et Chriſtus eſt homo.

(m**) Quod objicitur inconveniens eſſe, ut Chriſtus ſimpliciter intelligatur dixiſſe, ſe neſcire, ideo quia pars ſui inferior neſcivit, id cur inconveniens ſit, non video. Inprimis eo tempore, quo functio parti inferiori ordinarie ineſſe ſolita ei ſubtracta eſt. Sciendum enim, ordinarium quidem eſſe, ut divinitas ſcientiam humanitatis ſibi conjunctæ perficiat, ſi non per communicationem eius numero idiomatis, ſaltim per excitationem accidentis novi. Id tamen quod ordinarium eſt in ſtatu humilitatis Chriſti, antequam humanitas eius reciperetur in gloriam ſuam, ei ſubtrahebatur. Quæ res multum ventilata eſt inter Theologos quosdam Lutheranos, qui et libros ſcripſere περὶ ταπεινώσεως (*)

Poteſt ea ſubtractio intelligi *exemplo* (**) Ecſtaſeos, quo tempore anima functiones, quas aliqui (***) corpus peragit, nempe ratiocinari, cogitare, exequitur quaſi ſeparatas ſine corporis concurſu. Eo igitur tempore durantis Ecſtaſeos non inepte dicitur, hominem non ratiocinari, etiamſi pars eius ignobilior, nempe corpus tantum, a ratiocinatione ceſſet; quia functio illa, quam anima ordinarie per corpus peragit, et quam homo ordinarie efficit, quatenus ex anima et corpore unitus eſt, nunc ab eo non quatenus anima et corpus eſt, et ita non quatenus homo eſt, ſed tantum quatenus anima eſt, peragitur. Similiter igitur Chriſtus recte dicitur, aliquid neſcire, quando functionem ſciendi non per deitatem cum humanitate ut alias, et ita non quatenus Deus homo eſt, et ita nec quatenus Chriſtus eſt, exercet.

(n) *An ipſi concedent?* Immo concedemus, filium Dei non creaſſe mundum &c. dummodo ſubaudiatur: ſecundum humanitatem.

(o) Quæris 2°. cur divinitas ſecretum de tempore extremæ diei non communicaverit humanitati ſibi tam arcte junctæ? Ideo, inquam, quia eam nondum glorificatam humiliari et pati oportuit.

(*) In dem Gedruckten ſteht bloß, qui et libros ſcripſere, ohne zu ſagen wovon. Unſere Handſchrift hat περὶ ταπεινώσεως γραφίας; welches ich aber nicht verſtehe, und das ohne Zweifel heiſſen muß, wie ich es verändert habe.

(**) Auch dieſes Wort fehlt in dem Gedruckten.

(***) Für dieſes aliqui, gewiſſermaßen lieſet das Gedruckte alioqui, ſonſt, auſſerdem, welches einen ſehr falſchen Verſtand macht.

(p) Argumentaris 3°. „Perſona Filii divina ſcivit diem judi„cii; Perſona Filii eſt Filius: ergo Filius ſcivit diem judicii.“ Concedo. Quomodo ergo neſcivit? Scivit Deus, neſcivit homo.

(q) Repetitur 4°. quod ſupra objiciebas: quod parti inferiori competit, toti non tribuendum ſimpliciter. Reſponſum eſt ſupra litt. (m**)

(r) Objicis 5°. Filium Dei neſciviſſe diem judicii, quatenus eſt Filius Dei, quia opponitur hic Patri. Respondeo: etiam humanitatem non inepte dici Filium Dei, quamvis ei non ὁμοούσιος; quia et vos, qui ὁμοούσιον Patri negatis, tamen Filium Dei dicitis.

(ſ) In argumento illo negatur Minor: quod Filius Dei etiam ſecundum deitatem non ſit Pater I. C. Immo tota Trinitas recte dicetur Pater I. C. hominis. Ideo miror, cur opponens dicat, minorem eſſe apud omnes in confeſſo.

(t) Argumentum illud eſſet tale:

Quicunque non facit omnia a ſe ipſo, ille non eſt omnipotens;
Filius Dei non facit omnia a ſe ipſo. Ergo &c.

Negatur Major. Perinde ac ſi argumentari vellem: Pater non facit omnia per ſe ipſum, ſed per Filium: ut vos conceditis: ergo non eſt omnipotens. Immo ſunt cauſæ ſociæ in agendo, etſi altera altera ſit prior in eſſendo.

(u) Poteſt eſſe Deus altiſſimus etiam, qui omnia ab alio habet, quando nimirum in alterius poteſtate non eſt, ipſi denegare. Et non minus Filius Patri, quam Filio Pater eſt neceſſarius. Cum enim proprie Pater ſit intellectivum, Filius intelligibile, et Spiritus S. intellectio, et in æternis atque divinis idem ſit eſſe et poſſe, non erit intellectivum in Deo, quod non actu intelligat; intellectio autem ſine intelligibili eſſe non poteſt. Contra nullum erit intelligibile in Deo, quod non intelligatur, et ita non habeat correſpondens ſibi intellectivum: igitur ut ſecunda perſona ſine prima eſſe non poſſit.

Wiſſowatii Argumentum III.

„*Unicum numero et ſingulare ens, non prædicatur de multis:*
„(quia hoc eſt de definitione ſingularis, ſive individui, alias non eſſet
„ſingulare, ſed contra univerſale)
„*Atqui Deus altiſſimus eſt unicum numero, et ſingulare ens:*
„E. *Deus altiſſimus non prædicatur de multis.* (x)

„Sed Trinitarii, qui negare non audent, eum eſſe ens ſingula-
„riſſimum, unicum numero, non ſpecie vel genere, tamen eum
„prædicant de tribus perſonis, quarum unaquæque, quum ſit
„diſtincta ſubſtantia, eſt illis diſtincte Deus altiſſimus. At ut
„ter unum ſunt tria, ſic ter unus ſunt tres. E. ubi eſt ter
„unus Deus, ibi ſunt tres dii. Quidam eo devenerunt, ut dicant,
„eſſe quidem numero unum Deum eſſentialiter, ſed non eſſe
„unum Deum, ſi idem conſideretur perſonaliter. Ita non ab-
„ſolute et ſimpliciter ſtrictiſſima unitate (y) unus erit Deus al-
„tiſſimus, ſed aliquo modo.

Leibnitii Reſponſio.

(x) Ad argumentum tertium reſpondeo concedendo totum. Deus altiſſimus eſt ſingulare, nec prædicatur de multis, ſed hoc nihil officit Trinitati. Nam is qui eſt Deus altiſſimus (ſeu perſona Dei altiſſimi) poteſt nihilominus de multis prædicari, quia is, qui eſt Deus altiſſimus, ſeu Perſona divinitatis, eſt univerſale non ſingulare. Ex hoc etiam apparet, quod etſi tres ſint, quorum quilibet eſt id, quod eſt Deus, tamen non ſunt tres Dii. Non eſt enim ter unus Deus ab altero diſtinctus, ſed eſt ter unus, quarum quilibet eſt id quod eſt Deus, ſeu ter una perſona. Igitur nec tres dii ſunt, ſed tres perſonæ. Quamquam hæc vulgo obſervata non ſit temere reperire.

(y) Non poteſt dici, Deum ita ſtrictiſſime unum eſſe, ut non dentur in eo realiter, ſeu ante operationem mentis, diſtincta. Si enim mens eſt, impoſſibile eſt, quin ſit in eo intelligens, intellectum et intellectio, et quæ cum his coincidunt: poſſe, ſcire et velle. Horum vero reale diſcrimen non eſſe, implicat contradictionem. Cum enim formaliter differant, erit eorum differentia rationis ratiocinatæ; talis autem differentia habet fundamentum in re, erunt igitur in Deo tria fundamenta realiter diſtincta. Vellem huic argumento reſponderi. Neque hoc imperfectionem in Deo infert, quia multitudo et compoſitio per ſe imperfecta non eſt, niſi quatenus continet ſeparabilitatem et ita corruptibilitatem totius, ſed ſeparabilitas hinc non infertur. Quin potius ſupra (*litt.* u.) demonſtratum eſt, impoſſibile eſſe et implicare contradictionem, ut una Deitatis perſona ſine alia exiſtat. Nec multiplicatur Deus. Quemadmodum enim, ſi differunt realiter in corpore magnitudo, figura et motus, non ſequitur ideo etiam neceſſario tria eſſe corpora, unum quantum, alterum figuratum, tertium motum; cum idem lapis cubitalis, rotundus et gravis eſſe poſſit. Ita ſi differant realiter in mente judicium, idea et intellectio, non ſequitur tres eſſe mentes; cum una ſit mens, quæ quando reflectitur in ſe ipſam, eſt id quod intelligit, id quod intelligitur, et id quod intelligit et intelligitur. Neſcio an quidquam clarius dici poſſit.

Wiſſowatii Argumentum IV.

„Ex regula illa infallibili, quæ duæ in uno ſingulari tertio con-„veniunt &c. procedit tale argumentum ex ſingularibus.

„*Deus ille altiſſimus, unicus individuus, eſt pater Filii Dei,*
Domini I. Chr.
„*Deus ille altiſſimus, unicus, individuus, eſt Filius Dei,*
Domini I. Chr.
„*E. Filius Dei, Dominus I. Chr. eſt pater Filii Dei,*
Domini I. Chr. (z)

„Atqui hoc implicat contradictionem et eſt palam falſum. Ergo „aliqua præmiſſarum eſt falſa. Non major, quam omnes Chri-„ſtiani agnoſcunt: *E.* minor.

Leibnitii Reſponſio.

(z) Formabo ſyllogiſmum, ut ſit formalis, ex præſuppoſitis.

Quicunque eſt Deus ille altiſſimus, unicus, individuus, eſt
pater Filii Dei, Domini I. Chr.
Deus ille altiſſimus, unicus, individuus, eſt Filius Dei
Dominus I. Chr.
E. Filius Dei, Dominus I. Chr. eſt pater Filii Dei
Domini I. Chr.

Nego Majorem. (*)

Wiſſowatii Argumentum V.

„Filius Dei aut eſt a ſe, aut eſt ab alio, adeoque non eſt „abſolute primum principium, ſed principiatum. (aa) Si poſterius „eligatur, tunc ſequetur, Filium non eſſe Deum altiſſimum. Nam „huic repugnat, eſſe ab alio, et habere ullo modo principium „exiſtendi. Sin prius, tunc ſequetur, Filium Dei, ſi non ab alio „eſt, non eſſe Filium. Nam hoc implicat contradictionem; certe

---

(*) Dieſe ganze Antwort fehlt in dem Gedruckten.

quatenus eſt filius, a patre eſt. Sed hic argutuli quidam conantur hujus dilemmatis vim evitare diſtinctione: ajunt Filium Dei eſſe quidem ab ipſo, non ab alio, quoad eſſentiam, quatenus eſt Deus, ſed eundem non eſſe a ſe, verum ab alio, quoad perſonam, quatenus eſt Filius. At hæc diſtinctio non tollit difficultatem. Nam hic de Filio eſt quæſtio, quatenus is eſt Filius Dei, ſive Perſona ſecunda; non autem quatenus eſt eſſentia divina, quæ ponitur eſſe communis Patri et Filio, quæ eſſentia non eſt Filius, quia ab iſtis negatur, eſſentiam Dei generari. Ergo tamen hoc manebit, Filium Dei, quatenus eſt Filius Dei, ſive ſecunda Perſona, non eſſe Deum altiſſimum.

Leibnitii Reſponſio.

(aa) Nego Deo altiſſimo, aut potius ei, qui eſt Deus altiſſimus, repugnare, eſſe ab alio. V. ſupra (u)

Wiſſowatii Argumentum VI.

„Ex generatione Filii Dei ſecundum deitatem præterna, quæ vulgo ſtatuitur, præter alia hæc ſequuntur inconvenientia. I°. Quod abſurdum ſit, eum, qui generatur ſecundum deitatem, ſtatuere eſſe Deum altiſſimum. (bb) Sempiterna ſubſtantia non generatur. Nam generari neceſſario infert produci ab alio, et habere principium aliquod, ſaltem originis, et fieri, ac proinde dependere ab alio, a quo ſuum habet eſſe. Quæ omnia non conveniunt Deo altiſſimo ſempiterno, quo nullus ullo modo prior eſſe poteſt. At omnis generans pater eſt prior genito Filio, quod non tantum in humanis, ſed etiam in divinis, verum eſſe univerſaliter ex communi notione ipſum vulgus Homouſiorum nobiſcum agnoſcit. II°. Quando dicitur Deus generare Deum, qui eſt Deus ex Deo, (cc) aut generat eundem numero Deum, qui ipſe eſt, aut alium. Non eundem, quia generans et generatus ſunt oppoſita, quæ non ſunt unum et idem: ſive autem alium Deum generat, ſequitur non unum numero eſſe Deum altiſſimum. Conantur quidam ex hoc dilemmate ſic elabi: dari inter iſta duo medium; generari enim perſonam. Sed non ceſſat difficultas: nam, num iſta perſona Dei, quæ generatur, non eſt Deus? III°. ſi Filius Dei generabatur ab omni æternitate ex eſſentia Dei Patris, (dd) aut jam deſiit generari, aut non deſiit. Non datur medium inter con-

„tradictorie oppoſita. Si deſiit, habet finem temporis iſta generatio: ergo etiam apparet, eam habuiſſe principium temporis, adeoque non fuiſſe prææternam. Nam quod nunquam incepit, id nec deſinere poteſt. Sin autem non deſiit, ſequitur, Filium Dei, quoad deitatem, etiam nunc generari, et porro generandum eſſe in omnia ſæcula ſæculorum, ut quidam concedunt, quod eſt abſurdum. Nam quod generatur, id fit, et nondum perfecte eſt. At non convenit perſonæ Dei, eſſe in fieri ſemper; et qui adhuc gignitur, nondum eſt perfecte et abſolute genitus.

Leibnitii Reſponſio.

(bb) Non eſt abſurdum, Deum altiſſimum, aut potius eum, qui eſt Deus altiſſimus, generari. Sempiternam ſubſtantiam in tempore generari abſurdum eſt: non vero eſt abſurdum, eum eſſe generatum ante datum quodlibet tempus, id eſt, ab æterno. Deo altisſimo, aut potius eo, qui eſt Deus altiſſimus, poteſt quis prior eſſe natura, non tempore, alius nempe, qui etiam eſt Deus altiſſimus. Nam non datur alius et alius Deus, ſed alius, qui eſt Deus.

(cc) Quando Deus Deum generat, generat eum, qui eſt idem numero Deus cum ipſo, etſi non ſimpliciter ſit idem numero cum ipſo. Non generat eundem numero Deum, ſed eum qui eſt idem numero Deus, licet ſit alia perſona.

(dd) Si Filius Dei generabatur ex ſubſtantia Patris ab æternitate, aut deſiit generari, aut non deſiit. Si non, adhuc generatur, et ita nunquam eſt, ſemper fit: ſin deſiit generari, finem temporis habet ejus generatio, adeoque et initium temporis; ergo non eſt æterna. Reſpondeo: deſiit generari, et tamen illa generatio non habet finem temporis, nam et incœpit et deſiit generari ante quodlibet tempus. Simul enim generari incœpit et deſiit.

Wiſſowatii Argumentum VII.

„Quum aſſeritur Deus altiſſimus eſſe incarnatus, aut tota Trinitas, ſive quidquid eſt Deus altiſſimus, eſt incarnata, aut non tota. Si illud, non tantum Filius Dei, ſed etiam Deus Pater, et Spiritus S. ſunt incarnati, et ex Maria Virgine nati, quod etiam aliqui aſſerere non erubuerunt, quia ſunt unus indiviſibilis Deus, quum etiam non ſola Perſona ſecunda ſit in

„carnata, ſed cum ea quoque eſſentia illa divina, quæ a Perſona „divina ſeparari nequit. Iſta autem eſſentia eſt communis tri„bus perſonis, quæ in ea continentur. Præſertim quum hæc „actio adſumendæ ſibi humanæ naturæ, ſit actio ad extra, qua„les actiones dicuntur eſſe totius Trinitatis indiviſæ. Sin autem „non tota divina Trinitas eſt incarnata (ee), ſed ſola perſona „Filii, tum ſequetur, Deum alias indiviſibilem, eſſe quodammodo „a ſe ipſo diuiſum, itaque non omnino unum, ac ſimpliciſſimum, „ſi non omne, quod eſt Deus altiſſimus, eſt incarnatum; unde „tale argumentum ex ſingularibus, (ff)

„Illa deitas, quae eſt in Deo Patre, non deſcendit de „coelo et eſt incarnata;

„Haec deitas, quae eſt in Deo Filio, deſcendit de coelo „et eſt incarnata:

„E. haec deitas, quae eſt in Deo Filio, non eſt illa „deitas, quae eſt in Deo Patre.

„Contradictorie ſibi opponuntur. unicum Deum altiſſimum „totum eſſe incarnatum, et tamen ſimul Deum altiſſimum totum „eſſe incarnatum. Ergo hæc opinio implicat contradictionem, „adeoque ſe ipſam evertit, ideo vt vera conſiſtere non poteſt.

„Sed hæc hactenus (gg). Si quis mihi hos nodos bene „diſſolverit, tum demum ego iſtam opinionem non eſſe abſur„dam, confitebor.

Leibnitii Reſponſio.

(ee) Quæris an tota, an non tota Trinitas ſit incarnata? Reſpondeo, non tota. Ergo, inquis, Trinitas a ſe diviſa eſt, ſive diverſa continet. Quid tum? Ergo et Deus a ſe diviſus eſt. Hoc non ſequitur; ſed diviſi a ſe, ſ. differentes, ſunt illi qui ſunt Deus.

(ff) Nego minorem. Non Deitas, ſed perſonalitas potius Filii Dei incarnata eſt, i. e. Filius Dei incarnatus eſt non qua Deus, ſed qua Filius.

(gg) Nodos te propoſuiſſe non nego, et quidem quantos maximos quispiam Tui ſimilis poſſit. Reperto ſemel principio fili, id eſt natura copulæ propoſitionis in ſyllogiſmo, videmur nobis eos perfecte ſolviſſe. Idem Tibi viſum iri, ſi recte attendas, non dubito. Tum vero dabis, opinor, gloriam Deo, dabis hoc veritati, et ſententiam orbi Chriſtiano tot ſæculis receptam

non abſurdam confitebere. Sin aliter ſentis, effice, ut aut nos, cur diſſentias, aut Tu, cur diſſentire non debeas, ambo tandem ſentiamus.

* * *

Ich kann es ſehr überhoben ſeyn, über die Streitigkeit ſelbſt, welche dieſer Leibnitziſche Aufſatz betrift, etwas zu ſagen. Was iſt nicht alles verlängſt darüber geſagt worden? und was wäre es, was man itzt gern darüber hören möchte? Nur ein Paar Anmerkungen über die Art, wie ſich Leibnitz damals, und ferner, ſein ganzes Leben hindurch, dabey genommen, vergönne man mir beyzufügen.

1. Leibnitz hatte nicht im geringſten die Abſicht, die Lehre der Dreyeinigkeit mit neuen ihm eignen philoſophiſchen Gründen zu unterſtützen. Er wollte ſie blos gegen den Vorwurf des Widerſpruchs, mit ſich ſelbſt, und mit unleugbaren Wahrheiten der Vernunft, retten. Er wollte blos zeigen, daß ein ſolches Geheimniß gegen alle Anfälle der Sophiſterey beſtehen könne, ſo lange man ſich damit in den Schranken eines Geheimniſſes halte. Einer übernatürlich geoffenbarten Wahrheit, die wir nicht verſtehen ſollen, gereicht dieſe Unverſtändlichkeit ſelbſt zu dem undurchdringlichſten Schilde: und man braucht die dialektiſche Stärke und Behändigkeit eines Leibnitz lange nicht zu haben, um mit dieſem Schilde alle Pfeile der Gegner aufzufaſſen. Die Gegner ſind es, welchen das Schwerſte bey ſo einem Streite obliegt, nicht die Vertheidiger, welche ihren Poſten nur nicht muthwillig verlaſſen dürfen, um ihn zu behaupten. Ehe alſo noch Leibnitz die vorgegebnen unwiderleglichen Einwürfe des Antitrinitariers geſehen hatte, konnte er ſchon voraus wiſſen, daß ſie nichts weniger als unwiderlegbar ſeyn würden. Auch erſchreckte ihn die Syllogiſtiſche Form, in der ſie erſchienen, nicht. Er war, von Kindheit auf, in dieſen Waffen geübt; und man weiß, daß er nie aufgehöret hat, ſie zu ſchätzen, zu empfehlen, und bey aller Gelegenheit zu brauchen. Noch in ſeiner Theodicee, wo er ſich gegen die unauflöslichen Einwürfe erklärt, die ſich, nach Baylen, wider die Geheimniſſe der Religion, wenigſtens in Anſehung unſerer gegenwärtigen Erkenntniß, machen lieſſen; geſetzt auch, daß man beſſen könne, es

werde noch einſt mit der Zeit jemand eine bisher unbekannte Auflöſung finden, — noch an jener Stelle ſeiner Theodicee ſagt er: „Ich bin hierüber einer Meynung, die vielleicht manchen ſehr fremd vorkommen wird: ich halte nehmlich dafür, „dieſe Auflöſung ſey ſchon völlig gefunden, ſey auch nicht eben „die ſchwerſte; und ein Menſch von mittelmäßigem Verſtande, „der nur genugſame Aufmerkſamkeit haben kann, und ſich der „Regeln der gemeinen Logik genau zu bedienen weiß, ſey im „Stande, auf die verwirrendſten Einwürfe wider die Wahrheit „zu antworten, wofern ſolche einzig und allein aus der Vernunft genommen ſind, und für Demonſtrationen ausgegeben „werden. So ſehr auch heut zu Tage der gemeine Hauſe der „Neuern, die Logik des Ariſtoteles verachtet: ſo muß man doch „bekennen, daß ſie untrügliche Mittel und Wege zeigt, den „Irrthümern in dergleichen Fällen zu widerſtehen. Denn man „darf nur den Vernunftſchluß nach den gewöhnlichen Regeln „unterſuchen: ſo wird man allezeit ein Mittel finden, zu entdecken, ob entweder in der Form gefehlt, oder ob die Vorderſätze noch nicht gehörig erwieſen werden.“

2. Es kam alſo auch damals nur darauf an, eine ſolche Unterſuchung anzuſtellen: und es iſt ſonderbar, wie in einem philoſophiſchen Kopfe ſich alles zur rechten Zeit zuſammen findet. Schon einige Jahre vorher hatte **Leibnitz**, als er, in ſeinem Werke de Arte combinatoria, die verſchiednen Arten des kategoriſchen Schluſſes näher berechnen wollte, verſchiedne neue, und ihm theils ganz eigene Anmerkungen über die genauere Bezeichnung derſelben gemacht: und itzt erkannte er auf einmal, daß durch eine derſelben den Einwürfen ſeines Gegners am beſten beyzukommen ſey. Er ſelbſt ſagt, in ſeiner Antwort, daß dieſe Anmerkung die ſey, welche naturam copulæ propoſitionis in ſyllogismo betreffe: aus den Exempeln aber erhellet, daß es vielmehr eine andere iſt, und zwar die, welche nicht die Qualität, ſondern die Quantität der Prämiſſen betrifft: nehmlich, um ſie mit ſeinen eignen Worten zu ſagen, omnes propoſitiones ſingulares eſſe, virtute latentis ſigni, univerſales. Doch er wird, ohne Zweifel, ſeinen Grund gehabt haben, warum er ſich ſo und nicht anders darüber erklärte, welchen ich denen zu finden

überlaſſe, welchen dergleichen dialektiſche Subtilitäten geläufiger ſind, als mir. Genug, daß er durch den einzigen Kunſtgriff, das Einzelne, von welchem in den Vorderſätzen des Schluſſes etwas bejaet oder verneinet wird, allgemein auszudrücken, klar zu Tage legte, daß ſein Gegner, was er erweiſen wolle, faſt immer ſchon vorausſetze: die kürzeſte und kräftigſte Art, auf ſonſt verfängliche Syllogiſmos zu antworten.

3. Ich bin daher gewiß, daß, wenn man dieſe ſeine Antwort, ſo wie ſie bisher gedruckt geweſen, für ſich, ohne die Einwürfe des **Wiſſowatius** hätte verſtehen, und alſo brauchen können, ſie ſicherlich **Canz** in ſeinem bekannten Buche de Uſu philoſoph. Leibnit. & Wolf. in Theologia, vorzüglich würde gebraucht haben. Er bediente ſich dafür eines ſpätern Aufſatzes von 1694, den **Leibnitz** bey Gelegenheit der damaligen Streitigkeiten über dieſe Materie in England, verfertigt hatte. Wenn dieſer aber auch ſchon alle die Präciſion nicht hätte, mit der jene Antwort abgefaßt iſt: ſo beweiſet er dennoch hinlänglich, daß ſein Verfaſſer, als Mann, noch eben der orthodoxen Meynung war, die er als Jüngling behauptet hatte. Es würde ſehr leicht ſeyn, auch noch weiter hin, aus ſeinen Schriften Beweiſe die Menge herzubringen, daß er nie aufgehört, dieſes Sinnes zu ſeyn: und zwar würden ſich die dahin gehörigen Stellen gerade in ſolchen Schriften finden, in welchen er gewiß nicht nöthig hatte, zu heucheln; ich meyne, in Briefen an ſeine vertrauteſten Freunde. — Nun alſo ein Wort mit denen, welche ſich in eine ſo ſtrenge Rechtgläubigkeit eines Philoſophen, wie **Leibnitz** war, gar nicht finden können.

4. Man erkennet zu wohl, daß **Leibnitz** aus der Klaſſe der alltäglichen Philoſophen nicht iſt, in deren Kopfe es ſo hell und zugleich ſo finſter ſeyn kann, ſo viel Sinn neben ſo viel Unſinn ſo nachbarlich und friedlich hauſen kann, daß ſie bald engliſche Scharfſinnigkeit zeigen, und bald kindiſchen Blödſinn verrathen. Man hat zu viel Beweiſe, daß das Licht ſeines Verſtandes überall gleich verbreitet war: kurz, man läßt ihm von dieſer Seite alle Gerechtigkeit wiederfahren. Nur von der andern deſto weniger. Man giebt ihm, ich weiß nicht welchen Plan von Allgefallenheit; es ſoll ihm mehr um ſein Syſtem,

als um die Wahrheit zu thun geweſen ſeyn; er ſoll mit allgemein beglaubten Irrthümern nur darum ſo ſäuberlich verfahren haben, damit man hinwiederum deſto ſäuberlicher mit ſeinen angenommenen Sätzen verfahre: kurz, man macht ihn zu dem kriechendſten eigennützigſten Demagogen, der dem Pöbel in dem Reiche der Wahrheit blos geſchmeichelt, um ihn zu tyranniſiren. Unmöglich, ſagt man, konnte er es ſich doch ſelbſt verbergen, daß die Vernunft mehr auf der Seite des kleinen unterdrückten Haufens, als der herrſchenden Kirchen ſtehe: aber er ſprach dieſen nach dem Munde, um ſelbſt des Beyfalls der mehrern verſichert zu ſeyn. Gut, fügen Freund und Feind hinzu, daß wir ſeine Karte kennen! Denn iſt es nicht ſchon auch aus ſeinem Leben genugſam bekannt, daß er doch von dem allen ſelbſt nichts glaubte, was er die Welt überreden wolle, daß ſie glauben müſſe?

5. Glauben! ſelbſt nichts glaubte! — Es ſey einen Augenblick. **Leibnitz** hat nichts geglaubt: aber war es ihm darum weniger vergönnt, die verſchiednen Meynungen von Chriſto, als ſo viel verſchiedne Hypotheſen zu betrachten, nach welchen die von ihm redenden Stellen der Schrift auf eine übereinſtimmende Art zu erklären? Konnte er darum kein gründliches Urtheil fällen, welche von ihnen der andern vorzuziehen ſey, weil er im Grunde von keiner überzeugt war? Was braucht es dazu mehr, als zu überſchlagen, bey welcher den wenigſten Schriftſtellen Gewalt geſchieht? Und geſetzt, er hätte ſich allzuleicht hierinn irren können, weil man ſelten in das Einzelne und Genaue einer Streitigkeit ſich einläßt, an der man keinen wahren Antheil nimmt: beruht denn hier alles nur auf exegetiſchen Gründen? Geſetzt, der Philoſoph müſſe es ganz und gar unentſchieden laſſen, welcher von beiden Theilen dem andern in dieſen überlegen ſey: hat die Sache keine andere Seite, von welcher er dennoch, und vielleicht nur er allein, ſie richtig beurtheilen kann? Und was könnte uns bewegen, in das Urtheil eines **Leibnitz** von dieſer Seite, ein Mißtrauen zu ſetzen? Ja, ſollte man ſein Urtheil nicht eben darum für ſo viel unpartheyiſcher halten, weil er innerlich nach keiner Seite hing, und weder das eine noch das andere glaubte?

6. Wenn ein Orthodox, ſollte es auch ein Sherlock ſeyn, ſagt und ſchreibt, daß der Socinianismus, Trotz aller ſeiner Anſprüche auf geſunde Vernunft, eine der allertümmſten und ſinnloſeſten Ketzereyen ſey, (that *Socinianism*, after all its pretences to Reaſon, is one of the moſt ſtupid ſensleſs Hereſies) die jemals die Kirche zerrüttet: ſo verdenke ich es eben keinem, der auf dieſe Beſchuldigung nicht achtet. Sie wird eben ſo zuverſichtlich zurückgeſchoben: und was iſt natürlicher, als daß jeder ſeine eigne Meynung für die vernünftigere hält? Aber wenn der uneingenommene kalte Philoſoph ungefehr das nehmliche ſagt: ſo hat es ohne Zweifel etwas mehr zu bedeuten; und alle öffentliche oder heimliche Freunde einer von ihm ſo gemißbilligten heterodoxen Meynung müßten ſich, meyne ich, auf etwas mehr gegen ihn gefaßt halten, als auf Recrimination. Wenn Wiſſowatius ſich in dem Briefe an Boineburgen rühmte, ſeinen Lehrbegriff de Jeſu Chriſto non ſupremo Deo, ſed tamen huic proximo et ſubordinato, ac proinde de ejus adoratione divina non ſuprema, ſed ſupremæ proxima et ſubordinata, gegen den Vorwurf, daß er ſich widerſpreche, hinlänglich in dem vorigen Briefe gerettet zu haben: ſo ſagt Leibnitz, daß er hierauf nichts antworten könne, weil er jenen vorigen Brief nicht zu Geſichte bekommen habe. Das iſt, er wollte ſich nicht dem Tadel ausſetzen, von etwas zu urtheilen, das er nicht geſehen habe. Im Grunde aber war er ſehr überzeugt, daß Wiſſowatius ſchlechterdings das nicht könne geleiſtet haben, deſſen er ſich rühmte. Denn ich könnte der Stellen zwanzig aus ihm anführen, wo er mit völliger Ueberzeugung behauptet, daß der Socinianismus, nach allen Wendungen und Drehungen, dennoch nichts als wahre Abgötterey ſey und bleibe.

7. Man denke nicht, daß er auch dieſes nur behauptet habe, um den Orthodoxen zu heucheln. Nein: ſondern ſeine ganze ihm eigene Philoſophie war es, die ſich gegen den abergläubiſchen Unſinn empörte, daß ein bloſſes Geſchöpf ſo vollkommen ſeyn könne, daß es neben dem Schöpfer auch nur genannt zu werden verdiene; daß es, ich will nicht ſagen, die Anbetung mit ihm theilen möge, ſondern auch nur, ſelbſt von unendlich unvollkommneren Geſchöpfen, dürfe und könne gedacht werden,

als ob es minder unendlich weit von der Gottheit abſtehe, dann ſie ſelber. Die Wahrheit, daß Gott, und nur Gott, und nur er ſelbſt, die Welt erſchaffen habe; daß er ſie durch kein Geſchöpf habe ſchaffen laſſen; daß ein Geſchöpf nichts ſchaffen könne; daß das allervollkommenſte Geſchöpf ein Theil der Welt ſeyn müſſe, und im Verhältniß gegen Gott kein beträchtlicher Theil der Welt ſeyn könne, als die elendeſte Made: dieſe Wahrheiten, oder vielmehr dieſe einzige Wahrheit (indem ſich keine ohne die andere denken läßt) iſt die Seele ſeiner Philoſophie: und man kann ſich noch wundern, daß er einen Religionsbegriff verworffen, der ſchnurſtracks mit dieſer Wahrheit ſtreitet, welche allein der Grund aller natürlichen Religion iſt, und nothwendig der unbezweifelte Grund auch jeder geoffenbarten Religion ſeyn müßte, die das Zeichen der Erdichtung nicht an der Stirne führen will? Und man kann noch zweifeln, ob er den verworfnen Religionsbegriff aus ganzen Herzen verworffen? ob er ihm aus ganzen Herzen die gemeine Lehre vorgezogen, die jeder Vernunftswahrheit ohne Nachtheil zur Seite ſtehen kann, weil ſie keiner widerſprechen will, und mit Grunde von ſich rühmen darf, daß ſie ſo lange noch nicht richtig verſtanden iſt, als ſie einer einzigen zu widerſprechen ſcheinet?

8. **Leibnitz** machte ſich daher auch kein Bedenken, diejenigen von den Socinianern, welche ihre Brüder kaum dieſes Namens würdigen wollen, weil ſie frey geſtehen, daß ſie den, welchen ſie nicht für Gott halten, auch weder als Gott anbeten, noch ſonſt auf eine Weiſe mit Gott, oder neben Gott, oder in Beziehung auf Gott, verehren mögen; dieſe, ſage ich, für die beſſern und vernünftigern Socinianer zu halten. Denn, wenn ſie ſchon keine eigentliche Socinianer ſind, ſo ſind ſie doch offenbar die beſſern und vernünftigern Unitarier. Sie haben mit den Socinianern den nehmlichen Irrthum gemein; aber ſie handeln dieſem Irrthume mehr conſequent. Ob ſie aber ſonach viel oder wenig von den Mahometanern verſchieden ſind: was liegt daran? Nicht der Name macht es, ſondern die Sache; und wer die Sache zu lehren oder zu inſinuiren den Muth hat, der müßte auch freymüthig genug ſeyn, dem Namen nicht ausweichen zu wollen. Was haben ſie denn auch je gründliches

jenen Folgen entgegengeſetzt, die nothwendig aus ihrer Lehre flieſſen, und die niemand ſtärker gegen ſie betrieben hat, als Abbadie? Nehmlich, daß wenn Chriſtus nicht wahrer Gott iſt; die mahometaniſche Religion eine unſtreitige Verbeſſerung der chriſtlichen war, und Mahomet ſelbſt ein ungleich größrer und würdigerer Mann geweſen iſt, als Chriſtus; indem er weit wahrhafter, weit vorſichtiger und eifriger für die Ehre des einzigen GOttes geweſen, als Chriſtus, der, wenn er ſich ſelbſt auch nie für Gott ausgegeben hätte, doch wenigſtens hundert zweydeutige Dinge geſagt hat, ſich von der Einfalt dafür halten zu laſſen, dahingegen dem Mahomet keine einzige dergleichen Zweydeutigkeit zu Schulden kömmt.

9. Um ſich der aufrichtigen Abneigung unſers Philoſophen von allen Lehrſätzen der Socinianer noch mehr zu verſichern, darf man ſich nur erinnern, wie unzufrieden er auch mit ihrer anderweitigen Philoſophie war, nach welcher er ſie noch weit unter die Mahometaner ſetzte. Les Sociniens, ſagt er irgendwo, pouſſent leur audace plus loin que les Mahométans dans les points de doctrine: car non contens de combattre le myſtère de la Trinité, et d'éluder des paſſages très-forts, ils affoibliſſent jusqu'à la Theologie naturelle, lors qu'ils refuſent à Dieu la preſcience des choſes contingentes, et lors qu'ils combattent l'immortalité de l'ame de l'homme. Et dans l'envie de s'éloigner des Theologiens ſcholaſtiques, ils renverſent tout ce que la Theologie a de grand et de ſublime, jusqu'à rendre Dieu borné. Au lieu qu'on ſait qu'il y a des Docteurs Mahométans, qui ont de Dieu des idées dignes de ſa grandeur. An einer andern Stelle ſagt er von Locke, den er auch mit ein wenig andern Augen anſahe, als noch itzt gewöhnlich: Inclinavit ad Socinianos, quorum paupertina ſemper fuit de Deo et mente philoſophia. War es der ſeichtere Philoſoph welcher den Socinianer? oder war es der Socinianer, welcher den ſeichtern Philoſophen gemacht hatte? Oder iſt es die nehmliche Seichtigkeit des Geiſtes, welche macht, daß man eben ſo leicht in der Theologie, als in der Philoſophie auf halbem Wege ſtehen bleibt?

10. Und nun, auf das Obige zurück zu kommen; auf den Glauben. Mag denn alſo auch Leibnitz, ſagt man, den Soci-

nianern ſo aufrichtig entgegen geweſen ſeyn, als er will: genug, daß er von der orthodoxen Meynung im Grunde ſicherlich gleich weit entfernt war. Er glaubte das eine, eben ſo wenig als das andere: kurz, er glaubte, von der ganzen Sache nichts. — Er glaubte! Wenn ich doch nur wüßte, was man mit dieſem Worte ſagen wollte. In dem Munde ſo mancher neuern Theologen, muß ich bekennen, iſt es mir wenigſtens ein wahres Räthſel. Dieſe Männer haben ſeit zwanzig, dreyßig Jahren in der Erkenntniß der Religion ſo groſſe Schritte gethan, daß, wenn ich einen ältern Dogmatiker gegen ſie aufſchlage, ich mich in einem ganz fremden Lande zu ſeyn vermeyne. Sie haben ſo viel dringende Gründe des Glaubens, ſo viel unumſtößliche Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion an der Hand, daß ich mich nicht genug wundern kann, wie man jemals ſo kurzſichtig ſeyn können, den Glauben an dieſe Wahrheit für eine übernatürliche Gnadenwirkung zu halten. Alles, was ich in jenen ältern Dogmatikern blos als wahrſcheinliche Vermuthungen, als præiudicia, als præſcriptiones, angeführt finde, welche einen Nichtchriſten bewegen können, die chriſtliche Religion nicht ſo ſchlechtweg zu verwerfen, ſondern ſich einer ernſtlichen Prüfung derſelben zu unterziehen; alles, womit man ehedem blos die Einwürfe der Ungläubigen und Abgötter ablaufen laſſen; kurz, alles, wovon aufrichtig allda bekannt wird, daß es, weder einzeln noch zuſammengenommen, eine beruhigende Ueberzeugung wirken könne: alles dieſes haben ſo viele unſerer neuerern Gottesgelehrten, zuſammen ſo in einander gekettet, und einzeln ſo ausgefeilt und zugeſpitzt, daß nur die muthwilligſte Blindheit, nur die vorſetzlichſte Hartnäckigkeit ſich nicht überführt bekennen kann. Was der Heilige Geiſt nun noch dabey thun will, oder kann, das ſteht freylich bey ihm: aber wahrlich, wenn er auch nichts dabey thun will, ſo iſt es eben das. Sie haben bewieſen, und ſo ſcharf bewieſen, **daß kein billiges Gemüth an der Gründlichkeit ihrer Beweiſe etwas wird auszuſetzen finden.**

11. Sie alſo freylich, die in dieſen letzten Tagen ganz anders gelernt haben, die Vernunft zum Glauben zu zwingen, werden ſchon **Leibnitzen** mit der Zeit, in welcher er lebte, ent-

ſchuldigen müſſen, wenn ich von ihm verſichere, daß er freylich nicht, weder die Dreyeinigkeit, noch ſonſt eine geoffenbarte Lehre der Religion geglaubt hat; wenn glauben ſo viel heißt, als aus natürlichen Gründen für wahr halten. Es erhub ſich, nur eben erſt bey ſeinen Lebzeiten, unter einigen Reformirten der Streit über die vorläufige Frage, ob es möglich ſey, und wenn es möglich, ob es dienlich ſey, die chriſtliche Religion auf blos natürliche Beweiſe zu gründen, der Vernunft allein die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit anheimzuſtellen. Aber es ſey nun, daß **Leibnitz** von dieſem Streite entweder nichts in Erfahrung brachte, oder ihn für die bisher gewöhnliche Meynung entſchieden zu ſeyn glaubte: genug, er fuhr fort, hierüber zu denken, wie er es in ſeiner Jugend war gelehret worden. Nehmlich, daß es zweyerley Gründe für die Wahrheit unſerer Religion gebe: menſchliche und göttliche. wie es die Compendia ausdrücken; das iſt, wie er es hernach gegen einen Franzoſen ausdrückte, der unſere theologiſchen Compendia ohne Zweifel nicht viel geleſen hatte, erklärbare und unerklärbare; deren erſtere, die erklärbaren oder menſchlichen, auf alle Weiſe unter der Ueberzeugung bleiben, welche Ueberzeugung, oder derſelben Complement, einzig und allein durch die andern, die unerklärbaren und göttlichen, könne und müſſe bewirkt werden. Dieſe ſeine altväterſche Meynung, wie geſagt, müſſen ſie ihm verzeihen. Denn wie konnte er vorausſehen, daß ſie nun bald am längſten wahr geweſen ſeyn werde, und Männer aufſtehen würden, die, ohne ſich viel bey jener vorläufigen Streitfrage aufzuhalten, ſogleich Hand an das Werk legen, und alle erklärbare, aber bisher unzulängliche Gründe, zu einer Bündigkeit und Stärke erheben würden, wovon er gar keinen Begriff hatte? Er mußte, leider, aus Vorurtheilen ſeiner Jugend ſogar dafür halten, daß die chriſtliche Religion, blos vermöge eines, oder mehrerer, oder auch aller erklärbaren Gründe, glauben, ſie eigentlich nicht glauben heiſſe; und daß das einzige Buch, welches, im eigentlichen Verſtande, für die Wahrheit der Bibel, jemals geſchrieben worden, und geſchrieben werden könne, kein anderes als die Bibel ſelbſt ſey.

12. Aber was er denn nun ſonach, aus menſchlichen oder erklärbaren Gründen, nicht glaubte, hat er das darum ganz und gar nicht geglaubt? Wovon ihn ſeine Vernunft nicht überzeugt hatte, wovon er ſogar nicht einmal verlangte, daß ihn ſeine Vernunft überzeugen ſollte, hat ihn davon ſonſt nichts überzeugen können? Die von unſern Gottesgelehrten, die hierauf mit **Allerdings** antworten, die ſich nicht ſchämen, von unerklärbaren Wahrheiten auf eine unerklärbare Art überführt zu ſeyn, dieſe frage ich weiter: und woher weiß man es alſo, daß **Leibnitz** die orthodoxen Lehrſätze, die er ſowohl zu vertheidigen wußte, ſelbſt nicht geglaubt hat? Etwa daher, weil man vorgiebt, daß er ſich nach dem Aeuſſerlichen der Religion nicht ſehr bequemt habe? — Aber man ſehe, was du **Luc** (*) und andere hierauf antworten. Ich meines Theils will nichts hinzuſetzen, als folgende kleine Bemerkung.

13. **Fontenelle** iſt derjenige, der es zuerſt in die Welt geſchrieben, daß es mit dem Chriſtenthume des **Leibnitz** nicht weit her geweſen: On l'accuſe de n'avoir été qu'un grand et rigide obſervateur du Droit naturel. Ses Paſteurs lui ont fait des reprimandes publiques et inutiles. Freylich hätte es **Leibnitz** nun ja auch wohl ſeinen Paſtoren recht machen, und in ihre Predigten kommen können. Aber wenn er es nun gethan hätte; wenn er alles mitgemacht hätte, was dieſe Paſtores nur von ihm verlangen konnten: was denn? Würde man ihn nun ganz gewiß für einen guten Chriſten gelten laſſen? Ich zweifle ſehr. Denn man höre nur, wie es Fontenellen geht; dem nehmlichen **Fontenelle**, der es für werth hielt, die Urtheile armſeliger Prädicanten von Leibnitzen auf die Nachwelt zu bringen! **Fontenelle** ſelbſt hatte ſich auf den Fuß geſetzt, daß ihm von dieſer Seite nichts vorzuwerfen ſtand; er erfüllte alle äuſſerliche Pflichten eines katholiſchen Chriſten auf das genaueſte. Und doch, was geſchicht nach ſeinem Tode? Da kömmt ein frommer Compilator, (**) und ſagt mit trockenen Worten: qu'il ſoupçonne *Fontenelle* de n'avoir rempli ſes devoirs de Chretien que par

---

(*) Obſervations ſur les Savans incredules. à Genève 1762. p. 313.

(**) Queſtions ſur l'Encyclopedie. Quatrieme Partie. p. 262.

mépris pour le Christianisme meme. Der arme Fontenelle! Aber hatte er dieſe Läſterung nicht ein wenig um Leibnitzen verſchuldet?

XIII.

Zur Griechiſchen Anthologie.

Das Merkwürdigſte, was der (S. 103.) angezeigte Griechiſche Codex, in welchem ſich Auszüge aus der Anthologie des Planudes befinden, unter dieſen Auszügen hat, ſind nicht blos einige beſſere Lesarten, mit welchen ich meine Leſer nicht aufhalten mag, ſondern verſchiedne ganze, bisher noch nie gedruckte Stücke, die ich hier, ohne weitere Vorrede, daraus mittheilen will.

Das wichtigſte und größte derſelben iſt ein arithmetiſches Problem, dergleichen einige, in dem 46ſten Abſchnitte des erſten Buchs der Anthologie, vorkommen. Mehrere von dieſer Art hat Bachet über den Diophantus bekannt gemacht (*). Bachet erhielt ſie vom Salmaſius, und dieſer hatte ſie aus einem Manuſcripte der Heidelbergſchen Bibliothek gezogen. Es ſind ihrer zuſammen beym Bachet XLV. Wenn er es aber von allen fünf und vierzigen verſtanden wiſſen will, daß er ſie daſelbſt zuerſt herausgebe, ſo iſt das ſo richtig nicht; indem die letztern fünfe längſt gedruckt waren. Das XLI, XLII, XLIII und XLIVſte nehmlich ſind eben die, welche an dem angezogenen Orte in der Anthologie ſtehen; und das XLVſte hatte Aldus Manutius bereits in ſeinem Anhange der Anthologie mitgetheilet. Nach dem Bachet, und aus dem Bachet, hat Joh. Geo. Heilbronner alle fünf und vierzig wieder abdrucken laſſen, und ſie ſeiner Historiæ Matheseos universæ beygefügt (**). Daß ſie noch ſonſt wo erſchienen wären, oder ſich ſonſt noch ein Gelehrter mit ihnen abgegeben hätte, iſt mir nicht bekannt. Aber Heilbronner

---

(*) *Diophanti Arithmet. lib. V. p. 262. Edit. Tol.* 1670. Placet hoc loco elegantissima aliquot epigrammata proferre, non iniucundas quæstiones de rebus arithmeticis continentia, quæ nondum edita fuerunt, quæque pridem e codice probatissimo Palatino excerpta tradidit nobis vir eruditissimus Claudius Salmasius —

(**) Lipſ. 1742. 4. pag. 845.

hätte ohne Zweifel nicht übel gethan, wenn er auch das ſechs und vierzigſte Epigramm dieſer Art mitgenommen hätte; nehmlich das bey dem Diophantus ſelbſt, welches dem Bachet eben Gelegenheit gab, die übrigen daſelbſt einzuſchalten. Denn ſo würden wir bey ihm die Arithmetiſche Muſe der Griechen ganz beyſammen haben, die ich nun hier mit dem ſieben und vierzigſten Stücke vermehre. Ich glaube nicht, daß mir ſchon jemand damit zuvor gekommen. Wenigſtens habe ich es an keiner Mühe fehlen laſſen, mich überall auf das genaueſte darnach zu erkundigen: ſo, daß wenn es dennoch geſchehen wäre, es nur an einem Orte könnte geſchehen ſeyn, wo es ſo gut als nicht geſchehen wäre. Und auch in dieſem Falle, würde etwas aus einer andern Handſchrift wiederhohlt zu werden verdienen, was keinen geringern Namen, als den Namen des Archimedes, an der Stirne führet, und gleichwohl ſich ſo unbekannt erhalten hätte.

Denn, wie geſagt, das Problem ſoll, wenn es nicht von dem Archimedes ſelbſt abgefaßt worden, doch von ihm für werth erkannt ſeyn, daß er es an den Eratoſthenes geſchicket hätte, um es den Meßkünſtlern zu Alexandria zur Auflöſung vorzulegen. Dieſes beſagt die Aufſchrift; und nun urtheile man von dem Problem ſelbſt.

I.

ΠΡΟΒΛΗΜΑ,

ὅπερ ἈΡΧΙΜΗΔΗΣ ἐν ἐπιγράμμασιν εὑρὼν
τοῖς ἐν Ἀλεξανδρείᾳ περὶ ταῦτα πραγματευομένοις ζητεῖν ἀπέςειλεν,
ἐν τῇ πρὸς ἘΡΑΤΟΣΘΕΝΗΝ τὸν ΚΥΡΗΝΑΙΟΝ
ἐπιςολῇ.

Πληθὺν ἠελίοιο βοῶν, ὦ ξεῖνε, μέτρησον,
Φροντίδ' ἐπιςήσας, εἰ μετέχεις σοφίης,
Πόσση ἀφ' ἐν πεδίοις Σικελῆς ποτ' ἐβόσκετο νήσου
Θρινακίης, τετραχῆ ςίφεα δασσαμένη
5. Χροιὴν ἀλλάσσοντα· τὸ μὲν λευκοῖο γάλακτος,
Κυανέῳ δ' ἕτερον χρώματι λαμπόμενον,
Ἄλλογε μὲν ξανθόν, τὸ δὲ ποικίλον. Ἐν δὲ ἑκάςῳ
Στίφει ἔσαν ταῦροι πλήθεσι βριθόμενοι,
Συμμετρίης τοιῆσδε τετευχότες. Ἀργότριχας μὲν

10. Κυανέων ταύρων ἡμίσει ἠδὲ τρίτῳ,
Καὶ ξανθοῖς σύμπασιν ἴσους, ὦ ξεῖνε, νόμιζε.
Αὐτὰρ κυανέους τῷ τετράτῳ μέρεϊ
Μικτοχρόων, καὶ πέμπτῳ, ἔτι ξανθοῖσι τε πᾶσι.
Τοὺς δ' ὑπολειπομένους ποικιλόχροας ἄθρει
15. Ἀργεννῶν ταύρων ἕκτῳ μέρει, ἑβδομάτῳ τε,
Καὶ ξανθοῖς αὐτοὺς πᾶσιν ἰσαζομένους.
Θηλείαισι δὲ βουσὶ τάδ' ἔπλετο· λευκότριχες μὲν
Ἦσαν συμπάσης κυανέης ἀγέλης
Τῷ τριτάτῳ τε μέρει καὶ τετράτῳ ἀτρεκὲς ἶσαι.
20. Αὐτὰρ κυάνεαι τῷ τετράτῳ τε πάλιν
Μικτοχρόων καὶ πέμπτῳ ὁμοῦ μέρει ἰσάζοντο,
Σὺν ταύροις πάσης εἰς νόμον ἐρχομένης.
Ξανθοτρίχων ἀγέλης πέμπτῳ μέρει ἠδὲ καὶ ἕκτῳ
Ποικίλαι ἰσάριθμον πλῆθος ἔχον. Τετραχῇ
25. Ξανθαὶ δ' ἠριθμεῦντο μέρους τρίτου ἡμίσει ἶσαι
Ἀργεννῆς ἀγέλης ἑβδομάτῳ τε μέρει.
Ξεῖνε, σὺ δ' ἠελίοιο βόες πόσαι ἀτρεκὲς εἰπών·
Χωρὶς μὲν ταύρων ζατρεφέων ἀριθμόν,
Χωρὶς δ' αὖ θήλειαι ὅσαι κατὰ χροιὰν ἕκασται.
30. Οὐκ ἄϊδρίς κε λέγοι', οὐδ' ἀριθμῶν ἀδαής,
Οὐ μὴν πωγε σοφοῖς ἐν ἀριθμοῖς. ἀλλ' ἴθι φράζευ
Καὶ τάδε πάντα βοῶν ἠελίοιο πάθη.
Ἀργότριχες ταῦροι μὲν ἐπεὶ μιξαίατο πληθὺν
Κυανέοις, ἵσταντ' ἔμπεδον ἰσόμετροι
35. Εἰς βάθος εἰς εὖρός τε· τὰ δ' αὖ περιμήκεα πάντη
Πίμπλαντο πλίνθου Θρινακίης πεδία.
Ξανθοὶ δ' αὖ τ' εἰς ἓν καὶ ποικίλοι ἀθροισθέντες
Ἵσταντ' ἀμβολάδην ἐξ ἑνὸς ἀρχόμενοι
Σχῆμα τελειοῦντες τὸ τρικράσπεδον· οὔτε προσόντων
40. Ἀλλοχρόων ταύρων, οὔτ' ἐπιλειπομένων.
Ταῦτα συνεξευρὼν καὶ ἐνὶ πραπίδεσσιν ἀθροίσας,
Καὶ πληθέων ἀποδοὺς, ὦ ξένε, πάντα μέτρα,
Ἔρχεο κυδιόων νικηφόρος· ἴσθι τε πάντως,
Κεκριμένος ταύτῃ ὄμπνιος ἐν σοφίῃ.

Ich liefere dieſen Text vollkommen, wie ich ihn in dem Manuſcripte finde: bis auf einige Kleinigkeiten. Ich habe

nehmlich die Interpunction mehr berichtiget, und einige Schreibfehler gebeſſert: z. E. Zeile 12, 19 und 20, wo jedesmal anſtatt τετράτῳ, welches die Poeten brauchen, das gemeine τετάρτῳ ſtehet, welches dem Verſe zuwider iſt. Auch hat es die nehmliche proſodiſche Urſache, warum ich Z. 14 für ποικιλόχρωτας geſetzt habe ποικιλόχροας. Die einzige eigentliche Veränderung, die ich mir erlaubt habe, iſt mit Zeile 22 geſchehen, welche in dem Manuſcripte heißt:

Σὺν ταύροις πάσαις εἰς νομὸν ἐρχομέναις

Allein es iſt unwiderſprechlich, daß für πάσαις ἐρχομέναις der Genitivus des Singularis ſtehen, und ſich auf das folgende ἀγέλης beziehen muß.

Eine völlige Ueberſetzung beyzufügen, würde eine ſehr undankbare Arbeit ſeyn. Es iſt genug, wenn ich für diejenigen meiner Leſer, denen entweder zwar die Sprache, aber nicht das Arithmetiſche, oder denen zwar das Arithmetiſche, aber nicht die Sprache geläufig ſeyn möchte, nur mit wenigen ſage, worauf es ankömmt. Diejenigen Leſer aber, die beides vollkommen verſtehen, oder auch nur von beiden zuſammen gerade ſo viel als ich, (welches wahrlich nicht gar viel iſt) mögen dieſes wenige zu überſchlagen belieben. Ein Autor, der nur einzig für ihres gleichen ſchreiben wollte, das iſt, nur für die gelehrtern und gelehrteſten Leſer, dürfte ohnſtreitig ein ſehr gutes, gründliches Buch machen: ob aber auch ein ſehr brauchbares, daran zweifle ich.

Die Aufgabe wäre alſo dieſe; und betrift ſie überhaupt jene in der Mythologie bekannte armenta Solis, die in den Fluren Siciliens weideten. Dieſer heiligen Heerden waren, nach ihren Farben, viere: eine weiſſe, eine blaue, eine gelbe und eine ſcheckigte; Ochſen und Kühe untereinander. Die Ochſen ſtanden unter ſich in dieſem Verhältniſſe: daß die Anzahl der weiſ- gleich war der Hälfte und einem Drittheil der blauen, nebſt allen gelben zuſammen; die blauen, gleich einem Viertheil und einem Fünftheil der ſcheckigten, nebſt allen gelben zuſammen; und die ſcheckigten, gleich einem Sechstheil und einem Siebentheil der weiſſen, nebſt allen gelben zuſammen. Die Anzahl der Kühe hingegen verhielt ſich ſo: daß die weiſſen gleich waren, einem Drittheil und einem Viertheil der ganzen blauen Heerden (Ochſen und Kühe zuſammen); die blauen gleich, einem Viertheil und einem Fünftheil der ganzen ſcheckigten Heerde; die ſcheckigten gleich, einem Fünftheil und einem Sechstheil der ganzen gelben Heerde; und die gelben gleich, einem Sechstheil und einem Siebentheil der ganzen weiſſen Herde. Hierzu kam noch, daß die weiſſen Ochſen, mit den blauen Ochſen zuſammen, ein Viereck machen konnten; das iſt, daß die Summe beider eine Quadratzahl war: ſo wie die ſcheckigten Ochſen, mit den gelben Ochſen zuſammen, ein Dreyeck bilden konnten, und ihre Summe ſonach eine Trigonalzahl ſeyn mußte. Und nun fragt ſich: wie viel waren alſo der Ochſen, von jeder Farbe insbeſondere? Und wie viel waren der Kühe, von jeder Farbe insbeſondere? um zu wiſſen, wie ſtark jede beſondere Heerde, und alle vier Heerden zuſammen waren.

Daß in den Datis nichts verſehen iſt, und daß das Problem nicht anders verſtanden werden kann noch ſoll, will ich mit dem alten Scholion belegen, welches ſich in unſerer Handſchrift gleich hinter dem Epigramm befindet, und folgendes iſt:

ΣΧΟΛΙΟΝ.

Τὸ μὲν οὖν πρόβλημα διὰ τοῦ ποιήματος ὁ Ἀρχιμήδης ἐδήλωσε σαφῶς· ἐςὶν δὲ τὸ λεγόμενον, ὅτι τέσσαρας ἀγέλας εἶναι δεῖ βοῶν· λευκοτρίχων μὲν μίαν ταύρων καὶ θηλειῶν· ὧν τὸ πλῆθος ὁμοῦ συνάγει μυριάδας διπλᾶς ιδ, καὶ ἁπλᾶς φπβ, καὶ μονάδας ͵ζτξ· κυανοτρίχων δ' ἄλλην ὁμοῦ ταύρων καὶ θηλειῶν, ὧν τὸ πλῆθος ἐςὶ μυριάδων διπλῶν ἐννέα, καὶ ἁπλῶν ͵ηυλ, καὶ μονάδων ω· μιξοτρίχων δ' ἄλλην ταύρων καὶ θηλειῶν, ὧν τὸ πλῆθος ἐςὶ μυριάδων διπλῶν η, καὶ ἁπλῶν ͵ςπγα, καὶ μονάδων υ· τῆς δὲ λοιπῆς ἀγέλης τῶν ξανθοχρόων συνάγει τὸ πλῆθος, διπλᾶς μυριάδας ζ, καὶ ἁπλᾶς ͵ςφη, μονάδας δὲ ͵η· ὥςε συνάγεσθαι ὁμοῦ τὸ πλῆθος τῶν δ ἀγελῶν μυριάδας διπλᾶς μ, καὶ ἁπλᾶς ͵γϙβ καὶ μονάδας ͵ςφξ. Καὶ ἡ μὲν ἀγέλη τῶν λευκοτρίχων ταύρων ἔχει μυριάδας διπλᾶς η καὶ ἁπλᾶς ͵βϡγλα, καὶ μονάδας ͵ϡρξ· θηλειῶν δὲ μυριάδας διπλᾶς. ε, καὶ ἁπλᾶς ͵ζχν, καὶ μονάδας ͵ϡω ἡ δὲ ἀγέλη τῶν κυανοχρόων ταύρων ἔχει μὲν μυριάδας διπλᾶς ε, καὶ ἁπλᾶς ,θχπδ, καὶ μονάδας ,αρκ· θηλειῶν δὲ μυριάδας διπλᾶς γ· καὶ ἁπλᾶς, ,θρμε καὶ μονάδας ,θχπ· ἡ δ' ἀγέλη τῶν ποικιλοτρίχων ταύρων ἔχει μὲν μυριάδας διπλᾶς ε, καὶ ἁπλᾶς ,ηρξδ, καὶ μονάδας ,δω· θηλειῶν δὲ μυριάδας διπλᾶς β, καὶ ἁπλᾶς ,ηρκς, καὶ μονάδας ,θχ· ἡ δ' ἀγέλη τῶν ξανθοχρωμάτων ταύρων ἔχει μὲν μυριάδας διπλᾶς γ, καὶ ἁπλᾶς ,γυλε, καὶ μονάδας πξ· θηλειῶν δὲ μυριάδας διπλᾶς δ, καὶ ἁπλᾶς ,γφιγ, καὶ μονάδας ,ζμ. Καὶ ἐςὶ τὸ πλῆθος τῶν λευκοτρίχων ταύρων, ἴσον τῷ ἡμίσει καὶ τρίτῳ μέρει τοῦ πλήθους τῶν κυανοχρόων ταύρων, καὶ ἔτι ὅλῃ τῇ τῶν ξανθοχρωμάτων ἀγέλῃ· τὸ δὲ πλῆθος τῶν κυανοχρωμάτων ἴσον τῷ τετάρτῳ καὶ πέμπτῳ μέρει τῶν ποικιλοτρίχων ταύρων καὶ ὅλῳ τῷ πλήθει τῶν ξανθοχρωμάτων· τὸ δὲ πλῆθος τῶν ποικιλοτρίχων ταύρων ἴσον τῷ ἕκτῳ καὶ ἑβδόμῳ μέρει τῶν λευκοτρίχων ταύρων, καὶ ἔτι τῷ πλήθει ὅλῳ τῶν ξανθοχρωμάτων ταύρων· καὶ πάλιν τὸ πλῆθος τῶν λευκῶν θηλειῶν, ἴσον τῷ τρίτῳ καὶ τετάρτῳ μέρει ὅλης τῆς ἀγέλης τῶν κυανοχρόων· τὸ δὲ τῶν κυανοχρόων, ἴσον τῷ τετάρτῳ καὶ πέμπτῳ μέρει τῆς ὅλης ἀγέλης τῶν ποικιλοτρίχων· τὸ δὲ τῶν ποικιλοτρίχων ἴσον τῷ πέμπτῳ καὶ ἕκτῳ μέρει τῆς ὅλης τῶν ξανθῶν βοῶν· πάλιν δὲ τὸ τῶν ξανθῶν θηλειῶν πλῆθος, ἦν ἴσον τῷ ἕκτῳ τὲ καὶ ἑβδόμῳ μέρει τῆς ὅλης ἀγέλης τῶν λευκῶν βοῶν. Καὶ ἡ μὲν ἀγέλη τῶν λευκοτρίχων ταύρων καὶ ἡ τῶν κυανοχρόων ταύρων συντεθεῖσα, ποιεῖ τετράγωνον ἀριθμόν· ἡ δ' ἀγέλη τῶν ξανθοτρίχων ταύρων μετὰ τῆς ἀγέλης τῶν ποικιλοχρόων συντεθεῖσα ποιεῖ τρίγωνον. Ὡς ἔχει τὰ τῶν ὑποκειμένων κανόνων καθ' ἕκαςον χρῶμα.

Dieſes Scholion giebt nicht nur, wie geſagt, die nehmlichen Verhältniſſe an, ſondern fügt auch die Zahlen ſelbſt bey, die daraus gefunden werden ſollen. Die Verhältniſſe nehmlich ſind, nach der itzt gewöhnlichen Bezeichnung, (wenn wir die weiſſen Ochſen W, die blauen X, die ſchedigten Y, und die gelben Z, ſo wie die ihnen ähnlichen Kühe, mit den ähnlichen kleineren Buchſtaben, w, x, y, z, nennen) dieſe:

$$\begin{aligned}
W &= \tfrac{1}{2} X + \tfrac{1}{3} X + Z = \tfrac{5}{6} X + Z\\
X &= \tfrac{1}{4} Y + \tfrac{1}{5} Y + Z = \tfrac{9}{20} X + Z\\
Y &= \tfrac{1}{6} W + \tfrac{1}{7} W + Z = \tfrac{13}{42} W + Z\\
w &= \tfrac{1}{3} + \tfrac{1}{4} X + x = \tfrac{7}{12} X + x\\
x &= \tfrac{1}{4} + \tfrac{1}{5} Y + y = \tfrac{9}{20} Y + y\\
y &= \tfrac{1}{5} + \tfrac{1}{6} Z + z = \tfrac{11}{30} Z + z\\
z &= \tfrac{1}{6} + \tfrac{1}{7} W + w = \tfrac{13}{42} W + w\\
W + X &= \square\\
Y + Z &= \Delta
\end{aligned}$$

Wie nun hiemit der Scholiaſt zu Werke gegangen, um das Geſuchte zu finden, verſchweigt er gänzlich. Genug er theilt uns das Gefundene mit, und beſtimmt

$$\left.\begin{aligned} W &= 829318560\\ w &= 576508800 \end{aligned}\right\} W + w = 1405827360$$
$$\left.\begin{aligned} X &= 596841120\\ x &= 391459680 \end{aligned}\right\} X + x = 988300800$$
$$\left.\begin{aligned} Y &= 588644800\\ y &= 281265600^{(*)} \end{aligned}\right\} Y + y = 869910400$$
$$\left.\begin{aligned} Z &= 331950960\\ z &= 435137040 \end{aligned}\right\} Z + z = 767088000$$

Folglich, die Summe aller Ochſen und Kühe zuſammen 1405827560. Wahrlich, eine ziemliche Heerde für Sicilien. Zwar die Sonne, der ſie gehörte, wird Rath gewußt haben.

Ich wundere mich weniger über ihre Menge, als darüber, daß der Scholiaſt, oder wer es ſonſt geweſen iſt, bey den wenigen und beſchwerlichen Hülfsmitteln, welche die Alten zu dergleichen Berechnungen hatten, die verlangten Zahlen wirklich finden können. Denn gewiß iſt es, daß in dem ganzen Diophantus keine Aufgabe vorkömmt, die dieſer an Schwierigkeit gleich ſey. Die in den übrigen Epigrammen enthaltenen aber, ſind wahre Kinderſpiele dagegen.

Doch ehe wir uns noch mehr über die Auflöſung wundern, die noch itzt auch wohl einem geübten Analyſten zu ſchaffen machen ſoll: iſt es denn auch die wahre Auflöſung? Thun die

---

(*) Μυριάδας δεκάδας β̄, καὶ ἄνδας ,ηρκς̄ καὶ μονάδας ,θχ̄ heißt es zwar in dem Manuſcripte, welches 281269600 ſeyn würde. Allein aus der angegebnen Summe von Y + y iſt klar, daß es anſtatt ,θχ̄ heiſſen muß ,εχ.

Zahlen des Scholiaſten in der That allen und jeden Foderungen des Problems ein Genüge? Die Probe iſt leicht zu machen; und man muſs geſtehen, daſs ſie von vorne herein ſehr wohl von Statten gehet. So iſt z. E. 829318560, welches W ſeyn ſoll, wirklich

$$\begin{array}{rl} \frac{1}{2}\,X & = 298420560 \\ +\ \frac{1}{3}\,X & = 198947040 \\ +\ Z & = \underline{331950960} \\ & \ 829318560. \end{array}$$

So iſt gleichermaſſen 576508800, welches w ſeyn ſoll, wirklich

$$\begin{array}{rl} \frac{1}{3}\,X + x & = 329433600 \\ +\ \frac{1}{4}\,X + x & = \underline{247075200} \\ & \ 576508800. \end{array}$$

Und ſo paſſen weiter die angegebnen Werthe für X, Y, Z, und x, y, z vollkommen zu den Verhältniſſen, welche dieſe haben ſollen. Aber nun iſt noch eines zurück, und ohne Zweifel das Wichtigſte; weil es wahrſcheinlicher Weiſe das iſt, was die Aufgabe zu ihrer völligen Beſtimmung bringt. Nehmlich $W + X$ ſoll eine Quadratzahl, und $Y + Z$ eine Trigonalzahl ſeyn; dem zu Folge ſich nicht nur aus 829318560 + 596841120 = 1426159680, ſondern auch aus 588644800 + 331950960 = 920595760, multiplicirt durch 8 und mit 1 vermehrt, das iſt, aus 7364766081, die Quadratwurzel müſste ziehen laſſen. Doch das eine läſst ſich eben ſo wenig thun, als das andere: und kurz, die ganze Auflöſung des Scholiaſten iſt alſo falſch. Umſonſt ſagt er, mit ausdrücklichen Worten: ἡ μὲν ἀγέλη τῶν λευκοτρίχων ταύρων καὶ ἡ τῶν κυανοχρόων ταύρων συντεθεῖσα ποιεῖ τετράγωνον ἀριθμόν· ἡ δ' ἀγέλη τῶν ξανθοτρίχων ταύρων μετὰ τῆς ἀγέλης τῶν ποικιλοχρόων συντεθεῖσα, ποιεῖ τρίγωνον. Nach ſeinen Zahlen iſt dieſes gewiſs nicht: und er muſs ſie entweder gar nicht probirt haben, in der Meynung, daſs, da ſie allen den andern Erforderniſſen entſprächen, ſie auch nothwendig dieſem Genüge thun müſsten; oder er hat ſich auch in der Probe geirret, welches gar wohl zu denken ſtünde, da die Extrahirung der Wurzel in Griechiſchen Zahlen kein leichtes Geſchäft muſs geweſen ſeyn.

Was nun der Scholiaſt ſo unvollkommen geleiſtet, (unvollkommen aber iſt in der Mathematik ſo gut, als gar nicht) wünſchte ich recht ſehr, beſſer, das iſt, eigentlich leiſten zu können. Doch ich habe mein Unvermögen bereits geſtanden: welches mir um ſo weniger ſchwer ankommen dürfen, als es ganz das Anſehn hat, daß kein geringerer als ein Analyſt von Profeſſion erforderlich iſt, entweder die wahre Auflöſung zu finden, oder zu zeigen, daß eine ſolche Auflöſung nicht möglich iſt. Dieſes leztere ſollte ich indeß kaum vermuthen. Den Alten iſt es zwar mehrmalen begegnet, und hat ihnen wohl bey dem Mangel unſerer Analyſis begegnen müſſen, daß ihre arithmetiſchen Aufgaben unbeſtimmt ſind, und ſich auf mehr als eine Art beantworten laſſen; oder daß ſie auch wohl mehr Beſtimmungen haben, als zu ihrer Auflöſung nöthig iſt: daß ſich aber auch ganz unmögliche darunter befinden ſollten, davon wüßte ich doch kein Exempel.

Ich eile zu den übrigen ungedruckten Stücken, die ich in unſerm Codice gefunden habe. Es ſind deren drey, und ebenfalls Aufgaben. Nur aber von der allerſchlechteſten Art; wenn man will. Es ſind Räthſel. Ob wenigſtens ſo gute, als ſie nach ihrer Art seyn können; urtheile man ſelbſt. Hier ſind ſie.

II.

Σκέπτεο μῦθον ἐμεῖο, ὃν ἐξ ἀφανοῦς ἀγορεύω·
Καὶ ποθέουσι δεῖξον ἐμὴν ἀφανέα μορφήν.
Εἰ σοφίη σε φιλεῖ, καί σοι λόγος ἔπλετο μούσης·
Ξείνης εἰμὶ φύσεως ζῶον· πνείω δίχα πνοιῆς.
Δοιά μοι ὄμματ᾽ ὄπισθε παρ᾽ ἐγκεφάλῳ ἐπέασιν,
Οἷσιν ὑφ᾽ ἡγεμόνεσσιν ὁδοιπορέω τὰ πρόσθεν·
Κυανέην ἐπὶ γαστέρα βαίνω· ἧς ὑπογαστὴρ
Λευκόχροος καταχεύεται, οἰκτή τε κλειστή τε·
Ὄμματα δ᾽ οὐ πάρος ὄψεαι οἰγόμεν᾽ οὐδὲ πορείης
Ἡμμένον, εἵως λευκὴ κοιλίη ἔνδον ἔπεστιν
Αὐτὰρ ἐπεὶ αὕτη γε κονισαμένη φαίνηται,
Ὀφθαλμοῖσιν ἀριπρεπὲς εἶδος ἔχουσα, τότ᾽ ἤδη
Δέρκεται ὄμματ᾽, ἐπειγομένως δὲ μυρί᾽ ὁδοῖο·
Ἄφθεγκτον δέ τ᾽ ἔοργε. πολύθροον ἐξεφαάνθη

III.

Ἐγκύψας νεπόδεσσιν ἀνὴρ δείλαιος ἀέλπτως,
Καὐτὸς ἐν οὐ πολλαῖς ὥραις νέπος ἐξεφαάνθη·
Καὶ φωνῆς μὲν ὅδ' ἦν ἐπιδευὴς ἔλλοπι ἶσα·
Ἀγασσάμενην δ' ἕτερον νέποδα βροτῷ εἴκελον αὐδήν·
Καὶ θαῦμ' ἦεν ἀκούειν ἀφραδέεσσιν ἄπιςον.

IV.

Ἦν ὅτ' ἔην βροτῷ εἴκελος ἄψεα ἠδὲ νόημα·
Καὶ νόος ἐςύγει πᾶσαν ἀγηνορίην·
Αὐτὰρ ἔπειτ' ἐδάην κενεὴν σοφίην καὶ τῦφον,
Καὶ πάντ' ἤμειψα, χρῶτα, νόον, μέλεα.
Δάκτυλον ἐκπάγλως πόδα καὶ πόδα δάκτυλον ἴσχω.
Ὄμματά μοι πούς καὶ δάκτυλος ἀνθερεὼν
Πούς· ξύμπαντα μέλη πούς· αὐτὰρ ὁ πούς, οὗ μοι πούς
Καὶ κεφαλὴν φορέω, δακτύλῳ ἀντίθετον.

Ich ſage: man urtheile ſelbſt. Ich für mein Theil getraue mich nicht zu urtheilen. Denn, leider, ich verſtehe ſie nicht; ob ſchon die Worte an und für ſich eben keine Schwierigkeit haben. Das erſtere ſcheinet mir eine Schnecke ſeyn zu ſollen: aber was die andern bedeuten können, davon will mir auch nicht einmal eine Möglichkeit beyfallen. Ich halte ſie für ungedruckt, weil ſie mir weder in den Anthologieen des **Planudes** und **Kephalas**, noch beym **Athenäus**, noch beym **Gyraldus**, noch beym **Rittershus** (*), noch irgendwo ſonſt, wo man dergleichen Koſtbarkeiten zu ſuchen pflegt, zu Geſicht gekommen. In den Anthologieen finden ſich überhaupt, ſo viel ich mich erinnere, keine eigentliche Räthſel; man wollte denn das Epigramm auf die Niobe, und andere ähnliche dahin ziehen. Nur **Henr. Stephanus** hat ihrer fünfe, ex vetere codice Epigrammatum, quem Lovanii habebat Io. Clemens Anglus, deſcripta, ſeiner Ausgabe der Anthologie, unter der Aufſchrift Ἐπιγράμματα γριφώδη, mit beygefügt. Schwerlich aber wohl ſind die gegenwärtigen drey von dem nehmlichen unbekannten Verfaſſer, von welchem ſich die fünf Stephaniſchen herſchreiben. Denn dieſe ſind in

---

(*) Hinter ſeiner Ausgabe des Phädrus von 1598, oder hinter des Meurſius ſeiner, von 1610.

Hexametern und Pentametern abgefaßt: unſere hingegen in lauter Hexametern. Eubulus, wie Gyraldus aus dem Athenäus ſagt, hatte die Gewohnheit, ut ænigmata Hexametris ſcriberet, interpretationes vero Iambicis exponeret: doch nichts deſtoweniger iſt Eubulus ganz gewiß an den gegenwärtigen unſchuldig.

Ich wollte hierzu noch ein viertes, als bisher ungedruckt, fügen, weil es ſich wirklich ebenfalls in keinem von den angezognen Büchern findet. Doch da mir die Deutung davon ſogleich einleuchtete: ſo konnte ich nicht anders glauben, als daß ich es gleichwohl ſchon irgendwo möchte geleſen haben. Endlich erinnerte ich mich auch, daß es das nehmliche ſey, welches Huetius ehedem dem jungen Voſſius auflöſete, der es ebenfalls in einer Handſchrift gefunden hatte. Je me trouvai, erzählt er in ſeinen Huetianis, un jour à Amſterdam, en compagnie de quelques gens de Lettres, du nombre deſquels étoit le jeune Voſſius fils du célébre Gerard Jean. Comme il avoit un grand uſage de la littérature Grecque, et qu'il lui avoit paſſé par les mains beaucoup d'anciens manuſcrits Grecs, il nous dit qu'il avoit découvert ce jour-là meme une Epigramme Grecque, qui meritoit de nous etre rapportée, et ſur le ſens de laquelle il deſiroit nous conſulter. Voici l'Epigramme.

Καλὴ Πηνελόπεια γυνὴ κλειτοῦ Ὀδυσῆος,
Ἓξ ποσὶν ἐμβεβαῶσα, τριδάκτυλος ἐξεφαάνθη.

La queſtion étoit de ſavoir ce que c'eſt que cette Penelope, qui marche avec ſix pieds, et qui n'a que trois doigts. Chacun demeura dans le ſilence, cherchant dans ſa tête la ſolution du problême, ſans la trouver, quoiqu'elle ſemble ſe preſenter d'ellemême, et ſauter aux yeux. Il faut prendre le premier vers plus materiellement qu'on ne le prend, et comme n'ayant aucune relation à la perſonne de l'ancienne heroine Penelope, mais ſignifiant ſimplement ce vers hexametre marchant à ſix pieds, comme tous les autres vers hexamétres; et dans le nombre de ces ſix pieds, ayant trois dactyles. Wie geſagt, eben dieſes Epigramm findet ſich auch in unſerm Manuſcripte: nur daß der erſte Vers ganz anders lautet. Nehmlich:

Κούρη Ἰκαρίοιο περίφρων Πηνελόπεια.

Inzwiſchen ändert dieſes in dem Räthſel ſelbſt nichts. Denn auch hier hat Penelope ſechs Füſſe, und drey Finger.

* * *

Dieſer Aufſatz, ſo weit der vorhergehende Bogen ihn faßt, war bereits abgedruckt, als zwey hieſige Gelehrte, die Herren Heuſinger und Leiſte, nicht vergebens einen Blick darauf warfen.

Herr Heuſinger, zu deſſen längſt bekannten Einſichten in dem ganzen Felde der alten Litteratur und Kritik ich öfterer meine Zuflucht nehme, und ſelten umſonſt genommen habe, glaubte zu bemerken, daß Num. IV. wohl ein doppeltes Epigramm ſeyn dürfte, indem die vier letztern Zeilen eines Aufſchluſſes fähig wären, der auf die erſtern viere nicht paſſe. Er entdeckte nehmlich in jenen ein ähnliches grammatiſches Spielwerk, als ſich in dem kleinen Epigramm auf die Penelope findet; dem zu Folge die Worte nicht nach ihrer Bedeutung, ſondern nach ihrem metriſchen Werthe müſſen genommen werden. Der Vers iſt es alſo ſelbſt, der von ſich ſagt: Δάκτυλον ἐκπάγλως πόδα ἴσχω: Denn das Wort δάκτυλος iſt nicht allein der Name eines metriſchen Fuſſes, ſondern füllet dieſen Fuß auch ſelbſt. Καὶ πόδα δάκτυλον ἴσχω: Die Worte καὶ πόδα geben einen Daktylus. Ὄμματά μοι ποὺς καὶ δάκτυλος: das Wort ὄμματα macht einen Fuß, und zwar einen Daktylus. Ἀνθρώπων ποὺς: ein Choriambus. Ξύμπαντα μέλη ποὺς: nicht, daß alle griechiſche Namen der menſchlichen Glieder einen Fuß gäben, deren verſchiedne nur eine Sylbe haben; ſondern weil ξύμπαντα μέλη einen Amoebäus machen. Αὐτὰρ ὁ πούς, οὔ μοι πούς: eben, weil die Proſodie keine einſylbichte Füſſe erkennet. Καὶ κεφαλὴν φορέω, δακτύλῳ ἀντίθετον: Das Wort κεφαλὴ giebet einen verkehrten Daktylus; einen Anapäſt. —

Herr Leiſte, eben der würdige Schulmann, der ſich nur noch neulich, durch eine vortreffliche Angabe einer vollkommnern Luftpumpe, ſo vielen Beyfall erworben, hatte ſich indeß bey dem arithmetiſchen Problem verweilet, und war meiner Meynung, daß es wenigſtens in der Geſchichte der Arithmetik aller Aufmerkſamkeit werth ſey; wenn es anders keine unmögliche Foderung enthalte, welches ſich ſogleich nicht überſehen laſſe. Auf mein Erſuchen, mir ſeine nähern Gedanken darüber mitzutheilen, hatte er einige Tage darauf die Güte, mir eine Art von Berechnung zuzuſtellen, welche, wenn ſie ſchon die geſuchten Zahlen nicht ſelbſt liefert, doch derſelben Möglichkeit zu Tage legt, und den Weg zeigt, auf welchem ſie gefunden werden können und müſſen. Was ſonſt daraus zu folgern ſeyn dürfte; ich meyne, ob man ſonach den Alten weit mehr Vortheile und Methoden in der Arithmetik zutrauen müſſe, als man bisher geglaubt; oder ob es vielmehr wahrſcheinlich, daß der Aufgeber ſelbſt nicht gewußt, was er aufgiebt, beſonders, da er ſo ungeheure Zahlen in Rinder ausdrücken wollen, und eine Heerde auf Sicilien weiden laſſen, wofür die Erde zu klein iſt: das alles mögen kundige Leſer beurtheilen, denen ich gedachte Berechnung ſelbſt hiermit vorzulegen, die Erlaubniß habe.

Zur Auflöſung des Problems, Seite 296.

von Herrn Chr. Leiſte.

„Die Buchſtaben W, X, Y, Z und w, x, y, z haben die Bedeutung, welche ihnen auf der 300ſten Seite gegeben iſt, und

$$W = \tfrac{1}{2} X + \tfrac{1}{3} X + Z = \tfrac{5}{6} X + Z$$

$$X = \tfrac{1}{4} Y + \tfrac{1}{5} Y + Z = \tfrac{9}{20} Y + Z$$

$$Y = \tfrac{1}{6} W + \tfrac{1}{7} W + Z = \tfrac{13}{42} W + Z$$

ferner $w = \tfrac{1}{3} (X + x) + \tfrac{1}{4} (X + x) = \tfrac{7}{12} (X + x)$

$$x = \tfrac{1}{4} (Y + y) + \tfrac{1}{5} (Y + y) = \tfrac{9}{20} (Y + y)$$

$$y = \tfrac{1}{5} (Z + z) + \tfrac{1}{6} (Z + z) = \tfrac{11}{30} (Z + z)$$

$$z = \tfrac{1}{6} (W + w) + \tfrac{1}{7} (W + w) = \tfrac{13}{42} (W + w)$$

Man ſucht aus dieſen Gleichungen die Werthe für W, X, Y, Z und w, x, y, z, in ganzen Zahlen ſo zu beſtimmen, daß W + X eine viereckigte und Y + Z eine dreyeckigte Zahl iſt.

I. Da für die vier groſſen Zahlen nur drey Gleichungen gegeben ſind: ſo kann nur das Verhältniß derſelben gegen einander beſtimmt werden. Dieß aber findet man leicht, wenn man die unbekannten Zahlen in den Gliedern, wo ſie als Brüche vorkommen, die entweder zu einer andern ganzen Zahl addirt, oder für ſich eine ganze Zahl geben ſollen, ſo zerlegt, daß ihr Nenner ein Factor derſelben wird. Nach dieſer Regel iſt

1. Das Verhältniß der Ochſen

$W = \tfrac{5}{6} X + Z$. Man zerlege die unbekannte Zahl X, welche hier als ein Bruch vorkommt, welcher zu der ganzen Zahl Z addirt die ganze Zahl W geben ſoll, in 2 Factors, davon der eine = 6 iſt. Alſo man ſetze

$X = 6\,d$, ſo iſt

$W = 5\,d + Z$

$X = \frac{9}{20}\,Y + Z$

$Y = \frac{20}{9}(X - Z) = \frac{20.6}{9}\,d - \frac{20}{9}\,Z = \frac{120}{9}\,d - \frac{20}{9}\,Z$

ferner iſt $Y = \frac{13}{42}\,W + Z = \frac{13.5}{42}\,d + \frac{13}{42}\,Z + Z = \frac{65}{42}\,d + \frac{55}{42}\,Z$

$\left(\frac{120}{9} - \frac{65}{42}\right) d = \left(\frac{55}{42} + \frac{20}{9}\right) Z$

$Z = \frac{297}{89}\,d$

Man ſetze $d = 89\,f$; ſo iſt $Z = 297\,f$

$Y = \frac{20}{9}\,(6.89 - 297)\,f = \frac{20.237}{9}\,f = \frac{20.79}{3}\,f$

$f = 3\,m$

und $Y = 20.79\,m = 1580\,m$

$Z = 3.11.27\,m = 891\,m$

$W = 5.89.3\,m + 3.11.27\,m = 2226\,m$

$X = 6.89.3\,m = 1602\,m$

$W + X = (6+5)\,89.3\,m + 3.11.27\,m = (89 + 27)\,11.3\,m$

$= 4.29.11.3\,m = 3828\,m$

2. Das Verhältniß der Kühe:

$w = \frac{7}{12}\,X + \frac{7}{12}\,x = \frac{7.1602}{12}\,m + \frac{7}{12}\,x = \frac{7.267}{2}\,m + \frac{7}{12}\,x$

alſo $m = 2\,p$, und $x = 12\,\alpha$

$w = 7.267\,p + 7\,\alpha$

$x = 12\,\alpha = \frac{9}{20}\,Y + \frac{9}{20}\,y = \frac{9.1580.2}{20}\,p + \frac{9}{20}\,y = 9.158\,p + \frac{9}{20}\,y$

$4\,\alpha = 3.158\,p + \frac{3}{20}\,y$

$y = \frac{20.4}{3}\,\alpha - 20.158\,p$

Man ſetze $\alpha = 3\,\beta$; ſo iſt $y = 20.4\,\beta - 20.158\,p$

ferner iſt $y = \frac{11}{30}\,Z + \frac{11}{30}\,z = \frac{11.891.2}{3.5.2}\,p + \frac{11}{30}\,Z = \frac{11.297}{5}\,p + \frac{11}{30}\,z$

wenn alſo $p = 5\,q$, und $z = 30\,\gamma$;

ſo iſt $y = 11.297.q + 11\,\gamma = 20.4\,\beta - 20.158.5\,q$

$11\,\gamma = 20.4\,\beta - 19067\,q$

$\gamma = \frac{80}{11}\,\beta - \frac{19067}{11}\,q$

$z = 30\gamma = \frac{13}{12} W + \frac{13}{12} w = \frac{13.2226.10}{21.2} q + \frac{13.7.267.5}{2.7.3} q + \frac{13.7.3}{2.7.3} \beta$

oder $30\gamma = \frac{1806.13}{2} q + \frac{13}{2} \beta$

Es ſey alſo $q = 2r$ und $\beta = 2\delta$;

ſo iſt $\gamma = \frac{1806.13}{30} r + \frac{13}{30} \delta = \frac{301.13}{6} r + \frac{13}{30} \delta$

vorher war $\gamma = \frac{80.2}{11} \delta - \frac{19067.2}{11} r$

$\frac{80.2}{11} \delta - \frac{19067.2}{11} r = \frac{301.13}{16} r + \frac{13}{30} \delta$

$4657\,\delta = 1359235\,r$

$\delta = \frac{1359235}{4657} r$

Hier muß noch $r = 4657\,u$ geſetzt werden;

folglich $q = 2r = 9314\,u$

$p = 5q = 10r = 46570\,u$

$m = 2p = 10q = 20r = 93140\,u$

ferner $\delta = 1359235\,u$

$\beta + 2\delta = 2718470\,u$

$\alpha = 3\beta = 6\delta = 8155410\,u$

$x = 12\alpha = 36\beta = 72\delta = 97864920\,u$

alſo $\gamma = \frac{80}{11}\beta - \frac{19067}{11} q = 3626142\,u$

$z = 30\gamma = 30.3626142\,u = 108784260\,u$

$w = 7.267\,p + 7\alpha = 144127200\,u$

$y = 80\beta - 15800\,q = 70316400\,u$

und wenn man die vorigen Werthe W, X, Y, Z mit 93140 u = m multiplicirt: ſo bekommt man

$W = 2226.93140\,u = 207329640\,u$

$X = 1602.93140\,u = 149210280\,u$

$Y = 1580.93140\,u = 147161200\,u$

$Z = 891.93140\,u = 82987740\,u$

Hier kann u unter den ganzen Zahlen alle mögliche poſitive Werthe, unter den Brüchen aber nur diejenigen bekommen, welche gemeinſchaftliche Theiler der acht gefundenen Zahlen ſind. Alſo $u = \frac{1}{20}$; oder, weil $20 = 2.10 = 4.5$; ſo kann anſtatt u auch $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{5}$, $\frac{1}{10}$ geſetzt werden, wenn dadurch anders den beyden übrigen Forderungen in dieſer Aufgabe ein Genüge geſchehen könnte. In allen Fällen aber kann man $u = \frac{1}{20} v$ ſetzen, und die Werthe ſind:

$$\begin{aligned} W &= 10366482\,v \\ X &= 7460541\,v \\ \hline W + X &= 17826996\,v = 4.957.4657\,v \\ Y &= 7358060\,v \\ Z &= 4149387\,v \\ \hline Y + Z &= 11507447\,v \\ w &= 7206360\,v \\ x &= 4893246\,v \\ y &= 3515820\,v \\ z &= 5439231\,v \end{aligned}$$

Setzt man $u = 4$: ſo bekommt man die Zahlen, welche der Scholiaſt angegeben hat, und

$$\left.\begin{aligned} W &= 207329640.4 = 829318560 \\ w &= 144127200.4 = 576508800 \end{aligned}\right\} \text{weiſſe Heerde}$$

$$\left.\begin{aligned} X &= 149210280.4 = 596841120 \\ x &= 97864920.4 = 391459680 \end{aligned}\right\} \text{blaue Heerde}$$

$$\left.\begin{aligned} Y &= 147161200.4 = 588644800 \\ y &= 70316400.4 = 281265600 \end{aligned}\right\} \text{ſcheckigte Heerde}$$

$$\left.\begin{aligned} Z &= 82987740.4 = 331950960 \\ z &= 108784260.4 = 435137040 \end{aligned}\right\} \text{fahle Heerde.}$$

II. Weil $W + X$ eine viereckigte Zahl ſeyn ſoll: ſo muß die Summe der Zahlen von W und X ſich in ſolche Factores zerlegen laſſen, die ſämtlich Quadrat-Zahlen ſind. Finden ſich unter dieſen einige, womit alle acht Werthe dividirt werden können: ſo ſchaffet man dieſe durch die würkliche Diviſion weg, weil die Zahlen doch noch ungemein groß bleiben werden. Aus dieſem Grunde können die Zahlen des Scholiaſten mit 16, und die hier zuerſt aus den Gleichungen gefundenen mit 4 dividirt werden.

Finden ſich aber unter den Factoren einige, daraus die Quadrat-Wurzel in ganzen Zahlen nicht angegeben werden kann: ſo verſuche man ebenfalls, ob alle acht Werthe dadurch theilbar ſind. Iſt dieß: ſo hebt man auch dieſe durch die würkliche Diviſion auf. So ſind alle acht Werthe noch durch 5 theilbar, und eben deßhalb konnte $u = \frac{1}{20} v$ geſetzt werden.

Hiedurch bekommt man nun $W + X = 4 . 957 . 4657\, v$, darunter 957 und 4657 noch keine Quadrat-Zahlen ſind. Sollen ſie es werden: ſo muß man $v = 957 . 4657\, n^2 = 4456749\, n^2$ ſetzen, womit alle acht Werthe zu multipliciren ſind.

Alſo geben des Scholiaſten Zahlen $W + X$ keine viereckigte Zahl, und ſeine Auflöſung iſt in Anſehung dieſer Forderung falſch. Der geringſte Werth von $W + X$, für $n = 1$, iſt $= 17826996 . 4456749 = 79450446596074$, davon die Wurzel $= 2 . 957 . 4657 = 8913498$ iſt. So viel Ochſen alſo ſtänden in jeder Reihe des Vierecks, darinn ſie geſtellet werden ſollen. Hat nun der Dichter die Ochſen der Sonne ſich ſo groß gedacht, als die Ochſen der Erde: ſo hat er, wenn ſie auch dicht hinter einander geſtellt werden ſollten, der Länge nach nicht mehr als zwey auf die Länge einer Reinländiſchen Ruthe rechnen dürfen. 1969 ſolcher Ruthen gehen auf eine geographiſche Meile. Alſo hat er einen Platz für ſie gedenken müſſen, der wenigſtens 4456749 Rheinländiſche Ruthen, oder 2262 geographiſche Meilen lang, und, weil die Ochſen nach der Figur eines Vierecks geſtellt werden ſollen, eben ſo breit iſt. So groß aber wird er ſich doch wohl Sicilien nicht gedacht haben!

Doch man nehme dieſe Geſchöpfe der Sonne ſo groß oder ſo klein an, als man will; ſoll $W + X$ eine viereckigte Zahl ſeyn: ſo iſt die Zahl aller Heerden, für $n = 1$, nicht geringer als $50389082 . 4456749 = 224571490814118$; und ſollen dieſe auf unſerer Erde ſtehen, deren Oberfläche nicht 3090000 geographiſche Quadrat-Meilen eigentlich feſtes Land enthält: ſo kämen, wenn wir auch dieſe Zahl annähmen, dennoch über 72641195 Stück auf jede Quadrat-Meile, und an 19 Stück auf jede Quadrat Ruthe.

III. Man kann aber n nicht $= 1$ ſetzen, wenn $Y + Z$ eine dreyeckigte Zahl ſeyn ſoll. Denn fände dieß ſtatt: ſo wäre $Y + Z = 11507447 . 4456749 = 51285802909803 = \frac{t^2 + t}{2}$, wo t die Seiten-Zahl des Dreyecks ausdrückt.

Alſo $2(Y + Z) + \frac{1}{4} = (8(Y + Z) + 1)\frac{1}{4} = \frac{410286423278425}{4} = t^2 + t + \frac{1}{4}$; alſo $\sqrt{410286423278425} = 2t + 1$; folglich die Zahl unter dem Wurzel-Zeichen ein vollkommenes Quadrat. Aber diß iſt es nicht. Alſo darf n wegen der letzten Forderung nicht $= 1$ ſeyn; ſondern dieſer Werth muß erſt geſucht werden.

Man nenne zu dem Ende $410286423278424 = 8.51285802909803$ um der Kürze willen a: ſo iſt $\sqrt{(an^2 + 1)} = 2t + 1 = m$.

Alſo muß für n^2 eine ſolche Zahl geſucht werden, wodurch der Ausdruck $\sqrt{(an^2 + 1)}$ rational, oder $an^2 + 1$ ein vollkommenes Quadrat in ganzen Zahlen wird.

Man ſieht leicht, daß der Factor, womit a multiplicirет werden ſoll, wegen $W + X$ ein Quadrat ſeyn müſſe, und zwar ein ſolches Quadrat, wodurch $\sqrt{(an^2 + 1)}$ eine ungrade ganze Zahl $= 2t + 1$ wird. Denn wäre $\sqrt{(an^2 + 1)}$ eine grade Zahl: ſo würde t keine ganze Zahl ſeyn können, welches der Forderung entgegen iſt.

Ohnſtreitig ſind dieß zwey ſchwere Bedingungen, die die weitläuftigſte Rechnung erfordern; indeß ſind ſie doch möglich. Denn da a weder negativ, noch für ſich ein Quadrat iſt: ſo iſt es möglich, nach Pells Regel, die Herr Euler im 7ten Capitel des 2ten Abſchnitts im 2ten Theil ſeiner vollſtändigen Anleitung zur Algebra ausführlich erklärt, den Ausdruck $an^2 + 1$ zu einem Quadrat in ganzen Zahl $= m^2$ zu machen. Hier iſt es nun zwar noch möglich, ob gleich nicht wahrſcheinlich, daß man für m eine grade Zahl finden könne. Allein in dieſem Fall ſetzt man den Ausdruck $= ax^2 + 1 = y^2$ und ſucht aus den gefundenen Werthen m und n nach dem vorigen 6ten Capitel §. 86 und 88, mit Zuziehung der Gleichung $aff + 1 = g^2$ (wo f zuerſt $= 0$ geſetzt wird) alle mögliche Werthe für x und y, worunter gewiß einer ſeyn wird, der $y = m$ in einer ungraden Zahl angiebt. Der kleinſte darunter iſt der verlangte, den man $= 2t + 1 = m$ ſetzt; woraus ſich $t = \frac{m - 1}{2}$ ſo gleich ergiebt.

XIV.

Erasmus Stella
und deſſen nun erſt ans Licht tretende Commentarii
DE REB. AC POP. PR. ORAE INTER ALBIM ET SALAM.

Der Vorſatz, mich von allen Werken und Schriften zu unterrichten, um welche unſere Bibliothek beſondere Verdienſte hat, führte mir auch Andr. Althammers Leben in die Hände, welches 1740 der damalige Conrector zu Wolfenbüttel und itzige Rector in Schöningen, Herr M. Ballenſtedt, herausgegeben(*). Denn der Verfaſſer hat demſelben einige nicht unwichtige Dinge beygefügt, die er aus Papieren unſerer Bibliothek genommen zu haben bekennet; beſonders XXX Briefe von verſchiednen gleichzeitigen Gelehrten an Althammern.

Unter dieſen Briefen nun fand ich den einen, von Erasmus Stella, beſonders merkwürdig, weil er Nachrichten enthält, die Kreyſing, als er das Leben dieſes mehr berüchtigten als berühmten Geſchichtſchreibers abfaßte,(**) ſehr wohl hätte brauchen können. Man lernt daraus nicht allein des Stella Antiquitates Borussicas näher kennen: ſondern ſieht auch, wie es gekommen, daß er ſein Werk von den *Meißniſchen* Alterthümern nicht drucken laſſen, von welchem er doch ſo viel Wunders ſagt. Man höre nur: Ego noſtris conſulere cupiens, itemque tum patriæ tum provincialibus gratificare volens, oræ intra Salam & Albim, (quæ hodie abuſu, ceu pleraque alia, Misnia vocatur) antiquitates ab origine multo meo ſudore indagavi, primusque noſtratibus parentes, avos proavosque pro virili oſtendi, civibus urbium conditores indicavi, legum latores in medium produxi, proceribus arcium turritarum auctores attuli, et alia id genus multa, quæ hactenus Cimmeriis tenebris obruta iacuerunt u. ſ. w. Wer ſollte nun nicht bedauren, daß ſo ein

---

(*) Andreæ Althameri Vita. Accedunt I. Althameri Hiſtoria Monaſterii Kital, item biga Epiſtolarum et de Sueviæ Laudibus Epiſtola. II. Io. Hornburg de ſitu Gundelfingæ. III. Epiſtolæ XXX. ad Althammerum. Omnia cura et ſtudio *Io. Arn. Ballenſtadii*, Wolfenbut. 1740. 4to.

(**) Diplomatiſche Nachleſe der Hiſtorie von Oberſachſen. Th. III. S. 500

Werk auch nach ſeinem Tode nicht an das Licht gekommen? ja, daß es nunmehr vielleicht ſo gut als gänzlich verloren iſt? Denn Kreyſing ſelbſt wußte weiter nichts davon zu ſagen, als: „Peter Albinus hat es mit ſeinen Anmerkungen heraus geben „wollen, ſo aber nicht geſchehen. Ein Stück davon, auf 1½ „Bogen, ſoll nach dem Zeugniſſe Caſp. Sagittarii auf der „Zwickauer Bibliothek liegen.“

Mit Gedanken über dieſen Verluſt, und ich weiß nicht in welcher glücklichen Ahndung, ſuchte ich die Papiere ſelbſt auf, welche Herr Ballenſtedt gebraucht hat. Und was meynet man, daß ich bey dem erſten Aufſchlage darunter erblickte? Eben dieſes, für ſo gut als verloren geſchätzte, Werk des Stella.

Ich lege es hiermit ſo fort meinen Leſern vor, und laſſe das Mehrere, was ich davon zu ſagen habe, hintennach folgen.

DE REBVS AC POPVLIS
ORAE INTER ALBIM ET SALAM
GERMANIAE FLVMINA
ERASMI STELLAE LIBANOTHANI
COMMENTARII.

DEDICATIO.

Illuſtriſſimo Principi ac Domino,
DOMINO FEDERICO,
Romani Imperii Hyperhipparcho, Electori, Saſſoniæ Duci, Marchioni Miſniæ &c.
ERASMVS STELLA LIBANOTH.
S. P.

Plato, ille Deus Philoſophorum, ſacerdotem Aegyptium Soloni dixiſſe ſcribit: O Solon, Solon, vos Græci ſemper pueri eſtis, nec quisquam e Græcia ſenex. Cur iſtud diceret, Solone percontante, ſacerdotem reſpondiſſe refert: Quod vobis nulla cana ſcientia eſt, nulla priſcarum rerum notitia, nulla vetuſtatis commemoratio, vt qui res duntaxat nuper geſtas, ac recenter monumentis traditas, celebretis; quo ſit, ut vobis ſemper iuvenis ſit animus, et nulla rerum anteactarum cognitione imbutus, rudes et ignari præteritorum ſitis. Hanc Platonis, ſive Aegyptii

ſenis, Illuſtriſſime Princeps, ſententiam inſtar oraculi habendam ſemper exiſtimavi maxime, quod nulla rerum ignorantia tam fugienda ſit, quam peculiarium, quam patriæ parentumque ortus neſcire. Quid enim ignavius, quid craſſius eſſe poterit? Quid contra generoſius, quid ſplendidius, quam ſe ipſum, maioresque ſuos, et res patriæ egregie callere? priſca veluti præſentia cernere? breviter ὅττι τοι ἐν μεγάροισι κακόν τ' ἀγαθόν τε τέτυκται non ignorare? Proinde, ſi id ſacerdos ille Aegyptius de Græcis proloqui audebat, qui quamvis rerum ſuarum primordia ab aquarum inundatione, et Deucalionis diluvio repetere noverant; qui civitatum ſuarum iacta fundamenta ac populorum ducumque egregia facta adeo calluerunt, ut et in cœnis et ad epulas deorum decantarentur; qui hiſtoriarum ſuarum ſeriem longiſſime deductam, non ſolum literis et poematibus, ſed etiam picturis expreſſerunt, iis tamen tam multis non ſatisfecerant ſeni, quin ipſos rudes ac pene infantes cenſeret, nempe quod minus, quam par eſſet, vetuſtates patriæ tenerent, quid putas Illuſtriſſime Princeps, hic ſacerdos ad noſtrates diceret? qui res gentiles non modo non a Deucaleone et Pyrrha repetere, verum ne ab iis quidem, quæ domi nata ſunt, deducere norunt, quin etiam et genus et patriam ſcire nequeunt? Quotusquisque nempe erit, qui a Thuiscone, Theutonicorum omnium parente, aut ab eius filio Manno, aut ipſius nepote Hermione originem gentis ſuæ, aut veterum religionem et ſtudia monſtrare noverit? et, quod magis pudet, ſi citantur vel Calucones vel Danduti, Thiriochemæ, et Tubanti vel Cauptæ et id genus alias vetuſtas Germaniæ noſtræ voculas, quotus eſt qui hæc agnoſcat? qui has nuncupationes ad ſe nec pertinere arbitrabitur, verum potius ad illa ipſa nomina, ceu vltra Indum et Gangem populos indicantia, exſtupeſcet? Si denique (ut recentiora attingam) vel Soraborum, vel Cygneorum, vel Libanothanorum ſedes intra Salam & Albim fuiſſe, aliquis diligens rerum monſtrabit indagator, nemo ex his, qui et docti videri volunt, a riſu ac exſibilatione temperabit. Quid horum omnium cauſa ſit, dicam: ſola nempe et vnica vetuſtatis rerum patriæ negligentia. Sed has nuncupationes tamque obſoletas miſſas faciamus. Quotus erit inter tot milia, qui parentum ac maiorum ſuorum ſtemmata, et ab his præclare edita facinora, afferre queat, unde tamen ſibi velis ac quadrigis cum nobilitatem, tum generis claritatem vendicare contendit? Silentio hic prætereo, quod pauciſſimis curæ fuit, tot urbium, oppidorum, ac arcium iacta fundamenta; quos conditores vel legumlatores habue rint, quibus inſtitutis creverint, quibus demum ſtudiis aucta illuſtrataque ſint, perquirere. Et, ſi hæc omnia, veluti prophana, inutilia et ad ſe minus pertinentia repudient, ſaltem indicent velim, quorum eruditione tandem ad melioris vitæ frugem, hoc eſt, Chriſti cultum (quæ vera et unica pietas eſt) perducti, ipſoque lavacro baptismatis renati ſint; quorum ſudoribus ſpinæ et tribuli ex vinea Domini exciſa ſint; et cui ſemen evangelicæ doctrinæ acceptum ferant. Quæ ignorare et cæcitatem Phinei maiorem arguit, et ingratitudinis notam maximam inurit. Quod ſi magna ingratitudo cenſenda ſit, hos contemtui habere, qui nobis has ſedes præpararunt, qui prima fundamenta omni poſteritati iecerunt, qui ſuccedentibus nobis domicilia, oppida, urbes ſtatuerunt, qui illas optimis legibus et munierunt et ornaverunt; omnium certe maxima & impudentiſſima erit ingratitudo, eos negligere, et ceu ignotos deſpicere, qui nos a malorum dæmonum cultu ad veri dei cognitionem, a paganiſmo ad Chriſtianiſmum, a tartareis vinculis ad eccleſiæ perduxerunt Elyſium. O cæcitatem plus quam talpeam! o ignorantiam omnium craſſiſſimam! o deſidiam omnibus bonis ingeniis execrandam! quæ hactenus omnem hanc oram, ab Albi ad Salam usque latiſſime patentem, tenebris, vt aiunt, Cimmeriis obrui paſſa eſt. O infelicitas patriæ (quamquam in ceteris beata) quæ inter tot eruditos, quos fovit, aluit, et exornavit, nec unum invenit quidem, qui hanc caliginem ab ſe, pro virili ſua, abigere attemptarit! Ob id mihi pulcherrimum munus viſum, Illuſtriſſime Princeps, ſi mea opera quantulacunque, patria (qua nihil dulcius eſſe poterit) ex tam diuturna obſcuritate, in lucem ſolemque prodeat, nativoque decori reſtituatur, quo ſimul et noſtratibus (qui de origine ſua ſolliciti eſſe ſolent) gratificarer, parentes ſuos, hactenus ignoratos, monſtrando, et aliis feneſtram aperirem, viamque (ſi cuique ingredi libitum foret) a ſalebroſis involucris purgatam, haberent. Attulimus autem, ad tam denſas tenebras abigendas, multa ex eruditorum, tum veterum, tum recentiorum penu, ſecretiora haud indigna ſcitu, et id non abſque periculo, quod a protrita et vulgari opinione longius diſſentimus. Quam ob rem vnumquemque, in cuius manus hæ noſtræ lucubrationes venerint, admonitum velimus, ne eas, priuſquam perlegerit, auctoresque, quos citamus, perſpexerit, culpet. Quis enim in re tam vetuſta, in qua ſæpenumero coniectura innitendum eſt, aliquando non coecutiat? Ob id æqui bonique faciant lectores candidi ea, quæ noſtro Marte conquiſita ſunt, ac hilari fronte potius accipiant, quam mordaci dente atterere velint. Quod ſi qui erunt, qui has vetuſtates, noſtris coniecturis utcunque erutas, ſe melius noſſe autument, me eis nequaquam obſiſtere ſciant, ſed in eorum ſententiam (modo meliora dicant, et ea, quæ a dignis ſcriptoribus non diſcrepent) manibus et pedibus iturum. Verum, quo tam vetuſtis rebus, e Letheo flumine exemtis, conſultum foret, eas tuis auſpiciis, Magnanime Princeps, invulgari dignum duxi; cum, quod tui nominis ſplendore illas ipſas illuſtriores futuras auguror, tum, quemadmodum, te auctore, res præſentes omnimode floreſcunt, ita, te auſpice, quæ priſca ſunt reviviſcant. Sed de hoc melius eſſe ratus, verecundo ſilentio tacere, quam ieiuno ore effari, preſertim cum res ipſa loquatur. Nemo nempe eſt, qui ignoret, quibus dotibus patriam tuam excolueris, ornaris ac illuſtraris. Tu itaque, Princeps Illuſtriſſime, ſi mea hæc ſtudia benignius fovere, clementius tueri, et, dum feriatus fueris, legere non dedignaberis, calcar mihi ad maiora, tui nominis cauſa conaturo, adhibebis.

Interea vale, Illuſtriſſime Princeps, unicum patriæ decus et præſidium. Ex Cygneo, urbe tua.

COMMENTARIVS PRIMVS.

Portio Germaniæ, quæ intra Albim et Salam latiſſime patet, ab Auſtro Sudetis ſaltibus, qui hodie Boemicales dicuntur, obducta, a Boreali parte Saxonum finibus præcluſa, priſcis temporibus multis populis inhabitata ab autoribus ſcribitur: qui, CORNELIO TACITO, STRABONE et PTOLEMAEO atteſtantibus, *Hertanae*, *Calucones*, *Danduti*, *Camanni*, *Mogellani*, *Coldui*, *Eudoſes*, *Varini*, *Cauptae*, *Suardones*, *Viuttones*, *Ariones*, *Tubanti*, *Reuduni* nuncupati fuere, et hæc loca, per pagos et vicos latiſſime diffuſi, incoluerunt, aboriginesque iſtius loci optimo iure cenſentur, tum, quod nulli priores illic ſedes habuiſſe comperiuntur, tum, quod non aliunde adventitii, verum ab Hermione, Thuiſconis ex filio Manno nepote, (cui penitiora loca Germaniæ paterna diſtributione obtigerant) deſcendiſſent, cuius nati et natorum nati vndiquaque loca vacua, quantumcunque aſpera et inculta, invaſerunt. Qui ex his primi hanc oram occuparunt, Helmionem ſecuti feruntur, a quo in univerſum Helmiones, poſthac Helmantici dicti, ipſaque ora Helmonia quantumlibet ab eis culta. Id primum et vetuſtiſſimum iſtius oræ nomen fuiſſe, ſagax indagator ex Corn. Taciti traditione deprehendet. Superſunt vſque hodie loca, veſtigia iſtius adpellationis præ ſe ferentia; verum ſubſequenti ætate, poſteris propemodum auctis, etiam ſedes proferre libuit. Prout autem vel familia, vel corona hominum eorum, locum habitare ceperat; ſibi ipſi adplaudendo, a capitibus incolarum, nova nomina regioni indiderunt. Hinc illa varietas nuncupationum ſuccrevit, priſcaque ac genuina nomenclatura antiquata eſt. De his autem populis peculiare quod præfari poſſim, habeo nihil, niſi, ſicut Cornelius de Germanis ſcriptum reliquit, ipſis vitam in venatione ac pecore fuiſſe, cuius numero plus, quam proceritate gaviſi ſunt. Has ſolas opes ſuſpiciebant, divitiasque gratiſſimas ducebant, non tam faciles ad aratra, quam ad bella prompti; quod ingeneroſum inersque putabant, ſudore acquirere, quod ſanguine parari poſſit. Quod ſi pax domi fuiſſet, ne otio torperent, vltro externas nationes, quæ tum bellum aliquod gerebant, petierunt, id agentes, quo magis inter ancipitia clareſcerent, aut quo magnum comitatum in patria tuerentur. Omni itaque luſtro aliquot milia in bella armarunt, aut in vicinas regiones, pro præda abigenda, miſerunt. Quod ſi quando in uberiora loca incidiſſent, in illis et ſedes ſuas locaverunt, ceu in ſequentibus mox indicabimus. Sunt aliquoties Romana arma ſequuti. Nam ſub Conſtantino ac Theodoſio militaverunt; poſthac Arcadio auxilio contra Gothos ſuere; ubi Suevis ſinitimis, a Stilicone excitis, ſeſe aſſociarunt. Nam per id tempus Suevi interiora, et mediterranea Germaniæ ad Albim uſque, Ptolomæo autore, tenuerunt. Cum his commilitium facientes, Galliam ingreſſi, quorum opera Franci ex Gallia pulſi, deinde et Gothi ſub Aëtio cæſi, Attilaque ſugatus eſt, ipſi vero ad populationem regionis converſi, eam ingenti clade afflixerunt. Eadem cum Suevis Hiſpaniam irrumpentes, ſedes in Luſitania deſumpſerunt; quibus derelictis, iterum Gallias repetunt, res Francorum, ob priſtinas ſimultates, turbantes. Deinde, poſt diutinas conflictiones, pars ſedes circa Treverim accepit, quæ poſthac Vangionum regionem ingreſſa, in ea conſedit, vrbemque Vurmatiam condidit: pars vero, quæ Gallia cum Succis exierat, Germaniam repetit, et in ſedes Saxonum (qui Italiam cum Longobardis invaſerant) irruit atque occupat, de quo in ſubſequentibus. Habitabant autem hi populi vrbes admodum paucas, nec inter ſe coniunctas ſedes cohærentiaque ædificia parabant, ſed diſcreti ac ſeparati, vt fons, vt campus, ut nemus illexiſſet, manſiones ſtatuere. Vicos etiam locaturi, non connexis domibus, ſed quiſque amplo ſpatio domum circumdedit ſuam; ſive vt commode villæ, arua, ac paſcua adeſſent alendo pecori; ſive adverſus ignis caſus, hoc remedio uſi. Eo forte factum reor, ut tot populi in una regione fuiſſe apud veteres ſcriptores legantur, quot hodie urbes inſignes vix numerantur. Ptolomæus tamen binas urbes, Laphurdium et Galegiam, unamque ad Albim, his populis fuiſſe ſcribit. Fuerunt autem hi populi, Tacito autore, montibus et ſylvis inter ſe diſcreti, nec notabile quicquam in ſingulis, niſi quod in commune Hertam, id eſt Terram, coluerunt, hancque intervenire rebus hominum, invehique populis, arbitrati ſunt. Unde eis nomen Hertanorum inditum, facile crediderim. In prælia ituri Herculem conciſis animalibus placarunt, ipſumque, primum omnium virorum fortium, cecinerunt. Hunc ſive Theutonicum, ut Beroſus docet, ſive Graium, quemadmodum Cornelius ſentire videtur, denotarint, incertum eſt. Templa nulla extruebant, quod cohiberi parietibus deos non poſſe, arbitrabantur; neque in ullam humani oris ſpeciem aſſimulabant, ob magnitudinem cæleſtium. Verum lucos ac nemora compararunt, et deorum nominibus appellarunt, ſecretum illud putantes, quod ſola reverentia cernerent. Poſtero vero ævo hæ populorum nuncupationes ceſſavere, et in Soraborum tranſierunt adpellationem, quorum tamen pars ſeſe Dalmaticos, pars Libanicos nuncupavit, vel a principibus incolarum, vel a loci ratione, vel quavis alia occaſione ad hanc nominum innovationem adducti. Eſt enim de Soraborum nomine et origine neutiquam unus ſermo, aliis enim cum gente adventitium viſum eſt, utpote a Cimbris, vel a Vandalis exortum. Erant autem Vandali, ut Plinius autor eſt, populi Germaniæ, quorum pars ad Tanaim usque diffuſas ſedes habuiſſe ſcribitur; has, melioris ſoli gratia nanciſcendi, ipſos egreſſos, et in Illyricum primum delatos, ubi ad tempus conſederant. Iterum inde migrantes, Germaniam irrupere, quam longe lateque depopularunt; tandem, Sorabo duce, ſedes in hac ora ſibi uſurparunt, a quo Sorabos dictos volunt. Qui tamen ex his regionem ad Albim tenuerunt, Dalmaticos nuncupatos (ni mendum ſubſit annalibus) comperio, alii Libanicos, ab ipſorum præfecto, vel quod terram Libanticorum occuparunt. Qui vero ad Cimbros Soraborum originem referunt, (nam, qui ſupererant, magnam orbis partem pervagati narrantur.) tandem aliquamdiu ad Boſphorum, qui ab ipſis Cimmerius, quaſi Cimbricus, vt Strabo ait, dictus eſt, conſederunt. Unde iterum egreſſi Germaniam, antiquam patriam, repetentes, et ſeſe non Cimbros, ſed Sorabos, a Sorabo, eorum duce, vocitabant. Argumentum iſtius afferunt urbem Cimbricam, quæ hodie Cibica vulgo adpellatur, quam ab ipſis conditam commemorant. Mea autem de Sorabis ſententia eſt, nec gentem, nec nomen translatitium eſſe, ſed a priſco Suardorum, cuius Tacitus meminit, in hanc nomenclaturam, paucis commutatis literis, conceſſiſſe. At eſto, populum advenam ab incolis in partem ſoli, qualicunque conditione admiſſum (ceu id plurima rerum monumenta teſtantur.) maluit tamen is ipſe populus vetus mutare nomen, quam novum inferre, ut eius prætextu, indigenarum ſibi favorem conciliaret: quemadmodum gens convena Boĕmici ſoli, quæ lingua vernacula gens Zeſchkă dicta eſt, vetus Germanicum nomen retinet. Nam a Ptolemæo Boemi Germaniæ populi indicantur, priusquam Sclavi, (ex quorum ſtirpe eos eſſe, qui hodie Bohemi nuncupantur, nemo inficias it,) intraverant. Manet enim ſæpenumero regionis nomen, modo cultoribus etiam mutatis. Sed quo de Soraborum moribus, ſive adventicii, ſive indigetes fuerint, attingamus, fuit gens hæc bellicoſiſſima, ſed impia, idolatriæ cultrix ſuperſtitioſaque. De qua in annalibus ſcriptum comperimus, ipſam quotannis lacum, per duodecim milia paſſuum ab Albi diſtantem, frequentare ſolitam, diis etiam illic nominibus abominandis hoſtias conſuetas mactando offerendoque, et a lacu, quaſi ab oraculo, futuri anni commoda perdiſcendo. Nam, ſi annus fertilis futurus erat, glande, hordeo ac omni frumenti genere exundabat; ſin bella futura, cruore rubens manabat; ſi vero peſtilentiam ingruituram certum erat, cinere conſperſus lacus conſpiciebatur. Hic gentis mos, mire ſuperſtitioſus, tam diu duravit, donec per Cæſarem Henricum, qui veræ pietatis cultum huic terræ invexit, exploderetur. De his etiam populis in hiſtoriis

Francorum in hanc ſententiam legitur, quod cum Dagaberto rege Francorum, amicitiam inierunt; adverſus quos tamen, ob frequentem excurſionem, quam in Thuringos, ſocios amicosque Francorum, fecerant, arma induit, ſed parum felici ſucceſſu. Nam Franci non modo fugati ab eis, verum et cæſi et caſtris exuti fuere. Ea victoria ferociores facti Sorabi, non ſolum Thuringis, ſed et Saxonum genti finitimæ, damna intulerunt. Id Saxones ad Dagabertum queſtum miſere; pollicentes, ſi tributo, quod hactenus ei et patri ſolviſſent, (id quinquaginta boum erat) levarentur, ſe ſocia arma adverſus Sorabos laturos, quibus facile regi et ipſis illatam ignominiam vindicarent. Rex conditionem admiſit; Saxones, quod eis penſum remiſſum erat, ſe ad arma accingunt. Hæc Sorabi ſentientes, ad quietem rediere, fœdusque cum Francis innovaverunt, cum Saxonibus autem ex recenti pepigere. Verum poſthac, temporibus Theodorici, filii Dagaberti ſecundi, prudentia Pipini, Patris Caroli Magni, qui præfecturam palatii regii geſſit, de novo cum Francis fœdus percuſſum eſt, quo auxilio præſentaneo adverſus Saxones, multifariam rebellantes, Pipino adfuere. In cuius rei vindictam Saſſones rurſus Sorabos multis incommodis affecerunt. Duravit hoc, ut ſeſe mutuo latrocinio affligerent, uſque ad tempora Caroli Magni. Eo imperio potito, Sorabi ad ipſum, de incommodis per Saſſones illatis, queſtum venere; qui Carolus quatuor præfectos ex orientali Francia cum auxiliaribus copiis miſit. Qui dum intemperanter nimis verſati, res Soraborum fœdius, quam hoſtes, prodentes deturpantesque, ab eis ad unum omnes necati ſunt. Id cum Cæſari renunciatum eſſet, furenti animo accepit, miſſoque contra eos filio ſuo Carolo, qui natu iunior erat, cum ingenti exercitu. is, poſt multa commiſſa prœlia ferociam eorum adeo retudit, ut non facile poſthac rebellioni ſtuderent. Nam præter hoc, quod auctores ſcelerum morte plectendos dedit, etiam in finibus totius oræ, ad flumina et montes caſtella arcesque conſtituit, quas præſidio Francorum firmavit. In penitiori vero regionis parte oppida et urbes locis opportunis condidit, quibus novos colonos devictumque exercitum impoſuit, auxilio quorum non ſolum Sorabos in obſequio continuit, ſed et Bohemos, quos haud longe poſt aggreſſus eſt, imperio Romano, et patri ſuo Carolo ſubiecit;

Lechone, eorum duce, occiſo. Tenuit aliquam diu ſtativa in eadem regione Carolus, ſedemque eo loco, qui hodie Belgora dicitur, poſuit, ubi et urbem ampliſſimam erexit, cui nomen hoc, quod Gallicum magis, quam Germanicum ſonat, indidit, ut adverſus omnes motus, qui in Saxonia, ſeu Bohemia, a Sorabis excitarentur, paratior eſſet. Tum primum hæc ora in provinciam redacta fuiſſe a multis exiſtimatur, atque cum novis colonis nova nomina accepiſſe, ut portio, quæ veteranis, (qui et miſſionarii dicuntur,) ceſſit, Miſſina dicta ſit; vel, quod illac velut in coloniam a Cæſare miſſi, vel a fluvio eius nominis, forſitan quod is ex lacu Miſia, cuius Pomponius Mela meminit, in fluvium derivatus eſt, quem accolebant. Hanc regionem antiquitus Calucones vel Caucillones, quaſi a Caucis illuc miſſi, qui ad omnem fere Albim colonias deduxerunt, Danduti, Coldui, Magellani, Camanni, veteres coloni, inhabitavere. Quæ vero prætorianis obvenit portio, ab ipſis adpellationem, quam hodie, tenet. Vulgo enim Voitlandia, hoc eſt, Prætorianorum regio, nuncupatur. Hi Eliſtrum amnem, qui in ſaltibus eiusdem regionis oritur, ad utramque ripam accolunt, hinc Molbium, hinc Salam attingentes. Hæc ipſa regio olim Tubantes, Aviones, Vinttones, Reudunos, et partem Suardorum, aborigines populos, aluit. Eius tamen regionis portiuncula a principe puella, a Molbio ad Pliſim uſque imperante, quæ a Cycno, Herculis comite, vel, ut alii, filio, originem traxerat, Caroloque iuniori haud parum adiumenti in edomandis Sorabis præſtitit, Cygnea vocata eſt. Quæ demum pars legionariis attributa, Libanotria dicta eſt, vel a vetuſta gente Libonica, ab Cheruſcis orta, de qua ſuperius, vel a principe regionum, uſque ad Henrici Quinti tempora, ut annales habent, permanſit. Eius regionis Lipſis caput eſt, quæ in ſinu nemoris ſui ſita conditorem ipſo nomine referens, Libanoſaw patrio nomine dicta, quam latino vocabulo Libanotum primum dixere, ſed mox Libs, vel Lipſis, et Lipſiacum corrupte, ut pleraque alia, dici cœpta eſt. Hæc regio Sala et Molbio clauditur, Pliſique et Eliſtro per medium irrigatur. In ea regione præter Suardones, qui trans Eliſtrum ad Salam uſque protendebantur, Herthanæ, Cauptæ, (qui poſthac et Chauci et Chorani, etiam Chauplani dicti fuere, quod nomen hodie arx quædam refert,) Eudoſes item, qui loca, ubi nunc Lipſis eſt, incoluere, Variſci, ad rivulum eius nominis, haud longe ab oppido, quod hodie Borinum dicitur (magis proprio vocabulo Varinum nuncupandum,) populi veluſti conſederant. Ab his populis olim Vurmatiam in agro Vangionum conditam fuiſſe, ex annalibus deprehendimus, etſi vulgarium conſenſus ſerus ſit. Sunt tamen annales, qui hanc rerum innovationem non ad Caroli auſpicia, neque ad Francos, ſed Suevos, et in Ariperti, regis Francorum tempora, dum modo Mauriſius in Oriente imperaret, reiecerunt, Miſinenſiumque nomen ab illis primum huic oræ eo pacto inductum referunt, quod ſcilicet Sueuorum duodecim proceres, poſt commiſſam cum Saxonibus, pro ſolo patrio, pugnam, tempore regis Sigiberti, cum ingenti hominum multitudine in hæc loca devenere, et ſeſe non Suevos, ſed Miſſinenſes, hoc eſt, Mirificos, ut ipſi interpretati ſunt, vocitavere. Ili quamvis primo aggreſſu ab incolis repulſi fuerant, tandem tamen ab ipſis, poſt mutuas conflictiones, in partem ſoli, qualicunque conditione, admiſſi ſunt, tum eam regionis portionem, quam primum occupaverunt, Miſſinam nuncupaſſe. Sed dum latius poſthac per regionis fines ſedes promoviſſent, cum ipſis etiam nomen evagatum eſt. Angulum enim non ſuperfluiſſe ad Albim dicunt, quem Suevus non occupaſſet. Ob id, quo tutiores, tum a finitimis, tum ab indigenis forent, condendis oppidis ac caſtellis autores fuere, quibus plerumque nomina ex ſatraparum nominibus indita fuere, quæ uſque hodie referunt; veluti Illburgum ab Illbone, (quamquam ceteri commentantur, hoc oppidum Julii Cæſaris eſſe monumentum, quod minus conſonat) Durgunum a Durgsbertho, a Libanotho Lipſim, Cziticam a Czitone; inſuper Trèbaneum, et Libaneum, Dionothum, et Druſigunum, et plura alia, quæ ſingula ſuos conditores nomine ipſo adhuc repræſentant. Huius opinionis non leve argumentum afferunt, quod in iure municipali Saſſonum, princeps Miſnenſium, et alii regionis Satrapæ, origine Suevi eſſe leguntur. Qui autem res Saſſonum literis commendarunt, totum hoc ad Henricum, Saſſoniæ principem, qui primus inter Germanos imperavit, retulere. Is namque bellum contra gentem iſtius regionis a patre ſuo Othone, veluti per manus, accepit, et tandem, poſt variam fortunam ac multam ſuorum cladem, victoria potitus, regionem ſuæ ſubdidit poteſtati, arcemque cum urbecula in regione Helmanticorum, (quos annales Dalmanticos dicunt,) in monte ad Albim flumen condidiſſe, eique nomen ab rivulo, qui pedem montis alluit, indidiſſe, prodiderunt. In hanc arcem præſidia contra tranſalbinas gentes collocavit, quas brevi omnes ſuæ ditionis fecit. Qui huic præſidio adſcripti fuerunt, Miſſinenſes dicti ſunt, vel quod illac a Cæſare miſſi, vel ab arce, in quam eorum præſidia deputaverat. Principem quoque præſidii Liminarcham, quem patria lingua Marchionem, quaſi Marchæ, hoc eſt Limitis, cuſtodem vel comitem vocavit. Cuius ditionis terminos trans Albim, hinc Oderam, hinc Tribuſſim fluvios, conſtituit. Citra vero Albim præter hos, qui limitaneos agros poſſederunt, et hodie corrupte Lomitici, pro Limitaneis, vocantur, haud multa finibus præſidii adiecit. Nam ciſalbinas regiones partim ſuæ ditioni conſervavit, partim proprii iuris eſſe permiſit, partim præſidibus et iudicibus adminiſtrandas dedit. Hinc factum quidam in literas miſere, ut terræ portio Miſſina vocitata ſit, quæ principi præſidiorum commiſſa; quædam prætorum vel iudicum regio dicta, quod iudicibus prætoribusque, qui iuris dicendi functionem obirent, tradita, vulgo Vogtlandia, patrimo ſermone, nuncupata. Qui vero Cæſareæ poteſtati ſubiecti ſunt, priſca nomina ſervarunt, ut Sorabi, quorum nomenclatura antea per totam pene regionem evagata, tum intra Salam et Eliſtrum coartata eſt. In Libanothanorum quoque regione, ut quisque vel flumini, vel monti caſtellum impoſuit, oppidumque condidit, nomen regioni adiacenti fecit. Ea propter alii Pliſnenſes, a Pliſi flumine; alii Choritani, a monte Chorem, qui antea Cauptæ dicebantur; alii Cygnei, a cygneis aris, vel templo, Herculis filio Cygno conſtituto, vel potius principe femina Schuanhildi denominati; alii Hortani, (quos Horulos eſſe puto;) alii Oſitiani, a monte, quem incolebant, nominati ſunt. Hic tam varius ſermo, de Miſſinenſis populi origine, minime repugnat: poteſt enim unum quodque, pro ſuo tempore, factitatum eſſe, ut primum in hanc oram Suevi, deinde Franci, demum Saxones colonos induxiſſent: vel ut unam portionem terræ huius Suevi, aliam Saxones, tertiam Franci tenuerint. Quodcunque enim in hac rerum obſcuritate et nominum varietate vero propius ſit, ne in tenebris palpitare videar, non decerno; ſed prout ex eruditorum, cum veterum, tum recentiorum ſcriptis, veluti per nebulam, conjecturari potui, atque ex annalibus colligere, adſcripſi, quo poſterorum ingenia excitarem: refelli docerique, modo quis meliora dicat, ſine contumacia promptiſſimus.

COMMENTARIUS SECUNDUS.

Univerſa iam ora, et quicquid in ea vetuſtatis comperitur, expoſita, ſatis liquet, Miſſinenſium nomen, utcunque introductum, non eam redolere vetuſtatem, quam aliqui principum naribus obtrudere nituntur, ipſam ſcilicet a Troianis temporibus deducendo; verum recens eſſe, et pene nuper populo, ob latiſſimam principis ditionem, inditum; cuius florentiſſimum imperium cum toti oræ, tum incolarum aliarum nominibus, tenebras, ſua claritate, obfudit. Quodſi populus hic originis ſuæ rationem habuiſſet, nequaquam gentilitia nomina, vetuſtate ipſa veneranda, a maioribus, vel a rerum exordio, vel ob virtutem indicta, propter inproperantium tum ſplendorem, tum impotentiam, reieciſſet; quum pari vitio dandum ſit, patrios mores et nomen, dummodo decori non adverſantur, odiſſe: quod eo ipſo, ceu Plato indicavit, quicquid memorabile a prioribus geſtum, intercidit, tamquam recentia nomina hoc peculiare habeant, quod præteritorum facinorum ignorantiam indicant, et virorum clariſſimorum geſta obliterant, omnemque ſplendorem, tum laudis, tum gloriæ vetuſtatis, extinguunt. Sed, quo lucidius reliquum vetuſtatis innoteſcat, operæ pretium erit, regionum limites pro virili deſcribere, quemadmodum a fluminum decurſibus, montiumque intervallis a ſe invicem diſterminantur. Quod ut rectius ſiat, amnium, montium et ſaltuum, quibus tum ambitur, tum irrigatur, deſignationem prælibabo, quod ab his non parva nominum varietas incolis accita est. Alluitur autem tota hæc terra quatuor præcipuis fluminibus, Albi et Sala, qui latera eius occludunt; hic a ſolis exortu, ab occaſu alter: Molbio vero atque Eliſtro per medium fere interſecatur et irrigatur. Ceteri vero omnes, ceu minores, in hos elabuntur. Quique ex his perpetui ſunt, ac nomen habent, Camenus, Scopis, Fleus, Muldavia qui Friburgenſem agrum perſtringit, alius non eſt is, et fonte et aquis, ab eo, quem Molbium diximus, quamquam vulgo uno nomine nuncupentur. Inſuper et Melſiagus, a Latinis ſcriptoribus celebratus. Supra hunc Scurnicus, niger, a nigrore undarum, dictus; et alii quam plurimi, quos non facile eſt eloqui, qui omnes piſcoſi ſunt, ac tandem ſe Molbio immiſcent. Oritur autem Molbius in ſaltibus Cattorum, vel, ſi dicere mavis, Cauplarum, qui ex portione Sudeti montis exiſtunt, et primo curſu Septentrionem verſus defertur. Alluit is primum Tubantes, poſt Cycneos, ſubinde Cauplas et Suardos, demum, multis amnibus auctus, Albim, in finibus olim Cheruſcorum, illabitur. Eſt autem fluvius miræ rapacitatis, vagabundus, ac nunquam certo alveo means, unde ſibi nomen conſcivit, quod vernacula lingua Molben ſignificat. Eliſter eiſdem iugis, diverſo tamen latere, ortum habet. Et primo Occidentem verſus decurrens, regionem Tubantinorum irrigat, mox Cauplas radit, donec Libanotriam attingit; eſtque ſtatim, et quaſi a fonte, margiritifer; nec tamen longiuſcule. Priusquam enim Plaonium, oppidum in Tubantino agro ſitum, attingit, reperiri deſinunt. Tantum eſt iſtius gemmæ cum cœlo commercium, ut non, niſi cœleſti rore concipiatur ac parturiatur. Colligit in ſe Eliſter rivulos, primum Winttum; (a quo Winttones dictos putaverim.) deinde Biarum, qui Libanotriæ auſtralem limitem facit; ultimo Pliſin ac Bardum, utrumque ad Lipſiaca mœnia: tandem Salam influit. Sala autem in Curionum regione Hercynium montem, quem hodie Pinniferum fluviorum et montium Germaniæ patrem aſſerunt, exit: editioremque Germaniæ partem occupat. Is poſt Curiones, Redunos et Mariangos alluit; deinde Thuringos a Sorabis dividens, multos ſecum amnes trahit, donec in Albim prolabitur, ubi nomen cum undis perdit. Albis vero, Cornelio teſte, apud Hermanduros oritur, in ea parte Sudeti montis, ceu Ptolemæo placet, qua hodie colliminia Bohemorum et Moravorum exiſtunt. A fonte Aquilonem petit, primum fines Bohemorum fœcundat, ubi a Muldano fluvio auctus, per anguſtas montium fauces in regionem Calaucorum illabitur, cuius colles vitiferos irrigat; poſt longos tandem anfractus, per Saxonum terras, in Oceanum ſe exonerat. Omnes hi amnes ex iugis Sudeti montis, ut dictum eſt, profluunt, quæ portio

Hercynii eſt, quo ab Auſtro, veluti nativo muro, hæc ora cingitur. Is perpetuis iugis ab Hercynio in hæc loca porrigitur, ubi ſeſe et latius extendit, et altius extollit, a cuius dorſo multi rami, inſtar brachiorum pro regionum latitudine diſſunduntur, in quibus, condendis caſtellis et oppidis, aptiſſima loca nata ſunt, partim incolis nomina tribuentia, partim ab ipſis recipientia. Parte autem, qua Albi appropinquat, altius aſſurgit, cuius pars ad Arcton procumbens, et Albis ripam amplectens, roburque ſempiternum alveo efficit, donec ſeſe in humiles colles ſubmittit, finesque Saxonum attingit. Quicquid autem montium, ab Albi uſque ad Molbii fluenta erigitur, et inde ad Eliſtrum ac Salam, omnis generis metalli dives eſt, utpote argenti, aeris, ſtanni, et ferri. Rivuli, qui ex iis iugis prorumpunt, auri ramenta aſſerunt. Ubi autem Sala fluminis ripas inſequitur, uberioris glebæ ſolum ſibi ſociat, ac omnium ſegetum frugumque proventum facit; vini præcipue copiam. Tandem in Septentrionem vergens, Hercynii iugi portionibus ſe iungit, quæ a Ptolomæo Meliboci montes dicuntur, ibique Saxonum terris fines præſcribit. Ad hanc fluminum et montium germanam interſtinctionem, alii plures, alii pauciores in hac ora fecere regiones, nobis tamen non plures, ſaltem principales, ternis eſſe videntur, quas et ternos populos priori ætate inhabitaſſe comperimus. Quantum enim ab Albi, ſecundum longitudinem circuli, ad Molbium protenditur, ab Helmanticis, quorum pars Dabennici, pars Clomaci dicebantur, inhabitata fuit. Horum ultimum ad vetus nomen alludit Caluconum. Dabennicos vero eos eſſe putaverim, quos Ptolemæus Dandutos nuncupaverit. Pro Helmanticis aliqui Delmanticos legunt. Ego vel Helmanticos, vel Celmanticos legendum cenſeo, quod Ptolomæus Celmanticos vicinos Bohemis deſignavit, etſi in alia latitudine hodie Bohemi a Celmanticis locati ſunt. Nam huic nomenclaturæ locus, cœnobio inſignis in hac regione, Cella vocitatus, adſtipulatur, quod Celmanticos propius, quam Delmanticos, reſonat. Helmanticos autem, ut ſupra commemoratum eſt, ex Helmiduis, vel Hermionis, (nam utrumque reperitur) nomine tuebimur. Quod ſi quis Delmanticos defendere conatur, eos aut ex Illyrico, cuius Delmantia pars eſt, illac commigraſſe, aut in Illyrico ſtipendia feciſſe, fateri neceſſum habebit: de quo tamen parum liquide in annalibus extat. Facile autem eſt credere, per Celmanticos, vel Helmanticos, unius literæ immutatione, Delmanticos exaratum eſſe. Ultra Molbium, ad Eliſtrum uſque, ſecunda regio extat, a Libonicis habitata, qui poſthac Libonotri dicti ſunt, ac eam partem, quæ ab Eudoſis et Varinis culta eſt, occuparunt. His vicini fuere Chauritani, vel Choritani; a Cauptis, priſcis incolis, nomen trahentes. Super hos Melſiaci, Cygnei, Grobeldi, et qui in univerſum Molbiani ab incolis dicti fuere, ubi Tubanti, Vinttones, Amonesque, priſci populi, ſedes habuere. Eſtque uſque hodie arx Tubantina, priſcorum incolarum in ea regione nomen referens. Eſt quoque Amonum oppidulum, veteres Amones nomine ſuo repræſentans. Inter Eliſtrum et Salam tertia includitur regio. In ea Goraborum nomen, a Guardonibus, paucis literis immutatis, deductum, peculiare remanſit: in quo fere ſpacio præter Suardones, latiſſime ibi incolentes campeſtria rura, Herthanæ coluere; montanam Reduni et Marioaugi. Fuerunt autem iam dicti populi non ſolum fluminum et montium intercapedine diſcreti, verum etiam lingua diverſi: nam pars domeſtica lingua, pars exotica, quam illi Sclavicam vocitant, perfuncta dicitur. Id plurimorum tum oppidorum, tum vicorum, nuncupationes indicant. Quamquam hodie gentem cum lingua exactam conſtet, rerum tamen nomina permanſiſſe, perſpicuum eſt. Et tamen nihil minus conſtat, quàm vnde is ſermo, quem Sclavicum vocant, prodierit, et per quos populos huic terræ illatus ſit. Nam vulgari opinioni, quæ ipſam Sorabis attribuit, neutiquam ſubſcribo; quod Sorabos indigenas, non adventitios eſſe, ſermoneque Thuiſco perfunctos, ſatis demonſtravi. Qui autem hominum ſint, qui ſe Sclavos dixere, et unde originem traxerint, in controverſo eſt. Nam, qui de hoc quicquam in literas miſere, partim ipſos Scythas, et campos intra Tanaim et Boſphorum inhabitaſſe, retulerunt; partim vero Cimbros et ex inſula glacialis oceani, Scandavia a Ptolemæo vocata, ortos aſſeruere. Utrum verius ſit, non facile ſcitu eſt, quod aliquanto recentiora ſunt, nec ab ullo veterum, ſeu coſmographos ſeu hiſtoricos ſcrutemur, de ipſis mentio facta ſit. Illud tamen plurimorum calculis comprobatur, linguam, quam noſtra ætas Sclavicam vocat, eandem antiquitas Sarmatis et Scythis addixit.

Unde perſpicaciſſimum eſſe argumentatur, ipſam a Sarmatia ac Scythia in Germaniam, aliasque orbis partes emanaſſe: cum præcipuus ſit aſſenſus eruditorum, Scythas colonias per orbem miſiſſe magis, quam accepiſſe. Utcunque fuerit, non eſt præſentis negotii decidere, ne res Sclavorum perſequi videar. Id autem pro comperto afferere auſim. Sclavorum nomen nusquam antea cognitum, quam in Romanorum provinciis ſit auditum. Unde ſatis liquet, hoc ipſum nomen non gentis, vel nationis, originem referre, ſed magis eventum, vel occaſionem, tum populo iſti peculiarem, exprimere: utpote vel vivendi rationem, vel militandi ritum, et id genus aliud; et quod non in univerſum populo ſit inditum, ſed his duntaxat copiis, quæ Illyricum, Thraciam, Macedoniam latrociniis infeſtavere; ubi, quod ſine rege, ſine duce, ſervitiorum more, bella gerebant, Sclavorum nomen (quo vel erronum, vel ſervitiorum colluvies deſignatur) ſortiti ſunt. Tandem quoque ſocietate et commilitio duarum fortiſſimarum gentium, Gepidarum et Hunnorum, aucti ſunt. Nam Hunni, ab Imperatore Mauritio ex Pannonia pulſi, ad ipſos, veluti gentiles ſuos, confugerant; Gepidas etiam, ſub quibus antea ſtipendia fecerant, eo facilius commilitantes habuere, quod, rege Cunimundo cum ingenti ſuorum multitudine a Longobardis cæſo, ipſorum reliquiis ſuperiores facti eſſent: tantorum inquam populorum auxilio freti, Illyrici partem, quæ Dalmatia, ſuæ ditionis fecerunt, cui nomen a ſuo nomine, nihil in eo mutato, impoſuerunt. Nam Sclavonia ab ipſis vſque hodie cognominatur, quicquid antea vel Iſtria, vel Dalmatia nuncupabatur. Ob hanc gentis gloriam, ex recenti victoria partam, quicquid uſquam iſtius linguæ homines erant, Sclavorum appellationem, ceu gentilitiam, ſuſtulere, etſi longiſſimo intervallo a nativa ipſorum nomenclatione diſtabant. Nam, ex Cornelii et Ptolomæi traditionibus, Vinthi, et Vintthones, et Vinuli, et Venedes, germana appellatione eſſent nuncupandi. Eiusdem quoque gentilitatis cum Gottis fuiſſe a quamplurimis ſcriptoribus cenſentur. Pars vero, quæ ex hac gente in Germaniam conceſſerat, partim a ducibus, partim a locis, in quibus conſederant, nomina ſibi vendicarunt. Nam quum primum a Vandalis relictas ſedes occupaſſent, ibique in tantam multitudinem coaluiſſent, ut univerſa loca, quæ ſpatioſiſſima ſunt inter

Septentrionalem oceanum et Albim fluvium, impleviſſent; Albi denique ſuperato omnem ciſalbinam regionem, tum colonis vacuam, aut male habitatam (quum inde migratum eſſet) ſibi uſurparunt. Nam, iuxta Oroſii hiſtoriam, Stilico, ſub Arcadio Imperatore, copiarum ductor, præter Vandalos ſuos (erat enim genere Vandalus) et Suevos, qui tum Albim accolebant, et illis vicinos Helmannos, (quos ſupra Helmanticos ac Helmiones dictos oſtendimus) excitavit. Qui coniunctis viribus Rheno transmiſſo, Gallias invaſere, quorum ad trecenta milia armatorum ab aliquibus, ad quadraginta ab aliis, fuiſſe ſcribuntur. Hi ſecum uxores filiosque, non minorem mortalium vim, traxere. Hæc migratio, ceu Vandalorum ſedes deſertas fecit; ita et Suevorum et Helmannorum loca a iuventute plurimum evacuavit. Hac occaſione freti Sclavi facile compotes voti evaſerunt, et quicquid agrorum ad Albim fuerat, non ſolum occuparunt, verum etiam, ſedibus illic locatis, per vicos et pagos habitare ceperunt. Nec vero tantum campeſtria rura, ſed et ſaltus et vertices montium iugaque inſederunt, quibus ex vernacula gentis lingua nomina indiderunt, et, quod priſcis illius terræ nuncupationibus pene exitioſum fuit, eas partim deleverunt, partim in ſuam linguam traduxerunt. Unde tanta inverſio nominum, ipſorumque commutatio ſuccrevit, ut, quos veteres Helmanticos, Dandutos, Calucones, Cauptas, Suardones appellarunt, a poſteris ſint Delmantici, Clomaci, Caurici, et Cauritani Sorabi nominati; et pleraque id genus nomina, uſque adeo depravata, ut, præter Sibyllam, ea nemo agnoſcat. Cum hoc pacto ditionem cum lingua per univerſam oram propagaſſent, quæ, ſicut brevi latiſſime ſerpſit, ita et citiſſime cum populo evanuit: ſed hæc aliquanto poſtea. Iam ſatis ſit, ex aliorum ſententia indicaſſe, qui hominum peregrinam linguam huic terræ invexerint. Verum, ſi meam ſententiam de iſtius linguæ in Germaniam et in hanc oram illatione requiſieris, afferam quod ſentio, Corn. Taciti ſuffragio ſuffultus, qui ita ſcriptum reliquit: „Oſos non eſſe Germanos, Pannonica „lingua coarguit, et quod tributa patiuntur, quæ ipſis partim „Sarmatæ, partim Quadi, ut alienigenis, imponunt.“ Quæ autem lingua exotica, in Germania, alia unquam ab illa audita ſit, de qua Taciti ſententia iuſtius intelligenda foret, nullam profecto dabimus. Proinde, ut mea fert opinio, illam ipſam linguam recte putaverim, quam Tacitus Pannonicam dixit, et Quadis vicinam fuiſſe ſuo ſeculo, ſcribit; quam facile fuerit, poſteriori ævo, latiſſime per Germaniam dilatare, occaſione ſuperius expoſita eis præſtita. Hi dum ad Albim, et circum vicinas regiones, ſedes protendiſſent, alia atque alia cognomina, vel a ducibus, vel a locis, in quibus conſederant, aſſumpſerunt. Iſtius coniecturæ non leve argumentum eſt, ſi nomen Oſorum fixis, ut aiunt, oculis, intuebimur; cui admodum Oſelandi nomenclatura alludit, et tamquam ab eo deductum ſit, aurium iudicium minime diſſentit; quæ nuncupatio populis iſtius oræ ſemper peculiaris habita eſt, et uſque hodie perſeverat. Suffragatur haud parum meæ æſtimationi, tum urbs Oſitia, tum mons Oſitius, cuius utriuſque nomenclatura ab Oſis deſcendiſſe, non erit ineptum coniicere, ſicut utriuſque cognomina incolis notiſſima habentur, ita pro noſtra ſententia confirmanda, maximopere teſtificantur. Adiiciet non modicum roboris, communis et concors indigenarum conſenſus, qui ita per ora omnium voluitur, ut quicquid ingentis molis opus uſque conſpiciatur, id, ſeu pontium, ſeu turrium fuerit, totum Hunnorum manibus exædificatum vulgo aſſeritur, quod idem de monticulis et tumulis per regiones diſperſis, auditur. Adeoque recepta eſt Hunnica cognominatio, ut quos vineæ grandiuſculos botros, vuas progenerant, Hunnicas vocitent incolæ, ſicut minores Franconicas, quaſi ab Hunnis vel conſitas, vel illatas. Fuiſſe autem Hunnos populos, qui Pannoniam et incoluerunt et exierunt, nemini, hiſtorias ſcrutanti, ignotum eſſe arbitror. Quibus argumentis ſaltem feneſtram aperuiſſe volui, quo lector diligens ſuo iudicio, quid probandum fuerit, iuſta trutina examinet. Mihi monuiſſe ſat erit. Quod ſi mecum ſenſurus quiſpiam eſt, iam hanc linguam honeſtius Pannonicam, quam Sclavicam dixerint. Nolo tamen de hoc digladiari; quod cuique probabilius viſum fuerit, pro ſuo captu amplectatur. Jam ſatis ſit, eatenus linguam peregrinam in hanc migrationem tractaſſe. Sed antequam ad intermiſſa redeamus, admonendi ſunt, qui legerunt Oroſii hiſtoriam, mendam, plus quam pertinacem, ipſi, librariorum culpa, inhæſiſſe, ubi de populis, per Stiliconem, conſulem Romanum, excitatis.

agitur. Quo loco, pro Helmannis, Alanis, perperam ſubditum eſt. Nam ſi penſiculatiore examine ſcrutabimur populorum inter ſe longiſſimam diſtantiam, repugnare deprehendemus, ne Alani, qui Aſiaticis limitibus haud longe abſunt, cum Suevis, interioris Germaniæ populis, commilitium facerent. Animadvertit illud in primis totius vetuſtatis fidiſſimus indagator Pomp. Lætus, qui in ſuis Cæſaribus Alemannos, non Alanos, populos illos nuncupavit: forte uſum obtinuiſſe ratus, eosdem eſſe Helmannos et Alemannos. Cuius facile ſubſcribam ſententiæ, nominis origine æqua lance perpenſa. Sed hoc labyrintho literatis relicto, ad noſtræ relationis ſeriem revertamur. Antequam autem hanc terræ partitionem meæ ætati accommodemus, paucis præfari par erit, quo tempore, quibus auſpiciis, quorum laboribus, veri Dei cultus his regionibus ſit illatus, et quanti conſtet barbarorum rituum expulſio, ad manſuetioremque vitam traductio, quod totum Chriſtianæ religioni acceptum ferre debemus. Habet enim hoc Chriſtiana pietas, ut non ſolum mortales ad vitæ ſanctitatem illiciat, ſed etiam ad mitiora ſtudia ingenia, quantumcunque ferociora, convertat. Id, quantum ex annalibus deprehendere licet, adducere conabor. Simul autem et imperii, et religionis iugum ſubiit. De hoc itaque promiſcue, quod reliquum eſt, enarrabimus. Fuit autem gens illa idolorum cultrix et mancipium, uſque ad tempora, quo Gregorium Secundum, cathedram Petri tenentem, Leonem Byzantii imperantem viderunt, Carolus autem, cognomento Magnus, res Galliæ adminiſtravit. Tum primum eius terræ incolæ per pietatis cultum interpellati ſunt. Ea namque tempeſtate Sanctus Bonifacius, Archiepiſcopus Moguntinus, a ſummo Pontifice ad Thuringos miſſus eſt, ut eam gentem exemplo et prædicatione in fide Chriſtiana inſtrueret. Quos cum ad fidem convertiſſet, finitimam illis regionem Soraborum, ſtudio propagandæ religionis ingreſſus eſt, ibique prædicando, fidem Chriſtianam ſpargere cœpit, ac multos baptiſmi lavacro admovit, primus fundamenta eccleſiæ orthodoxæ iecit. Verum, cum medio prædicationis curſu, abitionem in Phriſiam, (ceu apoſtolico decreto in mandatis acceperat,) meditaretur; ne meſſem, quam copioſam agnovit, ſine operariis relinqueret, ſeminarium operariorum procuravit, qui dominum meſſis rogarent, ut operarios mitteret, et ipſi tempore opportuno operarentur. Congregationem itaque religioſe viventium in regione Libanothana, ad Pliſis et Eliſtri confluenta, inſtituit; a quo loco hodie haud longe abſunt Lipſiaca mœnia, ubi et ædem ſacram divo Jacobo apoſtolo erexit. Verum barbari, poſt patrisfamilias abitionem omnia devaſtarunt, incenderunt, ac ſolo æquarunt; Chriſtianis, qui inerant, partim trucidatis, partim fugatis. Ea baſilica uſque hodie Moguntinenſi epiſcopo ſubeſt. Secutus eſt hoc cœptum, interiecto tempore, Ludigerus, vir Chriſtianæ religionis ſtudioſiſſimus, qui poſthac in epiſcopum Verdunenſem electus eſt, ſed nihil ex ſententia confecit. Verum Dei benignitas, quo verbis piorum ſacerdotum minus obſequentes comperit, verberibus et flagris ad epulum divinitatis venire compulit. Nam paulo poſt, Carolo Magno, imperio potito, omnes hos populos per filium ſuum, Carolum iuniorem natu, ceu ſupra adnotavimus, imperio Romano ſubiecit, qui ſimul, ut Chriſti iugum ſubirent, conatum adhibuit. Nam aliquot templa et aras per regiones diſpoſuit, quibus viros, pietate inſignes, præfecit, qui Chriſti fidem populum docerent. Sed omnia nequicquam; Sclavis, malorum dæmonum capiſtro detentis, obnixe renitentibus. Tandem eo, ad patris vocationem, in Gallias proficiſcente, populus, religione contemta, Chriſtianos et expulit, ac fœde laceravit, ritus ſuos vanos pertinaciter obſervando. Manſit itaque vinea Domini inculta, et nullo dogmate Chriſtiano paſtinata, quoad res Germaniæ ad Ludovicum regem devolutæ ſunt, qui hunc populum, una cum Bohemis, ad veræ pietatis cultum trahere aggreſſus eſt. Utque vineam Domini non ſolum Chriſtiana eruditione irrigaret, ſed etiam munitam adverſus omnes inſultus infidelium redderet, eccleſiam Niſicenſem deſignaſſe fertur, minime tamen compleviſſe, quod fratris Caroli ſuperbia a tam pio cœpto (nam bellum ingens et impium contra eum parabat) abſtraheretur, negotiumque ob id relinquere coactus. Ne tamen ovem, in ſolitudine errantem, et inſidiis luporum obnoxiam, interire ſineret, Conrado comiti, patri iſtius Conradi, qui poſtea imperavit, hoc negotium cum provincia decernit. Sed is, ab Alberto comite occiſus, rem infectam reliquit. Tandem Othoni, Saxonum principi, patri Henrici, qui primus inter Saxones imperavit, hæc provincia obvenit, qui, quoties cum exercitu eam ingreſſus eſſet, toties ab incolis retrocedere coactus eſt. Nam ſemper maioribus copiis inſtructi, accitis ſibi in auxilium Sclavis, ei obviam iuere. Ipſo vita functo, res tota ad Henricum filium defertur, qui hoc bello, veluti per manus, a patre accepto, eo ſe ipſum ac familiam ſuam illuſtravit. Nam brevi omnem regionem, ad Chriſti iugum ferendum, coegit, quod non ſine Dei providentia æquum credere eſt eveniſſe, ut hæc gloria, is belli triumphus, ceteris imperatoribus ereptus, Henrico ſit reſervatus. Unde tantam ſibi laudem, non modo in patria, ſed etiam per univerſam Germaniam comparavit, ut ſolus præſidium Germaniæ eſſe ſucclamaretur. Eam ob rem et ſumma imperii, quod antea nulli principum Germaniæ contigit, ei tradita eſt. De quo alias. Cum autem Henricus ſigna undique per regiones circumtuliſſet, urbem Gietanam, quam reſiſtentem comperit, cum dies viginti ad eam ſediſſet, vi cepit, cuius prædam militibus permiſit, pubertatem ſupergreſſos omnes occidit, infantes ac puellas captivas abduxit. De hac victoria in chronico Sigeberti ita ſcriptum comperio: „Henricus rex Ganam, urbem Delmatiæ, cepit, et „Delmatis tributum impoſuit“ (ubi urbem Celmanticæ, vel Helmanticæ, legendum cenſeo, uti ſuperius demonſtratum eſt.) Dehinc Libonicos invadit, oppidumque illorum Lipſim evertit, et, quicquid opum in eo fuerat, exhauſit, demum ſolo æquavit. Id poſthac ad multos annos inhabitatore caruit. Sclavos, qui vicatim per oram pene totam incolebant, ne novos motus concitarent, trans Albim ſubmovit. Inſuper religionis Chriſtianæ curam ſuſcipiens, lucos, quos lingua vernacula hagios vocarunt, impietati barbarorum ſacros, ubique ſuccidit, aras ſubvertit, cultum vanum undique prohibuit. Aedes inſuper ſacras per regiones inſtituit, ſacerdotes ac monachos introduxit, qui populum Chriſtianum in fide inſtruerent, plantationemque novellam rigarent, donec Dominus incrementum præſtaret. Qua pia inſtitutione effecit, ut populariter omnes fidem Chriſti amplecterentur. Quo autem populum barbarum, bellis et rapinis adſuetum, ad mitiorem vitam, humanamque ſocietatem traduceret, condendis ac muniendis civitatibus auctor extitit, quas optimis legibus ac probatiſſimis moribus vivere docuit. Quo etiam urbes frequentiores civibus redderentur, ex agro et vicis nonum quemque evocavit, ac muros incolere iuſſit; aliisque octo, curam rei ruſticæ delegando, qui tertiam omnis annonæ nono redderent; quod vero ipſis ultra victum reliquum fuit, in urbes convehendum diſpoſuit, et pro contribulibus condendum, ut fame, vel belli neceſſitate ingruente, illis depromeretur. Qua re facile hoſti illuſit, quod, in agris nihil offendens, abitionem maturare cogeretur. Egit inſuper omnes conventus in urbibus, quo nobilitatem a flagitiis, cives a voluptatibus coërceret. Ex his civibus multæ et illuſtres familiæ temporis ſucceſſu proceſſerunt, quæ hodie latifundia per omnem fere Germaniam inhabitant. Quo facilius etiam latrocinia ex Germania ſubmoveret, quicquid hoc genus hominum uſquam in provinciis fuit, impunitate conceſſa, militiæ ſuæ adſcripſit, e quibus integram legionem, omnibus donatis armis, adverſus Ungaros ductitaſſe fertur, quorum opera, apud Morsburgum, egregiam pugnam edidit, hoſtibus ad internecionem cæſis. Qua clade adeo Ungarorum vires fractæ fuere, ut nunquam poſthac in regiones illas redirent, omnemque prædam, qua ex eis potitus erat, in uſum ſacrarum ædium convertit. Fuit diſciplinæ militaris ſcientiſſimus obſervantiſſimusque. Nam pacis tempore tirones ita erudiebat, ut in bello optimi militis munia obirent. His peractis, nihil habuit antiquius, quam ut religionem Chriſti non ſolum firmaret, ſed etiam auctam ſplendidioremque redderet, arcem Miſſinam, iam pridem a ſe conditam, pontificiali ſede illuſtrare ſatagebat, cui terminos latiſſimos ab Albi, hinc Oderam, hinc Molbium, deſignavit. Habuit autem in animo ſapientiſſimus rex, omnes tranſalbinas eccleſias, cum Boemis, quos et ſuæ ſubdidit ditioni, Miſſinenſi eccleſiæ, ceu metropoli, ſubiicere, ſed, aliis rebus implicitus, id præſtare nequivit. Tandem morte præventus, Othoni, filio ſuo, qui ei in imperio et ditione ſucceſſit, negotium conficiendum fecit. Quod Otho, paternæ pietatis æmulus, nihil gravatus, non ſolum implevit, ſed et cum augmento præſtitit. Nam præter Miſſinenſem eccleſiam, et Morſeburgenſem et Citzicam, a primis fundamentis, erexit. De quibus mox latius. Cinxit autem mœnibus Henricus Morsburgum, quod a tempore Attilæ, dirutum iacuerat: Cygneam, inundatione aquarum collapſam, reſtituit; Aldenburgum, tum Miſſinam dictam, in locum alium tranſtulit. Aldenburgum nuncupavit; Miſſinam a fundamento conſtruxit; Gietanam (quam et Ganam dicunt) a ſe excidio deditam, in ſignum trophæi, inſtaurari prohibuit; (hanc annales Kietam nuncupant.) Barinos, vicatim habitantes, mœnibus incluſit, a quibus oppidum nomen ſuum hodie ſervat, quod tamen corrupte, ſicut pleraque alia, (Bornis enim pro Borino, vel rectius Varino,) nuncupatur. Hoc pacto omnia floridiora reddidit. Tandem in Chriſto defecit. His initiis cum imperio chriſtiana pietas per has regiones cœpit, atque hac plantatione pullulavit. Nunc, quibus ſtudiis ſtabilita firmataque ſit vera religio, quorum cultura radices tam altas egerit, ut nullis ventorum procellis quaſſari poſſit, paucis perſtringemus. Henrico, uti dictum eſt, fato functo, Othoneque, eius filio, ad imperii faſtigium ſublimato, nihil magis cupivit, quam paternis votis ſatisfacere; et, ceu quod in trunco fœcundum exiſtit, fertilitate ramorum exprimitur, ſic Otho largiflua manu præſtitit, quod Henricus animo intenderat. In primis autem operam impendit, ut pontificalis ſedes in Miſſina, cui pater iam dudum fundamenta iecerat, compleretur. Quam etſi non metropolitana dignitate, ceu pater ſecum decreverat, inſignivit, tamen ingenuam et liberam ipſam, nullique pontificum, poſt Papam, ſubiectam eſſe voluit, ſancto Joanni evangeliſtæ eandem conſecravit. Eius limites citra Albim, Molbium deſignavit; trans Albim, quicquid antea Niſicenſis eccleſiæ fuit, uſque ad Oderam, ei adiecit. In ea Burchardum, virum ſanctum, et omnibus virtutibus inſignem, primum antiſtitem introduxit, qui miniſterium fidei pura conſcientia, et humili converſatione exequens, populum, in religione Chriſti rudem, exemplo et doctrina evangelica ita erudivit, ut nihil horum, quæ in epiſcopo deſiderantur, prætermitteret. Magnam partem populi trans Albim, qui adhuc in mancipio malorum dæmonum erat, intra ſepta fidei traduxit, eccleſiam undiquaque auxit ac illuſtravit. Nec religioſiſſimus princeps, iſtius eccleſiæ conſtitutione conſummata, quievit, ſed pro regionum diſcrimine alias binas ſuperaddidit. Unam in Morsburgio, ubi Libanothanis ſedem conſtituit, in qua Boſo primus ſedit, vir Chriſtiani nominis ſtudioſiſſimus, qui probitate vitæ, ac eruditione evangelii, plebem in fide Chriſti edocuit, pauperum curam præ ceteris gerens: aliam quoque in Citzica erexit, quam Soraborum populis adſcripſit, in qua Hugonem primum episcopum inſtituit. Is ipſe et gregem Domini vita ac doctrina erudiit, talentumque ſibi traditum, ne ignavus negotiator argueretur, cum fœnore reddidit. Horum præſulatuum limites, intra Molbium ac Salam, ita deprehendes, ut imaginemur lineam a medio fere amnis Molbii, (ubi hodie Scyllena templa ſita ſunt.) productam, per Chauritanorum et Soraborum fines, caputque Biari, et Pliſim, et Eliſtrum, et campeſtria Herthanorum, donec ad Salam protendatur, in loco, ubi Friburgum ſitum eſt. Quicquid ſoli Auſtrum verſus ſuper hanc lineam exiſtit, Czicenſi eccleſiæ aſſignavit. Quod vero infra eandem ad Septentrionem vergit, Morsburgenſi ſedi adſcripſit. Eſt itaque Molbius trium horum præſulatuum communis terminus, quemadmodum et trium regionum iſtius oræ principalium, ut ſupra indicatum eſt. Hactenus de iſtius oræ antiquitatibus, et de ramis ex hac naſcentibus plantatione, et eorum pullulatione fructuque. Quod reliquum eſt, uberius Georgius Spalatinus, Tuæ Celſitudinis a ſecretis, vir undiquaque eruditiſſimus, cui curſus lampada trado, exequetur; qui Tuæ Celſitudinis iuſſu non ſolum populi vetuſtates et diœceſium limites, verum et, tum ſatrapas, tum dynaſtas, immo urbes omnes, ditioni Celſitudinis Tuæ ſubiectas, ab origine eſt repetiturus. Tu, Magnanime Princeps, æqui bonique facito ea, quæ in Tuam gratiam ſunt emiſſa. Si quid in poſterum limatius offendero, auribus Tuis haud ſubtraham.

Finis Lipſiæ, Anno Virginei partus 1520.

ERASMI STELLAE LIBANOTHANI
COROLLARIUM AD LECTOREM.

Egi his commentariolis, Lector candidiſſime, pro populi germanici ſoli, inter Albim et Salam, priſcis nomenclationibus reſtituendis, quæ hactenus a patria fugatæ, extorresque factæ, adeo longum exilium perpeſſæ ſunt, ut non niſi iure poſtliminii poſſeſſionem vindicare potuerint. Quod ſi non deus (ut in proverbio dicitur) prævertit anchoræ iactum, iam iam non portum modo, verum et univerſam oram obtinuerunt, ut etiam ſingulæ ſingulis, tum populis, tum regionibus, ſint reſtitutæ. Suſcepi autem hoc laboris genus, pietatem magis quam laudem ſecutus; nempe quo patriam e caligine tam profunda, in qua ſubmerſa verius, quam immerſa iacuit, eruerem, propriaque ac genuina facie reſtituerem, ut, priſtina libertate recepta, ante ora hominum, in ſole, citra pudorem verſaretur, cunctisque ſe intuendam præberet, ut in ea tandem, quam longe hæc noſtra, et vetuſta illa patria, inter ſeſe diſtarent, agnoſceremus. Non potui enim non dolere, patriam adeo ſordibus oppletam conſpici, adeo rubigine et ſqualoribus obductam cerni, ut ſibi quam maxime diſſimilis foret, nec ab ullis minus, quam a ſuis agnoſcatur. Quare ad eius reſtitutionem velis et remis contendens, quicquid relatu dignum ex antiquitatis receſſu extrahere potui, in medium produxi; non tam glorioſum, quam pium exiſtimans, originem maiorum retexere, et propagatas ſtirpes quaſi ex ſemine deducere, quibus videlicet progenitoribus editi, quibus ſucceſſionibus aucti, quo lacte nutriti, matremne an novercam hanc terram habeant. Quæ ſingula cum hactenus Cimmeriis tenebris obſcurata fuerunt, hoc noſtro ſudore ut in lucem aſpectumque hominum prodirent, pro virili curavi. Ceterum eam cauſam, optime lector, ſermone aperto, ſine fuco, ſine velamine egi; ceu quondam apud Areopagitas actitare fuerat conſtitutum, ubi nuda orationum et abſque verborum lenociniis veritas producebatur. Quo dicendi genere iudicium incorruptius eliciendum arbitrabantur, quam ſi cavillis et pigmentis (quibus iudicum animi a veritatis deprehenſione ſæpenumero abducuntur) oratio circumlita perfunderetur. Ne autem cauſam tam arduam, ac per ſe difficilem, nec ab ullo antea tentatam, ſine patrocinio, ſine teſtibus, quaſi meo Marte, agere, a circumſtanti turba calumniarer, et tam altas undas ſine cortice (ut aiunt) natare inſimularer, totius antiquitatis conſultiſſimos autores patronos mihi adſcivi; inprimis autem, et ex veteribus, Pomponium Melam, Strabonem, Cornelium Tacitum, Ptolemæum quoque, in iis potiſſimum, quæ ad Geographiæ, vel magis Chorographiæ rationem attinent, populique vetuſtatem ſapiunt: ex recentioribus autem, qui eandem farinam pinſuerunt, Blondum Forlivienſem, Joannem Garſonem Bononienſem, quondam præceptorem meum, qui in inquirendis vetuſtatibus Germaniæ fuit accuratiſſimus, primusque hanc nucem frangere auſus eſt, ut nuclei ſaporem lectori porrigeret: inſuper et Philippum Calimachum, quem de rebus Germaniæ ſæpenumero eruditiſſime differentem audivi: ex noſtris vero Raduvicum et Hermannum, Germanicarum rerum ſcriptores, Helmodum Lubitzenſem, qui res Sclavorum literis mandavit, quos teſtes claſſicos, ſponſoresque fidiſſimos huic cauſæ adhibuimus. Si quid tamen vel obſcurius, vel ambiguum ab illis ipſis traditum comperi, mearum partium duxi, id ipſum vel interpretatione illuſtrare, vel penſiculatiori examine experiri, ſi poſſim, quid ſequendum foret, elicere. Quod tamen ita probabilibus argumentis firmavi, ut ſine contradictione videri poſſit cauſæ noſtræ accedere. In his aliquoties (ceu ingenue fateor) coniecturis veriſimilibus, Platonis monitis edoctus, rem indagare oportuit, cum nulla alia via elabendi ex tam altis tenebris, ne Eccſtidi quidem, pateret. In illis tamen non ſtatuendo, ſed potius excitando ſemper pronunciavi, et ut æſtimatio foret, non iudicium. Si quid licentius productum ſit, eo factum eſſe credas, quod libertas differendi in commentariis ab omnibus permiſſa ſit. Quicquid autem ex hiſtoria repetendum fuerat, fidem annalium proprie ſecutus ſum; et quod ex illis diverſis locis exceperim, ſine fraude his commentariolis intuli. Verum hi utplurimum ἀνώνυμοι leguntur. Quare nec nominatim autores citare potui. Etſi rerum geſtarum in iis utplurimum fuſiorem expoſitionem deſiderarim, præſentibus tamen utendum fuit. Sed hæc utcunque ignoſcenda erant. Verum, quis æquo animo ferat, quod nomina iſtorum non edunt, quorum facinora egregia referunt? Quod omnino vel inſcitiam, vel ignaviam illius ſeculi arguit, viros apud eos ob egregia geſta claros et tacuiſſe, et tenebris involviſſe, qui ſuum illud ſeculum illuſtrarunt. Quis, putas, noſſet Achillem, Ulixem, Agamemnonem, et alios in re militari fortiſſimos viros, ſi ſatis fuiſſet, Homerum ceciniſſe: Græcos ad Troiam bellaſſe, et Ilium ſubvertiſſe? Quis item Romulum, Numam Pompilium, et alias innumeros, tum urbium conditores, tum legum latores, ſi in literas miſiſſe ſatis fuiſſet: *Eo tempore Roma condita eſt: Hoc aevo Roma leges ſuas accepit*: quemadmodum narrare annalium compilatoribus uſui fuit? Sed demus hoc ſeculo tam rudi et infelici, demus ſimplicitati ingeniorum, ut, quam perpetuo duraturam meruerant gloriam, cum geſtis interire paſſi ſint; unde poſteris tanta iactura facta eſt, ut nec urbium conditores, nec regionum ſervatores, nec legum latores noſcant, quos tamen parentum loco venerandos, conſenſus gentium dictitat. Sed quorſum nos dolor abripuit? Ad rem, unde evecti ſumus, redeamus. Principio autem illud agamus, ut lectori, vetuſtatis avido innoteſcat, unde hæ nuncupationes originem traxerint, fontem ipſius (ut aiunt) indicaturi, et quo pacto tam longe a paterno idiomate receſſerint: qua rurſus induſtria, ex tam abdito ſitu, et longiſſimo vetuſtatis receſſu perquiſita ſint, ut iterum ſolem perferre non dedignentur. Deinde, quid dignitatis atque autoritatis vetuſtati inſit, cuius gratia longe recentioris ævi nominibus poſſit ac debeat præferri. Quæ dum ſingulatim in univerſa enarravero, ut te, lector optime, niſi æquiorem, tamen indulgentiorem exhibeas, moneo. Quis enim in tanta rerum caligine non cæcutiat? Quis, in re tam lubrica, non aliquando lapſus eſt? Pro viribus tamen conaturus, ne tota via aberrem. Nunc, quo lucidiora ſingula fiant, Platonem, omnium Philoſophorum numen, operæ pretium eſt audire, qui in Critia, ſub nomine Socratis, in hanc ſententiam locutus eſt: „Quod dii quondam univerſum terræ orbem ſingulatim ſortiti „ſunt, et pro diſtributione regionum, in unaquaque viros indigenas et admodum generoſos creavere atque prudentes, et, „prout rebus cuiuſvis loci expediebat, accommodos, quorum „mentibus etiam Reipublicæ ordinem infuderunt; a quorum nominibus, et ipſorum primogenitis, nomina provinciis et regionibus impoſuerunt, quæ etiam a poſteris, ob amoris affectum „in progenitores, conſervata ſunt.“ Ex qua Platonis ſententia probabili argumento aſſequi poterimus, huiuſcemodi vetuſtatis nomenclationes a Tuiſconis prole, et qui ex illis primogeniti fuerint, inditas eſſe. Nempe, Beroſo autore, anno XXV Nembroti, regis Babylonici, quem ipſe Saturnum Babylonium appellat, qui regnare cepit, anno a ceſſatione aquarum CXXXI; quibus ſi ſuperadduntur XXV anni, conſurgunt CLVI poſt aquas; quo tempore Tuiſco terram, a Rheno ad Tanaim uſque, et in pontum, occupavit. In ea regnum Thuiſconum et Sarmatarum fundavit, colonias quoque ex filiis et familiis ſuis in illis poſuit, qui nomina ſua his locis indiderunt, et reliquerunt; ut monumentum poſteris eſſent, quis conditor eorum fuiſſet. Anno inſuper VIII Nini, regis Babyloniæ, Thuiſco legibus populos ſuos formavit. Ei ſucceſſit Mannus filius, ex terra matre, Tacito autore, editus. Is anno VI Semiramidis illis populis præfuit. Huic Manno tres filios idem Tacitus adſignat; Ingevonem, Iſtevonem, et Hermionem. Hi, inter ſe quicquid paterni ſoli fuerat, partiti; Iſtevoni, Rhenus, ultra citraque ripam, ad Oceanum usque, obtigit: Ingevo cum ſuis ad Oceanum ſeceſſit, imperium ac ſedes usque ad mare congelatum, ab inde ad Tanaim fluvium, protulit, a quo Ingevonum montes illis incolis cognominati ſunt: Hermion, vir ferox armis, interiora loca Germaniæ occupavit; cuius proles in tantam multitudinem coaluit, ut a Rheno, Danubium et Albim attingerent; pars etiam trans Albim, usque Suevum fluvium, (cui nomen Suevi indiderunt,) loca ceperunt. Qui ex illis Albim occuparunt, partim Hermunduri, ut qui circa caput amnis conſederant, partim Helmonii, vel Helmiones (nam utrumque reperitur.) ut qui ripas Albis ex utraque parte, poſtquam anguſtias montium Boemicalium erumpit, accolebant. Quorum fines usque in Suevorum ſedes, (qui tum quoque Albim, Ptolomæo autore, occuparunt) protendebantur. A quibus et ora in univerſum Helmonia nuncupata fuit, incolæque ipſi Helmeones, ut eſt apud Tacitum deprendere. De quibus Mantuanus ita cecinit, ſitum eorum deſcribens:

Adde ſub Arctoo poſitos, gelidaque ſub Urſa
Helmones ——

Hi poſthac Helmanni et Helmantici, paucarum literarum immutatione, dicti fuere, ceu hoc in commentariis indicavimus. Hos eſſe crediderim a Ptolemæo Herthanos vocitatos, quorum ſedes intra Albim et Salam fuiſſe, indicat, ita ut ab Hertha, id eſt, Terra, quæ propria voce Herthum dicitur, ut Tacitus aſſerit, matre avita cognominationem eligentes, quo etiam originem maternam referrent. Fuit enim his temporibus mulieribus par ac viris honos, Platone aſſerente; ut, quemadmodum virorum, ita et mulierum nomina celebrarentur, regionibusque ac populis imponerentur. Ut de Pallade et Minerva, quæ de nomine Athenis imponendo, inter ſe certarunt, ſatis liquet. Cum inſuper hi populi (ſive unum, ſive geminos dixeris, parum refert) multiplicarentur, etiam amplius terræ ſpatium incolere ceperunt. In varias quoque colonias ſeſe diſtribuerunt, quas ſemper a maioribus natu, ritum patrium ſecuti, nuncupaverunt. Nam in ſumma veneratione primogeniti undique terrarum ſemper habiti ſunt, et veluti principes regionum, et capita incolarum reputati. Hinc illa varietas nominum emanavit, ut et populus, qui antea unicus fuit, et unica appellatione cognominatus, exinde in plurimas ſibi nomenclationes uſurpavit, ut ſcilicet alii Danduti, alii Calucones, alii Eudoſes, alii Burini, alii Cauptæ, alii Suardones, alii Tubanti, alii Amones, alii Reduni nuncuparentur, primis populi nominibus his, veluti recentioribus, antiquatis. Quibus etiam populis, quicquid ſpatii inter Salam et Albim latiſſime patet, impletum eſt, ceu de hoc in commentariis fuſius ſcripſimus. Nihil enim, aut parum, præter ſola nomina vetuſtatis rerum geſtarum, ab autoribus relatum eſt, quod inopia literarum evenit. Quantum vero vel per acceptionem (quod genus diſciplinæ etiam apud Platonem et a Pythagoricis uſu habitum eſt) et tamquam per ipſum res priſcorum ad poſteros manarunt, comprobatur, (quantumcunque vero exiguum eſt, quod ex autorum traditione deprehendere licuit;) in commentaria retulimus. Hæc priſcorum populorum nomina, etſi nihil aliud, quam Germanicum, vel rectius Tuiſconicum ſonant, tum a Germanis adinventa, tum impoſita, tamen cum ad incudem Græcorum relata fuiſſent, a propria et germana duritie aliquantiſper remollita ſunt, ut ſaltem in ultima ſyllaba inflexionem admitterent; quod ſic elegantius ipſis ſonare viſa ſunt: ſubinde et latina moneta percuſſa, quo longius ab germanica et germana voce abiere. Nec mirum videri debet, ſi barbarorum nomina græce audiuntur, cum ſoli Græci hanc ſibi gloriam aucupaverint, quod omnium nominum per orbem formatores extitere; et uti vox, quantumcunque aſpera, in literas mittenda foret, docuere. Ceterum temporis curriculo, quando progenitorum memoria e mentibus ſucceſſorum deleta eſt; ſimiliter et ipſa nomina partim immutari, partim aboleri ſunt cepta, (quod enim ſine literis, quibus tunc Germani caruere, oblivioni non ſit obnoxium?) partim et in alias regiones, cum gente ſua, traducta, quare ipſorum perquam tenues notæ remanſerunt, quibus a poſteris deprehendi poſſint. Acceſſit ad hoc, exoticæ et peregrinæ linguæ, (ſive eam Sclavicam, ſive Hunnicam dixeris,) introductio, quæ non modo bonam magnamque partem Germaniæ interioris occupavit, ſed et totum fere, quod ex priſcis nominibus reliquum erat, novis ſuis nomenclationibus, inductis Cimmeriis tenebris, obfudit; adeo, ut ad ea reſtituenda Sibylla opus ſit. Hac tamen difficultate minime abſterritus, ſic mecum cogitans: odoriſſequi canes naribus feras indagantur; et ſagaces venatores feram a fera, immo cervum a cerva ex veſtigiis agnoſcunt: cur in perveſtigandis rerum vetuſtatibus diligens et acer perſcrutator hæc ipſa nomina, quantumcunque obſtruſa, et abdita non excutiet? cum tot ſigna, tot indicia, tot denique veſtigia in montibus, fluminibus, ſylvis, pagis, oppidis, et arcibus, ſuperſunt, et præter hæc digniſſimorum ſcriptorum monumenta, tot regum, principum, pontificum et ſatrapum diplomata, ex quibus odorari ſaltem licet. (ſi quis vetuſtatis avidus, nares adhibuerit,) quod hactenus abſconditum latuit. Adde et his terris illuſtrium familiarum nuncupationes, et, quod omnium maximum puto, vulgaris ſermonis alluſionem, in qua magnam partem priſcæ nomenclaturæ olfacere poteris, et ea reſciſcere, quæ ſemidoctum vulgus, illotis, ut aiunt, pedibus, prætereundo, negligit. His ego veſtigiis inſiſtens, et totis, ut aiunt, nervis inhærens, frequenti verſatione, nunc ſurſum, nunc deorſum, et hoc, et alterum volvens, ſingula ſingulis compenſans, ita perquiſivi, ut acum inveniſſem, ſi acum quæſiiſſem. Quantum igitur per has nebulas perſpicere licuit, ut ſemel de lite decerneretur, in hanc ſententiam pedibus conceſſi, ut Suardones, apud Corn. Tacitum celebres populos, in Soraborum nomen tranſiſſe dicerem. Quæ nuncupatio adeo invaluiſſe comperitur, ut fere univerſam oram inter Albim et Salam (Blondo Forolivienſi autore) occupaverit. Quos item Ptolemæus Calucones dixerit eſſe, quos Clomacos annales nominarunt; Dandutos, quos Dabennicos; Helmiones quos Helmanticos, (pro qua, ſpuria voce, in annalibus Delmanticos legimus) qui hodie in univerſum uno nomine Miſſinenſes dici reperiuntur. Subinde eandem ſemitam inambulans, quos Ptolemæus Chautos, Tacitus vero (ſi coniecturis locus eſt) Cattos nuncupavit, partim Cyneos, partim Chauros, vel Choros, quos hodie Pliſnenſes, immo, ſi quid innovandum foret, Chauttones, honeſtiori vocabulo, dicendos iudico. Barunos, vel Buurunos, a Ptolemæo et Tacito nuncupatos, quæ hodie loca ſunt circa Biarum fluvium, a quibus, commutatione vnius literæ facta, Burinum vel Burnis cognominatum eſt: incolunt hi populi, adhuc hodie, hunc tractum, ad Molbium uſque, ubi trans amnem Buurtzenſe oppidum, a ſuo nomine dictum, conſtituerunt, Septentrionem verſus Boardum attingentes. Ultra hunc Eudoſes apud Cornelium, quos poſthac Libanothanos, hodie Lipſiacos, id pago eius nominis commonſtravere. Tubantes Ptolemæo dicti, hodie Tubanenſes; in quorum agris Plabonium oppidum, et arx Tubaneckia viſuntur, familiaque Tubaneckia, in hac regione ſuis natalibus inſignis. Amones his vicini: quod nomen et hodie retinuere. Winthones a Tacito, qui hodie Widenſes, vel rectius Vittones, aut a flumine vulgo Widda cognominato, aut quod Wintonum nomen ab incolis in Wittonum tractum eſt; cuius argumentum eſſe poterit pagus haud incelebris, Wittonum uſque hodie nuncupatus. Rendunos a Tacito, qui hodie Rodim fluvium, quouſque Salam ingreditur, accolunt. Marungos a Ptolemæo, eos putaverim, quorum Marnſslug, arx notiſſima, caput eſt, pene priſcam nomenclationem referens. Ab his quoque eos ortos crediderim, qui oppidulum, cui Merano nomen vulgo indiderunt, in regione Chauttorum condiderunt. Mogelanos, Colduos a Strabone dictos; item Cammanos a Ptolemæo, hos arbitratus fuiſſe populos: hæc ipſa priſcæ appellationis nomina indiderant, quæ noſtra etiam tempeſtate illæſa conſervantur.

Habes iam, lector candidiſſime, a capite ad calcem uſque, noſtri curſus conſummationem; quantis ſudoribus hoc iter emenſus, quo filo hunc labyrinthum exierim, quibus laboribus hanc glaciem perfregerim, ut tam altos fluctus exſuperarim, ac cymbam noſtram ad portum perducerem. Quæ ſingula, dum quisque intentis oculis contemplabitur, me omnino a ſcopo aberraſſe, niſi iſtius ſtudii ignarus ſit, dicere nequicquam poterit. Sed ſi aliquoties a chorda contigit excidere, me non ex tripode, ſed ex cribro locutum noverit. Quid plura? Fores apertas conſpicis, aditum paratum habes. Vel meliora dato, vel pedibus in noſtram ſententiam ito. Sed dum pietati ſtudeo, maximam impietatis notam ſubirem, ſi Cycneorum ac Libanotriorum meorum cauſam indefenſam relinquerem, utriuſque videlicet populi vetuſtam originem reticendo; cum a præcipuis iſtorum populorum civitatibus maximis beneficiis ſim ornatus; cum in altera earum genitus, altus et eruditus, ab altera in civem adſcitus, liberaliter fotus, in patriciorum ordinem cooptatus, conſul declaratus, faſcibus inſignitus. Inhumanum itaque foret, ne dicam impium, ſi tot in me congeſtorum beneficiorum ita abieciſſem memoriam, ut illos perpetuis tenebris mancipatos velim, quos vitæ lucisque, ac tot ornamentorum autores habuiſſem. Tua igitur indulgentia fretus, lector optime, illorum antiquitates altius repetere, et quæ hactenus in abditis incluſa latuere, in publicum producere aggrediar. Eſt autem utriuſque populi (Cycnea et Libanothana) nomenclatura uſquequaque receptiſſima, ut de poſſeſſione minime agendum, minimeque dubitandum ſit. Nam præter hoc, quod in ore literatorum ubique gentium verſatur, virum eruditiſſimum, et omnis antiquitatis promum et condum, Ioannem Garſſonem Bononienſem, advocatum habent, quæ nec graviorem, nec diſertiorem deſiderare quidem poſſent; quippe unius tanta eſt tum eloquentia, tum eruditio, ut in omnibus priſci ævi graviſſimis, ſimulque diſertiſſimis viris optimo iure conferri poterit; is, inquam, in libello ſuo de bello Suevorum et Miſſnenſum, iis populis poſſesſionem bonæ fidei (ut aiunt) aſſeruit. Quem teſtem fortiorem, patronum graviorem, advocatum facundiorem, producere quirem, quo iſtis nomenclationibus ius ſuum poſſeſſorium aſſererem? Hoc uno plus comprobatum eſſe duco, quam ſi decem Conrados, bis decem Celtes, ac omnem proletariorum turbam in teſtimonium afferrem. Eam ob rem, ne actum agam, non verbum quidem pro reſtituenda poſſeſſione profundam. Si quid de his populis vel obſcurius, vel ſubſtrictius forſan, in commentariis relatum eſt, mearum partium erit, id ipſum explanare, et brevibus explicare, (quod alias heroica buccina, dum Molbii topographico ſtilo decurſum pinximus, multa de his cecineram,) ne eandem cantilenam iterum cantare viderer. Cycnorum itaque nomen a Cycno, Herculis filio ex

Chyane, Tubanti filia, vel nepte, regionis indigena, initium ſumſiſſe, incolæ omnium maxime conveniunt. Qui, ut aiunt, dum orbem peragraſſet, ex generoſis puellis, multis in locis, ſobolem reliquiſſe conſtat. Ex quibus virilis ſexus nati regionibus ſuis præficiebantur, ab ipſorumque nominibus nuncupabantur. Hac ratione hæc regio, a Cycno, Cycnea dicta fuit. Pro qua voce Cycnigea in annalibus repoſitum eſt, quod vulgo Suanfeldiam interpretati ſunt. Id nomen civitas, eius regionis caput, hodie retinet, antiquæ appellationi aſtipulando. Inquilini quoque regionis a Molbio, uſque ad Pliſim, et ultra fluvium, alicubi ad Eliſtrum, Cycnoi; quo nomine et hodie gloriantur. Iſtius populi tam vetuſtam originem, et ex heroum ſtirpe deductam, multa monimenta veterum teſtantur; maximopere epitaphii inſcriptio, principalis puellæ, in tabula plumbea, anno abhinc XVIII, per Iohannem Lupum, ex Hermanſsgrün, virum tum eruditum, tum antiquitatis diligentiſſimum indagatorem huius patriæ, equeſtris ordinis procerem, in agro villæ petroſæ ſuæ ditionis, loco, vt mihi coram oſtendit, reperta, dum arbor ingens et vetuſta (pinus forte erat, quæ gentilitatis tempore buſtis principum et ſatrapum imponi ſolita erat) ex flatu ventorum prociderat. Unde, terra altius retecta, oſſa cum hac tabula, multis ſeculis illic ſepulta, oculis hominum patuerunt. Cuius tabulæ verba ſubtexere volui, ut antiquitatis candidati perſpicuo argumento colligant, nihil horum, quæ de Cycneis dicta ſunt, ſomnium præ ſe ferre.

EPITAPHIUM SUANHILDIS.

SUANHILDIS, Cignoi, Herculis Graii ultimæ ſobolis filia, ex Ylba matre genita, cui avus paternus fuit Falco; Silba (vel Hilda) avia; proavus Aeliſter; proavia Vinda; abavus, Uliches (vel Duliches;) abavia Stennio; atavus Glaucus; atavia, Melſe, qui omnes a Cygno, Herculis filio, et Chyane, Tubanti filia, deſcenderunt, has terras, a fonte Ilbe fluminis, cum Cizone, uſque ad Eliſtrum, rexi; quæ Cygnorum terra dicta eſt a maioribus noſtris. Ultra Eliſtrum Hilda, ſoror, Sorabis imperavit. Vixi pudice, abſque marito, ſic volentibus fatidicis parentibus. Sum tamen a filio Griphonis illuſa, nunquam tamen læſa. Poſtquam ſol quinquies decies, et ſupra hoc ſepties, curſum ſuum circumegiſſet, virgo occubui. Hic ſepulta ſum. Stella fulgente, umbram meam videbitis Cygnoi. Tunc lupi cornuti inſidias cavete. Caput bovis ad petram religatum ſolvetur: vos repellite. Porcum, lacte et ſanguine ſaginatum, mactate; cum porcello ſuo; alas ipſius diſcerpite. Atavi ſedem occupare ſtudete. Matris anguſtias vitate. Limites veſtros perticis deſignate. Serra tridenti, quod durum eſt, dividite. Morali frangite robora. Silentium amate. Vaſa teſtacea e corana proiicite. Vultures, qui cycnis inimici ſunt, fugate. Quod luteum fuit, lapideum facite. Igni noctem accendite. Ardentem veſtem deo extinguite. Parentis amictum non contemnite. Leges patrias non transſcendite. Cycnorum meorum candorem ſolliciti ſervate. Argenti fontes venenum habere, mementote. Tudiculis matrem non lædite. Hæc vobis, filii mei o Cycni, uti a parentibus fatidicis accepi, reddidi. Felices ſi ſequamini!

Hæc fuerunt nuper in agro pagi **Petroſi** *in lamina plumbea, literis capitalibus (ut aiunt) conſcripta, in monticulo ſub arbore, quæ ex flatu ventorum ceciderat, reperta, dum a ruſtico arbor e terra velleretur, a quo mihi tabula præſentata eſt. Eam ad te, ceu vetuſtatis amatorem, miſi. Cum ad nos redieris archetypum videbis. Vale. Ex arce Schönfeldenſi.*

IOHANNES LUPUS
ex Hermansgrün.

Implicantur his literis non ſolum iſtius populi antiquitates, ſed et verborum involucris fatorum ordo deſignatur, e quibus Cycneorum fata petenda forent, quemadmodum populi Romani ex ſibyllinis libris, qui in maximis ſolum neceſſitatibus a collegio augurum adiri ſoliti erant. Quisquis rem ipſam toto pectore penſitaverit, Pythagoricam doctrinam illic incluſam perſentiet, quod et ſymbolicas ſententias continet, et minime ad literam, quicquid in his continetur, intelligi poſſit. Adeſt nobis iſtius opinionis aliud argumentum, ſane maximum, quo Druidarum ſodalitium (qui præcipue hanc diſciplinam profeſſi ſunt) in loco iſtius regionis fuiſſe coniicimus, templaque et aras illic habuiſſe, quæ hodie ab ipſis Druidis nomen retinent. In quo, eiuſdem Iohannis Lupi diligentia, hæc inſcriptio græcanicis elementis: Δεγβάλης Δρυΐδων Μέγιστος, lapidibus inſculpta, reperta fuit. Græcos autem fuiſſe in Germania, vel dogmatiſantes, vel ſacrorum ritum inſtituentes, vulgarium ideoma, tot Græcis refertum vocabulis, aperte indicat, quæ ſcrutari volenti ſeſe ſua ſponte offerunt. Corn. quoque Tacitus Herculem apud Germanos fuiſſe ſcribit, quem in prælia ituros, primum omnium virorum fortium ceciniſſe, affirmat. Anno quoque XII Macalei, regis Babyloniæ, Herculem in Germania regnaſſe, Beroſus ſcriptum reliquit. An is alius ab illo utpote Græcus, Germanus alter, an uterque Graius, penſitent alii. Sed de his ſatis; ad id, quod ſupereſt, contendamus, Libanothriorum vetuſtatem repetendo. Cheruſcorum populum Germaniæ quondam potentiſſimum, ſimulque bellicoſiſſimum fuiſſe, Corn. Tacitus ac Strabo retulere, ſedesque ampliſſimas ad Albim occupaſſe Claudianus teſtatur cum ſcripſit:

— ingentes Albim liquere Cheruſci.

Iſtius cognominationis indicium facit urbs Cheruſca, trans Albim, ſub ditione principum Aſcaniæ. Hi populi cum finitimis, præcipue Cattis, qui eis in latere conſederant, Salamque, fluvium fertiliſſimum, attigerant; pars etiam amnem tranſierat, in loca, ubi hodie Thuringorum ſedes eſt: pars Cheruſcorum, duce Libanothe, impigro iuvene, patrium ſolum exiens, loca ad Salam, quo Albim influit, primum occupavere. Cattis inde vel fugatis, vel cæſis, mox, amœnitatem fluminis ſequentes, omnem citeriorem ripam ſuæ ditionis fecerunt, poſtremo etiam regiones Eudoſorum et Varunorum (qui tum in univerſum Sorabi nuncupabantur) invaſerunt, incolis partim pulſis, partim ſubactis; in his ſedes ſtabiles locantes, quas cum a Sala, ad Molbium uſque, protuliſſent, regionem totam ab iſtius gentis principe Libanothe, Libanotriam cognominarunt; populusque ipſe Libanotrius, vel Libanothanus. Demum per regionem illam tum oppida, tum arces, conſtituerunt, quibus ex ſeſe utplurimum nuncupationes et cognomina indiderunt: ceu ſunt Libſau, ad Salam; Liboneum, ad Molbii ripam, (licet hodie ab eo aliquantum diſtet, ob fluminis decurſum immutatum.) In medio autem regionis, ad confluentes fluvios Eliſtrum, Pliſim et Boardum. Lipſim condidit, quam, a nomine patris ſui, qui Libes nuncupabatur, cognominavit; caputque totius populi Libanothani eſſe voluit; quod in colliminibus Eudoſorum et Barunorum ſitum, collocata fuiſſet, de quo fuſius in carmine topographico Molbii indicatum eſt: quem ſeneſcentem iam nomenclationem, et tempore oblivioni deditam, a ſilentio vindicavimus. Iſtius populi in hanc regionem adventum literis mandarunt Ruduvicus Saxo, Ditmarus quoque Merſsburgenſis, in catalogo epiſcoporum; Garſo noſter Bononienſis, in bello Suevico ad principem Fridericum, ducem Saxoniæ, hos populos Libanothanos et Libanothicos vocavit: cur non temere a nobis in poſſeſſione ſua tueantur? a qua nec interdicto prætorio, ſaltem æquo iudice aſſiſtente, poterint turbari. Adſtipulantur huic cognominationi eruditorum virorum tum epigrammata, tum epitaphia, in quibus ſibi poſſeſſionem, communi iure, vendicant. Eſt Lipſi in æde divi Pauli, principi Theodorico epitaphium iſtius generis, ad quod indagatores ſollicitos relego. Satis mihi ſit, notas et ſigna indicaſſe. Qui ollam deſiderat, ut terram fodiat, neceſſe erit. Verum hoc' populi nomen hodie, ceu pleraque alia, in Miſnenſium nomen conceſſit, cum nihil minus ſint hi populi, quam Miſſinenſes. Sed copioſiſſime de hoc in commentariis. At, ne hæc nomina, vetuſtatis effigiem repræſentantia, vel, quod inculta obſoletaque ſint, vel quod auribus ingrata, de poſſeſſione repellenda magis, quam intromittenda, quis obiicere auſit, ac noſtri ævi nuncupationes, illis præferendas velit; tum, quod rebus noſtris accommodatiores, tum quod magnificis titulis circumferuntur; hoc loco argumentis fortiſſimis plane pertractabimus, antiquitatem, quantumcunque incomtam, inornatam, ac etiam incomitatam, ſemper plus dignitatis et autoritatis habere, gratia quoque et maieſtate neotericis præſentibusque rebus longe præferendam, ut quæ non modo cum veneratione, ſed et cum admiratione hominum animos ad ſeſe pertrahat. Id philoſophi argutis rationibus comprobarunt, utpote, antiquitatem non ſolum eſſe originem omnis poſteritatis, verum etiam, ſine qua nihil ſplendidum, nihil illuſtre poſteris adeſt: id adeo verum eſſe, totis viribus contenderunt, ut etiam claritudo regum ac principum (quod unicum iubar communi hominum conſenſu in terris relucet) ſine vetuſtate obſcura ſit. Omnis præterea procerum nobilitas, niſi diuturnitatem redoleat, contemtibilis habetur, et pro nihilo ducitur: illuſtrari itaque nobilitatem ex vetuſtate, ceu diem ex luce, pertinaciter adſeruerunt. Obmitto dicere, quantum honoris vetuſtati, quod ad diſciplinas attinet, tribuunt; dum ſine ea, quicquid ſcimus, puerile dicant, quod rerum recentioris ævi cognitio, niſi antiquitatis ſale aſpergatur, conditaque ſit, cito evaneſcit, et, velut inſipidum pulpamentum, a guſtu reſpuatur. Verum nos antiquitatis effigiem, quæ maximis priſcorum nominibus agnoſcitur, admirabiliorem, ſanctioremque eſſe, craſſiori, ut aiunt, Minerva perſequamur, argumentum a veteris monetæ ſpectatoribus ſumentes, qui numiſmata antiquata, et rubigine undiquaque obducta longe pluris, quam recenter percuſſos nummos æſtimant et mercantur; nihil in iis, præter vetuſtatem, et admirantes et adorantes. Quantum inſuper operæ cum limando, tum expoliendo impendant, ut ſorde et ſquamis detuſis, aliquantulum ad genuinam ſpeciem redeant, ſatis cognitum eſt. In quibus parum aut nihil, quod tantopere elaboratum cupiunt, præter antiquitatem inveniunt; et quanto magis id genus antiquum, eo avidius appetitur, ſollicitiusque perquiritur. Proximum huic eſt, ſi in veterum monumenta inciderint, in his quoque vel inſcriptiones, vel ſcalpturas compererint, quam inexplebili admiratione illas contemplantur, admirantur, et pene exoſculantur! In quibus, præter attritas literas, aut mutilam imaginem, nihil eſt, vetuſtate ſecluſa, quod oblectare poterit. Si ex naturis rerum raciocinari voluerimus, id ita habere, facile deprehendemus. Quis enim annoſam pinum, quantumcunque hiſpidam, cortice ſcabram, ramis hirſutam, foliis aſperam, cucurbitæ nuper natæ non præferat? Sit illa licet viriditate amœniſſima, lenitate iucundiſſima, florum candore ornatiſſima, pomorum magnitudine tumida; attamen ad primos rigores folia perdit, ac viror omnis abſcedit, dum pinus tot ventos et imbres niveſque exceperit, rigenteſque hiemes pertulerit. Et, ne in longum nimis argumenta protendam, ſemper antiquitas natalium generoſiores ſuos effecit. Ille enim nobilitate clarior, qui genere vetuſtior habetur; id omnium fere gentium ſollicitudo de ſuæ vetuſtatis origine, apertiſſime indicat, non ſolum humanæ, ſed etiam divinæ literæ atteſtantur. Quanta enim de hoc inter Chaldæos et Iudæos concertatio fuit, Joſephus plane edocuit; quanta inter Scythas et Aegyptios, Juſtinus; inter Aegyptios et Phrygas, Herodotus lucide ſatis explicarunt, qui omnes, ut uno verbo dicam, ex antiquitate ſibi claritudinem aucupare ſtuduerunt; tanto generoſiores, quanto antiquiores, ſine controverſia, ſeſe æſtimantes. Quæ cum ita ſint, antiquitatem neotericis rebus undequaque magis tum honorandam, tum excolendam eſſe, quis non videt? præſertim ea, quæ ad poſteritatis et decus et gloriam pertinere dignoſcitur. Eſt autem præcipua patriæ gloria, Platone aſſertore, ſi tales ab exordio habuerit incolas, quos αὐτόχθονας et indigenas vocant, non peregrinos, non perfugas, non proditores, et id genus alios adventitios; ſed e ſuis viſceribus editos, ſuo alimento nutritos, qui patriam, ut par eſt, ceu matrem, amant, progenitores et parentes venerantur; quales tibi, o lector, (ad noſtrates id dico) et progenitores et ſucceſſores, hactenus ignoratos, commentariolis noſtris oſtendimus; in hoc non parum et ſplendoris et claritatis noſtris hominibus me allaturam arbitratus. Sed, ne diutius his immorer, enavigatis confragoſis et aſperis locis, ut cymba noſtra portum ſubeat, tempus adeſſe video. Si itaque patriæ vetuſtates rite tutatus ſum; ſi priſcis nomenclationibus, in quibus patriæ effigies conſervatur, amiſſam poſſeſſionem, optimo iure adſerui; ſi illis ipſis patriam ornatiorem illuſtrioremque reddidi; ſi argumentis, quæque obſcuriora fuerunt, perſpicaciſſima feci; ſi affatim calumniandi anſam præcidi; ſi per omnia recte plauſtrum protuli: tuum, o lector candide, eſto iudicium. Sin, ſecus ac ſperabam, ſors ceciderit et aliquatenus a regula dilapſus, boni conſulas. In magnis voluiſſe ſat eſt. Tu tamen interim his noſtris utere, donec meliora emendatioraque videbis.

Was ich über dieſe Schrift des Stella nun noch zu ſagen habe, und zum Theil vorausſetzet, daß ſich der Leſer die Mühe genommen, ſie zu überlauffen, wäre folgendes.

1. Es iſt zuverläßig eine bisher noch ungedruckte Schrift. Ich wiederhohle dieſes, damit man ſich durch Struven nicht irre machen laſſe, welcher in ſeiner Bibliotheca Saxonica (*)

(*) Parte I. Sect. 2. p. 42.

vergiebt, daß der Tractat des Stella, de populis et rebus priſcis oræ inter Salam & Albim, eben das ſey, was Mencke in dem dritten Tome ſeiner Sammlung unter der Aufſchrift Paralipomena de origine, vetuſtate, appellatione et regionibus Tubantinorum, Cygneorum u. ſ. w. (die metriſche Beſchreibung der Mulde dazu gerechnet) herausgegeben habe. Zu dieſem Fehler hatte ihn ſein Vorgänger, Kreyſig, nicht verleitet, als der nicht nur in ſeiner hiſtoriſchen Bibliothek von Oberſachſen (*), die nach der Menckiſchen Sammlung erſchien, gegenwärtige Schrift des Stella noch immer zu den Manuſcripten gerechnet, ſondern auch, in ſeinem angezognen Leben des Verfaſſers, von demjenigen einen weit richtigern Begriff gegeben hatte, was Mencke unter dem Titel Paralipomena drucken laſſen.

2. Es ſind nehmlich jene Paralipomena weiter nichts, als ein Paar einzelne Stellen, die vorgeblichen älteſten Bewohner der Gegend um Zwickau, und um Leipzig, betreffend, welche aus dem Corollario geriſſen ſind, das Stella ſeinen Commentarien beygefügt hat. Sie ſind alſo lange noch nicht einmal dieſes Corollarium ganz; geſchweige, daß ſie das Werk ſelbſt ſeyn ſollten. Hat ſie nun aber dem ohngeachtet Mencke für werth gehalten, gemein gemacht und in ſeiner Sammlung aufbewahret zu werden: ſo kann man leicht urtheilen, wie viel lieber er dem Ganzen dieſe Gerechtigkeit und Ehre würde haben wiederfahren laſſen, wenn er es irgendwo hätte auftreiben können. Aber ſo fand ſich davon, wie ſchon geſagt, nur ein Stück von anderthalb Bogen auf der Bibliothek zu Zwickau, wo es am erſten zu vermuthen geweſen wäre. Und wenn ſchon auſſer dieſem, wie Kreyſig gleichfalls anzeigt (**), auch noch eben daſelbſt das ganze Corollarium, oder die ganzen ſogenannten Paralipomena des Mencke, befindlich ſind: ſo kann doch beides zuſammen lange nicht die Vollſtändigkeit haben, in wel-

---

(*) Sect. II. cap. 6.

(**) Angezognen Orts, S. 510. Wie denn Kreyſig ſelbſt von dieſem ganzen Corollario eine Abſchrift gehabt zu haben ſcheinet, indem er §. 12. S. 515. Worte daraus anführet, die ſich in dem Menckiſchen Fragmente nicht finden.

cher es hier aus unſrer Bibliothek erſcheinet; und vielleicht aus ihr nur einzig und allein annoch erſcheinen konnte.

3. Das Manuſcript, woraus es genommen, iſt von Althammers eigner Hand, und allem Anſehen nach unmittelbar von dem Originale des Verfaſſers copiret. Denn als in dem angezognen Briefe Stella Althammern gemeldet hatte, warum er ſeine übrigen hiſtoriſchen Arbeiten zurückhalte, zugleich aber doch auch hatte merken laſſen, daß er ſie der Welt nicht ſchlechterdings verſagen wolle, wenn er und einige andere gelehrte Freunde die Beſorgung davon übernehmen wollten: ſo bat Althammer ſie darauf ohne Zweifel ſich aus, und erhielt ſie. Dieſes geſchah in dem Jahre 1520, in welchem Althammer annoch die Abſchrift des erſten Commentars zu Leipzig vollendete; wie aus der, am Ende deſſelben befindlichen Unterſchrift zu ſehen, die keinesweges von der Ausarbeitung des Verfaſſers zu verſtehen iſt. Das Uebrige hat Althammer das Jahr darauf zu Halle abgeſchrieben, welches er ſelbſt am Schluſſe ſeiner Handſchrift durch die Worte, Τέλος τῶν Παλαιοτήτων τῆς γῆς Μισνιακῆς. Hallis Saxonum. Anno a ſalutifero partu MCCCCCXXI. bezeiget. Es hatte ihm aber Stella nicht allein die gegenwärtigen Commentarii zugeſchicket, ſondern auch ſeinen Molbius, eine Beſchreibung der Mulde in lateiniſchen heroiſchen Verſen; und beides war es, was Althammer unter dem Titel Antiquitates terræ Miſnenſis Auct. Er. St. herausgeben wollte, wie die ganze Abſchrift zeiget, die ſchon ſo völlig zum Drucke fertig geweſen zu ſeyn ſcheinet, daß ſogar auch die poetiſchen Elogia nicht dabey fehlen, welche die Freunde des Stella vorſetzen wollen, und die von denen ganz verſchieden ſind, die ſich beym Mencke vor beſagtem Gedichte befinden. Das eine iſt von dem berühmten Johann Cornarius, und fängt ſich an:

Tandem, Stella, tuæ invidere famæ
Ceſſa, ac pande tuos libellos —

zum Beweiſe, daß es mit der endlichen Ausgabe, unter Bewilligung des Verfaſſers ſeine Richtigkeit hatte. Ohne Zweifel aber unterblieb ſie, weil dieſer, noch in eben demſelben 1521 Jahre, mit Tode abging.

4. Bey dem Molbius habe ich mich nicht lange aufzuhalten nöthig geachtet, weil ihn Mencke mit jenen Paralipomenis bereits drucken laſſen. Wenn jedoch Kreyſig davon ſagt, daß er alldort, „aus 323 (ſoll heiſſen 325) Verſen beſtehe, die, was „die Syllben anbetrift, mit ſo vielen poetiſchen Fehlern behaftet „wären, daß ſie beynahe der Anzahl der Verſe gleich kämen:“ ſo muß ich von unſrer Abſchrift anmerken, daß ſie nicht allein einige Zeilen mehr hat, ſondern auch viele von den proſodiſchen Fehlern darin wegfallen; wovon ich jedoch Proben anzuführen, nicht der Mühe werth halte. Genug, daß man es hier angezeigt findet, wo man das Ding richtiger haben kann, wenn es irgend einmal wieder ſollte gedruckt werden.

5. Selbſt die Commentarii hier zuerſt drucken zu laſſen, würde ich mich wohl bedacht haben, wenn es allein ihr innerer wahrer Werth, ihre eigentliche Brauchbarkeit wäre, was mich dazu hätte bewegen ſollen. Denn wahrlich iſt dieſe nur ſehr gering; falls ſie nicht anders als nach den neuen hiſtoriſchen Wahrheiten müßte geſchätzt werden, die wir nun endlich aus ihnen lernen. Allein ſie ſind ohnſtreitig von einer andern Seite deſto wichtiger. Da ſie nehmlich das allererſte ſind, was von den Meißniſchen Alterthümern zu einer Zeit geſchrieben worden, als das Studium der vaterländiſchen Geſchichte in Deutſchland nur eben ſeinen Anfang nahm; da ihr Verfaſſer der iſt, dem Vertuff, Wilhelmi, Schmidt, Krauſe, Fiedler, und ſo viele andere Sammler und Schmierer dieſes Schlages, in ſeinen Fabeln von den älteſten Zeiten blindlings gefolgt ſind; da er eben der iſt, welchen die beſſern Geſchichtſchreiber, Albinus, Fabricius, Reineccius, der Neuern nicht zu gedenken, ſo oft widerlegen, ob ſie ſchon nicht ſelten an die Stelle ſeiner Erdichtungen eben ſo grundloſe Dinge ſetzen: ſo iſt es um ſo viel beſſer, daß man nunmehr die Schrift ſelbſt vor ſich hat, auf welche ſich ſowohl die einen als die andern beziehen; beſonders da man, zu einiger Rettung des Stella, noch wohl annehmen könnte, und wirklich angenommen hat, daß er vielleicht alte Nachrichten und Chroniken aus der mittlern Zeit gebraucht habe, die in den nachfolgenden Kriegsläuften verloren gegangen. Zwey von dergleichen Quellen auf die er ſich auch wirklich beruft,

waren bereits bekannt; nehmlich Rutwinus oder Radovicus Saxo, und Ditmari catalogus epiſcoporum Merſeburgenſium: und nun wird man finden, daß er jenem auch einen Hermannus (S. 339.) beygeſellet. Hermann der Krüppel, oder ſonſt ein bekannter Hermann, kann dieſes nicht ſeyn, als bey welchen ſich ſchwerlich etwas findet, womit ſich die Grillen des Stella beſchönigen lieſſen. Wer wäre es alſo denn? Gehört er wohl auch in die Claſſe der andern zwey, die noch niemand geſehen hat, und die wohl ſchwerlich jemals in der Welt geweſen ſind?

5. Denn leider iſt es nur zu gewiß, daß Stella nicht allein ſeine wahren Quellen ſo wunderſeltſam gebraucht, daß es ihm nicht ſchwer werden können, aus allem alles zu machen: ſondern daß er, ohne Bedenken und Scham, auch deren mehr als eine gänzlich erdichtet hat. Er lernte dieſe ſchöne Kunſt ohne Zweifel in Italien. Wenigſtens ſcheint mir des Annius eherne Tafel von Viterbo, ganz das Vorbild zu ſeinem Epitaphio der Schwanhilde geweſen zu ſeyn. Und wie, wenn er auch noch ein anders Epitaphium erdichtet hätte, weswegen man ihn zwar bisher noch nicht im Verdachte gehabt? Ich meyne das Epitaphium des Markgrafen Tiezemann, in der Pauliner Kirche zu Leipzig. Meine Gründe, ſolches zu glauben, ſind dieſe. 1. Das Monument iſt ſchon an ſich ſelbſt verdächtig, wie Wilke in dem Leben des Markgrafen gezeigt hat. 2. Es iſt nicht allein unwahrſcheinlich, daß Dantes, dem es zugeſchrieben wird, ſich damaliger Zeit in Deutſchland aufgehalten: ſondern es iſt auch ſchlechterdings nicht wahr, wie aus des Manettus Lebensbeſchreibung des Dantes zu beweiſen. 3. Die Verſe ſelbſt ſind des Dantes unwürdig. 4. Wenn Dantes ſie alſo nicht gemacht hat: wer hätte ſie ihm, zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts, wahrſcheinlicher unterſchieben können, als Stella? Konnte Stella einem andern Italiener ein ganzes Werk unterſchieben: warum nicht auch dem Dantes einige Verſe? Beide, jenes Werk und dieſe Verſe, betreffen noch dazu zwey Brüder. 5. Stella ſelbſt beruft ſich (S. 249.) auf dieſes Epitaphium, um eine Sache damit zu beweiſen, von der es ausgemacht iſt, daß er ſie lediglich erfunden. Nehmlich, den alten

Namen der Gegend um Leipzig und ihrer Bewohner. Denn eines von beiden kann nur wahr ſeyn. Entweder Dantes hat die Verſe wirklich gemacht: und ſo iſt der Name Libanothani und Libanotria allerdings älter als Stella. Oder Stella hat den Namen erdichtet: und ſo kann Dantes die Verſe nicht gemacht haben, in welchen er vorkömmt. 6. Stella beruft ſich nicht allein auf das Epitaphium, ſondern unter den Papieren des Althammers findet ſich auch eine Abſchrift davon, die dieſer von dem Stella ſelbſt erhalten zu haben ſcheinet, und in welcher verſchiedenes mit einer Veränderung vorkömmt, die nur der Verfaſſer ſelbſt hernach hat machen können. Die Unterſchrift heißt daſelbſt blos: Anno Domini MCCCVIII. Dantes Florentinus exul. Doch iſt noch die Jahrzahl 1496 beygefügt; vielleicht um anzuzeigen, wenn Stella die Abſchrift genommen haben wolle. Als nun die Kirche 1518 wieder erneuert ward; was war leichter, als daß Stella vorgab, das Epitaphium in ihrem ehemaligen Zuſtande abgeſchrieben zu haben, und daß er Glauben damit erhielt? — Ich werfe alles dieſes ſo hin, und überlaſſe die Ausführung einem, den die Meiſſenſche Geſchichte näher angeht, als mich.

6. Denjenigen, welcher dem Stella ſeinen Betrug mit der Grabſchrift der Schwanbilde ſpielen helffen, nennen Wilhelm und Schmidt, **Johann Lupus von Hermansgrün**, einen Voigtländiſchen von Adel. In den Paralipomenis, beym Mencke heißt er Iohannes Lupus ex Hermansgrun, auch Dominus de Hermansgrun; und in einer Anmerkung wird hinzugefügt, daß Lupus hier ſo viel ſey, als **Wolfgang** oder **Wolf**. Kreyſig hat hieraus „**einen Johann Lupus, Beſitzer des Guts Hermansgrün**" gemacht, und es ſcheinet, als ob er geglaubt, daß die Grabſchrift auf dieſem Gute ſelbſt ſolle ſeyn gefunden werden. Allein hier in unſerm Corollario nennt ſich der Finder Iohannes Lupus ex Hermansgrun, und datiret ſeine Beſcheinigung ex arce Schoenfeldensi, woraus mir wahrſcheinlicher iſt, daß **Hermansgrün** ſein Geſchlechtsname geweſen. Zugleich ſagt er ausdrücklich, daß die Grabſchrift nicht in Hermansgrün, ſondern in agro pagi Petroli gefunden worden, über welche Worte in unſrer Handſchrift **Steindorf**, von der nehm-

lichen Hand geſchrieben, ſteht; anſtatt daß Wilhelmi und Schmidt dafür ſagen, bey dem Dorfe Stein. — Alle dieſe Kleinigkeiten aber würden nicht verdienen, berührt zu werden, wenn der Mann ſelbſt, den ſie betreffen, nicht auch noch anderweit ſich einen Namen gemacht hätte. Nehmlich, auſſer der Grabſchrift der Schwanbilde, wird Johann Wolf von Hermansgrün auch noch als der Finder eines andern alten Denkmahls hin und wieder angeführt; und zwar eben deſſelben, deſſen Stella (in dem Corollario S. 318.) gleichfalls gedenkt. Der Ort, wo es ſoll ſeyn gefunden worden, und von welchem Stella blos ſagt, daß er noch itzt ſeinen Namen von den Druiden führe, iſt das Städtchen Dreuen zwiſchen Zwickau und Reichenbach. Wer wird aber nicht ſogleich vermuthen, daß dieſe Aehnlichkeit der Namen allein, der einzige Anlaß geweſen, das ganze Denkmahl zu erdichten? Die Widerſprüche, mit welchen Stella und andere davon ſprechen, die ihre Nachricht doch auch von dem Finder ſelbſt haben wollen, verrathen es deutlich. Wenn man z. E. beym Schurzfleiſch (*) lieſet: Quod ad leges Druidum attinet, Io. Lupus, Hermansgrunenſis, auctore Andr. Angelo, commemoravit, tabulam quandam ex plumbo confectam, in agro Cygneo ſive Zuiccavienſi ſub arbore fuiſſe repertam, his legibus inciſis, „Apollinem colite, leges „patrias non transcendite, ſilentium amate, mandata ſollicite ſervate“ et mox Δρυΐδαλις Δρυΐδων μέγιστος: ſo iſt der vergeßliche Lügner gefangen. Was, nach dem Angelus, auf einer bleyern Tafel ſoll geſtanden haben, war, nach dem Stella, in Stein gehauen: dieſer ſagt, daß es bloß die drey griechiſchen Worte geweſen; und jener verſichert, daß noch Geſetze davor geſtanden, die ein Druide, der ſich griechiſch unterſchrieben, gewiß nicht lateiniſch abgefaßt haben würde. Niemand hat wohl feſter an dieſes vergebliche Monument geglaubt, als Johann Fiedler, der es, in ſeinem Entwurfe der Lengefeldiſchen Chronik, ſogar für würdig gehalten, eine gelehrte Muthmaſſung darüber

---

(*) In ſeiner Diſſertation von Jüterbock §. VII. die jedoch vielleicht eigentlich als die Arbeit des Reſpondenten Hecht angeführet werden ſollte, indem ſie unter Schurzfleiſchs geſammelte Diſſertationen nicht aufgenommen werden.

zu wagen. Er ſagt nehmlich, obſchon Δυγβαλεῖς, oder wie er geleſen Δυγβαλὴς, (welches in unſrer Handſchrift deutlich Δυγβάλης heißt) gar wohl der eigenthümliche Name des Druiden könne geweſen ſeyn, ſo ſcheine ihm doch glaublicher, daß das Wort entweder Δρυοβάτης, oder Δρυοβαλὴς, d. i. der Eichenſteiger oder Eichenſchneider dürfte geheiſſen haben, um denjenigen Prieſter anzuzeigen, welcher die hohen Eichen beſtieg, und den darauf gewachſenen Miſtel mit einer goldnen Sichel abſchnitt. Wie oder warum aber eben dieſer Fiedler, aus unſerm J. W. von Hermansgrün einen berühmten Biſchoff gemacht habe, kann ich itzt nicht wiſſen, da ich ſein Buch nicht bey der Hand habe, ſondern ſolches nur aus der Anführung des von Falkenſtein (*) erſehe.

7. Zu dieſen, und dergleichen Unterſuchungen mehr, wird alſo die Schrift des Stella noch immer gut und brauchbar ſeyn, wenn ſie auch, ihres Hauptinnhalts wegen, noch ſo entbehrlich ſeyn ſollte. Und vielleicht dürfte ſie auch in Dingen, die dieſen näher angehen, noch manches haben, das ſo ganz verwerflich nicht iſt. Dahin möchte ich z. E. des Verfaſſers Meynung von der Wendiſchen Sprache (S. 330.) rechnen, die mir wenigſtens eben ſo wahrſcheinlich klingt, als irgend eine andere. — Doch ich breche ab; und zeige nur noch an, daß es mein Freund, der Herr Prof. Schmid in Braunſchweig iſt, der mich der Mühe, die Althammerſche Handſchrift zu gegenwärtigem Drucke zu copieren, überheben wollen. Um ſo mehr kann ich daher meinen Leſer verſichern, daß alle Treue dabey angewendet worden; ſo daß er in Stellen, wo er vielleicht anſtoſſen dürfte, die Schuld nur ſicherlich auf das Original werfen mag, dem man, auch nicht einmal in Kleinigkeiten, nachzuhelfen, ſich die Freyheit nehmen wollen.

(*) Nordgauiſche Alterthümer, Th. 1. S. 109.

Dritter Beytrag.

1774.

Vorrede.

Da ich für gegenwärtigen dritten Beytrag, an zwey hieſigen würdigen Gelehrten Mitarbeiter zu erhalten, das Glück gehabt: ſo glaube ich, deſto getroſter vor meinen Leſern damit erſcheinen zu können.

Was ſie aber ſonſt, hier bey Eröfnung des zweyten Bandes, vielleicht erwarten dürften, werden ſie am Schluſſe deſſelben, zu Ende des vierten Beytrages, in einer Reviſion aller in dem erſten Bande enthaltenen Aufſätze, hoffentlich finden.

XVII.

Von Adam Neuſern, einige authentiſche Nachrichten.

Beſagte Nachrichten ſind in einem Briefe enthalten, welchen dieſer unglückliche Unitarier aus Conſtantinopel an einen ſeiner Freunde geſchrieben, und von dem ſich, unter den neuern Handſchriften unſerer Bibliothek, eine, allem Anſehen nach, gleichzeitige Abſchrift befindet.

Da ich nun nicht wüßte, daß er bereits gedruckt wäre, dieſer Brief; oder, wenn er es ja irgendwo ſeyn ſollte, wo er ſich meinen Nachforſchungen ſo hartnäckig entziehen können, da ich behaupten darf, daß er wenigſtens ſo gut als nicht gedruckt iſt, indem man unterlaſſen, den gehörigen Gebrauch davon zu machen, und die nehmlichen Falſchheiten, welchen er auf die glaubwürdigſte Art widerſpricht, neuerer Zeit noch immer aus einem Buche in das andere übergetragen werden: ſo hoffe ich, weder etwas überflüſſiges noch unnützes zu thun, wenn ich ihn hier ganz mittheile.

Adam Neuſers Geſchichte überhaupt darf ich hier als bekannt vorausſetzen. Damit aber der Leſer doch ſofort etwas habe, ſein Gedächtniß aufzufriſchen, und während dem Leſen des Briefes die Vergleichung ſelbſt anſtellen zu können, ſo ſey es mir erlaubt, ihm das erſte das beſte von den tauſend Handbüchern aufzuſchlagen, welche ſich vermeſſen, auch die ſonderbarſten Männer, auch die ſeltſamſten Erſcheinungen in der moraliſchen Welt, mit ein Paar Worten abzufertigen, und auf immer entweder zu brandmarken oder zu verklären.

So ſchreibt Jöcher. „Adam Neuſer, ein merkwürdiger Apoſtata, war aus Schwaben gebohren, wurde in der Lutheriſchen Religion auferzogen, bekannte ſich aber nachgehends zu der reformirten, und ging in die Pfalz, wo man ihn zu Heidelberg bey der Peterskirche zum Prediger machte. Ungeachtet er viel Fehler an ſich hatte, und ſonderlich dem Trunke ſehr ergeben war, ſo brachte er ſich doch durch den äuſſerlichen Schein eines gottſeligen Eifers, und durch ſeine Beredſamkeit bey dem Volke ein ziemliches Anſehn zuwege. Als er aber bey dem Churfürſten von der Pfalz, Friedrich III. in Ungnade verfiel, ließ ihn ſelbiger von dieſer Kirche wegnehmen und an die Kirche zum heil. Geiſt in Heidelberg ſetzen, allwo man ihm keine andere Amtsverrichtung verſtattete, als die Frühbetſtunden zu halten. Dieſe Degradation verurſachte bey ihm einen ungemeinen Verdruß, deswegen er ſich vornahm, den Socinianiſmum, dem er ſchon viel Jahre heimlich zugethan geweſen, zu befördern. Er brachte zu ſolchem Ende etliche Pfälziſche Prediger auf ſeine Seite, und bemühte ſich nicht allein mit dem berühmten Socinianer, Georgio Blandrata, welcher damals bey dem Woywoden von Siebenbürgen Medicus war, eine ſchriftliche Correſpondenz aufzurichten, ſondern auch ſich, nebſt den Seinigen, in des Türkiſchen Kayſers, Selim II, Schutz zu ergeben. Sein Hauptabſehen lief auf einen Syncretiſmum zwiſchen der Mahometaniſchen und Photinianiſchen Lehre hinaus. Er ging endlich gar ſo weit, daß er an den Sultan Selim einen Brief ſchrieb, welcher aber in des Churfürſten Hände kam, weswegen er gefangen genommen und nach Amberg geführet wurde. Doch ſieben Wochen hernach ſalvirte er ſich zum andernmale, begab ſich nach Conſtantinopel, und trat öffentlich zu der Mahometaniſchen Religion, wurde aber zu nichts andern als zu einem Chiaus gemacht. Er war ein wollüſtiger Menſch, ein Trunkenbold und ein rechter Atheiſt, deswegen er auch von den

„Türken nicht weniger verachtet, als von den Chriſten gehaßt „wurde. Seine lüderliche Lebensart ſtürzte ihn in eine ſchändliche Krankheit, da er von Würmern gleichſam gefreſſen ward, „und einen ſo abſcheulichen Geſtank von ſich gab, daß ihm „kein Menſch nahe kommen wollte, bis er endlich mit erſchrecklicher Verfluchung Gottes und aller Religionen, den 15ten „October 1576 zu Conſtantinopel ſtarb. Die Siebenbürgiſchen „Socinianer haben ſeine Manuſcripte vor hundert Gulden an „ſich gekauft, von welchen aber niemals etwas ans Tageslicht „gekommen." —

Doch Jöcher iſt ein gar zu elender Compilater. Die Umſtände ſeiner Erzählung, welche ſich aus dem nachfolgenden Briefe als falſch ergeben werden, könnten alſo leicht mehr für eigenthümliche Unrichtigkeiten des nachläſſigen Zuſammenſchreibers, als für allgemein angenommene Behauptungen gehalten werden; wenn man nicht ſähe, daß auch andere damit übereinſtimmen, welche mit mehr Ueberlegung geſchrieben und die Quellen unmittelbarer gebraucht haben, und aus denen wenigſtens Einen für alle zu hören, ſich wohl noch der Mühe verlohnet.

Dieſer Eine ſey Heineccius, welcher in ſeiner Abbildung der alten und neuen Griechiſchen Kirche(*) ſich gelegentlich über Neuſern alſo ausdrückt. „Es war dieſer Adamus Neuſerus anfangs Prediger zu Heydelberg, nachgehends aber wegen eines Zankes mit ſeinem Collegen D. Oleviano abgeſetzt. „Hierüber wurde der Menſch dermaſſen ergrimmet, daß er ſich „heimlich mit den Socinianern in Siebenbürgen bekannt machte, „und ihre gotteslaͤſterliche Lehre annahm, wozu er auch Joh. „Sylvanum, Inſpectorem zu Ladenburg, Jacob. Suterum, „Paſtorem zu Weidenheim, und Matthiam Vehe, Diaconum „zu Lutre, verführte, unter dem Vorwande, daß der Fürſt in „Siebenbürgen einen eigenen Diſtrict Landes von den Türken „erhalten, aus deſſen Einkünften die Socinianiſchen Prediger „reichlich unterhalten würden. Als hierauf Anno 1570 ein „Abgeſandter aus Siebenbürgen auf den Reichstag nach Speyer

---

(*) Anhang S. 27. Anmerk.

„kam, wollten ſich dieſe heimliche Socinianer ſolcher Gelegenheit bedienen, und beſuchten nicht nur denſelben zu Speyer, „ſondern es ſchrieb auch Sylvanus an **Georg. Blandratam**, „den Hauptſocinianer und Leibmedicum des Fürſten in Siebenbürgen; Neuſerus aber gar an den Türkiſchen Kayſer, in welchem Briefe dieſer letztere denſelben wider das Deutſche Reich „aufhetzet, und Anſchläge giebt, wie er ſich deſſen bemächtigen „könne. Gott aber fügte es ſo wunderlich, daß der Abgeſandte dieſe Briefe dem Kayſer **Maximiliano** ſelbſt in die „Hände liefern mußte, welcher ſie dem Churfürſten in der „Pfalz **Friederico** III. alſofort zuſtellte. Darauf ließ man dieſe „Leute insgeſammt in Verwahrung bringen, und ihre Sachen, „worunter man greuliche und gottesläſterliche Schriften fand, „hinwegnehmen. Nach langer Ueberlegung wurde Sylvanus „enthauptet, Suterus und **Vehe** des Landes verwieſen, **Neuſerus** aber entkam zweymal aus dem Arreſt, und entflohe „nach Conſtantinopel, allwo er ſich beſchneiden ließ, und öffentlich zu den Mahometanern bekannte. Er verfiel bald darauf „in den Atheismum und führte ein ſo greuliches Epicuriſches „Leben in aller Unzucht, daß ihn die Türken ſelbſt Saitam „Ogli, oder ein **Kind des Teufels** nannten, wie dieſes alles in „des Henrici Altingii *Hiſtoria Eccleſ. Palatina*, in den *Monumentis pietatis et litterariis Palatinis p.* 206. *ſeq.* wie auch „aus den Actis, welche zum Theil *p.* 318. *ſeq.* angeführet „werden, ausführlicher zu erſehen iſt.“

Wahr iſt es, alles was Heineccius hier ſagt, iſt getreulich aus dem Alting gezogen, deſſen Hiſtoria Eccleſiae Palatinae, ſo wie in der Pfälziſchen Kirchengeſchichte überhaupt, alſo auch in dieſem beſondern Vorfalle, allerdings ein Hauptbuch iſt. Alting ſchrieb ſie um 1618; zu einer Zeit alſo, als ſich noch ganz zuverläſſige Erkundigungen einziehen lieſſen. Sie kam aber nicht eher in öffentlichen Druck, als 1701, in welchem Jahre ſie **Miege** und **Nebel** ihren Monumentis Pietatis einverleibten. In eben dieſen Monumentis iſt es auch, wo zuerſt die Acta Sylvanum und **Neuſern** betreffend erſchienen: die jedoch nichts weniger als vollſtändige juridiſche Acta ſind, ſondern weiter nichts als das Bedenken der Heidelbergiſchen Theologen und Prediger über das Verbrechen der Inquiſiten, nebſt Neuſers Briefe an den Türkiſchen Kayſer enthalten. Struve in ſeiner Pfälziſchen Kirchenhiſtorie hat ſie wiederum abdrucken laſſen; jedoch nur mit einem einzigen, nicht eben ſehr beträchtlichen Stücke vermehrter, nehmlich einem Schreiben des Churfürſten Friederichs an den Churfürſten Auguſtus zu Sachſen, um auch das Bedenken der Sächſiſchen Theologen einzuziehen. Dem ohngeachtet hat freylich, was aus dieſen beiden Quellen, dem Alting und den ſo genannten Actis geſchöpft iſt, ſeine gute Richtigkeit: aber doch nur in ſo weit, will ich hoffen, als dieſe Quellen ſelbſt ihre Richtigkeit haben? —

Und nun bitte ich meine Leſer, vorläufſig beſonders auf zwey Punkte aufmerkſam zu ſeyn, welche beide nicht allein von Jöchern und vom Heineccius, ſo wie von allen neuerern Compilatoren, vorgegeben worden, ſondern ſich auch beym Alting mit ausdrücklichen Worten behauptet finden.

Der erſte dieſer Punkte betriſt den Brief, welchen Neuſer an den Türkiſchen Kayſer nicht blos geſchrieben, ſondern wirklich abgeſchickt haben ſoll: und zwar durch den Bevollmächtigten abgeſchickt haben ſoll, welchen der Fürſt von Siebenbürgen 1570 auf den Reichstag nach Speyer ſandte, um mit dem Kayſer und den Ständen ein Bündniß wider den Türken zu ſchlieſſen. Dum iſtic verſatur, nehmlich der Kayſer zu Speyer, ſchreibt Alting, appulit ibidem Woiwodae Tranſyluani Legatus, vt cum Imperatore et Ordinibus Imperii ageret de ineundo ſoedere, mutuae ſecuritatis ac defenſionis ergo. Hunc ſalutatum Spiram excurrunt Neuſerus, Syluanus et Vehe, eique litteras ſuas in Tranſyluaniam perferendas commendant, quas Syluanus ad Georgium Blandratam, Woiwodae Medicum; Neuſerus ad ipſum Imperatorem Turcicum exarauerant, in iis faſſi, plures eſſe in Germania Arrianae factioni addictos, quibus nihil magis in votis eſſet, quam Turcarum Monarchae viam ſternere in Imperio, et cum ipſo coniungi.

Der zweyte Punkt betrifft Neuſers zweymalige Gefangennehmung und zweymaliges Entkommen aus ſeiner Gefangenſchaft, worinn ebenfalls Jöcher und Heineccius nichts anders thun, als daß ſie dem Alting folgen. Denn, nachdem dieſer erzählt, daß die Theologen und weltlichen Räthe des Churfürſten über das Verbrechen und die Beſtrafung der Gefangenen lange nicht einig werden können, fährt er fort: Dum ita res trahitur, Neuſerus fuga elabitur, ſed Ambergam retractus die 8. Septembr. eiusdem anni, et carceri mancipatus poſt ſex ſeptimanas cuſtodum ſeu negligentia ſeu perfidia, ex turre arcis poſtica fune ſe demiſit, et *ſecunda* vice elapſus per Bohemiam et Sileſiam in Poloniam ac tandem in Tranſyluaniam profugit. — —

Dieſer zwey Punkte, ſage ich, beliebe man beſonders eingedenk zu ſeyn, wenn man ſich nunmehr die Mühe nehmen will, den verſprochnen Brief ſelbſt zu leſen. Ich theile ihn ganz ſo mit, wie er in unſerer Abſchrift erſcheinet; ſogar ein Paar Stellen, in welchen etwas zu mangeln ſcheinet, habe ich lieber durch einen Stern bemerken, als nach Gutdünken ergänzen, oder den Verdacht erwecken wollen, daß ſie wohl nur in dem Drucke dieſe Verſtümmelung erlitten. Wer der Caſpar und Landsmann geweſen, an welchen Neuſer ſeinen Brief geſtellet, kann ich nicht ſagen. Doch hänget ſeine Glaubwürdigkeit auch im geringſten nicht hiervon ab.

Die Gnade Gottes ſey mit Euch, und allen den Euern, zu ewigen Zeiten!

Lieber Herr Caſper und Landsmann,

Eure Briefe, die Ihr mir geſchickt habt, ſind mir ſehr angenehm geweſen; ſonderlich dieweil ich verſtehe, daß ihr Euer Gemüth und Herz noch nicht von mir abgewendet habt. Daß Ihr Euch aber verwundert, warum ich in diß Ort (nehmlich gen Conſtantinopel) kommen bin, könnt Ihr wohl erachten, daß es nicht kleine, ſondern große, wichtige Urſachen müſſen geweſen ſeyn. Ihr wißt ohne allem Zweifel wohl, wie ich aus des Herrn Friedrichen, Pfalzgrafen Churfürſten am Rhein, Gefängniß bin erlediget worden, wie mir Gott von wegen meiner Unſchuld ſo wunderbarlich geholfen hat, und wie ich in England, auch in Frankreich keinen ſichern Ort habe möge finden. Dann in England, in der Hauptſtadt Londen, kam ich zu den Flammiſchen, oder Flandriſchen, oder Niederländiſchen Prädicanten, die daſelbſt ein Volk oder Kirche haben, bei ihnen meine

Dienſte an, doch mit meinem unbekannten Namen: dieweil ich aber keinen Abſchied nicht hatte, wer ich wäre, wo ich her käme, konnte ich nichts bey ihnen erhalten, mußte derohalben eine ſolche lange Schiffarth über Meer, vollends bis gen Londen, umſonſt zugebracht haben. In Frankreich zu Paris (wie der Hochgelehrte Theophilus Daſypodius, zur ſelbigen Zeit des Grafen von Solms Präceptor in Paris, wohl weiß) durfte ich nicht bleiben von wegen der bekannten Studenten, ſonderlich des Doctors Bicru, des jungen Pfalzgrafen Herzog Chriſtophori Präceptoris zu Genf, bey welchem ich ausgetragen bin worden, als der ich ein Feind der rechten neuen Lehre und ſeines lieben Vaterlands ſey; welche wenn ſie mich gewußt hätten, bald würden auf die Fleiſchbank geopfert haben.

In Pohlen habe ich viel frommer Leute gefunden, zu Cracau und ſonſt, die mich gern bey ſich hätten behalten, wenn es wäre müglich geweſen: aber von wegen der Widerſacher, ſonderlich des Trelii, welchem ich bin offenbar worden, und am meiſten von wegen des Königs Gebott, welcher vornehmlich keinen neuen Arrianer, wie ſies nennen, ſo aus Teutſchland, oder andern Landen, kommen wäre, forthin wollte leiden, wurde ich aus großer Noth und Furcht meines Lebens gezwungen, mit dem hochgelehrten Herrn **Johann Sumer**, Rector zu Clauſenburg, oder **Coloßwar** in Siebenbürgen,*] als er von meiner Zukunft höret, wer ich ſey, ſchreibt er zu dem Rath gen Clauſenburg, welche mich zu ihrem Prediger hatten aufgenommen, ſie ſollten mich nicht aufhalten, ſondern ziehen laſſen. Aber der Rath erlanget bey dem Fürſten, daß ich bleiben möchte, daß ich keine neue Lehre einführen ſollte. Mittlerzeit wurde ich von des Fürſten in Siebenbürgen Hofprediger Dipnisio ausgeſchrien, wie daß ich aus meinem Vaterlande habe müſſen entlaufen, von deßwegen, daß ich zu Heydelberg eine Jungfrau geſchwächt, und einen Ehebruch ſollte begangen haben; wie es dann pfleget zu gehen, wie man ſagt, wenn der Wagen fällt, ſo hat er fünf Räder, das iſt, jedermann ſchändet und ſchmähet einen ſolchen, der in das Elend um Unſchuld verjaget iſt. Darzu trugen ſich etliche Sachen zu zwiſchen mir und andern Miniſtris zu Clauſenburg, dieweil ich ihrer Confeſſion nicht in allen Dingen zufiel, als nehmlich de Differentia novi & veteris Teſtamenti, de Iuſtificatione coram deo, item de Interpretatione primi capitis apud Ioannem Evangeliſtam. Ueber diß alles, ſo ſchrieb quidam nobilis

& magnificus und hochgelehrter Mann aus Pohlen zu mir auf dieſe Weiſe: ſtatim poſt tuum diſceſſum a nobis ſparſus eſt rumor, tuum Principem, ſc. Palatinum, ſcripſiſſe ad noſtrum Regem ut te capiat, & vinctum Heidelbergam mittat, quem rumorem a Tretio et ab aliis veritatis hoſtibus conflatum eſſe arbitror, ſicut et alia multa; jam ut tibi caveas et nomen tuum ne aperias vehementer rogo. Solche und dergleichen Sachen machten mich alſo furchtſam, daß ich eine Zeitlang krank lag, und meinen Schlaf verlor, und nicht anders gedachte, oder gedenken konnte, denn ich wäre ſchon wieder gefangen: und das war mir der größte Stoß, daß ein gemein Geſchrey war, der Fürſt in Siebenbürgen wäre vom Türkiſchen Kayſer abgefallen und hätte ſich zu dem Römiſchen Kayſer geſchlagen, ſich und das ganze Land an dem Kayſer ergeben, und ſolches wurde nicht von Schlechten, ſondern von den Vornehmſten im Lande gewiß gehalten, und alle Arrianiſche im Lande würde man verbrennen: diß, ſprich ich, thät mir den größten Stoß. Denn ich gedachte an die Worte, die mir ein Schreiber, mit Namen M. Stephan, in dem Gefängniß zu Heydelberg geſagt hatte. „Wann ich „zum erſten, da ich bis Ungarn kommen, nicht hätte wieder umge„wendet, ſondern wäre in Siebenbürgen gezogen, ſo wäre ich gefan„gen, und in des Kayſers Hand gen Wien überantwortet worden", gedachte derohalben bey mir: Siehe, in dem Gefängniß zu Heydelberg wurde dir allezeit vorgeworffen, was man mit dir handelte und thäte, das müßte man des Kayſers halben thun; biſt du denn nun in Siebenbürgen, in des Kayſers eigenem Lande, wie wird denn der Kayſer allda mit dir umgehen laſſen? Solches und dergleichen hielt ich dem Superindenten, dem Franciſco Davidis zu Clauſenburg vor, der beſchlagte ſich im Rathe, wohin ich doch mit andern etwa zween Monate ziehen möchte, da ich ſicher und ohne alle Sorge wäre, bis daß man eigentlich möchte inne werden, ob mir eine Gefährlichkeit in Siebenbürgen würde zuſtehen oder nicht; wurde derohalben für gut angeſehen, daß ich mit einem öffentlichen Druck dieſe Calumnien, ſo mir von den Heydelbergiſchen aufgelegt, entſchüttet und meine Unſchuld an Tag gäbe. Denn in Siebenbürgen wußten ſie alle gleichwohl, daß mich etliche von einer gefundenen Schrift halben, die ich ſollte geſchrieben haben, für einen Feind des Vaterlands hielten. Dieweil aber der Fürſt in Siebenbürgen uns etwas zu drucken gänzlich verboten hatte, damit die Arrianiſche Lehr (wie mans nennt) nicht mehr über Hand nähme, und er bey andern chriſtlichen Fürſten ſelbes Drucks halben keine Ungunſt überkäme, ward von dem Superintendenten beſchloſſen, daß ich auf zween Monat in Ungarn, auſſerhalb des Fürſten in Siebenbürgen Gebiete, in eine Stadt, mit Namen Sochiman (dem Paſcha zu Temitſchwar unterworffen) zu einer Druckerey ziehen ſollte, und daſelbſt mit einem offnen Druck meiner Widerſacher Schmähworte widerlegen, und auch was ich ſonſt bey mir Nützliches hätte, drucken laßen; wurde derohalben mit einer öffentlichen Commendation oder Schreiben des Superintendenten Franciſci Davidis abgefertiget zu dem Buchdrucker gen Schiman, welcher unter vorgemeldten Superindenten Gebiete, und ein Prediger daſelbſt zu Schiman war, mit Namen Paulus; und ſolche gemeldte Commendation die lautete an alle Prediger in Ungarn, die unter dieſer Superintendenz waren, und ſonderlich an den Herrn Benedict, den Prediger zu Temitſchwar. Ehe ich aber aus des Weyda oder Fürſten in Siebenbürgen Landen kommen, und zog in den Flecken mit Namen Luguſch, da finde ich in ſelbem Flecken vorgemeldten Buchdrucker Herrn Paulum. Nachdem er die Briefe las, ſo ihm der Superintendent geſchrieben, zeigt er mir an, wie er aus der Statt Schiman vertrieben wäre von denen, ſo den Wallachiſchen Glauben. Dieſelben hätten mit Geſchenk und Verklagniß bey dem Paſcha ſoviel zuwege gebracht, daß er hätte weichen müſſen, und wohne itzund mit ſeinem Hausgeſinde zu Luguſch, zeigte mir auch ſeiner Druckerey etliche Buchſtaben, die mir ſehr wohl gefielen, ſpricht zu mir, allhier dürffen wir noch nichts drucken, dann dieſer Flecken iſt noch des Fürſten aus Siebenbürgen, aber morgen, wills Gott, wollen wir zu dem Herrn Benedict gen Temitſchwar, und ohne allen Zweifel bey ihm, dieweil er ein ſchön weit Haus hätte, die Druckerey anrichten. Wie wir gen Temitſchwar zum Prediger kamen, funden wir ihn ſehr ſchwach, denn er hatte Colicam; es gefiel ihm aber unſer Vornehmen ſehr wohl, und verhieß allen guten Willen. Sobald die Gemein der Ungariſchen Chriſten, ſammt dem Ungariſchen Richter (wie ſie ihn nennen) von meiner Zukunft hören, erzeigen ſie mir große Ehre; aber der Druckerey halben, antwortet der Richter, könne noch möge nichts angerichtet werden, ohne des Paſchas Vorwiſſen, dieweil ich aus Deutſchland ſey; dazu habe ihm der Paſcha bey ſeinem Eid und ſeinem Kopf befohlen, kürzlich vor acht Tagen, daß er keinem fremden Chriſten wollte geſtatten etliche Tage hier zu bleiben, er habe dann ſolches dem Baſcha zuvor angezeigt. Derohalben ſo wolle er dem Baſcha ſolches vorbringen. Sobald der Baſcha höret, daß ich ein Deutſcher ſey, und Bücher drucken wolle zu Temitſchwar, ſchickt er alſobald nach mir, redet mich ernſtlich an, ſpricht, ich ſey ein Welſcher und von ihren Feinden den Venedigern ausgeſandt, das Land zu verrathen. „Denn warum ſprichſt du, daß kein Welſcher nicht ſeyeſt? haſt du doch mit der Chriſten Schreiber Welſch geredet.“ Wir hatten mit einander Lateiniſch geredet, welches dem Baſcha iſt vorgetragen worden, als wenn es Welſch geweſen wäre. Darnach ſpricht er wieder zu mir, warum willſt du Bücher bey uns drucken? hat es doch eigene Druckereyen in Siebenbürgen. Antwortete ich, wie daß der itzige Fürſt oder Weyda nicht geſtatten wolle, daß man etwas in der Religion Sachen druckte, auf die Weis wie es bey dem Könige iſt gehalten worden. Darauf ſpricht der Baſcha: wenn dem alſo iſt, wie du ſagſt, ſo hat der Weyda ſchon wider ſeinen Eid gethan, den er Gott und unſerm Kayſer gethan hat; denn er hat geſchworen, daß er, ſonderlich in Religionsſachen, wie es bey dem König iſt gehalten worden, nichts hindern wolle, ſo er aber die Druckerey verhindert, ſo thut er wider ſeinen Eid; welches ich nicht glaube. Darum will ich, ſpricht der Baſcha, dem Weyda von dir ſchreiben, was du in ſeinem Lande gethan haſt, und wie du allhier ausgäbeſt, daß er ſeinen Eid weder an Gott noch an dem Kayſer gehalten habe, dieweil du ſprichſt, daß er die Druckerey verbotten habe; mittler Zeit ſollſt du mein Gefangner ſeyn; ſo ich denn von dem Weyda verſtehen würde, daß du auf ihn gelogen haſt, ſo biſt du gewißlich ein Verräther; derohalben will ich dich nachmals dem Kayſer gen Conſtantinopel ſchicken, der wird wohl aus dir bringen, wer du ſeyſt, und ich will dich itzund bald auf ſolche Weis fragen laſſen.*] Und obgleich der Chriſten Richter, und andere Chriſten dazu redeten, und mich vertheidigten, wie ich von wegen des Wortes Gottes aus meinem Vaterlande vertrieben wäre, wie ich 35 Wochen wär gefangen gelegen, und wie ich dieſer Sachen halben ſchriftliche Zeugniß mit mir aus Siebenbürgen gebracht hätte, ſo half es doch nichts, ich mußte ſein Gefangner ſeyn, und hieß die andern Chriſten abtreten. Da ſahe ich in was Nöthen ich war; denn der Fürſt in Siebenbürgen würd dem Baſcha nicht geſchrieben haben, daß er die Druckerey verbotten hätte, ſonſt hätte er ſich ſelbſt ſchuldig gegeben, er würd auch ſolches aufgenommen haben als eine Verklagung vor dem Baſcha, und würd mir gewißlich keine gute Promotion geſchrieben haben; ſprach, Ach lieber Gott, in Deutſchland bin ich für einen Feind der Deutſchen und für einen Freund der Türken gehalten worden, hier unter den Türken werd ich für einen Feind der Türken und für einen Feind meines Vaterlandes geachtet, darum daß ich, ſo viel die Dreyfaltigkeit belangt, nur Einen Gott geglaubt hatt, als wie die Türken, und haben mich darum wollen ertödten. Darauf ſpricht der Baſcha, wenn dem alſo iſt, daß du allein an den einigen Gott glaubſt, der Himmel und Erden erſchaffen hat, als wie wir, und biſt darum von den Deinen für einen Türken gehalten worden, ſo beweis itzt ſolches mit dem Werk; werd zu einem Türken, ſo ſollſt du nachmals zu drucken Macht haben wider deine Feinde alles, was dir gefällt; thuſt du aber ſolches nicht, ſo haſt du dieſe Gefährlichkeit zu erwarten, wie dir angezeigt iſt. Darauf antwortet ich, daß ich auch den Alkoran geleſen hätt, und einen Gefallen daran gehabt hätt, darum ich denn für einen Türken wäre gehalten worden. Sobald der Baſcha dieſe Wort höret, ſpricht er, er wolle mich gen Conſtantinopel dem Kayſer ſchicken, da ich noch auf den heutigen Tag bin, bey des Kayſers oberſtem Dolmetſch, welcher ein Deutſcher iſt. Daß aber dieſem alſo ſey, habe ich auch des von Alba Julia Predigers in Siebenbürgen Brief Euch hierbey gelegt. Dieſes hab ich Euch auf Eure erſte Frag ſollen antworten, da Ihr begehret zu wiſſen, wie oder warum ich an dieſes Ort kommen ſey.

Aus dieſem allen könnet Ihr leichtlich ſehen, daß ich kein bleibende Stätt in ſo viel Königreichen hab können finden, und derohalben aus Noth gezwungen worden, durch einen öffentlichen Druck meine Unſchuld zu offenbaren. Wie es mir aber ob ſolcher Druckerey ergangen ſey, habt Ihr genugſam verſtanden. Ihr thut mich auch fleißig ermahnen, daß ich wieder umwenden und mich wieder in mein Vaterland begeben ſollt, welches meines Erachtens nichts anders wäre, dann ſich eben in den Tod hinein ſtürzen. Dann ich bin von glaubwürdigen Leuten mündlich und ſchriftlich berichtet, daß der Churfürſt zu Heydelberg dem Ioanni Sylvano habe den Kopf laſſen abhauen, von wegen einer Schrift, die ich ſolte geſchrieben haben. Denn alſo ſchreibt mir ein guter Freund zu: Gaudebant te, cuitalo crudei illo Syluani judicio (quem tuæ literæ ad Turcarum Imperatorem potentiſſimum ſcriptæ pridie nativitatis Dñi Ao. 72 jugularunt) in toto eſſe. Ein anderer guter Freund ſchreibt mir auf dieſe Weiſe zu: Syluanus ſuperioris anni menſe Decembri capite plexus eſt, eiurata prius religione; crimini datum eſt, quod conſcius fuerit tuarum, quas ad Turcas ſcripſeris literarum: ille Deum et homines teſtatus eſt, ſibi iniuriam fieri. Reſponſum tandem, Principem non aliter velle; alii dimiſſi ſunt. Hieraus möcht ihr wohl abnehmen, was ich zu erwarten hätt, ſo ich hinaus ſollt kommen. Aber auf daß ihr verſtehet, wie es eine Geſtalt habe mit obgemeldtem Briefe, darum dem Syluano iſt das Leben genommen, habe ich ein wenig allhier Euch wollen aufzeichnen, auf daß Ihr ſehet und erkennet, daß ſolches Ausgeben von meinen Widerſachern lauter Erdicht und Lügen ſey, welches ich ſo hell und klar darthun will, als die Sonne ſcheint. Möcht aber jemand gedenken, „Ey was ſchreibſt du „von ſolchen, es iſt itzunder zu ſpat, du wirſt dem Syluano doch das „Leben nicht können wieder zuſtellen; du bedarfſt keiner Entſchuldigung, „ſie können dir doch nicht mehr ſchaden, und iſt dir ſolches Ausgeben „deiner Widerſacher vielmehr eine groſſe Ehr, denn eine Schand bey „dieſen Leuten, da du itzt biſt; ſag du auch alſo, und rede nicht wi„der deine eigene Ehre“ u. ſ. w. Aber ich ſuche meine eigene Ehre nicht, ſondern die Wahrheit, und auf ſolche Weis, wie ichs am jüngſten Tag ſoll und muß vor dem lebendigen Gott bekennen, will ich itzt von obgemeldter Schrift reden. Erſtlich iſt es bey den alten Verſtändigen bräuchlich, ſo man etwas redet oder ſchreibt, quo animo, quo propoſito et fine, mit was Gemüth oder Fürnehmen dieß geſchrieben oder geredt ſey, man bedenk, wie Syrach auch lehret, Kapt. 19. Denn bedenkt man des Autoris Fürnehmen nicht, ſo er es nicht geoffenbaret hat, ſo iſt es nicht möglich, daß man die Sache recht verſtehen kann. Darum geſchicht mir Gewalt und Unrecht von meinen Widerſachern, daß ſie mir ſolche meine Briefe (darinn ich mein Propoſitum nicht geoffenbaret hab) auslegen nach ihrem Sinn und Wohlgefallen. Hält ſich nun die Sache alſo: dieweil ich, ſoviel die Dreyfaltigkeit belangt, irrig war, beſchloß ich bey mir alles zu verſuchen, bis ich mein bekümmert und verirret Gewiſſen zufrieden geſtellt hätt. Wie hat nun dieſes ſollen geſchehen? auf was Weiſe? Es iſt der Brauch, wenn man an einem Dinge zweifelt, daß man hinzeucht und ſchickt an dieſe Ortt, da etwas ſich zugetragen hat, und daſelbſt die Wahrheit erforſcht, will man anders der Sachen gewiß ſeyn. Dann wir wiſſen, wie uns der Pabſt immerdar Lügen und falſche Hiſtorien, anſtatt der Wahrheit vorgelegt hat, und wie faſt er die rechte Wahrheit verboten habe mit Feuer und mit Schwerd. Wie ſollte man aber beſſer können die Wahrheit erfahren von der Dreyfaltigkeit, weder allein an dieſem Ort, da ſich am allererſten der Hadder und Zwietracht hat zugetragen? Nun hat ſolche Zwietracht am allererſten allhier zu Conſtantinopel angefangen, wie alle Hiſtorien bezeugen; ſo hat ſich Arrius alſo gehalten, wie die Hiſtorien melden, daß er den Kayſer Conſtantinum, ſammt vielen ſeiner Nachkommen auf ſeine Meinung gebracht hat, und ſind alle Græci von dem Pabſt zu Rom der Dreyfaltig halben in Bann gethan worden, und bleiben auf den heutigen Tag in des Pabſtes Bann. Dann ſie bekennen nicht, daß der heilige Geiſt von dem Sohne ausgehe, ſondern allein von dem Vater. Denn alſo lautet die Hiſtoria: Græci non obediunt Eccleſiæ Romanæ et habent errores multos, qui ſunt condemnati per Eccleſiam ſc. Romanam, quia dicunt quod Spiritus ſanctus non procedit a Filio, ſed a Patre ſolum; etiam dicunt, quod non eſt purgatorium. Hæc ſunt verba Hiſtoriæ. Wenn nun, nach der Griechen Meinung, der heilige Geiſt nicht von dem Sohne, ſondern von dem Vater ausgeht, ſo folgt, daß Chriſtus nicht gleicher Gott mit dem Vater iſt, denn der heil. Geiſt geht ja allein aus von dem lebendigen einigen Gott. Nun geht aber der heil. Geiſt (wie die Griechen ſagen) nicht von dem Sohn aus, ſondern von dem einigen lebendigen Gott. Es wollen auch etliche Gelehrte, als nehmlich der Camerarius zu Leipzig, quod Symbolum Athanaſii, non ab ipſo Athanaſio, ſed potius a rancido quodam Monacho compoſitum ſit. Solche und andere dergleichen Urſachen bewegten mich alſo ſehr, daß ich gedacht: Siehe, die Griechen halten nicht alſo von der Dreyfaltigkeit wie der Pabſt; nun ſind aber die Griechen daſelbſt daheim, wiſſen um alle Hiſtorien, der Dreyfaltigkeit halber, mehr dann der Pabſt, und glauben doch nicht wie der Pabſt. Derohalben, gedacht ich, muß es ein Betrug des Pabſtes ſeyn, beſchloß derohalben bey mir von wegen meines Gewiſſens, und von wegen der Wahrheit alles zu verſuchen, bis ich bey ſolchen Griechen (dieweil die wahre Hiſtorie bey niemand anders ſonſt zu finden) die rechte Wahrheit erfahren hätte. Nachdem aber an ſol chen Ortt unmüglich zu kommen, es geſchehe dann durch groſſe Geſchenk und Gaben, oder durch die Sprach, oder ſonſt durch Gunſt und Premerirung groſſer Potentaten, welcher Dinge keines, als nehmlich Gaben, die Sprache oder Premerirung ich zu hoffen hatte: nahm derohalben nach langen hin und her Denken zum Exempel den Apoſtel Paulum, der in gleichen Sachen, nehmlich auf daß die Wahrheit geoffenbaret werde, iſt allen alles worden, den Juden ein Jude, den Heiden ein Heide, und befiehlet, man ſoll ihm in ſolchen Sachen nachfolgen. Auf ſolches Propoſitum Pauli, und niemand auf keinerley Seiten, weder Juden, noch Heiden, noch Chriſten, noch Türken zu verletzen, Gott iſt mein Zeuge, habe ich ſolchen Brief geſchrieben. Ja ſo begierig die Wahrheit zu erforſchen bin ich geweſt, daß ich auch auf ſolche Weiſe, als wie Paulus, zu einem Juden oder zu einem Heiden wollte geworden ſeyn; ſolch mein gut Propoſitum iſt mir alſo übel ausgelegt worden.

Nun, mein lieber Landsmann, urtheil itzunder, wie man mit mir ſey umgangen; ob diß auch göttlich und billig ſey. Wenn jemand Paulo hätt fürgeworffen: Ey, Paule, du haſt in deiner Schrift und Predigten Juden und Heiden dem Teufel gegeben, und biſt nun ſelbſt zu einem Juden und Heiden worden. Hätt auch ein ſolcher Paulo Recht gethan? Nein gewißlich. Von ſolchen meinem Propoſito habe ich aus Pohlen zweymal gen Heydelberg geſchrieben an den Churfürſten ſelbſt; aber ich kann nicht glauben, daß ſolche Briefe überantwortet ſeyn worden. Man würde ſonſt ohn allen Zweifel über den Sylvanum kein ſolch Urtheil gefällt haben. Solches, was ich itzt ſchreib, iſt vor vier Jahren mein Propoſitum geweſen, da ich dieſen Brief ſchrieb, den der Pfaltzgraf in meiner Schreibſtuben unter meinen Büchern gefunden hat: aber itzund, da ich ſonſt keinen Platz, in der ganzen weiten Welt gehabt habe, und wunderlich durch Gottes Schickung, wie Ihr droben gehört habt, gen Conſtantinopel bin kommen, und der großmüthigſte Kayſer mich beſchützet und beſchirmet, iſt dieß mein Propoſitum gar nicht auf dißmal, wie es zu demſelbenmal geweſen iſt. Wohlan, das ſey das erſte Argument, daß meine Widerſacher Unrecht gegen mich gehandelt haben, da ſie mir die Worte im Briefe vorgeworffen, und doch mein eigentliches Vornehmen nicht verſtanden haben.

Zu dem ſetze ich, daß meine Widerſacher meine Briefe recht verſtanden haben nach dem Buchſtaben, wie ſie lauten, und haben es gedeutet, wie ſie gewollt haben, ſo hätten ſie mir doch nach göttlichen und weltlichen Rechten nicht ſchaden können. Denn ich frage meine Widerſacher, was geſchehen ſey; zu welchen Feinden des Deutſchen Landes ich mich geſchlagen habe, da ich dieſe Briefe geſchrieben habe; wohin ich dieſe Briefe geſchickt habe: ſo können ſie nichts reden de facto, daß etwas geſchehen zu derſelbigen Zeit. Ich ruffe ja zu einem Zeugen an auf meine Seele, daß ſolche Briefe kein Menſch nie geleſen hat, weder ich allein, bis er in ihre Hand iſt kommen. Wann ich dieſer einem, die mir in das Haus ſeyn gefallen zu Heydelberg, 100 Gulden wäre ſchuldig geweſen, und derſelbige hätte einen Brief in meiner Stube von mir geſchrieben gefunden, in welchem Brief geſtanden wäre, ich wollte ihn bezahlen, wollt er auch alſo den Brief de facto ausgelegt haben, als wenn er ſchon bezahlt wäre? Nein gewißlich. Warum legt man mir dann dieſen Brief alſo aus, als wenn ich mich ſchon zum ſelbigenmal zu ihren Feinden geſchlagen hätte! Ja ſprechen ſie, dann im Gefängniſſe hat man mir alſo geantwortet, voluntatem malefactionis pro facto reputari, als wenn einer im Willen hätt zu ſtehlen, man erwiſcht ihn in ſolchem Vernehmen, ſo ſey es gleich ſo viel, als wenn er ſchon geſtohlen hätte; alſo ſey es auch mit dieſen meinen Briefen: ich hab einmal in Willen gehabt, mich zu ihren Feinden zu thun, und daſelbſt viel Böſes anzuſtiften, in ſolchem Vernehmen ſey ich gefangen werden. Derhalben ſo wäre mir ſolches Schreiben zugerechnet, als wenn ich das Werk ſchon vollbracht hätte. Was dünkt einen? Hier mußt du bleiben, Adam, du kannſt dich nicht verantworten. Ich ſage, daß ich mit ſolchen Worten gar nichts gehindert, ſondern vielmehr quit, frey, ledig und los geſprochen würde, dieweil er ſpricht, ich habe mich zu ihren Feinden wollen ſchlagen, und in ſolchem Vernehmen ſey ich gefangen werden. Denn da ich höre, daß Sylvanus gefangen ſey, darum daß wir bey des Weyda Legaten zu Speyer geweſen waren, lauffe ich davon, komme bis gen Presburg, und weiter geſelle mich zu Kaufleuten von Debretzen, dieweil ich aber ſehe, daß ich in Siebenbürgen nicht kann kommen, bedenk ich und beſchlieſſe bey mir, daß ich wiederum wolle umkehren, wieder gen Heydelberg ziehen, mein Lebelang des Glaubens oder aller andern Sachen halben nichts anzuheben, ſondern alles fallen und beruhen laſſen; kehre in ſolchem Ver nehmen wieder um, reiſe faſt auf die hundert Meilen wieder zurück, und ſchlage mich nicht zu des Pfalzgrafen Feinden, ſondern Freunden, zu ſeinem Canzler gen Amberg, zeige mich daſelbſt an, er ladet mich ins Kloſter zu Gaſt, ich komme, verſehe mich nichts Böſes, ſo läßt er mich dieſelbige Nacht gefangen legen. Wie dürfen ſie denn ſagen, ich ſey nach dem Vornehmen des Briefes gefangen worden, indem ich habe wollen zu ihren Feinden lauffen. Alſo ſollten ſie ihre Rede nach der Wahrheit geſetzt haben, ob man nehmlich einem ſolchen ſein Vornehmen oder ſeinen Willen für das Werk ſolle rechnen, der ihm vorgenommen hat, ſeinen Nächſten zu tödten, indem er hingeht, ſo beſinnt er ſich, bedenkt daß Unrecht iſt, kehrt wieder um, iſt ihm leid, daß er ſolches Vornehmen gehabt hat; ſolte man ſolchem den Willen für das Werk zurechnen? Nein gewißlich. Nun hatte es ja eine ſolche Geſtalt und Meinung mit mir gehabt, das weiß Gott der Herr; daß ich ſelbſt wieder umgekehret habe, ſelbſt zu des Churfürſten Prädicanten zu Neuburg, **Melchior Pottern**, kommen, mit ihm gen Amberg gezogen, und daſelbſt dem Pfalzgräfiſchen Canzler anzeigen laſſen: das heißt nicht, nach dem Vornehmen des Briefes ſeyn gefangen werden. Der König David hatte einmal im Willen, er wolte ſeinen Herrn den Saul umbringen, aber er geht in ſich ſelbſt, ſpricht, da ſey Gott vor, (1 Samuel. 24.) daß ich meinen Herrn den König umbringen ſollte: Solch Vornehmen des Davids wird Saul innen, er hält den David darum, von ſolches Vornehmen wegen, für keinen Mörder. Hat der vorgeregte Saul ein ſolches können merken, der doch dem David Tag und Nacht nach dem Leben ſtellte, ſolltens denn nicht vielmehr ſolche weiſe Leute, wie ſie ſind, gemerket haben, wo nicht die Affecten ſie gehindert hätten?

Zudem, wenn ſie mich gleich zu demmal, da ich bin auf Siebenbürgen gezogen, im hinwegziehen und nicht im widerkehren, gefangen hätten, ſo hätten ſie mir doch nichts in der Wahrheit können ſchaden. Dann ich zog deßhalben auf Siebenbürgen zu, dieweil ich bey des Weyda Legaten zu Speyer geweſen war, und verheiſſen, ich wollte ihm dienen, und zog nicht von dieſes obgemeldten geſchriebenen Briefes aus, ſondern daß ich zu dem Fürſten in Siebenbürgen wollte. Ob derſelbige zu demſelbenmale als ein Feind, oder als ein Freund des Vaterlandes ſey gehalten worden, iſt männiglich wohl bekannt, wie der Secretarius zu Speyer in des Haſſners Haus, da wir wa ren, uns angezeigt, daß der Weyda ein Freund des Deutſchen Landes wär werden, und alle alte Feindſchaft abgeſtellet ſey. Daraus iſt abzunehmen, was ich von dieſem vielgemeldten obgeſchriebenen Briefe habe gehalten, wie daß ich re ipſa ſolches Propoſitum ſelbſt immuliret habe.

Nichts deſto weniger wird mir ſolche Schmach und Unbilligkeit von meinen Widerſachern aufgelegt. Es geht mir gleich als einem, der ein Teſtament oder Schuldbrief wiederruft, abgeſtellet und vernichtet hat; man findet aber ſolchen Brief und will ihn für kräftig anziehen. Jedermann wird ſprechen, ein ſolcher Brief hat keine Kraft mehr, dieweil der Autor ſolchen Brief für unkräftig erkennet hat. Was darf es viel Worte! Man laſſe dieſen geſchriebenen oder gefundenen Brief ſelbſt reden, ſo wird ſolcher Brief, von welches wegen ſie mir das Leben haben nehmen wollen, mich los und ledig zählen.

Wenn, ſprich ich, der Buchſtab dieſes Briefes demnach,*] dem ich ihn geſchrieb hatte, und überlas ihn, gefiel mir nicht, gedachte bey mir ſelbſt, „wenn vielleicht aus ſonderm Unglück deine Mißgönner dieſen Brief ſollten überkommen, ſo möchten ſie dich in groß Unglücke bringen; es wird dirs keiner glauben, daß du in propoſito et ſine, nehmlich die Wahrheit zu erfahren, geſchrieben hatteſt; was willſt du anfangen, gedacht ich, ſo viel dich bemühen der Religion halben, in weite unbekannte Lande dich zu begeben! beſchloß dieſe ganze Sache ruhen zu laſſen, nichts anzuheben, und zu einem Zeugniß deß ſchrieb ich neben an den Brief an die Seite, Hoc poteſt omitti i. e. hoc negotium, hoc meum propoſitum poteſt omitti; das iſt, diß mein Vornehmen, dieſer Brief, dieſes Geſchäft mag wohl unterlaſſen werden: und diß ſind die letzten geweſen, die ich an dieſen Brief geſchrieben habe, nachdem ich ihn überleſen habe.

Wollen nun meine Widerſacher auf dem Buchſtaben beruhen dieſes vielgemeldten Briefes, ſo ſollen ſie ihn ganz leſen, ſo ſollen ſie nichts außen laſſen. Wenn jemand die Zehngebotte ſchrieb, als nehmlich, „Ich bin der Herr dein Gott, der dich aus Aegypten geführet hat; „du ſollſt dir kein Bildniß machen; du ſollſt nicht ſtehlen, nicht tödten, nicht ehebrechen“ wenn er es alles geſchrieben hätt, unten an den Brief, oder auf die Seite wolle er ſchreiben, ſo er es überleſen hätt, „die Gebotte mögen unterlaſſen werden, man darf dieß Gebott „nicht halten, man darf andere Götter haben, man mag ſtehlen“ was hielt ein ſolcher von den Zehngebotten? Gewißlich nichts. Alſo und auf dieſe Weiſe habe ich von mir ſelbſt ungezwungen allein in meiner Schreibſtube dieſen vielgemeldten Brief mit meiner eignen Hand unterſchrieben, daß er nichts ſey, nichts gelte und zu unterlaſſen ſey. Darum geht es mir gleich mit dieſem Briefe, wie ich vorgemeldet habe, als wenn man einem ein Teſtament, ſo durchſtochen, oder durchſtrichen wäre von dem Autore, wollte fürlegen, und immerdar ſprechen: Siehe, das das ſtehet im Brief; das iſt dein Wille und Propoſitum! und man wollte nicht bedenken, daß das Teſtamen durchſtochen und durchſtrichen wäre. Mit welchem durchſtechen und durchſtreichen der Wille des Autoris iſt vernichtet werden.

Alſo, wenn meine Widerſacher ſprechen; Siehe, das ſtehet im Brieff, das haſt du geſchrieben, das und das haſt du im Willen gehabt: ſo ſollen ſie allweg dazuſetzen, hoc poteſt omitti. Wenn jemandt bey ſich in ſeiner Schreibſtuben ſchreibt, er wolle ein Dorff oder Stadt anzünden, und gereuet ihm hernach, ſchrieb unten an den Brief, „Ich will ſolches, was ich geſchrieben hab, laſſen und nicht „thun" begäbe ſich auf ſolches in den Dienſt dieſes Dorffs oder Stadt Freundt, welcher kriegen wollt wider den andern, der ſolches obgemeldt Dorff oder Stadt anzünden wollt, würde man ihm auch ſolche Brief auslegen können, als wär er noch der Meinung, vorgemeldt Dorf oder Stadt zu verbrennen? Nein gewißlich, denn mit Worten und Werken wäre das Widerſpiel vorhanden. Alſo hat es auch eine Meinung hierinnen. Dieſe Brieff habe ich mit meiner eignen Handſchrift, Hoc poteſt omitti, vernichtet und ausgethan, hernachmals mich in den Dienſt des Weiwoda begeben, welcher ein Freund des Teutſchlands war; daß ich ja mit Worten und Werken das Widerſpiel zu demſelbenmal erzeigt hab. Dieſes hoff ich ſey auf dißmal genug zu Verantwortung dieſer Schmach, die mir aufgelegt worden. Dann wo bin ich itzt, da ich dieſes ſchreib? Zu Conſtantinopel, und nit in des Churfürſten am Rhein Gefängnuß, da ich aus groſſer Forcht, oder Errettung meines Lebens, etwas reden müßte? Was für einen Nutz hab ich, daß ich ſolches ſchreib! Keinen, ſondern allein, wie ich gemeldt hab, der Wahrheit zu gutt.

Letzlich hab ich auch verſtanden, daß meine Widerſacher ausgeben, ich hab des Churfürſten zu Heydelberg Sigill überkommen, und ſolches, ſprechen ſie, ſtehe geſchrieben, in vielgemeldten gefundenen Brieſen. Aber wie ſie mit ihrer vorigen Anklag, wie ihr gehört, beſtanden, alſo beſtehen ſie auf dißmal auch. Denn es helt ſich die Sach alſo. Nachdem ich den oftgemeldten Brief ſchriebe, und meinen Namen darin ſetzte, wer Ich wäre, was ich für ein Dienſt oder Amt in Heydelberg gehabt hätte, gedacht ich bey mir, man wird dir in ſolchen fernen Landen, da du hinziehen willt, nicht Glauben geben, daß du in einem ſolchen Amt geweſen ſeyeſt, du habſt den Brief und Sigel von deinem Fürſten. So hat aber der Churfürſt von wegen des Genffiſchen Banns den fürnehmſten Gelehrten und Theologis, als dem Doctor Poquino, dem Doctor Zanchio, und mir auch, einem jeden inſonderheit einen eignen Brief geſchrieben, mit ſeinen Sigill wie bräuchlich verſiegelt. Weil nun die Ueberſchrift des Churfürſten Briefs lautet, „Unſerm Adam Neuſer, Prediger oder Kirchendiener „allhie zu Heydelberg“ gedacht ich, dieſer Brief kann dir gnugſam Zeugnuß geben in fremden Landen, daß du dieſer biſt für den du dich ausgiebſt. Denn der Churfürſt, dieweil ich ihn des Genffiſchen Banns halben zuwider war, würde mir nit ſo viel Brief und Sigill, ſo ich weggezogen wär, mitgetheilet haben. Darumb gedacht ich, ich wollte vorgemeldten des Churfürſten Brief mit vielgemeldten andern Briefen ſchicken, auf daß mir würdt Glauben gegeben, daß ich dieſer wäre, für den ich mich ausgebe, und habe alſo in vielgemeldten Brieff geſchrieben, Ut intelligas me ſc. talem eſſe, qualem me eſſe prædico, mitto tibi literas ſigillo Principis munitas. Aus dieſen Worten ſchlieſſen meine Widerſacher, ich ſey dem Churfürſten an das Sigill kommen, oder etwa ein Sigill in des Churfürſten Namen machen laſſen. Alſo geht es mir; das iſt die Anklag meiner Widerſacher. Wenn dem alſo wär, wie meine Widerſacher ausgeben, ſo frag ich, ob etwa der Churfürſt oder ein Secretarius ſein Sigill verloren habe. Dann wenn ich ein ſolches Sigill bekommen hätte, ſo würd ein Mangel an ſolchem Churfürſtlichen Sigill geweſen ſeyn. Niemandt aber hat ſich zu derſelbigen Zeit beklagt, daß man eines ſolchen Sigills mangel, auch nit dazumal, da ich im Gefängniß geweſen bin. Zu dem, welcher Goldſchmidt oder Meiſter würd mir eines ſolchen Churfürſten Sigill dürfen machen, wenn ichs gleich an einen begehrt hätte? oder wo iſt ein ſolcher, der es gemacht gehabt habe? Warum habe ich keinen Brieff in des Churfürſten Namen geſchrieben? Wo hab ich ein ſolches Sigill gelaſſen? Wann ich ſchuldig wäre, ſo würd ich mich an dieſen Orten, da ich jezt bin, ſolches nicht ſchämen dörffen; jetzund könnt ich meiner Widerſacher ſpotten. Aber Gott im Himmel iſt mein Zeug, daß mir in ſolcher Sache von meinen Widerſachern Gewalt und Unrecht geſchicht. Habe ich ein falſches Sigill des Churfürſten gehabt, ſo hat er mirs ſelbſt geſchickt, denn ich von keinen andern verſiegelten Brieff weiß noch ſchreib, weder allein von dieſem den er mir des Banns halben geſchrieben hatt. Lieber Gott, wie iſt das iniqua interpretatio. Denn wäre das nit unfreundlich ausgelegt, wenn ein Burgermeiſter einem ein Brief hätt geſchrieben, und mit ſeinem Sigill verſiegelt; dieſer aber, ſo der Brief geſchrieben iſt, ſchicket ſolchen des Burgermeiſters Brief einem andern, und ſchrieb darneben alſo, Mitto tibi literas ſigillo conſulis munitas: wenn man einen ſolchen ſein Schreiben alſo wollt auslegen, als ſpräch er, ich habe des Conſulis Sigill, ſein Pittſchirung bekommen, und ſiegelt damit, oder, ich ſchicke dir des Conſulis Pittſchirring; wär das nit, ſprich ich, unfreundlich gehandelt und ausgelegt? Aber Gott, der ſolches ſiehet und weiß, wird ſolches wohl an ihnen ſtraffen.

Weiter, mein lieber Landsmann, vermahnet Ihr mich auch, daß ich mich tröſten ſoll der Gnaden und Barmherzigkeit Gottes, wo ich der Lehr halben wäre irr gegangen. Darauf ſollt ihr wiſſen, daß ich an ſolchem gar keinen Mangel (Gott ſey Lob!) leide. Denn ich kenne meinen Gott, und weiß, daß er mich aus ſo viel Trübſal errettet hatt, wird es auch hinfort thun. Mich erfreuet nichts höheres, denn daß ich gegen meinen Gott ein rein Herz und gewiſſen Geiſt hab behalten, und bin vergewiſſert, daß ich ein Freund und kein Feind Gottes ſey. Dann mein Gewiſſen, wie Johannes lehrt I. 3. iſt mir ſtärker und gröſſer, denn der ganzen Welt Zeugniß, und was ich zu Heydelberg begehrt habe, der Lehr und ſonderlich der Dreyfaltigkeit halben von Ario, von ſolchem iſt mir Gott Lob ein Genüge geſchehen. Ich hab auch vetuſtiſſima Exemplaria novi Teſtamenti vor dieſer Zeit in Siebenbürgen geſchickt manuſcripta, welche ich wollt, daß ihr ſie ſehen ſolltet. Ich glaub, daß ſolche Exemplaria nicht ſehr lang nach Chriſti Geburtt ſeyn geſchrieben worden.

Soviel natürliche Lieb belangt, darum Ihr mir ſchreibt, ſollt Ihr und könnet wiſſen, daß ich ein Menſch und kein Holz oder Stein bin. Derhalben ſolches, (daß ich die Meinen hab müſſen verlaſſen) niemands mehr bekümmert, denn mich. Aber was wär den Meinen da mit geholfen geweſt, daß ich zu Heydelberg bey ihnen wär geblieben, und mich hätt laſſen ertödten. Denn hätten ſie je gar keine Hoffnung mehr können haben. Bitt ich euch auch von der alten Kundſchaft wegen, Ihr wollt heiſſen und rathen, daß mein Sohn aus dem Gefängniß erlediget werde, und wollt ihm ſagen, daß er ſich forthin in keinen Weg unterſtehe, zu mir zu kommen. Dann ſolches iſt ihm unmöglich; er würd gefangen und verkaufft, und könnt nit mehr ledig werden. Denn es iſt nit alſo hierinnen ein Land zu wandern, als wie in Teutſchland. Thue mich auch fleißig gegen Euch bedanken, daß Ihr mir, wie ich aus eurem Brieff verſtehe, begehret Lieb und Freundſchaft zu erzeigen. So ihr wißt und erfahren könnt, wie es um die Meinen zu Heydelberg ein Geſtalt hat, thut mirs zu wiſſen. Hiermit befiehl ich Euch, ſampt allen den Euren, dem lieben Gott. Datum zu Conſtantinopel am Mittwoche vor Oſtern Anno Domini 1574.

Euer Landsmann

Grüßt mir den Herrn D. Crallo, welcher, wie
ich verſtehe, Eure Brieff überantwortet hat.

Adam Neuſer.

Vor unſerer Abſchrift ſtehet von einer jüngern Hand geſchrieben: Infeliciſſimi terque quaterque Apoſtatae et Mamelucae *Adami Neuſeri* ſcriptum, in quo peſſima fide et conſcientia leproſa ſuam hiſtoriam narrat. Ich wüßte ſo nicht zu urtheilen. Apoſtat und Mameluke ſo vielmal, als man will! Aber der Brief iſt doch wahrlich mit einer Kaltblütigkeit und Ruhe geſchrieben, die nichts weniger als ein wundes und peinigendes Gewiſſen verräth; und was die peſſimam fidem anbelangt, ſo möchte ich gerade das Gegentheil behaupten. Kleine Beſchönigungen ſeines gethanen Schritts erlaubt ſich Neuſer allerdings: und wer kann ihm dieſe verdenken? Allein die Fakta, welche er erzählet, haben doch alle das ſo vollkommene Anſehen der Glaubwürdigkeit; ſtimmen alle mit dem, was man von den damaligen öffentlichen politiſchen Angelegenheiten aus andern Quellen weiß, ſo gänzlich überein; finden ſich zum Theil ſelbſt durch das Vorgeben ſeiner Gegner, unvermerkt und wider ihren Willen, ſo deutlich beſtärkt: daß die peſſima fides vielmehr auf dieſe zurückfallen würde, wenn unrichtige Erzählungen eben nothwendig alle peſſimam fidem zum Grunde haben müßten, und der Menſch nicht öfters, auch mit dem feſteſten Vorſatze, die lautere Wahrheit zu ſagen, oder zu ſchreiben, ſich und die Welt belügen könnte.

Um dieſes nicht in den Wind geſagt zu haben, komme ich auf die zwey Punkte zurück, auf die ich, beſonders zu achten, meinen Leſern vorläufig empfohlen habe. Ich rede von dem zweyten zuerſt; weil er der unbeträchtlichere, aber auch zugleich der unſtreitigere iſt, den man dem Briefſteller alſo wohl am erſten einräumen dürfte.

Wie vielmal nehmlich Neuſer gefangen genommen worden: kann doch wohl niemand beſſer wiſſen, als Neuſer ſelbſt? Alſo auch niemand beſſer, als er ſelbſt, wie vielmal er aus der Gefangenſchaft entronnen? Wenn er nun alſo erzählt, daß er nur einmal gefangen genommen worden, oder vielmehr auch dieß einemal nicht ſowohl gefangen genommen worden, als vielmehr ſich ſelbſt der Gefangenſchaft überliefert habe; wenn er ſagt, daß er, auf erhaltene Nachricht von der Einziehung ſeiner Mitgenoſſen, davon gelauffen, und bis Presburg gekommen ſey; wenn er die Urſachen und Umſtände angiebt, die ihn bewogen, wieder umzukehren; wenn er die noch lebenden Perſonen namhaft macht, an die er ſich bey ſeiner Zurückkunft vor andern zu wenden, für gut befunden: (*) was für Bedenken kann man haben, ihm in allen dieſen Dingen völligen Glauben beyzumeſſen, die am Ende in der Hauptſache nichts ändern, bey denen es ſich alſo auch gar nicht abſehen läßt, warum er ſie anders erzählen ſollte, als ſie in der That vorgefallen waren? Und wem erzählt er ſie? Etwa einem, der im geringſten nichts davon wußte, oder wiſſen konnte? Etwa auf gutes Glück der Nachwelt, der dergleichen Kleinigkeiten ſelten wichtig genug ſind, um ſie in genaue Unterſuchung zu ziehen? Nichts weniger; er erzählt ſie einem Landsmanne, der Theil an ſeinen Zufällen nahm, und dem er das, was er ihm als in der Ferne geſchehen erzählt, ſehr verdächtig machen würde, wenn er ihn in dem belügen wollte, was in ſeiner eigenen Heimat vorgefallen

---

(*) Oben Seite 374.

war, und von deſſen Grund oder Ungrund er ſich auf dem Platze ſelbſt ſofort unterrichten konnte. Wenn wir genau zuſehen, ſo findet ſich auch ſogar in obgedachten Actis eine Stelle, die dem Neuſerſchen Vorgeben in dieſem Stücke ſehr günſtig iſt. In dem Bedenken der Heidelbergiſchen Theologen nehmlich, und zwar in dem Abſatze, welcher den **Matthias Vehe** beſonders angeht, (*) wird nehmlich aus einem andern eigenhändigen Briefe des **Neuſers** angeführt, daß ihn **Sylvanus** und **Vehe**, auf dem Wege nach ihrem Gefängniſſe, durch einen Studenten, Namens **Mader**, warnen laſſen. **Neuſer** war alſo damals noch nicht in Verhaft; und was iſt glaublicher, als daß er ſich die Warnung werde zu Nutze gemacht haben?

Doch, wie geſagt, es kömmt ſo wenig auf dieſen Punkt an, daß man Neuſers Erzählung davon für die wahrhaftere zu halten, keinen Anſtand nehmen wird. So wenig! — gleichwohl aber auch, nicht ſo gar wenig! Denn kann man in Abrede ſeyn, daß die freywillige Wiederkunſt, zu der ſich Neuſer entſchloß, ob er ſchon ſeine Mitgenoſſen gefangen wußte, zum mindeſten von keinem ſo böſen Gewiſſen zeuget, als er bey ſeinem angeblichen Verbrechen hätte haben müſſen? Und dann, der Argwohn, welchen ein offenbar erlogener Umſtand auf jeden andern Umſtand der nehmlichen Geſchichte nicht anders als werfen kann! Wer den einen nicht wußte, kann auch den andern nicht gewußt haben. Wer den einen nach ſeinen Abſichten zu drehen und zu verfälſchen für gut fand, kann ſich das nehmliche auch mit jedem andern erlaubt haben.

Und nun mit dieſem Mißtrauen zu dem Hauptpunkte, zu dem Briefe an den Türkiſchen Kayſer. Ein ſolcher Brief, wie ich bereits angemerkt, iſt wirklich unter den Actis vorhanden, und der Innhalt deſſelben iſt äuſſerſt verfänglich: auch geſteht Neuſer ſelbſt, einen ſolchen Brief geſchrieben zu haben. Sogar, was er zu ſeiner Entſchuldigung desfalls beybringt, ſcheinet zum Theil nichts als kahle Beſchönigung zu ſeyn: das nehmlich, was er von der Abſicht ſagt, in welcher er den Brief geſchrieben. Das Exempel des h. Paulus iſt offenbar gemißbraucht.

(*) Beym Struve S. 227.

Allein, dieſe zweydeutige Abſicht auch bey Seite geſetzt; zugegeben ſogar, daß ſeine Abſicht augenſcheinlich geweſen, nicht die Wahrheit zu erforſchen, ſondern in Ueberzeugung der ſchon erforſchten und gefundenen Wahrheit, wider die Gegner derſelben den grauſamſten Feind zu verhetzen, und gemeinſchaftliche Sache mit ihm zu machen: Eine Verantwortung bleibt ihm dennoch übrig, die auf einmal den Ausſchlag ſo völlig auf ſeine Seite giebt, daß ich nicht abſehe, was darauf zu antworten ſtehet.

Ich habe ihn geſchrieben, ſagt **Neuſer**, dieſen unglücklichen, ſo mißverſtandenen Brief: aber ich habe ihn nie abgeſchickt; ich habe ihn keinem Menſchen zu leſen gegeben; ich habe ihn durch eine eigenhändig beygefügte Clauſel, ſo gut als vernichtet; ich habe von dem, was ich darinn zu thun vorhatte, wirklich das Gegentheil gethan.

Dieſes ſagt Neuſer; und allem Anſehen nach, ſagt er auch hiermit nichts als die lautere Wahrheit: oder es wäre doch ein ſonderbares Unglück für ſeine Gegner, wenn er die Wahrheit nicht geſagt hätte, und gleichwohl ihr eigenes Vorgeben ſeine Ausſage, itzt in den Augen der unpartheyiſchen und kaltblütigen Nachwelt, ſo wahrſcheinlich machte und beſtärkte!

Denn man überlege doch nur. Wem ſoll Neuſer ſeinen verrätheriſchen Brief an den Türkiſchen Kayſer, in qua faſſus, nach dem Alzing, plures eſſe in Germania Arianae factioni addictos, quibus nihil magis in votis eſſet, quam Turcarum Monarchae viam ſternere in Imperio, et cum ipſo coniungi; wem ſoll er dieſen Brief, in welchem er, wie die Heidelbergiſchen Theologen in ihrem Bedenken ſagen, (*) eine grimmige Conſpiration wider die ganze Chriſtenheit anſpinnet; wem ſoll er dieſen Brief zur Beſtellung anvertrauet haben? Dem Siebenbürgiſchen Geſandten? Ihm, welcher de ineundo foedere (ſind gleichfalls Altings Worte) cum Imperatore et Ordinibus Imperii, mutuae ſecuritatis ac defenſionis ergo, wider den Türken, zu handeln, von ſeinem Herrn nach Speyer geſchickt war? Ihm? Neuſer müßte toll und raſend geweſen ſeyn! Ihm, der nach Deutſchland kömmt, um Hülfe gegen den Türken zu ſu-

---

(*) Beym Struve S. 218.

chen, einen Brief zu vertrauen, in welchem der Türke aufgemuntert wird, je eher je lieber los zu ſchlagen! in welchem den Türkiſchen Waffen die beſte Hoffnung gemacht wird! in welchem der Verfaſſer mit ausdrücklichen Worten dem Türkiſchen Kayſer ſchreibt, „Ich meines Theils will nach allem Vermögen mit „Schreiben und Vermahnen nichts unterlaſſen, damit ſie, „die abgöttiſchen Chriſten, zum rechten Glauben bekehret, „Gottes Ehre gefördert, und Ewr. Majeſtät Reich (das Türkiſche Reich) erweitert werde!“ Einen ſolchen Brief einem Feinde des Türken zur Beſtellung anvertrauen! Noch einmal: Neuſer müßte toll, er müßte raſend geweſen ſeyn. Oder will man etwa ſagen, ohne dieſes geweſen zu ſeyn, habe Gott einen Mann, der ihn einmal verleugnet, allerdings ſo weit verblenden, und in ſeiner Verblendung ſo unſinnig handeln laſſen können? Das wäre wahrlich ein ſchönes Blümchen — aber nur für die Kanzel. Der Geſchichtſchreiber verlangt Wahrheit, oder doch wenigſtens Wahrſcheinlichkeit. Eher würde es ſich noch hören laſſen, wenn man ſagen wollte, Neuſer habe die wahren Geſinnungen des Siebenbürgiſchen Geſandten auch wohl nicht gewußt. Da der Fürſt von Siebenbürgen es zeither ſo lange mit den Türken gehalten, ſo habe Neuſer nicht vermuthen können, daß er nun auf einmal von ihm abfallen wolle. Doch dem widerſpricht Neuſer ſelbſt, wenn er in ſeinem Briefe ſchreibt, daß es männiglich wohl bekannt geweſen ſey, was der Siebenbürgiſche Geſandte wolle; und wenn er Ort und Perſonen namhaft macht, (*) wo und von wem er das nähere davon erfahren habe. Wie konnte auch der Auftrag des Geſandten, überhaupt genommen, noch jemanden ein Geheimniß ſeyn, da er bereits zuvor in Prag dem Kayſer Eröffnung davon gemacht hatte, und wie Iſthuanſius ſchreibt, (**) vbique a Caeſarianis ſumma laetitiae ſignificatione, quacunque iter fecerit, exquiſitisque honoribus aufgenommen worden. Wenn alſo auch gleich ebenderſelbe hinzuſetzt: iſthic demum, zu Speyer, wohin der Geſandte dem Kayſer folgen müſſen, Caeſar legationis ſeriem et capita ita diſcusſit, vt eam quam ſecretisſimam esſe vellet; nec

---

(*) Oben S. 374.

(**) Hiſt. lib. XXIIII. p. 517.

vllum alium praeterquam Ioannem Trautſonium, aulae ſuae praefectum, ac Ioannem Baptiſtam Weberum Iurisconſultum et Romani Imperii Vicecancellarium, ex Vngaris vero Iohannem Liſthium Epiſcopum Beſprimienſem et Vngaricum Cancellarium conſiliis adhiberet, iisque ſerio interdiceret, ne ea vllo modo panderentur: ſo iſt dieſe geheimnißvolle Verhandlung unſtreitig blos von den Bedingungen des Bündniſſes, und nicht von dem Bündniſſe ſelbſt zu verſtehen.

Aber weiter: wie ſoll denn hierauf der Churfürſt von der Pfalz zu dem Briefe gekommen ſeyn, den Neuſer ſo unſichern Händen ſo thöricht anvertrauet hätte? Dieſes erzählet Alting, im Verfolg der eben angeführten Stelle, ſo: Quum igitur Maximilianus Imperator ſeſe excuſaret Oratori Tranſyluano de foedere, negaretque cum iis paciſci ſe poſſe, qui deitatem Chriſti, et diuinam Perſonarum Trinitatem non agnoſcerent: atqui, reſpondit ille, non eſt quod tantopere abhorreas ab illa fide, quam vna nobiscum tenent ac tuentur magni in Imperio Principes, eorumque Theologi. Et cum dicto, vt aſſertioni ſuae fidem faceret, depromſit litteras Neuſeri ac Syluani, et Caeſari in manus tradidit. Is porro reſignatas et lectas Friderico III. Palatino Electori communicauit; cumque commotum rei inſolitae indignitate, ne nimium turbaretur monuit; cum ipſe in ſuis ditionibus, quanquam ignarus foueret id genus hominum; in quos tamen detectos ſecundum leges animaduerti Magiſtratus eſſet. Was für Armſeligkeiten! Welch ein pedantiſcher Kayſer! Welch ein verlegener, treuherziger Geſandte! Daran ſollte ſich der Kayſer geſtoſſen haben? Der lieben Orthodoxie wegen, ſollte er ſich mit einem Fürſten nicht haben einlaſſen wollen, der ihm ein Königreich abzutreten, wenigſtens des Titels und der Anſprüche auf dieſes Königreich für ihn zu entſagen, und ſich wider ſeinen fürchterlichſten Feind ſo genau mit ihm zu verbinden, bereit war? Oder wenn gleichwohl Maximilian dieſe fromme Schwachheit wirklich gehabt hätte, warum äuſſerte er ſie denn nicht ſogleich in Prag? Warum verſparte er eine ſolche Bedenklichkeit denn bis nach Speyer? bis der Geſandte eben Neuſers Briefe in der Taſche hatte? Endlich, als er von dem Geſandten erfuhr, daß es auch in Deutſchland, ſelbſt unter den Fürſten des Reichs und ihren Theologen, Arianer gebe: was wurden denn die Arianer in Siebenbürgen in ſeinen Augen dadurch beſſer? Und wie konnten ſie auf einmal um ſo viel beſſer werden, daß er nun nicht allein das Bündniß mit Freuden eingieng, ſondern dem ketzeriſchen Fürſten ſogar eine ſeiner Nichten zur Ehe verſprach? ihn in ſeinen eigenen Landen aufzunehmen verſprach, falls ihn der Türke aus Siebenbürgen vertreiben möchte? (*) Sollte beides etwa mit der Bedingung geſchehen, wenn dieſer vorher ſeinem Arianiſchen Irrthume entſagt hätte? Davon weiß die Geſchichte nichts. Auch würde man es ſchwerlich gewagt haben, dem Geſandten eine ſo lächerliche Foderung nur merken zu laſſen. Denn wer war denn dieſer Geſandte? Es war, wie wir wiſſen, Caſpar Beckeß, des Fürſten **Johann Sigismund** vertrauteſter Freund, und ſelbſt ein Arianer. Dieſes bezeugt **Sandius**; (**) wenn es nicht aus dem Vertrauen des Fürſten ſchon genugſam abzunehmen wäre. Ihm alſo, einem Arianer ſelbſt, hätte man unter die Augen geſagt, daß die Arianer keine Leute wären, mit welchen ein ehrlicher Chriſt Bündniß machen könne? Er, ein Arianer ſelbſt, hätte nichts darauf zu antworten gewußt, als dieſes, daß unter den Fürſten des Reichs und ihren Gottesgelehrten doch gleichwohl auch Arianer wären? Er, ein Arianer ſelbſt, hätte dieſe ſeine verborgenen Glaubensbrüder in Deutſchland, dem Kayſer ſo ohne Bedenken verrathen können? Wer zwar unter den Fürſten des Reichs ein Arianer ſey, mochte er wohl ſelbſt nicht wiſſen: aber das konnte und mußte er doch wiſſen, daß er die Gottesgelehrten, die ihm dafür bekannt waren, durch ſeine Anzeige der unvermeidlichſten Verfolgung ausſetzte, der auf allen Fall zu entgehen, ſich die guten Leute eben an ihn gewandt hatten. Und dem ohngeachtet hätte er ſie ohne Noth, ohne allen abzuſehenden Vortheil aufgeopfert? — Wem alles das begreiflich iſt, nun, dem ſey nichts unbegreiflich, was ihm Theologen, zu Rechtfertigung ihrer verübten Grauſamkeiten, in der Geſchichte nur immer vorſchwatzen können und wollen!

Bisher habe ich den Brief, welchen Neuſer an den Türkiſchen Kayſer entworfen zu haben ſelbſt bekennet, für eben den-

---

(*) *Isthuanfius l. c. p.* 517.

(**) Enucl. Hist. Eccles. Lib. III. p. 430.

ſelben gelten laſſen, welcher ſich angezeigtermaſſen bey den ſogenannten Actis befindet. Daß er es im Grunde auch wohl iſt, will ich nun zwar nicht leugnen. Ich kann aber doch auch nicht anzumerken unterlaſſen, daß man, den letztern nicht für ſo ganz unverfälſcht zu halten, Grund habe. Gewiß iſt es wenigſtens, daß er nicht in der Sprache erſcheinet, in welcher ihn Neuſer aufgeſetzt hatte. Neuſer hatte ihn lateiniſch geſchrieben, wie aus der Stelle erhellet, die er ſelbſt daraus anführet: und hier iſt er nur deutſch zu leſen; in einer Ueberſetzung nur alſo, die ſich wohl ſchwerlich von dem Verfaſſer ſelbſt herſchreiben dürfte. Ja aus der angeführten Stelle, wenn man ſie gegen das Deutſche hält, iſt klar, daß ſich der Ueberſetzer, wer es nun auch geweſen, nicht ſo gar genau an das Original müſſe gebunden haben. Und doch iſt dieſes nur der kleinſte Skrupel, den ich mir gegen die Glaubwürdigkeit des noch vorhandenen Deutſchen Briefes mache. Ein weit größerer bezieht ſich auf eine ausdrückliche Stelle deſſelben, die ich mit andern hiſtoriſchen Umſtänden, wie ſie ſowohl von Neuſern als von ſeinen Feinden angegeben werden, auf keine Weiſe zuſammen reimen kann. Es ſagt nehmlich Neuſer ſelbſt, in ſeinem Schreiben, welches um Oſtern 1574 datiret iſt, daß er den Brief an den Türkiſchen Kayſer vor vier Jahren (*) aufgeſetzt habe; alſo um Oſtern 1570, vor dem Reichstage zu Speyer, als ihn noch niemand wegen des Arianiſmus in Verdacht hatte, als ihn noch keine deswegen drohende Gefahr aus dem Lande zu fliehen nöthigen konnte. Auch ſeine Feinde wollen beſagten Brief erſt auf dem Reichstage zu Speyer in die Hände bekommen haben; auch ſeine Feinde ſagen, daß erſt auf dieſen Brief, den 15ten Julius 1570, der Verhaft wider ihn und ſeine Genoſſen verhangen worden, dem er für ſeine Perſon zu entkommen das Glück hatte. Und gleichwohl wird in eben dem Briefe, ſo wie er itzt bey den Actis vorhanden, mit ausdrücklichen Worten dieſer ſeiner erſten Flucht bereits gedacht. Wie, in aller Welt, kann das ſeyn? Wie kann Neuſer durch einen Brief zur Flucht genöthiget werden, in welchem er von

(*) Eben. S. 372.

dieſer Flucht ſelbſt meldet? Wie kann die Wirkung eher als ihre Urſache geweſen ſeyn? Oder ſoll es nicht von ſeiner erſten Flucht zu verſtehen ſeyn, wenn er gleich anfangs an den Türkiſchen Kayſer ſchreibt? (*) „Zuforderſt aber ſoll Ew. Majeſtät gänzlich dafür halten, daß ich zu derſelben meine Zuflucht ſuche, nicht wie etliche Chriſten zu thun pflegen, welche um ihrer Mißhandlung willen, als Diebſtahl, Mord, Ehebruch, bey den Ihrigen nicht bleiben mögen. Dann für einem Jahr war ich Fürhabens zu Euch zu fliehen, kame bis gen Presburg, aber dieweil ich der Ungariſchen Sprache unerfahren, nicht weiter vermochte, bin ich derhalben wieder zu den Meinen gekehrt, und faſt noch ein ganz Jahr bey ihnen geweſen, welches gar nicht ſeyn mögen, wenn ich etwa einer Miſſethat halben flüchtig worden u. ſ. w.“ Von welcher Flucht iſt es denn zu verſtehen? Wir wiſſen ja weder von ihm, noch von ſeinen Feinden, daß er ſchon vorher einmal, ehe er wegen des Briefes an den Türkiſchen Kayſer gefangen werden ſollen, nach Ungarn entflohen ſey. Dieſe Flucht hingegen, deren er hier gegen den Kayſer gedenkt, und die, von welcher er oben in ſeinem Briefe S. 373 redet, ſind einander ſo völlig gleich, daß ſie ſchlechterdings beide für die nehmliche zu achten. Sonach aber läßt ſich hierbey nur zweyerley denken. Entweder Neuſer hat den Brief an den Türkiſchen Kayſer nach ſeiner freywilligen Zurückkunft, in der Gefangenſchaft zu Amberg geſchrieben: und alsdann iſt es ſchon aus dieſem Grunde nicht wahr, daß er des nehmlichen Briefes wegen gleich Anfangs mit den Uebrigen eingezogen werden ſollen; ſchon aus dieſem Grunde nicht wahr, daß der Churfürſt den nehmlichen Brief durch den Römiſchen Kayſer aus den Händen des Siebenbürgiſchen Geſandten bekommen können. Oder Neuſer hat ihn vor ſeiner Reiſe nach Speyer geſchrieben, er mag ihn nun dem Geſandten anvertrauet haben, oder nicht: und alsdann iſt die Copie, wie ſie annoch bey den Actis befindlich, verfälſcht; interpolirt wenigſtens in dieſer Stelle die ſich ſo offenbar auf eine ſpätere Zeit beziehet. Jenes kann ich darum nicht für das wahrſcheinlichere halten, weil Neuſers

---

(*) Beym Struve, S. 230.

Angabe, den Brief vor vier Jahren geſchrieben zu haben, darwider iſt; weil er ausdrücklich ſagt, daß man das Concept deſſelben in ſeiner Schreibſtube unter ſeinen Büchern gefunden habe, da man es in dem Gefängniſſe müßte gefunden haben, wenn er es in dem Gefängniſſe geſchrieben hätte. Folglich muß man natürlicher Weiſe auf das andere fallen; und das iſt es, was ich ſagen wollen. Freylich enthält ſonſt der Brief eben nichts, was Neuſer nicht gar wohl wirklich könnte geſchrieben haben. Allein in untergeſchobenen Schriften läßt ſich auch immer die Denkungsart eines andern eher nachahmen, als aller Verſtoß gegen hiſtoriſche Umſtände verhüten. Auch behaupte ich nicht, daß der ganze Brief erdichtet ſey. Ich behaupte nur, daß die angeführte Stelle ihre Richtigkeit nicht haben könne, ſo weit Neuſern ſelbſt zu glauben, und ſich ſeine Gegner doch wohl nicht mit ihren eignen Waffen ſchlagen wollen. Struve ſcheinet dieſes ſchon zum Theil empfunden zu haben, wenn er ſchreibt: „Neuſer wurde auch in Siebenbürgen, als wohin er ſich retiriret hatte, von dem Kayſer „und Churfürſten von der Pfalz verfolget; und als er ſich „weder daſelbſt noch ſonſten in der Chriſtenheit ſicher achtete, „addreſſirte er ſich in folgendem Schreiben an den Türkiſchen „Kayſer." Alſo aus Siebenbürgen erſt hat Neuſer, nach ihm, an den Türkiſchen Kayſer das Schreiben erlaſſen, aus welchem man ſeine feindſelige Geſinnung gegen Deutſchland und die ganze Chriſtenheit, ſchon als er ſich noch in dem Schooſſe derſelben befand, zu erweiſen pflegt? So iſt es, nach ihm, nicht das nehmliche Schreiben, welches der Siebenbürgiſche Geſandte an den Kayſer auslieferte? So iſt es nicht das nehmliche, welches den Churfürſten zu der Verfolgung veranlaßte? Nicht das nehmliche, auf welches er ſelbſt, in ſeiner vorhergehenden Erzählung, als auf Neuſers Hauptverbrechen weiſet? Nicht das nehmliche, welches alle andere Scribenten, die Neuſers Händel berühren, für das nehmliche halten? —

Und ſo viel von den vorläufigen zwey Punkten bis hierher! Alles, was ich nun noch zur Erläuterung derſelben, und des mitgetheilten Briefes überhaupt, beyzubringen hätte, vergönne man mir, ohne Ordnung und Schmuck in eine Folge einzelner

Anmerkungen zu faſſen. Gemacht ſind ſie einmal, dieſe Anmerkungen; und wenn ſie ſchon an und für ſich ſelbſt nicht ſehr wichtig ſeyn ſollten, ſo werden ſie doch immer dem, der irgend einmal in dieſem Winkel des Feldes zu arbeiten hätte, bald eine kleine Mühe, bald einen kleinen Fehlgriff erſparen können. Wie viel Schlechtes muß in dem hiſtoriſchen Fache geſchrieben werden, ehe ſich etwas Gutes ſchreiben läßt!

1. Daß Neuſer zu den Türken geflohen, und unter den Türken geſtorben, iſt ſo unſtreitig, als unbeſtritten es geblieben. Ob er aber darum auch ſelbſt ein Türke geworden, ob er den Türkiſchen Glauben in aller erforderlichen Form angenommen: das iſt es, woran einige, wie bekannt, noch zweifeln wollen; als Sandius, Arnold, Gerber und andere. Wenn indeß Gerber Arnolden, ſo wie Arnold dem Sandius gefolgt iſt, und dieſer ſich einzig auf den Mart. Ruarus beziehet, ſo muß ich in Anſehung des letztern etwas bemerken, welches G. H. Götze,(*) der dieſe Zweifler gefliſſentlich zu widerlegen der Mühe werth gehalten, vor allen Dingen hätte bemerken ſollen. Nehmlich dieſes, daß es nicht wahr iſt, daß Ruarus, auf den ſie endlich alle hinauskommen, an Neuſers förmlichem Uebergange zur Türkiſchen Religion gezweifelt; ſondern daß Sandius ſeine Worte nur unrecht verſtanden. Ruarus nehmlich ſchreibt an Caloven:(**) Ignoſce, Vir clariſſime, quod iure tui monendi vtar, quod ipſe mihi dediſti, in hiſtorico praecipue genere. Eo pertinet et illud, quod Paulum Alciatum perinde atque Neuſerum ad Turcas ſe proripuiſſe, et eiurata religione Chriſtiana Alcoranum profeſſum, nimium aliorum relationi credens, affirmas; quorum nomina ſatius fuiſſet allegare, ne fides tua accuſari poſſet. Was heißt nun dieſes? Will Ruarus ſagen, daß Calov beiden, dem Alciatus und Neuſern Unrecht gethan? Keinesweges; er tadelt ihn blos des einzigen Alciatus wegen, von dem er vorgegeben, daß er eben ſo wie Neuſer, perinde atque Neuſerus, zur Türkiſchen Religion getreten ſey. Hätte er dieſes von einem, wie von dem andern leugnen wollen: ſo würde er ſicherlicher beider Namen mit dem bloſſen et verbunden haben. Da er

---

(*) Praef. ad Meletemata Annaebergenſia.

(**) Epiſt. Cent. I. 42.

aber perinde atque braucht: ſo giebt er es von Neuſern vielmehr zu, und verbittet ſich blos, den Alciatus mit ihm hierinn in eine Klaſſe zu ſtellen. Daß dieſes die wahre Auslegung ſey, ergiebt ſich auch daraus, daß Ruarus in der Folge ſich blos die Ehrenrettung des Alciatus angelegen ſeyn läßt, von Neuſern aber weiter kein Wort verlieret. Von jenem verſichert er aus glaubwürdigen Familiennachrichten, daß er in Danzig geſtorben: von dieſem aber mußte er wenigſtens doch eingeſtehen, daß er in Conſtantinopel geſtorben; und was für einen Beweis hätte er führen können, daß er allda nicht als ein Türke geſtorben? Wenn man ja hierwider etwas einwenden wollte und müßte: ſo würde ſich dieſes noch am erſten hören laſſen, daß Neuſer ſelbſt in ſeinem Briefe nichts davon ſagt. Er ſagt blos: (*) „Sobald der Baſcha dieſe „Worte höret, (nehmlich, ſein Bekenntniß von dem Alkoran) „ſpricht er, er wolle mich gen Conſtantinopel zu dem Kayſer „ſchicken, da ich noch auf den heutigen Tag bin, bey des Kay„ſers oberſtem Dollmetſch, welcher ein Deutſcher iſt.“ Doch was ſollte er auch mehr ſagen? Wer erzählt gern eine Komödie, die er mit ſich müſſen ſpielen laſſen? Einem Manne, der nicht ganz ohne Gefühl und Schaam iſt, koſtet es die äuſſerſte Ueberwindung, ſich ihr zu unterziehen: was Wunder, daß er jeder Gelegenheit ausbeugt, ſich ihrer wiederum zu erinnern? Recht wohl, daß ſich die Religionen unter einander den Uebertritt ſelbſt ſo erſchweret haben, daß nicht leicht ein ehrlicher Mann zu einer von der andern laufen wird! Was alſo Neuſer von ſich hier blos verſchweigt, hat man kein Recht darum in Zweifel zu ziehen, wenn es von andern glaubwürdigen Leuten, die an Ort und Stelle davon Nachricht einziehen können, beſtätiget wird. —

2. Ein Wort jedoch von dieſen glaubwürdigen Leuten ſelbſt. Kaum kann ich Michael Heberern (**) dazu rechnen, als welcher erſt 1588, und alſo zwölf Jahr nach Neuſers Tode, nach Conſtantinopel kam, und ſeine Nachrichten wahrlich nicht von ſehr zuverläſſigen Perſonen hatte. Eher noch muß man den

---

(*) Oben, S. 369.

(**) In ſeiner Aegyptiaca Servitus, gedruckt zu Heydelberg 1610, in 4.

Böhmiſchen Baron Wenceslaus Budowez von Budowa gelten laſſen, der ſich um 1579 bey der Römiſch Kayſerlichen Geſandtſchaft zu Conſtantinopel befand; alſo aber doch auch nicht Neuſern von Perſon gekannt hatte, und gleichwohl einige dreyßig Jahre darauf die abſcheulichſten Dinge von ihm in die Welt ſchrieb (*), von welchen einige offenbar erlogen ſind. Der unverwerflichſte bleibt alſo einzig und allein Stephanus Gerlach, welcher in den Jahren 1573—78 kayſerlicher Geſandtſchaftsprediger in Conſtantinopel war, und vielfältigen Umgang mit Neuſern gehabt hat. Was dieſer von ihm, theils gelegentlich in ſeinen nachher in Deutſchland herausgegebenen polemiſchen Schriften, theils in ſeinem Tagebuche, von ihm erzählt, iſt die Hauptquelle, gegen welche jede andere Nachrichten geprüfet werden müſſen: nicht zu vergeſſen, daß man dieſe Hauptquelle auch gegen ſich ſelbſt prüfe. Denn die Züge ſind nicht immer gleich lauter, die man aus ihr thut; und beſonders ſcheint in dem Tagebuche, welches uns nicht einmal im Originale mitgetheilet worden, (**) die jedesmalige Laune des Verfaſſers vielen Einfluß auf das gehabt zu haben, was er von dem Manne einzutragen für gut befand. —

3. Ob nun aber auch ſchon, um wieder auf das Vorige zu kommen, in dieſem Tagebuche nirgends mit ausdrücklichen Worten geſagt wird, daß ſich Neuſer beſchneiden laſſen; obſchon vielmehr verſchiedene Stellen darinn vorkommen, wo Neuſer verſichert, daß er des Türkiſchen Glaubens nicht ſey; obſchon Gerlach ſelbſt von einem Welſchen ſagt, daß er ein Türk,

---

(*) V. Circulus Horologii lunaris et solaris &c. Hanoviae 1616 in 4. Und zwar in der dieſem Werke beygefügten Genealogia Socinianorum p. 231.

(**) Erſt 1674 ſtellte es ein Enkel des Verfaſſers aus deſſen eigenhändigen hinterlaſſenen Papieren ans Licht: und ob er ſchon nicht anzeigte, daß dieſe Papiere lateiniſch abgefaßt geweſen, und er alſo nur eine Ueberſetzung liefere: ſo finden ſich doch genugſame Spuren davon in dem Werke ſelbſt; und leider Spuren, welche nicht allein beweiſen, daß es eine Ueberſetzung, ſondern noch dazu eine ſehr elende Ueberſetzung iſt. Eine Abſchrift von dem lateiniſchen Originale beſaß Joh. Pet. Ludewig, welche Heineccius gebraucht hat. (S. Anhang zur Abbildung der griechiſchen Kirche. S. 16.)

aber nicht beſchnitten worden: (*) ſo iſt doch aus andern Umſtänden unſtreitig, daß Neuſer ſo nicht abgekommen. Die Türken vertrauten ihm, z. E., aufgefangene Briefe des kayſerlichen Geſandten, um ſie zu verdolmetſchen und zu entziffern, (**) welches ſie wohl ſchwerlich würden gethan haben, wenn ſie ihn nicht für einen von den Ihrigen zu halten, alle Urſache gehabt hätten. Daß auch Gerlach im geringſten nicht an Neuſers Beſchneidung gezweifelt habe, kann ich aus einem ſeiner noch ungedruckten Briefe beweiſen, welche ſich in unſerer Bibliothek befinden. Dieſer Brief iſt an D. Heerbranden in Tübingen den 11ten October 1573 aus Conſtantinopel geſchrieben; und ich will die Stelle daraus, die Neuſern betrifft, in mehr als einer Abſicht, hier einſchalten. — „Memini adhuc, ornatiſſime
„Vir, R. V. D. mihi mandaſſe, vt de Adamo Neuſero, quon-
„dam Paſtore Heidelbergenſi, inquirerem. Comperi autem a
„ludi rectore Gommorenſi, (cui familiaris fuit) quod Neuſerus
„ſolum, vt dicitur, vertens, Gomorram peruenerit, ibique ſe in
„dolium cum aliis multis Budam tranſferendum includi curaue-
„rit, verum cuiusdam mercatoris proditione latere non potuiſſe.
„Hac fraude detecta, aliam comminiſcitur, et habitum Vnga-
„ricum aſſumens totum ſe more Turcarum radi voluit, vt tutius
„et ſecurius iter Budenſe ingredi poſſit. Sed ne hoc quidem
„ceſſit ei conſilium. Nam ad ſupremum Capitaneum caſtrorum
„Gomorrenſium D. Kielmannum Greppingenſem tanquam trans-
„fuga et explorator delatus, in vincula coniectus eſt. Ex quibus
„tandem, precibus dicti ludi moderatoris aliorumque, hominis
„veſaniam, ex aſſiduis ſtudiis et lucubrationibus contractam, men-
„tientium, liberatus, per Poloniam Septem caſtra adiit, indeque
„comitem aſſumens (vt audio, virum doctum) ante annum Con-
„ſtantinopolin venit, mox cum comite infauſto circumciſus, non
„Mophti i. e. Turcarum patriarcha aut Papa, ſed Spachii factus
„eſt. Es iſt aus einem Pfaffen ein einſpänniger Reiter ge-
„worden. Sunt enim Spachii Turcici Imperatoris gregarii equi-
„tes. Sed tantum ſtipendii non habet, vt equum alere poſſit.
„Vitam agit miſeram et contemptam. Socios habet Germanos

(*) Tagebuch, S. 80.

(**) Ebend. S. 175.

„quosdam in bello captos, cum his quotidie fere in tabernis et „tonſtrina quadam potat; profana et obſcena, nonnunquam de „maſculorum (ſalua R. V.) concubitu, (qui in Turcia vſitatisſimus „eſt,) tractat: a ſuis ſceleratus *Pfaffus* et transfuga quouis „ſupplicio dignus audit, quod abiurata religione noſtra ad Turcas ſponte tranſierit; regerit ille conuitia, ſicque tempus fallunt. „Sed nec ipſum interim terrores et pugnae (illae foris et a conterraneis) deſiſtunt. Nam a familiaribus ipſius intelligo, quod „pesſima conſcientia vtatur: attonitus et meditabundus asſideat: „ſubinde ingemiſcat voceſque deſperationis plenas interdum „edat, quod nimirum maieſtatem Dei ſcrutans in hunc errorem „et tenebrarum gurgitem demerſus ſit. Mox rurſum ſe colligens, „blaſphemiis et mendaciis noſtram religionem incesſit. Nunquam tamen manifeſtis verbis Turcicam probare viſus eſt. Et „cum ipſi a ſociis (nam hic religio omnis libera eſt) Apoſtaſia „obiicitur, non ſe fidem mutasſe, ſed priſtinam adhuc in corde „alere, reſpondet. Circumciſioni vero exemplo neſcio quorum „populorum, a Diuo Matthaeo conuerſorum, patrocinatur, qui „antiquitus et baptiſmum et circumciſionem retinerent. Omnem „pecuniam, quam ſecum ex Germania et Tranſyluania abſtulit, „Conſtantinopoli amiſit, eamque per Magos recuperare fruſtra tentauit. Ita miſer homo a Satana vbique deluditur. Nouis rebus „et magicis artibus ipſum ſtudere familiares perhibent. Primo „Octobris colloquium meum per tonſorem quendam Germanicum „petiit, ſed quia concioni opera danda erat, conuentum in aliud „tempus diſtuli. Vxorem iam ducere cogitat, interpretis noſtri „vicinam, ſed quia nummis, quos vnice ſpectant Turcae, non turget, metuo ne nuptiis iſtis excidat. Sed plus ſatis de iſto." — Das Sophiſma für die Beſchneidung kann keine Erfindung der lüderlichen dummen Spießgeſellen des Neuſers geweſen ſeyn; auch war es keine Erfindung von Gerlachen, welcher ſelbſt geſtehet, daß ihm die Thatſache, auf welcher es beruhe, unbekannt ſey: folglich kam es zuverläſſig von Neuſern ſelbſt, und beweiſet mehr als alles andere, daß das wirklich an ihm vollzogen werden, was er damit beſchönigen wollen. Es ſind aber die Aethiopiſchen Chriſten, welche, wie izt einem jeden bekannt, beides, Beſchneidung und Taufe, haben. Neuſer hatte hiervon ohne Zweifel unter den Griechen Nachricht erhalten. Denn aus Gerlachs Unwiſſenheit ſieht man, daß es in Deutſchland damals noch eine ganz unerhörte Sache geweſen; wie ich denn auch finde, daß unſere Landsleute erſt 1574 das Aethiopiſche Glaubensbekenntniß näher kennen lernen, ſo wie es Zaga Zabo 1534 in Portugall übergeben hatte. — Von dem übrigen Innhalte der angeführten Stelle weiter unten.

4. Der Glaubwürdigkeit des Neuſerſchen Briefes wächſet dadurch nicht ein geringes zu, daß er vollkommen mit der mündlichen Erzählung übereinſtimmet, die Neuſer Gerlachen ſchon zuvor von ſeinem Schickſale gemacht hatte. Unwahrheiten erzählt man nicht leicht ſo gleichlautend. Man ſehe dieſe Erzählung beym Wolf(*) und in dem Gerlachſchen Tagebuche, unter dem 21ſten October 1573. Wenn er z. E. in dem Briefe hier ſagt, daß er freywillig nach der Pfalz zurückgekommen ſey: ſo ſagt er es dort ebenfalls; ſponte in Palatinatum reverſus. Wenn er hier ſagt, daß er mit den Predigern in Clauſenburg Streit bekommen: ſo ſagt er es auch dort; nur daß ich dort noch deutlicher zu ſehen glaube, was für Punkte dieſer Streit betroffen. Er betraf diejenigen Glaubenslehren, in welchen der kühne aber ſeinen Grundſätzen getreue Unitarier ſo viel weiter geht, als der eigentlich ſogenannte Socinianer, der weder kalt noch warm iſt, und der, man weiß nicht warum, gern den Namen einer Religion beybehalten möchte, deren innerſtes Leben er vernichtet. Dum ibi haereo, zu Clauſenburg nehmlich, inter Fratres Poloniae et Tranſylvaniae diſputatur de articulo Iuſtificationis: et res eo deducitur, quod Chriſtus ſua morte et paſſione genus humanum non redemerit, nec illud ſuo ſanguine iuſtificare et ſaluare poſſit, ſiquidem nudus homo ſit u. ſ. w. Man kann leicht errathen, auf welcher Seite Neuſer in dieſem Streite geweſen. Auf des Franciſcus Davidis Seite, ohne Zweifel, von dem es, ſollte ich meinen, zu unſern Zeiten nicht laut genug geſagt, nicht oft genug wiederholet werden kann, daß Socinus ſelbſt an ihm zum Verfolger geworden.

(*) Lect. Memorab. Centenario XVI. p. 901. Wolf will ſie aus Gerlachs Antidanaeus genommen haben, wo ich aber (p. 55.) nur das letztere Stück finden können.

So gewiß iſt es, daß Sektirer, wenn ſie auch noch ſo wenig glauben, gegen die, welche auch dieſes wenige nicht glauben wollen, bey Gelegenheit eben ſo intolerant zu ſeyn geneigt ſind, als der abergläubiſchſte Orthodox nur immer gegen ſie ſeyn kann. — Auch wenn Neuſer hier in dem Briefe erzählt, daß er im geringſten nicht in dem Vorſatze, zur Türkiſchen Religion zu treten, nach Ungarn gegangen ſey, ſondern blos, um eine Widerlegung ſeiner Widerſacher, oder ſonſt etwas Nützliches daſelbſt drucken zu laſſen; daß ihn da blos die äuſſerſte Noth, um nicht auch von den Türken verfolget zu werden, genöthiget, den letzten Schritt zu thun: ſo erzählte er es dort nicht anders. Haec, ſagte er, die obigen Streitigkeiten nehmlich, cum agitarentur, et ego quaedam de vno vero Deo contra Trinitatem publicare conſtituerem, eiusque gratia in vicum quendam nobilem Turciae patrocinio gaudentem, ad Typographum ibi commorantem profectus esſem, Basſae Themeſwarenſi proditus fui, qui me Conſtantinopolim miſit nihil reluctantem, ſed potius de eo gratulantem mihi ipſi: quod Alcoranum a veritate non alienum esſe, et in omnibus capitibus religionis mecum ſentire cognouisſem u. ſ. w. Nur von dem Schreiben an den Türkiſchen Kayſer, von welchem er hier ſo umſtändlich iſt, ſagt er dort nichts; ohne Zweifel, weil ihm die daher genommene Anklage noch nicht zu Ohren gekommen, und während ſeinem Gefängniſſe nie die Rede davon geweſen war. War aber das: ſo war es ohnſtreitig auch erſt nach ſeiner Flucht von Amberg, unter ſeinen Papieren zu Heidelberg, gefunden worden; woraus wiederum die Falſchheit des Vorgebens erhellet, daß es der Kayſer von dem Siebenbürgiſchen Geſandten erhalten habe. Zwar läßt Neuſer dort ſelbſt den Kayſer nicht ganz aus dem Spiele, wenn er ſagt: Hoc, ſeine Arianiſche Geſinnung nehmlich, cum in comitiis Spirenſibus de me et Syluano Imperatori Maximiliano, et per eum meo Principi innotuisſet, fuga mihi conſului. Allein muß der Kayſer darum, durch den Siebenbürgiſchen Geſandten ſelbſt, dahintergekommen ſeyn? Muß er es aus dem Schreiben an den Türkiſchen Kayſer erſehen haben, weß Geiſtes Kind Neuſer ſey? Neuſer geſteht ja ſelbſt, den Siebenbürgiſchen Geſandten in Speyer mit ſeinen Freunden beſucht zu haben. Wie, wenn der Kayſer, als ihm dieſes zu Ohren gekommen, aus bloſſem Verdachte, den man gegen alle fremde Geſandten hat, nur wiſſen wollen, was es für einen Zuſammenhang mit dieſem Beſuche habe? Wenn er alſo die Briefe auffangen laſſen, die an den Geſandten gekommen? Wenn es alſo aufgefangene Briefe von Neuſern an den Geſandten blos geweſen wären, die dem Kayſer das Geheimniß verrathen? Dieſe Vermuthung iſt ſo wahrſcheinlich, daß man ſich gar nicht wundern darf, ſie vom Sandius für die Wahrheit ſelbſt angenommen zu finden; (*) wenn er Neuſers Brief, ad illuſtrem Dn. Bekeſium, Ioannis Sigiſmundi Tranſyluaniae Principis Legatum ad Maximilianum II. Imperatorem, als noch im Manuſcripte vorhanden anführt, und hinzuſetzt: qua epiſtola Caeſar intercepta, procurauit, vt Neuſerus cum Syluano in vincula coniiceretur. Daß das Datum dieſes Briefes 1571, welches Sandius angiebt, ein Druckfehler ſey, verſteht ſich. Aber eben ſo verſteht ſich, daß wo ein Druckfehler iſt, darum nicht eben auch eine Lüge ſeyn müſſe. Ein aufgefangener Brief *von Neuſern an Bekeß* muß wenigſtens wohl da geweſen ſeyn: nur ob eben der Kayſer ihn aufgefangen habe, das iſt freylich eine andere Frage. Denn wie leicht könnte ihn blos der Churfürſt von der Pfalz haben auffangen laſſen? Ihm konnte doch Neuſers Reiſe am wenigſten verborgen geblieben ſeyn. Bey ihm war Neuſer ohnedem ſchon nicht wohl angeſchrieben. Bey ihm hatte Neuſer ſchon zu mehrmalen um ſeinen Abſchied angehalten. Was Wunder alſo, wenn er gleich das Schlimmſte von ihm argwohnte, und an ſeine Briefe zu kommen ſuchte? Und als er ſie hatte, warum hätte er ſie nicht von dem Kayſer erhalten zu haben vorgeben können, um die Lebhaftigkeit und Schärfe ſeiner Unterſuchung damit zu verlarven? Neuſer ſagt es ja, daß er im Gefängniſſe immer hören müſſen, *was man mit ihm handle und thäte, das müßte man des Kayſers halben thun.* Hätte er es nun auch am Ende ſelbſt geglaubt: war es darum wahr? Bleibt es darum dennoch nicht höchſt unwahrſcheinlich, daß ſich der Kayſer eines ſo widerſprechenden Betragens ſchuldig

---

(*) Biblioth. Antitrinit. p. 61.

gemacht; indem er auf der einen Seite ein Paar arme Geiſtliche, hinter deren Arianiſmus er nicht auf die beſte Weiſe gekommen war, ſo ſtrenge verfolgen, und auf der andern Seite ſich mit einem offenbar erklärten Arianer in Bündniß und Schwägerſchaft einlaſſen wollen? Warum ich aber vielmehr den Churfürſten eines Winkelzuges für fähig halte, davon wird weiter hin die Urſache vorkommen.

5. Als die mehrgedachten Acta und Neuſers Schreiben an den Türkiſchen Kayſer, in den Monumentis Palatinis 1701 zuerſt erſchienen, konnten ſich die reformirten Herausgeber nicht enthalten, in der Vorrede auf diejenigen Lutheriſchen Gottesgelehrten zu ſticheln, welche, freylich unrecht genug, Neuſers Abfall dem Calviniſmus zur Laſt legen wollen, und die Beſtrafung des Sylvanus für zu ſtrenge gehalten hatten. Bene eſt, fügen ſie hinzu, quod ſaltem nil in gratiam Neuſeri ſcripſerint, qui ebrius abiit in locum ſuum, et cuius Epiſtola, quam publicamus, et notae, quas Alcorani ſui margini alleuit, quasque penes nos aſſeruamus, qualis fuerit indicant. Sed nec in Syluani ſupplicio *furor erga errantes* (Wüterey gegen die Irrenden) exercebatur, ſiquidem ille aeque ac Neuſerus cum Turcis commercium habuit, et blaſphemiae eius tam horrendae fuerint, vt priores eſſe non potuerint. Gleichwohl, ſieht man, laſſe ich mich nicht abſchrecken, es noch zu thun, was dieſe Herren meinten, daß es bisher ſo wohl unterblieben ſey. Bene eſt, quod ſaltem nil in gratiam Neuſeri ſcripſerint! Bene? Ich ſage, ſchlimm iſt es, daß es nicht geſchehen! Schlimm, daß nach zweyhundert Jahren ich der erſte ſeyn muß, der einem unglücklichen Manne bey der Nachwelt Gehör verſchafft! Einem unglücklichen Manne, den man aus der Chriſtenheit hinaus verfolget hat! Oder, wenn er Unrecht hatte, daß er ſich hinaus verfolgen ließ: hat er darum in nichts Recht? Hatten ſeine Verfolger darum — ich will nicht ſagen, gewonnen Spiel — denn das haben ſie, leider! — ſondern in allen gutes aufrichtiges Spiel gegen ihn, weil ſie ihn endlich zu einem Schritte brachten, den freylich niemand vertheidigen kann? Wenn der Ausgang die Seele der Geſchichte ſeyn ſoll, wenn man nach dieſem alles Vorhergegangene beurtheilen

ſoll: ſo wäre es eben ſo gut, wir hätten gar keine Geſchichte. Iſt es genug, ein blutdürſtiges Bedenken gehäſſiger Theologen, nebſt einem caſſirten Schreiben, unter dem viel verſprechenden Titel Acta, gegen einen Verurtheilten drucken zu laſſen, um ſeine Vertheidiger auf immer zu präcludiren? Das Beſte, was an dieſen Actis fehlet, das Verhör, die eigene Ausſage der Beſchuldigten, wird durch Neuſers Brief einigermaſſen erſetzt: und nun bitte ich um Reviſion des Proceſſes. Jenes Schreiben an den Türken ſey noch ſo richtig, ſey in jedem Worte noch ſo authentiſch; ſey von ſeinem Verfaſſer ſelbſt nicht durchſtrichen, nicht verworffen worden; ſey von ihm wirklich abgeſchickt worden; enthalte ſo viel bürgerliches Verbrechen, als man nur will: was gieng eines andern Schreiben den Sylvanus an? Hatte er es mit unterſchrieben? Keinesweges. Er betheuert, daß er nicht das geringſte davon wiſſe; er ſtirbt darauf. Auch Neuſer verſichert, daß es Sylvanus eben ſo wenig, als ſonſt ein Menſch in der Welt, geleſen habe; er unterläßt nicht, dieſes zweymal an den Churfürſten aus Pohlen nach Heidelberg zu ſchreiben. Man findet nicht angezeigt, wodurch man den Sylvanus des Gegentheils überführen können. Und gleichwohl! Und gleichwohl ſollen wir nicht ſagen dürfen, daß die Hinrichtung deſſelben **nichts als Wüterey gegen Irrende gewesen?**

6. **Einen andern unumſtößlichen Beweis, daß dieſe Hinrichtung nichts anders geweſen, hat jedoch auch bereits längſt** ein Mann angegeben, den man wohl nicht im Verdachte haben wird, daß er einen Antitrinitarier begünſtigen wollen; und in einer Schrift angegeben, die nichts weniger als zu Ehren dieſer Religionsparthey geſchrieben iſt: **E. S. Cyprian** nehmlich, in ſeiner Diſſertation de Mortibus Socinianorum (*). Im neunten Capitel, welches vom Sylvanus beſonders handelt, ſagt er von ihm: An et perduellionis conuictus ſit, quod volunt Pareus, Altingius, Hoornbeckius, Spanhemius et Reformati communiter, valde dubium eſt. Mihi ob ſolam doctrinam et in Chriſtum dicteria interemtus videtur. Habeo autem huius meae ſententiae longe firmiſſimum argumentum,

---

(*) Unter ſeinen Diſſertationibus varii argumenti, die Fiſcher herausgegeben, befindlich.

quod nulla arte eluſum iri exiſtimo. Nimirum maior, forte et melior conſiliariorum pars noluit eum capitali ſupplicio affectum, quare ipſemet elector ſententiam ferre coactus eſt, vt ſupra ex Altingio percepimus. At ſi Syluanus criminis laeſae maieſtatis conuictus fuiſſet, conſiliarii mortis ſententiam ſine omni circuitione in eum tuliſſent. Deinde adeo non eſt probatum, Syluano cum Turcis literarum commercium fuiſſe, vt id ne dicere quidem audeant Reformati. Die Sache hat ihre Richtigkeit. Nur darinn iſt Cyprian, oder vielmehr Alting, dem er folgt, nicht genau genug, daß er nicht beſtimmter angiebt, zwiſchen wem die Uneinigkeit über die Beſtrafung des Sylvanus eigentlich obgewaltet. Sie war nicht ſowohl unter den Räthen des Churfürſten, ob ſie ſchon auch unter dieſen war, als vielmehr unter den Theologen und Räthen. Die Theologen verlangten Blut, durchaus Blut: die politiſchen Räthe hingegen ſtimmten größtentheils auf eine gelindere Beſtrafung. Das würde einer Verleumdung der Theologen ſehr ähnlich ſehen, wenn es nicht der Churfürſt, in ſeinem Schreiben an den Churfürſt Auguſtus von Sachſen, ſelbſt ſagte.
„Demnach denn ich, ſchreibt er, (*) mich ſowohl bey meinen
„Theologis und politiſchen Räthen Raths befragt, was vor
„Straff gegen einen ſolchen Gottesläſterer vorzunehmen, und
„aber der eine Theil, nemlich die Theologi, ihr Bedenken da-
„hin geſtellt, daß nicht allein ſolche Gottesläſterungen mit dem
„Ernſt capitaliter zu ſtraffen, ſondern daß er ſich auch poli-
„tiſcher Weiſe ſo weit vergeſſen, daß er wohl eine ernſte Lei-
„besſtrafe verwirkt habe. Meine politiſche Räthe aber ihr Be-
„denken mehrentheils dahin geſtellt, daß die kayſerlichen Rechte
„dergleichen Straff mildern, et quod Eccleſia non claudat gre-
„mium redeuntibus &c." — Zum Unglück iſt auch das Bedenken der Theologen noch ſelbſt vorhanden; und iſt eben daſſelbe, welches, wie ſchon bemerkt, die ſogenannten Acta faſt einzig und allein ausmacht. Welch ein Bedenken! Wem müſſen die Haare nicht zu Berge ſtehen, bey dieſem Bedenken! Nein, ſo lange als Ketzergerichte in der Welt ſind, iſt nie

---

(*) Beym Struve, S. 228.

aus einem eine ſophiſtiſchere grauſamere Schrift ergangen! Denn, was kann ſophiſtiſcher ſeyn, als daß ſie durchgängig, nur aus dem Grunde der Gotteslästerung entſcheiden? Als ob die Beklagten die Gotteslästerung eingeſtanden! Als ob die Beklagten ihnen die Gotteslästerung nicht vielmehr zurückgeſchoben! Als ob die Beklagten, wenn ſie Macht gehabt hätten, nicht völlig aus eben dem Grunde, ihnen ſelbſt den Kopf hätten abſprechen können! Und was kann grauſamer ſeyn, als ſich durch keine Reue, durch keine verſprochene Beſſerung wollen erweichen laſſen? Waren es Menſchen, welche ſchreiben konnten: (*) „Denn daß ſie (die abſcheulichen Bekenner nur des einigen, „nicht dreyeinigen Gottes) mit ihrer Bekenntniß Beſſerung verheiſſen, wäre ihnen wohl zu wünſchen, daß ihnen Gott eine „ernſtliche Bekehrung verleihen wolle; aber wie dieſes bey Gott „allein ſtehet, daß er ſich erbarmet, deß er ſich erbarmen will, „alſo gebühret es dem Menſchen, daß er ſeine Gerichte, die „er ihnen mit ausdrücklichen Worten vorgeſchrieben und befohlen hat, ſtandhaftig exequire?“ Alſo: nur erſt den Kopf ab; mit der Beſſerung wird es ſich ſchon finden, ſo Gott will! Welch ein Glück, daß die Zeiten vorbey ſind, in welchen ſolche Geſinnungen Religion und Frömmigkeit hieſſen! daß ſie wenigſtens unter dem Himmel vorbey ſind, unter welchem wir leben! Aber welch ein demüthigender Gedanke, wenn es möglich wäre, daß ſie auch unter dieſem Himmel einmal wiederkommen können! —

7. Wenn aber der Churfürſt Friedrich, in dem angezogenen Schreiben, den Churfürſten zu Sachſen nur um das Bedenken ſeiner politiſchen Räthe erſucht, das Bedenken ſeiner Theologen aber ſich aus dem Grunde verbittet, „weil ſie Zweifels ohne „mit den Seinen auf die göttlichen Rechte würden ſchlieſſen“: ſo kann man ſicher behaupten, daß dieſes Zweifels ohne ohne Zweifel ganz anders ausgefallen ſeyn würde, und der Churfürſt nur darum etwas als ausgemacht annimt, was nichts weniger als ausgemacht war, weil er ſich auch von dieſer Seite in einer Sache nicht neuen Widerſprüchen ausſetzen wollte, in

---

(*) Beym Struve S. 223.

der er, allem Anſehen nach, ſeinen Entſchluß längſt gefaßt hatte. Denn unmöglich würden Lutheriſche Theologen, den Genfiſchen Grundſatz, daß alles mit dem Tode zu ſtrafen, was das Geſetz Moſis mit dem Tode zu ſtrafen befiehlt, warauf das ganze Heidelbergiſche Bedenken gebauet iſt, gebilliget haben. Wohin nun aber das Bedenken der Sächſiſchen Räthe gegangen, läßt ſich nicht mit vollkommner Gewißheit ſagen, da es nie bekannt geworden. Vermuthlich aber muß es mit dem Bedenken des größern Theils der Pfälziſchen Räthe wohl übereingekommen ſeyn, weil ſich ſonſt der Churfürſt wahrſcheinlicher Weiſe darauf bezogen hätte, und nicht genöthiget geweſen wäre, ſich zu ſtellen, als ob er einen Ausſpruch nach eigenem Gutdünken thue, mit dem ſonderbaren Zuſatze, er glaube, er habe auch den h. Geiſt, *welcher in dieſer Sache ein Meiſter und Lehrer der Wahrheit ſey.* Elector autem, ſchreibt Alting, cunctantibus et haerentibus Conſiliariis, ne iretur in infinitum, et ſua manu ſententiam conſcripſit (cui hoc epiphonema ſubiunxerat, putare ſe, quod et ipſe Spiritum Sanctum habeat, hac in parte magiſtrum et doctorem veritatis;) eamque die 11. Aprilis 1572 octo menſibus ante quam executioni mandaretur, Conſiliariis ſuis communicauit. Sind das wirklich des Churfürſten Worte geweſen: nun, ſo iſt hier der oben verſprochene Grund, warum ich glaube, daß er ſich nicht zu groß gehalten, kleine Winkelzüge zu brauchen. Denn was iſt offenbarer ein Winkelzug, als dieſe Berufung auf den h. Geiſt, den auch er haben will? Wer war ihm denn ſonſt entgegen geweſen, als ſeine politiſchen Räthe, die doch ganz gewiß auf die unmittelbare Einwirkung des h. Geiſtes keinen Anſpruch machten, und deren h. Geiſte er ſeinen h. Geiſt nöthig gehabt hätte, entgegen zu ſetzen? Die auf die Erleuchtung des h. Geiſtes pochten, waren ja ſeiner Meinung; oder er vielmehr der ihrigen. Was hatte denn alſo auch er für einen h. Geiſt, als den, der aus Genf wehete? —

8. Ich komme wieder auf unſern Neuſer. Auch für dieſen macht Cyprian einige gute Anmerkungen, und iſt weit entfernt, alles, was ſeine Widerſacher von ihm in den Tag hineingeſchrieben, für erwieſene Wahrheiten anzunehmen. Datae porro ad Selimum II. Neuſeri litterae, de quibus non ſatis exploratum

habeo, num conſilia ſubuertendi imperii Romani ſuggesſerint, quae procul dubio riſu a Turcis ſuisſent excepta. Cyprian hatte Neuſers Schreiben, bey den Actis, noch nicht geleſen; ja er ſagt weiter hin, daß er glaube, es ſey nie bekannt worden. Gleichwohl iſt ſeine Diſſertation erſt 1703 gedruckt; alſo zwey Jahr nachher, als dieſes Schreiben in den Monumentis Palatinis erſchienen war. Und kannte er etwa dieſe Monumenta nicht? Er kannte ſie nur allzuwohl; denn er citiret Altings Hiſt. Eccleſ. Palat. die in ihnen gleichfalls zu erſt ans Licht gekommen war. Dieſes iſt mir, ich geſtehe es, ein Räthſel. Oder hielt er etwa, ſo wie hernach Struve, das in den Monumentis befindliche Schreiben für ein ſpäteres, welches Neuſer aus Siebenbürgen an den Türkiſchen Kayſer geſchrieben; aus welchem man folglich ſeine Anklage nicht hernehmen könne? Sodann, ſollte ich meinen, würde er ſich hierüber wohl deutlicher erklärt haben. Doch dem ſey wie ihm wolle; genug er kannte es nicht, oder wollte es nicht kennen, und ſchreibt weiter: Scripſit ad Turcarum Imperatorem Neuſerus, fateor; ſed quia literae, quod ego ſciam, nunquam publici iuris factae ſunt, incertum eſt, num ſuffecerint probando perduellionis propoſito. Quid ſi Neuſerus hoc ſolum ſcripſerit, ſe ex ciuitate ſua in Turciam migraturum, vbi loqui liberius liceret. Sane id ſcribi non vetat ius naturae, ceu Grotius docuit *ſecundo de iure belli capite V.* §. 24. Dicamus autem, iure ciuili id interdictum ſuisſe; numquid ſola voluntatis transeundi ſignificatio illico capitale ſupplicium meruerit? Et contineant tandem Neuſeri literae perduellionis indicia; quid hoc ad Syluanum? Gelinder konnte man von Neuſers Schreiben, ohne es geleſen zu haben, wohl nicht urtheilen. Es war auch höchſt wahrſcheinlich geurtheilet: denn was konnte ein armer Prediger in Heidelberg dem Türkiſchen Kayſer eben für Anſchläge geben? Dem ungeachtet dürfte man doch wohl ein wenig ſchärfer davon urtheilen müſſen, wenn man es nunmehr geleſen hat, und es ſo, wie es bey den Actis zu leſen iſt, für völlig unverfälſcht halten könnte. Denn obſchon Neuſer ſelbſt davon ſagt (*): „Auf „ſolches propoſitum Pauli, und niemanden auf keinerley Weiſe,

---

(*) Oben S. 372.

„weder Juden, noch Heiden, noch Chriſten, noch Türken zu verletzen, Gott iſt mein Zeuge, habe ich den Brief geſchrieben“: ſo kommen doch wirklich verſchiedene Stellen darinn vor, die nur allzu deutlich auf die Verletzung der Chriſten abzuzwecken ſcheinen. Als: „Derohalben wenn Ew. Majeſtät die abgöt„tiſchen Chriſten zur Erkenntniß des einigen Gottes bringen, „Euer Reich erweitern, und des einigen Gottes Ehr in der „ganzen Welt ausbreiten wollen, ſo iſt es itzund Zeit fürzu„nehmen, dieweil der Chriſten Pfaffen und Prediger alſo zwie„trächtig ſeyn, und das gemeine Volk im Glauben zu zweifeln „anfähet, ſo treiben und trücken die Biſchöfe und Obrigkeiten „den armen Mann ſo heftig, daß er öffentlich Ewr. Majeſtät „Zukunft begehret, damit Ewr. Majeſtät das teutſche Reich be„ſitzen, und den Armen erledigen thue“ — Ferner: „Was „weiters vom Stande der Chriſten vonnöthen zu wiſſen, will „Ewr. Majeſtät ich mit Gottes Gnaden mündlich berichten.“ — Dieſe Stellen, wenn ſie, wie geſagt, nicht interpolirt ſind, möchten ſich ſchwerlich unter den Schirm und Schutz des Grotius ziehen laſſen, als welcher an dem angeführten Orte blos für Recht erkennet, daß es einzelnen Gliedern frey ſtehen müſſe, den Staat, in welchem es ihnen länger zu leben nicht anſtehet, mit einem andern zu vertauſchen. Daß aber dieſer andere Staat ſogar ein feindlicher Staat, in Anſehung des zu verlaſſenden, ſeyn könne; daß dieſe Verlaſſung ſogar in der Abſicht geſchehen könne, dem andern nunmehr gegen den erſtern beyzuſtehen: iſt Grotius zu behaupten, ſehr weit entfernt. Kömmt doch aber auch Neuſers Rechtfertigung hierauf gar nicht an. Mag doch ſein Schreiben ſo viel Hochverrath enthalten, als ein Schreiben nur immer enthalten kann! Genug, er hat es nicht abgeſchickt; er hat es nach reiferer Ueberlegung ſelbſt gemißbilliget. Das iſt es, was uns ſeine Widerſacher verſchwiegen haben: das iſt es, wovon ſie uns gerade das Gegentheil bereden wollen.

9. Selbſt **Leibnitz**, der alles las, mußte Neuſers Schreiben an den Türken, ſo wie es bey den Actis befindlich, noch nicht geleſen haben, als er 1706 an la Croze ſchrieb: C'eſt un bonheur pour le Chriſtianiſme que les Turcs n'ayent pas eu l'eſprit de profiter des avis des gens faits comme *Adam Neuſer*. Miniſtre

du Palatinat, qui vouloit etablir une intelligence entre eux et les Chretiens Anti-Trinitaires. Denn ſo weit gieng doch Neuſers Verhaben, nach dieſem Schreiben zu urtheilen, wirklich nicht. Er wollte ſich den Türken mit Frau und Kindern in die Arme werfen; er bat den Kayſer, ihn für ſeinen Unterthanen anzunehmen; er gelobte als ein neuer Unterthan, ihm mit Rath und That wider die Chriſten beyzuſtehen; er verſicherte, daß unter den Chriſten Gleichgeſinnte genug anzutreffen, die ſich ſofort zu ihm ſchlagen würden, wenn er in Deutſchland mit einem Heere erſcheinen könnte. Aber daß er ein ordentliches Verſtändniß zwiſchen dieſen Gleichgeſinnten und den Türken errichten wollen; daß er ihnen wirklich dahin abzweckende Eröffnungen gemacht; daß die Türken nur nicht witzig genug geweſen, von dieſen Eröffnungen Gebrauch zu machen: dürfte wohl eben ſo wenig aus dem Schreiben, als ſonſt woher, zu erweiſen ſtehen. Aber wohl dünkt mich es mit Cyprianen ſehr wahrſcheinlich, daß alle dergleichen Eröffnungen, von einem unbekannten Pfaffen mitten aus Deutſchland, wenn es auch möglich geweſen wäre, ſie vor den Divan zu bringen, nur mit Lachen und Verachtung würden ſeyn aufgenommen worden. — Selbſt noch ſpäter (1716) ſchreibt **Leibnitz** irgendwo: Autrefois un certain *Adam Neuſer*, qui de Miniſtre Reformé ſ'etoit rendu Turc, avoit auſſi eu la penſée de cabaler dans la Chrétienté en faveur des Turcs. Il eſt ſur que les Turcs y trouveroient des partiſans, ſ'ils agiſſoient d'une maniere moins barbare; car les Sociniens, les Anabaptiſtes et les Fanatiques pourroient leur être favorables. So gewiß nun auch das Letztere ſeyn möchte, eben ſo gewiß iſt es doch auch, daß **Neuſern** nichts weniger in den Sinn gekommen, als in der Chriſtenheit für die Türken zu cabaliren. Er ſuchte nichts, als mit guter Weiſe heraus zu kommen. Wenn hier Leibnitzen nicht ſein eigenes Genie verführt hat, nach welchem er ſich ein jedes Ding gleich in ſeinem allerweiteſten Umfange dachte, und überall Plan und Abſichten wahrnahm, wo deren nur immer waren, oder ſeyn konnten: ſo mußte er ſich eine ſolche Idee von Neuſern lediglich aus der Strenge abſtrahiret haben, mit welcher man gegen Neuſers Genoſſen verfahren war. Er konnte dieſe Strenge ohne Zweifel nicht mit dem bloſſen Vorſatze, zu den Türken zu fliehen, reimen; er verſtärkte ſich alſo den Grund dazu in ſeiner Einbildung durch wirkliche Thatſachen, und dachte folglich, nach ſeiner Gewohnheit, auch da ſehr bündig, wo er nicht ganz richtig dachte.

10. Ich bin gar nicht Willens, jedes geringere Verſehen zu rügen, welches dieſer und jener bey Erzählung der Neuſerſchen Schickſale gemacht hat. Ich ſage alſo z. E. nichts davon, daß Lauterbach (*) den Johann Sigismund, welcher ſeinen Geſandten 1570 nach Speyer ſchickte, einen Bathori nennt; und ſo viele andere Unrichtigkeiten theils nachſchreibet, theils zu erſt begehet. Nur eine, die jedoch dieſem Schriftſteller noch am wenigſten zu Schulden kömmt, kann ich anzumerken nicht unterlaſſen. Dieſe nehmlich, daß man durchgehends Neuſern einen Socinianer nennt. Thut man dieſes in der Abſicht, die Socinianer deſto verhaßter zu machen: ſo iſt es Bosheit. Thut man es aber, um in aller Einfalt damit anzuzeigen, für weſſen Schüler und Anhänger man Neuſern halte: ſo iſt es Unwiſſenheit. Denn gewiß iſt es, daß Neuſer längſt todt war, als ſich Fauſtus Socinus zuerſt bekannt machte; und von den Schriften des Lälius war nichts ans Licht gekommen. Aus der Uebereinſtimmung der Lehrſätze iſt eine ſolche Benennung vollends nicht zu rechtfertigen: denn die Socinianer proteſtiren wider dieſe Uebereinſtimmung, und haben alſo Recht, ſich zu beklagen, wenn man alle Arten der Unitarier unter ihrem Namen in eine Klaſſe werfen will; eben ſo, wie unter dieſen auch einige ſind, die nicht einmal gern den Namen der Socinianer auf ſich möchten kommen laſſen.

11. Was aber beſonders Samuel Crell über dieſen Punkt ſagt, muß ich nothwendig hier anführen, weil es einen gar zu wichtigen Umſtand enthält, der unſern Neuſer angeht. Iam vero ſcis, ſchreibt er an La Crozen, (**) me *Socinum*, qua *Socinus* fuit, id eſt, ab aliis diuerſa excogitauit, plane deſerere. In dogmate de vno Deo Patre conſtanter perſiſto. Quoad alia diuerſarum partium orthodoxis communia, cum orthodoxis ſentio, aut ad eos propius accedo. *Mahometis* doctrinam non ego

---

(*) In ſeinem Polniſchen Arianiſchen Socinianiſmus; 1728 in 8.

(**) Thes. Epiſt. Lacrozian. T. I. p. 111.

tantum, verum etiam qui *Socinum* ſtricte ſequebantur, ſemper ſunt deteſtati et abominati. Nec video, quomodo ii, qui Chriſtum non prophetam ſolummodo aliis excellentiorem, ſed dominum coeli et terrae, Deo patri, quantum fieri poteſt, coniunctum, imperiique eius reapſe participem, credunt, magis quam alii Chriſtiani Mahometiſmo obnoxii fieri posſint. Fateor, illa Vnitariorum monſtra, quae Chriſtum invocandum inficiantur, aut tantum pro propheta fere in regno demum millenario regnaturo habent, facilius eo inſaniae delabi posſe. Vt de *Neuſero* dogmatis iſtius impii parente refertur. Parente, inquam: *Franciſcus* enim *Dauidis* eo adhuc tempore, quo cum *Georgio Blandrata Georgium Maiorem* profesſorem Wittebergenſem refutabat, dominum Ieſum inuocandum esſe ſtatuebat, vt ex iſto opere non vno indicio conſtat. *Neuſerus* vero non obſcure ſibi dogmatis huius inuentionem adſcribit, adeoque etiam *Franciſcum* illum ſeduxisſe videtur. Ganz gewiß muß es **Neuſers** Meinung geweſen ſeyn, daß Chriſto, dem er die Gottheit abſprach, weder Anbetung noch Anrufung gebühre. Denn da er die Göttlichkeit der Schrift aufgab, indem er ihr den Alkoran zur Seite ſetzte; da er folglich von dieſer Seite durch keine exegetiſche Schwierigkeiten zurückgehalten ward: was hätte ihn denn zurückhalten ſollen, jenen zweyten Schritt zu thun, den alle geſunde Vernunft zu thun beſiehlet, ſobald man den erſten gethan hat? Er iſt nicht Gott, er iſt nicht anzubeten, ſind der Vernunft identiſche Sätze. So viel, ſage ich, iſt von Neuſern unſtreitig: daß er aber darum der erſte geweſen ſey, welcher ſeinem Lehrbegriffe dieſe natürliche, nothwendige Ausdehnung gegeben; daß er den **Franciſcus Davidis** verführt habe, mit ihm hierinn gleicher Meinung zu ſeyn; daß er ſich ſelbſt nicht undeutlich als den Erfinder ſolcher Meinung berühmt habe: das iſt, woran ich zweifle, und wovon ich wünſchte, daß es Samuel Crell nicht allein hätte behaupten, ſondern auch erweiſen wollen. Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, in des **Fr. Davidis** Schrift wider **George Majorn** nachzuſehen, wie er ſich darinn über die Anbetung Chriſti ausdrückt. Ohne Zweifel aber wird er da ſich nicht anders äuſſern, als er ſich 1568 auf der Unterredung zu Weiſſenburg äuſſerte. Da, weiß ich gewiß, war er ſchon im Grunde der Meinung, die er von Neuſern erſt angenommen haben ſoll. Denn wenn er ſchon, dem Worte nach, Chriſto die Anbetung nicht abſprach: ſo ſprach er ſie ihm doch dem eigentlichen Sinne nach ab; indem er behauptete, daß ihm zwar eine Anbetung gebühre, aber doch nicht die nehmliche Anbetung, welche dem Vater allein vorbehalten ſey. Er ließ ihm alſo eine Anbetung, wie er ihm eine Gottheit ließ: das iſt; eine, die keine war. (*) Mit der Zeit druckte er ſich hierüber nur dürrer aus; welches aber keinesweges der Verführung Neuſers, ſondern lediglich dem Widerſpruche des Socinus beyzumeſſen war, der unter den neuern Unitariern zuerſt den ſonderbaren Mittelweg einſchlug, und ſich nichts weniger als eine Demonſtration, quod Chriſto, licet rei creatae, tamen inuocatio et adoratio, ſeu cultus diuinus conueniat, (**) zu geben getraute. Alle Unitarier vor ihm, wenn man ſie mit der Sprache heraus zu gehen nöthigte, waren des Davidis Meinung, oder ſie verſtanden doch unter der Anbetung Chriſti ganz etwas anders, als unter der Anbetung Gottes. Ja es iſt ſo wenig wahr, daß Davidis zuerſt in Siebenbürgen ſo gelehret habe, wie Crell ſagt, daß es ihm von Neuſern beygebracht worden: daß Socinus ſelbſt mehr als einen nahmhaft macht, der ihm darinn vorgegangen. Videbam enim, ſagt er in der Zuſchrift ſeiner *Diſputatio de Ieſu Chriſti inuocatione*, ad falſas et valde pernicioſas planeque Iudaicas quasdam de Chriſto opiniones, quas praeter vel etiam ante *Franciſcum Davidis*, *Iacobus Palaeologus*, *Iohannes Sommerus*, *Matthias Glirius*, et alii in Tranſiluania diſſeminauerant, ex multorum animis radicitus extirpandas, tractatione iſta opus eſſe, in qua nimirum tota ferme Chriſtianae religionis ratio explicaretur. Und weiter hin nennet er den Matthias Glirius insbeſondere, des Davidis Symmyſtam et ex parte praeceptorem.

12. Zwar dieſer Glirius dürfte uns leicht ganz nahe wieder zu Neuſern bringen. Denn hier kann ich nicht umhin, eine kleine Entdeckung auszukramen, die ich über dieſen Glirius ge-

---

(*) V. Diſputatio in cauſa ſacroſanctae Trinitatis &c. Claudiopoli 1568.

(**) V. *F. Socini* Epiſtolae p. 143. Racoviae 1618.

macht zu haben glaube. **Sandius** nehmlich ſagt,(*) daß **Matthias Glirius** eben derſelbe zu ſeyn ſcheine, deſſen **Poſſevinus** unter dem Namen **Matthias Polonus** gedenke, und von dem er melde, daß er **Joh. Sommern** in dem Rectorate zu Clauſenburg gefolgt ſey. Nur für einen Polen glaubt ihn Sandius deswegen nicht halten zu können, weil er des Joh. Sylvanus und Adam Neuſers Gefährte geweſen, und an deren Verfolgung in der Pfalz Antheil gehabt habe: fuit enim Iohannis Syluani et Adami Neuſeri ſocius, ac perſecutionis eorum particeps. Nun wiſſen wir aber, und wiſſen es ſehr zuverläſſig, daß in die Neuſerſchen Händel in der Pfalz, auſſer dem Sylvanus, welcher am ſchlechteſten dabey wegkam, niemand verwickelt geweſen, als noch **Jacob Suter** und **Matthias Vehe**. Folglich iſt entweder die Nachricht des Sandius gänzlich falſch: oder **Matthias Glirius** iſt kein anderer als **Matthias Vehe**. Ich glaube das Letztere. Matthias Vehe, glaube ich, als er die Pfalz und Deutſchland verlaſſen mußte, fand für gut, ſeinen Namen zu verändern, und nannte ſich **Glirius** anſtatt **Vehe**. Der Grund, warum ich das glaube, iſt, weil mir **Glirius** nichts anders als das überſetzte **Vehe** zu ſeyn ſcheinet. Denn **Vehe** hieß, und heißt in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands noch, ein koſtbares Rauchwerk, oder vielmehr dasjenige kleine Thier, deſſen Fell dieſes Rauchwerk iſt, und das im Lateiniſchen mit dem allgemeinen Worte Glis benennet wird: ſo, daß das Adjectivum Glirius ſehr wohl einen bedeuten könnte, der ſeinen Namen von einem dergleichen **Vehe** zu führen glaubte. —

13. Wenn denn ſolchergeſtalt aber auch ſchon, wie geſagt, **Glirius** uns auf **Neuſern** zurück brächte, und beide, **Davidis** und **Glirius**, folglich ihren Irrthum aus einer und ebenderſelben Quelle hätten: ſo bleiben doch noch ſo manche andere übrig, von welchen **Socinus** geſteht, daß ſie præter vel ante Franciscum Davidis den nehmlichen Irrthum gehägt und ausgebreitet haben. Gegen einen derſelben, gegen den **Joh. Paläologus**, hatte ihn **Socinus** ſogar ſchon in einer eigenen Schrift

---

(*) Biblioth. Antitrinit. p. 60.

beſtritten, als es noch ungewiß war, daß ihm auch **Davidis** anhange. Dieſes ſehe ich aus ſeiner Antwort an den **Marcellus Squarcialupus**, welcher es ihm verdachte, daß er den Paläologus darüber, ſo wie über andere minder wichtige Dinge, angegriffen habe. Ja, ihm vielmehr, dem **Paläologus**, giebt Socinus, in beſagter Antwort, ausdrücklich die Ehre, mit welcher Crell Neuſern brandmarken wollen. „Nec ſane quemquam „futurum puto, qui modo Palaeologi librum legerit, quin fateatur, vix aliter, quam ego feci, ei reſponderi potuiſſe, aut mitius „aliquanto cum eo agi debuiſſe. Quid ſi cognitum haberet, „ut quidem ego habeo, quot malorum cauſa, non iſthic tantum „in Tranſylvania, ſed in Vngaria quoque, in Lithuania, et aliis „in locis, Palæologi auctoritas et ſcripta fuerint? An non ipſe „*primus omnium* in provincia iſta, ſententiam illam maxime inpiam et deteſtandam de non adorando neque invocando Chriſto, „una cum aliis compluribus peſtilentiſſimis erroribus docuit et „ſcriptum reliquit? Nonne eius doctrina hodie, *quæ a quibusdam Franciſci Davidis doctrina eſſe creditur*, integræ eæque „non paucæ Eccleſiæ in Vngaria foediſſime ſunt corruptæ?“ Doch ganz gewiß war auch Paläologus nicht derjenige Stifter und Urheber zu welchem ihn Socinus machen will. Er kann höchſtens nur der erſte geweſen ſeyn, der ſich denjenigen förmlich widerſetzt, die Chriſto mit der andern Hand wiedergeben wollten, was ſie ihm mit der einen genommen hatten, und die ſich, wer weiß wie ſehr, um das Chriſtenthum verdient zu machen glaubten, wenn ſie es von einem unbegreiflichen Geheimniſſe reinigten, und dafür zu allen den falſchen Religionen herab ſetzten, welche nicht mehr und nicht weniger endliche Weſen anbeten, und welche zu verdrängen die erſten Lehrer deſſelben es ſich ſo ſauer werden laſſen.

14. Indeß will ich nicht leugnen, daß **Neuſers** mündliche Lehren und Schrifften, ob ſie ſchon an dem Unheile, welches Crell auf ihre Rechnung ſetzt, unſchuldig waren, dennoch wohl ſonſt der Unitariſchen Kirche ſehr verderblich geweſen. Ich will vielmehr, dieſes zu beweiſen, hier eine Nachricht des Gerlachs ergänzen, und ſie aus dem Gerlach ſelbſt ergänzen. Diejenige nehmlich, welche in der bekannten Stelle ſeines Antidanaeus iſt.

„Exhibuit mihi, ſchreibt Gerlach, ipſe Neuſerus Conſtantinopoli, „anno Domini 1574 literas, eodem anno, 2. Iulii ad ſe ex „Polonia a primario quodam Antitrinitariae haereſis propugnatore „datas, (quas bona fide transſcripſi) cuius inter cetera, haec quoque verba ſunt: Quaeſo, mi Adame, diligenter interroga, an „Alcoranus iſte, quem Bibliander Tiguri edidit, ſit authenticus, et „veritati Arabicae conueniat. Nam iſto libro nos valde delectamur, et diuinum esſe asſerimus. Deinde peto etiam nomine „fratrum, vt omnes vetuſtos Graecos libros inſpicias, et ſi diſputationem aliquam de vno Deo inuenies, tecum apportato. „Si veneris ad nos, nullo modo impediemus, quin ad tuos redeas, ſed ſummopere curabimus, vt tutus diſcedere Conſtantinopolin posſis. Nam talem virum, ſicut tu es, optamus Conſtantinopoli habitare, vt quoad libros iſtos praedictos, vtilitas „quaedam Eccleſiae accedat. Afferto etiam tecum, ſi potes inuenire, libellum Porphyrii de autoritate ſ. ſcripturae, contra quem „Cyrillus Alexandrinus ſcripſit. Nam nos ex tuis literis, quas „ſcripſiſti, intelligimus, multas esſe contradictiones in ſacris literis, igitur de multis locis dubitamus, et te magna cum auiditate exſpectamus, te amplectimur, ex ore tuo verba diuina „audire petimus. Noli ergo propter Deum tuos fratres in hac „cauſa deſerere &c.“ — Eben dieſen Auszug aus dem Briefe eines Polniſchen Arianers an Neuſern, hatte Gerlach bereits unterm 1ſten November an D. Jacob Andreä aus Conſtantinopel überſchrieben, welches Schreiben ſich ebenfalls unter den ungedruckten Gerlachſchen Briefen in unſerer Bibliothek befindet. Weil ich nun darinn nicht allein den Namen jenes Polniſchen Arianers und Verfaſſers des Briefes an Neuſern ausgedrückt ſehe, ſondern in der angezogenen Stelle ſelbſt auch einige Auslaſſungen bemerke: ſo will ich dieſe Ergänzungen daraus mittheilen. Andreä hatte Gerlachen vor Neuſern gewarnet; Gerlach erkennet dieſe väterliche Warnung mit Dank, ſetzt aber hinzu, daß Neuſer gar nicht in den Umſtänden wäre, daß vieles von ihm zu beſorgen ſtehe, vielmehr müſſe er ſich nun vor ihnen fürchten; und das aus Urſachen, die ſich nicht wohl ſagen lieſſen. (Dieſes zielet ohne Zweifel darauf, daß Neuſer gutherzig genug geweſen war, den Römiſch Kayſerlichen Geſandten, Baron von

Ungnad, aus einem ſehr ſchlimmen Handel zu helfen, wobey er des Vertrauens, welches die Türken auf ihn ſetzten, ſich nicht ſehr würdig erwies, wohl aber zeigte, daß das Wohlwollen gegen ſeine Landsleute und ehemalige Religionsverwandte bey ihm nichts weniger als verloſchen ſey: wie ſolches in dem Gerlachſchen Tagebuche S. 175 — 177 mit mehrern zu erſehen.) Und hierauf fährt Gerlach fort: „Religionem noſtram damnare „deſinit, diſputationem de Deo reſpuit, Turciciſmum tanquam „fabulas ridet, reditum cum occaſione, et quidem ad Proteſtantes, non disſimulat. Sed quod nequam plurimorum errorum „monſtra in corde alat, non prorſus inficior. Scripſit ad eum „2. Iulii ex Polonia *Petrus Witrowsk*, Superintendens Generalis Eccleſiarum recte de Deo ſentientium, (ſic ſe appellat) „omnium fratrum nomine petens, vt ad ipſos venire et de omnibus articulis religionis cum ipſis conferre velit; ſe enim ipſius „ſcriptis, quae in Polonia reliquerit, motos esſe, vt pedibus in „ipſius ſententiam irent. Deinde inter cetera ſic ſcribit: Quæſo, „mi Adame, und wie es dort aus dem Antidanaeus weiter lautet; nur daß nicht alles in der nehmlichen Ordnung folget, und nach den Worten *tecum apportato* Folgendes ausgelaſſen iſt: Fruſtra enim non facies, et annuum ſtipendium dabimus tibi honeſtum. Ad haec tua ſcripta, quae de omnibus religionis capitibus collegiſti, tecum fer. Nam imprimis curabimus, vt aduerſarii pudoro ſuffundaatur. — Alſo, dieſe Polniſche Gemeinde wenigſtens, war durch Reuſers Schriften ſo weit gebracht, als nur immer eine Unitariſche Gemeinde gehen kann; das iſt, weiter, als eine ſolche Gemeinde gehen müßte, wenn ſie noch mit einigem Rechte den Namen einer Chriſtlichen Gemeinde führen wollte. Denn wahrlich giengen auch ſelbſt Franc. Davidis und alle diejenigen nicht ſo weit, welche Chriſto mit der Gottheit auch die Anbetung ſtreitig machten; indem ſie das alte und neue Teſtament doch noch immer allein für göttliche Bücher erkannten, und ſelbſt ihre Beweiſe daraus führten; ſo daß ſie durch dieſe göttlich eingegebene Bücher zum mindeſten die Chriſtliche Moral beſtätiget und auſſer allem Zweifel geſetzt glaubten. Jene Polniſche Unitarier hingegen, die auch den Alkoran für göttlich hielten, waren entweder nichts als unbeſchnittene Türſen, oder wenn göttlich hier blos gut und erbaulich bedeuten ſollte, nichts als Deiſten, in welchen, wenn alle Polniſche Unitariſche Gemeinden mit ihnen übereinſtimmten, man wohl nicht ſagen kann, daß 1658 und 1660 Chriſten aus Polen vertrieben worden.

15. Von den Handſchriften, welche Neuſer in Polen zurückgelaſſen hatte, oder von denen, welche nach ſeinem Tode in andere Hände kamen, muß Crell einiges beſeſſen oder geleſen haben, weil er oben ſagen darf: Neuſerus non obſcure ſibi dogmatis huius (*de non adorando et inuocando Chriſto*) inuentionem adſcribit. Denn im Drucke iſt, nach dem Sandius, von Neuſern nichts erſchienen, als Scopus ſeptimi capitis ad Romanos, wo er ſchwerlich Gelegenheit gehabt haben dürfte, dieſe Seite zu berühren. Um ſo vielmehr aber hätte Crell Neuſers Worte ſelbſt anführen müſſen, wenn er gewollt, daß wir ſein Vorgeben für mehr als eine Vermuthung halten ſollen, die mit der Natur der Sache ſelbſt ſo ſehr zu ſtreiten ſcheinet. Daß die Argumenta philoſophica cuiusdam ſemi Ariani, welche H. Zanchius auf Befehl des Churfürſten widerlegen müſſen, welche Widerlegung ſich unter des Zanchius Briefen befindet, (*) von Neuſern geweſen, daran iſt wohl nicht zu zweifeln. Es war nur übel gethan, daß man am beſagten Orte die Widerlegung, ohne die Argumenta ſelbſt, einrückte, die ſich nun nicht ohne Mühe aus jener errathen laſſen. Vermuthlich waren ſie ein Aufſatz, den man unter Neuſers Papieren, nach ſeiner Entfliehung, fand. Denn ſelbſt wird er ſich zuvor wohl nicht breit damit gemacht haben, da er ſeine Geſinnungen ſo viele Urſache hatte, äuſſerſt geheim zu halten, daß er ſie nur, wie er zu Gerlachen ſagt, Eraſto ſuo intimo anzuvertrauen wagen durfte. Wenn der dieſe ſeine Worte in dem Gerlachſchen Tagebuche, (S. 35.) durch ſeinen allervertrauteſten, liebſten Freund überſetzt worden, und hinzugefüget wird, der vielleicht Sylvanus geweſen: ſo kann das Letztere ſich unmöglich von Gerlachen herſchreiben, und beides zeigt, mit welcher Nachläſſigkeit und Unwiſſenheit das ganze

---

(*) Op. Tom. VIII. p. 114.

Tagebuch aus des Verfaſſers lateiniſchen Papieren zuſammengeſtoppelt worden, der doch wohl wiſſen mußte, wer Thomas Eraſtus war, welcher Neuſern in dem Streite über die Kirchenzucht beygeſtanden, und eine ſo vertraute Freundſchaft mit ihm unterhalten hatte, daß er bey vielen des Arianiſmus hernach ſelbſt verdächtig wurde. Dieſen meinte Neuſer unſtreitig, und an die etymologiſche Bedeutung des Worts war gar nicht zu denken; obſchon freylich Neuſer der Vertrauten mehr gehabt hatte, und dieſe ſeine Ausſage wider den Eraſtus auch gar nichts beweiſet. Denn ein anderes iſt, der Vertraute irriger Lehrſätze ſeyn; und ein anderes, ſolche Lehrſätze ſelbſt hägen. Ich kann dieſen Eraſtus nicht anders als hochſchätzen, dem ein Neuſer ſeine geheimſten Gedanken anvertrauen durfte, und der doch auch wiederum mit einem ſtrengen Orthodoxen ſo freundſchaftlich und unanſtöſſig leben konnte, daß dieſer Orthodoxe ſelbſt nicht Anſtand nahm, ſein eifrigſter Vertheidiger zu werden. Denn er eben iſt der Freund, von welchem Zanchius an Lavatern ſchrieb: In hac autem cauſa Arianismi, cuius ſuſpectum habuerunt amicum permulti, propter arctiſſimam amicitiam cum N. defendi et defendam usque ad ſanguinem, quia ſit illi iniuria, quantum ego potui ex familiaribus iisque permultis cum eo ſermonibus colligere (*).

16. Ehe ich ſchlieſſe, muß ich noch ein Wort von Neuſers moraliſchen Charakter ſagen, den man ohne Zweifel nur darum ſo abſcheulich und ſchwarz zu ſchildern und zu glauben geneigt geweſen, weil man zweyerley für ganz unſtreitig und nothwendig gehalten. Einmal, daß ſchlechterdings nur ein höchſt laſterhafter Menſch den Schritt thun könne, welchen Neuſer gethan. Zum andern, daß dem, welcher die Chriſtliche Religion mit der Türkiſchen vertauſcht habe, wenn er nun auch bey dieſer keine Beruhigung finde, nichts übrig bleibe, als in den äuſſerſten Unglauben zu ſtürzen, welcher zu dem lüderlichſten Leben berechtige, und am Ende unvermeidliche Verzweiflung nach ſich ziehe. Daß das Exempel vieler, ja der meiſten Rene-

---

(*) *Zanchii* Epiſt. lib. II. Op. T. VIII. p. 402

gaten zu dieſen Vorausſetzungen berechtige, will ich nicht in Abrede ſeyn: wenn man nur hinwiederum zugeſtehen will, daß es Ausnahmen geben könne, zu welchen auch wohl Neuſer könnte gehöret haben; und zu welchen er wirklich gehöret hat, wenn man anders dem Zeugniſſe mehr glauben muß, als der Nachrede. Zeugniß nenne ich, wenn der Kayſerliche Geſandte an ſeinen Hof von ihm ſchrieb; „Gegen Gott hat er die Verantwortung ſeines Gewiſſens halben allein auszuſtehen, ſonſt „iſt er nicht ein arger Menſch, noch Chriſtenfeind.“ Zeugniß nenne ich, wenn eine glaubwürdige Perſon Gerlachen verſicherte: „Neuſer ſey ſtill und fleiſſig, habe ein beſonderes Loſament, daß ſonſt kein Deutſcher wiſſe, wo er anzutreffen.“ Aber Nachrede nenne ich, was man von dem erſten dem beſten höret, auch wohl von einem, der ſeine eigene Schande bekannt hat, wenn das alles wahr ſeyn ſoll, was er von dem andern erzählt. Nachrede nenne ich, womit man ſich viele Jahre hernach trägt, und Leute ſich tragen, denen man die Urſache allzudeutlich anmerkt, warum ſie ſich damit tragen. Dergleichen war, was oben Gerlach von Neuſern nach Deutſchland ſchrieb, ehe er ihn noch ſelbſt geſehn und geſprochen hatte. Dergleichen war, was Heberer und Budowez lange nach ſeinem Tode von ihm zu hören bekamen, und ſo zu hören bekamen, als der Erzähler wohl merken konnte, daß ſie es erwarteten und wünſchten. Gerlach, bey deſſen Anweſenheit zu Conſtantinopel Neuſer ſtarb, ſagt, daß er an der rothen Ruhr geſtorben ſey, und daß er mitten unter ſeinen Freunden geſtorben ſey, obſchon freylich nicht in der beſten Beſchäftigung; im Trunke nehmlich, ohne von Glaubensſachen im geringſten zu reden. Dieſe Nachricht iſt nicht geſchmeichelt: aber, ſo zuverläſſig iſt ſie doch wohl, als ſie ein Gerlach nur immer an dem nehmlichen Tage einziehen konnte und wollte. Gleichwohl finden die Jöcher und Heineccius noch immer ihr Vergnügen daran, es nicht bey ihr bewenden zu laſſen, ſondern lieber das Geſage des Budowez und Heberer nachzuſchreiben, welches man durch Gerlachen offenbar der Lüge überführen kann. Die rothe Ruhr wird bey Heberern zur Peſt, und beym Budowez, mit einem Worte, zu den Franzoſen, wobey niemand vor Geſtank um den Kranken bleiben können, den man doch gleichwohl in der größten Verzweiflung dahin fahren ſehen: nun urtheile man von dem Uebrigen! Mich eckelt, gegen alte Weiber zu ſtreiten.

17. Wem es ſcheinen möchte, daß ich mich bey einer alten verlegnen Geſchichte viel zu viel aufgehalten habe: den bitte ich zu bedenken, wie vieles über den **Servetus** geſchrieben worden; und von Deutſchen geſchrieben worden! Oder muß man ſchlechterdings ein Ausländer ſeyn, um unſere Aufmerkſamkeit zu verdienen? Leibnitz ſchrieb irgendwo: J'ai d'autant plus de compaſſion du malheur de *Seruet*, que ſon merite devoit être extraordinaire puisqu'on a trouvé de nos jours, qu'il avoit une connoiſſance de la circulation du ſang. Nun irrte ſich zwar **Leibnitz** hierinn, wie er nachher ſelbſt bemerkte. Aber doch ſey es mir erlaubt, in Nachahmung dieſer ſeiner Worte, zu ſchlieſſen: Ich habe um ſo vielmehr Mitleiden mit Neuſern, da ich finde, daß er noch etwas mehr als ein Antitrinitarier geweſen; daß er auch ein guter mechaniſcher Kopf geweſen zu ſeyn ſcheint, indem er an einer Erfindung gearbeitet, die mit der etwas ähnliches haben mußte, die hundert Jahr hernach ſelbſt **Leibnitzen** einmal durch den Kopf gieng. „Neuſer, „ſchreibt Gerlach, (*) hatte ſich vorgenommen, einen Wagen zu „verfertigen, der ſich von ſelbſt bewegen ſollte, und durch deſſen „ſchnellen Lauf, wenn es angegangen wäre, er groſſe Dinge „auszurichten vermeinte.“ Und was **Leibnitz** leiſten wollte, weiß man aus **Bechern**; (**) oder weiß es vielmehr nicht aus ihm, weil er es mehr zu verſpotten, als anzuzeigen für gut fand.

(*) Beym **Heineccius**, Anhang S. 27.

(**) Närriſche Weisheit S. 149.

XVIII.

Von Duldung der Deiſten:

Fragment eines Ungenannten.

Die hauptſächlichſte Betrachtung, auf welche Neuſers Geſchichte einen denkenden Leſer führet, brauche ich wohl nicht erſt lange anzugeben. Sie iſt es aber, die mich an Fragmente eines ſehr merkwürdigen Werks unter den allerneueſten Handſchriften unſerer Bibliothek, und beſonders an eines derſelben ſo lebhaft erinnert, daß ich mich nicht enthalten kann, von ihnen überhaupt ein Wort hier zu ſagen, und dieſes eine als Probe daraus mitzutheilen.

Es ſind, ſage ich, Fragmente eines Werks: aber ich kann nicht beſtimmen, ob eines wirklich einmal vollendet geweſenen und zerſtörten, oder eines niemals zu Stande gekommenen Werks. Denn ſie haben keine allgemeine Aufſchrift; ihr Urheber wird nirgends angegeben; auch habe ich auf keine Weiſe erfahren können, wie und wenn ſie in unſere Bibliothek gekommen. Ja ſogar, daß es Fragmente **Eines** Werks ſind, weiß ich nicht mit Gewißheit, ſondern ſchlieſſe es nur daher, weil ſie alle **Einen** Zweck haben, alle ſich auf die geoffenbarte Religion beziehen, und vornehmlich die bibliſche Geſchichte prüfen.

Sie ſind mit der äuſſerſten Freymüthigkeit, zugleich aber mit dem äuſſerſten Ernſte geſchrieben. Der Unterſucher vergißt ſeine Würde nie; Leichtſinn ſcheint nicht ſein Fehler geweſen zu ſeyn; und nirgends erlaubt er ſich Spöttereyen und Poſſen. Er iſt ein wahrer geſetzter Deutſcher, in ſeiner Schreibart und in ſeinen Geſinnungen. Er ſagt ſeine Meinung gerade zu, und verſchmähet alle kleine Hülfsmittel, den Beyfall ſeiner Leſer zu erſchleichen.

Da, nach der Hand und der äuſſern Beſchaffenheit ſeiner Papiere zu urtheilen, ſie ohngefähr vor dreyſſig Jahren geſchrieben ſeyn mögen; da aus vielen Stellen eine beſondere Kenntniß der Hebräiſchen Sprache erhellet; und der Verfaſſer durchgängig aus Wolffiſchen Grundſätzen philoſophiret: ſo haben mich alle dieſe Umſtände zuſammen an einen Mann erinnert, welcher um beſagte Zeit hier in Wolfenbüttel lebte, und hier, unter dem Schutze eines einſichtsvollen und gütigen Fürſten, die Duldung fand, welche ihm die wilde Orthodoxie lieber in ganz Europa nicht hätte finden laſſen; an Schmid, den Wertheimſchen Ueberſetzer der Bibel.

Doch, ohne mich bey Vermuthungen über den Verfaſſer aufzuhalten, hier iſt die Stelle, in welcher ſich meine Leſer mit ſeinem Geiſte näher bekannt machen können. Sie iſt aus einer Art von Einleitung genommen, in welcher er von der Vortrefflichkeit und Hinlänglichkeit der natürlichen Religion überhaupt handelt. *)

* * *

Und ſo weiter! Zu einer Probe iſt dieſes mehr als hinreichend. Nun erlaube man mir noch, meinen Unbekannten nicht ſo ganz ohne Geleite abtreten zu laſſen.

1. Ich habe geſagt, daß **Neuſers** Schickſale mich an dieſe Stelle erinnert. Denn als Neuſer ſo weit gekommen war, daß er ſich kein Bedenken machte, zur Mahometaniſchen Religion überzutreten, war er doch vermuthlich kein Phantaſt, der ſich von der Wahrheit der Mahometaniſchen Religion, als geoffenbarter Religion, vorzüglich vor der Chriſtlichen, überzeugt fühlte: ſondern er war ein Deiſt, der Eine geoffenbarte Religion für ſo erdichtet hielt, als die andere, und den nur die äuſſerſte Verfolgung zu einem Tauſche brachte, an den er nie würde gedacht haben, wenn er irgendwo in der Chriſtenheit die Duldung zu finden gewußt hätte, auf welche unſer Unbekannte für ſolcher Art Leute dringet. Er hatte ſie bey den Unitariern anfangs zu finden geglaubt. Aber der Streit, in welchen er auch mit ihnen ſofort verwickelt wurde, mochte ihn wohl abnehmen laſſen, was er ſich mit der Zeit ſelbſt von denen zu verſehen habe, welche anderswo eben ſo vogelfrey waren, als er. Ja es ſcheinet, daß dieſe ſeine Beſorgniß durch Franc. **Davidis** nachherige Schickſale hinlänglich gerechtfertiget worden. Indeß kann es doch gar wohl ſeyn, daß Neuſer auch eine Art von Prädi-

---

*) Hier folgt das Fragment, welches hier nebſt den übrigen wegbleibt, weil ſie nachher zuſammen gedruckt ſind.

lection für die Mahometaniſche Religion gehabt, und daß er ihr bereits alle die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, die weit neurer Zeit freymüthige und unverdächtige Gelehrte ihr erzeigen zu müſſen geglaubt haben. „Des Mahomets Alkoran, ſagt auch unſer Unbekannte kurz vor der mitgetheilten Stelle, „und „der Türkiſche Glaube hat zwar einen böſen Ruf bey uns „nicht allein, weil der Stifter dieſer Religion Betrügerey und „Gewalt gebraucht, ſondern auch weil viele Thorheiten und „Irrthümer, nebſt manchen unnöthigen äuſſerlichen hergebrachten „Gebräuchen, ſich eingemiſchet finden. Ich will ihm auch gar „nicht das Wort reden, vielweniger denſelben der chriſtlichen „Religion zum Nachtheil erheben. Doch bin ich verſichert, daß „unter denen, die der Türkiſchen Religion dies und jenes Schuld „geben, die wenigſten den Alkoran geleſen haben, und daß auch „unter denen, die ihn geleſen, die wenigſten den Vorſatz gehabt, den Worten einen geſunden Verſtand, deſſen ſie fähig „ſind, zu geben. Ich getraute mir, wenn dieſes mein Hauptabſehen wäre, das vornehmſte der natürlichen Religion aus „dem Alkoran gar deutlich, und zum Theile gar ſchön ausgedruckt darzuthun, und glaube, daß ich bey Verſtändigen leicht „darinn Beyfall finden werde, daß faſt alles weſentliche in „Mahomets Lehre auf natürliche Religion hinauslaufe. Der „gelehrte Thomas Hyde,(*) den man ſowohl der Sachen kundig als unpartheyiſch halten muß, lobt den Mahomet als „verae Religionis Abrahami reſtauratorem, der die wahre Religion Abrahams wieder hergeſtellt habe: und der getreuſte Ueberſetzer und Ausleger des Alkorans George Sale(**) zeigt in „ſeiner Einleitung zum Alkoran, daß der Grundſatz der Lehre „Mahomets auf der Einheit Gottes beruhe, oder auf der Wahrheit, daß nur Ein Gott ſey, und ſeyn könne: daß der Vorſatz, die heidniſchen Araber von der Abgötterey zum Erkenntniß dieſes einigen Gottes zu bringen, edel und höchlich zu „loben geweſen, und daß Herr Prideaux nicht mit Grund verarge, ob habe Mahomet bey den Arabern ſtatt der Abgötterey „eine Religion eingeführt, welche eben ſo ſchlimm ſey als die

---

(*) *Th. Hyde* de relig. vet. Perſar. p. 33.

(**) *G. Sale* preliminary diſcourſe to the Koran p. 36. et 63.

„Abgötterey. Herr Sale ſagt, daß die Ermahnungen zu guten „Sitten und Tugenden, welche im Alkoran enthalten ſind, und „ſonderlich die Ermahnungen zur Verehrung eines wahren Got„tes zum Theil ſo vortrefflich ſind, daß ein Chriſt ſie wol „beobachten möchte.“ — Wie weit nun dieſes auch Neuſer zu ſeiner Zeit bereits erkannt, würden wir mit Gewißheit ſagen können, wenn es den Herausgebern der Monumentorum Palatinorum beliebt hätte, uns ſeine Anmerkungen über den Alkoran mitzutheilen, die ſie vor ſich gehabt zu haben verſichern.

2. Dennoch, muß ich hinzufügen, würde mich dieſe Beziehung auf Neuſern blos und allein nicht haben bewegen können, die mitgetheilte Stelle vor allen andern zu wählen, wenn ich nicht, in ihr auch einen beſondern Punkt der Gelehrſamkeit auf eine ganz beſondere Art berührt zu finden, geglaubt hätte. Ich meine hiermit, was der Verfaſſer von den Profelytis portae in der alten Jüdiſchen Kirche behauptet. Nicht als ob die Sache ſelbſt nicht längſt bekannt wäre: es iſt blos die Anwendung auf unſere heutige Deiſten, die mir neu und ihm völlig eigen zu ſeyn ſcheinet. Sie hat etwas ſehr blendendes, dieſe Anwendung; und ich wünſchte um ſo mehr, ſie aus den Quellen geprüft zu ſehen, je weniger ich meinem eigenen Urtheile in mir ſo fremden Dingen trauen darf. Indeß dünket mich doch, daß, wenn man ſchon zugeben müßte, daß dieſe Profelyti portae nichts als Deiſten geweſen, damit gleichwol noch nicht erwieſen ſey, daß ſie auch alle die Freyheit unter den Juden genoſſen, auf welche die heutigen Deiſten unter den Chriſten Anſpruch machen. Wenn wenigſtens der Verfaſſer ſelbſt zugiebt, daß das Siebente der Noachiſchen Gebote ſie keinesweges als ein Naturgeſetz verbunden habe, ſondern nur hinzugefügt worden, um den Jüden kein Aergerniß zu geben: ſo dürften ſie leicht mehrern ſolchen Einſchränkungen in Beziehung auf die herrſchende Religion, der ſie nicht zugethan ſeyn wollten, unterworfen geweſen ſeyn. Falls ſich nun dergleichen fänden: ſollten wohl nicht aus ihnen Bedingungen herzuleiten ſeyn, unter welchen ſich auch die Chriſten könnten und möchten gefallen laſſen, Deiſten in ihren Pfälen zu dulden? Aber unſere Deiſten wollen ohne alle Bedingung geduldet ſeyn. Sie wollen die Freyheit haben, die chriſtliche

Religion zu beſtreiten; und doch geduldet ſeyn. Sie wollen die Freyheit haben, den Gott der Chriſten zu verlachen; und doch geduldet ſeyn. Das iſt freylich ein wenig viel: und ganz gewiß mehr, als ihren vermeinten Vorgängern in der alten jüdiſchen Kirche erlaubt war. Denn wenn deren einer des Herrn Namen läſterte, (Levit. XXIV. 12.) ſo ward er ohne Barmherzigkeit geſteiniget, und die Entſchuldigung half ihm nichts, daß er nicht den wahren Gott, den die Vernunſt den Menſchen lehre, ſondern den Aftergott geläſtert habe, wie die Juden ſich ihn bildeten. Und ſchon hieraus, meine ich, iſt zu ſchlieſſen, daß auch die alte jüdiſche Religion es in dieſem Stücke nicht anders werde gehalten haben, als ſie es alle halten.

3. Was von dem übrigen Innhalte der Stelle zu denken und zu ſagen, brauchen meine Leſer nicht von mir zu lernen. Aber wie ſehr merkt man es ihr an, daß ſie vor dreyſſig Jahren geſchrieben worden! Wie? noch itzt wären der geſunden Vernunſt alle Wege verſperret, Gott nach ihrer Einſicht, unter einem angenommenen Chriſtennamen, zu verehren? Freylich, ein dergleichen angenommener Chriſtenname, als Arianer, Socinianer, iſt vielleicht noch eben ſo verhaßt, als er es jemals war. Allein, was braucht es auch dieſer Namen? Iſt der bloß-Name Chriſt nicht weitläuftig, nicht bezeichnend genug? Sind die Namen Calviniſt und Lutheraner nicht eben ſo verwerflich geworden? Weg mit allen dieſen Namen, die uns der Einſicht eines Einzigen unterwerfen! Wir ſind Chriſten, bibliſche Chriſten, vernünftige Chriſten. Den wollen wir ſehen, der unſer Chriſtenthum des geringſten Widerſpruchs mit der geſunden Vernunſt überführen kann! Was braucht es noch, die Schriften der Freygeiſter zu unterdrücken? Heraus damit! Sie können nichts als den Triumph unſerer Religion vermehren. — Daß dieſes die Sprache mancher heutigen Theologen iſt, wer weiß das nicht? Und allerdings hat dieſe Sprache das Gute hervorgebracht, daß neurer Zeit, wenigſtens in dem proteſtantiſchen Deutſchlande, alle bürgerliche Verfolgung gegen Schriften und Schriftſteller unterblieben iſt. Eine merkwürdige Erſcheinung, von welcher ich wohl wiſſen möchte, aus welchem Geſichtspunkte ſie unſer Unbekannte betrachtet haben dürfte! Er ſcheinet der-

gleichen Theologen in Verdacht zu haben, daß ſie von dem ganzen Chriſtenthume nichts übrig laſſen, und nichts übrig laſſen wollen, als den Namen. Daß dieſes bey einigen auch wohl der Fall ſeyn möchte, daran iſt kein Zweifel. Aber bey vielen iſt er es auch gewiß nicht; bey denen gewiß nicht, die ſich gegen die Vertheidiger einer blos natürlichen Religion mit ſo vielem Stolze, mit ſo vieler Bitterkeit ausdrücken, daß ſie mit jedem Worte verrathen, was man ſich von ihnen zu verſehen hätte, wenn die Macht in ihren Händen wäre, gegen welche ſie itzt noch ſelbſt proteſtiren müſſen. Dieſer ihr **vernünftiges Chriſtenthum** iſt allerdings noch weit mehr, als natürliche Religion: Schade nur, daß man ſo eigentlich nicht weiß, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Chriſtenthum ſitzt.

XIX.

Ergänzungen des Julius Firmicus.

Das aſtrologiſche Werk des Julius Firmicus, (denn von dieſem wird hier allein die Rede ſeyn) oder wie er es ſelbſt genennet hat, deſſen Libri VIII Matheſeos, ſind zuerſt 1497 zu Venedig bey Simon Bevilaqua im Druck erſchienen, und zwar unter Beſorgung des **Peſcennius Franciſcus Niger**, welcher in ſeiner Zueignungsſchrift an den Kardinal Hippolytus von Eſte ſagt, daß er die Handſchrift, ich weiß nicht aus welchem barbariſchen Lande, hergeholet habe. Dein Stern, ſchreibt er, war es, der me barbaros ſpoliaturum ad extremam Scytharum ſecem devexit, vbi detruſus in carcerem gottica ſeritate Firmicus latitabat. Veni, vidi et vici, mecumque tam praeclarum comitem, tuis radiis tutos in patriam deduxi. Fabricius und andere verſtehen dieſes von Conſtantinopel: ob mit Recht, kann ich nicht ſagen; faſt ſollte mich die gottica feritas daran zweifeln laſſen. Denn daß den Türken der Name Scythen noch wohl zukommen könne, will ich nicht in Abrede ſeyn. Ob aber auch der Name Gothen? Wäre es hierzu genug, daß vielleicht auch die Gothen Scythen geweſen? — — Selbſt habe ich dieſe erſte Ausgabe nie geſehen. Doch weiß ich, daß ſie höchſt mangelhaft ſeyn muß; wie denn auch der Titel nur ſieben Bücher, anſtatt achte, verſpricht.

Denn wenige Jahre nachher (1499) ſtellte Aldus Manutius, in ſeiner Sammlung alter Aſtronomen, eine neue Ausgabe an das Licht, vor welcher er von jener erſten ſagte: *Iulius Maternus*, qui vagabatur prius, valde depravatus erat, ac mutilus et fere dimidius. Dem Aldus war ſo etwas zu glauben, was ich itziger Zeit einem Buchdrucker oder Verleger ſo blindlings zu glauben, eben niemanden rathen möchte.

Mit dieſer Aldiniſchen Ausgabe (*) behalf man ſich, bis Nicolaus Prucknerus 1533 eine dritte ex officina I. Hervagii lieferte, und zwar ebenfalls in einer Sammlung aſtronomiſcher oder vielmehr aſtrologiſcher, aber neuerer und größtentheils Arabiſcher Schriftſteller. Prucknerus war ein Arzt, und hatte vernemlich zum Behuſe der Arzneygelehrten dieſe Sammlung unternommen, in welcher er beſonders den Firmicus nicht blos emendatum quoad licuit, ſondern gar perinde ac novum suoque restitutum nitori ans Licht zu bringen verſichert. Von einer ſo ausdrücklichen und kräftigen Verſicherung ſollte man kaum glauben, daß ſie ganz ohne Grund ſeyn könne. Gleichwohl muß ich geſtehen, daß wo ich noch den Prucknerſchen Text mit dem Aldiniſchen verglichen, ich nicht die geringſte Verſchiedenheit bemerkt; und man kann doch leicht glauben, daß ich die Vergleichung beſonders in ſolchen Stellen werde vorgenommen haben, in welchen die Lesarten des Aldus offenbar einer Verbeſſerung bedürfen. Pruckner ließ ſeine Sammlung apud Hervagios 1551 zum zweytenmale drucken; und auch da, in der Zuſchrift an Eduard VI König von England, vergißt er nicht es zu wiederholen, daß er den Firmicus verbeſſert habe. Jene ſeine erſtere Auflage hatte er dem berühmten Arzte Otto Brunfels zugeſchrieben.

Und das ſind, bis auf unſere Zeiten, die Ausgaben von dem Werke des Firmicus alle; welches bey jedem andern ſo

---

(*) Mehr als einmal jedoch aufgelegt: wenn es anders wahr iſt, daß, wie Fabricius angiebt, auch ein Abdruck von 1501 vorhanden, und dieſer nicht vielmehr ſein vermeintes Daſeyn einem bloßen Irrthume zu danken hat, indem man das Datum der erſtern MID für 1501 anſtatt für 1499 geleſen.

alten Schriftſteller kaum glaublich ſcheinen dürfte. Wie vielfältig iſt das zweyte Werk dieſes nehmlichen Schriftſtellers, de errore profanarum religionum, neuerer Zeit nicht aufgelegt worden! Die Urſache dieſer Verſchiedenheit iſt indeß ſehr leicht zu begreiffen. Gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts war die Eitelkeit der ganzen Aſtrologie ſo gut als entſchieden. Weder die Neugierde noch die Arzneykunſt wollte ſich weiter damit abgeben. Ihre jüngere Schweſter, die Aſtronomie, verjagte die ältere, die ihr das Brodt erwerben müſſen; der Gefahr zum Trotze, ſich ſelbſt keines verdienen zu können. Was Wunder alſo, da die Kunſt gefallen war, daß man ſich nun auch weiter nicht um die Bücher bekümmerte, welche ſie lehrten; ſie mochten ſo alt ſeyn als ſie wollen? Die einzige Ausnahme, welche man mit dem **Manilius** gemacht, hat er der Poeſie zu danken. Die Poeſie behält immer Schönheiten, die von der Futilität des Subjects ganz unabhängig ſind.

Was aber ſo ganz natürlich unterblieben, eine beſſere Ausgabe nehmlich einer ehemals ſehr geſchätzten Schrift, ſcheinet wenigſtens im Werke geweſen zu ſeyn.

Denn unſere Bibliothek beſitzet ein Exemplar der Aldinſchen Ausgabe, an welches ein mir zur Zeit noch unbekannter Gelehrte des ſechzehnten Jahrhunderts, (wie ich aus der Hand ſchlieſſe) einen ganz beſondern Fleiß gewandt hat. Er hat nicht allein die Druckfehler und Interpunction ſorgfältig verbeſſert, und alle Zweydeutigkeit und Dunkelheit, die aus den bloßen gebrauchten Zeichen der Planeten öfters entſtehet, durch die übergeſchriebenen Caſus aus dem Wege geräumet: ſondern er hat auch den Text an unzählichen Stellen aus einem **Manuſcripte** verbeſſert; und zwar, wie der Augenſchein lehret, aus einem ſehr guten Manuſcripte, das noch dazu vollſtändiger geweſen, als die alle, nach welchen die gedruckten Ausgaben gemacht worden.

Nähere Umſtände von dieſem gebrauchten Manuſcripte, wem es damals zugehöret, und wo es ſich vielleicht noch befinden möchte, weiß ich nicht anzugeben; weil nichts davon in dem conferirten Exemplare angemerkt ſtehet. Seldenus (*) gedenkt

---

(*) De Synedr. vet. Ebraeor. Libr. II. cap. II.

eines Manuſcripts aus der Bibliothek des Lincolnſchen Collegii zu Oxford: allein an dieſes iſt hier nicht zu denken, wie aus den Lesarten erhellet, die Seldenus daraus anführet, und deren keine in unſerer Collation vorkömmt. Ein anderes beſaſs ehedem Regiomontanus zu Nürnberg, auf welches ich eher rathen würde, wenn ich von dieſem Regiomontanſchen nicht noch eine ganz andere Vermuthung hätte. Da nehmlich unter den alten Mathematikern, die Regiomontanus zum Druck befördern wollte, und von welchen er um 1470 das Verzeichniß drucken ließ, in dieſem Verzeichniſſe unſers Firmicus mit den Worten gedacht wird, Iulius Firmicus quantus reperitur, welche Worte ungemein wohl auf die erſte Ausgabe des **Peſcennius Franciſcus Niger** paſſen; da alle die Manuſcripte des Regiomontanus, als er 1475 wieder nach Rom gieng und kurz darauf ſtarb, in die Hände eines Mannes zu Nürnberg kamen, welcher ſehr neidiſch damit war, und ſie, wie **Doppelmayr** ſagt,(*) zu ſeinem eigenen und einigem Gebrauche aufbehielt: ſollte die Eingangs angeführte Stelle des **Niger**, jene extrema Scytharum fex, jene gothica feritas, ſich nicht vielmehr auf einen Deutſchen, ſich nicht vielmehr auf Nürnberg beziehen, als auf Conſtantinopel, als auf Griechen oder Türken? Erſt nach dem Tode des neidiſchen Nürnbergers, es war **Bernhard Walther**, wurden die Regiomontanſchen Manuſcripte wieder zerſtreut und gemeinnütziger, da denn der **Firmicus** dem **P. Fr. Niger** zu Theil ward; wenn er ihn nicht, noch bey **Walthers** Lebzeiten, mit Mühe und Noth erhalten hatte, als worauf leicht ſein Veni, vidi et *vici* zielen könnte.

Doch dem ſey wie ihm wolle. Je weniger ſogar es itzt anzugeben ſtehet, wo das zu unſerm Exemplare genutzte Manuſcript zu ſuchen: ſo viel ſchätzbarer und würdiger genutzt zu werden, iſt jenes. Und dieſes iſt hier meine Abſicht.

Bey einzeln verbeſſerten Lesarten zwar, ſo gute und viele es deren auch giebt, will ich mich itzt nicht aufhalten; auch nicht bey wenigen einzuſchaltenden Worten. Entweder kann ich dieſe zu einer andern Zeit ausziehen; oder es iſt überhaupt ge-

---

(*) Nachricht von den Nürnbergiſchen Mathematikern und Künſtlern, S. 12.

ung, wenn man es ſonach blos angezeigt findet, wo dergleichen, in vorkommendem Falle des Gebrauchs, zu ſuchen. Ich will blos die gröſſern Stellen in Sicherheit bringen, mit welchen der unbekannte Gelehrte auf eingehefteten Blättern ſein Exemplar mit einer Sorgfalt ergänzet hat, die genugſam zeigt, wie wichtig ſie ihm geweſen. Und ob ſie ſchon, ſamt dem ganzen Buche, dieſe Wichtigkeit nun nicht mehr haben, auch beides die Welt gar wohl ohne angeblichen Schaden dürfte entbehren können; ſo ſind doch gegenwärtige meine Beyträge von der Art, daß entweder ſo etwas, oder nichts, darinn aufbehalten zu werden verdienet. Was die Welt einmal hat, muß ſie ſo ganz als möglich, ſo ganz als es ihr vom Anfange beſtimmt worden, haben. Was einmal zur Kenntniß der Welt gebracht worden, muß ſie ſo genau, ſo zuverläſſig wiſſen können, als möglich: oder es wäre eben ſo gut, daß ſie jenes gar nicht hätte, und dieſes gar nicht wüßte. Nach dieſer Regel wünſchte ich die einzeln Aufſätze in meinem Beytrage geſchätzt zu wiſſen, und nicht nach ihrem Nutzen, den ſie gar wohl haben können, ohne daß er ſofort und allen in die Augen fällt; noch weniger nach einer Unentbehrlichkeit, die ſich noch bey viel wichtigern Dingen nicht findet.

Alſo, ohne weitere Rechtfertigung, zu den Stellen ſelbſt, deren in allen drey ſind, und die ich in den geringſten Kleinigkeiten vollkommen ſo mittheilen will, wie ich ſie bey unſerm Unbekannten finde; das iſt, vollkommen ſo, wie er ſie ſelbſt in dem Manuſcripte gefunden hat, aus welchem er ſowohl die Rechtſchreibung und Interpunction, als auch ſelbſt die offenbarſten und am leichteſten zu verbeſſernden Fehler mit der gewiſſenhafteſten Treue beybehalten hat, die ich hinwiederum um ſo vielmehr beybehalte, je ungezweifelter ſie von ihrer Quelle zeigen und auf die Güte derſelben überhaupt ſchlieſſen laſſen.

I.

Die erſte Stelle iſt die kleinere, und ergänzt und berichtiget das 26ſte Kapitel des ſechſten Buchs. Der ganze Abſatz nehmlich, welcher vor dem Schema der Nativität des Oedipus unmittelbar vorhergeht, und ſich anfängt Iuppiter et Venus in eadem parte vel ſigno u. ſ. w. iſt falſch, und muß folgender Geſtalt geleſen werden; wie denn auch beſagtes Schema ſelbſt nicht an dieſen Ort, ſondern zum Schluſſe der zweyten zu ergänzenden Stelle gehöret.

Iuppiter et Venus in eadem parte vel ſigno ſi pariter fuerint conſtituti, honoris inſignia cum maxima decernunt gratia venuſtatis, bonorum etiam et magnorum virorum fidelibus amicitiis ſemper aſſociant; faciunt etiam honeſta morum conuerſatione ſemper ornatos et integra fide omnium religionum iura ſeruantes: Erunt etiam qui ſic Iouem habuerint cum Venere, munda pulchritudinis honeſtate fulgentes, iudicibus et regibus iuncti ſemper amabili vinculo caritatis: Sed hos omnes gloria bonæ famæ teſtimonium ſemper inſinuat. Et a potentibus feminis et honoris inſignia et maxima illis referuntur preſidia facultatum: Sed ſic habentes Venerem et Iouem etiam felix et proſperum matrimonium ſortiuntur: Habebunt etiam filios, ſi non illos maleuolarum ſtellarum inpugnauerit radius: Sed hi ad venereos conatus prona mentis cupiditate ducuntur, deſyderium ſuum per varios coitus ſepius transferentes: Hec eadem in feminarum genituris Iuppiter et Venus ſimul poſiti equabili ratione decernunt: Si vero Iouem et Venerem in ſolidis genituræ locis pariter conſtitutos et Lunam equalibus rationum ſocietatibus intuentes alio loco Mars minaci radiatione reſpexerit ob id ad fines crebra fama et graui reprehenſione pulſabuntur infamiæ.

II.

Die zweyte Stelle gehöret zu dem 31ſten Kapitel des nehmlichen ſechſten Buchs, welches catholica ſyderum promiſcue poſitorum decreta enthält, und iſt der Anfang deſſelben, auf welchen in unſerm Manuſcripte der in dem Gedruckten itzt befindliche Anfang Luna ſi in Mercurii finibus fuerit inuenta, gefolgt iſt. Sie lautet ſo:

Si Luna et Iuppiter partili fuerint radiatione coniuncti et eos ſimul partiliter collocatos in dextro quadrato poſitus Saturnus partili radiatione reſpexerit, et Mars ſimili hos eoſdem per quadratum minaci radiatione percutiat: Sol vero ſi in 6to vel in 12mo loco ex iſta coniunctione percutiat ſocietate, ſeruilis genitura decernitur. Nec expugnatus ex utroque latere Iuppiter

ſeruilibus poterit neceſſitatibus liberare. Si in MC Luna fuerit inuenta et in eodem loco fuerit Iuppiter conſtitutus et Mars coniunctionem Lunæ currentis exceperit, et coniunctionem Martis et Lunæ Saturnus minaci radiatione reſpexerit, bonos quidem ſeruos faciet ſed infelicitatis onere ſemper grauatos.

Si Lunam de diametro Mars et Saturnus pariter aſpexerint et nulla beniuolarum ſtella vel Lunam vel illos qui ſunt in diametro conſtituti, ſalutari radiatione conuenerint, aut ſeruos efficiet iſta coniunctio aut priuatos parentum preſidio miſero faciet orbitatis onere pregrauari.

Si Venerem et Lunam in diuerſis locis conſtitutos Saturnus et Mars quadrata vel dyametra radiatione reſpexerint, et his omnibus Iouis opportunum teſtimonium denegetur, a ſeruis parentibus natos iſta coniunctio perpetuo faciet ſeruitutis onere prægrauari.

Si horos. partem Iuppiter et Venus proſpera radiatione reſpexerint, et ſi hanc eandem partium i. horoſcopum, Sol et Luna qualibet radiatione viderint, Mars vero Saturni ab horos. parte malignos poteſtatis ſuæ radios ſuperarit, proſpere natus proſperus nutrietur.

Si vero ſine preſidio vel teſtimonio beniuolarum ſtellarum horos. partem Saturnus et Mars minaci radiatione reſpexerint, aut vno de maliuolis in horos. conſtituto, alius in occaſu conſtitutus horoſco. dyametra radiatione percuſſerit, aut in primo moriuntur vitæ veſtibulo conſtituti, aut prima veſtigia lucis ingreſſis vitale pabulum denegatur, aut obſtinato matris animo nata ſoboles exponitur. Quod ſi ſic maliuolis, ſicut diximus, conſtitutis, horoſcopo Venus aut Iuppiter teſtimonium comodauerint, expoſitus colligetur et alienæ miſericordiæ preſidio nutrietur.

Si Iuppiter in horos. partiliter fuerit conſtitutus et in dyametro Mars poſitus horoſco. et Iouem partili radiatione reſpexerit, ceteris ſtellis nullum is teſtimonium comodauerit, mediocris ſubſtantiæ facultatem decreuit iſta coniunctio, ſed his ipſis multa inimicorum preſidia denegari.

Sed ſi Ioue et Marte ſicut diximus conſtitutis, Ioue ſcilicet in horoſc. et Marte in occaſu poſito, ſi Saturnus vel Mercurius

Martem qualibet radiatione reſpexerint, aut lunaticos faciunt aut caducos furore mentis oppreſſos.

Si vero Ioue in parte horos. conſtituto, in occaſu et in dyametro Saturnus conſtitutus Iouem horoscopumque reſpiciat in diurna genitura et Luna plena feratur ad Iouem, divitias, felicitates et ſummæ beatitudinis incrementa decernunt.

Si vero Ioue in horos. conſtituto, Venus in occaſu ſeu in dyametro fuerit inuenta, et fratres denegant, patrem et filios. Sed nihilominus diuitiarum et felicitatis incrementa decernunt.

Si Saturnus in horos. pariter fuerit conſtitutus et Martem habeat in occaſu i. in dyametro partiliter conſtitutum, aut immitis partilis ſibi et horæ ſocietatis coniunctum, et Luna aut plena ad Martem aut imminuta ad Saturnum feratur: iſta coniunctio graue ac miſerum mortis decernit exitium, aut enim ferarum morſu conſumpti artus miſeris lacerationibus diſſipantur, aut facient per precipitia iactari, aut corpus cadentium culminum minis opprimitur; aut certe qui ſic Saturnum habuerit et Martem, acerbæ deſtinatus neci cruentis latronum traditur manibus, aut acerbis tempeſtatibus quaſi ſubmerſus inaudito genere mortis opprimitur. Sed pro ſignorum genere mortis inuenietur euentus. In ferinis enim et in agreſtibus conſtituti ſignis ad necem preparatos ferarum adferunt morſus. In ſolidis vero ſignis conſtituti nutantium tecto culmina inpingunt. In aquoſis ſignis aut in pugna faciunt interire aut iugulum eorum ferus latronum mucro proſequitur, aut certe poteſtate aliqua animaduertente plectitur. Ob nefarium enim Saturnum in horos. conſtitutum et in occaſu Mars fuerint inuentus miſeræ mortis decernit exitium, ſed tunc indicantis animaduerſione plectuntur, cum his omnibus Mercurius de quadrato acceſſerit.

Si Mars in horos. partiliter fuerit conſtitutus et eum de occaſu videns dyametro Iouis ſtella reſpiciat, pericula et ſolicitudines et dolores iſta radiatio in media decernit ætate; pericula autem ex ſeditionibus et ex turbis ſed ex cauſa et damna ſimili ratione perſitiet: Sed hiis poſt multa vitæ naufragia felicia decernuntur tempora ſenectutis: Vxores vero aut ancillas aut prouecte dabit etatis, aut puplicas aut alicuius artis tractantis officia. Sed nec fratrum in eadem civitate integer numerus refervatur. ſed omnes fratres ab hiis aut peregrinatione ſeparantur aut morte.

Si Luna in aliquo cardine conſtituta Mars in Diametro poſitus et ad Saturnum vel in eadem parte fuerit inuentus vel imo penalio Cardine equata partis radiatione reſpiciat, Iuppiter vero in ſexto ab imo poloſo vel in octavo, vel in 12mo cum Luna fuerit inuentus. Tam diu vivit qui natus fuit quam Luna cum Ioue fuerit inventa. Mox Luna cum Iouis tranſierit partem ſtatim ei qui natus fuerit Mors properata decernitur.

Si Luna et Sol ſynodica fuerint radiatione coniuncti, et in eodem ſigno inter Solem et Lunam Mars medius fuerit inuentus, et eos de quadrato Saturnus reſpiciat equata partium radiatione coniunctos: qui ſic habuerint ſtellas vitioſis oppreſſi moribus interibunt. Aut inſaniae furoribus capiantur amari ſtellis inundationibus miſerae habebunt mortis exitium. Si vero hiis ſicut diximus i. Sole, Luna, Marte et Saturno in octauo ad horos. loco fuerint inuenti, ceterae vero omnes ſtellae in 6to vel in 7mo ab horoſc. loco fuerint conſtitutae, facient lunaticos, epilepticos et quorum mentem miratum vel malignum numen ſemper exagitet, vt omni mentis ratione turbata inconſulta ſine ratione repente verba proicient.

Si in Virgine genitura in 12mo loco ab horos. Luna vxoris fuerit inuenta, i. ſi hoc ſignum in quo eſt vxoris Luna poſita in cacodemone aut Mars fuerit inuentus, faciet vxorem omnibus mariti iniuriis ſubiacere et tali eam mentis moderatione componit, vt vsque ad vltimum diem vitae viri iniurias patienter excipiat. Si rurſus hoc ſignum in quo viri eſt Luna poſita in cacodemone mater vxoris fuerit conſtituta adulteram ex hoc pronunciabis vxorem et talem quae impudenter contra maritum omnium iniuriarum genere graſſatur: inditio ſceleratae mulieris marito adulterii omni genere proferantur. Sed et mariti has iniurias ſuſtinentes totum quidquid vxores fecerint patienter ferunt.

Si vero vxor et maritus in genituris ſuis in eodem ſigno Lunam habuerint collocatam, mulier ſi Lunam viri Iuppiter mulieris proſpera radiatione reſpiciat, aut rurſus mulieris Luna viris Iuppiter ſimili radiatione reſpexerit, vel ſi vtriusque geniturae Luna a trigonica radiatione iungatur, amor ipſos pari caritatis vel cum loco copulatos equabili ſemper deſyderio cupiditate ſustentat.

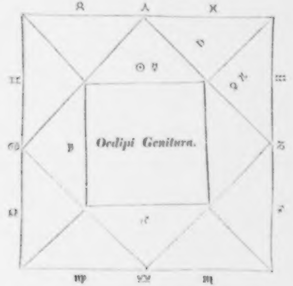
Si Venus in terreno ſigno fuerit inuenta et in hoc ſigno conſtituta 7 ab horos. loco vel nunc posſederit aut in 12mo ab horos. loco conſtituta et in dyametro Saturni poſita partiliter radios exceperit, longæ ac diuturnæ viduitatis infortunia ex iſta radiatione decernit. Sed ſic poſita Venus in matutino ortu poſita fuerit inuenta in prima aetate conſtituti infortunia viduitatis indicit. Si vero in veſpertino ortu fuerit inuenta aetatis viduitatis decernuntur incommoda. Sed et quosdam inceſto cupiditatis ardore posſesſos illicitos filiarum concubitus adire compellunt.

Si Luna et Venus partiliter collocatæ in nocturna genitura et in femininis ſignis poſitæ occaſum vel MC. posſederint: et easdem dyametro Mars Saturnusque reſpiciant, faciunt inceſto furoris ardore et nefariae cupiditatis inſtincta filias patribus illicitis matrimoniorum vinculis copulare.

Si nuptialis ſigni dominus in feminino ſigno conſtitutus occaſum vel MC. posſederit, virgines latenter ſtupri cupiditate compellit. Sed ſtuprum generare pro ſtellarum varietatibus inuenimus. Nam ſi Saturnus nuptialis ſigni dominus fuerit inuentus, aut a patre, aut patruo, aut a vitrico ſtuprum virgini praeparatur, aut a ſene, aut a ſeruo. Si vero nuptialis ſigni dominus Mars fuerit effectus, et ſic et ipſe fuerit ſicut diximus poſitus cum quadam violentia flos virginitatis eripitur. Si vero Venus nuptialis ſigni domina fuerit effecta, et ſic et ipſa ſicut diximus poſita, in nocturna ſacrorum vigiliis ſpontaneum ſtupri crimen admittur. Si vero Mercurius nuptialis ſigni dominus fuerit ante collocatus, promisſionum captae perſuaſionibus puellae virginitatem ſuam deſyderio corruptoris addicunt. Sed ex occaſione et crimina concitantur et tumultus ſeditioſae vocis infertur. Et fiunt maiora periculorum diſcrimina ſi cum Mercurio Mars fuerit inuentus.

Si in Saturni ſigno Iuppiter et Venus ſimul poſiti easdem posſederint partes et Saturnus in vicino ſit ſigno i. in 2o fuerit inuentus ita vt ipſe primus coniunctionem numeros venientes (*al.* coniunctionem Veneris venientis) capiat: et Mars Lunam reſpiciens quacunque Veneri radiatione iungetur: Saturnus et

Lunam pariter aspiciat, et Sol ſit in MC. Luna in horos. in cancro conſtitutis, ii inceſto furoris ardore et poteſtatis alienius praeſidio ſubleuati matrum ſuarum conubia ſortiuntur, aut nouercas ſuas prepoſtero mentis ardore posſesſi ad conſortium thori genialis inuitant. Si vero mulieris fuerit iſta genitura matrimonii gratia haec eadem mulier aut patri iungetur aut vitrico. Talem Oedipedem habuiſſe genituram antiquae ferunt memoriae lectionum. Fuit enim horos. in cancro, Sol in ariete, Saturnus in piſcibus, Iuppiter et Venus in aquario, Mars in libra, Luna in nebula cancri, Mercurius vero cum Sole.



III.

Die dritte Stelle endlich enthält verſchiedne ganze Kapitel, welche ſich in unſerm Manuſcripte zwiſchen dem 19ten und 20ſten Kapitel des ſiebenden Buches befunden. Sie iſt die größte und beträchtlichſte, und lautet, wie folget.

De his qui vxores ſuas efferunt.

Si Mars, Venus et Iuppiter in occaſu fuerint inuenti, i. in 7mo ab horoſc. loco, et dominus iſtius ſigni, in quo ipſi ſunt collocati in MC fuerit inuentus, maritus perimit vxorem. Sed et ſi Mars ſolus in occaſu fuerit inuentus et Venus in MC. Luna vero aut in horoſcopo plena luminibus aut minuta, manibus mariti vxor interfecta morietur. Si in genitura viri in quolibet loco Ioue et Marte conſtitutis et domini horum ſignorum in quibus ſunt Mars et Iuppiter conſtituti, ſic ſint locati, vt vnus in occaſu geniturae ſit, alter in IMC. ſimiliter mors vxoris decernitur. Sed ſi Venus fuerit inuenta, et Iuppiter in occaſu geniturae, hoc idem praeparatur: Sed ſi Venus in occaſu conſtituta, et dominus ipſius ſigni, in quo eſt Venus collocata, in IMC fuerit inuentus, hoc idem decernitur. Si Venus et Iuppiter in 7mo ab horoſcopo loco fuerint inuenti, dominus vero ipſius ſigni aut in imo ſit, aut in occaſu, cum ipſis partiliter ſit conſtitutus mors vxoris decernitur: Si vero his ſic ordinatis Sol, Saturnus et Mars aut in ſexto aut in 8o ſint ab horoſcopo loco conſtituti, interfecta vxor mariti manibus interibit.

De his qui maiores ſortiuntur uxores.

Si Saturnus et Venus equas habuerint partes diuerſis ſignis poſiti aut ſi in vxoris ſigno fuerint conſtituti in eadem tamen parte, aut ſi Venus in Saturni finibus fuerit, et Saturnus in Veneris, ſed et ſi non ſe videant et ſuas fines inuicem teneant: Viris quidem prouectae aetatis decernit vxores, mulieribus vero prouectae aetatis mariti decernuntur.

De his qui de materno vel paterno genere ſortiuntur vxores.

Si Iuppiter, Venus et Luna in quocunque ſigno ſimul fuerint conſtituti, aut dyametra ſe aut quadrata radiatione reſpiciant, preſertim ſi Iuppiter in Veneris finibus fuerit inuentus, et Venus in Iouis, aut ambo, aut vnus eorum Lunam dyametra radiatione reſpiciant, de materno genere decernit vxorem: Si vero aut cum Venere aut cum Ioue conſtitutus Sol ſic fuerit ſicut diximus de Luna, de paterno genere vxor decernitur.

De his qui ſorores ſuas ſortiuntur uxores.

Si Sol et Luna ſimul fuerint inuenti, aut cum ipſis Venus aut Iuppiter, aut ſi quadrata ſibi fuerint radiatione coniuncti, ita tamen vt in finibus Iouis Venus, Iuppiter vero in finibus Veneris, fratres ſimul coibunt.

De his qui cum matre coeunt.

Si in vno ſigno Saturnus et Venus in eadem parte fuerint, aut ſi in diametro vel quadrato collocati, easdem habuerint partes: et Luna aut illis teſtimonium perhibeat aut cum ipſis ſit collocata, Iuppiter vero in finibus Veneris conſtitutus quacunque illos radiatione reſpiciat: matrem et filios faciunt matrimonium contrahere. In feminarum vero genituris, ſic ceteris ſicut diximus conſtitutis, ſi in eo loco in quo Lunam poſuimus, Sol fuerit inuentus, filiae patribus ſuis matrimonii gratia coibunt. Sed ſi Venus in finibus Iouis Iouem fuerit conſeqota et Iuppiter in finibus Veneris, et eos Mars aut quadrata aut dyametra radiatione reſpiciat, filias cum patribus coire compellunt.

De his qui nouercas ducunt vxores.

Si Iuppiter et Venus in cardinibus poſiti aequas habentes partes quadrata ſe radiatione reſpiciant, et eos Luna aut quadrata aut dyametra radiatione reſpiciat, nouercas ſuas ſortiuntur vxores: Vitricis vero ſub his qui nubunt mulieres qui ſic Venere et Ioue conſtitutis ſic Sol fuerit inuentus ſic Luna in virili genitura poſuimus.

De his qui cum fratre et filio coibunt.

Si in cardinibus Venus, Luna et Iuppiter ſimul fuerint collocati, aut ſi in cardinibus poſiti quadrata aut dyametra ſe radiatione reſpexerint, et Saturnus ſit ſic poſitus, vt omnes qualibet radiatione reſpiciat: cum matre et cum filia coire faciunt: Sed ſi Saturnus Lunam et Venerem ſolas viderit, latenter hoc facinus committitur: Si vero totas aſpexerit, publico ambas ſortientur vxores. In mulieris vero genitura, ſi vbi Lunam poſuimus, Sol fuerit inuentus, et cum patre et cum filio coibit. Si vero Mercurius in finibus Veneris fuerit, et Venus in finibus Mercurii et ſi ſic collocati quadrata aut dyametra ſe radiatione reſpiciant: Iuppiter vero hos aut de quadrato aut de dyametro reſpiciat, faciet filios a patribus muliebris libidinis maculam ſustinere.

De adulteris.

Si Mars et Venus ſimul fuerint inuenti, aut ſi Mars in finibus Veneris conſtitutus, et Venus in finibus Martis poſita, qualibet ſe radiatione reſpiciant, adulteros faciunt. Si vero Mercurius quadrata eos vel dyametra radiatione reſpiciat, aequalas illis poſſidens partes, faciet illos in his facinoribus deprehendi. Sed de hoc titulo in praecedentibus libris frequentiſſime diximus.

De mulieribus ſterilibus.

Si Sol et Luna in maſculinis ſignis in horoſcopo ſint: Saturnus vero aut in occaſu ſit aut in IMC. mulieres filios non procreabunt, praeſertim ſi in horoſcopo, in leone, vel in virgine, vel in capricorno fuerit inuentus, aut in piſce, aut in ſcorpione, aut in cancro vel in tauro: Si vero his ſic ordinatis ſicut diximus beniuola ſtella in primis cardinibus fuerit inuenta, vnus natus filius aut duo nutrientur. Sed et ſi Luna aut in maſculino fuerit inuenta, aut certe in leone et in virgine et in capricorno, et Sol in maſculino ſigno ſit, aut in his in quibus diximus ſignis: Saturnus vero aut in cardinibus ſit poſitus, aut in 12mo ab horoſc. loco, nec virgini nec mulieri decernuntur: Sed ſi hos ſic ordinatos in primis cardinibus Iuppiter collocatus proſpera radiatione reſpiciat, vnum filium faciet decerni. Sed et ſi Sol et Luna in femininis ſignis fuerint, et horoſcopus in feminino ſit ſigno conſtitutus, Saturnus vero aut in 7mo ab horoſ. ſit poſitus, aut in MC. nec vlla beniuola ſtella in cardine reperiatur, filii non decernuntur. Si Saturnus et Venus in cardinibus collocati et easdem partes habentes quadrata ſe radiatione reſpiciant, ſint etiam in duplicibus ſignis poſiti: nec eos Iuppiter aliqua radiatione reſpiciat, nec in cardinibus ſit collocatus, filii non decernuntur: ſed et Iuppiter et Luna ſimul poſiti in 7mo ab horoſcopo loco ſint vel in IMC. et eos Saturnus in alio cardine poſitus quadrata vel dyametra radiatione reſpiciat, filios faciet non decerni.

De his qui non coeunt cum mulieribus.

Si Venus et Luna ſimul fuerint collocatae, et eas Saturnus in finibus poſitus quadrata vel dyametra radiatione reſpiciat, accedatque his teſtimonium Solis, Saturno in matutino ortu in diurna genitura conſtituto, et Venere aut in cardinibus poſita, ſeu in maſculino ſigno, aut in nocturna genitura in veſpertino ortu poſita, nunquam ſortientur vxores: Si vero ſic omnibus ſicut diximus ordinatis, Saturnus, Luna et Venus in leone aut virgine fuerint poſiti in his in quibus diximus partibus, nunquam prorſus cum mulieribus coibunt: Sed et ſi Venerem in Saturni finibus collocatam nulla ſtella reſpiciat, Luna vero aut in leone aut in virgine aut in capricorno conſtituta in Saturni ſit finibus, nunquam cum mulieribus coibunt.

De imbecillis, caducis, cecis, vitioſis et lunaticis.

Sol et Luna in duplicibus ſignis poſiti in cardinibus ſint geniturae locati et eos ſic poſitos Mars et Saturnus quadrata radiatione reſpiciant, imbecilles adunatosque perficient. Sed et ſi Mars in horoſc fuerit inuentus, et ſi Saturnus in MC. Luna vero aut cum ipſis fuerit conſtituta aut in quadratis lateribus poſita hoc idem ſimili ratione perficiet. Sed et ſi Saturnus in MC. fuerit inuentus, et Mars ſit in imo, hoc idem ſimiliter efficietur. Si Sole et Luna ſynodica radiatione coniunctis, Martis et Saturni ſtellae fuerint applicatae, et ſi ambobus aequata ſint partis ſocietate coniunctae, i. Soli et Lunae, prima etate huius infortunii vitia conferentur. Si vero Mars ſolus fuerit inuentus, ex violentia quadam caecitas oculis infertur. Si vero ſolus Saturnus ex reumate. Sed ſi lunam quadrata radiatione reſpexerint, hoc idem ſimili ratione perficitur. Si Saturnus in 12mo a MC. fuerit inuentus, et Mars cum ipſo pariter ſit conſtitutus, aut in anaphora MC, vnius oculi lumen extingunt. Si vero vterque, i. Mars et Saturnus in 8o ſint ab horoſc. loco conſtituti et ſint retrogradi, Lunam vero de quadrato reſpiciant, debiles faciunt et cecos pariter. Quod ſi de dextro latere Lunam reſpexerint, dextrum oculum excecant et dextros debilitant partes: Si vero de ſiniſtro hoc idem in ſiniſtris corporis partibus faciunt. Si inter Solem et Lunam maliuola ſtella fuerit inuenta aut in ſynodo, aut certe in eodem ſigno, aut in diuerſis locis conſtituti Sol et Luna in medio horum ſignorum maliuola ſit poſita, cecitas oculis infertur. Si vero hos ſic poſitos beniuola ſtella proſpera radiatione reſpexerit, huius infortunii diſcrimina mitigantur. Sed ſpecialiter quicunque Lunam aut in tertia parte habuerint ſagittarii, aut in 16 leonis, aut in 14 cancri, aut in 5 tauri, debiles efficiuntur. Si Mars fuerit in 7mo ab horoſc. loco conſtitutus, et Luna in 8o amputabitur vel confrangetur pars corporis pro eius ſigni natura, in quo Mars fuerit inuentus. Si Luna in tropicis ſignis inuenta fuerit, i. in ariete, in cancro.

in libra, et in capricorno, Mars vero eam quadrata radiatione reſpiciat, aut pedem amputabit aut manum. Quod ſi ſic ſicut diximus poſitos Sol quadrata radiatione reſpexerit, et eos Saturnus quadrata aut dyametra radiatione perſiciat, vt vnus de luminibus in 7o ab horoſc. loco ſit poſitus, aut certe Saturnus in ipſo ſit loco, ſtomacos efficiet: Sed et ſi Sol, Luna, Mars et Mercurius in ſexto ſint ab horoſc. loco conſtituti et eos Saturnus quadrata radiatione reſpiciat, aut in 7mo loco conſtituti, Saturnus ſit in horoſc. conſtitutus, faciet lunaticos peruerſa facie et impedita lingua. Sed et Saturno in 7mo loco conſtituto Mars per quadratum iungetur, inſanos efficiet. Is ſi vero et Mercurius in horoſc. conſtituti, Mars in occaſu fuerit inuentus, et Saturnus aut in occaſu aut in MC faciet inſanos, ſed quibus aliquando homicidii crimen accedat. Si in capricorno, aut in piſcibus, aut in ariete, aut in tauro, Mars et Saturnus ſimul fuerint inuenti, pro qualitate ſigni partem corporis amputabunt. Saturnus et Mars in quolibet ſigno pariter conſtituti, latentium et absconſorum locorum dolores efficiunt. Si vero in ſolidis ſignis poſiti, dyametra ſe radiatione reſpiciant, aut vnus in horoſ. ſit, alius in occaſu, aut vnus in IMC. alius in MC. epilepticos faciunt. Si vero in tropicis ſignis conſtituti hac ſe radiatione reſpexerint, caducos efficiunt, ſed qui nulla posſunt ratione ſanari. Si vero in duplicibus ſignis poſiti ſe hac radiatione reſpexerint, cum his vitiis quibus diximus irreligioſos, crudeles, captiuos faciunt. Si vero hos ſic poſitos beniuola ſtella reſpexerit, captiui reuertentur ad patriam: Quod ſi in his in quibus diximus ratione maliuolae in ſtatione fuerint inuentae, fortius nocebunt: Si vero beniuolae fortius proderunt. Si Saturnus et Mars in cardinibus poſiti dyametra ſe radiatione reſpiciant et Lunam in alio cardine conſtitutam aut per quadratum aut per dyametrum viderint, preſertim in nouisſimis librae partibus, et capricorni et arietis, debilitabuntur pedes. Si Mars in alienis ſignis conſtitutus in horoſc. ſit partiliter poſitus, aut in natura nocebit aut in auribus. Mars et Saturnus in tropicis poſiti et Lunam quadrata radiatione pulſantes hydropicos faciunt. Sed et ſi Mars et Saturnus dyametra ſe radiatione reſpiciant, ſanguinem reiectantes efficiunt. Mars in cancro aut in ſcorpione aut in capricorno aut in piſcibus, ſi Lunam dyametra radiatione reſpiciat, inpetiginem, mauriginem lepramque perficiet. Si Saturnus Lunam neque in Lunae domo neque in Saturni domibus collocatam dyametra radiatione reſpexerit, emocarios faciunt vel qui valitudinem ſiſtulae incurrunt. Hoc idem et Mars in cardinibus poſitu. ſi Venerem dyametra radiatione reſpexerit, ſimiliter efficiet. Si Mars et Venus et Luna in tropicis ſignis poſiti, diametra ſe radiatione reſpexerint et eos Saturnus aut in leone aut in tauro aut in ſagittario aut in piſcibus collocatus per noctem viderit, podagricos efficiet, ſi vero per diem elephanticos. Sed et ſi Luna in tauro fuerit inuenta et Saturnus in ſcorpione: aut Luna in ſcorpione et Saturnus in tauro, nec Lunam beniuola ſtella aliqua radiatione reſpiciat, elephantiaci naſcentur. Si Mercurius in virgine aut in piſcibus conſtitutis in horoſc. ſit partiliter poſitus et cum Saturnus et Mars quadrata radiatione reſpiciant, inſanos efficient. Si Mars et Saturnus in anaphora horoſcopi ſit vel in 8o ab horoſc. loco, facient per nare aut per os aut per anum ſanguinem mitti. Si Mars et Saturnus ita ſint collocati, vt vnus ipſorum in MC ſit, alius in IMC. ex prauis humoribus vitioſa egritudine faciunt. Sed ſi hos Mercurius quadrata radiatione reſpexerit, deorum illis praeſidio ſanitas comparatur. Si vero in his locis poſiti partili ſint radiatione coniuncti vt aequas partes posſideant, inſanos efficiunt, ſed qui nunquam posſunt aliis criminibus inſaniae liberari. Si vero in finibus ſuis ſint poſiti. aut Saturnus in finibus ſit Martis, et Mars in finibus Saturni, et ſint in his in quibus diximus locis a vitiis inſaniae conſtituti liberabuntur poſtquam Martis 15. anni aut Saturni 30. anni completi fuerint. Sed et ſi Iuppiter et Mars ſimili ſe radiatione reſpexerint epilepticos faciunt. Si vero ſic ſicut diximus poſiti in ſuis partibus fuerint collocati, aut Iuppiter in finibus Martis et Mars in finibus Iouis ſit, in initiis eius valitudinis liberantur: Sed quando prima ſtellae tempora tranſierint, i. aut Martis 15 anni, aut Iouis 12. Si vero Mercurius aut dyametra aut quadrata fuerit radiatione conuentus et in hisdem partibus poſitus, faciet hominem in templis reſponſa reddere.

De Caluis.

Cum Luna in cardinibus poſita in eisdem ſit ſignorum partibus quae ſine pilo ſunt, aut in ſagittario Luna ſit conſtituta, malae ſtellae aut in ſolidis, aut in tropicis ſint ſignis, in quibus partiliter vitiorum locus et valetudinis inuenitur, caluos efficient: hoc idem maliuolarum ſtellarum radiatione pulſatus. Sed et Venus in domo ſua conſtituta MC. partem partiliter teneat, caluos efficiet. Saturnus vero inter Solem et Lunam poſitus, canos faciet prima aetate naſci.

De vitiis corporis et valetudinibus.

Si Mars in cancro vel in ſcorpione vel in capricorno vel in piſce vel in tauro fuerit inuentus et in his ſignis conſtitutus in aliquo ſit genituræ cardine conſtitutus, et ſic collocatus Lunam de quadrato vel de dyametro reſpiciat, aut ſi cum ea fuerit inuentus, aut giberoſos aut contortos aut claudos aut parte corporis paraliticos efficiet. Si Mars et Saturnus aut in 6to aut in 12mo ab horoſc. loco fuerint, aut certe unus de duobus, et ſit ipſum ſignum aut duplex aut tropicum, aut in ipſo ſigno locus fortunæ partili ratione inueniatur, et corpori et animo vitia decernuntur: Preſertim ſi Solem et Lunam quadrata vel dyametra radiatione reſpexerint. Si vero ſic collocati vel in cardinibus poſiti Mars et Saturnus aut in ſexto aut in 12mo ſic ſicut diximus ab horoſc. loco Lunam, aut ſynodico cônſtitutam viderint, aut is ex humoribus vitia faciunt aut inſanos epilepticos reddunt. Sed ſemper Lunam ſi 7 vel 11. aut 20 aut 30 maliuolæ ſtellæ aut quadrata aut dyametra radiatione reſpexerint, aut cum ipſa fuerint inuentæ, aut contortiones efficiunt et ſpasmos aut faciem vario genere contorquent, preſertim ſi horoſcopus et locus fortunae in maliuolarum ſtellarum ſignis fuerint collocati. Sed haec vitia pro ſignorum generibus inuenimus: Aliis enim ſtomacalis epileptialis, aliis inſanias, aliis lepras, aliis impetiginem, aliis hydropen, aliis phthiſin, aliis elephantiam decernit iſta coniunctio. Quod ſi hos ſic ordinatos beniuola ſtella proſpera radiatione reſpexerit, hac vitia mitigantur. Si vero nullum fuerit beniuolarum teſtimonium, et locum vitii in ſolido loco collocatum maliuolæ ſtellæ forti radiatione reſpexerint, decreta vitia fortius conualeſcunt. Si vero æquis poteſtatibus hunc eundem locum beniuolæ maliuolæque reſpiciant, et deſinunt vitia pariter et creſcunt. Si vero impugnante maleuola ſtella fortiora beniuolarum ſtellarum teſtimonia fuerint, et ſi coniunctionem Lunae beniolae ſtellae ſuſcipiant, a quibusdam numinibus ab iſtis periculorum diſcriminibus liberantur. Si vero beniuola ſtella excipiente coniunctionem Lunae vitiorum locum maliuolae ſtellae fortiori radiatione reſpiciant, numinis alicuius preſidio temporalem vitiorum requiem conſequuntur. Si vero beniuolis ſtellis fortioribus exiſtentibus Mercurius coniunctionem Lunae venientis exceperit, aut incantationibus, aut remediis, aut filateriis ex iſtis diſcriminibus liberantur. Si vero beniuolis ſtellis fortioribus exiſtentibus Mars illis aliqua ſe radiatione coniunxerit, vitium quod decretum fuerit ex medicina curabit. Si Saturnus in 7mo ab horoſc. loco fuerit inuentus et in hoc loco conſtitutus Lunam in alio cardine viderit qualibet radiatione, in absconſis locis a medicis ſecabuntur. Si vero Luna fuerit minuta luminibus et Iuppiter alienus ſit a cardinibus aliqua Lunam radiatione reſpiciat, ſecati a medicis interibunt. Si vero Luna et Saturno ſic ordinatis ſicut diximus Mars cum Mercurio pari ſocietate coniunctus et in tropicis ſignis poſitus, Luna et Saturnus qualibet radiatione iungantur, epilepticos, inſanos efficient et caducos. Si vero his ſic ordinatis Iuppiter de ſuperiori loco reſpexerit Mercurium et Lunae coniunctionem exceperit, apoſtemata ſecati liberantur. Si vero Mars in 6to aut in 12mo ab horoſc. loco fuerit inuentus et cum ſic collocatum Sol Saturnusque reſpiciant, egritudinis et vitia cum miſera calamitate decernunt. Si vero Mars ſic poſitus et in maſculino ſigno conſtitutus de ſuperiore loco Solem et Lunam quadrata radiatione reſpexerit, in natura graue vitium faciet. Si vero mulieris fuerit genitura ab abortu aut ex editu partus grauia diſcrimina ſemper indicit, aut ſecto inter viſcera infante et ſic prolato matricis perpetuos dolores efficiet. Si Iuppiter in horoſc. fuerit inuentus et Mars in dyametro eius collocatus, Solem et Lunam qualibet radiatione reſpiciat, aut inſanos aut lunaticos efficiet. Sed et ſi Luna ſynodica aut plena in cardinibus poſita Martem quadrata radiatione reſpexerit et Saturnus ei per quadratum aut per dyametrum iungatur eadem vitia decernuntur.

De Regalibus Genituris.

Si Sol et Luna in maſculinis ſignis conſtituti in primis ſint cardinibus collocati, beniuolis ſtellis ita poſitis, vt Solem quidem in diurna genitura in matutino ortu conſtituta protegant, in nocturna vero genitura Lunam in veſpertino ortu protegant, Reges facient potentes terribiles regiones vel ciuitates maximas ſubiugantes. Si vero in MC. ſic fuerint ſicut diximus collocati, et extraneas gentes et ceteras regiones infinita virtutis potentia ſubiugabunt. Si vero his ſicut diximus ordinatis in anaphora eorum Mars fuerit inuentus, alio vero cardine Saturnus ſit conſtitutus, de imperio ſuo deiecti ab aliis ſubiugabuntur. Si vero Iuppiter Martem et Saturnum ſuperior effectus proſpera radiatione reſpexerit, et Lunae lumen creſcentis exceperit, per captiuitatem rurſus imperio reddentur, vt poſtea maior illis et felicitatis et dignitatis cumulus accedat. Si Sol in MC. aut in horoſc. partiliter fuerit inuentus et ſit in maſculino ſigno, Luna vero in anaphora Solis fuerit inuenta, beniuolae vero ſtellae Solem in matutino ortu protexerint, reges ſimili ratione naſcentur. Si vero his ſic ordinatis Mars in MC fuerit inuentus et Iuppiter in MC. erunt periculoſi, terribiles, efficaces, totius orbis dominia poſſidentes. Si Sol in principalibus genituræ locis conſtitutus in maſculino ſigno fuerit inuentus, et Luna in principalibus genituræ locis poſita femininum poſſederit ſignum, aut certe imus ipſorum ſic ſicut diximus collocatus, in primis cardinibus fuerit inuentus, claros, nobiles efficiunt et potentes, et quibus ciuitatum tuitio credatur. Si vero his ſic ordinatis Iouis teſtimonium acceſſerit, exercitus illi imperatoris iudicio committitur.

De Biothanatis.

Si Luna in cardinibus plena fuerit inuenta, aut in anaphoris aut in epichataphoris cardinum, Mars vero in anaphoris aut in epichataphoris conſtitutus, aut cum ipſa fuerit inuentus, aut quadrata aut dyametra radiatione reſpexerint ſic ſicut diximus collocatam ſed minutam; Saturnus ſimiliter in anaphoris vel in epichataphoris conſtitutus videat aut Martem, aut Lunam, ſic ſicut diximus collocatos, ſi Saturnus ſolem quadrata aut dyametra radiatione reſpexerit, Biotanati naſcuntur. Sed et in quocunque alio loco Lunam, Saturnus et Mars quadrata aut dyametra radiatione reſpiciant ſine teſtimonio beniuolarum ſtellarum, biothanatos efficiunt. Sed et ſi Mars in cardinibus fuerit inuentus et Luna in anaphoris cardinum poſita, Ioue alieno exiſtente aut radiis ſolis abſconſo et Saturno in cardinibus conſtituto aut in anaphoris cardinum poſito aut quacunque radiatione ſolem vidente, biothanati naſcentur. Sed et ſi Mars in cardinibus conſtitutus vel in anaphoris cardinum poſitus per quadratum Lunam creſcentem de loco ſuperiore videat, nec beniuolæ radius reſpiciat, biothanatum ſimili ratione perficiet. Et ſicut frequenter diximus, ſecundum differentiam ſignorum exitus decernitur mortis. In humanis enim ſignis gladio mors infertur aut a latronibus aut in pugna aut in aliqua licentia poteſtatis. In terreſtribus vero ſignis in locis deſertis ſimiliter faciet interire aut certe variis calamitatibus implicatos. In aquoſis ſignis, tempeſtatibus, naufragiis, turbinibus fluuiisque ſubmergit, ita ut ex aqua ſemper acerbum inferatur exitium. In ſolidis, per precipitia proiectos aut ex altis deiectos locis faciet interire. In igneis, flagrantibus tradit incendiis, aut caſu expoſitis aut poteſtatis alicuius iusſione conceptis. In humidis, aut cruditate, aut phtiſi, aut nigroſelle, aut ſanguinis reiectione, aut ſuppurata egritudine faciet interire. Si Mars in quocunque cardine fuerit inuentus, aut in 11mo ab horoſc. fuerit, aut in 8° et cum in his locis conſtitutum Saturnus dyametra radiatione reſpiciat, aut ſi Marte ſic poſito in 7mo ab horoſc. loco fuerit inuentus, poſt multa vitae diſcrimina biothanatos faciunt interire: Preſertim ſi Iuppiter Martem nec de ſuperiore loco viderit, nec cum eo fuerit inuentus. Sed mors pro ſignorum varietate decernitur. Sed u his ſic ordinatis ſine teſtimonio ſcilicet Iouis cum Marte aut cum Saturno Mercurius fuerit inuentus aut cum quadrata radiatione reſpexerit, Luna aut in cardine conſtituta, aut in anaphora aut in epichataphoris poſita, faciunt falſarios, maleficos, pecuniarum adulteratores, vt ex iſtis criminibus ſeuera indicantis animaduerſione plectantur. Sed et ſi Saturnus in 11mo vel in 11mo loco fuerit inuentus et cum eo ſit Mercurius aut quadrata illi aut dyametra radiatione iungatur, Mars vero aut cum ipſis fuerit, aut quadrata aut dyametra eos radiatione reſpiciat, aut ſi ſic poſitos in Saturni domo Mars collocatus Lunam in cardinibus poſitam quadrata vel dya-

metra radiatione reſpiciat, precedentium facinorum decernit exilia. Si vero Iuppiter ſic his omnibus ordinatis de ſuperiore loco Martem proſpera radiatione reſpiciat aut ſi cum ipſo fuerit inuentus, aut ſi Lunae plenos radios excepit, accuſati ex iſtis criminibus ſalutari ſententia liberantur. Si Luna in occaſu fuerit inuenta et Mars aut Saturnus in horoſc. ſint partiliter locati, aut vno eorum in horos. poſito, ſi alia maliuola ſtella in MC fuerit inuenta, Biothanati naſcuntur. Sed in quocunque alio cardine Luna fuerit inuenta et cum ea in ipſo ſigno aut Mars aut Saturnus ſit partiliter collocatus, aut ſi dyametra eam vel quadrata unus ex eis radiatione reſpexerit, alter vero Mercurium de ſuperiore loco quadrata radiatione videat, aut ſi dyametra illi partium ſocietate iungatur in cardinibus aut in anaphoris vel in epichataphoris cardinum conſtitutus, Biothanatos efficiet: Sed hoc malum fortius conualescit, ſi Solem Mars aut Saturnus quadrata aut dyametra radiatione reſpiciat.

Ich erinnere es nochmals, daß ich dieſe Stellen nur liefere, wie ich ſie finde. Ich brauche nicht den Herausgeber mit ihnen zu ſpielen: ich bin blos der Handlanger, der Anbringer eines Herausgebers. Was würde zwar leichter geweſen ſeyn, als die Rechtſchreibung wenigſtens gleichförmig zu machen? Oder, der einzeln verſtümmelten Wörter nicht zu gedenken, ein *mente miratum vel malignum numen* in mente iratum; (S. 429.) ein *pari caritatis vel cum loco copulatos* (S. 430.) in pari caritatis vinculo zu verändern? Allein was hätte es geholfen, einige dergleichen Schäden zu heilen: wenn ſo viele andere, die ich würde haben laſſen müſſen, gleichwohl noch einen andern Arzt erfordert hätten?

Vom Alter der Oelmalerey

aus dem

Theophilus Presbyter.

1774.

Vorbericht.

Ich theile nachfolgende Merkwürdigkeit, aus einem noch ungedruckten Werke des Theophilus Presbyter, in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, ſo vorläufig beſonders darum mit, um zu erfahren, ob und wo ſich etwa noch mehr Nachrichten von dieſem Theophilus, oder Abſchriften von dieſem ſeinem Werke, finden möchten, als mir bisher bekannt werden wollen.

Ich irre mich ſehr, oder es iſt von der äuſſerſten Schätzbarkeit. Denn es enthält nicht allein, zu Aufklärung der Geſchichte der verſchiedenen darinn abgehandelten und berührten Künſte, ſo viel wichtige, und in ihrer Gattung einzige Dinge: ſondern es dürfte vielleicht auch auf die Art und Weiſe ſelbſt, wie dieſe Künſte gegenwärtig geübt und betrieben werden, einen vortheilhaften Einfluß haben. Nehmlich dieſen, daß es Methoden und Handgriffe beſchreibt, die entweder itzt für verloren gehalten, und als ſolche betauret werden; oder von denen es wohl noch zu unterſuchen ſeyn möchte, ob ſie wirklich alle durch offenbar beſſere nur verdrängt, und ſolchergeſtalt gleichſam mit Wiſſen und Willen vergeſſen werden.

Etwas ähnliches iſt uns, aus den ältern Zeiten, ganz und gar nicht übrig geblieben; und das Einzige dahin einſchlagende aus den mittlern Zeiten, welches **Muratori** (Antiquitat. Italic. T. II. p. 366.) gerettet und bekannt gemacht hat, iſt eine wahre Armſeligkeit, die weder in Anſehung des Umfanges, noch in Betracht der Deutlichkeit und Zuverläßigkeit, mit der Schrift des Theophilus zu vergleichen ſtehet.

Mehr ſage ich über diſen Punkt hier nicht: ſondern komme zu meinem Vorhaben.

Leſſing.

I.

Gelehrte und Künſtler geben einmüthig vor, (a) daß die Oelmalerey eine neuere Erfindung ſey, welche nicht eher, als in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, in Ausübung gebracht worden.

Auch geben ſie, faſt eben ſo einmüthig, vor, (b) daß man dieſe neuere Erfindung einem Niederländiſchen Maler, Namens **Johann von Eyck**, oder wie er nach dem Orte, wo er meiſtens lebte und arbeitete, genannt wird, **Johann von Brügge**, zu danken habe.

Und worauf gründet ſich dieſes Vorgeben? Was hat es für hiſtoriſche Beweiſe? Finden ſich Zeugniſſe zeitverwandter Schriftſteller? Oder hat der Erfinder ſelbſt, auf ſeinen erſten Werken dieſer Art, der Nachkommenſchaft die Verſicherung davon überliefert; ſo wie es die Erfinder der Druckerey zu thun, die Vorſicht gehabt? Und wo ſind dieſe Werke, dieſe unwiderſprechlichen Beläge?

Auf alle dieſe Fragen weiß ich mir nichts zu antworten; ſo angelegen ich mir es auch ſeit geraumer Zeit ſeyn laſſen, darauf antworten zu können. So viele der neueſten und gründlichſten Schriftſteller das nehmliche verſichern, ſo viele weiſen mich alle, von einem Gewährsmanne zu dem andern, auf den einzigen **Vaſari** zurück.

Aber Vaſari ſchrieb anderthalbhundert Jahre nach Johann von Eycken (c); und unter die vielen und mancherley Dinge, die er, aus einer bloſſen unſichern mündlichen Ueberlieferung, mit ſolcher Zuverſicht hinſchrieb, als ob er ſelbſt bey der Verhandlung derſelben gegenwärtig geweſen wäre, könnte auch wohl dieſes, von Erfindung der Oelfarben, mit gehören. Wenigſtens iſt es gewiß, daß man dem Vaſari lediglich auf ſein Wort glauben muß; ja, ob er ſchon die Gemälde namhaft macht, welche die erſten in Oel geweſen ſeyn ſollen, ſo ſagt er doch weder, woran dieſe Gemälde für das, wofür er ſie ausgiebt, zu erkennen geweſen, noch auch, daß er ſie ſelbſt geſehen und unterſucht, und ältere Gemälde gegen ſie geprüft habe.

Freylich iſt es kaum glaublich, daß Vaſari ſchlechterdings der erſte ſeyn ſolle, welcher das, wovon die Rede iſt, geſchrieben oder drucken laſſen. Es mag wohl ältere Auctoritäten geben, oder gegeben haben. Ich ſage nur, daß er ſie nicht anführet; daß ich ſie auch ſonſt nirgends angeführet finde.

Sogar Karl **van Mander**, der erſte, welcher ſich nach dem Vaſari, um die Geſchichte der Malerey verdient gemacht hat, ſagt, was er von der Sache ſagt, faſt alles nur dem Vaſari nach. Denn ob er ſchon, als ein Niederländer, den Quellen viel näher müſſte geweſen ſeyn, ſo hat er doch, auſſer der Nachweiſung einiger mehrern Eyckſchen Gemälde, nichts eignes als eine einzige Kleinigkeit, die noch dazu ſo wenig geſchickt iſt, eine nähere Beſtätigung abzugeben, daß ſie vielmehr einen ſehr gegründeten Argwohn erwecket. Er bringt nehmlich die Grabſchrift des Johann von Eyck bey, welche ſich in einer Kirche zu Brügge befinden ſoll: und ſo ſehr in dieſer Grabſchrift Johann als ein groſſer und auſſerordentlicher Maler gerühmt wird, ſo gänzlich wird gleichwohl darinn von dem eigentlichen Verdienſte geſchwiegen, welches er um die neuere Malerey haben ſoll (d).

Dem Antonello von Meſſina, welcher das Geheimniß der Oelfarben von ihm ſoll gelernt, und zuerſt nach Italien gebracht haben, hat man in ſeiner Grabſchrift dieſes kleinere Verdienſt nicht vergeſſen, ſehr hoch anzurechnen. Und man ſollte in der Grabſchrift des wahren Erfinders von dem weit gröſſeren geſchwiegen haben (e)?

Hierzu kömmt, daß in der Erzählung ſelbſt, welche **Vaſari** und **van Mander** von den Umſtänden machen, wie Johann von Eyck auf ſeine Erfindung gekommen ſey, und wie und wenn ſie ſich weiter verbreitet habe, ſehr unwahrſcheinliche Dinge mit unterlauffen.

Zum Exempel: aus Verdruß, weil ihm eines von ſeinen Gemälden, das er in Waſſerfarben und auf Holz ausgeführet hatte, als er es an der Sonne trocknen wollen, von der allzugroſſen Hitze geborſten ſey; aus bitterm Verdruß hierüber, ſey er auf Mittel bedacht geweſen, die Sonne inskünftige zum Trocknen zu entbehren, und ſo habe er die Oelfarben erfunden (f). Dieſes lautet ohngefehr, als ob ich erzählte: „jemand verſengte „ſich am Ofen ein ſchönes Kleid, und um nicht wieder ſo un-

„vorſichtig zu ſeyn, entſchloß er ſich, den Ofen aus der Stube „zu ſchaffen, und erfand den Kamin.“ Das natürlichere wäre ja wohl geweſen, wenn Johann von Eyck ein andermal die Stücke ſeiner hölzern Tafel beſſer zuſammengefügt, und ſie weniger unmittelbar einer allzuſtarken Sonnenhitze ausgeſetzet hätte. Auch weiß ich zuverläßig, daß man längſt vor ihm ſehr wohl verſtand, die hölzern Tafeln der Gemälde vor aller ſolcher Gefahr des Werffens und Berſtens auf das unfehlbarſte zu ſichern. Das Unglück alſo, welches ihm wiederfahren ſeyn ſoll, hat ihm nicht leicht wiederfahren können; und wenn es ihm aus Nachläßigkeit einmal wiederfahren wäre: war das eine von den Gelegenheiten, in welchen ſich der Verſtand zu neuen Erfindungen anſtrenget?

Ferner: das Geheimniß der Oelfarben ſoll lange Zeit bey dem Erfinder und ſeinen Freunden ganz allein geblieben ſeyn, ohne daß auswärtige Künſtler hätten dahinter kommen können; bis endlich Antonello von Meſſina aus Italien nach Flandern zu reiſen ſich entſchloſſen, und es dem Johann von Eyck freundſchaftlich abzulocken gewußt habe. Wer Augen und Naſe hat, wird ſich das ſchwerlich bereden laſſen. Denn beide überzeugen ihn, daß die Oelfarben zu denjenigen Erfindungen gehört haben müſſen, welche gemacht zu haben, und ſie bey der erſten Ausübung der ganzen Welt mitzutheilen, einerley geweſen (x). Beſonders in erſt vollendeten Werken verräth ſich das Oel, auch unter der Glaſur eines **van der Werff**, ſo deutlich, daß kunſtverwandte Betrachter gewiß nicht viel vergebliche Verſuche darum würden verloren haben. Und wollte man auch dieſes in Abrede ſeyn; wollte man annehmen, daß Johann von Eyck, um ſein Geheimniß zu verbergen, wohl ein zweytes Geheimniß könne gehabt haben: ſo entſtehet daraus eine Frage, auf die noch weit ſchwerer zu antworten ſeyn dürfte. Nehmlich; konnte man es ſeinen Gemälden, als ſie neu waren, ſchlechterdings nicht anſehen, daß ſie mit Oel gemalt ſeyn müßten: wie konnte man es denn eben dieſen Gemälden hundert Jahre ſpäter anſehen? Gewiß mußte man es ihnen auch dann nicht anſehen können; und es war bloſſe Sage, auf welche Vaſari ſie für die erſten Oelgemälde ausgab.

Doch ich bin weit entfernt, auf dieſe Bedenklichkeiten allein, oder wohl gar aus dem leidigen Vorurtheile, daß es ſich ſchwer begreiffen laſſe, wie die Alten, die in den Künſten ſo viele beſondere Erfahrungen angeſtellt, nicht auch auf die ſo leichte Miſchung der Farben mit Oel ſollten gefallen ſeyn: ich bin, ſage ich, weit entfernt, aus dergleichen Vernünfteleyen den Neuern eine Erfindung abſtreiten zu wollen, die ihre Malerey ſo weit über alles erhoben hat, was wir uns von den Werken der alten Maler zu denken belieben. Denn ich weiß ſehr wohl, daß alle neuere Erfindungen auf dieſe Art verdächtig zu machen ſind. Auf viele geräth man auf einem Wege, auf welchem man gerade nicht darauf gerathen ſollte; und vielleicht von allen läßt ſich mehr oder weniger zeigen, daß irgend einmal irgend jemand ſehr nahe dabey geweſen ſeyn müſſe. Von einer, ſie ſey welche es wolle, beweiſen, daß ſie vorlängſt hätte gemacht ſeyn **können** oder ſollen, iſt nichts als Chicane; man muß unwiderſprechlich beweiſen, daß ſie wirklich gemacht geweſen, oder ſchweigen.

Und hieraus wird man leicht abnehmen, was ich mir ſelbſt zu thun auferlege, und zu thun getraue, indem ich dem Johann von Eyck die Erfindung, weswegen ſein Name länger als zweyhundert Jahre mit ſo vielem Ruhme genennet worden, gänzlich abſpreche, und behaupte, daß die Oelmalerey nichts weniger, als eine ſo neue Erfindung iſt, ſondern ſo manche Jahrhunderte zuvor ſchon bekannt geweſen, daß mich die Vermuthung ſehr erlaubt dünket, ſie werde auch noch früher bekannt geweſen ſeyn.

Meine Beweiſe ſind klare, deutliche, unverdächtige, unwiderſprechliche Stellen aus einem noch ungedruckten Werke des **Theophilus Presbyter**.

II.

Aber wer iſt dieſer **Theophilus**? Und was iſt dieſes für ein noch ungedrucktes Werk von ihm?

Es iſt eben derſelbe Mönch, oder wie er ſich ſelbſt nennt, **Presbyter**, dieſes Namens, aus der mittlern Zeit; es iſt deſſen nehmliches lateiniſches Werk, welches **Feller** unter den Handſchriften der Pauliner Bibliothek zu Leipzig fand, und als eine der erſten Koſtbarkeiten dieſer Bibliothek, in ſeinem Verzeichniſſe von 1685, unter dem Titel, de coloribus et de arte colorandi vitra, anzeigte (h).

Es iſt das nehmliche Werk, welches einer von den Verfaſſern der Actor. Erudit. einige Jahre darauf, bey Gelegenheit des Ciampini, etwas näher bekannt machte, um damit zu beweiſen, daß Antonio Neri nicht der erſte ſey, welcher von der Glasmacherkunſt geſchrieben habe (i).

Es wird vermuthlich eben der Schriftſteller, und eben das Werk ſeyn, welches, aus der Bibliothek des Abts Bigot, in die königliche Bibliothek zu Paris gekommen, wo es gegenwärtig die 6741ſte Handſchrift iſt, und den Titel führet: Theophili liber de omni ſcientia picturæ artis (k).

Bey den neuerern Litteratoren finde ich dieſes Theophilus und ſeines Werks nicht gedacht; ſelbſt beym Fabricius nicht. Wohl aber bey den älterern.

Geſner brachte bey, daß einer, Namens Theophilus, ein ſehr ſchönes Werk von der Glasmacherkunſt, de vitrificatoria, geſchrieben habe; und berufte ſich desfalls auf den Henr. Corn. Agrippa (l).

Simler fügte hinzu, daß ſolches Werk aus drey Büchern beſtehe, deren erſtes von Miſchung der Farben, das zweyte von der Glaskunſt, und das dritte von der Kunſt in Metall zu gieſſen, handele: wobey er zugleich anzeigte, daß ſich Handſchriften davon, eine auf Pergamen beym George Agricola, und eine zweyte in dem Kloſter Alten Zelle befunden, deſſen Bibliothek nach Leipzig gekommen ſey. Eine andere Schrift des nehmlichen Verfaſſers, ſagt er noch, werde in dem bekannten alten Werke Lumen animæ angeführt (m).

Und ſo weit kannte ich unſern Theophilus und ſein Werk ſeit geraumer Zeit, und hatte noch kürzlich, da mich die alten gemalten Fenſterſcheiben zu Hirſchau beſchäftigten, mehr als einen Anlaß gehabt, bey mir zu wünſchen, daß ein Buch ſo ſeltenen Inhalts endlich einmal aus dem Staube gezogen werden möchte: als ich unvermuthet ſo glücklich war, eine ſehr ſchöne und ſehr alte Handſchrift davon auch in unſerer Bibliothek zu finden.

Eine umſtändliche Beſchreibung derſelben, und eine genaue Anzeige des Inhalts, iſt zu gegenwärtiger Abſicht nicht nöthig. Ich ertheile ſie an einem andern Orte, und ſchränke mich hier blos auf den einzigen nothwendigen Punkt ein: auf die nähere Beſtimmung des eigentlichen Alters meines Schriftſtellers, von dem ich nur noch, ohne allen Beweis einflieſſen laſſen, daß er zu der mittlern Zeit gehöre.

Daß Cornelius Agrippa ihn anführet, will noch nicht viel ſagen. Agrippa iſt hundert Jahre jünger, als Johann von Eyck: und folglich könnte auch Theophilus nach dieſem gelebt und geſchrieben haben.

Etwas älter würde ihn dieſes machen, daß ihn auch das Lumen animæ anführe: wenn es ſchlechterdings unwiderſprechlich wäre, daß es ihn anführte, (n) und der darinn vorkommende Theophilus nicht eben ſowohl ein anderer, als unſer Theophilus, ſeyn könnte.

Was alſo keine Zeugen für ihn ausſagen können, müſſen wir von ihm ſelbſt zu erfahren, oder aus der äuſſern Beſchaffenheit der vorhandenen Handſchriften zu folgern ſuchen.

Auf dieſe nun aber darf man nur einen Blick fallen laſſen, und die Sache iſt ſo weit entſchieden, daß, wenn es wahr iſt, daß in ihnen der Oelmalerey auf eine unwiderſprechliche Art gedacht wird, nicht weiter daran zu denken ſtehet, die Erfindung derſelben einem Künſtler des funfzehnten Jahrhunderts zuzuſchreiben.

Denn ſchon die jüngere, welche die Pauliner Bibliothek zu Leipzig aufbewahret, iſt, wo nicht aus dem dreyzehnten, doch ſicherlich aus dem vierzehnten Jahrhunderte (o).

Die unſrige hingegen iſt weit älter, und man darf nur wenig ſich auf dergleichen Dinge verſtehen, um ihr ohne Bedenken ein Alter von ſieben bis acht hundert Jahren zu geben. Sie hat alle Merkmale, welche der ſchwierigſte Kenner von Handſchriften des zehnten oder eilften Jahrhunderts nur immer verlangen kann (p).

In dem Werke ſelbſt hat der Verfaſſer zwar nichts einflieſſen laſſen, was die Zeit, in der er gelebt, ausdrücklich beſtimme. Aber doch iſt auch alles und jedes, was nur einigermaſſen ſich dahin ziehen läßt, ſo wenig dem angegebnen Alter unſrer Handſchrift zuwider, daß es vielmehr einzig und allein von einem Kloſterbruder des neunten Jahrhunderts herkommen zu können ſcheinet; als in welchem die Mönche ſich noch ſo gern mit nützlichen Handarbeiten beſchäftigten, und alles ſelbſt anzugeben und zu machen verſtanden, was an und in ihren Gebäuden Nothdurft und Zierde erfoderten.

Daß Theophilus ein Deutſcher geweſen, davon ſchmeichle ich mir, nicht undeutliche Spuren bemerkt zu haben. Da ich mich alſo auch unter den Deutſchen ſeines Schlages, und im neunten Jahrhunderte, nach ihm umſahe: ſo mußte ja wohl Tutilo zu St. Gallen meine Aufmerkſamkeit vornehmlich auf ſich ziehen.

Und wie, wenn eben dieſer Tutilo unſer Theophilus wäre? (q) Wenigſtens bedeuten Tutilo und Theophilus völlig das nehmliche: Tutilo iſt nichts als das deutſche Theophilus; oder Theophilus nichts, als das Griechiſche Tutilo.

III.

Doch es ſey mit dieſer Vermuthung, wie es wolle. Die Sache kömmt nicht darauf an, daß ein unbekannter Schriftſteller, den ich für den Tutilo des neunten Jahrhunderts halte, der Oelmalerey gedenkt, ſondern daß ihrer in einer Handſchrift gedacht wird, die ſchlechterdings wenigſtens aus dem eilften Jahrhunderte ſeyn muß; mag dieſe Handſchrift doch zum Urheber haben, wen ſie will.

Aber warum ſage ich, daß der Oelmalerey darinn gedacht wird? Die Oelmalerey wird darinn gelehrt; bis auf die Bereitung des Oeles ſelbſt gelehrt. In dem erſten Buche nehmlich, welches ganz von der Malerey, und von verſchiednen Farben, Firniſſen und Leimen handelt; und woraus ich nunmehr hieher gehörige Stellen nur treulich mitzutheilen brauche.

Die erſte alſo ſey das 18te Kapitel, deſſen bloſſe Aufſchrift, von Rothanſtreichung der Thüren und dem Leinöle, ſchon mehr vermuthen läßt, als man in einem ſo alten Tröſter, dem gemeinen Wahne nach, ſuchen ſollte.

Cap. XVIII. *De rubicandis oſtiis, et de oleo lini.*

Si autem volueris oſtia rubricare, tolle oleum lini, quod hoc modo compones. Accipe ſemen lini et exſicca illud in ſartagine ſuper ignem ſine aqua. Deinde mitte in mortarium et contunde illud pila donec tenuiſſimus puluis fiat, rurſusque mittens illud in ſartaginem, et infundens modicum aquae, ſic calefacies fortiter. Poſtea inuolue illud in pannum nouum, et pone in preſſatorium, in quo ſolet oleum olivæ, vel nucum, vel papaueris exprimi, vt eodem modo etiam iſtud exprimatur. Cum hoc oleo tere minium ſiue cenobrium ſuper lapidem ſine aqua, et cum pincello linies ſuper oſtia vel tabulas, quas rubricare volueris, et ad ſolem ſiccabis. Deinde iterum linies et rurſum ſiccabis.

Aber, wird man vielleicht ſagen, iſt anſtreichen denn malen? Wenn man in ältern Zeiten auch verſtand, einige gröbere Farben mit Leinöl aufzulöſen und abzureiben, um Thüren und ander Holzwerk damit zu überziehen: wußte man es darum auch mit allen Farben zu thun? pflegte man darum auch dergleichen in Oel aufgelöſete und abgeriebene Farben, zu eigentlichen Gemälden anzuwenden? — Sehr wohl! Wenn dieſes wirklich ein Einwurf ſeyn ſoll: ſo wird er doch wohl durch folgendes Kapitel wegfallen?

Cap. XXIII. *De coloribus oleo et gummi terendis.*

Omnia genera colorum eodem genere olei teri et poni poſſunt in opere ligneo, in his tantum rebus, quæ ſole ſiccari posſunt, quia quotienscunque unum colorem impoſueris, alterum ei ſuper ponere non potes, niſi prior exſiccetur, quod in imaginibus diuturnum et tædioſum nimis eſt. Si autem volueris opus tuum feſtinare, ſume gummi, quod exit de arbore ceraſo ſiue pruno, et concidens illud minutatim, pone in vas fictile, et aquam abundanter infunde, et pone ad ſolem, ſiue ſuper carbones in hieme, donec gummi liquefiat, et ligno rotundo diligenter commiſce. Deinde cola per pannum, et inde tere colores et impone. Omnes colores et mixturæ eorum hoc gummi teri et poni poſſunt, præter minium, et ceroſam *(ceruſſam)* et carmin, qui cum claro ovi terendi et ponendi ſunt. —

Hier denn wäre ſie doch wenigſtens die eigentliche Oelmalerey, in ihrem ganzen Umfange: omnia genera colorum eodem genere olei teri et poni poſſunt. Oder, wie es zu Anfange des folgenden Kapitels eben ſo allgemein und ausdrücklich lautet: omnes colores ſine oleo, ſine gummi tritos in ligno ter debes ponere. Die Farben mit Gummiwaſſer anzumachen, oder ſie mit Oel abzureiben: eines war den Künſtlern damaliger Zeit eben ſo bekannt, wie das andere. Sie malten mit Oelfarben eben ſo gut, wie mit Waſſerfarben: nur daß ſie die Oelfarben nicht überall brauchten, ſed in his tantum rebus, quæ ſole ſiccari poſſunt: nur daß ſie mit den Oelfarben nicht ſo geſchwind zu arbeiten verſtanden, weil die Oelfarben ihnen zu langſam trockneten, ehe ſie eine andere darauf ſetzen konnten, quod in imaginibus diuturnum et tædioſum nimis eſt.

Allein finden ſich dieſe Schwierigkeiten bey der Oelmalerey zum Theil nicht noch? Und wenn dieſe Schwierigkeiten Urſache waren, daß ſich die älteren Maler ihrer weniger und ſeltener bedienten, darf man ihnen darum die ganze Kenntniß derſelben abſprechen?

Auch werden ſie ſich ihrer ſchwerlich ſo gar wenig und ſo gar ſelten bedienet haben, daß ſie endlich ganz könnte verloren gegangen, und verloren geblieben ſeyn, bis ſie etwa Johann von Eyck aufs neue erfunden hätte. Denn ich ſehe, daß ſie eine Art von Malerey hatten, zu welcher ſie nur Oelfarben brauchen konnten; wenigſtens wird bey dem Theophilus nur der Oelfarben zu dieſem Behuſe erwähnet.

Cap. XXV. *De pictura translucida.*

Fit etiam pictura in ligno, quæ dicitur translucida, et apud quosdam vocatur aureola, quam hoc modo compones. Tolle petulam ſtagni *(ſtanni)* non linitam glutine, nec coloratam glutine, vel croco, ſed ita ſimplicem et diligenter politam, et inde cooperies locum, quem ita pingere volueris. Deinde tere colores imponendos diligentiſſime oleo lini, ac valde tenues traho eos cum pincello, ſicque permitto ſiccari.

Ich glaube nicht, daß ſie ganze Gemälde auf dieſe Weiſe ausführten. Wenn es denn aber nur einzelne Stellen waren, welche ſie ſo behandelten; und wenn die petula ſtanni, (r) die den durchſcheinenden Grund gab, keine andere als Oelfarben annahm: ſo hatten ſie ja wol ſelbſt bey ihren Waſſergemälden noch Gelegenheit, der Oelfarben nicht ganz zu vergeſſen.

IV.

Es würde ſehr überflüßig ſeyn, mehrere Zeugniſſe für das Alter der Oelfarben aus unſrer Handſchrift anzuführen. Ein einziges, in welchem die Oelfarben auch nur beyläufig genannt wären, würde meine Behauptung hinlänglich erhärten: und zwanzig, wenn ſie auch noch ausdrücklicher wären, als die drey angeführten, würden nicht mehr Kraft haben, als das einzige.

Anſtatt deſſen erlaube man mir vielmehr, ein zweytes Exempel daraus hier einzuſchalten, wie geneigt man geweſen, neuerern Malern, nach dem Cimabue, Erfindungen beyzulegen, die längſt vor ihnen gemacht waren.

Vaſari ſagt vom Margaritone: Egli fu il primo, che conſideraſſe quello, che biſogna fare quando ſi lauora in tauole di legno, perche ſtiano ferme nello commettiture, e non moſtrino, aprendoſi poi, che ſono depinte, feſſure o ſquarti, havendo egli uſato di mettere ſempre ſopra le tauole, per tutto una tela di panno lino, appicata con forte colla, fatta con ritagli di carta pecora, et bollita al fuoco: e poi ſopra detta tela dato di geſſo, come in molte ſue tauole, et d'altri ſi vede. Lauorò ancora ſopra il geſſo ſtemperato con la medeſima colla, fregi, et diademe di rilieuo, et altri ornamenti tondi. E fu egli inuentore del modo di dare di Bolo, e metterui ſopra l'oro in foglie e brunirlo. Le quali tutte coſe non eſſendo mai prima ſtate vedute, ſi veggiono in molte opere ſue. — (*)

Wer? Margaritone, der gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts lebte, ſollte zuerſt dieſe Vorſicht ausgeklügelt haben? Er ſollte es erdacht haben, über die hölzern Tafeln, auf welche gemalt wurde, um ſie vor allem Werffen und Berſten zu verſichern, eine Leinewand zu leimen, und dieſe mit Gips zu gründen? Kaum würde das glaublich ſeyn, wenn die Malerey überhaupt erſt im dreyzehnten Jahrhunderte wäre erfunden worden. Ich habe auch ſchon oben (S. 446.) zu verſtehen gegeben, daß ich das Gegentheil zuverläſſig wiſſe: und man wird leicht errathen, woher? Ebenfalls aus unſerm Theophilus, in

deſſen folgendem Kapitel das ganze Verfahren des Margaritone, aber gewiß nicht nach dem Margaritone, auf das deutlichſte und umſtändlichſte beſchrieben wird.

Cap. XVII. *De tabulis altarium et oſtiorum et de glutine caſei.*

Tabulæ altarium ſiue oſtiorum primum particulatim diligenter coniungantur iunctorio inſtrumento, quo utuntur doliarii ſiue tonnarii; deinde componantur glutine caſei, quod hoc modo fit. Caſeus mollis minutatim incidatur et aqua calida in mortario cum pila tam diu lavetur, donec aqua multoties infuſa pura inde exeat. Deinde idem caſeus attenuatus manu, mittatur in frigidam aquam, donec indureſcat. Poſt hæc teratur minutiſſime ſuper ligneam tabulam æqualem cum altero ligno, ſicque rurſum mittatur in mortarium et cum pila diligenter tundatur, addita aqua cum viua calce mixta, donec ſic ſpiſſum fiat, vt ſunt feces. Hoc glutine tabulæ compaginatæ, poſtquam ſiccantur, ita ſibi inhærent, vt nec humore nec calore disiungi poſſint. Poſtmodum æquari debent planatorio ferro, quod curvum et interius acutum habet duo manubria, ut cum utraque manu trahatur, unde raduntur tabulæ, oſtia et ſcuta, donec omnino fiant plana. Inde cooperiantur corio crudo equi, ſive aſini, ſive bovis, quod aqua madefactum, mox ut pili craſi fuerint, aqua aliquantulum extorqueatur, et ita humidum cum glutine caſei ſuperponatur. Quo diligenter exſiccato, tolle inciſuras eiusdem corii ſimiliter exſiccatas et particulatim incide, et accipiens cornua cervi minutatim confracta malleo ferrarii ſuper incudem, compone in ollam nouam donec ſit dimidia, et imple eam aqua, ſicque adhibe ignem, donec excoquatur tertia pars aquæ, ſic tamen vt non bulliat, et ita probabis: fac digitos tuos humidos eadem aqua, et cum refrigerati fuerint, ſi ſibi adhærent, bonum eſt gluten; ſin autem, tamdiu coque, donec ſibi adhæreant. Deinde effunde ipſum gluten in vas mundum, et rurſum imple ollam aqua et coque ſicut prius, ſicque facias uſque quater. Poſthæc tolle gypſum more calcis combuſtum, ſiue cretam, qua pelles dealbantur, et tere diligenter ſuper lapidem cum aqua, deinde mitte in vas teſteum et infundens gluten corii pone ſuper carbones,

ita vt gluten liqueſiat, ſicque linies cum pincello ſuper ipſum corium tenuiſſime; ac deinde, cum ſiccum fuerit, linies aliquantulum ſpiſſius; et ſi opus fuerit, linies tertio. Cumque omnino ſiccum fuerit, tolle herbam, quæ appellatur aſperella, quæ creſcit in ſimilitudinem iunci et eſt nodoſa, quam cum in æſtate collegeris, ſiccabis in ſole, et ex ea fricabis ipſam dealbaturam, donec omnino plana et lucida fiat.

Offenbar iſt hier ſchon alles, was Vaſari dem Margaritone, in Anſehung des verſicherten Grundes, als Erfindung anrechnet; und alles ſchon weit beſſer. Denn die Erfindung des Margaritone ſoll doch wohl nicht darinn beſtanden haben, daß er bloße Leinewand nahm, wozu die ältern Künſtler Häute brauchten? (t) Auch doch wohl nicht darinn, daß er ſeine Leinewand mit einem bloßen Leime, aus Pergamenſchnitzen, aufklebte; anſtatt daß jene ihre Häute mit einer Maſſe befeſtigten, welche ſich weder durch Wärme, noch durch Feuchtigkeit wieder auflöſete? (u)

Und daß man ja nicht glaube, daß alſo Margaritone doch wenigſtens werde erfunden haben, das Gold in Blättern aufzutragen, und zu brunieren. Auch das hat er nicht erfunden; wie ich aus einem andern Kapitel des Theophilus zeigen könnte, wenn ich mich gegenwärtig dabey aufhalten wollte.

V.

Ich ſchlieſſe, und kehre zu dem Manne zurück, der nunmehr nothwendig von ſeinem bisherigen Ruhme ſo vieles verlieret.

Aber auch alles? Wenn Johann von Eyck die Oelmalerey nicht erfunden hat, ſollte er ſich nicht wenigſtens etwa ſo beſonders darum verdient gemacht haben, daß man dieſes Verdienſt der erſten Erfindung gleich ſchätzen, und endlich gar damit vermengen können?

Ich bin ſehr geneigt, dergleichen zu glauben. Denn ſelten iſt ein beſonderer Ruhm ganz ohne Grund; und unſere Handſchrift ſelbſt giebt mir Anlaß, die ſtrenge Gerechtigkeit mit dieſer Billigkeit zu mildern.

Die Oelfarben der alten Künſtler, haben wir oben aus dem 23ſten Kapitel geſehen, trockneten ſehr ſchwer; welches ihnen die Arbeit damit langweilig und ekelhaft machte. Aus den zuſammengenommenen Stellen des Theophilus ſcheinet auch zu erhellen, daß ſie ſich nur des Leinöls bedienten: wenigſtens nennet Theophilus überall nur das Leinöl; und ob er ſchon das Nußöl und Mohnöl kannte, ſo ſagt er doch nirgends, daß man ſich der letztern eben ſo wohl als des erſtern bedienen könne.

Nun aber iſt unter allen dieſen Oelen das Leinöl nicht allein das ſchmutzigſte und ſchlechteſte, ſondern auch gerade das, welches am ſchwerſten trocknet; ſo daß man daſſelbe itzt noch kaum zum Gründen gebrauchet. Wie alſo, wenn Johann von Eyck das reinlichere und leichter trocknende Nußöl oder Mohnöl, anſtatt des Leinöls, zuerſt gebraucht hätte? Wie wenn er erfunden und gelehrt hätte, es mit irgend etwas zu verſetzen, welches das Trocknen noch mehr beförderte? Mit Vitriol, oder Spicköl, oder Firniß, oder was ſonſt zu dieſer Abſicht dienliches jemals erdacht worden.

Sonach hätte er zwar nur gelehrt, mit den Oelfarben geſchwinder zu arbeiten: aber das allein fehlte auch nur, um die Oelmalerey in Aufnehmen zu bringen. Da man mit den Oelfarben nun geſchwinder malen konnte: ſo malte man auch öftrer damit; und je öftrer man damit malte, deſto deutlicher erkannte man die mancherley Vorzüge derſelben, um welche man in der Folge die Waſſermalerey eben ſo ſehr vernachläßigte, als man, vor dieſer Verbeſſerung, bey der geläufigern Waſſermalerey, die Oelmalerey nur immer vernachläßiget haben konnte.

Dieſes angenommen, würde es denn begreiflich, wie, nach der Erzählung des Vaſari, Johann von Eyck auf ſeine Erfindung, bey Gelegenheit eines ihm in der Sonnenhitze verunglückten Gemäldes, habe fallen können. Weder ein bloſſes, noch ein mit Firniß überzogenes Waſſergemälde hatte er nöthig, einer ſtarken Sonnenhitze lange auszuſtellen. Oder wenn er es nöthig hatte: ſo hatte er es nur wegen des Oeles nöthig, woraus der Firniß zum Theil beſtand. (x) Und hatte er es nur deſſenwegen nöthig: ſo konnte er unmöglich auf den Einfall gerathen, ſogar die Farben mit Oel abzureiben. Wahrſcheinlich trocknete er alſo ſchon dergleichen Farben an der Sonne, und der Unfall, der ihm begegnete, brachte ihn nur darauf, ſeine Oelfarben mit etwas zu verſetzen, um der gefährlichen Sonne weniger zu bedürffen.

Dieſes angenommen, könnte es denn auch gar wohl möglich ſeyn, daß Johann von Eyck an ſeiner Erfindung verſchiedene Jahre ein ihm eigenes Geheimniß gehabt hätte. Denn ſeine Erfindung beſtand nicht in dem Gebrauche des Oels, welchen man ihm ſogleich würde abgeſehen haben: ſondern ſie beſtand in dem Gebrauche eines Mittels, das man ihm ſo leicht nicht abſehen konnte.

Dieſes angenommen, würden ſich endlich auch die Anſprüche vergleichen laſſen, welche auf die Ehre, die Oelfarben, wo nicht erfunden, doch eben ſo früh, oder wohl noch früher, als Johann von Eyck, gebraucht zu haben, für andere neuere Künſtler gemacht werden. (y) Sie alle können, ungefehr um eben dieſelbe Zeit, gar wohl in Oel gemalt haben. Aber von ihnen allen hat keiner die Oelmalerey erfunden.

Anmerkungen.

Um den Leſer weder durch Ausführungen, noch durch Nebendinge zu unterbrechen, habe ich dieſe Anmerkungen hinten nach folgen zu laſſen, für gut befunden. Sie dienen auch überhaupt weniger für den, der ſich blos von der Sache unterrichten will, als für den, der ſich einer eigenen Prüfung derſelben unterziehen wollte.

(a)

— — geben einmüthig vor] Denn ich kenne nur zwey Männer, die ſich von dieſer Einmüthigkeit einigermaſſen ausſchlieſſen, indem ſie, das Alterthum der Oelmalerey zwar nicht ausdrücklich behaupten, die Neuheit derſelben zwar nicht ausdrücklich leugnen, aber doch auch jenes eben ſo wenig ſchlechterdings leugnen, als dieſe ſchlechterdings behaupten möchten. Sie ſtehen nur an; ſie halten ihre Stimme nur zurück. Und dieſe zwey Männer ſind — ich zweifle, ob ſie beide noch jemals zuſammen genannt worden; ich zweifle, ob man ſie bey einem andern Anlaſſe ſobald wieder zuſammen nennen dürfte — unſer Litterator Jac. Fr. Reimmann, und der Graf von Caylus.

Reimmann, bereits im Jahre 1709, in ſeiner Litterär Hiſtorie der Deutſchen, einem Werke, das wenigſtens aus ſehr gelehrten Fragen beſtehet, wenn auch ſchon die Antworten nicht immer ſehr gelehrt ſeyn ſollten, (Theil II. S. 287.) ertheilte auf die Frage, *Wer hat die Kunſt die Oelfarben zu bereiten, und mit denſelben auf Leinwand zu mahlen zuerſt erfunden?* in dem ihm eigenen pedantiſch galanten Stile, folgende Antwort: „Das ſollen nach dem Bericht des Autoris der Baumei„ſter-Accademie in der Durchl. Welt Cap. I. diſcurſu 3. p. 65 „der Iohannes und Hubertus van Eyck, Gebrüder aus Flandern, „um das Jahr Chriſti, 1410 zum erſtenmal erfunden haben, „welches ich aber dem geneigten Leſer zur reifen Unterſuchung, „und dem Urheber dieſer Meynung zu ſeiner Verantwortung „und deutlichen Erklärung überlaſſen will. Denn ich vor mein „particulier geſtehe ganz gern, daß ich hierbey noch ein Haufen „Scrupel habe, darinn ich mich bis dato noch nicht finden kann. „Und will ich wündſchen, daß entweder der Herr Autor oder „ſonſt ein curieuſer Kopf ſich an dieſe particulam hiſtoriæ gra„phices machen, und dieſelbe etwas deutlich und gründlich un„terſuchen möchte.“ Nun will ich dem guten Manne hier nicht aufmutzen, daß er zwey ganz verſchiedene Fragen, „wer zuerſt „die Oelfarben gebraucht? und wer zuerſt auf Leinewand ge„malt habe? in eine geworfen, und geglaubt, daß er auf dieſe doppelte Frage mit einer und eben derſelben Antwort abkommen könne. Auch will ich ihm nicht einmal aufrücken, daß er als ein gründlicher Litterator, der er ſeyn wollte, und zum Theil auch wirklich war, doch wohl aus einer beſſern Quelle müßte geſchöpft haben, als aus der *Eröffneten Ritterakademie*. Denn dieſe, auf deren erſter Ausgabe von 1700 etwas von *Durchlauchtiger Welt* ſtehet, meinet er; und ob er ſchon, in einer Note, auch noch den *Kanſius*, in ſeiner Rede pro Germania, und aus dieſer den *Atlas des Mercators* anführet: ſo ſind auch dieſes doch nur ſehr armſelige Bächlein. Ich will ihm, ſage ich, ſelbſt dieſes nicht aufrücken, weil wirklich der Schriftſteller, der in dieſer Sache Quelle iſt, doch ebenfalls nur kaum den Namen Quelle verdient. Aber vergeben kann ich es ihm nicht, daß er von dem Hauffen Skrupel, den er dabey noch zu haben verſichert, auch nicht einen einzigen mittheilet. Er war allerdings ein Mann von vieler Beleſenheit, und konnte leicht in dieſer oder jener alten Schwarte etwas von Erheblichkeit gefunden haben. Nur will ich doch nicht glauben, daß er ſich unter andern auch auf eine Stelle des Seneca werde haben berufen wollen, mit welcher er mich eine Stunde ſo zum Beſten gehabt hat, daß ich nicht umhin kann, es hier anzumerken, weil er leicht auch andere damit irren könnte. In dem erſten Theile ſeines angeführten Werkes nehmlich, (S. 136.) wo er von dem Zuſtande der Malerey in der mittlern Zeit redet, ſagt er: „Die „Münche hatten damals in ihren Klöſtern eine gewiſſe artem „graphicam, die itzo zu unſrer Zeit verloren gegangen. Nemlich „ſie nahmen dünne Gold-Blech (vielleicht vt commonſtrarent Se„necæ non tantum ex oleo et luto conſtare hanc ſcientiam) und „machten dieſelbe auf das Pergamen feſt.“ Der Ort, wo Seneca dieſes von der Malerey ſoll geſagt haben, wird nicht angeführet; aber es ſchien mir gar wohl in dem Geiſte des Seneca zu ſeyn. Und dieſer Ort ſollte noch von ſonſt niemanden ſeyn bemerkt werden? ſollte noch von niemanden auf die Oelmalerey ſeyn angewendet werden? die doch ſo offenbar darinn liegt? Denn wenn Seneca ſagt, daß die Malerey oleo tantum et luto beſtehe, was kann er unter lutum anders als die Erdfarben meynen, deren ſie ſich größtentheils bedienet? und unter oleum anders, als das Oel, womit dieſe Erdfarben zu ihrem Gebrauche tüchtig gemacht werden? Dieſes bewog mich, die Stelle bey dem Seneca ſelbſt zu leſen, die ich auch gar bald, in dem bekanten 88ſten Briefe von dem Werthe der freyen Künſte, fand: fand, und die Täuſchung mit Lachen und Unwillen erkannte. Nicht von der Malerey, ſondern von der Ringekunſt, aus Urſachen, die jedermann weiß, ſagt Seneca, daß ſie aus nichts, als Staub und Oel beſtehe. Hier ſind ſeine Worte: Non enim adducor, ut in numerum liberalium artium pictores recipiam, non magis quam ſtatuarios, aut marmorarios, aut ceteros luxuriae miniſtros. Aeque luctatores, et totam oleo ac luto conſtantem ſcientiam expello ex his ſtudiis liberalibus: aut et unguentarios recipiam et cocos u. ſ. w. Auch dieſes iſt ein Exempel, daß man ſich der Worte eines Alten nicht anders als von ebenderſelben Sache bedienen ſollte, von welcher ſie der Alte gebraucht hat. Mit den Alten anwendungsweiſe reden, giebt zu lauter Verwirrungen Anlaß.

Es mögen denn aber auch Reimmanns Skrupel beſtanden haben, worinn ſie wollen, ſo werden ſie doch ſchwerlich aus eben den Gründen gefloſſen ſeyn, aus welchen der Graf von Caylus das Alterthum der Oelfarben vermuthen zu können glaubte. Denn ohne auf den geringſten hiſtoriſchen Umſtand, ſo viel ich weiß, zu fuſſen, waren es eines Theils blos günſtiges Vorurtheil für die Einſichten der Alten überhaupt, und andern Theils Geringſchätzung der Oelmalerey ſelbſt, die aus dieſem, wenn Gott will, Wiederherſteller einer weit beſſern Malerey ſprachen. Man ſehe den zweyten Abſchnitt ſeiner Reflexions ſur quelques chapitres du XXXV. Livre de Pline, welchen er der Akademie der Innſchriften 1752 vorlas (Memoir. de Litterat. T. XXV. p. 173) und wo er ſich gegen das Ende folgendergeſtalt ausdrückt. Nous avons, il eſt vrai, la façon de mêler nos couleurs avec l'huile, et d'en faire la baſe de la plus grande partie de nos operations; il ſe pourroit peut-être que les anciens ne l'ont pas autant ignorée qu'on ſe l'imagine, eux qui ont connu tant de préparations et de mixtions; celle dont il s'agit etoit même des plus ſimples. Quoi qu'il en ſoit, voyons ſi l'ayant connue ils ont ſi mal fait de la negliger. Je conviens d'abord que l'huile donne une tres-grande facilité de pinceau, et qu'elle rend le travail plus agréable qu'aucun autre corps ne le pourroit faire; mais les anciens peu ſenſibles au moment préſent, travailloient toûjours pour la poſterité. Or il eſt conſtant que l'huile nous a fait perdre du coté de la conſervation. Ce n'eſt pas tout, elle altere nos couleurs et les fait jaunir par la ſeule impreſſion de l'air. Les teintes pouſſent ſouvent avec inégalité, les ombres noirciſſent; enfin nos couleurs et nos impreſſions ſ'écaillent, et les peintures anciennes étoient, ce me ſemble, à l'abri de tous ces inconvéniens: nous pratiquons l'huile depuis un temps aſſez conſiderable pour en connoitre les effets, et pour avancer que l'on ne verra aucune de nos peintures préparées de cette façon dans huit cens ans, comme Pline

pû voir celles qui ſubſiſtoient dans les ruines d'Ardée,
comme nous voyons encore aujour d'hui des reſtes d'une
eaucoup plus grande ancienneté dans quelques endroits de
talie, et meme jusque dans l'Egypte: il faut convenir que
es peintures ſont à fresques. Mais comme ces reflexions
onviendroient mieux à l'Academie de Peinture, je crains
u'elles n'aient ennuyé. Freylich gehörten dieſe Betrachtun-
en eher vor eine Akademie von Malern, als vor eine Aka-
emie von Gelehrten. Aber doch that der Graf ſehr klug
aran, ſie lieber Gelehrten vorzuleſen, als Malern, die in die-
em Sie war ſauer vielleicht nichts als einen pedantiſchen Fuchs
n hören, dürften geglaubt haben. Und vermuthlich gieng er
amals ſchon mit ſeiner eigenen Erfindung ſchwanger, welcher
m voraus Platz zu machen, er allerdings die Oelmalerey herab-
uſetzen und zu verleiden ſuchen mußte. Schade nur, daß es
hm ſo ſchlecht gelungen! Denn weder ſeine Enkauſtik, noch
alle ihr zum Trotz erfundene Enkauſtiken, haben der Oelmale-
rey noch viel Abbruch gethan, die ſich vermuthlich auf immer
ſelbſt bey denen erhalten wird, welchen es eben ſo angelegen
ſt, als den Alten, mehr für die Nachkommenſchaft als für den
gegenwärtigen Augenblick zu malen. Was hindert ſie nehmlich,
auf die Veränderungen, welche Luft und Zeit in den Oelfarben
hervorbringen, ſofort Rückſicht zu nehmen, und ſo zu malen,
daß ihr Colorit durch dieſe Veränderungen von Tag zu Tag
mehr gewinnet, als verlieret? Ich kenne wenigſtens einen groſ-
ſen Maler, der dieſe ſtolze Verleugnung wirklich übet.

(b)

— — faſt eben ſo einmüthig! Auch würde es ſehr zu verwundern ſeyn, wenn ein Niederländer in dem ruhigen Beſitze der Ehre einer ſolchen Erfindung ganz ohne Widerſpruch geblieben wäre. Jenſeit den Bergen wohnen auch Leute; und man kann leicht denken, daß man da nicht ſtille geſchwiegen haben werde. Außer den Sicilianern, von welchen ich in der Anmerkung (c) rede, ſind es aber unter den Italiänern vornehmlich die Neapolitaner und die Bologneſer, welche, wo nicht die Oelmalerey erfunden, doch wenigſtens eben ſo früh und früher mit Oel gemalt zu haben behaupten, als in Flandern damit gemalet worden.

Die Sache der Neapolitaner, führet am gefliſſentlichſten Tafuri in ſeinem zweyten Briefe, Intorno ad alcune Invenzioni uſcite del Regno di Napoli, welcher in dem 6ten Theile der Raccolta d'Opuſcoli ſcient. e filol. von 1732 zu finden. Ein Col' Antonio di Fiori iſt es, welcher zu Neapolis eher mit Oel gemalt haben ſoll, als Antonello da Meſſina die Erfindung nach Italien bringen können. So viel ich ſehe, hat Carlo Celano in ſeinem Bello e Curioſo di Napoli, welches Werk 1692 herauskam, dieſes zuerſt behauptet; und da Tafuri keine nähere oder mehrere Beweiſe davon beybringet, ſo brauche ich nur die Stelle des Celano mitzutheilen, um meinen Leſern zu zeigen, worauf ſich ein ſolches Vorgeben gründet. Vi ſi vede, in einer Kapelle zu Amalfi nehmlich, ſagt Celano, ancora una picciola Tavola, nella quale ſta depinto S. Girolamo in atto di ſtudiare: opera veramente ammirabile di Col' Antonio di Fiore Napoletano, che ſu il primo a dipingere ad oglio nell' Anno 1436 contra quello, che ſi ſcrive dal Vaſari, che dice, che ſu mandato un Quadro ad Alfonſo primo Re di Napoli da Gio: da Bruggia Fiamingo dipinto ad Oglio, e che Antonello da Meſſina ammiratoſi di queſto nuovo modo di dipingere, deſideroſo di ſapere il ſecreto, ſi portò in Fiandra, e dopo qualche tempo lo ſeppe da un allievo di Gio: di Fiandra, tornò in Italia, e paſſato in Venezia, ivi, come dice il Ridolfi, che ſcrive le Vite de' Depintori Veneziani, e dello ſtato, Gio: Bellini ſeppe con aſtuzia il ſecreto, ſcrivendo ancora, che per prima l'aveſſe Antonello comunicato ad un tal Maeſtro Domenico; or ſi concordino i tempi. Col' Antonio nell' anno 1436 dipingeva ad oglio, Alfonſo alli 2. di Luglio dell' anno 1433 preſe Napoli per l'Acquedotto, ed è da ſupponerſi, che non in queſto tempo gli foſſe ſtato preſentato il Quadro del Bruggia, ma in qualche tempo dopo preſa Napoli, ed Antonello nell' andare e tornare vi poſe anco tempo; tal che chiaramente ſi raccoglie per quel, che dice il Vaſari, che più di dieci anni prima Col' Antonio dipingeva ad oglio. Si prova più chiaramente: l'ultimo Quadro, che fece Gio: Bellini, che laſciò imperfetto, fu nell' anno 1514. Viſſe queſt' Artefice

90. anni; dal che ſi ricava, che egli nacque nell'anno 1424. Quando egli ebbe il ſecreto da Antonello, dice l'Autore della ſua vita, ch'egli era molto ſtimato in Italia, e ſi può ſupporre, ch'egli foſſe almeno di trent' anni; dunque nel 1454. cominciò a dipingere ad oglio, oltre che nella vita dello ſteſſo Bellini ſi dice, che circa il 1490. aveſſe principiato a dipingere in queſta maniera, dal che ſi ricava, che il primo, che aveſſe operato ad Oglio, foſſe ſtato il noſtro Col' Antonio nell'anno 1436. come ſi diſſe. Wer ſich hierwider des Johann von Eyck durchaus annehmen wollte, oder müßte, würde gar leicht eine Antwort finden. Er dürfte nehmlich blos bemerken laſſen, daß durch dieſe ganze Zuſammenrechnung höchſtens nur die Erzählung verdächtig werde, nach welcher es Antonello von Meſſina geweſen ſey, der die Oelmalerey aus Flandern nach Italien gebracht habe; daß aber keinesweges Johann von Eyck ſelbſt dabey ins Gedränge komme, als deſſen Erfindung in das Jahr 1410 falle. Mir hingegen kann es ſehr gleichgültig ſeyn, wenn es auch ganz ohne Widerrede wäre, daß Col' Antonio mit Oel gemalt habe, ohne daß er die Kunſt auf irgend eine mittelbare Weiſe dem Johann von Eyck zu danken gehabt.

Eben ſo können meinetwegen auch die Bologneſer in ihren Anſprüchen noch ſo gegründet ſeyn: gegen welche allerdings die Verfechter des Johann von Eyck einen weit ſchlimmern Stand haben. Denn es iſt nicht aus den bloſſen Worten des Vaſari, aus welchen Malvaſia (Felſina Pittrice, T. I. p. 27.) folgert, daß, nach deſſen eigenem unwilligen Bekenntniſſe, Lippo Dalmaſio bereits 1407 zu Bologna in Oel gemalt habe: ſondern es iſt die That ſelbſt, womit Malvaſia dieſes beweiſet, indem er mehr als ein Gemälde namhaft macht, welches ſogar dieſer benannte Bologneſiſche Künſtler lange vor 1400 in Oel gemalt hatte. Und dieſe Gemälde waren alle zur Zeit des Malvaſia noch vorhanden; mit ihren Jahrzahlen zum Theil vorhanden; und jedermann mußte bekennen, daß es wahre Oelgemälde wären. Vielmehr kommen dieſe ältern Bologneſiſchen Oelgemälde, worunter ſogar eines von 1376 war, mir ſehr zu Statten; nach welchen ich es als bereits erwieſen annehmen kann, daß Johann von Eyck nicht der erſte Oelmaler geweſen. Auch richte ich meine weitere Beſtreitung nur deſwegen namentlich gegen ihn, weil er, beſonders diſſeits der Alpen, noch immer dafür gilt, und als ſolcher (bald mit, bald ohne ſeinen Bruder Hubert) aus einem Malerbuch in das andere, aus einem Künſtlerlexicon in das andere fortgepflanzet wird.

(c)

— — Vaſari ſchrieb] Die erſte Ausgabe ſeines Werks, die er ſelbſt beſorgte, iſt von 1566 in Fiorenza appreſſo I Giunti; worinn er von der Erfindung der Oelmalerey an zwey Orten handelt. Einmal überhaupt in dem 21ſten Kapitel der Einleitung; das anderemal umſtändlicher in dem Leben des Antonello da Meſſina. Und dieſes Werk, dieſe Orte dieſes Werkes ſind es, über welche ich mit meinen Nachforſchungen nie hinauskommen können. Denn auch diejenigen, welche mich nicht auf den Vaſari verwieſen, verwieſen mich doch auf Schriftſteller, die zuverläſſig aus dem Vaſari geſchöpft hatten.

Auf einen **Peter Opmeer**, z. E. in deſſen Opere chronologico unter 1410 von den Brüdern Eyck zwar geſagt wird, quorum ingeniis primum excogitatum fuit, colores terere oleo lini. Allein da das Werk des Opmeer erſt 1611, mit der Fortſetzung des **Laurentius Beyerlink** ans Licht kam; da es Opmeer bis 1571 ſelbſt ausgearbeitet: ſo ſieht man leicht, daß er den Vaſari gar wohl brauchen können. Ja es ſcheinet ſogar, daß der Herausgeber die ganze Stelle nach dem **Karl van Mander** verändert und erweitert habe, deſſen Schilderbuch indeß 1604 erſchienen war. Denn es ſind Umſtände eingeflochten, die nur Mander hat, und aus Opmeern nicht haben konnte. Zu geſchweigen, daß die in Holz geſchnittenen Bildniſſe der Brüder Eyck offenbar aus dem Mander genommen ſind.

Oder ſie verwieſen mich auf einen **Dominicus Lampſonius**, deſſen lateiniſche Verſe unter das Bildniß des Johann von Eyck, Boullart (Acad. des Sc. et des Arts T. II. p. 377) anführet.

Ille ego, qui lætos oleo de ſemine lini
Expreſſo docui Princeps miſcere colores
Huberto cum fratre. Novum ſtupuere repertum,
Atque ipſi ignotum quondam fortaſſis Apelli.

Florentes opibus Brugæ: mox nostra per omnem
Diffundi late probitas non abnuit orbem.

Denn dieſe Zeilen ſind aus den Elogiis in Effigies Pictorum celebrium Germaniæ inferioris, die Lampſonius erſt 1572 zu Antwerpen drucken laſſen; und ſtehen alſo der Autorität des Vaſari ebenfalls nach. Nur das beſcheidene fortaſſis iſt ihnen eigen.

Kurz, noch kenne ich keinen einzigen Flandriſchen oder Holländiſchen Schriftſteller, der ſeinen Landsleuten die Erſindung der Oelmalerey beylegte, und vor dem Vaſari geſchrieben hätte. Der beſte und umſtändlichſte Flandriſche Annaliſt vor dem Vaſari, Jacob Meyer, welcher 1552 ſtarb, und deſſen Rerum Flandricarum libri XVII. welche bis auf 1477 gehen, 1561 gedruckt wurden, hat kein Wort davon. Und wenn man meynet, daß er die Sache nicht für würdig geachtet, dieſem ſeinen groſſen Werke einverleibet zu werden: ſo ſetze ich hinzu, daß er auch in ſeinem kleinern vorläuſigen Werke, den Flandricarum rerum Tomis X, das 1533 zu Brügge gedruckt worden, nichts davon hat, wo er doch (Tomo IX Fol. 45) die beſte Gelegenheit dazu gehabt hätte, indem er Brügge wegen ſeiner kunſtreichen Maler und Bildhauer rühmet, die nach Dännemark und Norwegen und andern entfernten Ländern verſchrieben würden.

Hingegen wird man nach Bekanntwerdung des Vaſari, das iſt nach 1566, kaum eine kahle Chronike, kaum ein kleines Geſchichtsbuch von Flandern oder Holland finden, in welchem man der Erfindung der Brüder Eyck nicht ſorgfältig, und meiſtens mit den abentheuerlichſten Lobſprüchen gedacht hätte.

(d)

Sogar Karl van Mander — haben ſoll.] „Johann von „Eyck, ſagt Mander, iſt zu Brügge in gutem Alter geſtorben, „und liegt in der Kirche des h. Donatus begraben, allwo an „einer Seule folgende Grabſchrift auf ihn zu leſen.“

Hic jacet eximia clarus virtute Ioannes.
In quo picturæ gratia mira fuit.
Spirantes formas, et humum florentibus herbis
Pinxit, et ad vivum quodlibet egit opus.

Quippe illi Phidias et cedere debet Apelles:
  Arte illi inferior ac Polycletus erat.
Crudeles igitur, crudeles dicite Parcas,
  Qui talem nobis eripuere virum.
At cum ſit lachrymis incommutabile fatum,
  Vivat ut in cœlis inde precare Deum.

Schwerlich wohl iſt dieſe Grabſchrift gleich nach dem Tode des Künſtlers gemacht worden; denn die Verſe ſind doch ſchon um ein gutes beſſer, als ſie in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, daſiger Gegend gewöhnlich ausfielen. Sie würde alſo kaum ſehr glaubwürdig ſeyn, wenn ſie auch mit ausdrücklichen Worten der Erfindung des Johann von Eyck erwähnte. Wohl aber iſt ſie, da ſie ſolches unterläßt, ein ſtarker Beweis darwider. Denn man ſieht leicht, daß dieſes keiner von den Fällen iſt, wo der Beweis vom Stillſchweigen hergenommen, nichts beweiſet. Hier beweiſet er alles; und es iſt ſchlechterdings unglaublich, daß man zu der Zeit, da dieſe Grabſchrift verfertiget worden, bereits die große Meynung von dem Verſtorbenen gehabt hätte, und dennoch in ſeinem Ehrengedächtniſſe auch nicht mit einem Worte darauf angeſpielet haben ſollte. In der alten Flämiſchen Grabſchrift auf den **Hubertus von Eyck**, welcher in der Johannis Kirche zu Gent begraben liegt, und die van Mander gleichfalls beybringt, iſt eben ſo wenig einige Spur davon zu finden; ſo vielen Antheil er an der Erfindung ſeines Bruders auch immer ſoll gehabt haben.

Was ich ſonſt überhaupt von der Erzählung des van Mander ſage, wird aus der Zuſammenhaltung mit der Nachricht des Vaſari, einem jeden einleuchten. Mander ſchrieb einige dreyßig Jahre nach dem Vaſari, und doch iſt er nichts als der Nachſchreiber des Vaſari; einige Kleinigkeiten ausgenommen. Denn ſelbſt dieſes, daß er die Nachläßigkeit des Vaſari, in Bemerkung der Zeit verbeſſert, iſt eine Kleinigkeit; weil er ſie wirklich blos nach Gutdünken verbeſſert, ohne den geringſten hiſtoriſchen Grund darzu anzuführen, oder zu haben. Denn er mag immer ſagen: Der tydt wanneer Joannes d'Oly-verwe gevonden heeft, is gheweeſt by al dat ick vinden en overlegghen can, Ao. 1410: ſo hat er doch dieſes Datum nur ungefehr aus der Lebenszeit des Grafen von Flandern geſchloſſen, deſſen Geheimerrath Johannes von Eyck ſoll geweſen ſeyn. Wenigſtens hat er es gewiß nicht aus der Prüfung aller damals in den Niederlanden noch vorhandenen alten Gemälde: und dennoch iſt es, auf ſein bloſſes Anſehen, die allgemein angenommene Epoche der Oelmalerey geworden. Denn ich wüßte nicht, daß ein einziger neuerer Geſchichtſchreiber der Malerey, eine Anmerkung genutzt oder auch nur wiederhohlet hätte, die ich bey dem Aubertus Miräus gemacht finde. In dieſes Chroni. Belg. nehmlich, unter dem Jahre 1410, leſe ich folgende merkwürdige Stelle. Joannes Eickius et frater ejus Hubertus, pictores eximii, Brugis florent. Horum alter *Joannes*, oleo ex lini ſeminibus extuſo, picturæ colores primus miſcuiſſe, atque æternos, ut ſic dicam, adverſus ævi injuriam reddidiſſe creditur. Præclarum hoc inventum plerique ad an. 1410 referunt: ſed ante annum 1400 illud in Belgio ſaltem apud pictores quosdam in uſu fuiſſe, convincunt vetuſtiores tabellæ coloribus oleo mixtis depictæ, atque in his una, quæ in templo Franciſcanorum Lovanii ſpectatur, cujus quidem auctor ſive pictor an. 1400 notatur obiiſſe. Ob Houbraken, in der neuen Ausgabe des van Mander, zu Berichtigung ſeines Autors, dieſes angeführt habe, weiß ich nicht; weil ich dieſelbe Ausgabe nicht in Händen habe. Eben ſo wenig weiß ich, ob er oder ein anderer etwas zum Beſten des Johann von Eyck darauf erwiedert habe. Ich geſtehe vielmehr, daß ich auch nicht einmal abſehe, was man darauf erwiedern könne. Denn wenn es mit dieſem Oelgemälde zu Löven ſeine Richtigkeit hatte; wenn der Urheber deſſelben bereits 1400 geſtorben war: iſt Johann von Eyck mit ſeinen Anwälden nicht hierdurch allein ſchon ſachfällig?

(e)

Grabſchrift des Antonello von Meſſina.] Dieſe Grabſchrift, wie ſie Vaſari in dem Leben des Antonello beybringet, deſſen Reiſe nach Flandern, um das Geheimniß des Johann von Eyck zu erforſchen, ſich ebenfalls nur auf das Zeugniß des Vaſari gründet, iſt folgende.

D. O. M.

Antonius pictor, præcipuum Meſſanæ ſuæ et
Siciliæ totius ornamentum, hac humo
contegitur. Non ſolum ſuis picturis,
in quibus ſingulare artificium et venuſtas
fuit, ſed et quod coloribus oleo
miſcendis ſplendorem et perpetuitatem
primus Italicæ picturæ contulit: ſummo
ſemper artificum ſtudio
celebratus.

Wenn Antonello, nach dem Vaſari, zu Venedig geſtorben: ſo wird ihm dieſe Grabſchrift auch wohl zu Venedig ſeyn geſetzt worden. Daß es aber Vaſari nicht genauer anzeigt, in welcher Kirche, an welchem Orte daſelbſt, ſie zu finden, iſt ihm kaum zu verzeihen. Doch er hat in dem Leben dieſes Künſtlers ſich noch weit unverzeihlichere Fehler der Unterlaſſung zu Schulden kommen laſſen, worunter **Malvaſia** lieber, ich weiß nicht welche Abſicht argwohnen möchte. (Felſ. pittr. T. I. p. 28.) Und wahr iſt es, daß er beſonders durch die unbeſtimmte Anzeige, wenn Antonello gelebt und geſtorben, die ganze Erzählung von deſſen Reiſe nach Flandern, und von der Erfindung des Johann von Eyck, in ſo fern ſie mit dieſer Reiſe in Verbindung ſtehet, ſchwankend und verdächtig gemacht hat. Denn wenn Celano, in der oben angeführten Stelle (Anmerk. b.) behauptet, daß die Reiſe des Antonello, nach Angabe des Vaſari, nicht vor 1434 könne geſchehen ſeyn: ſo behauptet Malvaſia gar, daß ſie nicht vor 1444 könne Statt gefunden haben. Was aber Celano von dem Giov. Bellini ſagt, der das Geheimniß vom Antonello gelernt, und doch erſt um 1490 angefangen haben ſoll, in Oel zu malen, kann auf den Vaſari nicht gehen, ſondern muß den andern Lebensbeſchreiber des Bellini, den Ridolfi, gelten. Vaſari ſagt ſo etwas nirgends; und eben ſo wenig kann ich den Ort finden, auf welchen **van Mander** zielet, wenn er ſagt: Daer Vaſari oft zynen Drucker in miſt, die diſe vindinghe een hondert Jaar jongher beſchryft to weſen. Jahrzahlen, bey welchen ſich der Setzer vergriffen haben könnte, und die ſich auf die Erfindung der Oelmalerey bezögen, ſehe ich bey ihm überall nicht.

Wäre es aber auch Wunder, wenn Vaſari in noch ſo groſſe Widerſprüche gefallen wäre? Er nahm in ſeine Geſchichte eine völlig unwahre alte Sage auf: und Wunder wäre es vielmehr, wenn ſich dieſe unwahre Sage durch nichts verriethe.

Ja, wer weiß, ob die ganze Reiſe des Antonello von Meſſina auch noch einmal das war? Nehmlich, alte Sage. Vielleicht war ſie nichts als eine bloſſe Vermuthung, ein bloſſer Einfall des Vaſari, auf den ihn die Grabſchrift des Antonello brachte. Er hatte einmal als ausgemacht ſich in den Kopf geſetzt, daß die Oelmalerey in Flandern durch Johann von Brügge erfunden worden: wie ſollte er nun das Lob, das dem Antonello in ſeiner Grabſchrift ertheilet ward, quod coloribus oleo miſcendis ſplendorem et perpetuitatem primus Italicæ picturæ contulit, anders damit vergleichen, als daß er ihn eine glückliche Reiſe nach dem ausländiſchen Geheimniſſe thun läßt?

Gleichwohl muß man eingeſtehen, daß dieſe Worte der Grabſchrift ſo etwas keinesweges beſagen. Antonello kann gar wohl der Italieniſchen Malerey das Geheimniß der Oelfarben zugebracht haben, ſie damit bereichert haben: ohne ſie aus einem fremden Lande nach Italien geholt zu haben. Er kann ſie ſelbſt erfunden, und ſelbſt in Italien erfunden haben. Dieſe Auslegung leiden die Worte gar wohl.

Ohne Zweifel wird es auch dieſes ſeyn, worauf ſich die Sicilianer vornehmlich gründen, wenn ſie ihren Antonello nicht blos für den erſten Schüler des Erfinders, ſondern für den Erfinder ſelbſt gehalten wiſſen wollen. Ich betauere, daß ich das Werk, in welchem ein mehreres hievon ſtehen ſoll, (nehmlich die Sicilia inventrice des Auria und vornehmlich die Zuſätze des Mongitore) nicht nutzen kann.

(f)

Aus Verdruß, daß ihm ſeine Tafel geborſten.] Die Worte des Vaſari ſind, in dem Leben des Antonello, dieſe. Hora havendo, nehmlich Johann von Brügge, als er noch mit Waſſerfarben malte, aber zu guten Firniſſen ſchon mancherley Verſuche gemacht hatte, una volta ſra l'altre durato grandiſ ſima fatica in dipingere vna tauola, poiche l'hebbe con molta diligenza condotto a fine, le diede la vernice, e la miſe a ſeccar al ſole, come ſi coſtuma. Ma ò perche il caldo fuſſe violente, o forſe mal commeſſo il legname, o male ſtagionato, la detta tauola ſi aperſe in ſulle commettiture di mala ſorte. La onde, veduto Giovanni il nocumento, che ſi haueua fatto il caldo del ſole, deliberò di far sì, che mai più gli farebbe il ſole così gran danno nelle ſue opere. E così recatoſi non meno a noia la vernice, che il lavorare a tempera, cominciò a penſare di trouar modo di fare una ſorte di vernice, che ſeccaſſe all' ombra, ſenza mettere al ſole le ſue pitture. Onde poiche hebbe molte coſe ſperimentate, e pure e meſcolate inſieme, alla fine trouò, che l'olio di ſeme di lino, e quello delle noci, fra tanti, che n'haueua prouati, erano più ſeccatiui di tutti gli altri. Queſti dunque bolliti con altre ſue miſture, gli ſecero la vernice, che egli, anzi tutti i pittori del mondo haueuano lungamente deſiderato. Dopo fatto ſperienza di molte altre coſe, vide, che il meſcolare i colori con queſte ſorti d'olii, daua loro una tempera molto forte; e che ſecca non ſolo non temeua l'acqua altrimenti, ma accendeua il colore tanto forte, che gli daua luſtro da per ſe ſenza vernice. E quello, che più gli parue mirabile, fù, che ſi vniua meglio, che la tempera infinitamente. Per cotale Inuentione rallegrandoſi molto Giouanni u. ſ. w. Es war alſo freylich nicht ein bloſſes Waſſergemälde, ſondern ein mit einem Firniß überzogenes Waſſergemälde, welches Johann an der Sonne trocknete. Aber dieſer Firniß war doch nicht der gewöhnliche aus Leinöl: ſondern den Firniß aus Leinöl erfand Johann erſt, um ſeine Gemälde im Schatten trocknen zu können. Ja dieſe Erſindung des Firniſſes aus Leinöl war es, welche ihm zu der wichtigern Erſindung, die Farben ſelbſt ſogleich mit Leinöl abzureiben, Gelegenheit gab. Wem dieſes begreiflich iſt, dem ſey es. Und doch erzählt auch van Mander die Sache vollkommen eben ſo: kleine Verbrämungen ausgenommen, wie ſie der Ausſchreiber, der gern nicht Ausſchreiber ſcheinen will, zu machen pflegt. Auch ihm heißt Johann von Eyck ein ſo glücklicher chymiſcher Unterſucher, dat hy te weghe bracht, zyn Ey oft

Lym-verwe te verniſſen, met eenigh vernis ghemaeckt met eenige Olyen, dat welcke den volcke ſeer wel beviel, om dat het werck ſoo een ſchoon blinckende glans hadde. Nae dit ſecreet hadden in Italien veele vergheefs gheſocht: want ſy de rechte maniere niet en vonden. Het is eens ghebeurt, dat Joannes hadde gemaeckt een Tafel, daer hy grooten tydt, vlyt en arbeydt in hadde ghebruyckt (gelyck hy altyts met groote netticheyt en ſuyverheyt zyn dinghen dede.) Deſe Tafel op gedaen weſende, heſtſe nae zyn nieu inventie, en ghelyck hy nu ghewoon was, verniſt, en ſtelddeſe te drooghen in de Sonne, maer of de penneelen niet wel ghevoeght en ghelymt en waeren, oft de hitte der Sonnen the gheweldich, de Tafel is in de vergaderinghen gheborſten, en van een gheweken. Joannes was ſeer t'onvreden, dat zynen arbeydt door de Sonne ſo verloren, en te niete was, en nam vor hem te maecken, dat ſulcke ſchade door de Sonne hem niet meer en ſoude obercomen: des hy d'Ey-verwe en 't verniſſen vyandt wordende, eyndelyck gingh onderſoecken en overlegghen om eenigh vernis te maken, dat in huys en uyt de Sonne drogen mocht. Doe hy nu veel Olyen, en ander dinghen in der natuere hadde vaſt onderſocht, vont hy de Lynſaet en Nootoly de drooghenſte van allen te weſen: deſe dan ſiedende met eenighe ander ſtoffen die hy daarby dede, maeckte den beſten vernis van der Weerelt. En alſo ſulke werckende wacker gheeſten, verder en verder ſoeckende, nae volcomenheydt trachten, bevont hy met veel onderſoeckens, dat de verwe ghemenghelt met ſulcke Olyen haer ſeer wel liet temperen, en wel hardt drooghde, en drooghe weſende, het water wel verdraghen mocht, dat d'Oly oock de verwen veel levender maeckten, en van ſelfs een blinckenheyt deden hebben, ſonder dat menſe verniſte u. ſ. w. Eines zwar iſt bey dem Holländer etwas mehr, als eine bloſſe kleine Verbrämung ſeines Originals. Es iſt Uebertreibung, Verfälſchung. Nehmlich, wenn Vaſari blos ſagt, daß Johann von Eyck Anfangs nur den Firniß aus Leinöl oder Nußöl erfunden habe: ſo läßt ihn Mander nicht allein dieſen, ſondern auch den Firniß überhaupt erfinden. Vaſari nennet mehr als einen ältern Italieniſchen Maler, die ſich des Firniſſes bedienet; und bekannt iſt, aus dem Plinius, daß ſchon Apelles einen Firniß brauchte, mit welchem es ihm niemand gleich thun konnte. Aber das alles vergißt oder verſchweigt Mander, um ſeinen Erfinder deſtomehr erheben zu können. Vaſari ſagt hienächſt gar nicht, woraus der allererſte Firniß beſtanden: aber Mander ſagt es ausdrücklich, daß er ebenfalls met eenige Olyen gemaeckt geweſen. Nun möchte ich doch dieſe Oele wiſſen, deren ſich Johann von Eyck vor dem Leinöle oder Nußöle dazu hätte bedienen können, und welche zugleich weit ſchwerer trockneten als Leinöl oder Nußöl. Doch wozu dieſe langweilige Beſtreitung? Ich will in der Anmerkung (x) der Sache auf einmal ein Ende machen, und durch eine Stelle aus unſerm Theophilus zeigen, daß auch der Firniß aus Leinöl ſchon längſt erfunden geweſen. Aber freylich mußte Vaſari weislich den Johann von Eyck erſt zum Erfinder dieſes Firniſſes machen, ehe er ihn zum Erfinder der Oelfarben ſelbſt machte. Denn wenn er hätte zugeben oder auch nur vermuthen laſſen ſollen, daß jener Firniß ſchon längſt erfunden und im Gebrauche geweſen: ſo empfand er wohl, daß man ſchwerlich begreiffen würde, wie man nicht auch ſofort den kleinen Schritt zu den Oelfarben ſollte gethan haben. Und ſo ſieht man auch hier, daß ſich keine Unwahrheit behaupten läßt, ohne ihr zu Liebe noch andere Unwahrheiten zu erdichten.

(z)

Geheimniß — — mitzutheilen einerley geweſen.] Vaſari ſelbſt hat ſich bey Erzählung dieſes Umſtandes nicht enthalten können, den nehmlichen Einwurf zu haben, und zu äuſſern. Sparſa, fährt er fort, non molto dopo la fama dell' inventione di Giouanni, non ſolo per la Fiandra, ma per l'Italia e molte altre parti del mondo, miſe in deſiderio grandiſſimo gli artefici di ſapere in che modo egli deſſe all' opere ſue tanta perfettione. I quali artefici perche vedeuano l'opere, e non ſapeuano quello, che egli ſi adoperaſſe, erano coſtretti a celebrarlo, e dargli lode immortali, e in un medeſimo tempo virtuoſamente inuidiarlo: e maſſimamente, che egli per vn tempo non volle da niuno eſſer veduto lauorare, ne inſegnare a neſſuno il ſegreto. Ma divenuto vecchio, ne fece gratia finalmente a Rugieri da Bruggia ſuo creato et Rugieri ad Auſſe ſuo diſcepolo, et a gli altri de quali ſi parlo, doue ſi ragiona del colorire a olio nelle coſe di pittura. Ma con tutto ciò, ſe bene i Mercanti ne faceuano incetta, e ne mandauano per tutto il mondo a Principi, e a gran perſonaggi con loro molto vtile, la coſa non vſciua di Fiandra. E ancorache cotali pitture haueſſino in ſe quell' odore acuto, che loro dauano i colori, et gli olii meſcolati inſieme, e particolarmente quando erano nuoue, onde pareua, che foſſe poſſible a conoſcergli, non però ſi trouò mai nello ſpatio di molti anni. Und womit beantwortet er dieſen Einwurf? Mit nichts. Gerade, als ob ihn anführen, auch ihn beantworten hieſſe! Gerade, als wäre ein ſolches obſchon durch ein bloſſes dennoch gehoben! Und eben ſo macht es van Mander, wie man leicht denken kann, wenn er, bey Gelegenheit des an den König Alphonſus nach Neapolis geſchickten Gemäldes, ſagt: Om dit wonderlyck nieuw werck te ſien, was grooten toeloop van den Schilders, gelyck elders oock. En hoewel d'Italianen vaſt toeſaghen, met alderley opmerckinghe, en rieckende daer aen, wel bevoelden een ſtarckachtighe roke, die d'Oly met den verwen ghemenght van haer gaf, ſo bleef hun dit ſecret evenwel verborghen.

(h)

— — welches Feller anzeiget.) In ſeinem Catalogo Codicum MSStorum Bibliothecæ Paulinæ in Academia Lipſienſi (Lipſ. 1686. 12) und zwar nicht blos in dem Verzeichniſſe der Handſchriften ſelbſt, S. 255. ſondern vornehmlich in der Vorrede, wo er die vorzüglichſten derſelben, welche als die eigenthümlichen Seltenheiten dieſer Bibliothek zu betrachten, anführet. Inter medicos, ſagt er, non ſine gaudio inveniebam *Theophili monachi* librum *de arte colorandi ac coquendi vitra*, quam plane intercidiſſe hodie nonnulli aſſerunt. Dieſen Titel giebt ihm Feller, wie geſagt, in der Vorrede; in dem Verzeichniſſe aber giebt er ihm den, welchen ich in dem Texte anführe.

Nun fanden ſich auch bald Gelehrte, welche befliſſen waren, Fellers Anzeige von einem ſo merkwürdigen Manuſcripte weiter zu verbreiten.

Sofort das Jahr darauf (1687) hob es Morhof in ſeinem Polyhiſtor (T. I. lib. I. cap. VII §. 32) aus dem ganzen Fellerſchen Catalogus einig und allein aus. Theophili Monachi liber de arte colorandi ac coquendi vitra, ſchrieb er, *quem* plane intercidiſſe nonnulli exiſtimant, merito conferendus cum illis, qui hodie de eodem argumento ſcripſerunt. Aber indem er einen einzigen Buchſtaben bey Fellern falſch las, ſagte er etwas, was dieſem nie in den Sinn gekommen war, zu ſagen. Für *quam* plane intercidiſſe nonnulli exiſtimant, nehmlich artem colorandi vitra; las er *quem* plane, nehmlich Theophili librum.

Und ſchon Bayle hatte, bey Anzeige der Fellerſchen Schrift in ſeinen Nouvelles de la Repbl. des lettres (Sept. 1686) des Theophilus mit erwähnet.

Was mich aber Wunder nimmt, und was ich betaure, iſt dieſes, daß Feller ſelbſt die Handſchrift des Theophilus einem Gelehrten zu zeigen vergaß, der gerade der Mann dafür geweſen wäre. Ich meine den Jac. Tollius, der ihn im Jahr 1687 beſuchte, und dem er ſonſt alle Schätze der Bibliothek verlegte. (Tolli Epiſt. Itiner. III. p. 64.)

Noch mehr wundert mich, daß Montfaucon in dem Auszuge, welchen er in ſeiner Biblioth. Bibliothecarum Manuſcriptorum (T. I. p. 594.) aus dem Fellerſchen Catalogus mittheilet, den Theophilus überſehen können.

(i)

— — der *Act. Erud.* — — näher bekannt machte.] Vermuthlich war dieſer Verfaſſer ebenfalls Feller, welcher an den Actis Erudit. mit arbeitete, und beſonders die antiquariſchen Artikel beſorgte. Als er nun (Menſ. Aug. a. 1690. p. 414.) die Vetera Monimenta des Ciampini, deren erſter Theil zu Rom in eben dieſem Jahre erſchienen war, anzeigte, und den Antonio Neri nennte, den Ciampini als den vornehmſten Schriftſteller von der Glasmacherkunſt anführet, ſetzte er hinzu: Tacere autem hoc loco non poſſumus, extare hodieque in Bibliotheca Paulina Lipſienſi codicem membraneum MSCtum *Theophili* Monachi *de coloribus et de arte colorandi vitra*, qui et inter libros Medicos n. 21. recenſitus eſt a clariſſ. Fellero noſtro in Catalogo Codicum MSSctorum Paulinorum p. 255. qui eundem codicem et inter rariora Paulinæ MSSCta, in præfatione ad Lectorem retulit. Eſt autem iſthoc libri initium: *Theophilus humilis presbyter, ſervus ſervorum Dei, indignus nomine et profeſſione monachi, omnibus mentis deſiderantibus vacationem utili manuum occupatione et delectabili novitatum meditatione declinare &c. retributionem cœleſtis præmii* &c. Libri hujus Artis Vitriariæ ſunt tres, I. *de coloribus et eorum mixtura*, XXXVIII conſtans capitulis; II. *de conſtructione furni ad operandum vitrum, et inſtrumentis hanc in rem neceſſariis*, qui XXXIV capitulis abſolvitur, quorum XIX eſt *de vitro, quod Muſinum*, (ita enim ſemper in hoc libro legimus, non Muſivum) *opus decorat*; III. *de limis, de vaſculis ad liqueſaciendum aurum et de nigello imponendo et poliendo*, ſed in quo reliqua capitula poſt ſeptimum deſiderantur, quemadmodum et in libro II. capitula quinque, XII nempe, XIII. XIV. XV. et XVI. deeſſe deprehenduntur. Sed hoc obiter indicaſſe ſufficiat, ne ſolus Antonius Nerius ſcripſiſſe de hac arte videri queat. Was in dieſer nähern Nachricht nicht ſo iſt, wie es ſeyn ſollte, wird man zum Theil aus der Anmerkung (o) erſehen; umſtändlicher aber, an einem andern Orte. Nach ihr wüßte ich nicht, daß irgendwo weiter des Theophilus wäre gedacht worden.

(k)

— — in der Königlichen Bibliothek zu Paris.] Die Kenntniß davon habe ich aus dem Catalogo Codicum Manuſcriptorum Bibliothecæ Regiæ (T. IV. p. 273 Paris. e Typograph. reg. fol. 1744) allwo die Handſchrift, in welcher ich unſern Theophilus vermuthe, folgendermaſſen angegeben wird.

VIMDCCXLI.

Codex chartaceus, olim Bigotianus.

Ibi continentur.

1° Experimenta 118 de coloribus: præmittitur tabula ordine alphabetico digeſta, de vocabulis ſynonymis et æquivocis colorum, eorumque accidentium.

2° *Theophili* liber de omni ſcientia picturæ artis.

3° *Petri de Sancto Audemaro* liber de coloribus faciendis.

4° *Heraclii* libri tres de coloribus *et* de artibus Romanorum.

5° Libellus de compoſitione colorum: authore *Joanne Alcerio.*

6° Differentes receptes ſur les couleurs, recueillies par *Jean le Begue*, Greſſier de la Monnoye de Paris.

Is codex anno 1431. exaratus eſt.

Es ſollte mich ſehr freuen, wenn es mit meiner Vermuthung ſeine Richtigkeit hätte, und das zweyte Stück dieſer Handſchrift das nehmliche Werk wäre, worauf ſich meine gegenwärtige Erörterung gründet. Denn ſo würden neugierige Liebhaber auch in dieſer Entfernung Gelegenheit haben, ſich mit ihren eigenen Augen zu überzeugen. Noch mehr aber würde mich freuen, wenn ich hierdurch veranlaßte, daß ein Gelehrter welchem die Künſte nicht gleichgültig ſind, oder ein Künſtler dem die geringe dazu erforderliche Gelehrſamkeit nicht fehlet, (und wo müſſen Männer dieſer Art häuſſiger anzutreffen ſeyn, als in Paris?) daß, ſage ich, ein ſolcher Mann ſich gefallen lieſſe, nicht blos den Theophilus, ſondern auch die übrigen Stücke dieſer Handſchrift genauer anzuſehen, und der Welt das nähere davon mitzutheilen. Es könnte leicht kommen, daß er unter andern das vierte Stück eben ſo wichtig und intereſſant fände, als ich den Theophilus gefunden habe. Mir ſcheint wenigſtens der Titel ich weis nicht was zu verſprechen: de artibus Romanorum. Und wenn auch dieſer Heraclius nur ſo alt wäre als Theophilus: auch dann könnten ſehr viel Nachrichten darinn ſtehen, nach welchen wir uns itzt vergebens umſehen.

Die Jahrzahl 1431 ſcheint die Zeit anzudeuten, in welcher Jean le Begue alle dieſe Schriften zuſammenſchrieb. Geſetzt alſo auch, daß ſie ſich insbeſondere mit auf die Abſchrift des Theophilus beziehet: ſo wird man gleichwohl ſie noch immer alt genug finden, um das, was ich aus dieſem Verfaſſer wider die vermeinte neuere Erfindung anführe, ſelbſt alsdenn gelten zu laſſen, wenn wir hier in Deutſchland auch keine weit ältere Abſchriften aufzuweiſen hätten.

(l)

— — Geſner — — auf den Agrippa.] *Conr. Geſneri Biblioth. Univerſalis (Tiguri 1545.) p. 614.* THEOPHILUS quidam pulcherrimum de vitrificatoria librum conſcripſit. Henr. Corn. Agrippa. Die Stelle, wo Agrippa des Theophilus erwähnet, hat Geſner nicht genauer angegeben. Sie findet ſich aber in deſſen Buche de Vanitate ſcientiarum, und zwar gegen das Ende des 96ſten Kapitels de Alcumiſtica, wo er, nachdem er alles mögliche Böſe von der Alchymie geſagt, doch endlich hinzufügt: Non inficior, ex hac arte multa admodum egregia artificia ortum habere traxiſſeque originem. Hinc acieri, cinnabrii, minii, purpuræ, et quod aurum muſicum vocant, aliorumque colorum temperaturæ prodierunt; huic aurichalcum et metallorum omnium mixtiones, glutimina et examina et ſequeſtrationes debemus; bombardæ formidabilis tormenti inventum illius eſt; ex ipſa prodiit vitrificatoria nobiliſſimum artificium, de qua Theophilus quidam pulcherrimum librum conſcripſit.

(m)

— — Simler fügte hinzu —] *Append. Bibl. Conr. Geſneri (Tiguri 1555.) fol.* 8 3 THEOPHILI monachi libri III. Primus de temperamentis colorum, ſecundus de ratione vitri, tertius de fuſoria et metallica. Extant apud Georgium Agricolam in pergamenis, et in Cella veteri monaſterio, quæ Bibliotheca Lipſiam translata eſt. Idem Theophilus in tractatu diverſarum artium adducitur, in libro qui inſcribitur Lumen animæ. Ich wäre ſehr begierig zu wiſſen, woher Simler dieſe Nachricht genommen. Die natürlichſte Vermuthung iſt, daß er ſie aus dem G. Agricola habe, der in ſeinen Werken mehr als eine Gelegenheit finden können, des Theophilus und ſeiner Handſchrift zu gedenken. So wird es auch wohl ſeyn; ob ich gleich bekennen muß, daß ich die Stelle, alles angewandten Fleiſſes ohngeachtet, noch nicht finden können. Daß ſie da nicht iſt, wo er von dem Glasmachen gelegentlich handelt, glaube ich verſichern zu können.

(n)

— — daß es ihn anführte.] Dieſes Lumen Animæ iſt ein höchſt ſeltenes Buch, ob es gleich nach dem Mettaire zweymal ſoll gedruckt ſeyn: nehmlich 1477 und 1479. Allein ich zweifle an der letztern Ausgabe. Keiner von denen, die gefliſſentlich von raren Büchern geſchrieben haben, gedenkt ſeiner. Auch Fabricius ſcheinet es nur aus einer Anführung des Colomeſius zu kennen, wenn er es mit demſelben zu einem Werke des Matthias Farinator macht, welcher um 1320 blühte.

Würde alſo unſers Theophilus in dieſem Werke gedacht, ſo müßte er, nach beſagter Angabe von dem Alter ſeines Verfaſſers, wenigſtens im dreyzehnten Jahrhunderte gelebt haben. Allein, wie geſagt, der Theophilus, deſſen Breviarium diverſarum artium verſchiedentlich darinn angeführet wird, da dieſes Breviarium gewiß nicht unſer Werk iſt, wie aus den angezogenen Stellen erhellet, muß daher auch nicht nothwendig unſer Theophilus ſeyn.

Wäre er es aber inzwiſchen doch: nun ſo würde er ſchon hieraus vielleicht für noch älter angenommen werden müſſen. Denn kurz, ich weiß gewiß, daß Colomeſius und Fabricius ſich irren, daß ſich alle irren, welche das Lumen animæ für ein Werk des Farinators halten. Es iſt älter als Farinator, der es blos in eine bequemere Ordnung gebracht zu haben ſelbſt bekennet. Den Beweis hiervon und Proben, welchen eigenen Werth dieſes alte Werk ſelbſt hat, gebe ich anderwärts.

(o)

— — die jüngere der Pauliner Bibliothek.] Ich habe ſie durch die gütige Vermittelung des Hrn. D. Erneſti ſelbſt vor mir. Daß es die nehmliche ſey, welche ehedem, nach Simlern, in der Bibliothek des Kloſters Alten Zelle geweſen, daran iſt wohl kein Zweifel. Welche groſſe Lücken ſie habe, wird in den Actis Er. angezeigt; und dieſe Lücken ſind Schuld, daß daſelbſt, beſonders von dem dritten Buche, nur ein ſehr unvollſtändiger Begriff hat gegeben werden können. Ja ſie ſind ohne Zweifel auch Urſache, daß das ganze Werk darüber vernachläſſiget worden. Bey denen, welche ſich mitten in dem zweyten Buche finden, ſehe ich von einer alten doch jüngern Hand, als von der das Manuſcript ſelbſt iſt, folgende Worte hinzugeſchrieben: Hic deficit ſubtilior pars et melior et vtilior totius libri, pro qua ſi quidem haberent darent mille florenos. Wenn nun alſo ein

Gelehrter zu Leipzig den Theophilus auch noch ſo wohl kannte: wie konnte er Luſt haben, ihn aus einer Handſchrift an das Licht zu bringen, in welcher gerade das Beſte und Nützlichſte fehlet?

(p)

— — **die unſrige und ältere** —] So wie die Leipziger Handſchrift die nehmliche aus Alten Zelle iſt: ſo vermuthe ich, daß die unſrige keine andere ſeyn werde, als die, nach Simlern, George Agricola ehedem beſeſſen. Sie gehöret zu den Handſchriften des **Marquardus Gudius**. Warum man aber nie gehöret, weder daß ſie Gudius gehabt, noch daß ſie gegenwärtig in unſrer Bibliothek ſich befinde, iſt ohnſtreitig dieſes die Urſache, weil man in den gedruckten Verzeichniſſen der Manuſcripte des Gudius ſie mit anzumerken vergeſſen hatte. Sie macht nehmlich keinen eigenen Band aus, ſondern iſt mit der Handſchrift des **Vitruvius** zuſammengebunden, welche in dem gedruckten Verzeichniſſe in Quart, unter den Lateiniſchen die 249ſte, in dem in Octav aber die 238ſte iſt. Ich ſage hier von ihr nichts weiter, als daß ſie die Lücken nicht hat, welche den Werth der Leipziger Handſchrift ſo ſehr verringern.

(q)

— — **Tutilo, Theophilus wäre.**] Welch ein groſſer Maler welch ein allgemeiner Künſtler **Tutilo** geweſen, iſt bekannt. Man ſehe von ihm die Geſchichtſchreiber des Kloſters St. Gallen, die man in dem erſten Bande der Script. Rer. Alam. des Goldaſt beyſammen findet. Nun leſe ich zwar nirgends, daß er von einer der verſchiedenen Künſte, welche er übte, etwas ſchriftlich hinterlaſſen: warum könnte es aber dem ohngeachtet nicht ſeyn?

Der Name **Tutilo**, iſt deutſch. Er kömmt in dem Catalogo nominum propriorum, quibus Alamanni quondam appellati, vor, den Goldaſt, aus einer alten Handſchrift zu St. Gallen, abdrucken laſſen; (T. II. Sc. R. A.) und zwar in dem erſten Kapitel, welches diejenigen Namen enthält, die in Alamannia Theutonica üblich geweſen. Und hieraus, denke ich, erhellet allein ſchon genugſam, mit welchem Rechte die Benediktiner den Tutilo in ihre Hiſtoire litteraire de la France gezogen haben.

Die Ableitung des Namens aber, auf die ich mich bey der angegebnen Bedeutung gründe, wird man leicht errathen. Nur hätte ich mich ohne Zweifel weniger poſitiv darüber ausdrücken ſollen.

(r)

— — petula ſtanni.] Petulam nennet unſer Verfaſſer durchgehends, was bey andern Schriftſtellern der mittlern Zeit petulum heißt: vermuthlich von πέταλον. Petulæ auri ſind ihm alſo Goldblätter, die er in dem 21ten Kapitel des erſten Buchs umſtändlich zu ſchlagen und aufzutragen lehret. Petulæ ſtanni aber dergleichen Blätter aus dem feinſten Zinn, die er, in Ermanglung des Goldes, in dem folgenden Kapitel zu machen und mit einer Goldfarbe zu überziehen anweiſet.

Eigene Goldſchläger gab es zu der Zeit des Theophilus noch nicht. Sondern der Maler oder Künſtler, welcher Goldblättet brauchte, mußte ſie ſich ſelbſt verfertigen. Die Weiſe, wie er dabey zu Werke ging, war im Grunde eben die, welche noch itzt im Gebrauche iſt: nur beſchwerlicher vermuthlich, indem er kein Ziehwerk hatte, ſondern alles, vom Anfange an, mit dem Hammer zwingen mußte. Hier iſt die ganze Stelle aus dem 21ſten Kapitel, in welcher mir beſonders die Materie, die er zu ſeinen Quetſchformen nahm, und die Art, wie er dieſe zu der Ausdehnung des Goldes dienſamer machte, anmerkungswürdig ſcheinet. Tollo pergamenam græcam, quæ ſit ex lana ligni, et fricabis eam ex utraque parte cum rubeo colore, qui comburitur ex ogra, minutiſſime trito et ſicco, et polies eam dente caſtoris ſive urſi, vel apri, diligentiſſime, donec lucida ſiat, et idem color ipſa fricatione adhæreat. Deinde incide forpice ipſam pergamenam per partes quadras ad latitudinem quatuor digitorum, æqualiter latas et longas. Poſtmodum facies eadem menſura ex pergameno vituli, quaſi marſupium et fortiter conſues, ita amplum, ut multas partes rubricatæ pergamenæ poſſis imponere. Quo facto tolle aurum purum et fac illud attenuari malleo ſuper incudem æqualem diligentiſſime ita, ut nulla ſit in eo fractura, et incide illud per quadras partes ad menſuram duorum digitorum. Deinde mittes in illud marſupium unam partem rubricatæ pergamenæ, et ſuper eam unam partem auri in medio, ſicque pergamenam et rurſus aurum; atque ita facies donec impleatur marſupium, et aurum ſemper ſit in medio commixtum. Dehinc habeas malleum fuſilem ex aurichalco, iuxta manubrium gracilem et in plana latum, unde percuties ipſum marſupium ſuper lapidem magnum et æqualem, non grauiter ſed moderate, et cum ſæpius reſpexeris, conſiderabis, utrum velis ipſum aurum omnino tenue facere, vel mediocriter ſpiſſum. Si autem ſupercreuerit aurum in attenuando et marſupium exceſſerit, præcides illud forcipe paruulo et leui, tantummodo ad hoc opus facto. Hæc eſt ratio aureæ petulæ. Quam cum ſecundum libitum tuum attenuaueris, ex ea incides forcipe particulas quantas volueris et inde ornabis coronas circa capita imaginum, et ſtolas et oras veſtimentorum, et cetera vt libuerit. —

(s)

Vaſari ſagt vom Margaritone.] Das nehmliche verſichert auf Treu und Glauben des Vaſari, auch van Mander; und auf Treu Glauben und des van Mander und Vaſari, verſichern es alle, die dieſes alten Meiſters gedenken.

(t)

— — **daß er bloſſe Leinewand nahm** —] Und auch dieſes, daß man ſich, in Ermanglung der Häute, der Leinewand bedienen könne, ſagt Theophilus (c. 19. lib. I) mit ausdrücklichen Worten: Si vero defuerit corium ad cooperiendas tabulas, eodem modo et glutine cooperiantur cum panno mediocri novo. Und daß er pannum linteum verſtehe, iſt wohl kein Zweifel.

(u)

— — **mit einer Maſſe, welche ſich u. ſ. w.**] Dieſe Maſſe, welche Theophilus gluten caſei, Käſeleim nennet, und zu machen lehret, kömmt auch unter den alten Compoſitionen beym **Muratori** (p. 382) vor, als beſonders dienlich, Holz und Knochen zuſammen zu leimen. Sie iſt auch wirklich nicht allein hierzu gut, ſondern überhaupt einer der beſten allgemeinen Leimen, der nur zu finden, und aus dem noch heut zu Tage verſchiedene Künſtler ein Geheimniß machen. So erinnere ich mich, daß vor einigen Jahren ein Franzoſe, Namens **Renard**, in Hamburg herum ging, und zerbrochnes Porcellan ſehr wohl und behende flickte. Der Leim, den er dazu brauchte, war kein anderer, als dieſer Käſeleim, den er in Oſtindien wollte gelernt haben. **Kunkel** (Kunſt und Werk Schule, Th. II. B. V. Kap. 4) ſcheinet ihn nicht gekannt zu haben, ob er ſchon verſchiedne andere Verbindungsmittel aus Eyweiß und Kalk anführet. Wohl aber muß **Becher** von ihm gehöret haben, der in ſeiner Närriſchen Weisheit (§. 27) ſchreibt: „daß aus Kalck und neuem „Käſe ein Stein oder Kieß kann werden, welcher an Härte „dem Demant nicht viel weicht, iſt mir bekannt.“ Man ſehe auch: Secrets concernants les Arts et les Metiers T. I. p. 50, die zu Berlin 1717 herausgekommen.

(x)

— — **Firniß — zum Theil beſtand.**] Denn derjenige Firniß, womit man Gemälde überziehet, iſt nichts als ein mit Gummi geſottenes Leinöl, oder anderes Oel, welches durch das Sieden den größten Theil ſeiner wäſſerigen Feuchtigkeit verloren hat. Wenn alſo auch ſchon Johann von Eyck dieſen Firniß erfunden hätte: ſo würde doch nicht zu begreiffen ſeyn, wie er von dieſer Erfindung auf den Einfall kommen können, die Farben ſelbſt mit ungeſottnem Oel abzureiben, indem dieſes Verfahren der Abſicht, die er damit ſoll gehabt haben, gerade entgegen geweſen wäre. Doch er hat ihn, wie geſagt, nicht erfunden; und hier iſt die verſprochene Stelle aus der Handſchrift, wo Theophilus den Firniß eben ſo zu machen lehret, als er noch itzt gemacht wird. (Lib. I. cap. XIX *de glutine vernition.*) Pone oleum lini in ollam novam parvulam, et adde gummi, quod vocatur Fornis, minutiſſimo tritum, quod habet ſpeciem lucidiſſimi thuris, ſed cum frangitur fulgorem clariorem reddit. Quod cum ſuper carbones poſueris, coque diligenter ſic ut non bulliat, donec tertia pars conſumatur, et cave a flamma, quia periculoſum eſt nimis, et difficile extinguitur ſi accendatur. Hoc glutine omnis pictura ſuperlinita lucida ſit et decora, ac omnino durabilis. Hierauf folgt noch eine andere Weiſe, den Firniß zu machen, aus welcher ich nur hier anführe, daß er zu der vorgehenden Benennung des Gummi **Fornis** noch hinzufügt, quod romane Glaſſa dicitur.

Und dieſes Fornis iſt denn wohl das Stammwort, von unſerm itzt üblichen **Firniß** oder **Verniß**, von welchem ich mich nicht genug wundern kann, daß es **Wachter** lateiniſchen Urſprungs machen wollen. Als ob vernix jemals von einem alten lateiniſchen Schriftſteller wäre gebraucht worden. Ob aber darum die Ableitung, welche die Herausgeber der Actorum Sanct. (in dem Leben der heil. Lidwina T. II. Menſ. April. p. 302) gelegentlich beybringen, ihre Richtigkeit hat, dürfte eine andere Frage ſeyn.

(y)

— — für andere neuere Künſtler —] Nehmlich, wie wir in den Anmerkungen b. und c. geſehen haben, für den Neapolitaner Col' Antonio, für den Bologneſer **Lippo Dalmaſio**, und für den ungenannten Künſtler zu Löwen, deſſen Miräus gedenket. Denn ich kann doch nicht glauben, daß Miräus blos ſagen wollen, daß Johann von Eyck ſeine Erfindung eher als 1410 müſſe gemacht haben, weil ſie ein Künſtler, der bereits 1400 geſtorben, ſchon von ihm überkommen und geübt habe. Denn dieſes würde dem, was man von der Lebenszeit des Johann von Eyck gewöhnlich annimmt, und dem Sterbejahre des ältern Bruders, welches gewiß iſt, gänzlich widerſprechen.

Und wer weiß, wie viel man noch itzt Gemälde in alten Kirchen finden möchte, die erweislich älter ſind als 1400, und die man doch als wahre Oelgemälde würde erkennen müſſen, wenn man nur zuverläſſige Prüfungen damit anſtellen könnte und dürfte!

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften

herausgegeben

von

Karl Lachmann.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Zehnter Band.

Berlin,
in der Voß'ſchen Buchhandlung.
1839.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Inhalt.

Seite

Philoſophiſche Aufſätze von Karl Wilhelm Jeruſalem. 1776.

Vorrede 1
Zuſätze des Herausgebers 1

Zur Geſchichte und Litteratur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Vierter Beytrag. 1777.

XX. Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten, die

Offenbarung betreffend 8
Gegenſätze des Herausgebers 9
Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft. 1777. . . 33
Das Teſtament Johannis. 1777. 39
Eine Duplik. 1778. 46
Eine Parabel. Nebſt einer kleinen Bitte, und einem eventualen Abſagungsſchreiben an den Herrn Paſtor Goeze. 1778. 121
Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt. Wider den Herrn Paſtor Goeze. 1778. 133
Anti-Goeze. D. i. Nothgedrungener Beyträge zu den freywilligen Beyträgen des Hrn. Paſt. Goeze ERSTER. 1778. 166
Anti-Goeze. ZWEYTER. 1778. 172
Anti-Goeze. DRITTER. 1778. 178
Anti-Goeze. VIERTER. 1778. 184
Anti-Goeze. FÜNFTER. 1778. 190
Anti-Goeze. SECHSTER. 1778. 196
Anti-Goeze. SIEBENTER. 1778. 203

Seite

Anti-Goeze. ACHTER. 1778. 209
Anti-Goeze. NEUNTER. 1778. 215
Anti-Goeze. ZEHNTER. 1778. 221
Anti-Goeze. EILFTER. 1778. 228
Von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger. Noch ein Fragment des Wolfenbüttelſchen Ungenannten. 1778.
Vorrede des Herausgebers 231
Nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Hrn. Hauptpaſtor Goeze. 1778. 239
Der nöthigen Antwort ꝛc. Erſte Folge. 1778. 245
Ernſt und Falk. Geſpräche für Freymäurer. 1778. . . . 252
Noch nähere Berichtigung des Mährchens von 1000 Dukaten, oder Judas Iſchariotb dem Zweyten. 1779. 280
Ernſt und Falk. Geſpräche für Freymaurer. Fortſetzung. 1780. 286
Die Erziehung des Menſchengeſchlechts. 1780. 308
Zur Geſchichte und Litteratur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Fünfter Beytrag. 1781.
XXI. Ueber die ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger: zweyte Entdeckung 330
XXII. Ueber den Anonymus des Nevelet 362
Sechſter Beytrag.
XXV. Theophili Presbyteri diverſarum artium ſchedula. 372
XXVI. Maranjon 463

Philoſophiſche Aufſätze von Karl Wilhelm Jeruſalem:

herausgegeben von Gotthold Ephraim Leſſing.

1776.

Der Verfaſſer dieſer Aufſätze war der einzige Sohn des würdigen Mannes, den alle, welchen die Religion eine Angelegenheit iſt, ſo verehren und lieben. Seine Laufbahn war kurz; ſein Lauf ſchnell. Doch **lange** leben, iſt nicht **viel** leben. Und wenn viel denken allein, viel leben iſt: ſo war ſeiner Jahre nur für uns zu wenig.

Den Verluſt eines ſolchen Sohnes, kann jeder Vater fühlen. Aber ihm nicht unterliegen, kann nur ein ſolcher Vater.

Der junge Mann, als er hier in Wolfenbüttel ſein bürgerliches Leben antrat, ſchenkte mir ſeine Freundſchaft. Ich genoß ſie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menſchen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn. Und dazu lernte ich ihn eigentlich nur von Einer Seite kennen.

Allerdings zwar war das gleich diejenige Seite, von der ſich, meines Bedünkens, [illegible] auf alle übrige ſchlieſſen läßt. Es war die Neigung, das Talent, mit der ſich alle gute Neigungen ſo wohl vertragen, welches kein einziges Talent ausſchließt; nur daß man bey ihm ſo viele andere Talente lieber nicht haben mag, und wenn man ſie hat, vernachläſſiget.

Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntniß; das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzte Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geiſt der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geiſt, und ſo viel ſchätzbarer; der ſich nicht abſchrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf ſeinen Verfolgungen öfters entwiſchte; nicht an ihrer Mittheilbarkeit verzweifelte, weil ſie ſich in Abwege vor ihm verlor, wohin er ſchlechterdings ihr nicht folgen konnte.

Da wir einander ſelten, oder nie, als unter vier Augen, ſprachen: ſo war unſer Geſpräch immer ſogleich gefunden. Das Näheſte brachte uns immer auf das Entfernteſte. Die Grundſätze einer gewiſſen erſten Philoſophie, deren man ſich lieber itzt ſchämte, waren ihm ſehr geläufig, und er hatte einen ſonderbaren Hang, ſie bis auf die gemeinſten Dinge des Lebens anzuwenden. Am liebſten kam er auf ſie zurück, wenn ihm in dem Gebiete des Schönen, in dem Reiche der Empfindungen, irgend eine räthſelhafte Erſcheinung aufſtieß.

In ſolchen Geſprächen giebt es Uneinigkeit, und nicht ſelten wird wenig oder nichts damit ausgemacht. Aber was that das uns? Das Vergnügen einer Jagd iſt ja allezeit mehr werth, als der Fang; und Uneinigkeit, die blos daher entſtehet, daß jeder der Wahrheit auf einer andern Stelle aufpaßt, iſt Einigkeit in der Hauptſache, und die reichſte Quelle einer wechſelſeitigen Hochachtung, auf die allein Männer Freundſchaft bauen.

Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit kränkelnde oder um ihre Geſundheit allzubeſorgte Geiſter dieſe Art von Unterſuchung, dieſe Entwickelung unſerer Gefühle, dieſe Zergliederung des Schönen, ſo gern verſchreyen, war ihm nicht im mindeſten fürchterlich. Vollends die Entbehrlichkeit eines ſolchen Geſchäffts dem jungen Genie predigen, ihm Verachtung dagegen einflöſſen, weil ein zuvoreiliger Kunſtrichter dann und wann crude Regeln daraus abſtrahiret, ſchien ihm eine ſehr mißliche Sache zu ſeyn. Und wie ſollte es nicht? Man hintergeht, oder ward ſelbſt hintergangen, wenn man die Regeln ſich als Geſetze denket, die unumgänglich befolgt ſeyn wollen; da ſie weiter nichts als guter Rath ſind, den man ja wohl anhören kann. Wer leugnet, daß auch ohne ſie das Genie gut arbeitet? aber ob es mit ihnen nicht beſſer gearbeitet hätte? Es ſchöpfe immer nur aus ſich ſelbſt, aber es wiſſe doch wenigſtens, was es ſchöpft. Das Studium des menſchlichen Gerippes macht freylich nicht den Mahler: aber die Verſäumung deſſelben wird ſich an dem Coloriſten ſchon rächen.

Wie empfindbar, wie warm, wie thätig, ſich dieſer junge

Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Menſch er unter den Menſchen war: das wiſſen ſeine übrigen Freunde noch beſſer, als ich. Ich glaube ihnen alles, was ſie davon ſagen. Wer zu deutlichen Begriffen ſich zu erheben gewohnt iſt, kann ja leicht ſich wieder zu klaren herabſtimmen, und es bey dieſen bewenden laſſen. Aber warum wollen einige von ihnen mir nicht glauben? daß dieſer feurige Geiſt nicht immer ſprühte und loderte, ſondern unter ruhiger und lauer Aſche, auch wieder Nahrung an ſich zog; daß dieſes immer beſchäfftigte Herz nicht zum Nachtheil ſeiner höhern Kräfte beſchäfftiget war; und daß dieſen Kopf eben ſo wenig Licht ohne Wärme, als Wärme ohne Licht befriedigten.

Wenn ich auch alſo mit Bekanntmachung dieſer Ueberbleibſel ſeines hellen Verſtandes, weiter nichts ſuchte, als in dem Andenken derer, die ihn liebten, ſein Bild völlig zu ründen: wer wollte mich tadeln? Oder vielmehr, weſſen Tadel wollte ich nicht über das Vergnügen verſchmerzen, auf einen kleinen Dank aus jener Welt rechnen zu dürfen?

Doch weit gefehlt, daß der innere Werth dieſer Ueberbleibſel mich nicht auch bey denen rechtfertigen ſollte, denen mein junger Freund nichts war, die itzt blos den Schriftſteller in ihm ſuchen, wozu ich, mehr auf meine, als auf ſeine Gefahr, ihn mache. Ein näheres Wort über dieſen innern Werth erlaube man mir, am Schluſſe derſelben, zu ſagen.

Hier füge ich nichts mehr hinzu: aber wie vieles wünſchte ich, errathen zu laſſen!

Inhalt.

I.
Daß die Sprache dem erſten Menſchen durch Wunder nicht mitgetheilt ſeyn kann.
II.
Ueber die Natur und den Urſprung der allgemeinen und abſtracten Begriffe.
III.
Ueber die Freyheit.
IV.
Ueber die Mendelsſohnſche Theorie vom ſinnlichen Vergnügen.
V.
Ueber die vermiſchten Empfindungen.

Zuſätze des Herausgebers.

Der Stoff dieſer Aufſätze iſt mehrmalen der Stoff unſrer Geſpräche geweſen. Wenn ich mich itzt auf alles beſinnen könnte, was darüber abgeredet worden: ſo könnte ich vielleicht einige nicht unbeträchtliche Zuſätze liefern. Zuſätze, welche weder dem einen noch dem andern, ſondern beiden gehören würden; ſo wie es ſich von allen Reſultaten freundſchaftlicher Unterredungen verſtehet, die kein Sokrates anſpinnt und heimlich leitet. Einiges wird mir beyfallen.

Der erſte Aufſatz beziehet ſich auf die damalige Aufgabe der Akademie zu Berlin, über den Urſprung der Sprache; und ich glaube, was er erweiſen ſoll, erweiſet er bündig. Die Sprache kann dem erſten Menſchen durch Wunder nicht mitgetheilet ſeyn. Und folglich? — Man traue dem Verfaſſer nicht zu, daß er nunmehr ſo fort weiter werde geſchloſſen haben: Folglich hat ſich der Menſch die Sprache ſelbſt erfunden. Dieſes würde allerdings ein Drittes überſpringen heiſſen, welches ohne ein Wunder gar wohl möglich geweſen wäre, und ohne Zweifel das iſt, welches diejenigen, die dem Menſchen die Selbſterfindung der Sprache abſprechen, vornehmlich im Sinne haben. **Die Sprache kann den erſten Menſchen ſeyn gelehret worden:** er kann eben ſo dazu gelangt ſeyn, wie noch itzt alle Kinder dazu gelangen müſſen. Fragt man: wodurch? durch wen? Durch Umgang mit höhern Geſchöpfen; durch Herablaſſung des Schöpfers ſelbſt: können die Vertheidiger dieſer Meynung antworten. Laßt es ſeyn, können ſie ſagen, daß dieſer Umgang, dieſe Herablaſſung ſelbſt ein Wunder war: das, was durch dieſes Wunder bewirket wurde, war doch kein Wunder, und es gieng alles dabey ſo natürlich zu, als es bey Vocalmachung der Kinder noch zugeht. Dieſes, wenn man billig ſeyn will, muß man gelten laſſen. Die Sache iſt nur, daß ſodann die ganze Aufgabe von dem Urſprunge der Sprache, keiner reinen philoſophiſchen Auflöſung mehr fähig iſt; indem der mittlere Fall ſich lediglich durch hiſtoriſche Gründe erhärten oder verwerfen läßt. Der Philoſoph kann nur höchſtens eine ſehr geringe Wahrſcheinlichkeit dazu beytragen: dieſe nehmlich

Zugegeben, daß die Menſchen die Sprache ſelbſt erfinden können; wenn gleichwol auf die Erfindung derſelben, wie ſich vermuthen läßt, eine ſo geraume Zeit, vielleicht ſo viele viele Jahrhunderte vergehen müſſen: ſo war es ja wol der Güte des Schöpfers gemäſſer, zum Beſten derer, welche in dieſen ſprachloſen Zeiten ein ſo kümmerliches, kaum Leben zu nennendes Leben gelebt hätten, dem Dinge ſeinen langſamen ganz natürlichen Lauf nicht zu laſſen, ſondern den Weg jenes Unterrichts zu wählen. Wie viel dieſer Wahrſcheinlichkeit durch die in den älteſten Geſchichtſchreibern aufbewahrte Tradition zuwächſt; was für Winke oder Andeutungen hierüber ſich in dem Buche finden, das in allem Verſtande immer ſo ſchätzbar bleibet: dieſes aufs Reine zu bringen, wäre auch immer eine ſehr intereſſante Unterſuchung. Nur iſt es keine Unterſuchung für den Philoſophen, den nichts nöthigen kann, ſich darauf einzulaſſen. Sobald der Philoſoph erwieſen hat, daß dem erſten Menſchen die Sprache durch Wunder nicht mitgetheilet ſeyn kann; und er nunmehr zeiget, wie und wodurch ſie auf die Erfindung derſelben nicht wohl anders als fallen müſſen, zugleich noch beyfügt, was die Anbauung und Ausbildung dieſer Erfindung erleichtern und beſchleunigen können: ſo hat er nicht allein alles gethan, was man von ihm erwarten darf, ſondern hat auch hinlänglich den Folgerungen vorgebaut, für welche Einige die Hypotheſe des höhern Unterrichts gern brauchen möchten.

Auch der zweyte Aufſatz iſt durch jene nehmliche Aufgabe veranlaßt worden. Er ſollte den Weg bahnen, eine der vornehmſten Schwierigkeiten zu heben, die man gegen die natürliche Entſtehung der Sprache zu machen pflegt. Weil ſich ohne Zeichen allgemeiner Begriffe keine Sprache denken laſſe; allgemeine Begriffe aber nur die Frucht einer mühſamen Abſtraction ſeyn ſollen, welche ohne Gebrauch ſymboliſcher Zeichen kaum möglich ſey: ſo müſſe, ſagt man, der Menſch ja wohl eine Sprache ſchon gehabt haben, um die Sprache zu erfinden. Aus dieſem Zirkel iſt man auf einmal heraus, wenn man die Erklärung unſers Verfaſſers annimmt, nach welcher es zu allgemeinen Begriffen der Abſtraction gar nicht bedarf. Denn, geſetzt auch, daß dieſe Erklärung nicht auf alle und jede allgemeine Begriffe paſſe, ſo paßt ſie doch gewiß auf einen großen Theil derſelben, welches zu der Anwendung hinreichend iſt, die er davon machen wollte. In allen Fällen nehmlich, wo das Aehnliche ſofort in die Sinne fällt, das Unähnliche aber ſo leicht nicht zu bemerken iſt, entſtehen allgemeine Begriffe, ehe wir noch den Vorſatz haben, dergleichen durch die Abſonderung zu bilden. Und daß daher dieſer ihre Zeichen in der Sprache eben ſo früh werden geweſen ſeyn, als die Zeichen der einzelnen Dinge, die in ihnen zuſammen treffen, iſt wol ganz natürlich. Ja früher; **Baum** iſt ſicherlich ältern Urſprungs, als **Eiche, Tanne, Linde.**

Der dritte Aufſatz zeiget, wie wohl der Verfaſſer ein Syſtem gefaßt hatte, das wegen ſeiner gefährlichen Folgerungen ſo verſchrieen iſt, und gewiß weit allgemeiner ſeyn würde, wenn man ſich ſo leicht gewöhnen könnte, dieſe Folgerungen ſelbſt in dem Lichte zu betrachten, in welchem ſie hier erſcheinen. Tugend und Laſter ſo erklärt; Belohnung und Strafe hierauf eingeſchränkt: was verlieren wir, wenn man uns die Freyheit abſpricht? Etwas — wenn es Etwas iſt — was wir nicht brauchen; was wir weder zu unſerer Thätigkeit hier, noch zu unſerer Glückſeligkeit dort brauchen. Etwas, deſſen Beſitz weit unruhiger und beſorgter machen müßte, als das Gefühl ſeines Gegentheils nimmermehr machen kann. — Zwang und Nothwendigkeit, nach welchen die Vorſtellung des Beſten wirket, wie viel willkommner ſind ſie mir, als kahle Vermögenheit, unter den nehmlichen Umſtänden bald ſo, bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß; das **Beſte** muß. Wenn ich in dieſen Schranken ſelbſt ſo viel Fehltritte noch thue: was würde geſchehen, wenn ich mir ganz allein überlaſſen wäre? einer blinden Kraft überlaſſen wäre, die ſich nach keinen Geſetzen richtet, und mich darum nicht minder dem Zufalle unterwirft, weil dieſer Zufall ſein Spiel in mir ſelbſt hat? — Alſo, von der Seite der Moral iſt dieſes Syſtem geborgen. Ob aber die Speculation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen könne? Und ſolche Einwendungen, die ſich nur durch ein zweytes, gemeinen Augen eben ſo befremdendes Syſtem heben ließen? Das war es, was unſer Geſpräch ſo oft verlängerte, und mit wenigen hier nicht zu faſſen ſtehet.

Was in dem vierten Aufſatze erinnert wird, kömmt izt freylich zu ſpät. Herr Mendelsſohn hat in der neuen Ausgabe ſeiner philoſophiſchen Schriften (*), in den Zuſätzen zu den Briefen über die Empfindungen, (S. 24.) es ſelbſt bemerkt, daß die Sinnenluſt noch etwas anders ſey, als Gefühl der verbeſſerten Beſchaffenheit des Körpers, welche die Seele blos als Zuſchauerinn wahrnehme. Er ſezt hinzu, daß den harmoniſchen Bewegungen in den Gliedmaßen der Sinne, zu Folge der Verknüpfung zwiſchen Seele und Körper, ja auch wol harmoniſche Empfindungen in der Seele entſprechen müſſen. Aber wenn durch dieſen Zuſatz die Frage unſers Verfaſſers: woher es die Seele erfahre, daß der Körper in einen verbeſſerten Zuſtand verſetzt worden? beantwortet iſt: ſo iſt ſie auch dadurch gerechtfertiget. So nothwendig der Zuſatz war: ſo ſcharfſinnig war die Frage. Auch iſt es nur dieſe Frage, worauf er würde beſtanden haben, wenn er, nach reifrer Ueberlegung, ohne Zweifel die vermeinten zwey Erfahrungen (S. 61.) zurückgenommen hätte.

Und ſo dürften auch wohl, in dem fünften Aufſatze, verſchiedene einzelne Behauptungen richtiger zu beſtimmen, verſchiedene Erfahrungen genauer zu erwägen ſeyn. Z. E. ob es wahr iſt, daß der Zorn zu den vermiſchten Empfindungen nicht gehöre, indem wir uns des Zuſtandes, darein wir durch ihn verſezt werden, nie ohne Unluſt erinnerten? Aber dem ohngeachtet bleibt auch dieſer Aufſatz noch immer ſehr ſchätzbar. Der Unterſchied des Objectiven und Subjectiven iſt wichtig, und unſer Verfaſſer iſt wenigſtens der erſte, der es zu erklären geſucht hat, warum die vermiſchten Empfindungen ſo angenehm ſind, ſo anziehender ſind, als die einfachen angenehmen Empfindungen; welches nur immer blos als unſtreitige Erfahrung angenommen werden. —

Man ſtößt ſich nicht an einige unförmliche Poſten, welche der Bildhauer in einem unvollendeten Werke, von dem ihn der Tod abgerufen, müſſen ſtehen laſſen. Man ſchätzt ihn nach dem, was der Vollendung darinn am nächſten kömmt.

(*) Von 1771, welche unſerm Verfaſſer nicht zu Geſichte gekommen.

Zur Geſchichte und Litteratur.

Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Vierter Beytrag.

1777.

XX.

Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten, die Offenbarung betreffend.

Das Fragment eines Ungenannten von **Duldung der Deiſten**, im vorigen Beytrage, hat bey einem und dem andern meiner Leſer, um deſſen Beyfall mir es nicht am wenigſten zu thun iſt, einen beſondern Eindruck gemacht. Je weniger man hier ſo etwas erwartete, deſto angenehmer war es; „gleich einem „grünen Platze, auf den man unvermuthet in einer Sandwüſte „ſtößt.“ Das Gleichniß iſt nicht mein eigen, wie man wohl denken kann. Es gehöret einem von gedachten meinen Leſern, der mich ſchriftlich damit belohnen und aufmuntern wollen. Denn er ſetzt hinzu, daß er es für wahre bibliothekariſche Pedanterey erklären werde, wenn ich deswegen, weil dreyſſigjährige Papiere etwa noch nicht unleſerlich und vermodert genug ſeyn könnten, ſie gänzlich wieder bey Seite legen wollte. Er beſchwört mich ſogar, dem Publico ja mit nächſtem ein Mehreres, und, wo möglich, das Dreiſteſte und Stärkſte, daraus mitzutheilen, um bey Kleingläubigen den Verdacht nicht zu erwecken, was für unbeantwortliche Dinge ſo geheim gehalten würden.

Nun fürchte ich jenen Spott zu ſehr, und bin, was dieſen Verdacht betrifft, der guten Sache zu gewiß, als daß ich im geringſten anſtehen ſollte, ſeinem Verlangen, welches, wie ich weiß, auch der Wunſch andrer ſeines gleichen iſt, ein Genüge zu leiſten. Nur dürfte ich ſchwerlich eben mit dem Dreiſteſten und Stärkſten ſo fort aufwarten können. Die Papiere ſind noch in zu großer Unordnung, und der Faden bricht oft ab, wo man es am wenigſten erwartet. Bis ich in ihnen alſo beſſer bewandert bin, begnüge man ſich mit nachſtehenden Fragmenten, die ich ohne weitere Einleitung vorlege.

Zum Schluſſe derſelben bloß erlaube man mir, einige Winke hinzuzufügen, welche die Art und Weiſe betreffen, wie man, vornehmlich in unſern neueſten Zeiten, alles das abzuweiſen und nichtig zu machen gewußt hat. Ich halte einen Zuſatz dieſer Art für meine Pflicht, ſo wenig ich mich auch demſelben gewachſen zu ſeyn fühle.

Erſtes Fragment.

Von Verſchreyung der Vernunft auf den Kanzeln.

Zweytes Fragment.

Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben können.

Drittes Fragment.

Durchgang der Iſraeliten durchs rothe Meer.

Viertes Fragment.

Daß die Bücher A. T. nicht geſchrieben worden, eine Religion zu offenbaren.

Fünftes Fragment.

Ueber die Auferſtehungsgeſchichte.

* * *

Und nun genug dieſer Fragmente! — Wer von meinen Leſern mir ſie aber lieber ganz geſchenkt hätte, der iſt ſicherlich furchtſamer, als unterrichtet. Er kann ein ſehr frommer Chriſt ſeyn, aber ein ſehr aufgeklärter iſt er gewiß nicht. Er kann es mit ſeiner Religion herzlich gut meynen: nur müßte er ihr auch mehr zutrauen.

Denn wie vieles läßt ſich noch auf alle dieſe Einwürfe und Schwierigkeiten antworten! Und wenn ſich auch ſchlechterdings nichts darauf antworten ließ: was dann? Der gelehrte Theolog könnte am Ende darüber verlegen ſeyn; aber auch der Chriſt?

Der gewiß nicht. Jenem höchſtens könnte es zur Verwirrung gereichen, die Stützen, welche er der Religion unterziehen wollen, ſo erſchüttert zu ſehen; die Strebepfeiler ſo niedergeriſſen zu finden, mit welchen er, wenn Gott will, ſie ſo ſchön verwahret hatte. Aber was gehen dem Chriſten dieſes Mannes Hypotheſen, und Erklärungen und Beweiſe an? Ihm iſt es doch einmal da, das Chriſtenthum, welches er ſo wahr, in welchem er ſich ſo ſelig fühlet. — Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des Elektriſchen Funkens erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von beyden Recht hat? —

Kurz: der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt; und die Bibel iſt nicht die Religion. Folglich ſind Einwürfe gegen den Buchſtaben, und gegen die Bibel, nicht eben auch Einwürfe gegen den Geiſt und gegen die Religion.

Denn die Bibel enthält offenbar Mehr als zur Religion gehöriges: und es iſt bloße Hypotheſ, daß ſie in dieſem Mehrern gleich unfehlbar ſeyn müſſe. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Das Chriſtenthum war, ehe Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erſte von ihnen ſchrieb; und eine ſehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. Es mag alſo von dieſen Schriften noch ſo viel abhängen: ſo kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem ſie bereits ſo ausgebreitet war, in welchem ſie bereits ſich ſo vieler Seelen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwol noch kein Buchſtabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf Uns gekommen: ſo muß es auch möglich ſeyn, daß alles, was Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben haben, wiederum verloren gänge, und die von ihnen gelehrte Religion doch beſtände. Die Religion iſt nicht wahr, weil die Evangeliſten und Apoſtel ſie lehrten: ſondern ſie lehrten ſie, weil ſie wahr iſt. Aus ihrer innern Wahrheit müſſen die ſchriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle ſchriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn ſie keine hat.

Dieſes alſo wäre die allgemeine Antwort auf einen groſſen Theil dieſer Fragmente, — wie geſagt, im dem ſchlimmſten Falle. In dem Falle, daß der Chriſt, welcher zugleich Theolog iſt, in dem Geiſte ſeines angenommenen Syſtems, nichts Befriedigendes darauf zu antworten wiſſe. Aber ob er das weiß, woher ſoll er ſelbſt die Erfahrung haben, woher ſollen wir es ihm zutrauen, wenn es nicht erlaubt ſeyn kann, alle Arten von Einwürfen frey und trocken herauszuſagen? Es iſt falſch, daß ſchon alle Einwürfe geſagt ſind. Noch falſcher iſt es, daß ſie alle ſchon beantwortet wären. Ein groſser Theil wenigſtens iſt eben ſo elend beantwortet, als elend gemacht worden. Seichtigkeit und Spötterey der einen Seite, hat man nicht ſelten mit Stolz und Naſerümpfen auf der andern erwiedert. Man hat ſich ſehr beleidiget gefunden, wenn der eine Theil Religion und Aberglauben für eins genommen: aber man hat ſich kein Gewiſſen gemacht, Zweifel für Unglauben, Begnügſamkeit mit dem, was die Vernunft ſagt, für Ruchloſigkeit auszuſchreyen. Dort hat man jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweiſen zum Gottesleugner herabgewürdiget. So hat der eine und der andere ſeinen Gegner zu einem Ungeheuer umgeſchaffen, um ihn, wenn er ihn nicht beſiegen kann, wenigſtens vogelfrey erklären zu dürfen.

Wahrlich, er ſoll noch erſcheinen, auf beiden Seiten ſoll er noch erſcheinen, der Mann, welcher die Religion ſo beſtreitet, und der, welcher die Religion ſo vertheidiget, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenſtandes erfodert. Mit alle den Kenntniſſen, aller der Wahrheitsliebe, alle dem Ernſte! -- Stürme auf einzelne Baſtionen wagen und abſchlagen, heißt weder belagern noch entſetzen. Und gleichwol iſt bisher noch wenig mehr geſchehen. Kein Feind hat noch die Feſte ganz eingeſchloſſen; keiner noch einen allgemeinen Sturm auf ihre geſammten Werke zugleich gewagt. Immer iſt nur irgend ein Auſſenwerk, und oft ein ſehr unbeträchtliches angegriffen, aber auch nicht ſelten von den Belagerten mit mehr Hitze als Klugheit vertheidiget worden. Denn ihre gewöhnliche Maxime war, alles Geſchütz auf den einzigen angegriffenen Ort zuſammen zu führen; unbekümmert, ob indeß ein anderer Feind an einem andern Orte den entblößten Wall überſteige oder nicht. Ich will ſagen: ein einzelner Beweis ward oft, zum Nachtheil aller andern, ja zu ſeinem eigenen, überſpannt; Ein Nagel ſollte alles halten, und hielt nichts. Ein einzelner Einwurf ward oft ſo beantwortet, als ob er der einzige wäre, und oft mit Dingen, die ihrey eignen Einwürfen noch ſehr ausgeſetzt waren. Noch ein unbeſonneneres Verfahren war es, wenn man das angegriffene Werk ohne alle Gegenwehr verließ, dem Feinde mit Verachtung Preis gab, und ſich in ein anderes zog. Denn ſo hat man ſich nach und nach aus allen Werken nicht vertreiben, ſondern verſcheuchen laſſen, und wird nun bald genöthiget ſeyn, ſich wieder in das zuerſt verlaſſene zu werfen. Wer in den neueſten Schriften für die Wahrheit der chriſtlichen Religion ein wenig beleſen iſt, dem werden die Exempel zu jedem Gliede dieſer Allegorie leicht beyfallen.

Wie nahe unſer Verfaſſer dem Ideale eines echten Beſtreiters der Religion gekommen, läßt ſich aus dieſen Fragmenten zwar einigermaaßen ſchlieſſen, aber nicht hinlänglich erkennen. Raum genug ſcheinet er mit ſeinen Laufgräben eingenommen zu haben, und mit Ernſt gehet er zu Werke. — Möchte er bald einen Mann erwecken, der dem Ideale eines echten Vertheidigers der Religion nur eben ſo nahe käme!

Und nicht dieſem Manne vorzugreifen, ſondern blos urtheilen zu laſſen, wie vieles nun Er erſt zu ſagen haben würde, und hiernächſt dem erſten Paniſchen Schrecken zu ſteuren, das einen kleinmüthigen Leſer befallen könnte, eile ich, jedem Fragmente insbeſondere einige Gedanken beyzufügen, die ſich mir aufgedrungen haben. Wenn ich aber damit mehr thue, als ich gleich anfangs thun zu dürfen um Erlaubniß bat, ſo geſchieht es, weil ich den Ton der Verhöhnung verabſcheue, in den ich leicht fallen könnte, wenn ich nur jenes thun wollte. Freylich giebt es der Männer genug, welche itzt die Religion ſo vertheidigen, als ob ſie von ihren Feinden ausdrücklich beſtochen wären, ſie zu untergraben. Allein es wäre Verleumdung der Religion, wenn ich zu verſtehen geben wollte, daß gleichwol dieſe Männer nur noch allein vor dem Riß ſtünden. Ja woher weiß ich, ob nicht auch dieſe Männer die beſten Abſichten von der Welt haben? Wann ſie nicht ihre Abſichten ſchützen ſollen, was wird mich ſchützen, wenn ich das Ziel eben ſo weit verfehle?

1.

Das erſte Fragment beſtreitet eine Sache, die nichts weniger, als das Chriſtenthum annehmlich zu machen, vermögend iſt. Wenn es alſo Theologen gegeben, die darauf gedrungen, ſo müſſen ſie wol von der Nothwendigkeit derſelben ſich ſehr lebendig überzeugt gefühlt haben. Würden ſie ſonſt unter das Thor, in welches ſie einzugehen ermunterten, Fußangel vor aller Augen haben ſtreuen wollen?

Und allerdings hat es dergleichen Theologen gegeben: allein wo giebt es deren denn noch? Hat man den Mantel nicht längſt auf die andere Schulter genommen? Die Kanzeln, anſtatt von der Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorſam des Glaubens zu ertönen, ertönen nun von nichts, als von dem innigen Bande zwiſchen Vernunft und Glauben. Glaube iſt durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft, und Vernunft raiſonnirender Glaube geworden. Die ganze geoffenbarte Religion iſt nichts, als eine erneuerte Sanction der Religion der Vernunft. Geheimniſſe giebt es entweder darinn gar nicht; oder wenn es welche giebt, ſo iſt es doch gleichviel, ob der Chriſt dieſen oder jenen oder gar keinen Begriff damit verbindet.

Wie leicht waren jene Theologaſter zu widerlegen, die außer einigen mißverſtandenen Schriftſtellen nichts auf ihrer Seite hatten, und durch Verdammung der Vernunft die beleidigte Vernunft im Harniſch erhielten! Sie brachten alles gegen ſich auf, was Vernunft haben wollte, und hatte.

Wie kitzlich hingegen iſt es, mit dieſen anzubinden, welche die Vernunft erheben und einſchläfern, indem ſie die Widerſacher der Offenbarung als Widerſacher des geſunden Menſchenverſtandes verſchreyen! Sie beſtechen alles, was Vernunft haben will, und nicht hat.

Gleichwol muß ohnſtreitig die Wahrheit auch hier liegen, wo ſie immer liegt; zwiſchen beiden Extremen. Ob eine Offenbarung ſeyn kann, und ſeyn muß, und welche von ſo vielen, die darauf Anſpruch machen, es wahrſcheinlich ſey, kann nur die Vernunft entſcheiden. Aber wenn eine ſeyn kann, und eine ſeyn muß, und die rechte einmal ausfündig gemacht worden: ſo muß es der Vernunft eher noch ein Beweis mehr für die Wahrheit derſelben, als ein Einwurf darwider ſeyn, wenn ſie Dinge darinn findet, die ihren Begriff überſteigen. Wer dergleichen aus ſeiner Religion auspoliret, hätte eben ſo gut gar keine. Denn was iſt eine Offenbarung, die nichts offenbaret? Iſt es genug, wenn man nur den Namen beybehält, ob man ſchon die Sache verwirft? Und ſind das allein die Ungläubigen, welche den Namen mit der Sache aufgeben?

Eine gewiſſe Gefangennehmung unter den Gehorſam des Glaubens beruht alſo gar nicht auf dieſer oder jenen Schriftſtelle: ſondern auf dem weſentlichen Begriffe einer Offenbarung. Unſer Verfaſſer mag immerhin jene Schriftſtellen beſſer verſtanden haben; und ich wüßte mehr als einen würdigen Ausleger, der eben nicht mehr darinn gefunden. Er mag immerhin ſehr Recht gegen die armſeligen Homileten haben, welche zu dem kläglichen Sündenfalle der erſten Aeltern ihre Zuflucht nehmen, eine Sache zu beweiſen, die dieſes Beweiſes gar nicht bedarf. Die Moſaiſche Geſchichte davon, erkennet er ſelbſt für unſchuldig an ſolchem Mißbrauche. Aber wie es nicht wahr iſt, daß daraus ein nachheriges Verderben der menſchlichen Vernunft zu folgern: ſo ſcheinet mir doch auch Er nicht völlig eingeſehen zu haben, was darinn liegt. Wenn er nehmlich ſagt: „daß, „nach Anleitung derſelben, die Prediger, als wahre Seelſorger, „vielmehr ſchuldig wären, ihren Zuhörern die geſunde Vernunft „und den Gebrauch derſelben als eine untrügliche Richtſchnur „der göttlichen Erkenntniß und eines frommen Wandels zu „empfehlen; indem unſere erſten Aeltern eben darum gefallen „wären, weil ſie ihrer Vernunft ſich nicht bedienet hätten: ſo erſchöpft er die Sache nur zur Hälfte. Denn über dieſes wird auch noch die Urſache darinn angedeutet, wie und warum ihre Vernunft unwirkſam geblieben. Mit einem Worte; die Macht unſrer ſinnlichen Begierden, unſrer dunkeln Vorſtellungen über alle noch ſo deutliche Erkenntniß iſt es, welche zur kräftigſten Anſchauung darinn gebracht wird. Von dieſer Macht berichtet die Moſaiſche Erzählung entweder die erſte traurige Erfahrung, oder ertheilet das ſchicklichſte Beyſpiel. Factum oder Allegorie: in dieſer Macht allein liegt die Quelle aller unſerer Vergehungen, die dem Adam, des göttlichen Ebenbildes unbeſchadet, eben ſowohl anerſchaffen war, als ſie uns angebohren wird. Wir haben in Adam alle geſündiget, weil wir alle ſündigen müſſen: und Ebenbild Gottes noch genug, daß wir doch nicht eben nichts anders thun, als ſündigen; daß wir es in uns haben, jene Macht zu ſchwächen, und wir uns ihrer eben ſowohl zu guten als zu böſen Handlungen bedienen können. Dieſer lehrreichen Auslegung wenigſtens iſt das ſo oft verhöhnte Märchen Moſis ſehr fähig, wenn wir die Accommodationen, welche ein ſpäteres Syſtem davon machte, nur nicht mit hinein tragen, und Accommodationen Accommodationen ſeyn laſſen.

Wie geſagt: eine gewiſſe Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorſam des Glaubens beruhet blos auf dem weſentlichen Begriffe einer Offenbarung. Oder vielmehr, — denn das Wort Gefangennehmung ſcheinet Gewaltſamkeit auf der einen, und Widerſtreben auf der andern Seite anzuzeigen, — die Vernunft giebt ſich gefangen, ihre Ergebung iſt nichts, als das Bekenntniß ihrer Grenzen, ſobald ſie von der Wirklichkeit der Offenbarung verſichert iſt. Dieß alſo, dieß iſt der Poſten, in welchem man ſich ſchlechterdings behaupten muß; und es verräth entweder armſelige Eitelkeit, wenn man ſich durch hämiſche Spötter herauslachen läßt, oder Verzweiflung an den Beweiſen für die Wirklichkeit einer Offenbarung, wenn man ſich in der Meinung hinausziehet, daß man es alsdann mit dieſen Beweiſen nicht mehr ſo ſtreng nehmen werde. Was man damit retten will, geht um ſo viel unwiederbringlicher verloren; und es iſt bloßer Fallſtrick, den die Widerſacher der chriſtlichen Religion, durch Uebertreibung des Unbegreiflichen in derſelben, denjenigen von ihren Vertheidigern legen, die ihrer Sache ſo ganz gewiß nicht ſind, und vor allen Dingen die Ehre ihres Scharfſinns in Sicherheit bringen zu müſſen glauben.

Ein anderer Fallſtrick, den man ſelbſt Theologen von der beſſern Art legt, iſt der, daß man ſich mit den bisherigen katechetiſchen Lehrbüchern ſo unzufrieden bezeigt, und es ihrer fehlerhaften Einrichtung zuſchreibt, daß die Religion nicht mehr

Eingang ſinde. Nun will ich zwar gar nicht leugnen, daß an dieſen Büchern nicht manches zu verbeſſern ſeyn ſollte: aber man ſehe doch wohl zu, ehe man mit gutherziger Uebereilung eben das daran verbeſſert, was gewiſſe Leute ſo gern verbeſſert haben möchten, zu welchen ſelbſt unſer Verfaſſer gehöret, wenn er ihnen „den Mangel an einer vernünftigen Religion und „an einem vernünftigen Uebergange von derſelben zur Offenba„rung“ verwirft.

Ich denke: dieſer Mangel iſt Theils kein Mangel, und Theils würde es äußerſt gefährlich ſeyn, ihm abzuhelfen; ihm wirklich abzuhelfen. Denn davon kann doch nur die Rede ſeyn; weil blos ſo obenhin daran künſteln, die lieben Bücherchen ja erſt recht ſchal und kahl machen würde.

Die geoffenbarte Religion ſetzt im geringſten nicht eine vernünftige Religion voraus: ſondern ſchließt ſie in ſich. Wann ſie dieſelbe vorausſetzte, das iſt, wann ſie ohne dieſelbe unverſtändlich wäre: ſo wäre der gerügte Mangel der Lehrbücher ein wahrer Mangel. Da ſie aber dieſelbe in ſich ſchließt; da ſie alle Wahrheiten enthält, welche jene lehret, und ſie blos mit einer andern Art von Beweiſen unterſtützt: ſo iſt es noch ſehr die Frage, ob die Einförmigkeit der Beweisart, in Lehrbüchern für Kinder und gemeine Leute, nicht bequemer und nützlicher iſt, als eine genaue Abſonderung der vernünftigen und geoffenbarten Lehrſätze, einen jeden aus der ihm eigenthümlichen Quelle erwieſen.

Wenigſtens iſt es gewiß, daß der Uebergang von bloßen Vernunftswahrheiten zu geoffenbarten, äußerſt mißlich iſt, wenn man ſich durch die eben ſo ſcharfen als faßlichen Beweiſe der erſtern verwöhnt hat. Man erwartet und fodert ſodann bey den Beweiſen der andern ebendieſelbe Schärfe und Faßlichkeit, und hält, was nicht eben ſo erwieſen iſt, für gar nicht erwieſen. Ich erinnere mich hierbey, was mir in meiner Jugend begegnete. Ich wollte Mathematik ſtudiren, und man gab mir des ältern Sturms Tabellen in die Hände, in welchen noch die Chiromantie mit unter den mathematiſchen Wiſſenſchaften abgehandelt iſt. Als ich auf dieſe kam, wußte ich gar nicht, wie mir geſchahe. Mein kleiner Verſtand kam auf einmal aus aller ſeiner Wirkſamkeit; und obſchon eine Kunſt, die mich mit meinem künftigen Schickſale bekannt zu machen verſprach, keinen geringen Reiz für mich hatte: ſo war mir doch, als ob ich ſchales Zuckerwaſſer auf lieblichen Wein tränke, wenn ich aus der Geometrie in ſie herüber blickte. Ich wußte nicht, was ich von dem Manne denken ſollte, der ſo diſparate Dinge in Ein Buch vereiniget hatte: ich gab ihm ſeinen Abſchied, und ſuchte einen andern Lehrer. Hätte ich aber glauben müſſen, daß dieſer Mann unfehlbar geweſen: ſo würden die erbetenen Grundſätze der Chiromantie, deren Willkührlichkeit mir ſo auffallend war, mich mit Furcht und Mißtrauen gegen die mathematiſchen Wahrheiten erfüllt haben, die meinem Verſtande ſo ſehr behagten, ob ich ſie gleich zum Theil nur noch blos mit dem Gedächtniſſe gefaßt hatte. Unmöglich hätte ich beide, Geometrie und Chiromantie, für gleich gewiß halten können: aber möglich wäre es geweſen, daß ich mich gewöhnt hätte, Chiromantie und Geometrie als gleich ungewiß zu denken.

Ich halte es kaum der Mühe werth, mich vor dem Verdachte zu bewahren, als wolle ich hiermit zu verſtehen geben, daß die Beweiſe für die Offenbarung und die Beweiſe für die Chiromantie von einerley Gewichte wären. Sie ſind freylich nicht von einerley Gewichte; ihre ſpecifiquen Gewichte haben ſchlechterdings kein Verhältniß gegen einander: aber beider Beweiſe ſind doch aus der nehmlichen Klaſſe; ſie gründen ſich beide auf Zeugniſſe und Erfahrungsſätze. Und das Abſtechende der ſtärkſten Beweiſe dieſer Art gegen Beweiſe, die aus der Natur der Dinge flieſſen, iſt ſo auffallend, daß alle Kunſt, dieſes Auffallende zu vermindern, dieſes Abſtechende durch allerley Schattirungen ſanfter zu machen, vergebens iſt.

II.

Das zweyte Fragment ſagt eine Menge vollkommen richtiger, ganz ungezweifelter Dinge. Es mag nichts als ſolche Dinge enthalten! Der Beweis, daß eine Offenbarung, die alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben könnten, unmöglich ſey, ſey mit aller Strenge geführt. Und er iſt es wirklich.

Führt er aber ſeine Beantwortung nicht gleich mit ſich? Wenn eine ſolche Offenbarung unmöglich iſt, — nun freylich:

ſo hat ſie auch Gott nicht möglich machen können. Allein, wenn nun gleichwohl eine Offenbarung nützlich und nöthig iſt: ſollte Gott dem ohngeachtet lieber gar keine ertheilen, weil er keine ſolche ertheilen konnte? Sollte Gott dem ganzen menſchlichen Geſchlechte dieſe Wohlthat vorenthalten, weil er nicht alle Menſchen zu gleicher Zeit, in gleichem Grade daran Theil nehmen laſſen konnte? Wer hat das Herz, hierauf mit Ja zu antworten?

Genug, wenn die höchſte Weisheit und Güte bey Ertheilung der Offenbarung, die ſie in jener Allgemeinheit und Allklarheit nicht gewähren konnte, nur denjenigen Weg gewählet hat, auf welchem in der kürzeſten Zeit die meiſten Menſchen des Genuſſes derſelben fähig wurden. Oder getraut ſich jemand zu zeigen, daß dieſes nicht geſchehen? daß die Offenbarung, zu einer andern Zeit, einem andern Volke, in einer andern Sprache ertheilet, mehrere Menſchen in kürzerer Zeit mit den Wahrheiten und den Bewegungsgründen zur Tugend hätte ausrüſten können, deren ſich itzt die Chriſten, als Chriſten, rühmen dürfen?

Wer ſich dieſes getraut, der nenne mir vorläufig doch nur erſt ein Volk, in deſſen Händen das anvertraute Pfund der Offenbarung wahrſcheinlicher Weiſe mehr gewuchert haben würde, als in den Händen des Jüdiſchen. Dieſes unendlich mehr verachtete als verächtliche Volk iſt doch, in der ganzen Geſchichte, ſchlechterdings das erſte und einzige, welches ſich ein Geſchäft daraus gemacht, ſeine Religion mitzutheilen und auszubreiten. Wegen des Eifers, mit welchem die Juden dieſes Geſchäft betrieben, beſtrafte ſie ſchon Chriſtus, verlachte ſie ſchon Horaz. Alle andere Völker waren mit ihren Religionen entweder zu geheim und zu neidiſch, oder viel zu kalt gegen ſie geſinnt, als daß ſie für derſelben Ausbreitung ſich der geringſten Mühwaltung hätten unterziehen wollen. Die chriſtlichen Völker, die den Juden in dieſem Eifer hernach gefolgt ſind, überkamen ihn blos, in ſo fern ſie auf den Stamm des Judenthums gepfropft waren.

Wenn denn nun aber gleichwol, würde unſer Verfaſſer inſiſtiren, eine gegründete Kenntniß der Offenbarung, die alle

Menſchen unmöglich haben können, allen Menſchen zur Seligkeit unumgänglich nöthig iſt: wie kommen die Millionen dazu —?

Laßt uns einen ſo grauſamen Gedanken auch nicht einmal ausdenken! — Weh dem menſchlichen Geſchlechte, wenn nichts dieſem Gedanken entgegen zu ſetzen, als etwa, — daß der Verfaſſer die Summe gezogen, ehe die Rechnung noch geſchloſſen, und man zu ihm ſagen könnte: „das Chriſtenthum iſt auf „ewige Zeiten; es gewinnt alle Jahre neuen Boden, obgleich „weder Miſſionen noch gelehrte Erweiſe ſeiner Wahrheit dieſen „neuen Boden gewinnen helfen; wenn ſchon in den letzten „Jahrhunderten der chriſtlichen Völker nicht viel mehr geworden, ſo ſind unter dieſen chriſtlichen Völkern doch gewiß mehr „Chriſten geworden; die Zeit muß kommen, da dieſes unmerkliche Wachsthum der Welt mit Erſtaunen in die Augen leuchten wird; der glückliche Windſtoß muß kommen, welcher die „noch zerſtreueten Flammen in Einen alles umfaſſenden Brand „vereiniget; ſo daß am Ende die Zahl der Verlornen ſich zu „der Zahl der Geretteten eben ſo verhalten wird, als noch „itzt die Zahl der Geretteten ſich zu der Zahl der Verlornen „verhält.“ —

Weh dem menſchlichen Geſchlechte, wenn nur dieſes — oder etwa noch irgend ein armſeliges Diſtinctiönchen, es tröſten ſoll! — Daß man zwiſchen der Offenbarung und den Büchern der Offenbarung einen Unterſchied machen müſſe; daß jene nur eine einzige ſehr faßliche Wahrheit ſey, deren Geſchichte in dieſen enthalten; daß die Seligkeit nicht an die mühſame Erforſchung dieſer, ſondern an die herzliche Annahme jener gebunden ſey, welches in den einzeln Poſten der Rechnung große Ausfälle machen müſſe. —

Denn Weh dem menſchlichen Geſchlechte, wenn in dieſer *Oekonomie des Heils* auch nur eine einzige Seele verloren geht. An dem Verluſte dieſer einzigen müſſen alle den bitterſten Antheil nehmen, weil jede von allen dieſe einzige hätte ſeyn können. Und welche Seligkeit iſt ſo überſchwänglich, die ein ſolcher Antheil nicht vergällen könnte?

Aber wozu dieſer Parenthyrſus? — Eine ſo unverſchuldete Niederlage der Menſchen, ein von Gott ſelbſt der Hölle ſo in die Hände geſpielter Sieg, iſt ein elendes Hirngeſpinnſt. Man gebe dem blinden Lärmen nur auf den Grund. Ein Wort: und er iſt beygelegt.

Daß nehmlich die Offenbarung auch für diejenigen Menſchen zur Seligkeit nöthig ſey, die gar keine, oder doch keine gegründete Kenntniß davon erlangen können: iſt weder die Lehre Chriſti, noch jemals die allgemein anerkannte Lehre der Kirche geweſen. Selbſt die, die ſich, in allen den verſchiedenen Gemeinden derſelben, am härteſten darüber ausgedrückt haben, die jener allgemeinen Nothwendigkeit nichts vergeben zu dürfen geglaubt, ſind den traurigen Folgerungen doch ausgewichen, und haben mit der andern Hand wiedergegeben, was ſie mit der einen genommen. Es iſt gleichviel, mit wie guter oder ſchlechter Art ſie dieſes gethan; wie unphiloſophiſch ſie dabey gedacht; wie treu oder nicht treu ſie ihrem eignen Syſtem dabey geblieben: genug, ſie haben es doch gethan, und haben es gern und freudig gethan. Ihr bloßer Wunſch rechtfertiget ihr Herz: und ihr Geſtändniß, daß Gott dispenſiren könne, wo es der Theolog nicht könne, daß Gott Auswege wiſſen werde, wo es auch nicht einmal der Dispenſation bedürfe, verſöhnet mit ihrem Syſtem.

Und hier iſt es, wo ich die allgemeine Anmerkung gegen unſern Verfaſſer, die ich ſchon angedeutet, ausdrücklich wiederholen muß; die ihm aber eben ſo wohl zur Entſchuldigung als zum Tadel gereicht. Er nimmt alles, was ein gewiſſes in gewiſſen ſymboliſchen Büchern vorgetragenes Syſtem des Chriſtenthums begreift, für das einzig wahre, eigentliche Chriſtenthum. Sätze, ohne welche das Chriſtenthum nicht beſtehen kann, welche von dem Stifter mit ausdrücklichen Worten gelehret werden, und Sätze, welche man blos zur beſſern Verbindung jener eingeſchaltet, oder aus ihnen folgern zu müſſen vermeynet, ſind ihm Eins. Gleichwohl iſt billig und recht, daß bey Beſtreitung des Chriſtenthums alle Secten für Einen Mann zu ſtehen angenommen werden, und eigentlich nichts wider das Chriſtenthum für gültig zu achten, als worauf keine von allen dieſen Secten antworten kann. Aber von dieſer Art ſind doch wahrlich nicht, weder die Lehre von der gänzlichen Verderbniß der menſchlichen Vernunft in göttlichen Dingen, gegen welche er in dem erſten

Fragmente ſo gutes Spiel hatte; noch die Lehre von der unumgänglichen Nothwendigkeit eines klaren und deutlichen Glaubens zur Seligkeit, auf welche dieſes zweyte Fragment hinaus läuft; noch auch die Lehre von der Theopnevſtie, wie er ſie (S. 358.) verträgt, aber freylich auch vertragen mußte, um allen ſeinen Einwürfen, ſelbſt den geringfügigſten, einen gleich hohen Grad des Belangs zu verſchaffen. — So wenigſtens muß ich aus dem, was vor uns liegt, urtheilen.

III.

Der Einwurf des dritten Fragments iſt ſchon oft gemacht, und oft beantwortet worden. Aber wie iſt er beides? Sicherlich iſt er noch nie ſo gründlich, ſo ausführlich, allen Ausflüchten ſo vorbeugend gemacht worden, als hier. Und nun verſuche man, wie viel die Antworten eines Clericus, eines Calmet, eines Saurin, eines Lilienthals dagegen verſchlagen. Ich fürchte, ſehr viel wohl nicht. Nothwendig wird der Orthodox alſo ganz auf etwas Neues denken müſſen, wenn er ſich auf ſeinem Poſten nicht zu behaupten weiß, und ſeiner Sache doch nichts vergeben will.

Er wird ihr aber nicht wenig zu vergeben glauben, wenn er die Unmöglichkeit, daß eine ſo große Menge in ſo kurzer Zeit einen ſolchen Weg machen können, eingeſtehen und ſich damit zu retten ſuchen wollte, daß alſo wohl in dem Texte die Zahl des ausziehenden Volks verſchrieben ſeyn möge; daß anſtatt ſechs mal hundert tauſend ſtreitbarer Mann, nur deren ſechzig tauſend, nur ſechs tauſend ausgezogen. — Ich nun freylich wohl wüßte nicht, was ein ſolcher Schreibfehler, wenn er auch noch ſo wiſſentlich wäre begangen worden, eben verderben würde. In den älteſten Zeiten verband man mit großen Summen noch ſehr undeutliche Begriffe, und es geſchah wol oft ganz unſchuldiger Weiſe, wenn man eine ſehr große Zahl bald durch dieſe, bald durch eine andere Anzahl ausdrückte. Man hätte viel zu bezweifeln, wenn man an allen den alten Schlachten zweifeln wollte, bey welchen die Zahl der gebliebenen Feinde von dem einen Schriftſteller ſo, von dem andern anders, und von allen weit größer angegeben wird, als ſich mit andern zugleich erzählten Umſtänden reimen läßt. Warum ſollte man mit Wundern es genauer nehmen wollen, bey welchen auf die Zahl derer, zu deren Beſten oder zu deren Züchtigung ſie geſchehen, weit weniger ankömmt, — ganz und gar nichts auf ihr beruhet? Denn ob Moſes mit ſeinem Stabe das Meer theilet, und Millionen trocknes Fußes hindurchführet, oder ob Eliſa mit dem Mantel ſeines Meiſters das nehmliche an dem Jordan thut, und blos für ſeine Perſon hindurchgehet: iſt dieſes nicht ein eben ſo gutes Wunder, als jenes?

So freylich würde ich denken. Aber allerdings kann der Orthodox ſo nachgebend nicht wohl ſeyn, ſo lange noch eine Möglichkeit unterſucht iſt, die Sache bis in den kleinſten Buchſtaben zu retten. — Wie vielleicht hier. — Denn wie, wenn das Wunder folgender Geſtalt erfolgt wäre? — Als die Iſraeliten an einen Arm des Arabiſchen Meerbuſens gelangt waren, durch welchen ſie nothwendig mußten, wenn ſie ihren Verfolgern nicht in die Hände fallen wollten: ſo trieb ein ſtarker Wind — man nehme die Ebbe zu Hülfe, wenn man will — das Waſſer aus dieſem Arme Meer ein, und hielt es ſo lange zurück, bis ſie mit aller Gemächlichkeit hindurch gegangen waren. Indeß ſuchte das oberwärts geſtauchte Waſſer einen andern Ablauf, brach hinter den Iſraeliten durch, ſtürzte ſich einen neuen Weg wieder Land ein, und in dieſem neuen Arme war es, wo die Aegyptier ihren Untergang fanden. Was könnte ungezwungener ſeyn, als dieſe Vorſtellung? Iſt es nicht die Natur des Waſſers, daß es, in ſeinem gewöhnlichen Ablaufe gehindert, die erſte die beſte ſchwache oder niedrige Stelle des Ufers überſteigt oder durchreißt, und ein neues Bette ſich wühlet? Und welche Schwierigkeit unſers Fragments bleibt durch dieſe Vorſtellung noch ungehoben? Die Iſraeliten, deren ſo viel ſeyn mögen, als man will, brauchen nun nicht zu eilen; ſie können mit Rindern und Kindern, mit Sack und Pack nun ſo langſam ziehen, als ſie nur immer nöthig haben; ſind ſie gleich beym Eintritte der Morgenwache ſchon eben nicht über den ganzen breiten ausgetrockneten Arm, ſo iſt das Waſſer dieſes Armes doch nun ſchon hinter ihnen, und ihre Feinde erſaufen in eben dem Waſſer, auf deſſen Boden ſie ihnen entkommen.

Ich wüßte nicht, daß irgend ein Ausleger ſich eine ähnliche Vorſtellung gemacht, und den Text darnach behandelt hätte, der ſich gewiß in ſehr vielen Stellen ihr ungemein fügen würde; ihr in allen beſſer fügen würde, als jeder andern Vorſtellung. Ja, die Sache noch ſo genau genommen, ſehe ich nur ein einziges Wort in der Moſaiſchen Erzählung Luthers, das ihr entgegen zu ſeyn ſcheinet. Nehmlich: und das Meer kam wieder für Morgens in ſeinen Strom: oder wie es Hr. Michaelis überſetzt: da kam das Waſſer um die Morgenzeit wieder, und hielt ſeine gewöhnliche Fluth. Wenn es ſein Strom war, in welchen das Meer zurückkam; wenn es ſeine gewöhnliche Fluth war, mit welcher es zurückkam: ſo ſcheinet ein neuer Arm, ein neuer Ausfluß freylich mehr als eigenmächtig angenommen zu ſeyn. Luther zwar hat ganz das Anſehen, hier mehr der Vulgata als dem Grundtexte gefolgt zu ſeyn, welche ſagt: mare reuerſum eſt primo diluculo ad priorem locum; und Hr. Michaelis dürfte leicht ein wenig zu viel von ſeiner Hypothes in den Text getragen haben. Denn nach den Worten heißt es in dieſem doch nur: und das Meer kam wieder am Morgen in ſeiner Stärke; ſo daß es noch nicht einmal entſchieden iſt, ob das Meer in ſeiner Stärke wiedergekommen, oder ob es wiederkam, als der Morgen in ſeiner Stärke war.

Doch dem ſey, wie ihm wolle. Meine Auslegung laſſe ſich, oder laſſe ſich nicht vertheidigen: ich bin weit entfernt, zu glauben, daß der Orthodox genöthiget ſey, zu einem Einfalle von mir ſeine Zuflucht zu nehmen. Er braucht, wie geſagt, nur auf ſeinem Poſten ſich zu behaupten, und er kann alle die ſinnreichen Einfälle entbehren, mit welchen man ihm zu Hülfe zu kommen den Schein haben will, und in der That ihn nur aus ſeiner Verſchanzung heraus zu locken ſucht.

Ich nenne aber ſeinen Poſten, den kleinen, aber unüberwindlichen Bezirk, außer welchem ihn gar keine Anfälle beunruhigen müßten; die Eine befriedigende Antwort, die er auf ſo viele Einwürfe ertheilen kann, und ſoll. Als hier. „Wenn „denn nun aber, darf er blos ſagen, der ganze Durchgang „ein Wunder war? Wenn das Wunder nicht blos in der Auftrocknung des Meerbuſens beſtand, wenn auch die Geſchwin-

„digkeit, mit welcher eine ſolche Menge in ſo kurzer Zeit herüberkam,
„mit zu dem Wunder gehört? — Ich habe gar nichts
„darwider, daß man bey dem erſten Stücke dieſer wunderbaren
„Begebenheit auch natürliche Urſachen wirkſam ſeyn läßt;
„nicht den Wind blos, deſſen die Schrift ſelbſt gedenket; ſondern
„auch die Ebbe, von der die Schrift nichts ſagt: und wenn
„man an einer Ebbe nicht genug hat, meinetwegen auch zwey
„auf einander folgende Ebben, Ebbe auf Ebbe, von welcher
„weder die Schrift, noch die Admiralitäts Lohtſen in Curhaſen
„etwas wiſſen (*). Ich gebe es gern zu, daß es zu einem
„Wunder genug iſt, wenn dieſe natürlichen Urſachen nur nicht
„itzt, oder itzt nicht ſo und ſo wirkſam geweſen wären, und ihre
„dermalige ſo beſchaffene Wirkſamkeit, die unmittelbar in dem
„Willen Gottes gegründet iſt, gleichwohl vorhergeſagt worden.
„Ich gebe das gern zu: nur muß man mit dem, was ich
„zugebe, mich nicht ſchlagen wollen; nur muß man das, wovon
„ich zugebe, daß es bey einem Wunder, dem Wunder unbeſchadet,
„ſeyn könne, nicht zu einer unumgänglichen Erfordernis
„des Wunders überhaupt machen; man muß ein Wunder,
„weil ſich keine natürlichen Kräfte angeben laſſen, deren
„ſich Gott dazu bedienet, nicht platterdings verwerfen. Die
„Austrocknung des Meerbuſens geſchahe durch Ebbe und Wind;
„gut: und war doch ein Wunder. Die Geſchwindigkeit, mit
„der das Volk herüber kam, ward — freylich weiß ich nicht
„wie bewirkt: aber iſt ſie darum weniger ein Wunder? Sie
„iſt gerade Wunders um ſo viel mehr. Es klingt allerdings
„ganz ſinnreich, wenn ſich euer Verfaſſer (S. 372.) verbittet,
„daß man den Iſraeliten und ihren Ochſen und Karren
„nur keine Flügel gebe. Indeß ſagt doch Gott ſelbſt, daß er
„die Iſraeliten auf Adlersflügeln (2. Moſ. 19. 4.) aus Aegypten
„getragen habe: und wenn die Sprache nun kein Wort
„hat, die Art und Weiſe dieſer wunderbaren Geſchwindigkeit
„auszudrücken, als dieſe Metapher? Erlaubt mir immer, daß
„ich auch in einer Metapher, die Gott braucht, mehr Wirkliches
„ſehe, als in allen euren ſymboliſchen Demonſtrationen.

(*) S. Niebuhrs Beſchreibung von Arabien, S. 414.

Und wenn der Orthodox ſo antwortet, wie will man ihm beykommen? Man kann die Achſeln zucken über ſeine Antwort, ſo viel man will; aber ſtehen muß man ihn doch laſſen, wo er ſteht. Das iſt der Vortheil, den ein Mann hat, der ſeinen Grundſätzen treu bleibt, und lieber nicht ſo ausgemachten Grundſätzen folgen, als ihnen nicht conſequent reden und handeln will. Dieſe Conſequenz, vermöge welcher man vorausſagen kann, wie ein Menſch in einem gegebnen Falle reden und handeln werde, iſt es, was den Mann zum Manne macht, ihm Charakter und Stetigkeit giebt; dieſe großen Vorzüge eines denkenden Menſchen. Charakter und Stetigkeit berichtigen ſogar mit der Zeit die Grundſätze; denn es iſt unmöglich, daß ein Menſch lange nach Grundſätzen handeln kann, ohne es wahrzunehmen, wenn ſie falſch ſind. Wer viel rechnet, wird es bald merken, ob ihm ein richtiges Einmaleins beywohnet, oder nicht.

Nicht alſo die Orthodoxie, ſondern eine gewiſſe ſchielende, hinkende, ſich ſelber ungleiche Orthodoxie iſt ſo ekel! So ekel, ſo widerſtehend, ſo aufſtoßend! — Das wenigſtens ſind die eigentlichen Worte für meine Empfindung.

IV.

Das Alte Teſtament weiß von keiner Unſterblichkeit der Seele, von keinen Belohnungen und Strafen nach dieſem Leben. Es ſey ſo. Ja, man gehe, wenn man will, noch einen Schritt weiter. Man behaupte, das A. T. oder doch das Iſraelitiſche Volk, wie wir es in den Schriften des A. T. vor den Zeiten der Babyloniſchen Gefangenſchaft kennen lernen, habe nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes gehabt. Wenn man das Volk meinet, und einzelne erleuchtetere Seelen, dergleichen die heiligen Schriftſteller ſelbſt waren, davon ausnimmt: ſo kann auch die Behauptung zu einem hohen Grade von Wahrſcheinlichkeit getrieben werden. Gewiß iſt es wenigſtens, daß die Einheit, welche das Iſraelitiſche Volk ſeinem Gotte beylegte, gar nicht die tranſcendentale metaphyſiſche Einheit war, welche itzt der Grund aller natürlichen Theologie iſt. Bis zu der Höhe hatte ſich der gemeine menſchliche Verſtand in ſo frühen Zeiten noch nicht erhoben, am wenigſten unter einem Volke erhoben, dem Künſte und Wiſſenſchaften ſo unangelegen waren, und das ſich aller Gemeinſchaft mit unterrichtetern Völkern ſo hartnäckig entzog. Bey dem wahren ächten Begriffe eines einigen Gottes, hätte dieſes Volk unmöglich ſo oft von ihm abfallen, und zu andern Göttern übergehen können. Es würde die falſchen Götter nicht des nehmlichen Nahmens gewürdiget haben; es würde den wahren Gott nicht ſo ausſchlieſſungsweiſe ſeinen Gott, den Gott ſeines Landes, den Gott ſeiner Väter genannt haben. Kurz, der Einige hieß bey ihm nichts mehr, als der Erſte, der Vornehmſte, der Vollkommenſte in ſeiner Art. Die Götter der Heiden waren ihm auch Götter; aber unter ſo vielen Göttern konnte doch nur einer der mächtigſte und weiſeſte ſeyn; und dieſer mächtigſte und weiſeſte war ſein Jehova. So lange es keinen Grund fand, an der Macht und Weisheit, in welchen ſein Gott den Göttern aller andern Völker überlegen war, zu zweifeln: ſo lange hing es ihm an. Kaum aber glaubte es zu erkennen, daß dieſes oder jenes benachbarte Volk, durch Vorſorge ſeines Gottes, irgend eines Wohlſtandes genoß, der ihm abging, den ihm alſo ſein Jehova nicht gewähren konnte, oder nicht gewähren wollte: ſo wich es hinter ihm ab, und hurte mit den Göttern des vermeinten glücklichern Volks, von welchen es nicht eher wieder zurück kam, als bis es ſeine Luſt gebüßet hatte, und durch den Verluſt größerer Güter, durch Verwahrloſung des weſentlichern Wohlſtandes gebüßt hatte. Nur als es in der Babyloniſchen Gefängniß ſeinen Verſtand ein wenig mehr hatte brauchen lernen; als es ein Volk näher hatte kennen lernen, das ſich den Einigen Gott würdiger dachte; als nun erſt ſelbſt die Schriften ſeines Geſetzgebers und ſeiner Propheten unter ihm gemeiner wurden; als es ſahe, wie viel große unerkannte Wahrheiten in dieſen Schriften lagen, oder ſich hineinlegen ließen; als es erkannte, wie ſelbſt nach dieſen Schriften, ſeinem Jehova eine weit erhabnere Einheit zukomme, als die, welche ihn blos an die Spitze aller andern Götter ſetzte: ward es auf einmal ein ganz andres Volk, und alle Abgötterey hörte unter ihm auf. Wenn dieſe plötzliche Veränderung, die kein Menſch leugnen kann, nicht durch den veredelten Begriff zu erklären, den es ſich nun von ſeinem eignen Gotte machte: ſo iſt ſie durch nichts zu erklären. Man kann einem Nationalgott untreu werden, aber nie Gott, ſobald man ihn einmal erkannt hat.

Wie geſagt; man thue, über die Einwürfe des vierten Fragments, auch noch dieſen Schritt hinaus, und füge hinzu: daß, ſo wie Moſes ſelbſt im Anfange ſeiner Sendung von dem Unendlichen keinen Begriff hatte, — würde er ihn ſonſt nach ſeinem Namen gefragt haben? — ſich Gott zu ihm herabließ, und ſich ihm nicht als den Unendlichen, ſondern blos als eine von den beſondern Gottheiten ankündigte, unter welche der Aberglaube Länder und Völker vertheilet hatte. Gott ward der Gott der Ebreer; und wenn die Ebreer ihren Gott nun einmal ſatt hatten, was war natürlicher, als daß ſie es mit einem andern verſuchen wollten?

Auch ſo noch — wenn man dem alten Iſraelitiſchen Volke, ſelbſt dieſen großen mehr hergebrachten als erwieſenen Vorzug, den einigen wahren Gott gekannt zu haben, mit Grunde ſtreitig machen könnte — auch ſo noch getraute ich mir die Wege Gottes mit ihm zu rechtfertigen.

Auf die Göttlichkeit der Bücher des A. T. iſt aus dergleichen Dingen wenigſtens gar nichts zu ſchlieſſen. Denn dieſe muß ganz anders, als aus den darinn vorkommenden Wahrheiten der natürlichen Religion erwieſen werden. Wahrheiten, die allerdeutlichſten, die allererhabenſten, die allertiefſten von dieſer Art, kann jedes andere eben ſo alte Buch enthalten, wovon wir itzt die Beweiſe haben; Beweiſe, welche ſo manchen gelehrten Sorites für die Göttlichkeit der Bibel fehlerhaft machen, in welchem die allein in dem A. T. gelehrte Einheit Gottes ein Glied iſt. Die heiligen Bücher der Braminen müſſen es an Alter und an würdigen Vorſtellungen von Gott mit den Büchern des A. T. aufnehmen können, wenn das Uebrige den Proben entſpricht, die uns itzt erſt zuverläſſige Männer daraus mitgetheilet haben. Denn obſchon der Menſchliche Verſtand nur ſehr allmälig ausgebildet werden, und Wahrheiten, die gegenwärtig dem gemeinſten Manne ſo einleuchtend und faſſlich ſind, einmal ſehr unbegreiflich, und daher unmittelbare Eingebungen der Gottheit müſſen geſchienen haben, und als ſolche auch damals nur haben angenommen werden können:

ſo hat es doch zu allen Zeiten und in allen Ländern privilegirte Seelen gegeben, die aus eignen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinausdachten, dem größern Lichte entgegen eilten, und andern ihre Empfindungen davon, zwar nicht mittheilen, aber doch erzählen konnten.

Was ſich alſo von dergleichen Männern herſchreiben kann, deren noch itzt von Zeit zu Zeit einige aufſtehen, ohne daß man ihnen immer Gerechtigkeit widerfahren läßt, das kann zu keinem Beweiſe eines unmittelbar göttlichen Urſprungs gebraucht werden. Kann es dieſen Urſprung aber nicht erweiſen, da wo es vorhanden iſt: ſo kann es dieſen Urſprung auch nicht widerlegen, da wo es mangelt; und Bücher können gar wol von Gott ſeyn, durch eine höhere Eingebung Gottes verfaßt ſeyn, ob ſich ſchon nur wenige, oder gar keine, Spuren von der Unſterblichkeit der Seelen und der Vergeltung nach dieſem Leben, darinn finden. Dieſe Bücher können ſogar eine ſeligmachende Religion enthalten; das iſt, eine Religion, bey deren Befolgung ſich der Menſch ſeiner Glückſeligkeit ſo weit verſichert halten kann, als er hinausdenkt. Denn warum dürfte eine ſolche Religion ſich nicht nach den Grenzen ſeiner Sehnſucht und Wünſche fügen? Warum müßte ſie nothwendig erſt die Sphäre dieſer Sehnſucht und Wünſche erweitern? Freylich wäre eine ſolche ſeligmachende Religion nicht die ſeligmachende Chriſtliche Religion. Aber wenn denn die Chriſtliche Religion nur erſt zu einer gewiſſen Zeit, in einem gewiſſen Bezirke erſcheinen konnte, mußten deswegen alle vorhergehende Zeiten, alle andere Bezirke keine ſeligmachende Religion haben? Ich will es den Gottesgelehrten gern zugeben, daß aber doch das **Seligmachende** in den verſchiednen Religionen immer das **Nehmliche** müſſe geweſen ſeyn: wenn ſie mir nur hinwiederum zugeben, daß darum nicht immer die Menſchen den **nehmlichen Begriff** damit müſſen verbunden haben. Gott könnte ja wol in allen Religionen die guten Menſchen in der **nehmlichen Betrachtung**, aus den **nehmlichen Gründen** ſelig machen wollen: ohne darum allen **Menſchen** von dieſer Betrachtung, von dieſen Gründen die **nehmliche Offenbarung** ertheilt zu haben. —

Unter einem gewiſſen Zirkel von Freunden iſt vor einiger Zeit ein kleiner Aufſatz in der Handſchrift herum gegangen, welcher die erſten Linien zu einem ausführlichen Buche enthielt, und überſchrieben war: Die Erziehung des Menſchengeſchlechts. Ich muß bekennen, daß ich von einigen Gedanken dieſes Aufſatzes bereits wörtlich Gebrauch gemacht habe. Was hindert mich alſo, oder vielmehr, was iſt alſo ſchicklicher, als daß ich den Anfang deſſelben in ſeinem ganzen Zuſammenhange mittheile, der ſich auf den Inhalt unſers vierten Fragments ſo genau beziehet? Die Indiscretion, die ich damit begehe, weiß ich zu verantworten; und von der Lauterkeit der Abſichten des Verfaſſers bin ich überzeugt. Er iſt auch bey weitem ſo heterodox nicht, als er bey dem erſten Anblicke ſcheinet, wie ihm auch die ſchwierigſten Leſer zugeſtehen werden, wenn er einmal den ganzen Aufſatz, oder gar die völlige Ausführung deſſelben, bekannt zu machen, für gut halten ſollte. Hier iſt indeß, wie geſagt, der Anfang, *) — des verwandten und genutzten Inhalts wegen.

Die Erziehung des Menſchengeſchlechts.

* * *

Und ſo gelangt der Verfaſſer zu dem zweyten groſſen Schritte in der Erziehung des Menſchengeſchlechts. Auf die kindiſchen Bewegungsgründe zum Gehorſam, folgen die ungleich mehr anſpornenden Ausſichten des Jünglings. Künftige Ehre, künftiges Wohlleben, tritt an die Stelle der gegenwärtigen Näſcherey, des gegenwärtigen Spielzeugs. Doch alle dieſe fernern Spekulationen gehören nicht zu unſerer Sache, und ich breche ab. Auch giebt man einen Vorſchmack nicht mit der ganzen Schüſſel.

V.

Ueber die Widerſprüche in der Auferſtehungsgeſchichte, welche das fünfte Fragment uns ſo nahe legt, dächte ich nun ſo.

§. Die Zeugen der Auferſtehung Chriſti ſind nicht die nehmlichen Perſonen, die uns die Nachricht von der Ausſage dieſer

---

*) Die erſten 53 Paragraphen.

Zeugen überliefert haben. Denn wenn ſchon in einem und dem andern beide Charaktere zuſammen kommen, ſo iſt doch unwiderſprechlich, daß kein einziger Evangeliſt bey allen und jeden Erſcheinungen Chriſti gegenwärtig geweſen.

§. Folglich ſind zweyerley Widerſprüche hier möglich. Widerſprüche unter den Zeugen, und Widerſprüche unter den Geſchichtſchreibern der Ausſage dieſer Zeugen.

§. Sind Widerſprüche unter den Zeugen vorhanden? — Dergleichen könnten nur ſeyn, wenn ein Evangeliſt über den einzeln Fall, bey welchem er ſelbſt Augenzeuge geweſen, ſich ſelbſt widerſpräche: oder wenigſtens, wenn mehrere Evangeliſten über den nehmlichen einzeln Fall, bey welchem jeder gegenwärtig geweſen, ſich unter einander widerſprächen. Dergleichen Widerſprüche ſind mir unbekannt.

§. Sind Widerſprüche unter den Zeugen vorhanden geweſen? — Anſcheinende: warum nicht? Denn die Erfahrung giebt es, und es kann ſchlechterdings nicht anders ſeyn, als daß von mehrern Zeugen nicht jeder die nehmliche Sache, an dem nehmlichen Orte, zu der nehmlichen Zeit, anders ſehen, anders hören, folglich anders erzählen ſollte. Denn eines jeden Aufmerkſamkeit iſt anders geſtimmt. Ich halte es ſogar für unmöglich, daß der nehmliche Zeuge von dem nehmlichen Vorfalle, den er mit aller vorſetzlichen Aufmerkſamkeit beobachtete, zu verſchiedenen Zeiten die nehmliche Ausſage machen könne. Denn die Erinnerung des Menſchen von der nehmlichen Sache iſt zu verſchiedenen Zeiten verſchieden. Er müßte denn ſeine Ausſage auswendig gelernt haben: aber alsdann ſagt er nicht, wie er ſich der Sache itzt erinnerlich iſt, ſondern wie er ſich derſelben zu der Zeit, als er ſeine Ausſage auswendig lernte, erinnerlich war.

§. Sind wahre Widerſprüche unter den Zeugen vorhanden geweſen? ſolche, die bey keiner billigen Vergleichung, bey keiner nähern Erklärung verſchwinden? — Woher ſollen wir das wiſſen? Wir wiſſen ja nicht einmal, ob jemals die Zeugen gehörig vernommen worden? Wenigſtens iſt das Protokoll über dieſes Verhör nicht mehr vorhanden; und wer Ja ſagt, hat in dieſem Betracht eben ſo viel Grund für ſich, als wer Nein ſagt.

§. Nur daß, wer Nein ſagt, eine ſehr geſetzliche Vermuthung für ſich anführen kann, die jener nicht kann. Dieſe nehmlich. Der groſſe Proceß, welcher von der glaubwürdigen Ausſage dieſer Zeugen abhing, iſt gewonnen. Das Chriſtenthum hat über die Heidniſche und Jüdiſche Religion geſiegt. Es iſt da.

§. Und wir ſollten geſchehen laſſen, daß man uns dieſen gewonnenen Proceß nach den unvollſtändigen, unconcertirten Nachrichten von jenen, wie aus dem Erfolge zu ſchlieſſen, glaubwürdigen und einſtimmigen Zeugniſſen, nochmals nach zwey tauſend Jahren revidiren wolle? Nimmermehr.

§. Vielmehr: ſo viel Widerſprüche in den Erzählungen der Evangeliſten, als man will! — Es ſind nicht die Widerſprüche der Zeugen, ſondern der Geſchichtſchreiber; nicht der Ausſagen, ſondern der Nachrichten von dieſen Ausſagen.

§. Aber der heilige Geiſt iſt bey dieſen Nachrichten wirkſam geweſen. — Ganz recht; nehmlich dadurch, daß er jeden zu ſchreiben getrieben, wie ihm die Sache nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen bekannt geweſen.

§. Wenn ſie nun dem einen ſo, dem andern anders bekannt war, bekannt ſeyn mußte? — Sollte der heilige Geiſt in dem Augenblicke, da ſie die Feder ergriffen, lieber ihre verſchiednen Vorſtellungen einförmig, und eben durch dieſe Einförmigkeit verdächtig machen, oder ſollte er zugeben, daß die Verſchiedenheit beybehalten wurde, auf die itzt gar nichts mehr ankömmt?

§. Sagt man, Verſchiedenheiten ſind keine Widerſprüche? — Was ſie nicht ſind, das werden ſie in dem zweyten und dritten Munde. Was Verſchiedenheit bey den Augenzeugen war, wird Widerſpruch bey denen, welche die Sache nur von Hörenſagen haben.

§. Nur ein fortdauerndes Wunder hätte es verhindern können, daß in den 30 bis 40 Jahren, ehe Evangeliſten ſchrieben, ſolche Ausartungen der mündlichen Erzählung von der Auferſtehung ſich nicht eräugnet hätten. Aber was für Recht haben wir, dieſes Wunder anzunehmen? Und was dringt uns, es anzunehmen?

§. Wer ſich irgend einen ſolchen Drang muthwillig ſchafft, der hab es. Aber er wiſſe auch, was ihm ſodann obliegt: alle die Widerſprüche zu heben, die ſich in den verſchiedenen Erzählungen der Evangeliſten finden; und ſie auf eine leichtere, natürlichere Art zu heben, als es in den gewöhnlichen Harmonieen geſchehen iſt.

§. Daß er dabey ſich ja nicht auf dieſes und jenes Werk zu ſehr verlaſſe, deſſen vielverſprechender Titel ihm etwa nur bekannt iſt. **Ditton** hat freylich die Wahrheit der chriſtlichen Religion aus der Auferſtehung demonſtrativiſch erwieſen. Aber er hat die Widerſprüche der Evangeliſten ganz übergangen; entweder weil er glaubte, daß dieſe Widerſprüche ſchon längſt auf die unwiderſprechlichſte Weiſe gehoben wären, — woran ich zweifle; oder weil er dafür hielt, daß ſeine Demonſtration, ohngeachtet aller dieſer Widerſprüche, in ihrer ganzen Stärke beſtehen könne, — wie auch mich dünkt.

§. Eben ſo iſt **Th. Sherlok** in ſeiner **gerichtlichen Prüfung** der Zeugen der Auferſtehung verfahren. Er erhärtet, daß die eigentlichen Zeugen allen Glauben verdienen; aber auf die Widerſprüche in den Erzählungen der Evangeliſten läßt er ſich nicht ein.

§. Der einzige **Gilbert West** hat dieſe Widerſprüche zum Theil mit in ſeinen Plan ziehen zu müſſen geglaubt. Wen indeß ſeine ewige Vervielfältigung der nehmlichen Perſonen und Erſcheinungen beruhigen kann, der muß ſo ſchwer eben nicht zu beruhigen ſeyn.

§. Folglich findet der Mann, der die Untrüglichkeit der Evangeliſten in jedem Worte behauptet, auch hier noch unbearbeitetes Feld genug. Er verſuche es nun, und beantworte die gerügten zehn Widerſprüche unſers Fragments. Aber er beantworte ſie alle. Denn dieſem und jenen nur etwas wahrſcheinliches entgegen ſetzen, und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, heißt keinen beantworten.

Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft.

— δια τας τεραστιους δυναμεις, ἁς κατασκευαστεον γεγονεναι και ἐκ πολλων μεν ἀλλων, και ἐκ του ἰχνη μεν ἀυτων ἐτι σωζεσθαι, παρα τοις κατα το βουλημα του λογου βιουσι.

Ωριγενης κ. K.

An den Herrn Director Schumann, zu Hannover.

1777.

Mein Herr,

Wem konnte es angelegner ſeyn, Ihre neue Schrift ſofort zu leſen, als mir? — Ich hungere nach Ueberzeugung ſo ſehr, daß ich, wie Eriſichton, alles verſchlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich ſieht. — Wenn Sie mit dieſem Bogen es eben ſo machen: ſo ſind wir, einer des andern Mann. Ich bin mit der Hochachtung, welche Unterſucher der Wahrheit gegen einander zu tragen, ſich nie entbrechen,

Ihr ꝛc.

— — —

Ein andres ſind erfüllte Weiſſagungen, die ich ſelbſt erlebe: ein andres, erfüllte Weiſſagungen, von denen ich nur hiſtoriſch weiß, daß ſie andre wollen erlebt haben.

Ein andres ſind Wunder, die ich mit meinen Augen ſehe, und ſelbſt zu prüfen Gelegenheit habe: ein andres ſind Wunder, von denen ich nur hiſtoriſch weiß, daß ſie andre wollen geſehn und geprüft haben.

Das iſt doch wohl unſtreitig? Dagegen iſt doch nichts einzuwenden?

Wenn ich zu Chriſti Zeiten gelebt hätte: ſo würden mich die in ſeiner Perſon erfüllten Weiſſagungen allerdings auf ihn ſehr aufmerkſam gemacht haben. Hätte ich nun gar geſehen, ihn Wunder thun; hätte ich keine Urſache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder geweſen: ſo würde ich zu einem, von ſo langeher ausgezeichneten, wunderthätigen Mann, allerdings ſo viel Vertrauen gewonnen haben, daß ich willig meinen Verſtand dem Seinigen unterworfen hätte; daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen eben ſo ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen geweſen wären.

Oder; wenn ich noch itzt erlebte, daß Chriſtum oder die chriſtliche Religion betreffende Weiſſagungen, von deren Priorität ich längſt gewiß geweſen, auf die unſtreitigſte Art in Erfüllung gingen; wenn noch itzt von gläubigen Chriſten Wunder gethan würden, die ich für echte Wunder erkennen müßte: was könnte mich abhalten, mich dieſem **Beweiſe des Geiſtes und der Kraft**, wie ihn der Apoſtel nennet, zu fügen?

In dem letztern Falle war noch Origenes, der ſehr Recht hatte zu ſagen, daß die chriſtliche Religion an dieſem Beweiſe des Geiſtes und der Kraft einen eigenen göttlichern Beweis habe, als alle griechiſche Dialektik gewähren könne. Denn, noch war zu ſeiner Zeit, „die Kraft wunderbare Dinge zu thun, von denen nicht gewichen,“ die nach Chriſti Vorſchrift lebten; und wenn er ungezweifelte Beyſpiele hiervon hatte, ſo mußte er nothwendig, wenn er nicht ſeine eigenen Sinne verleugnen wollte, jenen Beweis des Geiſtes und der Kraft anerkennen.

Aber ich, der ich auch nicht einmal mehr in dem Falle des Origenes bin; der ich in dem 18ten Jahrhunderte lebe, in welchem es keine Wunder mehr giebt; wenn ich anſtehe, noch itzt, auf den Beweis des Geiſtes und der Kraft, etwas zu glauben, was ich auf andre meiner Zeit angemeſſenere Beweiſe glauben kann: woran liegt es?

Daran liegt es: daß dieſer Beweis des Geiſtes und der Kraft itzt weder Geiſt noch Kraft mehr hat; ſondern zu menſchlichen Zeugniſſen von Geiſt und Kraft herabgeſunken iſt.

Daran liegt es: daß Nachrichten von erfüllten Weiſſagungen nicht erfüllte Weiſſagungen; daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder ſind. Dieſe, die vor meinen Augen erfüllten Weiſſagungen, die vor meinen Augen geſchehenen Wunder, wirken unmittelbar. Jene aber, die Nachrichten von erfüllten

Weiſſagungen und Wundern, ſollen durch ein **Medium** wirken, das ihnen alle Kraft benimmt.

Den **Origenes** anführen, und ihn ſagen laſſen, „daß der „Beweis der Kraft wegen der erſtaunlichen Wunder ſo heiſſe, „die zur Beſtätigung der Lehre Chriſti geſchehen:" iſt nicht allzuwohl gethan, wenn man das, was unmittelbar bey dem Origenes darauf folgt, ſeinen Leſern verſchweigt. Denn die Leſer werden den Origenes auch aufſchlagen, und mit Befremden finden, daß er die Wahrheit jener bey der Grundlegung des Chriſtenthums geſchehenen Wunder, ἐκ πολλῶν μὲν ἄλλων, und alſo aus der Erzählung der Evangeliſten wohl mit, aber doch vornehmlich und namentlich aus den Wundern erweiſet, die noch damals geſchahen.

Wenn nun dieſer Beweis des Beweiſes itzt gänzlich weggefallen; wenn nun alle hiſtoriſche Gewißheit viel zu ſchwach iſt, dieſen weggefallenen augenſcheinlichen Beweis des Beweiſes zu erſetzen: wie iſt mir denn zuzumuthen, daß ich die nehmlichen unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute vor 16 bis 18 hundert Jahren auf die kräftigſte Veranlaſſung glaubten, auf eine unendlich mindere Veranlaſſung eben ſo kräftig glauben ſoll?

Oder iſt, ohne Ausnahme, was ich bey glaubwürdigen Geſchichtſchreibern leſe, für mich eben ſo gewiß, als was ich ſelbſt erfahre?

Das wüßte ich nicht, daß es jemals ein Menſch behauptet hätte: ſondern man behauptet nur, daß die Nachrichten, die wir von jenen Weiſſagungen und Wundern haben, eben ſo zuverläſſig ſind, als nur immer hiſtoriſche Wahrheiten ſeyn können. — Und freylich, fügt man hinzu, könnten hiſtoriſche Wahrheiten nicht demonſtriret werden: aber dem ohngeachtet müſſe man ſie eben ſo feſt glauben, als demonſtrirte Wahrheiten.

Hierauf nun antworte ich. **Erſtlich**; wer leugnet es, — ich nicht — daß die Nachrichten von jenen Wundern und Weiſſagungen eben ſo zuverläſſig ſind, als nur immer hiſtoriſche Wahrheiten ſeyn können? — Aber nun: wenn ſie nur eben ſo zuverläſſig ſind, warum macht man ſie bey dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverläſſiger?

Und wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und mehrere Dinge auf ſie bauet, als man auf hiſtoriſch erwieſene Wahrheiten zu bauen befugt iſt.

Wenn keine hiſtoriſche Wahrheit demonſtriret werden kann: ſo kann auch nichts **durch** hiſtoriſche Wahrheiten demonſtriret werden.

Das iſt: **zufällige Geſchichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden.**

Ich leugne alſo gar nicht, daß in Chriſto Weiſſagungen erfüllet worden; ich leugne gar nicht, daß Chriſtus Wunder gethan: ſondern ich leugne, daß dieſe Wunder, ſeitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwieſen zu werden; ſeitdem ſie nichts als Nachrichten von Wundern ſind, (mögen doch dieſe Nachrichten ſo unwiderſprochen, ſo unwiderſprechlich ſeyn, als ſie immer wollen:) mich zu dem geringſten Glauben an Chriſti anderweitige Lehren verbinden können und dürffen. Dieſe anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an.

Denn **zweytens**: was heißt einen hiſtoriſchen Satz für wahr halten? eine hiſtoriſche Wahrheit glauben? Heißt es im geringſten etwas anders: als dieſen Satz, dieſe Wahrheit gelten laſſen? nichts darwider einzuwenden haben? ſich gefallen laſſen, daß ein andrer einen andern hiſtoriſchen Satz darauf bauet, eine andre hiſtoriſche Wahrheit daraus folgert? ſich ſelbſt vorbehalten, andere hiſtoriſche Dinge darnach zu ſchätzen? Heißt es im geringſten etwas anders? etwas mehr? Man prüfe ſich genau!

Wir alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit faſt ganz Aſien beſiegte. Aber wer wollte, auf dieſen Glauben hin, irgend etwas von großem dauerhaften Belange, deſſen Verluſt nicht zu erſetzen wäre, wagen? Wer wollte, dieſem Glauben zu Folge, aller Kenntniß auf ewig abſchwören, die mit dieſem Glauben ſtritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe itzt gegen den Alexander und ſeine Siege nichts einzuwenden: aber es wäre doch möglich, daß ſie ſich eben ſo wohl auf ein bloßes Gedicht des Choerilus, welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja ſich auf weiter nichts, als auf die Gedichte des Homers gründet.

Wenn ich folglich hiſtoriſch nichts darwider einzuwenden habe, daß Chriſtus einen Todten erweckt: muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Weſens ſey? In welcher Verbindung ſteht mein Unvermögen, gegen die Zeugniſſe von jenem etwas erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit etwas zu glauben, wogegen ſich meine Vernunft ſträubet?

Wenn ich hiſtoriſch nichts darwider einzuwenden habe, daß dieſer Chriſtus ſelbſt von dem Tode auferſtanden: muß ich darum für wahr halten, daß eben dieſer auferſtandene Chriſtus der Sohn Gottes geweſen ſey?

Daß der Chriſtus, gegen deſſen Auferſtehung ich nichts Hiſtoriſches von Wichtigkeit einwenden kann, ſich deswegen für den Sohn Gottes ausgegeben; daß ihn ſeine Jünger deswegen dafür gehalten: das glaube ich herzlich gern. Denn dieſe Wahrheiten, als Wahrheiten einer und eben derſelben Klaſſe, folgen ganz natürlich aus einander.

Aber nun mit jener hiſtoriſchen Wahrheit in eine ganz andre Klaſſe von Wahrheiten herüber ſpringen, und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphyſiſchen und moraliſchen Begriffe darnach umbilden ſoll; mir zumuthen, weil ich der Auferſtehung Chriſti kein glaubwürdiges Zeugniß entgegen ſetzen kann, alle meine Grundideen von dem Weſen der Gottheit darnach abzuändern: wenn das nicht eine μεταβασις ἐις ἀλλο γενος iſt; ſo weiß ich nicht, was Ariſtoteles ſonſt unter dieſer Benennung verſtanden.

Man ſagt freylich: aber eben der Chriſtus, von dem du hiſtoriſch mußt gelten laſſen, daß er Todte erweckt, daß er ſelbſt vom Tode erſtanden, hat es ſelbſt geſagt, daß Gott einen Sohn gleiches Weſens habe, und daß Er dieſer Sohn ſey.

Das wäre ganz gut! Wenn nur nicht, daß dieſes Chriſtus geſagt, gleichfalls nicht mehr als hiſtoriſch gewiß wäre.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und ſagen, „O doch! „das iſt mehr als hiſtoriſch gewiß; denn inſpirirte Geſchichtſchreiber verſichern es, die nicht irren können:“

So iſt auch das, leider, nur hiſtoriſch gewiß; daß dieſe Geſchichtſchreiber inſpirirt waren, und nicht irren konnten.

Das, das iſt der garſtige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, ſo oft und ernſtlich ich auch den Sprung verſucht habe. Kann mir jemand hinüber helfen, der thu es; ich bitte ihn, ich beſchwöre ihn. Er verdienet ein Gotteslohn an mir.

Und ſo wiederhole ich, was ich oben geſagt, mit den nehmlichen Worten. Ich leugne gar nicht, daß in Chriſto Weiſſagungen erfüllt worden; ich leugne gar nicht, daß Chriſtus Wunder gethan: ſondern ich leugne, daß dieſe Wunder, ſeitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwieſen zu werden; ſeitdem ſie nichts als Nachrichten von Wundern ſind, (mögen doch dieſe Nachrichten ſo unwiderſprochen, ſo unwiderſprechlich ſeyn, als ſie immer wollen:) mich zu dem geringſten Glauben an Chriſti anderweitig Lehren verbinden können und dürffen.

Was verbindet mich denn dazu? — Nichts, als dieſe Lehren ſelbſt, die vor 18 hundert Jahren allerdings ſo neu, dem ganzen Umfange damals erkannter Wahrheiten ſo fremd, ſo uneinverleiblich waren, daß nichts geringers als Wunder und erfüllte Weiſſagungen erfordert wurden, um erſt die Menge aufmerkſam darauf zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerkſam machen, heißt, den geſunden Menſchenverſtand auf die Spur helffen.

Auf die kam er; auf der iſt er: und was er auf dieſer Spur rechts und links aufgejaget, das, das ſind die Früchte jener Wunder und erfüllten Weiſſagungen.

Dieſe Früchte ſähe ich vor mir reiffen und gereift, und ich ſollte mich damit nicht ſättigen dürffen? weil ich die alte fromme Sage, daß die Hand, die den Saamen dazu ausgeſtreuet, ſich ſiebenmal bey jedem Wurfe in Schneckenblute waſchen müſſen — nicht etwa leugnete, nicht etwa bezweifelte — ſondern blos an ihren Ort geſtellt ſeyn lieſſe? — Was kümmert es mich, ob die Sage falſch oder wahr iſt: die Früchte ſind trefflich.

Geſetzt es gäbe eine groſſe nützliche mathematiſche Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugſchluß gekommen wäre: — (Wenn es dergleichen nicht giebt: ſo könnte es doch dergleichen geben.) — leugnete ich darum dieſe Wahrheit, entſagte ich darum, mich dieſer Wahrheit zu bedienen, wäre ich darum ein undankbarer Läſterer des Erfinders, weil ich aus ſeinem anderweitigen Scharfſinne nicht beweiſen wollte, es für beweislich daraus gar nicht hielt, daß der Trugſchluß, durch den er auf die Wahrheit geſtoßen, kein Trugſchluß ſeyn könne? —

— Ich ſchlieſſe, und wünſche: möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Teſtament Johannis wieder vereinigen! Es iſt freylich apokryphiſch, dieſes Teſtament: aber darum nicht weniger göttlich.

Das Teſtament Johannis.

— qui in pectus Domini recubuit & de puriſſimo fonte hauſit rivulum doctrinarum.

Hieronymus.

Ein Geſpräch.

1777.

Er und Ich.

Er.

Sie waren ſehr fix mit dieſem Bogen: (*) aber man ſieht es dieſem Bogen auch an.

Ich.

So?

Er.

Sie pflegen ſonſt deutlicher zu ſchreiben.

Ich.

Die größte Deutlichkeit, war mir immer die größte Schönheit.

Er.

Aber ich ſehe: Sie laſſen ſich auch fortreiſſen. Sie fangen auch an, zu glauben, nur immer auf Umſtände anſpielen, die

---

(*) Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft.

unter hundert Leſern nicht einem bekannt ſind; die Ihnen ſelbſt vielleicht nur erſt ſeit geſtern oder ehegeſtern bekannt geworden —

Ich.

Zum Exempel?

Er.

Laſſe gelehrt.

Ich.

Zum Exempel?

Er.

Ihr Räthſel, womit Sie ſchlieſſen. — Ihr Teſtament Johannis. Ich habe meinen Grabius und Fabricius vergebens darnach durchblättert.

Ich.

Muß denn auch alles ein Buch ſeyn?

Er.

Es iſt kein Buch dieſes Teſtament Johannis? — Nun, was iſt es denn?

Ich.

Der letzte Wille Johannis; — die letzten merkwürdigen, einmal über das andere wiederhohlten Worte des ſterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Teſtament heiſſen? Nicht?

Er.

Können freylich. — Aber ſo bin ich ſchon weniger darauf neugierig. — Indeß doch: wie lauten ſie denn? — Ich bin in dem Abdias, oder wo ſie ſonſt ſtehen mögen, nicht eben ſehr beleſen.

Ich.

Bey einem minder verdächtigen Schriftſteller ſtehen ſie nun doch. — Hieronymus hat ſie uns aufbehalten, in ſeinem Commentar über den Pauliniſchen Brief an die Galater. — Da ſchlagen Sie nur nach. — Ich denke kaum, daß ſie Ihnen gefallen werden.

Er.

Wer weiß? — Sagen Sie doch nur.

Ich.

Aus dem Kopfe? Mit den Umſtänden, die mir itzt erinnerlich ſind, oder wahrſcheinlich dünken?

Er.

Warum nicht?

Ich.

Johannes, der gute Johannes, der ſich von ſeiner Gemeinde, die er in Ephesus einmal geſammelt hatte, nie wieder trennen wollte: dem dieſe Eine Gemeinde ein genugſam groſſer Schauplatz ſeiner lehrreichen Wunder, und wunderthätigen Lehre war; Johannes war nun alt, und ſo alt —

Er.

Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie ſterben.

Ich.

Da ihn doch jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr ſterben ſahe.

Er.

Der Aberglaube trauet den Sinnen bald zu viel, bald zu wenig. — Selbſt da, als Johannes ſchon geſtorben war, hielt noch der Aberglaube dafür, daß Johannes nicht ſterben könne: daß er ſchlafe, nicht todt ſey.

Ich.

Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt!

Er.

Erzählen Sie nur weiter. Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort ſprechen hören.

Ich.

So zaudernd eilig, als ein Freund ſich aus den Armen eines Freundes windet, um in die Umarmungen ſeiner Freundin zu eilen, — trennte ſich allmälig ſichtbar Johannis reine Seele, von dem eben ſo reinen, aber verfallenen Körper. — Bald konnten ihn ſeine Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr tragen. Und doch verſäumte Johannes auch keine Collecte gern; ließ keine Collecte gern zu Ende gehen, ohne ſeine Anrede an die Gemeinde, welche ihr tägliches Brod lieber entbehrt hätte, als dieſe Anrede.

Er.

Die öfters nicht ſehr ſtudiert mag geweſen ſeyn.

Ich.

Lieben Sie das Studierte?

Er.

Nachdem es iſt.

Ich.

Ganz gewiß war Johannis Anrede das nie. Denn ſie kam immer ganz aus dem Herzen. Denn ſie war immer einfältig und kurz; und wurde immer von Tag zu Tag einfältiger und kürzer, bis er ſie endlich gar auf die Worte einzog — —

Er.

Auf welche?

Ich.

Kinderchen, liebt euch!

Er.

Wenig und gut.

Ich.

Meynen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten, und auch des Beſten, wenn es alltäglich zu ſeyn beginnt, ſo bald ſatt! — In der erſten Collecte, in welcher Johannes nicht mehr ſagen konnte, als Kinderchen, liebt euch! gefiel dieſes, Kinderchen, liebt euch! ungemein. Es gefiel auch noch in der zweyten, in der dritten, in der vierten Collecte: denn es hieß, der alte ſchwache Mann kann nicht mehr ſagen. Nur als der alte Mann auch dann und wann wieder gute heitere Tage bekam, und doch nichts mehr ſagte, und doch nur die tägliche Collecte mit weiter nichts, als einem Kinderchen, liebt euch! beſchloß; als man ſahe, daß der alte Mann nicht blos, nur ſo wenig ſagen konnte; als man ſahe, daß er vorſetzlich nicht mehr ſagen wollte: ward das Kinderchen, liebt euch! ſo matt, ſo kahl, ſo nichtsbedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum ohne Ekel mehr anhören; und erdreiſteten ſich endlich den guten alten Mann zu fragen: Aber, Meiſter, warum ſagſt du denn immer das nehmliche?

Er.

Und Johannes? —

Ich.

Johannes antwortete: Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geſchieht, genug, hinlänglich genug iſt. —

Er.

Alſo das? Das iſt Ihr Teſtament Johannis?

Ich.

Ja!

Er.

Gut, daß Sie es apokryphiſch genennet haben!

Ich.

In Gegenſatz des kanoniſchen Evangelii Johannis. — Aber göttlich iſt mir es denn doch.

Er.

Etwa, wie Sie auch wohl Ihre Schöne göttlich nennen würden.

Ich.

Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt, und bin nicht gewohnt, dieſes Wort ſo zu mißbrauchen. — Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus dignam Ioanne ſententiam.

Er.

Ah Hieronymus!

Ich.

Auguſtinus erzählt, daß ein gewiſſer Platoniker geſagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis **Im Anfang war das Wort** u. ſ. w. verdiene in allen Kirchen, an dem ſichtbarſten in die Augen fallendſten Orte, mit goldnen Buchſtaben angeſchrieben zu werden.

Er.

Allerdings! der Platoniker hatte ſehr recht. — O die Platoniker! Und ganz gewiß, Plato ſelbſt hätte nichts Erhabeners ſchreiben können, als dieſer Anfang des Evangelii Johannis iſt.

Ich.

Mag wohl ſeyn. — Gleichwohl glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberey eines Philoſophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrerm Rechte in allen unſern Kirchen, an dem ſichtbarſten in die Augen fallendſten Orte, mit goldnen Buchſtaben angeſchrieben zu werden verdiente — das Teſtament Johannis.

Er.

Hm!

Ich.

Kinderchen, liebt euch!

Er.

Ja! ja!

Ich.

Dieſes Teſtament Johannis war es, worauf ehedem ein gewiſſes Salz der Erde ſchwur. Itzt ſchwört dieſes Salz der Erde, auf das Evangelium Johannis: und man ſagt, es ſey nach dieſer Abänderung ein wenig dumpfig geworden.

Er.

Auch ein Räthſel?

Ich.

Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Er.

Ja, ja, ich merke nun wohl.

Ich.

Was merken Sie?

Er.

So ziehen immer gewiſſe Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug, daß ſie die chriſtliche Liebe beybehalten: mag doch aus der chriſtlichen Religion werden, was da will.

Ich.

Ob Sie mich mit zu dieſen gewiſſen Leuten zählen?

Er.

Ob ich recht daran thun würde: müſſen Sie von ſich ſelbſt erfragen.

Ich.

Ich darf doch alſo ein Wort für dieſe gewiſſe Leute ſprechen?

Er.

Wenn Sie ſich fühlen.

Ich.

Aber ich verſteh Sie auch wohl nicht. — So iſt die chriſtliche Liebe nicht die chriſtliche Religion?

Er.

Ja und Nein.

Ich.

Wie Nein?

Er.

Denn ein anders ſind die Glaubenslehren der chriſtlichen Religion, und ein andres das Praktiſche, welches ſie auf dieſe Glaubenslehren will gegründet wiſſen.

Ich.

Und wie Ja?

Er.

In ſo fern nur das wahre chriſtliche Liebe iſt, die auf chriſtliche Glaubenslehren gegründet wird.

Ich.

Aber welches von beiden möchte wohl das Schwerere ſeyn? — Die chriſtliche Glaubenslehren annehmen und bekennen? oder die chriſtliche Liebe ausüben?

Er.

Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, daß das Letztere bey weitem das Schwerere ſey.

Ich.

Was ſoll es mir denn helfen?

Er.

Denn es iſt um ſo lächerlicher, daß ſich jene gewiſſe Leute den Weg zur Hölle ſo ſauer machen.

Ich.

Wie ſo?

Er.

Wozu das Joch der chriſtlichen Liebe auf ſich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder ſanft noch verdienſtlich wird?

Ich.

Ja freylich: dieſe Gefahr müßten wir ſie nun ſchon laufen laſſen. Ich frage alſo nur: iſt es von andern gewiſſen Leuten klug gehandelt, dieſer Gefahr wegen, welche jene gewiſſe Leute mit ihrer unchriſtlichen chriſtlichen Liebe lauffen, ihnen den Namen der Chriſten abzuſprechen?

Er.

Cui non competit definitio, non competit definitum. Habe ich das erfunden?

Ich.

Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter faſſen könnten? Und das nach dem Ausſpruche jenes guten Mannes: *Wer nicht wider uns iſt, der iſt für uns.* — Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

Er.

Recht wohl. Es iſt eben der, der an einem andern Orte ſagt: *Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich.*

Ich.

Ja ſo! Allerdings; das bringt mich zum Stillſchweigen. — O, Sie allein ſind ein wahrer Chriſt! — Und beleſen in der Schrift wie der Teufel.

Hieronymus

in Epiſt. ad Galatas, c. 6.

Beatus Ioannes Evangeliſta, cum Epheſi moraretur usque ad ultimam ſenectutem, & vix inter diſcipulorum manus ad Eccleſiam deferretur, nec poſſet in plura vocem verba contexere, nihil aliud per ſingulas ſolebat proferro collectas, niſi hoc: Filioli diligite alterutrum. Tandem diſcipuli & fratres qui aderant, tædio affecti, quod eadem ſemper audirent, dixerunt: Magiſter, quare ſemper hoc loqueris? Qui respondit dignam Ioanne ſententiam: Quia præceptum Domini eſt, & ſi ſolum ſiat, ſufficit.

Eine Duplik.

Conteſtandi magis gratia, quam aliquid ex oratione promoturus.

Dictys Cret.

1778.

Ich habe alle Achtung gegen den frommen Mann, der ſich in ſeinem Gewiſſen verbunden gefühlt hat, die Auferſtehungsgeſchichte gegen das Fragment meines Ungenannten zu retten.

Wir handeln alle nach dem Maaße unſrer Einſichten und Kräfte; und es iſt immer rührend, wenn auch der ſchwache abgelebte Neſtor ſich dem ausfordernden Hektor ſtellen will, Falls kein jüngrer und ſtärkrer Grieche mit ihm anzubinden ſich getrauet.

Auch will ich mir nicht herausnehmen, bey dieſem Kampfe Wärtel zu ſeyn, und meine Stange dazwiſchen zu werfen, wenn von der einen oder der andern Seite ein gar zu hämiſcher und unedler Streich geführet würde. Der Kampfwärtel war eine Gerichtsperſon; und ich richte niemanden, um von niemanden gerichtet zu ſeyn.

Aber ich darf nicht vergeſſen, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin. Ich laufe Gefahr, daß meine Abſicht verkannt, und meine vorgeſchlagnen Austräge gemißdeutet werden. Ein Wort kann dieſem Uebel noch vorbauen: und wer wird mir dieſes Wort nicht erlauben, oder verzeihen?

Leſſing.

Erſt wollen wir den Standort gehörig erwägen, auf dem jeder von uns hält; damit wir um ſo redlicher Licht und Wetter theilen können. Denn nicht genug, daß wir alle mit gleichen Waffen fechten. Ein Sonnenſtrahl, der des einen Auge mehr trift, als des andern; ein ſtrenger Luftzug, dem dieſer mehr ausgeſetzt iſt, als jener: ſind Vortheile, deren ſich kein ehrlicher Fechter wiſſendlich bedienet. — Beſonders bewahre uns GOtt alle vor der tödtlichen Zugluft heimlicher Verläumdung!

Mein Ungenannter behauptet: die Auferſtehung Chriſti iſt auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangeliſten davon ſich widerſprechen.

Ich erwiedere: die Auferſtehung Chriſti kann ihre gute Richtigkeit haben, ob ſich ſchon die Nachrichten der Evangeliſten widerſprechen.

Nun kömmt ein Dritter und ſagt: die Auferſtehung Chriſti iſt ſchlechterdings zu glauben, denn die Nachrichten der Evangeliſten davon widerſprechen ſich nicht.

Man gebe auf dieſes auch darum, auf dieſes obſchon, auf dieſes denn wohl Acht. Man wird finden, daß auf dieſen Partikeln gerade nur nicht alles beruhet.

I.

Der Ungenannte, ſo viel ich nun von ſeinen Papieren näher weiß, hat nichts geringers als einen Hauptſturm auf die chriſtliche Religion unternommen. Es iſt keine einzige Seite, kein einziger noch ſo verſteckter Winkel, dem er ſeine Sturmleitern nicht angeworfen. Freylich hat er dieſe Sturmleitern nicht alle mit eigner Hand neu geſchnitzt; die meiſten davon ſind ſchon bey mehrern Stürmen geweſen; einige derſelben ſind ſogar ein wenig ſehr ſchadhaft, denn in der belagerten Stadt waren auch Männer, die zerſchmetternde Felſenſtücke auf den Feind herabwarfen. — Doch was thut das? Heran kömmt, nicht wer die Leiter machte, ſondern wer die Leiter beſteigt; und einen behenden kühnen Mann trägt auch wohl eine morſche Leiter.

Folglich mußte er nothwendig, als er zur Auferſtehungsgeſchichte kam, alles mitnehmen, was man von jeher wider die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit derſelben eingewendet hat, oder einwenden hätte können; wenn anders über eine ſo abgedroſchene Materie itzt noch etwas einzuwenden ſeyn möchte, deſſen ſich nicht ſchon ſeit ſiebzehnhundert Jahren einer oder der andere ſollte bedacht haben. Was nun ſchon, vor kurz oder lang, einmal eingewendet worden, darauf wird, wie leicht zu glauben, auch wohl ſeyn geantwortet worden. Aber der Ungenannte dachte ohne Zweifel: ein andres iſt auf etwas antworten; ein andres, etwas beantworten. Daher bot er alles auf, was ungefehr noch dienen konnte: Altes und Neues, mehr oder weniger Bekanntes, Argumente und Argumentchen. Und das mit ſeinem guten Rechte. Denn der zwanzigmal geſchlagene Soldat kann endlich doch einmal ſiegen helffen.

Wenn man aber nun ſchon, da ich aus dem Werke des gründlichen und bündigen Mannes — (gründlich und bündig kann man ſeyn, wenn man von der Wahrheit auch noch ſo weit entfernt bleibt —) nichts als Fragmente mittheilen können und wollen; wenn man, ſage ich, nun ſchon mit höhniſchen Achſelzucken, mit halb mitleidiger halb ärgerlicher Mine, über ihn herfährt, von aufgewärmtem Brey ſpricht, und das Schickſal der Theologen beklagt, die noch immer auf Dinge antworten ſollen, die auf Treu und Glauben ihrer Lehrer und ihrer Lehrer Lehrer, längſt beantwortet ſind: ſo muß ich freundſchaftlich rathen, den grellen Ton ein wenig ſanfter zu halten, dieweil es noch Zeit iſt. Denn man möchte ſonſt ſich ganz lächerlich gemacht haben, wenn man endlich erfährt, wer der ehrliche unbeſcholtene Mann iſt, über den man ſo chriſtmilde geſpöttelt; wer der unſtreitige Gelehrte iſt, den man ſo gern zum unwiſſenden muthwilligen Laffen erniedriget hätte.

Das iſt nichts als Gerechtigkeit, die ich ſeiner Perſon wiederfahren laſſe. Die Gerechtigkeit ſeiner Sache ſteht auf einem ganz andern Blatte. Ein Mann, der Unwahrheit, unter entgegengeſetzter Ueberzeugung, in guter Abſicht, eben ſo ſcharfſinnig als beſcheiden durchzuſetzen ſucht, iſt unendlich mehr werth, als ein Mann, der die beſte edelſte Wahrheit aus Vorurtheil, mit Verſchreyung ſeiner Gegner, auf alltägliche Weiſe vertheidiget.

Will es denn Eine Klaſſe von Leuten nie lernen, daß es ſchlechterdings nicht wahr iſt, daß jemals ein Menſch wiſſendlich und vorſetzlich ſich ſelbſt verblendet habe? Es iſt nicht wahr, ſag ich; aus keinem geringern Grunde, als weil es nicht möglich iſt. Was wollen ſie denn alſo mit ihrem Vorwurfe muthwilliger Verſtockung, gefliſſendlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszuſtaffiren, die man Lügen zu ſeyn weiß? Was wollen ſie damit? Was anders, als — — Nein; weil ich auch ihnen dieſe Wahrheit muß zu gute kommen laſſen; weil ich auch von ihnen glauben muß, daß ſie vorſetzlich und wiſſendlich kein falſches verleumdriſches Urtheil fällen können: ſo ſchweige ich, und enthalte mich alles Wiederſcheltens.

Nicht die Wahrheit, in deren Beſitz irgend ein Menſch iſt, oder zu ſeyn vermeynet, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menſchen. Denn nicht durch den Beſitz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit erweitern ſich ſeine Kräfte, worinn allein ſeine immer wachſende Vollkommenheit beſtehet. Der Beſitz macht ruhig, träge, ſtolz —

Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit, und in ſeiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatze, mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte, und ſpräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke, und ſagte: Vater gieb! die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein!

II.

Noch einmal: es iſt ledig meine Schuld, wenn der Ungenannte bis itzt ſo beträchtlich nicht ſcheinet, als er iſt. Man laſſe ihn dieſe fremde Schuld nicht entgelten.

Was kann er dafür, daß ich nur Fragmente ſeiner Arbeit fand; und aus Fragmenten gerade nur eben dieſe bekannt machte? Er ſelbſt würde, um ſich in ſeinem beſten Vortheile zu zeigen, vielleicht ganz andere Proben ausgeſucht haben; wenn er ſich nicht vielmehr alles Probegeben verbeten hätte.

Denn wie kann man auch von einer weitläuftigen zuſammengeſetzten Maſchine, deren kleinſte Theile auf eine einzige große Wirkung berechnet ſind, eine Probe geben? Ein Vorbild wohl; ein Modell wohl. Aber wer hat jemals ein Gewicht oder eine Unruh, eine Feder oder ein Rad zur Probe von einer Uhr gegeben?

Auch fühle ich wohl, daß in dieſem Betracht — aber auch nur in dieſem — ich ſelbſt mit meinen Proben beſſer zu Hauſe geblieben wäre. Und warum blieb ich nicht auch? Weil ich das nehmliche damals noch nicht fühlte? oder weil mich die Güte der Proben ſelbſt verführte?

Das leztere, wenn ich die Wahrheit bekennen ſoll; das leztere. Ich gab ein Rad, eine Feder, nicht als Probe der Uhr; ſondern als Probe ihres gleichen. Das iſt: ich glaubte allerdings, daß auch in den einzeln Materien, in welche die gelieferten Fragmente ſchlagen, noch nicht beſſeres und gründlichers geſchrieben worden, als eben dieſe Fragmente. Ich glaubte allerdings, daß z. E. auſſer dem Fragmente von der Auferſtehungsgeſchichte, noch nie und nirgends die häufigen Widerſprüche der Evangeliſten, die ich für wahre Widerſprüche erkannte, ſo umſtändlich und gefliſſendlich ins Licht geſetzt worden.

Das glaubte ich; das glaub ich noch. — War ich aber, bin ich aber darum völlig des Ungenannten Meynung? Wollte ich darum, will ich darum eben dahinaus, wo er hinaus wollte?

Mit nichten! — Ich gab den Vorderſatz zu; und leugnete die Folge.

Ich gab den Vorderſatz zu; weil ich nach vielfältigen aufrichtigen Verſuchen, ihn nicht zugeben zu dürfen, mich überzeugte, wie ſchlecht es mit allen evangeliſchen Harmonieen beſtellt ſey. Denn, überhaupt von ihnen zu reden, getraue ich mir, nach eben den Regeln, welche ſie zum Grunde legen, ſchlechterdings ohne Ausnahme alle und jede verſchiedne Erzählungen der nehmlichen Begebenheit in nicht mindere Uebereinſtimmung zu ſetzen. Wo Geſchichtſchreiber nur in der Hauptſache übereinkommen, bietet die Methode unſrer evangeliſchen Harmoniſten allen übrigen Schwierigkeiten Trotz. Man ſoll ſie ſo toll nicht erdenken können: ich will ſie gar bald in Ordnung haben, und mein jedesmaliges Verfahren mit ihnen, mit dem Verfahren irgend eines berühmten Harmoniſten belegen. —

Aber ich leugnete meinem Ungenannten die Folge. Und wer hat ſich je in der Profangeſchichte die nehmliche Folgerung erlaubt? Wenn Livius und Polybius und Dionyſius und Tacitus eben dieſelbe Eräugnung, etwa eben daſſelbe Treffen, eben dieſelbe Belagerung, jeder mit ſo verſchiedenen Umſtänden erzählen, daß die Umſtände des einen die Umſtände des andern völlig Lügen ſtrafen: hat man darum jemals die Eräugnung ſelbſt, in welcher ſie übereinſtimmen, geleugnet? Hat man ſich nie getrauet, ſie eher zu glauben, als bis man Mittel und Wege ausgeſonnen, jene widerſpänſtige Verſchiedenheit von Umſtänden wenigſtens, gleich ſtößigen Böcken, in einen engen Stall zu ſperren, in welchem ſie das Widereinanderlaufen wohl unterlaſſen müſſen?

Das wahre Bild unſrer harmoniſchen Paraphraſen der Evangeliſten! denn leider bleiben die Böcke darum doch immer ſtößig, wenden darum doch immer die Köpfe und Hörner noch gegen einander, und reiben ſich, und drängen ſich. — Ey mag auch! Genug, daß der unverträglichen Böcke eben ſo viele in dem engen Stalle ſind, als der geduldigen einverſtandnen Schafe nur immer hineingehen würden.

O der ſchönen Eintracht! — Ohne eine ſolche immer gährende, brauſende, aufſtoſſende Harmonie, ſollten Livius und Polybius, Dionyſius und Tacitus nicht glaubwürdige Geſchichtſchreiber ſeyn können? —

„Poſſen! denkt der freye offene Leſer, der ſich nicht muthwillig durch kleine Sophiſtereyen um den Nutzen und das Vergnügen der Geſchichte bringen will, Poſſen! Was kümmert mich der Staub, der unter jedes Schritten auffliegt? Waren ſie nicht alle Menſchen? Hier hatte nun dieſer oder jener nicht ſo gute Nachrichten, als der dritte! Hier ſchrieb der eine vielleicht etwas hin, worüber er gar keinen Gewährsmann hatte. Nach Gutdünken! Nach ſeinem beſten Ermeſſen! So ein Umſtand war ihm juſt noch nöthig, um einen Uebergang zu haben, um eine Periode zu runden. Nun dann, da ſteht er! — Kann ich verlangen, daß gleiche Schritte auch gleichen Staub erregen?“

So denkt, ſag ich, der freye offene Kopf, der die Schranken der Menſchheit und das Gewerbe des Geſchichtſchreibers ein wenig näher kennt. — Kreuzige und ſegne dich immer darüber, gute ehrliche Haut, die du beredet worden, ich weiß nicht welche Untrieglichkeit bis in der kleinſten Faſer eines guten Geſchichtſchreibers zu ſuchen! Haſt du nie geleſen, was ein Geſchichtſchreiber (*) ſelbſt, und zwar einer von den allerpünktlichſten, ſagt? Neminem ſcriptorum, quantum ad hiſtoriam pertinet, non aliquid eſſe mentitum. Vollſtändige Begebenheiten freylich nicht; ganze Thatſachen freylich nicht: aber ſo von den kleinen Beſtimmungen welche, die der Strom der Rede, auch wohl ganz unwillkührlich, aus ihm herausſpielet. Welcher Geſchichtſchreiber wäre jemals über die erſte Seite ſeines Werks gekommen, wenn er die Beläge aller dieſer kleinen Beſtimmungen jedesmal hätte bey der Hand haben müſſen? Nordberg ſtraft in ſolchen kleinen Beſtimmungen Voltairen hundertmal Lügen: und doch iſt es das noch lange nicht, was Voltairen zum romanhaften Geſchichtſchreiber macht. So ſtraff den Zügel in der Hand, kann man wohl eine Chronik zuſammenklauben; aber wahrlich keine Geſchichte ſchreiben.

Wenn nun Livius und Dionyſius und Polybius und Tacitus ſo frank und edel von uns behandelt werden, daß wir ſie

---

(*) Vopiscus.

nicht um jede Sylbe auf die Folter ſpannen: warum denn nicht auch Matthäus und Marcus und Lucas und Johannes?

Ich habe mich ſchon erklärt, daß ihr beſondrer Vorzug, durch einen nähern Antrieb des h. Geiſtes geſchrieben zu haben, hier nichts verſchlägt. Aber wer darauf beſtehet, verräth, warum es ihm zu thun iſt. — Nicht um die Glaubwürdigkeit der Auferſtehung, die unter unauflöslichen Widerſprüchen der Evangeliſten leiden möchte: ſondern um ſeine einmal eingeſogenen Begriffe von der Theopneuſtie. Nicht um das Evangelium: ſondern um ſeine Dogmatik.

Und doch, ſelbſt die crudeſten Begriffe von der Theopneuſtie angenommen, getraue ich mir zu beweiſen, daß, wenn die Evangeliſten einmal, einander widerſprechende Nachrichten von der und jener bey der Auferſtehung vorgefallnen Kleinigkeit hatten, (ſie konnten ſie aber ſo leicht haben, ſie konnten ſie faſt ſo unmöglich nicht haben, weil ſie ſo ſpät hernach ſchrieben, weil ſie von dem wenigſten oder von gar nichts Augenzeugen geweſen waren) daß, ſag ich, der h. Geiſt ihnen dieſe widerſprechende Nachrichten nothwendig laſſen mußte.

Der Orthodoxiſt — (Nicht der Orthodox. Der Orthodox tritt auf meine Seite. Auch mache ich den Unterſchied zwiſchen Orthodox und Orthodoxiſt, nicht zuerſt:) der Orthodoxiſt ſagt ja ſelbſt, daß es der Weisheit des h. Geiſtes nicht unanſtändig geweſen, anſcheinende Widerſprüche in die Erzählungen der Evangeliſten mit einflieſſen zu laſſen, damit ſo weniger der Verdacht der Abredung, den eine gar zu ſichtliche Uebereinſtimmung erwecken würde, auf ſie fallen könne.

Ganz recht! Aber warum denn nur anſcheinende Widerſprüche? — So hätte wahrlich der h. Geiſt auch nur ein anſcheinendes Mittel gebraucht, jenen Verdacht von den Evangeliſten abzulenken! Denn was ſind anſcheinende Widerſprüche? Sind es nicht Widerſprüche, die ſich endlich in die vollkommenſte Uebereinſtimmung auflöſen laſſen? — Nun da iſt ſie ja wieder, die vollkommene Uebereinſtimmung, die der h. Geiſt vermeiden wollte, weil ſie ſo ſehr nach Verabredung ſchmeckt. Der ganze Unterſchied wäre ja nur, daß die Evangeliſten in dieſem Falle, ihre Verabredung meiſterlich hätten zu verſtecken gewußt. Sie verwirrten und verwickelten und verſtümmelten ihre Erzählung, damit ſie nicht nach vorläufiger Vereinſtändniß geſchrieben zu haben ſcheinen möchten. Sie verwirrten und verwickelten und verſtümmelten ſie aber ſo, daß ihnen auch kein Widerſpruch zur Laſt fallen konnte. Unſere nächſten Nachkommen, dachten ſie, die dem Dinge noch auf die Spur kommen könnten, wie alle die Bäche doch nur aus einer Quelle gefloſſen, laſſen ſich durch das Labyrinth unſrer Erzählung von dieſer Nachſuchung abhalten. Und wenn dergleichen Nachſuchung nicht mehr möglich iſt, ſo wird man ſchon den Faden zu unſerm Labyrinthe finden, und dieſe verſteckte Eintracht wird ein neuer Beweis unſrer Wahrhaftigkeit werden.

Ich wette eine Million Jahre von meiner Seligkeit, daß die Evangeliſten ſo nicht gedacht haben! Aber daß dieſe Spitzfindigkeit doch einem einfallen kann; daß man ſich ſo etwas doch als möglich denken muß: was veranlaßt offenbarer dazu, als unſre kunſtreichen Harmonieen?

Sollte man ſich nicht erſt erkundiget haben, ob in dem ganzen weiten Umfange der Geſchichte ein einziges Exempel anzutreffen, daß irgend eine Begebenheit von Mehrern, die weder aus einer gemeinſamen Quelle geſchöpft, noch ſich einer nach dem andern gerichtet, (wenn ſie in ein ähnliches Detail kleiner Umſtände geben wollen, als womit wir die Auferſtehungsgeſchichte ausgeſchmückt finden) ohne die offenbarſten unauflöslichſten Widerſprüche erzählt worden? Ich biete aller Welt Trotz, mir ein einziges ſolches Exempel zu zeigen. Nur merke man die Bedingungen wohl: von Mehrern, die weder aus einer gemeinſamen Quelle geſchöpft, noch ſich einer nach dem andern gerichtet. — Ich bin von der Unmöglichkeit eines ſolchen Exempels eben ſo gewiß überzeugt, als von meinem eignen Daſeyn.

Wenn ſich nun in der ganzen unendlichen Weltgeſchichte ein ſolches Exempel nie gefunden, nie finden wird, nie finden kann: warum verlangt man denn, daß uns gerade die Evangeliſten dieſes Exempel ſollen geliefert haben?

Weil ſie der h. Geiſt trieb? darum? — Weil freylich arme Menſchen dem Irrthume unterworfen ſind; aber nicht der h. Geiſt? darum?

Nimmermehr, nimmermehr! — Denn der h. Geiſt, um ſich als den zu zeigen, der er iſt, hat ſchlechterdings nichts thun können, was eben ſo wohl die Wirkung der feinſten Büberey ſeyn könnte. Auch nur könnte. Nicht das, was die Aegyptiſchen Zauberer dem Moſes nachthun konnten, (wahr oder nur zum Schein nachthun konnten) ſondern was Moſes allein thun konnte, bekräftigte ſeine Sendung.

Noch hat ſich, ſo viel ich weiß, kein Orthodox einfallen laſſen, daß der Antrieb des h. Geiſtes die Evangeliſten allwiſſend gemacht habe. Das iſt: was die Evangeliſten vor dieſem Antriebe nicht wußten, das wußten ſie auch unter und nach dieſem Antriebe nicht. Erfuhren ſie alſo durch den Antrieb des h. Geiſtes nichts mehr, ſo erfuhren ſie auch nichts beſſer. Denn man kann nichts beſſer erfahren, ohne etwas mehr zu erfahren; indem alle unſere falſchen Urtheile nur daher entſtehen, weil wir Erkenntnißgründe nicht genug haben, und aus Abgang der wahren, uns mit angenommnen behelfen!

Mitwirkung des h. Geiſtes genug, wenn er nur den zum Schreiben antrieb, in dem er die wenigſten und unerheblichſten Mißbegriffe erkannte; nur über deſſen Schrift beſonders wachte, der dieſe wenigen unerheblichen Mißbegriffe von geſchehnen Dingen in keine nothwendige Verbindung mit ſeinen Lehrſätzen gebracht hatte. Der geſunde Verſtand, der ſich damit nicht begnügt, wird des Dinges bald ſo viel haben, daß er ſich lieber mit gar nichts begnügen will. In dieſem Verſtande kann man ſagen, daß niemand mehr Ungläubige gemacht hat, als der ſogenannte Rechtgläubige.

Allerdings ward die neue Religion auf damalige Ueberzeugung von der Auferſtehung Chriſti gegründet, welche Ueberzeugung ſich auf die Glaubwürdigkeit und Eintracht der Augenzeugen gründen mußte. Nun haben wir, die wir itzt leben, dieſe Augenzeugen nicht mehr unter uns; haben nur Geſchichtſchreiber von den Ausſagen dieſer Augenzeugen, in welchen Geſchichtſchreibern ſich nur das allgemeine Reſultat von den Ausſagen dieſer Augenzeugen unverfälſcht erhalten konnte: und gleichwohl ſoll unſere itzige Ueberzeugung von der Auferſtehung Chriſti nicht gegründet genug ſeyn, wenn ſie ſich bloß auf jenes Reſultat der Ausſagen gründet, und ſich nicht zugleich auf die völlige Uebereinſtimmung der Geſchichtſchreiber von dieſen Ausſagen gründen kann? — Da wären wir, die wir itzt leben, ſchön daran!

Und gleichwohl möchte ich gar zu gern behaupten, daß wir, die wir itzt leben, auch in dieſem Punkte beſſer daran ſind, als die, zu deren Zeiten die Augenzeugen noch vorhanden waren. Denn der Abgang der Augenzeugen wird uns reichlich durch etwas erſetzt, was die Augenzeugen nicht haben konnten. Sie hatten nur den Grund vor ſich, auf den ſie, in Ueberzeugung ſeiner Sicherheit, ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Und wir, wir haben dieſes große Gebäude ſelbſt, aufgeführt vor uns. — Welcher Thor wühlet neugierig in dem Grunde ſeines Hauſes, bloß um ſich von der Güte des Grundes ſeines Hauſes zu überzeugen? — Setzen mußte ſich das Haus freylich erſt, an dieſem und jenem Orte. — Aber daß der Grund gut iſt, weiß ich nunmehr, da das Haus ſo lange Zeit ſteht, überzeugender, als es die wiſſen konnten, die ihn legen ſahen.

Ein Gleichniß, welches mir hier einfällt, wird nichts verderben. Geſetzt, der Tempel der Diana zu Epheſus ſtünde noch in ſeiner ganzen Pracht vor uns. Nun fände ſich in alten Nachrichten, daß er auf einer Grundlage von Kohlen ruhe; ſogar der Name des weiſen Mannes wäre noch bekannt, der zu einer ſo ſonderbaren Grundfeſte den Rath gegeben. Eine Grundlage von Kohlen! von morſchen zerreiblichen Kohlen! Doch darüber wäre ich hinweg; ich begriffe ſogar, daß Theodorus wohl ſo uneben nicht geurtheilet haben möchte, daß Kohlen, wenn ſie die Holznatur abgelegt, den Anfällen der Feuchtigkeit widerſtehen müßten. Sollte ich wohl, bey aller dieſer wahrſcheinlichen Vermuthung a priori, an der ganzen hiſtoriſchen Ausſage deswegen zweifeln, weil die verſchiednen Urheber derſelben über die Kohlen ſelbſt etwa nicht einig wären? Weil Plinius etwa ſagte, es wären ölbäumene Kohlen geweſen; Pauſanias aber von ellernen, und Vitruvius von eichenen Kohlen ſpräche? O der Thoren, die dieſen Widerſpruch, ſo Widerſpruch als er iſt, für wichtig genug hielten, den Grund an zwanzig Orten aufzugraben, um doch nur eine Kohle herauszuziehen, in deren vom

Feuer' zerrütteten Textur eben ſowohl der Oelbaum, als die Eiche und Eller zu erkennen wäre! O der Erzthoren, die lieber über eine vieldeutige Textur von Kohlen ſtreiten, als die großen Ebenmaaße des Tempels bewundern wollten!

Ich lobe mir, was über der Erde ſteht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! — Vergieb es mir, lieber Baumeiſter, daß ich von dieſem weiter nichts wiſſen mag, als daß es gut und feſt ſeyn muß. Denn es trägt, und trägt ſo lange. Iſt noch keine Mauer, keine Säule, keine Thüre, kein Fenſter aus ſeinem rechten Winkel gewichen: ſo iſt dieſer rechte Winkel freylich ein augenſcheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde: aber er iſt doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieſer, an dieſer will ich meine Betrachtungen weiden; in dieſer, in dieſer will ich dich preiſen, lieber Baumeiſter! Preiſen; auch wenn es möglich wäre, daß die ganze ſchöne Maſſe gar keinen Grund hätte, oder doch nur auf lauter Seiffenblaſen ruhete.

Daß die Menſchen ſo ungern ſich mit dem befriedigen, was ſie vor ſich haben! — Die Religion iſt da, die durch die Predigt der Auferſtehung Chriſti über die heydniſche und jüdiſche Religion geſieget hat: und dieſe Predigt ſoll gleichwohl damals nicht glaubwürdig genug geweſen ſeyn, als ſie ſiegte? Ich ſoll glauben, daß ſie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich itzt nicht mehr ihre völlige Glaubwürdigkeit beweiſen kann? —

Nicht viel anders iſt es mit den Wundern, durch welche Chriſtus und ſeine Jünger die Religion gepflanzet. — Mögen doch die itzigen Nachrichten von ihnen noch ſo zweifelhaft, noch ſo verdächtig ſeyn: ſie wurden ja nicht für uns Chriſten gethan, die wir itzt leben. Genug, daß ſie die Kraft der Ueberzeugung gehabt haben, die ſie haben ſollten! Und daß ſie die gehabt haben, beweiſet das noch immer fortdaurende Wunder der Religion ſelbſt. Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrſcheinlich machen, die bey ihrer erſten Gründung ſollen geſchehen ſeyn. Aber auf die hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit dieſer Wunder die Wahrheit der Religion gründen: wenn das richtig, wenn das auch nur klug gedacht iſt! — — Es ſey herausgeſagt!

Wenn ich jemals ſo richtig, ſo klug zu denken fähig bin, ſo iſt es um meinen Verſtand geſchehen. Das ſagt mir mein Verſtand itzt. Und habe ich jemals einen andern Verſtand: ſo hatte ich nie einen.

Die Wunder, die Chriſtus und ſeine Jünger thaten, waren das Gerüſte, und nicht der Bau. Das Gerüſte wird abgeriſſen, ſobald der Bau vollendet iſt. Den muß der Bau wenig intereſſiren, der ſeine Vortrefflichkeit nur aus dem abgeriſſenen Gerüſte beweiſen zu dürfen glaubt, weil die alten Baurechnungen vermuthen laſſen, daß ein eben ſo groſer Meiſter zu dem Gerüſte müſſe gehört haben, als zu dem Baue ſelbſt. — Kann wohl ſeyn! — Aber borgen und wagen will ich doch im geringſten nichts auf dieſe Vermuthung; noch weniger will ich, durch dieſes Vorurtheil von dem Gerüſte, mich im geringſten abhalten laſſen, den Bau ſelbſt nach den eingeſtandenen Regeln einer guten Architektur zu prüfen. —

Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein; ſo tiefe Wunden hat die ſcholaſtiſche Dogmatik der Religion nie geſchlagen, als die hiſtoriſche Exegetik ihr itzt täglich ſchlägt.

Wie? Es ſoll nicht wahr ſeyn, daß eine Lüge hiſtoriſch ungezweifelt bewieſen werden könne? Daß unter den tauſend und tauſend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geſchichte Anlaß geben: daß unter dieſen tauſend und tauſend Dingen auch wohl ungeſchehene Sachen mit unterlaufen könnten? Es ſoll nicht wahr ſeyn, daß unendliche Fakta, wahre unſtreitige Fakta geweſen, für die uns dennoch die Geſchichte zu wenige, zu unwichtige Zeugniſſe hinterlaſſen, als daß wir ſie ohne Leichtſinn glauben könnten?

Das ſoll nicht wahr ſeyn? — Freylich, wenn es wahr iſt: wo bleiben alle hiſtoriſche Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion? — Wo ſie wollen! Wäre es denn ein groſes Unglück, wenn ſie endlich einmal wieder in den Winkel des Zeughauſes geſtellt würden, in welchem ſie noch vor funfzig Jahren ſtanden?

III.

Bey dieſer meiner Geſinnung von der hiſtoriſchen Wahrheit, die weder aus Scepticismus entſtehet, noch auf Scepticismus leitet, war es alſo gewiß keine ernſthafte Aufmunterung, wenn ich in meinen Gegenſätzen ſchrieb: „Der Mann, der die Untrüglichkeit der Evangeliſten in jedem Worte behaupten wolle, „finde auch hier (in der Auferſtehungsgeſchichte) noch unbearbeitetes Feld genug.“ Ich ſetzte freylich hinzu: „Er verſuche „es nun, und beantworte die gerügten zehn Widerſprüche unſers Fragments.“ Aber in dieſem Tone ſchreckt man auch ab; und das wollte ich. Abſchrecken wollte ich. Denn ich ſagte weiter: „Nur beantworte er ſie alle, dieſe gerügten Widerſprüche. Blos dieſem und jenem etwas wahrſcheinliches „entgegen ſetzen, und die übrigen mit triumphirender Verachtung „übergehen, heißt keinen beantworten.“

Nun habe ich nie erwartet, daß man auf meine Ermunterung irgend etwas thun, oder auf meine Abſchreckung irgend etwas unterlaſſen müſſe. Mein Gewiſſen giebt mir das Zeugniß, daß ich ſo eitel zu ſeyn nicht fähig bin. Alles, was ich mir in dieſem Punkte ſelbſt vorwerfen kann, iſt dieſes: daß es mich aber doch ein wenig befremdet, wenn auf meine Ermunterung etwas zu thun, gerade das nehmliche unterlaſſen; und auf meine Abſchreckung etwas zu unterlaſſen, gerade das nehmliche gethan wird.

Doch auch dieſe Befremdung iſt wahrlich nicht Stolz; iſt wahrlich nicht Unleidlichkeit, von meinem guten Nachbar Ja für Nein, und Nein für Ja zu hören. Ich kann mir nur nicht gleich einbilden, daß ich meinen guten Nachbar, oder daß mich mein guter Nachbar gehörig verſtanden. — So horche ich denn noch einmal hin, — und denn auf ewig nicht mehr. —

Wahrhaftig alſo, lieber Nachbar? wahrhaftig? — Auf alle, auf alle die gerügten Widerſprüche haſt du dir getrauet zu antworten? befriedigend zu antworten? — Und glaubſt wirklich nun nicht weniger geleiſtet zu haben, als du dir getrauet? —

So würde ich freundſchaftlich meinem Nachbar unter vier Augen zuſprechen, wenn ich ihn kennte; wenn ich ſeinen Namen zuverläſſig wüßte, und ich mir ſeine Bekanntſchaft durch Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe zu erwerben hoffen dürfte. Aber ich weiß ſeinen Namen nicht; und er weiß meinen.

Er weiß ihn; ob er ihn ſchon nicht genannt hat. Er hat mich namentlich ganz aus dieſem Streite gelaſſen; es iſt ihm keine einzige nachtheilige Beziehung auf mich entfahren. Er hat mich für das genommen, was ich bin. Für einen Aufſeher von Bücherſchätzen, der (wie dieſe Leute einmal ſind!) ſich unbekümmert läßt, ob das Seltene, das er mittheilet, auch in allem Betracht gut iſt, oder nicht; wenn es nur ſelten iſt. Dafür hat er mich genommen; und ich danke ihm aufrichtig, daß er mich wenigſtens für nichts Schlimmers genommen.

Nur bedaure ich zugleich, daß ich mich bey ſeiner Darſtellung auf eine vermeynte Herausfoderung in derjenigen Entfernung nicht halten kann, in welcher mich zu halten, er mir ſo gütig freyſtellen wollen. Und das zwar aus folgender Urſache nicht.

Wenn es wahr iſt, daß mein Ungenannter ein eben ſo unwiſſender, als boshafter Mann iſt; wenn es wahr iſt, daß alle ſeine Einwürfe, alle ſeine gerügten Widerſprüche, unzähligmal ſchon gemacht und gerügt, aber auch bereits eben ſo oft abgewieſen und beantwortet worden; wenn es wahr iſt, daß er ſchnurſtraks wider einander laufende Behauptungen in der Auferſtehungsgeſchichte gefunden, blos weil er ſie finden wollen, nicht weil er das Unglück gehabt, ſie wirklich dafür zu halten; wenn es wahr iſt, daß man blos ſeine Schmähſchrift in die eine und die Bibel in die andere Hand nehmen darf, um beiden Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen; wenn alles das wahr iſt: — (der Spruch iſt gerecht! Ich ſpreche ihn über mich ſelbſt aus; breche über mich ſelbſt den Stab!) ſo bin ich, ich ſein von ihm ungebetener Herausgeber, nicht allein eben ſo ſtrafbar, ſondern noch weit ſtrafbarer, als er ſelbſt.

Und das, das ſollte ich — (Mit dem Seyn hat es keine Noth. Daß ich das nicht bin, braucht nur Einer zu wiſſen. Der weiß es.) — das ſollte ich ruhig auch nur ſcheinen wollen? Ich müßte nicht wiſſen, daß die Welt mehr darauf achtet, was man ſcheinet, als was man iſt. Und einmal muß ich doch mit der Welt leben; und will mit ihr leben.

Mein Ungenannter vielleicht hatte das Zeug einmal im hitzigen Fieber hingeſchrieben; aber Gott hatte ihn wieder zu geſunder und kalter Ueberlegung kommen laſſen; er war nur verhindert worden, den Zettel ganz zu vertilgen. Nun komme ich, ich der ich doch wohl auch wiſſen könnte und ſollte, worauf ſich der Ungenannte blos im hitzigen Fieber nicht zu beſinnen vermochte; nehmlich, daß alles das nichts als abgedroſchenes und längſt den Flammen überantwortetes Stroh ſey: nun komme ich, und vollführe eine Sünde, die ich auszuhecken und zu entwerfen, nicht einmal den Verſtand hatte; vollführe eine Sünde, damit der arme Teufel ja nichts einbüßt, blos um eine Sünde zu vollführen, und Aergerniß zu geben. — Daß ich ſage: ich räumte nur ſeinen Vorderſatz ein, und leugnete die Folgerung: das macht meine Sache nicht um ein Haar beſſer. Denn die Leute, die ich ärgere, halten es für eben ſo wichtig, den Vorderſatz zu leugnen, als die Folgerung nicht zuzugeben. Ja ſie glauben die Folgerung nur, weil und ſofern das Gegentheil des Vorderſatzes ſeine Richtigkeit hat.

Aber wie? Weil ich ſehe und überzeugt bin, daß man meinem Ungenannten nicht die Gerechtigkeit wiederfahren läßt, die ihm gebühret; weil ich finde, daß man es ſich eben ſo leicht macht, ihn zu widerlegen, als mich es ſchwer dünkt; weil ich bemerke, daß man ihm die Karten in die Hand prakticiret, die man ſich am beſten zu ſtechen getraut: muß ich darum überhaupt ſein Vorfechter werden? Das will ich denn auch wohl bleiben laſſen! Wer mit ſolchen Fuſchelereyen ſpielt, und glauben kann, er habe ſein Geld gewonnen und nicht geſtohlen; der glaub es immerhin! Der Zuſchauer, der auf die Finger zu gut Acht gab, thut am beſten, er ſchweigt.

Schweigt? — Aber wenn er nun auf die Hand des betrogenen Spielers gewettet hat? — So kann er freylich nicht ſchweigen, wenn er ſein Geld nicht muthwillig verlieren will. Dann iſt der Fall kitzlich. Er gehe mit ſeinem Muthe zu Rathe; und wette wenigſtens nicht weiter. — —

Nun ſo ſchränke ich mich denn auch, in dem Ueberreſte dieſer Duplik, lediglich auf das ein, was ich von den Behauptungen des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; auf die Widerſprüche in der Auferſtehungsgeſchichte der Evangeliſten.

Von dieſen habe ich behauptet, und behaupte noch: ſie nirgends ſo kräftig auf einander gehäuft, nirgends ſo deutlich auseinander geſetzt zu wiſſen. Irre ich mich: ſo nenne man mir doch den Mann oder das Buch, wo eben das, eben ſo gut zu leſen iſt. Meine Verwunderung, ein ſolches Werk nicht gekannt zu haben, kann nur durch die andere Verwunderung übertroffen werden, wenn man mir zugleich auch ein Werk nennt, worin das alles ſchon ſeine Abfertigung erhalten, welches ich eben ſo wenig gekannt hätte. Auch eben ſo wenig noch kenne. Denn daß, ſeit heute und geſtern, wenigſtens die Unterredungen meines guten Nachbars dieſes Werk nicht geworden, will ich mit ſeiner Erlaubniß nunmehr näher zeigen.

Wie weit mich meine Geduld auf dieſem Wege begleiten wird, weiß ich wahrlich noch ſelbſt nicht. Ob bis ans Ende; ob durch alle zehn Widerſprüche und ihre vermeynten Beantwortungen: das ſtehet dahin! Ich traue es ihr kaum zu. Wozu auch? denn wenn ich nur an einem einzigen Widerſpruche zeige, daß er weder durch die gegebene, noch durch irgend eine andere in der Welt zu gebende Antwort, ſich heben läßt: ſo habe ich, nach meiner vorläufigen Erklärung, verthan. Wo Ein Widerſpruch iſt, können deren hundert ſeyn; genug, daß auch deren tauſend das nicht beweiſen, was mein Ungenannter daraus beweiſen will. — Alſo, ohne weitres, zur Sache! Was ich ſonſt noch zu ſagen hätte, wird ſich auch finden.

Erſter Widerſpruch.

„Lucas (XXIII, 56.) läßt die frommen Weiber, welche den „Leichnam Chriſti ſalben wollten, die Specereyen dazu am Freytage gegen Abend, vor Eintritt des Sabbaths oder erſten „Oſtertages, einkauffen: und **Marcus**, (XVI, 1.) am Sonnabende des Abends, nach unſrer Art zu reden, als der Sab„bath vorbey war.

Daß man in dieſen verſchiednen Behauptungen vorlängſt einen Widerſpruch gefunden, erhellet daraus, daß man vorlängſt verſucht hat, entweder den Marcus nach dem Lucas, oder den Lucas nach dem Marcus umzuſtimmen.

Die den Marcus nach dem Lucas umſtimmen wollen, ſagen, daß in den Worten, διαγενομενου του σαββατου ἠγορασαν ἀρωματα, das ἠγορασαν auch wohl jam empta habebant heiſſen könne, indem öfterer die unbeſtimmte Zeit anſtatt der längſt vergangenen gebraucht werde. Sie überſetzen alſo: „Als „der Sabbath vergangen war, hatten die Weiber bereits vorher Specereyen gekauft;“ und ich darf wohl ſagen, daß dieſes unter den proteſtantiſchen Gottesgelehrten die angenommenere Auslegung bisher geweſen.

Mein Ungenannter hatte alſo Recht, ſich blos an dieſe Auslegung zu halten, gegen welche er, ein wenig pedantiſch zwar, aber doch vollkommen gründlich erwieß, daß die duo genitivi conſequentiam deſignantes hier nicht zuließen, das ἠγορασαν in der längſtvergangnen Bedeutung zu nehmen. Der ungenannte Gegner meines Ungenannten muß auch — (Aber wie ſoll ich dieſe zwey Ungenannte in der Folge am ſchicklichſten und kürzeſten bezeichnen? Der Ungenannte bleibe der Ungenannte, und weil ich den ungenannten Gegner meines Ungenannten einmal meinen Nachbar zu nennen, veranlaßt worden: ſo bleibe er mein Nachbar. Sollte er dieſe Benennung übel nehmen? Wie könnte ich in ihm einen Mann beſſer bezeichnen, mit dem ich gern in Ruh und Friede leben möchte, als durch das Wort Nachbar?) Mein Nachbar alſo, muß auch weder beym Glaſſius noch beym **Wolf**, auf die wir von dem deutſchen Ausgeber des engliſchen Bibelwerks verwieſen werden, ein Exempel fürs Gegentheil gefunden haben: ſonſt er wohl darauf beſtanden, und nicht eine ſo gefährliche Volte geſchlagen haben würde.

Denn wahrlich, wenn das keine gefährliche Volte iſt: ſo giebt es gar keine. Weil Marcus ſich nicht nach dem Lucas umſtimmen läßt: ſo will er nun mit aller Gewalt den Lucas nach dem Marcus umſtimmen. Da Marcus nicht gemeynt haben **kann**, daß die frommen Weiber die Specereyen ſchon gekauft hatten, ehe der Sabbath vergangen war: ſo ſoll nun

Lucas gemeynt haben, daß ſie ſie nicht eher gekauft, als bis der Sabbath vergangen war. „Ey freylich! dachte mein guter Nachbar, der nun einmal für allemal überzeugt war, daß wenn das Schloß nicht rechts aufgehen will, es nothwendig links aufgehen müſſe: „Ey freylich! das iſt ja auch ganz leicht zu erweiſen. Denn einmal ſagt doch Lucas nicht mit ausdrücklichen Worten, daß die Specereyen den Freytag Abend gekauft worden: ſondern er ſagt nur, daß ſie von den Weibern gekauft worden, nachdem ſie den Freytag Abend von dem Grabe zurückgekommen. Nun kann zwar, wie jeder weiß, ὑποςρεψασαι ἡτοιμασαν ἀρωματα, nicht wohl anders verſtanden werden, als daß ſie die Specereyen unmittelbar nach ihrer Zurückkunft bereitet: doch da folgt bald darauf ein μεν, das im Deutſchen nicht ausgedrückt iſt, und von dem mir die guten Leute, für die ich ſchreibe, ſchon auf mein Wort glauben werden, daß es nachdem inzwiſchen bedeute, (denn μεν bloß durch zwar gegeben, will nicht langen,) und der Evangeliſt alſo ſichtbar der Meynung damit vorbeugen wollen, daß die Zubereitung der Specereyen Freytag Abend vorgenommen worden. Getroſt alſo den Verſikel, ὑποςρεψασαι δε ἡτοιμασαν ἀρωματα και μυρα και το μεν σαββατον ἡσυχασαν κατα την ἐντολην, überſetzt: zurückgekommen vom Grabe, bereiteten ſie die Specereyen und Salben, nachdem ſie inzwiſchen (zwiſchen dem Zurückkommen und Bereiten, zwiſchen dem participio und verbo: denn das bedeutet das μεν hier ſichtbar) den Sabbath nach dem Geſetze geruhet hatten.“

Iſt es möglich, lieber Nachbar, iſt es möglich, daß ſich Ihre Feder — (denn daß Ihr Verſtand mit fortmußte, begreiffe ich —) nicht ſichtbar ſträubte, als Sie dieſes niederzuſchreiben im Begriff waren? — Wenigſtens, will ich hoffen, haben Sie ſich nachher um den Beweis von der ſichtbaren Bedeutung Ihres theuern, von keinem einzigen Ueberſetzer noch bemerkten μεν, umgethan; haben nachher ein Paar Stellen aufgeſucht, wo μεν möglicherweiſe, obſchon mit eben ſo wenig Grunde, dieſe ſichtbare Bedeutung haben könnte. Das will ich hoffen; das muß ich hoffen: denn Sie ſind ein ehrlicher Mann; Sie haben ſich nicht auf einen Belag ſtillſchweigend bezogen, von dem Sie wußten, daß Sie ihn nicht haben könnten; ſondern Sie haben bloß einen Belag ſtillſchweigend vorausgeſetzt, von dem Sie annahmen, daß er Ihnen nicht fehlen könnte. Aber nun, lieber Nachbar, heraus damit! — heraus damit! ob ich ſchon voraus ſehe, daß er eine Revolution in der ganzen Geſchichte anrichten wird, die nicht klein iſt. Denn welche Folge von Begebenheiten iſt gegen dieſes erwieſene ὀψὲ gekettet genug? Welche Wirkung läßt ſich nicht dadurch zur Urſache, welche Urſache nicht zur Wirkung machen? Es giebt keine Hyſteraprotera mehr, wenn dieſes ὀψὲ erwieſen wird.

Immerhin! nur heraus mit dem Beweiſe — Denn wiſſen Sie, lieber Nachbar, wenn Sie ihn mißgünſtig zurückbehalten, wiſſen Sie, was man alsdenn ſagen wird, und muß! — Daß Sie ihre Leſer zum Beſten gehabt; daß Sie lieber den Originaltext des N. T. für eine wächſerne Naſe erklären, als einen Widerſpruch in ihm zugeben wollen, der von ganz und gar keiner Erheblichkeit iſt. — Keines von beiden möchte ich, um alles in der Welt, nicht von mir ſagen laſſen, wenn ich ein Theolog wäre.

Aber ſind Sie denn einer, lieber Nachbar? — Woher weiß ich denn, daß Sie einer ſind? — Wie man doch gewiſſe Dinge ſo leicht annehmen kann! — Erſt nun fange ich an, gerade das Gegentheil anzunehmen. Denn nur ſo ſind Sie entſchuldiget; und ich möchte Sie gar zu gern entſchuldigen.

Ein Theolog, denke ich nun, hätte mir die Blöſſe gewiß nicht gegeben, die mir dieſer gutmeynende Laye giebt. Auch werden die Theologen gewiß gegen dieſe Blöſſe proteſtiren. Wie können ſie auch anders? Das Feuer iſt ja noch nicht ſo nahe, daß man ſchon zum Fenſter herabſpringen muß. Ich ſelbſt, der ich kein Theolog bin, wüßte noch eine ganz andre Antwort, wenn mir ſo viel daran gelegen wäre, dieſen erſten Widerſpruch zu heben.

Und welche? Ohne erſt lange nachzuſuchen, ob ſchon vor mir jemand auf eben den Einfall gekommen, will ich ihn herſetzen. Iſt er zu brauchen: deſto beſſer! Ich behaupte nur **in Theſi**, daß es in den Erzählungen der Evangeliſten, ihrer Glaubwürdigkeit unbeſchadet, Widerſprüche geben **könne**; aber in Hypotheſi, ob dieſes und jenes wirklich ein Widerſpruch ſey, behalte ich mir alles Recht vor, die Sache noch erſt genauer zu unterſuchen. Dergleichen einzelne Unterſuchungen mögen ausfallen, wie ſie wollen: ich verliere und gewinne nichts dabey. Und wenn ich etwas dabey ſagen kann, wodurch ein andrer, der nicht wie ich denkt, etwas zu gewinnen vermeynet: warum ſoll ich ihm die Freude nicht machen? Auch iſt es aufrichtiger, für ſeinen Gegner mit zu ſehen.

So denn alſo! — Wie wenn man den Evangeliſten allen beiden Recht geben könnte? Nicht zwar dadurch, daß man den einen und den andern, auf der grammatiſchen Folter, das nehmliche ſagen ließe. Auch nicht dadurch, daß man, wie jemand gemeynet hat, die frommen Weiber zu zwey verſchiedenen malen Specereyen kauffen läßt; den Freytag nur ſo viel, als ſie in der Geſchwindigkeit noch haben konnten, und den Sonnabend Abend das übrige. So hätte es ihnen allenfalls in einem kleinen Städtchen ergehen können, aber ſchwerlich wohl in Jeruſalem. Sondern dadurch: daß man auf das ἑτοιμαζειν des Lucas aufmerkſam mache, und es in ſeiner weitern Bedeutung hier gelten laſſe. Wenn denn einmal die Weiber, als ſie den Freytag gegen Abend vom Grabe zurückkamen, durchaus nicht mehr Zeit ſollen gehabt haben, die Specereyen zu kauffen, mit baarer klingender Münze zu bezahlen: ſagt denn das auch Lucas von ihnen? Er ſagt ja nur ἡτοιμασαν ἀρωματα; und nicht ἠγορασαν. Aber, wird man ſagen, wie kann man Specereyen bereiten, die man noch nicht gekauft hat; und doch kauffen muß? Das iſt es eben: ἑτοιμος heißt nicht blos προχειρος, der gleich bey der Hand iſt, der gleich zur Hand ſchafft: ſondern auch nur προθυμος, der gleich willig und entſchloſſen iſt, etwas zur Hand zu ſchaffen. Folglich heißt auch ἡτοιμασαν nicht blos præparabant *manibus*, ſie machten zurecht, durch eine Art von Handarbeit, ſondern auch præparabant *animo*, curabant ut præparata haberent, ſie thaten ſich um, ſie ſorgten, daß ſie ſie in Bereitſchaft haben möchten. Sie giengen nicht in die Gewölber der Specereyhändler, die freylich wohl ſchon geſchloſſen waren, und kaufften: ſondern ſie nahmen ſich nur vor zu kauffen, erkundigten ſich nur, wo ſie am beſten zu kauffen wären; denn ſie waren fremd. Und das durften ſie thun, wenn auch der Sabbath ſchon längſt angegangen war; das war ihnen, durch das Gebot am Sabbath zu ruhen, im geringſten nicht unterſagt. — So wie auch den heutigen Juden noch nicht. Denn wäre ihnen mit dem Kauffen, auch das Denken an das Kauffen am Sabbath verboten: ſo würde der Sabbath wohl blutſelten gehörig von ihnen gefeyert. Kauffen und verſteigern ſie nicht ſelbſt am Sabbath, nicht ſelbſt in der Synagoge, nicht ſelbſt die Ehre, die Geſetzrolle an irgend einem feyerlichen Tage aus ihrem Schranke nehmen und auf das Pult des Vorleſers tragen zu dürfen? Genug, wenn ſie das Geld dafür nicht am Sabbath erlegen! — Kurz, man überſetze, ἡτοίμασαν ἀρώματα, durch destinabant aromata, providebant aromatibus: und was iſt denn noch zu erinnern? — Daß auch ἑτοιμάζειν im N. T. an mehrern Orten nichts als destinare heißt, davon hat Grotius bereits die Exempel geſammelt; nur ſehe ich keinen Grund, es mit ihm einzig auf destinationem divinam einzuſchränken. — Und nun weiter!

Zweyter Widerſpruch.

„Johannes, bey welchem Joſeph von Arimathia und Nicodemus den Leichnam Chriſti in allen Stücken nach der Weiſe der Juden beſtatten; Johannes ſagt nicht, daß die Weiber ihn ſalben wollen. Aber **Marcus** und **Lucas**, welche nur melden, daß Joſeph von Arimathia den Leichnam blos in ſeine Leinewand gewickelt, alſo nicht geſalbet habe; Marcus und Lucas ſagen, daß die Weiber, die dieſe tumultuariſche unvollſtändige Beſtattung des Joſeph von Arimathia mit angeſehen hatten, nach Verlauf des Sabbaths den Leichnam Chriſti auch ſalben wollen. Beym Johannes thun Joſeph und Nicodemus alles: und die Weiber thun nichts, und wollen nichts thun. Beym Marcus und Lucas thut Joſeph von Arimathia nicht alles: und die Weiber wollen nur ſpät hernach thun, was Joſeph zu thun vergaß, oder nicht Zeit hatte. So einig alſo Johannes mit ſich ſelbſt iſt; ſo einig Marcus und Lucas mit ſich ſelbſt ſind: ſo ſehr widerſpricht Marcus und Lucas dem Johannes: und Johannes dem Marcus und Lucas.

Und das, dächte ich, wäre klar. Wenigſtens iſt mir es noch klar, nachdem ich alles ſorgfältig erwogen, was mein guter Nachbar darwider vorbringt, und faſt ein wenig zu grämlich vorbringt. Denn er nennt dieſen Widerſpruch gerade zu einen erträumten Widerſpruch, und ſagt: „Eine Sache thun wollen, die ein andrer ſchon gethan hat, die ſich aber auch zweymal thun läßt, das ſtreitet offenbar nicht mit einander.“ Freylich nicht, lieber Nachbar. Aber iſt denn die völlige Beſtattung eines Leichnams, wobey nichts vergeſſen worden, was die Gebräuche des Landes und Volks erfordern, dergleichen nach dem Johannes die Beſtattung des Joſeph und Nicodemus geweſen, iſt denn die etwas, was ſich zweymal thun läßt? von vernünftigen Leuten zweymal thun läßt? Gründet ſich bey dem Marcus und Lucas denn nicht offenbar die vorgehabte Balſamirung der Weiber, auf die nicht völlige Beſtattung durch Joſeph von Arimathia? So wie die völlige Beſtattung durch Joſeph von Arimathia und Nicodemus beym Johannes doch wohl der Grund iſt, warum er von einer vorgehabten Balſamirung der Weiber nichts ſagt? Völlige Beſtattung, und nicht völlige: das widerſpricht ſich doch? — Geſtehen Sie, lieber Nachbar, Sie haben gar nicht einmal eingeſehen, worauf es hier eigentlich ankömmt! — Wenn bey Einem Evangeliſten alles beides ſtünde; wenn Ein Evangeliſt ſagte, daß Joſeph und Nicodemus die Leiche auch geſalbt hätten, und ebenderſelbe ſagte nicht weniger, daß ihn die Weiber ebenfalls ſalben wollen; und man wollte alsdenn dieſen Evangeliſten in Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſetzen: ſo käme Ihre Antwort noch ein wenig zu Paſſe. Denn alsdenn wäre es durch dieſen Evangeliſten ſelbſt feſtgeſetzt, daß die Salbung eines Leichnams zweymal geſchehen könne, und wir müßten uns alle mit blos möglichen Gründen begnügen, warum ſie zum zweytenmale unternommen worden. Da aber kein Evangeliſt von ſo einer doppelten Salbung ſpricht; da dieſe vorgehabte doppelte Salbung nur in der Harmonie ſteht, und doch wohl nicht auch die Harmonie von dem h. Geiſte eingegeben iſt: ſo iſt es blos gefabelt, guter Nachbar, wenn Sie ſagen, daß vielleicht die erſte Salbung den lieben accuraten Weiberchen nicht gut genug geweſen; daß vielleicht die hebräiſchen Weiber in Galiläa andre Salbungsgebräuche gehabt, als in Jeruſalem üblich waren; daß es vielleicht ein doppeltes Salbungsgeſchäft gegeben, eines vor Fäulniß und Verweſung, welches die Männer beſorgen müſſen, und eines vor Wohlgeruch, womit ſich die Weiber abgaben. Alles das iſt blos gefabelt, lieber Nachbar; und ohne allen Grund in der Geſchichte gefabelt. Beſonders Ihr Einfall von dem doppelten Balſamirungsgeſchäfte, der dem Hrn. A. ſo ſehr gefällt, hätte doch wohl erſt müſſen anderweits aus der Geſchichte erwieſen werden; damit er nicht einzig und allein aus eben dem Umſtande abgeſondert ſcheine, zu deſſen Beglaubigung Sie ihn anwenden. Nicht?

Doch die Grundloſigkeit dieſes Einfalls vom doppelten Salbungsgeſchäfte, iſt noch bey weitem nicht ſeine ſchlimmſte Seite. Wenn wir ihn gelten laſſen, lieber Nachbar, ſehen Sie denn nicht, daß er den Johannes offenbar Lügen ſtraft? Johannes ſagt, daß Joſeph und Nicodemus den Leichnam Chriſti ſo begraben, ganz ſo, *wie die Juden zu begraben pflegen*. Und Sie ſagen mit Ihrem raren Einfalle: nein, nicht ſo, nicht ganz ſo; denn ſie hatten nur die eine Hälfte der Salbung, die Salbung wider die Fäulniß vollzogen, und die andre Hälfte, des Wohlgeruchs wegen, war noch übrig, und wie billig, den frommen Weibern übrig gelaſſen worden, deren Naſe ſo eckel iſt.

O der trefflichen Harmonie, die zwey widerſprechende Nachrichten, die wörtlich bey den Evangeliſten ſtehen, nicht anders vereinigen kann, als durch Erdichtung einer dritten Nachricht, von der kein einziger Evangeliſt eine Sylbe ſagt!

O der erbaulichen Harmonie, die einen Evangeliſten von dem armſeligen elenden Widerſpruche eines andern Evangeliſten (armſelig und elend, wegen der Unbeträchtlichkeit des Umſtandes) auf keine andre Weiſe retten kann, als daß ſie dieſen oder jenen an einem andern Orte zum Lügner macht!

Dritter Widerſpruch.

„Matthäus ſagt, daß vor den Augen der Maria Magdalena, und der andern Maria, geſchehen ſey, was die übrigen Evangeliſten ſie, bey Annäherung des Grabes, bereits geſchehen finden laſſen.“

Mein Ungenannter gründet ſich auf das ἰδοὺ ἐγένετο beym Matthäus; und es könnte wohl ſeyn, daß es Matthäus ſo verſtanden habe. Doch Sie haben Recht, lieber Nachbar; ἰδοὺ iſt öfters blos eine Partikel der Aufmunterung für den Leſer, und zeigt nicht immer an, daß die Sache in Gegenwart der dabey gedachten Perſonen geſchehen ſey. Ἐγένετο mag auch immerhin heiſſen, es war geſchehen. — Aber warum lieſſen Sie es nun bey dieſer Antwort nicht bewenden? Warum wollten Sie ihren Gegner nicht blos ſchlagen, ſondern vernichten? Warum muß er Ihnen nun gleich ein Mann ſeyn, der Abend und Morgen nicht unterſcheiden wolle?

Die Strafe dieſer Unbarmherzigkeit iſt Ihnen auf dem Fuße gefolgt. Denn Sie haben ſich dadurch in eine weitere Auflöſung verwickelt, deren Folge Sie unmöglich gehörig können überdacht haben. Ich meyne die Sätze, (S. 131,) die Ihnen ſo klar und richtig ſcheinen, daß die Verwirrung derſelben Vorſatz werden muß. — Vorſatz, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen! Licht und Finſterniß nicht unterſcheiden wollen! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr ſchaudern würde, als dieſen, wenn ich ihn objective als möglich denken könnte. Daß er ſubjective möglich iſt, höre ich leider. Aber Sie müſſen ganz etwas anders dabey denken, als ich: oder Sie könnten die ſchmähſüchtige Grauſamkeit nicht haben, ihn ſo wiederhohlt zu machen.

Nun laſſen Sie uns doch die Sätze näher betrachten, die ſo klar und richtig ſeyn ſollen. — Mir graulet, eine Menge unnöthiger Worte machen zu müſſen. Aber vielleicht, daß mir andere wohl noch unnöthigere Worte, deren ich mich in meinem Leben ſchuldig gemacht, darum vergeben werden!

Ihr erſter Satz alſo: „den Sonnabend ſpät Abends gien„gen die beyden Marien nach Chriſti Grabe, bloß zuzuſehen, „ob es noch ungeſtört ſey, kamen aber allem Anſehen nach zu „ihrem Zwecke nicht, weil es ſchon zu ſpät war. Matth. XXVIII."

Und das iſt einer von den Sätzen, die man nicht in Zweifel ziehen kann, ohne den Vorſatz zu haben, ſich zu irren? So hat Grotius denn auch ſchon dieſen unſeligen Vorſatz gehabt. Denn er ſchreibt (*) ausdrücklich: Apud Matthæum vero hoc loco agi de aliqua itione veſpertina, qua nihil relatu dignum acciderit, matutinam ad quam ſequentia omnia pertinent ſilentio omitti, nihil habet probabilitatis. — Laſſen Sie doch einen Mann, lieber Nachbar, weil er nicht denkt wie Sie, ſondern wie Grotius, nicht gleich einen von den Elenden ſeyn, die Licht und Finſterniß nicht unterſcheiden *wollen*. Freylich; nicht unterſcheiden *können*, das ſieht nun freylich dem Grotius wohl ähnlich. Ich will mich wohl hüten, Ihnen auch über mich ein ſolches Urtheil abzulocken. Sie ſollen Recht haben.

Es folgt Ihr zweyter Satz, mit welchem ich den dritten ſogleich verbinde: „Den Sonntag Morgen ſehr früh giengen „ſie in Geſellſchaft verſchiedner anderer Weiber *wieder* dahin, „in der Abſicht, ſeinen Leib zu ſalben. Marc. XVI, 2. „Luc. XXIV, 1. Auf dieſem Wege wurden ſie gewahr, daß „der Stein vor dem Grabe weg, und es folglich geöffnet war. „Marc. XVI, 3. 4. Luc. XXIV, 2.“

Die Weiber giengen *wieder* dahin? Was haben Sie denn, lieber Nachbar, für Grund zu dieſem *Wieder*? Matthäus ſagt ja nicht, daß auf jenen unfruchtbaren Abendbeſuch ein neuer gefolgt ſey. Und die übrigen Evangeliſten ſagen ja nicht, daß vor dem frühen Morgenbeſuche der Weiber ſchon ein andrer vorhergegangen ſey. Woher wiſſen Sie denn alſo das *Wieder*? — Was wiſſen zwar? — Die Bedürfniß Ihrer Harmonie erfordert, es anzunehmen. Das iſt genug! Allerdings.

Kömmt Ihr vierter Satz: „Maria Magdalena, die un„ruhigſte unter ihnen, ſahe es, weil ſie voraus gieng, am er„ſten, und kehrte ſogleich, ohne weiter bis zum Grabe zu gehen, „um, dem Petrus und Johannes die Nachricht, welche ſie für „ganz gewiß hielt, zu bringen, daß der Leib Chriſti weggenom„men ſey. Joh. XX, 1. 2.

Die arme Maria Magdalena! — Läuft nicht ſchon genug Thorheit und Böſes auf ihrer Rechnung? Muß ſie auch noch ſo eine Närrin werden; der lieben Harmonie zu gefallen? — Wie? Maria konnte blos daher, weil ſie von weiten den Stein vom Grabe abgewälzt ſahe, blos daher ſchlieſſen, daß der Leich-

---

(*) ad Matth. c. XXVIII, v. 2.

nam Chriſti nicht mehr darinn befindlich ſey? Vergaß ſie denn in dem Augenblicke, in welcher Abſicht ſie ſelbſt herkam? Sie wollte mit ihren Geſpielinnen ja auch den Stein vom Grabe wälzen. Sie war ja ſchon darum beſorgt geweſen, wer ihnen wälzen hülfe. Und doch wollte ſie den Leichnam Chriſti nicht verſchleppen; ſie wollte ihn nur ſalben. Und ihr fiel nicht erſt ein, daß ihr andere in eben dieſer Abſicht wohl ſchon könnten zuvorgekommen ſeyn? Sie ſahe nicht erſt hin, ob es nicht ſo wäre? Sie ſchließt nur — wenn das anders ſchließen heiſſen kann: der Stein iſt weg; alſo iſt auch der Leichnam weg? So ſchließt ſie, und läuft und läuft; ſonſt möchten Petrus und Johannes nicht zeitig genug erfahren, was für eine unbeſonnene Närrin ſie iſt. — O gewiß, wenn dieſe Maria Magdalena hier, ſo ſchlieſſen, ſo handeln können: — wie kann man noch zweifeln? — ſo war ſie Magdalene die Sünderinn; das iſt, die Hure. Denn nur eine Erzhure kann ſo leichtſinnig ſchließen. Nur durch ſolche leichtſinnige Schlüße, werden Mädchen zu Huren. — Auch war ſie ohne Zweifel die nehmliche Maria Magdalena, aus welcher Chriſtus ſieben Teufel austrieb. Ein achter Teufel, bey dem ſich die übrigen länger zu wohnen ſchämten, war in ihr zurückgeblieben: der alberne Teufel der Unbeſonnenheit. Ohne den dümmſten von allen Teufeln konnte ſie nicht ſo ſchließen. — Und doch läßt man ſie ſo ſchließen; der lieben Harmonie zu gefallen. — Wahrlich, wenn die Nachricht, die Maria Magdalena auf dieſe Weiſe dem Petrus und Johannes brachte, die erſte Verkündigung der Auferſtehung Chriſti ſeyn ſollen: ſo iſt dieſe erſte Verkündigung eine große Armſeligkeit geweſen!

Man ſage nicht: daß man ſich nicht darum zu bekümmern, oder daran zu ärgern habe, wie voreilig und unbeſonnen Maria Magdalena hier erſcheine; genug, daß ſie Johannes nicht anders ſchildere. Und was ſagt Johannes? — Da ſie ſieht, daß der Stein vom Grabe hinweg war: da läuft ſie, und kommt zu Simon Petro, und zu dem andern Jünger, welchen Jeſus lieb hatte. — Sie läuft, und ſieht wirklich nicht erſt in das Grab? Johannes will wirklich nicht, daß wir das dabey im Gedanken ergänzen ſollen? Er ließ es nicht aus, weil es ſich von ſelbſt verſteht? Er ließ es aus, weil es wirklich nicht geſchehen war? — Nun, ſo iſt Maria Magdalena nicht nur eine unbeſonnene Närrinn, ſondern noch dazu eine unverſchämte Lügnerinn. Denn ſie ſpricht zu den Jüngern: *Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wiſſen nicht, wo ſie ihn hingelegt haben.* Wie konnte ſie das ſagen, wenn ſie nicht einmal zugeſehen hatte, ob er auch wirklich weggenommen wäre? Sagt ſie nicht mit dieſen nehmlichen Worten, daß ſie wirklich zugeſehen habe? — Nur darum, weil ſie es hier ſelbſt ſagt: hielt Johannes für überflüſſig, es die Zeile vorher von ihr zu ſagen. — Oder iſt das kein Lügner, der ſeine Vermuthungen für Facta ausgiebt?

Doch ich will auf dieſer Verleumdung der armen Maria Magdalena — es iſt eine wahre, wahre Verleumdung — nicht weiter beſtehen. Es ſoll auch damit ſeyn, wie mein Nachbar es haben will. Denn ich will ſeine Sätze hier gar nicht widerlegen: ich will ſie vielmehr annehmen, und mich mit ihnen nur zum Matthäus wenden, um zu ſehen, wie dieſer dabey wegkommt.

Präge dir, mein geduldiger Leſer, dieſe vier Sätze wohl ein, und lies nunmehr mit mir bey dem Matthäus: *Am Abend aber des Sabbaths, welcher anbricht am Morgen des erſten Feyertages der Sabbathen, kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu beſehen. Und ſiehe, es geſchah ein groß Erdbeben. Denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu, und wälzete den Stein von der Thüre, und ſetzte ſich darauf. und ſeine Geſtalt war wie der Blitz, und ſein Kleid weiß, wie der Schnee. Die Hüter aber erſchracken für Furcht, und wurden, als wären ſie todt. Aber der Engel antwortete und ſprach: fürchtet euch nicht!* —

Und ſo weiter! Es iſt genug, mein Leſer. Aber wiſſen muß ich, ob du es auch recht begriffen haſt, wie viel du in dieſen wenigen Worten des Matthäus geleſen? — Und ſieh; da fällt denn folgendes Geſpräch unter uns vor:

Ich. Wie viel alſo, freundlicher Leſer, haſt du izt bey dem Matthäus geleſen?

Du. Wie viel? hm!

Ich. Ha! ich errathe dich. Es iſt wahr; ich muß nicht fragen, wie viel? Sondern: wie vielerley?

Du. Das ſollt ich meynen!

Ich. Alſo wie vielerley?

Du. Wie willſt du, daß ich dir antworte? Nach dem geſunden Menſchenverſtande? Oder nach den Sätzen deines Nachbars?

Ich. Ich hoffe ja, daß beides einerley ſeyn wird.

Du. Mit nichten! Denn nach dem geſunden Menſchenverſtande habe ich nur einerley geleſen; indem alles ja vollkommen ſo fortlief, als ob es nur Ein Anfang, nur Ein Fortgang, und nur Ein Ende Einer und eben derſelben Begebenheit wäre. Ich nehme an, wir hätten ausgeleſen.

Ich. So laß den geſunden Menſchenverſtand ein wenig ſchlafen; und antworte mir auf die andere Weiſe. Wie vielerley, nach den Sätzen meines Nachbars?

Du. Dreyerley. Erſt: einen vorgehabten und angefangnen Abendbeſuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was. Zweytens: eine Erſcheinung, erſchienen ich weiß nicht wem. Drittens: einen Morgenbeſuch, welcher anfieng, ich weiß nicht wie.

Ich. Warum ſagſt du: einen Abendbeſuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was?

Du. Weil ihm das Ende fehlt, und dein Nachbar ſelbſt nicht weiß, was daraus geworden. Es geht damit bis auf die Worte: *ſie kamen, das Grab zu beſehen.* Sie kamen, überſetzt dein Nachbar durch, *ſie giengen.* Sie giengen alſo, ſagt er: „aber das Thor war entweder ſchon zu, oder ſie wurden „von der Wache gewarnt, nicht weit zu gehen, wenn ſie vor „dem Thorſchluße wieder in die Stadt wollten.“ Kurz, ſie machten was man nennt, einen Fleiſchergang. Und dieſen Fleiſchergang hielt dennoch der h. Geiſt für wichtig genug, ihn aufzeichnen zu laſſen. Denn er kam aus herzlicher Liebe zu Jeſu.

Ich. Recht hübſch für eine Predigt! — Aber warum ſagteſt du: eine Erſcheinung, erſchienen ich weiß nicht wem?

Du. Weil ſie den Weibern nicht geſchehen ſeyn ſoll, und die Hüter, welche darüber erſchracken, und vor Furcht wurden, als wären ſie todt, auch nicht viel davon abbekommen haben können.

Ich. Endlich warum ſagteſt du: ein Morgenbeſuch, welcher anfieng ich weiß nicht wie?

Du. Weil ſich dieſer Morgenbeſuch mitten im Geſpräche mit dem Engel anfängt. Aber der Engel antwortete ihnen und ſprach. So ſind ſie denn da, die frommen Weiber; und niemand hört ſie, weder ausgehen noch ankommen. Wenn auch das antwortete des Engels nicht vorausſetzt, daß ſie ihn vorher gefragt: ſo müſſen ſie doch ſchon wenigſtens da geweſen ſeyn, und irgend eine Mine der Beſtürzung und Neugierde gemacht haben, auf die ihnen der Engel Auskunft ertheilte. Sie waren alſo da; und weil ſie von geſtern Abend nicht mehr da waren: ſo waren ſie da, einzig und allein durch das mächtige Wollen deines Nachbars.

Ich. Spotteſt du ſeiner?

Du. Warum ſollte ich nicht? — O daß ich nur recht könnte! Denn ſpottet auch Er nicht eines ehrlichen Geſchichtſchreibers, der gerade deßwegen ſo albern und dumm erzählen ſoll, weßwegen er ein Muſter aller Erzähler ſeyn müßte, und ſeyn könnte; deßwegen, weil ihm der h. Geiſt die Feder geführt?

Ich. Ja ſieh nur, lieber Leſer: der h. Geiſt ſah nicht ſowohl auf das, was er jeden Evangeliſten insbeſondere ſchreiben ließ, als auf das, was man über ſiebzehn hundert Jahr aus den Nachrichten ihrer aller zuſammenſetzen würde.

Du. Und das iſt es eben, was ich für Spötterey erkläre. Doch Spötterey ſagt hier noch viel zu wenig. Er läſtert; dein Nachbar läſtert; und die einzige Entſchuldigung, die ich ihm leihen kann, iſt die: er weiß nicht was er ſagt.

Ich. Ey, ey! lieber Leſer, lieber Leſer! Alſo willſt auch du nicht begreiffen, „daß man kurz ſeyn müſſe, wenn man verſchiedne „wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen will?“ (*)

Du. Freylich nicht; denn wie ſoll ich Unſinn begreiffen wollen! Alles was ich begreiffe, iſt das: daß man kurz iſt, (nicht, kurz ſeyn müſſe) wenn man verſchiedne Begebenheiten in wenig Worten erzählt. Oder: daß man verſchiedne wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen müſſe, wenn man kurz ſeyn will.

(*) S. Fünfte Unterredung, Seite 130.

Ich. Nun, nun; nimm es mit dem Nachbar nicht ſo genau. Sein Hr. A. verſtand ihn doch. Und du verſtehſt ihn ja auch. Aber du willſt ihn nicht verſtehen; du willſt nicht. Du willſt nicht wiſſen, „daß jedem Geſchichtſchreiber frey ſteht, „aus einer Reihe von Begebenheiten, die er ſämmtlich zu erzählen nicht nöthig hält, diejenigen auszuheben, welche er ſeiner beſondern Abſicht am gemäſſeſten findet.“ (*)

Du. Das will ich nicht begreiffen? O das begreiff ich ſehr wohl, und ſehr gern.

Ich. Du willſt nicht begreiffen, „daß der Leſer nicht berechtiget iſt zu ſchließen: was ein Geſchichtſchreiber, der die Kürze „liebt, und, wie man aus andern ſieht, manches ausläßt, hinter „einander erzählt, das iſt unmittelbar auf einander gefolgt. (**)

Du. Das will ich nicht wiſſen? O das weiß ich recht wohl. Aber er, dein Nachbar, will nicht wiſſen, will nicht begreiffen —

Ich. Will nicht? — Soll ich denn das Will nicht auch von Dir vertragen? Verſchone mich damit! Verſchone dich ſelbſt damit, günſtiger Leſer, wie man dich in allen Vorreden nennt. Denn dieſes Will nicht, worüber nur Gott richten muß, weil nur Gott darüber richten kann, iſt ſo ungünſtig, ſo garſtig, ſo giftig! Laß es dem Nachbar, der es ſich nun einmal angewöhnt hat. Wenn er wüßte, wie weh es thäte, er würde es ſelbſt nicht brauchen. — Alſo, was wollteſt du ſagen, daß er nicht begreift? —

Du. Er begreift nicht, daß alles, was er da ſchwatzt, nicht zur Sache gehört. Denn ganz ein anders iſt, aus mehrern Begebenheiten nur die zweckmäſſigſten wählen, und die andern übergehen: und ganz ein anders, aus zwey verſchiednen Begebenheiten nur Eine machen. Jenes darf der Geſchichtſchreiber; jenes muß er oft. Aber dieſes darf er ſchlechterdings nie. Und dieſes, nicht jenes; dieſes, was ſchlechterdings kein Geſchichtſchreiber thun darf, er ſey von dem h. Geiſte inſpirirt oder nicht; dieſes, was er ſchlechterdings nicht thun darf, wenn er nicht ein elender unzuverläßiger Geſchichtſchreiber, in beiden Fällen, ſeyn und bleiben will; dieſes fällt durch die Sätze deines Nachbars dem Matthäus zur Laſt.

(*) Ebend. S. 132.

(**) Ebend. S. 132.

Ich. Das wäre!

Du. Wie albern du dich ſtellſt! — Oder heißt das nicht aus zwey Begebenheiten Eine machen, wenn man von jener den Kopf nimmt, und den Schwanz wegläßt, und von dieſer den Kopf wegläßt, und den Schwanz nimmt, und Kopf von jener und Schwanz von dieſer unmittelbar an einander hängt, ohne im geringſten, auch nicht durch eine einzige Partikel, anzuzeigen, daß Schwanz von jener und Kopf von dieſer fehlen?

Ich. Das thäte nun freylich wohl Matthäus, nach den Sätzen meines Nachbars! — Aber wenn der Schwanz von jener, und der Kopf von dieſer, nun nichts enthielt, was der Mühe des Erzählens werth war? —

Du. Nun ja doch; ſo konnte er ſie weglaſſen! Aber er wußte doch, daß er ſie weglaſſe? in ſeiner Seele mußte doch eine Idee davon ſeyn, daß jener Kopf nicht zu dieſem Schwanze, und dieſer Schwanz nicht zu jenem Kopfe gehöre?

Ich. Allerdings.

Du. Und du glaubſt, der h. Geiſt hätte es ſich für unanſtändig oder für zu ſchwer gehalten, dieſe Idee von Zuſammendrängung und Verſtümmelung zweyer Begebenheiten in Eine, welche in der Seele des Matthäus doch liegen mußte, durch irgend eine kleine Partikel mit anzudeuten? Hätte der h. Geiſt dem Matthäus die Feder ungeführt gelaſſen: ich bin gewiß, Matthäus ſelbſt, Matthäus allein würde ſchon, auch eben ſo kurz, in ſeinen Worten zu unterſcheiden gewußt haben, was ſo unterſchieden in ſeinem Kopfe war. — Alſo, ſage deinem Nachbar von meinetwegen —

Ich. Nein, nein; ich will meinem Nachbar von deinetwegen nichts ſagen. Du biſt zu bitter, ungeduldiger Leſer. Tritt ab! tritt ab! —

— Ich will lieber von meinetwegen den Nachbar noch bitten, alles dieſes — wenn es ihm ſchon ein wenig zu beiſſend ſollte geſagt ſeyn, — wozu hilft das Salz, wenn man nicht damit ſalzen ſoll? — ruhig und ſorgfältig zu überlegen, und mir bey Gelegenheit wiſſen zu laſſen, ob er noch ſeine Sätze für ſo klar und richtig hält, daß ihre Verwirrung nur Vorſatz ſeyn könne? Vornehmlich beſchwöre ich ihn: wohl in Erwägung zu ziehen, ob es nicht beſſer iſt, ob es nicht ehrfurchtsvoller gegen die Schriſten des N. Teſtaments gedacht iſt, lieber von gar keiner Harmonie in ſolchen Dingen wiſſen zu wollen, als eine anzunehmen, wobey einer der Evangeliſten ſo ſchändlich in den Koth getreten wird.

Vierter Widerſpruch.

„Die Engel betreffend, die nach der Auferſtehung Chriſti in „und um dem Grabe erſchienen, iſt der Widerſpruch der Evan„geliſten allgemein. Sie ſind weder in Anſehung der Anzahl „derſelben, noch in Anſehung des Standorts derſelben, noch in „Anſehung der Reden derſelben, mit einander zu vereinigen.“

Dieſen Widerſpruch, ſo vielfach er auch ſeyn mag, möchte ich herzlich gern meinem Nachbar Preis geben. Nicht zwar, als ob er ihn gehoben hätte; als ob er ihn ohne die grauſamſte Verletzung des Textes, dem er Ehrerbietung ſchuldig iſt, gegen den er ſo viel Ehrerbietung zu haben vorgiebt, gehoben hätte. Ganz und gar nicht!

Denn, wenn es auch wahr wäre, daß in den Worten des Marcus, (XVI, 5.) *και ἐισελθουσαι ἐις το μνημειον ἐιδον νεανισκον καθημενον ἐν τοις δεξιοις,* nicht nothwendig läge, daß ihnen der Engel im Hereingehn innerhalb dem Grabe zur rechten Hand erſchienen: wenn es auch wahr wäre, daß man den Marcus vielmehr ſo verſtehen müſſe, „die Weiber wären „des Engels erſt nach ihrem Eingange ins Grab, entweder „beym Herausſehen, oder beym Herausgehen aus demſelben, „vor dem Grabe anſichtig geworden: entſteht ſodann nicht die unbeantwortliche Frage, warum ſie denn, auch nicht gleich beym Hereingehen ins Grab, den Engel linker Hand ſitzen geſehen? Er ſaß ja ſchon davor auf dem Steine, den er abgewälzt hatte, ehe die Weiber noch herbeykamen. Iſt denn ein Engel, deſſen Geſtalt wie der Blitz iſt, ein Ding, das man ſo leicht überſieht?

Auch iſt es ja aus dem Matthäus offenbar, daß die Weiber den Engel auf dem Steine vor dem Grabe ſahen, ehe ſie hereingiengen; daß ſie nur auf ſeine Aufmunterung, auf ſein Geheiß hereingiengen: **Kommt her, und ſehet die Stäte!** Alles, was vor dieſen Worten vorhergeht, ſpricht der Engel ja augenſcheinlich mit den Weibern vor dem Grabe. Nur was darauf folgt, ſpricht er mit ihnen innerhalb dem Grabe. — Es iſt ganz unglaublich, mit was für einer blinden Dreiſtigkeit dieſe Erzählung des Matthäus zur Beſtätigung deſſen angeführt wird, was man mit ſolcher Gewaltſamkeit aus den Worten des Marcus erzwungen! — (*)

Bey dem Lucas nun gar, ſollen alle beide Engel drauſſen vor dem Grabe geſeſſen haben, und von den Weibern nicht eher ſeyn geſehen worden, als bis ſie wiederum aus dem Grabe herausgekommen. Wie war denn das möglich? Waren die Weiber blind im Hereingehen? Oder waren die Engel nur erſt ſichtbar im Herausgehen?

Und wozu alle dieſe Unwahrſcheinlichkeiten? alle dieſe Winkelzüge? Damit nirgends mehr als zwey Engel herauskommen, weil die Evangeliſten deren höchſtens nur zwey erwähnen? damit der Engel, der auf dem Steine vor dem Grabe ſitzt, immer ſein mitgezählt werden kann?

O Armſeligkeit aller Armſeligkeit! — für den, mit Engeln ſo zu knickern, dem ſie Legionenweiſe zu Dienſte ſtunden!

Ja, wir knickern nur ſo damit, höre ich meinen Nachbar ſagen, um die Evangeliſten bey Ehren zu erhalten!

Nicht die Evangeliſten, Nachbar! ſondern eure engbrüſtige, lahme, ſchielende, therſitiſche Harmonie der Evangeliſten. Therſitiſch: denn ſie iſt eben ſo ungeſtalten als ſchmähſüchtig gegen jeden Evangeliſten insbeſondere. Die, die, weil ſie ſo ganz euer Werk iſt, ſoll nichts leiden!

Was? es wäre den Evangeliſten nicht anſtändiger, wenn ich ſagte: Kalte Widerſpruchklauber! ſeht ihr denn nicht, daß die Evangeliſten die Engel nicht zählen? Das ganze Grab, die ganze weite Gegend um das Grab wimmelte unſichtbar von Engeln. Da waren nicht nur zwey Engel, (gleich als ein Paar Grenadier, die vor der Behauſung des abmarſchirten Generals zurückgelaſſen werden, bis ſein ganzes Gepäcke abgeführet worden;) da waren deren Millionen. Es erſchien nicht immer der eine und eben derſelbe; nicht immer die nehmlichen zwey. Bald erſchien der, bald jener; bald an dieſer Stelle, bald an einer andern; bald allein, bald in Geſellſchaft; bald ſagten ſie das, bald jenes. —

(*) Künft. Unterr. S. 133.

Auf ſo eine abwechſelnde, unſtete, weder an ein gewiſſes Moment der Zeit, noch an einen gewiſſen Punkt des Raumes zu beſtende, auch in dem nehmlichen Augenblicke, an der nehmlichen Stelle, zwey oder mehrern verſchiednen Perſonen verſchiedentlich vorkommende Erſcheinung, ſcheinen mir die Worte zu deuten, welche Matthäus zwar nur von dem Einen herabfahrenden Engel braucht: ἦν δε ἡ ἰδεα ἀυτου ὡς ἀϛραπη; die Idee, das Bild deſſelben war wie Blitz. Denn ἰδεα iſt hier wohl noch etwas anders, als προσωπον, und wenn damit, wie Grotius will, auf eine Stelle des Daniels nach der Ueberſetzung der Siebziger geſehen würde, ſo wäre ja wohl auch das in dieſer Stelle beſindliche προσωπον gebraucht worden. Ἰδεα heißt auch ſonſt nirgends das bloße Angeſicht; wohl aber der totale Eindruck, den irgend etwas ſichtbares Zuſammengeſetztes macht. Alſo: die Sichtbarwerdung des herabfahrenden Engels wirkte wie Blitz; und wer auf dieſe Wirkung jemals Acht gegeben hat, wird wiſſen, daß in dem erſchütternden Auge der nehmliche Eindruck zurückbleibt, welchen ein ſtarrer Blick auf gefrornen Schnee im Sonnenglanze zu verurſachen pflegt; welches in den folgenden Worten, καὶ το ἐνδυμα ἀυτου λευκον ὡσει χιων, und ſeine Hülle weis wie der Schnee, ſehr mahleriſch ausgedrückt wird. —

Und das, das iſt die Antwort — Man nenne ſie immerhin mehr poetiſch als wahr. — In ſolchen Fällen iſt mir das Würdigſte, das Wahrſte. — Das iſt die Antwort, um deren willen mir dieſer ganze vierte Widerſpruch ſo kümmerlich, ſo klein, ſo ganz in dem ängſtlichen Geiſte der Harmonie, die er beſtreiten ſoll, gedacht vorkömmt: daß ich mich keinen Augenblick länger darnach umſehen mag.

Fünſter Widerſpruch.

„Beym Lucas berichten Maria Magdalena und die übrigen Weiber, dem Simon Petrus, und Johannes und übrigen „Jüngern, die wirklich geſchehene Auferſtehung Chriſti, die ſie „von den Engeln vernommen: bey dem Johannes aber meldet „Maria Magdalena nur allein, dem Petrus und Johannes „nur allein, nur allein daß ſie das Grab geöffnet gefunden, „und der Leichnam des Herrn daraus entwendet worden.“

Dieſen Widerſpruch hat man vorlängſt damit zu heben geſucht, daß man angenommen, Maria Magdalena ſey zweymal zum Petrus gekommen; habe ihm zweymal Nachrichten gebracht, (die erſte, welche Johannes meldet, und die zweyte, deren Lucas gedenket;) und Petrus ſey, zufolge ihrer zweymaligen Nachricht, zweymal zu dem Grabe gegangen. Mein Ungenannter aber ſagt, daß der doppelte Gang des Petrus zum Grabe nicht zu erweiſen ſtehe: indem der Hingang, von welchem Lucas (XXIV, 12.) rede, ganz ungezweifelt eben derſelbe ſey, deſſen Johannes (XX, 2.) gedenke; welches ſich durch die faſt identiſchen Ausdrücke zu Tage lege, welche beide Evangeliſten davon brauchen.

Was ſagt nun mein Nachbar hierzu? Er ſagt Anfangs, (*) daß dieſer vermeynte Widerſpruch aus dem Irrthum herrühre, „daß Magdalena mit unter den Weibern geweſen, welche die „erſte Erſcheinung der Engel hatten.“ — Und war ſie denn das nicht? Iſt denn das ſo ein ausgemachter Irrthum? Weiß denn mein Nachbar nicht einmal, daß die Väter der Kirche es als eine Maxime angenommen haben, daß Maria Magdalena bey allen und jeden Erſcheinungen, deren von den vier Evangeliſten gedacht wird, gegenwärtig geweſen: um ſogleich mit Irrthümern um ſich zu werfen? Wenigſtens dächte ich doch, wäre es augenſcheinlich, daß der, welcher dieſen angeblichen Irrthum hegt, den Worten des Matthäus mehr Gerechtigkeit wiederfahren laſſe, als der den Matthäus, wie ich gezeigt habe, ſo unbeſonnen zwey verſchiedne Begebenheiten in Eine kneten läßt. Doch die Autorität des Matthäus — weil er ihr ſo halsbrechend doch einmal ausweichen zu müſſen geglaubt, und eine Calumnie leichter gemacht als widerrufen iſt, — auch bey Seite geſetzt: ſagen es denn nicht auch Marcus und Lucas mit ausdrücklichen Worten, daß Maria Magdalena bey der erſten Erſcheinung der Engel gegenwärtig geweſen? Freylich nennt Lucas ſie nicht namentlich bey dem Hingange: aber er nennt ſie doch namentlich bey der Rückkunft. (XXIV, 10) Oder iſt das bey dem Lucas, eben angezognen Orts, nicht die erſte Erſcheinung der Engel,

---

(*) Fünfte Unterr. S. 136.

auf welche unmittelbar folgt? Es war aber Maria Magdalena, und Johanna, und Maria Jacobi, und andre mit ihnen, die ſolches den Apoſteln ſagten.

Daß mein Nachbar aber ja nicht glaube, daß ich nicht geleſen, was er an einer andern Stelle (*) über die namentliche Benennung der Maria Magdalena beym Marcus und Lucas ſagt! Ich habe es gewiß geleſen; ich habe es zehnmal geleſen; ich habe es mit aller Aufmerkſamkeit geleſen, deren ich fähig bin: aber Gott iſt mein Zeuge, ich verſtehe ihn nicht. Das iſt das gelindeſte, was ich hier ſagen kann; und doch will ich mich den Eckel nicht abhalten laſſen, ſeine Worte getreulich abzuſchreiben. Vielleicht, daß ſie mir in dem Abſchreiben deutlicher werden. Ich habe mir ſchon öftrer etwas in das Gedächtniß und in den Verſtand geſchrieben. Gelingt mir das auch itzt, und ich bekenne es nicht: ſo möge dieſes Hülfsmittel nie bey mir wieder anſchlagen!

Alles, was ich noch bis itzt in den Worten meines Nachbars begreiffe, iſt dieſes: „daß, wie es mit dem Marcus ſeyn „ſoll, ſo ſey es auch mit dem Lucas.“ — (**) Und wie iſt es denn mit dem Marcus? — Hier fängt mein Unverſtand an. An Worten zwar, ſich zu erklären, läßt es der Nachbar nicht fehlen. Schade nur, daß man manchmal, ſelbſt vor Menge der Worte, den Sinn nicht ſehen kann. „Unter den Weibern, „ſagt er, die zum Grabe Jeſu, ihn zu ſalben, giengen, nennt „Marcus v. 1. die Maria Magdalena zuerſt, ohne Zweifel, „weil ſie die Sache am meiſten betrieben.“ — Kann wohl ſeyn. Wer wird wider dieſe gründliche Vermuthung etwas haben, der ſchon weiß, wie gern die Marien den Herrn ſalbten! — „Darauf erzählt er v. 5—8. die Erſcheinung des Engels, „mit Verbeylaſſung des Umſtandes, den wir aus dem Johannes wiſſen, daß ſich nehmlich Magdalena von den übrigen „entfernt, und die erſte Erſcheinung nicht mit gehabt habe.“ — Zugegeben! ob ich gleich nicht recht weiß, was ich zugebe. Ob Marcus dieſen Umſtand weggelaſſen, weil er ihn nicht wußte: oder weil er ihn der Kürze wegen, als eben nicht wichtig, über-

---

(*) Dritte Unterr. S. 90.

(**) Dritte Unterr. S. 92.

gangen. — „Wenn er nun v. 9. 10. meldet, daß die bey dem Grabe vorgefallene Erſcheinung den Jüngern treulich berichtet ſey —“ — Was? wie? in dieſen angezognen Verſikeln ſoll die Erſcheinung, welche die Weiber ohne die Maria gehabt, berichtet ſeyn? und getreulich berichtet ſeyn? Habe ich den rechten Marcus nicht vor mir? oder hatte ihn mein Nachbar nicht vor ſich? In dieſen Verſikeln wird ja eine ganz andre Erſcheinung, die Maria Magdalena ganz allein gehabt, von der Maria Magdalena ganz allein, den Jüngern berichtet. Und es iſt ſo wenig wahr, daß unter der Erzählung dieſer Erſcheinung, welches eine Erſcheinung Chriſti in eigner Perſon war, jene erſte Erſcheinung, welche beym Marcus und Lucas nur eine Erſcheinung von Engeln iſt, mit begriffen geweſen, daß ſie ſchlechterdings nicht mit darunter begriffen geweſen ſeyn kann; indem Marcus in dem vorhergehenden 8ten Verſikel, ausdrücklich ſagt, daß die Weiber von ihrer Erſcheinung der Engel **keinem Menſchen ein Wort** geſagt; οὐδενὶ οὐδὲν εἶπον. Aber hören wir den Nachbar nur erſt ganz aus. „Wenn Marcus nun v. 9. 10. meldet, daß die bey dem Grabe vorgefallene Erſcheinung den Jüngern treulich berichtet ſey, ſo nennt er unter den Erzählern die allein, welche er v. 1. zuerſt nannte, und erwartet billig von ſeinen Leſern, daß ſie ſie ſich wieder in der ſchon berührten Geſellſchaft denken ſollen.“ — Aber was hilft es denn, daß der Leſer ſo billig iſt, als ihn nicht Marcus, ſondern der Nachbar verlangt? Was hilft es denn? Gut, Maria iſt nun wieder in der Geſellſchaft der übrigen Weiber: dieſe übrigen Weiber ſagen ja **keinem Menſchen ein Wort**, οὐδενὶ οὐδὲν, von ihrer bey dem Grabe gehabten Erſcheinung. Woher wußte denn Maria etwas davon? Wie kann ſie den Jüngern etwas treulich berichten, wovon ſie ganz und gar nichts weiß? Oder meynen Sie wohl, lieber Nachbar, daß das οὐδενὶ οὐδὲν, **keinem Menſchen ein Wort**, hier nicht ſo genau zu nehmen, weil es doch nur von Weiberchen geſagt werde; weil es ganz unglaublich, weil es moraliſch unmöglich ſey, daß Weiberchen von einer Erſcheinung οὐδενὶ οὐδὲν, keinem Menſchen ein Wort ſollten geſagt haben; weil Weiberchen doch immer einen guten Freund oder eine gute Freundin haben, die ſie als ein zweytes Selbſt betrachten, dem ſie alles vertrauen können, ohne es jemand in der Welt vertraut zu haben. Meynen Sie ſo? Nachbar, Nachbar, Sie ſind ein loſer Schalk! Wenn das im Grunde auch ſo wäre: ſo muß man es aus Höflichkeit gegen das Geſchlecht doch nicht ſagen; am wenigſten muß man es in einer evangeliſchen Harmonie ſagen. Freylich wird durch einen ſolchen erzſatyriſchen Zug, durch eine ſolche ſpaßhafte Wendung, auch eine evangeliſche Harmonie luſtiger zu leſen: aber doch auch nichts weiter als luſtiger; gründlicher nicht um ein Haar. — — Gott! Gott! iſt es möglich, daß ein vernünftiger Menſch mit einem Texte, welchen er von dir eingegeben zu ſeyn glaubt, ſo umgehen kann! — Doch wir haben den Nachbar noch nicht ganz ausgehört. „Hat Marcus „gut gefunden, kurz zu ſeyn, wie er denn ſichtbar der allerkürzeſte iſt, und daher den mehr erwähnten Umſtand von der „Entfernung der Magdalena vorbey zu laſſen, ſo konnte er „nicht anders ſprechen, als: Jeſus erſchien ihr in Geſellſchaft „der übrigen, ohne welche er ſie nicht aufführt, zuerſt." — Höre ich einen Menſchen im Schlafe ſprechen: oder was höre ich? Weil Marcus ſichtbar der kürzeſte iſt; denn er hat ſichtbar die wenigſten Kapitel: ſo darf er Dinge für wahr ausgeben, die nur alsdenn wahr wären, wenn das, was er der Kürze wegen übergeht, auch ganz und gar nicht geſchehen wäre? Erwachen Sie doch, Nachbar, und laſſen Sie uns unſre fünf Sinne nur ein wenig zuſammen nehmen! Ich ſchüttle Sie, und frage: Wußte Marcus den Umſtand, den er übergieng, und den wir aus dem Johannes wiſſen; oder wußte er ihn nicht? — Ich nehme den letzten Fall zuerſt. Wußte er ihn nicht; glaubte er vielmehr das Gegentheil; glaubte er, daß Maria Magdalena ſich nie von den übrigen Weibern entfernt habe: nun freylich, ſo konnte er ungefehr ſo ſchreiben, als Sie ihn ſchreiben laſſen. Ich ſage, ungefehr ſo: nicht ganz ſo. Denn er konnte nur ſagen, daß Magdalena **mit unter den Erſten** geweſen, denen Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung erſchienen: nicht aber, daß Maria Magdalena **ſchlechtweg die erſte** geweſen, die Chriſtus dieſes Vorzugs gewürdiget. (Daß er ſie ſchlechtweg, vorzugsweiſe, ſie allein, die erſte nennet: das muß alſo in einer ganz andern Rückſicht geſchehen, wie ich weiterhin erklären will.) Allein, worüber ſtreiten wir denn ſodann, lieber Nachbar? — Schlafen Sie mir nicht wieder ein, weil Sie hören, daß wir um nichts ſtreiten! — Worüber ſtreiten wir dann? Wenn Marcus einen Umſtand der Auferſtehungsgeſchichte nicht wußte, den Johannes wußte; wenn er dieſem ſeinen Nichtwiſſen gemäß ſchrieb und ſchreiben durfte: war es denn möglich, daß er nicht in Widerſpruch mit dem fiel, der den nehmlichen Umſtand wußte, und dieſem ſeinen Wiſſen gemäß ſchrieb und ſchreiben durfte? Jeder baute ja weiter auf das, was er wußte, oder nicht wußte; und was der Eine nicht wußte, nahm er ja als nicht geſchehen an. Sie geben die Quelle aller Widerſprüche zu, Nachbar: und wollen nur, daß ſie nicht fließen ſoll. Sie halten, wie ein ſpielendes Kind, den Ausbruch des Strahls mit der Hand zurück: als ob Sie ihn immer mit Ihrem Händchen zurückhalten könnten; als ob der Strahl das Händchen endlich doch nicht wegpreſſen, und das Kindchen noch oben drein beſpritzen würde! — Ha! Sie machen große Augen? Hat Sie das tändelnde Gleichniß ſo munter gemacht? — Da es alſo nur lächerlich ſeyn würde, wenn Sie, unter der Vorausſetzung, daß die Evangeliſten nicht alle die nehmliche vollſtändige Nachricht von dem gehabt, was bey der Auferſtehung Chriſti vorgefallen; unter dem Eingeſtändniß, daß der h. Geiſt einen jeden nach dem Maaße ſeiner eingezogenen Kundſchaft, auf beſtes Wiſſen und Gewiſſen, ſchreiben laſſen — Da es, ſag ich, nur lächerlich ſeyn würde, wenn Sie, unter dieſer Vorausſetzung, unter dieſem Einverſtändniß, ſich anmaaſſen wollten, alle nunmehr natürlicher und nothwendiger Weiſe unter den Evangeliſten eintretende Widerſprüche zu heben — — Aber wie wird Ihnen auf einmal, Nachbar? Warum ſo zornig? Mit ſtummen Grimme weiſen Sie auf Ihre eigne Worte, **hat Marcus für gut gefunden, den mehr erwähnten Umſtand von der Entfernung der Magdalena vorbey zu laſſen**; und weiſen nochmals auf das, **hat er gut gefunden.** Ich verſtehe! Sie wollen ſagen, daß es Ihnen nicht eingekommen, den erſten Fall meines überflüßigen Dilemma hier anzunehmen. Marcus müſſe ja wohl gewußt haben, was er für gut befunden, vorbey zu laſſen. Warum ich mich alſo bey etwas ſo lange aufhalte, woran Sie nie gedacht hätten? — Nun, nun, lieber Nachbar; werden Sie nur nicht ungehalten, daß ich erſt das annehmen wollen, was noch das leidlichſte wäre; was mir Ihre Behauptung etwas weniger abſcheulich machte. Ich wollte nicht ſo zufahren, und es Ihnen gleich auf den Kopf zuſagen, daß Sie denn alſo dem Marcus nichts geringers als eine vorſetzliche Lüge Schuld geben. Denn hören Sie doch nur! — Aber daß Sie mir nicht wieder einſchlafen! — Wenn Marcus, nach dem zweyten Falle des Dilemma, den Sie annehmen, den Umſtand wußte, daß ſich Maria Magdalena von ihren Geſpielinnen abgeſondert, und wieder nach der Stadt gelauffen, ſobald ſie das Grab eröffnet geſehen; wenn er wußte, daß Maria Magdalena bey der Erſcheinung alſo gar nicht zugegen geweſen, die indeß ihren Geſpielinnen geſchah; wenn er dieſe Erſcheinung die erſte Erſcheinung des auferſtandenen Chriſtus nennet: wie kann er denn geſagt und geſchrieben haben, daß Maria Magdalena dieſe erſte Erſcheinung in derjenigen Erſcheinung gehabt habe, bey welcher er wußte, daß ſie gar nicht zugegen geweſen war? Wie kann er denn das geſagt und geſchrieben haben, ohne vorſetzlich eine Unwahrheit ſagen und ſchreiben zu wollen? Heißt denn nicht vorſetzlich lügen, vorſetzlich etwas für Wahrheit ausgeben, wovon wir gar wohl wiſſen, daß es nicht Wahrheit iſt? Wird eine vorſetzliche Lüge denn darum weniger vorſetzliche Lüge, weil ich ſie machen muß, wenn ich dem, was ich zuvor geſagt, gleichförmig bleiben will? Oder wird ſie eben dadurch noch um ſo viel vorſetzlicher? Wer hieß dich denn, von vorne herein die Sache ſo mangelhaft einleiten, die Umſtände ſo verſtümmeln, daß du nothwendig eine Lüge ſagen mußt, wenn man deine Verſtümmlung, deine mangelhafte Einleitung nicht merken ſoll? — O Zeter! Der Mann iſt ſchon wieder eingeſchlafen. Nun ſo ſchlaf denn — und daß dich nie die Schande wecke, ein ſo alberner Calumniant eines Evangeliſten geweſen zu ſeyn! — Und doch müſſen wir nur bis ans Ende hören, was der Mann in der Döſerey ſeiner Schlafſucht alles ſchrieb und drucken ließ. „Marcus, träumet er weiter, meynt alſo

„offenbar mit dieſen Worten die erſte Erſcheinung, welche den „Weibern ſämmtlich widerfuhr, und die nennt er mit Recht „die erſte, ob ſie gleich, nach dem Johannes, die Magdalena „nicht mit, ſondern nachher eine allein hatte.“ Was einem im Traume nicht alles offenbar dünkt! Mit den Worten: *Jeſus aber, da er auferſtanden war, früh am erſten Tage der Sabbather, erſchien er am erſten der Maria Magdalena, von welcher er ſieben Teufel ausgetrieben hatte;* mit dieſen Worten ſoll Marcus offenbar nicht die Erſcheinung meynen, deren Johannes (XX, 14.) gedenkt, ſondern die Erſcheinung, von der Matthäus und Lucas ſagen, von der Marcus ſelbſt kurz vorher geſagt, daß ſie die frommen Weiber zugleich gehabt? Offenbar! Wenn ich doch erfahren könnte, wem dieſe ſchöne offenbare Fratze zuerſt offenbar geworden! Mit den Harmonieen des *Clericus* und *Lamy*, welche beide in dem nehmlichen Jahre 1699 herauskamen, ſchließt ſich meine Beleſenheit in dieſer Art Schriften; und bis dahin finde ich nicht die geringſte Spur davon. Verzeihet mir alſo, ihr neuern Harmoniſten, die ich nur den Namen nach kenne, wenn ich vielleicht gegen euch ungerecht bin, indem ich glaube, daß ein ſo ſeltner Pfifferling ganz allein auf meines Nachbars *Miſte* gewachſen iſt. Ich wüßte nicht, wo er ſonſt hätte wachſen können; es wäre denn, daß auch ihr, letzte Erben des harmoniſchen Geiſtes, *Miſte* hättet, die eben ſo trefliche Schwämme hervortrieben.

Doch alle dieſe Höhnerey prallt auf mich ſelbſt zurück, wenn ich nicht zeige, wie und in welchem Betracht Marcus denn ſonſt eine andre Erſcheinung die erſte nennen können, wenn ihm nicht die, welche den ſämmtlichen Weibern geſchahe, die erſte ſeyn ſolle. — Wie? und in welchem Betracht? das wußte der Nachbar wirklich nicht? wirklich nicht? O ſo hat er nie das Kapitel des Marcus im Zuſammenhange geleſen: und er iſt ein Laye, er iſt ein Laye; und kein Theolog. Nicht als ob die Layen nicht auch müßten die Kapitel im Zuſammenhange leſen, aus welchen ſie einen Verſikel erklären wollen: es iſt nur eher von einem treuherzigen Layen, der, mit Luthern zu reden, aber eben ſo irrherzig als treuherzig iſt, zu beſorgen, daß er es unterläßt; als von einem Theologen.

Mehr nehmlich braucht es ſchlechterdings nicht, als das Kapitel des Marcus im Zuſammenhange zu leſen, um den garſtigen Pilz auf des Nachbars Miſte zu zertreten, an dem ſich auch ein Schwein vergiften könnte. Denn wem fällt es denn nicht ſogleich in die Augen, und wem iſt es denn noch nicht in die Augen gefallen, daß Marcus in ſeinem 16ten Kapitel eine zweyfache Kundmachung der Auferſtehung Chriſti erzählet; eine minder authentiſche und eine ganz authentiſche? Die minder authentiſche, iſt die Kundmachung derſelben durch Engel, und geht bis auf den 9ten Verſikel. Die ganz authentiſche fängt mit dem 9ten Verſikel an, und beſtehet in den perſönlichen Erſcheinungen Chriſti, deren er vornehmlich drey gedenket, unter welchen, und andern ihres gleichen, Marcus ſo ausdrücklich ſagt, daß die der Maria Magdalena ganz allein geſchehene die allererſte geweſen. — Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt, daß ich ſcheinen muß, eine ſolche Catechismusmilch meinem Leſer noch vorkauen zu wollen. Aber muß man nicht, jenen verzauberten Kehlen zu gefallen, die oft an einem Tropfen reiner Milch erſticken wollen, und pfündige Kieſelſteine ohne Würgen herabſchlucken? So mächtig kämpft ihre unglückliche Idioſynkraſie mit allem, was lauter iſt, und Nahrung gewähret!

„Ja! wird mein Nachbar antworten, wer die bibliſchen „Schriftſteller nur ſo leſen dürfte, daß er blos Acht hätte, „was jeder ſelbſt ſagt! Wenn man nicht immer bey jedem auch „ein Auge auf alle übrige haben müßte! Ey freylich, ſo kann „jeder Bauer den Marcus erklären. Aber wir, wir Theologen „— — (wenn er anders dieſe fallende Larve wieder unter den Huth zu ſtecken wagt) wir Theologen dürfen den Marcus „durchaus nicht ohne den Matthäus erklären. Denn was hülfe „es denn nun, daß wir den Marcus ſo verſtünden, wie ihn „jedes Kind verſtehen kann: wenn Matthäus dadurch in die „Enge käme? Denn erzählt Matthäus nicht ausdrücklich, daß „den vom Grabe zurückkommenden Weibern, wo ſie nichts „als die Bothſchaft der Engel vernommen, unter Weges nach „der Stadt zu, auch Chriſtus in eigner Perſon erſchienen ſey? „Dieſe Erſcheinung muß ja doch wohl früher geweſen ſeyn, „als die, welche der Maria Magdalena allein (nach Johan-

„nis XX, 14.) geſchah, da ſie den Herrn für den Gärtner „anſah. Wenn nun Marcus in ſeinem 9ten Verſikel eben dieſe „Erſcheinung meynet, ſo war ſie ja nicht die erſte, und er konnte „nur in ſo fern ſagen, daß Maria Magdalena die erſte perſönliche Erſcheinung Chriſti gehabt, als er zu verſtehen gab, (aber „ſelbſt nicht glaubte) daß Maria Magdalena immer bey den „geſammten Weibern geblieben, und **mit dieſen** zugleich auf „dem Rückwege nach der Stadt den auferſtandenen Chriſtus „**zuerſt ganz allein** geſehen hätte?“ —

Dieß iſt doch nach des Nachbars Meynung? Nicht? — Er ſchläft: aber antwortet ihr, die ihr ſeine Reden im Schlafe für Orakel gehalten! — Nicht?

Und nun muß ich doch erſt noch einen Augenblick auf ſeine Seite treten, und anmerken, daß dem ohngeachtet noch Rath für ſeine liebe Harmonie geweſen wäre, ohne den Marcus ſo häßlich zu zerplacken. Wenn er es nicht weiß, wie es zu machen, daß die Erſcheinung Chriſti beym Johannes (XX. 14.) noch immer (nach Marcus XVI. 9.) die erſte bleibt, ohngeachtet Chriſtus auch den ſämmtlichen Weibern auf dem Rückwege erſchienen: ſo lerne er es von dem Dichter. (*) — Aber freylich; was iſt von einem Dichter zu lernen? Der Dichter will das mit ſeiner **profanen** Einbildungskraft zwingen, was nur mit der **heiligen Exegetik** gezwungen werden muß.

Doch dieſer ungenutzte Vortheil iſt es nicht, was ich hier meinem Nachbar zur Laſt zu legen gedächte. Ich gedächte vielmehr, ihm blos eine kleine Frage vorzulegen, — wenn er wache wieder iſt, verſteht ſich — die nicht blos den gegenwärtigen einzeln Fall, ſondern das ganze Harmonieweſen betrift.

Nehmlich — Denn darin ſind wir ohne Zweifel doch einig? daß wenn ein einzelner weltlicher Geſchichtſchreiber vollkommen mit ſich ſelbſt übereinſtimmt, ſo daß das, was er ſelbſt ſagt, zuſammenhängt und natürlich aus einander fließt: man die Widerſprüche, in die er durch die natürlichſte Erklärung ſeiner Nachrichten mit andern Geſchichtſchreibern geräth, lieber auf ſeiner Rechnung ſtehen laſſen, als durch eine **minder natürliche**

(*) Meſſias, vierzehnter Geſang.

Erklärung ſeiner Worte ihn mit andern vergleichen, und ihn dadurch in Widerſpruch mit ſich ſelbſt bringen muß. — Ich dächte nicht, daß jemand in der Welt dieſes in Abrede ſeyn könnte. Denn woher weiß man, ob der Geſchichtſchreiber, den ich ſo auf ſeine Koſten mit andern übereinſtimmig machen, mit dieſen andern hat übereinſtimmig ſeyn wollen? Ob er nicht vielmehr eben da, wo er mit andern nicht übereinkömmt, dieſe andere ſtillſchweigend hat widerlegen wollen? — Und nun meine Frage! — Wenn dem ſo iſt: ſollte man nicht die nehmliche Gerechtigkeit, die wir jedem weltlichen Geſchichtſchreiber erweiſen, vor allen Dingen den Evangeliſten, die doch auch Geſchichtſchreiber ſeyn ſollen, und ſind, wiederfahren laſſen, ehe und bevor wir ſie zu Werkzeugen des h. Geiſtes machen, der ſich ihrer auf ſo verſchiedene Art bedienen konnte?

Sollten wir das; wäre es nicht mehr als billig: wo bliebe eure Harmonie, Wortklauber, Sinnverdreher? Eure! Ich meyne nicht jene beſſere, die ſich begnügt, ein einſtimmiges Reſultat zu erhalten, und kleine Nebenumſtände, die in dieſem nichts verändern, ſo verſchieden, ſo widerſprechend ſeyn läßt, als ſie wollen. Ich meyne nicht eine Harmonie, mit der ſich die Chriſten zu **Tatianus** Zeiten begnügten. Ich meyne eine Oſiandriſche, oder wie die gemilderten Oſiandriſchen Namen haben, (denn ſie ſind doch alle mehr oder weniger Oſiandriſch;) — kurz eine Harmonie, wie ſie nur in dem Lutherthume entſtanden iſt, wie ſie nur in dem falſch verſtandenen Lutherthume entſtehen können. Dieſe, dieſe **Harmonie wächſerner Naſen**, die einen jeden Evangeliſten in jeder Sylbe retten will, um aus ihnen allen ein Ding zuſammen zu ſetzen, das kein einziger Evangeliſt für das Seine erkennen würde; dieſe Harmonie, gegen welche allein die Einwürfe meines Ungenannten gerichtet ſind, die allein dieſe Einwürfe hervorgebracht hat: wo bleibt ſie? wer braucht ſie? wer mag ſie? wenn wir die Evangeliſten vor allererſt als geſunde natürliche Menſchen ſchreiben laſſen.

Ja, denkt der **Orthodoxiſt**: die Evangeliſten ſind aber auch nicht geſunde natürliche Menſchen; ſie ſind weit mehr. Nun dann; ſo ſcheue ich mich nicht zu ſagen, daß ihnen dieſes **Mehr** ſehr theuer zu ſtehen kommt. Man hat jeden von ihnen einzeln zum elendeſten Geſchichtſchmierer herabgewürdiget, um ſie zuſammen in corpore über alle menſchliche Geſchichtſchreiber zu erheben. —

Aber dieſes Allgemeine bringt mich zu weit von dem einzeln Falle, der mich hier beſchäftigen ſoll. Zurück zu ihm. Was ich überflüſſiges geſagt, habe ich auf Veranlaſſung der ohne allem gleichen ſeyenden und ewig bleibenden Mißhandlung des Marcus geſagt, deren ſich mein Nachbar unterfangen. Und wohl mir, dem man leicht eine Uebertreibung Schuld geben könnte, daß der vorſichtige Nachbar ſeine Meynung nochmals mit andern Worten wiederhohlt. Denn auf eine Zwiſchenrede, deren ſich ſein Herr A. unterfängt, um ihm zu überlegen zu geben, ob man nicht gar ſagen könne, „Marcus habe es nicht „einmal gewußt, daß Magdalena eine eigene Erſcheinung allein „gehabt:“ auf dieſe Zwiſchenrede antwortet er ſehr bedächtig, wie folget. „Das wollte ich wohl nicht gern ſagen“ — — daß nehmlich Marcus nichts von der beſondern Erſcheinung gewußt, welche Maria ganz allein gehabt. Wie klug! ja nichts gegen den Marcus behaupten zu wollen, worüber wenigſtens ein ganzer Verſikel deſſelben (XVI, 9.) für untergeſchoben und eingeflickt hätte erkläret werden müſſen! — „Sondern, fährt er fort, „dafür will ich lieber, was ich geſagt, wiederhohlen.“ — Nun gut, ich will es mit ihm wiederhohlen, um ganz ſicher zu gehen. Denn das Herz ſchlägt mir noch immer von Mitleid, einen ehrlichen Mann, der ohnſtreitig die beſte Abſicht gehabt, ſo etwas wüſtes und wildes ſagen zu laſſen. Er wiederhohlt alſo: „Da Marcus nicht erwähnet, daß Magdalena von den „übrigen gelauffen“ — (ob er es ſchon wußte) — „ſondern „ſie in deren Geſellſchaft nach dem Grabe gehen läßt“ — (welches er ſchlechterdings nicht hätte thun müſſen, da er jenes wußte) — „die Erſcheinung des Engels und ſeinen Auftrag „an ſie meldet, und der Ausrichtung deſſelben erwähnet:“ — (Der Magdalena hatte der Engel nichts aufgetragen, denn ſie war nicht dabey geweſen; und von Ausrichtung des Auftrags des Engels an die übrigen Weiber, ſagt Marcus nicht ein Wort. Er ſagt vielmehr ausdrücklich, daß ſie dieſen Auftrag nicht ausgerichtet, οὐδενὶ οὐδὲν εἶπον; denn οὐδενὶ durch nemini *obvio* zu überſetzen, und ſo das allgemeine Niemand auf die erſten die beſten, die ihnen begegnet, einzuſchränken, denen ſie ihre gehabte Erſcheinung nur nicht an den Kopf werfen wollen, iſt in der That lächerlicher, als die obige Spötteley zu Hülfe zu rufen. Was Marcus den geſammten Jüngern (v. 10. 11.) melden läßt, iſt augenſcheinlich blos und allein der Bericht der Maria Magdalena von der ihr beſonders geſchehenen Erſcheinung." Denn Maria kömmt da ganz allein, erzählt ihnen ganz allein, daß der Herr lebe, *καὶ ἐθεαθη ὑπ' αυτης* nicht *ὑπ' αυτων*. Und da dieſes alles ſo iſt: — man höre doch; denn ſo was treffliches kann man nicht oft genug hören! —) „ſo „meynt Marcus die Erſcheinung, welche die vereinigten Weiber „hatten, und das war ganz recht die erſte." — (Aber wenn dieſe Erſcheinung, die nur Matthäus allein hat, die weder Marcus noch Lucas haben, worauf Marcus alſo auch keine Rückſicht nehmen wollen, noch nehmen können, ſo ganz recht die erſte war: wie kann denn Marcus ſagen, daß ſie der Maria Magdalena, und der Maria Magdalena allein geſchehen? Er wußte ja, daß ſie ihr nicht einmal mit geſchehen war. Und wäre ſie ihr auch mit geſchehen geweſen, hätte er aus dieſem Grunde nicht eben ſowohl ſagen können, daß der Herr der Maria Jacobi, oder der Johanna, oder der Salome zuerſt erſchienen wäre? Was hätte denn Maria Magdalena für ein Vorrecht gehabt, daß er nur von ihr ſagt, der Auferſtandene ſey ihr zuerſt erſchienen? —) „Jeder Leſer, wiederhohlt ſich mein Nachbar weiter, als ob er ſich bewußt wäre, ganz etwas auſſerordentlich Kluges und Sinnreiches geſagt zu haben, „jeder „Leſer, der nichts vom Johannes weiß, muß ihn ſo verſtehen, — (Widerlegt; oder es iſt nie etwas in der Welt widerlegt worden!) — „und wer den Johannes geleſen, ſieht leicht, warum „Marcus Magdalenens Erſcheinung die erſte heißt; weil er „nehmlich die damit meynt, welche den Weibern, unter denen „er ſie zuerſt namhaft macht, gegeben war." — Welch ein Grund! Weil Marcus die Maria Magdalena bey einer Gelegenheit zuerſt namhaft macht, wo er ſie gar nicht hätte namhaft machen ſollen: ſo muß das, was er klar und deutlich und mit Beſtande der Wahrheit bey einer andern Gelegenheit von ihr ſagt, nicht von dieſer, ſondern von jener Gelegenheit zu verſtehen ſeyn! —

Und nun wäre ich glücklich wieder da, wo ich oben meinen erſten Abſprung nahm; bey den Worten des Nachbars „wie es mit dem Marcus iſt, ſo iſt es auch mit dem Lucas" — Alſo nur noch dieſes Einzige von jenem. — Es waren auch einmal Leute, die ſich in verſchiednes nicht finden konnten, was Marcus von dem auferſtandenen Chriſtus erzählt, und denen beſonders der 9te Verſikel, Αναςας πρωτον ἐφανη Μαρια τη Μαγδαληνη, an welchem ſich der Nachbar ein ſo herrliches Denkmal geſtiftet, ein gewaltiger Anſtoß war, weil er, wie Hieronymus ſagt,(*) diverſa atque contraria Evangeliſtis caeteris narrare videatur: — und was thaten dieſe Leute? — Weil ſie ſo fein nicht waren, als der Nachbar; weil ſie ſo viel Exegetik und Griechiſch nicht verſtanden, als der Nachbar: — denken Sie einmal ſelbſt, lieber Nachbar, — (Ich hoffe, daß Sie dieſer Weyhrauch aufweckt.) — denken Sie einmal — ſo unterſtunden ſich dieſe unwiſſenden Grützköpfe, den ganzen Verſikel, mit allem, was darauf folgt, für einen fremden ſpätern Zuſatz zu erklären, und den Marcus in ihren Exemplaren mit ἐφοβουντο γαρ zu beſchlieſſen. — War das nicht erſchrecklich? War das nicht eine ſo läſterliche Verwegenheit, als nur immer eine zu denken? — Und doch, (unter uns, Nachbar!) wollte ich ebenfalls lieber nicht allein dieſen einen Verſikel, nicht allein den ganzen Marcus, nicht allein alle vier Evangeliſten, ſondern gerade zu das ganze Neue Teſtament, mit ſammt der Offenbarung, unter das alte Eiſen werfen: als mir erlauben, einem einzigen Orte darin ſo mitzuſpielen, als Sie dem Verſikel des Marcus mitzuſpielen ſich erdreiſtet. Unter uns!

Und nun auch gar dem Lucas mitſpielen wollen, „mit dem „es eben ſo ſeyn ſoll, wie mit dem Marcus." Denn auch er, ſagen Sie, übergeht — (aber wußte doch?) „den oft genann„ten Umſtand, den wir aus dem Johannes wiſſen, und nennet „unter den Erzählerinnen der Vorfälle beym Grabe die Maria „Magdalena zuerſt, ob ſie gleich bey der erſten Erſcheinung

---

(*) Man ſehe die Anmerkung des Millius.

„nicht gegenwärtig, und auch die erſte Erzählerin wohl nicht „geweſen war. (Wie auch das Lucas gar wohl wußte, der wider ſein beſſeres Wiſſen nur ſo verwirrt ſchreibt, weil ihm der h. Geiſt die Feder führt. — Kleinigkeit! Aber nun paß auf, gähnender Leſer, es wird was zu lachen geben.) „Ganz „allein, fährt der Nachbar fort, ganz allein hatte Maria Magdalena die erſte Erſcheinung gehabt, — (Nachbar, beſinnen Sie ſich! Nachbar, woher wiſſen Sie denn das? —) „vorzüglich voll ſchien ſie davon zu ſeyn, mehr als den andern „war ihr den Jüngern zu ſagen aufgegeben, und daher wird „ihr Bericht, als verſchieden von dem, den die Geſellſchaft gebracht, beſonders genannt, und dieſem nicht unbillig vorgeſetzt, „ob er gleichwohl eine Stunde ſpäter eingelaufen ſeyn mochte." — Fern ſey es von mir, daß ich hier das ſeltſame Antiklimax rügen ſollte, dem zu gefallen der Evangeliſt wiſſendlich und vorſetzlich ein Hyſteronproteron begangen hätte. Freylich ein menſchlicher Geſchichtſchreiber hätte eben darum, weil der Maria Magdalena mehr als den andern, den Jüngern zu ſagen, aufgetragen worden, eben darum, wenn es auch die Zeitordnung nicht erfordert hätte, ihren Bericht ſpäter hergebracht; weil man natürlicher Weiſe das Wenigere vorangehen läßt. Aber ein übermenſchlicher, ein inſpirirter Schriftſteller; ja der! — und ſo muß ich hiervon ſchweigen. Nur meine ſchon eingeworfene Frage muß ich in ihr völliges Licht ſtellen, wenn mein Leſer lachen ſoll, — Falls er vor Gähnen dazu kommen kann." Ganz allein, ſagt der Nachbar, „hatte Maria Magdalena die „erſte Erſcheinung gehabt." — Wirklich, Nachbar? Ums Himmels willen, wo haben Sie denn das her? Das einzige Zeugniß, daß Maria ganz allein zuerſt den Auferſtandenen perſönlich geſehen habe, iſt ja der nehmliche Verſikel beym Marcus (XVI, 9.) den Sie von dieſer Erſcheinung nicht wollen gelten laſſen; von dem Sie erwieſen zu haben glauben, daß darin diejenige Erſcheinung die erſte genannt werde, die Maria Magdalena mit den übrigen Weibern auf dem Rückwege zugleich gehabt. Der einzige Johannes, der noch eben die Erſcheinung (XX, 16.) erzählt, von welcher ich ſage, nicht Sie, daß der von Ihnen ſo gemißhandelte Verſikel des Marcus rede, ſagt ja mit keiner Sylbe, daß ſie die erſte geweſen. Denn ob er ſchon keine andre vorher erzählt, ſo folgt doch daraus nicht, daß auch keine vorhergegangen. Woher wiſſen Sie es denn alſo, daß Magdalena ganz allein die erſte perſönliche Erſcheinung Chriſti gehabt? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie die nehmliche Stelle zum Beweiſe ſowohl für die gewöhnliche, als für die neuerdings von ihnen hineingelegte Meynung brauchen wollen? Sie werden ja nimmermehr, wie jener Geizhals, das Futter wieder in der Krippe ſuchen, von welchem Sie wiſſen, daß Sie es Ihren eignen Pferden herausgeſtohlen? — Und doch iſt es ſo. Wahrlich, ſo lange es Ausleger auf der Welt giebt, glaube ich nicht, daß Einem ſein untreues Gedächtniß einen ſo lächerlichen Poſſen geſpielt habe. Merken Sie ſich doch, wenigſtens aufs künftige, lieber Nachbar, daß, nach dem Lügner, kein Menſch unter der Sonne ein gutes Gedächtniß nöthiger hat, als — der elende Ausleger. —

Wenn ich hier, voller Verdruß und Eckel, die Feder aus der Hand würfe: wer könnte es mir verdenken? — Ich bin bis an die Hälfte der Widerſprüche, und habe unter allen fünfen nicht **Einen** widerlegt gefunden: da es ſchon für mich genug wäre, wenn nur **Einer** unwiderlegt geblieben wäre. — Dem ohngeachtet, muthig an die andre Hälfte nur auch!

Sechſter Widerſpruch.

„Nach dem **Matthäus** iſt der auferſtandene Jeſus der „Maria Magdalena auf dem Rückwege zur Stadt erſchienen: „und nach dem **Johannes** vor der Thür des Grabes.

Legt einem unbefangenen, von keinen harmoniſtiſchen Flickereyen etwas wiſſenden, vernünftigen Leſer den Matthäus und Johannes vor: und hört, was er ſagt. Wenn ſich das nicht widerſpricht, ſo widerſpricht ſich nichts. Und wie? geſtehen denn ſelbſt die Harmoniſten nicht, daß hier offenbar ein Widerſpruch bleiben würde, wenn ſie nicht zu machen wüßten, daß Matthäus das **nicht** ſagt, was er doch ſagt? Würde der Nachbar ſelbſt den Matthäus ſo mißhandeln, wie ich oben gezeigt habe, daß er thut, wenn Matthäus, natürlich verſtanden, mit dem Johannes zu vereinigen wäre? — Matthäus nennt die Maria Magdalena unter den Weibern, die den Leichnam Chriſti zu ſalben ausgeben, und am Grabe die Erſcheinung der Engel haben, ausdrücklich; eben das thut Marcus ausdrücklich; eben das thut Lucas ausdrücklich: und keiner von allen dreyen läßt es mit einer Sylbe vermuthen, daß ſie von den übrigen Weibern, ehe ſie ganz an das Grab gekommen, abgegangen. — Aber Johannes ſoll dieſen Umſtand doch haben. — Johannes? — So ſagt wenigſtens der Nachbar. „Daß Magdalena bey „den übrigen Weibern, mit welchen ſie zum Grabe ausgieng, „nicht blieb, ſondern nach der Entdeckung, daß es geöffnet ſey, „zurück lief, erzählt **Johannes ſo deutlich**, daß es wirklich „**unbeſcheiden** iſt, ihn mit dem Matthäus in Widerſpruch zu „ſetzen.“ Hier muß ich wiederum zweifeln, ob ich und der Nachbar einerley Text des Johannes haben? Unmöglich können wir ihn haben. Denn was in ſeinem ſo **deutlich** ſtehen ſoll, das ſteht in meinem gar nicht. In ſeinem ſoll **deutlich** ſtehen, „daß Magdalena bey den übrigen Weibern, mit welchen ſie zum Grabe ausgieng, nicht blieb;“ und in meinem ſteht nicht einmal, daß ſie mit andern Weibern ausgegangen. Mein Johannes läßt die Magdalena ganz allein zum Grabe gehen, und weiß von keinen Begleiterinnen, die ſie ſo übereilt, auf den erſten Anblick des eröffneten Grabes, verlaſſen hätte. Stünde nun in ſeinem Johannes nichts anders, nichts mehr: würde der Nachbar ſich wohl ſo entſcheidend ausdrücken, und ſeinem Gegner eine **Unbeſcheidenheit** vorwerfen, der nur Er ſchuldig wäre? — Doch warum nicht? — Er ſcheint gerade der Mann zu ſeyn, der ſich am mauſigſten macht, wenn er am wenigſten Recht hat. Mein Johannes und ſein Johannes ſind die nehmlichen: und der ganze Unterſchied liegt nur darin, daß ich den Johannes mit blos ungetäuſchten Augen, er hingegen durch die Brille ſeiner Harmonie lieſet. In ſeiner Harmonie ſteht es, nicht im Johannes, daß Maria, ſo bald ſie von fern das Grab eröffnet ſiehet, die übrigen Weiber, mir nichts dir nichts, verlaſſen habe, und nach der Stadt geeilet ſey. Bey dem Johannes iſt ſie weder ſo unhöflich noch ſo unbeſonnen. Oder will man ſie, mit dem Dichter, lieber furchtſam als unbeſonnen machen?

Und die Bewohnerin Magdala's kam, ſah offen das Grabmal,
Weggewälzet den Fels, floh, riefs den andern entgegen,
Eilte zurück nach Jeruſalem. Aber die Kommenden lieſſen
Sich nicht ſchrecken, und giengen heran. —

Gleich viel! Ihr Betragen iſt immer gleich unbegreiflich: indem ſchwerlich ein Weib aus Furcht wegläuft, wo ſie ſieht, daß mehrere ihres Geſchlechts ſtehen bleiben; oder auch mehr Weiber ſchwerlich ſtehen bleiben, wo ſie ſehen, daß Eine aus Furcht davon läuft. Aber es iſt ja ſo ſichtbar, warum Maria Magdalena eine ſo lächerlich furchtſame, oder eine ſo lächerlich unbeſonnene Rolle ſpielen muß. Lieſſe man ſie mit den übrigen Weibern ganz herangehen: ſo ſähe ſie mit ihnen zugleich Engel, und nach dem Johannes muß ſie noch nichts, als das leere Grab geſehen haben, als ſie den zwey Apoſteln die erſte Nachricht bringt. — Arme Magdalene! Wären die Evangeliſten nichts als menſchliche Geſchichtſchreiber: ſo bliebſt du bey Ehren. Denn man hat noch immer einen menſchlichen Geſchichtſchreiber lieber etwas nicht recht wiſſen, als eine Perſon, die er einführt, unnatürlich abgeſchmackt handeln laſſen. Aber ſo ſind die Evangeliſten göttlich; d. i. — eine ſchöne Göttlichkeit! — nicht ſowohl das, was jeder von ihnen ſagt, iſt göttlich, ſondern das, das iſt göttlich, was wir ſie alle einſtimmig aus unſerm hermenevtiſchen Sprachrohre können ſprechen laſſen: und du wirſt darüber — arme Magdalene! — — die Harlequinin der Harmonie.

Meinen Unwillen aber über des Mannes Unverſchämtheit kann ich hier kaum zurückhalten: ſagt der Nachbar von meinem Ungenannten. Behüte Gott, daß meine Leſer glaubten, ich ſelbſt wäre im Stande, ſo etwas von meinem Nachbar zu ſagen! Ich wüßte nicht, warum ich Unwillen gegen einen Mann haben ſollte, mit dem ich Mitleiden habe. Und Mitleiden muß man ja wohl mit einem Manne haben, der folgendes Raiſonnement für ſo bündig halten kann, daß er es mit einem Trumpfe begleiten darf. „Johannes ſagt klar, Jeſus ſey der Magdalena „am Grabe erſchienen, und Matthäus, er ſey den Weibern „auf der Rückkehr vom Grabe begegnet. Mußte nun vernünf-

„tiger Weiſe nicht erſt bewieſen werden, daß Magdalena unter „dieſen Weibern geweſen?“ — (Mußte? was braucht das erſt erwieſen zu werden? Sagt es nicht Matthäus ausdrücklich? Müſſen Sie nicht vielmehr beweiſen, daß es Matthäus nicht ſagt?) — „Dieſes geſchieht aber nicht, weil es nach Johann. XX, 1-18. nicht geſchehen kan. — (Freylich geſchieht es nicht: denn es war geſchehen, ſo bald Matthäus ſchrieb. So bald Matthäus geſchrieben hatte, und ehe Johannes ſchrieb: wem konnte es auch nur im Traume einfallen, daß Maria Magdalena unter den Weibern nicht geweſen, unter welchen ſie Matthäus zuerſt nennet? und Marcus nennet; und Lucas nennet? In dieſem Zeitraume war es doch wohl ausgemacht, und litte keinen Widerſpruch, daß Maria Magdalena unter den Weibern geweſen, denen Chriſtus auf dem Wege nach der Stadt erſchienen war? Warum muß es denn, nur ſeit dem Johannes geſchrieben, nicht mehr wahr ſeyn? — Weil es dem, was Johannes ſchreibt, widerſprechen würde? Nun freylich. — Und nichts in den Evangeliſten ſich widerſprechen darf? Und wir ſie in allen Worten müſſen vergleichen können? — Wer ſagt das? Sie vergleichen, wo ſie ſich vergleichen laſſen, ohne daß dem einen oder dem andern Weh geſchieht: wer würde das nicht gern wollen? Aber ſie auf Koſten eines oder mehrerer Evangeliſten vergleichen, welche darüber zu nachläßigen, elenden Geſchichtſchreibern werden, welche darüber in Widerſpruch mit ſich ſelbſt kommen, welche darüber wiſſendlich und vorſetzlich (wie ich erwieſen habe) Lügen niedergeſchrieben haben müſſen: welchem geſunden Magen iſt eine ſolche Vergleichung nicht unverdaulicher, als alle die Widerſprüche, die man damit verglichen und gehoben zu haben verſichert?

„Dennoch, fährt der Nachbar fort, ſetzt der Ungenannte „beyde Evangeliſten in Widerſpruch, wie die beyden Aelteſten „in Iſrael, die fälſchlich wider die Suſanna zeugten.“ — Dieſe Erläuterung aus der Geſchichte der Suſanna hat mir auch nicht gefallen. Aber warum nicht? Weil ich mich mein Tage nicht bereden können, daß Daniel die Richter nicht zu einem ſehr falſchen Schritte verleitet hätte, wenn ſie die Aelteſten, auf den bloßen Widerſpruch, in den ſie fielen, verdammt hätten. Ihr eignes Bekenntniß muß dazu gekommen ſeyn. Der bloße Widerſpruch konnte gegen ſie nichts beweiſen; ſondern er war nur die Gelegenheit einer Ueberraſchung, in der ſie ihre Verleumdung geſtanden. Und ſo, ſage ich, bleibt es zwar allerdings ein eben ſo großer Widerſpruch, wenn die nehmliche Erſcheinung an zwey verſchiednen Orten ſoll geſchehen ſeyn, als wenn die nehmliche Sache zugleich unter einer Eiche und unter einer Linde ſoll vorgegangen ſeyn: aber derjenige, der des erſtern Widerſpruchs wegen, wenn er auch immer und ewig in den Evangeliſten bleiben müßte, ſchlieſſen wollte, „alſo ſind die „Evangeliſten Lügner, alſo muß man den Evangeliſten gar „nichts glauben,“ der ſchließt wirklich eben ſo übereilt, als die Richter geſchloſſen haben würden, wenn ſie blos darauf die Aelteſten hätten ſteinigen laſſen, weil der eine eine Eiche für eine Linde, oder der andre eine Linde für eine Eiche angeſehen hätten, indem ihre lüſtern Augen nach ganz etwas anderm ſahen, als nach den Bäumen der wollüſtigen Scene.

Daher mag ich dem Nachbar ſeinen Trumpf, *der unverſchämte Mann!* auch kaum aufmutzen. Er ſahe damit vielleicht nicht ſowohl auf den Widerſpruch, den der Ungenannte zwiſchen dem Matthäus und Johannes fand: als auf das, was der Ungenannte aus dieſem und dergleichen Widerſprüchen folgern zu dürfen glaubte. Da befiel ihn denn ein heiliger Eifer; und ich bin noch ſehr wohl mit ihm zufrieden, daß er in dieſem heiligen Eifer nur rief, *der unverſchämte Mann!* und nicht gar ein *Gott ſchelte dich, Satan!* ausſtieß. Was unmittelbar darauf folgt, iſt wenigſtens ſo kahl, daß ein förmlicher Fluch nicht übel dazu gepaßt hätte. „Kein Chriſt hätte vor ihm den „abſurden Widerſpruch, wenn er da wäre, geſehen? Es müſſen „ſehr ſtolze Leute ſeyn, die ſo die Religion beſtreiten, und ſich „für Generalpächter des Menſchenverſtandes halten.“ — Vors erſte, lieber Nachbar, ſind Sie ganz unrecht berichtet, daß dieſer Widerſpruch zwiſchen dem Matthäus und Johannes, nicht ſchon längſt gerüget worden. Und zum *andern*, was wäre es denn, wenn auch das nicht wäre, und der Ungenannte ihn ſchlechterdings zu allererſt entdeckt hätte? Es iſt bis itzt in der Welt noch unendlich mehr überſehen, als geſehen worden. Nur Leute, bey denen alles ſo bleiben ſoll, wie ſie es von ihrem Profeſſor gehört haben, können ſich das nicht einbilden: und dieſe Leute ſind der Wahrheit noch viel ſchädlicher, als die, die Sie ſo ſinnreich Generalpächter des Menſchenverſtandes, ich weiß nicht wem nach, nennen. Denn was dieſe gepachtet haben, das haben ſie doch, und ſie verkaufen es zur Zeit der Noth nur ein wenig theuer. Aber jene! Jene wollen das gar nicht in der Welt leiden, was dieſe nur ausſchlieſſend gepachtet zu haben vermeynen. — Fragen Sie mich aber, lieber Nachbar, wer denn dieſen Widerſpruch, bey dem wir halten, vor unſerm Ungenannten ſchon geſehen habe? So antworte ich Ihnen nur: daß Auguſtinus ſogar ſchon darauf geantwortet hat. Aber freylich ganz anders geantwortet hat, als Sie. Auguſtinus nehmlich ſagt — Leſen Sie es bey ihm ſelbſt nach.(*) Ich würde nicht fertig, wenn ich vollends mit Ihnen in die älteſten Harmonieen gehen wollte, die Sie mir ſo wenig zu kennen ſcheinen.

Siebenter Widerſpruch.

„Bey dem **Matthäus** umfaſſen die Weiber des Auferſtan-
„denen Füſſe; beym **Lucas** ermuntert der Auferſtandene ſelbſt
„die verſammelten Eilfe, ihn zu berühren; beym **Johannes**
„befiehlt er dem Thomas, ihn mit der Hand zu betaſten: nur
„von der Maria Magdalena, ſagt Johannes, habe er ſich
„durchaus nicht wollen berühren laſſen.“

Wenn ſich zwey oder mehrere Evangeliſten widerſprechen: ſo bin ich, Falls ihre Vergleichung nicht nothwendig iſt, falls ſie nicht höchſt natürlich ſich ergiebt, ſehr geneigt, alles ſo ſtehn zu laſſen, wie es ſteht, und den Widerſpruch lieber zuzugeben, als ihren zwar verſchliſſenen, aber immer noch ehrwürdigen Purpur mit meinen abſtechenden Lappen zu flicken. Bey weiten aber bin ich ſo nachgebend nicht, wenn man mich bereden will, daß Ein Evangeliſt ſich ſelbſt wiederſpreche. Denn wie Mehrere nicht Eins ſind: ſo iſt auch Eins nicht Mehrere. Wenn der unterrichteteſte, redlichſte Erzähler andern, die mit ihm zugleich erzählen, nicht widerſprechen ſoll: ſo muß er dieſen

---

(*) De conſenſu Evangel. L. III. c. 24.

andern, oder dieſe andre müſſen ihm ſchreiben helfen; und das möchte ich nicht gern auf die Evangeliſten kommen laſſen. Hingegen wenn ein Geſchichtſchreiber ſich nicht ſelbſt widerſprechen ſoll: ſo braucht er nur immer derſelbe zu ſeyn, der er war.

Folglich, da in dieſem Widerſpruche nicht allein Matthäus und Lucas mit dem Johanhes ſtreiten, ſondern Johannes auch mit ſich ſelbſt uneinig iſt: ſo habe ich ihn von je her unter diejenigen gerechnet, denen mit leichter Mühe zu begegnen ſey. Da nehmlich Johannes ſagt, daß der Auferſtandene ſich den Betaſtungen des Thomas nicht nur nicht geweigert, ſondern ſie vielmehr aufgefodert; und eben dieſer Johannes erzählt, daß der Auferſtandene von der Maria Magdalena nicht berührt ſeyn wollen: ſo kan ich mir nicht einbilden, daß Johannes zwey widerſprechende Dinge damit zu verſtehen geben wollen; einmal, daß Chriſtus durch ſeine Fühlbarkeit den zweifelnden Thomas überzeugen; und einmal, daß Chriſtus durch ſeine Nichtfühlbarkeit die ſchon überzeugte Magdalena, wenn ſie etwa nach ihm griffe, nicht zweifelhaft machen wollen. Denn ſchlechterdings hat Johannes nur eines von beiden für wahr halten können: entweder daß Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung einen fühlbaren körperlichen Körper, oder einen unfühlbaren Scheinkörper gehabt habe.

Und ſo würde ich ganz gern dem Nachbar zugeſtehen, daß er auf dieſen Widerſpruch geantwortet habe, wenn er weniger ſchnippiſch und verächtlich geantwortet hätte. Aber dieſen Ton kann man an einem Manne, der nicht mehr Scharfſinn, nicht mehr Gelehrſamkeit zeigt, als Er, ſo wenig vertragen: daß man vielmehr dadurch gereizt wird, einen Poſten zu vertheidigen, den man gutwillig verlaſſen wollte.

Gleichwohl will ich ihm in dieſer Abſicht nur zu Gemüthe führen, daß ſeine Erklärung der Worte des Johannes, (XX. 17.) worauf ſich ſeine ganze Antwort gründet, noch lange ſo ausgemacht nicht ſey, als er glaubt. Sie iſt zwar freylich die, ſeit 150 Jahren, faſt allgemein angenommene: aber ſie macht doch auch die ganze Stelle ſo kahl, ſo leer, ſo froſtig, ſo komplimentenmäſſig, daß nicht zu verwundern, wenn das geſammte Alterthum weit etwas anderes und mehrers darinn geſucht hat. Selbſt Grotius hängt noch an der alten myſtiſchen Auslegung; und diejenigen, lieber Nachbar, ſind eben nicht gleich **kranke Köpfe**, die dieſe und mehrere Auslegungen der Neuern für wahre Ausleerungen der ausgelegten Stellen halten.

Achter Widerſpruch.

„Nach dem **Matthäus** und **Marcus**, beſcheidet Chriſtus unmittelbar nach ſeiner Auferſtehung, ſowohl durch die Engel im Grabe, als ſelbſt mündlich durch die rückkehrenden Weiber, ſeine Jünger nach Galiläa: bey dem **Lucas** aber befiehlt er eben denſelben, an eben dem Tage der Auferſtehung, daß ſie ſämmtlich in Jeruſalem bleiben ſollten, bis daß der h. Geiſt über ſie ausgegoſſen würde, welches am Pfingſtfeſte geſchah.“

Auch bey dieſem Widerſpruche, welchen ich unter allen bisher vorgekommenen, noch am liebſten möchte beantworten können, iſt merkwürdig, daß ſich jeder Evangeliſt einzeln ſorgfältig gehütet hat, darein zu verfallen. Denn wenn Jeſus beides von ſeinen Jüngern verlangt hätte; wenn er ihnen beides zu verſchiednen Zeiten befohlen hätte: ſo würde derjenige Evangeliſt, welcher das Gebot an die Jünger, nach Galiläa zu gehen, ſo einſchärft, (Matthäus,) nicht von allen Erſcheinungen zu Jeruſalem ſchweigen, und nur der einzigen auf einem Berge in Galiläa gedenken; und derjenige Evangeliſt, welcher den Auferſtandenen ſeinen Jüngern befehlen läßt, die erſten funfzig Tage nicht aus Jeruſalem zu weichen; (Lucas,) würde nicht blos lauter Erſcheinungen in Jeruſalem erzählen, und ſelbſt diejenige in Jeruſalem bey verſchloſſenen Thüren vorgehen laſſen, (XXIV, 41.) deren eine ſehr gleichförmige Johannes (XXI, 1—13.) am Galiläiſchen Meere erfolgen läßt.

Und dieſes alles hat der Ungenannte ſo handgreiflich auseinander geſetzt: daß ich hier den Nachbar vornehmlich erwartet habe. Nicht, daß ich hoffen dürfte, er würde leiſten, was noch kein Ausleger geleiſtet hat: ſondern weil mir einfiel, daß eine blinde Henne manchmal auch ein Korn findet. Das albernſte Gewäſche in den Tag hinein, hat oft Gelegenheit zu einem ſehr ſinnreichen Gedanken gegeben; und gar nicht witzige

Leute werden oft durch dringende Verlegenheit, geſchwind etwas zu ihrer Vertheidigung ſagen zu müſſen, ſehr witzig. Hier wird, dacht ich, die blinde Henne brav ſcharren: und wer weiß, ob nicht gar ein hübſches Steinchen in dem aufgeſcharrten Miſte ſich findet? Das Steinchen wäre denn für mich.

Nun dann! Hier iſt das Steinchen, das die blinde Henne aufgeſcharret hat. Benennen mag es ein andrer: ich halte es für ein Krötenſteinchen. Es kann aber auch ein Luchsſteinchen ſeyn: denn hohl iſt es.

Pfiffig indeß, werden manche ſagen, ſey mein Nachbar doch für zehn andre. Denn er begnügt ſich, dieſen achten Widerſpruch in eigner Perſon nur vorzutragen, und nachdem er ihn vorgetragen, wendet ſich ſein beſcheidnes unterrichtendes B. an das unterrichtete und ihn ſchon wieder unterrichtende A. mit einem *Was ſagen Sie dazu?* Und nun ſagt das A. wie folget. „Ich ſage, was ich öftrer geſagt, unſer Autor muß alles „durch einander werffen, wenn er Widerſprüche zur Welt bringen will. Es iſt wahr, daß die Engel und Jeſus ſelbſt am „Tage ſeiner Auferſtehung, den Weibern befahlen, ſeinen Jüngern zu ſagen, daß ſie nach Galiläa gehen, und ihn da ſehen „ſollten; aber es *iſt nicht* wahr, daß er an eben dieſem Tage „ihnen gebot, zu Jeruſalem zu bleiben; denn das befahl er „ihnen, am Tage ſeiner Himmelfahrt, wie *jeder ſieht*, der Ap. „Geſch. I, 3. 4. leſen kann.

So? das iſt nicht wahr? wie jeder ſehen kann? — Wie froh bin ich, daß dieſes A. ſagt, ein Mann, der mir vom Anfange nicht gefallen, weil er ein Zweyzüngler iſt. Und ein hämiſcher, boshafter Zweyzüngler. — Lieber Nachbar, mit was für Leuten geben Sie ſich ins Geſpräch! Merken Sie denn nicht, daß dieſes tückiſche A. Sie gern in einen übeln Ruf bringen möchte? Was er da ſagt, wird Ihnen Händel machen, weil Sie es mit keiner Sylbe beſtrafen.

Oder ernſthafter: Ihr Pfiff, lieber Nachbar, hilft Ihnen nichts, daß Sie eine ſolche Antwort nicht ſelbſt geben, ſondern nur geben laſſen. Sie haben zwar vielleicht einmal gehört, daß man in einer Komödie ſeine Perſonen kann ſprechen laſſen, wie man will, wenn es nur mit dem einmal angenommenen Charakter derſelben nicht ſtreitet; daß man ſie fluchen und lügen und läſtern kann laſſen, ſo arg man will; und daß kein Menſch den Komödienſchreiber dafür muß anſehen wollen. Aber Unterredungen, die zu Unterſuchung der Wahrheit geſchrieben werden, ſind keine Komödien: und der Verfaſſer ſolcher Unterredungen muß für alles ſtehen, was er nicht darinn gelegentlich ſelbſt verwirft, oder wenigſtens mit einem mißbilligenden Seitenblicke bezeichnet.

Alſo, lieber Nachbar, was ſagen Sie? den Befehl, vors erſte in Jeruſalem zu bleiben, habe Chriſtus ſeinen Jüngern am Tage ſeiner Himmelfahrt gegeben, wie jeder ſehen müſſe, der Ap. Geſch. I, 3. 4. leſen könne? — Es iſt mir unbegreiflich, wie Sie ſo etwas ſo dreiſt in die Welt ſchreiben können. Wenn die Bibeln in der Welt noch ſo rar wären, daß man eine von hundert Meilen her verſchreiben müßte: ſo wäre es noch was. Aber da jeder Ihrer Leſer nur die Hand ausſtrecken darf, um ſie auf der Unwahrheit zu ertappen — Wahrhaftig, unbegreiflich! ganz unbegreiflich!

So viel iſt wahr: daß der Anfang der Apoſtelgeſchichte bis auf den 9ten Verſikel, drey verſchiedne Abſätze hat, die wohl ein Mann durch einander mengen könnte, der im Schlafe zu leſen gewohnt iſt. Die zwey erſten Verſikel enthalten einen bloßen Uebergang von dem erſten auf das zweyte Buch des Lucas, mit genauer Bemerkung, bis wie weit das erſte Buch, ſein Evangelium, gehe. Hierauf wiederhohlt er kürzlich, V. 3. 4. 5. was Chriſtus in den 40 Tagen nach ſeiner Auferſtehung gethan und geſagt: und kömmt ſodann, im 6ten V. auf die ganz letzte Begebenheit ſeines erſten Buchs zurück, von welcher er den Faden wieder aufnimmt. Dieſe letzte Begebenheit iſt die Himmelfahrt Chriſti, von welcher wir hier, V. 6. 7. 8., noch einen Umſtand erfahren, den Lucas, weil er ſich auf die Zukunft bezog, lieber zu Anfang des zweyten, als zu Ende des erſten Buchs erzählen wollte.

Wenn nun der Befehl, daß die Jünger vors erſte nicht von Jeruſalem weichen ſollen, in dem mittelſten Abſatze vorkömmt; wenn es nichts weniger als unwiderſprechlich iſt, daß συνελθοντες v. 6. ſich auf συναλιζομενος v. 4. beziehet, und Lucas vielmehr im 6ten Verſikel von einer ganz andern

Verſammlung zu reden anfängt, als deren er im 4ten Verſikel gedenkt, wo nur von einer Verſammlung der Eilfe die Rede war, anſtatt daß im 6ten Verſikel eine weit gröſſere Verſammlung von Jüngern zu verſtehen, die bey der Himmelfahrt gegenwärtig ſeyn ſollten; wenn es noch im geringſten nicht erwieſen iſt, daß das συναλιζομενος v. 4. nichts als ein bloßes Zuſammenbringen bedeute, und folglich die beyden älteſten Ueberſetzer, der Lateiniſche und Syriſche, die es durch convescens geben, völlig unrecht hätten; wenn ſogar es höchſt wahrſcheinlich iſt, daß Lucas mit dieſem Worte eben nicht wie Xenophon ſich ausdrücken, ſondern vielmehr auf eine andere Stelle bey ſich ſelbſt verweiſen wollen: (*) wie können Sie denn ſagen, daß jeder, der Apoſtg. I, 3. 4. leſen könne, ſehen werde, Chriſtus habe nicht am Tage ſeiner Auferſtehung, ſondern am Tage ſeiner Himmelfahrt, den Jüngern befohlen, in Jeruſalem vors erſte zu bleiben? Ich kann doch auch leſen: und ſehe das nicht. Aber freylich, ich will nicht ſehen: und ganz recht; ich will mit fremden Augen nicht ſehen, ſondern mit meinen. — Wenn Sie ſich noch begnügt hätten zu ſagen, daß jener Befehl in der Apoſtelgeſchichte nicht eben am Tage der Auferſtehung gegeben zu ſeyn ſcheine: ſo möchte es noch hingehen; Falls er an dieſer Stelle allein ſtünde. —

Denn kurz: wozu alles dieſes Spiegelgefechte? — Ihre Verſündigung iſt hier weit größer, als daß Sie blos Ihre Meynung in einer ſtreitigen Stelle ganz offenbar finden. So was wiederfährt uns allen. Das wäre des Rügens nicht werth. Dabey kann man noch immer ein ſehr ehrlicher Mann ſeyn. Aber, Nachbar, auch dabey: wenn man nicht allein eine ſtreitige Stelle als nicht ſtreitig für ſich anführt, ſondern noch dazu eine anderweitige, nicht im geringſten ſtreitige Stelle, die ausdrücklich wider uns iſt, wiſſendlich verſchweigt? Auch dabey? — Ich laſſe es gelten, wenn man auf der Katheder diſputirt; wo man ſich nur ſeinem Pro loco würdig zeigen ſoll. Da gilt allerley Münze. Aber wenn man vor den Augen der ganzen Welt als ein unpartheyiſcher Unterſucher der Wahrheit

---

(*) V. Boisii Veteris Interpretis cum recentioribus Collatio, p. 317. Conf. Stockius ad l. q.

auftritt, der mit gutem Gewiſſen muß ſagen können, οὐ σπευδω νικησαι κακως, ἀλλα ζητησαι ἀληθως: iſt es auch da noch erlaubt, ſolche Adjunctenſtreiche zu ſpielen?

Es hat nehmlich jener Befehl in der Apoſtelgeſchichte, nicht allein eine ſolche Parallelſtelle, aus welcher er erklärt werden kann; ſondern er hat ſogar eine ſolche, aus welcher er nothwendig erklärt werden muß, weil es Parallelſtelle des nehmlichen Verfaſſers iſt. Der nehmliche Lucas, welcher in ſeiner Apoſtelgeſchichte den Tag, da jener Befehl gegeben worden, nicht beſtimmt genug ausdrückt: drückt ſich in ſeinem Evangelio ſo beſtimmt darüber aus, daß ſchlechterdings keine genauere Beſtimmung der Zeit möglich iſt. Denn wenn läßt er ihn da geben, jenen Befehl? Nicht in der Verſammlung der Eilfe, in welcher der Auferſtandene ein Stück vom gebratnen Fiſche und Honigſeims aß? Und wenn war dieſe Verſammlung? War es nicht die nehmliche, bey welcher ſich die zwey Jünger, welche nach Emmaus gegangen waren, einfanden? Und wenn giengen dieſe Jünger nach Emmaus? War es nicht am dritten Tage nach der Kreuzigung Chriſti? wie ſie ſelbſt ſagen. War es nicht, wie ſie ſelbſt ſagen, am Abende des nehmlichen Tages, an deſſen frühen Morgen die Weiber das Geſicht der Engel geſehen hatten? — Alſo: am Tage der Auferſtehung? —

Was iſt hierwider einzuwenden? Nichts, ſchlechterdings nichts. Entweder hat Chriſtus, nach dem Lucas, ſeinen Jüngern ſogleich am Tage der Auferſtehung befohlen, in Jeruſalem zu bleiben: oder es iſt bey allen Evangeliſten nichts klar, nichts ausgemacht. Denn das Deutlichſte, was ſie uns irgendwo ſagen, iſt nichts deutlicher, als das.

„Aber, mein Gott! muß ein ehrlicher Chriſt denken, der unter dieſen Dornen zu wandeln nie für gut befunden, „wenn „ſchlechterdings wider jene Stelle im Evangelio des Lucas nichts „einzuwenden iſt: wie helfen ſich denn gleichwohl die Harmoniſten?“ Wie ſie können, liebe Seele. Das iſt, auf die ſchändlichſte, heilloſeſte, unverantwortlichſte Weiſe. Und da dürfte ich faſt meinem Nachbar eine Ehrenerklärung thun. Er iſt im Grunde nichts ſchlimmer, als ſie alle; und wenn in Geſellſchaft unſinnig ſeyn, den Unſinn entſchuldiget, ſo iſt er hinlänglich entſchuldigt. Eben die Stelle, die er hier verſchweigt, hat ſie längſt zu einem Verfahren genöthiget, bey welchem ich eben ſo gern die mangelhaften Stücke eines zerriſſenen Briefes, mit welchen der Wind ſpielet, zu meiner Bibel machen möchte. Zu einem Verfahren, welches auch nur ſtillſchweigend billigen, zur Schande der Evangeliſten laut erklären heißt, daß in ihnen überall nichts aus dem Zuſammenhange zu erklären ſey; daß alle ihre Nachrichten, alle von ihnen eingeſchaltete Reden Chriſti, nichts als feuchter Sand ſind, der ſich nur ſo lange zuſammenballet, als man ihn nicht reibet.

Sie ſagen nehmlich: Lucas brauche in ſeinem Evangelio eine Anticipation, und laſſe Chriſtum daſelbſt etwas weit früher ſagen, als er es wirklich geſagt habe; welches er ſelbſt Apoſtelg. I, 3. 4. zu verſtehen gebe. — Vollkommen wie Toinette der Medicus im **eingebildeten Kranken**! Die Weiſe der heiligen Lehrer, mit Luthern zu reden, die Schrift ſo zu erklären, daß ſie helle klare Sprüche nehmen, und machen damit die dunkeln Wankelſprüche klar: dieſe Weiſe war ſo alt, ſo abgenutzt! Warum ſollen ſie das Herz nicht einmal verlegen? warum ſollen ſie, wenigſtens zur Veränderung, das Ding nicht einmal umkehren, und die dunkeln Wankelſprüche nehmen, um damit in die allzuhellen allzuklaren Sprüche eine angenehme Dämmerung zu bringen?

Oder ſie ſagen mit andern Worten: Lucas habe, dort in ſeinem Evangelio, zwey Reden Chriſti in eine geſchmolzen; zwiſchen dem 43ten und 44ten Verſikel, die Lucas freylich mit eiſern Klammern verbunden zu haben ſcheine, die er mit Einem Zuge der Feder geſchrieben, oder in Einem Athem ſeinem Schreiber vorgeſagt, liege nicht weniger als eine Zeit von 40 Tagen; von dem einen Verſikel auf den andern mache Chriſtus mit ſeinen Jüngern einen kleinen Sprung von Jeruſalem bis Bethania. — Und warum nicht? Tauſend Jahre ſind ja vor Gott wie ein Tag: mit einer Spanne umfaßt er ja die ganze Erde. Folglich ſind 40 Tage vor ihm nur wenige Secunden; folglich iſt ihm der Abſtand von Jeruſalem bis Bethania, ein Punkt der in den andern fällt: und aus Vernachläſſigung dieſer wenigen Secunden, aus dieſer Verwechſelung der rechten

Seite eines Sonnenſtäubchens mit deſſen linker, wagt man es, dem Lucas ein Verbrechen zu machen? — Sie wären es fähig dieſe Herren, ihre harmoniſche Mißhandlung ſo zu rechtfertigen. —

Wahr iſt es, daß ihnen ſchon **Tatian** gewiſſermaaſſen vorgegangen, als welcher den 49ten Verſikel in dem letzten Kapitel des Lucas, auf eine eben ſo gewaltſame Art trennet, und zwiſchen das wiederhohlte Verſprechen Chriſti, ſeinen Jüngern die Verheiſſung ſeines Vaters zu ſenden, und den unmittelbar darauf folgenden Befehl, in Jeruſalem zu bleiben, ich weiß nicht wie viel Erſcheinungen noch einſchaltet, deren die andern Evangeliſten gedenken. Aber wie dieſes überhaupt für ſie nichts beweiſen, ſondern nur zeigen würde, wie früh es ſchon Leute gegeben habe, die ſich alles mit den Evangeliſten erlaubet, um nur ein Ganzes aus ihnen zuſammenſetzen zu können, das nach ihrem Kopfe wäre: ſo antworte ich hierauf noch Folgendes insbeſondere. Vors erſte iſt noch eine große Frage, ob wir den wahren **Tatian** haben. **Zweytens**, hätten wir ihn auch, und wäre es eben derſelbe, den uns **Victor Capuanus** aufbehalten: ſo iſt klar, daß ſein Werk nichts weniger als eine Harmonie, in dem uns gebräuchlichen Verſtande dieſes Wortes, iſt, oder ſeyn ſoll; es iſt ein bloßer Faden, auf welchen er taliter qualiter die Erzählungen der Evangeliſten gereihet; es iſt ein bloßes βιβλιον συντομον, deſſen ſich die gemeinen Chriſten in aller Einfalt bedienten. **Drittens** bitte ich nicht zu vergeſſen, daß die rechtgläubige Kirche mit der Arbeit des **Tatian** nur ſchlecht zufrieden war; nicht allein wegen verſchiedner Auslaſſungen, die er zu Gunſten ſeiner Enkratitiſchen Irrthümer machte, ſondern auch wegen der Zuſammenſetzung des beybehaltenen und unverfälſchten Textes der Evangeliſten ſelbſt. Denn Theodoret giebt ihm eine κακουργιαν της συνϑηκης Schuld, worunter ich mir nichts anders denken kann, als daß er, wo es ihm vortheilhaft geweſen, ſolcher gewaltſamen Trennungen der Worte des Herren mehrere zu machen ſich unterſtanden, als dieſe eine iſt, die in dem Werke etwa noch übrig geblieben, das gegenwärtig ſeinen Namen führt.

Wenigſtens iſt gewiß, daß keiner von den nachfolgenden Kirchenvätern, weder die Trennung des 49ten Verſikels, noch die Trennung des 43ten und 44ten gebilliget, und ſich dadurch aus der Verlegenheit zu helffen geſucht, daß Chriſtus an dem nehmlichen Tage ſeinen Jüngern in Jeruſalem zu bleiben, und nach Galiläa zu gehen, befohlen.

Hieronymus ſicherlich nicht; dem Hedibia dieſen nehmlichen achten Widerſpruch meines Ungenannten zur Auflöſung verlegte. Denn Hieronymus ſagt blos, daß die Erſcheinungen Chriſti in Jeruſalem für keine eigentliche Erſcheinungen zu rechnen, als in welchen er nur pro conſolatione timentium videbatur, & videbatur breviter, rurſumque ex oculis tollebatur. In den Erſcheinungen in Galiläa hingegen wäre tanta familiaritas & perſeverantia geweſen, ut cum eis pariter veſceretur. Nun iſt zwar freylich unbegreiflich, wie Hieronymus fortfahren, Unde & Paulus Apoſtolus reſert, cum *quingentis ſimul apparuiſſe diſcipulis.* Et in Joanne legimus quod piſcantibus Apoſtolis *in littore ſteterit & partem aſſi piscis favumque comederit:* quæ veræ reſurrectionis indicia ſunt, und unmittelbar darauf hinzuſetzen können: In Hieruſalem autem nihil horum feciſſe narratur. Denn wie war es immer möglich, daß Hieronymus einer Bibelleſerin, wie Hedibia war, ſo etwas ſchreiben konnte? Hedibia mußte nothwendig ſehr ſonderbare Begriffe, entweder von der Uebereinſtimmung der verſchiednen Exemplare des neuteſtamentlichen Textes, oder von der Bekanntſchaft des Hieronymus mit demſelben, bekommen. Der auferſtandene Chriſtus habe in Jeruſalem nicht gegeſſen? Steht denn nicht in ſeinem eignen Lucas: at illi (die in Jeruſalem verſammelten Jünger, zu welchen die von Emmaus zurückgekehrten kamen) obtulerunt ei partem piſcis & favum mellis? Folgt denn nicht auch in ſeinem Lucas: et cum manducaſſet coram eis? Wie geſagt; dieſe Vergeßlichkeit des Hieronymus iſt mir ganz unbegreiflich: eben ſo unbegreiflich als es mir iſt, daß ſie ſonſt niemanden, ſo viel ich wüßte, vor mir aufgefallen. Dieſer einzigen Stelle wegen, wenn ich Herausgeber des Hieronymus geweſen wäre, würde ich, ohne weiteres Bedenken, die ganze Antwort auf die zwölf Fragen der Hedibia, nicht blos unter die ἀμφιβολως νοϑα, ſondern gerade zu unter die ψευδεπιγραφα indocta dieſes Kirchenlehrers geworffen haben. Denn was kann ungelehrter für einen Ausleger der Schrift ſeyn, als wenn ihm die ausdrücklichen Worte derſelben ſo wenig gegenwärtig ſind? Wäre es ſonſt einem wohl zu verdenken, der dieſe Vergeßlichkeit des Hieronymus nur für angenommen ausgäbe, weil er der Hedibia nichts geſcheiders zu antworten wußte? — Doch was mache ich mir für Sorge? Die Benediktiner, deren neueſte Ausgabe ich nicht nachſehen kann, werden da ſchon andern Rath gefunden haben!

Eben ſo wenig, und noch weniger als Hieronymus, läßt es ſich Auguſtinus einfallen, jenes doppelten einer den andern aufhebenden Befehls wegen, eine und eben dieſelbe Rede beym Lucas halb in Jeruſalem, und halb vierzig Tage hernach in Bethania halten zu laſſen. Auch geht er mit Beantwortung des daraus entſpringenden Einwurfs ſchon weit feiner zu Werke. Da nehmlich Marcus, welcher eben ſowohl als Matthäus, den Befehl hat, daß die Jünger nach Galiläa gehen ſollen, ganz und gar keiner Erſcheinung in Galiläa gedenke; da der Engel beym Matthäus nicht geſagt habe, „præcedit vos in Galilæam, ibi *primum* eum videbitis; aut, ibi *tantum* eum videbitis; aut, *non niſi* ibi eum videbitis, als in welchen Fällen Matthäus den übrigen Evangeliſten freylich widerſprechen würde; da Matthäus den Engel blos ſagen laſſe: *ibi eum videbitis*, nec expreſſum eſt quando id futurum eſſet, utrum quam primum antequam alibi ab eis viſus eſſet; an poſtea quam eum alicubi etiam præterquam in Galilæa vidiſſent: ſo glaubt Auguſtinus, Chriſtus habe zwar freylich wohl den Jüngern verſprechen laſſen, irgend einmal in Galiläa ihnen zu erſcheinen, in der That aber liege doch in dem Befehle, daß ſie ihm nach Galiläa folgen ſollten, noch ganz etwas anders. Und was? Was anders als ein Myſterium, welches in der wörtlichen Bedeutung des Namens Galiläa, wie die Dotter in der Schale des Eyes, eingeſchloſſen liege. Galilæa namque, ſagt er, interpretatur vel transmigratio, vel revelatio. Und nun nehme man das eine oder das andere: die Sache iſt klar; und das præcedit vos in Galilæam wäre genau erfüllt worden, auch wann der auferſtandene Chriſtus ganz und gar nicht nach Galiläa gekommen wäre. Denn vors erſte, ſecundum transmigrationis ſententiam; transmigrirte nicht nunmehr die Gnade Chriſti zu den Heiden? Vors zweyte, ſecundum illud, quod Galilæa interpretatur revelatio: wo ſonſt, als in Galiläa, offenbarte ſich Chriſtus zuerſt in derjenigen Geſtalt, in welcher er dem Vater gleich iſt? —

Wie nüchtern! wie nüchtern! werden mir die Exegeten ſeit heute und geſtern zurufen. — Meine Herren, es kann wohl ſeyn. Und obſchon auch Hieronymus an einem andern Orte,(*) wo er ſich vermuthlich beſann, daß jene der Hedibia gegebene Antwort nicht weit reichen möchte, ſogar zu einer myſtiſchen Auslegung ſeine Zuflucht nimmt: die myſtiſchen, ſo wie die allegoriſchen Auslegungen, ſind freylich ein wenig nüchtern. Gleichwohl, ich muß es nur zu meiner Schande geſtehen, — die nüchternſte von allen myſtiſchen und allegoriſchen Auflöſungen unauflöslicher Knoten, dünkt mich unendlich beſſer, als Ihre alexandriſchen, meine Herren, mit dem Schwerdte. Denn jene ſind doch nur Spiele, leere Verſuche: und Ihre, ſind Mißhandlungen, thätige Vergehungen, die Sie, an einem blos menſchlichen Schriftſteller auszuüben, ſich ſelbſt ſchämen würden. —

Ehe ich hierüber bittrer werde, will ich nur weiter gehen.

Neunter Widerſpruch.

„Nach dem Matthäus geſchieht die Erſcheinung in Galiläa
„auf einem Berge, dahin Chriſtus ſeine Jünger beſchieden hatte:
„nach dem Johannes geſchieht ſie am Ufer des Galiläiſchen
„Sees bey Tiberias. Da und dort unter ganz verſchiednen
„Umſtänden.“

Das giebt mein Nachbar mit beiden Händen zu. Nur iſt dem guten Mann ſehr traurig, daß ein Menſch, der doch Berg und See unterſcheiden könne, aus zwey ſo ſichtbar verſchiednen Erſcheinungen lieber einen Widerſpruch ſchmieden, als ſie unterſcheiden wollen.

Endlich ſteht einmal das Wörtchen wollen am rechten Orte. Der Ungenannte wollte nicht: weil er glaubte, nicht zu dürfen. Der Nachbar aber will: ohne ſich zu bekümmern, ob er darf.

Zwar ſagt der Nachbar, daß weder Matthäus noch Johannes den Ungenannten auf irgend eine Weiſe veranlaſſen können, beide Erſcheinungen für eine zu halten: daß es folglich

---

(*) Comment. in Matthæum.

kaum werth ſey, auf den ganzen Widerſpruch zu antworten. Er macht hiermit auch in der That links um, marſchiret ab, und ſchießt Victorie.

Aber, lieber Nachbar, wenn Sie von Ihrer glorreichen Expedition glücklich wieder nach Hauſe ſind: wollen Sie wohl Folgendes in Betrachtung zu ziehen geruhen, um wenigſtens ex poſt zu urtheilen, ob Sie ſich den Sieg ſo leicht hätten machen ſollen?

Die Erſcheinung, die den Eilfen auf dem Berge geſchah, iſt die einzige, deren Matthäus gedenkt; deren Matthäus, zu Folge des Verſprechens, welches bey ihm der auferſtandene Chriſtus ſeinen Jüngern thun läßt, gedenken mußte. Wäre es daher auch nur Matthäus, aus dem wir unſere Nachrichten von der Auferſtehung Chriſti ſchöpfen könnten und müßten: ſo würde man nicht unrecht annehmen, daß dieſe einzige erzählte Erſcheinung, auch die einzige geſchehene geweſen. Ja, ich bin ganz ſicher, daß ſodann unſre Theologen ſchon längſt die Gründe ausfindig gemacht hätten, warum der auferſtandene Chriſtus nicht mehr als einmal hätte erſcheinen können und müſſen.

Nun aber, da wir mehrere Evangeliſten haben, die eben ſo glaubwürdig ſind als Matthäus; da jene andere Evangeliſten mehrere Erſcheinungen berichten: ſo iſt freylich aus dem Stillſchweigen des Matthäus nicht zu ſchlieſſen, daß er damit, daß er nur einer Erſcheinung gedenkt, andeuten wollen, daß es auch nur eine Erſcheinung gegeben. Sondern die Sache iſt nunmehr nur die, daß wir die einzige Erſcheinung bey dem Matthäus unter die anderweitigen Erſcheinungen ſo einſchalten, daß weder jene anderweitige, noch dieſe eingeſchaltete etwas dabey leiden.

Blos nach den Worten zu urtheilen, die Chriſtus bey der galiläiſchen Erſcheinung auf dem Berge zu ſeinen Jüngern redet: ſollte man meynen, daß dieſe Erſcheinung, wenn es nicht die erſte und letzte geweſen, doch wenigſtens die letzte gewiß geweſen ſeyn müſſe. Denn Chriſtus ertheilet ihnen da ſeine letzten Befehle, und nimmt förmlich von ihnen Abſchied. Doch da wir aus dem Lucas wiſſen, daß die Himmelfahrt ohnfern Jeruſalem, und nicht in Galiläa geſchehen; und die letzte Erſcheinung doch wohl die Erſcheinung bey der Himmelfahrt muß geweſen ſeyn: ſo fällt die Galiläiſche Erſcheinung irgendwo zwiſchen die übrigen.

Und auch dieſes irgendwo läßt ſich näher beſtimmen: indem wir mehr als eine von den übrigen Erſcheinungen angeben können, welche nothwendig vor ihr hergegangen ſeyn müſſen. Nehmlich, nicht allein alle die einzeln Erſcheinungen am Tage der Auferſtehung, bey welchen Thomas nicht zugegen war; nicht allein die Erſcheinung acht Tage darauf, welcher Thomas beywohnte, müſſen vor ihr vorhergegangen ſeyn: ſondern ſogar die am See Tiberias, welche Johannes berichtet, kann nicht anders als früher geweſen ſeyn. Dieſes erhellet aus Johannis XXI, 14 unwiderſprechlich, wo dieſer Evangeliſt letztbenannte am See Tiberias ausdrücklich die dritte an der Zahl nennet; welches, da es ihm ſelbſt widerſprechen würde, wenn man es von jeder einzeln Erſcheinung, die etwa nur einer oder wenigen Perſonen geſchehen war, verſtehen wollte, nothwendig nur von den ſolennern unter einer beträchtlichen Anzahl geſchehenen Erſcheinungen zu verſtehen iſt; dergleichen die bey verſchloſſenen Thüren, und diejenige, welche acht Tage darauf erfolgte, geweſen waren. Nach dieſen beiden, ſagt Johannes, war die am See Tiberias die dritte. Grotius hatte hier keinen glücklichen Einfall, wenn er dieſes drittemal beym Johannes, auf die Zahl der Tage will gezogen haben, an welchen Chriſtus erſchienen. Denn er vergaß in dem Augenblicke, wie die Juden ihre Tage zu zählen pflegen, als wonach ſich nicht ſagen läßt, daß die Erſcheinung bey verſchloſſenen Thüren, mit den Erſcheinungen am Grabe an dem nehmlichen Tage geſchehen wären. Fallen dieſe und jene aber auf zwey verſchiedne Tage: ſo war die Erſcheinung in Gegenwart des Thomas die dritte, und die am See Tiberias müßte die vierte, nicht die dritte geweſen ſeyn.

Mag man aber doch jenes drittemal beym Johannes verſtehn und auslegen, wie man will: genug, daß die Harmoniſten alle, keinen einzigen ausgenommen, einmüthig die Erſcheinung am See Tiberias vor der Erſcheinung auf dem Berge vorhergehen laſſen. Nun ſind dieſer Berg und dieſer See beide in Galiläa: beide Erſcheinungen ſind alſo in Galiläa geſchehen, beide ſind zu Folge der Verheiſſung Chriſti geſchehen, daß er ſeinen Jüngern daſelbſt ſichtbar werden wolle. Und das, lieber Nachbar, ſehen Sie, das macht die Schwierigkeit, aus welcher nach der Meynung des Ungenannten, und auch ein wenig nach meiner, bey aufrichtiger Entwicklung, nichts geringers als ein formeller Widerſpruch erwächſt.

Denn laſſen Sie uns doch nur die Erſcheinung auf dem Berge etwas genauer erwägen. Derjenige Evangeliſt, (Matthäus,) bey dem der auferſtandene Chriſtus ſeinen Jüngern zweymal befehlen läßt, unverzüglich nach Galiläa zu gehen, wo ſie ihn ſehen würden, iſt, wie geſagt, der einzige, der dieſer Erſcheinung auf dem Berge gedenkt; iſt der, der ſonſt durchaus keiner andern Erſcheinung gedenkt; iſt der, der dieſer Erſcheinung mit dem Zuſatze gedenkt, daß eben auf dieſen Berg ſie Chriſtus beſchieden. Geſetzt nun aber auch, daß dieſer Zuſatz, dahin ſie Chriſtus beſchieden hatte, ſich nicht auf den Berg, ſondern blos auf Galiläa bezöge: ſo bleibt doch noch immer, auch ohne dieſen Zuſatz, die Erſcheinung auf dem Berge die anberaumte Erſcheinung; und muß folglich, wenn ich ſchon nicht ſage, die erſte von allen Erſcheinungen überhaupt, aber doch ganz gewiß die erſte von allen Galiläiſchen Erſcheinungen geweſen ſeyn. Das iſt nothwendig; das iſt unwiderſprechlich: oder Matthäus (man merke das wohl!) Matthäus, der zu allererſt ſchrieb, der nicht wiſſen konnte, was und wie viel der h. Geiſt nach ihm durch andere Evangeliſten würde ergänzen, würde berichtigen laſſen, Matthäus hat als Einer geſchrieben, in dem nicht ein Funken Menſchenverſtandes glimmet. Denn ſo, wie kein vernünftiger Menſch mit ſeinen Freunden eine zweyte, dritte Zuſammenkunft verabredet und anberaumet, ohne zu wiſſen, wo und wenn die erſte geſchehen ſoll: ſo kann auch kein vernünftiger Geſchichtſchreiber von Anberaumung einer Zuſammenkunft ſprechen, und in Erfolg dieſer Anberaumung, ich weiß nicht welcher zweyten, dritten Zuſammenkunft gedenken, ohne von der, welche die erſte und nächſte nach der Anberaumung geweſen, ein Wort zu erwähnen.

Iſt es aber nothwendig, lieber Nachbar, daß die Erſcheinung auf dem Berge, die erſte Galiläiſche Erſcheinung muß geweſen ſeyn; iſt es zugleich ausgemacht, daß dem ungeachtet die

Erſcheinung an dem See Tiberias, dem ſogenannten Galiläiſchen Meere, vor jener Erſcheinung vorhergegangen: nun ſo haben wir ja zwey erſte Galiläiſche Erſcheinungen. Zwey erſte! — — Zwey gar? Ey, lieber Nachbar, was iſt denn das, zwey erſte? Iſt es ein Räthſel? oder iſt es ein Widerſpruch? Mir iſt es nur ein Räthſel. Dem Ungenannten war es ein Widerſpruch. Und Ihnen, Nachbar? O! Ihnen iſt es weder das eine, noch das andre. Ihnen ſind zwey erſte, zwey erſte! Sie können nichts, als den Mann beklagen, der zwey ſo verſchiedne Zwey lieber in Widerſpruch ſtellen, als trennen will. Die Kleinigkeit, daß ſowohl das eine als das andre von dieſen Zwey, in einem und eben demſelben Betracht das Erſte ſeyn ſoll, iſt ja ſo eine Kleinigkeit! —

Mehr will ich hierüber nicht ſagen. Wer gewiſſe Dinge nicht ſogleich fühlt, dem ſind ſie auf keine Weiſe fühlbar zu machen. Der

Zehnte Widerſpruch

ohnedem, iſt mit dem neunten ſo genau verbunden, daß ich bey Gelegenheit ſeiner noch alles nachhohlen könnte, was ich etwa bisher beyzubringen vergeſſen hätte. Ja, er iſt, dieſer zehnte Widerſpruch, nichts als die fernere ſtückweiſe Auseinanderſetzung des Neunten. Und dieſer Stücke macht der Ungenannte beſonders drey, in welchen allen ſeine erkannten Widerſprüche ſehr leicht zu rechtfertigen ſind, nachdem wir in dem Vorigen den Hauptgrund derſelben geſichert haben.

Nehmlich; wenn der Ungenannte berechtiget geweſen iſt, die Erſcheinung auf dem Berge, und die Erſcheinung am Meere in Galiläa, für einerley Erſcheinung zu halten, die nur, durch die immer wachſenden Abweichungen der mündlichen Erzählung in den erſten dreyßig bis vierzig Jahren, zu ſolcher Verſchiedenheit gediehen; (er war zu dergleichen aber dadurch berechtiget, weil die Erſcheinung auf dem Berge, als die anberaumte Erſcheinung, nothwendig die erſte, wenigſtens die erſte in Galiläa ſeyn mußte, und gleichwohl die Erſcheinung am Galiläiſchen Meere, nach der Rechnung des Johannes, noch vor jene fällt:) ſo iſt er allerdings auch berechtiget geweſen, darin einen Widerſpruch zu finden, daß Matthäus die Galiläiſche Erſcheinung zur erſten macht, Johannes aber vor ſelbiger zwey Erſcheinungen zu Jeruſalem vorhergehen läßt.

Nun hätte ich, meines Theils, hierauf blos geantwortet, daß Johannes die Erſcheinungen überhaupt zähle, Matthäus aber nur die erſte und vornehmſte Erſcheinung in Galiläa namhaft mache; als welches nach ſeiner einmal gemachten Anlage genug war. Doch mein Nachbar weiß den Aal ganz anders zu faſſen; weil Matthäus, ſagt er, kein Protocoll abgeſchrieben habe, weil er nur der einen Erſcheinung erwähne, weil er (Er, der erſte Evangeliſt!) nicht für nöthig gehalten, ſeinen Leſern von mehrern etwas zu melden: ſo ſey aus ihm überhaupt nicht zu ſchließen, in welcher Ordnung die Erſcheinung auf dem Berge gefolgt ſey. Freylich? Ordnung iſt nur unter den Mehrern: aber Eines, was aus dieſen geordneten Mehrern herausgeriſſen wird, muß doch noch immer Merkmale ſeines gehabten Platzes behalten, oder man hat, auf eine höchſt unvorſichtige Art, dieſes Eine für das Einzige erklärt. Auch hat Matthäus ſeiner einen Erſcheinung noch immer jene Merkmale gelaſſen; indem er ſagt, daß es die anberaumte geweſen. Nur die Harmoniſten halten für gut, auf dieſe ſeine Anberaumung gar nicht zu achten, und ihn die erſte die beſte Erſcheinung aus dem Glückshafen greifen zu laſſen. Mein weltkluger Nachbar will ein Gleichniß aus der neueſten Geſchichte geben, und ſagt: „Es kömmt die Rede auf den letzten „Krieg, ich erwähne beſonders der Schlacht bey Roßbach; erkläre ich ſie dadurch für die erſte oder letzte?“ Ey nicht doch! Sie könnten ſo einen Fehler machen! Aber, lieber Nachbar, wenn Ihnen ein andrer den ganzen letzten Preußiſchen Krieg in folgendem Epitome erzählen wollte, „(Der König, nachdem er faſt aus allen ſeinen Staaten vertrieben „war, hatte ſich die vornehmſten ſeiner Feinde, die Franzoſen „und Reichstruppen, nach Sachſen wie beſtellt. Sie kamen „voll Uebermuths und Spottes, als hätten ſie den Sieg ſchon „in Händen. Aber, wie ein Donnerſtrahl aus hellem Himmel, „überfiel er ſie bey Torgau. Da erkannten ſie wieder, mit „wem ſie zu thun hatten, und machten Friede; etliche aber „blieben noch ſeine Feinde:) was würden Sie von einem ſolchen Erzähler wohl denken? Würden Sie ihn auch durchhelfen wollen, wie Sie den Matthäus durchzuhelfen ſuchen? Denn gerade ein ſolcher Erzähler wäre, nach Ihrer Auslegung, Matthäus. Er ließe Chriſtum ſeine Jünger nach Galiläa beſtellen, wo ſie ihn ſehen würden: und hierauf verſchwiege er nicht allein, daß, ungeachtet dieſer Beſtellung, er ihnen erſt an andern Orten mehrmalen erſchienen ſey; ſondern gedächte auch nicht einmal ſeiner erſten Erſcheinung dort in Galiläa; gedächte anſtatt der erſten, wenigſtens anſtatt der frühern, welches die am Ufer der See geweſen, einer ſpätern, und wer weiß wie viel ſpätern, auf einem Berge! — Aber, Gott Lob, daß Matthäus nur nach Ihrer Auslegung, lieber Nachbar, ein ſo abgeſchmackter Erzähler iſt! Nur nach der Auslegung der abgeſchmackten Harmoniſten, ein ſo abgeſchmackter Erzähler! Man bleibe ihm mit dieſen vom Leibe: und er erzählt als ein planer geſunder Mann, deſſen Erzählung wohl unrichtig ſeyn kann, aber ungereimt doch wahrlich nicht iſt.

Eben ſo iſt es mit den übrigen Umſtänden beſchaffen. Matthäus und Johannes widerſprechen ſich offenbar in jedem derſelben, ſobald man annehmen muß, daß die Erſcheinungen am See Tiberias und auf dem Berge, urſprünglich nur eine Erſcheinung geweſen.

Umſonſt ſchreyen Sie, lieber Nachbar, ſo laut und ſo oft: „Aber wer heißt euch, das annehmen? Aber könnt ihr denn „nicht zwey zählen? Wer hier nicht Zwey zählen kann, muß „nicht wollen!“ — Gott erbarms! wir wollten gern: aber wie können wir? Wie können wir Zwey zählen, da wir nicht wiſſen, wo wir anfangen ſollen? nicht wiſſen, welches wir Eins nennen ſollen? Will ich die Erſcheinung an dem See, mit dem Johannes, Eins nennen; ſo ruft die Erſcheinung auf dem Berge: „Nein, ich bin Eins, oder mein Gewährsmann Matthäus war blödſinnig. Will ich nun dieſe Eins nennen; ſo ruft mir Johannes entgegen: „darfſt du mich Lügen ſtrafen? „Glaubſt du, daß ich nicht drey zählen kann?“ — So werden wir ewig von einer Seite zu der andern geworfen; zählen ewig Eins und Eins: und kommen in alle Ewigkeit nicht bis auf Zwey.

Wie bewundre ich Sie, lieber Nachbar! wie bewundre ich Sie! Sie können Zwey zählen: und was das Sonderbarſte iſt, können mit dem nehmlichen Zahlpfennige, in die Hand eines jeden Kindes, zwey zählen! — Iſt das Kind artig: ſo lächelt es, und ſchweigt. —

Und ſchweigt. — O daß ich nicht auch ſo artig geweſen bin, wie dieſes Kind! daß ich nicht auch jeden neuen Druck des nehmlichen Zahlpfennigs für einen neuen Zahlpfennig mehr, lächelnd hingenommen und geſchwiegen habe!

Doch dieſe Reue kömmt zu ſpät: auch iſt das Uebel, unter deſſen Gefühl ſie mich am meiſten nagen könnte, überſtanden; ich bin fertig. Ich bin fertig: fertig mit Vertheidigen und Beantworten. Nicht zwar fertig, mit Vertheidigung meines ganzen Ungenannten, der ich weit entfernt bin, mich zu unterziehen; nicht zwar fertig, mit Beantwortung der ganzen Schrift meines Nachbars, die ich nicht einmal ganz leſen mögen: aber doch fertig mit Vertheidigung deſſen, was ich von den Fragmenten des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; aber doch fertig mit Beantwortung deſſen, was in den Unterredungen meines Nachbars gegen das gerichtet iſt, wovor ich mit dem Ungenannten für einen Mann zu ſtehen, mir einfallen laſſen.

Gott verhüte! daß ich mich mit dieſem auf ein Mehrers einlaſſen ſollte, was mir etwa, ſelbſt bey der flüchtigen und nur mich betreffende Dinge ſuchenden Durchleſung, als contraband aufgeſtoßen wäre. Er behalte, z. E. was er von der gänzlichen Unwiſſenheit eines geiſtlichen Meßias ſagt, in welcher die Apoſtel bey Lebzeiten Chriſti ſchlechterdings geſtanden, unangefochten! Er behalte unangefochten, was er von dem ſpöttiſchen Unglauben der verſammelten Jünger ſagt, als die von Emmaus zu ihnen eintreten! Er kitzele ſich an ſo ſcandalöſen Albernheiten immerhin; und freue ſich, mit dem muthwillig ausgebrochenen und zerſchlagnen Schlußſteine eines wichtigen Bogens, unbedeutende Lücken zugemauert zu haben! Was geht es mich an? Ich will fertig ſeyn, und bin fertig.

Habe ich aber meine Muſſe, auch ſo ſchon, nicht zum Beſten angewandt: was thut das? Wer weiß, ob ich ſie mit etwas andern nicht noch ſchlechter angewandt hätte? Mein Verſatz war es wenigſtens, ſie gut anzuwenden. Meine Ueberzeugung war es wenigſtens, daß ich ſie ſo gut anwenden könne. Ich überlaſſe es der Zeit, was meine aufrichtig geſagte Meynung wirken ſoll und kann. — Vielleicht ſoll ſie ſo viel nicht wirken, als ſie wirken könnte. Vielleicht ſoll, nach Geſetzen einer höhern Haushaltung, das Feuer noch lange ſo fortdampfen, mit Rauch noch lange geſunde Augen beiſſen, ehe wir ſeines Lichts und ſeiner Wärme zugleich genieſſen können. — Iſt das: ſo verzeihe Du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wenn und wo ſie ſich ergieſſen ſoll, einem unnütz geſchäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwiſſend mit weggeworfen: ſo ſind deine Goldkörner unverloren!

∴ ∴ ∴

Nach dieſem unwillkührlichen Ausbruche meiner innigſten Empfindung, darf ich ruhig auf den Schlamm zurück ſehen, den ich hier zu Hauffe geführt habe.

Auf dieſen Schlamm, auf dieſen Schlamm, großer Gott! wenn auch einige Goldkörner darunter wären, verſetzt trotzig und keck mein Nachbar das vollendete Gebäude ſeines Glaubens!

Denn hier muß ich meinen Leſer an die obigen Standorte erinnern, auf welchen mein Ungenannter, und ich, und mein Nachbar halten. An meines Ungenannten zu voreiliges auch darum; an mein beſcheidenes obſchon; an meines Nachbars dreiſtes denn.

Welch ein Mann, mein Nachbar! welch ein Chriſt! Die Widerſprüche, aus welchen mein Ungenannter zu viel ſchloß; die Widerſprüche, die ich der Wahrheit unbeſchadet zugebe: dieſe Widerſprüche — Nein, nicht dieſe Widerſprüche — die Antworten, die glücklichen Antworten, die ſein Scharfſinn ſo ſonder alle Mühe auf dieſe Widerſprüche fand, — dieſe ſeine, — wie man will, — kunſtloſen oder kunſtreichen Antworten, — was ſpott ich? — Dieſe ekeln Mißgeburten ſeines eigenen Gehirnes — deren man freylich den langen Tag über nicht ſo viele erſäufen kann, als er die folgende Nacht wieder auszubrüten im Stande iſt: ſind das, was ſeine Ueberzeugung an der Gewißheit der Auferſtehung Chriſti vollendet hat.(*) Zwar zweifelte er nie an dieſem groſſen Vorfalle: aber doch nach dem Angriffe meines Ungenannten, nachdem ihm dieſer Gelegenheit gegeben, ſchärfer zuzuſehen, und mit Bewunderung zu bemerken, wie auch in anſcheinenden Kleinigkeiten die Evangeliſten ſo genau ſind: wie weit ſtärker und feſter iſt ſein Glaube geworden!(**) Und nun ſage man mir noch mehr, daß die Einwürfe der Ungläubigen nichts Gutes ſtiften!

Gott! Gott! worauf können Menſchen einen Glauben gründen, durch den ſie ewig glücklich zu werden hoffen!

Nur noch ein Wort von mir ſelbſt: und ich ſchlieſſe. — Ich fühle es ſehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt itzt, da ich dieſe Duplik(***) ende, als da ich ſie anfieng. Ich fieng ſo ruhig an, ſo feſt entſchloſſen, alles, was ich zu ſagen habe, ſo kalt, ſo gleichgültig zu ſagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen, vor langer Weile, Schritte zähle. Und ich ende ſo bewegt, kann es ſo wenig in Abrede ſeyn, daß ich vieles ſo warm, ſo theilnehmend geſagt habe, als ich mich ſchämen würde, in einer Sache meines einzigen Halſes zu ſprechen. Beſonders wollte ich durchaus nicht über das Edle oder Unedle, über das

---

(*) Unterr. S. 1. (**) S. 76.

(***) Duplik: nicht Replik. Denn die Evangeliſten und mich, halte ich für den angeklagten Theil. Die Anklage erhob mein Ungenannter mit der unbilligen Aeuſſerung, daß wegen einiger Widerſprüche in Kleinigkeiten, den Evangeliſten aller Glaube abzuſprechen ſey. Hierauf ließ ich mich in meinen Gegenſätzen ein, und antwortete ohne Umſchweif, was ich für die kürzeſte und unfehlbarſte Antwort hielt. Dieſe Antwort mißfiel meinem Nachbar, der ſie vermuthlich mehr für eine verdeckte hämiſche Beſtätigung der Anklage als für eine Antwort hielt. Er wollte lieber eine alte verſchrieene Waare das 999ſte mal wieder zu Markte bringen, als aus dem Magazine eine friſche hohlen, die mehr Abgang fände. Aber dafür erkläre ich nun auch ſeine Antwort laut für eben das, wofür er meine ſtillſchweigend erklärt hat: für Anklage der Evangeliſten mehr, für nur anders gewandte, aber auf das Nehmliche hinauslaufende Anklage, als für Antwort. Und das iſt ſie auch wirklich: indem es ihm damit nicht um die Glaubwürdigkeit jedes einzeln Evangeliſten, ſondern blos um die Glaubwürdigkeit einer gewiſſen Harmonie eigner Schöpfung zu thun iſt, die, wenn ſie erwieſen wäre, die Evangeliſten gerade noch verdächtiger machen würde, als ſie der Ungenannte zu machen weder Fug noch Willen gehabt hat. Alſo Duplik!

Moraliſche oder Unmoraliſche gewiſſer Hiebe und Stöße meines Kampfpaares urtheilen: und habe es doch gethan. Ich wollte blos die Gründe dieſes Urtheils meinen Leſer beyläufig abnehmen laſſen: und habe ihm das Urtheil ſelbſt oft wörtlich vorgeſprochen. Was ſoll ich thun? Mich entſchuldigen? Mit der albernen Mine eines unausgelernten Heuchlers um Vergebung bitten? Verſprechen, daß ich ein andermal beſſer auf meiner Hut ſeyn wolle?

Kann ich das? Ich verſprechen? — Ja, ja; ich verſpreche: — mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bey gewiſſen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben. Wenn der Menſch bey dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennet, nicht warm und theilnehmend werden darf: wenn und wo darf er es denn?

Eine Parabel.

—— quæ facilem ori paret bolum.

Etymologiſta vetus.

Nebſt einer kleinen Bitte, und einem eventualen Abſagungsſchreiben

an den Herrn Paſtor Goeze, in Hamburg. (1)

1778.

Ehrwürdiger Mann!

Ich würde ehrwürdiger Freund ſagen, wenn ich der Menſch wäre, der durch öffentliche Berufung auf ſeine Freundſchaften ein günſtiges Vorurtheil für ſich zu erſchleichen gedächte. Ich bin aber vielmehr der, der durchaus auf keinen ſeiner Nächſten dadurch ein nachtheiliges Licht möchte fallen laſſen, daß er der Welt erzählet, er ſtehe, oder habe mit ihm in einer von den genauern Verbindungen geſtanden, welche die Welt Freundſchaft zu nennen gewohnt iſt. —

Denn berechtiget wäre ich es allerdings, einen Mann Freund zu nennen, der mir mit Verbindlichkeit zuvor gekommen iſt; den ich auf einer Seite habe kennen lernen, von welcher ihn viele nicht kennen wollen; dem ich noch Verbindlichkeit habe, wenn es auch nur die wäre, daß ſeine Wächterſtimme noch meines Namens ſchonen wollen.

Doch, wie geſagt, ich ſuche, blos durch meine Freunde, eben ſo wenig zu gewinnen, als ich möchte, daß ſie durch mich verlieren ſollten.

Alſo nur, Ehrwürdiger Mann! Ich erſuche Sie, die Güte zu haben, nachſtehende Kleinigkeit in einige Ueberlegung zu ziehen. Beſonders aber dringe ich darauf, ſich über die beygefügte Bitte nicht blos als Polemiker, ſondern als rechtſchaffner Mann und Chriſt, auf das baldigſte zu erklären ꝛc.

Die Parabel.

Ein weiſer thätiger König eines großen großen Reiches, hatte in ſeiner Hauptſtadt einen Pallaſt von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz beſonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in ſelbem alle um ſich verſammelt hatte, die er als Gehülfen oder Werkzeuge ſeiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur: denn ſie ſtritt ſo ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber ſie gefiel doch, und entſprach doch.

Sie gefiel: vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Größe erregen, wenn ſie Reichthum und Schmuck mehr zu verachten, als zu entbehren ſcheinen.

Sie entſprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Pallaſt ſtand nach vielen vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollſtändigkeit da, mit welcher die Baumeiſter die letzte Hand angelegt hatten: von auſſen ein wenig unverſtändlich; von innen überall Licht und Zuſammenhang.

Was Kenner von Architektur ſeyn wollte, ward beſonders durch die Auſſenſeiten beleidiget, welche mit wenig hin und her

Univ.-Bibl. München

zerſtreuten, großen und kleinen, runden und viereckten Fenſtern unterbrochen waren; dafür aber deſto mehr Thüren und Thore von mancherley Form und Größe hatten.

Man begriff nicht, wie durch ſo wenige Fenſter in ſo viele Gemächer genugſames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmſten derſelben ihr Licht von oben empfiengen, wollte den Wenigſten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu ſo viele und vielerley Eingänge nöthig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl ſchicklicher wäre, und eben die Dienſte thun würde. Denn daß durch die mehrern kleinen Eingänge ein jeder, der in den Pallaſt gerufen würde, auf dem kürzeſten und unfehlbarſten Wege, gerade dahin gelangen ſolle, wo man ſeiner bedürfe, wollte den wenigſten zu Sinne.

Und ſo entſtand unter den vermeynten Kennern mancherley Streit, den gemeiniglich diejenigen am hitzigſten führten, die von dem Innern des Pallaſtes viel zu ſehen, die wenigſte Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da Etwas, wovon man bey dem erſten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig ſehr leicht und kurz machen müſſe; was ihn aber gerade am meiſten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigſten Fortſetzung die reichſte Nahrung verſchaffte. Man glaubte nehmlich verſchiedne alte Grundriſſe zu haben, die ſich von den erſten Baumeiſtern des Pallaſtes herſchreiben ſollten: und dieſe Grundriſſe fanden ſich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteriſtik ſo gut als verloren war.

Ein jeder erklärte ſich daher dieſe Worte und Zeichen nach eignem Gefallen. Ein jeder ſetzte ſich daher aus dieſen alten Grundriſſen einen beliebigen Neuen zuſammen; für welchen Neuen nicht ſelten dieſer und jener ſich ſo hinreiſſen ließ, daß er nicht allein ſelbſt darauf ſchwor, ſondern auch andere darauf zu ſchwören, bald beredte, bald zwang.

Nur wenige ſagten: „was gehen uns eure Grundriſſe an? Dieſer oder ein andrer: ſie ſind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigſte Weisheit den ganzen Pallaſt erfüllet, und daß ſich aus ihm nichts, als

Schönheit und Ordnung und Wohlſtand auf das ganze Land verbreitet.“

Sie kamen oft ſchlecht an, dieſe Wenigen! Denn wenn ſie lachenden Muths manchmal einen von den beſondern Grundriſſen ein wenig näher beleuchteten, ſo wurden ſie von denen, welche auf dieſen Grundriß geſchworen hatten, für Mordbrenner des Pallaſtes ſelbſt ausgeſchrien.

Aber ſie kehrten ſich daran nicht, und wurden gerade dadurch am geſchickteſten, denjenigen zugeſellet zu werden, die innerhalb des Pallaſtes arbeiteten, und weder Zeit noch Luſt hatten, ſich in Streitigkeiten zu mengen, die für ſie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundriſſe nicht ſowohl beygelegt, als eingeſchlummert war, — einsmals um Mitternacht erſcholl plötzlich die Stimme der Wächter: Feuer! Feuer in dem Pallaſte!

Und was geſchah? Da fuhr jeder von ſeinem Lager auf; und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Pallaſte, ſondern in ſeinem eignen Hauſe, lief nach dem Koſtbarſten, was er zu haben glaubte, — nach ſeinem Grundriſſe. „Laßt uns den nur retten! dachte jeder. Der Pallaſt kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier ſtehet!“

Und ſo lief ein jeder mit ſeinem Grundriſſe auf die Straße, wo, anſtatt dem Pallaſte zu Hülfe zu eilen, einer dem andern es vorher in ſeinem Grundriſſe zeigen wollte, wo der Pallaſt vermuthlich brenne. „Sieh, Nachbar! hier brennt er! Hier iſt
„dem Feuer am beſten beyzukommen. — Oder hier vielmehr,
„Nachbar; hier! — Wo denkt ihr beide hin? Er brennt
„hier! — Was hätt es für Noth, wenn er da brennte? Aber
„er brennt gewiß hier! — Lösch ihn hier, wer da will. Ich
„lösch ihn hier nicht. — Und ich hier nicht! — Und ich
„hier nicht!“ —

Ueber dieſe geſchäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Pallaſt; wenn er gebrannt hätte. — Aber die erſchrocknen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunſt gehalten.

Die Bitte.

Ein andres iſt ein Paſtor: ein andres ein Bibliothekar. So verſchieden klingen ihre Benennungen nicht: als verſchieden ihre Pflichten und Obliegenheiten ſind.

Ueberhaupt denke ich, der Paſtor und Bibliothekar verhalten ſich gegen einander, wie der Schäfer und der Kräuterkenner.

Der Kräuterkenner durchirret Berg und Thal, durchſpähet Wald und Wieſe, um ein Kräutchen aufzufinden, dem **Linneus** noch keinen Namen gegeben hat. Wie herzlich freuet er ſich, wenn er eines findet! Wie unbekümmert iſt er, ob dieſes neue Kräutchen giftig iſt, oder nicht! Er denkt, wenn Gifte auch nicht nützlich ſind — (und wer ſagt es denn, daß ſie nicht nützlich wären?) — ſo iſt es doch nützlich, daß die Gifte bekannt ſind.

Aber der Schäfer kennt nur die Kräuter ſeiner Flur; und ſchätzt und pflegt nur diejenigen Kräuter, die ſeinen Schafen die angenehmſten und zuträglichſten ſind.

So auch wir, ehrwürdiger Mann! — Ich bin Aufſeher von Bücherſchätzen; und möchte nicht gern der Hund ſeyn, der das Heu bewacht: ob ich ſchon freylich auch nicht der Stallknecht ſeyn mag, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Rauffe trägt. Wenn ich nun unter den mir anvertrauten Schätzen etwas finde, von dem ich glaube, daß es nicht bekannt iſt: ſo zeige ich es an. Vors erſte in unſern Katalogen; und dann nach und nach, ſo wie ich lerne, daß es dieſe oder jene Lücke füllen, dieſes oder jenes berichtigen hilft, auch öffentlich: und bin ganz gleichgültig dabey, ob es dieſer für wichtig, oder jener für unwichtig erkläret, ob es dem einen frommet, oder dem andern ſchadet. Nützlich und verderblich, ſind eben ſo relative Begriffe, als groß und klein.

Sie hingegen, Ehrwürdiger Mann, würdigen alle litterariſche Schätze nur nach dem Einfluſſe, den ſie auf Ihre Gemeinde haben können, und wollen lieber zu beſorglich als zu fahrläßig ſeyn. Was geht es Sie an, ob etwas bekannt, oder nicht bekannt iſt? wenn es nur Einen auch von den Kleinſten ärgern könnte, die Ihrer geiſtlichen Aufſicht anvertrauet ſind.

Recht gut! Ich lobe Sie darum, Ehrwürdiger Mann. Aber weil ich Sie lobe, daß Sie Ihre Pflicht thun: ſo ſchelten Sie mich nicht, daß ich die meinige thue; — oder, welches einerley iſt, zu thun glaube.

Sie würden vor Ihrer Todesſtunde zittern, wenn Sie an der Bekanntmachung der bewußten Fragmente den geringſten Antheil hätten. — Ich werde vielleicht in meiner Todesſtunde zittern: aber vor meiner Todesſtunde werde ich nie zittern. Am allerwenigſten deswegen, daß ich gethan habe, was verſtändige Chriſten izt wünſchen, daß es die alten Bibliothekare zu Alexandria, zu Cäſarea, zu Conſtantinopel, mit den Schriften des Celſus, des Fronto, des Porphyrius, wenn ſie es hätten thun können, möchten gethan haben. Um die Schriften des letztern, ſagt ein Mann, der ſich auf ſolche Dinge verſtehet, gäbe izt mancher Freund der Religion gern einen frommen Kirchenvater hin.

Und ich hoffe ja nicht, Ehrwürdiger Mann, daß Sie ſagen werden: „jene alten Feinde der Religion hätten es allerdings „verdient, daß ihre Schriften ſorgfältiger wären aufbehalten „worden. Aber wozu der Neuern ihre aufbewahren, die nach „ſiebzehnhundert Jahren doch nichts Neues ſagen könnten?

Wer weiß das, ohne ſie gehört zu haben? Wer von unſern Nachkommen glaubt das, ohne es zu ſehen? Dazu bin ich der feſten Meynung, daß Welt und Chriſtenthum noch ſo lange ſtehen werden, daß in Betracht der Religion die Schriftſteller der erſten zwey Tauſend Jahre nach Chriſti Geburth, der Welt eben ſo wichtig ſeyn werden, als uns izt die Schriftſteller der erſten zwey Hundert Jahre ſind.

Das Chriſtenthum geht ſeinen ewigen allmäligen Schritt: und Verfinſterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Chriſtenthums ſind die Phaſes deſſelben, die ſich nicht anders erhalten können, als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonn und Planet und Betrachter auf dem nehmlichen Punkte verharren. Gott bewahre uns vor dieſer ſchrecklichen Stockung!

Alſo, ehrwürdiger Mann: mißbilligen Sie es wenigſtens weniger hart, daß ich ehrlich genug geweſen, eben ſowohl ſehr unchriſtliche Fragmente, als eine ſehr chriſtliche Schrift des Berengarius, von ihrem Untergange zu retten, und an das Licht zu bringen.

Doch das iſt die Bitte noch nicht, ehrwürdiger Mann, die ich Ihnen zu thun habe. Ich bitte von gewiſſen Leuten nichts, was ich nicht allenfalls auch Recht hätte, von ihnen zu fodern. Und mit dieſer Bitte allerdings können Sie es halten, wie Sie wollen.

Sondern meine eigentliche Bitte iſt der Art, daß Sie die Gewährung derſelben mir nicht wohl verweigern können. Sie haben mir Unrecht gethan; und einem ehrlichen Manne iſt nichts angelegner, als Unrecht, welches er nicht thun wollen, und doch gethan, wieder gut zu machen.

Es beſteht aber dieſes mir zugefügte Unrecht darinn, daß Sie eine von mir geſchriebene Stelle ganz wider ihren Zuſammenhang zu commentiren, das Unglück gehabt. Ihr Kopf war eben wärmer, als helle. Ich erkläre mich an einem Gleichniſſe.

Wenn ein Fuhrmann, der in einem grundloſen Wege mit ſeinem ſchwerbeladenen Wagen feſtgefahren, nach mancherley vergeblichen Verſuchen, ſich los zu arbeiten, endlich ſagt, wenn alle Stränge reiſſen, ſo muß ich abladen: wäre es billig, aus dieſer ſeiner Rede zu ſchlieſſen, daß er gern abladen wollen, daß er mit Fleiß die ſchwächſten mürbeſten Stränge vorgebunden, um mit guter Art abladen zu dürfen? Wäre der Betrachter nicht ungerecht, der aus dieſem Grunde die Vergütung alles Schadens, ſelbſt alles innern von auſſen unmerklichen Schadens, an welchem eben ſowohl der Einpacker Schuld könnte gehabt haben, von dem Fuhrmanne verlangen wollte?

Dieſer Fuhrmann bin ich: dieſer Betrachter ſind Sie, ehrwürdiger Mann. Ich habe geſagt, wenn man auch nicht im Stande ſeyn ſollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen, ſo geſchäftig iſt: ſo bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Chriſten unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den weſentlichen Wahrheiten derſelben erlangt haben. Dieſes zu unterſtützen, ſchrieb ich die Stelle nieder, die eine ſo unmilde Ausdehnung von Ihnen erdulden müſſen. Ich ſoll und muß geſagt haben, daß auf die Einwürfe gegen die Bibel ſich ſchlechterdings nichts antworten laſſe; daß es nur umſonſt ſey, darauf antworten zu wollen. Ich ſoll und muß die letzte unfehlbare Zuflucht des **Chriſten** dem **Theologen**, je eher je lieber zu nehmen, angerathen haben; damit ein ſchwacher, aber großſprecheriſcher Feind deſto eher das Feld behäupten könne.

Das iſt nicht die wahre Vorſtellung meiner Gedanken, ehrwürdiger Mann. Gleichwohl kann es bey Ihnen auch nicht Vorſatz geweſen ſeyn, eine ſo falſche Vorſtellung meiner Gedanken zu machen. Sie waren, in Zuverſicht auf Ihre gute Sache, die Sie auch von mir angegriffen zu ſeyn vermeynten, zu haſtig: Sie übereilten ſich.

Ehrwürdiger Mann, die ſich am leichteſten übereilen, ſind nicht die ſchlechteſten Menſchen. Denn ſie ſind größten Theils eben ſo fertig, ihre Uebereilung zu bekennen; und eingeſtandene Uebereilung iſt oft lehrreicher, als kalte überdachte Unfehlbarkeit.

Sonach erwarte ich denn auch von Ihnen, ehrwürdiger Mann, daß Sie, in einem der nächſten Stücke Ihrer freywilligen **Beyträge**, eine ſo gut als freywillige Erklärung zu thun, nicht ermangeln werden; des Inhalts: daß allerdings noch ein gewiſſer Geſichtspunkt übrig ſey, in welchem meine von Ihnen angegriffene Stelle ſehr unſchuldig erſcheine; daß Sie dieſen Geſichtspunkt überſehen; daß Sie weiter keine Urſache haben, dieſen überſehenen Geſichtspunkt, nachdem Sie von mir darauf geführet worden, nicht für den zu halten, auf welchen ich hin gearbeitet.

Nur eine ſolche Erklärung kann dem Verdachte Einhalt thun, den Sie, ehrwürdiger Mann, über meine Abſichten verbreiten zu wollen ſcheinen. Nur nach einer ſolchen Erklärung darf ich auf das wieder begierig ſeyn, was Ihnen ferner gegen mich zu erinnern, gefallen möchte. Ohne eine ſolche Erklärung aber, ehrwürdiger Mann, muß ich Sie ſchreiben laſſen, — ſo wie ich Sie predigen laſſe.

Das Abſagungsſchreiben.

Mein Herr Paſtor,

Mit vorſtehenden friedlichen Blättern glaubte ich von Ihnen abzukommen; und ſchon freute ich mich in Gedanken auf den freywilligen Beytrag, in welchem Ihre heilige Fauſt das chriſtliche Panier wieder über mich ſchwenken würde.

Indeß aber entweder mich die Preſſe, oder ich die Preſſe nicht genugſam fördern konnte, erhalte ich das 61 — 63ſte Stück beſagter Beyträge, — und bin wie vernichtet!

Das hat der nehmliche Mann geſchrieben? Wie ſoll die Nachwelt, auf welche die freywilligen Beyträge doch ganz gewiß kommen werden, einen ſo plötzlichen Sprung von Weiß auf Schwarz ſich erklären? — Goeze, wird die Nachwelt ſagen, Goeze wäre der Mann geweſen, der in Einem Athem gegen einen und eben denſelben Schriftſteller ſauerſüße **Komplimente** zwiſchen den Zähnen murmeln, und aus vollem Halſe laute Verleumdungen ausſtoßen können? Er hätte zugleich die Katze und den Eber geſpielt? Die Katze, die um den heißen Brey gehet; und den Eber, der blind auf den Spieß rennet? Das iſt unglaublich! In dem 55ſten Stück iſt ſein Eifer noch ſo gemäßigt, noch ſo ganz anonymiſch; er nennet weder Sack noch Eſel, auf die ſein Stecken zuſchlägt: und auf einmal im 61ſten Stücke iſt **Leſſing** namentlich hinten und vorne; muß **Leſſing** namentlich geknippen werden, ſo oft er den Krampf in ſeine orthodoxen Finger bekömmt? Dort will er das Waſſer kaum regen: und hier, **Plumps!** Das iſt unbegreiflich! Nothwendig müſſen alſo zwiſchen dem 55ſten und 61ſten Stücke dieſer koſtbaren Blätter, wie wir ſie itzt haben, alle diejenigen verloren gegangen ſeyn, die uns dieſes **Plumps!** erklären würden.“

So wird die Nachwelt ſagen, Herr Paſtor. Doch was kümmert Uns die Nachwelt, Herr Paſtor, die vielleicht auch ſo nicht ſagen wird? Genug, Sie wiſſen ſelbſt am beſten, wie ſehr ſich die Nachwelt irren würde; und ich berühre dieſe Saite blos, um es bey der itztlebenden Welt, — verſteht ſich, der Welt, die wir Beyde füllen — zu entſchuldigen, **Falls** auch mein Ton, den ich mir künftig mit dem Hrn. Paſtor Goeze erlauben dürfte, ihr von dem allzuviel abzuweichen ſcheinen ſollte, den ich noch bisher anzugeben, für ſchicklicher gehalten.

Denn wahrlich, Herr Paſtor, der zudringlichen Griffe, mit welchen Sie an mich ſetzen, werden allmälig zu viel! Erwarten Sie nicht, daß ich ſie Ihnen alle vorrechne: es würde Sie kitzeln, wenn Sie ſähen, daß ich alle gefühlt habe. Ich will Ihnen nur ſagen, was daraus kommen wird.

Ich will ſchlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verſchrieen werden, der es mit der Lutheriſchen Kirche weniger gut meynet, als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit beſſer mit ihr meyne, als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für ſein einträgliches Paſtorat, oder dergleichen, lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einſchwatzen möchte.

Sie, Herr Paſtor, Sie hätten den allergeringſten Funken Lutheriſchen Geiſtes? — Sie? der Sie auch nicht einmal Luthers Schulſyſtem zu überſehen im Stande ſind? — Sie? der Sie, mit ſtillſchweigendem Beyfall, von ungewaſchenen, auch wohl treuloſen Händen die Seite des Lutherſchen Gebäudes, die ein wenig geſunken war, weit über den Waſſerpaß hinaus ſchrauben laſſen? — Sie? der Sie den ehrlichen Mann, der freylich ungebeten, aber doch aufrichtig, den Männern bey der Schraube zuruft: ſchraubt dort nicht weiter! damit das Gebäude nicht hier ſtürze! — der Sie dieſen ehrlichen Mann mit Steinen verfolgen?

Und warum? — Weil dieſer ehrliche Mann zugleich den ſchriftlich gegebenen Rath eines ungenannten Baumeiſters, das Gebäude lieber ganz abzutragen, — gebilliget? unterſtützt? ausführen wollen? auszuführen angefangen? — Nicht doch! — nur nicht unterſchlagen zu dürfen, geglaubt.

O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, Herr Paſtor, wo der gute Mann, der dieſes ausrief, nur noch dieſes ausrufen konnte. — Erſt ſoll uns hören, erſt ſoll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!

O daß Er es könnte, Er, den ich am liebſten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — Groſſer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt, als von den kurzſichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg, ſchreyend aber gleichgültig daher ſchlendern! — Du haſt uns von dem Joche der Tradition erlöſet: wer erlöſet uns von dem unerträglichern Joche des Buchſtabens! Wer bringt uns endlich ein Chriſtenthum, wie du es itzt lehren würdeſt; wie es Chriſtus ſelbſt lehren würde! Wer — —

Aber ich vergeſſe mich; und würde noch mehr Sie vergeſſen, Herr Paſtor, wenn ich, auf eine dergleichen Aeuſſerung, Ihnen vertraulich zuſpräche: Herr Paſtor, bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden; bis dahin, was aber gewiß kömmt, gewiß! gewiß! — wäre es nicht beſſer, unſers Gleichen ſchwiegen? unſers Gleichen verhielten ſich nur ganz leidend? Was einer von Uns zurück halten will, möchte der andere übereilen: ſo daß der eine mehr die Abſichten des andern beförderte, als ſeine eignen. Wie wäre es, Herr Paſtor, wenn wir den Strauß, den ich noch mit Ihnen auszufechten habe, den erſten und letzten ſeyn lieſſen? Ich bin bereit, kein Wort weiter mit Ihnen zu verlieren, als was ich ſchon verloren habe.“

Denn nein; das werden Sie nicht wollen. Goeze hat noch keinem ſeiner Gegner das letzte Wort gelaſſen; ob er ſich gleich immer das erſte genommen. Er wird, was ich zu meiner Vertheidigung ſagen müſſen, als Angriff betrachten. Denn der Tummelplatz des ſeligen Ziegra muß ihm nicht vergebens nun ganz angeſtorben ſeyn.

Ich beklage: denn ſehen Sie, Herr Paſtor, es wird mir unmöglich ſeyn, nicht gegen Ihren Stachel zu läcken, und die Furchen, fürchte ich, die Sie auf dem Acker Gottes mich mit aller Gewalt wollen ziehen laſſen, werden immer krümmer und krümmer werden.

Nicht zwar, daß ich Ihnen jede hämiſche Anſpielung; jeden, wenn Gott will, giftigen Biß; jeden komiſchen Ausbruch Ihres tragiſchen Mitleids; jeden knirſchenden Seufzer, der es beſeufzet, nur ein Seufzer zu ſeyn; jede pflichtſchuldige Paſtoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an Ihre freywilligen Beyträge ſpicken und würzen werden, aufmutzen, oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von Einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen ſollte, als er hat. Auch haben dieſerley Pharmaka ihren Credit längſt verloren.

Sondern nur eines werde ich nicht aushalten können: Ihren Stolz nicht; der einem Jeden Vernunft und Gelehrſamkeit abſpricht, welcher Vernunft und Gelehrſamkeit anders braucht, als Sie. Beſonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie meinen Ungenannten, den Sie nur noch aus unzuſammenhängenden Bruchſtücken kennen, ſo ſchülerhaft und bubenmäßig zu behandeln fortfahren. Denn Mann gegen Mann, — nicht Sache gegen Sache — zu ſchätzen: ſo war dieſer Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrſamkeit, ſieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend ſind. Das glauben Sie mir indeß, Herr Paſtor, auf mein Wort.

Und ſonach meine Ritterliche Abſage nur kurz. Schreiben Sie, Herr Paſtor, und laſſen Sie ſchreiben, ſo viel das Zeug halten will: ich ſchreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringſten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht laſſe, wo Sie nicht Recht haben: dann kann ich die Feder nicht mehr rühren *)

---

*) „Dieſe Parabel hat mein Bruder unter dem Titel: **der Pallaſt im Feuer. Eine Parabel mit ihrer Erklärung**, aufs neue herausgeben wollen, und ſchon die Stellen, zu welchen Erklärungen kommen ſollten, auf beſondere Seiten geſchrieben. Es iſt davon aber weiter nichts da, als ein Entwurf zur Vorrede, der ſo lautet: „Dieſe Parabel iſt nicht das „Schlechteſte, was ich geſchrieben. — — — Die albern Deutungen des „Herrn Göze nöthigen mich, mein eigner Ausleger zu werden. — Göze läßt „ſich träumen, daß ich damit auf die Händel zielen wollen, welche die Fragmente erregen. — Und ich habe ſie beſtimmt, die ganze Geſchichte der „chriſtlichen Religion darunter vorzuſtellen.“ **Karl G. Leſſing.**

Axiomata,

wenn es deren in dergleichen Dingen giebt.

— — — — acumine pollentibus notionem prædicati in notione ſubjecti indivulſo nexu cum ea cohærentem pervidendi.

Wolfii Ph. r.

Wider den Herrn Paſtor Goeze, in Hamburg. (2)

1778.

Der Bogen, oder wie viel es geben wird, den ich zu ſchreiben mich niederſetze, dürfte mir deßwegen ſehr ſauer werden, weil ich kaum weiß, für wen ich ihn ſchreibe. Ich weiß nur, wider wen; und habe ſo wenig Hoffnung, daß er auch für den werden könne, wider den er gerichtet iſt, daß ich dieſe Hoffnung kaum in einen Wunſch zu verwandeln wage.

Ueber eine Stelle nehmlich, von der ich mir bewußt bin, daß ich ſie mit Ueberlegung und in guter Meynung geſchrieben habe, hat der Hr. Paſtor Goeze, in Hamburg, Erinnerungen gemacht, und in zweyerley Zeitungen abdrucken laſſen, die mich lieber als Gegner der chriſtlichen Religion brandmarkten.

Ich mag die Stelle, ſo wie ich ſie geſchrieben habe, hier nicht wiederhohlen. Und das um ſo viel weniger, da ich den einzeln Sätzen derſelben, die ich wie lauter Axiome dahin gepflanzt haben ſoll, eine etwas andre Ordnung geben will. Vielleicht, daß durch dieſe kleine Veränderung allein, mein Gegner mich beſſer verſtehen lernt; beſonders wenn er findet, daß ſeine eignen Einwendungen mir behülflich geweſen, mich beſſer zu erklären. Vielleicht, daß durch dieſe kleine Veränderung allein, meine Sätze vollends werden, was ſie noch nicht waren. Denn wer weiß nicht, daß Axiomata Sätze ſind, deren Worte man nur gehörig verſtehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln?

Gleich Anfangs ſtutzt der Hr. Paſtor gewaltig, daß mir weder die bisherigen Beſtreitungen, noch die bisherigen Vertheidingungen der chriſtlichen Religion, ſo ganz gefallen. Er ſtuzt; aber wenn ich ihn nur bewegen kann, das Ding, welches ihn ſo ſcheu macht, erſt recht anzuſehen: ſo ſoll er es beruhiget wohl hoffentlich vorbey gehen.

Wenn ich heucheln wollte, dürfte ich mich nur ſo erklären, daß alle Schuld meiner unbefriedigten Erwartung, auf die Beſtreitungen der Religion fiele. Daß dieſe, ohne Ausnahme, ganz ſchief und verfehlt ſind, wird mir der Hr. Paſtor gern zugeben. Wenn ich nun ſagte? „wie der Angriff, ſo die Vertheidigung. „Was kann der Gottesgelehrte dafür, daß man ſeine gute „Sache auf keiner andern Seite, mit keinen beſſern Waffen „angreifen wollen? Wenn man die Feſtungen von oben herab „belagern wird: ſo wird man auch darauf denken, ſie von „oben herein zu beſchirmen.“

Doch ich verachte alle Ausflüchte; verachte alles, was einer Ausflucht nur ähnlich ſieht. Ich habe es geſagt, und ſage es nochmals: auch an und für ſich ſelbſt, ſind die bisherigen Vertheidigungen der chriſtlichen Religion, bey weitem nicht mit allen den Kenntniſſen, mit aller der Wahrheitsliebe, mit allem dem Ernſte geſchrieben, den die Wichtigkeit und Würde des Gegenſtandes erfodern!

Und allerdings iſt dieſe meine allgemeine Aeuſſerung aus Induction entſtanden; und zwar aus einer ſo vollſtändigen, ſo genau erwogenen Induction, als ich in meiner Verfaſſung zu machen, nur im Stande geweſen.

Nun, ſo führe man dieſe Induction erſt vor unſern Augen! ruft mein Gegner in einem ſchon triumphirenden Tone mir zu.

Lieber Herr Paſtor, ich wünſchte ſehr, dieſe Zumuthung wäre nicht gedruckt an mich ergangen. Es iſt eine wahre Kanzelzumuthung: und Sie wiſſen wohl, wie man einer dergleichen Zumuthung begegnet. Ebenfalls durch eine Zumuthung.

Wenn ich ſage, alles Queckſilber verraucht über dem Feuer: muß ich demjenigen zu gefallen, dem die Allgemeinheit meiner Behauptung nicht anſteht, alles Queckſilber aus der ganzen Natur zuſammen bringen, und es vor ſeinen Augen verrauchen laſſen? Ich dächte, bis ich das im Stande bin, ſpräche ich blos zu ihm: „Guter Freund, alles Queckſilber, das ich noch „über Feuer brachte, das verrauchte wirklich. Kennſt du welches, das nicht verraucht: ſo bring es, damit ich es auch kennen lerne; und du ſollſt Dank haben.“

Alle die unzähligen großen und kleinen Schriften, die auch nur ſeit dieſem Jahrhunderte für die Wahrheit der chriſtlichen Religion geſchrieben worden, auf die Capelle zu bringen: welch ein Zumuthen! War es dem Hrn. Paſtor doch Ernſt damit, wollte er nicht blos mich damit verhöhnen, nicht blos ſich an meiner Verlegenheit weiden, entweder zu widerrufen, oder mich einer Arbeit ohne Ende zu unterziehen: nun gut, ſo beweiſe er es durch eine Kleinigkeit. Sie ſoll ihm nur ein Wort koſten, dieſe Kleinigkeit.

Nehmlich: er nenne mir nur diejenige Schrift, mit welcher ich meinen Verſuch des Verrauchens zuerſt machen ſoll. Er nenne mir ſie nur; und ich bin bereit. Iſt es eine, die ich ſchon kenne: ſo darf mir nicht bange ſeyn. Iſt es eine, die ich nicht kenne, und mein Verſuch ſchlägt fehl: deſto beſſer. Ich nehme für eine große Belehrung eine kleine Beſchämung gern vorlieb.

Nur eines muß ich mir dabey ausbedingen. Er muß nicht thun, als ob der, welcher gewiſſe Beweiſe einer Sache bezweifelt, die Sache ſelbſt bezweifle. Der geringſte Fingerzeig dahin ausgeſtreckt, iſt Meuchelmord. Was kann ich dafür, daß man neuerer Zeit Nebenbeweiſe zu einer Gewißheit und Evidenz erheben wollen, die ſie ſchlechterdings nicht haben können? Was kann ich dafür, daß man die ganze Sache nicht in den beſcheidenen Schranken laſſen wollen, innerhalb welchen ſie alle ältere Theologen geſichert genug hielten? Oder iſt dem Hrn. Paſtor die Geſchichte der Dogmatik ſo wenig bekannt, daß er von dieſen Veränderungen nichts weiß? Wie kömmt er, und Er insbeſondere dazu, ſich gegen einen Mann zu erklären, der nur mit dieſen Veränderungen unzufrieden iſt? Er iſt ja ſonſt kein Freund von theologiſchen Neuerungen. Warum will er nur dieſe gegen mich in Schutz nehmen? Weil ich mich nicht überall nach der theologiſchen Schulſprache ausgedruckt habe, die ihm geläufig iſt? Ich bin Liebhaber der Theologie, und nicht Theolos. Ich habe auf kein gewiſſes Syſtem ſchwören müſſen. Mich verbindet nichts, eine andre Sprache, als die meinige, zu reden. Ich betaure alle ehrliche Männer, die nicht ſo glücklich ſind, dieſes von ſich ſagen zu können. Aber dieſe ehrlichen Männer müſſen nur andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit welchem ſie an die Krippe gebunden ſind. Sonſt hört mein Betauren auf: und ich kann nichts als ſie verachten.

So viel von dem Grauſale, der dem Hrn. Paſtor gleich am Eingange des Weges aufſtieß. Nun von der Stelle ſelbſt, die ich, wie geſagt, nicht ganz in der nehmlichen Ordnung, aber doch in allen ihren Worten, in ihrem ganzen Sinne, gegen die Mißdeutungen des Hrn. Paſtors zu retten, mich gezwungen ſehe. Die logiſche Ordnung unſrer Gedanken, iſt nicht immer die, in welcher wir ſie andern mittheilen. Aber ſie iſt die, welche vor allen Dingen der Gegner aufſuchen muß, wenn ſein Angriff nach der Billigkeit ſeyn ſoll. Und ſo hätte der Hr. Paſtor mit dem 3ten meiner Sätze anfangen müſſen, wie folget.

I. (3)

Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehöret.

Dieſes geſchrieben zu haben, darf mich nicht reuen. Aber darauf geantwortet haben, wie der Hr. Paſtor Goeze darauf antwortet, möchte ich um alles in der Welt nicht.

„In dieſem Satze, antwortet er, liegen zwey Sätze. Einmal: die Bibel enthält das, was zur Religion gehört. Zweytens: die Bibel enthält mehr als zur Religion gehört. In dem erſten Satze räumt der Hr. H. das ein, was er in dem vorhergehenden geleugnet hat. Enthält die Bibel das, was zur Religion gehört: ſo enthält ſie die Religion objective ſelbſt.

Ich erſchrecke! Ich ſoll geleugnet haben, daß die Bibel die Religion enthalte? Ich? Wo das? Gleich in dem vorhergehenden? Doch wohl nicht damit, daß ich geſagt habe: die Bibel iſt nicht die Religion? damit?

Lieber Herr Paſtor, wenn Sie mit allen ihren Gegnern ſo zu Werke gegangen ſind! Iſt denn **ſeyn** und **enthalten** einerley? Sind es denn ganz identiſche Sätze: **die Bibel enthält die Re-**

ligion; und die Bibel iſt die Religion? Man wird mir doch nimmermehr in Hamburg den ganzen Unterſchied zwiſchen Brutto und Netto wollen ſtreitig machen? Da, wo ſo viele Waaren ihre beſtimmte Thara haben, wollte man mir auf die h. Schrift, auf eine ſo koſtbare Waare, nicht auch eine kleine Thara gut thun? — Nun, nun; der Hr. Paſtor iſt auch wirklich ſo unkaufmänniſch nicht. Denn er fährt fort:

„Der zweyte Satz kann zugegeben werden, wenn man einen
„Unterſchied macht zwiſchen dem, was weſentlich zur Religion
„gehört, und zwiſchen dem, was zur Erläuterung und Beſtätigung
„der Hauptſätze, welche eigentlich das Weſen der Religion
„ausmachen, gehöret.

Gut! alſo handeln wir doch ſchon um das Brutto. Und wie? wenn auch ganz unnöthige Emballage darunter wäre? — Wie? wenn auch nicht Weniges in der Bibel vorkäme, das ſchlechterdings weder zur Erläuterung noch zur Beſtätigung, auch des allergeringſten Satzes der Religion, diene? Was andere auch gute Lutheriſche Theologen von ganzen Schriften der Bibel behauptet haben, darf ich doch wohl von einzeln Nachrichten in dieſer und jener Schrift behaupten? Wenigſtens muß man ein Rabbi oder ein Homilet ſeyn, um nur eine Möglichkeit oder ein Wortſpiel auszugrübeln, wodurch die Hajiemim des Ana, die Crethi und Plethi des David, der Mantel, den Paulus zu Troas vergaß, und hundert andere ſolche Dinge, in einige Beziehung auf die Religion können gebracht werden.

Alſo der Satz, die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehöret, iſt ohne Einſchränkung wahr. Auch kann er, durch ſeinen gehörigen Gebrauch, der Religion unendlich vortheilhafter, als durch ſeinen Mißbrauch ihr ſchädlich werden. Mißbrauch iſt von allen Dingen zu beſorgen; und ich hätte nichts dagegen, daß man ſich im voraus darwider decket. Nur hätte das auf eine paſſendere Art geſchehen müſſen, als es in folgendem Zuſatze des Hrn. Paſtors geſchehen iſt.

„Soll aber dieſer Satz der Bibel zum Nachtheil gereichen;
„ſo iſt er völlig unkräftig, eben ſo unkräftig, als wenn ich ſagen
„wollte: Wolfs Syſtem der Mathematik enthält Scholia,
„und dieſe verringern den Werth deſſelben.“

Wie geſagt, bey mir ſoll dieſer Satz, der Bibel zu keinem Nachtheile gereichen. Er ſoll ſie vielmehr mit Eins unzähligen Einwürfen und Spöttereyen entziehen, und in die aufgegebnen Rechte alter Urkunden wieder einſetzen, denen man Ehrerbietung und Schonung ſchuldig iſt.

Mit Ihrem Exempel hiernächſt, Herr Paſtor, bin ich mehr zufrieden, als Sie glauben. Freylich verringern die Scholia in Wolfs Elementen der Mathematik, nicht den Werth derſelben. Aber ſie machen doch, daß nun nicht alles darin demonſtrirt iſt. Oder glauben Sie, daß die Scholia eben ſo gewiß ſeyn müſſen, als die Theoremata? Nicht zwar, als ob nicht auch Scholien demonſtrirt werden **könnten**: ſondern ſie brauchen es hier nur nicht. Es hieße die Demonſtration verſchwenden, wenn man alle die Kleinigkeiten damit verſehen wollte, die man in ein Scholien bringen und auch nicht bringen kann. — Eine ähnliche Verſchwendung der Inſpiration iſt von eben ſo wenig Nutzen, aber von unendlich mehr Aergerniß.

II. (4)

Es iſt bloße Hypotheſe, daß die Bibel in dieſem Mehrern gleich unfehlbar ſey.

Nicht? Sondern was denn? **Unwiderſprechliche Wahrheit.** Unwiderſprechlich? dem ſo oft widerſprochen werden! dem noch itzt ſo viele widerſprechen! So viele: die auch Chriſten ſeyn wollen, und Chriſten ſind. Freylich nicht Wittenbergiſch-Lutheriſche Chriſten: freylich nicht Chriſten von Calovs Gnaden. Aber doch Chriſten, und ſelbſt **Lutheriſche** Chriſten; von Gottes Gnaden.

Wenn indeß Calov und Goeze doch Recht hätten! Letzterer führt wenigſtens ein ſo treffliches Dilemma an. „Entweder, „ſagt er, dieſes Mehrere iſt von Gott eingegeben, wenigſtens „gebilliget, oder nicht. Iſt das erſte, ſo iſt es eben ſo unfehlbar, wie das Weſentliche. Nimmt man aber das letzte an, ſo „verliert das erſte auch ſeine Zuverläßigkeit.“

Wenn dieſes Dilemma richtig iſt: ſo muß es auch gelten, wenn ich, anſtatt des **Mehrern**, irgend ein ander Subject ſetze, von welchem das nehmliche doppelte Prädicat zu gelten ſcheinet. Z. E. „Das **moraliſch Böſe** iſt entweder durch Gott geworden, wenigſtens von ihm gebilliget, oder nicht. Iſt das erſte: ſo iſt es eben ſo göttlich, und alſo eben ſo gut, als das Gute. Nimmt man aber das letzte an, ſo können wir auch nicht wiſſen, ob Gott das Gute erſchaffen und gebilliget habe. Denn Böſes iſt nie ohne Gutes, und Gutes nie ohne Böſes.“

Was denkt mein Leſer? Wollen wir beide Dilemmata behalten? oder beide verwerfen? Ich bin zu dem letzten entſchloſſen. Denn wie? wenn ſich Gott bey ſeiner Inſpiration gegen die menſchlichen Zuſätze, die ſelbſt durch die Inſpiration möglich wurden, eben ſo verhalten hätte, wie bey ſeiner Schöpfung gegen das moraliſch Böſe? Wie? wenn er, nachdem das eine und das andere Wunder einmal geſchehen war, das, was dieſe Wunder hervorgebracht hatten, ſeinem natürlichen Laufe überlaſſen hätte? Was ſchadet es, daß in dieſem Falle die Grenzen zwiſchen menſchlichen Zuſätzen und geoffenbarten Wahrheiten, ſo genau nicht mehr zu beſtimmen wären? Iſt doch die Grenzſcheidung zwiſchen dem moraliſch Böſen und dem moraliſch Guten, eben ſo unbeſtimmbar. Haben wir aber darum gar kein Gefühl vom Guten und Böſen? Würden ſich deswegen gar keine geoffenbarte Wahrheiten von menſchlichen Zuſätzen unterſcheiden? Hat denn eine geoffenbarte Wahrheit gar keine innere Merkmale? Hat ihr unmittelbar göttlicher Urſprung an ihr und in ihr keine Spur zurückgelaſſen, als die hiſtoriſche Wahrheit, die ſie mit ſo vielen Fratzen gemein hat?

Alſo gegen den Schluß des Hrn. Paſtors hätt ich das, und ſonſt noch manches, einzuwenden. Aber er will auch nicht ſowohl durch Schlüße beweiſen, als durch Gleichniße und Schriftſtellen.

Und dieſe letztern, die Schriftſtellen, werden doch wohl unwiderſprechlich ſeyn? Wenn ſie das doch wären! Wie gern wollte ich den ewigen Zirkel vergeſſen, nach welchem die Unfehlbarkeit eines Buches aus einer Stelle des nehmlichen Buches, und die Unfehlbarkeit der Stelle, aus der Unfehlbarkeit des Buches bewieſen wird. Aber auch die ſind ſo wenig unwiderſprechlich: daß ich denken muß, der Hr. Paſtor hat nur gerade die allerzweifelhafteſten für mich aufgeſucht, um die triftigern auf eine beſſere Gelegenheit zu verſparen.

Wenn Chriſtus von der Schrift ſagt, ſie zeuge von ihm: hat er damit ſagen wollen, daß ſie nur von ihm zeuge? Wie liegt in dieſen Worten die Homogenität aller bibliſchen Bücher, ſowohl in Anſehung ihres Inhalts, als ihrer Eingebung? Könnte die Schrift nicht eben ſowohl von Chriſto zeugen, wenn auch nur das eingegeben wäre, was ſich darin als ausdrückliche Worte Gottes oder der Propheten auszeichnet?

Und die πασα γραφη des Paulus! — Ich brauche den Hrn. Paſtor nicht zu erinnern, wem er erſt über die wahre Erklärung dieſer Stelle genug thun muß: ehe er fortfährt, ſich ihrer ſo geradehin zu bedienen. Eine andere Conſtruction giebt den Worten des Paulus einen ſo andern Sinn; und dieſe Conſtruction iſt eben ſo grammatiſch, mit dem Zuſammenhange eben ſo übereinſtimmend, hat eben ſo viele alte und neue Gottesgelehrten für ſich, als die in den gemeinſten Lutherſchen Dogmatiken gebilligte Conſtruction: daß ich gar nicht einſehe, warum es ſchlechterdings bey dieſer bleiben ſoll? Luther ſelbſt hat in ſeiner Ueberſetzung nicht ſowohl dieſe, als jene befolgt. Er hat kein και geleſen; und ſchlimm genug, wenn durch dieſe Variante, ſo wie man dieſes και mitnimmt oder wegläßt, die Hauptſtelle von dem principio cognoscendi der ganzen Theologie, ſo äußerſt ſchwankend wird.

Endlich das feſte prophetiſche Wort! — Woher der Beweis, daß unter dem prophetiſchen Worte auch alle hiſtoriſchen Worte verſtanden werden? Woher? Die hiſtoriſchen Worte ſind das Vehiculum des prophetiſchen Wortes. Ein Vehiculum aber ſoll und darf die Kraft und Natur der Arzeney nicht haben. Was hat der Hr. Paſtor an dieſer Vorſtellung auszuſetzen? Daß es nicht ſeine, nicht ſeine Wittenbergiſche Vorſtellung iſt: das weiß ich. Wenn aber nur das, Deutſchland durch zwey Zeitungen erfahren ſollen: warum hat er ſich und mir die Sache nicht noch leichter gemacht? Warum hat er nicht kurz und gut in Bauſch und Bogen erklärt, daß meine ganze Stelle den Compendien der Wittenbergiſchen Orthodoxie platterdings widerſpreche? Zugegeben; und herzlich gern! hätte ich ſodann eben ſo kurz antworten können.

III. (1)

Der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt, und die Bibel iſt nicht die Religion.

Wenn es wahr iſt, daß die Bibel mehr enthält, als zur Religion gehöret: wer kann mir wehren, daß ich ſie, in ſo fern ſie beides enthält, in ſo fern ſie ein bloßes Buch iſt, den Buchſtaben nenne; und dem beſſern Theile derſelben, der Religion iſt, oder ſich auf Religion beziehet, den Namen des Geiſtes beylege?

Zu dieſer Benennung iſt derjenige ſogar berechtiget, der das innere Zeugniß des h. Geiſtes annimmt. Denn da dieſes Zeugniß ſich doch nur bey denjenigen Büchern und Stellen der Schrift mehr oder weniger äuſſern kann, welche auf unſere geiſtliche Beſſerung mehr oder weniger abzwecken: was iſt billiger, als nur ſolcherley Bücher und Stellen der Bibel den Geiſt der Bibel zu nennen? Ich denke ſogar, es ſtreife ein wenig an Gotteslästerung, wenn man behaupten wollte, daß die Kraft des H. Geiſtes ſich eben ſowohl an dem Geſchlechtsregiſter der Nachkommen des Eſau beym Moſes, als an der Bergpredigt Jeſu beym Matthäus, wirkſam erzeigen können.

Im Grunde iſt dieſer Unterſchied zwiſchen dem Buchſtaben und dem Geiſte der Bibel, der nehmliche, welchen andere auch gute Lutheriſche Theologen ſchon längſt zwiſchen der heiligen Schrift und dem Worte Gottes gemacht haben. Warum hat Hr. Paſtor Goeze nicht erſt mit dieſen angebunden, ehe er einem armen Layen ein Verbrechen daraus macht, in ihre Fußtapfen zu treten?

IV. (2)

Folglich ſind die Einwürfe gegen den Buchſtaben und gegen die Bibel, nicht eben auch Einwürfe gegen den Geiſt und gegen die Religion.

Ganz gewiß hat eine Folge die Natur des Grundſatzes, aus welchem ſie hergeleitet wird. Jener iſt theils zugegeben, theils erwieſen. Sind Einwürfe gegen zufällige Erläuterungen der Hauptſätze der chriſtlichen Religion, keine Einwürfe gegen die Hauptſätze ſelbſt: ſo können noch weniger Einwürfe gegen bibliſche Dinge, die auch nicht einmal zufällige Erläuterungen der Religion ſind, Einwürfe gegen die Religion ſeyn.

Ich brauche alſo hier nur noch auf die Inſtanz des Hrn. Paſtors zu antworten. Freylich, wenn eine **Landesverfaſſung** gerade nicht weniger und nicht mehr enthält, als die **Landesordnung**: ſo hat derjenige Unterthan, der muthwillige Einwürfe gegen die Landesverfaſſung macht, auch die Landesordnung muthwillig angegriffen. Aber wozu wären denn ſodann ganz verſchiedne Benennungen? Warum hieße nicht das Eine, ſowohl als das Andere, Landesordnung oder Landesverfaſſung? Daß das Eine anders heißt, als das Andere, iſt ja ein offenbarer Beweis, daß das Eine auch etwas anders iſt, als das Andere. Denn vollkommene Synonyma giebt es nicht. Iſt aber das Eine etwas anders, als das Andere: ſo iſt es ja nicht wahr, daß das Eine beſtreiten, nothwendig auch das Andere beſtreiten, heißen muß. Denn der Umſtand, welcher die zweyfache Benennung veranlaßt hat, ſey noch ſo klein: ſo kann der Einwurf auch doch nur dieſen kleinen Umſtand betreffen; und das, was der Hr. Paſtor ſo ſpöttiſch Antitheſe nennt, iſt völlige Rechtfertigung. Ich will mich an einem Exempel erklären, das ihm ganz nahe iſt. Die Sammlung Hamburgiſcher Geſetze des Hrn. Syndicus **Klefeker** (wenn ſie fertig geworden, was ich itzt nicht weiß,) enthält doch wohl die vollſtändigſte und zuverläßigſte Verfaſſung der Stadt Hamburg? könnte doch wohl auch dieſen Titel führen? Wenn ſie ihn nun führte: könnte ich keinen Einwurf gegen dieſes Werk machen, ohne mich der Autorität der Hamburgiſchen Geſetze ſelbſt entgegen zu ſtellen? Könnte mein Einwurf nicht die hiſtoriſchen Einleitungen betreffen, die Hr. **Klefeker** einer jeden Klaſſe von Geſetzen vorausgeſchickt hat? Oder haben dieſe hiſtoriſchen Einleitungen dadurch die Kraft der Geſetze erhalten, weil ſie mit den Geſetzen in Einem Bande abgedruckt worden? Woher weiß der Hr. Paſtor, daß die hiſtoriſchen Bücher der Bibel, nicht ohngefehr ſolche Einleitungen ſeyn ſollen? welche Bücher Gott eben ſo wenig einzugeben, oder auch nur zu genehmigen brauchte, als Bürgerſchaft und Rath nöthig hatten, dieſe Einleitungen in ihren beſondern Schutz zu nehmen. Genug, daß **Klefekern** alle Archive der Stadt offen ſtunden! Hat er ſie nicht ſorgfältig genug gebraucht: ſo brauche ſie ein andrer beſſer; und damit gut. Vielmehr wäre es ein ärgerlicher Mißbrauch, eine unnütze Verſchleuderung der geſetzgebenden Macht, wenn man ihr Anſehen an zwey ſo verſchiedene Dinge ſo ganz gleich hätte vertheilen wollen; an die Geſetze, und an die Geſchichte der Geſetze.

V. (5)

Auch war die Religion, ehe eine Bibel war.

Hierwider ſagt der Hr. Paſtor: „Aber doch nicht ehe eine „Offenbarung war.“ — Was er damit will, iſt mir ganz unbegreiflich. Freylich kann eine geoffenbarte Religion nicht eher ſeyn, als ſie geoffenbaret worden. Aber ſie kann doch eher ſeyn, als ſie niedergeſchrieben worden. Davon iſt ja nur die Rede. Ich will ja nur ſagen: die Religion war, ehe das geringſte von ihr ſchriftlich verfaßt wurde. Sie war, ehe es noch ein einziges Buch von der Bibel gab, die itzt ſie ſelbſt ſeyn ſoll. Was ſoll nun die windſchiefe Frage, die mich in meinen eignen Gedanken irre machen könnte? — Mehr weiß ich hierauf nicht zu erwiedern.

VI. (6)

Das Chriſtenthum war, ehe Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erſte von ihnen ſchrieb; und eine ſehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam.

„Alles dieſes, ſagt der Hr. Paſtor, kann ich dem Heraus„geber einräumen.“ — Kann? warum denn nur kann? — Muß mir der Hr. Paſtor einräumen.

Muß er mir das aber einräumen: ſo räumt er mir ja auch zugleich ein, daß das mündlich geoffenbarte Chriſtenthum weit früher geweſen, als das aufgeſchriebene; daß es ſich erhalten und ausbreiten können, ohne aufgeſchrieben zu ſeyn. Mehr will ich ja nicht; und ich weiß wiederum gar nicht, warum er mir auch hier die Frage entgegen ſetzt: „War denn das Chriſten„thum ſchon, ehe Chriſtus und die Apoſtel geprediget hatten?“

Dieſe Frage ſoll dieſen Satz zu ſeiner Abſicht unbrauchbar machen; welche Abſicht der folgende Satz enthält. Da wollen wir ſehen.

Hier möchte ich vorläufig nur auch gern eine Frage, oder zwey, thun; blos um mich zu belehren, blos den ganzen Sinn des Hrn. Paſtors zu faſſen. — „Wenn, ſo lange Chriſtus und „die Apoſtel predigten, ſo lange die auſſerordentlichen Gaben „des h. Geiſtes in den Gemeinen wirkſam waren, die Fortpflanzung der chriſtlichen Religion durch mündlichen Unterricht „beſſer zu erhalten war, als durch Schriften:“ fieng der Gebrauch der Schriften erſt an, als jene auſſerordentlichen Gaben aufhörten; oder fieng er früher an? Fieng er früher an, und iſt es unleugbar, daß dieſe Gaben nicht zugleich mit den Apoſteln aufhörten, ſondern noch Jahrhunderte fortdauerten: entlehnten in dieſem Zeitraume die Gaben den Beweis von den Schriften, oder die Schriften von den Gaben? Jenes hat keinen Verſtand; und war dieſes: ſind wir nicht ſehr übel daran, daß die nehmlichen Schriften, welche die erſten Chriſten auf den Beweis der Gaben glaubten, wir ohne dieſen Beweis glauben müſſen? Fieng hingegen der Gebrauch der Schriften nicht eher an, als die Wundergaben aufhörten: woher nehmen wir den Beweis, daß die Schriften in die Stelle der Wundergaben nicht ſowohl getreten, als treten ſollen?

Und doch erhellet aus der Geſchichte, daß dieſes allerdings der Fall iſt. Allerdings iſt zu erweiſen, daß ſo lange die Wundergaben, und beſonders die unmittelbare Erleuchtung der Biſchöfe, Statt hatten, man aus dem geſchriebenen Worte weit weniger machte. Es war ein Verbrechen ſogar, dem Biſchofe nicht anders, als auf das geſchriebene Wort glauben zu wollen. Und das nicht ohne Grund. Denn die ἐμφυτος δωρεα της διδαχης, die in den Biſchöfen war, war eben dieſelbe, welche in den Apoſteln geweſen war; und wenn Biſchöfe das geſchriebene Wort anführten, ſo führten ſie es freylich zur Beſtätigung ihrer Meynung, aber nicht als die Quelle ihrer Meynung an.

Dieſes bringt mich nahe zu der Abſicht wieder zurück, in welcher ich den Satz, bey welchem wir halten, und den nächſtvorhergehenden, vorausgeſchickt habe. Zu der Folge nehmlich:

VII. (7)

Es mag alſo von dieſen Schriften noch ſo viel abhangen: ſo kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der chriſtlichen Religion auf ihnen beruhen.

D. i. wenn es wahr iſt, daß die Religion des A. und N. Teſtaments eine geraume Zeit ſchon geoffenbaret war, ehe das geringſte von ihr ſchriftlich verfaßt wurde; und eine noch geraumere Zeit beſtand, ehe alle die Bücher fertig wurden, die wir itzt zum Kanon des A. und N. Teſtaments rechnen: ſo muß ſie ja wohl ohne dieſe Bücher ſich denken laſſen. Ohne dieſe Bücher, ſage ich. Ich ſage nicht: ohne den Inhalt dieſer Bücher. Wer mich dieſes, ſtatt jenem, ſagen läßt: läßt mich Unſinn ſagen, um das große heilige Verdienſt zu haben, Unſinn zu widerlegen. Nochmals, und nochmals: ohne dieſe Bücher. Auch hat, ſo viel ich weiß, noch kein Orthodox behauptet, daß die Religion in einem dieſer Bücher zuerſt, durch eines dieſer Bücher urſprünglich, geoffenbaret worden, und ſo wie die übrigen dazu gekommen, allmälig mit angewachſen ſey. Vielmehr geſtehen es gelehrte und denkende Theologen einmüthig, daß in dieſen Büchern bloß gelegentlich, bald mehr bald weniger, davon aufbehalten worden. — Dieſes Mehrere oder Wenigere wäre ſchon wahr geweſen, ehe es gelegentlich ſchriftlich aufbehalten wurde: und ſollte itzt für uns nur wahr ſeyn, weil es ſchriftlich aufbehalten worden? —

Hier ſucht ſich zwar der Hr. Paſtor mit einer Unterſcheidung zu helfen: ein andres, will er, ſey die Wahrheit der Religion; und ein andres, unſre Ueberzeugung von dieſer Wahrheit. „Die „Wahrheit der chriſtlichen Religion, ſagt er, beruhet allerdings „auf ſich ſelbſt; ſie beſtehet auf ihrer Uebereinſtimmung mit den „Eigenſchaften und Willen Gottes, und auf der hiſtoriſchen „Gewißheit der Factorum, auf welche ihre Lehrſätze ſich zum „Theil gründen. Allein, unſere Ueberzeugung von der Wahrheit der chriſtlichen Religion beruhet doch lediglich und allein „auf dieſen Schriften.“ Aber, wenn ich dieſe Worte recht verſtehe: ſo ſagt der Hr. Paſtor entweder etwas ſehr Unphiloſophiſches, oder er ſchlägt ſich ſelbſt, und iſt völlig meiner Meynung. Vielleicht auch, daß er ſich ſo unphiloſophiſch ausdrücken mußte, um nicht gar zu deutlich meiner Meynung zu ſcheinen. Denn man überlege doch nur! Wenn die Wahrheit der chriſtlichen Religion Theils — (dieſes Theils hat er freylich nicht buchſtäblich hingeſchrieben, aber ſein Sinn erfodert es doch nothwendig —) wenn ſie, ſage ich, Theils auf ſich ſelbſt, d. i. auf ihrer Uebereinſtimmung mit den Eigenſchaften und dem Willen Gottes, Theils auf der hiſtoriſchen Gewißheit der Factorum beruhet, auf die ſich einige ihrer Lehrſätze gründen: entſpringt nicht aus dieſem doppelten Grunde, auch eine doppelte Ueberzeugung? Hat nicht jeder einzelne Grund ſeine Ueberzeugung für ſich? Was braucht einer von beiden, die Ueberzeugung des andern zu entlehnen? Iſt es nicht fauler Leichtſinn, dem einen die Ueberzeugung des andern zu gute kommen zu laſſen? Iſt es nicht leichtſinnige Faulheit, die Ueberzeugung des einen, auf beide erſtrecken zu wollen? Warum ſoll ich Dinge, die ich deswegen für wahr halten muß, weil ſie mit den Eigenſchaften und dem Willen Gottes übereinſtimmen, nur deswegen glauben, weil andre Dinge, die irgend einmal in Zeit und Raum mit ihnen verbunden geweſen, hiſtoriſch erwieſen ſind?

Es ſey immerhin wahr, daß die bibliſchen Bücher alle die Fakta erweiſen, worauf ſich die chriſtlichen Lehrſätze zum Theil gründen: Fakta erweiſen, das können Bücher; und warum ſollten es dieſe nicht können? Genug, daß die chriſtlichen Lehrſätze ſich nicht alle auf Fakta gründen. Die übrigen gründen ſich, wie zugegeben, auf ihre innere Wahrheit: und wie kann die innere Wahrheit irgend eines Satzes von dem Anſehen des Buches abhangen, in dem ſie vorgetragen worden? Das iſt offenbarer Widerſpruch.

Noch kann ich mich über eine Frage nicht genug wundern, die der Hr. Paſtor mit einer Zuverſicht thut, als ob nur Eine Antwort darauf möglich wäre. „Würde, fragt er, wenn die „Neuteſtamentlichen Bücher nicht geſchrieben, und bis auf uns „gekommen wären, wohl eine Spur von dem, was Chriſtus „gethan und gelehret hat, in der Welt übrig geblieben ſeyn?“ — Gott behüte mich, jemals ſo klein von Chriſti Lehren zu denken, daß ich dieſe Frage ſo gerade zu mit Nein zu beantworten wagte! Nein; dieſes Nein ſpräche ich nicht nach, und wenn mir es ein Engel vom Himmel verſagte. Geſchweige, da mir es nur ein Lutherſcher Paſtor in den Mund legen will. — Alles, was in der Welt geſchieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob ſie der Menſch gleich nicht immer nachweiſen kann: und nur deine Lehren, göttlicher Menſchenfreund, die du nicht aufzuſchreiben, die du zu predigen befahleſt, wenn ſie auch nur wären geprediget worden, ſollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus ſich ihr Urſprung erkennen ließe? Deine Worte ſollten erſt, in todte Buchſtaben verwandelt, Worte des Lebens geworden ſeyn? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menſchen zu erleuchten, und zu beſſern? Iſt mündliche Ueberlieferung nichts? Und wenn mündliche Ueberlieferung tauſend vorſetzlichen und unvorſetzlichen Verfälſchungen unterworfen iſt: ſind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nehmliche Aeuſſerung ſeiner unmittelbaren Gewalt, nicht eben ſowohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälſchungen bewahren können, als wir ſagen, daß er die Bücher bewahret hat? — O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger deines Wortes ſeyn will, und ſo keck vorgiebt, daß du deine Abſicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den du dir gefallen laſſen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der auſſer dieſem einzigen Wege, den er ſieht, alle andere Wege, weil er ſie nicht ſieht, platterdings leugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie ſo rechtgläubig werden, damit ich nie ſo vermeſſen werde! „—

Wie viel kleine Nachrichten und Begriffe ſind nicht auch wirklich, durch bloße mündliche Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag fortgepflanzet worden, ohne deren Hülfe wir ſchwerlich wohl die Schriften des N. T. vollkommen ſo verſtehen und auslegen würden, als wir mit ihrer Hülfe thun? Dieſes gilt nicht allein von den Katholiken, die es eingeſtehen: ſondern auch von den Proteſtanten, ob deren es ſchon wenige zugeben.

Das Apoſtoliſche Glaubensbekenntniß iſt offenbar mehr aus einem mündlich überlieferten Lehrbegriffe entſtanden, als unmittelbar aus der Schrift gezogen worden. Wäre es dieſes: ſo würde es gewiß, Theils vollſtändiger, Theils beſtimmter ſeyn.

Daß es dieſes nicht iſt, läßt ſich weniger aus der Muthmaſſung erklären, daß es nur ein Formular für Täuflinge ſeyn ſollen, als daher, daß es den mündlich überlieferten Glauben enthält, der zur Zeit ſeiner Abfaſſung, als man die Bücher des N. Teſtaments ſo ſorgfältig noch nicht durchſiebt hatte, auch den Grund noch nicht erkannte, ſie ſo ſorgfältig durchſieben zu müſſen, gänge und gäbe war.

Doch wo gerathe ich hin? — Wohin der Hr. Paſtor mir leichter ein Kreuz nachſchlagen kann, mir lieber einen Fluch nachrufen wird, als mir folgen. — Alſo zurück und weiter.

VIII. 8.

War ein Zeitraum, in welchem ſie (die chriſtliche Religion) bereits ſo ausgebreitet war, in welchem ſie ſich bereits ſo vieler Seelen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchſtabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen iſt: ſo muß es auch möglich ſeyn, daß alles, was die Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben haben, wiederum verloren gienge, und die von ihnen gelehrte Religion doch beſtünde.

Es iſt nicht ſpöttiſche Parodie, es iſt mein herzlicher Ernſt, wenn ich zum Theil die Worte des Hrn. Paſtors gegen ihn ſelbſt kehre, und ſage: „Bey aller Achtung, welche ich für die „ſonſtige Geſchicklichkeit und Verdienſte des Hrn. Paſtors um „die theologiſche Litteratur habe, kann ich mich doch nicht entbrechen, das, was er gegen dieſen Satz erinnert, entweder für „höchſt gefährliche *Heterodoxie*, oder für höchſt hämiſche *Verleumdung* zu erklären.“ — Er wähle! Auch ſteht ihm beydes zu Dienſten.

Zuerſt alſo: ſeine Erinnerungen von Seiten der Verleumdung. — Ein handgreifliches *Sophisma!* ruft er. Ey! Aber doch wohl nicht, nur für einen Mann, an dem die Hand verſtändiger und rechtgläubiger iſt, als der Kopf? „Denn, ſagt er, „man ſetze nur für die Worte: *in welchem gleichwohl noch „kein Buchſtabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was „bis auf uns gekommen iſt,* dieſe, *in welchem gleichwohl „noch kein Wort aus dem von ihr geprediget war, was „bis auf uns gekommen iſt;* ſo wird uns die Falſchheit deſ-

„ſelben in die Augen leuchten.“ — Vortreflich! — Wo iſt der Schriftſteller, dem ich nicht ein Sophisma, dem ich nicht eine Gottesläſterung anflicken will, ſobald ich ihm, ſtatt ſeiner Worte, andere unterſchieben darf? Andere? blos andere? Wenn es der billige, der chriſtliche Hr. Paſtor dabey bewenden ließe! Aber er ſchiebt mir, ſtatt meiner guten, ſtatt meiner, wenn auch nicht einen wahren Sinn, doch einen Sinn habenden Worte, Worte unter, die ſchlechterdings gar keinen Sinn haben. Ich ſage: die chriſtliche Religion war, ehe von der chriſtlichen Religion etwas aufgeſchrieben wurde. Damit ſoll ich geſagt haben: die chriſtliche Religion war, ehe die chriſtliche Religion geprediget, geoffenbaret wurde. Das iſt, ich ſoll geſagt haben: die chriſtliche Religion war, ehe die chriſtliche Religion war. Bin ich denn aus dem Tollhauſe entlaufen, um ſo etwas zu ſagen? zu ſchreiben?

Der Hr. Paſtor fährt hierauf fort, mir Dinge vorzuhalten, an denen ich nie gezweifelt habe. Und warum? wozu? Damit ſeine Zeitungsleſer glauben ſollen, ich zweifle allerdings daran? — Schön! Seiner ſehr anſtändig!

Nur wenn er nochmals in die Frage fällt, „Woher können „wir nun die Lehren und Thaten Chriſti und ſeiner Apoſtel „wiſſen?“ und er ſich ſelbſt darauf antwortet, „Allein, aus „den Schreiben der Evangeliſten und Apoſtel:“ muß ich mich nochmals gegen dieſes Allein verwahren. Mit dem Zuſatze: daß der größere Theil der Chriſten ihm dieſes Allein eben ſo wenig zugiebt. Oder ſind die Katholiken keine Chriſten? Wäre ich kein Chriſt, wenn ich in dieſem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Proteſtanten den Beweis für die Wahrheit der chriſtlichen Religion ſo führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten! Ich dächte, wie nur das gegen das Chriſtenthum gelten kann, worauf weder Katholik noch Proteſtant zu antworten weiß: ſo müſſe auch nur das zum Chriſtenthum gehören, was dem Katholiken und Proteſtanten gemein iſt. Wenigſtens kleidet es einen Theologen, von welchem Theile er auch ſey, ſehr ſchlecht, einen Satz, von dem er weiß, daß ihn der andere Theil behauptet, in dem Munde eines Dritten, da wo dieſer

Dritte weder Katholik noch Proteſtant ſeyn will, als einen ſolchen zu verdammen, der die ganze chriſtliche Religion ſchlechterdings aufhebe.

Und hier fängt ſich die Heterodoxie des Hrn. Paſtors an. Wie? die chriſtliche Religion ſelbſt würde verloren gehen, wenn es möglich wäre, daß die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel verloren giengen? Wie? So hat man noch keinen zuverläſſigen Lehrbegriff aus dieſen Schriften gezogen, der ſich in andern Schriften erhalten würde? So iſt derjenige, der ſeinen ganzen Glauben nur aus einem dergleichen Lehrbegriffe hat, kein Chriſt? So wird niemand geſund, als wer die Arzeney mit ſamt der Schachtel verſchlingt? — Man gebe nur Acht, nun werde ich müſſen geſagt haben, daß nicht allein die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel, ſondern auch alles das, was jemals aus dieſen Schriften gezogen worden, verloren gehen, und dennoch die chriſtliche Religion beſtehen könnte. — Nun werde ich müſſen geſagt haben, daß die chriſtliche Religion beſtehen könne, obgleich die chriſtliche Religion verloren gänge.

Und doch darf man nur auf meine Abſicht zurück ſehen, in welcher ich die ganze Stelle geſchrieben habe, die dem Hrn. Paſtor ein ſolches Aergerniß iſt. Ich will Einwürfe gegen den minder wichtigen Theil der Bibel auf ihren wahren Belang herabſetzen. Das iſt meine Abſicht. Und nur in dieſer Abſicht ſage ich, daß derjenige, deſſen Herz mehr Chriſt iſt, als der Kopf, ſich ganz und gar an dieſe Einwürfe nicht kehre; weil er fühle, was andere ſich zu denken begnügen; weil er allenfalls die ganze Bibel entbehren könnte. Er iſt der zuverſichtliche Sieger, der die Feſtungen liegen läßt, und das Land einnimmt. Der Theolog iſt der furchtſame Soldat, der ſich an den Grenzfeſtungen den Kopf zerſtößt, und kaum das Land darüber zu ſehen bekömmt.

A propos! — Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wollte ein abgeſetzter Lutherſcher Prediger aus der Pfalz, mit ſeiner Familie, die aus zuſammengebrachten Kindern beiderley Geſchlechts beſtand, ſich nach einer von den Kolonieen des Brittiſchen Amerika begeben. Das Schiff, worauf er übergieng, ſcheiterte an einer kleinen unbewohnten Bermudiſchen Inſel; und von dem Schiffsvolke erſoff, auſſer der Familie des Predigers, faſt alles. Der Prediger fand dieſe Inſel ſo angenehm, ſo geſund, ſo reich an allem, was zur Unterhaltung des Lebens gehört, daß er ſich gern gefallen ließ, die Tage ſeiner Wallfahrt daſelbſt zu beſchließen. Der Sturm hatte unter andern eine kleine Kiſte an das Land getrieben, in welcher bey allerley Geräthſchaft für ſeine Kinder, auch ein Katechiſmus Lutheri ſich befand. Es verſteht ſich, daß dieſer Katechiſmus, bey gänzlichem Mangel aller andern Bücher, ein ſehr koſtbarer Schatz für ihn wurde. Er fuhr fort, ſeine Kinder daraus zu unterrichten; und ſtarb. Die Kinder unterrichteten ihre Kinder wieder daraus; und ſturben. Nur erſt vor zwey Jahren, ward wieder einmal ein Engliſches Schiff, auf welchem ein Heſſiſcher Feldprediger war, an dieſe Inſel verſchlagen. Der Feldprediger, — ich könnte es aus ſeinen eigenen Briefen haben, — gieng mit einigen Matroſen, die friſches Waſſer einnehmen ſollten, ans Land; und erſtaunte nicht wenig, ſich auf einmal, in einem ruhigen lachenden Thale, unter einem nackten, fröhlichen Völkchen zu finden, das Deutſch ſprach; und zwar ein Deutſch, in welchem er nichts als Redensarten und Wendungen aus Luthers Katechiſmus zu hören glaubte. Er ward neugierig darob; und ſiehe! Er fand, daß das Völkchen nicht allein mit Luthern ſprach: ſondern auch mit Luthern glaubte; und ſo orthodox glaubte, als nur immer ein Feldprediger. Einige Kleinigkeiten ausgenommen. Der Katechiſmus war, wie natürlich, in den anderthalb hundert Jahren aufgebraucht, und ſie hatten nichts davon mehr übrig, als die Bretterchen des Einbandes. In dieſen Bretterchen, ſagten ſie, ſteht das alles, was wir wiſſen. — Hat es geſtanden, meine Lieben! ſagte der Feldprediger. — Steht noch, ſteht noch! ſagten ſie. Wir können zwar ſelbſt nicht leſen, wiſſen auch kaum, was Leſen iſt: aber unſere Väter haben es ihre Väter daraus herleſen hören. Und dieſe haben den Mann gekannt, der die Bretterchen geſchnitten. Der Mann hieß Luther, und lebte kurz nach Chriſto.

Ehe ich weiter erzähle, Hr. Paſtor: waren dieſe guten Leutchen wohl Chriſten, oder waren ſie keine? Sie glaubten ſehr lebhaft, daß es ein höchſtes Weſen gebe; daß ſie arme ſündige Geſchöpfe wären; daß dieſes höchſte Weſen demohngeachtet, durch ein andres eben ſo hohes Weſen, ſie nach dieſem Leben ewig glücklich zu machen, die Anſtalt getroffen. — Hr. Paſtor; waren dieſe Leutchen Chriſten, oder waren ſie keine?

Sie müſſen nothwendig ſagen: ſie waren keine. Denn ſie hatten keine Bibel. — Barmherziger Gott! Unbarmherziger Prieſter! — Nein; ich erzähle Ihnen, von dieſem lieben, fröhlichen, glücklichen Völkchen, weiter nichts.

Lieber ſchwatzen wir noch einen Augenblick über ein Ding, von dem es weit verzeihlicher iſt, keine richtigen Begriffe zu haben. Der Hr. Paſtor will beweiſen, daß „überdem mein Satz „der Erfahrung und Geſchichte offenbar widerſpreche.“ Aber, was er desfalls anführet, iſt ſo kahl, ſo obenabgeſchöpft, daß er dergleichen Tiraden ſich höchſtens nur in ſeinen Texten erlauben müßte. Man höre nur. „Von dem neunten Jahrhunderte an, ſagt er, bis auf den Anfang des funfzehnten, war „ein Zeitraum, in welchem die Schriften der Evangeliſten und „Apoſtel beynahe verloren gegangen waren. Wer kannte, auſſer wenigen Gelehrten, die Bibel? Sie ſteckte in Handſchriften und Ueberſetzung, bis auf die Erfindung der Druckerey, „in den Klöſtern.“ Warum ſollen vom neunten bis zum funfzehnten Jahrhundert der Abſchriften des N. Teſtaments wenigere geweſen ſeyn, als vom fünften bis aufs neunte? Warum vom fünften bis aufs neunte wenigere, als vom erſten bis aufs fünfte? Gerade umgekehrt; die Codices der neuteſtamentlichen Schriften vermehrten ſich mit der Folge der Zeit. Gerade waren dergleichen Codices, im erſten und zweyten Jahrhunderte am ſeltenſten; und ſo ſelten, daß ganze große Gemeinden nur einen einzigen Codicem beſaßen, den die Presbyteri der Gemeinde unter ihrem Schloße hielten, und den auch, ohne ihre beſondere Erlaubniß, niemand leſen durfte. Getraut er ſich von dem Zeitraume, den er angiebt, eben das zu erweiſen? Ich glaube, meines wenigen Theils, daß in dieſem Zeitraume mehr Abſchriften der Bibel in dem einzigen Deutſchland geweſen, als in den zwey erſten Jahrhunderten in der ganzen Welt; den Grundtext des N. Teſtaments etwa ausgenommen. Oder will er zu verſtehen geben, daß man mit dem neunten Jahrhunderte angefangen habe, dem gemeinen Manne die Bibel aus den Händen zu ſpielen? Das muß er wohl; denn er fährt fort: „Der große Hauſe erfuhr aus derſelben nichts mehr, als „was ihm die Römiſche Kleriſey davon ſagte, und dieſe ſagte „ihm nichts mehr, als was er ohne Nachtheil ihres Intereſſe „wiſſen konnte. Wie war in dieſer Zeit die chriſtliche Religion, „in Abſicht auf den großen Haufen, beſchaffen? War ſie mehr „als ein verwandeltes Heydenthum? — Die ſtrenge Wahrheit iſt, daß die Bibel auch vor dem neunten Jahrhunderte nie in den Händen des gemeinen Mannes geweſen war. Der gemeine Mann hatte nie mehr daraus erfahren, als ihm die Kleriſey daraus mittheilen wollen. Und ſo hätte ſich die Religion ſchon weit eher verſchlimmern müſſen, wenn es nicht wahr wäre, daß ſie ſich auch ohne unmittelbaren Gebrauch der Bibel erhalten könnte. Cui aſſentiunt, möchte ich aus dem Irenäus hinzuſetzen, multæ gentes barbarorum, eorum qui in Chriſtum credunt, ſine charta & atramento ſcriptam habentes per Spiritum in cordibus ſuis ſalutem. Endlich; wenn die chriſtliche Religion vom neunten bis zum funfzehnten Jahrhunderte nur daher ſo verfiel, weil die Schrift beynahe verloren war: warum hätte ſie ſich denn nicht allgemeiner wieder aufgerichtet, ſeitdem die Schrift durch die Druckerey gleichſam wiedergefunden worden? Hat denn die Römiſche Kirche ſeitdem nur eine einzige ihrer alten Lehren fahren laſſen? Giebt es nicht Middletone, die ſie noch itzt für nichts beſſers, als für ein abgeändertes Heydenthum halten? Ich bin gewiß, der Hr. Paſtor iſt dieſer erbaulichen Meynung ſogar ſelbſt. — Aber die Reformation doch? dieſe haben wir doch wohl ganz dem ungehindertern häufigern Gebrauch der Bibel zu danken? — Auch das iſt ſo ungezweifelt nicht. Denn die Reformation kam weniger dadurch zu Stande, daß man die Bibel beſſer zu zu brauchen anfieng; als dadurch, daß man die Tradition zu brauchen aufhörte. Auch haben wir dem ungehindertern häufigern Gebrauche der Bibel, eben ſowohl den Socinianismus zu danken, als die Reformation.

So wenigſtens denke ich; unbekümmert, wie ſehr ſich der Hr. Paſtor darüber wundert. Ich wundre mich nicht einmal, daß er ſich wundert. Der Himmel erhalte uns nur noch lange in dem nehmlichen Verhältniße; daß er ſich wundert, und ich mich nicht.

IX. (9)

Die Religion iſt nicht wahr, weil die Evangeliſten und Apoſtel ſie lehrten: ſondern ſie lehrten ſie, weil ſie wahr iſt.

Jede ſcharfſinnige Unterſcheidung läßt ſich von einem, der ſeiner Sprache nur ein wenig mächtig iſt, in eine Antitheſe bringen. Weil nun aber freylich nicht jede Antitheſe auf einer ſcharfſinnigen Unterſcheidung beruhet; weil oft nur ein bloßes Wetterleuchten des Witzes iſt, was ein zerſchmetternder Strahl des Scharfſinnes ſeyn ſollte, zumal bey den lieben Dichtern: ſo iſt der Name Antitheſe ein wenig verdächtig geworden. Das kömmt nun den Herren ſehr gut zu Paſſe, die, ich weiß nicht welchen natürlichen Widerwillen gegen allen Scharfſinn haben; beſonders, wenn er ſich nicht in ihre Alltagsworte kleidet. Sie ſchreyen: Antitheſe! Antitheſe! Und damit haben ſie alles widerlegt.

Auch dieſe Antitheſe ſagt nichts! ſagt der vielſagende Hr. Paſtor. „Denn ſind die Evangeliſten und Apoſtel Männer, „welche geredet und geſchrieben haben, getrieben durch den „h. Geiſt: ſo iſt die chriſtliche Religion wahr, weil die Evan„geliſten und Apoſtel, oder eigentlich, weil Gott ſelbſt ſie geleh„ret hat. Der zweyte Satz ſteht bloß müſſig da.“

Nun denn! ſo muß ich ſchon das Maaß meiner Sünden häufen, und eine Antitheſe mit einer andern Antitheſe unterſtützen. Auch das, was Gott lehret, iſt nicht wahr, weil es Gott lehren will: ſondern Gott lehrt es, weil es wahr iſt.

Steht der zweyte Satz hier auch müſſig? — Ja: wenn wir nicht wüßten, was dieſe Herren ſich für einen ſchönen Begriff von dem Willen Gottes machten! Wenn wir nicht wüßten, daß, nach ihrem Sinne, Gott etwas wollen könne, blos weil er es wolle. Und auch das ließe ſich in gewiſſem Verſtande von Gott noch ſagen: ſo daß ich kaum weiß, wie ich ihren Unſinn in Worte faſſen ſoll.

X. (10)

Aus ihrer innern Wahrheit müſſen die ſchriftlichen Ueberlieferungen erkläret werden, und alle ſchriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn ſie keine hat.

Das erſte Wort, was der Hr. Paſtor hierauf erwiedert, iſt: Gut! Und ſo freuete ich mich ſchon. Doch er läßt auf dieſes Gut ein Aber folgen: und das ſonderbarſte Aber von der Welt. Sogleich iſt nichts mehr gut: auch das nicht, was wir eben aus ſeinem eignen Munde haben.

Oben (VII. 7.) hatte er ſelbſt uns belehret, daß die innere Wahrheit der chriſtlichen Religion auf der Uebereinſtimmung mit den Eigenſchaften Gottes beruhe: und nun weiß er auf einmal von dieſer innern Wahrheit kein Wort mehr; ſondern ſetzt die hermenevtiſche Wahrheit entweder lediglich an ihre Stelle, oder erklärt doch wenigſtens die hermenevtiſche Wahrheit für die einzige Probe der innern. Als ob die innere Wahrheit eine Probe noch brauchte! Als ob nicht vielmehr die innere Wahrheit die Probe der hermenevtiſchen ſeyn müßte!

Man höre nur. Ich will des Hrn. Paſtors vermeynte Widerlegung, und meine Antwort, in eine Art von Dialog bringen, welcher der Kanzeldialog heißen könnte. Nehmlich; ich unterbreche den Hrn. Paſtor: aber der Hr. Paſtor hält ſich nicht für unterbrochen. Er redet fort, ohne ſich zu bekümmern, ob unſere Worte zuſammen klappen, oder nicht. Er iſt aufgezogen, und muß ablaufen. Alſo: **Ein Dialog und kein Dialog.**

Er. „Gut; aber derjenige, der mir die ſchriftlichen Ueberlieferungen aus ihrer innern Wahrheit erklären will, muß mich vorher überzeugen, daß er ſelbſt von der innern Wahrheit derſelben eine richtige und gegründete Vorſtellung habe.“ —

Ich. Vorher? Warum vorher? Indem er das eine thut, thut er ja auch das andre. Indem er mir die innere Wahrheit eines geoffenbarten Satzes erklärt, (ich ſage erklärt, nicht blos erklären will:) beweiſet er ja wohl genugſam, daß er ſelbſt von dieſer innern Wahrheit eine richtige Vorſtellung habe.

Er. — „und daß er ſich nicht ſelbſt ein Bild davon mache, das ſeinen Abſichten gemäß iſt.“

Ich. Wenn ſeine Abſichten keine innere Güte haben: ſo können die Religionsſätze, die er mir beybringen will, auch keine innere Wahrheit haben. Die innere Wahrheit iſt keine wächſerne Naſe, die ſich jeder Schelm nach ſeinem Geſichte boſſiren kann, wie er will.

Er. „Woher aber will er die Erkenntniß der innern Wahrheit der chriſtlichen Religion nehmen, —

Ich. Woher die innere Wahrheit nehmen? Aus ihr ſelbſt. Deswegen heißt ſie ja die innere Wahrheit; die Wahrheit, die keiner Beglaubigung von auſſen bedarf.

Er. — „als aus den ſchriftlichen Ueberlieferungen, oder „aus den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel, —

Ich. Was müſſen wir aus dieſen nehmen? Die innere Wahrheit? oder unſere erſte hiſtoriſche Kenntniß dieſer Wahrheit? Jenes wäre eben ſo ſeltſam, als wenn ich ein geometriſches Theorem nicht wegen ſeiner Demonſtration, ſondern deswegen für wahr halten müßte, weil es im Euclides ſteht. Daß es im Euclides ſteht, kann gegründetes Vorurtheil für ſeine Wahrheit ſeyn; ſo viel man will. Aber ein anders iſt die Wahrheit aus Vorurtheil glauben; und ein anders, ſie um ihrer ſelbſt willen glauben. Beides kann vielleicht in der Anwendung auf das Nehmliche hinaus führen: aber iſt es darum das Nehmliche? — Alſo iſt es blos die hiſtoriſche Kenntniß der innern Wahrheit, die wir einzig und allein aus den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel ſollen ſchöpfen können? Aber der größere Theil der Chriſten verſichert, daß es noch eine andere Quelle dieſer hiſtoriſchen Kenntniß gebe; nehmlich die mündliche Ueberlieferung der Kirche. Und allerdings iſt es unwiderſprechlich, daß die mündliche Ueberlieferung einmal die einzige Quelle derſelben geweſen; und daß ſich ſchlechterdings keine Zeit angeben läßt, wenn ſie nicht blos zur zweyten Quelle geworden, ſondern ganz und gar Quelle zu ſeyn aufgehört habe. Doch dem ſey, wie ihm wolle. Ich will hier nur Proteſtant ſeyn; die neuteſtamentlichen Schriften mögen die einzige Quelle unſerer hiſtoriſchen Kenntniß der Religion immerhin ſeyn. Hat ſich die erſte einzige Quelle ſeit ſiebzehnhundert Jahren nie ergoſſen? Iſt ſie nie in andere Schriften übergetreten? Nie und nirgends in ihrer urſprünglichen Lauterkeit und Heilſamkeit in andere Schriften übergetreten? Müſſen ſchlechterdings alle Chriſten aus ihr ſelbſt ſchöpfen? Darf ſich ſchlechterdings kein Chriſt an den nähern zugänglichern Tiefen begnügen, in welche ſie übergetreten iſt? Das, das iſt ja nur hier die Frage. — Darf er: warum könnten die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel nicht ohne ſeinen Nachtheil verloren ſeyn? verloren gehen? Warum dürfte er ſie nicht als verloren gegangen anſehen, ſo oft man ihm mit Einwürfen gegen Stellen derſelben zuſetzt, die in dem Weſen ſeiner Religion nichts verändern? — Darf er nicht: ſo darf er ohne Zweifel vornehmlich darum nicht, weil bis auf dieſen Tag noch kein vollſtändiger untrüglicher Lehrbegriff aus ihnen gezogen worden; auch vielleicht ein dergleichen Lehrbegriff nun und nimmermehr aus ihnen gezogen werden kann. Denn nur dann wäre es allerdings nothwendig, daß jeder mit ſeinen eignen Augen zuſähe; jeder ſein eigner Lehrer, jeder ſein eigner Gewiſſensrath aus der Bibel würde. Aber wie betauerte ich ſodann euch, arme unſchuldige Seelen, in Ländern geboren, deren Sprache die Bibel noch nicht redet! in Ständen geboren, die überall noch des erſten Grades einer beſſern Erziehung ermangeln, noch überall nicht leſen lernen! Ihr glaubt Chriſten zu ſeyn, weil ihr getauft werden. Unglückliche! Da hört ihr ja: daß **Leſen können** eben ſo nothwendig zur Seligkeit iſt, als Getauft ſeyn!

Er. — „in der gehörigen Verbindung mit den Schriften „des alten Teſtaments.“

Ich. Nun vollends gar! — Ich ſorge, ich ſorge, liebe fromme Idioten; ihr müßt noch Hebräiſch lernen, wenn ihr eurer Seligkeit wollt gewiß ſeyn.

Er. „Ich werde ſeiner Vernunft hier nichts einräumen, „ob ich gleich allezeit vorausſetze, daß die Lehrſätze der Religion, welche mir als die chriſtliche vorgeprediget wird, nie „einem allgemeinen und unſtreitigen Grundſatze der Vernunft „widerſprechen müſſen.“

Ich. Hr. Paſtor! Hr. Paſtor! — Alſo beſteht die ganze **Vernunftmäſſigkeit** der chriſtlichen Religion darin, daß ſie nicht **unvernünftig** iſt? — Und Sie ſchämen ſich nicht in Ihr theologiſches Herz, ſo etwas zu ſchreiben? — Schreiben Sie es: ſo predigen Sie es auch. Und das läßt man Sie in Hamburg predigen?

Er. „Wir erkennen alſo die Wahrheit der chriſtlichen Religion nur alsdenn, wenn unſere Begriffe von derſelben eben „diejenigen ſind, welche die ſchriftlichen Ueberlieferungen, die „in der h. Schrift enthalten ſind, davon in unſern Seelen „hervorbringen ſollen."

Ich. — Sollen! Aber welche ſollen ſie hervorbringen? — Können Sie es leugnen, Hr. Paſtor, können Sie es ſich ſelbſt verhehlen, daß nur wenige Stellen des ganzen N. T. bey allen Menſchen die nehmlichen Begriffe hervorbringen? daß der bey weiten größere Theil bey dieſen dieſe, bey andern andere Begriffe hervorbringt? Welches ſind die rechten, die hervorgebracht werden ſollen? Wer ſoll das entſcheiden? Die Hermenevtik? Jeder hat ſeine eigene Hermenevtik. Welches iſt die wahre? Sind ſie alle wahr? oder iſt keine wahr? Und dieſes Ding, dieſes mißliche, elende Ding ſoll die Probe der innern Wahrheit ſeyn! Was wäre denn ihre Probe?

Er. „Freylich können die ſchriftlichen Ueberlieferungen der „chriſtlichen Religion keine innere Wahrheit geben, wenn ſie „keine hat.

Ich. Mich dünkt, Hr. Paſtor, daß Sie eben ganz ſo freygebig nicht waren, wo es Ihnen innere Wahrheit eines Lehrſatzes genug ſchien, daß er geſchrieben da ſtehe. Sie ſind doch wohl nicht nur darum ſo freygebig, weil Sie aus der Sache, mit der Sie es ſind, im Grunde nicht viel machen? weil Ihnen eine geoffenbarte Wahrheit, bey der ſich nichts denken läßt, eben ſo lieb iſt als eine, bey der ſich etwas denken läßt?

Er. „Das ſoll ſie aber auch nicht.

Ich. Schön, daß ſie nicht ſoll, was ſie nicht kann! — Wenn aber die ſchriftliche Ueberlieferung der chriſtlichen Religion innere Wahrheit weder geben kann, noch geben ſoll: ſo hat auch die chriſtliche Religion ihre innere Wahrheit nicht von ihr. Hat ſie ſie nicht von ihr: ſo hängt ſie auch von ihr nicht ab. Hängt ſie von ihr nicht ab: ſo kann ſie auch ohne ſie beſtehen. Dahin will ich ja nur.

Er. „Ihr Zweck iſt alſo dieſer: die innere Wahrheit derſelben zu entdecken und zu beweiſen.“

Ich. Soll entdecken ſo viel heißen, als zuerſt bekannt machen: ſo habe ich ſchon bewieſen, daß die Schrift die innere Wahrheit der chriſtlichen Religion der Welt nicht zuerſt bekannt gemacht hat. Hier ſetze ich noch hinzu; daß ſie itzt den einzeln Menſchen dieſes noch weniger thut. Denn wir kommen alle, mit den Grundbegriffen der Religion bereits verſehen, zu ihr. — Und beweiſen! Soll beweiſen hier nur ſo viel heißen, als, einen ſchriftlichen Belag geben, in welchem die Worte des zu beweiſenden Satzes enthalten ſind: ſo hat ja der Hr. Paſtor ſelbſt ſchon eingeſtanden, daß ein ſolcher Belag der innern Wahrheit nichts helfen kann, nichts helfen ſoll. Soll aber beweiſen hier heiſſen, was es eigentlich heißt; die Verbindung einer Wahrheit mit andern anerkannten und ungezweifelten Wahrheiten darthun: ſo kann ja jedes andere Buch dieſes eben ſowohl, als die Schrift; beſonders nachdem es ihr die Schrift vorgethan. Und ſo wäre wieder nicht einzuſehen, warum die chriſtliche Religion itzt nicht ganz ohne die Schrift ſollte beſtehen können.

Er. „Folglich ſind es leere Worte, wenn man die innere „Wahrheit der chriſtlichen Religion und die Ueberlieferungen, „oder deutlicher, die heilige Schrift, einander als zwey verſchiedne Dinge entgegen ſetzen will.“ —

Ich. Entgegen ſetzen? Wer will denn dieſe zwey Dinge einander entgegen ſetzen? Ich? Ich behaupte ja nur, daß ſie itzt von einander ganz unabhängig ſeyn können. Sind denn jede zwey verſchiedne Dinge einander entgegen geſetzt? Wer das behauptet, mag freylich leere Worte machen: ich mache durchaus keine. Ich will dem Theologen die Schrift nicht nehmen, der allein an ihr ſeine Künſte zu zeigen gelernt hat. Ich ſehe es zu wohl ein, wie viel das gelehrte Studium der Schrift allen andern Kenntnißen und Wiſſenſchaften aufgeholfen hat; in welche Barbarey wir leicht wieder verſunken könnten, wenn es ganz aus der Welt verbannet würde. Aber der Theolog ſoll uns Chriſten ſein gelehrtes Bibelſtudium nur nicht für Religion aufdringen wollen. Er ſoll nur nicht gleich über Unchriſten ſchreyen, wenn er auf einen ehrlichen Layen ſtößt, der ſich an dem Lehrbegriffe begnügt, den man längſt für ihn aus der Bibel gezogen, und dieſen Lehrbegriff nicht ſowohl deßwegen für wahr hält, weil er aus der Bibel gezogen, ſondern weil er einſieht, daß er Gott anſtändiger, und dem menſchlichen Geſchlechte erſprießlicher iſt, als die Lehrbegriffe aller andern Religionen; weil er fühlt, daß ihn dieſer chriſtliche Lehrbegriff beruhiget.

Er. — „Eben ſo vergeblich, als wenn man ſagen wollte: „man muß die Geſetze eines Geſetzgebers aus ſeiner innern „Gerechtigkeit erklären. Umgekehrt; die innere Gerechtigkeit eines Geſetzgebers muß aus ſeinem Geſetze erkannt, und beurtheilet werden.“

Ich. Der Hr. Paſtor ſind doch in allen ihren Inſtanzen und Erläuterungen ganz ſonderbar unglücklich. Umgekehrt! ſage ich nun wiederum. Und wenn die Wahrheit kein Wetterhahn iſt, ſo wird ſie es hoffentlich wohl bey meinem Commando bewenden laſſen. Was? die Geſetze eines Geſetzgebers müßten nicht aus ſeiner innern Gerechtigkeit erklärt werden? Wenn der Buchſtabe des Geſetzes einen trift, den der Geſetzgeber zu treffen unmöglich kann die Abſicht gehabt haben; wenn, dem Buchſtaben nach, Strafe auf einen fällt, auf deſſen in ihrer Art einzige Handlung, die der Geſetzgeber nicht vorher ſehen können, vielmehr Belohnung als Strafe ſtehen müßte: verläßt der Richter nicht mit Fug den Buchſtaben, und holt ſeinen Ausſpruch aus der innern Gerechtigkeit her, von der er annimmt, daß ſie dem Geſetzgeber beygewohnet habe? — Was? die innere Gerechtigkeit eines Geſetzgebers müſſe aus ſeinen Geſetzen erkannt und erklärt werden? Solon war doch wohl auch Geſetzgeber? Und Solon würde ſehr unzufrieden geweſen ſeyn, wenn man ihm nicht eine lautrere vollkommnere Gerechtigkeit hätte zutrauen wollen, als aus ſeinen Geſetzen ſichtbar war. Denn als man ihn fragte, ob er ſeinen Bürgern die beſten Geſetze gegeben habe: was antwortete er? Ὅτι οὐ τους καθαπαξ καλλιστους, ἀλλ᾽ ὧν ἐδυναντο τους καλλιστους. „Die beſten ſchlechterdings nun freylich nicht: aber doch die beſten, deren ſie fähig waren.“ Alſo: —

Doch ich bin es herzlich ſatt, mit einem Tauben länger zu reden. Sonſt könnte ich hier nicht unſchicklich einer Anwendung dieſer Worte des Solon noch gedenken, die dem Hrn. Paſtor höchſt ärgerlich ſeyn würde, wenn er nicht etwa ſchon wüßte, daß ſie ein Kirchenvater gemacht hat. Und doch, was würden ohne Ausnahme die armen Kirchenväter für Wiſcher von unſern Lutherſchen Paſtoren bekommen, wenn ſie itzt ſchrieben! Dieſer nehmliche Kirchenvater entbricht ſich nicht, eine zweyfache chriſtliche Religion gelten zu laſſen: eine für den gemeinen Mann, und eine andere für den feinern gelehrtern Kopf, die unter jener nur verborgen liege. So weit gehe ich doch noch lange nicht. Bey mir bleibt die chriſtliche Religion die nehmliche: nur daß ich die Religion von der Geſchichte der Religion will getrennet wiſſen. Nur daß ich mich weigere, die hiſtoriſche Kenntniß von ihrer Entſtehung und ihrer Fortpflanzung; und eine Ueberzeugung von dieſer Kenntniß, die ſchlechterdings bey keiner hiſtoriſchen Wahrheit ſeyn kann, für unentbehrlich zu halten. Nur daß ich die Einwürfe, die gegen das Hiſtoriſche der Religion gemacht werden, für unerheblich erkläre; ſie mögen beantwortet werden können, oder nicht. Nur daß ich die Schwächen der Bibel nicht für Schwächen der Religion halten will. Nur daß ich die Prahlerey des Theologen nicht leiden kann, welcher dem gemeinen Manne weiß macht, jene Einwürfe wären alle ſchon längſt beantwortet. Nur daß ich den kurzſichtigen Hermeneutiker verſchmähe, der Möglichkeiten auf Möglichkeiten thürmet, um die Möglichkeit zu erhärten, daß dieſe Schwächen auch wohl keine Schwächen ſeyn könnten; der eine kleine Breſche, welche der Feind geſchoſſen, nicht anders zu ſtopfen weiß, als durch einen weit größern Wallbruch, den er anderwärts mit eignen Händen macht.

Und damit ſoll ich mich an der chriſtlichen Religion verſündiget haben? Damit? damit, daß ich geſchrieben: „Was gehen „den Chriſten des Theologen Hypotheſen, und Erklärungen, „und Beweiſe an? Ihm iſt es doch einmal da, das Chriſtenthum, welches er ſo wahr, in welchem er ſich ſo ſelig fühlet. „Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektri-

„ſchen Funken erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet, oder „ob Franklin, oder ob keiner von beiden Recht hat?“

Doch, daß ich auch das geſchrieben habe, läßt der Hr. Paſtor ſeinen Zeitungsleſern zu melden wohl bleiben. Gleichwohl iſt nur zur Rechtfertigung eines Chriſten ſolcher Art, die ganze Stelle hinzugefügt worden, über die er einen ſo kauderwelſchen Commentar zu machen für gut befunden. Nur dieſes war die Abſicht dieſer Stelle. Nur dem fühlenden Chriſten ſollte darinn eine Schanze verſichert werden, in welche er ſich getroſt werfen könne, wenn er mit ſeinen muthigern Theologen das Feld nicht mehr zu halten wage. Daß die Theologen, und die Theologen einer jeden Sekte, den Wahlplatz nicht ſobald räumen, auch nicht ſobald zu räumen brauchen; beſonders, wenn ſie ſich nur mit ihres gleichen herumſchlagen: wer weiß das nicht? Habe auch ich, es nicht genug geſagt? Habe ich nicht mit ausdrücklichen Worten bekannt, daß jeder Theolog in dem Geiſte ſeines angenommenen Syſtems, Antworten genug haben werde? Habe ich nicht ſelbſt einen Verſuch gemacht, ihm mit einigen dieſer Antworten vorzugreifen? Taugt dieſer mein Verſuch nicht viel; wie leicht möglich iſt: ſo mach es beſſer, wer kann! Das wünſche ich ja nur. Blos darum machte ich ja nur die Fragmente bekannt. Oder meynt man, weil ich völlig befriedigende Antworten wünſchte und hoffte: hätte ich meinen Troſt auf den Fall, daß dergleichen Antworten nicht erfolgten, lieber zurück behalten ſollen? Warum das? Wollte ich denn durch dieſen Troſt im voraus alle Antworten für überflüßig erklären? Er war ja blos dem einfältigen Chriſten, und nicht dem Theologen gegeben, dieſer Troſt: wenigſtens nur demjenigen Theologen zugleich gegeben, der über ſeine höhere Weisheit nicht verlernt hat, auch blos einfältiger Chriſt zu ſeyn.

Daß dieſen Troſt, den ich für das unerſteiglichſte Bollwerk des Chriſtenthums halte, der Hr. Paſtor einen ſtrohernen Schild nennt, thut mir ſeinetwegen ſehr leid. Er iſt, fürchte ich, in ſeinen theologiſchen Kriegen von der Heterodoxie des Feindes nicht unangeſteckt geblieben; mehr davon angeſteckt worden, als er ſich auf einer Hamburgiſchen Kanzel wird wollen merken laſſen: mehr, als er ſich vielleicht noch ſelbſt abgemerkt hat.

Denn auch er muß alſo alles innere Gefühl des Chriſtenthums leugnen. Und wenn man ihn auf der Kanzel noch nicht ausrufen hören, „Gefühl! Was Gefühl? Gefühl iſt ein ſtroherner Schild. Unſere Hermenevtik, unſere ſymboliſchen Bücher, „das, das ſind das alles ſchirmende, undurchdringliche, diamantene Schild des Glaubens!“ ſo kömmt es vermuthlich nur daher, weil ſelbſt in den ſymboliſchen Büchern auf den ſtrohernen Schild noch gerechnet wird. Von Stroh möchte er daher auch immer ſeyn: denn es giebt dort mehr ſtroherne Schilde. Wenn er nur nicht zugleich ſo ſchmahl wäre! Aber da hat nur eben ein einzelner Menſch, die Religion im Herzen, darunter Raum. Was ſoll ein Paſtor damit, wenn er nicht auch ſeine Bibel, nicht auch ſeine ganze liebe Gemeinde mit eins darunter bergen kann?

Wie treuherzig der Hr. Paſtor auch ſonach allen ſeinen werthen Herren Collegen anräth, lieber offenbar feldflüchtig zu werden, als ſich dieſes Schildes zu bedienen: iſt wohl noch werth, mit ſeinen eignen Worten gehört zu werden. „Ich würde, ſagt er mit bebender Stimme, „den Chriſten, der zugleich Theolog iſt, ſehr betauern, wenn er ſich aus Mangel andrer „Gründe, in der traurigen Nothwendigkeit ſehen ſollte, dieſen „aus Stroh geflochtenen Schild den in den Fragmenten befindlichen feurigen Pfeilen entgegen zu halten.“ — Das würde gewiſſermaaßen auch ich thun. Wenigſtens würde ich die Achſeln über ihn zucken, daß er ſein Handwerk ſo ſchlecht verſtünde. Aber wer ſprach denn von einem Chriſten, der zugleich Theolog iſt? Sollen denn, müſſen denn alle Chriſten zugleich Theologen ſeyn? Ich habe noch immer die beſten Chriſten unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigſten wußten. Warum können die nicht einen ſtrohernen Schild haben, die unter feurige Pfeile nicht kommen? Hilft ein ſtroherner Schild gegen feurige Pfeile nicht: ſo hilft er doch gegen Hiebe. — Der entſchloſſene Hr. Paſtor fährt fort: „Ich würde ihm (dem „Chriſten, der zugleich Theolog iſt) lieber rathen, gar die Flucht „zu nehmen.“ — Wenn er glaubt, daß er ſchlechterdings den Theologen ſeiner Sekte beybehalten muß: Glück auf den Weg! Genug, daß diejenigen bey der Fahne halten, die nur Chriſten ſind. — „Denn durch Anwendung dieſer von dem Hrn. Her„ausgeber an die Hand gegebnen Sätze, würde er die Bibel „Preis geben, um die Religion zu retten: aber welche Reli„gion?“ — Welche? Die nehmliche, aus welcher die Bibel entſtand. Die nehmliche, die man in ſpätern Zeiten, als ſie in ihrer urſprünglichen Lauterkeit ſollte verloren gegangen ſeyn, wieder aus der Bibel zog. Oder iſt noch keine zuverläßig daraus gezogen worden? Iſt die daraus gezogene, nur provisorie, nicht wirklich die chriſtliche? Das muß wohl; denn der Hr. Paſtor ſagt ſo ganz entſcheidend: „Gewiß nicht die chriſtliche, als „welche mit der Bibel ſteht und fällt.“ — Das thut mir leid! Und die Bibel ſteht und fällt? Doch wohl mit ihrer Theopneuſtie? Allerdings muß er ſagen: wenn ohne Bibel kein Chriſtenthum iſt; ſo iſt ohne Theopneuſtie keine Bibel.

Und hier ſey mir erlaubt, mich auf die Stelle eines Andern zurück zu ziehen, an welche mich die nehmlichen Worte ſtehen und fallen erinnern. „Die Frage, ſagt ein Mann, (*) der ſich um die Bibel zu verdient gemacht hat, als daß es ihm, nach des Hrn. Paſtors eigner Art zu folgern, nicht mit der chriſtlichen Religion ein Ernſt ſeyn ſollte — „Die Frage, ob „die Bücher des N. Teſtaments von Gott eingegeben ſind, „iſt der chriſtlichen Religion nicht völlig ſo wichtig, als die „vorige, ob ſie ächt ſind? Sie ſteht und fällt nicht ſo ſchlech„terdings mit ihr. Geſetzt, Gott hätte keines der Bücher des „N. Teſtaments inſpirirt, ſondern Matthäum, Marcum, Lu„cam, Johannem, Paulum blos ſich ſelbſt überlaſſen, zu ſchrei„ben, was ſie wußten, die Schriften wären aber nur alt, ächt „und glaubwürdig, ſo würde die chriſtliche Religion die wahre „bleiben. Die Wunder, durch die ſie beſtätiget iſt, würden ihre „Wahrheit eben ſo gut beweiſen, wenn auch die Zeugen derſel„ben nicht inſpirirte, ſondern blos menſchliche Zeugen wären; denn „ohnehin ſetzen wir bey Unterſuchung der Wahrheit dieſer Wun„der gar nicht das göttliche Anſehen der Schriftſteller zum „voraus, ſondern betrachten ſie blos als menſchliche Zeugen. „Wären die Wunder wahr, die der Evangeliſt erzählte, ſo

---

(*) Michaelis, in ſ. Einleitung in die Schriften des N. T. S. 73. u. a.

„würden auch die Reden Chriſti, die dadurch beſtätiget ſind,
„ein untrügliches Gottes Wort ſeyn, doch mit dieſer kleinen
„Furcht und Ausnahme, daß der Erzähler vielleicht etwas nicht
„recht gefaſſet, und es uns nicht völlig richtig aufbehalten haben
„könnte: und aus den Briefen der Apoſtel, geſetzt, ſie
„hätten in Nebenſachen gefehlt, würden wir doch die ſo oft
„wiederhohlten Hauptſachen der chriſtlichen Religion, die zu
„predigen Chriſtus ſie ausſandte, ſo gut lernen können, als
„etwa aus Bülfingern Wolfens Lehrſätze der Philoſophie. Es
„wäre alſo ganz wohl möglich, daß jemand an der göttlichen
„Eingebung der ſämmtlichen Schriften des N. T. einen Zweifel
„hätte, oder ſie ſogar leugnete, und doch die chriſtliche
„Religion von Herzen glaubte: ja es giebt wirklich ſo denkende,
„zum Theil in der Stille, zum Theil auch öffentlich, die man
„nicht ſogleich zu den Unchriſten rechnen darf. Gar nicht zu
„ihrer Verunglimpfung, ſondern bloß als Factum ſey es geſagt:
„manche alte Kätzer, die die Schriften des N. Teſtamentes für
„ächt, aber doch nicht für untrügliches Principium cognoscendi
„gelten ließen, ſondern ſich zu Richtern über die Apoſtel aufwarfen,
„könnten wohl eben ſo gedacht haben. —

Wie weit würde der Schutz dieſer Stelle über mich heraus reichen, wenn ich unter dieſer Stelle Schutz ſuchen müßte! Aber das brauche ich nicht: und noch weniger habe ich die Sitte boshafter Bettelleute hiermit nachmachen wollen, die ſich einen haſtigen Hund nicht anders vom Leibe zu halten wiſſen, als dadurch, daß ſie ihn auf einen andern hetzen. Denn wenn ich den Hrn. Paſtor Goeze kenne: ſo verſteht er ſeinen Vortheil zu wohl, daß er nicht lieber mich feſthalten, als friſcherdings auf einen Michaelis losgeben ſollte.

Anti-Goeze.

Multa ſunt ſic digna revinci, ne gravitate adorentur
Tertullianus

D. i. Nothgedrungener Beyträge
zu den freywilligen Beyträgen des Hrn. Paſt. Goeze
ERSTER.
(Gott gebe, letzter!)

1778.

(S. 71tes Stück der freywill. Beyträge)

Lieber Herr Paſtor,

Poltern Sie doch nicht ſo in den Tag hinein: ich bitte Sie. — Ich gehe ungern daran, daß ich meiner Abſage ſchon ſo bald nachleben muß. Aber Sie glaubten wohl ſonſt, es ſey mein Ernſt nicht. — Sehen Sie alſo, welchen Plan zu meiner Fehde gegen Sie, ich hiermit anlege. Auch ſchlieſſen Sie auf den Ton aus dem Lemma des Tertullian, und den fernern Worten, die bey ihm folgen. Ueberſchreyen können Sie mich alle acht Tage: Sie wiſſen, wo. Ueberſchreiben ſollen Sie mich gewiß nicht.

Gott weiß es, ich habe nichts dagegen, daß Sie und alle Schulrectores in Niederſachſen gegen meinen Ungenannten zu Felde ziehen. Vielmehr freue ich mich darüber; denn eben darum zog ich ihn an das Licht, damit ihn recht viele prüfen, recht viele widerlegen könnten. Ich hoffe auch, er wird noch Zeit genung unter die rechten Hände kommen, unter welchen er mir noch nicht zu ſeyn ſcheinet: und ſo dann glaube ich wirklich der chriſtlichen Religion durch ſeine Bekanntmachung einen gröſſern Dienſt erwieſen zu haben, als Sie, mit allen Ihren Poſtillen und Zeitungen.

Wie? weil ich der chriſtlichen Religion mehr zutraue, als Sie, ſoll ich ein Feind der chriſtlichen Religion ſeyn? Weil ich das Gift, das im Finſtern ſchleichet, dem Geſundheitsrathe anzeige, ſoll ich die Peſt in das Land gebracht haben? Denn kurz, Herr Paſtor — Sie irren ſich ſehr, wenn Sie glauben, daß der Ungenannte ganz aus der Welt geblieben wäre, wenn ich ihm nicht herein geholfen hätte. Vernehmen Sie, daß das Buch ganz exiſtiret, und bereits in mehrern Abſchriften exiſtiret, wovon, ich weiß nicht wie, nur Fragmente des erſten Entwurfs ſich in die Bibliothek verlaufen haben, die ich der Welt freylich nutzbarer hätte machen können, wenn ich alle darinn befindlichen plattdeutſche Bibeln von Wort zu Wort für Sie conferiret hätte.

Verſichern Sie indeß nicht ſelbſt, daß dieſe leidigen Fragmente ſchon ein Paar Werke hervorgebracht haben, deren Nutzen den beſorglichen Schaden derſelben unendlich überwiege? Und ich, ich, der ich die cauſa ſine qua non dieſer vortrefflichen Werke bin, ſollte desfalls ein Reichshofrathsconcluſum zu beſorgen haben? Vielmehr verſpreche ich mir eine Belohnung von dem Reichshofrathe, ſo bald es nicht blos die traurige Pflicht des Reichshofraths ſeyn wird, Unrecht zu ſteuern, und böſe Handlungen zu ahnden, — ſo bald aufgeklärtere tugendhaftere Zeiten, wie wir unter einem Joſeph II. ſie uns immer mehr und mehr verſprechen dürfen, auch dem Reichshofrathe Muſſe und Stoff geben werden, verborgene Tugend aufzuſuchen, und gute Thaten zu belohnen. Bis dahin hat es wenigſtens keine Noth, daß nur Einer in den erſten Gerichten des Reichs ſeyn ſollte, der ſo dächte — wie Goeze.

Schön, vortrefflich, ganz in Luthers Geiſte, iſt es von dieſem Lutherſchen Paſtor gedacht, daß er den Reichshofrath zu einem Schritte gern verhetzen möchte, der, vor zweyhundert und funfzig Jahren mit Ernſt gethan, uns um alle Reformation gebracht hätte! Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doctor der Theologie hat? Wenn es itzt keinem Doctor der Theologie erlaubt ſeyn ſoll, die Bibel aufs neue und ſo zu überſetzen, wie er es vor Gott und ſeinem Gewiſſen verantworten kann: ſo war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich ſetze hinzu: ſo war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu überſetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit: nehmlich gegen die, daß es beſſer ſey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in ſeiner Sprache nicht geleſen werde. Den Ungrund dieſes von ſeiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erſt erweiſen; er mußte die Wahrheit des Gegenſatzes erſt erfechten; er mußte ſie als ſchon erfochten vorausſetzen: ehe er ſich an ſeine Ueberſetzung machen konnte. Das alles braucht ein itziger proteſtantiſcher Ueberſetzer nicht: die Hände ſind ihm durch ſeine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundſatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in ſeiner Sprache leſen dürfe, leſen müſſe, nicht genug leſen könne. Er thut alſo etwas, was ihm niemand ſtreitig macht, daß er es thun könne: anſtatt daß Luther etwas that, wobey es noch ſehr ſtreitig war, ob er es thun dürfe. — Das iſt ja ſonnenklar. — Kurz, Bahrdtens, oder eines andern Itztlebenden, Ueberſetzung verdammen, heißt der Lutherſchen Ueberſetzung den Proceß machen; wenn jene auch noch ſo ſehr von dieſer abgehen. Luthers Ueberſetzung ging von den damals angenommenen Ueberſetzungen auch ab; und mehr oder weniger, darauf kömmt nichts an.

Der wahre Lutheraner will nicht bey Luthers Schriften, er will bey Luthers Geiſte geſchützt ſeyn; und Luthers Geiſt erfodert ſchlechterdings, daß man keinen Menſchen, in der Erkenntniß der Wahrheit nach ſeinem eigenen Gutdünken fortzugehen, hindern muß. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, ſeinen Fortgang in der Erkenntniß andern mitzutheilen. Denn ohne dieſe Mittheilung im Einzeln, iſt kein Fortgang im Ganzen möglich.

Herr Paſtor, wenn Sie es dahin bringen, daß unſere Lutherſchen Paſtores unſere Päbſte werden; — daß dieſe uns vorſchreiben können, wo wir aufhören ſollen, in der Schrift zu forſchen; — daß dieſe unſerm Forſchen, der Mittheilung unſers Erforſchten, Schranken ſetzen dürfen: ſo bin ich der erſte, der die Päbſtchen wieder mit dem Pabſte vertauſcht. — Hoffentlich werden mehrere ſo entſchloſſen denken, wenn gleich nicht viele ſo entſchloſſen reden dürften. Und nun, Herr Paſtor, arbeiten Sie nur darauf los, ſo viele Proteſtanten, als möglich wieder in den Schoos der Katholiſchen Kirche zu ſcheuchen. So ein Lutherſcher Eifrer iſt den Katholiken ſchon recht. Sie ſind ein Politicus wie ein Theolog. —

Das eine der vortrefflichen Werke, die ohne Mich in des Nichts unfruchtbaren Lenden geblieben wären, ſind die *Unterredungen meines Nachbars*, deſſen gutem Willen ich bereits in meiner **Duplik** alle mögliche Gerechtigkeit erwieſen habe. Sie wiſſen nun ohne Zweifel, Herr Paſtor, daß damals, als Sie mich auffoderten, auf dieſe Unterredungen zu antworten, ich bereits darauf geantwortet hatte. Die Reihe zu reden, iſt nun an Ihnen; und es ſoll mich verlangen, wie weit es Ihre Exegetik treiben wird, das Wort GOttes in den Augen vernünftiger Menſchen lächerlich zu machen. Es ſoll mich verlangen, aus welchen Gründen, mit welcher Stirne, Sie die unverdauten Einfälle eines vermuthlichen Layen, wie mein Nachbar iſt, den weit beſſern Antworten vorziehen werden, die auf die Einwürfe meines Ungenannten ſchon vorhanden waren. —

Das zweyte dieſer Werke iſt des *Herrn Maſcho Vertheidigung der chriſtlichen Religion*: oder, wie ich lieber ſagen möchte, die *Vertheidigung der chriſtlichen Religion des Herrn Maſcho*. Denn wahrlich die Vertheidigung iſt nicht ſo ſehr ſein eigen, als die Religion, die er vertheidiget. Und was? dieſe hätten Sie geleſen gehabt, Herr Paſtor, ganz geleſen gehabt, als Sie das 71ſtemal dieſes Jahr in Ihr Horn ſtieſſen? — Ja!

So kann es denn das Publicum nicht zeitig genug erfahren, wie mancherley Maaß und Gewichte *Goeze und Compagnie* in Hamburg haben!

Es thut mir leid, daß ich dieſes ſonſt gute *Haus* ſo blamiren muß. Aber warum braucht es auch ſein richtiges volles Gewicht nicht wenigſtens gegen ſeine alten *Freunde*? Warum will es mit ſeinem richtigen vollen Gewichte ſich nur erſt *Freunde* machen, aber nicht erhalten!

Armer *Maſcho*, laſſen Sie den neidiſchen Mann, der alle Handlungen einzig in ſeine Kanäle lenken will, nur erſt mit mir fertig ſeyn. Er wird Sie ſchon auch nach Hauſe leuchten. Jzt thut er mit Fleiß, als ob er nicht merkte, auf welcher Seite Sie hinken. Er braucht Hülfe: Tros Rutulusve fuat — Seine Parthie muß ſich wenigſtens in den Zeitungen immer vergröſſern. Aber warten Sie nur!

Doch iſt es nicht unſchicklich, in einem Briefe einen andern anzureden, als den, an welchen der Brief geſtellet iſt? Ich wende mich alſo wieder zu Ihnen, Herr Paſtor, und frage Sie nochmals: haben Sie des Herrn Maſcho Vertheidigung, welche Sie ſo rühmen, wirklich geleſen?

Wirklich? — Nun ſo iſt es erwieſen, Herr Paſtor, was ich Ihnen Schuld gebe. Sie haben mancherley Maaß und Gewicht, welches dem Herrn ein Greuel iſt. Mit einem andern bevortheilen Sie mich: mit einem andern bedienen Sie den Herrn Maſcho. Wovor Sie bey mir andere warnen, das preiſen Sie bey ihm andern an. Die nehmlichen Species, die Sie nach meiner Verſchreibung als gefährlich und tödtlich nicht adminiſtriren wollen, verkaufen Sie auf ſein Recipe, in der nehmlichen Quantität, oder in einer noch bedenklichern, als höchſt unſchuldig und heilſam.

Oder das Ding, Herr Paſtor, in Ihrer ſinnreichen Metapher des ſtrohernen Schildes auszudrücken: Herr Maſcho ſtreitet ſchlechterdings unter dem nehmlichen ſtrohernen Schilde, mit welchem Sie mich der Welt ſo lächerlich und verdächtig gemacht haben. Wie kömmt es denn, daß dieſes ſtroherne Schild nur an meinem Arme ſchlimmer als keines iſt? an ſeinem aber für eine gar hübſche taugliche Waffe paſſiren muß?

Nehmlich: behauptet nicht auch Herr Maſcho, (S. 10) daß die Bibel zwar eine Offenbarung enthält, aber keine iſt?

Unterſcheidet nicht auch Herr Maſcho (S. 219) den Buchſtaben von dem Geiſte der Bibel?

Lehret nicht auch Herr Maſcho, (S. 202) daß die Religion eher geweſen, als die Bibel?

Und ſind denn das nicht die drey Sätze, um welche der Herr Paſter den Tanz mit mir angefangen?

Sie können nicht ſagen, Herr Paſtor, daß Sie dieſe Sätze bey ihm nicht gefunden. Denn ſie ſtehen nicht allein mit deutlichen Worten da: ſondern alles, alles, was Herr Maſcho ſagt, bezieht ſich, gründet ſich darauf.

Ja noch mehr: eben dieſe Sätze, die ich für bloße Betrachtungen gebe, mit welchen ſich diejenigen beruhigen können, die ſich an dem Chriſtenthume ohne Theologie begnügen wollen, oder begnügen müſſen; eben dieſe Sätze macht Herr Maſcho zu Grundſätzen, nicht des Chriſtenthums, ſondern der Theologie.

Denn das ganze Syſtem von Inſpiration, welches Sie annehmen, Herr Paſtor; in deſſen Geiſte Sie die uns gemeinſchaftlichen, aber nicht zu einerley Abſicht gemeinſchaftlichen Sätze, bey mir anfeindeten: was iſt es dem Herrn Maſcho! — Was es mir bey weiten noch nicht iſt.

Es iſt ihm eben das, was meinen Ungenannten in den Naturalismus geſtürzt hat. Es iſt ihm das, was jeden nicht beſſer organiſirten Kopf, als meinem Ungenannten zu Theil geworden war, in den Naturalismus nothwendig ſtürzen muß. Das iſt es ihm; das iſt es ihm auf allen Blättern.*

Und nun, Herr Paſtor, ſeyn Sie auf Ihrer Hut! Ich warne Sie auf den Wink des Herrn Maſcho. Ehe Sie es ſich verſehen, liegen Sie, nach dem Herrn Maſcho, in eben dem Abgrunde, in welchem mein Ungenannter nun jammert: und dann iſt keine Hülfe für Sie, als entweder da zu verzweifeln, oder mit eins alle den Plunder aufzugeben, der noch vor 50 bis 60 Jahren in unſern Lehrbüchern Religion hieß**, und alle die ſchönen Siebenſachen dafür anzunehmen, die man ſeit dieſer Zeit in der Religion erfunden hat, und noch täglich erfindet.***

So gar werden Sie gezwungen ſeyn, ſolcher ſchönen Siebenſachen nicht wenige anzunehmen, die Herr Maſcho ſelbſt, unter Ihren Augen erfindet. Er hat bereits Dinge in ſeinem Körbchen, die jedem guten Alltagschriſten völlig fremd und unerhört ſind. Ueber gewiſſe jüdiſche Ideen, die wir ſehr unrecht ganz vergeſſen haben †; über das große Pfingſtwunder ††; über — was weiß ich!

---

* S. Vorr. IV. VIII. X. XII. deßgleichen in der Schrift ſelbſt, S. 258. 271. 306. und wo nicht!

** Vorr. XV.

*** S. 3. 4.

† S. 82.

†† S. 113.

Und o, welch neues Unglück drohet dem Hamburgiſchen Katechiſmus wieder in Hamburg ſelbſt! Denn Herr **Maſcho** iſt mit nichts weniger zufrieden, als mit unſern bisherigen Religionsunterrichten, deren nothwendige Berichtigung und Verbeſſerung er aus den leidigen Fragmenten meines Ungenannten erſt recht erkannt hat. Seine, ſeine Ideen müſſen vor allen Dingen in unſere Katechiſmen: oder es geht nimmermehr gut!*

Wie, Herr Paſtor? das wollten Sie geſtatten? Als unſerm guten Freunde Alberti ehedem ſo etwas beyfiel: wem hat es die Hamburgiſche Kirche zu danken, daß er nicht damit durchdrang, als Ihnen? Und nun ſollte Herr **Maſcho** damit durchdringen, indem Ihre ganze Aufmerkſamkeit, Ihr ganzer Eifer nur auf mich gerichtet iſt?

Erkennen Sie doch die Diverſion, die man Ihnen zu machen ſucht, und laſſen mich in Ruhe. Es könnte ja gar ſeyn, daß ich und **Maſcho** uns verſtünden! Doch, das muß ich Ihnen nicht zweymal ſagen, wenn unſre Liſt gelingen ſoll.

Anti-Goeze.

Bella geri *placeat* nullos habitura triumphos!
Luc.

Zweyter. (1)

1778.

Mein Herr Hauptpaſtor,

Ich erhielt Ihr **Etwas Vorläufiges** gegen meine — wenn es nicht Ihre erſte Lüge iſt — **mittelbare und unmittelbare feindſelige Angriffe auf unſre allerheiligſte Religion** ꝛc. am Abend des Oſterabends; und hatte noch eben Zeit, den herrlichen

---

* Vorr. XIII. S. 26. 36. 71. 111. u. m.

Vorlauf zu koſten. Der ſoll mir auf das Feſt ſchmecken! dachte ich. Und er hat mir geſchmeckt. Gott gebe, daß mir der **Nachlauf** zu ſeiner Zeit auch ſo ſchmecken, auch ſo wohl bekommen mag!

Aber was das nun wieder iſt! Der Herr Hauptpaſtor verweiſen mir in Ihrem **Etwas Vorläufigen**, welches ich, der Geſchmeidigkeit wegen, lieber das **Vorläufige Etwas** nennen will, mit ſo vielem Ernſt und Nachdruck meine **Aequivoken*** und Wortſpiele: und dennoch mache ich ſchon wieder ein ſo häßlich Ding, und äquivocire und wortſpiele mit vorläufig und **Vorlauf**; ohne auch nur im geringſten vorher zu erklären, ob ich den Vorlauf von der **Kelter** oder von der **Blaſe** verſtehe.

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpaſtor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden iſt. Jeder Menſch hat ſeinen eignen Stil, ſo wie ſeine eigne Naſe; und es iſt weder artig noch chriſtlich, einen ehrlichen Mann mit ſeiner Naſe zum beſten haben, wenn ſie auch noch ſo ſonderbar iſt. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünſtle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichſten Caſcaden zu machen geneigt iſt, wenn ich der Sache am reifſten nachgedacht habe. Er ſpielt mit der Materie oft um ſo muthwilliger, je mehr ich erſt durch kaltes Nachdenken derſelben mächtig zu werden geſucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir ſchreiben: aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten,

---

[*] Der Herr Hauptpaſtor ſchreiben **Equivocen**; und das mehr wie einmal. (S. VII. IX. 55.) Es kann alſo weder Schreib- noch Druckfehler ſeyn; ſondern dieſe ſpaßhafte Orthographie ward beliebt, — um auch ein Wortſpielchen zu machen. *Aequivocum*, quaſi dicas, *equi vocem*. Denn freylich, was iſt **äquivoker** als das Wiehern des Pferdes? Für den Cardanus zwar nicht; aber doch für uns andere, die wir uns auf das Wiehern nicht ſo gut verſtehen, als Cardanus. — Oder ſollte der Herr Hauptpaſtor hier wohl noch ſpaßhafter ſeyn wollen, und zugleich ein Wort im Sinne gehabt haben, welches **Luther** in ſeinem **Hanswurſt von Wolfenbüttel** braucht? Der Bibliothekar zu Wolfenbüttel erinnerte ihn an dieß Buch; dieß Buch an dieß Wort: und ich freue mich herzlich, daß ich ſeinem Witze ſo auf die Spur komme. Das nenne ich doch noch eine Nachahmung Luthers!

daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwe[illegible] ein ſchwanker, ſchiefer Sinn liegen muß? daß niemand richtig und beſtimmt denken kann, als wer ſich des eigentlichſten, gemeinſten, platteſten Ausdruckes bedienet? daß, den kalten, ſymboliſchen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben ſuchen, der Wahrheit ſchlechterdings ſchade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem ſcharfen, ſondern dem blanken Schwerdte zuſchreiben! Wie lächerlich alſo auch, die Ueberlegenheit welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Stile deſſelben zuſchreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der ſeinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein giebt echten Glanz; und muß auch bey Spötterey und Poſſe, wenigſtens als Folie, unterliegen.

Alſo von der, von der Wahrheit laſſen Sie uns ſprechen, und nicht vom Stil. — Ich gebe den meinen aller Welt Preiß; und freylich mag ihn das Theater ein wenig verderben haben. Ich kenne den Hauptfehler ſehr wohl, der ihn von ſo manchen andern Stilen auszeichnen ſoll: und alles, was zu merklich auszeichnet, iſt Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunſtrichter, die ihn von allen ſeinen Fehlern ſäubern wollten, gerade für dieſen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er iſt nicht ſein Fehler: er iſt ſeine Erbſünde. Nehmlich: er verweilt ſich bey ſeinen Metaphern, ſpinnt ſie häufig zu Gleichniſſen, und malt gar zu gern mit unter eine in Allegorie aus; wodurch er ſich nicht ſelten in allzuentfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Dieſen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatiſche Arbeiten mit verſtärkt haben: denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein ſcharfes Auge zu haben; weil es wohl gewiß iſt, daß in den wirklichen Geſprächen des Umganges, deren Lauf ſelten die Vernunft, und faſt immer die Einbildung ſteuert, die mehreſten Uebergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Dieſe Erſcheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, giebt dem Dialog Geſchmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdecket, der uns am beſten weiter bringen kann! Und ſo wäre es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den beſten proſaiſchen Schriftſteller bilde. Ich denke ſogar, ſelbſt Cicero, wenn er ein beßrer Dialogiſt geweſen wäre, würde in ſeinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften ſo wunderbar nicht ſeyn. In dieſen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nehmliche, die ſich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfodern einen geſetzten, immer gleichen Schritt; dieſer verlangt mit unter Sprünge: und ſelten iſt ein hoher Springer, ein guter ebner Tänzer.

Aber, Herr Hauptpaſtor, das iſt mein Stil, und mein Stil iſt nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings ſoll auch meine Logik ſeyn, was mein Stil iſt: eine Theaterlogik. So ſagen Sie. Aber ſagen Sie was Sie wollen: die gute Logik iſt immer die nehmliche, man mag ſie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, ſie anzuwenden, iſt überall die nehmliche. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde ſie gewiß auch zu einer Predigt nicht entſtehen: ſo wie der, dem ſie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch eine nur erträgliche Komödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerſchöpflichſte Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham gute Komödien gemacht hätte? Gewiß nicht: denn ſeine Predigten ſind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Moliere und Shakeſpear vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn ſie, anſtatt des Theaters, die Kanzel hätten beſteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpaſtor, den guten Schloſſer wegen ſeiner Komödien ſo erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich: warum nicht? wenn er kann. Die zweyte: darf ein Komödienſchreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: warum nicht? wenn er will. —

Doch wozu alles dieſes Geſchwäz? Was gehen mich itzt die Armſeligkeiten des Stils und Theaters an; itzt da ein ſo ſchreckliches Halsgericht über mich verhangen wird? — Da ſteht er, mein unbarmherziger Ankläger, und wiehert Blut und Verdammung: und ich, einfältiger Tropf, ſtehe bey ihm, und leſe ihm ruhig die Federn vom Kleide. —

Ich muß, ich muß entbrennen, — oder meine Gelaſſenheit ſelbſt, mein Kälte ſelbſt, machen mich des Vorwurfs werth.

Wie, Herr Hauptpaſtor? Sie haben die Unverſchämtheit, mir mittelbare und unmittelbare feindſelige Angriffe auf die chriſtliche Religion Schuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu ſchreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie itzt an mir verdammen, ich ehedem aus Ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern werth. Daß ich Ihre Stirn nicht habe: das allein hindert mich. Ich unterſtehe mich nicht zu ſagen, was ich nicht erweiſen kann: und Sie — Sie thun alle ſieben Tage, was Sie nur einen Tag in der Woche thun ſollten. Sie ſchwatzen, verleumden und poltern: für Beweis und Eviction mag die Kanzel ſorgen.

Und die einen ſo infamirenden Titel führet, — was enthält dieſe Goeziſche Scharteke? Nichts enthält ſie, als elende Recenſionen, die in den freywilligen Beyträgen ſchon ſtehen, oder werth ſind darinn zu ſtehen. Doch ja; ſie enthält auch einen zum drittenmale aufgewärmten Brey, den ich längſt der Katze vorgeſetzt habe. Und dennoch ſollen und müſſen ſich des Herrn Hauptpaſtors liebe Kinder in Chriſto dieſen beſchnuffelten, beleckten Brey wieder in den Mund ſchmieren laſſen.

Iſt es von einem rechtſchaffenen Gelehrten, — ich will nicht ſagen, von einem Theologen — begreiflich, daß er, unter einem ſolchen Titel, widerlegte Beſchuldigungen nochmals in die Welt ſchickt, ohne auf ihre Widerlegung die geringſte Rückſicht zu nehmen? — „So hat er denn wohl von dieſer Widerlegung „nichts gewußt?“ — O doch! Er weiß ſehr wohl, daß ſie vorhanden iſt; er hat davon gehört: nur geleſen hat er ſie noch nicht, und nach dem Feſte wird es ſich zeigen, ob er es für nöthig findet, darauf zu antworten. —

Und inzwiſchen, Herr Hauptpaſtor, inzwiſchen haben Sie dennoch die Grauſamkeit, Ihre Beſchuldigungen zu wiederhohlen? in dieſem geſchärften Tone zu wiederhohlen? — Alſo ſind

Sie allwiſſend? Alſo ſind Sie untrieglich? — Alſo kann ſchlechterdings in meiner Wiederlegung nichts ſtehen, was mich in einem unſchuldigern Lichte zeigte? was Sie einen Theil Ihrer Klage zurück zu nehmen, bewegen könnte? Alſo, wie Sie eine Sache einmal anſehen, ſo, vollkommen ſo, ſind Sie gewiß, daß Sie dieſelbe von nun an bis in Ewigkeit anſehen werden?

In dieſem einzigen Zuge, Herr Hauptpaſtor, ſtehen Sie mir ganz da, wie Sie leiben und leben. Sie haben vor dem Feſte nicht Zeit, die Vertheidigung des Beklagten zu hören. Sie wiederhohlen die Anklage, und ſchlagen ſeinen Namen getroſt an Galgen. Nach dem Feſte, nach dem Feſte, werden Sie ſchon ſehen, ob auf ſeine Vertheidigung der Name wieder abzunehmen iſt, oder nicht!

Gegen einen ſolchen Mann wäre es möglich, die geringſte Achtung beyzubehalten? — Einem dritten: vielleicht. Aber nicht dem, nach deſſen Kopfe dieſe Steine zielen. Gegen einen ſolchen Mann ſollte es nicht hinwiederum erlaubt ſeyn, ſich aller Arten von Waffen zu bedienen? Welche Waffen können meuchelmörderiſcher ſeyn, als ſein Verfahren iſt?

Gleichwohl, Herr Hauptpaſtor, befürchten Sie von mir nur nicht, daß ich die Gränzen der Wiedervergeltung überſchreiten werde. Ich werde dieſe Gränzen noch lange nicht berühren, wenn ich von Ihnen auch noch ſo höhnend, auch noch ſo verachtend, auch noch ſo wegwerfend ſchreibe. Sie können einen ungeſitteten Gegner vielleicht an mir finden: aber ſicherlich keinen unmoraliſchen.

Dieſer Unterſchied, zwiſchen ungeſittet und unmoraliſch, der ſehr wichtig iſt, obgleich beide Wörter, ihrer Abkunft nach, vollkommen das nehmliche bedeuten müßten, ſoll ewig unter uns bleiben. Nur Ihre unmoraliſche Art zu diſputiren, will ich in ihr möglichſtes Licht zu ſetzen ſuchen, ſollte es auch nicht anders, als auf die ungeſittetſte Weiſe geſchehen können.

Itzt iſt mein Bogen voll; und mehr als einen Bogen ſollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es iſt erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Waſſers, in welchem Sie mich erſäufen wollen, tropfenweiſe auf den entblößten Scheitel fallen zu laſſen.

Anti-Goeze.

Avolent quantum volent paleæ levis fidei quocunque afflatu tentationum, eo purior maſſa frumenti in horrea domini reponetur.

Tertull.

DRITTER. (5)

1778.

Alſo: — „meine mittelbaren und unmittelbaren feindſeligen Angriffe auf die chriſtliche Religion.“

Nun dann! So hält Hr. Goeze doch wenigſtens einen Spruch im Neuen Teſtamente für nicht eingegeben, für nicht göttlich; ſondern für eine blos menſchliche gute Lehre, von welcher er Ausnahmen nach Gutdünken machen darf. **Verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammt!**

Zwar nein! Er ſelbſt verdammt ja nicht. Er wiederhohlt nur die Verdammung, welche der h. Geiſt ausgeſprochen. Er hat blos die Ehre und das Vergnügen, den Herren Baſedow, Teller, Semler, Bahrdt, den Verfaſſern der Allgemeinen Bibliothek, und meiner Wenigkeit, die Verdammung anzukündigen. Denn da ſtehts! **Wer nicht glaubt, der wird verdammt!** — Ihm nicht glaubt; nicht gerade das nehmliche glaubt, was er glaubt — **wird verdammt!**

Warum ſollte er alſo nicht, trotz ſeines fleißigen Verdammens, welches ja nur das unſchuldige Echo des Donners iſt, ſelig zu werden hoffen? Ich bilde mir ein, daß er ſelbſt durch dieſes Verdammen ſelig zu werden hoffet. Was Wunder? hoffte nicht jene fromme Hure, durch Kinderzeugen ſelig zu werden? Die Worte, worauf ſie ſich gründete, ſtehn auch da.

Und wie ſäuberlich, wie ſanft, wie einſchmeichelnd er, noch mit unter, bey dieſem kitzlichen Geſchäfte zu Werke geht! Ganz in dem Tone, und in der Manier eines gewiſſen *Monſieur*

Loyal, in einer gewiſſen Komödie, die man vor gewiſſen Leuten nicht gern nennet. Er iſt für meinen Ruhm — ha! was liegt an dieſer Seifenblaſe? — er iſt für meine Seligkeit ſo beſorgt! Er zittert ſo mitleidig vor meiner Todesſtunde! Er ſagt mir ſo gar hier und da recht artige Dinge, — nur damit es mich nicht allzuſehr ſchmerze, daß er mich **aus dem Hauſe meines Vaters wirft.**

Ce Monſieur Loyal porte un air bien deloyal!

Doch was thut alles das zur Sache? Laßt uns die Beſchuldigungen ſelbſt vornehmen. — Genug, daß mich mein Herz nicht verdammet, und ich alſo, mit aller Freudigkeit zu Gott, einem jeden intoleranten Heuchler, der mir ſo kömmt, die Larve vom Geſicht reiſſen **darf,** — und reiſſen **will.** — ſollte auch die ganze Haut daran hängen bleiben!

Von meinen mittelbaren Angriffen demnach zu erſt. — Unter dieſen verſteht der Hr. Hauptpaſtor „den von mir veranſtalteten Druck der Fragmente, und die von mir übernommene Advocatur des Verfaſſers derſelben.“

Jenes iſt noteriſch: ich kann es ſo wenig leugnen, als ich es leugnen möchte, wenn ich auch könnte. **Dieſes** will ich durchaus von mir nicht geſagt, — wo möglich auch nicht gedacht wiſſen. Wenigſtens in dem Sinne nicht, welchen der Hr. Hauptpaſtor damit verbindet.

Ich habe die Fragmente drucken laſſen: und ich würde ſie noch drucken laſſen, wenn mich auch aller Welt Goezen darüber in den tiefſten Abgrund der Hölle verdammten. Die Gründe, warum ich es mit gutem Gewiſſen thun zu können geglaubt, habe ich verſchiedentlich auch ſchon hergebracht. Aber Hr. Goeze will mir nicht eher zugeſtehen, daß dieſe Gründe das geringſte verfangen, als bis ich ihn überführe, daß die nehmlichen Gründe mich rechtfertigen würden, „wenn ich Fragmente drucken lieſſe, „in welchen die Gerechtſame des hohen Hauſes, dem ich diene, „die Ehre und Unſchuld der ehemaligen großen und unbeſcholtenen Miniſter deſſelben, und ſelbſt des regierenden Herrn, ſo „angegriffen würden, als dort, in jenen Fragmenten, die „Wahrheit der chriſtlichen Religion, die Ehre und Unſchuld

„der h. Apoſtel, und ſelbſt unſers ewigen Königs, angegriffen „wirklich werde.

Wie kindiſch! und wie pfiffig, wie boshaft zugleich! — Denn laſſen Sie uns doch, Hr. Hauptpaſtor, vor allen Dingen die Sache auf beiden Theilen erſt gleich machen. Sie haben eine Kleinigkeit auch in die andre Waagſchale zu legen vergeſſen: und Sie wiſſen wohl, im Gleichgewichte giebt jede Kleinigkeit den Ausſchlag. Alſo nur dieſes erſt berichtiget; und ich hoffe, Sie werden mir das beyzubringende glaubwürdige Zeugniß meiner Obern gütigſt erlaſſen.

Nehmlich; nehmen Sie doch nur an, daß dergleichen hiſtoriſche und politiſche Fragmente, als durch deren Druck Sie mich gern auf das Eis führen möchten, von der Beſchaffenheit wären, daß ihr Ungrund nicht allein klar und deutlich in die Augen leuchte, ſondern ſie zugleich auch einen unverhofften Anlaß und Stoff gäben, die Ehre und die Gerechtſamen des nehmlichen Hauſes noch von mehrern Seiten zu verherrlichen und zu erhärten: was iſt ſodann Ihr Zweifel, ob ich dergleichen Fragmente wohl dürfe drucken laſſen? worauf gründet er ſich? Darauf: daß es doch wohl mit jener Ehre, und jenen Gerechtſamen noch ſo ausgemacht nicht ſey? Darauf: daß man einen wandelbaren Grund nicht noch mehr untergraben müſſe? ſelbſt in der Abſicht nicht, ihn zu verſtärken? — O, Herr Hauptpaſtor, das Durchlauchtigſte Haus meines Herrn iſt Ihnen für dieſe Schmeicheley, für dieſe Beſorgniß recht ſehr verbunden! recht ſehr! — Darüber getraue ich mir allenfalls, Ihnen ein glaubwürdiges Zeugniß von meinen Obern beyzubringen.

Oder darf ich, was ich bey den Gerechtſamen des Hauſes annehme, dem ich diene, bey der Wahrheit der Religion nicht annehmen, die ich bekenne? Darf ich nicht darauf rechnen, daß alle Einwendungen gegen dieſe, wenigſtens eben ſowohl zu beantworten ſind, als gegen jene? Darf ich nicht erwarten, daß auch hier neue Einwürfe neue Erörterungen, geſchärftere Zweifel geſchärftere Auflöſungen veranlaſſen werden? Nicht?

„Allerdings! ruft der Hr. Hauptpaſtor, allerdings! Die „Religion, betrachtet als Inbegriff der zu unſrer Seligkeit „geoffenbarten Wahrheiten, gewinnet allerdings, je aufrichtiger

„und ſcharfſinniger ſie beſtritten wird. Aber, das iſt nur die
„objective Religion; nur die objective! Mit der ſubjectiven
„iſt es ganz anders. Die ſubjective Religion verlieret unwider-
„ſprechlich, durch dergleichen Beſtreitungen, unendlich mehr, als
„jene nur immer dadurch gewinnen kann! Folglich — —

Und was iſt dieſe ſubjective Religion? — „Die Gemüths-
„verfaſſung der Menſchen, in Abſicht auf die Religion, ihr
„Glaube, ihre Beruhigung, ihr Vertrauen auf uns, ihre Leh-
„rer. Die, die periklitiren bey jedem Worte, das in deutſcher
„Sprache gegen unſere allerheiligſte Religion geſchrieben wird.“

So? Bey Gott! ein tiefgedachter Unterſchied, den ich ja in ſeinen Schulterminis zu laſſen bitte, wenn er nicht ausgepfiffen, und gerade gegen ſeine Beſtimmung gebraucht werden ſoll.

Denn, wenn es wahr iſt, daß die Religion bey allen und jeden Anfällen, die auf ſie geſchehen, objective gewinnt, und nur ſubjective verliert: wer will behaupten, daß es alſo nach dem größern Gewinne, oder nach dem größern Verluſte entſchieden werden müſſe, ob dergleichen Anfälle überhaupt zu dulden ſind, oder nicht. Ja, wenn Gewinn und Verluſt hier völlig homogene Dinge wären, die man nur von einander abzuziehn brauche, um ſich durch den Ueberreſt beſtimmen zu laſſen! Aber der Gewinn iſt weſentlich: und der Verluſt iſt nur zufällig. Der Gewinn erſtreckt ſich auf alle Zeiten: der Verluſt ſchränkt ſich nur auf den Augenblick ein, ſo lange die Einwürfe noch unbeantwortet ſind. Der Gewinn kömmt allen guten Menſchen zu ſtatten, die Erleuchtung und Ueberzeugung lieben: der Verluſt trift nur wenige, die weder wegen ihres Verſtandes, noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verluſt trift nur die paleas levis fidei; nur die leichte chriſtliche Spreu, die bey jedem Windſtoſſe der Verzweiflung von den ſchweren Körnern ſich abſondert, und auffliegt.

Von dieſer, ſagt Tertullian, mag doch verfliegen ſo viel als will! Avolent quantum volent! — Aber nicht ſo unſre heutigen Kirchenlehrer. Auch von der chriſtlichen Spreu ſoll kein Hülschen verloren gehen! Lieber wollen ſie die Körner ſelbſt nicht lüſten und umwerfen laſſen.

Ueberhaupt läßt ſich alles, was Tertullian[*] von den Ketzereyen ſeiner Zeit, mit ſo vieler Scharfſinnigkeit ſagt, vollkommen auf die Schriften der Ungläubigen und Freygeiſter unſrer Zeit anwenden. Was ſind dieſe Schriften auch anders als Ketzereyen? Nur daß ihnen gerade noch das gebricht, was die eigentlichen Ketzereyen ſo fürchterlich macht. Sie zielen unmittelbar auf keine Spaltung und Trennung; ſie machen keine Partheyen und Rotten. Die alten Ketzer lehrten mehr mündlich als ſchriftlich, und fingen immer damit an, daß ſie ſich Anhänger zu verſchaffen ſuchten, welche ihren vorzutragenden Lehren ſogleich ein politiſches Gewicht geben könnten. Wie viel unſchädlicher ſchickt itzt ein Mißgläubiger ſeine Grillen blos in die Druckerey, und läßt ſie ſo viel Anhänger ſich machen, als ſie ohne ſein weiteres Zuthun, ſich zu machen vermögen. —

Die freygeiſteriſchen Schriften ſind alſo offenbar das kleinere Uebel: und das kleinere Uebel ſollte verderblicher ſeyn, als das groſſe? Wenn das größere Uebel ſeyn muß, **auf daß die, ſo rechtſchaffen ſind, offenbar werden,** — ut fides, habendo tentationem, haberet etiam probationem: warum wollen wir das kleinere nicht dulden, das eben dieſes Gute hervorbringt?

O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anders am felſigten Ufer zerſchmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um dieſe unglücklichen Schiffe iſt euch zu thun, ihr hättet ſie denn verſichert: euch iſt lediglich um euer eignes Gärtchen zu thun; um eure eigne kleine Bequemlichkeit, kleine Ergetzung. Der böſe Sturmwind! da hat er euch ein Luſthäuschen abgedeckt; da die vollen Bäume zu ſehr geſchüttelt; da eure ganze koſtbare Orangerie. in ſieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind ſonſt in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu ſchaden? Warum bläſet er nicht bey eurem Zaune vorbey? oder nimmt die Backen wenigſtens weniger voll, ſobald er an euren Grenzſteinen anlangt?

---

[*] *De praeſcript. haereticorum.*

Wenn Tertullian von denen, die ſich zu ſeiner Zeit an den Ketzereyen ſo ärgerten, über deren Fortgang ſo wunderten, ſagt: vane et inconſiderate hoc ipſo ſcandalizantur, quod tantum hæreſes valeant: was würde er von Ihnen ſagen, Herr Hauptpaſtor, der Sie um die papierne Grundlage einer möglichen Ketzerey ſo ein Lärmen anfangen? Um Fragmente eines Ungenannten! Würde er nicht auch ſagen: „Kurzſichtiger, — „nihil valebunt, ſi illa tantum valere, non mireris? Dein Lärmen ſelbſt iſt Schuld, wenn dieſe Fragmente mehr Schaden „anrichten, als ſie anzurichten beſtimmt ſind. Der Ungenannte „wollte ſich keinen Namen erſchreiben: ſonſt hätte er ſich genannt. Er wollte ſich kein Häuſchen ſammlen: ſonſt hätte ers „bey ſeinen Lebzeiten gethan. Mit einem Worte: der dieſe „Fragmente drucken ließ, hat weit weniger Verantwortung, als „Du, der du das laute Zeter über ſie anſtimmſt. Jener hat „nur gemacht, daß mehrere ſie leſen **können**: Du machſt, daß „mehrere ſie wirklich geleſen haben, und nun leſen **müſſen**.“ —

Vielleicht, daß der Herr Hauptpaſtor dieſen Verweis aus dem Munde eines Kirchenvaters lieber hört, als aus meinem! —

Antwort auf die Anzeige

in 30ſten Beytrage des Altonaer Poſtreuters.

1) Habe ich denn auch dem Herrn Goeze die Recenſion des Maſchoſchen Buchs einzig und allein in die Schuh gegoſſen? Habe ich nicht ausdrücklich geſagt, Goeze und Compagnie? Die Compagnieſchaft mit den freywilligen Beyträgern kann er doch nicht ableugnen, mit welchen er ſich einer gemeinſchaftlichen **Firma** bedient? Meynt denn der Herr Hauptpaſtor, weil er ſich, auſſer dieſer gemeinſchaftlichen **Firma**, auch noch einer beſondern, ihm allein eignen, von Zeit zu Zeit bedienet, daß er für jene gar nicht mit einſtehen darf? Ich will es ihm zugeben, wenn er wenigſtens nun, da er weiß, daß das Buch des Herrn Maſcho eben die Grundſätze enthält, die er an mir verdammet, nächſtens den Herrn Maſcho in der Fr. Bey. eben ſo behandelt, als mich. — 2) Warum muß denn Herr Nikolai immer dem Herrn Goeze namentlich büſſen, ſo oft in der Allgemeinen Bibliothek etwas vorkömmt, was ihm nicht anſteht? Herr Nikolai iſt auch nicht Director der A. B. Herr Nikolai bekömmt auch nicht

alle Aufſätze vorher zu ſehen, die in der A. B. Platz finden. Vielleicht, daß er ſelbſt nie ein Wort gegen ihn geſchrieben hat. Was ſich Herr Goeze mit Nikolai erlaubt: das ſollte ich mir nicht mit Goezen erlauben dürfen! — 3) Und von dieſer Kleinigkeit, wenn ich mich auch damit geirret hätte, ſollen die Leſer auf meine übrigen Behauptungen einen Schluß machen! Ja, wenn ſie ſo ſchlieſſen wollen, wie Herr Goeze oder Herr E. ſchließt! Dieſer Herr E. mag ſeyn, wer er will. Näher zu kennen verlange ich ihn gar nicht.

Anti-Goeze.

Tonto ſin ſaber Latin,
Nunca es gran tonto.
Francis. de Rozas.

VIERTER. (6)

1778.

Wenn doch indeß das eine ohne dem andern ſehr füglich ſeyn könnte? — Wenn es gar wohl möglich wäre, „daß die chriſtliche Religion objective allen Vortheil aus den Einwürfen „der Freygeiſter ziehen könnte, ohne ſubjective den geringſten „Schaden zu beſorgen?“

Das wäre allerdings das Beſſere. Aber wie? wodurch? — Hier iſt es, wo man mit einem Einfalle aufgezogen kömmt, der pedantiſch genug klingt, um gründlich ſeyn zu können. Ein andrer würde ihn blos lächerlich machen: ich, ich will ihn prüfen. Denn mir iſt das Pedantiſche faſt Empfehlung.

Es dürfte, ſagt man, nur ausgemacht ſeyn, daß der Streit nie anders, als in der Sprache der Gelehrten geführt würde. „Schreibt lateiniſch, ihr Herrn! ſchreibt lateiniſch! — Ja! wer „fleiſſiger in den Claſſen geweſen wäre! wer lateiniſch könnte!

— Nicht weiter, Herr Subconrector: oder man merkt Ihre wahre Abſicht. Sie möchten Ihrem lieben Latein nur gern eine Empfehlung mehr verſchaffen. „Lernt Latein, Jungens, „lernt Latein! Alle Einwürfe gegen die Religion ſind lateiniſch „geſchrieben! Wenn ihr auch ſelbſt keine ſchreiben wollt: müßt „ihr die geſchriebenen doch kennen." — Und nun lernen die Jungens Latein, daß Ihnen der Kopf raucht.

Doch ich habe geſagt, daß ich den Einfall nicht blos lächerlich machen: ſondern prüfen will. — Es wäre denn, wie ich faſt beſorge, daß dieſes auf jenes hinaus liefe. Und das wäre doch meine Schuld wohl nicht. Genug, ich will ernſthaft und ordentlich zu Werke gehen.

Alſo: wer gegen die Religion ſchreiben will, ſoll nicht anders, als lateiniſch ſchreiben dürffen; damit der gemeine Mann nicht geärgert werde. —

Und in den Ländern, wo der gemeine Mann ziemlich Latein verſtehet, als in Pohlen, Ungarn — da müſſen wohl ſonach die Einwürfe gegen die Religion griechiſch geſchrieben werden? — Natürlich! Was für ein ſchöner pädagogiſcher Handgrif, nun auch die griechiſche Sprache in dieſen Ländern gemein zu machen! Denn es verſteht ſich, daß die in andern Ländern wider die Religion geſchriebenen lateiniſchen Bücher in dieſe Länder nicht kommen.

Aber ſchon wieder auf das Lächerliche zu, das ich ſo gern vermeiden möchte! — „Was läge daran, wenn der Vorſchlag „in Pohlen und Ungarn nicht hülfe? er hülfe doch vors erſte „in Deutſchland." —

Gewiß? er hülfe? — Kann ein Vorſchlag helfen, der weder thulich, noch billig, noch klug, noch chriſtlich iſt? — Das iſt, was ich ſo ernſthaft erweiſen will, als möglich.

Zwar, daß er thulich wäre, müßte ich wohl vorausſetzen laſſen. Ich müßte zugeben, daß ein Reichsgeſetz darüber gemacht werden könne und dürffe. Denn ein geringers Verboth, als ein Reichsgeſetz, würde nichts fruchten. Der Kopf, oder wenigſtens ewige Gefangenſchaft bey Waſſer und Brod, und ohne Dinte und Feder, müßte im ganzen heiligen römiſchen Reiche darauf ſtehen, wenn jemand wider heilige Sachen anders als römiſch ſchriebe. Das Geſetz läge ſchon in dem Namen des heiligen römiſchen Reichs, und ſollte nicht thulich ſeyn?

Nun gut; ſo ſey es thulich: aber wäre es denn billig? — Kann überhaupt ein Geſetz billig ſeyn, das eben ſo viel unfähige Leute zu etwas berechtigen, als fähige davon ausſchlieſſen würde? — Und wer ſieht nicht, daß dieſes hier geſchähe? Oder iſt es das Latein ſelbſt, welches die Fähigkeit gewähret, Zweifel gegen die Religion zu haben, und vorzutragen? Iſt es die Unkunde des Lateins ſelbſt, welche dieſe Fähigkeit allen Menſchen ohne Ausnahme aberkennet? Iſt kein gewiſſenhafter, nachdenklicher Mann **ohne** Latein möglich? Giebt es keinen Dummkopf, keinen Narren mit Latein? Ich will auf dem Einfalle des **de Roxas** nicht beſtehen, **daß das Latein erſt den rechten Narren macht**: aber den rechten Philoſophen macht es doch auch nicht. — Darzu; von was für einem **Latein können** iſt die Rede? **Von dem**, bis zum ſchreiben. Wenn nun **Baco**, der kein Latein ſchreiben konnte, Zweifel gegen die Religion gehabt hätte: ſo hätte auch **Baco** dieſe Zweifel unterdrücken müſſen? So hätte jeder Schulcollege, der ein lateiniſches Programma zuſammen raſpeln kann, eine Erlaubniß, die Baco nicht hatte? Ich finde zwar nicht, daß **Baco** wie **Huart** dachte, der es gerade zu für das Zeichen eines ſchiefen Kopfes, eines Stümpers hielt, zu glauben, daß er ſich in einer fremden Sprache beſſer werde ausdrücken können, als in ſeiner. Aber Baco konnte vielleicht doch denken: wie ich Latein ſchreiben möchte, kann ich nicht; und wie ich kann, mag ich nicht. — Wenn mehrere wüßten, welch Latein ſie ſchrieben: ſo würden noch wenigere Latein ſchreiben. Es wäre denn freylich, daß ſie **müßten**. Ein **Muß**, das vielleicht der Sprache zuträglich ſeyn könnte; aber nimmermehr den Sachen.

Und wenn ſchon in dieſem Betracht, daß man ſonach dem kleinern Nutzen den gröſſern aufopferte, das unbillige Geſetz auch nicht klug wäre: wäre es nur in dieſem Betracht unklug? Wäre es nicht auch darum unklug, weil es dem gemeinen Manne nothwendig Verdacht gegen die Güte einer Sache erwecken müßte, die man ſich unter ſeinen Augen zu behandeln nicht getraute? von deren Prüfung ihm die Lateiniſchen Männer durch ihre Dollmetſcher nur ſo viel mittheilen lieſſen, als ſie für dienlich erachteten? — Wäre es nicht auch darum unklug, weil es den Schaden, dem es verbauen ſoll, gerade vermehret? Die Einwendungen gegen die Religion ſollen lateiniſch geſchrieben werden, damit ſie unter weniger Leuten Schaden anrichten. Unter wenigern? Ja, unter wenigern in jedem Lande, in welchem das Lateiniſche nur bey einer gewiſſen Claſſe von Leuten üblich wäre: aber auch in ganz Europa? in der ganzen Welt? Schwerlich wohl. Denn ſollten, auch nur in Europa zuſammen, nicht mehr Menſchen ſeyn, welche Lateiniſch könnten, und doch nicht im Stande wären, jedem übeln Eindrucke wahrſcheinlicher Zweifel zu widerſtehen und zu begegnen: als dergleichen ſchwache Menſchen, die nicht Lateiniſch könnten, in jedem einzeln Lande? Seele iſt für den Teufel Seele: oder, wenn er einen Unterſchied unter Seelen macht, ſo gewänne er ja wohl noch dabey. Er bekäme, z. E. für die Seele eines deutſchen Michels, der nur durch deutſche Schriften hätte verführt werden können, die Seele eines ſtudirten Franzoſen oder Engländers. Er bekäme für einen trocknen Braten, einen geſpickten.

Sein Votum alſo, das Votum des Teufels, hätte das unkluge Geſetz gewiß: wenn es auch nicht, noch oben darein, unchriſtlich wäre; wie ſchon daraus zu vermuthen, daß es unbillig iſt. — Ich verſtehe aber unter unchriſtlich, was mit dem Geiſte des Chriſtenthums, mit der letzten Abſicht deſſelben ſtreitet. Nun iſt, ſo viel ich, mit Erlaubniß des Herrn Hauptpaſtor Goeze, davon verſtehe, die letzte Abſicht des Chriſtenthums nicht unſere Seligkeit, ſie mag herkommen woher ſie will: ſondern unſre Seligkeit, vermittelſt unſrer Erleuchtung; welche Erleuchtung nicht blos als Bedingung, ſondern als Ingredienz zur Seligkeit nothwendig iſt; in welcher am Ende unſre ganze Seligkeit beſteht. Wie ganz alſo dem Geiſte des Chriſtenthums zuwider, lieber zur Erleuchtung ſo vieler nichts beytragen, als wenige vielleicht ärgern wollen! Immer müſſen dieſe *Wenige*, die niemals Chriſten waren, niemals Chriſten ſeyn werden, die blos unter dem Namen der Chriſten ihr undenkendes Leben ſo hinträumen; immer muß dieſer verächtliche Theil der Chriſten vor das Loch geſchoben werden, durch welches der beſſere Theil zu dem Lichte hindurch will. Oder iſt dieſer verächtlichſte Theil nicht der wenigſte? Muß er wegen ſeiner Vielheit geſchont werden? — Was für ein Chriſtenthum hat man denn bisher geprediget, daß dem wahren Chriſtenthume noch nicht einmal der gröſſere Hauſe ſo anhängt, wie ſichs gehöret? — Wenn nun auch von dieſen Namenchriſten ſich einige ärgerten; einige von ihnen, auf Veranlaſſung in ihrer Sprache geſchriebener freygeiſteriſchen Schriften, ſo gar erklärten, daß ſie nicht länger ſeyn wollten, was ſie nie waren: was wäre es denn nun mehr? Tertullian fragt, und ich mit ihm: Nonne ab ipſo Domino quidam discentium ſcandalizati diverterunt? Wer, ehe er zu handeln, beſonders zu ſchreiben, beginnt, vorher unterſuchen zu müſſen glaubt, ob er nicht vielleicht durch ſeine Handlungen und Schriften, hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Böſewichte, der Feigenblätter ſucht, dergleichen in die Hände ſpielen werde: der entſage doch nur gleich allem Handeln, allem Schreiben. Ich mag gern keinen Wurm vorſetzlich zertreten; aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden ſoll, wenn ich einen von ungefehr zertrete: ſo weiß ich mir nicht anders zu rathen, als daß ich mich gar nicht rühre; keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es ſich einmal befindet; zu leben aufhöre. Jede Bewegung im Phyſiſchen entwickelt und zerſtöret, bringt Leben und Tod; bringt dieſem Geſchöpfe Tod, indem ſie jenem Leben bringt: ſoll lieber kein Tod ſeyn, und keine Bewegung? oder lieber, Tod und Bewegung?

Und ſo iſt es mit dieſem Wunſche beſchaffen, daß die Feinde der Religion ſich nie einer andern, als der lateiniſchen Sprache bedienen dürften; mit dieſem Wunſche, der ſo gern Geſetz werden möchte! So iſt es ſchon itzt damit beſchaffen: und wie meynet man, daß es mit aller Unterſuchung der Wahrheit überhaupt ausſehen würde, wenn er nun erſt Geſetz wäre? — Man urtheile aus den Krallen, welche die geiſtliche Tyranney in einem ihrer grimmigſten, zum Glück noch gefeſſelten Tyger, bereits zu entblöſſen wagt!

Ich ziele hiermit auf das, was der Herr Hauptpaſtor S. 79 und 80 über dieſen Punkt ſagt: und wer es noch nicht riecht, wohin alle die Einſchränkungen und Bedingungen abzielen, mit und unter welchen es vergönnt bleiben könne, Einwürfe gegen die Religion zu machen: der hat den Schnupfen ein wenig zu ſtark.

„Verſtändigen, — heißt es alldort — verſtändigen und geſetzten Männern kann es vergönnt bleiben, beſcheidene Einwürfe „gegen die chriſtliche Religion, und ſelbſt gegen die Bibel zu „machen." — Aber von wem ſoll die Entſcheidung abhangen, wer ein geſetzter und verſtändiger Mann iſt? Iſt der blos ein verſtändiger Mann, der Verſtand genung hat, die Verfolgung zu erwägen, die er ſich durch ſeine Freymüthigkeit zuziehen würde? Iſt der blos ein geſetzter Mann, der gern in dem bequemen Lehnſtuhle, in den ihn ſein Amt geſetzt hat, ruhig ſitzen bliebe, und daher herzlich wünſcht, daß auch andre, wenn ſie ſchon ſo weich nicht ſitzen, dennoch eben ſo ruhig ſitzen bleiben möchten? Sind nur das beſcheidene Einwürfe, die ſich beſcheiden, der Sache nicht ans Leben zu kommen? die ſich beſcheiden, nur ſo weit ſich zu entwickeln, als ohngefehr noch eine Antwort abzuſehen iſt?

Das letztere muß wohl. Denn der Herr Hauptpaſtor fährt fort: „Es wird ſolches nöthig ſeyn, um die Lehrer in Othem „zu erhalten." — So? nur darum? So ſoll alle Beſtreitung der Religion nur eine Schulübung, nur ein Spiegelgefechte ſeyn? Sobald der Präſes dem Opponenten einen Wink giebt; ſobald der Opponent merkt, daß der Reſpondent nichts zu antworten haben werde, und daß den Herrn Präſes zu ſehr hungert, als daß dieſer ſelbſt, mit gehöriger Ruhe und Umſtändlichkeit, darauf antworten könne: muß die Diſputation aus ſeyn? müſſen Präſes und Opponent freundſchaftlich mit einander zum Schmauſe eilen? — Doch wohl, nein: denn der Herr Hauptpaſtor ſetzt ja noch hinzu: „und um ſolche Zeiten der Ruhe zu verhüten, „unter welchen die Chriſtenheit von dem 9ten bis zum 15ten „Jahrhundert beynahe völlig zu Grunde gegangen wäre." — Vortrefflich! Aber weiß der Herr Hauptpaſtor wohl, daß ſelbſt in dieſen barbariſchen Zeiten doch noch mehr Einwürfe gegen die chriſtliche Religion gemacht wurden, als die Geiſtlichen zu beantworten Luſt hatten? Bedenkt er wohl, daß dieſe Zeiten nicht darum der chriſtlichen Religion ſo verderblich wurden, weil niemand Zweifel hatte: ſondern darum, weil ſich niemand damit an das Licht getrauen durfte? darum, weil es Zeiten waren, wie der Herr Hauptpaſtor will, daß unſere werden ſollen?

Anti-Goeze.

Cognitio veritatis omnia falſa, ſi modo proferantur, etiam quæ prius inaudita erant, & dijudicare & ſubvertere idonea eſt.

Auguſtinus ad Dioſcorum.

Fünfter. (7)

1778.

O glückliche Zeiten, da die Geiſtlichkeit noch alles in allem war, — für uns dachte und für uns aß! Wie gern brächte euch der Herr Hauptpaſtor im Triumphe wieder zurück! Wie gern möchte er, daß ſich Deutſchlands Regenten zu dieſer heilſamen Abſicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen ſüß und ſauer, er ſtellt ihnen Himmel und Hölle vor. Nun, wenn ſie nicht hören wollen: — ſo mögen ſie fühlen. Witz und Landesſprache ſind die Miſtbeete, in welchen der Saame der Rebellion ſo gern und ſo geſchwind reiſſet. Heute ein Dichter: morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac, Damiens ſind nicht in den Beichtſtühlen, ſind auf dem Parnaſſe gebildet.

Doch auf dieſem Gemeinorte des Herrn Hauptpaſtors laſſe ich mich wohl wieder ein andermal treffen. Itzt will ich nur, wem es noch nicht klar genug iſt, vollends klar machen, daß Herr Goeze ſchlechterdings nicht geſtattet, was er zu geſtatten ſcheinet; und daß eben das die Klauen ſind, die der Tyger nur in das hölzerne Gitter ſchlagen zu können, ſich ſo ärgert.

Ich ſage nehmlich: es iſt mit ſeiner Erlaubniß, Einwürfe gegen Religion und Bibel, gegen das, was er Religion und Bibel nennt, machen zu dürfen, nur Larifari. Er giebt ſie und giebt ſie nicht: denn er verclauſulirt ſie von allen Seiten ſo ſtreng und rabuliſtiſch, daß man ſich, Gebrauch davon zu machen, wohl hüten muß.

Die Clauſel, in Anſehung der Sprache, habe ich genugſam beleuchtet. Auch habe ich die Clauſel in Anſehung der Perſonen und der Abſicht, berühret. Aber noch iſt die Clauſel in Anſehung der Punkte ſelbſt übrig, welche die Einwürfe nur ſollen treffen können; und dieſe verdient um ſo mehr, daß wir uns einen Augenblick dabey verweilen, je billiger ſie klingt, je weniger man, dem erſten Anſehen nach, etwas dagegen einzuwenden haben ſollte.

„Nur müßte, ſind die Worte des Herrn Hauptpaſtors, „der angreifende Theil die Freyheit nicht haben, die heiligen „Männer Gottes, von welchen die ganze Chriſtenheit glaubt, „daß ſie geredet und geſchrieben haben, getrieben von dem heiligen Geiſte, als Dummköpfe, als Böſewichter, als Leichenräuber zu läſtern.

Wie geſagt, dieſes klingt ſo billig, daß man ſich faſt ſchämen ſollte, eine Erinnerung dagegen zu machen. Und doch iſt es im Grunde mehr nicht, als Pfiff, oder Armſeligkeit. Denn verſtehen wir uns nur erſt recht!

Will der Herr Hauptpaſtor blos, daß der angreifende Theil die Freyheit nicht haben müßte, dergleichen Schimpfworte, als er ihm in den Mund legt, anſtatt aller Gründe, zu gebrauchen? Oder will er zugleich, daß der angreifende Theil auch die Freyheit nicht haben müßte, ſolche Dinge und Thatſachen zu berühren, aus deren Erweiſung erſt folgen würde, daß den Apoſteln jene Benennungen gewiſſermaaſſen zukommen? Das iſt die Frage, deren er ſich wohl nicht verſehen hat.

Will er blos jenes: ſo iſt ſeine Forderung höchſt gerecht; aber ſie betrift eine Armſeligkeit, über die ſich der Chriſt lieber hinwegſetzt. Leere Schimpfworte bringen ihn nicht auf; ſie mögen wider ihn ſelbſt, oder wider ſeinen Glauben gerichtet ſeyn. Ruhige Verachtung iſt alles, was er ihnen entgegen ſetzt. Wehe ſeinem Gegner, der nichts anders hat, womit er ihn beſtreite, und ihn doch beſtreitet! —

Will der Herr Hauptpaſtor aber auch zugleich dieſes: ſo geht er mit Pfiffen um, deren ſich nur eine theologiſche

Wärme ſchuldig macht; und jeder muß ſich ihm widerſetzen, dem die Wahrheit der chriſtlichen Religion am Herzen liegt. — Denn wie? So hat die chriſtliche Religion kranke Stellen, die ſchlechterdings keine Betaſtung dulden? die man ſelbſt der Luft nicht ausſetzen darf? Oder hat ſie keine ſolche Stellen: warum ſollen ihre Freunde immer und ewig den Vorwurf hören, „daß man nur nicht alles ſagen dürfe, was man gegen „ſie ſagen könnte?“ Dieſer Vorwurf iſt ſo erniedrigend, iſt ſo marternd! Ich wiederhohle es: nur eine theologiſche Wärme kann ihm nicht ein Ende gemacht zu ſehen wünſchen, kann durch ihr Betragen länger dazu berechtigen. Nicht, daß mir der Theologiſche Renomiſt lieber wäre, welcher mitten vom Pflaſter dem leuteſcheuen Freygeiſte, der ſich an den Häuſern hinſchleicht, ein Schnippchen ſchlägt, und trotzig zuruft: „komm „heraus, wenn du was haſt!“ Ich kann beyde nicht leiden; und das ſonderbarſte iſt, daß auch hier nicht ſelten Wärme und Renomiſt in Einer Perſon ſind. Sondern ich glaube, daß der wahre Chriſt weder den einen noch den andern ſpielt: zu mißtrauiſch auf ſeine Vernunft; zu ſtolz auf ſeine Empfindung. —

So viel gegen die Foderung des Herrn Hauptpaſtors, im Allgemeinen betrachtet. Ich komme auf den einzeln Fall, den er dabey im Sinne hat. Denn mein Ungenannter muß es doch wohl ſeyn ſollen, der ſich einer Freyheit bedienet, die er nicht haben müßte.

Aber wo hat er ſich denn ihrer bedienet? Wo hat er denn die Apoſtel als Dummköpfe, Böſewichter, Leichenräuber geläſtert? Ich biete dem Herrn Hauptpaſtor Trotz, mir eine einzige Stelle in den Fragmenten zu zeigen, wo er mit ſolchen Ehrentiteln um ſich wirft. Der Herr Hauptpaſtor ſind es einzig und allein ſelbſt, dem ſie hier zuerſt über die Zunge, oder aus der Feder, — zuerſt in die Gedanken gekommen. Er, er mußte im Namen des Ungenannten, die Apoſtel läſtern, damit er den Ungenannten läſtern könne.

Und daß man ja nicht glaube, als ob ich meinen Ungenannten blos damit ſchützen wolle, daß jene Ehrentitel nicht buchſtäblich bey ihm zu finden! Mein Ungenannter hat ſogar nichts von den Apoſteln poſitiv behauptet, was ſie derſelben würdig machen könnte; nirgends ihnen den Gehalt derſelben gerade auf den Kopf zugeſagt.

Es iſt nicht wahr, daß mein Ungenannter ſchlechthin ſagt: „Chriſtus iſt nicht auferſtanden, ſondern ſeine Jünger haben „ſeinen Leichnam geſtohlen.“ Er hat die Apoſtel dieſes Diebſtahls weder überwieſen, noch überweiſen wollen. Er ſahe zu wohl ein, daß er ſie deſſen nicht überweiſen könne. Denn ein Verdacht, ſelbſt ein höchſtwahrſcheinlicher Verdacht, iſt noch lange kein Beweis.

Mein Ungenannter ſagt blos: dieſer Verdacht, welchen ſein Gehirn nicht ausgebrütet, welcher ſich aus dem Neuen Teſtamente ſelbſt herſchreibt, dieſer Verdacht ſey durch die Erzählung des Matthäus von Bewahrung des Grabes, nicht ſo völlig gehoben und widerlegt, daß er nicht noch immer wahrſcheinlich und glaublich bleibe; indem beſagte Erzählung nicht allein ihrer innern Beſchaffenheit nach höchſt verdächtig, ſondern auch ein ἅπαξ λεγόμενον ſey, dergleichen in der Geſchichte überhaupt nicht viel Glauben verdiene; und hier deſtoweniger, weil ſich ſelbſt diejenigen nie darauf zu berufen getrauet, denen an der Wahrheit derſelben am meiſten gelegen geweſen.

Wer ſieht nun nicht, daß es ſonach hier weniger auf die Wahrheit der Sache, als auf die glaubwürdige Art der Erzählung ankömmt? Und da die Erzählung einer ſehr wahren Sache ſehr unglaublich ſeyn kann: wer erkennt nicht, daß dieſe Unglaublichkeit jener Wahrheit nur in ſo weit präjudicirt, als man die Wahrheit einzig und allein von der Erzählung will abhangen laſſen?

Doch geſetzt auch, mein Ungenannter hätte ſich in dieſen Gränzen nicht gehalten, er hätte nicht blos zeigen wollen, was jeder gute Katholik ohne Anſtoß glauben und behaupten kann, daß in der ſchriftlichen Erzählung der Evangeliſten und Apoſtel einzig und allein, gewiſſe heilige Begebenheiten ſo ungezweifelt nicht erſcheinen, daß ſie nicht noch einer anderweitigen Bekräftigung bedürffen; geſetzt, er hätte das wahrſcheinliche für wahr, das glaubliche für unleugbar gehalten, er hätte es ſchlechterdings für ausgemacht gehalten, daß die Apoſtel den Leichnam Jeſu entwendet: ſo bin ich auch ſodann noch überzeugt, daß er dieſen Männern, durch welche gleichwohl ſo unſäglich viel Gutes in die Welt gekommen, wie er ſelbſt nicht in Abrede iſt, daß er, ſage ich, dieſen uns in aller Abſicht ſo theuren Männern, die ſchimpflichen Namen Betrüger, Böſewichter, Leichenräuber würde erſpart haben, die dem Herrn Hauptpaſtor ſo geläufig ſind.

Und zwar würde er ſie ihnen nicht blos aus Höflichkeit erſpart haben; nicht blos aus Beſorglichkeit, das Kalb, wie man zu ſagen pflegt, zu ſehr in die Augen zu ſchlagen: ſondern er würde ſie ihnen erſpart haben, weil er überzeugt ſeyn mußte, daß ihnen zu viel damit geſchähe.

Denn wenn es ſchon wahr iſt, daß moraliſche Handlungen, ſie mögen zu noch ſo verſchiednen Zeiten, bey noch ſo verſchiednen Völkern vorkommen, in ſich betrachtet immer die nehmlichen bleiben: ſo haben doch darum die nehmlichen Handlungen nicht immer die nehmlichen Benennungen, und es iſt ungerecht, irgend einer eine andere Benennung zu geben, als die, welche ſie zu ihren Zeiten, und bey ihrem Volk zu haben pflegte.

Nun iſt es erwieſen und ausgemacht, daß die älteſten und angeſehnſten Kirchenväter einen Betrug, der in guter Abſicht geſchiehet, für keinen Betrug gehalten, und dieſe nehmliche Denkungsart den Apoſteln beyzulegen, ſich kein Bedenken gemacht haben. Wer dieſen Punkt von einem unverdächtigen Theologen ſelbſt, belegt und aufs Reine gebracht leſen will, der leſe Ribovs Programm de Oeconomia patrum. Die Stellen ſind unwiderſprechlich, die Ribov daſelbſt mit Verſchwendung zuſammen trägt, um zu beweiſen, daß die Kirchenväter faſt ohne Ausnahme der feſten Meynung geweſen, integrum omnino Doctoribus & coetus Chriſtiani Antiſtitibus eſſe, ut dolos versent, falsa veris intermisceant & imprimis religionis hostes fallant, dummodo veritatis commodis et utilitati inserviant. Auch ſind die Stellen der andern Art, wo die Kirchenväter den Apoſteln ſelbſt eine dergleichen οἰκονομίαν, eine dergleichen falſitatem dispensativam beylegen, eben ſo unleugbar. Was Hieronymus unter andern vom h. Paulus verſichert,[*] iſt ſo naif, daß es dem naiven Ribov ſelbſt auffällt, darum aber nicht weniger die wahre Meynung des Hieronymus bleibt.

---

[*] Paulus in teſtimoniis, quæ ſumit de veteri teſtamento, quam artifex, quam prudens, quam diſſimulator eſt ejus quod agit!

Man ſage nicht, daß dieſe uns itzt ſo befremdende Verſtellung von der Aufrichtigkeit der erſten Kirchenväter und Apoſtel, bloſſe Vortheile der Auslegungskunſt, bloſſen Wörterkram betreffe. Worte und Handlungen liegen nicht ſo weit auseinander, als man insgemein glaubt. Wer fähig iſt, eine Schriftſtelle wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen zu verdrehen, iſt zu allem andern fähig; kann falſch Zeugniß ablegen, kann Schriften unterſchieben, kann Thatſachen erdichten, kann zu Beſtätigung derſelben jedes Mittel für erlaubt halten.

Gott bewahre mich, daß ich zu verſtehen geben ſollte, daß die Apoſtel zu dieſem allen fähig geweſen, weil ſie die Kirchenväter zu einem für fähig gehalten! Ich will nur die Frage veranlaſſen: ob in eben dem Geiſte, in welchem wir itzt in Anſehung dieſes **einen** über ſie urtheilen, ein billiger Mann allenfalls nicht auch in Anſehung des **übrigen** urtheilen müßte, wenn es ihnen wirklich zur Laſt fiele?

Und ſo ein billiger Mann war mein Ungenannter allerdings. Er hat keine Schuld, die in leichtem Gelde gemacht war, in ſchwerem wiedergefodert. Er hat kein Verbrechen, welches unter nachſehendern Geſetzen begangen war, nach ſpätern geſchärfteren Geſetzen gerichtet. Er hat keine Benennung, die dem Abſtracto der That zu ihrer Zeit nicht zukam, dem Concreto des Thäters zu unſrer Zeit beygelegt. Er hat immer in ſeinem Herzen dafür halten können, daß wir betrogen ſind: aber er hat ſich wohl gehütet zu ſagen, daß wir von **Betrügern** betrogen ſind.

Vielmehr ſpielt jeder, welcher meinen Ungenannten dieſes letztere ſagen läßt, weil er ihn überführen kann, daß er das erſtere geglaubt habe, ſelbſt einen **Betrug**, um einen Pöbel in Harniſch zu bringen, der keinen Unterſchied zu machen fähig iſt. Ob aber dieſe Abſicht auch zu den Abſichten gehört, die einen Betrug entſchuldigen, das laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Ich ſehe wenigſtens den Nutzen, der daraus entſpringen ſoll, noch nicht ein; und ich muß erſt erfahren, ob ſelbſt der Pöbel itziger Zeit nicht ſchon klüger und vernünftiger iſt, als die Prediger, die ihn ſo gern hetzen möchten.

Herr Goeze weiß ſehr wohl, daß mein Ungenannter eigentlich nur behauptet, daß die Apoſtel es ebenfalls gemacht, wie es alle Geſetzgeber, alle Stifter neuer Religionen und Staaten zu machen für gut befunden. Aber das fällt dem Pöbel, für den er ſchreibt und prediget, nicht ſo recht auf. Er ſpricht alſo mit dem Pöbel die Sprache des Pöbels, und ſchreyet, daß mein Ungenannter die Apoſtel als Betrüger und Böſewichter läſtere. — Das klingt! das thut Wirkung! — Vielleicht, wie geſagt, aber auch nicht. Denn auch der geringſte Pöbel, wenn er nur von ſeiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, geſitteter, beſſer: anſtatt, daß es bey gewiſſen Predigern ein Grundgeſetz iſt, auf dem nehmlichen Punkte der Moral und Religion immer und ewig ſtehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren ſtanden. Sie reiſſen ſich nicht von dem Pöbel, — aber der Pöbel reißt ſich endlich von ihnen los.

Anti-Goeze.

Non leve eſt, quod mihi impingit tantæ urbis pontifex.
Hieron. adv. Ruffinum.

Sechſter. (8)

1778.

Ich habe erwieſen, (Anti-Goeze III.) daß die Vortheile, welche die Religion objective aus den Zweifeln und Einwürfen ziehet, mit welchen die noch ununterjochte Vernunft gegen ſie angeht, ſo weſentlich und groß ſind, daß aller ſubjective Nachtheil, der daraus mehr befürchtet wird, als daß er wirklich daraus entſtehe, in keine Betrachtung zu kommen verdienet; welches auch ſchon daher klar iſt, weil der ſubjective Nachtheil nur ſo lange dauert, bis der objective Vortheil ſich zu äuſſern beginnet, in welchem Augenblicke ſofort objectiver Vortheil auch ſubjectiver Vortheil zu werden anfängt. — Ich habe erwieſen, daß ſonach die Kirche, welche ihr wahres Beſte verſtehet, ſich nicht einfallen laſſen kann, die Freyheit, die Religion zu beſtreiten, auf irgend eine Weiſe einzuſchränken; weder in Anſehung der Sprache noch in Anſehung der Perſonen einzuſchränken, von welchen allein und in welcher allein die Beſtreitung geſchehen dürfe. (A. G. IV.) — Ich habe erwieſen, daß am wenigſten eine Ausnahme von Punkten gemacht werden dürfe, welche die Beſtreitung nicht treffen ſolle (A. G. V.); indem dadurch ein Verdacht entſtehen würde, welcher der Religion ſicherlich mehr Schaden brächte, als ihr die Beſtreitung der ausgenommenen Punkte nur immer bringen könnte. —

Wenn nun hieraus erhellet, daß die Kirche auch nicht einmal das Recht muß haben wollen, die Schriften, die gegen ſie geſchrieben werden, von welcher Beſchaffenheit ſie auch ſeyn mögen, in ihrer Geburth zu erſticken, oder zu ihrer Geburth gar nicht gelangen zu laſſen; es ſey denn durch die beſſere Belehrung ihrer Urheber; wenn ſelbſt dieſe Urheber, in welchen ſie nur den Irrthum verfolget, alle die Schonung von ihr genieſſen, welche man denjenigen ſo gern wiederfahren läßt, die uns wider ihren Willen, der nur auf unſer Verderben geht, Gutes erzeigen: wie kann ſie den für ihren Feind erkennen, in welchem ſie nicht einmal den eigenen Irrthum zu verfolgen hat, welcher blos fremde Irrthümer bekannt macht, um ihr den daraus zu erwartenden Vortheil je eher je lieber zu verſchaffen? Wie kann der Herausgeber eines freygeiſteriſchen Buches eine Ahndung von ihr zu beſorgen haben, mit der ſie nicht einmal den Verfaſſer deſſelben anſehen würde? —

Als Hieronymus eine, ſeinem eignen Urtheile nach, der wahren chriſtlichen Religion höchſt verderbliche Schrift aus dem Griechiſchen überſetzte — Es waren des Origines Bücher περὶ ἀρχῶν. Man merke wohl, überſetzte! Und überſetzen iſt doch wohl mehr, als blos herausgeben — Als er dieſe gefährliche Schrift in der Abſicht überſetzte, um ſie von den

Verkleiſterungen und Verſtümmlungen eines andern Ueberſetzers, des Ruffinus, zu retten, d. i. um ſie ja in ihrer ganzen Stärke, mit allen ihren Verführungen, der Lateiniſchen Welt vorzulegen: und ihm hierüber eine gewiſſe ſchola tyrannica Vorwürfe machte, als habe er ein ſehr ſtrafbares Aergerniß auf ſeiner Seele: was war ſeine Antwort? O impudentiam ſingularem! Accuſant medicum, quod venena prodiderit. — Nun weiß ich freylich nicht, was er mit jener ſchola tyrannica eigentlich ſagen wollen. Und es wäre doch erſtaunlich, wenn es auch damals ſchon unter den chriſtlichen Lehrern Leute gegeben hätte, wie Goeze! — Aber eine ähnliche Antwort habe ich doch ſchon für mich auch gegeben*. „Weil ich das Gift, das im Finſtern ſchleichet, dem Geſundheitsrathe anzeige, ſoll ich die Peſt in das „Land gebracht haben?“

Freylich, als ich die Fragmente heraus zu geben anfieng, wußte ich, oder äuſſerte ich doch, den Umſtand noch nicht, den ich zur Entſchuldigung eines Unternehmens, bey welchem ich darauf keine Rückſicht nahm oder nehmen konnte, hier brauchen zu wollen ſcheine. Ich wußte oder äuſſerte noch nicht, daß das Buch ganz vorhanden ſey, an mehrern Orten vorhanden ſey, und in der Handſchrift darum keinen geringern Eindruck mache, weil der Eindruck nicht in die Augen falle. Aber ich ſcheine auch nur, mich dieſes Umſtandes zu meiner Rechtfertigung bedienen zu wollen.

Ich bin ohne ihn dadurch gerechtfertigt genug, daß ich, als ich einmal eine ſehr unſchuldige Stelle aus dem Werke meines Ungenannten gelegentlich bekannt gemacht hatte, aufgefodert wurde, mehr daraus mitzutheilen. Ja ich will noch mehr Blöſſe geben.

Ich will gerade zu bekennen, daß ich auch ohne alle Auffoderung würde gethan haben, was ich gethan habe. Ich würde es vielleicht nur etwas ſpäter gethan haben.

Denn einmal habe ich nun eine ganz abergläubiſche Achtung gegen jedes geſchriebene, und nur geſchrieben vorhandene Buch, von welchem ich erkenne, daß der Verfaſſer die Welt damit belehren oder vergnügen wollen. Es jammert mich, wenn ich ſehe, daß Tod oder andere dem thätigen Manne nicht mehr und nicht weniger willkommene Urſachen, ſo viel gute Abſichten vereiteln können; und ich fühle mich ſo fort in der Befaſſung, in welcher ſich jeder Menſch, der dieſes Namens noch würdig iſt, bey Erblickung eines ausgeſetzten Kindes befindet. Er begnügt ſich nicht, ihm nur nicht vollends den Garaus zu machen; es unbeſchädigt und ungeſtört da liegen zu laſſen, wo er es findet: er ſchaft oder trägt es in das Findelhaus, damit es wenigſtens Taufe und Namen erhalte. Eines denn freylich wohl lieber als das andere: nach dem ihm das eine mehr angelächelt, als das andere; nach dem ihm das eine den Finger **mehr gedrücket**, als das andere.

---

* Anti-Goeze I. S. 4. [S. 167.]

Gerade ſo wünſchte ich wenigſtens — Denn was wäre es nun, wenn auch darum noch ſo viel Lumpen mehr, dergeſtalt verarbeitet werden müßten, daß ſie Spuren eines unſterblichen Geiſtes zu tragen fähig würden? — wünſchte ich wenigſtens, alle und jede ausgeſetzte Geburthen des Geiſtes, mit eins in das große für ſie beſtimmte Findelhaus der Druckerey bringen zu können: und wenn ich deren ſelbſt nur wenige wirklich dahin bringe, ſo liegt die Schuld gewiß nicht an mir allein. Ich thue was ich kann; und jeder thue nur eben ſo viel. Selbſt die Urſache liegt oft in mir nicht allein, warum ich eher dieſe als jene hinbringe, warum ich mir von dem geſündern und freundlichern Findlinge den Finger umſonſt muß drücken laſſen: ſondern es wirken auch hier meiſtens ſo viel kleine unmerkliche Urſachen zuſammen, daß man mit Recht ſagen kann, habent sua fata libelli.

Aber nie habe ich dieſe meine Schwachheit, — wodurch ich, ich weiß nicht ob ich ſagen ſoll, zum Bibliothekar gebohren, oder zum Bibliothekar von der Natur verwahrloſet bin, — nie habe ich dieſe meine Schwachheit denken können, ohne meine individuelle Lage glücklich zu preiſen. Ich bin ſehr glücklich, daß ich **hier** Bibliothekar bin, und an keinem **andern** Orte. Ich bin ſehr glücklich, daß ich **dieſes** Herrn Bibliothekar bin, und **keines** andern. —

Unter den heidniſchen Philoſophen, welche in den erſten Jahrhunderten wider das Chriſtenthum ſchrieben, muß ohne Zweifel Porphyrius der gefährlichſte geweſen ſeyn, ſo wie er, aller Vermuthung nach, der ſcharfſinnigſte und gelehrteſte war. Denn ſeine 15 Bücher κατὰ χριστιανῶν ſind, auf Befehl des Conſtantinus und Theodoſius, ſo ſorgſam zuſammengeſucht und vernichtet worden, daß uns auch kein einziges kleines Fragment daraus übrig geblieben. Selbſt die dreyſſig und mehr Verfaſſer, die ausdrücklich wieder ihn geſchrieben hatten, worunter ſich ſehr groſſe Namen befinden, ſind darüber verloren gegangen; vermuthlich weil ſie zu viele und zu große Stellen ihres Gegners, der nun einmal aus der Welt ſollte, angeführet hatten. — Wenn es aber wahr ſeyn ſollte, was Iſaac Voſſius den Salvius wollen glauben machen[*], daß dem ohngeachtet noch irgendwo ein Exemplar dieſer ſo fürchterlichen Bücher des Porphyrius vorhanden ſey; in der Mediceiſchen Bibliothek zu Florenz nehmlich, wo es aber ſo heimlich gehalten werde, daß niemand es leſen, niemand das geringſte der Welt daraus mittheilen dürfe: wahrlich, ſo möchte ich dort zu Florenz nicht Bibliothekar ſeyn, und wenn ich Großherzog zugleich ſeyn könnte. Oder vielmehr, ich möchte es nur unter dieſer Bedingung ſeyn, damit ich ein der Wahrheit und dem Chriſtenthume ſo nachtheiliges Verboth geſchwind aufheben, geſchwind den Porphyrius in meinem herzoglichen Pallaſte drucken laſſen, und geſchwind das Großherzogthum, welches mir izt ſchon im Gedanken zur Laſt iſt, geſchwind wieder an ſeine Behörde abgeben könnte. —

Abälard iſt der Mann, den ich oben[**] in Gedanken hatte, als ich ſagte, daß ſelbſt in jenen barbariſchen Zeiten mehr Einwürfe gegen die Religion gemacht worden, als die Mönche zu beantworten Luſt hatten, die beliebter Kürze und Bequemlichkeit wegen, den nur gleich zu allen Teufeln zu ſchicken bereit waren, der ſich mit ſeinen Einwürfen an das Licht wagte. Denn ſollte man wohl glauben, daß Troz den Streitigkeiten, welche der h. **Bernhardus** dem Abälard gegen verſchiedene ſeiner Schriften erregte; Troz der Sammlung, welche Amboiſe

[*] Almeloveni Conringiana Epistolica. p. 71.

[**] A. G. IV. S. 16. [S. 189.]

mit ſeiner nicht geringen Gefahr von den Schriften des Abälards machte; Trotz den Nachleſen, welche **Martene** und **Durand** und B. Petz zu dieſer Sammlung gehalten haben, uns doch noch dasjenige Werk des Abälard mangelt, aus welchem die Religionsgeſinnungen deſſelben vornehmlich zu erſehen ſeyn müßten. D'Achery hatte es, ich weiß nicht in welcher Bibliothek gefunden, hatte eine Abſchrift davon genommen, und war Willens, es drucken zu laſſen. Aber D'Achery gieng oder mußte mit andern Gelehrten — auch Benediktinern ohne Zweifel — vorher noch darüber zu Rathe gehen, und ſo konnte aus dem Drucke nichts werden; die glücklich aufgefundene Schrift des Abälard, in quo, genio ſuo indulgens, omnia chriſtianæ religionis myſteria in utramque partem verſat, ward zu ewigen Finſterniſſen verdammet[*]. Die Abſchrift des D'Achery kam in die Hände des **Martene** und **Durand**; und dieſe, welche ſo viel hiſtoriſchen und theologiſchen Schund dem Untergange entriſſen hatten, hatten eben ſo wenig das Herz, noch ein bischen Schund mehr der Welt aufzubewahren; weil es doch nur philoſophiſcher Schund war. — Arme Scharteke! Gott führe dich mir in die Hände, ich laſſe dich ſo gewiß drucken, ſo gewiß ich kein Benediktiner bin! — Aber wünſchen einer zu ſeyn, könnte ich faſt, wenn man nur als ein ſolcher mehr dergleichen Manuſcripte zu ſehen bekäme. Was wäre es, wenn ich auch gleich das erſte Jahr wieder aus dem Orden geſtoßen würde?

Und das würde ich gewiß. Denn ich würde zu viel wollen drucken laſſen, wozu mir der Orden den Vorſchub verweigerte. Der alte Lutheraner würde mich noch zu oft in den Nacken ſchlagen; und ich würde mich nimmermehr bereden können, daß eine Maxime, welche der päbſtiſchen Hierarchie ſo zuträglich iſt, auch dem wahren Chriſtenthume zuträglich ſeyn könne.

„Doch das alles heißt ja nur eine Miſſethat durch das
„Jucken entſchuldigen wollen, welches man, ſie zu begehen, un-
„widerſtehlich fühlet. Wenn es denn deine Schwachheit iſt,
„dich verlaſſener Handſchriften anzunehmen, ſo leide auch für
„deine Schwachheit. Genug, von dieſer Handſchrift hätte ſchlech-

---

[*] Theſ. Anecd. T. V. Præf.

„lerdings nichts müſſen gedruckt werden, weil ſie wenigſtens „eben ſo ſchlimm iſt, als das **Toldos Jeſchu**."

Wohl angemerkt! Und alſo hätte auch wohl Toldos Jeſchu nicht müſſen gedruckt werden? Alſo waren die, welche es unter uns bekannt, und durch den Druck bekannt machten, keine Chriſten? Freylich war der, welcher es den Chriſten zuerſt gleichſam unter die Naſe rieb, nur ein getaufter Jude. Aber Porchetus? Aber Luther? Und **Wagenſeil**, der ſogar das Hebräiſche Original retten zu müſſen glaubte! O der unbeſonnene, der heimtückiſche Wagenſeil! Sonſt bekam unter tauſend Juden kaum einer das Toldos Jeſchu zu leſen: nun können es alle leſen. Und was er auch ſonſt noch einmal vor dem Richterſtuhl Gottes ſchwer wird zu verantworten haben, der böſe Wagenſeil! Aus ſeiner Ausgabe hat der abſcheuliche Voltaire ſeine ſcurrilen Auszüge gemacht, die er zu machen wohl unterlaſſen haben würde, wenn er das Buch erſt in den alten Drucken des Raymundus oder Porchetus hätte aufſuchen müſſen. —

Nicht wahr, Herr Hauptpaſtor? Ich ſetze hinzu: die er zu machen auch wohl gar hätte müſſen bleiben laſſen, wenn Wagenſeil das Läſterbuch anſtatt hebräiſch und lateiniſch, hebräiſch und deutſch hätte drucken laſſen. Das wäre denn ein kleines Exempelchen, von welchem allgemeinen Nutzen es iſt, wenn die Schriften wider die Religion nur lateiniſch zu haben ſind. Nicht wahr, Herr Hauptpaſtor?

Indeß, Herr Hauptpaſtor, hat doch Wagenſeil, in der weitläuftigen Vorrede zu ſeinen Telis igneis Satanæ, ſein Unternehmen ſo ziemlich gut vertheidiget. Und wollen Sie wohl erlauben, daß ich nur eine einzige Stelle daraus herſetze, in welcher auch ich mit eingeſchloſſen zu ſeyn glaube? Es iſt die, welche den Hauptinhalt der ganzen Vorrede in wenig Worte faßt. Neque vero, non legere tantum Hæreticorum ſcripta, ſed & opiniones illorum manifeſtare, librorumque ab iis compoſitorum, ſive fragmenta aut compendia, ſive integrum contextum, additis quidem plerumque confutationibus, aliquando tamen etiam ſine iis, publice edere, imo & blaſphemias impiorum hominum recitare, viri docti piique olim & nunc fas eſſe arbitrati ſunt.

Anti-Goeze.

Ne hoc quidem nudum eſt intuendum, qualem cauſam vir bonus, ſed etiam quare, & qua mente defendat.

Quinctilianus.

SIEBENTER.

1778.

Aber der Herr Hauptpaſtor wird ärgerlich werden, daß ich ihm ſo Schritt vor Schritt auf den Leib rücke, um ihn endlich in dem Winkel zu haben, wo er mir nicht entwiſchen kann. Er wird ſchon itzt, ehe ich ihn noch ganz umzingelt habe, mir zu entwiſchen ſuchen, und ſagen: „Ey, wer ſpricht denn auch „von dem bloſſen Drucke? Der lieſſe ſich freylich noch ſo ſo „beſchönigen. Das eigentliche Verbrechen ſtecket da, daß der „Herausgeber der Fragmente zugleich die Advocatur des Verfaſſers übernommen hat.“

Advocatur? Die Advocatur des Verfaſſers? — Was hatte denn mein Ungenannter für eine Advocatur, die ich an ſeiner Statt übernommen? Die Advocatur iſt die Befugniß, vor gewiſſen Gerichten gewiſſe Rechtshändel führen zu dürfen. Daß mein Ungenannter irgendwo eine ſolche Befugniß gehabt habe, wüßte ich gar nicht. — Es wäre denn, daß man ſeine Befugniß, den geſunden Menſchenverſtand vor dem Publico zu vertheidigen, darunter verſtehen wolle. Doch dieſe Befugniß hat ja wohl ein jeder von Natur; giebt ſich ja wohl ein jeder von ſelbſt; braucht keiner erſt lange von dem andern zu übernehmen. Sie iſt weder eine Fleiſchbank, noch ein Paſtorat.

Doch dem guten Herrn Hauptpaſtor die Worte ſo zu mäckeln! So genau bey ihm auf das zu ſehn, was er ſagt; und nicht vielmehr auf das, was er ſagen will? Er will ſagen, daß ich übernommen, der Advocat des Ungenannten zu ſeyn; mich zum Advocaten des Ungenannten aufgeworffen. Das will er ſagen:

und ich wette zehne gegen eins, daß ihn kein Karrenſchieber anders verſteht. —

So habe er es denn auch geſagt! — Wenn ich nur ſähe, wo der Weg nun weiter hingienge. Denn auch hier lauffen Straſſen nach allen Gegenden des Himmels. — Freylich, wenn ich wüßte, was für einen Begriff der Herr Hauptpaſtor von einem Advocaten ſich mache: ſo wollte ich den geraden Weg, in ſeine Gedanken einzudringen, bald finden. —

Sollte der Herr Hauptpaſtor wohl Wundershalben hier einmal gar den rechten Begriff ſich machen? Sollte er wohl gar den wahren Advocaten kennen und meynen? den ehrlichen Mann unter dieſem Namen meynen, der der Geſetze genau kundig iſt, und keinen Handel übernimmt, als ſolche von deren Gerechtigkeit er überzeugt iſt? — Nein, nein; den kann er nicht meynen. Denn ich habe nirgend geſagt, daß ich die ganze Sache meines Ungenannten, völlig ſo wie ſie liegt, für gut und wahr halte. Ich habe das nie geſagt: vielmehr habe ich gerade das Gegentheil geſagt. Ich habe geſagt und erwieſen, daß wenn der Ungenannte auch noch in ſo viel einzeln Punkten Recht habe und Recht behalte, im Ganzen dennoch daraus nicht folge, was er daraus folgern zu wollen ſcheine.

Ich darf kühnlich hinzuſetzen, was einer Art von Prahlerey ähnlich ſehen wird. Genug, daß billige Leſer Fälle kennen, wo dergleichen abgedrungene Prahlerey nöthig iſt; und Leſer von Gefühl wohl empfinden, daß ich mich hier in einem nicht der geringſten dieſer Fälle befinde. — Ich habe es nicht allein nicht ausdrücklich geſagt, daß ich der Meynung meines Ungenannten zugethan ſey: ich habe auch bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das geringſte geſchrieben, oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte ausſetzen könnte, ein heimlicher Feind der chriſtlichen Religion zu ſeyn. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geſchrieben, in welchen ich nicht allein die Chriſtliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem beſten Lichte gezeigt, ſondern auch die Chriſtlichlutheriſche orthodoxe Religion insbeſondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidiget habe.

Dieſe Kleinigkeiten kennt der Herr Hauptpaſtor größtentheils ſelbſt, und er hat mir ehedem mündlich und gedruckt ſeinen Beyfall darüber zu bezeigen beliebt. Wie erkennt er denn nun erſt auf einmal den Teufel in mir, der ſich, wo nicht in einen Engel des Lichts, doch wenigſtens in einen Menſchen von eben nicht dem ſchlimmſten Schlage verſtellt hatte? Sollte ich wirklich umgeſchlagen ſeyn, ſeitdem ich die nehmliche Luft mit ihm nicht mehr athme? Sollten mich mehrere und beſſere Kenntniſſe und Einſichten, die ich ſeit unſrer Trennung zu erlangen, eben ſo viel Begierde als Gelegenheit gehabt habe, nur kurzſichtiger und ſchlimmer gemacht haben? Sollte ich an der Klippe, die ich in dem ſtürmiſchen Alter brauſender Aufwallungen vermieden habe, izt erſt nachläßig ſcheitern, da ſanftere Winde mich dem Hafen zutreiben, in welchem ich eben ſo freudig zu landen hoffe, als Er? — Gewiß nicht, gewiß nicht; ich bin noch der nehmliche Menſch: aber der Herr Hauptpaſtor betrachtet mich nicht mehr mit dem nehmlichen Auge. Die Galle hat ſich ſeiner Sehe bemeiſtert, und die Galle trat ihm über — Wodurch? Wer wird es glauben, wenn ich es erzähle! Tantæne animis cœlestibus iræ? — Doch ich muß meinen Nachtiſch nicht vor der Suppe aufzehren.

Ich komme auf die Advocatur zurück und ſage: der wahre eigentliche Advocat meines Ungenannten, der mit ſeinem Clienten über den anhängigen Streit Ein Herz und Eine Seele wäre, bin ich alſo nicht, kann ich alſo nicht ſeyn. Ja, ich kann auch nicht einmal der ſeyn, der von der Gerechtigkeit der Sache ſeines Clienten nur eben einen kleinen Schimmer hat, und ſich dennoch, entweder aus Freundſchaft oder aus andern Urſachen, auf gutes Glück mit ihm auf das Meer der Chicane begiebt; feſt entſchloſſen, jeden Windſtoß zu nutzen, um ihn irgendwo glücklich ans Land zu ſetzen. Denn der Ungenannte war mein Freund nicht; und ich wüßte auch ſonſt nichts in der Welt, was mich bewegen können, mich lieber mit ſeinen Handſchriften, als mit funfzig andern abzugeben, die mir weder ſo viel Verdruß noch ſo viel Mühe machen würden: wenn es nicht das Verlangen wäre, ſie ſo bald als möglich, ſie noch bey meinen Lebzeiten widerlegt zu ſehen.

Bey Gott! die Verſicherung dieſes Verlangens, weil ich bis itzt noch wenig Parade damit machen wollen, iſt darum keine leere Ausflucht. Aber freylich eigennützig iſt dieſes Verlangen; höchſt eigennützig. Ich möchte nehmlich gar zu gern, ſelbſt noch etwas von der Widerlegung mit aus der Welt nehmen. Ich bedarf ihrer. Denn daß ich als Bibliothekar die Fragmente meines Ungenannten las, war nicht mehr als billig; und daß ſie mich an mehrern Stellen verlegen und unruhig machten, war ganz natürlich. Sie enthalten ſo mancherley Dinge, welche mein Bißchen Scharfſinn und Gelehrſamkeit gehörig auseinander zu ſetzen, nicht zureicht. Ich ſehe hier und da, auf tauſend Meilen, keine Antwort; und der Herr Hauptpaſtor wird ſich freylich nicht vorſtellen können, wie ſehr eine ſolche Verlegenheit um Antwort ein Wahrheit liebendes Gemüth beunruhiget.

Bin ich mir denn nun nichts? Habe ich keine Pflicht gegen mich ſelbſt, meine Beruhigung zu ſuchen, wo ich ſie zu finden glaube? Und wo konnte ich ſie beſſer zu finden glauben, als bey dem Publico? Ich weiß gar wohl, daß ein Individuum ſeine einzelne zeitliche Wohlfahrt der Wohlfahrt mehrerer aufzuopfern ſchuldig iſt. Aber auch ſeine ewige? Was vor Gott und den Menſchen kann mich verbinden, lieber von quälenden Zweifeln mich nicht befreyen zu wollen, als durch ihre Bekanntmachung Schwachgläubige zu ärgern? — Darauf antworte mir der Herr Hauptpaſtor. —

Allerdings habe ich keine beſondere Erlaubniß gehabt, von den mir anvertrauten litterariſchen Schätzen auch dergleichen feurige Kohlen der Welt mitzutheilen. Ich habe dieſe beſondere Erlaubniß in der allgemeinen mit eingeſchloſſen zu ſeyn geglaubt, die mir mein gnädigſter Herr zu ertheilen geruhet. Habe ich durch dieſen Glauben mich ſeines Zutrauens unwürdig bezeigt: ſo beklage ich mein Unglück, und bin ſtrafbar. Gern, gern will ich auch der billigen Gerechtigkeit darüber in die Hände fallen: wenn Gott mich nur vor den Händen des zornigen Prieſters bewahret!

Und was wird dieſer zornige Prieſter nun vollends ſagen, wenn ich bey Gelegenheit hier bekenne, daß der Ungenannte ſelbſt, an das Licht zu treten, ſich nicht übereilen wollen. Daß ich ihn ſchon izt an das Licht gezogen, iſt nicht allein ohne ſeinen Willen, ſondern wohl gar wider ſeinen Willen geſchehen. Dieſes läßt mich der Anfang eines Vorberichts beſorgen, der mir unter ſeinen Papieren allerdings ſchon zu Geſichte gekommen war, noch ehe ich mich zu dem Dienſte ſeines Einführers in die Welt entſchloß. Er lautet alſo: „Die Schrift, wozu „ich hier den Vorbericht mache, iſt ſchon vor vielen Jahren von „mir aufgeſetzt worden. Jedoch habe ich ſie bey Gelegenheit „eines öftern Durchleſens an manchen Stellen vermehrt, an „andern eingekürzt, oder geändert. Blos meine eigene Gemüthsberuhigung war vom erſten Anfange der Bewegungsgrund, warum ich meine Gedanken niederſchrieb; und ich bin „nachher nimmer auf den Vorſatz gerathen, die Welt durch „meine Einſichten irre zu machen, oder zu Unruhen Anlaß zu „geben. Die Schrift mag im Verborgenen, zum Gebrauch verſtändiger Freunde, liegen bleiben; mit meinem Willen ſoll ſie „nicht durch den Druck gemein gemacht werden, bevor ſich die „Zeiten mehr aufklären. Lieber mag der gemeine Hauſſe noch „eine Weile irren, als daß ich ihn, obwohl ohne meine Schuld, „mit Wahrheiten ärgern und in einen wüthenden Religionseifer „ſetzen ſollte. Lieber mag der Weiſe ſich des Friedens halber, „unter den herrſchenden Meynungen und Gebräuchen ſchmiegen, „dulden und ſchweigen; als daß er ſich und andere durch gar „zu frühzeitige Aeuſſerung unglücklich machen ſollte. Denn ich „muß es zum Voraus ſagen, die hierinn enthaltenen Sätze ſind „nicht catechismusmäßig, ſondern bleiben in den Schranken einer vernünftigen Verehrung Gottes, und Ausübung der Menſchenliebe und Tugend. Da ich aber mir ſelbſt, und meinen „entſtandenen Zweifeln zureichend Genüge thun wollte: ſo habe „ich nicht umhin können, den Glauben, welcher mir ſo manche „Anſtöße gemacht hatte, von Grund aus zu unterſuchen, ob „er mit den Regeln der Wahrheit beſtehen könne, oder nicht."

Luther und alle Heiligen! Herr Hauptpaſtor, was haben Sie da geleſen! Nicht wahr? ſo gar ſtrafbar hätten Sie mich nimmermehr geglaubt? — Der Ungenannte war bey aller ſeiner Freygeiſterey, doch noch ſo ehrlich, daß er die Welt durch ſeine Einſichten nicht irre machen wollte: und ich, ich trage kein Bedenken, ſie durch fremde Einſichten irre zu machen. Der Ungenannte war ein ſo friedlicher Mann, daß er zu keinen Unruhen Anlaß geben wollte: und ich, ich ſetze mich über alle Unruhen hinweg, von welchen Sie, Herr Hauptpaſtor, am beſten wiſſen, wie ſauer es itzt einem treufleißigen Seelenſorger wird, ſie auch nur in einer einzigen Stadt zur Ehre unſrer allerheiligſten Religion zu erregen. Der Ungenannte war ein ſo behutſamer Mann, daß er keinen Menſchen mit Wahrheiten ärgern wollte: und ich, ich glaube ganz und gar an kein ſolches Aergerniß; feſt überzeugt, daß nicht Wahrheiten, die man blos zur Unterſuchung vorlegt, ſondern allein Wahrheiten, die man ſo fort in Ausübung bringen will, den gemeinen Haufen in wüthenden Religionseifer zu verſetzen fähig ſind. Der Ungenannte war ein ſo kluger Mann, daß er durch allzufrühzeitige Aeuſſerungen, weder ſich noch andere unglücklich machen wollte: und ich, ich ſchlage als ein Raſender meine eigene Sicherheit zuerſt in die Schanze, weil ich der Meynung bin, daß Aeuſſerungen, wenn ſie nur Grund haben, dem menſchlichen Geſchlechte nicht früh genung kommen können. Mein Ungenannter, der ich weiß nicht wenn ſchrieb, glaubte, daß ſich die Zeiten erſt mehr aufklären müßten, ehe ſich, was er für Wahrheit hielt, öffentlich predigen laſſe: und ich, ich glaube, daß die Zeiten nicht aufgeklärter werden können, um vorläufig zu unterſuchen, ob das, was er für Wahrheit gehalten, es auch wirklich iſt.

Das iſt alles wahr, Herr Hauptpaſtor; das iſt alles wahr. Wenn nur bey der löblichen Beſcheidenheit und Vorſicht des Ungenannten, nicht ſo viel Zuverſicht auf ſeinen Erweis, nicht ſo viel Verachtung des gemeinen Mannes, nicht ſo viel Mißtrauen auf ſein Zeitalter zum Grunde läge! Wenn er nur, zu Folge dieſer Geſinnungen, ſeine Handſchrift lieber vernichtet, als zum Gebrauche verſtändiger Freunde hätte liegen bleiben laſſen! — Oder meynen Sie auch, Herr Hauptpaſtor, daß es gleich viel iſt, was die Verſtändigen im Verborgenen glauben; wenn nur der Pöbel, der liebe Pöbel ſein in dem Gleiſſe bleibt, in welchem allein, ihn die Geiſtlichen zu leiten verſtehen? Meynen Sie?

Anti-Goeze.

Ex hoc uno capitulo comprobabo, ferream te frontem possidere fallaciæ.
Hierony. adv. Ruff.

Zehnter. (10)

1778.

Heyda! wo wollte ich in meinem Vorigen hin? Es hat ſich wohl, daß der Herr Hauptpaſtor den Namen Advocat in ſeiner eigentlichen Bedeutung nehmen ſollte! Advocat heißt bey ſeines gleichen weiter nichts als Zungendreſcher; und das, das bin ich ihm. Ein feiler Zungendreſcher in Sachen des Ungenannten bin ich ihm; und er hat blos die Güte, das minder auffallende Wort zu brauchen.

Was Wunder auch? Sein guter Freund, der Reichspoſtreiter, ehedem ſelbſt ein Advocat, ſcheinet, ohne Zweifel aus eigner Erfahrung, eben den Begriff vom Advocaten zu haben; wie aus einem Epigramm zu ſehen, welches er neulich in einem ſeiner Beyträge mit einflieſſen laſſen. Ich weiß die ſchönen Zeilen nicht mehr; aber die Spitze war, daß nichts als Schreyen zum Advocaten gehöre. Dieſes Epigramm ſoll zu ſeiner Zeit zwiſchen der Börſe und dem Rathhauſe in Hamburg einiges Aufſehen gemacht haben, und es hätte dem Verfaſſer leicht eben ſo bekommen können, wie ihm mehrere Epigramme bekommen ſind, wenn er nicht die Klugheit gehabt hätte, noch zur rechten Zeit zu erklären, daß er ſelbſt das Epigramm nicht gemacht habe. Dieſes ſchrieb man mir aus Hamburg, und ſetzte hinzu: „Das fand ſich auch wirklich. Nicht der Reichspoſtreiter, ſon„dern des Reichspoſtreiters Pferd, hatte das Epigramm gemacht."

Doch das Pferd dieſes Reiters kümmert mich eben ſo wenig, als der Reiter dieſes Pferdes. Mag doch noch ferner eines mit dem andern immer durchſtechen, und das Pferd, was es ſich ſchämt gemacht zu haben, auf den Reiter, ſo wie der Reiter in gleichem Falle auf das Pferd ſchieben. Ihr gemeinſchaftlicher Sattel iſt ein Maulthier: damit gut! — Es ſollte mir leid ſeyn, wenn der Reichspoſtreiter nicht eben ſo wohl **Miller's Jests**, als den **Dedekind** geleſen hätte. —

Und ſo wende ich mich wieder zu dem geiſtlichen Herrn, dem dieſer Poſtreiter nur manchmal vorſpannt. Ja, ja, ſo iſt es, und nicht anders. Wenn mich der Herr Hauptpaſtor den Advocaten des Ungenannten nennet, ſo meint er blos einen gedungnen Zungendreſcher, dem es gleich viel iſt, was für einer Sache er ſeinen Beyſtand leihet; wenn es nur eine Sache iſt, *bey der er recht viele Ränke und Kniffe, von ihm genannt Hevremata*, anbringen, und Richter und Gegentheil ſo blenden und verwirren kann, daß dieſer gern mit dem magerſten Vergleiche vorlieb nimmt, ehe jener das Urtheil an den Knöpfen abzählt, oder blindlings aus dem Hute greift.

So ein Kerl bin ich dem Herrn Hauptpaſtor! Dahin zielet 1) ſeine ewige Klage, über meine Art zu ſtreiten. Dahin zielet 2) ſein Vorwurf, daß ich meinen Ungenannten mit unverdienten Lobſprüchen an das Licht gezogen. Dahin zielet 3) ſeine Beſchuldigung, daß ich alle, welche bisher noch gegen ihn geſchrieben, und ſich der chriſtlichen Religion wider ihn angenommen haben, mit dem bitterſten Spotte abgewieſen.

Was meine Art zu ſtreiten anbelangt, nach welcher ich nicht ſowohl den Verſtand meiner Leſer durch Gründe zu überzeugen, ſondern mich ihrer Phantaſie durch allerhand unerwartete Bilder und Anſpielungen zu bemächtigen ſuchen ſoll: ſo habe ich mich ſchon zur Hälfte darüber erklärt *. Ich ſuche allerdings, durch die Phantaſie, mit auf den Verſtand meiner Leſer zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, ſondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden; und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anſpielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und verſtehet, müßte ſchlechterdings kein Schriftſteller werden wollen; denn alle gute Schriftſteller ſind es nur auf dieſem Wege geworden. Lächerlich alſo iſt es, wenn der Herr Hauptpaſtor etwas verſchreyen will, was er nicht kann, und weil er es nicht kann. Und noch lächerlicher iſt es, wenn er gleichwohl ſelbſt überall ſo viel Beſtreben verräth, es gern können zu wollen. Denn unter allen nüchtern und ſchalen Papierbeſudlern braucht keiner mehr Gleichniſſe, die von nichts ausgehen, und auf nichts hinaus laufen, als Er. Selbſt witzig ſeyn und ſpotten, möchte er manchmal gern; und der Reichspoſtreiter, oder deſſen Pferd, hat ihm auch wirklich das Zeugniß gegeben, „daß er die ſatyriſche Schreibart gleichfalls in ſeiner Gewalt habe.“ — Worauf ſich aber wohl dieſes gleichfalls beziehen mag? — Ob auf die anſtändige Schreibart, welche ſonſt in der Schrift des Herrn Hauptpaſtors herrſchen ſoll? Ob auf die Gründe, mit welchen er ſtreiten ſoll? — Darüber möchte ich mir denn nun wohl competentere Richter erbitten, als den Poſtreiter und ſein Pferd. — Oder ob auf mich? Ob der Poſtreiter ſagen wollen, daß der Herr Hauptpaſtor eben ſo gut als ich die ſatyriſche Schreibart in ſeiner Gewalt habe? — Ja, darinn kann der Poſtreiter und ſein Pferd leicht Recht haben. Denn ich habe die ſatyriſche Schreibart, Gott ſey Dank, gar nicht in meiner Gewalt; habe auch nie gewünſcht, ſie in meiner Gewalt zu haben. Das einzige, was freylich mehrere Pferde Satyre zu nennen pflegen, und was mir hierüber zu Schulden kömmt, iſt dieſes, daß ich einen Poſtreiter einen Poſtreiter, und ein Pferd ein Pferd nenne. Aber wahrlich, man hat Unrecht, wenn man Offenherzigkeit, und Wahrheit mit Wärme geſagt, als Satyre verſchreyet. Häckerling und Haber können nicht verſchiedner von einander ſeyn, mein gutes Pferd! Ich will dich beſſer lehren, was Satyre iſt. Wenn dein Reiter, — ſonſt genannt der Schwager; weil er ſchwägerlich die Parthey eines jeden hält, dem er vorreitet, — ſagt, daß eine anſtändige Schreibart, in den Schriften des Herrn Hauptpaſtors herrſche; wenn er ſagt, daß der Herr Hauptpaſtor mit Gründen ſtreite: glaube mir; das, das iſt Satyre. Das iſt eben ſo platte Satyre, als wenn er dich einen Pegaſus nennen wollte, indem du eben unter ihm in die Knie ſinkeſt. Glaube mir, Scheckchen, du kennſt dieſen abgefeimten Schwager noch nicht recht: ich kenne ihn beſſer. Er hat ſonſt auch mir vorgeritten; und du glaubſt nicht, was für hämiſche Lobſprüche ſein ironiſches Hörnchen da vor mir her geblaſen. Wie er es mir gemacht hat, ſo macht er es allen; und ich betaure den Herrn Hauptpaſtor, wenn er, durch ſo ein boshaftes Lob eingeſchläfert, ſich nicht im Ernſt auf die Gründe gefaßt hält, die der Schwager in ihm ſchon will gefunden haben. Er kann ja allenfalls den Schwager auch nur fragen, welches dieſe Gründe ſind. — Denn komm an, Scheckchen, — weil ich doch einmal angefangen habe, mit einem Pferde zu raiſonniren — Sage du ſelbſt, edler Houyhnhnm — (man muß ſeinen Richter auch in einem Pferde ehren) — ſage du ſelbſt, mit was für Gründen kann der Mann ſtreiten, der ſich auf meine Gegengründe noch mit keinem Worte eingelaſſen hat? der, anſtatt zu antworten, nur immer ſeine alte Beſchuldigungen wörtlich wiederhohlt, und höchſtens ein Paar neue hinzuſetzt, die er eben ſo wenig gut zu machen gedenkt? Seit der Zeit, da du ſein erſtes Kartel in die weite Welt getragen, das du großmüthig einem noch ſtumpf gerittenern Pferde abnahmeſt, hat er nicht aufgehört, mich mündlich und ſchriftlich zu ſchmähen, ob ich ihm gleich auf jenes ſein Kartel, wie ein Mann geantwortet zu haben glaube. Warum wiederlegt er meine Axiomata nicht, wenn er kann? Warum bringt er nur immer neue Läſterungen gegen mich auf die Bahn? Warum paßt er mir in allen hohlen Wegen ſo tückiſch auf, und zwingt mich, ihm nicht als einem Soldaten, ſondern als einem Buſchklepper zu begegnen? Iſt das guter Krieg, wenn er den Männern des Landes aus dem Wege geht, um die Weiber und Kinder deſſelben ungeſtört würgen zu können? Der Begriff iſt der Mann; das ſinnliche Bild des Begriffes iſt das Weib; und die Worte ſind die Kinder, welche beyde hervorbringen. Ein ſchöner Held, der ſich mit Bildern und Worten herumſchlägt, und immer thut, als ob er den Begriff nicht ſähe! oder immer ſich einen Schatten von Mißbegriff ſchafft, an welchem er zum Ritter werde. Er verſprach einſt, den Liebhabern ſolcher Leckerbiſſen eine ganze große Schüſſel Fricaſſee von dieſen Weibern und Kindern meines Landes vorzuſetzen *. Aber er hat ſein Verſprechen wieder

---

* Anti-Goeze II.

---

* Etwas Vorl. Vorr. VII.

zurückgenommen: denn es iſt freylich ganz etwas anders, hier und da ein Weib oder ein Kind in meinem Lande meuchlings zu morden; und ganz etwas anders, dieſer Weiber und Kinder zuſammen mehrere, oder gar alle, in die Pfanne zu hauen. Er fand bald, daß er auch davon die Naſe weglaſſen müſſe; und ich muß bekennen, daß er mich damit um einen ſehr luſtigen Triumph gebracht hat. Denn die Gelegenheit wird mir ſobald nicht wiederkommen, ohne Großſprecherey zeigen zu können, daß auch da, wo ich mit Worten am meiſten ſpiele, ich dennoch nicht mit leeren Worten ſpiele; daß überall ein guter triftiger Sinn zum Grunde liegt, auch wenn nichts als lauter Aegyptiſche Grillen und Chineſiſche Fratzenhäuſerchen daraus empor ſteigen. Das, wie geſagt, kann ich nicht mehr zeigen; und mit Analyſirung der Proben, die der Herr Hauptpaſtor in der erſten blinden Hitze gegeben, will ich auch ein Pferd nicht aufhalten, das mehr zu thun hat. Lieber, wenn du meyneſt, edler Houyhnhnm, daß ich die Wiederlegung meiner Axiomen von ihm noch zu erwarten habe, will ich dich bitten, ihm durch den Schwager ein Wort im Vertrauen zukommen zu laſſen, dieweil er es noch nutzen kann. — Aber warum durch den Schwager? Als ob ich dir minder zutraute, als dem Schwager? Als ob der Herr Hauptpaſtor dich mit mindrer Aufmerkſamkeit hören würde, als den Schwager? — Sey du es alſo nur ſelbſt, der dem Herrn Hauptpaſtor meine Wünſche und Erwartungen und Beſorgniſſe mittheilet. Sage du ihm nur ſelbſt, wie ſehr ich mich darauf freue, endlich auch einmal von ihm belehret zu werden. Ich bin äuſſerſt unruhig, bis ich ſeine Gründe in aller ihrer Stärke gegen die meinigen abwägen kann, denen ich gleichfalls alle ihre Schärfe zu ertheilen, nur auf Gelegenheit warte. Ich habe manches in den Axiomen hingeworffen, von welchem ich wohl weiß, daß es eine nähere Erörterung bedarf und verdienet; aber ich bin auch gefaßt darauf, und es ſollte mir ſehr leid thun, wenn er nirgends anbeiſſen, ſich auf nichts, was eigentlich zur Sache gehöret, einlaſſen wollte. Gleichwohl muß ich es leider beſorgen! Denn denke nur, edler Houyhnhnm; denke nur, was er mir eben izt(*) ſchon im Voraus von ſei-

---

(*) Leſſings Schwächen S. 5.

nem bald zu eröffnenden Feldzuge wiſſen läßt! Da ſteht auf einer Anhöhe eine armſelige Vedette; die, die will er mit Heereskraft vors erſte verjagen. Ich habe ein Hiſtörchen erzählt von einem Heſſiſchen Feldprediger, (könnte auch ein Braunſchweigiſcher geweſen ſeyn) der auf einer Inſel, die in keiner Geographie ſteht, gute Lutherſche Chriſten fand, die von dem Catechismus ſehr wenig, und von der Bibel ganz und gar nichts wußten. Nun iſt ihm das Ding, weil der Reichspoſtreiter nichts davon mitgebracht hat, weil auch du ohne Zweifel nichts davon weißt, ſo unbegreiflich, als ob es gar nicht möglich wäre; und ich ſoll es ihm beweiſen, wie man wirklich geſchehene Dinge zu beweiſen pflegt; mit glaubwürdigen Zeugen, mit rechtskräftigen Documenten und dergleichen. Kann ich das, ſo will er es glauben, es mag möglich ſeyn oder nicht. Kann ich das aber nicht, ſo will er der ganzen Welt erklären, daß ich ein Betrüger bin, und mir die geſammten Heſſiſchen Feldprediger, wegen dieſer groben Verleumdung eines ihrer Collegen, auf den Hals hetzen. Ja er treibt ſeine Rache wohl noch weiter, und giebt mich bey der Engliſchen Regierung an, der die Bermudiſchen Inſeln ſchon ſeit 1609 ein wohlthätiger Sturm ſammt und ſonders geſchenkt hat, daß ich ihr auch dieſes Inſelchen ſchaffen muß, ich mag es hernehmen, woher ich will. Wahrlich, edler Houyhnhnm, wenn er das thut, ſo bin ich ohne Rettung verlohren! Denn ſieh nur; welches du und der Schwager vielleicht auch nicht wiſſen: der Heſſiſche Feldprediger iſt ſeitdem bey Saratoga mit gefangen worden, und die böſen Americaner wechſeln vor der Hand nicht aus. Gut, daß ihr beyde das wenigſtens wißt, und es mir bezeugen könnt! Wie kann ich nun dem Herrn Hauptpaſtor den Feldprediger ſogleich zur Stelle ſchaffen? Er muß warten, bis der Handel mit den Americanern zu Ende iſt, und die Heſſen wieder zu Hauſe ſind. Dann will ich mein möglichſtes thun, ihn zu befriedigen; vorausgeſetzt, daß der ausgewechſelte Feldprediger auf der Heimreiſe nicht ſtirbt. Damit aber doch auch meine Widerlegung nicht ſo lange verſchoben bleiben darf: was hindert, daß er indeß die hiſtoriſche Wahrheit meiner Erzählung bey Seite ſetzt, und ſie als bloße zweckmäßige Erdichtung betrachtet? Folget aus dem blos möglichen

Falle nicht eben das, was aus dem wirklichen Falle folgen würde? Iſt die Frage, „ob Menſchen, welche ſehr lebhaft „glauben, daß es ein höchſtes Weſen giebt; daß ſie arme ſündige Geſchöpfe ſind; daß dieſes höchſte Weſen demohngeachtet, „durch ein andres eben ſo hohes Weſen, ſie nach dieſem Leben „ewig glücklich zu machen, die Anſtalt getroffen — ob Menſchen, welche das und weiter nichts glauben, Chriſten ſind, „oder keine?“ — in beyden Fällen nicht die nehmliche? Ueberlege es doch nur ſelbſt, lieber — Gaul. Denn was brauchſt du viel, dieſes zu können, ein Houyhnhnm zu ſeyn, der du doch einmal nicht biſt? Ueberlege es nur; und ſuche es dem Herrn Hauptpaſtor ſo gut du kannſt begreiflich zu machen. Auf jene Frage ſoll er antworten, auf jene Frage; und um die Colonie ſich unbekümmert laſſen. — Hörſt du? — Hiemit lebe wohl, Gaul; und grüß mir den Schwager!

Anti-Goeze.

Qui auctorem libri dogmatici abſconditum mihi revelat, non tam utilitati meæ, quam curioſitati ſervit: immo non raro damnum mihi affert, locum faciens præjudicio auctoritatis.

Heumannus de libr. an. & pſeud.

NEUNTER. (11)

1778.

Die Klage, über meine Art zu ſtreiten, konnte ich nur in dieſer nehmlichen Art beantworten; und ich laſſe es mir gar wohl gefallen, daß der Herr Hauptpaſtor meine Antwort ſelbſt, zu einem Beweiſe ſeiner Klage macht. Warum ſollte ich ihm nicht, mit gutem Vorſatze, noch mehrere Beweiſe zu einer Klage liefern, die ich verachte?

2. Aber der Vorwurf, daß ich den Ungenannten mit unverdienten und unmäſſigen Lobſprüchen beehret, in der doppelt ſchelmiſchen Abſicht, bey flachen Leſern ein günſtiges Vorurtheil

für ihn zu erſchleichen, und die Gegner abzuſchrecken, die ſich etwa wider ihn rüſten möchten: dieſer Vorwurf iſt ernſthafter und verdienet eine ernſthaftere Antwort. Nur Schade, daß ich dieſe ernſthaftere Antwort nicht ſo einleuchtend zu machen im Stande bin. Denn dieſes zu können, müßte ſchon das ganze Werk des Ungenannten der Welt vor Augen liegen, indem ſich alle meine Lobſprüche blos und allein auf eine Beſchaffenheit deſſelben beziehen, aus einer Beſchaffenheit deſſelben entſprungen ſind. Und aus welcher? Aus einer ſolchen, die ſich gar wohl auch von einem Werke denken läßt, das in der Hauptſache ſehr weit vom Ziele ſchießt. Ich habe es ein freymüthiges, ernſthaftes, gründliches, bündiges, gelehrtes Werk genannt: lauter Eigenſchaften, aus welchen die Wahrheit der darinn abgehandelten Materie noch keines Weges folget; und die ich gar wohl auf den Verfaſſer übertragen dürfen, ohne ihn deswegen als einen Mann anzunehmen oder zu empfehlen, auf den man ſich in allen Stücken verlaſſen könne. Es ſetzen daher auch dieſe Lobſprüche im geringſten nicht voraus, daß ich ihn näher, oder aus mehrern Werken kenne; noch weniger, daß ich ihn perſönlich kenne, oder gekannt habe.

Denn ſo empfindlich es auch immer dem Herrn Hauptpaſtor mag geweſen ſeyn, daß ich geradezu geſagt „mein Ungenannter ſey des Gewichts, daß in allen Arten der Gelehrſamkeit, „ſieben Goezen nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend ſind: ſo getraue ich mir doch dieſe Aeuſſerung einzig und allein aus dem gut zu machen, was mir von ſeinem Werke in den Händen iſt. Der Herr Hauptpaſtor muß nur nicht, was ich von allen Arten der Gelehrſamkeit ſage, auf alle Minutiſſima dieſer Arten ausdehnen. So möchte es z. E. mir allerdings wohl ſchwer zu erweiſen ſeyn, daß mein Ungenannter von allen Plattdeutſchen Bibeln eine eben ſo ausgebreitete gründliche Kenntniß gehabt, als der Herr Hauptpaſtor. Kaum dürften ihm die verſchiednen Ausgaben der Lutheriſchen Bibelüberſetzung ſelbſt, ſo vollkommen bekannt geweſen ſeyn, als dem Herrn Hauptpaſtor; welcher ſo auſſerordentliche Entdeckungen darinn gemacht, daß er auf ein Haar nun angeben kann, um wie weit mit jeder Ausgabe die Orthodoxie des ſeligen

Mannes gewachſen. Aber alles dieſes ſind doch nur Stäubchen aus der Litterargeſchichte, welchen mein Ungenannter nur ſiebenmal ſiebenmal ſo viel andere Stäubchen eben daher entgegen zu ſetzen haben dürfte, um mich nicht zum Lügner zu machen. Und ſo mit den übrigen Kenntniſſen allen! Selbſt mit denen, die der Ungenannte actu gar nicht, ſondern nur virtualiter beſaß. Die Urſache iſt klar. Er war ein ſelbſtdenkender Kopf; und ſelbſtdenkenden Köpfen iſt es nun einmal gegeben, daß ſie das ganze Geſilde der Gelehrſamkeit überſehen, und jeden Pfad deſſelben zu finden wiſſen, ſo bald es der Mühe verlohnet, ihn zu betreten. Ein Wievieltheilchen eines ſolchen Kopfes dem Herrn Hauptpaſtor zu Theil werden, bleibt ſeinem eignen unpartheyiſchen Ermeſſen anheimgeſtellt. Gnug daß 7 mal 7 nur 49 macht; und auch ein Neunundvierzigtheilchen meines Ungenannten noch aller Hochachtung werth, und ſiebenmal mehr iſt, als man an allen Orten und Enden der Chriſtenheit zu einem Paſtor oder Hauptpaſtor erfodert.

Doch halt! Ich habe ja meinen Ungenannten auch einen ehrlichen unbeſcholtenen Mann genannt: und dieſes ſetzt doch wohl voraus, daß ich ihn näher und perſönlich kenne? — Auch dieſes nicht! Und ohne mich viel mit dem Quilibet præſumitur &c. zu decken, will ich nur gleich ſagen, was für Grund in ſeinem Werke ich gefunden habe, ihm auch dieſe Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Nehmlich; obſchon mein Ungenannter freylich alle geoffenbarte Religion in den Winkel ſtellet: ſo iſt er doch darum ſo wenig ein Mann ohne alle Religion, daß ich ſchlechterdings niemanden weiß, bey dem ich von der blos vernünftigen Religion ſo wahre, ſo vollſtändige, ſo warme Begriffe gefunden hätte, als bey ihm. Dieſe Begriffe trägt das ganze erſte Buch ſeines Werkes vor; und wie viel lieber hätte ich dieſes erſte Buch an das Licht gebracht, als ein andres Fragment, welches mir ſeine voreiligen Beſtreiter abgedrungen haben! Nicht ſo wohl, weil die ſpeculativen Wahrheiten der vernünftigen Religion darinn in ein größer Licht durch neue und geſchärftere Beweiſe geſtellet worden: ſondern vielmehr, weil mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit darinn gezeigt wird, welchen Einfluß dieſe Wahrheiten auf unſere Pflichten haben müſſen, wenn die vernünftige Religion in einen vernünftigen Gottesdienſt übergehen ſoll. Alles, was er von dieſem, von dieſem Einfluſſe insbeſondere, ſagt, trägt das unverkennlichſte Merkmahl, daß es aus einem eben ſo erleuchteten Kopfe, als reinem Herzen gefloſſen; und ich kann mir unmöglich einbilden, daß in eben dieſen Kopfe bey eben dieſen erhabenen Einſichten, in eben dieſen Herzen bey eben dieſen edeln Neigungen, tolle vorſetzliche Irrthümer, kleine eigennützige Affecten hauſen und herrſchen können. In eodem pectore, ſagt Quinctilian, nullum eſt honeſtorum turpiumque conſortium: et cogitare optima ſimul ac deterrima non magis eſt unius animi, quam ejusdem hominis bonum eſſe ac malum. — Das alſo, das war es, warum ich meinen Ungenannten einen ehrlichen unbeſcholtenen Mann nennen zu können glaubte, ohne aus ſeinem bürgerlichen Leben Beweiſe dafür zu haben!

Freylich glaubte ich einmal, ihn in der Perſon des Wertheimiſchen Bibelüberſetzers näher zu kennen; und noch kürzlich hätte mich die ungeſuchte Aeuſſerung eines hieſigen ehrlichen Mannes in ſolchem Glauben beſtärken können. Dieſer Mann hat ehedem, wie noch gar wohl bekannt, mit **Schmiden** vielen Umgang gepflogen; und ich habe ſein ſchriftliches Zeugniß in Händen. Doch Herr **Maſcho** hat durch ſo viel Schlüſſe a priori meinen Wahn, oder wofür er es ſonſt halten mag, ſo kräftig beſtritten, daß ich ganz und gar keine Achtung für dergleichen Schlüſſe in rebus facti haben müßte, wenn ich nicht wenigſtens ſollte zweifelhaft geworden ſeyn. Zwar hinken einige dieſer Schlüſſe ein wenig ſehr; z. E. der, welcher von der Wolfiſchen Philoſophie hergenommen iſt, die ſich **Schmid** ſo ganz zu eigen gemacht hatte, und von welcher bey meinem Ungenannten keine Spur zu finden ſeyn ſoll. Denn mit Erlaubniß des Herrn **Maſcho**, das eben angeführte erſte Buch iſt ganz auf Wolfiſche Definitionen gegründet; und wenn in allen Uebrigen die ſtrenge mathematiſche Methode weniger ſichtbar iſt, ſo hat ja wohl die Materie mit Schuld, die ihrer nicht fähig war. Auch muß ich dem Herrn Maſcho aufrichtig bekennen, daß ich nicht einſehe, wie mein Vorgeben, die Handſchrift des Ungenannten habe wenigſtens ein Alter von 30 Jahren, darum nicht Statt finden könne, weil **Wetſteins** und des Spruches 1. Johann. V. 7, darinn gedacht werde. Es iſt wahr, **Wetſteins** neues Teſtament kam erſt 1751 heraus; aber die Prolegomena waren doch bereits 1730 erſchienen, und die Streitigkeit über den Spruch Johannis iſt ja wohl noch älter. Allein, was würde es helfen, wenn ich auch in dieſen Kleinigkeiten Recht bekäme? Herr **Maſcho** weiß ſo unzählig andere Particularia von meinem Ungenannten, welche alle auf den Wertheimſchen **Schmid** nicht paſſen, daß ſchwerlich an dieſen weiter gedacht werden kann; wenn uns Herr Maſcho nur noch vorher zu ſagen beliebt, woher er dieſe Particularia hat.

Von mir hat er ſie gewiß nicht. Sondern vermuthlich hat er ſie von einem gewiſſen **E.** der in den Altonaer Beyträgen (St. 30) den Verfaſſer der Fragmente „einen leider! nur zu „bekannten Ungenannten nennet:“ wenn dieſer **E.** nicht vielmehr, was er ſo dreiſt in die Welt ſchreibt, von dem Herrn **Maſcho** hat. Nach Belieben! Nur daß ſich keiner auf mich berufe. Denn ich, für mein Theil, ſo bald ich merkte, daß ich mich in meiner Vermuthung mit **Schmiden** wohl möchte übereilet haben, machte mir das Geſetz, einer ſolchen Vermuthung nie wieder nachzuhängen. Ja ich faßte ſo fort den Entſchluß, auch wenn ich den wahren Namen ganz zuverläßig erführe, ihn dennoch nun und nimmermehr der Welt bekannt zu machen. Und bey dieſem Entſchluſſe, ſo mir Gott hilft, bleibt es; geſetzt auch, daß ich ihn wirklich ſeitdem erfahren hätte.

Welche elende Neugierde, die Neugierde nach einem Namen! nach ein Paar Buchſtaben, die ſo oder ſo geordnet ſind! Ich laſſe es gelten, wenn wir zugleich mit dem Namen, und durch den Namen erfahren, wie weit wir dem Zeugniſſe eines Lichtſcheus trauen können. Aber da, wo von Zeugniſſen, von Dingen, die lediglich auf Zeugniſſen beruhen, gar nicht die Rede iſt: wo die Vernunft auf ihrem eignen Wege nur Gründe prüfen ſoll: was ſoll da der Name des, der das bloſſe Organ dieſer Gründe iſt? Er nutzt nicht allein nichts; ſondern ſchadet auch wohl öfters, indem er einem Vorurtheile Raum giebt, welches alle vernünftige Prüfungen ſo jämmerlich abkürzt. Denn entweder der Ungenannte wird als ein Mann erkannt, dem es auch ſonſt weder an Willen noch an Kraft die Wahrheit zu erkennen, gefehlt hat: und ſogleich läßt ſich der Pöbel, dem das Denken ſo ſauer wird, von ihm blindlings hinreiſſen. Oder es findet ſich, daß der Ungenannte ſchon ſonſt wo übel beſtanden: und ſogleich will eben der Pöbel ganz und gar weiter mit ihm nichts zu ſchaffen haben; der feſten ſchönen Meynung, daß dem, der an einem Sinne verwahrloſet iſt, nothwendig alle fünfe mangeln müſſen. — So urtheilen ſelbſt Litteratores, die es ſonſt für keine kleine Sache halten, auf anonyme und pſeudonyme Schriftſteller Jagd zu machen: und ich ſollte unphiloſophiſcher urtheilen und handeln, als dieſe Männer, welche ſo zu reden ein Recht haben, unnütze und unphiloſophiſche Entdeckungen zu machen? Prudentis est, ſagt Heumann an dem nehmlichen Orte, woher das Lemma dieſes Stücks genommen iſt, ita quosvis dogmaticos libros legere, quasi auctor plane sit ignotus. Hier iſt das quaſi wirklich. Der Leſer braucht nicht erſt wieder zu vergeſſen, was er nicht weiß.

Und nun ſtelle man ſich vor, was ich für Augen möge gemacht haben, als ich, im Gefühl dieſer meiner Geſinnungen, folgende Stelle des Herrn Hauptpaſtors las*. „Zuletzt erinnere ich den Herrn L. noch, daß es nun für ihn Pflicht ſey, „den **Verfaſſer der Fragmente zu nennen**, da er mit der „Entdeckung ſeines Namens gedrohet, und es verſucht hat, ſeinen Gegnern dadurch Furcht einzujagen, da es ihm nicht „unbekannt ſeyn kann, was für gelehrte unbeſcholtene Männer „für Verfaſſer dieſer Misgeburten ausgegeben worden. Die „Schuld, daß ihre Aſche ſo unverantwortlich beſudelt wird, „fällt auf ihn zurück, wofern er mit der Wahrheit länger zurück hält; und er kann ſolche zu offenbaren, um ſo viel weniger Bedenken tragen, da er ſeinen Autor und deſſen Arbeit „ſchon vorläufig mit ſolchen Lobſprüchen beehret hat.“

Wie? Ich ſoll gedrohet haben, den Verfaſſer der Fragmente zu nennen? Wo das? Und darauf ſoll ſich meine Pflicht gründen, mit ſeinem Namen nicht länger hinter dem Berge zu halten? darauf? Wie die Pflicht, ſo der Bewegungsgrund zu Erfüllung derſelben! Ich habe gewarnet, dem Ungenannten nicht gar zu bubenmäßig und ſchülerhaft zu begegnen, damit man ſich nicht allzu ſehr ſchämen müſſe, wenn man endlich einmal erführe, wer er geweſen. Heißt das drohen? Heißt das drohen, daß man es durch mich erfahren ſoll? Daß ich endlich den Namen ausſprechen will? — Wenn der Herr Hauptpaſtor hier nicht mit gutem Wiſſen und Vorſatz eine Lüge hingeſchrieben hat: ſo iſt es doch ein Beweis, wie er mich lieſet. Er lieſet nie das, was ich geſchrieben habe: ſondern immer nur das, was er gerne möchte, daß ich geſchrieben hätte.

---

* Frey. Beytr. 5. B. 75.

Anti-Goeze.

> Aergerniß hin, Aergerniß her! Noth bricht Eiſen, und hat kein Aergerniß. Ich ſoll der ſchwachen Gewiſſen ſchonen, ſo fern es ohne Gefahr meiner Seelen geſchehen mag. Wo nicht, ſo ſoll ich meiner Seelen rathen, es ärgere ſich daran die ganze oder halbe Welt.
>
> Luther.

Zehnter. (12)

1778.

Hiernächſt iſt es mir allerdings völlig unbekannt, was für gelehrte und unbeſcholtene Männer, ohne Zweifel auf Verſpiegelung der Herren **Maſcho** und **E.** in Hamburg für Verfaſſer der Fragmente ausgegeben werden. Aber es freuet mich, daß man dort doch mehrere kennet, die ſo etwas könnten geſchrieben haben. Es macht keinem Schande; wer er auch ſey: und was der Herr Hauptpaſtor von unverantwortlicher Beſudelung ihrer Aſche ſagt, will weder nach der eigentlichen, noch nach der verblümten Bedeutung, mir in den Kopf. Aſche nimmt es gar nicht übel, mit Koth vermengt zu werden; und der Geiſt, der dieſe Aſche belebte, ſteht vor den Augen deß, dem es keine

Mühe macht, das Eigene von dem Angelogenen zu unterſcheiden. Die tappende Neugier der Sterblichen iſt für beyde ein Spiel, das des Zuſehens nicht werth iſt; und welcher Vernünftige dieſe Neugierde am erſten zu befriedigen ſucht, erzürnet die ſpielenden Kinder am meiſten.

Wenn der Herr Hauptpaſtor unter dieſe neugierigen ſpielenden Kinder nicht ſelbſt gerechnet werden will: ſo ſage er doch nur, in welcher ernſthaften Abſicht ſonſt, er gern den Namen meines Ungenannten wiſſen möchte. Kann er ſeine Aſche noch einmal zu Aſche brennen laſſen? Sollen ſeine Gebeine in der Erde, welche ſie willig aufnahm, nicht länger ruhen? Sollen ſie in Staub zermalmet, auf das Waſſer geworfen, in den Wind zerſtreuet werden? Die Erde, in beyden Fällen, lieber Herr Hauptpaſtor, nimmt ſie ja doch wieder auf. Oder wollen Sie nur das Vergnügen haben, daß Sie in ganz Deutſchland herum ſchreiben können, ob und wo irgend noch ein Anverwandter oder Nachkomm zu finden, den Sie es können empfinden laſſen, daß er in ſeiner Linie, oder in ſeinen Nebenlinien, aufſteigend oder abſteigend, einen ſolchen Böſewicht gehabt habe? — Wem iſt es zu verargen, wenn er ſo heillos von Ihnen urtheilet? Denn ganz ohne Grund kann der Menſch ja doch nicht handeln. —

Ich wollte noch eben, in Anſehung des bekannt zu machenden Namens eines ſo hölliſchen Abentheurers, wofür Goeze, und die Wenigen ſeines Gelichters, den Ungenannten halten, einen ganz andern Vorſchlag thun; indem mir der 45te Beytrag zum Reichspoſtreiter gebracht wird.

O bravo! Der nehmliche E. welcher in dem 40ſten Beytrage uns verſicherte, daß der Ungenannte „leider! nur gar zu bekannt ſey“, findet nun für gut, wie er ſich ausdrückt, „der „ſehr weit ausgebreiteten Lüge, als ob ein gewiſſer ehmaliger „**berühmter Lehrer am Hamburgiſchen Gymnaſio Verfaſſer** „**der Fragmente** ſey, öffentlich zu wiederſprechen. Er fügt hinzu: „daß er dieſes um ſo viel zuverſichtlicher thun könne, „da der Herr Licentiat **Wittenberg** Briefe von dem Sohne „dieſes berühmten Mannes in Händen habe, worinn derſelbe „jenes Vorgeben für eine Lüge und Verleumdung erkläret, und

„deren Einſicht der Herr Beſitzer einem jeden, dem daran gelegen iſt, gern erlauben werde.“

Kann ſeyn: kann nicht ſeyn! — Aber vor allen Dingen eine Frage an den Reichspoſtreiter, oder an dieſen mehrbelobten E. im Reichspoſtreiter: wird an beyden Orten des Reichspoſtreiters der nehmliche Mann verſtanden, oder nicht? — Wenn nicht der nehmliche: iſt es nicht wahre Verirerey des Publicums, ſich hier des nicht rechten ſo feyerlich anzunehmen, und von dem rechten, von dem es dort leider! nur gar zu bekannt war, daß er und kein andrer der wahre Verfaſſer der Fragmente ſey, ſo gänzlich zu ſchweigen? — Wenn aber der nehmliche: was ſollen wir von einem Manne denken, dem es gleich leicht wird, eine Lüge zu beſiegeln, und ſich der nehmlichen Lüge wegen, faſt zu gleicher Zeit, vor der ganzen Welt auf das Maul zu ſchlagen? Der Reichspoſtreiter kann ſich allenfalls mit ſeinem Relata refero ſchützen: aber auch Er? Der Reichspoſtreiter muß jeden Tag ſein Blatt voll haben: was kümmert es den, womit es voll wird? Ihn hingegen zwang nichts, über Hals über Kopf drucken zu laſſen, daß ein elendes Gerede eine ganz bekannte Sache ſey: er war an Ort und Stelle, dieſem Gerede ſogleich auf den Grund zu kommen; er durfte nur eben den Weg einſchlagen, auf welchem die Unzuverläſſigkeit deſſelben ſich nun ſoll erwieſen haben. Warum iſt er der erſte und einzige, der die Lüge, in die Welt ſchrieb? Warum iſt er der erſte und einzige, der dieſer Lüge, die vielleicht niemand geglaubt hat, itzt widerſpricht? Sollte ihn blos der Kitzel getrieben haben, itzt mit guter Manier einen noch bedeutendern Fingerzeig thun zu können? —

An den Briefen, auf welche er ſich beruft, zweifle ich im geringſten nicht. Auch zweifle ich nicht an der Bereitwilligkeit des Herrn Licentiat Wittenberg, dieſe Briefe einem jeden, der es verlangt, zu zeigen. Ich bin ſogar verſichert, daß er ſie mehrern zeigen wird, als ſie zu ſehen verlangen werden. Auf dieſe Weiſe wird allerdings jede Verleumdung auf die allerunſchuldigſte Weiſe verbreitet; und das erſte Böſe, was ich von dem Herrn Licentiat von nun an höre, will ich auf die nehmliche Weiſe zu widerlegen bedacht ſeyn.

Doch was kann auch wohl der Herr Licentiat dafür, wenn eine eben ſo dumme als boshafte Klatſche[*] (Klätſcher wäre hier viel zu gut) die Unverſchämtheit hat, ſich auf ihn zu berufen, und ihn in läppiſche unnütze Händel zu verwickeln? Denn daß der Herr Licentiat ſelbſt, nicht vollkommen mit mir einſehen ſollte, wie läppiſch und unnütz dieſe ganze Namenjagd ſey, wird mich hoffentlich niemand bereden wollen, der ihn kennt. Und geſetzt auch, daß er darinn nicht mit mir einig wäre, daß der entdeckte Name ſogar zur Prüfung der Sache ſchädlich werden könne: ſo wird er doch nicht in Abrede ſeyn, daß er wenigſtens der Ruhe und dem Leumunde aller derer nachtheilig zu ſeyn nicht fehlen werde, welche ſich in dem entdeckten Verfaſſer einen Anverwandten oder Freund zu erkennen, nicht entbrechen wollten. — Die Neugier eines ehrlichen Mannes ſteht da gern ſtille, wo Wahrheitsliebe ſie nicht weiter treibt, und Liebe des Nächſten ſie ſtill zu ſtehen bittet.

---

[*] Ich kann mir kaum die Mühe nehmen, die Dummheit und Bosheit dieſer **Klatſche** zugleich aus dem zu erweiſen, was ſie von **mir** ſagt. Auch möchte ich ſie nicht gern abſchrecken, ſich noch fernerhin an **mir** lächerlich zu machen; in der ſüſſen Meynung, daß ſie **mich** lächerlich gemacht habe. Doch ein Paar Worte, unter den Text geworfen, können doch auch nicht ſchaden. — Gleich Anfangs alſo geifert Mutter **Elſe**, oder wie ſie ſonſt heiſſen mag: „da die ſchlechte Beſchaffenheit meiner **Sache** mir nicht erlaube, „bey der Sache ſelbſt zu bleiben, ſo ergreiffe ich Nebendinge, und laſſe die „**Hauptſache** unbeantwortet.“ — Mütterchen, und wenn ihr noch zwanzigmal das Wort **Sache** in einem Athem herausſprudelt: ſo wißt ihr doch von der Sache gerade ſo viel, wie nichts. Aber ſeyd doch ſo gut und nennt mir ein einziges von jenen Nebendingen; und ihr ſollt alle eure Zähne, oder, wenn ihr lieber wollt, einen Mann wieder haben! Denn begreift doch nur, Elſe, daß ich ja nicht der angreifende Theil, ſondern der angegriffene bin, und alſo überall mit hin muß, wohin mich euer Seelenſorger, der Herr Hauptpaſtor **Goeze**, ſchleppt. Freylich ſchleppt er mich an manchen Ort, wo wir beyde nichts zu ſuchen haben: aber iſt das meine Schuld? Muß ich ihm nicht allerwärts, wo er mich vor den Augen Iſraels dem Herrn opfern will, in das heilige Meſſer fallen? Ich ſchneide mich freylich oft genug in dieſem heiligen Meſſer, aber ich wehre mir es endlich doch von der Kehle. — **Zweytens**, gutes Mütterchen, hat euch dieſer liebe Herr Seelenſorger weiß gemacht, daß er ſich an den böſen **Nikolai** blos als an den Verleger der **allgemeinen Bibliothek** zu halten pflege. Seht, das hat er euch wohl weiß machen können; aber wem er es ſonſt weiß machen wird, der iſt der zweyte. Denkt nur, wenn ich wegen der **freywilligen Beyträge** mich an euch halten wollte, weil vielleicht unter den Lumpen, woraus das Papier dazu gemacht worden, ſich einige von euern alten Hemden befunden: was würdet ihr ſagen? Und doch iſt wahrlich eines dem andern nicht ſehr aus dem Wege. Denn eben ſo wenig ihr wißt, was man mit euren alten Hemden macht: eben ſo wenig weiß der Verleger, als bloſſer Verleger, was der Gelehrte, den er bezahlt, auf ſein weiſſes Papier drucken läßt; und er iſt das eben ſo wenig verbunden zu wiſſen, als ihr **jenes**. Habt ihr denn auch nie gehört, Elſe, daß euer Herr Seelenſorger noch bey viel mehrern Verlegern eben ſo übel zu Gaſte geweſen iſt, als bey Nikolai? Warum hat

---

er ſich denn nie auch an jene Verleger gehalten? Warum denn nur an den Verleger Nikolai? Nein, Elſe, glaubt mir; er hat es nicht mit Nikolai dem Verleger zu thun, ſondern mit Nikolai dem Mitarbeiter an der A. D. B. welcher ſich bis itzt, ſo viel ich weiß, noch allein genannt hat. Und ſo, ſo will ich mich auch an den Herrn Hauptpaſtor **Goeze** wegen der freywilligen Beyträge halten: er mag ſchreyen wie er will. Mit gefangen, mit gehangen. Er nennt ſich in dieſer Bande; und das iſt mir genug. Das iſt mir ſo lange genug, bis er wenigſtens öffentlich ſein Mißfallen zu erkennen giebt, daß ſeine Herren Collegen ein Buch rühmen, und in Beziehung wider mich rühmen, das von Sylbe zu Sylbe die nehmlichen Sätze enthält, um deren willen er mich ſo gern zum Teufel beten möchte. — Und nun **drittens**, Elſe, was wißt denn ihr von der Orthographie? Ich habe nie eine Vettel orthographiſch ſchreiben ſehen. Das klatſcht ihr wieder nur ſo nach; und merkt nicht, daß auch ihr dadurch Anlaß gebt, daß ich mich auf Nebendinge einlaſſen muß. Sagt ſelbſt, was hat es mit der Auferſtehungsgeſchichte, oder mit ſonſt einem Punkte in den Fragmenten und meiner Widerlegung derſelben, zu ſchaffen, daß ich ſchreibe **vorkömmt** und **bekömmt**, da es doch eigentlich heiſſen müſſe, **vorkommt** und **bekommt**? Es kränkt euch, daß ein ſo groſſer Sprachkundiger, wie ich — (niemals ſeyn wollen) — in ſolchen Kleinigkeiten fehlt? Ey, gutes Mütterchen! weil ihr ein gar ſo zartes Herz habt, muß ich euch ja wohl zurechte weiſen. Nehmt alſo eure Brille zur Hand, und ſchlagt den Adelung nach. Was leſet ihr hier? „Ich „**komme**, du **kommſt**, er **kommt**; im gemeinen Leben, und der ver„traulichen Sprechart, du **kömmſt**, er **kömmt**.“ Alſo ſagt man doch beydes? Und warum ſoll ich denn nicht auch beydes ſchreiben können? Wenn man in der vertraulichen Sprechart ſpricht, du **kömmſt**, er **kömmt**: warum ſoll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch ſchreiben können? Weil ihr und eure Gevattern nur das andre ſprecht und ſchreibt? Ich erſuche euch höflich, Elſe, allen euern Gevattern, bey der erſten Zuſammenkunft von mir zu ſagen, daß ich unter den Schriftſtellern Deutſchlands längſt mündig geworden zu ſeyn glaube, und ſie mich mit ſolchen Schulpoſſen ferner ungehudelt laſſen ſollen. Wie ich ſchreibe, **will** ich nun einmal ſchreiben! **will** ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein andrer auch ſo ſchreiben **ſoll**?

Freylich deſto beſſer, wenn die Briefe, welche Herr Licentiat Wittenberg in Händen hat, einen Mann aus dem Spiele ſetzen, welchen mancher ſchwache Geſell ſich als ſeinen Gewährsmann wohl wünſchen möchte. In der That wüßte ich auch ſelbſt, keinen neuern Gelehrten in ganz Deutſchland, für welchen ein Vorurtheil in dergleichen Dingen zu haben, verzeihlicher wäre, als eben ihn. Aber eben daher möchte ich auch auf dieſen Mann keinen Fingerzeig geben, und wenn er mir ſelbſt, in eigner verklärter Perſon, die Papiere aus jenem Leben gebracht hätte, mit dem ausdrücklichen Verlangen, ſie unter ſeinem Namen herauszugeben; und wenn er mir ſeitdem auch immer über die zweyte Nacht wieder erſchiene, und das nehmliche Geſuch, ich weiß nicht unter welchen Drohungen oder Verſprechungen, wiederhohlte. Ich würde zu ihm ſagen: „Lieber Geiſt, herausgeben will ich deine Handſchrift recht gern; ob ich gleich wohl „merke, daß die Sache nicht ohne Gefahr iſt, und man mir „vorwerfen wird, daß ich die ſchwachen Gewiſſen nur damit „ärgern wollen. Denn was dieſes Aergerniß betrift, darüber „denke ich wie Luther. Genug, ich kann ohne Gefahr meiner Seele, deine Schrift nicht unter den Scheffel ſtellen. Sie „hat Zweifel in mir erregt, die ich mir muß heben laſſen. „Und wer kann ſie mir anders heben, als das Publicum? „Mich an den und jenen berühmten Gottesgelehrten durch Privatbriefe deßhalb zu wenden, das koſtet Geld und Zeit; und „ich habe deren keines viel zu verſplittern. Alſo, wie geſagt, „herausgeben will ich deine Schrift gern: aber warum ſoll ich „ſie nicht anders herausgeben, als mit deinem Namen? Biſt „du in jenem Leben eitler geworden, als du in dieſem wareſt? „Oder gehört dein Name auch mit zu den Beweiſen? Wenn „du auf dieſem kindiſchen ärgerlichen Ehrgeize beſteheſt: ſo weiß „ich wohl, woher du kömmſt. Die Glorie, die du da um deinen Kopf haſt, iſt Betrug; denn du biſt klein genug, noch „eine andre neben ihr zu verlangen." —

Dieſe Phantaſie erinnert mich wieder an den Vorſchlag, den ich oben zu thun im Begriffe war. — Hat mein Ungenannter nicht aus Ueberzeugung geſchrieben; nicht aus innerm Drang, was er für wahr hielt, auch ſeinem Nächſten mitzutheilen: ſo kann er keinen andern Bewegungsgrund gehabt haben, als unſelige Ruhmſucht, gloriæ cupiditatem ſacrilegam; und ich finde in der ganzen Geſchichte ihn mit niemanden zu vergleichen, als mit dem Unſinnigen, der den Tempel der Diana zu Ephesus verbrennen wollte, ut opere pulcherrimo conſumpto, nomen ejus per totum terrarum orbem disjiceretur. Als nun der Fantaſt dieſen ſeinen Schwindel auf der Folter bekannte: was thaten die Epheſer? Sie beſchloſſen, um ihn von der empfindlichſten Seite zu ſtrafen, daß niemand ſeinen Namen nennen ſolle; und wir würden es noch nicht wiſſen, wie der ſtolze Narr geheiſſen, hätte ſich Theopomp in ſeinen Geſchichtbüchern dieſer klugen Verfügung unterwerfen wollen. Ich folge den weiſen Epheſern; nenne, Troz dem Theopomp, nach dem Beyſpiel des Valerius, den ungeheuren Geck auch noch nicht; und frage an: wie, wenn wir ein gleiches unter uns ausmachten, und den Frevler nie nennten, (geſezt, daß wir ſeinen Namen wüßten, oder erführen) der aus Ehrſucht den Felſen ſprengen wollen, auf welchen Chriſtus ſeine Kirche gegründet? — Ich ſtelle mir vor, ich ſammle die Stimmen, fange an von den Patribus conſcriptis des Lutherthums, einem Erneſti, einem Semmler, einem Teller, einem Jeruſalem, einem Spalding ꝛc. und komme herab bis auf den kleinſten Dorfprieſter, der in den freywilligen Nachrichten ſeiner Nothdurft pfleget: und alle, alle ſtimmen für Ja.

Nur einer, einer nur, der Hauptpaſtor Goeze, ſtimmet für Nein. Nein! donnert er; und nochmals Nein! Nicht genug, daß der Ungenannte dort ewig zu Schanden geworden: er muß auch noch hier zeitlich zu Schanden werden. Amen! fügt er hinzu; Amen!

Anti-Goeze.

Pro boni viri officio, ſi quando eum ad defenſionem nocentium ratio duxerit, ſatisfaciam.

Quinctilianus.

EILFTER.

(13)

1778.

Ich komme endlich auf das Dritte, wodurch ich mich als den Advocaten des Ungenannten erzeigen ſoll. Es ſoll in meinem Betragen gegen diejenigen beſtehen, die ſich der chriſtlichen Religion wider ihn annehmen.

Dieſe Rüge enthält zweyerley, auf deren jedes ich verſchieden antworten muß. Entweder man findet es nur ſonderbar und unrecht, daß ich überhaupt noch den Ungenannten bey ſeinen Gegnern vertrete; oder man findet es zugleich ſo viel ſonderbarer und unrechter, daß ich es in dem Tone thue, den man mir ſo hoch aufmutzt.

Auf erſtres glaube ich ſchon zum Theil damit geantwortet zu haben, daß ich mich erkläret, nicht als Advocat für ihn zu ſprechen, der ihn ſeine Sache will gewinnen machen. Ich ſpreche blos als ehrlicher Mann, der ihn nur ſo tumultuariſch nicht will verdammt wiſſen. Höchſtens ſpreche ich ſo, als ein zugegebner Advocat für einen Verbrecher ſpricht; und rede nur ſtatt ſeiner; und rede nur, wie man es im gemeinen Leben auszudrücken pflegt, in ſeine Seele. Hierzu aber bin ich um ſo mehr verpflichtet, da ich das Mehrere von ſeinen Papieren in Händen habe. Es wäre Verrath an der Unſchuld, er mag nun viel oder wenig Anſpruch auf Unſchuld machen können, wenn ich in dieſen mehrern Papieren das Geringſte, das ihm auf irgend eine Weiſe zu Statten käme, fände, und nicht anzeigte. Der Verrath wäre von mir um ſo viel größer, da ich ungebeten ſein Herausgeber geworden bin, und als litterariſche Proben, Stücke aus ihm mitgetheilet habe, die aus aller Verbindung geriſſen ſind, durch welche allein ſie ihr wahres Leben erhalten. Warum hat man dieſe Proben durchaus nicht wollen ſeyn laſſen, was ſie ſeyn ſollen? Warum hat man ſie einer gröſſern Aufmerkſamkeit gewürdiget, als Fragmente von aller Art verdienen, auf die kein Menſch ſich einzulaſſen verbunden iſt? Warum hat man ſogar Verbindungspartikeln, durch welche ſich der Ungenannte auf etwas anderweits Erwieſenes beziehet, für bloßes Blendwerk ausgegeben, und dadurch ſo wohl meine als ſeine Redlichkeit in den liebloſeſten Verdacht gezogen? — Doch davon an einem andern Orte.

Hier laſſe man mich nur noch hinzufügen, was ich mich nicht ſchämen darf zu wiederhohlen, da es einmal geſtanden iſt. Ich habe den Ungenannten auch darum in die Welt geſtoßen, weil ich mit ihm allein nicht länger unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren, und ich bekenne nochmals, daß ich ſeinen Zuraunungen nicht immer ſo viel entgegen zu ſetzen wußte, als ich gewünſcht hätte. Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zuſammen, oder weiter aus einander bringen: und dieſer Dritte kann niemand ſeyn als das Publicum.

Verliere ich nun aber nicht alle den Nutzen, den ich mir aus dieſem Schritte verſprach, wenn ich nicht auf jedes Wort, auf jede Miene aufmerkſam bin, mit welcher man ihn im Publico empfängt? Ich muß jeden fragen, der über ihn ſtutzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erſchrickt, oder über ihn poltert: wie verſtehen Sie das? wie beweiſen Sie das? Auch werde ich mich mit der erſten der beſten Antwort des erſten des beſten Gegners ſchwerlich begnügen können. Denn wenn ſie auch wirklich die beſte wäre: ſo iſt das Beſte doch nicht immer gut; und ich kenne für tauſend Zweifel die beſten Antworten ſehr wohl, ohne eine einzige gute darunter zu finden.

Daß man mir aber nur nicht eine ſo ſchwer zu befriedigende Nachforſchung als einen Beweis deſſen verwerfe, was ich ſo eifrig abzulehnen ſuche! Ich erzeige mich auch dadurch ſo wenig als den Advocaten des Ungenannten, daß ich mich vielmehr, (weil es doch einmal Advocat heiſſen ſoll) als den Advocaten der Religion damit erweiſe, die der Ungenannte angreift. Denn was hat er zu thun, der rechtſchaffene Advocat, ehe er eine Sache übernimmt? Nachdem er ſeinen Clienten lange genug angehöret, ſich ein Langes und Breites von ihm vorſagen laſſen, in die Länge und in die Queere ihn ausgefragt*, in aliam rurſus ei perſonam tranſeundum eſt, *agendusque adverſarius*, proponendum, quidquid omnino excogitari contra poteſt, quicquid recipit in ejusmodi diſceptatione natura. Gerade ſo, auch ich! Aber wer den Vertheidigern der Religion ſodann am ſchärfſten widerſprechen wird, wird es darum mit der Religion nicht am ſchlimmſten meynen. Denn ich werde nur darum die Vertheidiger der Religion interrogare quam *infeſtiſſime*, ac premere, weil auch hier, dum omnia quaerimus, aliquando ad verum, ubi minime expectavimus, pervenimus; weil auch hier optimus eſt in dicendo patronus incredulus.

Nun habe ich freylich dieſer Pflicht gegen mich ſelbſt zur Zeit noch wenig Genüge leiſten können. Aber ich hoffe, in Zukunft es beſſer zu thun; und es mit aller der Kälte, mit alle dem Glimpfe gegen die Perſonen zu thun, die mit jener Strenge und Wärme für die Sache beſtehen können, welche allein Quinctilian bey ſeinem infeſtiſſimo kann gedacht haben.

„Ey nun ja!“ höre ich den Herrn Hauptpaſtor rufen — und bin bey dem zweyten Gliede dieſer Rüge. „Ey nun ja!
„Da verlaſſe ſich einer darauf, und binde mit ihm an! Wir
„haben die Erfahrung davon; ich und ſein Nachbar. Wie
„höhnend, wie verachtend, wie wegwerfend hat er wider uns
„geſchrieben!“

Fühlen ſie das, Herr Hauptpaſtor? Deſto beſſer. So habe ich meinen Zweck mit Ihnen erreicht; aber noch lange nicht gethan, was Sie verdienen. Denn einmal gehören Sie zu den Gegnern meines Ungenannten noch gar nicht. Sie haben bis dieſe Stunde ihn noch in nichts widerlegt; Sie haben blos auf ihn geſchimpft. Sie ſind bis dieſe Stunde nur noch als mein Gegner anzuſehen; nur noch als der Gegner eines Gegners des Ungenannten. Und nächſt dem haben Sie wider dieſen Gegner des Ungenannten ſich Dinge erlaubt, die Sie zum Theil kaum gegen den Ungenannten ſich hätten erlauben müſſen. Sie haben mich feindſeliger Angriffe auf die chriſtliche Religion beſchuldiget; Sie haben mich förmlicher Gottesläſterungen beſchuldiget. Sagen Sie ſelbſt: wiſſen Sie infamirendere Beſchuldigungen, als dieſe? Wiſſen Sie Beſchuldigungen, die unmittelbarer Haß und Verfolgung nach ſich ziehen? Mit dieſem Dolche kommen Sie auf mich eingerannt, und ich ſoll mich nicht anders, als den Hut in der Hand, gegen Sie vertheidigen können? ſoll ganz ruhig und bedächtig ſtehn bleiben, damit ja nicht Ihr ſchwarzer Rock beſtaubt werde? ſoll jeden Athemzug ſo mäſſigen, daß ja Ihre Perrucke den Puder nicht verliere? Sie ſchreyen über den Hund, „er iſt toll!“ wohl wiſſend, was die Jungen auf der Gaſſe daraus folgern: und der arme Hund ſoll gegen Sie auch nicht einmal blaffen? blaffend Sie nicht Lügen ſtrafen? Ihnen nicht die Zähne weiſen? Das wäre doch ſonderbar. Hieronymus ſagt, daß die Beſchuldigung der Ketzerey (wie viel mehr der Irreligion?) der Art ſey, in qua tolerantem eſſe, impietas ſit, non virtus. Und doch, doch hätte ich mich lieber dieſer Gottloſigkeit ſchuldig machen, als eine Tugend nicht aus den Augen ſetzen ſollen, die keine iſt? Anſtändigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unſers weibiſchen Zeitalters! Firniß ſeyd ihr; und nichts weiter. Aber eben ſo oft Firniß des Laſters, als Firniß der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darſtellungen dieſen Firniß haben, oder nicht? Er kann ihre Würkung nicht vermehren; und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erſt lange ſuchen ſoll. — Sagen Sie an, Herr Hauptpaſtor, was habe ich gegen Sie geſchrieben, warum Sie nicht nach wie vor Hauptpaſtor in Hamburg ſeyn und bleiben könnten? Ich hingegen könnte das nicht ſeyn, könnte das nicht bleiben, was ich bin; wenn Ihre Lüge Wahrheit wäre. Sie wollen mir die Naſe abſchneiden, und ich ſoll Ihrer nicht mit ein wenig aſſa foetida räuchern? —

---

* Quinctilianus L. XII.

Dieſes iſt nun freylich der Fall meines Nachbars nicht ganz. Aber ihn habe ich auch nirgends ſo behandelt, als den Herrn Hauptpaſtor. Blos ſein wiederhohlter Vorwurf, daß der Unge nannte, die Wahrheit, die er gar wohl einſehe, nur nicht einſehen wolle; blos dieſer Vorwurf, welcher einen Menſchen ſo ganz in einen Teufel verwandelt; blos dieſer Vorwurf, von deſſen Gifte, wie ich bewieſen habe, ein groſſer Theil auf mich zurücke ſpritzt: hat mich im Fortgange des Wortwechſels bitterer gegen ihn gemacht, als ich zu ſeyn mir vorgenommen hatte. Und wie bitter bin ich denn gegen ihn geweſen? Das bitterſte iſt doch wohl, daß ich von ihm geſagt habe, „er ſchreibe im „Schlafe“? Mehr nicht? Und daraus will der Herr Hauptpaſtor ſchlieſſen, daß das Teſtament Johannis, in welchem die allgemeine brüderliche Liebe ſo ſehr empfohlen wird, von mir unmöglich ſeyn könne? Nun wohl: ſo hat Hieronymus, aus welchem ich das Teſtament Johannis genommen, eben ſo wenig von dieſer Liebe gehabt, als ich; und ich bin lange zufrieden, daß ich deren doch eben ſo viel habe, als Hieronymus; wenn ſchon nicht ganz ſo viel, als der Herr Hauptpaſtor Goeze, der ſeine Herren Collegen aus brüderlicher Liebe eher ewig ſchlafen macht, als ihnen das Schlafen vorwirft. Denn gerade ſagt Hieronymus einem ſeiner Gegner nicht mehr und nicht weniger, als ich meinem Nachbar geſagt habe. Dem Vigilantius nehmlich ſchreibt er mit dürren Worten: Ego reor, et nomen tibi κατ᾽ ἀντίφρασιν impoſitum. Nam tota mente dormitas et profundiſſimo non tam ſomno ſtertis, quam lethargo. Auch wiederhohlt der heilige Mann das böſe Wortſpiel überall, wo er von dem Vigilantius ſpricht; und wenn ich recht gezählt habe, mag er ihn wohl eben ſo oft ausdrücklich Dormitantius nennen, als ich meinen Nachbar in ſeinem Schlafe zu ſtöhren, mir die Freyheit genommen habe. Ich fürchte auch im geringſten nicht, daß der Nachbar ſelbſt dieſen kleinen Spaß ſo hoch aufgenommen haben ſollte, daß er ſich mit mir nicht weiter abzugeben beſchloſſen hätte. Darunter würde ich allerdings zu viel verlieren; und lieber will ich gleich hier, mit folgenden Worten des Auguſtinus, ihn um Verzeihung bitten: Obſecro te per manſuetudinem Chriſti, ut ſi te læſi, dimittas mihi, nec, me viciſſim lædendo, malum pro malo reddas. Lædes enim, ſi mihi tacueris errorem meum, quem forte inveneris in ſcriptis meis. —

Nun eben wollte ich noch die Frage thun; welchem Gegner meines Ungenannten ſonſt, ich auf eine unanſtändige abſchreckende Art begegnet bin? als mit eins ein Ritter, das Viſier weder auf noch nieder geſchoben, in den Kampfplatz geſprengt kömmt, und gleich von weiten, in dem wahren Ton eines Homeriſchen Helden mir zuruft: * „Ich ſollte — ? Woher wiſſen Sie — ? Warum thaten Sie — ? Nicht wahr — ?“ Und hierauf ein Geſchrey über Verleumdung, und ein Hochzeitbitter-Beweis, daß ein Subrector in einer Reichsſtadt eben ſo viel ſey, als ein Bibliothekar, der Hofrath heiſſe! — Ey, meinetwegen noch zehnmal mehr! Aber gilt das mir? Ich kenne Sie nicht, edler Ritter. Mit Erlaubniß, wer ſind Sie? Sie ſind doch wohl nicht gar **Herr M. Friedrich Daniel Behn, des Lübeckiſchen Gymnaſii Subrector**? Wahrlich? O wie betaure ich, daß ich den Herrn Subrector durch meinen vierten Anti-Goeze, wider alle mein Wollen, ſo in den Harniſch geſchrieben habe! Aber bedenken Sie doch nur! Ich habe Sie nirgends genannt; ich habe Ihre Schrift nirgends angezogen; ich habe Ihre Worte nirgends gebraucht. Sie ſagen ſelbſt, daß die Meynung, die ich lächerlich mache, Ihre Meynung nicht ſey. Und leicht möglich, daß ſie es wirklich nicht iſt; obgleich der Herr Hauptpaſtor Goeze ſie um ein groſſes ſo vorſtellt, indem er uns ſagt, wie ſehr Sie in Ihrem zweyten Abſchnitte den **Unfug beklagen**, daß man die chriſtliche Religion in deutſcher Sprache beſtreite. Wie, wenn ich es alſo nur mit dieſem Manne zu thun hätte, der alles für Unfug erklärt, was nicht in ſeinen Kram taugt? Wie? wenn ich es nur mit denen zu thun hätte, die mir dieſe nehmliche Meynung hundertmal mündlich geäuſſert haben? Woher erhellet denn, daß ich der Welt zu verſtehen geben wollen, als ob auch Sie dieſer nehmlichen Meynung wären? Daher, weil ich ſie einem Subconrector in den Mund gelegt habe? Aber Sie ſind ja nicht Subconrector, ſondern Subrector. Warum muß ich denn dieſen lieber in jenen **herabgewürdiget**, als unter jenem dieſen gar nicht gemeint haben? Darf ich denn einen Pedanten nicht Subconrector nennen, weil Herr **Behn** Subrector iſt? Oder wollen Sie den Unterſcheid zwiſchen objectiver und ſubjectiver Religion ſchlechterdings zuerſt erfunden, zuerſt gebraucht haben; ſo daß ich Sie nothwendig dadurch kenntlich gemacht hätte, daß ich ihn nachgebraucht? — Ich merke, mein lieber Herr Subrector, Sie ſind ein wenig ſehr ſtolz; aber doch noch hitziger als ſtolz; und mich jammert Ihrer Claſſe. So oft ein Knabe lacht, muß er über den Herrn Subrector gelacht haben, — et vapulat.*)

---

* Anti-Leſſing.

Von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger.

Noch ein Fragment des Wolfenbüttelſchen Ungenannten.

Herausgegeben von Gotthold Ephraim Leſſing.

1778.

Vorrede des Herausgebers.

Gegenwärtiges Fragment ſollte, meinen erſten Gedanken nach, durch mich entweder gar nicht, oder doch nur irgend einmal zu ſeiner Zeit, in eben dem abgelegenen ſo wenig beſuchten Winkel Bibliothekariſchen Auskehrichts erſcheinen, in welchem ſeine Vorgänger erſchienen ſind. Ich laſſe mir es ungern früher aus den Händen winden: aber wer kann für Gewalt?

---

*) Daß er dieſen Anti-Göze fortſetzen wollen, erhellet daraus, daß ich unter ſeinen Pappieren einen Bogen finde, darauf der Titel zum 12ten Stück, ſo wie er abgedruckt werden ſollen, ſteht und ſo heißt:

Anti-Göze

Nihil apparet in eo ingenuum, nihil
moderatum, nihil pudens, nihil pudicum.
Cicero.

Zwölfter

Braunſchweig 1778. Karl G. Leſſing

Gleich Anfangs muß ich ſagen, daß dieſes Fragment zu dem Fragmente über die Auferſtehungsgeſchichte gehöret, welches bereits ſo viele Federn beſchäftiget hat, und wahrſcheinlich noch lange immer neune gegen eine beſchäftigen wird, die ihr Heil gegen die übrigen Fragmente verſuchen möchte.

Die Urſache dieſer Erſcheinung, daß eben das Fragment über die Auferſtehungsgeſchichte ſo viel Athleten wecket, iſt klar. Die Sache, worüber geſtritten wird, iſt ſo wichtig, und der Streit ſcheinet ſo leicht zu ſeyn! Jeder Homilet, der ſich getrauet eine Oſterpredigt zu halten, getrauet ſich auch mit meinem Ungenannten hier anzubinden. Krüppel will überall vorantanzen:: und er läßt mehrers drucken, was nur eben verdiente geſagt zu werden, — und auch das kaum verdiente.

Doch es ſey fern von mir, daß ich alle die würdigen Männer, welche gegen beſagtes Fragment bisher geſchrieben haben, in dieſem ärmlichen Lichte erblicken ſollte. In einigen derſelben erkenne ich wirklich Gelehrte, deren Schuld es nicht iſt, wenn ihr Gegner nicht zu Boden liegt. Die Streiche, die ſie führen, ſind nicht übel; aber ſie haben auf die Strahlenbrechung nicht gerechnet: der Gegner ſteht nicht da, wo er ihnen in ſeiner Wolke zu ſtehen ſcheinet, und die Streiche fallen vorbey, oder ſtreifen ihn höchſtens.

Gewiſſermaaſſen kann ich ſelbſt nicht in Abrede ſeyn, daß ich, der Herausgeber, daran mit Schuld habe. Man konnte es dem Bruchſtücke nicht anſehen, welche Stelle es in dem Gebäude behauptet, oder behaupten ſollen. Ich gab desfalls keinen Wink: und es iſt ganz begreiflich, wenn ſonach die Schnauze einer Renne für einen Kragſtein, das Geſimſe einer Feuermauer für ein Stück des Architrabs genommen, und als ſolches behandelt worden.

Freylich könnte ich zu meiner Entſchuldigung anführen, gleichwohl vor der Klippe gewarnet zu haben, an der man geſcheitert, indem ich Fragmente für nichts als Fragmente ausgegeben. Freylich könnte ich meinen ſehr verzeihlichen Wahn vorſchützen, daß ich geglaubt, des Celſus Incivile eſt, niſi tota lege perſpecta, una aliqua particula ejus propoſita, judicare vel reſpondere habe Juſtinian eben ſowohl für den Gottesgelehrten, als für den Rechtsgelehrten aufbewahren laſſen.

Doch da es indeß auch ſeinen Nutzen hat, daß unſere Gottesgelehrten ſo vorſichtig und bedächtig nicht ſind, als unſere Rechtsgelehrten, und manche derſelben nicht ohne Grund für nöthig erachten, lieber bald und nicht gut, als ſpät und beſſer zu antworten; indem es vielen ihrer Leſer doch einerley iſt, wie ſie antworten, wenn ſie nur antworten: ſo will ich darüber weiter nichts ſagen, und nur ſobald als möglich den Fehler von meiner Seite wieder gut zu machen ſuchen.

Aus dem nehmlich, was ich nun noch aus den Papieren des Ungenannten mitzutheilen im Stande bin, wird man, wo nicht günſtiger, doch richtiger von dem Fragmente der Auferſtehungsgeſchichte urtheilen lernen. Man wird wenigſtens aufhören, ſeinen Verfaſſer als einen Wahnſinnigen zu verſchreyen, der die Sonne mit einem Schneeballe auslöſchen will; indem man nun wohl ſieht, daß die Zweifel, welche er wider die Auferſtehungsgeſchichte macht, das nicht ſind, noch ſeyn ſollen, womit er die ganze Religion umzuſtoſſen vermeynet. Er ſchließt ganz ſo lächerlich nicht, als man ihn bisher ſchlieſſen laſſen; „die Geſchichte der Auferſtehung iſt verdächtig; folglich iſt die „ganze Religion falſch, die man auf die Auferſtehung gegründet zu ſeyn vorgiebt:“ ſondern er ſchließt vielmehr ſo; „die ganze Religion iſt falſch, die man auf die Auferſtehung „gründen will: folglich kann es auch mit der Auferſtehung „ſeine Richtigkeit nicht haben, und die Geſchichte derſelben wird „Spuren ihrer Erdichtung tragen, deren ſie auch wirklich trägt.“

Aber ſchäme ich mich nicht, daß ich das kleinere Aergerniß durch ein weit größers heben zu wollen vorgebe? Warum laſſe ich es bey jenem nicht bewenden, wenn ich nicht ſelbſt Freude an dem Aergerniſſe habe? — Darum nicht; weil ich überzeugt bin, daß dies Aergerniß überhaupt nichts als ein Popanz iſt, mit dem gewiſſe Leute gern allen und jeden Geiſt der Prüfung verſcheuchen möchten. Darum nicht; weil es ſchlechterdings zu nichts hilft, den Krebs nur halb ſchneiden zu wollen. Darum nicht; weil dem Feuer muß Luft gemacht werden, wann es gelöſcht werden ſoll.

Man erlaube mir, daß ich beſonders auf dem Letztern einen Augenblick beſtehe. Ich habe bereits an einem andern Orte geſagt, daß das Buch ganz und völlig ausgearbeitet exiſtiret, und bereits in mehrern Abſchriften, an mehrern Orten exiſtiret, wovon ich nur den kleinern Theil in Fragmenten des erſten Entwurfs in Händen habe. Ich ſetze itzt hinzu, daß dieſes Buch geſchrieben aus einer Hand in die andere geht, aus einer Provinz in die andere vertragen wird, und ſo im Verborgenen gewiß mehr Proſelyten macht, als es im Angeſichte einer widerſprechenden Welt machen würde. Denn man lieſet nichts begieriger, als was man, nur nächſt Wenigen, leſen zu können glaubt. Ein Manuſcript iſt ein Wort ins Ohr; ein gedrucktes Buch iſt eine Jedermannsſage: und es iſt in der Natur, daß das Wort ins Ohr mehr Aufmerkſamkeit macht, als die Jedermannsſage.

Bey dieſem Gleichniſſe zu bleiben: was habe ich nun Unrechtes gethan, was thue ich noch Unrechtes, daß ich das Wort ins Ohr, welches die Wohlfarth eines ehrlichen Mannes untergräbt, je eher je lieber zu einer lauten Sage mache, damit es auch dem, den es betrift, zu Ohren komme, und er Gelegenheit habe, ſich darüber zu verantworten? Ja, wenn dieſes Wort ins Ohr in meinem Ohre erſtürbe! wenn ich ſelbſt der Urheber dieſes Wortes wäre! — Aber iſt dieſes hier der Fall? Und doch ſollte ich mich ſchämen?

Die mögen ſich vielmehr ſchämen, welche die Verheiſſung ihres göttlichen Lehrers haben, daß ſeine Kirche auch von den Pforten der Hölle nicht überwältiget werden ſoll, und einfältig genug glauben, daß dieſes nicht anders geſchehen könne, als wenn ſie die Pforten der Hölle überwältigen! — Und wie denken ſie einen ſolchen Sieg zu erlangen? Dadurch, daß ſie gar in keinen Streit ſich einlaſſen? Dadurch, daß ſie das Ding ſo zu karten ſuchen, daß die Pforten der Hölle auch nicht einmal einen Anfall wagen dürfen? — Von dieſem negociirten Siege aus ihrer politiſchen Studierſtube, kenne ich keine Verheiſſung.

Aber warum ſage ich denn, „die mögen ſich ſchämen?“ Die muß der heiſſen. Der mag ſich ſchämen, der noch der einzige ſeiner Art iſt! Denn noch iſt der Herr Hauptpaſtor Goeze der einzige Theolog, der zugleich ſo ſtolz und ſo klein von der chriſtlichen Religion denkt. Noch iſt er der einzige, der es mir verübelt, daß ich die Fluth, lieber nach und nach durch den Damm zu leiten ſuche, als den Damm auf einmal will überſteigen laſſen. Noch iſt er der einzige, der mich darum auf eine Art verläſtert, die wenigſtens dem Racha gleich kömmt. Nur freylich, daß der Große Rath nicht dieſes ſein Racha, ſondern mich auf dieſes ſein Racha beſtrafen ſoll. Sehr chriſtlich!

Darauf wage ich es denn nun aber auch hin. Genug, daß für mich ſelbſt der Nutzen immer unendlich größer ausfallen muß, als der Schade ſeyn kann, dem mich meine Dreiſtigkeit in Zuverſicht auf die gerechte Sache ausſetzet. Denn da, wie mir der Herr Hauptpaſtor bereits ſelbſt atteſtiret haben, ich ſchlechterdings kein Hebräiſch verſtehe: ſo kann es nicht fehlen, daß ich, auf Veranlaſſung dieſes neuen Fragments, bey welchem es lediglich auf eine tiefe Kenntniß der hebräiſchen Sprache und Alterthümer ankömmt, nicht über manche Dinge belehrt werden ſollte, über die ich fremde Belehrung nothwendig brauche. Der Herr Hauptpaſtor ſelbſt, nach ihrer bekannten großen Orientaliſchen Gelehrſamkeit, werden hoffentlich ein Vieles dazu beytragen; wofür ich ihm gern alle das Uebel vergeben will, das ſein heiliger Eifer mir etwa ſonſt möchte zugezogen haben. Ein frommer Schüler kann über die Züchtigung ſeines treuen Lehrers weinen, aber nicht zürnen. — Und hiermit küſſe ich ſeine Ruthe, oder ſeine Scorpionen, ſchon im Voraus!

Gotth. Ephr. Leßings
nöthige Antwort
auf eine ſehr unnöthige Frage
des Hrn. Hauptpaſtor Goeze in Hamburg.
1778. *)

Endlich ſcheinet der Herr Hauptpaſtor Goeze, nach ſo langem ärgerlichen Aufheben, welches nur bey der ſchlechteſten Art von Klopffechtern im Gebrauch iſt, zur Klinge kommen, und bey der Klinge bleiben zu wollen.

Wenigſtens äuſſert er nun*, daß er auf den Punct, über welchen er mit mir ſtreite —

> Ob die Chriſtliche Religion beſtehen könne, wenn auch die Bibel völlig verlohren ginge, wenn ſie ſchon längſt verlohren gegangen wäre, wenn ſie niemals geweſen wäre! —

ſich ſo fort weiter gehörig einlaſſen wolle, ſo bald ich eine beſtimmte Erklärung würde von mir gegeben haben, was für eine Religion ich unter der Chriſtlichen Religion verſtehe.

Wenn ich mich weniger rein wüßte, wer könnte es mir verdenken, wenn ich mich dieſer Anfoderung, die eine wahre Calumnie enthält, aus eben dem Grunde weigerte, aus welchem Er ſich, einer weit weniger verfänglichen Anfoderung von mir, zu entziehen für gut findet. Er ſagt nemlich:** der Bibliothe-

---

*) „Von dieſer Antwort und Folge findet ſich ein mit weiſſen Pappier durchſchoſſenes Exemplar, das er mit eigenhändigen Anmerkungen und Erläuterungen angefüllt hat,“ ſagt **Karl G. Leſſing** in der Vorrede zum theologiſchen Nachlaß (1784) S. 21, der das verbeſſerte Exemplar bei der Ausgabe im ſechsten Bande der vermiſchten Schriften 1791 benutzt hat. Die Zuſätze gehören aber zu Leſſings Bibliolatrie.

* Leßings Schwächen. Zweytes Stück S. 66.

** S. 61.

kar in **Wolfenbüttel** habe dem Hauptpaſtor in Hamburg nichts zu befehlen. Sehr wahr! Aber was hat denn der Hauptpaſtor in Hamburg dem Bibliothekar in Wolfenbüttel zu befehlen, daß er ihn öffentlich vorladen darf, auf eine Frage zu antworten, die vorausſetzt, daß er befriedigend nicht darauf antworten könne?

Doch der Bibliothekar will es ſo genau nicht nehmen. Denn der Bibliothekar, wie geſagt, weiß ſich rein, und muß herzlich lachen, wenn der Hauptpaſtor verſichert zu ſeyn vorgiebt,[*] „daß ich, wenn ich voraus hätte ſehen können, daß die Controvers dieſen Lauf nehmen werde, mich wohl gehütet haben würde, mich ſo frühzeitig zu verrathen, und die wahren Gedanken meines Herzens zu offenbaren."

Ich habe nichts mehr gewünſcht, als das; und es ſoll ſich gleich zeigen, wer von uns beyden, ob der Hauptpaſtor oder der Bibliothekar, mit der längern Naſe nun abziehen wird.

Denn kurz: ich antworte auf die vorgelegte Frage ſo beſtimmt, als nur ein Menſch von mir verlangen kann; daß ich unter der Chriſtlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verſtehe, welche in den Symbolis der erſten vier Jahrhunderte der Chriſtlichen Kirche enthalten ſind.

Damit ſich der Herr Hauptpaſtor auch keine **Whiſtonſche** Falle träumen laſſe, ſetze ich hinzu, daß ich ſogar das ſo genannte Symbolum der Apoſtel, und das ſo genannte*) Symbolum des Athanaſius mit darunter begreiffen will, ob es ſchon ausgemacht iſt, daß dieſe zu jenen gar nicht gehören.

Bey dieſer Erklärung könnte ich es bewenden laſſen, und dürfte ruhig abwarten, wie der Herr Hauptpaſtor ſeinen Feldzug nunmehr weiter anzuſtellen belieben werde. Denn nunmehr iſt es an ihm, zu beweiſen:

1) warum nothwendig die in jenen Glaubensbekenntniſſen enthaltenen Lehren ſich verlieren müßten, wenn die Bibel ſich verlöre;
2) warum dieſe Lehren längſt verlohren gegangen ſeyn müßten, wenn die Bibel verlohren gegangen wäre;

---

[*] S. 69.

*) „ſo genannte" fehlt 1791.

3) warum wir dieſe Lehren gar nicht wiſſen könnten, wenn die Bibel niemals geweſen wäre?

Doch ich will an unnöthiger Verlängerung unſerer Streitigkeit nicht Schuld haben, und füge daher folgende kurze Sätze hinzu, bey welchen mich der Herr Hauptpaſtor jederzeit feſthalten kann. Nur muß er mich bey keinem derſelben eher feſthalten wollen, als bis er ſeinen Beweis geführt hat. Denn ſonſt würde offenbar eine gelehrte Streitigkeit, zu einem Inquiſitions-Verhör werden. Genug, daß er ungefehr daraus ſieht, was ich in recessu habe, und worauf Er ſich gefaßt halten muß.

§. 1.

Der Inbegriff jener Glaubensbekenntniſſe heißt*) bey den älteſten Vätern Regula fidei.

§. 2.

Dieſe Regula fidei iſt nicht aus den Schriften des Neuen Teſtaments gezogen.

§. 3.

Dieſe Regula fidei war, ehe noch ein einziges Buch des Neuen Teſtaments exiſtirte.

§. 4.

Dieſe Regula fidei iſt ſogar älter als die Kirche. Denn die Abſicht, zu welcher; die Anordnung, unter welcher eine Gemeinde zuſammengebracht wird, iſt ja wohl früher als die Gemeinde.

§. 5.

Mit dieſer Regula fidei haben ſich, nicht allein die erſten Chriſten, bey Lebzeiten der Apoſtel, begnügt: ſondern auch die nachfolgenden Chriſten der ganzen erſten vier Jahrhunderte, haben ſie für vollkommen hinlänglich zum Chriſtenthume gehalten.

§. 6.

Dieſe Regula fidei alſo iſt der Fels, auf welchen die Kirche Chriſti erbauet worden, und nicht die Schrift.

§. 7.

Dieſe Regula fidei iſt der Fels, auf welchen die Kirche Chriſti erbauet worden; nicht**) Petrus und deſſen Nachfolger.

*) „hieß" 1791.

**) „und nicht" 1791.

§. 8.

Die Schriften des Neuen Teſtaments, ſo wie ſie unſer itziger Kanon enthält, ſind den erſten Chriſten unbekannt geweſen; und die einzeln Stücke, welche ſie ohngefehr daraus kannten, haben bey ihnen nie in dem Anſehen geſtanden, in welchem ſie, bey einigen von Uns, nach Luthers Zeiten, ſtehen.

§. 9.

Die Layen der erſten Kirche durften dieſe einzelne Stücke gar nicht einmal leſen: wenigſtens nicht ohne Erlaubniß des Presbyters leſen, der ſie in Verwahrung hatte.

§. 10.

Es ward ſogar den Layen der erſten Kirche zu keinem geringen Verbrechen gerechnet, wenn ſie dem geſchriebenen Worte eines Apoſtels mehr glauben wollten, als dem lebendigen Worte ihres Biſchofs.

§. 11.

Nach der Regula fidei ſind ſelbſt die Schriften der Apoſtel beurtheilet worden. Nach ihrer mehrern Uebereinſtimmung mit der Regula fidei, iſt die Auswahl unter dieſen Schriften gemacht worden; und nach ihrer wenigern Uebereinſtimmung mit derſelben, ſind Schriften verworfen worden, ob ſie ſchon Apoſtel zu Verfaſſern hatten, oder zu haben vorgegeben wurden.

§. 12.

Die Chriſtliche Religion iſt in den erſten vier Jahrhunderten aus den Schriften des Neuen Teſtaments nie erwieſen, ſondern höchſtens nur beyläufig erläutert und beſtätiget worden.

§. 13.

Der Beweis, daß die Apoſtel und Evangeliſten ihre Schriften in der Abſicht geſchrieben, daß die Chriſtliche Religion ganz und vollſtändig daraus gezogen und erwieſen werden könne, iſt nicht zu führen.

§. 14.

Der Beweis, daß der heil. Geiſt durch ſeine Leitung es dennoch, ſelbſt ohne die Abſicht der Schriftſteller, ſo geordnet und veranſtaltet, iſt noch weniger zu führen.

§. 15.

Die Authentie der Regula fidei iſt viel leichter und richtiger zu erweiſen, als die Authentie der Neuteſtamentlichen Schriften.[*])

§. 16.

Auf die unſtreitig erwieſene Authentie der Regula fidei, iſt auch weit ſicherer, die Göttlichkeit derſelben zu gründen, als man izt auf die Authentie der Neuteſtamentlichen Schriften derſelben Inſpiration gründen zu können vermeynet; welches eben, um es beyläufig zu ſagen, der neu gewagte Schritt iſt, welcher den Bibliothekar mit allen neumodiſchen Erweiſen der Wahrheit der chriſtlichen Religion ſo unzufrieden macht.

§. 17.

Auch nicht einmal als authentiſcher Commentar der geſammten Regula fidei ſind die Schriften der Apoſtel in den erſten Jahrhunderten betrachtet worden.

§. 18.

Und das war eben der Grund, warum die älteſte Kirche nie erlauben wollte, daß ſich die Ketzer auf die Schrift berieſen. Das war eben der Grund, warum ſie durchaus mit keinem Ketzer aus der Schrift ſtreiten wollte.

§. 19.

Der ganze wahre Werth der Apoſtoliſchen Schriften, in Abſicht der Glaubenslehren, iſt kein anderer, als daß ſie unter den Schriften der Chriſtlichen Lehrer obenan ſtehen; und[**]) ſo fern ſie mit der Regula fidei übereinſtimmen, die älteſten Beläge derſelben, aber nicht die Quellen derſelben, ſind.

§. 20.

Das Mehrere, was ſie über die Regula fidei enthalten, iſt, nach dem Geiſte der erſten vier Jahrhunderte, zur Seligkeit nicht nothwendig; kann wahr oder falſch ſeyn; kann ſo oder ſo verſtanden werden.

Dieſe Sätze habe ich aus eigner ſorgfältigen, mehrmaligen Leſung der Kirchenväter der erſten vier Jahrhunderte geſammlet; und ich bin im Stande mich mit dem gelehrteſten Patriſtiker darüber in die ſchärfſte Prüfung einzulaſſen. Der Beleſenſte hatte in dieſer Sache nicht mehr Quellen, als ich. Der Beleſenſte kann alſo auch nicht mehr wiſſen, als ich; und es iſt gar nicht wahr, daß ſo tiefe und ausgebreitete Kenntniſſe erfordert werden, um in allen dieſen Stücken auf den Grund zu kommen, als ſich manche wohl einbilden, und manche die Welt gern bereden möchten.

---

[*]) Dieſer Paragraph fehlt der Ausgabe von 1791, aber die Ziffern über den folgenden ſind erſt in den ſpäteren Nachdrücken verändert.

[**]) „daß ſie,“ 1791.

Ich ſollte vielleicht noch etwas über die Unſchädlichkeit dieſes meines Syſtems beyfügen, und zugleich den beſondern Nutzen und Vortheil zeigen, den die Chriſtliche Religion in Abſicht ihrer itzigen Feinde davon zu erwarten habe. Doch dazu wird mir der fernere Fortgang der Controvers ſchon noch Gelegenheit geben; beſonders, wenn es dem Herrn Hauptpaſtor gefallen ſollte, ſie von unſerer übrigen Katzbalgerey abzuſondern, und ohne Vermiſchung mit neuen Verleumdungen zu behandeln.

Ihm dazu um ſo vielmehr Luſt zu machen, habe ich mich in dieſem Bogen aller Gleichniſſe, aller Bilder, aller Anſpielungen ſorgfältig enthalten; und bin es weiter zu thun erbötig, wenn er ſich eben der Präciſion und Simplicität in ſeinen Gegenſätzen bedienen will.

Der nöthigen Antwort
auf eine ſehr unnöthige Frage
des Herrn Hauptpaſtor Goeze in Hamburg

Si licet, et, falsi positis ambagibus oris,
Vera loqui sinitis — — —

Ovid.

Erſte Folge.
1778.

Ich habe meine Erklärung, was für eine Religion ich unter der chriſtlichen Religion verſtehe, ohne Anſtand abgegeben. Aber, anſtatt des Beweiſes, den ich darauf erwarte, den Herr Goeze darauf verſprochen; (nehmlich, daß dieſe chriſtliche Religion ſich nothwendig mit der Bibel verlieren müſſe, daß ſie ohne Bibel weder werden noch dauern können:) muß ich nun hören, daß es eine Ungereimtheit ſey, einen dergleichen Beweis von ihm zu ſodern.

„Dieſe Foderung, ſagt er,* iſt ſo ungereimt, als eine ſeyn „kann. Ich bin in dieſer Sache der Reſpondent. Herr L. iſt „der Opponent. Ich behaupte eine Wahrheit, welche von al„len vernünftigen Chriſten, von allen Lehrern der chriſtlichen „Kirche, ohne Unterſchied der verſchiedenen Partheyen, in welche „dieſelbe getheilet iſt, ſelbſt die Socinianer nicht ausgenommen, „als ein, keinem Zweifel unterworfener Grundſatz angenommen „iſt: daß die Bibel der einige Lehrgrund der chriſtlichen „Religion iſt, ohne welchen dieſelbe nicht erwieſen, nicht „fortgepflanzet werden, alſo nicht beſtehen könne.“

---

* Leſſings Schwächen 3tes Stück. S. 128.

Ich will mich auf jene Kathederetiquette, welche eben ſo wohl für mich, als für ihn zu erklären iſt, nicht einlaſſen. Wer beweiſen kann, läßt ſich nicht lange nöthigen, zu beweiſen. Ich will nur ſogleich den Nagel auf den Kopf zu treffen ſuchen, und rund heraus erklären:

1) Daß es nicht wahr iſt, daß alle Lehrer der chriſtlichen Kirche, ohne Unterſchied der verſchiedenen Partheyen, die Bibel für den einigen Lehrgrund der chriſtlichen Religion halten;
2) Daß die Socinianer eben dadurch ihre Sache ſo gut wie gewonnen haben, wenn man die Bibel zum einigen Lehrgrunde der chriſtlichen Religion macht.

1. Es iſt notoriſch, daß die Lehrer der chriſtlich katholiſchen Kirche die Bibel ſo wenig für den einigen Lehrgrund der chriſtlichen Religion annehmen, daß ſie ihn nicht einmal für den vornehmſten gelten laſſen; indem bey ihnen das Anſehen der Bibel dem Anſehen der Kirche ſchlechterdings untergeordnet iſt; indem bey ihnen es nicht darauf ankömmt, was die Bibel ſagt, ſondern darauf, was die Kirche ſagt, daß es die Bibel ſage, oder ſagen hätte können. Haben einige Katholiken, welche gern Proſelyten unter den Proteſtanten machen wollen, ſich nachgebender hierüber erklärt: ſo geht mich dieſes nichts an; und der eigentliche Lehrbegriff der Römiſchen Kirche iſt nach dieſen wenigen Achſelträgern nicht zu beſtimmen. Alle und jede rechtgläubige Katholiken glauben die Bibel und der Bibel, weil ſie Chriſten ſind: ſind aber nicht Chriſten, weil ſie die oder der Bibel glauben. — Und nun möchte ich gern wiſſen, mit welchem Fuge ein Lutheriſcher Paſtor, und ein verdorbener Advocat, einem Manne mit dem Reichsfiſcale drohen können, weil er aufrichtig genug iſt, als Lutheraner lieber ſeine Zuflucht zu einem Lehrſatze der Römiſchen Kirche zu nehmen, als die ganze chriſtliche Religion unter Einwürfen der Freygeiſter erliegen zu laſſen, die blos die Bibel und nicht die Religion treffen; die blos das Buch treffen, in welchem, nach dem höchſt neuen und bis auf dieſen Tag unerwieſenen Lehrſatze der ſtrengern Lutheraner, die Religion einzig und allein enthalten ſeyn ſoll. — Dieſe Herren mögen ſich nur ſelbſt vor dem Reichsfiſ-

cale in Acht nehmen. Denn es wird dem Reichsfiſcale leicht begreiflich zu machen ſeyn, daß nur ſie und ihres Gleichen die Stänker ſind, welche den Groll, den die im deutſchen Reiche geduldeten Religionspartheyen gegen einander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten; indem ſie alles, was Katholiſch iſt, für Unchriſtlich verdammen, und durchaus keinen Menſchen, auch nicht einmal einen armen Schriftſteller, dem es nie in die Gedanken gekommen iſt, ſich eine Parthey zu machen, auf den aus feiger Klugheit verwüſteten und öde gelaſſenen Confiniis beyder Kirchen dulden wollen.

2. Was ich von den Socinianern ſage, liegt am Tage. Wer die Gottheit Chriſti nicht mit ins Neue Teſtament bringt, wer ſie nur aus dem Neuen Teſtamente hohlen will, dem iſt ſie bald abdiſputirt. Daher iſt den Socinianern der Grundſatz, daß ſowohl die Gottheit Chriſti, als die übrigen Wahrheiten der chriſtlichen Religion, einzig aus den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel erwieſen werden müſſen, ſehr willkommen geweſen; und es läßt ſich leicht zeigen, daß es ebenfalls Feinde der Gottheit Chriſti, daß es die Arianer geweſen, welche ihn zuerſt angenommen haben. —

Alſo nur alsdann, wenn Herr Goeze ſowohl dieſes, als jenes abzuleugnen, und das Gegentheil davon zu erhärten im Stande iſt: will ich ihm allenfalls den Beweis des Hauptſatzes, zu welchem er ſich anheiſchig gemacht hat, ſchenken, und den Erweis meiner Gegenſätze antreten. Aber bis dahin muß er mir nicht übel nehmen, wenn ich geradezu äuſſere, daß er dasjenige nicht beweiſen kann, wovon er ſo trotzig vorgiebt, daß er es nicht zu beweiſen brauche. Denn wenn er nicht damit ſagen will, daß man es ohne Beweis annehmen müſſe: ſo muß es wenigſtens doch anderswo erwieſen ſeyn; und er kann ja dieſen anderswo geführten Beweis, mich zu beſchämen, mit leichter Mühe abſchreiben, oder auch nur mit einem Worte nachweiſen.

Ich ſage: daß ich ſodann meine Gegenſätze zu erweiſen nicht anſtehen will. Aber werde ich damit nicht zu ſpät kommen? Hat Herr Goeze nicht bereits mit einer einzigen Stelle des Irenäus alle meine 20 Gegenſätze auf einmal niedergeſchlagen?

„Da die Kirchenväter, ſagt er, bey Herr Leſſing mehr gelten, „als die Bibel“ — (Verläumdung! die Neuteſtamentlichen Schriften gelten mir nur nicht viel mehr, als die erſten Kirchenväter.) — „ſo will ich ihm eine Stelle aus dem Irenäo „entgegenſetzen, welche ſein Gewäſche, und überhaupt ſeine in „der Antwort angegebenen 20 Sätze auf einmal niederſchlagen „kann. Dieſer ehrwürdige Vater des zweyten Jahrhunderts „ſchreibt adv. Hær. lib. III. cap. 1. Non enim per alios diſpoſitionem noſtræ ſalutis cognovimus, quam per eos, per quos „Evangelium pervenit ad nos, quod quidem tunc præconaverunt, poſtea vero per Dei voluntatem in ſcripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei noſtræ futurum. Es „wird ſich zeigen, ob Herr Leſſing Stellen in Vorrath habe, „welche hinlänglich ſeyn werden, dieſes Zeugniß niederzuſchlagen.“

Und was ſich izt ſchon zeigt, iſt dieſes, daß Herr Goeze, wenn er ſich in der Geſchwindigkeit nicht beſſer beritten macht, auf dem ausgeſchriebenen Turniere nur eine ſehr armſelige Figur ſpielen wird. — Er hätte den Irenäus, den er citiret, ſelbſt geleſen? Unmöglich! Er hat dieſes einzelne Stellchen, Gott weiß in welcher Lutherſchen Polemik, bloß aufgeleſen. Denn er legt, wider alle Grammatik, wider allen Zuſammenhang, einen Sinn hinein, welcher nicht der Sinn des Irenäus, ſondern der Sinn der Lutherſchen Polemik iſt, in welcher er es auflas. — Denn kurz, Irenäus ſagt in dieſer Stelle ſchlechterdings nicht, daß die Schrift der Grund und Pfeiler unſers Glaubens geworden. Wenn er dieſes hätte ſagen wollen, müßte es heiſſen: in ſcripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei noſtræ *futuris*. Aber es heißt nicht *futuris*, ſondern *futurum*, und bezieht ſich nicht auf ſcripturis, ſondern auf evangelium, welches hier nicht die vier aufgezeichneten Evangelia, ſondern den weſendlichen Inhalt der Evangelien, ohne Rückſicht auf deſſen Verzeichnung, bedeutet. Herr Goeze ſelbſt, in der beygefügten Ueberſetzung dieſer Stelle, hat nicht anders conſtruiret; und nur bey ihm iſt es begreiflich, wie man ſo leichte Worte anders conſtruiren und anders verſtehen kann. Das Evangelium iſt der Grund und Pfeiler unſers Glaubens: wer leugnet das? Allein das Evangelium iſt eben ſowohl ein præconatum, als ein ſcripturis traditum; und das futurum muß ſich eben ſowohl auf jenes, als auf dieſes beziehen. Eben ſowohl das blos gepredigte Evangelium muß der Grund und Pfeiler unſers Glaubens ſeyn können, als das aufgeſchriebene. — Daß dieſes der wahre Sinn des Irenäus iſt, erhellet aus den folgenden Kapiteln unwiderſprechlich. Und wenn er beſonders im 4ten ſagt; Quid autem ſi neque Apoſtoli quidem Scripturas reliquiſſent nobis, nonne oportebat ordinem ſequi Traditionis, quam tradiderunt iis quibus committebant Eccleſias: hat er auch wie Goeze geglaubt, daß die chriſtliche Religion nothwendig hätte untergehen müſſen, wenn die Apoſtel nichts geſchrieben hätten? Wenn er fortfährt; Cui ordinationi aſſentiunt multæ gentes barbarorum, eorum qui in Chriſtum credunt *ſine charta et atramento*, ſcriptam habentes per Spiritum in cordibus ſuis ſalutem, et veterum Traditionem diligenter cuſtodientes, in unum Deum credentes, fabricatorem coeli et terræ et omnium quæ in eis ſunt, per Chriſtum Jeſum Dei filium: hat er auch gelehrt, wie Goeze, daß der heilige Geiſt ohne Schrift nichts vermöge; daß kein Glaube ohne Schrift möglich ſey? Wenn er, nachdem er die damalige Regulam fidei wörtlich angeführet, hinzuſetzt; Hanc fidem qui *ſine literis* crediderunt, quantum ad ſermonem noſtrum barbari ſunt: quantum autem ad ſententiam, ad conſuetudinem et converſationem, propter fidem perquam ſapientiſſimi ſunt, et placent Deo, converſantes in omni juſtitia, et caſtitate, et ſapientia: hat er auch, wie Goeze, den Gebrauch der Bibel allen und jeden Chriſten für unentbehrlich gehalten? würde er mich auch, wie Goeze, wegen meiner Fiction eines Volks, das ich ohne Bibel Chriſten ſeyn laſſe, verdammet haben? —

Was ich oben von den Arianern ſage, daß ſie die erſten geweſen zu ſeyn ſcheinen, welche verlangt haben, daß man ihnen die Gottheit Chriſti vor allen Dingen in den Neuteſtamentlichen Schriften zeigen müſſe, gründet ſich auf das, was wir von dem eigentlichen Verlaufe der Streitigkeit auf dem Nicäiſchen Concilio wiſſen. Die Geſchichte dieſes Concilii ſelbſt kann Herr Goeze doch wohl nicht auch mit unter die verrufenen Quellen rechnen, gegen deren Gebrauch er S. 136 proteſtiret? Folgende

Sätze mögen den Gang meines Erweiſes, den ich zu ſeiner Zeit führen will, im Voraus zeigen.

§.

Der Sieg der heiligen Schrift über die Ketzerey, oder die Kraft der heiligen Schrift in Beſtimmung der Rechtgläubigkeit, hat ſich auf dem Nicäiſchen Concilio nur ſchlecht erwieſen. Durch die Schrift iſt auf demſelben ſchlechterdings nichts ausgemacht worden.

§.

Arius und ſeine Philoſophen blieben auf ihren Köpfen; und nur zwey der letztern wurden für die Orthodoxie gewonnen. Aber wie?

§.

Der eine Philoſoph ward durch die bloße Regulam fidei, durch das bloße Glaubensbekenntniß, auf eine wunderbare Weiſe erleuchtet.

§.

Die Mitwirkung des heiligen Geiſtes bey dem bloßen Glaubensbekenntniße, war alſo noch damals nichts befremdendes.

§.

Hingegen zeigte ſich von der Mitwirkung des heiligen Geiſtes bey vermeinten deutlichen Stellen der Schrift, nicht die geringſte Spur.

§.

Denn der zweyte Philoſoph ward nicht durch dergleichen Stellen überführt, ſondern durch ein Paar menſchliche, nicht einmal ſehr paſſende Gleichniſſe überredet.

§.

Ja, den rechtgläubigen Vätern kam es im geringſten nicht ein, ihren Lehrſatz aus der Schrift auch nur erweiſen zu wollen. Sie hatten blos die Herablaſſung, auf die Schriftſtellen, welche die Arianer dagegen anführten, übel und böſe zu antworten.

§.

Sie gaben ihren Lehrſatz für keine Wahrheit aus, die in der Schrift klar und deutlich enthalten ſey; ſondern für eine Wahrheit, die ſich von Chriſto unmittelbar herſchreibe, und ihnen von Vater auf Sohn treulich überliefert worden.

§.

Sie erwieſen alſo nur, daß die Schrift dieſen Ueberlieferungen nicht widerſpreche.

§.

Und der Gebrauch, den ſie ſonach von der Schrift machten, war ein ganz andrer, als der, den man uns neuerer Zeit aufgedrungen hat; welchem zu Folge nach dem gar nicht gefragt wird, was uns überliefert worden, ſondern aus der einzigen Schrift unmittelbar beſtimmt wird, was uns hätte überliefert werden ſollen.

§.

Sollte die Ueberlieferung gar nicht mit in Anſchlag kommen: ſo müßte man behaupten, daß jeder vernünftige Mann, ohne im geringſten etwas von dem Chriſtenthume zu wiſſen, das ganze Chriſtenthum aus den Neuteſtamentlichen Schriften einzig und allein ziehen und abſondern könne; und daran zweifle ich ſehr.

§.

Schade, daß davon keine Erfahrung gemacht werden kann, indem wohl ſchwerlich ein vernünftiger Mann zu den Neuteſtamentlichen Schriften kommen dürfte, ohne das Chriſtenthum vorher zu kennen; und die Kunſt, es wieder zu vergeſſen, wenn er zu dieſer vermeynten einigen Quelle nun ſelbſt kommt, noch ſoll erfunden werden.

Ernſt und Falk.

Geſpräche für Freymäurer.

1778.*)

Sr. Durchlaucht dem Herzoge Ferdinand.

Durchlauchtigſter Herzog,

Auch ich war an der Quelle der Wahrheit, und ſchöpfte. Wie tief ich geſchöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte, noch tiefer zu ſchöpfen. — Das Volk lechzet ſchon lange und vergehet vor Durſt. —

Ew. Durchlaucht

unterthänigſter Knecht

— —

Vorrede eines Dritten.

Wenn nachſtehende Blätter die wahre Ontologie der Freymäurerey nicht enthalten: ſo wäre ich begierig zu erfahren, in welcher von den unzähligen Schriften, die ſie veranlaßt hat, ein mehr beſtimmter Begriff von ihrer Weſenheit gegeben werde.

Wenn aber die Freymäurer alle, von welchem Schlage ſie auch immer ſeyn mögen, gern einräumen werden, daß der hier angezeigte Geſichtspunkt der einzige iſt, aus welchem — ſich nicht einem blöden Auge ein bloſſes Phantom zeigt, — ſondern geſunde Augen eine wahre Geſtalt erblicken: ſo dürfte nur noch die Frage entſtehen; warum man nicht längſt, ſo deutlich mit der Sprache herausgegangen ſey?

---

*) Es giebt zwei ſehr ähnliche Drucke mit der Aufſchrift „Wolfenbüttel. 1778." Der echte hat zum Beiſpiel S. 16, Z. 1 „denn", der unechte „den".

Auf dieſe Frage wäre vielerley zu antworten. Doch wird man ſchwerlich eine andere Frage finden, die mit ihr mehr Aehnlichkeit habe, als die: warum in dem Chriſtenthume die ſyſtematiſchen Lehrbücher ſo ſpät entſtanden ſind? warum es ſo viele und gute Chriſten gegeben hat, die ihren Glauben auf eine verſtändliche Art weder angeben konnten, noch wollten?

Auch wäre dieſes im Chriſtenthume noch immer zu früh geſchehen, indem der Glaube ſelbſt vielleicht wenig dabey gewonnen: wenn ſich Chriſten nur nicht hätten einfallen laſſen, ihn auf eine ganz widerſinnige Art angeben zu wollen.

Man mache hiervon die Anwendung ſelbſt.

Erſtes Geſpräch.

Ernſt.

Woran denkſt du, Freund?

Falk.

An nichts.

Ernſt.

Aber du biſt ſo ſtill.

Falk.

Eben darum. Wer denkt, wenn er genießt? Und ich genieſſe des erquickenden Morgens.

Ernſt.

Du haſt Recht; und du hätteſt mir meine Frage nur zurückgeben dürfen.

Falk.

Wenn ich an etwas dächte, würde ich darüber ſprechen. Nichts geht über das laut denken mit einem Freunde.

Ernſt.

Gewiß.

Falk.

Haſt du des ſchönen Morgens ſchon genug genoſſen; fällt dir etwas ein: ſo ſprich du. Mir fällt nichts ein.

Ernſt.

Gut das! — Mir fällt ein, daß ich dich ſchon längſt um etwas fragen wollen.

Falk.

So frage doch.

Ernſt.

Iſt es wahr, Freund, daß du ein Freymäurer biſt?

Falk.

Die Frage iſt eines der keiner iſt.

Ernſt.

Freylich! — Aber antworte mir gerader zu. — Biſt du ein Freymäurer?

Falk.

Ich glaube es zu ſeyn.

Ernſt.

Die Antwort iſt eines, der ſeiner Sache eben nicht gewiß iſt.

Falk.

O doch! Ich bin meiner Sache ſo ziemlich gewiß.

Ernſt.

Denn du wirſt ja wohl wiſſen, ob und wenn und wo und von wem du aufgenommen worden.

Falk.

Das weiß ich allerdings; aber das würde ſo viel nicht ſagen wollen.

Ernſt.

Nicht?

Falk.

Wer nimmt nicht auf, und wer wird nicht aufgenommen!

Ernſt.

Erkläre dich.

Falk.

Ich glaube ein Freymäurer zu ſeyn; nicht ſo wohl, weil ich von älteren Maurern in einer geſetzlichen Loge aufgenommen worden: ſondern weil ich einſehe und erkenne, was und warum die Freymäurerey iſt, wenn und wo ſie geweſen, wie und wodurch ſie befördert oder gehindert wird.

Ernſt.

Und drückſt dich gleichwohl ſo zweifelhaft aus? — Ich glaube einer zu ſeyn!

Falk.

Dieſes Ausdrucks bin ich nun ſo gewohnt. Nicht zwar, als ob ich Mangel an eigner Ueberzeugung hätte: ſondern weil ich nicht gern mich jemanden gerade in den Weg ſtellen mag.

Ernſt.

Du antworteſt mir als einem Fremden.

Falk.

Fremder oder Freund!

Ernſt.

Du biſt aufgenommen, du weiſt alles — —

Falk.

Andere ſind auch aufgenommen, und glauben zu wiſſen.

Ernſt.

Könnteſt du denn aufgenommen ſeyn, ohne zu wiſſen, was du weiſt?

Falk.

Leider!

Ernſt.

Wie ſo?

Falk.

Weil viele, welche aufnehmen, es ſelbſt nicht wiſſen; die wenigen aber, die es wiſſen, es nicht ſagen können.

Ernſt.

Und könnteſt du denn wiſſen, was du weiſt, ohne aufgenommen zu ſeyn?

Falk.

Warum nicht? — Die Freymäurerey iſt nichts willkührliches, nichts entbehrliches: ſondern etwas nothwendiges, das in dem Weſen des Menſchen und der bürgerlichen Geſellſchaft gegründet iſt. Folglich muß man auch durch eignes Nachdenken eben ſo wohl darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführet wird.

Ernſt.

Die Freymäurerey wäre nichts Willkührliches? — Hat ſie nicht Worte und Zeichen und Gebräuche, welche alle anders ſeyn könnten, und folglich willkührlich ſind.

Falk.

Das hat ſie. Aber dieſe Worte und dieſe Zeichen und dieſe Gebräuche, ſind nicht die Freymäurerey.

Ernſt.

Die Freymäurerey wäre nichts Entbehrliches? — Wie machten es denn die Menſchen, als die Freymäurerey noch nicht war?

Falk.

Die Freymäurerey war immer.

Ernſt.

Nun was iſt ſie denn, dieſe nothwendige, dieſe unentbehrliche Freymäurerey?

Falk.

Wie ich dir ſchon zu verſtehen gegeben: — Etwas, das ſelbſt die, die es wiſſen, nicht ſagen können.

Ernſt.

Alſo ein Unding.

Falk.

Uebereile dich nicht.

Ernſt.

Wovon ich einen Begriff habe, das kann ich auch mit Worten ausdrücken.

Falk.

Nicht immer; und oft wenigſtens nicht ſo, daß andre durch die Worte vollkommen eben denſelben Begriff bekommen, den ich dabey habe.

Ernſt.

Wenn nicht vollkommen eben denſelben, doch einen etwanigen.

Falk.

Der etwanige Begriff wäre hier unnütz oder gefährlich. Unnütz, wenn er nicht genug; und gefährlich, wenn er das geringſte zu viel enthielte.

Ernſt.

Sonderbar! — Da alſo ſelbſt die Freymäurer, welche das Geheimniß ihres Ordens wiſſen, es nicht wörtlich mittheilen können, wie breiten ſie denn gleichwohl ihren Orden aus?

Falk.

Durch Thaten. — Sie laſſen gute Männer und Jünglinge, die ſie ihres nähern Umgangs würdigen, ihre Thaten vermuthen, errathen, — ſehen, ſo weit ſie zu ſehen ſind; dieſe finden Geſchmack daran, und thun ähnliche Thaten.

Ernſt.

Thaten? Thaten der Freymäurer? — Ich kenne keine andere, als ihre Reden und Lieder, die meiſtentheils ſchöner gedruckt, als gedacht und geſagt ſind.

Falk.

Das haben ſie mit mehrern Reden und Liedern gemein.

Ernſt.

Oder ſoll ich das für ihre Thaten nehmen, was ſie in dieſen Reden und Liedern von ſich rühmen?

Falk.

Wenn ſie es nicht blos von ſich rühmen.

Ernſt.

Und was rühmen ſie denn von ſich? — Lauter Dinge, die man von jedem guten Menſchen, von jedem rechtſchaffnen Bürger erwartet. — Sie ſind ſo freundſchaftlich, ſo gutthätig, ſo gehorſam, ſo voller Vaterlandsliebe!

Falk.

Iſt denn das nichts?

Ernſt.

Nichts! — um ſich dadurch von andern Menſchen auszuſondern. — Wer ſoll das nicht ſeyn?

Falk.

Soll!

Ernſt.

Wer hat, dieſes zu ſeyn, nicht, auch auſſer der Freymäurerey, Antrieb und Gelegenheit genug?

Falk.

Aber doch in ihr, und durch ſie, einen Antrieb mehr.

Ernſt.

Sage mir nichts von der Menge der Antriebe. Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intenſive Kraft gegeben! — Die Menge ſolcher Antriebe iſt wie die Menge der Räder in einer Maſchine. Je mehr Räder: deſto wandelbarer.

Falk.

Ich kann dir das nicht widerſprechen.

Ernſt.

Und was für einen Antrieb mehr! — Der alle andre Antriebe verkleinert, verdächtig macht! ſich ſelbſt für den ſtärkſten und beſten ausgiebt!

Falk.

Freund, ſey billig! — Hyperbel, Quidproquo jener ſchalen Reden und Lieder! Probewerk! Jüngerarbeit!

Ernſt.

Das will ſagen: Bruder Redner iſt ein Schwätzer.

Falk.

Das will nur ſagen: was Bruder Redner an den Freymäurern preiſet, das ſind nun freylich ihre Thaten eben nicht. Denn Bruder Redner iſt wenigſtens kein Plauderer; und Thaten ſprechen von ſelbſt.

Ernſt.

Ja, nun merke ich worauf du zieleſt. Wie konnten ſie mir nicht gleich einfallen dieſe Thaten, dieſe ſprechende Thaten. Faſt möchte ich ſie ſchreyende nennen. Nicht genug, daß ſich die Freymäurer einer den andern unterſtützen, auf das kräftigſte unterſtützen: denn das wäre nur die nothwendige Eigenſchaft einer jeden Bande. Was thun ſie nicht für das geſammte Publicum eines jeden Staats, deſſen Glieder ſie ſind!

Falk.

Zum Exempel? — Damit ich doch höre, ob du auf der rechten Spur biſt.

Ernſt.

Z. E. die Freymäurer in Stockholm! — Haben ſie nicht ein groſſes Findelhaus errichtet?

Falk.

Wenn die Freymäurer in Stockholm ſich nur auch bey einer andern Gelegenheit thätig erwieſen haben.

Ernſt.

Bey welcher andern?

Falk.

Bey ſonſt andern; meyne ich.

Ernſt.

Und die Freymäurer in Dresden! die arme junge Mädchen mit Arbeit beſchäftigen, ſie klöppeln und ſticken laſſen, — damit das Findelhaus nur kleiner ſeyn dürfe.

Falk.

Ernſt! Du weißt wohl, wenn ich dich deines Namens erinnere.

Ernſt.

Ohne alle Gloſſen dann. — Und die Freymäurer in Braunſchweig! die arme fähige Knaben im Zeichnen unterrichten laſſen.

Falk.

Warum nicht?

Ernſt.

Und die Freymäurer in Berlin! die das Baſedowſche Philanthropin unterſtützen.

Falk.

Was ſagſt du? — Die Freymäurer? Das Philanthropin? unterſtützen? — Wer hat dir das aufgebunden?

Ernſt.

Die Zeitung hat es auspoſaunet.

Falk.

Die Zeitung! — Da müßte ich Baſedows eigenhändige Quittung ſehen. Und müßte gewiß ſeyn, daß die Quittung nicht an Freymäurer in Berlin, ſondern an *die* Freymäurer gerichtet wäre.

Ernſt.

Was iſt das? — Billigeſt du denn Baſedows Inſtitut nicht?

Falk.

Ich nicht? Wer kann es mehr billigen?

Ernſt.

So wirſt du ihm ja dieſe Unterſtützung nicht mißgönnen?

Falk.

Mißgönnen? — Wer kann ihm alles Gute mehr gönnen, als Ich?

Ernſt.

Nun dann! — Du wirſt mir unbegreiflich.

Falk.

Ich glaube wohl. Dazu habe ich Unrecht. — Denn auch die Freymäurer können etwas thun, was ſie nicht als Freymäurer thun.

Ernſt.

Und ſoll das von allen auch ihren übrigen guten Thaten gelten?

Falk.

Vielleicht! — Vielleicht, daß alle die guten Thaten, die du mir da genannt haſt, um mich eines ſcholaſtiſchen Ausdruckes, der Kürze wegen zu bedienen, nur ihre Thaten ad extra ſind.

Ernſt.

Wie meynſt du das?

Falk.

Nur ihre Thaten, die dem Volke in die Augen fallen; — nur Thaten, die ſie blos deswegen thun, damit ſie dem Volk in die Augen fallen ſollen.

Ernſt.

Um Achtung und Duldung zu genieſſen?

Falk.

Könnte wohl ſeyn.

Ernſt.

Aber ihre wahre Thaten denn? — Du ſchweigſt?

Falk.

Wenn ich dir nicht ſchon geantwortet hätte? — Ihre wahre Thaten ſind ihr Geheimniß.

Ernſt.

Ha! ha! Alſo auch nicht erklärbar durch Worte?

Falk.

Nicht wohl! — Nur ſo viel kann und darf ich dir ſagen: die wahren Thaten der Freymäurer ſind ſo groß, ſo weit ausſehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man ſagen kann: das haben ſie gethan! Gleichwohl haben ſie alles Gute gethan, was noch in der Welt iſt, — merke wohl: in der Welt! — Und fahren fort, an alle dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird, — merke wohl, in der Welt.

Ernſt.

O geh! Du haſt mich zum beſten.

Falk.

Wahrlich nicht. — Aber ſieh! dort fliegt ein Schmetterling, den ich haben muß. Es iſt der von der Wolfsmilchsraupe. — Geſchwind ſage ich dir nur noch: die wahren Thaten der Freymäurer zielen dahin, um größten Theils alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.

Ernſt.

Und ſind doch auch gute Thaten?

Falk.

Es kann keine beſſere geben. — Denke einen Augenblick darüber nach. Ich bin gleich wieder bey dir.

Ernſt.

Gute Thaten, welche darauf zielen, gute Thaten entbehrlich zu machen? — Das iſt ein Räthſel. Und über ein Räthſel denke ich nicht nach. — Lieber lege ich mich indeß unter den Baum, und ſehe den Ameiſen zu.

Zweytes Geſpräch.

Ernſt.

Nun? wo bleibſt du denn? Und haſt den Schmetterling doch nicht?

Falk.

Er lockte mich von Strauch zu Strauch, bis an den Bach. — Auf einmal war er herüber.

Ernſt.

Ja, ja. Es gibt ſolche Locker!

Falk.

Haſt du nachgedacht?

Ernſt.

Ueber was? Ueber dein Räthſel? — Ich werde ihn auch nicht fangen, den ſchönen Schmetterling! Darum ſoll er mir aber auch weiter keine Mühe machen. — Einmal von der Freymäurerey mit dir geſprochen, und nie wieder. Denn ich ſehe ja wohl; du biſt, wie ſie alle.

Falk.

Wie ſie alle? Das ſagen dieſe alle nicht.

Ernſt.

Nicht? So gibt es ja wohl auch Kätzer unter den Freymäurern? Und du wäreſt einer. — Doch alle Kätzer haben mit den Rechtgläubigen immer noch etwas gemein. Und davon ſprach ich.

Falk.

Wovon ſprachſt du?

Ernſt.

Rechtgläubige oder kätzeriſche Freymäurer — ſie alle ſpielen mit Worten, und laſſen ſich fragen, und antworten ohne zu antworten.

Falk.

Meynſt du? — Nun wohl, ſo laß uns von etwas andern reden. Denn einmal haſt du mich aus dem behäglichen Zuſtande des ſtummen Staunens geriſſen —

Ernſt.

Nichts iſt leichter, als dich in dieſen Zuſtand wieder zu verſetzen — Laß dich nur hier bey mir nieder, und ſieh!

Falk.

Was denn?

Ernſt.

Das Leben und Weben auf und in und um dieſen Ameiſenhauffen. Welche Geſchäftigkeit, und doch welche Ordnung! Alles trägt und ſchleppt und ſchiebt; und keines iſt dem andern hinderlich. Sieh nur! Sie helffen einander ſogar.

Falk.

Die Ameiſen leben in Geſellſchaft, wie die Bienen.

Ernſt.

Und in einer noch wunderbarern Geſellſchaft als die Bienen. Denn ſie haben niemand unter ſich, der ſie zuſammen hält und regieret.

Falk.

Ordnung muß alſo doch auch ohne Regierung beſtehen können.

Ernſt.

Wenn jedes einzelne ſich ſelbſt zu regieren weiß: warum nicht?

Falk.

Ob es wohl auch einmal mit den Menſchen dahin kommen wird?

Ernſt.

Wohl ſchwerlich!

Falk.

Schade!

Ernſt.

Ja wohl!

Falk.

Steh auf, und laß uns gehen. Denn ſie werden dich bekriechen die Ameiſen; und eben fällt auch mir etwas bey, was ich bey dieſer Gelegenheit dich doch fragen muß. — Ich kenne deine Geſinnungen darüber noch gar nicht.

Ernſt.

Worüber?

Falk.

Ueber die bürgerliche Geſellſchaft des Menſchen überhaupt. — Wofür hältſt du ſie?

Ernſt.

Für etwas ſehr Gutes.

Falk.

Ohnſtreitig. — Aber hältſt du ſie für Zweck, oder für Mittel?

Ernſt.

Ich verſtehe dich nicht.

Falk.

Glaubſt du, daß die Menſchen für die Staaten erſchaffen werden? Oder daß die Staaten für die Menſchen ſind?

Ernſt.

Jenes ſcheinen einige behaupten zu wollen. Dieſes aber mag wohl das Wahrere ſeyn.

Falk.

So denke ich auch. — Die Staaten vereinigen die Menſchen, damit durch dieſe und in dieſer Vereinigung jeder einzelne Menſch ſeinen Theil von Glückſeligkeit deſto beſſer und ſichrer genieſſen könne. — Das Totale der einzeln Glückſeligkeiten aller Glieder, iſt die Glückſeligkeit des Staats. Auſſer dieſer giebt es gar keine. Jede andere Glückſeligkeit des Staats, bey welcher auch noch ſo wenig einzelne Glieder leiden, und leiden müſſen, iſt Bemäntelung der Tyranney. Anders nichts!

Ernſt.

Ich möchte das nicht ſo laut ſagen.

Falk.

Warum nicht?

Ernſt.

Eine Wahrheit, die jeder nach ſeiner eignen Lage beurtheilet, kann leicht gemißbraucht werden.

Falk.

Weißt du, Freund, daß du ſchon ein halber Freymäurer biſt?

Ernſt.

Ich?

Falk.

Du. Denn du erkennſt ja ſchon Wahrheiten, die man beſſer verſchweigt.

Ernſt.

Aber doch ſagen könnte.

Falk.

Der Weiſe kann nicht ſagen, was er beſſer verſchweigt.

Ernſt.

Nun, wie du willſt! — Laß uns auf die Freymäurer nicht wieder zurück kommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wiſſen.

Falk.

Verzeih! — Du ſiehſt wenigſtens meine Bereitwilligkeit, dir mehr von ihnen zu ſagen.

Ernſt.

Du ſpotteſt. — — Gut! das bürgerliche Leben des Menſchen, alle Staatsverfaſſungen ſind nichts als Mittel zur menſchlichen Glückſeligkeit. Was weiter?

Falk.

Nichts als Mittel! Und Mittel menſchlicher Erfindung; ob ich gleich nicht leugnen will, daß die Natur alles ſo eingerichtet, daß der Menſch ſehr bald auf dieſe Erfindung gerathen müſſen.

Ernſt.

Dieſes hat denn auch wohl gemacht, daß einige die bürgerliche Geſellſchaft für Zweck der Natur gehalten. Weil alles, unſere Leidenſchaften und unſere Bedürfniſſe, alles darauf führe, ſey ſie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So ſchloſſen ſie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäſſig hervorbringen müſſen! Als ob die Natur mehr die Glückſeligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen ſind — als die Glückſeligkeit jedes wirklichen einzeln Weſens zur Abſicht gehabt hätte!

Falk.

Sehr gut! Du kömmſt mir auf dem rechten Wege entgegen. Denn nun ſage mir; wenn die Staatsverfaſſungen Mittel, Mittel menſchlicher Erfindungen ſind: ſollten ſie allein von dem Schickſale menſchlicher Mittel ausgenommen ſeyn?

Ernſt.

Was nennſt du Schickſale menſchlicher Mittel?

Falk.

Das, was unzertrennlich mit menſchlichen Mitteln verbunden iſt; was ſie von göttlichen unfehlbaren Mitteln unterſcheidet.

Ernſt.

Was iſt das?

Falk.

Daß ſie nicht unfehlbar ſind. Daß ſie ihrer Abſicht nicht allein öfters nicht entſprechen, ſondern auch wohl gerade das Gegentheil davon bewirken.

Ernſt.

Ein Beyſpiel! wenn dir eines einfällt.

Falk.

So ſind Schiffahrt und Schiffe Mittel in entlegene Länder zu kommen; und werden Urſache, daß viele Menſchen nimmermehr dahin gelangen.

Ernſt.

Die nehmlich Schiffbruch leiden, und erſauffen. Nun glaube ich dich zu verſtehen. — Aber man weiß ja wohl, woher es kömmt, wenn ſo viel einzelne Menſchen durch die Staatsverfaſſung an ihrer Glückſeligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfaſſungen ſind viele; eine iſt alſo beſſer als die andere; manche iſt ſehr fehlerhaft, mit ihrer Abſicht offenbar ſtreitend; und die beſte ſoll vielleicht noch erfunden werden.

Falk.

Das ungerechnet! Setze die beſte Staatsverfaſſung, die ſich nur denken läßt, ſchon erfunden; ſetze, daß alle Menſchen in der ganzen Welt dieſe beſte Staatsverfaſſung angenommen haben: meynſt du nicht, daß auch dann noch, ſelbſt aus dieſer beſten Staatsverfaſſung, Dinge entſpringen müſſen, welche der menſchlichen Glückſeligkeit höchſt nachtheilig ſind, und wovon der Menſch in dem Stande der Natur ſchlechterdings nichts gewußt hätte?

Ernſt.

Ich meine: wenn dergleichen Dinge aus der beſten Staatsverfaſſung entſprängen, daß es ſodann die beſte Staatsverfaſſung nicht wäre.

Falk.

Und eine beſſere möglich wäre? — Nun, ſo nehme ich dieſe Beſſere als die Beſte an: und frage das Nehmliche.

Ernſt.

Du ſcheineſt mir hier blos von vorne herein aus dem angenommenen Begriffe zu vernünfteln, daß jedes Mittel menſchlicher Erfindung, wofür du die Staatsverfaſſungen ſammt und ſonders erkläreſt, nicht anders als mangelhaft ſeyn könne.

Falk.

Nicht blos.

Ernſt.

Und es würde dir ſchwer werden, eins von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen —

Falk.

Die auch aus der beſten Staatsverfaſſung nothwendig entſpringen müſſen? — O zehne für eines.

Ernſt.

Nur eines erſt.

Falk.

Wir nehmen alſo die beſte Staatsverfaſſung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle Menſchen in der Welt in dieſer beſten Staatsverfaſſung leben: würden deßwegen alle Menſchen in der Welt, nur einen Staat ausmachen?

Ernſt.

Wohl ſchwerlich. Ein ſo ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig ſeyn. Er müßte ſich alſo in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nehmlichen Geſetzen verwaltet würden.

Falk.

Das iſt: die Menſchen würden auch dann noch Deutſche und Franzoſen, Holländer und Spanier, Ruſſen und Schweden ſeyn; oder wie ſie ſonſt heiſſen würden.

Ernſt.

Ganz gewiß!

Falk.

Nun da haben wir ja ſchon Eines. Denn nicht wahr, jeder dieſer kleinern Staaten hätte ſein eignes Intereſſe? und jedes Glied derſelben hätte das Intereſſe ſeines Staats?

Ernſt.

Wie anders?

Falk.

Dieſe verſchiedene Intereſſe würden öfters in Colliſion kommen, ſo wie itzt: und zwey Glieder aus zwey verſchiedenen Staaten würden einander eben ſo wenig mit unbefangenem Gemüth begegnen können, als itzt ein Deutſcher einem Franzoſen, ein Franzoſe einem Engländer begegnet.

Ernſt.

Sehr wahrſcheinlich!

Falk.

Das iſt: wenn itzt ein Deutſcher einem Franzoſen, ein Franzoſe einem Engländer, oder umgekehrt, begegnet, ſo begegnet nicht mehr ein bloſſer Menſch einem bloſſen Menſchen, die vermöge ihrer gleichen Natur gegen einander angezogen werden, ſondern ein ſolcher Menſch begegnet einem ſolchen Menſchen, die ihrer verſchiednen Tendenz ſich bewußt ſind, welches ſie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauiſch macht, noch ehe ſie für ihre einzelne Perſon das geringſte mit einander zu ſchaffen und zu theilen haben.

Ernſt.

Das iſt leider wahr.

Falk.

Nun ſo iſt es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menſchen vereiniget, um ſie durch dieſe Vereinigung ihres Glückes zu verſichern, die Menſchen zugleich trennet.

Ernſt.

Wenn du es ſo verſteheſt.

Falk.

Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleinern Staaten würden ein ganz verſchiedenes Klima, folglich ganz verſchiedene Bedürfniſſe und Befriedigungen, folglich ganz verſchiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verſchiedene Sittenlehren, folglich ganz verſchiedene Religionen haben. Meynſt du nicht.

Ernſt.

Das iſt ein gewaltiger Schritt!

Falk.

Die Menſchen würden auch dann noch Juden und Chriſten und Türken und dergleichen ſeyn.

Ernſt.

Ich getraue mir nicht, Nein zu ſagen.

Falk.

Würden ſie das; ſo würden ſie auch, ſie möchten heiſſen, wie ſie wollten, ſich unter einander nicht anders verhalten, als ſich unſere Chriſten und Juden und Türken von je her unter einander verhalten haben. Nicht als bloſſe Menſchen gegen bloſſe Menſchen; ſondern als ſolche Menſchen gegen ſolche Menſchen, die ſich einen gewiſſen geiſtigen Vorzug ſtreitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menſchen nimmermehr einfallen könnten.

Ernſt.

Das iſt ſehr traurig; aber leider doch ſehr vermuthlich.

Falk.

Nur vermuthlich?

Ernſt.

Denn allenfalls dächte ich doch, ſo wie du angenommen haſt, daß alle Staaten einerley Verfaſſung hätten, daß ſie auch wohl alle einerley Religion haben könnten. Ja ich begreiffe nicht, wie einerley Staatsverfaſſung ohne einerley Religion auch nur möglich iſt.

Falk.

Ich eben ſo wenig. — Auch nahm ich jenes nur an, um deine Ausflucht abzuſchneiden. Eines iſt zuverläſſig eben ſo unmöglich, als das andere. Ein Staat: mehrere Staaten. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfaſſungen. Mehrere Staatsverfaſſungen: mehrere Religionen.

Ernſt.

Ja, ja: ſo ſcheinet es.

Falk.

So iſt es. — Nun ſieh da das zweyte Unheil, welches die bürgerliche Geſellſchaft, ganz ihrer Abſicht entgegen, verurſacht. Sie kann die Menſchen nicht vereinigen, ohne ſie zu trennen; nicht trennen, ohne Klüfte zwiſchen ihnen zu befeſtigen, ohne Scheidemauern durch ſie hin zu ziehen.

Ernſt.

Und wie ſchrecklich dieſe Klüfte ſind! wie unüberſteiglich oft dieſe Scheidemauern!

Falk.

Laß mich noch das dritte hinzufügen. — Nicht genug, daß die bürgerliche Geſellſchaft die Menſchen in verſchiedene Völker und Religionen theilet und trennet. — Dieſe Trennung in wenige groſſe Theile, deren jeder für ſich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch beſſer, als gar kein Ganzes. — Nein; die bürgerliche Geſellſchaft ſetzt ihre Trennung auch in jedem dieſer Theile gleichſam bis ins Unendliche fort.

Ernſt.

Wie ſo?

Falk.

Oder meyneſt du, daß ein Staat ſich ohne Verſchiedenheit von Ständen denken läßt? Er ſey gut oder ſchlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe: unmöglich können alle Glieder deſſelben unter ſich das nehmliche Verhältniß haben. — Wenn ſie auch alle an der Geſetzgebung Antheil haben: ſo können ſie doch nicht gleichen Antheil haben, wenigſtens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird alſo vornehmere und geringere Glieder geben. — Wenn Anfangs auch alle Beſitzungen des Staats unter ſie gleich vertheilet worden: ſo kann dieſe gleiche Vertheilung doch keine zwey Menſchenalter beſtehen. Einer wird ſein Eigenthum beſſer zu nutzen wiſſen, als der andere. Einer wird ſein ſchlechter genutztes Eigenthum gleichwol unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird alſo reichere und ärmere Glieder geben.

Ernſt.

Das verſteht ſich.

Falk.

Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wohl giebt, das in dieſer Verſchiedenheit der Stände ſeinen Grund nicht hat.

Ernſt.

Wenn ich dir doch widerſprechen könnte! — Aber was hatte ich für Urſache, dir überhaupt zu widerſprechen? — Nun ja! die Menſchen ſind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das iſt nun einmal ſo. Das kann nun nicht anders ſeyn.

Falk.

Das ſage ich eben!

Ernſt.

Alſo, was willſt du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünſchen machen, daß den Menſchen der Gedanke, ſich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen ſeyn?

Falk.

Verkennſt du mich ſo weit? — Wenn die bürgerliche Geſellſchaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menſchliche Vernunft angebauet werden kann: ich würde ſie auch bey weit gröſſern Uebeln noch ſegnen.

Ernſt.

Wer des Feuers genieſſen will, ſagt das Sprichwort, muß ſich den Rauch gefallen laſſen.

Falk.

Allerdings! — Aber weil der Rauch bey dem Feuer unvermeidlich iſt: durfte man darum keinen Rauchfang erfinden?

Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? — Sieh, dahin wollte ich.

Ernſt.

Wohin? — Ich verſtehe dich nicht.

Falk.

Das Gleichniß war doch ſehr paſſend. — — Wenn die Menſchen nicht anders in Staaten vereiniget werden konnten, als durch jene Trennungen: werden ſie darum gut, jene Trennungen?

Ernſt.

Das wohl nicht.

Falk.

Werden ſie darum heilig, jene Trennungen?

Ernſt.

Wie heilig?

Falk.

Daß es verboten ſeyn ſollte, Hand an ſie zu legen?

Ernſt.

In Abſicht? . . .

Falk.

In Abſicht, ſie nicht gröſſer einreiſſen zu laſſen, als die Nothwendigkeit erfodert. In Abſicht, ihre Folgen ſo unſchädlich zu machen, als möglich.

Ernſt.

Wie könnte das verbothen ſeyn?

Falk.

Aber gebothen kann es doch auch nicht ſeyn; durch bürgerliche Geſetze nicht gebothen! — Denn bürgerliche Geſetze erſtrecken ſich nie über die Grenzen ihres Staats. Und dieſes würde nun gerade auſſer den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. — Folglich kann es nur ein Opus ſupererogatum ſeyn: und es wäre blos zu wünſchen, daß ſich die Weiſeſten und Beſten eines jeden Staats dieſem Operi ſupererogato freywillig unterzögen.

Ernſt.

Blos zu wünſchen; aber recht ſehr zu wünſchen.

Falk.

Ich dächte! Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem

Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerſchaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotiſmus, Tugend zu ſeyn aufhöret.

Ernſt.

Recht ſehr zu wünſchen!

Falk.

Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurtheile ihrer angebohrnen Religion nicht unterlägen; nicht glaubten, daß alles nothwendig gut und wahr ſeyn müſſe, was ſie für gut und wahr erkennen.

Ernſt.

Recht ſehr zu wünſchen!

Falk.

Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt; in deren Geſellſchaft der Hohe ſich gern herabläßt, und der Geringe ſich dreiſt erhebet.

Ernſt.

Recht ſehr zu wünſchen!

Falk.

Und wenn er erfüllt wäre, dieſer Wunſch?

Ernſt.

Erfüllt? — Es wird freylich hier und da, dann und wann, einen ſolchen Mann geben.

Falk.

Nicht blos hier und da; nicht blos dann und wann.

Ernſt.

Zu gewiſſen Zeiten, in gewiſſen Ländern auch mehrere.

Falk.

Wie, wenn es dergleichen Männer itzt überall gäbe? zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ernſt.

Wollte Gott!

Falk.

Und dieſe Männer nicht in einer unwirkſamen Zerſtreuung lebten? nicht immer in einer unſichtbaren Kirche?

Ernſt.

Schöner Traum!

Falk.

Daß ich es kurz mache. — Und dieſe Männer die Freymäurer wären?

Ernſt.

Was ſagſt du?

Falk.

Wie, wenn es die Freymäurer wären, die ſich mit zu ihrem Geſchäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menſchen einander ſo fremd werden, ſo eng als möglich wieder zuſammen zu ziehen?

Ernſt.

Die Freymäurer?

Falk.

Ich ſage: mit zu ihrem Geſchäfte.

Ernſt.

Die Freymäurer?

Falk.

Ah! verzeih! — Ich hatt es ſchon wieder vergeſſen, daß du von den Freymäurern weiter nichts hören willſt — Dort winkt man uns eben zum Frühſtücke. Komm!

Ernſt.

Nicht doch! — Noch einen Augenblick! — Die Freymäurer, ſagſt du —

Falk.

Das Geſpräch brachte mich wider Willen auf ſie zurück. Verzeih! — Komm! Dort, in der gröſſern Geſellſchaft, werden wir bald Stoff zu einer tauglichern Unterredung finden. Komm!

Drittes Geſpräch.

Ernſt.

Du biſt mir den ganzen Tag im Gedrenge der Geſellſchaft ausgewichen. Aber ich verfolge dich in dein Schlafzimmer.

Falk.

Haſt du mir ſo etwas wichtiges zu ſagen? Der bloſſen Unterhaltung bin ich auf heute müde.

Ernſt.

Du ſpotteſt meiner Neugierde.

Falk.

Deiner Neugierde?

Ernſt.

Die du dieſen Morgen ſo meiſterhaft zu erregen wußteſt.

Falk.

Wovon ſprachen wir dieſen Morgen?

Ernſt.

Von den Freymäurern.

Falk.

Nun? — Ich habe dir im Rauſche des Pyrmonter doch nicht das Geheimniß verrathen?

Ernſt.

Das man, wie du ſagſt, gar nicht verrathen kann.

Falk.

Nun freylich; das beruhigt mich wieder.

Ernſt.

Aber du haſt mir doch über die Freymäurer etwas geſagt, das mir unerwartet war; das mir auffiel; das mich denken machte.

Falk.

Und was war das?

Ernſt.

O quäle mich nicht! — Du erinnerſt dich deſſen gewiß.

Falk.

Ja; es fällt mir nach und nach wieder ein. — Und das war es, was dich den ganzen langen Tag unter deinen Freunden und Freundinnen ſo abweſend machte?

Ernſt.

Das war es! — Und ich kann nicht einſchlafen, wenn du mir wenigſtens nicht noch eine Frage beantworteſt.

Falk.

Nach dem die Frage ſeyn wird.

Ernſt.

Woher kannſt du mir aber beweiſen, wenigſtens nur wahrſcheinlich machen, daß die Freymäurer wirklich jene groſſe und würdige Abſichten haben?

Falk.

Habe ich dir von ihren Abſichten geſprochen? Ich wüßte nicht. — Sondern da du dir gar keinen Begriff von den wahren Thaten der Freymäurer machen konnteſt; habe ich dich blos auf einen Punkt aufmerkſam machen wollen, wo noch ſo vieles geſchehen kann, wovon ſich unſere ſtaatsklugen Köpfe gar nichts träumen laſſen. — Vielleicht, daß die Freymäurer da herum arbeiten. — Vielleicht! da herum! — Nur um dir dein Vorurtheil zu benehmen, daß alle baubedürftige Plätze ſchon ausgefunden und beſetzt, alle nöthige Arbeiten ſchon unter die erforderlichen Hände vertheilet wären.

Ernſt.

Wende dich itzt, wie du willſt. — Genug, ich denke mir nun aus deinen Reden die Freymäurer als Leute, die es freywillig über ſich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegen zu arbeiten.

Falk.

Dieſer Begriff kann den Freymäurern wenigſtens keine Schande machen. — Bleib dabey! — Nur faſſe ihn recht. Menge nichts hinein, was nicht hinein gehöret. — Den unvermeidlichen Uebeln des Staats! — Nicht dieſes und jenes Staats. Nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche, eine gewiſſe Staatsverfaſſung einmal angenommen, aus dieſer angenommenen Staatsverfaſſung nun nothwendig folgen. Mit dieſen giebt ſich der Freymäurer niemals ab; wenigſtens nicht als Freymäurer. Die Linderung und Heilung dieſer überläßt er dem Bürger, der ſich nach ſeiner Einſicht, nach ſeinem Muthe, auf ſeine Gefahr damit befaſſen mag. Uebel ganz andrer Art, ganz höherer Art, ſind der Gegenſtand ſeiner Wirkſamkeit.

Ernſt.

Ich habe das ſehr wohl begriffen. — Nicht Uebel, welche den mißvergnügten Bürger machen, ſondern Uebel, ohne welche auch der glücklichſte Bürger nicht ſeyn kann.

Falk.

Recht! Dieſen entgegen — wie ſagteſt du? — entgegen zu arbeiten?

Ernſt.

Ja!

Falk.

Das Wort ſagt ein wenig viel. — Entgegen arbeiten! — Um ſie völlig zu heben? — Das kann nicht ſeyn. Denn man würde den Staat ſelbſt mit ihnen zugleich vernichten. — Sie müſſen nicht einmal denen mit eins merklich gemacht werden, die noch gar keine Empfindung davon haben. Höchſtens dieſe Empfindung in dem Menſchen von weiten veranlaſſen, ihr Aufkeimen begünſtigen, ihre Pflanzen verſetzen, begäten, beblatten — kann hier entgegen arbeiten heiſſen. — Begreifſt du nun, warum ich ſagte, ob die Freymäurer ſchon immer thätig wären, daß Jahrhunderte dennoch vergehen könnten, ohne daß ſich ſagen laſſe: das haben ſie gethan.

Ernſt.

Und verſtehe auch nun den zweyten Zug des Räthſels — Gute Thaten, welche gute Thaten entbehrlich machen ſollen.

Falk.

Wohl! — Nun geh, und ſtudiere jene Uebel, und lerne ſie alle kennen, und wäge alle ihre Einflüſſe gegen einander ab, und ſey verſichert, daß dir dieſes Studium Dinge aufſchlieſſen wird, die in Tagen der Schwermuth die niederſchlagendſten, unauflöslichſten Einwürfe wider Vorſehung und Tugend zu ſeyn ſcheinen. Dieſer Aufſchluß, dieſe Erleuchtung wird dich ruhig und glücklich machen; — auch ohne Freymäurer zu heiſſen.

Ernſt.

Du legeſt auf dieſes heiſſen ſo viel Nachdruck.

Falk.

Weil man etwas ſeyn kann, ohne es zu heiſſen.

Ernſt.

Gut das! ich verſteh — Aber auf meine Frage wieder zu kommen, die ich nur ein wenig anders einkleiden muß. Da ich ſie doch nun kenne, die Uebel, gegen welche die Freymäurerey angehet — —

Falk.

Du kenneſt ſie?

Ernſt.

Haſt du mir ſie nicht ſelbſt genannt?

Falk.

Ich habe dir einige zur Probe namhaft gemacht. Nur einige von denen, die auch dem kurzſichtigſten Auge einleuchten: nur einige von den unſtreitigſten, weit umfaſſendſten. — Aber wie viele ſind nicht noch übrig, die, ob ſie ſchon nicht ſo einleuchten, nicht ſo unſtreitig ſind, nicht ſo viel umfaſſen, dennoch nicht weniger gewiß, nicht weniger nothwendig ſind!

Ernſt.

So laß mich meine Frage denn blos auf diejenigen Stücke einſchränken, die du mir ſelbſt namhaft gemacht haſt. — Wie beweiſeſt du mir auch nur von dieſen Stücken, daß die Freymäurer wirklich ihr Abſehen darauf haben? — Du ſchweigſt? — Du ſinneſt nach?

Falk.

Wahrlich nicht dem, was ich auf dieſe Frage zu antworten hätte! — Aber ich weiß nicht, was ich mir für Urſachen denken ſoll, warum du mir dieſe Frage thuſt?

Ernſt.

Und du willſt mir meine Frage beantworten, wenn ich dir die Urſachen derſelben ſage?

Falk.

Das verſpreche ich dir.

Ernſt.

Ich kenne und fürchte deinen Scharfſinn.

Falk.

Meinen Scharfſinn?

Ernſt.

Ich fürchte, du verkaufſt mir deine Speculation für Thatſache.

Falk.

Sehr verbunden!

Ernſt.

Beleidiget dich das?

Falk.

Vielmehr muß ich dir danken, daß du Scharfſinn nenneſt, was du ganz anders hätteſt benennen können.

Ernſt.

Gewiß nicht. Sondern ich weiß, wie leicht der Scharfſinnige ſich ſelbſt betriegt; wie leicht er andern Leuten Plane und Abſichten leihet und unterlegt, an die ſie nie gedacht haben.

Falk.

Aber woraus ſchließt man auf der Leute Plane und Abſichten? Aus ihren einzeln Handlungen doch wohl?

Ernſt.

Woraus ſonſt? — Und hier bin ich wieder bey meiner Frage. — Aus welchen einzeln, unſtreitigen Handlungen der Freymäurer iſt abzunehmen, daß es auch nur mit ihr Zweck iſt, jene von dir benannte Trennung, welche Staat und Staaten unter den Menſchen nothwendig machen müſſen, durch ſich und in ſich wieder zu vereinigen.

Falk.

Und zwar ohne Nachtheil dieſes Staats, und dieſer Staaten.

Ernſt.

Deſto beſſer! — Es brauchen auch vielleicht nicht Handlungen zu ſeyn, woraus jenes abzunehmen. Wenn es nur gewiſſe Eigenthümlichkeiten, Beſonderheiten ſind, die dahin leiten, oder daraus entſpringen. — Von dergleichen müßteſt du ſogar in deiner Speculation ausgegangen ſeyn; geſetzt, daß dein Syſtem nur Hypotheſe wäre.

Falk.

Dein Mißtrauen äuſſert ſich noch. — Aber ich hoffe, es ſoll ſich verlieren, wenn ich dir ein Grundgeſetz der Freymäurer zu Gemüthe führe.

Ernſt.

Und welches?

Falk.

Aus welchem ſie nie ein Geheimniß gemacht haben. Nach welchem ſie immer vor den Augen der ganzen Welt gehandelt haben.

Ernſt.

Das iſt?

Falk.

Das iſt, jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage, ohne Unterſchied des Vaterlandes, ohne Unterſchied der Religion, ohne Unterſchied ſeines bürgerlichen Standes, in ihren Orden aufzunehmen.

Ernſt.

Wahrhaftig!

Falk.

Freylich ſcheint dieſes Grundgeſetze dergleichen Männer, die über jene Trennungen hinweg ſind, vielmehr bereits voraus zu ſetzen, als die Abſicht zu haben, ſie zu bilden. Allein das Nitrum muß ja wohl in der Luft ſeyn, ehe es ſich als Salpeter an den Wänden anlegt.

Ernſt.

O ja!

Falk.

Und warum ſollten die Freymäurer ſich nicht hier einer gewöhnlichen Liſt haben bedienen dürfen? — Daß man einen Theil ſeiner geheimen Abſichten ganz offenbar treibt, um den Argwohn irre zu führen, der immer ganz etwas anders vermuthet, als er ſieht.

Ernſt.

Warum nicht?

Falk.

Warum ſollte der Künſtler, der Silber machen kann, nicht mit altem Bruchſilber handeln, damit man ſo weniger argwohne, daß er es machen kann?

Ernſt.

Warum nicht?

Falk.

Ernſt! — Hörſt du mich? — Du antworteſt im Traume, glaub ich.

Ernſt.

Nein, Freund! Aber ich habe genug; genug auf dieſe Nacht. Morgen, mit dem früheſten, kehre ich wieder nach der Stadt.

Falk.

Schon? Und warum ſo bald?

Ernſt.

Du kennſt mich, und fragſt? Wie lange dauert deine Brunnenkur noch?

Falk.

Ich habe ſie vorgeſtern erſt angefangen.

Ernſt.

So ſehe ich dich vor dem Ende derſelben noch wieder. — Lebe wohl! gute Nacht!

Falk.

Gute Nacht! lebe wohl!

Zur Nachricht.

Der Funke hatte gezündet: Ernſt ging, und ward Freymäurer. Was er vors erſte da fand, iſt der Stoff eines 4ten und 5ten Geſprächs, mit welchem — ſich der Weg ſcheidet.

Noch nähere*) Berichtigung
des Mährchens von 1000 Dukaten,
oder Judas Iſcharioth dem Zweyten.

Monath December 1779.

Derjenige, er ſey wer er wolle, durch den die Nachricht, meinen Stiefvater, den Hofrath und Bibliothekar Leſſing zu Wolfenbüttel betreffend, in das Wiener Diarium No. 85. gekommen, hat ſich angelegen ſeyn laſſen, eine ſehr abgeſchmackte Lüge zu verbreiten.

Die Judenſchaft zu Amſterdam ſollte dem Herrn Leſſing deswegen ein Geſchenk von tauſend Dukaten gemacht haben, weil er gewiſſe Fragmente eines Werks herausgegeben, in welchem die jüdiſche Religion gerade am meiſten gemißhandelt wird?

---

*) So im theologiſchen Nachlaß S. 23, im Leben 1, S. 418, in der Vorrede zum ſiebzehnten Theile der ſämmtlichen Schriften S. V, und wahrſcheinlich in dem urſprünglichen Regensburger Drucke. Das Wort „Noch," fehlt dem Abdrucke im XVII. Theil S. 372, dem der Herausgeber übrigens in Ermangelung des erſten Druckes hat folgen müſſen.

Und Herr Leſſing, weil er aus beſagtem Werke weniger von dem bekannt machen wollen, was die jüdiſche Religion anbelangt, als von dem, was die chriſtliche Religion betrifft, und von Chriſten erörtert und widerlegt zu werden verdienet, hätte kein Bedenken getragen, ein ſolches Geſchenk anzunehmen?

Die Erdichtung iſt ſo nüchtern, daß ich mich nie für verbunden würde gehalten haben, ein Wort darum zu verlieren, ſo nahe mich auch der Mann angeht, der darunter leiden ſoll: wenn nicht in dem gleich darauf folgenden Blatte des nehmlichen Diarii eine vorgebliche Berichtigung hinzugekommen wäre, die zu ſehr verräth, warum es gewiſſen Leuten eigentlich zu thun iſt. Wenigſtens hat der, von welchem ſich dieſe Berichtigung herſchreibt, nehmlich der Zuſammentrager des Diarii ſelbſt, nur läuten hören, ohne im geringſten zu wiſſen, wo die Glocken hängen.

Bloß alſo denen zu gefallen, die noch weiter vom Thurme wohnen, will ich den ganzen Verlauf der Sache mit wenig Worten erzählen. Daß ich hinlänglich davon unterrichtet bin, kann man mir glauben; wie ich denn auch von dem, was ich aus mündlichen Unterhaltungen weiß, weiter keinen Gebrauch machen will, als in ſo fern es in den Schriften des Herrn Leſſing zu Tage liegt, die hier nicht bekannt geworden.

Bereits 1774 fing Hr. Leſſing an, in ſeinen **Beyträgen zur Geſchichte und Litteratur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel**, Fragmente eines gewiſſen Werks gegen die geoffenbarte Religion drucken zu laſſen, das ſchon ſeit geraumer Zeit in Niederſachſen geſchrieben herumging, aus einer Provinz in die andre vertragen ward, „und ſo im Verborgnen,“ wie ſich Herr Leſſing ſelbſt ausdrückt, „mehr Proſelyten machte, als es im Angeſichte einer widerſprechenden Welt machen könnte.“

Die Bekanntmachung dieſer Fragmente wurde dem Herrn Leſſing von den Gottesgelehrten der Lutheriſchen Kirche auch ſo wenig verübelt, daß ihm vielmehr verſchiedene der Angeſehenſten öffentlich Dank dafür abſtatteten.

Und warum auch nicht? Sie konnten von der Lauterkeit der Abſichten des Herrn Leſſing um ſo mehr verſichert ſeyn, da Herr Leſſing ſelbſt einem jeden anſtößigen Fragmente ſogleich eine Widerlegung, unter der Aufſchrift, **Gegenſätze des Herausgebers**, mit beygefügt hatte, wie man ſie nur immer von einem Chriſten, der kein Theolog von Profeſſion iſt, verlangen kann.

Daher machten auch mehrbeſagte Fragmente Jahr und Tag nicht das geringſte Aufſehen im Publico, und nur ſehr wenig Senſation auf Leute, denen es näher obliegt, ſich um dergleichen Dinge zu bekümmern: als mit eins ein Mann ſeine Stimme erhob, von dem man ſagt, daß er ſchon mehrmalen ſeine Stimme ſehr zu unrechter Zeit erhoben habe.

Hr. Leſſing hatte das Unglück gehabt, den Hrn. Hauptpaſtor Göze in Hamburg, in einem kleinen Auftrage die Bibliothek betreffend, nicht ſo prompt zu bedienen, als allerdings wohl ſchicklich geweſen wäre: und Hr. Göze hatte die Gerechtigkeit ihn dieſes Unglück fühlen zu laſſen. Er ſtichelte bey aller Gelegenheit auf ihn, als auf den undienſtfertigſten Bibliothekar, der zwiſchen Himmel und Erden zu finden: und da auch ihm endlich die Fragmente bekannt wurden, welche Freude mußte es ihm ſeyn, den undienſtfertigen Bibliothekar der Lutheriſchen Chriſtenheit zugleich als den ruchloſeſten, und dem Herzoglichen Hauſe, dem er dient, zugleich als den gefährlichſten zu ſchildern.

Er hörte nicht auf, dieſem Durchlauchtigen Hauſe zu Gemüthe zu führen, in welchen ſchlimmen Händen ſein Intereſſe ſey, und wie leicht ein Menſch, der ſich kein Gewiſſen daraus gemacht habe, eine ſo ärgerliche Schrift gegen die Religion an das Licht zu ziehen, auch Papiere an den Tag bringen könne, die ſeine hohen Gerechtſame ſtreitig zu machen, und die Ehre ſeiner Vorfahren zu verdunkeln im Stande wären.

Da indeß der Hr. Hauptpaſtor ſo albern nicht war, um zu hoffen, daß dergleichen Armſeligkeiten wirklich Eindruck auf einen Fürſten machen würden, der weder die nähere Prüfung ſeiner Gerechtſame, noch die genauere Beleuchtung der Ehre ſeiner Ahnherren zu befürchten hat: was that er zugleich?

Weil der Bibliothekar eine durch ihre Verheimlichung um ſo viel gefährlichere Schrift, wenigſtens, durch ſeine Bekanntmachung und ſeine Gegenſätze, minder gefährlich machen wollen, und ihm von dieſer Seite alſo nicht beyzukommen war: ſo erklärte der Hauptpaſtor zugleich, daß es mit dieſen Gegenſätzen doch nur Nichts, und weniger als Nichts wäre; ja, daß dieſe Gegenſätze im Grunde weit mehr Gift enthielten, als die Fragmente ſelbſt.

Und wie ſo? Dieſe Gegenſätze des Bibliothekars waren dem Lutheriſchen Hauptpaſtor, mit Einem Worte — — zu gut Katholiſch.

Ich will mich auf einen neuerlichen Vorfall mit dem Hrn. Hauptpaſtor in Hamburg nicht berufen; ob dieſer Vorfall ſchon hier[*] und in Hamburg ſo allgemein bekannt iſt, daß ich mich gar wohl darauf berufen könnte. Es iſt auch ohne denſelben notoriſch genug, aus welchem Geſichtspunkt dieſer überſpannte Lutheraner, zum Aergerniſſe ſeiner eigenen Glaubensgenoſſen, die Katholiſche Kirche, ſo wohl in ſeinen Predigten als in ſeinen Schriften, anzuſehen gewohnt iſt, und wie weit er geht, ihr alle Anſprüche auf den Namen und die Vorrechte einer chriſtlichen Kirche abzuſtreiten.

Nun hatte Hr. Leſſing, um gewiſſe Einwürfe gegen die chriſtliche Religion ein- für allemal abzuſchneiden, behauptet, daß man einen Unterſchied zwiſchen Bibel und Religion machen müſſe; daß nicht alle Einwürfe gegen die Bibel, auch Einwürfe gegen die Religion wären; und daß die Religion ſich eben ſo wenig auf die ganze Bibel, als auf die Bibel einzig und allein gründe. Er hatte behauptet, daß die chriſtliche Religion ſich auch ohne Bibel denken laſſe; daß die chriſtliche Religion eine geraume Zeit beſtanden, ehe die geſammten Schriften des N. Teſtaments geſchrieben worden; daß man alſo einen kurzen Inbegriff der chriſtlichen Religion annehmen müſſe, nach welchem ſie damals gelehret und ausgebreitet worden. Er hatte behauptet, daß dieſer kurze Inbegriff, welcher bei den erſten Kirchenvätern Regula fidei heiße, ſich in dem Apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſe erhalten habe, welches die Katholiſche Kirche vornehmlich unter ihrer Tradition mit verſtehe, und welches aus den Schriften des N. Teſtaments nicht könne gezogen ſeyn, ob es ſich gleich in denſelben finden müſſe. Er hatte behauptet, daß es, wo nicht leichter, wenigſtens eben ſo leicht ſey, die unmittelbare göttliche Eingebung beſagter Regula fidei zu beweiſen, als die unmittelbare göttliche Eingebung der geſammten Schriften des N. Teſtaments, und hatte zu verſtehen gegeben, wie wohl die Luther. Theologen thun würden, dieſes anzuerkennen, um wenigſtens die Grundlehren des Glaubens gegen alle willkührliche Auslegungen der ſie beſtätigenden, aber nicht urſprünglich lehrenden Schriftſtellen zu ſichern; u. ſ. w.

---

[*] In Wien.

Ich bin zu jung und zu ununterrichtet in ſolchen Dingen, um beurtheilen zu können, wie weit dieſe Behauptungen in den Schriften der Väter und den kirchlichen Alterthümern, auf welche ſich Hr. Leſſing beruft, gegründet ſind. Aber ſo viel weiß ich doch, daß das Weſentliche derſelben in der Katholiſchen Kirche nicht allein für unanſtößig erkannt, ſondern auch als das Rechtgläubigere gelehret wird.

Und gleichwohl war es das, eben das, worin der Lutheriſche Hauptpaſtor das größere Gift, als in den Fragmenten ſelbſt enthalten ſey, mit ſolcher Dreiſtigkeit zu finden erklärte, daß er lieber von der chriſtlichen Religion nichts wiſſen, als zugeben wolle, daß ſie im geringſten mit einem ſo ſtrohernen Schilde, wie es ihm ſelbſt ſich auszudrücken beliebte, vertheidiget werde.

Und gleichwohl iſt es das, eben das, weswegen ſich Hr. Leſſing nunmehr in der Hauptſtadt des Katholiſchen Deutſchlands als einen Feind der chriſtlichen Religion überhaupt muß verſchreyen, und durch hämiſche Mährchen als einen zweyten Judas Iſcharioth muß verläſtern laſſen, der ſeinen Meiſter, freylich nicht um 30 Silberlinge, aber doch um 1000 Dukaten, nochmals an die Juden zu verrathen im Stande wäre.

Zu beweiſen, daß ich hiermit nichts als die ſtrenge Wahrheit ſage, und zugleich eine Probe zu geben, mit welcher blinden Wuth der Hauptpaſtor ſofort auf den Bibliothekar los ging, darf ich nur den Titel ſeiner erſten Schrift anführen: Götzens etwas Vorläufiges gegen des Hofrath Leſſings mittelbare und unmittelbare feindſelige Angriffe auf unſere allerheiligſte Religion, und auf den einigen Lehrgrund derſelben, die heilige Schrift. — Wie geſagt: Hr. Leſſing hatte aber ſchlechterdings keinen andern Angriff auf die heilige Schrift gethan, als daß er, mit ſo vielen andern Chriſten, ſie für den einigen Grund unſrer allerheiligſten Religion (er dachte ſich dabey die chriſtliche Religion überhaupt, und nicht die Lutheriſche insbeſondere) lieber nicht erkennen, als die Religion unauflöslichen Schwierigkeiten Preis geben wollte. „Oder ſind „die Katholiken keine Chriſten? fragt Hr. Leſſing. Wäre ich „kein Chriſt, wenn ich in dieſem Stücke mich auf die Seite „der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Proteſtanten „den Beweis für die Wahrheit der chriſtlichen Religion ſo führen, „als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten.“

Ob Herr Leſſing in ſeinen Blättern, die er der Göziſchen Schrift unter dem Titel: Anti-Göze entgegen ſtellte, ſich überall in den Schranken der Mäßigung gehalten, kömmt mir nicht zu, zu entſcheiden. Ich ſage bloß, daß ich ihn bey dieſer Gelegenheit öfter einen Ausſpruch des heil. Hieronymus für ſich anführen hören, nach welchem die kalte ruhige Duldung unverdienter Vorwürfe der Irreligion, nicht für Tugend, ſondern für Ruchloſigkeit erkläret wird.

Und nun nur noch ein Wort von den ſchweren Ahndungen die ſich Hr. Leſſing bereits durch die Fragmente und ſeine Widerlegung derſelben, ſoll zugezogen haben. Dieſe Lüge ward in eben der Münze geprägt, aus welcher die 1000 Dukaten kommen.

So viel iſt wahr, daß die Fragmente in Braunſchweig hohen Orts verboten, und dem Bibliothekar unterſagt worden, weiter etwas davon bekannt zu machen. Es dürfte dieſes aber wohl mehr wegen des ärgerlichen Aufhebens, das der Hauptpaſtor davon machte, geſchehen ſeyn, als wegen der Fragmente ſelbſt, die weiter kein Unheil angerichtet, als daß ſie eine Menge Federn in Bewegung geſetzt haben, deren verſchiedene zu merklichem Vortheile der Religion von gelehrten und beſcheidenen Theologen geführt worden, die alle, ich wiederhole es, dem Bibliothekar mehr dafür danken, als mit ihm zürnen, daß er ihnen einen ſolchen Feind in die Hände liefern wollen.

Wenigſtens iſt das Verbot der Fragmente, wegen der Gegenſätze des Herausgebers gewiß nicht ergangen, welchen man ſeine Streitigkeit mit dem Hauptpaſtor Göze ungehindert fortſetzen laſſen, und auch ins künftige zuverläſſig ſo viel ungehinderter fortſetzen laſſen wird, als Hr. Göze durch ſein Verſtummen bereits zu verſtehen gegeben, daß Er ihr nicht gewachſen ſey, und ein weit andrer Mann das Wort für ihn aufgenommen hat.

Ernſt und Falk.

Geſpräche für Freymäurer.

Fortſetzung.

1780.[*]

Vorrede eines Dritten.

Der Verfaſſer der erſten drey Geſpräche hatte dieſe Fortſetzung, wie man weiß, im Manuſcripte, zum Drucke fertig liegen, als derſelbe höhern Ort's einen bittenden Wink bekam, dieſelbe nicht bekannt zu machen.

Vorher aber hatte er dies vierte und fünfte Geſpräch einigen Freunden mitgetheilt, welche, vermuthlich ohne ſeine Erlaubniß, Abſchriften davon genommen hatten. Eine dieſer Abſchriften war dem itzigen Herausgeber durch einen ſonderbaren Zufall in die Hände gefallen. Er bedauerte, daß ſo viel herrliche Wahrheiten unterdrückt werden ſollten, und beſchloß das Manuſcript, ohne Winke zu haben, drucken zu laſſen.

---

[*] „Von dieſen beyden letzten Geſprächen erhielt ich damahls ein Exemplar aus des ſel. Leſſings Händen, worin er Druckfehler berichtiget, auch noch etwas weſentliches hinzugefüget hatte. Ich theile hier, was die Druckfehler betrifft, alles von Leſſing berichtigte mit. Was ich etwan von dem hinzugefügten Weſentlichen, wenigſtens noch für jetzt zurück behalte, iſt freylich nicht weniger intereſſant als das übrige Alle. Aber einer Entſchuldigung von meiner Seite bedarf dieſe Zurückhaltung wohl nicht weiter, als daß es ſelbſt nicht in dem Manuſcripte befindlich war, welches dem Dritten in die Hände fiel." , Journal von und für Deutſchland, III Jahrgang (1786), St. VII-XII, S. 169.

Wenn die Begierde, Licht über ſo wichtige Gegenſtände allgemeiner verbreitet zu ſehen, nicht dieſe Freyheit hinlänglich entſchuldiget; ſo läßt ſich nichts weiter zur Vertheidigung derſelben ſagen, als daß der Herausgeber kein aufgenommener Maurer iſt.

Uebrigens wird man doch finden, daß er, aus Vorſicht und Achtung gegen einen gewiſſen Zweig dieſer Geſellſchaft, einige Namen, welche ganz ausgeſchrieben waren, bey der Herausgabe nicht genannt hat.

Viertes Geſpräch.

Falk.

Ernſt! Willkommen! Endlich wieder einmal! Ich habe meine Brunnen-Cur längſt beſchloſſen.

Ernſt.

Und befindeſt Dich wohl darauf? Ich freue mich.

Falk.

Was iſt das? Man hat nie ein: „ich freue mich" ärgerlicher ausgeſprochen.

Ernſt.

Ich bin es auch, und es fehlt wenig, daß ich es nicht über Dich bin.

Falk.

Ueber mich?

Ernſt.

Du haſt mich zu einem albernen Schritte verleitet — Sieh her! — Gieb mir deine Hand! — Was ſagſt du? — Du zuckſt die Achſeln? Das hätte mir noch gefehlt.

Falk.

Dich verleitet?

Ernſt.

Es kann ſeyn, ohne daß Du es gewollt haſt.

Falk.

Und ſoll doch Schuld haben.

Ernſt.

Der Mann Gottes ſpricht dem Volke von einem Lande, da Milch und Honig innen fließt, und das Volk ſoll ſich nicht darnach ſehnen? Und ſoll über den Mann Gottes nicht murren, wenn er ſie, anſtatt in dieſes gelobte Land, in dürre Wüſten führt?

Falk.

Nun, nun! Der Schade kann doch ſo groß nicht ſeyn — Dazu ſehe ich ja, daß du ſchon bey den Gräbern unſerer Vorfahren gearbeitet haſt.

Ernſt.

Aber ſie waren nicht mit Flammen, ſondern mit Rauch umgeben.

Falk.

So warte, bis der Rauch ſich verzieht, und die Flamme wird leuchten und wärmen.

Ernſt.

Der Rauch wird mich erſticken, ehe mir die Flamme leuchtet, und wärmen, ſehe ich wohl, werden ſich Andere an ihr, die den Rauch beſſer vertragen können.

Falk.

Du ſprichſt doch nicht von Leuten, die ſich vom Rauch gern beiſſen laſſen, wenn es nur der Rauch einer fremden fetten Küche iſt?

Ernſt.

Du kennſt ſie alſo doch?

Falk.

Ich habe von ihnen gehört.

Ernſt.

Um ſo mehr, was konnte Dich bewegen mich auf dies Eis zu führen? Mir dazu Sachen vorzuſpiegeln, deren Ungrund Du nur allzuwohl wußteſt?

Falk.

Dein Verdruß macht Dich ſehr ungerecht — Ich ſollte mit Dir von der Freymaurerey geſprochen haben, ohne es mehr als auf eine Art zu verſtehen zu geben, wie unnütz es ſey, daß jeder ehrliche Mann ein Freymaurer werde — wie unnütze nur? — ja, wie ſchädlich. —

Ernſt.

Das mag wohl ſeyn.

Falk.

Ich ſollte Dir nicht geſagt haben, daß man die höchſten Pflichten der Maurerey erfüllen könne, ohne ein Freymaurer zu heiſſen?

Ernſt.

Vielmehr erinnere ich mich deſſen — Aber Du weißt ja wohl, wenn meine Fantaſie einmal den Fittig ausbreitet, einen Schlag damit thut — kann ich ſie halten? — Ich werfe Dir nichts vor, als daß Du ihr eine ſolche Lockſpeiſe zeigteſt. —

Falk.

Die Du zu erreichen doch auch ſehr bald müde geworden — Und warum ſagteſt Du mir nicht ein Wort von Deinem Vorſatze?

Ernſt.

Würdeſt Du mich davon abgerathen haben?

Falk.

Ganz gewiß! — **Wer wollte einem raſchen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einſchwätzen!** Ich mache Dir kein Compliment; Du warſt ſchon zu weit, um von da wieder abzugehen. Gleichwohl konnte man mit Dir keine Ausnahme machen. Den Weg müſſen Alle betreten.

Ernſt.

Es ſollte mich auch nicht reuen ihn betreten zu haben, wenn ich mir nur von dem noch übrigen Wege noch mehr zu verſprechen hätte. Aber Vertröſtungen, und wieder Vertröſtungen, und nichts als Vertröſtungen!

Falk.

Wenn man dich doch ſchon vertröſtet! Und auf was vertröſtet man dich denn?

Ernſt.

Du weißt ja wohl, auf die ſchottiſche **Maurerey**, auf den ſchottiſchen Ritter.

Falk.

Nun ja, ganz recht — Aber weſſen hat ſich denn der ſchottiſche Ritter zu tröſten?

Ernſt.

Wer das wüßte!

Falk.

Und Deines Gleichen, die andern Neulinge des Ordens, wiſſen denn die auch nichts?

Ernſt.

O die! die wiſſen ſo viel! — Der Eine will Gold machen, der Andere will Geiſter beſchwören, der Dritte will die * * * wieder herſtellen — Du lächelſt — Und lächelſt nur? —

Falk.

Was kann ich anders?

Ernſt.

Unwillen bezeugen über ſolche Querköpfe!

Falk.

Wenn mich nicht Eins mit ihnen wieder verſöhnte.

Ernſt.

Und was?

Falk.

Daß ich in allen dieſen Träumereyen Streben nach Würklichkeit erkenne, daß ſich aus allen dieſen Irrwegen noch abnehmen läßt, wohin der wahre Weg geht.

Ernſt.

Auch aus der Goldmacherey?

Falk.

Auch aus der Goldmacherey. Ob ſich würklich Gold machen läßt, oder nicht machen läßt, gilt mir gleichviel. Aber ich bin ſehr verſichert, daß vernünftige Menſchen nur in Rückſicht auf Freymaurerey es machen zu können wünſchen werden. Auch wird der erſte der beſte, dem der Stein der Weiſen zu Theil wird, in dem nemlichen Augenblicke Freymaurer — Und es iſt doch ſonderbar, daß dieſes alle Nachrichten beſtätigen, mit welchen ſich die Welt von wahren oder vermeynten Goldmachern trägt.

Ernſt.

Und die Geiſter-Beſchwörer?

Falk.

Von ihnen gilt ohngefehr das nehmliche — Unmöglich können Geiſter auf die Stimme eines andern Menſchen hören, als eines Freymaurers.

Ernſt.

Wie ernſthaft du ſolche Dinge ſagen kannſt! —

Falk.

Bey allem was heilig iſt! nicht ernſthafter als ſie ſind.

Ernſt.

Wenn das wäre! — Aber endlich die neuen * * *, wenn Gott will?

Falk.

Vollends die!

Ernſt.

Siehſt du! Von denen weißt Du nichts zu ſagen. Denn * * * waren doch einmal, Goldmacher aber und Geiſterbeſchwörer gab es vielleicht nie. Und es läßt ſich freylich beſſer ſagen, wie die Freymaurer ſich zu ſolchen Weſen der Einbildung verhalten, als zu würklichen.

Falk.

Allerdings kann ich mich hier nur in einem Dilemma ausdrücken: Entweder, oder —

Ernſt.

Auch gut! Wenn man nur wenigſtens weiß, daß unter zwey Sätzen einer wahr iſt: Nun! Entweder dieſe * * * would be —

Falk.

Ernſt! Ehe Du noch eine Spötterey völlig ausſagſt! Auf mein Gewiſſen! — Dieſe — eben dieſe ſind entweder gewiß auf dem rechten Wege, oder ſo weit davon entfernt, daß ihnen auch nicht einmal die Hofnung mehr übrig iſt, jemals darauf zu gelangen.

Ernſt.

Ich muß das ſo mit anhören. Denn Dich um eine nähere Erklärung zu bitten —

Falk.

Warum nicht? Man hat lange genug aus Heimlichkeiten das Geheimniß gemacht.

Ernſt.

Wie verſtehſt Du das?

Falk.

Das Geheimniß der Freymaurerey, wie ich Dir ſchon geſagt habe, iſt das, was der Freymaurer nicht über ſeine Lippen bringen kann, wenn es auch möglich wäre, daß er es wollte. Aber Heimlichkeiten ſind Dinge, die ſich wohl ſagen laſſen, und die man nur zu gewiſſen Zeiten, in gewiſſen Ländern, theils aus Neid verhehlte, theils aus Furcht verbiß, theils aus Klugheit verſchwieg.

Ernſt.

Zum Exempel?

Falk.

Zum Exempel! Gleich dieſe Verwandtſchaft unter *** und Freymaurern. Es kann wohl ſeyn, daß es einmal nöthig und gut war, ſich davon nichts merken zu laſſen — Aber jetzt — jetzt kann es im Gegentheil höchſt verderblich werden, wenn man aus dieſer Verwandtſchaft noch länger ein Geheimniß macht. Man müßte ſie vielmehr laut bekennen, und nur den gehörigen Punct beſtimmen, in welchem die *** die Freymaurer ihrer Zeit waren.

Ernſt.

Darf ich ihn wiſſen, dieſen Punct?

Falk.

Lies die Geſchichte der *** mit Bedacht! Du mußt ihn errathen. Auch wirſt Du ihn gewiß errathen, und eben das war die Urſache, warum Du kein Freymaurer hätteſt werden müſſen.

Ernſt.

Daß ich nicht den Augenblick unter meinen Büchern ſitze! — Und wenn ich ihn errathe, willſt Du mir geſtehen, daß ich ihn errathen habe?

Falk.

Du wirſt zugleich finden, daß Du dieſes Geſtändniß nicht brauchſt — Aber auf mein Dilemma wieder zurückzukommen! Eben dieſer Punct iſt es allein, woraus die Entſcheidung desſelben zu holen iſt — Sehen und fühlen alle Freymaurer, welche jetzt mit den * * * ſchwanger gehen, dieſen rechten Punct; Wohl ihnen! Wohl der Welt! Segen zu allem, was ſie thun! Segen zu allem, was ſie unterlaſſen! — Erkennen und fühlen ſie ihn aber nicht, jenen Punct; hat ſie ein bloßer Gleichlaut verführt; hat ſie blos der Freymaurer der im * * arbeitet, auf die * * * gebracht; haben ſie ſich nur in das - - - auf dem - - - - vergafft; mögten ſie gern einträgliche - - - - fette Pfründen ſich und ihren Freunden zutheilen können; — Nun ſo ſchenke uns der Himmel recht viel Mitleid, damit wir uns des Lachens enthalten könnten.

Ernſt.

Sieh! Du kannſt doch noch warm und bitter werden.

Falk.

Leider! — Ich danke Dir für Deine Bemerkung, und bin kalt wieder, wie Eis.

Ernſt.

Und was meinſt du wohl, welcher von den beyden Fällen der Fall dieſer Herren iſt?

Falk.

Ich fürchte der letztere — Mögt' ich mich betrügen! — Denn wenn es der erſte wäre; wie könnten ſie einen ſo ſeltſamen Anſchlag haben? — die * * * wieder herzuſtellen! — Jener große Punct, in welchem die * * * Freymaurer waren, hat nicht mehr Statt. Wenigſtens iſt Europa längſt darüber hinaus, und bedarf darinn weiter keines auſſerordentlichen Vorſchubs — Was wollen ſie alſo? Wollen ſie auch ein Schwamm werden, den die Großen einmal ausdrücken? — Doch an wen dieſe Frage? Und wider wen? Haſt Du mir denn geſagt — Haſt Du mir ſagen können, daß mit dieſen Grillen von Goldmachern, Geiſter-Bannern, * * *, ſich andre, als die Neulinge des Ordens ſchleppen? — Aber Kinder werden Männer — Laß ſie nur! — Genug, wie geſagt, daß ich ſchon in dem Spielzeuge die Waffen erblicke, welche einmal die Männer mit ſicherer Hand führen werden.

Ernſt.

Im Grunde, mein Freund! ſind es auch nicht dieſe Kindereyen, die mich unmuthig machen. Ohne zu vermuthen, daß etwas Ernſthaftes hinter ihnen ſeyn könnte, ſahe ich über ſie weg — Tonnen, dachte ich, den jungen Wallfiſchen ausgeworfen! — Aber was mich nagt, iſt das: daß ich überall nichts ſehe, überall nichts höre, als dieſe Kindereyen, daß von dem, deſſen Erwartung Du in mir erregteſt, keiner etwas wiſſen will. Ich mag dieſen Ton angeben, ſo oft ich will, gegen wen ich will; niemand will einſtimmen, immer und aller Orten das tiefſte Stillſchweigen.

Falk.

Du meinſt —

Ernſt.

Jene Gleichheit, die Du mir als Grundgeſetz des Ordens angegeben; jene Gleichheit, die meine ganze Seele mit ſo unerwarteter Hofnung erfüllte: ſie endlich in Geſellſchaft von Menſchen athmen zu können, die über alle bürgerliche Modificationen hinweg zu denken verſtehen, ohne ſich an einer zum Nachtheil eines Dritten zu verſündigen —

Falk.

Nun?

Ernſt.

Sie wäre noch! Wenn ſie jemals geweſen! — Laß einen aufgeklärten Juden kommen, und ſich melden! „Ja" heißt es „ein Jude? Chriſt wenigſtens muß freylich der Freymaurer „ſeyn. Es iſt nur gleichviel was für ein Chriſt. Ohne Unterſchied der Religion, heißt nur, ohne Unterſchied der drey „im heiligen römiſchen Reiche öffentlich geduldeten Religionen" — Meinſt du auch ſo?

Falk.

Ich nun wohl nicht.

Ernſt.

Laß einen ehrlichen Schuſter, der bey ſeinem Leiſten Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jacob Böhme und Hans Sachſe) laß ihn kommen, und ſich melden! „Ja" heißt es „ein Schuſter! freylich ein Schuſter" — Laß einen treuen, erfahrnen, verſuchten Dienſtbothen kommen und ſich melden — „Ja" heißt es „dergleichen Leute

„freylich, die ſich die Farbe zu ihrem Rocke nicht ſelbſt wäh-
„len — Wir ſind unter uns ſo gute Geſellſchaft“ —

Falk.

Und wie gute Geſellſchaft ſind ſie denn?

Ernſt.

Ey nun! Daran habe ich allerdings weiter nichts auszuſetzen, als daß es nur gute Geſellſchaft iſt, die man in der Welt ſo müde wird — Prinzen, Grafen, Herrn von, Officiere, Räthe von allerley Beſchlag, Kaufleute, Künſtler — alle die ſchwärmen freylich ohne Unterſchied des Standes in der Loge unter einander durch — Aber in der That ſind doch alle nur von Einem Stande, und der iſt leider - - - -

Falk.

Das war nun wohl zu meiner Zeit nicht ſo — Aber doch! — Ich weiß nicht, ich kann nur rathen — Ich bin zu lange Zeit auſſer aller Verbindung mit Logen, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen — In die Loge vor jetzt, auf eine Zeit, nicht können zugelaſſen werden, und von der Freymaurerey ausgeſchloſſen ſeyn, ſind doch zwey verſchiedene Dinge.

Ernſt.

Wie ſo?

Falk.

Weil Loge ſich zur Freymaurerey verhält, wie Kirche zum Glauben. Aus dem äuſſeren Wohlſtande der Kirche iſt für den Glauben der Glieder nichts, gar nichts, zu ſchlieſſen. Vielmehr giebt es einen gewiſſen äuſſerlichen Wohlſtand derſelben, von dem es ein Wunder wäre, wenn er mit dem wahren Glauben beſtehen könnte. Auch haben ſich beyde noch nie vertragen, ſondern eins hat das andere, wie die Geſchichte lehrt, immer zu Grunde gerichtet. Und ſo auch, fürchte ich, fürchte ich —

Ernſt.

Was?

Falk.

Kurz! Das Logen-Weſen, ſo wie ich höre, daß es itzt getrieben wird, will mir gar nicht zu Kopfe. Eine Caſſe haben; Capitale machen; dieſe Capitale belegen; ſie auf den beſten Pfenning zu benutzen ſuchen; ſich ankaufen wollen; von Königen und Fürſten ſich Privilegien geben laſſen; das Anſehn und die Gewalt derſelben zu Unterdrückung der Brüder anwenden, die einer andern Obſervanz ſind, als der, die man ſo gern zum Weſen der Sache machen mögte — Wenn das in die Länge gut geht! — Wie gern will ich falſch prophezeyet haben!

Ernſt.

Je nun! Was kann denn werden? Der Staat fährt itzt nicht mehr ſo zu. Und zudem ſind ja wohl unter den Perſonen, die ſeine Geſetze machen, oder handhaben, ſelbſt ſchon zu viel Freymaurer —

Falk.

Gut! Wenn ſie alſo auch von dem Staate nichts zu befürchten haben, was denkſt Du wird eine ſolche Verfaſſung für Einfluß auf ſie ſelbſt haben? Gerathen ſie dadurch nicht offenbar wieder dahin, wovon ſie ſich losreiſſen wollten? Werden ſie nicht aufhören zu ſeyn, was ſie ſeyn wollen? — Ich weiß nicht, ob du mich ganz verſtehſt —

Ernſt.

Rede nur weiter!

Falk.

Zwar! — ja wohl — nichts dauert ewig — Vielleicht ſoll dieſes eben der Weg ſeyn, den die Vorſicht auserſehen, dem ganzen jetzigen Schema der Freymaurerey ein Ende zu machen —

Ernſt.

Schema der Freymaurerey? Was nennſt Du ſo? Schema?

Falk.

Nun! Schema, Hülle, Einkleidung.

Ernſt.

Ich weiß noch nicht —

Falk.

Du wirſt doch nicht glauben, daß die Freymaurer immer Freymaurerey geſpielt?

Ernſt.

Was iſt nun das? Die Freymaurer nicht immer Freymaurerey geſpielt?

Falk.

Mit andern Worten! Meinſt Du denn, daß das, was die

Freymaurerey iſt, immer Freymaurerey geheiſſen? — Aber ſieh! Schon Mittag vorbey! Da kommen ja bereits meine Gäſte! Du bleibſt doch?

Ernſt.

Ich wollte nicht, aber ich muß ja nun wohl. Denn mich erwartet eine doppelte Sättigung.

Falk.

Nur bey Tiſche, bitte ich, kein Wort.

Fünftes Geſpräch.

Ernſt.

Endlich ſind ſie fort! — O die Schwätzer! — Und merkteſt Du denn nicht, oder wollteſt Du nicht merken, daß der eine mit der Warze an dem Kinn — heiſſe er wie er will! — ein Freymaurer iſt? Er klopfte ſo oft an.

Falk.

Ich hörte ihn wohl. Ich merkte ſogar in ſeinen Reden, was Dir wohl nicht ſo aufgefallen — Er iſt von denen, die in Europa für die Americaner fechten —

Ernſt.

Das wäre nicht das Schlimmſte an ihm.

Falk.

Und hat die Grille, daß der Congreß eine Loge iſt; daß da endlich die Freymaurer ihr Reich mit gewafneter Hand gründen.

Ernſt.

Giebt es auch ſolche Träumer?

Falk.

Es muß doch wohl.

Ernſt.

Und woraus nimſt Du dieſen Wurm ihm ab?

Falk.

Aus einem Zuge, der dir auch ſchon einmal kenntlicher werden wird.

Ernſt.

Bey Gott! wenn ich wüßte, daß ich mich in den Freymaurern gar ſo betrogen hätte! —

Falk.

Sey ohne Sorge. Der Freymaurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne, und läßt die Lichter brennen, ſo lange ſie wollen und können — Die Lichter auslöſchen und, wenn ſie ausgelöſcht ſind, erſt wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar andre Lichter wieder aufſtecken muß; das iſt der Freymaurer Sache nicht.

Ernſt.

Das denke ich auch — Was Blut koſtet, iſt gewiß kein Blut werth.

Falk.

Vortrefflich! — Nun frage, was Du willſt! Ich muß Dir antworten.

Ernſt.

So wird meines Fragens kein Ende ſeyn.

Falk.

Nur kannſt Du den Anfang nicht finden.

Ernſt.

Verſtand ich Dich, oder verſtand ich Dich nicht, als wir unterbrochen wurden? Widerſprachſt Du Dir, oder widerſprachſt Du Dir nicht? — Denn allerdings, als Du mir einmal ſagteſt: **Die Freymaurerey ſey immer geweſen**, verſtand ich es alſo, daß nicht allein ihr Weſen, ſondern auch ihre gegenwärtige Verfaſſung ſich von undenklichen Zeiten herſchreibe.

Falk.

Wenn es mit beiden einerley Bewandtniß hätte! — Ihrem Weſen nach iſt die Freymaurerey eben ſo alt, als die bürgerliche Geſellſchaft. Beyde konnten nicht anders als miteinander entſtehen — Wenn nicht gar die bürgerliche Geſellſchaft nur ein Sprößling der Freymaurerey iſt. Denn die Flamme im Brennpuncte iſt auch Ausfluß der Sonne.

Ernſt.

Auch mir ſchimmert das ſo vor —

Falk.

Es ſey aber Mutter und Tochter, oder Schweſter und Schweſter; ihr beiderſeitiges Schickſal hat immer wechſelſeitig in einander gewürkt. Wie*) ſich die bürgerliche Geſellſchaft befand, befand ſich aller Orten auch die Freymaurerey, und ſo umgekehrt. Es war immer das ſicherſte Kennzeichen einer geſunden, nervöſen Staatsverfaſſung, wenn ſich die Freymaurerey neben ihr blicken ließ; ſo wie es noch jetzt das ohnfehlbare Merkmal eines ſchwachen, furchtſamen Staats iſt, wenn er das nicht öffentlich dulden will, was er in Geheim doch dulden muß, er mag wollen oder nicht.

Ernſt.

Zu verſtehen: die Freymaurerey!

Falk.

Sicherlich! — Denn die beruht im Grunde nicht auf äuſſerliche **Verbindungen**, die ſo leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten; ſondern auf das Gefühl gemeinſchaftlich ſympathiſierender Geiſter.

Ernſt.

Und wer unterfängt ſich denen zu gebiethen!

Falk.

Indeß hat freylich die Freymaurerey immer und aller Orten ſich nach der bürgerlichen Geſellſchaft ſchmiegen und biegen müſſen; denn dieſe war ſtets die ſtärkere. So mancherley die bürgerliche Geſellſchaft geweſen, ſo mancherley Formen hat auch die Freymaurerey anzunehmen ſich nicht entbrechen können; nur hatte jede neue Form, wie natürlich, ihren neuen Namen. Wie kannſt du glauben, daß der Name Freymaurerey älter ſeyn werde, als diejenige herrſchende Denkungsart der Staaten, nach der ſie genau abgewogen worden?

Ernſt.

Und welches iſt dieſe herrſchende Denkungsart?

Falk.

Das bleibt Deiner eigenen Nachforſchung überlaſſen — Genung, wenn ich Dir ſage, daß der Name Freymaurer, ein Glied unſerer geheimen Verbrüderung anzuzeigen, vor dem Anfange dieſes laufenden Jahrhunderts nie gehört worden. Er kömmt

---

*) „Weiter gehen meine Leſſingiſchen Berichtigungen der Druckfehler nicht. Ohne Zweifel iſt er bey deren Vollendung geſtöret worden.“ **Journal von und für Deutſchland** a. a. O.

zuverläßig vor dieſer Zeit in keinem gedruckten Buche vor, und den will ich ſehen, der mir ihn auch nur in einer geſchriebenen älteren Urkunde zeigen will.

Ernſt.

Das heißt: den deutſchen Namen.

Falk.

Nein, nein! auch das urſprüngliche Free-Mason, ſo wie alle darnach gemodelte Ueberſetzungen, in welcher Sprache es auch ſeyn mag.

Ernſt.

Nicht doch! — Beſinne dich — In keinem gedruckten Buche vor dem Anfange des laufenden Jahrhunderts? In keinem?

Falk.

In keinem.

Ernſt.

Gleichwohl habe ich ſelbſt —

Falk.

So? — Iſt auch Dir von dem Staube etwas in die Augen geflogen, den man um ſich zu werfen noch nicht aufhört?

Ernſt.

Aber doch die Stelle im —

Falk.

In der Londinopolis? Nicht wahr? — Staub!

Ernſt.

Und die Parlaments-Acte unter Heinrich dem ſechſten?

Falk.

Staub!

Ernſt.

Und die großen Privilegia, die Carl der elfte, König von Schweden, der Loge von Gothenburg ertheilte?

Falk.

Staub!

Ernſt.

Und Locke?

Falk.

Was für ein Locke?

Ernſt.

Der Philoſoph — Sein Schreiben an den Grafen von Pembrock; ſeine Anmerkungen über ein Verhör, von Heinrich des ſechſten eigener Hand geſchrieben?

Falk.

Das muß ja wohl ein ganz neuer Fund ſeyn; den kenne ich nicht — Aber wieder Heinrich der ſechſte? — Staub! und nichts als Staub!

Ernſt.

Nimmermehr!

Falk.

Weißt du einen gelinderen Namen für Wort-Verdrehungen, für untergeſchobene Urkunden?

Ernſt.

Und das hätten ſie ſo lange vor den Augen der Welt ungerügt treiben dürfen?

Falk.

Warum nicht? der Klugen ſind viel zu wenig, als daß ſie allen Geckereyen, gleich bey ihrem Entſtehen, widerſprechen könnten. Genug, daß bey ihnen keine Verjährung Statt findet — Freylich wäre es beſſer, wenn man vor dem Publico ganz und gar keine Geckereyen unternähme; denn gerade das Verächtlichſte iſt, daß ſich niemand die Mühe nimt, ſich ihnen entgegen zu ſtellen, wodurch ſie mit dem Laufe der Zeit das Anſehen einer ſehr ernſthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heißt es dann über tauſend Jahre: „würde man denn ſo in „die Welt haben ſchreiben dürfen, wenn es nicht wahr geweſen „wäre? Man hat dieſen glaubwürdigen Männern damals nicht „widerſprochen, und Ihr wollt Ihnen jetzt widerſprechen?"

Ernſt.

O Geſchichte! O Geſchichte! Was biſt du?

Falk.

Andersons kahle Rhapſodie, in welcher die Hiſtorie der Baukunſt für die Hiſtorie des Ordens untergeſchoben wird, möchte noch hingehen! Für einmal und für damals mogte das gut ſeyn — dazu war die Gaukeley ſo handgreiflich. — Aber daß man noch jetzt auf dieſem moraſtigen Grunde fortbauet, daß man noch immer gedruckt behaupten will, was man mündlich gegen einen ernſthaften Mann vorzugeben ſich ſchämt, daß man zu Fortſetzung eines Scherzes, den man längſt hätte ſollen fallen laſſen, ſich eine forgery erlaubt, auf welche, wenn ſie ein nichtswürdiges bürgerliches Intereſſe betrifft, die pillory ſteht —

Ernſt.

Wenn es denn nun aber wahr wäre, daß hier mehr als Wortſpiel vorwaltete? Wenn es nun wahr wäre, daß das Geheimniß des Ordens ſich von Alters her unter dem homonymen Handwerke vornemlich erhalten hätte? —

Falk.

Wenn es wahr wäre?

Ernſt.

Und muß es nicht wahr ſeyn? — Denn wie käme der Orden ſonſt dazu, die Symbole eben dieſes Handwerks zu entlehnen? Eben dieſes? Und warum keines andern?

Falk.

Die Frage iſt allerdings verfänglich.

Ernſt.

Ein ſolcher Umſtand muß doch eine Urſache haben?

Falk.

Und hat ſie.

Ernſt.

Und hat ſie? Und hat eine andere Urſache, als jene vermeinte?

Falk.

Eine ganz andre.

Ernſt.

Soll ich rathen, oder darf ich fragen?

Falk.

Wenn Du mir ſchon eher eine ganz andere Frage gethan hätteſt, die ich längſt erwarten mußte, ſo würde Dir das Rathen nun nicht ſchwer fallen.

Ernſt.

Eine andere Frage, die Du längſt hätteſt erwarten müſſen? —

Falk.

Denn, wenn ich Dir ſagte, daß das was Freymaurerey iſt, nicht immer Freymaurerey geheiſſen, was war natürlicher und näher —

Ernſt.

Als zu fragen, wie es ſonſt geheiſſen? — Ja wohl! — So frage ich es denn nun.

Falk.

Wie die Freymaurerey geheiſſen, ehe ſie Freymaurerey hieß, fragſt Du? — Maſſoney —

Ernſt.

Nun ja freylich! Maſonry auf Engliſch —

Falk.

Auf Engliſch nicht Maſonry, ſondern Maſony. — Nicht von Maſon, der Maurer, ſondern von Maſe, der Tiſch, die Tafel.

Ernſt.

Maſe, der Tiſch? In welcher Sprache?

Falk.

In der Sprache der Angelſachſen, doch nicht in dieſer allein, ſondern auch in der Sprache der Gothen und Franken, folglich ein urſprünglich deutſches Wort, von welchem noch jetzt ſo mancherley Abſtammungen übrig ſind, oder doch ohnlängſt übrig waren, als: **Maskopie**, **Masleidig**, **Masgenoſſe**. Selbſt **Maſoney** war zu Luthers Zeiten noch häufig im Gebrauche; nur daß es ſeine gute Bedeutung ein wenig verſchlimmert hatte.

Ernſt.

Ich weiß weder von ſeiner guten, noch von ſeiner verſchlimmerten Bedeutung.

Falk.

Aber die Sitte unſrer Vorfahren weißt du doch, auch die wichtigſten Dinge am Tiſche zu überlegen? — **Maſe** alſo der Tiſch, und **Maſoney** eine geſchloſſene Tiſchgeſellſchaft. Und wie aus einer geſchloſſenen, vertrauten Tiſchgeſellſchaft ein Saufgelag worden, in welchem Verſtande Agricola das Wort Maſoney braucht, kannſt Du leicht abnehmen.

Ernſt.

Wäre es dem Namen **Loge** vor einiger Zeit bald beſſer gegangen?

Falk.

Vorher aber, ehe die Maſoneyen zum Theil ſo ausarteten, und in der guten Meinung des Publicums ſo herabkamen, ſtanden ſie in deſto gröſſerem Anſehn. Es war kein Hof in Deutſchland, weder klein noch groß, der nicht ſeine Maſoney hatte. Die alten Lieder- und Geſchichtsbücher ſind davon Zeugen. Eigene Gebäude, die mit den Schlöſſern und Palläſten der regierenden Herrn verbunden oder benachbart waren, hatten von ihnen ihre Benennung, von der man neuerer Zeit ſo manche ungegründete Auslegung hat — Und was brauche ich Dir zu ihrem Ruhme mehr zu ſagen, als daß die Geſellſchaft der runden Tafel die erſte und älteſte Maſoney war, von der ſie insgeſammt abſtammen?

Ernſt.

Der runden Tafel? das ſteigt in ein ſehr fabelhaftes Alterthum hinauf —

Falk.

Die Geſchichte des Königs Arthur ſey ſo fabelhaft als ſie will, die runde Tafel iſt ſo fabelhaft nicht.

Ernſt.

Arthur ſoll doch der Stifter derſelben geweſen ſeyn.

Falk.

Mit Nichten! Auch nicht einmal der Fabel nach — Arthur, oder ſein Vater, hatten ſie von den Angelſachſen angenommen, wie ſchon der Name Maſoney vermuthen läßt. Und was verſteht ſich mehr von ſelbſt, als daß die Angelſachſen keine Sitte nach England herüber brachten, die ſie in ihrem Vaterlande nicht zurücklieſſen? Auch ſieht man es an mehreren deutſchen Völkern damaliger Zeit, daß der Hang, in und neben der groſſen bürgerlichen Geſellſchaft, kleinere vertraute Geſellſchaften zu machen, ihnen eigen war.

Ernſt.

Hiermit meineſt Du?

Falk.

Alles was ich dir jezt nur flüchtig und vielleicht nicht mit der gehörigen Präciſion ſage, mache ich mich anheiſchig, das nächſtemal, daß ich mich mit Dir in der Stadt unter meinen

Büchern befinde, ſchwarz auf weiß zu belegen — Höre mich jetzt nur, wie man das erſte Gerücht irgend einer großen Begebenheit hört. Es reizt die Neugierde mehr, als daß es ſie befriedigt.

Ernſt.

Wo bliebſt Du?

Falk.

Die Maſoney alſo war eine deutſche Sitte, welche die Sachſen nach England verpflanzten. Die Gelehrten ſind uneinig, wer die *Maſe-Thonas* unter ihnen waren, allem Anſehen nach die Edlen der Maſoney, welche ſo tiefe Wurzeln in dieſem neuen Boden ſchlug, daß ſie unter allen nachfolgenden Staats-Veränderungen beklieb, und ſich von Zeit zu Zeit in der herrlichſten Blüthe zeigte. Beſonders waren die Maſoneyen der * * * im zwölften Jahrhundert und im dreyzehnten in ſehr großem Rufe. Und ſo eine * * * Maſoney war es, die ſich, bis zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, trotz der Aufhebung des Ordens, mitten in London erhalten hatte — Und hier fängt die Zeit an, wo die Fingerzeige der niedergeſchriebenen Hiſtorie freylich ermangeln; aber eine ſorgfältig aufbewahrte Tradition, die ſo viel Merkmale der Wahrheit hat, iſt bereit dieſen Mangel zu erſetzen.

Ernſt.

Und was hindert dieſe Tradition endlich einmal durch ſchriftliche Vorzeigungen ſich zur Geſchichte zu erheben?

Falk.

Hindert? Nichts hindert! Alles räth vielmehr dazu an — Wenigſtens fühle ich, ich fühle mich berechtigt, ja verpflichtet, Dir und Allen, welche ſich mit Dir in dem nemlichen Falle befinden, länger kein Geheimniß daraus zu machen.

Ernſt.

Nun denn! — Ich bin in der äuſſerſten Erwartung.

Falk.

Jene * * * Maſoney alſo, die noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts in London beſtand, aber in aller Stille beſtand, hatte ihr Verſammlungshaus unfern der Sanct Pauls-Kirche, die damals neu erbauet ward. Der Baumeiſter dieſer zweyten Kirche der ganzen Welt war

Ernſt.

Chriſtoph Wren —

Falk.

Und Du haſt den Schöpfer der ganzen heutigen Freymaurerey genannt —

Ernſt.

Ihn?

Falk.

Kurz! Wren, der Baumeiſter der St. Pauls-Kirche, in deren Nähe ſich eine uralte Maſoney, von undenklichen Jahren her, verſammlete, war ein Mitglied dieſer Maſoney, welche er die dreyßig Jahre über, die der Bau dauerte, um ſo öfterer beſuchte.

Ernſt.

Ich fange an ein Misverſtändniß zu wittern.

Falk.

Nichts anders! Die wahre Bedeutung des Worts Maſoney war bey dem engliſchen Volke vergeſſen, verlohren — Eine Maſony, die in der Nähe eines ſo wichtigen Baues lag, in der ſich der Meiſter dieſes Baues ſo fleißig finden ließ, was kann die anders ſeyn, als eine Maſonry, als eine Geſellſchaft von Bauverſtändigen, mit welchen Wren die vorfallenden Schwierigkeiten überlegt? —

Ernſt.

Natürlich genug!

Falk.

Die Fortſetzung eines ſolchen Baues einer ſolchen Kirche intereſſirte ganz London. Um Nachrichten davon aus der erſten Hand zu haben, bewarb ſich jeder, der einige Kenntniſſe von Baukunſt zu haben vermeinte, um Zutritt zu der vermeinten Maſonry — und bewarb ſich vergebens. Endlich — Du kennſt Chriſtoph Wren, nicht blos dem Namen nach, Du weißt, welch ein erfindſamer, thätiger Kopf er war. Er hatte ehedem den Plan zu einer Societät der Wiſſenſchaften entwerfen helfen, welche ſpeculativiſche Wahrheiten gemeinnütziger und dem bürgerlichen Leben erſprießlicher machen ſollte. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Geſellſchaft bey, welche ſich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Speculation erhöbe. „Dort, dachte er, würde unterſucht, was unter dem Wahren,

„brauchbar; und hier, was unter dem Brauchbaren, wahr wäre. „Wie, wenn ich einige Grundſätze der Maſoney exoteriſch machte? „Wie, wenn ich das, was ſich nicht exoteriſch machen läßt, „unter die Hieroglyphen und Symbole deſſelben Handwerks „verſteckte, und was man jetzt unter dem Worte Maſonry „verſteht, zu einer Free-Maſonry erweiterte, an welcher Mehrere Theil nehmen könnten?" — So dachte Wren, und die Freymaurerey ward — Ernſt! Wie iſt Dir?

Ernſt.

Wie einem Geblendeten.

Falk.

Geht Dir nun einiges Licht auf?

Ernſt.

Einiges? Zuviel auf einmal.

Falk.

Begreifſt Du nun —

Ernſt.

Ich bitte Dich Freund, nichts mehr! — Aber haſt du nicht bald Verrichtungen in der Stadt?

Falk.

Wünſcheſt Du mich da?

Ernſt.

Wünſche? — nachdem Du mir verſprochen —

Falk.

So hab ich der Verrichtungen daſelbſt genug — Noch einmal! ich werde mich über manches aus dem Gedächtniſſe zu ſchwankend, zu unbefriedigend ausgedruckt haben — Unter meinen Büchern ſollſt du ſehen und greifen — Die Sonne geht unter, Du mußt in die Stadt. Lebe wohl! —

Ernſt.

Eine andre gieng mir auf. Lebe wohl!

Nachricht.

Ein ſechſtes Geſpräch, welches unter dieſen Freunden vorfiel, iſt nicht ſo nachzubilden. Aber das Weſentliche davon iſt zu critiſchen Anmerkungen über das fünfte Geſpräch beſtimmt, die man zur Zeit noch zurückhält.

Die Erziehung des Menſchengeſchlechts.

Haec omnia inde eſſe in quibusdam vera, unde in quibusdam falſa ſunt.

Auguſtinus.

Herausgegeben von Gotthold Ephraim Leſſing.

1780.

Vorbericht des Herausgebers.

Ich habe die erſte Hälfte dieſes Aufſatzes in meinen Beyträgen bekannt gemacht. Itzt bin ich im Stande, das Uebrige nachfolgen zu laſſen.

Der Verfaſſer hat ſich darinn auf einen Hügel geſtellt, von welchem er etwas mehr, als den vorgeſchriebenen Weg ſeines heutigen Tages zu überſehen glaubt.

Aber er ruft keinen eilfertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünſcht, von ſeinem Pfade. Er verlangt nicht, daß die Ausſicht, die ihn entzücket, auch jedes andere Auge entzücken müſſe.

Und ſo, dächte ich, könnte man ihn ja wohl ſtehen und ſtaunen laſſen, wo er ſtehet und ſtaunt!

Wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die ein ſanftes Abendroth ſeinem Blicke weder ganz verhüllt noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen geweſen!

Ich meyne dieſen. — Warum wollen wir in allen poſitiven Religionen nicht lieber weiter nichts, als den Gang erblicken, nach welchem ſich der menſchliche Verſtand jedes Orts einzig und allein entwickeln können, und noch ferner entwickeln ſoll; als über eine derſelben entweder lächeln, oder zürnen? Dieſen unſern Hohn, dieſen unſern Unwillen, verdiente in der beſten Welt nichts: und nur die Religionen ſollten ihn verdienen? Gott hätte ſeine Hand bey allem im Spiele: nur bey unſern Irrthümern nicht?

Die Erziehung des Menſchengeſchlechts.

§. 1.

Was die Erziehung bey dem einzeln Menſchen iſt, iſt die Offenbarung bey dem ganzen Menſchengeſchlechte.

§. 2.

Erziehung iſt Offenbarung, die dem einzeln Menſchen geſchieht: und Offenbarung iſt Erziehung, die dem Menſchengeſchlechte geſchehen iſt, und noch geſchieht.

§. 3.

Ob die Erziehung aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten, in der Pädagogik Nutzen haben kann, will ich hier nicht unterſuchen. Aber in der Theologie kann es gewiß ſehr großen Nutzen haben, und viele Schwierigkeiten heben, wenn man ſich die Offenbarung als eine Erziehung des Menſchengeſchlechts vorſtellet.

§. 4.

Erziehung giebt dem Menſchen nichts, was er nicht auch aus ſich ſelbſt haben könnte: ſie giebt ihm das, was er aus ſich ſelber haben könnte, nur geſchwinder und leichter. Alſo giebt auch die Offenbarung dem Menſchengeſchlechte nichts, worauf die menſchliche Vernunft, ſich ſelbſt überlaſſen, nicht auch kommen würde: ſondern ſie gab und giebt ihm die wichtigſten dieſer Dinge nur früher.

§. 5.

Und ſo wie es der Erziehung nicht gleichgültig iſt, in welcher Ordnung ſie die Kräfte des Menſchen entwickelt; wie ſie dem Menſchen nicht alles auf einmal beybringen kann: eben ſo hat auch Gott bey ſeiner Offenbarung eine gewiſſe Ordnung, ein gewiſſes Maaß halten müſſen.

§. 6.

Wenn auch der erſte Menſch mit einem Begriffe von einem Einigen Gotte ſofort ausgeſtattet wurde: ſo konnte doch dieſer mitgetheilte, und nicht erworbene Begriff, unmöglich lange in ſeiner Lauterkeit beſtehen. Sobald ihn die ſich ſelbſt überlaſſene menſchliche Vernunft zu bearbeiten anfing, zerlegte ſie den Einzigen Unermeßlichen in mehrere Ermeßlichere, und gab jedem dieſer Theile ein Merkzeichen.

§. 7.

So entſtand natürlicher Weiſe Vielgötterey und Abgötterey. Und wer weiß, wie viele Millionen Jahre ſich die menſchliche Vernunft noch in dieſen Irrwegen würde herumgetrieben haben; ohngeachtet überall und zu allen Zeiten einzelne Menſchen erkannten, daß es Irrwege waren: wenn es Gott nicht gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoß eine beſſere Richtung zu geben.

§. 8.

Da er aber einem jeden **einzeln Menſchen** ſich nicht mehr offenbaren konnte, noch wollte: ſo wählte er ſich ein **einzelnes Volk** zu ſeiner beſondern Erziehung; und eben das ungeſchliffenſte, das verwildertſte, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können.

§. 9.

Dieß war das Iſraelitiſche Volk, von welchem man gar nicht einmal weiß, was es für einen Gottesdienſt in Aegypten hatte. Denn an dem Gottesdienſte der Aegyptier durften ſo verachtete Sklaven nicht Theil nehmen: und der Gott ſeiner Väter war ihm gänzlich unbekannt geworden.

§. 10.

Vielleicht, daß ihm die Aegyptier allen Gott, alle Götter ausdrücklich unterſagt hatten; es in den Glauben geſtürzt hatten, es habe gar keinen Gott, gar keine Götter; Gott, Götter haben, ſey nur ein Vorrecht der beſſern Aegyptier: und das, um es mit ſo viel größerm Anſcheine von Billigkeit tyranniſiren zu dürfen. — Machen Chriſten es mit ihren Sklaven noch itzt viel anders? —

§. 11.

Dieſem rohen Volke alſo ließ ſich Gott anfangs blos als den Gott ſeiner Väter ankündigen, um es nur erſt mit der Idee eines auch ihm zuſtehenden Gottes bekannt und vertraut zu machen.

§. 12.

Durch die Wunder, mit welchen er es aus Aegypten führte, und in Kanaan einſetzte, bezeugte er ſich ihm gleich darauf als einen Gott, der mächtiger ſey, als irgend ein andrer Gott.

§. 13.

Und indem er fortfuhr, ſich ihm als den Mächtigſten von allen zu bezeugen — welches doch nur einer ſeyn kann, — gewöhnte er es allmälig zu dem Begriffe des **Einigen**.

§. 14.

Aber wie weit war dieſer Begriff des Einigen, noch unter dem wahren tranſcendentalen Begriffe des Einigen, welchen die Vernunft ſo ſpät erſt aus dem Begriffe des Unendlichen mit Sicherheit ſchließen lernen!

§. 15.

Zu dem wahren Begriffe des Einigen — wenn ſich ihm auch ſchon die Beſſerern des Volks mehr oder weniger näherten — konnte ſich doch das Volk lange nicht erheben: und dieſes war die einzige wahre Urſache, warum es ſo oft ſeinen Einigen Gott verließ, und den Einigen, d. i. Mächtigſten, in irgend einem andern Gotte eines andern Volks zu finden glaubte.

§. 16.

Ein Volk aber, das ſo roh, ſo ungeſchickt zu abgezognen Gedanken war, noch ſo völlig in ſeiner Kindheit war, was war es für einer moraliſchen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entſpricht. Der Erziehung durch unmittelbare ſinnliche Strafen und Belohnungen.

§. 17.

Auch hier alſo treffen Erziehung und Offenbarung zuſammen. Noch konnte Gott ſeinem Volke keine andere Religion, kein anders Geſetz geben, als eines, durch deſſen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden hoffte oder fürchtete. Denn weiter als auf dieſes Leben gingen noch ſeine Blicke nicht. Es wußte von keiner Unſterblichkeit der Seele; es ſehnte ſich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun ſchon dieſe Dinge zu offenbaren, welchen ſeine Vernunſt noch ſo wenig gewachſen war: was würde es bey Gott anders geweſen ſeyn, als der Fehler des eiteln Pädagogen, der ſein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen, als gründlich unterrichten will.

§. 18.

Allein wozu, wird man fragen, dieſe Erziehung eines ſo rohen Volkes, eines Volkes, mit welchem Gott ſo ganz von vorne anfangen mußte? Ich antworte: um in der Folge der Zeit einzelne Glieder deſſelben ſo viel ſichrer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menſchengeſchlechts. Das wurden Juden, das konnten nur Juden werden, nur Männer aus einem ſo erzogenen Volke.

§. 19.

Denn weiter. Als das Kind unter Schlägen und Liebkoſungen aufgewachſen und nun zu Jahren des Verſtandes gekommen war, ſtieß es der Vater auf einmal in die Fremde; und hier erkannte es auf einmal das Gute, das es in ſeines Vaters Hauſe gehabt und nicht erkannt hatte.

§. 20.

Während daß Gott ſein erwähltes Volk durch alle Staffeln einer kindiſchen Erziehung führte: waren die andern Völker des Erdbodens bey dem Lichte der Vernunft ihren Weg fortgegangen. Die meiſten derſelben waren weit hinter dem erwählten Volke zurückgeblieben: nur einige waren ihm zuvorgekommen. Und auch das geſchieht bey Kindern, die man für ſich aufwachſen läßt; viele bleiben ganz roh; einige bilden ſich zum Erſtaunen ſelbſt.

§. 21.

Wie aber dieſe glücklichern Einige nichts gegen den Nutzen und die Nothwendigkeit der Erziehung beweiſen: ſo beweiſen die wenigen heidniſchen Völker, die ſelbſt in der Erkenntniß Gottes vor dem erwählten Volke noch bis itzt einen Vorſprung zu haben ſchienen, nichts gegen die Offenbarung. Das Kind der Erziehung fängt mit langſamen aber ſichern Schritten an; es hohlt manches glücklicher organiſirte Kind der Natur ſpät ein;

aber es hohlt es doch ein, und iſt alsdann nie wieder von ihm einzuholen.

§. 22.

Auf gleiche Weiſe. Daß, — die Lehre von der Einheit Gottes bey Seite geſetzt, welche in den Büchern des Alten Teſtaments ſich findet, und ſich nicht findet — daß, ſage ich, wenigſtens die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, und die damit verbundene Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben, darinn völlig fremd ſind: beweiſet eben ſo wenig wider den göttlichen Urſprung dieſer Bücher. Es kann dem ohngeachtet mit allen darinn enthaltenen Wundern und Prophezeyungen ſeine gute Richtigkeit haben. Denn laßt uns ſetzen, jene Lehren würden nicht allein darinn vermißt, jene Lehren wären auch ſogar nicht einmal wahr; laßt uns ſetzen, es wäre wirklich für die Menſchen in dieſem Leben alles aus: wäre darum das Daſeyn Gottes minder erwieſen? ſtünde es darum Gotte minder frey, würde es darum Gotte minder ziemen, ſich der zeitlichen Schickſale irgend eines Volks aus dieſem vergänglichen Geſchlechte unmittelbar anzunehmen? Die Wunder, die er für die Juden that, die Prophezeyungen, die er durch ſie aufzeichnen ließ, waren ja nicht blos für die wenigen ſterblichen Juden, zu deren Zeiten ſie geſchahen und aufgezeichnet wurden: er hatte ſeine Abſichten damit auf das ganze Jüdiſche Volk, auf das ganze Menſchengeſchlecht, die hier auf Erden vielleicht ewig dauern ſollen, wenn ſchon jeder einzelne Jude, jeder einzelne Menſch auf immer dahin ſtirbt.

§. 23.

Noch einmal. Der Mangel jener Lehren in den Schriften des Alten Teſtaments beweiſet wider ihre Göttlichkeit nichts. Moſes war doch von Gott geſandt, obſchon die Sanktion ſeines Geſetzes ſich nur auf dieſes Leben erſtreckte. Denn warum weiter? Er war ja nur an das Iſraelitiſche Volk, an das damalige Iſraelitiſche Volk geſandt: und ſein Auftrag war den Kenntniſſen, den Fähigkeiten, den Neigungen dieſes damaligen Iſraelitiſchen Volks, ſo wie der Beſtimmung des künftigen, vollkommen angemeſſen. Das iſt genug.

§. 24.

So weit hätte **Warburton** auch nur gehen müſſen, und nicht weiter. Aber der gelehrte Mann überſpannte den Bogen. Nicht zufrieden, daß der Mangel jener Lehren der göttlichen Sendung Moſis nichts ſchade: er ſollte ihm die göttliche Sendung Moſis ſogar beweiſen. Und wenn er dieſen Beweis noch aus der Schicklichkeit eines ſolchen Geſetzes für ein ſolches Volk zu führen geſucht hätte! Aber er nahm ſeine Zuflucht zu einem von Moſe bis auf Chriſtum ununterbrochen fortdaurenden Wunder, nach welchem Gott einen jeden einzeln Juden gerade ſo glücklich oder unglücklich gemacht habe, als es deſſen Gehorſam oder Ungehorſam gegen das Geſetz verdiente. Dieſes Wunder habe den Mangel jener Lehren, ohne welche kein Staat beſtehen könne, erſetzt; und eine ſolche Erſetzung eben beweiſe, was jener Mangel, auf den erſten Anblick, zu verneinen ſcheine.

§. 25.

Wie gut war es, daß **Warburton** dieſes anhaltende Wunder, in welches er das Weſentliche der Iſraelitiſchen Theokratie ſetzte, durch nichts erhärten, durch nichts wahrſcheinlich machen konnte. Denn hätte er das gekonnt; wahrlich — alsdenn erſt hätte er die Schwierigkeit unauflöslich gemacht. — Mir wenigſtens. — Denn was die Göttlichkeit der Sendung Moſis wieder herſtellen ſollte, würde an der Sache ſelbſt zweifelhaft gemacht haben, die Gott zwar damals nicht mittheilen, aber doch gewiß auch nicht erſchweren wollte.

§. 26.

Ich erkläre mich an dem Gegenbilde der Offenbarung. Ein Elementarbuch für Kinder, darf gar wohl dieſes oder jenes wichtige Stück der Wiſſenſchaft oder Kunſt, die es vorträgt, mit Stillſchweigen übergehen, von dem der Pädagog urtheilte, daß es den Fähigkeiten der Kinder, für die er ſchrieb, noch nicht angemeſſen ſey. Aber es darf ſchlechterdings nichts enthalten, was den Kindern den Weg zu den zurückbehaltnen wichtigen Stücken verſperre oder verlege. Vielmehr müſſen ihnen alle Zugänge zu denſelben ſorgfältig offen gelaſſen werden: und ſie nur von einem einzigen dieſer Zugänge ableiten, oder verurſachen, daß ſie denſelben ſpäter betreten, würde allein die

Unvollſtändigkeit des Elementarbuchs zu einem weſentlichen Fehler deſſelben machen.

§. 27.

Alſo auch konnten in den Schriften des Alten Teſtaments, in dieſen Elementarbüchern für das rohe und im Denken ungeübte Iſraelitiſche Volk, die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele und künftigen Vergeltung gar wohl mangeln: aber enthalten durften ſie ſchlechterdings nichts, was das Volk, für das ſie geſchrieben waren, auf dem Wege zu dieſer großen Wahrheit auch nur verſpätet hätte. Und was hätte es, wenig zu ſagen, mehr dahin verſpätet, als wenn jene wunderbare Vergeltung in dieſem Leben darinn wäre verſprochen, und von dem wäre verſprochen worden, der nichts verſpricht, was er nicht hält?

§. 28.

Denn, wenn ſchon aus der ungleichen Austheilung der Güter dieſes Lebens, bey der auf Tugend und Laſter ſo wenig Rückſicht genommen zu ſeyn ſcheinet, eben nicht der ſtrengſte Beweis für die Unſterblichkeit der Seele und für ein anders Leben, in welchem jener Knoten ſich auflöſe, zu führen: ſo iſt doch wohl gewiß, daß der menſchliche Verſtand ohne jenem Knoten noch lange nicht — und vielleicht auch nie — auf beſſere und ſtrengere Beweiſe gekommen wäre. Denn was ſollte ihn antreiben können, dieſe beſſern Beweiſe zu ſuchen? Die bloſſe Neugierde?

§. 29.

Der und jener Iſraelite mochte freylich wohl die göttlichen Verſprechungen und Androhungen, die ſich auf den geſammten Staat bezogen, auf jedes einzelne Glied deſſelben erſtrecken, und in dem feſten Glauben ſtehen, daß wer fromm ſey auch glücklich ſeyn müſſe, und wer unglücklich ſey, oder werde, die Strafe ſeiner Miſſethat trage, welche ſich ſofort wieder in Segen verkehre, ſobald er von ſeiner Miſſethat ablaſſe. — Ein ſolcher ſcheinet den Hiob geſchrieben zu haben; denn der Plan deſſelben iſt ganz in dieſem Geiſte. —

§. 30.

Aber unmöglich durfte die tägliche Erfahrung dieſen Glauben beſtärken: oder es war auf immer bey dem Volke, das dieſe

Erfahrung hatte, auf immer um die Erkennung und Aufnahme der ihm noch ungeläufigen Wahrheit geſchehen. Denn wenn der Fromme ſchlechterdings glücklich war, und es zu ſeinem Glücke doch wohl auch mit gehörte, daß ſeine Zufriedenheit keine ſchrecklichen Gedanken des Todes unterbrachen, daß er alt und lebensſatt ſtarb: wie konnte er ſich nach einem andern Leben ſehnen? wie konnte er über etwas nachdenken, wornach er ſich nicht ſehnte? Wenn aber der Fromme darüber nicht nachdachte: wer ſollte es denn? Der Böſewicht? der die Strafe ſeiner Miſſethat fühlte, und wenn er dieſes Leben verwünſchte, ſo gern auf jedes andere Leben Verzicht that?

§. 31.

Weit weniger verſchlug es, daß der und jener Iſraelite die Unſterblichkeit der Seele und künftige Vergeltung, weil ſich das Geſetz nicht darauf bezog, gerade zu und ausdrücklich leugnete. Das Leugnen eines Einzeln — wäre es auch ein Salomo geweſen, — hielt den Fortgang des gemeinen Verſtandes nicht auf, und war an und für ſich ſelbſt ſchon ein Beweis, daß das Volk nun einen großen Schritt der Wahrheit näher gekommen war. Denn Einzelne leugnen nur, was Mehrere in Ueberlegung ziehen; und in Ueberlegung ziehen, warum man ſich vorher ganz und gar nicht bekümmerte, iſt der halbe Weg zur Erkenntniß.

§. 32.

Laßt uns auch bekennen, daß es ein heroiſcher Gehorſam iſt, die Geſetze Gottes beobachten, blos weil es Gottes Geſetze ſind, und nicht, weil er die Beobachter derſelben hier und dort zu belohnen verheiſſen hat; ſie beobachten, ob man ſchon an der künftigen Belohnung ganz verzweifelt, und der zeitlichen auch nicht ſo ganz gewiß iſt.

§. 33.

Ein Volk, in dieſem heroiſchen Gehorſame gegen Gott erzogen, ſollte es nicht beſtimmt, ſollte es nicht vor allen andern fähig ſeyn, ganz beſondere göttliche Abſichten auszuführen? — Laßt den Soldaten, der ſeinem Führer blinden Gehorſam leiſtet, nun auch von der Klugheit ſeines Führers überzeugt werden, und ſagt, was dieſer Führer mit ihm auszuführen ſich nicht unterſtehen darf? —

§. 34.

Noch hatte das Jüdiſche Volk in ſeinem Jehova mehr den Mächtigſten, als den Weiſeſten aller Götter verehrt; noch hatte es ihn als einen eifrigen Gott mehr gefürchtet, als geliebt: auch dieſes zum Beweiſe, daß die Begriffe, die es von ſeinem höchſten einigen Gott hatte, nicht eben die rechten Begriffe waren, die wir von Gott haben müſſen. Doch nun war die Zeit da, daß dieſe ſeine Begriffe erweitert, veredelt, berichtiget werden ſollten, wozu ſich Gott eines ganz natürlichen Mittels bediente; eines beſſern richtigern Maaßſtabes, nach welchem es ihn zu ſchätzen Gelegenheit bekam.

§. 35.

Anſtatt daß es ihn bisher nur gegen die armſeligen Götzen der kleinen benachbarten rohen Völkerſchaften geſchätzt hatte, mit welchen es in beſtändiger Eiferſucht lebte: fing es in der Gefangenſchaft unter dem weiſen Perſer an, ihn gegen das Weſen aller Weſen zu meſſen, wie das eine geübtere Vernunft erkannte und verehrte.

§. 36.

Die Offenbarung hatte ſeine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal ſeine Offenbarung.

§. 37.

Das war der erſte wechſelſeitige Dienſt, den beyde einander leiſteten; und dem Urheber beyder iſt ein ſolcher gegenſeitiger Einfluß ſo wenig unanſtändig, daß ohne ihm eines von beyden überflüſſig ſeyn würde.

§. 38.

Das in die Fremde geſchickte Kind ſahe andere Kinder, die mehr wußten, die anſtändiger lebten, und fragte ſich beſchämt: warum weiß ich das nicht auch? warum lebe ich nicht auch ſo? Hätte in meines Vaters Hauſe man mir das nicht auch beybringen; dazu mich nicht auch anhalten ſollen? Da ſucht es ſeine Elementarbücher wieder vor, die ihm längſt zum Ekel geworden, um die Schuld auf die Elementarbücher zu ſchieben. Aber ſiehe! es erkennet, daß die Schuld nicht an den Büchern liege, daß die Schuld ledig ſein eigen ſey, warum es nicht längſt eben das wiſſe, eben ſo lebe.

§. 39.

Da die Juden nunmehr, auf Veranlaſſung der reinern Perſiſchen Lehre, in ihrem Jehova nicht blos den größten aller Nationalgötter, ſondern Gott erkannten; da ſie ihn als ſolchen in ihren wieder hervorgeſuchten heiligen Schriften um ſo eher finden und andern zeigen konnten, als er wirklich darinn war; da ſie vor allen ſinnlichen Vorſtellungen deſſelben einen eben ſo großen Abſcheu bezeugten, oder doch in dieſen Schriften zu haben angewieſen wurden, als die Perſer nur immer hatten: was Wunder, daß ſie vor den Augen des Cyrus mit einem Gottesdienſte Gnade fanden, den er zwar noch weit unter dem reinen Sabeismus, aber doch auch weit über die groben Abgöttereyen zu ſeyn erkannte, die ſich dafür des verlaßnen Landes der Juden bemächtiget hatten?

§. 40.

So erleuchtet über ihre eignen unerkannten Schätze kamen ſie zurück, und wurden ein ganz andres Volk, deſſen erſte Sorge es war, dieſe Erleuchtung unter ſich dauerhaft zu machen. Bald war an Abfall und Abgötterey unter ihm nicht mehr zu denken. Denn man kann einem Nationalgott wohl untreu werden, aber nie Gott, ſo bald man ihn einmal erkannt hat.

§. 41.

Die Gottesgelehrten haben dieſe gänzliche Veränderung des jüdiſchen Volks verſchiedentlich zu erklären geſucht; und Einer, der die Unzulänglichkeit aller dieſer verſchiednen Erklärungen ſehr wohl gezeigt hat, wollte endlich „die augenſcheinliche Erfüllung der über die Babyloniſche Gefangenſchaft und die Wiederherſtellung aus derſelben ausgeſprochnen und aufgeſchriebnen „Weiſſagungen," für die wahre Urſache derſelben angeben. Aber auch dieſe Urſache kann nur in ſo fern die wahre ſeyn, als ſie die nun erſt veredelten Begriffe von Gott voraus ſetzt. Die Juden mußten nun erſt erkannt haben, daß Wunderthun und das Künftige vorherſagen, nur Gott zukomme; welches beydes ſie ſonſt auch den falſchen Götzen beygeleget hatten, wodurch eben Wunder und Weiſſagungen bisher nur einen ſo ſchwachen, vergänglichen Eindruck auf ſie gemacht hatten.

§. 42.

Ohne Zweifel waren die Juden unter den Chaldäern und Perſern auch mit der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele bekannter geworden. Vertrauter mit ihr wurden ſie in den Schulen der Griechiſchen Philoſophen in Aegypten.

§. 43.

Doch da es mit dieſer Lehre, in Anſehung ihrer heiligen Schriften, die Bewandniß nicht hatte, die es mit der Lehre von der Einheit und den Eigenſchaften Gottes gehabt hatte; da jene von dem ſinnlichen Volke darinn war gröblich überſehen worden, dieſe aber geſucht ſeyn wollte; da auf dieſe noch **Vorübungen** nöthig geweſen waren, und alſo nur **Anſpielungen** und **Fingerzeige** Statt gehabt hatten: ſo konnte der Glaube an die Unſterblichkeit der Seele natürlicher Weiſe nie der Glaube des geſammten Volks werden. Er war und blieb nur der Glaube einer gewiſſen Sekte deſſelben.

§. 44.

Eine **Vorübung** auf die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, nenne ich z. E. die göttliche Androhung, die Miſſethat des Vaters an ſeinen Kindern bis ins dritte und vierte Glied zu ſtrafen. Dieß gewöhnte die Väter in Gedanken mit ihren ſpäteſten Nachkommen zu leben, und das Unglück, welches ſie über dieſe Unſchuldige gebracht hatten, voraus zu fühlen.

§. 45.

Eine **Anſpielung** nenne ich, was blos die Neugierde reizen und eine Frage veranlaſſen ſollte. Als die oft vorkommende Redensart, **zu ſeinen Vätern verſammlet werden**, für ſterben.

§. 46.

Einen **Fingerzeig** nenne ich, was ſchon irgend einen Keim enthält, aus welchem ſich die noch zurückgehaltne Wahrheit entwickeln läßt. Dergleichen war Chriſti Schluß aus der Benennung **Gott Abrahams, Iſaacs und Jacobs**. Dieſer Fingerzeig ſcheint mir allerdings in einen ſtrengen Beweis ausgebildet werden zu können.

§. 47.

In ſolchen Vorübungen, Anſpielungen, Fingerzeigen beſteht die poſitive Vollkommenheit eines Elementarbuchs; ſo wie die oben erwähnte Eigenſchaft, daß es den Weg zu den noch zurückgehaltenen Wahrheiten nicht erſchwere, oder verſperre, die negative Vollkommenheit deſſelben war.

§. 48.

Setzt hierzu noch die Einkleidung und den Stil — 1) die Einkleidung der nicht wohl zu übergehenden abſtrakten Wahrheiten in Allegorieen und lehrreiche einzelne Fälle, die als wirklich geſchehen erzählet werden. Dergleichen ſind die Schöpfung, unter dem Bilde des werdenden Tages; die Quelle des moraliſchen Böſen, in der Erzählung vom verbotnen Baume; der Urſprung der mancherley Sprachen, in der Geſchichte vom Thurmbaue zu Babel, u. ſ. w.

§. 49.

2) den Stil — bald plan und einfältig, bald poetiſch, durchaus voll Tavtologieen, aber ſolchen, die den Scharfſinn üben, indem ſie bald etwas anders zu ſagen ſcheinen, und doch das nehmliche ſagen, bald das nehmliche zu ſagen ſcheinen, und im Grunde etwas anders bedeuten oder bedeuten können: —

§. 50.

Und ihr habt alle gute Eigenſchaften eines Elementarbuchs ſowol für Kinder, als für ein kindiſches Volk.

§. 51.

Aber jedes Elementarbuch iſt nur für ein gewiſſes Alter. Das ihm entwachſene Kind länger, als die Meinung geweſen, dabey zu verweilen, iſt ſchädlich. Denn um dieſes auf eine nur einigermaaſſen nützliche Art thun zu können, muß man mehr hineinlegen, als darinn liegt; mehr hineintragen, als es faſſen kann. Man muß der Anſpielungen und Fingerzeige zu viel ſuchen und machen, die Allegorieen zu genau ausſchütteln, die Beyſpiele zu umſtändlich deuten, die Worte zu ſtark preſſen. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, ſchiefen, ſpitzfindigen Verſtand; das macht es geheimnißreich, abergläubiſch, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte.

§. 52.

Die nehmliche Weiſe, wie die Rabbinen ihre heiligen Bücher behandelten! Der nehmliche Charakter, den ſie dem Geiſte ihres Volks dadurch ertheilten!

§. 53.

Ein beſſrer Pädagog muß kommen, und dem Kinde das erſchöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. — Chriſtus kam.

§. 54.

Der Theil des Menſchengeſchlechts, den Gott in **Einen** Erziehungsplan hatte faſſen wollen — Er hatte aber nur denjenigen in Einen faſſen wollen, der durch Sprache, durch Handlung, durch Regierung, durch andere natürliche und politiſche Verhältniſſe in ſich bereits verbunden war — war zu dem zweyten großen Schritte der Erziehung reif.

§. 55.

Das iſt: dieſer Theil des Menſchengeſchlechts war in der Ausübung ſeiner Vernunft ſo weit gekommen, daß er zu ſeinen moraliſchen Handlungen edlere, würdigere Bewegungsgründe bedurfte und brauchen konnte, als zeitliche Belohnung und Strafen waren, die ihn bisher geleitet hatten. Das Kind wird Knabe. Leckerey und Spielwerk weicht der aufkeimenden Begierde, eben ſo frey, eben ſo geehrt, eben ſo glücklich zu werden, als es ſein älteres Geſchwiſter ſieht.

§. 56.

Schon längſt waren die Beſſern von jenem Theile des Menſchengeſchlechts gewohnt, ſich durch einen Schatten ſolcher edlern Bewegungsgründe regieren zu laſſen. Um nach dieſem Leben auch nur in dem Andenken ſeiner Mitbürger fortzuleben, that der Grieche und Römer alles.

§. 57.

Es war Zeit, daß ein andres wahres nach dieſem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf ſeine Handlungen gewönne.

§. 58.

Und ſo ward Chriſtus der erſte zuverläſſige, praktiſche Lehrer der Unſterblichkeit der Seele.

§. 59.

Der erſte zuverläſſige Lehrer. — Zuverläſſig durch die Weiſſagungen, die in ihm erfüllt ſchienen; zuverläſſig durch die Wunder, die er verrichtete; zuverläſſig durch ſeine eigene Wiederbelebung nach einem Tode, durch den er ſeine Lehre verſiegelt hatte. Ob wir noch itzt dieſe Wiederbelebung, dieſe Wunder beweiſen können: das laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. So, wie ich es dahin geſtellt ſeyn laſſe, wer die Perſon dieſes Chriſtus geweſen. Alles das kann damals zur Annehmung ſeiner Lehre wichtig geweſen ſeyn: itzt iſt es zur Erkennung der Wahrheit dieſer Lehre ſo wichtig nicht mehr.

§. 60.

Der erſte praktiſche Lehrer. — Denn ein anders iſt die Unſterblichkeit der Seele, als eine philoſophiſche Speculation, vermuthen, wünſchen, glauben: ein anders, ſeine innern und äuſſern Handlungen darnach einrichten.

§. 61.

Und dieſes wenigſtens lehrte Chriſtus zuerſt. Denn ob es gleich bey manchen Völkern auch ſchon vor ihm eingeführter Glaube war, daß böſe Handlungen noch in jenem Leben beſtraft würden: ſo waren es doch nur ſolche, die der bürgerlichen Geſellſchaft Nachtheil brachten, und daher auch ſchon in der bürgerlichen Geſellſchaft ihre Strafe hatten. Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinſicht auf ein andres Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten.

§. 62.

Seine Jünger haben dieſe Lehre getreulich fortgepflanzt. Und wenn ſie auch kein ander Verdienſt hätten, als daß ſie einer Wahrheit, die Chriſtus nur allein für die Juden beſtimmt zu haben ſchien, einen allgemeinern Umlauf unter mehrern Völkern verſchafft hätten: ſo wären ſie ſchon darum unter die Pfleger und Wohlthäter des Menſchengeſchlechts zu rechnen.

§. 63.

Daß ſie aber dieſe Eine große Lehre noch mit andern Lehren verſetzten, deren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nutzen weniger erheblich war: wie konnte das anders ſeyn? Laßt uns ſie darum nicht ſchelten, ſondern vielmehr mit Ernſt unterſuchen: ob nicht ſelbſt dieſe beygemiſchten Lehren ein neuer Richtungsſtoß für die menſchliche Vernunft geworden.

§. 64.

Wenigſtens iſt es ſchon aus der Erfahrung klar, daß die Neuteſtamentlichen Schriften, in welchen ſich dieſe Lehren nach einiger Zeit aufbewahret fanden, das zweyte beßre Elementarbuch für das Menſchengeſchlecht abgegeben haben, und noch abgeben.

§. 65.

Sie haben ſeit ſiebzehnhundert Jahren den menſchlichen Verſtand mehr als alle andere Bücher beſchäftiget; mehr als alle andere Bücher erleuchtet, ſollte es auch nur durch das Licht ſeyn, welches der menſchliche Verſtand ſelbſt hineintrug.

§. 66.

Unmöglich hätte irgend ein ander Buch unter ſo verſchiedenen Völkern ſo allgemein bekannt werden können: und unſtreitig hat das, daß ſo ganz ungleiche Denkungsarten ſich mit dieſem nehmlichen Buche beſchäftigten, den menſchlichen Verſtand mehr fortgeholfen, als wenn jedes Volk für ſich beſonders ſein eignes Elementarbuch gehabt hätte.

§. 67.

Auch war es höchſt nöthig, daß jedes Volk dieſes Buch eine Zeit lang für das Non plus ultra ſeiner Erkenntniſſe halten mußte. Denn dafür muß auch der Knabe ſein Elementarbuch vors erſte anſehen; damit die Ungeduld, nur fertig zu werden, ihn nicht zu Dingen fortreißt, zu welchen er noch keinen Grund gelegt hat.

§. 68.

Und was noch itzt höchſt wichtig iſt: — Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieſes Elementarbuches ſtampfeſt und glüheſt, hüte dich, es deine ſchwächere Mitſchüler merken zu laſſen, was du witterſt, oder ſchon zu ſehn beginneſt.

§. 69.

Bis ſie dir nach ſind, dieſe ſchwächere Mitſchüler; — kehre lieber noch einmal ſelbſt in dieſes Elementarbuch zurück, und unterſuche, ob das, was du nur für Wendungen der Methode, für Lückenbüſſer der Didaktik hältſt, auch wohl nicht etwas Mehrers iſt.

§. 70.

Du haſt in der Kindheit des Menſchengeſchlechts an der Lehre von der Einheit Gottes geſehen, daß Gott auch bloße Vernunftswahrheiten unmittelbar offenbaret; oder verſtattet und einleitet, daß bloße Vernunftswahrheiten als unmittelbar geoffenbarte Wahrheiten eine Zeit lang gelehret werden: um ſie geſchwinder zu verbreiten, und ſie feſter zu gründen.

§. 71.

Du erfährſt, in dem Knabenalter des Menſchengeſchlechts, an der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, das Nehmliche. Sie wird in dem zweyten beſſern Elementarbuche als Offenbarung geprediget, nicht als Reſultat menſchlicher Schlüſſe gelehret.

§. 72.

So wie wir zur Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des Alten Teſtaments entbehren können; ſo wie wir allmälig, zur Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, auch des Neuen Teſtaments entbehren zu können anfangen: könnten in dieſem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgeſpiegelt werden, die wir als Offenbarungen ſo lange anſtaunen ſollen, bis ſie die Vernunft aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen?

§. 73.

Z. E. die Lehre von der Dreyeinigkeit. — Wie, wenn dieſe Lehre den menſchlichen Verſtand, nach unendlichen Verirrungen rechts und links, nur endlich auf den Weg bringen ſollte, zu erkennen, daß Gott in dem Verſtande, in welchem endliche Dinge eins ſind, unmöglich eins ſeyn könne; daß auch ſeine Einheit eine tranſcendentale Einheit ſeyn müſſe, welche eine Art von Mehrheit nicht ausſchließt? — Muß Gott wenigſtens nicht die vollſtändigſte Vorſtellung von ſich ſelbſt haben? d. i. eine Vorſtellung, in der ſich alles befindet, was in ihm ſelbſt iſt. Würde ſich aber alles in ihr finden, was in ihm ſelbſt iſt, wenn auch von ſeiner nothwendigen Wirklichkeit, ſo wie von ſeinen übrigen Eigenſchaften, ſich blos eine Vorſtellung, ſich blos eine Möglichkeit fände? Dieſe Möglichkeit erſchöpft das Weſen ſeiner übrigen Eigenſchaften: aber auch ſeiner nothwendigen Wirklichkeit? Mich dünkt nicht. — Folglich kann entweder Gott gar keine vollſtändige Vorſtellung von ſich ſelbſt haben: oder dieſe vollſtändige Vorſtellung iſt eben ſo nothwendig wirklich, als er es ſelbſt iſt ꝛc. — Freylich iſt das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorſtellung von mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtſtrahlen auf ſeine Fläche fallen. Aber wenn denn nun dieſes Bild alles, alles ohne Ausnahme hätte, was ich ſelbſt habe: würde es ſodann auch noch eine leere Vorſtellung, oder nicht vielmehr eine wahre Verdopplung meines Selbſt ſeyn? — Wenn ich eine ähnliche Verdopplung in Gott zu erkennen glaube: ſo irre ich mich vielleicht nicht ſo wohl, als daß die Sprache meinen Begriffen unterliegt; und ſo viel bleibt doch immer unwiderſprechlich, daß diejenigen, welche die Idee davon populär machen wollen, ſich ſchwerlich faßlicher und ſchicklicher hätten ausdrücken können, als durch die Benennung eines Sohnes, den Gott von Ewigkeit zeugt.

§. 74.

Und die Lehre von der Erbſünde. — Wie, wenn uns endlich alles überführte, daß der Menſch auf der erſten und niedrigſten Stufe ſeiner Menſchheit, ſchlechterdings ſo Herr ſeiner Handlungen nicht ſey, daß er moraliſchen Geſetzen folgen könne?

§. 75.

Und die Lehre von der Genugthuung des Sohnes. — Wie, wenn uns endlich alles nöthigte, anzunehmen: daß Gott, ungeachtet jener urſprünglichen Unvermögenheit des Menſchen, ihm dennoch moraliſche Geſetze lieber geben, und ihm alle Uebertretungen, in Rückſicht auf ſeinen Sohn, d. i. in Rückſicht auf den ſelbſtſtändigen Umfang aller ſeiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzeln verſchwindet, lieber verzeihen wollen; als daß er ſie ihm nicht geben, und ihn von aller moraliſchen Glückſeligkeit ausſchlieſſen wollen, die ſich ohne moraliſche Geſetze nicht denken läßt?

§. 76.

Man wende nicht ein, daß dergleichen Vernünfteleyen über die Geheimniſſe der Religion unterſagt ſind. — Das Wort Geheimniß bedeutete, in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, ganz etwas anders, als wir itzt darunter verſtehen; und die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftswahrheiten iſt ſchlechterdings nothwendig, wenn dem menſchlichen Geſchlechte damit geholfen ſeyn ſoll. Als ſie geoffenbaret wurden, waren ſie freylich noch keine Vernunftswahrheiten; aber ſie wurden geoffenbaret, um es zu werden. Sie waren gleichſam das Facit, welches der Rechenmeiſter ſeinen Schülern voraus ſagt, damit ſie ſich im Rechnen einigermaaſſen darnach richten können. Wollten ſich die Schüler an dem voraus geſagten Facit begnügen: ſo würden ſie nie rechnen lernen, und die Abſicht in welcher der gute Meiſter ihnen bey ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, ſchlecht erfüllen.

§. 77.

Und warum ſollten wir nicht auch durch eine Religion, mit deren hiſtoriſchen Wahrheit, wenn man will, es ſo mißlich ausſieht, gleichwohl auf nähere und beſſere Begriffe vom göttlichen Weſen, von unſrer Natur, von unſern Verhältniſſen zu Gott, geleitet werden können, auf welche die menſchliche Vernunft von ſelbſt nimmermehr gekommen wäre?

§. 78.

Es iſt nicht wahr, daß Speculationen über dieſe Dinge jemals Unheil geſtiftet, und der bürgerlichen Geſellſchaft nachtheilig geworden. — Nicht den Speculationen: dem Unſinne, der Tyranney, dieſen Speculationen zu ſteuern; Menſchen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, iſt dieſer Vorwurf zu machen.

§. 79.

Vielmehr ſind dergleichen Speculationen — mögen ſie im Einzeln doch ausfallen, wie ſie wollen — unſtreitig die ſchicklichſten Uebungen des menſchlichen Verſtandes überhaupt, ſo lange das menſchliche Herz überhaupt, höchſtens nur vermögend iſt, die Tugend wegen ihrer ewigen glückſeligen Folgen zu lieben.

§. 80.

Denn bey dieſer Eigennützigkeit des menſchlichen Herzens, auch den Verſtand, nur allein an dem üben wollen, was unſere körperlichen Bedürfniſſe betrift, würde ihn mehr ſtumpfen, als wetzen heiſſen. Er will ſchlechterdings an geiſtigen Gegenſtänden geübt ſeyn, wenn er zu ſeiner völligen Aufklärung gelangen, und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen ſoll, die uns, die Tugend um ihrer ſelbſt willen zu lieben, fähig macht.

§. 81.

Oder ſoll das menſchliche Geſchlecht auf dieſe höchſte Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie?

§. 82.

Nie? — Laß mich dieſe Läſterung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel: bey dem Geſchlechte nicht weniger als bey dem Einzeln. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen.

§. 83.

Die ſchmeichelnden Ausſichten, die man dem Jünglinge eröfnet; die Ehre, der Wohlſtand, die man ihm vorſpiegelt: was ſind ſie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn dieſe Ausſichten der Ehre und des Wohlſtandes wegfallen, ſeine Pflicht zu thun vermögend ſey.

§. 84.

Darauf zweckte die menſchliche Erziehung ab: und die göttliche reichte dahin nicht? Was der Kunſt mit dem Einzeln gelingt, ſollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Läſterung! Läſterung!

§. 85.

Nein; ſie wird kommen, ſie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Menſch, je überzeugter ſein Verſtand einer immer beſſern Zukunft ſich fühlet, von dieſer Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu ſeinen Handlungen zu erborgen, nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute iſt, nicht weil willkührliche Belohnungen darauf geſetzt ſind, die ſeinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und ſtärken ſollten, die innern beſſern Belohnungen deſſelben zu erkennen.

§. 86.

Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns ſelbſt in den Elementarbüchern des Neuen Bundes verſprochen wird.

§. 87.

Vielleicht, daß ſelbſt gewiſſe Schwärmer des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieſes neuen ewigen Evangeliums aufgefangen hatten; und nur darinn irrten, daß ſie den Ausbruch deſſelben ſo nahe verkündigten.

§. 88.

Vielleicht war ihr dreyfaches Alter der Welt keine ſo leere Grille; und gewiß hatten ſie keine ſchlimme Abſichten, wenn ſie lehrten, daß der Neue Bund eben ſo wohl antiquiret werden müſſe, als es der Alte geworden. Es blieb auch bey ihnen immer die nehmliche Oekonomie des nehmlichen Gottes. Immer — ſie meine Sprache ſprechen zu laſſen — der nehmliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menſchengeſchlechts.

§. 89.

Nur daß ſie ihn übereilten; nur daß ſie ihre Zeitgenoſſen, die noch kaum der Kindheit entwachſen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit Eins zu Männern machen zu können glaubten, die ihres dritten Zeitalters würdig wären.

§. 90.

Und eben das machte ſie zu Schwärmern. Der Schwärmer thut oft ſehr richtige Blicke in die Zukunft: aber er kann dieſe Zukunft nur nicht erwarten. Er wünſcht dieſe Zukunft beſchleuniget; und wünſcht, daß ſie durch ihn beſchleuniget werde. Wozu ſich die Natur Jahrtauſende Zeit nimmt, ſoll in dem Augenblicke ſeines Daſeyns reifen. Denn was hat er davon, wenn das, was er für das Beſſere erkennt, nicht noch bey ſeinen Lebzeiten das Beſſere wird? Kömmt er wieder? Glaubt er wieder zu kommen? — Sonderbar, daß dieſe Schwärmerey allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!

§. 91.

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorſehung! Nur laß mich dieſer Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn ſelbſt deine Schritte mir ſcheinen ſollten, zurück zu gehen! — Es iſt nicht wahr, daß die kürzeſte Linie immer die gerade iſt.

§. 92.

Du haſt auf deinem ewigen Wege ſo viel mitzunehmen! ſo viel Seitenſchritte zu thun! — Und wie? wenn es nun gar ſo gut als ausgemacht wäre, daß das große langſame Rad, welches das Geſchlecht ſeiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere ſchnellere Räder in Bewegung geſetzt würde, deren jedes ſein Einzelnes eben dahin liefert?

§. 93.

Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geſchlecht zu ſeiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Menſch (der früher, der ſpäter) erſt durchlaufen haben. — „In einem „und eben demſelben Leben durchlaufen haben? Kann er in „eben demſelben Leben ein ſinnlicher Jude und ein geiſtiger „Chriſt geweſen ſeyn? Kann er in eben demſelben Leben beyde „überhohlet haben?“

§. 94.

Das wohl nun nicht! — Aber warum könnte jeder einzelne Menſch auch nicht mehr als einmal auf dieſer Welt vorhanden geweſen ſeyn?

§. 95.

Iſt dieſe Hypotheſe darum ſo lächerlich, weil ſie die älteſte iſt? weil der menſchliche Verſtand, ehe ihn die Sophiſterey der Schule zerſtreut und geſchwächt hatte, ſogleich darauf verfiel?

§. 96.

Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommung gethan haben, welche blos zeitliche Strafen und Belohnungen den Menſchen bringen können?

§. 97.

Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun, uns die Ausſichten in ewige Belohnungen, ſo mächtig helfen?

§. 98.

Warum ſollte ich nicht ſo oft wiederkommen, als ich neue Kenntniſſe, neue Fertigkeiten zu erlangen geſchickt bin? Bringe ich auf Einmal ſo viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnet?

§. 99.

Darum nicht? — Oder, weil ich es vergeſſe, daß ich ſchon da geweſen? Wohl mir, daß ich das vergeſſe. Die Erinnerung meiner vorigen Zuſtände, würde mir nur einen ſchlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf itzt vergeſſen muß, habe ich denn das auf ewig vergeſſen?

§. 100.

Oder, weil ſo zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu verſäumen? Iſt nicht die ganze Ewigkeit mein?

Zur Geſchichte und Litteratur.

Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Fünfter Beytrag.*)

1781.

XXI.

Ueber die ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger.

Zweyte Entdeckung.

Länger muß ich die zweyte Entdeckung, die ich über die ſogenannten **Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger** gemacht

---

*) Unter dem Titel „Neue Beyträge zur Hiſtorie und Litteratur“ ſollte die Fortſetzung der Beiträge erſcheinen, von der die zweite Hälfte, Theophilus Preſbyter und Maranjon, mit den Seitenzahlen 289 bis 560 bezeichnet, im Anfang des Jahres 1780 fertig gedruckt war, die erſte aber kurz vor Leſſings Tode begonnen ward. — Dies ergeben die Vorreden der Herausgeber Joh. Joach. Eſchenburg und Chriſtian Leiſte, welche die Fortſetzung als fünften und ſechsten Beitrag 1781 beſorgten. Auf einem Blatte unter den Breslauer Papieren findet ſich, ohne überſchrift und ſehr flüchtig geſchrieben, dieſe Anordnung der neuen Beiträge.

XXI.	Zweyte Entdeckung.	3.
XXII.	Anonymus des Nevelet.	2.
XXIII.	Fabeln des Melitenſis.	2.
XXIV.	Fragment des Renners.	2.
XXV.	Fabeln des Renner	3.
XXVI.	Fabel des Folz	2.
XXVII.	Theophilus Preſbyter	4.
XXVIII.	— —	
XXIX.	Foderungen des Ungenannten.	

(Sollten die rechts beigeſetzten Ziffern etwa einen überſchlag der Bogenzahl bezeichnen, ſo müßte dieſer Zettel wenigſtens eher geſchrieben ſein als irgend etwas gedruckt war. Der Theophilus Preſbyter füllt im Drucke neuntehalb Bogen.)

habe, meinem Leſer nicht ſchuldig bleiben. Sie betrift, wie er ſchon weiß, den Namen des Dichters.

Gottſched nehmlich hat verſichert, ihn in einer Handſchrift gefunden zu haben, welche unſere Bibliothek von dieſen Fabeln aufbewahret. Und ſo, wie er ihn will gefunden haben, ſo wie er ihn daraus mittheilet, haben ihn ſelbſt die Schweitzer auf Treue und Glauben anzunehmen, kein Bedenken getragen. Unſere Handſchrift, ſagt er, ſey auf Papier, habe ſchlechte zu den Fabeln gehörige Figuren, und ſey ſo zerriſſen und mangelhaft, daß bisweilen halbe, ja ganze Fabeln, nebſt ihren Bildern fehlen. „Weswegen uns aber, fährt er fort, „dieſer Braunſchwei„giſche Codex lieb geweſen, iſt dieſes, daß er am Ende eine „Jahrzahl, und auſſerdem eine Erwähnung des Namens von „dem Dichter in ſich hält: zu geſchweigen, daß er die allermei„ſten Fabeln in ſich begreift. Scherz hat nur 51 drucken laſ„ſen; obwohl ſeine Handſchrift noch mehrere gehabt. Die Wol„fenbüttelſche aber begreift 90 Fabeln, und noch einen Beſchluß, „den der Verfaſſer, wie die Fabeln ſelbſt, das XCI. Capitel „nennet. Die Jahrzahl am Ende iſt MCCCCII. Der Name „des Verfaſſers wird in folgenden Zeilen erwähnet:

Von Riedenburg iſt er genaũt,
Gott muſt er yĩer ſeyn bekaũt,
Und das er das zu teutſch hat gepracht
Von Latein, ſo muſt ſein gedacht
Yĩer zu gut werden
In Hĩel u. auf erden.

Dieſes ſchrieb Gottſched im Junius 1756(*), ein Jahr vorher, ehe die Schweitzer ihre Ausgabe an das Licht treten lieſſen. Gleichwohl wußten ſie entweder damals von Gottſcheds Entdeckung noch nichts, oder wollten nichts davon wiſſen; ſondern erſt in der Vorrede zu der bald darauf erſcheinenden Chriemhilden Rache. fanden ſie für gut, mit gänzlicher Verſchweigung von Gottſcheds Namen, Gebrauch davon zu machen. „Man „hat, ſagen ſie, „die Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger, „von deren Verfaſſer itzt bekannt iſt, daß er der Burggraf von

---

(*) Neueſtes aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, S. 421.

„Riedenburg geweſen, von welchem wir etliche artige Stro„phen in der Maneſſiſchen Sammlung haben, mit dem Lobe „beehrt u. ſ. w.“ Und in der Note beruffen ſie ſich deßfalls auf eben dieſelbe Handſchrift unſerer Bibliothek, und führen eben dieſelben Zeilen daraus an, die wir Gottſcheden daraus anführen geſehen. Indem ſie nun Gottſcheden die Ehre dieſer kleinen Entdeckung nicht gönnen wollen: ſo wären ſie es werth, wenn man ihnen nun nachſagte, nicht, daß ſie ſich blos von ihm verführen laſſen, ſondern daß ſie, bey eigener Einſchauung der Handſchrift, ſich freyerdings der nehmlichen Oſcitanz ſchuldig gemacht, die ich an Gottſcheden bewundere. Doch ich weiß, daß ſie dieſes nicht haben; und höchſtens kann ihnen nur die voreilige Zuverſichtlichkeit zur Laſt gelegt werden, mit welcher ſie verſichern, daß der Dichter Riedenburg von Gottſcheds Schaffung, ebenderſelbe Burggraf von Rietenburg ſey, von welchem uns die Maneſſiſche Sammlung einige Strophen aufbehalten. Denn hierzu konnten ſie, auſſer der Aehnlichkeit des Namens, doch nicht den geringſten Grund haben; welche Aehnlichkeit für ſich allein, ſelbſt alsdenn ſo viel als nichts beweiſen würde, wenn auch Gottſcheds Vorgeben ſchon ſeine völlige Richtigkeit hätte.

Nun aber, da auch dieſe wegfällt —— Denn kurz; wahr iſt es zwar, daß Gottſched den von ihm ſo und ſo beſchriebenen Codex aus unſerer Bibliothek gehabt, und daß ſich in demſelben die angeführten Zeilen von Wort zu Wort befinden. Allein es iſt nur Schade, daß ſie das nicht ſagen, was ſie Gottſched ſagen läßt, und daß der gute Mann nur zwey Zeilen hätte weiter leſen dürfen, um ſeinen Irrthum einzuſehen, welcher, mit einem Worte, darinn beſteht, daß er für den Verfaſſer den Mäcen des Verfaſſers, für den Dichter den vornehmen Mann genommen hat, dem zum Beſten erſterer gedichtet oder überſezt zu haben verſichert.

Der Epilog nehmlich, welchen ich aus der Bamberger Ausgabe(*) angeführet habe, und welcher ſich daſelbſt mit den Worten Sein ſele befind nym̄er wee ſchließt, hat in unſerer Handſchrift

---

(*) Erſter Beytrag, S. 20.

noch einige Zeilen mehr, deren Anfang ebendieſelben ſind, auf welche ſich Gottſched beruft. Wenn nun alſo auf den Wunſch, für das Wohlergeben deſſen, für den der Poet gedichtet:

Und wem es zu lieb getichtet ſey
Der muß ym̃er werden frey
Ver allen Unglück ym̃er mee
Sein ſele befind nim̃er wee

unmittelbar in der Handſchrift folget,

Von Riedenburg iſt er genannt
Gott muß er ym̃er ſein bekannt: —

iſt es nicht klar, daß der Name Riedenburg ſich auf das vorhergehende beziehen muß? ſich auf den beziehen muß, dem zu lieb das Buch getichtet ſey? Beſonders da gleich darauf ein zweyter Name folgt, welchen überſehen zu haben, ich Gottſcheden eben verdenke, und welches kein anderer ſeyn kann, als der Name des, der das Buch gedichtet hat. Um dieſes in ſeinem völligen Zuſammenhange einſehen zu laſſen, will ich den ganzen Epilog, der in der Bamberger Ausgabe ſehr verhunzt und kaum zu verſtehen iſt, aus dem Manuſcript noch einmal herſetzen, und ihn zu leichterer Verſtändniß nothdürftig interpunktiren; jedoch ohne weiter das geringſte darinn zu ändern.

Von dem meiſter der ditz puch von latein
zu dewtſch hat pracht.

Wer dy peyſpil merken wil,
Der ſetz ſich auf des endes zil.
Der nutz leyt an dem end gar
Diſer peyſpil, nemt es war.
Dy tat iſt nit alſo geweſen
Der ding, als man hat geleſen.
Darumb liſt man ein peyſpil gut,
Das weiſer werden der menſchen mut.
Hundert peyſpil han ich hy für geleit
An ditz puchlein, die ditz becleyt
Sint mit weyſen worten,
Einfelticlich an allen orten.
Doch han ich cluger ſynnen hert
An weyſe, und auch an wert.

Ein durres tal dick treyt
Ein kern der ſüſſikeit.
Ein cleyner gart oft gepirt
Dy frucht, der man getroſt wirt.
Schlechte wort und ſchlechte gericht,
Dy leben nu in der welt nicht.
Vil wort krump ſein geflochten,
Der hat nu vaſt gefochten.
Wem ſchlechte wort nit nutz ſint,
Kein nutz er von den krumen pringt.
Es prediget mancher von hohen rat,
Der er doch ſelber nicht verſtat.
Der wol das ſper prechen kan,
Das iſt nütz vil manchem man.
Treyt ſper, meſſer und ſchwert,
Dy doch ſint cleins nutzes wert,
In ſeiner hant. Ein end hat
Das puch, das geſchriben ſtat.
Wer das liſt oder leſt leſen
Der muß ſelig ymmer weſen!
Und wem das zu lieb ſey
Geticht, der muß ymmer weſen frey
Vor allem unglück, ymmer me,
Sein ſele leyde nymmer we!
Von Rindenperg iſt er genañt,
Got muß er ymmer ſein bekant!
Und der es zu dewiſch pracht
Von latein, des muß ymmer gedacht
Zu gut werden,
In Himmel und in erden!
Er iſt genant Bonerius,
Ein ritter gotz alſüs
Er friſtet uns vor der helle glut,
Das wir ymmer ſein behut
Vor des tewfels ſamen.
Sprecht alle, in gotes namen!

Bonerius alſo, Bonerius, nicht Riedenburg oder Riedenberg, hat unſer alter Fabeldichter geheiſſen. Was kann deutlicher, was kann unſtreitiger ſeyn?

Alles was ſich zu Gottſcheds Entſchuldigung noch etwa ſagen lieſſe, wäre dieſes; daß der Epilog, ſo wie ich ihn hier mittheile, nicht aus eben derſelben Handſchrift genommen iſt, die ihm zum Gebrauche vergönnt geweſen, ſondern aus einer zweyten; und daß in jener die 40ſte Zeile allerdings ein wenig anders und ſo lautet, daß vielleicht auch ein anderer ſeinen Fehler könnte begangen haben, wenn das Vorhergehende und Nachfolgende nicht wäre. Anſtatt nehmlich,

Und der es zu dewtſch pracht,

welches ſich nicht anders als auf den folgenden Bonerius beziehen kann, heißt es dort,

Und das er das zu teutſch hat gepracht,

welches von dem vorhergehenden Riedenburg geſagt zu ſeyn ſcheinen könnte, wenn ſchon ſonſt etwas von ihm geſagt wäre, womit dieſes durch ein und zu verbinden geweſen, und ſich das Er in dem

Von Riedenburg iſt er genañt

nicht ſo genau an den anſchlöſſe, für den das Buch gedichtet worden. Damit man aber auch nicht meyne, daß in unſerer Handſchrift, welche Gottſched gebraucht, der Nachſatz von dem Bonerius überhaupt fehle: ſo will ich den ganzen Schluß ebenfalls daraus her ſetzen.

Von Ridenburg iſt er genañt
Got muſt er ymer ſeyn bekañt
Und das er das zu teutſch hat gepracht
Von latein ſo muß ſein gedacht
Ymmer zu gute werden
In hiñel und auf erden.
Er iſt genañt Benerius
Gott friſt ihn und auch uns.
Er behut uns vor der helle glut
Und helffe uns das wir werden behut
Vor des Lebens taten
Und vor der werlt geraten

Und vor des tewfels ſamen
Nu ſprecht alle Amen.

Daß hier verſchiedene Zeilen ganz anders klingen, darf man ſich nicht befremden laſſen. Es war das Schickſal der deutſchen Dichter aus dieſer Zeit, daß ſich die Abſchreiber mit ihnen mehr als mit allen andern Schriften erlaubten. Jeder ſchaltete ein und änderte, wie es ihm gut dünkte oder aus der Feder fiel. Es würde eine unendliche Arbeit für die Kritik ſeyn, die wahre Lesart des Verfaſſers wieder herzuſtellen; und oft wüßte ich gar nicht, wie ſie es anfangen wollte, wenn ſie nicht das Autographon des Verfaſſers bey der Hand hätte. Wer kann hier z. E. mit Zuverläßigkeit entſcheiden, wie eigentlich die 46te Zeile zu leſen oder auch nur zu interpunktiren ſey? und ob es wahr iſt, daß Bonerius ein Ritter geweſen? wie die eine Handſchrift will, und wovon die andre durchaus nichts weiß. Kaum läßt ſich mit einiger Gewißheit ſagen, ob die Namen hier oder dort richtiger geſchrieben. Denn warum kann **Rindenberg** nicht eben ſowohl eine Familie geweſen ſeyn, als **Riedenburg**? Nur **Benerius** iſt wohl offenbar das falſche; denn ich wüßte mich keines ſolchen Namens zu erinnern. Hingegen iſt ein ſpäterer **Hier. Boner** ſogar unter den deutſchen Ueberſetzern ſehr bekannt.

Da ich nun aber bereits ſchon zweyer Handſchriften unſerer Bibliothek von dieſen **Bonerſchen** Fabeln, (wie ich hoffe, daß man ſie nun künftig nennen wird) gedacht habe, und ſie auch noch eine dritte und eine vierte beſitzt: ſo muß ich wohl vor allen Dingen erſt einige nähere Nachricht von ihnen insgeſamt ertheilen; bevor ich, was ich noch von den Fabeln ſelbſt anzumerken habe, und worauf mich zum Theil dieſe meine zweyte Entdeckung gebracht hat, auskrame.

Die erſte alſo, welches diejenige ſeyn mag, die Gottſched gebraucht hat, iſt von ihm hinlänglich beſchrieben. Ich darf nur noch hinzu ſetzen, daß von den 90 Kapiteln oder Fabeln welche ſie zählt, (die ſie aber lange nicht alle mehr enthält) die erſten 84 in der Ausgabe der Schweitzer vorkommen, die letzten ſechſe aber die nehmlichen ſind, welche ich aus dem Bamberger alten Drucke mitgetheilet habe, und ſich hier bald beſſer bald ſchlechter leſen laſſen. Damit man hiervon einigermaſſen ſelbſt, zugleich auch von dem Dialekte urtheilen könne, in welchem die ganze Handſchrift abgefaßt iſt, will ich die eine, nehmlich die 88te daraus herſetzen. Sie iſt überſchrieben:

Von unwerdem Ampt.

Von einem Biſchoff liſt man das
Das er in hohen eren ſaß
Gelertter pfaffen hett er vil
Sein wirdigkeit was one zil
Nu hette er einen Junglingk
Bey im der was ſeines vettern kint
Des was der Biſchoff gar wol gemint
Er hette auch einen weiſen man
Zu Erzbrieſter geſetzt hindan
Nu fuget es ſich auf einen tag
Das der Erzbrieſter lag
Und alſo ſiech was das er ſtarb
Der Junglingk umb das Ampte warb
Der Biſchoff tet was er begert
Noch was er des Amptes ungewert
Darnach nicht lange ward geſpart
Dem Biſchoff geſandt wardt
Ein korb was guter Biren vol
Des danket er dem boten wol.
Gar lieb was im die beyſant
Zu dem geſinde ſprach er zuhant
Wem mag ich getrawen wol
Der mir der Byren huten ſol
Wurde mir der Byrn eine verlorn
Das were mir nicht ein cleiner zorn
Zu dem Jungling ſprach er do
Mich dunckel du ſeiſt zu thiſte darzu
Ich getrawe dir nicht über die Byren wol
Einen andern ich ſie bevehlen ſol
Ich vercht und gebe ich dir ſie in deinen gewalt
Sie wurden alle geſſen ungezalt
Ich wil nicht uber die Byrn dir
Getrawen das glawbe mir

Dieſe Rede hort ein weiſer man
35. Mit erniſt ſah er den biſchoff an
Er ſprach im muſte erbarmen got
Das ir begangen habt den ſpot
Des ir ſie ſo manchem bevolhen habt
Dem der euch keñet wol
40. Und den ſein kintheit und Jugent
Davon ir muget die Tugent
Ungemach haben und leyt
Dem ir die Byren habt verſeit
Zuhannde ſol der pfleger weſen
45. Wie mage das gut geweſen
Das geſchicht ſo der wolff zu einem huter wirt
Und auf der ſtraßen vert
Wo der blinde furen ſol
Den plinden vallen ſie beide das iſt wol
50. Die ſchaff gar verirret ſind
Alſo ſchir der wirt ein kint
Wie bericht der einen man
Der ſich berichten nicht enkan
Wie mag der ſpeiſen wol
55. Die Schaf nemet war
Und lebet in ſteter geitigkeit
Zu ſcheren ſind ſie alle bereit
Speiſten ſie die ſchaff als gern
Als recht wol ſie koñen ſcheren
60. Die ſchaff ſtunden deſter baß
Nu gibet ir arge liſt was
Daß die ſchoff werden geſchorn
Ob die ſele wirt verlorn
Darauf haben ſie verſorget gar
65. Sie achten nicht wie die ſtle gefar
Der weiſe biſchoff der bevalhe
Dem Jungen ſeie onezale
Und wolde im doch bevelhen nicht
Die Byren des dick geſchicht

Das er ſeie huten ſol
Den man noch nicht betrüben ſol.

Eben dieſe Fabel will ich auch aus unſrer zweyten Handſchrift herſetzen, um gleichfalls daraus von der Mundart derſelben urtheilen zu können, und zugleich eine Probe zu haben, wie man aus allen drey Texten nun vielleicht einen vierten zuſammen ſetzen könnte und möchte, der, wenn er auch nicht vollkommen der urſprüngliche Text des Verfaſſers wäre, dennoch, wenigſtens in Anſehung des Zuſammenhanges und Verſtandes, für denjenigen gelten könnte, der dem urſprünglichen am nächſten käme. Und dieſes will ich lieber gleich ſo fort thun; auch noch ehe ich dieſe zweyte Handſchrift ſelbſt näher beſchreibe.

83.

Das man weltliche Dink ſo wol verſorgt und der ſel ſo wenig achtet.

Von einem piſcheff liſt man das
Das er in hohen eren ſaß
Nun hört als ich euch ſagen wil
Sein wirdikeit was on Zil
Nu het er einen Jungling
Einen ſchuler kundig auf alle ding
Bey einem das was ſeines vettern kint
Der was dem piſchof lip über alle dink
Er het auch einen weyſen man
Als ich vernumen han
Ein ertzprieſter geſetzet ein
Den lewten zu einem guten ſchein
Nun füget es ſich auf einen tag
Das der ertzprieſter ſiech lag
Und alſo ſiech ſtarb
Der Jungling um das ampt warb
Der piſchoff tet als er begert
Darauff er het gelert
Dornach nit wart geſpart
Dem piſcheff geſendet wart
Ein korb mit guten pirn vol
Der danket er den poten wol

Gar liep was im das geſandt
Zu den ſeynen ſprach er zu hant
25. Wem mag ich getrawen wol
Der mir die pirn behalten ſol
Wurd mir der pirn eine verlorn
Das wer mir nit ein cleiner zorn,
Zu den Jungling ſprach er
30. Mich dunkt du ſeiſt nit guter ler
Der pirn der ich dir getrawen ſol
Mich dunkt ich find einen peſſern huter wol
Ich furcht geb ich dir den gewalt
Sie werden geſſen alſo pald
35. Ich wil mit nichte der pirn die
Getrawen des glaub mir
Dieſe red hört ein weyſer man
Er ließ die red nit lenger ſtan
Er ſprach nu müß erbarmen gott
40. Das ihr begangen habt den ſpot
Dem ihr befolhen habt ſo mancher hant
Dem der euch was bekant
Sein kindheit und ſein jugent
Davon ir ymmer muget
45. Ungemach haben und leyt
Dem ir dy pirn habt verſeyt
Der ſol der ſele pfleger weſen
Wie mag denn geneſen
Das ſchaff ſo der Wolff zu hirten wirt
50. Und auf der ſtraß wirt verirret
Der der den blinden füren ſol
Vallen ſie peyde das iſt wol
Dy ſchaff gar verirret ſint
Wenn zu einem hirten wird ein kint
55. Wie berichtet der einen man
Der ſich ſelber nit berichten kan
Wie mag der geſpeiſen wol
Der da nymmer virt vol
Und lebet in ſteter geytigkeit

60. Spenſten ſy die ſchef als gern
Als recht wol als ſie kunen ſchern
Dy ſcheff ſtunden deſter baß
Nu get ir arger liſt auf das
Wie die ſchoff weren geſchoren
65. Ob die ſele wurd verloren
Darauf haben ſy verſorget gar
Sy achten nit wie ir ſei gefar
Der weiſ piſchoff der befale
Dem jungen der ſele on zale
70. Und wolt im befelhen der pirnen nicht
Das noch gar oft geſchicht
Das der hüten ſol
Dem man über ein pirn nit getrawet wol
Das er ſich ſelber wol behut
75. Er vint es wol wer recht tut
Ein lon dem im got ſelber darum wil geben
Got geb uns das ewig leben.

Ich will keine umſtändliche und langweilige Vergleichung anſtellen, die der Leſer mit einem einzigen Blicke machen kann. Nur einiges muß ich berühren. Daß in dem Text unſerer erſten Handſchrift nach der 5ten Zeile,

Nun hat er einen junglingk,

die darauf reimende verloren gegangen, iſt klar. Wenn aber das gedruckte Bamberger Exemplar dieſe fehlende Zeile durch,

Ein ſchuler kundig auf alle ding,

ergänzt und fort fährt,

Bey dem was ſeines vettern kint:

ſo werden wir wegen des Helden der Fabel völlig ungewiß, und es ſcheinet als ob der kundige Schüler und das Kind des Vetters zwey verſchiedne Perſonen ſeyn ſollten, deren eine bey der andern ſich aufgehalten hätte. Das ſoll nun aber nicht ſeyn; und die wahre Lesart hat uns unſtreitig die zweyte Handſchrift aufbehalten, wo blos ein guter alter aber nicht mehr gangbarer Ausdruck zu jenen Verſtümmlungen Anlaß gegeben. Es heiſſt nehmlich:

Nu het er einen jungling
Einen ſchuler kundig auf alle ding
Bey einem das was ſeines vettern kint;

und dieſes verſtehe ich ſo, daß bey einem, worauf ein Komma zu denken, hier ſo viel heiſſen ſoll, als auſſer einem, in welchem Verſtande die Partikel bey von Schriftſtellern damaliger Zeit häufig gebraucht wird. Das iſt: der junge Menſch, welcher des Biſchofs Anverwandter war, war in der That auch nicht ungeſchickt: er wußte vielmehr alles und jedes — gerade, wie manche unſrer heutigen theologiſchen Kandidaten — nur freylich Eines nicht, worauf es doch auch ein wenig mit ankam; er wußte alles, nur das eine nicht, was zu einem Seelenſorger gehöre. — Ich will nicht hoffen, daß ich den alten Dichter hiermit zu witzig mache. — Aber ganz gewiß iſt die, in der ſo weit guten zweyten Handſchrift, gleich darauf folgende Zeile,

Der war den viſchoff lip über alle dinck,

dafür von ihm nicht: ſondern die lieſt nun wiederum die erſte Handſchrift oder die gedruckte Bamberger Ausgabe beſſer. Daß hiernächſt die 3te und 38te Zeile der zweyten Handſchrift leere Flickzeilen ſind; daß das Wort verſorgen in der 6ten eben derſelben, für ſich aller Sorge entſchlagen, als welches auch die erſte Handſchrift erkennet, das wahre echte Wort ſey; daß die zwey letzten Zeilen des Bamberger Druckes, ſo wie die vier letzten Zeilen unſrer zweyten Handſchrift, leere und ſchaale Anhänge der Abſchreiber ſind: braucht keines langen Beweiſes. — Doch warum halte ich mich bey dieſen einzeln Kleinigkeiten auf, und verſuche es nicht lieber ſogleich, wie aus allen drey Texten, ein vierter gezogen werden könne, der ſich ohne allen Anſtoß noch itzt leſen laſſe, ohne gleichwohl moderniſiret zu ſeyn, oder nur ein einziges Wort zu enthalten, welches nicht den einen oder den andern Text für ſich habe. Er würde etwa ſo ausſehen, dieſer Verſuch!

Von einem Biſchof lieſt man das:
Daß er in hohen Ehren ſaß;
Gelehrter Pfaffen hett er viel,
Sein Wirdigkeit was ohn Zil.
5. Nun hett er einen Jüngling,

Einen Schüler kundig auf alle ding
Bey einem, das was ſeines Vettern Kind,
Des was der Biſchof gar geminnt.
Er hett auch einen weiſen Mann
10. Zu Erzprieſter geſetzt hintan.
Nun fügt es ſich auf einen Tag,
Daß der Erzprieſter ſiech lag,
Und alſo ſiech was, daß er ſtarb.
Der Jüngling um das Ampt warb.
15. Der Biſchof thet als er begert,
Doch des Amptes was er unwerth.
Darnach nicht lange ward geſpart,
Dem Biſchof geſendet ward
Ein Korb, was guter Birnen voll;
20. Des danket er dem Boten wohl.
Gar lieb was ihm dis Geſandt.
Zu den Seinen ſprach er zuhand:
Wem mag ich getrauen wohl,
Der mir der Birn hüten ſoll?
25. Würde mir der Birn eine verlorn,
Das wär mir nit ein kleiner Zorn.
Zu dem Jünglinge ſprach er do:
Mich dunkt, du ſeyſt zu dünn dazu.
Der Birn ich dir getrauen ſoll?
30. Ein beſſern Hüter finde ich wohl.
Ich fürcht, gäb ich dir den Gewalt,
Sie würden geſſen ungezahlt.
Ich will mit nichte der Birnen dir
Getrauen, das glaube mir!
35. Dieſe Rede hört ein weiſer Mann.
Mit Ernſt ſah er den Biſchof an.
Er ſprach: nun erbarm es Gott,
Daß Ihr begangen habt den Spott!
Daß Ihr befohlen habt ſo mancherhand
40. Dem, des Euch was bekannt
Sein Kindheit und ſein Jugend,
Davon Ihr immer unget

Ungemach haben und Leid.
Dem Ihr die Birnen habt verſeit,
45. Der ſoll der Seele Pfleger weſen?
Wie mag denn geneſen
Das Schaf, ſo der Wolf zum Hirten wird,
Und auf der Straße wird verirrt?
Wo der Blinde führen ſoll
50. Den Blinden, fallen ſie beide wohl.
Die Schafe gar verirret ſind,
Wenn zu einem Hirten wird ein Kind.
Wie berichtet der einen Mann,
Der ſich ſelber nit berichten kann?
55. Wie mag der geſpeiſen wohl,
Der da nimmer wird voll,
Und lebt in ſteter Geitigkeit?
Zu ſcheeren ſind alle bereit.
Speiſten ſie die Schaf alſo gern,
60. Als wohl ſie die Schaf können ſcheern:
Die Schaf ſtünden deſter baß.
Nun geht ihr arger Liſt auf das,
Wie die Schaf werden geſchoren.
Ob die Sele wird verloren,
65. Darauf haben ſie verſorget gar.
Sie achten nit wie ihr Seel gefahr.
Der weiſe Biſchof der befahl
Dem Jungen der Seelen ohne Zahl
Und wellt ihm befehlen nicht
70. Die Birnen! daß noch oft geſchicht,
Daß der Seelen hüten ſoll,
Dem man über ein Birn nit getrauet wohl!

Ich ſage, daß in dieſem zuſammengeſetzten Texte nicht ein einziges Wort enthalten, welches nicht in einem von den alten Texten zu finden. Es iſt alſo alles alt darinn; und nur durch eine kleine Wahl, durch eine nothdürftige Interpunction, durch Beybehaltung der gewöhnlichen Orthographie, wo weder der Reim, noch das Sylbenmaaß, noch der Wohlklang die alte unbeſtimmte Orthographie erfodert, iſt alles wie neu geworden.

Wenigſtens, durchgängig verſtändlich; und es würde bloßer Eckel ſeyn, wenn man dem ungeachtet den alten treuherzigen Erzähler nicht anhören wollte, falls ihm etwa jemand von Anfang bis zu Ende dieſen Dienſt zu leiſten, bedacht wäre, zu welchem ſich ohne Zweifel nur in unſerer Bibliothek der nöthige Vorrath finden dürfte. — Freylich will und kann ich nicht behaupten, daß eine ſolche Behandlung verſchiedner Handſchriften mit der ſtrengen Wahrheit übereinkomme; weil Zeiten und Mundarten dadurch verbunden werden, die vielleicht ſehr weit verſchieden ſind. Auch wollte ich ſie zu Dingen nicht anrathen, bey welchen es auf hiſtoriſche Gewißheit ankömmt, weil durch dergleichen Vermiſchung das ganze Monument verdächtig werden könnte. Nur bey alten Dichtern, meine ich, könnte ſie gar wohl gebraucht werden, die man bloß zum Vergnügen lieſt, ohne eben daraus auch nur die Geſchichte der Sprache ſtudieren zu wollen. —— Doch dieſes bringt mich hier zu weit von meinem Wege, und ich erkläre mich anderweits darüber genauer. —

Unſere zweyte Handſchrift ſelbſt, aus welcher wir ſchon die Probe geſehen verdient in allem Betracht die erſte zu heiſſen. Es iſt eben die, aus welcher ich gleichfalls ſchon den Epilog mitgetheilet, der uns den wahren Namen des Dichters angiebt. Sie iſt ein ziemlich großer und ſtarker papierner Foliant, der aber häuſſig mit pergamenen Blättern untermengt iſt, wie man das bey deutſchen Handſchriften des 14ten und 15ten Jahrhunderts nicht ſelten findet. Aus den Grenzen dieſer beiden Jahrhunderte mag ſie denn auch wohl ſeyn: und wer weiß, ob noch? Denn die Hand iſt würklich leſerlicher und zierlicher, als die Hand der erſten Handſchrift, die nach Gottſcheds Angabe, wie wir geſehen, von 1402 ſeyn ſoll (*). Die Schrift, verſteht ſich, iſt Kanzeley, und kömmt der Schrift in unſern älteſten deutſchen Drucken ſehr nahe. Es iſt alſo auch nicht eigentlich das Alter, welches ihren Vorzug ausmacht: ſondern die Vollſtändigkeit und der Reichthum an beſſern Lesarten. Zwar enthält ſie auch nicht alle hundert Fabeln, aus welchen das Werk beſtanden; ſondern nur ſechs und neunzig, und hatte Anfangs

---

(*) Denn ich möchte nicht darauf wetten, daß er richtig geleſen; wer über der Augenſchein das nähere belehret.

deren gar nur fünf und achtzig enthalten, indem nach der fünf und achtzigſten der Epilogus folgt, und die übrigen eilfe von einer andern Hand nachgetragen ſind. Unter dieſen ſechs und neunzig Fabeln befinden ſich ſieben, welche in der Ausgabe der Schweizer fehlen; aber unter dieſen ſieben iſt nur eine einzige, welche nicht auch aus dem alten Bamberger Drucke könnte ergänzt werden. Und dieſe einzige iſt ſonach denn auch das Koſtbarſte, was ſie enthält. Es iſt die vom Hahn und der Perle. und ich freue mich, ſie daraus retten zu können, und hier mitzutheilen.

XC.

Von geſchicht es alſo kam
Eins tags das ein han
Flog auf ſeins meiſters miſt
Daſſelb dick mer geſchehen iſt
Er ſucht do ſein ſpeiſe
Alſo thut auch der weiſe
Er vand das im nicht gevil beſchoß
Ein ſtein edel und groß
Ligen unwirdicliche
Er ſprach get herre reiche
Wie hab ich mein freud verlorn
Mich luſtet paß des gerſten korn
Wann du piſt nit nutz mir
Was nutzeſt mich was ſol ich dir
Wiß das es mich nit furtreit
Dein ſchon noch dein adelkeit
Hett dich meiſter hyppocras
Der kound dein genieſſen pas
Dann ich du piſt mir unbekant
Der han warf hin den ſtein zuhant
Eins haberkorns het er begert
Gaiſtlich dieſe beiſchaft iſt geſetzt
Dem torn der ſein kolben trezt
Der iſt im lieber dann ein reich
Dem torn ſein alle ding geleich
Die weißheit kunſt und ere gut

Verſlahen tut ir tummer mut
Die nutzet nit der edelſtein
Ein hunt lieber het ein pein
Dann ein edelſtein gelaub mir
Alſo ſtet auch der torn gir
Ir ſitt und ir geperden
Iſt auf uppigkeit auf erden
Die erkennen nit des ſteines kraft
Noch mynner was in der beyſchaft
Verborgen guter ſynn iſt
Dartzu viel hoher menger liſt
Die dem narren gar fremd ſind
Geſehent ſind die narren blind
Der tor ſol für ſich gan
Und ſol die beſchaft laſſen ſtan
Im mag der fruhtt werden niht
Recht als dem hannen nu geſchiht.

Wenn wir nun zuſammen rechnen: ſo wird ſich finden, daß uns höchſtens nur noch eine Fabel fehlt, um ſie alle hundert wieder beyſammen zu haben. Nehmlich die Ausgabe der Schweizer enthält deren zwey und neunzig (*); ſechſe hat die Bamberger Ausgabe dazu geliefert; und eine liefert hier unſere zweyte Handſchrift. Das macht neun und neunzig; und vielleicht fehlt uns auf dieſe Weiſe auch nicht einmal eine. Denn es wäre möglich, daß der Dichter ſeinen Epilogus als die hundertſte Fabel gezählt hätte, wie er denn auch wirklich in unſerer erſten Handſchrift als das 91ſte Kapitel überſchrieben iſt. Oder es könnte auch ſeyn, daß er, dem ungeachtet was ich unten in der Note geſagt habe, dennoch die 23te Fabel von den Frö-

---

(*) Hier muß ich einen Irrthum verbeſſern, den ich im 1ten Beytrage S. 21 begangen habe. Es iſt nehmlich falſch, daß der Abſatz S. 46 in der Schweizer Ausgabe die Zahl XXIV. haben müſſe. Denn es iſt keine beſondere Fabel, ſondern gehöret zu Nummer XXIII. welches blos die Einleitung dazu iſt, die auch bey dem Anonymus des Nevelet, als der Quelle unſers Dichters, nicht für eine beſondere Fabel gerechnet wird, ſondern blos Similitudo ad ſequentem fabulam überſchrieben iſt. Der Sprung in der Schweizer Ausgabe bleibt alſo zwiſchen XXIII. auf XXVI. von zweyen, und an ſtatt der angegebnen XCIV Fabeln enthält ſie deren nur XCII.

ſchen, mit ihrer vorhergehenden beſondern Anwendung auf Athen, für zwey Fabeln gerechnet hätte; wie ſie denn auch wirklich in allen unſern Handſchriften ein doppeltes Gemählde hat, wodurch ſie in zwey beſondere Stücke abgeſondert wird, deren jedes ſeine eigene Ueberſchrift hat. In der erſten nehmlich iſt der Eingang Von Eigenſchaft, und die Fabel Von Freyheit, überſchrieben. In der zweyten aber heißt die Ueberſchrift des Einganges, die im ſelber Herrſchaft kaufen, und die Ueberſchrift der Fabel, wer frey iſt das ſich der nicht zu eygen gib. — Von den Gemählden, welche ſowohl in dieſer als in jener Handſchrift vor jeder Fabel ſtehen, iſt nicht viel zu ſagen. Die beſſern hat die zweyte Handſchrift; aber auch dieſe beſſern ſind herzlich ſchlecht, auſſer daß ſie dann und wann einen Blick verdienen, wo der Meiſter damalige Trachten und Sitten abbilden müſſen. In dieſer Abſicht, weiß man, haben Gelehrte auch wohl noch elendere Figuren zu brauchen gewußt. — Noch muß ich des Titels gedenken, den dieſe zweyte Handſchrift hat. Zu Anfang der erſten ſtehet blos, Hier hebt ſich an ein maiſter Eſopus genañt. Vor dieſer aber: Hie vahet an das puch das iſt genant der welt lauff und es hat ein Meiſter gemacht genandt Eſopus, und hayſſet der guldein ſtein und ſtrafet reich und arm geyſtlich und werltlich kunig und kayſer und alle welt und iſt gemalet mit den Figuren und auch andre meyſter geticht mehr hernach ſten gar kurzweilig und gut zchoren ſind als den ein Regiſter hernach volgent aus weyſt mit der Zal der pleter an welchem plat man finden mag ein yelichs ſtuck. Wie man einer Sammlung von Fabeln den Titel der güldne Stein geben können, wird der Leſer wohl nicht von mir zu wiſſen verlangen. Eher dürfte er begierig ſeyn zu wiſſen, was das für Gedichte andrer Meiſter ſind, welche auf die Fabeln folgen. Aber hierzu muß ich mir einen andern Platz erbitten, weil ſie zum Theil wirklich nicht ſchlecht und von einer ganz beſondern Gattung ſind. —

Ich komme auf unſere dritte Handſchrift, bey der ich mich weniger aufzuhalten brauche, weil ſie nur 72 Fabeln enthält, die alle in der Ausgabe der Schweitzer vorkommen. Die erſte Fabel iſt die zwölfte dieſer Ausgabe; und ſo folgen denn die übrigen ohngefehr in der nehmlichen Ordnung. Sie iſt, ebenfalls nur auf Papier, um 1458 geſchrieben, wie zu Ende der 72ſten Fabel zu ſehen. Gemählde hat ſie bey jeder Fabel auch; ſonſt aber weder Aufſchriften noch Titel. Von den andern alten Gedichten übrigens, die ſie gleichermaaſſen wie jene, auſſer den Fabeln enthält, will ich hier um ſo weniger reden, da ſie zum Theil die nehmlichen ſind, die in der zweyten Handſchrift zu finden, welche mich viel zu ſehr vergnügt haben, als daß ich es vergeſſen ſollte, dieſes Vergnügen mit meinen Leſern je eher je lieber zu theilen.

Mit der vierten Handſchrift endlich kann ich noch geſchwinder fertig werden. Denn dieſe iſt offenbar die allerneueſte, und eigentlich nur der Anfang einer Handſchrift, indem ſie blos die erſten 40 Fabeln und in der nehmlichen Ordnung enthält, wie ſie in der Schweizer Ausgabe vorkommen. Zu Gemälden iſt Platz gelaſſen, und daß ſie auch nur auf Papier iſt, verſteht ſich. Zum Vergleichen iſt ſie indeß noch immer gut; und ich könnte aus ihr, ſo wie aus der dritten, mehr als eine gute Lesart anführen, wenn ich mich länger hierbey verweilen wollte.

Dafür will ich lieber noch alles zuſammenraffen, was ich über die Quellen und das Zeitalter des Dichters zu ſagen habe.

Aus dem Epilogus haben wir geſehen, daß der Dichter ſelbſt bekennet, ſeine Fabeln nicht erfunden, ſondern blos aus dem Latein überſetzt zu haben. Und was hätte ihn bewegen können, dieſes Bekenntniß zu thun, wenn es nicht der ſtrengſten Wahrheit gemäß geweſen wäre? Er war ja kein ſatyriſcher Dichter, der die Rachſucht irgend eines beleidigten Thoren zu fürchten hatte. Fabeln ſind ja auch keine Erzählungen, denen er durch ein ſolches Vorgeben hiſtoriſche Glaubwürdigkeit etwa hätte verſchaffen wollen. Die eigne Erfindung, wenn ſie der Reimer auch nicht für das Hauptverdienſt halten will, iſt doch wohl wenigſtens ein Nebenverdienſt, deſſen er ſich nicht zu ſchämen gehabt hätte; oder, nächſt der Gabe zu erzählen, ein Verdienſt mehr. Alſo, noch einmal, was hätte ihn bewegen können, ſich nur überhaupt für den Ueberſetzer auszugeben, wenn er ſich noch eines andern Titels dabey bewußt geweſen wäre? Gleichwohl gab ſich Gottſched das patriotiſche Anſehen, an der

Wahrheit eines ſo treuherzigen Bekenntniſſes zu zweifeln. „Daß nun geſagt wird, ſchreibt er an einem Orte, wo er den deutſchen Urſprung der bekannten Fabel **vom Müller und ſeinem Sohne**, gegen franzöſiſche Anſprüche erhärten will, „es habe der **von Riedenburg** dieſe Fabeln nur aus dem Latein überſetzt, iſt freylich von den meiſten wahr, die aus ältern Fabeldichtern entlehnet worden. Es iſt aber augenſcheinlich, daß viele, ja faſt die Hälfte, aus keinem itztbekannten ältern Fabeldichter genommen, ſondern von urſprünglich deutſcher Erfindung ſind.“ Es iſt keinem ehrlichen Manne zu verdenken, wenn er keine groſſe Beleſenheit in den alten Fabeldichtern hat; er muß aber auch nur nicht thun, als ob er ſie hätte. Die Wahrheit iſt dieſe: daß **drey Viertheil** von unſern alten deutſchen Fabeln aus zwey ganz bekannten alten lateiniſchen Fabeldichtern genommen ſind, und ich von den übrigen fünf und zwanzig, wenigſtens achtzehn in Büchern nachweiſen kann, die, aller Wahrſcheinlichkeit nach, älter, als unſere Fabeln ſind. Ob aber dem ungeachtet die anderweits entlehnten 25 Fabeln nicht gleichwohl größten Theils deutſcher Erfindung ſind, das iſt eine andere Frage, die ſich freylich eher noch bejaen läßt. Denn die alten Bücher, in welchen ich ſie nachweiſen kann, ſind wenigſtens in Deutſchland geſchrieben. Aber was thut das unſerm Dichter, der ja nicht einmal etwas anders ſeyn will, als Ueberſetzer?

Und zwar ſind die zwey alten lateiniſchen Fabeldichter, aus welchen unſer Dichter vornehmlich geſchöpft hat, der ſogenannte Anonymus des Nevelet, und Avianus. Jener Anonymus, habe ich anderwärts erwieſen, iſt nichts als der verſificirte Romulus, bis auf das vierte Buch; und von den drey erſten Büchern, die aber bey dem Anonymus ohne Abtheilung fortgehen, hat **Boner** blos die 39ſte 49. 50. 51. 52. 53. 56. 57. und 58ſte unberührt gelaſſen. Die übrigen finden ſich bey ihm nicht nur alle, ſondern faſt alle (*) in der nehmlichen Ordnung, bis auf

---

(*) Selbſt die erſte Fabel von dem Affen, der die Nuß wegen der äuſſern bittern Schale verachtet, iſt aus dieſem Anonymus genommen, ob ſie ſchon da nicht als Fabel verkömmt. Nehmlich aus der letzten Zeile ſeiner Vorrede:
Et nucleum celat arida teſta bonum.

wenige Verſetzungen; und daß wir es um ſo eher glauben können, daß ſie auch nicht anderwärts her entlehnt ſind, ſind einer jeden die zwey Schlußzeilen des lateiniſchen Dichters beygefügt, in welche dieſer die Moral derſelben zuſammengefaßt hatte. Dieſes letztere gilt wenigſtens von der ſchönen Handſchrift der Schweitzer, welche das Autographon des Verfaſſers, oder doch wenigſtens aus dieſem zunächſt genommen zu ſeyn ſcheinet. — Mit der 63ſten Fabel fangen ſodann die an, welche aus dem Avianus entlehnt ſind, von deſſen 42 Fabeln ihm aber nicht mehr als 22 beliebt haben, die man in nachſtehender Tabelle angegeben finden wird. Dieſe 22 mit den 52 aus dem gedachten Anonymus, machen 74, denen alſo, wie geſagt, zu den geſammten 99 noch 25 fehlen, deren anderweitige Quellen ich nun hier anzeigen müßte, um mein Wort gut zu machen. Doch weil mich dieſes itzt zu weit abführen würde, ſo will ich von ihrem lateiniſchen Urſprunge überhaupt einen Beweis geben, den man hoffentlich wird gelten laſſen. Dieſen nehmlich; daß, ſo viel deren in der eben gedachten ſchönen Handſchrift der Schweitzer, (Anfang und Ende fehlen), befindlich ſind, eine jede derſelben zwey lateiniſche Schlußzeilen hat, welche offenbar die Moral des lateiniſchen Textes geweſen ſind. Denn da der deutſche Dichter bey denjenigen Fabeln, welche aus dem Avianus und Neveletſchen Anonymus ſind, die eignen Worte derſelben behalten hat, ſo kann man wohl gewiß ſeyn, daß er auch zu den übrigen die lateiniſchen Diſticha nicht ſelbſt werde gemacht haben. Warum dieſe beygefügten Diſticha überhaupt auch ſonſt noch ihren Werth haben, wird man im nächſtfolgenden Aufſatze ſehen. Itzt erlaube man mir nur noch, folgende Tabelle einzurücken, in welcher man, was ich bisher geſagt, auf einmal überſehen kann, und die demjenigen einmal nicht wenig Mühe erſparen dürfte, der etwa den Bamberger Druck und das zweyte Manuſcript in unſrer Bibliothek brauchen und nutzen wollte. Er wird ohne Zeitverluſt in derſelben ſehen können, wo er jede Fabel der Schweitzeriſchen Ausgabe in beiden zu ſuchen habe.

Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unſre zweyte Handſchrift.	Quellen der Fabeln.
I.	- - 1.	- - 1.	Anony. Nev. Præf.
II.	- - 2.	- - 2.	Avianus fab. XVII.
III.	- - 3.	- - 3.	- - III.
IV.	- - 4.	- - 4.	- - IV.
V.	- - 5.	- - 5.	- - V.
VI.	- - —	- - 87.	- - IX.
VII.	- - 6.	- - 6.	- - —
VIII.	- - 7.	- - 7.	Anony. fab. II.
XIX.	- - 8.	- - 8.	- - VI.
X.	- - 9.	- - 9.	- - VII.
XI.	- - 10.	- - 10.	- - VIII.
XII.	- - 11.	- - 11.	- - X.
XIII.	- - 12.	- - 12.	- - XI.
XIV.	- - 13.	- - 13.	- - XII.
XV.	- - 14.	- - 14.	- - XIII.
XVI.	- - 15.	- - 15.	- - XIV.
XVII.	- - —	- - 86.	- - XV.
XVIII.	- - 16.	- - 16.	- - XVI.
XIX.	- - 17.	- - 17.	- - XVII.
XX.	- - 18.	- - 18.	- - XVIII.
XXI.	- - 19.	- - 19.	- - XIX.
XXII.	- - 20.	- - 20.	- - XX.
XXIII.	- - 21.	- - 21.	- - XXI.
XXIV.	- - —	- - —	- - —
XXV.	- - —	- - —	- - —
XXVI.	- - 22.	- - 22.	- - XXII.
XXVII.	- - 27.	- - 23.	- - XXIII.
XXVIII.	- - 28.	- - 24.	- - XXIV.
XXIX.	- - 29.	- - 25.	- - XXV.
XXX.	- - 30.	- - 26.	- - XXVI.
XXXI.	- - 31.	- - 27.	Anony. XXVII.
XXXII.	- - 24.	- - 28.	- - XXVIII.
XXXIII.	- - 23.	- - 29.	- - XXIX.
XXXIV.	- - 25.	- - 30.	- - XXX.
XXXV.	- - 26.	- - 31.	- - XXXI.
XXXVI.	- - 35.	- - 32.	- - XXXII.
XXXVII.	- - —	- - 88.	- - XXXIII.
XXXVIII.	- - 36.	- - 33.	- - XXXIV.
XXXIX.	- - 37.	- - 34.	- - XXXV.
XL.	- - 38.	- - 35.	- - XXXVII.
XLI.	- - 32.	- - 36.	- - XXXVI.
XLII.	- - 33.	- - 37.	Avian. XXXIV.

Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unſre zweyte Handſchrift.	Quellen der Fabeln.
XLIII.	- - 34.	- - 38.	- - —
XLIV.	- - 39.	- - 39.	Anony. XLIV.
XLV.	- - 40.	- - 40.	- - XL.
XLVI.	- - 41.	- - 41.	- - XLI.
XLVII.	- - 42.	- - 42.	Anony. XXXVIII.
XLVIII.	- - —	- - 89.	- - —
XLIX.	- - 43.	- - 43.	- - —
L.	- - 44.	- - 44.	Anony. XLII.
LI.	- - 45.	- - 45.	Anony. XLIII.
LII.	- - 46.	- - 46.	- - —
LIII.	- - 47.	- - 47.	- - —
LIV.	- - —	- - 91.	Anony. XLV.
LV.	- - 48.	- - 48.	- - XLVI.
LVI.	- - —	- - 92.	Anony. XLVII.
LVII.	- - 49.	- - 49.	- - XLVIII.
LVIII.	- - 50.	- - 50.	- - —
LIX.	- - —	- - —	- - LIV.
LX.	- - 51.	- - 51.	- - LV.
LXI.	- - 52.	- - 52.	- - LIX.
LXII.	- - 53.	- - 53.	- - LX.
LXIII.	- - 54.	- - 54.	- Avianus I.
LXIV.	- - —	- - 93.	- - II.
LXV.	- - 55.	- - 55.	- - III.
LXVI.	- - —	- - —	- - IV.
LXVII.	- - 56.	- - 56.	- - V.
LXVIII.	- - 57.	- - 57.	- - VI.
LXIX.	- - 58.	- - 58.	- - VII.
LXX.	- - 59.	- - 59.	- - —
LXXI.	- - —	- - 94.	- - —
LXXII.	- - 60.	- - 60.	- - —
LXXIII.	- - 61.	- - 61.	- - IX.
LXXIV.	- - 62.	- - 62.	- - —
LXXV.	- - —	- - 95.	- - X.
LXXVI.	- - 63.	- - 63.	- - —
LXXVII.	- - 64.	- - 64.	- - XI.
LXXVIII.	- - 65.	- - 65.	- - XIII.
LXXIX.	- - 66.	- - 66.	- - XIV.
LXXX.	- - 67.	- - 67.	- - XXIII.
LXXXI.	- - —	- - 96.	- - XV.
LXXXII.	- - 68.	- - 68.	- - —
LXXXIII.	- - —	- - —	- - XVI.
LXXXIV.	- - 69.	- - 69.	- - XVIII.

Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unſre zweyte Handſchrift.	Quellen der Fabeln.
LXXXV.	- - 70.	- - 70.	- - —
LXXXVI.	- - 71.	- - 71.	- - XIX.
LXXXVII.	- - 72.	- - 72.	- - —
LXXXVIII.	- - 73.	- - 73.	- - XXII.
LXXXIX.	- - 74.	- - 74.	- - —
XC.	- - 75.	- - 75.	- - XXIX.
XCI.	- - 76.	- - 76.	- - XXVI.
XCII.	- - 77.	- - 77.	
XCIII.	- - 78.	- - 78.	
XCIV.	- - 79.	- - 79.	
- - -	- - 80.	- - 80.	
- - -	- - 81.	- - 81.	
- - -	- - 82.	- - 82.	
- - -	- - 83.	- - 83.	
- - -	- - 84.	- - 84.	
- - -	- - 85.	- - 85.	
- - -	- - —	- - 90.	- - Anony. I.

Ich eile zu dem letztern Punkte dieſes Aufſatzes, welcher das Zeitalter unſers ehrlichen Fabeldichters betrift. —— Sein Herausgeber in Zürich, wie bekannt, iſt der Meynung, daß er noch „vor den Tagen Friedrichs des Zweyten gelebt habe. Die „Sprache, ſagt er, die Orthographie, die Einfälle, die Aus„drücke, alles verräth einen Verfaſſer aus dem blühenden Alter „der Schwäbiſchen Poeſie.“ — Je erfahrner und ſcharfſichtiger der Kunſtrichter iſt, der einen ſolchen Ausſpruch thut, von deſto gröſſerm Gewichte iſt er. Gleichwohl aber iſt eine Deciſion des Geſchmacks, kein hiſtoriſcher Beweisgrund; und es bleibt immer eine ſehr mißliche Sache, Facta durch Geſchmack entſcheiden wollen, wenn er auch noch ſo ſicher wäre. Denn wenn andere dieſen Geſchmack nun nicht haben? Wenn andere z. E. die Sprache des Dichters gar nicht für die Sprache jenes Alters erkennten, das mir überhaupt ein wenig zu ſehr nach dem franzöſiſchen Siecles geformt zu ſeyn ſcheinet? Denn Gott weiß, ob die guten Schwäbiſchen Kayſer um die damalige deutſche Poeſie im geringſten mehr Verdienſt haben, als der itzige König von Preuſſen um die gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf ſchwören, daß nicht einmahl ein Schmeichler kommen ſollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutſchen Litteratur, die Epoche Friedrichs des Groſſen, zu nennen für gut findet! — Der Schweitzeriſche Kunſtrichter ſagt ja ſelbſt: „Wir „haben gegenwärtige Fabeln deſto lieber vor der **Maneſſiſchen** „Sammlung vorhergehen laſſen, weil ſie bey ihrer natürlichen „Einfalt eine groſſe Leichtigkeit haben, welche ſich auch öfters „denjenigen verſtändlich macht, die nur ein flüchtiges Auge „darauf werfen, ohne daß ſie ſich mit den Schönheiten der „alten Sprache eine gelehrte Arbeit machen.“ Was heißt das anders, als: die Sprache dieſer Fabeln iſt nicht die Sprache der ältern Dichter in der Maneſſiſchen Sammlung, ſondern ein gutes Theil verſtändlicher, d. i. ein gutes Theil jünger, unſrer itzigen Sprache näher? —— Und was will der gelehrte Mann mit der Orthographie jenes Alters? Giebt es denn eine ſolche? Wenn er das Glück gehabt, einen Codex zu erhalten, in welchem durchaus eine gleichförmige Orthographie beobachtet worden: iſt das darum die Orthographie jenes Alters? Finden ſich denn nicht ſelbſt in der Maneſſiſchen Handſchrift faſt ſo viel verſchiedne Orthographien, als verſchiedne Dichter? —— Was endlich den Ausdruck, die Einfälle, die ganze poetiſche Kunſt anbelangt, woraus wir ſchlieſſen ſollen, daß unſer Fabeldichter der Zeitgenoſſe der Minneſinger geweſen; ſo kann ich nicht bergen, daß ein ſolcher Schluß zu viel Unkunde mit den ſpätern Dichtern des 14ten und der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts verräth. Zeiten, welche einen **Hugo von Trymberg** und einen **Herman von Sachſenheim** noch gehabt haben, können ja wohl auch einen Fabeldichter hervorgebracht haben, wie dieſen. Ja, ich ſchäme mich nicht zu bekennen, daß die Fabeln, welche in dem **Renner** zerſtreut ſind, nach meinem Geſchmacke (ich weiß wohl, daß Gellerts Urtheil ganz anders ausgefallen iſt) weit lebhafter und unterhaltender erzählt ſind, als dieſe vorgegebenen Fabeln des Schwäbiſchen Zeitalters.

Was der Schweizeriſche Kunſtrichter von den materiellern Kennzeichen ſeiner beſſern Handſchrift ſagt, ſcheint eher noch ein hiſtoriſcher Beweis zu ſeyn. Scheint, ſage ich: denn im Grunde iſt es doch nur auch, dunkle unerklärliche Empfindung. „So „viel man, ſagt er, aus den Charakteren der Buchſtaben ur„theilen kann, ſo iſt ſie gegen dem Ausgange des dreyzehnten

„Jahrhunderts geſchrieben worden.“ Wie wohl ſtünde es mit der Kenntniß der Handſchriften, wenn es in irgend einer Sprache von irgend einer Zeit Buchſtabenzüge gäbe, aus welchen ſich bis auf ein halbes Jahrhundert das Alter derſelben mit Zuverläſſigkeit angeben lieſſe. Freylich müßte es wohl dergleichen geben, und ſie würden vielleicht auch zu beſtimmen ſeyn, wenn man eine groſſe Menge von Handſchriften des nehmlichen Landes und der nehmlichen Sprache vor ſich hätte, deren Folge und Ordnung aus andern unſtreitigen Gründen bereits beſtimmt wäre. Aber wo iſt das? und wo hat man das? Da, wo wir in der Diplomatik itzt noch halten, bedarf es ſchon eines ſehr kundigen Mannes, der ſich aus den bloſſen Zügen der Buchſtaben nicht mehr als um ein Jahrhundert irren ſoll; wie das jeder Gelehrte eingeſtehen wird, der Erfahrung in ſolchen Dingen hat und weder ſich noch andere betriegen will. —— So iſt denn auch bisher ſchlechterdings noch keine Handſchrift von unſern Fabeln bekannt, die ſich durch eine ausdrückliche Jahrzahl zu dem 13ten Jahrhunderte legitimirte. Alle übrige, ſowohl die zweyte der Schweizer, als die welche D. Scherz gebraucht hat, nebſt den vieren unſrer Bibliothek, ſind wenigſtens ein Jahrhundert jünger, ja einige derſelben wohl zwey; wie nicht aus bloſſer kritiſcher Schätzung, ſondern aus den ausdrücklich beygefügten Jahrzahlen zu erkennen.

Doch ich bin weit entfernt, mich eines ähnlichen Trugſchluſſes ſchuldig zu machen, und blos daraus, daß alle Handſchriften viel neuer ſind, den Dichter ſelbſt für ſo viel neuer zu erklären. Es ſind vielmehr ganz andere Umſtände, woraus ich ſchlieſſen zu können glaube, daß er wenigſtens jünger ſeyn müſſe, als der Verfaſſer des Renners, und vermuthlich in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts geſchrieben habe. Umſtände, die weniger von Anſchein und Geſchmack abhangen, und faſt den Werth förmlicher Zeugniſſe haben.

Einmal alſo, daß unſer Fabeldichter jünger als Hugo von Trimberg, der Verfaſſer des Renners, ſeyn müſſe, läßt ſchon Trimbergs Stillſchweigen von ihm vermuthen. Denn Trimberg ſchweigt nicht allein von ihm, welches ſo viel als nichts beweiſen würde; ſondern ſchweigt an Stellen von ihm, die gerade der Platz geweſen wären, ſeiner zu gedenken; an Stellen, an welchen er ſo vieler andern deutſchen Dichter des 13ten Jahrhunderts gedenkt, die zu Anfange des 14ten noch geleſen wurden; an Stellen, wo er die ganze deutſche Lectüre ſeiner Zeit nahmhaft macht, zu der unſer Fabeldichter wohl unſtreitig gehöret hätte, wenn er ſchon vorhanden geweſen wäre. Dieſe Stellen finden ſich auf dem 9ten und 82ſten Blatte der einzigen gedruckten Ausgabe des **Renners**, und ſind von ſolcher Wichtigkeit für den deutſchen Litterator, daß ich nichts überflüßiges zu thun glaube, wenn ich ſie ein andermal mit den nöthigen Erläuterungen und Verbeſſerungen aus den vortrefflichen Handſchriften ganz mittheile, die unſere Bibliothek von dieſem merkwürdigen Gedichte beſitzt. Itzt will ich blos dieſen halben Beweis, der aus einem nicht zu verzeihenden Stillſchweigen hergenommen wäre, durch einen Zuſatz verſtärken, wodurch er zu einem ziemlich vollſtändigen Beweiſe erwächſt.

Nehmlich: nicht genug, daß **Trimberg** von unſerm **Boner** nichts weiß; in beyden finden ſich Stellen, die ſich wie Original zur **Kopie** verhalten, und die man nur ein wenig genauer anſehen darf, um ſich zu überzeugen, daß die Originalität völlig auf Trimbergs Seite iſt, und folglich Trimberg auch früher geſchrieben haben muß. Von dieſen Stellen will ich nur die hauptſächlichſte wählen, welches die Erzählung von dem **Prälaten mit den Birnen** iſt, die ich bereits unter ſo mancherley Geſtalt als eine Bonerſche Erzählung dem Leſer vorgelegt habe. Dieſe nun hat auch **Trimberg**; und hat ſie ſo, daß ſie ſich unmöglich in einem ſo allgemein bekannten Werke, als Boners Fabeln ſeit ihrem Daſeyn geweſen zu ſeyn ſcheinen, bereits kann befunden haben. Denn er führet ſie ausdrücklich mit den Worten ein:

Ein war mere ich vernummen han,
Des ich nicht wol vergeſſen kan,
Das wil ich ſchreiben, das andre Leut
Dabey ſich wollen beſſern heut.

Er hat ſie vernommen, d. i., er hat ſie nicht aus Büchern, ſondern aus mündlichem Berichte; ſie ſchwebt ihm noch in friſchem Andenken; er hält ſie für werth, zur Belehrung anderer niedergeſchrieben zu werden. Druckt man ſich ſo aus von einem Mährchen, welches nicht allein in einem Buche zu finden, das in jedermanns Händen iſt, ſondern auch ſelbſt in dieſem Buche nicht zuerſt vorkömmt? Denn, wie wir geſehen haben, fängt dieſes Mährchen beym **Boner** überall an:

Von einem Biſchof lieſt man das.

Man lieſt, und ich habe vernommen: aus dieſen Worten allein iſt klar, wer mit des andern Kalbe gepflüget, oder wenigſtens pflügen können. Denn da **Boner** alle ſeine Fabeln aus dem Lateiniſchen genommen zu haben vorgiebt, ſo kann ich freylich nicht ſo geradezu behaupten, daß er wenigſtens dieſe, aus dem Deutſchen des **Trimbergs** habe. Aber was er nicht unmittelbar von ihm hat; kann er ihm wenigſtens mittelbar zu danken haben. Ein ſpätrer lateiniſcher Verſifex kann ſie aus dem Renner überſetzt, und damit den Anonymus des **Nevelet** vermehret haben. Und daß es einen ſolchen ſpätern Vermehrer dieſes Anonymus giebt, will ich an ſeinem Orte zeigen. Itzt will ich die Erzählung ſelbſt, nach Trimbergs Vortrage, nur ganz herſetzen, um urtheilen zu laſſen, ob ihre Originalität auch nicht durch ihre innere Güte beſtätiget wird?

Ein war mere ich vernummen han,
  des ich nicht wol vergeſſen kan,
Das wil ich ſchreiben, das andre leut
  dabei ſich wollen beſſern heut.
Do ein prelate ze imal ſas,
  und mit ſeinen geſten as,
Ein ſchenkart das wart im geſant
  mit birn. do ſprach er zu hant
Wer behelt mir das ſchenkar
  mit diſen birn one var,
Das ir keine werd verloren?
  Ob das geſchech, das wer zoren.
Si ſprachen, das tu ewer ſchweſter ſon.
  Wer ſolt es billicher denn er ton?
Nein, ſprach er, der iſt ein tor.
  Er nem vil leicht der beſten vor,
Und lies mier die böſten ligen.

Damit ward der red geſwigen.
Nu ſas ein geiſtlich man do bei,
Der ſprach diſſ: dir geklaget ſei
Got herre, das man den nicht ſol
Zu ſechzig birn getrawen wol,
Dem tauſend ſele emphohlen ſind!
Ein reich pharre het das kint,
Dem man zu den birn nicht
Getraut, als leider me geſchicht,
Das ſelen das feiler ſind den birn.
Des unbild get mir in mein hirn.

In 28 Zeilen erzählt Trimberg, wozu ſich Boner an die 70 nimmt. Und fehlt es dieſer Kürze darum an Klarheit? Rollt nicht alles hier weit beſſer und überraſchender, als dort? Welcher Nacherzähler iſt nicht weitſchweiſſig und wäſſrig? Und welches Kennzeichen der Urſprünglichkeit iſt ſichrer, als die Anwendung gerade nur ſo vieler Worte, als eben zum vollſtändigen Ausdrucke unentbehrlich ſind?

Und nun bediene ich mich abermals einer einzeln Fabel beym **Boner**, um ſein Alter noch genauer zu beſtimmen, und zu erhärten, daß er wohl nicht früher, als gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts möge geſchrieben haben. Ich meine die bekannte Fabel vom **Müller, ſeinem Sohne und ihrem Eſel**, über die vor zwanzig Jahren zwiſchen Franzoſen und Deutſchen ein kleiner Streit vorfiel, welche von beyden Nationen ſich die Erfindung derſelben zueignen könnte (*). Daß es eine deutſche Erfindung ſey, blieb ausgemacht; es ſey nun, daß ſie **Camerarius**, wie **Gottſched** wollte, aus unſers Boners alten deutſchen Fabel entlehnt habe, oder aus den *Facetiis Poggii*, wie ein Franzoſe für wahrſcheinlicher hielt. Denn Poggius ſelbſt bekennet in der Einleitung derſelben, daß ſie ſich aus Deutſchland herſchreibe, und eben dieſe Einleitung iſt es, die mir zu meiner Abſicht hier dienen ſoll. *Dicebatur*, ſchreibt

---

(*) Die Aufſätze, in welchen dieſer Streit geführet wurde, ſehe man im *Journal Etranger* und in **Gottſcheds Neueſten** vom Jahre 1756. Die mancherley Zuſätze und Berichtigungen, deren ſie fähig ſind, werde ich an einem andern Orte anzeigen.

Poggius,(*) inter Secretarios Pontificis, eos qui ad vulgi opinionem venirent, miſerrima premi ſervitute: cum nequaque poſſibile eſſet, cum diverſa ſentirent, placere omnibus, diverſis diverſa probantibus. Tum *quidam* ad eam ſententiam fabulam retulit, *quam nuper in Alamania ſcriptam pictamque vidiſſet.* Senem, ait, fuiſſe ... und wie die beſagte Fabel daſelbſt weiter lautet, die bey unſerm Boner die 52ſte iſt, in der Ausgabe der Schweizer. Wer ſieht nicht, daß hier die Worte in Betrachtung kommen: quam nuper in Alemannia ſcriptam pictamque vidiſſet; und beſonders das nuper? Das nuper zwar iſt ſehr bald zu beſtimmen. Denn aus der Schlußrede des Poggius zu ſeinen Facetiis erhellet, daß dieſe Schnurren aus den vertraulichen Geſprächen entſtanden, die er während der Regierung Pabſt Martinus des V, alſo von 1417-1431, mit einigen Freunden in dazu eigentlich beſtimmten Zuſammenkünften gehalten. Alſo, auch von 1417 an gerechnet, kann nuper keine ältere Zeit, als den Anfang des 15ten oder das Ende des 14ten Jahrhunderts bedeuten; und das wäre es eben; was ich wollte. Eine Fabel, von der es frühſtens um 1417 heißt, daß ſie vor kurzem, nuper, erfunden worden, iſt Beweis genug, daß die ganze Sammlung, worinn ſie ſich befindet, nicht älter ſeyn kann. Aber nun iſt die Frage: heiſſen denn die Worte zuſammen auch nothwendig das? quam nuper in Alemania ſcriptam pictamque vidiſſet. Iſt nuper nicht eben ſowohl zu vidisſet zu ziehen, als zu ſcriptam pictamque? Muß eine Sache, die man erſt neulich geſehen hat, auch ſchlechterdings erſt neulich gemacht ſeyn? Wahrlich nicht; und dieſes iſt abermals ein Beweis, wie zweydeutig die liebe lateiniſche Sprache iſt. Indeß, was an dieſem Exempel für mich das beſte iſt, iſt dieſes: daß der doppelte Sinn, der darinn liegt, nicht weit auseinander ſeyn kann. Was Poggius ſelbſt, oder ſein Bekannter, in der Art, an der ſie ſo reich, mit der ſie ſo bekannt waren, erſt neulich geſehen hatte, geſchrieben und gemahlt geſehen hatte, muß wohl auch erſt neulich gemacht ſeyn. Wenigſtens nicht ſehr viel früher; weil es wohl ſonſt ſchon

---

(*) Auf dem XI. Blatte der Straßburger Ausgabe von 1511.

längſt, zu ihrer und ihres Gleichen Kenntniß gekommen wäre. Nichts breitet ſich leichter und geſchwinder aus, als Hiſtörchen, die eine unſtreitige Wahrheit auf eine ſo ſinnreiche Art unſrer Anſchauung darſtellen. Ich ſagte „Poggius ſelbſt oder ſein Bekannter“ denn es wäre möglich, daß Poggius hier von ſich ſelbſt in der dritten Perſon ſpräche. Er war, wie bekannt, während des Conciliums zu Coſtnitz, in dieſen Gegenden von Deutſchland geweſen, und hatte die Bibliotheken der Klöſter mit vielem Nutzen durchſucht. Da konnte ihm denn leicht, in mehr als einer, eines von den obenbeſchriebenen Exemplaren der Boner'ſchen Fabeln, mit Gemählden, zu Geſichte gekommen ſeyn, auf die er mir ſo deutlich durch das ſcriptam pictamque anzuſpielen ſcheinet.

Noch muß ich eine Kleinigkeit mit einem Worte berühren: die jedoch hier ſogar Kleinigkeit nicht iſt. Was mich in der Meynung beſtärket, daß Boner nicht früher als in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts könne gelebt haben, iſt dieſes, daß er ſich nicht Boner, ſondern Bonerius nennet. Denn ich denke, es iſt ausgemacht, daß der Gebrauch, ſeinem deutſchen Namen eine lateiniſche Endung zu geben, erſt um dieſe Zeit aufgekommen iſt; als der Vorläuffer der noch pedantiſchern Sitte, ihn nach ſeiner Bedeutung in eine gelehrte Sprache zu überſetzen, welche gegen das ſechzehnte Jahrhundert und weiter hin, ſo annehmlich befunden wurde.

Nachſchrift.

Ich darf dieſe zweyte Entdeckung, über die ſogenannten **Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger**, nicht in die Welt ſchicken, ohne **Gottſcheden**, mit dem ich es ſo vielfältig darinn zu thun habe, eine Gerechtigkeit zu erzeigen, die er ſich ſelbſt wiederfahren zu laſſen, wenn er noch lebte, ohne Zweifel nicht ermangeln würde. Ich habe nehmlich geglaubt, daß er von unſern Handſchriften dieſer Fabeln nicht mehr wiſſe, als er gelegentlich im Brachmond 1756. ſeines **Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit**, herbringen wollen. Nun aber finde ich, leider zu ſpät, daß er ſchon zehn Jahre vorher ein Programma de quibusdam **Philoſophiæ Moralis apud Germanos** antiquiores ſpeciminibus geſchrieben, aus welchem zu erſehen, daß er auch den alten Bamberger Druck gekannt, von welchem ich am erſten anzumerken geglaubt, daß er die nehmlichen Fabeln enthalte, welche Scherz zu allererſt herauszugeben vermeynte. Wie nachläſſig er aber dieſe Entdeckung genutzt; wie ſorglos er eben daſelbſt nicht nur die Fehler in Anſehung unſerer Handſchrift begangen, die ich an ſeinem **Neueſten** gerügt, ſondern auch wie viel plumper dieſe Fehler dort erſcheinen! mag ſelbſt nachſehen, wer Luſt und Gelegenheit dazu hat. Ich kann mich nur nicht genug wundern, Theils, wie den Schweizern ſo viel früher die Gottſchediſche Anzeige unbekannt bleiben können, Theils, wie Gottſched es verſäumen können, als die Ausgabe der Schweizer erſchien, es der Welt mit ſeiner gewöhnlichen Beſcheidenheit anzuzeigen, wie viel dieſe Herausgeber ſchon längſt von ihm hätten lernen können. Aber ſo ging es damals: jeder ſchimpfte auf den andern, und keiner las den andern.

XXII.

Ueber den Anonymus des Nevelet.

Man verſtehet unter dieſer Benennung den ungenannten halbbarbariſchen lateiniſchen Dichter, deſſen elegeiſche Fabeln in der Sammlung des **Nevelet** unmittelbar auf die Fabeln des Avianus folgen. Da er in der Geſchichte der Fabel vieler Umſtände wegen ſehr merkwürdig iſt; da ich bereits zweyerley von ihm erwieſen habe, nehmlich, daß er im Grunde nichts als ein verſificirter **Romulus** ſey (*), und daß er eine von den Hauptquellen unſers **Boners** geweſen (**): ſo will ich, was ich ſonſt für Nachforſchungen über ihn gemacht habe, hier mittheilen. Sie werden nicht allein die Neugierde des Litterators unterhalten, ſondern können einmal denjenigen Gelehrten nützlich ſeyn, der etwa dieſem Anonymus eben die Ehre erweiſen wollte, die **Kannegieter** dem **Avianus** erwieſen hat. Denn wir wollen nur immer die Zunft der Scholiaſten noch eine Weile be-

(*) Beytrag I. S. 67. [Band IX, S. 53.]

(**) S. 26. dieſes fünften Beytrags. [oben S. 350.]

ſtehen laſſen! Wenn ſie mit den guten klaſſiſchen Schriftſtellern fertig iſt, kann ſie ja die Schriftſteller der ſpätern Zeiten vornehmen, welche aufzuklären und zu berichtigen gewiß nicht weniger Scharfſinn und Kritik erfordert. Annehmen und vorausſetzen, daß dieſes überflüſſig, und jenes ſchon geſchehen ſey, heißt ein wenig zu viel Unkunde in dieſer Art von Gelehrſamkeit verrathen. ——

1. Die Zeit, in welcher der Ungenannte, von dem die Rede iſt, gelebt, läßt ſich bis itzt noch eben ſo wenig mit Gewißheit angeben, als ſein Name. An Verſuchen, beides zu leiſten, haben es die Gelehrten zwar nicht fehlen laſſen; aber dieſe Verſuche zu widerlegen, iſt leichter, als etwas Zuverläſſigers an ihre Stelle zu ſetzen. Sie reiben ſich zum Theil unter einander ſelbſt auf; und da ihre Verſchiedenheit gewiſſer Maaſſen von der Verſchiedenheit des Urtheils abhängt, das jeder von dem innern Werthe des Gegenſtandes gefället: ſo verlohnt es ſich ſchon der Mühe, vorher einen Blick darauf zu werfen; wäre es auch nur, um an einem Exempel mehr zu zeigen, daß der Geſchmack in ſolchen kritiſchen Unterſuchungen zwar nichts entſcheiden, aber doch auch (man erlaube mir dieſes Wort) der Mißgeſchmack, ſelbſt den gelehrteſten Mann gewaltig irre führen kann.

2. Alſo vom Gyraldus anzufangen, dem erſten, und wohl noch dem einzigen kritiſchen Geſchichtſchreiber der Poeſie. —— Gyraldus nennt unſern Ungenannten Romulus. Poſſet et inter hos poetas, ſchreibt er (*), reponi Romulus ille, qui ad Tybertinum filium librum ſcripſit, quem, ab imitatione apologorum Aeſopi illius Phrygis, *fabulas Aeſopi* nuncupavit: non, ut aliqui rati ſunt, tranſtulit. Mirum vobis dicam, quam anxie Parmenſes quidam, non Romulum hujus libelli autorem aſſerunt, ſed ſuum quendam Salonem municipem, qui Poeta dum Athenis ſtuderet, e Græco fabulas has noſtris moribus (ut ajunt) aptando, carmine compoſuerit. Sed certe hoc ipſo vel Romulo vel Salone, me puero nullus liber æque trivialibus magiſtris terebatur, poſt Alexandri ineptias. Wie Gyraldus zu dieſem

---

(*) de Poetarum hiſtoria, Dial. V. circa finem.

Irrthume gekommen, dem Verſificator den Namen des Urhebers beyzulegen, kann ich leicht begreiffen, wenn ich annehme, daß zu ſeiner Zeit in den Schulen Italiens eben ſolche Sammlungen von Fabeln gänge und gäbe geweſen, dergleichen ich an der Steinhöwelſchen in dem 1ten Beytrage beſchrieben, in welchen die elegiciſchen Fabeln unſers Anonymus den proſaiſchen des Romulus untergeordnet waren. Indeß kann Gyraldus nicht einmal dieſe Schulbücher genau angeſehen haben, geſchweige, daß er gar Handſchriften darüber zu Rathe gezogen hätte. Denn in dieſen ſteht die Zuſchrift des Romulus an ſeinen Sohn Tybertinus, oder Tyberinus, jederzeit vor den proſaiſchen Fabeln, und der Eingang zu den elegiciſchen enthält von dieſen Namen keinen. Auch ſagt Romulus in jener Zuſchrift ausdrücklich: Id ego Romulus tranſtuli de græco in latinum. Woher nun Gyraldus das beſſer wiſſen wollen; aus welchem Grunde er einen Schriftſteller, der ſich ſelbſt für nichts weiter als Ueberſetzer ausgiebt, zum Erfinder machen zu müſſen, geglaubt hat, wünſchte ich wohl belehrt zu ſeyn. Noch begieriger aber wäre ich zu wiſſen, wer der Salo von Parma ſeyn ſollte, mit dem ſeine Landsleute den Romulus ſo gern verdrengen möchten. Noch habe ich nirgends etwas von ihm in Erfahrung bringen können; und auch Gesner kannte ihn nicht weiter, als aus dieſer Stelle des Gyraldus. Daß aber unter den Ineptiis Alexandri nichts anders zu verſtehen ſey, als die Grammatik des Alexander **de Villa Dei**, iſt wohl unſtreitig. Sie iſt in Leoniniſchen Verſen, führt den Titel Doctrinale, und war ſeit der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts in allen Schulen eingeführt. Wenn wir nun annehmen dürften, daß die Fabeln unſers Anonymus, ſofort an die Stelle der Nugarum Maximiniani getreten, welche Alexander gleich zu Anfange ſeines Doctrinale aus den Schulen verweiſet: ſo wäre das die älteſte Spur, die mir noch von ihrem Daſeyn vorgekommen. — Doch Gyraldus ſoll ja ausdrücklich ſagen, daß ihr Verfaſſer bereits im 12ten Jahrhunderte gelebt habe? Wenigſtens verſichert dieſes **de la Monnoye** in ſeinen berichtigten **Menagianen** (*): Lilius Gyraldus attribuë ſes Fa-

---

(*) T. I. p. 173.

bles à un *Romulus* ou *Salo*, et le ſait vivre dans le 12 Siecle. Allein dieſer ſonſt ſo genaue Litterator hat ſich hier wohl ein wenig übereilt, wenn er darauf fuſſen zu können geglaubt, daß Gyraldus kurz vorher den Hildebertus nahmhaft macht, der 1100 geſtorben, ſodann des Gildas gedenkt, und fortfährt: poſſet et inter hos &c. Denn Gyraldus beobachtet überhaupt keine chronologiſche Ordnung, und das inter hos beziehet ſich nicht auf den Hildebertus und Gildas, ſondern auf die ſpätern lateiniſchen Dichter insgeſamt, qui nihil ad linguæ nitorem caſtimoniamque, ſed ad eruditionem et hiſtoriam non nihil aliquando faciunt, wie er ſich gleich Eingangs über ſie erkläret.

3. Nach dem Gyraldus iſt J. C. Scaliger zu hören, der in ſeinem Hypercritico eben ſo viel ſcharfe und geſunde, als ſchiefe und abgeſchmackte Urtheile über Dichter gefällt hat. Scaliger nennt unſern Anonymus Accius, und zählt ihn zu den ganz neuern Dichtern ſeines Jahrhunderts. Accius, ſchreibt er, quem faciunt Aeſopicarum authorem fabularum, ſi quis alius, tum accuratus, tum argutus poeta eſt. Illud obſervarunt præceptores noſtri: ab eo nusquam Ecthlipſin ullam factam in carmine ſyllabarum. Videmur tamen nos alicubi unam aut alteram deprehendiſſe. De ipſo vero ita judico: quæ dixit, a me nullo modo melius dici poſſe. Quare cum poetis novitiis non ſolum ediſcendum ob fabularum utilitatem, ſed etiam propter verſuum munditias imitandum. Parcius tamen concludendum ſententias arctiſſimis illis gyris moneo. Quod unum ſane illi poteſt obiici: cuiusmodi eſt illa vocum alluſio:

Aſſuitur muro reptile muris onus.

Neque enim eiusce generis agnominationes niſi in argutiis epigrammatum commendantur. Daß Scaliger hier von unſerm Anonymus rede, iſt aus dem angeführten Verſe klar, welcher in der 12ten Fabel de mure urbano et ruſtico vorkömmt. Aber welch ein Urtheil für ſolch einen Mann! Wenn er, dieſem Urtheile zu Folge, unſern Anonymus für einen alten Dichter genommen hätte, ſollte es mich weit weniger wundern, als daß er ihn dem ohngeachtet für ſo neu erkläret. Unterdeß ging auch dieſes natürlich zu. Denn vermöge ſeiner Erziehung kannte der ältere Scaliger die gemeinen Schulbücher nur wenig. Da kam ihm nun dieſes mit der Italieniſchen Ueberſetzung eines gewiſſen Accio Zucco in die Hände; er glaubte, wer die italieniſchen Reime gemacht habe, werde auch die lateiniſchen Verſe gemacht haben; und ſo entſtand ein lateiniſcher Dichter Accius, von dem bis auf den nämlichen Augenblick kein Menſch in der Welt etwas gehört hatte. Dieſe Bemerkung hat de la Monnoye über den Baillet(*) gemacht, welcher, wie von ihm zu vermuthen, dem Scaliger blindlings gefolgt war. Wenn aber de la Monnoye auch das dem Scaliger nicht will gelten laſſen, daß er allerdings einige Ekthlipſes bey unſerm Anonymus will gefunden haben; wenn de la Monnoye behauptet, daß an dem einzigen Orte, wo eine hätte ſeyn müſſen:

In gallo ſtolidum, in iaspide pulchra ſophiae
Dona notes — —

unſer Verſificator ſie dennoch lieber gar nicht machen wollen: ſo muß ich in Anſehung dieſes Exempels wenigſtens anmerken, daß alle unſere Handſchriften und alten Ausgaben dieſe Zeile ſo leſen, daß die Ekthlipſis gar nicht ſtatt findet. Nämlich:

Tu gallo ſtolidum, tu iaspide pulchra ſophiae
Dona notes — —

Ueberhaupt ſcheint mir, daß Scaliger unter Ekthlipſis nicht blos die Herausdrängung des m mit ſeinem vorhergehenden Selbſtlauter, ſondern eine jede Eliſion überhaupt verſtanden habe. Denn noch zur Zeit habe ich auch deren keine in allen den Fabeln finden können, die man von dem nämlichen erſten Verfaſſer zu ſeyn erachten kann; und nur in den letzten Fabeln, die offenbar von einer ſpätern Hand zu ſeyn ſcheinen, auch nicht einmal in allen Ausgaben befindlich ſind, kommen einige derſelben vor. So, denke ich, haben auch neuere Grammatici den Scaliger verſtanden; z. E. die Poëtica maior der Gieſſenſchen Profeſſoren, wo es im zweyten Buche S. 156. heißt: A paucitate eliſionum celebratur Accius is, quem faciunt Aeſopicarum fabularum autorem &c.

4. Um wie viel beſſer, ob ſchon neuer, als er beydes iſt, Scaliger unſern Anonymus macht: um ſo viel ſchlechter, ob-

---

(*) Poëtes modernes, §. 1238.

ſchon vielleicht auch um ſo viel älter, macht ihn Barth. Aber das 22ſte Kapitel des 3ten Buchs ſeiner Adverſariorum, welches er ihm gleichwol gewidmet, iſt offenbar zu zwey ganz verſchiedenen Zeiten geſchrieben. In der erſten Hälfte giebt er ihn für einen ganz unbekannten alten barbariſchen Dichter aus, den er zu allererſt bekannt mache. In poteſtatem meam venit fabularum Poeta *priſcus* in *obſoletisſimas* membranas exaratus, ſed valde ineptus atque barbarus; quia tamen non neſcio homines eſſe usque adeo talium ſtudioſos, ut nil quicquam interire velint, quod in membranis oſtenditur, vincam me ipſum patientia, et ſpecimen producam, unde de univerſo opere judicari poſſit. Und hierauf läßt er den Eingang des erſten Buches nebſt der erſten Fabel deſſelben folgen, und ſetzt hinzu: Talis eſt univerſa illa poeſis. Wahrlich ſcheint mir Barth hier ekler geweſen zu ſeyn, als ich ihn ſonſt an zwanzig Stellen finde: und ich ſchäme mich nicht zu bekennen, daß ich ſelbſt einer von denen bin, die durchaus nichts wollen untergehen laſſen, was auf ſehr altem Pergamen (obſoletiſſimis membranis) ſtehet, wenn es auch ſchon noch ein wenig ſchlechter iſt, als die angeführten Zeilen doch wirklich nicht ſind. Wüßten wir übrigens, was denn Barth eigentlich obſoletiſſimas membranas nenne: ſo wüßten wir vielleicht doch auch ſchon etwas mehr von der Zeit des darauf geſchriebenen Dichters. Allzuhoch zwar mag er in ſeinen Gedanken wol nicht damit hinaufgeſtiegen ſeyn; wenn wir aus dem ſchlieſſen ſollen, was er, nach meiner Vermuthung, zu einer andern Zeit beyzufügen für gut befunden. Denn nun hatte er erfahren, daß ſchon Nevelet den Fabeldichter ganz herausgegeben, von dem er gewiß keine Probe würde mitgetheilt haben, wenn er dieſen Umſtand vorher gewußt hätte. Ja, er würde dieſe Probe ohne Zweifel völlig aus ſeinen Adverſariis ausgeſtrichen haben, wenn ihm nicht noch eine Vermuthung wegen des wahren Verfaſſers beygefallen wäre, um derentwillen er glaubte, daß alles ſchon ſo ſtehen bleiben könnte, wie er es einmal geſchrieben. Et jam quidem, ſind ſeine Worte, edita et recenſita (univerſa illa Poeſis) a Neveleto Doſchio. Si quis me auctoris nomen roget, dicam Bernardum eſſe, cujus ad oculum ſimiles verſus de Caſtoris fabula producit Silveſter Giraldus, et hic forte exciderunt. Sed ne quis auctorem certiorem quoque ignorare poſſit, quae de eo reperi adjungam. *Aeſopus magiſter Athenienſium fuit. Quidam vero Imperator Romanorum rogavit magiſtrum Romalium, ut ſibi aliquas iocoſas fabulas conſcriberet ad removendum publicas curas. Magiſter Romalius non audens precibus tanti viri contradicere, auctorem Græcum in Latinum tranſtulit.* Haec membranae. Alſo auf einen Bernhard räth Barth; auf einen Bernhard. Und auf welchen? Denn es ſind dieſes Namens mehrere, die alle lateiniſche Verſe gemacht haben, und auf unſre Fabeln Anſpruch machen könnten. Auf eben den, von welchem beym Silveſter Giraldus einige Zeilen aus einer Fabel vom Biber vorkommen, die hier in ſeinen Adverſariis, in die er ſie ehedem eingetragen, verloren gegangen wären. Denn ſo verſtehe ich die Worte: et hic forte exciderunt. Das hic ziehe ich auf die Stelle in den Adverſariis, und nicht auf die alten Fabeln, aus welchen die ganze Fabel vom Biber ſich verloren habe; als welches man ſich vielleicht daher deſto eher einbilden könnte, weil wirklich unter den griechiſchen Fabeln des Aeſopus eine vom Biber enthalten iſt, welche das bekannte Mährchen von deſſen Geilen enthält(*). Ich ſchlage alſo im Silv. Giraldus die Stelle nach, die Barth kann gemeinet haben, und finde im zweyten Buche des Itinerarii Cambriæ, im dritten Kapitel, folgendes Diſtichon eines Bernardus, den er weiter als mit dieſem ſeinem bloßen Namen nicht angiebt:

Prodit item caſtor proprio de corpore velox
Reddere, quas ſequitur hoſtis avarus opes.

Und das ſind die Zeilen, die ad oculum den Zeilen unſers Anonymus gleich ſeyn ſollen? Die erſten Worte zeigen deutlich, daß ſie aus dem Zuſammenhange geriſſen ſind, in welchem ſie vermuthlich mit mehrern Beyſpielen einer ähnlichen Befreyung geſtanden; wenigſtens, daß der einzelne Fall des Bibers nicht als Aeſopiſche Fabel hier kann abgehandelt ſeyn, iſt offenbar. Das Latein iſt freylich eben ſo ſchlecht, als es bey dem Anonymo oft vorkömmt; aber wo iſt die geringſte Spur von dem Lieblings-

---

(*) Collect. Planud. Fab. 34.

fehler deſſelben, durch den er, nach Scaligers obigem Urtheile, der poetiſchen Jugend minder nachahmungswürdig ſeyn ſoll? von ſeinen ſo häufigen Aſſimilationen? von der kindiſchen Wortklapper, ohne welche der Anonymus faſt keine Zeile ſchreiben kann? Ich wollte ganz einen andern nennen, der ihm nicht allein in dieſen Tändeleyen, ſondern auch in der affectirten Vermeidung aller Eliſionen vollkommen gleich kömmt, welches denn eine weit ſchlieſſendere Aehnlichkeit geben würde. Und das wäre Alanus. Doch ich will mich ſelbſt nicht in Vermuthungen verlieren, indem ich anderer Vermuthungen widerlege. Ich will vielmehr gänzlich den gänzlich gelehrten Männern entſagen, die ſo reich an Muthmaßungen, und ſo arm an Urtheilskraft ſind; wenn ich vorher nur noch einen werde gehört haben, der ſo ganz in dieſe Claſſe nicht zu bringen, indem er ſeine kühnen und oft ſeltſamen Einfälle wenigſtens mit einer ſehr ausgeſuchten Beleſenheit zu belegen wußte.

5. Und dieſer iſt unſer Chriſt. Chriſt, welcher in der Hauptſache von Phädro unſtreitig Recht hat, in der er bisher weder widerlegt worden, noch ſchwerlich jemals widerlegt werden dürfte: Chriſt hielt auch, wie bekannt, die Fabeln des Avianus, ſo wie ſie Kannegieter herausgegeben hat, für ein untergeſchobnes Werk, an welchem Rufus Feſtus Avianus wenig oder gar keinen Antheil habe. Höchſtens könne dieſer in einer eignen und beſondern, größern und beſſern Sammlung von Fabeln, den Stoff zu einigen derſelben, und hin und wieder ein Wort oder einen Ausdruck, hergegeben haben. Das übrige ſey aus einem barbariſchen Zeitalter, und von einem eben ſo geſchmackloſen als unlateiniſchen Scribenten (*): **Ediderat Avienus fabulas multo plures, aliquanto melius, ut opinor, non elegiaco carmine. Has diu poſt homo nactus infelicis ſæculi ſcholaſticus, ad quadraginta duas, argumentis ſuo judicio delectis quibusdam, ut opinor, etiam additis, redegit, et omnia ſuis elegis pro lubitu comminuit: nihil aliud penſi, ut iſtud erat ſæculum, habiturus, niſi ut verſibus duodecim aut ſedecim ineptis inſcitæ brevitatis ſtudio coarctaret, quæ viginti fortaſſis aut triginta luculentis**

(*) Proluſ. de Phaedro, p. 51

ſcripſerat Avianus. — *Ut iſtud erat ſaeculum!* Und welches war das Jahrhundert, das durch ſein inſcitæ brevitatis ſtudium ſo vorzüglich berühmt iſt? Ich kenne keines. Es iſt vielmehr der Fehler aller barbariſchen Jahrhunderte, daß ihre Schriftſteller an beyden Enden ausſchweiffen, und eben ſo oft Schwätzer als Wortſparer ſind; ihre guten Muſter nicht ſeltner in einem Schwall von Worten erſäuffen, als verſtümmeln. Doch Chriſt hat ohne Zweifel hiedurch auch kein eigentlich chronologiſches Merkmal angeben wollen, und alles, was er poſitives von dem Alter dieſes Pſeudoavienus ſagt, iſt nichts mehr als dieſes, daß er ſchwerlich älter, als unſer Anonymus, ſeyn könne. Hoc, quem deſcripſi, Pſeudoavieno, niſi vetuſtior, et multo recentior eſſe non videtur incertæ ætatis anonymus, a *Neveleto* etiam denuo publicatus, quem Accium ſubinde vocavi, non quod verum hoc nomen putarem, ſed ut aliquo non obſcuro deſignarem, atque ut obiter diſtinguerem ab alio fabularum ſcriptore, quem *Nilantius* dedit. Hiermit meynet Chriſt nicht die Fabulas antiquas, auf die es dem Nilant vornehmlich angeſehen war: ſondern er meynet den Romulus ſelbſt, den Nilant auf dieſe Fabulas antiquas folgen laſſen, ob er ſchon bereits längſt in der Steinhöwelſchen Sammlung vollſtändiger und beſſer vorhanden war. Denn unter dieſem Namen, welcher eigentlich nur den proſaiſchen Fabeln gehört, verſtand man auch nicht ſelten die elegiſchen unſers Anonymus, woraus eine Verwirrung erwuchs, der man doch einmal abhelfen mußte, und der man nicht beſſer abhelfen konnte, als wenn man dem einen und dem andern den Namen eines beſondern Verfaſſers beylegte; geſetzt auch, daß man den Irrthum eines groſſen Mannes dazu brauchte, wenn man nur weiß, daß es ein Irrthum iſt. Die übrigen Vermuthungen, die Chriſt von dieſem ſeinem Accius macht, gründen ſich auf die leeren Aeuſſerungen des armſeligen Scholiaſten, der ſich in einigen alten Drucken und Handſchriften bey den Fabeln findet. Nugæ gloſſarum veterum ineptiſſimarum modo ſcriptorem earum elegiaco carmine fabularum faciunt, *Magiſtrum Eſopum de civitate Athenienſi*; modo *Gualterum anglicum*, qui, ut puto, eſt inter cathedræ Romanæ purpuratos, dictus *a Winterhorn*, quem tradunt diem ſuum obiiſſe a. C. N.

MCCCV; modo ſubobſcure aliquid ex hoc libro tribuunt *magiſtro Romulio*: quatenus fortaſſis argumenta præbuit. Ich kann nicht ſagen, auf welchen Währsmann ſich Chriſt wegen des Gualterus Anglicus hierbey bezieht. Ich finde in den alten gedruckten und geſchriebenen Büchern, die ich vor mir habe, davon nichts. Aber daß mit dem Magiſter Aeſopus blos auf den Inhalt und den Urſtoff geſehen worden, ſo wie unter dem Romulius der mehrgedachte Romulus zu verſtehen, ergiebt ſich ja wohl von ſelbſt; und wie es gekommen, daß dieſer Namen beiden Fabeln, den proſaiſchen ſowol als den elegieiſchen, gegeben worden, habe ich ſchon geſagt. Auf Veranlaſſung der alten Fabelbücher nämlich, in welchen die elegieiſchen, ſo weit ſie langten, den proſaiſchen untergeordnet waren, wie in dem Steinhöwelſchen zu ſehen. Vielleicht aber daß ſelbſt Chriſt von dieſem keine klare Idee hatte, indem ihm überhaupt bey ſeiner Nachricht ſo viele Bücher ſelbſt nicht vor Augen geweſen. Wenigſtens kann es nur aus dieſer Urſache geſchehen ſeyn, daß er zwey deutſche Schriftſteller mit einander verwechſelt hat, von welchen ſich unſere gedruckte Litteratur ſo zu reden anfängt, und die ſich beide um unſere Sprache im funfzehnten Jahrhunderte ſo verdient gemacht haben, daß ihr Andenken wohl erneuert zu werden verdienet, welches ſchwerlich aus einer Bibliothek vollſtändiger geſchehen kann, als aus unſerer. Nämlich Heinrich Steinhöweln ſelbſt, der ein Arzt in Ulm und von Weyl gebürtig war, mit Niklas von Wyle. der Canzler bey dem Grafen Ulrich von Wirtenberg, und aus Eßlingen geweſen. Eines jeden beſondere Schriften ſollen ein andermal angezeigt werden.

Itzt bleibe ich blos bey der Hauptſache ſtehen, die das Urtheil betrifft, welches Chriſt über den claſſiſchen Werth unſers Anonymus ausſpricht. Wenn dieſes Urtheil ſehr gemäßiget zu ſeyn ſcheint, indem es gleichſam zwiſchen den Meynungen des Barth und J. C. Scaliger mitten inne liegt, ſo iſt es doch darum nicht minder paradox, indem es der Rangordnung, nach welcher man gewöhnlich die ſpätern römiſchen Autores auf einander folgen läßt, ſo gewaltig widerſpricht. Aus einem barbariſchen Versmacher nämlich wird Chriſt auf einmal ein Scribent, wie wir uns nur immer einen Virum conſularem des 4ten

Jahrhunderts, wenigſtens einen Höfling der Antoniner gedacht haben. Denn nicht allein in dieſe Zeiten erhebt er ihn, ſondern erkennt ihn auch an Sprache und Geſchmack dieſer Zeiten für würdig. Scilicet, ſagt er ausdrücklich — — — (*)

Sechſter Beytrag.

1780.

THEOPHILI PRESBYTERI

DIVERSARVM ARTIVM SCHEDVLA.**)

Theophilus, humilis presbyter, ſervus ſervorum Dei, indignus nomine et profeſſione monachi, omnibus mentis deſidiam animique (1) *vagationem* utili manuum occupatione, et delectabili novitatum meditatione declinare et calcare volentibus, retributionem cœleſtis præmii! Legimus in exordio mundanæ creationis, hominem ad imaginem et ſimilitudinem Dei conditum et inſpiratione divini ſpiraculi animatum, tantæque dignitatis excellentia cæteris animantibus prærogatum, ut rationis capax divinæ prudentiæ, conſilii ingeniique mereretur participium, arbitriique libertate donatus ſolius conditoris ſui ſuſpiceret voluntatem et revereretur imperium. Qui aſtu diabolico miſere deceptus, licet propter inobedientiæ culpam privilegium inmortalitatis amiſerit, tamen ſcientiæ et intelligentiæ dignitatem adeo in poſteritatis propaginem tranſtulit, ut quicunque curam ſollicitudinemque addiderit, totius artis ingeniique capacitatem quaſi hæreditario jure adipiſci poſſit. Hujusmodi intentionem humana ſuſcipiens ſollertia, et in diverſis actibus ſuis inſiſtens lucris et

---

(*) Hier bricht die Handſchrift dieſes Aufſatzes ab, die der ſel. Leſſing nicht lange vor ſeinem Tode in die Druckerey gab; und bis itzt hat ſich von ihrer Fortſetzung unter ſeinen Papieren nichts gefunden. Eſchenburg.

**) Die von Chr. Leiſte in der Vorrede S. 14 angezeigten Druckfehler und Abweichungen von der Handſchrift ſind hier ſtillſchweigend verbeſſert.

(1) C. L. vacationem.

voluptatibus, per temporum incrementa, tandem ad prædeſtinata chriſtianæ religionis perduxit tempora, factumque eſt, ut quod ad laudem et gloriam nominis ſui condidit diſpoſitio divina, in eius obſequium converteret plebs Deo devota. Qua propter quod ad noſtram usque ætatem ſollers prædeceſſorum tranſtulit proviſio, pia ſidelium non neglegat devotio; quodque hæreditarium Deus contulit homini, hoc homo omni aviditate amplectatur et laboret adipisci. Quo adepto nemo apud ſe, quaſi ex ſe et non aliunde accepto glorietur; ſed in Domino, a quo et per quem omnia, et ſine quo nihil, humiliter gratuletur, nec conceſſa invidiæ ſacculo recondat, aut tenacis armariolo cordis occultet, ſed omni jactantia repulſa, hilari mente ſimpliciter quærentibus eroget, metuatque evangelicam illius negotiatoris ſententiam, qui domino ſuo reconſignare *diſſimulans* (2) *mammonam* fœneratam, omni beneficio privatus oris ſui iudicio nequam ſervi promeruit notam. Quam ſententiam incurrere formidans ego indignus et pene nullius nominis homuncio, quod mihi gratis conceſſit, quæ dat omnibus affluenter et non impauperat, divina dignatio, cunctis humiliter discere deſiderantibus gratis offero, et ut in me benignitatem dei recognoscant largitatemque mirentur, admoneo et ut idem, ſi opera addiderint, ſibi præſto eſſe, procul dubio credant, inſinuo. Sicut enim homini quodcunque vetitum aut indebitum cujuscunque modi ambitione attemptare, ſive rapina uſurpare, iniquum eſt et deteſtabile: ſic jure debitum, et ex patre Deo hæreditarium intemptatum negligere aut contemptui ducere, ignaviæ adſcribitur ac ſtultitiæ. Tu ergo quicunque es, Fili kariſſime, cui Deus miſit in cor, campum latiſſimum diverſarum artium perſcrutari, et ut exinde, quod libuerit colligas, intellectum curamque apponere, non vilipendas precioſa et utilia quæque, quaſi ea tibi ſponte aut inſperato domeſtica terra produxerit; quia ſtultus negotiator eſt, qui theſaurum ſubito foſſa humo repererit, ſi illum colligere et ſervare neglexerit. Quod ſi tibi arbuſta vilia myrrham, thus et balſama producerent, ſeu fontes domeſtici oleum, lac et mella profunderent, ſive pro urtica et carduo ceterisque horti graminibus nardus et fiſtula diverſorumque generum aromata creſcerent, numquid his contemptis tanquam vilibus et domeſticis ad extranea, nec meliora, ſed fortaſſis viliora comparanda circuires terras et maria? Et hoc te judice grandis foret ſtultitia. Quamvis enim ſoleant homines quæque precioſa multo ſudore quæſita, ſumptuumque numeroſitate comparata, primo loco reponere, ſummâque tueri cautela: tamen ſi forte interdum gratis occurrerint aut inveniantur paria ſeu meliora, non diſſimili, imo majori ſervantur cuſtodia. Qua propter, Fili dulcisſime, quem Deus omnino beatum fecit in hac parte, qua tibi gratis offeruntur, quæ multi marinos ſecantes fluctus cum ſummo periculo vitæ, famis ac frigoris artati neceſſitate, aut diuturna doctorum feſſi ſervitute, nec defatigati diſcendi deſiderio, intolerabili tamen acquirunt labore; hanc DIVERSARVM ARTIVM SCHEDVLAM avidis obtutibus concupiſce, tenaci memoria perlege, ardenti amore complectere. Quam ſi diligentius perſcruteris, illic invenies *quicquid diverſorum* (3) colorum generibus et mixturis habet Græcia; quicquid in electrorum operoſitate, ſeu nigelli varietate novit *Ruſca* (4); quicquid ductili vel fuſili, ſeu interraſili opere diſtinguit Arabia; quicquid in vaſorum diverſitate, ſeu gemmarum oſſiumve ſculptura auro decorat Italia; quicquid in feneſtrarum precioſa varietate diligit Francia; quicquid in auri, argenti, cupri et ferri, lignorum lapidumque ſubtilitate *ſollers laudat Germania* (5). Quæ cum ſæpe relegeris et tenaci memoriæ *compeſſubis* (6), ut, quoties labore meo bene uſus fueris, ores pro me apud miſericordiam Dei omnipotentis, qui ſcit, me nec humanæ laudis amore, nec temporalis præmii cupiditate, quæ digeſta ſunt, conſcripſiſſe, aut invidiæ livore precioſum quid aut rarum ſubtraxiſſe, ſeu mihi peculiariter reſervatum conticuiſſe, ſed in augmentum honoris et gloriæ nominis ejus multorum neceſſitatibus ſuccurriſſe et profectibus conſuluiſſe.

---

(2) C. L. *deſiderans pecuniam.*

Explicit Prologus. Incipiunt Capitula.

Cap. I. *de temperamento colorum in nudis corporibus.*
— II. *de colore praſino.*

---

(3) C. L. quicquid in diverſorum.

(4) C. L. Rutigia.

(5) C. L. ſollers Germania inveſtigat.

(6) C. L. commendaveris.

Cap. III. *de pose primo* (7).
— IV. *de roſa prima.*
— V. *de lumina prima.*
— VI. *de veneda in oculis ponenda.*
— VII. *de pose ſecundo.*
— VIII. *de roſa ſecunda.*
— IX. *de lumina ſecunda.*
— X. *de capillis puerorum, adoleſcentum et juvenum.*
— XI. *de barbis adoleſcentum.*
— XII. *de capillis et barba decrepitorum et ſenum.*
— XIII. *de exudra et cæteris coloribus vultuum.*
— XIV. *de mixtura veſtimentorum in muro.*
— XV. *de mixtura veſtimentorum in laqueari.*
— XVI. *de tractu, qui imitatur ſpeciem pluvialis arcus.*
— XVII. *de generibus in temperamentis folii.*
— XVIII. *de cenobrio.*
— XIX. *de viridi ſalſo.*
— XX. *de viridi hiſpanico.*
— XXI. *de ceroſa.*
— XXII. *de incauſto.*
— XXIII. *de tabulis altarium et oſtiorum, et de glutine vernition.*
— XXIV. *de glutine corii et cornuum cervi.*
— XXV. *de dealbatura gypſi ſuper corium et lignum.*
— XXVI. *de rubricandis oſtiis et de oleo lini.*
— XXVII. *de glutine vernition.*
— XXVIII. *de ſellis equeſtribus et octoforis.*
— XXIX. *de petula auri.*
— XXX. *de petula ſtagni.*
— XXXI. *de coloribus oleo et gummi terendis.*
— XXXII. *quoties idem colores ponendi ſint.*
— XXXIII. *de pictura translucida.*
— XXXIV. *de molando auro in libris et de fundendo molendino.*
— XXXV. *quomodo aurum et argentum libris imponatur.*
— XXXVI. *quomodo decoretur pictura librorum ſtagno et croco.*

---

(7) pro pose C. L. ubique habet *poſt.*

Cap. XXXVII. *de omni genere glutinis in pictura auri.*
— XXXVIII. *quomodo colores in libris temperentur.*
— XXXIX. *de generibus et temperamentis ſolii.*
— XL. *de cenobrio.*
— XLI. *de viridi ſalſo.*
— XLII. *de viridi hiſpanico.*
— XLIII. *de ceroſa.*

Incipit liber primus.

Cap. I. *de temperamento colorum in nudis corporibus.*

Color, qui dicitur membrana, quo pingitur facies et nuda corpora, ſic componitur. Tolle ceroſam i. e. album, quod ſit ex plumbo, et mitte eam non tritam, ſed ita ut eſt ſiccam, in vas cupreum vel ferreum, et pone ſuper prunas ardentes et combure donec convertatur in flavum colorem (8). Deinde tere eum, et admiſce albam ei ceroſam et cenobrium, donec carni ſimilis ſiat. Quorum colorum mixtura in tuo ſit arbitrio; ut ſi, verbi gratia, rubeas facies habere vis, plus adde cenobrii, ſi vero candidas, plus appone albi; ſi autem pallidas, appone pro cenobrio, modicum praſini.

Cap. II. *de colore praſino.*

Qui praſinus, eſt quaſi confectio quædam habens ſimilitudinem viridis coloris et nigri, cujus natura talis eſt, quod non teritur ſuper lapidem, ſed miſſus in aquam reſolvitur et per pannum diligenter colatur, cujus uſus in recenti muro pro viridi colore ſatis utilis habetur.

Cap. III. *de poſc primo.*

Cum vero membranam miſcueris et inde facies et nuda corpora impleveris, admiſce praſinum et rubeum, qui conburitur ex ogra, et modicum cenobrii, et conſice poſc, ex quo deſignabis ſupercilia et oculos, nares et os, mentum et foſſulas circa nares, et tempora, rugas in fronte et collo, et rotunditatem faciei, barbas juvenum et articulos manuum et pedum, et omnia membra, quæ diſtinguntur in nudo corpore.

---

(8) C. L. addit *vel glaucum.*

Cap. IV. *de roſa prima.*

Deinde miſce cum ſimplici membrana modicum cenobrii et minii, et confice colorem, qui diciter roſa, unde rubricabis utramque maxillam, os et mentum inferius, collum et rugas frontis modice, ipſam frontem ſuper tempora ex utraque parte, naſum in longitudine et ſupernares ex utraque parte, articulos et cætera membra in nudo corpori.

Cap. V. *de lumina prima.*

Poſt hæc miſce cum ſimplici membrana ceroſam tritam et compone colorem, qui dicitur lumina. Inde illuminabis ſupercilia, naſum in longitudine et ſuper foramina narium ex utraque parte, ſubtiles tractus circa oculos et tempora inferius, et mentum ſuperius, et juxta nares et os ex utraque parte, frontem ſuperius, inter rugas frontis modice, et collum in medio, et circa aures, ac articulos manuum et pedum et brachiorum in medio.

Cap. VI. *de veneda in oculis ponenda.*

Deinde commiſce nigrum cum modico albo, qui color vocatur veneda, et inde imple pupillas oculorum. Adde ei etiam de albo amplius, imple oculos ex utraque parte, et album ſimplex linies inter pupillam et ipſum colorem, et cum aqua lavabis.

Cap. VII. *de poſe ſecundo.*

Poſtea accipe poſe, de quo ſupra dictum eſt, et admiſce ei amplius de praſino et rubeo ita, ut umbra ſit anterioris coloris, et imple medium ſpatium inter ſupercilia et oculos, et ſub oculis medium, et juxta naſum; et inter os et mentum, et granos ſeu barbillas adoleſcentum, et palmas dimidias verſus pollicem, et pedes ſupra minores articulos, et facies puerorum et mulierum a mento usque ad tempora.

Cap. VIII. *de roſa ſecunda.*

Deinde miſce cum roſa cenobrium, et linies inde in medio oris, ita ut anterior ſuperius inferiusque pereat, et fac ſubtiles tractus ſuper roſam in facie, in collo et fronte, et deſignabis inde articulos in palmis, et juncturas omnium membrorum et ungulas.

Cap. IX. *de lumina ſecunda.*

Et ſi facies tenebroſa fuerit ut ei non ſufficiat una lumina, adde ei amplius de albo, et ſuper priorem linies ſubtiles tractus per omnia.

Cap. X. *de capillis puerorum, adoleſcentum et juvenum.*

Poſt hæc miſce per omnia (*) modicum nigri cum ogra et imple capillos puerorum, et diſcerne eos cum nigro. Adde amplius nigri cum ogra et imple capillos juvenum, et illumina cum ſecundo.

Cap. XI. *de barbis adoleſcentum.*

Miſce praſinum et rubeum, et ſi vis roſæ modicum, et imple barbas adoleſcentum. Miſce ogram et nigrum et rubeum, et imple capillos et illumina ogra modico nigro mixta, et ex eadem mixtura fac nigros tractus in barba.

Cap. XII. *de capillis et barba decrepitorum et ſenum.*

Miſce modicum nigri cum ceroſa et imple capillos et barbas decrepitorum. Adde eidem colori amplius nigri et modicum rubei, et fac inde tractus, et illuminabis ſimplici ceroſa. Commiſce rurſum ceroſæ amplius nigri, et imple capillos et barbas ſenum, et fac tractus ex eodem colore, admixto ei nigro amplius et modico rubeo, et illumina eo unde decrepitos impleveras. Eo ordine, ſi vis, adhuc nigriores capillos et barbas compone.

Cap. XIII. *de exudra et ceteris coloribus.*

Deinde admiſce rubeo modicum nigri, qui color vocatur exudra, et fac inde tractus circa pupillas oculorum, et in medio oris, et ſubtiles tractus inter os et mentum. Poſt hæc cum ſimplici rubeo fac ſupercilia et ſubtiles tractus inter oculos et ſupercilia, et oculos inferius, et in plena facie naſum in dextera parte et ſupernares ex utraque parte, et os inferius, et circa frontem et maxillas ſenum interius, et circa digitos manuum et articulos pedum interius, et in converſa facie circa nares in anteriori parte. Supercilia vero ſenum ſive decrepitorum facies cum veneda, unde pupillas impleſti. Deinde cum ſimplici nigro juvenum ſupercilia facies, ita ut ſuperius aliquantulum rubei appareat, et oculos ſuperius et foramina narium, et os utraque parte, et circa auriculas, manus et digitos exterius, et articulos et cæteros corporis tractus. Omnes vero tractus circa nuda corpora fac cum rubeo, et ungues deſignabis cum exteriore roſa.

(*) Iſtud *per omnia* Lipſ. Cod. non agnoſcit et videtur temere ex antecedente repetitum.

Cap. XIV. *de mixtura veſtimentorum in laqueari.*

Miſce meneſe cum folio ſive cum nigro, et modicum rubeo, et imple veſtimentum. Admiſce etiam modicum nigri et fac tractus. Deinde miſce lazur cum modico meneſe, ſive cum folio, ſive cum eodem colore unde impleſti, et illumina primum, et cum puro lazur illumina ſuperius. Poſt hæc miſce parum albi cum lazur et fac ſubtiles et raros tractus. Imple veſtimentum cum rubeo, et ſi rubeum pallidum ſit, adde modicum nigri. Inde miſce amplius nigri cum eodem et fac tractus. Deinde miſce modicum rubei cum colore cenobrio et illumina primum. Poſt hæc adde modicum minii cum cenobrio et illumina ſuperius, imple veſtimentum cum cenobrio, et miſce cum eodem modicum rubei, et fac tractus. Deinde miſce primum modicum minii cum cenobrio et illumina primum. Poſt hæc illumina cum ſimplici minio. Ad extremum miſce modicum nigri cum rubeo, et fac exteriorem umbram. Miſce parum viridi cum ogra, ita ut de ogra plus ſit, et imple veſtimentum. Adde eidem colori modicum de fuco et parum rubei et fac tractus. Miſce eidem colori unde impleſti album, et illumina primum. Adde plus albi et illumina exterius. Miſce etiam cum ſuperiori umbra plus fuci et rubei et parum viridis et fac umbram exteriorem. Miſce fucum folii cum ceroſa et imple veſtimentum. Adde folii plus et fac tractus. Adde plus ceroſæ et illumina. Poſt hæc cum ſimplici ceroſa. Ad extremum modicum folii triti et modicum cenobrii miſce cum priore umbra et fac exteriorem. Et eodem colore imple aliud veſtimentum. Adde ei plus folii et cenobri et fac tractus. Adde eidem unde impleſti, ceroſam et modicum cenobrii et illumina primum. Adde plus ceroſæ et illumina ſuperius. Ad extremum miſce modicum rubei cum priori umbra, et fac exteriorem. Ex hac mixtura facies tria genera veſtimentorum, unum purpureum, aliud violaticum, tertium candidum. Miſce viride cum fuco et adde modicum ogræ et imple veſtimentum. Adde plus de fuco et fac tractus. Adde etiam modicum nigri et fac exteriorem umbram. Adde cum impletione plus viridis et illumina primum. Cum puro viridi illumina exterius, et ſi opus ſit, adde ei modicum albi. Miſce modicum cenobrii cum auripigmento et imple veſtimentum. Adde parum rubei et fac tractus. Cum ſimplici rubeo umbram exteriorem. Adde cum impletione plus auripigmenti et illumina primum. Cum ſimplici auripigmento illumina exterius. Uſus hujus veſtimenti non eſt in muro. Miſce auripigmentum cum indico, ſive cum meneſe, ſive cum ſuco ſambuci, et imple veſtimentum. Adde amplius de ſuco, ſive meneſe de indico, et fac tractus. Adde modicum nigri et fac umbram exteriorem. Deinde plus auripigmenti cum impletione, et illumina primum. Cum ſimplici auripigmento illumina ſuperius. Auripigmentum et quicquid ex eo temperatur, nullam vim habet in muro. Miſce meneſe cum folio et imple veſtimentum. Adde folii plus et fac tractus. Adde etiam parum nigri et fac exteriorem umbram. Cum ſimplici meneſe illumina primum. Adde parum albi et illumina ſuperius. Miſce ogram cum nigro et imple veſtimentum. Adde nigri plus et fac tractus. Adde etiam plus et fac umbram exteriorem. Adde ogræ plus cum impletione et illumina primum. Adde etiam plus et illumina ſuperius. Cum ogra et rubeo fac ſimiliter. Miſce album et viride et imple veſtimentum. Cum ſimplici viridi fac tractus. Adde parum ſuci, et fac umbram exteriorem. Adde plus albi cum impletione et illumina primum. Cum ſimplici albo illumina ſuperius. Miſce modicum nigri et parum rubei cum albo et imple veſtimentum. Adde plus rubei et parum nigri et fac tractus. Adde etiam amplius nigri et rubei et fac umbram exteriorem. Adde cum impletione plus albi et illumina primum. Cum ſimplici albo, illumina ſuperius. Miſce meneſe cum albo, ordine quo ſupra. Miſce ſimiliter nigrum cum albo. Eodem modo miſce ogram cum albo, et in umbra ejus adde modicum rubei.

Cap. XV. *de mixtura veſtimentorum in muro.*

In muro vero imple veſtimentum cum ogra, addito ei modico calcis, propter fulgorem, et fac umbras ejus ſive cum ſimplici rubro, ſive cum praſino, vel ex poſe, qui ſiat ex ipſa ogra et viridi. Membrana in muro miſcetur ex ogra et cenobrio et calce, et poſe ejus et roſa et lumina ſiant ut ſupra. Cum imagines vel aliarum rerum effigies pertrahuntur in muro ſicco, ſtatim aſpergatur aqua, tam diu donec omnino madidus ſit. Et in eodem humore liniantur omnes colores, qui ſupponendi ſunt, qui omnes calce miſceantur, et cum ipſo muro ſiccentur ut hæreant. In campo ſub lazure et viridi, ponantur color, qui dicitur veneda, mixtus ex nigro et calce, ſuper quem, cum ſiccus fuerit, ponatur in ſuo loco lazur tenuis cum ovi mediolo abundanter aqua mixto temperatus, et ſuper hunc iterum ſpiſſior propter decorem. Viride quoque miſceatur cum ſuco et nigro.

Cap. XVI. *de tractu qui imitatur ſpeciem pluvialis arcus.*

Tractus qui imitatur ſpeciem pluvialis arcus conjungitur diverſis coloribus, videlicet cenobrio et viridi: item cenobrio et meneſe; item viridi et ogra; item viridi et folio; item folio et ogra; Item meneſe et ogra; item cenobrio et folio, qui hoc modo componuntur. Fiunt duo tractus æqua latitudine; unus ex rubeo, calce mixto, in muro ſub cenobrio, ita ut vix quarta pars ſit rubei; in laqueari vero ipſum cenobrium ſimiliter cum creta mixtum. Alter vero viridis pari modo mixtus abſque ſuco, et inter eos ſiat albus tractus. Deinde miſce ex cenobrio et albo quot colores volueris, ita ut primus ſit modicum cenobrii, ſecundus plus, tertius amplius, quartus adhuc plus, donec pervenias ad ſimplex cenobrium. Deinde (*) eidem modicum rubeum. Deinde ſimplex rubeum. Poſt hæc rubeum nigro miſce. Ad ultimum nigrum. Simili modo commiſce colores ex viridi et albo, donec pervenias ad ſimplex viride. Deinde admiſce ei modicum ſucum. Commiſce iterum et adde plus ſuci. Poſt hæc miſce modicum nigri; deinde plus; ad ultimum ſimplex nigrum. Umbras vero in ogra facies cum rubeo; ad ultimum addito nigro. Umbras meneſe cum folio; ad ultimum addito nigro. Umbras folii cum rubeo, addito ad ultimum nigro. Qui colores ita ponendi ſunt, ut ex medio pallidiores tractus procedant, et ita aſcendant uſque ad exterius nigrum. Horum tractuum nunquam plus quam XII. eſſe poſſunt in utroque colore. Et ſi tot volueris, ſic tempera mixturas ut ſimplex in octavo loco ponas. Si volueris novem, in ſexto loco ſimplex pone. Si volueris octo vel ſeptem, in quinto loco ſimplex pone. Si volueris ſex, in quarto. Si quinque, in tertio. Si quatuor vel tres, non interponas eis ſimplex, ſed eum, qui ante ſimplicem poni deberet.

(*) C. L. addit *admiſce.*

habeas pro ſimplice, et eidem admiſce umbram uſque ad alterius nigrum. Hoc opere fiunt throni rotundi et quadranguli, et tractus circa lumbos, et arborum ſtipites cum ramis, et columnæ, et turres rotundæ, et ſedilia et quicquid rotundum apparere velis. Fiunt etiam arcus ſuper columnas in domibus eodem opere; ſed uno colore, ita ut interius album ſit et exterius nigrum. Turres rotundæ fiunt cum ogra, ita ut in medio ſit albus tractus, et ex utraque parte procedat ogra omnino pallida et paulatim trahens croceum colorem uſque ante penultimum tractum, cum quo miſceatur modicum rubeum; deinde modice amplius, ſic tamen ut nec ſimplex ogra nec ſimplex rubeum appareat. Eodem modo et eadem mixtura fiunt turres et columnæ ex nigro et albo. Stipites arborum commiſceantur ex viridi et ogra, addito modico nigro et ſuco. Quo colore pingitur etiam terra et montes. Fiunt etiam terra et montes ex viridi et albo ſine ſucco, ita ut interius ſit pallidum, et exterius trahat umbras mixtas cum modico nigro. Omnes colores, qui aliis ſubponuntur in muro, calce miſceantur propter firmitatem. Sub lazur et ſub meneſc et ſub viridi ponatur veneda; ſub cenobrio rubeum. Sub ogra et folio idem colores calce mixti.

Cap. XVII. *de tabulis altarium et oſtiorum, et de glutine caſei.*

Tabulæ altarium ſive oſtiorum primum particulatim diligenter conjungantur junctorio inſtrumento, quo utuntur doliarii ſive tonnarii; deinde conponantur glutine caſei, quod hoc modo fit. Caſeus mollis minutatim incidatur et aqua calida in mortario cum pila tamdiu lavetur, donec aqua multotiens infuſa pura inde exeat. Deinde idem caſeus attenuatus manu mittatur in frigidam aquam donec indureſcat. Poſt hæc teratur minutiſſime ſuper ligneam tabulam æqualem cum altero ligno, ſicque rurſum mittatur in mortarium et cum pila diligenter tundatur addita aqua cum viva calce mixta, donec ſic ſpiſſum fiat, ut ſunt feces. Hoc glutine tabulæ conpaginatæ, poſtquam ſiccantur, ita ſibi inhærent, ut nec humore nec calore disiungi poſſint. Poſtmodum æquari debent planatorio ferro, quod curvum et interius acutum habet duo manubria, ut ex utraque manu trahatur, unde raduntur tabulæ, oſtia, et ſcuta, donec omnino fiant plana. Inde cooperiantur corio crudo equi, ſive aſini, ſive bovis, quod aqua madefactum: mox ut pili craſſi fuerint, aqua aliquantum extorqueatur, et ita humidum cum glutine caſei ſuperponatur. Quo diligenter exſiccato, tolle inciſuras ejusdem corii ſimiliter exſiccatas et particulatim incide, et accipiens cornua cervi minutatim confracta malleo ferrarii ſuper incudem, compone in ollam novam, donec ſit dimidia, et imple eam aqua, ſicque adhibe ignem donec excoquatur tertia pars ejusdem aquæ, ſic tamen ut conbulliat (*), et ita probabis: fac digitos tuos humidos eadem aqua et cum refrigerati fuerint, ſi ſibi adhærent bonum eſt gluten; ſin autem, tamdiu coque donec ſibi adhæreant. Deinde effunde ipſum gluten in vas mundum, et rurſum imple ollam aqua et coque ſicut prius, ſicque facias usque quater. Poſthæc tolle gypſum more calcis conbuſtum, ſive cretam, qua pelles dealbantur, et tere diligenter ſuper lapidem cum aqua, deinde mitte in vas teſteum, et infundens gluten corii pone ſuper carbones, ut gluten liqueſiat, ſicque linies cum pincello ſuper ipſum corium tenuisſime; ac deinde, cum ſiccum fuerit, aliquantulum linies ſpisſius; et ſi opus fuerit linies tertio. Cumque omnino ſiccum fuerit, tolle herbam, quæ appellatur aſperella, quæ creſcit in ſimilitudinem junci et eſt nodoſa, quam cum in æſtate collegeris, ſiccabis in ſole, et ex ea fricabis ipſa dealbaturam, donec omnino plane et lucida fiat.

Cap. XVIII. *de rubicandis oſtiis et de oleo lini.*

Si autem volueris oſtia rubricare, tolle oleum lini, quod hoc modo compones. Accipe ſemen lini et exſicca illud in ſartagine ſuper ignem ſine aqua. Deinde mitte in mortarium et contunde illud pila donec tenuiſſimus pulvis fiat, rurſumque mittens illud in ſartaginem, et infundens modicum aquæ, ſic calefacies fortiter. Poſtea involve illud in pannum novum, et pone in preſſatorium, in quo ſolet oleum olivæ, vel nucum, vel papaveris exprimi, ut eodem modo etiam iſtud exprimatur. Cum hoc oleo tere minium ſive cenobrium ſuper lapidem ſine aqua, et cum pincello linies ſuper oſtia, vel tabulas, quas rubricare volueris, et ad ſolem ſiccabis. Deinde iterum linies et rurſum ſiccabis.

(*) C. L. legit *non bulliat.*

Cap. XIX. *de glutine vernition.*

Pone oleum lini in ollam novam parvulam, et adde gummi, quod vocatur fornis, minutiſſime tritum, quod habet ſpeciem lucidiſſimi thuris, ſed cum frangitur fulgorem clariorem reddit. Quod cum ſuper carbones poſueris, coque diligenter ſic ut non bulliat, donec tertia pars conſumatur; et cave a flamma, quia periculoſum eſt nimis, et difficile extinguitur ſi accendatur. Hoc glutine omnis pictura ſuperlinita lucida ſit et decora, ac omnino durabilis. Si vero defuerit corium ad cooperiendas tabulas, eodem modo et eodem glutine cooperiantur cum panno mediocri novo. Item alio modo. Compone quatuor lapides; qui poſſint ignem ſuſtinere, ita ut non reſiliant, et ſuper ipſos pone ollam rudem, et in eam mitte ſupra dictum gummi Fornis, quod romane Glaſſa dicitur, et ſuper os hujus ollæ pone ollulam minorem, quæ habeat in fundo modicum foramen, et circumlinies ei paſtam, ita ut nihil ſpiraminis inter ipſas ollas exeat. Deinde ſubpone ignem diligenter, donec ipſum gummi liqueſiat. Habebis etiam ferrum gracile et manubrio inpoſitum, unde commovebis ipſum gummi, et cum quo ſentire poſſis ut omnino liquidum ſiat. Habeas quoque ollam tertiam juxta ſuper carbones poſitam, in qua ſit oleum lini calidum, et cum gummi penitus liquidum fuerit, ita ut extracto ferro quaſi filum trahatur, infunde ei oleum calidum et ferro commove, et ſic inſimul coque ut non bulliat, et interdum extrahe ferrum, et lini modice ſuper lignum ſive ſuper lapidem, ut probes denſitatem ejus. Et hoc caveas in pondere, ut ſint duæ partes olei, et tertia gummi. Cumque ad libitum tuum coxeris diligenter, ab igne removens et diſco operiens refrigerari ſine.

Cap. XX. *de ſellis equeſtribus et octoforis.*

Sellas autem equeſtres et octoforos, item ſellas plicatorias, ac ſcabella et cætera, quæ ſculpuntur, et non poſſunt corio vel panno cooperiri, mox ut raſeris ferro, fricabis aſperella, ſicque bis dealbabis, et cum ſicca fuerint, rurſum aſperella planabis. Poſthæc in circino et regula metire et diſpone opus tuum, videlicet imagines aut beſtias, vel aves et folia, ſive quodcunque pertrahere volueris. Quo facto ſi decorare volueris opus tuum, auri petulam inpones, quam tali modo facies.

Cap. XXI. *de petula auri.*

Tolle pergamenam græcam, quæ ſit ex lana ligni, et fricabis eam ex utraque parte cum rubeo colore, qui comburitur ex ogra minutiſſime trito et ſicco, et polies eam dente caſtoris ſive urſi, vel apri, diligentiſſime, donec lucida fiat, et idem color ipſa fricatione adhæreat. Deinde incide forcipe ipſam pergamenam per partes quadras ad latitudinem quatuor digitorum, æqualiter latas et longas. Poſtmodum facies eadem menſura ex pergameno vituli, quaſi marſupium et fortiter conſues, ita amplum, ut multas partes rubricatæ pergamenæ poſſis imponere. Quo facto tolle aurum purum et fac illud attenuari malleo ſuper incudem æqualem diligentiſſime ita, ut nulla ſit in eo fractura, et incide illud per quadras partes ad menſuram duorum digitorum. Deinde mittes in illud marſupium unam partem rubricatæ pergamenæ, et ſupra eam unam partem auri in medio, ſicque pergamenam et rurſus aurum; atque ita facies donec impleatur marſupium, et aurum ſemper ſit in medio commixtum. Dehinc habeas malleum fuſilem ex auricalco, juxta manubrium gracilem et in plana latum, unde percuties ipſum marſupium ſuper lapidem magnum et æqualem, non graviter ſed moderate, et cum ſæpius reſpexeris, conſiderabis, utrum velis ipſum aurum omnino tenue facere, vel mediocriter ſpiſſum. Si autem ſupercreverit aurum in attenuando et marſupium exceſſerit, præcides illud forcipe parvulo et levi, tantummodo ad hoc opus facto. Hæc eſt ratio aureæ petulæ. Quam cum ſecundum libitum tuum attenuaveris, ex ea incides forcipe particulas quantas volueris, et inde ornabis coronas circa capita imaginum, et ſtolas et oras veſtimentorum, et cætera ut libuerit. Imponendo autem tolle clarum, quod percutitur ex albugine ovi ſine aqua, et inde cum pincello leniter linies locum in quo ponendum eſt aurum, et cauda ejusdem pincelli in ore tuo madefacta, continges unum cornu inciſæ petulæ, et ita elevans cum ſumma velocitate impones et cum pincello æquabis. Ea hora oportet te a vento cavere, et ab halitu continere, quia ſi flaveris, petulam perdes et difficile reperies. Quæ cum poſita fuerit et ſiccata, ei ſi volueris eodem modo alteram ſuperpone, et tertiam ſimiliter, ſi opus fuerit, ut eo lucidius cum dente ſive cum lapide polire poſſis.

Hanc etiam petulam, ſive volueris in muro et laqueari, eodem modo ponere poteris. Quod ſi aurum non habueris petulam ſtagni accipies, quam hoc modo facies.

Cap. XXII. *de petula ſtagni.*

Stagnum puriſſimum attenuabis diligenter incude malleo, quantas et quam tenues partes volueris. Et cum aliquantulum attenuari cœperint, purgabis eas in una parte panno laneo, et carbonibus ſiccis minutisſime tritis, ac iterum percuties malleo, rurſumque fricabis panno et carbonibus, ſicque ſingulis vicibus facies, donec omnino attenuaveris. Poſt hæc fricabis eas leniter dente apri ſuper ligneam tabulam æqualem, usque quo lucidæ fiant. Deinde conjunges easdem partes unam ad alterum ſuper ipſam tabulam, et adhærebis eas ſingulas ad lignum cum cera, nę posſint moveri, et ſuperlinies eas manu tua ex ſupradicto glutine vernicion atque ſiccabis ad ſolem. Poſtmodum accipe virgas ligni putidi, quas cum in Aprili incideris, findes per medium et ſiccabis ſuper fumum. Deinde auferes exteriorem corticem, et interiorem, qui eſt croceus, rades in patella munda, addens ei crocum ad quintam partem, et perfunde hæc vino vetere ſive cereviſia abundanter, et cum ita per noctem ſteterit, in craſtinum calefacies ſuper ignem donec tepefiat; ſicque impones tabulas ſtagneas ſingillatim, et frequenter elevabis, donec conſideres, quod aureolum colorem ſufficienter trahant. Poſtque rurſum adhærebis eas ligneæ tabulæ ſuperliniens gluten ſicut prius, et cum ſiccatæ fuerint, iam habes ſtagneas petulas, quas impones operi tuo ſecundum libitum tuum glutine corii. Ac deinceps accipe colores quos imponere volueris, terens eos diligenter oleo lini ſine aqua et fac mixturas vultuum ac veſtimentorum ſicut ſuperius aqua feceras, et beſtias ſive aves aut folia variabis ſuis coloribus, prout libuerit.

Cap. XXIII. *de coloribus oleo et gummi terendis.*

Omnia genera colorum eodem genere olei teri et poni poſſunt in opere ligneo, in his tantum rebus quæ ſole ſiccari poſſunt, quia quotiescunque unum colorem impoſueris, alterum ei ſuperponere non potes, niſi prior exſiccetur, quod in imaginibus diuturnum et tædioſum nimis eſt. Si autem volueris opus tuum feſtinare ſume gummi, quod exit de arbore ceraſo ſive pruno, et concidens illud minutatim pone in vas fictile, et aquam abundanter infunde, et pone ad ſolem, ſive ſuper carbones in hieme, donec gummi liqueſiat, et ligno rotundo diligenter commiſce. Deinde cola per pannum, et inde tere colores et impone. Omnes colores et mixturæ eorum hoc gummi teri et poni poſſunt, præter minium et ceroſam et carmin, qui cum claro ovi terendi et ponendi ſunt. Viride hiſpanicum non miſceatur ſuco ſub glutine, ſed per ſe cum gummi ponatur. Aliud miſcere vero potes, ſi volueris.

Cap. XXIV. *Quotiens idem ponendi ſint.*

Omnes colores ſive oleo ſive gummi tritos in ligno ter debes ponere, et pictura perfecta et ſiccata, delato opere ad ſolem, diligenter linies glutine illud vernicion, et cum defluere cœperit a colore leniter manu fricabis, atque tertio ſic facies, et tunc ſine donec penitus exſiccetur.

Cap. XXV. *de pictura translucida.*

Fit etiam pictura in ligno, quæ dicitur translucida, et apud quoſdam vocatur aureola, quam hoc modo compones. Tolle petulam ſtagni non linitam glutine, nec coloratam glutine vel croco, ſed ita ſimplicem et diligenter politam, et inde cooperies locum, quem ita pingere volueris. Deinde tere colores imponendos diligentiſſime oleo lini, ac valde tenues trahe eos cum pincello, ſicque permitte ſiccari.

Cap. XXVI. *de molendo auro in libris.*

Cum pertraxeris imagines vel litteras in libris, tolle aurum purum et lima illud minutiſſime in mundiſſima pelvi, ſive bacina, ſicque lavabis illud cum bincella in concha teſtudinis vel conchilii, quæ de aqua tollitur. Deinde habeas molendinum cum piſtillo ſuo, utraque fuſilia ex metallo cupri et ſtagni ita commixto, ut tres partes ſint cupri et quarta ſtagni mundi a plumbo. His ita compoſitis fundatur molendinum ad ſimilitudinem mortarioli, et piſtillum ejus circa ferrum quaſi nodus, ita ut ferrum inde procedat groſſitudine unius digiti, et longitudine modice amplius pedis dimidii; cujus ferri tertia pars infigatur ligno diligenter tornato ad longitudinem quaſi unius ulnæ, et rectiſſime forato, in cujus inferiori parte tamen a fine longitudine quatuor digitorum, ſit rotula ſive lignea ſive plumbea tornatilis, et in media parte ſuperiori ſigatur corrigia qua trahi et volvendo retrahi poſſit. Poſthæc mittatur ipſum molendinum in foramen ſuper ſcamnum ad hoc aptatum inter duas columnellas ligneas in ipſo ſcamno firmiter fixas, ſuper quas ſit aliud lignum eis inſertum, quod poſſit eici et reponi, in cujus medio inferius ſit foramen in quo volvatur piſtillum molendini. His ita diſpoſitis mittatur aurum diligenter purgatum in molendinum, addita modica aqua, et impoſito piſtillo atque ſuperiori ligno coaptato trahatur corrigia et revolvi permittatur, rurſumque trahatur et iterum revolvatur, ſicque ſiat per duas vel tres horas. Tunc ſuperius lignum eiciatur, et piſtillum in eadem aqua cum pincello lavetur. Deinde molendinum elevetur, aurum cum aqua usque ad fundum cum pincello moveatur et modice teneatur, donec quod groſſius eſt reſideat; moxque aqua in bacinam mundiſſimam effundatur, et quicquid auri cum aqua exierit, molitum eſt. Rurſomque impoſita aqua, repoſitisque piſtillo et ſuperiori ligno, iterum molatur eo ordine, quo prius, donec omnino exeat cum aqua. Tali modo molendum eſt argentum, auricalcum, et cuprum. Sed aurum diligentius molendum eſt, et leniter trahendum, ſæpiusque reſpiciendum quia mollius ceteris metallis eſt, ne forte adhæreat molendino vel piſtillo et conglomeretur. Quod ſi per negligentiam contigerit, quod conglomeratum eſt eradatur et eiciatur, et quod reliquum eſt uſque ad effectum molatur. Quo facto ſuperiorem aquam cum ſordibus de bacina effunde, inde aurum diligenter in concham mundam lava. Dehinc infundens ei aquam cum pincello move, et cum per unam horam in manu tenueris ipſam aquam in alteram concham funde, et illud minutiſſimum quod cum aqua exierit ſerva. Rurſumque impoſita aqua ſuper carbones calefac et move, ac ſicut prius minutum cum aqua eice, ſicque facies donec omnino purgaveris. Poſthæc ipſum minutum relava ordine eodem bis et tertio, et quicquid auri ſuſceperis priori admiſce. Eodem ordine lavabis argentum, auricalcum et cuprum. Deinceps tolle veſicam piſcis, qui vocatur huſo, et lavans aqua tepida tertio incide particulatim, ac mittens in ollam parviſſimam cum aqua, ſine mollificari per noctem, et in craſtinum coque ſuper carbones ita ut non bulliat, donec probes digitis tuis, ſi adhæreant, et cum fortiter adheſerint bonum eſt gluten.

Cap. XXVII. *quomodo aurum, et argentum ponatur in libris.*

Poſtea tolle minium purum, et adde ei tertiam partem cenobrii, terens ſuper lapidem. Quo diligenter trito, percute clarum ex albugine ovi, in æſtate cum aqua, in hieme ſine aqua, et cum purum fuerit, mitte minium in cornu et infunde clarum, impoſitoque ligno move modicum, et inde cum pincello imple omnia loca, in quibus aurum velis imponere. Dehinc pone ollulam cum glutine ſuper carbones, et cum liquefactum fuerit, funde in concham auri et lava illud inde. Quod cum effuderis in alteram concham, in qua purgamentum ſervatur, rurſus infunde gluten calidum, et tenens in palma manus ſiniſtræ, move diligenter cum pincello, et pone utrum volueris ſpiſſum vel tenue, ſic tamen ut glutinis modicum ſit, quia ſi ſuperabundaverit, nigreſcit aurum et non recipit fulgorem. Poſtquam autem ſiccatum fuerit, polies illud dente vel lapide ſanguinario diligenter limato et polito ſuper tabulam corneam æqualem ac lucidam. Quod ſi contigerit per neglegentiam glutinis non bene cocti, ut aurum in fricando ſe puluerit (*), vel præ nimia ſpiſſitudine ſe elevet, habeas penes te clarum vetus ſine aqua percuſſum, et mox cum pincello de eo modicum ac leniter liniens, cum ſiccum fuerit denuo dente vel lapide fricabis. Hoc modo aurum, argentum, auricalcum et cuprum in ſuis locis pones et fricabis.

Cap. XXVIII. *quomodo decoretur pictura librorum ſtagno et croco.*

Si vero neutrum habueris, et tamen opus tuum quoquomodo decorare volueris, tolle ſtagnum purum, et raſo minutiſſime mola et lava ſicut aurum, et pone eodem glutine in litteris vel aliis locis, quæ volueris auro vel argento ornare et cum polieris dente, tolle crocum quo ſericum coloratur perfundens illum claro ſine aqua, et cum per noctem ſteterit, ſequenti die cum pincello cooperies ea loca, quæ volueris deaurare; cætera habeto loco argenti. Deinde facies ſubtiles tractus circa lumbos, literas et folia et nodos ex minio cum penna, et paraturas veſtimentorum ac cetera ornamenta.

(*) C. L. pulverizet.

Cap. XXIX. *de omni genere glutinis in pictura auri.*

Si veſicam non habueris, pergamenum vituli ſpisſum eodem modo incide, lava, et coque. Follem (*) quoque anguillæ diligentiſſime raſum, inciſum et lotum eodem modo coque. Oſſa quoque capitis lupi piſcis ſicci diligenter lota in calida aqua ter, ita coque. Qualecunque horum coxeris, adde ei tertiam partem gummi lucidiſſimi, et modice coque, poterisque ſervare quamdiu volueris.

Cap. XXX. *quomodo colores in libris temperentur.*

His ita peractis fac temperamentum ex gummi lucidiſſimo et aqua ſicut ſupra, et tempera omnes colores, excepto viridi, et ceroſa, et minio, et carmin. Viride ſalſum non valet in libro. Viride hiſpanicum temperabis vino puro, et ſi volueris umbras facere, adde modicum ſucum gladioli, vel caulæ, vel porri. Minium et ceroſam et carmin temperabis claro. Omnes mixturas, ſi indigueris ad pingendas imagines, compone in libro ut ſupra. Omnes colores bis ponendi ſunt in libro, in primis tenuiſſime, deinde ſpisſius; in literis vero ſemel.

Cap. XXXI. *de generibus et temperamentis folii.*

Folii tria ſunt genera, unum rubeum, aliud purpureum, tertium ſaphireum, quæ ſic temperabis. Tolle cineres et cribra eos per pannum, et perfundens eos aqua frigida, fac inde tortulas in ſimilitudinem panis, mittensque eas in ignem, donec omnino candeſcant. Poſtquam diutiſſime canduerint, et poſtea friguerint, mitte inde partem in vas fictile, perfundens urina, et move ligno. Cumque reſederit lucide, perfunde inde rubeum folium, et terens illud modice ſuper lapidem, adde ei quartam partem vivæ calcis, et cum tritum fuerit ac ſufficienter perfuſum, cola illud per pannum, et trahe cum pincello ubi volueris tenue, deinde ſpiſſius. Et ſi placet ſimilitudinem pallii in pagina facere purpureo folio, eodem temperamento ſine calce perfuſo, pinge penna prius in ipſa pagina nodos vel circulos, et interius aves ſive beſtias aut folia; et cum ſiccum fuerit linies per omnia rubeum folium tenue, deinde ſpiſſius, et tertio ſi ſit opus; ac poſt modum linies deſuper tenue vetus clarum, ſine aqua percuſſum.

(*) C. L. Fellem.

Purpureum folium et ſaphireum non teres, ſed perfunde eodem temperamento in concha ſine calce, et move ligno, et cum per noctem ſteterit, in craſtinum pone quomodocumque volueris, liniens claro ſuperius. Veſtimenta et omnia quæ folio et carmin pinxeris, claro ſuperlinies. Cineres autem coctos, qui remanſerint, ſervare diu poteris ſiccos.

Cap. XXXII. *de cenobrio.*

Si deſideras cenobrium componere, tolle ſulphur, cujus tria ſunt genera, album, nigrum et croceum, quod frangens ſuper lapidem ſiccum, adde ei duas partes vivi argenti, æquo pondere ſlateræ; et cum diligentius miſcueris, mitte in vitream ampullam, cooperiens eam ex omni parte argilla, et os obſtrue, ne fumus exeat, et pone eam ad ignem ut exſiccetur. Deinde pone eam inter carbones ardentes, et mox cum cœperit caleſieri, audies fragorem interius, quomodo ſe vivum argentum commiſcet ardenti ſulphuri; et cum ſonus ceſſaverit, ſtatim eice ampullam et aperiens tolle colorem.

Cap. XXXIII. *de viridi ſalſo.*

Si autem viridem colorem velis conficere, ſume lignum quercinum, quantæ longitudinis et latitudinis volueris, et cava illud in modum ſcrinii. Deinde tolle cuprum, et fac illud attenuari in laminas, quantæ latitudinis volueris, ut tamen longitudo ejus cooperiat latitudinem cavi ligni. Poſthæc accipe ſcutellam plenam ſalis, et comprimens eum fortiter mitte in ignem et cooperi carbonibus per noctem, et in craſtinum tere eum diligentiſſime ſuper lapidem ſiccum. Cumque acceperis ſurculos graciles colloca eos in prædictum cavum lignum, ita ut duæ partes cavi ſint inferius, et tertia ſuperius, ſicque linies laminas cupreas ex utraque parte melle puro, aſpergens deſuper ſal tritum, et collocabis ſuper ſurculos illos conjunctim, cooperiens diligenter altero ligno ad hoc aptato, ita ut nihil ſpiraminis exire poſſit. Poſt fac foramen terebrari in angulo ipſius ligni per quod poſſis infundere acetum caleſactum aut urinam calidam, ita ut tertia pars ejus impleatur, et mox obſtrue foramen. Hoc lignum in tali loco debes ponere, ubi poſſis illud ſterquilinio ex omni parte cooperire. Poſt quatuor vero ſeptimanas ſolve cooperculum et quicquid ſuper cuprum inveneris, erade et ſerva, et iterum reponens cooperi ordine quo ſupra.

Cap. XXXIV. *de viridi hiſpanico.*

Si vero viride hiſpanicum componere velis, tolle cupri tabulas attenuatas et radens eas diligenter ex utraque parte, perfunde aceto puro et calido abſque melle et ſale, conponesque eas in ligno minori cavo, ordine quo ſupra. Poſt duas ſeptimanas reſpice ac rade, ſicque facies donec tibi color ſufficiat.

Cap. XXXV. *de ceroſa.*

Ceroſam autem compoſiturus fac tibi plumbeas tabulas attenuari, et componens eas ſiccas in cavo ligno ſicut cuprum ſupra, infuſo aceto calido ſive urina cooperi. Deinde poſt menſem ſolve cooperculum et quicquid album fuerit auferens, rurſum repone ſicut prius. Cumque tibi ſuffecerit, et minium inde facere placuerit, eandem ceroſam tere ſuper lapidem abſque aqua, et deinde mittens in ollas novas duas vel tres pone ſuper carbones ardentes, habeas autem ferrum gracile curvum ex una parte ligno aptatum et in ſummitate latum, cum quo movere ac miſcere ipſam ceroſam interdum poſſis, atque hoc tam diu facies donec minium omnino rubeum fiat.

Explicit liber primus.

Incipit Prologus libri ſecundi.

In præcedenti libello, frater karisſime, ſincere dilectionis affectu non me piguit tuæ indoli inſinuare, quanti honoris quantumque perfectionis ſit, otium declinare, et inertiam deſidiamque calcare; quamque dulce ac delectabile, diverſarum utilitatum exercitiis operam dare, juxta vocem oratoris cujusdam dicentis: Scire aliquid laus eſt; culpa eſt, nil diſcere velle. Nec pigritetur quispiam, cum, de quo Salomon ait, *qui addit ſcientiam, addit laborem*, apprehendere; quia, quantus ex eo procedat animæ et corporis profectus, diligens meditator poterit advertere. Nam luce clarius conſtat, quia, quisquis otio ſtudet ac levitati, fabulis quoque ſupervacuis operam dat, et ſcurrilitati, curioſitati, potationi, ebrietati, rixæ, pugnæ, homicidio, luxuriæ, ſuſtis, ſacrilegiis, periuriis & cæteris hujusmodi, quæ contraria ſunt oculis Dei reſpicientis ſuper humilem et quietum et operantem cum ſilentio in nomine domini, et obedientem præcepto b. Pauli apoſtoli: *Magis autem laboret operando manibus ſuis, quod bonum eſt, ut habeat unde tribuat neceſſitatem patienti.* Hujus ergo imitator deſiderans fore, apprehendi atrium (*) agiæ ſophiæ conſpicorque cellulam diverſorum colorum omnimoda varietate refertam et monſtrantem ſingulorum utilitatem ac naturam. Quo mox inobſervato pede ingreſſus, replevi armariolum cordis mei ſufficienter ex omnibus, quæ diligenti experientia ſigillatim perſerutatus, cuncta viſu manibusque probata ſatis lucide tuo ſtudio commendavi absque invidia. Verum quoniam hujusmodi picturæ uſus perſpicax non valet eſſe, quaſi curioſus explorator omnibus modis elaboravi cognoſcere, quo artis ingenio et colorum varietas opus decoraret, et lucem diei ſolisque radios non repelleret. Huic exercitio dans operam vitri naturam comprehendo, ejusque ſolius uſu et varietate id effici poſſe conſidero, quod artificium, ſicut viſum et auditum didici, ſtudio tuo indagare curavi.

Explicit prologus. Incipiunt capitula.

Cap. I. *de conſtructione furni ad operandum vitrum.*
— II. *de furno refrigerii.*
— III. *de furno dilatandi et utenſiliis operis.*
— IV. *de commixtione cinerum et ſabuli.*
— V. *de vaſis operis et de coquendo vitro albo.*
— VI. *quomodo operentur vitreæ tabulæ.*
— VII. *de croceo vitro.*
— VIII. *de purpureo vitro.*
— IX. *de dilatandis vitreis tabulis.*
— X. *quomodo fiant vaſa de vitro.*
— XI. *de ampullis cum longo collo.*
— XII. *de coloribus, qui fiunt ex cupro et plumbo et ſale.*
— XIII. *de viridi vitro.*
— XIV. *de vitro ſaphireo.*
— XV. *de vitro, quod vocatur gallicu.*
— XVI. *de diverſis vitri coloribus non translucidis. Item unde ſupra.*
— XVII. *de vitreis ſcyphis, quos græci auro et argento decorant.*

(*) *atrium* deeſt in noſtro.

Cap. XVIII. *Item de eodem.*
— XIX. *de vitro græco quod muſivum opus decorat.*
— XX. *de vaſis fictilibus diverſo colore vitri pictis.*
— XXI. *de componendis feneſtris.*
— XXII. *de dividendo vitro.*
— XXIII. *de colore cum quo vitrum pingitur.*
— XXIV. *de coloribus tribus ad lumina in vitro.*
— XXV. *de ornatu picturæ in vitro.*
— XXVI. *de furno in quo vitrum coquitur.*
— XXVII. *quomodo coquatur vitrum.*
— XXVIII. *de ferris infuſoriis.*
— XXIX. *de fundendis calamis.*
— XXX. *de ligno infuſorio.*
— XXXI. *de conjungendis et ſolidandis feneſtris.*
— XXXII. *de gemmis picto vitro imponendis.*
— — *de ſimplicibus feneſtris.*
— XXXIII. *quomodo reformetur vas vitreum fractum.*
— XXXIV. *de anulis.*

Incipit liber ſecundus.

Cap. I. - - - -

Si ſederit animo tuo ut vitrum componas, primum incide ligna faginea multa et exſicca ea. Deinde combure ea pariter in loco mundo, et cineres diligenter colligens, cave ne quicquam terræ vel lapidis commiſceas. Poſtmodum compone furnum ex lapidibus et argilla, longitudine pedum XV. et latitudine X. in hunc modum. Primum pone fundamenta in utroque longitudinis latere ſpiſſitudine pedis unius, faciens larem in medio firmum et æqualem lapidibus et argilla, dividens eum inter tres partes æquales, ita ut duæ partes ſint per ſe et tertia per ſe, diviſa muro in latitudine poſito. Deinde fac foramen in utraque fronte latitudinis, per quod poſſint ligna et ignis imponi, et ædificans murum in circuitu usque ad latitudinem pene quatuor pedum, fac iterum larem firmum et æqualem per omnia, et ſine murum diviſionis aliquantulum aſcendere. Poſt quæ fac in majori ſpatio quathor foramina in uno latere longitudinis, et quatuor in altero per medium laris, in quibus ponantur vaſa operis, duoque foramina in medio per quæ flamma poſſit aſcendere, et ædificans murum in circuitu, fac duas feneſtras quadras longitudine et latitudine unius palmi, in utroque latere contra foramina unam, per quas vaſa imponantur et eiciantur cum his, quæ in illis mittuntur. Fac etiam in minori ſpatio foramen per medium lateris juxta parietem medium, et feneſtran ad menſuram palmi juxta parietem frontis exteriorem, per quam posſit imponi et aſſumi quod neceſſarium eſt operi. Poſtquam hæc ita ordinaveris, fac partem interiorem cum muro exteriori in ſimilitudinem fornacis arcuarii, interius altitudine modice amplius pedis dimidii, ita ut ſuperius larem facias æqualem per omnia, cum labro altitudine trium digitorum in circuitu poſito, ut quicquid operis vel utenſiliorum ſuperponitur non poſſit cadere. Iſte furnus dicitur clibanus operis.

Cap. II. *de furno refrigerit.*

Fac et alium furnum, longitudine pedum X et latitudine VIII. altitudine vero IV. Hinc facies in una fronte foramen ad imponenda ligna et ignem, et in latere uno feneſtram pedis unius ad imponendum et eiciendum quod neceſſarium fuerit, et larem interius firmum et æqualem. Iſte furnus dicitur clibanus refrigerii.

Cap. III. *de furno dilatandi et utenſiliis operis.*

Facies etiam furnum tertium longitudine pedum ſex, latitudine quatuor, altitudine trium, et foramen feneſtramque et larem ſicut ſuperius. Hic furnus dicitur clibanus dilatandi et æquandi; utenſilia vero ad hoc opus neceſſaria ſunt fiſtula ferrea duarum ulnarum, groſſitudine pollicis unius, forcipes duo in una parte ferri percuſſi, trullæ ferreæ duæ atque alia lignea et ferrea, quæ volueris.

Cap. IV. *de commixtione cinerum et ſabuli.*

His ita compoſitis accipe ligna faginea omnino in fumo exſiccata, et accende ignem copioſum in majori furno ex utraque parte. Deinde tollens duas partes cinerum de quibus ſupra diximus, et tertiam ſabuli diligenter de terra et lapidibus purgati, quod de aqua tuleris, commiſce in loco mundo. Cumque diu et bene commixta fuerint, levans cum trulla ferrea pone in minori parte furni ſuper larem ſuperiorem ut coquantur, et cum cœperint calefieri, ſtatim eadem move ne forte liqueſiant a calore ignis et conglomerentur, ſicque facies per ſpatium unius noctis et diei.

Cap. V. *de vaſis operis et de coquendo vitro albo.*

In quo ſpatio accipe lutum album, ex quo componuntur ollæ, et exſiccans tere diligenter, et infuſa aqua macera cum ligno fortiter, et compone vaſa tua, quæ ſint ſuperius lata, inferius vero ſtricta, habentia circa ora labium parvum interius recurvum. Quæ cum ſicca fuerint, accipe cum forcipe ponens ea in foramina furni candentis ad hoc aptata, et levans cum tęulla cineres coctos cum ſabulo mixtos, imple omnia vaſa veſpere, et per totam noctem adde ligna ſicca, ut vitrum ex cineribus et ſabulo liquefactum pleniter coquatur.

Cap. VI. *quomodo operentur vitreæ tabulæ.*

Mane hora prima accipe fiſtulam ferream, et ſi tabulas vitreas facere volueris, pone ſummitatem ejus in vas unum vitro plenum, cui cum adhæſerit, volve ipſam fiſtulam in manu tua donec conglomeretur circa eam, quantum volueris; moxque eiciens appone ori tuo et ſuffla modicum, ſtatimque removens ab ore tene juxta maxillam, ne forte, ſi retraxeris anhelitum, trahas flammam in os tuum. Habeas quoque lapidem æqualem ante feneſtram ſuper quem modice percuties ipſum candens vitrum, ut æqualiter ex omni parte pendeat, et ſtatim cum feſtinatione crebro ſufflans, totiens ab ore remove. Cumque videris illud dependere quaſi veſicam longam, adhibe ſummitatem ejus ad flammam, et ſtatim liquefacto apparebit foramen, acceptoque ligno ad hoc opus facto, fac foramen amplum ſicut eſt in medio. Deinde conjunge oram ipſius, ſuperiorem videlicet partem ad inferiorem, ita ut ex utraque parte conjunctionis foramen appareat. Statimque cum humido ligno conjunge ipſum vitrum juxta fiſtulam, et excute modicum et ſeparabitur. Mox etiam calefac ipſam fiſtulam in flamma fornacis, donec liqueſiat vitrum quod ei jungitur, et cum feſtinatione pone ſuper oras duas vitri conjunctas et adhærebit. Quod continuo elevans mitte in flamma fornacis donec liqueſiat foramen unde prius fiſtulam ſeparaſti, et accepto ligno rotundo dilata ſicut alterum et complicans oram ejus in medio ſeparansque a fiſtula cum ligno humido, da puero, qui inducto ligno per foramen ejus portabit in foramen refrigerii, qui mediocriter calefactus ſit. Hoc genus vitri purum eſt et album. Eodem modo atque eodem ordine operare ſimiles partes vitri, donec tibi ſex vaſa haurias (*).

Cap. VI. *de croceo vitro.*

Quod ſi videris vas aliquod in croceum colorem mutari, ſine illud coqui uſque horam tertiam, et habebis croceum leve, et operare inde quantum volueris ordine quo ſupra. Si vis permitte coqui usque horam ſextam et habebis croceum rubicundum; fac etiam inde quod libuerit.

Cap. VII. *de purpureo vitro.*

Si vero perſpexeris quod ſe forte vas aliquod in fulvum colorem convertat, qui carni ſimilis eſt, hoc vitrum pro membrana habeto, et auferens inde quantum volueris, reliquum coque per duas horas, videlicet a prima usque ad tertiam, et habebis purpuream levem; et rurſum coque a tertia usque ad ſextam, erit purpurea rufa et perfecta.

Cap. VIII. *de dilatandis vitreis tabulis.*

Cum autem ex his coloribus operatus fueris quantum potueris, et vitrum in furno refrigeratum fuerit, expone opus tuum univerſum, et fac ignem copioſum accendi in furno in quo debet dilatari et æquari. Quo videlicet candente accipe ferrum calidum, et findens unam partem vitri, pone ſuper larem candentis furni, et cum cœperit molliri, tolle forcipem ferreum et lignum æquale, aperiensque in ea parte qua fiſſum eſt, dilatabis & cum forcipe ſecundum libitum æquabis. Cumque omnino æquatum fuerit, mox eiciens inde mitte in furnum refrigerii modice calefactum, ſic ut non jaceat, ſed ſtet ad parietem ejus tabula, juxta quam ſtatues et aliam parimodo æquatam, ac tertiam et reliquas omnes. Quæ cum frigidæ fuerint, utere eis in componendis feneſtris findendo particulatim qualiter volueris.

Cap. IX. *quomodo ſiant vaſa vitrea.*

Vaſa vero facturus compone vitrum ordine quo ſupra, et cum ſufflaveris ſecundum quantitatem quam volueris, non facies foramen in fundo ſicut ſuperius, ſed ita integrum ſeparabis a fiſtula cum ligno aquæ intincto, quam fiſtulam mox calefactam

---

(*) Lipſ. habet, *donec vaſa exhaurias.*

adhærere facies in ipſo fundo. Elevans vero vas calefacies in flamma, et cum ligno rotundo dilatabis foramen illud unde fiſtulam ſeparaſti, formans oram ejus ac dilatans ſecundum libitus tuos, amplificabisque circa fiſtulam fundum ut inferius cavum ſit. Quod ſi volueris anſas in eo facere, quibus poſſit pendere, accipe gracile ferrum, mittens illud ſummotenus in vas vitri, et cum ei modicum adhæſerit, auferens pone ſuper vas, in quo loco placuerit, et cum adhæſerit, calefacies ut firmiter hæreat. Fac ex his anſis quot velis, interim tenens vas juxta flammam ut calidum ſit nec tamen liqueſcat. Aufer etiam modicum vitri a furno ita ut filum poſt ſe trahat, et apponens vaſi in quo loco volueris, circumvolve juxta flammam ut hæreat. Quo facto ſecundum conſuetudinem amovebis fiſtulam, mittens vas in furnum refrigerii; atque hoc modo operaberis, quantum velis.

Cap. X. *de ampullis cum longo collo.*

Quod ſi volueris ampullas cum longo collo facere, ſic age. Cum ſufflaveris calidum vitrum quaſi veſicam magnam, obſtrue foramen fiſtulæ pollice tuo, ne forte ventus exeat, vibrans ipſam fiſtulam cum vitro, quod ei appendet, ultra caput tuum, eo modo quaſi velis eam proicere, et mox extenſo collo ejus in longum, elevata manu tua in altum, ſine ipſam fiſtulam cum vaſa inferius dependere, ut collum non curvetur, et ſic ſeparans cum humido ligno mitte in furnum refrigerii.

Cap. - - - *de diverſis vitri coloribus.*

Inveniuntur in antiquis ædificiis paganorum in muſivo opere diverſa genera vitri; videlicet album, nigrum, viride, croceum, ſaphireum, rubicundum, purpureum, et non eſt perſpicax, ſed denſum in modum marmoris, et ſunt quaſi lapilli quadri, ex quibus fiunt electra in auro, argento et cupro, de quibus in ſuo loco ſufficienter dicemus. Inveniuntur etiam vaſcula diverſa eorundem colorum, quæ colligunt Franci in hoc opere peritiſſimi, et ſaphireum quidem fundunt in furnis ſuis, addentes ei modicum vitri clari et albi, et faciunt tabulas ſaphiri pretioſas ac ſatis utiles in feneſtris. Faciunt etiam ex purpura et viridi ſimiliter.

Cap. --- *de vitreis ſcyphis, quos græci auro et argento decorant.*

Græci vero faciunt ex eisdem ſaphireis lapidibus, pretioſos ſcyphos ad potandum, decorantes eos auro hoc modo. Accipientes auri petulam, de qua ſuperius diximus, formant ex ea effigies hominum, aut avium, ſive beſtiarum, vel foliorum, et ponunt eos cum aqua ſuper ſcyphum in quocumque loco voluerint; et hæc petula debet aliquantulum ſpiſſior eſſe. Deinde accipiunt vitrum clariſſimum, velut cryſtallum, quod ipſi componunt, quodque mox, ut ſenſerit calorem ignis, ſolvitur, et terunt diligenter ſuper lapidem porfiriticum cum aqua, ponentes cum pincello tenuiſſime ſuper petulam per omnia, et cum ſiccatum fuerit, mittunt in furnum, in quo feneſtræ vitrum pictum coquitur, de quo poſtea dicemus, ſupponentes ignem et ligna faginea in fumo omnino ſiccata. Cumque viderint flammam ſcyphum tandiu pertranſire donec modicum ruborem trahat, ſtatim eicientes ligna, obſtruunt furnum, donec per ſe frigescat; et aurum nunquam ſeparabitur.

Item *alio modo.*

Faciunt et alio modo, accipientes aurum in molendino molitum, cujus uſus eſt in libris, temperant aqua, et argentum ſimiliter, facientes inde circulos et in eis imagines, ſive beſtias, aut aves, opere variato, et liniunt hæc vitro lucidiſſimo, de quo ſupra diximus. Deinde accipientes vitrum album et rubicundum ac viride, quorum uſus eſt in electris, terunt ſuper lapidem porfiriticum unumquodque per ſe diligenter cum aqua, et inde pingunt floſculos et nodos, aliaque minuta, quæ voluerint, opere vario inter circulos et nodos, et limbum circa oram; et hoc mediocriter ſpiſſum, coquentes in furno ordine quo ſupra. Faciunt quoque ſcyphos ex purpura ſive levi ſaphiro, et fialas mediocriter extento collo circumdantes filis ex albo vitro factis, ex eodem anſas imponentes. Ex aliis etiam coloribus variant diverſa opera ſua pro libitu ſuo.

Cap. --- *de vitro græco, quod muſivum opus decorat.*

Vitreas etiam tabulas faciunt opere feneſtrario ex albo vitro lucido, ſpiſſas ad menſuram unius digiti, findentes eas calido ferro per quadras particulas minutas, et cooperientes eas in uno latere auri petula, ſuperliniunt vitrum lucidiſſimum tritum ut ſupra, et componunt eas conjunctim ſuper ferream tabulam, de qua paulo inferius dicemus, coopertam calce ſive cineribus coquentes in furno feneſtrarum ut ſupra. Hujusmodi vitrum interpoſitum muſivum opus omnino decorat.

Cap. - - - *de vaſis fictilibus diverſo colore vitri pictis.*

Scutellas quoque fictiles et navicula faciunt, aliaque vaſa fictilia, pingentes ea hoc modo. Accipiunt omnium genera colorum, terentes ea ſingillatim cum aqua, et ad unumquemque colorem miſcentes ejusdem coloris vitrum per ſe minutiſſime tritum cum aqua, quintam partem inde pingunt circulos ſive arcus vel quadrangulos, et in eis beſtias, aut aves, ſive folia vel aliud quodcumque voluerint. Poſtquam vero ipſa vaſa talimodo depicta fuerint, mittunt ea in furnum feneſtrarum, adhibentes inferius ignem atque ligna faginea ſicca, donec a flammis circumdata candescant, ſicque extractis lignis furnum obſtruunt. Poſſunt etiam eadem vaſa per loca decorare auri petula, ſive molito auro et argento, modo quo ſupra, ſi voluerint.

Cap. - - - *de componendis feneſtris.*

Cum volueris feneſtras componere vitreas, primum fac tibi tabulam ligneam æqualem tantæ latitudinis et longitudinis, ut poſſis unius cujusque feneſtræ duas partes in ea operari, et accipiens cretam atque radens cum cultello per totam tabulam, asperge deſuper aquam per omnia, et frica cum panno per totum. Cumque ſiccata fuerit, accipe menſuram unius partis in feneſtra longitudinem et latitudinem, pingens eam in tabula regula et circino cum plumbo vel ſtagno, et ſi vis limbum in ea habere pertrahe cum latitudine qua tibi placuerit, et opere quo volueris. Quo facto pertrahe imagines quot volueris in primis plumbo vel ſtagno, ſicque rubeo colore ſive nigro, faciens omnes tractus ſtudioſe, quia neceſſarium erit cum vitrum pinxeris, ut ſecundam tabulam conjungens umbras et lumina. Deinde diſponens varietates veſtimentorum, nota uniuscujusque colorem in ſuo loco, et aliud quodcumque pingere volueris littera colorem ſignabis. Poſt hæc accipe vasculum plumbeum, et mittens in eo cretam cum aqua tritam, fac tibi pincellos duos vel tres ex pilo, videlicet de cauda mardi, ſive griſii, vel ſpirioli, aut calti, ſive de coma aſini; et accipe unam partem vitri cujuscumque generis volueris, quæ ex omni parte major ſit loco in quo ponenda eſt, adhibens eam campo ipſius loci, et ſicut conſideraveris tractus in tabula per medium vitrum, ita pertrahe cum creta ſuper vitrum exteriores tractus tantum, et ſi vitrum illud denſum fuerit ſic ut non poſſis perſpicere tractus qui ſunt in tabula, accipiens album vitrum pertrahe ſuper eum, utique cum ſiccum fuerit pone denſum vitrum ſuper album elevans contra lucem, et ſicut perſpexeris, ita pertrahe. Eodem modo deſignabis omnia genera vitri ſive in facie, ſive veſtimentis, in manibus, in pedibus, in limbo, vel in quocumque loco colores ponere volueris.

Cap. --- *de dividendo vitro.*

Poſtea calefacies in foco ferrum diviſorium, quod ſit per omnia gracile, ſed in fine groſſius, quod cum canducrit in groſſiori parte appone vitro, quod dividere volueris, et mox apparebit initium fracturæ. Si vero vitrum durum fuerit, madefac illud digito tuo ex ſaliva in loco, ubi ferrum poſueras, quo ſtatim fiſſo, ſecundum quod dividere volueris, trahe ferrum et fiſſura ſequetur. Omnibus vero partibus ita diviſis, accipe groſarium ferrum, quod ſit longitudine unius palmi utroque capite recurvum, cum quo æquabis et conjunges omnes partes, unamquamque in ſuo loco. His ita compoſitis accipe colorem cum quo vitrum pingere debes, quem tali modo compones.

Cap. --- *de colore cum quo vitrum pingitur.*

Tolle cuprum tenue percuſſum, comburens in parvula patella ferrea, donec pulvis omnino ſit, et accipe particulas viridis vitri, et ſaphiri græci, terens ſingulariter inter duos lapides porfiriticos, et commiscens hæc tria ſimul, ita ut ſit tertia pars pulvis, et tertia viride, tertiaque ſaphirum, teres pariter ſuper ipſum lapidem cum vino vel urina diligentiſſime, et mittens in vas ferreum ſive plumbeum, pinge vitrum cum omni cautela ſecundum tractus, qui ſunt in tabula. Quod ſi litteras in vitro facere volueris, partes illas cooperies omnino ipſo colore, ſcribens eas cauda pincelli.

Cap. --- *de ornatu picturæ in vitro*

Vmbras et lumina veſtimentorum, ſi ſtudioſus fueris in hoc opere, poteris eodem modo facere, ſicut in pictura colorum, tali modo. Cum feceris tractus in veſtimentis ex colore prædicto, ſparge eum cum pincello ita ut vitrum ſiat perſpicax in ea parte, qua luminam facere conſueviſti in pictura, et idem tractus in una parte ſit denſus in altera levis, atque levior cum tanta diligentia discretus, quaſi videantur tres colores appoſiti. Quem ordinem etiam obſervare debes infra ſupercilia, et circa oculos atque nares et mentum, ac circa facies juvenum, circa pedes nudos et manus et reliqua membra nudi corporis, ſitque ſpecies picturæ compoſita colorum varietate.

Cap. - - - *de furno in quo vitrum coquitur.*

Sit etiam quidam ornatus in vitro, videlicet in veſtibus, in ſedibus, et in campis, in ſaphiro, in viridi et albo, purpureoque colore claro. Cum feceris priores umbras in hujusmodi veſtimentis, et ſiccæ fuerint, quicquid reliquum eſt vitri, cooperi levi colore, qui non ſit tam denſus ſicut ſecunda umbra, nec tam clarus ſicut tertia, ſed inter has medius. Quo exſiccato fac cum cauda pincelli juxta priores umbras, quas feceras, ſubtiles tractus ex utraque parte, ita ut inter hos tractus et priores umbras illius levius coloris ſubtiles tractus remaneant. In reliquo autem fac circulos et ramos, et in eis flores ac folia eodem modo, quo ſiunt in litteris pictis, ſed campos, qui coloribus implentur in litteris, debes in vitro ſubtiliſſimis ramusculis pingere. Potes etiam in ipſis circulis interdum beſtiolas et aviculas et vermiculos ac nudas imagines inſerere. Eodem modo facies campos ex albo clarisſimo, cujus campi imagines veſties cum ſaphiro, viridi, purpura, et rubicundo. In campis vero ſaphiri et viridi coloris eodem modo depictis, et rubicundi non picti, facies veſtimenta ex albo clariſſimo, quo veſtimenti genere nullum ſpecioſius eſt. Ex ſupra dictis tribus coloribus pinges in limbis ramos et folia, flores et nodos, ordine quo ſupra, et uteris eisdem in vultibus imaginum et manibus ac pedibus et in nudis membris per omnia pro eo colore, qui in præcedenti libro dicitur poſe. Croceo vitro non multum uteris in veſtimentis niſi in coronis et in eis locis ubi aurum ponendum eſſet in pictura. His omnibus compactis ac depictis coquendum eſt vitrum et color confirmandus in furno quem compones hoc modo.

Cap. - - - *quomodo coquatur vitrum.*

Accipe virgas flexibiles infigens eas terræ in angulo domus, utroque capite æqualiter in ſimilitudinem arcuum, qui arcus habeant altitudinem pedis et dimidii, latitudinem quoque ſimilem, longitudinem vero modice amplius duorum pedum. Deinde macerabis argillam fortiter cum aqua et fimo equi, ita ut tres partes ſint argilla, et quarta fimus. Qua optime macerata miſcebis ei foenum ſiccum, faciens ei paſtillos longos et cooperies arcum virgarum interius et exterius ad ſpiſſitudinem unius pugni, et in medio ſuperius relinques foramen rotundum per quod poſſis manum tuam imponere, facies etiam tibi tres trabes ferreos groſſitudine unius digiti, et longitudine tanta ut posſint transire latitudinem furni, quibus facies ex utraque parte tria foramina, ut cum volueris poſſis imponere et eicere. Tunc pones in furnum ignem et ligna donec exſiccetur.

Cap. *Item quomodo coquatur vitrum.*

Interim fac tibi tabulam ferream ad menſuram furni interius, exceptis duobus digitis in longitudine et duobus in latitudine, ſuper quam cribrabis calcem vivum ſiccum, ſive cineres ſpiſſitudine unius feſtucæ, et cum æquali ligno compones eos ut firmiter jaceant. Habebit eadem tabula caudam ferream, per quam poſſit portari et imponi ac extrahi. Pones autem ſuper eam vitrum pictum diligenter et conjunctum, ita ut in exteriore parte verſus caudam ponas viride et ſaphirum, ac interius album et croceum et purpureum, quod durius eſt contra ignem, et ſic immiſſis trabibus pones ſuper eos tabulam. Deinde accipies ligna faginea in fumo valde ſicca, et accendes ignem modicum in furno, poſtea majorem cum omni cautela, donec videas flammam retro, et ex utraque parte inter furnum et tabulam aſcendere, et vitrum tranſiendo atque quaſi lingendo cooperire, tamdiu donec modice candeſcat, et ſtatim eiciens ligna obſtrues os fornacis diligenter, ac ſuperius foramen per quod fumus exibat, usque dum per ſe refrigeret. Ad hoc valet calx et cinis ſuper tabulam, ut fervet vitrum, ne ſuper nudum ferrum a calore confringatur. Ejecto autem vitro proba, ſi poſſis cum ungue tuo colorem erodere; ſi non, ſufficit ei, ſi autem, iterum repone. Tali modo partibus omnibus coctis, repone ſuper tabulam ſingulas in ſuo loco, deinde funde calamos ex puro plumbo hoc modo

Cap. --- *de ferris infuſoriis.*

Fac tibi duos ferros, qui habeant latitudinem digitorum duorum et ſpiſſitudinem unius digiti, longitudinemque unius ulnæ. Hos copulabis in una ſummitate in modum cardinum ut ſibi adhæreant, et uno clavo firmentur, ita ut poſſint claudi et aperiri, et in altero capite facies eos aliquantulum latiores et tenuiores ita, ut cum clauduntur, ſit quaſi initium foraminis interius, et exteriores coſtæ æqualiter procedant, ſicque conjunges eos cum runcina et lima, ut nihil luminis inter eos perſpicere poſſis. Poſt hæc ſeparabis eos ab invicem, acceptaque regula facies in medio unius partis duas lineas, et e contra in medio alterius duas, a ſummo usque deorſum parva latitudine, et fodies, ferro foſſorio, quo candelabra fodiuntur ac cetera fuſilia, quam profunde volueris, et rade interius inter duas regulas modicum in utroque ferro, ut cum plumbum in eis fuderis, una pars fiat. Os vero, in quod funditur, ita ordinabis, ut una pars ferri jungatur in alteram, ne poſſit in fundendo vacillare.

Cap. --- *de fundendis calamis.*

Poſt hæc fac tibi larem ubi plumbum fundas, et in lare foſſam in quo ponas teſtam ollæ magnam, quam linies interius et exterius argilla cum fumo (*) macerato ut firmior ſit, et ſuper eam accendes ignem copioſum. Cumque ſiccata fuerit, pone plumbum ſuper ignem intra teſtam ita, ut cum liquefactum fuerit fluat in eam. Iterum aperiens ferrum calami pone ſuper carbones, ut calidum fiat, et habeas lignum longitudinis unius ulnæ, quod ſit in uno capite, quo manu tenebitur, rotundum, in altero vero planum et latum ad menſuram quatuor digitorum, ubi incidatur in transverſo usque in medium ſecundum latitudinem ferri, in quam inciſuram ipſum ferrum calidum et in ſe clauſum pones, et ita in ſuperiori parte manu modicum reflexa tenebis, ut inferiori parte ſuper terram ſtet, acceptaque parvula patella ferrea calefacta, hauri liquefactum plumbum et funde in ferrum. Et ſtatim depone patellam ſuper ignem ut ſemper calida ſit, ejectumque ferrum a ligno ſuper terram aperi cum cultello, et eiciens calamum rurſum claude et repone in lignum. Si autem

---

(*) C. L. *fimo.*

non poſſit plumbum ferro funditus influere, calefacto melius ferro iterum funde, ſicque temperabis donec plenum fiat, quia, ſi æqualiter temperatum fuerit, in uno calore plus quam quadraginta calamos fundere poteris.

Cap. · · · *de ligneo infuſorio.*

Quod ſi ferrum non habueris, perquire tibi lignum abietinum vel aliud, quod æqualiter findi poſſit, longitudinis, latitudinis et ſpiſſitudinis ut ſupra, quod fiſſum incide exterius rotundum. Deinde ordinabis duo ſigna parvula exterius in utraque utriusque ligni fronte, ſecundum quod volueris calamum eſſe latum in medio, accipiensque filum lineum retortum et gracile, madefac illud in rubeo colore, disjunctisque lignis ſuper unam partem interius appone ipſum filum a ſigno, quod incidiſti ſuperius, usque ad ſignum inferius, ita ut firmiter extendatur, et adjungens illi alterum lignum fortiter comprime, ita ut cum ſeparaveris color in utrisque partibus appareat. Ejectumque filum et rurſum colore madidum affige in alterum ſignum, iterumque ſuper pone alterum lignum et comprime. Cumque in utrisque partibus color apparuerit, incide cultello calamum, quam latum et profundum volueris ſic tamen ut inciſura finem non pertranſeat, ſed ſuperius, ubi infundi debet, foramen habeat. Quo facto ligna conjunge, ligans cum corriga a ſummo usque deorſum, et tenens cum ligno infunde plumbum, ſolutaque corriga ciee calamum. Rurſumque ligans et infundens, hoc tam diu facies, donec uſtura usque in finem inciſuræ perveniat, ſicque poſtea leviter, quoties et quantum volueris, infundere poteris. Cumque tibi ſufficere calamos videris, incide lignum duobus digitis latum et tam ſpiſſum ſicut calamus latus eſt interius, dividens illud in medio ita, ut in una fronte integrum ſit et in altera inciſum ubi calamus inferatur. Quem impoſitum incide cum cultello ex utraque parte, et plana et rade ſicut placuerit.

Cap. ··· *de conjungendis et ſolidandis feneſtris.*

His ita completis accipe ſtagnum purum et commiſce ei quintam partem plumbi, et funde in ſopradicto ferro ſive ligno quot calamos volueris, cum quibus opus tuum ſolidabis. Habeas quoque clavos quadraginta longitudine digiti unius, qui ſint in uno capite graciles et rotundi, in altero quadri et recurvi penitus.

ita ut foramen appareat in medio. Deinde accipe vitrum pictum et coctum et pone ſecundum ordinem in altera parte tabulæ ubi nulla pictura eſt. Poſt hæc tolle caput unius imaginis, et circumvolvens illud plumbo repone diligenter in ſuo loco, et circumfige ei tres clavos cum malleo ad hoc opus apto, adjungens ei pectus et brachia ac reliqua veſtimenta; et quamcumque partem ſtabilieris, confirma eam exterius clavis ne moveatur a ſuo loco. Tunc habeas ferrum ſolidatorium quod ſit longum et gracile, in ſummitate vero groſſum ac rotundum, et in ſummo ipſius rotunditatis deductum et gracile, limatum et ſuperſtannatum, ponaturque in ignem. Interim accipe calamos ſtanneos quos feciſti, et perfunde eos cera ex utraque parte, et radens plumbum in ſuperficie per omnia loca, quæ ſolidanda ſunt. Accepto ferro calido appone ei ſtagnum, in quocumque loco duæ partes plumbi conveniunt, et cum ferro linies donec ſibi adhæreant. Statutis vero imaginibus eodem modo ordinabis campos cujuscumque coloris volueris, et ſic particulatim compones feneſtram. Perfecta vero feneſtra et in uno latere ſolidata, converſam in aliud ſimili modo radendo et ſolidando confirmabis per omnia.

Cap. - - - *de gemmis picto vitro imponendis.*

In imaginibus vero feneſtrarum ſi volueris in crucibus, et in libris, aut in ornatu veſtimentorum, ſuper vitrum pictum gemmas facere alterius coloris abſque plumbo, videlicet iacinctos et ſmaragdos, hoc modo agas. Cum feceris in ſuis locis cruces in capite majeſtatis, aut librum, ſive ornamenta in ſine veſtium, quæ in pictura fiunt ex auro ſive ex auripigmento, hæc in feneſtris fiant ex croceo vitro claro. Quæ cum pinxeris opere fabrili, diſpone loca in quibus lapides ponere volueris, acceptisque particulis ſaphiri clari, forma inde iacinctos ſecundum quantitatem locorum ſuorum, et ex viridi vitro ſmaragdos, et ſic age ut inter duos jacinctos ſemper ſmaragdus ſtet. Quibus diligenter in ſuis locis conjunctis et ſtabilitis, denſum colorem trahe circa eos cum pincello, ita ut inter duo vitra nihil fluat, ſicque cum reliquis partibus in furno coque et adhærebunt ſibi ita ut nunquam cadant.

Cap. - - - *de ſimplicibus feneſtris.*

Si vero volueris ſimplices feneſtras componere, menſuram longitudinis et latitudinis primum fac in lignea tabula, deinde pertrahe nodos vel aliud quod libuerit, diſtinctisque coloribus inponendis, ſinde vitrum et groſa conjunge, adhibitisque clavis include plumbo, et ſolida ex utraque parte, circumpone ligna clavis firmata et confige ubi volueris.

Cap. - - - *quomodo reformetur vas vitreum fractum.*

Si forte vas vitreum cujuscumque generis cadit aut percutitur, ita ut frangatur vel ſindatur, hoc modo reparetur. Tolle cineres et cribra eos diligenter macerans cum aqua, et inde imple vas fractum et pone ad ſolem ut ſiccetur. Cumque omnino cineres ſicci fuerint, adjunge vaſi partem fractam, cavens ne in junctura quicquam cinerum vel aliquid ſordis remaneat, et accipe ſaphirum ac viride vitrum quod a calore flammæ leviſſime liquefiat, terens diligenter cum aqua ſuper lapidem porfiriticum, et cum pincello linies ſuper fracturam ſubtilem tractum. Deinde pone ſuper tabulam ferream, et eleva vas aliquantulum ex ea parte ubi fractura eſt, ut flamma ſuper eam æqualiter tranſeat, ſicque mitte in furnum feneſtrarum, ſupponens ligna faginea ſicca et ignem paulatim, donec vas caleſcat et cineres in eo, ſtatimque auge ignem ut flamma creſcat. Cumque videris quod vix rubeſcat, ejectis lignis obſtrue diligenter os fornacis et foramen ſuperius, donec penitus refigeretur. Ablato vaſe eice cineres abſque aqua, ſicque lavabis illud et habebis ad quos uſus volueris.

Cap. - - - *de anulis.*

Ex vitro etiam fiunt anuli hoc modo. Compone furnum parvulum ordine quo ſupra, deinde acquire cineres, ſal, pulverem cupri et plumbum. Hisque compoſitis diſtinge colores vitri quos volueris, ſuppoſitoque igne et lignis coque. Interim acquire tibi lignum longitudine unius palmi, et groſſitudine unius digiti, et in tertia ejus parte pone rotulam ligneam latitudine unius palmæ, ita ut duas partes ligni teneas in manu, et rotula ſuper manum jaceat firmiter ligno conjuncta, et tertia pars ligni ſuper rotulam emineat, quod lignum in ſummitate gracile incidatur, et ita in ferro jungatur ſicut jungitur haſta in lancea, quod ferrum habeat longitudinem unius pedis, cui lignum ita inferatur, ut in junctura æquale ſit ligno, et ab ipſo loco gracilius ſit eductum usque in finem, ubi omnino ſit acutum. Et juxta feneſtram fornacis in dextra parte, hoc eſt in ſiniſtra tua, ſtet lignum groſſitudine brachii unius in terra foſſum, et pertingens usque ad ſummitatem feneſtræ; in ſiniſtra vero fornacis, hoc eſt in dextra tua, juxta ipſam feneſtram, ſtet foſſula in argilla facta. Deinde cocto vitro, accipe lignum cum rotula de ferro, quod vocatur veru, et pone ſummitatem ejus in vas vitri, modicumque quod ei adhæſerit extrahens punge fortiter in lignum, ut vitrum transforetur, ſtatimque calefac in flamma et percute ferrum ſuper lignum bis, ut vitrum dilatetur, atque cum feſtinatione volve manum tuam cum eodem ferro, ut anulus in rotundum amplificetur; et ita volvendo fac eum deſcendere usque ad rotulam, ut æqualis fiat. Quo ſtatim ejecto in foſſulam, eodem modo operare quantum velis. Quod ſi volueris anulos aliis coloribus variare, cum acceperis vitrum et transpunxeris cum gracili ferro, eice de alio vaſe alterius coloris vitrum, in modum fili circumdans eo vitrum anuli, deinde calefactum in flamma, ſicut ſuperius, ſimili modo perfice. Potes etiam ſuper anulum alterius generis vitrum ponere ſicut gemmam, et calefac in flamma ut adhæreat.

Explicit liber ſecundus.

Incipit Prologus libri III.

Eximius Prophetarum David, quem Dominus Deus præſcivit ante tempora ſecularia et prædeſtinavit, quemque juxta ſimplicitatem et humilitatem mentis illius, ſecundum cor ſuum elegit, et ſibi dilectæ plebi principem præpoſuit, utque regimen tanti nominis nobiliter et prudenter diſponeret, ſpiritu principali confirmavit, tota mentis intentione ſe colligens in amorem ſui conditoris, hæc inter alia protulit: *Domine, dilexi decorem domus tuae.* Et licet vir tantæ auctoritatis tamque capacis intellectus, domum hanc diceret habitationem cœleſtis curiæ, in qua Deus hymnicis choris angelorum inæſtimabili præſidet claritate, ad quam ipſe totis viſceribus anhelabat, dicens: *Unam petii a Domino, hanc requiram, ut inhabitem in domo Domini omnibus* *diebus vitae meae*; ſive receptaculum devoti pectoris et puriſſimi cordis, cui vere Deus inhabitat, cujus hoſpitis deſiderio idem flagrans orat: *Spiritum rectum innova in viſceribus meis, Domine:* tamen ornatum materialis domus Dei, quæ locus eſt orationis, conſtat eum concupiviſſe. Nam pene omnes impenſas domus, cujus ipſe auctor fieri ardentiſſime deſiderio concupivit, ſed pro humanis ſanguinis licet hoſtili crebra tamen effuſione non meruit, in auro, argento, ære et ferro, Salemon filio delegavit. Legerat namque in Exodo, Dominum Moyſi de conſtructione tabernaculi mandatum dediſſe, et operum magiſtros ex nomine elegiſſe, eosque ſpiritu ſapientiæ et intelligentiæ et ſcientiæ in omni doctrina impleſſe ad excogitandum et faciendum opus in auro et argento et ære, gemmis, ligno, et univerſi generis arte, noveratque pia conſideratione Deum hujusmodi ornatu delectari, quem conſtrui diſponebat magiſterio et auctoritate Spiritus ſancti, credebatque abſque ejus inſtinctu nihil hujusmodi quemquam poſſe moliri. Quapropter, Fili dilectiſſime, non cuncteris, ſed plena fide crede, ſpiritum Dei cor tuum impleſſe, cum ejus ornaſti domum tanto decore, tantaque operum varietate; et ne forte diffidas, pandam evidenti ratione, quicquid diſcere, intelligere, vel excogitare poſſis artium, ſeptiformis ſpiritus gratiam tibi miniſtrare. Per ſpiritum ſapientiæ cognoſcis a Deo cuncta creata procedere, et ſine ipſo nihil eſſe; per ſpiritum intellectus cepiſti capacitatem ingenii, quo ordine, qua varietate, qua menſura valeas inſiſtere diverſo operi tuo; per ſpiritum conſilii talentum a Deo tibi conceſſum, non abſcondis, ſed cum humilitate palam operando et docendo, cognoſcere cupientibus fideliter oſtendis; per ſpiritum fortitudinis omnem ſegnitiei torporem excutis, et quicquid non lento conamine incipis, plenis viribus ad effectum perducis; per ſpiritum ſcientiæ tibi conceſſum, ex abundanti corde dominaris ingenio, et quo perfecte abundas plenæ mentis audacia uteris in publico; per ſpiritum pietatis, quid, cui, quando, quantum vel qualiter operis, et ne ſurrepat avaritiæ ſeu cupiditatis vitium, mercedis pretium pia conſideratione moderaris; per ſpiritum timoris Domini te nihil ex te poſſe conſideras, nihil inconceſſum a Deo te habere ſeu velle cogitas, ſed credendo, confitendo, et gratias agendo quicquid noſti, vel es, aut eſſe potes, divinæ miſericordiæ reputas. His virtutum ſtipulationibus animatus, kariſſimi Fili, domum Dei, fiducialiter aggreſſus, tanto lepore decoraſti, et laquearia ſeu parietes diverſo opere, diverſisque coloribus diſtinguens, paradyſi Dei ſpeciem floribus variis vernantem, gramine ſoliisque virentem, et ſanctorum animas diverſi meriti coronis foventem, quodammodo aſpicientibus oſtendiſti, quodque creatorem Deum in creatura laudant, et mirabilem in operibus ſuis prædicant, effeciſti. Nec enim perpendere valet humanus oculus, cui operi primum aciem infiget; ſi reſpicit laquearia, vernant quaſi pallia; ſi conſiderat parietes, eſt paradyſi ſpecies; ſi luminis abundantiam ex feneſtris intuetur, ineſtimabilem vitri decorem et operis pretioſisſimi varietatem miratur. Quod ſi forte dominicæ pasſionis effigiem liniamentis expreſſam conſpicatur fidelis anima, compungitur; ſi quanta ſancti pertulerint in ſuis corporibus cruciamina, quantaque vitæ æternæ perceperint præmia conſpicit, vitæ melioris obſervantiam accipit; ſi quanta ſint in cœlis gaudia, quantaque in tartareis flammis cruciamenta intuetur, ſpe de ſuis bonis actibus animatur, et de peccatorum ſuorum conſideratione formidine concutitur. Age ergo nunc, vir bone, felix apud Deum et homines in hac vita, felicior in futura, cujus labore & ſtudio Deo tot exhibentur holocauſta, ampliori deinceps accendere ſollertia, et quæ adhuc deſunt in utenſiliis domus Domini, ad explendendum aggredere toto mentis conamine, ſine quibus divina myſteria et officiorum miniſteria non valent conſiſtere. Sunt enim hæc: Calices, Candelabra, Thuribula, Ampullæ, Urcei, ſanctorum pignorum Scrinia, Cruces, Plenaria et cætera, quæ in uſum eccleſiaſtici ordinis poscit utilitas neceſſaria. Quæ ſi vis componere hoc incipias ordine.

Explicit Prologus, incipiunt Capitula.

Cap. I. *de conſtructione fabricæ.*
— II. *de ſede operantium.*
— III. *de fornace operis.*
— IV. *de follibus.*
— V. *de incudibus.*
— VI. *de malleis.*
— VII. *de forcipibus.*

Cap. VIII. *de ferris per quæ fila trahuntur.*
— IX. *de inſtrumento, quod orgarium dicitur.*
— X. *de limis inferius ſoſſis.*
— XI. *de ferris ſoſſoriis.*
— XII. *de ferris raſoriis.*
— XIII. *de ferris ad ductile opus aptis.*
— XIV. *de ferris inciſoriis.*
— XV. *de ferris ad faciendum clavos.*
— XVI. *de ferris inſuſoriis.*
— XVII. *de limis.*
— XVIII. *de temperamento limarum.*
— XIX. *de temperamento ferri.*
— XX. *item unde ſupra.*
— XXI. *de vaſculis ad liquefaciendum aurum et argentum.*
— XXII. *de purificando argento.*
— XXIII. *de dividendo argento ad opus.*
— XXIV. *de fundendo argento.*
— XXV. *de fabricando minore calice.*
— XXVI. *de majore calice et ejus inſuſorio.*
— XXVII. *de nigello.*
— XXVIII. *de imponendo nigello.*
— XXIX. *de fundendis auriculis calicis.*
— XXX. *de ſolidatura argenti.*
— XXXI. *item de imponendo nigello.*
— XXXII. *de coquendo auro.*
— XXXIII. *item unde ſupra. De molendo auro.*
— XXXIV. *item alio modo. Item unde ſupra.*
— XXXV. *de invicandis et deaurandis auriculis.*
— XXXVI. *de polienda deauratione.*
— XXXVII. *de colorando auro.*
— XXXVIII. *de poliendo nigello.*
— XXXIX. *de ornando vaſe calicis.*
— XL. *de pede calicis.*
— XLI. *de patena.*
— XLII. *de fiſtula.*
— XLIII. *de auro terræ Evigilat.*
— XLIII. *de auro arabico.*

Cap. XLIV. *de auro hiſpanico.*
— XLV. *de auro arenario.*
— XLVI. *de fabricando aureo calice.*
— XLVII. *de inponenda ſolidatura auro.*
— XLVIII. *de inponendis gemmis et margaritis.*
— XLIX. *de electro.*
— L. *de poliendo electro.*
— LI. *de pede calicis, de et patena et ſiſtula.*
— LII. *de colatorio.*
— LIII. *de ampulla.*
— LIV. *de confectione, quæ dicitur tenax.*
— LV. *de thuribulo ducto.*
— LVI. *de thuribulo fuſili.*
— LVII. *de catenis.*
— LVIII. *de cupro.*
— LIX. *de fornace.*
— LX. *de compoſitione vaſorum.*
— LXI. *de compoſitione æris.*
— LXII. *de purificatione cupri.*
— LXIII. *qualiter deauretur auricalcum.*
— LXIV. *qualiter ſeparetur aurum de cupro.*
— LXV. *quomodo ſeparetur aurum ab argento.*
— LXVI. *quomodo denigretur cuprum.*
— LXVII. *de opere interraſili.*
— LXVIII. *de opere punctili.*
— LXIX. *de opere ductili.*
— LXX. *de opere, quod ſigillis imprimitur.*
— LXXI. *de clavis.*
— LXXII. *de ſolitando auro et argento pariter.*
— LXXIII. *de opere ductili, quod ſculpitur.*
— LXXIV. *de purganda antiqua deauratura.*
— LXXV. *de purgando auro et argento.*
— LXXVI. *de organis.*

Incipit liber III.

Cap. I. *de conſtructione fabricæ.*

Aedifica tibi domum ſpatioſam et altam, cujus longitudo ad orientem tendatur, in cujus pariete meridiano facies feneſtras quot volueris et poſſis, ita ut inter duas feneſtras quinque pedes ſint. Divide autem medietatem domus ad opus fuſile faciendum, et cuprum ac ſtagnum et plumbum operandum, uno pariete usque ad ſummitatem altitudinis, et rurſum divide quod reliquum eſt in duo uno pariete, ad operandum in una parte aurum, in altera argentum. Feneſtræ vero non emineant altius a terra quam uno pede, quorum altitudo ſit trium pedum, latitudo duorum.

Cap. II. *de ſede operantium.*

Deinde fode foſſam ante feneſtram, a pariete feneſtræ pede et dimidio, quæ ſtabit in transverſo, habens longitudinis trium pedum, latitudinis duorum, quam texes lignis in circuitu, quorum lignorum duo in medio contra feneſtram procedant a foſſa altitudine dimidii pedis, ſuper quæ jungatur diſcus, unus qui cooperiat genua ſedentium in foſſa, latitudine duorum pedum, longitudine trium, in transverſo ſuper foſſam, ita æqualis, ut quicquid minutim auri vel argenti deſuper ceciderit, poſſit diligenter ſcopari.

Cap. III. *de fornace operis.*

Juxta parietem vero prope feneſtram in ſiniſtra parte ſedentis,[*] figatur lignum in terram, longitudine trium pedum, latitudine duorum, ſpiſſitudine pene duorum digitorum, quod cum firmiter ſteterit, habeat foramen groſſitudine unius digiti in medio, a terra altitudine quatuor digitorum. Habeat quoque in anteriore parte lignum ſtrictum ſibi conjunctum, et clavis ligneis affixum, latitudine quatuor digitorum, cujus longitudo æquetur majori ligno. Ante quod ſtabilies aliud lignum æquæ latitudinis et longitudinis, ita ut inter duo hæc ligna ſit amplitudo trium digitorum, et affige illud exterius duobus aut tribus paxillis, et accepta argilla non macerata nec aqua mixta, ſed noviter effoſſa, mitte in illud ſpatium in primis modicum, et compinge cum ligno rotundo fortiter, deinde amplius et fortiter iterum percute, ſicque facies donec duæ partes ipſius ſpatii impleantur, et tertiam dimitte vacuam. Tunc aufer anterius lignum, et cum cultello longo incide argillam æqualiter ante et ſurſum, deinde gracili lingno percute fortiter. Poſt hæc accipe argillam maceratam et ſimo equi mixtam, et compone fornacem et larem ejus, tegens parietem, ne uratur igne, et cum gracili ligno perfora argillam trans foramen quod eſt retro ligno. Hoc modo compone omnes fornaces fabriles.

Cap. IV. *de follibus.*

Deinde fac tibi folles de pellibus arietum ita. Cum occiduntur arietes non incidantur pelles ſub ventre, ſed in poſterioribus aperiantur, et ita everſentur ut integræ extrahantur, et impletæ ſtramine modice exſiccentur. Poſtea jaceant in confectione fæcis et ſalis una die et duabus noctibus, tertia vero trahantur in retorta in longitudine ſed plus in latitudine. Deinde ungantur et iterum trahantur. Poſthæc ſiat folli caput ligneum, quod tranſeat per collum ejus et ibi ligetur, et in capite foraminis per quod tranſeat ſiſtula ferrea. Retro vero in latitudine follis ponantur quatuor ligna, quorum duo ſibi conjungantur et colligentur in medio, et duo ſibi deinde ſuantur in folle ita, ut juncturæ in medio ſint ſuperius et inferius, ubi etiam duæ anſæ ex eadem pelle conſuantur, una ſuperius minor, in qua pollex imponatur, altera major inferius, ubi reliqui quatuor digiti immittantur. His completis pone ſiſtulam ferream in foramen fornacis, retro et ante fornacem carbones et ignem, et ſuffla ut fornax exſiccetur. Utenſiliorum autem et ferramentorum nomina in fabrili opere ſunt hæc.

Cap. V. *de incudibus.*

Incudes latæ, æquales et quadræ. Item incudes æquales et cornutæ. Item incudes ſuperius rotundæ in ſimilitudine dimidii pomi, una major, alia minor, tertia brevis, que vocantur nodi. Item incudes ſuperius longæ et ſtrictæ quaſi duo cornua ab haſtili præcedentia, quorum unum ſit rotundum et deductum ita, ut in ſummitate ſit gracile, aliud vero latius et in ſummitate modice recurvum in rotunda æqualitate ad ſimilitudinem unius pollicis. Hæ ſint majores et minores.

Cap. VI. *de malleis.*

Mallei multi, majores, minores et parvi, in una parte lati, in altera ſtricti. Item mallei longi et graciles, in ſummitate rotundi, majores et minores.

Cap. VII. *de forcipibus.*

Forcipes manuales fortes, habentes nodos in ſummitate, majores et minores. Item forcipes mediocres, quibus liminanda quoque teneantur, quæ ſint in ſummitate unius caudæ graciles, in altera pendeat ferrum tenue et latum, ac perforatum, cui cum poſueris aliquid parvum liminandum, comprime fortiter, et mitte gracilem caudam in quod foramen volueris. Item forcipes parvuli, in una ſummitate ſibi adhærentes, et in altera graciles, quibus grana et alia quæque minuta componantur. Item forcipes, qui dicuntur carponarii, et majores et minores, quæ ſint in una ſummitate integri et plicati, in altera aperti et modice curvi. Item forcipes inciſorii majores et minores, in duabus partibus compoſiti et clavo confixi.

Cap. VIII. *de ferris per quæ fila trahuntur.*

Ferri duo latitudine trium digitorum, ſuperius et inferius ſtricti, per omnia tenues, et tribus ordinibus aut quatuor perforati, per quæ foramina fila trahantur.

Cap. IX. *de inſtrumento quod organarium dicitur.*

Eſt autem inſtrumentum ferreum, quod dicitur organarium, quod conſtat duobus ferris, uno inferius, altero ſuperius; ſed pars inferior habet groſſitudinem et longitudinem longioris digiti, et eſt aliquantulum tenuis, habens duo haſtilia, quibus lignum infigitur inferius, ſupra quæ in ſuperiori parte eminent duo clavi grosſi, qui ſuſcipiunt ſuperiorem partem ferri, quod ferrum habet grosſitudinem et longitudinem inferioris, et habet duo foramina in utraque ſummitate, unum per quod duo clavi ſuperiores inducantur, ut ſibi conjungantur. Valde enim conjungi debent cum lima, in quibus utrisque fodiantur foſſulæ, ita ut per medium foramina appareant, ut cum in majori argentum vel aurum mittitur longum et æqualiter rotundum percuſſum, feriatur ſuperior pars ferri fortiter cum malleo corneo, et altera manu rotetur aurum vel argentum, et fiant grana rotunda ſicut fabæ, in ſequenti foramine fiant quaſi in tertio quaſi lentes, et ſic minora.

Cap. X. *de limis inferius fosſis.*

Fiunt etiam ferri graciles ut feſtuca, longitudine unius digiti, quadri; ſed in uno latere latiores, quorum caudæ, in quibus manubria ponuntur, ſunt ſurſum curvæ, inferius autem per longitudinem eſt tractus foſſus et limatus quaſi ſulcus, et ex utraque ejus parte ſunt coſtæ acutæ limatæ. His ferris limantur fila aurea et argentea groſſa et ſubtilia, ita ut in eis grana appareant.

Cap. XI. *de ferris foſſoriis.*

Fiunt quoque ferri foſſorii ad fodiendum hoc modo. Fit ferrum ex chalybe puro, longitudine digiti majoris, et groſſum ut feſtuca, in medio vero groſſius, et eſt quadrum; una cauda ponatur in manubrium, et in altera ſummitate limatur una coſta, quæ eſt ſuperior, usque ad inferiorem, ſed inferior eſt longior, quæ limata gracilis eſt in cuſpide, quod calidum temperatur in aqua. Ad hanc ſpeciem fiunt plures majores et minores. Fit et aliud ſimiliter quadrum, et eſt latius et tenue, cujus acumen ſit in ipſa latitudine, ita ut duæ coſtæ ſint ſuperius et duæ inferius longiores et æquales. Hoc quoque modo fiant plures parvi et magni. Fit etiam ferrum rotundum et groſſum ſicut feſtuca, cujus cuſpis ita limetur, ut tractus, quem facit, ſit rotundus.

Cap. XII. *de ferris raſoriis.*

Fiunt etiam ferri raſorii graciles, ſed in fine aliquantulum latiores, una parte acuti, parvi et magni, quorum aliqui recurvi, pro libitu ſecundum modum operis. Fiunt etiam ferri eodem modo formati, ſed obtuſi ad poliendum opus.

Cap. XIII. *de ferris ad ductile.*

Fiunt quoque ferri ad exprimendas imagines, aves, beſtias, ſive flores, ductiles in auro et argento et cupro, longitudine unius palmi, ſuperius lati et capitati, inferius vero graciles, rotundi, tenues, trianguli, quadranguli, recurvi, pro ut libuerit varietas operis formati, qui malleo debent percuti. Fit vero ferrum eodem modo formatum, ſed gracile in fine, in quo eſt foramen altero ferro graciliorem inditum, et in circuitu limatum, quod cum percuſſum fuerit in auro vel argento ſive cupro deaurato, apparet quaſi ſubtiliſſimus circulus.

Cap. XIV. *de ferris inciſoriis.*

Fiunt quoque ferri inciſorii talis magnitudinis, ut plena manu teneantur, et ſuper manum emineant, lati et æquales, inferius etiam manum excedant, lati, tenues et acuti. Horum multi ſunt parvi et magni, quibus inciditur aurum et argentum ſive cuprum ſpiſſum.

Cap. XV. *de ferris ad faciendos clavos.*

Sunt et ferri tenues et ſtricti perforati, in quibus capitantur clavi magni, mediocres et parvi.

Cap. XVI. *de ferris infuſoriis.*

Sunt etiam ferri infuſorii, longi, rotundi et quadri, in quibus funditur liquefactum aurum, argentum vel cuprum. Sunt et circini ferrei duabus partibus compoſiti, majores et minores, recti et curvi. Limæ vero fiunt ex puro chalybe, magnæ et mediocres, quadræ, trium *coſtarum et rotundae. Fiunt* et aliæ, ut fortiores ſint in medio intus ex molli ferro, exterius vero cooperiuntur chalybe. Quæ cum (*) perverſæ fuerint ſecundum magnitudinem, quam eis *auctor* earum dare voluerit, æquantur ſuper runcinam, ſicque inciduntur cum malleo ex utraque parte acuto. Inciduntur etiam aliæ cum ferro inciſorio, de quo ſupra diximus, cum quibus æquari debet opus, quod cum aliis groſſioribus prælimatum fuerit. Cum ex omni parte inciſæ fuerint, fac temperamentum eorum hoc modo.

Cap. XVII. *de temperamento limarum.*

Combure cornu bovis in igne et rade, atque miſce ei tertiam partem ſalis, et tere fortiter. Deinde mitte limam in ignem, et cum canduerit, ſalies illam confectionem ſuper eam ex omni parte, aptisque carbonibus valde ardentibus cum feſtinatione ſufflabis per omnia ſic ut temperamentum non cadat, et ſtatim eiciens extingue æqualiter in aqua, et inde eiciens ſiccabis modice ſuper ignem. Hoc modo temperabis omnes quæ ſunt ex chalybe.

Cap. XVIII. *Item unde ſupra.*

Facies et parvulas ſimiliter quadras, ſemirotundas, triangulas, tenues ex molli fero, easque ſic temperabis. Cum inciſæ fuerint cum malleo, ſive cum inciſorio ferro, aut cum cultello, unges eas veteri arvina porci, et circumdabis coriolis ex hircino corio inciſis, ligabisque filo lino. Poſthæc cooperies eas argilla macerata ſingulariter, caudasque nudas dimittes. Cumque ſiccatæ fuerint mittes in ignem, et ſufflabis fortiter, comburaturque co-

---

(*) C. L. *percuſſae.*

rium, et cum feſtinatione extrahens ab argilla extingues æqualiter in aqua, extractasque ſiccabis ad ignem.

Cap. XIX. *de temperamento ferri.*

Ferri quoque foſſorii temperantur hoc modo. Cum limati fuerint et ſuis manubriis aptati, ſummitas eorum mittitur in ignem, et mox ut cœperit candeſcere extrahitur et in aqua extinguitur.

Cap. XX. *Item de eodem.*

Fit etiam ferramentorum aliud temperamentum, quibus vitrum inciditur et molliores lapides hoc modo. Tolle hircum triennem, et liga eum intus tribus diebus ſine cibo, quarta da ei filicem comedere et nihil aliud. Quem cum diebus duobus comederit, ſequenti nocte cooperi eum in dolio inferius perforato, ſub quibus foraminibus pone aliud vas integrum, in quo colligas urinam ejus. Qua duabus vel tribus noctibus tali modo ſufficienter collecta, emitte hircum, et in ipſa urina ferramenta tua tempera. In urina etiam rufi pueri parvuli temperantur ferramenta, durius quam in aqua ſimplici.

Cap. XXI. *de vaſculis ad liquefaciendum aurum et argentum.*

Hæc omnia præ manibus habeas argillam albam, et tere eam minutiſſime, acceptisque *vaſis vitribus* (*) in quibus aurum vel argentum prius infuſum fuit, comminue ſingulariter. Quæ ſi non habeas, accipe partes albæ ollæ, et mitte eas in carbones donec incandeſcant, et ſi non reſiliunt, ſine refrigerari et tere ſingulariter. Deinde pone duas partes argillæ tritæ et tertiam coctæ teſtæ, et commiſceas cum aqua tepida, macera fortiter, et inde compone vaſcula majora et minora, in quibus liquefacies aurum et argentum. Interim vero, dum ſiccatur, accepta ſtatera, pondera aurum vel argentum, quod operari volueris. Quod ſi argentum purum non fuerit, hoc modo purifica.

Cap. XXII. *de purificando argento.*

Cribra cineres, commiſcens eos aqua, et accipe teſtam ollæ in igne probatam, quæ tantæ magnitudinis ſit, in qua credas liquefieri poſſe argentum, quod purificari debet, ut non effundatur, et mitte cineres in eam, in medio tenues et circa oram ſpiſſos, et ſicca ad carbones. Quam ſiccatam amove carbones a

---

(*) C. L. *veteribus.*

fornace modicum, et pone ipſam teſtam cum cineribus ſub foramine ante fornacem, ſic ut ventus ex folle in eam flet, ſuperpoſitisque carbonibus ſuffla donec candeſcant. Deinde mitte argentum in eam et ſuperpone modicum plumbi, ſuperque jectis carbonibus liqueſac illud, et habeas juxta te virgam ex ſepe vento ſiccatam, cum qua diſcooperies diligenter, et purifica ab argento quicquid immunditiæ ſuper illud videris, poſitoque ſuper illud titione, hoc eſt ligno igne uſto, ſufflabis mediocriter longo tractu. Cumque plumbum hoc facto ejeceris, ſi videris argentum nondum purum eſſe, rurſum pone plumbum, ſuperpoſitisque carbonibus fac ſicut prius. Quod ſi videris argentum ebullire et exſilire, ſcito ſtagnum vel auricalcum ei admixtum, et confringe particulam vitri minute, et proice ſuper argentum plumbumque adde, appoſitisque carbonibus fortiter ſuffla. Deinde reſpice ſicut prius, et cum virgula aufer immunditiam vitri et plumbi, ſuperpoſitoque titione fac ſicut prius, et hoc tamdiu donec purum ſiat.

Cap. XXIII. *de dividendo argento.*

Quo purificato ſi calicem fabricare volueris divide argentum æqualiter in duo, et medietatem ſerva ad faciendum pedem et patenam; ex altera vero facies vas, cui adicies ex portione patenæ partem; verbi gratia, ſi marca argenti fuerit, adde medietatem, pondus XIIcim nummorum, quos poſtea inde limabis et rades ut reddas ſuæ parti. Quod ſi plus fuerit argenti vel minus, ſecundum ſuam quantitatem addes, et poſt hæc unicuique parti ſuum pondus reddes.

Cap. XXIV. *de ſundendo argento.*

His ita diſpoſitis mitte argentum in uno vaſculorum, et cum liqueſactum fuerit, proice modicum ſalis ſuper illud, moxque effunde in infuſorium rotundum quod ſit caleſactum ſuper ignem, et ſit in eo cera liqueſacta. Et ſi per aliquam neglegentiam contigerit, ut argentum fuſum non ſit ſanum, iterum funde, donec ſanum ſiat. Deinde fac tibi confectionem ex ſecibus claris et ſale, in qua extinguas argentum quotiens recoxeris.

Cap. XXV. *de ſabricando minore calice.*

Cumque coeperis percutere, quære meditullium in eo, et fac centrum cum circino, et circa eum facies caudam quadram, in qua pedem configere debes. Cum vero ſic attenuatum fuerit, ut manu plicari poſſit, fac interius circulos cum circino a centro usque in medium, et exterius a medio usque ad oram; et cum rotundo malleo percute interius ſecundum circulos, ut inde profunditatem capiat, et exterius cum mediocri ſuper rotundam incudem ſecundum circulos usque ad oram, ut inde ſtrictius fiat; et hoc tamdiu fac donec ei formam et amplitudinem ſecundum argenti quantitatem acquiras. Quo facto rade interius et exterius æque cum lima, et circa oram donec æquale per omnia fiat. Deinde reſiduam medietatem argenti ſicut ſupra divide in duo, et ab una parte aufer pondus ſex nummorum, et adde alteri, in qua pedem facies, quod poſtea inde limando auferes et ſuæ parti reddes. Sicque funde et percute pedem ſicut vas, usque dum attenuetur, excepto quod caudam non facies in eo. Quo attenuato profunditatem dabis ei cum malleo rotundo interius et exterius, incipiesque nodum facere cum mediocri malleo ſuper rotundam incudem, et inde ſuper longam ex utraque parte, donec collum tam gracile facies ſicut volueris. Hoc diligenter procurans, ne plus in uno loco percutias quam in altero, ne forte nodus ſe in aliquam partem inclinet, ſed in medio ſtet, ex omni parte æque ſpiſſus & æque latus. Deinde pone eum ſuper carbones, et imple cera, et cum refrigerata fuerit, tene ipſum pedem in ſiniſtra manu, et in dextera ferrum unum ductile ac tenue; et fac puerum ſedere juxta te, qui percutiat cum parvulo malleo ſuper ferrum in quocunque loco illud poſueris, et inde deſignabis anulum, qui inter nodum et pedem in circuitu debet eſſe. Quo deſignato effunde ceram et recocto pede iterum imple, ut anulum profundius percutias ſicut prius; ſicque facias donec cum æqualiter cum ſuis granis præparabis. Deinde lima nodum et rade, et circa pedem interius et exterius, et oram ejus; ſicque facies in medio nodi foramen quadrangulum ſecundum quantitatem caudæ ſuperioris vaſis, et in eo pones ſpiſſam partem argenti, rotundam, eodem modo perforatam. Facies quoque anulum ſingulariter, qui ſtare debet inter nodum et vas ſuperius, eadèm quantitate et ſpecie ſicut eſt ille, quem ductili ferro formaſti ſub nodo, et accipiens ferrum obtuſum fabricabis illud ſuper cotem æqualem, deinde ſuper lignum quercineum impoſito ei carbone trito, et cum eo polies ipſum vas interius et exterius, nodum et pedem et anulum, ſicque fricabis cum panno et creta ſubtiliter raſa, donec omnino lucidum fiat opus. His ita peractis ſinde caudam vaſis in quatuor usque in medium cum lima tenue, et everſa illud ſuper incudem rotundam ita ut æqualiter, et in dextera ferrum ductile mitte in nodum et fac ſuperius percuti cum malleo mediocri donec conſiges fortiter. Poſtea funde argentum, quod limaſti et raſiſti cum eo quod reſiduum eſt, et percute rotulam cum circino æquatam tantæ latitudinis quanta eſt altitudo calicis a pede inferius usque ad oram ſuperius, et modice amplius, et ſic percute cavum inferius ſecundum latitudinem vaſis ſuperius, ita ut æqualiter in eo poſſit jacere. Et ſi volueris fac circulos duos interius cum circino, et pertrahe cum ſubula obtuſa in medio ſimilitudinem agni, ſive dexteram quaſi de cœlo deſcendentem et ſignantem, et litteras inter illos duos circulos, atque cum ferro ſoſſorio ſubtiliter fode, poliens ad effectum ſicut calicem.

Cap. XXVI. *de maiore calice et ejus infuſorio.*

Quod ſi calicem magnum argenteum fabricare volueris, quatuor, aut ſex, ſeu X marcarum, primo igne probabis et purgabis totum argentum, deinde divides ordine quo ſupra. Poſthæc accipe duos ferros æque longos et latos, ad menſuram palmi, et ſicut feſtuca ſpiſſos, æqualiter percuſſos et ſanos et ad runcinam diligenter æquatos, inter quos facies corrigiam ferream æqualiter percuſſam ac mediocriter ſpisſam, quam complicabis in modum circuli ea amplitudine, ut tibi videatur quod poſſit impleri illo argento, quod in eo fundere vis. Et cum plicaveris non conjunges capita, ſed modice ſeparabis, ut foramen appareat, per quod infundere poſſis. Hunc circulum aptabis inter duos ferros æqualiter ita, ut capita ipſius extra ferros parum appareant, et conſtringes eos tribus curvis ferris fortibus in tribus locis, videlicet inferius et ex utraque parte juxta foramen, ſicque linies argillam maceratam circa circulum inter ferros et circa foramen abundanter. Quam formam cum ſiccata fuerit, calefacies, et liquefactum argentum infunde. Omne argentum et aurum quod tali modo funditur, niſi contingat ex magna negligentia, ſemper eſt ſanum ad operandum in eo quodcumque volueris. Circulos autem ſecundum quantitatem, quam infundere volueris, menſurabis, et facies majores et minores, fuſum vero argentum, poſtquam percuſſeris ut ſupra, et vaſi formam dederis, imple illud cera et percute in ventre, ſi volueris coſtas æquales ſive rotundas, quæ ſtent in circuitu ſicut cochlearia, quod opus utrumque magnum ornatum dat calici. Quas coſtas ſi volueris cum nigillo parare, hoc procura ut argentum ſpiſſius ſit, et ſic age ut una coſta deauretur et altera denigretur, quas ſemper oportet pares eſſe. Quas cum percuſſeris, lima æqualiter et rades in illis, quas denigrare volueris, pertrahe folia græca et fode groſſo tractu, camposque eodem fodies gracilibus circulis et ſubtili opere, deinde compone nigillum hoc modo.

Cap. XXVII. *de nigillo.*

Accipe argentum purum, et æquo pondere divide in duo, addens ei tertiam partem cupri puri. Quas tres partes, cum miſeris in fuſile vaſculum, pondera tantum plumbi, quantum appendit medietas ipſius cupri, quod argento miſcuiſti, acceptumque ſulphur croceum frange minutatim, et mitte plumbum et partem ſulphuris ipſius ſuper vaſculum cupreum, ac reliquum ſulphuris mitte in aliud fas fuſile. Cumque liquefeceris argentum cum cupro, move pariter cum corbone, ſtatimque infunde ei plumbum et ſulphur ex cupreo vaſculo, et rurſum commiſce cum carbone fortiter, et cum feſtinatione funde in aliud vas fuſile ſuper ſulphur quod in eo miſeras, moxque depoſito vaſculo, cum quo fuderas, accipe illud in quod fudiſti, et mitte in ignem donec liquefiat, iterumque commovens funde in ferrum infuſorium. Quod prius quam frigeſcat, percute modicum, et calefac modicum, rurſumque percute, ſicque facies donec omnino attenuetur. Natura enim nigelli talis eſt, ut ſi frigidum percutitur, ſtatim liqueſcit, frangitur et reſilit, nec debet ſic calefieri, ut rubeſcat, quia ſtatim liqueſcit et fluit in cineres. Attenuatum vero nigellum mitte in vaſculum profundum et ſpiſſum, et ſuperfundens aquam, confringens cum malleo rotundo, donec minutiſſimum fiat, ejectumque inde ſicca, et quod minutum eſt mitte in pennam anſeris atque obſtrue, quod vero groſſius eſt, mitte in vas et comminue, rurſumque ſiccatum mitte in alteram pennam.

Cap. XXVIII. *de imponendo nigello.*

Cumque ſic plures pennas impleveris accipe gummi, quod vocatur barabas, et particulam ejus modicum tere cum aqua in eodem vaſe ita, ut ex ea aqua vix turbida ſiat, et locum quem volueris denigrare cum ipſa aqua fac humidum prius, accipiensque pennam cum levi ferro excute tritum nigellum ſuper eum diligenter donec totum cooperias, ſicque per omnia facies. Deinde compone carbones copioſe accenſos, et in eos miſſum vas diligenter cooperi ſic, ut ſuper nigellum nullus carbo ponatur ne cadat. Cumque liquefactum fuerit tene vas cum forcipe, et verte ex omni parte, qua fluere videris, et ita convertendo cave ne in terram nigellum cadat. Quod ſi primo calore non fuerit plenum per omnia, denuo fac humidum et ſuperpone ut prius, et cave diligenter ne plus opus ſit.

Cap. XXIX. *de fundendis auriculis calicis.*

Si vero volueris aures calici apponere, mox ut percuſſeris et raſeris, priusquam aliud quid operis in eo facias, accepta cera forma inde aures et ſcalpe in eis dracones vel beſtias vel aves, ſive folia quomodocumque volueris. In ſummitate vero utriusque auris pone parum ceræ rotundæ, ſicut gracilis candela longitudine minimi digiti, ſed in ſummitate ſit aliquantulum groſſior, quæ cera vocatur infuſorium, quam ſolidabis calido ferro. Deinde accipe argillam fortiter maceratam et cooperi diligenter utrasque aures ſingillatim, ita ut omnia foramina ſculpturæ impleantur. Quæ cum ſiccatæ fuerint iterum cooperi diligenter per omnia, excepta ſummitate infuſorii, et tertio ſimiliter facies. Poſtea mitte ipſas formas juxta carbones, et cum calefactæ fuerint effundes ceram. Qua effuſa pone ea omnino ad ignem, convertens foramen per quæ cerà exiit inferius, et ſine donec candescat ſicut carbones, ſtatimque liquefac argentum, addens ei modicum de auricalco hiſpanico, ut verbi gratia, ſi fuerit argenti dimidia marca, pondus, duorum nummorum, ſi vero plus aut minus, e contra; et eiciens formas ab igne ſiſte eas firmiter, et infunde in eodem loco, unde ceram effudiſti. Cumque refrigerata fuerint aufer argillam, et cum lima et ferris ſoſſoriis adjunge eas in ſuis locis et ſubjuncturis; facies duo foramina longa, unum ſuperius et aliud inferius, quæ foris non appareant, in quibus junges ſingillatim duos clavos latos, quos facies tranſire vas per duo foramina ex utraque parte ſuperius et inferius, et configes eos interius atque ſolidabis hoc modo.

Cap. XXX. *de ſolidatura argenti.*

Pondera duas partes argenti puri, et tertiam cupri rubri, et confunde atque ſubtiliter lima in vaſe mundo, et mitte in pennam. Deinde tolle vini petram, quæ creſcit interius circa vaſa, in quibus optimum vinum diu jacet, et particulas ejus liga in panno et mitte in ignem ut comburatur tamdiu donec nullus inde fumus procedat. Quo ab igne levato et refrigerato exſuffla cinere panni et illud uſtum tere in cupreo vaſe cum rotundo malleo, admixta aqua et ſale ut ſit ſpiſſum ſicut fex, quod cum ligno tenui linies circa clavos interius et exterius, et excuties cum brevi ferro limatum argentum deſuper, ſicque ſiccabis. Iterum linies mixturam illam deſuper ſpiſſius quam ante, et mittes in ignem, adhibitisque carbonibus diligenter cooperies leniterque ſufflabis longo flatu donec ſolidatura liqueſiat ſufficienter, eductumque vas ab igne et modice refrigeratum lavabis, et ſi firmi ſunt clavi, ſin autem, rurſum fac eis, ſicut prius. Cumque firmi fuerint clima eos interius et rade æqualiter, ut nullus conſiderare queat, in quo loco ſteterint, appoſitosque exterius auriculas rurſum diligenter adiunge. Deinde fac per medium auricularum contra clavos ſubtilia foramina, et in eodem loco ultra clavos ſimiliter, in quibus eos configes omni opere conſummato, ſic ut nemo percipiat, qualiter adhæreant. Poſt hæc ſculpe et fode ipſas auriculas ſtudioſe cum limis et ferramentis, et ſi quid volueris in eis denigrare hoc modo facies.

Cap. XXXI. *Item de imponendo nigello.*

Cum miſcueris et fuderis nigellum, partem unam inde tolles et percuties quadrangulam, longam et gracilem. Deinde accipe auriculam cum forcipe et calefac in igne donec rubeſcat, et cum altero forcipe longo et gracili tene nigellum et frica ſuper omnia loca, quæ denigrare volueris, donec tractus omnes pleni ſint; ablatumque ab igne cum lima æquali diligenter plana, donec argentum ſic appareat, ut vix tractus conſiderare poſſis, et ſic cum raſorio ferro lima, rugas diligenter erade, et quod reliquum eſt deaurabis. Quod deauratum hoc modo compones.

Cap. XXXII. *de coquendo auro.*

Tolle aurum qualecunque ſit, et percute donec tenuis lamina fiat, latitudine trium digitorum et longitudine quantum poſſit. Deinde incide partes ut ſint æque longæ et latæ, et conjunges eis pariter atque perfora per omnia cum raſorio ferro tenui. Poſtea accipe duas teſtas ollæ igne probatas tantæ magnitudinis ut aurum in eis poſſit jacere, et frange tegulam minutatim, ſive argillam fornacis arſam et rubicundam, eamque comminutam pondera in duas partes æquales, et adde ei tertiam partem ſalis eodem pondere, quæ modice asperſa cum urina commiſceatur ita, ut non adhæreant ſibi, ſed vix madida ſint, et mitte inde parum ſuper urinam teſtam juxta latitudinem auri, deinde ipſius auri unam partem, rurſumque conſectionem, et iterum aurum quod ſemper conſectionem ita cooperiat, ne aurum auro tangatur, ſicque imple teſtam usque ad ſummum, et deſuper cooperi cum altera teſta, quas diligenter circumlinies argilla mixta et macerata, ponesque ad ignem ut ſiccetur. Interim compone furnum ex lapidibus et argilla, altitudine duorum pedum, et latitudine pedis et dimidii, inferius latum, ſuperius vero ſtrictum, ubi foramen ſit in medio, in quo eminebunt tres lapides longiores et duri, qui poſſint flammam diu ſuſtinere, ſuper quos pones teſtas cum auro, et cooperies cum aliis teſtis abundanter. Deinde ſuppone ignem et ligna, et cave ne deficiat ignis copioſus per ſpatium diei et noctis. Mane vero eiciens aurum, rurſum funde, percute et impone furno ſicut prius. Iterum autem poſt diem et noctem aufer, et admiſcens ei modicum rubri cupri funde ſicut prius, et repone ſuper furnum. Cumque tertio depoſueris, lava diligenter et ſicca, ſic ponderans vide quantum deſit, deinde complica et ſerva.

Cap. XXXIII. *item eodem modo.*

Si vero parum fuerit auri, quod coquere vis, ipſum percute, et compone in teſtas ſicut ſuperius. Poſtea accipe ollam novam et frange in fundo unum foramen, et circa latus quatuor, et fac in argilla breve vaſculum cum tribus pedibus ſic ab invicem ſeparatis, ut poſſint ſtare ſuper foramen, quod eſt in fundo ollæ, ſuper quod cum ſiccatum fuerit pones teſtas cum auro et elevabis ollam ſuper tres lapides a ſe aliquantulum remotos æque ſpiſſos, et immitte carbones ardentes, deinde extinctos, ſicque quotiens deſcenderint ſuperpone frigidos, et nunquam patieris teſtas nudas eſſe ab igne. Interdum vero cum gracili ligno per foramina immiſſo move carbones, et inferius ſimiliter, ut cineres exeant et ventus aditus habeat. Sicque facies cum carbonibus in olla, ſicut ſuperius cum lignis in furno.

Cap. XXXIV. *de molendo auro.*

Coctum vero pleniter ſi molere volueris, mitte inde in ſtateram pondus octo nummorum et pondera octies tantum vivi argenti, cui ſtatim immitte et frica donec album ſiat, atque particulatim confringe. Tolle quoque unum vaſculum ex his, in quibus aurum vel argentum infunditur, quod tamen ad opus iſtud ſpiſſius illis eſſe debet, et mitte in ignem donec candeſcat; ferrum etiam gracile et curvum in uno capite manubrio infixum, in altero vero habens nodum rotundum, mitte ſimiliter in ignem, et cum utrumque canduerit, cum forcipe tene vaſculum ſuper ſcutellam latam, ſiccam, et funde in illud vivum argentum cum auro, et feſtinanter cum ferro curvo et candente frica illud et mole, donec nihil ſentias in vaſculo, niſi humorem; moxque effunde in aquam. Ejecta vero aqua illa, mitte aurum in manum ſiniſtram et lava diligenter, probans digito, ſi bene molitum ſit; et ſi eſt, pone ſuper pannum lineum mundum, et jacta hac et illac, donec ſiccetur aqua.

Cap. XXXV. *item alio modo.*

Quod ſi natura auri talis eſt, ut ſic non poſſit molere, accipe lapidem ſabuleum, quadrum et æqualem, et in medio ejus fac foramen latitudine trium digitorum et ſimili profunditate. Deinde para tibi lapidem duriorem illo, ſic gracilem, ut poſſit in illo foramine converti, et ſic longum ut poſſit in lignum figi et firmari, quod lignum trium ulnarum et in inferiori parte, in qua lapis jungendus eſt, ſit groſſitudine unius tibiæ, ſuper quem lapidem altitudine dimidii pedis, tranſforetur ipſum lignum, cui jungatur aliud lignum tenue, latitudine duarum palmarum, in quo cauda ſiat, quæ foramen longi ligni pertranſeat, ſuper quem tenue lignum ligetur lapis magnitudinis unius pedis, a quo lapide ſurſum ſiat lignum gracile et rotunde inciſum atque planum, ita ut inter manus poſſit volvi. His ita compoſitis pone majorem lapidem in pelvim, ſive in vas ligneum æquale, et vide ut lapis firmiter jaceat, et vas firmiter ſtet. Cumque aurum cum vivo argento in foramen ejus miſeris, et ſabulum deſuper atque aquam, impone lapidem minorem, qui ligno junctus eſt, tenensque in ſuperiori parte ipſum lignum, converte modicum inter manus tuas, et mox impulſu illius lapidis, qui ligatus eſt inferius, circumfertur, ſicque circumferendo mole per tres vel quatuor horas. Interdum vero reſpice et proba digito, et rurſum immitte ſabulum cum aqua. Cumque girando et regirando ipſum ſabulum coeperit ebullire et per lapidem diffundi, cum ligno gracili longo et tenue recollige ſemper et in foramen repone, ne forte aurum cum ſabulo egeratur et non molatur. Quod cum pleniter molitum fuerit, eiciatur et lavetur et ſiccetur ut ſupra, ponaturque ſuper libram. Si vero quicquam defuerit laventur ſordes, qui fluunt ex lapide et ſic invenitur, quia idcirco idem lapis in vaſe ponitur. Hoc modo etiam argentum purum tenuiſſime percuſſum et vivo argento admixtum moli debet, quia in calido vaſculo cum calido ferro moli non valet. Sic autem commisceatur ut vivi argenti ſint quinque pondera, et ſextum ſit argentum purum.

Cap. XXXVI. *item alio modo.*

Potes etiam aurum levius molere hoc modo. Accipe teſtam ollæ capacem igne probatam et pone in carbones donec omnino candeſcant, et mitte in eam aurum vivo argento mixtum ac minutatim confractum, tenensque cum forcipe vibra manum æqualiter, et mox videbis quomodo liquefiat aurum et commiſceatur vivo argento. Cumque omnino liquidum fuerit, mox funde in aquam atque lava et ſicca ut ſupra. Hoc omnino cave, ne jejunus molas aut deaures, quia foetor vivi argenti magnum periculum eſt jejuno ſtomacho et infirmitates diverſas generat, contra quas uti debes Ziduar et baca lauri, pipere et allio atque vino. Poſthæc appende ipſam deauraturam in ſtatera et divide in duo, et medietatem ejus rurſum in duo, donec invenias ſingulos denarios, et mitte eos ſigillatim in pennas anſeris, ut ſcias quantum unicuique loco deaurando ſuperponas. Deinde percute partem cupri rubri in ſimilitudinem foſſorii ferri et infige manubrio, ſummitatemque ejus lima et rade rotundam et aliquantum tenuem, quam fricabis cum vivo argento donec alba fiat, et inde poſſis deaurare. Poſtea facies confectionem ad innovandum opus deaurandum hoc modo.

Cap. XXXVII. *de invivandis et deaurandis auriculis.*

Sume vini lapidem, de qua ſupra diximus, et tere diligenter ſuper lapidem ſiccum, addesque ei tertiam partem ſalis et mitte in teſtam ollæ capacem, infundens ei aquam illam, in quam pojeciſti aurum noviter molitum, atque imponens modicum vivi argenti, mitte ſuper carbones donec calidum ſiat, et cum ligno commove. Habeas etiam ſetas porci groſſitudine trium digitorum aut quatuor, ferro colligatas in medio, duas mundas, cum qua lavabis aurum et argentum, et duas cum quibus deaurabis, unam ſiccam et alteram humidam. His omnibus ex hoc ordine compoſitis, accipe auriculas argenteas ad manus, et panniculum lineum complicatum tinge in confectionem calidam, cum quo fricabis omnia loca, quæ deaurare volueris in eis. Cumque coeperint invivari, calefac eas ſuper carbones et cum ſetis ipſa confectione humidis frica illas fortiter, donec omnes ſoſſuræ vivo argento ſiant albæ, interdum calefaciendo et interdum fricando, et ubi cum ſetis non potueris pertingere, cum cupro deauratorio et ligno gracili fricabis, faciens hoc ſuper ſcutellam deauratoriam ligneam, quæ ſit ad modicum opus tornatilis et capax, et ad magnum quadra, cava et æqualis. Deinde ſuper ipſam ſcutellam incide deauraturam cum cultello minutatim, et cum cupro deauratorio pone diligenter per omnia, et humidis ſetis æqua, atque cum forcipe longo et gracili in anteriori parte duobus panniculis involuto levabis et pones ſuper carbones donec caleſiat, et ſetis rurſum æquabis, ſicque tamdiu facies usque dum aurum per omnia adhæreat. Secundo incide aurum et cum cupro ſuperpone, atque cum igne et ſetis fac ſicut prius. Tertio vero ſimiliter facies. Cumque tertia vice aurum coeperit ſiccari, cum ſiccis ſetis fricabis diligenter per omnia, rurſumque calefacies, et iterum fricabis, donec incipiat pallescere. Si vero ex neglegentia contigerit, ut aliqua macula appareat in argento, ubi aurum tenue ſit et inæqualiter poſitum, cum cupro ſuperpone, et cum ſiccis ſetis æqua, donec per omnia æquale ſit. Quod cum videris, mitte in aquam et mundis ſetis lava, rurſumque ponens ſuper carbones tamdiu calefac, donec omnino croceum ſiat.

Cap. XXXVIII. *de polienda deauratura.*

Tolle fila ex auricalco gracilia, complicans ea ita, ut plicaturæ ſint ad longitudinem minimi digiti, et cum quadruplices fuerint, colliga eos filo lineo, ut ſit quaſi una pars. Ex his partibus fac quatuor aut quinque vel ſex ita, ut una pars habeat tres plicaturas, alia quatuor, tertia quinque, et ſic ascendendo usque ad octo. Quibus omnibus ſigillatim colligatis, fac modicum foramen in ligno, in quod pones ex his particulis unam, et infunde plumbum, ita ut cum frigidum fuerit et extraxeris, adhæreant ſibi ipſæ plicaturæ quaſi plumbeo nodo infixæ. Hoc modo fac ſingulis partibus ſingulos nodos plumbeos, et incidens plicaturas omnes in altera parte, et lima et rade ſummitates earum, ut rotundæ fiant et æquales, cum quibus quaſi ſcalpendo polieris. Pone ſuper carbones donec calefactæ in fulvum colorem convertantur, et perdant claritatem, quam poliendo acceperant, extinctasque in aqua rurſum diligenter ſcalpendo polies, donec eximium fulgorem accipiant, ſicque colorabis eas tali confectione.

Cap. XXXIX. *de colorando auro.*

Sume atramentum et mitte in teſtam ollæ mundam et igne probatam, ponens ſuper carbones, donec omnino liqueſiat et induresceat. Deinde aufer a teſta et mitte ſub ipſos carbones, atque cooperi diligenter, atque cum folle ſuffla, donec comburatur et in rubeum colorem convertatur. Statim ablatum ab igne cum refrigeratum fuerit, tere in ſcutella lignea cum malleo ferreo, addens ei tertiam partem ſalis, temperansque cum vino ſive urina, rurſum fortiter tere, donec ſpiſſum fiat ſicut fex. Ex hac confectione cum penna cooperi quod deauratum eſt ſic, ut nihil auri appareat, et pone ſuper carbones, donec exſiccetur, et fumus ex omni parte modicum appareat, et mox auferens ab igne mitte in aquam, lavans diligenter cum ſetis porci mundis, rurſumque ſiccabis ſuper carbones, involve panno mundo donec refrigeretur.

Cap. XL. *de poliendo nigello.*

Tenens vero illud in eodem panno rade diligenter omnia loca, quæ nigello denigrata ſunt cum ferro raſorio. Poſt hæc habeas lapidem nigrum et mollem, qui leviter poſſit incidi et pene cum ungue radi, et cum illo fricabis nigellum cum ſaliva madefactum diligenter ac æqualiter per omnia, donec omnes tractus aperte videantur et omnino æquum ſit. Habeas etiam lignum de arbore tilia, groſſitudine et longitudine majoris digiti, ſiccum et æqualiter inciſum, ſuper quod pones pulverem illum humidum, qui procedit de lapide et ſaliva in fricando, et cum ipſo ligno ac eodem pulvere diutiſſime fricabis nigellum, et leviter ſemperque adde ſalivam ut humidum ſit, donec lucidum ſiat per omnia. Deinde tolle ſepum de auriculæ tuæ foramine, et cum exterſeris nigellum lineo panno ſubtili, per omnia linies, et cum corio hircino ſive cervino leniter fricabis, donec omnino clarum ſiat.

Cap. XLI. *de ornando vaſe calicis.*

Tali modo auriculis pleniter perfectis, accipe vas calicis, cujus coſtas ſuperius denigraſti dimidias, et illas, quas inter has absque nigello reliquiſti, lima æqualiter et rade, ac pertrahe in eis opus quodcunque volueris, ſic tamen ut aliquantulum diſcrepat ab opere nigelli, atque cum foſſorio ferro gracili ſubtiliter fode. Poſt hæc deaurabis eas, totumque vas interius et exterius excepto nigello, et polies atque colorabis ſicut auriculas. Deinde cooperies et circumligabis rotundam incudem cum pergamena æquali, ſupra quæ pones vas, quod teneat puer ante te ſedens utrisque manibus, coaptans unamquamque coſtam incudi æqualiter, ſecundum quod ei juſſeris. Interim tolle ferrum gracile, quod foramen habet in cuſpide, cujus percusſura ſubtiliſſimum circulum fac, et cum illo implebis omnes campos in deauratis coſtis, deſuper cum malleo leniter percutiendo, et opere punctorum unumquemque circulum alteri ordinatim conjungendo. Quo expleto mitte vas ſuper carbones, donec illæ percuſſuræ interius fulvum colorem recipiant, nigellumque limabis et polies ſicut ſuperius. Deinde conjunge auriculas unamquamque in ſuo loco, et trans foramina, quæ in eis ſunt, confige eas aureis clavis cum gracili ferreo malleo deſuper feriendo, et altero ferro ſuppoſito donec firmiter ſtent, et rade diligenter atque poli cum obtuſo ferro ipſas percuſſuras, ut nemo percipere poſſit, qualiter adhæreant.

Cap. LXII. *de pede calicis.*

Poſt hæc ſume quartam partem argenti, addens ei quicquid a vaſe limaſti & raſiſti; ſunde ordine quo ſupra; unde facies pedem cum nodo ſicut pedem minoris calicis, excepto quod in hoc majori formabis coſtas a latitudine pedis inferius aſcendentes usque ad nodum, quas dimidias denigrabis, et alias fodies et deaurabis atque modis omnibus decorabis ſicut in vaſe. Quo perfecto anulum quoque, qui ponendus eſt inter vas et nodum, deaurabis atque conjunges et configes ſicut minorem calicem.

Cap. XLIII. *de patena calicis.*

Deinde quicquid reſidui fuerit argenti, funde, unde facies patenam. Quam cum attenuaveris fac in medio ejus circulum ſecundum latitudinem calicis, et infra hunc circulum metire octo ſpatia æqualiter diviſa, et in unoquoque ſpatio fac circulum dimidium, ut ſint quaſi octo arcus, quos cum rotundo malleo percuties donec cavi ſiant, et inferius ductili opere percuties angulos inter ipſos arcus, et limbum circa eos latitudine minoris ungulæ, qui ſuper emineat æqualitatem totius patenæ, quem fodies ſubtiliter et denigrabis, reliquamque patenam deaurabis, et polies utrumque ſicut ſuperius.

Cap. XLIV. *de fiſtula.*

Fiſtulam quoque facies in calice hoc modo. Fac tibi ferrum longitudine palmi unius et quatuor digitorum, quod in una ſummitate valde ſit gracile, et inde procedat groſſius et groſſius usque ad alteram ſummitatem, quæ ſit ſicut feſtuca; ſitque ferrum rotundum et æqualiter limatum. Cumque attenuaveris argentum purum, complica illud circa hoc ferrum, conjungens ſummitates æqualiter cum linea, ejectoque ferro mitte in ignem et ſolida. Rurſum impoſito ferro percute cum malleo æqualiter per omnia tamdiu, donec junctura non appareat. Deinde fac nodum ſingulariter rotundum et cavum, ſive quadrangulum et ſolidum, et fac in eo foramen, per quod immittatur fiſtula ab inferiori parte, usque pene ad ſummum, ſicque ejecto ferro rurſum ſolidabis per omnia. Cumque firmum fuerit, denuo impoſito percuties undique a nodo deorſum donec æqualis ſiat et rigida, et a nodo ſurſum ea parte, quæ latior et groſſior eſt, impone tenue, et ferrum latum ſecundum amplitudinem fiſtulæ, atque cum malleolo percute incudem, ita ut foramen ſuperius ſit quadrum et tenue, quod a nodo ſurſum ſuper calicem eminere debet, et ore teneri, inferius vero ſit rotundum et gracile. Quo facto, ſi volueris, nodum cum nigello variare poteris, et reliquam fiſtulam ordine quo ſupra deaurabis. Hoc omnino cave, ut omne argentum ſpiſſum quod deaurare volueris, ſive in calice, ſeu in ſcypho, vel in ſcutella aut ampulla, fortiter radas, quia in percutiendo ab igne et malleo cutem ex ſe trahit, quæ ſi abraſa non fuerit, cum deauratur et ſuper ignem frequenter et diu coloratur, elevantur per loca ſubtiles veſicæ, quæ cum franguntur apparet argentum, et opus deturpatur, nec poteſt emendari niſi deauratura omnino eradatur, et denuo deaurabis.

Cap. XLV. *de auro terræ Evilat.*

Auri multa ſunt genera, ex quibus præcipuum naſcitur in terra Evilat, quam Gyon fluvius circuit ſecundum Geneſin. Cujus venas, cum ſub terra invenerint viri hujus artis periti, effodiunt, et igne purificatum atque camino probatum in uſus ſuos redigunt.

Cap. XLVI. *de auro arabico.*

Eſt et aurum arabicum pretioſiſſimum et eximii ruboris, cujus uſus in antiquiſſimis vaſis frequenter reperitur, cujus ſpeciem moderni operarii utuntur, dum pallido auro quintam partem rubei cupri addunt, et multos incautos decipiunt. Quod hoc modo caveri poteſt, ut mittatur in ignem, et ſi purum aurum eſt, non amittit fulgorem, ſi vero ammixtum, omnino amittit fulgorem.

Cap. XLVII. *de auro hiſpanico.*

Eſt etiam aurum, quod dicitur hiſpanicum, quod conficitur ex rubeo cupro et pulvere baſiliſci et ſanguine humano atque aceto. Gentiles enim, quorum peritia in hac arte probabilis eſt, creant ſibi baſiliſcos hoc modo. Habent ſub terra domum ſuperius et inferius et ex omni parte lapidibus, cum duabus feneſtellis tam brevibus, ut vix aliquid appareat; per eas, inquam, ponunt duos gallos veteres duodecim aut quindecim annorum, et dant eis ſufficienter cibum. Qui cum ingraſſati fuerint, ex calore pinguedinis conveniunt inter ſe et ponunt ova. Quibus poſitis ejiciuntur galli et immittuntur bufones, qui ova foveant, quibus datur panis in cibum. Fotis autem ovis egrediuntur pulli maſculi ſicut pulli gallinarum, quibus poſt dies ſeptem creſcunt caudæ ſerpentium, ſtatimque ſi non eſſet pavimentum domus lapideum, terram intrarent. Quod caventes eorum magiſtri, habent vaſa, ænea rotunda magnæ amplitudinis ex omni parte perforata, quorum ora ſunt conſtricta, quibus imponunt ipſos pullos et obſtruunt ora cupreis cooperculis atque ſub terra infodiunt, et ingrediente ſubtili terra per foramina nutriuntur ſex menſibus. Poſt hæc diſco operiunt et copioſum ignem apponunt, donec beſtiæ interius omnino comburantur. Quo facto cum refrigeratum fuerit, eiciunt et diligenter terunt, addentes ei tertiam partem ſanguinis hominis ruſi, qui ſanguis exſiccatus tritus erit. Hæc duo compoſita temperantur aceto acri in vaſe mundo; deinde accipiunt tenuiſſimas tabulas rubei cupri puriſſimi, et ſuper eas liniunt hanc confectionem ex utraque parte atque mittunt in ignem. Cumque canduerint extrahunt et in eadem confectione extingunt et lavant, ſicque tamdiu faciunt donec ipſa confectio cuprum transmordeat, et inde pondus et colorem auri ſuſcipiat. Hoc aurum omnibus operibus aptum eſt.

Cap. XLVIII. *de auro arenario.*

Eſt aurum arenarium quod reperitur in littoribus Rheni hoc modo. Fodiuntur arenæ in locis illis, ubi ſpes reperiendi fuerit, et ponuntur ſuper ligneas tabulas. Deinde ſuperfunditur aqua frequenter et diligenter, effluentibusque arenis remanet aurum ſubtiliſſimum, quod ſingulariter in vaſculo ponitur. Cumque vas dimidium fuerit imponitur vivum argentum, et manu fortiter fricatur, donec omnino commiſceatur, ſicque poſitum ſubtile extorquetur vivum argentum. Quod vero remanſerit ponitur in vas ſuſorium et funditur.

Cap. XLIX. *de fabricando aureo calice.*

Igitur cujuscunque generis aurum habueris, ſi calicem inde componere volueris et ornare lapidibus et electris atque margaritis, hoc modo incipias. Primum proba ſingulas partes auri, ſi poſſint cum malleo percuti ſic ut non findantur, et quicquid non funditur ſingulariter pone; quod vero funditur, ſingulariter ut coquatur. Deinde accipe partem lateris cocti, et ſecundum quantitatem auri coquendi, fodi in ea foſſulam quæ illud capere poſſit; et ſi non habeas laterem, in lapide ſabuleo idem quadro.

facta foſſula cum ferro, mitte in carbones et ſuffla. Cumque canduerit impone aurum, ſuperjectisque carbonibus ſuffla diutiſſime atque ejectum percute cum malleo; ſi non frangitur ſufficit ei, ſi vero frangitur, ſuper alium iterum repone, et hoc tamdiu facies, donec percuſſum non frangatur. Quod ſi modice finditur, funde illud cum ſulphure et ſic emendabitur. Quo facto aurum omne pariter funde, et in unam maſſam redige, atque ſuper ſtateram eo modo, quo argentum ſuperius diviſiſti, divide, parique ordine ſecundum formam quam volueris, ſicque ut prolibuerit auriculas formabis. Quod ſi opere gemmato facere volueris, percute per duas partes auri tantum, ut veſtigium ungulæ poſſit ejus leniter imprimi, et eas incide ea forma, qua volueris auriculas habere, quæ partes utræque ad unam pertinent auriculam.

Cap. L. *de ſolidatura auri.*

Deinde compone ſolidaturam hoc modo. Tolle cineres fagineos, et fac inde laxivam, quam rurſum colabis per eosdem cineres, ut ſpiſſa fiat. Rurſum mitte in patellam et coque usque ad tertiam partem, et impone ei modicum ſmigmatis et parum arvinæ ſuillæ veteris. Cumque frigidum fuerit et reſederit, cola diligenter per pannum et mitte in vas cupreum, quod ſit ex omni parte ſolidum, excepto modico foramine, quod ſuperius emineat, rotundum, ut poſſit digito obſtrui. Poſt hæc tolle partem cupri tenuem, quem madefacies aqua, et fricabis ſuper eam ſalem ex utraque parte, mittesque in ignem, et cum canduerit extingue in pelui munda et aqua pura, in qua ſervetur quicquid ex cupro comburitur. Rurſumque frica ſalem ſupra cuprum et fac ſicut prius, et hoc tamdiu donec ſufficiat. Deinde effunde aquam et exſicca pulverem in cupreo vaſe, et tere cum in eodem vaſe cum ferreo malleo donec tenuiſſimus fiat, ponensque ſuper carbones rurſum combure, atque ut prius tere. Cumque inpoſueris ſmigma commiſce diligenter, ponensque ſuper prunas pariter combure ac denuo tere. Poſtea ex anteriori vaſe funde laxivam in illud, in quo eſt pulvis, et commisce atque fac bullire diu, et cum frigidum fuerit refunde ſimul cum pulvere ubi prius erat, ubi etiam quatuor particulas cupri imponas, per quas commiſceatur pulvis per omnia quoties movere volueris. Hoc conſectione ſolidatur aurum et argentum; ſed in ſolidando auro commoveatur pulvis, ut ſupra dictum eſt, in argento vero ſolidando non moveatur.

Cap. LI. *de imponenda ſolidatura in auro.*

His ita compoſitis accipe illas duas partes auri, in quibus auriculam formaſti, et pone coram te, gemmasque quas imponere volueris, colloca ſuper eas, et margaritas unamquamque in ſuo loco. Deinde percute aurum gracile et longum, et trahe inde fila groſſa mediocria et ſubtilia, et lima ea ferro ſupradicto, ita ut in eis grana formentur. Quibus recoctis, repoſitis et colligatis ſingulariter gemmis, partem majoris fili aptabis cum forcipe ſubtili circa oram auris in ſuperficie in utrinsque partibus illis, et cum forcipe inciſorio facies ſubtiliſſimas inciſuras in circuitu, quibus confirmabis ipſa fila ne cadant, donec ſolidentur. Poſtmodum accipe partem auri tenuem et ligneo malleo æquatam, et colloca ſuper eam fila mediocria multa ordinatim, ita ut non ſibi adhæreant, ſed habeant ſpatia inter ſe, in ſummitatibus eorum fiant ſubtiles inciſuræ in tenui auro, quibus ligentur. Acceptoque vaſculo in quo eſt ſolidatura, concute fortiter, ut commiſceatur pulvis, et cum penna gracili linies ipſam ſolidaturam ſuper aurum illud et ſuper fila diligenter per omnia, mittesque in ignem atque ſufflabis ore et folle, donec videas ipſam ſolidaturam ita circumquaque diſcurrere, quaſi aqua perfundatur. Et mox asperges aqua modice atque eicies et diligenter lavabis, rurſumque linies ſolidaturam ac ſicut prius ſolidabis, donec omnia fila firmiter ſtent. Poſt hæc incide per particulas quaſi corrigias ita, ut unaquæque corrigia habeat filum unum, quas ſtatim complicabis et facies inde domunculas, quibus lapides claudantur minores et majores ad menſuram unius cujusque, ordinabisque eas in ſuis locis. Habebis quoque farinam de ſimila frumenti ſive ſiliginis, quam miſcebis in aqua parvulo vaſculo, et pones ſuper carbones, ut parum caleſiat, in quam tinges modice domunculas illas, unamquamque in inferiorem partem, ſicque ſtabilies in ſuo loco. Omnibus vero ſtabilitis pone ſuper carbones partem auri ſuper quam ſtabiliſti, donec exſiccetur humor farinæ, et mox adhærebunt. Tolle quoque fila ſubtilia et percute ea modice ſuper incudem, ita ut aliquantulum tenuia ſint, et tamen grana ſuperius et inferius non perdant formam ſuam, in quibus complicabis floſculos majores et majores, unde complebis campos omnes inter domunculas, quos cum formaveris ſubtili forcipe, intinges eos in humida farina, ſicque collocabis unamquamque in ſuo loco. Quo facto pone carbones, ut farina ſiccetur, ſtatimque ſuperlinies ſolidaturam, et ſolidabis ſicut ſuperius. Hoc modo utrisque partibus unius auriculæ ſolidatis ac firmatis, conjunge eas et interpone ejus fundum in circuitu juxta oram interiorem, videlicet unam tenuem partem auri, quæ ſit lata ſicut feſtuca, et æqualis per omnia. Quam partem eiciunt illas duas junxeris, complica tres particulas ferri tenues, et fac inde retinacula, quæ teneant exteriores partes auri exterius in tribus locis, ut tertia, quæ interius juxta oras circuit, non poſſit disjungi. Quo facto linies ex omni parte ſolidaturam et ſiccabis modice ſuper ignem; diſpoſitisque carbonibus et accenſis, facies inter eos foſſulam, in quam pones ipſam auriculam, et circa eam collocabis carbones ita, ut non contingant aurum, ſed in ſimilitudinem muri aſcendant in circuitu, donec emineant ſuper aurum, et tunc collocabis deſuper graciles ferros duos, vel tres, qui pertranſeant, ſuper quos collocabis per omnia carbones, et cooperies diligenter, ſic tamen ut aliqua foramina inter ipſos carbones remaneant, per quæ poſſis conſiderare, qualiter ſolidatura circumfluat. Quod cum videris, ſtatim aſperſa modice aqua, eicies atque lavabis leniter et ſiccabis, circumſpiciensque diligenter ſi quid corrigendum eſt, corrigas, rurſumque liniens ſicut prius, ſolidabis, ſicque facies, donec per omnia firmum fiat. Hoc modo partem auriculam formabis et ſolidabis. Quo peracto junge eas utrasque ad vas calicis in ſuis locis, et circa eas facies duos tractus in ipſo vaſe cum ſubula, per quos poſſis conſiderare, ut recte ſtent in ſolidando. Deinde funde purum aurum et miſce ei tertiam partem cupri rubei et puri, quod pariter fuſum et modice percuſſum limabis penitus et pones in pennam anſeris. Poſt hæc accumula ante fornacem magnum acervum carbonum, et in eos pone vas calicis, ita ut medietas eius omnino ſub carbonibus ſit, et illa pars deſuper emineat, ſuper quam una auris ponenda eſt, quam ſtatim conjunges ei, et linies ipſum vas cum auricula interius et exterius cum ſolidatura, atque limatum aurum, quod in penna poſueras, ſeminabis cira juncturas, qua auris vaſi conjungitur, ſicque circumpoſito igne aggerabis carbones in circuitu, ſicut ſuperius feciſti circa auriculam, et ſerres deſuper carbones, quos carbonibus abundanter cooperies. In anteriori vero parte intra cauum vaſis compone carbones in ſimilitudinem modici furni, ita ut carbones in circuitu denſi jaceant, et foramen in medio appareat per quod poſſit ſufflari, ut calor inferius et ſuperius æqualis ſit. Cumque videris ſolidaturam circumfluere, et quaſi tertio inundare, aſperge diligenter modica aqua, eiciensque lava et ſicca, rurſumque ſimili modo ſolida, et tamdiu donec firmiſſime adhæreat. Converſumque vas in alteram partem, auriculam pariter eodem modo conjunge et ſolida.

Cap. LII. *de imponendis gemmis et margaritis.*

Quo facto tolle partem auri tenuem et conjunge ad oram vaſis ſuperiorem, atque metire ab una auricula usque ad alteram, quæ pars tantæ latitudinis ſit, quanta eſt groſſitudo lapidum, quos imponere volueris, et collocans eos in ſuo ordine, ſic diſpone, ut in primis ſtet lapis unus cum quatuor margaritis in angulo poſitis, deinde electrum, juxta quem lapis cum margaritis, rurſumque electrum, ſicque ordinabis ut juxta auriculas ſemper lapides ſtent, quorum domunculas et campos, easque domunculas, in quibus electra ponenda ſunt, compones et ſolidabis ordine quo ſupra. Et in altera parte vaſis ſimiliter facies. Si vero volueris in medio ventris gemmas vel margaritas ponere, eodem modo facies. Quo facto conjunges eas et ſolidabis ſicut auriculas. Poſt hæc in omnibus domunculis, in quibus electra ponenda ſunt, coaptabis ſingulas partes auri tenuis, conjunctasque diligenter eicies, atque cum menſura et regula incides corriolam auri, quod aliquantulum ſit ſpiſſius, et complicabis eas circa oram unius cujusque partis dupliciter, ita ut inter ipſas corriolas ſubtile ſpatium ſit in circuitu, quod ſpatium vocatur limbus electri. Deinde eadem menſura atque riga incides corriolas omnino ſubtiliſſimi auri, in quibus ſubtili forcipe complicabis et formabis opus quodcunque volueris in electris facere, ſive circulos, ſive nodos, ſive floſculos, ſive aves, ſive beſtias, ſive imagines, et ordinabis particulas ſubtiliter et diligenter unamquamque in ſuo loco, atque firmabis humida farina ſuper carbones. Cumque impleveris unam partem, ſolidabis eam cum maxima cautela, ne opus gracile et aurum ſubtile disjungatur aut liquefiat, ſicque bis aut ter facies, donec aliquantulum ſingulæ particulæ adhæreant.

Cap. LIII. *de Electris.*

Hoc modo omnibus electris compoſitis et ſolidatis, accipe omnia genera vitri, quod ad hoc opus aptaveris, et de ſingulis partibus parum conſringens, colloca omnes fracturas ſimul ſuper unam partem cupri, unamquamque tamen partem per ſe: mittens in ignem compone carbones in circuitu et deſuper, ſufflansque diligenter conſiderabis ſi æqualiter liquefiant; ſi ſic, omnibus utere, ſi vero aliqua particula durior eſt, ſingulariter repone. Accipiensque ſingulas probati vitri, mitte in ignem ſingillatim, et cum canduerit, proice in vas cupreum in quo ſit aqua, et ſtatim reſiliet minutatim, quod mox conſringas cum rotundo malleo donec ſubtile fiat, ſicque lavabis et pones in concha munda, atque cooperies panno laneo. Hoc modo ſingulos colores diſpones. Quo facto tolle unam partem auri ſolidati, et ſuper tabulam æqualem adhærebis cum cera in duobus locis, accipiensque pennam anſeris inciſam gracile ſicut ad ſcribendum, ſed longiori roſtro et non fiſſo, hauries cum ea unum ex coloribus vitri, qualem volueris, qui erit humidus, et cum longo cupro gracili et in ſummitate ſubtili rades a roſtro pennæ ſubtiliter et implebis quemcunque floſculum volueris, et quantum volueris. Quod vero ſuperfuerit repone in vaſculum ſuum et cooperi, ſicque facies ex ſingulis coloribus, donec pars una impleatur, auferensque ceram cui inhæſerat, pone ipſam partem ſuper ferrum tenue, quod habeat brevem caudam, et cooperies cum altero ferro quod ſit cavum, in ſimilitudinem vaſculi, ſitque per omnia transforatum gracile, ita ut foramina ſint interius plana et latiora, et exterius ſubtiliora et hiſpida, propter arcendos cineres, ſi forte ſuperceciderint, habeatque ipſum ferrum in medio ſuperius brevem anulum, cum quo ſuperponatur et elevetur. Quo facto compone carbones magnos et longos, incendens illos valde, inter quos facies locum et æquabis cum ligneo malleo, in quem elevetur ferrum per caudam cum forcipe; ita coopertum collocabis diligenter, atque carbones in circuitum compones et ſurſum ex omni parte, acceptoque folle utrisque manibus undique ſufflabis donec carbones æqualiter ardeant. Habeas etiam alam integram anſeris, ſive alterius avis magnæ, quæ ſit extenſa et ligno ligata, cum qua ventilabis et flabis fortiter ex omni parte, donec perſpicias inter carbones ut foramina ferri interius omnino candeant, ſicque ſtare ceſſabis. Expectans vero quaſi dimidiam horam discooperies paulatim donec omnes carbones amoveas, rurſumque expectabis donec foramina ferri interius nigreſcant, ſicque elevans ferrum per caudam, ita coopertum pones retro fornacem in angulo donec omnino frigidum fiat. Aperiens vero tolles electrum et lavabis rurſumque implebis et fundes ſicut prius, ſicque facies donec liquefactum æqualiter per omnia plenum ſit. Hoc modo reliquas partes compones.

Cap. LIV. *de poliendo electro.*

Quo facto tolle partem cæræ ad longitudinem dimidii pollicis, in quam aptabis electrum ita, ut cæra ex omni parte ſit, per quam tenebis, et fricabis ipſum electrum ſuper lapidem ſabuleum æqualem diligenter cum aqua, donec aurum æqualiter appareat per omnia. Deinde ſuper duram cotem et æqualem fricabis diutisſime donec claritatem accipiat, ſicque ſuper eandem cotem ſaliva humidam fricabis partem lateris, quæ ex antiquis vaſculis fractæ inveniuntur, donec ſaliva ſpiſſa et rubea fiat, quam linies ſuper tabulam plumbeam æqualem, ſuper quam leniter fricabis electrum usque dum colores translucidi et clari fiant, rurſumque fricabis laterem cum ſaliva ſuper cotem, et linies ſuper corium hircinum, tabulæ ligneæ æqualiter affixum, ſuper quod polies ipſum electrum donec omnino fulgeat, ita ut ſi dimidia pars ejus humida fiat et dimidia ſicca ſit, nullus poſſit conſiderare, quæ pars ſicca quæ humida ſit.

Cap. LV. *de patena calicis et pede atque fiſtula.*

Deinde funde aurum in quo formabis pedem cum nodo, cujus nodi medio atque in ora pedis in circuitu dispones limbum cum lapidibus et electris ut ſupra. Patenam quoque cum formaveris menſura et forma, qua volueris, circa oram ejus eodem opere et ordine limbum operaberis, faciesque et fiſtulam auream ordine et modo quo ſuperius argenteam. Cruces quoque et plenaria et ſanctorum pignorum ſcrinia, ſimili opere cum lapidibus et margaritis atque electris ornabis.

Cap. LVI. *de colatorio.*

Facies quoque colatorium aureum ſive argenteum hoc modo. Percute vas parvulum ad ſimilitudinem modicæ pelvis, latitudinem modice amplius palmæ manus, cui impones caudam longitudinis unius ulnæ et latitudine unius pollicis, quæ cauda habebit in ſummitate caput leonis fuſile et decentiſſime ſculptum, quod caput tenebit pelviculam in ore ſuo. Habebit etiam in altera ſummitate caput ſimili modo ſculptum, in cujus ore pendebit anulus, per quem inſerto digito portari poſſit. Reliqua vero cauda inter duo capita decorari debet nigello per tota, et per loca opere fuſili et punctorio et litteris verſuum exarari in ſuo loco. Pelvicula vero quæ in ſummitate eſt, in medio fundo perforari debet, latitudine duorum digitorum in rotunditate ſubtiliſſimis foraminibus per quæ colari debet vinum et aqua in calice ponenda, per quæ ſacramentum dominici ſanguinis conficitur.

Cap. LVII. *de ampulla.*

Si autem volueris componere ad fundendum vinum, percute argentum eodem modo, quo percutitur nodus pedis in calice, excepto quod venter ampullæ multo latior debet formari, et collum eius ſuper incudem longam et gracilem malleo corneo et mediocri ferro debet conſtringi. Interdum etiam ampulla ipſa, cum coeperit formari, impleatur cera et malleo medicori ferreo leniter percutiatur, ut ei rotunditas ventris et effigies colli decentius et æqualius aptetur. Sicque eiecta cera ſuper carbones iterum recoquatur et denuo cera imponatur, ac ſicut prius percutiatur, donec omnino formetur. Quo facto ſi volueris in ipſa ampulla imagines aut beſtias ſive flores opere ductili facere, compone in primis confectionem ex pice et cera et tegula.

Cap. LVIII. *de confectione quæ dicitur tenax.*

Tere partem lateris ſive tegulæ minutiſſime et liquefac picem in teſta ollæ, modicumque ceræ adde. Quibus pariter liquefactis commiſce pulverem tegulæ et fortiter commove atque in aquam effunde. Cumque coeperit refrigerari, intinge manus utrasque in aquam et macera diu, donec poſſis ipſam confectionem extendere et trahere ſicut pellem. Hanc confectionem ſtatim liquefacies et implebis ampullam usque ad ſummum. Cumque refrigerata fuerit pertrahe in ventre et in collo quodcumque volueris, tollensque ferros ductorios graciles et parvulum malleum, et tu tene in ſiniſtra manu ampullam, et dextera ferros unumquodque in ſuo loco, et fac puerum deſuper percutere quocumque modo volueris, leniter aut fortiter, ac depone campos, ut cavi ſint, et opus eleuetur. Cumque per omnia ſemel percuſſeris, appoſita ampulla igni eiice confectionem, recoctaque ampulla eiectaque ab igne, rurſum imple eam ac ſicut prius percute eam, ſicque facies donec omnes campos æqualiter deponas, et omne opus ita conformes ut appareat quaſi fuſum ſit. Hoc autem omnino procura ut argentum ampullæ ita ſpiſſum ſit, ut cum opus percutiendo formaveris, cum ferris foſſoriis poſſis illud decenter incidere, fodere et radere. Quo peracto, ſi volueris, fac auriculam fuſilem eodem modo quo formaſti auriculas argentei calicis, et in anteriori parte deductorium, unde vinum effundatur, quæ confirmabis ſolidatura, argento et cupro mixto ut ſupra. Deinde ubicumque volueris nigello ornabis, et reliquam deaurabis ut ſupra. Eodem modo facies ſcyphos argenteos et aureos atque ſcutellas, et pixides ad oblatas imponendas et capſulas thymiamatis et manubria in cultellis, et imagines in crucibus et plenariis ex auro ſive argento aut cupro.

Cap. LIX. *de thuribulo ductili.*

Si vero thuribula ductili opere componere volueris in auro vel argento ſive cupro, primum purificabis ordine quo ſupra, atque funde in fuſoriis ferreis duas marcas vel tres ſive quatuor, ſecundum quantitatem quam vis habere ſuperiorem partem thuribuli. Deinde attenuabis in rotulam eo ordine quo ſuperius calicem argenteum maiorem, excepto, quod hoc opus ſpiſſius et profundius ducendum eſt interius, ut altius ſit exterius, ita ut altitudo in ſe ipſius latitudinem totam habeat et eius medietatem. Cujus altitudinem cum produxeris, priusquam latitudinem conſtringas, pertrahe in eo turres, videlicet ut ſupremo unam octoangulatam, in qua fiant eiusdem numeri feneſtræ, ſub qua fiant quatuor quadratæ, quibus ſingulis imponantur tres columnellæ, et inter eas duæ feneſtræ productæ, in quarum medio ſuper mediam columnam fiat feneſtella rotunda, ſub quibus in tertio loco formentur aliæ turres octo; quatuor videlicet rotundæ contra ſuperiores quadras, in quibus fiant floſculi aut aviculæ vel beſtiolæ, ſeu feneſtellæ, et inter eas quatuor quadræ, quæ et latiores ſint, in quibus fiant dimidiæ imagines angelorum, quaſi in eis cum alis ſuis ſedentium. Sub quibus in ipſa rotunditate vaſis fiant quatuor arcus in ſupremo modice producti, in quibus fiant quatuor evangeliſtæ ſive in ſpecie angelorum, ſeu in figura animalium, inter quos arcus ſuper ipſam oram rotunditatis ponantur quatuor capita leonum ſive hominum fuſilia, per quæ catenæ tranſeant. His ita pertractis cum ferris ductoriis et malleis, interius et exterius percutiantur donec omnino formentur, ſicque limentur et radantur, ferriſque foſſoriis fodiantur. Hæc eſt ſuperior pars thuriboli. Deinde percutiatur inferior cum ſuo pede in quo fiant quatuor arcus, qui reſpondeant ſuperioribus, in quibus ſedeant quatuor flumina paradyſi humana ſpecie cum ſuis amphoris, quibus effundatur quaſi ſpecies fluentis aquæ. In angulis vero, quibus conjunguntur circuli, figantur capita leonum ſive facies hominum de quibus ſupra diximus, ita ut in inferiori parte adhæreant facies in quibus firmentur catenæ, et in ſuperiori capilli vel comæ, per quas tranſeant ipſæ catenæ. Quod ſi pes cum ipſa inferiori parte nequeat percuti, fiat ſingulariter ſive ductili ſive fuſili opere, et imponatur cum ſolidatura argento et cupro mixta, de qua ſupra diximus. Lilium vero cui anulus imponendus eſt, et cui catenæ ſuperius infigendæ ſunt, fiat ſimiliter ductili ſive fuſili opere, in quo formentur flores aut aviculæ ſive beſtiolæ ſecundum qualitatem inferioris operis. Hoc thuribulum ſi fuerit argenteum aut cupreum, poterit deaurari ordine quo ſupra. Quod ſi quis voluerit laborem apponere, ut thuribulum pretioſioris operis componat, ſimilitudinem civitatis, quam vidit propheta in monte, hoc modo poterit exprimere.

Cap. LX. *de thuribulo fuſili.*

Tolle argillam fimo mixtam et bene maceratam, et fac ſiccari ad ſolem, ſiccatamque comminue et diligenter cribra. Deinde cribratam aqua commiſce et fortiter macera, et ex inde compone tibi duas maſſas ad magnitudinem quam vis thuribulum habere, unam inferiorem, alteram ſuperiorem, quæ altior erit; quæ maſſæ vocantur nuclei. Quos ſtatim perforabis ligno in longitudine in quatuor coſtis æqualiter inciſo, ſicque ſiccabis ad ſolem. Poſt hæc transduces eis ferrum, quod dicitur tornatile, longum et mediocriter gracile, quod ſit in una ſummitate groſſius et in tres coſtas percuſſum æqualiter, ac magis magisque gracile deductim usque in finem, in cujus groſſiori parte imponetur aliud ferrum breve et curvum, ſive lignum, cum quo poſſit circumverti. Deinde habebis duas columnellas ligneas ſuper ſcamnum fixas et ab invicem ſejunctas ſecundum longitudinem ferri, quæ ſingulæ habeant in anteriori parte ſingulos clavos ſimiliter ligneos, ad menſuram palmi longos, et ad ſimilitudinem gradus inciſos, ſuper quos ponetur lignum aliud rotundum, ita ut poſſit propius et longius removeri, ſuper quod requieſcat manus tornantis. His ita compoſitis inter duas ipſas columnas pone ferrum tornatile, quod nucleos continet, et coram te ad lævam manum ſedente adiutore, qui circumvertat illud, tornabis ferris acutis et latioribus ex omni parte usque ad æqualitatem, ſicque formabis nucleos illos ut ſibi conjungantur æquali latitudine et ſpiſſitudine in medio. Intercides vero inferiorem partem a medietate inferius, ita, ut latitudo ſuperior duabus menſuris inferiorem ſuperet, in qua formabis et pedem. Eadem quoque menſura intercides ſuperiorem partem, cujus tamen altitudo tanta erit, ut ter intercidatur ad ſimilitudinem lignei campanarii, ita ut quælibet inciſura ſurſum magis magisque gracilis ſit. His ita tornatis eice ferrum, et cum cultello incide in latiori limbo ſuperioris nuclei quatuor angulos usque ad inciſuram, quæ ei proxima eſt, ita ut in crucis modum formetur, et unumquodque cornu æquales habeat latitudines in tribus parietibus, ſed altitudo contineat menſuram et dimidiam latitudinis, in qua etiam pinnacula ad ſimilitudinem tectorum formabis; facies quoque in proxima turri octo coſtas, quatuor latiores, et quatuor ſtrictiores, quas etiam rotundas facies, ita ut anguli latiorum promineant, et ſtrictiorum cavi ſint, ut ſic rotunditas appareat, in quibus ad menſuram ſuam tecta convenientia formabis. Turrim vero penultimam eodem modo formabis, ſic tamen ut rotundæ coſtæ ſuper inferioris latas formentur, et inferioris rotundæ ſub ſuperiorum latis aptentur. Superior vero turris octo coſtis æqualiter latis et absque tectis formetur. Hæc erit ſuperior pars thuribuli. Inferioris partis autem latior limbus, inciſis angulis ſimiliter in crucis modum formabis, ut ſuperiori coapletur, et inferior limbus in rotundum finiatur. His taliter aptatis tolle duo ligna ad longitudinem pedis et groſſitudinem unius digiti, et attenuabis ea ad ſpiſſitudinem, qua cæram habere volueris, aliudque lignum tantæ longitudinis rotundum et groſſum ut haſta lanceæ, et habebis aſcellam latam longitudine pedis, et duabus ulnis longam et valde æqualem, ſuper quam configes prædicta duo ligna, ita ut a ſe ſpatio dimidii pedis disjuncta lignum contra lignum æqualiter aptetur. Deinde tolle cæram puram quam igni appoſitam fortiter macerabis, ſicque conſideranter duo ligna ſuper aſcellam collocabis, prius aqua ſubpoſita ne adhæreant, et illud rotundum lignum madefactum utrisque manibus fortiter ſuperducens ſecundum ſpiſſitudinem lignorum attenuabis. Et cum multas partes æquales ceræ paraveris, ſedens juxta ignem incide eas particulatim ſecundum ſpatia, quæ in argilla thuribuli incideras, et unicuique ſpatio ſuam particulam modice calefactam aptabis, atque cum ferro ad hoc opus apto et calefacto circumſolidabis. Cumque hoc modo totum nucleum exterius cooperueris, accipe ferrum tenue ex utraque parte acutum in modum gracilis ſagittæ, cum parvula cauda ligneo manubrio infixa, et cum illo ex omni parte circumcides, et cum buxeo ligno eodem modo formato planabis, et ut in nullo loco cera ſpiſſior ſit ſive tenuior quam in alio, procurabis. Deinde pertrahe in ſingulis frontibus ſingulos arcus, et in obliquis parietibus ſimiliter, et ſub ſingulis arcubus ex utraque ſingulas valvas, ita ut unaquæque valva quartam partem ſpatii contineat, et duæ partes in medio remaneant, in quibus ſpatiis pertrahes ſub unoquoque arcu ſingulas imagines apoſtolorum, quæ ſingulæ teneant ſingulos breves in manibus, effigie qua volueris, quorum nomina ſcribes in limbo circa arcus. In ſpatiis vero triangulis, qui tectorum pinnas ſuſtinent, formabis ſimilitudines duodecim lapidum, disponens unicuique apoſtolo convenientem lapidem, ſecundum ſignificationem nominis ſui, quorum nomina ſcribes in inferiori limbo ejusdem ſpatii, et in ſingulis angulis juxta lapides facies ſingulas feneſtellas. Hæc erit ſimilitudo de qua propheta dicit: Ab oriente portæ tres, et ab occidente portæ tres, et ab meridiano portæ tres, et a ſeptentrione portæ tres. In quatuor autem angulis, qui ſunt inter diviſiones portarum formabis in cæra ſingulas turriculas rotundas, per quas catenæ tranſibunt. His ita diſpoſitis facies in proxima ſuperiori turri ſingulas imagines angelorum integras in quadrangulis ſpatiis, cum ſcutis et lanceis ſuis, quaſi ad cuſtodiam murorum ſtantes, et in rotundis turriculis formabis columnellas cum capitellis ſuis et baſibus. Eodem modo facies in penultima turri, quæ brevior eſt, dimidias imagines angelorum et pari modo columnellas. In ſuperiori vero turri, quæ gracilior erit, facies feneſtras longas et rotundas, et in ſummitate turris propugnacula in circuitu, in quorum medio formabis agnum, et in capite ejus coronam et crucem, et circa dorſum ejus brevem arcum, in cujus ſummitate ſit anulus, cui imponatur media catena. Hæc eſt ſuperior pars thuribuli cum opere ſuo. Inferiori vero parte ſimili modo cooperta cæra, formabis in ſingulis ſpatiis ſingulas imagines prophetarum cum ſuis brevibus, et aptabis unicuique apoſtolo convenientem prophetam, ut teſtimonia eorum, quæ brevibus ſunt inſcribenda, ſibi concordent. Circa prophetas vero non facies portas, ſed tantum ſpatia eorum ſint quadrangula, et in limbos ſuper capita ſcribantur eorum nomina. Facies quoque in angulis quatuor turres, in quibus catenæ firmentur ut ſuperioribus coaptentur. In inferiori vero rotundo ſpatio facies circulos quot potueris, vel volueris, in quibus formabis ſingulas imagines virtutum, dimidias ſpecie feminea, quorum nomina ſcribes in circulis. Ad poſtremum autem in fundo formabis pedem et tornabis, et omnia ſpatia circa imagines ſuperius et inferius erant transforata. Deinde unicuique parti ſuis infuſoriis atque ſpiraculis impoſitis, circumlinies diligenter argillam tenuem et ſiccabis ad ſolem, rurſumque et tertio facies ſimiliter; quæ partes iam vocantur formæ. Quas omnino ſiccatas pones ad ignem, et cum calefactæ fuerint, cæram liqueſcentem funde in aquam, rurſumque pone ad ignem, ſicque facies donec cæram omnino eicias. Poſt hæc in loco apto et æquali pones carbones groſſos et frigidos, ſuper quos ſtabilibis formas foraminibus inferius converſis, et circumpones eis lapides duros, qui reſilire non poſſunt ad calorem ignis, et ordinabis eos lapidem ſuper lapidem in ſimilitudinem muri absque temperamento ſiccos, ita ut inter lapides multa foramina et parvula remaneant. Quibus ita compoſitis, altius quam formæ ſint ſpatio dimidii pedis, circumfunde carbones ardentes, ac deinde frigidos usque ad ſummum, et cave ut tanti ſpatii ſit inter formas et lapides, ut carbones capere poſſit. Cumque carbones omnes incanduerint, interdum cum gracili ligno movendi ſunt circumquoque per foramina inter lapides ut ſe conjungant, et calor ex omni parte æqualis ſit. Et cum in tantum deſcenderint ut formas videre poſſis, iterum imple frigidis carbonibus usque ad ſummum, ſicque tertio facies. Et cum videris formas exterius candeſcere, pone vas in ignem cum auricalco quod fundere volueris, et primum modice deinde magis magisque ſufflabis, donec omnino liquefiat. Quo facto cum curvo ferro et ligno infixo diligenter commove, et vas in latus aliud converte, rurſumque auricalco imple et liquefac ſicque facies, donec vas plenum fiat. Quo facto cum curvo ferro denuo commovebis, et a carbonibus purgabis, et ſufflatore fortiter flante cooperies magnis carbonibus. Deinde amotis lapidibus formas eicies ab igne, et argillam abundanter aqua perfuſam atque in modum fecis attenuatum cum panno diligenter circumlinies, ſicque juxta fornacem, in quam fundis, foſſa facta formas impone et terram circumquoque exaggera, et ligno inferius æquali crebrius impingendo diligenter comprime. Statimque panniculum multipliciter complicatum et fiſſo ligno impoſitum præ manibus habeas, ejectoque vaſculo ab igne cum forcipe curvato roſtro, et panniculo appoſito, qui ſordes et favillas defendat, diligenter infunde. Hoc modo formis utrisque fuſis ſine ſic ſtare, donec infuſorium ſuperius nigreſcat; deinde remota terra et a foſſis extractas repone in tuto loco, donec omnino frigeant, cavens ſummopere ne calidis formis aquam ſuperiacias, quia interiores nuclei, ſi humorem perſenſerint, ſtatim inflantur et omne opus disrumpetur. Cumque per ſe refrigeratis argillam removeris, diligenter circumſpice, et ſi quid per negligentiam vel caſu defuerit, locum illum circumlimando attenuabis, et appoſita cera, nec non argilla ſuperaddita, cum ſicca fuerit, calefacies, ſicque ſuperfundes, donec rivo in partem decurrente, quod ſuperfundis adhæreat. Quod cum reſpexeris, ſi minus fuerit firmum, cum combuſtione vinitreæ petræ, et limatura ex mixtura argenti et cupri, ſicut præſcripſimus, ſolidabis. Poſt hæc diverſis limis quadrangulis, triangulis, atque rotundis campos omnes primo translimabis, deinde ferris foſſoriis fodies, et raſoriis rades, ad ultimum ſabulo cum lignis in ſummitate modice conquaſſatis undique purgatum opus deaurabis.

Cap. LXI. *de catenis.*

Catenas facturus primum trahe fila ſubtilia ſive groſſiora in cupro ſive argento, et circumflecte cum ſubula in tribus auriculis, aut quatuor, vel quinque, ſive ſex, ſecundum groſſitudinem quam volueris, ad menſuram uniuscujusque thuribuli minoris ſive majoris. Et cum omnes catenas unius thuribuli in unam partem plexueris, tolle lignum tenue ex quercu ſive fagineo, et fac in eo multa foramina cum gracili ferro rotundo et calido, per quæ foramina catenam igne recoctam et refrigeratam transduces et denuo recoques, rurſumque per aliud foramen transduces et recoques, ſicque tam diu facies, donec per omnia æqualiter ſit groſſum et rotundum. Deinde incide ipſam catenam per partes ad quantitatem thuribuli, mediam partem breviorem, et reliquas longiores, aptatisque foraminibus in ſummitatibus utrisque catenarum, obfirmabis eas, quæ longiores ſunt, in inferiore parte thuribuli clavis firmis et transductis, compoſitæ per ſuperiorem partem impones anulos parvulos, cum quibus aptabis et obfirmabis eas ad lilium inferius, per quod manu geſtari debet cum magno anulo eidem ſuperius impoſito. Mediam vero catenam, quæ brevior eſt, obfirmabis clavo in ſuperiori parte thuribuli in uno capite, et alterum impoſito anulo aptabis inferius ſub lilio; et ſic procurabis ut thuribulum ex omni parte æqualiter pendeat. Posſunt etiam eodem modo et ordine, quo prædiximus, thuribula diverſæ formæ et diverſi operis perculi et fundi in auro et argento atque auricalco. Sed magnopere cavendum eſt, ut auricalcum, quod deaurari debet, omnino purum ſit et purgatum a plumbo propter diverſa infortunia, quæ deaurantibus evenire ſolent. Quod auricalcum ſi vis componere, primo naturam cupri, ex quo efficitur, diſce.

Cap. LXII. *de cupro.*

Cuprum in terra naſcitur. Cujus vena cum invenitur, ſummo labore fodiendo et frangendo acquiritur. Eſt enim lapis colore viridis ac duriſſimus et plumbo naturaliter mixtus. Qui lapis abundanter effoſſus imponitur rogo et comburitur in modum calcis, nec tamen mutat colorem, ſed duritiam amittit ut confrangi poſſit. Deinde minutatim confractus imponitur fornaci, et follibus atque carbonibus adhibitis inceſſanter die ac nocte conflatur. Quod ipſum diligenter et caute fieri debet; idem ut in primo carbones imponantur, deinde lapidis minutiæ ſuperfundantur, rurſumque carbones et denuo lapidis; ſic fiat donec ad capacitatem fornacis ſufficiat. Cumque lapis coeperit liquefieri per cavernulas quasdam plumbum effluit et cuprum intro remanet. Quod cum diutiſſime conflatum fuerit, refrigeratur et eicitur; rurſum aliud imponitur eodem ordine. Huic cupro taliter fuſo quinta pars ſtagni, et conficitur metallum, quo campanæ funduntur. Invenitur etiam genus lapidis ſubcrocei coloris, et interdum rufus, qui calamina dicitur, qui non confractus, ſed ita ut effoditur, lignis congeſtis et abundanter ſuccenſis imponitur, et donec omnino candeat comburitur. Qui lapis poſt hæc refrigeratus et minutiſſime confractus miſcetur carbonibus omnino comminutis, et ſupradicto cupro commiſcetur in fornace, quæ hoc modo componitur. Stant quatuor lapides in modum crucis, a ſe longitudine unius pedis ſeparatim, partim in terra firmati, ſed altitudine pedis unius ſuper terram æqualiter prominentes, et omnes in ſuperiori parte æquales. Super hos lapides ponuntur quatuor ferri quadranguli groſſitudine unius digiti, et longitudine ut poſſint ab uno lapide ad alterum protendi. Inter hos medii ponuntur alii ferri ejusdem menſuræ, æquali ſpatio, idem latitudine trium digitorum a ſe ſeparati, ſuper quos etiam in transverſo ponuntur alii forma et menſura inferiorum æquali, ita ut foramina videantur eſſe quadrangula. His ita diſtinctis, ſuper ipſos ferros ponatur argilla fortiter macerata et fimo equi commixta ſpiſſitudine trium digitorum, ita ut ipſis ferris atque lapidibus ex omni parte adhæreat, et ita ſit, quaſi lares rotunda ſuper lapides jaceat. Deinde cum rotundo ligno in ſpatiis inter ferros foramina fiant per omnia quanto poſſint ampliora; et ſic diligenter ſiccetur.

Cap. LXIII. *de fornace.*

Deinde ab ipſo lare ſurſum fiat murus cum minutis lapidibus, et eadem argilla in modum ollæ, ita ut a medietate ſuperius aliquantulum ſtrictior ſit, et fiat altior quam latitudo ſit, atque cum ligaminibus ferreis quinque aut quatuor circumligetur, et eadem argilla interius et exterius diligenter illinietur. Quo facto imponantur carbones ardentes commixti extinctis, et mox ventus per inferiora foramina ingrediens absque flatu follis educit flammas, et quicquid metalli imponitur ſtatim per ſe liquescit. Deinde hoc modo componantur vascula huic operi neceſſaria.

Cap. LXIV. *de compoſitione vaſorum.*

Tolle fragmina veterum vaſorum, in quibus ante cuprum ſive auricalcum ſuſum fuerat, et ſuper lapidem minutatim confringe. Deinde terram, ex qua fiunt ollæ, cujus genera ſunt duo; unum album, aliud griſium; ex quibus album valet ad colorandum aurum, aliud vero ad hæc vaſa componenda: et cum diutiſſime contriveris, hanc crudam terram in menſura commiſces alteri, idem conbuſtæ, quam primum triveras, hoc modo. Accipe vasculum quodcunque et imple illud bis ex cruda terra, et ter excocta, ita ut duæ partes ſint crudæ et tres coctæ, et ponens ſimul in vas magnum perfunde aqua tepida, et malleis ac manibus fortiter macera, donec omnino in ſe tenax ſit. Deinde accipe lignum rotundum et incide illud ad menſuram, quam volueris habere vas ſecundum quantitatem fornacis, et ſuper illud formabis vasculum unum, et formatum mox circumlinies cineribus ſiccis, et ſic juxta ignem pone donec ſiccetur. Hoc modo compone vaſa quot volueris. Cumque diligenter ſiccata fuerint, pone in fornacem tria vel quatuor aut quinque, in quantum fornax capere poſſit, et circumfunde carbones.

Cap. LXV. *de compoſitione æris.*

Cumque canduerint, tolle calaminam, de qua ſupra dixi, cum carbonibus minutiſſime tritam, et in ſingulis vaſculis quaſi ad ſextam partem pone, et eam penitus cupro ſupradicto imple et carbonibus operi. Interdum etiam cum ligno gracili et recurvo foramina inferius impinge, ne forte obſtruantur, ut et favillæ exeant ventusque magis ingrediatur. Cum vero cuprum omnino liquefactum fuerit, tolle ferrum gracile, longum et curvum, ligneoque manubrio infixum, et diligenter commove, u calamina cupro commiſceatur. Deinde forcipe longo vaſcula ſingula modicum eleva et a locis ſuis paululum remove, ne forte lari adhæreant, rurſumque in omnibus ut prius calaminam pone, et cupro reple atque carbonibus operi. Cumque denuo penitus liquefactum fuerit, rurſumque diligentiſſime commove, et cum forcipe vas unum ejiciens, ſulcis in terra foſſis totum effunde, vasque in ſuo loco repone. Et mox calaminam ut prius impone, cuprumque quod effudiſti, quantum capere poſſit, ſuperpone. Eoque ut prius liquefacto commove et calaminam repone, atque effuſo cupro et reple et ſine liquefieri. Sic ſingulis vaſis facito. Cumque per omnia penitus fuerit liquefactum atque diutiſſime commotum, effunde ut prius, et ſerva donec opus habueris. Hæc commixtio vocatur æs, unde caldaria, lebetes et pelves funduntur, ſed non poteſt deaurari, quando ante commixtionem cuprum non fuit penitus a plumbo purgatum. Deinde facturus auricalcum, quod poſſit deaurari, ſic incipe.

Cap. LXVI. *de purificationi cupri.*

Tolle patellam ferream cujus magnitudinis volueris, et lini eam inferius et exterius argilla fortiter macerata et mixta, et diligenter exſicca. Deinde pone eam ante fornacem ferrarii ſuper carbones, ita ut cum folles flaverint, ventus partim intus partim ſuperius procedat et non inferius. Et circumpoſitis minutis carbonibus, æqualiter impone cuprum, et ſuperadde carbonum congeriem. Quod cum diu ſufflando fuerit liquefactum, diſco operi et mox minutam carbonum favillam ſuper illud projice, et cum gracili ligno et ſicco quaſi miſcendo commove, videbisque ſtatim plumbum combuſtum ipſi favillæ quaſi gluten adhærere. Quo ejecto iterum carbones ſuperpone, et ut primo diu ſufflans rurſumque diſco operi, et tunc fac ut ante feciſti. Quod tam diu facies donec plumbum omnino excoquendo ejicias. Deinde infunde ſuper infuſorium, quod ad hoc aptaveris, et ſic probabis ſi bene purum ſit. Tene illud cum forcipe prius quam refrigeretur, ſed ita candens, et percute grandi malleo ſuper incudem fortiter, et ſi frangitur aut ſinditur, denuo oportebit te illud liquefieri ſicut prius. Si vero ſanum permanſerit, refrigerabis in aqua, et aliud eodem modo coques. Hoc cuprum vocatur torridum. Ex hoc cupro quicquid facere volueris ductili opere, in imaginibus, beſtiis et avibus, in thuribulis et diverſis vaſis, in limbis tabularum, in filis et catenis, ad deaurandum operari poteris. Ex hoc cupro perfice auricalcum cum adjectione calaminæ, eodem modo quo ſuperius æs caldariorum compoſuiſti. Quod cum quater aut quinquies recoxeris in vaſculis furno impoſitis, quicquid ex inde in diverſorum operum varietate fuderis, optime deaurare poteris.

Cap. LXVII. *qualiter deauretur auricalcum.*

Deauraturus igitur thuribulum ex auricalco, fac eodem modo ſicut ſuperius deauraſti auriculas argentei calicis, ſed cum majori cautela, quia argentum et ſimplex cuprum facilius deaurari poſſunt quam auricalcum. Debet enim moroſius et diligentius invivari et ſpiſſius deaurari, et frequentius lavari, et diutius ſiccari. Quod cum coeperit croceum colorem trahere, ſi videris albas maculas inde exire, ut nolit æqualiter ſiccari, hæc eſt culpa calaminæ, quod non fuit æqualiter commixta, ſive plumbi, quod cuprum non fuit purgatum et excoctum, quod ſic emendabis. Tolle ſmigma et pone in vaſculum mundum et infunde ei aquam et digitis tuis quaſi lavando commiſce diligenter, donec fiat quaſi fex cereviſiæ, atque cum ſetis porci linies illud æqualiter per omnia ſuper deauratum thuribulum. Deinde pone ſuper carbones, et tam diu calefac, donec confectio illa incipiat nigreſcere, et ſic elevans cum forcipe per omnia diligenter aſpergens aqua, ſicque lavabis, et cum filis ex auricalco, ſicut ſupra dictum eſt, polies. Quo facto rurſum circumfricabis cum confectione vinei lapidis, et vivo argento, et denuo deaurabis propter calorem carbonum, qui ſæpius in illud mittuntur, ne forte ſi tenue deauratum fuerit ipſum aurum comburatur, ſicque iterum polies cum filis, ac denuo ſuper carbones ponens diutius calefacies, donec rubeum colorem trahat, et mox refrigerabis in aqua, et cum ferris æqualibus et ad hoc aptis polies, ſicque cum atramento combuſto incolorabis ut prædiximus.

Cap. LXVIII. *qualiter ſeparetur aurum a cupro.*

Quod ſi aliquando vaſa cuprea ſeu argentea deaurata fregeris, vel aliud quodlibet opus, hoc ordine adquirere poteris. Tolle oſſa cujuscumque animalis, quæ per plateam inveneris, et conbure, quæ refrigerata minutatim tere, et tertiam partem cinerum ex phago commiſce, et fac teſtas ſicut in purificando argento ſuperius diximus, quas igne ſive ſole ſiccabis. Deinde aurum a cupro diligenter abrades, et ipſam raſuram complicabis in plumbo tenue percuſſo, atque una ex teſtis illis coram fornace prunis impoſita, iam calefactam ipſam complicaturam plumbi cum raſura impones, et ſuperjectis carbonibus conflabis. Cumque liquefactum fuerit, eo modo quo ſolet argentum purificari, interdum prunas amovendo et plumbum addendo, interdum retegendo et moroſe flando combures, donec cupro penitus abſumpto, purum aurum appareat.

Cap. LXIX. *quomodo ſeparetur aurum ab argento.*

Cum raſeris aurum de argento, imponas ipſam rurſum raſuram in vaſculum, in quo ſolet aurum et argentum liquefieri, et ſuperinprime panniculum lineum, ne forte quid inde eiciatur vento follis, atque coram fornace ponens liquefac, et mox fragmina ſulphuris impone, ſecundum quantitatem ipſius raſuræ, et cum carbone gracili diligenter commove, donec fumus eius ceſſet; ſtatim infunde in ferrum infuſorium. Deinde ſuper incudem leviter percute, ne forte quid inde reſiliat illius nigri, quod ſulphur combuſſit, quia ipſum eſt argentum. Non enim ſulphur auri quicquam conſumit, ſed ſolum argentum, quod taliter ab auro ſeparat, quodque diligenter ſervabis. Rurſumque in eodem vaſculo ſicut prius liquefac ipſum aurum et adice ſulphur. Quo commoto atque effuſo, quod nigrum fuerit frange et ſerva, ſicque facies donec aurum purum appareat. Deinde omne illud nigrum, quod ſervaſti diligenter, compone ſuper teſtam compoſitam ex oſſe et cinere, et adice plumbum, ſicque combure, ut recipias argentum tuum. Quod ſi ad uſum nigelli ſervare volueris, prius quam combures adde ei cuprum et plumbum ſecundum menſuram ſuperius memoratam, et confunde cum ſulphure.

Cap. LXX. *quomodo denigretur cuprum.*

De cupro ſupradicto, quod rubeum dicitur, fac tibi laminas attenuari, quantæ longitudinis et latitudinis velis. Quas cum incideris et aptaveris operi tuo, pertrahe in illis floſculos ſive beſtiolas, aut aliud quod volueris, et fode cum gracili ferro ſolſorio. Deinde tolle oleum, quod fit de ſemine lini, et cum digito ſuperlinies per omnia tenue, atque cum penna anſeris æquabis, et tenens cum forcipe pones ſuper prunas ardentes. Cumque modicum incaluerit, et oleum liquefactum fuerit, denuo cum penna æquabis rurſumque impones prunis, ſicque facies donec exſiccetur. Quod ſi videris per omnia æqualiter eſſe, mitte ſuper carbones valde ignitos, et tam diu jaceat donec omnino ceſſet fumare. Et ſi ſatis nigrum fuerit, bene; ſin autem, valde parum olei cum penna ſuper calidum ita linies, æqualemque denuo conflatis carbonibus ſuperpone, faciens ſicut prius. Cumque refrigeratum fuerit, non in aqua ſed per ſe, cum ferris raſoriis valde acutis rade diligenter floſculos, ita ut campi remaneant nigri. Si vero litteræ fuerint, in tuo ſit arbitratu, utrum eas volueris eſſe nigras an deauratas. Cum vero lamina diligenter raſa fuerit, ſtatim invivabis eam cum confectione vinicii lapidis et vivo argento, et mox deaurabis, deauratamque non extingues in aqua, ſed per ſe refrigerabitur, poliesque ſicut ſupra dictum eſt, et eodem modo colorabis.

Cap. LXXI. *de opere interraſili.*

Attenuato tibi laminas ex eodem cupro ſicut ſuperius, ſed ſpiſſius, quas pertractas quocumque volueris opere fodies ut ſupra. Deinde habeas ferros graciles et latiores ſecundum quantitatem camporum, qui ſint in una ſummitate tenues et acuti, in altera obtuſi, qui vocantur meizel; ponensque laminam ſuper incudem, campos omnes perforabis cum ſupradictis ferris percutiens cum malleo. Cumque omnes campi tali modo fuerint perforati, cum limis parvulis æquabis eos per omnia usque ad tractos. Quo facto deaurabis et polies laminam, ut ſupra. Eodem modo fiunt tabulæ, et laminæ argenteæ ſuper libros cum imaginibus, floribus atque beſtiolis et avibus, ex quibus pars deauratur, videlicet coronæ imaginum et capilli atque veſtimenta per loca, atque pars remanet argentea. Fiunt etiam et laminæ cupreæ et fodiuntur, et denigrantur ac raduntur; deinde in patellam liquefacto ſtagno mittuntur, ut raſuræ albæ fiant, quaſi deargentatæ ſint. Ex his ligantur cathedræ pictæ, et ſedilia atque lecti, ornantur etiam libri pauperum.

Cap. LXXII. *de opere punctili.*

Fiunt etiam laminæ de cupro, modo quo ſuperius, et fodiuntur gracili opere imaginum, florum, ſive beſtiarum, et ita diſponitur opus, ut campi parvuli ſint, deinde purgantur cum ſubtili ſabulo, et cum ferris ad hoc opus aptis poliuntur et incolorantur. Poſt hæc ferro punctorio punctatur, quod hoc modo formatur. Ex chalybe ſit ferrum ad menſuram digiti longum, in una ſummitate gracile, in altera groſſius. Quod cum in graciliori parte æqualiter limatum fuerit, cum ſubtiliſſimo ferro et malleolo percutitur in medio ejus ſubtile foramen, deinde circa ipſum foramen diligenter limatur, donec ora ejus in circuitu æqualiter acuta ſiat, ita ut quocunque percutiatur breviſſimus circulus appareat. Poſt hæc ipſum ferrum modice calefactum, ut vix candeſcat, temperetur in aqua. Deinde tene ipſum ferrum ſiniſtra manu et malleolum dextra, ſedeatque puer ante te qui laminam teneat ſuper incudem, et aptet in locis illis in quibus percuſſurus es, ſicque mediocriter percutiens ſuper ferrum cum meleolo imple campum unum ſubtiliſſimis circulis quanto propius poſſis conjungere unum alteri. Impletis campis omnibus in hunc modum pone laminam ipſam ſuper prunas candentes donec percuſſiones illæ ſulvum colorem recipiant.

Cap. LXXIII. *de opere ductili.*

Percute tabulam auream ſive argenteam quantæ longitudinis et latitudinis velis ad elevandas imagines. Quod aurum vel argentum, cum primo ſuderis, diligenter circumradendo et fodiendo inſpice, ne forte aliqua veſica ſive ſiſſura in eo ſit, quæ ſæpe contingunt ex incuria, ſive negligentia vel ignorantia aut inſcitia fundentis, cum aut nimis calidum, aut nimis feſtinato, aut nimis productim effunditur. Cumque conſiderate et caute ſuderis, ſi huiusmodi vitium in eo deprehenderis, cum ferro ad hoc apto diligenter effodies, ſi poſſis. Quod ſi tantæ profunditatis veſica ſive ſiſſura fuerit, ut effodere non poſſis, rurſumque oportebit te fundere, et tamdiu donec ſanum ſit. Quod cum fuerit, provide, ut incudes et mallei tui omnino æquales et politi ſint, cum quibus operari debes, et omni diligentia procura, ut tabula aurea vel argentea ita æqualiter ex omni parte attenuetur, ut in nullo loco ſpiſſius ſit quam in alio. Cumque ſic attenuata fuerit ut unguis impreſſis vix ex altera parte appareat, et omnino ſaniſſima, ſtatim pertrahe imagines quot volueris ſecundum libitum tuum. Pertrahes autem in ea parte, quæ ſanior et decorior videtur, leniter tamen et ſic ex altera parte modice appareat. Deinde cum curvo ferro bene polito fricabis leniter caput imprimis, quod alterius debet eſſe, ſicque convertens tabulam in recta parte fricabis circa caput cum ferro æquali et polito, ita ut caput deſcendat, caput elevetur, et ſtatim circa ipſum caput cum malleo mediocri ſuper incudem percuties leniter, ſicque coram fornace ſuperpoſitis carbonibus in ipſo loco recoques, donec candeſcat. Quo facto et tabula per ſe refrigerata, iterum in inferiore parte cum curvo ferro fricabis leniter et diligenter foſſam capitis interius, convertensque tabulam in ſuperiori parte denuo cum æquali ferro fricabis et depones campum ut monticulum capitis elevetur, rurſumque cum malleo mediocri circa ipſum leniter percutiens, appoſitis carbonibus recoques; ſic ſæpe facies diligenter elevando interius et exterius, et crebro percutiendo, totiensque recoquendo donec monticulus ille ducatur ad altitudinem trium digitorum aut quatuor, ſive plus vel minus ſecundum quantitatem imaginum. Si autem ipſum aurum vel argentum adhuc aliquantum ſpiſſium eſt, poteris interius cum longo malleo et gracili percutere et attenuare ſi opus fuerit. Quod ſi duo capita, vel tria ſeu plura in tabula eſſe debeant, circa unumquodque ita facere debes ſicut dixi; usque ad altitudinem quantam volueris. Deinde cum pertractorio ferro deſigna corpus vel corpora imaginum, et ita deducendo et interdum percutiendo elevabis ea, quantum libuerit; hoc tamen procurans ut caput ſemper altius ſit. Poſt hæc deſignabis nares et oculorum ſupercilia, os et aures, capillos et oculos, manus et brachia, cæteraſque veſtimentorum umbras, ſcabella et pedes, et ſic interius cum minoribus curvis ferris elevabis leniter et diligenter, ſummopere cavens ut non rumpatur opus aut perforetur. Quod ſi ex ignorantia vel negligentia contigerit, hoc modo ſolidari debet. Tolle ipſius auri vel argenti modicum, et admiſce tertiam partem cupri, fundensque pariter limabis ſubtiliter, combuſtoque vicinioque lapide, et addito ſale commiſcebis aqua, ex quo tenuiter liniens, fracturam ſuperſparge limaturam. Qua ſiccata denuo confectionem ſuperlinies ſpiſſius, et ſic inferius et ſuperius admotis carbonibus leniter flabis, donec videas ſolidaturam diffluere. Quod videns ſtatim aſperge leniter aqua, et ſi firmum fuerit, bene; ſin autem, denuo ſimiliter fac usque dum firmum fiat. Si autem fractura lata fuerit, diligenter conjunge ei particulam ejusdem auri vel argenti æqualiter tenuem, quam ſolidabis eodem modo, donec ex omni parte adhæreat. Cumque elevatura imaginum perducta fuerit usque ad ſubtiles tractus, ſi aurum fuerit, ſtatim facies eos et polies diligenter atque colorabis cum atramento usque ad ruborem combuſto, et ſale, ut ſupra in opere calicis. Si vero argentea fuerit tabula, et volueris in ipſis imaginibus deaurare coronas, capillos et barbas, et partes veſtimentorum, hoc oportet fieri prius, quam ſubtiles tractus fiant, hoc modo. Compone duas partes argillæ ſimplices, ſubtiliter tritæ, et tertiam ſalis, et in vaſculo commisce cum fece cereviſiæ mediocriter ſpiſsæ, qua confectione cooperies omne argentum quod volueris ut album remaneat, et quod deauratum eſt, maneat intectum. Quod cum ſiccaveris ſuper prunas, deaurabis loca ſingula diligenter ſine aqua, deaurataque lavabis et polita incolorabis. Deinde cum carbonibus ſubtiliter tritis et lignis gracilibus et groſſioribus fricabis diligenter, donec per omnia æque clarum ſit. Poſt hæc et in auro et argento fac ſubtiles tractus, quos et faciendo pariter polies, donec ad perfectionem perduces. Cum vero tabulas illas aureas vel argenteas pleniter elevatas atque politas configere volueris, tolle ceram et liquefac in vaſe fictili vel cupreo, atque commisce ei tegulam ſubtiliter tritam ſive ſabulum, ita ut ſint hujus duæ partes et ceræ tertia. Quod cum pariter liquefactum fuerit cum cochleari ligneo fortiter commovebis et inde implebis omnes imagines in auro et argento, ſive cupro, vel quodcunque in his elevatum fuerit, et refrigeratum confige ubi velis. In cupreis vero tabulis eodem modo attenuatis ſimile opus fit, ſed majori virium inſtantia et diligentia, quo durioris naturæ eſt. Quod opus cum pervenerit ad ſubtiles tractus, debet in exteriori parte purgari cum laneo panno et ſabulo, donec nigra cutis auferatur, et ſic deaurari atque poliri, perfectis tractibus incolorari, et prædicta confectione impleri.

Cap. LXXIV. *de opere quod ſigillis imprimitur.*

Fiant ferri ad menſuram unius digiti ſpiſſi, tribus digitis et quatuor lati, longitudine pedis unius, qui ſaniſſimi debent eſſe, ut in eis nulla ſit macula, nulla fiſſura in ſuperiori latere. In his ſculpantur in ſimilitudine ſigillorum limbi graciles et latiores, in quibus ſint flores, beſtiæ, et aviculæ ſive dracones concatenati collis et caudis, et non ſculpantur profunde nimis, ſed mediocriter ac ſtudioſe. Deinde attenuabis argentum multo tenuius quam ad elevandum quantæ longitudinis volueris, atque purgabis cum carbonibus ſubtiliter tritis et panno, ac polies cum creta deſuper raſa. Quo facto conjunge argentum cuicunque limbo, poſitoque ferro ſuper incudem ita ut ſculptura ſuperius ſit, ac ſuperlocato ei argento deſuper pone plumbum ſpiſſum, percutiesque cum malleo fortiter, ita ut plumbum impingat argentum tenue in ſculpturam tam valide, ut omnes tractus in eo pleniter appareant. Quod ſi lamina longior fuerit trahe eam de loco ad locum, et conjunctam ferro cum forcipe æqualiter tene, ut una parte percuſſa, alia percutiatur, ſicque fiat donec lamina tota impleatur. Hoc opus ſatis utile eſt circa limbos in fabricandis tabulis altarium, in pulpitis, in ſanctorum corporum ſcriniis, in libris et in quibuscunque locis opus fuerit, quando elevatura decora eſt et ſubtilis, et leviter fit; fit etiam in cupro hujusmodi opus quod ſimili modo attenuatur, purgatur et deauratur atque politur, quod ferro ſuperpoſitum, ita ut deauratura vertatur ad ferrum, plumbo ſuperpoſito percutitur donec tractus appareant. Sculpitur quoque in ferro, modo ſupradicto, imago crucifixi domini, quæ cum argento vel cupro deaurato impingitur, et fabricantur inde phylacteria, idem capſellæ reliquiarum et ſcriniola ſanctorum; fit etiam ſculptura imaginis agni dei in ferro, et imagines quatuor evangeliſtarum, quibus auro vel argento impreſſis ornantur ſcyphi ligni precioſi, ſtante rotula agni in medio ſcyphi, quatuor evangeliſtis in modum crucis in circuitu, et procedentibus quatuor limbis ab agno usque ad quatuor evangeliſtas, fiunt imagines piſciculorum et avium atque beſtiarum, quæ figuntur per reliquum ſcyphi campum, præbentes ornatum multum; fit etiam imago majeſtatis eodem modo, aliæque imagines, cujusque formæ ſit ſexus, quæ impreſſæ auro vel argento ſeu cupro deaurato, plurimum decoris præſtant locis, quibus imponuntur, propter ſui ſubtilitatem et operoſitatem; ſiunt et imagines regum et equitum eodem opere in ferro, ex quibus auricalco hiſpanico impreſſis ornantur pelves, quibus aqua in manibus funditur, eodem modo quo ornantur ſcyphi auro et argento cum ſuis limbis eiusdem metalli, in quibus ſtant beſtiolæ vel aves et flosculi, qui tamen conſiguntur, (*) ſed ſtagno ſolidantur.

Cap. LXXV. *de clavis.*

Fiunt autem clavi ferrei longitudine unius digiti, in una ſummitate groſſiores, in altera graciliores, in qua etiam chalybe ſolidandi ſunt, quorum unus limetur quadrangulus, alius triangulus, tertius rotundus, ſecundum convenientem groſſitudinem. Deinde ſculpantur in eis floſculi eodem modo, quo ſupra, ita ut ora ferri circa flosculum acuta fiant. Cumque valde attenuatum fuerit argentum ſive cuprum deauratum, vel auricalcum in ſuperiori parte, polies ſicut ſuprà; in inferiori ſuperſtagnes valde tenue cum ferro, quo feneſtræ ſolidantur, ponesque plumbum ſpiſſum ſuper incudem et deſuper argentatum, ſive cuprum deauratum, ita ut deauratura ſuperius ſit, et ſtagnum inferius ſit; ſumptoque uno ex ferris, quale velis, junge ſculpturam ad argentum, percutiesque cum malleo ita ut ſculptura appareat, et cum acuta ora ferri in circuitu incidatur. Quod cum per totum argentum feceris, ſerva tibi flosculos omnes, quia illi erunt capita clavorum, quorum caudas hoc modo facies. Commisce duas partes ſtagni, et tertiam plumbi, et percute illud gracile et longum, deinde pertrahe per foramina ferri, in quo fila trahuntur, ita ut longiſſimum filum fiat, et non gracile nimis fiat ſed mediocre. Poſt hæc fac tibi ferrum gracile, longitudine pedis unius dimidii, quod in una ſummitate ſit modice latum, ad menſuram unguis, et mediocriter cavum, et altera ſummitas infigatur ligneo manubrio. Deinde ſedens juxta fornacem ad hoc opus aptam, ante quam ſtet vasculum cupreum cum cera liquefacta, tenensque ſiniſtra manu illius gracilis ferri in latiori parte calefacti, in dextra vero filum ſtagneum quaſi globum involutum, cujus caput facies in cera liquefacta humidum ponensque ſuper unum

---

(*) Fortaſſis legendum *non figuntur*.

ex floſculis, in ea ubi ſtagnum eſt, ita ut hæreat, levabis et pones in foſſulam ferri candentis tenebisque donec liqueſiat, ſtatimque removebis utrumque ab igne, incidesque filum cum forcipe ſecundum longitudinem quam vis habere caudam clavi. Sicque facies donec expendas in huiusmodi clavis argentum illud cuprumque deauratum. Cumque clavorum copiam habueris et eos configere volueris in corrigiis aſcenſoriis ſellæ equi, ſive circa capitium freni, primum cum ſubula fac foramina, et ſic impone clavos ordinatim, ita ut ſint tres aurei, tres argentei, ruſumque tres aurei, et ſimili modo per totum. Si vero duos ordines vel tres habere volueris, pone ſemper unum argenteum, et alterum aureum per omnia, ſicque ponens corrigiam cum capitibus ſuper tabulam ligneam æqualem, confige caudas cum medioeri malleo; fiunt etiam eodem modo clavi ex auricalco ſed ſpiſſiores, quorum caudæ cupreæ ſolidantur interius ſtagno puro eodem modo. His configuntur vaginæ cultellorum, et coria ſuper libros, multaque hujusmodi.

Cap. LXXVI. *de ſolitando auro et argento pariter.*

Purificatur argentum pondere duodecim nummorum, et percutitur ſtrictim longitudine dimidii digiti minoris, deinde percutitur aurum coctum pondere unius nummi eadem latitudine et longitudine, atque conſolidantur hæc duo præſcripta ſolidatura auri, donec omnino ſibi invicem adhæreant, ſicque inſimul percutiantur usque dum tenuiſſima lamina fiat. Hoc opus videtur, quaſi argentum in una parte deauratum ſit, nec poſſet cum duobus aut tribus nummis auri tantæ longitudinis lamina tam fulgide deaurari. Ex hac lamina fiunt limbi, modo quo ſuperius impreſſi ferro. Inde etiam inciduntur ſubtiles corrigæ, et in ſerico filando circumtorquentur, unde texuntur aurifrigia apud pauperes eodem modo quo apud divites ex auro puro.

Cap. LXXVII. *de opere ductili, quod ſculpitur.*

Percute tabulam cupream quantæ latitudinis et longitudinis volueris, ſic ſpiſſam ut vix plicari poſſit. et ſit ſaniſſima ab omni fiſſura et macula, et pertrahe in ea imaginem, quam volueris. Deinde percute in loco capitis foſſam cum medioeri malleo rotundo in inferiori parte, et ex ſuperiori parte cum tenui malleo in circuitu, ſicque recoques in prunis. Qua refrigerata per ſe, facies per totam imaginem cum malleis ſicut feciſti in tenui cupro cum curvis ferreis et æqualibus, ſemper ex utraque parte diligenter deducendo et frequenter recoquendo. Cumque elevaveris imaginem quam alte volueris, accipe ferros ad menſuram palmi longos, in una ſummitate groſſiores, ſuper quos poſſit cum malleo percuti, et in altera graciliores, tenues et rotundos atque ſubtiles, quos ad hoc opus aptaveris, et ſedente coram te puero hujus artis docto, tene ſiniſtra manu tabulam, et dextera ferros puero deſuper feriente cum mediocri malleo, deſignabis oculos et nares, capillos et manuum digitos, pedum articulos, et omnes tractus veſtimentorum in ſuperiori parte, ita ut interius appareant, ubi etiam cum eisdem ferris percuties, ut exterius eleventur tractus. Quod cum tam diu feceris donec omnino formetur, cum ferris foſſoriis et raſoriis fodies circa oculos et nares, os et mentum et aures, deſignabisque capillos et omnes ſubtiles tractus veſtimentorum, et ungues manuum et pedum. Quo facto, ſi volueris coronas imaginum ornare gemmis, electro atque margaritis, ſtatim operare ſingulas partes in auro cum filis et ſolidatura, ſicut ſuperius in opere calicis, et adjungens vnamquamque loco ſuo, fac foramina, per quæ configi debent, videlicet ſub majoribus gemmis, et in cupro æqualiter, ſicque deaurabis tabulam et polies eam in primis cum filis ex auricalco ſicut ſupra, deinde cum ferris æqualibus, ſicque colorabis et configes auri partes vnamquamque in ſuo loco, imponesque gemmas et circumligabis margaritas. Eodem modo ſi facultas in cenſu fuerit, potes in auro et argento facere imagines ſuper libros evangeliorum et miſſales, et beſtiolas atque aviculas ac flores ſuper ſellas equeſtres matronarum exterius. Fiunt etiam eodem opere, in ſcyphis aureis ſive argenteis vel ſcutellis, in medio equites contra dracones ſive leones vel gryphes pugnantes, imago Samſonis vel David ora leonum confringentes, leones quoque ſimplices et gryphes, idem ſinguli ſingulas pecudes ſuffocantes, ſive aliud quod libuerit, quodque ſecundum operis quantitatem decens vel aptum fuerit.

Cap. LXXVII. *de purganda antiqua deauratura.*

Tolle ſmigma et pone in pelve, ſive in alio vaſe mundo, et ſuperfunde ei aquam, atque digitis tuis commiſce donec fit ſicut fex ſpiſſum, ita ut ubicumque ſuperponatur non poſſit fluere. Deinde cum ſetis porci linies illud diligenter ſuper vetuſtam deauraturam in cupro ſive argento, quæ fulgorem ſuum perdiderit, ſic ut omnino cooperietur, et ſines ita permanere per diem et noctem. Secunda vero die aqua lavabis cum eisdem ſetis ſemel et iterum, ac tertio perfundas limpida aqua, videbisque fulgere eam ſicut placuerit oculis tuis.

(*) Cap. LXXV. *de purgando auro et argento.*

Si aurum et argentum laminis attenuatum atque clavis alicubi confixum denigratum vetuſtate fuerit, tolle carbones nigros et minutiſſime tere eos atque per pannum cribra, ſumensque pannum lineum ſive laneum madefactum in aqua, pones ſuper ipſos carbones, elevansque fricabis diligenter per omnia aurum et argentum, donec omnem nigredinem auferas, ſicque lavabis aqua, et ſole ſive igne vel panno ſiccabis; deinde tolle cretam candidam et minutiſſime rade in vaſe, et cum lineo panno ita ſiccam fricabis ſuper ipſum aurum vel argentum tamdiu, donec priſtinum fulgorem recipiat. Eodem modo vaſa purgantur.

Cap. LXXVI. *de organis.*

Facturus organa primum habeat lectionem menſuræ, qualiter metiri debeant fiſtulæ graves et acutæ et ſuperacutæ; deinde faciat ſibi ferrum longum et grosſum ad menſuram, qua vult eſſe fiſtulas, quod ſit rotundum, in circuitu ſumma diligentia limatum et politum, in una ſummitate groſſius et modice attenuatum, ita ut poſſit imponi in alterum ferrum curvum per quod circumducatur, juxta modum ligni, in quo volvitur runcina, et in altera ſummitate gracili, ſecundum menſuram inferioris capitis fiſtulæ, quod conflatorio debet imponi. Deinde attenuetur cuprum purum et ſaniſſimum, ita ut unguis impreſſus ex altera parte appareat, quod cum fuerit ſecundum menſuram ferri limatum et inciſum ad longiores fiſtulas, quæ dicuntur graves, fiat ſecundum præceptum lectionis foramen, in quo plectrum imponi debet, et circumradatur modice ad menſuram fiſtulæ, atque ſuperlineatur ſtagnum cum ferro ſolidatorio, radaturque in una ora longitudinis interius, et in altera ora exterius eadem menſura, et ſuper-

---

(*) Hic incipit in noſtro Codice manus recentior.

ſtagnetur tenue. Quæ ſtagnatura, priusquam fiat *caſiteactus* noviter facti, modice calefacto cupro lineatur cum reſina abietis, ut ſtagnum levius et citius adhæreat. Quo facto complicetur ipſum cuprum circa ferrum et circumligetur filo ferreo mediocriter groſſo fortiter, ita ut ſtagnati tractus conveniant ſibi. Quod filum primo induci debet parvulo foramini, quod eſt in gracili ſummitate ferri, et in eo bis contorqueri, ſicque deduci in volvendo usque ad alteram ſummitatem, ibique ſimiliter obſirmari. Deinde juncturis ſibi invicem convenientibus et diligenter (*) *ingentibus priora* ipſa ligatura pariter cum ferro ante fornacem ſuper prunas ardentes, et ſedente puero ac mediocriter flante, teneatur dextera manu lignum gracile, in cujus ſummitate fiſſa hæreat panniculus cum reſina, et ſiniſtra teneatur ſtagnum longum gracile percuſſum, ut mox cum fiſtula incaluerit, lineat juncturam cum panniculo reſina infecto, appoſitumque ſtagnum liqueſiat, ipſamque juncturam diligenter conſolidet. Quo facto refrigerata fiſtula, ponatur ferrum in inſtrumento tornatoris modo parato, impoſitoque curvo ferro et filo ſoluto circumvolvat unus ferrum curvum, alter vero utrisque manibus chirothecis iam indutis fortiter fiſtulas teneat, ita ut ferrum circumducatur et fiſtula quieta maneat, donec omnino oculis gratioſa appareat, quaſi tornata ſit. Deinde educto ferro percutiatur ipſa fiſtula cum malleo mediocri juxta foramen ſuperius et inferius, ita ut pene usque ad medium deſcendat ipſa rotunditas ſpatio duorum digitorum, fiatque plectrum ex cupro aliquantulum ſpiſſiori, quaſi dimidia rotula, et ſuperſtagnetur circa rotunditatem ſicut fiſtula ſuperius, ſicque imponatur in inferiori parte foraminis, ita ſub ipſius ora æqualiter ſtet, nec procedat inferius aut ſuperius. Habeat quoque ferrum ſolidatorium ejusdem latitudinis et rotunditatis, qua plectrum eſt. Quo calefacto ponat modicas particulas ſtagni ſuper plectrum parum reſinæ, et diligenter circumducat ferrum calidum ne plectrum moveatur, ſed liquefacto ſtagno ſic adhæreat ut in circuitu ejus nihil ſpiraminis exeat, niſi tantum ſuperiori foramine. Quo facto apponat fiſtulam ori et ſufflet primum modice, deinde amplius, ſicque fortiter, et ſecundum

---

(*) ab alia manu in margine emendatur: *jungentibus, ponatur*.

quod auditu discernit, disponat vocem, ut ſi eam vult eſſe groſſam, foramen fiat latius; ſi vero graciliorem, fiat ſtrictius. Hoc ordine omnes fiſtulæ fiant; menſuram vero ſingularum, a plectro ſuperius, ſecundum magiſterium lectionis faciat, a plectro autem inferius, omnes unius menſuræ et ejusdem groſſitudinis erunt.

XXVI.

Maranjon. *)

Was ich unter dieſer Aufſchrift (das nj in dem Worte Maranjon ſtehet anſtatt des Spaniſchen nicht doppelten ſondern circumflectirten ñ, welches in unſern Druckereyen nicht gebräuchlich iſt) hier mittheilen will, daran hat mich eine Stelle in der Reiſebeſchreibung des Antonio de Ulloa erinnert, die ich vor allen Dingen meinem Leſer vorlegen muß.

Don Antonio kömmt, bey Beſchreibung der Provinz Quito, auf das, was dieſe Gegend ſo beſonders merkwürdig macht, den größten aller noch bekannten Flüſſe, den Amazonenfluß; welchen Namen er unter uns am gewöhnlichſten zu führen pflegt. Aber es iſt dieſes weder ſein einziger noch ſein vornehmſter Name, und Don Antonio drückt ſich darüber folgendermaaſſen aus: (*) „Dieſer berühmte Fluß, ſagt er, welcher „unter allen denjenigen der größte iſt, die in der heiligen und „weltlichen Geſchichte als merkwürdige große Ströme angeführt „werden, iſt unter drey verſchiedenen Namen bekannt. Der „Ruf von ſeiner Größe hat ſich ſo weit ausgebreitet, daß er „unter jeglichen von dieſen drey Namen gleich deutlich verſtanden wird. So wohl der eine, als die andern, geben ſeine „Majeſtät und Größe auf gleiche Weiſe zu erkennen, und den-

---

*) Das Folgende, ſo wie der hier weggelaſſene ſpaniſche Aufſatz mit Überſetzung und Anmerkungen (S. 425—560 des ſechsten Beitrages), erſchien zuerſt in kleinerem Format unter dem Titel „Beſchreibung des Portugieſiſchen Amerika vom Cudena. Ein Spaniſches Manuſcript in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek, herausgegeben vom Herrn Hofrath Leſſing. Mit Anmerkungen und Zuſätzen begleitet von Chriſtian Leiſte, Rektor der Herzoglichen großen Schule zu Wolfenbüttel. Braunſchweig 1780."

(*) Nach der deutſchen Ueberſetzung im 9ten Bande der allgemeinen Reiſen. S. 281.

„ten den Vorzug an, welchen er unter allen denen Strömen „mit Recht fordern kann, die Europa wäſſern und fruchtbar „machen. Daß ihm verſchiedene Namen zugeeignet werden, „könnte man ohne Zweifel ſo auslegen, daß ein jeglicher deren, „gleichſam unter einem dunkeln Räthſel, einen von denjenigen „Strömen andeuten und in ſich begreifen ſollte, welche in den „übrigen drey Theilen der Welt die berühmteſten ſind. Ich „verſtehe dadurch in Europa die Donau, in Aſien den Ganges, „und in Africa den Nil.

Dieſes Raiſonnement ſcheint mir ein wenig ſehr ſpaniſch, und der aufgedunſenen leeren Beredſamkeit eines Dominicaners würdiger, als der Reiſebeſchreibung eines Philoſophen. Beſonders begreiſe ich nicht, wie die verſchiedenen Namen des Fluſſes, von dem die Rede iſt, einer ſowohl als der andere, die Majeſtät und Größe deſſelben auf gleiche Weiſe zu erkennen geben ſollen. Dieſes wird zwar nochmals wiederhohlt, aber im geringſten nicht näher erklärt. Er fährt fort:

„Die drey Namen, wodurch die Größe dieſes Stromes „angedeutet wird, ſind folgende: der **Maranjon**, der **Amazonenfluß** und der **Orellana**. Man kann aber von keinem mit „Gewißheit ſagen, daß er der erſte geweſen ſey, den der Strom „geführt, ehe die Spanier ihn entdeckten. Man weiß auch nicht, „wie ihn die Indianer genannt haben; ob es wohl glaublich „iſt, daß ſie ihm einen, und manchmal auch wohl mehrere „Namen beygelegt haben müſſen. Da verſchiedne Nationen „an ſeinen Ufern wohnten: ſo war es ganz natürlich, daß „eine jegliche ihm einen beſondern Namen beylegte, oder denjenigen beybehielt, den ihm eine andere Nation gegeben hatte. „Allein die erſten Spanier, welche hierher gekommen ſind, haben „ſich entweder nicht genugſam darum bekümmert, oder ſind gleich „damals, durch die übrigen Namen, die man dieſem Strome „beylegte, in Verwirrung geſetzt worden, ſo daß das Andenken „derſelben in der Geſchichte nirgends auf behalten worden iſt.

„In Anſehung des Alters hat der Name **Maranjon** den „Vorzug. Einige Schriftſteller geben zwar vor, er ſey neuer, „als die beyden übrigen: man hat aber Urſache zu glauben, „daß ſie ſich ſowohl hierinnen, als auch in der Urſache, die

„ſie davon anführen, geirret haben. Sie ſetzen voraus, daß „er ihm von den Spaniern beygelegt worden ſey, welche mit „Pedro de Orſua, in den Jahren 1559 und 1560, hierher „gekommen ſind. Es iſt aber gewiß, daß er dieſen Namen „ſchon viele Jahre zuvor geführet hat. Denn indem Pedro „Martyr de Angleria, in ſeinen Decades (*), von der Entdeckung der Küſte von Braſilien handelt, die im Jahre 1500 „durch Vincent Nunez Pinzon geſchehen iſt: ſo erzählt er unter andern, daß er an einen Fluß gekommen ſey, der den Namen Maranjon geführet habe. Dieſes Buch wurde im Jahre „1516 gedruckt, lange zuvor, ehe Gonzalo Pizarro die Entdeckung deſſelben, und die Eroberung zu Lande unternahm, und „ehe Franciſco de Orellana auf demſelben ſchiffete. Daher iſt „kein Zweifel, daß er nicht ſchon damals den Namen Maranjon geführt haben ſollte. Allein es iſt nichts leichtes, die Zeit „zu beſtimmen, wenn er dieſen Namen erhalten hat, oder den „Urſprung deſſen mit einiger Gewißheit anzugeben. Man findet „von keinem von beyden ſolche Nachrichten, wodurch aller Zweifel gehoben werden könnte. Einige folgen dem Auguſtin von „Zarate (**), und leiten dieſe Benennung von dem Namen eines Spaniſchen Hauptmanns, Maranjon, her. Sie geben vor, „weil dieſer Hauptmann zuerſt darauf geſchiffet ſey, ſo habe der „Strom von ihm ſeinen Namen erhalten. Dieſe Meynung hat „aber mehr Schein als Grund. Man ſieht, daß ſie ſich blos „auf die Gleichheit der Namen gründet, welches aber ein ſehr „ſchwacher Grund iſt. Ueber dieſes findet man in den Geſchichten nirgends etwas von einem ſolchen Hauptmanne, wo von „Entdeckung dieſer Königreiche gehandelt wird. Man findet in „keiner Erzählung einige Meldung von dieſem Entdecker, oder von „ſeiner Entdeckung. Man kann daraus ſchlieſſen, daß Zarate daher, weil dieſer Strom Maranjon genennet wurde, geurtheilet „habe, derſelbe müſſe ſeinen Namen von jemanden erhalten haben, „der darauf geſchiffet ſey. Wären ihm mehr Umſtände davon bekannt geweſen: ſo könnte man ſicherlich glauben, daß er die Nachrichten von ſolcher Entdeckung ſeiner Geſchichte mit einverleibt

---

(*) Dec. 1. lib. 9.

(**) Hiſt. del Peru lib. 1. c. 4.

„haben würde. Und wenn er ſie auch weggelaſſen, und für nicht „wichtig genug gehalten hätte: ſo würden doch nicht alle Geſchichtſchreiber eben ſo geurtheilet, und das Andenken eines Spaniers „in die Vergeſſenheit geſtellt haben, von welchem der gröſte „Fluß, den man in der Welt kennet, ſeinen Namen erhalten haben „ſoll. Das wahrſcheinlichſte ſcheinet zu ſeyn, daß **Vincente Nunez Pinzon**, da er hierher kam, den Strom von den Indianern, „die auf den vielen Inſeln deſſelben, oder an ſeinen Ufern, „wohnten, mit dieſem, oder einem andern Namen, der einen „ähnlichen Laut hatte, nennen gehöret, und daher geglaubet, „und geſagt habe, daß er den Namen **Maranjon** führe. Ueberhaupt iſt unleugbar, daß der Name **Maranjon**, wegen ſeines „Alterthums, den Vorzug habe; und daß ihm denſelben weder „Orſua, noch ſeine Leute, gegeben, und damit auf die Unruhen und Zänkereyen gezielt haben, die ſie unter einander hatten, „und welche im Spaniſchen **Maranjas** genannt werden. Eben „ſo wenig kann man auch ſagen, daß er unter der groſſen „Menge von Inſeln verlohren worden ſey, welche, wie einige „Geſchichtſchreiber ſagen, gleichſam einen verwirrten Irrgarten „von verſchiednen Canälen vorſtellen.

„Der auf den vorhergehenden folgende Name iſt der Amazonenfluß. **Francisco de Orellano** hat dem Strome dieſen „Namen deswegen beygelegt“ — Doch weiter brauche ich nicht abzuſchreiben. Wer wiſſen will, was **Don Antonio** von den beiden übrigen Namen ſagt, kann es bey ihm ſelbſt nachleſen. Ich habe hier blos über den erſtern eine Anmerkung zu machen, die zu einer weitern nicht unerheblichen Nachforſchung Gelegenheit geben kann. Nicht zwar als ob ich nähere Nachricht eingezogen hätte, woher dieſer Name ganz ungezweifelt komme. Aber eine Wahrſcheinlichkeit mehr, kann aus dem, was ich ſagen will, doch erwachſen, daß er ſich von dem erſten Europäiſchen Entdecker gleiches Namens herſchreibe.

Denn daß man überhaupt von keinem ſpaniſchen Hauptmanne dieſes Namens wiſſe; daß **Zarate** einen ſolchen blos gemuthmaßt habe; daß alle andere Geſchichtſchreiber, als von einem Weſen der Einbildung, von ihm ſchweigen: das iſt es, was ich dem Don Antonio widerſprechen muß. Ich weiß nehmlich ſo zuverläſſig, als man dergleichen Dinge nur wiſſen kann, daß es allerdings einen **Maranjon** gegeben, der mit ſeinem vollſtändigen Geſchlechtsnamen **Maranjon y Gran Para** hieß, an welchen man hier wohl denken könnte, indem ihm die Entdeckungen und geographiſche Beſtimmung eines größern Strich Landes in Amerika beygelegt wird, als nur immer von einem Seefahrer zu rühmen iſt; und ſich dieſer nehmliche von ihm entdeckte Strich Landes gerade von dem Amazonenfluſſe oder **Maranjon** anfängt. Freylich folgt daraus noch nicht, daß dieſer Fluß von ihm den Namen habe, weil ich in eben der Quelle, die mich von ſeinen Entdeckungen unterrichtet, auch finde, daß er unter gleichem Himmel ohngefehr gebohren, und er eben ſo wohl, ja noch eher, den Namen von dem Fluſſe, als der Fluß den Namen von ihm erhalten haben könnte. Aber ſo viel folgt doch, daß das Vorgeben des Zarate nicht ſogar ungegründet iſt, als es **Don Antonio** uns gern machen möchte.

Und zwar weiß ich dieſes, wovon Don Antonio nichts wiſſen will, aus einem kleinen aber ſehr glaubwürdigen ſpaniſchen Aufſatze, wovon ſich eine Abſchrift unter den Manuſcripten unſerer Bibliothek befindet. Er enthält nehmlich, dieſer Aufſatz, die ausdrückliche Beſchreibung der **Ein Tauſend und Acht und Dreyſſig** Meilen, welche ſich von der Mündung des Amazonenfluſſes an, ſüdöſtlich um ganz Braſilien und Parraguay bis an den Fluß **de la Plata** erſtrecken, und vom **Maranjon y Gran Para** entdeckt und erobert zu ſeyn geſagt werden. Er iſt von einem Manne verfertiget, der viele Jahre die daſigen Gegenden bereiſet zu haben, verſichert; und iſt an einen Mann gerichtet, an den man ausgemachte Unwahrheiten wohl nicht ſchreiben durfte, an den Miniſter, Grafen von **Olivares**. Nun erhellet aus dieſem letztern Umſtande freylich, daß er nicht zur Zeit der beſagten Entdeckung ſelbſt kann geſchrieben ſeyn. Aber um ſoviel unſtreitiger müſſen doch die Anſprüche des benannten Entdeckers geweſen ſeyn, wenn man noch damals, als von einer bekannten Sache, davon hat ſprechen dürfen. Der Verfaſſer nennet ſich **Pedro Cudena**, und die Zueignungsſchrift an den Grafen von **Olivares** iſt vom Jahre 1634. Damals hatten die Holländer ohnlängſt Braſilien erobert und ſich darinn feſtgeſetzt. Vielleicht alſo, daß **Cudena** dieſe ſeine Beſchreibung vornehmlich darum mit an den Grafen von **Olivares** richtete, um ihn mit dem Umfange und der Wichtigkeit dieſes Verluſtes deſto bekannter zu machen, und zur baldigen Wiedereroberung deſtomehr aufzumuntern. —

Was ſonſt dieſen Aufſatz des **Cudena** anbelangt, ſo iſt er in ſehr mißlichen Umſtänden bey uns erhalten worden. Das Spaniſche Original iſt ſehr fehlerhaft copiret, und die alte Deutſche Ueberſetzung, die ſich dabey findet, iſt ſo ſchülerhaft und kauderwelſch, daß der Urheber weder das Spaniſche, noch das Deutſche, noch die Sachen muß verſtanden haben.

Schwerlich alſo, daß ich es der Mühe würde werth gehalten haben, ihn meinen Leſern in ſeinem ganzen Umfange vorzulegen, wenn mir nicht noch beygefallen wäre, das Urtheil eines kundigen Mannes darüber einzuhohlen. Und wer konnte dieſes hier anders ſeyn, als der Verfaſſer der vortrefflichen Beſchreibung des Brittiſchen Amerika? Ich wußte, daß dieſer Gelehrte ſeit geraumer Zeit an einer ähnlichen Beſchreibung des geſammten Amerika arbeitet; und wußte, daß ein ſo ſorgfältiger Schriftſteller von ſeinem Gegenſtande lieber zu wenig, als zu viel geleſen zu haben wünſchen würde.

Kaum aber nahm ihn unſer Herr Rektor **Leiſte** in die Hände, als er ſogleich erkannte, daß wir, nach **Laet** und **Barläus**, noch bis izt wenige oder gar keine nähere und neuere Nachrichten von Braſilien hätten, als darinn enthalten wären. Es iſt kaum glaublich, wie weit wir in der Kenntniß der Amerikaniſchen Länder, die unter Spaniſcher und Portugieſiſcher Botmäßigkeit ſtehen, ſeit anderthalbhundert Jahren zurück ſind: und doch iſt es wahr. Nur die Völker ſollten die Welt beſitzen, welche die Welt der Welt doch wenigſtens bekannt machen!

Auch hatte Herr **Leiſte** einen glücklichen Einfall über die Perſon meines **Maranjon**; und ſahe überhaupt eine ſo reiche Erndte von mancherley nützlichen Anmerkungen vor ſich, zu welchen die nähere Erwägung des Spaniſchen Aufſatzes, und die Vergleichung deſſelben mit hin und wieder zerſtreuten Nachrichten Gelegenheit geben könnte, daß ich ihn erſuchte, ſie insgeſammt auf das Papier zu werfen, um in ihrer Begleitung ſodann das Ganze deſto ſichrer und brauchbarer an den Tag zu ziehen.

Er hat die Güte gehabt, es zu thun; und ihm haben es größten Theils meine Leſer ſogar zu verdanken, daß der Aufſatz ſelbſt, ſowohl in ſeinem Grundtexte, als in ſeiner Ueberſetzung, um ein vieles leſerlicher geworden. Beſonders hat er in der letztern eine Menge Ungereimtheiten verbeſſert; z. E. Ingenios de Açucar, welches überall **Arten Zucker** überſetzt war, in **Zuckermühlen** verwandelt, die es offenbar bedeuten: ob er ſich ſchon nicht vermißt, dergleichen Vergehungen alle gehoben zu haben. Denn einige derſelben, die ſelbſt einem, welcher der Sprache nur ein wenig mächtig iſt, ſogleich in die Augen fallen, hat er auf meine Vorbitte ſtehen laſſen, damit es doch nicht an allen Spuren des alten Wuſtes fehle: und andere waren zu tief verwebt, einem andern Mittel, als einer ganz neuen Ueberſetzung, weichen zu wollen, die ſich nicht der Mühe verlohnte. Unter jene gehört der Fehler, welcher ſelbſt auf dem Titel ſtehen geblieben, durch den der alte Ueberſetzer aus dem nothwendig zuſammengehörenden Namen **Maranjon y Gran Para** zwey verſchiedene Perſonen gemacht hat, wovon die eine **Maranjon** und die andere **Gran Para** geheiſſen.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften

herausgegeben

von

Karl Lachmann.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Eilfter Band.

Berlin,
in der Voß'ſchen Buchhandlung.
1839.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Inhalt.

Seite

Leſſings litterariſcher Nachlaß.

Glückwünſchungsrede bey dem Eintritt des 1743ſten Jahres, von der Gleichheit eines Jahrs mit dem andern 1
Abhandlung von den Pantomimen der Alten 8
Der Schauſpieler 16
Gedanken über die Herrnhuter. 1750. 22
Ueber das Heldenbuch 30
Leibnitz 43
Neue Verſuche vom menſchlichen Verſtande 51
Ueber die Elpiſtiker 51
Von der Art und Weiſe der Fortpflanzung und Ausbreitung der chriſtlichen Religion 64
TERTVLLIANVS DE PRAESCRIPTIONIBVS 81
Bemerkungen über Burke's philoſophiſche Unterſuchungen über den Urſprung unſerer Begriffe vom Erhabenen und Schönen . 92
Anmerkungen über den Aeſopus 97
Ueber den Phäder 103
Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott 111
Durch Spinoza iſt Leibnitz nur auf die Spur der vorherbeſtimmten Harmonie gekommen 112
Anmerkungen zu Winkelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums 114
Zum Laokoon 125
Ueber einige Stellen aus dem Montfaucon 170
Ueber eine Stelle des Clemens Alexandrinus 172
Unterbrechung im Dialog. Ober. Unſtudirte Dichter. Delicateſſe. 173

Seite
Nachſpiele mit Hanswurſt 176
Leben und leben laſſen. Ein Projekt für Schriftſteller und Buchhändler 178
Ueber die Ahnenbilder der Römer. 1769. 183
Fragment über die Iſiſche Tafel 197
Kleinere antiquariſche Fragmente 203
  1. Karyatiden 203
  2. Dioſkorides 205
  3. Grotteſken 208
  4. Ueber die Mängel des antiquariſchen Studiums 209
  5. Anmerkungen zu Fueßlins Künſtler-Lexikon 211
  6. Anmerkung zu Heinecke'ns Idée generale d'une Collection compl. d'Estampes 212
  7. Vermiſchte Anmerkungen und Nachrichten 212
Kollektaneen zur Literatur 219
Entwürfe zur Fortſetzung der Briefe antiquariſchen Inhalts . . 405
Zur Geſchichte der Aeſopiſchen Fabel 420
Manuscripta latina theologica in Folio 434
Wiclef 446
Vom Arianismus, zufolge einer Abhandlung des Hrn. D. Töllners nemlichen Inhalts 447
Ueber den Arianismus, von Philalethes dem mittlern. Zufolge Herrn D. Tellers Antitheſen. Vorrede 448
Hilkias 449
Ueber die Philoſophiſchen Geſpräche, über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion und über einige unzulängliche Beweisarten derſelben 454
Gelehrte Kretze. Vorrede. 1774. 455
Hermäa. Erſter Band. Vorrede 457
Daß mehr als fünf Sinne für den Menſchen ſeyn können . . . 458
Ueber eine Aufgabe im Deutſchen Merkur 461
Zur Geſchichte der deutſchen Sprache und Literatur, von den Minneſängern bis auf Luthern. 1777. 468
Thomas Murner 492
Neue Hypotheſe über die Evangeliſten als blos menſchliche Geſchichtſchreiber betrachtet. 1778. 495

Seite
Gegen Maſcho 514
Barbarus Antibarbaro d. i. G. Ephr. Leßing an den Herrn George Chr. Silberſchlag. Erſter Brief 516
Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft. Ein zweytes Schreiben an den Herrn Direktor Schumann. 1778. . . . 518
Ueber die von der Kirche angenommene Meynung, daß es beſſer ſey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in ſeiner Sprache nicht geleſen würde, gegen Herrn Hauptpaſtor Göze 521
Zu Nathan dem Weiſen 533
Gegen Semler 534
Bibliolatrie 535
Von den Traditoren. In einem Sendſchreiben an den Herrn Doktor Walch 553
Vorrede 556
Gegen eine Stelle aus Leß von der Wahrheit der chriſtlichen Religion 558
Sogenannte Briefe an verſchiedene Gottesgelehrten 560
  Sogenannte Briefe an den Herrn Doktor Walch 561
    Ausſchweifung über das Glaubens-Bekenntniß der erſten Chriſten 581
    Hilarius 588
Ueber die itzigen Religionsbewegungen 590
Ein Text über die Texte 592
Theſes aus der Kirchengeſchichte 593
Hiſtoriſche Einleitung in die Offenbarung Johannis 599
Die Religion Chriſti. 1780. 603
Das Chriſtenthum der Vernunft 604
Ueber die Entſtehung der geoffenbarten Religion 607
Ueber eine Prophezeyung des Cardanus, die chriſtliche Religion betreffend 609
Womit ſich die geoffenbarte Religion am meiſten weiß, macht mir ſie gerade am verdächtigſten 611
Daß man die Menſchen eben ſo von der Begierde ihr Schickſal in jenem Leben zu wiſſen, abhalten ſoll, als man ihnen abräth zu forſchen, was ihr Schickſal in dieſem Leben ſey . . 611
Geſpräch über die Soldaten und Mönche 612

Seite

Meines Arabers Beweis, daß nicht die Juden, ſondern die Araber die wahren Nachkommen Abrahams ſind 613
Der Philoſoph auf der Kirchenverſammlung 614
Betrachtung über die geiſtliche Beredſamkeit 616
Beyträge zu einem Deutſchen Gloſſarium 617
Zum erſten Bande von L. E. Steinbachs deutſchem Wörterbuch 636
Grammatiſch-kritiſche Anmerkungen 645
Vergleichung Deutſcher Wörter und Redensarten mit fremden . 655
Altdeutſcher Witz und Verſtand 666
Philologiſcher Nachlaß 689
Zur Gelehrten-Geſchichte und Literatur 716
Selbſtbetrachtungen, Einfälle und kleine Aufſätze 746

Leſſings litterariſcher Nachlaß.

Glückwünſchungsrede,

bey dem Eintritt des 1743ſten Jahres, von der Gleichheit eines Jahrs mit dem andern. *)

Die meiſten alten Poeten und Weltweiſen, hochzuehrender Herr Vater, haben geglaubt, daß die Welt von Jahren zu Jahren ſchlimmer würde, und in einen unvollkommenern Zuſtand verfiele. Wir können hieran nicht zweifeln, wenn wir uns erinnern, was ein Heſiodus, ein Plato, ein Virgil, ein Ovid, ein Seneca, Salluſt und Strabo von den vier Altern der Welt geſchrieben haben, und wie bemüht ſie geweſen mit den lebhafteſten Farben die goldenen Zeiten unter dem Saturn, die ſilbernen unter dem Jupiter, die kupfernen unter den Halbgöttern, die eiſernen aber unter den jetzigen Menſchen abzubilden. Es iſt zwar ſchwer, die eigentliche Quelle dieſes ſinnreichen Gedichts zu entdecken; es kann ſeyn, daß dieſe Männer etwas vom Stande der Unſchuld im Paradieſe gehört haben; es kann ſeyn, daß ſie ſelbſt einmal die heilige Schrift zu ſehen bekommen haben, welche ihnen Gelegenheit zu ihren Fabeln geben müſſen. Das iſt aber gewiß, daß ihre ganze Erzählung, ſo artig ſie auch klingt, ohne Grund iſt, und kaum einer Möglichkeit, geſchweige Wahrſcheinlichkeit ähnlich ſieht. Denn erſtlich erzählen ſie uns ſolches ohne Grund, ohne Beweis, ohne Zeugniß. Hernach iſt auch die Erzählung ſelbſt ſo beſchaffen, daß ſie von der Wahrheit ſehr entfernt und keines Beifalls würdig zu ſeyn ſcheint. Ihre hochgeprieſenen goldenen Zeiten ſind ein bloßes Hirngeſpinſt. Wir ſollen glauben, daß eitle und verderbte Menſchen ohne alle Geſetze, welche doch die Seele aller menſchlichen Geſellſchaften ſind, weiſe, tugendhaft und glücklich gelebt haben. Sollte dies wohl möglich ſeyn? Wir ſollen uns überreden laſſen, daß eine tiefe Unwiſſen-

---

*) G. E. Leſſings Leben, nebſt ſeinem noch übrigen litterariſchen Nachlaſſe, herausgegeben von K. G. Leſſing, Th. II (1795), S. 103.

heit, eine rauhe Lebensart, wilde Sitten, eine unachtſame und faule Muße, unangebaute Felder und Gärten, wüſte Einöden, armſelige Hütten und Höhlen, nackende Leiber, eine elende und harte Koſt, ein Mangel alles Umganges, aller Bequemlichkeiten und aller Annehmlichkeiten, die wahren Merkmahle der glückſeligen und goldenen Zeiten geweſen ſind. Wir ſollen uns einbilden, als lebten wir jetzt in den eiſernen, ſchlimmſten und elendeſten Zeiten, da wir doch ganz offenbar an unſern Jahren mehrere Merkmahle der goldenen Zeiten wahrnehmen, als jene Alten gehabt haben. Denn dieſes iſt unſtreitig eine goldene, oder die glückſeligſte Zeit, in welcher man die meiſten und beſten Mittel, und die wenigſten Hinderniſſe findet, die wahre Zufriedenheit der Menſchen, die allgemeine Wohlfahrt und die vollkommene Glückſeligkeit Aller nach Wunſche zu befördern. Sie dürfen aber nicht meynen, H. B., als wenn dieſe kindiſchen Vorurtheile und abgeſchmackten Irrthümer mit unſeren uralten Vorfahren alle wären begraben worden. Nein! wir finden auch unter uns einfältige, ſchwermüthige, mißvergnügte und undankbare Leute, welche ihnen ſelbſt und andern mit den ungerechten und ungegründeten Klagen beſchwerlich fallen, daß die Menſchen wirklich jetzt in den eiſernen Zeiten lebten, daß die Menſchen von Jahre zu Jahre ſchlimmer würden, daß die Welt ſich zu ihrem völligen Untergange neigte. So vieles Mitleiden ich mit den kindiſchen Klagen der Schwachheit habe, ſo gewiß getraue ich mir doch jetzt bei meinen ſchwachen Kräften zu erweiſen, daß eigentlich eine Zeit vor der andern keinen Vorzug habe, ſondern, daß ein Jahr dem andern völlig gleich ſey. Die Zeit iſt eine Ordnung der Dinge, die in der Welt auf einander folgen; ſie wird durch die Ordnung unſerer Gedanken begriffen, welche ſich die Sachen bald als vergangene, bald als gegenwärtige, bald als zukünftige vorſtellen. Alles was nach und nach geſchiehet, geſchieht in der Zeit. Ein Jahr iſt ein Theil der Zeit; dieſer Theil der Zeit wird bald nach ſeiner Größe, bald nach ſeiner Beſchaffenheit betrachtet, nachdem es entweder von der Meßkunſt, oder von der Naturlehre, oder Sittenlehre beſchrieben wird. Bei den Meßkünſtlern heißt ein Jahr diejenige Zeit, da die Sonne die ganze Sommerſtraße durchlaufen hat, oder eine gewiſſe Reihe auf einander folgender Tage, Wochen und Monathe. Sie hören gleich, H. B., daß die Meßkünſtler das Jahr nur nach ihrer Größe betrachten; hier aber werde ich nicht den geringſten Widerſpruch beſorgen dürfen, wenn ich ſage, daß ein Jahr bis auf einen geringen Unterſchied ſo groß ſey, wie das andere. Ein Naturverſtändiger hingegen verſteht durch ein Jahr diejenigen Wirkungen, welche die Natur einen Frühling, Sommer, Herbſt und Winter hindurch hervorzubringen pflegt. Ein Sittenlehrer aber redet im verblümten Verſtande, wenn er ein Jahr gut oder böſe, gleich oder ungleich nennet. Er verſteht dadurch die guten und böſen Zufälle, die guten und böſen Handlungen der Menſchen, welche die zwölf Monathe hindurch geſchehen ſind. Sie können leicht ermeſſen, H. B., daß ich hier die Jahre als ein Naturkündiger und Sittenlehrer anſehe, wenn ich zu behaupten ſuche, daß eins dem andern gleich ſey. Sie können auch leicht einſehen, daß in dieſem Verſtande ein Jahr dem andern gleich ſey, wenn es einerley Kräfte und Wirkungen, einerlei Zufälle, einerlei Handlungen, einerlei Abſichten und Mittel mit dem andern aufzuweiſen hat. Und, o! wie leicht wird mir es ſeyn, die Gleichheit der Jahre zu erweiſen, da ich den deutlichen Ausſpruch der geſunden Vernunft, das göttliche Zeugniß der heiligen Schrift, und den unverwerflichen Beifall der Erfahrung auf meiner Seite habe. Niemand läugnet, daß Gott der Schöpfer dieſer Welt ſey; niemand läugnet, daß Gott die Welt ſehr gut erſchaffen habe; niemand läugnet, daß ſehr gut ſeyn, eben ſo viel heiße, als in ſeiner Art die größte Vollkommenheit beſitzen. Hat aber die Welt in ihrer Art die größte Vollkommenheit, ſo werde ich ohne Bedenken ſagen können, daß alles was in der Welt zugleich iſt und auf einander folget, mit einander übereinſtimmen müſſe; und daß die Welt, ſo lange ſie nach des Schöpfers Willen Welt bleiben ſoll, keine Hauptveränderung leiden könne. Denn hierin beſtehet eben die weſentliche Vollkommenheit eines Dinges. Geſchiehet nun in der Welt keine Hauptveränderung; ſtimmt in derſelben alles mit einander überein: ſo iſt nichts leichter, als den Schluß zu machen, daß auch die Jahre in der Welt mit einander übereinſtimmen, daß eins dem andern gleich ſeyn müſſe. Eben ſo, wie man nur diejenige Uhr vollkommen zu nennen pflegt, in welcher eine Minute, eine Stunde, ein Tag mit dem andern genau und richtig übereinſtimmt. Dieſer Beweis führet mich unvermerkt zu einem andern. Wir wiſſen und empfinden es, daß Gott nicht allein der Schöpfer, ſondern auch der Erhalter aller Dinge iſt. Es erhält aber derſelbe die Welt durch eine Menge gewiſſer Kräfte, welche er derſelben anerſchaffen hat. Alle dieſe Kräfte ſind noch in eben der Menge und Beſchaffenheit vorhanden, als ſie im Anfange der Welt geweſen ſind. Sie ſind noch in eben der Menge da, ſonſt müßten ſie ſich entweder ſelbſt vermindert haben, oder Gott müßte ſie durch ſeine Allmacht in ihr voriges Nichts verwandelt haben. Das erſte iſt nicht möglich, weil dieſe Kräfte nicht die Allmacht haben, die zu ihrer Zernichtung nöthig wäre. Das andere aber iſt nicht glaublich, weil man nicht den geringſten Grund der Wahrſcheinlichkeit angeben kann, daß Gott dieſelben vermindern wollen, und aus was für einer Abſicht er ſolches gethan hätte. Sie ſind auch noch in eben der Beſchaffenheit vorhanden; ſonſt würden ſie andere Wirkungen hervorbringen müſſen, welches der Erfahrung widerſpricht. Sind alſo alle Kräfte, wodurch Gott die Welt in ihrem Weſen erhält, ſowohl in ihrer Menge als Beſchaffenheit annoch vorhanden, ſo müſſen ſie auch wirken. Sonſt wären ſie ohne Nutzen und ohne Abſicht da, welches der Weisheit Gottes zuwider ließe. Ja ſie müſſen auch Wirkungen hervorbringen, die ihnen gleich ſind; ſonſt hätte ſich ihre Beſchaffenheit verändert. Zweifelt alſo niemand daran, daß vom Anfange der Welt bis auf unſere Tage einerlei Kräfte und einerlei Wirkungen derſelben geweſen ſind; o! wer wollte doch Bedenken tragen, ſicher zu ſchließen, es müſſe auch ein Jahr dem andern gleich ſeyn; weil eins wie das andere einerlei Wirkungen, einerlei Kräfte der Natur aufzuweiſen hat.

Sie belieben nunmehr mich mit Dero gütiger Aufmerkſamkeit weiter zu begleiten. Die Menſchen haben ihre Natur, ihre Menſchlichkeit niemals verändert und abgelegt; die heutigen Einwohner der Welt befinden ſich in eben den Hauptumſtänden, in welchen ihre erſten Väter vor fünftauſend Jahren ſtanden. Sie haben noch eben die weſentlichen Theile, eben die Seele, eben den Leib, eben den Verſtand und Willen, eben die Hauptneigungen, eben die Mängel und Vollkommenheiten, eben die Abſichten, warum ſie der Schöpfer in die Welt geſetzt, eben die Mittel, die ihnen Gott zur Erlangung derſelben gegeben, eben die Hinderniſſe und das Verderben, eben die Wege zur Weisheit und Thorheit, zur Tugend und zum Laſter, zur Ruhe und zur Unruhe, zur Glückſeligkeit und Verderben, welche jene erſten Beſitzer der Erde hatten. Iſt es auch glaublich, H. V., daß einerlei Samen unterſchiedene Früchte trage, daß einerlei Quellen unterſchiedene Waſſer hervorbringen, und iſt es auch wahrſcheinlich, daß aus einerlei guten und böſen Herzen, aus einerlei guten und böſen Abſichten und Mitteln, aus einerlei guten und böſen Bewegungsgründen, unterſchiedene gute und böſe Handlungen, und aus dieſen wiederum unterſchiedene gute und böſe Zufälle entſpringen können? Ich weiß es, Sie geben mir gerne Beifall, wenn ich ſage, daß die Handlungen und Zufälle unſerer jetzt lebenden Brüder und unſerer uralten Vorfahren bis auf einige ſehr geringe Nebenumſtände eine ſehr genaue Gleichheit haben, wir wollten uns denn bereden laſſen, die Menſchen hätten jetzt aufgehört, Menſchen zu ſeyn. Sie erlauben alſo, daß ich weiter ſchließe. Sind die guten und böſen Umſtände, Neigungen, Handlungen, und Zufälle aller Menſchen, ſie mögen leben wo ſie wollen, einander gleich; ſo werden auch die Jahre, in denen ſie leben, und in welchen ſie geſchehn, einander gleich ſeyn. Ich behaupte dieſes um ſo viel mehr, da ich einen Zeugen auf meiner Seite habe, welchen Dero Glaube und Frömmigkeit nicht verwerfen kann. Ein Zeuge, durch den der Geiſt der Wahrheit redet, der König, deſſen Weisheit nicht nur ehemals die Welt bewunderte, ſondern welchen auch noch jetzt Juden und Chriſten in tiefer Ehrerbietung verehren, ein Salomo, durch welchen uns Gott den Prediger aufzeichnen laſſen, verſichert uns eben dieſes (*). Was iſt es, ſpricht er, das geſchehen iſt? Eben das, das hernach geſchehen wird. Was iſt es, daß man gethan hat? Eben das, was mancher noch wieder thun wird: und es geſchiehet nichts neues unter der Sonnen. Geſchiehet auch etwas, davon man ſagen möchte: Siehe, das iſt neu? Denn es iſt zuvor auch geſchehn in den vorigen Zeiten, die vor uns geweſen ſind. Kann ich nicht hieraus recht ſicher ſchließen? geſchiehet nichts neues unter der Sonnen, geſchiehet in unſeren Zeiten nichts, das nicht ſchon in den vorigen Zeiten geſchehen wäre; thut man in unſern Tagen nichts, das man nicht ſchon in den vorigen Tagen der Welt gethan hätte: ſo müſſen auch die Jahre, in welchen es geſchicht und gethan wird, einander gleich ſeyn. Doch ſollte ſich auch jemand finden, welcher ſich nicht ſcheuete, Vernunft und Schrift in Zweifel zu ziehen, ſo würde ſich doch niemand getrauen können, der Stimme der Erfahrung zu widerſprechen. Man leſe nur die alten und neuen Geſchichten, welche geſchickte und redliche Männer mit Sorgfalt aufzeichnet haben; man halte ſie gegen einander, und man urtheile unpartheiiſch. Wird man nicht geſtehen müſſen, daß uns in beiden einerlei Bewegungen und Wirkungen der Natur, einerlei gute und böſe Handlungen der Menſchen, einerlei glückliche und unglückliche Zufälle und Begebenheiten vorgeſtellt werden? Werden wir nicht mit Ueberzeugung ausrufen müſſen, es geſchiehet nichts neues unter der Sonnen; darum iſt ein Jahr dem andern gleich! Ja ich frage euch, ihr Brüder, die ihr jetzt durch Gottes Gnade ein neues Jahr zu leben anfangt, ſprecht ſelbſt, ob in dem vergangenen Jahre etwas vorgefallen, geſchehen und gethan ſey, welches nicht auch in den vorigen Tagen geſchehen, und in den künftigen Jahren ſich zutragen wird? Wenn es gleich nicht in unſerm Vaterlande, in unſerm Welttheile geſchehen iſt; denn bei dieſer Betrachtung müſſen wir die Welt als einen Ort anſehen. Wird man alſo nicht aufrichtig geſtehen müſſen, ein Jahr

---

(*) Prediger Sal 1, 9 10

ſey dem andern gleich, weil Vernunft, Schrift und Erfahrung hier zuſammen treten, und ſolches einſtimmig verſichern. Doch ich kann leicht vorausſehen, daß meine Meinung bey Einigen Widerſpruch finden wird. Man wird mir einwenden, daß nicht ein Jahr dem andern gleich ſeyn könne. Man wird mir die Wunder der göttlichen Allmacht entgegenſetzen, welche gewiſſe Jahre von den andern unendlich unterſcheiden. Man wird die Landplagen zu Beweiſen anführen; man wird ſich auf die Zeiten der Barbarei berufen. Man wird den Ausſpruch eines erleuchteten Paulus entgegenſetzen, welcher vorher geſagt (*), daß in den letzten Tagen gräuliche Zeiten kommen werden. Allein alle dieſe Zweifel werden wegfallen, wenn man erwägt, daß ich hier nicht von den außerordentlichen Wirkungen der Allmacht Gottes, welche ſelten geſchehen, ſondern von den ordentlichen Wirkungen der Natur rede. Wenn man vorausſetzt, daß ich nicht von einzelnen Theilen des Erdbodens, ſondern von der ganzen Welt überhaupt ſpreche. Und ich rede mit der Erfahrung, wenn ich behaupte, daß faſt kein Jahr zu finden, in welchem man nicht in einem Theile der Welt den Anfall der Landplagen empfunden habe. Denn auch dieſe ſind Mittel, wodurch die weiſeſte Vorſehung Gottes die Welt in ihrer Vollkommenheit zu erhalten pflegt. Die Barbarei hat auch keine Hauptveränderung in der Zeit gemacht. Die Erfahrung behauptet, daß dieſelbe nur in gewiſſen Theilen der Welt geherrſcht, ſo lange faſt die Welt ſteht. Was endlich das Zeugniß des heiligen Paulus anlangt, ſo widerſpricht daſſelbe meinem Satze nicht. Denn der heilige Geſandte Gottes ſaget nichts mehr, als daß die Tage des neuen Bundes eben ſo wenig als die Tage des alten Teſtaments von allen Irrthümern, Laſtern und böſen Menſchen frey ſeyn würden. Er führet auch lauter ſolche Laſter an, die nicht neu, ſondern alt ſind, und welche er ſchon in dem Anfange ſeines Briefes an die Römer beſtrafet. Kurz, Timotheus wird von ihm ermahnet, dergleichen laſterhafte Menſchen zu meiden. Darum müſſen ſie zu Timotheus Zeiten gelebt haben. Es bleibt alſo dabei, daß ein Jahr dem andern gleich ſey. Iſt dieſes wahr, o wie wenig Grund bleibt uns noch übrig, die Tage unſerer Väter als die goldenen, die beſten, die glückſeligſten mit neidiſchen Augen anzuſehen und mit ſeufzender Stimme andern anzupreiſen! Warum ſcheuen wir uns nicht, mißvergnügte Verläumder und undankbare Verächter unſerer Jahre zu ſeyn? Warum ſchreien wir dieſelben als eiſerne, als ſchlimme, als unglückſelige Zeiten aus? Warum ſeufzen wir ſo ängſtlich voller

---

(*) 2. Timoth 3, 1.

Unzufriedenheit nach beſſern Zeiten? da doch unſere Tage durch Gottes weiſe Güte beſſer ſind, als wir ſie verdienen, und es nur an uns liegt, daß wir dieſelben nicht beſſer gebrauchen und uns zu Nutze machen. Warum hoffen wir ohne genugſamen Grund? Warum laſſen wir uns endlich nicht als vernünftige Menſchen den heiligen Willen Gottes, ſeine weiſe Einrichtung der Welt, ſeine weiſe Regierung der Zeit in zufriedener Gelaſſenheit gefallen, und bedienen uns der Jahre, die uns die weiſe Vorſehung gönnet und die für uns allezeit die beſten ſind? So wie es unſere Gemüthsruhe, die allgemeine Wohlfahrt und unſere Glückſeligkeit erfordert. Kluge Chriſten, glückliche Seelen, die ſich in die Zeit zu ſchicken wiſſen; unglückliche Thoren, welche ohne Noth klagen und ohne Grund hoffen! Sie, H. V., haben nunmehr wiederum ein Jahr geendet, das dem vorigen gleich iſt. Sie haben durch Gottes Gnade ein neues angefangen, bei dem ich ſchon im Voraus ſo viel Aehnlichkeit mit dem vergangenen und zukünftigen erblicke, daß ich faſt Bedenken trage, daſſelbe ein neues Jahr zu nennen. Das alte Jahr war voll von den ehrwürdigen Wundern der Weisheit, Macht und Güte Gottes, deren Sie und alle die Unſrigen erfreute Zeugen ſind, und das neue wird daran nicht leer ſeyn, wie wir ſicher hoffen können. Die Kräfte der Natur ſind auf den Wink der höchſten Vorſehung im vergangenen Jahre geſchäftig geweſen, alles reichlich hervorzubringen, was zur Erhaltung der Welt, unſeres Weſens und Wohlſeyns dient. Und ſie werden in dem gegenwärtigen, wenn es Gott gefällt, nicht Muße haben. Das zwei und vierzigſte Jahr dieſes Jahrhunderts hat uns überflüßige Mittel angeboten, die hohen Abſichten unſeres Schöpfers, weswegen wir leben und da ſind, zu erfüllen. Und das drei und vierzigſte wird gegen uns Unwürdige eben ſo freigebig ſeyn, wenn wir es erkennen wollen, und es an nichts fehlen laſſen, was zu unſerm und der ganzen menſchlichen Geſellſchaft Beſten dienet. Hatte das vorige Jahr ſeine Plagen, die uns der ſtarke Arm des Höchſten überwinden half, ſo wird auch das jetzige zu unſerer Prüfung ſeine Uebel haben. Doch getroſt, wir ſind in Gottes Hand! Jetzt verehre ich die allerhöchſte Majeſtät in tiefſter Demuth, und danke ihr mit der reineſten Regung meiner Seele für alles das Gute, das ſie die Welt und uns hat genießen laſſen, und welches ſie uns fernerhin, wie mich mein Glaube verſichert, erzeigen wird. Ich preiſe nebſt Ihnen die weiſe und mächtige Liebe des höchſten Regenten, die Zeit, und auch unſere Tage, die gegen uns ſtets neu iſt, und niemals alt wird, mit vergnügtem und zufriedenem Herzen. Ich wünſche endlich mit der Redlichkeit und mit dem Eifer, der Chriſten gebührt, der Geiſt des Höchſten wolle uns alſo regieren, daß wir uns Gottes Willen allezeit gefallen laſſen, daß wir die beſtändige Miſchung des Guten und Böſen von ſeiner Hand alſo annehmen, daß wir dabei weder übermüthig noch kleinmüthig werden, daß wir die Kräfte und Wirkungen der Welt alſo gebrauchen, daß wir ſie nicht mißbrauchen, daß wir die Mittel zu unſrer Seelenruhe und unſrer Glückſeligkeit und der allgemeinen Wohlfahrt ſo anwenden, wie es die Ehre unſers Herrn erfordert. Mir wünſche ich von Ihnen in dieſem Jahre gleiche Liebe, gleiches Gebet, gleiche Vorſorge, gleiche Treue und gleichen Beiſtand. Ich verſpreche Ihnen dafür gleiche Dankbefliſſenheit, gleiche Ehrerbietung, gleichen Gehorſam, gleiche Begierde, Ihnen gefällig zu werden, gleichen Eifer, Gott für Dero Wohlſeyn anzuflehn. So werden wir in der That erfahren, daß wir in den goldenen Zeiten leben, daß ein Jahr dem andern gleich iſt.

Abhandlung von den Pantomimen der Alten.*)

§. 1.

Es werden wenige von meinen Landes Leuten ſeyn, welche nicht jezo das Wort Pantomimen unzehlichemal gehört und ſelbſt ſollten im Munde geführt haben, ohne vielleicht zu wiſſen was es eigentlich bedeute. Und wer weiß ob Herr Nicolini ſelbſt den wahren Begriff davon mag gewuſt haben, ſonſt würde er uns wohl ſchwerlich ſeine ſtummen Poſſenſpiele unter dieſem Nahmen aufgedrungen haben. Doch was wird er ſich darum viel bekümmern? Hat er doch überall ſeinen Endzweck erlangt. Und er iſt es werth, daß er ihn erlangt hat, da er auf eine ſo anlockende Art ſich die Neugierigkeit und den läppiſchen Geſchmack der jezigen Zeiten zinnsbar zu machen gewuſt hat. Doch mit ſeiner und aller derer Erlaubniß, welche ihn bewundert haben, behaupte ich, daß ſeine kleinen Affen nichts weniger, als Pantomimen ſind. Er darff deßwegen eben nicht auf mich böſe werden, denn ich ſtehe ihm dafür, daß er dieſer Anmerkung halber gewiß keinen einzigen Zuſchauer weniger bekommen wird. Denn ich zweiffle ſehr, ob einer von denen, die ihn ſo offt beſucht haben und noch beſuchen werden, meine Abhandlung leſen wird. Nach dem Geſchmacke dieſer

---

*) Im zweiten Bande des theatraliſchen Nachlaſſes S. 223 gedruckt; unter den Breslauer Papieren erhalten und danach berichtigt.

Herren und Damen wird ſie wohl nicht ſeyn; die es vielleicht lieber ſehn würden, wenn ich einen Commentar über die Geburt des Arlequins oder über den hinkenden Teuſſel ſchrieb, und ihnen darinnen die ſchönen Verwandelungen, die niedlichen Poſituren und den kunſtreichen Zuſammenhang des ganzen Stückes auf die lebhafteſte Art vorſtellte, als daß ich ſie mit alten Erzehlungen vergnügen will. Und geſezt auch ich würde von allen geleſen, und geſezt auch er würde mit ſeiner Benennung von allen ausgelacht, ſo kan er ſich doch gewiße Rechnung machen, ſo lange ſeine Kunſt was neues iſt, daß es ihm niemals an einem vollen Schauplaze fehlen wird. Es ſind keine Pantomimen, wird man allenfalls ſagen, es ſind aber doch Leute die einem die Zeit auf eine ganz artige Art vertreiben. O wenn das iſt, Verdienſt genug für die heutige Welt! Iſt wohl was verdrüßlicher, als Langeweile!

§. 2.

Dem Nahmen nach heißen Pantomimen Leute, welche alles nachahmen. Und eine richtige Beſchreibung zu machen, welche ſich ſo wohl auf die griechiſchen als römiſchen Pantomimen ſchickt, ſo waren es Leute, welche tanzend alle Perſonen eines dramatiſchen Stücks vorſtellen und jeder Perſon Charakter, Affekten und Gedanken durch die Bewegung ihrer Gliedmaßen ausdrücken konnten(*).

§. 3.

Den erſten Urſprung der Pantomimen müßen wir bey dem Urſprunge des Tanzens ſuchen. Denn die Tänze der Alten drückten alle etwas aus. [Collichius leitet ſie von den Minis her.

Salmaſ. in Not. ad Vopiſcum.

Quid vero illis opponemus, qui ejus inventorem Pyladem perhibent? Interpretandi nobis ſunt non refutandi: nam et verum illi dixerunt, ſi recte capiantur. Saltatio quaevis Auguſti temporibus in ſcena verſabatur, et quæ poſt illa tempora paſſim viguit, quæque nihil amplius commune aut conjunctum habebat cum Comoedia atque Tragœdia, ſed ſeorſum in Orcheſtram veniebat, inventum procul dubio Pyladis fuit et Bathylli, res vero ipſa et ars illa, ſaltandi modus, quo omnia, quae dicerentur, manibus expediebantur, quoque ipſe etiam Pylades in ſua ſalta-

---

(*) Caſſiodorus variarum IV. epiſtola ultima. Pantomimi nomen a multifaria imitatione nomen eſt. Idem corpus Herculem deſignat & Venerem, foeminam præſentat et marem: regem facit & militem: ſenem reddit et juvenem, ut in uno videas eſſe multos, tam varia imitatione diſcretos.

tione uſus eſt, longe ante Pyladem nota Scenae et in uſu poſita fuere; ſed in Tragoedia tantum et Comoedia et Satyris locum habebat: nusquam enim ſola per ſe ante id tempus ὄρχησις in Orcheſtra comparuerat. Primus Pylades ſaltationis artem a T. et C. ſeparatam in Scenam Latinam introduxit.

Dieſes widerlegt *Collichius* mit der Stelle Lib. V. c. 7. Ex quibus omnibus colligendum eſt, ſaltationem pantomimicam non fuiſſe Pyladis inventum: nec ab ipſo primum extra Comœdiam & Tragœdiam in ſcenam Latinam invectam, ſed magis excultam, atque exornatam, atque cum tibiis pluribus, ſiſtulis atque Choro exhibitam. Ratione cuius novitatis, et majoris etiam fortaſſis in ſaltando dexteritatis, et concinnitatis adeo commendatus eſt, ut inventor illius ſalt. per hyperbolen audiverit. Euſeb. in Chron. Pyl. Cilix Pant. πρῶτος τὰς σύριγγας καὶ τὸν Χορὸν ἑαυτῷ ὑπᾴδειν ἐποίησε.

Macrob. Sat. lib. 3. c. 14.

Diomedes lib. II. cap. de variis Poematum generibus.

Ariſt. art. poet. 5. Αὐτῷ δὲ τῷ ῥυθμῷ etc.

Donat. in Prolog. ad Terent.

Plutarch. lib. 9. Sympoſ.

Servius ad illud Eclog. 5. v. 73. Saltantes Satyros.

Suet. in Aug. c. 43. et 45. Lip. in Comment. ad Tacit. cap. 51.)

§. 3.

Wie man aber angefangen hatte, das Tanzen auch mit auf den Schauplaz zu bringen, ſo bemühte man ſich immer mehr und mehr damit auszudrücken, und zwar das was in dem vorgeſtellten Stücke war geſagt oder gethan worden. Einer der älteſten von dieſen Tänzern, war der Tänzer des Aeſchylus, von welchem uns Athenäus(*) Nachricht giebt. Er hieß Teleſis oder Teleſtis. Er erfand unterſchiedne Arten die Reden durch die Hände ſehr deutlich auszudrucken. Und wie Ariſtocles erzehlt ſo ſoll er ſonderlich, da er die ſieben Helden vor Theben getanzt, alle ihre Thaten ſehr wohl vorgeſtellet haben.

§. 4.

Bey den Griechen waren die pantomimiſchen Tänze allezeit entweder mit der Tragödie oder Comödie verbunden, zwiſchen deren

---

(*) *Athenaeus* lib. I. Τέλεσις ἢ Τελέστης, ὁ ὀρχηστοδιδάσκαλος, πολλὰ ἐξεύρηκε σχήματα, ἄκρως ταῖς χερσὶ τὰ λεγόμενα δεικνυούσας. Ἀριστοκλῆς γοῦν φησιν, ὅτι Τελέστης, ὁ Αἰσχύλου ὀρχηστὴς, οὕτως ἦν τεχνίτης, ὥς τε ἐν τῷ ὀρχεῖσθαι τοὺς ἑπτὰ ἐπὶ Θήβας, φανερὰ ποιῆσαι τὰ πράγματα δι' ὀρχήσεως.

Handlungen ſie aufgeführet wurden. Der erſte aber der ſie bey den Römern bekant machte war der Kayſer Auguſtus, der ſie, um den müßigen Pöbel durch ſinnliche Vergnügungen im Zaume zu halten, von der Comödie und Tragödie abgeſondert auf den Schauplatz brachte. Dieſes bezeugen Suidas(*), Zoſimus.

§. 5.

Die erſten und berühmteſten Pantomimen zu des Auguſtus Zeiten, waren Pylades und Bathyllus. Wie Suidas in dem eben angeführten Orte bezeugt.

§. 6.

Pylades war ein Cilicier, aus dem Flecken der Miſtharner. Seine Tanzart, woven er der Erfinder war, wurde die italieniſche genannt. Worüber er auch einen ganzen Commentar geſchrieben hat, welcher aber verlohren gegangen. Dieſes bezeugt Athenäus, und Suidas welcher jenem gefolgt iſt, den Ort aber, welchen er ausgeſchrieben, ganz falſch verſtanden hat. Athenäus(**) ſagt, er habe einen Tractat verfertiget, von der italieniſchen Tanzart, welche Italieniſche Tanzart aus der comiſchen, tragiſchen und ſatyriſchen Tanzart beſtünde. Dieſes hat Suidas ſo genommen, als hätte Pylades vier Bücher geſchrieben, eins von der Italieniſchen, das andre von der comiſchen, das dritte von der tragiſchen, das vierte von der ſatyriſchen Tanzart.

Chironomiam magnopere expolivit. Nam primus pro una tibia adhibuit plures; item fiſtulas, quod antea non factum; et

(*) Suidas ſub voce ὄρχησις παντόμιμος. Ταύτην ὁ Αὔγουστος Καῖσαρ ἐφεῦρε, Πυλάδου καὶ Βαθύλλου πρώτων αὐτὴν μετελθόντων.

Idem ſub voce Ἀθηνόδωρος. Ἀθηνόδωρος, Στωικὸς φιλόσοφος, ἐπὶ Ὀκταουϊάνου βασιλέως Ῥωμαίων - - - μάλιστα ταῖς Ἀθηνοδώρου τούτου συμβουλίαις ἐπείσθη - - - Κατὰ δὲ τοὺς καιροὺς ἐκείνους, καὶ ἡ παντόμιμος ὄρχησις εἰσήχθη, οὔπω πρότερον οὖσα· καὶ προσέτυχε ἕτερα πολλῶν κακῶν αἴτια γεγονότα.

(**) Die Stelle aus dem Athenäus ſteht im erſten Buche p. 20 und heißt ſo: Τοῦτον τὸν Βάθυλλον φησὶν Ἀριςόνικος, καὶ Πυλάδην, οὗ ἔςι καὶ σύγγραμμα περὶ ὀρχήσεως, τὴν Ἰταλικὴν συςήσασθαι ἐκ τῆς κωμικῆς, ἣ ἐκαλεῖτο Κόρδαξ, καὶ τῆς τραγικῆς, ἣ ἐκαλεῖτο Ἐμμέλεια, καὶ τῆς σατυρικῆς, ἣ ἐλέγετο Σίκιννις. Die Stelle aus dem Suidas, unter dem Titel Pylades, iſt dieſe: Πυλάδης, Κίλιξ, ἀπὸ κώμης Μισθαρνῶν ἔγραψε περὶ ὀρχήσεως τῆς Ἰταλικῆς, ἥτις ὑπ' αὐτοῦ εὑρέθη. περὶ τῆς κωμικῆς καλουμένης ὀρχήσεως, ἥτις ἐκαλεῖτο Κόρδαξ· καὶ τῆς τραγικῆς, ἣ ἐκαλεῖτο Σίκιννις· καὶ τῆς σατυρικῆς, ἥτις Ἐμμέλεια. [Voſſius lib. II. Inſtitut. poeticarum will Suidam entſchuldigen, indem er ſagt, man müſſe leſen nicht περὶ, ſondern ἀπὸ τῆς κωμικῆς. Salmaſius in Notis ad Vopiſcum p. 197.]

choraulem cum choro, cum ante Pythaules occineret ſine Choro. Hieronymi eſt in Chronico Euſebiano. Pylades Cilix pantomimus primus Romae chorum ſibi et ſiſtulas praecinere fecit.

§. 7.

Der andre berühmte Pantomime zu des Auguſtus Zeiten war Bathyllus. Er hatte es ſonderlich in den comiſchen Tänzen ſehr weit gebracht, da ihn gegentheils Pylades in tragiſchen übertraff.(*) Deßwegen nennt ihn Juvenalis mollem Bathyllum.(**) Er war aus Alexandrien und ein Freygelaßner des Mäcenas.(***) Welches der alte Interpres des Perſius in der 5 Satyre bezeuget.(†)

§. 8.

Die Erfindung der italieniſchen Tanzart wird von Suidas dem Pylades, von Athenäo aber und Ariſtonico dem Pylades und Bathyllus zugleich zugeſchrieben. Wie aus den eben angeführten Stellen des Suidas und Athenäus zu erſehen. Sie beſtand aus tragiſchen, comiſchen und ſatyriſchen Tänzen. Die comiſchen hießen Kordax. Die tragiſchen Emmelia. Die ſatyriſchen Sikinnis.(††)

§. 9.

Κόρδαξ.(†††)

(*) Dieſes bezeugt Marcus Annäus Seneca, in den Excerptis aus dem dritten Buche Controverſiarum und zwar in der Vorrede: Et ut ad morbum ſe meum vocem Pylades in Comoedia, Bathyllus in Tragoedia multum a ſe aberant.

(**) In der 6tẽ Satyre

molli ſaltante Bathyllo.

(***) Deßwegen nennt ihn Seneca in der Vorrede des 5 Buchs Controverſiarum, Bathyllum Maecenatis. Was aber das Scriptum Labieni pro Bathyllo Maecenatis ſey, deſſen er daſelbſt gedenkt, iſt unbekannt.

(†) Der Vers bey dem Perſius heißt

Sed nullo thure litabis
Haereat in ſtultis brevis ut ſemiuncia recti.
Haec miſcere nefas: nec, quum ſis caetera foſſor,
Treis tantum ad numeros Satyri moveare Bathylli.

Tacit. Anal. lib. 54. dum Maecenati obtemperat effuſo in amorem Bathylli: deinde quod civile rebatur miſceri voluptatibus vulgi. Caſſiodorus l. I. ep. 20. Livius l. 7. Suetonius in Caligula c. 54. Seneca ep. 121.

(††) *Julius Pollux* lib. 4. cap. 14. §. 99. Εἴδη δὲ ὀρχημάτων. ἐμμέλεια τραγικὴ, κόρδαξ κωμικὴ, σίκιννις σατυρικὴ.

(†††) *Julius Pollux* l. 4. Onomaſt. c. 14.
Demoſthenes in ſecunda Olynthiaca.
Theophraſtus in Charact. c. VII.

§. 10.

Ἐμμέλεια. (*)

§. 11.

§. 12.

Einer von den berühmteſten Schülern des Pylades zu Zeiten Auguſti war Hylas. Er hatte ihn in ſeiner Kunſt ſo unterwieſen, daß ihn das Volk ſeinem Meiſter faſt gleich hielt. Dieſer Hylas tanzte einsmals einen Geſang, der ſich ſchloß τὸν μέγαν Ἀγαμέμνονα. Dieſes recht auszudrücken dehnte ſich Hylas aus und trat auf die Zehen. Seinem Meiſter aber wollte das nicht gefallen, und ſchrie ihm zu σὺ μακρὸν οὐ μέγαν ποιεῖς. Hierauf verlangte das Volk von ihm, er ſollte eben dieſen Geſang tanzen. Er that es, und als er auf obige Stelle kam, blieb er ſtehen, und ſtellte eine Perſon in tiefen Gedanken vor: weil er glaubte, es ſey einem großen Feldherrn nichts anſtändiger, als vor allen Dingen zu denken. Eben dieſer Hylas tanzte einsmals den Oedipus: er tanzte ihn aber mit offnen Augen, weßwegen ihn gleichfalls ſein Meiſter tadelte und ihm zuſchrie: σὺ βλέπεις.(**)

(*) **Suidas.** Ἐμμέλεια, χορικὴ ὄρχησις. διχῶς, ἐμμέλεια καὶ ἐμμελία, ἡ εὐρυθμία. Οἶσθα γάρ, ὅπως διακείμεθα περὶ τὴν ἐμμέλειαν τὴν σήν. καὶ ἡ μετὰ μέλους τραγικὴ ὄρχησις. Und gleich vorher: - - - εἶδος ὀρχήσεως, ἐςι δὲ ἡ τῶν τραγῳδῶν. *Pollux* lib. 4. cap. 14. §. 105. Καὶ μὴν τραγικῆς ὀρχήσεως τὰ σχήματα, σιμὴ χείρ, ὁ καλαθίσκος, χεὶρ καταπρανής, ξύλου παράληψις, διπλῆ, θερμαστρίς,* κυβίστησις,** παραβῆναι τέτταρα.

* Forte a θερμάν, quod θερμὸν ἐςι πολέμιον, Suidas.

** Forte a κυβιςᾷν quod Kuſterus mutavit in κυβηςᾷν. Eſt autem κυβιςᾷν τὸ ἐπὶ κεφαλῆς ῥίπτειν. vide Suidam.

(**) Dieſes erzehlt uns *Macrobius* in dem II Buche Saturnaliorum im 7 Kapitel: Sed quia ſemel ingreſſus ſum ſcenam loquendo, non Pylades hiſtrio nobis omittendus eſt, qui clarus in opere ſuo fuit temporibus Auguſti, et Hylam diſcipulum usque ad aequalitatis contentionem eruditione provexit. Populus deinde inter utriusque ſuffragia diviſus eſt. Et cum canticum quoddam ſaltaret, cujus clauſula erat τὸν μέγαν Ἀγαμέμνονα, ſublimem ingentemque Hylas velut metiebatur. Non tulit Pylades, et exclamavit a cavea: σὺ μακρὸν οὐ μέγαν ποιεῖς. Tunc eum populus coegit idem ſaltare canticum. Cumque ad locum veniſſet, quem reprehenderat, expreſſit cogitantem: nihil magis ratus magno duci convenire quam pro omnibus cogitare. Saltabat Hylas Oedipodem et Pylades hac voce ſecuritatem ſaltantis caſtigavit, σὺ βλέπεις.

§. 13.

Die Schüler des Pylades und Bathyllus dauerten auch lange Zeit nach den Zeiten Auguſti. Die einen wurden Pyladae, die andern Bathylli genannt.*)

(*) *Seneca* lib. VII. q. n. cap. 32.

Inſcriptionum Gruterianae Collect. p. 1024. num. 5. et p. 331. num. 1. Adde Scaligerum in animadverſ. ad Manilium. et Salmaſii notae in Vopiscum. Brodaei notae in Ἀνθολογίαν lit. II. epig. 2.

Tranquillus, in vita Neronis cap. 54. *Plinius* lib. VII. nat. hiſt. cap. 53. Temporibus Neronis ac Veſpaſiani.

Suetonius in Nerone.

Tertullianus Apol. 217.

Apulejus lib. 10. Mileſ. p. 223.

Appianus Alexandrianus in Parthicis de capite Craſſi

Aſtyanactem videmus, ubi Hector eſt?

Anth. l. 3. c. 7. de Chryſomalo Pantomimo.

Artemidorum lib. 2. cap. 38.

Athenaeus l. 1. de ſaltatore, nomine Memphis, eodemque Philoſopho Pythagoraeo.

Columella de re ruſtica. lib. 1.

Tacitus annal. l. 77.

Plinius l. 29. Nullus Hiſtrionis equorumve trigarii comitatior egreſſus in publico erat.

Seneca epiſt. 4. 7.

Galenus de præcognit. ad Poſth. c. 6.

Ammianus Marcellinus lib. 14. c. 6.

Seneca cap. 12. de Conſolat.

Manilius lib 5. Aſtron.

Apulejus Metamorph. lib. 10. prope finem.

Dio. lib. 54. p. 593. Ὅθενπερ, πάνυ σοφῶς ὁ Πυλάδης ἐπιτιμώμενος ὑπ' αὐτοῦ, ἐπεὶ Βαθύλλῳ ὁμοτέχνῳ τε ὄντι, καὶ τῷ Μαικήνᾳ προσήκοντι διεστασίαζεν, εἰπεῖν λέγεται, ὅτι συμφέρει σοι, Καῖσαρ, περὶ ἡμᾶς τὸν δῆμον ἀποδιατρίβεσθαι.

Jacobus Pontanus in Macrobium notis.

Nonnus lib. 2. Diony. et lib. 19.

Lib. II. c. 38. Anthol.

Πάντα καθ' ἱστορίην ὀρχούμενος, ἓν τὸ μέγιστον
  Τῶν ἔργων παριδών, ἠνίασας μεγάλως.
Τὴν μὲν γὰρ Νιόβην ὀρχούμενος, ὡς λίθος ἔστης,
  Καὶ πάλιν ὢν Καπανεύς, ἐξαπίνης ἔπεσες·
Ἀλλ' ἐπὶ τῆς Κανάκης ἀφυῶς, ὅτι καὶ ξίφος ἦν σοι
  Καὶ ζῶν ἐξῆλθες· τοῦτο παρ' ἱστορίην.

§.

Von dem Theater zog man endlich auch gar die Pantominen an die Gaſtereyen. Juvenalis ſat. 6. 120.

§.

Fugientes reliquiae Pant. durare videntur in eo ludionis ſive ſaltatorum genere, qui in Gallia Ciſalpina *Mattaccini* appellantur. Eorum veſtitus, quo agiliores ſint, corpori adpreſſus, et membra exprimens. Perſona ſive larva antiquo more ſine barba, neque admodum venuſta, prominente mento, et qualis vetularum facies eſt. Hi per urbem ſaltantes diſcurrunt, obvios loris et ſcutis, quoad veteres Luperci faciebant, inceſſentes. Manum fronti obtendunt, quod Fauni ac Sileni agebant ad Solem defendendum, quod eſſent calvi. Incredibili agilitate currus ac rhedas ſaltu transcendunt, per parietes repunt, in feneſtras enituntur, citatique et intento crure corpus in ſublime vibrant. Sed et diverſos actus ſaltatione ac geſtu imitantur, tonſorem, fabrum, ſutorem et id genus ſcite referentes. Mox et ſimulacra pugnae taciti edunt, rudibus concurrunt et digladiantur.

Athen. lib. I. ὀκλοκοιῶν. Pyrrhica a Pyrrho. Xenoph. in Cyri expedit. in Convivio apud Thraces.

Omnia juxta hiſtoriam ſaltans, unum maximum
Negligens moleſtia nos affeciſti.
Nioben enim ſaltans ſtetiſti ut lapis,
Et rurſus Capaneus ſtatim concidiſti:
Sed in Canace inepte, quod enſis eſſet tibi
Et vivus exiſti: hoc contra hiſtoriam.

Lib. 3. c. 7. de Chryſomalo Pantomimo.

Σιγᾷς χρυσεόμαλλε, τὸ χίλιον· οὐκ ἔτι δ' ἡμῖν
Εἰκόνας ἀρχεγόνων ἐκτελέεις μερόπων
Νεύμασιν ἀφθόγγοισι. Τεὴ δ' ὄλβιστε σιωπὴ
Νῦν στυγερὴ τελέθει, τῇ πρὶν ἐθελγόμεθα.

Tacit. Anal. lib. I. c. 77.

Livius. lib. VII.

Juvenalis ſat. 5. verſ. 120.

Herodotus l. 6. de Cliſthene Sicyoniorum rege, de ejus filia et Hypoclida Athenienſi.

Juvenal gedenkt auch eines Pantomimen des Paridis, des freygelaſſenen der Domitiae, Neronis amitae. Sat. VII. v. 87.

Der Schauſpieler.*)

I.

Einleitung.

Von der Beredſamkeit überhaupt.

§.

Die Beredſamkeit iſt die Kunſt einem andern ſeine Gedanken ſo mitzutheilen, daß ſie einen verlangten Eindruck auf ihn machen.

§.

Man ſieht alſo leicht, daß es dabey auf die Gedanken, und auf die Mittheilung derſelben ankomme.

§.

Die Kunſt, wie man ſeine Gedanken dem Eindrucke, den man auf einen andern machen will, gemäß ordnen ſoll, will ich die geiſtige Beredſamkeit nennen.

§.

Die Kunſt, dieſe ſo geordneten Gedanken dem andern ſo mitzutheilen, daß jener Eindruck befördert wird, will ich die körperliche Beredſamkeit nennen.

Von der Beredſamkeit des Körpers.

§.

Und zwar deswegen, weil dieſe Mittheilung vermittelſt des Körpers geſchehen muß. Sie kann aber nicht anders vermittelſt des Körpers geſchehen, als durch gewiße Modificationen deßelben, welche in des andern Sinne fallen ꝛc.

§.

Dieſe Modificationen können entweder in den Sinn des Geſichts, oder in den Sinn des Gehörs fallen.

§.

Die Modificationen des Körpers, welche in das Geſicht fallen, ſind Bewegungen, und Stellungen deßelben.

---

*) Im theatraliſchen Nachlaß, Th. II, S. 209. Unter den Breslauer Papieren finden ſich nur N. I und II, und zwar N. II in vier Tabellen.

§.

Die Modificationen des Körpers, welche in das Gehör fallen, ſind Töne.

§.

Die Lehre von den erſtern, heißt die Lehre von der Action; die Lehre von den andern heißt die Lehre von der Pronunciation (Ausſprache.)

§.

Dieſe Modificationen des Körpers überhaupt, ſind entweder unmittelbar in unſerer Willkühr, oder mittelbar.

§.

Die erſteren, weil nichts als das Wollen und ein geſunder Körper dazu gehört, können durch eigentliche und hinlängliche Regeln gelehrt werden.

§.

Die andern, welche nicht unmittelbar in unſerer Willkühr ſind, ſetzen eine gewiſſe Beſchaffenheit der Seele voraus, auf welche ſie von ſelbſt erfolgen, ohne, daß wir eigentlich wißen, wie?

§.

II.

Der Schauſpieler:

Ein Werk, worinne die Grundſätze der ganzen körperlichen Beredſamkeit entwickelt werden.

Die ganze körperliche Beredſamkeit theilt ſich in den Ausdruck

1) durch die Bewegungen.

Oratoriſche Bewegungen ſind alle diejenigen Veränderungen des Körpers oder ſeiner Theile in Anſehung ihrer Lage und Figur, welche mit gewiſſen Veränderungen in der Seele harmoniſch ſeyn können. Sie heißen überhaupt Gebehrden. Sie ſind entweder

- a) Bewegungen des Körpers überhaupt. Dieſe begreifen
  - α. das Tragen des Körpers, oder die Modificationen deßelben, wenn er in Bewegung iſt, oder geht.
  - β. Die Stellungen des Körpers, oder die Modificationen deßelben, wenn er in Ruhe iſt.
- b) Oder Bewegungen ſeiner Glieder. Diejenigen Theile des Körpers, welche der meiſten Veränderungen fähig ſind, ſind

α. der **Kopf.**

Des **Kopfes** überhaupt.

Des **Geſichts.** Die Bewegungen des Geſichts heißen Minen.

β. und die **Hände.** Die Lehre von den Bewegungen der Hände hieß bey den Alten die **Chironomie.** Deutſch vielleicht die Händeſprache.

Die Füße können zu dieſen Gliedern nicht gehören, weil dieſe zu dem Tragen und den Stellungen zu ziehen ſind. Dieſes beweiſe ich daher, weil man zwar eine Bewegung mit der Hand und dem Kopfe machen kann, ohne daß die Lage des Körpers verändert werde; nicht aber die geringſte Bewegung des Fußes, ohne daß ſie nicht eine Veränderung des ganzen Körpers verurſachen ſollte.

II) durch die Töne.

Vom Tragen. Oder von der Modification des Körpers überhaupt, wenn er ſich von einem Orte zum andern bewegt. Dieſe Lehre theilt ſich natürlicher Weiſe in zwey Capitel.

I. Von der Bewegung der Füße. Die Lehre vom gehen.

Das ſchöne Gehen kömmt auf die ſchöne Beugung des Beines, und auf die Gleichheit des Schritts an.

Das ſchlechte Gehen wird durch das Gegentheil beyder Stücke verurſacht.

1. Wann die ſchöne Beugung wegfällt.

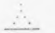
Das Gehen mit dem ſteifen und geſtreckten Fuße; iſt der Gang eines ſtolzen und ruhmredigen.

2. Wann beyde wegfallen.

So iſt es der Gang eines ungeſchliffenen, eines Bauers.

II. Von dem **Halten** des **Körpers.** Von dem eigentlichen Tragen.

Das **natürliche,** wann der Körper die Luft beſtändig nach einer Perpendicular-Linie in Anſehung der Fläche, auf welcher er bewegt wurde, durchſchwebt.



Das **verderbte.** Wann dieſe Linie vorwärts einen ſpitzen Winkel macht. Ich nenne ſie deswegen die verderbte, weil man zu faul iſt die Laſt des Körpers aufrecht zu halten.

Dieſe Richtung gehört für das Alter; für das Nachdenken; für die Niedergeſchlagenheit.

Das gekünſtelte. Wenn ſie vorwärts einen ſtumpfen Winkel macht.

Ich nenne ſie die gekünſtelte, weil man ſich Zwang anthut, die Laſt des Körpers, welche vorfallen würde, zurückzuhalten. Oft aber iſt ſie auch die natürliche; bey dem Erſtaunen nehmlich, und Erſchrecken, wenn man ſo zu reden alle ſeine Kräfte auf einmal zuſammen raſt.

Alle drey Arten könnten durch die Seiten-Beugungen eine Aenderung bekommen, die eine Art von Reitz damit verbindet.

Ven den Stellungen. Alles, was bey dem Tragen geſagt worden, gilt auch hier, weil eine Stellung nichts als ein feſtgemachtes Tragen, ſo zu reden, iſt. Ich habe alſo weiter hier nichts neues zu betrachten, als die Veränderung einer Stellung in die andre, welche zweyfach iſt. Die Stellung nehmlich wird

I. entweder von der Perſon, mit welcher der Schauſpieler redet ab. Aus Verachtung, aus Furcht, aus Entſetzen, aus Schaam.

II. oder auf ſie zu geändert. Aus Vertraulichkeit, aus Abſicht zu bitten.

Chironomie.

Die Bewegungen der Hände

I. überhaupt, betrachtet als Linien, welche ſich in der Luft beſchreiben. In dieſer Betrachtung ſind ſie entweder

1) angenehme, die aus Linien von ſchöner Krümmung beſtehen.

2) oder unangenehme, die aus Linien von ſchlechten Krümmungen oder gar keinen beſtehen.

a) Bewegungen aus graden Linien. Dieſe gehören für alles das was unter der ſchönen Natur iſt, z. E. für das bäuriſche, und zugleich für heftige Leidenſchaften, weil dieſe den kürzeſten Weg gehen.

b) Bewegungen aus unangenehmen krummen Linien. Dieſe gehören für alles das, was über der ſchönen Natur ſeyn will: für das affectirte zum Exempel.

II. insbeſondere, ſo ferne ſie nehmlich gewißen Charaktern gemäß einzurichten ſind.

- α. Für das Tragiſche oder hohe Comiſche. Hier gründet ſich das Vergnügen, welches ſie verurſachen, auf die Bewegungen ſelbſt, und auf die Gleichheit, wie wir ſie vorausſetzen.
- β. Für das Niedrigcomiſche. Hier gründet ſich das Vergnügen wiederum auf die Bewegungen ſelbſt, und auf die Gleichheit die ſie dadurch mit ihren Originalen bekommen.
  1. Für die Stuzer. Gehören ſchöne Bewegungen, denen aber die Größe fehlt, und die ſo viel möglich mahlend ſeyn müßen.
  2. Für die Alten ſchlechte und oft unterbrochne Linien, die nach ihren Charaktern eingerichtet ſind.
  3. Für die Bedienten. Gehören viel mahlende Bewegungen in ſchlechten Linien.

NB. Jeder von dieſen Charaktern muß erſt in der Ruhe betrachtet werden, und alsdenn ſo, wie er durch die Affecten abgeändert wird.

Anmerkungen.

1) Die Verachtung löſet oft die Bewegungen der ſchönen Linien, in Bewegungen von graden Linien ſehr glücklich auf. Z. E. Es ſpräche eine Perſon, die um Gnade gebeten:

> und warf mich ihm zu Fuße.

Die Bewegung der Hand welche das warf begleitet, würde auf dieſe Art ſehr ſchön ſeyn, doch ſo daß die Bewegung geſchwinder wird, je näher die Hand dem Ende dieſer kleinen Linie kömmt. Allein wenn eben dieſes Ulfo ſagt:

> Geh, wirf dich, wenn du willſt, vor deinem Bruder nieder;

ſo iſt die Bewegung der Hand eine bloße ſchiefe grade Linie welche die Verachtung und den Stolz, womit er dieſes ſpricht, weit beßer anzeigt.

III.

Im vorhergehenden habe ich die Bewegung der Hände an und für ſich ſelbſt und überhaupt betrachtet. Nunmehr muß ich ſie nach ihrer Verbindung betrachten und daher handeln

I. von ihrer Vorbereitung. Oder von derjenigen Aufmerkſamkeit, die Hand allmählig in denjenigen Punkt zu bringen, von welchem aus eine Haupt-Bewegung erfolgen ſoll. Wenn zum Exempel Canut ſagt: erniedrige dich nur. und der Schauſpieler höbe die Hand ſchon ſo tief, daß er um dieſes auszudrücken, ſie erſt erheben und hernach ſinken laſſen müßte, ſo würde dieſes tadelhaft ſeyn. Er würde durch ſeine Bewegung einen Begriff mit einfließen laſſen, welcher hieher gar nicht gehört, das *Erheben* nehmlich, welches juſt dem Erniedrigen entgegen iſt. Ich verlange alſo, daß er in dem vorhergehenden Worte: *heiß meine Laſterthat ein übereilt Verbrechen*, die Hand ſchon in eine mäßige Erhöhung gebracht habe, um das folgende: *Erniedrige dich nur*, mit größerm Nachdrucke machen zu können.

II. Von dem Anhalten in demſelben. Dieſes nenne ich, wenn man einige Zeit die Hand in der Lage, in die ſie nach gemachter Bewegung gekommen, eine Zeitlang erhält, um ſogleich eine andre mit ihr zu verbinden, die dem Verſtande nach zu ihr gehört. Z. E. in der Zeile aus dem Canut: *Geh wirf dich, wenn du willſt, vor deinem Bruder nieder.* gehören die Worte *wirf dich* und *nieder* offenbar zuſammen. Alſo ꝛc.

NB. Man könnte dieſes die *Conſtruktion* nennen.

NB. Beyde Stücke die *Vorbereitung* und die *Conſtruktion* ſind nur in der erhabenen Action nöthig, und durch ihre Weglaſſung oder Uebertretung wird die Action komiſch.

Hiezu kömmt noch der Contraſt in den Bewegungen, da der Schauſpieler diejenigen Geſtus zuſammen nimmt, welche einen Gegenſatz ausmachen. Einen ſchönen Contraſt machen die Worte zum Exempel:

Erniedrige dich nur, ich will als Sieger ſprechen.

Wenn dieſer Gegenſatz aber auch getrennt würde, ſo verlange ich doch, daß der Schauſpieler darzwiſchen keinen Geſtum machen, ſondern dieſe beyde zuſammen behalten müße.

Gedanken über die Herrnhuter.

> — — oro atque obsecro ut multis injuriis jactatam atque agitatam aequitatem in hoc tandem loco confirmari patiamini.
>
> *Cicero pro Publ. Quintio.*

1750.*)

Die Siege geben dem Kriege den Ausſchlag: ſie ſind aber ſehr zweydeutige Beweiſe der gerechten Sache: oder vielmehr ſie ſind gar keine.

Die gelehrten Streitigkeiten ſind eben ſowol eine Art von Kriegen, als die kleinen Zuzus eine Art von Hunden ſind. Was liegt daran, ob man über ein Reich oder über eine Meynung ſtreitet; ob der Streit Blut oder Dinte koſtet? Genug man ſtreitet.

Und alſo wird auch hier der, welcher Recht behält, und der, welcher Recht behalten ſollte, nur ſelten einerley Perſon ſeyn.

Tauſend kleine Umſtände können den Sieg bald auf dieſe, bald auf jene Seite lenken. Wie viele würden aus der Rolle der Helden auszuſtreichen ſeyn, wenn die Wirkung von ſolchen kleinen Umſtänden, das Glück nemlich, ſeinen Antheil von ihren bewundernswürdigen Thaten zurücknehmen wollte?

Laßt den und jenen großen Gelehrten in einem andern Jahrhunderte gebohren werden, benehmt ihm die und jene Hülfsmittel, ſich zu zeigen, gebt ihm andre Gegner, ſezt ihn in ein ander Land; und ich zweifle, ob er derjenige bleiben würde, für den man ihn jezo hält. Bleibt er es nicht, ſo hat ihn das Glück groß gemacht.

Ein Sieg, den man über Feinde davon trägt, welche ſich nicht vertheidigen können oder nicht wollen, welche ſich ohne Gegenwehr gefangen nehmen oder ermorden laſſen, welche, wann ſie einen Gegenſtreich führen, aus Mattigkeit durch ihren eigenen Hieb zu Boden fallen; wie iſt ſo ein Sieg zu nennen? Man mag ihn nennen, wie man will; ſo viel weiß ich, daß er kein Sieg iſt; auſſer etwa bey denen, die, wenn ſie ſiegen ſollen, ohne zu kämpfen ſiegen müſſen.

---

*) G. E. Leſſings theologiſcher Nachlaß (von Karl Leſſing herausgegeben), Berlin 1784, S. 255.

Auch unter den Gelehrten giebt es dergleichen Siege. Und ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht die Siege unſerer Theologen, die ſie bisher über die Herrnhuter erhalten zu haben glauben, von dieſer Art wären.

Ich bin auf den Einfall gekommen, meine Gedanken über dieſe Leute aufzuſetzen. Ich weiß es, ſie ſind entbehrlich; aber nicht entbehrlicher, als ihr Gegenſtand, welcher wenigſtens zu einem Strohmanne dient, an dem ein junger und muthiger Gottesgelehrter ſeine Fechterſtreiche in Uebung zu bringen, lernen kann. Die Ordnung, der ich folgen werde, iſt die liebe Ordnung der Faulen. Man ſchreibt wie man denkt: was man an dem gehörigen Ort ausgelaſſen hat, holet man bey Gelegenheit nach: was man aus Verſehen zweymal ſagt, das bittet man den Leſer das andremal zu übergehen.

Ich werde ſehr weit auszuholen ſcheinen. Allein, ehe man ſichs verſieht, ſo bin ich bey der Sache.

Der Menſch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln erſchaffen. Aber eben deswegen, weil er nicht dazu erſchaffen ward, hängt er dieſem mehr als jenem nach. Seine Bosheit unternimmt allezeit das, was er nicht ſoll, und ſeine Verwegenheit allezeit das, was er nicht kann. Er, der Menſch, ſollte ſich Schranken ſetzen laſſen?

Glückſelige Zeiten, als der Tugendhafteſte der Gelehrteſte war! als alle Weisheit in kurzen Lebensregeln beſtand!

Sie waren zu glückſelig, als daß ſie lange hätten dauern können. Die Schüler der ſieben Weiſen glaubten ihre Lehrer gar bald zu überſehen. Wahrheiten, die jeder faſſen, aber nicht jeder üben kann, waren ihrer Neubegierde eine allzuleichte Nahrung. Der Himmel, vorher der Gegenſtand ihrer Bewunderung, ward das Feld ihrer Muthmaßungen. Die Zahlen öfneten ihnen ein Labyrinth von Geheimniſſen, die ihnen um ſo viel angenehmer waren, je weniger ſie Verwandſchaft mit der Tugend hatten.

Der weiſeſte unter den Menſchen, nach einem Ausſpruche des Orakels, in dem es ſich am wenigſten gleich war, bemühte ſich die Lehrbegierde von dieſem verwegenen Fluge zurückzuholen. Thörichte Sterbliche, was über euch iſt, iſt nicht für euch! Kehret den Blick in euch ſelbſt! In euch ſind die unerforſchten Tiefen, worinnen ihr euch mit Nutzen verlieren könnt. Hier unterſucht die geheimſten Winkel. Hier lernet die Schwäche und Stärke, die verdeckten Gänge und den offenbaren Ausbruch eurer Leidenſchaften! Hier richtet das Reich auf, wo ihr Unterthan und König ſeyd! Hier begreifet und beherrſchet das einzige, was ihr begreifen und beherrſchen ſollt; euch ſelbſt.

So ermahnte Sokrates, oder vielmehr Gott durch den Sokrates.

Wie? ſchrie der Sophiſt. Läſterer unſerer Götter! Verführer des Volks! Peſt der Jugend! Feind des Vaterlandes! Verfolger der Weisheit! Beneider unſers Anſehens! Auf was zielen deine ſchwärmeriſche Lehren? Uns die Schüler zu entführen? Uns den Lehrſtuhl zu verſchließen? Uns der Verachtung und der Armuth Preiß zu geben?

Allein was vermag die Bosheit gegen einen Weiſen? Kann ſie ihn zwingen, ſeine Meynung zu ändern? die Wahrheit zu verleugnen? Beweinenswürdiger Weiſe, wenn ſie ſo ſtark wäre. Lächerliche Bosheit, die ihm, wenn ſie es weit bringt, nichts als das Leben nehmen kann. Daß Sokrates ein Prediger der Wahrheit ſey, ſollten auch ſeine Feinde bezeugen, und wie hätten ſie es anders bezeugen können, als daß ſie ihn tödteten?

Nur wenige von ſeinen Jüngern giengen den von ihm gezeigten Weg. Plato fieng an zu träumen, und Ariſtoteles zu ſchließen. Durch eine Menge von Jahrhunderten, wo bald dieſer, bald jener die Oberhand hatte, kam die Weltweisheit auf uns. Jener war zum göttlichen, dieſer zum untrüglichen geworden. Es war Zeit, daß Carteſius aufſtand. Die Wahrheit ſchien unter ſeinen Händen eine neue Geſtalt zu bekommen; eine deſto betrüglichere, je ſchimmernder ſie war. Er eröfnete allen den Eingang ihres Tempels, welcher vorher ſorgfältig durch das Anſehen jener beyden Tyrannen bewacht ward. Und das iſt ſein vorzügliches Verdienſt.

Bald darauf erſchienen zwey Männer, die, troz ihrer gemeinſchaftlichen Eiferſucht, einerley Abſicht hatten. Beyden hatte die Weltweisheit noch allzuviel praktiſches. Ihnen war es vorbehalten, ſie der Meßkunſt zu unterwerfen. Eine Wiſſenſchaft, wovon dem Alterthume kaum die erſten Buchſtaben bekannt waren, leitete ſie mit ſichern Schritten bis zu den verborgenſten Geheimniſſen der Natur. Sie ſchienen ſie auf der That ertappt zu haben.

Ihre Schüler ſind es, welche jezo dem ſterblichen Geſchlechte Ehre machen, und auf den Nahmen der Weltweiſen ein gar beſonders Recht zu haben glauben. Sie ſind unerſchöpflich in Entdeckung neuer Wahrheiten. Auf dem kleinſten Raum können ſie durch wenige mit Zeichen verbundene Zahlen Geheimniſſe klar machen, wozu Ariſtoteles unerträgliche Bände gebraucht hätte. So füllen ſie den Kopf, und das Herz bleibt leer. Den Geiſt führen ſie bis in die entfernteſten Himmel, unterdeſſen da das Gemüth durch ſeine Leidenſchaften bis unter das Vieh herunter geſezt wird.

Allein mein Leſer wird ungeduldig werden. Er erwartet ganz was anders, als die Geſchichte der Weltweisheit in einer Nuß. Ich muß ihm alſo ſagen, daß ich blos dieſes deswegen vorangeſchickt, damit ich durch ein ähnliches Beyſpiel zeigen könne, was die Religion für ein Schickſal gehabt hat: Und dieſes wird mich weit näher zu meinem Zwecke bringen.

Ich behaupte alſo: es gieng der Religion wie der Weltweisheit.

Man gehe in die älteſten Zeiten. Wie einfach, leicht und lebendig war die Religion des Adams? Allein wie lange? Jeder von ſeinen Nachkommen ſezte nach eignem Gutachten etwas dazu. Das Weſentliche wurde in einer Sündfluth von willkührlichen Sätzen verſenkt. Alle waren der Wahrheit untreu geworden, nur einige weniger, als die andern; die Nachkommen Abrahams am wenigſten. Und deswegen würdigte ſie Gott einer beſondern Achtung. Allein nach und nach ward auch unter ihnen die Menge nichts bedeutender und ſelbſt erwählter Gebräuche ſo groß, daß nur wenige einen richtigen Begrif von Gott behielten, die übrigen aber an dem äuſſerlichen Blendwerke hängen blieben, und Gott für ein Weſen hielten, das nicht leben könne, wenn ſie ihm nicht ſeine Morgen- und Abendopfer brächten.

Wer konnte die Welt aus ihrer Dunkelheit reiſſen? Wer konnte der Wahrheit den Aberglauben beſiegen helfen? Kein Sterblicher. Θεος ἀπο μηχανης.

Chriſtus kam alſo. Man vergönne mir, daß ich ihn hier nur als einen von Gott erleuchteten Lehrer anſehen darf. Waren ſeine Abſichten etwas anders, als die Religion in ihrer Lauterkeit wieder herzuſtellen, und ſie in diejenigen Gränzen einzuſchließen, in welchen ſie deſto heilſamere und allgemeinere Wirkungen hervorbringt, je enger die Gränzen ſind? Gott iſt ein Geiſt, den ſollt ihr im Geiſt anbeten. Auf was drang er mehr als hierauf? und welcher Satz iſt vermögender alle Arten der Religion zu verbinden, als dieſer? Aber eben dieſe Verbindung war es, welche Prieſter und Schriftgelehrten wider ihn erbitterte. Pilatus, er läſtert unſern Gott; kreuzige ihn! Und aufgebrachten Prieſtern ſchlägt ein ſchlauer Pilatus nichts ab.

Ich ſage es noch einmal, ich betrachte hier Chriſtum nur als einen von Gott erleuchteten Lehrer. Ich lehne aber alle ſchreckliche Folgerungen von mir ab, welche die Bosheit daraus ziehen könnte.

Das erſte Jahrhundert war ſo glücklich Leute zu ſehen, die in der ſtrengſten Tugend einhergiengen, die Gott in allen ihren Handlungen lobten, die ihm auch für das ſchmählichſte Unglück dankten, die ſich um die Wette beſtrebten, die Wahrheit mit ihrem Blute zu verſiegeln.

Allein ſo bald man müde wurde, ſie zu verfolgen, ſo bald wurden die Chriſten müde, tugendhaft zu ſeyn. Sie bekamen nach und nach die Oberhand und glaubten, daß ſie nun zu nichts weniger als zu ihrer erſten heiligen Lebensart verbunden wären. Sie waren dem Sieger gleich, der durch gewiſſe anlockende Maximen ſich Völker unterwürfig macht; ſo bald ſie ſich ihm aber unterworfen haben, dieſe Maximen zu ſeinem eigenen Schaden verläßt.

Das Schwerdt nutzt man im Kriege, und im Frieden trägt man es zur Zierde. Im Kriege ſorgt man nur, daß es ſcharf iſt. Im Frieden putzt man es aus, und giebt ihm durch Gold und Edelſteine einen falſchen Werth.

So lange die Kirche Krieg hatte, ſo lange war ſie bedacht, durch ein unſträfliches und wunderbares Leben, ihrer Religion diejenige Schärfe zu geben, der wenig Feinde zu widerſtehen fähig ſind. So bald ſie Friede bekam, ſo bald fiel ſie darauf, ihre Religion auszuſchmücken, ihre Lehrſätze in eine gewiſſe Ordnung zu bringen, und die göttliche Wahrheit mit menſchlichen Beweiſen zu unterſtützen.

In dieſen Bemühungen war ſie ſo glücklich, als man es nur hoffen konnte. Rom, das vorher allen beſiegten Völkern ihre väterlichen Götter ließ, das ſie ſogar zu ſeinen Göttern machte, und durch dieſes kluge Verfahren höher als durch ſeine Macht ſtieg, Rom ward auf einmal zu einem verabſcheuungswürdigen Tyrannen der Gewiſſen Und dieſes, ſo viel ich einſehe, war die vornehmſte Urſache, warum das römiſche Reich von einem Kaiſer zu dem andern immer mehr und mehr fiel. Doch dieſe Betrachtung gehöret nicht zu meinem Zweck. Ich wollte nur wünſchen, daß ich meinen Leſer Schritt vor Schritt durch alle Jahrhunderte führen und ihm zeigen könnte, wie das ausübende Chriſtenthum von Tag zu Tag abgenommen hat, da unterdeſſen das beſchauende durch phantaſtiſche Grillen und menſchliche Erweiterungen zu einer Höhe ſtieg, zu welcher der Aberglaube noch nie eine Religion gebracht hat. Alles hieng von einem Einzigen ab, der deſto öfterer irrte, je ſicherer er irren konnte.

Man kennt diejenigen, die in dieſen unwürdigen Zeiten zuerſt wieder mit ihren eigenen Augen ſehen wollten. Der menſchliche Verſtand läßt ſich zwar ein Joch auflegen; ſo bald man es ihm aber zu ſehr fühlen läßt, ſo bald ſchüttelt er es ab. Huß und einige andre, die das Anſehen des Statthalters Chriſti nur in dieſem und jenen Stücke zweifelhaft machten, waren die gewiſſen Vorboten von Männern, welche es glücklicher gänzlich über den Haufen werfen würden.

Sie kamen. Welch feindſeliges Schickſal mußte zwey Männer über Worte, über ein Nichts uneinig werden laſſen, welche am geſchickteſten geweſen wären, die Religion in ihrem eigenthümlichen Glanze wieder herzuſtellen, wenn ſie mit vereinigten Kräften gearbeitet hätten? Selige Männer, die undankbaren Nachkommen ſehen bey eurem Lichte, und verachten euch. Ihr waret es, die ihr die wankenden Kronen auf den Häuptern der Könige feſte ſetztet, und man verlacht euch als die kleinſten, eigennützigſten Geiſter.

Doch die Wahrheit ſoll bey meinem Lobſpruche nicht leiden. Wie kam es, daß Tugend und Heiligkeit gleichwol ſo wenig bey euren Verbeſſerungen gewann? Was hilft es, recht zu glauben, wenn man unrecht lebt? Wie glücklich, wenn ihr uns eben ſo viel fromme als gelehrte Nachfolger gelaſſen hättet! Der Aberglaube fiel. Aber eben das, wodurch ihr ihn ſtürztet, die Vernunft, die ſo ſchwer in ihrer Sphäre zu erhalten iſt, die Vernunft führte euch auf einen andern Irrweg, der zwar weniger von der Wahrheit, doch deſto weiter von der Ausübung der Pflichten eines Chriſten entfernt war.

Und jetzo, da unſre Zeiten — ſoll ich ſagen ſo glücklich? oder ſo unglücklich? — ſind, daß man eine ſo vortrefliche Zuſammenſetzung von Gottesgelahrheit und Weltweisheit gemacht hat, worinne man mit Mühe und Noth eine von der andern unterſcheiden kann, worinne eine die andere ſchwächt, indem dieſe den Glauben durch Beweiſe erzwingen, und jene die Beweiſe durch den Glauben unterſtützen ſoll; jetzo, ſage ich, iſt durch dieſe verkehrte Art, das Chriſtenthum zu lehren, ein wahrer Chriſt weit ſeltner, als in den dunklen Zeiten geworden. Der Erkenntniß nach ſind wir Engel, und dem Leben nach Teufel.

Ich will es dem Leſer überlaſſen, mehr Gleichheiten zwiſchen den Schickſalen der Religion und der Weltweisheit aufzuſuchen. Er wird durchgängig finden, daß die Menſchen in der einen wie in der andern nur immer haben vernünfteln, niemals handeln wollen.

Nun kömmt es darauf an, daß ich dieſe Betrachtung auf die Herrnhuter anwende. Es wird leicht ſeyn. Ich muß aber vorher einen kleinen Sprung zurück auf die Philoſophie thun.

Man ſtelle ſich vor, es ſtünde zu unſern Zeiten ein Mann auf, welcher auf die wichtigſten Verrichtungen unſerer Gelehrten von der Höhe ſeiner Empfindungen verächtlich herabſehen könnte welcher mit einer ſokratiſchen Stärke die lächerlichen Seiten unſerer ſo geprieſenen Weltweiſen zu entdecken wüßte, und mit einem zuverſichtlichen Tone auszurufen wagte:

Ach! eure Wiſſenſchaft iſt noch der Weisheit Kindheit,
Der Klugen Zeitvertreib, ein Troſt der ſtolzen Blindheit!

Geſezt, alle ſeine Ermahnungen und Lehren zielten auf das einzige, was uns ein glückliches Leben verſchaffen kann, auf die Tugend. Er lehrte uns, des Reichthums entbehren, ja ihn fliehen. Er lehrte uns, unerbittlich gegen uns ſelbſt, nachſehend gegen andre ſeyn. Er lehrte uns, das Verdienſt, auch wenn es mit Unglück und Schmach überhäuft iſt, hochachten und gegen die mächtige Dummheit vertheidigen. Er lehrte uns, die Stimme der Natur in unſern Herzen lebendig empfinden. Er lehrte uns, Gott nicht nur glauben, ſondern was das vornehmſte iſt, lieben. Er lehrte uns endlich, dem Tode unerſchrocken unter die Augen gehen, und durch einen willigen Abtritt von dieſem Schauplatze beweiſen, daß man überzeugt ſey, die Weisheit würde uns die Maſke nicht ablegen heiſſen, wenn wir unſere Rolle nicht geendigt hätten. Man bilde ſich übrigens ein, dieſer Mann beſäße nichts von aller der Kenntniß, die deſto weniger nüzt, je prahlender ſie iſt. Er wäre weder in den Geſchichten, noch in den Sprachen erfahren. Er kenne die Schönheiten und Wunder der Natur nicht weiter, als in ſoferne ſie die ſicherſten Beweiſe von ihrem großen Schöpfer ſind. Er habe alles das unerforſcht gelaſſen, wovon er, bey Thoren zwar mit weniger Ehre, allein mit deſto mehr Befriedigung ſeiner ſelbſt, ſagen kann: ich weiß es nicht, ich kann es nicht einſehen. Gleichwol mache dieſer Mann Anſpruch auf den Titel eines Weltweiſen. Gleichwol wäre er ſo beherzt, ihn auch Leuten abzuſtreiten, welchen öffentliche Aemter das Recht dieſes blendenden Beynahmens gegeben haben. Wenn er es nun gar, indem er in allen Geſellſchaften der falſchen Weisheit die Larve abriß, dahin brächte, daß ihre Hörſäle, ich will nicht ſagen leer, doch minder voll würden; ich bitte euch, meine Freunde, was würden unſere Philoſophen mit dieſem Manne anfangen? Würden ſie ſagen: Wir haben geirret? Ja, er hat Recht. Man muß keinen Philoſophen kennen, wenn man glaubt, er ſey fähig zu widerrufen.

Hu! würde ein ſtolzer Algebraiſt murmeln, ihr mein Freund ein Philoſoph? Laßt einmal ſehen. Ihr verſteht doch wohl einen hyperboliſchen Afterkegel zu cubiren? Oder nein — — Könnet ihr eine Exponential-Größe differentiren? Es iſt eine Kleinigkeit; hernach wollen wir unſre Kräfte in was größern verſuchen. Ihr ſchüttelt den Kopf? Nicht? Nun da haben wirs. Bald wollte ich wetten, ihr wißt nicht einmal, was eine Irrational-Größe iſt? Und werft euch zu einem Philoſoph auf? O Verwegenheit! o Zeit! o Barbarey!

Ha! Ha! fällt ihm der Aſtronom ins Wort, und alſo werde auch ich wohl eine ſchlechte Antwort von euch zu erwarten haben? Denn wenn ihr, wie ich höre, nicht einmal die erſten Gründe der Algebra inne habt, ſo müßte Gott es euch unmittelbar eingegeben haben, wenn ihr eine beſſere Theorie des Mondes hättet, als ich. Laßt ſehen, was ihr davon wißt? Ihr ſchweigt? Ihr lacht gar?

Platz! Ein paar Metaphyſiker kommen, gleichfalls mit meinem Helden eine Lanze zu brechen. Nun, ſchreyt der eine, ihr glaubt doch wohl Monaden? Ja. Ihr verwerft doch wohl die Monaden, ruft der andre? Ja. Was? ihr glaubt ſie und glaubt ſie auch nicht? Vortreflich!

Umſonſt würde er es wie jener Bauerjunge machen, den ſein Pfarr fragte: kannſt du das ſiebende Gebot? Anſtatt zu antworten, nahm er ſeinen Hut, ſtellte ihn auf die Spitze eines Fingers, ließ ihn ſehr künſtlich darauf herumtanzen, und ſetzte hinzu: Herr Pfarr könnet ihr das? Doch ich will ernſthafter reden. Umſonſt, ſage ich, würde er ſeinem Hohnſprecher andere wichtige Fragen vorlegen. Vergebens würde er ſogar beweiſen, daß ſeine Fragen mehr auf ſich hätten, als die ihrigen. Könnt ihr, würde er etwa zu dem erſten ſagen, euren hyperboliſchen Stolz mäßigen? Und zu dem andern: ſeyd ihr weniger veränderlich, als der Mond? Und zu dem dritten: kann man ſeinen Verſtand nicht in etwas beſſern üben, als in unerforſchlichen Dingen? Ihr ſeyd ein Schwärmer! würden ſie einmüthig ſchreyen. Ein Narr, der dem Tollhauſe entlaufen iſt! Allein man wird ſchon Sorge tragen, daß ihr wieder an Ort und Stelle kommt.

Gott ſey Dank, daß ſo ein verwegener Freund der Layen noch nicht aufgeſtanden iſt, und zu unſern Zeiten auch nicht aufſtehen möchte: denn die Herren, welche mit der Wirklichkeit der Dinge ſo viel zu thun haben, werden ſchon ſorgen, daß meine Einbildung nimmermehr zur Wirklichkeit gelangt.

Wie aber, wenn ſo ein Schickſal unſre Theologen betroffen hätte? Doch ich will mich ohne Umſchweif erklären. Ich glaube, das, was ſo ein Mann, wie ich ihn geſchildert habe, für die Weltweiſen ſeyn würden, das ſind anjetzo die Herrnhuter für die Gottesgelehrten. Sieht man bald wo ich hinaus will?

Eine einzige Frage, die man, wenn man die geringſte Billigkeit hat, nimmermehr bejaen kann, wird deutlich zeigen, daß meine Vergleichung nicht ohne Grund iſt. Haben die Herrnhuter, oder hat ihr Anführer, der Graf von Z. jemals die Abſicht gehabt, die Theorie unſers Chriſtenthums zu verändern? Hat er jemals geſagt, in dieſem oder jenem Lehrſatze irren meine Glaubensgenoſſen? Dieſen Punkt verſtehen ſie falſch? Hier müſſen ſie ſich von mir zu Rechte weiſen laſſen? Wenn unſre Theologen aufrichtig ſeyn wollen, ſo werden ſie geſtehen müſſen, daß er ſich nie zu einem Religionsverbeſſerer aufgeworfen hat. Hat er ihnen nicht mehr als einmal die deutlichſten Verſicherungen gethan, daß ſeine Lehrſätze in allem dem augſpurgiſchen Glaubensbekenntniß gemäß wären? Schon gut, werden ſie antworten; allein warum behauptet er in ſeinen eigenen Schriften Sachen, die dieſen Verſicherungen offenbar widerſprechen? Haben wir ihn nicht der abſcheulichſten Irrthümer überführt? Man erlaube mir, daß ich die Beantwortung dieſes Punkts ein wenig verſpare. Genung wir haben ſein Bekenntniß; er verlangt nichts in den Lehrſätzen unſerer Kirche zu verändern. Was will er denn? — — — — — —

Ueber das Heldenbuch.

Angefangen den 23ſten Februar 1758.*)

§. 1.

Ueber die verſchiednen Ausgaben dieſes Heldenbuchs will ich mich nicht einlaſſen. Grabener hat alles geſammelt, was Köhler, Placcius, Vogt, Hein und Andre davon angemerkt haben. Ich habe mich bey meiner Unterſuchung der Ausgabe von 1560 in klein Folio bedient. Hier iſt ihr Titel:

> Das Heldenbuch. Welchs auffs new corrigirt und gebeſſert iſt, mit ſchönen Figuren geziert. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn, durch Weygand Han und Sygmund Feyrabend.

Sie hat 187 Blätter, und jede Seite zwey Spalten. Ich wäre vielleicht begieriger geweſen, eine ältere aufzutreiben, wenn nicht verſchiedne Stellen, die ich aus der allererſten hier und da angeführt geleſen, mich genugſam hätten erkennen lernen, daß die alte ſchwäbiſche Sprache auch in der allererſten ſchon große Veränderungen erlitten habe.

---

*) Leſſings Leben, nebſt ſeinem noch übrigen litterariſchen Nachlaſſe, Th. III (1795), S. 3. In der Vorrede S. X ſagt der Herausgeber Ge. Guſt. Fülleborn „Sie (die Fragmente einer Unterſuchung über das Heldenbuch) ſtehen in einem dicken Hefte, und ſind vom 23ſten Februar 1759 datirt.“

§ 2.

Es muß noch eine andre alte Sammlung von Heldenliedern unter dieſem Titel exiſtiren; denn Köhler in der Unterſuchung vom Theuerdank ſagt: Aliam collectionem heroicarum cantionum, a priori prorſus diverſam, vulgo tamen ignoratam, ex bibliotheca ſua inſtructiſſima nobis obtulit D. Godofredus Thomaſius Archiater Norimb., anno 1477 absque loci mentione excuſam.

§ 3.

Morhof, Köhler, Friſch, Wachter, Gottſched, welche dieſes unſers Heldenbuches gedenken, machen uns alle ſo verwirrte und undeutliche Begriffe davon, daß ſie ſich ſchwerlich die Mühe können genommen haben, es ganz zu leſen.

§ 4.

Der Herausgeber hat es in vier Theile getheilet, deren Ueberſchriften dieſe ſind:

Erſter Theil ſagt von Keyſer Otnitten und dem kleinen König Elberich, wie ſie mit groſſer Gefahr über Meer in der Heydenſchaft eim König ſeine Tochter abgewunnen (und wie er Sie ihm zu einem Ehelichen Gemahl vermählen lieſſe.)

Ander Theil meldet von Herr Hugdieterichen und ſeinem Sohn Wolfdieterichen, wie die umb der Gerechtigkeit willen, offt den troſtloſen Leuten haben hülff mit ihren treflichen Thaten gethan, neben andern kühnen Helden, ſo ihnen in nöthen beygeſtanden ſeyn.

Dritt Theil zeigt an, vom Roſengarten zu Worms, der durch Crimhilten, König Gibichs Tochter ward gepflantzt, dardurch nachmals der mehrer theil Helden und Ryſen zu abgang kommen, unnd erſchlagen ſind worden.

Im vierdten Theil wird gemelt, von dem kleinen König Laurin, dem Gezwerge, wie er ſeinen Roſengarten mit ſo groſſer mannheit und mit Zauberey umbgienge, biß er zuletzt von den Helden bezwungen ward und ihr Gaukelmann ſeyn muſt, (Mit ſampt andern kurtzweiligen Hiſtorien, Im andern Theile dieſes Heldenbuchs verfaſt, welches auch in ſein ſonderliche beſchreibungen underſchiedlich iſt geordnet worden.)

§ 5.

Allein der Herausgeber iſt ein höchſt unwiſſender Mann geweſen. Er hat drey Gedichte, die alle drey völlig von einander unterſchieden ſind, und allem Anſehen nach auch drey unterſchiedne Verfaſſer haben, in eins zuſammengeworfen. Die erſten zwey Theile machen ein beſondres Gedicht aus, der dritte ein beſondres, und der vierte desgleichen.

Der einzige Goldaſt unterſcheidet die Verfaſſer, wie es ſich gehört. Die erſtern zwey Theile führt er allezeit unter dem Namen Eſchilbachs an; wenn er von dem dritten Buche redet, ſagt er: (S. 363) incertus auctor partis III Heldebuch. Doch ſagt er auch S. 406: Anonymus, aut ſortean idem auctor partis III Heldebuch, nemlich Eſchilbach. Das vierte Buch aber führt er unter dem Namen Heinrichs von Offerdingen an.

Grabener vermuthet, daß Offterdingern auch von dem dritten Verfaſſer ſey; welche Vermuthung weniger kritiſche Einſicht in den Styl verräth, als Goldaſts.

Das erſte Gedicht, welches in den zwey erſten Theilen enthalten iſt, ſollte alſo den Titel führen:

Von Kaiſer Ottnitt und Wolfdieterich.

§. 6.

Von dem Alter der Verfaſſer dieſes Heldenbuchs ſagt Eccard. in hiſt. Gener. Princip. Saxoniae ſup. Cap. V. § 9. p. 171. 59.

Liber hic de heroibus veteribus a Wolframo Eſchenbachio et Henrico Eſſerlingio compoſitus eſt tempore Friederici Barbaroſſae, et quidem ante Canoniſationem Caroli M. et promulgationem Pſeudo-Turpini, ut pluribus argumentis in Hiſtoria Poëſeos Germanicae demonſtrabo.

Dieſe Beweiſe iſt Eccard mit ſammt dem Buche ſchuldig geblieben. Und ich hätte um ſo viel lieber ſehen mögen, wie ſie ausgefallen wären, je unwiderſprechlicher man dieſes Vorgeben widerlegen kann.

Die Canoniſation Carls des Großen geſchah mit Genehmhaltung Papſt Paſchalis III, wie Friedericus I ſelbſt bezeugt in ſeinem Diplomate bey Jac. Andr. Cruſio de vita et rebus geſtis Witekindi c. XV. p. 116. Ballando T. II. Act. 55. Menſ. Jan. p. 888. und andern.

Paſchalis aber ſtarb 1168, und gleichwohl gedenkt der Dichter der Herzoge von Merane, die Friedrich I erſt im Jahre 1180 creirt hat. Hätte dieſes ohne einen prophetiſchen Geiſt geſchehen können? Wenn Grabener dieſen Widerſpruch bemerkt hätte, ſo würde er ſich auf dieſen Conſenſum celeberrimi Eccardi nichts zu gute gethan haben.

Vor 1180 kann der Verfaſſer alſo nicht geſchrieben haben. Allein ich vermuthe, daß er auch nicht vor 1248 geſchrieben habe, und zwar eben deswegen, weil der Herzoge von Merane gedacht wird, die 1248 ſchon wieder ausgingen. Würde es der Dichter gewagt haben, würde es nicht wider ſeinen Plan geweſen ſeyn, ein noch lebendes Geſchlecht zu nennen, wo er lauter falſche Namen brauchte?

§. 7.

Goldaſt (Tom. III. Conſtitut. Imperial. Praefat. ad Regem Britann. Jacobum p. 3. 4 & 5.) will, daß unter dem Kayſer Ottnitt **Odoacer**, der Heruler König, und unter Wolfdieterich **Theodoricus Veronenſis** zu verſtehen ſey; doch ohne die geringſten Gründe dieſer ſeiner Muthmaßung anzuführen.

Allein einem Manne, wie Goldaſt, muß man auch da Gründe zutrauen, wo er keine angiebt. Und ihn widerlegen wollen, ohne dieſe vorher aufzuſuchen, heißt ſich ein leichtes Spiel machen.

Die bloße Aehnlichkeit des Schalles, und aufs höchſte der Ableitung, welche die Namen Ottnit und Odoacer, Theodoricus und Dietrich haben, kann ſein einziger Grund nicht geweſen ſeyn. Er muß größere Aehnlichkeiten zwiſchen den Begebenheiten, die uns der Dichter von beyden meldet, und denen, die uns die Geſchichtſchreiber von ihnen aufgezeichnet, entdeckt haben.

Und dieſe finden ſich auch wirklich.

Odoacer hatte ſich zum Herrn desjenigen Theils von Italien gemacht, welcher in den folgenden Zeiten den Namen der Lombardey bekam. **Ottnitt** iſt **König von Lombarden**, und iſt es durch das Recht der Waffen.

Wolfdieterich iſt der Sohn eines Königs von Conſtantinopel.

Theodoricus ward von dem Kayſer Zeno an Kindesſtatt angenommen(*).

Wolfdietrich kommt, dem Kayſer **Ottnit** ſein Reich ſtreitig zu machen. **Theodoricus** kam mit ſeinen Gothen nach Italien, in der Abſicht, die Heruler zu verdrängen. Seine Abſicht gelang; er ſchlug den **Odoacer** bey **Verona**, und belagerte ihn drey ganzer Jahre in Ravenna(**).

Eben da **Wolfdietrich** dem **Ottnitt** am ſtärkſten zuſetzt, da er ihn faſt überwunden hat, ändert ſich die Scene auf einmahl: Ottnitt und Wolfdietrich werden Freunde, und unzertrennliche Freunde, Geſellen. **Theodoricus**, wie geſagt, hatte den **Odoacer** ſchon drey

---

(*) Man ſehe den Brief des **Atalaricus**, ſeines Enkels, an den K. Juſtinian, beym Caſſiodor B. 8. **Ludewig** (im Leben Juſtinians S. 403) erklärt dieſe Adoption für weiter nichts, als eine formulam curialem. Aber, wäre ſie nichts als ein leerer Titel geweſen, ſo macht doch Atalaricus offenbar zu viel Aufhebens davon.

(**) Jornandes de reb. Get. p. 140.

Jahre in Ravenna belagert, und ſchon hatte ſich ihm ganz Italien unterworfen. Dennoch ließ Theodoricus von dem Rechte des Siegers ſo viel nach, daß er den Odoacer zum Mitgenoſſen ſeines neuen Reiches annahm.

Wolfdietrich kommt in den Verdacht, ſeinen treuen Genoſſen, den **Ortnitt**, umgebracht zu haben. **Theodoricus** brachte den Odoacer wirklich mit eigner Hand um.

Wolfdietrich folgte dem Ortnitt in allen ſeinen Reichen und Rechten. So folgte **Theodoricus** dem **Odoacer**.

Dieſe Aehnlichkeiten ſind nicht gering, wenigſtens hinlänglich, Geldaſten von dem Vorwurfe eines unüberdachten Vorgebens loszuſprechen.

§. 8.

Aber ſie werden von unzähligen und offenbaren Unähnlichkeiten unendlich überwogen.

Ortnitt heißt Römiſcher Kayſer, und Procopius ſagt ausdrücklich, daß ſich Odoacer dieſen Titel nie angemaßt. Procop. de bello Goth. lib. I. c. 1. ἀλλὰ ΡΗΞ διεβίω καλούμενος.

Rom und auch **Lateran**, ſagt der Dichter, habe dem **Ortnitt** gedient. Und wie wenig hatte **Odoacer** in Rom zu ſagen! Er wagte es nicht einmal, ſeinen Siz da zu nehmen.

Kurz: **Ortnitt** iſt ein ſehr mächtiger Herr, dem alle deutſche Reiche und alle Reiche in dem Lande der Walhen unterthan ſind. **Odoacer** hingegen herrſchte bloß über Italien, deſſen dritten Theil er ſeinen Herulern zu Lehen gab.

Und das waren die anſehnlichen Lehnsträger nicht, welche Ortnitt um ſich hat, und die er anredet:

Ihr Fürſten und ihr Herren,
Groſſen Freyen Dienſtmann.

Lehnsträger alſo von allen Heerſchilden (*)! Was wußte man aber von dieſen zu einer Zeit, in welcher verſchiedene Gelehrte nur den allererſten Urſprung der Lehne gefunden zu haben glauben?

§. 9.

Grabener führt an, daß Marqu. Freherus (Origin. Palat. P. I c. 10.) Joh. Deckherrus (beym Placcius in Theatro Anon.) und Petr. Dahlmannus, (im Schauplatz der masquirten und demasquirten Gelehrten Num. 37.) das ganze Heldenbuch für nichtswürdige

---

(*) Den niedrigſten Heerſchild ungerechnet, deren älteſte Spuren man erſt unter Heinrich IV findet, obgleich eine ähnliche Eintheilung des Adels lange vorher üblich geweſen ſeyn muß.

Fabeln gehalten. **Morhof** und andre glauben, daß Fabeln nur untermiſcht ſind.

Grabener ſelbſt bemerkt, daß nichts im ganzen Heldenbuche ſey, woraus man ſchließen könne, daß man die darin enthaltnen Fabeln höher, als in das zwölfte Jahrhundert ſetzen dürfe. Sein Beweis iſt vornehmlich dieſer, daß der Herzoge von **Merane** darin gedacht werde, deren erſten doch Friedrich I creirt habe.

§. 10.

Gottſcheds Meynung, die nicht leicht abgeſchmackter ſeyn könnte, iſt dieſe, daß

Ottnitt, Odoacer der Heruler König.

Wolfdietrich, der Weſtgothen König Theodericus.

Dietrich von Bern, der Oſtgothen König Theodericus Veronenſis ſey.

Nur etwas zum Beweiſe:

Im J. 490 belagerte Theodericus den Odoacer in Ravenna, und drey Jahr darauf ward Odoacer umgebracht. Wie kann nun aber eben dieſer Theodericus, nach mehr als achtzig Jahren nach dem Tode des Odoacer (Ottnitts) die dem **Wolfdietrich** entflohnen Würme vollends erſchlagen haben? (denn drey Jahr, nachdem die Würme Ottnit verſchlungen, ſchlug ſie erſt **Wolfdietrich**, und 80 Jahr nach Wolfdietrichen, die übrigen **Dietrich von Bern**.)

Der Anhang des Heldenbuchs ſagt gar: Demſelben Kayſer Ottnitt dienet Reuſſen und das Land zu Bern, darnach über 200 Jahr warde das Landt Bern Herrn Dietrich von Bern.

Dietrich von Bern kann alſo der **Theodoricus Veronenſis** nicht ſeyn, der Odoacern überwand, oder **Ottnit** kann **Odoacer** nicht ſeyn.

§. 11.

Meine Erklärung:

Der Dichter hat unter dem Ottnit, die beyden Gegenkayſer **Ottos des Vierten**, nemlich **Philipp** und **Friedrich II** verſtanden, und verſchiedne von ihren vornehmſten Thaten in dieſem ſeinem Roman von Ottnit, in ein Ganzes verbunden.

§. 12.

Von den Herzogen von Merane.

Ge. Dav. Koeleri Diſſert. de Ducibus Meraniae ex Comitibus de Andechs ortis. Altorf. 1729.

In dem Leben Notkeri c. XVI. T. 1. ſcript. rer. Aleman. Gold. p. 396. wird bereits eines Cunonis Ducis Meraniae gedacht, wo bey Goldaſt die Anmerkung macht: Ego, qui Ducatus ſit, neque cum ignariſſimis ſcio, niſi Moravia ſit, quae adhuc Alemannis Meran, interim Merenland. Köhler, der dieſe Stelle §. 1. anführt, fährt fort: Si Goldaſtus in ea annotatione loqueretur de Ducatu Meraniae ab Imp. Friderico conſtituto, omnino Planerus (in hiſtor. Variſciae p. 34.) Goldaſto ignorantiam Ducatus Meranii attribuere poſſet, ſed cum reſpiciat Ducatum Meraniae tempore imperatoris Ottonis I. iam extantem, qui omnino eo aevo incognitus erat, Goldaſtus ab hac ignorantiae culpa immunis eſſe videtur.

Wenn nun aber zu Otto's I Zeiten bereits Herzoge von Merane exiſtirt haben, wie würde es mit unſern Beweiſen ausſehen?

Unterdeſſen löſet Köhler dieſen Knoten ſehr wohl. Er ſagt: Ekkehard (im Leben Notkeri) habe unter Fried. II geſchrieben, und nenne den Cunonem, generum Ottonis M. nur deswegen einen Herzog von Merane, quoniam etiam forte praefuit Carentanis, quemadmodum eius filius Otto (vid. Ditmarus lib. V. p. 370 apud Leibn.) Ad Carinthiam vero olim etiam pertinuiſſe Tirolenſem ditionem teſtatur Megiſerus Annal. Carint. l. I. c. 2. p. 14., cujus pars potior aevo ipſius Ekkehardi dicebatur Ducatus Meraniae. Ex ſui ergo ſeculi uſu et notitia dixit Ekkehardus Cunonem Ducem Meraniae.

§. 13.

Die Saracenen.

Die Saracenen waren unter Friedrich II noch nicht in Sicilien unterdrückt. Friedrich hatte noch im Jahr 1221 viel mit ihnen zu ſchaffen. Die Verheerungen, die ſie in dieſem Königreiche angerichtet hatten, bewogen den Kayſer, wider ſie in das Feld zu ziehen. Bey ſeiner Annäherung zogen ſie ſich auf die Gebirge, und hier war es nicht möglich, ihnen beyzukommen. Friedrich faßte den Entſchluß, ſie zu belagern und auszuhungern. Und weil ſie Mangel an Lebensmitteln litten, wurden ſie bald auf das Aeußerſte gebracht, und gezwungen, ſich an den Kayſer zu ergeben. Viele baten um Erlaubniß, daß ſie ſeine Staaten verlaſſen dürften, und erhielten ſie ganz leicht. Die Uebrigen, die unter ſeiner Herrſchaft bleiben wollten, wurden nach Nocera in Apulien gebracht; man verbot ihnen bey ſchwerer Strafe, daß ſie keine Waffen in ihren Häuſern haben ſollten.

Barre IV. S. 12.
Collenut. Lib. IV. hiſt. Neap.
Hiſt. de Reb. geſt. Fred. apud Murator. T. VIII.

Friedrich II bediente ſich auch der Saracenen bey ſeinen Armeen. So beſtand z. E. das Heer, mit welchem Rainald (den der Kayſer, als er 1228 endlich nach dem gelobten Lande ging, als ſeinen Statthalter hinterlaſſen hatte) in das Erbgut des h. Petrus eindrang, um den Pabſt Gregorius IX zu bekriegen, aus Deutſchen und Saracenen aus Sicilien.

Die Saracenen aus Nocera oder Luceria thaten auch Manfreden gute Dienſte, und nahmen ihn in ihre Stadt auf, wie Jamſilla (apud Murat. T. VIII. p. 530) und **Saba Malaſpina** (Hist. lib. I. c. 4.) mit Mehrerem berichten. Sie intereſſirten ſich für den jungen Conradin. (**Monachus** Patav. Chron. ap. Murat. T. VIII. p. 728.) Sie waren ſogar die letzten, mit welchen Carolus fertig werden konnte, bis er endlich 1269 Nocera nach einer langwierigen Belagerung einnahm, wobey die meiſten Saracenen elend verhungert waren. S. den angeführten **Monachus**, und Saba Malaſp. zu Ende des 4ten Buches.

§. 14.

Anwendung der Leſſingiſchen Hypotheſe

I. auf verſchiedne Prädicate, die der Dichter dem Ottnit giebt und die auf Friedrich II paſſen:

A. Ortnit wohnt in Italien.

Friedrich II war in Deutſchland weder geboren, noch erzogen. Anno 1212 kam er nach Deutſchland, 1220 ging er wieder nach Italien, und kam erſt 1235 auf kurze Zeit wieder nach Deutſchland, bey Gelegenheit der Empörung ſeines älteſten Sohnes Henrici. Das Jahr darauf war er ſchon wieder in Italien. Zwar rief ihn die Empörung **Friedrichs des Streitbaren**, Herzogs von Oeſtreich, zu Ende 1236 nach Deutſchland; doch war er das folgende Jahr 1237 im Auguſt ſchon wieder in Italien. 1238 ging er abermals auf eine kurze Zeit nach Deutſchland, kam aber noch eben daſſelbe Jahr nach Italien zurück. Und von der Zeit an findet man nicht, daß er wieder nach Deutſchland gekommen ſey.

> Es ſaß da in **Lamparten**
> Ein edler König reich,
> Auff einer Burg hieß **Garden**.
>
> Heldenb. S. 1.

Lamparten, Lombardey.

Die Longobarden überſchwemmten Italien um das Jahr 586. Der Name der Lombardey iſt alſo noch ſpäter zu ſetzen. Die Anticipation, welche Gottſched hier will gelten laſſen, iſt lächerlich.

Deſiderius, der letzte König der Longobarden, ward gefangen 774.

Karl der Große, nachdem das Lombardiſche Reich ein Ende genommen, hatte in den meiſten Städten Grafen geſetzt, deren einige den fürſtlichen Titel führten, und nachmals die Länder größtentheils an ſich zogen u. ſ. w. S. Bünaus Leben Friedr. I. S. 32 — 33.

Garden.

Azo Marchio Eſtenſis ward von den Einwohnern von Mantua mit gewaffneter Hand wieder in Verona eingeſetzt. Eccelinus II wäre bey dieſer Gelegenheit bald gefangen worden. Illo namque die, ſagt Gerard Mauriſius ap. Murat. VIII. p. 16., vix evaſit Dominus Eccelinus etc. Fugerunt ergo contracii Marchionis ad arcem Gardae — Arcem autem Gardae — undique per terram et aquam ſtrictiſſime (Marchio) obſidebat.

B. Ottnit iſt des Sternlaufs kundig.

Ueber die Aſtrologie Friedrichs II S. Antonius Godius Chron. Vicent. beym Murat. T. VIII. p. 83. (Beyde Geſchichtchen mit den Aſtrologen ſind indeſſen verdächtig.) Mehr beweiſt Rolandinus lib. IV. c. 12. Nichts iſt entſcheidender, als das Zeugniß des Saba Malaſpina hiſt. Sic. l. I. cap. 2. bey Murat. T. VIII. p. 788. Vergl. Ricobaldus Ferrarienſis Hiſtor. Imper. p. 1120. bey Murat. IX. Matthaeus Paris in hiſt. Mai. p. 285. F. Franciſci Pipini Chron. l. 2. Murat. T. IX. p. 670. (de Scotto Friederici Aſtrologo.)

C. Rom und Lateran.

Unter Lateran iſt der päpſtliche Stuhl, und unter Rom die weltliche Gewalt dieſer Stadt zu verſtehen, durch welche Trennung ganz deutlich auf Zeiten gewieſen wird, in welchen die Päpſte über den Rath und die Bürgerſchaft in Rom nichts zu ſagen hatten. Und dieſes iſt von den Zeiten der Schwäbiſchen Kayſer wahr.

Schon Friedrich I mußte in dem Vergleiche, den er mit Papſt Eugenius III auf dem Reichstage zu Coſtnitz 1152 oder 53 einging, verſprechen, er wolle, ohne des Papſtes Einwilligung, weder mit König Rogerio, noch mit den rebelliſchen Römern jemals Frieden machen, ſondern, dieſelben unter den päpſtlichen Gehorſam zu bringen, allen Fleiß anwenden. Baronii Annal. anno 1152.

Arnold, ein Schüler Abälards, der kühne Feind aller weltlichen Macht und Güter der Biſchöfe und Geiſtlichen, ſoll ſogar Willens geweſen ſeyn, die Römiſche Republik wieder in den vorigen Stand zu ſetzen, das Capitolium von Neuem zu erbauen, den Bürgermeiſtern und der Röm. Ritterſchaft das ehemalige Anſehen wieder zu verſchaffen, hingegen die Stadt der päpſtlichen Obrigkeit gänzlich zu entziehen.

Otto Friſ. L. II. c. 20.

Im J. 1228 verjagten ſogar die Römer den Papſt Gregorius IX aus Rom, als er den Kayſer Friedrich II auf eine ſo übereilte und ärgerliche Weiſe in den Bann gethan hatte.

D. Von der Wahlen Land.

Wie kann man ſagen, daß den Schwäbiſchen Kayſern alle Könige in Deutſchland und der Wahlen Land gedient hätten?

Saxo Grammat. L. XIII. p. 242 und L. XIV. p. 262 leugnet, daß Dännemark dem Deutſchen Reiche jemals unterwürfig geweſen ſey.

Aber Friedrich I lockte den König Waldemar in Dännemark aus ſeinen Staaten, und verlangte, daß er ihm huldigen ſollte. S. Barre III. S. 600, vergl. den daſelbſt angeführten Brief Conrads III an Johannes von Conſtantinopel. Eben ſo gewiß iſt es, daß König Friedrich auf dem Reichstage zu Merſeburg 1152 den Däniſchen Prinzen-Streit entſchied. Der neubeſtätigte Däniſche König wurde in Friedrichs Gegenwart gekrönt, und von ihm durch das Schwert belehnt, wie er denn auch dem Deutſchen Könige den Lehnseid abgelegt, und das Reichsſchwert vorgetragen. Bünau im Leben Fried. S. 14.

§. 15.

II. Auf verſchiedene Facta ſelbſt.

1. Von ſeiner verdächtigen Geburt.

Friedrich II war Heinrichs VI und der Conſtantia Sohn, 1194 geboren, zu Aſſiſi, einer Neapolit. Stadt. Das Gerücht, daß er untergeſchoben ſey, war allgemein; (Struv. in Synt. Hiſt. Germ. Diſſ. XX de Fried. II und in Corp. hiſt. Ger. VII. Sect. VI. §. 1.) ob es gleich erdichtet ſcheint. Facell Geſch. von Sicilien, und Pandolph Geſch. von Neapolis.

2. Von ſeiner Gemahlin aus Syrien.

Friedrich II mußte ſich dem Papſt Honorius III verbindlich machen, die Jolanta, nach andern Iſabella, eine Tochter des Königs von Jeruſalem Johannes, zu heurathen. Die Verbindung ward in Rom vollzogen.

3. Von dem Haſſe ſeines Schwiegervaters.

Friedrich verlangte Jeruſalem zur Morgengabe. Johann mußte ſich dazu bequemen, und ward, ungeachtet der Fürbitte des Papſtes, von ſeinem Eidam unwürdig behandelt.

Barre IV. p. 36. 37.
Platina in Hon. III
Sanut. L. III. P. II. c. 10.
Ap. Rain. ad an. 1226.

4. Von der Verwüſtung ſeiner Länder durch das Kriegesheer des Papſtes, den er ſelbſt einen Drachen genennt.

Als Friedrich ſeinen Kreuzzug angetreten hatte, bekriegte Reinhold, der Statthalter in Italien, ohne ſein Vorwiſſen, den Papſt. Die päpſtlichen Truppen commandirte Johannes, der mit außerordentlicher Grauſamkeit den Krieg führte. S. Barre. Johannes wollte durchaus Kayſer werden, und ſtreute ſogar, um ſich Parthey zu machen, ein Gerücht von Friedrichs Tode aus.

5. Von ſeinem doppelten Banne.

Gregorius IX that ihn das erſtemal in Bann, als er von ſeinem angetretenen Kreuzzuge zurück kam, weil er die See nicht vertragen konnte. Unter dem zweyten ſtarb er (am 13ten December 1250).

Verſchiedne Meynungen über ſeinen Tod.

§. 16.

Der Name Ottnit oder Ottenit.*)

§. 17.

Erklärung der Perſon Wolfdietrichs.**)

§. 18.

Einige andre Punkte.

1. Vom Elephanten.

Das **Memoriale Poteſtatum Regienſium** (**Murat. T. VIII.** S. 1110) merkt als etwas Beſondres an, daß Friedrich 1237 in ſeinem Heere gegen die Mayländer einen Elephanten gehabt. Er hatte ihn vom Sultan bekommen. S. Murat. Geſch. von It. Th. VII. S. 469. Vergl. Richardus in Chron. apud **Murat. T. VII.** S. 1001 unter dem Jahre 1228.

2. Von den Heyden.

Die Schriftſteller des 13ten Jahrhunderts haben es durchgängig im Gebrauch, auch den Mahomedanern den Namen Heyden zu geben.

---

*) Hier hat Leſſing nichts, als eine Stelle aus Barre III. S. 916 über den Beynamen Primislaus, **Ottocar**, d. h. der dem Otto ergeben iſt, angezeichnet. **Fülleborn.**

**) Hier iſt kein Wort weiter angemerkt. Auf einem andern Blättchen ſteht: Ueber Wolfdietrich S. pag. 989.

Ich ſuchte dieſe Seite im Barre, und fand daſelbſt: daß Kayſer Philipp die Prinzeſſin Irene geheurathet habe, und ihrem Vater, den ſein Bruder Alexis vom Throne geſtoßen, beyzuſtehen ſuchte. Der junge Alexis ſollte durch Hülfe der Kreuzfahrer auf den Thron geſetzt werden.

Vielleicht ſuchte Leſſing unter dieſer Geſchichte die Geſchichte des vertriebnen Wolfdietrichs. **Fülleborn.**

S. Memoriale Poteſt. R. (Murat. T. VIII. p. 1099.) und Anon. Vatican. (ap. Mur. T. VIII. p. 761.)

3. Von den Römerzügen.

Die Anſtalten zu der Expedition, welche Ottnit vor hat, ſehen denjenigen ſehr ähnlich, die bey den ſogenannten Römerzügen beobachtet wurden.

4. Von Friedrichs Kreuzzug.

S. Monachus Patav. in Chron. ap. Murat. T. VIII. p. 672. Ricobaldus Ferrar. (ap. Mur. T. IX. p. 127.)

5. Vom Heyden Zacharies, der im Heldenbuche ſagt:

— — in der Stadt Meſſyn
In meinem Königreiche.

Die Saracenen in Sicilien hatten ihre Regulos. Richard. ap. Murat. T. VII. p. 920. Vielleicht Mirabettus, der im Jahr 1222 Unruhen in Sicilien erregte. S. c. l. S. 995.

6. Luders. (Gerwarts Herzogthum, S. Held. Bl. 4.)

Iſt eine Stadt in Oberelſaß, an den Burgundiſchen Grenzen. Doch könnte Luders vielleicht auch ſo viel heißen, als Lothringen; Lotharius, Luderus und Lutherus ſind dieſelben Namen.

7. Friedrich ein Freund der Jagd.

S. Rolandinus lib. IV. c. 9.

8. Von Friedrichs ſcharfſinnigen Reden.

Ricobaldus Ferrar. ap. Murat. T. IX. p. 131.

9. Von der Pflicht der Kayſer, Wittwen und Wayſen zu beſchützen. (S. Held. Bl. 3. b.)

S. Barre III. S. 969.
ebend. IV. p. 52.
Conc. gener. T. II. p. 413.
Act. ap. Rain. anno 1228. p. 1.

10. Vom Panner-Amte.

S. Abrecht Diſſert. de Vexillis Imperii.

Otnit macht den Eligas zum Fendrich. (Bl. 4.)

11. Von Terſis.

Es iſt ohne Zweifel Tarviſium. S. von einem daſelbſt veranſtalteten Turniere Rolandin. lib. I. c. 13. (Vergl. Held. Bl. 141. b.)

Anmerkungen
zum dritten Theile des Heldenbuchs.

Vom Roſengarten.

Das Buch George Reſts (aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts): „Heldenbuch vom Roſengarten oder gründlicher

Bericht von den neuen Propheten, Roſenkreuzern, Chiliaſten und Enthuſiaſten," handelt alſo von etwas ganz anderm.

Erich VII, König von Dännemark, ſtellte im Jahre 1311 zu Roſtock ein Turnier an. Weil die Roſtocker die fremden Herren nicht aufnehmen wollten, lagerte man ſich an einem benachbarten Orte, genannt der Roſengarten. u. ſ. w. S. Barre IV. p. 473.

Kranz Vandalia L. VII. c. 89 ſeq.

Herm. Corneri Chron. col. 976. ap. Eccard. T. II.

Vom Ur.

Chron. F. Franciſci Pipini lib. II. c. 48. apud Murat. T. IX. p. 669. (de Nicolao Piſce.)

Die Stelle lautet ſo: Nicolaus Piſcis hoc etiam tempore in Regno Siciliae eſt natus. Hic enim, dum puer eſſet, delectabatur eſſe in aquis aſſiduus; cujus mater ob hoc indignata, maledictionem illi imprecata eſt, ut ſcilicet ſemper delectaretur eſſe in aquis, ut extra eas non poſſet vivere; quod ſiquidem contigit, nam ſemper ex tunc in aquis maris vixit, ut piſcis. Diu extra aquas eſſe non poterat; nautis apparebat, et cum eis in navibus aliquamdiu erat, maris aeſtus illis praedicens, et ſecreta quae viderat in profundo. Anguillam maximum piſcium eſſe dixit, et inter Siciliam et Calabriam pelagum profundiſſimam eſſe. Imperator Fridericus cum eo ſermonem habuit, et projecto in fundo vaſe argenteo, inſtitit illi, ut deſcenderet in profundum, ac vas illud afferret. Ille vero ait, ſi deſcendero in profundum, non revertor: experiri tamen promiſit, et cum deſcendiſſet, ultra non comparuit hominum viſui. Reminiſcor, quod dum puer eſſem, audire conſuevi matres, dum puerulis vagientibus terrorem vellent incutere, hunc eis Nicolaum ad memoriam reducebant.

Vom Mönch Ilſan.

Der erſte Papſt, der die Turniere verbot, ſcheint Innocentius II geweſen zu ſeyn, nemlich in Synodo Romana c. 10.

Ihm folgte hierin Eugenius III in Concilio Rhem. can. 22.

Ferner Alexander III in Concil. Later. ao. 1179. S. Jus Can. (X de Torneam. c. 1. et 2.)

Dann folgte das Verbot Honorii IV. S. Em. Gonzalez Tellez lib. V. Dec. Tit. XIII de Torneam.

Eben ſo Clemens V.

Johannes XXII.

Im Kriege wider den Ecelin führte der Prediger-Mönch Johannes die Bologneſer an. S. Murat. T. IX. p. 29. beym Jahre 1256.

Vom König Tyrol von Schotten.

Deſſen Paraeneſis in Tom. I. Par. Vet. Goldaſt. p. 273. Man kennt dieſen König nicht.

In des Matthaei Spinelli Ephemer. Neapol. (ap. Murat. VII. p. 1088) finde ich eines Ducis Scotiae gedacht; aber ich weiß nichts Beſtimmtes über ihn.

Leibnitz.*)

Chronologiſche Umſtände ſeines Lebens.

Er hat ſein Leben ſelbſt beſchreiben wollen, wie aus ſeinem Briefe an Peliſſon sur la Tolerance zu erſehen. Geboren 1646.

Zu Leipzig profitirte er das Meiſte von Jacob Thomaſio, und in Jena von Erhard Weigeln.

1664 wurde er Magiſter Philosophiae zu Leipzig, nachdem er vorher de principio individui diſputirt.

1666 diſputirte er zu Leipzig pro facultate de complexionibus, nachdem er vorher über quaestiones ex jure collectas und de conditionibus diſputirt hatte.

1666 erſchien auch ſeine ars combinatoria. Dieſer war beigefügt: demonstratio existentiae Dei ad mathematicam certitudinem exacta.

1666 ward er in Altorf Doctor Juris, nachdem er in Leipzig Repuls bekommen, und diſputirte de casibus perplexis in jure.

1666 ging er von da nach Nürnberg, und ſchaffte ſich auf die bekannte Art Zutritt bei der alchymiſtiſchen Geſellſchaft, wie Brucker ſagt.

Der Prediger daſelbſt, Juſtus Jacob Leibnitz, der Memorabilia Bibliothecae Norimbergensis geſchrieben, und deſſen Freundſchaft ſich Leibnitz erwarb, war kein Verwandter von ihm, ſondern nur ein bloßer Namensvetter.

Zu Nürnberg lernte er auch Boineburgen kennen, welcher ihm Hoffnung machte, in die Dienſte des Churfürſten von Mainz zu kommen, weswegen er ſich nach Frankfurt begab, um da in der Ruhe zu ſeyn.

1668 gab er heraus novam methodum docendae discendaeque jurisprudentiae cum catalogo desideratorum in jurisprudentia, und bald darauf: Corporis juris reconcinnandi rationem. Um eben dieſe Zeit wollte er auch Alstedii Encyclopaediam verbeſſern und vermeh ren, bei welcher Arbeit ihm Haſenthaler helfen ſollte. Auf dieſes Projekt kam er auch noch in ſeinem Alter wieder zurück.

---

*) Leſſings Leben II, S. 172

1669 ſchrieb er für den Prinzen von Pfalz-Neuburg das Specimen demonstrationum politicarum pro eligendo rege Polonorum, nachdem Johannes Caſimirus abgedankt hatte.

In eben dem Jahre gab er den Nizolium de veris principiis et vera ratione philosophandi contra Pseudophilosophos heraus.

1670 ward er Hofrath des Churfürſten von Mainz.

1671 kam er zuerſt in die Bekanntſchaft des Herzogs von Braunſchweig-Lüneburg, Johann Friedrichs, Kalenbergiſcher Linie, und ſchrieb die defensionem logicam S. S. Trinitatis, desgleichen Hypothesin physicam novam seu theoriam motus concreti. Das letztere hat Chriſtian **Knorr**, der Verfaſſer der fabulae denudatae, unter dem Nahmen Chriſt. Peganius Deutſch überſetzt, und ſeiner Ueberſetzung von Browns Pseudodoxia epidemica beigefügt. Erſt nachher erſchien ſeine Theoria motus abstracti, in welcher ſchon mancher Samen zu ſeiner ihm nachher eigenen Philoſophie enthalten iſt: das omne corpus esse mentem momentaneam seu carentem recordatione etc. Ungefähr aus dieſer Zeit iſt ſeine Notitia opticae promotae.

1672 ſchickte ihn Boineburg mit ſeinem Sohne nach Frankreich. Hier gab ihm die Bekanntſchaft mit Huygens Anlaß, daß er ſich erſt recht auf die Mathematik legte. Doch ließ er ſich auch ber[illegible] den Martianus Capella in usum Delphini auszuarbeiten, ob [illegible] ſchon überhaupt das koſtbare Unternehmen dieſer Ausgaben mißbilligte, und glaubte, daß man das Geld beſſer für die Wiſſenſchaften anwenden könnte, beſonders zur nähern Kenntniß der Natur.

1673 ging er von Frankreich nach England, nachdem Boineburg geſtorben, und man ihn vergebens in Frankreich zu behalten ſuchte, weil er die Religion nicht ändern wollte.

Hier in England beſchäftigte er ſich ſchon mit ſeiner Rechenmaſchine. Aber in eben dem Jahre ſtarb der Churfürſt zu Mainz, und Leibniz kam außer Dienſt und Penſion. Er ging alſo wieder nach Paris zurück, und begab ſich von da aus in des Herzogs Johann Friedrichs Dienſte, der ihn zu ſeinem Hofrath und Bibliothekar machte, mit Erlaubniß, ſo lange in Paris zu bleiben, bis er ſeine Rechenmaſchine zu Stande gebracht.

1675 wurde er zu Paris auswärtiges Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften.

1675 ging er wieder nach England, und von da

1676 nach Holland, wo er mit dem Bürgermeiſter Hudden Bekanntſchaft machte.

1677 kam er nach Hannover. Die Bibliothek daſelbſt ward durch den Zukauf der Bibliothek des Hamburgiſchen Medici und Profeſſors, Martini Fogelii, auf ſeinen Rath vermehrt. In dieſe Zeit fallen auch die Bemühungen, das Waſſer aus den Bergwerken auf dem Harz zu bringen.

Desgleichen ſchrieb er um dieſe Zeit, als die Franzöſiſchen Geſandten auf dem Nimwegiſchen Frieden keinen Geſandten der deutſchen Fürſten, außer der Churfürſten, zulaſſen wollten, unter dem Namen Caeſarini Furſtenerii de jure ſuprematus ac legationis principum Germaniae, wozu er ſich aber doch niemals bekennen wollen, um ſich an den Königl. und Churfürſtlichen Höfen, an welchen er gelitten war, nicht in Mißgunſt zu ſetzen.

1677 überſchrieb er an Newton zuerſt etwas von ſeinem Calculo differentiali, nachdem ihm dieſer vorher ſeinen calculum fluxionum nur in einem Räthſel übermacht hatte.

1679 ſtarb ſein Herzog Johann Friedrich, auf deſſen Tod er das ſchöne lateiniſche Gedicht machte. Ernſt Auguſt aber, deſſen Bruder, der ihm in der Regierung folgte, beſtätigte ihn mit einer Penſion von 600 Rthlr. als Hofrath; obſchon Leibnitz ſelbſt kaiſerl. Dienſte ſuchte und an Lambecii Stelle Bibliothekar werden wollte.

1681 und 82 correſpondirte Leibnitz mit Schelhammern über die Entſtehung und Fortpflanzung des Schalls.

1683 machte Leibnitz in den Actis eruditorum ſeine Gedanken von der Interuſur-Rechnung bekannt,

1684 ſein Specimen de dimenſionibus figurarum inveniendis, und gerieth darüber mit Tſchirnhaus und Craig in Streit; publicirte aber in dieſem Jahre den methodum tangentium und den de maximis & minimis.

In eben dieſem Jahre unternahm er ſeine gelehrte Reiſe zur Erläuterung der Braunſchweigiſchen Geſchichte. Er reiſete beſonders Deutſchland durch, und ging von da nach Italien.

Nach dieſer Reiſe, bei der ihn aber Eccard beſchuldigt, daß er παρεργα, nehmlich ſeine Mathematik und Philoſophie, dem εργω vorgezogen, fallen ſeine theologiſchen Streitigkeiten mit Peliſſon.

1686 ſchrieb Leibnitz über die Geſetze der Bewegung, und bekam darüber mit Catelan und Papin Streit.

1690 fand Leibnitz die Auflöſung der Ketten- und Stricklinie.

1691 machte ihn Anton Ulrich, Herzog zu Braunſchweig-Wolfenbüttel, auch zu ſeinem Hofrath und Bibliothekar in Wolfenbüttel.

1692 ward ſein Herr Ernſt Auguſt Churfürſt; welches Geſchäft Platen trieb, dem Leibnitz in Beiſchaffung aller Rechte und Vorzüge des Hauſes aus der Geſchichte ſehr behülflich war. Um dieſe Zeit ſchrieb er auch ſeine Protogaea.

1693 erſchien ſein Codex juris gentium diplomaticus, der größtentheils aus Wolfenbüttelиſchen Handſchriften genommen war.

1694 beſchäftigte er ſich wieder mit methaphyſiſchen Speculationen, und ſchrieb ſeine Abhandlungen de notione ſubſtantiae und de ipſa natura ſive vi inſita in den Actis eruditorum.

1695 erſchien in den Actis eruditorum ſein Specimen dynamicum.

In eben dieſem Jahre machte er in dem Journal des Savans ſein Syſtem von der harmonia praeſtabilita bekannt.

1696 ward er Geheimer Juſtizrath und Hiſtoriograph des Churfürſten von Hannover.

1697 machte er ſeine Dyadik bekannt, die er als ein Bild creationis ex nihilo atque uno, id eſt creatore, wollte betrachtet wiſſen.

Auch kamen in dieſem Jahre ſeine noviſſima Sinica heraus.

1698 kamen ſeine monumentorum hiſtoricorum nondum hactenus editorum Tomi II. heraus.

1700 brachte er die Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin zu Stande.

1703 war er einige Monathe in Berlin krank.

1704 wollte er auch zu Dresden eine ähnliche Akademie anzulegen verſuchen. Aber das ging nicht, und er gab ſich mit den Irenicis ab, die damals in Berlin betrieben wurden.

1705 ſtarb die Königin Sophie Charlotte.

1707 erſchien der erſte Tomus ſeiner collectionum hiſtoricarum antiquit. Brunswicienſes illuſtrantium; die übrigen 2 Tomi folgten 1710 und 1711.

In eben dieſem Jahre brachte er auch ſeine Theodicée zu Stande.

1708 beſchäftigten ihn zum Theil die Werke des Cudworth und Puffendorff.

1710 erſchien der erſte Band von den Miscellaneis Berolinenſibus, desgleichen die Theodicée zum erſtenmale im Druck.

In eben dieſem Jahre ſchaffte er die Gudeiſchen Reſte nach Wolfenbüttel.

1711 ſprach er Peter den Großen zu Torgau, der ihn auch mit einer Penſion von 1000 Rthlr. zu ſeinem Juſtizrathe ernannte.

Zu Ende dieſes Jahres machte ihn der Kaiſer Karl VI. zum Reichshofrath und Baron.

1713 reiſete er nach Wien, und ward in der Unterhandlung des Utrechter Friedens gebraucht. Der Kaiſer gab ihm 2000 Fl. und freie Tafel, mit dem Verſprechen die Penſion zu verdoppeln, wenn er in Wien bleiben wollte.

In Wien gab er ſich auch viel Mühe, eine Akademie der Wiſſenſchaften anzulegen. Er verließ es aber noch in dieſem Jahre, weil die Peſt da ausbrach und ihn ſein Hof zurück forderte. Der Churfürſt von Hannover war König in England geworden, und Leibnitz ſchrieb ſeinen Anti-[illegible]hite, den er aber nie für ſeine Arbeit erkennen wollte.

Um dieſe Zeit, weil ſein Hof mit ihm nicht vergnügt war, daß er ſo oft an fremden Höfen ſich aufhalte und das Geſchäft der Braunſchweigiſchen Geſchichte vernachläſſige, wollte er nach Frankreich gehen, und Eccard ward Braunſchweigiſcher Hiſtoriograph, um das von ihm angefangene Werk fortzuſetzen.

1715 erſchien ſein Aufſatz de origine Francorum.

In dieſe Zeit fallen auch ſeine Streitſchriften mit Clarken, die aber erſt nach ſeinem Tode heraus kamen.

Er ſtarb 1716.

Einige Auszüge aus Leibnitzens Schriften, die Leſſing zu deſſen Lebensbeſchreibung gebrauchen wollen.

De la *specieuse générale* qu'il a voulu donner, où toutes les verités de raiſon ſe ſoient réduites à une façon de calcul. Ce pourroit être en même tems une manière de langue ou d'écriture univerſelle, Tom. V. p. 7.

Les études à l'age de 15 ans p. 8.

Er bekennt, daß er in die Tiefe der Mathematik nicht eher eingedrungen, als bis er Huygens zu Paris kennen lernen. Ebend.

Formaliſten und Materialiſten. Dieſe letztern wollen alles in der Natur mechaniſch erklären. Jene, die Formaliſten, wohin die Platoniker und Ariſtoteliker gehören, nehmen die cauſas ſimiles mit zu Hülfe. Doch haben einige von dieſen die wirkenden Urſachen cauſas efficientes et materiales zu ſehr vernachläſſiget, wie Henr. Morus in England, welche glaubten qu'il y a des Phénomènes qui ne peuvent être appliqués mecaniquement p. 11. Huygens verachtete die Infiniteſimalrechnung des Leibnitz, bis er aus Beiſpielen ſah, von welchem erſtaunlichen Nutzen ſie ſey; und da legte er ſich kurz vor ſeinem Tode noch darauf. Leibnitz ſagt von ihm: lui a qui un mérite tout à fait eminent donnoit quaſi droits de mépriſer tout ce qu'il ne ſavoit pas. p. 11.

Eben ſo wollte auch der Marquis de l'Hôpital von Leibnitzens ſpecioſa generalis nichts wiſſen, oder konnte ſich vielmehr keinen Begriff davon machen. Und Leibnitz ſahe wohl, daß alles dabei darauf ankommen würde, daß er in einigen handgreiflichen Exempeln den Nutzen davon zeigte. Allein um dieſes thun zu können, hätte er erſt ſeine Charakteriſtik erſinden müſſen, wozu er ſich 1714 nicht beſonders mehr aufgelegt fühlte. Ibid.

Leibnitz hatte die hinterlaſſenen Werke des Pascal sur les coniques in Ordnung gebracht. Ob ſie hernach herausgekommen? p. 12.

Das Leibnitziſche Syſtem dürfte wohl am leichteſten und beſten aus der Abhandlung zu erlernen ſeyn, die er für den Prinzen Eugen ſchrieb, (T. II. Pars I. p. 20.) weil dieſe ſo abgefaßt iſt, daß ſie auch von denen verſtanden werden kann, die weder in der Sprache der Schulphiloſophie noch der Carteſianiſchen Philoſophie geübt ſind. Denn nach der erſten bequemte er ſich in den Aufſätzen, die in den Actis eruditorum eingerückt wurden, und nach letzterer in denen, welche in das Journal des Savans und andere Franzöſiſche Journale kamen, wie er ſelbſt erinnert p. 12-13.

Ueber Chriſt. Wolf, daß er nicht viel Verbindung mit ihm gehabt und alſo keinen nähern Unterricht von ſeiner Philoſophie erhalten können. p. 15.

Seinen Optimismus hat Leibnitz p. 19 in wenig Worten vortrefflich ausgedrückt: Tous les desordres particuliers sont redreſſés avec avantage dans le total, même en chaque monade.

Erfinden.

Saepius aliquid novi invenit, qui artem non intelligit. Item αὐτοδίδακτος quam alius. Irrumpit enim per portam viamque aliis non tritam, aliamque rerum faciem invenit. Omnia nova miratur, in ea inquirit, quae alii quasi comperta praetervolant.

Dies ſind merkwürdige Worte von Leibnitz (Misc. Leibn. p. 147.), über welche ſich ein ſehr lehrreicher Commentar ſchreiben ließe. Es folgt unter andern daraus, wie wenig nothwendig ein allzuſorgfältiger, allzumethodiſcher Unterricht, auf den unſere neuern Pädagogen dringen, im Grunde für die menſchliche Seele iſt.

Ideae innatae.

In wie fern dieſe Leibnitz behauptet und von Locken darin abgegangen, ſieht man am beſten aus einer Stelle an Bierling (Oper. Tom. V. p. 358.):

In Lockio sunt quaedam particularia non male exposita, sed in summa longe aberravit a janua, nec naturam mentis veritatisque intellexit. Si discrimen inter veritates necessarias, seu demonstratione perceptas, et eas, quae nobis sola inductione utcunque innotescunt, satis considerasset, animadvertisset, necessarias non posse comprobari, nisi ex principiis menti insitis; cum sensus quidem doceant, quid fiat, sed non quid necessario fiat. Idem non satis animadvertit, ideas entis, substantiae unius et ejusdem, veri, boni, aliasque multas menti nostrae ideo innatas esse, quia ipsa innata est sibi, et in se ipsa haec omnia deprehendit. Nempe nihil est in intellectu quod non fuerit in sensu, nisi ipse intellectus. Multa alia in Lockium animadverti possent, cum etiam immaterialem animae naturam per cuniculos subruat. Inclinavit ad Socinianos, (quemadmodum et amicus eius Clericus) quorum paupertina semper fuit de Deo et mente philosophia.

Nouveaux Essais sur l'entendement humain par Leibnitz.(*)

La Comtesse Connaway, Platonicienne, p. 27. Les avantages du Systeme de Leibnitz. Ibid.

Le Système paroit allier Platon avec Democrite, Aristôte avec Descartes, les Scholastiques avec les Modernes, la théologie et la morale avec la raison. Il semble qu'il prend le meilleur de tous cotés et que puis apres il va plus loin qu'on n'est allé encore. J'y trouve une explication intelligible de l'union de l'ame et du corps, chose dont j'avois desesperé auparavant. Je trouve les vrais principes des choses dans les unités des substances que ce système introduit et dans leur harmonie préétablie par la subſtance primitive. J'y trouve une simplicité et une uniformité surprenantes en sorte qu'on peut dire que c'est par tout et toujours la même chose aux degrés de perfection prés. Je vois maintenant ce que Platon entendoit, quand il prenoit la matière pour un être imparfait et transitoire; ce que Aristôte vouloit dire par son Entelechie; ce que c'est la promesse que Democrite même faisoit d'une autre vie chez Pline; comment les animaux sont des automates suivant Descartes, et comment ils ont pourtant des ames et du sentiment selon l'opinion du

---

(*) Oeuvres philoſophiques latines et françoiſes de feu Mr. Leibnitz tirées de ſes Mſts, qui ſe conſervent dans la Bibliothèque royale à Hanovre et publiées par Mr. Rud. Eric Raspe avec une préface de Mr. Käſtner, à Amſterd. et Leipzig 1765. 4.

genre humain; comment il faut expliquer raisonnablement ceux qui ont donné de la vie et de la perception à toutes choses comme Cardan, Conquanella et mieux qu'eux feue Madame la Comtesse de Connaway, Platonicienne, et notre ami feu Mr. François Mercure van Helmont (quoique d'ailleurs herissé de paradoxes inintelligibles) avec son ami feu Mr. Henry Morus; comment les loix de la nature (dont une bonne partie étoit ignorée avant ce système) tirent leur origine des principes superieurs à la matière, quoique pourtant tout se fasse mecaniquement dans la matière, en quoi les autres spiritualistes, que je viens de nommer, avoient manqué avec ... et mêmes les Cartesiens, en croyant que les substances immaterielles changeoient si non la force au moins la direction ou determination des mouvemens des corps, au lieu que l'ame et le corps gardent parfaitement leurs loix, chacun les siennes selon le nouveau système et que neanmoins l'un obéit à l'autre autant qu'il le faut.

La philosophie de Leibnitz est fort peu connue; mais sa Théologie l'est encore moins. Je ne parle pas de cette Théologie, qui fait partie de la Philoſophie; mais de cette autre d'origine celeste, en un mot, de la chretienne. La manière comment celle-ci a existé dans la tête de notre Philosophe, comment elle s'est arrangée avec les principes de pure raison, quelle influence elle a eu, partant sur sa vie que sur ses raisonnements, et sur sa façon de les proposer: c'est là ce que j'appelle sa Théologie, dont je dis qu'elle est très inconnue, tout digne qu'elle est d'être bien eclairci.

Leibnitz nimmt in ſeinen Protogaeis (*) mit Burnet an, daß die Berge durch die Sündfluth entſtanden. Ob das wahr ſey, mag Gott wiſſen. Aber der Einwurf, den Scheid dagegen, in der Vorrede zu dieſem von ihm herausgegebenen Werke des Leibnitz, macht, iſt herzlich elend. Nehmlich, daß die Berge von der Weisheit und Allmacht Gottes allzudeutlich zeigten, als daß ſie ein Werk der Sündfluth ſeyn könnten. Als ob beides nicht beiſammen beſtehen könnte; und als ob die Zerſtörungen der Sündfluth, um ſie ſo zu nennen, dem blinden Zufalle überlaſſen geweſen wären. Leibnitz und Burnet haben weiter nichts ſagen wollen, als daß ſich Gott der Sündfluth bedient, die Berge ſo und ſo, zu der und zu jener Abſicht hervorzubringen.

(*) Acta eruditorum anni 1693 p. 40-42. Opera Leibnitii per Dutens Tom. VI. p. 213.

Neue Verſuche vom menſchlichen Verſtande.*)

Da der Verſuch vom menſchlichen Verſtande, den wir einem berühmten Engländer zu danken haben, eins der ſchönſten und ſchätzbarſten Werke dieſer Zeit iſt, ſo habe ich mich entſchloſſen, Anmerkungen darüber zu machen, indem ich über eben denſelben Gegenſtand und über die meiſten darin berührten Dinge ſeit langer Zeit ſehr viel nachgedacht habe, und glaube, daß dieſes eine gute Gelegenheit ſeyn könnte, etwas davon, unter dem Titel: **Neue Verſuche vom menſchlichen Verſtande**, bekannt zu machen, und meinen Gedanken in ſo guter Geſellſchaft eine deſto geneigtere Aufnahme zu verſchaffen. Auch habe ich geglaubt, daß ich mich der Arbeit eines Andern gar wohl bedienen könne, nicht allein um mir die Mühe zu erleichtern, ſondern auch um demjenigen, was er uns gegeben hat, etwas beizufügen, welches weit leichter iſt, als von friſchem anzufangen und auf eigene Koſten alles umzuarbeiten. Wahr iſt es, ich bin nicht ſelten einer andern Meinung, als er. Aber weit gefehlt, daß ich ſeinen Verdienſten darum das Geringſte entziehen ſollte: ich ſetze ſie vielmehr dadurch in ihr völliges Licht. —

Ueber die Elpiſtiker.**)

Ornari res ipsa negat, contenta doceri.
HORAT.

Abriß der Abhandlung von den Elpiſtikern.

Plutarch iſt der einzige Wehrmann dieſer Anekdote, die man ſich lange Zeit bloß zu wiſſen begnügt, bis endlich ihre Muthmaßungen darüber geäuſſert a) Heumann, b) Brucker, c) Jöcher. Einiger geringern Lichter nicht zu gedenken.

---

*) In Leſſings Leben II, S. 75 ſagt Karl G. Leſſing „Locke, vom menſchlichen Verſtande, war nicht weniger Leſſings Studium, und er wollte ſogar eine Schrift unter dem Titel: **Neue Verſuche vom menſchlichen Verſtande**, herausgeben, wie man aus dem Anfang eines Vorberichts erſieht, der ſo lautet.“

**) Leſſings Leben II, S. 119.

I. Antitheſis.

1. Wider Heumann, daß die Elpiſtiker keine Chriſten geweſen.

a) Bruckers Gründe, aus dem Namen der Philoſophen, der ihnen vom Plutarch beigelegt wird.

Unzulänglichkeit dieſes Grundes.

b) Meine Gedanken.

a) Die Hoffnung des zukünftigen Lebens war kein unterſcheidendes Kennzeichen des Chriſtenthums.

1. Ohne dieſe Hoffnung kann keine Religion gedacht werden. Warburton würde hinzuſetzen, ohne dieſe Hoffnung kann nicht einmal ein Staat menſchlicher Einrichtung beſtehen.

2. Außer daß dieſe Hoffnung in der gemeinen Religion der Heiden nicht fehlen konnte, war ſie das Hauptwerk ihrer geheimen. Alle ihre Myſterien liefen auf ſie hinaus. (S. Diog. Laërt. lib. VI. p. m. 319. Die Antwort des Antiſthenes, conf. in vita Diogenis, p. m. 334.)

3. Hätte ſie aber auch ſchon der heidniſchen Religion gemangelt, ſo war ſie doch in den Schulen der Philoſophen viel zu bekannt und angenommen, als daß ſie den Heiden an den Chriſten etwas Unerhörtes oder Lächerliches hätte ſeyn können.

b) Will man aber unter dieſer Hoffnung gar ungezweifelte Gewißheit verſtehn, in der nur ein Chriſt von ſeiner künftigen Seligkeit ſeyn kann: ſo ſage ich, daß dieſe unter die geheimen Lehren des Chriſtenthums gehörte, und aus dieſem Grunde der Anlaß zu einer allgemeinen Benennung der Chriſten unmöglich ſeyn konnte.

2. Wider Bruckern, daß die Elpiſtiker nicht die Stoiker ſeyn können. Denn

1) die Stoiker waren nicht die einzigen Philoſophen, welche die Hoffnung eines künftigen Lebens annahmen. Dieſes bekennt Brucker ſelbſt; aber er ſagt, ſie wären diejenigen, welche das meiſte Gerede davon machten.

2) Doch auch das waren ſie nicht, und bloße Stellen aus dem Seneca können dieſes nicht beweiſen. Die übrigen Stoiker alle reden weit ſeltner davon und Epiktet zum Exempel faſt gar nicht. S. Lipsii Physiol. Stoicorum, lib. III. p. 170. Auch Antoninus redet niemals anders als zweifelhaft davon. Siehe lib. IV. p. 107. wo Gataker auch den Wankelmuth des Seneca hierin zeigt, und ſehr richtig anmerkt, daß alle die Stellen, wo Seneca poſitiv davon redet, nicht aus ſeiner Ueberzeugung, ſondern aus

den veranlaſſenden Umſtänden zu beurtheilen. Conf. Anton. lib. XII. p. 350.

3) Es hätte aus ihrem Syſteme ſelbſt bewieſen werden können, nach welchem aber die Hoffnung jenes Lebens einen ſehr zweideutigen Anblick erhält. Denn ſie glaubten, daß die Seele von langer Dauer, unſterblich aber darum nicht ſey. S. Lips. l. c. Sie werde mit der Welt untergehn, und ob ſie ſchon nach dieſer allgemeinen Verbrennung wieder hergeſtellt werden würde, ſo würde es dennoch geſchehen, ohne ſich ihres vorigen Zuſtandes zu erinnern. Veniet iterum qui vos in lucem reponat dies, quem multi recusarent nisi oblitos reduceret. Epist. 36. Welche Unſterblichkeit!

4) Und wenn auch dieſe Hoffnung, nach dem ſtoiſchen Syſtem, ſo zweideutig nicht wäre, ſo würde ſie doch ſchon als Hoffnung mit der Apathie der Stoiker ſtreiten.

5) Ja ihr nachzuhangen, würde auch aus dem Grunde keinem ſtoiſchen Weiſen geziemet haben, da ſie doch immer noch keine apodiktiſche Wahrheit iſt, ſondern nur eine Wahrſcheinlichkeit, eine Vermuthung, von welcher der ſtoiſche Weiſe ſeinen Beifall zurückhalten mußte. C. Lipsii Manuduct. p. 161.

Und aus dieſem Geſichtspunkte muß die Ungewißheit betrachtet werden, mit welcher ſich Seneca darüber ausdrückt. Er glaubte weder das eine, noch das andere, weil keines Gewißheit, beides nur Vermuthung war. Aber er hält ſich auf beides gefaßt. Es ſey, daß die Seele untergeht, es ſey, daß ſie fortdauert: und wo er ſich für das erſte mehr, als für das andere erklärt, als Epist. 54., da iſt er ſo wenig mit ſich in Widerſpruch, wie Brucker glaubt, oder ſpricht ſeine wahren Geſinnungen vor Angſt über den annahenden Tod, wie Gataker meynt, (p. 108.) aufrichtiger; daß er alsdann nur kleinmüthiger würde geſprochen haben, wenn er in dem Tone jener Troſtſchriften geblieben wäre, und daß er eben hier der Stoiker in ſeiner Größe iſt, wenn er zeigt, daß er auch auf das Allerſchlimmſte, auf den gänzlichen Untergang, gefaßt ſey.

Dieſes mußten die Epikureer wiſſen, und konnten daher den Stoikern aus dieſem anſcheinenden Widerſpruche keinen Vorwurf machen. Wie konnten ſie, wie durften ſie hiernächſt den Skeptikern etwas Lächerliches anheften, welches auf die herrſchende Religion zurückgefallen wäre?

3. Wider Heumann und Bruckern zugleich.

Beide nehmen ohne Grund an, daß die Hoffnung des künftigen

Lebens darunter zu verſtehen ſey. Es erhellt aber aus dem Zuſammenhange und aus dem [illegible] του βιου allzudeutlich, daß bloß die Hoffnung dieſes Lebens gemeint ſey. Denn jene iſt vielmehr eine Zerſtörerin dieſes Lebens, welches gezeigt wird

a) an den erſten Chriſten, deren Verachtung des Todes aus jener Hoffnung vornehmlich entſprang. Sie ließ nicht allein die wahren Bekenner, wenn der Heide ihre Gewiſſensfreiheit kränken und ſie zur Verleugnung der erkannten Wahrheit zwingen wollte, alle Martern dulden und verachten, ſondern ſie war es auch, welche ſo viel falſche Märtyrer machte, die für nichts beſſer als für Selbſtmörder zu halten ſind. Und die Heiden ſelbſt ſchrieben dieſe Bereitwilligkeit zu dem ſchmerzlichſten Tode nicht bloß dem Ehrgeitze zu, ſo wie Asklepiades bei dem Prudentius in Romano ſ. Hymno περι στεφ. XIV. Populare quiddam sub colore gloriae illiterata credidit frequentia, ut se per aevum consecrandos autument, welches auch die Meinung des Julianus war (v. Greg. Nazianzeni invect. I. in Jul. apud Kortholtum, p. 175.), auch nicht bloß einer anſteckenden und zur Gewohnheit gewordenen Raſerei, wie Arrianus ad Epict. lib. IV. cap. 7. nicht einer bloßen Halsſtarrigkeit, wie Antoninus (*), ſondern vornehmlich der Hoffnung eines ewigen und beſſern Lebens, v. Lucianus in Peregrino, Tom. III. p. 337. Euseb. lib. V. cap. 1. wo das Nehmliche von der Hoffnung, beſonders der Auferſtehung der Körper, geſagt wird.

b) An den Philoſophen. 1) Das Exempel des Cleombrotus beim Callimachus, 2) das Exempel des Hegeſias und die Stellen im

---

(*) Lib. XI. §. 3. p. m. 319. Wenn anders παραταξις daſelbſt, woran ich aber zweifle, Halsſtarrigkeit bedeutet. Denn es kann gar wohl ſeine gewöhnliche Bedeutung behalten und durch vitae institutum erklärt werden, ſo daß es ſo viel als das ὑπο ἐθους beim Arrian bedeutet. Denn wirklich war es auch der Vorwurf der Heiden, daß ſich die Chriſten durch ihre ſtrenge Lebensart zu dieſer Verachtung des Todes angewöhnten. Tertull. de spectaculis c. 1. sunt qui existiment, Christianos expeditum morti genus ad hanc obstinationem abdicatione voluptatum erudiri etc. Am beſten würde ταξις durch disciplina zu überſetzen ſeyn, welches Tertullian ſelbſt in dem Folgenden braucht. Oder es ſind überhaupt ihre kirchlichen διαταγαι oder διαταξεις darunter zu verſtehen, vermöge welcher die Verläugnung des Namens Chriſti und die Weigerung, ſeinetwegen ſich allen Verfolgungen und dem Tode ſelbſt auszuſetzen, für das gräßlichſte, abſcheulichſte, unverzeihlichſte Verbrechen erkläret wird. S. Const. Apost. lib. V. c. 6.

Somnio Scipionis und Senec. Epist. 102. Und wie natürlich dieſe Art zu denken ſey, erkennet man aus der oben angeführten Antwort des Antiſthenes.

c) An ganzen Völkern, worunter die alten Deutſchen vornehmlich gehören. Siehe die Stelle des Appianus in Lipsii Physiol. Stoic. p. 173.

I. Wider Jöchern: daß die Elpiſtiker nicht die Cyniker ſeyn können.

Die einzige Sentenz des Diogenes beweiſet nichts. Was er darin von der Hoffnung ſagt, kann jeder Weltweiſe ſagen. Wäre ſie aber eine beſondere Stütze der cyniſchen praktiſchen Weltweisheit geweſen, ſo hätte dieſes aus ihrem Syſtem ſelbſt gezeigt werden müſſen. Nun aber kann gerade das Gegentheil daraus gezeigt werden. Beweis

a) aus den Lehrſätzen der Stoiker, welche die Cyniker durchaus annahmen. Denn die Cyniker waren nur eine Art von Stoikern.

b) Aus der ganzen Schilderung des Cynikers beim Arrianus, lib. III. cap. 5.

II. Uebergang zu meiner Erklärung.

Ehe ich dieſe vortrage, wird es dienlich ſeyn

1) Derjenigen zu gedenken, die ſich für eine der angeführten Meinungen erklären, und beſonders für die Jöcheriſche.

α) Leuſchner.

1. Die von ihm gehäuften Stellen des N. T., wo der Hoffnung gedacht wird, beweiſen nichts. Die damalige Fortpflanzung der chriſtlichen Religion war ganz anders, als die erſten Predigten derſelben. Wie wir ſchon oben geſehn.

2. Er hätte die Heumanniſche Meinung auf die bloße Auferſtehung der Leiber einſchließen ſollen. Aber auch das hat er unterlaſſen, und überhaupt nichts hinzugefügt, wodurch die Heumanniſche Meinung wahrſcheinlicher würde.

NB. Was er von der Wahrſcheinlichkeit ſagt, daß es zu vermuthen, Paulus werde ſich näher um die Chriſten bekümmert haben, iſt ſchimäriſch. Bei dieſer Gelegenheit

1) von dem Vorgeben des Theodor Victor, welcher den Plutarch mit einem viel ſpätern dieſes Namens, den Origenes zum Chriſtenthum bekehrte, vermengt. Conf.

2) Die gute Meinung des Franz Balduinus (Comment. ad Edicta principum Roman. de Christo), welcher ſchreibt: scripsit eo tempore Plutarchus librum περὶ δεισιδαιμονίας;

impietatem et superstitionem recte notat. Sed religionem quam in medio collocat, non videt. Fortasse ad Christianos accessisset, sed principem suum Trajanum reformidat.

3) Die Moſheimiſche Anmerkung von dem Gebrauche des Wortes δαίμων beim Plutarch. Sie iſt falſch, weil dieſes daſelbſt von einem weit ältern Weiſen gebraucht wird; weil die Anmerkung, die Thales in dem Folgenden darüber macht, damit ſtreitet. Siehe Warburtons göttliche Sendung Moſis, 1 B. S. 179-223.

4) Von den Wiſſenſchaften und den Geſinnungen gegen das Chriſtenthum überhaupt zu urtheilen.

a) Ein Mann, der ſo unrichtige Begriffe von der jüdiſchen Religion hat, konnte unmöglich richtige von der chriſtlichen haben, die ſich auf jene gründet, v. Sympos. lib. IV. quaest. 5. Es iſt indeß doch merkwürdig, daß dieſes Buch juſt da verſtümmelt iſt, wo man das Beſte von dem Gotte der Juden zu erfahren vermuthen mußte; denn die 6te Frage ſollte handeln: quis apud Judaeos deus? Weil man Dinge darin gefunden, welche den erſten Chriſten nicht anſtanden.

b) Ein Mann, der ſich wider alle barbariſche Gottesdienſte und Gebräuche, das iſt, wider alle ausländiſche erklärt; der in der Religion auf nichts mehr dringt, als τὸ θεῖον καὶ πάτριον ἀξίωμα τῆς εὐσεβείας beyzubehalten, (Siehe ſein Buch περὶ δεισιδαιμονίας Edit. Henr. Steph. pag. 288): iſt es wahrſcheinlich, daß der von der chriſtlichen anders ſollte gedacht, und nur die chriſtliche heimlich ſeiner heidniſchen ſollte vorgezogen haben?

c) Ein Mann, der alles für Aberglauben hält, was uns die Gottheit als einen Richter, als einen Rächer, als etwas anders, als das allermenſchenfreundlichſte Weſen betrachten läßt (l. c.), mußte der auch nicht die chriſtliche Religion zu dem Aberglauben zählen, ſie, die einen Gott predigt, der ſeinen eignen Sohn hinrichten laſſen, um ſeiner Gerechtigkeit genug zu thun? Man verſuche es, ob die chriſtliche Religion in die Mitte der Plutarchiſchen Ohngötterei und Deiſidaimenie paßt; und ich will es ſodann glauben, daß er von der chriſtlichen ein heimlicher Anhänger geweſen.

5) Von dem Zeugniſſe des Julians in Misopog. pag. 58. der Franzöſiſchen Ueberſetzung.

6) Stiebritz.

2) Zu zeigen, welche Wendung man der Heumanniſchen Meinung, noch außer ihrer bloßen Einſchränkung auf die Auferſtehung der Leiber, geben könne, um ſie soutenable zu machen.

1. Auf das Vorurtheil der alten Chriſten, daß Chriſtus nochmals im Fleiſche erſcheinen werde. Conf. Origenes c. Ce. p. 351. Lucianus in philopatrie.
2. Auf einige Ketzer, die ihren Anhängern ein wirkliches ewiges Leben auf dieſer Welt verſprachen, als den Menander und ſeinen Anhang. Euseb. Hist. Eccl. lib. III. c. 26. oder auf den Cerinthus und deſſen Lehre vom tauſendjährigen Reiche.

3) Zu zeigen, auf welche Religion oder philoſophiſche Sekte man ſonſt die Elpiſtiker deuten könne.

1. Der Stiebritziſche Einfall von den Juden.
   - a) Die von ihm angeführte Stelle des Auguſtinus würde wenig ſagen.
   - b) Aber die Beſchaffenheit der jüdiſchen Religion ſelbſt, die ihre Hoffnung auf kein künftiges Leben, ſondern auf Glückſeligkeit dieſes Lebens gründet, auf die Ankunft eines irdiſchen Meſſias.
   - c) Und viele Stellen aus dem Philo würden dieſen Einfall ziemlich wahrſcheinlich machen können.
   - d) Ja man würde vielleicht ſeine Therapeuſie dazu brauchen können.
   - e) Wenn dieſe Vermuthung ſich nur ſonſt mit der Zeit des Plutarchs und andern Umſtänden reimen wollte.
   - f) Betrachtungen über die Hoffnungen der Juden überhaupt. Ob es wahrſcheinlich, daß ſie durch ſie (nehmlich die Hoffnung) wieder die Oberhand gewinnen werden.
2. Die Pythagoriker. Nach Veranlaſſung der Stelle des Clemens Alexandrinus, wo die Hoffnung ausdrücklich zu dem letzten Zwecke ihrer Philoſophie gemacht wird.
3. Die Skeptiker, deren Erwartung, daß gewiſſe Erſcheinungen, ſo wie ſie ein- und mehrmal auf einander gefolgt, auch wiederum auf einander folgen werden, in weitläuftigem Verſtande gar wohl Hoffnung genannt werden könnte.
4. Vornehmlich die Epikureer, welches ſich aus den zwei Hauptlehren ihres Syſtems zeigen läßt.
   - a) Aus der Leugnung einer göttlichen Vorſicht. Da ſie ſich auf dieſe nicht verlaſſen konnten, was konnte ſie anders im Unglücke aufrecht erhalten, als die Hoffnung, daß der Zufall vielleicht noch ein gutes Glück für ſie im Vorrath habe.

b) Aus ihrer Geringſchätzung des Todes, an den ſie ſo wenig als möglich zu denken ſich bemühten. Die merkwürdige Stelle in dem Prometheus des Aeſchylus, und was der Scholiaſt darüber anmerkt.

1) Verwerfung aller dieſer Vermuthungen, ſo wahrſcheinlich auch die eine oder die andere gemacht werden könnte.

III. **Theſis.** Meine Meinung, daß die Elpiſtiker Pſeudomanten geweſen, die ſich den Namen der Philoſophen angemaßt. Dieſe Meinung will ich in der Ordnung vortragen, ſo wie ich ſelbſt nach und nach darauf gekommen bin.

1. Es iſt aus dem Vorigen klar, daß die Elpiſtiker keine von den bekannten Sekten ſeyn können.

2. Sollen ſie aber deſſen ungeachtet Philoſophen ſeyn, ſo müſſen ſie eine eigne Sekte, die ihre eigne beſondere Lehrſätze gehabt, ausgemacht haben.

   Unwahrſcheinlichkeit dieſer Vermuthung aus dem Stillſchweigen aller Scribenten, und beſonders des Diogenes Laertius.

   Einwurf, den man wider das Stillſchweigen des Diogenes daher nehmen können, daß er mehrerer Sekten gar nicht gedacht, z. E. der Sextiner.

   Beantwortung dieſes Einwurfes. Die Sextiner waren eine bloß Römiſche, die außer Rom vielleicht wenig oder gar nicht bekannt war. Zudem macht ſie Seneca vielleicht nur zu einer bloßen Sekte; denn ſie ſelbſt gaben ſich für Pythagoräer aus.

   Was das Stillſchweigen des Diogenes von noch größerem Gewichte macht, iſt dieſes, daß man zeigen kann, daß Diogenes den Plutarch geleſen. Er citirt ihn zu verſchiedenenmalen; die Elpiſtiker, wenn ſie Philoſophen geweſen wären, würden ihm alſo nicht unbekannt geweſen ſeyn.

3. Was können ſie alſo geweſen ſeyn, als Leute, die ſich den Namen der Philoſophen anmaßten. Hierin beſtärken mich die Worte des Plutarchs ſelbſt, in welchen ich glaube, daß man das προσαγορευω nicht in ſeiner völligen Stärke verſtanden hat.

   Denn αγορευειν, προσαγορευειν heißt nicht bloß nennen, ſondern aus **Höflichkeit** nennen, **eingeführter Weiſe** nennen, **fälſchlich** nennen.

   1) Siehe die Stelle in dem Kühnſchen Indice zu dem Aelian unter προσαγορευω.

   2) Eine Parallelſtelle beim Origenes, lib. V. contra Celsum. §. 61. p. m. 624. obſchon daſelbſt αναγορευω ſteht.

4. Waren es alſo Leute, welche ſich den Namen der Philoſophen nur anmaßten, ſo iſt die Frage: was waren ſie eigentlich? Beweis, daß die Wahrſager und Pſeudomanten ſich den Namen der Philoſophen angemaßt.

a) Aus dem ausdrücklichen Zeugniſſe des Philoſtratus vom Nero.
b) Aus den damaligen Verfolgungen der Philoſophen.

5. Zugegeben, daß ſich die Pſeudomanten Philoſophen genennet; aber warum Elpiſtiſche Philoſophen?

Weil die Hoffnung und der allen Menſchen natürliche Hang zu derſelben der ganze Grund iſt, auf welchem ihre Künſte beruhen.

Erläuterungen dieſes Satzes aus dem Leben des Pſeudomanten Alexanders, wie ihn Lucian ſelbſt vorträgt.

6. Aber vielleicht iſt dieſes ein bloßer Einfall des Lucians. Man müßte zeigen, daß dieſe Pſeudomanten wirklich ſelbſt die Hoffnung außerordentlich erhoben, um dadurch ihren Künſten den Eingang in die Herzen offen zu halten.

Die merkwürdige Stelle aus dem Dio Chryſoſtomus.

7. Einwurf, welcher daher genommen, daß ſich die Wahrſagerei nicht auf die bloße Hoffnung, ſondern eben ſowohl auf die Furcht ſtütze.

Beantwortung deſſelben: Ἐλπις bedeutet beides, und heißt überhaupt bloß die Erwartung des Zukünftigen.

Zu zeigen, in wie weit auch die Furcht συνεκτικωτατον του βιου ſey.

8. Endlich die Stelle des Ariſtoteles: die Wahrſagung hieß wirklich bei den Griechen die Elpiſtik. Will man alſo noch zweifeln, was Elpiſtiker waren?

Die Abhandlung ſelbſt.

Plutarch gedenket, im Vorbeigehn, gewiſſer Philoſophen, die man von dem griechiſchen Namen der Hoffnung **Elpiſtiker** genennt habe; weil ſie die Hoffnung für das feſteſte Band des menſchlichen Lebens, und dieſes ohne jene für durchaus unerträglich erklärt hätten.

Mehr ſagt uns Plutarch von ihnen nicht; und da die beleſenſten Gelehrten, Lipſius, Menage, Fabricius, ihrer auch ſonſt bei keinem andern Alten erwähnt fanden: ſo ging es mit dieſer Anekdote der philoſophiſchen Geſchichte, wie mit allen Nachrichten, die ſich bloß auf das Zeugniß eines Einzigen gründen. Man begnügt ſich, ſie zu wiſſen, ſie zu wiederholen, und wenn ſie tauſendmal wiederholt werden, ſo haben ſie gleich noch eben ſo viel Licht, als ihnen ihr erſter Währmann ertheilen können oder wollen. Endlich aber findet ſich denn wohl ein Kopf, in dem ſich ſolche vermeinte Inſeln an irgend ein feſtes Land ſchließen. Er weiß nicht mehr als ſeine Vorgänger, aber er vermuthet mehr. Seine Vermuthung erzeugt eine andere; dieſe eine dritte; und iſt die Sache nur einigermaßen wichtig genug, um Nacheiferung zu erwecken, ſo ſind in kurzem der Vermuthungen ſo viele, daß ihre Verſchiedenheit und Menge einen treuherzigen Leſer weit verlegener macht, als er nimmermehr bei dem gänzlichen Mangel derſelben geweſen wäre. Leider werden auf dieſe Weiſe die Gegenſtände der Gelehrſamkeit unendlich vermehrt. Jede Monade von Wahrheit wandert aus einem ungeſtalteten Körper von Meinungen in den andern, belebt den einen mehr, den andern weniger; den kürzer, den länger; und wer die ganze Geſchichte aller dieſer hinfälligen Erſcheinungen nicht inne hat, nicht an den Fingern zu erzählen weiß, wird von der Sache ſelbſt ſo viel als gar nichts zu wiſſen geachtet. Muthmaßungen und Wahrſcheinlichkeiten erfüllen das Gehirn des Litteraters; wo ſoll der Platz darin für die Wahrheit herkommen?

Glücklich genug, wenn dieſe Ausſchweifungen des Witzes und der Eitelkeit, die uns von dem geraden Pfade ablenken, ein bloßer Schneckenzug ſind, der, nachdem er uns um alle Gegenden herumgeführt, wieder in die Richtungslinie der Wahrheit hineinfällt, wenn aus allen den Muthmaßungen endlich eine Entdeckung entſpringt. Alsdann hat doch wenigſtens unſre wahre Wiſſenſchaft Einen Schritt weiter gethan; die nach uns kommen, ſehen den labyrinthiſchen Ausweg, laſſen ihn ſeitab liegen und gehen geradezu.

Der erſte, der ſeine Vermuthung über die Elpiſtiker äußerte, war D. Heumann, ein würdiger Veteran unter unſern jetzt lebenden Gelehrten. Er glaubte, Plutarch könne wohl die Chriſten gemeint haben. Seine Gründe ſchienen einem Manne nicht erheblich genug, der von ſolchen Sachen zu urtheilen das erſte Recht hatte. Brucker widerlegte ihn, und behauptete, daß die Stoiker darunter zu verſtehen wären. Darauf trat ein Dritter (es war D. Jöcher) ins Mittel, widerſprach beiden, und brachte die Cyniker in Vorſchlag.

Unter dieſe Hypotheſen haben ſich die Gelehrten getheilt. Ich weiß aber nicht, wie es gekommen, daß die Heumanniſche noch immer die meiſten Anhänger erhalten, ob ſie ſchon gleich die ſonderbarſte iſt. Doch vielleicht hat eben dieſes Sonderbare ſie empfohlen.

Wer bloß beitritt, kann die öffentliche Ertheilung ſeiner Stimme erſparen. Nur eine uns eigne Meinung berechtigt, daß wir auch gehört zu werden verlangen können; beſonders da in Unterſuchungen von dieſer Art nicht immer der Gelehrteſte den rechten Punkt trifft, ſondern oft das gute Glück(*) die Entdeckung der Wahrheit einem aufhebt, der ſeinem Mitbewerber um dieſen Preis an Beleſenheit und Scharfſinn weit nachſtehet.

Dieſes zu meiner Entſchuldigung; indem ich es wagen will, Männern von unſtreitigen Verdienſten zu widerſprechen, und mich vermeſſe, eine Kleinigkeit beſſer zu wiſſen, als ſie, die mich ſo oft in wichtigern Dingen unterrichtet haben.

Die Elpiſtiker, will ich erweiſen, waren weder Chriſten, noch Stoiker, noch Cyniker; man hat die Worte des Plutarchs nicht gehörig erwogen; man hat die zeitverwandten Schriftſteller zu wenig um Rath gefragt; man hätte ſich erinnern ſollen, was Elpiſtik bei den Alten war; und was wäre natürlicher geweſen, als zu vermuthen, daß die Elpiſtiker Leute ſeyn mußten, welche die Elpiſtik trieben. — Eins nach dem andern!

Erſtes Hauptſtück.

Wider D. Heumann, daß die Elpiſtiker keine Chriſten geweſen.

Meine Gründe wider Heumann ſind von zweierlei Gattung. Einige kann ich nur gegen ihn allein, andere gegen ihn und Bruckern zugleich brauchen. Dieſes Hauptſtück iſt den erſten beſtimmt.

Ich will zuvörderſt die Meinung des Doctors, ſo viel möglich, mit ſeinen eignen Worten vortragen(**). Er ſchließt ſo: „Weil weder
„Cicero noch Seneca, noch Diogenes Laertius, noch ſonſt ein Alter
„außer dem Plutarch, der Elpiſtiker gedenkt, ſo können ſie ſchwerlich
„eine philoſophiſche Sekte geweſen ſeyn. Aber eine beſondere Art
„von Leuten muß es doch gegeben haben, die dieſen Namen geführt,
„und da die Chriſten, ſagt er, von den damals florirenden Heiden
„auch hierin unterſchieden waren, daß, da die Heiden nach dieſem Le-
„ben keine Hoffnung hatten, ſie hingegen durch den Tod in das ewige
„Leben einzugehen hofften, und durch dieſe Hoffnung, zum größten
„Erſtaunen ihrer Verfolger, alle Martern glücklich überwanden: ſo
„muthmaße ich, daß Plutarch niemand anders als ſie unter den El-
„piſtikern verſtanden habe."

(*) Ευτυχια, ἣν συμπασης εγω της εν ανθρωποις δεινοτητος και σοφιας ὁρω κρατουσαν. Demosth.

(**) Act. Philosoph. XVIII. Stück p. 911 u. f.

Man ſieht leicht, daß es hier auf zwei Stücke ankommt: einmal, ob wirklich die Heiden ohne Hoffnung eines Lebens nach dem Tode geweſen; zweitens, ob die Chriſten ſich durch dieſe Hoffnung ſo ausgezeichnet, daß ſie einen beſondern Namen davon tragen können. Das Letzte ſucht H. durch verſchiedene Stellen aus dem Minutius Felix, aus dem Theophilus, aus dem Tertullianus zu beſtätigen; das Erſte aber? — Es wird fremd ſcheinen, wenn ich ſage, daß er das Erſte gleichſam als unſtreitig vorausſetzt und kaum der Mühe werth achtet, in einer kleinen Note ſich deshalb auf eine Stelle des Apoſtels Paulus an die Theſſalonicher(*), und auf den Ausſpruch des Julius Cäſar beim Salluſt(**) zu beziehen.

Der Stelle des Apoſtels werde ich weiter unten gedenken. Aber der Ausſpruch des Julius Cäſar, was ſoll dieſer beweiſen? Ich will nicht ſagen, daß es Kunſtrichter giebt, die für gaudio darin gladio oder cladi leſen wollen, welches einen weit unſchuldigern Sinn geben würde. Ich gebe es zu, daß die Unſterblichkeit der Seele dem Julius Cäſar ein unglaubliches Hirngeſpinſt geweſen(***); eine Denkungsart, die mehrern Helden gemein iſt. Allein wie Cäſar hiervon dachte, ſo dachten nicht alle Römer, ſo dachten nicht alle Heiden. Aus der Freidenkerei eines einzeln Mannes folgt auf die Rechtgläubigkeit des ganzen Volks nichts. Oder was meint man, wenn nach ſechzehnhundert Jahren aus der ähnlichen Stelle eines neuen Cäſars der nehmliche Schluß gemacht werden ſollte? Weil dieſer geſchrieben(†):

Ne voyons dans la mort qu'un tranquille sommeil
A l'abri des malheurs sans songe sans reveil.
Hélas! tout est égal pour notre cendre éteinte,
Il n'est aucun objet ni d'espoir ni de crainte.

Haben wir alle ſeine Zeitverwandten mit ihm eingeſtimmt? War er der Mund ſeines ganzen Volks? — Auch ließ M. Porcius Cato in ſeiner Gegenrede dem Cäſar dieſen ſeinen Unglauben nicht ſo hingehen; und wenn er ihn ſchon nicht mit dem Eifer eines Orthodoxen widerlegte, ſo gab er doch deutlich genug zu verſtehen, daß er die Bekennung deſſelben im öffentlichen Rathe für ſehr ungeziemend halte.

Man häufe aber auch, ſtatt dieſer einen Stelle, tauſend auf tau-

---

(*) I. 4, 13.

(**) In Bello Catilinar. cap. 50. mortem cuncta mortalium mala dissolvere, ultra neque curae neque gaudio locum esse.

(***) Er ſagt von den Druiden (lib. IV. B. g. c.): Imprimis hoc volunt persuadere, non interire animas.

(†) Poesies diverses. Epit. XVIII.

ſend, und man wird darum nicht mehr gewinnen. Denn entweder man muß den Heiden alle Religion abſprechen, oder man muß zugeben, daß ſie ein künftiges Leben, eine künftige Belohnung und Strafe geglaubt haben. Ohne dieſen Glauben kann keine Religion beſtehn; Warburton würde hinzuſetzen: ſelbſt keine bürgerliche Geſellſchaft, kein Staat kann ohne ihn beſtehn. Dieſer Gelehrte hat mir die Mühe erſpart, eine ſchon an ſich ſo unwiderſprechliche Sache durch Zeugniſſe zu beweiſen. Man leſe das zweite Buch des erſten Theils ſeiner göttlichen Sendung Moſis; man blättere in den erſten den beſten alten Schriftſtellern, und überall werden die deutlichſten Spuren von der Unſterblichkeit der Seele, von ihrer Glückſeligkeit oder Unglückſeligkeit nach dem Tode auch in das flüchtigſte Auge fallen.

Wem aber dieſe Spuren, mit ſo abgeſchmackten Fabeln vermiſcht, daß Juvenal (*) ſie zu ſeiner Zeit nur noch kaum von Knaben, qui nondum aere lavantur, geglaubt ſahe, zu unwerth, zu elend ſcheinen, als daß ſich den Heiden eine Hoffnung der Zukunft daraus zuſchreiben ließe, die den Namen einer gegründeten Hoffnung nur einigermaßen verdiene: der erinnere ſich, daß außer der öffentlichen Religion ſie auch noch ihre geheimere hatten, deren hauptſächlichſter Gegenſtand ein höherer und zuverläſſiger Grad dieſer Hoffnung war. Nihil melius illis mysteriis, ſagt Cicero (**), quibus ex agresti immanique vita, exculti ad humanitatem et mitigati sumus: Initiaque, ut appellantur, ita re vera principia vitae cognovimus, neque solum cum laetitia vivendi rationem accepimus, sed etiam cum spe meliore moriendi. Man ſehe da, worauf dieſe Geheimniſſe abzielen; auf nichts geringers als auf ein fröhliches Leben und auf einen hoffnungsvollen Tod. Dieſer beſſern Hoffnung rühmten ſich die Eingeweihten auch ungeſcheut und ſo zuverſichtlich, daß ſie die ſchwachen Seelen der Uneingeweihten mit Angſt und Schrecken erfüllten.

(*) Sat. II. 149.

(**) De Legibus, lib. II. cap. 14. Wie ich dieſe Stelle anführe, ſo wird ſie in allen Ausgaben geleſen, die ich zu Rathe ziehen können. Deſſen ungeachtet ſcheinen mir die Worte: Initiaque ut appellantur, ita re vera principia vitae cognovimus eine verborgene Wunde zu haben, und ich vermuthe, daß es eigentlicher geheißen: initia, ut appellantur itaque vera principia vitae, cognovimus. Wenigſtens iſt dieſe Leſart dem Sinne gemäßer. Denn Cicero will nicht ſowohl ſagen, daß die Geheimniſſe der wirkliche Anfang des Lebens, ſondern vielmehr, daß ſie der Anfang des wahren Lebens geweſen, welches er dem wilden rohen Leben des ungeſitteten Weltalters entgegenſetzt.

— — ὡ τρισολβιοι
Κεινοι βροτων, οἳ ταυτα δερχθεντες τελη,
Μολωσ' ες ᾅδου· τοιςδε γαρ μονοις εκει
Ζην εςι, τοις δ' αλλοισι παντ' εκει κακα.

O dreimal glückliche Sterbliche, die dieſer Geheimniſſe kundig herabfahren! Denn ſie allein werden dort leben, da die andern nichts als Elend erwartet. So hatte ſich Sophokles darüber ausgedrückt, und Plutarch, der uns dieſe Stelle aufbehalten (*), merkt ausdrücklich an, daß viele tauſend Menſchen dadurch unruhig und ſchwermüthig gemacht werden. (πολλας ανθρωπων μυριαδας εμπεπληκεν αθυμιας περι των μυστηριων ταυτα γραψας.) Er hält daher auch für nöthig, ſie der Jugend nie ohne einen Gegenſatz, der das Uebertriebene derſelben mildere, vorzuleſen, und ſchlägt jene Antwort des Diogenes dazu vor. Wie? ſagt der Cyniker (**), als er eine ähnliche Anpreiſung der Geheimniſſe hörte, ſo ſollte es der diebiſche Patäcion, weil er eingeweihet iſt, dort beſſer treffen, als Epaminondas? Der Philoſoph, ſo ein Spötter er ſonſt war, läßt die Hoffnung einer künftigen Glückſeligkeit in ihrem Werthe, und behauptet nur, daß ſie ſich mehr auf ein tugendhaftes Leben, als auf den Antheil, den man an den Geheimniſſen habe, gründen müſſe.

Von der Art und Weiſe der Fortpflanzung und Ausbreitung der chriſtlichen Religion. *)

Unter den Gründen für die Wahrheit der chriſtlichen Religion iſt derjenige keiner von den geringſten, der von der Art und Weiſe ihrer Fortpflanzung und Ausbreitung hergenommen wird.

Hierinn ſoll ſich die unmittelbare Hand Gottes zeigen.

Ich leugne nichts; aber um mich davon zu überzeugen, darf ich doch wohl den natürlichen Lauf der Dinge etwas genauer betrachten, um zu ſehen, wie weit es durch dieſen allein mit einer Religion hätte

---

(*) In dem Traktate: Wie die Poeten mit der Jugend zu leſen. Er ſagt nicht, aus welchem Stücke die Stelle genommen; ohne Zweifel aber hat ſie ſich im **Triptolemus** befunden, wo dieſen Ceres, der die Eleuſiniſchen Geheimniſſe heilig waren, in ihren Erfindungen unterrichtete.

(**) Τι λεγεις; κρειττονα μοιραν ἕξει Παταικιων ὁ κλεπτης αποθανων η Επαμινωνδας ὅτι μεμυηται;

*) Theologiſcher Nachlaß S. 191.

gedeihen können, deren anderweits erwieſene Richtigkeit ich ſo lange bey Seite ſeze.

Man hat drey Stücke bey Einführung einer jeden Neuigkeit zu erwägen. 1) Wie vortheilhaft die äuſſern Umſtände, 2) wie kräftig die Mittel, 3) wie ſtark die Hinderniſſe ſind.

Dies ſey auch hier mein Leitfaden. Anfangs will ich die äuſſern Umſtände überſehen, unter welchen die chriſtliche Religion eingeführet ward. Nemlich

1) die Umſtände, in welchen ſich die andern damals herrſchenden Religionen,
    a) die jüdiſche, (1. Hauptſtück.)
    b) die heidniſche, (2. Hauptſtück.)
2) die Umſtände, in welchen ſich damals die geſunde menſchliche Vernunft, oder die Philoſophie, befanden. (3. Hauptſtück.)

Hierauf will ich die Mittel ſchätzen, deren ſich die erſten Chriſten zur Ausbreitung ihrer neuen Lehre bedienten. Und zwar

1) in Anſehung ihrer Lehrart, (4. Hauptſtück.)
2) in Anſehung ihrer geſellſchaftlichen Verbindung. (5. Hauptſtück.)

Endlich will ich die Hinderniſſe beurtheilen, die der neuen Religion entgegen geſezt wurden,

1) von der Obrigkeit (6. Hauptſtück.)
2) von den Weltweiſen (7. Hauptſtück.)

Und dieſer Unterſuchung, ſage ich zu mir ſelbſt, unterziehe dich als ein ehrlicher Mann. Sieh überall mit deinen eigenen Augen. Verunſtalte nichts: beſchönige nichts. Wie die Folgerungen fließen, ſo laß ſie fließen. Hemme ihren Strom nicht; lenke ihn nicht.

I. Hauptſtück.

Von der jüdiſchen Religion.

Hier wollen wir 1) die Umſtände der Religion ſelbſt, 2) die Umſtände des Volks, welches ſie bekannte, erwägen.

I. Abſchnitt.

Die jüdiſche Religion hatte ſich 1) weit von ihrer Lauterkeit, 2) von ihrer Einigkeit entfernt. (*)

(*) Hierbey nachzuleſen Ph. Jacobi Commentarius de rebus gestis Christianorum sub Apostolis. Berolini in 4. 1699.

v. Act. Erudit. anno 1700. p. 398.

conf. les Nouveaux Memoires d'Artigny T. I. p. 101.

1.

2.

Von den Trennungen und Sekten der jüdiſchen Religion.

II. Abſchnitt.

Von den politiſchen Umſtänden des jüdiſchen Volks.

II. Hauptſtück.

Von der heidniſchen Religion.

Und zwar 1) von der Religion des Pöbels, 2) der Klügern.

1.

Die Religion des Pöbels hatte lauter Lokal-Götzen, welche die Römer in ihrem Werthe ließen oder gar adoptirten.

2.

Die Religion der Klügern.

III. Hauptſtück.

Von der Philoſophie.

1) Von dem Untergange der vornehmſten alten Sekten.

2) Von der Entſtehung der neuern,

   1) der Eclectiſchen,

   2) der Pythagoriſch-Platoniſchen.

I.

Die vornehmſten von den alten berühmten Sekten waren ohne Häupter. Siehe die Stelle des Seneca in den quaestionibus naturalibus.

Und diejenigen, welche dieſe Sekten noch lehrten, lehrten ſie mit vielen Verfälſchungen. Dieſes kann nicht beſſer erläutert werden, als aus der Erzählung des Juſtinus von ſeinem studio philosophico. Was für einen Begriff macht er von den Stoikern! Bey den Pythagoräern ſchreckten ihn die mathematiſchen Vorübungen ab, die ihn eben ſo wohl von der Platoniſchen Schule hätten abhalten müſſen, wenn die neuen Platoniker ſich nicht auch in dieſem Stücke von den Grundſätzen ihres Lehrers relachirt gehabt hätten.

Alle philoſophiſche Vorübungen überſpringen, beſonders die mathematiſche, welche, ihre eignen Wahrheiten bey Seite geſetzt, ſchon dadurch unentbehrlich wird, daß ſie unſern Geiſt an Ordnung und deutliche genaue Begriffe gewöhnt, und ihn lehrt, was Demonſtration iſt; dieſe überſpringen, ſage ich, und bey dem anfangen, was die Spekulation kühnes und wunderbares hat: heißt den geraden Weg zur Schwärmerey nehmen.

Ich muß bekennen, daß mir auch Juſtinus dieſen Vorwurf zu verdienen ſcheint. Seine Begierde, Gott zu kennen, war rühmlich. Aber wie ſich Gott nur durch ſeine Werke den Menſchen geoffenbaret, ſo iſt es nothwendig, auch dieſe Werke zu ſtudieren, und auf der Leiter der Wahrheiten, die man aus dieſen Werken abſtrahirt, zu den großen Wahrheiten von dem Daſeyn und den Eigenſchaften Gottes hinaufzuſteigen.

II.

1.

2.

IV. Hauptſtück.

Von der Lehrart der erſten Chriſten.

Sie war nach aller möglichen didaktiſchen Klugheit eingerichtet. Denn

1.

Sie begnügte ſich größtentheils nur mit Beſtreitung der übrigen Religionen.

2.

Sie zeigte von auſſen nur den großen und ſchönen Lehrſatz der natürlichen Religion.

Hier iſt von der doctrina arcani zu handeln. Die meiſten unſrer Gottesgelehrten halten mit **Kortholt** (*) dafür, daß dieſe doctrina arcani nur die Gebräuche und Symbola der Sakramente, keineswegs aber die Lehrſätze betreffen, und erſt gegen das Ende des zweyten Jahrhunderts aufgekommen ſey.

Ich kann dieſer Meynung nicht ſeyn, doch bin ich eben ſo wenig mit der Art, mit welcher die Papiſten, beſonders **Schelſtrat**, (**) das Gegentheil zu erhärten ſuchen, am allerwenigſten aber mit den Folgerungen, die ſie daraus ziehen, zufrieden.

Indeß ſcheint es, daß blos dieſe Folgerungen und die Furcht vor ſelbigen, unſere Gottesgelehrten auf jenes andere Extremum getrieben.

(*) Diſſert. de diſciplina arcani, habita Wittebergae 1683. Und Epiſtola ad amicum, qua Reſponſio ad Schelſtratii Diſſert. Apologet. continetur. Gothae 4to 1687. vid. Act. Erudit. T. I. Suppl. p. 15.

(**) De ſacro Antiocheno Concilio und Diſſert. apologetica de diſciplina arcani contra Tenzelium, Romae in 4to 1685. v. Act. Erudit. anno 1685. p. 511.

Ich will mich in dieſe Streitigkeit nicht einlaſſen; ſondern lediglich die Anmerkungen mittheilen, die ich bey meiner eignen Lektüre der erſten Kirchenväter über dieſen Punkt gemacht habe.

1) Daß die doctrina arcani weit früher aufgekommen, als erſt gegen das Ende des zweyten Seculi, beweiſe ich

- a) aus der Natur der Sache ſelbſt,
- b) aus Zeugniſſen, und zwar aus Spuren derſelben
  - 1) in den Vorwürfen der Heiden, und beſonders
  - 2) des Celſus
  - 3) beym Plinius.

2) Die doctrina arcani war keine Nachahmung der heidniſchen Myſterien, ſondern vielmehr eine ſehr heilſame Klugheit, wenn die Heiden nicht die nemlichen Waffen, mit welchen ſie die Chriſten angriffen, gegen ſie umkehren ſollten. Mußten ſie nicht ſchon, nur in dem Artikel von der Gottheit Chriſti, die ſo oft verſpottete Mythologie der Heiden zu ihrer Schutzwehr machen? Man ſehe die Apologie des Juſtinus.

3) Man muß einen Unterſchied unter den Lehrſätzen machen, welche ſie verbargen. Einige verbargen ſie nur Heiden überhaupt, andere den Katechumenen. Die ausdrückliche Stelle des Cyrillus deshalb. Welches die Lehrſätze der erſtern; welches die Lehrſätze der zweyten Gattung geweſen.

4) Die doctrina arcani hörte auf, ſo bald das Chriſtenthum die herrſchende Kirche ward; und ſie die Spöttereyen der Heiden nicht mehr zu befürchten hatte. Gab es ſchon noch bis in das 7te Jahrhundert noch Katechumenen, ſo waren ſie doch von einer ganz andern Art.

3.

Mit ihren eigentlichen Lehrſätzen hielten ſie zurück und reizten dadurch die Neugierde.

Der Exempel ſind in der alten und neuen Ge[illegible] unzählige, wie viel Anhänger die bloße Neubegierde verſchaffen ka[illegible]

Cyrillus ſelbſt ſagt es an einem Orte, daß bey vielen die Neubegierde die erſte Triebfeder geweſen, warum ſie zu den Chriſten getreten.

Muthmaßung über diejenigen, welche ihre Taufe verſchoben. Es waren Leute, die ihre Neubegierde ohne Zweifel geſättigt hatten, und die den verlaſſenen Aberglauben nur mit einem andern zu vertauſchen fürchteten. Conf. Tob. Pfanneri de Catechumenis antiquae Eccleſ. liber. Gothae in 12. v. Act. Erudit. anno 1688. p. 334.

4.

Und wußten durch die Heiligkeit ihres Lebens ein großes Vorurtheil für die Lauterkeit ihrer Lehrſätze zu erwecken.

5.

Und endlich wußten ſie, wenn ſie dieſe geheimen Lehrſätze entdeckten, ſolche 1) durch eine Afterphiloſophie, die damals Mode war, zu bemänteln; 2) durch untergeſchobene und erdichtete Prophezeyungen und Bücher zu erhärten.

V. Hauptſtück.

Von den geſellſchaftlichen Verbindungen der erſten Chriſten.

1) Von ihrer Allengefallenheit.

2) Von ihrer Gemeinſchaft der Güter und der auſſerordentlichen Unterſtützung, welche die Reichen die Bedürftigen genießen ließen.

Der Geiz war bey den erſten Chriſten das abſcheulichſte Laſter, welches alle in ſich begrif; die Milde hingegen und die Bereitwilligkeit ſein Vermögen mitzutheilen, die erſte Tugend.

Beſonders war dieſe Unterſtützung derer, welche in Verfolgungen des Namens Chriſti wegen geriethen, ganz unglaublich. Wer nichts im Vermögen hatte, ihnen zu ſchicken, war verbunden zu faſten, und ihnen das Antheil von Speiſe auf dieſen Tag zu ſenden.

3) Von ihrer Nachſicht gegen alle Arten von Ketzer.

Man kann dieſe Nachſicht als einen Beweis der Beſcheidenheit und Liebe der erſten Chriſten betrachten; aber hört ſie darum auf, die Wirkungen der feinſten und ſtudierteſten Politik gehabt zu haben?

Ihr Einfluß auf die Ausbreitung der chriſtlichen Religion aber beſtand darinn, daß

a) Die Trennung von der heidniſchen Religion um ſo viel größer ward. Denn jeder Sektenſtifter arbeitete nunmehr für ſeine eigene Rechnung, und ſchafte ſich die Anhänger unter den Heiden, die er unter den Chriſten nicht finden konnte.

b) Diejenigen, die ſich von den Chriſten verführen ließen, waren vielleicht Leute, die ohnedies wieder zu der heidniſchen Religion zurückgeſprungen wären, wenn man ihnen die Freyheit, ihren beſondern Meynungen zu folgen, hätte ſtreitig machen wollen. Da man ihnen aber nachſah, ſo kamen ſie oder ihre Kinder wieder nach und nach in den Schoos der gemeinen Kirche zurück, welche die Klugheit gehabt hatte, ſie nie ganz zu verſtoßen.

c) Viele von dieſen Sekten wußten ſich den Verfolgungen zu entziehen, und wuchſen um ſo viel ruhiger zu einer künftigen Verſtärkung des großen Hauſens, als dieſer auf die Einheit in der Lehre ſchärfer zu bringen anfieng.

Z. E. Selbſt die Anhänger des Simon wurden von den Heiden mit unter dem Titel der Chriſten begriffen. Origenes contra Celſ. lib. V. Da ſie aber die Verehrung der Götzen für eine gleichgültige Sache erklärten, ſo konnten ſie ſich den Verfolgungen leicht entziehen, idem lib. VI. und Juſtinus Apol. 2. ſagt ausdrücklich, daß ſie in Ruhe gelaſſen werden, als man die Chriſten offenbar verfolgte. So zahlreich aber Anfangs dieſe Sekte war, ſo ſehr war ſie doch gegen die Hälfte des dritten Jahrhunderts geſchmolzen, da Origenes wenige oder gar keine mehr kannte. Sie verloren ſich: und wo anders hin, als in den Schoos der rechtgläubigen Kirche?

So iſt der Schnee, der auf den Bergen fällt, beſtimmt, zu ſeiner Zeit den Strom der Thäler zu ſchwellen.

4) Von ihrer Gelindigkeit gegen die Sklaven.

Pſeudo-Clemens Conſtitut. Apoſt. lib. VIII. c. 33. Ego Petrus et ego Paulus conſtituimus, ut ſervi quinque diebus operentur, Sabbato vero et Dominica quieſcant vel ferientur in eccleſia propter doctrinam pietatis. Sabbatum enim diximus creationis habere rationem, Dominicam reſurrectionis. Und ferner heißt es: magna hebdomade tota et ea, quae illam ſequitur, ſervi otientur, desgleichen noch viele Feſte.

Bey den Griechen, bey welchen die Knechtſchaft noch ſonſt am leidlichſten war, wars ein ausdrückliches Geſetz, μη ἐξειναι ἀργον τεχνην ἀσκειν.

NB. Dieſes Geſetz hat uns Ulpianus aufbehalten. (v. Petiti Comment. in leges atticas Lib. II. Tit. VI. Edit. Heince. p. 265.) und er ſetzt hinzu: ὥστε οἱ μεν ἀσπιδοποιους, οἱ δε μαχαιροποιους εἶχον τους δουλους. Aber warum war es gleichwol eine Schande, wenn die Griechen nicht allein ſelbſt ein Handwerk trieben, ſondern auch nur durch ihre Knechte treiben ließen? Ich habe in meinem Sophocles*) eine Stelle aus dem Plutarch angeführt.

Die erſten Chriſten feyerten nemlich beyde Tage, ob ſie ſchon die Feyerung des Sabbaths nicht für nothwendig hielten. Warum ſollten Sklaven nicht gern eine Religion angenommen haben, die ihnen zwey Siebentheile ihrer Mühſeligkeiten erließ?

Ich will indeß nicht behaupten, daß wirklich Petrus und Paulus dieſes Geſetz gegeben, die vielmehr in dieſem Punkte völlige Freyheit

*) Band VI. S. 291.

gelaſſen. Genug daß man daraus ſieht, was zu den erſten Zeiten üblich geweſen.

Ich weiß auch, daß die Feyerung von aller Arbeit an ſolchen Tagen in den nachfolgenden Zeiten unterſagt ward; allein das geſchah erſt dann, als das Chriſtenthum ſchon etablirt, und es nunmehro Zeit war, daß die Chriſten auch endlich einmal dem Staate nützliche Bürger würden. Z. E. in dem Concilio Laod. welches gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts gefeyert ward. Cap. 29. Quod non oporteat Chriſtianos judaizare et in Sabbato ociari; diem autem dominicum praeferentes ociari, ſi modo poſſent, ut Chriſtiani. Quod ſi inventi fuerint judaizare, Anathema ſint a Chriſto.

VI. Hauptſtück.

Von den Hinderniſſen, welche die Obrigkeit der chriſtlichen Religion entgegen ſezte.

Hier wird es auf einen richtigen Begrif von den Verfolgungen ankommen, zu welchem folgende Bemerkungen etwas beytragen werden.

Erſt von den Verfolgungen der Juden.

Dieſe konnten nicht weit gehen, weil die Juden nach ihrer damaligen Staatsverfaſſung ihnen nicht an das Leben kommen konnten. Wenn ja Chriſten durch ſie umgebracht wurden, ſo hatten ſie ſich dieſer Gewalt nicht ohne Gefahr angemaßt. Dieſes zeigt der Tod des heil. Jacobus. Der Hoheprieſter Ananus machte ſich die Zeit zu Nutze, da der Landpfleger **Feſtus** geſtorben, und der neue, **Albinus**, noch unterwegens war. Dieſe Vermeſſenheit bekam ihm auch ſehr übel; **Albinus** ſchrieb ihm deshalb einen ſehr zornigen Brief, und nach drey Monaten ward er von dem Agrippa ſeines Prieſterthums entſezt.

Hernach von den Verfolgungen der Römer.

1. Unter dem Nero.

Sie war weder allgemein, noch eine eigentliche Religionsverfolgung. Denn er ließ ſie nicht als Chriſten umbringen, ſondern, wie bekannt, als vorgebliche Mordbrenner; als Elende, auf die er den Haß, den ihm ſeine neugierige oder ſtolze Grauſamkeit zugezogen hatte, wälzen zu können glaubte. Ergo (Taciti Annal. XV. cap. 44.) abolendo rumori Nero ſubdidit reos, et quaeſitiſſimis poenis affecit, quos per flagitia inviſos, vulgus Chriſtianos appellabat

Auctor nominis ejus Chriſtus, qui Tiberio imperitante per Procuratorem Pontium Pilatum ſupplicio affectus erat. Repreſſaque in praeſens exitiabilis ſuperſtitio rurſus erumpebat, non modo per Judaeam, originem ejus mali, ſed per urbem etiam, quo cuncta undique atrocia aut pudenda confluunt celebranturque. Igitur primo correpti qui fatebantur, deinde indicio eorum multitudo ingens, haud perinde in crimine incendii, quam odio humani generis convicti ſunt. Et pereuntibus addita ludibria, ut ferarum tergis contecti, laniatu canum interirent, aut crucibus affixi, aut flammandi, atque ubi defeciſſet dies, in uſum nocturni luminis urerentur. Hortos ſuos ei ſpectaculo Nero obtulerat et Circenſe ludicrum edebat, habitu aurigae permixtus plebi vel curriculo inſiſtens. Unde quanquam adverſus ſontes et noviſſima exempla meritos miſeratio oriebatur, tanquam non utilitate publica, ſed in ſaevitiam unius abſumerentur. Wenn die lezten Worte gehörig genommen werden, ſo liegt ſogar ein Verweiß und ein Tadel darinn, daß Nero die Chriſten zwar unüberwieſener Verbrechen wegen, nicht aber ihres Aberglaubens wegen hinrichten laſſen. Oroſius, welcher (lib. VII. c. VII.) hinzuſezt, ac per omnes provincias pari perſecutione Chriſtianos excruciari imperavit, verdient keinen Glauben. Man kennet ihn als einen Schriftſteller, der immer aus ſeinen Quellen mehr ſchöpfte, als drinnen iſt. Auch Sulpicius Severus iſt verdächtig, wenn er ſagt: latis legibus religio vetebatur, palamque edictis propoſitis, Chriſtianum eſſe non licebat. Denn befanden ſich nicht Chriſten ſelbſt unter dem Hausgeſinde des Nero? Und was fragte Nero darnach? er, dem alle Götter und Religionen gleichgültig waren, bis auf ſeine Dea Syria,(*) bis er auch dieſe gegen eine noch elendere Armſeligkeit vertauſchte.

Und man leſe nur in der Apoſtelgeſchichte, wie Paulus in Rom gehalten ward, ob dieſes einer Verfolgung ſehr ähnlich ſiehet? Und warum er endlich wohl gar frey gegeben? Was von ſeinem nachherigen Märtyrtode zu Rom nebſt Petro erzählt wird, iſt voller Widerſprüche und Fabeln, und er kann hingerichtet ſeyn worden, ohne daß die Chriſten überhaupt deswegen verfolgt worden, wie denn Nicephorus ſelbſt und andere ſeine Streitigkeiten mit dem Simon zur Haupturſache machen.

(*) Suetonius Nerone cap. 56.

II. Unter dem Domitian.

Auch dieſe hat nicht das geringſte Anſehen einer allgemeinen Verfolgung. Sie iſt auch vielleicht nicht viel ſchrecklicher geweſen, als die, welche eben dieſer Kaiſer gegen die Philoſophen ergehen laſſen. Und vielleicht gar, daß dort das Chriſtenthum blos der Vorwand, und hier ein wirklicher Haß gegen die Weltweisheit der Grund war.

Viele, ſagt Dio Domit. cap. 14. ἐς τα των Ιουδαιων ἠθη ἐξοκελλοντες, qui ad mores Judaeorum aberraverant, wurden der Ohngötterey wegen verdammt, und einige verloren das Leben, andere nur ihr Vermögen.

Von der Verfolgung der Philoſophen, ſagt hingegen eben dieſer Geſchichtſchreiber, nachdem er erzählt, daß er den Ruſticus Arulenus, ὅτι ἐφιλοσοφει, aus dem Wege räumen laſſen: ἀλλοι τε ἐκ της αὐτης ταυτης της κατα την φιλοσοφιαν αἰτιας συχνοι ἀπωλοντο· και οἱ λοιποι παντες ἐξηλαθησαν αὐθις ἐκ της Ρωμης. Sie wurden häufig umgebracht, und die übrigen alle aus der Stadt gejagt.

Ganz ſonderbar iſt es, wenn Kortholt und andere die Verfolgung, welche Domitian gegen die Nachkommen Davids ergehen ließ, mit zu den Verfolgungen gegen die Chriſten rechnet. Es iſt wahr, ſie traf einige Chriſten mit, als die Enkel des Juda, welcher ein Bruder des Herrn nach dem Fleiſche heißt; ſie iſt aber dem ohngeachtet für eine Verfolgung des Chriſtenthums ſo wenig zu rechnen, daß dem Chriſtenthume nichts vortheilhafteres hätte ſeyn können, als wenn dem Domitian ſein Vorſatz, alle Nachkommen des Davids auszurotten, gelungen wäre.

In der Stelle des Oroſius, die hiervon handelt, (*) muß wohl offenbar ſtatt invidetur, diffiditur geleſen werden.

Tertia perſecutio, ſchreibt Sulpicius Severus, (**) per Trajanum fuit: qui cum tormentis et quaeſtionibus nihil in Chriſtianis morte aut poena dignum reperiſſet, ſaeviri in eos ultra vetuit.

Es iſt falſch, daß Trajanus eine Verfolgung gegen die Chriſten befohlen. Es erhellt ſolches keinesweges aus dem Briefe, den Plinius deshalb an ihn ſchrieb, und das Zeugniß des Euſebius (Hiſtor. Eccl. lib. III. c. 32.) widerſpricht ihm völlig. Μετα Νερωνα και Δομετιανον, κατα τουτον οὗ νυν τους χρονους ἐξεταζομεν (des Trajanus nemlich) μερικως και κατα πολεις ἐξ ἐπαναστασεως δημων, τον καθ᾽ ἡμων

(*) Beym Kortholt p. 58.

(**) Sacrae Hiſtor. lib. II. §. 45. Edit. Horn.

κατεχει λογος ἀναιρεθηναι διωγμον. Die Verfolgung war nur zum Theil; in dieſer und jener Stadt; und ward nicht durch öffentliche Gebote, ſondern durch den Aufſtand des Pöbels veranlaßt. — — — — — — — — — — *)

1.

Die Verfolgungen waren faſt nie allgemein. Ueberhaupt kamen ſie auch zu ſpät. Die erſte Verfolgung des Nero fällt in das 30. Jahr nach Chriſti Himmelfahrt. Wo waren ſeine Jünger damals nicht ſchon hingekommen?

2.

Waren faſt nie durch förmliche Geſetze befohlen.

3.

Hatten faſt immer eine andere Urſache, als die Religion.

Die Heiden beſtraften die erſten Chriſten nicht ſowol wegen ihrer Religion, als wegen der Uebertretung der Geſetze. Die Heiden hatten keine Geſetze, welche die Gewiſſen banden, und dieſes und jenes zu glauben befahlen. Aber ſie hatten Geſetze, welche alle Zuſammenkünfte, und beſonders alle nächtliche Zuſammenkünfte, (*) bey ſchwerer Strafe unterſagten. Ueber dieſe hielten ſie, und wenn die Chriſten dieſe übertraten, ſo wurden ſie nicht als Chriſten, ſondern als Uebertreter der Geſetze verfolgt und beſtraft. Ja, ich ſetze frey hinzu: ſie verdienten beſtraft zu werden, und zwar um ſo viel mehr, da ihre Religion dergleichen Zuſammenkünfte im geringſten nicht erforderte. **Wo zwey oder drey in meinem Namen verſammlet ſind** ꝛc.

Ich ſage dieſe Verſammlungen gehörten nicht zu dem Weſen der Religion. Sie konnte ohne ſie beſtehen, ohne ſie ausgebreitet werden. Geſezt aber, dieſe Verſammlungen wären ein weſentliches Stück der Religion geweſen, oder von den erſten Chriſten dafür gehalten werden: ſo war ihnen doch noch ein anderer Weg übrig, ehe ſie, den Geſetzen zuwider, heimliche und nächtliche Zuſammenkünfte anſtellten; dieſer

---

*) „Das iſt alles, was ich über die chriſtliche Verfolgung auf 3 halben Bogen, die in dem Manuſcripte beſonders lagen, von ihm gefunden. Nun folgen ſeine generellen Bemerkungen darüber." **Karl G. Leſſing.**

(*) Nach den Geſetzen des Romulus: Nocturnae in templo vigiliae ne habento. Conf. Balduinus ad leges Rom. in Heineccii Jurisprud. R. et Att. T. I. p. 34.

Nach den Geſetzen der zwölf Tafeln: Si quis in urbe coetus nocturnos agitaverit, capite luito. Tab. IX. lex VI. Edit. Funcc. p. 401. Balduinus in leges XII. Tab. c. 4. l. c. p. 74.

nemlich, daß ſie ſich bey der Obrigkeit desfalls meldeten, und ſich die Erlaubniß dazu auswirkten. Dieſes hatten auch die Juden thun müſſen, und ihre Synagogen waren ſonach von den verbotenen Hetärien ausgenommen.

Wozu alſo das Zuſammenlaufen? wozu die nächtlichen Verſammlungen ganzer Schaaren von allerley Alter und Geſchlecht? Dieſe mußten nothwendig einer guten Policey verdächtig ſeyn.

Aus dieſen geheimen verbotenen Zuſammenkünſten nahm Celſus ſeinen erſten Grund wider die Chriſten. Daß Origenes ſehr ſchlecht darauf geantwortet habe, hat auch **Mosheim** erkannt. (S. 16.) Allein daß die Antwort, welche **Mosheim** darauf giebt, hinlänglicher ſey, ob ſie gleich weniger anſtößig iſt, glaube ich ſchwerlich. Denn

1) iſt es falſch, daß die Zuſammenkünſte der Chriſten nicht mit unter den verbotenen begriffen, und daß dieſes Verbot nur die wolluſtigen, aufrühriſchen und ärgerlichen Zuſammenkünfte verboten. Sie waren es alle ohne Ausnahme. Siehe was der Conſul bey dem Livius cap. XV. lib. 39. ſagt, als die Bacchanalien abgeſchaft wurden.

2) Und woher wußten denn die Heiden, daß die Zuſammenkünſte der Chriſten wirklich ſo unſchuldig waren? Sezt hier Mosheim nicht eben ſowol als Origenes als bewieſen und ausgemacht voraus, was zwiſchen ihm und dem Celſus ſtreitig iſt?

Daß aber die Römer überhaupt nie eine Religion als Religion verfolgt, ſondern nur in ſofern ſie mit gewiſſen Anordnungen verknüpft war, welche den guten Sitten oder ihrer Staatsverfaſſung zuwider waren, erkennet man deutlich aus der Ausrottung der Bacchanalien, unter dem Conſulate Sp. Poſtumius Albinus und Q. Marcius Philippus (anno u. c. 568. a. C. 186.) welche Livius l. c. weitläuftig beſchreibt. Denn nachdem ſie ſolche nun mit der äuſſerſten Strenge verfolgt, ſo ſtellten ſie ſie doch noch demjenigen frey, welcher ſich Gewiſſens halber dazu verbunden achten würde, und verordneten nur, daß ſie nicht ohne Vorwiſſen des Prätors und Erlaubniß des Senats gehalten werden ſollten. Si quis tale ſacrum ſolenne et neceſſarium duceret, nec ſine religione et periculo ſe id omittere poſſe, apud praetorem profiteretur &c. c. 18. l. l.

*) Anmerkungen über die Erzählung des Livius von Ausrottung der Bacchanalien zu Rom.

1) Ihr Urheber in Etrurien war ein gemeiner, unwiſſender Grieche. Graecus ignobilis in Etruriam primus venit nulla cum arte earum, quas multas ad animorum corporumque cultum nobis eruditiſſima omnium gens invenit, ſacrificulus et vates &c.

Eine neue Sekte zu ſtiften, eine neue Religion zu predigen, iſt ein Ungelehrter auch immer geſchickter, als ein Gelehrter. Geſezt auch ein Gelehrter hätte ſich ein noch ſo blendendes Syſtem ausgedacht; geſezt er beſäße noch ſo viel Ehrgeiz, dieſes Syſtem zu einer herrſchenden Religion, und ſich zu dem Haupte derſelben zu machen: wenn er nicht die Macht beſizt, welche Moſes beſaß: wenn er nicht ſchon Heerführer und Geſetzgeber eines ganzen Volks iſt; oder wenn er nicht Männer, die dieſe Stelle begleiten, ſogleich in ſein Intereſſe ziehen kann; wenn er ſich ſeine erſten Anhänger unter der Menge ſuchen muß; ſo wird er wahrlich ſeinen ganzen Charakter verleugnen, ſeine ganze Denkungsart verändern müſſen, um nur einigermaßen glücklich zu ſeyn. Wahrheit und Philoſophie werden ihn bey dem Pöbel nicht weit bringen; die künſtliche Beredſamkeit der Schule iſt ein zu viel feines Rüſtzeug, ſo plumpe Maſſen in Bewegung zu ſetzen: er muß aufhören, Philoſoph und Redner zu ſeyn; er muß ſacrificulus et vates werden, oder es ſich zu ſeyn ſtellen.

2) Nec is, fährt Livius fort, qui aperta religione propalam ob quaeſtum et diſciplinam profitendi animos horrore imbuerat, ſed occultorum et nocturnorum antiſtes ſacrorum.

Das iſt das wahre Kunſtſtück eines neuen Religionsſtifters. Er muß nicht ſagen: komm, ich will dich eine neue Religion lehren. So ein Vortrag erweckt bey der Menge Schauder. Er fängt mit Scrupeln an, die er gegen die gewöhnliche Religion beybringt, und im Vertrauen beybringt, als ein Mann, dem das Wohl eines Freundes am Herzen liegt. Aus dieſem Scrupel werden Aſſertiones. Aus dieſen Aſſertionen entſtehen freywillige Abſonderungen, erſt nur in Kleinigkeiten, endlich im Ganzen. Ich verachte, wird der griechiſche Bacchusprieſter geſagt haben, eure Götter nicht; ſie wären mächtig genug, euch viel Gutes zu erweiſen, wenn ſie nicht vielleicht von einer

---

*) „Auch dieſe Anmerkungen befinden ſich auf einem beſondern Bogen. Ob ſie gleich eine Digreſſion in dem Werke ſind, ſo hat mein Bruder ſie doch bey dieſer Gelegenheit gemacht, und weil er den Bogen mit dabey gelegt, ſie vermuthlich dabey laſſen wollen.“ Karl G. Leſſing.

mächtigern Gottheit eingeſchränkt würden. Und wer könnte wohl dieſe ſeyn? fragt die fromme Neubegierde. — Ich vermuthe nur. Denn die Götter, wie du wohl weißt, ſind immer einer mächtiger als der andere. Die Götter des weiſen und berühmten Griechenlands zum Exempel. Doch auch unter dieſen giebt es einige von ganz beſonderer Gewalt und Bereitwilligkeit, den Menſchen, die in gewiſſen ihnen gefälligen Gebräuchen unterrichtet ſind, zu helfen. — Nenne mir doch dieſe. — Sie werden in Griechenland ſelbſt ſehr geheim verehrt. — Aber du kennſt ſie doch? — Ich kenne ſie, und kenne ſie als ſehr eiferſüchtige Weſen, die nicht von Jedermann gekannt ſeyn wollen, die ihre Geheimniſſe nicht unter den Pöbel gebracht wiſſen wollen, weil ſie mit der Kenntniß dieſer Geheimniſſe ein für allemal ihren unausbleiblichen Beyſtand verbunden haben. Ein Schauder überfällt mich, laß uns von etwas anders ſprechen — Ich hielt dich für meinen Freund — Und hältſt mich nicht mehr dafür? — Kann ich? Freunde ſollten alles gemein haben; und du behältſt mir das vor, was nicht allein Freunden, was allen Menſchen gemein ſeyn ſollte. — Lege mir es nicht ſo nah. An meinem Willen fehlt es nicht; aber prüfe dich ſelbſt, ob du im Stande biſt, ganz neue ſonderbare Dinge zu hören, zu glauben, zu thun. — Du wareſt es doch im Stande? — Aber welche Ueberwindung hat es mich gekoſtet. — Ich zittre noch; genug es iſt überſtanden — Auch ich werde es überſtehen —

Nun iſt die Neubegierde aufs höchſte; nun iſt die Bereitwilligkeit da; nun nimmt das Spiel ſeinen Anfang.

3) Initia erant quae primo paucis tradita sunt: deinde vulgari coepta per viros mulieresque.

Die erſten Dutzend Anhänger ſich zu ſchaffen, recht blinde, gehorſame, enthuſiaſtiſche Anhänger, iſt für den neuen Religionsſtifter das Schwerſte. Hat er aber nur erſt die, ſo geht das Werk weit beſſer von Statten. Welcher Menſch hat nicht andre Menſchen, über welche ihm Natur oder Glück eine Art von Superiorität ertheilen. Wer will, wenn er erleuchtet zu ſeyn glaubt, nicht gern wieder erleuchten? Der Ungelehrteſte, der Einfältigſte iſt darinn immer am geſchäftigſten. Man ſieht dies alle Tage. Es bekomme ein eingeſchränkter Kopf gewiſſe halbe Kenntniſſe von dieſer oder jener Wiſſenſchaft und Kunſt. Bey aller Gelegenheit wird er davon plaudern. ꝛc.

Beſonders die Weiberchen! Es iſt zu bekannt, wie vortreflich ſich alle Häupter neuerer Religionen und Sekten, gleich dem Stifter der erſten — — — im Paradieſe, zu Nutze zu machen gewußt haben.

4) *additae* (*) voluptates religioni vini et epularum, quo plurium animi illicerentur.

Dieſes erinnert mich an die Liebesmähler der erſten Chriſten. Wozu dieſe heiligen Schmauſereyen? Ich glaube im geringſten nicht, daß bey ihren Stiftungen die Geſetze der Ehrbarkeit und Mäßigkeit übertreten worden. Aber dieſe Uebertretung folgte gar bald, und man ſehe nur, wie ſehr ſchon der Apoſtel Judas in ſeiner Epiſtel v. 12. wider die Mißbräuche, die dabey vorgiengen, eifert. Auch der Apoſtel Petrus II. Epiſt. 2, 13! In welcher Stelle es wohl keine Frage iſt, ob für ἀπάταις, ἀγάπαις geleſen werden müſſe, da es aus dem Parallelismus mit der Epiſtel Judä deutlich genug erhellet. Dieſe Mißbräuche wuchſen auch mit der Zeit ſo ſehr, daß man für nöthig hielt, ſie auf den Kirchenverſammlungen erſt einzuſchränken, und endlich ganz und gar zu verbieten. (**)

Plinius (***) ſagt von dieſen Liebesmahlen, daß ſie zuſammen gekommen wären ad capiendum cibum, promiſcuum tamen et innoxium. Ich finde keinen Ausleger, der dieſes promiſcuus erklären wolle; daß ich alſo zweifle, ob es viele gehörig verſtanden. Sartorius hat es wenigſtens nicht verſtanden, wenn er es überſezt: ſie wären zuſammen gekommen, unter ſich, doch nach gemeiner Art, und ſonder Jemands Nachtheil, zu ſpeiſen. Die Ungewißheit in welcher auch die Herausgeber ſind, ob ſie das tamen zu promiſcuus oder zu innoxius ziehen ſollen, zeigt ſchon, daß ſie nicht deutlich genug geſehen. Ich glaube, daß nicht ſowol alle Speiſen unter einander damit gemeynet werden, als die Vermiſchung der Gäſte ſelbſt von allerley Stand, Alter und Geſchlecht. Dieſe Vermiſchung war den Alten bey ihren Gaſtereyen etwas ganz ungewöhnliches und anſtößiges. Und darum will Plinius ſagen, ob ſchon von dieſer Seite ihre Gaſtereyen anſtößig, ſo wären ſie doch ſonſt von allem Frevel frey.

Daß die Beſchuldigungen des Cäcilius beym Minutius Felix wahr ſind, ob ſie ſchon nur von den Carpocratianern (†) galten, und es ſich die erſten Chriſten durch ihre allzugroße Gelindigkeit und Nach-

---

(*) additae, ſagt Livius. Sie waren alſo nicht das Hauptwerk. Der Betrüger debütirte auch nicht damit.

v. le Miſopogon de Julien, de la traduct. franc. p. 53. u. 121.

(**) In dem 4ten Jahrhunderte v. P. I. Tilemanni Commentarium in Epiſtolam Judae in Appendice de Agapis. Marburgi in 8vo 1693. et Act. Erudit. anno 1694. p. 369.

(***) Epiſt. 97. Lib. X.

(†) Clemens Alexandr. Stromat. lib. III. §. 2. p. 514. Edit. Potteri.

ſicht gegen alle Arten von Ketzern zuzuſchreiben hatten, wenn die Heiden, was ſie von den Ketzern in Erfahrung brachten, den Chriſten überhaupt zuſchrieben.

5) Hujus mali labes ex Etruria Romam, velut contagione morbi, penetravit. Primo urbis magnitudo capacior patientiorque talium malorum, ea celavit.

Der Enthuſiasmus iſt eine wahre anſteckende Krankheit der Seele, die mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit um ſich greift. Shaftsbury.

Seinen erſten Schauplatz muß der neue Religionsſtifter auf dem Lande, in kleinen Orten wählen. Hat er aber da die erſten Anhänger ſich verſchaft, ſo ſucht er ein größeres Theater, und die größte Stadt iſt für ihn immer die beſte. Ein Jünger fängt auf dieſer, der andere auf jener Ecke an; die verſchiedenen Flammen freſſen in der Stille fort; endlich treffen ſie zuſammen, und die halbe Stadt ſteht in der ſchrecklichſten Feuersbrunſt, noch ehe die Policey Rauch gemerkt hat. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

4.

Die Verfolgungen konnten ſich auf zwey anſehnliche Klaſſen von Leuten faſt gar nicht erſtrecken:

1) auf die römiſchen Bürger,
2) auf die Sklaven.

5.

Viele Kaiſer thaten ihr Möglichſtes, ſie einzuſchränken, ja ſogar den Grund davon wegzuſchaffen.

Aufs erſtere beziehen ſich ihre Verbote gegen die Angeber und die ihnen gedrohten Strafen. vid. Euſebius.

Auf das andere iſt das Bemühen der Kaiſer, Chriſtum für einen Gott öffentlich erkennen zu laſſen, zu ziehen. Dies iſt der wahre eigentliche Geſichtspunkt, aus welchem man das, was Tertullianus vom Tiberius, Lampridius von dem Severus deßfalls erzählt, betrachten muß. v. Mosheim de ſtudio Ethnicorum Chriſtianos imitandi. Diſſ. Eccl. Vol. I. p. 357.

Von der Menge der Märtyrer.

Um das begreiflich und verſtändlich zu machen, was die Geſchichtſchreiber der Kirche von der unzählbaren Menge der Märtyrer ſagen, kann vielleicht auch dieſe Anmerkung nicht undienlich ſeyn, daß nemlich in den erſten Zeiten nicht allein diejenigen für Märtyrer gerechnet wurden, welche Verfolgungen wegen des Namens Chriſti erlitten, oder gar ihr Zeugniß mit ihrem Blute verſiegelten, ſondern auch diejenigen, welche jenen in ihrem Gefängniſſe bey ihren Duldungen nach allen Kräften beyſtanden, ihnen den nöthigen Unterhalt reichten, ſie mit Gelde verſahen, um ſich dadurch ihren Wächtern gefällig machen zu können. Τουτο γαρ ποιησαντων ὑμων, μαρτυριον ὑμιν λογισθησεται. Conſtit. Apoſt. lib. V. c. 1.

Das Martyrthum gieng bey ihnen über alles. Wenn ein Catechumenus Märtyrer ward, ſo durfte er ſich im Geringſten nicht beunruhigen, daß er noch nicht getauft ſey. Το γαρ παθος το ὑπερ Χριστου ἐστι αὐτῳ γνησιωτερον βαπτισμα. Conſtit. Apoſt. lib 5. c 6.

Man erkennt hier deutlich eine menſchliche Biaiſirung. Niemals haben die erſten Chriſten die Taufe, wohl aber das Nachtmahl für unentbehrlich gehalten, obgleich die ausdrücklichen Ausſprüche der Schrift für die Unentbehrlichkeit der erſten vorhanden. Wer nicht gläubt und getauft wird: So oft ihr dieſes thut. Und warum dieſes? Weil die Chriſten, beſonders die angehenden, zwar in Umſtände kommen konnten, die Taufe nicht erhalten zu können, aber niemals in Umſtände, das Nachtmahl nicht zu genießen; indem ſie von ihren Glaubensgenoſſen in den Gefängniſſen beſucht werden durften, die auch da mit ihnen eſſen und trinken, und ſonach während demſelben das Sakrament genießen konnten.

VII. Hauptſtück.

Von den gegenſeitigen Bemühungen der Philoſophen.

Sie ſetzen der chriſtlichen Religion entgegen

1.

Elende Vertheidigungen und Entſchuldigungen der heidniſchen.

2.

Eine eben ſo unbegreifliche, abgeſchmackte Philoſophie.

Hieher gehört die abgeſchmackte Philoſophie des Celſus, und die noch weit tollere des **Porphyrius**. Conf. *Alciphron Dial.* VI. p. m. 95. u. f.

Beſchluß.

Wenn aus allem, was bisher angeführt worden, folgen ſollte, daß die chriſtliche Religion durch ganz natürliche Mittel fortgepflanzt und ausgebreitet werden: ſo hüte man ſich zu glauben, daß wider die Religion ſelbſt etwas nachtheiliges daraus folgen könne.

Es iſt gar keine fremde Aſſertion unter unſern Gottesgelehrten, daß Chriſtus ſelbſt zu keiner bequemern Zeit in die Welt hätte kommen können. (*)

Hat nun Chriſtus ſelbſt die bequemſte Zeit erwartet, hat er das große Wunder ſeiner Erſcheinung nicht blos durch lauter andre Wunder unterſtützen, ſondern dem natürlichen Laufe der Dinge unterwerfen wollen; warum wollen wir dieſen natürlichen Lauf der Dinge bey der weitern Ausbreitung aus den Augen ſetzen?

TERTVLLIANVS DE PRAESCRIPTIONIBVS.*)

Einleitung.

Lupus, der 1675. eine Ausgabe dieſer Schrift mit einem weitläuftigen Commentar herausgegeben, in welchem allerdings viele gute brauchbare Antiquitäten zuſammen getragen werden, die zuſammen den ganzen neunten Band ſeiner zu Venedig 1727. in Folio geſammleten Werke ausmachen, wirft daſelbſt die Frage auf, wie der Titel dieſer gegenwärtigen Schrift des Tertullian heiſſen müſſe; ob liber praeſcriptionum adverſus haereticos, oder liber de praeſcriptionibus haereticorum? und giebt ſeine weiſe Entſcheidung dahin, daß beyde Titel nicht unſchicklich wären. Doch ſey der letzte, meynt er, wohl der ſchicklichere, und ſcheine der zu ſeyn, den der Verfaſſer ſelbſt ſeinem Buche gegeben.

Aber wußte denn Lupus nicht, daß man dieſen Titel noch auf eine dritte Weiſe anzugeben pflegt? daß man ihn auch de praeſcriptione, nicht praeſcriptionibus haereticorum auszudrücken pflegt? So lautet er in der Ausgabe des Rigaltius von 1634., ſo in der Ausgabe des Moreau von 1658. (a)

Und wie kömmt es, daß Lupus die ganze Note des Rigaltius nicht geleſen hat? Es muß ihm dieſe Ausgabe gar nicht zu Geſichte

---

(*) Moshemii Comment. de rebus Chriſt. cap. I. §. 3. — Quibus ex rebus rectiſſime ſtatuunt, qui commodiore tempore filium Dei ad homines deſcendere potuiſſe negant. conf. Origenes contra Celſum lib. II.

*) Theologiſcher Nachlaß S. 269.

(a) Moreau ſcheint in dem Titel zwar dem Rigaltius gefolgt zu ſeyn, gleichwol [illegible] et T. II. p. 611. nicht weniger als zehn verſchiedene [illegible], die alle in dem Buche enthalten ſeyn ſollen; von welchen aber doch leicht zu zeigen, daß ſie auf eine hinauslaufen.

gekommen ſeyn, ob er gleich den Rigaltius in der Zueignungsſchrift ausdrücklich anführt. —

Ueberſetzung.

I.

Die Beſchaffenheit der gegenwärtigen Zeitläufte erheiſcht auch von uns dieſe Ermahnung, daß wir uns über dergleichen Ketzereyen durchaus nicht wundern ſollen. Weder darüber, daß ſie ſind, noch darüber, daß ſie den Glauben Einiger untergraben; denn dazu ſind ſie eben, damit es dem Glauben weder an Verſuchung noch an Bewährung fehle. Ein ſehr nichtiges und unbedächtiges Aergerniß alſo, ſich darüber zu ärgern, daß die Ketzereyen gerade ſo viel vermögen, als ſie zu vermögen beſtimmt ſind! Denn wenn einmal beſchloſſen ward, daß irgend ein Ding ſeyn ſollte; ſo muß ja wohl der Urſache, derentwegen es iſt, auch die Kraft entſprechen, durch die es ſeyn kann, was es ſeyn ſollte.

II.

Das Fieber, das unter andern tödtlichen und peinlichen Krankheiten den Menſchen abzufodern beſtimmt iſt, erregt ja unſere Verwunderung weder weil es iſt, noch weil es den Menſchen abfodert. Denn es iſt, weil es nun einmal iſt; und fordert ihn ab, weil es ihn abfordern ſoll. Alſo auch die Ketzereyen, durch welche der Glaube entkräftet und vernichtet wird! Wenn uns dafür grauſet, daß ſie das vermögen: ſo müßte uns erſt dafür grauſen, daß ſie das ſind. Weil ſie das ſind, vermögen ſie das: und weil ſie das vermögen, ſind ſie das. Das Fieber indeß, das ſeinem Grunde und ſeiner Kraft nach etwas Böſes iſt, wie bekannt, verabſcheuen wir mehr, als daß wir uns darüber verwundern ſollten, und ſuchen, ſo viel möglich, uns davor in Acht zu nehmen, da es in unſrer Gewalt nicht ſteht, es ganz aus der Welt zu ſchaffen. Und nun die Ketzereyen, welche den ewigen Tod und die Glut jenes großen Feuers unter uns bringen, wollen einige lieber darob erſtaunen, daß ſie das können, als ſich bemühen, damit ſie es nicht können, ſo leicht ihnen auch dieſe Bemühung ſeyn würde. Und was vermöchten ſie denn auch, die Ketzereyen, wenn man ſich nicht verwunderte, daß ſie ſo viel vermöchten! Denn entweder entſteht das Aergerniß, das ihnen beywohnt, aus dieſer Verwunderung; oder dieſe Verwunderung aus dieſem Aergerniſſe. Als ob ſie doch einigermaßen wahr ſeyn müßten, weil ſie ſo viel vermögen. Ein großes Wunder, daß das Böſe ſo ſeine Kraft hat? Oder iſt das ſo ſehr zu verwundern, daß die Ketzereyen nur bey denen wirkſam ſind, deren Glauben ſo unwirkſam war? In den Kämpfen der Ringer und Fechter iſt der, welcher ſiegt, nicht eben nothwendig ſtark, und könnte nicht beſiegt werden; ſondern der Beſiegte war nur nicht ſtark. Denn wenn dieſer nemliche Sieger nur bald darauf mit einem Stärkern zuſammenkam; ſo lag er gar wohl unter. Vollkommen ſo ſind es blos die Schwachheiten dieſes und jenes, was die Ketzereyen vermögend macht, die ſchlechterdings nichts vermögen würden, wenn ſie auf einen vermögenden Glauben träfen.

III.

Beſonders pflegen jene Wundermäuler ſich ſehr erbaulich zu ärgern, wenn es gerade gewiſſe Perſonen ſind, die von der Ketzerey angeſteckt werden. Warum doch der und jener, die ſo gläubige, ſo kluge, ſo geübte Glieder der Kirche waren, dieſer oder jener Erzgelehrte! Wer ſollte ſich hierauf nicht ſelbſt antworten: da ſie ſelbſt durch Ketzerey ſo verunſtaltet werden können, ſo müſſen ſie ſehr klug, ſehr gläubig, ſehr geübt auch nicht geweſen ſeyn. Es iſt doch, denk' ich, eben nichts Sonderbares, wenn auch ein Geprüfter in der Folge hintenaus weicht. Saul, der vor ſo vielen andern gut war, ward doch hernach vom Neide zu Grunde gerichtet. David, ein guter Mann nach dem Herzen Gottes, machte ſich hernach doch des Meuchelmordes und des Ehebruchs ſchuldig. Salomon, der mit aller Gnade und Weisheit von dem Herrn beſchenket ward, ließ ſich dennoch von den Weibern zur Abgötterey verführen. Dem einzigen Sohn Gottes war es vorbehalten, ohne allen Fehl zu verbleiben. Was denn nun mehr, wenn auch ein Biſchoff, wenn ein Diakonus, wenn eine heilige Witwe oder Jungfrau, wenn ein Lehrer,(b) wenn ſogar ein Märtyrer von der Regel abgefallen iſt! Haben die Ketzereyen darum mehr Wahrheit erhalten! Prüfen wir den Glauben nach den Perſonen, oder die Perſonen nach dem Glauben? Niemand iſt weiſe, als der Gläubige: niemand iſt vornehmer, als der Chriſt. Niemand aber iſt Chriſt, der nicht ausgehalten hat bis an das Ende. Du, als Menſch, kennſt einen Jeden nur von auſſen; du wähnſt, was du ſiehſt. Du ſiehſt aber nicht weiter, als deine Augen reichen. Aber des Herrn Augen, ſteht geſchrieben,(c) dringen tief. Der Menſch ſieht das Antlitz, und Gott das Innerſte des Herzens. Und alſo kennt Gott, die ihm zugehören:(d) und die Pflanze, die ſein Vater nicht gepflanzet hat, reißet er aus,(e) und macht aus den erſten die lezten,(f) die Wurfſchaufel in der Hand, um ſeine Tenne zu reinigen.(g) Mag doch auf jeden Windſtoß der Verſuchung von der Spreu des leichten Glaubens ſo viel verfliegen, als nur will; deſto reiner wird das übrige Getreide in die Scheuer des Herrn gebracht. Haben ſich nicht an dem Herrn ſelbſt einige ſeiner Schüler geärgert und ſind von ihm abgewichen? Und doch haben die übrigen, ſeine Fußtapfen auch verlaſſen zu müſſen, darum nicht geglaubt. Sondern ſo viel deren es wußten, daß er das Wort des Lebens ſey, daß er von Gott gekommen, haben bis ans Ende in ſeinem Gefolge verharret: ob er es ihnen ſchon ſelbſt ſanftmüthig frey geſtellt hatte, daß ſie nun auch von ihm weichen könnten, wenn ſie wollten. Kleinigkeit, wenn hernach einige, als Phygellus, Hermogenes, Philetus und Hymenäus von ſeinem Apoſtel abtraten: der Verräther Chriſti ſelbſt war in der Zahl ſeiner Apoſtel geweſen. Wir wundern uns, wenn ſeine Kirche von einigen verlaſſen werden, da doch nur das, was uns nach dem Beyſpiele Chriſti begegnet, zeiget, daß wir Chriſten ſind. Sie ſind von uns ausgegangen, aber ſie waren nicht von uns; denn wären ſie von uns geweſen, ſo wären ſie bey uns blieben.

(b) Doctor, vielleicht Audientium, wie es beym Cyprian heißt, ein Extrakatechet.

(c) 1 Kön. 16, 7.

IV.

Wir wollen uns vielmehr ſowol der Weiſſagungen des Herrn als der Apoſtoliſchen Schriften erinnern, durch die wir vorher gewußt, daß Ketzereyen kommen würden, durch die wir vorher gewarnt wurden, Ketzereyen zu fliehen. Und wie wir uns nicht davor entſetzen, daß ſie ſind, ſo laßt uns es auch nicht Wunder nehmen, wenn ſie das können, weswegen wir ſie fliehen ſollen. Der Herr erinnert uns, daß viele reißende Wölfe in Schaafskleidern kommen werden. Was wären das für Schaafskleider, wenn es nicht die äuſſere Fläche des chriſtlichen Namens wäre? Wer ſind die reißenden Wölfe anders, als der trügliche Sinn und Geiſt, welcher der Heerde Chriſti innerlich auflauert? Wer ſind die falſchen Propheten anders, als die falſchen Prediger? Wer die falſchen Apoſtel anders, als die Lehrer des verfälſchten Evangelii? Wer ſind die Antichriſten jezt und auf immer anders, als die ſich wider Chriſtum empören? Jezt ſind es die Ketzereyen, welche durch verkehrte Lehren die Kirche nicht weniger zerrütten, als einſt der Antichriſt durch gräßliche Verfolgungen ſie verheeren wird. Nur daß die Verfolgung auch Märtyrer macht: und die Ketzerey nur Abtrünnige. Blos deswegen mußten auch Ketzereyen ſeyn, damit die Bewährten von jeder Art bekannt würden, ſowol die, welche in den Verfolgungen beſtanden, als auch die, welche ſich von den Ketzereyen nicht irren ließen. Auch hat er keineswegs befohlen, diejenigen für bewährt zu halten, welche ihren Glauben in Ketzerey wandeln, wie man es ihm ganz zuwider erklären würde, was er an einem andern Orte ſagt: **Prüfet alles und das Beſte behaltet.** Als ob, wenn man alles recht geprüfet hat, ſich in ſeiner Wahl nicht irren und das Schlechteſte ergreifen könnte.

(d) 2 Tim. 2, 19.
(e) Matth. 15, 13.
(f) Matth. 20, 16.
(g) Matth. 3, 12.

V.

Ferner, wenn er gegen Zwietracht und Spaltungen eifert, die doch unſtreitige Uebel ſind, und ſogleich die Ketzereyen hinzufügt: ſo erklärt er ja wohl das, was er unſtreitigen Uebeln ſogleich beyfügt, auch für ein Uebel, und zwar für das Größere. Nur deswegen, will er ſagen, habe er an den Spaltungen und Uneinigkeiten nicht gezweifelt, weil er gewußt, daß ſogar Ketzereyen ſeyn müßten. Blos in Hinſicht auf das größere Uebel habe er die kleinern ja leicht glauben können. Er ſagt nicht, er habe das Uebel geglaubt, weil die Ketzereyen gut wären; ſondern er nimmt nur dabey Gelegenheit, von Verſuchungen einer noch ſchlimmern Gattung vorher zu erinnern, daß man ſich ihrer nicht wundern ſolle, weil auch ſie beſtimmt wären, die Bewährten überhaupt mit offenbar zu machen, nemlich die, die ſich von ihnen nicht verführen laſſen. Endlich wenn das ganze Kapitel darauf abzweckt, die Einigkeit zu erhalten, und die Trennungen zu hintertreiben; durch Ketzerey aber die Einigkeit nicht weniger aufgehoben wird, als durch Zwietracht und Spaltungen, ſo müſſen ihm ja wohl die Ketzereyen in dem nemlichen Grade verwerflich ſeyn, in welchem es ihm Zwietracht und Spaltung ſind. Und ſonach erklärt er nicht diejenigen für bewährt, welche zu Ketzereyen übergehn: ſondern er eifert gegen dies Uebergehn ſelbſt; indem er alle eines und eben daſſelbe reden, eines und eben daſſelbe glauben lehrt, welches auch bey den Ketzereyen nicht ſtatt hat.

VI.

Und hiervon weiter nichts, da es ja doch der nemliche Paulus iſt, der an einem andern Orte, wo er an die Galater ſchreibt, die Ketzereyen unter die fleiſchlichen Laſter zählt; der nemliche, welcher den Titus anweiſet, einen ketzeriſchen Menſchen, der einmal ermahnet worden, zu meiden, weil ein ſolcher verkehrt ſey, und ſündige als einer, der ſich ſelbſt verurtheilt habe; der nemliche, der faſt in jeder ſeiner Epiſteln, die falſchen Lehren zu fliehen ſo einſchärft, und die Ketzereyen verurtheilt, deren Werke die falſchen Lehren ſind. Die Ketzereyen heiſſen im Griechiſchen Häreſes, von einem Worte, welches Wahl bedeutet, als deren wir uns ſowol bey Ausbreitung als Uebernehmung derſelben gänzlich gebrauchen. Er nennt auch daher den Ketzer einen, der ſich ſelbſt verurtheilt, weil er das, worüber er verurtheilt wird, ſelber erwählt hat. Wir aber dürfen weder nach unſerm Gutdünken etwas einführen, noch etwas erwählen, was irgend jemand nach ſeinem Gutdünken eingeführt hat. Darinn haben wir die Apoſtel zu Vorgängern, als die ſelbſt nach ihrer Willkühr nichts erwählt, noch eingeführt, ſondern die von Chriſto überkommene Lehre treulich den Vätern überliefert haben. Wenn uns alſo auch ein Engel vom Himmel ein anderes Evangelium predigte, der ſey von uns verflucht. So hatte es der heilige Geiſt ſchon damals voraus geſehn, daß der Engel der Verführung ſich einſt durch eine Jungfrau, eine gewiſſe Philumene, in einen Engel des Lichts verſtellen werde, durch deren Zeichen und Zauberkünſte ſich Apelles verführen laſſen, eine neue Ketzerey an den Tag zu bringen.

VII.

Das ſind die Lehren, welche Menſchen und böſe Geiſter für juckende Ohren mit der Weisheit dieſer Welt erzeuget haben, die der Herr Thorheit nennt, der das Thörigte der Welt erwählet hat, um die Philoſophie ſelbſt damit zu Schanden zu machen. Denn das iſt eben die Beſchäftigung der Weisheit dieſer Welt, daß ſie die göttliche Natur und Einrichtung auszulegen ſich erkühnet. Die Ketzer endlich ſelbſt werden von der Philoſophie aufgewiegelt. Daher die Aeonen, und ich weiß nicht was für Formen nebſt der Dreyheit des Menſchen beym Valentinus, der ein Platoniker geweſen war. Daher Marcions Gott wegen ſeiner Ruhe: er war von der Sekte der Stoiker. Daher die Sterblichkeit der Seele, die von den Epicurern behauptet wird. Daher die Wiederherſtellung des Fleiſches, welche in allen Schulen der Philoſophen geleugnet wird. Wird wo die Materie Gott gleich gemacht, das war Zenons Lehre. Wird wo des feurigen Gottes erwähnt, das ſchreibt ſich von Heraclitus her. Kurz, die nemlichen Fragen werden bey Ketzern und Philoſophen aufgeworfen, und auf die nemliche Weiſe in einander geflochten. Woher das Uebel, und warum? Woher der Menſch, und wie? Oder was neulich gar Valentinus aufgegeben: woher Gott? Wo anders her, als aus ſeiner Enthymeſi und Ektromate. Und armer Ariſtoteles! der du deine Dialektik dazu leihen mußt, die ſo künſtlich bauen, ſo künſtlich einreißen kann, die auf alles ein Sprüchelchen hat, ſo dringend muthmaßet, ſo zwingend folgert, im Hadern ſo mächtig iſt, in ihren eignen Reden ſich ſo verwickelt, nichts zu Ende bringt, immer von vorne anfängt. Daher jene Fabeln und Geſchlechtsregiſter, die kein Ende haben, jene fruchtloſen Aufgaben, jene wie der Krebs um ſich freſſende Reden, von welchen uns der Apoſtel gern zurück halten möchte, wenn er die Philoſophie namentlich anführt und ſeine Coloſſer davor warnet: (b) **Sehet zu, daß euch niemand beraube durch die Philoſophie und loſe Verführung nach der Menſchenlehre und nach der Welt Satzungen, und nicht nach Chriſto.** Er war zu Athen geweſen und hatte dieſe menſchliche Weisheit, dieſen Affen der beſſern, dieſe Verfälſcherin der wahren näher kennen lernen, ſich mit ihr eingelaſſen und ſelbſt erfahren, in wie mannigfaltige Ketzereyen auch ſie ſich trennt, die ſich alle unter einander widerſprechen. Was hat alſo Athen mit Jeruſalem zu thun? Was die Akademie mit der Kirche? Was die Ketzer mit den Chriſten? Unſere Lehre iſt aus der Halle Salomonis, nach deſſen Grundſatze der Herr in Einfalt des Herzens zu ſuchen iſt. Auf ihre Gefahr, die lieber ein ſtoiſches oder platoniſches, oder dialektiſches Chriſtenthum wollen!

VIII.

Uns hat Chriſtus Jeſus alle Wißbegier unnöthig; uns hat das Evangelium alles Forſchen überflüßig gemacht. Wenn wir glauben, ſo verlangen wir nichts weiter zu glauben. Denn das glauben wir vor allen Dingen, daß weiter nichts iſt, was wir zu glauben hätten. Ich komme alſo zu demjenigen Punkte, welchen auch die Unſrigen vorwenden, wenn ſie ihrer Neugier nachhängen wollen, und den die Ketzer ſo eindringen, wenn ſie ihren Vorwitz annehmlich machen wollen. Es ſtehet geſchrieben, ſagen ſie: **Suchet, ſo werdet ihr finden.** Laßt uns nicht vergeſſen, wenn der Herr dieſe Aufmunterung ergehen laſſen. Ich glaube, es war im Anfange ſeiner Lehre, als noch alle zweifelten, ob er der Chriſt ſey; als ihn Petrus noch nicht für den Sohn Gottes erklärt hatte; als ſelbſt Johannes an ihm zu zweifeln begonnte. Damals war es Zeit zu rufen: **Suchet, ſo werdet ihr finden!** als derjenige noch mußte geſucht werden, der noch nicht erkannt war. Und das zwar ſo weit es den Juden galt! Denn nur dieſe hatten ſich der ganzen verweiſenden Aufmunterung anzunehmen, die das hatten, wo ſie Chriſtum ſuchen ſollten. Sie haben, ſagt er, Moſen und

---

(b) Kap. 2, 8.

Eliam, das iſt, das Geſetz und die Propheten, welche Chriſtum verkündigen. So wie es anderwärts ganz offenbar lautet: **Suchet in der Schrift; denn ihr meynet, ihr habt das ewige Leben darinn; und ſie iſts die von mir zeuget.** Das war das **Suchet, ſo werdet ihr finden!** Denn daß auch das Folgende die Juden anbelangt, iſt augenſcheinlich: **Klopfet an, ſo wird euch aufgethan.** Die Juden waren ehemals Gott näher geweſen, hernach waren ſie ausgeſtoßen worden, und hatten angefangen, von Gott ferne zu ſeyn. Aber die Heiden waren Gott nie näher geweſen; ſie waren immer geachtet wie ein Tropfen, der im Eimer bleibt; wie ein Stäubchen auf der Tenne; waren immer auſſerhalb geweſen. Wer alſo immer auſſerhalb war, wie ſoll der da anklopfen, wo er niemals geweſen iſt? Kann der die Thüre kennen, durch die er nie eingelaſſen und nie ausgeſtoßen worden? Oder wird der, der es weiß, daß er darinn geweſen und ausgeſtoßen worden, nicht vielmehr klopfen, weil er die Thüre kennt? Auch das **Bittet, ſo werdet ihr nehmen,** kömmt nur dem zu, welcher es wußte, von wem er bitten ſollte, von wem ihm etwas verſprochen worden; nemlich vom Gott Abrahams, Iſaacs und Jacobs, welchen die Heiden eben ſo wenig kannten, als ihnen irgend eine Verheiſſung von ihm bewußt war. Daher ſprach er denn auch nur zu Iſrael, wenn er ſagte: **ich bin nicht geſandt, denn nur zu den verlornen Schaafen des Hauſes Iſrael.** Noch hatte er den Hunden das Brod der Kinder nicht vorgeworfen; noch hatte er nicht befohlen, auf die Straßen der Heiden auszugehn. Nur ganz zulezt befahl er auszugehn, und auch die Heiden zu lehren und zu taufen, weil ſie nun bald den Tröſter, den heiligen Geiſt, bekommen würden, der ſie in alle Wahrheit leiten werde. Und auch das gilt nur jene. Denn wenn auch die Apoſtel, die zu Lehrern der Heiden beſtimmt ſind, erſt ſelbſt an den heiligen Geiſt einen Lehrer erhalten ſollen: ſo fällt ja das **Suchet, ſo werdet ihr finden,** für uns um ſo mehr weg, die wir von den Apoſteln die Lehre ohnedies erhalten ſollten, welche die Apoſtel ſelbſt von dem heiligen Geiſt erhielten. Alle Worte des Herrn, die durch die Ohren der Juden zu uns gekommen, ſind zwar für alle niedergeſchrieben; doch da die meiſten an gewiſſe Perſonen gerichtet ſind, ſo können ſie für uns die alte Kraft des Befehls eigentlich nicht haben, ſondern nur nach Maßgebung.

IX.

Ich verlaſſe aber dieſen Poſten nun freywillig. Es mag allen ohne Ausnahme geſagt ſeyn: **Suchet, ſo werdet ihr finden;** ſo muß doch auch hier der Sinn dem Steuer einer ſichern Auslegung folgen. Keine göttliche Rede iſt ſo ſchlaff und ſchwankend, daß man ſich nur die Worte zu vertheidigen begnügen müſſe, ohne den Sinn der Worte feſt ſetzen zu können. Vor allen Dingen lege ich aber das zum Grunde: daß Chriſtus ſchlechterdings etwas Beſtimmtes und Gewiſſes müſſe verordnet haben, was die Welt glauben und ſonach ſuchen ſolle, damit ſie es glauben könne, wenn ſie es gefunden. Einer beſtimmten und gewiſſen Verordnung aber läßt ſich nicht bis ins Unendliche nachforſchen. Man muß ſuchen bis man gefunden hat, und glauben ſobald man gefunden hat. Endlich muß man auch bewahren, was man einmal geglaubt hat: und das iſts alle. Glaubſt du nun gar oben drein, daß nichts anders zu glauben iſt: ſo iſt ja auch nichts anders zu ſuchen, ſobald du das gefunden und geglaubt, was von dem verordnet iſt, der dir nichts anders zu glauben befiehlt, als was er verordnet. Wem das bis jezt noch zweifelhaft iſt, dem ſoll es bald klar werden, daß das, was Chriſtus verordnet hat, bey uns zu finden. In Zuverſicht auf dieſen Beweis will ich Einige nur hier in Voraus erinnern, daß weiter nichts zu ſuchen, als was ſie ſchon geglaubt, und daß da eben das ſey, was ſie ſuchen ſollen; damit ſie das **Suchet, ſo werdet ihr finden**, nicht ohne Verſtand auslegen.

X.

Der Verſtand dieſes Spruches aber beruht auf dieſen drey Stücken: Auf der Sache, auf der Zeit und auf der Weiſe. Der Sache nach iſt zu erwägen, was zu ſuchen; der Zeit nach, wenn; und der Weiſe, wie weit. Alſo iſt zu ſuchen, was Chriſtus verordnet. Es iſt zu ſuchen, wenn wir es noch nicht gefunden; es iſt zu ſuchen, bis wir es gefunden. Nun haben wir es aber ja wohl gefunden, wenn wir es geglaubt. Denn wie hätten wir es glauben können, wenn wir es nicht gefunden! Wie hätten wir es ſuchen können, wenn wir es nicht finden wollen! Darum ſuchen wir, um es zu finden; darum finden wir, um es zu glauben. Alles Suchen, alles Finden hört mit dem Glauben auf. Dieſes Ziel wird durch die Frucht des Suchens ſelbſt geſteckt. Dieſen Graben hat der ſelbſt gezogen, welcher will, daß wir nichts anders glauben ſollen, als was er verordnet hat; und ſonach auch nichts anders ſuchen. Denn ſollten wir deswegen, weil Andere andere Dinge verordnet haben, nur immer ſo lange fortſuchen, ſo lange noch etwas zu finden wäre, ſo müßten wir ja immer ſuchen, und könnten nie glauben. Oder wo wäre denn das Ende des Suchens? die Ruheſtätte des Glaubens? die Entſagung des Findens? Bey dem Marcion? Aber auch Valentinus ruft mir ja zu: **Suchet, ſo werdet ihr finden.** Alſo bey dem Valentinus? Aber auch Apelles bringt ja mit dieſer Vermahnung in mich, und Hebion und Simon, und wie ſie alle nach der Reihe heißen, die ſich bey mir gern einſchmeicheln, die mich ihnen gern zum Sklaven machen möchten. Da ich alſo auf allen Seiten ſeyn ſoll, um zu ſuchen und zu finden: kann ich nirgends ſeyn; und das wollten ſie gern, daß ich nirgends wäre, als ob ich es nicht bereits ergriffen hätte, was Chriſtus angeordnet, was allein zu ſuchen, was allein zu glauben iſt.

XI.

Man irrt ungeſtraft, ſagen ſie, wenn man nicht ſündigt. Als ob irren nicht auch ſündigen wäre. Alles was ich ſagen möchte, iſt: nur der ſchweift ungeſtraft umher, der nichts verläßt. Wenn ich aber bereits geglaubt habe, was ich glauben ſollen, und wähne, daß ich noch etwas anders ſuchen müſſe, ſo hoffe ich ja wohl auch etwas anders zu finden, welches ich auf keine Weiſe hoffen würde, wenn ich wirklich geglaubt hätte, was ich zu glauben ſchien, oder wenn ich nicht aufgehört hätte, es zu glauben. Indem ich alſo meinen Glauben verlaſſe, werde ich als ein Verleugner deſſelben befunden. Ich ſage es noch einmal. Niemand ſucht, als der, welcher entweder nichts gehabt hat, oder verloren hat. Das Weib hatte von zehn Groſchen einen verloren: alſo ſuchte ſie. Sobald ſie ihn fand, hörte ſie zu ſuchen auf. Der Nachbar hat kein Brod: alſo klopft er an. Sobald ihm aufgethan wird, und er bekömmt, hört er zu klopfen auf. Die Witwe verlangte, bat, von dem Richter gehört zu werden, weil ſie nicht vorgelaſſen ward. Kaum war ſie gehört, und vorbey war dies Anliegen. Alſo hat es doch ein Ende das Suchen, das Klopfen, das Bitten. Dem Bittenden wird gegeben, heißt es, dem Klopfenden wird aufgethan, und der Suchende findet. Was gilts; nur darum ſucht einer immer, weil er nicht findet! Denn er ſucht da, wo nichts zu finden iſt. Was gilts; nur darum klopft einer immer an, weil niemals aufgethan wird! Denn er klopft an, wo niemand iſt. Was gilts; nur darum bittet einer immer, weil er niemals gehört wird! Denn er bittet von dem, der nicht höret.

XII.

Und geſezt auch, daß wir noch, und immer ſuchen müßten; wie! bey wem ſollten wir wohl ſuchen müſſen? Bey den Ketzern? bey denen alles fremde, alles unſrer Wahrheit entgegen iſt? denen wir gar nicht zu nahe kommen ſollen? Welcher Knecht erwartet ſein Brod von einem Fremden? geſchweige von dem Feinde ſeines Herrn! Welcher Kriegsmann nimmt Sold und Geſchenke von Bundsloſen? geſchweige — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Anmerkungen
zu dem Tertullian. de praeſcriptionibus.

C. 1.

Alles, was Tertullian in dieſem und den folgenden Kapiteln von den Ketzereyen ſagt, kann vollkommen auf die deiſtiſchen und naturaliſtiſchen Schriften angewendet werden, über deren Ausbreitung und Eindruck man ſich ſo ſehr wundert. Denn auch der Naturalismus gehört unter die Rotten, die prophezeiht werden und dazu beſtimmt ſind, ut ſides habendo tentationem, haberet etiam probationem.

C. 2.

Erogare könnte hier ſehr wohl durch abfordern, nemlich aus dieſem Leben, gegeben werden. Febris erogando homini deputata erinnert mich an die Fabel von den drey Bothſchaften des Tods, unter welchen ſich ebenfalls ein Fieber befand. Lupus will erogatio durch Erſchöpfung überſezt wiſſen, quia uti erogatio pecuniam, ita febris cruciatu exhaurit humanam ſubſtantiam.

Auch von den gefährlichen Schriften, gegen welche unbeſonnene Zeloten öffentlich predigen, gilt, was Tertullian von den Ketzereyen ſagt: nihil valebunt, ſi illas tantum valere non mirentur, nemlich die ſchwachgläubigen Eiferer, die den Schaden, welchen dergleichen Bücher ſtiften, nicht genug bejammern zu können glauben. Aut enim dum mirantur, *in ſcandalum ſubminiſtrantur*. Leute werden zu ihrem Aergerniſſe damit be — — — — — — —
— — — — — — — — — —

*) Von den Schriften wider die Religion läßt ſich ſehr wohl ſagen, was Tertullian von den Ketzereyen ſagt: ad hoc ſunt, ut ſides habendo tentationem, haberet etiam probationem. Und von denen, welche ſich wundern und darüber ärgern, daß dieſe Bücher ſo geleſen werden, kann man eben ſo recht ſagen: Vane et inconsiderate hoc ipſo scandalizantur. Denn wahrlich auch dieſe Bücher, wie die Ketzereyen, nihil valebunt, si illos tantum valere non mirentur

---

*) Leſſings Leben II, S. 255.

Bemerkungen über Burke's philoſophiſche Unterſuchungen über den Urſprung unſerer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. *)

Was Erhaben und Schön heißt.

Alle angenehmen Begriffe ſind undeutliche Vorſtellungen einer Vollkommenheit.

Die Vollkommenheit iſt die Einheit im Mannigfaltigen.

Bey der unendlichen Vorſtellung der Einheit im Mannigfaltigen, iſt entweder der Begriff der Einheit, oder der Begriff der Mannigfaltigkeit der klärſte.

Die undeutliche Vorſtellung einer Vollkommenheit, in welcher der Begriff der Einheit der klärſte iſt, nennen wir ſchön.

Die undeutliche Vorſtellung einer Vollkommenheit, in welcher der Begriff der Mannigfaltigkeit der klärſte iſt, nennen wir erhaben.

Daher heißt in dem ganzen Umfange der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte nichts ſchön, was ſich nicht auf einmal überſehen läßt, und nichts erhaben, was ſich auf einmal aus einem Geſichtspunkte ganz betrachten läßt.

Unfroh.

Man weiß die eigentliche philoſophiſche Bedeutung des Wortes froh, nach welcher es die angenehme Empfindung, die durch die Aufhörung der Unluſt erregt wird, bedeutet. Welch Wort nun aber drückt die unangenehme Empfindung aus, welche durch die Aufhörung einer Luſt erregt wird? Ohne Zweifel unfroh. Und ſo haben es auch wirklich unſere Alten gebraucht. Z. E. der Graf v. Kilchberg, in folgender Apoſtrophe an den Winter.

Hey winter din gewalt
Tuot uns aber hüre leit
Du verderbest uns der bluomen schin
Du velwest gruenen wald
Und dartuo die linden breit
Du gesweigest uns dú vogellin
Des bin ich unfro — doch so mac sin werden rat

---

*) Leſſings Leben II, S. 233.

Wie dú suesse reine
Die ich mit trúwen meine
Min muot hohe stat

Maneſſ. Samml. Th. 1. S. 13.

„Schon wieder, Winter, leiden wir unter deiner Gewalt! du verderbſt uns den Glanz der Blumen; du welkeſt den Hayn und die breite Linde, du verſtummeſt die Vögel; deß bin ich unfroh! Doch es mag noch hingehen, wenn nur Sie, die Süße, die Eine, die ich ſo innig liebe, mein Gemüth erquicket."

Von der Liebe.

(19ter Abſchnitt des 4ten Theils.)

1.

Wen wir lieben, an deſſen Vergnügen und Mißvergnügen nehmen wir Antheil; wir ſind mit ihm vergnügt und mißvergnügt.

2.

Wir können aber mit niemand vergnügt oder mißvergnügt ſeyn, wenn wir nicht mit ihm, wegen des Gegenſtandes ſeines Vergnügens oder Mißvergnügens einerlei Sinnes ſind. Wer ſich über etwas freuet, das ich für ein Uebel halte*), oder über etwas trauert, was ich für ein Gut halte, mit dem kann ich unmöglich trauern oder mich freuen.

3.

Folglich iſt die Aehnlichkeit der Denkungsart, die Identität der Urtheile, der Grund aller Liebe**).

4.

Wenn wir uns ſelbſt zum Gegenſtande unſerer Betrachtung machen, ſo denken wir uns, als außer uns, und haben gleichſam einen confuſen Begriff von einem außer uns exiſtirenden Selbſt***).

---

*) Wen geht dieſes **etwas** näher an? ihn? mich? oder einen dritten?
Moſes Mendelsſohn (handſchriftliche Anmerkung).

) Nicht Aehnlichkeit der Denkungsart überhaupt; ſondern die Aehnlichkeit der Urtheile über Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, die mich oder ihn angehen. Dieſe aber iſt nicht die Urſache, ſondern die Wirkung der Liebe. **Mendelsſohn.

***) Wir betrachten öfters die Wirkungen unſerer Seele einzeln, als Dinge die außer uns ſind. Sobald wir ſie aber zuſammen nehmen, und ſie als eine Perſon betrachten: ſo fließen alle die Begriffe gleichſam in ein innerliches Selbſt zuſammen. **Mendelsſohn.**

5.

Zwiſchen dieſem unſerm Selbſt und einer andern Perſon können wir Aehnlichkeiten der Empfindung und der Urtheile wahrnehmen. Je mehrere und größere dergleichen Aehnlichkeiten wir wahrnehmen, deſto ſtärker wird der Grund unſerer Liebe zu dieſer Perſon.

6.

Und je mehrere und größere dergleichen Aehnlichkeiten wir zwiſchen einer andern Perſon und unſerm Selbſt wahrnehmen, deſto ſchwerer wird es uns (beſonders im Stande der confuſen Ideen) dieſe Perſon von unſerm Selbſt zu unterſcheiden.

7.

Und aus dieſer Schwierigkeit, dieſe Perſon von unſerm Selbſt zu unterſcheiden, kömmt es, daß wir ihre Empfindungen für die unſrigen, und unſere für die ihrigen halten, daß wir an ihrem Vergnügen oder Mißvergnügen Antheil nehmen, und verlangen, daß ſie es auch an unſerm Vergnügen und Mißvergnügen nehmen ſolle.

8.

Die Schwachheit, ſchon bei geringen und wenigen Aehnlichkeiten, die eine andere Perſon mit uns hat, dieſe Perſon mit uns ſelbſt zu verwechſeln, heißt die Sympathie *).

9.

Die Sympathie wirkt daher plötzlich, und verräth allezeit einen ſehr geringen Grad von Scharfſinn **).

10.

Die ganze Liebe der Thiere gegen einander iſt Sympathie. Und man ſollte ſagen, daß man, vermöge der Sympathie, nicht ſowohl ſich an eines andern, als den andern an ſeine Stelle ſetze.

11.

Was hat aber der Genuß der veneriſchen Wolluſt mit der Liebe gemein, daß man ihn des Namens der Liebe gewürdiget hat? Setzt er die wahre Liebe voraus? oder ſollte er ſie doch wenigſtens vorausſetzen? Keins von beiden. Das Weſen der Liebe beſteht darin, daß ich das Vergnügen der geliebten Perſon für das meinige, und mein Vergnügen für das ihrige halte. Nun aber findet ſich eine ähnliche Erſcheinung bei der veneriſchen Wolluſt; die angenehmen Empfindungen der einen Perſon ſind von den angenehmen Empfindungen der andern unzertrennlich; die einen reitzen und unterhalten die andern; keins von

---

*) Dieſe Erklärung von der Sympathie macht mich etwas ſtutzen. Ich wünſchte ſie annehmen zu können. **Mendelsſohn.**

) Aber einen deſto größern Grad von Witz. **Mendelsſohn.

beiden weiß, ob es mehr Vergnügen erhält oder mittheilt *). Und aus dieſer ähnlichen Erſcheinung kömmt es, daß man den Beiſchlaf zu einer Art von Liebe gemacht. Er iſt es auch in den kurzen Augenblicken ſeiner Dauer wirklich, und vielleicht die intimſte Liebe in der ganzen Natur.

Von dem Haſſe.

Die Schwierigkeiten bey der gemeinen Erklärung der Haſſes ſcheinen mir noch weit größer zu ſeyn, als bey der gemeinen Erklärung der Liebe.

Der Haß, ſagt man, iſt das Vermögen (dispositio) der Seele, aus eines andern Unglück Vergnügen zu ſchöpfen **).

Unglück iſt Unvollkommenheit — Und alſo können wir auch aus der **Unvollkommenheit** Vergnügen ſchöpfen? und alſo iſt das Vergnügen nicht bloß die anſchauende Erkenntniß einer Vollkommenheit? — Ich weiß gar nicht, was ich hierbey denken ſoll *).

---

*) Ich kann mit dieſer Erklärungsart noch nicht völlig einſtimmen. Folgende Beiſpiele ſcheinen mir ihre Unzulänglichkeit darzuthun.

1) Die Liebe zu den Kindern, die bey vielen Leuten heftiger Affekt iſt. — —
2) Die Freude über die Unwiſſenheit meines Freundes in Anſehung einer Gefahr, die ihm bevorſtehet. Wir unterſcheiden uns in dieſem Falle auch allzudeutlich.
3) Wir perſonificiren öfters das menſchliche Geſchlecht, unſer Vaterland u. ſ. w. und ertheilen dem abſtrakten Begriff vom Menſchen überhaupt oder von dem Vaterlande die Individualität, um an deſſen Schickſale Theil zu nehmen. Nach der Wolfiſchen Erklärung läßt ſich dieſes leicht begreifen. Wollen Sie aber behaupten, daß wir uns von dieſer erdichteten Perſon nicht unterſcheiden können?
4) Der Menſch befindet ſich in dem Zuſtande der verwirrten Begriffe, wenn er ſeine Vorſtellungen zwar von ſich, aber nicht von einander unterſcheiden kann. Er bleibt ſich alsdann ſeiner bewußt, aber die Dinge die er ſich vorſtellt, kann er nicht von einander unterſcheiden. In dem Zuſtande der völlig dunklen Begriffe aber, können wir die Vorſtellungen ſogar von uns ſelbſt nicht unterſcheiden, und das Bewußtſeyn hört auf. Wollen Sie alſo annehmen, daß ſich bey der Liebe alle unſere Vorſtellungen völlig verdunkeln, dergeſtalt, daß ſie ſogar das Bewußtſeyn aufheben? Die allergrößte Aehnlichkeit der Vorſtellungen mit uns ſelbſt hebt das Bewußtſeyn nicht auf, daß wir nicht das innig ſind, was wir uns vorſtellen; ſonſt würde ſie unſere Begriffe völlig verdunkeln, welches doch bey der Liebe nicht geſchieht, wenn ſie nicht mit einer körperlichen Wolluſt verbunden iſt. Iſt aber dieſes, ſo hat die Verdunkelung gewiß einen ganz andern Grund, als die Aehnlichkeit. **Mendelsſohn.**

) Wolf nennet dispositio die Bereitſchaft. **Mendelsſohn.

Unterdeſſen hat mich meine Erklärung der Liebe auf eine ähnliche Erklärung des Haſſes geleitet, bey der ich einen dergleichen Widerſpruch nicht verdauen darf **).

So wie ich mir bey der Liebe, des Unterſchiedes zwiſchen mir und der geliebten Perſon nicht bewußt bin, ſo bin ich mir hingegen dieſes Unterſchiedes zwiſchen mir und der gehaßten Perſon nur allzuſehr bewußt.

Da ich mir nun die Perſon, die ich haſſe, als eine ſolche denke, die von mir völlig unterſchieden iſt, ſo kann es nicht fehlen †), daß nicht der Begriff einer Vollkommenheit in ihr, in mir den Begriff einer Unvollkommenheit, und umgekehrt der Begriff einer Unvollkommenheit in ihr, in mir den Begriff einer Vollkommenheit erwecken ſollte. Geſchähe dieſes nicht, ſo würde ich die gehaßte Perſon mir gleich und nicht von mir unterſchieden denken, welches wider die Vorausſetzung iſt ††).

Wir freuen uns folglich nicht über des Feindes Unvollkommenheit, ſondern über unſere Vollkommenheit, die wir uns bey jener gedenken. Und ſo auch mit unſerm Verdruſſe über die Vollkommenheit des Feindes.

Wenn meine Erklärung der Liebe den Menſchen erniedriget, ſo erhöht ihn meine Erklärung des Haſſes um eben ſo viel; da ich ihn von einer ſo abſcheulichen Eigenſchaft, an einer Vollkommenheit Mißver-

---

*) Dieſer Einwurf iſt zur Gnüge beantwortet worden. **Mendelsſ.**

) Sie ſollen zugleich an die Urſachen der Feindſchaft gedenken, die Wolf mit gutem Vorbedacht nicht hat wollen in die Definition des Haſſes bringen. Die nächſte Urſache des Haſſes iſt die Betrachtung, daß der Glücksſtand dieſes Menſchen mir oder andern Menſchen, die ich liebe, ſchädlich ſeyn kann, und zwar durch Verſchulden, indem ich ihn als moraliſch unvollkommen erkannt habe. **Mendelsſohn.

†) Wie folgt dieſes? Daraus daß eine andere Perſon von mir unterſchieden iſt, folgt keinesweges, daß ſie mir völlig entgegengeſetzt ſey; und völlig entgegengeſetzt müſſen ſich die Perſonen zweyer Feinde ſeyn, wenn Ihre Erklärung richtig ſeyn ſoll. **Mendelsſohn.**

††) Ich ſehe nicht ein wie dieſes folgt. Warum kann ich mit meinem Feinde über Recht und Unrecht, über Wahr und Falſch einſtimmig ſeyn? Warum trennen wir uns nur alsdann, wenn es Urtheile über Vollkommenheit oder Unvollkommenheit betrifft, die einen von uns ſelbſt angeben?
Mendelsſohn.

gnügen zu finden, weil dieſe Vollkommenheit einem andern gehört, losſpreche. — Der wahre Werth des Menſchen kann bey keiner Wahrheit verlieren.*)

Anmerkungen über den Aeſopus.**)

Fab. IV.

Der Fuchs und der Bock.

Im Griechiſchen wird dieſe Fabel auf zweierlei Art erzählt. Das Einemal nämlich ſpringt der Fuchs nicht mit in den Brunnen hinab, ſondern kommt nur dazu, als der Bock ſich vergebens herauszukommen bemüht. Und ſo iſt die Fabel einfacher und beſſer. Der Umſtand zwar, daß der Fuchs über die Hörner des Bocks heraus ſpringt, iſt ſinnreich; allein er macht den Fuchs einer gleichen Unvorſichtigkeit ſchuldig. Denn, wußte es auch der Fuchs ſchon ganz gewiß, daß der Bock ſo dumm ſeyn, und ſich dazu bequemen würde!

Fab. VIII.

Der Fuchs und der Dornſtrauch.

Der Fuchs war auf einen Zaun geſprungen, und als er darauf ausglitt, daß er faſt herabgefallen wäre, (ὀλισθεῖν heißt in den Wörterbüchern labor, cado; es muß aber ausgleiten heißen, weil ὄλισθος nicht allein lapsus ſondern auch lubricitas heißt;) hielt er ſich an einen Dornſtrauch feſt. Als er nun von den Stacheln deſſelben ſchmerzlich verwundet wurde, ſprach er zu ihm, u. ſ. f. — Hier ſollte ſich die Fabel enden; und die Moral ſollte die ſeyn, welche in folgender Sentenz des **Publ. Syrus** enthalten iſt:

---

*) Ihre Erklärung von der Liebe iſt nicht ſo ſehr zu verwerfen, als die vom Haſſe. Denn ich haſſe einen Menſchen, der beſtändig den böſen Vorſatz hat mir zu ſchaden, der alſo in dem Urtheile über meine Vollkommenheit von mir abgeht. Wie kömmt es aber, daß ich zur Vergeltung auch in Anſehung der Urtheile über ſeine Vollkommenheit von ihm abgehe? Worauf gründet ſich dieſes jus talionis? Die Unähnlichkeit zwiſchen zwey Menſchen kann doch unmöglich totalis ſeyn. Sie müſſen alſo annehmen, daß in dem Stande der dunklen Vorſtellungen der Begriff der Unähnlichkeit blos prädominirt. Wir ſind alſo zwey Perſonen, die zwar von einander unterſchieden, aber nicht einander entgegengeſetzt ſind. **Mendelsſohn**.

**) Herausgegeben von J. J. Eſchenburg unter den Zuſätzen zum erſten Theile der Kollektaneen S. 452.

Quam miſerum auxilium eſt, ubi nocet, quod ſuſtinet!

Und wie der lateiniſche Ueberſetzer die erſten Worte: Ἀλώπηξ φραγμὸν ἀναβαίνουσα, durch Inſiluerat ſorte in ſpinoſas vepres vulpecula, habe geben können, begreif' ich nicht.

Fab. IX.

Dieſe Fabel iſt nach der lateiniſchen Ueberſetzung durchaus unverſtändlich. Und auch dem Originale ſelbſt ſind gewiſſe Erläuterungen aus der Gymnaſtik der Alten durchaus nothwendig.

Fab. X.

Die Moral der lateiniſchen Ueberſetzung iſt ganz anders, als die Moral des Originals, und trifft den Zweck der Fabel gar nicht.

Fab. XI.

Der Fuchs und die Larve.

Warum hat der lateiniſche Ueberſetzer aus dem Zimmer eines Schauſpielers die Werkſtatt eines Bildhauers gemacht?

Fab. XIII.

Die Fiſcher.

Ἀτυχία heißt nicht ſowohl ein Unglück, als das Ausbleiben eines gehofften Glücks; eine fehlgeſchlagene Hoffnung.

Fab. XVI.

Der Argliſtige.

Von dieſer Fabel verlohnt es ſich der Mühe, eine philoſophiſchere Auflöſung zu geben. Was ſollte Apollo im Ernſte antworten? War es ihm möglich, eine eintreffende Antwort darauf zu geben? Ja; aber nicht mündlich, ſondern ſchriftlich, ſo, daß der Verſucher ſie nicht eher wußte, ehe er, was er thun wollte, that. Denn die Antwort ſelbſt mußte auf ſeinen Entſchluß keinen Einfluß haben.

Fab. XXIV.

Die Frau und die Henne.

Aus dieſer ſimpeln und ſchönen Fabel ſcheinen die Neuern die alberne Fabel von der Henne gemacht zu haben, welche ein goldnes Ei legte. Die Moral iſt bei beiden eben dieſelbe. Wozu alſo der unnatürliche Umſtand eines goldnen Eies? — Unterdeſſen iſt dieſe Fabel von dem goldenen Eie nicht ſo ganz neu.

Fab. XLII.

Die Fledermaus, der Dornſtrauch und der Taucher.

Dieſe Fabel ſcheint bloß gemacht zu ſeyn, um die natürlichen Eigenſchaften der drei Dinge zu erklären. Sie gehört daher nicht mit Recht zu den äſopiſchen.

Fab. XLIV.

Der Holzhauer und Merkur.

In des Apoſtolius Erzählung dieſer Fabel (Adagior. p. 291.) gefällt mir dieſes, daß der Gott des Fluſſes ſelbſt die Aexte herauslangt, und nicht Merkur. Und auch dieſes, daß er ihm zuerſt eine ſilberne, und hernach eine goldne weiſt, welches beim Planudes umgekehrt iſt.

Fab. XLVI.

Der Vogelſteller und die Lerche.

Dieſe Fabel kann ein Beiſpiel ſeyn, daß man die Moral aus der Handlung der Fabel, und nicht aus den Reden der aufgeführten Perſonen ziehen müſſe. — Auch muß die Handlung nicht anders verſtanden werden, als ſie wirklich iſt. Dieſen Fehler hat die 78ſte und 126ſte Fabel.

Fab. XLVII.

Der Wanderer.

Iſt nicht ſowohl eine Fabel, als ein bloßes Bild.

Fab. LII.

Die Weſpen und die Rebhühner.

Das ἐπαγγελλόμενοι iſt ganz falſch überſetzt durch promittentes. Ἐπαγγέλλομαι heißt indico me velle; ſignifico, quod mihi opus ſit. In der 126ſten Fabel heißt es zwar offenbar, verſprechen.

Fab. XC.

Merkur und der Bildermacher.

Das übel verſtandne Wort ἀγαλματοποιός, welches der lateiniſche Ueberſetzer durch ſtatuarius giebt, macht die ganze Fabel ſinnlos. Denn, wenn es ein Bildhauer heißt, wie könnte eine Merkursſäule wohlfeiler ſeyn, als eine Bildſäule Jupiters? Der Künſtler läßt ſich ja nicht den Gegenſtand, den er ausdrückt, ſondern ſeine Mühe bezahlen.

Ἀγαλμα muß daher keine Bildſäule, ſondern eine Art von Amuleten bedeuten, auf welchen Gottheiten ausgedrückt waren.

In den Worten: πολυν ἀυτου παρα τοις ἀνθρωποις ἐιναι τον λογον, ſcheint mir vor ἀυτου, περι ausgelaſſen zu ſeyn, und der Sinn dieſer: daß man unter den Menſchen viel von ihm rede, viel nach ihm frage. Denn daß λογος ſo viel als Werth, Anſehen, heißen könne, davon finde ich kein Beiſpiel.

Fab. XCI.

Merkur und Tireſias.

Ich möchte wohl wiſſen, wie die Ausleger dieſe Fabel mit der 98ſten und 99ſten verglichen, wo von der κορωνη ausdrücklich geſagt wird: ἀνοιωνιστον οὐκ ἐχει. Wer dieſe Schwierigkeit nicht aufzulöſen weiß, verſteht die ganze Fabel nicht.

Sie muß aber ſo aufgelöſt werden, daß Tireſias den Merkur eben daran erkannte, daß er ihm ſchon zum zweitenmal einen unrechten Vogel nannte, aus dem nichts zu ſchließen war.

Aelian ſagt: (L. III. c. IX.) qui ſedes avium et volatus obſervant, cornicem, ſi ſola apparuerit, captantibus auguria inauſpicatam eſſe dicunt.

Fab. CIII.

Merkur.

Daß dieſe Fabel beſonders auf die Schuſter (σκυτευς iſt einer, qui artem ſutoriam exercet;) eingerichtet ſey, drückt die Ueberſetzung nicht aus. Sie hat ſie vielmehr gleich allgemein gemacht, daß man anſtatt der Schuſter jede andre Handwerker ſetzen kann.

Fab. CIV.

Jupiter.

Anſtatt δια του ὀχλου muß man leſen: δια του ὀχθου, d. i. durch die Lippen. Und nunmehr erſt kommt in die ganze Fabel ein Verſtand. ὁ ὀχθος aber heißt eigentlich: littus, ripa; im figürlichen Verſtande aber bedeutet es auch die Lippen, ſo wie auch το χειλος labium und ripa bedeutet.

Fab. CXXII.

Der Reiche.

Das: ἀλλοτριας συμφορας ἐργολαβειν iſt ſchlecht überſetzt durch: quaeſtui habere alienas calamitates. Es heißt vielmehr nur überhaupt: ſich fremder Zufälle unterziehen.

Fab. CLIV.

Der Fiſcher.

Dieſe Fabel iſt ein bloßes Gleichniß, weil ſie keine Handlung hat; oder, wenn man das Durchſchlüpfen der kleinen Fiſche auch für eine Handlung wollte gelten laſſen, es gleichwohl ohne Abſicht geſchieht. — So auch Fab. 268.

Fab. CLVIII.

Der hungrige Fuchs.

„Ein hungriger Fuchs erblickte in einem hohlen Eichbaum von den „Schäfern zurückgelaſſenes Fleiſch und Brod. Er gieng hinein, und „fraß es auf. Jetzt war ſein Bauch angeſchwollen; er konnte nicht „wieder heraus, und fieng an zu heulen und zu ſchreien. Ein andrer „Fuchs gieng vorbei, und fragte, was ihm fehle. Jener erzählte, wie „es ihm gegangen war. So bleib jetzt hier, ſagte der andre, bis du „wieder ſo wirſt, wie du beim Hineingehen warſt; ſo wirſt du leicht „wieder heraus können.“

Nachahmung.

Ich bin zu einer unglücklichen Stunde geboren! ſo klagte ein junger Fuchs einem alten. Faſt keiner von meinen Anſchlägen will mir gelingen. — Deine Anſchläge, ſagte der ältere Fuchs, werden ohne Zweifel doch klug ſeyn. Laß doch hören, wann machſt du deine Anſchläge? — Wann ich ſie mache? Wann anders, als wenn mich hungert! — — Wenn dich hungert! fuhr der alte Fuchs fort. Ja! da haben wir es! Hunger und Ueberlegung ſind nie beiſammen. Mache ſie künftig, wenn du ſatt biſt; und ſie werden beſſer ausfallen.*)

Fab. CLXXXIV.

Die Otter und die Feile.

Dentibus ut attereret, iſt nicht im Griechiſchen, und verderbt alles.

---

*) Leſſing hat in dieſen **Anmerkungen über den Aeſop** verſchiedne ſeiner Nachahmungen oder Umänderungen äſopiſcher Fabeln zuerſt entworfen. Die obige iſt indeß die einzige ungedruckte, die er vermuthlich, weil ſie keine Handlung hat, und mehr Geſpräch als Fabel iſt, in die Sammlung ſeiner gedruckten Fabeln nicht, gleich den übrigen, mit aufnahm. Bei dieſen letztern machte mir indeß die Wahrnehmung ſeiner kritiſchen Sorgfalt in mehrern durchſtrichnen und verbeſſerten Stellen kein geringes Vergnügen. **Eſchenburg.**

Fab. CLXXXVI.

Jupiter und der Fuchs.

Ich halte dieſe Fabel nicht für äſopiſch. Die Thiere ſind menſchlich darin: in lectica dum vehitur (vulpes); und das iſt ein neuerer Fehler. — Dergleichen Spuren finden ſich auch in der 228ſten Fabel.

Fab. CXCI.

Herkules und Plutus.

In der Moral dieſer Fabel hat der Grieche ungemein verſtoßen: Οὑτω πολλοι δια την ἑαυτων ἀβουλιαν δυςυχουντες την αἰτιαν ἐπι το θειον ἀναφερουσιν. Sic multi propria infelices imprudentia, cauſam in numen referunt.

Fab. CXCVIII.

Die beiden Käfer.

Aus dieſer Fabel folgt durchaus ganz und gar nichts.

Fab. CCXIX.

Der Löwe und der Fuchs.

Es iſt unglaublich, wie Camerarius dieſe ganze Fabel in ſeiner lateiniſchen Ueberſetzung verhunzt hat. Er verſtand ſie ganz falſch, und machte eine ganz andre, nämlich eine ſchlechte, daraus. Die Moral, wie ſie beim Gabrias kurz und gut ausgedrückt wird, iſt dieſe: ὁτι οὐ δει και μικραν περιφρονησιν ἀποςρεφεσθαι, daß man auch keine kleine Verachtung dulden müſſe. Eine Maus läuft dem ſchlafenden Löwen über die Mähne; er erwacht, ſpringt auf, und ſieht ſich fürchterlich um: φοβερον αναβλεπει: und φοβερος kann ſowohl fürchterlich als furchtſam heißen. Der Fuchs lacht darüber; der Löwe aber ſagt: οὐ τον μυν ἐφοβηθην, ἀλλα την κακην ὁδον και συνηθειαν ἀνατρεπω. Ich wollte dies letzte Wort lieber in ἀποτρεπω verwandeln. Und was meint er für einen ὁδον και συνηθειαν, von welchem er abſchrecken (ἀποτρεπειν) will? Den Weg ohne Zweifel, den die Maus über ſeine Mähne nahm. Camerarius aber muß es von einem ganz andern Wege verſtanden haben, wenn er ſagt: et iter convertit, neque, quo coeperat, pergere voluit. Dieſen Zuſatz muß man nothwendig ausſtreichen, wenn nicht eine ganz andre, und weit ſchlechtere Fabel daraus entſtehen ſoll.

Bei dem Tzetzes, der dieſe Fabel nach dem Aeſop und Gabrias anführt, lieſt man die letzten Worte: την δε ὁρμην ἐπεχων, impetum deflecto. Das kann hier gar keinen Verſtand haben. Man muß offenbar anſtatt ὄρνιν leſen, ὁδὸν.

Fab. CCXXXII.

Der Wolf und das Pferd.

Iſt bei dem Neveler ſehr fehlerhaft, wegen des ἐκεῖ καὶ [illegible], welches er auch ganz falſch überſetzt hat.

Fab. CCXXXVI.

Der Wolf und der Eſel.

Anſtatt ὄνου muß man λέοντος leſen. Nothwendig! — Der Eſel hätte ſo frei mit den Wölfen nicht ſeyn dürfen. Auch das folgende χαίτης, welches nur einem Löwen zukommt, zeigt es zur Gnüge.

Über den Phäder.*)

I. Buch. I. Fabel.

v. 1. Iurgii cauſam intulit; die Urſache aber, warum der Wolf dieſes that, iſt im Griechiſchen ſehr wohl ausgedrückt, weil er das Schaf wollte μετ' εὐλόγου αἰτίας καταθοινήσασθαι. Fontaine iſt noch plumper zu Werke gegangen; denn ohne zu ſagen daß der Wolf eine Gelegenheit zum Zanke vom Zaune brechen wollen, damit er am Ende das Schaf mit gutem Fuge zerriſſen zu haben ſcheinen möge, läßt er ihn auf einmal losbrechen

Qui te rend ſi hardi &c.

v. 1. 2. Ad rivum eundem Lupus et Agnus venerat

Siti compulſi — —

Das mußte ſich wunderbar ſchicken; daß beyde zu gleicher Zeit durſtete, und beyde an einen Fluß ihren Durſt zu löſchen kamen! Und warum dieſes wunderbare? Der Grieche ſagt viel natürlicher: Λύκος θεασάμενος ἄρνα ἀπό τινος ποταμοῦ πίνοντα. Denn wozu muß auch der Wolf durſtig ſeyn?

v. 7. Qui poſſum, quaeſo, facere quod quereris, Lupe?

A te decurrit ad meos hauſtus liquor.

---

*) Ein Heft, welches ſich jetzt unter den Breslauer Papieren befindet: von Karl Leſſing in die Sammlungen zur Geſchichte der Aeſopiſchen Fabel eingeſchaltet, verm. Schr. II, S. 230.

Der Grieche läßt vor dieſer Entſchuldigung noch eine andre vorhergehen; denn das Schaf ſagt: τοῖς ἄκροις χείλεσι πίνειν, es berühre das Waſſer ja nur mit äußerſten Lippen, und alsdenn fährt es erſt fort: καὶ ἄλλως οὐ δυνατόν, αὐτοῦ ἑστῶτος κάτω. Und iſt es nicht auch ſehr natürlich, daß dem Schafe jene Entſchuldigung zuerſt einfallen mußte?

v. 9. Repulſus ille veritatis viribus.

Das iſt zu gut für den Wolf. Was geht dem Wolf die Wahrheit an? Er will das Schaf bloß in die Verlegenheit ſetzen, daß es nichts zu antworten weis. Der Grieche ſagt daher viel ſchöner: ὁ λύκος ἀπορῶν ταύτης τῆς αἰτίας, da er mit dieſem Vorwande nicht fortkam.

2. Fabel.

Die Fabel an ſich iſt gut erzehlt. Aber die Gelegenheit, die Phäder dazu erdichtet, iſt nichts weniger als paſſend. Die Fröſche wollten durchaus einen König haben; das wollten die Athenienſer nicht. Die Fröſche klagten, als ſie das Kloz zum Könige bekommen hatten, nicht daß ſie einen König bekommen hätten, ſondern, daß ſie einen ſo unwirkſamen, unthätigen König erhalten hätten ꝛc.

Im Griechiſchen iſt die Gelegenheit nicht, bey welcher ſie Aeſopus ſoll erzehlt haben; und auch Fontaine hat ſie weggelaſſen. Aber welcher läppiſche Einfall von dem leztern, dem Kloz eine Schulter, ein Geſicht zu geben!

Sans oſer de longtems regarder au viſage
Celui &c. —
Jusqu'à ſauter ſur l'epaule du Roi.

Nach der Application des Phädrus liegt in dieſer Fabel weiter nichts als das minimum de malis, welches Tanaquill Faber auch zur Aufſchrift gemacht hat. In der griechiſchen Fabel hingegen liegen zwey weit größere und kühne Wahrheiten. 1. die Thorheit überhaupt (der Grieche nennt es τὴν εὐήθειαν, eine ehrliche Dummheit; eine gutmeinende Einfalt), einen König zu haben. 2. die Thorheit, nicht mit einem ſchläfrigen, unthätigen Könige zufrieden zu ſeyn; einen großen, anſchlägiſchen Kopf auf den Thron zu wünſchen. (ἀναξιοπαθοῦντες τοιοῦτον ἔχειν βασιλέα, ſie hielten es ſich für eine Schande, für etwas, das mit ihrer Ehre ſtritte, einen ſolchen König zu haben.)

Von Piſiſtrate ſiehe Juſt. 2. K. 6.

3. Fabel.

Die Gelegenheit, bey welcher es der Krähe eingekommen, ſich mit fremden Federn zu ſchmücken, iſt in dem Griechiſchen wohl erſonnen. Aphthonius aber hat dieſe Fabel unter allen am beſten erzehlt. Pulchritudinis erat certamen, et ad Jovem ut diſceptaretur hæc controverſia, omnes iverunt volucres: ac Mercurio quidem diem præfiniente, fluviosque et lucus omnes petiere, deformibusque pennis abjectis, elegantiores nitidabant. At cum e natura decoris nihil haberet graculus, quæ reliquis exciderant, inde ſe ille exornavit. Sola tamen noctua, cum noſſet, id quod ſuum erat a graculo auferebat, ac ut reliquæ idem facerent, perſuaſit. His autem ab omnibus ita exutus graculus, nudus omnium venit ad judicium Jovis.

4. Fabel.

v. 2. Canis per flumen, carnem dum ferret *natans*,
Lympharum in ſpeculo — —

Dieſes natans iſt ſehr abgeſchmackt, 1. weil durch das Schwimmen das Waſſer nothwendig getrübt wird, daß es unmöglich ein Spiegel mehr ſeyn kan. 2. weil der Hund nur ſeinem Stücke Fleiſche, welches er fallen ließ, hätte nachſchwimmen dürfen, um es wieder zu bekommen.

Die Griechiſche Fabel ſagt bloß Κυων κρεας ἔχουσα ποταμον διεβαινε, d. i. er ging über den Fluß. Wer heißt es aber die Ueberſetzer durch *nando* fluvium trajiciebat geben? Aphthonius, der dieſe Fabel gleichfalls erzehlt, ſagt: Κρεας ἁρπασας τις κυων παρ᾽ αὐτην ᾔει την ὀχθην του ποταμου d. i. er ging an (neben) dem Ufer des Fluſſes. Chriſt, deſſen Critik ſich über die Worte nicht erſtreckte, hat dieſen fehlerhaften Umſtand beybehalten.

Viator amnem fors natatu tranſiens
Ferebat exta rapta dentibus canis.

Fontaine aber hat ihn verbeſſert. Er läßt den Hund vom Ufer herab ſpringen; und noch dazu den Fluß auf einmal ungeſtümm werden, daß er nur mit Mühe und Noth wieder an das Land kommen konnte. Aber wie ſchleppend und nichts ſagend iſt er ſonſt.

Chacun ſe trompe ici bas.
On voit courir apres l'ombre
Tant de fous qu'on n'en ſait pas
La plus part du tems le nombre.

Warum la plus part du tems? Man weis die Anzahl dieſer Narren niemals.

Tale exemplum, ſagt Hoogſtratanus in ſeinen Anmerkungen, videri poteſt in Perdicca, duas ſimul uxores quaerente, unde neutram obtinuit. Adi Iuſtinum l. 13. c. 6. Et vide quid idem referat de Demetrio Syriæ rege. Huc quoque pertinet fabula de Camelo, qui cornua affectans, etiam aures perdidit. Sed et Cures (ut ad hiſtoriam revertamur) Pacinacorum Princeps Moſcorum ducem Sloslaum inſidiis exceptum interfecit, et ex cranio ejus poculum fieri curavit, cui haec verba inſcripta fuere: *quaerendo aliena, propria amiſit*. Vid. et Camerar. fab. 171. & Faernum Amſt. p. 105.

5. Fabel.

Die Kuh, die Ziege, das Schaf, der Löwe — welch eine Geſellſchaft! Und wie war es möglich, daß ſich dieſe viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und noch gar zur Jagd.

Im Griechiſchen iſt dieſe Fabel vortrefflich; und zwar zwiſchen dem Löwen und dem wilden Eſel (Ὀναγρος). Die Theilung iſt beſonders ſinnreich. Nachdem ſie nehmlich einige Thiere gefangen, ſo macht der Löwe drey Theile. Das erſte Theil, ſagt er, gehört dem Könige der Thiere, und der bin ich. Das zweyte iſt meine, nach der Billigkeit der Theilung; denn von dem was übrig bleibt, nachdem der König ſein Theil bekommen, muß ich eben ſo viel haben als du. Und das dritte Theil — — das ſoll dir übel bekommen, wenn du dich nicht gleich mit der Flucht davon machſt.

6. Fabel.

v. 1. Vicini Furis celebres vidit nuptias
Æſopus, et continuo — — —

Wie paßt immer und ewig die Fabel auf dieſen Fall! Müſſen denn die Kinder eines Diebes auch nothwendig Diebe werden?

Bey dem Gabrias iſt dieſe Fabel weit anders und weit beſſer. Es liegt auch dort eine ganz andre und ſchöne Moral darinn, nehmlich προς τους επι ιδια βλαβη αγνοιας χαιροντας. Was αγνοιας hier heiſſen ſolle, weis ich nicht: ohne Zweifel muß αγνοως (aus Unwiſſenheit) dafür geleſen werden.

Daß Chriſt aus dieſem Diebe, einen öffentlichen Dieb, der das gemeine Weſen bevortheilt hat, macht die Sache nicht beſſer, ſondern vielmehr ſchlechter. Denn war es denn gewiß und nothwendig, daß die Kinder eben die Gelegenheit, das Publicum zu bevortheilen, haben würden!

Fontaine macht noch am allerglücklichſten einen Tyrannen daraus; der allem Anſehen nach das Volk noch mehr preſſen wird, wenn er Familie bekömmt; und auch alle ſeine Kinder groß und reich machen will. Und alsdenn liegt auch eine ganz andre Moral darinn, als die, welche Faber zur Aufſchrift macht: improborum improba ſoboles.

7. Fabel.

v. 2. O quanta ſpecies, cerebrum non habet!

Im Griechiſchen klingt es ſo ſinnreich nicht, und folglich viel natürlicher: ὦ οἵα κεφαλὴ καὶ ἐγκέφαλον οὐκ ἔχει. Welch ein ſchöner Kopf und nichts darinn! Denn ἐγκέφαλον heißt alles was in dem Kopfe iſt, und alſo freylich auch das Gehirn.

v. 1. Perſonam tragicam — Warum perſonam? Perſona war die ganze σκευὴ, die ganze Kleidung des Schauſpielers. Und hier iſt ja nur von der Larve die Rede. Und warum tragicam?

8. Fabel.

v. 5. — — — — — coepit ſingulos
Inlicere pretio, ut illud extraherent malum,
Tandem perſuaſa eſt jurejurando Gruis,
Gulæque credens colli longitudinem
Periculoſam fecit medicinam Lupo.

Dieſe Zeilen ſind nicht übel, ſie haben ihre kleine Schönheiten. Aber nur hier taugen ſie nicht; weil die Antwort des Wolfs bey weitem nicht ſo frappirt, als ſie es in dem Griechiſchen thut, wo die Gefahr des Kranichs, und ſein Weigern, ſo ſorgfältig nicht beſchrieben wird. Auch Fontaine eilet hierüber weg, um geſchwinder zum Ziele zu kommen; ob ihn ſchon der Breßlauiſche Ueberſetzer des Phäders deswegen tadelt.

9. Fabel.

Dieſe Fabel iſt unter den griechiſchen nicht zu finden. Fontaine macht aus dem Sperlinge ein Rebhuhn; und ſagt in dem Eingange ſeiner Erzehlung, daß Aeſopus ein oder zwey Mährchen gleichen Innhalts habe. Mir ſind ſie nicht vorgekommen.

10. Fabel.

Auch dieſe Fabel iſt nicht unter den Griechiſchen. Die Moral die Phäder daraus zieht, iſt viel zu allgemein. Die eigentliche Moral iſt dieſe: daß es eine ſehr kützliche Sache ſey, eine Streitigkeit zu ſchlichten, wo beyde Theile als Betrieger bekannt ſind. So hätte man, zum Exempel bey dem Proceſſe welchen **Voltaire** und der Jude Hirſch vor einigen Jahren hier hatten, ſehr wohl zu dem Juden ſagen können

Tu non videris perdidiſſe quod petis;

und zu Voltairen:

Te credo ſurripuiſſe quod pulcre negas.

11. Fabel.

v. 9. 10. Quæ dum paventes exitus notos petunt,
Leonis affliguntur horrendo impetu.

Die Art, wie der Löwe und der Eſel mit einander jagen, iſt nicht wohl zu begreiffen. Der Löwe verbirgt den Eſel in das Gebüſche und Geſtrütte; da läßt er ihn ſchreyen; und die Thiere, die ſich durch ihre gewöhnlichen Schlupflöcher retten wollen, fallen dem Löwen in die Klauen. Entweder die Thiere wußten nur einen Ausgang, oder der Löwe konnte überall ſeyn, oder er fing nur ſehr wenige.

Wie vortrefflich fallen alle dieſe Schwierigkeiten im Griechiſchen weg. Sie kommen beyde zuſammen vor eine Höhle, in welcher ſich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe lauert an dem Eingange, und ſchickt den Eſel herein, der die wilden Ziegen mit ſeiner fürchterlichen Stimme herausſcheucht, und ſie dem Löwen in die Klauen treibt.

12. Fabel.

Dieſe Fabel iſt vortrefflich erzehlt. Und wie ſehr hat ſie **Chriſt** verhunzt. Phäder ſagt

Ad fontem Cervus, quum *bibiſſet*, reſtitit.

Schön! als er getrunken hatte; denn alsdenn verhinderte ihn der Durſt nicht mehr daran. **Chriſt** aber ſagt:

In fonte Cervus cornua adſpexit *bibens*.

Und wie elend iſt das folgende *timendum* vertice arduo decus. Das timendum verderbt alles. Das Geweih muß hier nicht von ſeiner nützlichen Seite gezeigt werden.

Bey dem Fontaine ſind die vier letzten Zeilen das beſte; und die übrige Erzehlung taugt nichts.

In dem Griechiſchen, iſt ſtatt der Jäger ein Löwe, welches der einzige Unterschied iſt, den es mit der lateiniſchen Fabel hat.

13. Fabel.

In den Griechiſchen Fabeln, des Aphthonius ausgenommen, iſt, weit ſchicklicher, anſtatt des Käſes, ein Stück Fleiſch. Denn dieſes läßt ſich ohne Zweifel weit leichter im Schnabel wegtragen, als jener.

Die erſte von den griechiſchen iſt die artigſte, weil die Lehre, die der Fuchs dem Raben giebt, gleichwohl noch mit ſeinen Schmeicheleyen zuſammen hängt. Erſt ſagt er, er verdiene über alle zu regieren, wenn es ihm nicht an der Stimme fehle; und hernach, wenn es ihm nicht am Verſtande fehle.

Beym Fontaine ſpricht der Sittenlehrer allzuſehr durch den Fuchs.

Die zwey letzten Zeilen bey dem Phäder ſind überflüßig und ſchlecht.

14. Fabel.

Die vierte und fünfte Zeile müſſen nothwendig eingeflickt ſeyn, und es wundert mich, daß dieſes noch niemand bemerkt hat. Denn man mag nun die Krankheit auf den König oder auf den Schuſter ziehen, ſo iſt dieſer Umſtand doch höchſt unſinnig angebracht. Der Zuſammenhang und die Conſtruction leidet auch nicht das geringſte, wenn man ſie wegläßt.

Malus cum ſutor inopia deperditus
Medicinam ignoto facere coepiſſet loco,
Et venditaret falſo antidotum nomine,
Rex urbis, eius experiendi gratia &c.

15. Fabel.

Dieſe Fabel iſt eine von den ſchönſten des Phäders, und findet ſich in dem Griechiſchen nicht.

Der Eingang der Fontainſchen Nachahmung taugt nichts, und verdirbt viel. Denn es war doch ein großes Verdienſt des Alten gegen den Eſel, daß er ihn auf eine ſo ſchöne Weide brachte.

16. Fabel.

Dieſe Fabel kömmt im Griechiſchen nicht vor; aber ſie iſt auch ſehr mittelmäßig.

Die zweyte Zeile ſcheint mir nichts weniger, als lateiniſch zu ſeyn. Mala videre expetit. Weſſen mala? Was für mala? Könnte man nicht vielleicht malam leſen, und es auf das vorige rem ziehen?

17. Fabel.

Dieſe Fabel iſt ſehr ſchlecht; und die alte Fabel bey dem Romulus, nach welcher Chriſt ſeine gemacht hat, iſt ſchöner; obgleich auch nicht ſehr ſchön.

18. Fabel.

Kömmt in dem Griechiſchen gleichfalls nicht vor. Scrofa welches Chriſt aus den alten Fabeln anſtatt der andern Hündinnen geſetzt hat, iſt keine gute Verbeſſerung. Es iſt natürlicher, daß ſich einer Hündin eine Hündin erbarme, als daß es eine Bache thue.

19. Fabel.

Im Griechiſchen iſt es die 208. Fabel. Die Moral, welche Phädrus daraus zieht, iſt nicht allein höchſt gemein, ſondern auch ganz die unrechte. Der Grieche trift ſie weit beſſer.

πολλοὶ, δι' ἐλπίδα κερδοὺς ἐπισφαλοῦς, μοχθοὺς ὑφιστάμενοι, φθάνουσι πρότερον καταναλισκόμενοι. d. i. Viele, die in Hoffnung eines unſichern Gewinnſtes, ſich einer ſchweren Arbeit unterziehen, kommen um, ehe ſie zum Zwecke gelangen.

Warum Fontaine aus dem Leder einen todten auf dem Waſſer ſchwimmenden Eſel gemacht habe, iſt ſchwer einzuſehen. Und welch ein elender Eingang, der uns die wahre Abſicht der Fabel ganz aus den Augen bringt. Nach ſeiner Erzählung ſollte man glauben, dieſe Fabel lehre weiter nichts, als, daß der Hund ſot und gourmand ſey. Phädrus hat Fontainen verführt, aus einer ſeichten Moral eine noch ſeichtere zu machen. Der ſchöne Schluß ſoll den Fehler einigermaßen wieder gut machen, aber umſonſt. Wenn der Schluß zu Anfange ſtünde, und der Anfang gar wegbliebe.

Ohne Zweifel hat Fontaine mit dem weitſchweifigen Anfange es wahrſcheinlicher machen wollen, daß Hunde einen ſo albernen Anſchlag faſſen können. Allein wozu dieſe ängſtliche Wahrſcheinlichkeit?

Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott.*)

Ich mag mir die Wirklichkeit der Dinge außer Gott erklären, wie ich will, ſo muß ich bekennen, daß ich mir keinen Begriff davon machen kann.

Man nenne ſie das Complement der Möglichkeit; ſo frage ich: iſt von dieſem Complemente der Möglichkeit in Gott ein Begriff, oder keiner? Wer wird das Letztere behaupten wollen? Iſt aber ein Begriff davon in ihm; ſo iſt die Sache ſelbſt in ihm; ſo ſind alle Dinge in ihm ſelbſt wirklich.

Aber, wird man ſagen, der Begriff, welchen Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, hebt die Wirklichkeit eines Dinges außer ihm nicht auf. Nicht? So muß die Wirklichkeit außer ihm etwas haben, was ſie von der Wirklichkeit in ſeinem Begriffe unterſcheidet. Das iſt: in der Wirklichkeit außer ihm muß etwas ſeyn, wovon Gott keinen Begriff hat. Eine Ungereimtheit! Iſt aber nichts dergleichen, iſt in dem Begriffe, den Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, alles zu finden, was in deſſen Wirklichkeit außer ihm anzutreffen: ſo ſind beide Wirklichkeiten Eins, und alles, was außer Gott exiſtiren ſoll, exiſtirt in Gott.

Oder man ſage: die Wirklichkeit eines Dinges ſey der Inbegriff aller möglichen Beſtimmungen, die ihm zukommen können. Muß nicht dieſer Inbegriff auch in der Idee Gottes ſeyn? Welche Beſtimmung hat das Wirkliche außer ihm, wenn nicht auch das Urbild in Gott zu finden wäre? Folglich iſt dieſes Urbild das Ding ſelbſt, und ſagen, daß das Ding auch außer dieſem Urbild exiſtire, heißt, deſſen Urbild auf eine eben ſo unnöthige als ungereimte Weiſe verdoppeln.

Ich glaube zwar, die Philoſophen ſagen, von einem Dinge die Wirklichkeit außer Gott bejahen, heiße weiter nichts, als dieſes Ding bloß von Gott unterſcheiden, und deſſen Wirklichkeit von einer andern Art zu ſeyn erklären, als die nothwendige Wirklichkeit Gottes iſt.

Wenn ſie aber bloß dieſes wollen, warum ſollen nicht die Begriffe, die Gott von den wirklichen Dingen hat, dieſe wirklichen Dinge ſelbſt ſeyn? Sie ſind von Gott noch immer genugſam unterſchieden, und ihre Wirklichkeit wird darum noch nichts weniger als nothwendig, weil ſie in ihm wirklich ſind. Denn müßte nicht der Zufälligkeit, die ſie außer ihm haben ſollte, auch in ſeiner Idee ein Bild entſprechen? Und dieſes Bild iſt nur ihre Zufälligkeit ſelbſt. Was außer Gott zufällig iſt, wird auch in Gott zufällig ſeyn, oder Gott müßte von dem Zufälligen außer ihm keinen Begriff haben. — Ich brauche dieſes außer ihm, ſo wie man es gemeiniglich zu brauchen pflegt, um aus der Anwendung zu zeigen, daß man es nicht brauchen ſollte.

---

*) Gedruckt in Leſſings Leben II, S. 161; wie Karl Leſſing S. 93. ſagt, „an Moſes Mendelsſohn gerichtet.“

Aber, wird man ſchreien: Zufälligkeiten in dem unveränderlichen Weſen Gottes annehmen! — Nun? Bin ich es allein, der dieſes thut? Ihr ſelbſt, die ihr Gott Begriffe von zufälligen Dingen beilegen müßt, iſt euch nie beigefallen, daß Begriffe von zufälligen Dingen zufällige Begriffe ſind?

Durch Spinoza iſt Leibnitz nur auf die Spur der vorherbeſtimmten Harmonie gekommen.*)

Ich fange bei dem erſten Geſpräche an. Darin bin ich noch Ihrer Meinung, daß es Spinoza iſt, welcher Leibnitzen auf die vorherbeſtimmte Harmonie gebracht hat. Denn Spinoza war der erſte, welchen ſein Syſtem auf die Möglichkeit leitete, daß alle Veränderungen des Körpers bloß und allein aus deſſelben eigenen mechaniſchen Kräften erfolgen könnten. Durch dieſe Möglichkeit kam Leibnitz auf die Spur ſeiner Hypotheſe. Aber bloß auf die Spur; die fernere Ausſpinnung war ein Werk ſeiner eigenen Sagacität.

Denn daß Spinoza die vorherbeſtimmte Harmonie ſelbſt, geſetzt auch nur ſo, wie ſie in dem göttlichen Verſtande antecedenter ad decretum exiſtirt, könne geglaubt, oder ſie doch wenigſtens von weitem im Schimmer könne erblickt haben: daran heißt mich alles zweifeln, was ich nur kürzlich von ſeinem Syſteme gefaßt zu haben vermeyne.

Sagen Sie mir, wenn Spinoza ausdrücklich behauptet, daß Leib und Seele ein und eben daſſelbe einzelne Ding ſind, welches man ſich nur bald unter der Eigenſchaft des Denkens, bald unter der Eigenſchaft der Ausdehnung vorſtelle, (Sittenlehre, Th. II. §. 126.) was für eine Harmonie hat ihm dabei einfallen können? Die größte, wird man ſagen, welche nur ſeyn kann; nehmlich die, welche das Ding mit ſich ſelbſt hat. Aber, heißt das nicht mit Worten ſpielen? Die Harmonie, welche das Ding mit ſich ſelbſt hat! Leibnitz will durch ſeine Harmonie das Räthſel der Vereinigung zweier ſo verſchiedener Weſen, als Leib und Seele ſind, auflöſen. Spinoza hingegen ſieht hier nichts Verſchiedenes, ſieht alſo keine Vereinigung, ſieht kein Räthſel, das aufzulöſen wäre.

---

*) Leſſings Leben II, S. 167. Vergl. den Brief an Mendelsſohn vom 17. April 1763.

Die Seele, ſagt Spinoza an einem andern Orte (Th. II. §. 163.), iſt mit dem Leibe auf eben die Art vereiniget, als der Begriff der Seele von ſich ſelbſt mit der Seele vereiniget iſt. Nun gehöret der Begriff, den die Seele von ſich ſelbſt hat, mit zu dem Weſen der Seele, und keines läßt ſich ohne das andere gedenken. Alſo auch der Leib läßt ſich nicht ohne die Seele gedenken, und nur dadurch, daß ſich keines ohne das andere gedenken läßt, dadurch, daß beide eben daſſelbe einzelne Ding ſind, ſind ſie nach Spinoza's Meinung mit einander vereiniget.

Es iſt wahr, Spinoza lehret: „die Ordnung und die Verknüpfung der Begriffe ſey mit der Ordnung und Verknüpfung der Dinge einerlei." Und was er in dieſen Worten bloß von dem einzigen ſelbſtſtändigen Weſen behauptet, bejahet er anderwärts und noch ausdrücklicher insbeſondere von der Seele (Th. V. §. 581.): „So wie die Gedanken und Begriffe der Dinge in der Seele geordnet und unter einander verknüpft ſind: eben ſo ſind auch aufs genaueſte die Beſchaffenheiten des Leibes oder die Bilder der Dinge, in dem Leibe geordnet und unter einander verknüpft." Es iſt wahr, ſo drückt ſich Spinoza aus, und vollkommen ſo kann ſich auch Leibnitz ausdrücken. Aber wenn beide ſodann einerlei Worte brauchen, werden ſie auch einerlei Begriffe damit verbinden? Unmöglich! Spinoza denkt dabei weiter nichts, als daß alles, was aus der Natur Gottes, und der zu Folge, aus der Natur eines einzelnen Dinges, formaliter folge, in ſelbiger auch objective, nach eben der Ordnung und Verbindung, erfolgen müſſe. Nach ihm ſtimmet die Folge und Verbindung der Begriffe in der Seele, bloß deswegen mit der Folge und Verbindung der Veränderungen des Körpers überein, weil der Körper der Gegenſtand der Seele iſt; weil die Seele nichts als der ſich denkende Körper, und der Körper nichts als die ſich ausdehnende Seele iſt. Aber Leibnitz — Wollen Sie mir ein Gleichniß erlauben? Zwei Wilde, welche beide das erſtemal ihr Bildniß in einem Spiegel erblicken. Die Verwunderung iſt vorbei, und nunmehr fangen ſie an, über dieſe Erſcheinung zu philoſophiren. Das Bild in dem Spiegel, ſagen beide, macht eben dieſelben Bewegungen, welche ein Körper macht, und macht ſie in der nehmlichen Ordnung. Folglich, ſchließen beide, muß die Folge der Bewegungen des Bildes, und die Folge der Bewegungen des Körpers ſich aus einem und eben demſelben Grunde erklären laſſen.

Handſchriftliche Anmerkungen zu Winkelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums.*)

1.

Geſch. d. K. S. 9.**), bemerkt **Winkelmann**, daß die allerälteſte Geſtalt der Figuren bei den Griechen auch in Stand und Handlung den ägyptiſchen gleich geweſen ſei; und daß **Strabo** das Gegentheil durch ein Wort bezeichne, welches eigentlich verdrehet heiße, (σκολιὰ ἔργα), und bei ihm Figuren bedeute, welche nicht mehr, wie in den älteſten Zeiten, völlig gerade und ohne alle Bewegung waren, ſondern in mancherlei Stellungen und Handlungen ſtanden.

Leſſing ſchrieb hinzu: „Dieſe Auslegung iſt ohne Grund; und σκολιὰ ἔργα heißen hier weiter nichts, als ſchlechte, elende Werke; weil **Strabo** ganz neue Werke darunter verſteht, die er nicht den Werken aus den älteſten Zeiten der Kunſt, ſondern den guten älteſten Werken entgegen ſetzt."

2.

Zu S. 11., wo oben von W. erinnert wird, daß die Kunſt und die Bildhauerei zuerſt mit Arbeiten in Thon anfingen: „Es hätte angemerkt zu werden verdient, daß die älteſten Künſtler auch in Pech gearbeitet haben. **Dädalus** machte eine Bildſäule des Herkules aus Pech, zur Dankbarkeit, daß dieſer ſeinen Sohn **Ikarus** begraben hatte. *Apollodor.* L. II. de Deor. Orig. Doch ſagt **Pauſanias** (L. IX. p. 731. ed. *Kuhn.*) von eben dieſer Bildſäule, daß ſie von Holz geweſen. Auch **Junius** vergißt des Pechs (Lib. III. c. IX.), wo er die verſchiedenen Materien der alten Statuen erzählt."

3.

S. 15. ſagt W., daß ſich von Statuen aus Elfenbein niemals, in ſo vielen Endekkungen die geringſte Spur gefunden habe; und L. ſetzt hinzu: „Man dürfte aber vielleicht überhaupt zweifeln, ob die

---

*) Vorarbeiten zu einer neuen mit Anmerkungen Berichtigungen und Zuſätzen begleiteten Ausgabe, von Eſchenburg heraus gegeben in der Berliniſchen Monatsſchrift, im eilften Bande (1788) S. 591.

) Alle Seitenzahlen beziehen ſich hier auf die Dresdner Ausgabe. Zu der Wiener, die L. gleichfalls beſaß, und die ich mehrere Jahre, ſelbſt bis nach ſeinem Tode, von ihm in Händen hatte, war nichts beigeſchrieben; auch nicht zu den zwei Theilen der **Winkelm. Anmerkungen zur G. d. K., die ich gleichfalls aus ſeinem Nachlaſſe beſitze. **Eſchenburg.**

Alten viel große Stükke aus Elfenbein durchaus gearbeitet haben, und ob nicht die meiſten von den ſo genannten elfenbeinernen Statuen bloß ſolche geweſen, an welchen allein das Geſicht und die andern ſichtbaren nakten Theile aus Elfenbein gearbeitet waren. **Plinius** könnte dieſe Vermuthung zu beſtärken ſcheinen, wenn er (L. XII. Sect. 2.) ſagt: antequam eodem ebore *numinum ora* ſpectarentur, et menſarum pedes. Die elfenbeinernen Statuen des Germanikus, des Britannikus, die bei den circenſiſchen Spielen vorgetragen wurden, können eben deswegen nicht ſehr groß geweſen ſein. Doch andere müſſen es allerdings geweſen ſein; als z. B. die Statue der Minerva Alea, die Auguſtus von Tegea mit weg nach Rom nahm, und von der **Pauſanias** ausdrüklich ſagt, daß es ἐλέφαντος διὰ παντὸς πεποιημένον geweſen."

Ebend. ſagt **W.**, daß ſolche Statuen, an welchen nur die äußerſten Theile von Stein waren, **Akrolithi** genannt werden; und **L.** ſchrieb hinzu: „Den Beweis bleibt **W.** ſchuldig."

4.

Zu S. 32. Note 2. bemerkt **L.** daß die Figur beim Beger Theſ. Brand. T. 3. p. 402. keine Mumie ſei; und S. 33., daß die Aegypter nicht, wie **W.** ſagt, **auswärts**, ſondern vielmehr **vorwärts** gebogene Schienbeine gehabt zu haben ſcheinen, welche Bildung derſelben **Pignorius** auch an den Figuren der Iſiſchen Tafel wahrzunehmen glaubte.

5.

Winkelm. S. 36. „Die Sphinxe der Aegypter haben beiderlei Geſchlecht, das iſt, ſie ſind vorne weiblich, und haben einen weiblichen Kopf, und hinten männlich, wo ſich die Hoden zeigen. Dieſes iſt noch von niemand angemerkt. Ich gab dieſes aus einem Steine des Stoſchiſchen Muſei an; und ich zeigte dadurch die Erklärung der bisher nicht verſtandenen Stelle des Poeten **Philemon** — —

L. „Oder vielmehr des **Strato**, oder **Strattis**. — **Athenäus** führt nämlich die Stelle, wovon hier die Rede iſt, zweimal an: einmal im 9ten, und einmal im 14ten Buche. Dort legt er ſie dem **Strato** bei, und ſetzt noch hinzu, daß ſie aus deſſen **Phönicides** ſey. Hier aber dem **Philemon**; aus einem Fehler des Gedächtniſſes ohne Zweifel, wo es nicht ein bloßer Irrthum des Abſchreibers iſt. Denn da er dort die Stelle in ihrem ganzen Umfange anführt, (hier aber nur die erſten drei Zeilen davon), und auch das Stük benennt, woraus ſie genommen; ſo ſcheint dieſe erſte Anführung mehr Glaubwürdigkeit zu haben, als die andere. Man wird daher die Stelle auch vergeblich unter den Fragmenten des **Philemon**, in der Ausgabe des **Clericus**, ſuchen. Warum ſie aber bis auf dieſe Winkelmanniſche Entdekkung nicht verſtanden werden, das begreiſe ich nicht. Es hat Jemand einen Koch gemiethet, der ſich in lauter Homeriſchen Worten ausdrükt, die der, der ihn gemiethet hat, nicht verſteht. Ich habe einen männlichen Sphinx, und nicht einen Koch, nach Hauſe gebracht: ſagt dieſer alſo von ihm. Sollte man nun hieraus nicht gerade das Gegentheil von dem ſchließen, was W. entdekt haben will? Denn eben, weil alle Sphinxe für weiblich gehalten wurden, wird hier der unverſtändliche Koch ein männlicher Sphinx genannt."

S. 47. gedenkt W. der Sphinxe an den vier Seiten der Spitze des Obelisks der Sonne, welche Menſchenhände haben. — L. ſetzt hinzu: „Auch der Sphinx in dem Gemälde des Oedipus in dem Naſoniſchen Grabmahle, hatte Menſchenhände. (S. **Bellori**.) Er hat über dieſes Flügel, und ſitzt."

6.

Von einer hölzern Statue des Apollo zu Samos ſagt W. S. 61.: **Telekles** habe die eine Hälfte derſelben zu Epheſus, und **Theodorus** die andere Hälfte zu Samos verfertigt. — „Umgekehrt; ſagt L., Theodorus zu Epheſus, und Telekles zu Samos. *Diodor*. l. c.

Ebend. Nr. 2. ſchlägt W. vor, in der Stelle beim **Diodor** anſtatt κατα την ὀροφην, zu leſen: κατα την οσφυν. — „Oder vielleicht, bemerkt L., κατα την ὀρθην, nämlich, γωνιαν, welches ſo viel wäre, als προς ὀρθας γωνιας. W. Verbeſſerung taugt nichts; denn κατα την ὀσφυν μεχρι των αἰδοιων würde wahrer Nonſenſe ſein."

7.

„Unter den (S. 77. angeführten) Urſachen, warum die bildenden Künſte bei den Perſern zu keinem beſondern Grade der Vollkommenheit gelangen konnten, war vielleicht auch der eingeſchränkte Gebrauch derſelben, indem ſie ſolche nur zur Nachahmung kriegriſcher und mörderiſcher Gegenſtände anwandten, eine von den vornehmſten. Apud Perſas, ſagt **Ammianus Marcellinus** (L. 24. c. 6.) non pingitur vel ſingitur aliud, praeter varias caedes et bella. Cf. *Briſſonius*, L. 3. §. 92."

Zu der Bemerkung S. 120., daß der Preis in den Panathenäiſchen Spielen zu Athen gemalte Gefäße von gebrannter Erde, mit Oel angefüllt, geweſen, ſchrieb L. die Anführung **Pindars**, *Nem*. X. *Epod*. β.

8.

W. S. 135. unten: „So malte **Polygnotus** das **Pöcile** zu „Athen, und, wie es ſcheint, auch ein öffentliches Gebände zu Del„phos." — L. „Nämlich die Leſche. V. *Pauſan*. L. X., wo die zwei großen Gemälde darin umſtändlich beſchrieben werden. Was ſie vorgeſtellt, brauchte uns Herr W. alſo nicht erſt aus einem alten geſchriebenen Scholie zu dem Gorgias des Plato lehren zu wollen. Sogar die Verſe, die er aus demſelben zuerſt beizubringen glaubt, ſtehen bereits beim Pauſanias.“

S. 137. ſagt W., daß die Stadt Aliphera bloß wegen einer Statue der Pallas von Erz, vom Hekatodorus und Soſtratus gemacht, berühmt geweſen ſei; und beruft ſich dabei auf den Polybius. Allein dieſer Schriftſteller ſagt, wie L. erinnert, nichts davon; und W. hätte lieber Theſpiä (das wegen der Statue des Kupido berühmt war) anführen ſollen.

9.

Zu S. 180. „Der platte Augapfel in den alten marmornen Statuen hat dem Juvenal zu einem Beiworte Gelegenheit gegeben, welches kein einziger neuer Ausleger gehörig verſtanden hat. Sat. VII. v. 125. heißt es von dem Sachwalter Aemilianus:

— hujus enim ſtat currus aheneus, alti
Quadrijuges in veſtibulis, atque ipſe feroci
Bellatore ſedens curvatum haſtile minatur
Eminus, et *ſtatua* meditatur proelia *lusca*.

Statua lusca heißt ihnen hier allen eine einäugige Statue; entweder, wie einige ſagen, weil die Statue im Profil betrachtet, nur ein Auge hat; oder, wie andre wollen, weil die Schützen um deſto gewiſſer zu treffen, im Zielen das eine Auge zuſchließen. Noch andre wollen gar, daß Aemilian wirklich nur ein Auge gehabt habe. Sie haben aber alle wenig von der Kunſt verſtanden. Der Künſtler wird in dergleichen Ehrenwerken keine Fehler in der Natur nachahmen; er wird keine Geberde nachahmen, durch welche das ganze Geſicht verzerrt wird. Kurz, *lusca* heißt hier **hohläugig, blödſichtig**; und ſo erſcheinen wirklich alle alte Statuen, wegen des platten Augapfels, und des unbemerkten Sternes darin. Der einzige alte Scholiaſt des Juvenals zielet auf dieſen wahren Sinn; und die Ausleger haben ihn bloß verlaſſen, weil ſie ihn nicht verſtanden haben. *Statuam luscam*, ſagt er, cujus oculus introrſus cedit; deren Augen einwärts gehen, zurückweichen.

10.

Der S. 198. von W. gemachten Anmerkung, daß die völlig bekleidete Venus in Marmor allezeit mit zwei Gürteln vorgeſtellt würde, fügt L. noch dieſe bei: „daß die alten Bildhauer der Göttinn dieſen zweiten, ihr eigenthümlichen, Gürtel auch alsdann noch gegeben haben, wenn ſie ſie ohne alle Bekleidung, ganz nackend, vorſtellten; wie aus einem Epigramm der Anthologie (l. V. 19.) erhellt. Aber aus eben dieſem Epigramm erhellt zugleich, daß, wie W. behaupten will, er nicht allezeit den Unterleib umgürtet; denn an der darin beſchriebenen Statue hing er von dem Halſe über die Bruſt herab.“

11.

„Hr. W. ſcheint (S. 203.) ungewiß zu ſeyn, was er aus dem Netze machen ſoll, welches über den Mantel einer weiblichen Statue, in der Villa des Grafen Fede, geworfen iſt. Ich halte es für ein Konopeum; das iſt, für das feine Netz, unter welchem man ſich, beſonders in Aegypten, vor den Mükken und Fliegen zu ſchützen pflegte. Es ward nicht bloß über die Schlafenden gebreitet, ſondern man ging, allem Anſehen nach, auch darin aus. Die Wörterbücher erklären **Konopeum** zwar nur durch Verhang, *velum*, *papilio*; allein es iſt unleugbar, daß es wirklich ein geſtriktes Netz geweſen ſei. Der alte Kommentator des **Horaz** beim **Crucquius** ſagt (über Epod. IX. 16.) ausdrüklich: genus eſt retis ad muscas et culices abigendos, quo Alexandrini potiſſimum utuntur propter culicum illic abundantiam. Und man leſe nur in der **Anthologie** (L. IV. c. 32.) die drei Sinnſchriften über das Konopeum, um dieſes Umſtandes wegen völlig gewiß zu ſein. Der alte Scholiaſt des **Juvenals** erklärt es durch linum tenuiſſimis maculis *nanctum*. Für dieſes *nanctum* will das **Faberiſche** Wörterbuch *diſtinctum* geleſen haben; allein es iſt offenbar, daß man *netum* leſen muß; und *maculae* hier nicht Flekken, ſondern **Maſchen** bedeuten. — **Henninius**, in ſeiner Ausgabe des **Juvenal**, hat jenes *nanctum* in *variatum* verwandelt, und alſo das *maculis* gleichfalls falſch verſtanden. — Sonſt finde ich auch beim *Joſephus Laurentius* de Re Veſtiaria, Cap. I. eine Kleidung erwähnt, die mit der beſchriebenen viel Aehnliches hat: *Reticulum*, ſagt er, etiam erat complicatum e funiculis, inſtar retis totum corpus ambiens. Haec veſtis vaticinatoria Polluci. Aber ich kann die Stelle beim Pollux nicht finden.“

12.

Nach **Winkelmanns** Bemerkung, S. 207. gab man den Haaren der Götterſtatuen vielmals eine **Hyacinthenfarbe**. Er beruft ſich dabey auf eine Stelle beim **Pindar**, die L. berichtigt. Sie ſteht nämlich nicht *Nem. 7.*, ſondern *Iſthm.* 7. Ant. 3., und heißt ἰοβοστρύχοισι Μοίσαις, nach des **Eraſm. Schmids** Leſeart: nach der andern ihrer aber, ἰοπλοκάμοισι, welches den Muſen auch *Pyth.* 1. Str. 1. gegeben wird. Uebrigens heißt ἴον ſtets eine **Viole**, nie aber eine Hyacinthe; und jene Haare waren alſo **violenfarbig**.

13.

S. 267. gedenkt W. des von dem Grabmal der Naſonen noch übrigen Gemäldes, als des einzigen, welches den Oedipus nebſt dem Sphinx vorſtellt, und in der Wand eines Saals der Villa Altieri eingeſetzt iſt. L. erinnert dabei, daß ſich zu Belloris Zeiten drei Stükke daſelbſt befanden; außer jenem nehmlich noch die Tigerjagd mit den Spiegeln, und ein Pferd; welche Altieri alle drei aus dem Naſoniſchen Grabmale hatte wegnehmen, und in ſeine Villa bringen laſſen. Die letzten zwei muß alſo auch die Zeit verzehrt haben. V. *Bellorii* Deſcript. Sepulcri Naſonum, ap. *Graev.* p. 1039.

Ebendaſ. ſagt W., daß ein Stük eines alten Gemäldes im Pallaſte Farneſe, welches Du Bos (Reflex. T. I. p. 351.) angiebt, in Rom ganz und gar unbekannt ſey. — „Indeß iſt das doch, wie L. bemerkt, keine Erdichtung des Du Bos; ſondern Bellori gedenkt deſſelben gleichfalls. Du Bos ſagt: On voit encore au Palais Farneſe un morceau de peinture antique, trouvé dans la vigne de l'Empereur Adrien à Tivoli &c. Und Bellori: (Introduct. ad Picturas antiquas Naſon.) In Palatio Farneſiano Romae cernitur elegantiſſima pictura, ex villa Adriani eo translata, quae encarpis adornata eſt, exhibens larvam et duos pueros, nec non dimidiam Nympham, et dimidium equum, ex umbra frondium arborumque prodeuntes, quas figuras Vitruvius vocat monſtra et dimidiata ſigilla, et Itali *Grotteſche.*"

11.

S. 275. findet W. das Urtheil des Athenäus (*Deipnoſ.* Lib. 13. p. 604. B.) ſehr ungegründet, daß ein Apollo bloß deswegen ſchlecht gemacht zu achten ſein würde, wenn man ihm nicht ſchwarze, ſondern blonde Haare gegeben hätte. — L. ſetzt hinzu: „χρυσας κομας, ſagt Athenäus. Dolce hat dieſe Stelle beſſer verſtanden, als Hr. W. (Dialogo della Pittura, p. 183.)"

S. 316. gedenkt W. der Anführung des Skelmis beim Kallimachus, und glaubt, daß man dafür Smilis leſen müſſe. In der Note ſagt er, daß man in Bentleys Anmerkungen über dieſe Stelle (*Fragm.* 105. p. 358.) ſehe, wie mancherlei Muthmaßungen von andern ſowohl, als von ihm über dieſen Namen gemacht ſind. — „Ich finde, ſagt L., daß ſchon Pomponius Gauricus (de Sculpt. cap. XVII.) den Skelmis beim Kallimachus für den Smilis gehalten: Clarus et in Samo Smilis Aeginenſis, quem Callimachus Scelmin appellavit. Dieſe Vermuthung, welche Kuhn (ad *Pauſan.* VII. p. 531.) verwirft, ohne zu ſagen, ob ſie wirklich Jemand, und wer ſie gehegt hat Weſſeling neuerlich (Probab. cap. 31.) gebilligt und angenommen; und dieſem ohne Zweifel hat ſie Herr W. hier entlehnt."

15.

Ueber die S. 319. angeführten Kunſtſchulen des Alterthums erinnert L. folgendes: „Wenn Schulen hier Folgen von Künſtlern heißen, die einem gewiſſen Stile folgen, und in dieſem Stile unterrichten, ſo war wenigſtens Korinth keine ſolche Schule. Denn wir leſen nirgends, daß die korinthiſchen Kunſtwerke einen eigenen Stil, τρόπον τῆς ἐργασίας, wie es **Pauſanias** nennt, gehabt hätten. Der Stil der korinthiſchen Künſtler war Anfangs unter dem Helladiſchen, und hernach unter dem Attiſchen Stile begriffen.“

„Die (S. 320. n. 3) angezogene Stelle des **Plinius** (L. 35. c. 36.) hätte W. bei dieſem ſeinem Abſchnitte von den griechiſchen Schulen zum Grunde legen ſollen; und er würde Oerter, wo bloß viel gearbeitet ward, nicht für Schulen ausgegeben haben. **Plinius** aber ſagt, daß es Anfangs in der Malerei nur zwei Schulen gegeben habe: die Helladiſche und die Aſiatiſche; bis Eupompus in der erſten eine Trennung verurſacht habe, und die Helladiſche Schule in die Sicyoniſche und Attiſche unterſchieden werden. Schon aus dieſem Zeugniſſe des **Plinius** iſt es alſo klar, daß die Aeginetiſche und Korinthiſche Schule keine Schulen in dem angegebenen Verſtande geweſen. Und warum gedenkt der Verfaſſer der Aſiatiſchen oder Joniſchen Schule ſo ganz und gar nicht? Ohne Zweifel, um ſein Lieblingsſyſtem, daß die Kunſt und die Freiheit beſtändig einerlei Schritt gehalten, nicht zweifelhaft zu machen. Der vornehmſte Sitz der Joniſchen Schule ſcheint in Rhodus geweſen zu ſein.“

W. glaubt S. 321., daß ſich ſchon in ganz alten Zeiten eine Schule der Kunſt auf der Inſel **Aegina** angefangen habe, wegen der Nachrichten von ſo vielen alten Statuen in Griechenland, im äginetiſchen Stile gearbeitet. — „Es iſt wahr, ſagt L., **Pauſanias** gedenkt αἰγινητικῶν ἔργων, er gedenkt eines Stils, ὁ αἰγινητικὸς καλούμενος ὑπὸ Ἑλλήνων. Aber dem ungeachtet kann man nicht berechtigt ſein, hieraus eine beſondere Schule zu machen, wenn man nicht das Zeugniß des **Plinius** ganz umſtoßen will. Man muß vielmehr den **Pauſanias** mit dem **Plinius** zu vergleichen ſuchen: welches am beſten geſchehen kann, wenn man annimmt, daß man durch die Benennung des äginetiſchen Stils nur gewiſſe alte Werke unterſchieden habe, die lange vor der Stiftung aller Schulen gemacht werden. Denn Schulen in dem beigebrachten Verſtande laſſen ſich überhaupt nicht eher denken, als bis die Kunſt zu einer gewiſſen Vollkommenheit gelangt iſt, bis die Meiſter nach feſten Grundſätzen, und zwar Jeder nach ſeinen eigenen, zu arbeiten anfangen. Werke vor dieſer Zeit hießen alſo bei den Griechen **äginetiſche**, oder **attiſche**, oder **ägyptiſche Werke**; wie aus der Stelle des Pauſanias (L. VII. p. 533.) erhellt, die der lateiniſche Ueberſetzer aber nicht verſtanden zu haben ſcheint."

Zu S. 327., wo geſagt wird, daß auch die aus Athen mit ihren Kindern nach Trözene geflüchteten Weiber an der Unſterblichkeit durch Statuen öffentlich verehrt zu werden, Theil gehabt hätten, ſetzt L. hinzu: „Nicht alle, ſondern nur die vornehmſten derſelben, wie Pauſanias in dem Verfolge der angezogenen Stelle (L. 2. p. 185.) ſelbſt beibringt."

16.

Zu S. 353. bemerkt **Leſſing**, was er auch ſchon im **Laokoon** [Band VI, S. 511] erinnert hat, daß **Tauriskus** nicht aus Rhodus, ſondern aus Tralles in Lydien gebürtig geweſen ſei. „**Winkelmanns** Irrthum ſchreibt ſich ohne Zweifel daher, daß er beim **Plinius** von dieſem Kunſtwerke geleſen zu haben ſich erinnerte: ex eodem lapide, Rhodo advecta opera Apollonii et Taurisci. Das Werk war aus Rhodus nach Rom gekommen. **Apollonius** und **Tauriskus** waren Brüder, die eine ſo große Hochachtung für ihren Lehrmeiſter in der Kunſt hatten, daß ſie ſich auf ihren Werken lieber nach ihm, als nach ihrem leiblichen Vater nennen wollten. Denn nichts anders kann **Plinius** meinen, wenn er von ihnen ſagt: Parentum ii certamen de ſe fecere. Menecratem videri, profeſſi, ſed eſſe naturalem Artemidorum. —

„Daß die aſiatiſchen Künſtler (wie W. S. 357. ſagt) denen, die in Griechenland geblieben, den Vorzug ſtreitig gemacht haben: davon, ſagt L., wünſchte ich ein anderes Zeugniß angeführt zu ſehen, als das Angeführte des **Theophraſt**. Unmöglich kann es W. ſelbſt nachgeſehen haben. Denn erſtlich würde er ſchwerlich *cap. ult.* citirt haben, welches nur von den Ausgaben vor dem **Kaſaubonus** zu verſtehen iſt, der, wie bekannt, aus einem Heidelbergiſchen Manuſkripte noch fünf Kapitel hinzufügte; daß alſo in den neuern Ausgaben die Stelle, auf die es hier ankommt, in dem 23ſten Kapitel zu ſuchen iſt. Zweitens, welches das Hauptwerk iſt, würde er unmöglich, was **Theophraſt** einem Prahler in den Mund legt, zu einem glaubwürdigen Beweiſe gemacht haben. „Ein Prahler, (ἀλαζὼν) ſagt **Theophraſt**, „wird ſich deſſen und jenen rühmen; er wird dem erſten dem beſten, „mit dem er auf dem Wege zuſammenkommt, erzählen, daß er unter „dem Alexander gedient; wie viel reiche Becher er mitgebracht; er „wird behaupten, daß die aſiatiſchen Künſtler denen in Europa weit „vorzuziehen ſind." Nämlich um den Werth ſeiner Becher, die er aus den aſiatiſchen Feldzügen mitgebracht, deſto mehr zu erheben. — Was beweiſet nun dieſe Aufſchneiderei hier für unſern Verfaſſer? Wenn ſie ja etwas beweiſet, ſo beweiſet ſie gerade das Gegentheil." — —

S. 382. redet W. von Cäſars Statue zu Pferde, die vor dem von ihm erbaueten Tempel der Venus ſtand, und ſagt: es ſcheine aus einer Stelle des **Statius**, daß das Pferd von der Hand des berühmten **Lyſippus** geweſen, und alſo aus Griechenland weggeführet werden. — „Es ſcheint; ſetzt L. hinzu, vorausgeſetzt nämlich, daß die Stelle des **Statius**, auf die es ankommt, nicht untergeſchoben iſt, wofür ſie **Barth**, **N. Heinſius** und andre erkennen. *V. Sylvar.* L. I. 1. v. 85. conf. *Sueton.* cap. 61. in *Caeſare*, et *Plin.* L. VIII. cap. 42.“

17.

„**Kaligula** nahm unter andern, ſagt **Winkelmann** S. 391., den Theſpiern ihren berühmten **Kupido** vom **Praxiteles**, welchen ihnen **Klaudius** wiedergab, und **Nero** von neuem nahm. — Ueber dieſen Kupido macht L. folgende ausführlichere Anmerkung:

„Unter den koſtbaren Kunſtwerken, welche **Verres** in Sicilien, beſonders zu Meſſana, mehr raubte als an ſich handelte, befand ſich auch ein **Kupido** des **Praxiteles** von Marmor, dergleichen eben dieſer Künſtler für die Theſpier gemacht hatte, und deren einer alſo vermuthlich die Wiederholung des andern war. Dieſes erhellt deutlich aus den Worten des **Cicero** (L. IV. *in Verrem*:) Unum Cupidinis marmoreum Praxitelis — — idem opinor, artifex ejusdem modi Cupidinem fecit illum qui eſt Theſpiis, propter quem Theſpiae viſuntur. Jener war zu Meſſana in Sicilien; dieſer zu Theſpiä oder Theſpia in Böotien; beide von Einem Künſtler, dem Praxiteles.“

„Hieraus verbeſſere ich fürs erſte eine Stelle des ältern **Plinius** (L. XXXVI. c. 4. §. 5.): Ejusdem (Praxitelis) eſt Cupido objectus a Cicerone Verri, ille propter quem Theſpiae viſebantur, nunc in Octaviae ſcholis poſitus. So leſen alle Ausgaben, auch die Harduiniſche. Ich behaupte aber, zufolge der Stelle des **Cicero**, daß man *ut* ille propter quem &c. leſen, und auch hier zwei verſchiedene Bildſäulen des Kupido verſtehen müſſe. Denn es iſt falſch, daß die, welche **Cicero** dem Verres vorwirft, eben die geweſen ſei, welche die Einwohner zu Theſpiä verehrten. **Cicero** unterſcheidet beide, und ſagt nur, daß ſie beide von eben demſelben Künſtler, und vielleicht auch nach eben derſelben Idee verfertigt worden.“

„Und nunmehr komme ich zu dem Fehler des Hrn. **Winkelmann**. „Kaligula,“ ſagt er, „nahm unter andern den Theſpiern ihren berühmten Kupido vom Praxiteles, welchen ihnen Klaudius wiedergab, „und Nero von neuen nahm.“ — Er beruft ſich desfalls auf den **Pauſanias**. Allein er hat dieſen Schriftſteller zu flüchtig nachgeſehen, und iſt bloß dem **Harduin**, in ſeiner Anmerkung über die Stelle des Plinius, allzu ſicher gefolgt. Pauſanias erzählt dies nicht von dem marmornen Kupido des Praxiteles, ſondern von dem aus Erz des Lyſippus. Ich leugne nicht, daß die Worte des Pauſanias etwas zweideutig ſind; allein dieſe Zweideutigkeit fällt weg, ſo bald man ſie im Zuſammenhange genau betrachtet, und mit der Stelle des Plinius vergleicht. Θεσπιευσι δε ὑστερον (ſagt Pauſanias L. IX. p. m. 762.) χαλκουν εἰργασατο Ερωτα Λυσιππος, και ἐτι προτερον τουτου Πραξιτελης, λιθου του Πεντελησιου. Και ὁσα μεν εἰχεν ἐς Φρυνην και το ἐπι Πραξιτελει της γυναικος σοφισμα, ἑτερωθι ἠδη μοι δεδηλωται. Πρωτον δε το ἀγαλμα κινησαι του Ερωτος λεγουσι Γαϊον δυναστευσαντα ἐν Ῥωμη. Κλαυδιου δε ὀπισω Θεσπιευσιν ἀποπεμψαντος, Νερωνα αὖθις δευτερα ἀνασπαστον ποιησαι· και τον μεν φλοξ αὐτοθι διεφθειρε. Ich kann mich nicht enthalten, zuvörderſt die lateiniſche Ueberſetzung des Amaſäus anzuführen, weil er gleich die Worte, auf welche es bei meinem Beweiſe faſt am meiſten ankommt, ganz unrichtig genommen hat: Theſpienſibus poſt ex aere Cupidinem elaboravit Lyſippus, et ante eum e marmore Pentelico Praxiteles. De Phrynes quidem in Praxitelem dolo alio jam loco res eſt a me expoſita. Primum omnium e ſede ſua Cupidinem hunc Theſpienſem amotum a Cajo Romano Imperatore tradunt; Theſpienſibus deinde remiſſum a Claudio Nero iterum Romam reportavit; ibi eſt igni conſumtus. Ich ſage, Amaſäus hat das πρωτον fälſchlich auf Γαϊον gezogen, da er es hätte ſollen auf ἀγαλμα ziehen. Pauſanias will ſagen: Schon vor dem Kupido von Erz, welchen Lyſippus den Theſpiern arbeitete, hatten ſie einen aus penteliſchem Marmor, den ihnen Praxiteles gemacht hatte. Was mit dem letztern vorgegangen, fährt er fort, und die Liſt, deren ſich Phryne wider den Praxiteles bedienet, ſolches habe ich bereits an einem andern Orte erzählt. Den erſtern aber (nämlich den Kupido des Lyſippus, nicht als den erſten in der Zeit, ſondern als den erſten in der Erwähnung des Pauſanias) ſoll Kajus Kaligula den Theſpiern weggenommen, Klaudius ihnen wiedergegeben, Nero aber zum zweitenmale mit ſich nach Rom geführt haben; und dieſer iſt daſelbſt verbrannt. — Meines Erachtens zeigt dieſes και τον μεν &c. deutlich genug, daß man das πρωτον, wie ich ſage, auf ἀγαλμα ziehen müſſe."

„Doch auch dieſe Wortkritik bei Seite geſetzt, ſo erhellet auch ſchon aus dem Zuſatze, daß dieſe nach Rom weggeführte Bildſäule daſelbſt verbrannt ſei, daß es nicht das Werk des Praxiteles könne geweſen ſeyn. Sie verbrannte; und verbrannte ohne Zweifel in dem grauſamen Brande, den Nero ſelbſt anzündete. Verbrannte ſie aber da; wie kennte ſie zu des ältern **Plinius** Zeiten noch vorhanden, und in der *Schola Octaviae* aufgeſtellt ſeyn? Und dieſes meldet in der angezogenen Stelle **Plinius** doch ausdrüklich."

„Alles dieſes zuſammen genommen, muß man ſich die Sache alſo ſo vorſtellen: daß **Praxiteles** mehr als Einen Kupido gemacht habe, und auch nach mehr als Einer Idee. Um einen brachte ihn Phryne; einen andern, der ganz nakkend war, hatte die Stadt Parium in Myſien, deſſen **Plinius** gleichfalls gedenkt; einen dritten beſaß Heius in Meſſana, den ſich Verres zueignete; und den vierten hatte der Künſtler für die Theſpier gemacht (*), welcher endlich auch nach Rom kam. Doch war es nicht der, den erſt Kaligula, und zum zweitenmale Nero dahin brachte; denn dieſes war ein Werk des **Lyſippus** von Erz, welches in dem groſſen Brande unter dem Nero mit darauf ging. Zu den Zeiten des **Pauſanias** hatten die Theſpier alſo weder die Bildſäule des **Praxiteles**, noch des **Lyſippus** mehr, ſondern ſie begnügten ſich, wie **Pauſanias** gleichfalls meldet, mit einem Werke des **Menedorus** von Athen, welches nach des **Praxiteles** ſeinem gemacht war."

„Was **Winkelmann** in der Anmerkung S. 391. n. 6. dem Bianchini entgegen ſezt, iſt nicht ſo gar ſchlieſſend. Es iſt wahr, **Plinius** gedenkt der Pallas vom **Evodius** (**), des Herkules vom **Lyſippus**, die doch nach Rom gebracht worden, auch nicht. Aber müſſen ſie zu den Zeiten des **Plinius** noch vorhanden geweſen ſein? Können ſie nicht, wie der Kupido des **Lyſippus**, in dem großen Neroniſchen Brande darauf gegangen ſein? Daß aber dieſer wirklich eine Menge alter Kunſtwerke verzehrt habe, ſagt **Tacitus** (Annal. L. XIV. c. 41.) ausdrüklich. Ja, in dieſem Brande ging der alte Tempel des Herkules, den Evander erbauet hatte, mit zu Grunde. Wie leicht, daß ſich der Herkules des Lyſippus in dieſem Tempel befand!"

18.

Zu S. 394. „Ich begreiſe nicht, wie ſo ein Paar Alterthumskundige, als **Stoſch** und **Winkelmann**, über das, was der Borgheſiſche Fechter vorſtellen ſoll, ungewiß ſeyn können. Wenn es nicht die Statue des **Chabrias** ſelbſt iſt, der ſich in der nehmlichen Stel-

---

(*) Wo es nicht eben die Statue iſt, die ihm Phryne aus den Händen ſpielte, wie **Strabo** L. IX. meldet, welcher aber dieſe Geſchichte nicht von der Phryne, ſondern von der Glycerium erzählt. S. *Manutii* Commentar. in L. IV. Act. in Verrem.

(**) Der Künſtler dieſer Pallas heißt nicht **Evodius**, ſondern **Eudorus**, und iſt eben der, deſſen **W.** ſelbſt S. 317. unter den Schülern des **Dädalus** gedenkt.

lung in der Schlacht bei Theben gegen den Ageſilaus ſo beſonders hervorthat; ſo iſt es doch die Statue eines Athleten, der ſich als Sieger am liebſten in dieſer Stellung, die durch den Chabrias Mode ward, vorſtellen laſſen wollte. Sie hätten ſich nur der Stelle des Nepos, in dem Leben des Chabrias (cap. 1.) erinnern dürfen: Namque in ea victoria &c. — — Zu vergleichen S. 163. wegen der Aehnlichkeit einer beſtimmten Perſon.

Beim Artikel Diogenes im zweiten Regiſter, wo geſagt wird, er habe die Karyatiden im Pantheon zu Athen verfertigt; durchſtrich L. dieſe letztern beiden Worte, und ſchrieb hinzu: „Aus dieſem, und mehr dergleichen albernen Fehlern iſt es wohl ſehr deutlich, daß Herr W. das Regiſter nicht ſelbſt gemacht hat.“

Zum Laokoon.*)

I.

Erſter Abſchnitt.

I. Laocoon: Widerlegung der Winkelmanniſchen Anmerkung. Wahre Urſache, aus dem Geſetze der Schönheit. Beweis, daß die Schönheit das höchſte Geſetz der alten Kunſt geweſen.

II. Zweyte Urſache; aus der Verwandlung des Tranſitoriſchen, in das Beſtändige. Der äußerſte Augenblick iſt der unfruchtbarſte.

III. Die Natur wird mit dem Gemählde des Dichters weiter verglichen. Worinn und warum weiter beyde von einander abgehen.

IV. Beyder Uebereinſtimmung. Wahrſcheinliche Vermuthung aus dieſer Uebereinſtimmung, daß der eine den andern vor Augen gehabt. Die Griechen erzehlen dieſe Begebenheit ganz anders; woraus wahrſcheinlich wird, daß die Künſtler den Virgil nachgeahmet.

V. Ein Spence dürfte ſchwerlich meiner Meinung seyn. Sein ſeltſames Syſtem, bey welchem alles Verdienſt des Dichters verloren geht. Beweiſe wie wenig er von dem beſondern Gebiete der Mahlerey und Dichtkunſt verſtanden 1. an der wüthenden Venus 2. an den allegoriſchen Weſen.

---

*) Dieſelben Papiere, aus denen Karl G. Leſſing die Vorarbeiten zum Laokoon in der zweiten Ausgabe deſſelben (1788) drucken ließ, ſind jetzt im Beſitz des Herrn B. Friedländer. Da der Herausgeber ſie frei zu benutzen Erlaubniß hatte, ſo hat er den Druck nicht nur vielfach verbeſſern, ſondern auch manches nicht unintereſſante Stück hinzu fügen können.

VI. Ein Caylus hat den Dichtern mehr Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Er bekennt es, daß die Künſtler den Dichtern viel zu danken haben, und noch mehr zu danken haben können. Seine Gemählde des Homers. Einwurff wider die zuſammenhangende Folge derſelben, aus den unſichtbaren Scenen des Dichters.

VII. Mißdeutung, welcher die Rangordnung unterworffen, die Caylus unter den Dichtern nach der Menge ihrer Gemählde machen will. Er hat nicht unterſchieden, was bey dem Dichter ein Gemählde, und was für den Mahler brauchbar iſt. Er nimt nur immer dieſes; und jenes bleibt immer weg, wornach die Rangordnung doch nur einzig geſchehen müßte. Beweiſe aus dem vierten Buche der Jliade.

VIII. Urſache, warum das Gemählde des Dichters nur ſelten ein Gemählde des Mahlers werden kann. Jener mahlt fortſchreitende Handlungen, und dieſer für ſich beſtehende Weſen. Exempel wie Homer dieſe Weſen in Handlungen zu verwandeln weis.

IX. Beantwortung der Einwürfe wider das Homeriſche Schild, aus dieſem Geſichtspunkte. Der Dichter wählet das aus, was der Künſtler intendiret hat, und läßt ſich nicht in die Schranken der materiellen Kunſt einſchließen.

Zweyter Abſchnitt.

I. Winkelmanns Geſchichte der Kunſt iſt indeß erſchienen. Lob derſelben. Wie er das Alter des Laocoon angegeben. Er hat nicht den geringſten hiſtoriſchen Grund für ſich; er urtheilet bloß aus der Kunſt. Plinius ſcheinet da, wo er des Laocoon gedenkt, von lauter neueren Künſtlern zu reden. Widerlegung der Maffeiſchen Meinung, die Winkelmann nicht ganz zu Schanden machen wollen; und warum.

II. Beweis aus dem εποιει und εποιησε, daß der Laocoon kein ſo altes Werk iſt. Umſtändliche Erklärung einzelner Stellen des Plinius.

III. Jſt er indeß nicht aus der Zeit, in welche ihn Winkelmann ſetzt; ſo verdient er es doch daraus zu ſeyn, und das iſt genug für eine Kunſtgeſchichte, die unſern Geſchmack bilden ſoll. Uebrigens hat ſich Winkelmann wegen der Ruhe des Laocoon näher erklärt, und er iſt meiner Meinung, daß die Schönheit dieſe Ruhe veranlaßt habe.

IV. Sein Ausſpruch, daß die neueren Dichter jenſeit den Alten mehr Bilder haben, und weniger Bilder geben. Commentar über dieſe Worte zu wünſchen. Woher der Unterſchied der poetiſchen und materiellen Bilder entſpringe. Aus der Verſchiedenheit der Zeichen, deren ſich die Mahlerey und Poeſie bedienen. Jene im Raume und natürlich; dieſe in der Zeit und willkührlich.

V. In dem Raume und in der Zeit. Folglich jene Körper, und dieſe Bewegungen. Jene Bewegungen andeutungsweiſe durch Körper. Dieſe Körper andeutungsweiſe durch Bewegungen. Ausdrückliche Schilderungen von Körpern ſind daher der Poeſie verſagt. Und wann ſie es thut, ſo thut ſie es nicht als nachahmende Kunſt, ſondern als Mittel der Erklärung. So wie die Mahlerey nicht nachahmende Kunſt, ſondern ein bloßes Mittel der Erklärung iſt, wann ſie verſchiedne Zeiten auf einem Raume vorſtellet.

VI. Schönheit insbeſondere iſt kein Vorwurf der Poeſie, ſondern der eigentliche aller bildenden Künſte. Homer hat die Helena nicht geſchildert. Aber die alten Mahler haben ſich jeden ſeiner Fingerzeige auf die Schönheit zu Nutze gemacht. Des Zeuxis Helena.

VII. Von der Häßlichkeit. Vertheidigung des Therſites; in einem Gedichte. Verwerfung deſſelben in der Mahlerey. Caylus hatte Recht ihn auszulaßen; la Motte nicht. Einführung des Therſites in die Epigoniade. Nireus war nicht der ſchönſte unter den Griechen. Daher iſt Clarks Anmerkung falſch, in den Briefen der Litteratur. [VII, S. 125.]

(NB. Vom Eckel. Die Discordia beym Petron.)

VIII. Schönheit der mahleriſche Werth der Körper. Folglich kommen wir hier von ſelbſt auf die Regel der Alten, daß der Ausdruck der Schönheit untergeordnet ſeyn müße. Ideal der Schönheit in der Mahlerey hat vielleicht das Ideal der moraliſchen Vollkommenheit in der Poeſie veranlaßt. Da man dafür auf ein Ideal in den Handlungen denken ſollen. Das Ideal der Handlungen beſtehet 1, in der Verkürzung der Zeit 2, in der Erhöhung der Triebfedern, und Ausſchließung des Zufalls 3, in der Erregung der Leidenſchaften.

IX. Lebloſe Schönheiten um ſo mehr dem Dichter verſagt zu ſchildern. Verdammung der Thomſonſchen Mahlerey. Von den Landſchaftsmahlern; ob es ein Ideal in der Schönheit der Landſchaften gebe. Wird verneinet. Daher der geringere Werth der Landſchaftsmahler. Die Griechen und Italiäner haben keine. Beweis aus dem umgekehrten Pferde des Pauſanias, daß ſie auch nicht einmal untergeordnete Landſchaften gemahlt. Vermuthung daß die ganze perſpectiviſche Mahlerey aus der Scenenmahlerey entſtanden.

X. Die Poeſie ſchildert Körper nur andeutungsweiſe durch Bewegungen. Kunſtſtück der Dichter, ſichtliche Eigenſchaften in Bewegungen aufzulöſen. Exempel von der Höhe eines Baumes. Von der Größe einer Schlange. Von der Bewegung in der Mahlerey. Warum ſie Menſchen und keine Thiere darinn empfinden.

(Von der Schnelligkeit.)

XI. Folglich ſchildert die Poeſie die Körper auch nur mit einem oder zwey Zügen. Schwierigkeit in der ſich oft die Mahlerey befindet dieſe Züge auszumahlen. Unterſchied der poetiſchen Gemählde, wo ſich dieſe Züge leicht und gut ausmahlen laßen, und wo nicht. Jenes ſind die Homeriſchen Gemählde, dieſes die Miltonſchen und Klopſtockſchen.

XII. Vermuthung daß die Blindheit des Milton auf ſeine Art zu ſchildern einen Einfluß gehabt. Beweis z. E. aus der ſichtbaren Dunkelheit.

XIII. Die erſte Veranlaſſung war indeß der orientaliſche Styl. Moſes Vermuthung; aus dem Mangel der Mahlerey. Daß das nicht ſchön ſeyn muß, was bibliſch iſt. Wenn der Grammatiker eine ſchlechte Sprache in der Bibel finden kann; ſo darf der Kunſtrichter auch ſchlechte Bilder darinn finden. Der h. Geiſt hat ſich in beyden Fällen nach dem leidenden Subjecte gerichtet; und wann die Offenbarung in den nordiſchen Ländern geſchehen wäre, ſo würde ſie in einem ganz andern Style und unter ganz andern Bildern geſchehen ſeyn.

XIV. Homer hat nur wenige Miltonſche Bilder. Sie frappiren, aber ſie abſtrahiren nicht. Und eben deswegen bleibt Homer der größte Mahler. Er hat ſich jedes Bild ganz und nett gedacht. Und ſelbſt auch in der Ordnung ein mahleriſches Auge gezeigt. Anmerkung über die Gruppen, die ſich bey ihm nie über drey Perſonen erſtrecken.

XV. Von den collectiven Handlungen, als welche der Poeſie und Mahlerey gemein ſind.

Dritter Abſchnitt.

I. Aus dem Unterſchiede der natürlichen und willkührlichen Zeichen. Die Zeichen der Mahlerey ſind nicht alle natürlich; und die natürlichen Kennzeichen willkührlicher Dinge können nicht ſo natürlich ſeyn, als die natürlichen Kennzeichen natürlicher Dinge. Es iſt auch noch ſonſt viel Convention darunter. Exempel von der Wolke.

II. Sie hören auf natürliche zu ſeyn, durch Veränderung der Dimenſionen. Nothwendigkeit des Mahlers, ſich der Lebensgröße zu bedienen. Abfall der Kunſt in den erhabnen Landſchaften. Schwindel kann die Poeſie, aber nicht die Mahlerey erwecken.

III. Die Zeichen der Poeſie nicht lediglich willkührlich. Ihre Worte als Töne betrachtet können keine Gegenſtände natürlich nachahmen. Welches bekannt. Aber ihre Worte als unter ſich verſchiedner Stellen fähig, können dadurch die verſchiedne Reihen der Dinge auf einander und neben einander ſchildern. Exempel hiervon. Auch ſogar die Bewegung der Organen kann die Bewegung der Dinge ausdrücken. Exempel davon.

IV. Einführung mehrerer willkührlicher Zeichen durch die Allegorie. Billigung der Allegorie in ſo fern die Kunſt dadurch auf den Geſchmack der Schönheit zurückgeführet, und von dem wilden Ausdrucke abgehalten werden kann.

V. Mißbilligung allzu weitläuftiger Allegorieen, welche allezeit dunkel ſind. Erläuterung aus Raphaels Schule von Athen; und beſonders aus der Vergötterung Homers.

VI. Nützlichkeit der willkührlichen Zeichen in der Tanzkunſt. Daß eben dadurch die Tanzkunſt der Alten die Neueren ſo weit übertroffen.

VII. Der Gebrauch der willkührlichen Zeichen in der Muſik. Verſuch das Wunderbare und den Werth der alten Muſik daraus zu erklären. Von der Macht die ſich daher der Geſetzgeber darüber anmaaßte.

VIII. Nothwendigkeit alle ſchöne Künſte einzuſchrenken, und ihnen nicht alle mögliche Erweiterungen und Verbeßerungen zu geſtatten. Weil durch dieſe Erweiterungen ſie von ihrem Zwecke abgelenkt werden, und ihren Eindruck verlieren. Eulers Entdeckung in der Muſik.

IX. Von der Erweiterung in der Mahlerey der neuern Zeiten. Wodurch die Kunſt unendlich ſchwer geworden; und es ſehr wahrſcheinlich wird, daß alle unſere Künſtler mittelmäßig bleiben müßen. Einfluß den Fehler in Nebentheilen, z. E. in Licht und Schatten und Perſpectiv, auf das Ganze haben. Da uns hingegen die gänzliche Weglaſſung aller dieſer Theile nicht anſtößig ſeyn würde.

X. Ermunterung die bildenden Künſtler aus den alten Zeiten zurückzurufen, und ſie mit Begebenheiten unſerer itzigen Zeit zu beſchäftigen. Ariſtoteles Rath, die Thaten Alexanders zu mahlen.

Anhang.

I. Zerſtreute Anmerkungen über einige Stellen aus Winkelmanns Geſchichte; wo er nicht genau genug geweſen. Antigone des Sophokles. Die Teller des Parthenius. Der Meiſter des Schildes vom Ajax ꝛc.

II. Von dem Borgheſiſchen Fechter.

III. Von dem Cupido des Praxiteles.

IV. Von der Kunſt in Erzt zu gießen. Daß ſie zu den Zeiten des Nero nicht verloren geweſen.

V. Vermuthung über das Netze p. 203.

VI. Von den Schulen der alten Mahlerey, und von den Aſiatiſchen Künſtlern.

II.

Gerard* glaubt, wider meine Meinung, daß die Mahlerey auch das Erhabene ausdrücken könne, welches mit der Größe der Dimenſionen verbunden iſt. Denn, ſagt er, ob ſie gleich dieſe Dimenſionen nicht ſelbſt beybehalten kann, ſo läßt ſie ihnen doch ihre comparative Größe, und dieſe iſt hinlänglich das Erhabene hervorzubringen. — Er irrt ſich: dieſe iſt hinlänglich um mir zu erkennen zu geben, daß dergleichen comparative große Gegenſtände in der Natur erhaben ſeyn müſſen, aber nicht vermögend, die Empfindung ſelbſt hervorzubringen, die ſie in der Natur erwecken würden. Ein großer majeſtätiſcher Tempel, den ich unmöglich mit einem Blicke überſehen kann, wird eben dadurch erhaben, daß ich meinen Blick darauf herumreiſen laſſen kann, daß ich überall, wo ich damit ſtille ſtehe, ähnliche Theile von der nehmlichen Größe, Feſtigkeit und Einfalt bemerke.** Aber eben dieſer Tempel, auf den kleinen Raum einer Kupferplatte gebracht, hört auf erhaben zu ſeyn, das iſt, meine Bewunderung zu erregen, eben deswegen, weil ich ihn auf einmal überſehen kann. Wenn ich mir ihn ſchon nach allen den gehörigen Dimenſionen ausgeführt denke, ſo empfinde ich nur, daß ich mich alsdann verwundern würde, ihn ſo ausgeführt zu ſehen, aber noch verwundere ich mich nicht. Zwar kann ich mich über ſeine Figur, über ſeine edle Einfalt verwundern; aber dieſes iſt eine Verwunderung, welche aus dem Anſchauen der Geſchicklichkeit des Künſtlers, nicht aber aus dem Anſchauen der Dimenſionen entſtehet.

S. Hagedorn S. 335. Von dem Erhabenen der Landſchaften. Was er von dem Carniße anführt, ſcheint nichts zu ſeyn und grade gegen den Werth der Landſchaften. Eben weil mehr mechaniſches dabey iſt, könnte er mehr davon ſchreiben.

Cibbers Critik einer Stelle des Nat. Lee, die er für Nonſens erklärt, weil ſie kein Gemählde geben könne. Und was Warburton dagegen erinnert (über Popens Prologue to the Satires v. 121.) Ich halte mit Warburton die Stelle gleichfalls für ſchön. Aber Cibber hat auch Recht, daß ſie ſich nicht mahlen läßt. Was folgt alſo daraus? Daß die Probe unrecht iſt; und daß es allerdings poetiſche Gemähldе giebt, die ſich nur ſchlecht mahlen laſſen.

---

* On Taste. London 1759. p. 21.

** **Auf dem Rande.** Aber in den menſchlichen Figuren kann der Künſtler eine Art der Erhabenheit erreichen, wenn er gewiſſe Glieder über die Proportion vergrößert. S. was Hagedorn von dem Apollo Belvedere ſagt, und Gerard p. 117. vom Parmigiano.

Der Kunſtrichter muß nicht bloß das Vermögen, er muß vornehmlich die Beſtimmung der Kunſt vor Augen haben. Nicht alles, was die Kunſt vermag, ſoll ſie vermögen. Nur daher, weil wir dieſen Grundſatz vergeſſen, ſind unſere Künſte weitläuftiger und ſchwerer, aber auch von deſto wenigerer Wirkung geworden.

Obſervations ſur l'Italie Tom. II. p. 30. An dem Tage des h. Rochus haben die Mahler zu Venedig die öffentliche Ausſetzung ihrer Gemählde dans la *Scuola* di S. Roch. Cette Scuola, l'une des premieres de Veniſe, eſt remplie de ſujets du N. T. de la main de Tintoret, de la plus grande force de ce Maitre. Je ſus ſingulierement frappé de celui qui repreſente l'Annonciation. Le mur qui ferme la chambre de la Vierge du coté de la campagne, s'écroule, et l'ange entre de plein vol par la breche.

Dieſer Einfall iſt vortreflich. Da der Mahler das geiſtige Weſen des Engels nicht ausdrücken konnte, welches alle Körper, ohne ſie zu zerſtören, durchdringen kann, ſo drückt er ſeine Macht aus. Am Ende erweckt es auch die nehmliche Idee, daß nehmlich ein ſolches Weſen von nichts ausgeſchloſſen, von nichts abgehalten wird; es mag nun durch ſeine Geiſtigkeit oder durch ſeine Macht ſeyn.

Plinius lib. 35. cap. 10. vom Arellius: Flagitio inſigni corrupit artem, Deas pingens, ſed Dilectarum imagine. Er portraitirte ſie, anſtatt ſie nach dem Ideale zu mahlen. Das nehmliche haben verſchiedene neuere Mahler mit der h. Jungfrau gethan, z. E. Carl Maratti, welcher das Vorbild dazu von ſeiner Frau nahm.

Beym jüngern Burmann in der Anthologie (p. 90) findet ſich ein Epigramm auf den Laocoon, in welchem ihm die Zeile

Hinc toleraſſe ferant ſæva venena virum

wegen des toleraſſe verdächtig iſt. Wenn dieſes Epigramm, wie es ſcheinet, auf die Statue gemacht iſt, ſo hätte er nicht nöthig das toleraſſe zu verändern; ſondern der Dichter könnte damit zugleich mit auf die Geduld geſehen haben, mit welcher Laocoon in ſelbiger ſein Leiden erträgt.

Richardſon Traité de la Peinture T. I. p. 9. Après avoir lû Milton, on decouvre la Nature avec des yeux plus clairvoians qu'auparavant; on y remarque des beautés auxquelles on n'auroit point fait attention.

Und dieſes iſt auch der einzige wahre Nutzen, den die Künſtler aus den Dichtern ziehen ſollten. Gedichte ſollen für ſie gleichſam unendliche Augen mehr, und eine Art von Vergrößerungsgläſern ſeyn, durch welche ſie Dinge bemerken können, die ſie mit ihren eigenen bloßen Augen nicht würden unterſchieden haben.

p. 12 betrachtet Richardſon die bildenden Künſte von der Cameralſeite, in wie fern ſie die Reichthümer eines Landes vermehren. Es iſt wahr, der Künſtler verarbeitet ſehr wenig, und eben nicht koſtbare Materialien, und macht etwas daraus was unendlich mehr werth wird.

Allein wenn ſich dadurch die Cameraliſten wollten verleiten laßen, die Mahlereyen Fabrikenmäßig zu unterſtützen und arbeiten zu laßen, ſo wäre der Verfall der Kunſt und die Verderbniß des Geſchmacks nicht allein unvermeidlich, ſondern am Ende würde auch die Arbeit nicht einmal ſo viel werth ſeyn, als die verarbeiteten Materialien.

p. 38. Exempel, wo ſich Raphael ſo wohl von der natürlichen, als hiſtoriſchen Wahrheit entfernt hat. Von jener in einem ſeiner Cartons in Hamptoncour, wo er den wunderbaren Fiſchzug vorſtellt, und die Barke für die Menge der darauf befindlichen Perſonen viel zu klein macht. Von dieſer gleichfalls in einem Carton von dem von Petro und Johanne curirten Gichtbrüchigen vor der Thüre des Tempels, genannt die Schöne, wo er figurirte Seulen angebracht hat.

Allein es iſt zwiſchen beyden Abweichungen ein großer Unterſchied; dieſe vermehrt die gute Wirkung, jene verringert ſie. Nehmlich in einem bloß natürlichen Auge. Jene iſt allen Menſchen anſtößig, dieſe nur den Gelehrten.

p. 43. Es hat, ſogar große, Mahler gegeben, welche in ein einziges Gemählde die ganze Folge einer Geſchichte zu bringen geſucht haben. Wie z. E. Titian ſelbſt, die ganze Geſchichte des verlornen Sohnes, von der Verlaſſung ſeines väterlichen Hauſes, bis zu ſeinem Elende. Richardſon ſagt, dieſe Ungereimtheit ſey dem Fehler gleich, welchen ſchlechte dramatiſche Dichter begehen, wenn ſie die Einheit der Zeit übertreten, und ganze Jahre ein einziges Stück dauern laßen.

Allein der Fehler des Mahlers iſt unendlich ungereimter, als der Fehler des Dichters. Denn

1. hat der Mahler die Mittel nicht, welche der Dichter hat, unſerer Einbildungskraft in Anſehung der beleidigten Einheit der Zeit und des Ortes zu Hülfe zu kommen. Das Mittel der Perſpectiv iſt dazu nicht hinreichend.
2. Der Fehler des Dichters behält noch immer eine gewiſſe Proportion mit der Wahrheit. Wenn wir in dem erſten Acte in Rom und in dem zweyten in Aegypten ſind, ſo ſind wir doch in dieſen beyden Orten nur nach und nach: wenn der Held im erſten Acte heyrathet, und im zweyten ſchon erwachſene Kinder hat, ſo bleibt doch noch immer zwiſchen beyden eine Zwiſchenzeit: anſtatt daß bey dem Mahler nothwendig alle verſchiedne Orte in einen Ort, und alle verſchiedne Zeiten in einen Zeitpunkt zuſammen fließen, weil wir alles in ihm auf einmal überſehen.
3. Welches das vornehmſte iſt: weil in dem Gemählde die Einheit des Helden verlohren geht. Denn da ich alles auf einmal darinn überſehe, ſo ſehe ich den Helden zugleich mehr als einmal, welches einen höchſt unnatürlichen Eindruck macht.

---

p. 37. Raphael hat in einem von ſeinen Gemählden im Vatican, welches die wunderbare Befreyung des h. Petrus aus dem Gefängniſſe vorſtellet, ein dreyfaches Licht angebracht. Das eine iſt der Ausfluß von dem Engel, das zweyte iſt die Wirkung einer Fackel, und das dritte iſt der Schein des Mondes. Alle dieſe drey Lichte haben jedes ſeine ihm eigenthümlich zukommende Scheine und Widerſcheine, und machen zuſammen einen wunderbaren Effect.

Dieſe Schönheit iſt vermuthlich eine von denen, auf die Raphael von ungefehr gekommen iſt. Als eine ſolche verdient ſie alles Lob. Seine vornehmſte Abſicht war ſie nicht; und ſie wird auch daher weder die erſte, noch die einzige Schönheit in ſeinem Stücke ſeyn.

p. 49. Hannibal Caraccio wollte in einem Gemählde nicht über zwölf Figuren verſtatten.

Rubens in ſeiner Auferſtehung des Lazarus in Sansſouci hat den Augenblick genommen, da Lazarus ſchon lebendig aus dem Grabe herauskömmt. Ich glaube auch daß dieſes der eigentliche iſt, und fällt dabey die Nothwendigkeit, ſich die Naſe zuzuhalten, weg: denn mit dem, das Lazarus lebendig wird, muß auch der Geſtank nicht mehr vorhanden ſein. [Vergl. Band VI, S. 524.]

p. 89. Exempel, daß ſelbſt Raphael und Hannibal Caraccio der Schrift in ihren Gemählden nicht ganz entbehren können. Zum Beweiſe, wie ſehr ſich die Mahlerey vor allen Zuſammenſetzungen, die ſie nicht durch ſich ſelbſt verſtändlich machen kann, zu hüten habe. Indeß iſt es ohne Zweifel immer ein ſehr großer Unterſchied, wenn Raphael oder Caraccio ſchreibt, und wenn es ein andrer thut. Ohne die Schrift wird man zwar die eigentliche Geſchichte des Raphaels nicht verſtehen, aber ſein Gemählde wird doch noch immer als Gemählde eine vortreffliche Wirkung thun. Anſtatt daß die meiſten andern Geſchichtmahler bloß das Verdienſt haben, die Geſchichte ausgedruckt zu haben.

p. 93. Michael Angelo ſoll ſeinen Charon aus einer Stelle des Dantes genommen haben,

Caron, demonio con occhi di bragia,
— — — — — — — —
Batte col remo qualunque ſ'adagia.

In dem Kupfer vom jüngſten Gerichte läßt ſich nur die Action, welche in dem letzten Verſe ausgedruckt iſt, erkennen; ob Angelo aber auch die Augen von glühenden Kohlen ausgedruckt hat?

p. 95. Von der Wirkung welche ein Gemählde auf das Auge von ferne machen ſoll, noch ehe dieſes die Gegenſtände deſſelben unterſcheiden kann. Dieſes iſt es, was Coypel mit dem Exordio einer Rede vergleicht.

p. 97. Ich kann in der Notte del Correggio, in welcher ſich alles Licht von dem gebohrnen Heylande ausbreitet, nicht mit Richardſon einerley Meinung ſeyn, daß der Mahler deswegen den vollen Mond hätte weglaſſen ſollen, weil er nicht leuchtet. Eben dieſes Nichtleuchten iſt hier ein ſinnreicher Gedanke des Mahlers, der ſich darauf gründet, daß das große Licht das kleinere verdunkeln müſſe. Dieſer Gedanke iſt mehr werth, als der kleine Anſtoß den das Auge dabey hat, welcher Anſtoß noch dazu uns eben auf die Sache aufmerkſam macht.

Was Richardſon p. 120 u. f. von der Vortreflichkeit der Handzeichnungen ſagt, iſt ſehr dienlich, den Werth der Coloriſten zu beſtimmen. Wenn es wahr iſt, daß der Künſtler, wenn ihn die Schwierigkeiten der Färbung nicht zerſtreuen, mit aller Freyheit der Gedanken, grade auf ſeinen Zweck gehen kann; wenn es wahr iſt, daß man in den Zeichnungen der beſten Mahler einen Geiſt, ein Leben, eine Freyheit, eine Zärtlichkeit findet, die man in ihren Mahlereyen vermißt; wenn es wahr iſt, daß die Feder und der Stift Dinge machen können, welche dem Pinſel zu machen unmöglich ſind; wenn es wahr iſt, daß der Pinſel mit einem einzigen Liquido Dinge ausführen kann, die der, welcher mehrere Farben, beſonders in Oel, zu menagiren hat, nicht erreichen kann: ſo frage ich, ob wohl das bewundernswürdigſte Colorit uns für allen dieſen Verluſt ſchadlos halten kann? Ja ich möchte fragen, ob es nicht zu wünſchen wäre, die Kunſt mit Oelfarben zu mahlen, möchte gar nicht ſeyn erfunden worden.

p. 212. Iſt es wohl wahrſcheinlich, daß die Hoffnung, welche Richardſon hier äußert, dürfte erfüllet werden? daß ein Mahler aufſtehen werde, welcher den Raphael überträfe, indem er den Contour der Alten mit dem beſten Colorite der Neuern verbände? Es iſt wahr, ich ſehe keine Unmöglichkeit, warum ſich dieſe beyden Stücke nicht ſollten verbinden laſſen, und warum eines das andere ausſchließen müßte. Es iſt aber eine andere Frage, ob ein menſchliches Alter, ein menſchlicher Fleiß, hinreichend ſind, dieſe Verbindung zur Vollkommenheit zu bringen. Was von den Handzeichnungen angemerkt worden, ſcheinet dieſe Frage zu verneinen. Iſt ſie aber nicht anders, als zu verneinen; wird jeder Meiſter, je weiter er es in dem einen Theile gebracht hat, deſto weiter in dem andern nothwendig zurückbleiben: ſo fragt ſich nur noch, in welchem wir ihn vortreflicher zu ſeyn wünſchen werden? Wegen Vortrefflichkeit der Zeichnungen kommt p. 26 Sur l'Art de critiquer en fait de Peinture, noch eine ſchöne Stelle vor.

III.

Allegorie.

Eine von den ſchönſten kurzgefaßten allegoriſchen Fictionen, iſt beym Milton (Paradiſe loſt, Book III. 685), wo Satan den Uriel hintergehet.

— oft though wisdom wake, ſuſpicion sleeps
At wisdom's gate, and to ſimplicity
Reſigns her charge, while goodneſs thinks no ill
Where no ill ſeems —

„Oft, wenn gleich die Weisheit wacht, ſchläft der Argwohn an „ihren Thüren, und giebt ſein Amt der Einfalt, maßen die Güte „nichts Böſes vermuthet, wo nichts Böſes hervorblickt."

Und ſo gefallen mir die allegoriſchen Fictionen; aber ſie weitläuftig ausbilden, die erdichteten Weſen nach allen ihren Attributen der Mahlerey beſchreiben, und auf dieſe eine ganze Folge von mancherley Vorfällen gründen, dünkt mich ein kindiſcher, gothiſcher, mönchiſcher Witz.

Die einzige Weiſe indeß, wie eine weitläuftigere allegoriſche Fiction noch erträglich zu machen iſt, iſt von dem Cebes gebraucht worden: er erzehlt nicht die bloße Fiction, ſondern ſo wie ſie von einem Mahler behandelt worden.

Blindheit des Milton.

Ich bin der Meinung, daß die Blindheit des Miltons auf ſeine Art zu ſchildern und ſichtliche Gegenſtände zu beſchreiben einen Einfluß gehabt hat.

Außer dem Exempel, welches ich bereits von den Flammen, welche Finſterniß von ſich ſtrahlen, angemerkt habe, finde ich eines (Paradiſe loſt B. III. 722) welches vielleicht gleichfalls hierher gezogen werden kann. — Uriel will dem in einen Engel des Lichts verſtellten Satan, den Erdball, die Wohnung des Menſchen zeigen, und ſagt:

Look downward on that globe, whoſe hither ſide
With light from hence, though but reflected, ſhines.

„Siehe auf jenen Ball nieder, deſſen Seite, die nach uns gewandt „iſt, mit Lichte ſcheinet, das von hier entlehnet iſt." — Man merke, daß beyder Geſichtspunkt in der Sonne war, von da aus ſie nicht mehr von dem Erdballe ſehen konnten, als eben die Seite, welche der Sonne zugekehrt war. Aus den Worten des Dichters aber ſollte es ſcheinen, als ob ſie auch von daher die andere unerleuchtete Helfte hätten erblicken können, welches unmöglich iſt. An dem Monde können wir zwar öfters die eine erleuchtete und die andere unerleuchtete Helfte erblicken; aber das macht, weil wir uns an einem dritten Orte befinden, und nicht in dem Punkte, von welchem die Erleuchtung ausgehet.

Die allgemeine Wirkung ſeiner Blindheit aber ſcheinet die gefliſſentliche Ausmahlung ſichtbarer Gegenſtände zu ſeyn. Homer mahlt dergleichen ſelten mehr, als durch ein einziges Beywort; weil eine einzige Eigenſchaft eines ſichtbaren Gegenſtandes hinlänglich iſt, uns die andern auf einmal erinnerlich zu machen, indem wir ſie alle Tage beyſammen vor Augen haben. Ein Blinder hingegen, bey dem die Eindrücke der ſichtbaren Gegenſtände mit der Zeit immer ſchwächer und ſchwächer werden müſſen, bey dem eine einzige Eigenſchaft eines Dinges die Bilder der übrigen nicht ſo geſchwind und lebhaft hervorbringen kann, weil er ſie öfters beyſammen zu ſehen die Gelegenheit verloren: ein Blinder muß natürlicher Weiſe auf den Einfall kommen, die Eigenſchaften zu häuffen, um ſich durch die Erinnerung mehrerer Kennzeichen das Bild des Ganzen lebhafter zu machen. Wenn Moſes z. E. Gott ſagen läßt: es werde Licht, und es ward Licht: ſo drückt ſich Moſes wie ein Sehender gegen Sehende aus. Nur einem Blinden kann es einkommen, dieſes Licht zu beſchreiben; denn da die Erinnerung des Eindrucks, welchen das Licht auf ihn gemacht hat, ſehr ſchwach geworden, ſo ſucht er es durch alles zu verſtärken, was er bey dem Lichte je gedacht oder empfunden hat (P. L. Book VII. v. 243 bis 246):

Let there be light, ſaid God, and forthwith light
Ethereal, firſt of things, quintessence pure,
Sprung from the deep, and from her native eaſt
To journey through the airy gloom began.

Gemählde beym Milton.

1. Von progreſſiviſchen Gemählden, von welchen uns Homer ſo vortreſſliche Beyſpiele giebt, finden ſich auch hier ſehr ſchöne beym Milton. Als

α) das Erheben des Satans aus dem brennenden Pfule. P. L. B. I. v. 221 — 228.

β) Die erſte Eröffnung der Höllenpforten durch die Sünde. B. II v. 871 — 883.

γ) Die Entſtehung der Welt. B. III. v. 708 — 718.

δ) Der Sprung des Satans in das Paradies. B. III. v. 181 — 183.

ε) Der Flug des Raphaels zur Erde. B. V. v. 266 — 277.

ζ) Der erſte Aufbruch des himmliſchen Heeres wider die rebelliſchen Engel. B. VI. v. 56 — 78.

η) Die Annäherung der Schlange zur Eva. IX. 503.

θ) Die Erbauung der Brücke von der Hölle zur Erde, von der Sünde und dem Tode. X. 285.

ι) Satans Zurückkunft zur Hölle und unſichtbare Beſteigung ſeines Thrones. X. 441.

κ) Die Verwandlung des Satans in eine Schlange. X. 510.

Auch die Schönheit der Form hat Milton, nach des Homers Manier, nicht ſowohl nach ihren Beſtandtheilen, als nach ihren Wirkungen geſchildert. Man ſehe die Stelle der Wirkung, welche die Schönheit der Eva auf den Satan ſelbſt hat. Book IX. 455 — 466.

II. Auch an ſolchen Gemählden, die wirklich von der Mahlerey behandelt werden können, iſt Milton weit reicher, als ihn Caylus und Winkelmann glaubt; obſchon Richardſon, der ſie ausdrücklich auszeichnen wollen, in ihrer Wahl oft ſehr unglücklich und unverſtändig geweſen iſt. Z. E.

1. Richardſon hält den Raphael mit ſeinen drey Paar Flügeln (B. V. 277) für einen ſchönen Gegenſtand der Mahlerey; und es iſt offenbar, daß er eben dieſer ſechs Flügel wegen ein ſehr untauglicher iſt. Obſchon das Bild aus dem Jeſaias genommen, ſo iſt es doch darum nichts mahleriſcher. Die Geſtalt des Cherubims iſt eben ſo unmahleriſch. XI. 129.
2. Desgleichen das Bild der aufrecht einhergehenden Schlange. B. IX. 496, welches wider alle Ponderation in der Mahlerey ſeyn würde; ob es ſchon bey dem Dichter ſehr gefällt.

Von den nothwendigen Fehlern.

Dieſes Kapitel der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt iſt bisher noch am wenigſten commentiret worden.

Ich nenne nothwendige Fehler ſolche, ohne welche vorzügliche Schönheiten nicht ſeyn würden; denen man nicht anders, als mit Verluſt dieſer Schönheiten abhelfen kann.

So iſt im Milton ein nothwendiger Fehler, der Gebrauch der Sprache in allem dem weiten Umfange, welcher Kenntniſſe vorausſetzt, die Adam noch nicht haben konnte. Es iſt wahr, Adam konnte ſo und ſo nicht reden, man konnte mit ihm ſo und ſo nicht reden: aber laßt ihn reden, wie er hätte reden müſſen, ſo fällt zugleich das große vortreffliche Bild weg, welches der Dichter ſeinen Leſern macht. Und es iſt ohnſtreitig die höhere Abſicht des Dichters, die Phantaſie ſeiner Leſer mit ſchönen und großen Bildern zu füllen, als überall adäquat zu ſeyn. Z. E. B. V. 588. von den Fahnen und Standarten der Engel — —

Desgleichen gehören ſeine theologiſchen Fehler hieher; oder dasjenige was mit den genauern Begriffen, die wir uns von den Geheimniſſen der Religion zu machen haben, zu ſtreiten ſcheinet, ohne welches er aber das in keiner uns ſinnlich zu machenden Zeitfolge hätte erzehlen können, was vor der Zeit geſchahe. Z. E. wenn er den Allmächtigen (B. V. 601) zu ſeinen Engeln ſagen läßt:

> This day I have begot whom I declare
> My only ſon, and on this holy hill
> Him have anointed, whom ye now behold
> At my right hand; your head I him appoint.

Heute mag hier immer heißen von Ewigkeit: Gott hatte den Sohn von Ewigkeit gezeugt: gut: aber dieſer Sohn war doch nicht von Ewigkeit das was er ſeyn ſollte, oder er ward wenigſtens nicht dafür erkannt. Es gab eine Zeit, da die Engel nichts von ihm wußten, da ſie ihn nicht zur Rechten des Vaters ſahen, da er noch nicht für ihren Herrn erklärt war. Und das iſt nach unſerer Orthodoxie falſch. Will man ſagen, Gott hatte bis dahin die Engel in der Unwiſſenheit von den Geheimniſſen ſeiner Dreyeinigkeit gelaſſen: ſo würden eine Menge abgeſchmackte und unverdauliche Dinge daraus folgen. Die wahre Entſchuldigung des Milton iſt dieſe, daß er nothwendig dieſen Fehler begehen mußte, daß dieſer Fehler auf keine Weiſe auszuweichen iſt, wenn er das nach einer uns verſtändlichen Zeitfolge erzehlen will, was in keiner ſolchen Zeitfolge geſchehen iſt. Soll die Urſache des Falles der böſen Engel ihre Beneidung der höhern Würde des Sohnes ſeyn, ſo muß man ſich vorſtellen, daß dieſe Beneidung eben ſo von Ewigkeit erfolgt, als die Geburt des Sohnes ꝛc. Allein ich denke überhaupt, daß Milton eine beſſere Urſache hätte erdenken ſollen, als dieſe, welche nicht in der Schrift, ſondern nur bloß in den Vorſtellungen einiger Kirchenväter gegründet iſt.

IV.

Die eigentliche Beſtimmung einer ſchönen Kunſt kann nur dasjenige ſeyn, was ſie ohne Verhülfe einer andern hervorzubringen im Stande iſt. Dieſes iſt bey der Mahlerey die körperliche Schönheit

Um körperliche Schönheiten von mehr als einer Art zuſammen bringen zu können, fiel man auf das Hiſtorienmalen.

Der Ausdruck, die Vorſtellung der Hiſtorie, war nicht die letzte Abſicht des Mahlers. Die Hiſtorie war bloß ein Mittel, ſeine letzte Abſicht, mannichfaltige Schönheit, zu erreichen.

Die neuen Mahler machen offenbar das Mittel zur Abſicht. Sie mahlen Hiſtorie, um Hiſtorie zu mahlen, und bedenken nicht, daß ſie dadurch ihre Kunſt nur zu einer Hülfe andrer Künſte und Wiſſenſchaften machen, oder wenigſtens ſich die Hülfe der andern Künſte und

Wiſſenſchaften ſo unentbehrlich machen, daß ihre Kunſt den Werth einer primitiven Kunſt gänzlich dadurch verlieret.

Der Ausdruck körperlicher Schönheit iſt die Beſtimmung der Mahlerey.

Die höchſte körperliche Schönheit alſo ihre höchſte Beſtimmung.

Die höchſte körperliche Schönheit exiſtiret nur in dem Menſchen, und auch nur in dieſem vermöge des Ideals.

Dieſes Ideal findet bey den Thieren ſchon weniger, in der vegetabiliſchen und lebloſen Natur aber gar nicht Statt.

Dieſes iſt es, was dem Blumen- und Landſchaftsmahler ſeinen Rang anweiſet.

Er ahmet Schönheiten nach, die keines Ideals fähig ſind; er arbeitet alſo bloß mit dem Auge und mit der Hand; und das Genie hat an ſeinem Werke wenig oder gar keinen Antheil.

Doch ziehe ich noch immer den Landſchaftsmahler demjenigen Hiſtorienmahler vor, der ohne ſeine Hauptabſicht auf die Schönheit zu richten, nur Klumpen Perſonen mahlt, um ſeine Geſchicklichkeit in dem bloßen Ausdrucke, und nicht in dem der Schönheit untergeordneten Ausdrucke, zu zeigen.

V.

Die Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung der Poeſie und Mahlerey iſt oft genug berührt und ausgeführt worden; aber, wie mich dünket, nie mit derjenigen Genauigkeit, die allen übeln Einflüßen auf die eine oder auf die andere hätte vorbauen können.

Dieſe übeln Einflüße haben ſich in der Poeſie durch die Schilderungsſucht, und in der Mahlerey durch die Allegoriſterey geäußert; indem man jene zu einem redenden Gemählde machen wollen, ohne eigentlich zu wißen, was ſie mahlen könne, und ſolle; und dieſe zu einem ſtummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Maaße ſie deutliche Begriffe *) erregen könne, ohne ſich von ihrer eigentlichen Beſtimmung zu entfernen und zu einer willkührlichen Schriftart zu werden.

Außer dieſen Verleitungen der Dichter und Künſtler ſelbſt, haben die ſeichten Parallelen der Poeſie und Mahlerey auch den Criticus öfters zu ungegründeten Urtheilen verführet, wenn er in den Werken des

---

*) Allgemeine; denn deutlich ſind alle Begriffe der Malerey. **Moſes Mendelsſohn** auf dem Rande der Handſchrift.

Dichters und Mahlers über einerley Vorwurf, die darinn bemerkten Abweichungen von einander zu Fehlern machen wollen, die er dem einen oder dem andern, nach dem er entweder mehr Geſchmack an der Dichtkunſt oder Mahlerey hat, zur Laſt geleget.

Und dieſen ungegründeten Vorurtheilen wenigſtens abzuhelfen, dürfte es ſich wohl der Mühe verlohnen, die Medaille auch einmal umzukehren, und die Verſchiedenheit zu erwägen, die ſich zwiſchen der Dichtkunſt und Mahlerey findet, um zu ſehen, ob aus dieſer Verſchiedenheit nicht Geſetze folgen, die der einen und der andern eigenthümlich ſind, und die eine öfters nöthigen, einen ganz andern Weg zu betreten, als ihre Schweſter betritt, wenn ſie wirklich den Titel einer Schweſter behaupten, und nicht in eine eyferſüchtige nachäffende Nebenbuhlerin ausarten will.

Ob der Virtuoſe ſelbſt aus dieſen Unterſuchungen einigen Nutzen ziehen kann, die ihn das nur deutlich denken lehren, worauf ihn ſein bloßes Gefühl bey der Arbeit unbewußt führen muß: dieſes will ich nicht entſcheiden. Wir ſind darinn einig, daß die Critik für ſich eine Wißenſchaft iſt, die alle Cultur verdienet; geſetzt, daß ſie dem Genie auch zu gar nichts helffen ſollte.*)

II. Poeſie und Mahlerey, beyde ſind nachahmende Künſte, beyder Endzweck iſt, von ihren Vorwürfen die lebhafteſten ſinnlichſten Vorſtellungen in uns zu erwecken. Sie haben folglich alle die Regeln gemein, die aus dem Begriffe der Nachahmung aus dieſem Endzwecke entſpringen.

Allein ſie bedienen ſich ganz verſchiedner Mittel zu ihrer Nachahmung; und aus der Verſchiedenheit dieſer Mittel müßen die beſondern Regeln für eine jede hergeleitet werden.

Die Mahlerey braucht Figuren und Farben in dem Raume.

Die Dichtkunſt artikulirte Töne in der Zeit.

Jener Zeichen ſind natürlich. Dieſer ihre ſind willkührlich.**)

---

*) Die Grenzen der Künſte können, ohne dem Feuer des Genies Eintrag zu thun, von der deutlichſten Erkenntnis abgeleitet werden; denn ſie zeigen dem Virtuoſen nur wovon er zu abſtrahiren hat. Es ſind alſo blos negative Regeln, die gar wohl ein Werk der Kunſt ſeyn können. **Mendelsſohn.**

) Dieſe Oppoſition zeigt ſich deutlicher in Anſehung der Muſik und Malerey. Jene bedienet ſich gleichfalls natürlicher Zeichen, ahmet aber nur durch die Bewegung nach. Die Poeſie hat einige Eigenſchaften mit der Muſik, und einige mit der Malerey gemein. Ihre Zeichen ſind von willkührlicher Bedeutung, daher drücken ſie auch zuweilen neben einander exiſtirende Dinge aus, ohne deswegen einen Eingriff in das Gebiethe der Malerey zu thun. jedoch hiervon in der Folge ein mehreres. **Mendelsſohn

III. Nachahmende*) Zeichen neben einander können auch nur Gegenſtände ausdrücken, die neben einander, oder deren Theile neben einander exiſtiren. Solche Gegenſtände heißen **Körper**. Folglich ſind Körper, mit ihren ſichtbaren Eigenſchaften, die eigentlichen Gegenſtände der **Mahlerey**.

Nachahmende Zeichen aufeinander können auch nur Gegenſtände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.**) Solche Gegenſtände heißen überhaupt **Handlungen**.***) Folglich ſind Handlungen der eigentliche Gegenſtand der Poeſie.

Doch alle Körper exiſtiren nicht allein in dem Raume, ſondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erſcheinen und in andrer Verbindung ſtehen. Jede dieſer augenblicklichen Erſcheinungen und Verbindungen iſt die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Urſache einer folgenden, und ſonach gleichſam das Centrum einer **Handlung** ſeyn. Folglich kann die **Mahlerey** auch **Handlungen** nachahmen, aber nur **andeutungsweiſe durch Körper**.

Auf der andern Seite können **Handlungen** nicht vor ſich ſelbſt beſtehen, ſondern müßen gewißen Weſen anhängen. In ſo fern nun dieſe Weſen Körper ſind, ſchildert die Poeſie auch **Körper**, aber nur **andeutungsweiſe durch Handlungen**.†)

---

*) Natürliche. **Mendelsſohn**.

) Nein! ſie drücken auch neben einander exiſtirende Dinge aus, wenn ſie von willkührlicher Bedeutung ſind. **Mendelsſohn.

***) **Bewegungen** heißen ſie eigentlich, denn es giebt Handlungen, die aus neben einander exiſtirenden Theilen beſtehen, und dieſe ſind maleriſch. Aber die Bewegung beſtehet blos aus Theilen, die auf einander folgen. Wir haben alſo **Bewegungen** und **Handlungen**. Die Muſik drückt Handlung durch Bewegung und die Malerey Bewegung durch die Handlung aus. Jene vermittelſt natürlicher Töne, dieſe vermittelſt der Räume. Die Poeſie hat Bewegungen und Handlungen vermittelſt der willkührlichen Zeichen. Die Poeſie hat aber auch unbewegliche Handlungen, dieſe ſind vollkommen maleriſch. Z. B. das homeriſche Gleichnis, da die Hirtenknaben vor der Heerde ſtehen, und dem grimmigen Löwen brennende Fackeln entgegen halten. Der ſterbende Adonis, die Entführung der Europa ſind Folgen von Schilderungen, da ſtehende und bewegliche Handlungen mit einander abwechſeln. **Mendelsſohn**.

†) Die Poeſie kan gar wohl Körper ſchildern, aber ſie hat folgende Grenze nicht zu überſchreiten. Wenn wir ein im Raume befindliches Ganze uns deutlich vorſtellen wollen, ſo betrachten wir 1) die Theile einzeln, 2) ihre Verbindung, 3) das Ganze. Unſere Sinne verrichten dieſes mit ei-

IV. Die Mahlerey kann in ihren coexiſtirenden Compoſitionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnanteſten wählen, aus welchem das vorhergehende und folgende am begreiflichſten wird.

Eben ſo kann auch die Poeſie in ihren fortſchreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenſchaft der Körper nutzen, und muß daher dieienige wählen, welche das ſinnlichſte Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher er ihn braucht.*)

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der mahleriſchen Beywörter, und der Sparſamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenſtände. In dieſer beſteht die große Manier des Homers; und der entgegengeſetzte Fehler iſt die Schwachheit vieler neueren, beſonders der Thompſonſchen Dichter, die in einem Stücke mit dem Mahler wetteifern wollen, in welchem ſie nothwendig von ihm überwunden werden müßen.

Homer hat für Ein Ding nur Einen Zug. Ein Schiff iſt ihm bald das ſchwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das ſchnelle Schiff, höchſtens das wohlberuderte ſchwarze Schiff. Weiter läßt er ſich in die Schilderung des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes macht er zu einem ausführlichen Gemählde, zu einem Gemählde, aus welchem der Mahler u. ſ. w

VI.

Nach dem, was wir in unſern mündlichen Unterredungen ausgemacht haben, verbeſſere ich meine Eintheilung der Gegenſtände der poetiſchen und der eigentlichen Mahlerey folgendergeſtalt.

---

ner ſo erſtaunlichen Geſchwindigkeit, daß wir alle dieſe Operationen zu gleicher Zeit zu verrichten glauben. Wenn uns daher alle einzelne Theile eines im Raume ſich befindenden Gegenſtandes durch willkührliche Zeichen angedeutet werden; ſo wird uns die dritte Operation, das Zuſammenhalten aller Theile, allzu beſchwerlich. Wir müſſen unſere Einbildungskraft allzuſehr anſtrengen, wenn ſie ſo zertrennte Stücke in ein raumerfüllendes Ganze zuſammenfaſſen ſollen. **Mendelsſohn.**

*) Der Dichter ſuchet allzeit Handlung und Bewegung zu verbinden, daher er ſich ſelten bey einem Augenblicke der Zeit lange verweilet. Da ihm eine gröſſere Mannigfaltigkeit zu Dienſten iſt; ſo ſchränkt er ſich nicht ger auf eine kleinere ein. Daher vermeidet er ſtehende Handlungen, wenn er ſi in bewegliche verwandeln kan. Die folgenden wohl ausgeſuchten Beyſpiel paſſen auf dieſe Lehre vollkommen. Sie beweiſen aber keine gänzliche Ausſchlieſſung aller ſtehenden Handlungen. **Mendelsſohn.**

Die Mahlerey ſchildert Körper, und andeutungsweiſe durch Körper, Bewegungen.

Die Poeſie ſchildert Bewegungen, und andeutungsweiſe durch Bewegungen, Körper.

Eine Reihe von Bewegungen, die auf einen Endzweck abzielen, heißet eine Handlung.

Dieſe Reihe von Bewegungen iſt entweder in eben demſelben Körper, oder in verſchiedene Körper vertheilet. Iſt ſie in eben demſelben Körper, ſo will ich es eine einfache Handlung nennen; und eine collective Handlung, wenn ſie in mehrere Körper vertheilet iſt.

Da eine Reihe von Bewegungen in eben demſelben Körper ſich in der Zeit eräugnen muß; ſo iſt es klar, daß die Mahlerey auf die einfachen Handlungen gar keinen Anſpruch machen kann. Sie verbleiben der Poeſie einzig und allein.

Da hingegen die verſchiednen Körper, in welche die Reihe von Bewegungen vertheilet iſt, neben einander in dem Raume exiſtiren müſſen; der Raum aber das eigentliche Gebiet der Mahlerey iſt; ſo gehören die collectiven Handlungen nothwendig zu ihren Vorwürfen.

Aber werden dieſe collective Handlungen deswegen weil ſie in dem Raume erfolgen, aus den Vorwürfen der poetiſchen Mahlerey auszuſchließen ſeyn?

Nein. Denn obſchon dieſe collectiven Handlungen im Raume geſchehen; ſo erfolget doch die Wirkung auf den Zuſchauer in der Zeit. Das iſt; da der Raum, den wir auf einmal zu überſehen fähig ſind, ſeine Schranken hat; da wir unter mannigfaltigen Theilen neben einander uns nur der wenigſten auf einmal lebhaft bewußt ſeyn können: ſo wird Zeit dazu erfordert, dieſen größern Raum durchzugehen und uns dieſer reichern Mannigfaltigkeit nach und nach bewußt zu werden.

Folglich kann der Dichter eben ſowohl das nach und nach beſchreiben, was ich bey dem Mahler nur nach und nach ſehen kann; ſo daß die collectiven Handlungen das eigentliche gemeinſchaftliche Gebiete der Mahlerey und Poeſie ſind.

Sie ſind, ſage ich, ihr gemeinſchaftliches Gebiet, das ſie aber nicht auf einerley Art bebauen können.

Geſetzt auch, daß die Betrachtung der einzeln Theile in der Poeſie eben ſo geſchwind geſchehen könnte, als in der Mahlerey: ſo fällt doch ihre Verbindung in jener weit ſchwerer als in dieſer, und das Ganze kann folglich in der Poeſie von der Wirkung nicht ſeyn, als es in der Mahlerey iſt.

Was ſie daher am Ganzen verlieret, muß ſie an den Theilen zu gewinnen ſuchen, und nicht leicht eine collective Handlung ſchildern, in der nicht jeder Theil für ſich betrachtet ſchön iſt.

Dieſe Regel braucht die Mahlerey nicht. Sondern da bey ihr die Verbindung der erſt einzeln betrachteten Theile ſo geſchwind geſchehen kann, daß wir wirklich das Ganze auf einmal zu überſehen glauben: ſo muß ſie vielmehr ſich eher in den Theilen als in dem Ganzen vernachläſſigen; und es iſt ihr eben ſo erlaubt als zuträglich, unter dieſe Theile auch minder ſchöne und gleichgültige Theile zu mengen, ſobald ſie zu der Wirkung des Ganzen etwas beytragen können.

Dieſe doppelte Regel, nehmlich, daß der Mahler bey Vorſtellung collectiver Handlungen mehr auf die Schönheit des Ganzen; der Dichter hingegen mehr darauf ſehen muß, daß ſo viel möglich jeder einzelne Theil ſchön ſey, ſpricht das Urtheil über eine Menge Gemählde des Künſtlers und des Dichters, und kann beyde in der Wahl ihrer Vorwürfe ſicher leiten.

Z. E. Angelo hätte ihr zufolge kein jüngſtes Gericht mahlen ſollen. Nicht zu gedenken, wie viel dieſes Gemählde, durch die verjüngten Dimenſionen von der Seite des Erhabenen verlieren muß; da das allergrößte noch immer ein jüngſtes Gericht en mignature iſt: ſo iſt es gar keiner ſchönen Anordnung fähig, die auf einmal ins Auge fallen könnte; und die allzu vielen Figuren, ſo gelehrt und kunſtreich auch eine jede für ſich ſelbſt iſt, verwirren, und ermüden das Auge.

Der ſterbende Adonis iſt bey dem Bion ein vortrefliches Gemählde. Allein ich zweifle, daß es einer ſchönen Anordnung unter der Hand des Mahlers fähig iſt, wenn er, ich will nicht ſagen alle, ſondern nur die meiſten Züge des Dichters beybehalten will. Die um ihn heulenden Hunde, ein ſo rührender Zug bey dem Dichter, würden unter den Liebesgöttern und Nymphen, dünkt mich, einen ſchlechten Effect thun.

VII.

Den Schranken der bildenden Künſte zu Folge, ſind alle ihre Figuren unbeweglich. Das Leben der Bewegung, welches ſie zu haben ſcheinen, iſt der Zuſatz unſerer Einbildung; die Kunſt thut nichts als daß ſie unſere Einbildung in Bewegung ſetzt. — Zeuxis, erzehlt man, mahlte einen Knaben, welcher Trauben trug, und in dieſem war die Kunſt der Natur ſo nahe gekommen, daß die Vögel darnach flogen Aber dieſes machte den Zeuxis auf ſich ſelbſt unwillig. Ich habe, ſagte er, die Trauben beſſer gemahlt, als den Knaben; denn hätte ich auch dieſen gehörig vollendet, ſo hätten ſich die Vögel vor ihm ſcheuen müſſen. — Wie ſich ein beſcheidner Mann doch oft ſelbſt chiquaniret! Ich muß mich des Zeuxis wider den Zeuxis annehmen. Und hätteſt du, lieber Meiſter, den Knaben auch noch ſo vollendet, er würde die Vögel doch nicht abgeſchrecket haben, nach ſeiner Traube zu fliegen. Thieriſche Augen ſind ſchwerer zu täuſchen als menſchliche; ſie ſehen nichts, als was ſie ſehen; uns hingegen verführet die Einbildung, daß wir auch das zu ſehen glauben, was wir nicht ſehen.

VIII.

Die Schnelligkeit iſt eine Erſcheinung zugleich im Raume, als in der Zeit. Sie iſt das Product von der Länge des erſtern, und der Kürze der letztern.

Sie ſelbſt alſo kann kein Vorwurf der Mahlerey ſeyn; und wenn Caylus* dem Künſtler bey allen Gelegenheiten, wo ſchneller Pferde gedacht wird, ſorgfältig empfiehlt, alle ſeine Kunſt anzuwenden, dieſe Schnelligkeit auszudrücken: ſo kann man ſich leicht einbilden, daß man bloß die Urſache derſelben, das Anſtrengen der Pferde, und den Anfang derſelben, den erſten Satz der Pferde, zu ſehen bekommen würde.**

Hingegen können die Dichter dieſe Schnelligkeit, auf mehr als eine Weiſe, ungemein ſinnlich ausdrucken, nachdem ſie 1) entweder, wenn die Länge des Raums bekannt iſt, vornehmlich auf die Kürze der Zeit unſere Einbildungskraft heften; 2) oder einen ſonderbaren ungeheuern Maaßſtab des Raumes annehmen; 3) oder auch, weder der Zeit noch des Raumes erwähnen, ſondern bloß die Schnelligkeit aus den Spuren ſchließen laſſen, die der bewegte Körper auf ſeinem Wege zurückläßt.

---

* Tab. VII. et XII. Lib. V. de l'Iliade.

** Ich erinnere mich indeß hier einer Anmerkung, die ich bey Gelegenheit eines der alten Gemähldes aus dem Naſoniſchen Grabmahle gemacht habe. (Bellorius Tab. XII.) Es ſtellet den Raub der Proſerpine vor. Pluto führet ſie auf ſeinem vierſpännigen Wagen davon, und iſt bereits an dem Eingange des Avernus. Merkur leitet die Roſſe, deren egale Schnelligkeit ſehr wohl ausgedrückt iſt. Aber durch einen ganz beſondern Kunſtgriff, hat der Künſtler ſelbſt in den Wagen etwas zu legen gewußt, welches uns ſeine Bewegung, auch ohne auf die Pferde zu ſehen, ſehr ſinnlich macht. Er zeiget die Räder nehmlich etwas von Seite und verſchoben, durch welche Verſchiebung ihre Cirkelmäßige Figur in ein Oval verwandelt wird; und indem er dieſes Oval ein wenig außer ſeiner Perpendikul-Linie gegen den Ort zu, wohin die Bewegung geſchehen ſoll, ſtellet, ſo erregt er dadurch den Begriff des Umfallens, mit welchem Umfallen des Rades die Bewegung nothwendig verbunden iſt.

1) Wenn die verwundete Venus* auf dem Wagen des Mars von dem Schlachtfelde in den Olymp zurückfährt: ſo ergreift Iris den Zügel, treibet die Pferde an, die Pferde fliegen willig, und ſogleich ſind ſie da.*

Παρ δὲ οἱ Ἶρις ἔβαινε, καὶ ἡνία λάζετο χερσίν·
Μάστιξεν δ' ἐλάαν, τὼ δ' οὐκ ἀέκοντε πετέσθην,
Αἶψα δ' ἔπειθ' ἵκοντο θεῶν ἕδος, αἰπὺν Ὄλυμπον.

Die Zeit, in welcher die Pferde von dem Schlachtfelde in dem Olymp anlangen, erſcheinet hier nicht größer als die Zeit zwiſchen dem Aufſteigen der Iris und dem Ergreiſſen der Zügel; zwiſchen dem Ergreiſſen der Zügel und dem Antreiben; zwiſchen dem Antreiben und der Willigkeit der Pferde. — Ein andrer griechiſcher Dichter läßt die Zeit, ſo zu reden, noch ſichtbarer verſchwinden. Antipater ſagt von dem Wettläufer Arias:**

Ἢ γὰρ ἐφ' ὑσπλήγγων, ἢ τέρματος εἶδέ τις ἄκρου
Ἠΐθεον, μέσσῳ δ' οὔποτ' ἐνὶ σταδίῳ.

Man ſahe den Jüngling entweder noch in den Schranken oder ſchon am Ziele; in der Mitte der Laufbahn ſahe man ihn nie.

2) Wenn Juno mit Minerven herabfährt, um dem Blutvergießen des Mars zu ſteuern:***

Ὅσσον δ' ἠεροειδὲς ἀνὴρ ἴδεν ὀφθαλμοῖσιν
Ἥμενος ἐν σκοπιῇ, λεύσσων ἐπὶ οἴνοπα πόντον,
Τόσσον ἐπιθρώσκουσι θεῶν ὑψηχέες ἵπποι.

Welch ein Raum, und dieſer Raum iſt nur ein Sprung! Und iſt nur die Elle des ganzen Weges, an deſſen Ende die Göttinnen ſchon gleich in der folgenden Zeile ſind. — Scipio Gentili in ſeinen Anmerkungen über den Taſſo,† ſagt daß ein großer damals lebender Kunſtrichter den Virgil getadelt habe, daß er den Merkur,†† indem er von dem Olymp nach Carthago fliegt, unter Wegens auf dem Berge Atlas ruhen laſſe; *quasi che non si convenga ad uno Dio lo stancarsi.* Allein, fährt er fort, ich verſtehe dieſen Einwurf nicht; und ohne Zweifel, daß ihn Taſſo eben ſo wenig verſtand, welcher ſich kein Bedenken macht, den Virgil in dieſem Stücke nachzuahmen. Denn Taſſo läßt den Gabriel, als er von Gott zum Gottfried herabgeſchickt wird, auf dem Libanus ruhen.††† — Wie Taſſo den Virgil hier nachgeahmet, ſo iſt Virgil dem Homer gefolgt: welcher den Merkur, als er von dem Jupiter zur Calypſo geſendet wird, auf dem Pierius Station halten läßt.* Meiner Meinung nach hätte Gentili dem Kunſtrichter ſagen ſollen: „Ihr müßt dieſes Anhalten auf dem Atlas „nicht als ein Zeichen der Ermüdung des Gottes betrachten; als ein ſol„ches würde es allerdings unanſtändig ſeyn. Sondern die Abſicht des „Dichters dabey iſt dieſe: er will euch eine lebhaftere Idee von der „Weite des Weges machen, und zerlegt ihn alſo in zwey Helften, und „läßt euch aus der bekannten Größe der einen kleinern Helfte auf „die unbekannte Größe der andern Helfte ſchließen.“ Von dem innerſten Olymp bis auf den Pierius oder Atlas; oder von dieſen Bergen, bis in die Inſel Ogygia, oder bis nach Carthago; und ſo wird mir die Weite des Weges ſinnlicher, als wenn es bloß hieße, aus dem Olymp nach Ogygia oder Carthago. — Taſſo bleibt gewiſſer Maßen nur darinn hinter den alten Dichtern zurück, daß er einen Berg nimmt, welcher dem Orte, wohin der Engel geſchickt wird, zu nahe liegt. Von Tortoſa bis zum Libanus iſt ein zu kleiner Weg, als daß er mich, den Weg von dem Libanus bis in den Himmel mir beſonders weit vorzuſtellen, veranlaſſen könnte.

---

* Iliad. ε 365.
** Anthol. lib. I.
*** Iliad. ε 770.
† p. 7.
†† Aeneid. lib. IV. 252.
††† Canto I. st. 11

3) Von dieſer dritten Art iſt die Beſchreibung Homers von den Stutten des Erichthonius:**

Αἱ δ' ὅτε μὲν σκιρτῷεν ἐπὶ ζείδωρον ἄρουραν,
Ἄκρον ἐπ' ἀνθερίκων καρπὸν θέον, οὐδὲ κατέκλων·
Ἀλλ' ὅτε δὴ σκιρτῷεν ἐπ' εὐρέα νῶτα θαλάσσης,
Ἄκρον ἐπὶ ῥηγμῖνος ἁλὸς πολιοῖο θέεσκον.

„Sie lieffen über die Spitzen der Aehren, ohne ſie zu beugen, und „lieffen auf der ſchäumenden Fläche des Meeres einher.“ — Es iſt philoſophiſch richtig, daß die äußerſte Geſchwindigkeit den Körpern, über welche ſie geſchiehet, keine Zeit läßt, irgend einen Eindruck anzunehmen; in dem Augenblicke, in welchem der Druck auf die Aehre geſchiehet, höret er auch ſchon wieder auf; und die Aehre muß ſich alſo in eben demſelben Augenblicke beugen und wieder aufrichten; das iſt, ſie muß ſich gar nicht beugen. — Die Dacier, welche das erſte θέον durch marchoient überſetzt, ohne Zweifel aus der kleinen nichtswürdigen Urſache, nicht zweymal couroient ſagen zu dürfen, verdirbt die ganze Schönheit der Stelle. Denn dieſes marchoient involviret eine gewiſſe Langſamkeit, mit welcher jene Erſcheinung unmöglich beſtehen kann.

---

* Odyss. ε 50.
** Iliad. XX. v. 226.

Indeß, kann man ſagen, muß dieſes auch noch ſo ſchnelle Aufſetzen auf die unterliegenden Körper dennoch die Bewegung in etwas langſamer machen, wenn dieſes etwas auch ſchon noch ſo unendlich, noch ſo unmerklich iſt. Und daher läßt Homer ſeine Götter, wenn er ihnen die allermöglichſte Schnelligkeit geben will, gar nicht aufſetzen, den Boden gar nicht berühren, ſondern über den Boden dahin ſtreichen, und zwar ohne Fortſetzung der Füße, mit an einander geſchloſſenen Beinen, weil ſchon die wechſelsweiſe Bewegung derſelben Verzögerung und Aufenthalt zu erfordern ſcheint.* Dieſe ſeinen Göttern eigenthümliche Bewegung vergleicht der Dichter mit dem Fluge der Tauben: als wenn er von der Juno und Minerva ſagt (Iliad. ε 778):

Αἱ δὲ βάτην τρήρωσι πελειάσιν ἴθμαθ' ὁμοῖαι.

Denn alsdenn iſt der Flug der Tauben am ſchnellſten, wenn ſie mit unbeweglichen Flügeln dahin ſchießen, wie Virgil ſagt:

Radit iter liquidum, celeres neque commovet alas.

Euſtathius zwar meint, daß ſie hier den Tauben verglichen werden, weil die Alten geglaubt, daß die Fußtapfen der Tauben nicht zu ſehen wären. Aus der Bewegung mit geſchloſſenen Füßen wird auch Neptun vom Ajax erkannt. Iliad. IV. 71. nach der Auslegung des Heliodorus, Anth. lib III. p. 117. Edit. Commel.

Und dieſen Stand mit geſchloſſenen Beinen, weil er ein Bild der Schnelligkeit ſey, ſagt Heliodorus, hätten die Aegyptier daher auch den Bildſeulen ihrer Götter gegeben.

Mir fiel hierbey ein, daß man auch den ſenkrechten Hang der Arme in den Aegyptiſchen Formen auf dieſe Schnelligkeit ziehen könnte; denn dimissis manibus fugere, ſagten die Alten, ſey ſo geſchwind als möglich fliehen, und Ariſtoteles merkt ausdrücklich an,** ὅτι οἱ δρομεῖς θᾶττον θέουσι παρασείοντες τὰς χεῖρας.

Doch dieſer ſenkrechte Hang der Arme, dieſer geſchloſſene Stand der Beine, war nicht den Aegyptiſchen Gottheiten beſonders, ſondern ihren menſchlichen Figuren überhaupt gemein.

Woher dieſes? Die natürlichſte Stellung iſt es gewiß nicht; denn ob es ſchon die einfältigſte zu ſeyn ſcheint, ſo iſt es doch gewiß, daß ſich der Menſch am ſeltenſten darinn befindet: weshalb ich nicht begreiffen kann, wie, nach Herrn W. (p. 8), der Anfang der Kunſt ſelbſt auf die Aegyptiſchen Formen führen können.

---

* De gressu Deorum v. Comment. in Virgil. v. lib. I. Aeneid. *Et vera incessu patuit Dea.* et Woverius cap. I. de Umbra.

** Aristot. de incessu animalium, et Erasmi Adagia p. 699. Edit. Francof. 1646.

Vielleicht dürfte man ſagen: es iſt der Stand der völligen Ruhe, und nur dieſen hielten die Aegyptiſchen Künſtler ihren unbeweglichen Nachahmungen für anſtändig und zuträglich.

Doch ſo früh reſonniret man in der Kunſt nicht, und die erſten Beſtimmungen erhält die Kunſt mehr durch äußerliche Veranlaſſungen, als durch Ueberlegungen.

Meine Meinung iſt alſo dieſe: die erſten Aegyptiſchen Figuren ſtanden mit ſenkrechten Armen, und mit zuſammengeſchloſſenen Füßen. Man thue noch das dritte Kennzeichen hinzu, mit zugeſchloſſenen Augen, und man hat offenbar die Stellung eines Leichnames. Nun erinnere man ſich, welche Sorgfalt die alten Aegyptier auf die Leichname wendeten, wie viel Kunſt und Koſten ſie anwandten, ſelbige unverweßlich zu erhalten, und es iſt natürlich, daß ſie auch das Anſehen des Verſtorbenen werden zu erhalten geſucht haben. Dieſes brachte ſie auf die Mahlerey und bildenden Künſte überhaupt. Sie machten über das Geſicht des Leichnams eine Art von Larve, auf welcher ſie die Geſichtszüge des Verſtorbenen nach der Aehnlichkeit ausdrückten. Eine ſolche Larve, iſt die Persona Aegyptiaca bei dem Beger T. III. p. 402. welche Herr Winkelmann unrichtig eine Mumie nennt (S. 32. n. 2.) Doch nicht allein das Geſicht, auch der ganze Körper ward in eine Art von hölzerner Maske eingefaßt, welche die Geſtalt deſſelben ausdrückte, daher ſie Herodotus* ausdrücklich ξύλινον τυπον ἀνθρωποειδέα nennet.

Herr Winkelmann will es zwar leugnen, daß die älteſten menſchlichen Figuren mit zugeſchloſſenen Augen geweſen; und erklärt das μεμυκοτα beym Diodorus durch nictantia (S. 8. Anm. 3. So hat es auch ſchon Marsham überſeht, Can. Chron. pag. 292. Edit. Lips.) Allein die vornehmſte Urſache, warum er dieſe Auslegung macht, fällt weg, wenn man den Diodorus ſelbſt nachſiehet. Diodorus ſagt nicht daß die Bildſäulen des Dädalus mit zugeſchloſſenen Augen geweſen, wie Herr Winkelmann vorgiebt; ſondern er ſagt grade das Gegentheil: die Bildſeulen vor dem Dädalus hatten zugeſchloſſene Augen, aber Dädalus öfnete ſie ihnen; ſo wie er die Beine ihnen aus einander ſetzte, und die Arme lüftete.

Aus meiner Erklärung von dem Urſprunge der Aegyptiſchen Kunſt, läßt ſich auch noch erklären, warum die älteſten Aegyptiſchen Figuren mit dem Rücken an einer Säule anliegen. Es war der Gebrauch der Aegyptier die nach der Figur des Leichnams gearbeiteten Särge an die

---

* Lib. II. p. 143. Edit. Wesseling.

Mauer zu lehnen: und das erſte hölzerne oder ſteinerne Bild war nichts als die grobe Nachahmung eines ſolchen Sarges.

Was vor dem Dädalus alſo in Aegypten nichts als ein religiöſer Gebrauch war, ein bloßes Hülfsmittel des Gedächtniſſes, erhob Dädalus zur Kunſt, indem er die Nachahmungen todter Körper zu Nachahmungen lebendiger Körper machte; und daher all das Fabelhafte, was man von ſeinen Werken erdichtete.

Doch die Aegyptiſchen Künſtler ſelbſt müſſen dieſen Schritt des Dädalus bald nachgethan haben. Denn nach dem Diodorus (lib. I.) iſt Dädalus ſelbſt in Aegypten geweſen, und hat ſich auch da durch ſeine Kunſt einen unſterblichen Ruhm erworben. „Parallel dicht zuſammenſtehende Füße, wie ſie einige alte Scribenten anzudeuten „ſcheinen, ſagt Herr W., hat keine einzige übrig gebliebene ägyptiſche Figur.“ (S. 39.) Ich möchte das Vorgeben dieſer alten Scribenten, welches zu einmüthig und zu ausdrücklich iſt, nicht verdächtig machen. Man darf nur erwägen, daß die älteſten Werke der Sculptur, beſonders bey den Aegyptiern, ſowohl als Griechen, von Holz waren: (Pauſanias Corinth. cap. XIX. p. 152. Edit. Kuh.) ſo fällt die Verwunderung größtentheils weg, daß ſich keines davon erhalten. Genug daß wie den parallelen Stand der Füße auf andern Werken der alten Aegyptiſchen Kunſt als auf der Tabula Iſiaca noch erblicken.

Die Aegyptier blieben bey den erſten Verbeſſerungen des Dädalus ſtehen: die Griechen erhoben ſie weiter bis zur Vollkommenheit.

IX.

Von der Verſchiedenheit der Zeichen, deren ſich die ſchönen Künſte bedienen, hanget auch die Möglichkeit und Leichtigkeit ab, mehrere derſelben mit einander zu einer gemeinſchaftlichen Wirkung zu verbinden

Die Verſchiedenheit zwar, nach welcher ſich ein Theil der ſchönen Künſte willkührlicher, und der andere natürlicher Zeichen bedienet, kann bey dieſer Verbindung nicht beſonders in Betrachtung kommen. Da die willkührlichen Zeichen eben deswegen, weil ſie willkührlich ſind, alle mögliche Dinge in allen ihren möglichen Verbindungen ausdrücken können, ſo iſt von dieſer Seite ihre Verbindung mit den natürlichen Zeichen ohne Ausnahme möglich.

Allein, da dieſe willkührliche Zeichen zugleich auf einander folgende Zeichen ſind, die natürlichen Zeichen aber nicht alle auf einander folgen, ſondern eine Art derſelben neben einander geordnet werden müſſen: ſo folget von ſelbſt, daß die willkührlichen Zeichen ſich mit dieſen beyden Arten natürlicher Zeichen nicht gleich leicht und gleich intim werden vereinigen laſſen.

Daß willkührliche auf einander folgende Zeichen mit natürlichen auf einander folgenden Zeichen ſich leichter und intimer werden vereinigen laſſen, als mit natürlichen neben einander geordneten Zeichen, iſt klar. Da aber auf beyden Theilen noch der Unterſchied hinzukommen kann, daß es entweder Zeichen für einerley oder für verſchiedne Sinne ſind, ſo kann dieſe intime Verbindung wiederum ihre Grade haben.

1. Die Vereinigung willkührlicher, auf einander folgender hörbarer Zeichen, mit natürlichen, auf einander folgenden hörbaren Zeichen, iſt unſtreitig unter allen möglichen die vollkommenſte, beſonders wenn noch dieſes hinzukommt, daß beyderley Zeichen nicht allein für einerley Sinn ſind, ſondern auch von ebendemſelben Organs zu gleicher Zeit gefaßt und hervorgebracht werden können.

Von dieſer Art iſt die Verbindung der Poeſie und Muſik, ſo daß die Natur ſelbſt ſie nicht ſowohl zur Verbindung, als vielmehr zu einer und ebenderſelben Kunſt beſtimmt zu haben ſcheinet.

Es hat auch wirklich eine Zeit gegeben, wo ſie beyde zuſammen nur eine Kunſt ausmachten. Ich will indeß nicht leugnen, daß die Trennung nicht natürlich erfolgt ſey, noch weniger will ich die Ausübung der einen ohne die andere tadeln; aber ich darf doch bedauern, daß durch dieſe Trennung man an die Verbindung faſt gar nicht mehr denkt, oder wenn man ja noch daran denkt, man die eine Kunſt nur zu einer Hilfskunſt der andern macht, und von einer gemeinſchaftlichen Wirkung, welche beyde zu gleichen Theilen hervorbringen, gar nichts mehr weis. Hernach iſt noch auch dieſes zu erinnern, daß man nur eine Verbindung ausübet, in welcher die Dichtkunſt die helfende Kunſt iſt, nehmlich in der Oper, die Verbindung aber, wo die Muſik die helfende Kunſt wäre, noch unbearbeitet gelaſſen hat.*) Oder ſollte ich ſagen, daß man in der Oper auf beyde Verbindungen gedacht habe; nehmlich, auf die Verbindung, wo die Poeſie die helfende Kunſt iſt, in der Arie; und auf die Verbindung, wo die Muſik die helfende Kunſt iſt, im Recitative? Es ſcheinet ſo. Nur dürfte die Frage dabey ſeyn, ob dieſe vermiſchte Verbindung, wo um die Reihe

---

* Vielleicht ließe ſich hieraus ein weſentliches Unterſcheidungszeichen zwiſchen der Franzöſiſchen und Italieniſchen Oper feſtſetzen.

In der Franzöſiſchen Oper iſt die Poeſie weniger die Hülfkunſt; und es iſt natürlich, daß die Muſik derſelben ſonach nicht ſo brillant werden könne.

In der italiäniſchen hingegen iſt alles der Muſik untergeordnet. Dieſes ſieht man ſelbſt aus der Einrichtung der Opern des Metaſtaſio; aus der undie eine Kunſt der andern ſubſerviret, in einem und ebendemſelben Ganzen natürlich ſey, und ob die wolluͤſtigere, welches ohnſtreitig die iſt, wo die Poeſie der Muſik ſubſerviret, nicht der andern ſchadet, und unſer Ohr zu ſehr vergnuͤget, als daß es das wenigere Vergnuͤgen bey der andern nicht zu matt und ſchlaͤfrig finden ſollte.

Dieſes Subſerviren unter den beyden Kuͤnſten, beſtehet darinn, daß die eine vor der andern zum Hauptwerke gemacht wird, nicht aber darinn, daß ſich die eine bloß nach der andern richtet, und wenn ihre verſchiedne Regeln in Colliſion kommen, daß die eine der andern ſo viel nachgiebt als moͤglich. Denn dieſes iſt auch in der alten Verbindung geſchehen.

Aber woher dieſe verſchiedne Regeln, wenn es wahr iſt, daß beyder Zeichen einer ſo intimen Verbindung faͤhig ſind? Daher, daß beyder Zeichen zwar in der Folge der Zeit wirken, aber das Maaß der Zeit, welches den Zeichen der einen und den Zeichen der andern entſpricht, nicht einerley iſt. Die einzelnen Toͤne in der Muſik ſind keine Zeichen, ſie bedeuten nichts und drucken nichts aus; ſondern ihre Zeichen ſind die Folgen der Toͤne, welche Leidenſchaft erregen und bedeuten koͤnnen. Die willkuͤhrlichen Zeichen der Worte hingegen bedeuten vor ſich ſelbſt etwas, und ein einziger Laut als willkuͤhrliches Zeichen kann ſo viel ausdruͤcken, als die Muſik nicht anders als in einer langen Folge von Toͤnen empfindlich machen kann. Hieraus entſpringt die Regel, daß die Poeſie, welche mit Muſik verbunden werden ſoll, nicht von der gedrungenen Art ſeyn muß; daß es bey ihr keine Schoͤnheit iſt, den beſten Gedanken in ſo wenig als moͤgliche Worte zu bringen, ſondern daß ſie vielmehr jedem Gedanken durch die laͤngſten geſchmeidigſten Worte ſo viel Ausdehnung geben muß, als die Muſik braucht, etwas aͤhnliches hervorbringen zu koͤnnen. Man hat den Componiſten vorgeworfen, daß ihnen die ſchlechteſte Poeſie die beſte waͤre, und ſie dadurch laͤcherlich zu machen geglaubt. Aber ſie iſt ihnen nicht deswegen die liebſte, weil ſie ſchlecht iſt, ſondern weil die ſchlechte nicht gedrengt und gepreßt iſt. Es iſt aber darum nicht jede Poeſie, welche nicht gedrengt und gepreßt iſt, ſchlecht: ſie kann vielmehr ſehr gut ſeyn, ob ſie gleich freylich, als bloße Poeſie betrachtet,

---

noͤthigen Haͤufung der Perſonen z. E. in der Zenobia, welche noch weit verwickelter iſt, als Crebillons; aus der uͤblen Gewohnheit, jede Scene, auch die allerpaſſionirteſte, mit einer Arie zu ſchließen. (Der Saͤnger will beym Abgehen fuͤr ſeine Cadence geklatſcht ſeyn.)

Man muͤßte in dieſer Abſicht die beſten franzoͤſiſchen Opern, als Atys, und Armide, gegen die beſten des Metaſtaſio unterſuchen.

nachdrücklicher und ſchöner ſeyn könnte. Allein ſie ſoll auch nicht als bloße Poeſie betrachtet werden.

Daß eine Sprache vor der andern zur Muſik geſchickt ſey, iſt wohl unſtreitig; nur will gern kein Volk das wenigere auf ſeine Sprache kommen laſſen. Die Unſchicklichkeit beruht aber nicht bloß in der rauhen und harten Ausſprache, ſondern auch, zu Folge der gemachten Anmerkung, in der Kürze der Wörter, und zwar dieſes nicht weil die kurzen Wörter auch meiſtentheils hart ſind und ſich ſchwer unter einander verbinden laſſen, ſondern auch ſchon deswegen, weil ſie kurz ſind, weil ſie zu wenig Zeit brauchen, als daß ihnen die Muſik mit ihren Zeichen gleichen Schritts folgen könnte.

Völlig kann keine Sprache von der Beſchaffenheit ſeyn, daß ihre Zeichen eben ſo viel Zeit erfoderten, als die Zeichen der Muſik, und ich glaube, dieſes iſt der natürliche Anlaß geweſen, ganze Paſſagen auf eine Sylbe zu legen.

2. Nach dieſer vollkommenſten Vereinigung der Poeſie und Muſik folget die Vereinigung willkührlicher auf einander folgender hörbarer Zeichen, mit willkührlich auf einander folgenden ſichtbaren Zeichen, das iſt die Verbindung der Muſik mit der Tanzkunſt, der Poeſie mit der Tanzkunſt, und der vereinigten Muſik und Poeſie mit der Tanzkunſt.

Unter dieſen drey Verbindungen, von welchen allen wir bey den Alten Exempel finden, iſt wiederum die Verbindung der Muſik mit der Tanzkunſt die vollkommnere. Denn obſchon hörbare mit ſichtbaren Zeichen verbunden werden, ſo fällt doch dafür hinwiederum der Unterſchied des Zeitraumes, den dieſe Zeichen nöthig haben, weg, welcher in der Verbindung der Poeſie mit der Tanzkunſt, oder der vereinigten Poeſie und Muſik mit der Tanzkunſt bleibet.

3. Wie es eine Verbindung willkührlich auf einander folgender hörbarer Zeichen mit natürlich auf einander folgenden hörbaren Zeichen giebt: ſollte es nicht auch eine Verbindung willkührlicher auf einander folgender ſichtbarer Zeichen mit natürlichen auf einander folgenden ſichtbaren Zeichen geben?[*] Ich glaube, dieſes war die Pantomime der Alten, wenn wir ſie außer ihrer Verbindung mit der Muſik betrachten. Denn es iſt gewiß daß die Pantomime nicht aus bloß natürlichen Bewegungen und Stellungen beſtand, ſondern, daß ſie auch willkührliche zu Hülfe nahm, deren Bedeutung von der Convention abhing.

Dieſes muß man annehmen, um die Vollkommenheit der alten Pantomime wahrſcheinlich zu finden, zu welcher noch ihre Verbindung mit der Poeſie vieles beytrug. Dieſes aber war eine Verbindung von einer beſondern Art, indem nicht Zeichen und Zeichen mit einander verbunden wurden, ſondern bloß die Folge der einen nach der Folge der andern eingerichtet, bey der Ausführung dieſe letztere aber unterdrückt ward.

---

[*] Die einfache Kunſt, welche ſich willkührlich auf einander folgender ſichtbarer Zeichen bedient, wird die Sprache der Stummen ſeyn.

II. Dieſes waren die vollkommenen Verbindungen; die unvollkommenen ſind diejenigen, da willkührliche auf einander folgende Zeichen mit natürlichen neben einander geordneten Zeichen verbunden werden, deren vornehmſte die Verbindung der Mahlerey mit der Poeſie ſeyn würde. Wegen des Unterſchiedes, daß die Zeichen der einen im Raume und die Zeichen der andern in der Zeit auf einander folgen, kann keine vollkommene Verbindung entſtehen, woraus eine gemeinſchaftliche Wirkung entſpränge, ſondern nur eine Verbindung, bey welcher die eine der andern untergeordnet iſt.

Erſtlich alſo die Verbindung, wo die Mahlerey der Dichtkunſt untergeordnet iſt. Hieher gehört der Gebrauch der Bänkelſänger, den Inhalt ihrer Lieder mahlen zu laſſen, und darauf zu weiſen.

Die Verbindung, welche Caylus angiebt, iſt mehr von der Art, wie die alte Pantomime mit der Poeſie verbunden war. Dieſe iſt, die Folge der Zeichen der einen durch die Folge der Zeichen der andern zu beſtimmen.

Daß die Mahlerey ſich natürlicher Zeichen bedienet, muß ihr allerdings einen großen Vorzug vor der Poeſie gewähren, welche ſich nur willkührlicher Zeichen bedienen kann.

Indeſſen ſind beyde auch hierinn nicht ſo weit aus einander, als es dem erſten Anſehen nach ſcheinen ſollte, und die Poeſie hat nicht nur wirklich auch natürliche Zeichen, ſondern auch Mittel, ihre willkührlichen zu der Würde und Kraft der natürlichen zu erhöhen.

Anfangs iſt es gewiß, daß die erſten Sprachen aus der Onomatopöie entſtanden ſind, und daß die erſten erfundenen Wörter gewiſſe Aehnlichkeiten mit den auszudrückenden Sachen gehabt haben. Deralei Wörter finden ſich auch noch itzt in allen Sprachen, mehr oder weniger, nachdem die Sprache ſelbſt mehr oder weniger von ihrem erſten Urſprunge entfernet iſt. Aus dem klugen Gebrauche dieſer Wörter entſtehet das was man den muſikaliſchen Ausdruck in der Poeſie nennet, von welchem öfters und vielfältig Exempel angeführt werden.

So weit indeß die verſchiednen Sprachen größtentheils in ihren einzelnen Worten von einander abgehen, ſo viel ähnliches haben ſie indeß noch in denjenigen Fällen, in welchen allem Anſehen nach die erſten Menſchen die erſten Töne von ſich hören ließen. Ich meine, bey dem Ausdrucke der Leidenſchaften. Die kleinen Wörter, mit welchen wir unſere Verwunderung, unſere Freude, unſern Schmerz ausdrücken, mit einem Worte die Interiectiones, ſind in allen Sprachen ziemlich einerley und verdienen daher als natürliche Zeichen betrachtet zu werden. Ein großer Reichthum an dergleichen Partikeln iſt daher allerdings eine Vollkommenheit einer Sprache, und ob ich ſchon weis, welchen Mißbrauch elende Köpfe davon machen können, ſo bin ich doch auch gar nicht mit der froſtigen Anſtändigkeit zufrieden, welche ſie beynahe gänzlich verbannen will. Man ſehe, mit welcher Mannigfaltigkeit und Menge von Interiectionen Philoktet bey dem Sophokles ſeinen Schmerz ausdrückt. Ein Ueberſetzer in neuere Sprachen muß ſehr verlegen ſeyn, was er dafür ſubſtituiren ſoll.

Die Poeſie bedient ſich ferner nicht bloß einzelner Wörter, ſondern dieſer Wörter in einer gewiſſen Folge. Wenn alſo auch ſchon nicht die Wörter natürliche Zeichen ſind, ſo kann doch ihre Folge die Kraft eines natürlichen Zeichens haben. Wenn nehmlich alle die Worte vollkommen ſo auf einander folgen, als die Dinge ſelbſt welche ſie ausdrücken. Dieſes iſt ein anderer poetiſcher Kunſtgriff, der noch nie gehörig berührt worden und eine eigene Erläuterung durch Exempel verdienet.

Das Bisherige erweiſet, daß es der Poeſie nicht ganz und gar an natürlichen Zeichen mangelt. Sie hat aber auch ein Mittel, ihre willkührlichen Zeichen zu dem Werthe der natürlichen zu erheben, nehmlich die Metapher. Da nehmlich die Kraft der natürlichen Zeichen in ihrer Aehnlichkeit mit den Dingen beſteht, ſo führet ſie anſtatt dieſer Aehnlichkeit, welche ſie nicht hat, eine andre Aehnlichkeit ein, welche das bezeichnete Ding mit einem andern hat, deſſen Begriff leichter und lebhafter erneuert werden kann.

Zu dieſem Gebrauche der Metaphern gehören auch die Gleichniſſe. Denn das Gleichniß iſt im Grunde nichts als eine ausgemahlte Metapher, oder die Metapher nichts als ein zuſammengezogenes Gleichniß.

Die Unmöglichkeit, in der ſich die Mahlerey befindet, ſich dieſes Mittels zu bedienen, giebt der Poeſie einen großen Vorzug, indem ſie ſonach eine Art von Zeichen hat, welche die Kraft der natürlichen haben, nur daß ſie dieſe Zeichen ſelbſt hinwiederum durch willkührliche ausdrücken muß.

Nicht jeder Gebrauch der willkührlichen auf einander folgenden hörbaren Zeichen iſt Poeſie. Warum ſoll jeder Gebrauch natürlicher neben einander ſtehender ſichtbarer Zeichen Mahlerey ſeyn, in ſo fern Mahlerey für die Schweſter der Poeſie angenommen wird?

So gut es von jenen einen Gebrauch giebt, der nicht eigentlich auf die Teuſchung gehet, durch den man mehr zu belehren, als zu vergnügen, mehr ſich verſtändlich zu machen, als mit ſich fortzureißen ſucht; das iſt, ſo gut die Sprache ihre Proſa hat: ſo gut muß auch die Mahlerey dergleichen haben.

Es giebt alſo poetiſche und proſaiſche Mahler.

Proſaiſche Mahler ſind diejenigen, welche die Dinge, die ſie nachahmen wollen, nicht dem Weſen ihrer Zeichen anmeſſen.

1. Ihre Zeichen ſind neben einander ſtehend; welche folglich Dinge, die auf einander folgen, damit vorſtellen.
2. Ihre Zeichen ſind natürlich; welche folglich ſie mit willkührlichen vermiſchen, die Allegoriſten.
3. Ihre Zeichen ſind ſichtbar; welche folglich nicht durch das Sichtbare das Sichtbare, ſondern das Hörbare oder Gegenſtände anderer Sinne vorſtellen wollen. Erläuterung: the enraged Musician vom Hogarth.

Die Mahlerey, ſagt man, bedienet ſich natürlicher Zeichen. Dieſes iſt überhaupt zu reden wahr. Nur muß man ſich nicht vorſtellen, daß ſie ſich gar keiner willkührlichen Zeichen bediene; wovon an einem andern Orte.

Und hiernächſt laſſe man ſich belehren, daß ſelbſt ihre natürlichen Zeichen, unter gewiſſen Umſtänden, es völlig zu ſeyn aufhören können.

Ich meine nehmlich ſo: unter dieſen natürlichen Zeichen ſind die vornehmſten, Linien, und aus dieſen zuſammengeſetzte Figuren. Nun iſt es aber nicht genug, daß dieſe Linien unter ſich eben das Verhältniß haben, welches ſie in der Natur haben; eine jede derſelben muß auch die nehmliche und nicht bloß verjüngte Dimenſion haben, die ſie in der Natur hat, oder in demjenigen Geſichtspunkte haben würde, aus welchem das Gemählde betrachtet werden ſoll.

Derjenige Mahler alſo, welcher ſich vollkommner natürlicher Zeichen bedienen will, muß in Lebensgröße, oder wenigſtens nicht merklich unter Lebensgröße mahlen. Derjenige welcher zu weit unter dieſem Maaße bleibt, der Verfertiger kleiner Cabinetſtücke, der Miniaturmahler, kann zwar im Grunde eben derſelbe große Künſtler ſeyn; nur muß er nicht verlangen, daß ſeine Werke eben die Wahrheit haben, eben die Wirkung thun ſollen, welche jene Werke haben und thun.

Eine menſchliche Figur von einer Spanne, von einem Zoll, iſt zwar das Bild eines Menſchen; aber es iſt doch ſchon gewiſſermaaßen ein ſymboliſches Bild; ich bin mir der Zeichen dabey bewußter, als der bezeichneten Sache; ich muß die verjüngte Figur in meiner Einbildungskraft erſt wieder zu ihrer wahren Größe erheben, und dieſe Verrichtung meiner Seele, ſie mag noch ſo geſchwind, noch ſo leicht ſeyn, verhindert doch immer, daß die Intuition des Bezeichneten nicht zugleich mit der Intuition des Zeichens erfolgen kann.

Man dürfte vielleicht einwenden: „Die Dimenſionen der ſichtbaren Dinge, ſofern ſie geſehen werden, ſind wandelbar; ſie hängen von der Entfernung ab, und es giebt Entfernungen, in welchen eine menſchliche Figur nur eine Spanne, einen Zoll groß zu ſeyn ſcheinet; welchem nach man auch nur anzunehmen braucht, daß dieſe verjüngte Figur aus dieſer Entfernung genommen ſey, um die Zeichen für vollkommen natürlich gelten zu laſſen.“

Allein ich antworte: in der Entfernung, in welcher eine menſchliche Figur nur von der Größe einer Spanne oder eines Zolles zu ſeyn ſcheinet, erſcheinet ſie auch undeutlicher: das iſt aber bey den verjüngten Figuren in dem Vorgrunde kleiner Gemählde nicht, und die Deutlichkeit ihrer Theile widerſpricht der annehmlichen Entfernung, und erinnert uns zu lebhaft, daß die Figuren verjüngt und nicht entfernt ſind.

Es iſt hiernächſt bekannt, wie viel die Größe der Dimenſionen zu dem Erhabnen beyträgt. Dieſes Erhabene verliert ſich durch die Verjüngung in der Mahlerey gänzlich. Ihre größten Thürme, ihre ſchroffeſten rauheſten Abſtürze, ihre noch ſo überhangende Felſen, werden auch nicht einen Schatten von dem Schrecken und dem Schwindel erregen, den ſie in der Natur erregen, und den ſie auch in der Poeſie in einem ziemlichen Grade erregen können.

Welch ein Gemählde beym Shakeſpear, wo Edgar den Gloſter auf die äußerſte Spitze des Hügels führt, von welcher er ſich herabſtürzen will![*]

— — — — Come on, Sir!
Here's the place; ſtand ſtill. How fearful
And dizzy 'tis to caſt one's Eyes ſo low!
The Crows and Choughs, that wing the midway air,
Shew ſcarce ſo groſs as Beetles. Half way down
Hangs one that gathers Samphire; dreadful trade!
Methinks he ſeems no bigger than his head:
The Fishermen that walk upon the beach

---

[*] King Lear Act. IV. Sc. 5.

Appear like Mice; and yon tall anchoring bark
Diminish'd to her Cock; her Cock, a Buoy
Almoſt too ſmall for ſight. The murmuring Surge
That on the unnumberd idle Pebbles chaſes
Cannot be heard ſo high. I'll look no more,
Leſt my brain turn, and the deficient ſight
Topple down headlong —

Mit dieſer Stelle des Shakeſpear zu vergleichen die Stelle beym Milton B. VII. v. 210. wo der Sohn Gottes in das grundloſe Chaos herabſieht. Dieſe Tiefe iſt bey weitem die größere; gleichwohl thut die Beſchreibung derſelben keine Wirkung, weil ſie uns durch nichts anſchauend gemacht wird; welches bey dem Shakeſpear ſo vortreflich durch die allmälige Verkleinerung der Gegenſtände geſchieht.

X.

Die verjüngten Dimenſionen ſchwächen die Wirkung in der Mahlerey.

Ein ſchönes Bild in Mignatur kann unmöglich eben daſſelbe Wohlgefallen erwecken, welches dieſes Bild in ſeiner wahren Größe erwecken würde.

Wo die Dimenſionen aber nicht beybehalten werden können, ſo will der Betrachter ſie wenigſtens aus der Vergleichung mit gewiſſen bekannten und beſtimmten Größen ſchließen und beurtheilen können.

Die bekannteſte und beſtimmteſte Größe iſt die menſchliche Geſtalt. Daher ſind auch faſt alle Längenmaaße von der menſchlichen Geſtalt oder einzeln Theilen derſelben hergenommen worden. Eine Elle, ein Fuß, eine Klafter, ein Schritt, ein Zoll, Mannshoch ꝛc

Sonach glaube ich, daß die menſchlichen Figuren dem Landſchaftmahler, auch außer dem höheren Leben, das ſie in ſein Stück bringen, noch den wichtigen Dienſt leiſten, daß ſie das Maaß aller übrigen Gegenſtände und ihrer Entfernungen unter einander, darinn werden.

Läßt er ſie weg, ſo muß er dieſen Mangel eines gewiſſen Maaßes, durch Anbringung anderer Dinge erſetzen, welche der Menſch zu ſeinem Gebrauche oder Bequemlichkeit gemacht, und daher nach ſeiner Größe eingerichtet hat. Ein Haus, eine Hütte, ein Zaun, eine Brücke, ein Steig, können dieſen Dienſt verrichten ꝛc.

Und will der Künſtler eine ganz unbebaute Wüſte, verlaſſene Gegend, ohne alle Menſchen und menſchliche Spuren ſchildern, ſo muß er wenigſtens Thiere von bekannter Größe hineinſetzen, aus deren Verhältniſſe zu den übrigen Gegenſtänden man auf ihre eigentliche Dimenſionen ſchließen kann.

Der Mangel eines beſtimmten und bekannten Maaßes kann auch in hiſtoriſchen, und nicht bloß in Landſchaftſtücken von übler Wirkung ſeyn. „Die dichteriſche Erfindung, ſagt der Herr von Hagedorn,[*] „ſobald ſie der bloßen Einbildungskraft überlaſſen iſt, leidet Zwerge „und Rieſen beyſammen; aber die mahleriſche Erfindung oder die „Vertheilung iſt nicht ſo gutwillig und biegſam.“ Er erläutert ſeine Meinung durch ein berühmtes Gemählde des Alterthums, den ſchlafenden Cyclopen des Timanthes. Dieſes Rieſen ungeheure Größe auszudrücken, hat der Künſtler deſſen Daumen durch darneben geſtellte Satyren mit einem Thyrſus ausmeſſen laſſen. Er findet den Einfall ſinnreich, aber in einer mahleriſchen Zuſammenſetzung ſowohl mit den erſten Begriffen vom Gruppiren und unſern itzigen Ideen vom Helldunkeln ſtreitend, als auch dem ungezwungenen Gleichgewichte des Gemähldes nachtheilig. Man kann es dem Herrn von Hagedorn auf ſein Wort glauben, daß dieſer Gegenſtand alle die bemerkten Unbequemlichkeiten hat. Allein es ſind dieſes nur Unbequemlichkeiten für das Auge des verwöhnten Kenners; ich füge aus dem, was ich von den Dimenſionen geſagt habe, eine andere hinzu, die er für jedes Auge hat, und für das ungeübtere am meiſten.

Wenn mir der Dichter den Rieſen und den Zwerg nennet, ſo weis ich es aus den Worten, daß er die zwey Extrema meinet, zu welchen die menſchliche Geſtalt von ihrer gewöhnlichen Größe abweichen kann. Allein wenn der Mahler eine große und eine kleine Figur verbindet, woher weis ich, daß es jene Extrema ſeyn ſollen? Ich kann wechſelsweiſe ſowohl die kleine als die große für die Figur von der gewöhnlichen Größe annehmen. Nehme ich die kleine dafür an, ſo iſt die große ein Coloſſus; nehme ich die große dafür an, ſo wird die kleine ein Lilliputer. Ich kann mir in dieſem Falle noch eine größere und in jenem noch eine kleinere gedenken. Es bleibt alſo unentſchieden, ob der Mahler einen Zwerg oder einen Rieſen, oder ob er beydes vorſtellen wollen.

Julius Romanus iſt es nicht allein, welcher den Einfall des Timanthes nachgeahmt hat[**]; auch Francis Floris hat ihn in ſeinem Herkules unter den Pygmäen, gebraucht, in einer Zeichnung, die H. Cock 1563 geſtochen hat. Ich zweifle aber, ob ſehr glücklich. Da er nehmlich die Pygmäen nicht als verwachſene und bucklichte Zwerge, ſondern als in allen ihren Verhältniſſen wohlgewachſene kleine Menſchen vorſtellt, ſo würde ich nicht wiſſen, ob es nicht Menſchen von ordentlicher Größe, und der unter der Eiche ſchlafende Herkules nicht ein Rieſe ſeyn ſollte, wenn ich nicht den Herkules an ſeiner Keule und Löwenhaut erkennte, und es ſchon wüßte, daß das Alterthum den Herkules zwar als einen großen, aber als keinen ungeheuern Mann vorgeſtellet. Timanthes läßt einen Satyr den Daumen des Cyklopen mit einem Thyrſus meſſen; Floris einen Pygmäen die Fußſohle des Herkules mit einem Staabe. Es iſt wahr, Herkules iſt in Betrachtung der Pygmäen, ſo gut Rieſe, als der Cyklope in Betrachtung der Satyren. Dem ohngeachtet thut die ähnliche Ausmeſſung hier nicht auch die ähnliche Wirkung. Die Satyre waren an ihrer Geſtalt kenntlich, und ihre Größe war die gewöhnliche menſchliche Größe. Wenn ſie alſo den Daum des Cyklopen meſſen, ſo erkennen wir klar daraus, wie viel der Cyklope größer als der Satyr ſey. So auch bey den Pygmäen; das Meſſen des Pygmäen erweckt die Idee von der Größe des Herkules; gleichwohl iſt es aber hier nicht auf die Größe des Herkules, ſondern auf die Kleinheit der Pygmäen angeſehen, und die Idee von dieſer hätte Floris am lebhafteſten machen ſollen. Dieſes aber konnte nicht wohl anders geſchehen, als wenn er den Zwergen auch außer ihrer Kleinheit, noch andere Eigenſchaften, die wir dabey zu denken gewohnt ſind, gegeben hätte; die Ungeſtaltheit nehmlich, oder das vergrößerte Verhältniß ihrer Breite gegen ihre Länge. Er hätte ſie den Figuren in concaven oder convexen Spiegeln, mit welchen ſie Ariſtoteles vergleicht, ähnlicher machen ſollen.[*]

---

[*] Von der Mahlerey S. 169.

[**] Richardson Traité de la Peinture, T. I. p. 81.

XI.

Eins von den perſpectiviſchſten Gleichniſſen iſt das, wo Homer[**] das Schild des Achilles, oder vielmehr deſſen Glanz, mit dem Glanze eines Feuers vergleicht, das von einſamen Bergen im Sturm behafteten Seefahrern leuchtet. Doch ſind hier mehr die Oerter, als die Zeitfolgen, hinter einander geſtellet.

— αὐταρ ἐπειτα σακος μεγα τε, στιβαρον τε,
Εἱλετο, του δ' ἀπανευθε σελας γενετ', ἠυτε μηνης.
Ὡς δ' ὁταν ἐκ ποντοιο σελας ναυτῃσι φανειη
Καιομενοιο πυρος, το δε καιεται ὑψοθ' ὀρεσφι,
Σταθμῳ ἐν οἰοπολῳ· τους δ' οὐκ ἐθελοντας ἀελλαι
Ποντον ἐπ' ἰχθυοεντα φιλων ἀπανευθε φερουσιν.

---

[*] Aristoteles Probl. Sect. X. nach der Verbeſſerung des Voſſius ad Pompon. Melam lib. III. cap. 8. p. 587.

[**] Iliad. T. v. 373 u. f.

Der Glanz des Schildes, der Vorgrund; der Glanz, den die Schiffer erblicken, der zweyte; das Feuer auf den Bergen, welches dieſen Glanz verurſacht, der dritte; die Freunde, von welchen ſie fern auf dem Meere herumgetrieben werden, der vierte.

XII.

p. 396.*)

„Plinius, ſagt Herr Winkelmann, berichtet, daß man unter dem „Nero nicht mehr verſtanden, in Erzt zu gießen, und er beruft ſich „auf die Coloſſaliſche Statue dieſes Kayſers vom Zenodorus, dem es „bey aller ſeiner Kunſt in dieſer Arbeit nicht gelingen wollen. Es iſt „aber hieraus, wie Donati und Nardini wollen, nicht zu ſchließen, „daß dieſe Statue von Marmor geweſen.“

Es iſt gewiß, daß Donati und Nardini die Stelle des Plinius, auf die es hier ankömmt, nicht verſtanden und eine Unwahrheit daraus geſchloſſen haben. Aber auch Herr Winkelmann muß ſie mit der gehörigen Aufmerkſamkeit nicht erwogen haben, oder er hätte ſich anders ausgedrückt. Es ſoll dem Zenodorus mit dieſer Statue nicht geglückt ſeyn? Wo ſagt dieſes Plinius? Er rühmt vielmehr von ihm, daß er in ſeiner Kunſt keinem Alten nachzuſetzen geweſen, daß ſein Werk eine ungemeine Aehnlichkeit gehabt, daß er ſchon vorher ſeine Geſchicklichkeit durch Gießung eines Coloſſaliſchen Merkurs bewehrt. Und die Bewetteiferung der folgenden Kayſer, dem Nero keinen Antheil der Ehre an dieſer Statue zu laſſen, ſie der Sonne zu weihen, den Neroniſchen Kopf mit Köpfen ihrer Bildung zu vertauſchen, ſie mit unermeßlicher Mühe von ihrem Orte wegbringen und anderswo aufrichten zu laſſen: was kann man anders daraus ſchließen, als daß es ein Werk von ganz beſonderem Werthe geweſen ſeyn müſſe? Plinius ſagt zwar: Ea ſtatua indicavit interiiſſe fundendi æris ſcientiam. Allein dieſe Worte ſind es eben, die man mißdeutet. Man findet darinn den Verluſt der Kunſt, in Metall zu gießen, da nichts darinn liegt, als der Verluſt der Kunſt, dieſem Metalle eine gewiſſe Miſchung (temperaturam æris) zu geben, welche man in den alten Kunſtwerken dieſer Art zu ſeyn glaubte. Es fehlte dem Zenodorus an einem chymiſchen Geheimniſſe; nicht an der plaſtiſchen Geſchicklichkeit. Und zwar beſtand dieſes chymiſche Geheimniß darinn, daß die Alten das Kupfer, aus welchem ſie ihre Bildſäulen goſſen, mit Gold und Silber ſollen gemiſchet haben: quondam æs confuſum auro argentoque miſcebatur. (1) Dieſes

---

*) in Winkelmanns Geſchichte der Kunſt.

(1) Plin. lib. 34 ſect. 3. edit. Hard.

Geheimniß war verloren gegangen, und zur Miſchung des Kupfers, deren ſich die damaligen Künſtler bedienten, kam nichts wie Bley, wie Plinius ſelbſt dieſe Miſchung deutlich erzehlet. (2) Nunmehr leſe man die obige Stelle ganz: Ea ſtatua indicavit interiiſſe fundendi æris ſcientiam, cum et Nero *largiri aurum argentumque* paratus eſſet, et Zenodorus ſcientia fingendi cælandique nulli veterum poſtponeretur. (3) Umſonſt wollte der verſchwendriſche Nero Silber und Gold dazu geben; der Künſtler konnte es nicht brauchen; er verſtand nur eine weit geringere Temperatur; aber der geringere Werth des Metalles worinn er arbeitete, hatte keinen Einfluß auf ſeine Kunſt; in dieſer wich er keinem Alten; Plinius ſagt es; Plinius hatte ſein Werk; ihm müſſen wir glauben.

„Der ſchöne Seneca in Erzt, ſagt Herr Winkelmann in einer „neuen Schrift*, den man kürzlich im Herculano entdeckt, könnte „allein ein Zeugniß wider den Plinius geben, welcher vorgiebt, daß „man unter dem Nero nicht mehr verſtanden habe, in Erzt zu gießen." — Wem können wir, wegen der Schönheit dieſes Werkes ſichrer trauen als ihm? Aber, wie ich gezeigt habe, er ſtreitet mit einem Schatten; Plinius ſagt das nicht, was er ihn ſagen läßt. Ich weis den Ort zwar wohl, auf den ſich Herr Winkelmann noch beruffen könnte; wo nehmlich Plinius von der koſtbaren Miſchung des alten Erztes redet und hinzuſetzt, et tamen ars pretioſior erat: nunc incertum eſt, pejor hæc ſit, an materia. Aber er ſpricht vergleichungsweiſe, und man muß ihn von den meiſten, nicht von allen Werken ſeiner Zeit verſtehen; weil er ſelbſt dem Zenodorus ein beſſeres Zeugniß ertheilet, und der Meiſter des erwähnten Seneka gleichfalls ein beſſeres verdienet.

XIII. *)

Einzelne Gedanken zur Fortſetzung meines Laokoon.

Ich behaupte, daß nur das die Beſtimmung einer Kunſt ſeyn kann, wozu ſie einzig und allein geſchickt iſt, und nicht das, was andre Künſte eben ſo gut, wo nicht beſſer können, als ſie. Ich finde bey dem Plutarch ein Gleichniß, das dieſes ſehr wohl erläutert. Wer, ſagt er (de Audit. p. 43. edit Xyl.), mit dem Schlüſſel Holz ſpellen und mit der Axt Thüren öffnen will, verdirbt nicht ſowohl beyde Werkzeuge, als daß er ſich ſelbſt des Nutzens beyder Werkzeuge beraubt.

---

(2) l. c. ſect. 20.

(3) l. c. ſect. 18.

* Nachrichten von den neueſten Herculaniſchen Entdeckungen S. 35.

*) Dieſes Stück findet ſich unter Herrn Friedländers Papieren nicht.

Nach dem Petit mußte nothwendig das Kunſtwerk ſpäter ſeyn, als die Beſchreibung Virgils: denn er will, daß die ganze Epiſode des Laokoon eine Erfindung des Virgils ſey. (Miſcell. obſerv. Lib. IV. cap. XIII. p. 294.) Tametſi Servius revera hoc Laocoonti accidiſſe ex Euphorione refert: quod piaculum contraxiſſet coeundo cum uxore ante ſimulacrum numinis. veroſimilius tamen eſt, a Marone hoc totum fuiſſe inventum, ac pro machina inductum qua dignum vindice nodum explicaret, quomodo videlicet auſi ſint Trojani tam enormem et concavam ſimulacri compagem transferre in urbem &c. Allein dieſe Meinung des Petit iſt leicht zu widerlegen: indem der Spuren der nehmlichen Geſchichte des Laokoon bey frühern und zwar griechiſchen Scribenten, eben ſo viele als klare und deutliche ſind.

XIV.

XXX. Herr Winkelmann hat ſich in der Geſchichte der Kunſt näher erklärt. Auch er bekennet, daß die Ruhe eine Folge der Schönheit iſt.

Nothwendigkeit ſich über dergleichen Dinge ſo präcis auszudrücken als möglich. Ein falſcher Grund iſt ſchlimmer als gar kein Grund.

XXXI. Herr Winkelmann ſcheint dieſes höchſte Geſetz der Schönheit blos aus den alten Kunſtwerken abſtrahirt zu haben. Man kann aber eben ſo unfehlbar durch bloße Schlüſſe darauf kommen. Denn da die bildenden Künſte allein vermögend ſind, die Schönheit der Form hervorzubringen; da ſie hierzu der Hülfe keiner andern Kunſt bedürfen; da andere Künſte gänzlich darauf Verzicht thun müſſen: ſo iſt es wohl unſtreitig, daß dieſe Schönheit nicht anders als ihre Beſtimmung ſeyn kann.

XXXII. Allein zur körperlichen Schönheit gehöret mehr, als Schönheit der Form. Es gehört auch dazu die Schönheit der Farben, und die Schönheit des Ausdrucks.

Unterſchied in Anſehung der Schönheit der Farben zwiſchen Carnation und Colorirung. Carnation iſt die Colorirung ſolcher Gegenſtände, welche eine beſtimmte Schönheit der Form haben, alſo vornehmlich des menſchlichen Körpers. Colorirung iſt der Gebrauch der Local-Farben überhaupt.

Unterſchied in Anſehung der Schönheit des Ausdrucks, zwiſchen tranſitoriſchem und permanentem. Jener iſt gewaltſam, und folglich nie ſchön. Dieſer iſt die Folge von der öftern Wiederhohlung des erſtern, verträgt ſich nicht allein mit der Schönheit, ſondern bringt auch mehr Verſchiedenheit in die Schönheit ſelbſt.

XXXIII. Ideal der körperlichen Schönheit. Was es iſt? Es beſtehet in dem Ideale der Form vornehmlich, doch auch mit in dem Ideale der Carnation und des permanenten Ausdrucks.

Die bloße Colorirung und der tranſitoriſche Ausdruck haben kein Ideal: weil die Natur ſelbſt ſich nichts beſtimmtes darinn vorgeſetzt hat.

XXXIV. Falſche Uebertragung des mahleriſchen Ideals in die Poeſie. Dort iſt ein Ideal der Körper, hier muß es ein Ideal der Handlungen ſeyn. Dryden in ſeiner Vorrede zum Fresnoy. Baco beym Lowth.

XXXV. Noch übertriebner würde es ſeyn, wenn man nicht bloß von dem Dichter vollkommene moraliſche Weſen, ſondern wohl gar vollkommen ſchöne körperliche Weſen erwarten und verlangen wollte. Gleichwohl thut dieſes Herr Winkelmann in ſeinem Urtheile vom Milton. pag. 28. G. d. K.

Winkelmann ſcheinet den Milton wenig geleſen zu haben; ſonſt würde er wiſſen, daß man ſchon längſt angemerkt, nur er habe Teufel zu ſchildern gewußt, ohne zu der Häßlichkeit der Form ſeine Zuflucht zu nehmen.

Ein ſolches verfeinertes Bild der teufliſchen Häßlichkeit hatte vielleicht Guido Reni im Kopfe (v. Dryden's Preface to the Art of Painting p. IX.) Aber weder er noch ſonſt einer hat es ausgeführt.

Miltons häßliche Bilder aber, als die Sünde und der Tod, gehören gar nicht zur Handlung, ſondern füllen bloß Epiſoden.

Miltons Kunſtgriff, auf dieſe Art in der Perſon des Teufels den Peiniger und den Gepeinigten zu trennen, welche nach dem gemeinen Begriffe in ihm verbunden werden.

XXXVI. Aber auch von den Haupthandlungen des Miltons laſſen ſich die wenigſten mahlen. Wohl; aber daraus folgt nicht, daß ſie bey dem Milton nicht gemahlt ſind.

Die Poeſie mahlt durch einen einzigen Zug; die Mahlerey muß alle übrige hinzuthun. In jener alſo kann etwas ſehr mahleriſch ſeyn, was ſich durch dieſe gar nicht ausführen läßt.

XXXVII. Folglich liegt es nicht an dem vorzüglichen Genie des Homers, daß bey ihm alles zu mahlen iſt; ſondern lediglich an der Wahl der Materie. Beweiſe hiervon. Erſter Beweis, aus verſchiedenen unſichtbaren Gegenſtänden, welche Homer eben ſo unmahleriſch behandelt hat, als Milton, z. E. die Zwietracht ꝛc.

XXXVIII. Zweyter Beweis; aus den ſichtbaren Gegenſtänden, welche Milton vortrefflich behandelt hat. Die Liebe im Paradieſe.

Die Einfältigkeit und Armuth der Mahler über dieſes Subiect. Der gegenſeitige Reichthum des Milton.

XXXIX. Stärke des Milton in ſucceſſiven Gemählden. Exempel davon aus allen Büchern des verlornen Paradieſes.

XL. Miltons Mahlerey einzelner ſinnlicher Gegenſtände. In dieſer würde er dem Homer überlegen ſeyn, wenn wir nicht ſchon erwieſen hätten, daß ſie nicht für die Poeſie gehöret.

Meine Meinung, daß dieſe Mahlerey eine Folge ſeiner Blindheit war.

Spuren dieſer ſeiner Blindheit in verſchiedenen einzeln Stellen.

Entgegengeſetzter Beweis, daß Homer nicht blind geweſen.

XLI. Neue Beſtärkung, daß ſich Homer nur auf ſucceſſive Gemählde eingelaſſen, durch die Widerlegung einiger Einwürfe, als von der Beſchreibung des Pallaſtes in der Iliade. Er wollte bloß den Begriff der Größe dadurch erwecken. Beſchreibung der Gärten des Alcinous;* auch dieſe beſchreibt er nicht als ſchöne Gegenſtände, die auf einmal als ſchön in die Augen fallen, welches ſie in der Natur ſelbſt nicht ſind.

XLII. Selbſt bey dem Ovid ſind die ſucceſſiven Gemählde die häuffigſten und ſchönſten; und grade dasienige, was nie gemahlt worden, und nie gemahlt werden kann.

XLIII. Unter den Gemählden der Handlung giebt es eine Gattung, wo die Handlung nicht in einem einzigen Körper ſich nach und nach äußert, ſondern wo ſie in verſchiedne Körper neben einander vertheilt iſt. Dieſe nenne ich collective Handlungen, und es ſind dieienigen, welche der Mahlerey und Poeſie gemein ſind. Doch mit verſchiednen Einſchränkungen.

XLIV. Wie der Dichter Körper nur andeutungsweiſe durch Bewegungen ſchildert: ſo ſucht er auch ſichtliche Eigenſchaften des Körpers in Bewegungen aufzulöſen. Als z. E. die Größe. Beyſpiel von der Höhe eines Baumes. Von der Breite der Pyramiden. Von der Größe einer Schlange.

---

* Odyss. VII. welche Beſchreibung Pope ſich ausſuchte, und in den Guardian überſetzt einrückte, ehe er noch das übrige überſetzte.

Eben ſo berühmt waren bey den Alten die Gärten des Adonis. Deren Beſchreibung bey dem Marini, Canto VI. Vergleichung dieſer Beſchreibung mit der des Homers.

Die Beſchreibung des Paradieſes beym Milton: Book IX. v. 439. desgleichen IV. 268.

XLV. Von der Bewegung in der Mahlerey; warum ſie nur Menſchen und keine Thiere darinn empfinden.

XLVI. Von der Schnelligkeit; und den verſchiednen Mitteln des Dichters ſie auszudrücken.

Die Stelle beym Milton B. X. v. 90. Die allgemeine Reflexion über die Schnelligkeit der Götter iſt bey weitem von der Wirkung nicht, als das Bild würde geweſen ſeyn, welches uns Homer auf eine oder die andere Art davon gemacht hätte. Vielleicht würde er, anſtatt, „er ſtieg ſogleich herab,“ geſagt haben: Er war herabgeſtiegen.

XV.

Preface.

Celui, qui compara le premier la Peinture et la Poesie, etoit un homme sensible qui s'appercevoit que les deux arts faisoient sur lui des impressions semblables. Tout les deux, se diſoit-il, nous representent des choses absentes comme presentes, l'apparence comme realité; tout les deux ſont illusion, et cette illusion plait. (nous fait plaisir.)

Un ſecond tacha de penetrer dans l'interieur de ce plaisir, et fit la decouverte, (remarqua, decouvrit,) qu'il decouloit dans l'un et dans l'autre de la meme ſource. La beauté, l'idée de la quelle s'abstrait (nous vient) originerement d'objels corporels, a des regles universelles, qui se laissent appliquer à plusieurs autres choses; à des actions, à des pensées, aussi bien qu'à des formes.

Un troisieme, faisant attention au prix et à l'emploi different de ces regles generales, remarqua, que les une dominoient les plus dans la Peinture, et les autres dans la Poesie, par consequent qu'à l'egard de celles-là la Peinture ſçavoit fournir des explications et des exemples à la Poesie, comme à l'egard de celles-ci la Poesie à la Peinture.

Le premier c'etoit l'Amateur; le second le Philosophe; le troisieme le Critique.

Les deux premiers ne pouvoient pas aisement faire un mauvais usage ni de leur sensations ni de leur conclusions. Mais quant aux observations du Critique, le principal consiste dans la justesse de l'application ſur tel ou tel cas particulier et comme de tout tems le nombre des Critiques ingenieux a ſurpassé de beaucoup celui des judicieux, ce seroit un vrai miracle, si cette application s'etoit tousjours faite avec toute la precaution requise pour tenir la balence juste entre les deux arts.

Si Apelle et Protogene ont confirmé et eclairci dans leurs ecrits maintenant perdus sur la peinture, les regles de cet art par les regles de la Poesie deja etablies, on peut etre ſur, qu'ils l'auront fait avec toute la moderation et toute la precision, avec laquelle nous voyons aujourd'hui qu'Aristote, Cicero, Horace, Quintilien cherchent à appliquer dans leurs ouvrages les principes et les experiences de la Peinture ſur l'Eloquence et la Poesie. Car ne faire jamais ni trop, ni trop peu, voila le privilege des Anciens.

Mais nous autres modernes nous sommes flatté, de les devancer de bien loin en changeant leurs petites allées en des grands chemins: dussent meme les grands chemins par la, malgré leur avantage d'etre plus courts et plus ſurs, devenir des sentiers tout auſſi peu battus que ceux qui amenent par les deserts.

Apparement que l'antithese brilliante de Simonide, que la Peinture ne soit qu'une Poesie muette, et la Poesie une Peinture parlante, ne se trouva point dans un ouvrage dogmatique. C'etoit un trait d'esprit, comme ce Poete en avoit d'autres, qui en partie sont d'une verité si frappante, qu'on ne prend pas garde à ce que le reste en a de vague et de faux.

Les Anciens pourtant ne s'y abusèrent point. Car admettant pleinement la sentence de Simonide quant à l'impression des deux arts, ils n'oublierent point de nous bien imprimer dans l'esprit, que malgré la parfaite resemblence de cette impression, ils differoient encore beaucoup tant à l'egard des objets qu'à l'egurd de la maniere de leur imitation. (υλῃ και τροποις μιμησεως.)

Ce ne sont que les Critiques modernes, qui, tout comme si une telle difference etoit absolument imaginaire, ou n'importoit point du tout, ont conclû de ce que la Poesie et la Peinture se resemblent en partie, des choses bien cruës. Tantot ils releguent la Poesie dans les bornes estroits de la Peinture, tantot ils donnent à remplir à la Peinture toute la vaste sphere de la Poesie: tout ce qui n'est pas defendu à l'une, doit auſſi etre permis à l'autre: tout ce qui plait ou deplait dans l'une, doit de necessité auſſi plaire ou deplaire dans l'autre: et pleins de cette idée ils prononcent avec le ton le plus imposant les jugements les plus ſuperficiels, lorsqu'en remarquant, dans les ouvrages du Poete et du Peintre sur le meme sujet, de ces points, ou l'un s'est eloigné de l'autre, ils en font un crime ou à l'un ou à l'autre, selon que leur gout les porte le plus ou vers la poesie ou vers la peinture.

Cette fausse critique a egaré en partie les *Virtuosos* meme. Elle a fait naitre dans la Poesie la rage de vouloir peindre tout, et dans la Peinture celle des allegories; le tout dans la pleine et pure intention, de faire de l'une un tableau parlant, sans savoir proprement ce qu'elle peut et doit peindre, et de l'autre un Poeme muët, sans avoir consideré, jusqu'à quel point elle peut exprimer des idées generales sans s'egarer de leur destination et degenerer en une espece d'ecriture de simple convention.

D'aller à l'encontre de ce gout manqué, de combattre les jugements les trop peu approfondés des Critiques, c'est la le deſſein principale des discours ſuivants.

Ils ne se sont formés qu'occasionellement, et plus selon la suite de ma lecture, que selon le developpement methodique de principes generaux. Ce sont donc plutot des materiaux sans ordre pour en faire un livre, qu'un livre.

Il y a quelques années que j'en ai donné le commencement en Alemand. Je vais le rediger de nouveau et d'en donner la ſuite en François, cette langue m'etant dans ces matieres tout au moins auſſi familiere que l'autre. La langue allemande, quoique elle ne lui cede en rien etant manié comme il faut, est pourtant encore à former, à creer meme, pour plusieurs genres de composition, dont celui-ci n'est pas le moindre. Mais à quoi bon se donner cette peine, au risque meme de n'y reussir pas au gout de ses compatriots? Voila la langue françoise deja toute crée, toute formée: risquons donc le paquet. Et qu'y a-t-il à risquer? Tout delicats que les François sont sur le chapitre de leur langue: je les connois d'assez bonne composition à l'egard d'un etranger, qui n'y pretend à rien, qu'à etre clair et precis.

Montfaucon Antiquité Expliquée. Premiere Partie. Seconde Edit. de Paris 1722. *)

p. 50.

hält einen Kopf mit einem Barte, und weit geöfnetem Munde, den er in ſeinem eignen Cabinete gehabt, für einen Jupiter qui rend des oracles. Höchſt abgeſchmackt. Der Kopf iſt offenbar eine Larve. Die weite Oeffnung des Mundes für einen redenden Gott würde nichts weniger, als nach dem alten Geſchmacke ſeyn.

p. 52.

Auf dem geſchnittenen Stein aus dem Maffei n. 5. Tab. XIX, welcher die Entführung der Europa vorſtellet, läßt der Künſtler den Stier nicht ſchwimmen, ſondern auf der Fläche des Waſſers, wie auf dem Eiſe lauffen. So ſchön dieſes Bild in der Poeſie iſt, wo man ſich die äußerſte Geſchwindigkeit dazu denken kann; ſo anſtößig iſt es auf einem Kunſtwerke, weil der Begriff, den die materielle Kunſt von der Geſchwindigkeit geben kann, nur ſehr ſchwach, die Schwere des Stiers dagegen zu ſichtlich iſt.

p. 64.

Die Tuccia Veſtalis mit dem Siebe, eine kleine Statue beym Montfaucon Tab. XXVIII. 1. hat keinen Schleyer; auch nicht einmal inſulam; ſie iſt in ihren freyen natürlichen Haaren: ein Beweis, daß die Alten auch das Coſtume der Schönheit nachſetzten.

p. 76.

Der Minotaurus war nach der Fabel ein ordentlicher Menſch, nur mit einem Ochſenkopf. Doch man wird wenig alte Monumente finden, wo er ſo abgebildet. Die Figur iſt nicht ſchön; und die Künſtler machten eine Art von Centaurus daraus, welches zwar eine ſchönere, aber eine weit abgeſchmacktere Figur iſt, indem ſie nunmehr zwey Bäuche, zwey Werkſtätten der animaliſchen Oekonomie hat, welches eine offenbare Abſurdität iſt.

p. 96.

Von dem Hinken des Vulkans. In den noch übrigen Bildſeulen von ihm, die Montfaucon geſehen, erſcheint er nicht hinkend. Die alten Künſtler indeß, die ihn hinkend machten, thaten es ohne Nachtheil der Schönheit. Cicero de Natura Deorum I. ſagt: Athenis

---

*) Auch dieſe Anmerkungen, nebſt der folgenden zum Clemens Alexandrinus, finden ſich unter den Papieren im Beſitz des Herrn B. Friedländer und ſind von Karl G. Leſſing der zweiten Ausgabe des Laokoons beigefügt.

laudamus Vulcanum, quem fecit Alcamenes, in quo ſtante atque veſtito apparet claudicatio non deformis.

p. 125.

Montfaucon hält die Figuren, die beym Steſch für Diomedes gelten, für Bellonarios, welches mir ſehr wahrſcheinlich iſt. Doch giebt er p. 145. Tab. LXXXVI. 1. eine dergleichen Figur ſelbſt für einen Diomedes aus.

p. 191.

Montfaucon bringt einen geſchnittenen Stein bey, auf dem ein Herkules mit der Keule, und der auf den Rücken geworffenen Löwenhaut, mit der Umſchrift Anteros. Er nimt Anteros für Gegenliebe. Une autre image d'Anteros est si extraordinaire, qu'on ne la prendroit jamais pour telle, si l'inscription Anteros n'en faisoit ſoi. Cette image reſſemble parfaitement à un Hercule barbu, qui porte la massue ſur l'épaule. La peau de bete qui pend derriere, paroit d'etre non pas d'un lion, comme on la voit dans Hercule, mais d'un sanglier. La petitesse de la pierre qui est une cornaline, certainement antique, ne permet pas de la bien distinguer. Cette figure est si eloignée de l'idée qu'on a ordinairement d'Anteros, que plusieurs aimeroient mieux croire que c'est le nom d'ouvrier, et que la figure repreſentée est un Hercule. Und ſo iſt es auch; denn Steſch führt einen andern geſchnittenen Stein mit dieſem Worte an.

p. 221.

Der Name des Glycon findet ſich auch auf einem Basrelief beym Beiſſard, woraus es Montfaucon, Pl. CXXXV. anführt. Es ſtellt den Herkules mit der Keule vor, an der ſich ein Cupido hält, und hinter der er vor einem verſtehenden Adler mit dem Blitze in den Klauen, Schutz ſuchet. ΗΡΩΙ ΑΛΕΞΙΚΑΚΩΙ ΓΛΥΚΩΝ.

Die Büſte des Bacchus Pl. CLXVIII, aus des Begers Brandenb. Cabinete, öfnet den Mund, daß die unterſte Reihe Zähne zu ſehen. Um die Trunkenheit auszudrücken.

Auch eine größere Oeffnung des Mundes haben die Bacchantinnen, als die No. 4. Pl. CLXI.

Desgleichen der lachende Faun, aus dem Beger Pl. CLXXIII. 4.

p. 293.

Die kleine Statue mit einem Fuße auf einer Kugel, in der einen Hand einen zerbrochenen Degen, die Montfaucon für die Göttin Rom ausgiebt, iſt vielleicht ein Sphäromachus.

p. 359.

Was Tab. CCXII. Maffei für die Pudicitiam ausgiebt, ſcheint mir Ariadne zu ſeyn. Die andern beyden Figuren ſcheinen Bacchus und einer von ſeinem Gefolge zu ſeyn, welcher letztere den Gott abziehen will, bey der Ariadne länger zu verweilen; ſo wie auf dem geſchnittenen Steine aus dem königlichen Cabinete Tab. CL. 1.

Clemens Alexandrinus, wenn er von den Bildſeulen der heidniſchen Götter und ihren charakteriſtiſchen Kennzeichen ſpricht (Cohort. ad Gentes p. 50. Edit. Potteri), ſagt unter andern, daß Ceres, ſo wie Vulkanus aus den Werkzeugen ſeiner Kunſt, Neptun aus dem Dreizack, ἀπο της συμφορας erkannt werden müſſe. Dieſes giebt Potter, in ſeiner neuen Ueberſetzung desjenigen Stückes, worinn es ſich befindet, durch calamitatis descriptione. Was heißt das? Was iſt das für eine Landplage, woraus Ceres zu erkennen ſey? Es müßte die Unfruchtbarkeit ſeyn. Aber wie kann die Unfruchtbarkeit an einer Statue ſo deutlich angedeutet werden, daß ſie zu einem Kennzeichen der Göttin werden kann? Potter hat ein unverſtändliches Wort eben ſo unverſtändlich überſetzt. Denn es iſt wirklich nicht einzuſehen, was Clemens mit ſeiner συμφορα will. Es wäre denn, daß συμφορα, als ein vocabulum μεσον, eben ſowohl die Fruchtbarkeit als Unfruchtbarkeit bedeuten könne, und daß er alſo das Bezeichnete für das Zeichen, die Fruchtbarkeit für die Kornähren, mit welchen Ceres gebildet wird, geſetzt hätte. Oder συμφορα, da es auch für συμβολη gebraucht wird, und überhaupt etwas zuſammengebrachtes anzeiget, müßte den Strauß von verſchiedenen Kornähren und Mohnköpfen, den ihr der Künſtler in die Hand zu geben pflegt, bedeuten können, wovon ſich aber ſchwerlich eine ähnliche Stelle dürfte anführen laſſen. Hat keine von beyden Vermuthungen Statt, ſo bleibt nichts übrig, als das συμφορα für verfälſcht zu halten; oder vielleicht hat man σιτοφοριας, oder wenn man von dem Zuge der Buchſtaben noch weiter abgehen darf, λικνοφοριας oder κανηφοριας dafür zu leſen. Denn der Korb, λικνον, κανης, war allerdings das Kennzeichen der Ceres; ſelbſt ihr Kopfputz war öfters ein kleiner Korb, wie Spanheim (ad Callimachi Hymn. in Cerer. p. 735. Edit. Ern.) aus Münzen zeiget. Beym Montfaucon ſoll die eine Ceres aus den Handzeichnungen des Le Brun (Tab. XLIII. 4.) vermuthlich einen dergleichen Korb auf dem Kopfe haben. Weil er aber ohne Zweifel nicht deutlich genug gezeichnet war, ſo wußte Montfaucon ſelbſt nicht, was er daraus machen ſollte; Quarta galerum singularem capite gestat; la quatrieme a un bonnet extraordinaire. Und in dem deutſchen Montfaucon iſt aus dieſem galero gar ein ſonderbarer Helm geworden. Ob das, was neben der Ceres aus dem Boiſſard (Tab. XLII. 2) ſtehet, eben ein Bienenkorb iſt, wofür es Montfaucon ausgiebt, weis ich nicht; es kann der bloße Korb ſeyn, der bey feyerlichen Aufzügen der Göttin vorgetragen wurde: (Callimachus in Cerer. v. 1. 3.); denn ich finde nicht, daß der Ceres die Erfindung der Bienenzucht, ſo wie des Ackerbaues zugeſchrieben werde.

Unterbrechung im Dialog.*)

Man bemerkt ſie durch Striche, oder Punkte, welche die Franzoſen points pourſuivans nennen.

Die unterbrochne Redensart muß allezeit zu füllen und leicht zu füllen ſeyn; wenn man die Figur dem Weſen der Sache zuſchreiben ſoll, und nicht der Bequemlichkeit oder Verlegenheit des Dichters.

Voltaire ſagt (Au Comment. ſur le Comte d'Eſſex Act. III. Sc. 2) C'eſt une tres grande negligence de ne point finir ſa phraſe, ſa periode, et de ſe laiſſer interrompre, ſurtout quand le perſonnage qui interromt eſt un ſubalterne, qui manque aux bienſéances en coupant la parole à ſon ſuperieur. Thomas Corneille eſt ſujet à ce defaut dans toutes ſes pieces. —

Wer fragt nach der Wohlanſtändigkeit, wenn der Affect der Perſonen es erfodert, daß ſie unterbrechen, oder ſich unterbrechen laſſen?

Da hat Home die wahren Schönheiten des Dialogs beſſer gekannt. „Kein Fehler iſt gewöhnlicher (ſagt er, Grd. der Cr. Th. III. S. „311) als eine Rede noch fortzuſetzen, wenn die Ungeduld der Perſon, an die ſie gerichtet iſt, dieſe treiben müßte, dem Redenden ins „Wort zu fallen. Man ſtelle ſich vor, wie der ungeduldige Schauſpieler ſich indeß gebehrden muß. Seine Ungeduld durch heftige Action auszudrücken, ohne dem Redenden ins Wort zu fallen, würde „unnatürlich ſeyn; aber auch ſeine Ungeduld zu verhehlen, und kaltſinnig zu ſcheinen, wenn er entflammt ſeyn ſollte, iſt nicht weniger „unnatürlich.

---

*) Dies und die folgenden Stücke im theatraliſchen Nachlaß II, S. 247; unter den Breslauer Papieren.

Chor.

In den alten Tragödien.

Unter den neuſten engliſchen **Dichtern**, welche ihn wieder einzuführen geſucht, hat beſonders **Maſon** verſchiedne Verſuche gemacht. Der erſte war ſeine **Elfride**, die ich habe, wie er in den vorgeſetzten Briefen zugleich die Urſachen angiebt, warum er in dieſer alten Manier ſchreiben wollen.

Der zweyte iſt ſein Caractacus (a Dramatic Poem) der 1759 herauskam. Bey Gelegenheit dieſes letztern machen die Verfaſſer des Month. R. (Vol. XX. p. 507) gegen die eingebildeten Vortheile des Chors ſehr pertinente Anmerkungen; beſonders über die zwey, 1) daß er häuffigere Gelegenheit zu poetiſchen Schönheiten gebe, und 2) daß er das angenehmſte und ſchicklichſte Mittel ſey, dem Zuſchauer nützliche Lehren beyzubringen. Sie merken zuletzt ſehr wohl an, daß Maſons Stücke beſſer ſeyn würden, wenn ſie nicht ſo poetiſch wären.

Unſtudirte Dichter;

oder ſolche, die zu den Wiſſenſchaften nicht aufgezogen worden.

Heinrich Jones, der Verfaſſer des neuen Eſſex, war ein Maurer.

Der Verfaſſer des engliſchen Olinde und Sophronia, iſt ein Schmid oder Stahlarbeiter.

In England überhaupt ſind dergleichen Leute niemals ſelten geweſen, die es, ohne Anweiſung, nicht allein in der Poeſie, ſondern auch in andern Wiſſenſchaften, bey den niedrigſten Handwerken und ſchlechteſten Umſtänden, ſehr weit gebracht haben. Als:

Heinrich Wild, der um 1720 zu Oxford die orientaliſchen Sprachen lehrte; war ein Schneider, und unter dem Namen des arabiſchen Schneiders bekannt.

Robert Hill, ein Schneider in Buckingham, zwiſchen dem und dem Italiener Magliabechi, Spence 1759 eine Parallele ſchrieb, um die Aufmerkſamkeit des Publici ein wenig mehr auf ihn zu ziehen, und wo möglich ſeinen Umſtänden dadurch aufzuhelfen. Er hat Lateiniſch, Griechiſch und Hebräiſch vor ſich gelernt. (S. des Month. R. Vol. XX. p. 217.)

Delicateſſe.

Eine allzuzärtliche Empörung gegen alle Worte und Einfälle, die nicht mit der ſtrengſten Zucht und Schamhaftigkeit übereinkommen, iſt nicht immer ein Beweis eines lautern Herzens und einer reinen Einbildungskraft. Sehr oft ſind das verſchämteſte Betragen und die unzüchtigſten Gedanken in einer Perſon. Nur weil ſie ſich dieſer zu ſehr bewußt ſind, nehmen ſie ein deſto züchtigeres Aeußerliche an. Durch nichts verrathen ſich dergleichen Leute aber mehr, als dadurch, daß ſie ſich am meiſten durch die groben plumpen Worte, die das Unzüchtige gradezu ausdrücken, beleidiget finden laſſen; und weit nachſichtiger gegen die ſchlüpfrigſten Gedanken, wenn ſie nur in feine unanſtößige Worte gekleidet ſind.

Und ganz gewiß ſind doch dieſe den guten Sitten weit nachtheiliger, weit verführeriſcher.

Man hat über das Wort Hure in meiner **Minna** geſchrien. Der Schauſpieler hat es ſich nicht einmal unterſtehen wollen zu ſagen. Immerhin; ich werde es nicht ausſtreichen, und werde es überall wieder brauchen, wo ich glaube, daß es hingehört.

Aber über Gellerten ſeine Zweydeutigkeiten, über das verſchobne Halstuch und dergleichen, im Loos in der Lotterie, hat ſich niemand aufgehalten. Man lächelt mit dem Verfaſſer darüber.

So iſt es auch mit Fildingen und Richardſon gegangen. Die groben plumpen Ausdrücke in des erſtern Andrews und Tom Jones ſind ſo ſehr gemißbilliget worden, da die obſcönen Gedanken, welche in der **Clariſſe** nicht ſelten vorkommen, niemanden geärgert haben. So urtheilen Engländer ſelbſt.*

---

* Die Verfaſſer des Monthly Review (Vol. XX. p. 132.) wenn ſie ſich darüber aufhalten, daß Rouſſeau die Clariſſe für den ſchönſten und beſten Roman in allen Sprachen hält. In juſtice to the memory of a late very ingenious Writer, we cannot help taking notice here, how frequently we have been ſurprized to find perſons, pretending to delicacy, ſo much offended at the coarſe expreſſions they meet with in *Joſeph Andrews* and *Tom Jones*; while the impure and obſcene thoughts that occur in *Clariſſa* have not given them the leaſt umbrage. We would aſk theſe very delicate perſons, which they think of worſe tendency, a coarſe idea, expreſſed in vulgar language, in itſelf diſguſting, or an idea equally luſcious and impure, conveyed in words that may ſteal on the affections of the heart, without alarming the ear? On this occaſion we cannot forbear exclaiming with the *confidous* Mrs. *Slipſlop* „Marry come up! people's ears are ſometimes the niceſt part about them. Ohne Zweifel ſagt das Slipſlop in irgend einer engliſchen Komödie; aber es iſt vom Moliere entlehnt, aus ſeiner Kritik der Weiberſchule.

Nachſpiele mit Hanswurſt. *)

§. 1.

Vom Charakter des Hanswurſts.

Es iſt falſch, daß dieſer Charakter die Erfindung eines Wiener Schauſpielers, Namens **Stranitzky**, geweſen; wie **Löwe** in ſeiner Geſchichte des deutſchen Theaters verſichert. Es iſt falſch, wie eben derſelbe uns bereden will, daß die luſtige Perſon, welche die Stelle des Hanswurſts vor Stranitzky auf unſer vaterländiſchen Bühne vertreten, **Wurſt-Hans** geheiſſen.

Der ehrliche **Hanswurſt** iſt eines weit höhern Alters: denn Luther hat ihn ſchon recht gut gekannt.

Luther hatte ſich dieſes Nahmens verſchiedentlich bedient; und der Herzog **Heinrich** von Braunſchweig Wolffenbüttel beſchuldigte Luthern, daß er unter andern ſeinen eignen Herrn, den Churfürſten von Sachſen, ſo genannt habe: **„Welchen Martinus Luther ſeinen lieben andächtigen Hanswurſt nennet."**

In der Replique gegen den Churfürſten von Sachſen vom 2. Nov. 1540 beym Hortleder Tom. I. Lib. IV. cap. 16.

Dieſe Beſchuldigung verdroß Luthern gewaltig, und da er in der Replique des Herzog Heinrichs noch ſo manches andre fand, was er nicht verdauen konnte, ſo nahm er daher Gelegenheit dem Herzog Heinrich dieſen Ehrentitel zu geben, und ihm in einer eignen Schrift zu antworten, deren Titel iſt: **Wider Hanswurſt. D. Mart. Luther.** Gedr. zu Wittenberg. 1541. durch Hans Luſt in 4to 16 Bogen.

Ich ſage aber, Luther hat nicht des Hanswurſts allein erwähnet, ſondern auch ſeinen eigentlichen Charakter gekannt, und in wenig Worten ſo genau beſchrieben, daß man nicht allein deutlich ſiehet, was der Hanswurſt damals geweſen, ſondern auch, was er noch ſeyn muß, wenn er als ein urſprünglich deutſcher Charakter auf unſerer Bühne wieder erſcheinen ſoll. So ſchreibt Luther:

> Du zorniges Geiſtlein (den Teufel meynend) weiſſeſt wol, dein beſeſſener Heintz auch ſampt ewren Tichtern und Schreibern, daß dis Wort, Hanswurſt, nicht mein iſt, noch von mir erfunden, ſondern

---

*) Theatraliſcher Nachlaß, Th. 1, S. XLIX.

> von andern Leuten gebraucht wider die groben Tölpel, ſo klug ſeyn wollen, doch ungereimbt und ungeſchickt zur Sache reden und thun. Alſo hab ichs auch oft gebraucht, ſonderlich und allermeiſt in der Predigt. Und weiß mich nicht zu erinnern in meinem Gewiſſen, daß ich jemals eine Perſon inſonderheit gemeinet hätte, weder Feind noch Freund. Sondern wie die Sachen ſich zugetragen, ſo hab ichs gebraucht.

Aus einer andern Stelle iſt zu ſchlüßen, daß man ihn, den Hanswurſt, gern **ſtark, fett und völliges Leibes** gewählt habe. Bey ſeiner Tölpeley alſo auch noch ein Freſſer; und zwar ein Freſſer, dem es bekömmt. Harlequin iſt auch ein Freſſer; aber dem es nicht ſo anſetzt, damit er ſchlank, leicht und geſchmeidig bleibt, welches ſich zu ſeinem Charakter eben ſo wohl ſchickt, als der fette Wanuſt zum Charakter des Hanswurſts.

§. 2.*)

Vom Nutzen ſolcher Nachſpiele.

* *

§. 3.

Worte, Einfälle, Stoff, Entwürfe zu dergleichen Nachſpielen.

Gleich die erſte Erzehlung beym Poggius könnte eine vortreffliche Hanswurſtſcene geben. Hanswurſt iſt vier bis fünf Jahr verreiſet und von ſeiner Frau entfernt geweſen, die ſich indeß von einem reichen Manne unterhalten laſſen. Er kömmt endlich wieder, da ſie es am wenigſten vermuthet, und wundert ſich ſie ſo reinlich und galant, und ſein Häuschen ſowohl ausgerüſtet, und mit allen Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten verſehn zu finden. Er fragt, wo das, wo jenes her ſey, und ſie antwortet jedesmal, daß ſie es Gottes Seegen zu danken habe. (Der liebe Gott hat mirs beſchert.) Bis endlich ein kleiner Knabe zum Vorſchein kömmt. Was iſt das? O ein allerliebſtes Kind — Ich ſeh wohl — Es heißt Fritzchen — Aber wem iſt es denn? — Es wird eben heute vier Jahr alt — Wem iſt es denn? — O Mann, du mußt ihm zum Angebinde etwas ſchenken — Aber wem iſt es denn? — Meine iſt es. — Deine? Und wie biſt du denn dazu gekommen? — Durch Gottes Seegen. (Oder wenn man dieſen Ausdruck nicht brauchen wollte — Mein gutes Glücke — Oder das Nebelchen Denn man könnte fingiren, daß ſie dieſes den Mann beredt; und da er böſe wird, daß ihn das Koboldchen auch damit verſehen, ſo kann ſie ihn bereden, daß dieſes Knäbchen das Koboldchen ſelber wäre. Und ſo nach könnte das ganze Stück **das Koboldchen** heißen.

---

*) Das Folgende auf einem Breslauer Blatte.

§. Die 109 unter den Facetiis des **Poggius** gäbe gleichfalls eine gute Hanswurſtſcene: wenn man den Hanswurſt zum Stadtrichter eines kleinen Städtchens machte. Er giebt dem Kläger und dem Beklagten Recht, und iſt immer auf der Seite deſſen, der zuletzt ſpricht.

Leben und leben laſſen.

Ein Projekt für Schriftſteller und Buchhändler. *)

Wie? es ſollte dem Schriftſteller zu verdenken ſeyn, wenn er ſich die Geburten ſeines Kopfs ſo einträglich zu machen ſucht, als nur immer möglich? Weil er mit ſeinen edelſten Kräften arbeitet, ſoll er die Befriedigung nicht genieſſen, die ſich der gröbſte Handlanger zu verſchaffen weiß — ſeinen Unterhalt ſeinem eigenen Fleiſſe zu verdanken zu haben?

Aber Gelehrte, ſagt man, die ſich mit Bücherſchreiben abgeben, ſtehen doch gewöhnlich in bürgerlichen Bedienungen, durch welche für ihr genugſames Auskommen geſorgt iſt.

Ich weiß wirklich nicht, ob dieſes die Abſicht aller Amtsbeſoldungen ſeyn kann. Ich weiß, daß ſehr viele derſelben dieſer Abſicht jetzt nicht mehr entſprechen, indem ſie zu einer Zeit feſtgeſetzt worden, zu welcher die Preiſe der Bedürfniſſe bei weitem nicht die jetzigen waren.

Aber Weisheit, ſagt man weiter, feil für Geld! Schändlich! Umſonſt habt ihrs empfangen, umſonſt müßt ihr es geben! So dachte der edle Luther bei ſeiner Bibelüberſetzung.

Luther, antworte ich, macht in mehreren Dingen eine Ausnahme. Auch iſt es größtentheils nicht wahr, daß der Schriftſteller das umſonſt empfange, was er nicht umſonſt geben will. Oft iſt vielleicht ſein ganzes Vermögen darauf gegangen, daß er jetzt im Stande iſt, die Welt zu unterrichten und zu vergnügen. Oder ſollen ihm die Amtsbeſoldungen das zugleich mit gut machen? Der Staat oder Regent bezahlt ihn nur grade für das, was er wegen ſeines Amtes zu wiſſen und zu können nothwendig braucht, welches oft wenig genug iſt. Was er mehr weiß, iſt für ſeine Rechnung: und wenn er über dieſes Mehr noch mehr wiſſen will, das geht den Staat vollends nichts an. Daß gleichwohl ſo viel junge nichts Gemeines verſprechende Gelehrte, in ihrem Amte, das ſie anzunehmen ſich nicht enthalten können, wie man zu ſagen pflegt, verbutten und verſauern, kommt größtentheils daher, weil ihre Beſoldungen nicht hinlänglich ſind und ſeyn können, um ſich die Bücher und Inſtrumente anzuſchaffen, welche zum Fortſchreiten in einer Wiſſenſchaft unentbehrlich ſind. Warum dieſen die Quelle eines Zufluſſes verſtopfen oder verleiden, der noch oft der einzige für ſie iſt!

---

*) Fülleborns Nebenſtunden, zweytes Stück, Breslau 1800, S. 37.

Aber, ſetzt man hinzu, die alten Gelehrten, die Schriftſteller bei den Griechen und Römern begnügten ſich doch nur mit der einzigen Ehre, nahmen für ihre Arbeiten kein Geld!

Ey! woher hat man denn das? Etwa, weil Quintilian in der Zuſchrift an ſeinen Verleger keines Honorarii gedenkt? Oder, weil Eckhard de Edit. librorum apud Veteres nichts davon beigebracht?

Man denke an Horazens: Geſtit nummos in loculos demittere!

Und **Statius**, gab er wohl ſeine Agave umſonſt aufs Theater?*
Um ein Billiges freylich, denn er mußte froh ſeyn, wenn ihm der Comödiant gab, was ihm die Großen verſagten:

Quod non dat procer, dabit hiſtrio.

Und ſo viele andre Dichter, welche die Römiſche Bühne einträglich fanden,

Quoque minus prodeſt, ſcena eſt lucroſa poëtae.

Die erſte Hälfte dieſes Verſes mag jetzt von deutſchen Theatern oft genug wahr ſeyn: aber auch die andere?

Und ſelbſt **Terenz**, auch er verkaufte ſeine Stücke nicht bloß den Aedilen, und nahm nicht bloß Geld, weil er die Ehre hatte, es vom Staate zu bekommen. Er nahm es vom Schauſpieler, ohne dieſe Ehre, und lachte hoffentlich mit, wenn dieſer ihn ſeines Geitzes wegen im Prolog auslach, wo er nicht gar die Spötterey dieſem in den Mund gelegt hatte. Wir wiſſen ja ſogar noch, welches Stück ihm am theuerſten bezahlt worden, und wie theuer. Eunuchus meruit pretium, quantum nulla antea cuiusdam Comoedia, id eſt, octo millia nummum, das macht nach unſerm Gelde — — doch für wen ſollt' ichs wohl in Deutſchland berechnen? — —

---

* Juvenal. VII. 83 ſq.

Erſtes Bruchſtück.
Ueber Eigenthum an Geiſteswerken.

*

Man mache gleich Anfangs einen Unterſchied zwiſchen Eigenthum und Benutzung des Eigenthums.

*

Ich kann hundert Dinge mein Eigenthum nennen, in ſo fern ich von ihnen darthun kann, daß ſie ohne mich entweder gar nicht, oder doch nicht ſolcher Geſtalt vorhanden ſeyn würden: aber folgt daraus, daß ich ſie deswegen ausſchließungsweiſe zu nutzen befugt bin?

*

Um befugt zu ſeyn, etwas ausſchlieſſungsweiſe zu benutzen, muß es erſt möglich ſeyn, daß ich es ſo benutzen kann.

*

Sobald ich dieſes Können nicht in meiner Gewalt habe, iſt es ohnmächtiger Eigennutz, wenn ich andre von der Mitbenutzung durch ein bloßes: aber es wäre doch beſſer, wenn ich allein bei der Schüſſel bliebe! abzuſchrecken denke — — —

*

— — Daß dem Verleger auf das Buch, welches er mit Genehmhaltung des Verfaſſers drucken läßt, ein Eigenthum zuſtehe, halte ich für unerwieſen.

*

Wenigſtens kann das Eigenthum des Verlegers nicht größer, und von keiner andern Natur ſeyn, als das Eigenthum des Verfaſſers war.

*

Das Eigenthum des Verfaſſers aber, wenn die Nutzung mit inbegriffen wird, iſt ſo gut, als keines.

*

Denn man kann nichts ſein Eigenthum nennen, in deſſen Beſitz man ſich nicht zu ſetzen und zu erhalten im Stande iſt.

*

Nun iſt aus der Erfahrung klar, daß kein Verfaſſer, wenn er einmahl mit ſeinem Werke zum Vorſchein gekommen, wenn er einmahl eine oder mehrere Copieen davon machen laſſen, im Stande iſt, zu verhindern,d aß nicht auch wider ſeinen Willen Copieen davon genommen werden — Folglich — — —

Zweites Bruchſtück.

Nachdruck.

Daß der Nachdruck unbillig ſey, daß der Nachdrucker ſich ſchämen ſollte, zu erndten, wo er nicht geſäet hat, und der faulen Hummel gleich über den Honig der fleißigen Bienen herzufallen: wer leugnet das? Aber was hilft das, dem Nachdruck zu ſteuern?

Freilich, wenn Deutſchland unter Einem Herrn ſtünde, welcher der natürlichen Billigkeit durch poſitive Geſetze zu Hülfe kommen könnte und wollte!

Aber bei dieſer Verbindung unter Deutſchlands Provinzen, da die menſchlichſten das Principium haben, des baaren Geldes ſo wenig als möglich aus ihren Grenzen zu laſſen: wer wird ihren Finanzräthen begreiflich machen, daß man allein den Buchhandel unter dieſes Principium nicht ziehen müßte?

Sie ſagen: Wenn ein populärer Gellert ſo allgemein geleſen wird: was für ein Recht giebt das ſeinem Sächſiſchen Verleger, die Brandenburgiſchen und Oeſterreichiſchen Staaten in Contribution zu ſetzen?

Als der Sächſiſche Verleger ſeinem Verfaſſer einen traurigen Ducaten für den Bogen bezahlte: konnte er ſich da wohl vorſtellen, damit eine ſo wichtige Kur erkauft zu haben? Warum ſollen ſeinen unerwarteten Wucher nicht Mehrere theilen? — — —

Drittes Bruchſtück.

Das Project.

§. 1.

Selbſtverlag und Subſcription bleiben.

§. 2.

Der Schriftſteller läßt auf ſeine Unkoſten drucken; aber die Subſcription geht lediglich durch die Hände der Buchhändler.

§. 3.

Der Schriftſteller thut förmlich Verzicht, durch ſeine Freunde, die keine Buchhändler ſind, Subſcribenten ſammeln zu laſſen. Es wäre denn an Oertern, die kein deutſcher Buchhändler wohl ablangen kann, oder wo ſich etwa Buchhändler fänden, die aus bloßem Neide, weil ſie nicht alles haben ſollten, lieber gar nichts möchten.

§. 4.

Aber wie viele werden deren ſeyn, ſobald der Vortheil, den ſie von Einſammlung der Subſcribenten haben, nicht beträchtlicher iſt, als er bisher geweſen. Und das ſoll er ſeyn.

§. 5.

Man theile alſo den Preis, den das Buch haben ſoll (von deſſen Billigkeit weiter unten) in drey Theile. Ein Drittheil für den Druck, ein Drittheil für den Verfaſſer, und ein Drittheil für den Buchhändler, bei dem die Liebhaber unterzeichnen.

§. 6.

Das Drittheil für den Druck iſt ſo reichlich gerechnet, daß das Buch mit aller typographiſchen — wo nicht Pracht, doch Sauberkeit erſcheinen kann. Und da der Autor ſelbſt drucken läßt: ſo iſt nicht zu vermuthen, daß er aus ſchmutziger Gewinnſucht es daran werde fehlen laſſen. Was ja daran noch Ueberſchuß ſeyn dürfte, laſſe man ihn für Briefporto, für Spedierkoſten bis Leipzig, wo das Werk ausgeliefert wird, und dergleichen rechnen.

§. 7.

Das eigentliche Drittheil für den Verfaſſer iſt anzuſehen, als ob es auf den Preis für den zu verarbeitenden rohen Stoff verwandt würde, und verſteht ſich ja wohl von ſelbſt.

§. 8.

Endlich das Drittheil für den Buchhändler, welchem billigen Manne könnte das nicht genügen? Beſonders da ich annehme, daß der Buchhändler Riſico ganz und gar nicht dabei haben muß; und Mühe nur wenig.

§. 9.

Denn was braucht der Buchhändler mehr, als daß er die Ankündigungen, die ihm der Verfaſſer zuſchickt, an ſeine Kunden auf die gehörige gute Art vertheilet und verſendet? Die Exemplare erhält er in Leipzig, wo er ohnedies hinreiſet, oder doch ſeinen Commiſſionär hat. Die wenigſten ſeiner Kunden, wenn ſie wiſſen, mit wem ſie zu thun haben, werden ſich auch ſchwerlich weigern, ihm gegen die Meſſe die Subſcription in Pränumeration zu verwandeln, damit er auch nicht einmahl nöthig hat, die Auslage auf der Meſſe von ſeinem Gelde zu machen.

§. 10.

Denn das iſt allerdings nöthig, daß auf der Meſſe gegen Erhaltung der Exemplare ſogleich baare Bezahlung geleiſtet werde. Der Schriftſteller kann nicht borgen; und nur darum opfert er einen ſo anſehnlichen Theil ſeines Gewinnſtes auf, damit ihm alles erſpart werde, was das Zeit zerſplitternde Detail des Kaufmanns erfodert: Buchhalten, Mahnen, Einkaſſiren u. dergl.

§. 11.

Was könnte denn auch gegen dieſe baare Bezahlung noch ſonſt eingewendet werden, da der Buchhändler nicht nöthig hat, ſich mit einem einzigen Exemplare mehr zu beladen, als bei ihm beſprochen werden? Und wenn ihm auch von ſeinen Kunden die Subſcription in Pränumeration nicht verwandelt werden: welcher Kaufmann wird nicht gern Geld nach Leipzig führen, das er mit 33 Procent wieder zurücknehmen kann?

§. 12.

Wäre es nicht vielmehr zu wünſchen, daß ſich der ganze Buchhandel auf dieſe Art realiſiren ließe? Ein großes, glaub ich, könnte dazu beitragen, wenn ſich irgend Jemand eines Ankündigungs-Journals unterzöge, in welchem alle diejenigen Verfaſſer, deren Werke in dem Meßcatalogo auf die künftige Meſſe verſprochen werden, eine umſtändliche Nachricht ertheilten. Eine ſolche Selbſtankündigung, in welcher ſich jeder Schriftſteller gewiß von ſeiner beſten Seite zeigen würde, wäre gleichſam das Wort, bei welchem er künftig gehalten würde, und müßte Liebhabern und Gelehrten wohl angenehmer ſeyn, als eine erſchlichene oder ſelbſtgemachte Recenſion im Poſaunenton, wenn das Buch ſchon da iſt, und ſo viel daran liegt, daß es mit guter Art unter die Leute kommt. — — —

Ueber die Ahnenbilder der Römer. [*]

Eine antiquariſche Unterſuchung.

1769.

Der Herr Geheimerath Klotz glaubt über die Ahnenbilder der alten Römer eine ganz neue Entdeckung gemacht zu haben. Da er indeß weiß, daß dergleichen Entdeckungen nicht leicht eines apodiktiſchen Erweiſes fähig ſind; ſo begnügt er ſich, ihr den Namen einer Muthmaßung zu geben, der es an einer ſchmeichelhaften Wahrſcheinlichkeit nicht mangle, und empfiehlt ſie der Prüfung der Gelehrten.

Ich denke, daß ich dieſe Prüfung vornehmen kann, ohne mich einer großen Eitelkeit ſchuldig zu machen. Ich bin ein Schulmann, deſſen Pflicht es iſt, in dergleichen Dingen ein wenig bewandert zu ſeyn.

---

[*] Die folgenden antiquariſchen Fragmente gab Eſchenburg aus Leſſings Papieren im zehnten Theile der vermiſchten Schriften 1792 heraus.

„Es iſt bekannt," ſchreibt Herr **Klotz** in ſeiner Vorrede zu den verdeutſchten Abhandlungen des Grafen von **Carlus**[*], „daß die Verwaltung der höhern obrigkeitlichen Aemter den römiſchen Edelleuten „das Recht gab, die Bilder ihrer Vorfahren in ihren Vorſälen aufzuſtellen. (Spanheim de uſu & Praeſt. Numism. Diſſ. X. p. 3.) „Es wurden dieſelben" —

Doch, nicht weiter! Cantherius in limine! — Herr Klotz ſtrauchelt bey dem erſten Schritte, den er über die Schwelle thut.

Ich will nicht fragen: wenn die Sache bekannt iſt, was bedarf ſie eines Währmannes? — Eine Ausführung zu viel, iſt beſſer als eine zu wenig! — Aber ich frage: warum iſt **Spanheim** hier der Währmann? **Spanheim** iſt in dieſer Materie weder der erſte noch der ausführlichſte Schriftſteller. Wenn Herr Klotz Neuere citiren wollte, ſo hätten es **Sigonius** oder **Lipſius** ſeyn müſſen.

Ich halte viel von einem Gelehrten, der mich gleich vor die rechte Schmiede weiſet.

Und wenn Herr Klotz nun den **Spanheim** für die rechte hielt? — Sodann hätte er nicht ſowohl dieſe, als eine andere Stelle aus ihm (nehmlich Diſſ. I. p. 49.), wenigſtens dieſe nicht ohne jene, anführen müſſen; weil wir nicht in dieſer, ſondern in jener, auf den Hauptort des **Cicero**[**] verwieſen werden, aus dem es allein erhellet, daß das Jus imaginum den höhern obrigkeitlichen Perſonen eigen geweſen ſey.

Ich mache ihnen dieſes Vorrecht nicht ſtreitig; aber ich glaube behaupten zu dürfen, daß man es zu weit ausdehne, wenn man auch die Vorſäle der Privatperſonen darunter begreift.

Ich meyne: das Jus imaginis ad memoriam poſteritatemque prodendae, welches **Cicero**, wie er ſagt, erſt durch ſeine Erhebung zum **Aedilis** erhielt, ging bloß auf öffentliche Oerter; und erſtreckte ſich auf das Wohnhaus der Bürger nicht. Dort, auf den Straßen und freyen Plätzen, in Tempeln und Gebäuden für das Gemeine Weſen, hatten nur die das Recht, ihre Bilder aufzuſtellen, welche ſich in kuruliſchen Würden um den Staat verdient machten. Aber wo findet man die geringſte Spur, daß es allen andern Römern ſey benommen geweſen, ihr eigenes Bildniß innerhalb ihrer vier Pfähle zu haben?

---

[*] Erſter Band, Altenburg 1768. 4.

[**] Verr. V. c. 14.

Auch iſt weder **Sigonius**, noch **Lipſius**, den **Gutherius**[*] hier für den Ausſchreiber des **Sigonius** nicht ohne Grund hält, ſo weit gegangen. Keiner von ihnen hat in der Stelle des **Cicero** die Ahnenbilder in den Vorſälen der Privathäuſer gefunden; ſondern es iſt die Heerde ihrer Nachfolger, welche die Sache vollends aufs Reine zu bringen glaubten, wenn ſie auch dieſe, und vornehmlich dieſe Bilder zu denen zählten, auf welche allein der kuruliſche Stuhl berechtigte.

Ich will mich in die nähern Beweiſe hiervon jetzt nicht einlaſſen. Denn was thut alles das gegen Herrn **Klotz**? Ihm war es vergönnt, der gewöhnlichen Leyer zu folgen. Nur hätte er ihr auch recht folgen, und unerwieſene Dinge mit eigenen Fehlern nicht noch mehr verſtellen ſollen.

„Die Verwaltung der höhern obrigkeitlichen Aemter, ſagt er, gab „den römiſchen Edelleuten das Recht, die Bilder ihrer Vorfahren in „ihren Vorſälen aufzuſtellen.“

Die Bilder ihrer Vorfahren? Aller ihrer Vorfahren? Und nur ihrer Vorfahren? Nicht auch ihre eigene? — Man kann ſich nicht ſchielender ausdrücken. Wenn ſich Herr **Klotz** aus den einzelnen Stellen der Alten keinen richtigen Begriff bilden konnte; ſo hätte ihm der erſte der beſte neuere Alterthumskundige die Sache deutlicher machen können.[**] Der, welcher in einer Familie zuerſt ein kuruliſches Ehrenamt bekleidete, erhielt das Recht, ſein Bild auf die Nachwelt zu bringen, **nicht ſeiner Väter Bild**, als welche dergleichen Würden nicht bekleidet hatten. Folgte ihm der Sohn in einer ſolchen Würde, ſo fügte der Sohn ſein Bild dem Bilde des Vaters bey; der Enkel, unter gleicher Bedingung, ſeines dem übrigen; und ſo weiter von Glied auf Glied. Das iſt die gemeine Meynung, aber liegt die in den Worten des Herrn **Klotz**?

Und den römiſchen Edelleuten gaben jene Aemter dieſes Recht?

---

[*] De Jure Manium, L. I. c. 22.

[**] *Chladenius, de Gentilitate veterum* **Romanorum**, c. 3 § 2. Inter praecipua personarum, sella curuli perspicuarum, jura illud potissimum referebatur, ut suam cuique in celebriore domus parte, atrium intellige, collocare liceret imaginem. Ceteri enim, qui sella curuli non erant insignes, ab hoc jure arcebantur. Quod si ergo, magistratu curuli mortuo, ad filium transiret patris imago, ille si ipse magistratu fungeretur, addebat suam, utramque in atrio suae domus sollicite adservans, donec, hoc iterum defuncto, ad nepotem, ejusque prosapiam, eorundem cura atque custodia, addita cujuslibet, qui sellam curulem esset adeptus, effigie, transiret.

Wen verſteht Herr **Kloz** unter dem Worte, Edelleute? Entweder patricios, oder nobiles. Aber er verſtehe dieſe oder jene; er hat in beyden Fällen entweder eine Ungereimtheit, oder eine Falſchheit geſagt. Eine Ungereimtheit, wenn er nobiles darunter verſteht: denn die nobiles erhielten nicht dieſes Recht, ſondern wer dieſes Recht erhielt, ward erſt, eben durch dieſes Recht, nobilis. Eine Falſchheit, wenn er patricios damit meynt: denn nicht die patricii allein verwalteten kuruliſche Ehrenämter; ſondern es kam bald die Zeit, als ſie dieſe mit den plebejis theilen mußten. Auch plebeji erhielten alſo das Recht der Bilder, und wurden durch dieſes Recht nobiles.*

Doch, was halte ich mich hierbey auf? So unbeſtimmt ſich Herr **Kloz** auch ausdrückt, ſo leicht iſt es doch zu errathen, von was für Bildern er reden will. Er weiß zwar nicht recht, wen dieſe Bilder eigentlich vorgeſtellt haben: denn er nennt ſie Bilder, welche die, die in kuruliſchen Ehrenämtern ſtanden, ihren Vorfahren aufrichten durften; und es waren die Bilder dieſer obrigkeitlichen Perſonen ſelbſt. Er weiß zwar nicht recht, wem es erlaubt war, dieſe Bilder aufzuſtellen: denn er ſagt, den römiſchen Edelleuten, welche dergleichen Aemter bekleidet; und er hätte ſagen ſollen: allen und jeden Römern, die zu ſolchen Aemtern gelangten. Aber das iſt es auch nicht, was er uns von dieſen Bildern lehren will. Was er von dieſen Bildern weiß, und was bis auf Ihn kein Menſch in der Welt gewußt noch vermuthet hat, betrifft das Materielle derſelben; iſt etwas, das in die Geſchichte der Kunſt näher einſchlägt; und die Kunſt iſt es eigentlich, die ſo einem Antiquar am Herzen liegt! — O, das muß jeden Mann von Geſchmack freuen! Da ſtehen wir mit offnem Munde, voller Erwartung!

„Es wurden dieſe Bilder," fährt Hr. **Kloz** fort, „imagines, und „von den Dichtern oft cerae genannt. Man hat ſie bisher allgemein „für aus Wachs boſſirte Bilder angeſehen; und ich habe keinen Schriftſteller gefunden, welcher ſich eine andre Vorſtellung davon gemacht „hätte. Gleichwohl glaube ich, daß man, nach einer genauern Ueberlegung der Umſtände, ſie für nichts anders, als für Werke der en-

---

* *Lipsius*, Elector. L. I. c. 29. Regum temporibus, & post regifugium aliquot annis, penes solos patricios magistratus erant: ideo & nobilitas. Postea per contentiones tribunitias communicati cum plebe honores, simulque nobilitas & imagines. Immo non raro ex eo plebejus quispiam nobilis ante patricium: ut Claudii Marcelli, ut Decii, Flaminii, Lutatii, & quae aliae e plebe familiae plenae honorum.

„kauſtiſchen Malerey halten könne. Hier ſind die Gründe meiner Muthmaßung."

Ein Wort, ehe wir uns durch dieſe Gründe überzeugen laſſen. Es iſt falſch, daß man dieſe Bilder bisher allgemein für aus Wachs boſſirte Bilder angeſehen habe; für wächſerne Bilder wohl, aber nicht für aus Wachs boſſirte. Herr **Klotz** hat keinen Schriftſteller gefunden, der ſich eine andre Vorſtellung davon gemacht hätte; aber ich wohl. Beydes wird ſich weiſen. Nun zu den Gründen!

„Erſtlich, wie kann man glauben, daß die Römer gerade unter allen Materien, woraus ſich Bilder verfertigen laſſen, diejenige erwählt haben ſollten, welche der Vergänglichkeit am meiſten unterworfen iſt? Es war ihnen daran gelegen, daß die Bilder ihrer Vorfahren erhalten würden, und viele Jahre hinter einander ihre Vorſäle zierten. Würden ſie nicht lieber Marmor oder Erz genommen haben, als das zerbrechliche und weiche Wachs, wenn ſie nicht eine andre Art Bilder gekannt hätten, die, bey der Dauerhaftigkeit und Feſte des Marmors und Erzes, gleichwohl die wegen gewiſſer Umſtände nöthige Leichtigkeit der boſſirten Bilder beſaßen."

Man verſchießt die ſtumpfeſten Pfeile zuerſt. — Wachs beſteht allerdings aus trennbaren Theilen, und iſt daher in ſeinen Formen vergänglicher, als Marmor und Erz. Bildet ſich aber Herr **Klotz** dem ungeachtet die Vergänglichkeit des Wachſes nicht weit größer ein, als ſie wirklich iſt? Und wie? wenn es den Römern bey ihren Ahnenbildern, außer der ſo lang als möglichen Dauer, noch um eine andre Eigenſchaft zu thun geweſen wäre, außer der dieſe Dauer von keinem Werthe iſt, und die ſich vorzüglich an dem Wachſe, weit weniger an dem Erze, und an dem Marmor ganz und gar nicht findet? Dieſe Eigenſchaft wird Herr **Klotz** glauben, ſey die Leichtigkeit. Nichts weniger. Doch, ich muß ihn ſeinen zweiten Grund erſt vortragen laſſen, ehe ich mich umſtändlicher über das alles erklären kann.

„Zweytens: die alten Schriftſteller melden uns, daß dieſe Bilder nicht allein ſehr lange ſich erhalten haben; (Cic. in Piſon. c. 1. Ovid. Amor. I. 8. Juvenal. Sat. VIII. 18. Seneca, ep. 44. Non facit nobilem atrium plenum *fumoſis* imaginibus.) ſondern auch bey Begräbniſſen der Verwandten, öffentlich ſind vorgetragen worden. (Meurſius de Funere, c. 19.) Wie kann man dieſes von boſſirten Bildern behaupten, die der Regen, der Wind und die Sonnenhitze gar bald würde haben zernichten müſſen? Hingegen die enkauſtiſche Malerey widerſtand allen Widerwärtigkeiten der Zeit, der Luft und des Ungewitters, und konnte weder von der Sonne,

„noch von dem Meerſalze, beſchädigt werden. (Plin. XXXV. 1. „quae pictura in navibus nec ſole, nec ſale ventisque corrumpitur.) Man berichtet uns auch von den neuern Werken dieſer „Malerey, daß die Farben ſehr ſicher und dauerhaft ſind; daß ſie ſich „ſogar waſchen laſſen, und noch folgende Eigenſchaft haben. Nehmlich, man hat dieſe Gemählde an Oertern, wo üble Ausdünſtungen „ſind, oder auch vom Rauch der Kamine anlaufen laſſen. Wenn man „ſie aber wieder in den Thau geſetzt, ſo ſind ſie ſo rein und glänzend worden, als ob ſie aus der Hand des Malers kämen. Dergleichen Bilder waren alſo jene mit Rauch bedeckte (fumoſae imagines) „und bey den Begräbniſſen gebrauchte Bilder. Ich ſollte glauben, „der einzige Umſtand vom öffentlichen Herumtragen derſelben, hätte „auch jede Vermuthung, daß es boſſirte Bilder geweſen wären, verhindern ſollen.“

Dieſer zweyte Grund ſagt nicht viel mehr, als der erſte. Sie gründen ſich beyde auf der Dauer und Leichtigkeit, welche die Ahnenbilder gehabt, und haben müſſen; zwey Eigenſchaften, die ſich nicht an in Wachs boſſirten Bildern, wohl aber an enkauſtiſchen Gemälden finden können. So meint Herr **Klotz**. Aber, wie ich ſchon geſagt habe, die Dauer war weder das Einzige noch das Erſte, was die Römer an ihren Ahnenbildern verlangten. Sie verlangten etwas, was die enkauſtiſchen Gemälde eben ſo wenig gewähren konnten, als die Bilder in Marmor und Erz. An dieſes hat Herr **Klotz** gar nicht gedacht, und ſcheint auch nicht den geringſten Begriff zu haben, wie und wodurch es zu erlangen war. Man ſoll es bald hören. Beyläufig nur noch ein Wort von den Beweisſtellen des Herrn **Klotz**. „Die alten Schriftſteller, ſagt er, melden uns, daß dieſe Bilder ſich „ſehr lange erhalten haben.“ Welche Schriftſteller? Wo? — Zwey davon, **Cicero** und **Seneka**, nennen dieſe Bilder *fumoſas imagines*; und die andern zwey, **Ovid** und **Juvenal**, *veteres ceras*. Als ob nicht auch in Wachs boſſirte Bilder ſo lange dauern könnten, bis ſie räuchricht würden! Das heißt, ſich auch die Weichheit und Vergänglichkeit des Wachſes gar zu groß vorſtellen, wenn man glaubt, daß keine boſſirte Figuren deſſelben ſo lange dauern konnten, daß ſie das Beywort *veteres* verdienten. Woher weiß Herr **Klotz**, ob die Alten nicht die Kunſt verſtanden haben, dem Wachſe durch gewiſſe Zuſätze eine größere Feſtigkeit zu geben? Und ſie haben ſie allerdings verſtanden. Bedienten ſie ſich nicht des Wachſes, die Gefäße, in welchen ſie Flüſſigkeiten aufhoben, beſonders ihre Oelgefäße, damit zu verwahren?[*] Bedienten ſie ſich nicht des Wachſes, ihre Gemälde damit zu überziehen, um ſie vor dem Nachtheile, den ſie durch Luft und Wetter leiden könnten, zu ſchützen?[**] Hätten ſie alſo nicht auch ihre in Wachs boſſirte Bilder auch ſo zurichten können, daß die Wirkung der Feuchtigkeit und der Hitze auf ſie eben nicht beſonders geweſen wäre? Sie wurden ja noch dazu in beſondern Schränken verwahrt, die nur bey Feyerlichkeiten eröffnet wurden; und unter freyen Himmel kamen ſie ja nur bey großen Leichenbeſtattungen. Freylich drang der Rauch, welcher in den atriis war, wo die Alten ihren Herd hatten, durch dieſe Schränke, und legte ſich ſo ſtark und feſt an, daß er nicht wohl davon abzubringen war; weil die Dichter ſie ſonſt ſchwerlich *fumosas* imagines würden genannt haben. Er blieb darauf, und entſtellte die Bilder. Und dennoch, was ſchließt Herr **Klotz** aus dieſem Rauche? Nach einer ganz ſonderbaren Logik, dünkt mich, gerade das Gegentheil von dem, was er daraus hätte ſchließen ſollen. Weil er geleſen, daß die Werke der neuern Enkauſtik, wenn ſie vom Rauch angelaufen, ſehr leicht wieder zu reinigen ſind; daß ſie alſo mit leichter Mühe immer glänzend können erhalten werden: ſo müſſen ihm die Ahnenbilder der Alten, die ſehr oft das Beywort der **berauchten** führen, auch dergleichen Werke geweſen ſeyn. Ich, gewiß, hätte nimmermehr ſo ſcharfſinnig geſchloſſen. Vielmehr, eben weil dieſe Bilder gewöhnlicher Weiſe berauchte Bilder heißen, ſo hätte ich geſchloſſen, daß ſie von dem Rauche ſchwerlich, oder gar nicht, zu reinigen geweſen, daß ſie alſo keine Werke der Enkauſtik geweſen, von denen uns noch itzt die Erfahrung überzeugen kann, daß ihnen der Rauch nicht ſchadet. Oder vielmehr, ich hätte Rauch Rauch ſeyn laſſen, und gar nichts daraus geſchloſſen. — Herr **Klotz** ſah aus dieſem Rauche eine ſchöne Flamme hervorbrechen: er ruft, ſeht doch! ſeht doch! Aber ehe wir noch hinſehen können, hat der Rauch die ſchöne Flamme ſchon wieder erſtickt. Geduld! der hellſte Glanz ſteht uns ohne Zweifel noch bevor. Denn Herr **Klotz** fährt fort:

„Drittens: ich habe alle Stellen der Alten, welche von dieſen „Bildern handeln, nachgeſchlagen und geprüft. Keine einzige giebt „auch nur eine dunkle Nachricht von boſſirten Bildern.“ —

Erlauben Sie, mein Herr Geheimerrath, Ihnen in die Rede zu fallen. Ich will es fürs erſte auf Ihr Wort glauben, daß ſie alle Stellen nachgeſchlagen und alle geprüft haben. Aber warum wollten Sie durchaus boſſirte Bilder darin finden? Kennt denn ein Mann wie Sie, keine andre Art von Wachsarbeit, als das Poſſiren? — Aber nur weiter!

---

[*] Columella, L. XII. c. 50.

[**] Plin. H. N. XXXIII. 7.

„Denn das Wort *cerae* brauchen die alten Skribenten auch von „den Werken der Wachsmalerey. (J. P. Statius, Silvar. l. III. te „ſimilem doctae referet mihi linea cerae. Und: Tot ſcripto viventes limine ceras Fixiſti. Vid. *Jul. Caeſ. Bulengerus* de „Pictura, Plaſtice &c. l. I. c. 6.)"

Mit Erlaubniß, mein Herr Geheimerrath! — Dieſe beyden Stellen des Statius haben Sie wohl ſchwerlich ſelbſt nachgeſchlagen, ſondern bloß aus dem Bulenger abgeſchrieben. Denn warum würden Sie ſie nicht ſonſt ein wenig genauer angeführt haben, als ſie Bulenger anführt? Sie ſtehen beyde im dritten Buche der Wälder des Statius; aber dieſes Buch enthält mehr als Ein Gedicht. Sie würden uns eine kleine Mühe erſpart haben, wenn Sie uns ſie näher, als es Bulenger gethan, nachgewieſen hätten. Die erſte derſelben ſteht in dem dritten Gedichte, v. 201.; und die zweyte in dem erſten, v. 95. Vielleicht wäre gegen beyde noch etwas zu erinnern. Aber es ſey. *Cerae* mögen da immerhin Werke der enkauſtiſchen Malerey bedeuten. Müſſen ſie es darum überall bedeuten? Können ſie nicht anderwärts auch plaſtiſche Werke bedeuten? — Fahren Sie nur fort!

„Keine hingegen bedient ſich eines Worts, wodurch in der lateiniſchen Sprache Figuren, Bruſtbilder, oder kleine Statuen, angedeutet werden."

Keine? — Sie brauchen das Wort imago! Aber Hr. Klotz wird doch nicht läugnen wollen, daß imago auch ſowohl von ganz runden als halb runden Kunſtwerken gebraucht wird? Und zwar brauchen ſie imago, weil dieſes Wort mehr die Aehnlichkeit, als die Materie, woraus dieſe Aehnlichkeit gemacht iſt, andeutet.

Doch brauchen ſie auch andre, z. B. *formas*. Cicero nennt die Ahnenbilder clariſſimorum virorum *formas*. Sollte dieſes formae hier nicht etwas mehr anzeigen, als bloße Gemälde? Ich erinnere mich keiner Stelle, wo es von Gemälden gebraucht würde; und wenn es oft ſo viel als Riſſe, Muſter, architektoniſche Zeichnungen bedeutet; ſo iſt es nur deswegen, weil dergleichen Zeichnungen die Sache von allen Seiten vorſtellen, und nicht bloß von Einer, wie Gemälde.

Aber keine dieſer Stellen bedient ſich auch eines Worts, wodurch ein Gemälde, oder eine Nachbildung durch Linien und Farben auf einer Fläche, ausgedrückt würde, wie tabula oder pictura.

Haben denn der Herr Geheimerrath auch die Griechen nachgeſehen, welche von der römiſchen Geſchichte geſchrieben, und gelegentlich dieſer

Ahnenbilder gedenken? Haben der Herr Geheimerath auch gewußt was dieſe für ein Wort brauchen? — Ich erwarte keine Antwort — verfolgen Sie Ihre Rede!

„Die Schriftſteller laſſen ſich in gar keine Erklärung ein, weil „ſie die Sache als bekannt vorausſetzen konnten. Der einzige Plinius" — —

Und noch Einer, den der Herr Geheimerath gewiß kennen, aber mit Fleiß vergeſſen. Doch, ich unterbreche Sie zu oft. —

„Der einzige **Plinius**, dem wir ſo viele Nachrichten von Dingen „ſchuldig ſind, die uns ſonſt ganz unbekannt ſeyn würden, redet weitläuftiger von ihnen; und ſeine Nachricht iſt ſo beſchaffen, daß ich „mich nicht genug über die Sorgloſigkeit der Ausleger verwundern „kann, die dieſe Stelle nicht ganz überſehen haben. Seine Worte „ſind: (Hiſt. Nat. XXXV. 2.) **Apud majores in atriis erant „imagines, quae ſpectarentur, non ſigna exterorum artificum, „nec aera, aut marmora. Expreſſi cera vultus ſingulis diſponebantur armariis, ut eſſent imagines, quae comitarentur gentilitia „funera; ſemperque defuncto aliquo totus aderat familiae ejus, „qui unquam fuerat, populus. Stemmata vero lineis diſcurrebant „ad imagines pictas.** Wir wollen dieſe Stelle genauer betrachten. „Erſtlich, **expreſſi cera vultus**: man hat ſich alſo kein Bild des ganzen Körpers vorzuſtellen, ſondern ein bloßes Porträt. Ein Umſtand, „der für denjenigen vortheilhafter iſt, der Gemälde darunter verſteht, „als wer ſich die Bilder als Figuren vorſtellt."

Ich wüßte nicht, wie oder warum? Wenn man ſich unter den Worten: expreſſi cera vultus, kein Bild des ganzen Körpers vorſtellen kann, müſſen ſie darum ein bloßes Porträt bedeuten? Kein einziger Ausleger, ſo viel ich weiß, hat ſich dabey auch einen ganzen Körper gedacht, ſondern alle haben ſich ein Bruſtbild vorgeſtellt. Meint aber Herr **Klotz**, daß vultus auch nicht einmal ein körperliches, von allen Seiten bearbeitetes Bruſtbild bedeuten könne? Ich glaube es auch. Aber auch dann noch folgt es nicht, daß die Nachahmung dieſes Antlitzes nichts anders, als ein Gemälde, könne geweſen ſeyn. Konnte es nicht gleichſam ein Mittel zwiſchen beyden geben? — Aber, wir wollen ihn aushören.

„Ferner bemerke man, daß dieſe Bilder oft mit Aufſchriften verſehen waren. Die Römer ſchrieben nicht bloß die Namen, ſondern „auch die Titel, die Ehrenſtellen, dazu; (*Val. Max.* V. 8. **Effigies majorum cum titulis ſuis idcirco in prima aedium parte „poni ſolere, ut eorum virtutes poſteri non ſolum legerent, ſed**

„etiam imitarentur. Add. **Seneca**, de Benef. L. III. c. 28. „*Liv.* X. 7.) und gaben auch wohl noch andre Nachrichten. (v. *Val.* „*Max.* II. 9. *Tibull.* L. IV. el. 1. v. 30.) Wie kann dieſes bey „wächſernen Figuren geſchehen ſeyn? Hingegen konnte alles dieſes den „gemalten Bildern beygeſetzt werden.“

Freylich; aber doch ſollte ich meynen, eben ſowohl auch den wächſernen Bildern. Denn warum hätten ſie nicht ein kleines Poſtament haben können, auf welchem jene Nachrichten geſchrieben waren? Iſt es bey großen Statuen denn anders? Wenn des Herrn Geheimenraths Art zu ſchließen gelten ſollte, ſo würde man eine jede Statue, die irgend eine weitläuftige Unterſchrift gehabt, in ein Gemälde verwandeln müſſen. Ich kann mir nichts armſeligers denken; es wäre denn, was nun folgt.

„Endlich, imagines *pictas*. Sagt denn **Plinius** hier nicht mit „den deutlichſten Worten, daß dieſe Bilder **gemalt**, nicht boſſirt ge„weſen ſind. Hiemit kommt eine Stelle des **Juvenal** ſehr genau „überein: (Sat. VIII, 1.)

Stemmata quid faciunt? quid prodeſt, Pontice, longo
Sanguine cenſeri, *pictosque* oſtendere vultus
Majorum — — —

„Die Alterthumsforſcher haben alſo des **Plinius** Stelle entweder nicht „recht angeſehen, oder, weil ſie ſich einmal die Idee von wächſernen „Bildern eingeprägt hatten, und die enkauſtiſche Malerey lange Zeit „ein Geheimniß geweſen, ſie nicht recht verſtehen können. Gleichwohl „iſt die Beſchreibung ſelbſt ſehr deutlich.“

Kaum weiß ich, in welchem Tone ich mich hierüber ausdrücken ſoll. Unmöglich kann der Herr Geheimerath **Klotz** ſo unwiſſend ſeyn, als er hier erſcheint, oder ſich hier ſtellt! Freylich, wenn das Beywort pictas nichts anders hieße, noch heißen könnte, als was Hr. **Klotz** darunter verſteht; ſo müßte man über die Sorgloſigkeit der Ausleger erſtaunen, die es ſo überſehen können. Aber ſo erſtaune ich über Herrn **Klotz**. — Heißt denn pingere bloß malen? Heißt es denn nicht auch **bemalen, illuminiren, mit Farben anſtreichen**? Hat denn Herr **Klotz** nie gehört, daß die Alten nicht allein an ungebildeten Stein und Marmor, daß ſie auch an gebildete malten? daß ſie ihre Statuen und Gipsbilder colorirten? **Imagines**, cerae pictae, brauchen alſo gar nicht Wachsgemälde zu ſeyn; ſondern es können gar wohl plaſtiſche Gemälde aus Wachs, mit natürlichen Farben übermalt, geweſen ſeyn. Iſt es möglich, daß Herr **Klotz** dieſes nicht gewußt hat? Lieber möchte ich hier an ſeiner bona fide zweifeln, als an ſeiner Gelehrſamkeit. Er hat es gewußt; aber er thut, als ob ſo etwas gar nicht in der Welt exiſtirt habe, bloß um ſeine unreifen Gedanken durchzuſetzen. Er macht es ungefähr, wie er es im Folgenden mit einer Stelle des **Polybius** macht.

„Ich darf, ſchließt er, unterdeſſen es nicht verſchweigen, daß eine „weitläuftige Stelle des **Polybius** von dieſen Bildern (**L. VI. c. 17.** „**p. 71.**) meiner Meynung entgegen zu ſtehen ſcheint. Sie iſt zu „lang, als daß ich ſie abſchreiben könnte. Ich glaube aber doch, daß „ſie eine Meynung, die durch Zeugniſſe ſowohl, als durch die Erfahrung beſtätigt wird, nicht widerlegen könne. Vielleicht redet **Polybius** von einer ganz andern Gattung von Bildern, welche weder „mit denen, von welchen ich geredet habe, zu verwechſeln ſind, noch „ſo allgemein gebräuchlich geweſen ſind, als jene."

Nachdem ich gezeigt habe, wie kläglich es mit den Zeugniſſen und der Erfahrung ausſieht, welche die Meynung des Herrn **Klotz** beſtätigen ſollen, ſo ſoll mich die Länge der Stelle des **Polybius** nicht abhalten, ſie ganz anzuführen.

Polybius hatte in ſeinem ſechſten Buche von den verſchiedenen Regierungsformen, ihren Vorzügen, ihren natürlichen Verwickelungen der einen in der andern, gehandelt, und gezeigt, wie vortreflich in der römiſchen Regierungsform alles zur Erreichung einer weit ausgebreiteten, allgemeinen Herrſchaft abzwecke, indem nicht allein die Natur die Römer mit vorzüglicher Stärke des Leibes und Kühnheit des Gemüths begabt, ſondern auch ihre Erziehung einzig dahin abziele, die Jugend in beyden zu bilden und zu befeſtigen. „Nur Eins", „ſagt er, will ich anführen, um aus dieſem Beyſpiele abzunehmen, „wie ſehr die Römer darauf bedacht ſind, daß man im männlichen „Alter dazu gewöhnt ſey, alles geduldig zu ertragen, um nur in ſeinem Vaterlande einen ruhmvollen Namen zu erlangen. Denn ſo oft „unter ihnen irgend ein berühmter Mann dieſe Welt verlaſſen hat, „wird er bey ſeiner Leichenbeſtattung, außer andern Ehrenbezeigungen „auf den Rednerplatz, wie ſie es nennen, herausgetragen, zuweilen „ſtehend, damit ihn Jedermann ſehen könne, ſeltner liegend. Hier

---

[*] Ἓν δὲ ῥηθὲν ἱκανὸν ἔσται σημεῖον τῆς τοῦ πολιτεύματος σπουδῆς, ἣν ποιεῖται περὶ τὸ τοιούτους ἀποτελεῖν ἄνδρας, ὥστε πᾶν ὑπομένειν χάριν τοῦ τυχεῖν ἐν τῇ πατρίδι τῆς ἐπ' ἀρετῇ φήμης. Ὅταν γὰρ μεταλλάξῃ τις παρ' αὐτοῖς τῶν ἐπιφανῶν ἀνδρῶν, συντελουμένης τῆς ἐκφορᾶς, κομίζεται μετὰ τοῦ λοιποῦ κόσμου πρὸς τοὺς καλουμένους Ἐμβόλους εἰς τὴν ἀγορὰν, ποτὲ μὲν ἑστὼς ἐναργὴς, σπανίως δὲ κατακεκλιμένος. Πέριξ δὲ παντὸς τοῦ δήμου στάντος, ἀναβὰς

„ſteht das ganze Volk verſammelt umher, und ſein Sohn, wenn er einen ſchon herangewachſenen Sohn nachgelaſſen hat, und dieſer zugegen iſt, oder einer von ſeinen Blutsverwandten, beſteigt die Rednerbühne, und hält eine Lobrede auf den Verſtorbenen, worin er die von ihm in ſeinem Leben verrichteten edlen Handlungen erwähnt. Und ſo geſchieht es, daß das ganze Volk ſich an das Geſchehene lebhaft erinnert, ſich es wieder vor Augen ſtellt, und ſo innig davon gerührt wird, daß die Trauer mehr öffentlich, als bloß dem Geſchlechte des Verſtorbenen eigen zu ſeyn ſcheint. Hierauf beſtatten ſie die Leiche des Verſtorbenen; und hernach ſtellen ſie ſein Bildniß an dem ſcheinbarſten Orte des Hauſes auf, und ſchließen es in hölzerne Schreine ein. Dies Bildniß aber iſt das Antlitz des Verſtorbenen mit ganz vorzüglicher Aehnlichkeit gearbeitet, ſowohl der Form, als der Unterſchrift nach. Dergleichen Bilder aber tragen ſie auch bey öffentlichen Opferfeyerlichkeiten umher, und ſchmücken ſie aufs ſchönſte. Wenn aber irgend ein angeſehenes Mitglied des Hauſes ſtirbt, ſo tragen ſie das Bild mit zum Leichenbegängniß, und kleiden es ſo, wie es ſeiner Größe und ſeinem Range gemäß iſt. War es ein Feldherr oder ein Konſul, ſo legen ſie ihm eine Prätexta an; war es ein Cenſor, ſo geben ſie ihm ein Purpurgewand; hatte er einen Triumph gehalten, oder ſonſt etwas Ruhmvolles gethan, ſo giebt man ihm ein goldgewirktes Kleid. Und ſo fährt man es auf

ἐπι τους Ἐμβολους, ἀν μεν ὑιος ἐν ἡλικιᾳ καταλειπηται, και τυχῃ παρων, ὀυτος· ἐι δε μη, των ἀλλων ἐι τις ἀπο γενους ὑπαρχει, λεγει περι του τετελευτηκοτος τας ἀρετας, και τας ἐπιτετευγμενας ἐν τῳ ζῃν πραξεις. Δι' ὧν συμβαινει τους πολλους ἀναμιμνησκομενους, και λαμβανοντας ὑπο την ὀψιν τα γεγονοτα, μη μονον τους κεκοινωνηκοτας των ἐργων, ἀλλα και τους ἐκτος ἐπι τοσουτον γινεσθαι συμπαθεις, ὡςε μη των κηδευοντων ἰδιον, ἀλλα κοινον του δημου φαινεσθαι το συμπτωμα. Μετα δε ταυτα θαψαντες και ποιησαντες τα νομιζομενα, τιθεασι την ἐικονα του μεταλλαξαντος ἐις τον ἐπιφανεςατον τοπον της ὀικιας, ξυλινα ναΐδια περιτιθεντες· ἡ δε ἐικων ἐςι προσωπον ἐις ὁμοιοτητα διαφεροντως ἐξειργασμενον, και κατα την πλασιν και κατα την ὑπογραφην. Ταυτας δη τας ἐικονας ἐν τε ταις δημοτελεσι θυσιαις ἀνοιγοντες κοσμουσι φιλοτιμως· ἐπαν δε των ὀικειων μεταλλαξῃ τις ἐπιφανης, ἀγουσιν ἐις την ἐκφοραν, περιτιθεντες ὡς ὁμοιοτατοις ἐιναι δοκουσι κατα τε το μεγεθος, και την ἀλλην περικοπην. ὀυτοι δε προσαναλαμβανουσιν ἐσθητας, ἐαν μεν ὑπατος ᾖ ςρατηγος ᾖ γεγονως, περιπορφυρους· ἐαν δε τιμητης, πορφυρας· ἐαν δε και τεθριαμβευκως, ᾖ τι τοιουτον κατειργασμενος, διαχρυσους. Ἀυτοι μεν ὀυν ἐφ' ἁρματων ὀυτοι πορευονται, ῥαβδοι δε

„einem Wagen, und läßt die Faſces, Beile und andre dergleichen Ehrenzeichen vorantragen, nach Verhältniß der Würde, die er bey ſeinen Lebzeiten bekleidete. Iſt man nun auf den Rednerplatz gekommen, ſo ſetzt man ſie alle nach der Reihe auf elfenbeinerne Seſſel; „und ſchöner kann für einen ehrliebenden und edelmüthigen Jüngling „kein Anblick ſeyn. Denn die Bilder ſolcher Männer zu ſehen, die „durch Tugend berühmt worden ſind; und ſie wie lebend und beſeelt „vor ſich zu ſehen, iſt ohne Zweifel das edelſte Schauſpiel.“ —

Ja wohl iſt dieſe Stelle dem Herrn **Klotz** ſo ſchnurgerade entgegen, daß er ſie nur hätte anführen dürfen, um ſich mit ſeiner Muthmaßung lächerlich zu machen. Wie klug alſo, daß er ſie nicht anführte, und es darauf ankommen ließ, wie viele von ſeinen Bewunderern ſich die Mühe nehmen würden, ſie nachzuſehen.

Indeß hat er ſich mit einem Vielleicht dagegen bewaffnet: „Vielleicht redet **Polybius** von einer ganz andern Gattung von Bildern.“ Aber dieſes Vielleicht iſt ſo viel wie Nichts; und es iſt unwiderſprechlich zu erweiſen, daß **Polybius** von eben den Bildern redet, von welchen die angeführte Stelle des **Plinius**, und andere Stellen lateiniſcher Skribenten handeln, von denen Herr **Klotz** nicht läugnet, noch läugnen wird, daß ſie von eben den Bildern reden, von welchen Er redet. Die Uebereinſtimmung iſt klar.

1. **Polybius** ſagt, daß dieſe Bilder ἐς ἐπιφανέστατον τόπον τῆς οἰκίας, an den ſcheinbarſten Ort des Hauſes, geſtellt wurden. **Plinius** ſagt: in *atriis* erant imagines, quae spectarentur.

2. **Polybius** ſagt, daß dieſe Bilder an dieſem ſcheinbaren Orte in einem hölzernen Häuschen eingeſchloſſen wurden: ξύλινα ναΐδια. Dieſes Häuschen hieß bey den Römern armarium; und **Plinius** ſagt: expressi cera vultus singulis disponebantur *armariis*.

3. **Polybius** beſchreibt ein ſolches Bild durch πρόσωπον. Alſo keine ganze Figur, auch nicht ein ganzer Kopf, ſondern nur bloß ein Antlitz. **Plinius** ſagt: vultus.

καὶ πελέκεις καὶ τἄλλα τὰ ταῖς ἀρχαῖς εἰωθότα συμπαρακεῖσθαι προηγεῖται, κατὰ τὴν ἀξίαν ἑκάστῳ τῆς γεγενημένης κατὰ τὸν βίον ἐν τῇ πολιτείᾳ προαγωγῆς. Ὅταν δ᾽ ἐπὶ τοὺς ἐμβόλους ἔλθωσι, καθέζονται πάντες ἑξῆς ἐπὶ δίφρων ἐλεφαντίνων, ὧν κάλλιον οὐκ εὐμαρὲς ἰδεῖν θέαμα νέῳ φιλοδόξῳ καὶ φιλαγάθῳ. Τὸ γὰρ τὰς τῶν ἐπ᾽ ἀρετῇ δεδοξασμένων ἀνδρῶν εἰκόνας ἰδεῖν ὁμοῦ πάσας οἷον εἰ ζώσας καὶ πεπνυμένας, τίν᾽ οὐκ ἂν παραστήσαι, τί δ᾽ ἂν κάλλιον θέαμα τούτου φανείη; — POLYB. Hist. L. VI. c. 52. 53.

4. **Polybius** ſagt, daß die Schränke, worin dieſe Bilder geſtanden, bey öffentlichen Feyerlichkeiten eröffnet, und dieſe ſorgfältig geſchmückt wurden: ἐν τε ταις δημοτελεσι θυσιαις ἀνοιγοντες κοσμουσι φιλοτιμως. Und **Plinius**: ut eſſent imagines, quae comitarentur gentilitia funera; ſemperque defuncto aliquo, totus aderat familiae ejus, qui unquam fuerat, populus.

5. **Polybius** ſagt, daß dieſe Bilder bey Leichenbeſtattungen vorgetragen wurden; ἀγουσιν εἰς την ἐκφοραν. Und eben das ſagt auch **Plinius** in der zuletzt angeführten Stelle.

Wenn es nun aber hieraus gewiß iſt, daß **Polybius** von eben den Ahnenbildern redet; ſo iſt es eben ſo gewiß, daß die Stelle bey ihm die Muthmaßung des Herrn **Klotz** gänzlich vernichtet, und daß dieſe Bilder unmöglich bloße flache Gemälde können geweſen ſeyn.

Denn fürs erſte ſagt **Polybius**, daß man dieſen Bildern bey öffentlichen Vertragungen den übrigen Körper beygefügt, und dieſem die Kleider des Verſtorbenen angelegt habe, um ſie auch in Anſehung der Größe deſto ähnlicher, und in Betracht des Uebrigen deſto kenntlicher zu machen.

Zweytens ſagt es **Polybius** ausdrücklich, κατα την πλασιν και κατα την ὑπογραφην. Es waren alſo plaſtiſche Bilder, und gemalte plaſtiſche Bilder.

Nur ein Paar andere Gründe will ich hier noch Herrn **Klotz** entgegen ſetzen, aus welchen es erhellet, daß dieſe Ahnenbilder mehr als bloße Gemälde geweſen ſind:

1. Aus dem Worte cerae. Die Metapher wäre ſehr ſtark, wenn ſie nur Wachsgemälde geweſen wären. Natürlich folgt daraus, daß ſie ganz und gar aus Wachs beſtanden; ſo wie man ſagt: cera und marmora. Auch wird cera und tabula einander entgegen geſetzt:

— — ſi taceas, & ſi tam muta recumbas,
Quam ſilet in cera vultus & in tabula. *Martial.* XI, 103.

2. Aus der beſtmöglichen Aehnlichkeit, die man dabey zur Abſicht hatte. Erz und Marmor konnten dieſe nicht gewähren; und aus der Hand frey gemalte Porträte eben ſo wenig. Herr **Klotz** wird ſagen: und boſſirte Wachsbilder eben ſo wenig! Er hat Recht; aber warum kennt er von wächſernen Kunſtwerken keine, als die boſſirten?

3. Aus dem **Vortragen** ſelbſt. Was für ein kindiſcher, armſeliger Aufzug müßte es geweſen ſeyn, wenn es lauter Gemälde waren, die man nur von ferne ſehen konnte!

Wenn ſie aber nun keine Gemälde waren, dieſe Ahnenbilder; mußten ſie darum nothwendig **boſſirte** Bilder ſeyn? — Und nun komme ich auf die eigentliche Unwiſſenheit des Herrn **Klotz**.

Fragment über die Iſiſche Tafel.

1.

Geſchichte der Iſiſchen Tafel.

Kircher in ſeinem Oedipus Aegyptiacus, Tom. III. p. 80. handelt im erſten Kapitel von dem Urſprunge und Namen dieſer Tafel, und erzählt ihre Geſchichte ſo:

Tabula dicitur *Iſiaca*, quia Iſiacae, hoc eſt, Aegyptiacae Theologiae ſummam continet; ***Bembina*** dicitur, eo quod Bembus Cardinalis ſummo Reipublicae literariae bono eam primus ab interitu vindicatam Orbi protulerit. Nam a fabro quodam ferrario, qui illam in Borboniana Urbis direptione a) comparaverat, pretio non contemnendo redemtam, veluti admirandum quoddam veteris Sapientiae monumentum in Muſeo ſuo rebus omnibus ad literarum antiquitatumque notitiam ſpectantibus inſtructiſſimo uſque ad mortem conſervavit: quo fatis functo b) tandem Duci Mantuae ceſſit, in cujus Gazophylacio inter illuſtrium antiquitatum monumenta aſſervata fuit, uſque ad annum 1630, quo in miſeranda Mantuae urbis direptione c) ita evanuit, ut tametſi ſummo ſtudio inſtitum ſit, ut ſciretur, quid tandem de ea factum ſit, in hunc uſque diem nemini explorare licuerit. Tabula longitudinem habuit quinque palmorum, latitudinem quatuor. Tota aenea fuiſſe perhibetur, & figuris partim encauſto, quod Smaltum vocant, partim argenteis lamellis, quibus figurarum ornamenta & habitus mire condecorabantur, affabre inſertis, conſtitiſſe; quam & primus omnium caelator eximius *Aeneas Vicus* Parmenſis, cura ***Torquati Bembi*** d) ad prototypi magnitudinem, ſummo ſtudio ac diligentia aeri inciſam, *Ferdinando I.* Caeſari dedicavit. Hanc eandem deinde deficientibus exemplaribus denuo incidendam dedit *Herwartius* Ducis Bauariae Cancellarius, quam & Theatro Hieroglyphicorum inſertam euulgavit; ex quo nos omni, qua fieri potuit, diligentia eam in minorem proportionem traductam hic curioſo Lectori exhibemus.

a) Kircher meint die Plünderung Roms von dem Kriegsheere Kaiſers Karls V. im J. 1527. Der Connetable von Bourbon, welcher das kaiſerliche Herr kommandirte, unternahm zwar die Belagerung, ward aber während derſelben bey dem Sturme durch eine Kugel verwundet, und ſtarb, noch ehe die Stadt überging. In dem eigentlichen Verſtande ſollte man alſo nicht ſagen: direptio Burboniana. Wer weiß ob dieſer, wenn er am Leben geblieben wäre, alle die Grauſamkeiten und Unordnungen verſtattet hätte, welche der **Prinz Wilhelm** von Oranien, der dem Herzoge von **Bourbon** in dem Commando folgte, bey der Einnahme der Stadt erlaubte?

b) im J. 1547.

c) Von den Völkern Kaiſers Ferdinand II. — **Vincent II.** Herzog von Mantua und Montferrat, ſtarb im J. 1629, und ſetzte den Herzog von **Nevers, Karl von Gonzaga,** zu ſeinem Erben ein, den aber der Kaiſer mit dem Herzogthume zu belehnen ſich weigerte.

d) **Torquato Bembo** war ein natürlicher Sohn des Kardinals.

Kircher ſagt hier ausdrücklich, daß die Tafel bey der Plünderung von Mantua weggekommen, und ſeitdem nirgends wiedergefunden werden. Dieſes ſagen auch andere, und vermuthen, daß ſie vielleicht von einem Unwiſſenden, dem das Silber, womit ſie ausgeziert geweſen, das Koſtbarſte daran geſchienen, zerſchlagen ſey[*].

Gleichwohl finde ich bey Herrn **Winkelmann**[**], daß ſie ſich gegenwärtig in dem Muſeum des Königs von Sardinien zu Turin befinde. Aber er bekennt, daß er ſie nicht ſelbſt geſehen habe.

Es muß aber doch wohl ſeine Richtigkeit haben, daß dieſe Tafel annoch vorhanden iſt; und zwar hat unſer **Wagenſeil,** in ſeinem **Buche von Erziehung eines Prinzen, der vor allem Studiren einen Abſcheu hat,** (Leipz. 1705. 4) S. 226, die erſte Nachricht wieder davon gegeben. Hiervon heißt es in den Actis Eruditor. a. 1706. S. 121: Sunt digna etiam lectu, quae de ſatis Menſae Iſiacae, inclyti illius Κειμηλίου, diſſerit, utque ea ex direptione Romae in manus fabri cujusdam ferrarii, inde ad P. Bembum Cardinalem pervenerit, tandem in gazophylacio Mantuani Ducis ad annum 1630 fuerit adſervata. Etſi vero in illius urbis depraedatione evanuiſſe eam *Kircherus* teſtetur, bonum tamen nuntium ſtatim annectit, quod nimirum Auguſtae Taurinorum illa jam habeatur, inter ferramenta & rejectanea in obſcuro loco reperta forte, & ab Archiatro viduae Ducis Victoris Amadei Chriſtinae, & ipſo theſaurum hunc pro merito non aeſtimante, ſibi oſtenſa; ut adeo, ubi conſpici nunc poſſit, hoc indicio *Wagenſeilii* noſtri conſtet.

---

[*] S. Diction. de *Chaufepié*, art. *Pignorius*, n. *A*

[**] Geſchichte der Kunſt, S. 45. 58.

II. Von dem Alter dieſer Tafel.

Kircher fährt am angeführten Orte fort: Quod dum facimus, non parva difficultas exoritur, an a veteribus Romanis, an ab Aegyptiis, monumentum hoc, inter cetera ſane celeberrimum, confectum fuerit. Non deſunt, qui Tabulam hanc a Romanis concinnatam ſentiant, alii ex Aegypto, una cum aliis rerum Aegyptiarum monumentis, quibus unice Romani inhiabant, allatam, & in Iſidis templo poſitam afferunt. Atque hi verius conjecturare mihi videntur. Certe tabulam in Aegypto a veteribus Hieromantis concinnatam, ipſarum figurarum ratio, & myſtica compoſitio, quin & artificium ſtyluſque pingendi, quae Aegyptiacum ingenium prorſus ſapiunt, ſat ſuperque demonſtrant; minime vero a Romanis, quorum proprium erat, nunquam Aegyptiacum ſimulacrum adeo purum effingere, quin ſemper nonnihil ex Latia Theoſophia depromptum affingerent; quemadmodum paſſim toto hoc opere demonſtratum fuit. Cum itaque Tabula haec praeſens pure hieroglyphica ſit, nec quicquam ex ceterarum gentium literatura aut ſculptura picturave admiſtum habeat; irrefragabiliter concluditur, illam ab Aegyptiis, & in Aegypto, &, quod amplius eſt, ante Cambyſis in Aegyptum factam irruptionem, eo videlicet tempore, quo maxime hieroglyphicae literae in Aegypto florebant, confectam eſſe. Accedit, quod ea confici non potuerit, niſi ab ipſis Hierogrammatiſtis, quorum officium erat, hieroglyphicas inſcriptiones diſponere, diſpoſitas obeliſcis, ſaxis, valvis, menſis templorum, incidendas tradere; quae quidem characterum notitia cum jam veterum Romanorum temporibus defecerit, certum eſt, hanc a Romanis perfici nulla ratione potuiſſe; a priſcis itaque Aegyptiis confecta fuit.

III. Von ihren Auslegern.

1. Der erſte, der ſich an eine Auslegung dieſer Tafel gewagt hat, iſt Laurentius Pignorius. Seine Schrift kam unter dem Titel: Vetuſtiſſimae Tabulae aeneae, ſacris Aegyptiorum ſimulacris caelatae accurata Explicatio, zu Venedig, bei Rampazetti im Jahre 1605 (nicht 1600), wie Tomaſini in dem Leben des Pignorius vorgiebt), in Quart heraus. Einige Jahre darauf, 1608, wurde ſie in dem nehmlichen Format zu Frankfurt, unter der Aufſchrift: *Laurentii Pignorii* Characteres Aegyptii; hoc eſt, Sacrorum, quibus Aegyptii utuntur, ſimulacrorum Delineatio & Explicatio, cum ejuſ-

dem Auctuario, cum figuris aeneis, per Fratres *de Bry* inciſis, nachgedruckt. Die lezte und beſte Ausgabe aber iſt die, welche der Buchhändler zu Amſterdam, **Andreas Friſius**, mit verſchiedenen Vermehrungen, die aus dem Titel erhellen, beſorgte: ***Laurentii Pignorii*** Menſa Iſiaca, qua Sacrorum apud Aegyptios ratio & ſimulacra, ſubjectis tabulis aeneis exhibentur & explicantur. Acceſſit ejusdem Auctoris de magna Deûm Matre Diſcurſus, & ſigillorum, gemmarum, amuletorum aliquot Figurae, & earundem ex *Kirchero Chifletioque* interpretatio. Nec non *Jacobi Philippi Thomaſini* manus aenea, & de vita rebusque *Pignorii* Diſſertatio. Amſtelodami, 1669. 4. Indeß iſt in dieſer Ausgabe des Verfaſſers Zueignungsſchrift an den Kardinal **Baronius** weggeblieben; welches nicht hätte geſchehen ſollen, ob der ganze Brief ſchon nichts als ein Compliment iſt. Die ganze Schrift iſt an den berühmten **Markus Welſer** gerichtet, der ihn zu dieſer Arbeit ermunterte.

Beyläufig hatten ſchon vor dem **Pignorius** verſchiedene Gelehrte dieſer Iſiſchen Tafel gedacht, und über Einiges derſelben ihre Meynung geäußert; als:

a) ***Goropius***, Hieroglyphicor. L. VII. (cf. ***Pignorii*** Expl. p. 9. 11.)

b) ***Herwartius***, deſſen **Kircher** gedenkt.

c) ***Melchior Guilandinus***, in Comment. de ***Papyro***, qui cenſebat, ſagt **Pignorius**, S. 14, hanc tabulam vix aliud, quam Aegyptiorum leges, pandere. Hujus ſententiae id columen fuit, quod leges in aes inciderentur. Ego ad eruditum lectorem provoco, an quicquid in aeneas tabulas inciſum eſt, id continuo lex ſit.

Wie **Bembo** zu dieſer Tafel gekommen ſey, iſt dem **Pignorius** nicht ſo ausgemacht, als dem **Kircher**. Er ſagt S. 12: Ex Roma incidit in manus magni viri ***Petri Bembi*** Cardinalis, ſeu ex ***Pauli III.*** Pontificis maximi munere, ſeu, quod aliis placet, ex Orci faucibus, e manibus videlicet fabri ferrarii, qui illam in Burboniana urbis direptione comparaverat, pretio extorſit. Auch ſeine Beſchreibung iſt etwas umſtändlicher: Nunc in pretioſa pinacotheca Sereniſſimi Ducis Mantuae inter illuſtrium pictorum monumenta adſervatur. Area tota eſt ejusdem latitudinis cum impreſſo typo, quam Aeneas Vicus, induſtrius ille ſculptor, vericulo ita aſſecutus eſt, ut non tam ſimile ovum ovo ſit. Archetypa nigro velut encauſto, quod atramento ſculptor expreſſit, & tenuibus argenti bracteis paſſim obducitur & ſuperveſtitur.

Der Kupferſtich des **Aeneas Vicus** ſelbſt iſt bey dem Werke des **Pignorius** nicht befindlich. **Friſius** aber hat ihn zu ſeiner Ausgabe nachſtechen laſſen und hinzugefügt; und zwar nach der wahren Größe; anſtatt daß er beim **Kircher** nur nach der verjüngten Größe vorkommt, in welche ihn **Herwart** bringen laſſen.

Von dem **Gebrauche** der Tafel ſagt er Seite 13. Fuit tabula haec, niſi mea me fallit ſententia, ſacra Romae templi alicujus menſa, quae ex Macrobio & Feſto arae & pulvinaris loco erat, in qua epulae, ſtipes & libationes reponebantur, & ſacella praeterea deorum. Fuerunt hae menſae quandoque aureae vel argenteae; & quidem inſcriptae apud Graecos, ut notant Ariſtoteles & Valerius Maximus. Solemnes menſas vocat Cicero.

Ueber ihr Alter erklärt er ſich ausdrücklich nicht: er ſcheint ſie aber doch nur aus denen Zeiten zu halten, da der Iſiſche Gottesdienſt in Rom eingeführt worden, welches vor den Zeiten des Auguſtus nicht geſchehen war.

In ſeinen Auslegungen ſelbſt hat er ſich aller Muthmaßungen enthalten; und, ohne zu beſtimmen, was die Tafel überhaupt anzeigen ſolle, geht er bloß eine Figur nach der andern durch, und bringt das bey, was er in den alten Schriftſtellern zur Erklärung einer jeden dienliches gefunden hatte.

2. **Kircher** iſt weit kühner; und nachdem er der Tafel ein ſo hohes Alter beigelegt hat, als wir oben geſehen, glaubt er, nicht weniger, als die ganze Theoſophie der alten Aegypter darin zu finden; wovon man an dem angezogenen Orte von S. 80 bis 160 die weitläuftige Ausführung nachſehen kann.

3. **Montfaucon's** Bemerkungen und Vermuthungen über dieſe Tafel findet man in ſeiner Antiquité expliquée, Vol. I. P. I. L. II. Ch. 5.

4. **Schuckford** handelt davon in ſeiner Hiſtoire du monde ſacrée et profane, T. II. p. 301, in der franzöſ. Ueberſ. Leyde 1738. 4.

5. **Warburton** (Eſſai ſur les Hierogl. p. 291.) hält ſie für eine Arbeit, die zu Rom gemacht worden. Dieſes Vorgeben aber, ſagt **Winkelmann**,[*] ſcheint keinen Grund zu haben, und iſt nur zum Behuf ſeiner Meinung angenommen. Ich habe die Tafel ſelbſt nicht unterſuchen können; die Hieroglyphen aber, die ſich an keinen von den Römern nachgemachten Werken finden, geben einen Grund zur Behauptung des Alterthums derſelben, und zur Widerlegung jener Meinung.

Die Tafel ſelbſt iſt ein Parallelogramm, in drei Felder vertheilt, wovon das mittlere das höhere iſt. Die Figuren, die viel Einförmiges haben, und wovon die meiſten mehr als Einmal, auch wohl vollkommen in der nehmlichen Stellung und mit den nehmlichen Attributen vorkommen, ſtehen alle neben einander, mit kleinen Figuren und Hieroglyphen untermengt. Dergleichen kleinere Figuren und Hieroglyphen füllen auch einen ungefähr zwei Finger breiten Rand, welcher auf allen vier Seiten umherläuft; wie denn auch mit einem kleinern, aus Hieroglyphen beſtehenden, Rande das mittelſte Feld eingefaßt, und zweimal durchſchnitten iſt.

---

[*] S. 59.

Von der **Arbeit** ſelbſt urtheilt **Pignorius**, S. 13. Artificem tabula non valde doctum ſapit, Aegyptium videlicet, factumve ad Aegyptiorum normam, quorum ſtudium in id magis incumbebat, ut picturas miras exprimerent, quam ut venuſtatem aſſectarent.

IV. Einige Merkwürdigkeiten dieſer Tafel.

1.

Keine einzige von allen darauf vorkommenden Figuren hat einen Bart; auch nicht einmal **Thmuis**, der dem **Mendes**, dem **Pan** der Aegypter, heilige **Bock**. Nur die zwei **Sphinxe**, welche auf jeder Seite dieſes **Bockes**, in der unterſten Einfaſſung, ſtehen, haben einen. Fig. 35. 37, nach dem **Pignorius**; nach dem **Kircher**, 46 und 50. Dergleichen waren es ohne Zweifel, welche die Alten **Androſphinxe** nannten. Doch haben auch andere Sphinxe auf dieſer Tafel, als in der oberſten Einfaſſung beim Kircher Fig. 9, in der unterſten Fig. 39, etwas von dem Kinn herabhängen, welches einem Barte nicht unähnlich ſieht. Dieſes haben auch Fig. 2, in der Einfaſſung, der Habicht mit dem Kopfe des **Horus**, welches **Pignorius** für den Schweif einer Schlange hält; S. 60: e cujus mento dependet ſerpentis cauda, niſi ego male conjicio, acumine videlicet in mentum inſixo. — Und ſogar die kauernde Figur mit dem halben Monde auf dem Kopfe, auf dem Schiffe des **Anubis**, in der Einfaſſung Fig. 11, welche **Pignorius** für eine **Iſis** hält; ja auch der **Horus** im dritten Felde beym **Pignorius**, **KK**, und in dem zweyten Felde, Fig. Y, welches nach dem **Pignorius** gleichfalls **Horus** oder **Orus** iſt.

2.

Die Geſichter aller, ſowohl menſchlicher als thieriſcher Figuren, die größern in den drei Feldern ſowohl, als die kleinern in der Einfaſſung, ſind alle im vollkommenen Profil; außer dem Bruſtbilde in dem mittelſten Felde, Fig. **M.** beim **Kircher**, welche dieſer zu ſeiner Trias Azonia Hecatina rechnet, und alſo eben ſowohl für eine Gottheit annimmt, als die andern völligen Figuren. Aber eben daß es nur ein Bruſtbild iſt, läßt mich vermuthen, daß es auch weiter nichts, als eine Verzierung vorſtellen ſoll, dergleichen ſich in dem Laubwerke, welches die innern Felder von der Einfaſſung haben, mehrere befinden. Eben dieſes Bruſtbild ruht auf den zwei Säulen an dem Thore der Iſis mitten in dieſer Tafel; und die Vergleichung zeigt, daß die Figur **M.** welche **Kircher** für eine Hecate Ecclystica (S. 101.) hält, weiter nichts, als eine ſolche Säule iſt.

3.

Alle menſchliche Figuren ſind barfuß, außer die zwei, welche in der mittelſten Reihe oben um den **Apis**, ſowohl rechter als linker Hand, ſtehen, und Prieſter deſſelben zu ſeyn ſcheinen. Bey dieſen laufen über der Hacke, nach dem platten Fuße zu, Riemen, welche nichts anders, als eine Art von Schuhen, bedeuten können. **Winkelmann** muß ſie nicht bemerkt haben, weil er ſonſt (Geſch. d. K. S. 52.) nicht ſagen könnte: „Schuhe und Sohlen hat keine einzige „ägyptiſche Figur."

4.

Daß Siſtrum iſt nicht allein in der Einfaſſung der Tafel, Fig. 1. beim **Kircher**, wie Herr **Winkelmann** ſagt, (Geſch. d. K. S. 16.) ſondern auch in dem dritten Felde der Tafel ſelbſt, bey der Figur d. nach dem **Kircher**.

5.

Zwiſchen der Einfaſſung und den drei Feldern läuft auf allen vier Seiten noch ein Rand mit groteskem Laubwerk. Und dieſes Laubwerk iſt es, welches mir das Alter der Tafel ſehr verdächtig macht; indem dergleichen, nach dem Zeugniſſe des **Vitruvius**, L. VII, c. 5. erſt zu ſeiner Zeit aufgekommen iſt. In dieſes Laubwerk ſind Menſchenköpfe mit eingeflochten.

Kleinere antiquariſche Fragmente.

1.

Karyatiden.

Den Urſprung dieſer figurirten Säulen meldet **Vitruv** gleich zu Anfange ſeines Werks, wenn er ein Exempel anführen will, wie nützlich einem Architekten auch die Kenntniß der Geſchichte ſey, um von verſchiedenen Verzierungen ſeiner Werke Rechenſchaft geben zu können:

Carya civitas Peloponneſi, cum Perſis hoſtibus contra Graeciam conſenſit, poſtea Graeci, per victoriam glorioſo bello liberati, communi conſilio Caryatibus bellum indixerunt. Itaque oppido capto, viris interfectis, civitate deleta, matronas eorum in ſervitutem abduxerunt. Nec ſunt paſſi, ſtolas, neque ornatus matronales deponere; uti non uno triumpho ducerentur, ſed aeterno ſervitutis exemplo gravi contumelia preſſae poenas dare viderentur pro civitate. Ideo qui tunc architecti fuerunt, aedificiis publicis deſignaverunt earum imagines oneri ferendo collocatas, ut etiam poſteris nota poena peccati Caryatium memoriae traderetur.

Wenn dieſes ſeine Richtigkeit hat, ſo werden auch die Karyatiden des **Diogenes** in dem Pantheon* dergleichen weibliche, zu Säulen dienende, Figuren geweſen ſeyn; und ich geſtehe es, daß ich nichts davon begreife, wenn Herr **Winkelmann** bey Gelegenheit dieſes Künſtlers ſchreibt:**

„Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt noch eine von den Karyatiden des Diogenes von Athen, welche im Pantheon ſtanden, übrig; ſie ſteht unerkannt in dem Hofe des Pallaſtes Farneſe. Es iſt die Hälfte einer männlichen unbekleideten Figur bis auf das Mittel, ohne Arme. Sie trägt auf dem Kopfe eine Art eines Korbes, welcher nicht mit der Figur aus Einem Stücke gearbeitet iſt. An dem Korbe bemerkt man Spuren von etwas Hervorragendem, und allem Anſchein nach ſind es vorgeſtellte Blätter geweſen, welche denſelben bekleidet haben; auf eben die Art, wie ein ſolcher bewachſener Korb einem Kallimachus das Bild zu einem korinthiſchen Kapital ſoll gegeben haben. Dieſe halbe Figur hat etwa acht römiſche Palmen, und der Korb drittehalb. Es iſt alſo eine Statue geweſen, die das wahre Verhältniß zu der attiſchen Ordnung im Pantheon hat, welche etwa neunzehn Palmen hoch iſt. Was einige Scribenten bisher für dergleichen Karyatiden angeſehen haben, zeugt von ihrer großen Unwiſſenheit.“

Hier citirt er des *Demontioſii* Gallus Romae Hoſpes, p. 12., den ich denn nothwendig nachſehen müßte. — Indeß iſt mir mancherley in den Worten des Herrn **W.** ſehr verdächtig. Seine Karyatide iſt eine männliche Figur; nach dem **Vitruv** aber ſtellten dergleichen Säulen nur Weiber vor. Die Männer von Karya hatten alle über die Klinge ſpringen müſſen.

---

* Plin. L. XXXVI., c. 5.

** Geſchichte der Kunſt, S. 387.

So viel muß ich zwar geſtehen, daß mir die Erzählung Vitruv's ziemlich fabelhaft ſcheint. Karya war ein geringer Flecken in dem lakoniſchen Gebiete; wie konnte dieſer ſich unterſtehen, mit den Perſern gemeinſchaftliche Sache zu machen? Auch erwähnt kein einziger alter Geſchichtſchreiber hiervon das Geringſte.

Karya, ſagt **Pauſanias**,[*] oder, nach ihm, **Karyä**, war der Diana und den Nymphen geweiht, deren Feſt die lacedämoniſchen Jungfrauen alljährlich daſelbſt mit feyerlichen Tänzen begingen. **Karyatiden** heißen daher auch dergleichen zu Ehren der Diana tanzende ſpartaniſche Jungfrauen; und ſolche **Karyatiden** waren die vom **Praxiteles**, deren **Plinius**[**] gedenkt, wie aus der Geſellſchaft, in die er ſie mit den Mänaden und Thyaden ſetzt, zu ſchließen iſt.

Harduin hat daher ſehr Unrecht, wenn er dieſe Karyatiden des **Praxiteles** mit denen des **Diogenes** für einerley Vorſtellungen hält, und bey Gelegenheit dieſer in ſeinen Noten auf ſie zurückweiſt.

Dergleichen tanzende Karyatiden waren auf dem Ringe des **Klearch**.[***]

2.

Dioskorides.

Ein berühmter griechiſcher Künſtler in Edelſteinen, zu den Zeiten des **Auguſtus**. Denn der Siegelring, deſſen ſich dieſer Kaiſer zuletzt bediente, war von ſeiner Arbeit. Wenn alle die Stücke von ſeiner Hand ſind, die ihm die Kenner zuſchreiben; ſo muß er alt geworden und erſt unter dem **Tiberius** geſtorben ſeyn. **Stoſch** in ſeinem bekannten Werke bringt ſieben Steine von ihm bey, an welchen allen die Kunſt ganz vortrefflich iſt. Nämlich, zwey Köpfe des **Auguſtus**, einen in jüngern, den andern in ältern Jahren; beyde mit einem Bart. Hieraus aber ſchließe ich, daß es keine Köpfe des **Auguſtus** ſind. Ferner, einen Kopf des **Mäcenas**; einen **Merkur**; einen **Diomedes** mit dem Palladium; einen **Perſeus**; und einen **Herkules**, der den Cerberus bindet.

Seinen **Namen** ſchreibt er auf ſeinen Steinen, ſelbſt: **Dioskurides** (Διοσκουρίδης); und ſo fand ihn auch **Lävinus Torrentius** in verſchiedenen Handſchriften des **Sueton** geſchrieben. Diejenigen

---

[*] L. III. c. X. p. 230.

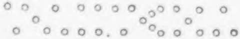
[**] L. XXXVI. c. 4.

[***] S. *Plutarch.* in vita *Artaxerxis*, ed. *Bryant.* T. V. p. 285. *Junius* de Pictura Veterum, p. 111.

Steine alſo, auf welchen man ΔΙΟΣΚΟΡΙΔΟΥ mit Auslaſſung des Υ lieſet, ſind für untergeſchoben zu halten; wie ſie ſich denn auch ſchon durch die unzierlichen Buchſtaben ſelbſt verrathen, die dieſer Künſtler ſehr gleich und ſchön zu graben pflegte.* Er brauchte die Vorſicht, ihren Umriß erſt mit tiefen Punkten anzugeben, welche an den äußerſten Spitzen derſelben noch jetzt ſichtbar ſind.

Peireſcius, den **Bagarre** dieſe Punkte bemerken ließ, vermuthete, daß es Löcher zu Stiften wären, mit welchen man kleine metallene Buchſtaben daran befeſtigt hätte. Cum aliquibus, ſagt **Stoſch**,** in Inſcriptione foraminulis, quae ex *Peireſcii* ſententia, ut habet *Gaſſendus* in ejus vita, extantes ex metallo aliquo literas clavis retinebant. — Sed pace *Peireſcii*, tanti viri, dixerim, & in aliis gemmis inſcriptis, praeſertim ejusdem *Dioſcoridis*, *Evodi* & *Eutychis*, ac aliorum, foraminula illa, ſi attentius oculoque armato inſpiciantur, invenire eſt; quamobrem putaverim, ad literas diſtribuendas, recto ac aequo ordine aptandas, in uniuscujusque earum extremitate ſcalptores efformaſſe, atque ii, qui hoc artificium praetermiſere, inaequales ac inelegantes, ut in pluribus aliis gemmis obſervatur, inſculpſerunt. — **Stoſch** hat ohne Zweifel Recht. Ich will indeß doch die Stelle des **Gaſſendus** ſelbſt anführen, weil ich eine Frage dabey zu thun habe, und die Vermuthung des **Peireſcius** dem ungeachtet ſinnreich, und bey andern ähnlichen Fällen, an größern Kunſtwerken, beſonders an Gebäuden, anzuwenden iſt:

Quia vero inter cetera *Bagarrius* illi oſtendit Amethyſtum perelegantem, in qua caelatus *Solonis* vultus, celebris illius *Dioſcoridis Auguſti* caelatoris, manu; ideo cepit anſam edocendi ipſum, quidnam ſibi vellent foraminula in Inſcriptione, quam oſtendit in ectypo, obſervata hac ſerie:

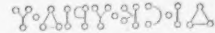


Edifferuit enim eſſe forulos, in quos fuiſſent inſerti clavi continentes graecas ex metallo literas, quae caelatoris illius, ſeu ΔΙΟΣΚΟΥΡΙΔΟΥ exprimerent nomen: ſed ordine retrogrado, ut proprium eſt caelaturarum ectyporumque. Id autem manifeſtum fecit, ubi depictis in alba charta, ut mox eſt factum, foraminulis, lineas interduxit, quae eas literas in hunc modum exprimerent:

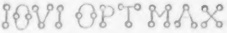
---

* Gemmae antiquae caelatae *Stoſchii*, p. 32. 34.

** Ibid. p. 36.



Sic ſe interpretatum dixit foramina quaedam, quae viſebantur Aſſiſii in antiquo, neſcio quo templo. Cum enim nemo dicere poſſet, ecquid illa ſignificarent, divinavit ipſe, inſcriptionem eſſe, ſeu dedicationem factam **JOVI OPT. MAX.** idque demonſtravit per lineas foramina ſic connectentes:



Sic ſperavit ſe interpretaturum ſeriem quandam foraminum Nemauſenſis Baſilicae, quam Quadratam Domum appellant; ubi ectypum obtinuiſſet.*

Meine Frage iſt dieſe: Sind auf dem Steine des **Dioskorides**, von welchem die Rede iſt, nur die bloßen Punkte ſichtbar? oder ſind ſie auch wirklich durch ihre gehörigen Linien mit einander verbunden? Aus der Erzählung des **Gaſſendi** ſollte man das Erſtere ſchließen; aus dem Stoſchiſchen Kupfer aber erhellt das Letztere. Auf dieſem ſind die Buchſtaben völlig ausgedrückt, und die Punkte hingegen gar nicht angegeben, wie ſie es doch gleichwohl ſeyn ſollten, und auf dem gleich darauf folgenden Steine, welcher den Merkur vorſtellt, geſchehen iſt. Sind ſie aber, dieſe Punkte, wirklich verbunden, ſo brauchte es Bagarris nicht erſt vom **Peireſcius** zu lernen, wie ſie zu leſen waren. **Peireſcius** konnte nur davon Gelegenheit haben, ſeine Meinung über den Gebrauch derſelben zu ſagen. Allein bey einem eingeſchnittenen Steine kann dieſer Gebrauch gar nicht Statt finden; indem die Vertiefungen der Buchſtaben auf ſolche Weiſe wieder eben gemacht, und ihr Abdruck verhindert würde. Ganz anders aber iſt es bey größern Kunſtwerken, beſonders an Gebäuden, an welchen die Aufſchrift aus großen metallenen Buchſtaben beſtand, die neben einander in der Mauer befeſtigt waren. Wo dieſe Buchſtaben hernach weggeriſſen werden, da iſt es möglich, ſie aus den zurückgelaſſenen Löchern zu errathen; und das war es, worauf **Peireſcius** bei dem alten Tempel zu Aſſiſi glücklicher Weiſe fiel.

Sonſt könnte man über die Stelle des **Gaſſendi** noch anmerken, daß er den **Dioskorides** nicht caelatorem, ſondern ſcalptorem, hätte nennen ſollen. Denn, es ſey nun, daß man caelatura und ſcalptura entweder mit dem **Quintilian**[*] nach den Materien, in welche beide arbeiteten; oder, mit dem **Aldus Manutius**[**] nach der Form unterſcheide: ſo iſt die Arbeit eines **Dioskorides** doch niemals caelatura. Nach dem **Quintilian** nicht, weil dieſe bloß in Metallen, nicht aber in Holz und Steinen Statt findet; nach dem **Manutius** nicht, weil caelatura bloß erhabene, getriebene, halbrunde Arbeit bezeichnet; vertiefte Arbeit aber, ſo wie ganz runde, allein der ſcalptura zukommt. Was man aus der **Varroniſchen** Ableitung des Wortes caelum von cavum[***] dagegen einwenden könnte, iſt nichtig; denn die Bedeutung der Wörter muß nicht nach ihrer Ableitung, ſondern nach ihrem Gebrauche, beſtimmt werden.

---

* GASSEND. de Vita PEIRESCII. L. II. p. 90. ed. Quedlinb. 1706. 8.

Selbſt die Stelle des **Apulejus**[†] wo er von des **Pyrgoteles** Bildniſſen **Alexanders**, welche in Edelſtein waren, caelamen, caelamine excludere, braucht, kann den **Gaſſendi** nicht entſchuldigen. Denn aus der Folge ſieht man, daß **Apulejus** nicht vertiefte, ſondern erhabene Bildniſſe meint, indem er ſie toreumata nennt. Dergleichen aber ſind die Kunſtwerke des **Dioskorides** nicht, und vielleicht waren es auch die Arbeiten des **Pyrgoteles** nicht. Denn es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß es **Apulejus** eben ſo wenig verſtanden hat, als **Gaſſendi**, ſich über ſolche Dinge gehörig und eigentlich auszudrücken.

3.

Grotteſken.

Pignorius[††] leitet ſie von der unförmlichen Zeichnungsart der Aegypter her, dergleichen auch auf der Iſiſchen Tafel vorkommt:

Ex his imperitis delineationibus non male quorundam ſententia apud Plinium confirmatur, linearem picturam *Philoclis* Aegyptii inventum eſſe; cum hiſce convenire videatur, quod de infantia picturae narrat *Aelianus*, adeo indocte pictores tunc temporis penicillum tractaſſe, ut adſcribere nomina rerum neceſſe haberent. Digna res utique, quam & Thebani pecunia mulctarent. Et hinc primum manaſſe cenſeo ego picturas illas, quas *Vitruvius* tantopere exagitat, quasque noſtri in cryptis Romae inventas *Grotteſche* appellarunt & avide arripuerunt.

---

[*] L. II. cap. ult.

[**] de Quaeſitis per epiſtolam, L. III. ep. 9.

[***] L. IV. de Lingua Latina, ex ed. *Stephani*, p. 5.

[†] Floridor. L. I. p. m. 10.

[††] Menſa Iſiaca, p. 13. ed. Friſ.

Allein die **Grotteſken**, welche **Vitruvius** ſo ſehr tadelt*, waren eine Erfindung der Maler ſeiner Zeit, und mehr das vorſetzliche Werk einer ausſchweifenden Einbildungskraft und eines übeln Geſchmacks, als Nachahmung des ägyptiſchen Styls.

Ich wüßte auch nicht, was die Künſtler zu **Vitruvs** Zeiten hätte bewegen können, den ägyptiſchen Styl nachzuahmen. Der ägyptiſche Aberglaube hatte damals noch keinen ſo allgemeinen Beifall unter den Römern gefunden, daß die durch denſelben eingeführten Figuren die Kunſt hätten verderben können.

4.

Ueber die Mängel des antiquariſchen Studiums.

Das Studium des Antiquars iſt ein ſehr armſeliges Studium! Wie viel Ungewißheit, auch da, wo er nichts als Untrüglichkeit zu erblicken glaubt! Er ſieht z. B. eine alte Statue, aus welcher er nicht weiß was er machen ſoll. Doch endlich entdeckt er eine Aufſchrift darauf; und nunmehr ſcheint ihm nichts gewiſſer zu ſeyn, als daß die Statue wirklich das iſt, was die Aufſchrift von ihr beſagt.

Als ob nicht auch die Alten aus Unwiſſenheit, aus Kinderey, und wer weiß aus was ſonſt noch für Urſachen, falſche Aufſchriften hätten machen können! Nur ein paar Beyſpiele hiervon.

Als **P. Clodius** das Haus des vertriebenen **Cicero** niederreißen, und den Platz der Göttin der Freyheit heiligen laſſen; was ſagt **Cicero** von dem daſelbſt aufgerichteten Bilde dieſer Göttin?**

„Eumne potiſſimum Libertas ſua domo debuit pellere, qui niſi fuiſſet, in ſervorum poteſtatem civitas tota veniſſet? At unde inventa eſt iſta Libertas? quaeſivi enim diligenter. Tanagraea quaedam meretrix fuiſſe dicitur. Eius non longe a Tanagris ſimulacrum e marmore in ſepulcro poſitum fuit. Hoc quidam homo nobilis, non alienus ab hoc religioſo Libertatis ſacerdote, ad ornatum aedilitatis ſuae deportavit. Etenim cogitarat omnes ſuperiores muneris ſplendore ſuperare. Itaque omnia ſigna, tabulas, ornamentorum quod ſuperfuit in fanis & communibus locis, tota e Graecia atque inſulis omnibus, honoris populi Romani cauſa, ſane frugaliter domum ſuam deportavit. Is poſteaquam intellexit, poſſe ſe, interverſa aedilitate, a L. Piſone conſule praetorem renuntiari, ſi modo eadem prima litera competitorem habuiſſet aliquem: aedilitatem duobus in locis, partim in area, partim in hortis ſuis collocavit: ſignum de buſto meretricis ablatum iſti dedit, quod eſſet ſignum magis iſtorum, quam publicae libertatis. Hanc deam quisquam violare audeat, imaginem meretricis, ornamentum ſepulcri, a fure ſublatum, a ſacrilego collocatum?“

---

* L. VII. c. 5.

** Or. pro domo ſua, c. 43.

Was in Griechenland die Bildſäule einer Buhlerin war, ward in Rom eine Göttin der Freyheit.

Ich merke bey dieſer Stelle noch an, daß **Figrelius** (de Statuis illuſtr. Romanor. c. 1. p. 2.) daraus erweiſen will, daß die Wörter: ſignum, ſimulacrum und imago als gleichbedeutend gebraucht werden. Allein, es iſt falſch. Signum iſt zwar das allgemeine Wort; allein ſimulacrum und imago wird nur in ſo fern von dem ſigno geſagt, als dieſes eine gewiſſe Perſon wirklich vorſtellt, und nicht bloß anzeigt; wie hier die tanagräiſche Buhlerin. Das Ikoniſche macht das ſignum zum ſimulacrum und zur imago; und dieſen Unterſchied hat **Figrelius** gar nicht angemerkt.

Ein zweytes Beyſpiel dieſer Art iſt das Verfahren der Einwohner von Rhodus, wider welches **Dio Chryſoſtomus** in einer ganzen Rede geeifert hat.*

---

* Nehmlich in der 31ſten Rede, Ῥοδιακός. Aus Geiz, und weil ſie der Statuen ſchon genug zu haben glaubten, begingen nehmlich die Rhodiſer die Unart, wenn ſie Jemanden die Ehre einer Bildſäule bewilligten, keine neue ſetzen zu laſſen, ſondern von irgend einer alten die Inſchrift wegzunehmen, und eine neue in deren Stelle zu ſetzen. Vergl. *Figrelius* l. c. p. 238. ff. wo auch mehrere Beyſpiele dieſer Art angeführt werden. Dergleichen geſchah entweder mit Vorſatz, oder aus Unwiſſenheit. Mit Abſicht, wie in dem eben gedachten Falle. So wurden auch zuweilen Namen berühmter Männer in die Stelle der Götternamen geſetzt, und umgekehrt. Auch veranlaßte die Schmeicheley zuweilen dieſe Vertauſchung, wenn man z. B. die Bildſäulen der Kaiſer mit Götternamen bezeichnete. Von der Unwiſſenheit, aus welcher **Mummius** den Statuen falſche Inſchriften geben ließ, werden von eben dem **Dio Chryſoſtomus** verſchiedne Beyſpiele angeführt †). — Man ſieht aus dem allen, wie unſicher die Angaben der, auf dieſe Weiſe oft umgeänderten, oft erſt ſpät hinzugeſetzten, Namen auf Bildſäulen, Hermen, Büſten und geſchnittenen Steinen ſind. Und möchte dies nur der einzige Umſtand ſeyn, der das Studium des Alterthumsforſchers ſchwankend und unſicher macht!

†) in Orat. Corinthiaca c. 37.

6.*)

Anmerkungen zu Fueßlins Künſtler-Lexikon.

Donat Raſcicotti

Nicht Maſcicotti, wie er beym Fueßlin heißt, war ein Kupferſtecher zu Venedig, um 1579. Dieſe Data finde ich auf einer Sammlung von Octavblättern, an der Zahl 14, welche wollüſtige Figuren enthalten, lauter nackte Nymphen und Weiber aus der Fabel und Bibel, zum Theil unter den Händen geiler Satyrn. Nach wem Raſcicotti dieſe Blätter geſtochen, wird nicht angegeben; ſie ſind aber von ſehr richtiger und ſchöner Zeichnung.

Criſpin de Pas.

Den ich beym F. gar nicht finde, ob er gleich ſo vieles nach ſeiner und andrer Zeichnung geſtochen. Itzt merke ich nur ſeine Blätter, an der Zahl 60 in klein länglich Octav an, welche Geſchichten aus dem Alten Teſtamente vorſtellen: und beſonders wegen eines Einfalles, der artig genug iſt. Nemlich, die Stücke ſind auf die gewöhnliche Kupferſtecherart ſchraffirt und behandelt; nur in verſchiednen von den erſtern, wo Gott vorkömmt, iſt dieſe Figur Gottes mit bloßen Punkten, nach Art des Opus Mallei, ausgedrückt, um die mehr dem Geiſte als den groben Sinnen empfindbare Gegenwart des Schöpfers auszudrücken. — Criſpin de Pas, oder wie er auch auf ſeinen Kupfern heißt, Paſſäus, ja auch van de Paſſe, arbeitete zu Cölln, wo er unter andern die vier Evangeliſten nach Geldorpius Gortzius auf 4 Folioblättern, jeden in halber Figur, herausgegeben.

Abr. Bloemaert.

Auf ſeinem Bildniſſe nach P. Moreelſen, das J. Mathan geſtochen, ſtehet, daß er 1610, 43 Jahr alt geweſen. Er muß alſo 1567, nicht 69, wie das Fueßlinſche Lexicon ſagt, geboren ſeyn.

Gio. Ghirardini.

Ein Maler, der 1698 nach China reiſte, und ſeine Reiſe Franzöſiſch, mit untergemengten Italiäniſchen und Franzöſiſchen Verſen, beſchrieben hat. Sie iſt 1700 gedruckt, und unter den Reiſebeſchreibungen in unſerer Bibliothek.

David Vinckboons oder Vinkboons.

Nicht Winckenbooms, wie ihn F. ſchreibt, welcher auch ganz gewiß fälſchlich von ihm ſagt: daß er ungefähr 22 ſchöne Kupferſtiche verfertiget. Ich wüßte nicht, daß er in Kupfer geſtochen: wohl aber haben Nic. de Bruyn, Joh. Londerſeel, G. Swanenbuſch, ſehr große und ſchöne, desgleichen Mathan, P. Serwouter, Heſſel und C. J. Viſſher kleinere Stücke nach ihm geſtochen. Und zwar Mathan eine Folge von 12 kleinen mythologiſchen Stücken, und P. Serwouter 10 kleine längliche Jagdſtücke, die zu Amſterdam bey C. J. Viſſher herausgekommen. Sein Zeichen iſt DVB.

---

*) Nr. 6. 7. 8 von Fülleborn herausgegeben in Leſſings Leben III. (1795) S. 387.

Chevalier Berenni.

Finde ich bey F. nicht. Er ſoll an dem Monument des Kardinals Friedrich, Landgrafen zu Heſſendarmſtadt, in einer Kapelle der Domkirche zu Breslau gearbeitet haben. S. die Reiſe nach Breslau in der Bibl. German. T. X. p. 120. Bernini kann es nicht ſeyn, welcher bereits 1680 geſtorben war. Die andern Mitarbeiter, Hercule Ferretta und Dominico Guidi, ſtarben, jener 1686, dieſer 1701.

7.

Anmerkung zu Heineke'ns Idée generale d'une Collection compl. d'Eſtampes.

Daniel, Hieronymus und Lambertus Hopfer.

Wie Heinike (Idée gener. p. 491.) dieſe alten Meiſter, die um 1527 und folgende Jahre gelebt und gearbeitet, unter die Holzſchneider ſetzen können, kann ich nicht begreifen. Ich habe von keinem einzigen Holzſchnitte geſehen, wohl aber ein Paar hundert in Kupfer geſtochene, meiſt radirte Blätter, unter welchen ſich verſchiedne Nachahmungen und Copien von Dürern befinden.

8.

Vermiſchte Anmerkungen und Nachrichten.

Gemälde von der Hölle.

Ich erinnere mich, daß ich mich ehedem über ein altes Gemälde, ich weiß nicht mehr in welchem Kloſter zu Hildesheim, gewundert habe, welches lange vor der Reformation gemacht war, und auf welchem die Hölle zu ſehen, in der geiſtliche Perſonen von allem Range ſich fanden. Jetzt ſehe ich aus einer Stelle beym Luther, in ſeinem HansWorſt, daß dieſes nichts beſonders, ſondern die gewöhnliche Weiſe geweſen, die Hölle zu malen: „Vorzeiten da die Maler das jüngſte

„Gerichte maleten, bildeten ſie die Hellen einen großen Trachen-Kopf, „mit ſehr weitem Rachen, darinn mitten in der Glut, ſtunden der „Papſt, Cardinal, Biſſchove, Pfaffen, Münche, Kaiſer, Könige, Für„ſten, allerley Mann und Weiber, doch kein Jung Kind.“

Gratiana le Wright.

So hieß die Engliſche Malerin, welche zu Londen 1664 den Prinzen Ferdinand Albrecht von Braunſchweig und Lüneburg gemalt. Sie ſcheint von Geburt eine Italiänerin geweſen zu ſeyn, und die Frau vom Michael Wright, die er ohne Zweifel bey ſeinem erſten Aufenthalte in Italien geheirathet. Es iſt aber doch ſonderbar, daß Walpole nichts von ihr weiß.

Lodovico Dolce (Dulcius).

Weder Ghilini* noch Papadopoli** ſagen etwas von dem Plagio, welches Dolce an dem Camillo Leonardo begangen; ſondern beyde zählen ſeinen Trattato delle Gemme nicht unter ſeine Ueberſetzungen, ſondern unter ſeine eignen Werke. Er iſt zuerſt gedruckt zu Venedig 1565 in 8. Ich habe einen ſpätern Druck ebendaher von 1617 vor mir.

Camillo Maſſimi.

Ein Römer von Geburt, und Cardinal von der erſten Promotion Clemens des X, im Jahr 1670. Er war einige Zeit Nuntius in Spanien, und ſtarb den 12ten September 1677. Er ſammelte ein großes Werk de Picturis Veterum, für welches er alle Ueberbleibſel von alten Gemälden durch geſchickte Hände in Waſſerfarben genau copiren ließ. Einen großen Theil davon hatte Pietro Santi Bartoli gemalt, beſonders die Gemälde aus dem Naſoniſchen Grabmale A), die nunmehr bis auf wenige Stücke verſchwunden, ſo daß man ſich jetzt nur allein aus dieſem Werke des Cardinals Maſſimi einen Begriff von ihrem wahren Colorit machen könnte. Von den Gemälden in den Ruinen der Bäder des Titus fand er in der Bibliothek des Eskurials ſehr ſchöne colorirte Zeichnungen, die er copiren ließ und ſeinem Werke einverleibte B). Er beſaß ſelbſt verſchiedne alte Gemälde, die nach ſeinem Tode in die Hände des Marquis Maſſimi ſeines Anverwandten kamen, und die de la Chauſſe ſtechen laſſen C). Die ganze

---

* Theatro d'Huomini letterati. Milano 8. p. 241.

** Histor. Gym. Patavini T. II. p. 221. Venet. 1726. fol.

A) Bellorius de script. sepulchri Nasoniorum Tab. V. ap. Graevium Thes. Antiq. Rom. T. XII. p. 1039. Quisquis autem cupidus est etc.

B) Bellorius l. c. p. 1029. Formae picturarum earum, quae in eadem domo etc.

C) In den Pitture antiche delle Grote di Roma. Bellor. l. c. Inter

Sammlung von den Zeichnungen aber iſt nachher nach England an den D. Mead gekommen D).

Rizzus und Charadoſſus.

In der Piazz. Univerſ. des Garzoni p. 404, Deutſche Ueberſetzung, wird einiger neuern Steinſchneider gedacht, als des Paulus Rizzus zu Venedig, und des Ambr. Charadoſſus von Pavi, der für Papſt Julius II. Diamanten geſchnitten.

J. de la Jove.

Ein neuer Franzöſiſcher Maler, peintre ordinaire du Roi en ſon Academie Royale de Peinture & Sculpture, welcher Trophäen, Cartouches und andre dergleichen Verzierungen gemalt, die von G. Huquier zu Paris in beſondern kleinen Büchern geſtochen werden.

Mondon le fils.

Ein neuer Franz. Maler, hat Trophäen, chineſiſche Verzierungen

---

picturas, quae aſſervantur in bibliotheca Cardinalis Maximi, ſunt et hae: Nativitas Adonidis, ex ſtipite Myrrhae editi, quae offertur Veneri a Nympha genua flectente; idem Adonis retentus a Venere, cum venatum iturus eſſet et chorea trium Nympharum: quae reliquiae e terra fuerant erutae in Exquiliis, prope Amphitheatrum. Es iſt alſo ſo gar genau nicht, wenn Du Bos ſagt, daß dieſe Gemälde aus den Bädern des Titus genommen worden. Sie wurden nur in der Gegend dieſer Bäder ausgegraben. (Réflexions crit. ſur la Poëſie et la Peint. T. I. p. 348.) Selten wird ein Franzoſe nicht etwas mehr ſagen, als ihn ſein Währmann ſagen laſſen ſollte. Und des Du Bos Währmann kann hier Niemand anders ſeyn, als Bellorius. Man vergleiche z. E. dieſe Stelle des Franzoſen mit der in der Note B) citirten Stelle des letztern. Le Cardinal Maſſimi avoit fait un très beau recueil de ces deſſeins, et par une avanture biſarre, c'etoit d'Eſpagne, qu'il avoit rapporté à Rome les plus grandes richeſſes de ſon recueil. Durant ſa Nonciature il y avoit fait copier un portefeuille qui étoit dans le cabinet du Roi d'Eſpagne et qui contenoit le deſſein de pluſieurs peintures antiques, qui furent trouvées à Rome, lorsqu'on commença durant le ſeiziéme ſiécle à fouiller avec ardeur dans les ruines etc. (l. c. p. 350.) Es waren bloß die Gemälde aus den Bädern des Titus, wovon der Cardinal in Spanien colorirte Abzeichnungen fand. Und was iſt das denn für eine avanture biſarre? Die Spaniſchen Abzeichnungen waren früher, und ohne Zweifel zu einer Zeit gemacht, da die Colorite der Gemälde von der Luft noch nicht ſo ausgebleicht waren. Vielleicht, daß zu des Cardinals Zeiten verſchiedne ſchon gar nicht mehr zu ſehen waren.

D) Dieſes lerne ich aus dem Du Bos (l. c. p. 349). Ce recueil de deſſeins eſt paſſé depuis peu en Angleterre, et eſt entre les mains de Mr. le Docteur Mead.

und andere dergleichen Dinge erfunden und gezeichnet, welche von Antoine Aveline 1736 in ſechs kleinen Büchern geſtochen werden.

Ueber die älteſten Deutſchen Maler.

Eine von den zuverläſſigſten Quellen der wenigen Nachrichten, die wir von den älteſten Deutſchen Malern haben, iſt ohne Zweifel das Kapitel beym **Wympfeling**[*], um 1502 geſchrieben. Ich ziehe es mir daher ganz aus.

Noſtrates quoque Pictores eſſe omnium præſtantiſſimos vel ipſa experientia (quæ rerum magiſtra eſt) apertiſſime docet. Icones *Iſraelis Alemanni* per univerſam Europam deſiderantur, habenturque a pictoribus in ſummo pretio. Quid de *Martino Schön Colmarienſi* dicam, qui in hac arte fuit tam eximius, ut ejus depictæ tabulæ in Italiam, in Hiſpanias, in Galliam, in Britanniam, & alia mundi loca abductæ ſint. Extant Colmariæ in templo divi Martini & Sancti Franciſci, præterea Seleſtadii apud Prædicatores in ara quæ divino Sebaſtiano ſacra eſt, imagines hujus manu depictæ, ad quas effingendas exprimendasque pictores ipſi certatim confluunt, & ſi bonis artificibus & pictoribus fides adhibenda eſt, nihil elegantius, nihil amabilius, a quoquam depingi reddique poterit. Ejus diſcipulus *Albertus Durer* & ipſe Alemannus hac tempeſtate excellentiſſimus eſt, & Nurenbergæ imagines abſolutiſſimas depingit, quæ a mercatoribus in Italiam tranſportantur, & illic a probatiſſimis pictoribus non minus probantur quam Parhaſii aut Apellis tabulæ. *Joannes Hirtz* Argentinenſis non eſt omittendus, qui dum in humanis eſſet, apud pictores omnes in magna fuit veneratione, cujus in pictura peritiam clariſſimæ ac ſpecioſiſſimæ imagines tum alibi, tum Argentinæ in natali ſolo depictæ teſtantur. In Plaſtica (hoc eſt figulina arte quæ ex terra ſimilitudines itidem fingit) Germani præſtantes ſunt, quod ipſa figulina vaſa & plurima vaſorum fictilium genera, quæ modo humanæ vitæ uſui ſunt, indicant & demonſtrant. Hic ſunt quos vel Corebus Athenienſis figulinæ artis inventor admirari poſſit & laudare.

Ich habe dieſe Stelle abgeſchrieben nach dem Abdrucke der ſich von Wympfelings Werke in dem Baſelſchen Opere hiſtorico[**] findet, das 1574 gedruckt iſt. In der Original-Ausgabe, von 1505 zu Straſburg, lautet ſie nicht völlig ſo: doch ſind die Verſchiedenheiten eben von keinem Belang. Vom Iſrael von Mecheln, vom Martin Schön und von Dürern enthält ſie nichts, als was überall bekannt iſt. Nur von dem Straßburger Maler, Johann Hirtz, den ſie uns kennen lehrt, finde ich ſonſt nirgends die allergeringſte Erwähnung.

---

[*] Epitome Rerum Germanicarum, Cap. 68. de pictura & Plaſtice.

[**] T. I. p. 319.

Alte Deutſche Baukunſt.

Die Deutſchen Maler mochten zu und vor Wympfelings Zeiten wohl eben ſo gut ſeyn, als ſie in irgend einem Lande waren. Ob aber auch die Deutſchen Baumeiſter damals das Lob verdienten, das ihnen Wympfeling giebt*, iſt eine andere Frage. In Architectura Germani excellentiſſimi ſunt, quorum ædificia Aeneas Silvius mirari ſe potuiſſe ſcribit non commendare. Sunt meo, inquit, judicio Theutonici mirabiles Mathematici, omnesque gentes in Architectura ſuperant. Hoc homo Italus de Germanis teſtatur, nec falſa loquutus eſt, quod ut cætera ædificia (quæ paſſim in Germania magnificentiſſime extructa ſunt) omittam, Argentinenſe templum & turris in eo ædificata abunde demonſtrant. — Wenn nur aber, wie ich fürchte, die Worte des Aeneas Sylvius nicht auch dieſe Auslegung leiden, daß man die Gebäude der Deutſchen eher bewundern als loben könne. Und es wäre auch gerade, was ſich von der damals üblichen Gothiſchen Bauart ſehr eigentlich ſagen ließ. Ungeheure Maſſen von Stein, ohne Geſchmack, oder wenigſtens in einem ſehr kleinen Geſchmacke aufgethürmt.

Von den älteſten Italiäniſchen Kupferſtechern.

Marc' Antonio Bologneſe.

S. Vaſari Pa. III. Vol. I. p. 299.

Felſina Pittrice del C. Malvaſia T. I. p. 63.

Sein Geſchlechtsname war Raimondi. — Sein Zeichen iſt MF und, wie Chriſt ſagt p. 392 das leere Reißkäſtlein.

Das Verzeichniß beym Malvaſia von ſeinen Kupfern iſt äußerſt mangelhaft.

Die Stücke, die er nach Dürern machte, und worüber Dürer ſo ungehalten ward, weil er ſein Zeichen darauf geſetzt hatte, war die aus 36 Stücken beſtehende Paſſion in 4to. und Holzſchnitten, welche mit dem Fall Adams anfängt und mit der Sendung des h. Geiſtes aufhört. Und dieſe machte er nicht in Holz, ſondern in Kupfer nach. Ob wohl noch Exemplare davon vorhanden!

---

* Cap. 79.

Hierauf arbeitete er meiſtens nach Raphael, jedoch nach deſſen Tode auch nach Julio Romano, der aus Beſcheidenheit, ſo lange ſein Meiſter lebte, nichts von ſich wollte ſtechen laſſen.

Chriſt ſagt p. 300, daß ſich ſchon Stücke mit der Jahrzahl 1508 von ihm finden.

Anmerkung. Den Anfang des Kupferſtechens führt Vaſari l. c. von Manſo Finiguerra Fiorentino, der um 1460 ſeine niellirte Arbeit in Silber auf feuchtes Papier abzudrucken den Einfall gehabt; worin ihm ein andrer Goldſchmied zu Florenz Baccio Baldini gefolgt. Dieſes habe Andrea Mantegna zu Rom erfahren, und daher Anlaß genommen, viele von ſeinen Werken zu ſtechen, und von ihm ſey die Erfindung nach Flandern gekommen, wo ſie ein berühmter Maler zu Antwerpen Namens Martin (der ſich auf ſeinen Werken mit M. C. bezeichnet) in Uebung gebracht und verſchiedne Stücke nach Italien geſchickt.

Was er hier von dem Mantegna ſagt, hatte er in deſſen Leben Part. II. p. 395. auch ſchon verſichert, daß er nehmlich verſchiedne Kupferſtiche gemacht, e fra l'altre coſe fece i ſuoi trionfi.

Auch, ſagt er, habe das Nemliche Antonio Pallainolo, ein Maler und Goldſchmid zu Florenz, gethan.

Aber haben denn die Italiäner das geringſte von dieſen Leuten und ihren Arbeiten aufzuweiſen? Und wenn nicht; bleibt es nicht immer der Niederländer Martin, der ohne Zweifel Martin Schön ſeyn ſoll, der nach dem Vaſari die Kunſt zuerſt geübt.

2. Marco da Ravenna.

Ein Schüler des Marc' Antonio, che ſegnò le ſue ſtampe col ſegno di Rafaello RS., Vaſari Pa. III. V. 1. p. 306.

3. Agoſtino Veneziano.

Auch ein Schüler des Marc' Antonio, che ſegnò le ſue opere in queſta maniera A. V. Vaſari l. c.

Er und Marco da Ravenna, haben zuſammen gearbeitet, wie Vaſari ſagt.

Polidoro da Caravaggio.

Ohne Lehrmeiſter und ohne Schüler. Denn ob er ſchon unter den Schülern des Raphael, denen er den Mörtel zutrug, zur Malerey Luſt bekam und ſeinen Beruf erkannte, ſo kann er doch im geringſten nicht unter die Schüler des Raphael gerechnet werden. Er malte mit ſeinem Freunde und Gehülfen dem Maturino, faſt nichts, als große Freskogemälde, meiſtens auf die Außenſeiten der Häuſer, grau in grau. Mit Farben zu malen, wollte ihnen nicht gelingen. Doch hat Polidoro in den letzten Jahren einige gute Staffeleygemälde in Oel gemacht. In jenen ſeiner größern Gemälde brachte er häufig Alterthümer an, wodurch er allerdings der gelehrteſte von allen Römiſchen Malern zu ſeyn ſcheint. Nur, denke ich, muß man mit dieſen Alterthümern in ſeinen Gemälden nichts beweiſen wollen, weil die feurige Einbildungskraft des Meiſters ſie ſo wenig in ihrer urſprünglichen Einfalt ließ, daß ſie vielmehr alles verſchönerte und übertrieb. Man ſehe nur die acht Gottheiten, die Golzius nach ihm geſtochen. — Polidoro verließ Rom nach der Plünderung von 1527, und ward in Meſſina, wo er die Triumphbogen zu dem Einzuge Carls des V., der von Tunis zurückkam, gemalt hatte, von ſeinem Bedienten, indem er nach Rom zurückkehren wollte, umgebracht. Vaſari P. III. V. I. p. 262

Ritrarre alla macchia

Sagen die Maler, wenn die Perſon nicht ſitzen und ſich malen laſſen will, und ſie ihr Bild ſtehlen müſſen. So wollte ſich Magliabechi durchaus nicht malen laſſen, und mußte ihn daher Tandini Pittore Fiorentino, formarlo, come ſi ſuol dire, alla macchia.

Marmi im Leben des Magliab. Giornale de' Letter. d'Ital. T. 33. p. 29.

Apollo als Hirt.

Ich erinnere mich, ich weiß nicht von welchem Meiſter, in Kupfer eine Verbannung des Apoll, den Gott nemlich als Hirten des Admetus, geſehen zu haben. Der Meiſter hatte dem Gott die gewöhnliche Leyer oder Cither in die Hand gegeben. Aber das iſt falſch, und Apollo muß in dieſer Situation ein Haberrohr haben. Denn Tibullus läßt ihn lib. III. el. 4. 67. ſelber ſagen:

Me quondam Admeti niveos paviſſe juvencos
Non eſt in vanum fabula ficta jocum.
Tunc ego nec cithara poteram gaudere ſonora,
Nec ſimiles chordis reddere voce ſonos:
Sed perlucenti cantus meditabar avena,
Ille ego Latonæ filius atque Jovis.

Kollektaneen zur Literatur. *)

A.

Abbate. Füeßlin ſagt, Nicol. Abbate, den Primaticcio 1552 mit nach Frankreich genommen, habe zu Fontainebleau, in der großen Gallerie, die Geſchichte des Ulyſſes, in ſechszig Stücken, in Raphaels Manier gemahlt. — Graf Caylus legt dieſe Gemählde, deren er nur acht und funfzig zählt, dem Primaticcio ſelbſt bei, und ſagt, daß ſie von Theodor van Thulden geſtochen worden. Dieſes ſagt auch Chriſt in ſeiner Erläuterung der Monogrammen, S. 369. — Es wäre nun zu unterſuchen, ob Abbate, oder Primaticcio ſelbſt, jene Gemählde gemahlt habe.

Abraham Abdeel, ſonſt genannt Schönewald, war Prediger zu Küſtrin, und ließ 1572 zu Thum in der Neumark das Buch der verſiegelten Rede drucken, worin er auf eben die Art ausrechnet, wer der Antichriſt ſey, und wann er erſchienen, deren ſich der berüchtigte Pfannenſtiel zu Berlin im vorigen Kriege bediente. Er nimmt nämlich einen Spruch, der ihn betrift, aus dem Daniel, oder der Offenbarung Johannis, und rechnet die Buchſtaben nach ihrem Zahlwerthe zuſammen, nämlich *a* bis *z* für Eins bis Drei und zwanzig. (Wolfenb. Bibl. 131. 2. *Quodl.* fol.)

Michael Abel. Seine lateiniſchen Gedichte ſind 1590 in 8. gedruckt. (W. B. 162. 5. *Poet.* 8vo.) Er war ein Schüler des Georg Sabinus.

Leonhard Abel: wie er beim Jöcher heißt; muß Abela heißen. Er ward vom Papſt Gregor XIII. im J. 1578 zum Vescovo di Sidonia, und 1582 zum Nuntio Apostolico alle parti di

---

*) Herausgegeben und weiter ausgeführt in zwei Theilen von Joh. Joach. Eſchenburg 1790. Die Handſchrift beſtand „aus 550 Seiten in kl. fol. und in geſpaltenen Kolumnen, die aber nicht alle beſchrieben waren.“ Eſchenburgs Zuſätze ſind in der gegenwärtigen Ausgabe übergangen.

Levante ernannt. Mehreres von ihm ſ. in des Commendatore Abela, der aus dem nämlichen Geſchlechte war, Deſcrizzione di Malta, p. 551.

Giov. Franceſco Abela. Seine Beſchreibung von Malta iſt italiäniſch und in vier Büchern. Sie iſt in Malta ſelbſt gedruckt, 1647. Fol., und daher ohne Zweifel in hieſigen Gegenden ſelten. Er nennt ſich auf dem Titel: Vicecancelliere della ſacra ed eminentiſſima Religione Gieroſolimitana; und auf dem Titelkupfer heißt er *Commendator Abela.* (W. B. 260. 5. Hiſt. *fol.*)

Abraxas. So nennen die Antiquare eine Art von geſchnittenen Steinen, auf welchen ſich gnoſtiſche Bilder oder Aufſchriften befinden; weil auf dem größern Theile derſelben dieſer Name, unter welchem Baſilides die Sonne, oder Chriſtum als die Sonne der Gerechtigkeit verſtand, vorkommt. Das Wort ſelbſt iſt von der Erfindung des Baſilides, und weder griechiſchen, noch hebräiſchen, noch ägyptiſchen Urſprungs; ſondern es ſind bloß zuſammen genommene griechiſche Buchſtaben, die nach ihrem valore numerico 365, als die Zahl der Tage im Jahre ausmachen. Α = 1. β = 2. ϱ = 100. α = 1. σ = 200. α = 1. ξ = 60. Denn es wird eben ſowohl Abraſax als Abraxas ausgeſprochen. Der überzeugendſte Beweis hievon iſt dieſer, daß ſich dergleichen Steine finden, auf welchen, anſtatt des Worts Abraxas, die Buchſtaben τξε ſtehen, welche gleichfalls 365 ausmachen. — Man ſehe hiervon mit mehrerem eine eigne Abhandlung in den Miſcellaneis Lipſienſibus novis, Vol. VII. P. 1. von Paul Ernſt Jablonski: De Nominis *Abraxas* vera et genuina ſignificatione.

Montfaucon macht ſieben verſchiedne Klaſſen ſolcher Steine, nach den verſchiedenen Bildern und Aufſchriften, die auf denſelben vorkommen. (S. den deutſchen Auszug, S. 210.)

Die Abraxas erklärt Winkelmann für unwürdig, in Abſicht der Kunſt in Betrachtung gezogen zu werden.

Abulola Ahmed. Ein berühmter arabiſcher Dichter. Er lebte zu Maarra in Syrien, in der erſten Hälfte des eilften Jahrhunderts, hatte bereits in ſeinem dritten Jahre durch die Blattern das Geſicht verloren, und konnte ſich, wie er ſagte, von allem, was er vorher geſehen, nur der einzigen rothen Farbe annoch erinnern. Gleichwohl ſollen in ſeinem Gedichte Schilderungen ſichtbarer Gegenſtände vorkommen, denen es weder an Wahrheit noch Lebhaftigkeit fehlt. Golius(*) hat einiges von ſeinen Gedichten, beſonders den Anfang desjenigen, welches der Funke betitelt iſt, drucken laſſen; und es verlohnt ſich der Mühe, jenes Vorgeben daraus näher zu beleuchten.

Acanthus. So hieß der erſte, welcher in der funfzehnten Olympiade ohne Schurz zu Elis lief; und Vandelot iſt irrig, der die gänzliche Entblößung erſt zwiſchen der drei und ſiebenzigſten und ſechs und ſiebenzigſten Olympias aufgekommen zu ſeyn behauptet. Winkelm. Geſch. d. K. S. 330. — Winkelmann's Währmann iſt Dionys von Halikarnaß. — Pauſanias indeß ſagt, es ſey Orſippus geweſen, welcher in den olympiſchen Spielen zuerſt ganz nackend geſiegt habe. (L. I. c. 44. p. 106.) Doch Pauſanias und Dionys ſind zu vergleichen. Orſippus war der erſte, dem der Schurz im Laufen entfiel, oder der ihn, wie Pauſanias ſagt, mit Fleiß fallen ließ, und ſo ſiegte. Nach ihm ward es erſt ordentlich eingeführt, nackend zu laufen; und nach dieſer Einführung war Acanthus der erſte Sieger dieſer Art. Nur müßte ſonach Orſippus nicht in der funfzehnten, ſondern in der vierzehnten Olympias geſiegt haben.

Achatonyx.*) Ich habe in den Antiquariſchen Briefen geſagt: daß dieſer Name keinen Verſtand gebe. Wenn er aber ja noch einen geben kann, ſo wäre es dieſer, welchen ihm Brückmann giebt (Abhandl. von Edelſteinen, S. 81.): daß Achatonyx ein ſolcher Onyx ſey, welcher mit Achat verbunden iſt; der nämlich von dem Achate noch nicht völlig abgeſondert iſt, in welchem er gewachſen. Aber was für Namen könnte man aus dieſem Grunde nicht alle machen, wenn man alle die Edelſteine, die mit der Steinart, in welcher ſie gewachſen, noch verbunden ſind, zu beſondern Arten machen wollte!

Ein Rezenſent in den Jenaiſchen Gelehrten Zeitungen (St. 96. 1768.) will ſich auch des Achatonyx annehmen. Er leugnet, daß man heut zu Tage unter dem Namen Achat, als einem Geſchlechtsnamen, alle durchſichtige Hornſteine begreife, und ſagt: „Wir haben noch nie gehört, daß man den Chalcedon einen Achat

---

(*) In Appendice ad Grammat. Arab. *Erpenii*, wo beſonders pag. 226 nachzuſehen iſt. Das Gedicht: der Funke, hatte bereits vor Golius, Johann Fabricius in ſeinem Specimine Arabico (gedr. zu Roſtock 1638) mit einer lateiniſchen Verſion, die aber nicht ſo genau, als die von Golius, ſeyn ſoll, drucken laſſen.

*) Vergl. Band VIII, S. 176 ff.

„genannt.“ So muß der Mann überhaupt nicht viel von dieſen Dingen gehört haben. Er hätte allenfalls nur Vogels Mineralogie S. 132 nachſchlagen dürfen; und er würde beides gefunden haben: ſowohl, daß Achat als der Geſchlechtsname für alle edlere Hornſteine gebraucht, als auch, daß der Chalcedon unter die Achate gerechnet wird.

„Der Name Achatonyx, fährt er fort, iſt kein Monſtrum, wie „Hr. Leſſing glaubt; wenn gleich Achat und Onyx zu Einem Geſchlechte gehören. Auf ſolche Art müßte der Chalcedonyx auch ein „Monſtrum ſeyn.“ Ich habe ihn ein Monſtrum genannt, nicht in ſofern Achat und Onyx zu Einem Geſchlechte gehören, und nur verſchiedene Arten des nämlichen Geſchlechts ſind, die ſich allerdings zuſammenſetzen laſſen, wie ich bei dem Sardonyx zugeſtanden habe, und aus dem Chalcedonyx nicht erſt zu lernen brauche; ſondern in ſofern, als Achat das Geſchlecht, und Onyx die Art iſt, und alle Kompoſita aus Geſchlecht und Art widerſinnige Kompoſita ſind. Daß aber von den neuern Naturaliſten Achat wirklich als ein Geſchlechtsname angenommen werde, desfalls habe ich mich ſchon auf Vogeln berufen; und daß der Rezenſent nicht glaube, daß dieſes eine beſondre Meinung von Vogeln ſey, ſo darf er auch nur den Brückmann (von Edelſteinen, S. 85,) nachſehen, der ausdrücklich ſchreibt: „Achat wird von den mehreſten Schriftſtellern, die von Edelſteinen „geſchrieben haben, für das Hauptgeſchlecht aller dieſer Steine ausgegeben, welche in dieſem Abſchnitte ſind beſchrieben worden; z. E. von „halbdurchſichtigen Steinen wird der Chalcedon, der Karneol u. ſ. w., „von undurchſichtigen der Onyx, für Achat angenommen.“ Wie kann der Mann nun ſo in den Tag hinein ſchreiben, und ſeine Leſer glauben machen, daß er es beſſer verſtehe! — Dieſe Klaſſifikation des Achats, als Geſchlecht, gründet ſich auch wirklich auf der Betrachtung der Beſtandtheile; und wenn ſie Brückmann nicht gelten laſſen will, ſo geſchieht es nur wegen Erleichterung der Kenntniß der äußern Merkmale, und nicht wegen der Beſtandtheile.

Der Rezenſent muß ſein ganz eignes Syſtem der Steine haben. Denn er leugnet ſogar, daß auch der Onyx unter die Achate gehöre; und daß die reguläre Lage der farbigen Streife den Achat zum Onyx mache, will er deswegen bezweifeln, „weil die Streife keine nothwendige Eigenſchaft des Onyx ſind, und es auch genug Achate giebt, „die eine reguläre Lage der farbigen Streife haben, und gleichwohl „darum noch nicht zu Onyxen werden.“ Allein auch desfalls verweiſe ich ihn auf Vogels Mineralogie, oder auf Hill's Theophraſt, der S. 85 ſagt: The Colour of the ground, and Regularity of the Zones, are therefore the diſtinguiſhing Characteriſtics of this ſtone; and in the laſt, particularly, it differs from the Agate, which often has the ſame colours, but placed in irregular clouds, veins and ſpots.

Er ſieht alſo, daß ich mit Leuten ſpreche, welche die Sache gewiß beſſer ſtudirt haben, als er; und es verlohnt ſich wohl der Mühe, das Oberſte zu Unterſt zu kehren, um den Herrn Klotz nicht Unrecht haben zu laſſen, der ſicherlich keinen Naturaliſten in die Hände genommen hat, ſondern ſeine Steinkenntniß von den Antiquaren entlehnt, die ſo viele alberne Fehler darin begehen. Er nenne mir den Naturaliſten oder den Alten, der das Wort Achatonyx gebraucht hat. Es iſt bloß aus der Fabrik der Antiquare, und iſt, wie ich vermuthe, aus einem Mißverſtändniſſe in der Daktyliothek des Gorläus entſtanden. Denn wenn es da auf den Kupferblättern öfters heißt:

An.
Gemm.
Achat. Onyx.
inci.

ſo hat man Achat Onyx zuſammen geleſen, da es doch zu trennen iſt, und Achat ſich auf den einen, und Onyx auf den andern Stein bezieht, die darüber ſtehen.

Achilles Tatius. In dem Artikel von ihm beim Chaufepie wird der Ueberſetzungen ſeines Romans ins Italiäniſche und Franzöſiſche gar nicht gedacht. Dieſes iſt zu ergänzen aus der Vorrede zu der franzöſiſchen Ueberſetzung von 1735, à la Haye, in 12. Dieſe iſt ſehr frei, und von einem gewiſſen D** D**.

Achilles Tatius. Anmerkungen aus deſſen Roman, nach der Ausgabe des Salmaſius, Lugd. Bat. 1640. 12.

1.

Auf dem Gemählde, welches der Schriftſteller von der Entführung der Europa zu Sidon ſah, hielt Europa in der einen Hand, der linken, das Horn des Stiers, und mit der andern den Schweif: αἱ χειρες ἀμφω διετεταντο, ἡ μεν ἐπι κερας, ἡ δε ἐπι οὐραν. Ich erinnere mich nicht, auf einem alten Denkmale die Rechte ſo angewandt geſehen zu haben. — Die Beſchreibung des Gemähldes iſt übrigens ſehr ſchön; und die Schönheit der Europa beſonders gut gegeben: βαθυς ὀμφαλος, γαστηρ τεταμενη, λαγων στενη· μαζοι των στερνων ἠρεμα προκυπτοντες. Papillae paululum inclinantes. Der Ueberſetzer ſagt nicht völlig recht: modice tumebant; ob es ſchon wahr iſt, daß die Brüſte allerdings nicht zu ſtark ſeyn mußten, wenn ſie ſchön ſeyn ſollten; ſie ſenkten ſich nur ein wenig. ἠρεμα iſt das Adverbium von ἠρεμος, quietus; denn ſie waren unterbunden, mit der Zona, welche zugleich das Kleid zuſammenhielt: ἡ συναγουσα ζωνη τους μαζους και τον χιτωνα ἐκλειεν. — Doch, ich möchte faſt zurücknehmen, was ich hier geſchrieben. Die ſich ſenkenden Brüſte können auf keine Weiſe ſchön ſeyn; hingegen wohl das ſtare papillas. Alſo mag auch wohl die Zona nicht unter, ſondern über die Brüſte ſeyn gebunden worden. Mit dem eigentlichen Namen hieß dieſe, fascia pectoralis, στηθοδεσμος oder στηθοδεσμις. Το στηθος heißt eigentlich der obere Theil der Bruſt, woran die Brüſte ſitzen; der untere heißt το στερνον, obſchon Achilles ſelbſt μαζοι των στερνων ſagt. Eine Stelle des Ariſtänets, die ich in den Auszügen aus dieſem anführe, zeigt auch deutlich, daß die Zona über die Brüſte gebunden wurde.

2.

Lib. II. p. 65. Ein Beweis, daß man einzelne Stellen aus dem Homer komponirt, und ſie in die Cither geſungen hat. Leucippe nämlich πρωτον μεν ᾖδεν Ὁμηρου την προς τον λεοντα του συος μαχην· ἐπειτα τι και της ἁπαλης μουσης ἐλιγαινεν· ῥοδον γαρ ἐπῃνει το ᾀσμα.

3.

L. II. p. 85. wird ein Halsband von farbigen Steinen unter dem Brautſchmucke der Kalligone beſchrieben: περιδεραιον λιθων ποικιλον. Dieſes Halsband beſtand aus drei Steinen, einem Hyacinth, einem Amethyſt, und zwiſchen beiden einem gemachten Sardonyx. Von dem Hyacinth heißt es: ῥοδον ἠν ἐν λιθῳ. So einen rothen Stein würden wir jetzt eher einen Granat nennen; unſere jetzigen Hyacinthe müſſen ins Gelbliche fallen. Von dem Amethyſt: ἐπορφυρετο του χρυσου πλησιον, er röthete mehr als Gold. Es iſt bekannt, daß das alte Purpur ins Gelbliche fiel; und es giebt auch weißlich-gelbe Amethyſte, obgleich die Hauptfarbe violet iſt. Den mittelſten Stein nennt zwar Achilles Tatius nicht Sardonyx; aber es war doch einer, und zwar ein gemachter. Er beſtand nämlich aus drei Steinen, την χροιαν ἐπαλληλοι, die der Farbe nach mit einander abwechſelten, aber doch συγκειμενοι waren, in Eins zuſammengeſetzt, ſo, daß ἡ κρηπις του λιθου, oder die Grundlage, ſchwarz, το μεσον σωμα weiß, der übrige höchſte Theil aber ἐμπυῤῥια κορυφουμενον war. Denn ſo, glaub' ich, muß es heißen; nicht, wie gedruckt iſt, ἐπυῤῥια, von πυῤῥος, feuerroth. Und alle dieſe drei Steine zuſammen ſtellten ein Auge vor. Dieſe Stelle erläutert vortrefflich die Geſchichte und die Kunſt der alten compositarum gemmarum. Hierzu genommen das Halsband beim Ariſtänet, in welchem die Steine als Buchſtaben geſetzt waren, die den Namen der Beſitzerin ausmachten.

4.

L. III. p. 167, wird der Statue eines Διος Κασιου, *Jovis Caſii*, zu Peluſium, gedacht. Sie ſtellte den Jupiter in ſeiner Jugend vor; und man hätte ihn für einen Apollo halten ſollen: το δε ἄγαλμα νεανισκος Ἀπολλωνι μαλιςα ἐοικως. Er ſtreckte die eine Hand aus, in der er einen Granatapfel hielt, ἔχει ῥοιαν ἐπ' αὐτῃ. Achilles ſetzt hinzu: της δε ῥοιας ὁ λογος μυςικος, er hatte eine verborgene Bedeutung.

5.

In dieſem Tempel des Jupiters zu Peluſium waren zwei Gemählde des Evanthes, eines Meiſters, deſſen ſonſt nirgend Erwähnung geſchieht. Das eine ſtellte den gefeſſelten Prometheus, und das andre die gefeſſelte Andromeda vor. Aber, wenn in der lateiniſchen Ueberſetzung ſteht: Evanthae pictoris, cujus illic etiam imago depicta fuerat; als ob auch das Bildniß des Mahlers ſelbſt da geweſen wäre; ſo beſagt der griechiſche Text davon gar nichts. Beide Gemählde werden von dem Achilles mit großer Kunſt beſchrieben; und dieſe Beſchreibungen können als Muſter in ihrer Art dienen.

6.

L. III. p. 203. Die Beſchreibung eines Theaterdolchs, wovon das Eiſen in den Heft hineingeht. Er hatte ſich unter der Geräthſchaft eines των τα του Ὁμηρου τῳ ςοματι δεικνυντων ἐν τοις θεατροις, eines Homeriſchen Rhapſodiſten, befunden.

Achmet. Daß Lambeccius das erſte Kapitel ſeines *Oneirocritici*, welches in des Rigaltii und Leunclavs Ausgabe fehlt, aus einem Mſpt. der kaiſerl. Bibliothek (Comment. Biblioth. Caeſ. L. VII. p. 263) herausgegeben: ob es Bayle mit angemerkt?

Chriſtoval Acoſta. Begab ſich nicht nur in die Einſamkeit, ſondern ſchrieb auch einen Traktat, *de la vida ſolitaria*, ſpaniſch, welcher, nebſt einigen andern theologiſchen Sachen von ihm, zu Venedig 1592 gedruckt worden. (W. B. 19. 1. Ethic. 10.)

Nonius Acoſta. Ein andrer, als der angeführte, war ein Portugieſe von Geburt, ließ aber Patavii, 1591, einen Traktat *de quadruplici hominis ortu* drucken, in 4to. (W. 5. Ph. 1.)

Acratus. Ein Freigelaſſener des Nero, deſſen er ſich, nebſt dem Secundus Carinas, bediente, um alles, was ihnen an Kunſtwerken in Griechenland gefiele, für ihn wegzunehmen, und nach Rom bringen zu laſſen. Winkelmann, Geſch. d. K. S. 391. — Ich habe aber noch nicht finden können, woher Winkelmann die Namen dieſer Leute hat.

Acrolithi. Erklärt Winkelmann (Geſch. d. K. S. 15.) durch Statuen, an welchen nur die äußerſten Theile von Stein waren. Aber den Beweis von dieſer Erklärung iſt er ſchuldig geblieben.

Adam Anglicus. Ein ſcholaſtiſcher Philoſoph, den Johannes Sarisberienſis anführt, und der alſo wenigſtens im 12ten Jahrhundert muß gelebt haben; denn jener ſtarb 1182. Es muß alſo ein andrer ſeyn, als der Schüler des Occam, mit dem er beim Jöcher verwechſelt wird. Joh. Sarisb. führt von dieſem Adam (Metal. L. III. c. 3.) Artem Differendi an, und ſagt davon: Utinam bene dixiſſet bona quae dixit! Ein Wunſch, den man auch bei verſchiedenen neuern, ſonſt ſehr ſcharfſinnigen, Philoſophen, bei Wolf und Lambert, zu thun Urſache hätte. Dieſen Fehler, ſagt Joh. Sarisb., ſchreiben ſeine Freunde der Subtilität zu; andre aber entweder ſeiner Dummheit, oder ſeinem Neide: quo quidem vitio Anglicus noſter Adam mihi prae ceteris viſus eſt laboraſſe, in libro, quem Artem differendi inſcripſit; *et utinam bene dixiſſet bona quae dixit!* Et licet familiares ejus et fautores hoc ſubtilitati adſcribant, plurimi tamen hoc ex inſipientia vel invidentia vani, ut ajunt, hominis contigiſſe interpretati ſunt.

Adam. So hieß ein Exjeſuit, der ſich bei Voltairen aufhielt. Das Bonmot aber: qu'il n'étoit point le premier homme du monde, iſt nicht von Voltairen, ſondern von Madame du Moulin über einen andern Pater Adam, gleichfalls einen Jeſuiten, vorlängſt gebraucht worden. S. Mélanges Critiques de Mr. *Ancillon*, T. I. p. 29.

Addiſon. S. den Artikel beim Chaufepié. — — Die Erklärung, die er von der Stelle des Juvenals, *pendentisque Dei*, giebt,*) gehört nicht einmal ihm ſelbſt zu; ſondern, wie ich ſehe, hat ſie ſchon Oiſelius bei der nämlichen Münze des Antoninus Pius, Tab. XXXIX. n. 3. — *Ilia*, beſchreibt er dieſe Münze, von *Rhea*

---

*) S. Band VI, S. 422.

Sylvia, ſeminuda, dormiens; et *Mars* nudus, ſiniſtra clypeum, dextra haſtam ferens, ad eam accedens; ſive, ut ait Poeta:

Et nuda effigies clypeo venientis et haſta
Pendentiſque Dei.

v. *Jac. Oiſelii* Theſaurus Numiſmatum; Amſt. 1677. 4. p. 190.

Aegina. Nach dieſer Inſel benennt **Winkelmann** (Geſch. d. K. S. 321.) eine eigene Schule der alten Künſtler, aber mit Unrecht; wie ich in meinen an den Rand geſchriebenen Anmerkungen zeige.*)

Agaſias. Der Meiſter des vermeinten **borgheſiſchen Fechters.** S. dieſen Artikel. — **Manilli** trägt kein Bedenken, ihn jünger zu machen, als den **Plinius**, weil dieſer ſeiner nicht gedenke. Es iſt lächerlich zu glauben, daß **Plinius** alle alte vortreffliche Künſtler genannt habe, oder auch nur habe nennen können.

Agat: Agtſtein. Muß ja nicht mit **Achat**, **Achatſtein**, verwechſelt werden. Es iſt das verkürzte **Gagates**, von welchem **Plinius** (XXXVI. 34.) handelt: Gagates lapis, ſagt er, nomen habet loci et amnis Gagis Lyciae. — Beim **Dioskorides** heißt der Ort und der Fluß Γάγας, in Lycien gelegen. — Ajunt et in Leucolla (ſo hieß ein Vorgebirge und eine Stadt in Pamphylien) expelli mari. Niger eſt, planus, pumicoſus, non multum a ligno differens, levis, fragilis, odore, ſi teratur, gravis. Weil er nun ſonach verſchiedene Eigenſchaften mit dem Bernſtein gemein hat (wie denn auch **Marbodus** von ihm ſagt:

Vicinas paleas trahit attritu calefactus;)

ſo iſt es gekommen, daß man ihn überhaupt für nichts als einen ſchwarzen Bernſtein gehalten, und dem Bernſteine ſelbſt den Namen **Agtſtein** gegeben hat. Indeß iſt der Gagath ſowohl von der Steinkohle, als von dem Bernſtein, zu unterſcheiden, und von dem letztern beſonders daran, daß er keinen angenehmen Geruch, wie dieſer, an ſich hat. Er wird (ſagt **Vogel** in ſ. Mineralogie, S. 327.) in Frankreich, in England, und im Würtenbergiſchen, häufig gefunden. — **Boetius de Boot** (L. II. c. 163) ſagt, daß die Franzoſen den Gagat *Agat* nennen, daß ſie alſo gleichfalls, wie die Deutſchen, das vorderſte *g* weglaſſen. In der alten franzöſ. Ueberſetz. des **Marbodus** heißt er *jayet*. Jetzt ſchreibt und ſpricht man *jais*.

---

*) S. 126.

Agathon. In convivio Platonis Socrates admiratur Agathonis audaciam, qui coram tot hominum millibus praeſenti animo recitaſſet tragoediam ſuam. Cui Agathon reſpondit, ſe citius velle coram multis hominum millibus dicere, quam apud unum Socratem. Atqui in illis, inquit, millibus et Socrates erat. Fit enim miro modo, ut quem unum reverearе, in turba mixtum contemnas. Dieſes ſchreibt Erasmus irgendwo in ſeinen *Adagiis*. Ich weiß jetzt nicht, weil ich keinen Plato bei der Hand habe, ob die letzte Anmerkung vom Plato, oder vom Erasmus iſt. Wenigſtens verdienen die Gründe, woraus dieſes erfolgt, unterſucht zu werden. Ich glaube es ſind dieſe: 1) In dem Sokrates allein ſah Agathon einen ſtrengen Richter, dem er vielleicht in keinem Stücke gefallen dürfte. Unter der Menge konnte er gewiß glauben, daß dieſem das, einem andern etwas anders gefallen würde. Das Vergnügen alſo aus dem Beifall einer Menge geringerer Kenner überwog das Mißvergnügen aus dem gänzlichen Mißfallen Eines zu ſtrengen. 2) Der ſtrengſte Kenner iſt unter der Menge nicht ſo ſtreng, als allein. Denn wenn er ſieht, daß dieſes und jenes auf dieſen und jenen Eindruck macht, ſo vergißt er, daß es nicht gefallen ſollte. Und wenn ihn nicht das Stück vergnügt, ſo vergnügt ihn zu ſehen, daß ſo viele aus einem mittelmäßigen Stücke Vergnügen ſchöpfen können. Mir wenigſtens iſt es mit hundert elenden Poſſenſpielen und ſehr mittelmäßigen Tragödien ſo ergangen.

Agrippina. Die Dresdner Agrippina vor ihrer Reſtauration kommt nicht allein in der Sammlung des Cavallerii vor, ſondern auch in der des Jakobus Marchuccius, die zu Rom 1623 herausgekommen iſt; ſo, daß man glauben ſollte, ſie ſey zu dieſer Zeit noch unergänzt geweſen.

Ahnenbilder. Zu einer Abhandlung über dieſelben bei den alten Römern. — — Ich vermuthe, daß die *armaria*, worin ſie aufbehalten wurden, und die Lares der Familie in ſich ſchloſſen. Denn *Lar* ſelbſt war nichts anders, als einer *ex lemuribus*, qui poſterorum ſuorum curam ſortitus, placato et quieto numine domum poſſidebat, wie Apulejus, *de Deo Socratis*, ſagt. — Dieſe *armaria* mochten wohl auch zugleich *lararia* ſeyn. Ein ſolches *armarium* verſteht ohne Zweifel Juvenal, init. Sat. VIII. unter *tabula capax*:

Quis fructus generis tabula jactare capaci
Corvinum?

Mehreres ſ. unten im Artikel: *Imagines*.

Akari. Dieß hielten die Alten für das kleinſte von allen Thieren. Καὶ ἐν κηρῷ δὲ γίνεται παλαιουμένῳ, ὥσπερ ἐν ξύλῳ ζῷον, ὃ δὴ δοκεῖ ἐλάχιστον εἶναι τῶν ζῴων πάντων, καὶ καλεῖται ἀκαρί, λευκὸν καὶ μικρόν. *Ariſtot.* Hiſt. Animal. L. V. c. 32. Es erzeuge ſich in altem Wachſe und Holze. Wie viel unendlich kleinere haben uns die Vergrößerungsgläſer entdeckt!

Akroaſes. Eine Art von Vorleſungen oder Reden bei den Alten. Wie ihnen mit Nutzen und Anſtand beizuwohnen, davon handelt **Plutarch** in ſeiner Schrift περὶ τοῦ ἀκούειν. Die Philoſophen, die dergleichen hielten, tadelten und ſtraften ihre Zuhörer namentlich ſo tapfer, als es ſich wohl wenige unſrer Kanzelredner jemals unterſtehen dürfen. Gleichwohl finde ich nicht, daß man ihnen ein Verbrechen daraus gemacht hätte. Vielmehr lehrt **Plutarch**, wie ſich die Zuhörer auch in dieſem Falle aufzuführen; und man kann nicht ohne Bewunderung leſen, welche Mäßigung er auch ſogar demjenigen Zuhörer anräth, dem der Philoſoph unverdienter Weiſe den Text geleſen. Auch von dieſem verlangt **Plutarch**, daß er geduldig bis ans Ende zuhöre, und ſich erſt nach der Rede bei dem Philoſophen vertheidige, mit Bitte, τὴν παῤῥησίαν ἐκείνην καὶ τὸν τόνον ᾧ νῦν κέχρηται πρὸς αὐτόν, εἰς τι τῶν ἀληθῶς ἁμαρτανομένων φυλάττειν: ut libertatem reprehendendi iſtam atque vehementiam, qua adverſus ſe nunc fuit uſus, ad arguendum aliquod vere peccatum reſervet. — Ohne Zweifel haben unſre Prediger mehr Beruf, von dem Lebenswandel ihrer Zuhörer zu ſprechen, als die alten Philoſophen hatten. Gleichwohl dürfte man den, der da rathen wollte, ſich gegen einen ſchmälenden Prediger eben ſo zu verhalten, als **Plutarch** es gegen den Philoſophen verlangt, ſehr auslachen. „Was kümmert das den Prediger, wenn es auch wahr wäre?“ ſagt man: das iſt, wir hören die Predigten unendlich weniger in der ernſtlichen Abſicht, uns zu beſſern, als die Alten die Akroaſes ihrer Philoſophen. — Es wäre alſo die Frage, ob man die namentlichen, perſönlichen Beſtrafungen der Laſter den Predigern ſo ſchlechterdings verbieten ſollte?

Leo Baptiſta Alberti. Oder de Albertis. Näher giebt **Jöcher** aus ſeinen Währmännern die Lebenszeit dieſes verdienten Mannes nicht an. Sonſt habe ich zweierlei noch anzumerken. I. Wenn **Jöcher** ſagt, daß ſeine Bücher de Re Aedificatoria erſt nach ſeinem Tode 1485 herausgekommen wären, ſo iſt das ſo ausgemacht nicht; da verſchiedene verſichern, daß er ſie ſelbſt 1481 herausgegeben habe.

II. Jöcher ſagt: „ſeine *Libri de Pictura* aber ſind erſt 1643 zu „Amſterdam in franzöſiſcher Sprache herausgekommen.“ Soll das heißen: eine franzöſiſche Ueberſetzung iſt erſt 1643 herausgekommen? Iſt es denn etwas Wunderbares, daß ein Buch erſt nach hundert Jahren überſetzt wird? Oder ſoll es heiſſen: dieſes Buch iſt niemals eher als 1643, auch in keiner andern Sprache eher, gedruckt worden? Wenn es das heißen ſoll, ſo iſt es ganz falſch. Denn man hat nicht allein ſchon eine italiäniſche Ueberſetzung von 1547, gedruckt zu Venedig in Oktav, welche Haym anmerkt; ſondern auch das lateiniſche Original ſelbſt war bereits mehrmals, und zwar das erſtemal zu Baſel 1540. 8. gedruckt.

Dieſes hatte ich vorlängſt über Jöchers Lexikon einmal angemerkt. Anjezt aber finde ich beim Füeßlin, daß der Graf Bottari in ſeinen Anmerkungen zu dem Vaſari (P. I. p. 321.) nähere Unterſuchungen über unſern Alberti angeſtellt hat. Nach ihm iſt er 1398 zu Florenz geboren, und eben daſelbſt 1472 geſtorben. Wenn das iſt, ſo iſt ſein Buch de Re Aedificatoria nach ſeinem Tode herausgekommen, es mag 1485 oder 81 zuerſt ſeyn gedruckt worden. Ich weiß nicht mehr, wer die ſind, welche, wie ich ſage, verſichern, daß er es ſelbſt herausgegeben habe; aber, wenn ich mich recht erinnere, ſo habe ich meine damalige Nachricht aus des *Clement* Bibliothèque Curieuſe gehabt, die ich desfalls wieder nachſehen müßte.

Füeßlin aber, welcher den Bottari in ſeinem Artikel Alberti excerpirt hat, that es ſehr nachläſſig, wenn er unſern Alberti Autor eines Buchs von der Bau- und Mahlerkunſt nennt, welches er in zehn Büchern verfaßt, und in drei Theilen zum Druck befördert habe. Es ſind zwei verſchiedne Bücher, nicht Eins; und beide ſind, wie wir geſehen, nach ſeinem Tode herausgekommen.

Und zwar das von der Mahlerei am ſpäteſten, und, wie ſchon geſagt, außer Italien, zu Baſel, 1540. Wenn man ſich hiebei erinnert, daß auch des Vinci Werk von der Mahlerei erſt länger als hundert Jahre nach ſeinem Tode, und auch nicht in Italien, ſondern in Frankreich zuerſt herausgekommen iſt; ſo wird man wohl nicht ohne Grund vermuthen dürfen, daß die Italiäner aus Neid mit dieſen Büchern heimlich geweſen.

Es ward in Baſel gedruckt; aber der Herausgeber war darum kein Schweizer, ſondern ein Deutſcher; nämlich Thomas Venatorius, ein Prediger in Nürnberg, der ſich beſonders durch die Ausgabe der Werke des Archimedes (Baſel, 1544. fol. gr. u. lat.) verdient machte. Venatorius aber eignete es dem Jakobus Milichius zu, der Profeſſor der Medicin und Mathematik zu Wittenberg war. Er ſagt, er habe um ſo weniger angeſtanden, die Schrift des Alberti drucken zu laſſen: cum de Pictura nullum hodie, quod equidem ſciam, extet ſcriptum. Gleichwohl waren damals die Traktate von Albrecht Dürer, ſeinem Landsmanne, ſchon im Druck. Doch freilich handeln dieſe nicht eigentlich von der Mahlerei, ſondern nur von verſchiedenen vorläufigen Kenntniſſen, die zur Mahlerei nothwendig ſind. Bekannt hat ſie Venatorius gewiß; denn er gedenkt Dürers ſelbſt, der damals bereits verſchiedne Jahre todt war; nämlich ſeit 1528.

Joh. Bapt. Alprun. Ich finde dieſen Arzneigelehrten weder beim Jöcher noch Käſtner. Doch iſt er wegen ſeiner außerordentlich kühnen Verſuche, die er mit den Peſtbeulen angeſtellt, und in ſeinem de Contagione Viennenſi Experimento Medico (Pragae 1680.) beſchrieben hat, des Andenkens höchſt würdig. S. Journal des Sav. A. 1680, p. 176, wo auch p. 181, Zweifel und Auflöſung derſelben vorkommen.

Ana. Unſre Ana ſind keine neue Erfindung. Es gab auch vor Alters abergläubiſche Verehrer eines gelehrten Mannes, welche die geringſten Broſamen, die ihm entfielen, aufſammelten. Ein ſolcher war Damis in Anſehung des Apollonius: ὁ Δάμις ἐβούλετο μηδὲν τοῦ Ἀπολλωνίου ἀγνοεῖσθαι, ἀλλ' εἴ τι καὶ παρεφθέγξατο, ἢ εἶπεν, ἀναγεγράφθαι καὶ τοῦτο. Er mochte reden, oder ſich verreden, (παραφθέγγεσθαι) Damis fing alles auf, hielt alles für werth aufgeſchrieben zu werden. Das Buch, in welches er dieſe Schätze zuſammentrug, ſcheint er Ἐκφατνίσματα betitelt zu haben; d. i. eigentlich, Ueberbleibſel in der Krippe, oder, was das Pferd beim Freſſen herauswirft; oder die vom Tiſche übriggebliebenen Brocken, die den Hunden vorgeworfen werden. Denn φάτνη heißt ſowohl die Krippe, als der Tiſch. Und dieſe Benennung verdienen alle Ana. Wenn nur die Tafel ſelbſt, von der ſie Brocken ſind, nicht meiſtentheils eine ſehr hungrige und armſelige Tafel wäre! Denn wie viele Sammler ſolcher Ana können ſich die Entſchuldigung des Damis zueignen! Als ihm einer dieſe hündiſche Sitte, ſich von den geringſchätzigen Brocken zu nähren, verwarf, ſo antwortete er: εἰ δαῖτες θεῶν εἰσι, καὶ σιτοῦνται θεοί, πάντως που καὶ θεράποντες αὐτοῖς εἰσιν, οἷς μέλει τοῦ μηδὲ τὰ πίπτοντα τῆς ἀμβροσίας ἀπόλλυσθαι. (*Philoſtr.* de vita *Apollon. Tyan.* L. I. c. 19.)

Anakreon. Von der Ausgabe des Pauw, und was ſeinen Urtheilen entgegen zu ſetzen, ſiehe den Artikel Anakreon beim Chauſepié. Von unſern deutſchen Ueberſetzungen und Nachahmungen würden ſich mancherlei gute Zuſätze machen laſſen.

---

d'Ancarville, der gegenwärtig den Antiquarius in Italien macht, und deſſen Avantüren zu Berlin um 1750 ich mich noch wohl erinnere:

Er wohnet dem Concert und dem Souper mit bei,
Und iſt des Morgens drauf — wo? — in der Hausvogtei.

Er hatte ſich für einen Grafen von Ducourt ausgegeben, und ſich von dem franzöſiſchen Geſandten als einen ſolchen bei Hofe vorſtellen laſſen; ward aber von Frankfurt aus, Schulden oder falſcher Wechſel wegen, verfolgt, ertappt, und hingeſetzt. Und nun fand es ſich, daß er eines Kaufmanns Sohn, aus Marſeille, wo mir recht iſt, ſey. Als er in der Hausvogtei ſaß, ließ er ſeine Politique Calculée drucken, die ich damals geſehen und geleſen habe, die mir aber ſeitdem nicht wieder vorgekommen iſt. Der Prinz von Würtemberg befreite ihn, bezahlte für ihn, und nahm ihn zu ſich. Und was er weiter bei ihm gemacht, davon finde ich eine merkwürdige Nachricht in dem Teſtament Politique du Maréchal Duc *de Belle-Isle*, welches 1762 zu Paris, wie der Titel ſagt, in 8vo gedruckt iſt, p. 98:

„Il arriva, que dans le même tems le Prince de Wurtemberg, qui ſert aujourd'hui comme Volontaire dans l'armée de „Mr. le Maréchal *Daun*, ſubjugué par un nommé *d'Ancarville*, „qu'il avoit tiré en 1750 de la citadelle de Spandau, (dahin iſt „er nicht gekommen; ſondern er ſaß die ganze Zeit in der Hausvogtei;) avoit eu le projet de ſubjuguer la Corse avec de l'or, et „de demander la princeſſe du Bréſil en mariage. *Ce d'Ancarville* „partit de Paris avec des pouvoirs et des lettres de credit. La „maitreſſe de cet Emiſſaire révéla le ſécret. Le Roi, qui en fut „informé, envoya *Mr. de Puſieulx*, qui n'étoit plus alors dans „le Miniſtère, chez le Prince de Wurtemberg, qui rougit ſur le „champ de l'être trop livré à un Avanturier, & envoya une per„ſonne de confiance après *d'Ancarville*, qu'on arrêta heureuſe„ment à Marſeille, au moment où il alloit ſ'embarquer.“ Der Prätendent, Prinz Eduard, hatte damals das nämliche Projekt; und der franzöſiſche Hof hatte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß England, à qui le Miniſtère de Lisbonne étoit vendu, dieſes nimmermehr zugeben werde. On ſait, heißt es daſelbſt weiter, que l'eſpoir d'être Roi de Portugal avoit flatté Mr. le Duc de Cumberland; je ne doute pas même que ſon deſſein auroit eu lieu, ſi les Peres Jéſuites, Confeſſeurs de la famille, ne s'y fuſſent oppoſés. *Voilà leur plus grand crime en Portugal.* Das Leztere iſt ſehr räthſelhaft geſagt.

Jakobus Angelus. Dieſer Gelehrte iſt nicht aus Florenz, ſondern aus Scarperia, einem Flecken im florentiniſchen Gebiete, gebürtig. Von dieſem Geburtsorte hat er ſeinen Namen bekommen, obgleich **Gesner**, **Simler** und **Friſius** aus dem **Jakobus Angelus Florentinus** und **Jakobus Angelus von Scarparia** zwei Perſonen machen. Allein ohne Grund, wenn man dem **Negri** in ſeiner Geſchichte der florentiniſchen Schriftſteller hierin am ſicherſten glauben kann. Ich ſage, **hierin**; denn in einem andern Stücke irrt ſich **Negri** mit dieſem Manne ſelbſt. Dieſes betrift ſein **Leben des Cicero**, welches er für eine bloße Ueberſetzung des **Plutarchiſchen** Lebens ausgiebt. **Clement** folgt ihm, weil er das Buch ſelbſt nicht geſehen hat, und ſezt hinzu: Voilà donc encore un auteur imaginaire raié de la liſte des Savans; l'autre reduit à la condition de ſimple Traducteur; & conſéquemment deux erreurs de moins dans la république des lettres. Das Leztere verhält ſich anders. Des **Angelus** Leben des **Cicero** iſt keine bloße Ueberſetzung, welches ſchon der Titel beſagt, den ich hier ganz herſetze. Nova et nunquam antea viſa in typis Hiſtoria de M. T. Ciceronis, inſignis ac clariſſimi Romanae Reip. Oratoris, ultimum et Conſulis fermeque Imperatoris Vita, a *M. Jacobo* quodam, cognomento *Angelo*, non tam ex Plutarcho converſa, quam denuo ſcripta quondam; nunc vero demum longo veluti poſtliminio ex vetuſtiſſima captivitate Romana vindicata ac liberata, et in publicum primum data, opera *M. Wolfgangi Periſteri*, alias *Columbenſis*. Vitembergae, a. d. 1561. Kal. Januar. 8. — Das Werkchen iſt auf der königl. Bibliothek in Berlin; ich bin aber abgehalten worden, es mit dem **Plutarch** näher zu vergleichen.

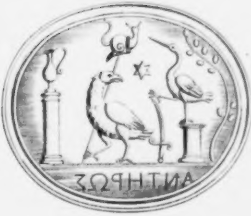
Johannes Anguilla. Ein berühmter italiäniſcher Bildſchnitzer in Holz, in der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts. **Manilli** Deſcript. Villae Borgheſiae, p. 28.) führt ein Werk von ihm an: Lectica, quae operi illi ſubeſt (nempe Picturae quadratae in altaris uſum, *Hieronymi da Carpi*, Aſſumtionem virginis exprimentis), variis exſculpta hiſtoriis, *Joannis Anguillae* opus eſt, qui ſummus in ligneis ſculpturis noſtra aetate artifex fuit. Ich finde ihn in dem Künſtlerlexikon des Füeßlin nicht.

Anteros. Soll der Name eines alten Steinſchneiders ſeyn. — Ich werde einen unbekannten Stein mit ſeinem Namen im dritten Theile der Antiquariſchen Briefe bekannt machen. Es fragt ſich, ob auf ſelbigem, was der Adler auf ſeinem Stabe hat, eine Schnecke ſeyn ſoll, oder nicht vielmehr ein Delphin, ſo, wie es das Attribut Neptun's iſt, und wie er es auf einem Smaragdpraſen beim Maffei (*Gemme Antiche Figurate*, P. II. Tab. 32.) auf der Hand hält? Desgleichen auf einem Achat, ebendaſ. II. Tab. 31, wo Neptun aus dem Waſſer zu ſteigen ſcheint, in der Linken den Dreizack, und auf der Rechten den Delphin.

Anthologie. Chaufepié unter Agathias, Anmerk. *B.* — Nachricht von der ungedruckten Anthologie in der königl. Bibliothek zu Paris ſ. in den Mem. de l'Acad. des Inſcr. T. III. p. 279. — Den Urſprung dieſer ungedruckten Anthologie lehrt Huetius in ſeinen Anmerkungen über die Anthologie, die Grävius ſeinen Gedichten mit beigefügt hat, p. 42: „In lemmate hic praefixo conjeciſſe ſe ait *Planudes* in hunc (ſeptimum puta) librum epigrammata meretricia et amatoria, quae non nimis obſcoena ſibi viſa ſint: et hujusmodi plurima videntur certe nobis, quibus frons tenerior eſt. Quae vero valde impudica eſſent, cujusmodi multa extabant in ſuo codice, ab iis manum abſtinuit. Verum collecta ſunt ab aliis; atque hanc puto eſſe originem Anthologiae cujusdam, quam nequitiae ſcholam dicas. Eam ex bibliotheca Palatina depromſerat *Salmaſius*, et plurima ejus circumferuntur exemplaria. Multiplex autem fuit graecorum epigrammatum collectio. Fuit una *Meleagri*, altera *Philippi*, quaedam *Agathiae* valde celebris. Memoratur et illa *Archiae*. Ex his eam quam habemus concinnavit *Planudes*. Cujus rejectanea obſcoenam hanc dederunt, quam dixi.

Apollonius, des Neſtors Sohn. Der Name eines alten Bildhauers, welcher ſich, auſſer dem Torſo im Belvedere, auch auf dem Rumpfe einer Statue in dem Pallaſte Maſſimi zu Rom befand. Dieſer leztere hat ſich gegenwärtig verloren. (S. Winkelm. Geſch. d. K. Vorr. S. XXII.) Junius, in ſeinem Catalogo Artificum, wo er die Inſchrift aus dem Gruter anführt, ſagt, die

Pl. XI [illegible]



Univ. Bibl.
München

Statue ſey ein Hercules obliquato corpore ſedens geweſen. Doch, Junius meint unſtreitig den Torſo im Belvedere, welcher den Namen dieſes Künſtlers gleichfalls führt. Dieſes letztern gedenkt auch Demontioſius (de Sculptura, p. 13. edit. Romae, 1585.); allein er irrt ſich, wenn er den Apollonius dieſes Torſo für den Apollonius hält, der mit dem Tauriskus zugleich arbeitete, dieſem vermuthlichen Meiſter des farneſiſchen Stiers. Denn der Apollonius des herkuliſchen Torſo war aus Athen; und dieſer aus Tralles, wie Plinius ausdrücklich ſagt.

Aratus. „Aratus, welcher die Aſtronomie nicht verſtand, „wie Cicero ſagt, konnte ein berühmtes Gedicht über dieſelbe ſchrei„ben; ich weiß aber nicht, ob auch ein Grieche ohne Kenntniß der „Kunſt etwas Würdiges von derſelben hätte ſagen können." Dieß ſind Worte Winkelmann's; (Geſch. d. K. Vorrede, S. X.) wogegen zu erinnern ſeyn möchte, daß in dem Gedichte des Aratus auch nichts von der Aſtronomie ſteht; es iſt eine bloße Aſtrognoſie. Und ſo etwas, wie dieſe gegen jene iſt, hätte gar wohl auch ein Grieche von der Kunſt ſchreiben können, ohne die Kunſt zu verſtehen. Ja, dazu bedarf es auch nicht einmal eines Griechen.

Wo ſteht die Stelle des Cicero?

Imagini delli Arazzi. Muß eine Art von ausgelegter oder angewebter Arbeit ſeyn; von der ich nur die Stelle bei dem Lana anmerken will: „Simili alle imagini di ricamo ſono quelle delli *Arazzi*, coſi chiamate da Arazza, dove prima ſi lavorarono, e ſe ne fanno non ſolo di lana, mà di ſeta ancora, che rieſcono molto più belli, e quando ſiano fatti con buon diſegno, e poſti in debita diſtanza dell' occhio, fanno un belliſſimo effetto; ed io direi, che gl' *Arazzi*, paragonati alli ricami, ſiano come le pitture grandi fatte a oglio ſu la tela, in riguardo alle imagini fatte a punta di pennello.

Ariſtophanes. Wer ſeine Vertheidigung in Anſehung des Sokrates übernehmen wollte, müßte nicht vergeſſen, daß M. Cato Cenſorinus eben ſo von dem Sokrates gedacht und geredet habe, als der Komödienſchreiber. S. den Plutarch in deſſen Leben.

Archon. „Die Anzahl der uns bekannten Archonten," ſagt Caylus (im Vorberichte des erſten Bandes ſeiner Alterthümer, S.

XVII der Ueberſ.) „iſt ſo geringe, daß wir von den 943, welche „jährlich in einer Zeit von 913 auf einander gefolgt ſind, nämlich „von Kreon an, welcher dieſe obrigkeitliche Würde zuerſt bekleidete, „bis auf den Kaiſer Gallienus, welchen die Jahrbücher für den „letzten angeben, nicht mehr, als ungefähr 270, kennen.“ Er rechnet aber unter die Zahl der Archonten die obrigkeitlichen Perſonen mit, welche unter dem Namen ἱερεις των σωτηρων bekannt ſind, und welche in dem zweiten Jahre der 118ten Olympias aufkamen, und bis auf das erſte Jahr der 123ſten Olympias, d. i. eine Zeit von neunzehn Jahren, fortgedauert haben. Dieſe neuen obrigkeitlichen Perſonen waren nur dem Namen nach von den Archonten unterſchieden.

Ariſtänet. Ich habe die Liebesbriefe, die unter dem Namen dieſes Schriftſtellers bekannt ſind, nach der Ausgabe des **Pauw**, Traj. ad Rhen. 1737. 8vo. wieder durchgelaufen, und mir folgendes daraus angemerkt:

Ep. I. Eine ſchöne Beſchreibung eines ſchönen Mädchens. Unter den Theilen ihrer Schönheit iſt auch ῥὶς εὐθεια, naſus rectus. Um ihren Hals hat ſie λιθοκολλητον περιδεῤῥαιον, ἐν ᾧ τουνομα γεγραπται της καλης· γραμματα δ' ἐςι των λιθιδιων ἡ θεσις. Das iſt die Stelle, auf die ich mich eben unter **Achilles Tatius** §. 3. beziehe. — Von den Brüſten heißt es: κυδωνιωντες οἱ μαςοι την ἀπαγχονην ἐξωθουσι βιαιως. Der Ueberſetzer drückt κυδωνιωντες durch ſororiantes aus, welches zwar für ſich gut iſt, aber dem Griechiſchen, mala cydonia imitantes, nicht entſpricht. Ob aber ἀπαγχονη nicht eine Art von Halstuch vielmehr, als das eigentliche ςηθοδεσμον hier ausdrückt, von dem ich es unter dem Artikel **Achilles Tatius** §. 1. erkläre?

Ep. II. p. 26. Daß auch die Griechen eine krumme Naſe geliebt, und ſie für eine Schönheit gehalten, lehrt die Stelle: ἱκανον προς ἐρωτα και μονον το ἐπιγρυπον του νεανισκου, „bloß ſeine krumme Naſe wäre hinlänglich, ſich in ihn zu verlieben.“ So ſagt eine verſchmitzte Magd daſelbſt von dem Geliebten ihrer Gebieterin.

Petrus Arlenſis de Scudalupis. Dieſen Mann ſcheint **Klotz** für einen Franzoſen angeſehen zu haben; denn er nennt ihn **Peter von Arlen.** (S. d. Art. **Edelſteine.**) Er war aber ein Spanier, welches das ſeinem Namen vorgeſetzte **Don** anzeigt, und *Presbyter Hierosolymitanus.* Was aber auf ſeinem Kupfer hinter ſeinem Namen die Buchſtaben *M. B. O.* andeuten ſollen, getraue ich mir nicht zu ſagen. Die ihm untergeſetzten Verſe ſcheinen anzuzeigen, daß er mehrerlei Widerwärtigkeiten ausgeſetzt geweſen.

Perſequitur Fortuna, tegit Conſtantia ſortes;
Inter utrumque feror, ſic data fata ſequor.

Vielleicht, daß ihn dieſe aus ſeinem Vaterlande nach Paris getrieben, wo er 1610 ſein Werk: Sympathia ſeptem metallorum ac ſeptem ſelectorum lapidum ad planetas, zuerſt herausgab. Dahin zielt ohne Zweifel auch ein kleines Gedicht, welches dem Werke vorgeſetzt iſt, von einem ungenannten Freunde, der aus *Petrus Arlenſis*, durch Verſetzung der Buchſtaben, *Lares tu ſpernis* macht, und das Diſtichen zur Erläuterung beifügt:

Italiam, patriosque Lares tu ſpernis, ut orbem
Virtuti totum, Petre, ſubeſſe probes.

Er gab aber ſein Werk zugleich mit dem Werke des Camillus Leonardus heraus, als auf deſſen Kenntniſſe er ſeine Entdeckungen gleichſam baute. Indeß iſt die Pariſer Ausgabe weder die erſte, noch die echte, wie ich aus einer Stelle des Morhof lerne, welche ganz angeführt zu werden verdient: (*Polyhiſt.* T. I. Lib. I. cap. XI.) Eſt inter recentiores *Petri Arlenſis de Scudalupis* Opus de Sympathia ſeptem metallorum, ſeptem lapidum, et ſeptem planetarum, Madriti primum, hinc Romae in folio, ſub initium hujus ſeculi editum: quo ſingularia continentur ſecreta, a filio per incogitantiam publicata, qui poſtea exemplaria omnia coemiſſe dicitur, ut nullum jam amplius compareat. Eſt quidem in Gallia illud recuſum minori forma, ſed totum mutilum, nulliusque pretii. Exiit tamen Pariſiis *Petri Conſtantis Albinii* Villanocenſis *Magia Aſtrologica, ſive Clavis Sympathiae ſeptem metallorum, ſeptem ſelectorum lapidum, ad Planetas, pro majori illius elucidatione editum a.* 1611. 8vo. Sed ſine arca ipſa clavis illa nulli uſui eſt. Qui legerunt, affirmarunt mihi, tot tantaque libro illo contineri, ut omni auro ſit praeſtantior. Inter cetera unum ſuccurrit, quod ille in eo legerat de vitro et cineribus cadaverum ſtrangulatorum certique mineralis conflando, cui lotium aegri immiſſum affectas corporis partes in ipſa urina oſtendat. Aliud ex eo libro adduxit *Joh. Petr. Faber* in ſuo *Palladio Chymico, cap.* 5. de certo pulvere tormentario. Ejus haec verba ſunt: *Vidi aurum natura ipſa incombuſtibile in pulverem pulvere ipſo tormentario ſeu bellico combuſtibiliorem reductum, ſpiritu ſulphureo combuſtibili, terra ipſius auri facta, quo nefanda ſcelera committi* *poſſunt, in hominum inevitabile malum: terrae motus praegrandes effici queunt, quo domus, immo civitas integra, et ſi populoſa ſit, ſusque deque ſubverti poſſint. Arcanum certe pulveris bellici inventi multo pejus et crudelius, cujus proclamatorem in ſuperiorem mundum beatum iri non exiſtimo, tanquam inexhauſti malorum fontis demonſtratorem.* Et hunc quidem ego pulverem pyrium Sympatheticum eſſe exiſtimo, qui in remoto etiam loco poſitus altero ſimilis generis accenſo ſimul accendatur. Multa alia ſparſim a nonnullis ſcripta, qualia in *Theatro Sympathetico*, Norimbergae edito, comparent, ſed nullis certis fundamentis inaedificata. Das letzte dieſer Geheimniſſe erinnert mich an das hölliſche Feuer, welches in dem vorigen Kriege der König von Preuſſen zu haben geglaubt ward. Sollte aber vielleicht nicht die ganze Erzählung von den erſtern Madriter und Römiſchen Ausgaben dieſes Werks eine Fabel ſeyn? Was mich dieſes zu vermuthen bewegt, iſt, daß **Petrus Arlenſis** ſelbſt weder vorn in der Zueignungsſchrift an den Herzog von Nivernois, den Sohn des Ludovikus Gonzaga, noch in der Vorrede zu der Pariſer Edition deſſen gedenkt, ſondern überall nicht anders als von einem Werke redet, das jetzt zum erſtenmal erſcheine, und zwar auf dringendes Verlangen ſeiner Freunde. Zum Schluſſe der Vorrede verſpricht er noch ein andres Werk: Quod ſi, amice Lector, hos meos, licet paucos, labores tibi arriſiſſe cognovero, Monarchiae Animae libellum brevi tempore tibi me traditurum polliceor, in quo omnes compoſiti operationes tam internas quam externas ſigillatim demonſtrabo, et ab uno duntaxat et abſoluto principio devenire per trinam intellectionem neceſſario apparebit. Omnes et ſingulae ſcientiae et artes ibi tanquam in Theatro conſpiciuntur; earum origines, inventores et operatores notabuntur. Animam vero abſolutum dominium in eas exercere, ſedentem in throno, manifeſtabitur. Opus magno labore et ſtudio compactum eſt. — Ohne Zweifel aber iſt es nie erſchienen.

Die Pariſer Ausgabe iſt von 1610. 8. ap. Dan. Gillium, welche zu Hamburg 1717, gleichfalls in 8. mit dem **Leonardus** und **Albinius**, nachgedruckt iſt. **Vogt**, der ſie wegen der erſtern Ausgabe unter den raren Büchern anführt, citirt: *Wendleri* Diſſ. de libr. rar. §. 16. desgl. die **Neue Bibliothek**, Th. VI. S. 653.

Joſephus Averani. Profeſſor Juris zu Piſa, ſtarb 1738. Seine Monumenta latina poſthuma, die im vorigen Jahre (1769) zu Florenz herausgekommen ſind, enthalten meiſtens Abhandlungen von verſchiedenen Spielen, beſonders von dem ludo oculorum, die ich ſehr begierig wäre zu leſen.

Die Werke ſeines Vaters, der gleichfalls Profeſſor d. ſch. W. zu Piſa war, Benedetto Averani, ſind in drei Folianten 1717 zu Florenz herausgekommen, und enthalten auch manches, wornach ich ſehr begierig wäre: als Diſſertationes in Anthologiam 76; in Euripidem 26; in Virgilium 45; u. ſ. f.

Nicolo Avanzi. Ein treflicher Steinſchneider im funfzehnten Jahrhundert, deſſen Vaſari mit vielem Lobe gedenkt. (Vite de' Pittori, Vol. I. P. III. p. 288.)

In der Daktyliothek des Zanetti findet ſich von ihm ein ſchöner Cameo, der Kopf Alexanders in der Rüſtung und dem Schmucke der Minerva. (Tab. XI.)

Auripelles. Kann wohl nichts anders ſeyn, als Goldleder, dergleichen man ſonſt zu Tapeten und Ueberzügen der Stühle brauchte. Von Erfindung deſſelben finde ich bei dem Matthäus, de rerum inventoribus, ein paar merkwürdige Stellen. Einmal p. 37, wo ſie der heiligen Cita aus Lukka zugeſchrieben wird: Cita Lucenſis mulier et ſancta auripellem, id eſt aurum in pelle, reperit. Quamobrem hujus rei artifices ejus diem feſtum ſingulis annis maximo honore colunt et obſervant. — Nach der andern Stelle, p. 41, iſt dieſe Erfindung zu Meſſina gemacht worden. Pelles bractea argentea obducere, dein eas fuco tingere in aureum colorem, quas auripelles vocant, Meſſanenſes ſuum ut ferunt, inventum fuit, magis novum quam vetus.

Die Kunſt, dieſe goldledernen Tapeten zu machen, ſ. beim *Cardan.* de rer. var. L. XIII. c. 56. fin.

B.

Ballon. Von Erfindung deſſelben will ich mir die Stelle aus dem Matthäus (de rerum inventoribus, p. 40.) anmerken: Pila luſoria vento plena, quae et pila ventaria appellari poteſt, inventa eſt recens, quamvis veteres pueros luſiſſe *folle* legamus; ſed illud, ut ſentio, aliud erat. Nam pila ventaria Marchione Ferrarienſi excogitata fuit.

Babel. Von dem Urſprunge der verſchiedenen Sprachen. — Hier will ich einzelne Gedanken und Nachweiſungen zu meiner Abhandlung über dieſe Materie ſammeln.

In **Leland's** Advantage and Neceſſity of Revelation, die Vertheidigung der von Gott anerſchaffenen Sprache.

Herder hatte ſich dawider erklärt; (wo?) und **Klotz** in ſeiner Bibliothek hatte geurtheilt, es verlohne ſich nicht der Mühe, dieſe Hypotheſe, wie er ſie nennt, zu widerlegen. Darüber wird **Klotzen** in den **Hamburgiſchen Nachrichten** (v. J. 1769, St. XIII.) der Text geleſen.

Origine des premières ſociétés, des peuples, des ſciences, & des Arts, & des Idiomes anciens & modernes. 8vo. à Amſt. & à Paris chez Lacombe, 1769.

v. Bar. Von ihm iſt doch wohl auch die *Epître du Chevalier des Cygnes à Don Quichotte de la Manche, Chevalier des Lions*. Avec des Remarques critiques, hiſtoriques, & philoſophiques, où le Commentateur ſupplée, explique, défend & embrouille les penſées de ſon Auteur; ſans Dédicace, ſans Préface, ſans Indice, & ſans Errata même. Gedruckt auf drei Bogen in Quart, ohne Jahrzahl und Ort. Denn wenigſtens iſt es ganz ſeine Verſifikation und Denkart. Er geht darin auf die Großen los, welche ihre Völker mit Elend überhäufen, durch Krieg und durch Abgaben; anſtatt daß der gute **Don Quixotte** nur auszog, um den Unglücklichen und Elenden beizuſpringen. Wen er unter dem Chevalier des Loups verſteht,

Qui n'aime que ſon or, ſa vie, & ſes *Géants*,

läßt ſich aus dem letztern Zuge leicht errathen.

Fr. Barocci. **Winkelmann** ſagt, daß deſſen Fleiſch ins Grünliche falle, und daß er gewohnt geweſen, die erſte Anlage des Nackenden mit Grün zu machen, wie man an einigen unvollendeten Stücken in der Gallerie Albani augenſcheinlich erkenne. (**Von Empfind. des Schönen, S. 11.**)

Winkelmann's Satz aber, den das Beiſpiel des **Barocci** erläutern ſoll: „daß die Künſtler die Farben nicht auf gleiche Weiſe ſehen müßten, weil ſie dieſelben verſchiedentlich nachahmten," hat keinen Verſtand. Denn, wie der Mahler die Farbe in dem Objekt erkennt, ſo erkennt er ſie auch in der Nachahmung; und wenn die Mahler die Farben nur vollkommen ſo nachahmen, wie ſie ſie ſehen, ſo muß ſich in ihren Nachahmungen kein Unterſchied finden.

Sonſt iſt Barocci an ſeinen ſehr geſenkten Profilen des Geſichts zu erkennen. (Winkelm. ebend.)

Caſp. Barth. Von ſeinen Libris Adverſariorum ſind die erſten 60 Bücher gedruckt. In der Reiskiſchen Verlaſſenſchaft befinden ſich im Mſpt. das 147ſte bis zum 150ſten Buche. Wo ſind nun die übrigen? nämlich 60 bis 147.

Bartolus. Mit dem Zunamen, *de Saxo ferrato*, von ſeinem Geburtsorte in Umbrien, ſtarb als Profeſſor Juris zu Perugia. 1355. Ich gedenke nur ſeines Proceſſus Satanae contra B. Virginem Mariam &c. von welchem ich eine deutſche Ueberſetzung beſitze, unter dem Titel: Ein nützlicher gerichteshandel vor got dem almechtigen unſerm herrn. durch die gloriwirdigſte Jungkfrawen Mariam Furſprecherin deß menſchlichen Geſchlechts an einem vnd vermaledeyten Sathanam anwalt der helliſchen Schalkheit am andern Teil geübt, durch den hochgelarten Doctorem Bartolum begriffen. In 4to, auf 18 Blättern. Der Ueberſetzer nennt ſich in einer Zueignungsſchrift an ein paar Rathsglieder zu Nürnberg, Georgius Alt, der Zeit Loſungsſchreiber daſelbſt; und die Zuſchrift iſt datirt: 1493, in welchem Jahre daſelbſt zu Nürnberg denn auch das Werkchen gedruckt zu ſeyn ſcheint.

Der Prozeß ſelbſt iſt bekannt genug, und ſcheint mir nach allen Umſtänden eben der zu ſeyn, welchen Freytag (*Annal. Litt.* p. 712.) unter dem Titel: Proceſſus Judiciarius Maſcaron contra genus humanum, anführt. Denn die Perſonen des Prozeſſes ſind eben dieſelben; nur daß ich nicht finde, daß Satanas daſelbſt Maſcaron oder Maſtaron heißt.

Auf dem Titel der deutſchen Ueberſetzung iſt ein Holzſchnitt, wo Gott der Vater als Richter auf dem Throne ſitzt; rechter Hand ſteht Maria die Fürſprecherin, und linker Hand der Satan mit einem Geſellen, mit Hörnern, und großen Ohren, und Schwingen, und, was das merkwürdigſte, mit einem Unterleibe als ein zweites Geſicht geformt; ohne Zweifel eine Anſpielung auf die Gaſtromythen.

Bentley. Von dieſem großen Kritikus lebt noch ein Sohn, welcher gleichfalls ein Mann von vieler Gelehrſamkeit ſeyn ſoll, und der 1761, eine Komödie, *The Wiſhes*, im italiäniſchen Geſchmack, zu London in Drury-Lane auf das Theater brachte. Der Companion to the Play-houſe ſagt davon, der Verfaſſer habe mehr als ein Gelehrter, denn als ein Genie, mehr für die Studierſtube als für das Theater geſchrieben; und er räth ihm ab, ſich weiter mit dem Theater abzugeben, und lieber das Volk zu unterrichten, als es zu beluſtigen zu ſuchen.

Berlin. Bei Berlin, zu Charlottenburg, ſteht die Sammlung alter Werke, welche der Kardinal Polignac zu Rom gemacht hat. Das bekannteſte ſind eilf Figuren, welche der ehemalige Beſitzer eine Familie des Lykomedes getauft hat; das iſt, Achilles in Weiberkleidern unter den Töchtern des Lykomedes verſteckt. Man muß aber wiſſen, daß alle äußere Theile dieſer Figuren, beſonders die Köpfe, neu, und, was das ſchlimmſte iſt, von jungen Anfängern in der franzöſiſchen Akademie zu Rom, gemacht worden ſind. Der Kopf des ſogenannten Lykomedes iſt das Bild des berühmten Hrn. von Stoſch. Das beſte Stück daſelbſt iſt ein ſitzendes Kind von Erz, das mit den Knochen ſpielt, welche die Griechen Aſtragali, und die Römer *tali* nannten, und die anſtatt der Würfel dienten. (Winkelmann v. Empf. des Schönen, S. 19.) Vergl. den Art. Polignakiſches Kabinet.

Ritter Bernini. Drei von ſeinen ſchönſten Gruppen ſind in der Villa Borgheſe. Die erſte: Davidis pugnam ineuntis cum Goliatho Gigante. Opus hoc equitis *Laurentii Bernini* eſt, qui ſui ipſius delineationem in Davidis dedit capite. (*Manilli*, edit. Havere. p. 24.) Die zweite: inſigne opus, et magnitudine conſpicuum, in quo cernitur Apollo perſequens Daphnen fugientem, quae jam lauri cortice operiri incipit. — Imponitur ingenti baſi ex candido marmore, ornato diverſis coloribus, tanquam acu picto. Inferius hi ſculpti verſus leguntur:

Quisquis amans ſequitur fugitivae gaudia formae,
— — Fronde manus implet, baccas ſeu carpit amaras.

(*Idem*, p. 27.) Die dritte: exhibet Aeneam Trojanum, patrem Anchiſem humeris ferentem, qui deos Penates ſecum portat, parvo juxta ſequente Aſcanio.

„Vor dem Raphael waren alle Figuren gleichſam ſchwindſüchtig; durch den Bernini wurden ſie wie waſſerſüchtig.“ (Winkelm. v. Empf. d. Sch. S. 11.) — „Weil die Baukunſt weit leichter iſt, als die Bildhauerei, ſo konnte Bernini, ohne Gefühl des menſchlichen Schönen, ein großer Baumeiſter ſeyn, welches Lob derſelbe in der Bildhauerei nicht verdient.“ (Ebend. S. 22.)

Von dem Leben des **Bernini**, welches der Abt **de la Chambre** herausgeben wollen, ſ. unten im Art. Mahlerei.

Beryll. **Brückmann** beſchreibt ihn, als einen durchſichtigen, blaugrünen oder meergrünen Stein, und ſetzt hinzu, daß die, welche das wenigſte Grün bei ſich haben, oft ſo ſchön und feurig ſind, daß, wenn ſie recht rein und gut geſchliffen werden, man ſie verfaßt für Diamante halten ſollte. — Und **Plinius**: Probatiſſimi ſunt ex iis, qui viriditatem puri maris imitantur; proximi, qui vocantur chryſoberylli, et ſunt paullo pallidiores; ſed in aureum colorem exeunte fulgore. — Sonach weiß ich gar nicht, wie **Dingley** ſagen können, daß der Beryll roth, gelb oder weiß ſey. Das heißt, gerade die Hauptfarbe vergeſſen, und nur diejenigen Farben nennen, in welche die ſchlechtern Arten des Berylls hineinſpielen.

Beim **Theophraſt** kommt der Name **Beryll** nicht vor. Und was **Nicol** (d. Ueberſ. S. 121), ſagt: „er wird Beryll genannt von der Gegend, wo er wächſt;" davon kann ich auch nichts in Erfahrung bringen. Ich wüßte kein Land, auch keinen Ort, der ſo hieße. Richtiger ſagt wohl **Iſidorus** (Orig. L. XVI.) „Beryllus in India gignitur, gentis ſuae *lingua* nomen habens." Das heißt aber nicht: gentis ſuae nomen habens.

Noch weniger verſteh ich, wie **Woodward** in ſeinem Method of Foſſils (beim **Johnſon**) ſagen kann: „the Beryll of our lapidaries is only a fine ſort of cornelian, of a more deep bright red, ſometimes with a caſt of yellow, and more tranſparent than the common cornelian.

Die Italiäner nennen den rechten meergrünen Beryll *acqua marina*. Daß ſie aber, wie **van Boot** ſagt, alle Cryſtalle, qui multiplici angulorum reflexu aliquos colores videntur in ſe habere, Berylle nennen ſollten, davon will **de Laet** nichts wiſſen. Indeß mag **Dingley** dieſen Glauben wohl gehabt haben. Und nur in dieſem Verſtande hat er ſagen können, daß der Beryll derjenige Stein ſey, den die Alten am meiſten gegraben.

Das Buch des Kardinals **Nikolaus de Cuſa** *de Berillo*, welches **Käſtner** anführt, wird wohl nicht von dem Edelſteine dieſes Namens, ſondern von der **Brille** handeln, wie aus der beigebrachten Erklärung des Kardinals deutlich genug iſt. Unſer Wort, **Brille**, kommt auch wirklich von dem barbariſchlateiniſchen *Berillus* her, welches, wie **Wachter** ſagt, ſo viel als *perſpicillum* iſt. Quaeritur autem, ſetzt er hinzu, unde Latino-Barbaris hic ſignificatus? da man nämlich nicht ſagen könne, daß die erſten Brillen aus dem Steine dieſes Namens gemacht werden. Und er fährt fort: Reſponderi poteſt, quod, cum Beryllus Indicus ſit lapis lucidus, nomen ejus paullatim communicari coeperit aliis corporibus lucidis, et primo quidem cryſtallo, poſtea vitro, tandemque etiam conſpicillis, quod ex utraque materia fierent. — Vielleicht daß auch der mediciniſche Gebrauch des Berylls, wenn er pulveriſirt iſt, wider mancherlei Augenſchäden, zu dieſer Uebertragung ſeines Namens auf die Brillengläſer etwas beigetragen hat.

Bernſtein. Die natürliche Beſchaffenheit deſſelben ſ. bei den Naturforſchern, deren Beobachtungen ins Kurze gezogen Vogel in ſeiner Mineralogie, S. 327, liefert. Nachzuleſen iſt auch *P. J. Hartmanni* Hiſtoria Succini Pruſſici, Berol. 1699. 4. — In ſofern er ein Körper iſt, den die Kunſt auch bearbeitet, merke ich nur an, daß der trübe und undurchſichtige gelbe Bernſtein klar, durchſichtig und weiß gemacht, geſchmolzen, und auf allerlei Art gefärbt werden kann. „Es iſt dieſes, ſagt Vogel, eine ſehr alte, aber geheime Kunſt, welche nur wenige verſtehen.“ (Er citirt dabei ſeine Inſtitutt. Chem. §. 668.) „Ein Bernſteinarbeiter in Königsberg, Chriſtian Porſchin, hat, vermöge der Durchſichtigkeit und weißen Farbe, die er dem gelben Bernſteine zu geben gewußt, im J. 1691 zuerſt Brennſpiegel und Brillengläſer daraus verfertigt. (S. Bresl. Verſuche, VII. S. 116.) Und ein vortrefflicher Künſtler in Breslau, Gottlieb Samuelſen, hat beides gekonnt, und nicht nur künſtliche Edelſteine, Ohrgehänge, ſondern auch Brillen, Vergrößerungsgläſer, Prismata, Brennſpiegel, u. dergl. daraus gemacht; wie ſolches in den Breslauiſchen Sammlungen erzählt wird.“ (XX. Verſuch, S. 642.)

Das beſte Werk, das vom Bernſtein geſchrieben, iſt Dr. Nathan Sendels Electrologie, die in drei Theilen zu Elbingen, 1725, 26 und 28, herauskam.

Bibel des Raphael. So heißt die Geſchichte des alten Teſtaments, welche dieſer große Künſtler an dem Gewölbe eines offenen Ganges im Vatikaniſchen Pallaſte, theils ſelbſt gemahlt, theils nach ſeinen Zeichnungen ausführen laſſen, und die Sante Bartoli in Kupfer geſtochen hat. — Winkelmann hält es für eins von denen Werken, nach welchen ſich ein junges und unverwöhntes Auge am beſten bilden könne. (Empf. d. Sch. S. 16.)

Eben dieſe Gemählde haben auch Sixtus Badalocchio und

Giovanni Lanfranchi zuſammen in Kupfer gebracht, und 1611 zu Rom herausgegeben, mit einer Zueignung an den Annibale Caracci. Dieſe beſitze ich ſelbſt. Die Zueignungsſchrift iſt 1607 unterſchrieben.

Blaſerohr. Iſt, nach dem Johannes Matthäus, eine neue Erfindung. Er ſagt davon in ſeinem kleinen Buche, *de Rerum Inventoribus*, p. 41: „Haſta inſtar tubae in longum perforata, per quam impulſo ſpiritu fictiles pillulas emittimus, quibus certo ictu aves necamus; inventum eſt non vetus, ſed recens; quae (pace doctorum dixerim,) tuba aucupatoria appellari poteſt, ſicuti dicimus: area aucupatoria, pertica aucupatoria, calami aucupatorii, et rete aucupatorium.

Aleſſandro Taſſoni in ſeinen *Penſieri Diverſi*, die im J. 1620 zuerſt herauskamen, hält gleichfalls die Blaſeröhre für eine neue Erfindung; welches er aber wohl nicht bloß dem Matthäus nachſagt, wie aus dem Zuſatze zu ſchließen iſt: „*Le Ciarbottane*, che ſervono per uccidere gli uccelli con palle di terra picciole ſenza ſtrepito, che d'un ſoffio ſolo, ſono anch' elle iſtromenti moderni, e trovate, ſ'io non m'inganno, in *Carpi* di Lombardia, dove oggidì ancora ſe ne fa quantità." — Von dem Italiäniſchen *ciarbottana* iſt das Franzöſiſche *Sarbatane* oder *Sarbacane*; und nicht von dem Spaniſchen *Zebratana*, wie Friſch ſagt. Von dieſem ſpaniſchen Worte iſt Covarruvias nachzuſehen, der es von *terebratana* herleitet; andre aber aus dem Arabiſchen.

Blechmünzen, oder Brakteaten. Dergleichen waren es ohne Zweifel, die ein Geiſt einem Mädchen bei Quedlinburg ſoll gewieſen und verehrt haben, und wovon Hulderikus Brenner einen eignen Traktat, 1605, geſchrieben, der in der Wolfenb. Biblioth. 112.6. Quodlib. 4to. zu finden. Man ſieht da deren drei auch auf dem Titel; und ich glaube, daß es die erſten waren, die ſo bekannt wurden.

Blumenmahlen. Wird von Lana (Kap. 3.) als eine von den beſten Uebungen angerathen, um auf die Wirkungen des Lichts und des Kolorits aufmerkſam zu werden, und ein ſcharfes, richtiges Auge darin zu erhalten. Ma ſopra tutto ci apporterà grande utilità il dipingere dal naturale varie ſorti di frutti, come anche uccelli, cani, lepri, e ſimili coſe; la ragione ſi è perche i frutti, fiori, e coſe ſimili hanno colori molto vivaci, ne' quali percuotendo il lume moſtra più diſtintamente la diverſità de i chiari e de gli ſcuri. Oltre a che nel dipingere li detti oggetti ſi prende una certa franchezza nell' operare, che molto giova, ed inanimiſce; tal franchezza e facilità naſce da queſto, che nel dipingere le dette coſe habbiamo grande libertà, e licenza di variare, facendo foglie, fiori, frutti qui più, e là meno carichi di colore, gl'uni con una, altri con un altra diverſa figura. Queſto precetto di eſſercitarſi in dipingere fiori e frutti dal naturale ſi oſſervi come un gran ſegreto di queſt' arte; un valente maeſtro della quale a me molto lo commendava per molte ragioni, mà principalmente per la poco avanti accennata, di fare venire in cognizione de i lumi, della quale notizia perche dipende tutta l'arte di ben diſporre i colori, perciò ho voluto avvertire queſte poche coſe, mà molto ſoſtantiali in queſta materia.

Boindin. Wer iſt der **Boindin**, von dem es im *Teſtament Politique* des Marſchalls von **Belle-Isle** S. 43. heißt: „*Boindin*, très bel-eſprit, prêchoit publiquement l'Athéiſme en France; on m'en a ſouvent porté des plaintes; mais je n'étois pas en place pour le reprimer. Le Miniſtre d'alors qui devoit le punir, lui permit de remplir une charge conſiderable dans la robe. Qu'eſt-il arrivé de cette condeſcendence? *Boindin* a fait des Elèves, qui honorent ſa memoire; et ceux-ci ſont des Proſelytes.

Bönhaſe. Man weiß, was gewiſſe Handwerker, beſonders die Schneider, einen **Bönhaſen** nennen, nämlich einen, der heimlich in Anderer Häuſern arbeitet. Nach **Friſchen** heißt es ſo viel als **Bühnhaſe**, weil dergleichen Leute furchtſamer Weiſe auf den Boden oder die Bühne laufen, um da im Verborgenen zu arbeiten. Er beruft ſich deswegen auf eine Preuſſiſche Landesordnung, wo es auch ausdrücklich **Bühnhaſe** geſchrieben werde. Ich bin mit dieſer Ableitung ſo ziemlich zufrieden geweſen, bis ich von ungefähr beim **Peringskiöld** (in ſeinen Anmerkungen zu des *Cochlaei* vita Theodorici, p. 358.) das ſchwediſche Wort **Bonås** finde, welches nicht allein dem Laute, ſondern auch der Bedeutung nach, mit unſerm Bönhaſe die größte Gleichheit hat. Er erklärt es durch das Griechiſche Βάναυσος, artifex illiberalis; womit er es auch ſeinem Urſprunge nach verwandt zu ſeyn glaubt.

Bordell. Heißt ſo viel als ein kleines Haus, von dem Angelſächſiſchen *bord*, ein Haus. S. die Anmerk. des du **Fresne** über den **Joinville**, S. 63. Die Ueberſetzer haben ſich oft den Kopf zerbrochen, wie petite maiſon zu überſetzen ſey. Da haben wir es ja!

Villa Borgheſe. **Manilli** gedenkt in ſeiner Beſchreibung dieſer Villa (p. 13, *ed. Havre.*) eines Basreliefs, welches den Raub der Proſerpina vorſtelle, und worauf Jupiter, vor mitleidendem Schmerz, ſich das Haar raufe. — Sollte dieſe Beſchreibung wohl ihre Richtigkeit haben? Sollte es möglich ſeyn, daß die Alten den Jupiter in einer ſo unanſtändigen Geſtalt gezeigt hätten? Ein Jupiter, der ſich das Haar ausrauft!

Miſſon (in ſeiner Voyage d'Italie, T. II. p. 169.) gedenkt unter den Statuen dieſer Villa eines alten **Silen's**, der den Bacchus in ſeinen Armen hält. Eine ſolche Statue habe ich in dem ganzen **Manilli** nicht gefunden; wohl aber ein Basrelief, ubi ebrius jamjam ex equo caſum minatur Bacchus, verum ſuſtentatur a quodam milite ex ejusdem comitatu, ſed qui ita exprimitur, ut et ipſe ſimili adjumento indigere videatur. Es ſey, daß **Miſſon** dieſes gemeint habe, oder nicht; die Vorſtellungen eines trunkenen Bacchus ſind auf den alten Denkmälern ſelten.

Bacchus in der Geſtalt eines liegenden Flußgottes iſt mir eine merkwürdige Statue: Bacchi ſtatua, quae exhibetur figura fluvii jacentis, uvis autem coronatus, manuque cornu copiae, ex quo ſimiliter uvae prodeunt, ſuſtinet; adeſt vero puerulus ludentis ritu exhibitus. (ib. p. 22.)

Die Gruppe, **Markus Koriolanus** mit ſeiner Mutter, deren **Winkelmann** gedenkt, (Geſch. d. K. Vorrede, S. XIII.) iſt beim **Manilli** (p. 31.) die **Fauſtina** mit ihrem geliebten Fechter.

Borgheſiſcher Fechter. **Manilli** ſagt davon p. 31, *ed. Havre.*: „Statua illa Gladiatoris famoſiſſima, pugnantis ritu, opus *Agaſiae Epheſii*, qui, licet Plinius ejus non meminerit (quoniam ejus forſan aetate nondum fuerat natus), hujus tamen ſtatuae artificio immortale nomen eſt adeptus. Erigitur ſtatua haec ſuper baſin ſimilem illi, quae Fauſtinae atque amatori ejus eſt ſuppoſita, eo tantum differens, quod aram habeat variis lapillis diſtinctam.“ — Das Fußgeſtelle der **Fauſtina** beſchreibt **Manilli**: „Marmoris candidi, cujus frons eſt ex alabaſtro, orae vero nigro et candido lapide diſtinguuntur.“ — — Wenn ſich nun aber nach dem **Miſſon** (T. II. p. 168.) auf der Baſe des Fechters die Aufſchrift: Αγασιας Δοσιθεου (nicht, wie dort verdruckt iſt, Δοσιθου) Εφεσιος ἐποιει, befinden ſoll; ſo geſtehe ich, wird mir bange, ob die Baſis zu der Statue gehört. Denn es giebt in der Villa Borgheſe ſo unzählige Werke, wo beides, die Statue und Baſis, zwar alt, aber im geringſten nicht eins für das andre gemacht geweſen, ſondern nur ſo zuſammengebracht worden; und die Baſes haben daher faſt immer Inſchriften, die nichts weniger als zu dem gehören, was ſie tragen.

Aus dem **Sandrart** führt **Haverkamp** in ſeiner Vorrede zum **Manilii** folgendes an: Inter fata celeberrimi hujus loci recenſet *Sandrartus* felicitatem illam, quod, cum effoderent illic pro exordio operis, nobiliſſima inventa fuerit ſtatua Gladiatoris, in pugnam maximo impetu procurrentis.

Herr Hofrath **Heyne** war es, der gegen meine Deutung des Borgheſiſchen Fechters in den **Göttingiſchen Anzeigen** erinnert hatte, daß ich den Borgheſiſchen Fechter mit einer Statue in Florenz verwechſelt hätte. Auf meine Antwort hierauf in den **Antiquariſchen Briefen** erklärt er ſich desfalls dahin, daß er nur damit ſagen wollen, die Stellung des **Chabrias** bei dem **Nepos** paſſe eher auf den **Miles Veles** zu Florenz, als auf den Borgheſiſchen Fechter. Und dieſes kann ich ihm zugeben, ohne daß ich deswegen beide Statuen verwechſelt haben muß.

Ich habe ſchon erklärt, daß ich ſelbſt an meiner Deutung zu zweifeln anfange. Jedoch nicht aus Gründen, die mir noch zur Zeit andre entgegen geſtellt haben. Auf dieſe ließe ſich noch zur Noth antworten. Z. E. Herr H. **Heyne** ſagt: die aufwärtige Richtung des Kopfes und der Augen an dem Borgheſiſchen Fechter ſchicke ſich nicht für die Stellung des **Chabrias**, indem er zweifle, ob die Spartaner damals Pfeile gebraucht, gegen die ſich die Truppen des Chabrias von oben her zu ſchützen gehabt hätten; wenn man aber auch dieſes zugeben wollte, ſo wäre ſodann die haſta projecta unnütz, die ſich auf einen Angriff in der Nähe beziehe. Ich antworte: es durften eben nicht Pfeile ſeyn, gegen welche ſich die Athenienſer von oben her zu vertheidigen hatten. Die geſtreckte und niedrige Lage, welche ihnen **Chabrias** vorſchrieb, erfoderte den aufwärts gerichteten Blick auch gegen den anrückenden Feind, welcher einhauen will. Beſonders, wenn es Reuter geweſen wären, welche zugleich mit hätten einhauen wollen. Und die Spartaner bedienten ſich der Reuterei damals allerdings ſchon mehr, als in den erſten Zeiten ihrer Republik. Folglich wäre nun auch die projecta haſta mit dem erhöheten Schilde nicht im Widerſpiel. Die Athenienſer hätten den anrückenden Feind ſo erwarten, und ſich gegen den einhauenden zugleich ſo decken können.

Boyer, Abel. Verfaſſer des Engliſch-Franzöſiſchen Wörterbuchs. Er war ein Franzoſe von Geburt, hatte ſich aber mit ſolchem Fleiß und Glück auf die engliſche Sprache gelegt, daß er nicht nur verſchiedne politiſche Werke und Zeitungsblätter darin ſchrieb, ſondern auch **Racine's** Iphigenie in Verſe überſetzte; ein Beiſpiel, das von dem Verf. des Companion to the Playhouſe als ein ſtarker Beweis angeführt wird, daß die engliſche Sprache doch nicht ſo ſchwer und regellos ſeyn müſſe, als ſie wohl ausgegeben werde. Er erkennt die Ueberſetzung der Iphigenie frei von allen Galliciſmen, an denen es wohl in Werken geborner Engländer nicht fehle. — — Es findet ſich aber auch noch ein geborner Franzoſe, der gleichfalls ſehr gut Engliſch geſchrieben; und das iſt **Pierre Antoine Motteux**, Verfaſſer vieler Tragödien und Komödien, auch einer guten Ueberſetzung des **Don Quixote.**

Buchhandel. Beim Zeller (in dem Erſten ſeiner **Sendſchreiben,** S. 5.) finde ich, daß im J. 1570 auf dem Reichstage zu Speyer bei höchſter Strafe geboten worden, daß auf allen gedruckten Büchern des Verfaſſers Name zu nennen, desgleichen Stadt und Jahrzahl ſolle geſetzt werden. — Anmerkungen über die Billigkeit und Rechtmäßigkeit dieſes Gebots.

Schon ſehr frühe Klagen über Buchhändler und Buchdrucker findet man in dem Geſpräche dreier Landfahrer: **Mich wundert, daß kein Geld im Lande iſt, von 1524.** (**Wolf. Bibl.** 101. 16. Quodl. 4to.)

Obgleich der Handel überhaupt, in dem römiſchen Reiche, größtentheils den Städten zur eignen dienlichen Einrichtung überlaſſen iſt; ſo iſt er doch auch mehrmalen von dem Reiche in allgemeine Ueberlegung gezogen worden, beſonders im J. 1667. Allein unter den damals erörterten vielerlei Punkten betrift keiner den Buchhandel; ohne Zweifel weil die Klagen und der Mißbrauch damals noch nicht ſo groß und allgemein waren. Denn ſonſt würde man, glaube ich, die Gelehrten und die Gelehrſamkeit wenigſtens wohl eben der Aufmerkſamkeit gewürdigt haben, deren man die Schiffs- und Fuhrleute, die Verfälſchung der Weine, die Zehrung in den Wirthshäuſern, würdigte.

Die Privilegien, welche Buchhändlern auf Bücher ertheilt werden, ſind gewiſſermaßen Monopolien. Doch ſind weder alle Monopo lien dem Rechte der Natur zuwider, noch ſonſt dem Ganzen ſchädlich. Beſonders wenn ſie Dinge betreffen, die nichts weniger als unentbehrlich ſind, und auch bei dieſen, ſo viel möglich, die Ueberſetzung im Preiſe verhindert wird. Daher wäre es gut, wenn in den Privilegien der Buchhändler auch der Preis feſtgeſetzt würde, um welchen das Buch zu verkaufen ſey.

C.

Cäcilia Metella. Des Kraſſus Frau; ihr Grabmal in der Gegend von Rom, iſt eins der ſchönſten Denkmäler der alten Baukunſt. (S. **Winkelmann**, v. d. Empf. d. Sch. S. 9.)

Calliſtratus. „Dieſer magere Sophiſt, ſagt **Winkelmann** „(Geſch. d. K. Vorr. S. XI), hätte noch zehnmal ſo viele Statuen „beſchreiben können, ohne iemals eine einzige geſehen zu haben; unſre „Begriffe ſchrumpfen bei den mehreſten ſolcher Beſchreibungen zuſammen, und was groß geweſen, wird wie in einen Zoll gebracht.“ — **Meurſius** (*Bibl. Att.*) hält dieſen **Calliſtratus** für den alten Rhetor, welcher gewiſſermaßen der Lehrmeiſter des **Demoſthenes** war. **Olearius**, der ihn ſeiner Ausgabe der **Philoſtrate** mit einverleibet, fällt dem **Meurſius** hierin bei. Nichts iſt leichter, als das Gegentheil zu erweiſen. Gleich die erſte Statue des **Satyrs**, die in Aegypten bei Theben in einer Grotte ſoll geſtanden haben, kann nicht anders als ein Werk ſeyn, welches zu den Zeiten der **Ptolemäer** in Aegypten iſt verfertigt worden. Die älteſten ägyptiſchen Werke, ehe die Griechen ſich Meiſter von dem Reiche machten, ſahen ganz anders aus. Der **Satyr** ſtand auf Einem Fuße; und **Plinius** ſagt ausdrücklich, daß **Polyklet** der erſte geweſen, welcher auf Einem Fuße ruhende Statuen gemacht habe. Auch die Vergleichung der Kunſt des **Skopas** mit der Kunſt des **Demoſthenes**, in der zweiten Beſchreibung, iſt ein Beweis wider den **Olearius**, auf den er in der Vorrede nur ſehr ſchlecht antwortet, indem er ſie lieber gar für von fremder Hand eingeſchoben halten will. Dieſe Vergleichung iſt übrigens nur von der Aehnlichkeit beider Wirkungen hergenommen, und nicht weiter ausgedehnt, ſo, wie es **Coppel** auf eine falſche und höchſt kindiſche Art gethan hat.

Hippolytus Capilupus. Seine lateiniſchen Gedichte ſind zu Antwerpen, ex officina Christ. Plantini, 1574, in 4to, auf 17 Bogen zuſammengedruckt worden. **Bayle** hat von dieſer Sammlung nichts gewußt. Es kommen beinahe nichts als geiſtliche und verliebte Gedichte darin vor; ſatyriſche gar nicht, wenn man ein paar Epigrammen ausnimmt: daß ich alſo nicht weiß, wie Teiſſier (Addit. aux Eloges, T. I. p. 179.) hat ſagen können: qu'Hippolyte Capilupe excelle dans la poëſie ſatyrique. Das Epitaph, welches er ſeinem Bruder Lälio geſetzt, (p. 119.) iſt dieſes:

Mantua te, Laeli, merito ſe jactat alumno,
Nam Maro qua ſonuit, tu quoque voce ſonas.
Et tua ſint quamvis ex omni parte Maronis
Carmina, non eadem, quae canit ille, canis.
Non igitur mirum, ſi te modo Mantua demtum
Certatim ſpargit floribus et lacrimis.

Die erſten Zeilen beziehen ſich ohne Zweifel auf die Virgiliſchen Centonen, in welchen Lälius Capilupus ſehr ſtark war.

Joh. Caramuel. In ſeinem Λεπτοτατος, ſ. nova Dialecto-Metaphyſica, bringt er eine neue Grammatik, zur Entſcheidung und Aufklärung der metaphyſiſchen und ſcholaſtiſch-theologiſchen Streitigkeiten, in Vorſchlag. Caramuel war ein ſehr ſubtiler Kopf, deſſen Werke Aufmerkſamkeit verdienen. In ſeinem Apparatu Philoſophico, den ich habe, ſteht viel Gutes.

Cardanus. Seine Prophezeihung, oder aſtronomiſche Vorherverkündigung, die chriſtliche Religion betreffend, gründet er auf die Präceſſion der Aequinoctien, und auf den motum octavi orbis, von welchen zuſammen mir es ſchwer wird, mir eine deutliche Idee zu machen. Die Stelle ſteht in ſeinem zweiten Buche, *de Rerum Varietate*, cap. XI, und lautet ſo: (Opp. T. III. p. 28. c. b.) Quod ſi ita eſt, neceſſe eſt, annum Chriſti MDCCC magnam mutationem facturam eſſe in Chriſti lege: quoniam capita motuum octavi orbis non ſolum in contrariis locis erunt, ſed contrario motu movebunt; quod ſi celerior ſit motus, celerius; ſi tardior, tardius. — Dieſes quod ſi ita eſt, iſt nun aber wohl gewiß falſch, ſo wenig ich auch von des Cardanus Erklärung ſelbſt mir einen Begriff machen kann. So viel ſehe ich, daß es nicht ſeine Erklärung, ſondern die Erklärung des Frakaſtorius (in Homocentricis, Sect. I. cap. 16.) iſt, den er hier ausſchreibt, ohne ihn zu nennen. Aber ich verſtehe den Frakaſtorius eben ſo wenig, und kann nicht begreifen, wie man ſich bei Präceſſion der Aequinoctien eine Proſthaphaereſin vorſtellen könne, das iſt, wie man glauben können, daß ſie in einem Zirkel geſchehe.

in welchem ſie wachſe und abnehme. — Ricciolus in ſeinem *Almageſto novo*, L. VI. c. 17. p. 451, gedenkt dieſer Erklärung des Frakaſtorius gleichfalls, und verwirft ſie. — Das quod ſi ita eſt läuft mit den eignen Worten des Cardanus dahin aus: Ab annis quadringentis ante Chriſtum usque ad Albategnium, qui floruit annis DCCCC poſt Chriſtum, anticiparunt aequinoctia ſemper augendo; poſt Albategnium autem anticiparunt, ſed minuendo. Nämlich wiederum ganzer 900 Jahr; bis alſo auf 1800. Ita ut ſi eſſent quatuor quadrantes parvi circuli, et quodlibet illorum in DCCCC annis ſuperaretur, totus autem circulus, in tribus millibus ac ſex centis. — Oder, wie Ricciolus die Meinung des Frakaſtorius ausdrückt: Fracaſtorius ait, periodum ſixarum totam peragi annis 36000, ſed ejus anomaliam annis 3600, & motum quidem Aplanas per ſe conficere annis centum unum gradum, talemque fuiſſe Chriſti tempore; fieri autem velociorem ac velociorem per annos 900, usque ad velociſſimum, ut a Chriſto ad Albategnium, inde autem coepiſſe minui, rediturumque ad mediocritatem anno Chriſti 1800. Poſtea per alios annos 900 tardiorem ac tardiorem fore, donec anno 2700 ſit tardiſſimus, et inde a ſumma tarditate recedendo per alios 900 annos, perveniat a. C. 3600 ad mediocritatem. Itaque annis 900 ante Chriſtum fuiſſe tardum, ſed cum diminutione tarditatis.

Von Cardan's Büchern, *de Rerum Varietate*, giebt es eine doppelte deutſche Ueberſetzung: die eine von Heinrich Pantaleon, Baſel, 1559, fol. welcher ein Auszug aus den Büchern *de Subtilitate* beigefügt iſt; die andere durch Hulder. Frölich v. Plawen, Baſel, 1591, fol. welcher gleichfalls ein Auszug aus jenen Büchern beigefügt iſt. Dieſer Auszug iſt dort und hier vollkommen der nämliche, und gehört dem Pantaleon; nur daß das Deutſch ein wenig hier geändert iſt, welches vielleicht auch von der ganzen Ueberſetzung gilt.

Das griechiſche chymiſche Räthſel vom Arſenikum, welches Cardan L. X. c. 51, *de Rer. Var.* mittheilt, iſt, glaube ich, eben daſſelbe, welches Leibnitz aufgelöſet hat.

Es wäre zu unterſuchen, ob das Syſtem von Gerüchen, welches er L. III. c. 11, *de Rer. Var.* giebt, ſo ganz neu, und ſo ganz richtig ſey. Er ſagt davon ſehr ſtolz: Quicquid intentatum eſt ab aliis, nobis, veluti novo Herculi, ſubeundum eſt.

Das Wiehern der Pferde bringt Cardanus auf fünferlei Arten, die alle ihre gewiſſe und beſtimmte Bedeutung haben. S. *de Rer. Var.* L. VII. c. 32.

Cardan hatte einen Roman, oder Fabelbuch, über welchem er, wenn er es las, ſofort einſchlief. Er gedenkt deſſelben an verſchiedenen Orten, und *de Rer. Var.* c. 46. macht er es ſogar namhaft: Ego cum audio Polyphili hiſtoriam, ſtatim dormio. Ob dieſer Roman des Polyphilus ſonſt bekannt iſt?

Thom. Ceva. Dieſer italiäniſche Jeſuit, welcher 1737 ſtarb, war ein eben ſo großer Mathematiker als Poet; und wahrer Poet, nicht bloß Verſifikator, wie ſein lateiniſches Gedicht: Puer Jeſus, in neun Büchern, beweiſt, welches er ſelbſt eher für ein komiſches Heldengedicht, als für ein wahres epiſches Gedicht, angeſehen wiſſen wollte. — Eine Lobrede auf ihn findet ſich im 41ſten Bande der Raccolta d'Opuſcoli Scientifici e Filologici, von dem Jeſuiten Guido Ferrari, aus welcher ich folgende Stelle, eine mathematiſche Erfindung des Ceva betreffend, nehme:

„Quemadmodum poëtis pulcherrimae feliciſſimaeque imagines incidunt inopinato, quamque minime aptis temporibus; ſic ille improviſo aſſequebatur impetu difficillimarum rationes rerum. Exemplo ſit inventum, quo licet jam mechanice triſariam triangulum partiri percommode, opereque perquam nudo et ſimplici. Qua de cauſa maxima eſt ei laus tributa a literatis viris. Invidit illi hanc laudem nobilis e Gallia Mathematicus, *Marchio Hoſpitalus*, libro edito, quo ſe auctorem praeclari inventi faciebat. Sed notata eſt in Actis Venetis Cevae editio annis decem anterior. Ceterum ea illi praeter opinionem res cecidit, cum urbem circumiens caſu oculos ad pervetuſtae cujusdam januae ſupercilium convertiſſet, ut ſymmetriam univerſam obſervaret."

Ich wünſchte ſehr zu wiſſen, wie dieſe alte Thür, die ihm zu der Erfindung Gelegenheit gegeben, wäre beſchaffen geweſen. Auch iſt dieſes ohne Zweifel ein Exempel, daß zwei das Nämliche erfinden können. Denn es iſt mir nicht wahrſcheinlich, daß der Marquis de l'Hoſpital es dem Ceva ſollte abgeſtohlen haben. — Das nämliche Problem meint ohne Zweifel Leibnitz in einem Briefe an Magliabechi. Opp. T. V. p. 112.

Chabrias. In dem Münzkabinette des Hrn. Generallieutenants von Schmettau befindet ſich eine alte Münze, welche der Beſitzer für auf die bekannte That des Chabrias geſchlagen hält. Die eine Seite zeigt einen nackten Krieger mit Schild, Helm und Lanze; er liegt auf dem rechten Knie, das linke vorgeſetzt, und mit dem großen runden

Schilde bis faſt zur Erde bedeckt; die Rechte hält die Lanze ganz horizontal vor; und die ganze Stellung iſt, als ob er eben im Aufſtehen begriffen wäre. Im Rücken der Figur ſteht ein K. und unter demſelben XEP. Die andre Seite zeigt eine Quadriga mit ihrem Führer, der eine Peitſche über die Pferde ſchwenkt. Ich habe die Münze ſelbſt vor mir; ſie iſt von Kupfer, und hat alle Merkmale des Alterthums. Die Figuren ſind von ſchlechter Zeichnung.

Chalcedon. Ein Achat, der eine weiße Milchfarbe hat, und kaum durchſichtig iſt. — Bei den Alten findet ſich kein Chalcedonius oder Calcedonius, außer daß in der Offenbarung Joh. Kap. 21, unter den zwölf Gemmen ein χαλκηδὼν gezählt wird. Aller Vermuthung nach, ſagt Gesner, ſoll das aber wohl καρχηδόνιος heißen; denn eines ſolchen Steines gedenkt Plinius, und rechnet ihn unter die *carbunculos*, als diejenige Gattung vielleicht, welche jetziger Zeit Granat, heißt: a Charchedone, i. e. Carthagine; non quia circa Carthaginem invenirentur, ſed quod a Poenis negociatoribus Romam adferrentur. Wollte man aber jenes χαλκηδὼν durchaus retten und beibehalten, ſo müßte es wenigſtens χαλκηδόνιος, Chalcedonius, geleſen und geſchrieben werden; von Chalcedon, einer Stadt in Bithynien. (vid. *Geſnerus* de Foſſilibus, p. 80. ſ. v.) — Aber dieſe Stadt wird auch beim Plinius (Lib. IX, Sect. 20.) *Calchedon* geſchrieben; folglich dürfte das χαλκηδὼν in der Offenbarung nur in καλχηδὼν zu verwandeln ſeyn. Und Plinius ſelbſt nennt eine Art von Smaragden calchedonii. (L. XXXVII. ſect. 16.) Mons juxta Calchedonem, in quo legebantur, Smaragdites vocatus eſt.

Indeß iſt unſer jetziger Chalcedonier weder dieſer Calchedonier, welches ein ſchlechter Smaragd war, noch jener Carchedonier, welcher unter die Karbunkel oder Rubinen gehörte; ſondern, wie geſagt, ein milchfarbener, kaum durchſichtiger Achat. Und wie dieſer von dem Sardonyx und Onyx unterſchieden ſey, lehrt Boot. (L. II. cap. 91) Ego hanc differentiam inter Sardonychem, Calcedonium, et Onychem pono: quod Sardonyx ſit, dum Onychi Sardius, aut Carneoli rubicundus color, diſtincte adjunctus eſt. Calcedonius, dum abeſt rubicundus et niger color diſtinctus. Nam confuſi et mixti, quaſi aqua exigua, portiuncula rubedinis, vel nigredinis tincta eſſet, adeſſe poſſunt. Onyx vero proprie, dum adeſt niger, et abeſt rubicundus.

Charron, Pierre. Seine drei Bücher, *de la Sageſſe*, ſind noch immer ein gutes Buch zu leſen. — Wie oft habe ich die Zeile des Pope, aus ſeinem zweiten Briefe über den Menſchen:

The proper ſtudy of Mankind is Man,

auch ſelbſt von Franzoſen als einen ſchönen, Pope'n eigenthümlich zugehörenden Gedanken angeführt gefunden! Gleichwohl iſt er von Wort zu Wort aus dem Charron genommen, welcher gleich zu Anfange ſeines erſten Buchs ſagt: la vraie ſcience et le vrai étude de l'homme, c'eſt l'homme. Warburton hätte dieſe Entlehnung wohl anmerken ſollen, wenn ſie ihm bekannt geweſen wäre.

Giulio Clovio. In dem Leben dieſes berühmten Miniaturmahlers macht Füeßlin in ſeinem allgem. Künſtlerlexikon einen Fehler, der auf alle Weiſe gerügt zu werden verdient. Er ſagt nämlich: „Albrecht Dürer hielt des Clovio Porträte und Hiſtorien ſo hoch, „daß er einige davon in Kupfer brachte.“ — Ich ſage, Füeßlin macht dieſen Fehler, und nicht Vaſari, den jener anführt. Die Sache verhält ſich gerade umgekehrt. Das erſte Stück, welches Clovio mahlte, war eine Madonna nach einem Holzſchnitte unſers Dürers: „La prima coſa, ſchreibt Vaſari in dem Leben des Clovio, che il Clovio coloriſſe, fu una Madonna, laquale ritraſſe, come ingegnoſo e di bello ſpirito, dal libro della vita di eſſa Vergine; la quale opera fu intagliata in iſtampe di legno nelle prime carte d'Alberto Duro.“ — Das Werk, welches Vaſari hier meint, iſt das Epitome in divae Parthenices Mariae hiſtoriam ab *Alberto Durero* Norico per figuras digeſtam cum verſibus annexis *Chelidonii*, und zu Nürnberg per Albert. Durer, 1511, fol. gedruckt. Es beſteht mit dem Titelblatte, auf welchem Maria mit dem Kinde innerhalb eines zunehmenden Mondes auf einem Kiſſen ſitzt, aus zwanzig Blättern Holzſchnitten, und nicht, wie Knorr ſagt, aus ein und zwanzig. Weil das Werk ſo rar iſt, daß es auch Schöber, in dem Leben Albr. Dürers, S. 150, nicht einmal ganz geſehen, ſo will ich die Blätter mit ihren Vorſtellungen, nach den Worten des Chelidonius, angeben.

1. Pontifex Joachimum, utpote infoecundum, ab ara Domini repellit.

2. Angelus Joachimo, rure commoranti, apparet, et ad auream portam conjugi occurrere monet.

3. Anna Joachim ſub aurea porta amplexando excipit, et Mariam concipit.

4. Diva Maria naſcitur ex Joachim et Anna, diu ſterilibus.

5. Maria tres annos nata a parentibus in templo praeſentatur.

6. Maria indicio frondentis virgae deſponſatur Joſepho a templi pontifice.

7. Maria angelo ſalutanti dum credit, Jeſum mundi ſalvatorem concipit.

8. Maria Chriſto concepto abiit in montana ad Heliſabeth cognatam.

9. Chriſtus ex Maria virgine naſcitur.

10. Chriſtus, Mariae filius, octavo die circumciditur.

11. Magi venerunt cum muneribus adorare Jeſum, Mariae filium.

12. Maria puerpera Jeſum in templo offert.

13. Maria cum filio ſuo fugit in Aegyptum.

14. Maria et Joſeph quo ſtudio victum in Aegypto quaeſierunt.

15. Maria Jeſum puerum in templo inter ſcripturarum magiſtros reperit.

16. Maria quomodo doluerit, filio ſuo ex Bethania Hieroſolymam in manus Judaeorum proficiſcente.

17. Maria anno quinto decimo poſt Chriſti aſcenſionem, adſtante eodem cum Sanctis omnibus, obit.

18. Maria ſupra choros angelorum exaltata ad laevam Dei Patris ſedet coronata.

19. Das neunzehnte, oder, mit dem Titel, zwanzigſte Blatt iſt wieder eine ſitzende Mutter mit dem Kinde, von Heiligen und Engeln umgeben; und darunter ſteht, außer der Jahrzahl und dem Orte des Drucks, ein Auszug des kaiſerlichen Privilegii.

Chelidonius war ein Benediktiner zu Nürnberg, und ein Zeitverwandter Dürer's; er ſcheint auch ſeine Verſe vielmehr zu den Holzſchnitten des Künſtlers gemacht zu haben, als daß der Künſtler die Holzſchnitte zu ſeinen Verſen verfertigt haben ſollte, die er zum Schluſſe der Charitas Pirkhaymer, aedis divae Clarae Noricoburgae Archimatri digniſſimae, zuſchreibt.

Was Schöber übrigens von den größern Buchſtaben in dem Worte *annexis* auf dem Titelblatte, und ihrer Bedeutung träumt, iſt ganz ohne Grund, und bloß aus dem falſchen Abdrucke beim Knorr entſtanden. S. deſſen Künſtlerhiſtorie, S. 74. Auf dem Düreriſchen Werke ſelbſt iſt nicht die geringſte Spur davon, ſondern alles mit gleich großen Buchſtaben gedruckt.

Guido de Columna. Das Gemählde, welches er in ſeiner *Hiſtoria Trojana* von der Helena macht, hat mit Arioſt's Beſchreibung der Alcina ſo viel Aehnliches, daß es das Urbild derſelben könnte geweſen ſeyn. *J. S. B.* in ſeiner Helena Menelai (Selecta hiſt. et liter. continuata, p. 243.) hat dieß bemerkt, aber mit einer Unrichtigkeit in der Note f, wo man anſtatt des Diktys Kretenſis den Dares Phrygius ſetzen muß. Denn nicht jenes, ſondern dieſes lateiniſche Ueberſetzung wird dem Cornelius Nepos zugeſchrieben. — Eben daſelbſt wird eine deutſche Ueberſetzung des Guido von David Förtern angeführt, die zu Mümpelgard, 1599, 8. gedruckt worden. Fabricius ſcheint in der Biblioth. Lat. med. aevi, L. III. p. 1132, keine gekannt zu haben, die wirklich gedruckt ſey, indem er aus dem Lambeccius bloß die proſaiſche und poetiſche anführt, die in der Wiener Bibliothek in der Handſchrift liegt. — Ob das alte Werk, welches ich beſitze: Die Hyſtöri von der erſterung der hochedeln ſchönen köſtlichen und großmechtigen ſtatt Troya, gedruckt zu Straßburg, 1499, in kl. fol. eine Art von Ueberſetzung des Columna ſey, müßte die nähere Vergleichung zeigen. Es fängt mit der Geſchichte eben da an, wo Dares Phrygius anfängt, erzählt aber die beiläufigen Geſchichten, z. B. des Jaſons und der Medea, viel umſtändlicher.

Conclamatio. Außer der militäriſchen Bedeutung, welche dieſes Wort hat, verſteht man auch darunter dasjenige Geräuſch und Getöne, welches die Römer bei ihren Todten auf Hörnern und Trompeten, von Zeit zu Zeit, bis zur wirklichen Beſtattung derſelben machen ließen; ſowohl, wie Hygin ſagt, um die Anverwandten und Bekannten des Verſtorbenen dadurch herbeizurufen, und ſie ſehen zu laſſen, daß er natürlichen Todes verblichen ſey; als auch, wie Servius anmerkt, im Fall die Seele den Körper noch nicht wirklich verlaſſen hätte, ſondern nur in Betäubung läge, ſie wieder zu ermuntern, damit nicht, wie ſchon geſchehen war, ein Lebendiger für einen Todten auf den Scheiterhaufen gebracht würde, wo er durch die Heftigkeit des Feuers nicht eher wieder zu ſich käme, als bis er nicht mehr zu retten wäre. Dom Martin hat dieſe Conclamation auf einem Basrelief des Antiquitätenſaales im Louvre bemerkt, und ſie am umſtändlichſten und beſten erläutert. Daß aber nicht allein die Trompete (tuba), deren in der Stelle des Hyginus gedacht wird, ſondern auch das Krummhorn, welche beide Inſtrumente auf dem Basrelief zu ſehen, dazu gebraucht worden, beweiſet Dom Martin aus einer Stelle des

Petronius, aus welcher zugleich erhellet, daß es die Knechte des Libitinarii waren, die dieſe Leichenmuſik machten.

Cornelius Nepos. Steph. Andr. Philippe hat ſeiner Ausgabe dieſes Schriftſtellers (Lutetiae Pariſior. typis Jo. Barbou, 1754, gr. 12.) ein Verzeichniß aller vorhergehenden Ausgaben angehängt. Ich vermiſſe aber in demſelben eine von den allererſten, nämlich die von Breſcia, aus der Druckerei des Jakobus Britannikus, in Folio, vermuthlich von dem Jahre 1497 oder 1498. Denn ich bekenne, daß die Angabe des Jahrs zu Ende des Buchs für mich gewiſſermaßen ein Räthſel iſt. Hoc opus, heißt es, Probi Aemilii de Virorum excellentium Vita impreſſit Jacobus Britannicus. In inclyta Brixiae civitate Anno mccccIID. xv. Calend. Octobris. IID bedeutet Zwei oder Drei von Fünfhundert, nachdem man den dritten Strich zweimal oder einmal nehmen will. Aber wozu alsdann die vorhergehenden vier kleinern cccc? Die Leben des Cato und Attikus mangeln in dieſer Ausgabe; und die Leben der Könige laufen als eine bloße Schlußrede der Lebensbeſchreibung des Timoleon in Eins mit derſelben fort. Da auch Fabricius dieſe Ausgabe nicht gekannt hat, ſo gehört ſie unſtreitig zu den ſeltenen, und verdient mit den neuern verglichen zu werden.

Barth war der Meinung: Aemilium Probum, aevo Theodoſii, Cornelii Nepotis libros in Epitomen redegiſſe; (vid. *Adverſaria*, L. XXV. c. 15.) und daß wir weiter nichts, als dieſen Auszug vom Nepos hätten. Nur das Leben des Attikus hält er für ſo, wie es Nepos ſelbſt geſchrieben: Unica, ſed eleganter et proprie ſcripta vita vere Cornelii Nepotis ad nos venit, adeo quidem utrumque, ut Attici rebus intereſſe nobis videamur, quoties eam legimus, et ſane ejus comparatione judicare poterunt eruditi viri de alteris illis. (*Adverſ.* L. XLII. c. 29.) An dem erſten Orte meldet Barth, er habe ſolches in einer eigenen Abhandlung erwieſen. Wo iſt dieſe? — In ſeinen Anmerkungen über den Statius (ad v. 119. L. II. *Thebaid.*) berührt er die Gründe ſeiner Meinung kürzlich: 1) weil man, außer dem Leben des Attikus, perennem ill[illegible] [illegible]nis candorem et illaeſam ſuavitatem in docta atque prudenti ſimplicitate, die dem Nepos eigen geweſen, nicht finde, wohl aber multas ſalebras; 2) weil die Handſchriften den Namen des Aemilius Probus ausdrücklich vorſetzen, und das Epigramm des Probus an den Theodoſius, welches ſich vor einer derſelben gefunden, nicht geſtatte, den Probus für einen bloßen Abſchreiber zu halten. — Sed ſunt haec, ſchließt Barth, alterius loci, et creſcunt jam in maturitatem in armariis noſtris *Lectiones Nepotianae.* Auch von dieſen weiß ich nicht, daß ſie zum Vorſchein gekommen wären.

Wenn man daher in den Adverſarien des Barth, in ſeinen Anmerkungen über den Statius und andre, ſeine beiläufigen Verbeſſerungen und Erläuterungen des Nepos ſuchen will; ſo muß man ſie nicht bloß unter dieſem, ſondern vornehmlich unter Aemilius Probus ſuchen.

Cotys oder Cotytto. Hederich macht in ſeinem mythologiſchen Wörterbuche unnöthiger Weiſe zwei verſchiedene Weſen daraus. Cotys oder Cotytto war eine Gottheit, deren Dienſt die Athenienſer von den Thraziern angenommen hatten. Daß ſie thraziſchen Urſprunges geweſen, ſcheint auch ſchon der Name wahrſcheinlich zu machen, da Cotys der Name verſchiedener thraziſchen Könige war. Strabo (*Geogr.* L. X.) gedenkt ihrer. Bei den nächtlichen Verehrungen dieſer Göttin ging es äußerſt unzüchtig und üppig zu; daher die alten Komödiendichter, beſonders Eupolis in einem eignen Stücke, ſehr dawider eiferten. Politian (*Miſcell.* L. I. c. X.) thut ſich gegen den armen Domitius ſehr viel darauf zu gute, daß er in der Stelle Juvenal's (L. I. Sat. 2. v. 92.) die Anſpielung auf das Stück des Eupolis entdeckt habe. Er hatte ohne Zweifel ſeine Weisheit dem alten Scholiaſten des Dichters zu danken. Und doch iſt es abgeſchmackt zu ſagen, daß Juvenal auf das Stück des Eupolis ziele. Er zielt nicht auf die Baptae des Eupolis, ſondern auf die Baptae überhaupt, die dieſer in einem eignen Stücke lächerlich und verhaßt gemacht hatte. — Ob man aber hinlänglichen Grund habe, die Cotys oder Cotytto für die Göttin der Unkeuſchheit und Unzucht ſelbſt zu halten, weiß ich nicht. Die nächtlichen Feſte des Bacchus, der Iſis, und anderer, wurden eben ſo unzüchtig begangen, ohne daß es deswegen Jemanden eingefallen wäre, dieſe Gottheiten ſelbſt zu Schutzmächten der Unzucht zu machen. Beim Suidas indeß heißt die Cotys ausdrücklich δαιμων — ἔφορος τῶν αἰσχρῶν, wo wir zugleich ſehen, daß ſie auch zu Korinth ſey verehrt worden. Unter den neuern Dichtern hat Milton beſonders der Cotys dieß Amt gegeben. In ſeinem Comus, V. 129 ff. ſagt er:

Hail, Goddeſs of nocturnal ſport,
Dark-veil'd Cotytto, &c.

und ich würde daher keinen Dichter tadeln, der ſich dieſer angenommenen Meinung weiter bedienen wollte. Daß auch die Römer den

Dienſt der Cotytto angenommen haben ſollten, iſt aus der Stelle des Horaz, wo er ihrer Feſte, Cotyttia, erwähnt, nicht zu ſchließen. Er läßt, *Epod.* XVII, v. 56. die Kanidia ſagen:

Inultus ut tu riſeris Cotyttia
Vulgata, ſacrum liberi Cupidinis?

Der Dichter aber ſcheint nur überhaupt die nächtlichen magiſchen, und auf verbotene Liebe abzielenden Cärimonien der Kanidia ſo zu nennen. Ea autem *Cotyttia* nominavit, ut honeſto vocabulo turpitudinem ſuam celaret, ſagt der alte Scholiaſt. Die Römer hatten indeß andere eben ſo unzüchtige Feſte, welche Juvenal mit dieſen vergleicht.

Βάπται hieß das obenerwähnte Stück des Eupolis; und dieß war vermuthlich der Name derer, die in den Geheimniſſen dieſes Dienſtes eingeweiht waren, wie aus der angeführten Stelle Juvenal's zu ſchließen iſt. Eupolis hatte darin beſonders den Alcibiades ſehr mitgenommen, deſſen ausſchweifende Jugend ſich der Schändlichkeit jener Feſte ohne Zweifel mit ſchuldig gemacht hatte; und es iſt bekannt, wie hart ſich Alcibiades desfalls ſoll gerochen haben. — Bei der Stelle Juvenal's wären übrigens die Ausleger noch fleißiger nachzuſehen, beſonders Grangäus, welcher ſagt, daß die Cotytto ſonſt eine unzüchtige Tänzerin geweſen ſey; desgleichen Erasmus im Adagio, ἄρρητα κοτυττίοις; ferner Cruquius über die Stelle des Horaz, welcher κότταβος und κοτταβίζω von dieſer Cottys herleitet.

Conſtruktion. Ein Beiſpiel ſehr unpoetiſcher Wortfügung, beſonders in Verwerfung der Beiwörter, ſind folgende Verſe im Tibull, L. II. El. 2. v. 13 f.

Nec tibi malueris totum quaecunque per orbem
Fortis arat valido ruſticus arva bove.

Und dieſen Pentameter kann Broukhuyſen noch dazu wegen der verſchränkten Glieder rühmen! Er glaubt ſogar, daß es ein ganz beſondres und vorzügliches Kunſtſtück des Tibullus ſey, ſeine Pentameter ſo einzurichten: in primo hemiſtichio collocat bina epitheta, quae epitheta diſpeſcuntur una vocula media; in poſteriori ſunt bina ſubjecta cum uno verbo regente, itidem medio; welches er beim V. 22. Eleg. 1. L. II. mit vielen Exempeln erläutert; als:

Sera tamen tacitis poena venit pedibus.

Crotoniati ſ. Contorniati Numi. Alte Medaillons mit einem hohen Rande auf beiden Seiten. Sie ſcheinen ihren Urſprung aus Griechenland zu haben, und zu Ehren der Sieger in den olympiſchen Spielen geſchlagen worden zu ſeyn; daher auch **Rinck** ihren Namen von der Stadt **Crotona** herleitet, weil aus der Hiſtorie bekannt iſt, daß einſtmals alle olympiſche Sieger Crotoniaten geweſen; daher das Sprüchwort: qui Crotoniatarum poſtremus, is reliquorum Graecorum primus; worüber **Erasmus** nachzuſehen iſt.

Jobert ſagt, daß ſie von ſehr flachem Relief, in Vergleichung gegen andere Medaillons, wären. Doch, das iſt nicht allgemein wahr; es finden ſich deren auch von ſehr erhabenem; ſo wie auch ſogar manche, die tief gearbeitet, und nicht geſchlagen, ſondern gegraben zu ſeyn ſcheinen.

Quod victoriales ſint, ſagt **Rinck**, palma docet; et veriſimile eſt, victores ludorum Olympicorum illos primo ex victoriae jure cudiſſe. Und daß die olympiſchen Sieger dieſes Recht wirklich gehabt, erhellt aus der Stelle des **Pollux** vom **Anaxilas**, beim *Paſchalis* de Coronis, L. VI. c. 7. — Eorum maxima pars Neronis et Trajani effigiem gerit; et eſſe poteſt, ſagt **Rinck** gleichfalls, quod victores horum temporum Imperatorum capita imprimere amaverint.

D.

Deutſch. Bei der bewußten Stelle des **Scioppius** von den verſchiedenen Dialekten der deutſchen Sprache, iſt das nicht zu vergeſſen, was im *Grammatico Palaephatio ſ. Nugivendo* (Wolf. Bibl. 141. 13. Eth. 12.) p. 23, dagegen erinnert wird.

Auch wäre zu unterſuchen, in welcher deutſchen Mundart das Geſpräch, **Hans Pumbſack**, eigentlich geſchrieben ſey. Es ſteht in den Facetiis Facetiarum. (Wolf. Bibl. 142. 12. Eth. 12.)

Deutſche. Mrs **Pilkington** erzählt im dritten Bande ihrer *Memoirs*, die letzten verſtändigen Worte, (ſenſible words) welche **Swift** geſagt habe, ehe er in ſeine letzte tiefe Melancholie verfallen, in der er keinen Menſchen mehr gekannt habe, wären bei folgender Gelegenheit geweſen: Mr. *Handel*, when about to quit Ireland, went to take his leave of him; the ſervant was a conſiderable time, ere he could make the Dean underſtand him, which when he did, he cried: „*Oh! a German, and a Genius! a prodigy! Admit him.*“ The ſervant did ſo; &c. d. i. „Als **Händel** im Begriff war, Irland zu verlaſſen, gieng er zu **Swift**, um von ihm Abſchied zu nehmen. Der Bediente hatte ziemlich lange zu thun, ehe er ſich dem Dechant verſtändlich machen konnte; und als er ihn nun verſtand, rief er aus: Oho! ein Deutſcher! und ein Genie! Ein Wundermann! Laßt ihn hereinkommen.“

German Quarrels, ſagen die Verfaſſer des *Monthly Review*, Vol. XVIII. p. 107, bei Gelegenheit der damaligen politiſchen Streitſchriften zwiſchen Oeſtreich und Preußen, and *German Controverſies*, are proverbial expreſſions, to ſignify, the firſt, a quarrel without cauſe, the ſecond, a controverſy without end; d. i. „deutſche Zänkereien und deutſche Streitigkeiten ſind ſprüchwörtliche Ausdrücke, wovon der erſte eine Zänkerei ohne Grund, und der zweite, eine Streitigkeit ohne Ende, bedeutet.“

Diamant. Daß der Diamant nicht gänzlich dem Feuer widerſtehe, hat man nicht erſt durch neuere Verſuche gelernt. Denn ſchon Aldrovandus, Muſaei Metallici l. IV. c. 78. p. 948, ſagt, wenn er des alten Wahnes gedenkt, daß er flammis reluctetur, et ferro non frangatur: „Nos autem credimus, horum aſſerta deflectere a veritate, cum diuturnitate temporis ignibus *conſumatur*, et fere tandem in pulverem redigatur, ſi piſtillo ferreo in mortario contundatur.“

Diogenes. Daß ſein Faß ein irdenes und kein hölzernes Faß geweſen ſey, beweiſt Hr. Klotz in ſeiner Abhandl. von geſchnittenen Steinen (S. 111.) ſehr umſtändlich aus alten Gemmen, und glaubt, daß es nur daher zu beweiſen ſey. „Diogenes, ſagt er, in ſeinem Faſſe iſt auf einigen alten Steinen vorgeſtellt. Man ſieht, daß dieſes Faß von gebrannter Erde, nicht von Holz verfertigt, oder mit Reifen verſehen iſt. Gleichwohl ſtellt man es ſich gemeiniglich ſo vor.“ — Daß es ſich Hr. Klotz ſo mag vorgeſtellt haben, kann wohl ſeyn; aber daß man es ſich gemeiniglich ſo vorſtelle, iſt nicht wahr. Wenigſtens kann es ſich keiner ſo vorſtellen, der die Verſe Juvenal's darüber geleſen hat: Sat. XIV, v. 308.

— — — Dolia nudi
Non ardent Cynici; ſi fregeris, altera fiet
Cras domus, aut eadem plumbo commiſſa manebit.
Senſit Alexander, teſta cum vidit in illa
Magnum habitatorem, quanto felicior hic, qui
Nil cuperet, quam qui totum ſibi poſceret orbem.

Das Wort teſta, der Umſtand, daß es nicht verbrennen könne, und daß es mit Blei wieder ganz zu machen ſey, beweiſen ja deutlich, daß es nicht von Holz, ſondern von Erde oder Thon müſſe geweſen ſeyn. Alle Ausleger Juvenal's haben dieß bemerkt. Was brauchen wir alſo erſt aus Gemmen zu lernen, was wir aus einer deutlichen Stelle bereits wiſſen?

Der einzige Menage, glaube ich, iſt es, der ein hölzernes Faß vielleicht annehmen zu müſſen glaubte, weil Lucian ſage, daß es Diogenes hin und her gerollt, um auch nicht müßig zu ſcheinen, als die Einwohner von Korinth bei einer zu fürchtenden Belagerung ſich ſo geſchäftig bewieſen. Und doch geſteht Menage, daß Diogenes zur Noth es auch mit einem irdenen Faſſe habe thun können. Die Stelle des Menage (ad *Diog. Laert.* L. VI. §. 23.) iſt dieſe: Teſtaceum non fuiſſe Diogenis dolium, ſed ligneum, illud convicerit, quod illaeſum, ne otioſus eſſet, ſaepe verſaret; de quo eſt apud Lucianum in libello, quomodo conſcribenda ſit hiſtoria. Quanquam teſtaceum dolium verſari et circumagi potuit in limeto, vel ſolo ſubacto, vel reſtibilibus agris, vel in aequato etiam pavimento; cum praeſertim ampla illa et capacia dolia pro amplitudinis modo ſolida fuiſſe et ſpiſſa, credibile ſit. — Auf dieſe Unterſuchung geht es, was Moſes Mendelsſohn zu Anfange der Vorrede ſeiner philoſophiſchen Schriften ſagt.

Donatus. Der Scholiaſt des Terenz. — Ich habe in der Dramaturgie geſagt, wie viel ich auf ihn halte. Es wäre nur zu wünſchen, daß wir ihn lauter und rein hätten. So aber, wie wir ihn jetzt haben, iſt nicht allein vieles verderbt, ſondern auch vieles mit eingefloſſen, welches vom Donatus gewiß nicht iſt. Das letztere hat ſchon Janus Parrhaſius (de rebus per epiſtolas quaeſitis, Syll. IV. ep. 59.) angemerkt und erwieſen, indem er in einer Menge von Beiſpielen zeigt, vel eadem ſaepius inculcari, vel uno eodemque loco diverſa tradi.

Donnersberg. Es wird wenigen bekannt ſeyn, daß dieſes ein feuerſpeiender Berg, und zwar ein feuerſpeiender Berg in Deutſchland iſt. In der Pfalz nämlich, bei Rheintürkheim, einem kleinen Dorfe an dem Ufer jenſeits des Rheins. Man leſe, was Megaliſſus davon ſagt, in der Vorrede zu ſeinem undeutſchen Katholiken. Dieſer Megaliſſus iſt M. George Litzel, von dem wir eine Hiſtoriam Poëtarum Graecorum Germaniae haben. S. Beiträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, St. VII. S. 438.

Dresden. „Der größte Schatz von Alterthümern in Deutſchland befindet ſich zu Dresden. Es beſteht derſelbe aus der Gallerie Chigi zu Rom, welche König Auguſt mit 60,000 Skudi erſtand, und dieſelbe mit einer Sammlung von Statuen vermehrte, welche der Kardinal Aleſſandro Albani demſelben für 10,000 Skudi überließ. Ich kann aber das Vorzüglichſte von Schönheit nicht angeben, weil die beſten Statuen in einem Schuppen von Brettern, wie die Heringe gepackt, ſtanden, und zu ſehen, aber nicht zu betrachten waren. Einige waren bequemer geſtellt, und unter denſelben ſind drei bekleidete weibliche Figuren, welche die erſten Herkulaniſchen Entdeckungen ſind." (Winkelmann von Empfindung des Schönen, S. 20.)

Was Winkelmann hier drei bekleidete weibliche Figuren nennt, nannte er vorher in ſeinen Gedanken über die Nachahmung griechiſcher Werke, S. 18, drei Veſtalen, und bewunderte an ihnen vornehmlich die große Manier in den Gewänden. — Außer dieſen bewunderte er auch damals in Dresden eine ſo genannte Agrippina; eine ſitzende Figur, größer als die Natur, mit geſtütztem Haupte auf die rechte Hand. Ebend. S. 18. — Die gedachten Veſtalen haben dem Prinzen Eugen gehört, und die Künſtler in Wien haben ihre Ausführung nach Dresden ſehr ſchmerzlich empfunden. Ebendaſ. S. 20. — Von Werken neuerer Bildhauer rühmt Winkelmann daſelbſt die Arbeiten des Mattielli, von dem Füeßlin weiter nichts weiß, als was W. daſelbſt ſagt, daß er zuerſt in Wien, und nachher in Dresden gearbeitet habe.

E.

Ebermayer. Von der Ebermayeriſchen Sammlung geſchnittener Steine ſpricht Hr. Klotz, als ob er es wäre, der das Betrügeriſche derſelben und den eigentlichen Meiſter der darin enthaltenen Stücke entdeckt habe. „Ich glaube, ſagt er (Abhandl. v. geſchn. St. S. 135), daß Dorſch ſie alle geſchnitten hat." — Daß Dorſch das Meiſte daran gemacht habe, hat man längſt vor ihm gewußt; aber er hätte nicht ſagen ſollen, alle. Schwarz ſagt nur: magnam partem; und Lippert in ſeiner Daktyliothek (S. 324), gleichfalls nur: das Allermeiſte. Von dieſem letztern lernen wir auch, daß die ganze Sammlung hernach vom Könige von Portugal gekauft worden.

Da Klotz dies Exempel des Betrugs anführt, ſo hätte er mehrere anführen ſollen und können; beſonders die Gorläiſche Sammlung.

Edelſteine. In dem eigentlichſten Verſtande nennt der Naturaliſt nur die allerhärteſten Quarze, Edelſteine; und Quarze nennt er alle feſte, mehr oder weniger durchſichtige Grubenſteine, welche mit Stahl Feuer ſchlagen.

In dieſem Verſtande ſind nur der **Diamant**, **Topas**, **Amethyſt**, **Rubin**, **Granat**, **Smaragd**, **Hyacinth**, **Sapphir**, **Beryll** und **Chryſolith**, Edelſteine, von welchen jeder Artikel nachzuſehen iſt.

Im weitläuftigern Verſtande aber zählt man auch andre feſte und eine glänzende Politur annehmende Steinarten, als: **Opal**, **Jaſpis**, **Porphyr**, **Türkis**, **Karneol**, **Chalcedon**, **Onyx**, **Malachit**, u. ſ. f. unter die Edelſteine. — (S. **Vogels** Mineralſyſtem, S. 137.)

I. Von den Schriftſtellern über dieſen Theil der Naturgeſchichte.

Ich will ſie ſo durchgehen, wie ſie **Kamillus Leonardi** vor ſich gehabt und genutzt zu haben bekennt, in ſeinem *Speculo Lapidum*, L. II. Cap. V. „Decrevi in hoc capitulo nomina omnium doctorum, a quibus ſumſimus, ponere. Et licet inter ipſos aliquam diſſenſionem invenirem, tamen, quod a pluribus approbatum eſt, accepi. — — Quorum nomina haec ſunt: Dioſcorides — Ariſtoteles — Hermes — Evax — Serapio — Avicenna — Joannes Meſue — Salomon — Phyſiologus — Plinius — Solinus — Lapidarius — Heliamandus — Iſidorus — Arnaldus — Juba — Dionyſius Alexandrinus — Albertus Magnus — Vincentius Hiſtorialis — Thetel Rabanus — Bartholomaeus de Ripa Romana — Marbodus Epiſcopus — Ortulanus — Liber Pandectarum — Cornu Copiae — Kirandus — ac Liber de Natura Rerum. — Die chronologiſche Ordnung, ſieht man wohl, iſt hier nicht beobachtet.

Dioſkorides hat von den Steinen insbeſondre nichts geſchrieben. Was man bei ihm findet, muß wohl vornehmlich in ſeinen Büchern ὑλικῶν, oder περὶ ὕλης ἰατρικῆς, vorkommen. Er lebte unter Nero; und ſcheint zwar eher, als **Plinius**, geſchrieben, aber doch bis in die Zeiten deſſelben gelebt zu haben; daher führt ihn **Plinius** namentlich nicht an; und wenn er verſchiedne Dinge beibringt, die bei dem **Dioſkorides** eben ſo vorkommen, ſo haben beide wohl nur aus einerlei Quelle geſchöpft.

Ariſtoteles redet auch nur gelegentlich von Steinen.

Unter dem Namen **Hermes** fand ſich in der Bibliothek des **Thomas Erpenius** ein arabiſch geſchriebenes kleines Werk *de lapidibus pretioſis*: von dem ich aber nicht finde, daß es jemals in einer Sprache ſey gedruckt worden. (*Fabric.* Bibl. Gr. L. I. cap. X.) Dieß Manuſkript war im Jahr der Hegira 749, d. i. im J. Ch. 1348, geſchrieben. **Conring** meint, es müſſe aus dem Griechiſchen, nicht aus dem

Aegyptiſchen, ſeyn überſetzt worden, weil der Verfaſſer Hermes, und nicht Thoth heiße. Fabricius merkt an, daß es Albertus Magnus ſcheine gebraucht zu haben, weil er in ſeinem Buche, *de Mineralibus*, die Meinungen des Hermes, beſonders bei den Edelſteinen, öfters anführe. Albertus mag auch wohl der ſeyn, aus dem Leonardi den Hermes kennen lernte.

Evax ſoll ein König in Arabien geweſen ſeyn, der an den Kaiſer Tiberius Nero ein Buch, *de Simplicium Affectibus*, geſchrieben habe. Dieſes gründet ſich auf eine Interpolation des Plinius (l. XXV. Sect. 4.), wo aber, wie Harduin erwieſen, anſtatt Evax, Cratevas zu leſen iſt. Harduin vermuthet zugleich, daß dieſe Interpolation aus dem Anfange des Marbodus entſtanden ſey:

Evax, rex Arabum, ſertur ſcripſiſſe Neroni.

Und eben dieſes Gedicht des Marbodus iſt es, welches Leonardi hier meinen muß, indem es mit den Anfangsworten öfters angeführt worden, und der lateiniſche Dichter ſeine Nachrichten aus der Schrift des Evax genommen zu haben verſichert. Hujus Evacis opera carmine elegiaco ſcripta haberi ajunt Ferrariae, et Viennae Auſtriae, inquit *Andr. Tiraquellus*, Lib. de Urb. cap. 31. p. 194, ſetzt Harduin hinzu. Was aber dieſes für Werke ſind, weiß ich nicht; ob das nämliche Gedicht, *de lapidibus*, oder andere.

Serapio haben verſchiedene griechiſche Aerzte geheißen, und beſonders der Stifter der empiriſchen Sekte. Hier aber ſoll wohl der arabiſche Medikus, Johannes Serapio, welcher um das J. Chr. 1070 lebte, zu verſtehen ſeyn, und von welchem wir verſchiedene ins Lateiniſche überſetzte Traktate haben. S. *Fabric.* Bibl. Gr. Vol. XIII. p. 299.

Avicenna, welcher gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts ſtarb, hat auch von den Steinen nichts insbeſondre geſchrieben, ſondern ihrer nur beiläufig in ſeinen mediciniſchen und philoſophiſchen Schriften gedacht.

Johannes Meſue desgleichen, der weit älter als Avicenna iſt, und in der erſten Hälfte des neunten Jahrhunderts berühmt war.

Salomon ſoll ohne Zweifel der jüdiſche König ſeyn, deſſen Weisheit und Kenntniß der Natur ſo groß geweſen. Da er alles verſtanden, ſo wird er ſich wohl auch auf die Steine verſtanden haben; und Michael Glykas P. II. Annalium (v. *Fabric.* Bibl. Gr. Vol. XIII. p. 388) ſagt ausdrücklich: *ἐφυσιολόγησε δὲ Σαλομὼν καὶ περὶ λίθων, etc.*

Phyſiologus iſt nicht der Name eines Schriftſtellers, ſondern eines Buchs, und zwar eines doppelten, die aber beide nicht von der

Natur der Steine, ſondern der Thiere, handeln. (S. den Art. **Phyſiologus**.) Vielleicht, daß es noch ein drittes gegeben, welches auch von Steinen handelte.

Plinius und **Solinus** ſind bekannt. Den letztern muß man ohne des **Salmaſius** Anmerkungen gar nicht leſen wollen.

Lapidarius iſt gleichfalls vielmehr der Name eines Buchs, als eines Autors, unter welchem nämlich, wie **Gesner** in ſeiner Bibliothek ſagt, vom **Vincentius**, **Albertus**, und andern, öfters des **Marbodus** Liber Lapidum angeführt wird. (S. den Art. **Marbodus**.)

Heliamandus. Von dieſem Namen finde ich nirgends Nachricht.

Iſidorus iſt der Biſchof von Sevilien, ein Schriftſteller des ſiebenten Jahrhunderts, der in ſeinem Buche, *Originum*, vieles aus alten Schriftſtellern übergetragen hat, die zum Theil verloren gegangen ſind.

Arnaldus. So heiſſen mehrere Schriftſteller. Welcher darunter aber von Steinen etwas geſchrieben, habe ich noch nicht finden können. Vielleicht daß **Arnaldus de Villa Nova**, der zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts noch lebte, und viele mediciniſche, phyſikaliſche und aſtrologiſche Bücher hinterließ, verſtanden wird.

Juba, der König von Numidien, den **Cäſar** nach Rom im Triumph führte, wo er ſich zugleich in den Wiſſenſchaften übte, und viele Werke verfertigte. **Plinius** bekennt, ihn zu ſeinem 37ſten Buche genutzt zu haben; und da alle ſeine Schriften verloren gegangen ſind, ſo kann **Leonardi** auch nur die vom **Plinius** aus ihm beigebrachten Nachrichten hier meinen. Beſonders hat er von den Steinen auch nichts geſchrieben. (v. *Harduini* Index Auctorum ad *Plinium*.)

Dionyſius Alexandrinus. Auch dieſes Namens giebt es mehrere, und ich weiß nicht, welchen **Leonardi** meint.

Albertus Magnus. Vornehmlich in ſeinen Büchern *de Metallis*.

Vincentius Hiſtorialis. Ich vermuthe, daß **Vincentius Bellovacenſis**, ein Dominikaner, der ums J. 1250 ein großes Werk unter dem Titel: *Speculum Naturale*, geſchrieben, hier gemeint ſey, über welches Werk, **Fabricius** einen Indicem Scriptor. dem XIVten Bande ſeiner *Bibl. Gr.* p. 107. einverleibt hat.

Thetel Rabanus kenne ich nicht, eben ſo wenig als den **Bartholomäus de Ripa Romana**.

Marbodus. Von ihm ſ. unten einen eignen Artikel.

Ortulanus iſt mir noch gänzlich unbekannt; ſo wie Liber Pandectarum, Cornucopiae, und Liber de Natura Rerum, welches Titel von Büchern ſind, die ich bei Gelegenheit muß kennen lernen.

Kirandus ſoll wohl der vorgebliche König der Perſer Kyrannus, oder, wenn er griechiſch geſchrieben wird, Κυρανος, ſeyn, unter deſſen Namen ein Liber phyſicalium virtutum, aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche überſetzt, vorhanden iſt. (S. *Morhof.* Polyhiſt. L. I. c. XI. §. 6. wo Morhof des Reineſius Vermuthung beibringt, daß Κυρανις nicht der Name des Mannes, ſondern eines Werks ſey, welchen der griechiſche Ueberſetzer aus dem Arabiſchen oder Perſiſchen beibehalten habe, in welcher Sprache es ſo viel als συλλογη, collectio, heiſſe.)

Dieſe zum Theil ſehr dunkeln und unbedeutenden, auch längſt verlornen Bücher geſteht Kamillus Leonardi gebraucht zu haben; und des Theophraſt's gedenkt er mit keinem Worte; auch des Orpheus nicht, von welchen beiden meine beſondern Artikel nachzuſehen ſind.

II. Von nachgemachten Edelſteinen, und der Kunſt, ſie nachzumachen.

Matthäus (de rerum inventoribus p. 38.) ſchreibt: *Angelus Barroellus* Venetus cryſtalli vitrique varios colores ac picturas invenit. Dieſes iſt von den neuern Zeiten und von der Wiedererfindung gleichſam zu verſtehen; denn die Alten ſelbſt waren in dieſer Kunſt ſehr geſchickt. Ich kann aber von dieſem Angelus Barroellus nirgends Nachricht finden. Wenn aber das, was Matthäus von ihm ſagt, wahr iſt, ſo muß er älter ſeyn, als Franceſco Vicecomite, von welchem Mariette (Tr. des pierres gravées, T. I. p. 93.) ſagt, daß er zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts ſich durch ſchöne Nachahmungen gegrabener Steine in gefärbtes Glas berühmt gemacht habe. Dieſer Vicecomite war ein Mahler, und lebte zu Mailand. Daher kam es ohne Zweifel, daß man damals in Deutſchland, und in dem folgenden Jahrhunderte, die nachgemachten Steine überhaupt mailändiſche Steine nannte. (v. *Kentmanni* Nomenclatura rerum foſſilium, in *Geſneri* Scriptoribus rer. foſſil. p. 47.)

Alle ſolche von gefärbtem Glaſe gemachte Edelſteine, worauf geſchnitten iſt, heiſſen Paſten. Wie ſie gemacht werden, lehrt Vittori in der Vorrede zu ſeinem Traktate de Sanctis Septem Dormientibus (Romae, 1741. p. XI.) Zugleich führt er in der Note verſchiedne Künſtler an, die damals in Verfertigung ſolcher Paſten zu Rom ſich am meiſten auszeichneten:

„Excellunt modo in urbe: *Carolus Anghier*, Romanus Aurifex, filius Adriani, Lutetiae Pariſiorum nati, pariter aurificis, qui paucis abhinc annis Romae vivere deſiit, et idem operis ge-

nus optime callebat. *Chriſtianus Fridericus Dehn*, Suecus ex provincia Pomerania, qui maximam gemmarum copiam hiſce vitris effinxit, et eandem quotidie adauget gemmis inſignioribus. Harum vero elegantiarum ſeriem venalem praebet; ſive etiam ectypa ex illis diligenter ducta plus quam mille numero. Praeterea *Auguſtinus Menza* Neapolitanus, cujusvis generis fictitias hujusmodi gemmas conflat. Hi autem omnes ſingulari propemodum artificio illas perficiunt; ita, ut ſive opacas malis ſive translucidas, niſi ad rotam, tanquam ad Lydium lapidem, experimento probaveris, veras eſſe gemmas putes: et ſi annulo illas inſerueris, quisquis viderit, idemque artis peritus ſit, facile decipiatur. Materiam vero ipſis operibus faciundis praeſtare ſolet *Alexius Martioli* (cui potiſſimum debemus egregia opera muſiva, quae a *Petro Adami* Neapolitano, nuper defuncto, itemque ab Equite *Petro Paulo Chriſtophoro Romano*, Viro noſtro aevo clariſſimo, coagmentata ſunt. Ab utroque enim multae tabulae, praecipue in ſacroſancta Vaticana Baſilica, aeterno teſſellato opere confecta ſpectantur). *Alexius* igitur vitreas oſſas parat gemmis fictitiis conflandis valde idoneas. Sed ut ingenium viri extraneis etiam hominibus innoteſcat, non enim de trivio, vulgaresque homines proponimus. Is purpureum colorem, quo Jaſpides factitiae coloris rubri parantur, ſuo ſtudio adſequutus eſt, et in eo ad ſexaginta gradus coloris rubri (quam ſcalam appellant) nempe a roſaceo ſubalbido ad purpureum ſerici villoſi mirabiliter pervenit, ſine quibus perpauca praeſtaret ars muſivaria. Porro illuc deveneramus, ut quum ejusdem coloris muſivarius indigeret, opera vetuſtiora neceſſe haberet diſſolvere ac delere. Alia quoque laudabilia atque utilia praeſtat *Alexius* felici ingenii ſui conatu; ita ut dignus illo honore, et compenſatione cenſendus ſit, quam calamitas noſtrorum temporum vel ſero, vel minime rependit.

Ehrentafel. So heißt in der Oberlauſitz ein außerordentlicher Gerichtshof, der nur für Edle iſt, und nur aus Edelleuten beſteht. Selbſt die Advokaten müſſen von Adel ſeyn. Er richtet nur über Ehrenſachen, über ſtreitige Wappenſchilde, und über Injurienſachen, in Einer einzigen Sitzung. Unter Struve'n hat im Jahr 1739 ein Bautzner, Föbel, eine eigne Diſſertation davon geſchrieben, in der aber wenig mehr zu finden iſt, als Groſſer und Carpzov haben. Das letzte gehaltene Gericht dieſer Art iſt von 1681; und aus Föbel's Abhandlung ſehe ich nicht einmal, ob ſeitdem wieder eins ſey gehalten

werden. Ohne Zweifel wird durch den Unbrauch auch dieſes gute alte Vorrecht nun wohl abgeſchaft ſeyn.

Johann Einout. Ein holländiſcher Mahler zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts, von dem ich beim Fueßlin keine Nachricht finde; von dem aber in *Petri Opmeeri* Chronogr. p. 755. eines Gemähldes gedacht wird, woraus Peter Aertſens, ſonſt der lange Peter genannt, ſehr viel gemacht habe: *Johannes Einotus*, qui florebat a. 1525 Roterodami, inſignis alias pictor, qui, exemplo *Moriae* civis ſui *Deſid. Eraſmi* provocatus, pinxit tabulam ex albo Chriſti affigendi cruci, in qua varii coloris atque diverſae formae difformium hominum figurae conſpiciebantur; ita ut artifices in ea viderent errata omnium celebrium pictorum, videreturque ipſe non modo artificibus, ſed etiam illuſiſſe arti.

Opmeer's Werk verdient überhaupt nachgeſchlagen zu werden: indem ich aus Jünger's Diſſ. de inanibus picturis ſehe, daß bei ihm auch ſonſt noch holländiſche Künſtler genannt werden, deren ich ſonſt nirgend erwähnet finde; z. E. ein Guilielmo Tattero.

Elpiſtiker. Unter dieſem Titel will ich die Kleinigkeiten ſammeln, die mir zu meiner Abhandlung über dieſe Sekte vielleicht noch dienlich ſeyn dürften.[*]

Elegans Elegia *de Spe*, inter Vetera Poemata a *P. Pithoeo* edita, cujus initium eſt:

Spes fallax, ſpes dulce malum, ſpes ſumma malorum,
Solamen miſeris, qua ſua fata trahunt!

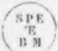
Ohne Zweifel wird dieſe Elegie auch in Burmann's Anthologie ſtehen? — — Sie ſteht daſelbſt, und iſt das 82ſte Gedicht des dritten Buchs, p. 531. Sie iſt von keinem ſchlechten Poeten, ob ſie gleich ſehr deutliche Nachahmungen des Tibull und Ovid hat. Die ſich über alles erſtreckende Macht der Hoffnung wird darin beſchrieben, aber mehr von der Seite ihrer Täuſchung als ihrer Wohlthätigkeit. Vieles würde ein Elpiſtiker ſogar nicht von ihr geſagt haben.

Daß die Philoſophen die Bildniſſe der Stifter ihrer Sekte, und andre dahin zielende Symbole in Ringen trugen, iſt bekannt. Vielleicht gehörten alſo die alten geſchnittenen Steine Elpiſtikern zu, auf welchen der Name der Hoffnung vorkommt. Dergleichen iſt unter des *Ficoro-*

---

[*] S. Band V, S. 47 und oben S. 51.

von Gemmis Literatis, Tab. I. n. 12. ein Karneol mit dem Worte *Spes*, und Tab. II. n. 15. mit den Buchſtaben SPE 'E B. M.



welches Galeotti ſehr wohl durch *Spe et Bona Mente* erklärt. Dieſen ſchlichten, mit bloßen Buchſtaben verſehenen Stein könnte ich zur Vignette meiner Abhandlung nehmen.

Engel. Die katholiſche Kirche läßt keine Namen der Engel gelten, als die drei, welche in der H. S. vorkommen: Michael, Gabriel, Raphael; und ſie erlaubt es nicht, daß man mehrere Namen guter Engel erdichte, und ſich unter ſolchen erdichteten Namen an ſie wende. Unter den Ketzereien des **Aldebertus**, welcher im J. 701. auf einem Synodus zu Rom unter dem Pabſte Zacharias verdammt wurden, war auch dieſe, daß er Engel unter unbekannten Namen angerufen hatte, dergleichen Uriel, Raguel, Tubuel, Inias, Tubuas, Sabaoth, Simiel, u. a. waren. Der Synodus erklärte ausdrücklich, daß dieſes nicht Namen von Engeln, ſondern die Namen böſer Geiſter wären, die er um Beiſtand angerufen habe. S. *Natalis ab Alexandro*, Sec. VIII. — — Den Namen Uriel, als eines guten Engels, hat Klopſtock autoriſirt.

Evax. S. oben, unter den Schriftſtellern von **Edelſteinen.** Die Stelle, die beim Plinius von ihm handeln ſoll, verdiente näher, und mit Zuziehung guter Manuſkripte, unterſucht zu werden. Sie ſteht L. XXV. c. 2, wo es vor Harduin in den gedruckten Ausgaben hieß: Ex his Evax rex Arabum, qui de Simplicium effectibus ad Neronem ſcripſit. Cratevas, *etc.* — Die Worte: ex his bis *Crateras*, ſagt Harduin, ſtehen in keinem einzigen Manuſkripte; und er vermuthet, daß ſie aus dem Anfange des Gedichts des Marbodus eingeſchoben werden. Einer von ſeinen Gründen iſt auch der, daß Marbodus unter dem Nero den Tiberius verſtehe; denn er ſetzt hinzu:

Qui poſt Auguſtum regnavit in orbe ſecundus;

daß Plinius aber dieſen Kaiſer nie Nero nenne, ob er ſchon wirklich dieſen Zunamen gehabt habe, ſondern unter dem Nero jederzeit den Domitius Nero verſtehe. Dieſes möchte nicht ſo völlig wahr ſeyn; wenigſtens iſt L. VII. ſect. 16, *edit. Harduin.* unter den Worten: contumelioſus privigni Neronis ſeceſſus, kein anderer, als Tiberius Nero, zu verſtehen, obſchon es auch wahr iſt, daß der Zuſatz, privignus Auguſti, alles Mißverſtändniß wiederum hebt. — Ob kein Manuſkript die verdächtigen Worte habe, wäre zu unterſuchen. Aus Einem müſſen ſie jedoch in die gedruckten Ausgaben gekommen ſeyn.

So weit wäre indeß die Erdichtung nicht unſchicklich geweſen, wenn man dieſen Evax an den Domitius Nero hätte ſchreiben laſſen. Denn es iſt bekannt, wie ſehr ſich dieſer den magiſchen Künſten eine Zeitlang überlaſſen. Er ließ ſich von den Magis unterrichten, welche der König Tiridates aus Armenien mit nach Rom brachte. (*Plin.* L. XXX. ſect. 6.) Und es wäre nicht unmöglich, daß unter dieſen einer dieſes Namens geweſen wäre, der ſich für einen kleinen König in Arabien ausgegeben hätte.

Wenn man dieſe Vermuthung annehmen wollte, ſo würde man leicht ſagen dürfen, daß Marbodus, oder wer ſonſt den Auszug in lateiniſchen Verſen aus den Schriften des Evax gemacht, ſich in dem Nero geirrt habe; da er ſie an den Nero überſchrieben gefunden, habe er ſich nicht eingebildet, daß es der viehiſche Nero ſeyn könne, und alſo den andern darunter verſtanden.

Daß die verdächtigen Worte aus dem Marbodus in den Plinius gekommen, dünkt mir deswegen nicht wahrſcheinlich, weil bei dem Marbodus Evax nur von den Kräften der Steine, beim Plinius aber *de Simplicium effectibus* überhaupt geſchrieben haben ſoll.

Sonſt können die Schriften des Evax, welche zu Ferrara und Wien liegen ſollen, nicht das Gedicht von den Edelſteinen ſeyn, weil jene carmine elegiaco geſchrieben ſeyn ſollen, dieſes aber in Hexametern iſt.

Um die Vermuthung, daß dieſer Evax einer von den Magiern geweſen, welche Tiridates mit nach Rom gebracht, noch wahrſcheinlicher zu machen, könnte man anmerken, daß die Magier den Titel König geführt zu haben ſcheinen, welches aus der uralten Verwandlung der Magier, welche den neugebornen Chriſtus beſuchten, in Könige erhelle. Tertullian (L. III. *adv. Marcian.*) ſagt: Magos fere Reges habuit Oriens. Und Plinius ſelbſt hat eine Stelle, wo er ſagt, daß es auch in Arabien Magier gegeben habe.

Auch iſt ſo viel gewiß, daß die magiſchen Grillen und Betrügereien von den verborgenen Kräften der Edelſteine zu den Zeiten des Plinius ſehr bekannt und geläufig waren. Denn er ſagt ausdrücklich in ſeinem 37ſten Buche, daß er bei Erzählung der Edelſteine zugleich mit auf die Widerlegung dieſer Grillen ſehen wolle, ad majorem utilitatem vitae obiter coarguatur Magorum infanda vanitas, quando illi et plurima prodidere de gemmis, medicina ex his blanda ſpecie prodigia transgreſſi. (Sect. 11.)

Endlich ſehe ich nicht, warum Evax rex Arabum unwahrſcheinlicher oder für den **Plinius** unſchicklicher ſeyn ſolle, als *Zachalias Babylonius*, deſſen Bücher an den **Mithridat** er im 37ſten Buche, ſect. 60, gedenkt.

Eupolis. Seine Todesart, die gewöhnlich ſo erzählt wurde, daß ihn **Alcibiades** zur Strafe für ſein Schauſpiel, *Baptae*, habe erſäufen laſſen, war ſchon bei den Alten ſtreitig; oder vielmehr, **Eratoſthenes** hatte das Gegentheil davon erwieſen. S. *Cic.* Epp. ad *Attic.* L. VI. ep. 1.

EXCLUSORES. **Auguſtin** über Pſ. 67, (T. IV. Opp. p. 512.) ſagt: *excluſores* dicuntur *in arte argentaria*, qui de confuſione maſſae noverunt formam vaſis exprimere. Das können doch unmöglich Probierer oder Wardaien ſeyn ſollen? — — Doch **Auguſtin**, wie ich nun finde, erklärt ſich an einer andern Stelle dieſes nämlichen Kommentars (in Pſ. 55; p. 383.) deutlicher: Excluſores, id eſt, ex quadam confuſione maſſae formae expreſſores. Es ſind alſo weiter nichts als **Gieſſer** in Erz, Glockenſpeiſe, oder einer andern vermiſchten Maſſe.

F.

Fabel; äſopiſche. Was **Rouſſeau** von dem Gebrauche der Fabeln bei dem Unterrichte der Kinder in ſeinem **Emil** ſagt, iſt nicht ganz ohne Grund. Alle die Fabeln, welche bloße Erfahrungsſätze enthalten, ſind für die Kinder nicht. Zu ihrem Gebrauche müßte man die ausſuchen, welche bloße moraliſche Regeln enthalten.

Zu meiner Erklärung der alten äſopiſchen Fabel von der Schamhaftigkeit *) hat mir der ſel. Herr Rektor **Heuſinger** eine Stelle des **Nonius** nachgewieſen, die ihr vortrefflich zu ſtatten kommt. Oder es iſt vielmehr eine Stelle des **Varro**, aus ſeinem verlornen [illegible], die **Nonius** unter *mulieravit* anführt, und aus welcher er zeigt, daß dieſer Ausdruck ſo viel als *effeminavit* geheiſſen habe. Es wird nämlich in dieſer Stelle des **Varro** jener Weg der unnatürlichen Luſt, durch den ich annehme, daß die Schamhaftigkeit in der äſopiſchen Fabel einziehen ſolle, cubiculum pudoris genannt, indem Varro von einem ſagt, oder ſagen läßt: Hic eſſebitum mulieravit; hic ad me deca adoleſcentem cubiculum pudoris primus polluit. So hat Mercerus in ſeiner Ausgabe des Nonius (der beſten und ſeltenſten, Pariſ. 1614. 8.) die Worte des Varro nach ſeiner Handſchrift abdrucken laſſen; und ſo, glaube ich, lautet ſie auch Wort für Wort in unſerer Handſchrift des Nonius. Aber in ſeinen Noten meint er, daß ſie ungefähr ſo müſſe geleſen werden, oder geleſen werden könne: Hic eſſoetum mulieravit: hic Ganymedeo adoleſcenti cubiculum pudoris primus polluit. Aber warum nicht lieber anſtatt eſſoetum, *ephebum*, welches der Handſchrift noch näher kommt? Doch ſey es mit dieſer und der übrigen Verbeſſerung, wie es wolle; was dieſe Stelle für mich beweiſen ſoll, das beweiſet ſie in allen Fällen.

---

*) S. oben S. 100.

Farben. Es hat ſeine Schwierigkeit, die Namen der Farben aus den alten Sprachen richtig zu überſetzen; beſonders die, welche keine Grundfarben anzeigen; z. E.

κυανος (wovon κυανειος oder κυανεος). Nach dem Heſychius ſoll es ſeyn: εἶδος χρώματος οὐρανοειδὲς, ſpecies coloris caerulea; das wäre alſo himmelblau. Nach dem Euſtathius hingegen, εἶδός τι χρώματος μέλανος. Doch ſetzt er hinzu, ſo wie der Himmel, wenn er gänzlich ἀνέφελος ſey. Beides wüßte ich nun nicht beſſer im Deutſchen mit Einem Worte auszudrücken, als durch grau. Doch dürfte blau auch wohl eben ſo gut ſeyn, weil das Dunkelblau doch ins Schwarze fällt.

ξανθος, gelb? flavus, rufus.

blümerant iſt vom Franzöſiſchen *bleu mourant*, bleichblau.

Farſe. Eine Komödie, die bloß Lachen erregen will. Wir müſſen dieß fremde Wort wohl ſchon brauchen, denn unſer Poſſenſpiel iſt mehr ein Schimpfwort, als daß es eine beſondere Gattung der Komödie andeuten könnte. Aber, wenn wir es brauchen, müſſen wir nicht Farce, ſondern Farſe, ſchreiben, damit es weniger Franzöſiſch ausſehe, und wir nicht aus der dritten Hand zu borgen ſcheinen, was wir ſo gut, als die Franzoſen, aus der erſten nehmen können. Denn es kommt ohne Zweifel, vermittelſt des Italiäniſchen *Farſa*, welches eben das bedeutet, von dem Lateiniſchen: *farcio*, *farſum*, und drückt, wie das Wort *Satura*, eigentlich einen Miſchmaſch von Allerlei aus. Das Wörterbuch della Cruſca leitet indeß das italiäniſche Wort *farſa* von dem griechiſchen φαρσος her, welches (von φαρος, ein Mantel, ein Ueberrock) auch eine Art von Kleidung war, von welchem die Verfaſſer vielleicht annahmen, daß es die Kleidung der Schauſpieler in den Farſen geweſen ſey.

Dr. Fauſt. Zu meiner Tragödie über dieſen Stoff:

Diogenes Laertius (L. VI. §. 102.) erzählt von dem Cyniker **Menedemus**: οὗτος εἰς τοσοῦτον τερατείας ἤλασεν, ὥςε ἐριννύος ἀναλαβὼν σχῆμα περιῄει, λέγων ἐπίσκοπος ἀφῖχθαι ἐξ ᾅδου τῶν ἁμαρτανομένων, ὅπως πάλιν κατιὼν ταῦτα ἀπαγγέλοι τοῖς ἐκεῖ δαίμοσιν: Daß er in ſeiner Schwärmerei (τερατεια, die Schwachheit des Geiſtes ohne Zweifel, da man lauter τερατα oder Schreckbilder zu ſehen glaubt;) ſo weit gegangen ſey, daß er ſich als eine Furie gekleidet, und ſo herumgezogen, mit dem Vorgeben, er komme aus der Hölle, um auf die Sünder Acht zu haben, und den Geiſtern daſelbſt Nachricht zu bringen. — Dieſes kann vielleicht dienen, den Charakter des Verführers in meinem **zweiten Fauſt** wahrſcheinlich zu machen. Desgleichen, was **Tamerlan** zur Entſchuldigung ſeiner Grauſamkeiten von ſich ſelbſt geſagt haben ſoll: Cur tu me hominem putas, et non Dei iram potius ad hominum perniciem in terris agentem? (*Sabellicus*, L. VIII c. 3.)

Eine Scene aus der *Univerſal Hiſtory*, Vol. XVII. p. 38. „In the firſt year of his reign (*Leo*, 716;) *Maſalmias*, prince of the Saracens, took by ſurprize the city of *Pergamus;* which is look'd upon by the hiſtorians as a puniſhment juſtly inflicted by Heaven upon the wicked and barbarous inhabitants, who, hearing the Saracens were preparing to invade Aſia, had ripped up the belly of a woman big with child, and boiling the infant in a kettle, had dipped their right hands into the water, being perſuaded by a Magician, that they would become by that means invincible, and defend their city againſt all the attempts of the enemy.“ (*Niceph.* c. IX.)

Federmoſaik. So könnte man nennen: l'invenzione di far imagini e ritratti con penne di uccelli diverſe di colore, e variamente intrecciate in un modo poco diverſo di quelle che ſi fà con le pietre colorite per lavorare a moſaico; e queſte imagini tengono un luſtro e vivacità di colori maraviglioſa, poichè non v'è colore coſì vivo come quello che noi ſcorgiamo nelle penne delli uccelli. — Oltre qui la naturale teſſitura della materia, che compone le penne, è diſpoſta in tal maniera, che ricevendo in ſe il lume con varii inſleſſi, cagiona varietà e bellezza non ordinaria. (*Lana*, nel Prodromo, p. 164.)

Federſpiel. Im Gegenſatz von **Windſpiel**; deren jenes die Jagd mit Vögeln, dieſes die mit Hunden bedeutet. Jene war den Alten unbekannt. Aves domare, ſagt **Matthäus** (de rer. invent. p. 41.) ad venandum, nobis, ut aſionem, noctuam, ululam, et cetera id genus, Chriſtiani inſtituere. Nam veteres canibus tantum utebantur ad aucupium.

Kardinal von Ferrara. In deſſen Garten ſtand die vermeinte Dresdner **Agrippine**, ehe ſie ergänzt wurde.

Sein Bildniß, von **Taddeo Zucchero** gemahlt, wie *Paulus III.* Pont. Max. *Horatium Farneſium* nepotem, ſummae ſpei adoleſcentem, Praefectum urbis creat, anno ſalut. 1549. Unter dieſem Pabſte und um dieſe Zeit iſt er alſo zu ſuchen. S. *Vaſari*, P. 3. Vol. II. p. 123.

Ebenfalls **Vaſari**, P. 3. Vol. I. p. 134, in dem Leben des **Lorenzetto**, ſagt, daß dieſer Kardinal einer von den erſten Großen in Rom geweſen ſey, welcher alte Statuen reſtauriren laſſen.

Es iſt **Hippolytus Eſtenſis**, oder **Hippolyt** aus dem Hauſe Eſte, ein Sohn des Alfonſo I. Herzogs von Ferrara, geboren 1509. Der Papſt Paul III. machte ihn im J. 1538 zum Kardinal. Sein Leben ſ. beim **Ciacconi**, T. III. p. 650, wo es von ſeinen Gärten insbeſondre heißt: Romae in Quirinali ac Tibure hortos amoeniſſimos in ſummo montis exſtruxit cum permagnifico praetorio, ſtatuis antiquis, picturis, et regia prorſus ſupellectili pleno, ad imitationem priſci luxus et ſplendoris, de quibus *Franciſcus Schottus* et *Hieronymus Capugnanus* in Itinerario Italiae. — — Hujus licet villae, fährt **Ciacconi** fort, praetoriique elegantibus deliciis, potiſſimaque cultura maximo ſumtu inſtructa, ſaepe Hippolyti Cardinalis animus relaxatus, non ſatis tamen longum vitae ſpatium peregit. Nam cum nondum tertium et ſexageſimum aetatis annum attigiſſet, die Martis IV Nonas Decembris, anno ſalutis 1572, Gregorii XIII. pontificatus primo, Romae immaculatum Deo ſpiritum ſuum commendavit.

Franciſcus Schottus. (Bürgermeiſter zu Antwerpen, geb. 1548, und geſt. 1622; der alſo den Kardinal von Ferrara und ſeinen Garten gar wohl ſelbſt geſehen und gekannt haben kann.) Wann ſeine Reiſe zuerſt herausgekommen, weiß ich nicht; aber wohl, daß es zu

Antwerpen vor 1601 geſchehen; denn von dieſem Jahre habe ich eine Ausgabe, Vincentiae, in 8vo, bereits mit den Verbeſſerungen des *Hieronymus ex Capugnano*, in deren zweitem Theile, welcher ganz von Rom handelt, Cap. VIII. p. 126, wo von dem monte Quirinali (*monte di cavallo*) gehandelt wird, es von den Gärten des Kardinals heißt: in hoc monte horti ſunt magnificentiſſimi Ferrarienſis Cardinalis, quibus nulli Romae arboribus ſplendidiores, ut et ſilvae ſpeciem praebeant et labyrinthi. Hac re vincunt Ourpenſes hortos; ſed antiquitatibus et inſcriptionibus priſcis ſunt inferiores. — — In der italiäniſchen Ueberſetzung, Venedig, 1610, Bl. 74, p. 2. ſteht bloß: A monte Cavallo, dov' era la Vigna del Cardinal da Eſte, hora è il palazzo del Pontefice, maraviglioſo per i boſchetti etc.

Alſo ſind denn die Gärten des Kardinals zu den Gärten des päpſtlichen Pallaſtes gezogen worden. Von dieſem Pallaſte ſagt de Lande, T. III. p. 353. Paul III. vers l'an 1540 fût le premier, qui commença un bâtiment ſur le Quirinal pour ſon habitation. Gregoire XIII en fit un palais plus conſiderable, et acheta du Cardinal d'Eſte un grand jardin, qu'il avoit près de là. Dieſer Kardinal kann nicht Hippolito geweſen ſeyn, als welcher in dem erſten Jahre Gregors XIII. ſtarb; aber auch nicht wohl Aloyſius von Eſte, jenes Neffe, welcher zwar erſt 1586 ſtarb, von dem es aber doch beim Ciacconi heißt: Romae in Quirinali in hortis ſuis animam exhalavit. (T. III. p. 930.)*)

Franceſco Ficoroni. Graf Caylus (Alterth. Vorb. S. X. der deutſchen Ueb.) ſagt von ihm, er habe ſeine meiſten Werke nach den Nachrichten verfertigt, welche ihm der Pater Contucci, ein Jeſuit, lieferte.

---

*) „Eine Statue der Agrippine, die aus dem Bade tritt, im Pallaſte der Thuilleries kommt unter den Statues et Buſtes antiques des Maiſons Royales de Paris (à Paris, 1677.) auf der achten Tafel vor. Dieſe Statue war ehedem in dem Kabinette des Kardinals Mazarini; und ſie iſt es, welche die Dresdner Agrippine taufen helfen. Denn weil ſich dieſe eben ſo auf den rechten Arm ſtützet, und faſt in einer eben ſo gedankenvollen Stellung da ſitzt, wie die Dresdner, ſo hat man ohne Zweifel die eine nach der andern genannt. Mich dünkt ſogar, daß der Kopf der Dresdner von dieſer Franzöſiſchen entlehnt iſt, wenigſtens ſind die geſcheitelten langen Haare an beyden die nehmlichen. Die Franzöſiſche aber iſt nur vier Fuß hoch.

Nel Muſeo Capitolino Tom. III. tab. 53. Die Agrippina di Germanico ſitzt mit über einander geſchlagenen Beinen, an die Lehne eines Stuhls

Der Pater Contuccius Contucci war Aufſeher des Kircheriſchen Kabinets. — Auſſer den bekannten Schriften des Ficoroni, die er ſelbſt herausgegeben, kamen noch nach ſeinem Tode zu Rom, 1757, in 4to heraus: Gemmae Antiquae Literatae, aliaeque rariores, unter der Beſorgung und mit Erläuterungen des Jeſuiten Nicolas Galeotti. Ficoroni hatte nämlich alle geſchnittene Steine zuſammen getragen, auf welchen ſich Worte oder Buchſtaben finden, deren uns auf acht Tafeln in allem 227 in gedachtem Werke in Kupfer vorgelegt werden. Den größten Theil derſelben beſaß ſonſt in den Originalen Antonius Baldanus, Sacrae Congregationis Aquarum et Paludium Pomptinarum a Secretis, wie ihn Galeotti in der Vorrede nennt. Doch kommen in dem nämlichen Werke auf eilf Tafeln auch noch andre ſeltne geſchnittene Steine vor, die dem Ficoroni durch die Hände gegangen waren, und die er hatte zeichnen und ſtechen laſſen; wie auch verſchiedne andre alte Kunſtwerke, die zu ſeiner Zeit waren entdeckt worden, auf noch andern beſondern Tafeln erſcheinen.

Dieſer Baldanus und Contucci müſſen 1766 ſchon todt geweſen ſeyn, weil ihrer de la Lande unter den Gelehrten zu Rom nicht gedenkt.

Fingal. Ein recht erzfranzöſiſches Urtheil von ihm ſteht im Journal Encyclopédique, *Janv.* 1762: „que tout ſon mérite conſiſte à peu près dans ſon antiquité. Une traduction françoiſe de cet ouvrage ſeroit certainement *inſupportable.*“ — Deſto ſchlimmer für die Franzoſen!

Franceſco Francia. Ein Goldſchmied und Mahler zu Bologna, zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts, von welchem Vaſari und Malvaſia nachzuſehen ſind. Er war auch ein großer Künſtler im Nielliren, und als einen ſolchen rühmt ihn beſonders Camillo Leonardi in ſeinem Speculo Lapidum: (L. III. c. 2.) Unum apud modernos reperio, de quo apud antiquos nulla extat memoria, de

---

zurückgelehnt, über welche ſie den linken Arm . . . zurückgeſchoben. Hat mit der Dresdner Agrippine allerdings nichts gemein.

Hist. de l'Acad. Royale des Inscript. T. XXIX. p. 166 sur un moyen d'incorporer la couleur &c.

T. XXVIII. . . . . . Germanicus & Agrippine qui ne ressemble pas mal à celle de Dresde.“ — Anmerkung von Leſſing mit der Bleifeder auf einen kleinen Zettel geſchrieben, hier von Eſchenburg und vollſtändiger von Karl Leſſing im Leben 1, S. 313 bekannt gemacht.

inciſoribus ſeu ſculptoribus in argento; quae ſculptura *Niellum* appellatur. Virum cognoſco in hoc celeberrimum et ſummum, nomine *Franciſcum* Bononienſem aliter *Fraza*, qui adeo in tam parvo orbiculo ſeu argenti lamina tot homines, tot animalia, tot montes, arbores, caſtra, ac tot diverſa ratione ſituque poſita figurat ſeu incidit, quod dictu ac viſu mirabile apparet. — Vergl. unten den Artikel Niellum.

In dieſer Stelle ſoll es wohl anſtatt *Fraza*, *Francia* heißen, welches der Zuname unſers Franceſco war. Sein eigentlicher Geſchlechtsname war Raibolini, unter welchem ihn auch Füeßli angemerkt hat.

Francia ſchnitt auch vortreffliche Münzſtempel, *conii per medaglie.* — Nel che fu, ſagt Vaſari, ne' tempi ſuoi ſingulariſſimo, come ſi puo vedere in alcune, che ne fece, dove è naturaliſſima la teſta di Papa *Giulio II.* che ſtettono a paragone die quelle di *Caradoſſo.*

Dieſer Caradoſſo iſt Ambroſio Foppa, ein trefflicher Bildhauer, Goldſchmied und Medailleur von Pavia, der um 1500 zu Rom und Mailand arbeitete.

Freymäurer. In dem zweiten Jahrgange der Freimüthigen Nachrichten (S. 147.) wird angemerkt, daß das engliſche Wort, *Free-Maſon*, einen Steinmetz bedeute, weil *free* nicht allein frei, ſondern auch glatt und regelmäßig heiſſe. Ich habe vergeſſen, in welcher Abſicht dieſes dort angemerkt worden: und es verlohnt der Mühe, daß ich es wieder nachſehe. — In Johnſon's Wörterbuche indeß finde ich weder unter *free*, noch unter *maſon*, die geringſte Spur, daß *Free-Maſon* dieſes bedeuten könne.

Gegen meine Meinung, daß vor den Jahren einige zwanzig dieſes Jahrhunderts der Freimäurer in Büchern nirgend gedacht werde, hat mir Hr. Bode eine Stelle aus einer 1657 zu London gedruckten Chronik von London angezeigt. Der Titel dieſer Chronik heißt: *Londinopolis*; an hiſtorical Diſcourſe or Perluſtration of the City of London, *etc.* by *James Howel, Eſq.* Und die Stelle ſoll p. 44 ſtehen, und ſo lauten:

Nr. 18. The company of Maſons, otherwiſe called Free-Maſons, were uſed to be a loving brotherhood for many ages; yet were they not regulated to a ſociety, till Henry IV. Their arms ſable, on a Chevron between three caſtles argent, a pair of compaſſes of the firſt.

Howel iſt mir als ein großer Schmierer bekannt, und ich weiß nicht, daß er ein Werk unter dem Titel, Londinopolis, geſchrieben habe. Nun wird es darauf ankommen, die Stelle ſelbſt darin zu verificiren. **Heinrich** *IV.* trat die Regierung 1399 an.

Göttin des Friedens. Sie hatte lange Zeit in Athen keinen öffentlichen Altar. Erſt nach dem Siege, welchen **Timotheus**, der Sohn **Cimon's**, in der 101ſten Olympiade über die Lacedämoniſche Flotte erhielt, welchem zufolge die Lacedämonier den Athenienſern die Herrſchaft zur See zugeſtanden, wurden ihr von dieſen öffentliche Altäre und ein Pulvinar errichtet. (*Cornel. Nepos* in Timotheo Cap. 2.) Quae victoria tantae fuit Atticis laetitiae, ut tum primum arae Paci publice ſint factae, eique Deae pulvinar ſit inſtitutum.

Plutarch aber ſetzt dieſe Epoche früher, nämlich nach dem Siege, welchen **Cimon** in der 77ſten Olympiade an dem Eurymedon über die Perſer erhielt. S. deſſen Leben **Cimon's**.

Es iſt übrigens zu unrechter Zeit, wenn die Ausleger des **Nepos** bei jener Stelle die gewöhnliche Bedeutung von *pulvinar* angeben, nach welcher es Kiſſen bedeutet, auf welchen die Bildſäulen der Götter ruhten, oder ſtanden, und in welchem Verſtande ſie ein Theil des *lectiſternii* waren. Ich weiß nicht, ob die Griechen in dieſer Bedeutung *pulvinaria* gehabt haben; obgleich **Pitiskus** in ſeinem Lexikon, unter *lectiſternium*, es ſagt, und den Beweis unter *pulvinar* ſuchen heißt, wo ich aber nichts finde. Hier heißt *pulvinar* weiter nichts, als ein kleiner Tempel, eine Kapelle.

G.

Gadarer. „Die Gadarer, ſchreibt **Klotz**, (Abh. v. geſchn. „St. S. 61.) von welchen **Arrian** ſagt, daß ſie ſowohl die Armuth „als die Künſte angebetet, und beide in der gottesdienſtlichen Verehrung mit einander verbunden haben.“ — Ich kann nicht finden, was das für ein Volk ſeyn ſoll. Ich habe in den verſchiedenen Schriften **Arrian's** vergebens nach ihnen geſucht. Endlich finde ich, daß **Gyraldus** (*Syntagm.* I. p. 78.) ſie als Verehrer der Armuth anführen, und ſich desfalls auf den **Arrian** berufen ſoll. Die Stelle iſt dieſe: „Paupertas et ars a Gadareis cultae, ut Arrianus ſcribit, quod videlicet paupertas ad artes comminiſcendas induſtriam et hominum ingenium acuit.“ — Die Stelle beim **Arrian** citirt er nicht, und ich weiß ſie auch nicht zu finden. Aber die Gadarer **Gadarer**

zu nennen, das kann nur **Klotz**. — Und nun finde ich, daß es die **Gaditaner**, die Einwohner des alten **Gades**, ſeyn ſollen, von welchen nicht **Arrian**, ſondern **Philoſtratus** im Leben des **Apollonius** jenes anführt.

Gaſtrecht. Secundum quod in maritimis praecipue civitatibus hoſpiti contra civem, et vice verſa, breviſſimis praefixis terminis, plerumque ad ſummam trium dierum, nonnunquam de die in diem, jus reddendum, nec ſententiae executio ulterius ſuſpendenda eſt. Quod jam olim in Graecia *Nautodicarum*, et Romae *Praetoris peregrini* officium fuit.

Gemmen. Unter dieſem Artikel will ich verſchiedne allgemeine Dinge von den alten geſchnittenen Steinen ſammeln, in ſo fern ſie Werke der Kunſt ſind. In ſo fern ſie aber natürliche Produkte ſind, ſ. den Art. **Edelſteine**.

I. Von der Menge, in der ſie übrig geblieben ſind.

Sie iſt groß; aber leicht dürfte ſie ſich um ein Großes verringern, wenn wir alle neuere Werke dieſer Art zu erkennen, und von den alten zu unterſcheiden wüßten. Denn wenn man bedenkt, wie viele Künſtler es im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte gegeben, die in Edelſteinen gearbeitet haben, ſo muß ſich eine weit größere Anzahl neuerer Gemmen finden, als man in den Daktyliotheken angezeigt ſieht, wo es eine große Seltenheit iſt, eine neue unter den alten mit unterlaufen zu ſehen. Molto ne fioriſce la dilettazione oltra le monti (ſagt **Maffei**, in Verona Illuſtrata, P. III. p. 269.); mà ſpeſſiſſimo ſopponendo antichi i moderni lavori. Die großherzogliche Sammlung zu Florenz beſteht beinahe aus 3000 Antiken, in verſchiedene Klaſſen geordnet; und der neuern daſelbſt ſind ungefähr 800. Es würde natürlicher ſeyn, denke ich, wenn die Zahlen gerade umgekehrt wären. Es iſt wahr, die dauerhaftere Natur der Steine würde es allenfalls begreiflich machen, wenn ſie ſo gar häufig auf uns gekommen wären. Aber was die Zeit gegen ſie nicht vermochte, das vermochte der Aberglaube. Wie viele werden deren die erſten Chriſten vernichtet haben, da ihre Lehrer ihnen nur einen einzigen Siegelring zu tragen erlaubten: τοὺς δὲ ἄλλους ἀποῤῥιπτέον δακτυλίους, alii autem ſunt abjiciendi annuli; ſagt **Clemens Alexandrinus** (Paedag. L. III. p. 288. edit. Pott.). Eben derſelbe verbietet, keine Bildniſſe der Götter, noch ſonſt etwas darein geſchnitten, zu führen, was mit der Friedfertigkeit und

Enthaltſamkeit eines Chriſten ſtreite; ſondern ſie ſollten eine Taube, oder einen Fiſch, oder ein ſegelndes Schiff, oder eine muſikaliſche Leier, wie **Polykrates**, oder einen Anker, wie **Seleukus**, darin führen. Dergleichen Figuren finden ſich auch häufig auf geſchnittenen Steinen, die daher alle für Werke ſpäterer Zeit und chriſtlicher Künſtler zu halten ſind. **Vittori** in ſeinem Numo aereo veterum christianorum, commentario explicato, (Rom. 1737. 4.) hat verſchiedene bekannt gemacht, z. B. p. 103 einen, worauf ein Anker, zwiſchen welchem auf jeder Seite ein Fiſch, und oben IHCOYΣ und unten XPEICTOC ſteht; p. 92 einen ovalen Opal, der auf der einen Seite einen Anker, und auf der andern die Buchſtaben IXΘYΣ unter einander geſetzt hat; p. 75 wiederum ein runder Opal; auf der einen Seite αXω, und auf der andern eine Taube. — Aus der letzten Stelle des **Clemens Alexandrinus** iſt klar, daß zu ſeinen Zeiten die Chriſten ſich noch keines Kreuzes, oder ſonſt eines näher auf Chriſtum deutenden ſymboliſchen Bildes in dieſer Abſicht bedient haben. Selbſt den Fiſch, welchen man ſonſt deswegen als ein chriſtliches Symbolum angenommen, weil das Wort Ἰχθυς die Anfangsbuchſtaben von Ιησους Χριϛος Θεου Υἱος Σωτηρ enthält, ſcheint **Clemens** nicht ſowohl darum, als vielmehr zur Erinnerung des Apoſtels **Petrus**, welcher ein Fiſcher geweſen, und zur Erinnerung der Taufe in Vorſchlag zu bringen.

II. Von ihrer Vernachläſſigung in den Zeiten der Barbarei.

Es iſt bloße kahle Deklamation, was **Klotz** desfalls S. 55 und 56 ſagt: „Damals rührte kaum einmal der Glanz der lebhaften und mannichfaltigen Farben, die dieſe Steine von allen andern Dingen unterſcheiden, die Augen der Sterblichen auf eine angenehme Art. Darf „man ſich wundern, daß ihnen alle Schönheit der Arbeit, „und die „wahre Deutung der Vorſtellungen, verborgen geblieben?“ — Der Glanz und die Farben der Edelſteine rührte ſie noch genug, welches die vielen Schriftſteller von den Edelſteinen in dieſen Zeiten bezeugen. Und es brauchte gar nicht Unwiſſenheit zu ſeyn, wenn man auf den alten Gemmen Vorſtellungen aus der heil. Schrift erblickte. Man wußte gar wohl, was ſie eigentlich vorſtellten; aber man deutete ſie anders, um ſie dadurch zu heiligen und würdig zu machen, dem Schmucke der Kirchen einverleibt zu werden.

Wie abgeſchmackt ſchreibt übrigens Herr **Klotz**, „daß das Getraidemaaß auf dem Kopfe des **Jupiter Serapis** einige Gelehrte verführt habe, dem Erzvater **Joſeph** dieſen Kopf beizulegen!“ Das hat kein einziger Gelehrter gethan; und **Lippert**, der es anführt, ſagt das auch gar nicht. Kein Menſch in der Welt hat geſagt: dieſer Kopf auf einem alten Steine iſt der Kopf Joſeph's, weil er ein Getraidemaaß auf hat. Die ganze Welt hat dieſen Kopf nicht anders als einen Kopf des Serapis genannt. Aber Gelehrte hat es gegeben, die aus dem Scheffel des Serapis ſchließen wollten, daß Serapis kein anderer, als Joſeph geweſen ſey. Und das iſt ganz etwas anders.

III. Von ihrer concaven und convexen Figur.

Eine von den Urſachen, warum die Alten ſo häufig auf convexe Steine geſchnitten haben, iſt auch die, daß ſie ſehr häufig auf Steine ſchnitten, wie ſie aus der Hand der Natur kamen; und dieſe giebt ſie meiſtens eyförmig, und beſonders diejenigen, welche in den Betten der Flüſſe gefunden werden. Und auf dieſe ihre natürliche Geſtalt bezieht ſich die Stelle des Plinius: (L. XXXVII. ſect. 75.) Cavae aut extuberantes viliores videntur aequalibus. Figura oblonga maxime probatur: deinde quae vocatur lenticula, poſtea cycloides et rotunda; anguloſis autem minima gratia.

IV. Von der Kunſt, ſie zu ſchneiden.

Daß unſer gewöhnliches Verfahren hierin eben das ſey, welches die Alten gehabt haben, hat Natter erwieſen: und ich habe einiges darüber in den Antiquariſchen Briefen geſagt.

Aber worin beſteht die neue Erfindung des Rivaz, von welcher die Bibliothek d. ſch. Wiſſenſch. B. V. S. 383 redet? „Man hat „hier (in Paris) eine ganz neue Art in Stein zu ſchneiden erfunden, „durch die wir in Stand geſetzt ſind, es den Griechen mit leichter „Mühe gleich zu thun. Es iſt ein gewiſſes Werkzeug, durch das man „mit der größten Richtigkeit die ſchönſten Modelle kopiren kann. Es „geht dieſes bei großen und kleinen Steinen, auch auf die allerhärteſten, an, die der Zeit am längſten widerſtehen, ſie mögen hohl oder „erhoben werden ſollen. Der Erfinder von dieſem Werkzeuge iſt Herr „von Rivaz; doch hat er noch nicht das Mechaniſche davon bekannt „gemacht. Um ſolches bei koſtbaren Stücken gebrauchen zu laſſen, hat „er ſich mit dem Herrn Vaſſe, königlichen Bildhauer, einem Manne „der wegen ſeiner Kunſt in großem Anſehen iſt, vereinigt. Dieſer hat „ein Modell gemacht, das den Triumph Ludwigs XV. nach der „Schlacht bei Fontenoi vorſtellt. Herr von Rivaz hat dieſes Modell „auf einen Agtſtein gebracht. Dieſer grünliche Stein, der in die „Olivenfarbe fällt, und aus dem die Türken und Polen Säbelgriffe „machen, iſt weit härter, als der Achat und Jaſpis, und kann bloß

„durch den Stichel und Diamantſtaub gearbeitet werden. Herr Gay, „der ſo berühmte Steinſchneider, der jetzt vielleicht ſeines Gleichen „nicht haben wird, hat dieß Meiſterſtück der Herren Rivaz und Baſſe „mit Erſtaunen geſehen. Er hat geſtehen müſſen, daß dieſes Stück „alle mögliche Feinheiten hat, die nur die Kunſt erreichen kann, und „daß er ſich nicht getraue, es in vielen Jahren zu erreichen. Dieſer „Stein iſt unlängſt dem Könige überreicht worden.“

Dieſe Nachricht iſt von 1762. Iſt von dieſer Erfindung nachher mehr bekannt geworden? — — Was mir am verdächtigſten dabei vorkommt, iſt, was von dem Steine geſagt wird, den Herr Rivaz bearbeitet hat. Ein Agtſtein ſoll es ſeyn. Was wir Agtſtein nennen, iſt nichts als Bernſtein, deſſen es eine grünliche Gattung allerdings giebt, ſo wie auch wirklich die Polen und Türken Säbelgriffe daraus tragen. Aber kaum, daß der Bernſtein den Namen eines Steins verdient, der nichts als ein feſtes Erdpech iſt; geſchweige daß er härter ſeyn ſollte, als Achat und Jaſpis. Der Bernſtein kann ſehr leicht gedrechſelt und geſchnitten werden, und würde hingegen der Bearbeitung mit dem Rade und Smirgel oder gar Diamantſtaube gar nicht fähig ſeyn. (S. Agat.) War es aber weiter nichts als ein Bernſtein, auf den Rivaz arbeitete, ſo könnte vielleicht gar ſeine neue Steinſchneiderei ein Betrug geweſen ſeyn. Denn es iſt bekannt, daß der Bernſtein geſchmolzen, und folglich auch in Formen gegoſſen werden kann.

V. Von den alten Steinſchneidern.

Vettori hat in ſeiner Diſſert. Glyptogr. p. 3. (ſ. den Art. Vettori) folgendes alphabetiſche Verzeichniß derer alten Steinſchneider angeführt, die in der bekanten Stoſchiſchen Sammlung vorkommen.

Admon. *Aepolianus.* *Action.* *Agathemerus.* *Agathopus.* *Alexander.* *Allion.* (cujus artificis gemmae duae;) *Anteros.* *Apollodotus.* *Apollonides.* *Apollonius.* *Aſpaſias* (cujus gemmae duae;) *Aulus* (cujus gemmae quinque;) *Axiochus.*
Caekas (richtiger *Saenas;* ſ. Lippert, II. 478.) *Carpus.* *Coinus.*
Dioscorides (cujus gemmae VII.)
Epitynchanus. *Evodus.* *Eutyches.*
Felix Calpurnius Severus.
Gneus.
Hejus. *Hellen.* *Hyllus* (cujus gemmae tres).
Lucius.
Mycon. *Myrton.*

Nicomachus; welchen **Winkelmann**, und freilich richtiger, *Niſomas* lieſt.

Oneſas.

Pamphilus. *Pigmon.* (is *Pergamum* appellat, contra fidem vetuſtae gemmae, quae in muſeo Magni Ducis Etruriae Florentiae adſervatur. Adi *Muſ. Flor.* Vol. II. Claſſ. 1. Tab. III. n. 11. et item Inſcription. antiq. in Etrur. urbibus exſtant. Vol. I. Tab. V. n. 1. Utrobique lapſus etiam *Leonardi Auguſtini* et pariter Equitis *Maffei* indigitatur.) *Pharnaces.* *Phylemon* (gemmae duae). *Plutarchus.* *Polycletus.* *Pyrgoteles* (cujus gemmae duae).

Quintillus.

Scylax. *Seleucus.* *Solon.* *Sofocles.* *Soſtratus.* *Sotratus.* *Teucrus.* *Thamyrus.* *Tryphon.*

His addendi ſunt gemmarum ſculptores ab eodem *Stoſchio* praeteriti, quorum opera egregia aeri pariter inciſa vulgavit vir cl. *Ant. Fr. Gorius*, in Patrio Athenaeo publ. Hiſt. Praef. iique ſunt:

Amphoterus. (*Inſcriptt. Antiq.* in Etrur. urb. ext. T. I. Tab. II. n. 4. et item in *Muſ. Flor.* T. II. Cl. 1. Tab. X. n. 3.) *Antiochus.* (*Inſcr. Ant.* T. I. tab. I. n. 4.) *Cleonas.* (*ibid.* n. 2.) *Cronius.* (*ibid.* n. 1.) *Quintus Alexa.* (*Muſ. Flor.* T. II. tab. 97. n. 1. Videſis p. 155, et in Praef. p. 7.)

ex quibus omnibus notandum eſt, duo tresve tantum, nomen latinis characteribus ſcripſiſſe, reliquos vero graecis. Nonnulli nomen ſuum deſcripſerunt recto caſu, cui aliquando verbum ἐποίει, vel primam ſyllabam ἐπ. h. e. *faciebat*, ſolebant adponere; alii caſu obliquo, ut in ipſis gemmis antiquis videre eſt. Nomen *Agathangeli*, quod graecis characteribus expreſſum eſt in gemma, (adi Collect. Rom. Antiqq. *Antonii Borioni*, tab. 68, p. 48.) quae Pompeji caput referre dicitur, in hoc catalogo ſculptorum antiquorum deſcribere detrectavimus: opus enim, quantumvis elegantiſſimum, ſubleſtae fidei ſuſpicionem ſubit apud pleroſque cultos viros, qui in eodem expendendo manum recentioris artificis, judicio ſane conſtanti, perſpectam habere ſibi videntur. Item *Gellii* nomen abegimus, quod alibi Γελλίου, alibi Γέλιου ſcriptum viderimus. (*Ibid.* ap. *Borionum*, tab. 75. pag. 53.)

Hierauf führt er noch aus Büchern den **Mneſarchus** an, von dem ich unter **Vettori** rede; über den jedoch die Stelle des **Apuleius** (Florid. L. II.) wider meine Meinung ſeyn würde, wenn **Apu**

leius in ſolchen Dingen ein glaubwürdiger Skribent wäre: Profugit ex inſula (Samo) clanculo Pythagoras, patre Mneſarcho nuper amiſſo, quem comperio inter ſellularios artifices, gemmis laberrime ſcalpendis, laudem magis quam opem quaeſiſſe. Ferner führt er an den **Theodorus**, von dem ich in den **Antiquariſchen Briefen** handle; und er meint, man müſſe beim **Plinius** *ſmaragdum* anſtatt *ſardonychem* ſetzen.

Alſo ſind beim **Stoſch** 18 alte Künſtler, und 65 Steine; und beim **Gori** 3 Künſtler.

Hiezu kommt noch **Horus**, in der *Dactylioth. Zanettiana.* ſ. unten **Zanetti**; und folgende aus **Winkelmann** in der *Deſcript. des pierres gravées* du feu Baron *de Stoſch*:

1. Νεισος. Von ihm iſt eine alte Paſte: ein ſtehender Jupiter ohne Bart; neben ſich den Adler; in der Rechten den Bliß, und die Linke in die Aegide gewickelt. p. 39.
2. Αθηνιων. Eine alte Paſte: Jupiter auf einer Quadrige, der zwei Rieſen zu Boden geſchleudert hat. Eine Kamee in der Farneſiſchen Sammlung. p. 50.
3. Φρυγιλλος. Auf einem Karneol in dem Kabinette des Chev. **Vittori** zu Rom. Kupido auf der Erde ſitzend; neben ſich eine offene Muſchel. p. 137.
4. Διοκλης. Der Kopf eines jungen Fauns in einem rothen Jaſpis. p. 238.
5. Αλφηος. Pentheſilea verwundet, vom Achilles gehalten, auf einer Kamee, die dem Herrn **Diering**, einem engliſchen Kunſtliebhaber, gehört. p. 380.
6. *Diphilus*, auf einer alten Paſte, worauf eine Urne, auf welcher der Name dieſes Meiſters ſteht. p. 490.
7. Noch einer vielleicht, deſſen Name ſich mit ΜΥΘ angefangen, auf einem Karneol mit einem Pferdekopfe. p. 543.

Die übrigen Künſtler, welche gleichfalls **Winkelmann** in dieſem Werke namhaft macht, ſind: **Apollonides**, p. 219. **Solon**, p. 251. **Hyllus**, p. 260. und ebendaſelbſt, **Alexa**. Allein dieſe alle ſind von **Stoſch** oder **Gori** bereits genannt, obſchon hier zum Theil es andre Werke von ihnen ſind; und es iſt folglich unrecht, daß es in dem Regiſter gleichwohl von ihnen überhaupt heißt: graveurs anciens, leurs noms non publiés jusqu'à preſent.

In allem wären alſo zur Zeit **ein und ſechszig** alte Künſtler, deren Namen bekannt ſind. — Noch kommt der 62ſte hinzu, deſſen weder **Stoſch**, noch **Gori**, noch **Winkelmann** gedenken; deſſen aber **Johann Faber** in ſeinen Commentariis ad Imagines Viror. Illuſtr. ex Bibl. *Fulvii Urſini*, p. 52, bereits gedacht hat, wenn er ſagt: ab artifice aliquo aevi Auguſti facta videtur; verbi gratia ab *Epitynchano* aut *Zoſimo*, quorum extant nomina in priſcis cameis aliisque ſculpturis. Wenn dieſe aliae ſculpturae ſich nur nicht auf den **Zoſimus** beziehen! — Auch muß noch ein 63ſter ſeyn, den ſelbſt **Stoſch** in ſeinem Werke S. 4 anführt, nämlich Ἕλληνος. S. **Klotz**, S. 37.

Den 64ſten und 65ſten nennt **Natter** in der Vorrede, S. 37: „Dans la collection du Comte *Toms* on trouve des paſtes antiques en camée, avec le nom d' Ἀγχιονος et celui de [illegible].

Auch bei **Lippert** kommen Steine mit den Namen alter Künſtler vor, die unter den angeführten nicht ſind; als folgende:

66. **Albius**; II, 632; ein Kopf des **Kaligula**.
67. **Deogenes**; II, 383; nur mit den Anfangsbuchſtaben.
68. **Favra**; I, 181.
69. **Gelius**; II, 908. Ein Ringer, der ſich mit Oel ſalbet. Doch, dieſes Namens gedenkt auch **Winkelmann** im Stoſchiſchen Kabinet, S. 455, wo er auch in Kupfer abgebildet iſt.
70. **Hydrus**; II, 121.
71. **Potitus**; II, 70.
72. **Soſius**; II, 531.
73. Einer, deſſen Anfangsbuchſtaben vielleicht durch EP angegeben ſind, auf einem Ochſen in einem Chalcedon, oder weiſſen Karneol geſchnitten, wie ich ihn in den antiquariſchen Briefen bekannt gemacht habe. Der Ochſe iſt faſt eben der, wie er auf den Münzen des **Auguſtus** vorkommt; als beim **Rubenius** (edit. *Reg.* tab. IX. n. 23. auch tab. XIV. n. 13.) vielleicht, wie dort geſagt wird, wegen der vom Auguſt gegebenen Schauſpiele, nämlich ſolcher, wie nach dem **Plinius** l. VIII, c. 45, **Cäſar** als Diktator zuerſt in Rom einführte. — Faſt noch näher kommt er dem Ochſen auf den Münzen von Epirus; und es iſt bekannt, daß die epirotiſchen Ochſen ſehr berühmt waren: in noſtra urbe bubus Epiroticis laus maxima. *Plin.* L. VIII. ſect. 70. — Wenn die Buchſtaben EP lateiniſch ſeyn ſollten, ſo könnten ſie vielleicht auch auf dem Stein *Epirus* bedeuten ſollen. Eine ſolche Münze von Epirus ſ. beim **Beger**, Spicilegg. Antiqq. p. 17. — Oder es iſt wohl eher noch der Ochſe im Thierkreiſe, ſo, wie er auf dem alten marmornen Globus im Pallaſte Farneſe erſcheint, und wie ihn **Manilius** beſchreibt:

— — — — taurus
Succidit incurvus, claudus pede.

Oder Lukan:

— — — — niſi poplite lapſo
Ultima curvati procederet ungula tauri.

Ein ſolcher Ochſe kommt auch ſchon beim Agoſtini auf einem Onyx vor; und in der Sammlung des Maffei (Gemme antiche figurate, P. IV. Tab. LX.) Um ihn herum ſtehen die Buchſtaben, von oben an gegen die linke Seite geleſen: OIRAE die aber ſowohl Agoſtini als Maffei unerklärt laſſen. — Und dieſer Ochſe wäre denn mit dem Ochſen des Hyllus zu vergleichen. S. Klotz, S. 90.

VI. Von den neuern Steinſchneidern ſeit dem funfzehnten Jahrhundert.

Die Werke vieler neuern Meiſter, beſonders des funfzehnten Jahrhunderts, ſind ſehr ſchätzbar. Maffei trägt daher kein Bedenken, zu ſagen: Nel ſecolo 1500 l'intaglio delle gemme fioriva in Italia a ſegno, che nella galleria di Firenze non è da apprezzar niente meno la raccolta di ſopra ottocento pezzi moderni, delle ſerie degli antichi, ſe però ſe n'eccettua l'ammirabil *Veſpaſiano*, e alcun altro. — Aus den Zeiten des Verfalls des römiſchen Reichs ſind viele geſchnittene Steine übrig, die noch in Kabinettern hin und wieder verborgen liegen. Aber ihre Meiſter ſind nicht genannt.

Vaſari gedenkt folgender, wie ich ſie aus dem Bettori ziehe:

1. Valerio Vincentini, deſſen eigentlicher Name Belli war. Er arbeitete viel für den Papſt Klemens *VII*, und ſtarb 1546, alt 68 Jahr. „Dieſer Künſtler (heißt es beim Füeßlin, ohne Zweifel auch aus dem Vaſari,) verfertigte ſo viele und ſchöne Arbeit, daß man auf die Gedanken verfiel, er habe das Geheimniß gehabt, die Edelſteine weich zu machen. Auch ſeine Tochter verſtand ſich auf das Steinſchneiden. S. *Vaſari*, P. III. p. 862; edit. di Firenze. 1550.

2. *Joannes a Caſtro Bononienſi* nuncupatus. Vaſari, ebendaſelbſt. Dieſer und Vicentini haben auch wohl ihre Namen auf den Stein geſetzt; und es finden ſich deren verſchiedne im Muſeo Strozzi zu Rom.

3. *Aloyſius Anchinus*, Ferrarienſis.

4. *Alexander Ceſati*, ſeu *Ceſari*, cognomento *Graecus*. Er war ums Jahr 1550 berühmt.

5. *Dominicus*, qui ab eodem *Vasario*, in vita *Alphonſi* Ferrarienſis, ſculptoris, dicitur *di Polo*, itemque *Intagliatore di ruote*. — Dieſer Domenico di Polo arbeitete viel für die Herzoge Alexander und Koſmus von Medici, und blühte um 1536. Er war ein Schüler des Giovanni delle Corniole.

6. Dieſer Giov. delle Corniole, qui, auſpice Laurentio Mediceo, artem inſculpendi gemmas didicerat ab extraneis nonnullis artificibus, ab eodem Laurentio Florentiam accitis, wird gleichfalls beim Vaſari im Leben des Val. Vicentini, aber in einer neuern Edition, gedacht. — Ich denke aber, dieſer Künſtler iſt Joh. Bernardi da Caſtelbologneſe (Nr. 2.); und Vettori ſcheint ganz unrecht zwei verſchiedne Künſtler daraus zu machen; der letztere ſtarb 1550.

7. Dominikus, ein Mailänder, mit dem Beinamen de' Camei. Es iſt ſehr albern, wenn dieſer Steinſchneider beim Füeßlin ein Schüler des Bernardi heißt, und doch geſagt wird, er habe um 1490 gelebt, da der Meiſter doch 1550 ſtarb.

8. *Petrus Maria da Pescia*, lebte unter dem Papſte Leo X. um 1515.

9. *Michael*, vulgo dictus *Michelinus*.

10. *Matthaeus Naſſarius*, Veronenſis. — Matteo del Naſaro arbeitete viel für Franz I. und ſtarb zu Paris, 1518.

11. *Nicolaus Avantius*, (Avanzi) und

12. *Galeatius Mondella*, bei welchem Naſaro lernte, obgleich beim Füeßlin auch unter dieſem letztern ſteht, er habe beim Avanzi gelernt, und unterm Avanzi, er habe beim Naſaro gelernt.

13. Ein Veroneſiſcher Goldarbeiter, mit dem Zunamen *lo Zoppo*, der gleichfalls beim Matteo del Naſaro gelernt hatte. Sein wahrer Name hieß Giov. Mario Mantovano.

14. Brugia Sforzi, und zwei ſeiner Neffen, gleichfalls Schüler des del Naſaro, welcher letztere die Kunſt nach Frankreich brachte, und auch da viele Schüler hinterließ.

15. Marmita, von Parma, und deſſen Sohn, Lodovico.

16. Joh. Jak. Caraglio, anfänglich ein Kupferſtecher; hernach arbeitete er in Polen.

17. Franc. Francia. S. oben den Artikel von ihm.

18. Joh. Anton de Rubeis, ein Mailänder.

19. 20. Coſmo und Giacomo da Trezzo, welcher letztere zuerſt in Diamant ſoll geſchnitten haben.

21. 22. Gaſparo und Girolamo Miſuroni.

Hierauf führt Vaſari noch diejenigen Künſtler an, deren Camillo Leonardi in ſeinem *Speculo Lapidum* gedenkt. Nur hätte er hier nicht den Giov. Mar. Mantuano als einen beſondern Künſtler anführen ſollen, da es der ſchon oben gedachte Zoppo iſt. So iſt auch *Franc. Nichinus* Ferrarienſis wohl gewiß kein anderer, als der oben Nro. 3. angeführte Anchini.

23. Giacomo Tagliacarne, ein Genueſer.

24. Leonardo Milaneſe.

Die folgenden hat Vettori hier und da zuſammengetragen:

25. Matteo Benedetti, und

26. Marc Azio Moretti, die beide vom Maſini in ſeiner Bologna perluſtrata, p. 739, angeführt werden.

27. Filippo Santacroce, aus Urbino, der auch mit dem Diminutiv ſeines Vornamens Pippo heißt.

28. Antonio Dardani.

29. Severo di Ravenna.

30. Flaminio Natale.

Bis hieher die Künſtler aus dem ſechszehnten Jahrhunderte; aus dem ſiebzehnten ſind wenige oder gar keine bekannt, auſſer:

31. Einer mit dem Zunamen *il Borgognone*, der um das Jahr 1670 berühmt war.

32. Ein gewiſſer Adonius in Rom, deſſen Stärke, wie Vettori ſagt, in zuſammengeſchlungenen Händen auf Kameen, zu Hochzeitringen, beſtand.

Zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war

33. Suzon, genannt Rey, ein Franzoſe, bekannt; und von den Neuern nennt Vettori folgende:

34. Flavio Sirleto, der 1737 zu Rom ſtarb, und deſſen zwei Söhne:

35. 36. Francesco und Raimondo.

37. Giov. Conſtanzi, von dem V. ſagt: adamantem quoque tentavit, caelata in eo Neronis imagine; und deſſen zwei Söhne:

38. 39. Carlo und Tomaſo Coſtanzi.

40. Domenico Landi.

41. Franc. Ghinghi, aus Florenz.

42. Anton Pichler.

43. Lorenz Natter.

44. Markus Tuſcher.

45. Girol. Roſi, genannt il Livorneſe.

46. Gottfr. Graaft, wegen ſeines ſchwer auszuſprechenden Na-

mens von den Italiänern *il Tedeſco* genannt. Er hieß eigentlich **Kraft**, und war aus Danzig, ein Schüler von **Nattern**, der ſeiner in der Vorrede gedenkt.

VII. Wie die Arbeit der ältern und neuern Künſtler zu unterſcheiden iſt.

Winkelmann ſagt in ſeinen Erinnerungen über die Beobachtung der Werke der Kunſt, in der **Bibl.** der ſch. Wiſſ. B. V. S. 12: „Die größere Glätte an Figuren tief geſchnittener alter Steine iſt „nicht das Geheimniß, welches **Maffei** (*Verona illuſtr.* P. III. c. 7. „p. 269.) der Welt zum Beſten mittheilend entdecken will, wodurch „ſich die Arbeit eines alten Künſtlers im Steinſchneiden von den Neuern „unterſcheidet: unſre Meiſter in ihrer Kunſt haben die Glätte ſo hoch, „als die alten, getrieben. Die Glätte der Ausarbeitung iſt wie die feine „Haut im Geſichte, die allein nicht ſchön macht." — Die Stelle des „**Maffei** iſt folgende: Nelle pietre incavate, oltre al diſegno ed alle coſe rappreſentate, e oltre al colore e qualità della pietra ſteſſa, c'è un giudizio certo per diſtinguere il moderno dall' antico. Gran ſegreto ne vien fatto da qualche Antiquario, che lo ſà: ma noi crediamo all' incontro eſſer bene di far publico, quanto è poſſibile, tutto ciò, che può ſervire a deluder l'impoſture e la frode. Siccome adunque le pietre dure non ſi poſſono lavorare che con la ruota, e la ruota non ripuliſce; e ſiccome convien dire, che in ciò maniera aveſſer gli antichi, rimaſa incognita a' noſtri; coſì i moderni lavori non hanno mai il campo lucido e netto, come quei de' Romani e de' Greci: talche occhio pratico, benche luſtro vedeſſe il fondo, e le facce, dal non eſſer però perfettamente liſce, e uguali, e vibranti, conoſcerà con ſicurezza, che il pezzo non è antico. —

Winkelmann könnte bei dieſer Widerlegung des **Maffei** nur halb Recht haben. Nämlich, wenn ſchon auch neuere Künſtler ihre Werke in der Tiefe eben ſo vollkommen glätten können, als die alten, und es daher nicht nothwendig folgt, daß jeder Stein, der dieſe Vollkommenheit hat, deswegen alt ſey; ſo iſt doch das Gegentheil als eine ziemlich zuverläſſige Regel anzunehmen, daß nämlich diejenigen Steine, welche in der Tiefe wenig oder gar keine Polirung haben, eben daher nicht für alt zu ſchätzen ſind. Dieſes vollkommene Poliren verſtanden in den neuern Zeiten nur die beſten Meiſter; bei den Alten verſtanden es alle; es war bei ihnen kein Geheimniß. Dieſes erkennt man daraus, weil ſich Steine von ſehr mittelmäßigen Künſtlern finden, die plump und ohne alle Zeichnung ſind, aber gleichwohl eine ſehr vollkommene Politur haben. (S. Natter, *Method. ant.* p. 9.) An eben der Stelle ſcheint Natter die wahre Art zu errathen, durch welche die Alten zu jener vollkommenen Politur gelangten: daß ſie nämlich mit eben den Werkzeugen polirten, mit welchen ſie gegraben hatten. Denn dieſe allein können in die kleinſten Vertiefungen bringen: „Il eſt remarquable, que cet ouvrage ſi imparfait eſt pourtant très bien poli; & qu'il ſemble que l'on ſe ſoit ſervi du même outil pour la gravure & pour le poliment.“ — Natter erkennt die vollkommene Politur gleichfalls für einen Vorzug der Antiken; (Préf. p. 13.) nicht zwar, weil die neuern Künſtler ſie nicht erreichen konnten, ſondern vielmehr, weil ſie ſie nicht erreichen wollten, indem ſie es für überflüſſig hielten. *)

VIII. Von Sammlern und Erklärern geſchnittener Steine.

Von dieſen ſagt Fabricius in ſ. *Bibliogr. Antiq.* p. 125 überhaupt: Fuit haec ſcientia quaſi poſtliminio revocata ab *Urſino, Gallaeo, le Pois, Piero Valeriano, Gorlaeo, Chifletio, Kirchero, Auguſtino* Romano, *Carinio, Bagarrio, Reicheltio* Argentoratenſi, aliisque.

IX. Von Paſten und Abdrücken der alten Gemmen.

Von jenen ſ. oben den Artikel Edelſteine. — Abdrücke zu machen lehrt, wie jene, gleichfalls Vettori in ſeinem Tr. de Septem Dormientibus, p. 3: „Haec autem ectypa, ut illi etiam, qui minus norunt, intelligant, quid iſtud rei ſit, et quam ſimillima exemplari exiſtant; vel fiunt liquido aqua gypſo, vel ſulphure in amula ad ignem admota, colliquato, et cinnabari, ſive alio colore mixto. Igitur quidvis horum ſelegeris, gemmae, ut dicebam, infunditur, cui, ne undique diffluat, ſive ſulphur, ſive gypſum, faſcia tenuis e ſtanno, nonnihil ipſa gemmae area eminentior, adſtringatur, et filo, ſi opus fuerit, circumligetur. Jam vero rigente ſulphure, denſatoque gypſo, alterutrum a gemma dividitur, et ſic ipſiſſimam gemmae imaginem ectypon refert. At ipſa gemma aliquando leniter oleo perungitur, ut facilius gypſum aut ſulphur ab illa ſeparetur.“ — Hierauf lehrt er auch, wie ſie in Siegellak abzudrucken

---

*) In der Handſchrift folgt hier ein achter Abſchnitt: von den *compoſitoribus gemmarum*, der aber nur den Entwurf von dem enthält, was Leſſing im 44ſten ſeiner Antiquariſchen Briefe, Th. II. S. 58 f. weiter ausgeführt hat. Eſchenburg.

ſind. Das Siegellack muß nicht brennen, ſondern nur fließen; und am beſten drückt man ſie auf weiſſe franzöſiſche Spielkarten ab.

Genovefa. Das Kloſter der heiligen Genovefa zu Paris iſt durch ſeine Bibliothek berühmt. In Anſehung der dort befindlichen Alterthümer, wovon eine eigne Beſchreibung heraus iſt, bemerke ich eine Stelle aus Landringer's Diſſ. in onychem Alexandri M. (1686. 4.) „*Ludovici Chalucii*, Arverni, in Licomagenſi Foro Conſiliarii Regii, Dactyliothecae MStae, quae olim in Muſeo Magni *Peireſcii*, tandem *Petri Seguini*, hodie RR. PP. Canonicorum Regularium S. Genovefae Pariſienſis eſt, fauſtam precamur Lucinam. *Claudium* enim *de Moulinet*, ordinis illius procuratorem generalem, editionem, additis gazophylacii inclyti rarioribus, moliri monet *Fraxineus* (*du Freſne*) Gloſſarii laborioſiſſimi voce: *Heraclea.* Interim quaedam diſplicuiſſe Maecenati Gallico, *Nicolao Claudio Fabricio de Peireſc*, non leve in ejus Vitae Memoria indicium eſt, quae anno hujus ſeculi XXXIV cum *Ludovico Auberio Maurillio* de caelaturis ſuppoſititiis, quas *Chalucus* a ſe confictos non erubeſcebat pro vetuſtis evulgare, egerit.

Geſandter. Geſandtſchaft. Zeiler ſagt in ſeinem Sendſchreiben, No. 65: „Im Deutſchen wird ein Unterſchied gehalten, „alſo, daß der Fürſten und andrer Stände des Reichs (darunter auch „die Reichs- und Hanſeeſtädte zu verſtehen,) Legaten nicht Geſandte, „ſondern Abgeſandte genannt werden. — Und dieſen Unterſchied „obſervirt auch der Reichsfurier bei den Reichstagen.“ — Unſer heutiger Zeitungsſtyl, wenn ich mich nicht irre, bemerkt dieſen Unterſchied nicht; oder kehrt es vielmehr gerade um.

Giotto. Der Schüler des Cimabue, lebte von 1276 bis 1336. Das am beſten erhaltene Werk dieſes Meiſters, welches Wright irgendwo angetroffen hat, iſt in der Kirche des heil. Antonius zu Padua. Es iſt ein Freskogemählde in einer Kapelle hinter der Kanzel, und ſtellt die Kreuzigung Chriſti vor, und wie die Kriegsknechte um ſein Gewand das Loos werfen.

Gliedermann. Für den Erfinder deſſelben wird Baccio della Porta, ein Dominikaner und Mahler, der 1517 ſtarb, gehalten; eben der, von welchem Raphael ſeine beſſere Farbenmiſchung ſoll gelernt haben. S. Vaſari. Th. III. S. 31.

Vielleicht aber, daß auch die alten Künſtler den Gliedermann kannten, und daß es ihr Κίνναβος war, welches **Suidas** durch εἴδωλον, πρὸς ὃ οἱ πλάσται καὶ οἱ ζωγράφοι βλέποντες διατίθενται πλάττοντες καὶ γράφοντες. **Stephanus** erklärt zwar κίνναβος bloß durch *proplasma*, ein Modell; dieß aber kann wohl der Bildhauer brauchen, nicht aber der Mahler.

Goldmachen. **Kunkel** in ſeinen Obſſ. de ſalibus fixis et volatilibus (Lond. 1689.) ſoll, nach der Anzeige des *Journal des Savans* v. 1678, p. 435, erzählen: que dans les archives de la maiſon électorale de Saxe il a lu l'art de faire ce rare et admirable ſpecifique & teinture, avec laquelle l'Electeur *Chriſtian I.* du nom convertiſſoit le mercure, le cuivre, & les autres métaux en veritable or, ou en veritable argent; & il aſſure, que le Prince Auguſte environ l'an 1590 convertit avec une partie de cette teinture ſeize cent & quatre fois autant de mercure en or, qui ſouffrit toute ſorte d'examen. Il ajoute que ces regiſtres ne marquent pas que cette Médicine univerſelle pour la tranſmutation des métaux ſoit propre pour guérir les infirmités du corps humain.

Von dieſer Goldmacherei der Churfürſten von Sachſen ſehe man auch des Freiherrn **von Schröder** nothwendigen Unterricht vom Goldmachen, hinter ſ. **Fürſtl. Schatz- und Rentkammer**, Kap. 1. §. 10: „Wer zweifeln will, ſagt er, gehe nach Dresden in Meißen, ſehe allda das ſogenannte Goldhaus an, laſſe ſich berichten, was zu Churfürſt **Auguſts** und Mutter **Anna** Zeiten darin gearbeitet worden, und frage, wie die herrlichen unkoſtbaren Gebäude in ſelbige Gegend herkommen? Wer ſich der Wahrheit verſichern will, der frage nach hochgedachten Churfürſten Actis Chymicis und Journalen, ſo wird er in der geheimen Kammerkanzlei eine Menge Schriften von des Churfürſten eigner Hand, und ſonſt ganze Volumina finden, worinnen die von Zeit zu Zeit gemachten Tingirpulver und das Quantum von Woche zu Woche aufgezeichnet zu finden. Im Gegentheil wird in der gemeinen Rechenkammer, welche ſonſt alle Ausgaben zu verſorgen gehabt, nicht ein Groſchen, vielweniger ohne namhafte erforderliche Summe darzuthun ſeyn, welche zu ſo vielen anſehnlichen Gebäuden, als dem ſogenannten Stall, der Auguſtusburg, u. ſ. f. daraus wäre genommen worden, ſo hergegen alles aus der geheimen Kammer, wie es dieſe aus dem Goldhauſe empfangen, hergekommen iſt.“

Die von Schrödern daſelbſt namhaft gemachten Adepten, welche wirklich tingirt haben ſollen, ſind:

1. Theophraſtus Paracelſus.

2. Raimundus Lullius. S. deſſ. Art.

3. Ein Baron Chaos zu Wien, welcher vor Kaiſer Ferdinand *III.* Projektion gethan haben ſoll, wofür ihn dieſer zum Freyherrn gemacht, und das Ungariſche Kammer-Grafen-Amt zugelegt habe. Er ſoll aber das Geheimniß nicht ſelbſt gewußt, ſondern die Tinktur bloß einem Grafen von Mansfeld, der General zu Raab in Ungarn geweſen, entwendet haben.

4. Wenzel, ebenfalls in Wien, der ungefähr im J. 1704 vor dem Kaiſer tingirt haben ſoll, und dafür zum Freiherrn von Rheinburg und oberſten Münzmeiſter in Böhmen gemacht worden. Er konnte aber auch die Tinktur nicht ſelbſt machen.

5. Der 1705 zu Ens verſtorbene Baron Wegnerede, welcher eine Tinktur gehabt, wovon ein philoſophiſches Gran (d. i. vier gemeine) ſieben Loth imperfekten Metalls in Gold, und demnach Ein Theil 420 Theile tingirt hat.

6. Ein Niederländer, Namens Sommer, der eine geraume Zeit vor der Wieneriſchen Belagerung ſich zu Wien aufgehalten, und aus einem Pfunde Queckſilbers acht Loth guten feinen Goldes figirt hat.

7. Ein Graf von Rimburg, deſſen Wittwe den Marquis von Conebon heirathete, und ihm das Geheimniß zubrachte. S. Iſelin's hiſtoriſches Lexikon, unter Conebon.

Unter allen Prozeſſen von Goldmachen iſt mir der Becherſche, welchen dieſer in ſeiner *Pſychoſophia*, p. 111, doch mehr aus Spekulation, als aus Erfahrung, wie er ſagt, mittheilt, als der vernünftigſte und verſtändlichſte vorgekommen. Er ſetzt nämlich voraus, daß die Metalle alle Eins, und nicht nach den accidentellen faecibus, die ſich in den Bergwerken eingemiſcht haben, ſondern einzig und allein nach der Reinigkeit und Kochung ihres Queckſilbers, unterſchieden ſind. Dieſes beweiſet er daher, weil man aus allen Metallen Queckſilber ziehen könne, und, wenn ſolches herausgezogen iſt, die metalliſche Form vergehe, und bloß eine todte Erde zurückbleibe. Es komme alſo nur bloß darauf an, das Queckſilber recht zu reinigen, und ſo zu inſpiſſiren, daß es ganz kompakt werde, und ſich zuſammen ſchließe. Da aber eine ſolche reine queckſilbrige Subſtanz bloß im Golde zu finden ſey, ſo könne man auch nur Gold durch Gold machen, indem man es nämlich aus ſeiner Korporalität in einen ſubtilen geiſtigen Stand ſetze, in welchem es andres Queckſilber durchdringen und tingiren könne u. ſ. f.

Von den verſchiedenen Betrügereien bei dem Steine der Weiſen ſ. des **Geofroy** Abhandlung in den Schriften der Pariſer Akademie von 1722; im **ſechsten** Theile der deutſchen Ueberſetzung.

Abrah. **Gorläus.** Geboren zu Antwerpen 1549, geſtorben zu Delft 1609, ohne daß man erfahren können, in welchen Bedienungen er daſelbſt geſtanden, die er doch muß gehabt haben, da er ſich ſelbſt als einen Mann beſchreibt, qui publicis quotidie diſtringitur muneribus. Daß er einer von den drei Aufſehern der dortigen Münze geweſen ſey, iſt ein Mißverſtändniß. S. den **Bayle**; desgleichen von ſeiner Kenntniß der lateiniſchen Sprache, die man ihm hat abſprechen wollen. **Bayle** merkt nur an, daß man, wenn anders den *Scaligerianis* zu trauen ſey, ſich nicht ſo recht auf ſeine Medaillen verlaſſen könne. Er hätte noch anmerken können und ſollen, daß man dieſen Vorwurf auch ſeinen geſchnittenen Steinen gemacht hat. **Joh. Jak. Chifletius** (in *Lilio Francico*, veritate hiſtorica, botanica, heraldica illuſtrato, Cap. 2.) ſagt ausdrücklich: Gemmae a *Gorlaeo* editae non veteris ſculpturae ſunt omnes, ſed recentis pleraeque et ad libitum ſictae. — Die erſte Ausgabe der **Daktyliothek** iſt von 1601, und die mit **Gronov's** Erklärung von 1695, in zwei Theilen, welche collectio aliunde et ineditis et editis annulorum ſiguris auctior auf dem Titel genannt wird. Damals, als ſie **Gronov** herausgab, war die Sammlung ſelbſt in den Händen eines gewiſſen **Petrus Deinotus**, dem **Gronov** in ſeiner Vorrede dankt, daß er ingentem illam gazam manibus *ipſius* committi, et in alienam urbem ad tempus transferri paſſus ſit, ut de ſingulis, prout *inſpexiſſet*, arbitrari daretur. — Es verlohnte ſich der Mühe, beide Ausgaben zu vergleichen, um zu ſehen, was für Gemmen hinzugekommen ſind, und ob er die nämlichen Stiche aus der erſten Ausgabe beibehalten habe.

Schwertius (*Ath. Belgic.* p. 81.) ſagt, daß die Sammlung ſelbſt hernach von den Erben, welches der gedachte **Deinot** ohne Zweifel mit geweſen, an den Prinzen von Wallis ſey verkauft worden. Das ſagt auch **Landringer** in ſ. Diſſ. in Onych. Alex. M.

Gothiſch. Die alte Sprache des vermeinten **Ulphilas.** Der Denkmäler dieſer Sprache ſind bis jetzt nur noch drei:

1. Der **Codex Argenteus**.

2. **Das Wolfenbüttelische Fragment aus dem Briefe Pauli an die Römer.**

3. **Der Kaufbrief** unter den Inſchriften des **Doni**, die Gori herausgegeben hat.

Der **Kodex Argenteus** enthält die vier Evangeliſten; er iſt aber ſehr mangelhaft. Die Evangeliſten folgen darin ſo: **Matthäus, Johannes, Lukas, Markus**; und dieſe Ordnung wird auch genau bei Anführung der Parallelſtellen beobachtet. Es wäre nun zu unterſuchen, welche andre alte Ueberſetzung dieſe nämliche Ordnung hat? — **Thomas Marſchall** in ſ. Notis ad Cod. Arg. ſagt, daß der Codex Graecus Cantabrigienſis dieſe nämliche Ordnung habe, quem in caeteris quoque referre verſionem Moeſogothicam. Es fragt ſich nun, ob dieſer Koder in denen Stücken, worin er damit übereinſtimmt, nicht auch mit der alten lateiniſchen Ueberſetzung harmonirt?

Jene Handſchrift hat Luc. IX, 50. einen Zuſatz, den keine einzige andre Ueberſetzung hat, der ſich in keiner Catena Patrum findet, und überhaupt in keinem Exemplar vorkommt, als in der alten Italiſchen Verſion, von der die Relatt. Goettingenſ. T. I. Faſc. III. p. 60. nachzuſehen ſind. — Sollte man aber hieraus nicht ſchließen dürfen, daß dieſe Gothiſche Verſion alſo nicht aus dem Griechiſchen, ſondern aus der alten lateiniſchen Ueberſetzung gemacht worden ſey?

Es fehlt ferner darin die Geſchichte von der Ehebrecherin, Joh. VII, 52., welche nicht bloß daraus verloren gegangen, ſondern vom **Ulphilas** l. d. p. vorſetzlich oder unwiſſentlich übergangen worden. Jenes wollte der Abſchreiber des Koder, ein noch jetzt unbekannter **Derrenus**, in ſeiner Abſchrift durch einen offenbaren Betrug glauben machen, den aber **Ihre** in ſeinen Analectis Ulphilanis p. 25. entdeckt hat. — Zu unterſuchen wäre nun, in welchen Ueberſetzungen oder Handſchriften dieſe Geſchichte gleichfalls fehlt? und was vielleicht daraus zu ſchließen iſt?

Gregorius Nazianzenus. Findet ſich in der neuen Halliſchen Ausgabe dieſes Kirchenvaters der kleine Brief deſſelben an den **Nikobulus**, de charactere epiſtolico, den **Caſelius** 1569 zuerſt herausgegeben, nebſt dem Auszuge aus dem **Demetrius Phalereus** über eben dieſe Materie? (W. B. 552. 6. Quodl. 8.)

H.

Friedrich von Hagedorn. Sein Vater war däniſcher Reſident in Hamburg, deſſen Bruder in den nämlichen Dienſten Wieadmiral war. Er ſtudirte zu Jena, wo er ziemlich locker lebte, und Schulden wegen ein halbes Jahr auf dem Carcer ſitzen mußte. Eine Zeit, die er ſehr gut zubrachte. Er ging darauf nach England, wo er einige Jahre bei dem dortigen däniſchen Geſandten als Sekretär, doch ohne Gehalt, ſtand. Seine Bedienung, die er hernach gleichfalls als Sekretär bei dem engliſchen Court in Hamburg erhielt, trägt ungefähr 600 Rthlr. ein. Er heirathete eine Engländerin, die ſchon bei Jahren war, in der Meinung, viel Vermögen mit ihr zu bekommen. Dieſe lebt (im J. 1768) noch; und da ſie auch das Wenige, was ſie gehabt, bei ihm zugeſetzt hat, ſo genießt ſie von dem engliſchen Court eine jährliche Penſion von 600 Mark, nebſt freier Wohnung im Engliſchen Hauſe. Seine erſten Gedichte ſind, wenn ich nicht irre, von 1729; und ſie verſprachen den Mann nicht, der er in der Folge ward. Seine nachherigen Gedichte, nach welchen er allein zu beurtheilen iſt, haben ihn Zeit und Mühe gekoſtet. Er war nie ohne ſeinen Horaz und weiße Kartenblätter in der Taſche, auf welchen er ſich das anmerkte, was er hörte oder las, oder was ihm ſonſt an eignen Gedanken einfiel. Zwei oder mehr Futterale voll ſolcher beſchriebenen Kartenblätter ſind an ſeinen Bruder nach Dresden gekommen; desgleichen ein Horaz, durch und durch mit Anmerkungen beſchrieben. „Unter andern“ (ſchrieb mir Hr. Fuchs, Paſtor in Zehren bei Meiſſen, den 15ten Oktober 1755,) „fanden wir,“ (nämlich er und der Legationsrath v. Hagedorn,) „daß er noch kurz vor ſeinem Tode Ihre ſchöne Auslegung über die „Ode: *Parcus deorum cultor et infrequens*, ſorgfältig eingetragen, „und dieſelbe als etwas Ungemeines gar ſehr bewundert, und mit vielen Lobſprüchen begleitet hatte. Ein Bentley, hieß es zuletzt, würde „ſich ſehr geſchmeichelt haben, wenn er dergleichen Einfälle gehabt „hätte“ u. ſ. w. — Die Unterſtützung, welche Hagedorn dieſem Fuchs verſchaffte,*) gereicht ihm zur Ehre. Dieſer ließ auf ſeinen Tod auch ein Gedicht drucken, welches er mir damals ſchickte. Aber es ſcheint, daß dieſe Unterſtützung ſelbſt den Stachel ſtumpf machte, welcher Fuchſen antreiben konnte, ſich weiter zu zeigen. — Hagedorn ſpeiſte einmal bei Carpſern in Geſellſchaft des Ritters Taylor, und verſchiedner andrer, worunter auch Lipſtorp war. Taylor ſprach beſtändig, und ließ keinen zu Worte kommen, worüber Hagedorn ungeduldig wurde, und das nächſtemal einen gewiſſen Mann, welcher das Etabliſſement *Sola Bona Quae Honeſta* bei Hamburg hatte, anſtellte, ihn zu Boden zu plaudern, und ihn nichts aufbringen zu laſſen, was er ihm nicht widerſpräche. Dieſes gelang; und Taylor, dem man weiß machte, daß dieſer Mann ein polniſcher Woywode ſey, denn er ſprach ein ziemlich polniſches Latein ſehr fertig, getraute ſich kaum, den Mund mehr aufzuthun. Lipſtorp, der ſonſt ein Mann von wenig Worten war, trank bei dieſer Komödie etwas reichlich, ſo daß er darüber ſehr geſprächig wurde, worauf Hagedorn aus dem Stegreif die Zeilen machte:

---

*) S. Band V, S. 37.

O Wunder! welches ſich hier zeigt:
Daß Lipſtorp ſpricht, und Taylor ſchweigt!

Hagedorn ſtarb an der Waſſerſucht, die er ſich allerdings durch ſein unmäßiges Trinken zugezogen hatte. — Dieſer Mann, der in ſeinen Schriften ſo vorſichtig, ſo anſtändig und ſo gutherzig war, war in ſeinem mündlichen Umgange äußerſt beißend und beleidigend; und hierin war der Herr von Bar gerade das Gegentheil von ihm, der ſeiner Feder mehr Freiheit erlaubte, als ſeinem Munde, und durch ſeine Reden kein Kind zu beleidigen im Stande war. Einsmals wurde von einer Ueberſetzung aus dem Engliſchen geſprochen, und einer ſagte, es habe ſie ein Kaufmann gemacht, und es ſey wirklich viel, daß ein Kaufmann ſo überſetzen könne. Pah! ſagte Hagedorn, das thun die Kaufleute alle Tage! Ein Wortſpiel; aber ein bitteres!

Einen Theil von den oben gedachten Kartenblättern hatte ſich die Demoiſelle Reimarus abgeſchrieben, bei der ich ſie geſehen habe. Es ſind ſinnreiche Stellen aus franzöſiſchen, engliſchen und lateiniſchen Schriftſtellern und Dichtern, ſo wie H. ſeine Noten damit auszuſpicken pflegte. Einiges iſt darunter, das ich nicht finde, wo er es her hat, und das ihm vielleicht handſchriftlich war mitgetheilt worden; z. B. ein franzöſiſches Epigramm auf den Baron Holberg:

Philoſophe mocqueur, Comique atrabilaire,
Il mord et divertit tour à tour le prochain.
Des Danois cependant il feroit le *Molière*,
S'il n'en étoit pas le *Jourdain*.

Hamburg. (Geſchrieben daſelbſt im Jahr 1768 und 1769.)

Unter dieſem Artikel will ich das Wenige ſammeln, was ich hier Merkwürdiges in die Kunſt und Literatur einſchlagendes geſehen und bemerkt habe.

1.

Eine ſchöne Sammlung portugieſiſcher Bücher habe ich bei Hrn. Rameyer geſehen, der mit ſeinem Bruder, Peter Rameyer, an dreißig Jahre ſich der Handlung wegen zu Liſſabon aufgehalten hat, wo ſie ein anſehnliches Vermögen erwarben, mit welchem ſie ſich wieder nach Hamburg begaben, wo ſie von ihren Intereſſen und gelegentlichen Geſchäften, als Diskontiren, lebten. **Peter** iſt ſchon ſeit einigen Jahren todt, und muß von beiden Brüdern der fleißigſte und wißbegierigſte geweſen ſeyn. Er hat die ganze Bibel, ſamt den apokryphiſchen Büchern in die portugieſiſche Sprache überſetzt, auf welche er beſondern Fleiß gewandt hat. Leute, die es verſtehen können, verſichern, daß ſeine Ueberſetzung ſogar beſſer ſey, als diejenige portugieſiſche, welche die Holländer zu Batavia in drei Oktavbänden drucken laſſen, und deren Verfaſſer **Almeida** heißt. Es verſteht ſich, daß **Rameyer** nicht aus den Grundſprachen überſetzt hat, ſondern aus den engliſchen, deutſchen und holländiſchen Ueberſetzungen zugleich, ſo, wie ihm bald die eine, bald die andre, vorzüglicher ſchien. Aber auch **Almeida** hat nicht aus der Grundſprache überſetzt. **Rameyer** hat das eigenhändige Manuſkript ſeines Bruders in drei Folianten binden laſſen; und es würde immer eine Stelle in einer großen Bibliothek verdienen.

Wenn ſie einmal gedruckt werden ſollte, würde **Rameyer** indeß nicht der einzige Deutſche ſeyn, der einen Platz unter den portugieſiſchen Schriftſtellern einnähme. Ein gewiſſer **Heinrich Ahlers**, ein geborner Hamburger, welcher gleichfalls als Kaufmann um eben die Zeit in Liſſabon geweſen, hat eine kleine **Abhandlung von den Kometen** geſchrieben, welche daſelbſt gedruckt iſt. Nach den flüchtigen Blicken, die ich darein thun konnte, zu urtheilen, muß **Ahlers** ein Mann von guten aſtronomiſchen Kenntniſſen geweſen ſeyn; es wäre denn, wie es mir faſt aus einigen Citationen ſcheinen wollte, daß er unſern **Heine** von Kometen ausgeſchrieben und überſetzt hätte. Er durfte nicht fürchten, daß man in Portugal ſein Plagium ſo leicht entdecken würde. **Ahlers** dedicirte ſein Werk dem Könige, und weil er ſonſt in ſeinen Geſchäften zurückgekommen war, ward er katholiſch, in Hoffnung, durch den Hof ſein Glück zu machen; aber er ſtarb, ohne es gemacht zu haben.

Rameyer hat verſchiedene geſchriebene Sammlungen, in welchen viele merkwürdige Dinge befindlich ſind. Auſſer einer Menge portugieſiſcher Gedichte, auch einen in dieſer Sprache geſchriebenen Traktat eines Juden, welcher nicht ſchlecht zu ſeyn ſcheint. Er hatte auch alle Sentenzen geſammelt, welche zu ſeiner Zeit wider die Juden geſprochen worden, die in den **Auto's da Fe** waren verbrannt worden; desgleichen Nachrichten von andern, damals vorgefallenen, Dingen; z. B. von dem Prozeſſe eines engliſchen Handlungshauſes, **Wingfield** u. Compagnie, um 1722, wegen überwieſener Ausfuhr des Goldes. Es war darauf, daß **Wingfield** gehangen werden ſollte, wenn ſich nicht der König von England ausdrücklich für ihn intereſſirt hätte, auf deſſen Fürſprache er gänzlich frei und losgeſprochen ward. Die deutſchen Kaufleute, welche in Liſſabon alle unter dem Namen der Hamburger paſſiren, haben ihren eignen Patron, vor dem ſie allein belangt werden können. Von dieſem erhalten ſie eine Art von Paß, auf welchen ſie ſich verſchiedner Vorrechte bedienen können, z. B. mit Gewehr zu gehen, bei Tage und bei Nacht, mit und ohne Licht, welches keinem Portugieſen frei ſteht. Ich habe da dieſen Paß im Original geleſen; wie auch die Abſchrift des lateiniſchen Briefes von dem Senat zu Hamburg an den König von Portugal, bei Ueberſendung zweier Schiffe mit Baumaterialien, nach dem Erdbeben von 1755, nebſt der, gleichfalls lateiniſchen, Antwort des Königs.

Unter den portugieſiſchen gedruckten Büchern waren auch vier bis ſechs Bände Predigten von dem Jeſuiten Vereida, der für ihren beſten geiſtlichen Redner gehalten wird; eine Beſchreibung des Kloſters zu Mafra, welches der vorige König, Johann V., bauen laſſen. Die Ausſprache des Portugieſiſchen hat nicht viel Schwierigkeit; was vornehmlich dabei zu merken, iſt das *ão*, welches als *ong* ausgeſprochen wird.

2.

Ein hieſiger Geldwechsler, Herr Albrecht Balemann, hatte eine ſchöne Sammlung von Münzen und Medaillen neuerer Zeit, worunter ſehr ſeltene Stücke ſind. Unter den Medaillen habe ich viele von Hedlinger und dem Genfer Dacier daſelbſt geſehen; desgleichen die große goldne Medaille mit dem Bruſtbilde Auguſt's *II.* Königs von Polen, die 100 Dukaten wiegt, von Groskurt; auch eine ſilberne Schaumünze auf Newton, ſehr ſchön, von J. C.

Balemann hat auch eine kleine Sammlung von Gemmen, geſchnittenen und ungeſchnittenen, unter welchen ich einen Onyx bemerkte, worauf ich den Oedipus mit ſeinen Töchtern zu ſehen glaubte, erhaben geſchnitten, in der Größe einer welſchen Nuß, oval, nach der Länge. Auf einem Poſtamente ſteht ein Sphinx; neben demſelben iſt ein alter Mann hingeſunken, in einer kraftloſen, verzweifelnden Stellung. Vor ihm ſtehen zwei Frauensperſonen, wovon ihn die eine an einer Schnur zu halten ſcheint; beide, als ob ſie ihm Troſt zuſprechen wollten.

3.

Die Manuſkripte und beſchriebenen Bücher, welche Johann Albert Fabricius hinterlaſſen, blieben bei deſſen Schwiegerſohne, dem Profeſſor Reimarus, deſſen Sohn ſie jetzt gern zuſammen verkaufen möchte. Eine Deſignation derſelben wurde dem vierten Theile der Fabriciſchen Bibliothek, wie ſie 1741 verauktionirt ward, beigefügt; doch nicht zum Verkauf ſowohl, als um die Gelehrten wiſſen zu laſſen, was davon vorhanden; wie ihnen denn auch der Gebrauch unter erforderlichen Bedingungen angeboten wurde. **Erſtlich** kommen in dieſer Deſignation vor: *Scriptores cum MSS collati vel emendati.* Von dieſen möchte ich wohl noch nachſehen, und unter ihrem Titel beſchreiben:

in Folio:

No. 4. *Euripides Barneſii*, cum caſtigatt. viri docti.

in Quarto:

No. 44. *Vitruvius* de Architectura, c. n. mſſ. *Fabricii.*

in Octavo:

No. 64. *Solini* Polyhiſtor. *Fr. Lindenbrogius* contulit cum duobus MSS. Gottorpienſibus et editione Spirenſi atque Aldina, atque eruditas obſervationes ad auctorem ipſum illuſtrandum adjecit.

No. 109. *Ariſtoteles* de Arte Rhetorica et Poëtica, graece. Venetiae 1536; collatus cum cod. mſ.

Hierauf folgen: *Codices MSS. veterum et recentiorum.*

in Quarto:

No. 149. *Theobaldi* Epiſcopi Phyſiologus. Nochmals *No.* 219.

No. 153. Variae Lectiones ad *Apollodorum* ex Vaticano et Palatino codicibus MSS. excerptae a *Gudio.*

No. 194. *Bartholomaei* (per compendium *Tholomaei* et corrupte *Ptolomaei* dicti) *Biblia Pauperum*, i. e. Verſus Memoriales in ſingula Capita librorum biblicorum ex MS. Codice Bibliothecae Petrinae apud Hamburgenſes.

No. 204. Hrabani Mauri Gloſſarium Latino-Theotiſcum, ex apographo *Neſſelii.*

Ferner: die Handſchriften von Johann Adolph Hoffmann, welche aus ſeinen Arbeiten über den Juſtinus, und einigen Excerptenbüchern beſtehen.

Endlich: *Libri a J. A. Fabricio editi aut edendi*, et libri aliorum, quibus idem aliquid adſcripſit:

No. 276. Ad vitam *Melanchthonis* Collectanea *Fabricii.*

No. 297. Journal der Teutſchübenden, von 1716. 17. Adjecit *Fabricius* apparatum librorum ad linguae germanicae Hiſtoriam et Origines, Lexica, Grammaticam, Eloquentiam et Poëſin ſpectantium.

4.

Den 21ſten Jänner 1769 habe ich den Senior Goeze zuerſt perſönlich kennen lernen. Ich beſuchte ihn auf ſeine wiederholte Einladung, und habe einen in ſeinem Betragen ſehr natürlichen, und in Betracht ſeiner Kenntniſſe gar nicht unebnen Mann an ihm gefunden. Wir ſprachen zuerſt von der hieſigen öffentlichen Bibliothek. Der Profeſſor und Bibliothekar Wolf hat ſich ſeit 1739 ihrer ſo bemächtigt, und ſich ſo unerlaubte Dinge mit ihr herausgenommen, daß es unbegreiflich iſt, wie man ihm alles ſo für genoſſen hat ausgehen laſſen. Der verſtorbene Paſtor Wolf und dieſer ſein Bruder hatten eine gemeinſchaftliche Bibliothek; und als jener ſtarb, fand man zwar kein förmliches Teſtament, aber doch einen ſchriftlichen Aufſatz, vermöge deſſen er ſeinen Antheil der öffentlichen Bibliothek vermachte, doch mit der Bedingung, daß ſein Bruder Zeitlebens den Gebrauch davon behalten, und nicht genöthigt ſeyn ſollte, ſie abzuliefern. Weil ſich dieſe Bibliothek nun in einem öffentlichen Predigerhauſe befand, welches gebauet werden mußte, ſo ließ ſich Wolf gefallen, ſie auf die öffentliche Bibliothek zu räumen, für welche die Stadt, in Rückſicht auf dieſes Vermächtniß, ein neues Gebäude hatte aufführen laſſen. Hiedurch nun glaubte Wolf ein Recht erlangt zu haben, mit der ganzen Bibliothek zu ſchalten und zu walten, wie er wollte. Er ſchlug ſogar ſeine Wohnung darin auf, ſchnitt die Kupfer aus den Büchern, um ſie in eigne Sammlungen zu bringen, und kehrte das Unterſte zu Oberſt, alles ungerügt, weil er ſich geäußert hatte, daß er nicht allein ſeinen Antheil an der Bibliothek, ſondern auch noch ſein ganzes Vermögen, das ſich vielleicht auf 30,000 Mark belaufen mag, der öffentlichen Bibliothek vermachen wollte. Er hatte ſich hierzu unter der Bedingung erboten, daß man einen gewiſſen Studioſum Wolf, einen bloßen Namensvetter von ihm, den er zu ſich genommen hatte, und an dem Katalog arbeiten ließ, ihm adjungiren und ſubſtituiren ſollte. So ſehr ſich Goeze dagegen ſetzte, und ſo ungewöhnlich hier eine ſolche Survivance iſt; ſo ging es doch bei den Oberalten durch, und er erhielt die Vokation für ſeinen Amanuenſis. Aber was er nun mit dieſer Vokation machte, iſt erſtaunlich! Er brauchte ſie nicht, um den jungen Mann damit zu beglücken, ſondern ihn damit zu peinigen. Denn er hatte ſich unterdeſſen mit ihm überworfen. „Siehſt du, „Beſtie, ſagte er zu ihm, das habe ich für dich thun wollen! Das „Glück haſt du bei mir verſcherzt! Das ſollſt du nicht allein nun nicht „haben, ſondern nun will ich dich auch noch zum Hauſe hinausprügeln „laſſen!“ Indem giebt er einem dazu beſtellten Kerl einen Wink, und Wolf hatte Zeit, ſich aus dem Staube zu machen. Die Geſchichte iſt gewiß; und dieſer Wolf iſt jetzt Prediger in Norderditmarſchen. Er verklagte hierauf den Profeſſor, weil er ihm für ſeine Arbeit an dem Katalog noch Geld ſchuldig geblieben war. Der alte Teufel wird einmal über das andre citirt: aber, ohne jemals zu erſcheinen, ohne die geringſte Erklärung wegen des ausgewirkten Adjunkts zu thun, bleibt er ruhig auf ſeiner Bibliothek, und fragt nach allem nichts; verſichert, daß die Oberalten zu gut rechnen können, als daß ſie einem Manne ſollten Unrecht geben, der die Stadt enterben kann.

Hierauf ſprach ich mit Goezen über ſeine Streitigkeit mit Semler, in welcher G. nun wohl offenbar Recht hat. Semler hat von dem Komplutenſiſchen Neuen Teſtamente geſprochen, ohne es geſehen und unterſucht zu haben. Die Spanier müſſen allerdings Manuſkripte gebraucht haben, und die Stelle im Johannes iſt aus der Vulgata nicht überſetzt worden. Sie würden ſonſt, wie die Vulgata lieſet, gewiß ἕν εἰσι überſetzt haben, und nicht εἰς τὸ ἕν. Es iſt zwar wahr, die noch übrigen Codices haben dieſen Spruch gar nicht, bis auf den Berliniſchen, welchen Chriſtian Rau dem Churfürſten verkaufte. Aber das geht ſehr weit, dieſen Rau darum zum Betrüger zu machen, und vorzugeben, daß ihn Rau ſelbſt aus der Komplutenſiſchen Ausgabe abgeſchrieben habe. Goeze hat eine vortrefliche Sammlung von Bibeln, und beſonders den erſten Ausgaben von Luthers Ueberſetzung. Luthers letzte Reviſion ſeiner Bibel iſt von 1545, welche denn auch bei Beurtheilung ſeiner Sprache in meinem Lexikon zum Grunde gelegt werden müßte. In ſeinen übrigen deutſchen Schriften iſt Luther bis an ſein Ende weit nachläſſiger geblieben, und er hat auf keine derſelben den Fleiß verwandt, den er auf die Bibel wandte. — Ein Neues Teſtament nach ſeiner Ueberſetzung in Niederſächſiſcher Sprache, doch ohne ſeinen Namen, iſt zu Hamburg 1523 in Oktav gedruckt, und äußerſt ſelten, weil damals das Pabſtthum in Hamburg noch herrſchte; wie denn auch die katholiſchen Prediger damals ſehr eiferten, daß der gemeine Mann dieſes deutſche Teſtament mit in die Kirche brachte. Die Druckerei muß in Hamburg ſehr ſpät in Gang gekommen ſeyn. Das älteſte, was Goeze geſehen, und ſelbſt hat, iſt ein kleines Buch: De veer Uterſten, d. i. die vier letzten Dinge, in kl. 8. gedruckt, 1515, und ſo gothiſch und ſchlecht, als kaum eines, das zwanzig oder dreißig Jahre früher gedruckt iſt. Doch ſoll Maittaire ein zu Hamburg gedrucktes Buch anführen, das zehn Jahr älter iſt. — Die Niederſächſiſche Bibel, welche unter Bugenhagen's Aufſicht überſetzt, und zu Lübeck 1534 gedruckt worden, und die man das Ei vor der Henne nennt, weil damals ſelbſt Luthers oberſächſiſche noch nicht zuſammengedruckt war, hat er auch.

5.

Der Bürgermeiſter Greve hat eine ſchöne Sammlung von Gemählden, meiſtens aber von deutſchen und niederländiſchen Meiſtern. Aus der italiäniſchen Schule habe ich einen einzigen Luca Giordano bemerkt, welcher die Fabel von dem Satyr und dem Wanderer vorſtellt, der aus Einem Munde kalt und warm bläſt. Der Wandrer ſitzt bei dem Napf, und bläſt in den Löffel; der Satyr ſteht voll Unwillens auf, und zeigt gegen ſeine Frau, die ein Kind auf dem Arm hält, auf den Wanderer. — Das vorzüglichſte in dieſem Kabinet ſind die Stücke von Denner, der, wie bekannt, lange in Hamburg gearbeitet hat, und dem dieſer Kunſtliebhaber viel zu verdienen gab. Das vornehmſte von dieſen Stücken iſt ein alter Frauenskopf, an welchem D. länger als zwanzig Jahre ſoll gearbeitet haben, und der, wie mir der junge Greve ſagte, ſeinem Vater 1200 Dukaten gekoſtet hat. Es ſind auch da verſchiedne junge Köpfe, von eben dieſem Meiſter, die eben ſo fleißig und gegoſſen gearbeitet ſind; daß man alſo nicht ſagen ſollte, Denner habe nur Runzeln mahlen können. — Außerdem ſah ich Blumenſtücke von Rachel Ruyſch, und ihrem Lehrmeiſter, Wilhelm von Aelſt; Landſchaften von Poelemburg, mit allerliebſten weiblichen Figuren, von Herrm. Saftleeven, und von Ferg, einem gebornen Wiener, der 1740 zu London ſtarb, und deſſen Stücke ſehr ſelten ſind. Ein vortreffliches Stück von Hugtenburg, den Entſatz einer von den Türken belagerten Stadt vorſtellend, hat mich ganz bezaubert. Welch ein Ausdruck der Affekten, der Furcht, des Schreckens, der Wuth, des Schmerzes, der Todesangſt! und welche Gradationen in dieſem Ausdrucke! Eugen kommt auf der Seite ruhig hereingeritten, ohne die geringſte Miene, anzugreifen, oder ſich vertheidigen zu wollen. Einige Schritte von ihm, der Fürſt von Deſſau mit einem andern Generale, der ſchon mit gezücktem Degen drohender ausſieht, und zwei auf ihn ſprengende Feinde, einen Türken und Mohren, erwartet. Hugtenburg ſtarb 1733 zu Amſterdam; der Prinz Eugen ließ ihn ſeine Schlachten mahlen. — Ein ſchönes Küchenſtück, außerordentlich fleißig gemahlt, von Theod. Valkenburg; auch ein Blumenſtück von Tamm, welcher ein geborner Hamburger war, und zu Wien 1724 ſtarb. Er ſtudirte Anfangs nach Mario Nuzzi, und hernach nach der Natur. — Ein ſchöner Laireſſe: die Umarmung der Venus und des Mars, von dem ganzen Himmel erblickt; Merkur auf ſie herabfahrend, um ihnen zu ſagen, daß ſie bemerkt werden. Ein kleiner Amor ſtößt den Merkur zurück, als ob er ſie mit dieſer Nachricht nicht ſtören ſollte; andre Amors mit den Waffen des Mars ſpielend; auf der Seite eine Bildſäule einer ſchwangern bekleideten Frauensperſon, mit einem Tannenneſte in der Hand, ohne Zweifel die Fruchtbarkeit vorſtellend. — Vornehmlich zwei kleine Stücke von **Rubens**: das Eine die Geſchichte Aktäon's vorſtellend, welcher die Diane mit den Nymphen überraſcht. Aktäon bloß hinter einem Baume; ſo, daß man nicht begreifen kann, wie er hinter dieſem ſo lange verborgen bleiben, oder ſo nahe herzuſchleichen konnte. Des Kontraſtes wegen iſt unter den ſchönen jungen Nymphen, die ihre eigne oder Dianens Blöße zu verbergen ſuchen, auch eine alte häßliche Frau, welche der Diane ihr Oberkleid reicht, roth, mit Ermeln, und dieſe vorne mit goldenen Knopflöchern. Das zweite Gemählde iſt die Entdeckung der ſchwangern Nymphe (Kalliſto) aus dem Gefolge Dianens; die Nymphen ihr das Kleid abziehend; ſie mit einer ſchuldigen Schaam ſich ſträubend; Diane in einiger Entfernung, die Hände vor Erſtaunen zuſammenſchlagend; eine Gebehrde, die nicht edel genug iſt. Aber das gefällt mir ſehr wohl, daß die ſchönſte, zärtlichſte Bildung von allen der ſchuldigen Nymphe gegeben iſt. — Auch noch eine kleine Skizze von **Rubens**: eine Maria mit dem Kinde auf dem Schooß, das ſchon etwas erwachſen iſt, und mit dem der kleine Johannes ſpielt.

6.

Die Geſchichte der **Hamburgiſchen Oper** ſ. unten, im Artikel **Oper**.

7.

Denkmäler und Gemählde in den Kirchen. — Die bekannteſten Hamburgiſchen Mahler, deren Werke in den dortigen Kirchen zu ſehen, ſind: **Wagenfeld**, **Rond** und **Engels**. Von dem erſten mit ſeinen Schülern finden ſich verſchiedne in der Heiligengeiſtkirche; das ſchönſte und größte aber in der Johanniskirche, welches den Jakob in der Morgendämmerung mit dem Engel ringend vorſtellt, und gewiß ein trefliches Gemählde iſt. Die Wirkung der Morgenröthe auf alle Theile der Landſchaft, die Aktien der Ringer, das Feſthalten Jakob's, und deſſen Begierde, ſeinen Gegner zu kennen, ſo wie das Losreiſſen und die Bemühung des Engels, ſich nicht erkennen zu laſſen, ſind in den Handlungen und Geſichtern ungemein ſchön ausgedrückt. Dieſes Gemählde iſt im J. 1661 verfertigt worden. Des Künſtlers Manier darin iſt gewiſſermaßen Rembrandtiſch; und in den Kleinern zeigt er eine reiche Kompoſition und gute Gruppirung. **Füeßlin** weiß von ihm nichts. Eben ſo wenig hat er den **Engels** gekannt, von dem er weiter nichts weiß, als was **Oeſterreich** in der Beſchreibung des **Stengliniſchen** Kabinets von ihm ſagt. **Oeſterreich** glaubt, er ſey ein Deutſcher geweſen. Das war er allerdings; und zwar ein geborner Hamburger, wie aus ſeinem Epitaphium zu ſehen iſt, welches in der Johanniskirche ſteht, und eine trefliche Perſpektiv, von ihm ſelbſt gemahlt, vorſtellt.

8.

Was war das für ein buntes Zeug, in welches man ſich ſo allgemein in Hamburg zu kleiden pflegte, als **Huetius** auf ſeiner Reiſe nach Schweden hier durchging? Er ſagt in der poetiſchen Beſchreibung dieſer Reiſe (Poëmata, edit. 4. p. 56.):

— — — — Albim,
Hamburgique alacris tandem veſtigia ſigo.
Hic picturatos in veſtimenta tapetas
Induitur populus; camposque urbesque videres
Inſtralis geſtari humeris; Junonius ales
Talia non varia pandit ſpectacula cauda,
Nec tot in imbrifera pinguntur nube colores.

Hamilton. La Grande Bretagne pourroit encore reclamer Mr. *Hamilton*, habile peintre d'hiſtoire, établi à Rome, et dont les talens ſont connus par ſix grands tableaux tirés de l'Iliade. Ils ont été ſuperieurement gravés ſous les yeux de l'Artiſte, par Mr. *Cunego*, Venitien. v. *Lettre ſur l'état actuel des arts liberaux en Angleterre, par Mr.* PINGERON, Capit. d'Artillerie au Service de Pologne. *Gazette Litt. Juin*, 1768. p. 308.

Füeßlin gedenkt ſeiner im erſten Supplement; aber ganz im Vorbeigehen, ohne von ſeinen Werken etwas nambaft zu machen.

Haym. Der Verfaſſer des *Teſoro Britannico*, und des Werks von ſeltenen italiäniſchen Büchern, iſt, glaube ich, eben der **Nicholas Haym**, der zu Londen vor **Heidegger**'n die Direktion der Opernbühne auf dem Haymarket hatte. Wenn das iſt, ſo vermuthet der Verfaſſer des *Companion to the Playhouſe* ſehr unrichtig, daß er ein Deutſcher geweſen ſey. Er war ein Römer von Geburt; und ſein Vorname war **Nicolao Franceſco**. Er ſtarb 1729, welches in jenem Buche gleichfalls nicht angegeben wird. Eben ſo iſt daſelbſt ein Irrthum in Anſehung **Heidegger**'s, der für einen *Dutchman or Fleming* ausgegeben wird. Er war ein Schweizer.

Helleniſten. Von den verſchiedenen Meinungen, wer die **Helleniſten** geweſen, deren in der Apoſtelgeſchichte mehrmals gedacht wird, ſ. *Fabric.* Biblioth. Gr. L. IV. c. V. p. 226.

Der Erfinder des helleniſtiſchen Dialekts, in welchem das Neue Teſtament geſchrieben ſeyn ſoll, war J. J. Skaliger, in den Animadverſſ. in *Euſebium*, p. 124. Dieſem folgte hierin Daniel Heinſius, in ſ. Exercitt. ad *Nonnum*, welchem Grotius, Rich. Simon, und andre, beiſtimmten. — Dieſer Meinung aber widerſetzte ſich aus allen Kräften Claud. Salmaſius in ſ. Commentario de lingua Helleniſtica, ſeinem Funere Helleniſtico, und ſeinem Oſſilegio, in welchem letztern, S. 387, er den Joh. Druſius für den Erfinder dieſer Meinung angiebt. Dieſe Werke des Salmaſius verdienen ſehr, daß ich ſie mit Fleiß einmal leſe, beſonders das erſtere, in welchem er von den griechiſchen Dialekten überhaupt handelt.

Hermä. So nennt man alle viereckige ſteinerne Pfeiler, oben mit einem Kopf; der gemeinen Meinung nach, weil dem Hermes dergleichen zuerſt geſetzt werden, zum Andenken deſſen, was ihm auf dem Berge Cyllene von den Söhnen des Chorikus widerfuhr, die ihm die Arme abhieben, wovon ſowohl der Berg ſeinen Namen, als er ſeinen Zunamen, Cyllenius, bekommen haben ſoll. *Servius* ad *Virg.* Aeneid. VIII. v. 138: Unde et ipſe Cyllenius, et mons dicuntur; namque graece κυλλούς, aliqua mutilatos parte corporis dicunt; unde etiam *Hermas*, vocamus quosdam ſtimulos in modum ſignorum, ſine manibus. — — Andre geben eine allegoriſche Urſache an, warum dem Hermes dergleichen viereckige Steine geſetzt werden, die man, in ſo fern man unter ihm die Sonne verſtanden, beim Makrobius (*Saturnal.* I. 19.) und, in ſo fern man ihn als den Gott der Rede betrachtet, beim Suidas angemerkt findet. Dieſer ſagt unter Ἑρμῆς· Τετράγωνον αὐτὸν ποιοῦσι, διὰ τὴν στεῤῥότητα τοῦ ἀληθοῦς λόγου, propter veritatis firmitatem. — Doch Herr Winkelmann, welcher ſolche viereckige Steine mit einem bloßen Kopfe für die erſten Verſuche der Kunſt anſieht, (Geſch. der Kunſt, S. 7.) meint, daß ſie ihren Namen von dem Gotte Hermes nicht hätten bekommen dürfen, da Ἕρμα überhaupt im Griechiſchen ein großer Stein heiſſe, wovon die Beiſpiele beim Suidas zu finden.

Aber warum ſchreibt Herr W. beſtändig: die Herma; eine Herma? Er hat ja wohl nicht den geringſten Grund, es im Deutſchen eines andern Geſchlechts zu machen, als es im Lateiniſchen hat. Hermae *tui Pentelici*, ſchreibt Cicero an den Attikus, (L. I. ep. 8.) cum capitibus aeneis, de quibus ad me ſcripſiſti, jam nunc me admodum delectant. Es iſt ſehr unwiſſend, wenn verſchiedne

Ausleger unter dieſen Hermis eigentliche Bildſäulen des Hermes verſtehen, da es doch nur Pfeiler von penteliſchem Marmor waren, auf welchen ganz verſchiedne Köpfe, vielleicht griechiſcher Weltweiſen, ſtanden, weil ſie zur Auszierung ſeiner Akademie im Tuſkulanum beſtimmt waren.

Hermathenä. Hermeraklä. Hermerotes. Dieß waren nicht bloß Köpfe der Minerva, des Herkules, des Amor, welche auf viereckigen Pfeilern ſtanden, wie Popma insbeſondre von den zweiten ſagt: (ad *Cic.* L. I. ep. 8. *ad Atticum;*) Quod erat Herculis caput Mercurii ſtatuae quadratae impoſitum, cujus exemplum e marmore extat adhuc Romae; ſondern es waren Bildſäulen, wo die Bildung und Attribute des Hermes mit der Bildung der andern genannten Götter weit genauer verbunden und vermiſcht waren.

Hexameter. „Hexametros verſus latinos primus ſecit *Ennius*; quos longos appellavit.“ Dieſes finde ich beim Joh. Matthäus de Rerum Inventoribus; (p. 12; edit. Hamb.) und ich wollte wünſchen, daß Matthäus ſeinen Währsmann angegeben hätte. Wenn es indeß wahr wäre, ſo wären die Verſe des Ennius einer Unterſuchung wohl würdig, um daraus zu erörtern, nach welchen Regeln Ennius dieſes Sylbenmaaß in ſeine Sprache herübergenommen habe. Vielleicht ließe ſich verſchiednes daraus für die Uebernahme in unſre Sprache folgern.

Und noch etwas ſonderbares finde ich bei dem Matthäus (p. 13.) von dem Hexameter: Hexametrum verſum Moſes, Hebraeorum dux, cum in patriam populum reduxiſſet, et mare rubrum divinitus tranſiſſet, in laudem Dei edidit. Dieſem zufolge wäre der Hexameter aus nichts geringerm, als aus einer göttlichen Eingebung, entſprungen. — Wie konnte aber dieſes Matthäus auch nur mit dem vergleichen, was er ſelbſt kurz vorher ſagt: Verſum heroicum Pythio oraculo debemus?

Venerabilis Hildebertus. Ein Benediktiner, und zuletzt Erzbiſchof zu Tours, ſtarb 1125. Unter ſeinen Werken, welche Beaugendre herausgegeben, (ſ. den Art. Marbodus) bin ich nur die Carmina ein wenig durchgegangen, und wider die Sorgfalt und Beleſenheit des Herausgebers habe ich mancherlei zu erinnern gefunden.

Er hat Stücke mit untergemengt, welche dem Hildebertus gar nicht gehören, und manche für bisher ungedruckt ausgegeben, welche längſt gedruckt ſind. Unter dieſe gehört der *Phyſiologus*, p. 1173, von welchem er am Rande ausdrücklich ſagt: *nondum editus*. Aber er war längſt herausgegeben, und nicht unter dem Namen Hildebertus, ſondern des Biſchofs Theobaldus. Eine Ausgabe in Quart auf 20 Blättern, mit gothiſcher Schrift, ohne Ort und Jahrzahl, offenbar aber aus dem funfzehnten Jahrhundert, beſitze ich ſelbſt, unter dem Titel: *Phiſiologus Theobaldi Epiſcopi de Naturis duodecim animalium*. Freytag welcher dieſe Ausgabe in ſeinen Analectt. Literar. p. 967 beſchreibt, glaubt ſie Coloniae, per Henricum Quentel gedruckt, weil ſie der Ausgabe von des *Alani* Doctrinale Altum, welche daſelbſt herausgekommen, vollkommen gleich ſey. Auch der Kommentar, welcher bei dem Phyſiologus iſt, ſcheint ihm von eben dem zu ſeyn, welcher das genannte *Doctrinale* kommentirt hat.

Mich wundert um ſo mehr, wie Beaugendre dieſes Gedicht als ein Werk des Hildebertus hat können drucken laſſen, da in ſeinem Manuſkripte ſich am Ende zwei Verſe befinden, welche mein gedrucktes Exemplar nicht hat, und die es ausdrücklich einem Tibaldus zuſchreiben:

Carmine finito, ſit laus et gloria Chriſto,
Cui, ſi non alii, placeant haec metra *Tibaldi*.

Wer aber dieſer Tibaldus geweſen ſey, weiß uns Niemand zu ſagen; man nennt ihn Epiſcopus; und das iſt alles. Indeß finde ich unter den vermiſchten Gedichten des Hildebertus, p. 1322, ein Epitaphium auf einen Magiſtrum *Theobaldum*, welches er wohl ſeyn könnte; und aus den Zeilen in demſelben:

Hoc vivente locus Dervenſis floruit; iſto
  Sublato marcet nominis hujus odor!

würde ich angeben können, wo Theobald gelebt und gelehrt hätte; wenn ich nur erſt wüßte, was locus *Dervenſis* für ein Ort ſey.

Indeß iſt es wahr, daß Beaugendre ſich aus dieſem gedruckten Phyſiologus nicht viel Raths würde haben erholen können, und daß er ihn uns viel korrekter geliefert hat, als er dort erſcheint.

Maittaire (Annal. Typogr. T. I. p. 602;) führt auch eine Edition, *Delfis* impreſſum per Chriſt. Suellaart, 1495, an; und unter den Manuſkripten der Fabriziſchen Bibliothek, unter welchen ſich zwei Codices des *Phyſiologi* befinden, No. 149 und 249, wird einer *Colonienſis* vom Jahre 1492 erwähnt. Jene bringt auch Freytag aus dem Maittaire bei; nicht aber dieſe; wie er denn auch von der Ausgabe des Beaugendre nichts gewußt hat. Und ſo ſpielen die Litteratoren unter ſich oft die Blindekuh! Beaugendre wußte nichts von der ältern Ausgabe; und Freytag, der die ältern kennt, weiß nichts von Beaugendre's neueſter.

Bei dem allen iſt Beaugendre'n dieſe Unwiſſenheit weit eher zu vergeben, als eine andre, durch die er Verſe unter die Carmina des Hildebertus geſetzt hat, welche viel zu gut ſind, als daß dieſem eine Sylbe davon gehören könnte. Ich meine die *Epiſtolam Elegiacam*, p. 1346, welche nach ihm *Hildebertus* ad amicum transmarinum ſeu Anglicanum ſoll geſchrieben haben, quæ eum rogat, ne in ſuo infortunio ipſum contemnat aut deſerat; forte dum a *Guilielmo Rufo*, aut ab *Henrico I.* ita exagitaretur, ut Romam petere coactus ſit, ob turres Eccleſiae ſcilicet, quas evertere ſemper immoto recuſavit animo. Dieſer ganze Brief beſteht aus nichts, als aus lauter zuſammengetragenen Stellen aus dem zweiten und dritten Buche von *Ovidii* Epiſtolis ex Ponto; und es iſt nicht einmal das, was man einen Cento nennt; ſondern die Verſe ſind ſchlechterdings ſo, wie ſie an verſchiedenen Orten beim Ovid ſtehen, ohne daß ſie Hildebertus ſich im geringſten auf ſeine Umſtände eigen gemacht hätte. Wie war es möglich, daß ein Gelehrter ſich aus ſeiner Jugendlektüre nicht ſo viel erinnerte! Ich bedaure den Mann, der ſo elende Dinge ſo lange und ſo viel leſen muß, bis er alle ſeine klaſſiſche Lektüre darüber vergißt.

Hätte ſich Beaugendre aber erinnert, daß er nichts als Stellen aus dem Ovid abdrucken laſſe, ſo würde er uns verſchiedenes haben richtiger, und nicht mit ſo lächerlichen Fehlern, liefern können. So hat er z. E. drucken laſſen:

Saepe canem longe viſum fugit *Anna* lupumque
Credit, et ipſa ſuam neſcia vitat opem.

Was iſt das für eine Anna? Eine Heilige vielleicht? — Doch, wer weiß nicht, daß die Stelle aus dem ſiebenten Briefe des zweiten Buchs *ex Ponto* iſt, und daß man *agna* ſtatt Anna leſen müſſe? — Wiederum läßt er drucken:

Nec magis aſſiduo vomer tenuatur ab uſu,
Nec magis eſt curvis *apia* trita rotis.

Wer kann die zweite Zeile verſtehen, der ſich nicht aus dem Ovid (Ep. I. v. 44.) erinnert, daß *Appia* ſc. via, zu leſen ſey? — Ferner läßt er drucken:

Si pacem nullam *penitus* mihi praeſtat eunti,
Irrita Neptuno cur ego dona feram?

Was ſoll das *penitus?* Wer verſteht das? — Man muß aus dem Ovid (Ep. IX. L. II. v. 27.) wiſſen, daß *pontus* dafür zu leſen iſt. An einer andern Stelle fand er in ſeiner Handſchrift geſchrieben: *Kelee*, und glaubte *heredem* dafür leſen zu müſſen; nämlich:

Conveniens animo genus eſt tibi; nobile namque
Pectus, et *heredem* ſimplicitatis habes.

Aber aus dem Ovid (Ep. 3. L. III. v. 100.) wiſſen wir, daß *herculeae* zu leſen ſey, da Ovid an einen Fabius ſchreibt, welches Geſchlecht ſich der Abſtammung vom Herkules rühmte!

Und ſo mit mehrern Stellen, die als Verſe des Hildebertus gar nicht zu verſtehen ſind, aber wohl beim Ovid einen guten Sinn haben. Auch vermuthe ich noch von mehrern unter dieſen Gedichten, daß ſie einen weit ältern und beſſern Dichter zum Verfaſſer haben; z. E. der Brief ad *Virginem* quandam verſu peritiſſimam, welcher für den H. viel zu gut iſt, und ſich anfängt:

Tempora priſca decem ſe jactavere Sibyllis,
Et veſtri ſexus gloria magna fuit.
Unius ingenio praeſentia ſaecula gaudent,
Et non ex toto virgine vate carent.
Nunc quoque ſunt homini quaedam commercia divûm,
Quos puto, nec fallor, virginis ore loqui. *etc.*

Von keinen Gedichten aber bin ich es mehr überzeugt, daß ſie dem Hildebertus nicht gehören, als von den beiden *de Roma*, welche S. 1334 und 35 vorkommen. Wenn ich mich recht erinnere, kommen ſie in Burmanns Anthologie vor. Das erſte fängt an:

Par tibi, Roma, nihil, cum ſis prope tota ruina,
Quam magni fueris integra, fracta doces.

Es hat vortreffliche Verſe, beſonders die letzten, in welchen von der großen Schönheit der Statuen der heidniſchen Gottheiten die Rede iſt:

Hic ſuperûm formas ſuperi mirantur et ipſi,
Et cupiunt fictis vultibus eſſe pares.
Non potuit natura deos hoc ore creare,
Quo miranda deûm ſigna creavit homo.
Vultus adeſt his numinibus, potiusque coluntur
Artificum ſtudio, quam deitate ſua.

Zugleich zeigen dieſe Zeilen deutlich, daß ſie zu einer Zeit geſchrieben worden, da Rom zum Theil noch heidniſch war; ja wohl gar von einem Heiden ſelbſt. Vielleicht auch, daß die ganz letzte Zeile auf Kaiſer geht, welche die chriſtliche Religion zuerſt annahmen:

Urbs ſelix, ſi vel dominis urbs illa careret,
Vel dominis eſſet turpe carere ſide.

Das zweite Gedicht, gleichfalls auf Rom, iſt hingegen von einem Chriſten, doch auch aus frühern Zeiten; und Rom wird darin redend eingeführt, als zugeſtehend, daß es zwar durch die chriſtliche Religion ſeine Größe und ſeinen Glanz verloren, aber bei dieſem Verluſte dennoch mehr gewonnen als eingebüßt habe. Und das iſt ſicherlich wohl die beſte Antwort, die man auf den Vorwurf geben kann, daß die chriſtliche Religion an dem Verfalle des Reichs Schuld ſey; denn die Sache ſelbſt zu leugnen, iſt weit unſicherer. Das Gedicht fängt ſo an:

Dum ſimulacra mihi, dum nomina vana placerent,
Militia, populo, moenibus alta fui.
At ſimul effigies arasque ſuperſtitioſas
Dejiciens, uni ſum famulata Deo,
Ceſſerunt arces, cecidere palatia divûm,
Servivit populus, degeneravit Eques.
Vix ſcio, quae fuerim, vix Romae Roma recordor.
Vix ſinit occaſus vel meminiſſe mei.
Gratior haec jactura mihi ſucceſſibus illis,
Major ſum pauper divite, ſtante jacens.
Plus aquilis vexilla Crucis, plus Caeſare Petrus, *etc.*

Hören. Der Sinn des Gehörs, ἀκουστικη αἴσθησις, ἣν ὁ Θεοφραστος παθητικωτατην εἶναι φησι πασων. (*Plutarch.* de Audit. p. 38. edit. *Xylandr.*) Theophraſt nannte ihn von allen den leidenſchaftlichſten, weil er glaubte, was uns durch ihn in die Seele komme, wirke weit geſchwinder und ſtärker auf die Leidenſchaften, als das, was durch den Sinn des Geſichts, oder des Geſchmacks, oder Geruchs, empfunden wird. Die gräßlichſte, ſchrecklichſte Geſtalt kann uns bei weitem nicht ſo in Bewegung ſetzen, als ein ſtarker Knall, ein fürchterliches Geräuſch.

Ob aus dieſem Pathetiſchen des bloßen Sinnes für den Vorzug der Poeſie und Muſik vor der Mahlerei etwas zu ſchließen iſt? — Ob auch daher ſchon zu begreifen ſeyn mag, daß jene Künſte mehr Gewalt über unſre Leidenſchaften haben, als dieſer zuſtehen kann?

Der Sinn des Gehörs hat manche Beſonderheiten. In den Philoſophical Tranſactions vom Mai 1668, ließ man von einem Tauben, der beim Schall der Pauken ſehr leiſe hören konnte. Und Morhof, de Paradoxis ſenſuum, p. 321, erzählt von Menſchen, bei welchen auf gewiſſe Empfindungen des Gehörs gewiſſe Wirkungen erfolgten; z. E. von einer Frau, die beim Hören des Donners Leibesöffnung hatte.

Holdsworth. Ein neuer engliſcher Gelehrter, der im J. 1746 ſtarb, und deſſen Remarks and Diſſertations on *Virgil*, **Spence** im vorigen Jahre (1768) bei **Dodsley** herausgegeben hat.

Homer. **Homerium**, Ὁμήριον, hieß zu Smyrna nicht allein ein Tempel zu Ehren **Homers**, ſondern auch eine kupferne Münze, ohne Zweifel, weil der Kopf **Homer's** darauf geprägt war. S. *Strabo*, L. XIV. p. 646; édit. Pariſ. 1620.

Mängel an dem Kupfer, welches **Cuper** von der **Vergötterung Homers** geliefert hat, und Unrichtigkeiten, auf die er in ſeiner Auslegung dadurch gekommen iſt, bemerkt **Winkelmann** in der Geſch d. K. Vorr. S. XIX.

Ueber die **Homeriſchen Gemählde** von **Primaticcio** und **Abbate**, ſ. oben den Artikel dieſes letztern.

Horaz. Aus den Verbeſſerungen und verſchiednen Leſearten aus ſeinen Gedichten, die ich anderswo vorſchlage, erinnere ich mich jetzt der einen:

Teucro duce et auſpice Teucro
Certus enim promiſit Apollo etc.

Ich ſchlage vor, nach auſpice ein Komma zu ſetzen, und das zweite Teucro zu dem Folgenden zu ziehen. Ich weiß nicht, wer mir dagegen einwendete, daß enim nicht anders, als nach dem erſten Worte der Periode, ſtehen könne. Allein, das iſt falſch; gute Schriftſteller ſetzen es auch ſehr oft nach dem zweiten und dritten Worte, wie **Arntzen** durch eine Menge von Beiſpielen (ad *Plin.* Paneg. c. 18.) gezeigt hat.

Ich habe in dem bekannten Verſe beim **Horaz**:

Parturiunt montes, naſcetur ridiculus mus,

einmal das montes zum Akkuſativ machen wollen, da beim **Cicero** parturio auch wirklich als ein Aktivum gebraucht wird. Und nun finde ich wirklich, daß **Nicephorus Gregoras**, L. XVIII. c. 3. dieß Sprüchwort eben ſo verſtanden hat. Denn er ſagt: ὠδίνουσιν ὄρος, τεκεῖν ἐγένετο μῦν: montem parturientes murem pepererunt. Ich denke alſo um ſo viel mehr, daß mein Einfall gegründet iſt. **Boivin** in ſeinen Noten über den **Nicephorus** nimmt ſich zwar der alten Auslegung an, und meint, weil das Sprüchwort eigentlich geheißen:

[illegible] ὅρος, [illegible] [illegible], wie es Gregorius Cyprius ausdrücke, ſo ſey Nicephorus durch den zweideutigen Caſus betrogen worden.

Magiſter Hugo. Ein Scholaſtiker, von dem Johannes Sarisberienſis (*Metalogic.* L. IV. c. 13.) die Erklärung des Glaubens in geiſtlichen Dingen anführt: fides eſt voluntaria certitudo abſentium, ſupra opinionem, infra ſcientiam conſtituta.

J.

Ideal. Es war bei den Alten nicht erlaubt, die Gottheiten nach Sterblichen, wenn ihre Bildung auch noch ſo ſchön und erhaben war, zu porträtiren. Sie verlangten ein eignes hohes Ideal. — Doch iſt Venus öfters nach berühmten Buhlerinnen, nach einer Kratina, nach einer Phryne, vom Praxiteles und andern gebildet worden. — Einer ähnlichen Profanation machte ſich der Erzbiſchof von Mainz, Albertus, ſchuldig: qui aliquando in templo quodam ſcortum ſuum depingi pro divina virgine curabat. (v. *Schlüſſelb.* p. 162 Adiaph.) Dieſe Citation nehme ich aus Jüngers Diſſ. de inanibus picturis.

Das Wort Ideal ſcheint Lana zuerſt gebraucht zu haben. S. deſſen Artikel.

Igias, oder Igiade.[*] So nennt Gori (Dactyl. Zanett. p. 17.) einen Stein, welcher dem Prasma di Smeraldo ſehr ähnlich ſey: perpulchri lapidis, quem *Igiadam* adpellant, Smaragdinae Praſinae perſimilem. Und dieſes überſetzt Zanetti: un' Igiade molto bella, chè al Praſma di Smeraldo aſſai ſi avvicina. Aber ich finde nirgends die geringſte Spur von einem ſolchen Steine.

Endlich glaube ich denn doch gefunden zu haben, was es für einer ſeyn ſoll. Der Lapis Nephriticus ohne Zweifel, ſo, wie ihn die Spanier aus Amerika bringen, und piedra de hijada nennen. Der Nierenſtein iſt auch wirklich ein grünlicher thonichter Stein.

Ilythia. Ilythia, oder, die Hexe. Unter dieſem Titel gedenke ich die Erklärung eines Steins beim Stephanonius herauszugeben, den auch Maffei ſeinen Gemme Antiche figurate (P. I.

---

[*] Vergl. Band VIII, S. 173.

p. 24. tab. 19,) einverleibt hat, und den ſie beide für eine Agrippina erkennen. Sie haben die Gebehrde, in der ſie da ſitzt, gar nicht gekannt; und es iſt mehr als lächerlich, wenn Maffei darin eine ernſthafte und tiefſinnige Gebehrde entdecken will, die ihre Sorgen und Betrübniß über die Ermordung ihres Gemahls zu erkennen geben ſoll.

Dieſe über einander geſchlagenen Beine, wo Knie auf Knie liegt, ſind aber nicht die, von denen ich in meiner Schrift: Wie die Alten den Tod gebildet, gehandelt habe.

Niemand hat beide Attitüden mehr verwechſelt, als Winkelmann, in den Anmerkungen über die Geſch. d. K. S. 61. Beſonders, wenn er ſagt: „Ich laſſe es dahin geſtellt ſeyn, ob eine Münze, Kaiſer „Aureolus, auf welcher die Vorſicht mit über einander geſchlagenen „Beinen ſteht, alt iſt;“ nämlich beim Triſtan. (Com. T. III. p. 183); ſo kann man ihm nicht viel Bekanntſchaft mit alten Münzen zugeſtehen. Nicht die Vorſicht allein; noch verſchiedne andre Gottheiten ſtehen auf denſelben in dieſer Stellung. Z. E. nur die anzuführen, die in *Oeſeli* Theſauro vorkommen:

Felicitas Publica, auf den Sturz einer Säule mit dem rechten Arm ſich lehnend, und den rechten Fuß über den linken geſchlagen; (auf einer Münze der Julia Mammäa. Tab. LVI. 7.) in der Linken einen Kaduceus.

Securitas Perpetua, in der nämlichen Stellung; nur anſtatt des Kaduceus einen Spieß in der Hand; auf einer Münze des Valerianus. (Tab. LXIX, 7.) cruribus decussatis, ſagt Oeſelius. Auf eben dieſer Tafel Nr. 9. *Securitas Populi Romani*, in der einen Hand ein Füllhorn, in der andern einen Oelzweig; auf einer Münze des Nerva.

Providentia Augusti, (die von Winkelmann angeführte Münze;) in der einen Hand ein Füllhorn, mit der andern auf eine neben ihr liegende Kugel hinweiſend; auf einer Münze des Aureolus. (Tab. LXII, 3.) Auf einer andern Münze eben dieſes Kaiſers heißt die nämliche Figur: *Prudentia Augusti*. (*ibid.* n. 4.)

Clementia Temporum; in der nämlichen Stellung, mit einem Spieße, deſſen Spitze zur Erde gekehrt iſt; auf einer Münze des Probus. (Tab. LXIII, 10.)

Allen dieſen Figuren kommt gewiſſermaßen der Begriff der Feſtigkeit und Ruhe zu. Sie lehnen ſich auch alle auf den Sturz einer Säule; und ganz frei ſtehende habe ich nicht geſehen.

Verſchiedene behalten eben dieſe Attitude auch im Sitzen; als, die *Felicitas Publica*; (Tab. LVI, 8.) aber alsdann ſind nur die untern

Beine über einander geſchlagen, nicht aber, daß Knie auf Knie ruhete. Wenn eben dieſe Figur ſich auf keine Säule lehnt, ſo ſteht ſie auch nicht mit über einander geſchlagenen Füßen; wovon man auf der nämlichen Tafel Beiſpiele findet.

„Eine Statue eines Helden, ſagt Winkelmann am angeführten „Orte, mit über einander geſchlagenen Beinen würde bei den Griechen „getadelt worden ſeyn; denn es wurde dergleichen Stand auch an einem Redner unanſtändig gehalten, ſo wie es bei den Pythagoräern „war, den rechten Schenkel über den linken zu legen.

Hierüber iſt vielerlei anzumerken. Das Erſtere zu beweiſen, daß nämlich ein dergleichen Stand an den Rednern für unanſtändig ſey gehalten worden, beruft ſich W. auf den Plutarch, und deſſen Abhandlung vom Zuhören. Aber Plutarch redet in der angezogenen Stelle (Xylanders Ausg. S. 45.) erſtlich nicht von dem Stande des Redners, ſondern von der Gebehrdung des Zuhörers. Nicht von dem Redner ſagt er, daß unter andern unanſtändigen Bezeugungen auch μηρῶν ἐπαλλάξεις ἀσχήμονες eine ſey, die er ſich nicht verſtatten müſſe, ſondern von dem Zuhörer. Man darf die Worte des Plutarch nur anſehen: Ἐπ' ἀκροάσεως ἀκροώμενος, μὴ μόνον, κ. τ. λ. — Zweitens heißt auch μηρῶν ἐπαλλάξεις nicht der Stand übergeſchlagener Beine, ſondern das öftere Uebereinanderwerfen der Schenkel, wodurch ein ſitzender Zuhörer ſeine Unruhe und Unachtſamkeit zu erkennen giebt; und dieſes wurde, nicht wegen der Figur ſelbſt, ſondern wegen der beſtändigen unruhigen Abwechſelung, nicht an dem ſtehenden Redner, ſondern an dem ſitzenden Zuhörer für unanſtändig, ἀσχήμων, gehalten. Xylander überſetzt die Worte ſehr richtig: indecora femorum inter ſe permutatio. Μηροί, οἱ, heißen die Schenkel, und nicht die Beine oder Füße unter dem Knie, und ἐπαλλάξεις von ἐπαλλάσσειν, alternare, bedeutet die Handlung des Umwechſelns ſelbſt, nicht aber die Lage der Schenkel, in die ſie durch dieſe Umwechſelung kommen.

Solch ein unruhiger Zuhörer war der Kaiſer Kantakuzenus, als Nicephorus Gregoras (l. XIX c.) vor ihm redete. Dieſe Stelle verdient dabei angeführt zu werden.

Imagines. S. Ahnenbilder. — Die alten Römer hatten auch Knechte *ad imagines*, wie die Grabſchrift auf einen ſolchen in dem Sepulchro familiae Auguſtae ſich befunden. (*Blanch.* No. 32. p. 28. *Gori*, Num. CXXVII. p. 158.)

Ein ſolches Ahnenbild, wie es an feierlichen Tagen aufgeputzt wurde, glaube ich auf einer Münze des M. Kalpurnius Piſo (beim

Oiſelius, Tab. XLI. 4.) zu erkennen. **Oiſelius** hält die Figur für einen *Deum Terminum*; aber die beigefügte Krone, und das Gefäß, die er für Opfergeräthſchaft anſieht, halte ich vielmehr für die Todtenkrone und für einen Oelkrug oder *lecythus*, wie jene allen Todten aufgeſetzt und beigelegt wird. Auf einem Marmor in **Spon's** Miſcell. erinnere ich mich beides einer ſterbenden oder todten Perſon eben ſo beigefügt geſehen zu haben.

Vielleicht iſt auf einer dort gleich daneben ſtehenden Münze des **Auguſtus** der **Terminus** mit einer corona radiata ebenfalls nichts anders.

Iſiſche Tafel. Der letzte, der dieſe Tafel zu erklären geſucht hat, iſt **Caylus** in ſeinem Recueil d'Antiquités, Vol. VII. — Er hält ſie für ein ſpäteres, zu Rom verfertigtes, Werk, aus den Zeiten, in welchen die Römer zu dem ägyptiſchen Götterdienſte ſo großes Belieben trugen. Ich habe dieſe Erklärung noch nicht geleſen; ich muß es aber, ſo bald mir das Werk in die Hände kommt, um zu ſehen, was ich für meine Anmerkungen, die ich über dieſe Tafel gemacht habe, darin antreffe.

Juden. Ob ein Jude, der ſich hat taufen laſſen, wenn ſein Weib, die eine Jüdin geblieben iſt, nicht weiter mit ihm leben will, eine andre Frau nehmen könne, iſt eine Sache, worüber noch neuerlich in Frankreich ſehr iſt geſtritten worden; nämlich bei Gelegenheit eines gewiſſen **Baruch Levi** aus Hagenau gebürtig, welcher ſich im J. 1752 mit ſeinen zwei Kindern taufen ließ. Seine Frau kehrte nach Deutſchland zu ihren Verwandten zurück; und als er eine andre Frau, eine Franzöſin, dafür heirathen wollte, und ſich deswegen an den Prieſter wendete, der ihn getauft hatte, und ſeine Frau kannte, ſo verweigerte ihm dieſer die Erlaubniß, die ihm auch von dem geiſtlichen Gerichte zu Soiſſons, und von dem Parlamente zu Paris abgeſprochen ward. Die Schriften, für und wider, in dieſer Rechtsſache, ſind zu Paris gedruckt: Recueil important ſur la queſtion de ſavoir ſi un juif, marié dans ſa religion, peut ſe remarier après ſon batême, lorſque ſa femme juive refuſe de le ſuivre & d'habiter avec lui. 1759. 12. — Ich glaube, die Proteſtanten würden einem getauften Juden dieſe Erlaubniß nicht verſagen, weil ſie von der Unauflöslichkeit des Eheſtandes überhaupt anders denken, als die Katholiken.

Ein Converſus aus dem Judenthume war unter andern **Gallus Gallens**, der zu Anfange der Reformation zu dem Pabſtthume getreten war, und bald hernach ein Lutheraner wurde. Denn um 1524 brauchte ihn ſchon **Johannes** Freiherr zu **Schwarzenberg** in ſeiner Landſchaft das Evangelium zu predigen; wobei er mit deſſen Kapellan in Streit gerieth, der ihm unter andern die Frage vorlegte, warum die Kirche nur vier Evangeliſten angenommen habe. Er beantwortete dieſe papiſtiſche Frage chriſtlich, und ließ ſeine Antwort drucken. (S. Wolf. Bibl. 101. 16. Quodl. 4.)

Joh. Fr. Jünger. Er war aus Meiſſen gebürtig, und diſputirte im J. 1678 als Magiſter zu Leipzig *de inanibus picturis*, worunter er ſolche Gemählde verſtand, die entweder bloße Weſen der Einbildung, oder ſolche Dinge vorſtellten, die nicht ohne Aergerniß und Verletzung der Ehrbarkeit konnten gemahlt werden. Unter die erſtern rechnet er auch die Engel als geflügelte Jünglinge, weil die Flügel den Engeln in der Schrift nur figürlich beigelegt würden.

K.

Kädmon. Der angelſächſiſche Dichter, welcher das Alte Teſtament in dieſe Sprache poetiſch überſetzt hat. **Junius** hat Stücke davon 1655 zu Amſterdam herausgegeben, unter dem Titel: *Caedmonis* Monachi Paraphraſis Poëtica Geneſeos ac praecipuarum ſacrae paginae Hiſtoriarum; in 4. — **Junius** glaubte, er ſey aus dem ſechsten Jahrhunderte; **Hickes** aber (Grammat. Angl. Saxon. p. 133.) giebt ihm ein weit jüngeres Alter. **Joh. Heinr. Stuß**, Rektor in Gotha, wollte ihn in ſeinem Theſauro Gotho- et Anglo-Saxonico wieder herausgeben; welches Unternehmen aber ins Stecken gerathen iſt. — **Kädmon** lebte, nach dem **Beda**, in monaſterio Streaneſhalch ſub abatiſſa *Hilda*, quae a. 630 obiiſſe dicitur. — **Beda** (Hiſt. Eccl. gent. Angl. L. IV. c. 24.) iſt auch wohl der einzige, der ſeiner gedenkt: „Carmina, ſagt er, religioni et pietati apta facere ſolebat, ita, ut quicquid ex divinis libris per interpretes diſceret, hoc ipſe poſt puſillum verbis poëticis, maxima ſuavitate et compunctione, in ſua, id eſt Anglorum, lingua proferret.“

Hickes macht indeß nicht ſowohl den **Kädmon** jünger, deſſen Alter wohl aus dem **Beda** unſtreitig iſt; ſondern er mißbilligt nur daß **Junius** die gedachte Paraphraſe unter ſeinem Namen herausgegeben, und ſie dem **Kädmon** ſo zuverſichtlich beigelegt habe, da ſie vielmehr für ein weit neueres Werk zu halten ſey. (Praef. in Theſ. lingu. ſeptentr.) — — **Klopſtock** indeß hat mir mehrmalen geſagt, daß er dieſe vorgeblich **Kädmoniſche** Paraphraſe ſehr poetiſch gefunden habe.

Klangfüße. Ich habe einmal den Einfall gehabt, die Wirkungen der verſchiednen Klangfüße auf uns nach den verſchiednen Arten des Pulſes zu beſtimmen. Ich wollte mich bei den Aerzten unterweiſen laſſen, ob, und was für eine verſchiedne Art des Pulſes jede heftige Gemüthsbewegung insbeſondre begleite, wenn man anders genaue und richtige Bemerkungen hierüber bei ihnen findet; und ſodann wollte ich die Klangfüße unterſuchen, und feſtſetzen, welche mit jeder beſondern Art des Pulſes übereinkämen; welches ſodann diejenigen ſeyn würden, die ſich am beſten zu denen Affekten ſchickten, die mit dieſen Pulſen verbunden ſind.

Dieß war ein bloßer Einfall von mir. Jetzt bringt mich eine Stelle beim **Vitruv** auf die Vermuthung, daß die Alten vielleicht ſchon längſt ſo geſchloſſen, und auf dieſe Weiſe die Wirkung ihrer Klangfüße beſtimmt haben. **Vitruv** (L. I. c. 1.) redet von dem, was verſchiedne Künſte mit einander gemein haben, und wie die eine die andre nöthig haben könne, und wirklich brauche, ohne daß deswegen der Meiſter der einen auch völlig Meiſter der andern ſeyn dürfe. Dieß erläutert er durch das Beiſpiel der Medicin und Muſik, und ſagt: Uti medicis et muſicis et de venarum rhythmo, et de pedum motu; (*ſc.* communis ratiocinatio eſt.) — Hieraus erhellt, daß die alten Aerzte die Lehre des Rhythmus auf die Pulsſchläge angewandt, und daß ſowohl die Medici als die Poeten über die verſchiednen Verbindungen der langen und kurzen morarum, jene in der verſchiednen Dauer der Pulsſchläge, dieſe in der verſchiednen Dauer der Töne, ſpekulirt haben.

Perrault hat dieſe Stelle des **Vitruv's** ganz unrichtig überſetzt: De ſorte qu'un Medecin & un Muſicien peuvent bien parler par exemple de la proportion des mouvemens de l'artère, dont le pouls eſt composé, & de ceux des pieds, qui font les pas de la danſe. Er hat es von der Bewegung der eigentlichen Füße verſtanden. Allein, was hat der Rhythmus der Pulsader für eine Verwandtſchaft mit der Bewegung der Beine beim Tanzen?

Zu meinem Erſtaunen, oder vielmehr, zu meinem Vergnügen, finde ich nun, daß man mir in dieſer Art von Unterſuchung ſchon zuvorgekommen iſt. Ein Medikus zu Nancy, Herr **Marquet**, hat ein Werk herausgegeben: De la Méthode de connoître le pouls par la Muſique, welches ſein Schwiegerſohn, Herr **Buchoz** (Médecin Botaniste de feu le Roi de Pologne.) wieder hat auflegen laſſen. L'Auteur prétend que le pouls naturel bât la même cadence qu'un menuet; c'eſt là le point d'où il part pour la connoiſſance des pouls irréguliers; plus le pouls ſ'éloigne de la cadence du menuet, plus il approche, ſuivant cet auteur, de l'état de la maladie. — Die Ausgabe dieſer Schrift von Buchoz muß noch ganz neu ſeyn; und ich muß ſie bei erſter Muße leſen.

Komiſche Subjekte. Aus der Stelle des Cicero von der Traurigkeit, die ich im zweiten Bande der Dramaturgie angeführt habe.*)

Mylord Roß zu Dublin, von dem das Journal Encyclopédique, 1762, p. 105, nachzuleſen iſt, würde ein gutes Subjekt zu einem neuen Don Pedro ſeyn.

Von einem auſſerordentlichen Projektmacher, den Weiſſe zum Muſter hätte nehmen ſollen, oder den Jemand noch nehmen könnte, der einen beſſern Projektmacher verfertigen wollte, ſ. gleichfalls das Journ. Encycl. 1762, p. 103. Es war Kapitän Podrich in London. Seine Gläſermuſik. — Sein Geheimniß, unſterblich zu werden. — Ein gewiſſer Newburgh hat dieſen zweiten Don Quixote in einem beſondern Gedichte, The Pockiad, beſungen.

Kochkunſt. Ich beſitze ein altes deutſches Kochbuch, welches allem Anſehen nach das erſte iſt. Es führt zum Titel das einzige Wort: Kuchemaiſtrey, nicht aus einzelnen Buchſtaben zuſammengeſetzt, ſondern ganz geſchnitten. Unter dieſem Worte ſteht ein Holzſchnitt, der eine Küche mit verſchiedenen darin beſchäftigten Perſonen vorſtellt. Nirgends zeigt ſich weder Ort noch Jahr des Drucks; aber daß es aus dem funfzehnten Jahrhunderte ſeyn muß, iſt wohl unſtreitig. Die Form iſt klein Quart, und der Bogen ſind viere, von welchen aber nach der Signatur die Bogen A und B jeder acht, und die Bogen C und D jeder ſechs Blätter haben; daß folglich das Ganze, mit den vier Blättern, welche den Titel, die Vorrede und das Regiſter enthalten, aus 32 Blättern beſteht. Die Seiten ſind nicht numerirt, und der Kuſtos fehlt auch. Aber Anfangsbuchſtaben hat es; und zwar zu Anfange der Vorrede und des erſten Theils ein

---

*) Band VII, S. 391.

A und D von einer ſehr bunten Art, voller Laubwerk. Das Werkchen iſt in fünf Theile, und jeder in beſondre Paragraphen getheilt, die ich durchlaufen will.

Diß Büchlein, heißt es, wirt geteilet in fünff teyl. In dem erſten teyl. lernt es. wie man faſtenſpeyß bereiten ſol von mancherley viſchen. vnd auch biberſchwantzen. ꝛc. zu ſyeden. braten. gebachẽ. vñ wie man etliche darunter vergulden od' verſilberñ mag. Auch wie man von gemüß vnd ſuppẽ in mägerley weiß mit gewürtztẽ. vñ etlich mit farbẽ bereiten vnd geben ſol. ꝛc. — So iſt alles treulich nachgeſchrieben; und man ſieht, welche Sonderbarkeiten die Schrift hat: 1) Die Subſtantive haben keinen großen Anfangsbuchſtaben. Nur die Perioden fangen mit einem an. 2) Kein Komma zeigt ſich gar nicht; auch ſonſt kein Unterſcheidungszeichen, als das einzige Punktum, welches für alle und jede, auch öfters an Stellen gebraucht wird, wo wir jetzt ganz und gar keine Interpunktion ſetzen würden. 3) An Zeichen kommt noch ſonſt das Etcätera, ꝛc, und das Paragraphenzeichen ¶ vor. 4) Arabiſche Zahlen finden ſich gar nicht; ſondern die Paragraphen ſowohl als die Blätter der Bogen ſind mit römiſchen Zahlen, aber aus der nämlichen deutſchen Schrift, numerirt. 5) Noch merke man den Ausdruck: Diß büchlein lernt, anſtatt daß wir jetzt ſagen würden, lehrt; zum Beweiſe, daß lehren und lernen urſprünglich Ein Wort waren, und erſt in ſpätern Zeiten ſind unterſchieden worden.

Was ich ſonſt für mich daraus anmerken kann, wird größtentheils nur in alten Wörtern beſtehen:

§. 3. mach ein gelbß pfefferlein darüber. Pfefferlein iſt hier ohne Zweifel ſo viel als Brühe.

§. 4. haupt, groß vñ ingeruſch. Ingeruſch heißt ſo viel als Eingeweide.

§. 7. las es in einer pfannen erwallen einen wall: ein einzigesmal aufwallen, aufſieden.

§. 8. gar ein hofliches vnd deuigs eſſen: jetzt brauchen wir höflich nur von Sitten.

Küſſen. Die alten Griechen, wenn ſie Kinder küßten, pflegten ſie bei den Ohren zu faſſen, und ſich von ihnen ſo faſſen zu laſſen: ἀσπαζόμενοι μετὰ παιδιᾶς, ſagt **Plutarch**, (de aud. poet. p. 38, edit. *Xyl.*) ὅτι δεῖ φιλεῖν μάλιστα τοὺς διὰ τῶν ὤτων ὠφελοῦντας, per jocum innuentes, maxime amandos eos, qui per aures proſunt. — Dieſe Art zu küſſen habe ich irgendwo die florentiniſche genannt gefunden. Die Urſache, welche Plutarch angiebt, iſt wohl ſchwerlich die wahre; und der ganze Grund von dieſem beiderſeitigen Ergreifen der Ohren mag wohl kein andrer ſeyn, als, weil auf dieſe Weiſe Geſicht und Geſicht am völligſten gegen und auf einander kommt.*)

L.

Lachen. Vom Lachen, in ſofern es unbelebten Dingen und den Göttern von den Dichtern beigelegt werden, ſiehe ein gutes Kapitel in *Petri Petiti* Miſcell. Obſſ. L. II. c. 18.

Ein ſehr merkwürdiges Beiſpiel vom unwillkührlichen Lachen findet ſich beim Saxo (Hiſt. Dan. L. II. p. 30.) in dem Zweikampfe des Agner mit dem Biacco. Erſt hieb Agner; und als die Reihe an den Biacco zu hauen kam: tunc Biacco mutuo percuſſurus, quo plenius ferrum libraret, pedem trunco annixus, medium Agneri corpus praeſtantis acuminis mucrone transegit. Sunt qui aſſerunt, morientem Agnerum ſoluto in riſum ore per ſummam doloris diſſimulationem animam reddidiſſe. — Der Umſtand kann ſehr wahr ſeyn; ja er iſt der Sache ſo angemeſſen, daß das Faktum ſelbſt durch ihn wahrſcheinlich wird. Man erinnere ſich nur daß das Lachen durch eine Erſchütterung des Zwerchfells entſteht. Wie ſehr aber mußte dieſes Eingeweide durch den mächtigen Hieb gereizt und erſchüttert werden! Der ſterbende Agner mußte alſo lachen, er mochte wollen oder nicht; und es geſchah gar nicht aus Verſtellung des Schmerzes, wie Saxo meint, die ihm gewiß in dieſem Augenblicke unmöglich geweſen wäre.

Schon **Ariſtoteles** hat es (L. III. de partibus animalium, cap. 10.) angemerkt: ictu trajecta praecordia in proeliis riſum

---

*) **Plutarch** ſcheint dieſe Art, Kinder zu küſſen, wohl freilich mehr ſo gedeutet, und ihr einen anſpielenden moraliſchen Sinn gegeben, als dieſe Anſpielung für die wahre Veranlaſſung jener Sitte genommen zu haben. Wenn aber L. dieſe Art zu küſſen irgendwo die florentiniſche genannt fand, ſo hatte man dabei, fürcht' ich, mehr einen unmoraliſchen Nebenbegriff, und den Verdacht der den Griechen ſo oft, und leider! nicht immer mit Ungrund, vorgeworfenen unerlaubten Knabenliebe. Denn auch das Wort florenzen findet man in alten deutſchen Büchern von dieſem Laſter gebraucht; und ich erinnere mich, daß mir Leſſing ſelbſt einmal ſagte, er habe eine Warnung dawider in einer alten Predigt mit dieſem Ausdrucke gefunden, deſſen Urſprung bekannt, und der auch im Italiäniſchen üblich iſt. **Eſchenburg.**

attuliſſe. Dieß ganze Kapitel, wo mehr vom Lachen vorkommt, verdient näher von mir erwogen zu werden.

Die Thränen der Freude und des ſardoniſchen Lachens zeigen genugſam, wie nahe beides, Weinen und Lachen, mit einander verwandt ſind. Vom ſardoniſchen Lachen ſ. verſchiedenes geſammelt in *Novarini* Adagiis, T. I. p. 49.

Lord Shaftesbury's Meinung von dem Lächerlichen, als dem Probierſteine der Wahrheit, hat Brown, wie bekannt, beſtritten. Ein Ungenannter aber hat den Lord gegen ihn vertheidigt: A Vindication of Lord Shaftesbury, on the Subject of Ridicule; Lond. 1751. 8. Er meint, daß der Lord das Wort *ridicule* als ein Synonym von *freedom, familiarity, good humour*, u. dergl. gebraucht habe.

Lakonismus. Den Urſprung des Lakonismus findet Kappe (in ſeiner Diſſ. de Laconismo, p. 2. 3.) vornehmlich in der neidiſchen und ſtolzen Gemüthsart der Spartaner; und dann in einem ausdrücklichen Gebote ihres Geſetzgebers, des Lykurgus. (*Cragius* de Rep. Laced. L. III. tab. VIII. inſt. 6.) welchem zufolge ſchon die Jugend angehalten wurde, ſich nicht anders, als mit wenig Worten, auszudrücken. Aber nun iſt die Frage: Was bewog den Lykurg zu dieſem Geſetze? Weil er ſeine Landsleute ſchon von Natur dazu geneigt fand? Aber was braucht man dem natürlichen Hange einer Nation noch mit Geſetzen zu Hülfe zu kommen? — Dieß erinnert mich an eine ſchöne Stelle des Symmachus, von der ich mich wundre, daß ſie einem ſo beleſenen Manne, wie Kappe war, entgangen iſt. Er meint nämlich, weil die Spartaner gefunden, daß ſie es den Athenienſern ſchwerlich in dem reichen und blühenden Ausdrucke gleich thun würden, ſo hätten ſie lieber einen ganz entgegengeſetzten Weg einſchlagen, als ſich der Gefahr der Vergleichung ausſetzen wollen. (L. I. ep. 45.) Memini brevitatem Spartanam laudi quondam fuiſſe. Sed ego tecum Romanis legibus ago, et, ſi ita vis, Atticis; quibus tantum decus a facundia fuit, ut mihi videantur Lacones metu collationis in diverſum ſtudia deſtinaſſe.

Lampadiſten. So hießen die, welche in denen Spielen zu Athen, die λαμπαδηδρομία, das Fackelrennen, hießen, den Preis davon getragen hatten.

Ein Denkmal auf einen ſolchen Lampadiſten ſ. beim Caylus, wo auch eine Beſchreibung dieſer Spiele ſelbſt, nebſt Anzeigung verſchiedener Punkte, die dabei noch zu unterſuchen wären, gegeben wird. (S. Erklärung der Zierrathleiſten des erſten Bandes der Alterthümer, S. XIV der Ueberſ.)

Franc. Lana. Dieſer italiäniſche Jeſuit, welcher 1687 zu Rom ſtarb, hat von ſeinem Werke: *Magiſterium Naturae et Artis* betitelt, nur drei Bände zu Stande gebracht. — Ob in dieſen ſchon etwas von der Mahlerei vorkommt? — Aus dem *Prodromo* wenigſtens, der zu Breſcia 1670 in fol. gedruckt iſt, und womit er dieß Werk ankündigte, erhellet, daß er von der Verbeſſerung der Mahlerei handeln wollte; und in dieſem Prodromo ſelbſt wird von S. 135 bis 168 in vier Kapiteln davon gehandelt, aus welchen ich hier einiges ausziehen will.

Kap. *I.* enthält Vorſchriften über die mahleriſche Erfindung. Er redet von der Mannichfaltigkeit in den Figuren, Stellungen, und beſonders in den Geſichtern. Nel che, ſagt er, ſi ritrova molta difficoltà; poichè ogni pittore inclina naturalmente ad eſprimere nelli perſonaggi quelle fiſionomie, che ha più impreſſe nell' imaginazione; onde è ſtato oſſervato, che i volti pittoreſchi tengono ſempre molto della fiſionomia del padre, della madre, o d'altra perſona più amata, e più frequentamente veduta dal pittore; e rari ſono que' quadri ne' quali rappreſentandoſi molte faccie, l'una non habbia la fiſionomia ſimile all' altra. Quindi è degno di molta lode il famoſiſſimo *Rafaello*, che in tante opere ch'egli fece, difficilmente ſi ritroverà un volto che ſia ſimile ad un altro.

Von den unſchicklichen Uebertreibungen ſagt er: Non poſſo non biaſimar quei pittori, i quali dipingono la Beatiſſima Vergine a piè della croce, totalmente abbandonata per il dolore, e quaſi che diſperata; dovendoſi eſprimere in lei un dolore grande sì, mà coſtante e divoto; qual' è la Madonna dello Spaſimo in Meſſina, opera maraviglioſa di Rafaello.

Kap. *II.* Regeln für die Zeichnung. — Lana räth, nicht bloß eine Skizze im Kleinen von dem auszuführenden Gemählde zu entwerfen, ſondern ſogar ein kleines, und nur aus dem Groben gearbeitetes Modell aus Wachs von einer jeden zu mahlenden Figur zu machen, und dann von dieſem Modell die Zeichnung zu nehmen, weil man es nach Gefallen wenden und ſtellen könne. Auch wären dergleichen Modelle öfter wieder zu gebrauchen. Ueberhaupt räth er dem Mahler, ſich vorher einige Uebung in der Bildhauerei zu erwerben, weil es die leichtere Kunſt ſey; allenfalls auch nur vom Boſſiren in Wachs.

Lana ſcheint der Erfinder des Worts Ideal zu ſeyn; ob er gleich nicht will, daß der Mahler nach dem Ideale mahlen ſoll, ſondern nach der Natur. Io vorrei, ſagt er, che li pittori pigliaſſero le ſue parti dal naturale; nè ſo intendere, perchè debba eſſer più bella una ſigura dipinta a capriccio, che chiamano di maniera, ed io la direi *ideale*, di quella che è preſa della natura. Doch will Lana auch nur, daß man die einzelnen Theile von der Natur, nicht aber alle Theile von einem und demſelben Menſchen nehmen, ſondern an verſchiedenen die ſchönſten Theile ausſuchen ſoll. Und weiter verſteht man auch jetzt nichts unter dem Ideal.

Von den Proportionen des menſchlichen Körpers nimmt Lana die Düreriſchen an. Er ſchließt aber, nachdem er aus dem Vitruv und Villalpande angemerkt hat, daß alle Körper um ſo viel vollkommener wären, je mehr ſie ſich in ihren Verhältniſſen den Verhältniſſen des menſchlichen Körpers näherten: Doveſi però avvertire, che gl'antichi ſtimavano bene lo ſcoſtarſi alquanto da queſte naturali proporzioni; onde per dare maggior ſueltezza alle ſtatue e alle figure, facevano i corpi alquanto grandi, le teſte piccole, la coſcia lunga, ed in molte parti amavano la ſottigliezza e la lunghezza, per una certa grazia e leggiadria.

Von den gewaltſamen Stellungen hat er ſehr richtige, geſunde Anmerkungen: Nel che, ſagt er, molti peccano ſtorcendo e dislogando le oſſa in tal modo, che da queſto ſuolo ſi può conoſcere eſſer quello un'uomo dipinto e non vivo, perche non grida e non ſpaſima per il dolore, che dovrebbe ſentirne, ſe vivo foſſe. Circa di ciò ſarebbe molto che dire; mà oſſervo ſolo, che nelli sforzi della vita e delle membre ben ſpeſſo ſtanno naſcoſti molti errori ed innaturalezze, le quali da chi non è bene intendente, difficilmente ſi conoſcono, perche tali sforzi rapiſcono l'occhio con la novità: mà non dee ſcoſtarſi dal poſſibile e dal veriſimile. Per tanto la teſta di chi ſtà in piedi, non ſi volti più in ſù, ſe non quanto gli occhi guardino mezzo il cielo; nè più ſi volti da un lato, ſe non quanto il mento tocchi la ſpalla; il petto non ſia ſì torto, che la ſpalla arrivi più oltre della dirittura dell' umbilico. *etc.*

Auch räth er ſehr vernünftig an, Anfangs ins Große und nach der Natur zu zeichnen, weil in einem kleinen Bilde ſehr oft große Fehler verborgen liegen, da man hingegen in einem großen Bilde alle, auch die kleinſten, Mängel entdeckt.

Von der Perſpektiv verſpricht er in dem größern Werke weitläuftig zu handeln.

Kap. *III*. Regeln über das Kolorit. Dieſes ganze Kapitel verdient, daß ich es unter dem Artikel Farbengebung oder Kolorit ganz überſetze. Er faßt in der Kürze ſo viel Gutes in ſich, als ich nirgend angetroffen habe.

Kap. *IV*. Von den verſchiednen Arten in der Mahlerei und Zeichnung, nebſt andern dahin gehörigen Erfindungen. — Die zwei vornehmſten Arten zu mahlen ſind: die Fresko- und die Oel-Mahlerei. Die erſtere ſcheint Lana überhaupt für die Mahlerei in Waſſerfarben zu nehmen (dipingere a tempera, così chiamato, perche i colori ſi ſtemprano con acqua,) ſie mag nun auf friſchem Kalk, oder auf hölzernen Tafeln, oder auf ſonſt einem Grunde geſchehen. Geſchieht ſie auf friſchem Kalk, ſo werden die Farben mit bloßem Waſſer angerührt, ſonſt aber mit Gummiwaſſer.

Jede von dieſen beiden Manieren kann auf dreierlei Art ausgeübt werden:

Il primo più uſitato e commune è *l'Unendo:* il che ſi fa con mettere ciaſcun colore al ſuo luogo, e poi con un altro pennello, che ſia netto, e ſenza tinta, congiungendo le parti eſtreme delli due colori vicini, acciò unendoſi inſieme non cagionino una certa aſprezza, che offenderebbe l'occhio, ſe vedeſſe un colore poſto immediatamente vicino all' altro, ſenza contemperarſi inſieme; sì che l'unire conſiſte in contemperare l'eſtreme parti de' colori, facendoſi dolcemente ſfumare: così ſono fatte l'opere d'Antonio Correggio, Raffaello, e Lionardo da Vinci, e molti altri.

Il ſecondo è meno uſitato, perche è più difficile, e ſi fà *tratteggiando*, cioè, in luogo di unire i colori ſi vanno facendo varie tratte di pennello, che formano quaſi linee l'una vicina all' altra sì, che in debita diſtanza ſembrino unite, e facciano l'iſteſſo effetto, che ſe i colori foſſero totalmente congiunti, in modo ſimile a quello, che vediamo nelli intagli di rame, e come ſi formano i diſegni con la penna: così Michel' Agnolo, Pierin del Vaga, e a noſtri di Guido Reni.

Il terzo modo ſi chiama dipingere *a botte*, il che ſi fà, non conducendo il pennello dall'una parte all' altra ſopra la tela, ma appuntandolo, e dando varie botte ſopra di eſſa; e queſto modo ſi ſuole uſare da valenti Maeſtri, quando in pochi colpi vogliono formare una pittura, la quale benche non habbia certa delicatezza veduta in vicinanza, nulladimeno habbia forza di diſegno, e rimirata da loutano compariſca come ſe foſſe finita, e delicatamente formata; e queſte pitture tanto più vengono ſtimate, con quanto meno botte ſono dipinte; poichè oſſervate da vicino ſi poſſono agevolmente numerare le botte (il che non avviene nelle altre pitture) e dal poco numero di eſſe ſi argomenta il valore e maeſtria del pittore, che in ſi pochi colpi ſeppe formare un bel quadro; coſi ſi veggono l'opere di Titiano, Paolo da Verona, Tintoretto, ed altri molti. Diſſi, che queſto è proprio di valenti pittori; poiche un maeſtro nell' arte nel formare una pittura o ritratto, non vi mette più pennellate di quelle, che ſono preciſamente neceſſarie, moſtrando di ſapere ciò che fa; e non operando quaſi diſſi a tentone, o giuocando a indovinare, come fanno gl'ineſperti; che però volendo emendare il mal fatto, conviene che moltiplichino i colpi del pennello, e conſumino colori ſenza neceſſità. E quindi è, che pittori eccellenti hanno potuto in breve tempo dipingere molti quadri, perche niuna delle loro pennellate era data in vano. — In dieſer Manier lobt er beſonders einen ſeiner Freunde, Namens **Clemente**, der nicht allein in der Mahlerei, ſondern auch in der Skulptur, Poeſie und Hiſtorie ſehr erfahren geweſen. „Dieſer überaus ſinnreiche Meiſter ſeiner Kunſt, ſetzt er hinzu, hat eine wirklich bewundernswerthe Manier in der Mahlerei, weil er nicht nur eine Figur oder ein Bildniß mit ganz wenig Pinſelzügen, ſondern auch ſo entwirft, daß mehr als die Hälfte der Leinewand bloß mit dem Grunde *(imprimitura)* bedeckt bleibt, ohne daß irgend eine andre Farbe darauf getragen würde, indem er macht, daß dieſer Grund zur Andeutung der Schatten und der dunkeln Theile des Gemähldes dient. Ich habe von ihm unter andern ſein eignes Bildniß geſehen, auf welchem man, wenn man es gegen das Licht hält, die Leinewand überall durchſcheinen ſieht, wo keine Farbe aufgetragen iſt, und wo man nur einen leichten Grund wahrnimmt; welches eine vortrefliche Wirkung thut.“

Daniel Landringer. Er lebte ums J. 1680 zu Breslau, und war, wenn ich nicht irre, ein Medikus, aber zugleich in den Alterthümern, beſonders in Münzen und geſchnittenen Steinen, nicht übel erfahren. Im J. 1681 ließ er daſelbſt drucken: Diſſ. in Onychem Alexandri M. 7 Bogen in 4. — Dieſer Kopf Alexander's, erhaben auf einem Onyx geſchnitten, iſt dem ſehr gleich, welcher in der Dactyliotheca Zanettiana, Tab. II. vorkommt. — Im J. 1686 gab er daſelbſt heraus: Notitiam Numorum Antiquorum tam Imp. Romanor. et Graecor. quam Auguſtarum, prout rari ſunt vel communes.

Das Gelehrtenlexikon hat keine Nachricht von dieſem Landringer; und ich hätte mich in Breslau nach Umſtänden von ihm erkundigen können.

Als Landringer die erſte dieſer Schriften herausgab, arbeitete er zugleich an einem Examine Chemico-Medico Rubiae Tinctorum, herbae vernaculae, wie er ſelbſt in einem kleinen Nachberichte an den Leſer ſagt. Ich weiß nicht, ob er etwas davon hat drucken laſſen.

Lara. Die Geſchichte der ſieben Kinder von Lara ſ. beim Felibien, T. III. S. 259 ff. — Die vierzig Blätter von Tempeſta, auf welchen er dieſe Geſchichte nach dem Otto Vänius geſtochen hat, ſind in kleinem länglichten Quart, mit einer lateiniſchen und ſpaniſchen Auslegung unter jedem, und einem Titelblatte, gleichfalls in beiden Sprachen. (Antverpiae, ap. Philippum Liſaert, 1612.) Der Titel heißt: Hiſtoria ſeptem infantum de Lara, autore *Ott. Vaenio. — Hiſtoria de los ſiete infantes de Lara, etc.* — Die Erklärung des zweiten Blattes fängt an: El anno 1301 regnando el Rey Bermudo, naſcieron del Principe Gonzalo Juſtos y Dona Sancha etc. — Doch Mariana und Garibay, welche Felibien citirt, machen dieſe Geſchichte um mehr als dreihundert Jahr älter. Felibien rügt auch den Fehler, den eben dieſer Ausleger mit dem Almanzor macht, den er einen König von Cordua nennt. Aber wer iſt der König Bermudo?

Felibien weiß nicht, ob Vänius dieſe Geſchichte gemahlt, oder nur gezeichnet habe? Alles iſt darin, nach des Vänius Geſchmack, mit allegoriſchen Perſonen häufig untermengt, die ſich, ohne die untengeſetzte Erklärung nach den Zahlen über ihren Köpfen, von den wahren Perſonen ſchwerlich würden unterſcheiden laſſen. Gleichwohl iſt es eine nothwendige Eigenſchaft ſolcher vermiſchten allegoriſchen Gemählde, daß ſich die allegoriſchen Perſonen von den wahren durch ſolche untrügliche Kennzeichen unterſcheiden, daß ſie ſich gar nicht verwechſeln laſſen; denn ſonſt iſt es ſchlechterdings unmöglich, ohne Hülfe einer Unterſchrift, auf den wahren Verſtand derſelben zu kommen.

Leibnitz. Von ſeinem Verſuche, wodurch er erwieſen, daß es wirkliches Blut geweſen, was in den gläſernen Fläſchchen enthalten war, die in den Grabſtäten der alten Märtyrer mit beigeſetzt wurden.

möchte ich doch wohl näher unterrichtet ſeyn. Es iſt davon nachzuſehen Fabretti, Inſcriptt. C. VIII. p. 555. — *Fabrettus* enim (ſchreibt Vettori de ſeptem dormientibus, p. 35.) teſtimonio clariſſimi viri *Godefridi de Leibnitz* (olim eterodoxi, qui phyſico experimento probaverat) verum ſanguinem in hiſce vaſculis reperiri demonſtrat. — Hierzu noch eine Note des Vettori: Eundem *Godefridum Boldettus Georgium* appellat (Oſſerv. ſopra i cimeteri de' SS. Martiri, L. I. c. 38. p. 186.) atque obiiſſe in gremio Sanctae Romanae Eccleſiae ſcribit citato loco. Dieß Letzte iſt eine Lüge. — In dem Regiſter, unter Leibnitz, ſetzt Vettori noch hinzu: De eodem experimento mentio eſt apud *Alexandrum Plowierium* in Apocriſi in Epiſtolam *Euſebii* Romani ad *Theophilum* Gallum de Cultu Sanctorum ignotorum; p. 33, §. 5. edit. Romae, 8. a. 1700.

Lemnius. Auf ſeine Flucht und auf ſein Nichtſtellen paßt, was Alcibiades antwortete, als ihn die Athenienſer aus Sicilien zurückberiefen, um ſich gegen ſeine Ankläger zu verantworten. S. *Aelian.* L. XIII. c. 38.[*]

Riederer, im vierten Bande ſeiner Beiträge handelt auch vom Lemnius, und iſt mit ſeinen Vertheidigern unzufrieden; welches ich nachleſen muß.

Locke. Gilbert hat einen Auszug aus Locke's Verſuch über den menſchlichen Verſtand gemacht, welcher verſchiednen Ausgaben deſſelben iſt vorgeſetzt worden; wenigſtens hat ihn Poley ſeiner Ueberſetzung vorgeſetzt. Jetzt finde ich, daß Locke ſelbſt einen kurzen räſonnirenden Auszug von ſeinem Werke gegeben hat, nämlich in der Young Student's Library, by the Athenian Society; Lond. 1691. fol. p. 162 ff. Der Auszug iſt vortreflich; und da er authentiſch iſt, ſo hätte Poley ihn lieber, als den von Gilbert, wählen ſollen. Wenn er ihn gekannt hätte! Aber ich habe ſeiner nirgend erwähnt gefunden.

Lorenzetto. Ein verdienter Bildhauer, der aber nicht ſehr bekannt iſt. Er war ein Schüler Raphael's. „Sein Jonas, in „der Kapelle Chigi, ſagt Winkelmann, (Von Empf. d. Schönen, „S. 12.) iſt bekannt; ein vollkommeners Werk aber von ihm, im „Pantheon, eine ſtehende Madonna, noch einmal ſo groß als die

---

[*] Vergl. Band III. S. 277, Anm. **

„Natur, welche er nach ſeines Meiſters Tode machte, wird von Niemand bemerkt. Ein andrer verdienter Bildhauer iſt noch weniger „bekannt; er hieß Lorenzo Ottone."

Man ſehe ſein Leben beim Vaſari, P. III. Vol. I. p. 139. — Und was mir ihn am merkwürdigſten macht, iſt dieſes, daß er, nach Vaſari's Erzählung, der erſte Reſtaurator alter verſtümmelter Statuen geweſen iſt. — Er war ein Florentiner von Geburt, und ſtarb 1541 im 47ſten Jahre ſeines Alters.

M.

Macaroniſche Poeſie. Der Urheber derſelben war, wie bekannt, Teofilo Folengo, der ſeine Gedichte unter dem Namen *Merlinus Cocajus* herausgab. Ich beſitze davon die Ausgabe: Venetiis, apud Bevilacquam, 1613, 12. Folengo ſtarb 1544.

In Frankreich machte ihm dieſe Art von Verſen ein gewiſſer Antoine Arena nach, von dem einiges 1537 zu Avignon mit gothiſchen Lettern iſt gedruckt worden. Dieſer Arena ſtarb in eben dem Jahre, in welchem Folengo ſtarb. Siehe von ihm die *Carpenteriana*. Eins von ſeinen Gedichten iſt über das Tanzen.

Unter des Folengo Nachahmern in Italien iſt auch Cäſar Urſinus, gebürtig von Ponzano im Genueſiſchen, der zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts lebte, und bei dem Kardinal Bevilacqua Sekretär war. Er gab unter dem Namen: *Magiſtri Stopini* Capriccia Macaronica heraus, deren Ausgabe, Ven. 1653, kl. 12. ich beſitze. Dieſe ſind, glaub' ich, viel ſeltener, als die Gedichte des Folengo, welche öfters, und auch in Deutſchland, ſind nachgedruckt worden. Erſt lieſet man acht hexametriſche Gedichte, die *Macaronea* überſchrieben ſind. Das erſte, de malitiis Putanarum; das zweite, de arte robbandi; das dritte, de laudibus ignorantiae; das vierte, de laudibus pazziae; das fünfte, de laudibus bosiae; das ſechste, de laudibus ambitionis; das ſiebente, gattam Rosam a milite interfectam deplorat; das achte, contentio trium poëtarum: Nizzi, Bertoldi, et Driadis. — Hierauf folgt ein Buch Epigrammen, und ein Buch Elegien; endlich ein Anhang von Epigrammen, die zu dieſer Ausgabe hinzugekommen ſind.

Auch die Deutſchen haben ſich in der macaroniſchen Poeſie verſucht. Eins von dergleichen Gedichten iſt die *Floia*, welches zu Ende des 15ten und in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts ſehr oft iſt gedruckt worden. Die erſte Ausgabe, die ich kenne, iſt von 1593 in 4. und der vollſtändige Titel heißt: Floia, cortum verſicale, de flois ſchwartibus, illis deiriculis, quae omnes fere Minſchos, Nonnas, Weibras, Jungfras etc. behuppere, et ſpitzibus ſuis ſchnaflis ſteckere et bitere ſolent; autore *Gripholdo Knickknackio* ex Floilandia. Die Ausgabe von 1614 hat eine hübſche Vignette, wo ſich eine ganze Familie, bis auf den Hund, flöhet. Der Anfang heißt:

Angla flooſque canam, qui waſſunt pulvere ſwarto
Ex watroque ſimul fleitenti et blaſide dicko,
Multipedes deiri, qui poſſunt huppere longe,
Non aliter, quam ſi floglos natura dediſſet,
Illis ſunt equidem, ſunt, inquam, corpora kleina,
Sed mille erregunt menſchis martrasque plagasque *etc.*

Maczinzki. Lateiniſch: *Joannes Maccinius*; ein polniſcher Edelmann. Er ſtudirte in Deutſchland, und hielt ſich hernach meiſtentheils in Königsberg auf. Hier gab er im J. 1564 ſein Lateiniſch-Polniſches Lexikon heraus, welches er dem Könige **Sigismund August** zugeeignet hat, und ſeine erſte Arbeit nennt, und die Frucht ſeines Fleißes in Deutſchland. Durch dieſes Werk hat er ſich um ſeine Mutterſprache nicht wenig verdient gemacht; und es iſt zu bedauern, daß der zweite Theil, welcher ein Polniſch-Lateiniſches Wörterbuch hat enthalten ſollen, nicht zu Stande gekommen iſt. Er verſpricht denſelben in der gedachten Zueignungsſchrift. Seine Abſicht dabei war, zu zeigen, daß die ſlavoniſche Sprache keiner andern an Reichthum weiche. Er wollte grammatiſche Anmerkungen mit unterſtreuen, und die Analogie der polniſchen Sprache mit der hebräiſchen, griechiſchen und lateiniſchen beibringen. Mit der hebräiſchen z. E. hat ſie die Geſchlechter der Zeitwörter gemein; mit der griechiſchen den Dualis.

Paolo Aleſſandro Maffei. In ſeiner bekannten Raccolta di Statue Antiche e Moderne etc. Roma, 1704, gr. fol. welche 163 Statuen auf eben ſo viel Kupfertafeln enthält, ſagt er vom **Laokoon**, daß die Künſtler deſſelben in der 88ſten Olympiade gelebt haben; welches Vorgeben **Winkelmann** ſchon ſehr zweifelhaft gemacht hat, und ich völlig widerlegt habe. — — Beim **vatikaniſchen Apoll** braucht die Schlange, welche an den Sturz, auf den ſich Apoll mit der Hand ſtemmt, ſich heranwindet, der Drache **Python** nicht zu ſeyn, für den ſie auch wohl nicht ſchrecklich genug ausſähe. Die Schlange war überhaupt ein Symbol, welches die Alten dem Apoll, und mehrern Gottheiten, beifügten. Bei dem Köcher, welcher ihm über die linke Schulter auf dem Rücken hängt, merkt Maffei an, daß Jul. Cäſ. Skaliger (ich vermuthe über *Macrob.* L. I. Saturnal. c. 17.) angemerkt habe, es ſey ihm und der Diana allein erlaubt, ihn ſo zu tragen, und ſonſt keinem andern, weder von den Gottheiten noch Nymphen, die ihn immer an die Seite gegürtet hätten. Iſt das wahr? und woher hat es Skaliger bewieſen?

Magnet. Der äußerliche Gebrauch des Magnets gegen innerliche Krankheiten iſt keine neue Erfindung. Athanaſ. Kircher ſagt ſchon in ſeinem Werke, de Arte Magnetica, L. III. P. VII. (in welchem ganzen Theile er den Ἰατρομαγνητισμὸν abhandelt, worunter er aber doch mehr die magnetiſchen Kräfte der Arzneien, als die Arzneikräfte des Magnets verſteht,) Cap. I. p. 531: „Ex collo geſtatus Magnes ſpaſmum ſanare, ac nervorum dolores compeſcere, manuque detentus partum accelerare perhibetur." — Der austrocknenden Kraft, welche er mit dem Eiſen gemein hat, nicht zu gedenken; denn dieſe äußert er entweder äußerlich gegen äußerliche Uebel, oder innerlich, pulveriſirt genommen, gegen innerliche.

Es iſt aber Theophraſtus Paracelſus der eigentliche erſte Erfinder dieſer Kur, durch welche jetzt (1769) Mesmer in Wien ſo viel Aufſehen macht. Er handelt von den Kräften des Magnets, in der Sammlung ſ. Werke durch *Johannem Huſerum*, (Straßb. 1616 fol.) T. I. p. 1019; woraus folgende Stellen ſind.

Von den Aerzten, welche dieſe weitre Kraft des Magnets nicht einſahen, ob ſie gleich ſeine Anziehungskraft vor Augen hatten, ſagt er: „Sie haben alle weitere Erfahrung verlaſſen, und ſich beholfen an ihrem Küchengeſchwätz, das nicht einmal mit Ehren zu verantworten iſt." — Ferner: „Ob ich gleichwohl alle Tugendt ſey von den Magneten, welche die Alten all beſchrieben haben, ſo hab ich doch nichts geſchrieben. Sondern will ich vom Magneten ſchreiben, iſt vonnöthen, daß ich mit der Addition und Correktion vortrete, und ſie mir alle hinken langſam hernach." — Er trotzt dabei auf ſeine Erfahrung, und behauptet, daß, ſo wie der Magnet in das Eiſen wirke, er auch eben ſo alle martialiſche Krankheiten an ſich ziehe, auch gegen die fallende Sucht und alle krampfhafte Zufälle heilſam ſey. Zu den martialiſchen Krankheiten zählt er alle Flüſſe der Frauen, alle Flüſſe des Stuhlgangs, eine jede Krankheit, die ſich von ihrem Mittelpunkt im Zirkel dilatirt, u. ſ. f. Er räth, den Magnet auf das Centrum zu legen, von dem die Krankheit ausgeht; u. ſ. f.

Joh. Dan. Major. Die Schriften dieſes Mannes, welcher als Profeſſor der Medicin in Kiel 1693 ſtarb, verdienen zum Theil, wegen ihres ſonderbaren Inhalts, alle Aufmerkſamkeit. Seine Seefahrt nach der Neuen Welt habe ich ſelbſt; aber ſeinen Genius Errans, ſ. de Abuſu in ſcientiis, Kiliae, 1678. 8. muß ich zu bekommen ſuchen. Die Rezenſion im Journal des Savans des Jahrs 1679 macht mich darauf begierig.

Geo. Malvaſia. Verfaſſer der Lebensbeſchreibungen bologneſiſcher Mahler. **Winkelmann's** Urtheile nach, war er ein Mann ganz ohne alle Empfindung des Schönen. (**Von der Fähigk. der Empf. des Sch. in der Kunſt**, S. 5.) — Er nennt den **Raphael** einen urbinatiſchen Hafner, nach der pöbelhaften Sage, daß dieſer Gott der Künſtler Gefäße gemahlt habe, welche die Unwiſſenheit jenſeits der Alpen als eine Seltenheit aufzeigt; und ſagt, daß die **Caracci** ſich durch die Nachahmung des **Raphael** verdorben hätten.

Mahlerei. Die Schriftſteller von dieſer Kunſt unter den Alten ſind ſämtlich verloren gegangen; unter den Neuern iſt **Leo Baptiſta de Albertis** (ſ. oben) als der erſte anzuſehen. Nur zwei oder drei von ihnen haben ſich um die Kunſt verdient gemacht. Unter dieſe aber gehört weder **Pietro da Cortona**, noch **Pouſſin**. S. **Winkelmann** v. Nachahmung der Griech. Werke, S. 70.

Eben daſelbſt gedenkt **Winkelmann**, S. 120, der Idée de la Peinture par *Chambray*; au Mans, 1662. 4. und ſagt, daß es eine ſeltene Schrift ſey. — Iſt dieß nicht vielleicht der Abbé *de la Chambre*, Curé de St. Barthelemy, welcher das Leben des Ritters **Bernini** herausgeben wollen, wovon er auch ſchon im Voraus 1681 die Vorrede drucken ließ, unter dem Titel: Préface pour ſervir à l'Hiſtoire de la Vie & des Ouvrages du Chevalier *Bernini*? Dieſe Vorrede, ſagt **Monville**, in ſeinem Leben **Mignard's** (Pref. p. XLVI.), iſt gegenwärtig äußerſt ſelten. **Bayle**, ſetzt er hinzu, gab einen Auszug davon, und lobte ſie in den Nouvelles de la Republ. de Lettres, *Sept.* 1685. Aber die Geſchichte ſelbſt iſt nicht herausgekommen.

Unter dieſem Artikel will ich mir auch alle die Nachweiſungen, die Mahlerei betreffend, ſammeln, welche ich hie und da finde, und aus Unkenntniß oder Mangel der Bücher nicht habe nachſehen können; z. E. aus M. **Joh. Friedr. Jüngers** Diſp. de Inanibus Picturis; hab. Lipſ. 1679. 4.

Joſeph Scaliger, Epiſt. L. III. ep. 133; ubi de ſingularibus picturis Chriſtianorum quaedam habet.

Camerarius ad Tuſculan. p. 21, ubi de imperfectione artis pingendi ante *Dureri* et *Lucae* tempora agit.

De *Durero* v. *Opmeer*, Chronogr. p. 755; et de aliis praeſtantibus pictoribus in Hollandia, ibid. p. 706. (Dieß iſt des Petr. Opmeer, eines Holländers aus dem vorigen Jahrhunderte, Opus Chronographicum Orbis Univerſi.)

De *Dureri* artificioſiſſima pictura v. *Joſeph. Roſaccerum* in Proſpectu Mundi, p. 9.

Voſſius de Progreſſu Idololatriae, L. III. c. 46. — *Idem* de ἐγκαύσεως, L. IV. de Idololatr. c. 91.

Aus eben dieſer Diſſertation lerne ich auch des Jeſuiten *Joh. Molani* Libb. II. de picturis et imaginibus ſacris, und des Jeſuiten *Maſenii* Speculum Imaginum kennen, die ich beide wohl bei Gelegenheit einmal durchblättern muß.

Von dem thebaniſchen Geſetze für die Mahler, ἐς τὸ χεῖρον μιμεῖσθαι, habe ich meine Meinung im Laokoon geſagt. Riedel hat Einwürfe dagegen gemacht, wider welche mich ein Ungenannter (ich glaube, Hr. Prof. Morus,) in dem letzten Stücke der Neuen Bibliothek d. ſch. W. vertheidigt hat, wo Riedel's Theorie rezenſirt wird. — In der vorhin angeführten Diſſertation von Jünger wird dieſes Geſetzes auch gedacht, und Jünger macht den Zuſatz: qualis etiam lex apud Aegyptios viguit; vid. *Muret.* ad Nicomach. p. 219. Dieß wäre nachzuſehen.

Mit dieſem thebaniſchen Geſetze iſt auch eine Stelle beim Cicero (de Oratore, L. II.) zu vergleichen: Valde autem ridentur etiam imagines, quae fere in deformitatem aut in aliquod vitium corporis ducuntur, cum ſimilitudine turpioris.

Ich finde, daß Vettori (de ſeptem Dormient. p. 22.) das thebaniſche Geſetz eben ſo, wie ich, verſtanden hat, wo er dieſe Stelle des Cicero anführt, und hinzu ſetzt: de hoc abuſu alibi loquuti ſumus, lege Thebanorum mulcta pecuniaria coërcito. — Sed aliud eſt, ingenioſe abuti arte pictoria, aliud praeclare pingendo ex imperitia deficere.

Von der Mahlerei auf Leinewand ſchreibt Winkelmann in der Geſch. d. Kunſt, S. 395: „Es iſt beſonders, daß unter dem „Nero zuerſt auf Leinewand iſt gemahlt worden, bei Gelegenheit ſei

„ner Figur von hundert und zwanzig Fuß hoch." Er beruft ſich dabei auf den Plinius; und ich weiß, daß Harduin und mehrere den Plinius nicht anders verſtanden haben. Die Stelle iſt dieſe: Et noſtrae aetatis inſaniam ex pictura non omittam. Nero princeps juſſerat Coloſſum ſe pingi CXX pedum in linteo; incognitum ad hoc tempus. Mir ſcheint es, daß Harduin und Winkelmann die erſten Worte dieſer Periode nicht recht verſtanden haben. Die Raſerei, deren man ſich in der Mahlerei zur Zeit des Plinius ſchuldig machte, war eben das, was er eine ſonſt unerhörte Sache nennt. Dieſe aber beſtand nicht in der Materie, ſondern in der Größe der Fläche, auf welcher gemahlt wurde. Nicht die Leinewand, ſondern das Koloſſaliſche, machte das Neue, machte die Raſerei aus, auf welche der kleine gigantiſche Stolz des Nero fiel.

Gemahlte Kleider, gemahlte Verhänge, von allerlei Arten des Stoffs, waren in den allerälteſten Zeiten bekannt. Man glaube nicht, daß ich mich durch die Zweideutigkeit des Wortes pingere verführen laſſe, durch welches die Lateiner auch die Kunſt, Bilder in den Zeug zu ſticken, zu wirken, andeuteten. Die Aegypter verfertigten gemahlte Kleider im eigentlichen Verſtande; und obſchon die Kunſt, wie ſie dieſelben verfertigten, mehr Färberei als Mahlerei war, ſo mußte doch die Mahlerei dazu Gelegenheit gegeben haben. Sie müſſen Anfangs ihre Zeuge wirklich mit dem Pinſel gemahlt haben, ehe ſie auf den kürzern Weg, die Gemählde darauf auf Einmal hervorzubringen, kommen konnten.

Von einer ſolchen Art zu färben iſt vielleicht die Stelle beim Petron zu verſtehen, gleich zu Anfange ſeines Fragments in der Deklamation des Eumolpius: Pictura quoque non alium exitum fecit, poſtquam Aegyptiorum audacia tam magnae artis compendiariam invenit. Wenigſtens hat ſie Don Fonſeca y Figueroa in ſeinem Buche de Pictura Veteri (aus der Stelle des Plinius, L. XXXV. c. XI: Pingunt et veſtes in Aegypto inter pauca mirabili genere;) ſo erklärt, wovon Anton Gonſalez de Salas in ſeinem Kommentar über den Petron, S. 15, die Stelle anführt. — Iſt das Werk des Fonſeca y Figueroa jemals gedruckt worden?

Jac. Manilli. Er hat eine Beſchreibung der Villa Borgheſe zu Rom 1650. 8. herausgegeben, wovon Sigb. Havercamp eine lateiniſche Ueberſetzung verfertigte, die P. Burmann dem vierten Theile des achten Bandes des *Theſauri Italiae* einverleibt hat.

— So ſorgfältig Manilli in dieſer Beſchreibung geweſen iſt, ſo hat er doch drei ſehr merkwürdige Antiken, die ſich in dieſer Sammlung befinden, nicht mit angeführt. S. Winkelmann, Geſch. d. K. Vorr. S. XIV.

Manilli war Bettmeiſter, oder Garderobeinſpektor auf dieſer Villa, wie er in der Zuſchrift an Joh. Bapt. Borgheſe ſelbſt ſagt.

Die Beſchreibung ſelbſt iſt ziemlich kurz und trocken; die alten und neuen Kunſtwerke werden ſelten mehr als namhaft gemacht. Doch hat er die vornehmſten alten Inſchriften mitgetheilt, worunter ſich einige befinden, die beim Gruter nicht vorkommen. Dagegen aber führt auch M. andre verſtümmelt an, die man dort vollſtändiger antrift, wie Haverkamp dieſes bei ſeiner Ueberſetzung fleißig angemerkt hat.

Mannichmal ſcheint dieſer jedoch im Ueberſetzen zweifelhaft geweſen zu ſeyn, in welchem Falle er die italiäniſchen Worte mit beifügt; manchmal behält er auch dieſe letztern bei, ohne ſie zu überſetzen. Z. E. S. 8. „Hortus secretus, qui *de' Melangoli* dicitur.“ In der Anmerkung ſetzt er zwar hinzu: Ita, credo, adpellantur mala Medica et Citrea; allein nicht ganz richtig; denn mala Medica oder Citrea heiſſen Citronen; *Melangoli* aber Aurantia, Pomeranzen. Noch mehr irrt er ſich S. 12 mit dem Worte *rabbesco*, welches er durch picturam hieroglyphicam überſetzt. Es iſt ſo viel als *arabesco*, groteskes, arabeskes Laubwerk, in dergleichen dort beim Manilli Gruppe geflochten waren. Es müßte denn ſeyn, daß H. hier des Pignorius Meinung im Sinne gehabt hätte, welcher die Arabesken von der alten ägyptiſchen Mahlerei herleitet. — Auch giebt er mehr als Einmal das Italiäniſche *risalto*, ein vorſpringender Theil an einem Gebäude, durch excessus, da man es doch gewöhnlich, obgleich nicht im beſſern Latein, protractio nennt. — Was S. 60, granitus *dell' Elba* für eine Art des Granits ſey, weiß ich eben ſo wenig, als Haverkamp.

S. auch oben unter B. Villa Borgheſe.

Marbodus. Biſchof zu Rennes in Bretagne, in der erſten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Seine Werke hat Beaugendre mit den Werken ſeines Zeitgenoſſen, des Erzbiſchofs von Tours, Hildebertus, zu Paris 1708 in Folio herausgegeben. Er enthält eine Stelle in meiner Litteratur bloß wegen ſeines *Liber Lapidum*, eines Gedichts in lateiniſchen Hexametern, worin er ſechzig Edelſteine nach ihren Eigenſchaften und Kräften beſchreibt. Es iſt zuerſt unter verſchiedenen andern Werken des Marbodus 1524 zu Rennes, *Redonis*, apud Joannem Macé, Bibliopolam, juſſu Yvonis Redonenſis Epiſcopi, gedruckt worden; und das einzige Exemplar, welches Beaugendre von dieſer Ausgabe noch auftreiben konnte, iſt in der Bibliothek des Mazariniſchen Kollegii zu Paris. Hierauf iſt es Friburgi, 1531, cum ſcholiis *Pictorii Willigenſis* herausgekommen; und wiederum 1539, cum commentariis *Alardi Amſtelodamenſis*. Endlich fügte es Gorläus im J. 1695 ſeiner Daktyliothek bei. Die Ausgabe des Beaugendre iſt aus der Vergleichung verſchiedner Handſchriften entſtanden, und hat einige noch ungedruckte Zuſätze gleichen Inhalts, auch eine alte franzöſiſche Ueberſetzung in Verſen, welche B. aus einer Handſchrift *S. Victoris* genommen, der er ein Alter von 600 Jahren zuerkennt, und die alſo mit dem Verfaſſer gleichzeitig, oder doch faſt gleichzeitig ſeyn würde.

Gesner ſagt in ſeiner Bibliothek, daß dieſes Gedicht vom Vincentius, vom Albertus, und andern dergleichen Schriftſtellern, unter dem Namen eines *Liliarii* oder *Lapidarii* angeführt werde; auch wohl unter dem Namen des Evax; nicht zwar, als ob Marbodus den Zunamen Evax geführt hätte, wie Baläus und Pitſäus vorgeben, ſondern weil es anfängt: Evax rex Arabum etc. (S. oben den Art. Evax.)

Marbodus ſagt ſelbſt, daß ſein Gedicht nur ein Auszug aus dem größern Werke des Evax ſey:

Hoc opus excipiens dignum componere duxi
Aptum geſtanti forma breviore libellum,
Qui mihi praecipue paucisque pateret amicis.

Warum ſoll man ihm nicht glauben, daß ein altes Werk unter dem Namen des Evax vorhanden geweſen ſey? Warum ſoll er allein dieſen ganzen Betrug geſchmiedet haben?

Unter den übrigen Gedichten des Marbodus hat Beaugendre vieles mit unterlaufen laſſen, welches Marbodus eben ſo wenig gemacht hat, als ich; z. E. das Epigramm auf einen Neidiſchen, welches ſich anfängt:

Rumpitur invidia quidam, cariſſime Juli,
Quod me Roma legit, rumpitur invidia. *etc.*

Dieß iſt ganz aus dem Martial; (L. IX. ep. 99.) nur daß die Zeilen, in welchen Martial von dem jure trium liberorum ſpricht, welches ihm Titus und Domitian geſchenkt hatte, weggelaſſen ſind, die ſich freilich auf einen Biſchof nicht recht paßten.

Mathematik. Ich habe verſchiedne Beiſpiele angemerkt, in welche lächerliche Fehler witzige Köpfe verfallen, wenn ſie ganz und gar nichts von der Mathematik wiſſen. Eins davon kommt im Gil Blas vor, (L. II. ch. 4.) wo Gil Blas bei dem Doktor Sangrado iſt, und unter ihm praktiſirt. Sangrado ſchickte ihn zu den Kranken, die er ſelbſt nicht beſuchen wollte, unter der Bedingung, ihm drei Viertheile abzugeben. Gil Blas thut das auch, und ſagt: J'avois lieu d'être content de mon partage, puisqu'ayant deſſein de retenir toujours le quart de ce que je recevois en ville, et touchant encore le quart du reſte, c'étoit, ſi l'Arithmétique eſt une ſcience certaine, la moitié du tout, qui en révénoit. Die Arithmetik wäre eine ſehr ungewiſſe Wiſſenſchaft, wenn das wahr wäre. Es war gar nicht möglich, daß Gil Blas auf dieſe Weiſe die Hälfte von dem ganzen Verdienſte bekommen konnte.

Johannes Matthäus. Man hat von ihm ein kleines Buch: *de Rerum Inventoribus*; und er lebte zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts. Seine Schrift war der bloße Grundriß zu einem größern Werke; und *Auguſtus Juſtinianus*, Epiſcopus Nebienſis, gab es zuerſt zu Paris im J. 1520 heraus. Zu Hamburg iſt es 1613 mit dem Gedichte des Antonius Sabellikus de rerum et artium inventoribus in Oktav wieder aufgelegt worden. Matthäus war aus dem Gebiete von Luna gebürtig. Von dieſem ſeinem Geburtslande ſagt Juſtinian in der Vorrede: *Luna* Hetruriae urbs eſt, olim et portus nobilitate, et ſe ipſa celebrata, nunc vero ruinarum tantum magnitudine conſpicua, in quibus quotidie effodiuntur marmorea complurima monumenta, quae facile teſtentur, quanta alias fuerit. Portus autem, qui natura, non etiam arte poſitus eſt, ſua in dignitate usque ad hunc diem perſeverat, Lunae ſolum nomine in Veneris, aut in Sancti Venerii, ut quibusdam placet, commutato. — Matthäus hatte auch ein Werk *de Mulieribus claris* hinterlaſſen, welches Giuſtiniani gleichfalls herausgeben wollte. Ich weiß aber nicht, daß es geſchehen wäre. Im Jöcher finde ich dafür ſeine Gedichte angeführt, die Joh. Auratus 1576 zu Paris ſoll herausgegeben haben.

Das Gedächtniß des Matthäus verdient in meiner Litteratur erhalten zu werden, weil ich ihm verſchiedne Nachrichten von Erfindungen zu danken habe. Auch iſt er älter, als Polydorus Vergilius und Sardus, welche über eben dieſen Gegenſtand geſchrieben haben. Dieſe haben ſich auch nur, ſo viel ich mich erinnere, auf die Erfindungen der Alten eingeſchränkt, da hingegen **Matthäus** auch verſchiedne Erfindungen der Neuern mit beibringt, die ich an ihrem Orte ausgezogen habe. (S. z. B. **Blaſerohr**, **Ballon**, **Mühlen**, **Lichter**, *Auripelles*, und mehrere Artikel.) — Es wäre zu wünſchen, daß er überall ſeine Währmänner angegeben hätte. Manches iſt mir daher bei ihm ſehr zweifelhaft; und bei manchen Dingen hat er ſich in den Namen geirrt, oder ſie ſind falſch gedruckt.

Medaillen. Daß auch die Alten Medaillen oder Schaumünzen gehabt haben, welche nicht im Umlauf waren, ſondern als Kunſtwerke und Denkmäler von den Liebhabern aufbewahrt wurden, beweiſt L. 28 ff. de uſufr. Numismatum aureorum vel argenteorum veterum, quibus pro gemmis uti ſolent. Aber ganz falſch iſt es, alle kupferne Münzen mit den Bildniſſen der Kaiſer, wie **Erizzo** (Diſcorſo ſopra le Medagl. degli antichi) will, zu ſolchen Medaillen zu machen.

Ob die *ſigillaria*, oder *munera ſigillaritia*, indeß in ſolchen Medaillen beſtanden haben, möchte ich nicht ſo geradezu mit **Rinken** (S. 17) und **Savot** (Diſc. ſur les Med. ant.) behaupten; und eben ſo wenig, daß die Imagines Imperatorum, welche an den ſignis cohortium hingen, ſolche Schaumünzen geweſen ſind.

In dem Kabinet des Königs von Frankreich iſt ein goldner **Poſthumus**, der zwölf Dukaten wiegt; und in dem kaiſerlichen zu Wien ein goldner **Gratianus**, der funfzig Dukaten ſchwer iſt, wie **Rink** ebendaſ. anführt. — Die kupfernen Schauſtücke aber ſind ungleich häufiger; doch iſt auch von ihnen keine ganze Kaiſerfolge zu machen. Die ſeltenſten darunter ſind die vom **Auguſt**, und die häufigſten die vom **Hadrian**.

Mediceiſche Venus. Ein franzöſiſcher Schriftſteller, den **Winkelmann** anführt, hat ſie mit einer Habichtsnaſe gebildet finden wollen. S. von der **Nachahmung** Griech. **Werke**, S. 121; wo aber die Anführung des *Journal des Savans* unrichtig iſt.

Meilenzeiger. *C. Gracchus* primus inſtituit, ut miliaria lapidibus ſignarentur. Dieſes finde ich beim **Matthäus** (de rer. invent. p. 21.); aber auf weſſen Zeugniß ſagt er es?

Menisci. De *Meniſcis*, ſeu circulis Chriſti et ſanctorum capitibus apponi ſolitis, v. *Ciampinus*, Vett. Monumentt. Cap.

XIV. quorum originem accerſit cum *Pignorio* et *Kirchero* a gentilibus, qui Caeſaribus, Heroibusque aliis hac ipſa nota divinitatem adſcripſere; rejecta *Salmuthi* ſententia, meniſcos erroribus pictorum tribuente, qui tegumenta ad avium ſtercora ſubmovenda ſtatuis ſuperimpoſita in pictis etiam imaginibus adhibuerint.

Metaſtaſio. In ſeiner Jugend hieß er Trapaſſi. — Mir hat Finazzi erzählt, daß die *Didone Abbandonata*, die 1725 zuerſt zu Venedig aufgeführt wurde, gewiſſermaßen die eigne Geſchichte des Metaſtaſio geweſen ſey, die er mit der Romanina, der berühmteſten damaligen Sängerin in Italien, gehabt hatte. Die Romanina hatte ſich in ihn verliebt, und als M. nach Wien berufen wurde, wollte ſie ihm, einige Zeit darauf, dahin folgen. Metaſtaſio aber beſorgte, daß ſie ihm unangenehme Händel in Wien machen, und dort ſeinem Rufe nachtheilig werden möchte, indem ſie mit einem gewiſſen Poeten und Muſikus, Bulgarelli, verheirathet war, und wirkte bei Hofe einen Befehl aus, der ihr unterwegs entgegen geſchickt wurde, und ihr verbot, das kaiſerliche Gebiet zu betreten. Die Romanina wurde darüber raſend, und wollte ſich in der erſten Wuth das Leben nehmen, verwundete ſich auch die Bruſt mit einem Federmeſſer. Die Wunde war zwar nicht tödtlich; ſie ſtarb aber doch nicht lange darauf aus Gram und Verzweifelung. Dem ungeachtet vermachte ſie dem Metaſtaſio die Hälfte ihres anſehnlichen Vermögens, und die andre Hälfte ihrem Manne. Aber M. weigerte ſich, das Vermächtniß anzunehmen, und machte dem Manne ein Geſchenk damit.

Die erſte Oper, von Metaſtaſio gearbeitet, ſagte mir Finazzi, ſey die alte Oper *Siface* geweſen, von der er die Worte umgeſchmolzen habe. Sie iſt aber nie unter ſeinen Werken gedruckt worden. Auch habe ihm Bulgarelli bei ſeinen erſten Opern viel geholfen. Das Subjekt des *Siface* iſt ungefähr das nämliche mit dem Eſſer.

Agoſtino Metelli. Ein Bologneſer, und einer der berühmteſten Freſcomahler. Er ſtarb zu Madrit 1660. — „Fù egli, ſagt Malvaſia von ihm, (Felſina Pittrice, T. II. p. 414.) il primo inventore di quelle Perſpettive, che per non voler regolare con tanta ſtitichezza d'un ſolo punto, volle chiamare *Vedute*, che poi ſono ſtate ſeguite dal *Santi*, dall' *Alboreſi*, e più, e con maggior applicazione, e fortuna dal *Monticelli*. tutti ſuoi allievi.

Miniatur-Mahlerei. Il dipingere à punta di pennello piccole imagini ſopra la carta pecorina. So erklärt ſie Lana; er hat aber Unrecht, wenn er ſagt, daß in dieſer Art von Mahlerei: non ci ſerviamo di biacca, mà facciamo, che l'iſteſſo candore delle carte ſenza toccarlo ſerva di biacca. Wenigſtens thun das die Miniaturmahler jetzt nicht mehr; weil die Weiſſe des Elfenbeins oder des Pergaments mit der Zeit gelb wird, und die meiſten Oerter niedrig bleiben würden gegen das Uebrige, wo die Farbe aufliegt.

Einer von den berühmteſten ältern Meiſtern in dieſer Kunſt iſt Giulio Clovio, welcher 1578 ſtarb. Sein vornehmſtes Werk iſt ein Breviarium in der königlichen Kunſtkammer zu Neapel. — Zu Lana's Zeiten war auch der Padre Giov. Battiſta *della Religion de' Servi* ſehr berühmt, von dem L. ſagt, er habe den Clovio noch übertroffen. Dieſen finde ich beim Füeßlin nicht.

Miſogyn. Ich habe dieſes Stück verfertigt, als ich die Fragmente Menander's ſtudirte, und fand, daß er dieſen Charakter in einem Stücke behandelt habe, welches Phrynichus την καλλιστην των κωμῳδιων των ἑαυτου nennt. Menander's Miſogyn aber ſcheint ein noch verheiratheter Mann geweſen zu ſeyn, den alles ärgert, was ſeine Frau thut, und der weder an ihr, noch an irgend einer Frau in der Welt etwas Gutes wahrnehmen kann. Beſonders ärgerte ihn ihr Aufwand, ſelbſt der, den ſie in Opfern und gottesdienſtlichen Handlungen machte. Einem ſolchen Manne eine fromme, andächtige Frau zu geben, war ein Meiſterzug von Menander. Er hatte ihm den Namen Simylos gegeben, wie aus den Fragmenten beim Stobäus erhellt. Aus einem derſelben ſcheint mir noch zu erhellen, daß Simylos ſeine fromme Frau aufs Aeußerſte gebracht habe, ſo, daß ſie ihn zu verklagen ſchwört, wenn man nämlich die Worte beim Priſcian:

— — — Ὀμνυμι
Σοι τον ἥλιον, ἦ μην ἀπογραψειν γραφην
Σοι κακωσεως.

„Ich ſchwöre dir beim Sonnengott, daß ich dich Injurien belangen „will!" der Frau in den Mund legen kann, wie man es denn mit aller Wahrſcheinlichkeit darf. Denn κακωσεως δικη oder γραφη heißt eigentlich actio uxorum in viros, parentum in liberos, pupillorumque in curatores pro injuria accepta. Ja zu dieſer Klage ſcheint es ſogar wirklich gekommen zu ſeyn, nach einem Fragmente im Suidas in dem Worte [illegible]:

Ἕλκει δὲ γραμματίδιον ἐκεῖ σε δίθυρον
Καὶ παράστασις.

„trahit te illuc diploma et drachma depoſiti." Jenes γραμματίδιον δίθυρον, quod duas plagulas habet, ſcheint die ſchriftliche Verladung geweſen zu ſeyn; und παράστασις bedeutet die depoſitionem drachmae ab iis, qui de re privata inter ſe diſceptarent.

Tabulae Mithriacae. Auſſer den dreien, welche **Gronov** den Gemmen des **Agoſtino** beigefügt hat, und die auch **Tho. Hyde** ſeiner Hiſtoriae Religionis veterum Perſarum einverleibt hat, findet man noch drei andre in des **Philipp a Turre** Monumentis Veteris Antii (Romae, 1700. 4.), wovon die eine, welche auch die Acta Eruditorum (a. 1701. p. 264.) daraus mittheilen, nicht lange vorher bei Anzo iſt gefunden worden.

Von dem Dienſte des **Mithras**, und deſſelben Aehnlichkeit mit dem *Taurobolio*, iſt **van Dalen** in ſ. Abhandlung von dieſem Opfer nachzuſehen. (Diſſertt. Amſt. 1702. 4.)

Modiſten. So hießen vor Alters, beſonders zu Nürnberg, diejenigen, die ſich einer zierlichen Handſchrift befliſſen, und darin Unterricht ertheilten, dergleichen in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts **Johann Neudörffer** war, aus deſſen Schule ganz Deutſchland mit Schönſchreibern verſorgt wurde. S. **Doppelmayr**, S. 201.

Monier. Der Verfaſſer einer **Geſchichte der Kunſt**, die ich noch nicht kenne, die aber das nicht leiſtet, was ſie verſpricht. (S. **Winkelmann's** Geſch. d. K. Vorr. S. X.)

Edward Moore. Er iſt Verfaſſer des engliſchen Trauerſpiels, ***The Gameſter***, der **Spieler**. Ich kann zeigen, daß dieſes Stück aus **Hill's** ***Fatal Extravagance***, und beide aus der ***Yorkshire-Tragedy*** genommen ſind; und gleichwohl finde ich, daß zu der Zeit, da **Moore's Spieler** (im J. 1753) zu London herauskam, ebendaſelbſt eine kleine Schrift erſchien: ***The Gameſter***, a true Story, on which the new Tragedy of that name is founded; tranſlated from the Italian. 8. Und die Verfaſſer des ***Monthly Review*** eben dieſes Jahrs, S. 146, ſagen gleichfalls, daß **Moore** den ganzen Plan, und faſt alle Charaktere aus gedachter Geſchichte genommen habe. Iſt es möglich, daß die Engländer ihre eignen Werke ſo wenig kennen?

Mühlen. *Mola aquaria* inventum eſt recens. Sed *mola ventaria*, ut arbitror, recentior eſſe creditur. Nam antiqui, ni fallor, molis aſinariis et manuariis tantum utebantur. *Matthaeus, de rer. invent.* p. 38.

Da alſo ein Italiäner des ſechszehnten Jahrhunderts ſchon ausdrücklich der Windmühlen gedenkt, iſt es da wohl glaublich, daß man zur Zeit des Taſſo noch keine Windmühlen in Italien ſollte gehabt haben? Gleichwohl ſagt Taſſo in einem Briefe, in welchem er eine Vergleichung zwiſchen Frankreich und Italien anſtellt, es ausdrücklich. In dem Briefe nämlich, der in dem *Journal Encyclopédique, Oct.* 1768 zuerſt, und zwar nur in einer franzöſiſchen Ueberſetzung, erſchienen iſt, unter der Aufſchrift: L'Italie comparée à la France, par *le Taſſe*, Auteur de la *Jeruſalem Delivrée;* morceau recemment decouvert et traduit. Die Stelle ſelbſt iſt dieſe: Je ne dois pas omettre un avantage, que la France ſait tirer des vents par les moulins, qu'ils font agir; avantage, dont eſt privée l'Italie, qui n'a que des moulins à eau. — — Doch, dieſer ganze Brief ſcheint mir eine Erdichtung, und das Werk eines Franzoſen zu ſeyn. Denn ſonſt hätte ſichs wohl der Mühe verlohnt, ihn in der italiäniſchen Sprache ſelbſt mitzutheilen.

Muſik. 1. Herr Bach, welcher hier in Hamburg Telemann's Stelle erhalten hat, iſt beſtändig ein beſondrer Freund von dieſem geweſen; doch habe ich ihn gleichwohl ſehr unpartheiiſch, in Vergleichung mit Graun, von ihm urtheilen hören. Telemann, ſagt er, iſt ein großer Mahler, wovon er beſonders in einem ſeiner Jahrgänge, welcher hier der Zelliſche heißt, ganz ausnehmende Beweiſe gegeben hat. Unter andern führte er mir eine gewiſſe Arie an, worin er das Erſtaunen und Schrecken über die Erſcheinung eines Geiſtes ganz unnachahmlich ausgedrückt habe, ſo, daß man auch ohne die Worte, welche höchſt elend ſind, gleich hören könne, was die Muſik wolle. Aber Telemann übertrieb auch nicht ſelten ſeine Nachahmung in das Abgeſchmackte, indem er Dinge mahlte, welche die Muſik gar nicht mahlen ſollte. Graun hingegen hatte einen viel zu zärtlichen Geſchmack, um in dieſen Fehler zu fallen; aber die Hut, auf der er desfalls beſtändig ſtand, machte auch, daß er ſelten oder gar nicht mahlte, und ſich meiſtentheils mit einer lieblichen Melodie begnügte.

2.

Jeſus Heriloneus, *Tharbini* filius, poëta et muſicus, primus de muſica librum ſcripſit; ſchreibt Joh. Matthäus de rer. invent.

p. 29. — Dieſes ſoll heißen: *Laſus Hermionenſis*, welcher ein Zeitverwandter des Xenophanes war, wie man aus dem Plutarch *de vitioſo pudore* ſieht, und des Simonides, wie Ariſtophanes in den Weſpen anzeigt.

3.

Bach klagt über den jetzigen Verfall der Muſik. Er ſchreibt ihn der komiſchen Muſik zu, und ſagte mir, daß Galuppi ſelbſt, der einer von den erſten komiſchen Komponiſten iſt, und ſich jetzt in Petersburg befindet, von wo er aber zurück erwartet wird, weil er alt und reich genug iſt, daß ihm, ſage ich, Galuppi ſelbſt verſichert habe, der Geſchmack an der komiſchen Muſik verdränge ſogar die alte gute Muſik aus den Kirchen in Italien. Er ſelbſt habe einen von ſeinen komiſchen Symphonien*) in einer Kirche zu Rom gehört, der man einen geiſtlichen Text untergelegt hatte. Eine weſentliche Eigenſchaft der komiſchen Muſik iſt es, daß ſie faſt nichts als Allegro's hat, und die Adagio's gänzlich verbannt; kaum daß ſie noch dann und wann ein Andante erlaubt.

4.

Perrault in ſeiner Abhandlung *de la Muſique des Anciens* (Par. 1680. 12.) iſt ohne Zweifel der erſte, welcher den Alten die vielſtimmige Harmonie (harmonie compoſée de pluſieurs parties,) abſpricht, und zu zeigen ſucht, daß alles, was ſie von der Symphonie ſagen, von dem Geſange *à l'uniſon ou à l'octave* zu verſtehen ſey. Doch weiß ich nicht, ob ſich nicht Stellen bei den Alten finden ſollten, welche dieſer Meinung zu widerſprechen ſcheinen. Eine ſolche glaube ich z. B. beim Plutarch περι πολυφιλιας gefunden zu haben: Ἡ μεν γαρ περι φθογγους και φορμιγγας ἁρμονια δι' ἀντιφωνων ἐχει το συμφωνον, ὀξυτησι και βαρυτησιν ἀμωσγεπως ὁμοιοτητος ἐγγινομενης. „Nam concentus quidem ille, qui numeris muſicis et citharis efficitur, ſonorum conſenſum ex iis, quae diſſona ſunt, habet, quod acutis et gravibus ſimilitudo quaedam intervenit." Man merke hier auf das δι' ἀντιφωνων ἐχει το συμφωνον. Ich weiß nicht, ob man das von Stimmen ſagen könnte, die nur in der Höhe und Tiefe von einander unterſchieden wären. Aber das Folgende ſagt noch mehr, wo Plutarch die Harmonie der Freundſchaft dieſer muſikaliſchen Harmonie entgegenſetzt: της δε φιλικης συμφωνιας ταυτης και ἁρμονιας οὐδεν ἀνομοιον οὐδε ἀνωμαλον, οὐδε ἀδηλον εἰναι μερος, ἀλλ' ἐξ ἁπαντων ὁμοιως ἐχοντων, ὁμολογειν και ὁμοδοξειν και

---

*) Vermuthlich eine von ſeinen komiſchen Arien. Eſchenburg

ὁμοβουλεῖν καὶ συνομοπαθεῖν, ὥσπερ μιᾶς ψυχῆς ἐν πλείοσι διῃρημένης σώμασι. „At vero hic amicitiae concentus atque haec conſonantia nullam partem diſſimilem aut inaequalem aut diſcrepantem habere vult, ſed ex pari omnino habitu in ſermonibus, in opinionibus, in conſiliis, in effectibus conſentiri; perinde ac ſi unus animus in plura corpora eſſet diviſus." — Das *ἄδολον* kann hier nicht Statt haben, wie auch **Stephanus** anmerkt, welcher *ἀπῳδὸν* dafür lieſt, von *ἀπᾴδειν*, in cantu diſcurrere. — Nun frage ich, wenn alle die verſchiedenen Stimmen nur oktavenweiſe verſchieden geweſen wären; würde dieſe muſikaliſche Harmonie nicht eben ſo vollkommen geweſen ſeyn, als **Plutarch** die Harmonie der Freundſchaft zu ſeyn verlangt? Nach dem Gegenſatz aber, welchen er zwiſchen beiden macht, muß das *ἀνόμοιον*, *ἀνώμαλον* und *ἀπῳδὸν μέρος*, welches bei der Harmonie der Freundſchaft nicht Statt finde, bei der Harmonie der Muſik Statt gefunden haben; und es iſt mir ſchwer zu begreifen, wie das Muſik *all' unisono* könne geweſen ſeyn.

N.

Natter. Sein Syſtem iſt: das Schlechteſte für das Aelteſte zu halten; welches aus dem, was er über die dritte und ſechste Kupfertafel vorbringt, zu erweiſen iſt. (**Winkelmann**, von der Fähigkeit der Empfind. des Schönen, S. 7.)

„Eben ſo falſch, fährt **Winkelmann** fort, iſt deſſen Urtheil über „das vermeintlich hohe Alter der Steine auf der achten bis zur zwölften Platte. Er geht hier nach der Geſchichte, und glaubt, eine ſehr „alte Begebenheit, wie der Tod des **Othryades** iſt, müſſe auch einen ſehr alten Künſtler vorausſetzen."

Daß **Natter** in ſeinem Werke die Feder nicht ſelbſt führen können, iſt ohne Zweifel die Urſache, daß verſchiedne Stellen ziemlich dunkel ſind. Aber warum konnte er ſie nicht ſelbſt führen? Warum ſchrieb er nicht in ſeiner Mutterſprache?

Herr **Deschamps**, der ſie führte, hat nicht einmal immer als ein Gelehrter gut geſchrieben, geſchweige als ein Kunſtverſtändiger. Wie nachläſſig er in ſeinen Anführungen iſt, habe ich an der Stelle des **Plinius** in den **Antiquariſchen Briefen** gezeigt. Nicht weit davon ſagt er: Dans la ſuite les Grecs, ayant porté la *Lithographie* en Italie. **Lithographie** für **Steinſchneidekunſt** habe ich nirgend gefunden; das Wort kann auch das nicht heiſſen.

Ich weiß, daß man auch eine engliſche Ueberſetzung von dieſem Werke hat. Dieſe müßte ich zu Rathe ziehen, um aus verſchiednen Stellen klug zu werden, die mir im Franzöſiſchen ganz unverſtändlich ſind; z. E. *Préf.* p. XXXV: Il eſt vrai que ces ſortes de ciſeaux &c.

Natter, ſage ich in den Antiquariſchen Briefen, war überzeugt, daß die Alten ihre Geheimniſſe gehabt haben. Er bemerkte z. B. an einer alten Paſte (die er lange für einen Onyx gehalten), deren Oberfläche bläulich, und deren Grund ſchwarz war, daß das Tiefe in dem Schnitte ſchwarz ſchien, obſchon die blaue Lage noch viel tiefer ging, und das Inſtrument alſo nicht bis auf die ſchwarze Lage gereicht hatte. Er ſchloß alſo daraus: que l'un de ces Artiſtes avoit quelque ſécret pour noircir ſa gravure en pâte, que l'autre n'avoit pas. (*Préf.* p. XXXVIII.) — Desgleichen glaubte er, daß alte Künſtler das Geheimniß gehabt hätten, die Karneole und Onyxe klar und rein zu machen. (*ibid.*) Je ſuis auſſi dans l'opinion, que quelques graveurs anciens poſſedoient le ſécret, de *rafiner* & de *clarifier* les Cornalines & les Onyx, vû la quantité prodigieuſe de cornalines fines & mal-gravées, que les Anciens nous ont tranſmiſes; tandis qu'à préſent à peine en trouve-t-on une entre mille, qui ait le même feu. Il y a encore d'autres raiſons plus fortes & plus convaincantes en faveur de cette conjecture; mais je laiſſe aux Curieux à les déviner, en attendant que je trouve une autre occaſion de les leurs communiquer.

Es iſt wahr, die ganze Abſicht ſeines Werks ging dahin, zu zeigen, daß die alten Künſtler ſich ungefähr eben der Methode müſſen bedient haben, als die neuern. Dem ungeachtet erkannte er auf alten Steinen Spuren von dieſen ganz unbekannten Inſtrumenten. (*Préf.* p. XXVIII.) Un graveur entendu & exercé y découvrira mille traits, mille beautés de détail imperceptibles pour tout autre que pour lui. Il appercevra la marche & l'effêt de tous les outils que l'on y aura emploiés, non ſeulement de ceux qui nous ſont connus, mais même de ceux dont on ignore aujourd'hui la conſtruction & la forme, mais dont l'opération ne laiſſe pas d'être ſenſible à un homme de métier. — Natter hatte das Inſtrument, womit die Wappenſchneider Parallellinien ſchneiden, darunter bemerkt, und ſagt, Hr. Guay, den er dieſes Inſtrument lehrte, ob er es gleich nicht mit hat ſtechen laſſen, würde es leicht auch darin entdeckt haben, wenn er ſich die Mühe gegeben hätte, die Haare eines alten guten Kopfes zu kopiren, ohne daß er nöthig gehabt hätte, ein neues dazu zu erfinden. Wäre es alſo ſehr unwahrſcheinlich, wenn man annähme, daß Natter mehr ſolche Inſtrumente, deren Spuren er auf alten Steinen gefunden, wieder erfunden und gebraucht hätte?

Wie weit die Figur in den Stein mit dem bloßen Rade zu fertigen ſey, ſieht man Tab. II. fig. 2. Nämlich bloß nach den gröbſten Vertiefungen, die ſchlechterdings noch keinen Gliedern ähnlich ſehen: après quoi l'on y emploie des outils plus petits & plus taillans, pour l'achever ſelon la capacité de l'Artiſte. Was alſo gerade bei dieſer Kunſt die Hauptſache iſt, kann mit dem Rade nicht vollendet werden, ſondern erfodert kleinere ſchneidende Werkzeuge, in deren Gebrauch allein die wahre Geſchicklichkeit des Artiſten beruhet.

Nero. Zu meiner Tragödie von ihm könnten das Lemma ſeyn, die nämlichen Worte, welche einer von den Umſtehenden ihm zurief: Usque adeone mori miſerum eſt!*)

Daniel Neuberger. Célèbre Potier d'Augsbourg, qui avoit trouvé l'invention de donner à la cire la dureté du fer, auſſi bien que la couleur. (*v. Journ. des Savans*, a. 1681, p. 47; und Sandrart in ſ. Mahlerakademie.

Nicolaus. Der berühmte Waſſertaucher, von dem ich, in meiner Sammlung über das Heldenbuch verſchiednes angemerkt habe.**) Joh. Matthäus (de Rer. Invent. p. 40.) gedenkt ſeiner auch. Er redet von der Zeit der ſicilianiſchen Veſper, und der Entſtehung des Ordens der Flagellanten, und ſetzt hinzu: Hoc etiam tempore in Sicilia vir fuit Nicolaus piſcis, Meſſanenſis, qui vitam in mari duxit, nec diu extra aquas eſſe poterat. Hic multa de maris ſecretis patefecit hominibus, poſt matris execrationem hanc inhumanam vitam ſortitus.

Niellum. Eine Art von Gravüre, oder, wenn man will, von Email, von der ich noch keinen rechten Begrif habe, ob ich ſchon

---

*) Seines Vorſatzes, den Tod des Nero als Trauerſpiel zu bearbeiten, deſſen auch in der Vorrede zum zweiten Bande ſeines Theatral. Nachlaſſes, S. XXIX. gedacht wird, erwähnte L. zum öftern gegen mich; und, ſo viel ich mich erinnere, hatte ihn Nath. Lee's wildes, obgleich nichts weniger als verwerfliches Stück, *Nero Emperor of Rome*, zuerſt auf dieſen Stoff geleitet. Eſchenburg.

**) S. oben S. 42.

Werke davon geſehen; z. E. bei Hrn. Walemann in Hamburg das Portrait eines kaiſerlichen Generals, aus dem dreiſſigjährigen Kriege, in einem gehöhlten Thaler. — Die Italiäner nennen dieſe Arbeit lavoro di Niello, und die Franzoſen Nellure. Vigenere in ſeinen Anmerkungen über die Bilder des Philoſtratus, ſoll die Art, wie dabei verfahren wird, beſchreiben, wie ich aus einem Artikel des Caſeneuve in dem franzöſiſchen Wörterbuche des Menage ſehe. Jener muthmaßt daſelbſt, ohne Zweifel ſehr richtig, daß das Wort von *niger*, *nigellus*, herkomme, und *nellure* gleichſam ſo viel ſey, als *nigellatura*, und *neller* ſo viel als *nigellare*. Aber er geht zu weit, wenn er darum in dem Teſtamente des Abts Leodebodus, der unterm Klothar, dem Vater des alten Dagobert, lebte, und welches Teſtament Helgaud, ein Mönch des Kloſters Fleury, in ſeiner Geſchichte des Königs Robert anführt, anſtatt: ſcutellas deauratas, quae habent in medio cruces *niellatas*, will geleſen wiſſen: *nigellatas*. Das Wort ward nun einmal ſo geſprochen und geſchrieben, auch wenn man Lateiniſch ſprach und ſchrieb. Hieraus ſieht man auch, daß *croix nillée*, als ein Kunſtwort der Heraldik (beim Menage unter dem Art. *nillée*,) weder ſo viel heißt, als annillée, gleichſam annihilée, in der Bedeutung von klein, zart; noch auch von *nille*, le fer de moulin, qui ſoutient la meule ſuperieure, herkommt, ſondern wirklich ein Kreuz, nach gedachter Art gearbeitet, bedeuten muß.

Zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts war Franceſco Francia, ein Goldſchmied und Mahler von Bologna, in dieſer Art von Arbeit ſehr berühmt, deſſen auch Camillo Leonardi gedenkt. (S. ſ. Artikel.) — Ob aber das wahr ſeyn mag, was Leonardi daſelbſt ſagt, daß dieſe Kunſt zu nielliren eine neue Erfindung ſey, und bei den Alten ſich keine Spur davon finde?

Ich habe eine Ahnung, daß es vielleicht die Enkauſtik der Alten iſt! — Wenn ich die Sache näher unterſuche, muß ich Bulenger de Pictura et Statuaria Veterum, L. II. Cap. V. VI. zu Rathe ziehen, wo die Stellen aus dem Vigenere lateiniſch überſetzt ſind.

War, wie oben angeführt, zur Zeit des Leodebodus, der, wenn er unterm Klothar lebte, in der erſten Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts gelebt haben muß, das Nielliren ſchon bekannt; ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Kunſt ſich von frühern Zeiten herſchreibt. Sie wird keine Erfindung dieſer dunkeln und barbariſchen Zeiten geweſen, ſondern von Griechen und Römern abgekommen ſeyn.

ΝΟΜΟΣ. Als ein muſikaliſches Kunſtwerk, heißt νομος nicht bloß ein Stück auf der Zither, zu welchem geſungen werden kann; ſo, wie es beim Suidas erklärt wird: νομοι καλουνται οἱ μουσικοι τροποι, καθ᾽ οὕςινας ᾀδομεν· und weiter hin: νομος, ὁ κιθαρῳδικος τροπος της μελῳδιας. Sondern es wird eben ſowohl von Stücken auf andern Inſtrumenten gebraucht, zu welchen nicht geſungen wird; z. E. von der Trompete, beim Polyänus, L. V. c. 16. 1. wo es vom Pammenes heißt: χρησαμενος τῳ νομῳ της σαλπιγγος ὑπεναντιον, indem er dasjenige Stück, mit welchem ſonſt zum Angriffe geblaſen werden, ſeinen Soldaten zum Zeichen des Rückzuges, und umgekehrt, machte. Jenes heißt νομος ἐπικελευστικος, und dieſes ἀνακλητικος.

Nothhemde. Indumentum quoddam lineum, factum in indufii formam, quod germanice vocant Nothhemde, h. e. *indufium necesſitatis.* Eo quicunque amictus eſſet, invulnerabilis reddebatur, neque illi obeſſe poterat vel ferrum, vel gladius, aliudve telum, vel glans plumbea tormentis emiſſa. Neque ſolum prodeſſe militibus credebatur, ſed parturientium utero applicatum dolores ſedabat et partum facilem procurabat. Id nebatur, texebatur et conſuebatur a virginibus impollutis *nocte natalis Chriſti*, hoc modo: *etc.* — — Es verdrießt mich, das Uebrige abzuſchreiben, nämlich aus dem Boiſſard, de Divinatione, p. 55. Das Lächerlichſte iſt, daß dieſe unbefleckten Jungfrauen bei ihrer Arbeit den Teufel zu Hülfe rufen mußten. Wenn der Teufel dem Hemde die Kraft verleihen ſollte, ſo, dächte ich, könnten es auch wohl befleckte Jungfern weben und nähen.

Nymphäum. Nymphen. Das alte von Holſtein beſchriebene Gemählde, Nymphäum, iſt, nach Winkelmann's Vorrede zur Geſch. d. Kunſt, S. XXII, durch Nachläſſigkeit, wie man vorgiebt, verdorben, und wird nicht mehr gezeigt.

Nymphae braucht Ovid (Ep. Heroid. I. v. 27.) auch von verheiratheten Frauensperſonen:

Grata ferunt Nymphae pro ſalvis dona maritis;

wenn anders die Stelle ſo von ihm iſt, und nicht vielmehr, wie Heinſius vermuthet, *nuptae* geleſen werden muß.

O.

Obſidianiſches Glas. Hr. **Klotz** ſagt, daß die Alten die Zuſammenſetzung (oder den Glasfluß, in welchen ſie die geſchnittenen Steine abgegoſſen,) *vitrum obſidianum* genannt hätten. (Von geſchn. Steinen, S. 58.) — Welche Unwiſſenheit! Nicht jeden, ſondern nur den, welcher ad ſimilitudinem lapidis, quem in Aethiopia invenit Obſidius, nigerrimi coloris, aliquando et translucidi, (*Plin.* XXXVI, 67.) zubereitet war. Nicht jede alte Glaspaſte iſt aus vitro obſidiano, ſondern nur die ſchwarzen ſind vielleicht davon.

„Eine Sache, fährt er fort, die zu vielen Unterſuchungen, Widerſprüchen und Irrthümern Gelegenheit gegeben hat.“ — Falſch! Nicht das vitrum obſidianum, ſondern der lapis obſidianus, die gemma obſidiana, hat dazu Gelegenheit gegeben. Was dieſe letzte eigentlich ſey, darüber wird geſtritten; nicht aber, was jenes, welches eine ſchwarzgefärbte Glasart war, zur Nachahmung des obſidianiſchen Steins. **Klotz** kann alſo auch nicht einmal die Abhandlung des **Caylus**, die er ſo ſehr rühmt, vom **obſidianiſchen Steine**, geleſen haben.

ODIUM THEOLOGICUM. Dieſen Ausdruck, glaub' ich, hat **Menage** zuerſt gebraucht, und den Haß der Gelehrſamkeit darunter verſtanden. (S. *Menagiana*, T. I. p. 320, édit. de Paris, 1694.) „J'avois dit avant l'Auteur de la Critique de l'Hiſtoire du Calvinisme, que la haine d'érudition eſt implacable. Je l'appelle *Odium theologicum.* — Ob **Mosheim** in ſeiner Rede *De Odio Theologico* dieſen Umſtand bemerkt!

Ohrbergen. So könnte man, glaub' ich, nicht unfüglich das Griechiſche ἀμφωτίδες, die ſich die Athleten umbanden, um ihre Ohren vor den Schlägen zu bergen, überſetzen, nach der Analogie von **Halsberge**, dem Theile der alten Rüſtung, welcher den Hals in Sicherheit ſetzte.

Dergleichen **Ohrbergen** rieth **Xenokrates**, nach dem **Plutarch**, (*de Audit.* p. 38. Ed. Xylandr.) lieber den Kindern, als den Athleten umzumachen, um ſie vor übeln Reden zu bewahren, wodurch ihre Sitten verderben würden, anſtatt, daß die Schläge bei dieſen nur die Ohren verletzten. — Ich ſchließe hieraus, daß die ἀμφωτίδες, wie natürlich, auch das Gehör müſſen benommen haben; und darin beſtand vielleicht der zweite Nutzen für die Athleten, um ſich durch das Geſchrei, welches die Zuſchauer um ſie her machten, nicht zerſtreuen zu laſſen.

Spuren von dieſen Ohrbergen ſcheint man in dem nicht zu finden, was Winkelmann von den zerſchlagenen und zerquetſchten Ohren der Pankratiaſten, in der Vorrede zu ſ. Verſuch einer Allegorie, anmerkt. Entweder dieſe Ohrbergen müſſen alſo ſpät ſeyn erfunden worden, oder die Pankratiaſten müſſen ſich ihrer nicht bedient haben, ſondern nur die Athleten.

Oper, die Hamburgiſche. Die erſte Hamburgiſche Oper iſt von 1678, (ſ. Gottſched's Vorrath zur Geſch. d. dramat. Dichtk. S. 238;) und heißt: Der erſchaffene, gefallene, und aufgerichtete Menſch. Verſchiedne Jahre vorher waren ſchon zu Dresden, zu Halle, zu Würtemberg, zu Wien, Opern aufgeführt worden, ja gar auch zu Koppenhagen eine deutſche ſchon 1663, betitelt: Die Waldluſt. (Ebendaſ. S. 216.)

Die allegoriſchen deutſchen Singſpiele, welche durchaus in einem gleichen Sylbenmaße abgefaßt ſind, und weder Recitative noch Arien haben, ſchreiben ſich gar nicht von der italiäniſchen Oper her; wie z. E. Harlekin's Hochzeit, und andre ſolche Singeſtücke in Ayrer's Opere Theatrico.

Von den erſten Unternehmern und Spielern der Hamburgiſchen Opern habe ich noch zur Zeit nichts erfahren können; außer daß mich der Rektor Müller verſichert, ein gewiſſer Rathsherr allhier habe die Entrepriſe davon gehabt, und ſie wären an eben dem Orte, wo jetzt das neue Theater auf dem Gänſemarkte ſteht, aufgeführt worden.

Hiernächſt unterzogen ſich der Direktion derſelben der Herr von Ahldefeld, ein Holſteiniſcher von Adel, deſſen Güter in der Nähe von Hamburg lagen, und der meiſtens in der Stadt lebte, nebſt dem engliſchen Reſidenten Wich. In dem Patrioten ſoll eine Satire auf dieſe Herren und ihre Theaterverwaltung ſtehen, unter dem Namen Haskarl, eines damaligen elenden deutſchen Komödianten. Dieſe ſoll die Schweſter von Wich, eine Frau des damaligen hieſigen engliſchen Predigers Thomas, welcher nachher Erzbiſchof (von Canterbury, denk' ich.) geworden, weil ſie mit ihrem Bruder unzufrieden geweſen, geſchrieben, Herr Weichmann aber ins Deutſche überſetzt haben. Auf dieſe Satire wollte die Entrepriſe durch ein Vorſpiel, genannt die Baßgeige, antworten laſſen, in welchem ſie Brockes, Telemann und Weichmann, die ſie für die Urheber jener Satire hielt, ſehr anzüglich mitnahm; beſonders Telemann, wegen ſeiner

Frau, die ihm nicht Farbe hielt, ſondern einen ſchwediſchen Offizier liebte. Allein es kam zu früh aus, und die Aufführung wurde vom Rathe unterſagt. Dieſe Baßgeige hatte Prätorius gemacht, welcher damals als Poet für das Hamburgiſche Theater arbeitete. Dieſer Johann Philipp Prätorius iſt hernach Profeſſor Juris zu Trier geweſen, und hat verſchiedne juriſtiſche Werke geſchrieben.

Die Hamburgiſche Oper muß im J. 1736 in den elendeſten Umſtänden geweſen ſeyn, wie ich aus dem Schreiben eines Schwaben an einen deutſchen Freund in Petersburg, von dem gegenwärtigen Zuſtande der Oper in Hamburg (1 Bogen 4.) ſehe. Lamprecht ſteht als Name des Verfaſſers auf meinem Exemplar beigeſchrieben; und ſonach müßte es Dreyer wohl in ſeine Sammlung der Lamprechtiſchen Werke gebracht haben. Damals war die Oper gänzlich unter italiäniſcher Direktion, obgleich die Madam Kaiſer noch dabei, und wirklich auch noch die vorzüglichſte Sängerin war. Verzierungen und Tänze waren abſcheulich; und die übrigen Sängerinnen waren Madam Monza und ihre Tochter, beide höchſt elend, und die letzte noch dazu fürchterlich häßlich, obgleich ſehr verliebt. Die Bühne war aber auch höchſt leer, und das ganze Theater beſtand aus drei bis vier deutſchen Italiänern.

Die Hamburgiſchen Opern, die ich gedruckt ſelbſt durchblättert habe, ſind nach der Zeitordnung folgende. Ich will daraus anmerken, was zur Geſchichte derſelben gehört:

1698. Der aus Hyperboreen nach Cimbrien überbrachte güldene Apfel. Ein allegoriſches Stück auf die Vermählung des Herzogs zu Holſtein, Friedrich, mit der ſchwediſchen Prinzeſſin, Hedwig Sophie. Eine gelehrte Vorrede zeigt, nach dem Rudbeck ſowohl, als mit eignen Gründen und Zeugniſſen, daß man Hyperboreen, Heſperien, den Atlas, und was zu dieſer Fabel mehr gehört, nirgend anders als in Schweden ſuchen müſſe, und macht die Anwendung dieſer alten Fabel auf den feierlichen Fall. Dieſe Vorrede iſt völlig nach Chriſt. Heinr. Poſtel's Geſchmack; und alſo wird auch das Stück von ihm ſeyn. Die Vorreden, pflegte er zu ſagen, ſchreibe er zu ſeinem, und die Singſpiele zu andrer ihrem Vergnügen. Auch finde ich dieſes Stück in dem Verzeichniß der Poſteliſchen Opern und Werke, welches Weichmann in der Vorrede zum Wittekind giebt, ihm wirklich zugeeignet. Dieſer Poſtel hatte ſchon 1688 für das Hamburgiſche Theater Opern zu machen angefangen; und ſein erſtes Stück war die heil. Eugenia, oder die Bekehrung der Stadt Alexandria zum Chriſtenthum.

1699. Die Verbindung des Herkules mit der Hebe; bei der Vermählungsfeier des damals römiſchen Königes Joſeph mit der Braunſchweigiſchen Prinzeſſin Wilhelmine Amalie. Auch dieſes Stück hat eine gelehrte Vorrede über die Fabel vom Herkules und der Hebe, und verräth alſo Poſteln als Verfaſſer.

— — Noch ein Stück in eben dem Jahre auf eben dieſes Feſt: Die Wiederkehr der güldnen Zeit.

1700. *La Forza della Virtù*, oder: Die Macht der Tugend; aus dem Italiäniſchen überſetzt.

1701. Störtebecker und Jödge Michaels, erſter und zweiter Theil. Gottſched hat dieſe beiden Stücke erſt unter dem Jahre 1707; ſie ſind aber bereits 1701 gedruckt und aufgeführt worden. Beide auf dem Titel genannte waren Seeräuber, die ehedem bei einem Grafen von Friesland in Dienſten geſtanden, und von den Hamburgern endlich ektappt und hingerichtet wurden. Aus dieſer Oper hat man hernach ein Stück gemacht, welches ſich noch lange auf dem Theater erhielt. Der Hamburgiſche Bürgermeiſter, unter dem ſie hingerichtet wurden, hieß Simon, und der Syndikus, Uetrecht. Es muß luſtig ausgeſehen haben, wenn beiden unterm Schalle der Pfeifen und Trommeln die Köpfe abgeſchlagen, und vorne auf zwei Pfähle geſteckt wurden.

1702. Der königliche Prinz *Regnerus*. Aus der däniſchen Geſchichte entlehnt. Seine Stiefmutter verfolgte ihn ſo, daß er Kuhhirte werden mußte; eine ſchwediſche Prinzeſſin, der das Orakel geweiſſagt hatte, daß ſie ihren Gemahl im Walde ſuchen ſolle, nimmt ſich ſeiner an, und erhebt ihn auf den Thron.

— — *Berenice*.

— — Penelope, oder Ulyſſes, andrer Theil. Der erſte iſt, nach Gottſched's Angabe, gleichfalls in dieſem Jahre aufgeführt worden.

1704. Der geſtürzte und wieder erhöhte Nebukadnezar. Es muß vortreflich geweſen ſeyn, den Nebukadnezar, in ein wildes Thier verwandelt, mit Adlersfedern und Klauen bewachſen, unter vielen andern Thieren zu ſehen, und brummen zu hören.

1705. Die römiſche Unruhe, oder, die edelmüthige Oktavia. Dieſe Oper iſt von Barthold Feind. Aus der Vorrede ſieht man, daß Poſtel kurz vorher geſtorben war; daß Hunold den Nebukadnezar gemacht habe, ſo wie vorher ſchon eine Oper, Salome; daß eben um dieſe Zeit auch Breſſand geſtorben iſt, der für das Braunſchweigiſche Theater gearbeitet hatte; daß der Kapellmeiſter Kaiſer ein Werk über die Opern und Kantaten ſchreiben wollen, und daß die Kompoſition der gegenwärtigen Oper von ihm geweſen iſt. „Dieſes iſt nunmehro, ſagt Feind, „das 31ſte Singſpiel von ſeiner Arbeit; worüber ich mich deſto „mehr wundre, weil die Italiäner von ihrem Palaroli in Venedig als ein unerhörtes Mirakel ausrufen, daß er bereits 18 „Opern komponirt; worauf jedoch ſein Brunnen auch dermaßen „erſchöpft worden, daß er nunmehr nichts als Kirchenſtücke ſetzt."

1706. *La Fedeltà Coronata*, oder, die gekrönte Treue. Die Geſchichte des Abdolonimus, welcher aus einem Gärtner, König in Sidon wurde. Die Muſik von Kaiſer. Es war ſeine 33ſte Oper.

— — Der Durchlauchtige *Secretarius*, oder, Almira, Königin in Caſtilien, gleichfalls von Kaiſer in Muſik geſetzt. Almira muß früher aufgeführt ſeyn, als das vorige Stück, und ſonach die 32ſte Oper dieſes Komponiſten ſeyn.

1707. Der angenehme Betrug, oder, der Carneval von Venedig. In dieſem Stück kommt auch eine Trientje, ein niederſächſiſches Dienſtmädchen, vor, welches in dieſem Dialekte verſchiedne Scenen hat, und Lieder ſingt.

Opitz. Daß die vortrefliche ſchweizeriſche Ausgabe des Opitz durch die Dazwiſchenkunft der elenden Trilleriſchen ins Stecken gerathen, iſt ein wahrer Verluſt für die deutſche Litteratur. Ihr größter Vorzug beſteht darin, daß ihre Beſorger eine Menge den Sinn völlig verſtümmelnder Fehler, welche ſich in die letztern Ausgaben eingeſchlichen hatten, durch Gegeneinanderhaltung mit den erſten Originalabdrücken verbeſſert haben. Wenn ſie nur immer die nämliche Aufmerkſamkeit angewandt hätten! Eine Stelle, wo es nicht geſchehen iſt, fällt mir eben jetzt in die Augen, da ich die Schäferei von der Nymphe Hercynia wieder durchlaufe. „An der Wand," ſagt der Dichter unter andern, bei Beſchreibung der Grotte dieſer Nymphe, „waren unterſchiedne Hiſtorien mit Muſcheln und kleinen Steinen, und „zwar ſo künſtlich, eingelegt, daß wir hinzugingen, und es mehr für „eines Apollens Werk, als für ſonſt etwas, anſahen." — Für eines Apollens? — Es muß unfehlbar heiſſen Apellens. Denn der Dichter will ſagen, daß man dieſe eingelegten Kunſtſtücke eher für ein feines Gemählde, als für ſonſt etwas, hätte anſehen ſollen. Und ſo lieſt auch wirklich die erſte Ausgabe von 1630 zu Brieg in Quart, welche die Schweizer ſonſt zum Grunde gelegt zu haben ſich rühmen.

Orkus. Bei den Lateinern heißt dieß Wort ſo viel als **Pluto**; im Griechiſchen aber bedeutet ὅρκος ſo viel als **Eid**; und in dieſer Bedeutung iſt es bisher von allen Gelehrten in der zweiten Zeile der Goldnen Sprüche des **Pythagoras** genommen werden. In dem Gentleman's Magazine vom Mai 1768 finde ich aber einen kleinen Brief, deſſen Verfaſſer anderer Meinung iſt, und glaubt, daß dieſe Zeile von keinem Ausleger bisher gehörig ſey verſtanden werden.

„Das ſieht Jedermann, ſagt er, daß die fünf erſten Zeilen von „den Pflichten gegen die Götter und Menſchen handeln; und zwar „gegen die Götter, Anfangs gegen die höhern, und hernach gegen die „geringern; in Anſehung jener, erſt gegen die himmliſchen, und ſo „dann gegen die unterirdiſchen Götter; welche Ordnung auch in Anſe„hung der Götter vom geringern Range iſt beobachtet worden.“

„Alles dieſes iſt methodiſch, und des Verfaſſers ſo edler Geſin„nungen würdig. Und wenn das ſo iſt, ſo kann man ſich nicht genug „wundern, wie der erſte Ueberſetzer den Eid mit unter die zu vereh„renden Götter mengen konnte, indem er ὅρκος durch *juramentum* „überſetzte, da er es durch *Plutonem* hätte überſetzen ſollen.“

Orpheus. Unter den Schriften, welche unter dem Namen dieſes Dichters noch vorhanden ſind, iſt auch ein Gedicht περὶ λίθων, in welchem **Theodamas**, der Sohn des **Priamus**, redend eingeführt wird, als den **Orpheus** in den wunderbaren Kräften der Steine unterrichtend. Dieſer **Orpheus** kann alſo auch der alte **Orpheus**, welcher, nach dem **Suidas**, eilf Menſchenalter vor dem trojaniſchen Kriege lebte, gar nicht einmal ſeyn ſollen. Ja, **Tzetzes** giebt dieſem **Orpheus** auch eine ganz andre Mutter, Namens **Menipa**, anſtatt daß der alte **Orpheus** ein Sohn des **Oeagrus** und der **Kalliope** war. S. **Gesner's** Noten, S. 303.

Beim **Stobäus** wird dieſes Gedicht vielmehr dem **Onomakritus**, als dem **Orpheus**, zugeſchrieben; und auch **Suidas** ſagt, daß dem alten thraziſchen **Orpheus** ein Gedicht περὶ λίθων γραφης, das den Titel Ὀγδοηκοντάλιθος (de octoginta lapidibus agens) gehabt, zugeſchrieben worden, deſſen Verfaſſer aber **Onomakritus** geweſen ſey. Dieß Gedicht aber kann das nicht ſeyn, welches wir jetzt noch haben, weil es theils nicht von der Skalptur der Steine handelt, und dann auch lange nicht von achtzig, ſondern kaum von zwanzig Steinen.

Von einem neuern Dichter untergeſchoben iſt es offenbar; weil zu den Zeiten des trojaniſchen Krieges die Edelſteine gewiß wenig oder gar nicht bekannt waren, und ihrer **Homer** ſonſt gewiß gedacht hätte, wenn er der damaligen Koſtbarkeiten erwähnt.

Auch verräth es eine Philoſophie, die für dieſe Zeiten viel zu allgemein und ſyſtematiſch iſt. Z. E. was dem **Palamedes** gegen **Philoktet** in den Mund gelegt wird (unter *Ophites*, v. 61—75;): „daß die Erde den Menſchen gegen jedes Uebel ein Hülfsmittel gewähre:“

Ἀυτη γαια μελαινα πολυπλαγκτοισι βροτοισι
Τικτει και κακοτητα και ἄλγεος ἄλκαρ ἑκαστου.

„daß die Erde die Erzeugerin aller Steine ſey:“

Ἐκ γαιης δε λιθων παντων γενος, ἐν δ' ἄρα τοισι
Καρπος ἀπειρεσιον και ποικιλον — —

welches ganz in dem Sinne des **Theophraſt** geſagt zu ſeyn ſcheint, nach welchem die Mineralien aus dem Waſſer, die Steine aber aus der Erde erzeugt werden: ὕδατος μεν τα μεταλλευομενα· γης δε λιθος τε και ὅσα λιθων περιττοτερα. Ferner: „daß es eben ſo viel Steine als Pflanzen gebe:“

— — ὅσσαι βοτανai, τοσσοι λιθοι,

welches mit einer andern Hypotheſe der neuern Naturaliſten übereinkommt, nach welcher eine jede Pflanze ihr eignes Inſekt habe.

Lorenzo Ottone. (S. unter **Lorenzetto.**) Er war ein Schüler des **Ercole Ferrata**; und von ihm iſt eine ſtehende heilige Anna im Pantheon, die nebſt der Madonna des **Lorenzetto** eben daſelbſt, dem heil. Andreas von **Flamingo**, und der Religion von **le Gros**, in der Kirche **al Gieſu**, von **Winkelmann** für die ſchönſten Figuren neuerer Bildhauerei erkannt werden. (Von Empf. d. Sch. S. 12.)

Orgel. Von wem, und wann ſie erfunden, iſt unbekannt. Der gewöhnlichen Meinung nach aber ſoll ſie Papſt **Vitellianus** ums J. 660 in die Kirchen eingeführt haben.

Worauf gründet ſich alſo **Navarrus**, wenn er (de Orat. et horis canonicis, c. 16.) verſichert, daß zur Zeit des **Thomas von Aquino**, alſo um 1274, noch keine Orgel in der Kirche geweſen ſey?

Er gründe ſich aber worauf er wolle; ſo iſt es doch gewiß, daß die Orgel ſchon früher eingeführt worden. Denn ſchon **Theophilus** lehrt Orgelpfeifen machen; und er lehrte nichts, was nicht damals ſchon dem Gebrauche der Kirche geheiligt war.

Freilich wohl mag die Orgel, welche Konſtantinus *VI.* Kopronymus ums Jahr 742 dem Könige Pipin ſchickte, noch unförmlich genug geweſen ſeyn. Von ihr iſt die Stelle beim Lambertus Schafnab. unter dem Jahre 758 nachzuſehen, woraus Aventinus und Marianus Skotus ihre Nachrichten ohne Zweifel genommen haben.

P.

Papirius. „Der vermeinte Papirius mit ſeiner Mutter, eine „Gruppe in der Villa Ludoviſi, ſtellt vielmehr die Phädra und den „Hippolytus vor." Winkelmann, Geſch. d. K. Vorr. S. XII. — Hat Winkelmann dieſe Entdeckung zuerſt gemacht, oder Webb?

Hingegen findet Havercamp, in der Vorrede zum Manilii, den Papirius in einer Statue, die M. für einen jungen Nero ausgiebt: Puerum ipſum, Patricium, cujus aetas maturo oris ſilentio nobilitata fuit, dependente ad pectus bulla, expreſſit *Perrierius* Tab. XL. *Neronis* puerilem imaginem fruſtra cernis vocari a noſtro, p. 39. F.

Pasquin. Bernini hat den Pasquin für die ſchönſte aller alten Statuen gehalten. Was Winkelmann hierüber ſagt, ſ. Geſch. d. Kunſt, Vorrede, S. XII.

Von dem Urſprunge dieſes Namens finde ich eine merkwürdige Stelle in *Greſſeri* Itinerario (Baſil. 1624. 8.) p. 229, worin zugleich die zuverläſſigſte Nachricht davon nachgewieſen wird: „Pasquillus ſartor Romanus, atque adeo pontificius, mira in reprehendendis aulicorum, Cardinalium, ipſorum quin etiam Pontificum, vitiis libertate et impunitate, occaſionem dedit aulicis literatis, ut ſcripta quaelibet famoſa, incerto auctore edita, in Pasquillum referrent. Eo mortuo cum prope tabernam ejus in Parione ſtatua marmorea gladiatorio habitu effoſſa eſſet, et eodem loci in via publica erecta, populari joco Pasquillus appellari coepit, quod illic ob dicacitatem notiſſimus magiſter Pasquinus habitaſſet. Vulgi ludum aulicorum confirmavit auctoritas, et qui viva voce hominum mores publice infectatus erat, mortuus ſola memoria ſua Epigrammatophori munus ſubiit, cum ſtatuae huic ſcripta maledica omnis generis noctu affigerentur, quae a loco ipſo Pasquilli nomen ſibi vindicarunt. Haec *Antonius Tibaldus* Ferrarienſis ſenex honeſtiſſimus a ſe Romae viſa teſtatus eſt; cujus narrationem *Ludovicus*

Caſtelvetrus Mutinenſis ſuis in hymnum *Annibalis Cari* animadverſionibus inſeruit, ut ex non vulgata hiſtoria Paſquilli munus eſſe probet, politica tantum, non literaria; eaque non obſcura et levia, ſed gravia et manifeſta errata; non plebejorum, ſed clariſſimorum hominum; non erudita, ſed populari lingua, inceſſere: quod ſartor ille Paſquinus, in notiſſimis tantum ob hominum ſplendorem et rerum atrocitatem factis, plebeja hac maledicentia fuerit uſus.“

Pembrokiſches Kabinet. Zu Wilton in England. Die Statuen dieſes Kabinets hat **Carry Creed** auf vierzig Blättern in gr. 4. aber ſchlecht, geätzet. Vier davon werden einem alten griechiſchen Meiſter, **Kleomenes**, beigelegt: über welches, und andre betriegliche Vorgeben dabei, **Winkelmann** ſpottet. Geſch. d. K. Vorrede, S. XIV.

Eine Beſchreibung von Wilton, und den dortigen Sammlungen von Alterthümern und Kunſtſachen, findet ſich in einem engliſchen Buche, das den Titel hat: Six Week's Tour. (S. *London-Magazine*, April, 1768.) Von der Statue der **Venus** in dem Vorhofe heißt es: it is the ſame as was ſet up before the temple of *Venus Genetrix*, by *Julius Caeſar*. Das glaube ſonſt einer!

Eine Abnehmung vom Kreuze von **Albrecht Dürer** daſelbſt wird ſehr gelobt: it conſiſts of eleven figures of the moſt capital expreſſion. · The bloody body of Chriſt is wonderfully painted. — It is by far the greateſt work I have ſeen of this maſter's, and which ranks him with the greateſt of painters.

Franz Perrier. Von ſeinen Statuen, die, ſo viel ich weiß, keine Erklärung bei ſich haben, unter denen er auch nicht angiebt, wo die Originale zu finden ſind, hat **Havercamp** in der Vorrede zum **Mantilli** (*Burmann*. Theſ. Ital. T. VIII. P. IV.) verſchiedene nachgewieſen.

Die Sammlung beſteht aus hundert Blättern in kl. fol. von ihm ſelbſt gezeichnet und geſtochen, und zu Rom 1638 herausgegeben. Auf dieſen hundert Blättern befinden ſich die vorzüglichſten Werke der alten Bildhauerkunſt in und um Rom, deren verſchiedene von mehr als Einer Seite vorgeſtellt ſind. Der einzige **Moſes** von **Michel Angelo** (Nr. 20.) iſt von neuern Werken darunter, als ein Stück, wie es im **Index** heißt, vetuſtatis miraculis annumerandum.

Unter den Blättern ſelbſt ſteht keine Erklärung, ſondern zum Schluſſe iſt ein Index beigefügt, welcher die nämlichen Namen der Statuen mit dem Orte, wo ſie ſich befinden, enthält. In demſelben aber ſteht manches, was ganz ohne Grund iſt. Z. E. von dem Centaur, auf welchem ein kleiner Amor reitet, in der Villa Borgheſe, heißt es: ejusdem opificis, cujus et Laocoon. Alſo des Ageſander, oder eines ſeiner Gehülfen. Aber woher weiß man das? Aus einer Unterſchrift des Centaurs? oder aus der Aehnlichkeit der Arbeit? — Nr. 13 ſoll der Kaiſer Kommodus ſeyn, als Fechter vorgeſtellt. Aber Gronov und Smid nennen ihn weit ſchicklicher einen Antäus. S. des letztern Scena Trojana.

Perſpektiv. Eine Art von Proſpekten, in welchen die Perſpektiv nicht ſo genau beobachtet iſt, nennen die Italiäner Vedute; und Metelli war ihr Erfinder.

Lambert hatte den Anfang von dem geſehen, was ich im erſten Theile der Antiquariſchen Briefe von der Perſpektiv der Alten geſagt hatte, und ſchrieb an Hrn. Nikolai auf einem Zettel darüber: „Die Probebogen ſind ihres Verfaſſers und des Leſens würdig. Die „Unterſuchung über die Perſpektiv, ihren erſten Erfinder, u. ſ. f. könnte „lehrreich und wichtig werden. Hr. L. hat unſtreitig Recht. Euklid's „optiſche Schriften würden damit angefüllt ſeyn, wenn die Erfindung „nicht viel neuer wäre. Albrecht Dürer, ein Deutſcher, hat eigentlich das Eis gebrochen, ungeachtet vor ihm Piedro del Borgo „etwas darin verſuchte. Roger Baco und Porta waren nahe dabei.“

Petron. Die Litteratoren ſind uneinig, wem die Anmerkungen über den Petron eigentlich zuzuſchreiben ſind, die ſich in der Goldaſtiſchen Ausgabe zu Frankf. a. Mayn, 1610. 8. unter dem Namen Georg Erhard's befinden. Denn dieſer Georg Erhard iſt ein Pſeudonymus; und die Verfaſſer der Hiſt. Litt. de la France (T. I. P. I. p. 204.) drücken ſich ſehr falſch aus, wenn ſie von gedachter Ausgabe ſagen: Une autre à Francfort ſur le Mein, avec les obſervations de divers Savans. On l'attribue à *George Erhard*, qui s'y eſt caché ſous un nom emprunté. Das heißt, G. Erhard habe ſich unter einem erborgten Namen verſteckt. Erhard iſt vielmehr dieſer erborgte Name ſelbſt; und ſie haben ſagen wollen, daß entweder M. Caſp. Lundorp, oder Goldaſt darunter verborgen liege.

Jenes verſichert **Joh. Pet. Lotichius**; dieſes aber war des **Daumius** Vermuthung, die er in einem Briefe an den **Placcius** äußerte. (S. des letztern Theatr. p. 256, de Script. Pſeudon.) Jenes haben **Colomeſius**, **Baillet**, **Fabricius**, **Jöcher**, u. a. nachgeſchrieben, und es iſt die allgemeine Meinung geworden; dem ungeachtet halte ich dieſes für gegründeter. Worauf ſich **Daumius** ſelbſt gegründet habe, weiß ich nicht; genug, ich gründe mich auf folgendes:

Erſtlich heißt es in der Ueberſchrift des poetiſchen Kompliments, welches **Joh. Ph. Pareus** der Ausgabe vorangeſetzt hat: Ad *Goldaſtum*, cum *Petronii Arbitri* Satyricon in lucem ederet, ſuis aliorumque notis caſtigatum. — *Suis* notis; alſo ſollen doch **Goldaſtiſche** Noten bei dieſer Ausgabe ſeyn. Welche aber könnten es ſeyn, wenn es nicht die **Erhardiſchen** wären? Es iſt wahr, **Goldaſt** wird darin ſelbſt verſchiedentlich angezogen, und hin und wieder nicht ohne Ruhm. (Als p. 527, eleganter *Goldaſtus*; p. 540. 601. 605. 629. u. ſ. w.) Aber dieſes ohne Zweifel nicht ſowohl aus Eitelkeit, als vielmehr, um deſto leichter glauben zu machen, daß **Erhard** und **Goldaſt** zwei verſchiedne Perſonen wären.

Zweitens zeigt ſich in den **Erhardiſchen** Noten eine groſe Beleſenheit in den Schriftſtellern der mittlern Zeiten, und beſonders in den alten deutſchen Dichtern des ſchwäbiſchen Jahrhunderts. Von wem aber iſt dieſe wohl eher zu vermuthen, als von **Goldaſt**? Oder vielmehr, wer anders, als **Goldaſt**, hatte den Gebrauch dieſer damals ſo unbekannten Schätze?

Oktavius Petrucius. Aus Foſſombrone; ſoll zuerſt den Druck muſikaliſcher Noten erfunden haben. Ich lerne dieſes aus einem Buche, wo man es ſchwerlich ſuchen ſollte: aus des *Thomae Actii* Foroſempronienſis de Ludo Scacchorum in legali methodo tractatu, welcher zu Peſaro 1583 in 4. gedruckt, und auch dem Oceano Juris mit einverleibt iſt. Dieſer **Actius** lehrte die Rechte um dieſe Zeit zu Peſaro; und ſein Werk beſchreibe ich an einem andern Orte. (S. **Schachſpiel**.) Da nun, wo er von der Erfindung jenes Spiels handelt, (Quaeſt. III.) gedenkt er § 8. der Ehre, welche ehedem den Erfindern überhaupt erwieſen worden, und ſagt: Unde inventores alicujus rei olim inter deos collocabantur, ut tradit *Vincentius Caſtellanus*, doctiſſimus praeceptor meus in humanioribus literis, in ſuo opuſculo de nobilitate civitatis Foroſempronii; quod ſervatur in archivo civitatis praedictae, ubi refert, *Octa-*

vium Petrucium Foroſempronianum adeo valuiſſe ingenio et uſu, ut primus omnium excogitarit rationem ad imprimendas plumbo notas muſices; quae res poſtea magnum mortalibus omnibus attulit commodum. Von dem Drucke der muſikaliſchen Noten iſt doch wohl hier unſtreitig die Rede. Denn obſchon die Worte allenfalls auch von der Art und Weiſe zu verſtehen ſeyn könnten, die Noten in zinnerne oder bleierne Tafeln zu ſtechen, und ſo abzudrucken; ſo würde dieſes doch nur eine ſehr kleine Erfindung des **Petrucci** geweſen ſeyn, von der es ſich ſchwerlich der Mühe verlohnt hätte, ſo viel Aufhebens zu machen.

Nun wäre zu unterſuchen, wann dieſer **Ottavio Petrucci** gelebt habe, und wer er geweſen ſey. Ob ein Buchdrucker, oder ſonſt ein Künſtler oder Gelehrter. Auch iſt, ſo viel ich weiß, das Werk des **Caſtellanus**, de Nobilitate civitatis Foroſempronii, nie gedruckt worden. Bis ich alſo dieſes erfahre, will ich mir auf allen Fall die alten Drucke anmerken, in welchen ſich muſikaliſche Noten finden. Z. E. Flores Muſice omnis cantus Gregoriani. Impreſſum Argentinae per *Jo. Pryſs*, 1488. 4. (W. B. 399. 7. Th. 4.) — Muſices non inutile Compendium. Impreſſum Venetiis, 1498. 4. per *Jo. Bapt. Seſſam.* (69. Quodl. 4.)

Philoktet. Meine Vermuthung, daß **Philoktet** unter dem claudicante beim **Plinius** gemeint ſey, (ſ. **Laokoon**, S. 22,) [Band VI, S. 388] ſteht, wie **Riedel** in ſeinen Anmerkungen ſagt, bereits beim **Gronov** über den **Statius**, S. 285, „aber nur mit zwei Worten ganz verächtlich hingeworfen, nicht in dem hohen kritiſchen Tone, wie im **Laokoon**.“

Ich ſoll **Gronov's Statius** noch zum erſtenmal in die Hände nehmen, und bin mir ſehr bewußt, daß ich meine Emendation Niemanden zu danken habe. Doch dem ungeachtet könnte mir **Gronov** zuvorgekommen ſeyn; und ich muß nachſehen.

Philotas. In meinem kleinen Trauerſpiel dieſes Namens iſt der Zug wegen des kurzen Schwertes nicht ſowohl aus dem **Lohenſtein**, im **Arminius**, als aus dem **Plutarch**: Lacaena dicenti filio, parvum gladium ſibi eſſe, adde, inquit, gradum.

Solch ein junger Held, wie **Philotas**, war **Archidamus**, der Sohn des **Zeuxidamus**, welchem ſein Vater, als er ihn zu wild auf die Athenienſer einbrechen ſah, zurief: ἢ τῇ δυνάμει πρόσθες, ἢ τοῦ φρονήματος ὕφες: entweder mehr Kräfte, oder weniger Muth.

(*Plutarch.* in Laconicis.) — Desgleichen der junge Lacedämonier, von dem Seneka in ſeinen Briefen meldet: Lacon quidam adhuc impubes captus clamabat: pugnans quidem captus ſum, ſervire tamen nolo. Verum cum paullo poſt juberetur ſervili ſungi miniſterio, illiſum parieti caput rupit. (Ep. 77.)

Phyſiognomie. *Jo. Val. Merbitzii* de Varietate Faciei Humanae Diſcurſus Phyſicus; Dresdae, 1676, 4. enthält mancherlei Gutes. Er nimmt nur acht Theile des Geſichts, und zwölf Hauptheile an, aus welchen er durch die Kombinationen eine erſtaunliche Menge von Varietäten herausbringt. Die zwölf Hauptgeſichter ſind:

Fünf, in Anſehung der Linie, welche das Profil macht:

1. facies prona; | das ſchönſte.
2. — declinans; / wo die Stirn vorragt.
3. — reclinans; \ wo der Untertheil des Geſichts vorliegt.
4. — procurva;) das ſchönſte nächſt Nr. 1.
5. — recurva; (das häßlichſte von allen.

Und ſieben in Anſehung der Eintheilung:

6. Facies in tres aequales partes diſtributa; von den Haarwurzeln auf der Stirn bis zu dem Zwiſchenraum der Augenbraunen; von da bis zur Spitze der Naſe; und von hier bis ans Kinn.
7. 8. 9. wo das, was dem einen Theile abgeht, nur Einem Theile zugelegt worden; entweder
7. der Stirn: welches nach Nr. 6. das beſte iſt; oder
8. der Naſe; oder
9. dem untern Theile; das häßlichſte.
10. 11. 12. oder wo das, was dem einen Theile abgeht, den andern beiden zugelegt worden; entweder
10. der Stirn und der Naſe: erträglich, und macht ein ſatiriſches Geſicht; oder
11. der Naſe und dem Untertheile: das abſcheulichſte von allen; oder
12. der Stirn und dem Untertheile: das Mohrengeſicht.

Die acht Theile des Geſichts ſind ihm: frons, oculus, tempora, naſus, malem, (der ganze Untertheil;) bucca, labia, mentum. — Plinius, L. VII. c. 1. wo er von der Verſchiedenheit der menſchlichen Geſichtsbildung handelt, leitet ſie aus zehn oder mehr Stücken her, die er aber nicht namhaft macht: „in facie vultuque noſtro, cum ſint decem vel plura membra.“

Auch **Gualterus Rivinus** in ſeinem **Eigentlichen Bericht der vornehmſten der Architektur angehörigen mathematiſchen und mechaniſchen Künſte**; Nürnberg, 1547. fol. handelt unter andern von der Phyſiognomie, und ſoll beſonders von den Augen, wie **Merbitz**, S. 24, ſagt, ſehr gute und ſcharfſinnige Anmerkungen machen. Es iſt dieſer **Rivinus** der Ueberſetzer des Vitruv; und dieſes ſein Werk iſt gleichſam der zweite Theil der Ueberſetzung.

Joh. Baptiſta Porta hat nicht allein eine lateiniſche Phyſiognomie in vier Büchern geſchrieben, deren Neapolitaniſche Ausgabe ſehr fehlerhaft, die zu Hanau 1593. 8. aber verbeſſert iſt; ſondern auch Phytognomonica, in acht Büchern: quibus nova facillimaque aſſertur methodus, qua plantarum, animalium, metallorum, rerum denique omnium, ex prima extimae faciei inſpectione quivis abditas vires aſſequatur. Francof. ap. Wechel. 1591. 8.

Auch gehört hieher: *Alex. Achillini* de Subjecto Phyſiognomiae et Chiromantiae; in Opp. fol. 148.

---

de St. Pierre. Dieſer bekannte Abbé ſoll auch ein Buch ſur la Pureté de la Réligion hinterlaſſen haben, welches nie gedruckt worden, woraus aber **Voltaire** in ſeinen Queſtions ſur l'Encyclopédie unter dem Artikel Symbole ſein Glaubensbekenntniß anführt; wenn dieß anders **Voltaire** nicht ſelbſt gemacht hat.

Planeten. Daß die Alten nur **fünf** Planeten gezählt, indem ſie Sonne und Mond nicht mit darunter gerechnet haben, erhellt aus dem **Hygin**, welcher das Kapitel im zweiten Buche, wo er von den Planeten handelt, de *quinque* ſtellis überſchreibt, und deren auch in dem Kapitel ſelbſt nicht mehr anführt. — Dieſes iſt unter andern auch wegen alter Steine zu merken, auf welchen fünf Sterne vorkommen, die daher nicht unrecht für Planeten zu nehmen ſind. S. *Ficoroni* Gemmae Litteratae, p. 6. Tab. I. 15. II. 9.

Plaſma di Smeraldo. So nennen die Italiäner einen ſeltenen Stein, welcher die Mutter oder die äußere Rinde des Smaragds iſt. (**Winkelm.** Anmerk. z. Geſch. d. K. S. 18.) — In der Dactylioth. Zanett. p. 17, finde ich ihn *Praſma* di Smeraldo geſchrieben. — Die Alten ſchnitten tiefe und erhabene Figuren darauf; und es muß große Stücke davon geben, weil **Winkelmann** am angef. Orte ſagt, daß man einige daraus zuſammengeſetzte Tiſchblätter im Pallaſte **Corſini** finde.

Es iſt ohne Zweifel eben der Stein, den Vogel, S. 115, Smaragdpras, Smaragdites, nennt, der nur halb durchſichtig iſt, und farbige Punkte und Streifen hat. (S. Smaragd.) — In meinen Antiquariſchen Briefen habe ich das Wort Prasma näher erklärt, (Br. XXV, Th. I, S. 190.) [Band VIII, S. 77.] und gezeigt, daß es nichts anders als der Praſius oder die gemma praſina der Alten ſey.

Dingley ſagt, man finde im Plasma die meiſten alten geſchnittenen Steine, nächſt dem Beryll. Er erklärt das Plasma durch den ſchönſten Smaragd, und beſchreibt ihn gleichwohl von der Farbe ſtehenden Waſſers, manchmal mittelmäßig klar, aber meiſtens voll ſchwarzer und weiſſer Farben, und mehr undurchſichtig. Was muß der Mann für einen Begriff vom Smaragd gehabt haben? Den gewiß nicht, den Plinius davon macht. In Praſiern mögen wohl genug geſchnittene Steine vorhanden geweſen ſeyn; aber wahrlich nicht im Smaragd. Die alten grünlichen geſchnittenen Steine werden wohl alle, oder meiſtens, Malachiten ſeyn.

Plautus. Es iſt Zeit, daß ich den Plautus einmal wieder leſe. Ich fange heute (den 23ſten Jun. 1769) mit dem Epidikus an: und hier will ich die mancherlei Anmerkungen eintragen, die ich über die komiſche Kunſt, beſonders, in ſo fern er ſie ſelbſt gelegentlich berührt, und über die Alterthümer dabei machen werde.

Es iſt ungegründet, daß Plautus ſich vornehmlich auf dieß Luſtſpiel viel eingebildet habe. Er läßt zwar in dem Stücke, Bacchides (Akt II, Sc. 2, V. 85) den Chryſalus ſagen:

Non herus, ſed actor mihi cor odio ſauciat.
Etiam *Epidicum*, quam ego fabulam aeque ac me ipſe amo,
Nullam aeque invitus ſpecto, ſi agit Pellio.

Aber dieſer Chryſalus, der das ſagt, iſt ein Knecht, und ein eben ſo ſchelmiſcher, als Epidikus. Dieſes Lob eines Stücks, in welchem ein ſchelmiſcher Knecht libertatem malitia invenit ſua, iſt alſo mehr ein charakteriſtiſcher Zug des Chryſalus, als Eigenlob des Dichters; und muß für die Güte des Stücks, oder für die Prädilektion des Verfaſſers, auf keine Weiſe angezogen werden.

Akt I, Sc. I, V. 22. Mich dünkt, hier hat Plautus, eines Einfalls wegen, das Koſtume ſehr bei Seite geſetzt, und die römiſchen und griechiſchen Sitten gänzlich vermengt. Es ſind die beiden Knechte, Epidikus und Theſprio, die mit einander ſprechen:

— — — *Ep.* Te volo
Percontari. Operam mihi da; opera reddibitur tibi.
Th. Jus dicis. *Ep.* Me decet. *Th.* Jam tu autem nobis praeturam geris.
Ep. Quem me dicis digniorem eſſe hominem hodie Athenis alterum?
Th. At enim unum a praetura tua, Epidice, abeſt. *Ep.* Quidnam? *Th.* Scias,
Lictores duo, duo viminei faſces virgarum.

Er gedenkt ausdrücklich Athen's, und gleichwohl auch der Steckenbündel, welche nur in Rom den Gerichtsperſonen vorgetragen wurden.

Ebendaſelbſt, V. 33:

Mulciber, credo, arma fecit, quae habuit Stratippocles.
Travolaverunt ad hoſtes.

Der Tadel, welchen Camerarius und Lambinus über dieſe Stelle gemacht haben, iſt ganz falſch; aber auch Taubmann's Rechtfertigung taugt nichts. Denn das geht gar nicht auf die Waffen Achill's, die Hektor dem Patroklus abnahm; ſondern auf die Homeriſche Dichtung, daß Vulkan Dinge zu ſchmieden verſtanden habe, die ſich freiwillig bewegen können. Von dieſer Art müſſen auch die Waffen des Stratippokles geweſen ſeyn! will Epidikus ſagen.

Ebendaſ. v. 50. Dieſe Stelle iſt ein Beweis, wie viel die Alten durch bloße Zeichen auszudrücken verſtanden haben, weil dergleichen Zeichen bei ihnen durchaus bekannt waren, welches ſie bei uns nicht ſind. Theſprio erzählt dem Epidikus, ihr Herr habe ein Mädchen aus den Gefangenen gekauft, und Epidikus will wiſſen, wie theuer?

Ep. Quot minis? *Th.* Tot. *Ep.* Quadraginta minis!

Theſprio mußte ihm alſo mit den bloßen Fingern die Zahl 40 weiſen können, und das Zeichen davon mußte allgemein bekannt ſeyn. Jetzt könnten unſre Schauſpieler durch Aufhebung ihrer Finger keine höhere Zahl, die allen verſtändlich wäre, weiſen, als bis auf zehn.

Poeſie. Von ihrer Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit der Mahlerei, von dem Einfluſſe und der Verbindung der einen mit der andern, zu meinem Laokoon, iſt nachzuſehen: *Bogisl. Balbini*, in Quaeſitis Orat. et Veriſimilibus; ubi docet, utile, immo neceſſarium eſſe meditanti poëtae, inſpicere geſtum, vultus, habitum, mores, et alia pictorum artiſicio in tabula ſcite repraeſentata.

Zur Geſchichte der alten deutſchen Poeſie wäre vielleicht eine Handſchrift wichtig, die zu Thorn auf der Bibliothek befindlich iſt. Sie iſt von Gottfr. Zamelius, der Bürgermeiſter in Elbingen geweſen, und hat den Titel: Germania Celtica Rediviva, lingua, literis, metro: Das uralte deutſche poetiſirende Deutſchland, in drei Büchern; als: 1) durch Rede- und Sprachweſen; 2) durch Lehr- und Schreibweſen; 3) durch Sing- und Reimweſen. 1667. — Dem Titel nach könnte manches Gute darin ſtehen. (v. *Petr. Jaenichii* Notitia Biblioth. Thornenſ. p. 35. Jenae, 1723. 4.)

Primaticcio. Monville in ſ. Leben des Mignard, S. 4, ſagt vom Primaticcio: Il fut attiré en France par François I, qui l'envoya depuis à Rome en 1540, pour acheter des antiques; il en rapporta 124 ſtatues, avec quantité de buſtes, et les creux de la colonne Trajane, du Laocoon, de la Venus de Medicis, *etc.* qu'il avoit fait mouler. On lui donna au retour l'Abbaye de S. Nicolas de Troyes.

Dieſes hat Monville zum Theil aus dem Felibien, (Entret. T. II. p. 226.) zum Theil aus dem Vaſari genommen; welcher letztere aber 125 Stück überhaupt, mit Köpfen und Rümpfen und Figuren zuſammen, nicht bloße Statuen allein, angiebt. Die Formen hatte Primaticcio von Giacomo Barozzi da Vignola, und andern, machen laſſen; aber die Venus ſcheint, nach den Worten des Vaſari, nicht die Venus von Medices, ſondern eine andre Venus im Belvedere geweſen zu ſeyn. — Auch nennt Monville die Abtei, welche Franz *I.* dem Primaticcio gab, ganz falſch *de St. Nicolas*, anſtatt *de St. Martin*. S. *Malvaſia*, Felſina Pittrice, T. I. p. 151.

Protogenes. Monville im Leben Mignard's (Amſterd. 1731. 8. Préf. p. XXVII.) ſagt: Pour ne pas riſquer d'enſevelir ſous les mines de Rhodes un Peintre, dont l'habileté étoit célèbre, Demetrius Poliorcètes leva le ſiège de cette ville. Le Prince ne pouvant y mettre le feu par un autre endroit que par celui, où travailloit Protogénès, il aima mieux, au rapport de Pline, épargner la peinture, que recevoir la victoire, qui lui étoit offerte. — Das iſt falſch. Nicht, um dieſen Mahler zu ſchonen, ſondern bloß, um ein Gemählde von dieſem Mahler nicht zu verbrennen, ſteckte Demetrius Rhodus auf der Seite nicht an, wo er es allein einnehmen konnte. Der Mahler ſelbſt arbeitete auſſer der Stadt, und hatte bei der Belagerung für ſich nichts zu befürchten. — Ich habe im

Laokoon bereits angemerkt, daß mehrere das Gemählde des Protogenes, welches in der Stadt war, und deſſen wegen Demetrius nicht die äußerſte Gewalt gegen ſie brauchte, mit dem verwechſeln, welches er während der Belagerung auſſer der Stadt mahlte.

Pulvinar. *Boeclerus* in *Indice Corneliano* ad Cap. II. *Timothei:* „Inter honores divinos *pulvinaria* fuiſſe, id vero ſatis conſtat; de ſignificatu non conveniunt. *Lambinus* lectulos, in quibus deorum ſtatuae collocarentur, exponit; ſane plerique aut pro lectulis, in templo ſtratis, aut pro lecticis apparatis deorum accepere. *Marcellus Donatus* ad *Sueton. Caeſ.* c. 76 rejectis aliis ſignificationibus interpretatur pulvinaria, quae ſuper lectos ſtratos in templis ad ſimulacra numinum ſublevanda ponebantur.

Dieſes iſt die gemeine Bedeutung, die aber von den Auslegern bei dieſer Stelle des Nepos unrecht angebracht wird, wie ich unter dem Artikel, Göttin des Friedens, angemerkt habe. Denn pulvinar heißt nicht allein dieſes, ſondern überhaupt eine Kapelle, ein kleiner Tempel. So ſagt Servius (ad v. 533, L. III. Georg. *Virgil.*) ausdrücklich: *Donaria* proprie loca ſunt, in quibus dona reponuntur deorum. Abuſive *templa*; nam ita et *pulvinaria* pro *templis* ponimus; cum ſint proprie lectuli, qui ſtrati in templis, ſupervenientibus plerisque, conſueverant. Dieſes ſupervenientibus plerisque verſteh' ich nicht. War es etwan ſo? Weil man in den Tempeln doch wohl immer mehr als Eine Bildſäule der Gottheit, die darin verehrt wurde, hatte; gleichwohl nicht mehr als Eine aufgeſtellt ſeyn konnte, daß indeß die übrigen auf dem Pulvinar ruhten? Ich erinnere mich hiebei der hetruriſchen Götzenbilder, *ſigna*, die faſt alle unter den Fußſohlen einen Zapfen haben, mit welchem ſie in den Löchern auf ihren Altären oder Fußgeſtellen befeſtigt und aufgerichtet werden konnten; und woraus denn deutlich erhellt, daß ſie nicht für beſtändig aufrecht ſtanden.

Pyrgoteles. „Edictum Alexandri M. quo vetuit, in gemma ſe ab alio ſcalpi, quam a Pyrgotele, non dubie clariſſimo artis ejus." *Plin.* XXXVII. 1. Wenn Plinius nicht ausdrücklich das Wort edictum gebraucht hätte; wenn er nicht an andern Stellen, wo er eben dieſe Nachricht giebt, gleichfalls das Wort edixit brauchte: ſo würde ich glauben, daß dieſes Verbot Alexanders bloß in ſeiner Weigerung beſtanden habe, ſich im Original von andern Künſtlern, als dem Apelles, Pyrgoteles und Lyſippus, bilden zu laſſen.

Auch Apulejus (in *Floridis*) erzählt das Nämliche; nur mit der Veränderung, daß er anſtatt des Lyſippus den Polyklet ſetzt: qui effigiem regis aere duceret; und auch er braucht die Worte: *edixit* univerſo orbi ſuo. — Aber gut, daß wenigſtens *ſuo* dabei ſteht! An den Orten, wo ſeine Befehle ſo unumſchränkt nicht waren, wie in Athen z. E., werden die Künſtler alſo doch gethan haben, was ſie wollten.

Wenn man dazu nimmt, wie man kann und muß, daß Alexander nicht auch zugleich den geringern Künſtlern unterſagt habe, die ihn vorſtellenden Werke der drei privilegirten Meiſter zu kopiren; und daß nach ſeinem Tode das Verbot überhaupt ſeine Kraft verloren: ſo fällt die Nothwendigkeit unſtreitig weg, daß die noch vorhandenen Köpfe Alexander's wirklich von jenen Meiſtern ſeyn müßten.

Natter ſagt, daß der Kopf, den Pyrgoteles geſchnitten, wie es heiſſe, in dem Kabinet des Königs von Preuſſen ſeyn ſolle. (Préf. p. IX.) Dieß bezieht ſich auf das, was Beger (Theſ. Brandeb. Vol. III. p. 203.) bei einem erhaben geſchnittenen Sardonyx anmerkt, welcher ihm den Kopf des Alexander mit dem Kopfe ſeiner Mutter Olympias vorſtellt: artificium in hac gemma *Alexandri* aetatem prodit; adeo, ut non abſurde conjectura ſubeat, gemmam propoſitam ejusdem *Pyrgotelis* opus nobis fauſto omine ſupereſſe.

Q.

Quartier. Daß es für Gnade, Friſtung des Lebens, gebraucht wird, wie in den Redensarten: um Quartier bitten; kein Quartier geben; erklärt Menage (*Dict. Etymol. Fr.*) auf folgende Art: „*Se battre ſans quartier; ne faire point de quartier.* Cela eſt pris de ce que les Hollandois & Eſpagnols étoient autrefois convenus, que la rançon d'un officier ou d'un ſoldat ſe payeroit d'un quartier de ſa paye; de ſorte que quand on ne vouloit point recevoir la rançon, mais qu'en uſant de tous les droits de la victoire & de la guerre, quelqu'un tuoit ſon ennemi, il lui diſoit: C'eſt envain que tu offres un quartier de tes gages; on n'en veut point; il faut mourir. — Er beruft ſich dabei auf *De Brieux* Origines de quelques Coutumes anciennes.

R.

Rabbinen. Wenn die Rabbinen ſagen, daß von verſchiedenen Auslegungen einer undeutlichen Schriftſtelle die eine eben ſo wahr ſey, wie die andre; ſo erklärt dieß Canz, wenn ich mich recht erinnere, in ſeiner Ontologie ganz falſch, daß ſie alſo die einzigen wären, welche den Satz, daß von zwei widerſprechenden Dingen nur Eins wahr ſeyn könne, leugneten. Sie wollen weiter nichts ſagen, als, daß man ſie alle beide könne gelten laſſen, wenn ſie nichts enthalten, was andern unleugbaren Wahrheiten zuwider iſt. — Jetzt finde ich, daß Auguſtin eben ſo dachte. Wenn er nämlich L. XII. *Confeſſ.* ſeine Meinung von der Erſchaffung der Welt ſagt, und auch anderer Meinungen anführt, ſo ſetzt er hinzu: In hac diverſitate ſententiarum verarum (verae enim ſunt omnes, quia verum dicunt, etſi non omnes ſecundum mentem ſcriptoris eſſe poſſunt) concordiam pariat ipſa veritas. — Sollte für das letzte veritas nicht vielmehr varietas geleſen werden?

Raphael. Von den in England und Frankreich befindlichen Gemählden Raphael's ſ. Winkelmann von Empf. d. Sch. S. 20. — In Spanien, im Eſkurial, ſind zwei Stücke von ihm, deren eins eine Madonna iſt. — In Deutſchland ſind zwei Stücke: zu Wien die heil. Katharina, und zu Dresden das Altarblatt aus dem Kloſter S. Siſto zu Piacenza; aber dieſes iſt nicht von ſeiner beſten Manier; und zum Unglück auf Leinewand gemahlt, da ſeine andern Oelgemählde auf Holz ſind. Daher hatte daſſelbe bereits viel gelitten, als es aus Italien ankam; und wenn es auch von ſeiner Zeichnung einen Begriff geben könnte, ſo bleibt doch derſelbe mangelhaft in Anſehung ſeines Kolorits.

Ein vermeinter Raphael, welchen der König von Preußen vor einigen Jahren in Rom für 3000 Skudi erſtehen ließ, iſt von keinem Kunſtverſtändigen allhier (in Rom) für deſſen Arbeit erkannt worden; daher auch kein ſchriftliches Zeugniß von der Richtigkeit deſſelben zu erhalten war. (Winkelm. ebendaſ.)

Wie es zu verſtehen ſey, was de Piles vom Raphael meldet, daß er zu der Zeit, als ihn der Tod übereilte, ſich beſtrebt habe, den Marmor zu verlaſſen, und der Natur gänzlich nachzuahmen, ſ. beim Winkelmann, v. d. Nachahmung griech. Werke, S. 15.

Religion, chriſtliche. Wider die vielen Werke, welche in neuerer Zeit für dieſelbe herausgekommen, gilt es, daß ſie nicht allein ſehr ſchlecht beweiſen, was ſie beweiſen ſollen, ſondern auch dem Geiſte des Chriſtenthums ganz entgegen ſind, als deſſen Wahrheit mehr empfunden ſeyn will, als anerkannt; mehr gefühlt, als eingeſehen.

Dieſes zu erhärten, müßte man zeigen, daß die für die Religion geſchriebenen Werke der Kirchenväter nicht ſowohl Behauptungen derſelben, als bloß Vertheidigungen gegen die Heiden geweſen ſind. Sie ſuchten die Gründe gegen ſie zu entkräften, aber nicht unmittelbar Gründe für ſie feſtzuſetzen.

Meines Bedünkens war es Grotius, der mit ſeiner Abhandlung von der Wahrheit der chriſtlichen Religion, welche 1639 zuerſt herauskam, den Weg eröffnete. Doch hatte er ſo bald noch keine Nachfolger. Einige vierzig Jahre ſpäter entſtand erſt unter den reformirten Theologen ein Streit, ob auch die chriſtliche Religion aus bloßen Gründen der Vernunft erwieſen werden könne, oder ob ſonſt noch etwas hinzu kommen müſſe, um ſie für wahr zu halten. Von dieſem Streite ſ. *Buddei* Inſtitut. Theol. dogm. L. I. c. 2. §. 17. Die, welche der Meinung waren, daß die Vernunft hierin keine Genugthuung verſchaffe, und uns von der Wahrheit der Religion nicht überzeugen könne, ſind vornehmlich der Rechtsgelehrte Ulrikus Huberus, in ſ. Werke de Concurſu Rationis et Scripturae; Joh. Regius, de Modo percipiendi S. S. divinitatem, Franecq. 1688; Witſius in Diſſ. Epiſt. ad Ulr. Huberum; und Leydecker.

Daß ein Philoſoph ſehr geſchickt ſey, in Streitigkeiten der Religion zu entſcheiden, desfalls will ich mich nicht bloß darauf berufen, daß die erſten Chriſten in ihren Streitigkeiten mit den Ketzern heidniſche Philoſophen zu Schiedsrichtern erwählten; nämlich die erſten Chriſten im dritten Jahrhunderte. Denn früher iſt von dieſer Gewohnheit keine Spur. So diſputirte z. B. Origenes wider die Marcioniten und Valentinianer, unter dem Schiedsrichteramte des Eutropius, eines heidniſchen Philoſophen. Ein Beweis davon iſt des Origenes Dialogus contra Marcionitas, ſ. de recta in Deum fide, den Joh. Rud. Wetſten 1674 zu Baſel zuerſt griechiſch und lateiniſch herausgab. Desgleichen Archelaus, Biſchof zu Carrä in Meſopotamien, wider den Manes, unter Entſcheidung vier heidniſcher Philoſophen. Von dieſer Diſputation ſind noch Fragmente vorhanden, welche Fabricius im zweiten Bande der Werke des Hippolytus wieder hat auflegen laſſen.

Ich ſage, ich will mich nicht hierauf berufen; weil die zwei Schriften, auf welche man ſich desfalls bezieht, leicht nur bloß dergleichen Einkleidungen ſeyn dürften, ohne daß die Streitigkeiten jemals wirklich ſo gehalten worden; wovon ich in ihnen ſelbſt mehr Spuren aufſuchen müßte. Denn ſie ſind mir wenigſtens dadurch verdächtig, daß bei dem Archelaus die Philoſophen nicht allein wider den Manes ſind, ſondern auch beim Origenes ſich ſogar Eutropius zur chriſtlichen Religion bekehrt. Anderer Punkte der Unwahrſcheinlichkeit zu geſchweigen. Wie denn auch Friederici, der eine eigne Diſſertation: Philoſophos Gentiles controverſiarum fidei in veteri Chriſti eccleſia arbitri, zu Leipzig 1723 gehalten hat, aus der ganzen Kirchengeſchichte nicht mehr als dieſe zwei Beiſpiele anzuführen weiß. Doch bringt er ausdrükliche Zeugniſſe bei, welche dieſe Gewohnheit ſonſt bekräftigen; nämlich: 1. des Cyrillus aus dem vierten Jahrhunderte, Catech. VI, quae de Monarchia Dei agit, n. XV. edit. *Tho. Milles*, p. 95; und 2. des Photius. S. *Cave*, Hiſt. Lit. Scr. Eccl. P. I. p. 100. Wieſemann in ſ. Memorabb. Eccl. Hiſt. P. I. Sect. 3. §. 19, p. 200, ſagt davon, daß es exemplo ſcandaloſo, nec facile excuſando, geſchehen ſey. Und wenn er hierin auch Recht hätte, ſo würde der Satz dennoch beſtehen, weil hier nicht von heidniſchen Philoſophen, ſondern von chriſtlichen die Rede iſt, gegen welche die Einwendung des Haſſes und der Unwiſſenheit nicht gilt.

Rembrandt. Die Rembrandtiſche Manier ſchickt ſich zu niedrigen, poſſierlichen und ekeln Gegenſtänden ſehr wohl. Durch die ſtarken Schatten, welche durch den Vortheil des unreinen Wiſchens oft erzwungen werden, errathen wir mit Vergnügen tauſend Dinge, welche deutlich zu ſehen kein Vergnügen iſt. Die Lumpen eines zerriſſenen Rockes würden, durch den feinen und genauen Grabſtichel eines Wille ausgedrückt, eher beleidigen als gefallen; da ſie doch in der wilden und unfleißigen Art eines Rembrandt wirklich gefallen, weil wir ſie uns hier nur einbilden, dort aber ſie wirklich ſehen würden.

Hingegen wollte ich hohe, edle Gegenſtände nach Rembrandt's Manier zu behandeln nicht billigen. Ausgenommen ſolche hohe, edle Gegenſtände, in welchen Niedres und Edles verbunden iſt. Z. E. die Geburt eines Gottes in einem Stalle, unter Ochſen und Eſeln. Und ſolche, mit welchen die Dunkelheit für ſich verbunden iſt.

Moſes Mendelsſohn, dem ich dieſe Gedanken mittheilte, antwortete mir: „Sie haben vollkommen Recht. Denn wenn uns ſchon „bei hohen und edeln Gegenſtänden die Skizzen oft beſſer gefallen,

„als die vollendeten Gemählde; ſo geſchieht es deswegen, weil wir bei „den Skizzen dasjenige hinzudenken, was ein arbeitſamer Pinſel ausgeführt hätte. Die Rembrandtiſche Manier aber kann uns als eine „fertige und vollendete Arbeit bei edeln Gegenſtänden nicht gefallen. „Von **Dietrich** hat man eine Beſchneidung im Rembrandtiſchen „Geſchmacke."

Reyſelius. Von deſſen bewundernswürdiger Maſchine eines künſtlichen Menſchen ſ. das Journal des Savans, a. 1677, p. 361; und die Beſtätigung dieſer Nachrichten ebendaſ. a. 1680, p. 41 ff.

Wilhelm ten Rhine. Der erſte, welcher in Europa der Chineſer und Japaner Art, durch die Inuſtion und Acupunctation das Podagra und andre reiſſende Krankheiten zu heilen, bekannt gemacht hat. S. Journal des Sav. a. 1684. p. 109.

Nic. Ricciolini. Ein bekannter Mahler in Rom, der im J. 1763 noch lebte, und von dem, zum Beweiſe, wie wenig die Römer das, was ſie täglich vor Augen haben, achten, **Winkelmann** erzählt, daß er allererſt im ſiebzigſten Jahre ſeines Alters die Statuen der Villa Borgheſe zum erſtenmal geſehen habe. Er war ſonſt ein Mann von großem Talente und vieler Wiſſenſchaft, auch auſſer ſeiner Kunſt. (Von der Empf. d. Sch. S. 7.) Die Baukunſt hatte er aus dem Grunde ſtudirt, und dennoch eines der ſchönſten Denkmäler, nämlich das Grab der **Cäcilia Metella**, des **Kraſſus** Frau, nie geſehen.

Richardſon. Der engliſche Feuerfreſſer. S. Journal des Sav. a. 1677, p. 54 und 222. — Endlich ward ſein Geheimniß verrathen, und eben daſelbſt, a. 1680, p. 292, mitgetheilt.

Ritterorden. Ich finde in **Zeillers** Sendſchreiben XXI: „Was derſelbe mir von dem neuen Ritterorden, de i Cavalieri di „Santa Militia genannt, ſo neulich in dieſem 1619ten Jahre zu Wien, „von dem Herzoge von **Nevers** und andern Fürſten und Herren aufgerichtet worden, ſchreibet, das habe ich mit mehrern daraus vernommen." — Ich merke mir dieſes Zeugniß deswegen an: 1) Weil **Gryphius** dieſes Ordens gar nicht gedenkt; 2) weil er im Gegentheil an der wirklichen Exiſtenz eines Ordens der **Ritter von den Kreuzzügen**, deren **Juſtiniani** im 20ſten Kapitel der andern Edition gedenkt, zweifelt, und meint, daß überhaupt die Kreuzorden darunter verſtanden würden. Könnte Juſtiniani nicht dieſen Orden des Herzogs von Nevers darunter verſtanden haben? Ich muß ſein Werk bei Gelegenheit ſelbſt nachſehen, nämlich ſeine chronologiſche Geſchichte aller Ritterorden, in italiäniſcher Sprache, deren zweite Ausgabe 1692, fol. erſchienen iſt.

Galeazius Ruber, oder de Rubeis. Ein geſchikter Schmied zu Mailand zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts. Cardan's Vater war ſein vertrauter Freund; und dieſer Freundſchaft haben wir es vornehmlich zu danken, daß der Sohn an verſchiedenen Orten ſeiner Werke dieſes Künſtlers gedenkt. Einmal in dem Buche *de vita propria*, c. 3. „Utebatur (pater) amico unico et familiari, *Galeazio Rubeo*; (familiae hoc nomen erat:) ſimilitudo morum et ſtudiorum fabrum illi amicum effecerat. Is enim eſt, qui Archimedis cochleam invenit, nondum vulgatis Archimedis libris; gladios qui plumbi inſtar flecterentur, et ferrum pene ut lignum ſcinderent; et, quod majus fuit, thoraces ferreos (me ſpectante ſaepius experimentum; eram autem adoleſcentulus;) qui ictibus igneorum tormentorum militum legionariorum reſiſterent, adeo, ut quintuplici ictui unus idem ſuffecerit, vixque rimulam contraxit.“ — Und dann auch L. I. *de Subtilitate*, p. 366 Opp. wo er von der Cochlea des Archimedes redet, und ſagt, daß Vitruvius ihrer gedenke, und Diodorus Sikulus zu zwei verſchiednen malen: Dicens, Aegyptum ſiccatam beneficio cochleae ab Archimede inventae. Quod ſi ita eſt, cum Archimedes ſecundi belli Punici temporibus floruerit, neſcio quo pacto antiquo tempore bene potuerit Aegyptus habitari. Sed *Galeazius de Rubeis*, civis noſter faberque ferrarius, cujus infra mentionem facturi ſumus, cum jam olim inventam ipſe quaſi primus auctor exiſtimaret reperiſſe, prae laetitia inſanivit. Vidimus illum verſantem truſatilem machinam, ac paullo poſt mente excuſſum.“ Die Maſchine wird dort im Holzſchnitte beigefügt und erklärt.

Prinz Ruprecht. Dritter Sohn des Churfürſten Friedrichs V. von der Pfalz, und der Eliſabeth, Königs Jakobs I. von England Tochter. Geboren 1619, den 26 December. Schon den 26 Oktober des nämlichen Jahres war ſein Vater zum Könige von Böhmen gekrönt worden, welcher 1632, den 19 November, kurz nach Guſtav Adolphs Tode ſtarb. Im J. 1635 gieng Ruprecht nach England, wie Michaelis ſagt, oder vielmehr im folgenden Jahre, nach **Salmon's** Berichte: Charles, Prince Palatin du Rhin, & le Prince Robert ſon frère, arrivèrent en Angleterre; ils venoient ſolliciter le recouvrement du Palatinat.

Riechen. In Anſehung des Sinnes des Riechens, und der Beſonderheiten deſſelben, iſt **Johannes Leodienſis**, als Beiſpiel eines ganz außerordentlichen Geruchs merkwürdig, von dem **Digby** de Natura Corporum, und **Morhof**, de Paradoxis Senſuum, nachzuſehen ſind. — Von dem Geiſtlichen zu Prag, welcher die Leute durch den Geruch zu unterſcheiden wußte, und eine neue Wiſſenſchaft des Geruchs ſchreiben wollte, worüber er aber ſtarb, ſ. das Journal des Savans, a. 1681, p. 66.

S.

Satyriſches Drama. Oder wie es **Eſchenburg** in ſeinem **Hurd** mit Einem Worte nicht übel überſetzt, **Satyrſpiel**. Nur könnte man leicht aus dieſer Benennung ſchließen, daß es ſchlechterdings aus Satyren habe beſtehen müſſen. — Vor dem **Caſaubonus** war es den neuern Gelehrten kaum bekannt; daher viele gar nicht wußten, was ſie aus dem **Cyklops** des **Euripides** machen ſollten J. C. **Florens Chriſtianus** in den Noten zu ſeiner Ueberſetzung deſſelben, ſah wohl, daß es keine ordentliche Tragödie ſeyn ſollte; aber auch nicht einmal der Name fiel ihm bei; und er glaubte es, wie **Plautus** ſeinen **Amphitryo**, eine tragicomoediam nennen zu können.

Erſt muß man dieſes Drama, welches ein regelmäßiges Werk war, von den **Satyrchören** unterſcheiden, die mit wilden Geſängen und unordentlichen Tänzen in den älteſten Zeiten das Bacchusfeſt feierten, und aus welchen das Trauerſpiel ſelbſt ſeinen Urſprung hatte. Das neuere Satyrſpiel war eine ſpätere Erfindung, und ward durch das ernſthafte Trauerſpiel veranlaßt, welches vielen bei ſo freudigen Feierlichkeiten zu ernſthaft war, denen man alſo auch etwas luſtigers geben mußte:

— — — — — eo quod
Illecebris erat et grata novitate morandus
Spectator, functusque sacris, et potus et exlex.
Horat. de A. P. v. 223. *)

---

*) Man leſe darüber das ſehr empfehlungswürdige Programm des Hrn. Prof. **Buhle** in Göttingen, de Fabula Satyrica Graecorum; Goett. 1787. 4. wer

Schach. Ein Verzeichniß der Schriftſteller vom Schachſpiel findet man beim *Tho. Hyde* de Ludis Orientalium, L. I. P. I. p. 182; auf welches ſich die Nummern, die ich hier anführe, beziehen:

27. Dieſer Jak. de Ceſſolis oder Caſallis, oder Caſolis, der vor dem J. 1200 lebte, und eine Moraliſation des Schachſpiels ſchrieb, iſt wohl der älteſte Schriftſteller von dieſer Materie in Europa. — Hyde merkt dabei an: Hunc librum *Conradus de Ammenhuſen* Monachus et Sacerdos Stettioenſis circa annum 1337 in rhythmum germanicum vertit, auxitque adeo, ut novus liber videretur. Es iſt eine dergleichen Ueberſetzung unter den Manuſkripten der Wolfenbüttelſchen Bibliothek; ohne Zweifel wird es die nämliche ſeyn. — Eine eigentliche deutſche Ueberſetzung der Abhandlung des Caſſalis von einem Stephan Flacher von Dünkelſpiel von 1413 f. unter den Mſpten, Nr. 25. 4. Eine gedruckte italiäniſche von 1534, f. 154. 1. Quodl.

11. Wielius, welcher das Gedicht des Vida kommentirt hat, heißt nicht Hieronymus, ſondern Lukas, und war aus Liegnitz in Schleſien. Sein Kommentar mit dem Gedichte ſelbſt iſt gedruckt Argentinae, 1504. 8. (104. Eth. 8.)

22. Coſmo Grazino hat eigentlich nichts vom Schachſpiele ſelbſt geſchrieben, ſondern nur eine verbeſſerte Ausgabe von dem Gedichte des Vida, nebſt einer italiäniſchen Ueberſetzung in Ottava Rima, geliefert, die 1604 zu Florenz in 4. gedruckt iſt. (86. Quodl. 4.)

20. Girolamo Zanucchi iſt gleichfalls nur ein Ueberſetzer des Vida in Ottava Rima. Seine Ueberſetzung iſt gedruckt Trevigi, 1589. 4. (180. Quodl. 4.)

Unter die Ueberſetzer des Vida gehört auch noch Nicolo Mutoni, den Hyde nicht hat, und deſſen Ueberſetzung in verſi ſciolti zu Rom, 1544. 8. gedruckt worden. (154. 1. Quodl. 8.)

21. Gregorio Ducchi aber, Gentiluomo Breſciano, hat ein eignes Heldengedicht vom Schachſpiel 1607 zu Venedig in 4. drucken laſſen. Der Titel heißt: Il Giuoco degli Scacchi, ridotto in Poema Eroico, ſotto Proſopopea di due potenti Rè, e degli Eroi loro. Es beſteht aus ſechs Geſängen in Ottava Rima. (180. Quodl. 4.)

---

in auch die von mir dem Verf. mitgetheilte Leſſingiſche Vermuthung, daß die Alceſtis des Euripides nicht ein Trauerſpiel, ſondern ein ſolches ſatyriſches Drama ſey, geprüft und bezweifelt wird. Eſchenburg.

18. **Damano Portugheſe** hat ein Libro da imparare giocare à Scacchi e de' belliſſimi partiti &c. italiäniſch und ſpaniſch geſchrieben, wovon zwei alte Ausgaben ohne Jahrzahl in der Wolfenb. Bibliothek befindlich ſind. Die ältere, 562. Quodl. 8; und die ſpätere 551. 1. Quodl. — Es hat zehn Kapitel, wovon das achte: delli tratti ſottili che ſi dicono in volgare Spagnuolo *primores*, und das neunte delli giochi delli partiti, d. i. von ſolchen Spielen, wo man wettet, daß in drei, vier, fünf, ſechs Zügen der Gegner matt ſeyn ſoll; und das zehnte de l'arte del giocare alla mente, handeln. Es iſt aber zu bedauern, daß die Exempel im achten und neunten Kapitel, welche nach Art des **Stamma**, und vielleicht die nämlichen ſind, wegen der fehlerhaften Holzſchnitte, welche dabei gedruckt, kaum zu verſtehen ſind.

19. **Ruy Lopez.** Von dieſes Spaniers Abhandlung ſind in der Wolfenb. Bibliothek nur zwei Ueberſetzungen: eine italiäniſche von **Gio. Domenico Torſia** mit dem Namen des **Lopez**; Vened. 1581. 4. (180. Quodl. 4.) und eine franzöſiſche, ohne Namen des Verfaſſers und Ueberſetzers, Paris, 1609. 4. (86. Quodl. 4.) — **Ruy Lopez** iſt der, deſſen Anweiſung mir unter allen am beſten gefallen hat.

17. **D. Jakob Mennel** hat ein deutſches Gedicht vom Schachſpiel 1507 drucken laſſen, welches ſich meiſtentheils bei den Anweiſungen zum Schachſpiel findet, die **Chriſtian Egenolff** zu Frankfurt in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts öfters hat drucken laſſen. (263. Quodl. 4.) — Ich habe aus dieſen Anweiſungen geſehen, daß unſre jetzige Art, Schach zu ſpielen, gar nicht die alte, ſondern eine neuere iſt, die damals **Current**, oder das welſche Schachſpiel genannt wurde. — Aus den gemeinen Regeln merke ich mir daraus folgende:

Wiltu das Spiel behalten,
So zieh den erſten von dem Alten.

(d. i. den **Läufer**.)

Und

Ante Reginam
Debes producere primam.

(Welches aber jenem widerſpricht; indeß ſind beide Auszüge gut.)

Und

Hut gegen Hut
Thut ſelten gut.

Lucanus in Paneg. ad *Piſonem* a décrit élégamment le jeu des échecs, ſagt **Dû Fresne** in ſeinen Anmerkungen über den **Joinville**, S. 59.

Von neuern Schriftſtellern über dieß Spiel, welche **Hyde** nicht haben konnte, ſ. die Vorrede der Analyſe des Échecs, par *Philidor*; Leipſ. 1754. 8. Dahin gehören:

1. **Don Piedro Carrera**, der im J. 1617 ein großes Buch darüber herausgab. Aus ihm ſcheint **Philidor** alles Hiſtoriſche zu haben, welches ſehr ſeicht und unrichtig iſt. Z. E. Wenn er von den Regeln des **Palamedes** ſpricht, welcher das Spiel, nach dem **Carrera**, ſoll erfunden haben, als ob wirklich noch ein Buch von ihm vorhanden wäre.
2. *Le Calabrois*, der dem **Carrera** mit andern in ihren ſehr unzulänglichen Anweiſungen gefolgt iſt. Sie haben bloß die erſten Züge angegeben, und es hernach dem Spieler fortzuſetzen überlaſſen.
3. **Cunningham** und **Bertin**, kenne ich beide nicht. „Ils nous donnent des Gambits, qu'ils ſont perdre ou gagner, en faiſant mal jouer l'adverſaire.“
4. **Philidor** ſelbſt ſagt von ſich und ſeinem Buche: „Mon but principal eſt de me rendre recommandable par une nouveauté, dont perſonne ne s'eſt aviſé, ou peut-être n'en a été capable; c'eſt celle de bien jouer les Pions; ils ſont l'ame des échecs.“

Schauſpieler und Schauſpielkunſt. Es muß nicht wahr ſeyn, daß die Schauſpieler der Alten **beſtändig** unter der Larve geſpielt haben. Denn wie könnte **Seneka** (Epiſt. XI.) ſonſt ſagen: Artifices ſcenici, qui imitantur affectus, qui motum et trepidationem exprimunt, qui triſtitiam repraeſentant, hoc indicio imitantur verecundiam: deiiciunt vultum, verba ſubmittunt, figunt in terram oculos et deprimunt, ruborem ſibi exprimere non poſſunt; nec prohibetur hic, nec adducitur. — Man dürfte zwar vielleicht ſagen, daß artifices ſcenici hier die **Pantomimen** wären; aber wie paßt ſich das verba ſubmittunt auf die Pantomimen?

Schifsbau. Ums Jahr 1691 that ein Engländer **William Petty** einen Vorſchlag zu einem Schiffe, von einer ganz neuen Bauart, und ließ auch wirklich ein Modell davon bauen, mit welchem im gedachten Jahre auf der Themſe Verſuche angeſtellt wurden. Die Beſchreibung davon finde ich in The Young Student's Library, by the Athenian Society, p. 208. — Das Weſentlichſte von der Struktur war, daß es aus zwei kleinen Schiffen beſtand, welche durch eine Platform mit einander verbunden waren, ſo, daß zwiſchen beiden Schiffen das Waſſer einen freien Durchlauf hatte. Die Vortheile, welche **Petty** davon verſprach, waren: 1) eine weit größere Geſchwindigkeit, da es zwei oder dreimal ſo viel Segel führen könne, als ein andres Schif, und dabei keinen Ballaſt brauche; 2) daß es nicht ſo leicht umſchlagen, und gar nicht ſinken könne; jenes, weil das Waſſer unten dazwiſchen durchſtröme; und dieſes aus dem nämlichen Mangel des Ballaſtes; u. ſ. f. Wegen des doppelten Kiels wollte man dieſem Schiffe den Namen *Gemini* geben. Ich finde aber nicht, daß man weiter auf dieſe Vorſchläge geachtet habe.

Schmidt. Der Wertheimiſche Bibelüberſetzer. — Nach ſeiner Achtserklärung hat er ſich lange Zeit in Altona aufgehalten, unter dem Namen **Schröder**, in dem Hauſe eines Menoniten, wo er von der Unterſtützung verſchiedner Freunde in Hamburg, und von ſeinen Arbeiten lebte. Hier überſetzte er des **Spinoza** Sittenlehre, mit **Wolf's** Widerlegung, die Frauenzimmer-Apotheke, **Arbuthnot** von Speiſen, und **Kantemir's** ottomaniſche Geſchichte. Endlich kam er durch Hrn. v. **Stüven** nach Wolfenbüttel, wo er eine kleine Penſion von dem Herzoge genoß, und in der Stille ſeine Ueberſetzung des alten Teſtaments vollendete. Das Manuſkript davon beſitzt der Herzog; und es ſollen die gedruckten Bücher Moſis darin ſehr verbeſſert, und die Anmerkungen um Vieles verkürzt ſeyn. Er ſtarb um 1749. Auch die **Hofmanniſche** Ueberſetzung vom **Antonin** hat er ganz umgearbeitet, ſo, daß ſie nach der letzten Ausgabe mehr ſeine, als **Hofmann's** Arbeit zu nennen iſt.

Schönheit. Der körperlichen Schönheit, beſonders der Geſichtszüge, kann von den Wehmüttern und Ammen nachgeholfen werden. Dieß bemerkt ſchon **Hippokrates**, Lib. de Aeribus etc. Sect. 35, wo er ſagt, daß die Scythen die langen Geſichter geliebt, und ſie ihren Kindern durch den Druck zu geben geſucht haben. Wenn dieß alſo ein wahres Kennzeichen der Scythen iſt, ſo wäre die Frage, ob der Mahler es wohl beibehalten dürfe, und wie weit, ohne ſeine Kompoſition häßlich zu machen?

Auch **Lemnius** de occultis Naturae Miraculis etc. Lib. IV. c. 18, redet von Müttern, die der Schönheit ihrer neugebornen Kinder auf alle Weiſe nachzuhelfen ſuchen; und darunter auch, daß ſie ex glaucis ſeu caeſiis oculis nigros efficiunt, copioſo lactis uſu, ac potiſſimum, ſi nutrix calidae naturae exiſtat, ipſeque infans in loco opaco ac ſubobſcuro contineatur.

Michael Scotus. *Michael Scotus*, illuſtris aſtrologus, ſchreibt Joh. Matthäus, (de rer. invent. p. 38.) galeae ferreae uſum invenit. Und p. 41. nochmals: Galeam ferream excogitavit *Michael Scotus*, inſignis aſtronomus.

Ich weiß nicht, was ich aus dieſer Nachricht machen ſoll. Es iſt wahr, caſſis und galea wird bei den Alten unterſchieden; und zwar, wie Iſidorus (XVIII, 14.) will: *caſſis* de lamina eſt, *galea* de corio. Indeß finden ſich doch auch ſchon bei den Alten eiſerne galeae. Diodorus ſagt (B. V.) daß die Gallier eherne gehabt: aeneis utuntur galeis cum magnis appendicibus ad prolixam oſtentationem factis. Doch, das ſind eherne, und nicht eiſerne, wird man ſagen. So beruf' ich mich auf den Plutarch, welcher in dem Leben des Kamillus ſagt: fabricatus eſt militibus ſuis galeas, pleraſque totas ferreas, et leves in ambitu, ut gladii aut laberentur in iis, aut frangerentur.

Wollen wir alſo ſagen: daß die eiſernen Helme in den mittlern Zeiten wieder aus dem Gebrauche gekommen, und daß ſie Scotus von neuem erfunden habe?

Scotus lebte im 13ten Jahrhunderte, und war ein großer Liebling des Kaiſers Friedrichs II. Die Schriftſteller, welche Bayle über ihn anführt, und andre, dürften nachzuſehen ſeyn, ob ſich vielleicht einer darunter fände, aus welchem Matthäus ſeine Nachricht genommen hätte, oder welcher auf die Quelle dieſer Nachrichten führen könnte. Es verlohnte ſich auch der Mühe, die Werke des Scotus ſelbſt desfalls durchzublättern.

Nic. Seeländer. Deſſen zehn Schriften vom deutſchen Münzweſen mittlerer Zeit ſind zu Hannover gedruckt. Sie ſind merkwürdig wegen der vorangeſetzten Nachrichten, was er für die Dedikation einer jeden derſelben bekommen, und was ihm die Verſchenkung der Exemplare ſonſt eingetragen hat. (S. Freimüthige Nachrichten; Erſter Jahrgang, S. 129.)

Sehen. Auch der Sinn des Sehens hat mancherlei Sonderbarkeiten. So lieſt man von einem, der ſich der Naſe ſtatt eines Sehrohrs bediente, in *Laur. Scholzii* Epiſtt. Medicinal. ep. 75. 76. — Von Leuten die im Finſtern geſehen, ſ. *Tho. Bartholinus* de Luce

Animalium, L. I. c. 11. — Von einem, auf den die Erblickung gewiſſer Dinge ſonderbare Wirkung gehabt: cui, viſo antimonio, ſtatim laxatus alvus fuerat. V. *Bartholin.* Cent. 5. Hiſt. Anatom. 6. — Auch hat es fanatiſche Seher gegeben; z. E. Lepp, der Narr des Tycho de Brahe. S. *Gaſſendi* de vita *Tychonis*, L. VI. — Joſeph Burrus; ſ. *Bartholin.* de Luce Animal. L. III. c. 8. — Und von den isländiſchen Sehern überhaupt, Acta Haſnienſ. Vol. II.

Manche haben ſich den Mangel des Geſichts durch andre Sinne zu erſetzen gewußt; wie Joh. Vermaaſen, der die Farben durchs Gefühl unterſcheiden konnte. S. Experiments and Conſ. touching Colours, by *Rob. Boyle*, p. 42. — *Leibnit.* in Hypoth. nova phyſica, n. 31. — Ein andrer Blinde konnte in der Karte ſpielen. V. *Digbaeus* de Natura Corporum, c. 28. n. 7.

Eine Nachricht von dem gelehrten blinden Mädchen, Eſther Eliſabeth von Waldkirch, und der Art und Weiſe, wie ſie ihr Vater ſchreiben lehrte, ſ. im Journal des Savans, a. 1680. p. 115.

Seiltänzer. Vom Urſprunge der Seiltänzer ſ. den Abbé Descamps in ſeiner Diſſ. ſur une Médaille grecque d'Antonin Caracalla, qui repréſente en revers des Spectacles & Jeux publics fort particuliers. Vergl. *Journ. des Sav.* a. 1677, p. 309.

Von außerordentlichen Seiltänzern, beſonders von zwei Türken, ſ. *Cardan.* de Subtilitate, L. XVI, p. 637, Opp. — Sie ſtiegen an ſehr ſteile Seile hinauf, und auch wieder herab. Man merkte, daß ſie ſich mit dem großen Zehen an dem Seile feſt hielten.

Die Bande von Seiltänzern, Bereutern, und ſtarken Männern, welche Nicephorus Gregoras L. VIII, c. 10, beſchreibt, war aus Aegypten, und zog in der ganzen Welt herum. Es waren vierzig Perſonen, wie ſie auszogen, und ſchon in Konſtantinopel keine zwanzig mehr. Die übrigen waren alle bei ihren Kunſtſtücken verunglückt. Auch machten ſie eben nichts außerordentliches; und ich habe wohl noch geſchicktere Leute, beſonders Bereuter, in dieſer Art geſehen. Sie giengen von Konſtantinopel durch ganz Europa, und kamen bis an das äußerſte Ende von Spanien.

Selbſtmord. „Hoc quosdam egit ad mortem, quod, propoſita ſaepe mutando, in eadem revolvebantur, et non relinquerent novitati locum. Faſtidio illis eſſe coepit vita, et ipſe mundus; et ſubiit illud rabidarum deliciarum: *Quousque eadem?*“ SENECA, de Tranquill. c. 2.

Warum mag Cardanus den Trieb, ſich ſelbſt umzubringen *amorem heroicum* nennen? — Lib. de vita propr. c. VI. „Laboravi interdum etiam amore heroico, ut me ipſum trucidare cogitarem; verum talia etiam aliis accidere ſuſpicor, licet hi in libros non referant."

Die Melancholie, atra bilis, heißt *affectio heroica*, weil ſie der größten Leute, und der Helden aller Art, gewöhnliches Antheil ſey. S. ***Portae*** Phyſiognom. L. I. c. 8.

Servius. Manchmal bringt dieſer berühmte Ausleger Virgil's ſehr unzeitige Gelehrſamkeit an; z. E. *Aen.* L. VI. v. 8. Was iſt natürlicher, als daß die Schiffer, wenn ſie anlanden, zuerſt nach ſüßem Waſſer gehen? — pars inventa flumina monſtrat. Aber das iſt dem Servius zu geringe. Nach ihm, weiſen ſie die entdeckten Flüſſe nicht nach, damit ihre Gefährten daraus trinken und kochen können, ſondern damit ſich Aeneas darin reinigen möge. Indeß lehrt uns Servius, bei ſeiner ſo weit her geſuchten Gelehrſamkeit, doch etwas ſehr ſchönes, nämlich, daß ſich bei den Alten die vermeinte Verunreinigung bis auf die Gedanken erſtreckte. Nicht nur, wer einen Leichnam berührte, ihn nur ſah, war unrein; ſondern auch der, welcher nur bloß mit irgend einer Bewegung daran dachte: qui funus agnoſcebat.

St. Severo. Unter den vielen Erfindungen, welche dieſer, (vielleicht) noch lebende, neapolitaniſche Graf für die ſeinigen ausgiebt, und wovon man im letzten Monate des Journal Encyclopédique v. J. 1768 eine weitläuftige Nachricht findet, iſt wohl manche ältere; z. E. die, den Marmor zu färben, und ſo darauf zu mahlen, daß es durch den ganzen Block dringt. Denn ſchon Lana in ſ. Prodromo, p. 161, ſpricht von dieſem Geheimniſſe, und hat ſogar die ganze Prozedur bekannt gemacht.

Siegelerden. Oder geſiegelte Erden; terrae ſigillatae. — „Wenn der Bolus geſchlemmt, in cylindriſche Kuchen gebracht, und geſiegelt wird, ſo nennt man ſie hernach geſiegelte Erden." (Vogel's Mineralogie, S. 31.) — Bolus aber heiſſen alle feinere Thonarten, ſie mögen eine Farbe haben, welche ſie wollen; nur müſſen ſie im Feuer ſich röthlich brennen. Dieſes iſt das eigentliche Kennzeichen des Bolus; nicht aber ſein medicíniſcher Gebrauch, welcher, wie Vogel ſagt, ſehr willkührlich iſt, und nur bloß in der Einbildung beſieht; noch weniger ſein fettiges Gefühl, welches auch der Porzellanthon und die Walkerde hat.

Unter den Siegelerden iſt die Terra Lemnia die berühmteſte, welche auf der Inſel Lemnos, jetzt Stalimene, und zwar, wie Breuning (Oriental. Reiſe, S. 40.) ſagt, nur einmal des Jahrs, nämlich den 6ten Auguſt, mit großen Feierlichkeiten, „nicht weit von „den Ruinen der alten Stadt Ephestiä, bei einer Kapelle, Sotira „genannt, gegraben wird; welcher Ort oder Grube ſonſt das ganze „Jahr uneröffnet bleibt. Es iſt auch den Einwohnern bei Leib- und „Lebensſtrafe verboten, dieſelbe außerhalb der Inſel zu diſtrahiren; ſie „wird nachmals mit des Türken Siegel bezeichnet, und nach Konſtantinopel gebracht.“ — Sonſt rühmt Breuning ihren Gebrauch ſehr wider Vergiftungen.

Bei Boiſſard (de Divinat. p. 198.) finde ich, daß in den allerälteſten Zeiten das Zeichen, welches auf die Terra Lemnia gedruckt worden, ein Bock oder eine Ziege geweſen ſey, zum Andenken des Bocks und der Ziege, welche die Weiber zu Lemnos der Venus geopfert hätten, um vom bocksartigen Geruche befreit zu werden, mit welchem ſie die Göttin beſtraft hatte. Ja, die Siegelerde ſelbſt ſey in den folgenden Zeiten von den Prieſtern mit Blute von geopferten Böcken und Ziegen beſprengt und vermiſcht worden. „Hicque mos perduravit multis ſeculis, ut teſtis eſt *Homerus*, *Herodotus* et *Dioſcorides*. Tempore tamen *Galeni*, qui vixit floruitque ſub tempore *Trajani*, *Antonini*, *Marci* et *Commodi*, ſigillum hoc caprae jam deſierat imprimi.“ Homer gedenkt der Inſel Lemnos oft genug; aber der lemniſchen Siegelerde wüßte ich nicht, wo? Auch Herodotus gedenkt zwar am Schluſſe des ſechſten Buchs der lemniſchen Weiber, die ihre Männer, und auch einmal in folgenden Zeiten, der Kebsweiber, die ihre Männer mit den von ihnen gezeugten Söhnen umgebracht hätten; aber kein Wort von der lemniſchen Erde. Dioſkorides muß alſo der eigentliche Währmann des Boiſſard ſeyn. Wie die Erde jetzt, unter der Regierung der Türken, gegraben werde, beſchreibt Boiſſard eben daſelbſt, faſt eben ſo, wie Breuning. Hepheſtiä, ſagt er, heiſſe jetzt Cochino. Aus des *Petri Belonii* Obſſ. c. 22, hat er auch verſchiedene runde Kuchen ſolcher Erde mit ihren Siegeln, welches arabiſche Charaktere ſind, in Kupfer ſtechen laſſen.

Sophokles. Worin iſt die ἀνωμαλία zu ſetzen, die man nach dem Plutarch, am Sophokles tadeln könnte? ſo, wie am Eurivides die [illegible]. (*Plutarch.* de Audit. p. 45, edit. *Xylandr.*) — Betrift dieſe inaequalitas, wie es **Xylander** giebt, den Ausdruck, oder den Charakter?

Sokratiſche Steine. So müßte man, nach der Meinung des **Chifletius**, eine Art von geſchnittenen Steinen nennen, auf welchen beſondere Figuren vorkommen, die aus Köpfen verſchiedener Thiere, öfters nach der Geſtalt eines Hahns geordnet, und auf die Füße eines Hahns geſtellt, beſtehen. Weil unter dieſen verſchiedenen Köpfen ſich meiſtentheils auch ein alter Mannskopf befindet, welcher dem Kopfe des **Sokrates** etwas ähnlich ſieht, ſo hat **Chiflet** (in ſ. *Socrates*, ſ. de Gemmis ejus imagine caelatis Judicium,) die ganze Figur auf ihn gedeutet, und die übrigen Thierköpfe von ſeinen Anklägern verſtanden, oder als ſymboliſche Vorſtellungen ſeiner Tugenden erklärt.

Leon. Agoſtini, welcher unter ſeinen Gemmen auch zwei dergleichen hat, hält ſie für Amulete. (P. I. n. 203. 204. p. 78. edit. *Gronov.*)

De la Chauſſee (Gemme ant. figur. n. 176. 178. 182. 183.) macht theils phyſikomoraliſche, theils hiſtoriſche Auslegungen darüber. Und dieſem iſt **Schott** gewiſſermaßen gefolgt, welcher einen ſolchen Stein in dem königl. Kabinete zu Berlin in einer beſondern Schrift ausgelegt, und eine politiſche Sittenlehre darin gefunden hat. S. **die Haupttugenden eines löblichen Landesherrn in einem alten Steine des königl. Medaillenkabinets zu Berlin**; zuerſt angemerkt und erklärt von **Joh. Carl Schott.** Berl. 1717. 4. — Dieſer berliniſche Stein kommt mit dem beim **de la Chauſſee**, Nr. 176. vollkommen überein; nur daß auf jenem der Pferdekopf einen Kranz im Maule hält, und hinter ihm, über dem Widderkopfe ein Kaduceus ſteckt.

Spiele. Vom Tarockſpiel findet ſich eine Stelle in **Zellers** Sendſchreiben XX: „**Bernhardinus di Corte**, der 1499 das „Caſtell zu Mailand den Franzoſen verräthriſcher Weiſe übergeben, „war hernach von denſelben aufs äußerſte gehaßt; alſo, daß ſie auch „im Spiele de i tarocchi, wenn ſie des Verräthers Karte geben „wollten, ſagten: do Bernardino di Corte.“ — Dieß Spiel muß alſo ſehr alt ſeyn. Aber was iſt hier unter **des Verräthers Karte** zu verſtehen? Der Sktiez oder der Pagat? — Es verdient **Tomaſo Porcacchi** in den Noten zum 4ten Buche des **Guicciardini**, den Zeiller als ſeinen Währsmann anführt, deswegen nachgeſehen zu werden.

Sprache. Von den Stammſprachen der jetzigen Deutſchen, iſt es Wachter's Syſtem: daß Anfangs in Deutſchland nur eine einzige einförmige Sprache geweſen, die ſich hernach in die gothiſche, angelſächſiſche und fränkiſche getheilt habe. Die gothiſche iſt nicht die erſte urſprüngliche Sprache, ſondern nur eine Mundart; und die angelſächſiſche und fränkiſche ſind nicht ihre Töchter, ſondern Schweſtern. Ein Wort, das in allen drei Mundarten vorkommt, gehört der allgemeinen Sprache; und nur das, welches bloß in Einer derſelben vorkommt, kann man ein gothiſches, angelſächſiſches, oder fränkiſches Wort nennen. — —

Die Modi der Zeitwörter in der hebräiſchen Sprache, auch in der hungariſchen, würden ſich leicht auch in die Deutſche haben einführen laßen, wenn man nicht eigene, beſondre Zeitwörter aus dieſen Modis gemacht hätte. So wird z. E. durch die bloße Veränderung des Vokals i in e, nicht ſowohl die ganze Bedeutung geändert, als vielmehr nur modificirt. Aus ſitzen wird ſetzen, welches ſo viel iſt, als ſitzen machen; aus ſinken wird ſenken, oder ſinken machen; aus blicken, blecken, oder blicken machen, z. E. die Zähne blecken, Steine, die durch den Kalk blecken; trinken und tränken. Desgleichen in dem Worte, verderben, die zweite und dritte Perſon des Singulars Präſ. du verdirbſt, verderbſt; er verdirbt, verderbt; ſo nämlich, daß es mit i das Neutrum, und mit e das Aktivum iſt.

Sprichwörter. Die deutſche Sprache hat einen großen Reichthum an Sprichwörtern. Gleichwohl dürfte es nicht übel ſeyn, auch die Sprichwörter aus andern Sprachen zu borgen, die ſich kurz und nachdrücklich überſetzen laßen. Zu London ſind im J. 1640 Outlandish Proverbs selected by *M. G. H.* in 8. herausgekommen, an der Zahl 1032. Aus dieſen habe ich folgende ausgezogen:

12. Guten Kaufs macht den Beutel leer.
36. The German's wit is in his fingers; d. i. des Deutſchen Verſtand iſt in ſeinen Fingern. — Ich merke dieſes Sprichwort als ein Zeugniß für die mechaniſchen Talente der Deutſchen an.
141. Liebe deinen Nächſten; aber reiße den Zaun nicht nieder.
178. Denke auf faule Tage, und arbeite darauf los.
229. Rechne genau; auch der Februar hat ein und dreißig Tage.
252. Freie um die Wittwe, weil ſie noch trauert.

287. Ein Narr denkt, daß andre nichts denken.
318. Wer ſein Huhn allein iſſt, muß ſein Pferd allein ſatteln.
356. Wer Einen züchtigt, züchtigt hundert.
373. Könnte er laufen, wie er trinkt, er fienge einen Haſen.
389. Dem Hunde, der Aſche leckt, vertraue kein Mehl.
457. Der Hund nagt an dem Knochen, weil er ihn nicht verſchlingen kann.
461. Der größte Schritt iſt der Schritt aus der Thür.
476. Der Mantel iſt deß, den er deckt; die Welt deß, der ſie genießt.
499. Ueber einen Nagel gieng das Hufeiſen; über das Hufeiſen das Pferd; über das Pferd der Reuter verloren.
505. Ein Pfenning erſpart, iſt zweimal verdient.
521. Eine Blume macht keinen Kranz.
523. Auch Ein Feind iſt zu viel.
556. Der Blinde ſchluckt manche Fliege mit hinunter.
587. Donnerſtag kommt, und die Woche iſt vorbei.
629. Die Wage ſagt: das iſt ſchwer; und, das iſt leicht; aber nicht: das iſt Gold, und das iſt Silber.
708. Des Tapfern Blick iſt mehr als des Feigen Schwert.
718. Drei leben friedlich, wenn zwei nicht heim ſind.
719. Alle Schlüſſel hängen nicht an Einem Gürtel.
925. Des Apothekers Mörſer verdirbt des Kunſtpfeifers Muſik.
928. Jahre wiſſen mehr als Bücher.
949. Jede Meile iſt im Winter zwei.
976. Ein Morgenregen hintertreibe keine Reiſe.
977. Ein ſchöner Wintertag macht keine luſtige Vögel.
981. Des Schlafenden Kopf iſt in ſeinem Magen.
1006. Wer in Hoffnung lebt, tanzt ohne Muſik.
1016. Der Herr nicht zu Hauſe, Niemand zu Hauſe.
1031. Weiber verſchweigen, was ſie nicht wiſſen.
1032. Wer dem Kinde die Naſe wiſcht, küßt der Mutter den Backen.

Steigbügel. Daß die Alten keine gehabt haben müſſen, weil ſich deren keine auf alten Denkmälern finden, hatte **Matthäus** ſchon angemerkt: (de rer. invent. p. 38.) Stapes, h. e. inſtrumentum illud, in quo uterque pes inſidentis equo utrinque quieſcit, inventum eſt novum. Nam ut in marmoreis ſignis Romae et alibi videre licet, non habebant antiqui id inſtrumentum.

Johann Stoffler. Die Todesart deſſelben, deren Sethus Calviſius in ſ. Opere Chronologico, p. 832, gedenkt, daß nämlich ein Fall Anlaß dazu gegeben habe, den er ſelbſt vorhergeſehen, iſt ſo ausgemacht nicht, indem Cruſius (Annal. Sueviae, P. III. L. XI. c. 5.) ſagt, daß er zu Blawbeyern an der Peſt geſtorben ſey. Bayle bemerkt dieſe Verſchiedenheit bereits, zieht aber für die letztere Meinung bloß den Adami an, und erklärt ſich eigentlich für keine, die doch unſtreitig Cruſius, der gleichfalls Profeſſor zu Tübingen war, den meiſten Glauben verdient.

T.

Taback. **Nicht Toback, wie es einige ausſprechen.** Den Namen haben die Spanier dieſem Kraute von einer Inſel gegeben, auf der es häufig wächſt. „Facultatibus inſignibus celeberrima eſt herba, ſagen die Medici von Lyon, (Lib. XVIII. c. 138.) quam *Petum* ab Indis vocari refert *Thevetus*; Nicolaus Monardus *Picielt*; Oviedus in Hiſpaniola inſula *Petebecenuc*. Hiſpani *Tabaco* nominarunt, ab inſula quadam ejus nominis, in qua frequentiſſima reperitur. Galli, quod *Joannes Nicotius*, regius aliquando in Luſitania orator, ejus ſemen primus ad reginam, regis Galliae matrem, detulerit, illiusque facultates docuerit, *Nicotianam* et *Herbam Reginae* nuncuparunt.“

Dieſer *Nicot* hat einen Tréſor ou Dictionnaire de la Langue Françoiſe geſchrieben, in welchem er unter dem Worte *Nicotiane* dieſer Sache ſelbſt gedenkt; und zwar ſagt er, daß es 1560 geſchehen ſey, daß er dieſes Kraut aus Portugal nach Frankreich geſchickt habe.

Was mir hierbei am merkwürdigſten vorkommt, iſt dieſes, daß man dieß Kraut damals am wenigſten zum Rauchen und Schnupfen, ſondern für weibliche körperliche Uebel, und beſonders wider die Luſtſeuche, gebraucht hat. Nicot, an dem angeführten Orte, ſagt ſelbſt, es ſey de vertu admirable pour guérir toutes navrures, playes, ulcéres, chancres, dartres, & autres tels accidens au corps humain. Auch geht das Epigramm des Buchananus dahin, wider die Königin Katharina von Medici, die es nach ihrem Namen *Herbam Mediceam* wollte genannt wiſſen. Er nennt es darin ſalutiferam cunctis languoribus herbam; und ſagt, daß ihm der Name Medicea allein alle gute Kräfte würde genommen, und es in Gift verwandelt haben, da dieſe Katharina [illegible] luesque ſuorum ſey

Der jetzige mediciniſche Gebrauch des Tabacks iſt, glaub' ich, nicht groß. Von Tabacksklyſtieren habe ich gehört; auch weiß ich, daß **Krüger** ihn wider die Krätze vorgeſchlagen hat. Doch, daraus ſelbſt ſchon ſollte man ſchließen, daß es wider die veneriſchen Krankheiten auch dienlich ſeyn könnte.

Tapferkeit. „Einen greif an; zwei erwarte; dreien ſuche auszuweichen; vor vieren ſchäme dich nicht zu fliehen!“ iſt ein Spruch des **Frotho**, Königs von Dännemark, beim **Saxo**, B. V.

Tempelherren. Niemand hat beſſer gezeigt, wie geſetzwidrig und ungerecht man bei der Aufhebung dieſes Ordens verfahren habe, als **Chr. Thomaſius** in ſ. Diſſ. de Templariorum Equitum Ordine ſublato; Hal. 1705. 4. Wenig oder gar keine neuere Schriftſteller haben ſo ſcharfſinnig und frei darüber geurtheilt.

Wichmannshauſen, in ſ. Diſſ. de Extinctione Ord. Templ. von 1687, war viel kurzſichtiger und zurückhaltender. Doch hat er ſonſt etwas ſehr merkwürdiges. Er vergleicht am Ende die Tempelherren mit den Jeſuiten, und ſchließt: An vero paria etiam Jeſuitas fata cum Templariis manſura ſint, tempus manifeſtabit. Certe Nemeſis divina tandem, quos praeteriiſſe videtur, inveniet. — Es iſt nun geſchehen, was er prophezeihte; und nur unſern beſſern Zeiten haben wir es ohne Zweifel zu danken, daß eine eben ſo ungerechte Sache wenigſtens mit weniger Grauſamkeit iſt ausgeführt worden.

Theater. **Matthäus** (de rer. invent. p. 27.) ſagt: *Antimachus* Aegyptius, qui de ſitu orbis ſcripſit, primus ſtatuit, ne quis, propria adpellatione in comoedia nominaretur. — Dieß iſt falſch. Der **Antimachus**, aus Heliopolis in Aegypten, welcher eine Kosmopoeie in 3780 Verſen geſchrieben hat, welche **Suidas** anführt, iſt ein weit jüngerer Dichter, als **Antimachus**, mit dem Zunamen **Pſekas**, (der Sprudler, von ψεκάζειν, beſprengen, ψεκάς, der Thau, ein Tropfen;) welcher das gedachte Geſetz, welches die mittlere Komödie hervorbrachte, ſoll gegeben haben. Von dieſem **Antimachus** ſ. den **Suidas**, oder, aus dem **Suidas** geſchöpft, den Scholiaſten des **Ariſtophanes**, ad *Acharnenſes;* und von dem Geſetze ſelbſt den **Petit**, in Commentar. ad Leges Atticas.

Theodorus. Ein tragiſcher Schauſpieler zu den Zeiten des **Ariſtoteles**. Dieſer gedenkt ſeiner in dem ſiebenten Buche der Politik, Kap 17, wo er von der Gewalt der erſten Eindrücke redet. Auf dieſe, ſagt er, ſah ohne Zweifel **Theodorus**, wenn er nicht zulaſſen wollte, daß ein andrer Schauſpieler, wenn es auch einer von den allergeringſten geweſen wäre, vor ihm auf die Bühne treten durfte, ὡς οἰκειουμενων των θεατων ταις πρωταις ἀκοαις, weil die Zuſchauer, was ſie zuerſt hörten, auch ſich zuerſt geläufig machten, ſo, daß ſie das Nachfolgende, wenn es auch beſſer wäre, bloß dadurch, daß es anders ſey, befremde. — Ohne Zweifel war **Theodorus** ein Protagoniſt, das iſt, einer, der die erſten Rollen ſpielte; und, wenn die erſte Rolle das Stück nicht anfieng, ſo machte er ohne Zweifel unter der Maske auch die Nebenrolle, die es anfieng, um den Zuſchauer ſofort an ſeine Stimme und an ſeine Deklamation zu gewöhnen.

In dem Verzeichniße der berühmten Männer dieſes Namens, die **Diogenes Laertius** (L. II. §. 103. 104.) anführt, finden ſich zwei, wovon einer dieſer **Theodorus** ohne Zweifel geweſen iſt; der **vierte** nämlich, οὗ το φωνασκικον φερεται βιβλιον παγκαλον, cujus fertur libellus de vocis exercitatione perpulcher; oder der **zwanzigſte**, ὑποκριτης τραγῳδιας. Jenes Werk würde ſich zu ſeinem Eigenſinne, auch den Vortheil des erſten Eindrucks bei der Deklamation mitzunehmen, ſehr wohl ſchicken. Doch kann er eben ſo wohl der letzte geweſen ſeyn; wenn nicht etwa beide eine und eben dieſelbe Perſon ſeyn ſollten. Denn wenigſtens nennt **Aelian** (Hist. var. L. XIV. c. 40.) den **Theodorus**, welchen **Alexander Pheräus** die **Aerope** ſo rührend ſpielen ſah, daß er ſich der Thränen nicht enthalten konnte, und daher aus dem Theater zu gehen für gut befand, gleichfalls τραγῳδιας ὑποκριτ. Und da **Alexander Pheräus** ein Zeitverwandter des **Ariſtoteles** war, ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß dieſer **Theodor** eben der iſt, deſſen **Ariſtoteles** gedenkt. — **Menage**, in ſeinen Anmerkungen zum **Diogenes Laertius**, führt aus dem **Heſychius** eine Stelle an, in welcher eines komiſchen Schauſpielers oder komiſchen Dichters gedacht wird, der den Zunamen Μελαδοφης geführt habe. (Was das heiſſen ſoll, verſtehe ich nicht, und müßte die Stelle in der neuen Ausgabe des **Heſychius** nachſehen.) — Seines Grabmals gedenkt **Pauſanias**, (L. I. c. 37.) und ſagt dabei, daß er für den beſten tragiſchen Schauſpieler ſeiner Zeit ſey gehalten worden. — Von ſeiner Frau ſ. **Plutarch**, (L. IX. Sympos. Quaest. 1.) Auch gedenkt derſelbe ſeiner in dem Buche **vom Eigenlobe**, daß er zu dem komiſchen Schauſpieler **Satyrus** geſagt habe, es ſey nicht zu bewundern, wenn man die Zuſchauer zum Lachen, wohl aber wenn man ſie zu Thränen und zum Weinen bewege.

Tragiſche Subjekte.

1.

„In Gothia meridionali ſpectantur duo tumuli, ingentibus ſaxis, cipporum loco, impoſita habentes duorum *fratrum* corpora, quibus ab auſpice in prima adoleſcentia praedictum fuerat, fore, ut mutuis vulneribus conciderent. Fatum declinaturi peregrinationem ad remotiſſimas contrarias orbis partes ſuſcepere. In extrema ſenecta demum in patriam reverſi, cum quisque fratrem jam pridem mortem obiiſſe ſperaret, non procul ab oppido Jonaco ſibi invicem occurrunt ignoti, et ſalute ultro citroque dicta et accepta ſub pinu proxima quieverunt. Mox rixantibus eorum canibus, ipſi quoque ad jurgia primum, inde ad vulnera mutua prorupere, animamque trahentes et fratres ſe agnoſcentes, in mutuis amplexibus expirarunt.“ *Olaus* de Ritib. ſeptentr. c. 31.

2.

„Miles quidam, cum occiſo ſpolia detraheret, fratrem nudato corpore agnovit, ac deteſtatus bella civilia, ſemel ipſum ibi perimens fraterno corpori adjunxit.“ *Auguſtin.* de Civit. Dei, L. II. c. 25.

Hoc contigit, cum Cinna et Marius infeſta ſigna ad urbem ducerent, quibus occurrit C. Pompejus, Magni pater. *Livius*, L. 79. *Valer. Max.* L. V. dicit, militem Pompejanum occidiſſe fratrem, qui erat in exercitu Sertorii. *Livius* pro Sertorio Cinnam habet. Fieri utrumque poteſt; nam exercitus omnes fere erant Cinnae. V. *Coquet* Comment. ad l. c.

3.

Tragiſche Subjekte, die ich zum Theil entworfen, zum Theil ſchon auszuarbeiten angefangen habe, ſind: Fauſt, Kleonnis, Alcibiades, Nero.

4.

Mathildis, eine Schweſter Edgar's, Königs von Schottland, hatte ſich dem Kloſterleben gewidmet. Heinrich I. verlangt ſie zur Gemahlin. Sie weigert ſich. Endlich wird ſie von ihrem Bruder dazu gezwungen. Als ſie ſah, daß ſie ihr Gelübde der Keuſchheit brechen mußte, verwünſchte ſie alle ihre zu zeugenden Kinder. Und die Geſchichte ſagt, daß dieſer Wunſch eingetroffen ſey. *Zwingl.* Theatr. Vitae, p. 188.

5.

Die Demoſtraten, beim Plutarch, wären ein tragiſcher Stof, wie die Horazier. Sie ſtritten wider den Kritolaus und ſeine zwei

Brüder, um den Krieg beizulegen, welcher lange Zeit zwiſchen ihren Landesleuten, den Phenckern und Tegäern gedauert hatte.

6.

Wenn man das tragiſche Ende **Karls I.** Königs von England unter fremdem Namen auf die Bühne bringen wollte, ſo könnte man am beſten die ähnliche Geſchichte eines Königs von Siam dazu nehmen, welcher zu eben der Zeit von ſeinen Unterthanen der königlichen Würde entſetzt, und hingerichtet wurde. S. Histoire moderne, T. III. p. 78; oder des **de l'Isle** Relat. Hiſt. de Siam.

7.

Dahomira, Gemahlin des Königs **Wratislaus** von Böhmen, würde eine gute tragiſche Heldin ſeyn. Ihr Haß gegen das Chriſtenthum, und gegen ihren älteſten Sohn, weil er zu gut Chriſt war; die Ermordung dieſes Sohnes von ſeinem Bruder **Boleslaw**, die auf ihr Anſtiften geſchah; die Tradition, daß ſie in Prag lebendig von der Erde ſey verſchlungen worden, ſind lauter Umſtände, die Quellen des Schreckens und des Mitleids werden könnten. Sie lebte um 916.

8.

Epponina, des **Sabinus** Gemahlin, unter dem Kaiſer **Veſpaſian**, lebte mit ihrem Manne lange Zeit in einer Höhle. Beide aber wurden von dem Kaiſer doch zuletzt umgebracht. S. *Plut.* in Eroticis, der ſie **Empone** nennt. *Tacit.* Hiſt. L. IV.

9.

Cinnadon, ein junger Spartaner, und deſſen Verſchwörung gegen die Ephoren, aus bloßem Ehrgeize, keinen über ſich zu wiſſen. *Ariſtot.* Polit. L. V. c. 7. *Xenoph.* Hellen. L. III.

Troja. Man bildet ſich gewöhnlich ein, daß die Griechen, nachdem ſie Troja zerſtört hatten, ſämtlich wieder heimgereiſet wären, ein Jeder nach ſeinem Lande. **Ovid** hingegen nimmt ſehr wahrſcheinlich an, daß eine griechiſche Kolonie da geblieben ſey, wenn er die **Penelope** an den **Ulyß** ſchreiben läßt: (Heroid. Ep. I. v. 51)

Diruta sunt aliis, uni mihi Pergama restant;
Incola captivo quae bove *victor* arat.

V.

Venedig. Die jährliche Vermählung des dortigen Dogen mit dem Meere iſt bekannt. **Apoſtolius** (Proverbior. Cent. I. 51) erzählt, daß die Venetianer ſonſt auch eine ähnliche Verbindung mit den

Dohlen eingegangen, damit ſie ihren Saaten nicht ſchaden ſollten. Ob man in Venedig noch dieſe Gewohnheit hat? oder warum ſie abgekommen iſt?

Venusſeuche. Ich kann beweiſen, daß die Venusſeuche eher in Spanien graſſirt hat, als man gemeiniglich annimmt; nämlich weit eher, als Columbus zum erſtenmal aus Amerika zurückkam; und dieſes zwar aus einem Briefe des Petrus Martyr.

Sonſt, denke ich, pflegen die Arzneigelehrten auch anzunehmen, daß die Gonorrhöe, welche den Alten bekannt geweſen, nicht ſo bösartig, und daher mit der veneriſchen Gonorrhöe gar nicht zu vergleichen müſſe geweſen ſeyn. Indeß finde ich beim Firmikus (L. VI. Matheſeos, ſ. de vi et poteſtatibus ſtellarum,) gonorrhoicas mortes, und auch L. II. eines dadurch verurſachten Todes erwähnt. Eine Folge des unveneriſchen Saamenfluſſes möchte aber der Tod wohl nicht ſeyn können.

Wäre nicht auch die Krankheit des Kaiſers Juſtinian in Betracht zu ziehen, welche Prokopius (Anecd. p. 16, edit. Alem.) eine ſehr ſchwere Krankheit nennt? Denn wie Metaphraſtes in vita S. Sampſonis Patricii Romani, a quo adhuc vivo mirifice Juſtinianus ſanatus eſt, ſagt, ſo war dieſe Krankheit an den Schamgliedern, und beſtand aus Geſchwüren in der Blaſe: των αἰδοιων ἀυτῳ πονηρως ἐχοντων, και της κυςεως ἑλκει χαλεπῳ κακωθεισης, pudendis vitio affectis, et graviter ulcerata veſica. V. Notae hiſt. *Alemanni*, p. 8.

Auch wäre zu unterſuchen, worin eigentlich die peſtis inguinaria beſtanden habe, die unter Pelagius dem zweiten Biſchofe zu Rom ums J. 580 herrſchte? Pelagius ſtarb ſelbſt daran. V. *Dreſſerus*, p. 2.*)

Vettori. Seine *Diſſertatio Glyptographica*, ſ. Gemmae Duae Vetuſtiſſimae, emblematibus et graeci artificis nomine inſignitae, quae extant Romae in Muſeo Victorio, explicatae et illuſtratae, iſt zu Rom 1739 in 4. gedruckt, und enthält 32 Kapitel:

---

*) Ueber die Geſchichte und Entſtehung der Luſtſeuche in Europa war L. ſchon längſt Willens eine beſondre Unterſuchung anzuſtellen; er gab aber dieſen Vorſatz auf, als er erfuhr, daß Hr. Dr. Hensler gleichfalls damit umgieng, und, wenn ich nicht ſehr irre, theilte er dieſem ſeinem würdigen Freunde ſeine bisher angeſtellten Unterſuchungen mit. Eſchenburg. Fülleborn fand unter Leſſings Papieren einen Plan zu einem Aufſatze über die Entſtehung der veneriſchen Krankheit, der aber nur kurze Anmerkungen und Citate enthielt. Leſſings Leben III, S. IX.

1. *De praeſtantia ſculpturae gemmarum antiquarum.* Da er die Edelſteine nennt, auf welche die Alten geſchnitten, ſetzt er hinzu: Adamas quoque, ceteris excellentior atque duriſſimus, occurrit quandoque impreſſa imagine ſuſpiciendus. (p. 1.) Aber ohne ein Exempel anzuführen.

Er gedenkt des **Mneſarchus**, des Vaters des **Pythagoras**, den **Laertius** δακτυλιογλύφον nennt, und meint, er ſey ein Edelſteinſchneider geweſen. **Pythagoras** ſtarb als ein achtzigjähriger Mann in der 77ſten Olympiade; und um dieſe Zeit, wie ich in den **Antiquariſchen Briefen** gezeigt habe, wurden die Petſchaftringe von geſchnittenen Steinen erſt in Griechenland bekannt. Folglich kann der Vater des **Pythagoras** wohl kein Edelſteinſchneider geweſen ſeyn, ſondern er wird nur Siegelringe gemacht haben, etwa von Metall. Man ſehe indeß die Stelle des **Apuleius** unter **Gemmen**.

2. *Qui primi gemmas inciderunt.* Auch **Vettori** ſagt gerade wie **Klotz**: gemmas autem vetuſtiſſimi hominum ſcalpſerunt Aegyptii, poſt illos Etruſci, denique Graeci, ac demum Romani. Er giebt ein alphabetiſches Verzeichniß aller alten Steinſchneider aus dem Werke des **Stoſch**, und fügt die bei, die **Gori** hernach entdeckt hat. S. oben den Art. **Gemmen**.

3. *De Aulo, gemmarum ſculptore, & de gemmis ab eo inſculptis.* Außer den fünfen, welche von dieſem Künſtler in dem **Stoſchiſchen** Werke vorkommen, und von denen ſich zwei auch im *Muſ. Florent.* finden, nennt **Gori** (T. II. p. 10. Claſſ. 1.) einen **ſechſten**, anaglyptici operis Chalcedonio exciſi, quod in Muſeo Capponio Romae adſervatur. Ein **ſiebenter** iſt der, deſſen Joh. **Faber** in den Commentariis ad Imagines Virorum Illuſtrium, p. 67, gedenkt, worauf ein **Kupido**, der einen Schmetterling an einen Baum ſpießt, befindlich iſt. Aber **Faber** nahm den Namen **Aulus** für den Vornamen des **Brutus**. — Der **achte** endlich iſt der, den **Vettori** hier beſchreibt.

4. *Deſcriptio gemmae Muſei Victorii ab eodem Aulo caelatae.* Eine ſitzende Venus, die auf dem erſten Finger der rechten Hand ein Stäbchen im Gleichgewichte hält, nach welchem ein Amor aufſpringt, um es mit beiden Händen zu erhaſchen. Darunter ſteht ΑΥΛΟΥ. Der Stein iſt ein Achat.

5. *De Achate gemma, qua uſus eſt Aulus. Veterum opiniones recenſentur circa hanc gemmam.* Die Farben dieſes Achats ſind ſehr matt: abſumto enim igne cadavere, quocum in antiquo ſarcophago reperiri contigit a. 1735, annulus quoque cum pre-

tioſo lapillo ſemiuſtus fuit. Doch iſt er nicht ſo verdorben, daß man nicht jetzt noch damit ſiegeln könne.

6. *Uſus ac conſuetudo comburendi gemmas una cum cadaveribus mortuorum expenditur ac illuſtratur.* Es wird dieſer Gebrauch vornehmlich aus einer Stelle des Properz (L. IV. El. 7.) erwieſen, wo von der verſtorbenen Cynthia geſagt wird:

Et ſolitum digito Beryllon adederat ignis.

7. *Diſquiritur conditio antiquae gemmae poſſeſſoris. Quid indicent Veneris imagines in gemmis inſculptae, aperitur.* Auch Vettori hält hier die Daktyliotheken beim Plinius für Sammlungen von geſchnittenen Steinen.

8. *De inauribus, ab Aulo, gemmae ſculptore, Veneri tributis.* Er glaubt mit dem Buonaroti: quod ſoeminarum imagines, cujuscunque ſint ordinis, ideo inauribus, et nonnullis aliis ornamentis, priori aetate omnino deſtituantur, licet ipſae, dum vitam viverent, iisdem continuo uterentur. Conſuetudo etenim percrebuerat, deabus tantum, quas putabant, notam fortaſſe ſingularem, inaures, aliosque muliebres ornatûs, tribuere. Er glaubt daher ſogar, daß beim du Cange und Banduri, wo dergleichen Ohrgehenke an ſterblichen Weibern zu ſehen ſind, ſie ein Zuſatz des Abzeichners wären. Aber das ganze Vorgeben iſt, wie ich glaube, falſch, welches auch Winkelmann irgendwo ſchon erinnert hat.

9. *De monili, Veneri circa collum appoſito.* Nach dem Iſidor (Origg. L. XIX c. 31.) kömmt *monile* a *munere*, und es werden omnia ornamenta matronarum, quicquid illis muneri datur, darunter verſtanden. Doch wird monile e gemmis für einen Halsſchmuck für Pferde gebraucht: Sueton. in Calig. c. 55.

10. *De armillis circa manus et brachia, Veneris imagines honeſtantibus.*

11. *Ancillae, quae inaures, armillas, monilia, aliaque ornamenta muliebria ſervabant, quomodo dicerentur a veteribus.* Sie hießen *ſarcinatrices, a mundo muliebri, a monili, ab armillis*, u. ſ. f. Sie ſind unterſchieden von den ornatricibus und ancillis ab ornamentis.

12. *Eadem ornamenta in ſacris imaginibus a Chriſtianis uſurpata; et quare?*

13. *Deſcribitur vas vitreum Muſei Victorini, in quo mulier ſpectatur in Elyſiis, et ejus ornamenta indicantur.*

14. *Aliud vas vitreum antiquum ejusdem Muſei, in quo imagines ornatae monilibus ſunt expreſſae.*

15. *De baccis ſive floſculis propendentibus ab extremitatibus pallae ſeu veli, quo Venus in gemma obducitur in inferiori parte.* Er merkt davon weiter nichts an, als daß dieſe Büſchel oder Flocken auch an den Kleidern der Hetrurier in *Dempſteri* Etruria Regali und *Gorii* Muſeo Etruſco zu ſehen ſind.

16. *De ludo, quem ludere videtur Venus in gemma, aliisque nonnullis ludis puerilibus veterum, ab Philoſophis, Regibus, Imperatoribus & Diis gentium uſurpatis.* Gerade von dem Spiele, mit welchem ſich Venus hier die Zeit zu kürzen ſcheint, von dem Balanciren, findet man bei alten Schriftſtellern nichts. Dagegen aber von andern, z. B. de ludo digitorum, welches Nonnus (Dionyſ. L. 33) den Hymenäus und Kupido mit einander ſpielen läßt: quem ludum *Cicero* et *Varro* dixerunt: *micare digitis*, h. e. *digitis ſortiri*, ut obſervat *Nonius Marcellus* in Libro de Proprietate Sermonum. Noſtra aetate in Italia vulgus appellare conſuevit *la Morra.*

17. *Quid Aulus indicare voluerit per hanc ludi ſpeciem in figura Veneris?* Er ſagt: librata Veneris indice et circumducta, ne capiatur ab avido Amore virga, ludum videtur exprimere, quo illum induſtria et conatu adſequens, imperium in amantem, ſeu poteſtatem, quae per virgam indicatur, praemii loco accipiat.

18. *Quare veteres ethnici ludos conſulerent, ac ſaepe in gemmis exprimerent, inveſtigatur.* Er meint, um ſich zum Vergnügen und zur Freude dadurch aufzumuntern.

19. *Exponuntur nonnullae veteres inſcriptiones, quae de officio a voluptatibus meminerunt.* Sie heißen auch a rationibus voluptatis, und ſcheinen die Beſorgung aller Ergötzlichkeiten der Herren über ſich gehabt zu haben. Unter den ſpätern Kaiſern kommen ſogar tribuni voluptatum vor.

20. *Vetuſtus alius titulus illuſtratur.* Unter den Aufſchriften in dem gemeinſchaftlichen Grabe der Freigelaſſenen und Knechte der Livia Auguſta befand ſich auch eine auf einen Amianthus, der Liviae ad Venerem heißt. Dieſes haben einige erklärt: qui Liviae fucum pararet, et ea quae ad venuſtatem oris allectandam conducunt; und anders. Er aber erklärt es aus dem Bianchini und Gori, welche beide gedachtes Grabmal erläutert haben, pro Aedituo Liviae templo Veneris addicto.

21. *In antiquis gemmis myſteria frequentiſſime occultantur.* Er erläutert dieſes an einem alten Karneol, worauf ein Todtenkopf, ein rundes Brodt, ein prächtiges Halsband, und totus talorum ludus,

vier Knöchel, die die Alten ſtatt der Würfel brauchten; und meint, daß darin die Ermunterung ausgedrückt ſey: Ergo vivamus, dum licet eſſe bene!

22. *Gemma ab Aulo ſculpta, ſaepe ab aliis antiquis ſculptoribus eodem typo repetita.*

23. *De caelatura inferioris aevi pertinente ad illuſtrationem gemmae Victorianae.*

24. *Sculptores complures, qui gemmas inciderunt aevo inferiori, in obſcuro.* S. den Artikel Gemmen, Nr. VI.

25. *Georgius Vaſarius laudatur, qui ab eo memorantur caelatores, indicantur, aliique proferuntur in lucem.* Ebendaſ.

26. *De ſculptoribus gemmarum noſtra aetate florentibus.* Ebendaſ.

27. *De Auli gemma, eodem typo a recentioribus iterato inſculpta,* aliorumque veterum gemmarum caelaturis, ab iisdem ſaepe repetitis, et earum maxime, quae antiquorum ſculptorum nominibus inſignitae ſunt. — Natter kopirte im J. 1736 dieſe Venus des Vettori, und machte eine Danae daraus, die mit der ausgeſtreckten Hand den goldnen Regen erwartet. Natter ſelbſt erzählt das in der Vorrede ſeines Werks; aber er leugnet, daß er den Namen Aulus deswegen auf ſeinen Stein geſetzt habe, um ihn deſto theurer zu verkaufen, welches ihm Vettori hier Schuld giebt.

28. *De modo caelandi gemmas. Veteres uſos eſſe microſcopio, ſive lente vitrea, demonſtratur.* Aus dieſem Kapitel ſehe ich, daß Chriſt's Meinung von der Diamantſpitze ihm gar nicht eigen geweſen ſey. Sie gehört dem Vettori, der es ſogar beſchreibt, wie mit der Diamantſpitze gearbeitet worden, und es ohne Zweifel von Künſtlern ſelbſt geſehen hatte. Gemmarum caelatores, ſchreibt er S. 100, ad eas incidendas vel *Adamantem* vel *Rotam* adhibere ſolent. Siquidem in ſummitate ſtyli ſive axiculi, qui ferreus eſt, tenuis, nec palmarum longitudinem adſequitur, ſcobem ſive fruſtulum adamantis ita componunt, ut moveri nequeat, dum opus ſculpturae perficiunt, quod agunt, ſola cuſpide adamantis gemmam perfricando. Oleum vero quandoque guttatim infundunt, et ſmiridis pulvere inficiunt gemmam, ſicque juvant adamantem. De his fragmentis inquit *Plinius*: Expetuntur etc. et *Marbodus*:

Hujus fragmentis gemmae ſcalpuntur acutis.

Hierauf beſchreibt er die Art und Weiſe mit dem Rade, wobei er auch den Mißbrauch anmerkt, die eiſernen Inſtrumente, welche in das Rad geſetzt werden, das Rad zu nennen: Invaluit vero per abuſum conſoeludo, *rotas* appellare (quas dicunt etiam *rotini*) ferreos quosdam parvulos ſtylos, non chalybeos, neque igne temperatos, *etc.* Und wenn er ſagt, daß die Steine an einen Handgriff gekättet werden müßten, um ſie bequem an das Rad zu halten, ſo ſetzt er hinzu: idem omnino firmandae gemmae modus in uſu eſt, ſi *adamantem*, non *rotas*, adhibeat. — Hierauf ſagt er, wie nöthig zu dieſer Arbeit das Vergrößerungsglas ſey.*) — —

29. *De gemma, a* Quinto Alexa *inſculpta, quae Achillem exhibet armis inſtructum. Item de Sardonyche.* Dieß iſt die zweite Gemme, die in dieſem Werke erläutert wird. Auf der Area ſteht in drei Linien Κοιντος Ἀλεξα ἐποιει. **Gori**, im *Muſ. Flor.* hatte dieſes Steins ſchon erwähnt. — Zuletzt ſagt Vettori, daß die Alten am liebſten lebhafte und kriegriſche Leute und Thaten auf den Sardonyx geſchnitten hätten, weil ſie in der Meinung geſtanden, dieſer Stein habe die Kraft, die Furcht zu vertreiben, und Muth einzuflößen. — Quod Achillem, ut ipſi putabant, potiſſimum deceret Sardonyche, et pariter eos omnes, qui res bellicas tractant, vel bellicis negotiis adſueſcunt. Dieſer Stein iſt aber eigentlich nur ein Fragment, auf welchem bloß die Beine des Mars und die Schrift ſichtbar ſind; das Andre iſt von einem neuen Künſtler ergänzt worden.

30. *De Ocreis, quibus Achilles indutus eſt circa tibias.* Feſtus (de verb. ſignif.) ſagt: *Ocrem* antiqui montem confragoſum vocabant — unde fortaſſe etiam *ocreae* ſunt dictae inaequaliter tuberatae. Jenes alte Wort *ocris* hat mit unſerm deutſchen Hocker, welches nicht bloß einen Buckel, ſondern auch einen Berg bedeutet, die vollkommenſte Gleichheit. Friſch hat es nicht gekannt, ſondern leitet Hocker von hoch ab.

31. *De nomine Quinti Alexae. Disquiritur, an aliqui ſculptores a Plinio memorati artem quoque inſculpendi gemmas calluerint.* Plinius gedenkt eines Alexa, eines Bildhauers aus der 87ſten Olympiade, welcher ein Schüler Polyklet's war; und da dieſer letztere unter den alten Steinſchneidern vorkomme, und Plinius ſelbſt von ihm ſage, daß er kleine Werke gearbeitet habe, ſo, meint er, könne ſein Schüler Alexa gar wohl der Meiſter dieſer Steine geweſen ſeyn. Aber alsdann möchte ich nur fragen: Wie kam er zu dem Vornamen Quintus, welcher lediglich ein römiſcher Name iſt?

---

*) Was Leſſing wider dieſe Meinung hier erinnert, übergehe ich, weil er von dem allen ſchon in ſeinen Antiquariſchen Briefen Th. II. S. 106 ff. [Band VIII, S. 141] Gebrauch gemacht hat. Eſchenburg.

32. *De inaequalitate, quae in averſa parte utriusque gemmae illuſtratae, et aliquando in plerisque aliis antiquis gemmis caelatis obſervatur.* Dieſes Kapitel verdient, daß ich es ganz abſchreibe:

„Utramque gemmam, a nobis hactenus illuſtratam, rem
„obſervatione digniſſimam, nec tamen ad hanc diem obſervatam,
„continere deprehendimus, quum partes caelaturae oppoſitas inſpeximus.
„Superficies enim poſtica unius, alteriusve, maxime
„laevigata et expolita eſt; verum alicubi tuberata, atque etiam
„excavata. Illud autem nonnulli contemplantes, incuriae vel
„negligentiae veterum ſcalptorum facile tribuere non verentur;
„ita ut, ſi qua hujus operis antiqua gemma caelata in manus
„eorum inciderit, qui aureis annulis ad ornandos digitos ſolummodo
„inſerere ſtudent, vel pro ſigillis ad horologia adpenſis
„utuntur, (ut noſtri aevi fert uſus, caetera non improbandus,)
„averſam partem vel complanari ſtatim faciant, vel obduci imperent
„artificibus, ornato flexilibus cauliculis, et maeandris, vel
„ex auro puro, vel encauſticis aureo operculo, ut vitium vetuſtarum
„gemmarum, quod ipſi putant, ſive emendent, ſive emendaſſe
„videantur. Res autem non ita ſe habet: etenim ſolertiſſimi
„hominum fuere, qui gemmas inciderunt, atque eas ſuo
„nomine ſignarunt, quod vel ex noſtra diſſertatione ſatis ſuperque
„licet intelligere, ſi conſideretur quam minimus eorum numerus,
„qui hanc ſpartam adornarunt, cap. 2. deſcriptorum. Igitur id
„omnino verſantes, ac ſaepenumero hujusmodi gemmas, in altum
„elatas, contra lucem inſpicientes, novimus, atque in eis animadvertimus,
„non ſine admirationis nota, maximam coloris
„aequabilitatem; adeo ut eodem colore transluceat imago inſculpta,
„quo pariter area transparet; quod inventum, et pulchrum
„viſu, et commendabile ac ſuſpiciendum eſt. Hinc argumentum
„rectumque judicium proferri licet, quam profunde lateque omnes
„artis receſſus ac praeſtantiam callerent iidem ipſi gemmarum
„caelatores, quos ſummos viros appellare non dubitamus; et eas
„gemmas, quae peculiari hoc raritatis ſpecimine diſtinguntur
„(demto *verſatilis rotae* periculo, qua male feriati et imperiti
„homines cunctas indiſtincte expolire, laevigare et complanare
„ſolent) in poſterum maximi faciendas eſſe cenſemus. Quo monito,
„uti ſpectabiliores hac noſtra aetate et inſequentibus omnes
„vetuſtae caelaturae fiant, magno rei antiquariae bono, atque
„emolumento, feliciter auſpicamur.“

Aeneas Vico. Landringer in ſeiner Diſſ. in Onychem Alexandri M. ſagt: *Aeneae Vici* Monumenta ex gemmis et cameis a *Joanne Domenico de Rubeis* promulgata, apologismo accurato indigent. — Ich kann nicht erfahren, was für ein Werk dieſes iſt.

Violine. Leonardo da Vinci war zu ſeiner Zeit ein trefflicher Violiniſt, und ſtand ſogar als ſolcher bei dem Herzoge zu Mailand, Lodovico Sforzia, in Beſoldung. In ſeinem Leben aber, welches ſeinem Werke von der Mahlerei vorangeſetzt iſt, leſe ich etwas, das mir ſehr beſonders vorkommt; nämlich, daß Vinci, um bei ſeiner Muſik einen hellen Ton zu erlangen, ſich eine Geige von Silber, wie einen Pferdekopf, machen laſſen, und damit alle andre Violinſpieler übertroffen habe.

Virgil. Es iſt in der That keine geringe Ungereimtheit, wenn Virgil (Aen. I. v. 271.) den Jupiter zur Venus ſagen läßt:

At puer Aſcanius, cui nunc cognomen Julus
Additur, (Ilus erat, dum res ſtetit Ilia regno.)

Die Großmutter ſollte das nicht gewußt haben? — Sollten dieſe Dinge aber auch die Leſer erfahren, ſo hätte ihnen der Dichter wohl einen ſchicklichern Ort ausſparen können. — Ich nehme dieſe Kritik von einem Mitgliede der Athenian Society, der des Ruäus Ausgabe vom Virgil recenſirt. (S. The Young Student's Library, p. 466.) Aber wenn er hinzuſetzt, er ſcheine hier dem Homer nachgeahmt zu haben, welcher, um ſeine Leſer von den Gebräuchen der Götter zu unterrichten, den Jupiter zur Thetis reden laſſe, als ob ſie es eben ſo wenig, wie die Sterblichen wiſſe, daß alles, wozu er mit ſeinem Haupte winke, unwiderruflich ſey; (Iliad. α. v. 525) ſo glaube ich, daß zwiſchen beiden Stellen noch ein großer Unterſchied iſt. Jupiter ſagt das nicht der Thetis als etwas Neues; ſondern er verweiſt ſie nur darauf, damit ſie um deſto weniger an ſeiner Bekräftigung zweifeln ſolle. Beim Virgil hingegen ſagt der Umſtand mit dem Namen ganz und gar nichts, wenn man nicht ein kahles Kompliment an den Auguſtus und die Familia Julia, darin annehmen will; welches aber eben in dem Munde des Jupiters gar nicht erbaulich iſt.

W.

Georg Willerius. Ein augſpurgiſcher Bürger und Buchhändler, welcher den erſten Meßkatalogus 1561 drucken ließ; nicht aber 1551, wie **Heumann** (Conſp. Rei Lit. p. m. 144;) und **Gundling** (Hiſt. Lit. p. 6036.) ſagen. Man erſieht dieſes aus der erſten Sammlung dieſer Katalogen, welche zu Frankfurt ex officina *Nicolai Baſſaei*, 1595. 4. beſorgt worden. Vergl. *Miraeus* de Script. Sec. XVI. c. 127. — *Reimann* Biblioth. Acroam. Diſſ. Praelim. — Deutſche Acta Eruditor. Th. V. p. 419. — *Jo. Chr. Wendleri* Diſſ. de meritis reipubl. Auguſt. in rem lit. p. 9. — Theſaur. Biblioth. T. I. n. 1.

Winkelmann. Bei der Erläuterung ſeiner Monumenti Antichi Inediti hat er, laut der Vorrede, S. 17, zwei Maximen zum Grunde gelegt. Die erſte: nicht anzunehmen, daß die bildlichen Vorſtellungen in den Werken des Alterthums müßig, und ohne beſtimmten Endzweck ſind; diejenigen Werke ausgenommen, in welchen man es deutlich ſieht, daß der Künſtler bloß nach ſeinem *capriccio* gearbeitet habe. Die zweite: daß in dieſen Denkmälern irgend ein Subjekt dargeſtellt ſey, dem man in der Fabel und in der Geſchichte des heroiſchen Zeitalters nachſpüren müſſe. Dieſe Maxime iſt es, welche **Klotz**, in ſ. Abh. v. geſchn. Steinen, S. 125, beſtreiten wollte. Aber er geht eben ſo damit zu Werke, wie mit meiner Aſſertion wegen der Furien. Er iſt weit entfernt, auf den Geiſt und die Abſicht, auf die Brauchbarkeit und das Licht einer ſolchen Behauptung zu ſehen. Er hält ſich ſchlechterdings an die Allgemeinheit des wörtlichen Ausdrucks; und glaubt **Winkelmann** widerlegt zu haben, wenn er ihm recht viele einzelne Fälle entgegen ſtellt; er mag dieſe Fälle ſchon ausgenommen haben, oder nicht.

Sollte es aber wohl wahr ſeyn, was W. in eben dieſer Vorrede, S. 16, von den alten guten Handſchriften ſagt? Sie wären, meint er, von den Gelehrten ſchon dergeſtalt durchforſcht, daß ſie jetzt nichts weiter, als ausgepreßte Zitronen, ohne Saft, wären.

Wunderbare Menſchen. Auf ſolche, in Anſehung ihres Körpers oder ihres Geiſtes, würde ich in meiner **Litteratur** vorzüglich mit ſehen. Wir kennen den Umfang der menſchlichen Kräfte ohne Zweifel noch lange nicht. Wir wiſſen noch lange nicht, wozu ein Menſch durch Fleiß und Uebung gelangen kann, und was für Ausnahmen auch in ſeinem Organismus ſich äußern können, ohne ſeiner Erhaltung und Geſundheit hinderlich zu ſeyn. Hier will ich alſo nur einige ſolche Beiſpiele ſammeln, denen ich noch keinen gewiſſen Artikel anweiſen kann. Andre haben ihre Stelle bereits unter den fünf Sinnen erhalten, z. B. **Sehen**, **Hören**, u. ſ. f.

1.

Das Mädchen in Flandern, welches noch vor ſeinem neunten Jahre mit einem geſunden Knaben niederkam. S. Journal des Savans, a. 1684. p. 186.

2.

Das Mädchen zu Cambrai, welches aus einem Geſchwulſt an der Hüfte Milch hervorgab. **Ebendaſ.** a. 1668. p. 213. 285.

3.

Die ſchleſiſche Dame, die alle Monate ein heftiges Kopfweh bekam, während deſſen ihr eine Menge grauer Haare wuchſen, die man bald ausreiſſen mußte, wenn das Kopfweh nicht bis zur Raſerei ſteigen ſollte. **Ebendaſ.** a. 1684. p. 252.

4.

Marguerite Matthieu, die ganzer 26 Jahre mit einem Kinde ſoll ſchwanger gegangen ſeyn, welches ihr nach ihrem Tode ausgeſchnitten worden. S. Journ. des Savans, a. 1678. p. 305. 348, wo man die Möglichkeit dieſes Falls weitläuftig zu erhärten ſucht.

5.

Nikomachus Smyrnäus. — **Antonius Molinetus** in ſ. Diſſ. Anatom. Patholog. (Ven. in 4.) redet von dieſem **Nikomachus** von Smyrna, den ſein allzu fetter Körper ganz unbeweglich gemacht habe; er ſagt aber nicht, wie **Aeſkulap** ihn geheilt habe. S. Journ. des Sav. a. 1687. p. 69.

6.

Die Frau zu Saintonge, die einmal mit neun, und das Jahr vorher mit eilf Kindern niedergekommen. **Ebendaſ.** a. 1684. p. 160.

7.

Ein Mädchen, welches im fünften Jahre ſchon ihre Zeit ſoll gehabt haben. **Ebendaſ.** a. 1683. S. 112.

3.

Zaccolini. Die Schriften des P. **Matteo Zaccolini**, eines Theatiners, über die **Optik**, welche der Kardinal **Barberini** aus ſeiner Bibliothek dem **Mignard** mittheilte, (S. **Monville**, Vie de *Mignard*, p. 19.) und woraus dieſer und du **Fresnoy** viel gelernt haben ſollen, ſind ſie gedruckt worden, oder liegen ſie noch im Manuſkripte?

Zahlen. Die Ziffern haben wir den Sarazenen zu danken, oder den Arabern, die aber ſelbſt geſtehen, daß deren Erfindung den Indianern gehöre. S. *Abulpharag.* Dynaſt. I. p. 16.

Voſſius (ad *Melam*. L. I. c. 12.) und Huet (Demonſtr. Ev. Propoſ. IV. c. 13.) auch Darypodius, haben unſtreitig Unrecht, wenn ſie dieſelben den Griechen beilegen wollen.

Bei uns Deutſchen ſind ſie ſpät in Gebrauch gekommen; und in öffentlichen Urkunden trift man ſie vor dem 11ten Jahrhunderte nicht an. Wann ſie in dem übrigen Europa aufgekommen ſind, iſt ungewiß. — S. dieſes, und mehreres hierüber, in des Hrn. v. Gemmingen kleiner Abh. von Verſchiedenheit und Verbeſſerung der Ziffern, in der Sammlung ſ. Poet. und Proſ. Stücke, 2te Aufl. Brſchw. 1768. gr. 8.

Antonio Maria Zanetti. S. von dieſem Kunſtliebhaber und Kenner den Füeßlin. — Seine Daktyliothek hat Gori lateiniſch beſchrieben; und ſie iſt mit der italiäniſchen Ueberſetzung ſeines Neffen, des Girolamo Franceſco Zanetti (welcher, glaub ich, Bibliothekar der St. Markusbibliothek iſt,) zu Venedig, 1750, in Folio herausgekommen. Sie enthält 80 Tafeln, von Antonio Maria Zanetti ſelbſt gezeichnet, aber von verſchiedenen geſtochen; auf deren jeder ein Stück, doch nicht lauter Steine, ſondern auch Büſten von Marmor, Münzen und Lampen mit unter. Die Steine ſind größtentheils Cameen, und darunter einige von ſehr großem Werth. Der allervortreflichſte, welcher jedoch tief geſchnitten iſt, ſoll der Hermaphrodit, Taf. LVII. ſeyn, mit den Buchſtaben ΔΙΟΣ. welches Dioſkorides bedeutet, auf einem Amethyſt. Das nämliche Subjekt, nämlich ein ruhender Hermaphrodit, den ein Amor fächelt, und zwei andre Liebesgötter neben ihm, einer auf der Harfe, und der andre auf einem Rohre ſpielend, findet ſich auch auf mehrern alten Steinen, doch ohne Namen des Künſtlers. — Von eben dieſem Künſtler iſt noch eine Gemme in dieſer Sammlung, mit der nämlichen erſten Sylbe des Namens, Taf. XXXIII. welche einen Giganten, der ſtatt der Beine Schlangen hat, vorſtellt, auf einem Beryll. — Auch findet ſich ein Stein mit dem Namen eines ſonſt unbekannten Künſtlers, Horus, OPOT, den Kopf, oder vielmehr nur die Larve, eines Silens vorſtellend, auf einem Sardonyx, Taf. XLIII. — Noch ſind verſchiedne Steine von neuern Meiſtern mit untergemengt; namentlich von Nicolo Avanzi, Taf. II, das Bruſtbild Alexanders als Minerva; von Alexander Cäſarius, mit dem Beinamen Magiſter Graecus, (Maeſtro Greco) ein Kopf des Phocion; vom Marmita, der Kopf eines

Kommodus Antoninus, Taf. XXV, und ein unbekannter weiblicher Kopf, Taf. LXXIV; und vom Valerio Vincentino de' Belli, der Kopf einer Fauſtina auf einem Achat, Taf. XXIII; lauter Meiſter aus dem funfzehnten Jahrhunderte.

Zanetti hat das Werk der Königin von Schweden Louiſe Ulrike, zugeeignet, in einer lateiniſchen Zuſchrift, die ohne Zweifel von Gori iſt, deren Antiquitäten- und Naturalien-Kabinet, und deren große Einſicht in dieſe Dinge er ſehr rühmt. Bei der Gelegenheit kommt er auf die alten Daktyliotheken des Skaurus, des Pompeius, des Cäſar, des Marcellus, deren Plinius gedenkt; und äußert, daß er ſie gleichfalls für Sammlungen geſchnittener Steine halte: Nemo eſt, qui ignoret, clariſſimos Romani orbis principes viros et Caeſares tanti feciſſe ac maxime omnium aeſtimaſſe *antiquas gemmas*, excellentium caelatorum opificio, dignitate, atque elegantia inſignes, ut non hominum, ſed deorum digniſſimum et praeclariſſimum donum cenſuerint. Wie falſch das iſt, habe ich gewieſen (*). Eine lehrreichere Stelle für mich aus der nämlichen Dedikation war folgende: Memorat etiam (ut illuſtres feminas taceam) Romana hiſtoria *Liviam*, Auguſti conjugem, inter omnes feminas eminentiſſimam operum antiquorum et gemmarum amore et ſtudio mirum in modum flagraſſe, tantique haſce artes feciſſe, ut in palatio ſuo innumeros propemodum aluerit non ſolum gemmarios opifices, verum etiam pictores, fictores, ſtatuarios, architectos, aurifices, fabros argentarios; quorum nomina, quanquam non omnia, exemto paucis abhinc annis eorum ſepulcreto columbario nobis innotuerunt. Ich bin äußerſt begierig nach dieſe Namen; ob vielleicht nicht einige darunter ſind, die beim Plinius vorkommen, und die man für weit älter hält, als ſie ſind. Von der Entdeckung dieſes Columbarii, deſſen Urnen von Marmor ſogleich zerſtreut waren, finde ich eine Stelle beim Ficoroni de Larvis, p. 18. der lat. Ueberſetzung: Noſtris vero hiſce diebus alia hujus Bathylli prodiere monumenta, et praecipue urna ejus ſepulcralis, una cum illius ſtatua et inſcriptione, dum ad Viae Appiae laevam, columbarium *Liviae*, Auguſtique libertorum detectum fuit. Hujus autem columbarii, nec non ollarum, urnarum, marmorearumque inſcriptionum ſtatim diſperſarum δυστυχῶς ſtudio Reverendiſſimi *Franciſci Blanchinii* Veronenſis, et *Ant. Franc. Gorii* Florentini, poſtremo *Dominici de Rubeis* Romani, in lucem cum luculenta enarratione prodiit. Nach dieſem Werke muß ich vor allen trachten.

---

*) S. Band VIII, S. 49.

Die Erklärungen des Gori ſind, wie man ſie von ihm gewohnt iſt; ohne vielen Scharfſinn, und auch dann und wann ohne erforderliche ausgeſuchtere Gelehrſamkeit. Beſonders bin ich mit ſeinen Benennungen der Steine ſehr übel zufrieden. Man ſehe, was ich unter Igiade und Moccoſtein angemerkt habe; desgleichen in den Antiquariſchen Briefen vom Prasma. Auch kommen die nichtsbedeutenden Namen: Achatonyx und Achatſardonyx öfters bei ihm vor. Hieher gehört auch der Fehler, den er mit dem vitro obſidiano bei der 31ſten Tafel macht, wo er den Kopf eines Jupiters beſchreibt, obſidiano vitro caerulei coloris expreſſum. Das vitrum obſidianum war ſchwarz; und auch Klotz macht dieſen Fehler.

Ueber die Pantoffeln, die Gori, Taf. 32, an den Füßen Jupiters ſieht, cujus pedes, quod notandum, crepidati, (*colle pianelle o crepide in piedi*,) hat ſich ſchon Natter aufgehalten.

Wenn der Kopf Domitian's, Taf. 17, wirklich auf einem orientaliſchen Granat iſt, wie Gori ſagt, ſo iſt er, wegen ſeiner ungewöhnlichen Größe ein ſeltenes Stück.

S. 99, ſagt Gori, er habe gefunden, daß die Steinſchneider auch ſonſt gemmarii genannt werden; aber ohne Stellen anzuführen: quos remotis temporibus etiam gemmarios appellatos invenio. Dieß iſt mir nicht glaublich. — Bei Taf. 20, welche einen Achat mit den Köpfen des Kaiſers Hadrian und ſeiner Gemahlin Sabina vorſtellt, macht er eine gute Anmerkung: Omnium rariſſima ſunt gemmis inſcalpta jugata capita, quod valde perſpicuum atque exploratum eſt; ac multo magis gemmae ſcalptae extanti opera duobus capitibus ornatae.

Zigeunerin. *Egizzia*, eine Statue in der Villa Borgheſe, hat gar nichts vom ägyptiſchen Styl, wie Maffei meint; und Hände und Füße ſind von Bernini. (S. Winkelm. Geſch. d. K. Vorr. S. XII.) — Was heißt aber daſelbſt: gleichfalls von Erz? Vorher ſagt er ja ſelbſt, daß die Statue von Marmor ſey.

Zipperlein. Zeiller in ſ. Sendſchreiben, S. 5, ſagt: „Vor „Zeiten hat man um Abwendung des Podagra den heil. Cyprianus „angerufen; daher auch Chiragra, oder der Schmerz in den Händen, und Podagra, oder der Schmerz in den Füßen, mit Einem

„Namen das Zipperlein genannt werden, wie Michael Probſt „in ſeiner Arzneykunſt und Wunderbuche, P. 2. p. 300. ſchreibt." Dieſe Ableitung ſcheint Friſch nicht gekannt zu haben, der Zipperlein von dem ungebräuchlichen Zeitworte zippen herleitet, welches von ziehen und zuppen herzukommen ſcheine. Ich möchte faſt jene Ableitung vorziehen.

Entwürfe zur Fortſetzung der Briefe antiquariſchen Inhalts.*)

LVIII.

Fürchten Sie nicht, noch mehrere Briefe im Tone der leztern zu erhalten. Gewiſſe Dinge verdienten freylich nie geſagt zu werden; und doch müſſen ſie wenigſtens Einmal geſagt werden.

Die perſönlichen Verhältniſſe der Schriftſteller gegen einander intereſſiren nur kaum den kleinſten Theil des zeitverwandten Publici. Welcher wünſcht, daß ſein Buch auch bey den Nachkommen nicht ganz vergeſſen ſey, — und welcher ſollte es nicht wünſchen? — muß über nichts ſtreiten, was nur ihn ſelbſt angeht.

Ob Leſſing den berühmten Klotz beneidet hat, was die geheimen Urſachen geweſen, warum er wider ihn geſchrieben, verlangt auch ſchon in zehn Jahren niemand mehr zu wiſſen. Dann fragt ſich bloß: Was hat er gegen ihn geſchrieben? Was hat ſein Schreiben gegen ihn genuzt? welche Vorurtheile hat er gegen ihn beſtritten? welcher Wahrheiten hat er ſich gegen ihn angenommen?

Folglich iſt alles ſehr unnützes Geſchwäz in der Recenſion des Herrn Klotz(*), bis auf das Wenige, was die unter uns ſtreitige Sache ſelbſt betrifft.

Er verſpricht mir in einer beſondern Schrift zu antworten. Die muß ich erwarten.

Vorläufig will er nur einige Punkte berühren, deren Unterſuchung weder Nachſchlagen noch Nachdenken erfodert. Es iſt nicht die Frage, ob Tuſcher für einen Steinſchneider gehalten werden, ſondern ob er es geweſen. Freilich iſt er für einen gehalten worden, und hat gar für einen gehalten werden wollen; und dadurch wurden Gori und Mariette und Giulianelli hintergangen. Aber er iſt keiner geweſen; welches Natter beweiſet. Natter's Zeugniß gilt hier allein, der mit ihm lange Zeit gelebt und gearbeitet hat.

---

*) Herausgegeben von Eſchenburg im zwölften Theile der ſämmtlichen Schriften 1793.

(*) In ſeiner deutſchen Bibliothek d. ſch. W. St. VII. S. 465.

Vettori war ſeinetwegen in dem nehmlichen Irrthume. Aber auch das beweiſet nichts. Sie wiſſen alle von ihm nur Ein Stück zu nennen: ſein Portrait nehmlich; welcher Verſuch aber, wie Natter ſehr richtig ſagt, noch lange zu keinem Steinſchneider macht. Ja, dieſe Köpfe waren bloße Paſten, über ein Wachsmodell gegoſſen. Außerdem noch der einzige Kopf der Minerva; aber der war mit dem Meſſer geſchnitten.

Dieſen Künſtler nannte **Klotz** gleichwohl einen fleißigen Künſtler. Aber fleißig ſoll hier nicht die Vielheit der Arbeit anzeigen, ſondern die Sorgfalt der Ausarbeitung! Woher kennt er die? möchte ich fragen. Hat er ein Stück von ihm geſehen? Ja, dieſe kann er gar nicht gehabt haben.

(Auf einem einzelnen Oktavblatte findet ſich folgender, anders lautende, Anfang dieſes acht und funfzigſten Briefes.)

Scharfſinnige Leute wollen angemerkt haben, daß die letzten ſieben meiner Briefe ihrem Titel nicht entſprechen; daß ſie nicht antiquariſchen Inhalts geweſen.

Nun, ſo waren ſie wenigſtens antiquariſchen Tones! — Es hat mir Mühe gemacht, dieſen Ton zu treffen. Geläufig wird er mir nie werden; und ich werde immer einen Herrn **Klotz** nöthig haben, der mir ihn angiebt.

Ich muß den Stich, den man mir zu verſetzen denkt, nur ſelbſt vertiefen. Er kann bey dem allen nicht tödtlich werden.

Aber auch um eine ernſtliche Antwort wäre ich nicht verlegen. Es iſt wahr, das Studium der Alterthümer ſelbſt betreffen dieſe ſieben Briefe nicht: aber ſie betreffen doch Männer — Einen Mann wenigſtens, der ſich mit dieſem Studium abgiebt.

LIX.

Seine Verantwortung wegen der alten Künſtler. — Ich tadelte ihn nicht, daß er ſie nicht alle angeführt, ſondern daß er gar keine andern anführte, als die er bey Stoſch gefunden hatte. Den Cronius hätte er nicht wegen der alten Paſte anführen ſollen, ſondern weil ihn Plinius angab. S. in meinen Kollektaneen, was ſonſt von dieſer Materie anzumerken wäre. Zugleich von meinen beyden noch nicht bekannten Steinen mit ΥΡ. und ΑΝΤΗΡΟΣ*).

LX.

Daß ich ihm Druckfehler Schuld gegeben habe. — Aber er führt weislich nur Berill an, und ſagt nichts von Agat und Amethiſt; des **Moco** nicht zu gedenken. — Bey Gelegenheit hier von des **Baccius** Ableitung des Worts **Achates**, wovon er glaubte, daß damit auf den Gefährten des **Aeneas** angeſpielt ſey.

Und habe ich ihm nur Schuld gegeben, daß er die Namen der Steine nicht zu ſchreiben weiß? Habe ich ihm denn nicht bewieſen, daß ihm von ihrer Kunſt überhaupt nichts beywohnt?

Dieſer Unwiſſenheit iſt er noch auf eine andere Weiſe zu überführen. Er kennt auch nicht die allerbekannteſten Scribenten in dieſer Materie. Beweis aus dem, was er vom **Petrus de Scudalupis** und vom **Camillo Leonardo** ſagt.

LXI.

Auch den **Marbodus** muß er wenig oder gar nicht kennen. „Er „iſt in der Ausgabe des **Gorläus** befindlich", ſagt er. Sonſt nirgends? — Hierbey Nachricht von den verſchiedenen Ausgaben. — Und was für Aberglaube ſteht denn in dem Gedichte des **Marbodus**, der ſich nicht auch im **Plinius** fände?

LXII.

Darum, daß **Marbodus** den **Evax** als Quelle nennt, braucht er nicht ganz den Betrug geſchmiedet zu haben. Es können Schriften eines **Evax** verhanden geweſen ſeyn, und ſind es vielleicht noch.

LXIII.

Unter den Gedichten des **Marbodus** finden ſich einige, die ihm gar nicht gehören, und die ſein Herausgeber ihrem rechten Urheber wohl hätte wieder zuſtellen können.

Eben das iſt von den Gedichten des **Hildebertus** zu ſagen. Von den Gedichten beyder ließe ſich zur Berichtigung der klaſſiſchen Dichter, woraus jene Stellen genommen ſind, vielleicht noch einiger Gebrauch machen.

LXIV.

Gebrauch, den der jüngere **Burmann** davon zu ſeiner **Anthologie** hätte machen können.

LXV.

Wenn **Klotz Burmannen** ſolche Nachweiſungen hätte geben können, ſo würde es ihm dieſer ohne Zweifel Dank gewußt haben. Und

---

*) **Leſſ. Koll.** S. 74. 278. [S. 234. 287.]

ſo wären wir wieder bey **Klotz**, deſſen beſondere Widerlegung ich ruhig erwarte.

Aber nein; er hat ſich anders beſonnen. Er hat meine Briefe kaum zur Hälfte geleſen, und will ſie gar nicht ganz leſen; geſchweige, daß er ſie zu widerlegen ſich die Mühe nehmen ſollte. Er iſt zu groß, ſich mit mir einzulaſſen; und er läßt ſeine Kreaturen gegen mich los. Er iſt wie der Alte auf dem Berge, der thut, als ob er kein Waſſer betrübe, und ſeine Banditen in der Welt herumſchickt.

Von dem elenden Stolze, ſeinen Gegner nicht leſen zu wollen.

LXVI.

Eine von ſeinen erſten Kreaturen iſt **Riedel**. Ueber deſſen Recenſion der antiquariſchen Briefe in der **Erfurter Zeitung***).

„Noch, fängt er an, haben wir die antiquariſchen Briefe des **Herrn Leſſings** (erſter Theil bey Friedrich Nicolai) nicht ausführlich angezeigt.“

Nein; aber gewandsweiſe ihnen ſchon mehr als Einen Hieb zu verſetzen geſucht! — Das iſt gar recht! So wird der Leſer allmählich vorbereitet, und der Verfaſſer fürs erſte bey kleinem Feuer gebraten, bis man ihn ganz in die Flamme wirft. Das geht nun los. Der Himmel ſtehe mir bey!

„Einige Anmerkungen des Herrn **Klotz** wider Herrn **Leſſing**, „und eine Recenſion im Reichspoſtreuter haben dem Herrn Verfaſſer die Gelegenheiten zu dieſem Buche von 256 Seiten in kl. 8. „gegeben.“

Ganz recht! In ſeinem Buche wollte mich Herr **Klotz** fein höflich eines Beſſern belehren; und in dem Reichspoſtreuter ließ er ausposaunen, daß er mich eines unverzeihlichen Fehlers überwieſen habe. Eine Belehrung, dachte ich, iſt der andern werth; und ich würde Hrn. **Klotz** gewiß auch recht höflich belehrt haben, wenn ich mich nur auch auf einen hübſch abgerichteten Freund hätte verlaſſen können, der meine ſchlaue ſüße Höflichkeit in gute derbe Wahrheit überſetzte. Aber leider! habe ich keinen ſolchen Freund. Ich mußte alſo nur gleich ſo ſchreiben, wie ich verſtanden zu ſeyn wünſchte. Das iſt, nicht höflich, aber wahr!

„In der Vorrede erklärt er ſich über den Ton, den er in dieſen „Briefen genommen, und bekennt ſich für einen Nachahmer der Alten, „die das Ding, was wir Höflichkeit nennen, nicht gekannt hätten.“

---

*) Der Anfang von **Leſſings** Antwort auf dieſe Recenſion fand ſich dieſem Entwurfe beygelegt, und wird daher hier ſogleich mit eingerückt. **Eſchenburg.**

Die Beſcheidenheit nicht zu vergeſſen, welche den Alten anſtatt der Höflichkeit eigen war! Ich bekenne mich für ihren Nachahmer in Beydem; in dem ſowohl, was ſie nicht hatten, als in dem, was ſie hatten. Die Klotze mögen immer über meine Unhöflichkeit ſchreyen; genug, daß der wahre Gelehrte nie meine Beſcheidenheit vermiſſen ſoll!

„Herr Leſſing wird ſich auf gewiſſe Punkte beſinnen, in welchen „man den Alten keinesweges nachahmen ſoll, in welchen man vielmehr „ſich nach unſern Sitten, nach unſerer Denkart und unſerer Sprache „zu richten hat.“

Herr Riedel traut mir zu viel zu. Wahrlich, ich beſinne mich auf keine ſolche Punkte. Was bey den Alten recht und gut war, iſt noch recht und gut. Doch, ich ſehe, er kömmt ſelbſt mit einem Exempel meinem Gedächtniſſe zu Hülfe.

„Die Alten nannten auch gewiſſe Glieder und gewiſſe Handlungen „mit ihren eigenen Namen gerade heraus; uns andern mißfällt es „ſchon, wenn dergleichen Sachen auch nur von fern her angedeutet „werden.“

Dieſe Glieder und Handlungen bloß des Titels wegen mit ihren eigenen Namen zu nennen, mißfiel auch den Alten. Es waren nur ihre Pirons, die ſich das erlaubten: und auch wir haben ja unſere Katulle. Aber freilich, wenn der Naturlehrer, wenn der Arzt, wenn der kühne Satiriker dieſe Glieder und dieſe Handlungen, der Kürze, des Nachdrucks, des Unterrichts wegen, bey ihren eigenen Namen nannten: ſo hatten die Alten kein Arges dabey; und wir Neuern ſollten lieber auch keins dabey haben. — Dieſes nun angewandt auf die Höflichkeit! Aus bloßem Kitzel werde ich zuverläſſig nie unhöflich gegen Herrn Klotz ſeyn. Sollte ich ihm auf der Straße begegnen, ſo werde ich ganz gewiß meinen Hut zuerſt gegen ihn abziehen. Sollte ich wieder an ihn ſchreiben, ſo werde ich ganz gewiß: Wohlgeborner Herr, inſonders Hochzuehrender Herr Geheimerath, an ihn ſchreiben, und mich ſeinen gehorſamen Diener nennen. Sollte ich an Einem Tiſche mit ihm ſpeiſen, ſo werde ich ganz gewiß ſeine Geſundheit mit einer tiefen Verbeugung, und genau in der Reihe trinken, die ſein Rang erfoderte. Sollte ich gar mit ihm zu ſpielen das Vergnügen haben, ſo werde ich ganz gewiß mit eben der Höflichkeit ſagen: „der Herr Geheimerath haben gewonnen,“ als: „der Herr Geheimerath ſind baſta!“ — —

LXVII.

Von Riedel's Anmerkungen über den Laokoon. Einige Beweiſe ſeiner Unwiſſenheit. Von der Caricatur. Die Stelle aus dem Cicero*). — Vermuthung, woher die Caricaturgeſichter ihren Urſprung haben: aus den komiſchen Maſken der Alten.

LXVIII.

Von dem Geſetze der Hellenodiken. — Die ikoniſche Statue ſollte freylich die größere Ehre ſeyn. Aber was bewog ſie, dieſes zur größern, und nicht zur kleinern Ehre zu machen? Warum machten ſie die Gefahr, in dem Bilde eines minder ſchönen Körpers auf die Nachwelt zu kommen, zur größern Ehre? Warum machten ſie den Vortheil, ſich in einem ſchönen, aber fremden, Ideal aufgeſtellt zu ſehen, zur kleinern?

LXIX.

Von dem Gemälde des **Timanthes**, und der Verbeſſerung der Stelle des **Plinius**, die ich aus dem **Gronov** wohl ſoll geborgt haben. Ich kenne **Gronov's** Noten über den Statius nicht.

LXX.

Von der **Veſta**, und dem Vorgeben, daß es eine ältere und eine jüngere gegeben habe. **Ovid** wenigſtens hat dieſen Unterſchied gewiß nicht angenommen.

LXXI.

Von dem Geſchrey des **Philoktetes**. Er erdrückt es, aus Furcht, daß ſie ihn ſonſt nicht mitnehmen würden. Geſchrey des **Hippolytus**.

LXXII.

Das wären einige Proben geweſen, wie gelehrt Herr **Riedel** iſt, mit welchem Scharfſinne er die Alten zu leſen pflegt. Nun ſollte ich auch von ſeiner Philoſophie reden. Aber davon verſtehe ich nichts: und von dieſer Seite ſind er und Herr Prof. **Huth** meine Meiſter. Ich bekenne, daß ich ſie nicht verſtehe. Vielleicht geht es ihnen auch mit mir ſo. Wenn es nur nicht oft ſchiene, als wäre es Herrn **Riedels** Vorſatz, mich nicht zu verſtehen. Beweiſe, wie ſehr er den Geiſt meines Werkes verfehlt hat.

LXXIII.

Ueber **Riedel's Leſſingiſche Briefe**. Vertheidigung meiner Ableitung des Wortes **Cameo**.

LXXIV.

Ein zweyter Verfechter des Herrn **Klotz**: der Verfaſſer der **literariſchen Briefe**. Urtheil von ihm; und Beleuchtung einiger von ſeinen Rechtfertigungen ſeines Gönners. Lächerlichkeit dieſes Mannes, meine Streitigkeit mit **Klotz** auf drey Punkte zu bringen. Von den

---

*) S. Kollekt. B. II, S. 126. [oben S. 335.]

Daktyliotheken der Alten. Beſtimmung des Wortes *gemma* aus einer Stelle des **Cicero** in den Reden wider den **Verres**, und einer Stelle **Tibull's**, woraus erhellt, daß *gemma* eigentlich ein ungeſchnittener Edelſtein heißt.

LXXV.

Von der Perſpektiv der Alten, wider dieſen literariſchen Briefſteller. Beſonders eine Prüfung der Abhandlung des **Caylus**.

LXXVI.

Ueber einige kleinere Punkte gegen ihn; und Abſchied von ihm auf immer.

LXXVII.

Nun wieder zu Herrn **Klotz**, mit dem wir auf der 15ten Seite ſeiner Schrift ſtehen geblieben.

Von der großen Anzahl geſchnittener Steine, die auf uns gekommen ſind. Der wahren alten ſind vielleicht weniger, als wir glauben. Sehr gegründeter Verdacht gegen die Daktyliotheken des **Gorläus**, der heiligen **Genovefa**, des **Mariette**, u. a. m. — **Maffei** Benennung dieſes Studiums*).

LXXVIII.

Wie die ächten alten Steine von den neuen zu unterſcheiden ſind. Hiervon ſagt **Klotz** gar nichts. Die Stelle beym **Lippert**, die er hätte commentiren ſollen. **Lippert**, ſo viel ich mich erinnere, giebt drey Kennzeichen an: den Stein; die Vorſtellung; die Arbeit.

LXXIX.

Ich habe erwieſen, daß die Alten in ganz koſtbare Edelſteine nicht geſchnitten haben. Und auch von den geringern Arten giebt es verſchiedene, von welchen **Plinius** ausdrücklich ſagt, daß ſie nicht geſchnitten worden. — Von der Beſonderheit, woran alte Steine zu erkennen ſind: nehmlich an der ungleichen hintern Seite; wie **Vettori** anmerkt. Die Urſache, welche **V.** davon angiebt, das Gleichförmige der Durchſichtigkeit, iſt richtig; nur iſt auch das zu merken, daß die Alten ihren Edelſteinen überhaupt die Ungleichheit ließen, um ihnen von ihrer Maſſe ſo wenig zu nehmen, als möglich. Und nur daher iſt eine Stelle beym **Plinius** zu erklären**).

LXXX.

Von der Abhandlung des **Dingley**, die dahin einſchlägt; und zwar erſtlich, von dieſer Abhandlung ſelbſt***).

---

*) S. Kollekt. 1, S. 263. [oben S. 281.]

**) S. Kollekt. S. 267. [oben S. 283.]

***) Hierher gehört vermuthlich der nunmehr im Text folgende, völlig ausgeführte Brief, der ſich unter des ſeligen **Leſſing's** Papieren ſowohl im

Das zweyte Kennzeichen, an welchem alte geſchnittene Steine von neuern zu unterſcheiden, ſagt Maffei, ſey die Farbe und die Beſchaffenheit des Steines ſelbſt.

Wenigſtens kann dieſe oft zu einem Verdachte Anlaß geben. Allzu koſtbare, in Anſehung ihres Feuers oder ihrer Farben allzu ſchöne Steine, habe ich gezeigt, ließen die Alten nicht gern von der Kunſt verletzen. Von einigen ſagen ſie uns ausdrücklich, daß ſie nie geſchnitten werden, oder daß ſie nicht geſchnitten werden können. Die ſie am häufigſten ſchnitten, waren von den geringern Gattungen, welche die doppelte Eigenſchaft haben, daß ſie ſich weder der Sculptur zu ſehr weigern, noch das Wachs zu feſt halten. Von dieſen Gattungen aber nahmen ſie die reinſten und beſten, die ſie finden konnten.

Ich hoffte hiervon viel Merkwürdiges zu leſen, in den Anmerkungen, welche **Robert Dingley** über die Edelſteine, beſonders ſolche, auf welche die Alten zu graben pflegten, der Engliſchen Societät mitgetheilt hat. Aber ich betrog mich. Der Gelehrte, der ſie überſetzt, und dem Hamburgiſchen Magazin(*) einverleibte, hat ſie mit verſchiedenen Noten begleitet, die von ſeiner Kenntniß auch in dieſem Theile der Naturgeſchichte und von ſeinem Scharfſinne überhaupt zeigen. Allein er hätte deren ungleich mehrere machen müſſen, wenn er alle Unrichtigkeiten ſeines Originals hätte anzeigen und verbeſſern wollen. Ich will einige Beweiſe davon geben.

„Der Stein, ſagt **Dingley**, den man am meiſten gegraben findet, „iſt der Beryll, nach dieſem folget der **Plasm** oder ſchönſte Smaragd, „alsdann der Hyacinth; den Chryſolith findet man bisweilen, aber „ſehr ſelten gegraben, wie auch, aber ſehr ſelten, den Kryſtall oder „orientaliſchen Kieſel, den Granat und den Amethyſt."

Am meiſten den Beryll! Ganz unerhört. Der Beryll iſt ein durchſichtiger meergrüner Stein, der in ſeinen Unterarten mehr oder weniger in das Gelbliche ſpielt. So beſchreibt ihn Plinius; ſo haben ihn die Neuern angenommen. Doch ſo einen Stein meynt Dingley nicht; ſein Beryll iſt entweder roth, oder gelb, oder weiß. Jenes, ſagt er, war der Beryll der Alten. Und wer ſind denn die, welche dieſen Namen einem ganz andern Steine beylegen dürfen? Leonardus, Stello, Agricola, Cäſalpinus, Geſner, Boot, Laet, Nicol, und wie ſie alle heißen, ſind es nicht. Auch die noch neueren Naturaliſten

Brouillon, als in einer reinern Abſchrift von ſeiner eigenen Hand, gefunden hat, ob er gleich **funfzigſter Brief** überſchrieben war. **Eſchenburg.**

(*) Band III, S. 640.

finde ich mit jenen übereinſtimmig, und alle verſtehen unter Beryll wo nicht eben denſelben Stein, den die Alten darunter verſtanden, doch einen ihm ſehr ähnlichen, den ſonſt ſo genannten Aquamarin. Folglich habe ich lange nicht gewußt, was Dingley hiermit will, bis ich endlich finde(*), daß die Engliſchen Juwelierer einen ganz andern Begriff mit dem Namen Beryll verbinden, und ihn einer Art von Carneol beylegen, der dunkelrother und durchſichtiger als der gemeine Carneol ſey, und mehrmal in das Gelbe ſpiele. Das wirklich Dingley dieſe Art von Carneol unter ſeinem Beryll verſtanden habe, zeigt ſelbſt die Eintheilung, die er von ihm macht. „Vom Beryll," ſagt er, „giebt es drey Arten; der rothe fällt in die Orangefarbe, iſt durchſichtig und lebhaft; der gelbe iſt ockerfarben, und der weiße, den „man Calcedon nennt, iſt milchfarben; dieſe beyden letzten ſind nicht „ſo lebhaft wie die erſtern." Niemand, ſo viel ich weiß, hat den Calcedon zu einer Art des Berylls gemacht; wohl aber zu einer Art des Carneols, oder auch den Carneol zu einer Art des Calcedon. Auch die übrigen zwey Arten paſſen wohl auf verſchiedene Abänderungen des Carneols, aber keinesweges des Berylls. Kurz, man muß beym Dingley Carneol für Beryll leſen, und muß ſich erinnern, daß der Carneol der Alten ihr Sarder iſt, wenn es wahr ſeyn ſoll, was er von ihm vorgiebt. Den Sarder findet man in allen Daktyliotheken am häufigſten, und Plinius ſagt es ausdrücklich, daß man ihn zum Graben und Siegeln am geſchickteſten gefunden habe(**). Dingley aber iſt um ſo weniger zu entſchuldigen, daß er uns dieſe Verirrung verurſacht, da Hill in ſeinen Anmerkungen über den Theophraſt(***) kurz vorher davor gewarnt, und es den unwiſſenden Juwelieren verwieſen

(*) Woodward beym Johnſon: The Beryll of our Lapidaries is only a fine ſort of Carnelion, of a more deep bright red, ſometimes with a caſt of yellow and more tranſparent than the common Carnelion.

(**) Libr. XXXVII. Sect. 31. ed Hard.

(***) Dingley's Anmerkungen ſind von 1747, und Hills Theophraſt von dem Jahre vorher, wo es Seite 57. heißt: The Jewellers of our time reckon four ſpecies of this ſtone; the common or the red, the white or the yellow, and the Beryll Carnelion. — The laſt, or the Beryll Carnelion, is properly the male oriental Kind; it is of a deeper colour than any of the others, as alſo much harder, and more tranſparent: ſome of our Jewellers, knowing of no other Beryll but this, name it ſimply the Beryll: but it ought never to be ſo called but with the addition of its own proper name Carnelion; the Beryll of the Antients being a ſtone of quite another Kind, transparent and of bluiſh green, and evidently the very Gemm which we now call the *aqua marina*.

hatte, welche ihren Beryllcarneol ſchlechtweg Beryll nennen, als ob ſie von dem eigentlichen Beryll gar nichts wüßten. — Das Werk des Cardinals de Cuſa, deſſen in der Note gedacht wird, mag wohl nicht von dem Steine Beryll handeln, ſondern von der Brille, dem Augenglaſe, auf das geſchärfte Geſicht in geiſtlichen Dingen angewendet. Denn es iſt bekannt, daß dieſes im barbariſchen Latein Beryllus hieß, und ohne Zweifel unſer deutſches Brille davon herkömmt. Nicht zwar, als ob die erſten Brillen aus eigentlichen Beryllen wären gemacht worden, ſondern weil man vielleicht zu den erſten Brillen ein grünliches Glas brauchte, welches dem Beryll daher ähnlich ſah; oder weil überhaupt die Italiäner, wie Boot ſagt(*), alle Kryſtalle qui multiplici angulorum reflexu aliquos colores in ſe habere videntur, Berylle nannten, woven der Name endlich bis auf das gemeine Glas erſtreckt worden. Vielleicht auch, daß der mediciniſche Gebrauch des pulveriſirten Berylls gegen mancherley Beſchädigungen der Augen, von dem man in den mittlern Zeiten Aufhebens machte(**), zur Uebertragung dieſes Namens auf die Brillen etwas beygetragen.

Aber weiter: nach den Beryllen, ſagt Dingley, folgt der Plaſm, oder ſchönſte Smaragd. Was man unter Plaſma verſtehen müſſe, habe ich ſchon gezeigt(***). Es iſt der Praſius der Alten, und demnach ſo wenig der ſchönſte Smaragd, daß vielmehr gerade nur eine von den geringſten Arten der durchſichtigen grünen Steine ſo genannt ward, und eigentlich noch jetzt ſo genannt werden ſollte. Wenn Dingley bloß geſagt hätte, daß, nach dem Carneol, es die grünen und grünlichen Steine wären, welche man am häufigſten von den Alten geſchnitten finde: ſo wäre es eher recht geweſen. Denn wirklich findet man deren ſehr viele, welche von den Antiquaren bald Plasma, bald Prasma, bald Pras, bald Beryll, bald grüner Jaſpis, bald Chryſolith, bald Heliotrop, bald Smaragdit und bald Smaragd genannt werden: aber, wie ſchon erinnert, einen jeden dieſer Namen eher verdienen, als den Namen Smaragd. Sonderbar iſt es, daß ſie bey den undurchſichtiger, dunkler und ſchmutziger grünen Steinen ſich nicht des Malachites oder

---

(*) Libr. II. cap. 20. De Laet will davon zwar nichts wiſſen; (Lib. I. cap. 10.) aber ſelbſt dieſe Benennung der Augengläſer von Beryll ſcheinet ein Beweis für den Boot zu ſeyn.

(**) Pſellus de Lapidum Virtutibus p. 12. Edit. Bernard. Βήρυλλος — οὗτος ὁ λίθος ἐντάσεις ἰᾶται, καὶ σπασμούς, καὶ ὀφθαλμῶν ὀδύνας, καὶ ἴκτερον; intentiones curat, convulſiones, oculorum dolores, auriginem.

(***) S. den 25ſten Brief.

Molochites erinnert haben, welche Gemme von dem Plinius doch ausdrücklich reddendis laudata ſignis(*) genennt wird.

Die dritte Stelle giebt Dingley dem Hyacinth. Und was nennt er einen Hyacinth? Einen dunkel braunrothen Stein, feurig und durchſichtig. Es iſt wahr, das iſt der Hyacinth der Alten; aber warum ſpricht Dingley hier ſo ſtreng mit den Alten, da er in ſeinen übrigen Beſchreibungen ſich ſo weit von ihnen entfernt? Die neuern Steinkenner verſtehen unter Hyacinth einen gelben, honigfarbigen oder citronfarbigen Stein, deren einige nur in das Röthliche ſpielen(**). Sein Hyacinth dürfte ſchwerlich von dem Amethyſte und unſerm Granate zu unterſcheiden ſeyn; und ich weiß nicht, mit welcher Zuverläſſigkeit man ſonach ſagen könnte, daß die Alten den Amethyſt und Granat ſehr ſelten, den Hyacinth hingegen weit häufiger geſchnitten hätten.

Der Ueberſetzer hat das engliſche ***Garnet*** beybehalten, weil er wegen des vollkommen gleichgeltenden deutſchen Namens ungewiß war. Aber er hätte ſich kein Bedenken machen dürfen, **Granat** dafür zu brauchen; es iſt durchaus das nehmliche, und einige Engländer ſchreiben bloß Garnet, weil ſie bey einigen ältern italiäniſchen Schriftſtellern Garnato anſtatt Granato fanden, welches faſt auf die Vermuthung bringen ſollte, daß dieſe Benennung nicht von den Körnern der ſo genannten Frucht hergenommen, ſondern die Verſtümmelung von Garamanticus ſey. Wenigſtens ſtimmt die Beſchreibung, die uns die Alten von dem Carbunculo garamantico geben, mit dem Granat gänzlich überein.

Was Dingley endlich von dem Kryſtalle ſagt, iſt nur von dem ganz weißen und deſſen Gebrauche zu Siegelſteinen zu verſtehen. Da er in weit größern Stücken gefunden wird, als andere Edelſteine, ſo brauchte man ihn auch zu größern Dingen, zu welchen er häufig geſchnitten ward. Aber wie viel gefärbte Kryſtalle mögen in den Daktyliotheken für die ächten Edelſteine gelten, deren Farbe ihnen die Kunſt zu ertheilen wußte!

Unter den übrigen Anmerkungen ſind nicht weniger, eben ſo unzuverläſſige. — Er ſpricht von einem Vermillionſtein, Vermillon-ſtone; und man ſollte glauben, was das für ein beſonderer Stein ſey. Gleichwohl iſt es weiter nichts, als ein Beyname, den die Juweliere derjenigen ſchönen Art von Granaten geben, deren Farbe ſich dem Zin-

---

(*) l. c. Sect. 36.

(**) De Laet. lib. I. c. 6. Recentiorum Hyacinthi ſunt flavo colore, interdum ſimplici, eoque aut ſaturo aut diluto, vel cum rubedine quadam mixto intenſius vel remiſſius.

neber nähert (*). — Der Onyx und Sardonyx ſind ganz falſch angegeben; und von dem wer weiß wo aufgeleſenen Achatonyx macht er eine Beſchreibung, aus der ich jedem Trotz biete, klug zu werden.

Doch ich will mich bey ſolchen Kleinigkeiten nicht aufhalten. Nur eins muß ich noch mitnehmen. Dingley ſagt: „die Alten gruben auf „ihre meiſten Steine, den Onyx und Sardonyx ausgenommen, ſo wie „ſie gefunden wurden, weil ihre natürliche Politur alles, was durch „die Kunſt an ihnen kann verrichtet werden, übertrifft.“ Aber man hüte ſich, ihm das zu glauben. Entweder die Edelſteine werden als Kieſel gefunden, und dieſe haben eine rauhe Schale, die ihnen abgeſchliffen werden muß, um den durchſichtigern farbigen Kern zum Vorſcheine zu bringen; oder ſie brechen als Druſen in fremden Steinarten, und dieſe haben zwar eine natürliche Politur, aber ſelten oder nie die reguläre Fläche, welche in dem Abdrucke eine egale Area geben könnte.

LXXXI.

Zweytens, von Hill's Kritik über dieſe Abhandlung.

LXXXII.

Drittens von Käſtner's Ueberſetzung, und der beygefügten Note.

LXXXIII.

In wie fern von der auf dem Steine befindlichen Vorſtellung auf das Alterthum deſſelben zuverläſſig zu ſchließen ſey.

LXXXIV.

Von der Arbeit, der Zeichnung, der Ordenanz, und beſonders der Politur*).

LXXXV.

Ueber die Geringſchätzung der geſchnittenen Steine in den mittlern Zeiten.

Wie viele waren denn ihrer damals ſchon wieder aufgegraben, nachdem ſie durch das Chriſtenthum faſt ganz außer Gebrauch gekommen waren! Ihre Deutung auf bibliſche Perſonen und Geſchichte war vielmehr ein frommer Betrug, um ſie zum Schmucke heiliger Gefäße anwenden zu dürfen. Woher will Klotz wenigſtens beweiſen, daß es Unwiſſenheit geweſen ſey!

Klotzens Beweis aus dem Jupiter Serapis, S. 57. Wie ſeltſam er ſchließt, daß ihre Geringſchätzung zu ihrer Aufbewahrung habe beytragen können**).

(*) De Laet. lib. I. cap. 3.

*) S. Kollekt. I, S. 293. [oben S. 291.]

**) Ebend. S. 265. [oben S. 282.]

LXXXVI.

Ob damals kaum der Glanz der Edelſteine die Augen auf eine angenehme Art gerührt habe? S. 55.

Gleichwohl ſind aus dieſen Zeiten ſo viele Schriftſteller von Edelſteinen; wovon aber freilich, wie wir am **Leonardi** und **Skudalupis** geſehen, **Klotz** wenige oder gar keine kennen mag.

Anmerkungen über das Regiſter derſelben beym **Leonardi**.

LXXXVII.

Insbeſondere über den **Phyſiologus**, der in dem Verzeichniſſe des **Leonardi** vorkommt. Von dieſem weiß ich nichts; aber wohl von zwey andern Büchern dieſes Namens. Beyderſeitige Unwiſſenheit des **Beaugendre** und **Freytag**'s.

LXXXVIII.

Regiſter der Steinſchneider im **Leonardi**, nebſt einigen Anmerkungen darüber.

LXXXIX.

Von der künſtlichen Vervielfältigung der geſchnittenen Steine. **Klotzens** Schnitzer mit dem vitro obſidiano, S. 58. **Gori** macht indeß dieſen Fehler auch*). Von den nachgemachten Edelſteinen, den Paſten und Abdrücken in Schwefel und anderer Materie**).

XC.

Von den **Gadarern**; S. 61***).

XCI.

Was er von den Kupfern der geſchnittenen Steine ſagt, wird als bekannt und gemein vorbey gegangen. Die wenigſten Urtheile ſind ſein; und was ſein iſt, iſt falſch. Z. E. S. 70. daß man in der Ausgabe des **Maffei** von den Gemmen des **Agoſtini** die Hand des **Galleſtruzzi** vermiſſe. Und doch ſind es die nehmlichen Platten; ein Beweis, daß er dieſe Ausgabe gar nicht kennt.

XCII.

Ich komme auf ſeine Betrachtung der Steine von Seiten der Kunſt, S. 73—101. Und hier, glaube ich, geht eigentlich das Buch an. Alles Bisherige ſind vorausgeſchickte Anmerkungen. In dieſen Betrachtungen iſt er nichts, als **Winkelmanns** Ausſchreiber, bis auf die bloßen Verzierungen des Styls.

Hier ſind einige Proben von dieſer Ausſchreiberey:

---

*) S. Kollekt. II, S. 205. 459 [eben S. 351. 401.]

**) Ebend. I, S. 213 [S. 268]

***) Ebend. I, S. 258 [S. 280]

Klotz ſagt S. 13: „Die Quelle des guten Geſchmacks iſt nun „geöffnet. Weiſe iſt der, welcher aus ihr ſchöpft, und, wie Dichter „aus dem kaſtaliſchen Brunnen, ſich aus derſelben begeiſtert."

Und **Winkelmann**, von der Nachahmung der griechiſchen Werke in der Kunſt, S. 2: „Die reinſten Quellen der Kunſt ſind geöffnet. „Glücklich iſt, wer ſie findet und ſchmeckt!"

Winkelmann von den mit königlichen Koſten zu Dresden aufgehäuften Schätzen der Kunſt und des Alterthums; und **Klotz** von einer Sammlung Abdrücke geſchnittener Steine.

Klotz, S. 30: „Es iſt ein ſehr unüberlegter Ausſpruch eines fran„zöſiſchen Skribenten, deſſen Buch nicht hätte zur Schande der Deut„ſchen überſetzt werden ſollen." Nehmlich **Juvenel de Carlencas**.

Und **Winkelmann**, in den Erinnerungen über die Betrachtung der Werke der Kunſt, in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, B. V, S. 12: „Auch der Porphyr kann eben ſo gut bearbeitet wer„den, wie vor Alters, welches unwiſſende Skribenten läugnen, und „zuletzt **Carlencas** in einem Buche, deſſen Ueberſetzung den Deutſchen „keine Ehre macht."

Aber **Winkelmann** dachte überhaupt von den Franzoſen ein wenig anders, als Herr **Klotz**. Er ſagt in der Nachricht vom Stoſchiſchen Muſeum, in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, B. V, S. 26: „Ich kenne aber die Begriffe der Franzoſen von der Schön„heit des Alterthums. Unter uns geſagt, ich fürchte mich, unſern „Landsleuten etwas zum Nachtheil dieſer Nation zu ſagen. Ihre Wuth „in Ueberſetzung franzöſiſcher Bücher, die voll von tauſend Vergehungen, „wie des **Barre** deutſche Geſchichte ſind, machen mir dieſe Beſorgniß."

Klotz ſagt, S. 62: „In den Werken der Alten liegt der Ver„ſtand tief."

Und **Winkelmann** in den angeführten Erinnerungen, S. 4: „Daher liegt der Verſtand der Alten tief in ihren Werken."

Klotz, S. 73: „Wer den **Homer** nur in der Ueberſetzung ge„leſen hat, der kennt ſeine majeſtätiſche Einfalt gewiß nicht. Eben „ſo mangelhafte Begriffe von der alten Kunſt wird derjenige haben, „der bloß aus Kupferſtichen von ihr urtheilt."

Winkelmann, von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunſt, S. 17: „Dieſer Privatunterricht aus Kupfern und „Abdrücken bleibt unterdeſſen wie die Feldmeſſerey auf dem Papier

„gezeichnet. Die Kopie im Kleinen iſt nur der Schatten, nicht die „Wahrheit; und es iſt vom **Homer** auf deſſen beſte Ueberſetzung kein „größerer Unterſchied, als von der Alten und des **Raphaels** Werken „auf deren Abbildungen.“

Klotz redet S. 159. von Werken, die einen allzu ſcharfen, eckigen Umriß haben, und deren Meiſter lieber ihre anatomiſche Kenntniß zeigen, als ſanft und gefällig ſeyn wollen; und ſetzt hinzu: „Wem die „Werke gefallen, die dieſe ſparſame Weisheit bezeichnet, der giebt einen eben ſo ungezweifelten Beweis von ſeinem verderbten Geſchmacke, „als der, welcher die natürliche und ſanfte Schreibart des **Xenophon** „dem ſpielenden Witze der Sophiſten nachſetzt.“ — **Dieſe ſparſame Weisheit!** Was heißt das? Er braucht den Winkelmanniſchen Ausdruck, und giebt ihm gerade die umgekehrte Bedeutung.

Winkelmann ſagt nehmlich, von der Nachahmung griechiſcher Werke, S. 12: „Eben ſo unterſcheiden ſich die neuern Werke von „den griechiſchen durch eine Menge kleiner Eindrücke, und durch gar „zu viele und gar zu ſinnlich gemachte Grübchen, welche, wo ſie ſich „in den Werken der Alten befinden, mit einer ſparſamen Weisheit, „nach dem Maaße derſelben in der vollkommenern und völligern Natur unter den Griechen, ſanft angedeutet, und öfters nur durch ein „gelehrtes Gefühl bemerkt werden.“

Klotz, S. 174: „Die Ausleger ſagen, nach ihrer Gewohnheit, „entweder Dinge, welche uns noch ungewiſſer machen; oder ſie ſagen „nichts von denſelben. Eine Sache, die ſie mit den Brunnen gemein „haben, die oft überfließen, und dann Mangel an Waſſer leiden, „wenn wir es am nöthigſten brauchen.“

Und **Winkelmann** in der Vorrede zur Geſchichte der Kunſt, S. XXI: „Ueberhaupt ſind die mehreſten Skribenten in dieſen Sachen „wie die Flüſſe, welche aufſchwellen, wenn man ihr Waſſer nicht nöthig hat, und trocken bleiben, wenn es an Waſſer fehlt.“

XCIII.

Nachtheil der geſchnittenen Steine für das Kunſtauge, oder das Auge eines jeden andern, der ſich darnach bilden will. Die Schönheit läßt ſich in ſo kleinen Figuren bey weitem nicht ſo deutlich empfinden, daß ſie auf die Ausführung im Großen einigen Einfluß haben könnte.

XCIV.

So ſehr er **Winkelmann** ausſchreibt, ſo unterſteht er ſich gleichwohl ihn zu meiſtern, wegen ſeines Satzes, daß die alten Denkmähler aus den mythologiſchen Zeiten vornehmlich zu erklären ſeyen. Vertheidigung dieſes Satzes.

XCV.

Klotzens lächerliche Nachahmung des Winkelmanniſchen Enthuſiasmus. Von dieſem überhaupt. Wie anſtößig die Nachahmung bey der Venus Kallipygia ſey. Chriſt's Geringſchätzung bey dieſer und andern Gelegenheiten. Deſſen Vertheidigung.

XCVI.

Chriſt's weitere Vertheidigung wegen der alten Art in Stein zu ſchneiden. Es iſt nicht einmal Chriſt's Meinung, ſondern ſchon **Vettori's**, welcher durchaus davon ſpricht, als ob er ſie ausüben geſehen, und ſie umſtändlich beſchreibt.

Es iſt kein Schluß von dem, was wir jetzt nicht zu machen wiſſen, auf die Alten, daß ſie es auch nicht gewußt hätten.

Möglichkeit, daß es verſchiedene Arten kann gegeben haben; gezeigt an dem, deſſen ſich **Rivaz** und **Natter** gerühmt haben[*].

Auch den **Valerio Vincenti** hatte man in Verdacht, daß er eine geſchwindere Art zu arbeiten haben müſſe. S. deſſen Artikel beym **Fueßlin**.

XCVII.

Und doch iſt **Klotz** auch der Plagiarius von Chriſt. Außer dem Beweiſe, den ich von den **Ahnenbildern der Römer** insbeſondere geführt habe, noch andere aus Chriſt's Vorleſungen über die Literatur.

Zur Geſchichte der Aeſopiſchen Fabel.

I.[**]

Hier ſind die erſten Linien einer Geſchichte der Aeſopiſchen Fabel; demjenigen vielleicht nicht unwillkommen, der es mit einem Blicke überſehen will, wie und von wem dieſes Feld angebauet worden.[***]

---

[*] S. **Kollekt.** 1, S. 268. [eben S. 283.]

[**] Ein Heft jetzt im Beſitz des Herrn Geh. Raths von Meuſebach; hier ſorgfältiger abgedruckt als im zweiten Theile der vermiſchten Schriften.

[***] Hierunter hat Leſſing angemerkt

„Suidas citirt oft, ohne Namen des Verfaſſers, ἐν μυθικοῖς oder ἐν Μύθοις oder ἐν Μύθῳ. Aus dem Babrias führt Suidas verſchiedne Stellen an, die ich unter keine bekannte Fabeln zu bringen wüßte; als unter Ἀχαΐνης cerva (Κεμάδα ebendaſſelbe). **Non amabat.** Κωλώτης **Stellio.** Νεβρὸς **hinnulus.** [illegible]“

Iotham.

Seine Fabel von den Bäumen, die ſich einen König wählen. B. der Richter IX. v. 8.

Nathan.

Seine Fabel vom geraubten Schafe.

Heſiodus.

Quintil. Orat. l. V. c. 11.

Aeſopus.

Aus des Ariſtophanes οὐδ᾽ Αἴσωπον πεπάτηκας (in avibus v. 387.) iſt mehr nicht zu ſchlieſſen, als daß eine Sammlung ſeiner Fabeln vorhanden geweſen; nicht aber daß er ſie ſelbſt geſchrieben. Das Zeugniß des Phäder und des Aphthonius beweiſen dieſes auch nicht.

Fabeln die nach dem Zeugniſſe der Alten gewiß von ihm ſind.

1. Der Igel, der dem Fuchſe die Fliegen verjagen will. Aristoteles.
2. Der Adler und der Käfer. Plutarchus.
3. Cassita. Gellius.

Myro Rhodia.

fabulas ſcripſiſſe perhibetur a Suida.

Locman.

Am wahrſcheinlichſten iſt, was Herbelot ſagt, S. 518 a.

Pilpay.

Gellerts Irrthum p. 31. als ob Sandabers Fabeln andere wären, als des Pilpay. Es iſt der nehmliche Mann, der in der Perſiſchen Sprache Pilpay, und in der Hebräiſchen Sandaber heißt.

Der franz. Ueberſetzer des Pilpay hat Gellerten verführt. S. deſſen Avertiss. welcher noch dazu ſetzt, daß aus den Fabeln des Sandaber die Franzoſen ihren Roman von den ſieben Weiſen gemacht.

Pilpay oder Bidpai, war ein Bramine, und ſchrieb ſein Werk für einen König von Indien, Namens Dabſchelim. Herbelot S. 156.

Socrates.

Daß Sokrates einige in Verſen gebracht, beweiſet wenigſtens, daß die damals vorhandene Sammlung in Proſa geweſen. Plutarchus de aud. Poetis, cap 6. Suidas in voce Σωκράτης.

Has pro exemplo fabulas et Socrates divinis operibus indidit, ſagt Avianus in ſeiner Präfation; welches aber wohl mehr von den Fabeln zu verſtehen ſeyn muß, die Plato ſeinen Geſprächen eingeflochten.

Demetrius Phalereus.

Welcher nach dem Laertius lib. V. ſect. 80. λόγων Αἰσωπείων συναγωγὰς hinterlaſſen haben ſoll.

Babrias.

oder Babrius, von dem Avianus ſagt: quas (fabulas) Græcis jambis Babrius repetens in duo volumina coartavit.

Cannegiter meinet, daß Babrias und Babrius zwei verſchiedne Fabeldichter geweſen; in ſ. Anmerk. zur Präf. p. 8.

Suidas ſagt ausdrücklich, daß er ſeine Fabeln aus dem Aeſopus genommen, und in Verſe gebracht. Choriambiſche nehmlich. Seine Sammlung beſtand aus zehn Büchern.

Stelle des Seneca.

logos æſopios intentatum Romanis opus, in ſ. Conſol. ad Polyb. c. 27.

Phaedrus.

Phædrus partem aliquam quinque in libellos reſolvit; ſagt Avian.

Vielleicht gedenkt auch ſeiner Martial III. 20.

Canius Rufus.

vielleicht; beym Martial III. 20.

Aphthonius.

Sophiſta Seculi II.

Avianus.

Cannegieter macht ihn älter als den Titian, weil er ſeiner nicht gedenke. Nach ihm hat er unter den Antoninis gelebt, und iſt keinesweges der Rufus Feſtus Avienus.

Titianus.

Deſſen Apologie beym Auſonius epist. XVI. Cannegieter hält ihn für den Julius Titianus, welcher des Maximini Iunioris Präceptor geweſen: alſo um 234.

Romulus.

Anonymus Nilantii.

Magiſter *Rufus.*

Ignatius Diaconus.

dem die vierzeiligen Griechiſchen Fabeln gehören ſollen, die gemeiniglich den Nahmen des Babrias führen.

Voſſius Inſt. Orat. II. c. 15. §. 2.

Henr. Canneg. Diſſert. p. 289.

Vixit Ignatius ille ſub initiis Seculi IX. v. Gellert p. 35.

Alfred.

König von England, ſtarb 909. der die Fabeln des Aeſopus in das Angelſächſiſche überſetzen laßen, nach der Vorrede zum Aeſopo moraliſ., wo er zwar Alfredus geſchrieben iſt.

[b] Es iſt keine Angelſächſiſche Ueberſetzung des Aeſop itzt mehr vorhanden, v. Introduct. diſcours to the Canterbury Tales p. 179. ſo viel dieſer Verfaſſer erfahren können. Er hätte aber deswegen nicht dürfen auch an der ehemaligen Exiſtenz derſelben zweifeln, welches auch jene Citation aus dem Aeſopo moraliſato beweiſet.

Anonymus Neveleti.

S. Cyrillus.

Simeon Sethus.

Der griechiſche Ueberſetzer des Kelila und Dimne; der, wie Desbillions bemerkt, um 1100 gelebt.

Tebaldus.

Deſſen Novus Avienus ohne Zweifel auch Fabeln enthält. v. Giornale de' Letterati T. IV. p. 181.

Der Provenzaliſche Ueberſetzer.

Oder vielmehr eine Franzöſiſche, und zwar von einem Frauenzimmer, Namens Maria, welche die Angelſächſiſche Ueberſetzung ins Franzöſiſche gebracht hat.

Ihre Arbeit iſt noch vorhanden. I) den Schluß davon führt Pasquier an. Recherches de la Fr. VII, I. II) und eine Fabel aus ihr der Commentator des Chaucer. p. 177.

Alexander Necham (Nequam).

anno 1215 diem obiit.

Unter ſeinen MSS befindet ſich ein novus Aeſopus und novus Avianus. v. Baleus de ſc. Britt. cent. 3. n. 86 & Pol. Leyſeri Hiſt. Poet. m. æ. p. 992.

Ioannes de Capua. 1262.

Der lateiniſche Ueberſetzer des Kelila und Dimne. v. Bibl. med. æ. Fabr. Tom. I. p. 332.

Vincentius Bellovacenſis.

ſtarb um 1289. Die Fabeln in ſeinem Speculo doctrinali.

Fabeln aus den Minneſingern.

Hugo von Trimberg.

Boner.

Oder die ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger.

Adolphus. 1315.

deſſen Fabeln Leyſer aus einem MS. unſerer Biblioth. herausgegeben p. 2007.

Geſta Romanorum.

Planudes.

Conſtat Planudem anno 1347 adhuc inter vivos extitiſſe. Desbillons p. 219.

Rabbi Hanakdan.

1326.

Die ungedruckten Fabeln aus dem Multifario.

Menſa Philoſophica.

Poggius 1431.

Deſſen Facetiae.

Laurentius Valla. 1436.

Rimicius.

Leonh. Dati.

1461.

Bamberger gedruckte Ausgabe von Bonners Fabeln: ohnſtreitig alſo die erſten gedruckten Fabeln.

1498.

Der Reineke Fuchs iſt nicht zu übergehen. Und unter dieſes Jahr müßte ich ihn ſetzen, wenn ich Gottſcheds Meinung wäre, daß Heinrich von Alkmar der Urheber deſſelben ſey. Aber es iſt unſtreitig daß ein älteres franzöſiſches Gedicht davon exiſtiret: wenn es auch weder der Nouveau Regnard, noch der Regnard Contrefait ſeyn ſollte, die Gottſched anführt. Ein drittes franzöſiſches Gedicht dieſes Namens, welches bloß le Roman du Renard heißt, führt du Fresnoy unter Romanus an, und die ausgezogene Stelle beweiſet, daß auch Iſegrimm ſeine Rolle darinn geſpielt.

Steinhöwel.

Sebaſtian Brand.

Abſtemius.

Deſſen zweytes Buch 1505. ans Licht kam.

Omnibonus Leonicenus.

ſtarb 1524. Ueberſetzte Fabeln Aeſopi ins Lateiniſche, welche Ueberſetzung in der Königl. Bibliothek zu Paris No. 6614 beym Menſ.

II. *)

Ich habe ehedem an einer vollſtändigen Geſchichte der Aeſopiſchen

---

*) Alle folgenden Stücke ſind jetzt unter den Breslauer Papieren. Karl Leſſing hat ſie im zweiten Theil der vermiſchten Schriften mit dem Entwurf unter N. I. in Verbindung gebracht.

Fabel gearbeitet, und in dieſer Abſicht eine Menge Dinge zuſammengetragen, deren Menge ſelbſt mich nunmehr von der Ausführung abſchreckt. Damit indeß mein Fleiß nicht ganz vergebens angewendet werden: ſo will ich hier das Beſte davon mittheilen. Ich nenne aber das Beſte, das Unbekannteſte: und nächſt dem das, was mehr als bloße Compilation iſt, indem es zu Berichtigung irriger Nachrichten dient, mit welchen man ſich bisher begnügen müſſen.

Beſonders werde ich dabey auf das ſehen, was **Gellert** und **Chriſt** für würdig geſchätzt haben, daß es der Vergeſſenheit nicht gänzlich überlaſſen werde.

Gellert geſliſſentlich in ſeiner Diſſertation de Poeſi Apologorum eorumque ſcriptoribus von 1744, und in ſeiner Nachricht von alten deutſchen Fabeln, dem erſten Theile ſeiner Fabeln 1746 vorgeſetzt.

Chriſt beyläufig, in ſeiner akademiſchen Schrift **de Phædro ejusque Fabulis**, ebenfalls von 1746, aber nach jener Nachricht.

Und um einen Faden zu haben, an welchen ich wenigſtens anreihen kann, was ich nach ſeinem Werthe nicht zu ordnen weiß: will ich der chronologiſchen Ordnung folgen, nicht in welcher die Fabeldichter gelebt haben, ſondern in welcher ihre Werke im Drucke erſchienen ſind. Dieſes wird bey den Neuen auf das Nehmliche hinauskommen: und bey den Alten wird es das Bequemere ſeyn.

Einen kleinen Anlauf will ich jedoch von den Zeiten nehmen, in welchen in dem einzigen Italien die Wiſſenſchaften wiederum zu blühen anfiengen, und in den übrigen Europäiſchen Ländern noch Unwiſſenheit und Barbarey herrſchte.

So ſehr hatten Unwiſſenheit und Barbarey aber nie geherrſcht, daß —

III. *)

1461.

Das erſte gedruckte Deutſche Buch ſind Aeſopiſche Fabeln: und die erſten gedruckten Aeſopiſchen Fabeln ſind Deutſche.

Der Ort, wo ſie gedruckt worden, iſt Bamberg: welche Stadt ſo nach in dem Verzeichniſſe der Städte, in welchen die Druckerey zuerſt geübet worden, unmittelbar auf Maynz folgen muß. Wenigſtens hat ſich noch bis itzt kein Buch gefunden, in welchem eine Deutſche Stadt ausdrücklich genennet ſey, die Bamberg dieſe Ehre ſtreitig machen könnte.

Man hat nicht den geringſten Grund, eine Verfälſchung oder ei-

---

*) „Dieſe Stelle bis ſich darauf gründen dürfte, hat mein Bruder auf einen halben Bogen beſonders, und kann einen Vorſchmack geben, wie er den ganzen Plan ausgearbeitet haben würde. **K. Leſſing.**

nen Fehler, oder ein Mißverſtändniß in gedachten Datis zu argwohnen. Unſere Fabeln ſind gewiß zu Bamberg und zwar 1461 gedruckt: oder es iſt nichts in allen ſolchen Dingen gewiß. Wie ſie aber gedruckt worden; ob mit geſchnittenen Tafeln, oder mit beweglichen Lettern; ob mit hölzernen oder mit gegoſſenen Lettern: das iſt eine Frage, bey der es glaub ich noch frey ſtehet, ſich für das eine oder das andere zu erklären. Es finden ſich bey dem einen ſo wohl als bey dem andern Gründe dafür und Gründe darwider.

Das Typographiſche dieſer alten Fabeln nun aber bey Seite geſetzt: habe ich eine doppelte Entdeckung darüber zu machen Gelegenheit gehabt.

Vors erſte hab ich entdeckt, daß ſie nichts als die ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger ſind, von welchen die Schweitzer glauben, daß ſie ſelbige zuerſt aus Handſchriften herausgegeben: Scherzens Probe ungerechnet. Zugleich habe ich gefunden, daß die Schweitzer nicht allein nichts drucken laßen, was nicht ſchon gedruckt geweſen: ſondern daß ſie es nicht einmal ſo vollſtändig drucken laßen, als ſie es mit Hülfe dieſer erſten ihnen unbekannt gebliebnen Ausgabe hätten thun können. Denn der alte Dichter hatte gerade hundert Fabeln gemacht, von welchen ſie uns nur 89 aus ihren Handſchriften* mitgetheilet. Und obgleich auch die alte Ausgabe nur derſelben 90 enthält, ſo ſind es doch nicht die nehmlichen, die hier und dort fehlen: und durch Zuſammenhaltung läßt ſich die Zahl bis auf eine einzige wieder vollſtändig machen.

Zweytens habe ich aus Handſchriften, die in unſrer Bibliothek von dieſen Fabeln ſich befinden, entdeckt, daß der Verfaſſer derſelben kein Riedenburg iſt, wie Gottſched, ob ſchon aus einer von dieſen Handſchriften ſelbſt, hat vorgeben wollen, und wie ihm jedermann, die Schweitzer ſelbſt nicht ausgenommen, geglaubt hat. Gottſched hat auch dieſes Manuſcript nach ſeiner gewöhnlichen Art geleſen: das iſt mit halb offnen Augen. Er ſahe, daß da und dort etwas zu ſehen war, aber ſelten ſah er das rechte. Der Mann, dem zum Beſten der Dichter ſagt, daß er ſeine Fabeln aus dem Lateiniſchen überſetzt habe, heißt Riedenburg; und der Dichter ſelbſt heißt Bonerius.

Alles dieſes habe ich umſtändlicher an einem andern Orte angezeigt; und wiederhohle es hier nur ſummariſch, weil einiges von dem folgenden ſich darauf gründen dürfte.

IV.

1461.

Das Bambergiſche Fabelbuch.

1471.

Die erſte Ausgabe von Poggii facetiis. Facetiarum libri IV. v. Mettaire Tom. I. p. 310.

1473.

Geſta Romanorum. S. P. Marchand Hiſtoire de l'Imprimerie.

1476.

Die Mayländiſche Ausgabe von des Rimicius überſetzten Aeſopiſchen Fabeln.

Es waren die Planudeiſchen.

Dieſe erſte Ausgabe findet ſich bey dem Mettaire nicht. Aber Quirinus hat ſie beſchrieben. Spätere Ausgaben beym Müller ſind: Mediol. 1480. 4to. Venetiis 1482. fol. Parmae 1487.

1476.

Um dieſe Zeit ohne Zweifel, obſchon ohne Jahrzahl, die erſte griechiſche Ausgabe des Lebens und der Fabeln Aeſopi; welche Bonus Accurſius beſorgt hat; griechiſch und lateiniſch. v. Maittaire Tom. I. p. 97. Denn ſie iſt völlig ſo gedruckt, als des Laſcaris Grammatica von dieſem Jahre.

Die Ueberſetzung iſt von dem Rynucius Thettalus, wie aus eben des Accurſii vorgeſetzten Briefe zu den selectis fabulis von 1497 erhellt. Dieſen Rynucius nennt er daſelbſt virum mea ſententia doctum et diſertum. In dieſen selectis war das Griechiſche gegenüber; in der vollſtändigen Ausgabe folgte die Ueberſetzung nach.

1476—84.

Die Steinhöwelſche Sammlung. Denn ſie iſt zu Ulm bey Johann Zeinern gedruckt, von dem von 1473—84 Werke vorkommen.

1483.

Der alten Weiſen Exempel.

v. Freytag. Adparat. Tom. III. p. 117.

V.

Baldo.

Beym Jeremias Paduanus* werden eines Baldo rhythmi fabulares öfters angeführt. Dieſen hält Reineſius** für den Waldo, welcher 779 Abt zu St. Gallen war. Grund hierzu hat er nun freylich nicht ſehr wohl; denn er ſchreibt blos an den Daumius: non credis? Alium ergo mihi nomina, divinator felicior. Von ſeinen

---

* ** *** Dieſe Sternchen ſind in der Handſchrift, und er hat vermuthlich Anmerkungen dazu ſchreiben wollen, die ich aber nirgends finden können. K. Leſſing.

Verſen urtheilt er ſehr gut. Sunt ejus rhythmi mire ſimplices facilesque; accurati tamen præ ceteris hoc genus & jucundi. Die ganzen Fabeln dieſes Baldo oder Waldo finden ſich in der Bibliothek des Kloſters zu Mellen; aber ſo, wie ſie Kropff anführt, kann ich weiter nichts davon ſagen, als daß ſie in Elegieiſchen Verſen ſind.***

VI.*)

Apologi morales S. Cyrilli

gab Balth. Corderius zu Wien 1630 in kl. 12. heraus, und glaubte ſie zuerſt herauszugeben; ungewiß, ob es des Hieroſolymitani oder Alexandrini Werk wäre.

Bald darauf 1639. merkte Aubertus Miräus über den Gennadius c. 57. an, daß ſie titulo Speculi ſapientiæ, Pariſiis a Joanne Parvo ſchon längſt gedruckt worden; iſt aber noch ebenfalls ungewiß, ob ſie dem Cyrillo Alexandrino gehören.

Dieſe Anmerkung des Miräus wiederhohlt der Verfaſſer der Lebensbeſchreibung S. Cyrilli Epiſcopi Alexandrini in den Actis ſanctorum (Ianuarii d. 28. p. 354.) und fügt hinzu: de illius libelli (nehmlich der Apologorum) auctore Cyrillo agemus IX Martii.

An dieſer Stelle nun p. 19. ſetzt ohne Zweifel der nehmliche Verfaſſer hinzu: ſed hic Libellus, ut de Scriptoribus Eccleſiaſt. cenſet *Philippus Labbeus* noſter, ab auctore latino ſcriptus eſt: utque obſervavit, quem & ipſe citat, Aubertus Miræus in opere de ſcript. Eccleſiaſt. ad cap. 57. Gennadii Maſſilienſis, titulo *Speculi Sapientiae* Pariſiis a Ioanne Parvo jam olim publicatus. Pridem mihi vir doctus aiebat ſuſpicari ſe, conſcriptum eum libellum a S. Cyrillo hoc noſtro Sclavorum Apoſtolo. Inveſtigandum eſſet, num ejus extet aliquod in Sclavorum ſcriptis veſtigium.

Cyrillus, der Sklaven Apoſtel, lebte um 875. Aber auch ſo alt iſt der Apologenſchreiber nicht, und meine Muthmaſſung iſt weit wahrſcheinlicher.

VII.

Vincentius Bellovacenſis.

Dominicaner im 13ten Seculo. Informirte die Söhne Ludovici IX Königs von Frankreich. In ſeinem Speculo Doctrinali lib. III. cap. 114 — 121 hat er auch einige Aeſopiſche Fabeln mit eingerückt, von welchen ich mich wundere, daß man ſie noch nicht zur Verbeſſerung des Phädriſchen Textes gebraucht hat. Es ſind aber folgende.

---

*) Unter den Breslauer Papieren mit dem Titel „XXIII. Cyrillus der Fabeldichter.“ Wahrſcheinlich ſollte es das 23ſte Stück der Beiträge zur Geſchichte und Litteratur werden.

1. Lupus et Agnus. Phaedr. I. 1. (Fab. ant. III.)
*2. Mus flumen transire volens et rana. Anony. 3. (Fab. ant. IV.)
*3. Luſcinia et Accipiter. Anonym. 15. (Fab. ant. XXXIX.)
4) Canis flumen tranſiens. I. 4. (Fab. ant. VII.)
5) Simia a vulpe partem caudae petit. Anony. 56.
6) Nocturnus fur cani panem mittens. I. 23.
7) Vacca, capella, et avis ſociae leonis. I. 5.
8) Grus et Lupus. I. 8.
9) Cervus in fonte ſe videns. I. 12.
*10) Homo ab arboribus manubrium petens. Anony. 53.
11) Vulpes et corvus rapto caſeo. I. 13.
12) Leo annis defectus. I. 21.
*13) Aſinus blandiri volens ſicut catellus. Anony. 17.
14) Mons parturiens. IV. 22.
*15) Lepores ſe præcipitare volentes in aquam. Anony. 28.
16) Aſinus ex cujus pelle tympana facta. III, 20. Anon. 57. (Fab. ant. 47.)
17) Graculus pennas Pavonis tollens. I. 3.
18) Formica et musca contendentes. IV, 23.
19) Rana inflans ſe et bos. I. 24.
*20) Mus et Leo. Anony. 18. Fab. ant. XVIII.
*21) Equus et Aſinus. Anony. 43.
*22) Veſpertilio ex avium et quadrup. partibus. Anonym. 11.
**23) Verax et fallax in provincia ſimiorum. Fab. antiq. LI.
*24) Manus, pedes et venter. Anony. 55.
*25) Cicada et formica. Avienus 34.
26) Vulpes ad uvam. IV. 2.
27) Leo et aſinus rudens. I. 11.
**28) Leo languorem fingens et vulpes.
29) Canis pinguis et lupus macer. III. 7. (Fab. ant. 15.)

VIII. *)

Dieſer Leonhardus Dati iſt bekannt. Vid. Ughellius, Jöcher &c. Ob aber dieſer ſeiner Fabeln wohl in ſeinem Leben gedacht wird,

---

*) Auch das Folgende handſchriftlich unter den Breslauiſchen Papieren. Ferner giebt eine Nachricht über zwei Gedichte des Campani und zwei des Panormita in derſelben Wolfenbüttelſchen Handſchrift.

welches Laurentius Mehus 1711 nebſt einigen ſeiner Briefe herausgegeben hat?

Es ſind deren 40, wenn ich in der Geſchwindigkeit recht gezehlt habe, und ziemlich von den bekannteſten. Er hat ſie dem Gregorio Corrario dediciret, deſſen ich bey dem einen Manuſcripte des Senecä Tragici, bey Gelegenheit ſeiner Progne, gedacht.

Leonardi Dathi ad Gregorium Corrarium Venetum, in quasdam fabellas Aeſopi praefatio.

Gregori, neque enim Aeſopum ſprevere Poetae
 Inter Philoſophos nec minor ille fuit.
Ludit fabellas, et eas bene condit olentes,
 Et cavet a vitiis, et benefacta docet.
Nonne vides alium periiſſe poemata mille!
 Neſciat[*] Aeſopi dulce poema mori.
Quas legis, ex ipſo legi, cantoque latinas
 Piſani ſuaſu fretus et auctus ope.
Ille dat ad verbum, quod non mihi littera græca eſt,
 Et mea in hos Elegos lenta Thalia refert.
Forſan et ad reliquas pergam, niſi lora retorques.
 Proſequar an taceam, ſi ſapis, ipſe jube.

Er geſtehet alſo daß er ſelbſt kein Griechiſch verſtanden, ſondern daß ſie ihm Piſanus von Wort zu Wort aus dem Griechiſchen überſetzt, und er ſie ſo nach in Verſe gebracht. Wer iſt dieſer Piſanus? Im Manuſcripte ſtehet bey dieſer Zeile Piſani ſuaſu &c. mit eben derſelben Hand geſchrieben Palii, welches ich allenfalls für Pauli II. leſen würde, als unter welchem Pabſte Dati gelebt.

Das Schlußgedicht iſt an den Marraſius gerichtet, dem er verſpricht auch die übrigen Aeſopiſchen Fabeln zu überſetzen.

 Traducam et faciam cuncta latina ſonent,
Dummodo non reprobes, quae jam vigilavimus hiſce
 Noctibus, alterno facta latina pede,
Vel non diſpliceant tibi ſoli, o maxime Vatum
 Marraſi, o animae dimidiumque meae.

Wer dieſer große Dichter Marraſius geweſen, weis ich nicht.

Die Poeſie des Dati taugt nicht viel. Dabey hat er eine Menge barbariſcher Wörter, die niemals, ſo viel ich wenigſtens weis, lateiniſch geweſen ſind. So iſt z. E. die Fabel Felis et Venus von ihm überſchrieben, Muſipula, Adoleſcens et Venus, und fängt an

---

[*] Vielleicht Neſcit at.

Formoſum juvenem nimio affectabat amore
Muſipula.

Was Muſipula heißt, weis ich nicht. Muſcipula heißt eine Mauſefalle; aber wie ſich die in einen Jüngling verlieben könne, weis ich nicht. Doch eine Katze und eine Falle fangen beyde Mäuſe; warum ſoll der Dichter nicht alſo einen Namen für den andern brauchen können? — Die Fabel Felis et Gallus gallinaceus überſchreibt er Martur et Gallus, und fängt an

Gallum martur habet &c.

Wenn es noch Martes hieße — Die Fabel Lima et Vipera heißt bey ihm: Muſio et Lima.

Introgreſſa caſam fabri vaga muſio limam
Inſpectam lingit.

Die letzten beyden Worte hat Dati nach dem Italiäniſchen gemacht; denn da heißt Martora ein Marder, und Muſino eine Art von Schlangen.

IX.

Abstemius.

Wenn er eigentlich das erſte Hundert ſeiner Fabeln herausgegeben, kann ich nicht ſagen; aber gewiß vor 1499, von welchem Jahre eine Venetianiſche Ausgabe in 4to in der Bibliothek iſt, welcher ein Domicius Palladius ein Schreiben vorgeſetzt, in welchem hic apologorum libellus, nuper impreſſus heißt. (Quodl. 171. 28. 4to) Dieſer Ausgabe ſind 30 Aeſopiſche Fabeln, von Laurentius Valla 1438 überſetzt, beygefügt.

Bayle weiß nicht ob er lange nach 1505 gelebt. Ich weiß daß er noch 1516 am Leben geweſen; denn als in dieſem Jahre Beatus Rhenanus das Enchiridium Xyſti Philoſophi Pythagorici hinter dem Aeneas Gazaeus Plat. de immortalitate animae, (nach der Ueberſetzung des Ambroſius Camaldulenſis; ſo wie den Xyſtus nach der vermuthlichen Ueberſetzung des Rufinus, aus einer alten Handſchrift, die Seleſtadii in Bibliotheca divæ Fidis ſervabatur) herausgab; ſo ſetzte dem erſtern Abſtemius ein kleines Empfehlungsgedicht von 7 Hexametern vor.

Das andre Hundert Fabeln hat er 1505 hinzugefügt, wie aus einer eignen Zuſchrift an einen Angelus Crypho erhellt.

X.

Einzelne zerſtreute Fabeln.

1. Beym Bruder Michael Styfel in der Auslegung ſeines Liedes von der chriſtförmigen Lehre Luthers, gedruckt um 1520 in 4° kömmt folgende Fabel vor. (Sig. CII.) iſt aber wohl ſchwerlich von ihm ſelbſt.

„Der Zorn iſt eine Wurzel des Todtſchlags, darum wird er auch gar von Chriſto ſo ſchwerlich verdammt. Hier hilft dich auch keine Entſchuldigung, daß dir Unrecht geſchäh, daß man den Zorn an dich mach. Alſo beklaget ſich einer gar hoch vor einem andern. Da antwortet er ihm mit dieſem Gleichnuß. Ein Einſiedel kam auf ein Zeit mit ſeinem Krüglein zu einem Brunnen, der da was an dem Boden ſchlymig; und als er das Krüglin hinyn ſtieß, do gieng der Schlym über ſich häruf. Da ſprach der Brunn: Bruder, du betrübſt mich. Antwurtet der Bruder: Ich betrüb dich nit, dein böſer Grund betrübt dich. Alſo ſag ich dir auch: ein ſchlechte Gedult iſt das, ſo du nit zürneſt, wann man dir nichts übels thut, oder guts thut. Alſo ſeind auch geduldig die unvernünftigen Thier.“

XI.

Gilbertus Cognatus Nozerenus.

Die erſte Ausgabe ſeiner Sylva narrationum iſt Lugduni 1548. in 12°, oder vielleicht daß es eine noch frühere giebt; denn ſeine Zueignungsſchrift an den Johann Metellus iſt von 1537 und Nozerethi datirt.

Dieſe war nur ein Vorſchmack des vollſtändigen Werkes, welches 1567 zu Baſel in 8. herausgekommen, und aus 8 Büchern beſtehet, wovon das erſtere Apologos cum ſuis interpretationibus enthält.

Unter dieſen merke ich an,

I. p. 1. Die Erſchaffung des Dichters, aus dem Philo.

p. 18. De Aſino et equo: wird auch von ein Paar Furleuten oder Poſtknechten erzählt.

p. 34. De quodam. Der eine will dem andern etwas ſagen; und dieſer heißt ihm, es bis nach Tiſche zu verſparen. Er verbrannte ſich das Kleid.

p. 40. De Vulpe quadam (aſini teſticulos manducandi cupida).

p. 49. De anu multibiba. Iſt wie die Fabel beym Rekam vom Wolfe, der 365 mal zublinzt, und dieſes für ein Jahr rechnet.

p. 78. De Muliere pro pulice pediculum proferente.

XII.

Ochini Fabeln ſollen 1554 zuerſt herausgekommen ſeyn. Es ſind deren fünf Bücher. Ich habe ſie aber weder Italieniſch noch nach der lateiniſchen Ueberſetzung des Caſtellio jemals geſehn. Sondern bloß Deutſch nach der Ueberſetzung des Chriſtoff Wirſung in 4. von 1559. Und auch in dieſer Ueberſetzung nur die erſten vier Bücher; ob ich ſchon in der Saltheniſchen Bibliothek finde, daß ſie alle fünfe überſetzt worden. Vogt ſcheint deren nur gar zwey Bücher gekannt zu haben, und ſagt daß der erſte Druck des erſten von 1556 ſey, in welchem Jahre wenigſtens die Zueignungsſchrift des Wirſung an Otto Heinrich, Pfalzgrafen am Rhein, unterſchrieben; und zwar datirt in Augſpurg (um darnach das Deutſch des Wirſung beurtheilen zu können.)

Wirſungs Leben muß beym Adami ſtehen. Er war anfangs Prediger in ſeiner Vaterſtadt.

Es ſind nicht eigentlich Aeſopiſche Fabeln; ſondern wahre und erdichtete Geſchichtchen, und ſinnreiche Einfälle, durch welche die mancherley Thorheiten des Pabſtthums und die Laſter ihrer Glieder ins Licht geſtellt werden. Sehr viel ſinnreiche darunter, als I. 40.

Es wird alles als wahre Geſchichte erzehlt. Aber ſonſt einer der es glaubt! Z. E. I. 41 von den Juden in Rom, die Chriſten werden und Juden bleiben wollten.

Schmotzen, was wir ſonſt ſchmunzeln nennen; halb gern halb ungern lachen, und es zu verbeißen ſuchen. 45. S.

Viel Hiſtörchen vom Tridentiniſchen Concilio, die er für wahr ausgiebt. I. 56.

Melbig. Es iſt nicht müglich, wer mit Müllern zu handeln hat, daß er nicht melbig werde. S. 66.

Du biſt meines Fugs nicht. S. 66. Du biſt nicht, wie ich dich verlange.

Des wäre ſich nicht zu verwundern. S. 68.

Ich hab eines Regens und nit einer Guß begehrt. S. 73.

Deßen unterſtund ſich ein Jüngling. S. 74.

Zauſſen? II. 44.

Ein faſt zarter und heyckler Mann? II. 47.

Unwirſch. ib. Unglaublich von Julio III. II. 49.

Raßler und Spieler III. 24? vielleicht vom Raſſeln der Würfel.

Manuscripta latina theologica in Folio. *)

1) Coelii Lactantii Firmiani Opera in membrana.

Von allen Handſchriften des Lactantius in unſerer Bibliothek iſt zu merken, daß ſie Bünemann zu ſeiner Ausgabe (von 1739) nicht ſo brauchen können, wie er wohl gewünſcht, und daß er nur in einzelen Stellen ſie nachſehen dürfen. (ſ. Bunem. Praefatio no. 43. 47.) Wenn er aber ſagt, daß die Codices aus der Gudiusſchen Verlaſſenſchaft hierher gekommen, ſo iſt dieſes nicht ganz richtig; denn der, welcher in dem Quartcataloge unter Nummer 3 ſpecificirt iſt, iſt zurückgeblieben.

Dieſer Codex enthält die VII libr. institutionum, die in den Ueberſchriften durchgängig den Zuſatz adversus gentes führen, welches ich nicht finde, daß es Bünemann ſonſt aus einem Manuſcript angemerkt habe. Die Eintheilung in Capitel durch alle ſieben Bücher, iſt die nehmliche, die Bünemann mit Römiſchen Zahlen angegeben hat, und zu jedem Kapitel iſt der Inhalt mit rother Tinte an den Rand geſchrieben. Dergleichen Inhalte hat Bünemann ganz weggelaſſen. Zu den Griechiſchen Stellen war in dem Texte Platz gelaſſen, die aber ebenfalls mit rother Tinte von einer etwas neuern Hand eingetragen worden, wovon jedoch eine Lateiniſche Ueberſetzung bereits von der ältern Hand, die den Text geſchrieben hatte, an den Rand geſchrieben war.

Auf die Institutiones folgen die Bücher de ira und de opificio Dei vel formatione hominis, beide ohne alle Abtheilungen von Kapiteln. Endlich ſchließt das Carmen de Phoenico (welches aber nicht des Lactantius, ſondern des Claudianus ſeines iſt), und von einer neuern Hand die Stelle aus dem zweyten Buche des Plinius von dieſem Vogel.

Die Anfangsbuchſtaben ſind von Gold und illuminirt, und der ganze Codex höchſtens aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts. Er ſcheint in Italien geſchrieben zu ſeyn, wie denn auch der Name Domini Andreae Gritti, welcher auf dem letzten leeren Blatte ſtehet, ohne Zweifel der Name eines ſeiner frühern Beſitzer geweſen.

2. Lactantii quaedam, quorum initia in membrana, maxima autem pars in charta scripta.

Dieſer Codex fängt an mit dem Buche de Opificio Dei, in XXI. Kapitel abgetheilt, deren jedes ſeinen übergeſchriebenen Inhalt hat.

---

*) Leſſings Leben II, S. 261.

Am Ende aber findet ſich noch ein anderer, etwas umſtändlicherer Inhalt aller 21 Capitel. Die Eintheilung in nur 20 Kapitel beym Bünemann iſt etwas verſchieden.

Hierauf folgen die Institutiones, in ihre Bücher, und dieſe in ihre Capitel abgetheilt, meiſtens mit dem übergeſchriebenen Inhalte, wie er in dem vorhergehenden Codice zu leſen. Die Institutiones führen hier gleichfalls den Zuſatz: adversus gentes (*).

Endlich macht das Buch de ira den Beſchluß in 25 Kapitel getheilt, mit überſchriebenem Inhalt (**).

Und folglich enthält dieſer Codex eben ſo wohl die ganzen Werke des Lactantius als der vorhergehende; indem ihm ebenfalls nicht mehr als das Epitome institutionum, und das Buch de mortibus persecutorum fehlen, welche erſt in neueren Zeiten Pfaff (***) und Baluzius in bisher noch einzigen Manuſcripten der Königl. Turiniſchen und der Colbertiniſchen Bibliothek zu Paris entdeckt haben.

Die Pergamentblätter dieſes Codicis ſtehen ſich eben nicht zum Anfange der verſchiedenen Bücher, ſondern ſind durch das Ganze ohne Ordnung zerſtreut. Der papierne Theil iſt ſehr ſchönes weißes und ſtarkes Papier, welches einen Buchſtaben zum Zeichen hat, der entweder ein p oder b iſt, ſo wie er rechts oder verkehrt ſteht.

Das Ganze iſt durchgehends auf geſpaltenen Columnen geſchrieben, und ſchwerlich wohl älter als aus dem Anfange des 15ten Jahrhunderts. Zum Ende hat der Schreiber folgende vier ſchöne Zeilen angehängt:

Ut laetus ponti spumantis navita lymphas
Munere congaudet summi tranasse potentis,
Sic sacro calamo scriptor sulcasse libellos
Rhetoris egregii nomen Lactantii est cui.

3. Lactanti nonnulla. In membrana.

Dieſer Codex, wie ſchon angemerkt, iſt nicht in unſere Bibliothek gekommen. Dafür will ich ſogleich die andern Codices Lactantii mitnehmen, die in derſelben vorhanden.

Erſtlich alſo ein chartaceus unter den Gudianis in folio No. 71. den ich in dem gedruckten Verzeichniſſe in 4to nicht finde, und der alſo

---

(*) Die Griechiſchen Stellen ſind nicht eingeſchrieben; aber die Lateiniſche Ueberſetzung findet ſich gleichfalls am Rande von der nehmlichen Hand.

(**) Die Bücher folgen alſo in dieſem Codice ſehr gut, nehmlich, ſo wie ſie nach einander geſchrieben ſind. S. Hamberger.

(***) Nur vollſtändig, mit dem fehlenden Anfange. Denn das meiſte davon war ſchon längſt vor ihm bekannt und gedruckt.

ohne Zweifel für dieſen fehlenden wird mitgekommen ſeyn. Er enthält aber nur die Institutiones, und iſt, wenn er alt iſt, aus dem Anfange des 15ten Jahrhunderts.

Zweytens ein membranaceus in Quart, in dem gedruckten Quartcatalogo no. 24. p. 516; nach unſerer Zahl aber 240 Gud. Dieſer enthält vom Lactantius:

1. das Buch de ira, gleichfalls in 25 Kapitel, (alſo anders abgetheilt als beym Bünemann, der nur 23 zählt) mit ihrem vorgeſetzten Inhalte. Voran ſtehet von der nehmlichen Hand, folgende ſehr vernünftige Erinnerung.

   „Quicunque hunc pulcherrimum Lactantii librum legis, sic sobrie legendum esse curaveris, ut non omnia de dei ira dicta credas esse approbanda, sed ducem ac praeceptorem habeas beatum Augustinum, qui in eius Enchiridio ait:

   Cum autem Deus irasci dicitur, non eius perturbatio significatur: qualis est in animo irascentis hominis. Sed ex humanis motibus translato vocabulo: vindicta eius, quae non nisi justa est, irae nomen accipit.

2. Das Buch de Dei opificio, nach der Eintheilung des Codicis No. 2 in 21. Kapitel, mit den nehmlichen Ueberſchriften derſelben; gleichfalls doppelt, wovon die zweyten Πίναξ ἕτερος in Lactantium heißen.

3. Das Gedicht des Lactantius de Phoenice, dem das Gedicht des Claudians ähnlichen Inhalts, und die Stelle aus dem Plinius beygefügt ſind.

4. L. C. Lactantii Firmiani de sacratissima resurrectione Christi versus.

   Iſt das Gedicht de Pascha, in der Bünemanniſchen Ausgabe p. 1515. welches aber wohl mit mehrerem Grunde dem Venantius Fortunatus zugeſchrieben wird, unter deſſen Gedichten es ſich auch lib. III. c. 7. befindet.

   Das Sonderbare unſerer Handſchrift iſt, daß das Gedicht ſich mit dem 39 und 40 Verſe anfängt.

   Salve festa dies, toto venerabilis aevo,
   Qua deus infernum vicit et astra tenet.

worauf alles in ſeiner Ordnung folgt, bis auf den 100 Vers, mit welchem es ſchließt, ſo daß es von den noch folgenden zehn Verſen, die wegen des Aspera gens ſaxo Auslegens bedurft haben, nichts weiß, die alſo wohl ein fremder und ſpäterer Zuſatz ſeyn könnten.

Das Alter dieſes Codicis iſt zu Ende des Buchs mit den Worten angegeben:

III. Non. Jan. MCCCCXXXIII.

und dieſes Datum iſt nur deswegen merkwürdig, weil durchgängig der Schreiber das lange ſ zum Schluß der Worte gebraucht hat, und kein kleines s kennet; welches ſonſt von Neuern für das Merkmahl eines höhern Alters angegeben wird.

Drittens ein Chartaceus in folio unter unſern Augusteis No. 6. 7. Er enthält 1. die libros institutionum in ihre Kapitel abgetheilt, mit deren Inhalt. Das 7te Buch iſt nicht de vita beata, ſondern de divino prooemio zu Anfange überſchrieben; zu Ende aber heißt es de divino prooemio i. e. beata vita et ultimo futuro judicio ad Constantinum Imperatorem, daß alſo wohl die gewöhnliche Ueberſchrift die Glossa ſeyn könnte. 2. de opificio Dei gleichfalls in 25 Kapiteln, nebſt den Ueberſchriften, die auch hier gedoppelt ſind, wie ſie in den angegebenen Codicibus vorkommen. 3. de ira Dei ebenfalls in 25 Kapiteln mit den Aufſchriften. 4. de resurrectione Christi versus, welche auch hier mit dem 39 Verſe anfangen, Salve festa dies, und die letzteren zehne nicht haben. 5. Versus de Phoenice, dem ebenfalls noch das Gedicht des Claudians und die Stelle aus dem Plinius beygefügt ſind; mit noch andern ähnlichen Stellen aus den Metamorphoſen des Ovidii, und einer Italiäniſchen aus dem Dante.

Aus letzterer Stelle iſt nicht unwahrſcheinlich zu vermuthen, daß der Codex in Italien geſchrieben worden. Etwa um 1400. Das Papier iſt ſchön weiß und ſtark, und hat ein Zeichen, welches einem Crucifix, daß in einen Zirkel eingeſchloſſen iſt, ähnlich ſieht.

Viertens, iſt das Gedicht de resurrectione noch in einem Chartaceo unter den Augusteis No. 33. 1. bald zum Schluſſe zu finden, wo es gleichfalls eben ſo anfängt und aufhört.

4. B. Ambrosii Mediolaniensis Hexameron in Membrana.

Der Charakter dieſes Codex iſt ganz Gothiſch, und er kann höchſtens aus dem 14ten Jahrhunderte ſeyn. Wenn noch. Vor jedem Buche iſt das darin abgehandelte Tagewerk in einem kleinen Bilde vorgeſtellt, das Gold und helle Farben genug hat. Was ich darin geleſen habe, iſt ſehr incorrect.

5. B. Hieronymi Epistolae elegantissime scriptae. In membrana.

6. Hieronymi Epistolae. In membrana.

7. Hieronymi Epistolae et alia quaedam opera. In membrana.

Dieſer Codex muß nicht mit in unſere Bibliothek gekommen ſeyn.

8. Hieronymus in Epistolas Pauli ad Ephesios et Galatas. In membrana.

Von wem, und wenn dieſer Codex geſchrieben worden, davon findet ſich auf dem Blatte einige Nachricht. Oben nehmlich, ſteht mit kleiner Schrift: Hoc ego Richmundus feci Clementis alumpnus. Scripsi devote Horberto (oder Norberto) patre jubente. Und darunter mit größerer Schrift einer andern Hand: Liber conventus Monasterii Clementis in Iborgh Ordinis S. Benedicti. Iborgh aber iſt ein kleiner Ort in Weſtphalen im Stifte Paderborn, der jetzt Dreyburg oder Driburg heißt. Es kömmt alſo nur darauf an, zu wiſſen, wenn ein Abt Horbert oder Norbert daſelbſt gelebt hat. Der Codex müßte wenigſtens aus dem Anfange des 14ten Jahrhunderts ſeyn, wenn es wahr iſt, was in der Staats- und Reiſegeographie ſteht (VIII. p. 538.), daß das Schloß an Driburg nebſt dem dabey geſtandenen Kloſter ſchon ſeit 1340 wüſt gelegen.

9. D. Aurelii Augustini de sermone Domini in monte libri II. ib. Iohannes Cassianus de sexto vitio principali quod Graeci Ἀδικίαν vocant. III. Ivonis Canonici regularis et Carnutensis Episcopi de statu vitae suae Epistola. IV. Ejusdem Epistola ad Rainaldum. V. Rainaldi Responsio ad praecedentem epistolam. VI. Ejusdem defensio in alia causa, in Membrana.

Erſt muß ich von dieſem Codice überhaupt anmerken, wem er ehedem gehört. Es ſteht nehmlich unten auf der erſten Seite: Iste liber est St. Genovefae Parisiens. quicunque eum furatus fuerit vel titulum istum deleverit, anathema sit. Amen.

1. Die Bücher des Augustinus de sermone Domini in monte ſtehen Tom. III. Parte II. der Benedictiner Ausgabe, und deren Text möchte wohl ſchwerlich daraus zu verbeſſern ſeyn. Ueber die wenigen darin vorkommenden Griechiſchen Worte, iſt die Ausſprache Buchſtabe für Buchſtabe Lateiniſch geſchrieben.
2. Iſt ein bloßes Stück des Caſſianus, nehmlich die ſieben erſten Kapitel des 10ten Buchs de institutis Coenobiorum, welches 10te Buch de spiritu Acediae handelt. Alſo ſollte es nicht ἀδικία ſondern ἀκηδία heißen, welches etwas ganz anders iſt. Dem Wort nach, iſt ἀκηδία ſo viel als Sorgloſigkeit; Verdroſſenheit aber drückt es näher aus, und wenn man alle Symptomata zuſammennimmt, die Cassianus davon angiebt, ſo war es eine Art von Hypochondrie, welche die Mönche und Eremiten gemeiniglich circa horam sextam überfiel; das iſt gegen Mittag:

nimirum, dum circa meridiem inedia et labore fatigati, adhuc tribus horis, nempe ad nonam usque pomeridianam, cibum expectarent, abstinentes plerique, infirmiores, non item, quos Acedia superabat. Inde terrorem, dolorem ac vertiginem illis fuisse generatam, ſagt Alardus Gazaeus in ſeinem Commentar über das Werk des Cassianus.

3. Ein ungedruckter Brief des Ivo, zu folge der Anmerkung, die Gudius an den Rand geſchrieben. Epistola haec ἀνέκδοτος, neque dubium, quin sit Ivonis Carnotensis Episcopi et regularis Canonici, etiamsi inter editas eius non extat.

Er iſt allerdings nicht unter den Briefen zu finden, wie ſie in der Ausgabe des Fronto von den ſämmtlichen Werken des Ivo (v. 1647 Fol. Parisiis) (70. 39. Th. X.) vorkommen. Es müßte aber doch auch erſt nachgeſehen werden, ob ihn nicht etwa Dacherius, oder Mabillon, oder Muratori, welche einzelne Briefe des Ivo herausgegeben, ſchon bekannt gemacht. S. Hamberger. IV. p. 72.

Fronto, der Herausgeber der ſämmtlichen Werke, war Canonicus regul. St. Genovevae Paris. Und unſer Codex, wie angezeigt, gehörte ehedem dieſem Kloſter. Er mußte alſo wohl zu den Zeiten des Fronto ſchon abhänden gekommen ſeyn; ſonſt würde ihn dieſer ohne Zweifel, ſowohl dieſes als der nachfolgenden Stücke wegen, genutzt haben. (Gudius war gegen 1660 zu Paris.)

Der Brief fängt an: Cum nuper Aurelianis de vita trium nulla colloqueremur, te ipſo occasionem dante etc. — und endet ſich: et ne formides si dura tibi vaticinetur Agabus.

4. Ein Brief des Ivo, unter den gedruckten in den ſämmtlichen Werken der 256, an den Bruder Rainald, welcher dies Kloſter verlaſſen und ein Eremit werden wollte. Aber nun folgt

5. die Antwort des Bruder Rainalds darauf, welche nicht gedruckt iſt, und ſich anfängt: Diu dubitavi epistolae tuae multo melle pariter absinthioque aspersae respondere, und ſich ſchließt: ubi plenius praecepta dominica adimplere poterit. Vale. Und hierauf endlich folgt

6. ohne alle Ueberſchrift ein neuer Abſatz, welcher ſich anfängt: Quia relicta saepius coenobii talium fratrum ſocietate; — und ſchließt: brevibus ecclesiarum claustris includi? sum. Und zu dieſem Zuſatze hat Gudius an den Rand geſchrieben:

Ejusd. Rainaldi de eadem re disquisitio alia itidem ανεκδοτος. Alſo de eadem re, nicht de alia causa, wie der Catalogus ſagt.

11. Aurelii Prudentii Opera. In membrana.

Eine Handſchrift vom Prudentius in Fol. iſt in unſerer ganzen Bibliothek nicht. Auch weiſt unſer Verzeichniß bey dieſer Nummer auf einen Band in Octav. N. 202., welcher Prudentii opera enthält auf Pergament; er iſt aber von vorn herein defect, und fängt mit der 44ſten Zeile des 4ten Hymnus der Cathemerinon an.

Nil est dulcius ac magis saporum.

Die Hymni Cathemerinon hören mit dem 10. auf, bey deſſen Schluſſe ausdrücklich ſteht: Finit liber qui praetitulatur Cathemerinos grece, cotidianus latine; es fehlt alſo der 11te und 12te.

Hierauf kommt: Liber Peristephanon, aber ohne die Vorrede. Die Hymni folgen auch nicht in der nehmlichen Ordnung, z. E. der XI in der Ausgabe des Weizii, in honorem Quirini, iſt der dritte. Zum Schluſſe der Peristephanon, kommen die zwey folgenden Hymni der Cathemerinon.

Sodann die Apotheosis, Hamartigenia, Psychimachia.

In dieſer findet man die 27 erſten Verſe doppelt, und zu Anfange der erſtern ſtehet:

Aurelius Prudens virtutum praelia Clemens
Cum viciis cecinit, metrica scolasticus arte.

Zu Ende dieſes Gedichts lieſt man die Zeilen:

Hic libri statuit metam Prudentius auctor
Laudans virtutes quas sanctos decet habere
Excutiensque pius de mentibus vicia cuncta.

Ferner folgen die zwey Bücher contra Symmachum; und endlich das Diptychon, vor welchem an zwanzig Zeilen ſtehen, zu denen Gudius an den Rand geſchrieben: Non est in editione Theodori Pulmanni; und in Weizii Ausgabe (von 1618) ſtehen ſie auch nicht. Sie fangen an:

Immolat deo patri pius, fidelis, innocens, prudens
dona conscientiae, quibus beata mens habundat intus.(*)

Hinten an dem Diptychon ſind noch folgende Stücke: eine An-

(*) Ich finde nun, daß dieſe Zeilen die fehlende Vorrede zu dem Briefe Peristephanon ſind, die auch in einem andern Codice des Prudentius, welcher ſich unter den Augusteis befindet, ebenfalls an dieſem Orte ſtehen. Wie man ſie aber beym Weitzius an jenem Orte findet, ſo werden ſie wohl auch in Pulmanns Ausgabe daſelbſt ſtehen, nur daß Gudius dieſes nicht bemerkt hatte.

merkung über die 10 Namen Gottes im Hebräiſchen, quae quisquis super se habuerit, nec in aqua, nec in armis unquam peribit, und ein Lobgedicht auf die Jungfrau Maria, welches anfängt:

Hos in laude tua cano versus Virgo Maria
Atque Dei genitrix tali cognomine felix etc.

Der größte Theil davon iſt verloſchen.

Dieſer Codex gehörte ehedem Bernhard Rotterdorfen. Er ſcheint aus dem 13ten Jahrhunderte zu ſeyn, und hat faſt durchgängig Gloſſen zwiſchen den Zeilen am Rande.

12. Gregorii M. Epistolarum lib. XII. In membrana.

In der Ausgabe der Benedictiner (von Paris 1705, vier Bände in Fol., in welcher die Briefe in dem zweyten Bande ſtehn) ſind die Briefe in 14 Bücher eingetheilet. Aber man glaube nicht, daß dieſer Codex etwa die ſämmtlichen Briefe, oder doch wenigſtens die 12 erſten Bücher in ſich begreife. Er enthält bey weitem nicht die Hälfte derſelben, und iſt am Ende defect.

Das erſte Buch Indiction. IX. hat zwar auch 85 Briefe, die aber weder nach der alten, noch nach der von den Benedictinern beſtimmten Ordnung auf einander folgen.

Hierauf kommen 78 hinter einander numerirte Briefe, die mit den erſten zweyen des zweyten Buchs Indiction. X. anfangen, welches 2te Buch aber nur 34 Briefe bey den Benedictinern enthält.

Und endlich folgen 41 Briefe, die gar nicht numerirt ſind, wovon der letzte der 60ſte Brief des 6. Buches iſt, an den Eulogius, Biſchof zu Alexandria, welcher ſich anfängt: mater et custos bonorum omnium charitas. Darauf kommen die erſten Zeilen eines Briefes, der anfängt: Quamvis fraternitatem vestram bonis esse intentam operibus —

Ein ebenfalls unvollſtändiger Codex von des Gregorii Briefen, welcher mit dem 8ten Buche anhebt, iſt unter den Weiſſenburgiſchen Msct. No. 71, der 293 Briefe enthält, die aber gar nicht numerirt ſind. Beide Codices wird ſich vielleicht der Mühe lohnen, bey mehrerer Muſe, Brief für Brief zu conferiren. Ein weit beſſerer und älterer Codex aber von den Epistolis Gregorii, in welchem ſie ſämmtlich in 2 Bücher vertheilt ſind, iſt unter den Augusteis No. 75, welche Eintheilung darum merkwürdig iſt, weil die Benedictiner in ihrer Vorrede zu den Epiſteln ſagen: Etsi enim nonnulli ſunt Msti codices, in quibus absque ulla librorum distinctione laudatae repraeſentantur epistolae, nulli tamen occurrerunt nobis, qui eas in libros dividendo, in pauciores quam quatuordecim partiantur.

Doch ſehe ich nun aus dem gleich darauf Folgenden, daß dieſes die epistolae decretales Gregorii ſind, welche der Papſt Hadrianus aus allen ausziehen, und in zwey Bücher vertheilen laſſen. Der Weiſſenburgiſche Codex fängt bey dem 2ten Buche dieſer decretalium an.

Papſt **Gregorius I.** zugenannt der Große, beſtieg den päpſtlichen Stuhl 590 den 3ten September, und ſtarb den 12ten März 604, nachdem er alſo 13 Jahre, 6 Monate und 10 Tage regiert hatte.

Die Briefe, welche er während ſeiner Regierung in Geſchäften des Stuhls geſchrieben, hatte er fleißig nach den Jahren geſammelt, und er ſtarb alſo ehe er das 14te Jahr derſelben vollendet hatte.

Dieſes bezeugt **Iohannes Diaconus**, welcher ſein Leben in 4 Büchern beſchrieben, das er Iohann **VIII.** zugeeignet (alſo zwiſchen 872—882), aber lib. IV. §. 72 ſchreibt:

„Licet Longobardorum perfidia saeviente, post Ezechielis tractatus ab expositione librorum destiterit, ab exponendis tamen epistolis, quamdiu vivere potuit, nunquam omnino cessavit, quarum videlicet tot libros in scrinio dereliquit, quot annos advixit. Unde quartum decimum epistolarum librum septimae indictionis terminum non peregit.“

Die Benedictiner, welchen wir die neueſte Ausgabe der Werke dieſes Papſtes von 1705 in 4 Folianten zu danken haben, hatten alſo recht, die Briefe deſſelben, welche bisher nur in 12 Bücher abgetheilt waren, nach dieſer genauern Eintheilung in 14 Bücher der Zeitfolge nach zu ordnen.

Aber Iohannes Diaconus fährt nach angezogener Stelle fort:

„Ex quorum multitudine primi Hadriani Papae temporibus quaedam epistolae decretales per singulas indictiones excerptae sunt, et in duobus voluminibus, sicut modo cernitur, congregatae.“

Dieſes bekräftiget **Sigebertus Gemblacenſis** de script. eccles. cap. 79. wenn er ſchreibt:

„Adrianus Papa libros epistolarum primi Gregorii Papae abbreviavit, et utiliora quaeque decerpens tredecim libros ad duos redegit.

Desgleichen **Trithemius** cap. 254. de Sc. Eccl.:

„libros XIII epistolarum S. Gregorii Papae abbreviavit in duos, utiliora decerpens.

Liber Primus.

1. Venancio Lunensi Episcopo scripsit ut subsidium a se missae Abbatissae et adiutorium in omnibus praeberet. X. 43.

2. Cyridano, qui censum sitonici quod in horreis ecclesiae susceptum fuerat, restituere jubebat et in speciem praeparare, omnino interdixit sub hujusmodi dispendio Ecclesiam subjacere. . . . XII. 31.

3. Theodoro Curatori de susceptione conjugis Iohannis Praefecti urbis. . . . X. 6.

4. Mariniano Episcopo Ravennatis de eadem Iohannis coniuge benigne suscipienda. . . X. 7.

5. Romano defensori Vitum quendam collaudat quem in defensorum scola praesentare voluit. . XI. 39.

6. Fantino defensori injungit causam, ut habitam inter Maurentium, Magistrum militum, et Victorem, Panormitanum Episcopum, determinaret. . . XII. 4.

7. Savino Subdiacono mandat ut adjutorium Proculo Episcopo ad suam ecclesiam revertenti praeberet. XIII. 24.

8. Anthemio Subdiacono de pecunia quae apud Benenatum Episcopum remansisse dicebatur, quam pro construendo susceperat, perquirere praecepit. . IX. 51.

9. Per Sabinum subdiaconum Palumbum Episcopum eo quod res vel ministeria Ecclesiae remisse servaverit clementer arguit. . . . XII. 26.

10. Vituli defensori per Bonifacium notarium scripsit, ut in utilitatem Parochiae Barbaricina mancipia comparari debuisset. XI. 23.

11. Maurencium magistrum militum oratur ut Arogi duci suaderet ut Savino Subdiacono ad deducendas S. Petri ecclesiae trabes opem ferret. . . XII. 20.

12. Gregorio Expraefecto scripsit ut solatium Salvio Subdiacono ad deducendas trabes supradictas praestaret. XII. 22.

13. Arogi duci mandat ut solatium Savio Subdiacono ad deducendas ad mare easdem trabes exhiberet. XII. 21.

14. Stephano injunxit auxiliari Savio Subdiacono in jam dicto negotio. . . . XII. 23.

15. Romano defensori commendat, ut Petrum, quem ipse defensorem fecerat, qui de massa juris romanae ecclesiae fuerat, admoneret, ne filios suos alicubi in conjugium, nisi in ea massa de qua fuerat, sociare non praesumeret. XII. 25.

16. Savino Subdiacono ut causam quam Clerus Regitanae Ecclesiae contra Episcopum suum habere questus est, cum aliis reverendissimis viris diffiniret, praecepit. IX. 47.

17. Romano defensori injungit ut Laurentio de pecunia quam Bonifacius reliquerat, satisfacere deberet. XII. 15.

18. Mariniano Episcopo Ravennae suadet ut Maurentio vel missis suis adjutorium ferri deberet. XII. 5.

19. Hilario Notario, navem in qua Vitulis navigarat Deo datae Abbatissae transmissam esse innotescit, atque ei praecipit ut eam ab omni onere vel angaria, ac si sua fuisset, l. exc. accurreret. X. 67.

20. Theodoro Curatori scribit ut Maurentii magistri militum missis solatium ferre deberet. XII. 6.

21. Paulino, Proculo, Palumbo, Venereo, ac Marciano Episcopis injungit ut inter Bonifacium Episcopum et Clerum suum causas, habita summa aequitate, discuterent, perscrutatasque sibi diligenter innotescere jussit. IX. 48.

22. Anastasium Antiochenum pro rectae fidei tenore collaudat, fundamentum unum esse Christum secundum apostolum commemorat, ipsum vero pastorem esse, per hostium id est Christum ingreditur, ostendit, exemplum Jacobi servientis inducit pro vita piissimi Imperatoris qui haereticorum ora conclusit orandum esse innotuit, exemplar primae Ephesinae ecclesiae, ut inviolata permaneret, inquirere iubet, eosque qui per praemia ad sanctum ordinem pervenerint, errorem Symoniacae haereseos incurrere manifestat. IX. 49.

23. Anthemio Subdiacono permandat ut Matthaeo Scholastico XII. dare solidos festinaret. XII. 2.

24. Bonam Abbatissam ad possidendam Ecclesiam, quam Iohannes Presbyter construxit, clementer invitat. III. 37.

25. Venantio Episcopo Lunensi scribit, ut Agrippino Presbytero Ferolano quaedam debita ad reparationem ecclesiarum solvere procuraret. X. 41.

26. Anthemio Subdiacono Campaniae praecipit ut Gallo Manclero qui pro susceptione servi publici juris in monasterium constrictus erat, auxilium praestaret.

27. Romano defensori injungit ut Fausto res suas, quae a Syracusanae ecclesiae actionariis subtractae erant eius cuius fuerant dominio reformaret. XI. 47.

28. Iohanni episcopo Syracusano de eiusdem Fausti rebus violenter ablatis. - - - XI. 42.

29. Pulcherrimum exhortatorium ad Secundinum, servum Dei, in quo dulcedinem epistolae illius collaudat, infirmitatis suae et curarum secularium molestiam inducit, vitam solitariam ducentes frequentioribus inimici jaculis patere denunciat, mentem poenitentis ad mala transacta cogitando recurrendo sub cicatricis specie partim exponit, St. Leonis papae fidem et sanctam Chalcedonensem synodum Orientis ecclesias custodire fortiter, cumque salubriter sub specie Moysis supra petram salutis in unitate catholicae ecclesiae producit, animum autem perversorum hominum, qui tria capitula in sancta synodo refutabant, accusat, epistolam vero quae in fine synodi adjacebat, quae Nesbrium defendere nitebatur et S. Cyrillum refutabat, auctoritate sanctae synodi damnet quaestionem utilem de animabus parvulorum, qui sine baptysmo moriuntur, introducit, sequiturque salutatio ipsius ad eundem venerabilem virum. - - - IX. 52.

30. Romano, Defensori Siciliae, scribit, ut solatium quibusdam de Histriae partibus suum Episcopum in Sicilia requirentibus praeberet, et eundem Episcopum ad se venire volentem cum suo adjutatorio destinaret. - IX. 91.

31. Andreae Scholastico suggerit, ut Castorio Cartulario ab eo misso solatium in omnibus ferat. - V. 45.

32. Habitantes insulam Capraeacam (*) qui pertinaciam schismatico (**) collaudat, introducens vigilantiam domini super electos et titubantis palmatis in radice fidei, permanentis virentiam exponit. - - - IX. 97.

33. Pro Basilio qui Isticorum schisma contempserat, eumque ut Castorio Cartulario subsidium praestet, ammonet. V. 46.

34. Desiderio Episcopo Pancratium diaconum commendat, svadens ei, quamvis suae ecclesiae militare debuerat, ne illum a Monachi proposito segregaret, sed patria ammonitione ne a sancto voto tempesceret, roboraret. - XII. 35.

35. Marcellinum, Proconsulem Dalmatiae, eo quod de causa Maximi et exspoliatione illius mali auctor extiterit, acrius corripit, asserens suam relationem (l. relaxationem) vel gratiam

---

(*) I. e. Insula Capreae.

(**) f. l. Schismaticorum refutarunt.

ita sibi prodesse, si prius domino pro talibus gestis satisfacere per poenitentiam contenderet. - . IX. 5.

36. Maurentium, magistrum militum, hortatur, ut si alii navigarent cuiusdam etiam Domitii filium navigare permitteret. XII. 26.

37. Gulfarem, magistrum militum, pro zelo catholicae fidei cum gratiarum actione salutat, hortans eum, ut infatigabiliter pro animarum lucris in unitate ecclesiae a Schismaticorum errore quantos poterit revocaret, confirmansque pro hoc labore deum et felicitatem praesentis vitae et gaudia aeterna concessurum. . . - . IX. 93.

38. Mastaloni quoque grates refert, quod pro unitate sanctae Ecclesiae fideliter desudaret, eumque ne in hoc forte deficeret paterna ammonitione corroborat, talenti absconditi et erogati exemplum inducit, studii, quod coeperat fructum ſine carere denuntiat, ad ultimum Theodosium eiusdem certaminis cooperatorem collaudat. . . . V. 47.

39. Maurentio Theodorum commendat, suggerens ei ut eum a murorum vigiliae pondere levigaret. . . . IX. 73.

40. Anthemio Subdiacono Campaniae scribit, ut Benenatum Episcopum cum accusatoribus ad eum ſubceleriter destinaret, ut causas ipsius districta inquisitione discuteret. IX. 50.

L. II. Dieſer Brief, wie die Benedictiner ſagen, kömmt nur in wenigen Manuſcripten vor. Das ſtreitige Bilannorum heißt in unſerm Codice deutlich Bricinorum. . XII. 20.

25. Dieſen Brief, welchen die Benedictiner Libr. X. indict. III. haben, ſetzt unſer Codex ausdrücklich menſe Maii Indictione II.

29. Es iſt ein gutes Zeichen für unſern Codex, daß dieſem Briefe, welcher bey den Benedictinern der 52 des IX. Buchs iſt, die zwey verdächtigen Stücke gänzlich fehlen, das nehmlich de clericis lapsis, und das de imaginibus.

Wiclef. *)

Henric de Knygthon de eventibus Angliae lib. V. unter dem Jahre 1382 ſagt, daß Wiclef zuerſt die Bibel ins Engliſche überſetzt habe, wenigſtens das Neue Teſtament (*).

---

*) Leſſings Leben II, S. 259.

(*) Hist. Anglicanae script. p. 2644.

Hic Magister Ioh. Wyclef Evangelium quod Christus contulit clericis et Ecclesiae doctoribus, ut ipsi Laicis et infirmioribus personis secundum temporis exigentiam et personarum indigentiam cum mentis eorum esurie dulciter ministrarent, transtulit de Latino in Anglicam linguam non angelicam.

Die Wiclefſche Ueberſetzung des N. T. iſt auch wirklich im Druck erſchienen, aber erſt 1732, da ſie John Lewis in Fol. herausgegeben.

Iſt die alte Engliſche Bibel, die wir im MS. haben, die aber auch das N. T. enthält, älter oder neuer? oder iſt es Wiclefs ſelbſt, aus deſſen Zeiten die Schrift zu ſeyn ſcheint?

Vom Arianismus,

zufolge einer Abhandlung des Hrn. D. Töllners nemlichen Inhalts.*)

Wie ſehr der Arianismus in der Engliſchen Kirche um ſich gegriffen, und noch um ſich greift, iſt bekannt. Eben ſo bekannt iſt es, daß er ſich auch in die lutheriſche Kirche neuerer Zeit eingedrungen. Wie ſehr er ſich aber von Tag zu Tage darinn weiter verbreiten müſſe, iſt weniger aus den freymüthigen dürren Bekenntniſſen ſeiner Anhänger, womit noch die Meiſten vors erſte an ſich zu halten ihre kleine Urſachen haben, als aus der ſo ſanften Klugheit zu ſchlieſſen, mit welcher ſich zum Theil auch die orthodoxen Gottesgelehrten gegen dieſen Lehrbegriff erklären zu müſſen glauben, indem ſie behaupten oder zu behaupten das Anſehn haben wollen, daß er den Grund des Glaubens im Geringſten nicht betreffe, und bey weiten ſo ſchädlich nicht ſey, als er von allen Eiferern ausgegeben worden. Ich will nicht ſagen, daß dieſe Klugheit aus Menſchenfurcht entſtehe; oder aus eitler Begierde, allen allerley zu werden, entſpringe; oder zu der man ſich aus Noth gedrungen zu ſeyn glaubt; in allen dieſen Fällen würde es eine ſehr kriechende, verächtliche, kurzſichtige Klugheit, kurz die Klugheit eines Betrügers ſeyn, welches Verdachts ich mich gegen keinen Menſchen in der Welt ſchuldig machen will. Sondern es iſt ganz gewiß wahre gut gemeynte Klugheit; es iſt die Klugheit eines Arztes, welcher, wenn ſich die Peſt zeigt, um das die Anſteckung befördernde Schrecken der Geſunden und die Aufgebung der Kranken zu verhüten, es ſo lange als noch möglich durchaus nicht Wort haben will, daß es die Peſt iſt, ob er ſchon insgeheim ſeine Mittel und Vorkehrungen darnach einrichtet.

---

*) Theologiſcher Nachlaß S. 235.

In dieſem Geſichtspunkte betrachte ich wenigſtens die Abhandlung des Herrn D. Töllners, deſſen Lob als eines ſcharfſinnigen und kaltblütigen Unterſuchers theologiſcher Wahrheiten ſo allgemein iſt, daß mein Widerſpruch es eben ſo wenig zweifelhaft machen kann, als meine Einſtimmung es zu beſtärken braucht. Aber eben darum, weil er ein ſo ſcharfſinniger und kaltblütiger Unterſucher iſt, ſey es mir erlaubt, hinter ſeinen Aeuſſerungen mehr zu vermuthen, als die bloßen Worte zu ſagen ſcheinen, und zu glauben, daß er völlig in dem Geiſte des vorgedachten klugen Arztes redet und handelt. Denn obgleich dieſer aus der hervor brechenden Peſt nur ein bösartiges Fieber, höchſtens eine kleine überhingehende anſteckende Krankheit macht, ſo unterläßt er doch darum nicht, ſeine Mittel, die er dem Kranken verſchreibt, ſeine Vorkehrungen, die er gegen die weitere Verbreitung des Uebels macht, ſeine Rathſchläge, die er den Geſunden ertheilet, ſo einzurichten, als ob es

— — — — — — — — —

Ueber den Arianismus

von Philalethes dem mittlern.

Zufolge Herrn D. Tellers Antitheſen.*)

Vorrede.

Ich bin aus dem Geſchlechte der Philalethes, von welchen man zwey Brüder ganz neulich aus den Antitheſen des D. Tellers hat kennen lernen. Wir ſind der Brüder ſieben, und ich bin der mittelſte von ihnen. Ich glaube nicht, daß eine drolligere Familie unter der Sonne iſt, als wir ſieben Brüder zuſammen ausmachen. Wir zanken uns alle Tage, und doch können wir ohne einander nicht leben. Immer verlaſſen wir uns in dem äuſſerſten Zorne, aber immer bringt uns die Liebe wieder zuſammen. Unſer jüngſter Bruder, der noch ein wenig muthwillig iſt, glaubt ſogar, daß wir uns ohne unſere Zänkereyen weniger lieben würden. Wenn wir andern ſechſe daher ganz ruhig und ſtille bey einander ſitzen, alle ſechs feſt entſchloſſen, uns nie wieder die Galle rege zu machen: ſo fängt der Schalk in ſeinem Winkel an zu ſeufzen: „Ach ich armes Kind! daß ich allein übrig geblieben bin!

---

*) Theologiſcher Nachlaß S. 237.

„daß alle meine Brüder tod ſind, mauſetod! daß nicht ein einziger „noch lebt, der mir ſagen kann, ob ich ſo recht denke!“ Und dann wirft er, mit dieſer oder einer andern Schnurre, als ob er blos laut vor ſich dächte, irgend eine Frage auf, die ganz neu zu ſeyn ſcheint. Meiſtentheils bin ich der erſte, der ihm antwortet: „Thomas, Thomas (er heißt Thomas) „fängſt du doch ſchon wieder an! Schweig doch; „unſer Gläschen ſchmeckt uns ja ſo wohl! Unſer Pfeifchen glimmt ja „ſo ſchön fort! Siehſt du, wie der Alte ſchon ſpannt!“ — Peter heißt dieſer unſer älteſter Bruder, und das glauben wir alle ſeinem Alter ſchuldig zu ſeyn, daß, wenn er den Mund öffnen will, wir alle ſchweigen, ihn nicht unterbrechen, ihn völlig ausreden laſſen. Nun fängt Peter an in einem ruhig lehrenden Tone; und wer uns nicht kennt, ſollte denken: dasmal wird alles recht gut gehn. Thomas wird belehrt, und damit iſt es aus. Aber Thomas hat dies und das noch nicht verſtanden, bittet ihn, noch dieſes und jenes zu erklären, und iſt ſo unbefriedlich, daß die andern Brüder — weil Peter ſich mit dem Erklären ſo nicht recht abgeben kann — nun ſchon auch das Wort nehmen müſſen.

Anfangs zwar nehmen ſie es mit aller Gelaſſenheit. Jeder ſpricht nicht eher, als bis ihn die Reihe trift; und die Reihe geht nach dem Alter, ſo lange wir nur unſer Gutachten abgeben. Nach Petern kömmt Martin, welcher gemeiniglich ſeinen Spruch mit einem oder vielmehr anhebt. Auf Martin folgt Johann, den, weil er ſich den Uebergang das will ſagen ſehr geläufig gemacht hat, die jüngern Brüder oft im Scherz den Das will ſagen nennen; ſo wie den zweyten den Bruder Oder vielmehr; und den älteſten den Bruder Ich. Denn das Wörtchen Ich führt alles an, was aus Peters Munde kömmt. Ich denke, Ich ſage, Ich rathe, Ich ꝛc. —

Hilkias.*)

So hieß der hohe Prieſter, welcher zu des Joſias Zeiten das Geſetzbuch wieder fand. Dieſe Begebenheit wird (*) .... an beyden Stellen mit einerley Umſtänden erzählt.

Aber nicht mit ſo hinlänglichen Umſtänden, daß ſich nicht verſchiedene Fragen noch dabey aufwerfen laſſen, über deren richtige Beantwortung die Ausleger noch lange nicht einig ſind.

---

*) Theologiſcher Nachlaß S. 241.

(*) Im Originale iſt eine Lücke. Karl Leſſing.

Ich übergebe die Frage, was eigentlich unter dem wiedergefundenen Geſetzbuche zu verſtehen ſey? Ob die geſamten fünf Bücher Moſes? oder nur diejenigen Hauptſtücke des fünften Buches, welche das zweyte Geſetz enthalten? Denn eigentlich iſt es keine Frage mehr. Die meiſten und beſten Ausleger kommen darinn überein, daß nur die leztern darunter zu verſtehen ſind. Es ſind unnöthige Bedenklichkeiten, warum hie und da ein Gelehrter dieſer Meynung noch nicht ſo recht beytreten will.

Eine andre Frage iſt weit unentſchiedener geblieben; wird auch wohl nie in ihr gehöriges Licht geſezt werden. Dieſe nemlich: Das Exemplar des wiedergefundenen Geſetzbuches, war es das einzige damals vorhandne Exemplar?

Es giebt untadelhafte Gottesgelehrten, welche nicht angeſtanden, dieſe Frage zu bejaen. Da aber die Bejaung derſelben von denen, welche die Authenticität der Moſaiſchen Schriften überhaupt in Zweifel ziehen, zu Beſchönigung dieſes ihres Zweifels gebraucht worden: ſo haben andre, einen ſo üblen Gebrauch abzuwenden, am beſten zu thun geglaubt, wenn ſie die Frage ſelbſt verneinten.

Unter die leztern gehört vornemlich der Verfaſſer der **Briefe über die Moſaiſche Schriften und Philoſophie**, welcher, wie bekannt, ſich mit dem Verfaſſer der **Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion** in der Perſon des Hrn. Abt J... vereiniget.

Nun hat es mir geſchienen, daß ſich dieſer würdige Mann durch ſeine gute Abſicht zu weit verleiten laſſen. Er hat, wie mir geſchienen, eine Behauptung für gefährlicher angeſehen, als ſie iſt; er hat, wie mir geſchienen, Gründe gefunden, wo keine ſind; er hat, wie mir geſchienen, Gegengründe, welches dem beſten Manne wiederfahren kann, in zuverſichtlicher Aufwallung für ſeine gute Sache ſo leicht abgewieſen, daß man glauben ſollte, er habe ſie nie zu überlegen gewürdiget; er hat, wie mir geſchienen, in der Eil, Blößen gegeben, in die ich nicht wollte, daß ſeine Gegner ohne Warnung ſtießen, von denen ich überhaupt wünſchte, daß er ſie weder ſo leichtſinnig, noch ſo boshaft angenommen hätte.

Izt arbeitet er, wie man ſagt, an dem zweyten Theile ſeiner Betrachtungen, welche mit ſo allgemeinem Beyfall aufgenommen worden. Nach dem Inhalte, welchen er ſelbſt vorläufig davon angegeben, wird es größtentheils darinn auf die Moſaiſche Religion angeſehen ſeyn, und es kann leicht geſchehen, daß er den Punkt wiederum berühren zu müſſen glaubet, in welchem ich von ihm abgehe, um mich auf eine andre Stelle des Weges um ſo viel gewiſſer bey ihm zu finden.

Es iſt ſchwer, daß auch die gleichſten Fußgänger einen langen Weg immer Hand in Hand zurücklegen können. Aber wenn die Rauhigkeit des Weges ſie zwingt, ihre Hände fahren zu laſſen, ſo können ſie doch immer einander mit Achtung und Freundſchaft in den Augen behalten, und immer bereit ſeyn, wenn ein bedenkliches Straucheln einen gefährlichen Fall drohet, einander zu Hülfe zu eilen.

Mit dieſen Geſinnungen — die ich gegen jeden Freund der Wahrheit habe, und von jedem Freunde der Wahrheit erwarte — wag' ich es alſo, einige Gedanken niederzuſchreiben, die eine bequemere Gelegenheit, geprüft zu werden, ſchwerlich erwarten dürften.

2.

Der Abt ſtreitet wider diejenigen, welche vorgeben, daß es Eſra geweſen ſey, der die Bücher Moſis aus unſichern verſtümmelten Traditionen zuſammen geſezt habe. (*) Er fordert ſie auf, uns auch nur die Möglichkeit zu erklären, „wie Eſra das Volk, wie er die Prieſter „und Aelteſten bereden mögen, ſo blindlings von ihm ein Buch unter „Moſis Nahmen anzunehmen, daſſelbe gleich als eine ächte Schrift „dieſes ihres göttlichen Propheten zu verehren, es von Stunde an dem „ächten fünften Buche, welches, wenigſtens nach ihrem freygebigen „Geſtändniſſe, von Moſe herkommen ſoll, an die Seite zu ſetzen und „als gleich wichtig in ein Volumen mit jenem aufzunehmen, auch öffentlich in ihren gottesdienſtlichen Verſammlungen zu leſen, wenn ſie „vorher von einem ſolchen Buche nie etwas gehört hätten.“

Er läßt ſie zum Behuf ihres Vorgebens ſagen: „Da die Unwiſſenheit des Volks in ſeiner Religion zu Joſias Zeiten ſchon ſo groß „geweſen, daß kein Menſch mehr gewußt, ob noch das Geſetzbuch in „der Welt wäre, ſo ſey es ſo viele Zeit nachher, und durch die dazu „gekommene Gefangenſchaft, dem Eſra noch weit leichter geweſen, vornemlich, wenn er die Aelteſten darinn auf ſeiner Seite gehabt, dieſem unwiſſenden und dummen Volke ſo viele Bücher unter Moſis „Nahmen in die Hände zu geben, als er ſelber nur gewollt habe.“

Aber dieſen Vorwand ſelbſt entreißt er ihnen wiederum auf die triumphirendſte Weiſe. „Ein neues Zeugniß, ruft er aus, wie dieſen „Herren alles zu einem Beweiſe gut genung iſt! Erſtlich, fährt er fort, „iſt es die größte Unverſchämtheit, aus der im 2. B. der Könige „Kap. XXIII. beſchriebenen Geſchichte, von dem unter des Königes Joſias Regierung wiedergefundenen Geſetzbuche zu behaupten, daß damals überhaupt kein ander Exemplar von dem Moſaiſchen Geſetze

---

(*) Erſter Brief. S. 9.

„mehr in der Welt geweſen als das einzige, und daß es dem Volke
„und den Prieſtern ſchon ſo unbekannt geweſen, daß ſie von der Exi-
„ſtenz eines ſolchen Buches gar nichts mehr gewußt hätten.“

Die größte Unverſchämtheit? Das, wollte ich, hätte der ehrwürdige Mann nicht geſagt. Denn haben nicht eine Menge Gottesgelehrte, alte und neue, ohngefähr das nemliche behauptet, ohne daß man ſie in Verdacht haben kann, daß ſie eben das daraus ſchlieſſen wollen, was er ſeine Gegner daraus ſchlieſſen läßt? Folglich kann nicht die Behauptung unverſchämt ſeyn, ſondern die Folge allein muß es ſeyn, die man daraus ziehen will.

Ich verwerfe die Folge; aber über die Behauptung läßt ſich wenigſtens noch ſtreiten. Und worüber ſich noch ſtreiten läßt, davon muß jeder das eine oder das andre Theil annehmen können, ohne desfalls einer Unverſchämtheit beſchuldiget zu werden.

Ausdrücklich zu behaupten, daß das wiedergefundene Exemplar des Geſetzbuches das einzige in der Welt geweſen, wäre eine große Thorheit. Aber zu behaupten, daß es eben ſo gut wie das einzige in der Welt geweſen, ſcheint der Wahrheit ſehr nahe zu kommen.

Ich will ſagen: wenn man jenes behaupten wollte, ſo müßte man zeigen, daß das Original niemals abgeſchrieben worden; und dieſes kann man nicht zeigen, ſo lange es möglich iſt, daß es abgeſchrieben werden können; denn wenn es einmal abgeſchrieben worden, ſo hat es tauſendmal abgeſchrieben werden können, und wenn von dieſen Tauſenden Neun hundert und Neun und Neunzig verlohren gegangen, ſo hat das tauſende dennoch irgendwo ſich erhalten können. Aber das andre zu behaupten, dazu gehört weiter nichts, als anzunehmen, daß es nur ſelten abgeſchrieben worden, und daß dieſe ſeltne Abſchriften eben ſo leicht und noch leichter von Händen kommen können, als das Original.

Daß dieſes auch wirklich geſchehen ſeyn müſſe, daß das Volk und die Prieſter, als das Moſaiſche Original des Geſetzbuches wiedergefunden ward, keine Abſchriften deſſelben in Händen gehabt, daß ſie dieſes wiedergefundene Geſetzbuch in ſeinem ganzen Umfange nicht gekannt: das iſt, was ſich aus jedem Umſtande der bibliſchen Erzählung ſelbſt unwiderſprechlich ergiebt; und was unſer würdiger Abt eben ſo vergebens als unnöthig zu widerlegen bemüht iſt.

Es ergiebt ſich aus jedem Umſtande der Erzählung. *) — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

---

*) Eine ganze Oktavſeite iſt im Originale unbeſchrieben. **Karl Leſſing.**

Ich glaube erwieſen zu haben, daß das Exemplar des Geſetzbuches, welches Hilkias wiederfand, das einzige oder eben ſo gut als das einzige Exemplar war: indem die wenigen Abſchriften, welche von den erſten Königen davon genommen worden, (wenn anders dergleichen je davon genommen worden) gewiß unter dem Manaſſe und andern abgöttiſchen Königen verlohren gegangen waren, wo nicht gar mit Fleiß vernichtet worden. Nun wäre die Frage, ob Joſias, auf den die Wiederfindung dieſes einzigen Exemplars ſo einen beſondern Eindruck machte, nicht auf die Vervielfältigung deſſelben gedacht, und Abſchriften davon nehmen laſſen?

Es giebt Gelehrte, die dieſe Frage kecklich geradezu behaupten. Unter andern ſagt Prideaux: (*) „Auf des Joſias Befehl wurden von „dieſem Original ein Haufen Abſchriften gemacht, und ferner nach „allen Stücken der heiligen Schrift genaue Nachſuchung angeſtellt, „und aller Orten, wo ſie gefunden worden, ward Verfügung gethan, „daß man ſie ebenfalls abſchreiben möchte, und alſo kamen von der „ganzen heiligen Schrift Copeyen genung unter die Leute, ſo daß, „wer das Geſetz Gottes gern wiſſen wollte, es entweder ſelbſt abſchrieb, „oder ſich abſchreiben ließ.“

Wenn Prideaux geſagt hätte, daß dieſes alles zu vermuthen ſtehe, ſo könnte es hingehen. Aber es für eine ganz unſtreitige Wahrheit auszugeben, und in einem Tone davon zu ſprechen, als ob er die allerunwiderſprechlichſten Beweiſe davon hätte; das iſt wahrlich zu viel. Denn welches wären ſeine Beweiſe? Wo findet ſich auch nur das allerentfernteſte Zeugniß davon in den Büchern der heiligen Schrift? Wo ſteht eine Sylbe, die nur vermuthen ließe, daß Joſias das wiedergefundene Exemplar abſchreiben laſſen? Wo vollends eine Sylbe, daß er gar auch die übrigen Bücher der Schrift aufſuchen, und ſie ebenfalls abſchreiben laſſen? Die einzigen Währmänner, welche Prideaux alſo für ſich haben kann, ſind die Rabbinen, deren Zeugniß aber ſo gut als nichts iſt.

Nach den bibliſchen Nachrichten — welches die einzigen gültigen in dieſer Sache ſeyn können — iſt es vielmehr höchſt wahrſcheinlich, daß auch Joſias keine Abſchriften von dem wiedergefundenen Geſetzbuche nehmen laſſen, ſondern ſich damit begnügt, daß er Recht und Religion darnach wieder hergeſtellt, und das Exemplar ſelbſt heiliger aufheben laſſen. Denn es wird nicht allein in der heiligen Geſchichte keines Abſchreibens gedacht: ſondern bald darauf findet ſich auch

---

(*) S. 328.

ſogar, daß wiederum unter dem ganzen jüdiſchen Volke nur ein einziges Exemplar des Geſetzbuches vorhanden geweſen.

Ich meyne das, welches Eſra hatte, von welchem es zweymal heißt: nach dem Geſetze, das in deiner Hand iſt. Dieſer Beſitz war es denn auch, welcher den Eſra vornemlich geſchickt machte, die Religion unter den Juden wieder herzuſtellen.

Aus einem Bogen ſehr unleſerlicher Anmerkungen über die Philoſophiſchen Geſpräche, über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion und über einige unzulängliche Beweisarten derſelben. Berlin, bey Auguſt Mylius 1773.

Nachdem in dem zweyten Geſpräche derſelben zwiſchen Agathokles und Hermogenes ausgemacht werden, daß die allgemeine Beſtimmung des Menſchen eine unbeſtimmte Entwickelung ſeiner Kräfte und Fähigkeiten ſey; ſo kommt Hermogenes S. 119. auf die Frage: „Warum „denn die göttliche Weisheit eine ſolche Verſchiedenheit in Abſicht der „Grade der Ausbildung unter den Menſchen beliebt, und warum ſie „dieſelben nicht vielmehr alle zu einem gleich hohen Grade der Vollkommenheit beſtimmt habe? Dieſe Frage, antwortet Agathokles, gehört offenbar nicht für uns.“

Zu dieſer Antwort merkt mein Bruder folgendes an: „Soll dieſes „heiſſen: wir ſind nicht berechtigt, auf dieſe Frage Misvergnügen mit „der Einrichtung des Schöpfers zu gründen?

„In dieſem Verſtande habe ich nichts dagegen. Auch lerne ich „aus der täglichen Erfahrung, daß kein Menſch mit der gegenwärtigen Ausbildung ſeiner Geiſtesfähigkeit misvergnügt iſt: und es dünkt „mich, daß es ganz wider die Natur des Menſchen wäre, wenn er damit misvergnügt ſeyn könnte. Er kann ſich wohl einbilden, daß dieſe „nemliche Ausbildung unter andern annehmlichen äuſſerlichen Umſtänden eben ſo wohl geſchehen könnte: Aber das iſt nicht Misvergnügen „mit dem Grade der Ausbildung, ſondern mit Dingen, die er bey „dieſer Ausbildung anders ſeyn zu können vermeynt.

„Oder ſoll es heiſſen: der menſchliche Verſtand iſt von der Einſchränkung, daß er über dieſe Frage ganz und gar keine Auskunft „geben kann?

„So hüte ich mich ja zu ſagen.

„Denn wie? Wenn ich aus der Unbeantwortlichkeit der Frage „ſchlöße, daß der Gegenſtand der Frage ein Unding ſey? Wie, wenn „ich ſagte, daß der Menſch oder jede Seele, ſo lange ſie als Menſch „erſcheint, vollkommen zu der nemlichen Ausbildung ſeiner Fähigkeiten „gelange?

„Iſt es denn ſchon ausgemacht, daß meine Seele nur einmal „Menſch iſt? Iſt es denn ſchlechterdings ſo ganz unſinnig, daß ich „auf meinem Wege der Vervollkommung wohl durch mehr als eine „Hülle der Menſchheit durchmüßte?

„Vielleicht war auf dieſe Wanderung der Seele durch verſchiedne „menſchliche Körper, ein ganz neues eignes Syſtem zum Grunde?

„Vielleicht war dieſes neue Syſtem kein andres, als das ganz „älteſte — — —“ *)

Gelehrte Kretze

von Thomas Traugott Feller.

1774. **)

Vorrede.

Was auf den Hütten und in den Werkſtätten der Metallarbeiter Kretze heißt, iſt bekannt. Alſo werde ich auch wohl nicht weitläufig zu erklären brauchen, was ich unter Gelehrte Kretze verſtehe.

Gebe nur Gott, daß dieſe gelehrte Kretze recht reichhaltig ſeyn, und das Silber vom Centner nicht Loth- ſondern Mark-weiſe fallen möge. Amen!

Ich weiß recht gut, daß reichhaltige Kretze eine ſchlechte Idee von dem Laboranten macht, aus deſſen Händen ſie kommt. Er muß ſehr unglücklich, und wenn das Unglück zu oft gekommen, ſehr nachläſſig gearbeitet haben.

Ich weiß das recht gut, und eben weil ich es weiß —

Aber Kretze! Welch ein Titel zu einem Buche! Und wenn ich nun gar Krätze geſchrieben hätte und ſchreiben müßte! Es wird an Leſern nicht fehlen, welche glauben, daß ich es gemußt hätte. Denn ſchreibt nicht Schlüter Krätze? Schrieben nicht vor ihm Helwig und

---

*) Karl Leſſing in der Vorrede zum theologiſchen Nachlaß S. 37.

**) Fülleborns Nebenſtunden, zweytes Stück, S. 29.

Rößler Krätze? Und wer ſchreibt nicht Krätze, der ſeit funfzehn Jahren Kretze zu ſchreiben gehabt? Sogar Wachter und Friſch ſchreiben Krätze. — Demungeachtet, fleißiger Mann, der Sie uns endlich dasjenige liefern, was unſrer Sprache bisher noch allein abgegangen, um ſich völlig mit der Italieniſchen, Franzöſiſchen, Spaniſchen und Engliſchen meſſen zu können, ein vollſtändiges grammatiſch-kritiſches Wörterbuch der hochdeutſchen Mundart; — ich beſchwöre Sie, wertheſter Herr, thun Sie mir ja den Dampf nicht an, und laſſen Sie in Ihrem nächſten zweyten Theile Krätze drucken! Ich möchte um alles in der Welt, nicht bloß ein guter deutſcher, ſondern ein guter hochdeutſcher Schriftſteller, mit Gott und Ihnen, ſeyn und heiſſen; und ich zittere, wenn mir einfällt, daß ich mit meiner Bitte und Vorſtellung gar leicht zu ſpät kommen könnte. Krätze, ſo viel als ſcabies, ψώρα, Raude, juckender anſteckender Ausſchlag. Recht wohl! denn ſie macht, daß wir die behafteten Theile gar zu gern kratzen. Aber unſre Kretze hier, lieber Leſer, die eigentliche und metaphoriſche: warum ſoll auch die vom kratzen genennt ſeyn? die wenigſte wird doch wahrlich zuſammengekratzt, und obſchon ramentum, wie die lateiniſchſchreibenden Metallurgen Kretze überſetzen, gleichſam radimentum heißen ſoll: müſſen nothwendig die Benennungen des nehmlichen Dinges in verſchiednen Sprachen auch die nehmliche Ableitung haben? G. Agricola braucht ramentum? aber dennoch ſchreibt er das deutſche Wort Gekretze. So ſchreibt es auch ſein Ueberſetzer Philipp Bechius. Erker ebenfalls ſchreibt Kretze. Und um den Lexicographen, Wachtern und Friſchen, einen andern Lexicographen entgegen zu ſetzen, ſo berufe ich mich auf Cramern, den Erzlexikographen, welcher in ſeinem Deutſchitalieniſchen Wörterbuche ſchreibt: Kretz, Kritz (da non ſo dove) Spazzatura, Lavatura d'oro, d'argento et di altri metalli. Alſo ſprach man es auch ſogar Kritz? Und wenn er hinzuſetzte, da non ſo dove; muß er nicht die Abſtammung von kratzen, die ſich einem jeden von ſelbſt anzubieten ſcheint, für ganz unſtatthaft gehalten haben? Wenn Herr Adelung mir alſo nur ſonſt zu Gefallen ſeyn will und noch kann: ſo wird er dieſem da non ſo dove auch ſchon leicht abzuhelfen wiſſen. Er darf ſich ja nur auf das alte und oberdeutſche Kretze, ſo viel als Korb, beſinnen; und was könnte wahrſcheinlicher ſeyn, als daß die Kretze von den Körben oder Kretzen ihren Namen habe, in welchen ſie bis zu einer völligen Schmelze aufgehoben wird? Oder iſt ihm das Stammwort von Grütze lieber, welches mit Cramers Kritze ſo wohl überein kommen würde? Wie er will! Nur nicht Kretze von kratzen: oder ich brauche meine deutſche Freyheit, und entziehe mich dafür zwanzig andern von ſeinen beſten Entſcheidungen.

Schlimm genug, daß auch ſo noch der Titel meines Buchs vielen zuwider ſeyn wird. Der vermiedene und verbotene Doppellauter macht dem Auge das Aergerniß bloß etwas kleiner; und zweyerlei Organe müſſen gleich fein ſeyn, wenn der ekle Nebenbegriff für das Gehör nur um eben ſo vieles gemindert werden ſoll.

Ein ſchöner Titel iſt einem Buche noch nöthiger, als einem Menſchen ein ſchöner Taufname. —

Hermäa.

Erſter Band.*)

Vorrede.

Hermäa hießen bei den Griechen alles, was man zufälliger Weiſe auf dem Wege fand. Denn Hermes war ihnen unter andern auch der Gott der Wege und des Zufalls**).

Man denke ſich einen Menſchen von unbegrenzter Neugierde, ohne Hang zu einer beſtimmten Wiſſenſchaft. Unfähig, ſeinem Geiſte eine feſte Richtung zu geben, wird er, jene zu ſättigen, durch alle Felder der Gelehrſamkeit herumſchweifen, alles anſtaunen, alles erkennen wollen, und alles überdrüßig werden. Iſt er nicht ganz ohne Genie, ſo wird er viel bemerken, aber wenig ergründen; auf mancherley Spuren gerathen, aber keine verfolgen; mehr ſeltſame als nützliche Entdeckun-

---

*) Fülleborns Nebenſtunden, zweytes Stück, S. 31.

**) Einen Beweis von Leſſings Sorgfalt in Rundung der Perioden geben folgende Abänderungen, die er ſich nebenbey angemerkt hat:

Alles was die Griechen zufälliger Weiſe auf ihrem Wege fanden, nannten ſie Hermäa.

Hermäa nannten die Griechen alles, was ſie zufälliger Weiſe auf ihren Wegen fanden; denn Hermes war der Gott der Wege, und ihm verdankten ſie alles, was ihnen ein glückliches Ohngefähr in die Hände führte.

oder: nicht bloß, weil Hermes die Gottheit der Wege war, ſondern auch, weil ſie dem Hermes überhaupt alles verdankten, was ihnen durch ein glückliches Ohngefähr zu Theil ward.

Hermäa nannten die Griechen alles, was ſie beiher auf dem Wege fanden: theils, weil ihnen Hermes der Gott der Wege war, theils, weil ſie dem Hermes überhaupt einen jeden glücklichen Zufall zu verdanken pflegten. — **Fülleborn** gen machen; Ausſichten zeigen, aber in Gegenden, die oft des Anblicks kaum werth ſind.

Und dieſe ſeine Bemerkungen, ſeine Spuren, ſeine Entdeckungen, ſeine Ausſichten, ſeine Grillen; wenn er ſie der Welt gleichwohl vorlegen wollte, wie könnte er ſie beſſer nennen, als Hermäa? Es ſind Reichthümer, die ihn ein glücklicher Zufall auf dem Wege, öfter auf dem Schleichwege, als auf der Heerſtraße finden laſſen. Denn auf den Heerſtraßen ſind der Finder zu viel, und was man auf dieſen findet, hatten gemeiniglich zehn andre vor uns ſchon gefunden, und ſchon wieder aus den Händen geworfen.

So viel von der Abſicht dieſes Werks, von ſeinem Verfaſſer und dem räthſelhaften Titel, der einen verliebten Roman verſpricht und mit den Wanderſchaften eines gelehrten Landſtörzers Wort hält.

Daß mehr als fünf Sinne für den Menſchen ſeyn können. *)

1) Die Seele iſt ein einfaches Weſen, welches unendlicher Vorſtellungen fähig iſt.

2) Da ſie aber ein endliches Weſen iſt, ſo iſt ſie dieſer unendlichen Vorſtellungen nicht auf einmal fähig, ſondern erlangt ſie nach und nach in einer unendlichen Folge von Zeit.

3) Wenn ſie ihre Vorſtellungen nach und nach erlangt, ſo muß es eine Ordnung geben, nach welcher, und ein Maß, in welchem ſie dieſelbe erlangt.

4) Dieſe Ordnung und dieſes Maß ſind die Sinne.

5) Solcher Sinne hat ſie gegenwärtig fünfe. Aber nichts kann uns bewegen zu glauben, daß ſie Vorſtellungen zu haben ſo fort mit dieſen fünf Sinnen angefangen habe.

6) Wenn die Natur nirgends einen Sprung thut, ſo wird auch die Seele alle unteren Staffeln durchgegangen ſeyn, ehe ſie auf die gekommen, auf welcher ſie ſich gegenwärtig befindet. Sie wird erſt jeden dieſer fünf Sinne einzeln, hierauf alle zehn Amben, alle zehn Ternen und alle fünf Quaternen derſelben gehabt haben, ehe ihr alle fünfe zuſammen zu Theil geworden.

7) Dieſes iſt der Weg, den ſie bereits gemacht; auf welchem ihrer

---

*) Leſſings Leben II, S. 192.

Stationen nur ſehr wenige können geweſen ſeyn, wenn es wahr iſt, daß der Weg, den ſie noch zu machen hat, in ihrem jetzigen Zuſtande ſo einförmig bleibt. Das iſt, wenn es wahr iſt, daß außer dieſen fünf Sinnen keine andern Sinne möglich, daß ſie in alle Ewigkeit nur dieſe fünf Sinne behält, und bloß durch die Vervollkommung derſelben der Reichthum ihrer Vorſtellungen anwächſt.

8) Aber wie ſehr erweitert ſich dieſer ihr zurückgelegter Weg, wenn wir den noch zu machenden auf eine des Schöpfers würdige Art betrachten. Das iſt, wenn wir annehmen, daß weit mehrere Sinne möglich, welche die Seele ſchon alle einzeln, ſchon alle nach ihren einfachen Camplexionen (das iſt jede zwey, jede drey, jede viere zuſammen) gehabt hat, ehe ſie zu dieſer jetzigen Verbindung von fünf Sinnen gelangt iſt.

9) Was Grenzen ſetzt, heißt Materie.

10) Die Sinne beſtimmen die Grenzen der Vorſtellungen der Seele (§. 4); die Sinne ſind folglich Materie.

11) Sobald die Seele Vorſtellungen zu haben anfing, hatte ſie einen Sinn, war ſie folglich mit Materie verbunden.

12) Aber nicht ſo fort mit einem organiſchen Körper. Denn ein organiſcher Körper iſt die Verbindung mehrerer Sinne.

13) Jedes Stäubchen der Materie kann einer Seele zu einem Sinn dienen. Das iſt, die ganze materielle Welt iſt bis in ihre kleinſten Theile beſeelt.

14) Stäubchen, die der Seele zu einerley Sinne dienen, machen homogene Urſtoffe.

15) Wenn man wiſſen könnte, wie viel homogene Maſſen die materielle Welt enthielte: ſo könnte man auch wiſſen, wie viele Sinne möglich wären.

16) Aber wozu das? Genung, daß wir zuverläſſig wiſſen, daß mehr als fünf dergleichen homogene Maſſen exiſtiren, welchen unſere gegenwärtigen fünf Sinne entſprechen.

17) Nehmlich, ſo wie der homogenen Maſſe, durch welche die Körper in den Stand der Sichtbarkeit kommen, (dem Lichte) der Sinn des Geſichts entſpricht: ſo können und werden gewiß, z. E. der electriſchen Materie, oder der magnetiſchen Materie ebenfalls beſondre Sinne entſprechen, durch welche wir es unmittelbar erkennen, ob ſich die Körper in dem Stande der Electricität, oder in dem Stande des Magnetismus befinden, welches wir jetzt nicht anders als aus angeſtellten Verſuchen wiſſen können. Alles, was wir jetzt noch von der Electricität oder von dem Magnetismus wiſſen, oder in dieſem menſch-

lichen Zuſtande wiſſen können, iſt nicht mehr als was **Saunderſon** von der Optik wußte. — Kaum aber werden wir den Sinn der Elektricität oder den Sinn des Magnetismus ſelbſt haben: ſo wird es uns gehen, wie es Saunderſon würde ergangen ſeyn, wenn er auf einmal das Geſicht erhalten hätte. Es wird auf einmal für uns eine ganz neue Welt voll der herrlichſten Phänomene entſtehen, von denen wir uns jetzt eben ſo wenig einen Begriff machen können, als er ſich von Licht und Farben machen konnte.

18) Und ſo wie wir jetzt von der magnetiſchen und elektriſchen Kraft, oder von dem homogenen Urſtoffe (Maſſen), in welchem dieſe Kräfte wirkſam ſind, verſichert ſeyn können, ob man gleich irgend einmal wenig oder gar nichts von ihnen gewußt: eben ſo können wir uns von hundert, von tauſend andern Kräften in ihren Maſſen verſichert halten, ob wir gleich von ihnen noch nichts wiſſen, welchen allen ein beſonderer Sinn entſpricht.

19) Von der Zahl dieſer uns noch unbekannten Sinne iſt nichts zu ſagen. Sie kann nicht unendlich ſeyn, ſondern ſie muß beſtimmt ſeyn, ob ſie ſchon von uns nicht beſtimmbar iſt.

20) Denn wenn ſie unendlich wäre, ſo würde die Seele in alle Ewigkeit auch nicht einmal zum Beſitze zweier Sinne zugleich haben gelangen können.

21) Eben ſo iſt auch nichts von den Phänomenen zu ſagen, unter welchen die Seele im Beſitz jedes einzelnen Sinnes erſcheint.

22) Wenn wir nur vier Sinne hätten, und der Sinn des Geſichts uns fehlte, ſo würden wir uns von dieſem eben ſo wenig einen Begriff machen können, als von einem ſechſten Sinne. Und alſo darf man an der Möglichkeit eines ſechſten Sinnes und mehrerer Sinne eben ſo wenig zweifeln, als wir in jenem Zuſtande an der Möglichkeit des fünften zweifeln dürften. Der Sinn des Geſichts dient uns, die Materie des Lichts empfindbar zu machen, und alle dieſelben Verhältniſſe gegen andere Körper. Wie viel andere dergleichen Materie kann es nicht noch geben, die eben ſo allgemein durch die Schöpfung verbreitet iſt!

Auf der letzten Seite dieſes ſeines handſchriftlichen Bruchſtückes ſteht Folgendes: *)

Dieſes mein Syſtem iſt gewiß das älteſte aller philoſophiſchen Syſteme. Denn es iſt eigentlich nichts als das Syſtem von der Seelenpräexiſtenz und Metempſychoſe, welches nicht allein ſchon Pythagoras und Plato, ſondern auch vor ihnen Aegyptier und Chaldäer und Perſer, kurz alle Weiſen des Orients, gedacht haben.

---

*) Karl Leſſing im Leben II, S. 77.

Und ſchon dieſes muß ein gutes Vorurtheil dafür wirken. Die erſte und älteſte Meinung iſt in ſpekulativen Dingen immer die wahrſcheinlichſte, weil der geſunde Menſchenverſtand ſofort darauf verfiel.

Es wird nur dieſes älteſte, und wie ich glaube, einzig wahrſcheinliche Syſtem durch zwei Dinge verſtellt. Einmal —

Ueber eine Aufgabe im Deutſchen Merkur.*)

Da ſtand vor einiger Zeit eine Aufgabe im Deutſchen Merkur**), über die itzt ſo manches geſchrieben wird. Ich muß doch auch ein wenig darüber nachdenken. Nur Schade, daß ich nicht nachdenken kann, ohne mit der Feder in der Hand! Zwar was Schade! Ich denke nur zu meiner eigenen Belehrung. Befriedigen mich meine Gedanken am Ende: ſo zerreiße ich das Papier. Befriedigen ſie mich nicht: ſo laſſe ich es drucken. Wenn ich beſſer belehrt werde, nehme ich eine kleine Demüthigung ſchon vorlieb.

Die Aufgabe heißt: *Wird durch die Bemühung kaltblütiger Philoſophen und Lucianiſcher Geiſter gegen das, was ſie Enthuſiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böſes als Gutes geſtiftet? Und in welchen Schranken müſſen ſich die Antiplatoniker halten, um nützlich zu ſeyn?*

Eine ſonderbare Aufgabe! dünkt mich bei dem erſten allgemeinen Blicke, mit dem ich ſie anſtaune. Wenn ich doch wüßte, was dieſe Aufgabe veranlaßt hat, und worauf ſie eigentlich zielt!

Weiß man wenigſtens nicht, wer ſie aufgegeben? Ein kaltblütiger Philoſoph und Lucianiſcher Geiſt? Oder ein Enthuſiaſt und Schwärmer?

Der Wendung nach zu urtheilen, wohl ein Enthuſiaſt und Schwärmer. Denn Enthuſiasmus und Schwärmerei erſcheinen darin als der angegriffene Theil, — den man auch wohl verkenne, — gegen den man zu weit zu gehen in Gefahr ſey.

Doch was kümmern mich Veranlaſſung und Abſicht und Urheber? Ich will ja nicht zu dieſes oder jenes Gunſten, mit der oder jener Rückſicht die Aufgabe entſcheiden: ich will ja nur darüber nachdenken

---

*) Leben II, S. 149.

**) Im erſten Vierteljahr von 1776, S. 82.

Wie kann ich aber einer Aufgabe nachdenken, ohne ſie vorher durchzudenken? Wie kann ich die Auflöſung zu finden hoffen, wenn ich von der Aufgabe und ihren Theilen keinen deutlichen, vollſtändigen, genauen Begriff habe? Alſo Stück für Stück, und πρωτον ἀπο των πρωτων.

Kaltblütige Philoſophen? — Iſt das nicht ſo etwas, als ein ſtählerner Degen? Freilich giebt es auch hölzerne Degen; aber es iſt doch nur eigentlich den Kindern zu gefallen, daß man einen hölzernen Degen einen Degen nennt.

Nicht alle Kaltblütige ſind Philoſophen. Aber alle Philoſophen, habe ich gedacht, wären doch kaltblütig.

Denn ein warmer Philoſoph! — was für ein Ding! — Ein warmer philoſophiſcher Kopf, das begreife ich wohl. Aber ein philoſophiſcher Kopf iſt ja noch lange nicht ein Philoſoph. Ein philoſophiſcher Kopf gehört zu einem Philoſophen: ſo wie Muth zu einem Soldaten. Nur gehöret beides nicht allein dazu. Es gehöret noch weit mehr als Muth zum Soldaten, und noch weit mehr als natürlicher Scharfſinn zum Philoſophen.

Wortgrübelei! wird man ſagen. — Wer mit Wortgrübelei ſein Nachdenken nicht anfängt, der kommt, wenig geſagt, nie damit zu Ende. — Nur weiter.

Kaltblütige Philoſophen und Lucianiſche Geiſter — das ſollen doch wohl nicht die nehmlichen Weſen ſeyn? — Lucian war ein Spötter, und der Philoſoph verachtet alle Spötterei. — Philoſophiſche Köpfe, weiß ich wohl, mochten einmal, und möchten noch gern die Spötterei zum Probierſteine der Wahrheit machen. — Aber eben darum waren und ſind ſie auch keine Philoſophen, ſondern nur philoſophiſche Köpfe.

Folglich, ſind kaltblütige Philoſophen und Lucianiſche Geiſter zwei verſchiedene Klaſſen von Geiſtern: ſo iſt auch die Aufgabe doppelt.

Einmal fragt man: wird durch die Bemühung der kaltblütigen Philoſophen gegen das, was ſie Enthuſiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böſes als Gutes geſtiftet?

Und einmal: wird durch die Bemühung der Lucianiſchen Geiſter gegen das, was ſie Enthuſiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böſes als Gutes geſtiftet?

Unmöglich kann auf dieſe doppelte Frage nur Eine Antwort zureichen. Denn nothwendig haben verſchiedene Geiſter auch ein verſchiedenes Verfahren. — Und wenn die Bemühung der kaltblütigen Philoſophen mehr Gutes als Böſes, oder nichts als Gutes ſtiftete: ſo könnte leicht die Bemühung der Lucianiſchen Geiſter mehr Böſes als Gutes, oder nichts als Böſes ſtiften. Oder umgekehrt.

Wie können nun die Schranken des einen auch die Schranken des andern ſeyn?

Ich will geſchwind den Weg links, und den Weg rechts ein wenig vorauslaufen, um zu ſehen, wohin ſie beide führen. Ob es wahr iſt, daß beide an der nehmlichen Stelle wieder zuſammentreffen? — Bei Enthuſiasmus und Schwärmerei.

Enthuſiasmus! Schwärmerei! — Nennt man dieſe Dinge erſt ſeit geſtern? Haben dieſe Dinge erſt ſeit geſtern angefangen, ihre Wirkungen in der Welt zu äußern? Und ihre Wirkungen — ihre ſeligen und unſeligen Wirkungen — ſollten nicht längſt dem ruhigen Beobachter ihr innerſtes Weſen aufgeſchloſſen haben?

O freilich weiß jedermann, was Enthuſiasmus und Schwärmerei iſt; und weiß es ſowohl, daß der genaueſte Schattenriß, das ausgemahlteſte Bild, welches ich hier von ihnen darſtellen wollte, ſie in den Gedanken eines jeden gewiß nur unkenntlicher machen würde.

Erklärungen bekannter Dinge ſind wie überflüßige Kupferſtiche in Büchern. Sie helfen der Einbildung des Leſers nicht allein nicht; ſie feſſeln ſie; ſie irren ſie.

Aber was will ich denn? Es iſt ja in der Aufgabe auch nicht einmal die Rede davon, was Enthuſiasmus und Schwärmerei wirklich iſt. Es iſt ja nur die Rede von dem, was die kaltblütigen Philoſophen und Lucianiſchen Geiſter für Enthuſiasmus und Schwärmerei halten.

Und was halten ſie denn dafür? — Das was wirklich Enthuſiasmus und Schwärmerei iſt? oder was es nicht iſt?

Wenn das, was es wirklich iſt: ſo ſind wir wieder im Geleiſe. Wenn aber das, was es nicht iſt, und ihnen tauſenderlei Dinge Enthuſiasmus und Schwärmerei ſcheinen können, die es nicht ſind: ſo mag Gott wiſſen, auf welches von dieſen tauſenderlei Dingen ich fallen muß, den Sinn des Aufgebers zu treffen! Der Aufgabe fehlt eine Beſtimmung, ohne welche ſie unendlicher Auflöſungen fähig iſt.

Z. E. Dieſe Herren, die ich nicht kenne und nicht kennen mag, hielten Wärme und Sinnlichkeit des Ausdrucks, inbrünſtige Liebe der Wahrheit, Anhänglichkeit an eigne beſondere Meinungen, Dreiſtigkeit zu ſagen was man denkt, und wie man es denkt, ſtille Verbrüderung mit ſympathiſirenden Geiſtern — hielten, ſage ich, dieſer Stücke eins oder mehrere, oder alle, für Enthuſiasmus und Schwärmerei: ei nun! deſto ſchlimmer für ſie. — Iſt es aber ſodann noch eine Frage, ob ihre Bemühungen gegen dieſe verkannten Eigenſchaften, auf welchen das wahre philoſophiſche Leben des denkenden Kopfes beruht, mehr Böſes als Gutes ſtiften?

Doch wie können ſie das? Wie können, wenigſtens kaltblütige Philoſophen, ſo irrig und abgeſchmackt denken? — Philoſophen! — Den Lucianiſchen Geiſtern ſieht ſo etwas noch eher ähnlich; weil Lucianiſche Geiſter nicht ſelten ſelbſt Enthuſiaſten ſind, und in ihrer gedankenloſen Luſtigkeit einen Einfall für einen Grund, eine Poſſe für eine Widerlegung halten.

Aber, wie geſagt, Philoſophen! — Philoſophen ſollten nicht beſſer wiſſen, was Enthuſiasmus und Schwärmerei iſt? Philoſophen ſollten in Gefahr ſeyn, durch ihre Bemühungen gegen Enthuſiasmus und Schwärmerei, mehr Böſes als Gutes zu ſtiften? Philoſophen?

Denn was thut denn der Philoſoph gegen Enthuſiasmus und Schwärmerei? — Gegen den Enthuſiasmus der Darſtellung thut er nicht allein nichts; ſondern er pflegt ihn vielmehr auf das allerſorgfältigſte. Er weiß zu wohl, daß dieſer die ἀκμη, die Spitze, die Blüthe aller ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften iſt, und daß einem Dichter, einem Mahler, einem Tonkünſtler den Enthuſiasmus abrathen, nichts anders iſt, als ihm anrathen, zeitlebens mittelmäßig zu bleiben. — Aber gegen den Enthuſiasmus der Spekulation? was thut er gegen den? Gegen den, in welchem er ſich ſelbſt ſo oft befindet? — Er ſucht bloß zu verhüten, daß ihn dieſer Enthuſiasmus nicht zum Enthuſiaſten machen möge. So wie der feine Wollüſtling, dem der Wein ſchmeckt, und der gern unter Freunden ſein Gläschen leeret, ſich wohl hüten wird, ein Trunkenbold zu werden. Was nun der Philoſoph, an ſich, zu ſeinem eignen Beſten thut, das ſollte er nicht auch an Andern thun dürfen? Er ſucht ſich die dunkeln lebhaften Empfindungen, die er während des Enthuſiasmus gehabt hat, wenn er wieder kalt geworden, in deutliche Ideen aufzuklären. Und er ſollte dieſes nicht auch mit den dunkeln Empfindungen Andrer thun dürfen? Was iſt denn ſein Handwerk, wenn es dieſes nicht iſt? Trifft er endlich, der Philoſoph, auf den doppelten Enthuſiasmus, das iſt, auf einen Enthuſiaſten der Spekulation, welcher den Enthuſiasmus der Darſtellung in ſeiner Gewalt hat, was thut er dann? Er unterſcheidet. Er bewundert das Eine, und prüft das Andere.

Das thut der Philoſoph gegen den Enthuſiasmus! Und was gegen die Schwärmerei? — Denn beides ſoll hier doch wohl nicht Eins ſeyn? Schwärmerei ſoll doch wohl nicht bloß der überſetzte Ekelname von Enthuſiasmus ſeyn?

Unmöglich! Denn es giebt Enthuſiaſten, die keine Schwärmer ſind. Und es giebt Schwärmer, die nichts weniger als Enthuſiaſten ſind; kaum, daß ſie ſich die Mühe nehmen, es zu ſcheinen.

Schwärmer, Schwärmerei kommt von Schwarm, ſchwärmen; ſo wie es beſonders von den Bienen gebraucht wird. Die Begierde, Schwarm zu machen, iſt folglich das eigentliche Kennzeichen des Schwärmers.

Aus was für Abſichten der Schwärmer gern Schwarm machen möchte, welcher Mittel er ſich dazu bedienet: das giebt die Klaſſen der Schwärmerei.

Nur weil diejenigen Schwärmer, welche die Durchſetzung gewiſſer Religionsbegriffe zur Abſicht haben, und eigne göttliche Triebe und Offenbarungen vorgeben, (ſie mögen Betrüger oder Betrogene, betrogen von ſich ſelbſt oder von Andern ſeyn,) um zu jener Abſicht zu gelangen, die vielleicht wiederum nur das Mittel iſt, eine andere Abſicht zu erreichen: nur weil dieſe Schwärmer, ſage ich, leider die zahlreichſte und gefährlichſte Klaſſe der Schwärmerei ausmachen, hat man dieſe Schwärmer κατ' ἐξοχὴν Schwärmer genennt.

Daß manche Schwärmer aus dieſer Klaſſe durchaus keine Schwärmer heißen wollen, weil ſie keine eignen göttlichen Triebe und Offenbarungen vorgeben, thut nichts zur Sache. So klug ſind die Schwärmer alle, daß ſie ganz genau wiſſen, welche Maske ſie zu jeder Zeit vornehmen müſſen. Jene Maske war gut, als Aberglaube und Tyrannei herrſchten. Philoſophiſchere Zeiten erfordern eine philoſophiſchere Maske. — Aber umgekleidete Maske, wir kennen euch doch wieder! Ihr ſeid doch Schwärmer; — weil ihr Schwarm machen wollt. Und ſeid doch Schwärmer von dieſer gefährlichſten Klaſſe; weil ihr das nehmliche, weswegen ihr ſonſt eigne göttliche Triebe und Offenbarungen vorgabt, blinde Anhänglichkeit, nun dadurch zu erhalten ſucht, daß ihr kalte Unterſuchung verſchreiet, ſie für unanwendbar auf gewiſſe Dinge ausgebt, und ſie durchaus nicht weiter getrieben wiſſen wollt, als ihr ſie ſelbſt treiben wollet und könnet.

Gegen dieſe Schwärmerei im allerweiteſten Verſtande, was thut der Philoſoph? — Der Philoſoph! — Denn um den Lucianiſchen Geiſt bekümmere ich mich auch hier nicht. Wie deſſen Bemühungen gegen den Enthuſiasmus nicht weit her ſeyn können, weil er ſelbſt Enthuſiaſt iſt: ſo können auch ſeine Bemühungen gegen die Schwärmerei von keinem wahren Nutzen ſeyn, weil er ſelbſt Schwärmer iſt. Denn auch Er will Schwarm machen. Er will die Lacher auf ſeiner Seite haben. Ein Schwarm von Lachern! — Der lächerlichſte, verächtlichſte Schwarm von allen.

Weg mit den Fratzengeſichtern! — Die Frage iſt: was der Philoſoph gegen die Schwärmerei thut?

Weil der Philoſoph nie die Abſicht hat, ſelbſt Schwarm zu machen, ſich auch nicht leicht an einen Schwarm anhängt; dabei wohl einſieht, daß Schwärmereien nur durch Schwärmerei Einhalt zu thun iſt: ſo thut der Philoſoph gegen die Schwärmerei — gar nichts. Es wäre denn, daß man ihm das für Bemühungen gegen die Schwärmerei anrechnen wollte, daß wenn die Schwärmerei ſpekulativen Enthuſiasmus zum Grunde hat, oder doch zum Grunde zu haben vorgiebt, er die Begriffe, worauf es dabei ankommt, aufzuklären und ſo deutlich als möglich zu machen bemüht iſt.

Freilich ſind ſchon dadurch ſo manche Schwärmereien zerſtoben. Aber der Philoſoph hatte doch keine Rückſicht auf die ſchwärmenden Individua; ſondern ging bloß ſeinen Weg. Ohne ſich mit den Mücken herumzuſchlagen, die vor ihm herſchwärmen, koſtet ſeine bloße Bewegung, ſein Stillſitzen ſogar, nicht wenigen das Leben. Die wird von ihm zertreten; die wird verſchluckt; die verwickelt ſich in ſeinen Kleidern; die verbrennet ſich an ſeiner Lampe. Macht ſich ihm eine durch ihren Stachel an einem empfindlichen Orte gar zu merkbar — Klapp! Trifft er ſie, ſo iſt ſie hin. Trifft er ſie nicht — reiſe, die Welt iſt weit!

Im Grunde iſt es auch nur dieſer Einfluß, welchen die Philoſophen auf alle menſchlichen Begebenheiten, ohne ihn haben zu wollen, wirklich haben. Der Enthuſiaſt und Schwärmer ſind daher gegen ihn ſo ſehr erbittert. Sie möchten raſend werden, wenn ſie ſehen, daß am Ende doch alles nach dem Kopfe der Philoſophen geht, und nicht nach ihrem.

Denn was die Philoſophen ſogar ein wenig nachſehend und partheiiſch gegen Enthuſiaſten und Schwärmer macht, iſt, daß ſie, die Philoſophen, am allermeiſten dabei verlieren würden, wenn es gar keine Enthuſiaſten und Schwärmer mehr gäbe. Nicht bloß, weil ſodann auch der Enthuſiasmus der Darſtellung, der für ſie eine ſo lebendige Quelle von Vergnügungen und Beobachtungen iſt, verloren wäre; ſondern weil auch der Enthuſiasmus der Spekulation für ſie eine ſo reiche Fundgrube neuer Ideen, eine ſo luſtige Spitze für weitere Ausſichten iſt, und ſie dieſe Grube ſo gern befahren, dieſe Spitze ſo gern beſteigen; ob ſie gleich unter zehnmalen das Wetter nicht einmal da oben treffen, was zu Ausſichten nöthig iſt. Und unter den Schwärmern ſieht der Philoſoph ſo manchen tapfern Mann, der für die Rechte der Menſchheit ſchwärmt, und mit dem er, wenn Zeit und Umſtände ihn aufforderten, eben ſo gern ſchwärmen, als zwiſchen ſeinen vier Mauern Ideen analyſiren würde.

Wer war mehr kaltblütiger Philoſoph, als Leibnitz? Und wer würde ſich die Enthuſiaſten ungerner haben nehmen laſſen, als Leibnitz? Denn wer hat je ſo viel Enthuſiaſten beſſer genutzt, als eben er? — Er wußte ſogar, daß wenn man aus einem deutſchen Enthuſiaſten auch ſonſt nichts lernen könne, man ihn doch der Sprache wegen leſen müſſe. So billig war Leibnitz! — Und wer iſt den Enthuſiaſten gleichwohl verhaßter, als eben dieſer Leibnitz! Wo ihnen ſein Name nur aufſtößt, gerathen ſie in Zuckungen; und weil Wolf einige von Leibnitzens Ideen, manchmal ein wenig verkehrt, in ein Syſtem verwebt hat, das ganz gewiß nicht Leibnitzens Syſtem geweſen wäre: ſo muß der Meiſter ewig ſeines Schülers wegen Strafe leiden. — Einige von ihnen wiſſen zwar ſehr wohl, wie weit Meiſter und Schüler von einander noch abſtehen; aber ſie wollen es nicht wiſſen. Es iſt doch ſo gar bequem, unter der Eingeſchränktheit und Geſchmackloſigkeit des Schülers den ſcharfen Blick des Meiſters zu verſchreien, der es immer ſo ganz genau anzugeben wußte, ob und wie viel jede unverdaute Vorſtellung eines Enthuſiaſten Wahrheit enthalte, oder nicht!

„O dieſes verwüſtenden, tödtenden, unſeligen Blickes!“ ſagt der Enthuſiaſt. „Da macht der kalte Mann einen kleinen lumpigen Unterſchied, und dieſes Unterſchieds wegen ſoll ich alles aufgeben? Da „ſeht ihr nun, was das Unterſcheiden nutzt! Es ſpannt alle Nerven „ab. Ich fühle mich ja gar nicht mehr, wie ich war. Ich hatte ſie „ſchon ergriffen die Wahrheit; ich war ganz im Beſitz derſelben: — „wer will mir mein eignes Gefühl abſtreiten? — Nein, ihr müßt „nicht unterſcheiden, nicht analyſiren; ihr müßt das, was ich euch „ſage, ſo laſſen, nicht wie ihr es denken könnt, ſondern ſo wie ich es „fühle; wie ich gewiß machen will, daß ihr es auch fühlen ſollt, wer „euch Gnade und Segen giebt.“

Nach meiner Ueberſetzung: — wenn euch Gott Gnade und Segen giebt, den einzigen ungezweifelten Segen, mit dem Gott den Menſchen ausgeſtattet, zu verkennen, mit Füßen zu treten!

Freilich was konnte der ehrliche Mann in dem Hafen zu Athen, deſſen ſchönen Enthuſiasmus ein alter Arzt, ich weiß nicht, ob durch eine Purganz oder durch Nieſewurz verjagte, anders antworten, als: Giftmiſcher!

Alſo ſo, nur ſo betrügt ſich der Philoſoph gegen Enthuſiasmus und Schwärmerei. Iſt das alles nicht gut, was er thut? Was könnte denn Böſes darin ſeyn? Und was will nun die Frage: Kann was Böſes in dem ſeyn, was er thut?

Zur Geſchichte der deutſchen Sprache und Literatur, von den Minneſängern bis auf Luthern.

Größtentheils aus Handſchriften der Herzoglichen Bibliothek.

Angefangen den 1ſten Auguſt 1777. *)

> „Von den Minneſängern bis zu Luthern iſt ein weiter Weg. Ich
> „hatte nie der Muße genug, um zu ſehen, ob dort auch Roſen an
> „den Dornen wären. Du mußt ihn auf deiner Wanderſchaft gehen."
>
> Klopſtock an den, welcher die Geſchichte unſrer Sprache ſchreiben wird. Gelehrtenrep. S. 170.

Ich fange mit dem vierzehnten Jahrhunderte an, als der Stamm der ſogenannten Minneſänger bereits geraume Zeit abgeſtorben war.

Wann hörten die Minneſinger eigentlich auf?

Und was war die Urſache ihres Aufhörens?

1. Die Frage iſt von den Minneſingern, und nicht von den Dichtern überhaupt. Daß die Dichter überhaupt von der Epoche der Minneſinger an bis auf Luthern nie aufgehört haben, iſt eben zu erweiſen; aber wohl jene erotiſche.
2. Sie hörten nicht nach und nach auf, wie alle Dinge in der Welt, ſondern gleichſam durch eine plötzliche Unterbrechung.
3. Welche die Aufnahme der Dichtkunſt nur in der Ermunterung und dem Beyſpiele der Großen ſuchen, und daher die Regierung der Schwäbiſchen Kayſer auch hier zur Triebfeder machen, werden ſagen, daß der Untergang eben dieſes Hauſes mit dem Tode Conradins 1268 auch den Untergang der Deutſchen Poeſie veranlaßt habe. Aber es iſt noch gar nicht erwieſen, daß ein Schwäbiſcher Kayſer irgend etwas für Deutſche Dichter und Dichtkunſt gethan habe, oder gar ſo viel gethan habe, daß der aufhörende Einfluß deſſelben in Deutſchland ſo allgemeine Folgen hätte haben können.
4. Es muß alſo ein andrer Umſtand dazu gekommen ſeyn, der die erotiſche Muſe in Deutſchland ſchweigen machte; unter mehreren

---

*) Leben III, S. 76.

z. B. das Interregnum, welches auf die Schwäbiſchen Kayſer folgte, und ganz Deutſchland in die äußerſte Zerrüttung ſetzte.

5. Es iſt zu vermuthen, daß vielleicht auch die erſte Erſcheinung der Geißelbrüder um 1260, die ſich ſehr bald aus Italien nach Deutſchland verbreiteten, eine von den mitwirkenden Urſachen geweſen ſey. Wenigſtens hatte dieſe abergläubiſche Sekte in Italien ſelbſt dieſe Wirkung. Denn der Monachus Paduanus (beym Urſtiſio T. I.) ſagt ausdrücklich: Siluerunt tunc temporis omnia muſicae inſtrumenta et amatoriae cantilenae. Sola cantio poenitentiae lugubris audiebatur ubique tam in civitatibus quam in villis. Es käme darauf an, auch bey Deutſchen Geſchichtſchreibern eine ähnliche Stelle aufzufinden.

1300.

Und hier ſtößt mir ſogleich **Trimberg** auf, der ſeinen **Renner** um 1300 oder 1303 ſchrieb. — Aus ihm voraus die Stelle, wo die guten Dichter des vergangenen Jahrhunderts genannt werden, die damals ſchon anfingen, vergeſſen zu werden; berichtiget aus unſern Handſchriften des Renners.

1175. Geilikeit luder und unkeuſch
Mutwiſt und unzimlich teuſch
Haben mangen herren alſo beſeſſen
Das ſi der weis gar haben vergeſſen
In der hievor edel herren ſungen
1180. Von **Botenlaub** und von **Morungen**
Von **Limpurk** und von **Windeſpek**
Von **Neiff Wildome** und von **Braunek**
Her **Walter** von der **Vogelweid**
Wer des vergeß des wer mir leid

1180. **Botenlaub**, Graf Otto von Bettenlaube, von dem einige Strophen in den Maneſſ. Minneſingern T. I. 15. 16. **Heinrich von Morungen**, deſſen Fragmente ebend. I. 49 – 57.

1181. **Von Limpurk**, der Schenke von Limburg. Ebend. 57 – 59. Windeſpek oder **Winsbeck** iſt bekannt.

1182. **Neiff** iſt ohne Zweifel **Gottfried von Niffen**, deſſen Fragmente ebend. S. 22. 23.

Wildome iſt ſicherlich **der von Wildonie**, (ein undeutſcher Name) deſſen Fragmente ebend. S. 193. Im Frankfurter Druck ſteht ſtatt Neiff Wildome, **Niefertauwe**. (Von dem **von Braunek** konnte Leſſing nichts finden. **Fülleborn**.)

1183. **Her Walter von der Vogelweid**. S. Minneſ. I. S. 101 – 112.

1185. Allein er war nit reich des gutes
Doch was er ſinniges Mutes
Her **Reimar** und Her **Peterlein**
Müzen diß Geneß an ſinn wol ſein
Deſſelben will ich dem **Marner** jehen
1190. Wer maiſter **Cunraden** hat geſehen
Von Wirzpurg oder ſein gedicht
Der ſetz in wol zu der pflicht
Wan er volgt ir aller ſpor
Doch rennet in allen der **Marner** vor
1195. Der luſtig teutſch und ſchön latein
Als friſchen brunnen und ſtarken wein
Gemiſchet hatt in ſüß gedön.
Meiſter Conrad iſt werten ſchön
Die er gar verr hat gewechſelt
1200. Und von latein alſo gedrechſelt
Das lützel layen ſie vernemen
An teutſchen puchen die nit zemen
Wer dichten wil der dicht alſo
Das weder zu niedrig noch zu hoh
1205. Seines ſinnes ſtieg, das mittel halte
So wirt er wert bey jungen und alten.
Was der menſch nich verſtet
Treg es im in die oren get.
Des hör ich mangen toren vernichten
1210. Meiſter Conrads meiſterliches dichten,
Ich hör aber ſein gedicht ſelten
Wol gelert pfaffen ſchelten.

1187. Her **Reimar**. In den Minneſ. kommen zwey Reinmar vor. Einer iſt **Reinmar der Vidiller**, deſſen Fragmente Th. 2. S. 110 ſtehen; und der andre **Reinmar von Zweter**, Th. 2. S. 122—155, (eben der, deſſen der Marner 2. 169 nicht zum Beſten gedenkt.) Her **Peterlein** kenne ich noch nicht.

1189. **Marner**. Minneſ. Th. 2. S. 166—177. ein Schüler Walters von der Vogelweide, S. 173.

1190. **Conrad von Würzburg**. Minneſ. Th. 2. S. 199—207.

1195. Iſt noch ein Lob des Marners, aus welchem man ſchließen ſollte, daß er Deutſch und Latein unter einander gemengt habe. Gleichwohl iſt dieſes ein Fehler, den er gleich darauf an Conrad von Würzburg (zum Theil) tadelt.

Wer gar ſich ſtelſt an ſelzam reim
Der wil auch, das ſines ſinnes leim
1215. Auſſen an ſchönen worten kleb
Und lützel nuz darinne ſchweb.

Von Trimbergs Perſon. *)

Von deſſen früheren Gedichten, welche verloren gegangen.

Vom Renner insbeſondre.

Proben aus dieſem Gedichte.

1) Die Stelle, wo die alten Deutſchen Romane genennt werden, die damals allgemein geleſen wurden.

2) Die Stelle von den verſchiednen Deutſchen Mundarten und ihrem Gebrauche.

3) Die eingeſtreuten Fabeln und Erzählungen.

Noch um 1300 ſetzt die Helvetiſche Bibliothek (2tes St.) den Richtebrief der Bürger von Zürich, oder das Municipalgeſetz dieſer Stadt, ehe Brun das Bürgermeiſterthum und die Zünfte eingeführt hat. Dieſes Geſetz iſt daſelbſt abgedruckt, mit Erläuterungen über die alte Sprache, in welchen viel Gutes iſt. Unter andern ſieht man daraus, daß die Schreibart, Swenne für wenn, ſwer für wer, welche man zum Theil auch in der Maneſſiſchen Sammlung findet, die damalige Schreibart und Ausſprache der Züricher geweſen iſt.

Anmerkung. Alle Gedichte und andre Werke, welche etwas für die unbefleckte Empfängniß der Maria ſagen, müſſen nach 1290 geſchrieben ſeyn. Denn primus pro illibata Conceptione privatim ſcripſit Pariſiis Raymundus Lullus, Beatus et Martyr dictus, videlicet Sacc. II. Scholaſtico et Chriſti anno 1290, et ſecundus Richardus de Media Villa Minorita, qui eodem anno florebat, ſchreibt Gesner in ſeiner Theol. dogm. ſchol. T. I. p. 26. Unter dieſe Dichter gehört z. B. auch Heinrich Frauenlob, ſ. das Jahr 1317.

1307.

Markgraf Friedrichs von Meiſſen (Dietzmanns Bruder) Strophe in Spangenbergs Sächſiſcher Chronik S. 472.

---

*) Außer einer Anmerkung über einen Hugo Poëta Bamberg., deſſen Engelhuſen in ſeinem Chronicon gedenkt, unter dem Papſte Nicolaus III, (vergl. Leibnit. Scriptt. Brunsvic. To. II. p. 1121.) hat Leſſing nichts beygebracht. Fülleborn.

1309.

Unter dieſes Jahr ziehe ich den Steyerſchen Ottokar von Horneck, weil deſſen gereimte Chronik, die vom Jahr 1250 anfängt, mit dieſem Jahre ſich endet. P. Hieron. Pez hat ſie zum erſtenmal im Jahr 1745 aus drey Manuſcripten des 15ten Jahrhunderts herausgegeben, und ſie macht bey ihm den dritten Theil der Scriptt. Rer. Auſtr. aus.

Von eben dieſem Jahre iſt eine Abſchrift des Renners, von einem Johann Trinhart zu Bamberg, die Herr Ebeling in Hamburg beſitzt, und verglichen zu werden verdient, weil ſie vermuthlich noch bey Lebzeiten des Dichters, und vielleicht unter ſeinen Augen gemacht iſt. Das Gedicht ſelbſt heißt darin Centiloquium Magiſtri Hugonis de Trimberg. Sie iſt auf Papier.

1314.

Bis zum Antritt der Regierung Kayſer Ludwigs IV von Bayern.

Wenn es auch nicht wahr ſeyn ſollte, daß bereits 1235 Kayſer Friedrich II den zu Maynz damals errichteten Landfrieden in Deutſcher Sprache aufſetzen laſſen;

wenn es auch nicht wahr ſeyn ſollte, daß Kayſer Rudolph I 1279 verordnet, daß forthin alle Geſetze, Edicte und gerichtliche Acten in Deutſcher Sprache abgefaßt werden ſollten, wie Aventinus, Cruſius und Spangenberg behaupten:

ſo iſt doch wenigſtens gewiß, daß Kayſer Ludwig von Bayern der erſte geweſen, der ſeine Geſetze, Privilegia und Belehnungen in Deutſcher Sprache gegeben.

Anm. Es gab auch ſchon vor Ludovico Bavaro Deutſche Inſtrumenta und Diplomata.

1315.

Der erſte ewige Bund der Eidgenoſſen. S. Waldkirch I. S. 152.

1317.

Starb Heinrich Frauenlob, von welchem das Chronicon Alberti Argentinenſis apud Urſtiſium T. II. p. 108. nachzuſehen iſt. Er heißt darin magnus dictator, und cantica canticorum dictavit Teutonice.

Dictare, ſagt Leibnitz Scr. Br. To. III. p. 677. Note, illis temporibus ſignificabat epiſtolam ſcribere. Vergl. Hahnii Collect. To. I. und die Vorrede, worin er über das Wort Dictamen handelt. Leibnitz hat wohl Unrecht. Kommt dictare von dichten, oder dichten von dictare?

Seine Ueberſetzung des hohen Liedes habe ich vielleicht in dem geſchriebenen Auszuge der Geſchichten des A. T. entdeckt. 81. 32. fol. S. d. J. 1458.

1323.

Ludwigs von Bayern Landfriede zu Nürnberg. S. Ohlenſchlagers Samml. der R. Abſch. Th. I. S. 43.

Um 1325.

Bartholom Regenbog, ſeines Handwerks ein Schneider (zu Ulm). Von einem ſeiner Lieder, worin er Frauenlob als todt gedenkt, ſ. Spangenberg in Hanemanns Anmerk. über Opitz Dichtkunſt. S. 163.

Einige ſeiner Fragmente in der Maneſſ. Sammlung Th. II. S. 197.

1331.

Eine Reiſebeſchreibung nach dem gelobten Lande, in Niederſächſiſcher Sprache, von einem gewiſſen Ludolphus. (41. Msc. Blankenb. fol.)

In ihr kommt eben die Aufſchrift auf den Pyramiden in Aegypten vor, die ich in einer Lateiniſchen Reiſebeſchreibung nach dem heiligen Grabe in den Weiſſenburgiſchen Mss. gefunden.

1333.

Kayſer Ludwigs Reichsabſchied zu Eſſlingen, wodurch die Pfahlbürger aufgehoben werden. S. Ohlenſchlager.

1336.

Fängt die Limpurgiſche Chronik an, welche Fauſt von Aſchaffenburg 1617 zuerſt herausgab.

Es iſt die älteſte Deutſche Chronik (*), ſo viel ich weiß, äußerſt merkwürdig, weil ſie ſo viele beſondre Kleinigkeiten mitnimmt, daß ſie auch fleißig der Lieder gedenkt, die jedes Jahr am meiſten geſungen wurden, und ſie alſo noch oft von mir wird angeführt werden müſſen.

Der Verfaſſer war Notarius oder Schreiber der Stadt Limpurg an der Lahn, und 1317 geboren. Sie geht bis 1398.

1337.

Conrad von Ammenhuſen hat das Lat. Buch Jacob de Caſallis vom Schachſpiel in Deutſche Reime gebracht. S. Schilter Catal. Auct. Germ. p. 36. Ein MS. hievon von einem Ulricus Berner geſchrieben iſt in unſrer Bibl. No. 81. 25. fol.

In den Collectaneis der Gottſchedin ein Lied über die Ausſchaffung der Juden von Regenſpurg. Der Dichter nennt ſich Hieronym El, und war ein Nagler zu Regenſpurg.

(*) Lievers Chronik ausgenommen, welcher bereits im 9ten Jahrhunderte ſoll gelebt haben. Wenigſtens muß der, welcher ſie zuerſt Deutſch aufgeſetzt und abgeſchrieben, um 1133 gelebt haben, vermöge ſeiner eignen Erinnerung unter dieſem Jahre.

1347.

Gerlach, edler Herr zu Limburg. Von ihm ſagt die vorbenannte Chronik S. 4.

„Auch was er der klugſte Dichter von Teutſchen und Lateiniſchen, „als einer ſeyn mocht in allen teutſchen Landen.“

Reichard, Herr zu Weſterburg oder Weſſerburg, ein tapfrer Ritter. Die Limpurgiſche Chronik ſchreibt:

„Da wurden die von Coblenz jämmerlich geſchlagen und nieder- „geworfen bey Grenſauw, und verblieben ihrer todt 172 Mann, „und wurden ihrer dazu 7 gefangen. Das thete Reinhard „Herr zu Weſterburgk. Derſelbe war zwar ein edler Ritter von „Sinn, Leib und Geſtalt, und ritt dem vorgenannten Kayſer „Ludewig nach, und machte dieß Lied:

Ich dorfte den Hals zu brechen
Wer rechet mir den Schaden dann?
So hett ich niemand der Mich reche,
Ich bin ein ungefreundter Mann.
Uff Ihre Gnad acht ich kleine Sach,
Das laſe ich Sie verſtehn ꝛc.

„Da der vorgenannte Kayſer Ludwig das Lied hörte, ſtrafte er „den Herrn von Weſterburg, und ſagte, er ſollte es den Frau- „wen gebeſſert haben. Da name der von Weſterburg ein kurze Zeit, „und ſagte, Er wolte es der Frauwen beſſern, und ſang dieß Lied.

In Jammer nöten Ich gar verbrinn
Durch ein Weib ſo minnigliche ꝛc.

„Da ſprach Kayſer Ludewig, Waßerburg hat es nun wohl ge- „beſſert.

Dieſe beyden, Gerlach und Reinhard, ſind alſo ein Beweis, daß, ſobald Deutſchland wieder ruhiger und glücklicher war, die Dichtkunſt unter den Großen wiederum mehr Freunde gewann.

Ich will alſo in dieſe erſte Hälfte des 14ten Jahrhunderts verſchiedene Dichter bringen, die wenigſtens nicht ſpäter können gelebt haben, und die ich für älter anzunehmen keinen Grund habe. Als:

1. Otto (Ulrich?) von Thürheim; deſſen zwey Heldengedichte, durch die er ein drittes von Wolfram von Eſchenbach von vorn und von hinten erweiterte und fortſetzte. S. 30. 12. MS. fol.

1349.

Wiedererſcheinung der Geißler. Von ihren Geſängen, welche in der Limp. Chronik Laiſen heißen, ſ. auch Cramers Pommerſche Kirchenhiſtorie S. 67. (240. 1. Hiſt. fol.)

Friſch leitet das Wort Laiſen von Eleiſon. Sollte es nicht vielmehr das alte Franzöſiſche Lais ſeyn, welches auch im Italiäniſchen und Franzöſiſchen vorkommt, und von welchem der neueſte Engl. Herausgeber des Chaucer Vol. IV. S. 164. nachzuſehen iſt.

1350.

„In derſelbigen Zeit ſung man ein neues Lied in Teutſchen Landen, das war gemein zu pfeiffen und zu trommeln und zu allen Freuden:

Wiſſet wer den ſeinen je auserlieſet
Und ohn alle ſchuld ſeinen treuen Freund verlieſet
Der wird viel gerne ſiegelos
Getreuwen freund den ſoll niemand laſen
Wenn man das vergelten nit en kan.“

Limp. Chr. S. 18.

Die Chronik in Niederſächſiſcher Mundart 83. 12. fol., worin noch manches Gute iſt.

„Auf dieſes ſang man aber ein gut Lied von Frauwenzuchten und ſonderlich auf ein Weib zu Straßburg, die hieſe Agnes, und was aller Ehren werth, und trift auch alle gute Weiber an. Das Lied ging alſo:

Eines reinen guten Weibes angeſicht
Und frölich zucht dabey
Die ſeind warlich gut zu ſehn
Zu guten Weiben han ich pflicht
Wenn ſie ſeind alles Wandels frey.

Limp. Chron. S. 18.

„Darnach nit lang ſang man aber ein gut Lied von Weiß und Worten durch ganz Teutſchland alſo:“

Ach reines Weib von guter Art
Gedenk an alle Stetigkeit
Daß man auch nie von dir ſait
Das reinen Weiben übel ſteit.
Daran ſoltu nun gedenken
Und ſolt von mir nit wenken
Dieweil das ich das Leben han.

Noch iſt mir eine Klage not
Von der liebſten Frauwen mein,
Das ihr zartes Mündlein rot
Wil mir ungenädig ſein.

Sie wil mich zu Grund verderben
Unterſt wil ſie vor mich erben
Dazu en weiß ich keinen rat

Ebend. S. 19.

Um 1350 lebte auch Conrad von Mayenberg, Conradus de monte Puellarum, Canonicus Ratisbonenſis, deſſen verſchiedene Lateiniſche Werke bekannt genug ſind. Er ſoll aber auch das Buch von der Natur ins Deutſche überſetzt haben, nach dem Zeugniſſe der alten Drucke, die wir davon in der Bibliothek haben. Einer Augſp. bey Bänder, 1478. fol. Wir haben ein Mſpt von 1474., in welchem er ſelbſt (50. 5. fol.) der Verfaſſer davon heißt, und daß er es urſprünglich Deutſch geſchrieben. S. Baumgartens Nachrichten ꝛc. B. 2. S. 181.

1352.

Das Buch von den neun Felſen. MS. 78. 5. ein Werk von Taulern.

„In denſelbigen Zeiten ſang man dis Liedgen:

Ach Gott daß ich ſie meiden muß
Die ich mir zu der frauwen hatt erkoren,
Das thut mir wahrlich allzumal wehe
Mecht mir noch werden ein freundlicher Gruß
Des ich ſo lange hab entberen.

Limp. Chron. S. 30.

1356.

„In dieſer Zeit ſang man das Tagelied von der heil. Paſſion,
„und war neu, und machte es ein Ritter:

O ſtarker Gott
All unſer Noth
Befehlen wir Herr in dein Geboth,
Laß uns den Tag mit Gnaden überſcheinen,
Die Namen drey,
Die ſtehend uns bey,
In allen Nöthen wo wir ſein.
Die Nägel und das Sper und auch die Crone.

Ebend.

Güldne Bulle abgefaßt.

1357.

„In demſelben Jahre ſang und pfiff man in allen dieſen Landen
„dis Lied:

Mancher went, daß niemand beſſer ſey, denn he,
Dieweil das ihm gelingen,

Dem wil ich wünſchen, daß ihm nimer Heil geſcheh
Und wil des frölich ſingen
Lieb, kehr dich an ſein klaffen nicht.
Des bitt ich durch die Treuwe blos
Iſt an ihm klein ihr gut geleſt
Gar wol ihr ſtat das Angeſicht.

Chron. S. 32.

1359.

„In derſelbigen Zeit ſang und pfeiff man dis Lied:

Gott geb ihm ein verderben Jahr,
Der mich macht zu einer Nonnen
Und mir den ſchwarzen Mantel gab,
Den weiſſen Rok darunden.
Sol ich ein Nonn gewerden
Den wider meinen Willen,
So wil ich auch ein Knaben jung
Seinen Kumer ſtillen.
Und ſtillt er mir den meinen nit
Daran mag he verlieſen.

Chron. S. 31.

1360.

„In demſelbigen Jahre verwandelten ſich die Carmina und Gedichte „in Teutſchen Landen. Denn man bißhero lange Lieder geſungen „hatte, mit fünf oder ſechs Geſetzen. Da machten die Meiſter neuwe „Lieder, das hieſe Wiederſang mit drey Geſetzen. Auch hatte es „ſich alſo verwandelt mit dem Pfeiffenſpiel, und hatten aufgeſtiegen „in der Muſica, daß die nicht alſo gut war bißhero, als nun ausgangen iſt. Denn wer vor fünf oder ſechs Jahren ein guter Pfeiffer war im Land, der dauchte jetzund nit ein Flihen.

„Da ſang man dieſe Wiederſang:

Hoffen helt mir das Leben
Trauren ibet mir anders wohl.

In den Annal. Dominican. Francf. beym Senkenberg Select. To. II. p. 14. heißt es ebenfalls:

Eodem anno (1360) muſica ampliata eſt, nam novi cantores ſurrexere et componiſta et figuriſta inceperunt alios modos aſſerere, fiſtulatores quoque ſe in multum emendaverunt, et magiſtralia carmina meliorata ſunt.

Heinrich von Mugeln. Deſſen Ungariſche Chronik unter den Handſchriften unſrer Bibl. 19. 26. 1. eine zweyte 20. 1. Er ſchrieb alle ſeine Werke und Gedichte zu Ehren Rudolphs IV von Oeſtreich.

1361.

„In dieſer Zeit ſang man das Lied:

Aber ſcheiden ſcheiden das thut wehe,
Von einer die ich gern anſehe
Und iſt das nit unmüglich.

Limp. Chr. S. 40.

1363.

Verordnung Kayſer Carls IV gegen die ungehorſamen Ritter des Teutſchen Ordens. S. Schenner Samml. hiſt. Schr. 1. Th.

1364.

„In dieſen Zeiten pfeiff und ſang man dis Lied und Widerſang.

Ich wil in Hofnung leben fort
Ob mir ichts Heil möcht geſchehen
Von der liebſten Frauwe mein.
Sprech ſie zu mir ein freundlich Wort
So müſt trauwern von mir fliehen
Ich hoffe Ihr Gunſt mich je mit heil
Bekehre. Ach Gott, daß ich ſie ſolte ſehen,
Ich wolt in Hofnung leben.

Limp. Chron. S. 43.

1366.

„Da ſang man und pfeiff dis Lied:

Schach Tafelſpiel
Ich nunmehr beginnen wil.

1367.

„Da ſang und pfeiff man dis Lied:

Mit laß ab alſo ein Weil.
Ach Ich, Ich will dir immer in ganzer Treu leben
Ich hoff ich find daſſelb in dir.

Limp. Chr. S. 48.

1368.

Fragmente eines Lieds beym Senkenberg Sel. T. III. S. 301, oder deſſen Thüring. Chron. Kap. 50 und 52.

1370.

Der ſogenannte Pfaffenbrief. S. Waldkirch I. S. 178.

1371.

Das Niederſächſiſche Lied (in der Lüneburg. Chron. bey Leibniz

To. III. p. 185) auf die unglückliche Ueberrumpelung der Stadt Lüneburg von Herzog Magnus dem Jüngern.

S. Pfeſſinger. Th. I. S. 263.

1374.

„Umb dieſe Zeit pfeiff und ſang man dis Lied:

Geburt rein und ſeuberlich
Weis ich ein Weib gar minniglich
 Die iſt mit zuchten wol bewart
 Ach daß es wüſt die rein und zart.

„und dis Lied:

Wie mocht mir immer baß geſein?
In ruh ergrünt mir das Herze mein
 Als auf einer Auwen
Daran gedenke
Mein lieb und nit wenke.

Limp. Chron. S. 64.

Zum Schluſſe dieſes Jahrs ſagt dieſelbe Chronik S. 75:
„In dieſer Zeit, fünf oder ſechs Jahr davor, war auf dem Mayn „ein Münch Barfüßer Ordens, der war von den Leuten ausſetzig „und war nicht rein. Der machte die beſten Lieder und Reihen „in der Welt von Gedicht und Melodeyen, daß ihm niemand auf „Rheinesſtrom oder in dieſen Landen wol gleichen mochte. Und „was er ſunge, das ſungen die Leute alle gern, und alle Meiſter „pfiffen, und andre Spielleute fürten den Geſang und das Gedicht. „Er ſang das Lied:

Ich bin ausgezehlet,
 Man weiſet mich Armen vor die Thür
  Untreu ich ſpür
   Nun zu allen Zeiten.

„Item ſang er:

May, May, May, die wunnigliche Zeit
Menniglichen Freude geit
 Ohne mir. Wer meinte das?

„Item ſang er:

Der Untreu iſt mir geſpielt.

Daſſelbe erzählen die Annales Dominican. Francf. bey Senkenberg To. II. S. 16.

1376.

Das Stadtrecht von Pettau (in Nieder Steyermark, dem Biſchof von Salzburg gehörig) unter unſern Handſchriften 55. 2. 4.

In dieſe Zeit gehört vielleicht eine Deutſche geſchriebne Chronik MSS. 83. 15. fol.

1379.

„In dieſer Zeit ſang und pfeiff man dis Lied:

Die Widerfart ich gänzlich jage
Das prüf ich Jäger an der Spor
Hoho! ſie iſt davor
Der ich ſo lang gewartet han.

Limp. Chron. S. 80.

1380.

Verlangen ich will mich nit begeben
Nacht und Tag zu keiner Zeit.

Ebend. S. 82.

1386.

Das alte Lied von der Sempacher Schlacht. Bey Senkenberg Sel. To. IV. S. 147.

S. Waldkirch I. 181.

Der Verfaſſer dieſes Lieds heißt Halbſutter, wie er ſich in der letzten Strophe nennt. Er war ſelbſt bey der Schlacht geweſen. (Das Exemplar des alten Drucks zu Zürich bey Auguſtin Frieß war in der Thomaſiuſchen Bibliothek.)

In dieſem Jahre endigte Otto von Paſſau, ein Franciskaner, ſein Buch, genannt die 24 Alten oder der güldne Thron. Eine Abſchrift in Deutſcher Sprache vom J. 1425 unter unſern MSS. I. 13. fol. Eine Holländiſche Ausgabe, Harlem 1484.

1390.

Jacobus Twinger Presb. Argent. Verfaſſer eines Deutſchen Vocabular. S. Schiller Catal. Auct. Germ. p. 36.

1394.

Der Schildtberger (aus München geb.) trat in dieſem Jahre ſeine Reiſe an, deren Beſchreibung im 16ten Jahrhundert gedruckt wurde. Zu merken darin beſonders

1. Die Sperberburg zur Erläuterung des kleinen Romans in Capellani Eroticis. Kommt auch in der Meluſina vor.
2. Der große Rieſe.

1397.

Ein langes Gedicht auf die Schlacht bey Berchtheim, die Biſchof Gerhard ſeinen Bürgern zu Würzburg lieferte, haben wir unter den MSS. Blankenb. N. 76. in einer neueren Abſchrift.

Es iſt gedruckt in Reinhards Beytr. zur Hiſtorie Frankenlandes, Theil II. S. 239.

Von der Schlacht ſ. Strohmayers Collectaneen, die ich unter 1399 anführe.

Aus der leztern Hälfte dieſes Jahrhunderts iſt vermuthlich auch das Leyen Doctrinal, in niederſächſiſchen Verſen 41. MSS. Blankenb. fol. Es iſt aus dem Brabantiſchen überſetzt, und das Brabantiſche Original iſt einem Herzoge Johannes von Brabant (aber welchem?) zugeſchrieben.

1399.

Zu dieſem verlaufnen Jahrhundert gehören Ulmann Strohmayers eines Nürnbergers Collectanea. MS. 19. 4. Sie betreffen zwar nur größtentheils ſein Geſchlecht, doch ſind auch von 1368 bis 1401 verſchiedne andre Nachrichten eingeſtreuet, die man nicht überall findet. Z. B. von der vorgehabten Vergiftung des Kayſers Rudolph durch ſeinen Arzt Hermann, auf Anſtiften eines Arztes zu Mayland. Jener ward in Nürnberg geradebrecht, den Mittwoch vor Pfingſten 1401.

1400.

Von dieſem Jahre haben wir ein großes Gedicht eines Ungenannten, welches Grüninger 1500 fol. gedruckt hat, unter dem Titel:

„Von eines Künigs Tochter von Frankreich, ein hübſches Leſen, wie der Künig ſie ſelb zu der Ehe wolt han, des ſie doch Got vor im behüt, und darumb ſie vil trübſal und not erlidt, zuletzt ein Küngin von Engeland ward.“

1401.

Das Lied von Stürzebecher. S. luſtige Geſellſchaft S. 182.

1408.

Die Fragen, welche Kayſer Rupertus dem Vehm-Gerichte vorlegen laſſen, (welche Datt de pace publica ſchon edirt,) verdienen aus unſerm beſſern Exemplare noch einmal edirt zu werden. 64. 7. MS. 4.

Von dieſem Jahre iſt auch de ordinarius des Rades to Brunswick beym Leibniz To. III. p. 446. vergl. deſſen Introd.

1410.

Petrus Dresdenſis, Verfaſſer des Liedes In dulci jubilo. Daß er nicht Erfinder dieſer Art von Baſtardpoeſie geweſen, erhellt aus der Stelle des Renner (über Conrad von Wirzburg):

Thomaſius Diſſert. de Petro Dresdenſi.

1414.

Eine Niederſächſiſche Chronik (41. MSS. Blankenb.) von 785 bis auf dieſes Jahr. Vielleicht ſchon gedruckt.

1415.

Der Spruch auf die Eroberung des Feyaw von den Eidgenoſſen. S. Senkenberg Select. IV. p. 61.

1420.

Johannes Simon. Von ihm ein langes Gedicht vom Leben Johannis II Biſch. von Würzburg. Stellen daraus bey Lorenz Frieß nach Ludew. Ausgabe, S. 702. 727. 771. 777.

1421.

Bis auf dieſes Jahr geht die Lüneburgiſche Chronik, bey Leibnitz To. III. p. 172.

1424.

Rhythmi de doloſa oppreſſione civium Aquisgranenſium, in Eberh. Windeks Hiſtoria Imper. Sigism. bey Menken Script. rer. ger. To. I. p. 1210.

1432.

Um dieſe Zeit war zu Würzburg ein Dichter oder Meiſterſänger mit Namen Pernkopf. S. Lorenz Frieß, Ludw. Ausg. S. 728. Er nannte ſich Frauwenzucht.

1435.

Johann Weilers Chronik MSS. 83. 15 fol. ſcheint etwas älter; denn ſie geht nur bis auf Papſt Urban VI und Biſchof Friedrich von Blankenheim zu Straßburg, der es 1375 ward. Merkwürdig das Kapitel S. 199, wie Deutſche Sprache ſich erhub.

Des Bürgers von Aſchersleben Lied vom Magdeburgiſchen Kriege, nur in der hochdeutſchen Ueberſetzung vorhanden in Spangenbergs Sächſ. Chron. S. 538.

1437.

Unſer MS. vom Lucidarius oder aurea gemma. 78. 4. fol.

Ebend. eine Ueberſ. von St. Bernhards Epiſtel an Raimundum.

Ebend. die Lehre, wie ſich die Prälaten halten ſollen, von Henricus Hagennaue.

Eine proſ. Ueberſetzung von den Fabeln des Avianus, in d. J. geſchrieben 81. 16. fol. dabey auch der Anonymus des Nevelet.

1439.

Friedrich von Landskron, der die Reformatio Sigismundi untergeſchoben. S. Hardt. Conſ. Conſt. T. I. p. 27. praef.

1440.

Johann Rothe. Bis auf dieſes Jahr geht ſeine Thüringiſche Chronik, bey Menken To. II. p. 1631.

1442.

In dieſem Jahre iſt zu Marienburg die Regel des Teutſchen Ordens gegeben worden, von welcher wir eine ſchöne Abſchrift haben von 1585. 5. 6. 4.

1448.

Andreas Riedler, eine Beſchreibung der Kirchen zu Rom. 16. MS. 1. 4.

Um 1450.

Eliſabeth, Gemahlin des Grafen von Naſſau-Sarbrück, Tochter des Gr. Friderici von Vaudemont, überſetzte die Hiſtorie von Hug Schaplern; franz. ausgezogen von ihrem Sohne Johann von N. S. zu Paris. Dieſelbe zuſammengezogen von Conrad Heydendörfer, Straßb. 1500. fol.

1452.

Volkslieder von gutem Regiment. S. Spangenb. S. Chr. S. 557.

Schnepper Hans Roſenblüt. Seine Beſchreibung der Schlacht bey Hembach in Reinhards Beytr. 1. Th. S. 225. Siehe Priameln.

1453.

Von dieſem Jahre iſt die Mörin Hermanns von Sachſenheim.

Baumgarten, Nachr. 2 B. S. 237, hat dieſelbe Ausgabe fol. von 1538 (lies 1539) vor ſich gehabt. (Die unſrige, Hist. 251.)

1454.

Von dieſem Jahre ein MS. eines Deutſchen und Lateiniſchen Pſalters, 17. 4. 4.

1455.

Das Lied auf den Sächſiſchen Prinzenraub. S. Triller Verſ. ſeines Prinzenraubes.

1456.

Eine Ueberſetzung in Deutſchen Reimen von dem Speculo humanae ſalvationis MS. 81. 15. fol.

Eben dahin vielleicht die Ueberſ. in Niederſächſ. Verſen, 41. MS. Blank. fol., hinten daran noch andre Niederſ. Gedichte.

Ueberſetzung der Hiſtorie der Meluſina, von N. Thüringen (von Ringeltingen gelegen bey Bern im Uchtlande) Straßb. bey Knobloch 1516.

1457.

Lied auf den Tod König Ladislaus Poſthumus von Ungarn und Böhmen. Senkenberg Selecta T. V. p. 42. Deutſches Muſ. 1778. Novemb.

1458.

Ein Deutſcher Auszug der Geſchichten des A. T. in MS.

1461.

Von Herz. Wilhelms zu Sachſen Reiſe nach dem heiligen Grabe ſoll eine Hiſtorie vorhanden ſeyn. S. Spangenberg Sächſ. Chr. S. 563.

1462.

Von 1462 oder 67 die erſte Deutſche gedruckte Bibel? Baumgarten Nachr. I. B. S. 99.

Michel Beheim, ein Gedicht von der Zwietracht Kayſer Friedrichs und ſeines Bruders Herzogs Albrecht. MS. in Gotha.

1466.

Die Reime auf den Liebling Biſchof Johannes III zu Würzburg, Namens Hans. S. Frankens Geſch. des Frankenlandes S. 191.

1467.

Starb Hartung, Kammermeiſter des Raths zu Erfurt, welcher Rothens Chronik von 1440 bis auf dieſes Jahr fortgeſetzt und fortſetzen laſſen. S. Menke T. III. 1186.

1468.

Von der Hand eines Conrad von Oettingen, und von dieſem Jahre, haben wir in der Bibl. einen Band 75. 10., der Folgendes enthält:

1. Die Hiſtorie vom König Apollonius.
2. Die Hiſtorie von Gryſel.
3. Die Hiſtorie von Guiscardo und Sigismunda.
4. Der Ackermann von Beheim, der mit dem Tode eifert, daß er ihm ſeine Frau genommen.

1. Die Geſchichte des Apollonius gedruckt s. l. et a. in 4. Dieſen erſten Druck haben wir 64. 20. Quodl. 4.; aus ihm iſt Velſers Ausgabe 1595 ſehr zu verbeſſern. Ueberſ. in ottave rime Venedig 1535. 8. und 1598. 8. Eine alte Deutſche Ueberſ. Straßburg 1516.

2. Die Geſchichte der Gryſel iſt, wie bekannt, aus dem Lateiniſchen des Petrarch, der ſie aus dem Ital. des Boccaz genommen. Eine Deutſche Ueberſ. davon iſt mehrmalen gedruckt, als zu Straßb. 1520. 4. (welche genau mit unſerm MS. ſtimmt.)

1470.

Hier will ich der geiſtlichen Brüderſchaft St. Urſula gedenken, weil ſie St. Urſulä Schifflein hieß, und dieſe Benennung gutes Licht auf Brands Narrenſchiff wirft.

Eine Nachricht davon iſt gedr. zu Nürnb. 1513, doch nicht zum erſtenmal.

Ein Lied zu Ehren derſelben von Johann Geſſler, Prediger zu Regenſpurg. S. die genannte Nachricht.

D. Thüring Frickards Beſchreibung der Streitigkeit zwiſchen der Stadt Bern und den Twingherrn. S. Helvetiſche Bibl. 3tes St.

1472.

Johann Calmund Ord. Praedic., zwey geiſtliche Schriften, die chriſtliche Weisheit, und vom chriſtlichen Leben. 86. 3. fol.

Ich vermuthe, daß dieſe Tractate älter ſind, welche Br. Kalmund bloß abgeſchrieben; denn die zwey Stücke, Ich die Jugend und Ich das Alter, im erſten Tractate, finden ſich in unſrer beſten Abſchrift des Renners vom J. 1388,*) wo auch das nehmliche Lateiniſch vorkommt.**)

Das Uebrige in dieſem Bande von Kalmunds Hand nicht zu vergeſſen.

1473.

Handſchrift von der Ueberſetzung der Reiſen Mandevills, verfaßt von Otto von Diemeringen, Thumherr zu Metz. MS. 14. 10. 4.

---

*) „Von einem Michel von Wirtzpurk gecorrigirt, rechtfertigt und capitelirt und geregiſtrirt.“ — „Ein ſchönes Manuſcript vom Renner hatte auch Anderſon, welches er Diet. von Staden communicirt hatte.“ — Zettel von Leſſings Hand, Leben III, S. 85. 86.

**) Ich habe dieſe beyden Stücke auf einem andern Blatte von Leſſing abgeſchrieben gefunden, und rücke ſie hier mit ein. Fülleborn.

Ducta per eventus tranſit male ſtulta Juventus.

Ich pins di iugent
Di di tugent
Und uniugent vehet an
Mein gemüte
Stet in plüte
Di veil ich nit ſorgen kan
Lachen ſingen
Tanzen springen
Ler ich frauwen unde man
Er iſt weis
Der nach preis
Sich bei mit behalten kan
Wil er ſehen
Und durchſpehen
Wi gar ich unſtete bin
Zu ſteten dingen
Sol er twingen
Leip ſel port werk unde ſin
Tut er das
So geſchiht im bas
Denn ob er mit volget nach

1474.

Hans von Weſtheim Reiſebuch. MS. 17. 2. 4. Er trat in dieſem Jahre ſeine Reiſe nach dem gelobten Lande an.

Das Regiment der jungen Kinder. Bey Bämlern zu Augſp. in dieſem Jahre gedruckt.

Desgl. der Bom der geſipten Freundtſchafft aus J. Andreä ebend.

1475.

Albrecht von Eybe, ſtirbt. S. Vorr. zu deſſen Spiegel der Sitten, gedr. 1511.

Sein Tractat: Ob einem Mann ſey zu nehmen ein ehelich Weib oder nit, gedr. 1472.

Wer mein ſpil
Nit meiden wil
Den meid ich oder tun im ſchach.

Triſte gerens pectus frigeſcit cana Senectus

Ich pins das alter
Das von kalter
Art ſich mus wermen hie
Got erparme
Das mein arme
Sein ſo kalt und meine knie
Weilent ſang ich
Weilent ſprang ich
Und ſah frolich hin und her
Nun hat tangen
Mut und augen
Di zeit das iar gemacht mir ſwer
Für das ſchimpfen (ſcherzen)
Mus ich rimpfen
Augen und die wangen mein
Alſus geklumphet
Und gerumphet
Mus ich leider lange ſein
Genuk mir wirret
Das mich irret
Wen ich ſol gehn aus und ein
Gottes güte
Mich behüte
Und wend von mir der helle pein.

Dieſe wohlklingenden Zeilen müſſen noch älter, als von 1388 ſeyn. Die Lateiniſchen Verſe nehmlichen Inhalts und Sylbenmaßes, die dabey ſtehen, verlohnt ſich nicht der Mühe abzuſchreiben. **Beyſatz von Leſſing.**

1476.

Die alte Deutſche Chronik von allen Kayſern und Königen, gedr. bey Bämler. Merkwürdig wegen der eingeſchalteten Reformation Sigismundi.

1477.

Eberhard von Schüren. Von deſſen Teutoniſta ſiehe Richey hinter dem Idioticon Hamb.

1479.

Hans Tucher von Nürnberg, der in dieſem Jahre ſeine Reiſe antrat. Die Beſchreibung gedr. Augſp. 1482. fol. Wir haben ein MS. davon. 18. 14. 4. In dem nemlichen Bande eine Pilgerſchaft nach dem gelobten Lande von Felix Faber unter Papſt Sixtus IV.

Teutſche Ueberſ. vom **Lucidarius**, ſonſt **Aurogemma** genannt, gedr. bey Bämler, Augſp.

1480.

Die erſte gedr. Ausgabe vom Schwabenſpiegel. ſ. Senkenberg vom Gebr. d. d. R. S. 216.

Ludwig Hohenwang von Tal Elchingen, Ueberſetzer des Vegetius, (in d. J. gedruckt). Die Ueberſ. iſt Johanſen Grafen zu Lüpffen, Landgr. zu Stirlingen und Herrn zu Hewen, zugeeignet. Viel Holzſchnitte.

1486.

Der erſte Druck von Lievers Schwäb. Chronik.

1487.

Marcus von Weida.

Unter dieſes Jahr bringe ich dieſen Deutſchen Dominikaner, Leſemeiſter der h. Schrift und Prediger des Kloſters St. Paul zu Leipzig; denn von dieſem Jahre beſitzt die Bibl. ein Werk von ihm in MS., das vom ehelichen Stande handelt und an Churfürſt Friedrich gerichtet iſt. (Er kann alſo wohl nicht, wie Jöcher aus dem Eckard anmerkt, bis 1530, oder gar 1550, gelebt haben.) 23. 35. MS. 4.

Es finden ſich auch noch verſchiedene gedr. Bücher von ihm in der Bibl., unter welchen er das Buch geiſtlicher Gnaden, welches 1503 zu Leipzig in 4. gedruckt iſt, weder ſelbſt gemacht, noch ſelbſt überſetzt hat. Das Original iſt Lateiniſch, und er hat nur den Druck beſorgt; die Ueberſetzung, ſagt er, ſey von trefflichen Prälaten, deren Namen nicht Noth ſey zu nennen. Der Inhalt iſt das wunderbare und beſchauliche Leben der h. Jungfrauen Mathildis und Gertrudis, im Kloſter Helffede.

Unter den Geſichten der h. Gertrud iſt eins, wenigſtens mit ſeiner Ueberlegung erdichtet, das ich als ein Exempel der Deutſchen Sprache dieſes Werks herſetzen will. (B. 5. Kap. 18.)

„Gebeten von eynen Bruder, fragte ſie den herren ym gebete: wo do weren dy ſelen Salomonis, Sampſonis, Origenis und Trayani? Darzu der herr antwort: Was ich barmherzigkeit gethon hab mit der ſelen Salomonis, wil ich das den Menſchen verborgen ſey, auff das fleiſchliche Sunde von den Menſchen deſto mehr vermiden werde. Was auch meyn gutikeit mit der ſele Sampſonis gemacht hat, wil ich das is unbekannt ſey, auff das ſich die Menſchen ſynſur an yren frynden zu rechen forchten. Was aber mein gutikeit mit der ſelen Origenis verbracht hat, wil ichs verborgen ſeyn, auff das ſich keyner ihne erheben vertrauwend in ſeyne Kunſt. Was darvber mein mildikeit von der ſele Trayani geheiſſen hat, wil ich das dy Menſchen nicht wiſſen, auff das der chriſtliche Glaub darauws mehr erhoben werd, wen dieſer wy wol er ſcheyn in allen Tegenden, emver er doch des chriſtlichen Glauben und der Tauff.“

Einige orthographiſche Beſonderkeiten:

Das Punctum iſt die einzige Interpunction, und dient auch ſtatt des Comma. Nur wenn es ein itzt gebräuchliches Punctum vorſtellt, folgt ein großer Buchſtabe darauf, den die Subſtantiva ſonſt nicht haben.

Das z nie ohne vorhergehendes c; als czu, Barmherczigkeit.

Ein ü gar nicht, ſondern dafür bloß u oder v, als Sunde, darvber.

Qv für k, als qvam.

In der Handſchrift vom Eheſtande eben ſo, (vielleicht alſo das Autographum des Verf.) außer daß das c hinter z ſteht, als zcum.

1489.

Ueberſetzung von den Geſtis Romanorum. Mit dieſem Jahre endet die Chroneke der Saſſen.

Ueber die Gesta Romanorum. *)

Der Schweizeriſche Herausgeber der ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger hat ihnen einige proſaiſche Fabeln beygefügt, die ſein Dichter gleichfalls erzehlt hatte, um die eigne Ausbildung deſſelben darnach beurtheilen zu können.

„Sie (nemlich jene proſaiſchen Stücke) ſind aus einer alten „Handſchrift in Folio, die in der Stiftsbibliothek allhier verwahrt

---

*) Es ſcheint mir hier der beſte Ort zu ſeyn, das Wenige, was Leſſing über dieſes Buch auf verſchiedenen Blättchen angemerkt hat, anzubringen. Fülleborn.

„wird, und den Titel hat Geſta Romanorum. Es ſind hundert „derſelben, deren einige Boccaz gebraucht hat. Das Alter der „Handſchrift ſcheinet von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.“ Sollte dem Schweizer wohl nicht bekannt geweſen ſeyn, daß auch dieſes Werk längſt gedruckt iſt? Sollte er wohl geglaubt haben, daß er uns da wirklich etwas aus einer unbekannten Handſchrift mittheile?

Dieſe Geſta Romanorum ſind eine ſehr bekannte Sammlung kleiner Geſchichten, mit geiſtlichen Anwendungen zum Nutzen der Predi[illegible] im 14 und 15ten Seculo veranſtaltet. Sie iſt eigentlich in Lateiniſcher Sprache abgefaßt, in welcher ſie auch in den erſten 100 Jahren der Druckerey mehr als einmal gedruckt worden iſt. Sie iſt aber auch ſchon im 15ten Jahrhundert in einer Deutſchen Ueberſetzung erſchienen. Augſp. 1489 in klein Folio (hat nur 93 Kapitel.)

*) Die älteſte Ausgabe 1473. S. Marchand p. 63. De geſten van Romen. tot Zwol 1484. fol.

Ex geſtis Romanorum Hiſtoriæ volubiles moralizatæ, per Girard. Leeu. Goudæ 1480. 4.

Geſta Rom. cum applicationibus moraliſatis ac myſticis. ſ. l. et typ. 1489. fol. (hat 181 Kap.)

Geſta Rom. cum appl. mor. ac myſt. Par. 1499. 4.

Unter eben dem Titel, impenſis Ryman de Oringaw in offic. Henr. Gran in Hagenau 1508. fol.

Franzöſ. Ueberſ. 1525.

Lateiniſche. Lugd. 1539. (181. Kap.)

Es werden darin citirt c. 154. 155. 162. des Gervaſii Otia imperialia, der um 1211 ſchrieb.

Anmerkungen darüber nach der alten Deutſchen Ausgabe.

Sehr anmuthig im Geſchmacke der Feenmährchen iſt No. 8.
desgleichen No. 23.
— — — 25.
— — — 45.
— — — 57.
— — — 76.

Sehr artig die Erzählung von Diogenes und Alexander No. 15.

Aus Quintilians oder Senecas Declamationen ſcheint mir zu ſeyn No. 19. Stoff zu einer Tragödie.

---

*) Dieſe Notizen ſcheinen zum Theil aus Maittaire genommen zu ſeyn. Fülleborn.

Hannibal, ein Kayſer zu Rom No. 43.

Virgilius ein Zauberer Bl. 8. No. 18., (umſtändlicher Blatt 43.)

Kayſer Phocas ein Schmid No. 29.

Von einer Bildſäule Friedrichs II. No. 52.

No. 66. Das Süjet von Shakeſpeares Kaufmann von Venedig.

No. 77. hat ganz die Form eines kleinen romantiſchen Heldengedichts und eine der Odyſſee ähnliche Auflöſung.

Das Lat. Original hat weit mehr Geſchichten, als die Deutſche Ueberſetzung, und alle in einer ganz andern Ordnung. Im Deutſchen fehlen Kap. 8. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 18. 19.

No. 79. eine ſeltſame Weiſe, die Echtheit eines Sohnes zu prüfen.

No. 55. Kayſer Claudius, Alexander und Sokrates zuſammen.

1490.

Anton Sorg, einer der erſten gelehrten Buchdrucker, überſetzte die Vitas Philos. & Poetarum, bey ihm gedr. Augſ. ſ. d. Jahr 1476.

1493.

Friedrich Riedrer Rhetoriſcher Spiegel gedruckt in d. J.

Um 1495.

Johannes Gottfried de Odernheim, Paſtor zu Oppenheim.

Multos veterum auctorum tractatus in vernaculam linguam de latino ſermone convertit — Vidi ex his Tullium de Nat. Deorum, quem tranſtulit ad inſtantiam ſtrenui militis Frederici Camerarii Dalburgii, non minus eleganter, quam docte. Auguſtinum quoque de Civitate Dei ad eundem Fredericum transferre incepit & 12 ferme libros iam conſummavit. Trithem. de V. Germ. i.

Pamphilus Gegenbach, ein Dichter zu Baſel.

1. die 10 Alter dieſer Welt, ein Faſtnachtsſpiel.
2. der welſche Fluß.
3. der alte Eydgenoß, ein Lid in der Weiß, als die Böhmer Schlacht.

Johann Camerarius von Dalburg, Biſchof zu Worms. ſ. Tritheim. Spangenb. Sächſ. Chron. S. 12. von 1585.

1496.

In d. J. gedr. Breydenbachs Reiſe. (S. Baumgarten Nachr. Th. 2. S. 233—36.)

1497.

Das andächtige Zeitglöggleyn des Lebens und Leidens Chriſti, gedr. zu Baſel. 8. Beygebunden Sanct Brigitten Gebetly.

1499.

Niclas Schradin von Lucern beſingt den Krieg der Eidgenoſſen mit Kayſer Maximilian ꝛc. Dieſe gereimte Chronik iſt gedruckt 1500 zu Surſee. S. Waldkirch I. S. 250.

Ein Gedicht auf Biſchof Bechtold von Maynz.

Das (vielleicht einzige) Deutſche Buch, das zu Rom gedruckt werden, für die Deutſchen Pilgrimme, die auf das Jubeljahr zogen. Hierin kommt die Päpſtin Johanna als wirklich vor. ſ. 3. b. (Bibl. 1282. 17. Theol. 8.)

Die geiſtliche Romfart von Geilern von Kayſersberg gepredigt, in demſ. Bande.

1504.

Johann Hug von Schleſtadt Pfarrer zu St. Stephan in Straßburg. Wagen für die h. Kirche und des R. Reichs.

1507.

Gemma gemmarum. Colon. 4. Ein Lat. Deutſches Wörterbuch.

1512.

Jacob Köbel, Stadtſchreiber zu Oppenheim. Glaubliche Offenbarungen ꝛc.

1513.

Die Brüderſchaft St. Urſulä. Nürnb.

1515.

Dietrich von Pleningen Ueberſ. des Panegyricus von Plinius. 19. Ethic. fol. gedr. zu Landshut in Bayern. Murners verd. Aeneis.

1516.

Bertemanns Reiſe.

Frau Untreue von dem Ritter Johann von Morßheim. gedr. in d. J. Eine andre Ausg. Straßb. 1531. 4.

Das Büchlein von den drey Dingen zu Rom.

1518.

Kayſer Maximilian ſtirbt. Verdienſte um die Deutſche Sprache. (Doctor Staubitz nicht zu vergeſſen.)

1518.

Von Erfindung des Turniers. Augſp. (von Marx Würſung.)

1519.

Murners Verdeutſchung der Inſtitutionen Juſtinians. Das Lied über die ſogenannte Stifts-Fehde, ſ. bey Leibnitz To. III. S. 251.

Thomas Murner.*)

Berichtigung dieſes Artikels beym Marchand Dictionnaire Historique etc. à la Haye 1758. To. 2.**)

Ich war lange begierig geweſen, den eigentlichen Verfaſſer dieſes ſinnreichen Werkes***) zu kennen, welches zu den wenigen Deutſchen Schriften gehört, die faſt in alle Europäiſche Sprachen überſetzt worden, als ich es von ungefähr in der neueſten Ausgabe des Jöcherſchen Gelehrten-Lexicons für eine Geburt unſers Murners angegeben fand. Ich glaubte der Angabe, ohne zu unterſuchen, welchem von ſeinen Gewährsmännern Jöcher ſie nachgeſchrieben habe. Auch noch itzt mag ich mir nicht die Mühe nehmen, der Sache auf den Grund zu gehen: genug, ich weiß, daß ſie falſch iſt. Denn aus einer alten Ausgabe des Eulenſpiegels, die ſich in der Bibliothek befindet, (25 Ethic. 40) habe ich gelernt, 1) daß er bereits gegen 1483 geſchrieben worden; 2) daß er in Sächſiſcher Sprache, das iſt, auf Plattdeutſch geſchrieben worden; und 3) daß ſein Verfaſſer ein Laye geweſen, der ganz und gar kein Lateiniſch verſtanden. Alle dieſe drey Punkte aber paſſen ganz und gar nicht auf unſern Murner. Denn Murner konnte 1483 unmöglich ſchon Bücher ſchreiben, da er ſich 1499 noch einen Pariſer Studenten nennt (*), der vielleicht nur eben Magiſter geworden war. Noch weniger konnte Murner Plattdeutſch ſchreiben; denn er war ein geborner Straßburger. Auch würde es mehr als Beſcheidenheit, es würde Lüge geweſen ſeyn, wenn er ſich für einen unſtudierten Layen ausgegeben hätte, der kein Lateiniſch könnte, ſo ſchlecht und barbariſch auch ſchon ſein Latein ſeyn mochte. Die alte Ausgabe des Eulenſpiegels, woraus ich dieſe Nachrichten habe, iſt in Quart, **gedruckt zu Augspurg durch Alexander Weißenhorn, im Jahr 1540,** und führet den Titel:

> Eyn wunderbarliche und ſeltzame Hiſtory von Dyll Ulnſpiegel, bürtig aus dem Lande Brunſchweig, wie er ſein Leben verbracht hatt, neulich aus

---

*) Leſſings Leben III, S. 135.

) Einige Seiten Text und verſchiedne Blätter mit Anmerkungen. **Fülleborn.

***) Des Eulenſpiegels.

(*) S. die innere Aufſchrift der Invectiva. Fr. Th. Murner ſacrarum literarum ſtudens Pariſienſis.

Sächſiſcher Sprach auff gut Teutſch verdolmetſchet, ſer kurzweilig zu leſen mit ſchönen Figuren.

Hier iſt die Verſicherung von dem zweyten Punkte, die Grundſprache betreffend, in welcher der Eulenſpiegel geſchrieben werden. Die andern beyden Punkte aber finden ſich in der Vorrede beſtätiget, die nach ihrem größten Theile, der hieher gehört, folgendermaßen lautet: Als man zalt u. ſ. w.*)

*

Von Murners Invectiva contra Aſtrologos.

Es hatten, als Kayſer Maximilian 1499 den Krieg mit den Schweizern anfing, einige Aſtrologen, ohne Zweifel um ihn von dieſem Kriege abzuſchrecken, prophezeyt, daß er ſelbſt ſeinen Tod und Untergang darin finden würde, und dieſe Prophezeyung iſt es, gegen welche Murner loszieht, und deren Ungrund er aus allen Gründen, die ihm die damalige Philoſophie an die Hand gab, in vollem Ernſte beſtreitet. Die ganze Schrift beſteht aus 6 Blättern in Quart, auf deren erſtem unter dem Titel ein Holzſchnitt befindlich, wo ein doppelter Adler zu ſehen, mit einem Paar Zwillinge auf der einen, und einem alten Manne, der einen Topf auf einer Scheibe dreht, auf der andern Seite. Die Zwillinge waren das Zeichen, unter welchem der Kayſer geboren war, und der alte Töpfer ſoll ohne Zweifel den bedeuten, in deſſen Händen allein unſer Schickſal iſt. Murner heißt auf dem Titel liberalium artium magiſter, nicht, wie Leich ſagt,(*) liberalium artium ſtudii Pariſienſis magiſter. Das Ganze iſt in Form eines Briefes an Werner von Mörsperg, und datirt ex Argentina octavo die Maii Anno Domini MCCCCLXXXXIX. Drucker und Druckort iſt nicht bekannt.

*

Dem fleißigen Waldau iſt ein Werk von Murner entgangen, welches unter dem Titel: Nova Germania wahrſcheinlich ſchon 1502 gedruckt geweſen ſeyn muß, und welches, wie Leſſing vermuthet, gegen Jacob Wimphelingii Germania cis Rhenum 1502 (neu herausgegeben von Moſcheroſch Straßb. 1649) gerichtet war. Leſſing kennt es nur aus der Abfertigung, welche einige Schüler Wimphelings gegen Murnern ausgehen ließen, Defenſio Germaniæ Jacobi Wimphelingii &c. Friburg. 1502 oder 3 in 4. Murner hatte dem alten Wimpheling mündlich und ſchriftlich verſprochen, ſein Buch nicht drucken zu

---

*) Er hat die Stellen nicht abgeſchrieben. **Fülleborn.**

(*) De origine et incrementis Typographiae Lipſ. p. 140.

laſſen; er hatte aber nicht Wort gehalten, worüber in der Apologie ein eigner Brief Wimphelings an Murner zu leſen iſt. **Fülleborn.**

*

Schriften Murners, von denen ich zweifele, ob ſie wirklich gedruckt ſind.

1) Ein Buch von der Perſpective, welches M. in dem Tractat de Pythonico contractu anführt, mit dieſen Worten:

> Sicut nec ſol cauſat alium et alium radium in aëre & in aqua niſi propter diverſitatem recipientium, quod in perſpectivis noſtris conclamatum eſt.

2) Ein Werk betitelt Quadripartitum majus, wider die Aſtrologen, deſſen er eben daſelbſt gedenkt:

> Hoc autem cum ſit contra Aſtrologos, clarius de hoc loquar in Quadripartito meo majori.

Dieſes Werks gedenkt er auch zum Schluſſe ſeiner Invectiva contra Aſtrologos.

*

Wer die Sitten der damaligen Zeit kennen will, wer die Deutſche Sprache in allem ihrem Umfange ſtudieren will, dem rathe ich, die Murneriſchen Gedichte fleißig zu leſen. Was die Sprache Nachdrückliches, Derbes, Anzügliches, Grobes und Plumpes hat, kann er nirgends beſſer zu Hauſe finden, als in ihnen.

*

Er verſpricht, Murnern gegen den Vorwurf, als habe er bloß des Geldes wegen geſchrieben, zu vertheidigen, und zu beweiſen, daß ihn ſein Drucker und Verleger herzlich ſchlecht bezahlte. Die Anmerkung dazu iſt aber nicht vorhanden. Fülleborn.

Neue Hypotheſe über die Evangeliſten als blos menſchliche Geſchichtſchreiber betrachtet.

Wolfenbüttel 1778. *)

Vorrede.

Dieß ſind die erſten Linien eines Werks, an welchem ich ſeit vielen Jahren arbeite. Meine Abſicht war freylich, es nicht eher, als ganz vollendet, der Welt vorzulegen. Doch es ſind Umſtände eingetreten, welche mich nöthigen, einen Vorſchmack davon zu geben.

Denn ich bin bey den Haaren dazu gezogen worden, mich über gewiſſe Dinge zu erklären, die mit gegenwärtiger Hypotheſe ſehr genau zuſammenhängen. Wenn ich mich nun auch in dieſer, oder in jenen, oder in beyden irren ſollte: ſo wird man doch finden, daß ich nicht ohne Charte, und daß ich nach einer und der nemlichen Charte geirrt habe, die man für falſcher ausſchreyet als ſie bey ſorgfältigen Nachmeſſungen ſich wohl finden möchte. – Den wahren Weg einſchlagen iſt oft bloßes Glück: um den rechten Weg bekümmert zu ſeyn giebt allein Verdienſt.

Da übrigens nur von einer Hypotheſe die Rede iſt, und ich die höhere Würde der Evangeliſten weder beſtreite noch läugne; dieſe höhere Würde vielmehr bey meiner Hypotheſe ſelbſt noch ſehr wohl beſtehen kann: ſo werde ich hoffentlich nicht mehr Anſtoß und Aergerniß geben, als ich zu geben Willens bin.

Daß ich aber nur diejenigen Gottesgelehrten, deren Geiſt eben ſo reich an kalter kritiſcher Gelehrſamkeit, als frey von Vorurtheilen iſt, für meine Schöppen und Richter erkennen; und auf das Urtheil aller Uebrigen dieſes Standes, ſo verehrenswürdig ſie mir aus andern Urſachen auch immer ſeyn mögen, nur wenig achten werde, verſteht ſich von ſelbſt.

§. 1.

Die erſten Anhänger Chriſti waren lauter Juden, und hörten, nach dem Beyſpiele Chriſti, als Juden zu leben nicht auf (*) Ihnen gaben die übrigen Juden den Namen Nazarener, worüber ich mich blos auf Apoſtelgeſchichte 24, 5. zu beziehen brauche.

(*) Denn wenn auch einige Judengenoſſen darunter waren, ſo waren es doch ſicher nicht blos Judengenoſſen des Thores, ſondern Judengenoſſen

*) Theologiſcher Nachlaß S. 45.

der Gerechtigkeit, welche mit der Beſchneidung das ganze Moſaiſche Geſetz übernommen hatten. So wie Nicolaus Apoſtelgeſch. 6, 5.

§. 2.

Freylich mochten ihnen die Juden wohl dieſen Namen aus Verachtung beygelegt haben. Es war aber doch auch ſehr in der Denkungsart der Jünger Chriſti, daß ſie einen Zunamen, den ſie mit ihrem Meiſter gemein hatten, nicht weit von ſich warfen, ſondern die ihnen dadurch zugedachte Schande durch freywillige Annehmung, in Ehre kehrten. (*)

§. 3.

Daher konnte ſie auch nichts bewegen, ſich dieſes Namens bald wieder zu entſchlagen. Vielmehr ſtehet zu glauben, daß auch da noch, als der Name Chriſten in Antiochia aufgekommen, und längſt allgemein geworden war, die Paläſtiniſchen Judenchriſten (*) jenen ihren ältern Namen, **Nazarener**, vorzüglich werden geliebt, und um ſo williger werden beybehalten haben, je geſchickter er war, ſie von den unbeſchnittenen Chriſten zu unterſcheiden, gegen welche ſie noch immer eine kleine Abneigung unterhielten, wovon im neuen Teſtament Spuren die Menge zu finden.

§. 4.

Wäre nun wohl ohne Gefahr anzunehmen, daß jene älteſten **Nazarener**, ſehr früh, ſehr bald nach dem Tode Chriſti, eine geſchriebene Sammlung von Nachrichten gehabt, welche Chriſti Leben und Lehren betroffen, und aus den mündlichen Erzählungen der Apoſtel und aller derjenigen Perſonen erwachſen waren, welche mit Chriſto in Verbindung gelebt hatten? — Warum nicht? (*)

(*) Epiphanius ſagt dieſes ausdrücklich: οἱ του Χριστου μαθηται — ἀκουοντες παρα ἀλλων Ναζωραιοι, οὐκ ἠναινοντο τον σκοπον θεωρουντες των τουτο αὐτους καλουντων, ὅτι δια Χριστον αὐτους ἐκαλουν. Haeres. XXIX.

(*) Wenigſtens zum Theil. Denn woher wäre es ſonſt gekommen, daß ſich noch viele Jahrhunderte ſpäter, in eben derſelben Gegend, unter eben demſelben Namen, eine Art Chriſten erhalten hätte, welche die nemlichen Grundſätze bekannten, und in gänzlicher Abſonderung von der allgemeinen Kirche lebten, die vornemlich aus Heiden geſammelt war.

(*) Was ich hier blos **poſtuliere**, wird ſich in der Folge zeigen, daß es wirklich ſo geweſen. Man müßte gar nicht wiſſen, wie neugierig die Menge nach allem iſt, was einen großen Mann betrift, für den ſie einmal ſich einnehmen laſſen: wenn man mir dieſen Heiſcheſatz ſtreitig machen wollte. Und will Menge immer eine größere Menge werden: ſo iſt natürlich, daß man ſich alles von Hand zu Hand reicht, was man von dem großen Manne nur in Erfahrung bringen können, welches endlich ſchriftlich geſchehen muß, wenn die mündliche Mittheilung nicht mehr reichen will.

§. 5.

Und wie würde ſie ohngefehr ausgeſehen haben, dieſe Sammlung? — Wie eine Sammlung von Nachrichten, deren Anfang ſo gering iſt, daß man der erſten Urheber ohne Undank vergeſſen zu können glaubt; welche hierauf gelegentlich von mehr als einem vermehrt, und von mehr als einem mit aller der Freyheit abgeſchrieben worden, deren man ſich mit dergleichen niemanden zugehörigen Werken zu bedienen pflegt — wie eine dergleichen Sammlung, ſage ich, nur immer ausſehen kann. Im Grunde ſtets die nemliche; aber bey jeder Abſchrift bald in etwas verlängert, bald in etwas verkürzt, bald in etwas verändert, ſo wie der Abſchreiber, oder der Beſitzer der Abſchrift mehrere oder beſſere Nachrichten aus dem Munde glaubwürdiger Leute, die mit Chriſto gelebt hatten, eingezogen zu haben glauben durfte. (*)

(*) Wenn wir jezt, neuerer Zeit, wenige oder keine Beyſpiele von ſolchen, wie Schneebälle, bald wachſenden, bald wieder abſchmelzenden hiſtoriſchen Nachrichten haben: ſo kommt es daher, daß gar bald eine oder die andere der erſten Abſchriften durch den Druck ihre umſchriebene Conſiſtenz erhält. Wer indeſſen alte geſchriebene Chroniken von großen Städten oder vornehmen Familien öftere Gelegenheit gehabt zu durchblättern: wird wohl wiſſen, wie weit jeder Beſitzer eines jeden beſondern Exemplars derſelben, ſein Recht des Eigenthums, ſo oft es ihm beliebt, auch über den Text und deſſelben Länge oder Kürze auszudehnen, ſich für erlaubt gehalten.

§. 6.

Und wenn man endlich doch einmal aufhören müſſen, dieſe Sammlung zu vermehren oder zu verändern; weil doch endlich die zeitverwandten Leute ausſterben mußten, aus deren glaubwürdigen Erzählungen es jeder thun zu können glaubte: wie würde ſie wohl ſeyn betitelt worden, dieſe Sammlung? — Entweder, bilde ich mir ein, nach den erſten Währmännern der darinn erhaltenen Nachrichten; oder nach denen, zu deren Gebrauch die Sammlung vornemlich wäre gemacht worden; oder nach dem oder jenem, welcher der Sammlung zuerſt eine beſſere Form gegeben, oder ſie in eine verſtändlichere Sprache gebracht hätte.

§. 7.

Wenn ſie nach den erſten Währmännern wäre benennt worden: wie würde ſie wohl geheiſſen haben? — Die erſten Währmänner waren alles Leute, die mit Chriſto gelebt, ihn mehr oder weniger gekannt hatten. So gar gehörten darunter eine Menge Weiber, deren kleine Anekdoten von Chriſto deſto weniger zu verachten waren, je vertraulicher einige derſelben mit ihm gelebt hatten. Aber vornemlich waren es doch ſeine Apoſtel, als aus deren Munde ſich ohnſtreitig die mehreſten und zuverläßigſten Nachrichten herſchreiben. Sie hätte alſo geheiſſen, dieſe Sammlung — (das Wort Evangelium in dem Verſtande einer hiſtoriſchen Nachricht von Chriſti Leben und Lehren genommen) — *das Evangelium der Apoſtel.*

§. 8.

Und wenn ſie nach denen wäre benannt worden, zu deren Gebrauche ſie beſonders gemacht geweſen: wie hätte ſie da geheiſſen? — Wie anders, als *das Evangelium der Nazarener?* Oder bey denen, welche das Wort Nazarener nicht hätten brauchen wollen, *das Evangelium der Hebräer.* Denn als Paläſtiniſchen Juden gehörte auch den Nazarenern dieſer Name mit allem Rechte.

§. 9.

Endlich wenn ſie nach dem oder jenem wäre benannt worden, welcher ihr zuerſt eine beſſere Form gegeben, oder ſie in eine verſtändlichere Sprache überſezt hätte: wie hätte ſie da geheiſſen? — Wie anders als *das Evangelium des und des,* der ſich dieſes Verdienſt um ſie gemacht hätte? —

§. 10.

Bis hieher werde ich meinen Leſern ſcheinen, mich in leere Vermuthungen verlieren zu wollen, wo ſie ganz etwas anders von mir erwarten. — Aber nur Geduld: was ſie bis izt leere Vermuthungen dünkt, iſt nichts anders, und nichts mehr, als was ich von glaubwürdigen hiſtoriſchen Zeugniſſen abſtrahiret habe, welche jeder andere, der weniger behutſam zu gehen gedächte, als unmittelbare Beweiſe ſeines Vorgebens vielleicht gebraucht hätte.

§. 11.

Es findet ſich nemlich, daß die Nazarener des 4ten Jahrhunderts gerade eine ſolche Sammlung von Nachrichten, Chriſtum und Chriſti Lehre betreffend, nicht allein wollen gehabt haben, ſondern auch wirklich gehabt haben. Sie hatten ein eigenthümliches chaldäiſch-ſyriſches Evangelium, welches bey den Kirchenvätern bald unter dem Namen *des Evangeliums der Apoſtel;* bald unter dem Namen *des Evan* geliums der Hebräer, bald unter dem Namen des Evangeliums Matthäi, vorkömmt. Jenes zufolge des erſten Grunds einer nähern Benennung § 7.; dieſes zufolge des zweyten §. 8.; und das — vermuthlich zufolge des dritten §. 9.

§. 12.

Ich ſage vermuthlich; und in meiner ganzen Hypotheſe iſt dieſes die einzige Vermuthung, die ich mir erlaube, und worauf ich baue. Auch beruhet ſie auf ſo viel Gründen, daß in der Welt keine hiſtoriſche Vermuthung ſich finden muß, die es mehr verdienet, für hiſtoriſche Wahrheit angenommen zu werden.

§. 13.

Und dennoch will ich aus dieſer Uebereinſtimmung des wirklichen Evangelii der ſpätern Nazarener aus dem 4ten Jahrhunderte, mit einem blos angenommenen Evangelio, wie es die allererſten Nazarener mußten gehabt haben, wenn ſie eines gehabt hätten, noch nicht ſo geradezu ſchlieſſen, daß jenes nothwendig dieſes müſſe geweſen ſeyn. Denn man kann ſagen, daß die ſpätern Nazarener Ketzer, und die allererſten Nazarener blos ſchwachgläubige Judenchriſten geweſen: daß alſo jene wohl etwas zuſammengeſchrieben haben könnten, wovon dieſe nie etwas gewußt.

§ 14.

Laßt uns alſo ſo bedächtig gehen, als möglich. — Hat jemals ein Kirchenvater, der des Evangelii der ſpätern Nazarener gedacht, einen ſolchen Verdacht geäuſſert, oder nur mit einem Worte darauf gezielt? — Niemals; kein einziger.

§. 15.

Haben nicht vielmehr die gelehrteſten und ſcharfſichtigſten Kirchenväter immer mit einer Art von Achtung davon geſprochen; nicht zwar als von einem durch den heiligen Geiſt eingegebenen Evangelio, aber doch als von einem unſtreitig alten, zu oder kurz nach den Zeiten der Apoſtel geſchriebenen Werke? Allerdings.

§. 16.

Hat nicht mehrmalen einer derſelben, welcher ohne Zweifel der einzige von allen Kirchenvätern war, der ein chaldäiſch-ſyriſches Werk brauchen konnte, ſo gar verſchiedene Stellen daraus zur Erläuterung des griechiſchen Textes oder der vorhandenen Evangeliſten anwenden zu dürfen geglaubt? — Allerdings: Hieronymus nemlich.

§ 17.

Hat nicht eben dieſer Hieronymus es ſo gar zu überſetzen, und in zwey verſchiedene Sprachen zu überſetzen für werth gehalten? — Das ſagt er ſelbſt.

§. 18.

Was hat man alſo denn noch für Urſache zu leugnen, daß das Evangelium der ſpätern Nazarener ſich von den älteſten, erſten Nazarenern hergeſchrieben? Iſt es vielmehr nicht ganz glaublich, daß das ſyriſch-chaldäiſche Evangelium, welches zu des Hieronymus Zeiten in den Händen der damaligen Nazarener oder Ebioniten war, auch in den Händen der Nazarener zu den Zeiten der Apoſtel werde geweſen ſeyn? daß es das geſchriebene Evangelium werde geweſen ſeyn, deſſen ſich ſelbſt die Apoſtel zuerſt bedienten!

§. 19.

Die ſpätern Nazarener hießen freylich Ketzer: aber ſie waren doch im Grunde keine andere Ketzer, als die alten Nazarener, die noch nicht Ketzer hießen, wie aus dem Stillſchweigen des Irenäus zu ſchließen. Denn die einen ſowol als die andern glaubten, das Moſaiſche Ceremonialgeſetz nebſt dem Chriſtenthume beybehalten zu müſſen.

§. 20.

Daß die ſpätern Nazarener überhaupt die ältern Nazarener ganz und gar nichts angegangen, iſt eine Grille des jungen Mosheims, als er noch keck Einen Kirchenvater ergriff, um den andern damit vor den Kopf zu ſchlagen; die der alte bedächtlichere Mosheim ſelbſt widerrufen hat.

§. 21.

Die kleinen Abweichungen aber, die man noch jezt an den vorhandenen Fragmenten des Nazareniſchen Evangelii, deren einige die nemliche Sache betreffen, wahrnimmt, und woraus man lieber eine gänzliche Verſchiedenheit des Ebionitiſchen und Nazareniſchen Evangeliums erpreſſen möchte, ſind eher aus der Entſtehungsart deſſelben, wie ich ſie § 6. wahrſcheinlich angenommen, zu erklären. Denn da es keinem alten Nazarener einkommen konnte, ein aus verſchiedenen Nachrichten nach und nach erwachſenes Werk als ein göttliches Buch zu betrachten, dem man weder etwas abnehmen noch zuſetzen dürfe: ſo war es kein Wunder, daß die Abſchriften nicht alle übereinſtimmten.

§. 22.

War nun aber das Evangelium der Nazarener keine ſpätere untergeſchobene Misgeburt: ſo war es auch älter als alle unſere vier Evangelia, deren das erſte wenigſtens 30 Jahr nach Chriſti Tode geſchrieben worden.

§. 23.

Wäre es auch wohl zu begreifen, daß man in dieſen 30 Jahren ganz und gar keine geſchriebene Nachricht von Chriſto und ſeinen Lehren gehabt hätte? daß der erſte, welcher dergleichen aufzuſetzen ſich entſchloß, nach ſo geraumer Zeit, ſich hingeſezt, aus ſeinem oder Anderer bloßem Gedächtniſſe zu ſchreiben? daß er nichts vor ſich gehabt, wodurch er ſich rechtfertigen können, wenn er wegen dieſes oder jenes Umſtands in Anſpruch genommen wurde? Das iſt nicht einmal glaublich, wenn er auch inſpirirt war. Denn der Inſpiration war er ſich nur ſelbſt bewußt: und vermuthlich zuckte man auch damals ſchon die Achſeln über Leute, die etwas hiſtoriſches aus Inſpiration zu wiſſen vorgaben.

§. 24.

Es gab alſo eine ältere geſchriebene Nachricht von Chriſto, als des Matthäus: und ſie blieb nur, während den dreyßig Jahren, in derjenigen Sprache, in welcher allein ſie ihre Urheber hatten aufſetzen können. Oder die Sache unbeſtimmter und doch genauer auszudrücken: ſie verblieb in der hebräiſchen Sprache, oder in dem ſyriſch chaldäiſchen Dialekte derſelben ſo lange, als das Chriſtenthum größtentheils nur noch in Paläſtina, nur noch unter den Juden in Paläſtina eingeſchränkt war.

§. 25.

Erſt als das Chriſtenthum auch unter den Heiden verbreitet ward, und ſo viele, die gar kein Hebräiſch, gar keine neuere Mundart deſſelben verſtanden, begierig wurden, nähere Nachricht von der Perſon Chriſti einzuziehn (welches doch auch nicht ganz in den erſten Jahren der Heidenbekehrung mag geweſen ſeyn, indem die ganz erſten bekehrten Heiden ſich mit den mündlichen Nachrichten begnügten, die ihnen ein jeder ihrer Apoſtel gab) fand man nöthig und nützlich zu Befriedigung einer ſo frommen Neugierde, ſich an jene Nazareniſche Quelle zu wenden, und Auszüge oder Ueberſetzungen in einer Sprache davon zu machen, die ſo ziemlich die Sprache der ganzen cultivierten Welt war.

§. 26.

Den erſten dieſer Auszüge, die erſte dieſer Ueberſetzungen, meyne ich nun, machte Matthäus. — Und das, wie geſagt §. 12, iſt die Vermuthung, die man kühnlich unter die hiſtoriſchen Wahrheiten anführen darf, die wir von dieſen Dingen überhaupt haben. Denn alles, was wir ſowol von der Perſon des Matthäus, als von ſeinem Evangelio wiſſen, oder mit Grunde annehmen können, ſtimmt mit dieſer Vermuthung nicht allein vollkommen überein; ſondern auch ſehr vieles wird durch dieſe Vermuthung allein erklärt, was noch immer ein Räthſel iſt, ſo viel Gelehrte ſich auch die Köpfe darüber zerbrochen haben.

§. 27.

Denn einmal wird Matthäus ohne Widerſpruch für den erſten und älteſten unſerer Evangeliſten gehalten. Dieſes aber, wie ſchon angemerkt, kann unmöglich heiſſen, daß er ſchlechterdings der erſte von allen geweſen, welche von Chriſto etwas ſchriftliches verzeichnet, das in den Händen der Neubekehrten geweſen wäre. Es kann nur heiſſen, daß er der erſte geweſen, der es in der griechiſchen Sprache gethan.

§. 28.

Zweytens iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß Matthäus der einzige unter den Apoſteln geweſen, der griechiſch verſtanden, ohne erſt die Kenntniß dieſer Sprache unmittelbar durch den heiligen Geiſt erhalten zu dürfen.

§. 29.

Drittens ſpricht ſelbſt die Gelegenheit, bey welcher Matthäus ſein Evangelium ſoll aufgeſezt haben, dafür. Denn wenn Euſebius ſchreibt: Matthäus, der verſchiedene Jahre den Hebräern in Paläſtina das Evangelium geprediget, als er endlich auch zu andern in dieſer Abſicht gehen wollen, habe jenen ſein Evangelium ſchriftlich in ihrer väterlichen Sprache hinterlaſſen, um ſo auch noch in ihrer Abweſenheit ihr Lehrer zu bleiben: (*) ſo dürfte hiervon wohl nur die Hälfte im ſtrengen Verſtande wahr ſeyn. Nur die Veranlaſſung, bey welcher Matthäus ſein Evangelium ſchrieb, dürfte wahr ſeyn: aber dieſe Veranlaſſung war nicht ſo, daß er ein hebräiſches Evangelium ſchriftlich verfaſſen mußte; ſondern vielmehr ſo, daß er ein griechiſches aufzuſetzen für thunlich hielt. Nemlich: als er nun lange genug den Hebräern geprediget hatte, ließ er nicht den Hebräern ſein Evangelium hebräiſch zurück, (bey den Hebräern in Paläſtina blieb ja noch ſo mancher Apoſtel zurück, deſſen mündliche Belehrung ſie alle Augenblicke haben konnten) ſondern er machte ſich für ſeinen künftigen Gebrauch, da er nun auch andern das Evangelium predigen wollte, die nicht Hebräiſch verſtanden, aus dem hebräiſchen Evangelio der Apoſtel einen Auszug in derjenigen Sprache, die mehrern verſtändlich war.

(*) Hier wird der Ort ſeyn, eine Stelle des Hieronymus zu verbeſſern. Hieronymus ſagt in dem Eingange ſeiner Commentarien über den Matthäus: Primus omnium (ſc. Evangeliſtarum) Matthaeus eſt, qui Evangelium in Judaea hebraeo ſermone edidit, ob eorum vel maxime cauſam, qui in Jeſum crediderunt ex Judaeis et *nequaquam* legis umbram, ſuccedente Evangelii veritate, ſervabant. Die den Schatten des Geſetzes keinesweges nequaquam beobachteten? Aber die erſten Juden in Judäa, welche Chriſten wurden, blieben ja allerdings hartnäckig bey dem Geſetze. Ich glaube alſo, daß hier für nequaquam zu leſen ſey nequicquam, incaſſum, umſonſt, vergeblich.

Und daß wirklich Matthäus für die Nazarener, das iſt, für Judenchriſten, die Moſen und Chriſtum verbinden wollen, geſchrieben, iſt aus V, 17 — 20. zu ſehen, wo er Jeſum etwas ſagen läßt, das ihn kein andrer Evangeliſt ſagen läßt, und freylich wohl die Nazarener ſo hartnäckig machen mußte. Beſonders V. 17. wo es nur lächerlich iſt, anſtatt des Moſaiſchen Geſetzes überhaupt das Sittengeſetz allein zu verſtehen. Die Auslegung des Babyloniſchen Talmuds iſt unſtreitig die wahre. S. das Engl. B. W.

Wir haben jezt freylich Urſache, ja wir können Recht dazu haben, dieſe Stelle jezt anders auszulegen: war es aber den erſten Judenchriſten zu verdenken, ſie ſo zu verſtehen?

Eben ſo haben Marcus und Lucas den Befehl ausgelaſſen, den Matthäus X, 5. 6. den Heiland ſeinen Jüngern geben läßt, die er ausſandte zu heilen und Wunder zu thun.

§. 30.

Viertens wird damit der ganze Streit über die Grundſprache des Matthäus auf eine Art geſchlichtet, daß beyde Theile damit zufrieden ſeyn können. Diejenigen ſowol, welche, zufolge des einmüthigen Zeugniſſes der Kirchenväter, behaupten, die Grundſprache des Evangelii Matthäi ſey hebräiſch geweſen: als auch die neuern proteſtantiſchen Dogmatiker, die ihre Bedenklichkeiten dagegen haben und haben müſſen.

§. 31.

Nemlich: das Original des Matthäus war allerdings hebräiſch: aber Matthäus ſelbſt war nicht der eigentliche Urheber dieſes Originals. Von ihm, als von einem Apoſtel, konnten ſich zwar in dem Hebräiſchen Originale mancherley Nachrichten herſchreiben: er aber ſelbſt hatte dieſe Nachrichten nicht ſchriftlich verfaßt. Andre hatten ſie aus ſeinem Munde hebräiſch niedergeſchrieben und mit Nachrichten der übrigen Apoſtel verbunden: und aus dieſer menſchlichen Sammlung machte er zu ſeiner Zeit blos einen zuſammenhängenden Auszug in griechiſcher Sprache. Nur weil ſein Auszug, ſeine Ueberſetzung, ſo bald auf das Original folgte; weil er ſelbſt eben ſowol hebräiſch hätte ſchreiben können: weil es, ſeinen perſönlichen Umſtänden nach, wahrſcheinlicher war, daß er wirklich hebräiſch geſchrieben, war es kein Wunder, daß man gewiſſermaßen das Original mit der Ueberſetzung verwechſelte.

§. 32.

Und wie viel diejenigen neuern Gottesgelehrten dabey gewinnen, welche aus innern Kennzeichen des Matthäus und aus nicht unerheblichen dogmatiſchen Gründen ſchlieſſen zu müſſen glauben, daß Matthäus nicht wohl in einer andern Sprache geſchrieben haben könne, als in der, in welcher wir ihn noch haben, erkennt ein jeder. Matthäus ſchrieb, was er ſchrieb, griechiſch: aber er zog es aus einer hebräiſchen Quelle.

§. 33.

Hat er nun dieſen ſeinen Auszug in eine bekanntere Sprache mit allem dem Fleiße, mit aller der Vorſicht gemacht, deren ein ſolches Unternehmen würdig war: ſo hat ihm ja wohl, auch nur menſchlicher Weiſe zu reden, ein guter Geiſt beygeſtanden; und niemand kann etwas dagegen haben, daß man dieſen guten Geiſt den heiligen Geiſt nennt. Und ſo muß denn auch wohl Matthäus wirklich zu Werke gegangen ſeyn; ein ſolcher guter Geiſt muß ihn denn auch wohl geleitet und unterſtüzt haben: indem ſein Auszug oder ſeine Ueberſetzung nicht allein gar bald unter den Chriſten insgemein ein kanoniſches Anſehen erhielt, ſondern ſogar bey den Nazarenern ſelbſt der Name des griechiſchen Ueberſetzers nunmehr der hebräiſchen Urſchrift anheim fiel, und dieſe ſelbſt für ein Werk des Matthäus ausgegeben wurde. Das Evangelium ſecundum Apoſtolos hieß mit der Zeit bey den mehreſten das Evangelium juxta Matthaeum, wie Hieronymus ausdrücklich ſagt.

§. 34.

Daß ich hiemit kein falſches Ende aufgefaßt habe, zeigt der lange nicht abreiſſende Faden, den ich dadurch von einem ſehr verwirrten Knaule abzuwickeln im Stande bin. Das iſt: ich kann aus dieſer meiner Vorſtellung zwanzig Dinge erklären, die unauflösliche Räthſel bleiben, man mag den einen oder den andern der gewöhnlichen Sätze von der Originalſprache des Matthäus behaupten. Ich führe die vornehmſten derſelben an, weil dergleichen neue Aufſchlüſſe, welche eine neu angenommene Meynung gewähret, in kritiſchen Dingen, wie man weiß, ſo viele Beweiſe derſelben ſind.

§. 35.

Wann Epiphanius z. E. ſagt, daß die Nazarener das Evangelium des Matthäus τὸ πληρέστατον Ἑβραϊστὶ am allervollſtändigſten in hebräiſcher Sprache beſaßen: was kann man dazu ſagen, das ohne allen Anſtoß wäre? — War es Matthäus ſelbſt, der dieſen vollſtändigen hebräiſchen Text ſchrieb: ſo iſt unſer griechiſcher Matthäus nicht ganz. — Schrieb Matthäus urſprünglich griechiſch: ſo haben ihn die Nazarener in ihrer Ueberſetzung mit menſchlichen Zuſätzen vermehrt, welches ſie nicht gethan haben würden, wenn er in eben dem kanoniſchen Anſehen geſtanden hätte, in dem er jezt ſteht. Und wie konnte Origenes und Hieronymus dieſer Zuſätze ſo glimpflich gedenken? —

Nur wie ich die Sache nehme, haben die Worte des Epiphanius ihre gute Richtigkeit. Das hebräiſche Original des Matthäus enthielt mehr, als Matthäus in ſeinen griechiſchen Auszug daraus zu nehmen für gut fand. Das mehrere, was in dem hebräiſchen Matthäus war, hatten die ſpätern Nazarener nicht hinzugefügt, ſondern Matthäus hatte es übergangen.

§. 36.

Jngleichen, wer kann auf Folgendes antworten? — Hat Matthäus urſprünglich griechiſch geſchrieben: wie kömmt es, daß die Kirchenväter einmüthig vorgeben, ſein Evangelium ſey hebräiſch abgefaßt? — Und hat er ſein Evangelium urſprünglich hebräiſch abgefaßt: wie hat man dieſen ſeinen hebräiſchen Originaltext können untergehen laſſen? — Wer kann hierauf, frage ich, ſo befriedigend antworten, als ich? — Die Kirchenväter fanden ein hebräiſches Evangelium, das alles und noch mehr enthielt, als Matthäus: ſie hielten es alſo für des Matthäus eignes Werk. — Aber dieſer hebräiſche vermeynte Matthäus war zwar für den hiſtoriſchen Theil die Quelle des Matthäus: aber nur der griechiſche Auszug war das eigentliche Werk eines Apoſtels, der unter einer höhern Aufſicht ſchrieb. Was war alſo daran gelegen, daß die Materialien verloren giengen, nachdem ſie auf die glaubwürdigſte und beſte Art genutzt waren?

§. 37.

Nichts aber beſtätigt meine Meynung, daß Matthäus nicht hebräiſch geſchrieben, ſondern nur ein hebräiſches Original ſo treu und vorſichtig überſezt und gebraucht habe, daß man dem Original ſelbſt ſeinen Namen gegeben — nichts, ſage ich, beſtätigt dieſe Meynung mehr, als daß man dadurch nunmehr eine Stelle des Papias verſteht, die ſo manchem Ausleger ſo manche undankbare Mühe gemacht hat. Papias nemlich ſagt bey dem Euſebius: Ματθαιος μεν Ἑβραϊδι διαλεκτῳ τα λογια συνεγραψατο· ἡρμηνευσε δ᾽ αυτα, ὡς ἠδυνατο ἑκαστος. Matthäus ſchrieb ſein Evangelium hebräiſch: es überſezte es aber jeder, ſo gut er konnte.

§. 38.

Die lezten Worte dieſer Stelle ſind allerdings ſo anſtößig, daß man dem guten Papias allen Glauben in Anſehung der erſtern abſprechen zu dürfen geglaubt. Man hat ſich gar nicht einbilden können, daß Papias damit wirklich ſagen wollen, was ſie ſo offenbar ſagen. Beſonders iſt ſehr luſtig zu leſen, was ihm Clericus für einen Ausputzer deswegen giebt, und wie ſchulmeiſtermäßig er dem Griechen ſeine griechiſchen Worte corrigirt; ohne zu überlegen, daß er nicht ſowol den Papias, als den Euſebius, wenigſtens den Euſebius eben ſowol als den

Papias (weil jeder Schriftſteller auch für die aus einem andern angeführten Worte mit haften muß, in ſo fern ſie Unſinn zu enthalten ſcheinen, den er mit keiner Silbe rügt) ſchulmeiſtert.

§. 39.

Wie geſagt, allerdings hätte man Urſache dem Papias zu Leibe zu gehen und ihn zu fragen: ob er auch wiſſe, was ſein ὡς ἠδύνατο ἕκαστος ſage? Ob denn unſer griechiſcher Matthäus nicht eine ſo gute Ueberſetzung ſey, als nur irgend eine ſeyn könne? Ob denn wirklich mehrere griechiſche Ueberſetzungen ſeines hebräiſchen Matthäus vorhanden geweſen; und wie es denn komme, daß man von dieſen mehrern Ueberſetzungen nirgends die geringſte Spur finde? — Was Papias hierauf antworten könnte, läßt ſich nicht abſehn.

§. 40.

Aber nun nehme man mit mir an, daß Papias nicht einen urſprünglich hebräiſchen Matthäus, ſondern das hebräiſche Original des Matthäus meyne, welches, weil es Matthäus zuerſt ſo allgemein bekannt und brauchbar gemacht hatte, unter ſeinem Namen nunmehr umgieng: was ſagt Papias alsdenn ungereimtes, wenn er ſagt, daß ſich dem ohngeachtet noch mehrere an das hebräiſche Original gemacht, und es aufs neue in griechiſcher Sprache bearbeitet hätten?

§. 41.

Haben wir nicht ſchon geſehen, daß Matthäus ein bloßer Ueberſetzer von allem und jedem, was er in dem Evangelio der Nazarener fand, nicht war? Er ließ vieles zurück, was ihm ſo glaubwürdig nicht bekannt war. Da waren Nachrichten, die ſich von allen eilf Apoſteln herſchrieben, deren manche zwar wohl wahr, aber für die chriſtliche Nachwelt nicht nutzbar genug waren. Da waren Nachrichten, die ſich allein von Chriſti weiblicher Bekanntſchaft herſchrieben, und von welchen es zum Theil zweifelhaft war, ob ſie den Wundermann, den ſie ſo liebten, auch immer gehörig verſtanden hatten. Da waren Nachrichten, die ſich nur von ſeiner Mutter, nur von Leuten herſchreiben konnten, die ihn in ſeiner Kindheit in dem Hauſe ſeiner Aeltern gekannt hatten: und was konnten die, wenn ſie auch noch ſo zuverläßig waren, der Welt helfen, die an dem genug zu lernen hat, was er ſeit Antretung ſeines Lehramts that und ſagte?

§. 42.

Was war alſo natürlicher? — Da der Ueberſetzung des Matthäus kein untrügliches Kennzeichen der Göttlichkeit aufgedrückt werden konnte; da ſie ihr kanoniſches Anſehn erſt durch Prüfung und Vergleichung ſich erwerben, und ſo von der Kirche beſtätigt erhalten mußte — Was war natürlicher, als daß ſich andere und mehrere, welche die Arbeit des Matthäus entweder nicht kannten, oder nicht ganz genehmigten, weil ſie dieſes und jenes noch gern darinn gehabt hätten, weil ſie dieſes und jenes lieber anders, als ſo erzählt wünſchten: als daß ſich, ſag' ich, mehrere an die nemliche Arbeit machten, und ſie ſo vollführten, wie es die Kräfte einem jeden verſtatteten? Ὡς ἠδύνατο ἕκαστος.

§. 43.

Und ſo ſtehen wir hier an der Quelle, woraus ſowol die beſſern noch vorhandenen, als die minder guten, und daher aus dem Gebrauch und endlich aus der Welt gekommenen Evangelia gefloſſen.(*)

(*) Man macht ſich eine ganz unrichtige Vorſtellung, wenn man glaubt, die Ketzer hätten falſche Evangelia geſchmiedet. Umgekehrt; weil es ſo vielerley Evangelia gab, die alle aus der einen Nazareniſchen Quelle entſtanden waren, gab es ſo viele Ketzer, deren jeder gerade eben ſo viel für ſich hatte, als der andere.

Es iſt zum Exempel nichts weniger als glaublich, daß Cerinthus ein eignes Evangelium gemacht. Er hatte weiter nichts als eine eigne Ueberſetzung des hebräiſchen Originals des Matthäus.

Dieſes ſagt Hieronymus ausdrücklich. (Prooem. in Comment. ſuper Matth.) Plures fuiſſe, qui Evangelia ſcripſerunt, et Lucas Evangeliſta teſtatur dicens: quandoquidem — et perſeverantia uſque in praeſens tempus monimenta declarant, quae a diverſis auctoribus edita, diverſarum haereſeon fuere principia. Alſo die verſchiedenen Evangelia waren nicht ein Werk der Ketzer, ſondern daß ſo vielerley Evangelia waren, machte, daß ſo viel Ketzereyen entſtunden.

So ſagt auch Epiphanius Haereſ. LXII. von den Sabellianern, daß ſie ihren ganzen Irrthum aus den falſchen Evangelien geſchöpft: την δε πασαν ἀυτων πλανην ἔχουσιν ἐξ Ἀποκρυφων τινων, μαλιστα ἀπο του καλουμενου Ἀιγυπτιου Ευαγγελιου.

§. 44.

Daß es viele Evangelia von dieſer zweyten Art gegeben, wenn wir es aus der Kirchengeſchichte auch nicht wüßten, müßten wir auch ganz allein dem Lucas glauben, der wahrlich nicht die ganz erdichteten untergeſchobnen Evangelia und apoſtoliſche Schriften der Ketzer meynen konnte,(*) ſondern nothwendig ſolche Evangelia, deren Urſtof zwar unverwerflich, deren Ordnung, Einkleidung, Abſicht nur nicht ſo ganz lauter und rein war, meynen mußte, wenn er ſagt, daß er durch ſie berechtigt und aufgemuntert worden, ebenfalls eine Geſchichte des Herrn zu ſchreiben.

(*) „Epiphanius und Ambroſius glauben, Lucas ſähe hier auf die Evan„gelia der Ketzer Baſilidis, Cerinthi und anderer, wie ſchon von „Daniel Heinſio (Exercit. ſacr. l. 3. c. 1.) bemerkt worden." Maſch §. 30.

Auſus fuit et Baſilides ſcribere Evangelium et ſuo illud nomine titulare, ſchreibt Origenes Homilia I. in Lucam. Eben das ſagt auch Ambroſius Comment. in S. Lucam. Und Hieronymus Proœmio in Comment. ſuper Matthaeum. Aber Baſilides lebte im zweyten Jahrhundert; wie konnte Lucas ſein Evangelium in Gedanken haben? Wenn Baſilides anders eines geſchrieben, und Ambroſius und Hieronymus hier nicht bloſſe Abſchreiber des Origenes ſind, der es wahrſcheinlich ohne Grund vorgegeben! (ſ. Moshemii Comment. de rebus Chriſtianorum ante Conſtant. Magnum p. 357.) Aber von dieſen allen ſagt kein einziger, daß Lucas darauf geſehen; ſie erwähnen dieſes Evangelii nur bey der Stelle des Lucas; und das iſt ein gewaltiger Bock von Herrn **Maſch**.

Von dem Cerinthus wäre es noch eher möglich, daß Lucas auf ihn geſehen. Und Epiphanius adverſus Haereſ. L. I. p. 428. ſcheint es zu verſichern. Da aber Epiphanius an einem andern Orte ſagt, daß er nur das Evangelium des Matthäus angenommen, ſo wird nun auch bloß das Evangelium des Cerinthus nichts als eine eigene Ueberſetzung des hebräiſchen Originals geweſen ſeyn.

Ueberhaupt finde ich wohl, daß man den Ketzern Schuld gegeben, daß ſie die evangeliſche Geſchichte verfälſcht — (obgleich auch nicht ſo häufig, als man ſich einbildet. Denn Origenes ſagt, (contra Celſum II. 5.) daß dieſes nur von den Schülern des **Marcion**, des **Valentinianus**, und wo ich nicht irre, ſetzt er hinzu, des Lucianus geſchehen ſey.) Aber daß die Ketzer ganz eigne Evangelia ſich aus ihren Köpfen geſchmiedet, das findet ſich nirgends. Ihre Evangelia waren ebenfalls alte unter dem Namen der Apoſtel oder apoſtoliſchen Männer herumgehende Nachrichten; es waren nur die nicht, welche man bey der Kirche allgemein angenommen hatte. Mit dieſen hatten ſie zwar die Quelle gemein; nur der Mann, der aus dieſer Quelle geſchöpft, war minder zuverläßig.

§. 45.

Ich wäre ſo gar geneigt zu glauben, daß in der gedachten Stelle des Lucas jener hebräiſchen Quelle ausdrücklich erwähnt, und mit ihrem Titel erwähnt werde, welcher gar wohl (auf Hebräiſch verſteht ſich) Διηγησις περι των πεπληροφορημενων ἐν ἡμιν πραγματων könnte geweſen ſeyn; (*) es ſey nun, daß die folgenden Worte: καθως παρεδοσαν ἡμιν ὁι ἀπ᾽ αρχης ἀυτοπται και ὑπηρεται του λογου, mit darinn begriffen geweſen, oder vom Lucas nur hinzugeſezt worden, um ſo viel deutlicher jene authentiſche Sammlung zu bezeichnen. (**)

(*) Das iſt: **Erzählung der unter uns in Erfüllung gegangenen Dinge.** Ein Titel, der mir ganz hebräiſch klingt; ob ich gleich weder angeben kann, noch mit anderer Hülfe angeben mag, wie er etwa auf Syriſch oder Chaldäiſch könne geheiſſen haben. Vermuthlich wäre damit auf die mancherley Prophezeihungen geſehen worden, die durch die Begebniſſe, Lehren und Thaten Chriſti in Erfüllung gegangen: auf das öfters vorkommende τουτο δε γεγονεν ἱνα πληρωθῃ το ῥηθεν ὑπο του Κυριου δια του Προφητου. Matth. I, 22. II, 17. IV, 14. VIII, 17. XII, 17. XIII, 14.

(**) In beyden Fällen wird dadurch beſtätigt, was ich §. 2 – 4. von den Perſonen insgemein geſagt, die an dem Evangelio der Nazarener ſo zu reden geſchrieben. Ὑπηρεται του λογου; die Apoſtel, als die vornehmſten, nach welchen die ganze Sammlung genennet war: und αὐτοπται alle diejenigen, männlichen und weiblichen Geſchlechts, die Chriſtum von Perſon gekannt.

§. 46.

Und wenn ich ſonach den ganzen erſten Verſikel des Lucas: Ἐπειδηπερ πολλοι ἐπεχειρησαν ἀνατaξασθαι διηγησιν περι των πεπληροφορημενων ἐν ἡμιν πραγματων, überſezte: Quoniam quidem multi conati ſunt, *iterum iterumque* in ordinem redigere narrationem *illam* de rebus quae in nobis completae ſunt: was könnte man eigentlich viel darwider haben? (*)

(*) Wenigſtens ἀναταξασθαι διηγησιν blos durch literis mandare, blos durch **beſchreiben, aufzeichnen,** zu überſetzen, ſcheint mir den Sinn der Worte nicht zu erſchöpfen; denn ἀνα ſcheint allerdings auch hier eine oftmalige Wiederholung anzuzeigen, zu welcher das ἐπεχειρησαν, **ſie haben vor die Hand genommen,** beſonders paßt. Folglich lieber ſo: **Weil denn viele verſucht haben, jene Erzählung der unter uns in Erfüllung gegangenen Dinge einmal über das andere in Ordnung zu bringen:** ſo u. ſ. w. **Das in Ordnung bringen** jene alte Sammlung, die ſo gelegentlich aus ſo verſchiednen Nachrichten erwachſen war, war ohne Zweifel das Schwerere: und das Ueberſetzen derſelben, wenn man einmal wegen der Ordnung mit ſich eins geworden war, war ohnſtreitig das Leichtere. Daß alſo Lucas die ganze Arbeit nur durch das Schwerere bezeichnet, darf wohl nicht befremden.

Freylich würde alles das noch wahrſcheinlicher ſeyn, wenn vor διηγησιν noch την ſtünde.

§. 47.

Ja, ob ich gleich dieſe Ueberſetzung und Erklärung nur für eine kritiſche Vermuthung ausgeben will, die bey weiten ſo kühn und gewagt nicht iſt, als kritiſche Vermuthungen in unſern Tagen zu ſeyn pflegen: ſo will mich doch bedünken, als ob nur durch ſie alle Schwierigkeiten gehoben würden, die ſich gegen die Worte des Lucas machen laſſen. (*)

(*) Denn wenn er nach der gewöhnlichen Ueberſetzung ſagt: **Sintemal ſichs viele unterwunden haben, zu ſtellen die Rede von den**

Geſchichten, ſo unter uns ergangen ſind; wie uns das gegeben haben, die es von Anfang ſelbſt geſehen und Diener des Worts geweſen ſind: hat man nicht Recht, dem Lucas ſofort einzufallen: „Alſo haben doch jene viele nichts geſchrieben, als wie „und was die Augenzeugen und die erſten Diener des Worts gemeldet? „Und haben ſie das, lieber Lucas, was braucht es noch deiner Arbeit, „die alles angewandten Fleißes ohngeachtet, doch nicht beſſer gerathen „kann? Habe immer von Anbeginn alles ſelbſt erkundet: daß du es „denn beſſer erkunden können, als wie uns das gegeben haben, „die es von Anfang ſelbſt geſehen und Diener des Worts „geweſen ſind?“ Nur wenn dieſe letztern Worte entweder ein Theil des Titels der erſten hebräiſchen Urkunde waren, oder vom Lucas zu ihrer nähern und gewiſſern Bezeichnung hinzugeſetzt wurden, ſo daß ſie auf die hebräiſche Urkunde ſelbſt, und nicht auf die von vielen unternommene Ordnung und Ueberſetzung zu ziehen ſind: hatte Lucas Recht, eine ähnliche Arbeit zu unternehmen, nachdem er alles von Anbeginn erkundet hatte, d. i. nachdem er alles, was in der hebräiſchen Urkunde ſtand, gegen die mündlichen Erklärungen der Apoſtel, die er zu ſprechen Gelegenheit hatte, geprüft und durch ſie beſtätigt hatte.

§. 48.

Doch dem ſey wie ihm wolle: genug daß ſo viel gewiß iſt, daß Lucas ſelbſt die hebräiſche Urkunde, das Evangelium der Nazarener vor ſich gehabt, und wo nicht alles, doch das Meiſte in ſein Evangelium, nur in einer etwas andern Ordnung, nur in einer etwas beſſern Sprache übergetragen hat.

§. 49.

Noch offenbarer iſt es, daß Marcus, den man gemeiniglich nur für den Epitomator des Matthäus hält, blos daher dieſes zu ſeyn ſcheint, weil er aus eben derſelben hebräiſchen Urkunde ſchöpfte, aber vermuthlich ein minder vollſtändiges Exemplar vor ſich hatte. (*)

§. 50.

Kurz: Matthäus, Marcus, Lucas ſind nichts als verſchiedene und nicht verſchiedene Ueberſetzungen der ſo genannten hebräiſchen Ur-

---

(*) Daß er wirklich aus der hebräiſchen Urkunde unmittelbar geſchöpft, zeigt V, 41., wo er die eigentlichen chaldäiſchen Worte beybringt, deren ſich Chriſtus bey Erweckung der Tochter des Jairus bediente, welche weder Matthäus noch Lucas haben. Auch VII, 11. Corban.

Marcus ſoll der Dollmetſcher und vertraute Jünger des Petrus geweſen ſeyn. Daher kam es ohne Zweifel, daß er das wegließ, was Matthäus XIV, 28—31. von Petro erzählt. Hingegen iſt um ſo viel unbegreiflicher, warum er auch das nemliche weggelaſſen, was Matthäus von Petro erzählt, XVI, 17, ob er (Marcus) ſchon VIII, 33. beybehalten.

kunde des Matthäus, die jeder machte, ſo gut er konnte; ὡς ἠδύνατο ἕκαστος.

§. 51.

Und Johannes? — Ganz gewiß hat Johannes jene hebräiſche Urkunde gekannt, geleſen, und bey ſeinem Evangelio genützt: aber dem ohngeachtet iſt ſein Evangelium zu jenen nicht zu zählen, zu jener Nazareniſchen Klaſſe nicht zu rechnen; ſondern es macht allein eine Klaſſe vor ſich aus.

§. 52.

Die Meynung, daß Johannes ein bloßes Ergänzungsſtück zu den drey übrigen Evangelien ſchreiben wollen, iſt allerdings ungegründet (*) Man darf ihn auch nur leſen, um ein ganz anderes zu empfinden.(**)

§. 53.

Daß Johannes aber ſonach die übrigen drey Evangeliſten auch gar nicht gekannt, iſt eben ſo unerweislich als unglaublich.

§. 54.

Vielmehr, eben weil er die übrigen drey, und mehrere aus der Nazareniſchen Urkunde entſtandene Evangelia geleſen hatte, weil er ſahe, was dieſe Evangelia für eine Wirkung machten: fand er ſich gemüſſigt, ſein Evangelium zu ſchreiben.

§. 55.

Denn wir dürfen uns nur erinnern, von wem ſich das Evangelium der Nazarener eigentlich herſchrieb. Von lauter Leuten, die perſönlichen Umgang mit Chriſto gehabt hatten; die alſo von Chriſto, als Menſch, am überzeugteſten ſeyn mußten, und auſſer Chriſti eignen Worten, die ſie ſich getreuer in das Gedächtniß, als deutlich in den Verſtand geprägt hatten, nichts von ihm erzählen konnten, was nicht auch von einem bloßen, aber mit Kraft aus der Höhe ausgerüſteten wunderthätigen Menſchen hätte wahr ſeyn können.

§. 56.

Was Wunder alſo, daß nicht allein die Paläſtiniſchen Judenchriſten, denen der Name *Nazarener* vornemlich zukam, ſondern alle und jede Juden und Heiden, welche ihre Kenntniß von Chriſto mittelbar oder unmittelbar aus der Nazareniſchen Urkunde geſchöpft hatten, Chriſto von Seiten ſeiner Gottheit nicht genug Verehrung wiederfahren ließen?

(*) (**) Dieſe Zeichen, welche ſich im Originale befinden, beweiſen hinlänglich, daß zu dieſem Paragraph Anmerkungen kommen, welche ich aber nirgends finden können. Karl Leſſing.

§. 57.

Jene, ſelbſt in ihrem erſten Urſprunge betrachtet, hätten unmöglich auch noch das Moſaiſche Geſetz beybehalten wollen, wenn ſie Chriſtum für mehr als einen auſſerordentlichen Propheten gehalten hätten. Ja, wenn ſie ihn auch für den wahren verſprochenen Meſſias hielten, und ihn, als den Meſſias, den Sohn Gottes nannten: ſo iſt doch unſtreitig, daß ſie keinen ſolchen Sohn Gottes meynten, welcher mit Gott von gleichem Weſen ſey.

§. 58.

Wem dieſes von den erſten Judenchriſten einzuräumen zu bedenklich iſt, der muß wenigſtens zugeſtehen, daß die Ebioniten, das iſt, diejenigen Judenchriſten, welche ſich noch vor der Zerſtörung Jeruſalems, jenſeit des Jordans in Pella niederließen, und noch im vierten Jahrhundert kein ander Evangelium erkannten, als das hebräiſche Original des Matthäus, daß, ſag' ich, die Ebioniten, nach dem Zeugniſſe des Origenes, ſehr armſelig von Chriſto dachten, wenn es auch nicht wahr wäre, daß ſie von dieſer ihrer armſeligen Denkungsart gar ihren Namen bekommen hätten.

§. 59.

Eben ſo hielt Cerinthus, welcher zwar ein Jude, aber ſchwerlich ein Paläſtiniſcher Jude war, weil er unter die Gnoſtiker gerechnet wird, Chriſtum für nichts, als den ehelichen, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur von Joſeph und Maria erzeugten Sohn, weil er, oder daher er, entweder die hebräiſche Urſchrift des Matthäus, oder den griechiſchen Matthäus für das einzige Evangelium annahm. (*)

(*) Nach dem, was ich in der Anmerkung zu §. 44. angeführt, ſcheint es mir ſogar glaublich, daß er ſich eine eigne Ueberſetzung des hebräiſchen Originals gemacht, und alſo ſelbſt zu denen des Papias gehört, die den Matthäus ſo gut überſezt, als ſie gekonnt.

§. 60.

Das nemliche gilt vom Carpocrates, der gleichfalls, entweder weil er nur den Matthäus annahm, keine höhere Idee von Chriſto haben konnte, oder weil er von Chriſto keine höhere Idee haben zu dürfen glaubte, nur den Matthäus annehmen konnte.

§. 61.

Mit einem Worte: Rechtgläubige und Sektirer hatten alle von der göttlichen Perſon Chriſti entweder gar keinen oder einen ganz unrechten Begrif, ſo lange kein ander Evangelium vorhanden war, als die hebräiſche Urkunde des Matthäus, oder die aus ihr gefloſſenen griechiſchen Evangelia.

§. 62.

Sollte alſo das Chriſtenthum unter den Juden nicht als eine bloße jüdiſche Sekte wieder einſchlafen und verſchwinden; ſollte es unter den Heiden als eine beſondere, unabhängige Religion bekleiben: ſo mußte Johannes ins Mittel treten und ſein Evangelium ſchreiben.

§. 63.

Nur ſein Evangelium gab der chriſtlichen Religion ihre wahre Conſiſtenz: nur ſeinem Evangelio haben wir es zu danken, wenn die chriſtliche Religion in dieſer Conſiſtenz, allen Anfällen ungeachtet, noch fortdauert, und vermuthlich ſo lange fortdauern wird, als es Menſchen giebt, die eines Mittlers zwiſchen ihnen und der Gottheit zu bedürfen glauben: das iſt, ewig.

§. 64.

Daß wir ſonach nur zwey Evangelia haben, den Matthäus und Johannes, das Evangelium des Fleiſches und das Evangelium des Geiſtes, haben ſchon die alten Kirchenväter erkannt, und iſt eigentlich noch von keinem neuern Orthodoxen geleugnet worden.

§. 65.

Und nun hätte ich nur noch zu erklären, wie es gekommen, daß das Evangelium des Fleiſches von drey Evangeliſten gepredigt worden; wenn ich es nicht ſchon bereits erklärt habe. Denn genauer zu ſprechen, hätte ich nur noch zu erklären, warum unter vielen andern aus der Nazareniſchen Urkunde gefloſſenen griechiſchen Evangelien, die Kirche auſſer dem Matthäus, nur eben noch den Marcus und Lucas beybehalten; da die Urſache, welche Auguſtinus hiervon angiebt, wohl ſchwerlich befriedigen dürfte.

§. 66.

Ich will meine Meynung kurz ſagen. Marcus und Lucas wurden, nächſt dem Matthäus, von der Kirche beybehalten, weil ſie in vielen Stücken gleichſam die Kluft füllten, die zwiſchen dem Matthäus und Johannes liegt; und der eine ein Schüler des Petrus und der andere ein Schüler des Paulus geweſen war.

§. 67.

Das, ſag' ich, iſt meine Meynung, die eine hinlängliche Urſache angiebt, warum man die vier Evangeliſten zuſammen in faſt allen alten Abſchriften ſo und nicht anders geordnet hat. Denn daß ſie in eben der Ordnung der Zeit nach auf einander geſchrieben haben ſollten, iſt unerwieſen.

§. 68.

Nur den Beweis dieſer Meynung kann ich hier nicht führen, weil er durch Induction geſchehen muß, und ich die Beyſpiele nicht genug beyſammen haben kann, um eine dergleichen Induction zu einer Art von Demonſtration zu machen.*)

Gegen Maſcho.**)

Ich muß es nur bekennen, daß ich mir gleich anfangs vorgenommen, nicht das geringſte gegen die Fragmente ſchreiben oder auch gelegentlich erinnern zu laſſen, ohne ſofort meine Augen ſelbſt dabey zu haben.

Ich habe den Ungenannten, vermuthlich zwar nicht wider ſeinen Willen, aber doch ohne ſeinen Willen in die Welt gezogen. Alſo bin ich ihm meine Vorſprache ſchuldig: ſo oft Unwiſſenheit oder Stolz die Naſe über ihn rümpfen.

Ich habe ihn darum in die Welt gezogen, weil ich mit ihm nicht länger allein unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren; und ich bekenne, daß ich ſeinen Zuraunungen nicht immer ſo viel entgegen zu ſetzen wußte, als ich gewünſcht hätte. Uns, dachte ich, muß ein dritter entweder näher zuſammen oder weiter auseinander bringen: und dieſer dritte kann niemand als das Publikum ſeyn.

---

*) Ueber dieſe Schrift ſagt Karl Leſſing im theologiſchen Nachlaß S. 24

„Es ſind vier Handſchriften davon da. Eine in klein Folio; vermuthlich erſter Entwurf, den er davon gemacht, iſt am allerunleſerlichſten. Sie hat keinen Titel, aber eine kurze Anzeige deſſen, was er in dieſem Werke abhandeln wollen, die ſo lautet:

„**Inhalt:**

„**Erſt** wird die Hypotheſe in planen trockenen Worten vorgetragen.
„**Sodann** werden die kritiſchen Beweiſe derſelben und alles, was darauf „geführt, dargelegt.
„**Worauf** der Vortheil, welchen dieſelbe in **Begreiflichmachung** verſchiedener Schwierigkeiten und genauerer Erklärung ſtreitiger Schriftſtellen haben möchte, gezeigt und mit Unterwerfung einer nähern „Prüfung geſchloſſen wird.

Das 2te Manuſcript davon, in groß Oktav und gebunden, hat den Titel: **Hypotheſe über die Evangeliſten als blos menſchliche Geſchichtſchreiber betrachtet. Wolfenbüttel. November 1777. angefangen.** Auf jedem Blatte ſteht nur ein Paragraph; der übrige Raum iſt zu den Anmerkungen gelaſſen, deren ſich auch einige finden.

Das 3te iſt in Quart, nur von drey Bogen, fängt ſich an: **Umriß der Hypotheſe**, und geht bis auf §. 33. So weit es reicht, iſt alles beſſer darinn ausgeführt: nur ſind die Anmerkungen, die ſich in den beyden erſten befinden, ganz weggelaſſen.

Das 4te iſt ſehr gut geſchrieben, mit Anmerkungen, und ſcheint wohl, es habe ſo in die Druckerey abgeſchickt werden ſollen. Leider aber iſt es nur ein Bogen in Oktav mit den erſten ſechs Paragraphen. Die Vorrede dazu nebſt dem Titel, wie ich ihn angeführt, iſt auf einem beſondern Bogen."

**) Theologiſcher Nachlaß S. 29.

Ich verliere alſo für mich ſelbſt alle den Nutzen, den ich durch die Aufführung eines ſo lichtſcheuen Gaſtes mir verſprach, wenn ich nicht auf jedes Wort, auf jede Miene aufmerkſam bin, mit welcher man ihn empfängt. Ich muß jeden fragen, der über ihn ſtutzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erſchrickt, oder über ihn poltert: wie verſtehen Sie das? Wie beweiſen Sie das?

Ja, ich bin ſtolz genung zu glauben, daß da, wo ich Belehrung brauche oder finde, auch andre derſelben nicht ermangeln dürften. Ich halte mich kein Haar beſſer, als irgend einen Menſchen in der Welt: aber ich habe auch keine Urſache, mich für ſchlechter zu halten, als irgend einen. Ich kann fehlen, wie andre: aber andre können auch fehlen, wie ich. Und wenn ja gefallen ſeyn muß: ſo will ich lieber über meine eigne Beine zu Boden ſtraucheln, als zu Boden geriſſen werden.

Mit dieſer erneuerten Vorſtellung ergriff ich alſo auch des Herrn Maſcho Vertheidigung der geoffenbarten chriſtlichen Religion — Bey der erſten flüchtigen Durchblätterung ſchien es mir, als müßte der Titel vielmehr heißen: Vertheidigung der geoffenbarten chriſtlichen Religion des Herrn Maſcho. Ich will ſagen, daß mir Herr Maſcho ein wenig zu viel ſeine chriſtliche Religion zu vertheidigen geſchienen. Aber das ſchien mir wohl auch nur ſo.

Alſo zu einer zweyten bedächtlichen Lektüre mit der Feder in der Hand! Was ich dabey auf das Pappier werfe, ſey unmittelbar an ihn gerichtet, nicht als Brief, ſondern als Stoff zu kleinen Briefchen an ihn.

1ter Brief.

Mein Herr,

Ich freue mich herzlich einen Mann in Ihnen zu finden, deſſen Denkungsart mir in ſo vielen Stücken ſo wohl behagt. Mit Ihnen verlohnt es ſich der Mühe zu ſprechen.

* * *

7.

Zu Maſchos eigner Religion und ſeiner Denunciation an Götzen.

Wenn es nur möglich wäre, daß man der Welt ein ächtes Chriſtenthum beybringen könnte S. XIII. der Vorrede zum 1ten Stück.

Was vor 50—60 Jahren in den menſchlichen Lehrbüchern ſtand, war nicht ihre Religion S. XV. ebendaſelbſt.

Er macht dem Ungenannten ein Verbrechen daraus, von den Neuerungen in der Religion nichts gewußt zu haben, oder ſich wenigſtens ſo geſtellt zu haben S. 3. 4. des 1ten Stücks.

Er verwirft das Buxtorfiſche Syſtem der Inſpiration: ohne uns zu ſagen, wie weit ſich nun die Inſpiration erſtrecke.

Müſſen wir nicht aus einzeln Worten alle unſre Glaubenslehren nehmen? Und wenn Worte nicht inſpirirt ſind, worauf beruhen denn unſre Glaubenslehren? —

Die Bibel enthält eine göttliche Offenbarung und die Bibel iſt eine göttliche Offenbarung, ſind nicht ſynonymiſche Ausdrücke.

Sein Vortrag wird manchem Leſer völlig fremd und unerhört ſeyn S. 82. —

Das große Pfingſtwunder? —

Von dem Unterſchiede der mündlichen und ſchriftlichen Offenbarung nach meiner Idee S. 202.

Ueber die Apoſtoliſchen Wundergaben S. 234.

Unterſchied des Buchſtaben und des Geiſtes S. 249.

Wider die übertriebenen Begriffe der Inſpiration S. 258. 271.

Barbarus Antibarbaro

d. i.

G. Ephr. Leßing

an den

Herrn George Chr. Silberſchlag.

Erſter Brief.

Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis.
Ovid. *)

Mein Herr,

Barbaren haben die Philoſophie erfunden. Von Barbaren ſchreibt ſich die wahre Religion her. Wer ſollte nicht gerne ein Barbar heiſſen wollen?

Barbaren hieſſen alle Völker, die nicht Griechen waren. Alſo muß ein Anti-Barbar und ein Grieche einerley ſeyn. Aber ein Grieche und ein Heide war bey den erſten Chriſten einerley. Wer ſollte vollends nicht gern ein Barbar heiſſen wollen?

Doch das ſind die Barbaren nicht, die Sie meynen. Sie meynen Menſchen voll grober Unwiſſenheit und eben ſo groben Sitten; Menſchen, dergleichen mein Ungenannter einer.

Bin ich aber wohl nicht ſtolz, wenn ich mir einbilde, daß der Barbar, deſſen Anti zu ſeyn Sie mit ſo vieler Beſcheidenheit ſich annehmen, ich eben ſowol bin, als der Ungenannte?

Sie ſelbſt ſind es, mein Herr, der mich ſo ſtolz zu ſeyn berechtigt. Nur ein Barbar konnte unter den Schriften der mir anvertrauten Bibliothek ſo abſcheulich wählen. Nur ein Barbar kann ſolche Fragmente auf dem Boden der Litteratur gewachſen zu ſeyn vorgeben. Nur ein Barbar — Kurz, ich bin ſtolz, ein Barbar zu heiſſen, und das iſt ſchon Beweiſes genung, daß ich ein Barbar bin.

Nur in einem Stücke möchte ich das nicht ſeyn, was Sie, mein Herr, zu Barbaren machen. Sie machen die Barbaren ſo gar ſtolz, daß ſie ehrliche Leute ſeyn können, und Sie ſagen es ſehr deutlich, daß ich und der Ungenannte ſicherlich keiner ſind.

---

*) Theologiſcher Nachlaß S. 31.

Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft.

Ein zweytes Schreiben an den Herrn Direktor Schumann in Hannover.

Braunſchweig, 1778.[*]

Mein Herr,

Lieber wollen wir einander weder beſtechen, noch zum beſten haben. — Ich entſage daher gleich Anfangs allen verbindlichen Wendungen, ſo wie aller Ironie, womit ſie Ihrer Antwort einen ſo hohen Geſchmack zu geben, bedacht geweſen. Traun, welche trefliche Ironie, mir ſelbſt Ironie anzudichten!

Nur ſchweigen kann ich nicht ganz: ob Sie ſchon drohen, mir das lezte Wort zu laſſen.

Ich nehme dieſe Demüthigung in Voraus hin; und will mich gern in dieſem zweyten Schreiben darnach richten: ſo daß ich Ihnen nur mit Dingen nochmals beſchwerlich falle, auf welche keine Antwort mir auch eine Antwort ſeyn wird; mit allem übrigen aber, wo es mir um eine genauere Belehrung zu thun iſt, mich an ſonſt jemand wende, der mehr Zeit und mehr guten Willen hat, mich zu unterrichten, als Sie, zu haben, mir zu meinem Leidweſen verſichern.

Was mich indeß hierüber noch einigermaßen tröſtet, iſt dieſes, daß ich Ihnen aufrichtig bekennen muß, wie ich weit mehr Stoff zu neuem Nachdenken in Ihrer Antwort erwartete. Dafür haben Sie mich nur an alte verwirrte Begriffe wieder erinnert, die ich, mir ſchon längſt zu größerer Deutlichkeit gebracht zu haben, überzeugt bin.

Auch habe ich mich über manche Misdeutung, über manche Entnervung meiner Meynung zu beklagen. Vorſetzlich wird gewiß keine geweſen ſeyn: und doch war mein Ausdruck ſo diffus auch nicht, daß man leicht den Sinn unter den Worten verlieren könnte.

Ich hätte vielmehr mit geringer Mühe aus meinem Bogen ein

---

[*] Theologiſcher Nachlaß S. 155. „Davon iſt erſt ein Entwurf da; dann ein paar Anfänge des Briefes, die in der Hauptſache zwar immer einerley, in der Wendung aber und dem Ausdrucke verſchieden ſind. Endlich fehlt das Manuſcript, nach dem vermuthlich hat gedruckt werden ſollen.“ Karl Leſſing.

Büchlein, aus dem Pamphlet ein Werk machen können. Aber ich dachte, wer keinen Bogen lieſet, lieſet noch weniger mehrere Bogen; und die Wahrheit, die man auf Einem Bogen nicht ſagen und erweiſen kann, iſt wohl nicht weit her; — oder iſt vielmehr zu weit her.

Freylich aber kann ich nicht in Abrede ſeyn, daß es leider meine eigenſinnige Art iſt, von der unerheblichſten Kleinigkeit am liebſten auszugehen, wenn ich durch ſie mich am geſchwindeſten mitten in die Materie verſetzen kann. Eine ſolche unerhebliche Kleinigkeit iſt mir ſodann gleichſam der niedrige, elaſtiſche Punkt, auf welchem ich mein Tempo nehme. Doch das Tempo iſt nicht der Sprung: und wer ſein Auge nur auf mein Tempo heftet, der kann mich eben ſo wenig ſpringen ſehen, als er vermuthlich mag. Denn er iſt vermuthlich ſelbſt ein Springer; und will nur kunſtmäßig beurtheilen, ob ich mein Tempo nicht zu weit, oder nicht zu kurz genommen habe. Der Sprung an und für ſich iſt ihm ein Nichts: den kann er auch; den kann er beſſer.

Alſo recht wohl: die Stelle des Origenes war Ihnen nur „ein „unſchuldiges Pförtchen, wodurch Sie mit einiger Manier auf die „Laufbahn treten wollten.“ Aber wenn ſie Ihnen ein Pförtchen war: warum darf ich denn auf dieſem unſchuldigen Pförtchen nicht mein Tempo nehmen? Weil dieſes Pförtchen ganz überflüßig iſt? Kann wohl ſeyn. Weil dieſes Pförtchen nicht feſt genung ſtehet? Ich hätte geglaubt, auch ein unſchuldiges Pförtchen müßte vor allen Dingen feſt ſtehen. Weil der Stoff dieſes Pförtchens zu viel oder zu wenig prellet? — Das wäre etwas. Das hätte ich allerdings genauer unterſuchen müſſen. Dafür könnten weder Sie noch ihr unſchuldiges Pförtchen.

Wie? Ich ſollte alſo nicht gewußt haben, wie weit die Stelle des Origenes trägt? Ich ſollte die ganze Elaſticität derſelben in der Grundſprache nicht gehörig erwogen haben?

Laſſen Sie uns doch dieſes, mein Herr, einen Augenblick genauer unterſuchen. Und nur dieſes allein. Denn alles übrige, von dem Sie ſagen, daß es Sie eigentlich nichts angehe, haben Sie auch wirklich ſo beantwortet, als ob es Sie nichts angehe; und wenig erhellet daraus deutlicher, als daß wir über dergleichen Dinge nicht ſtreiten müſſen. *Wir* nicht! Nur über die Stelle eines Kirchenvaters, nur über die wahre Meynung derſelben, wollen wir uns hoffentlich wohl noch verſtehen.

Alſo, mein Herr: warum Sie den Origenes nicht ausreden laſſen, begreife ich noch jezt nicht. Sie verſichern zwar, den Ausdruck des Origenes in der engern Bedeutung des Apoſtels genommen zu haben. Aber ich fürchte ſehr, daß Ihnen die engere Bedeutung des Apoſtels noch mehr zuwider iſt, von der ich nicht einmal einſehe, warum ſie die engere heiſſen ſoll.

Denn wenn Paulus zu den Corinthern ſagt, *Mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menſchlicher Weisheit, ſondern in Beweiſung des Geiſtes und der Kraft;* und wir unter der Beweiſung des Geiſtes den Beweis aus Weiſſagungen, ſo wie unter der Beweiſung der Kraft den Beweis aus Wundern, mit dem Origenes verſtehen ſollen und müſſen: glauben Sie wohl, mein Herr, daß Paulus dabey nichts anders gethan hat, als was Sie ohngefähr in Ihren Blättern von der Evidenz dieſer beyden Beweiſe geleiſtet haben? Glauben Sie wohl, daß er ſich begnügte, die einige Anwendung der Weiſſagungen des A. T. auf Chriſtum, von deren Priorität man damals noch ganz anders überzeugt ſeyn mußte, als man jezt überzeugt ſeyn kann, zu zeigen, zu erhärten? Glauben Sie wohl, daß er ſich begnügte, die Wunder, die Chriſtus gethan hatte, zu erzählen, deren Glaubwürdigkeit zu einer Zeit, als noch ſo viele Augenzeugen am Leben waren, doch wohl um vieles größer ſeyn mußte, als ſie jezt iſt, da wir gar nichts davon wiſſen würden, wenn ſie nicht in Einem Buche ſtünden? Glauben Sie wohl?

Ich bilde mir ein, mein Herr, Sie möchten ſo etwas, wodurch die Predigt Pauli Ihren Blättern ſo ganz ähnlich würde, ſehr gern glauben: wenn nur nicht in dieſem nemlichen Buche gar zu deutlich ſtünde, daß Paulus ſich noch auf mehr verſtanden habe, als auf bloßes Vernünfteln; wenn es, dieſem nemlichen Buche zufolge, nur nicht gar zu unläugbar wäre, daß Paulus ſelbſt weiſſagen können, daß Paulus ſelbſt Wunder gethan; wenn man nur dieſes nemliche Buch gar nicht müßte geleſen haben, um nicht zu wiſſen, daß ſich Paulus eben dadurch, daß er ſelbſt weiſſagen können, und dadurch allein als den Mann erwies, der es am beſten einſehen können, was Weiſſagungen und erfüllte Weiſſagungen ſind. — daß ſich Paulus eben dadurch, daß er ſelbſt Wunder that, und dadurch allein als den Mann erwies, der vollkommen glaubwürdig war, wenn er von den Wundern ſeines Meiſters ſprach.

Hat nun Paulus, nicht durch Vernünfteln über Weiſſagung und Wunder, nicht durch πειθοις ἀνθρωπινης σοφιας λογοις, nicht durch *vernünftige Reden menſchlicher Weisheit,* ſondern durch eigne Weiſſagungen, durch eigne Wunder dasjenige beſtärkt, was er von den in Chriſto erfüllten Weiſſagungen, von den durch Chriſtum und an Chriſto geſchehenen Wundern predigte: ſo ſtehet freylich Origenes, der ſich ſelbſt keiner übernatürlichen Gaben rühmte, ſchon weit unter dem

Paulus; und der Beweis aus Weiſſagungen und Wundern in dem Munde des Origenes, hatte ſeine Stärke ſchon um ein großes, aber doch nicht gänzlich verlohren. Denn jene übernatürliche Gaben, ob ſie gleich Origenes nicht hatte, hatten doch noch andre fromme Chriſten zu ſeiner Zeit; und der Beweis, wovon jene übernatürliche Gaben der Beweis waren, war folglich im Grunde noch eben derſelbe, und konnte nur ſeltener in ſeiner völligen Stärke geführt werden.

Ich ſage; der Beweis des Geiſtes und der Kraft, wie ihn Origenes führte, war im Grunde eben derſelbe, wie ihn Paulus geführt hatte. Keiner von beyden hat ihn in einem engern oder weitern Verſtande geführt: und es iſt ſo wenig wahr, daß ihn der Apoſtel in einem engern Verſtande geführt habe, daß vielmehr, wenn ja ein Unterſchied gemacht werden ſollte, der engere Verſtand dem Origenes beygelegt werden müßte. Denn Origenes ſchon, weil die Wundergaben nicht mehr in ihrem vollen alltäglichen Glanze herrſchten, weil nur noch Fußtapfen und Spuren davon unter frommen Chriſten übrig waren, mußte ſich mehr auf die blos erzählten Wunder zurückwerfen, wenn er mit ſpöttiſchen Feinden der chriſtlichen Religion zu thun hatte. Und doch hat er ſich nie ſo ſehr darauf zurückgeworfen, daß er nicht mit deutlichen Worten geſagt. — — — — — —

Ueber die von der Kirche angenommene Meynung, daß es beſſer ſey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in ſeiner Sprache nicht geleſen würde,

gegen Herrn Hauptpaſtor Göze zu Hamburg. *)

Eingang.

Bey Gelegenheit der nähern Prüfung, welche der Reichshofrath über Bahrdts neueſte Offenbarungen Gottes zu verhängen, nöthig gefunden, und die noch bis dieſe Stunde zu keiner wirklichen Unterdrückung dieſes Buchs gediehen, indem die Exemplare deſſelben nur einſtweilen bey Seite geſchaft worden: iſt mir im 1ten Stücke des Anti-Göze folgende Stelle entfloſſen.

---

*) Theologiſcher Nachlaß S. 163.

„Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doktor der Theologie hat? Wenn es jezt keinem Doktor der Theologie erlaubt ſeyn ſoll, die Bibel aufs neue ſo zu überſetzen, wie er es vor Gott und ſeinem Gewiſſen verantworten kann: ſo war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich ſetze hinzu, ſo war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu überſetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit: nemlich gegen die, daß es beſſer ſey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in ſeiner Sprache nicht geleſen werde. Den Ungrund dieſes von ſeiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erſt erweiſen; er mußte die Wahrheit des Gegenſatzes erſt erfechten; er mußte ſie als ſchon erfochten vorausſetzen, ehe er ſich an ſeine Ueberſetzung machen konnte. Das alles braucht ein itziger proteſtantiſcher Ueberſetzer nicht. Die Hände ſind ihm durch ſeine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundſatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in ſeiner Sprache leſen dürfe, leſen müſſe, nicht genung leſen könne. Er thut alſo etwas, was ihm niemand ſtreitig macht, daß er es thun könne: anſtatt daß Luther etwas that, wobey es noch ſehr ſtreitig war, ob er es thun dürfe. — Das iſt ja ſonnenklar. — Kurz, Bahrdts, oder eines andern Itztlebenden Ueberſetzung verdammen, heißt der Lutherſchen Ueberſetzung den Proceß machen: wenn jene auch noch ſo ſehr von dieſer abgehen. Luthers Ueberſetzung gieng von der damals angenommenen Ueberſetzung auch ab; und mehr oder weniger, darauf kömmt nichts an.

Dieſe Stelle, ſagt der Hauptpaſtor Göze,(*) ſey ein bloßes Gewäſche. — Aber ſeine Widerlegung dieſes Gewäſches? was iſt denn die? — Ohne Zweifel ein Meiſterſtück von Präciſion, von geſunder Logik und litterariſchen Kenntniſſen. —

Das wird aus folgender Erörterung näher erhellen, die ich in zwey Abſchnitte zu theilen, für gut finde. Der erſte ſoll die Antitheſin des Herrn Hauptpaſtors überhaupt beleuchten. Der zweyte ſoll meine Theſin mit allen den Beweiſen unterſtützen, die ſeine Unwiſſenheit abzuleugnen ſich erdreiſtet hat. — Ich will eine Schrift, die freylich nur beſtimmt iſt, die Blöße eines Mannes auch hier aufzudecken, wo man ſeine ganze Stärke vermuthen ſollte, ſo lehrreich zu machen ſuchen als möglich.

(*) Leſſings Schwächen. Zweytes Stück, S. 99. u. f.

Univ. Bibl. München

Erſter Abſchnitt.

Hier iſt des Herrn Hauptpaſtors Widerlegung von Wort zu Wort. — Erſt will ich blos durch kleine Einſchiebſel ſie hier und da unterbrechen; und ſodann in ausführlichen Anmerkungen nachholen, was ich, ohne allzugroße Auseinanderrückung des Textes, ſo einſchieben nicht konnte. Jenes giebt wieder eine Art von Dialog, die ich, als der Erfinder derſelben, den Kanzeldialog zu taufen, mir die Freyheit genommen habe. — Der Herr Hauptpaſtor hat im feyerlichſten Pompe ſeinen Ort beſtiegen: und ich, der arme Sünder, ſtehe unter demſelben. Er ſpricht, und ich horche. Er ſchwadroniert, und ich denke mir mein Biſchen dabey. Alſo

1) Dialog und nicht Dialog.

Er. „Nun wenn das kein Gewäſche iſt —

Ich. Obige meine Worte nemlich.

Er. „ſo weiß ich nicht, was ſonſt dieſen Nahmen führen könnte.“

Ich. Ich will auch nichts voraus wiſſen.

Er. „So etwas in die Welt hineinſchreiben zu können, und dabey doch auf die Diktatur in der Kirche ſelbſt und der gelehrten „Welt Anſpruch machen, ja, dabey nur Bibliothekar in Wolfenbüttel „ſeyn, das iſt zu viel.

Ich. Ich danke Gott herzlich, daß ich nicht mehr bin. Und wer wenigſtens nächſt mir, auf die Diktatur in der Lutherſchen Kirche Anſpruch macht, laſſe man ſich von Semlern ſagen.

Er. „Herr Leßing ſezt hier zum Grunde, daß Luther, durch „Unternehmung einer neuen Ueberſetzung der Bibel, eigenmächtig „gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit gehandelt habe, „nemlich gegen die, daß es beſſer ſey, wenn die Bibel von dem „gemeinen Manne in ſeiner Sprache nicht geleſen würde. Und „das weiß Herr Leßing ſo gewiß, daß er es auch nicht einmal nöthig „findet, davon den geringſten Beweis zu geben.

Ich. Weil ich glaubte, daß es jeder Gelehrte eben ſo gewiß wiſſe. Weil mir nicht alle Augenblicke einfällt, was wohl der Herr Hauptpaſtor Göze nicht wiſſen könnte, der doch auch ein Gelehrter ſeyn will.

Er. „Ich weiß es, daß mehrere Gelehrte dieſe abgeſchmackte „Meynung angenommen haben, aber nur ſolche, welche in der gelehrten Geſchichte der Bibel offenbare Idioten ſind.

Ich. Das wäre ein Troſt, — und wäre auch kein Troſt für mich! Denn darf ein Bibliothekar wohl ein offenbarer Idiote in der gelehrten Geſchichte irgend einer Wiſſenſchaft, irgend einer Art von Kenntniſſen ſeyn? — Er möchte mich doch gar zu gern, der liebe freundſchaftliche Herr Hauptpaſtor, von meinem kleinen Aemtchen verdrängen! — Nun ſoll ich ihm auch das nicht einmal haben, was mir andre gute Freunde nur geben. Nicht einmal Geſchichte der Gelehrſamkeit! Nicht einmal Bücherkunde!

Er. „Hr. Leßing mag nun ſo geringſchätzig von der Bibel urtheilen, als er will; ſo behauptet doch dieſelbe immer unter den merkwürdigen Büchern den erſten Platz, und ich ſollte glauben, daß eine „ſolche Unwiſſenheit in dieſem Fache, als Hr. Leßing hier zu meinem „Erſtaunen zu Tage legt, niemand weniger kleide, als einen Vorſteher eines ſolchen Bücherſchatzes —

Ich. Ja, ja; ich ſoll fort, ich ſoll fort. Der Hr. Hauptpaſtor hat bereits einen andern an meine Stelle; einen Candidatum Reverendi Miniſterii, der ihm alle Wochen ſeine Bibliothek abſtaubet, und der es in dieſer, in dieſer gelernt hat, was die rechten raren Bücher ſind.

Er. — „eines ſolchen Bücherſchatzes, deſſen erſter Durchlauchtigſter Stifter ein ſo großer Verehrer der heiligen Schrift war, und „weder eigenhändigen Briefwechſel, noch Mühe, noch Koſten ſcheuete, „um ſeine Bibliothek mit den koſtbarſten und ſeltenſten Ausgaben „derſelben in allen Sprachen zu bereichern, ſo daß auch Conring „wußte, daß er demſelben eine beſondre Freude machte, wenn er in „ſeiner Epiſtola gratulatoria auf den 88ten Geburtstag deſſelben, „die vornehmſten Stücke davon nahmentlich anführte, und dem Herzoge zum Beſitze derſelben, beſonders Glück wünſchte: —

Ich. Gottes Wunder! Wo der Mann alle die geheime Nachrichten von unſrer Bibliothek her hat! Ich muß geſtehen, ich leſe und höre ſo etwas heute, den 18. Julius 1778. zum erſtenmale. — Aber, allwiſſender Mann, ich bitte Sie, wozu alles das hier?

Er. — „als dem Vorſteher eines Bücherſchatzes, welcher durch „den Zuwachs der zahlreichen und vortreflichen Bibelſammlung der „Hochſeligen Herzogin Maria Eliſabeth Sophia einen ſolchen Vorrath in dieſem Fache erhalten hat, daß nun die Wolfenbüttelſche „Bibelſammlung unſtreitig in Deutſchland die erſte iſt.

Ich. Noch mehr? Barmherzigkeit! Ich vergehe vor Schaam, daß ich allein nicht weiß, was die ganze Welt von unſerer Bibliothek weiß. — Aber nochmals Hr. Hauptpaſtor, nochmals: wozu alles dieſes hier? Warum beſchämen Sie mich eben hier ſo? — Ich kann doch nimmermehr glauben, daß Sie mich damit auf alle die Bibel-Ueberſetzungen in gemeine europäiſche Sprachen verweiſen wollen, die ſchon vor Luthers Zeiten im Drucke waren? Wer leugnet die? Welcher Auctionator, welcher Händler mit alten Schwarten kennt die nicht? Aber was haben die mit meiner Behauptung zu thun? Ich behaupte, daß es eine ſchon vor Luthers Zeiten von der Kirche angenommene Wahrheit geweſen, daß es beſſer ſey, wenn der gemeine Mann die Bibel in ſeiner Sprache nicht leſe: und Sie um das zu widerlegen, wüßten mir nichts entgegen zu ſtellen, als die damals ſchon gedruckten nahmenloſen Ueberſetzungen, welche ſich in den Händen des gemeinen Mannes gar nicht befanden, und welche die Kirche da ſo fern ließ, weil, wenn ſie auch in den Händen des gemeinen Mannes geweſen wären, ſie dennoch keinen Schaden anrichten konnten, indem ſie alle aus der Vulgata genommen, und zum Theil mit Anmerkungen geſpickt waren, die allem eigenen Raiſonnement den Weg abſchnitten? — Ich weiß freylich, Hr. Hauptpaſtor, daß Sie eine wunderbare Gabe haben, herzlich albern zu ſchließen: aber ſo gar albern! — Nein; ehe ich ſo verächtlich von Ihnen urtheile, muß ich Sie doch nur erſt aushören. Vielleicht wollen Sie noch ganz wo anders hinaus.

Er. „So lange alſo Hr. Leßing dieſe Stelle bekleidet, wird die „Bibliothek in dieſem Felde wohl wenig Thaten thun, und nichts wei„ter als ein prächtiges Bibelgrab bleiben.

Ich. Das erwäge doch ja mein gnädiger Herr, des regierenden Herzogs von Braunſchweig Durchlaucht, und ſchicke mich je eher je lieber zum Guckguck! — Indeß doch, Hr. Hauptpaſtor; wer weiß? — Ich ziehe Sie wohl auch gar am Ende dieſer Erörterung bey Seite, und laſſe Sie wohin gucken, wohin ich eben ſonſt nicht einen jeden gern gucken laſſe.

Er. „Ich erſuche denſelben, mich hier nicht als ein hungriges „Pferd, ſondern als einen lehrbegierigen Schüler anzuſehen.

Ich. Fiat, wie gebeten. — Aber es giebt gleichwohl lehrbegierige Schüler, die am Ende doch nichts weiter als hungrige Pferde ſind; die nur lernen um zu eſſen; die, wenn ſie durch ihr Erlerntes endlich zu eſſen bekommen haben, lieber eſſen und eſſen, als anders lernen und mehr lernen.

Er. „Ich verſpreche, ihn auf der andern Seite nie unter dem „niedrigen Bilde eines Stallknechts, der nur Heu auf die Raufe tra„gen ſoll, ſondern unter dem ehrwürdigen Bilde meines Lehrers zu „betrachten und mir diejenigen Schriften anzuweiſen, in welchen —

Ich. Einen Augenblick Geduld! — Was ſchnacken Sie? — „Ich verſpreche ihn als [illegible] Lehrer zu betrachten, und mir diejenigen Schriften anzuw[illegible] — Wenn das zuſammenhängt, kann es nur in Ihrem Kopfe zuſammenhängen. — Wie mag der Mann predigen, wenn er ſo ſchreibt! Wenn ſeine Feder ſo ſtolpert, was mag ſeine Zunge thun! — doch nur weiter. Es wird ſich ja doch wohl noch errathen laſſen, was er will.

Er. „und mir diejenigen Schriften anzuweiſen, in welchen ich „den Beweis des, von ihm mit ſo großer Autorität dahin geworfenen „Satzes: daß es zu Luthers Zeiten eine von der Kirche angenommene Wahrheit geweſen, daß es beſſer ſey, wenn die „Bibel von dem gemeinen Manne in ſeiner Sprache gar nicht „geleſen würde, finden könnte.

Ich. Nur das? Nur das ſoll ich thun, damit er mich künftig unter dem ehrwürdigen Bilde ſeines Lehrers betrachte? Weiter nichts? — Nun ſo merken Sie auf, ſenex ABCdarie! die Schriftſteller, welche ex profeſſo erwieſen haben, daß jene Wahrheit nicht blos eine erſt zu Luthers Zeiten von der Kirche angenommene Wahrheit geweſen, ſondern daß die Kirche von Anfang an, ſie nicht anders als erkennen und befolgen müſſen, ſind: Hoſius, Lizet, Roter, Staphylus, Ledesma, Poncet — Haben Sie genung? In der Anmerkung (a) können Sie nähere Nachricht von ihnen einziehen.

Er. „Ich vermuthe, daß es eben die Schriften ſeyn werden, „in welchen der Beweis für die von dem Hrn. D. Semler angenommene Meynung, daß die ganze römiſche Kirche vor der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung, die Vulgata für authentiſch gehalten „und verlangt habe, daß ſogar die Grundtexte nach derſelben geändert werden müßten, befindlich ſind.

Ich. Sie vermuthen nicht glücklich, und ihr Triumphchen, das Sie über D. Semlern dort wollen erhalten haben, verlohnt ſich wohl der Mühe, daß Sie ſo damit prahlen.

Er. „Daß dieſer Satz in der Tridentiniſchen Kirchenverſamm- „Seſſ. IV. 7. angenommen worden, aber mit der Einſchränkung, „daß der Biſchof, Inquiſitor, Parochus oder Beichtvater, das Recht „haben ſollte, die Erlaubniß die von katholiſchen Verfaſſern in die „Landesſprachen überſezten Bibeln, ſolchen Perſonen zum Leſen zu „ertheilen, von welchen ſie verſichert wären, daß dieſelben am Glauben und an der Gottſeligkeit dadurch keinen Schaden nehmen würden, das weiß ich: —

Ich. Das weiß er! das weiß er! Nun ſo weiß er denn auch hier eine große Falſchheit! eine große Lüge! So zeigt er denn auch hier eine Unwiſſenheit, wie nur immer eine den Nahmen eines lutherſchen Prädicanten bey gelehrten Katholicken ſtinkend gemacht hat! denn offenbar iſt es, offenbar, daß er die Verhandlungen der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung nie ſelbſt kann geleſen haben. Auch nicht einmal nachgeſchlagen kann er ſie haben, in dem Augenblicke, da er ſich ſo vermeſſen auf ſie beziehet. Das Allegat Seſſ. IV. 7. iſt handgreiflich, Gott weiß aus welchem lutherſchen Tröſter, oder aus welchem alten Hefte irgend eines Collegiums abgeſchmiert, das er einmal auf der Univerſität über Chemnitii Examen Concilii Tridentini mag gehört haben. Denn bey dem nur iſt der Stoff der 4ten Seſſion in acht Sectionen abgetheilt, wovon die 7te de verſione ſeu translatione ſcripturae in alias linguas handelt. In der Urſchrift des Conciliums ſelbſt enthält die 4te Seſſion nur zwey Dekrete, in deren zweyten das ſtehen müßte, was er ſo unverſchämt daraus anführt. Aber man glaube ja nicht, daß alſo der beleſene Hr. Hauptpaſtor nur eine 7 anſtatt einer 2 drucken laſſen. Er würde ſich ſehr freuen, wenn ich eine ſolche Lumperey zu rügen im Stande wäre. Nein; ſein Pudel iſt der, daß der ganze Satz, von welchem er ſagt, daß ihn die Tridentiniſche Kirchenverſammlung am angeführten Orte angenommen habe, weder an dem angeführten Orte, noch ſonſt wo in den Dekreten der Kirchenverſammlung vorkömmt. Es wird nirgends darinn der Ueberſetzung der Bibel in gemeine lebendige Sprachen mit einer Sylbe gedacht; und es iſt ſo wenig wahr, daß ſich die Väter des Conciliums wegen der Schädlichkeit ſolcher Ueberſetzungen, erſt auf dem Concilio vereinigten, daß ſie vielmehr in feſter Ueberzeugung von derſelben auf das Concilium ſchon kamen. Von dem einzigen Kardinal Madruccio könnte es ſcheinen, daß er andrer Meynung geweſen ſey. Doch wenn man die Stelle des Pallavicini von ihm etwas genauer erwägt: ſo iſt auch dieſe mehr für mich als wider mich (b) — Aber, wird man fragen, wie kam es denn gleichwol, daß der Herr Hauptpaſtor einen ſolchen Bock ſchoß? Er weiß nicht allein, daß die Tridentiniſche Kirchenverſammlung mehrgedachten Satz zuerſt angenommen: er weiß ſogar, mit welcher Einſchränkung ſie ihn angenommen habe. Das alles kann er ſich doch nicht aus den Fingern geſaugt haben. — Das nun freylich nicht. Freylich hat er lauten hören: nur zuſammenſchlagen hat er nicht gehört. Denn kurz: die Deputation, welche das Concilium, zufolge der 18ten Seſſion, zu Unterſuchung der verdächtigen Bücher niederſezte, hat er für das Concilium ſelbſt genommen; die allgemeinen

Regeln, welche dieſe Deputation ihrem Indici librorum prohib. vorſezte, hat er für Dekrete des Conciliums gehalten; die vierte dieſer Regeln hat er, ſo wie es in ſeinem Tröſter oder in ſeinem Hefte ſtehet, nach Seſſ. IV. 7. verlegt, weil vermuthlich ſein Profeſſor ſelliger an dieſer Stelle, dieſer Regel gedachte.(c) Weiter nichts? Das laßt mir den Mann ſeyn, der ſich rühmen darf, einen Sieg über Semlern erhalten zu haben! So ein Quidproquo paßt treflich zu jenen Lorbeern!

Er. — „aber ich weiß auch, daß dieſer Saz nicht vom Concilio „ſelbſt förmlich confirmirt worden, ſondern erſt ſeine Beſtätigung von „den Päbſten Pius IV. und Clemens VIII. erhalten.

Ich. Wie könnte denn etwas, das ſchon Seſſ. IV. 7. ſtehen ſoll, von dem Concilio nicht confirmirt ſeyn? Etwa darum, weil das zweyte Dekret dieſer Seſſion kein Anathema hat, womit der Herr Hauptpaſtor alle ſeine Behauptungen zu verſiegeln pflegt? Und was ſoll denn überhaupt die förmliche Confirmation des Conciliums heiſſen, in ſofern ſie der päbſtlichen Beſtätigung entgegen geſezt wird? hat denn das Concilium irgend eines ſeiner Dekrete ſelbſt confirmirt? Sind denn nicht alle und jede in Bauſch und Bogen von dem Pabſte confirmirt worden? — Doch warum will ich die Abſurda alle erſchöpfen, die aus den windſchiefen Worten des Hrn. Hauptpaſtors nothwendig folgen? Wir wiſſen ja ein für allemal, welche Unwiſſenheit ihm nicht erlaubt hat, ſich beſtimmter auszudrücken. Was von Waſſernüſſen nicht ganz unwahr iſt, erzählt er von Weintrauben; die Stacheln von jenen verſezt er an dieſe; und wir ſollen ihm gleichwohl glauben, daß er allein Weintrauben gegeſſen hat.

Er. „Daß er aber ſchon zu Luthers Zeiten ein ſolcher allgemeiner Saz geweſen, deſſen Ungrund Luther erſt hätte erweiſen und „die Wahrheit des Gegenſazes erſt erfechten müſſen, ehe er, ohne „gegen ein allgemeines Kirchengeſez zu ſündigen, ſich an ſeine Ueberſezung hätte machen können, das iſt mir ein böhmiſches Dorf.

Ich. Alſo, Hochehrwürdiger Schüler, werde ich die Ehre und das Vergnügen haben, Sie mit dieſem böhmiſchen Dorfe ein wenig bekannter zu machen. Sie denken, weil Sie keine Bauern daraus kennen, daß es auch keine Bauern drinnen giebt? Ey ja doch! — Ernſthaft! Da dieſes das Centrum unſers Streits iſt: ſo habe ich den ganzen zweyten Abſchnitt dazu beſtimmt, in welchem ich hoffentlich mehr erweiſen will, als der Hauptpaſtor verlangt. Denn er verlangt nur, daß ich ihm beweiſen ſoll, der Saz von Schädlichkeit dem gemeinen Volke verſtändlicher Bibelüberſezungen, ſey zu Luthers Zeiten ein von der Kirche allgemein angenommener Satz geweſen. Kleinigkeit! Ich will ihm das, und noch ganz etwas anders erweiſen. Ich will ihm ſogar erweiſen, daß von Luthern zurück bis zu der Zeit hinauf, da dergleichen Ueberſetzungen erſt möglich zu werden anfiengen, die Kirche nie anders als dieſem Satze gemäß, gelehrt und gehandelt hat. Das will ich ihm ſogar beweiſen; es wäre denn, daß Concilium und Pabſt zur Kirche nicht gehörten: Er borge mir nur bis dorthin.

Er. „Wie viele Ueberſetzungen in Landesſprachen; in die italiäniſche, ober- und niederdeutſche, holländiſche, waren ſchon an das „Licht getreten, ehe Luther den erſten Gedanken von einer neuen „Ueberſetzung faſſen konnte und gefaßt hatte?

Ich. So viele als der Hr. Hauptpaſtor nur immer mag gezählt haben! — Aber wie? So kommen Sie doch auf die Abſurdität wieder zurück, die ich Ihnen oben kaum zutrauen wollte? So denken Sie doch mit einem Bißchen elender Bücherkunde mich einzutreiben? Weil Bibeln in Landesſprachen vor Luthern ſogar gedruckt vorhanden ſind, ſoll die Kirche nicht dafür gehalten haben, daß der gemeine Mann ſolcher Bibeln gar wohl müßig gehen könnte? Iſt denn gar kein Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Sätzen: die Kirche will durchaus nicht, daß die Bibel in gemeine Landesſprachen überſezt werde; und die Kirche hält für beſſer, wenn der gemeine Mann dergleichen Ueberſetzungen gar nicht lieſet? Hätte die Kirche dieſes leztere nicht glauben können, ohne darum jene Ueberſetzungen durchaus verbieten zu können und zu wollen? Konnten denn jene Ueberſetzungen nicht von der Art ſeyn, und waren ſie nicht wirklich von der Art, daß ſie in die Hände des gemeinen Mannes gar nicht kommen konnten? Konnten denn jene Ueberſetzungen, welche dem gemeinen Mann ſchadeten, nicht andern nützlich ſeyn, auf welche die Kirche doch auch ein Augenmerk nehmen mußte? Und was kann deutlicher beweiſen, daß vorbeſagter Unterſchied keine Grille iſt, die ich aus der Luft gegriffen habe, als wenn ich gute Katholiken aus Luthers Zeiten anführe, welche nicht allein die ältern Ueberſetzungen der Bibel ins Deutſche recht wohl kannten, ſondern auch ſelbſt neue Ueberſetzungen beſorgten, und dennoch mit ihrer Kirche glaubten, daß dergleichen Ueberſetzungen dem gemeinen Manne gefährlich und ſchädlich wären. (d)

Er. „Hr. Leßing wird ſie alle in der **Wolfenbüttelſchen Bibliothek** finden: er muß ſie aber noch nicht angeſehen haben, denn „ſonſt würde der Anblick derſelben ihn von dem Ungrunde dieſer ſeiner Meynung überzeugt, und ihn bewahret haben, ſolche zu ſeinem „eignen Nachtheile ſo dreiſt auf das Pappier zu werfen.

Ich. Dieſes bärtige Schülerlein hat von dem Manne, den es ſich zu ſeinem Lehrer erbittet, eine wunderliche Idee! — Wenn es aber auch möglich wäre, daß ich jene alten Bibelüberſetzungen noch nicht angeſehen hätte: ſo dürfte ich von vernünftigen Männern doch leicht Vergebung deßfalls erhalten; weil ich wohl ſo viele andre gute Bücher dafür angeſehen haben könnte. Hingegen würden es mir vernünftige Männer weit ſchwerer vergeben, wenn ich ſie wirklich angeſehen hätte, wenn ich ſie ſo oft und viel angeſehen hätte, als der Herr Hauptpaſtor wohl mag gethan haben, und ich fähig wäre, aus dem bloßen Anblicke derſelben einen ſo albernen Schluß zu ziehen, als er mir gern zutrauen möchte.

Er. „Wie leicht wäre es in den Zeiten geweſen, dieſe Ueberſetzungen zu unterdrücken, oder den Druck derſelben zu hindern?

Ich. Das beliebt ſich der Herr Hauptpaſtor nur ſo einzubilden! Heut zu Tage iſt es freylich ganz etwas leichtes, daß die Obrigkeit in die Buchdruckereyen und Buchläden ſchickt, und da etwas mit gewaltſamer Hand wegnehmen läßt; und das hätte freylich auch in dem 15ten Jahrhunderte ganz etwas leichtes ſeyn können, wenn es nur damals ſchon auch etwas gerechtes und geſetzmäßiges geweſen wäre. Das Recht und die Befugniß, einem Bürger ſein Eigenthum zu nehmen, ob es ſchon nur papiernes Eigenthum iſt, hatte ſich der Pabſt erſt kurz vor dem völligen Ausbruche der Reformation gegeben; und die proteſtantiſchen Kirchen, beſonders die Lutherſche, weil dieſe gar zu gerne wieder Pabſtthum werden möchte, ſind ihm chriſtlich darinn gefolgt. Die hohe Landesobrigkeit hilft ihnen treulich alles confiſciren, was ſie widerlegen ſollten: und confiſcirt iſt widerlegt.

Er. „Kann aber Herr Leßing eine Spur angeben, woraus dieſes „geſchloſſen werden könne?

Ich. Dieſes? nemlich daß die Kirche jemals geſucht, jene ſchon vor Luthern gedruckte Ueberſetzungen der Bibel in gemeine lebendige Sprachen zu unterdrücken? — Ganz gewiß kann ich keine ſolche Spur angeben. Eben ſo wenig, als mir der Herr Hauptpaſtor eine Spur angeben kann, daß man überhaupt in dem 15ten Jahrhunderte ein gedrucktes Buch wieder aus der Welt zu ſchaffen geſucht habe. Eben ſo wenig, als er mir eine Spur angeben kann, daß die Kirche dasjenige genehmiget habe, was ſie ſo da ſeyn ließ, und aus andern nicht unerheblichen Urſachen weder vernichten konnte noch wollte.

Er. „Er ſehe doch nur die dort befindlichen Ausgaben der cölniſchen Bibel nach, ſo wird er in der Vorrede Stellen finden, in „welchen der Verfaſſer das Leſen der Bibel in der Landesſprache ver-

„theidiget, nein! das hatte er nicht nöthig, denn es war kein Verbot „da, ſondern anpreiſet.

Ich. Ich kenne dieſe cöllniſche Bibel recht gut, und habe ſie nicht erſt hier in der Bibliothek dürfen kennen lernen. Denn ich kannte ſie ſchon, als ich noch blos die alten Bibeln wegen der Holzſchnitte durchſuchte, und erinnere mich gar wohl, wie ſehr ich mich freute, als ich in der Vorrede derſelben eine ſehr merkwürdige Anekdote zur alten deutſchen Kunſtgeſchichte unvermuthet endeckte. (e) Daß ich ſonſt damals etwas darinnen ſollte bemerkt haben, was hier für oder wider mich angezogen werden könnte, kann ich nicht ſagen. Aber es verlohnt ſich immer der Mühe, ſie aufs neue desfalls zu durchleſen, und wenn es wahr iſt, daß die Leſung der Bibel in der Landesſprache darinnen ſo angeprieſen wird, ein wenig genauer zu erwägen, wer denn dieſer Anpreiſer iſt? Was er denn eigentlich anpreiſet? Wem er es anpreiſet? Und wie er es anpreiſet. (f)

Er. „Hatten denn etwa **Emſer**, **Dietenberger**, **Eck**, beſondere „Diſpenſationen, daß ſie mit ihren deutſchen Ueberſetzungen des neuen „Teſtaments und der Bibel an das Licht treten durften? Ich weiß keine.

Ich. Alle drey haben auch nichts weniger als neue Ueberſetzungen gemacht. **Emſers** neues Teſtament iſt nichts als Luthers neues Teſtament, faſt von Wort zu Wort, bis auf die Stellen, von welchen **Emſer** glaubte, daß ſie Luther verfälſcht, oder ihnen nicht Recht genung gethan habe. **Dietenberger** und **Eck** aber, deren lezter die **Lutheriſch-Emſerſche** Arbeit ganz beybehalten hat, haben blos die alten Ueberſetzungen aus der Vulgata ein wenig poliert, und den wahren Sinn der Vulgata gegen Luthern gerechtfertiget und wiederhergeſtellt. Was brauchten ſie hierzu beſondere Diſpenſationen? Und wirft es denn **Emſer** nicht **Luthern** ausdrücklich genung vor, daß er, Luther, mit ſeiner Ueberſetzung ſich eigenmächtig einer Arbeit unterwunden habe, zu der er höhere Erlaubniß bedurft hätte? (g)

Er. „Aber, wird Herr Leßing ſagen: hat man nicht vor dem „Tridentiniſchen Concilio Luthers Ueberſetzung auf das heftigſte verfolgt, und ſolche an vielen Orten gar verbrannt?

Ich. Dieſes würde ich vielleicht ſagen, wenn ich nichts beſſers zu ſagen wüßte, und vielleicht auch dann nicht einmal. Denn immer wäre es doch nur ein ſehr **Göziſcher** Schluß: „Weil Luthers Ueberſetzung ſchon vor dem Tridentiniſchen Concilio verfolgt worden; ſo „hat die Kirche auch ſchon vor dieſem Concilio alle Ueberſetzungen „der Bibel in gemeine Sprachen ohne Unterſchied gemisbilliget.“ Ich beweiſe das leztere unabhängig von jener ſpätern Verfolgung; und weiß es ſehr wohl zu erklären, warum man hier und da nur Luthers Ueberſetzung verfolgte, ohne jemals eine ältere auf eben die Art zu verfolgen, welche die Genehmigung der Kirche eben ſo wenig hatte.

Er. „Hat nicht Carl der 5te in den Niederlanden durch die „ſchärfſten Mandate alle aus Luthers Ueberſetzung gemachte holländiſche Ueberſetzungen zum Feuer verdammt, und ſind ſolche aus dem „Grunde nicht ſo häufig verbrannt und auf alle mögliche Art vertilgt, „daß von vielen Ausgaben auch nicht ein Exemplar übrig geblieben iſt?

Ich. Auch das läßt mich der Herr Hauptpaſtor ſo ſagen, weil er es an meiner Stelle ſagen würde; — weil er mir am liebſten in den Mund legt, was er am leichteſten beantworten kann; — weil er mir gern die Karten in die Hand ſpielt, die er ſtechen kann.

Er. „Ich antworte: dieſes alles räume ich ein: —

Ich. Nicht weil ich es ſage: ſondern weil er es mich ſagen läßt. Wie treflich der Mann antwortet, wenn er ſich ſelber antwortet!

Er. — „Aber iſt ſolches aus dem Grunde geſchehen, weil Luther „die Bibel in die Landesſprache überſezt hat, oder weil man ihn „beſchuldigte, daß er ſolche ſeinen Irrthümern zu Gunſt ver„fälſcht hätte?

Ich. Weder aus jenem Grunde allein, noch aus dieſem allein: aus beyden Gründen zugleich. Denn wenn Luther ſeine Ueberſezung aus der Grundſprache Lateiniſch gemacht hätte; ſo würde ſeine Ueberſezung ſicherlich nicht mehr und nicht weniger ſeyn verfolgt werden, als die Ueberſezung des Erasmus. Gleicherweiſe, wenn er ſie zwar Teutſch, aber nur aus der Vulgata gemacht hätte: würde ſie zuverläſſig eben ſo wohl ohne alle Verfolgung geblieben ſeyn, als nur irgend frühere Ueberſezungen geblieben ſind.

Er. „Dieſes (die Verfälſchung) und nicht jenes (die Ueberſezung „an und für ſich ſelbſt) warf ihm Emſer vor. —

Ich. Er warf ihm ſchlechterdings beydes vor. Man ſehe nochmals die Anmerkung (g).

Er. — „Und ſein (Emſers) Hauptgravamen iſt dieſes: er hätte „nicht allein aus einem verfälſchten Huſſitiſchen Exemplare über„ſezt, ſondern auch ſelbſt hinzugeſezt, was ihm gefallen, und in der „Feder gelaſſen, was ihm nicht angeſtanden hat.

Ich. Ich denke, es ließe ſich noch ſehr ſtreiten, was Emſer eigentlich unter dem Wicklefſchen oder Hußitiſchen oder Pickardiſchen Exemplare verſtehe, welches Luther vor ſich gehabt habe. Daß er ein Exemplar des lateiniſchen oder griechiſchen Textes verſtanden, will mir nicht recht zu Kopfe; weil ich nirgends finde, daß man den

Wickleſiten, oder Hußiten, oder Pickardern eine Verfälſchung der Vulgata oder gar des griechiſchen Textes Schuld gegeben habe. Wohl aber finde ich, daß ſowol Wickleſiten als Hußiten und Pickarder ſich mit Ueberſetzungen der Bibel in ihre Landesſprache geſchleppt haben: und es wäre nicht unmöglich, daß Emſer irgend eine ſolche deutſche Ueberſetzung gemeynt hätte, auf welche Luther zugleich ein Auge gehabt habe. Der Grund dieſer meiner Vermuthung wird ſich in dem zweyten Abſchnitt zeigen. Doch da dieſes hier nichts verſchlägt: ſo laſſe ich den Herrn Hauptpaſtor nur fortplaudern.

Er. „Alle dieſe Beſchuldigungen getrauet ſich kein vernünftiger „Katholik, die einzige Stelle Röm. 3, 28., wo er das Wort allein „gegen den Grundtext hinzugethan haben ſollte, ausgenommen, zu „wiederholen.

Ich. Ich weiß weder, wer dem Herrn Hauptpaſtor ein vernünftiger Katholik iſt, noch was ſich ein ſolcher getrauen würde. Ich weiß nur, daß es nicht darauf ankömmt, was jezt geſchehen würde, ſondern was damals geſchah, als Luthers Ueberſetzung noch neu war. Unmöglich kann Herr Göze izt von Bahrdts Ueberſetzung mehr Böſes ſagen, als Emſer damals von Luthers ſagte: und ob über 200 Jahr die guten Exegeten ſich auch noch getrauen werden, alle Vorwürfe zu wiederholen, die Herr Göze und ſeines gleichen Bahrdten jezt machen, das muß die Zeit lehren. Hiermit aber will ich im geringſten nicht mich zum Vertheidiger von Bahrdts Ueberſetzung aufwerfen: Ich will blos ſeine Befugniß, nach ſeinem Gewiſſen zu überſetzen, rechtfertigen, die wenigſtens in keinem Betracht geringer war, als Luthers Befugniß.

Er. „In eben der Zeit, da in den Niederlanden Luthers Ueber„ſetzung auf das heftigſte verdammt wurde, erſchienen katholiſche „Ueberſetzungen in holländiſcher Sprache, mit dem Privilegio „eben des Kaiſers, der Luthers Ueberſetzung zum Feuer verurtheilte. „Kann Herr Leſſing nach ſeinem Grundſatze dieſen Widerſpruch heben?

Ich. Sehr leicht! denn wenn man dem gemeinen Manne eine ketzeriſche Bibel in ſeiner Sprache nahm, ſo mußte man ihm ja wohl an deren Statt eine rechtgläubige in der nemlichen Sprache wiedergeben; wenn er nicht glauben ſollte, daß die Unterdrückung mehr auf die Bibel, als auf die hineingelegte Ketzerey gemünzt ſey; beſonders wenn der gemeine Mann deſſelben Landes ſchon ehedem eine unſchädliche Bibel in ſeiner Sprache gehabt hatte. — Das wäre, dächte ich, eine ſehr natürliche Antwort: wenn das Faktum anders ſeine Richtigkeit hat. Aber es ſey mir erlaubt, gegen das Faktum ſelbſt noch erſt meine Zweifel zu äuſſern. (h)

Er. „Ich beſitze ein ſehr ſeltnes hieher gehöriges Buch: Sanctuarium profanis occluſum, ſive de S. S. Bibliorum prohibitione in lingua vulgari, ſeu vernacula, tractatus. Gallice primum conſcriptus, Anno 1651. a Do. *Nicolao le Maire*, S. S. Theologiae Licentiato in facultate Pariſienſi, conſiliario, Eleemoſinario, et Praedicatore Regis Chriſtianiſſimi &c. Nunc latine prodit in Germania. Herbipoli, MDCLXII. 4.

Ich. Dieſes Buch ſehr ſelten! wer ſagt denn das! noch habe ich es in keinem Verzeichniſſe ſeltener Bücher gefunden; ſo gemeine Schwarten dergleichen Verzeichniſſe auch ſonſt mit aufzuführen pflegen. In unſerer Bibliothek iſt es zweymal; und ich habe es in meinem Leben wohl an zwanzig Orten geſehen. Es iſt ſchon wegen der Titel-Vignette ſo berüchtiget. Es iſt in Deutſchland gedruckt; ein berühmter lutheriſcher Gottesgelehrter hat dawider diſputiert: und ſoll gleichwol ſehr ſelten ſeyn! Ein ſehr ſeltnes Buch, das ſo bekannt iſt! Allenfalls könnte das franzöſiſche Original in Deutſchland ſo heiſſen: aber die lateiniſche Ueberſetzung, die in Würzburg ans Licht getreten! — Doch der Litteratoren haben bereits mehrere die Eitelkeit des Herrn Hauptpaſtors belacht, welche alle Bücher, die ihm die gnädige **Vorſehung Gottes** zuflieſſen laſſen, als ſelten ſtempelt. Mag er doch! — ich will ihn mit dem eigentlichen Werke bekannt machen, welches er hätte kennen und anführen müſſen. (i)

Er. „Dieſer Verfaſſer theilt ſein Werk in 3 Theile; in dem erſten will er ſeinen Satz aus der heiligen Schrift, und in dem zweyten aus den Kirchenvätern der erſten vier Jahrhunderte beweiſen; in dem dritten macht er den Anfang ſogleich, aus dem Tridentiniſchen Concilio ſeinen Beweis zu führen. Ein ſichtbarer Beweis, daß er vor dieſer Kirchenverſammlung nichts gefunden, was er zu ſeinem Behufe hätte anführen können.

Ich. Alſo; weil der nichts gefunden: ſo iſt auch nichts zu finden. — Wie doch Ein elender Schriftſteller ſich immer mit dem Andern ſchützt!

Er. „Ich glaube nunmehr das Gegentheil von dem, was Hr. Leßing vorgegeben, hinlänglich erwieſen zu haben.

Ich. Er glaubt es, denn er iſt ſich bewußt, daß er hinlänglicher nie in ſeinem Leben etwas bewieſen.

Er. „Kann er dieſe Beweiſe umſtoßen, und mir gegenſeitige vorlegen, welche ſeinen Satz erweiſen, ſo will ich ihm von Herzen danken.

Ich. Ich erlaſſe ihn ſeines Dankes, damit er mit gutem Gewiſſen undankbar ſeyn kann.

Er. „Bis hieher iſt das, was er vorgegeben, nicht ſo ſonnen„klar, wie er rühmt, ſondern vielmehr erweislich falſch.

Ich. Daß es wenigſtens noch nicht erwieſen falſch iſt, werden unſre Leſer wohl hoffentlich anfangen zu merken. — Und hiermit laſſe ich ſie zu den

2) Anmerkungen,

In welchen ſie finden werden, daß ich in den Zwiſchenreden nichts mehr geäuſſert habe, als was ich gut zu machen im Stande bin.

(a)

Zu Nathan dem Weiſen. *)

Es iſt allerdings wahr, und ich habe keinem meiner Freunde verhehlt, daß ich den erſten Gedanken zum Nathan im Dekameron des Boccaz gefunden. Allerdings iſt die dritte Novelle des erſten Buchs, dieſer ſo reichen Quelle theatraliſcher Produkte, der Keim, aus dem ſich Nathan bey mir entwickelt hat. Aber nicht erſt jetzt, nicht erſt nach der Streitigkeit, in welche man einen Layen, wie mich, nicht bey den Haaren hätte ziehen ſollen. Ich erinnere dieſes gleich Anfangs, damit meine Leſer nicht mehr Anſpielungen ſuchen mögen, als deren noch die letzte Hand hineinzubringen im Stande war.

Nathans Geſinnung gegen alle poſitive Religion iſt von jeher die meinige geweſen. Aber hier iſt nicht der Ort, ſie zu rechtfertigen.

* * *

Vorrede.

Wenn man ſagen wird, dieſes Stück lehre, daß es nicht erſt von geſtern her unter allerley Volke Leute gegeben, die ſich über alle geoffenbarte Religion hinweggeſetzt hätten, und doch gute Leute geweſen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz ſichtbar meine Abſicht dahin gegangen ſey, dergleichen Leute in einem weniger abſcheulichen

---

*) Leſſings Leben Th. I (1793) S. 408.

Lichte vorzuſtellen, als in welchem der chriſtliche Pöbel ſie gemeiniglich erblickt: ſo werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben.

Denn beydes kann auch ein Menſch lehren und zur Abſicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen ſolchen zu ſtellen, bin ich nicht verſchlagen genug: doch dreiſt genug, mich als einen ſolchen nicht zu verſtellen. —

Wenn man aber ſagen wird, daß ich wider die poetiſche Schicklichkeit gehandelt, und jenerley Leute unter Juden und Muſelmännern wolle gefunden haben: ſo werde ich zu bedenken geben, daß Juden und Muſelmänner damals die einzigen Gelehrten waren; daß der Nachtheil, welchen geoffenbarte Religionen dem menſchlichen Geſchlechte bringen, zu keiner Zeit einem vernünftigen Manne müſſe auffallender geweſen ſeyn, als zu den Zeiten der Kreuzzüge, und daß es an Winken bey den Geſchichtſchreibern nicht fehlt, ein ſolcher vernünftiger Mann habe ſich nun eben in einem Sultane gefunden.

Wenn man endlich ſagen wird, daß ein Stück von ſo eigner Tendenz nicht reich genug an eigner Schönheit ſey: — ſo werde ich ſchweigen, aber mich nicht ſchämen. Ich bin mir eines Ziels bewußt, unter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann.

Noch kenne ich keinen Ort in Deutſchland, wo dieſes Stück ſchon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerſt aufgeführt wird. —

Gegen Semler. *)

Es hat Ew. HochEhrwürden beliebt, Ihrer ſonſt ganz ernſthaften Widerlegung des Wolfenbüttelſchen Fragments vom Zweck Jeſu und ſeiner Jünger mit einem luſtig gründlichen und gründlich luſtigem Nachſpiele zu beſchlieſſen und zu krönen, in welchem ich die Ehre habe ins Tollhaus verwieſen zu werden.

Nun bin ich mit dem groſſen Tollhauſe, in welchem wir alle, mein Herr Doktor, leben, zu wohl bekannt, als daß es mich beſonders ſchmerzen ſollte, wenn die Tollhäusler der mehrern Zahl mich gern in ein eignes Tollhäuschen ſperren möchten.

Wenn wir von Herrn **Semler** nicht glauben ſollen, daß er im Grunde mit meinem Verfaſſer einerley Meynung ſey, ſo muß er uns ohne Anſtand deutlich und beſtimmt ſagen.

*) Theologiſcher Nachlaß S. 31.

1) Worinn die allgemeine chriſtliche Religion beſtehe.
2) Was das Locale der chriſtlichen Religion ſey, welches man jedes Orts, unbeſchadet jener Allgemeinheit, ausmerzen könne.
3) Worinn eigentlich das moraliſche Leben beſtehe, und die beſte Ausbeſſerung eines Chriſten, (S. 70.) welche durch jenes Locale nicht verhindert werde.

G. E. L.

Bibliolatrie.

Καλόν γε τον πονον ὦ
Χριστε σοι προ δομων λατρευω,
τιμῶν μαντειον ἕδραν. *)

Ich verſtehe unter **Bibliolatrie** diejenige Verehrung, welche man für die Bibel und beſonders für die Bücher des N. Teſtaments zu verſchiedenen Zeiten verſchiedentlich gefordert hat. Ich nehme alſo **Latrie** nicht in dem Sinne der katholiſchen Kirche, nach welchem es bloß eine Verehrung und einen Dienſt anzeigt, wie ſie nur Gott zukommen; und bin weit entfernt, das ganze zuſammengeſetzte Wort **Bibliolatrie** nach **Idololatrie** gebildet zu haben.

Bloß weil ich lange Titel haſſe und unter dieſen ſo ziemlich alles zu bringen iſt, was ich zu meiner Vertheidigung über eine Sache anzuführen habe, die mich nach der Verdrehung eines unwiſſenden und hämiſchen Zeloten um alle Anſprüche auf den Namen eines Chriſten bringen ſollte: bloß darum habe ich auch hier zweydeutige Kürze einer langweiligen Umſchreibung vorziehen zu dürfen geglaubt. Büchertitel ſind ja doch nur wie Taufnahmen, die nicht zum Characteriſiren, ſondern lediglich zum Unterſcheiden gegeben werden.

Die darauf folgenden Zeilen, nur nicht an Chriſtum gerichtet (*), ſagt beym Euripides Ion (**), indem er vor dem Tempel des Apollo die Stufen kehrt. Auch ich halte es für keine unrühmliche Arbeit vor dem Sitze göttlicher Eingebungen wenigſtens die Stelle deſſelben zu fegen.

---

*) Noch war dem Exemplar des Verfaſſers (von der nöthigen Antwort) gleich nach dem Titelbogen auf einem beſondern Blatte Folgendes vermuthlich zu einer Fortſetzung, oder auch zu einem eignen Werke Beſtimmtes beygeſchrieben. **Karl G. Leſſing** im ſechsten Theil der vermiſchten Schriften.

(*) Das Original hat nemlich Φοῖβε.

(**) Im Ion Act. I. v. 128-130.

G. E. Leſſings

Bibliolatrie.

Καλον γε τον πονον ω
Χριςε σοι προ δομων λατρευω
Τιμων μαντειον εδραν. *)

Vorrede.

Ich habe das Wort Bibliolatrie nicht nach Idololatrie gemacht, und will keinesweges damit zu verſtehen geben, daß irgend jemand noch izt Abgötterey mit der Bibel treibe.

Daß ehedem dergleichen geſchehen, iſt wohl nicht zu leugnen. Man überlege den vielfältigen Aberglauben, zu welchem beſonders das Evangelienbuch in den dunklen Zeiten gemisbraucht werden: den knechtiſchen Reſpekt, den man für das materielle Buch hatte, deſſen Geiſt man ſo wenig kannte. Wer den Greuel beyſammen haben will, der leſe Joh. Andr. Schmidts Exercitationum historico-theologicarum dritte, de cultu Evangeliorum. Das alles entſprang aus Abgötterey; oder lief auf Abgötterey hinaus.

Und warum ſo weit zurückgehen? Wenn noch im Anfange dieſes Jahrhunderts ein angeſehener Theolog der lutherſchen Kirche (*) es für nöthig hielt, die Frage, ob die heil. Schrift Gott ſelbſt ſey? in einer eignen Schrift zu erörtern: ſo muß es doch wohl Leute gegeben haben, welche dieſe Frage mit Ja beantworten zu müſſen geglaubt. Wie ſollte es deren auch keine gegeben haben, da Luther ſelbſt ihnen in einer ſo wunderbaren Bejahung vorgegangen war? Luther ſelbſt hatte die heilige Schrift mehr als einmal Gott genennet: und wenn ſchon Luther desfalls zu entſchuldigen wäre; hat er nie Jünger gehabt, hat er Jünger nicht noch, die ſich dadurch einer ähnlichen Entſchuldigung unwürdig machen, daß ſie das auch nicht zu verwerfen wagen, was er ſelbſt, more scilicet magnorum virorum et fiduciam magnarum rerum habentium, zu verwerfen und zu verbeſſern, bey jeder Gelegenheit keinen Augenblick anſtand! Mir iſt Luther noch weit anſtößiger in einer andern Stelle, wo er ſagt, daß die heilige Schrift **Chriſtus geiſtlicher Leib ſey**, und eine ſolche Crudität mit ſeinem treuherzigen **Wahrlich** beſiegelt. Nun werfe man dem Gegentheile noch vor, daß von ſeiner Seite geäuſſert worden, die ganze Bibel ſey, ohne das Zeugniß der Kirche, nicht mehr und nicht weniger werth, als Aeſopi Fabelbuch! Kräftiger könnte man doch ſchwerlich die beyden äuſſerſten Punkte der Abweichung bezeichnen. — Aber ſchon zu viel eine Saite gekniffen, die ich gar nicht berühren wollte. — Auch muß man mir das einfache **Latrie** nicht aufmutzen, als ob es nur einen Dienſt anzuzeigen beſtimmt ſey, wie er Gott zukomme. Denn dieſe Bedeutung hat es ſelbſt in den Schriften, in welchen es ſie am meiſten hat, nicht immer. Latria vero, ſagt Auguſtinus, (*) ſecundum conſuetudinem, qua locuti ſunt, qui nobis divina colloquia condiderunt, aut ſemper, aut tam frequenter, ut *pene* ſemper, ea dicitur ſervitus, quae pertinet ad colendum Deum. Der Unterſchied, den die Gottesgelehrten der römiſchkatholiſchen Kirche zwiſchen λατρεία und δουλεία machen, iſt vollends ungegründet; und **Fatius** (**) hat gerade das Gegentheil davon feſtſetzen wollen.

---

*) Theologiſcher Nachlaß S. 83. „Die Vorrede dazu iſt dreyfach da, jedesmal immer verbeſſert. Das übrige aber iſt nur im erſten Entwurfe." Karl Leſſing S. 26.

(*) Georg Nitſche, Generalſuperintendent des Fürſtenthums Gotha, 1714.

Kurz ich nehme **Latrie** in ſeinem allerweiteſten Sinne; und verſtehe unter **Bibliolatrie** weiter nichts, als den Gebrauch, den die Chriſten von der Bibel und beſonders von den Büchern des Neuen Teſtaments, zu verſchiedenen Zeiten gemacht haben; weiter nichts als die Schätzung und Verehrung, die ſie, dieſem verſchiedenen Gebrauche zufolge, verſchiedentlich für jene Bücher gefodert haben.

Nun kann den wenigſten von denen, die dieſe meine Schrift aus Wahl in die Hand nehmen, unbekannt ſeyn, in welche Streitigkeit über eine ſo verſtandene Bibliolatrie, ich von einem Manne ex iſtis inepte religioſis, nimia ſuperſtitione impatientibus . . . namentlich von dem Hrn. Hauptpaſtor **Göze** in Hamburg . . . gleichſam bey den Haaren gezogen worden. Ich ſage, bey den Haaren gezogen werden. Nicht; weil ich mich vor einem ſolchen Streite, aus Unkunde der Sache zu fürchten gehabt. Denn ich hatte es längſt für meine Pflicht gehalten, mit eigenen Augen zu prüfen, quid liquidum ſit in cauſa Chriſtianorum. Nur; weil man dergleichen Unterſuchungen doch ei-

---

(*) De C. D. libro X. c. 1.

(**) Siehe deſſen neuen Abdruck hinter dem Onomaſtico des Hrn Profeſſor Sachs, T. II. p. 389.

gentlich nur zu ſeiner eignen Beruhigung anſtellt, und ſich ſelten die Mühe nimmt, ihnen die Ründe und Politur zu geben, durch welche ſie allein im Publico Umlauf erhalten können: war es mir verdrießlich, zu einer Arbeit zurückzukommen, die ich einmal für allemal abgethan glaubte.

Ich ſchickte daher in der Eil auch nur einige tumultuariſche Sätze voraus; um wenigſtens mit dem Hrn. Hauptpaſtor auf das freye Feld zu kommen und da abzuwarten, welche Evolutiones er weiter ſelbſt zu machen, für gut finden würde. Doch was erfahr' ich! Kaum ſieht der Hauptpaſtor, daß ich mich doch wirklich einzulaſſen geſonnen: als er ſein Lieblingsmanövre macht, mir auf einmal den Rücken kehrt, und unter einem impertinenten Siegsgeſchrey herzhaft abmarſchieret.

„Aber warte!“ denkt der Kanzelheld. „Ich will dir ſchon einen „andern auf den Hals ſchicken.“

Und wahrlich; ein dritter, deſſen Gelehrſamkeit und Beſcheidenheit kaum vermuthen ließen, daß er Gözen näher als dem Namen nach kenne: hat die Treuherzigkeit, ſich ihm — **Gözen**! — ſich **Gözen** ſurrogieren zu laſſen.

Was kann mich abhalten, den Namen dieſes dritten nunmehro zu nennen, da ſeine Schrift vor den Augen der Welt liegt? Des Herrn D. und Prof. Walchs zu Göttingen Kritiſche Unterſuchung vom Gebrauche der heiligen Schrift ſoll zwar, laut einer ausdrücklichen Erklärung des Verfaſſers S. 25. nicht wider mich geſchrieben ſeyn. Aber ich halte ſie um ſo viel mehr gegen mich geſchrieben, da ſie aus einer ſo ſonderbaren Urſache nicht gegen mich geſchrieben ſeyn ſoll. „Ich kann, ſagt der Herr Doktor, die polemiſche Abſicht nicht haben, „den Herrn Hofrath Leßing zu widerlegen, weil er bis jezt noch „keine Gründe angegeben hat, die beantwortet werden könnten.“

Alſo da der Herr Doktor mich nicht beſtreiten kann, ſo will er mir wenigſtens in voraus die Waffen aus dem Wege räumen, die ich brauchen könnte?

Wenn ich nun eile, um doch einige noch habhaft werden zu können: wer kann mir es verdenken? Er ſelbſt nicht. Denn ich eile zugleich, mich auch in ſeinen Augen zu rechtfertigen. Und in weſſen Augen mich zu rechtfertigen muß mir angelegener ſeyn, als in den Augen eines Mannes, den ganz Deutſchland für den competenteſten Richter in dieſer Sache erkennt.

So ſey er denn auch mein Richter: nur höre er mich erſt aus! Nur verſtehe er mich nicht aus **Gözen**: ſondern aus mir ſelber. Und wenn ja die Sache Götzens die Sache der Kirche ſeyn ſoll: ſo unterſcheide er wenigſtens dieſe Sache von dieſem Anwalde. —

Damit ich ihm aber die endliche Erkennung ſo viel möglich erleichtere, und zugleich die Umſteher, die eine unſchuldige Neugier etwa um uns verſammlet hat, in den Stand ſetze, wenn nicht mit zu entſcheiden, doch mit zu urtheilen; muß ich meine Schrift in drey Abſchnitte theilen, in einen hiſtoriſchen, in einen thetiſchen und in einen epanorthotiſchen.

In dem erſten, hiſtoriſchen Abſchnitte muß ich um Erlaubniß bitten, die Sache ganz von neuem zu erzählen, und einige Aktenſtücke der Welt nochmals in extenſo vor Augen zu legen. Ein Beklagter, der nur losgeſprochen wird, hat ſeinen Proceß nur halb gewonnen. Er wird losgeſprochen, weil er ſich gut vertheidigt hat. Aber ſein guter Name leidet doch immer, ſo lange er nicht zeigen kann, daß er auch nicht einmal angeklagt hätte werden müſſen.

In dem zweyten, dem thetiſchen Abſchnitte, will ich alle die Sätze gut zu machen ſuchen, deren Unerwieſenheit man ſo höhniſch für Unerweislichkeit ausgiebt. Daß man mir die Beweiſe ſo lange borgen müſſen, daran hat der allein Schuld, deſſen Verbindlichkeit es vornemlich geweſen, ſie zu exequiren. Aber ſo ſind nun dieſe Elende! Sie exequiren bey niemand lieber, als wo ſie ſo ziemlich ſicher ſeyn können, daß die Zahlung nicht parat liegt.

In dem epanorthotiſchen Abſchnitte will ich die gelieferten Beweiſe aufs neue unterbauen, und ſie beſonders gegen den Gelehrten retten, der nothwendig einige davon errathen mußte; und ſich der Widerlegung derſelben ſo viel leichter nahen durfte, als er mit Recht ſagen konnte, daß er ſie nur errathen habe.

Von dieſen drey Abſchnitten bitte ich alle, die mich leſen, keinen ohne den andern zu beurtheilen. Auch das iſt meine Schuld nicht, wenn mein Vortrag ein wenig deſultoriſch ſcheint. Er mußte ſchon ſelbſt meinem gymnaſtiſchen Tone zu Hülfe kommen, um ihn in den präcis dogmatiſchen Ton zu überſetzen, wozu nichts weiter erfodert wird, als die billige Vorausſetzung, daß ich etwas Ungereimtes, etwas ganz Aergerliches weder ſagen können noch wollen.

Nur dem einzigen Stänker gilt dieſe meine Bitte nicht, der hämiſch und klein genug iſt, Händel anzuſpinnen, die er ſelbſt durchzuſetzen weder Herz noch Kraft hat. — Nur den Herrn Hauptpaſtor Götz gilt ſie nicht. Der kann es halten wie er will! Inſectetur hoc opus noſtrum etiam maledictis. Immerhin!

Was die griechiſchen Zeilen auf dem Titel ſagen ſollen: will man noch wiſſen? Dieſe Zeilen ſagt beym Euripides Jo, indem er die Stuffen vor dem Tempel des Apollo kehrt. Auch ich bin nicht im Tempel, ſondern nur am Tempel beſchäftigt. Auch ich kehre nur die Stuffen, bis auf welche den Staub des innern Tempels die heiligen Prieſter zu kehren ſich begnügen. Auch ich bin ſtolz auf dieſe geringe Arbeit: denn ich weiß am beſten, wem zu Ehre ich es thue.

Erſter, hiſtoriſcher Abſchnitt.

Der beſſere Theil meines Lebens iſt — glücklicher oder unglücklicher Weiſe? — in eine Zeit gefallen, in welcher Schriften für die Wahrheit der chriſtlichen Religion gewiſſermaßen Modeſchriften waren. Nun werden Modeſchriften, die meiſtentheils aus Nachahmung irgend eines vortreflichen Werks ihrer Art entſtehen, das ſehr viel Aufſehn macht, ſeinem Verfaſſer immer ſehr ausgebreiteten Namen erwirbt . . . nun werden Modeſchriften, ſag' ich, eben weil es Modeſchriften ſind, ſie mögen ſeyn von welchem Inhalte ſie wollen, ſo fleißig und allgemein geleſen, daß jeder Menſch, der ſich nur in etwas mit Leſen abgiebt, ſich ſchämen muß, ſie nicht auch geleſen zu haben. Was Wunder alſo, daß meine Lektüre ebenfalls darauf verfiel, und ich gar bald nicht eher ruhen konnte, bis ich jedes neue Produkt in dieſem Fache habhaft werden und verſchlingen konnte. Ob ich daran gut gethan; auch wenn es möglich geweſen wäre, daß bey dieſer Unerſättlichkeit, die nemliche wichtige Sache nur immer von einer Seite plädiren zu hören, die Neugierde nie entſtanden wäre, endlich doch auch einmal zu erfahren, was von der andern Seite geſagt werde: will ich hier nicht entſcheiden. Genug, was unmöglich ausbleiben konnte, blieb bey mir auch nicht einmal lange aus. Nicht lange; und ich ſuchte jede neue Schrift wider die Religion nun eben ſo begierig auf, und ſchenkte ihr eben das geduldige unpartheyiſche Gehör, das ich ſonſt nur den Schriften für die Religion ſchuldig zu ſeyn glaubte. So blieb es auch eine geraume Zeit. Ich ward von einer Seite zur andern geriſſen; keine befriedigte mich ganz. Die eine ſowol als die andere ließ mich nur mit dem feſten Vorſatze von ſich, die Sache nicht eher abzuurtheln, quam utrinque plenius fuerit peroratum. Bis hieher, glaub' ich, iſt es manchem andern gerade eben ſo gegangen. Aber auch in dem, was nun kömmt?

Je zuſetzender die Schriftſteller von beyden Theilen wurden — und das wurden ſie ſo ziemlich in der nemlichen Progreſſion: der neueſte war immer der entſcheidendſte, der hohnſprechendſte — deſto mehr glaubte ich zu empfinden, daß die Wirkung, die ein jeder auf mich machte, diejenige gar nicht ſey, die er eigentlich nach ſeiner Art hätte machen müſſen. War mir doch oft, als ob die Herren wie dort in der Fabel: der Tod und Liebe, ihre Waffen vertauſcht hätten! Je bündiger mir der eine das Chriſtenthum erweiſen wollte, deſto zweifelhafter ward ich. Je muthwilliger und triumphirender mir es der andere ganz zu Boden treten wollte: deſto geneigter fühlte ich mich, es wenigſtens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten.

Das konnte von einer bloßen Antiperiſtaſis, von der natürlichen Gegenwirkung unſrer Seele, die mit Gewalt ihre Lage ändern ſoll, nicht herkommen. Es mußte folglich mit an der Art liegen, mit der jeder ſeine Sache vertheidigte.

Zuſätze von des Verfaſſers eigner Hand zu der nöthigen Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage.*)

Zu B. X, S. 241 ff.

§. 1.

Ich habe öfter Gelegenheit gehabt, mich zu wundern, wie ſehr dieſes Wort Regula ſidei und dieſe Bedeutung deſſelben auch Männern unbekannt geweſen, denen man einige theologiſche Gelehrſamkeit hätte zutrauen ſollen. Aber freylich Kirchenväter lieſet man nicht mehr, und in Rechenbergs Hierolexico reali ſteht nichts davon. Selbſt Suicer hat unter Κανών die Bedeutung des Glaubensbekenntniſſes nicht, ſondern hat die Stellen, die dahin gehören, zu der Bedeutung der doctrina in verbo Dei tradita, ſeu in Scripturis ſacris comprehenſa gezogen. — Ich will nicht läugnen, daß es dieſe Bedeutung auch bey ſpätern Vätern hat, z. E. bey dem Iſidorus Peluſiota. Aber er hätte dieſe unſre ganz ſpecielle Bedeutung doch auch nicht ganz vergeſſen ſollen. — Alſo Neuere konnten ſich gar nicht einbilden, daß regula ſidei etwas anders ſeyn könne, als analogia ſidei; als jene in den ſymboliſchen Büchern ihnen ſo viel empfohlene norma, ad quam omnia dogmata ſecundum analogiam ſidei dijudicanda. Es war ihnen ganz unmöglich zu glauben, daß es eine höhere Richtſchnur habe geben können, nach welcher ſelbſt dieſes verbum Dei geprüft werden müſſe; ob ſie wohl im Grunde dieſe höhere Richtſchnur unwiſſend annahmen.

---

*) Von Karl G. Leſſing im ſechsten Theile der vermiſchten Schriften herausgegeben.

Zuerſt hätte ihnen doch auch ſchon ihr **Bingham** (lib. X. c. 13.) den ſie dann und wann nachſchlagen, ſagen können, daß die formula fidei, ſonſt Symbolum genannt, bey den älteſten Kirchenvätern Regula fidei heiße. Die wenigen Belegſtellen, die er anführt, wären leicht um ein großes zu vermehren. Beſonders aber wundert es mich, daß der fleißige Mann aus dem Auguſtin keine anführt, bey welchem ſpätern Kirchenvater gleichwohl noch ſehr beträchtliche vorkommen. Die deutlichſte und entſcheidendſte iſt wohl Sermone VII. de flamma in rubo Tomo V. p. 27. der Benedictiner Ausgabe: „wir mögen gewiſſe „Stellen verſtehen, wie wir wollen, non tamen hoc ſentire debe„mus, quod abhorret a regula fidei, regula veritatis.“ Die übrigen Stellen ſind

1. Zu Anfang einer ſeiner Anreden ad Catechumenos de Symbolo t. VI. p. 399. Accipite filii regulam fidei quod Symbolum dicitur.

2. Sermone 186, de natali Domini t. V. p. 616. non ergo vobis ſubrepat quorundam ſententia minus attentorum in regulam fidei et in ſcripturarum oracula diuinarum.

3. Sermone 69. ibid. p. 242. quomodo inuocarunt in quem non crediderunt? Ideo primum Symbolum didiciſtis, vbi eſt regula fidei veſtrae breuis et grandis.

4. Sermone 216. ibid. 663. nennt er das Symbolum: regulas, quae ad ſacramentum fidei pertinent.

Eigen iſt es, welches ich beyläufig bemerke, daß eben derſelbe behauptet, das Symbolum dürfe nicht geſchrieben werden.

Sermone 213. ibid. p. 654. Nec vt eadem verba Symboli teneatis, vllo modo debetis ſcribere, ſed audiendo perdiſcere: nec, cum didiceritis ſcribere, ſed memoria ſemper tenere et recolere.

Und eben ſo eigen iſt die Urſache, die er davon angiebt, weil Gott per prophetam praenuntians Teſtamentum novum Ier. 31, 33. geſagt habe: hoc eſt teſtamentum, quod ordinabo iis poſt dies illos, dando legem meam in mente eorum, et in corde eorum ſcribam eam. Huius rei ſignificandae cauſa, audiendo ſymbolum diſcitur; nec in tabulis vel in aliqua materia, ſed in corde ſcribitur. — Vor allen Dingen mußten auch die Competentes das Symbolum lernen und hernach ſechs Tage darauf das Vater Unſer. Jenes mußten ſie täglich vor ſich fleißig wiederholen.

Nun iſt es aber ganz vorzüglich Tertullian, der ſich dieſes Ausdrucks regula fidei bedient, über den ſeine Leſer um ſo weniger zweifelhaft ſeyn können, da er das dadurch bezeichnete Ding ſogleich beyfügt. So ſchreibt er cap. 13. de praeſcriptione:

> Regula eſt autem fidei, vt iam hic quid defendamus, profiteamur, illa ſcilicet qua creditur, Unum eſſe Deum etc.

Und von eben dieſer regula fidei, ſchreibt er an einem andern Orte (de velandis virginibus c. 1.) regula quidem fidei una omnino eſt, ſola immobilis et irreformabilis credendi ſcilicet in vnicum Deum omnipotentem etc. wo nur der Anhang, per carnis etiam reſurrectionem.

Was er nun in dieſer Stelle regula fidei nennt, nennt er regulam veritatis, Apologet. c. 47. an mehreren Orten ſchlechtweg regulam — als ad Praxeam p. 635. wo er die Regel ſelbſt wiederholt und hinzufügt: hanc regulam ab initio Evangelii decucurriſſe — ante quosque haereticos — und im Anfange de praeſcr. c. 14.

So wie aber regula fidei oft ohne Zuſatz regula genannt wird, ſo heißt ſie auch oft ſchlechtweg fides, d. i. nicht der Glaube ſubiective, ſondern der Glaube obiective; das Glaubensbekenntniß: woraus vielleicht die Lehre, daß wir den Glauben in der Taufe erhalten, näher von dem Glaubensbekenntniß zu erklären. Auch in den Beſchlüſſen der Synoden wird es oft in dieſer Bedeutung genommen; z. E. in dem 46. der Laodiceniſchen: ὅτι δεῖ φωτιζομένους τὴν πίστιν ἐκμανθάνειν. Dieſe Bedeutung des Worts πιστις kann vielleicht auch manche Stellen des N. T. und manche ſonſt unbegreifliche Ausſprüche der Väter erläutern.

Was ferner Tertullian regulam nennet und regulam fidei, das nennte ſchon vor ihm Irenäus κανονα (c. haer. II. c. 28.) und κανονα της αληθειας (l. c. 9. 28.) Chryſoſtomus aber über Phil. 3, 16. und aus ihm Theophylaktus erklären τω ἀυτω κανονι durch τη αυτη πιστει, τω ἀυτω ὁρω, wobey zu merken, daß ὁρος ebenfalls das Glaubensbekenntnis heißt.

§. 2.

Da ich dies behaupte und die Regula fidei im Grunde nichts anders iſt, als das Symbolum; ſo wird man vermuthen daß ich jenes Fabelchen von Entſtehung deſſelben, für mich anführen werde. Aber mit nichten. Vielmehr iſt dieſes Fabelchen eben die Urſache geweſen, warum ich das Wort Symbolum gar nicht habe brauchen wollen. —

Sie iſt alſo nicht aus der Schrift gezogen; denn die Kirchenväter nennen ſie überall traditam ab apoſtolis oder mit einem Worte traditionem, welche Irenäus ſorgfältig von der oſtenſione ex ſcripturis eorum, qui Evangelia conſcripſerunt unterſcheidet: (l. III. c. 5. p. 179.)

Zwar ſagt Auguſtinus in der vorher angeführten Anrede an die Catechumenen: iſta verba, quae audiſtis, per diuinas ſcripturas ſparſa ſunt; ſed inde collecta et ad vnum redacta, ne tardorum hominum memoria laboraret. Allein das ſagt Er, der gewiſſermaaßen als der Erfinder der Untrüglichkeit der heil. Schrift in allen und jeden Stücken anzuſehen iſt, und der vermuthlich, in Folge ſeiner übertriebenen Meinung von derſelben, auch der Erſte geweſen, der dieſen Begriff von dem Symbolo gehabt hat. Daher die Väter nach ihm auch lieber für Canon fidei, Canon ſcripturarum ſagen. Ueberdem möchte ich doch wohl wiſſen, wie er es hätte beweiſen wollen, daß alle und jede Worte des Symboli in der Schrift zerſtreut wären: z. E. die Worte von der Höllenfahrt Chriſti, deſcendit ad inferna, die dem Thomas beygelegt werden, wenn er überhaupt ſie geleſen hat, da er ſie in den Auslegungen des Symboli, die ungezweifelt von ihm ſind, ganz übergeht. Und ſo dürfte dies zu einer andern Unterſuchung merkwürdig ſeyn.

Soll nun aber doch die regula fidei aus den Schriften des N. T. gezogen ſeyn: wer hat ſie herausgezogen? wann iſt ſie herausgezogen worden? Wie iſt ſie herausgezogen worden?

Wer? Einer oder Mehrere? Da auf dieſen Auszug ſo vieles ankömmt, kann es uns gleichgültig ſeyn, die Perſon des Ausziehers zu kennen? Wenn die Verfaſſer der auszuziehenden Schriften unter göttlicher Eingebung ſtanden, die ihnen auch jedes Wort vorſchrieb: war der Auszieher ſeiner Willkühr überlaſſen? oder war er auch dabey weiter nichts als ein leidendes Inſtrument?

Wenn? Früher oder ſpäter als die Schriften des Neuen Teſtaments ſämtlich vorhanden waren? Früher? Wie iſt das möglich? Wenigſtens von ſämtlichen möglich? Höchſtens könnten ſie alſo nur von den allererſten Schriften der Apoſtel ausgezogen ſeyn: und aus demjenigen Buche, welches vielleicht gerade für die Religion das Wichtigſte iſt, dem Evangelio Johannis, wäre nichts genommen? — Später? Alſo erſt nach —? Womit hatten ſich denn die ganze Zeit über bis dahin die erſten Chriſten beholfen? Brauchten ſie bis dahin keinen Inbegriff des Glaubens? War es gleichviel was ſie für das noth * * *

§. 5.

Davon ſagt Tertullianus de vel. virg. c. 1. nachdem er die regulam ſelbſt hingeſetzt: hac lege ſidei monente caetera diſciplinae et conuerſationis d. i. was alſo nicht zum Glauben ſondern zur Diſciplin gehört, admittent nouitatem correctionis operante ſcilicet et proſiciente vſque in ſinem gratia Dei.

Ich will hoffen, daß man nicht ſo gar ſtreng mit mir verfahren, und mich aus dieſem Worte nur anhalten wird, bis gerade zum Ausgange des 399. Jahres Zeugniß hiervon beyzubringen. Eigentlich hab ich nur ſagen wollen bis auf das erſte Nicäiſche Concilium. In dieſem, bin ich der Meinung, hat die ganze chriſtliche Religion ſo einen neuen Schwung erhalten, daß ich die Lehrer nach demſelben nicht gern ſo gerade zu gegen mich möchte anziehen laſſen. Wenn man daher in der Griechiſchen Kirche den Chryſoſtomus und in der Lateiniſchen den Hieronymus oder wohl gar den Auguſtinus noch zum vierten Jahrhundert rechnen will, weil ſie in demſelben noch geboren und auch in demſelben ſchon geſchrieben: ſo muß ich erklären, daß ich ihre Zeugniſſe gegen mich nicht anders kann gelten laſſen, als wo ich ſie mit ältern, eben ſo ausdrücklichen Zeugniſſen belegt ſinde. Wohl aber müſſen dieſer drey Männer Zeugniſſe, wo ſie für mich lauten, ſtatt aller ältern gelten.

§. 6.

Tertullianus de anima c. 1. wo regula ſidei, ſacramentum ſidei heißt; welches Lactantius ſchlechtweg ſacramentum nennt.

In einer andern (als der eben angeführten) Anrede an die Catechumenos ſagt Auguſtinus (l. VI. p. 418): ſacramentum Symboli, quod accepiſtis memoriaeque mandatum pro veſtra ſalute retinetis, noueritis hoc eſſe *ſidei catholicae fundamentum*, ſuper quod aedificium ſurrexit Eccleſia.

Noch zu Ende des ſiebenten Jahrhunderts (680) oder wohl gar noch ſpäter wurden das Symbolum und Vater Unſer für die zwey Grundpfeiler des chriſtlichen Glaubens gehalten. Denn unter den neun Canonibus, die dem Concilio Conſtantinopolitano III. Oecumenico VI. beygelegt werden, heißt der ſiebente: commonendi ſunt Fideles omnes, a minimo vsque ad maximum, vt orationem dominicam et Symbolum diſcant; et diſcendum eſt iis, quod his duabus ſententiis omne ſidei Chriſtianae fundamentum incumbit

§. 7.

Ueberhaupt haben die Papiſten darin gefehlt, daß ſie den Canon ſidei zur norma catholici und eccleſiaſtici ſenſus gemacht.

§. 8.

Ich zweifle an der Authentie keiner einzigen Schrift des N. Teſtaments: ich glaube feſt, daß ſie alle von den Männern geſchrieben worden, deren Namen ſie führen. Ich bin gar nicht derjenigen Meynung, welche glauben, daß ſie vor den Zeiten des Trajans gänzlich unbekannt geweſen. Wie könnte ich auch? da mich nichts berechtigt ſie für untergeſchobne Schriften zu halten. Ich will es gern zugeben, daß „ſchon im Anfange des zweyten Jahrhunderts beſonders die vier Evangelia bekannt geweſen.“ Nur meyne ich, muß man nicht mit Herrn Leß hinzuſetzen, das ſie damals ſchon allgemein bekannt geweſen(*). Allgemein bekannt konnte in den Zeiten vor Erfindung der Druckerey kein einziges Buch in einem Zeitraume von hundert Jahren werden. Und wie allgemein waren ſie denn bekannt, ſelbſt nach des Herrn Leß Verſicherungen? Einige Männer gedenken ihrer, mehr oder weniger ausdrücklich, in Schriften, die ſelbſt nicht bekannt waren. Eine trefliche Allgemeinheit. Wo iſt der unbekannte Schmierer auch itzt, der nicht von einem noch unbekanntern Schmierer irgend einmal ſollte ſeyn angeführet worden? darf aber die Nachwelt einmal aus ſolchen kümmerlichen Anführungen ſchließen, daß der angeführte Scribent zu ſeiner Zeit allgemein bekannt geweſen? Wie doch immer gewiſſe Gelehrte kaum die Hälfte ihres Satzes gut machen, und die andre Hälfte, ſo contreband ſie auch immer ſeyn mag, getroſt mit einſchleppen! Sie wiſſen wohl, daß die gelehrten Viſitatores es ſo genau nicht nehmen. —

Nun mögen ſie doch Beyde! Ich will bloß ſagen, daß die erſten Chriſten keine vollſtändige Sammlung aller Neuteſtamentlichen Schriften in Händen gehabt, ſo wie wir ſie ietzt haben. Jede Kirche hatte Anfangs, außer einem Exemplar des Evangelii, welches der Apoſtel ihr Stifter mitgebracht hatte(**), nur die Briefe, welche entweder dieſer Apoſtel ihr Stifter, oder auch ein andrer, nach ihrer Bekehrung ausdrücklich an ſie geſchrieben hatte. Dieſes beweiſe ich

1. Aus der Stelle des Tertullians de Praesc. c. 36. von den litteris authenticis etc.
2. Aus dem Umſtande, daß Clemens in ſeinem Briefe an die Cor. die Cor. nur auf den Brief Pauli an ſie namentlich verweiſet: ſo wie Polykarpus in ſeinem Briefe an die Philipper nur auf den Brief Pauli an die nehmlichen Philipper. Alles übrige

---

(*) Wahr. der Chr. R. S. 51.

(**) Eus. H. E.

was beide in ihren Briefen aus andern Apoſtoliſchen Schriften anführen oder anzuführen ſcheinen, führen ſie nur entweder in ganz allgemeinen Ausdrücken an, oder ſagen es wohl gar in ihrem eignen Namen.

Wenn ich aber ſage, daß die erſten Chriſten nur eine ſo unvollſtändige Bekanntſchaft mit den Schriften des N. T. gehabt, ſo begreife ich darunter keinesweges auch die Biſchöfe und Presbyteres. Dieſe konnten gar wohl mehrere Stücke des Neuteſtamentlichen Canons kennen und beſitzen; auch wohl alle. Genug, daß daraus doch noch immer nicht erhellet, daß dieſe Schriften alle allgemein gänge und gebe unter den Chriſten geweſen.

Wenn aber die erſten Chriſten nur ſo geringe Kenntniſſe von dem geſammten N. Teſtamente gehabt: ſo können ſie auch unmöglich die Begriffe davon gehabt haben, die wir itzt davon haben ſollen.

Sie konnten ſie immerhin für göttlich und für untrüglich halten, in allen und jedem Worte: aber folgt daraus, daß ſie ihren Glauben daraus geſchöpft, den ſie zum Theil ſchon hatten, zum Theil auf dem weit kürzern Wege der mündlichen Predigt erhielten? Sie hielten die Schriften der Apoſtel für das was ſie waren, für [illegible], für Dinge, die nach Beſchaffenheit der Zeit und anderer Umſtände an dieſe und jene Gemeine insbeſondere geſchrieben waren, die andere nur unter vollkommen ähnlichen Umſtänden verbinden könnten.

Zur Erläuterung möge noch das dienen: Barnabas in ſeinem Briefe hatte gleichen Zweck mit Paulo, nemlich zu zeigen, daß die Chriſten von allen Verpflichtungen gegen das Moſaiſche Geſetz frey ſind. Da nun Paulus längſt alle ſeine Briefe geſchrieben hatte, als Barnabas den ſeinigen ſchrieb: ſo iſt daraus, daß Barnabas den Paulus gleichwohl nicht anführt, nothwendig eins von beyden zu ſchließen:

entweder kannte er die Briefe des Paulus nicht:

oder er hielt es für unnöthig ſie anzuführen.

Aus jenem würde ein großes Vorurtheil wider die Authentie dieſer Pauliniſchen Briefe folgen; wenigſtens ließe ſich die Art, wie ſich Michaelis die Publication der apoſtoliſchen Schriften einbildet, ſehr ſchlecht damit verbinden. Dieſes wäre geſchehen,

entweder, weil er geglaubt, daß die Pauliniſchen Briefe nichts bewieſen; d. i. weil er ſie nicht für eingegeben gehalten:

oder, weil er geglaubt, daß Paulus nicht mehr beweiſen könne als er ſelbſt; d. i. weil er ſich für eben ſo inſpirirt gehalten, als Paulus. Und dieſes letzte iſt wohl unſtreitig der wahre Fall.

Denn er ſagt es ſelbſt; er ſagt §. 9. daß auch in ihn Jeſus ἐμφυτον δωρεαν της διδαχης αὐτου gelegt habe.

§. 9.

Dieſes iſt aus einer Stelle des Irenäus lib. IV. c. 33. ſo klar, als nur etwas ſeyn kann: poſt deinde et omnis ſermo ei (diſcipulo vere ſpirituali, der ungezweifelt glaubt, daß es nur einen einzigen Gott gebe, welcher der Stifter ſowohl des alten als des neuen Teſtaments ſey) conſtabit, ſi et ſcripturas diligenter legerit *apud eos*, qui in Eccleſia ſunt Presbyteri. Warum ſoll er die Schrift eben bey den Presbytern leſen, wenn nicht dieſe die wenigen Exemplare, die davon vorhanden waren, in Verwahrung hatten? Und wozu hatten ſie dieſelbe in Verwahrung, wenn nicht bloß darum, damit ſie gleich ihre mündliche Erklärung beyfügen könnten und niemand ſie nach eignem Gutdünken leſen möchte.

Umſonſt will Leß uns glauben machen, Irenäus rathe nur deswegen die Schrift bey den Presbytern zu leſen, damit man nicht etwa durch verfälſchte Kopeyen hintergangen werde (Wahrh. der chriſtl. Religion 4te Ausg. S. 63.). Denn Irenäus ſtreitet hier nicht mit Leuten, die ſich verfälſchter Abſchriften der Bibel bedienen; ſondern mit Leuten, welche ihren Beweis nicht aus den, allen und jeden Menſchen deutlichen Stellen der Bibel führen wollten, vielmehr aus den dunkeln, aus Gleichniſſen und Parabeln. Ja es iſt eine offenbare Verdrehung, wenn er den Irenäus ſagen läßt: alle göttliche Schriften, die prophetiſchen und evangeliſchen lägen da, und wären deutlich und könnten von allen befragt werden. Denn dieſes ſagt er offenbar (l. II. c. 27.) nur von einem Theile der Schrift, der wegen ſeiner Deutlichkeit zum Grunde gelegt werden müſſe; anſtatt daß die Gnoſtiker die dunkeln Theile derſelben zum Grunde legen wollten, die er deswegen valde hebetes nennt, qui ad tam lucidam adapertionem caecutiunt et nolunt videre lumen praedicationis; ſed conſtringunt ſemet ipſos et per tenebroſas parabolarum abſolutiones unusquisque eorum proprium putat inveniſſe Deum.

§ 12.

Die chriſtliche Religion, nach ihren Glaubenslehren nemlich, iſt in den u. ſ. w.

Die älteſten Kirchenväter lehrten die chriſtliche Religion in den Schriften der Evangeliſten zwar finden, aber ſie hatten ſie nicht darin gefunden. Die παραδοσις ἐκκλησιαστικη war ihr Fundament, auf welches ſich beſonders Clemens Alexandrinus beruft.

§. 19.

Ich ſage, in Abſicht der Glaubenslehren. Denn ſonſt hat ſie noch einen andern ſehr großen Werth. So wie das Symbolum die regula fidei iſt, ſo iſt die Schrift regula diſciplinae. S. Tertullianus Apolog. c. 47 und de corona militis c. 2.

§. 20.

Der kürzeſte und bündigſte Beweis von dieſem §. iſt, daß alle Ketzereyen der erſten vier Jahrhunderte Puncte der regulae fidei betreffen. In allen andern Dingen konnte man ſicher glauben und behaupten, was man wollte, ohne für einen Ketzer gehalten zu werden; wie aus den Kirchenvätern zu ſehen. Was haben die nicht alles behauptet! Beſonders Tertullian und Origenes! Die erſte Ketzerey welche keine Puncte der regula fidei betraf, war die Pelagianiſche.

Zuſätze von des Verfaſſers eigner Hand

zu der nöthigen Antwort erſten Folge S. 248.

Dieſe nemliche Stelle des Irenäus haben ſchon viele Proteſtanten und unter andern auch Meſtrezat in ſeinem Traité de l'Egliſe S. 581. zu dem nehmlichen Behufe gebraucht; und ich muß mich wundern, daß die Katholiken, und nahmentlich Du Perron nicht pertinenter darauf geantwortet haben; welches durch die einzige angeführte, grammaticaliſche Bemerkung hätte geſchehen können.

Die nächſte Stelle, die Meſtrezat aus den älteſten Kirchenvätern in eben der Abſicht anführt, iſt aus dem Clemens Alexandrinus (VII. lib. Strom. p. 890. ff. der Potterſchen Ausgabe) genommen und beweiſet eben ſo wenig wider mich. Sie beweiſet nur gegen die Katholiken, welche die Kirche zum höchſten Richterſtuhle in Glaubensſachen machen wollen; aber nicht gegen mich, der ich behaupte, daß die mündliche Tradition dem geſchriebenen Worte in den erſten Jahrhunderten vorgezogen worden. Dies erhellet aus dem Anfange des nehmlichen Werks und beſonders aus p. 322. wo Clemens von ſeinem Lehrer redet und den προφητικον και αποστολικον λειμωνα, auf welchem er die beſten Blumen gleich einer Sicilianiſchen Biene genutzt, der weit zuverläſſigern παραδοσει της μακαριας διδασκαλιας entgegenſetzt, und der Ausſpruch beſonders merkwürdig iſt: τα απορρητα, καθαπερ ὁ θεος, λογῳ πιστευεται ου γραμματι.

So viel ich ſinde, iſt Irenäus der erſte, welcher unter dem Worte Scripturae und γραφαι die Neuteſtamentlichen Schriften der Apoſtel und Evangeliſten mit begreift.

* * *

Auch von dieſen ſagt er (l. II. 28, 2.) Scripturae quidem perfectae ſunt, quippe a Verbo Dei et Spiritu eius dictae.

* * *

Und doch ſagt er damit noch lange nicht, was wir itzt von der Schrift behaupten. Denn er ſagt zugleich (II. 28, 3.) daß dieſe vollkommne Schrift uns gleichwohl nicht vollkommen verſtändlich ſey.

* * *

Nur ein Theil derſelben rede zu allen Menſchen vollkommen verſtändlich, und daß nach dieſem vollkommen verſtändlichen Theile der minder verſtändliche jederzeit müſſe ausgelegt werden, erhelle daraus, weil er mit der regula veritatis übereinſtimme.

* * *

Alſo iſt es bey ihm auch eine regula veritatis, welche früher als alle Schrift iſt, auf welcher das Chriſtenthum eigentlich beruhet.

* * *

Nach dieſer regula veritatis müſſe die Schrift erklärt werden; nicht aber müſſe die regula veritatis aus der Schrift oder aus der Gnoſtik gezogen werden. Non enim regula ex numeris, ſed numeri ex regula; nec Deus ex factis, ſed ea, quae facta ſunt ex Deo. Omnia enim ex uno et eodem Deo (II. 25, 1.).

* * *

Und das war ſie ſelbſt, dieſe regula veritatis. Omnia ex vno et eodem Deo, nehmlich durch ſein Wort, quod ſemper coexiſtebat Deo (II. 25, 3.)

Zu S. 248. Z. 28. nach futuris. Oder vielmehr fundamento et columnae fidei noſtrae *futuris*, da denn das *futurum*, noch weniger für einen bloßen Schreibefehler anſtatt futuris könnte ausgegeben werden.

Von den Traditoren.

In einem Sendſchreiben an den Herrn Doktor Walch

von G. Ephr. Leßing.

Zur Ankündigung einer größern Schrift des leztern. *)

Ehe ich auf die Traditores ſelbſt komme, die man auf Deutſch eben ſo kurz und gut Auslieferer heiſſen könnte, wird es nicht undienlich ſeyn, einige allgemeine Anmerkungen über die Verfolgung vorauszuſchicken, die ſie veranlaßte. Es war die zehnte; und noch waren in allen vorhergehenden neunen keine Chriſten gefunden worden, über welche Drohung und Marter ſo viel vermocht hätten, daß ſie die heiligen Schriften, welche die heidniſchen Obrigkeiten von ihnen forderten, freywillig ausliefern, oder wohl gar mit eignen Händen in das Feuer werfen wollen, zu welchem ſie von den Feinden der darinn enthaltenen Religion beſtimmt waren. Oder vielmehr; noch war es ſelbſt den Heiden nicht eingekommen, ihre Verfolgung bis auf die heiligen Bücher zu erſtrecken; es ſey nun, daß ſie von den heiligen Büchern der Chriſten wenig oder gar nichts wußten; oder glaubten, daß Bücher überhaupt von allen Verfolgungen ausgenommen ſeyn müßten. Es mußte nothwendig etwas ganz beſonderes dazu kommen, wodurch ihnen die Augen über die chriſtlichen Bücher ſo weit aufgiengen, daß ſie auch mit ihnen eine Ausnahme machen zu müſſen glaubten, die ſie noch niemals gemacht hatten.

Leider iſt aber das Feld der Kirchengeſchichte, in welches die Verfolgungen einſchlagen, noch ſehr wild und moraſtig. Der einzige Dodwell fieng mit Hülfe der Chronologie, in der er ſo ſtark war, um den Boden von dem allzuvielen Blute zu trocknen, einmal an, Gräben zu ziehen. Aber bald waren dieſe Gräben wieder zugeworfen, und es iſt nun gerade, als ob nichts geſchehen wäre. Der Ungereimtheiten, der Widerſprüche, der offenbarſten Verdrehungen, der handgreiflichen Erdichtungen iſt in dieſem Kapitel wenigſtens noch eben ſo viel, als in dem Kapitel von den Ketzern; in welchem Arnolds Fleis vielleicht nur darum weniger anſchlug, weil er allzuſehr aufräumen wollte. Wie ein zweyter Rhetorius, deſſen ſonderbare Ketzerey darinn

---

*) Theologiſcher Nachlaß S. 91.

beſtund, daß er alle und jede Ketzereyen für rechtgläubig erklärte, hob er beynahe den ganzen Begriff von Ketzerey auf; ſo wie **Dodwell** den ganzen Begriff der Verfolgung, wenn er zu verſtehen geben wollte, daß man die Beſtrafung der Chriſten aus bürgerlichen Urſachen keine Verfolgung nennen müſſe.

Gleich Anfangs muß ich bemerken, mit wie wenigem Rechte man die zehnte und zehnjährige chriſtliche Verfolgung die Diokletianiſche gemeiniglich zu nennen pflegt. Diokletian gehört unſtreitig unter die beſſern römiſchen Kaiſer. Selbſt ſein Entſchluß, das Reich in vier Theile zu theilen, iſt ein Beweis davon. Vor ſeiner zwölfjährigen Regierung hatten die Chriſten zehn Jahr alle mögliche Ruhe genoſſen, und die zwey Verfolgungsjahre, die auf ſeine Regierung kommen, waren ohnſtreitig auch die gelindern. Laktantius ſelbſt giebt ihm das Zeugniß, daß er kein blutdürſtiger Mann geweſen, und den Verhetzungen ſeines Mitregenten, des **Galerius Maximianus**, lange genug widerſtanden habe. —

§. 1.

Die Auslieferung der heiligen Schriften wurde in der Diokletianiſchen Verfolgung nur von dem Klero, und vornemlich nur von den Biſchöffen, Presbyters und übrigen Gliedern der hohen Klaſſen des Kleri verlangt.

Auguſtinus nennt dieſe Verfolgung ausdrücklich perſecutionem codicum tradendorum. lib. III. contra Creſconium c. 26.

Acta S. Felicis beym du **Pin** S. 227. nach der Ausgabe des **Baluze**: ut libros deificos extorquerent de manibus epiſcoporum et presbyterorum. Dieſe Worte heiſſen nach der Ausgabe des **Ruinart**: ut libros deificos peterent de manu epiſcoporum et presbyterorum.

Aber, ſagt Herr D. **Walch**, dieſe Stelle iſt auch die einzige. Alle andere reden unbeſtimmt, ohne die Perſonen anzugeben, von denen die Bibel mit Gewalt abzufodern.

Ich will das fürs erſte wahr ſeyn laſſen. Aber ſeit wenn iſt es denn im Gebrauche, das Beſtimmte nach dem Unbeſtimmten zu richten? Das Unbeſtimmte läßt mir frey, die Sache ſo oder ſo zu beſtimmen, und widerſpricht keiner Beſtimmung. Wenn Euſebius, wenn Optatus, wenn Auguſtinus den Zeugniſſen der actorum widerſprechen, oder es zweifelhaft machen ſollten, ſo müßten ſie eben ſo beſtimmt ſagen, daß die Bibel ſowol von dem Klero, als den Laien gefodert werden. —— ——

Laktanz. de M. P. c. 12 weiß gar nichts davon, daß die diokletianiſche Verfolgung ausdrücklich oder gar einzig auf die Auslieferung der Bücher gegangen. Er erzählt nur mit nebenher, daß bey Niederreiſſung der Kirche zu Nikomedien in Bithynien, die darinn gefundenen Schriften verbrannt werden: Scripturae repertae incendantur.

Wir ſehen aus dem Laktanz, wie ungern Diokletian an die Verfolgung gieng, und wie ſehr er wünſchte, daß ſie ohne Blutvergieſſen abgehen möchte. Er wollte die Religion vernichten, und die Menſchen ſo viel als möglich ſchonen. Was mehr dabey geſchah, war die Schuld des Galerius, und der Statthalter in den Provinzen, die zu den Antheilen des Diokletianus und Galerius gehörten. Wie nahe die zwey andern Theilhaber des Römiſchen Reichs, Herculius und Conſtantius ſich entweder den Geſinnungen des Diokletianus oder des Galerius kommen, davon ſind keine ausdrücklichen Zeugniſſe in der Geſchichte, ſo viel ich weiß, vorhanden.

§. 2.

Sie wurde darum nur von dieſen verlangt, weil die Heiden wohl wußten, daß die heiligen Schriften eigentlich nur in deren Händen waren; weil die Heiden wohl wiſſen konnten, daß, wenn ſich von den heiligen Schriften auch etwas in Laienhänden befände, es nur die unbeträchtlichſten Stücke wären, die wichtigern aber mit der äuſſerſten Sorgfalt vor den Heiden verwahrt und den chriſtlichen Laien nicht anders, als mit der größten Behutſamkeit mitgetheilet würden.

§. 3.

Es befanden ſich alſo unter denen, welche über die geweigerte Auslieferung der heiligen Schriften Märtyrer geworden, keine Laien: oder es waren nur Laien von jenen Elenden, die ſich bey aller Gelegenheit zu dem Märtyrthum drängten, und beſonders hier aus einer bloßen Zweydeutigkeit dazu drängten.

§. 4.

Noch weniger konnten ſich Laien unter den Traditoren befinden. Denn einmal hatten ſie nichts auszuliefern; und wenn ſie ja von ungefähr etwas auszuliefern gehabt hatten, ſo war ihre Auslieferung kein Verbrechen, und iſt niemals als Verbrechen beſtraft worden.

§. 5.

Selbſt das Verbrechen der Traditoren aus dem Klero hatte die nemliche Abſcheulichkeit in den Augen aller Chriſten nicht. Es gab Chriſten, die gelinder davon urtheilten, und es bey weiten nicht für hinlänglich hielten, eine Spaltung zu verurſachen.

Ecce exaggerasti crimen traditionis, ſagt Auguſtinus zum Petilianus l. II, c. litteras Petiliani c. 7. Vol. IX. 150.

Was hilft es, ſagt Auguſtin kurz darauf, die Bücher erhalten, wenn man, was in den Büchern ſteht, verwirft. Quae dementia est, illud testamentum tradere te noluisse flammis, ut contra verba litiges testatoris.

Die Donatiſten trieben es ſo weit, daß ſie auch die für Traditores erkannten, welche von Traditoribus ordinirt waren.

§. 6.

Wie könnte aber das Verbrechen der Tradition von einigen für ſo äuſſerſt groß, und von andern für ſehr verzeihlich angeſehen werden ſeyn: wenn man nicht von den heiligen Schriften ſelbſt, an denen das Verbrechen begangen ward, ſchon damals ganz verſchieden gedacht hätte? Einen Beweis dieſer verſchiednen Denkungsart über die heiligen Schriften ſelbſt, glaube ich in der verſchiednen Bewegung zu finden, unter welcher ſie die Heiden dem chriſtlichen Klero abfoderten.

§. 7.

Und wie, wenn es eben dieſe verſchiedene Denkungsart über den Werth der heiligen Schriften wäre, die damals in Africa unter den Chriſten zu ſo viel Unruhen Anlaß gegeben hätte, daß man von Seiten des Kaiſers, zur Unterdrückung derſelben, nichts beſſers thun zu können geglaubt hätte, als wenn man den Gegenſtand derſelben vertilgte? Wenigſtens wüßte ich keine wahrſcheinlichere Urſache anzugeben, warum die Heiden nur eben jezt erſt darauf gefallen ſeyn ſollten, die heiligen Schriften aus der Welt zu ſchaffen; und alle Urſachen, die man davon bisher angegeben, können offenbar nicht zureichend geweſen ſeyn.

Traditores appellatis eos, quos traditoribus communionis tramite ſucceſſiſſe vel fingitis vel putatis. *contra Petilianum* lib. III. c. 55. T. IX. p. 226.

Daß die Donatiſten überhaupt die Verfolgung übertrieben, die ſie wegen der heiligen Schriften ausgeſtanden, bezeugt Auguſtinus contra Gaudentium lib. I. c. 37. p. 449. tantae, ut putatis aut jactatis, perſecutionis tempora.

Pars Donati ſe nondum ab unitate diviſerat Cypriani temporibus. Auguſt. contra Donatiſtas lib. III. c. 3. T. IX. p. 126. Alſo war doch dieſer Pars, der ſich erſt zu den Zeiten des Donati von der Kirche trennte, und daher ſeinen Namen erhielt, ſchon da. Poſt paſſionem quippe ejus (Cypriani), fährt Auguſtinus fort, quadraginta et quod excurrit, annis peractis, traditio codicum facta eſt. Cyprianus aber ſtarb den 14ten September 258.

Vorrede.*)

Ich muß nun ſchon vor aller Welt bekennen, daß es mich noch keinen Augenblick gereuet hat, die berüchtigten Fragmente herausgegeben zu haben, und daß ich nicht wohl einſehe, wie ein ſolcher Augenblick noch in der Folge kommen könne, wenn ich anders bey geſundem Verſtande bleibe.

Verdruß hat mir freylich jener Schritt weit mehr zugezogen, als ein Menſch von meiner Denkungsart voraus ſehen konnte und mochte. Aber genug, daß dieſer Verdruß nur von auſſen kam; daß mir mein Gewiſſen nichts vorzuwerfen hatte; und daß die verächtlichſten Menſchen die wohl nicht ſind, welche nicht alles voraus ſehen mögen, was ſie gar wohl voraus ſehen könnten.

Verläumdungen ſind ja nur Verläumdungen, und thätige Verfolgungen in Sachen der Religion treffen gemeiniglich nur die, die darnach ringen. Ich weiß nicht, was für ein Schwindel diejenigen mehrentheils befällt, die über dergleichen Verfolgungen zu klagen, Urſache zu haben glauben. Ich weiß nur, daß Schwindel auch hier Schwindel iſt; und der Abgrund, in welchen ſie ſtürzen, an ihrem Unglück immer die kleinſte Schuld hat.

Was ich gethan habe, habe ich nicht anders als auf die feyerlichſten, zuverſichtlichſten und unzähligmal wiederholten Aufforderungen unſerer Gottesgelehrten gethan, von welchen man mir nur ein Exempel anzuführen erlaube.

Als mein Freund, Mendelsſohn, von Lavater aufgefordert, ein Chriſt zu werden oder zu erklären, warum er es nicht werde, ſich geäuſſert hatte, das Lezte zu thun, wenn man es ihm zu nahe legte, und Lavater aber es hiezu nicht kommen zu laſſen für gut befand, ſondern ſein wohlgemeyntes Cartell zurücknahm, wer war der Theolog in Göttingen, der es ſo ernſtlich bedauerte, daß ꝛc. — —

---

*) Theologiſcher Nachlaß S. 38.

Gegen eine Stelle aus Leß
von der Wahrheit der chriſtlichen Religion.
Neueſte Ausgabe S. 44.*)

Ich leſe in einem Buche, in welchem ich mich ſo oft erbaue und unterrichte, Ignatius in ſeinem Briefe an die Philadelpher bezeuge klar, daß ſchon zu ſeiner Zeit einige Schriften der Evangeliſten und Apoſtel in einer Sammlung zuſammengebracht geweſen. Das macht mich äuſſerſt aufmerkſam. Ich habe die Briefe des Ignatius nur eben einmal durchblättert: Gott! warum kann man nicht alles, alles mit der äuſſerſten, gewiſſenhafteſten Aufmerkſamkeit leſen.

Mein Verfaſſer iſt ſo ein rechtſchaffener Mann, als einer. Die Stelle des Ignatius nach ſeiner Ueberſetzung lautet alſo: „Ich flehe „zu dem Evangelio, als dem Körper Chriſti, und zu den Apoſteln, als dem Presbyterio der Kirche. Allein, wir müſſen „auch die Propheten werth halten, denn auch dieſe kündigten „den Menſchen an, daß ſie ihre Hofnung auf das Evangelium „und auf Jeſum gründen, und die Zukunft deſſelben erwarten ſollten.“

Was iſt gegen dieſe Stelle zu ſagen? und was kann ich dawider haben, wenn mein Verfaſſer von dem Seinen hinzuſezt: „Jedermann „wird eingeſtehen, daß Ignatius hier durch die Propheten die „Schriften der Propheten A. T. meyne; und ſo iſt wohl kein Zweifel, daß Ignatius durch das Evangelium die Schriften der Evangeliſten, und durch die Apoſtel die Schriften der Apoſtel verſtehe.“

Da ſieh nun! ſage ich zu mir ſelbſt. Wie ſehr haſt du dich geirret, wenn du bisher geglaubt, daß in den Kirchenvätern der zwey erſten Jahrhunderte ſchlechterdings keine Spur von irgend einer Sammlung neuteſtamentlicher Schriften zu finden ſey! Daß hier und da bey ihnen dieſer und jener neuteſtamentlichen Schrift im einzeln gedacht werde: das wußteſt du wohl. Aber einer Sammlung derſelben! — Einer Sammlung! Geſteh, daß dir das etwas ſo fremdes, etwas ſo unerwartetes iſt.

Auch muß ich, dem erſten Anblicke nach, allerdings bekennen, daß die Ueberſetzung das Original völlig auszudrücken ſcheint. Προσφυγων τῳ ἐυαγγελιῳ ὡς σαρκι Ιησου, και τοις ἀποϛολοις ὡς πρεσβυτεριῳ ἐκκλησιας. Και τους προφητας δε ἀγαπωμεν δια το και ἀυτους ἐις το ἐυαγγελιον κατηγγελκεναι, και ἐις ἀυτον ἐλπιζειν, και ἀυτον ἀναμενειν. Das ſind die nemlichen Worte des uninterpolirten Jgnatius, ſo wie ſie Voßius zuerſt abdrucken laſſen.

---

*) Theologiſcher Nachlaß S. 185.

Mit ihnen ſtimmt die alte lateiniſche Ueberſetzung, welche Ußerius kurz vorher aufgefunden hatte, vollkommen überein. Confugiens Evangelio ut carni Ieſu, et Apoſtolis ut Presbyterio Eccleſiae. Sed et Prophetas diligamus, propter et ipſos in Evangelium annunciaſſe et in Chriſtum ſperare et ipſum exſpectare.

Jch ſchlage hiernächſt den interpolirten Jgnatius nach, und finde, daß auch da ſich nichts findet, wo ein andrer Sinn durchſchimmere. Nur das leztere Kolon flieſſet etwas anders. Προσφυγων τῳ ἐυαγγελιῳ, ὡς σαρκι Ιησου Χριϛου, και τοις ἀποϛολοις, ὡς πρεσβυτεριῳ ἐκκλησιας. Και τους προφητας δε ἀγαπω, ὡς Χριϛον καταγγειλαντας, ὡς του ἀυτου πνευματος μετασχοντας, οὗ και δι ἀποϛολοι. Freylich ſcheint mir dieſes leztere Kolon hier gerade der unverfälſchtere Text, und, für ſich betrachtet, jenem tavtologiſchen ἐλπιζειν und ἀναμενειν weit vorzuziehen zu ſeyn. Aber was verſchlägt das! Jm Grunde iſt der verfälſchte Jgnatius hier um nichts verfälſcht; und es iſt blos zum Ueberfluſſe, daß ich deſſen gleichfalls alte lateiniſche Ueberſetzung auch nachſehe. Confugiens ad Evangelium, tamquam ad corpus Ieſu Chriſti, et ad Apoſtolos, tamquam ad Presbyterium Eccleſiae. Et Prophetas quidem diligo ut Chriſtum praenunciantes; continentes ejus Spiritum ſicut et Apoſtoli.

Jndem ich alles dieſes in des Clericus Ausgabe der Apoſtoliſchen Väter nachſehe, werde ich gewahr, daß die Auslegung meines Verfaſſers keine andre iſt, als die, welche ſchon Clericus von der Stelle des Jgnatius gegeben hat. Das Vorurtheil des Anſehens alſo ſteigt in mir: und ich werde immer unruhiger. Videntur haec verba, ſagt Clericus, ein Mann, dem hergebrachte Meynungen eben nicht ans Herz gewachſen waren, de Evangeliis et Apoſtolicis ſcriptis intelligenda, ut hoc velit *Jgnatius*, cognoſcendae divinae veritatis cauſa, ſe confugere ad Evangelia, quibus crederet; non ſecus ac ſi Chriſtus ipſe in carne, hoc eſt in eo ſtatu, quo fuit in terris, conſpicuus et etiamnum apud homines vivens eos ſermones, qui in Evangeliis leguntur, ore ſuo proferret; tum etiam ad ſcripta Apoſtolorum, quos habebat quaſi totius Chriſtianae Eccleſiae Presbyterium, ſub Chriſto omnium Epiſcopo, quod coetus omnes Chriſtianorum, quid credendum ſit, docerent. Unde quanti fierent libri novi Teſtamenti iis temporibus, ſatis liquet. Addit: *ſed et Prophetas amamus*, quia ipſi nunciarunt, quae pertinent ad Evangelium, id ſperarunt atque exſpectarunt. Quae reſpiciunt vetus Teſtamentum, prout ſcriptum exſtat, nam aliunde Prophetae Ignatio innoteſcere non potuerant. Nec leviter praetermittendum, ab eo, primo quidem loco, novi Teſtamenti ſcripta, per quae Chriſtiani ſumus, nominari, quaſi perfugium ſuum; ſecundo vero veteris libros, quia ex iis novum confirmari poteſt.

Es kann nicht wohl ſeyn, daß mein Verfaſſer hier blos mit den Augen des Clericus geſehen hätte. Er hat gewiß nicht minder ſeine eigene gebraucht, und wenn, bis auf eine Kleinigkeit, beyde einerley ſehen: ſo muß es ja klar und deutlich genung zu ſehen ſeyn. — Das iſt alles wahr. Und doch! und doch! —

Aber was habe ich denn dagegen? Muß ich nicht zugeben, daß, wenn in der Stelle des Ignatius unter den Propheten nichts anders als die Schriften der Propheten gemeynt ſeyn können, die Ausdrücke Evangelium und Apoſtel eben ſo zu erklären ſind? — — —

G. E. Leßings

ſogenannte Briefe an verſchiedene Gottesgelehrten,

die an ſeinen theologiſchen Streitigkeiten auf eine oder die andere Weiſe Theil zu nehmen beliebt haben.*)

Sogenannte Briefe ſind eine Art ſchriftſtelleriſcher Compoſition, bey welcher ſich die Poſten eben nicht am beſten ſtehen. Denn ſelten iſt es nothwendig, ſie ſchriftlich abzuſchicken. Nur dann und wann kann es ſeinen Nutzen haben, wenn ſie gedruckt werden und mit Buchladenfracht durch das Land reiſen. Man könnte ſie auch den einſeitigen **Dialog** nennen; weil man ſich würklich mit einem Abweſenden darinn unterhält, den man aber nicht zum Wort kommen läßt, ſo oft auch darinn ſteht: Sagen Sie, mein Herr; werden Sie antworten, mein Herr?

Figürlich iſt es die allerkommodeſte Art von Buchmacherey; obgleich darum eben nicht die ſchlechteſte. Was ſie durch Mangel der Ordnung verliert, gewinnt ſie durch Leichtigkeit wieder: und ſelbſt Ordnung iſt leichter in ſie hinein zu bringen, als Lebhaftigkeit in eine didaktiſche Abhandlung, die an niemand gerichtet iſt, als an alle, und von niemand ganz ſich herzuſchreiben ſcheint, als von der alten ruhigen Wahrheit ſelbſt.*)

---

*) Theologiſcher Nachlaß S. 113.

Sogenannte Briefe an den Herrn Doktor Walch.

1ter.

Hochwürdiger ꝛc. ꝛc.

So gleich als ich Ew. Hochwürden **Kritiſche Unterſuchung vom Gebrauche der heiligen Schrift unter den alten Chriſten in den vier erſten Jahrhunderten**, angekündiget fand, wiſperte mir mein Gewiſſen oder meine Eitelkeit zu: auch das vermuthlich wird dir gelten.

Denn eben damals ſchien es, als wollten ſich meine Händel mit dem Herrn Hauptpaſtor Göze in Hamburg in einen gelehrten Streit auflöſen, der eine Materie betrift, die mit dem Inhalt Ihrer Schrift ſehr nahe verwandt iſt.

Ich hatte, um gewiſſen Einwürfen gegen das Chriſtenthum mit eins den Weg zu verlegen, behaupten zu dürfen geglaubt, daß Einwürfe gegen die Bibel nicht nothwendig auch Einwürfe gegen die chriſtliche Religion wären, weil dieſe, in dem engen Verſtande genommen, in welchem man nur die eigentlichen Glaubenslehren darunter begreift, die ſie von jeder andern poſitiven Religion unterſcheiden, ſich weder auf die ganze Bibel, noch auf die Bibel einzig und allein gründe. Ich hatte behauptet, daß ſich das Weſen des Chriſtenthums gar wohl ohne alle Bibel denken laſſe. Ich hatte behauptet, daß es einem wahren Chriſten ſehr gleichgültig ſeyn könne, ob ſich auf alle

---

*) Von dieſen ſogenannten Briefen findet ſich aber nichts, als was mein Bruder an den Herrn D. Walch in Göttingen geſchrieben, wovon er zwey Mannſcripte hinterlaſſen. Das eine iſt wahrſcheinlich der erſte Entwurf und führt den beſagten Titel. Das zweyte aber iſt nicht blos beſſer geſchrieben, ſondern auch ausgearbeiteter, und hat den Titel: **Gotthold Ephraim Leßing, von den Traditoren. Begleitet mit einem Schreiben an Se. Hochwürden, den Herrn Doktor C. W. Fr. Walch in Göttingen, deſſen Kritiſche Unterſuchung vom Gebrauche der heiligen Schrift unter den alten Chriſten in den vier erſten Jahrhunderten, betreffend.** ὁ ἐλέγχων μετὰ παῤῥησίας εἰρηνοποιεῖ. **Berlin 1780.** Es hat auch mit no. 4. [oben S. 553] gar keine Aehnlichkeit als den Titel. Doch findet ſich darinn eine Beſchwerde über Hauptpaſtor Gözens Art zu ſtreiten, die der in der Vorrede zu der Bibliolatrie ſehr ähnlich iſt. **Karl Leſſing** im theol. Nachlaß S. 28.

Schwierigkeiten gegen die Bibel befriedigend antworten laſſe oder nicht. Beſonders wenn dieſe Schwierigkeiten nur daraus entſtehen, daß ſo mancherley Schriften von ſo verſchiedenen Verfaſſern, aus ſo verſchiedenen Zeiten ein Ganzes ausmachen ſollen, in welchen ſich nicht der geringſte Widerſpruch finden müſſe, wovon doch der Beweis in dieſen Schriften ſelbſt unmöglich zu finden ſeyn könne.

Dieſe Behauptungen hatte der Herr Hauptpaſtor in Hamburg für weit giftiger, weit verdammlicher erklärt, als alle das Böſe, das ich damit unſchädlich zu machen hoffte. Die abſcheulichen Fragmente ſelbſt wären ihm nichts gegen dieſen meinen Vorſchlag; die einzige ſimpelſte Art, darauf zu antworten.

Denn ihm war es allerdings ſo klar, wie der Tag, daß die heilige Schrift der einige Grund ſeiner allerheiligſten Religion ſey, von deren mehreſten Glaubenslehren er gar nicht einſähe, wo er an heiliger Stäte den Beweis anders her als aus der Bibel nehmen könne! „Da „ſtehts! da krazt es aus! da ſeht ihrs ja, daß nur wir, wir Lutheraner, erhörlich zu Gott beten können! Das und dergleichen mehr „iſt einzig aus der Bibel und einzig aus Luthers Bibel zu beweiſen, „von welcher mir Gott alle die Original-Ausgaben ſo neben bey in „die Hände geführt hat."

Auch war ja der liebe Mann ſo verſichert, daß mein Vorgeben, ein Chriſt zu ſeyn, ohne auf die Schriften des neuen Teſtaments vollkommen eben den Werth zu legen, den er als ein Lutherſcher Theolog Wittenbergiſcher Schule darauf zu legen geſchworen, das bloße Blendwerk eines Teufels ſey, der gerne den Engel des Lichts ſpielen möchte! Sehet da — dachte er! Nein, ſchrieb er — die Naturaliſten können dir großes Aufheben von der chriſtlichen Religion machen, im Grunde aber weiter nichts, als ihr Bischen elende Religion der Vernunft darunter verſtehen.

„Und nun will ich ihn fragen, fuhr er fort, dieſen undienſtferti- „Bibliothekar! Ich will ihm auflegen, nur kurz und rund zu erklären, „was er unter chriſtlicher Religion eigentlich verſtehe. Auf das mein „Alle gute Geiſter! ſoll er ſich wohl packen, dieſer Teufel! Sprich, „rede, Teufel!"

Ich that es; aber wie groß muß ſein Erſtaunen geweſen ſeyn, als er nun gewahr ward, daß ich ſonach doch wohl von einer andern Art Teufel ſey, gegen welche dieſe Beſchwörung nicht anſchlage. Denn er erſtaunete bis — zum Verſtummen.

Kaum daß er auf die kurzen Sätze, die Ew. Hochwürden kennen, und die ich nur ſo hinwarf, um meinen Gegner erſt auf das freye

Feld zu locken, ein einziges abgedroſchenes Stellchen aus dem Irenäus erwiederte! Und als ich auch dieſem Stellchen die Ehre anthat, mich darauf einzulaſſen: wie geſagt; nirgends kein Laut mehr, und ſelbſt jeder Froſch in den Sümpfen der freywilligen Beyträge und des Poſtreuters war mit ihm zugleich verſtummt!

Nun alſo der Gedanke, einen beſchwerlichen Gegner, an dem keine Ehre zu erjagen iſt, losgeworden zu ſeyn und dafür einen andern zu erhalten, dem ſelbſt unterzuliegen Ehre ſeyn müßte — dieſer Gedanke, der mir bey Erblickung des Titels aufſtieß, durch welchen Ew. Hochwürden bald zu erſcheinende Schrift ſich ankündigte: wie hätte er mir nicht höchſt angenehm und ſchmeichelhaft ſeyn ſollen, wenn er auch weit minder natürlich geweſen wäre?

Das halbe Jahr, das darauf hingieng, ehe dieſe Schrift Ew. Hochwürden erſchien, würde mir ſehr lang geworden ſeyn, wenn es mir die unruhige Neugierde, den nähern Inhalt voraus zu errathen, in welcher ich ſo manches Buch aufs Neue nachlas, nicht ſehr kurz gemacht hätte.

Da iſt ſie nun! da liegt ſie nun vor mir, und ich habe die Feder ergriffen, ein ungeheucheltes Bekenntniß von dem Eindrucke abzulegen, den ſie nach einer ſorgfältigen Durchleſung auf mich gemacht hat.

Ein dergleichen Bekenntniß kann ein Mann, dem es nur um Wahrheit zu thun iſt, einem Manne unmöglich übel nehmen, der ſich bewußt zu ſeyn verſichert, keine unedlere Abſicht zu haben, dabey aber das ſonderbare Unglück hat, nicht ſelten gerade da auf eine ganz ungeheuere Art misverſtanden zu werden, wo er geglaubt hätte, daß ſeine Aeuſſerungen am allerwillkommenſten ſeyn würden.

Dieſes Unglück, denke ich, hat mir ſogar bey Ew. Hochwürden nicht wenig aufgelauert; denn ich könnte mich gleich anfangs beklagen, daß der Herr Doktor Walch mich lieber aus Gözen, als aus mir ſelber verſtehen wollen.

So iſt denn Gözens Sache nothwendig die Sache der Kirche? und wenn ſie es iſt: iſt denn nicht wenigſtens dieſe Sache von dieſem Anwalde zu unterſcheiden?

II.

Göze hatte behauptet, daß es ſchlechterdings keine chriſtliche Religion geben könne, wenn die Bibel nicht wäre; wenn die Bibel nicht vollkommen das wäre, wofür ſie nur der Lutheraner hält. Ich ſetze dieſem ſchneidenden Satze, andre vielleicht (dieſes vielleicht ſoll mir aber durchaus nichts vergeben) eben ſo ſchneidende Sätze entgegen: und mir will man nichts zu gute halten; ihm alles?

Bey der unchriſtlichen Anſtößigkeit ſeines allgemeinen Satzes, auf dem er zum offenbaren Nachtheile des geſammten Chriſtenthums, zum blos anſcheinenden Vortheile ſeiner **Parthey** ſo trotzig und unwiſſend beſteht, ſoll ihm ſtillſchweigend doch Recht gegeben werden? Bey der geringſten Einſchränkung, die ich hingegen von ſeinem allgemeinen Satze mache, ſoll und muß ich nicht einſchränken, ſondern völlig aufheben wollen?

Weil ich behaupte, daß die erſten Chriſten ihre Glaubenslehren nicht aus den Schriften des neuen Teſtaments geſchöpft haben; ſondern aus einer frühern Quelle, aus welcher ſelbſt dieſe Schriften und ihre, wenn ich das Wort wagen darf, Canonicität, gefloſſen: ſoll ich behaupten, daß die Schriften des neuen Teſtaments gar nichts nutzen? daß die erſten Chriſten ſie gar nicht gekannt? gar nicht gebraucht haben?

Ich hätte geglaubt, ſo könne nur Göze ſchließen, dem es nun einmal zur Natur geworden, einer jeden Behauptung, die nicht in ſeinen Kram taugt, die allerliebloſeſte Ausdehnung zu geben? Ich hätte geglaubt, ſo könne nur ein Homilet ſchließen, dem es erlaubt iſt, von dem Unterſchiede zwiſchen regula fidei und regula diſciplinae nie etwas gehört zu haben.

Allerdings! ſo kann auch nur Er ſchließen! Und wenn Ew. Hochwürden nicht viel anders zu ſchließen ſcheinen: ſo geſchieht es doch blos auf ſeine Rechnung. Blos weil Herr Doktor Walch die Gutherzigkeit gehabt, ſich dem Hauptpaſtor ſurrogieren zu laſſen, muß er mich ja wohl eben in dem Geſichtspunkt faſſen, in welchem mich dieſer genommen. Ich muß ein förmlicher Bibliomachus ſeyn: oder was für ein Buch kann er denn gegen mich ſchreiben? Wenigſtens hätte er das nicht gegen mich ſchreiben können.

Zwar wollen Ew. Hochwürden es auch eigentlich gegen mich nicht geſchrieben haben. Noch weniger gegen den Herrn Doktor Semler. Wie kann ich auch? fragen Sie; „da keiner von beyden bis jezt die „Gründe angegeben, die beantwortet werden könnten.“

Was Herr Doktor Semler zu dieſer Erklärung ſagen wird, weiß ich nicht. So viel weiß ich nur: daß ich ſein Intereſſe von dem meinigen nicht früh genug abſondern kann. Denn wenn ich mit ihm auch jezt auf Einem Wege zu wandeln ſcheine, ſo wollen wir beyde doch gewiß nicht nach Einem Orte.

Zudem hat mich ohnlängſt Herr Doktor Semler durch einen guten Freund, der ehemals Theologie ſtudieret, jezt aber feſtere Wiſſenſchaften treiben ſoll, (vermuthlich handfeſtere) nach Berlin ins Tollhaus bringen laſſen. Und das wohl darum, damit ich auf alle Weiſe mit ihm thun zu haben verreden muß. Träte ich nun auf ſeine Seite, dächt' ich, ſprächʼ ich ſo wie er: würde es nicht ſcheinen, als ob ich wünſchte, daß er ein lucidum intervallum für die völlige Rückkehr meiner Vernunft halten, und ſonach Befehl ſtellen möchte, daß man mich aus dem Tollhauſe nur wieder entlaſſen könnte! Gleichwol befinde ich mich in dem Tollhauſe, in welches mich geweſene oder noch ſeyn wollende Theologen bringen, ſo wohl! ſo wohl!

Oder wollt ich nun gar anderer Meynung mit ihm ſeyn; nur im geringſten mit ihm anbinden: — Gott ſey bey uns! — er ließ mich vollends an Ketten legen!

Ohne alſo auch für den Herrn Doktor Semler mit zugleich antworten zu wollen, muß ich Ew. Hochwürden bekennen, daß ich Ihre **Kritiſche Unterſuchung** ꝛc. um ſo mehr gegen mich geſchrieben zu ſeyn glauben muß, je ſonderbarer die Urſache iſt, warum ſie es nicht ſeyn ſoll. —

Wenn ich geſagt habe, daß die erſten Chriſten das neue Teſtament nicht für ihre regulam fidei erkannt: habe ich denn das nemliche auch von der regula diſciplinae geſagt? Von dieſer iſt ja gar nicht die Rede geweſen. Auf dieſe hat man mich ja gar noch nicht kommen laſſen.

Und nun urtheilen Ew. Hochwürden ſelbſt, wie nahe es mir gehen muß, wenn ich finde, daß ich gleichwohl in Ihrer Schrift unter einem Schwalle von Stellen erliegen ſoll, die alle nur erweiſen, daß die erſten Chriſten das neue Teſtament blos für regulam diſciplinae gehalten haben.

Ich ſage, alle; alle, ſage ich, alle! da iſt auch nicht eine einzige, die das neue Teſtament als die Quelle empföhle, aus welcher der Glaube fließe, den die erſten Chriſten in der Taufe angelobten, und von welchem ſie die Ueberzeugung, Kraft dieſer aufrichtigen Angelobung, durch die Taufe erhielten.

Es iſt wahr, Ew. Hochwürden haben einen ganzen Paragraph, welcher verſichert,(*) „daß die heilige Schrift die Erkenntnißquelle der chriſtlichen Religionslehren ſey" und dieſer Paragraph iſt mit Zeugniſſen aus dem **Ignatius, Juſtinus Martyr, Theophilus von Antiochien, Celſus, Irenäus, Clemens von Alexandrien, Tertullian, Athanaſius, Julian, Hilarius, Paulinus, Johann Chryſoſtomus, Hieronymus, Pelagius, Auguſtinus, Theodoretus** belegt.

Wenn ein einziges von dieſen Zeugniſſen ſchlechterdings wider mich iſt, was für ein Großſprecher, oder was für ein Leſer muß ich ſeyn,

---

(*) Kritiſche Unterſuchung. S. 168.

der ich mich gerühmt habe, meinen Satz (daß die Grundlehren unſers Glaubens nicht aus der Schrift gezogen ſind, ſo deutlich ſie auch immer darinn enthalten ſeyn mögen, und daß die Schrift folglich der einzige Grund derſelben nicht iſt) aus eigner, ſorgfältigen, mehrmalligen Leſung der Kirchenväter der erſten vier Jahrhunderte zu haben!

Aber ich bin weder Großſprecher, noch unachtſamer Leſer, und alle jene Zeugniſſe, insgeſamt und ſonders, beweiſen gegen mich ſo viel als Nichts. Denn entweder ſprechen ſie nicht von den Schriften des neuen Teſtaments, oder unter die Kenntniſſe, deren Quelle dieſe ſeyn ſollen, gehöret die Kenntniß der eigentlichen Glaubens-Artickel offenbar nicht; welches nicht ſowol aus den einzeln angeführten Stellen, als vielmehr aus dem Geiſte der ganzen Werke, aus welchen ſie genommen ſind, erhellen muß.

Erlauben mir Ew. Hochwürden ſie durchzulaufen; und das was ſie eigentlich ſagen, mit dem was ſie ſagen müßten, wenn ſie mich widerlegen ſollten, kurz und gut zuſammen zu halten.

1) Zuförderſt fertige ich alſo den **Ignatius**, **Juſtinus** und **Theophilus** mit einer und eben derſelben Antwort ab.(*) Sie reden alle drey blos und namentlich von den Propheten des alten Teſtaments, und nicht von Schriften des neuen, die man doch nur vornehmlich in Gedanken hat, wenn man behauptet, daß die Grundlehren unſers Glaubens aus der Bibel gezogen worden. Daß die Propheten von den erſten Chriſten fleißig und vielleicht nur zu fleißig geleſen worden, wie habe ich das leugnen können oder wollen? Aus den Propheten freylich konnten es die erſten Chriſten einzig und allein lernen, daß Chriſtus der Meſſias ſey; das iſt, derjenige Verheiſſene, welcher dem Geſetze Moſis ein Ende machen, und der Welt eine allgemeinere Religion dafür ſchenken ſollte. Aber wenn ſie in den Propheten den Stifter der neuen Religion erkannten, erkannten ſie denn auch darinn die Grundlehren dieſer neuen Religion? Oder wenn ſie aus den Propheten ſich würdigere, erhabenere Vorſtellungen von Gott zu machen lernten, als ihnen ihre ehemaligen heidniſchen Religionen beyzubringen im Stande waren, ſind denn dergleichen Vorſtellungen das eigentliche ganze Chriſtenthum? Von dieſem, ſo wie es in dem apoſtoliſchen oder jedem andern orthodoxen Glaubensbekenntniſſe der erſten Jahrhunderte enthalten iſt, iſt ja nur allein die Frage. Von dieſem behaupte ich ja nur allein, daß es aus der Bibel urſprünglich unmöglich könne

---

(*) Kritiſche Unterſuchung. S. 32. §. III. 1. und S. 34. §. V. 3. 5. und S. 40. §. VIII. 1. 2. 3.

gezogen ſeyn; am wenigſten aber aus dem neuen Teſtamente. — Ich will nicht hoffen, daß man mich hier zu Schöttgen verweiſen wird, welcher im Sohar und andern Midraſchiſchen Büchern die deutlichſten Spuren von allen chriſtlichen Glaubens-Artickeln will gefunden haben. Denn wenn das wahr iſt, was ich nicht beurtheilen kann: ſo waren die Verfaſſer beſagter Bücher zuverläßig keine eigentliche Juden; ſondern es waren Juden-Chriſten, es waren Nazarener oder Ebioniten, welche ihre chriſtliche Ideen in die Propheten hineintrugen, aber nicht aus ihnen herholten.

Gegen das Zeugniß des Ignatius insbeſondere hätte ich noch dieſes zu erinnern, daß die Worte deſſelben äuſſerſt verſtümmelt und verfälſcht ſind, und daß das, was Ew. Hochwürden und Hr. Doktor Leß (*) itzt darinn zu finden glauben, urſprünglich unmöglich an dieſer Stelle geſtanden haben kann. Wie Ignatius eigentlich geſchrieben, glaub ich aus dem 30ten Kapitel des zweyten Buchs der apoſtoliſchen Conſtitutionen zuverläßig errathen zu haben. Es iſt von keinem Evangelio, von keinem Apoſtel, von keinem Propheten als Büchern und Schriftſtellern die Rede. Anſtatt Ευαγγελιῳ muß Επισκοπῳ geleſen werden; und Ignatius will die Philadelpher durch ſein Exempel blos lehren, wie hoch ſie ihren Biſchoff, ihre Presbyteros und ihre Diaconos verehren ſollen. Den Biſchoff als den Körper Chriſti, die geſammleten Presbyteros als die Apoſtel, und die Diakonos als die Propheten. Kurz, ich bin des feſten Glaubens, daß die ganze Stelle ohngefähr ſo geheiſſen: Προσφυγων τῳ Επισκοπῳ, ὡς σαρκι Ιησου Χριστου· και τους πρεσβυτερους ἐκδεχομαι, ὡς Αποστολους· και τους Διακονους δε ἀγαπω, ὡς προφητας Χριστον καταγγειλαντας και του ἀυτου πνευματος μετασχοντας, οὗ και ὁι Αποστολοι; und nur ſo entſtehet ein Sinn, wie er des Ignatius und ſeines Zeitalters würdig iſt. Ich will mich hier bey den einzeln Beweiſen aller meiner Veränderungen und Einſchaltungen nicht aufhalten. Genung, daß Ew. Hochwürden ſie größtentheils aus dem angeführten Kapitel der apoſtoliſchen Conſtitutionen leicht errathen werden; beſonders wenn Sie in dem Briefe an die Smyrnäer den achten Paragraph damit vergleichen wollen, den ich für die vollkommenſte und entſcheidenſte Parallelſtelle halte. Für meine weitere Ausführung iſt bereits ein anderer Ort beſtimmt, und ich hoffe, daß mir jeder Beyfall geben ſoll, der die Sache ohne Vorurtheile überlegen will, und nicht befürchten darf, ich weiß

(*) Wahrheit der chriſtlichen Religion. Vierte Auflage, Seite 41.

nicht welchen Hauptbeweis für die Authentie des neuen Teſtaments dadurch zu verlieren.

2) Ich komme von den drey apoſtoliſchen Männern zu einem ihnen ſehr ungleichen Mann; zum **Celſus**. (*) Wie? auch der ſoll es gewußt haben, daß die Chriſten die heilige Schrift für die Erkenntnißquelle ihrer Religion halten? Kaum beweiſen die Stellen, welche Ew. Hochwürden aus ſeinen Fragmenten anführen, daß er die Schriften des neuen Teſtaments nur gekannt hat. Denn namentlich führt er keine derſelben an; und **Origenes**, bey verſchiedenen auffallenden Beweiſen von der Unwiſſenheit ſeines Gegners in den allerbekannteſten Evangeliſchen Nachrichten, zweifelt ja ſelbſt, ob er die Evangelia geleſen habe. Was er daraus zu haben ſcheint, konnte er aus hundert andern Büchern haben. Wenn er ſie aber auch geleſen, die Evangelia: was beweiſet das wider mich? Sind ſie deswegen für alle und jede zu leſen geweſen? Haben die Chriſten ſeiner Zeit kein Geheimniß daraus machen können? Wenn der ſpätere **Hierokles** in ſeiner Schrift gegen die Chriſten ſo viele und ſo geheime Dinge beybrachte, ut aliquando ex eadem diſciplina fuiſſe videatur; und Laktanz (**) ihn in dieſem Falle den ruchloſeſten Verräther nennt: was ſetzet Laktanz gleichwohl noch hinzu? Niſi forte caſu in manus ejus divinae litterae inciderant. Hatte den Celſus nicht ein ähnlicher Zufall begünſtigen können, aus dem entweder ſein Vorſatz, wider die Chriſten zu ſchreiben, entſprang, oder den er um ſo viel begieriger ergrif, weil er dieſen Vorſatz ſchon hatte. Auf alle Weiſe iſt aus den Worten des Laktanz unwiderſprechlich, daß Schriften, zu deren Beſitz Hierokles oder Celſus nur als Chriſten hätten gelangen können, wenn ſie ihnen nicht etwa durch einen beſondern Zufall in die Hände gekommen wären, daß ſolche Schriften unmöglich ſehr gemein ſeyn konnten. Doch ſehr gemein oder nicht ſehr gemein: Celſus ſoll ſie gehabt haben; Celſus ſoll gewußt haben, daß ſie die Quellen chriſtlicher Kenntniſſe ſind. Aber welcher Kenntniſſe? doch wohl nur der hiſtoriſchen und nicht der dogmatiſchen? Daß ſich die Chriſten wegen der Begegniſſe und Thaten ihres Meiſters auf die Evangelia beruften: ſey dem Celſus immerhin bekannt geweſen. Genung ihm war unbekannt, daß ſie auch wegen der Lehren, die nicht unmittelbar aus ſeinen Thaten folgen, ſich auf die nemlichen Evangelia, oder auf irgend eine itzige Schrift des neuen Teſtaments zu berufen gewohnt geweſen. Und das iſt da-

---

(*) Kritiſche Unterſuchung S. 41.

(**) Inſtit. lib. V. c. 2. p. 391. Edit. Bünem.

der unwiderſprechlich, weil er gerade ganz andre Schriften namhaft macht, wenn er den Chriſten ihre geheimen Lehrſätze vorrückt. Das himmliſche Geſpräch zum Exempel. Würde Celſus die Chriſten wohl aus einer ſolchen gnoſtiſchen Armſeligkeit haben überweiſen wollen, wenn er die eigentlichen Quellen ihres Lehrbegriffs gekannt hätte? Wer unſre ſymboliſchen Bücher kennt, wird der einen Einwurf gegen das Lutherthum aus einem herrenhuthiſchen Katechiſmus hernehmen?

3) Den Irenäus anbelangend, kann ich mich, wegen der Hauptſtelle aus ihm, auf meine Erſte Folge der nöthigen Antwort ꝛc. beziehen, von der es mir leid ſeyn ſollte, wenn ſie Ew. Hochwürden nicht zu Geſichte gekommen wäre. Es iſt die nemliche Stelle, die ſogar Götzen bekannt war; und wem iſt ſie's nicht? Aber um ſo mehr ſteht zu verwundern, daß Männern entwiſcht, was jeder Knabe ſehen muß, der conſtruiren kann. Die Worte des Irenäus ſind: Non enim per alios diſpoſitionem noſtrae ſalutis cognovimus, quam per eos, per quos Evangelium pervenit ad nos, quod quidem tunc praeconaverunt, poſtea vero per Dei voluntatem in ſcripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei noſtrae futurum. Dieſe Worte ſollen ſagen, daß die Schriften der Grund und Pfeiler unſers Glaubens geworden? Gewiß nicht! Es müßte ſodann ſchlechterdings futuris anſtatt futurum; und da der Syntax Fundamentum et columnam futuris zu ſeyn nicht wohl erlauben würde: ſo müßte die Veränderung ſich noch weiter erſtrecken und es wenigſtens heiſſen, fundamento et columnae futuris: wenn Irenäus nicht lieber eine ganz andre Wendung gewählt hätte, falls er das hätte ſagen wollen, was man mit einer lutherſchen Brille ſo offenbar darinn entdecken will. Futurum beziehet ſich auf Evangelium; und daß dieſes ſowol praeconatum, als ſcripturis traditum, der Grund und Pfeiler unſers Glaubens geworden, iſt der eigentliche Sinn des Irenäus. Was brauche ich mich bey den übrigen Stellen aus ihm aufzuhalten? Wer behaupten darf, daß Irenäus die Schrift unabhängig von der Tradition gemacht; daß er der Meynung geweſen, ſo bald die Schriften der Apoſtel vorhanden waren, ſey es gar nicht mehr darauf angekommen, was die Apoſtel mündlich gelehrt; daß er nicht dafür gehalten, nur der mündliche Vortrag der Apoſtel, ſo wie er in der Regula fidei zuſammen gezogen und aufbehalten worden, ſey der wahre Grund unſers Glaubens, ſey der unentbehrliche Schlüſſel zu den Schriften der Apoſtel: wer, ſage ich, das behaupten darf, der hat den Irenäus nie im Zuſammenhange geleſen; der kann ſich kaum die Mühe genommen haben, auch nur die Oekonomie ſeiner

5 Bücher contra Haereſes mit einem flüchtigen Blicke zu überſehen. Denn wie iſt ſein Gang in dieſen Büchern? Nachdem er die abgeſchmackten ſchändlichen Lehren der Gnoſtiker an den Tag gebracht und ſie vorläufig aus ihrer eigenen Ungereimtheit und mit Vernunftſchlüſſen beſtritten: (everſis, qui irreligioſas adinvenerunt ſententias, aliquid quidem ex propria unius cujusque illorum doctrina, quam in ſuis conſcriptis reliquerunt; aliquid autem ex ratione, univerſis oſtenſionibus procedente) läßt er nicht ſein Erſtes ſeyn, ſie manifeſtato praeconio Eccleſiae zu widerlegen? Und was iſt dieſes praeconium Eccleſiae anders als die Regula ſidei? oder wie ſie Irenäus lieber nennen wollen, die Regula veritatis, der κανων της αληθειας, den er allen Widerlegungen aus der Schrift vorausſchickt, nach welchem er allein ausdrücklich prüfen zu müſſen verſichert, ob eine Schriftſtelle für oder wider die Ketzer gelten könne. Durchaus erſt traditio und dann oſtenſio ex ſcripturis. — Wäre es nicht gut, wenn man auch ein wenig auf den Geiſt des ganzen Buchs ſähe, aus dem man einzelne Stellen anführt, und dieſe nach jenem vorher prüfte, ob ſie das auch ſagen könnten, was ſie nach den ausgehobenen Worten freylich oft wahrſcheinlich genung zu ſagen ſcheinen?

Ich will aber dieſe Erinnerung blos in Rückſicht auf den Herrn Hauptpaſtor Göze gemacht haben. An das ſorgloſe Nachſprechen, welches ich dieſem mit ſo völliger Zuverſicht auf den Kopf zuſagen darf, iſt bey Ew. Hochwürden gar nicht zu denken. Mit Ew. Hochwürden iſt es hier gar etwas anders. Sie mußten nothwendig dieſe Stelle des Irenäus hier ſo beybringen, wie ſie die Proteſtanten gemeiniglich zu nehmen pflegen, wenn man Ihrer Sammlung ähnlicher Stellen nicht einen ſehr weſentlichen Mangel vorwerfen ſollte. Ich bin weit entfernt, mich in einem Studio, welches ich nur bis zu meiner eigenen Beruhigung getrieben, einem Manne gleich zu dünken, deſſen Stand und Pflicht es mit ſich gebracht, den größten Theil ſeiner Zeit und ſeines Fleißes darauf zu wenden. Ich bin zufrieden, wenn mir ein ſolcher Mann nur zugeſteht, daß ich nicht in den Tag hinein plaudere, und keine feindſelige Angriffe auf die chriſtliche Religion thue, welches mir jener Schreyer ſo hämiſch Schuld giebt.

Ich hoffe, daß mich Ew. Hochwürden ſogar von aller Untergrabung der proteſtantiſchen Kirche, und namentlich der Lutherſchen, loszählen ſollen, wenn ich hinzuſetze, daß jene Regula veritatis des Irenäus, von der ich behaupte, daß ſie das, nicht aus der Schrift gezogene, ſondern der Schrift als Grundfeſte untergezogene Glaubens-Bekänntniß ſey, wir nun auch einzig und allein das iſt, was er unter apoſtoliſcher Tradition verſteht. Die katholiſchen Schriftſteller, die mehr darunter begreifen wollen, können aus ihm wenigſtens keinen Beweis führen; und hieraus allein können ſchon Ew. Hochwürden abnehmen, wie weit ich noch von allem Pabſtthum entfernt bin, und wie wenig ich blos den alten Streit über Tradition und Schrift zu erneuern gedenke. Nur kann ich unmöglich vorſezlich taub ſeyn, wenn mir das ganze Alterthum einmüthig zuruft, daß unſre Reformatores, unter dem ihnen ſo verhaßten Namen **Tradition**, viel zu viel weggeworfen haben. Sie hätten ſchlechterdings wenigſtens dem, was Irenäus darunter verſteht, das nemliche göttliche Anſehen laſſen müſſen, was ſie ſo ausſchließungsweiſe der Schrift beyzulegen für gut fanden.

Wenigſtens bin ich gewiß verſichert, wenn Ew. Hochwürden dieſen ächten älteſten Sinn des Worts **Tradition** bey dem Irenäus erkannt hätten, daß Sie eine Stelle deſſelben minder anſtößig würden überſezt haben. Nach Ihnen ſoll Irenäus unter andern auch ſagen: *„Wenn „die Apoſtel keine Schriften hinterlaſſen hätten, denn müßte man „dem mündlichen Unterricht folgen, welchen ſie denjenigen ertheilt, die „ſie zu Vorſtehern der Kirche verordnet." — Nur alsdenn? Es thut mir leid, daß, wenn ein ſtrenger Katholik dieſes für partheyiſche Entkräftung, wo nicht gar für eigentliche Verfälſchung erklärte, ich eigentlich nicht wüßte, was ich darauf antworten ſollte. Nur alsdenn? Alſo, da nun aber die Apoſtel Schriften hinterlaſſen, iſt es gar nicht mehr nöthig, ſich um Tradition zu bekümmern? Und das wäre die wahre Meynung des Irenäus? Nimmermehr; und Ew. Hochwürden hätten ihm ſchlechterdings ſeine Frage hier laſſen müſſen. Quid autem, ſi neque Apoſtoli quidem ſcripturas reliquiſſent, nonne oportebat ordinem ſequi Traditionis? Denn nur aus der Frage erhellet, daß Irenäus den Nutzen der Tradition, den man in dem angenommenen Falle doch wohl für ganz unwiderſprechlich erkennen müßte, auch auſſer dieſem Falle erkennt. Bleibt hingegen die Frage weg: ſo ſcheint dieſes ſo nicht, welches im Zuſammenhange mit dem, was vorhergeht, noch merklicher auffällt. Denn kurz, aus dem Vorhergehenden iſt klar, daß Irenäus ſchlechterdings von keiner Trennung der Tradition und Schrift weiß; ſondern ihm vielmehr Schrift ſo gut als keine Schrift iſt, wenn ſie nicht nach der Tradition verſtanden wird. Und was iſt darinn auch Anſtößiges für einen Lutheraner; ſo bald wir wiſſen, daß er unter Tradition nichts anders verſteht als das Glaubens-Bekenntniß, von welchem wir ja ſelbſt drey verſchiedene Formeln unſern ſymboliſchen Büchern vorgeſezt haben?

Auch ſchiebe ich wahrlich dem Irenäus keinen beſſern Sinn unter, als er hat. Denn eben das, was er Regulam veritatis nennt, nennt er an andern Stellen veritatis Traditionem oder veterem Traditionem, mit unmittelbarer Beyfügung des Glaubens-Bekenntniſſes ſelbſt, welches alle falſche Deutung unmöglich macht. Und wie hätte auch das Glaubens-Bekenntniß in der erſten Kirche überhaupt anders heiſſen können, als Tradition, da es gar nicht aufgeſchrieben werden durfte, ſondern von den Competenten blos auswendig gelernt, blos aus öftern mündlichen Vorſagen auswendig gelernt werden mußte! So ward es noch zu den Zeiten des Auguſtinus in der Kirche damit gehalten; und was könnte uns verleiten zu argwohnen, daß es jemals anders damit gehalten worden? Die Reden, die Auguſtinus bey Ablegung des Glaubens-Bekenntniſſes zu mehrmalen gehalten, heiſſen alle Sermones in Traditione Symboli, und in einer derſelben(*) ſind die Worte ſo ausdrücklich als möglich. Nec ut eadem verba ſymboli teneatis, ſagt er zu den Täuflingen, ullo modo debetis ſcribere, ſed audiendo perdiſcere: nec cum didiceritis, ſcribere; ſed memoria ſemper tenere atque recolere; ſo wie bald darauf, audiendo ſymbolum diſcitur; nec in tabulis vel in aliqua materia, ſed in corde ſcribitur. Und Irenäus, der die nemlichen Worte braucht, ſollte nicht die nemliche Sache meynen, wenn er von den gläubigen barbariſchen Völkern, welche die Schriften der Apoſtel nicht leſen können, ſagt, daß ſie, ſine charta et atramento ſcriptam habent per ſpiritum in cordibus ſuis ſalutem? Er ſollte etwas anders damit meynen, als das auswendig gelernte Glaubens-Bekenntniß, welches der heilige Geiſt in ihren Herzen mit ſeiner Kraft begleite und als hinlänglich zu ihrer Seligkeit verſiegle?

4) Aus dem Clemens Alexandrinus ſind es nicht weniger als fünf Stellen, welche die Bibel als die Quelle der chriſtlichen Religion zeigen ſollen. Da ich mich, wie begreiflich, nicht eher darüber zu erklären anfange, als bis ich alle fünfe in Erwägung gezogen: ſo kann ich mich kaum enthalten, mich im Voraus zu beklagen, welch ſonderbares Unglück entweder ich, oder Ew. Hochwürden mit dieſem Clemens haben. Denn wenigſtens drey von dieſen fünf Stellen finde ich in meinen Collektaneen als ſolche angemerkt, die meine Meynung von dem Gebrauche, den die damaligen Chriſten von der heiligen Schrift zu machen pflegten, am kräftigſten beſtärken. Sollten die Stellen ſelbſt eines ſo zweydeutigen Lichts fähig ſeyn? Wir wollen ſehen.

(*) Sermone CCXII. T. V. Edit. Bened. p. 637.

a) Wegen der Stelle aus dem Pädagogen ſind mir Ew. Hochwürden bereits ſelbſt mit der Antwort zuvorgekommen. Der Pädagog zeigt, „wie die Kinder aus der heiligen Schrift des alten und neuen „Teſtaments in der Moral zu unterrichten." Daß dieſes ſehr wohl geſchehen könne, beſonders wenn der Pädagog den Kindern die Bibel nicht ſelbſt in die Hände giebt, ſondern ihnen das blos ſtellenweiſe beybringt, was ihren Einſichten und Umſtänden angemeſſen iſt: wer wird das in Zweifel ziehen! Aber Moral iſt nicht dieſe und jene Religion, iſt die Grundlage aller Religionen; und Clemens, durch häufige Anführungen aus heydniſchen Schriftſtellern, welche die nemliche Vorſchriften enthalten, geſtehet genugſam ein, daß moraliſch gut zu leben, es eben keiner Offenbarung bedurft hätte. Und wenn auch ſchon der chriſtliche Pädagog bey bloſſer Moral der Vernunft nicht ſtehen bleibt, ſondern auch eine höhere chriſtliche Moral lehrt: ſo iſt doch auch ſelbſt die chriſtliche Moral nicht die chriſtliche Religion. Von dieſer will ich wiſſen, wo der Pädagog die erſten Grundlehren aus der Bibel beybringt? Nirgends, nirgends. Jugendlehren, Sittenſprüche, nicht dicta probantia der eigentlichen Glaubens-Artikel zog er für ſeine Jugend aus der Bibel; und war ſonach das völlige Widerſpiel von unſern lutherſchen Schulmeiſtern. Denn was dieſe faſt nur thun, that er gar nicht; weil er wußte, daß er damit entweder zu früh oder zu ſpät komme. Zu früh, wenn ſeine Untergebenen noch nicht getauft waren. Zu ſpät, wenn ſie es bereits waren. In jenem Falle ſollten ſie noch nichts von den eigentlichen Glaubenslehren des Chriſtenthums wiſſen. In dieſem hatten ſie nichts mehr davon zu lernen. Die Taufe, die Taufe war der entſcheidende Augenblick, in welchem die Competenten alles erfuhren. Was ſie da erfuhren, war der vollſtändige chriſtliche Glaube; die eigentliche chriſtliche Religion, in ſofern in jeder geoffenbarten Religion das allein das Weſen derſelben ausmacht, was mit der Vernunft nicht zu erreichen ſteht, weil es entweder über die Vernunft, oder blos poſitiv, blos willkührlich iſt. Ich bitte hierüber das ſechſte Kapitel im erſten Buche des Pädagogen nachzuleſen. Denn ich ſelbſt möchte mich nicht gern aus der Nachbarſchaft der vorigen Stelle bringen laſſen, in welcher eine andre Stelle vorkommt, aus welcher ich mit zuerſt meine Theſin abſtrahirt habe. Wenn denn nun aber, läßt ſich Clemens oder der Pädagog gleichſam fragen, (*) für Kinder und für den gemeinen Chriſten, der immer Kind bleiben ſoll, aus der Bibel weiter nichts zu nehmen als moraliſche Lehren und Sprüche, durch welche das Laſter gleichſam mit der Wur-

(*) Libro III. cap. 12. pag. 309. Edit. Potteri.

zel ausgeriſſen wird; die Bibel gleichwol noch ſo viel andre Dinge enthält, und doch die ganze Bibel von dem heiligen Geiſte eingegeben iſt: für wen iſt denn alle das übrige? Hierauf antwortet Clemens, für πρόσωπα ἐκλεκτά, für auserleſene Perſonen. Und wer ſind ihm dieſe auserleſene Perſonen? Theils die Perſonen geiſtlichen Standes; Biſchöfe, Presbyteri, Diakoni, Witwen. Theils ſeine Gnoſtiker; das iſt, diejenigen Chriſten, welche Zeit und Kräfte haben, in diejenigen Tiefen des Glaubens zu dringen, welche der heilige Geiſt blos durch Aenigmata und Parabeln in der Schrift anzudeuten für gut befunden hat. Das, das liegt offenbar in folgender Stelle, die unmittelbar auf eine kurze Zuſammenfaſſung aller vernunftmäßigen Tugendlehren folgt, die in den Schriften der Apoſtel vorhanden ſind! Ὀλίγα ταῦτα ἐκ πολλῶν, δείγματος χάριν, ἀπ' αὐτῶν διεξελθὼν τῶν θείων γραφῶν ὁ Παιδαγωγὸς, τοῖς αὑτοῦ παρατίθεται παισὶν, δι' ὧν, ὡς ἔπος εἰπεῖν, ἄρδην ἐκκόπτεται κακία, καὶ περιγράφεται ἀδικία. Μυρίαι δὲ ὅσαι ὑποθῆκαι, εἰς πρόσωπα ἐκλεκτὰ διατείνουσαι, ἐγγεγράφαται ταῖς βίβλοις ταῖς ἁγίαις· αἳ μὲν, πρεσβυτέροις· αἳ δὲ, ἐπισκόποις· αἳ δὲ διακόνοις· ἄλλαι χήραις· περὶ ὧν ἄλλος ἂν εἴη λέγειν καιρός· πολλὰ δὲ καὶ δι' αἰνιγμάτων· πολλὰ δὲ καὶ διὰ παραβολῶν τοῖς ἐντυγχάνουσιν ἔξεστιν ὠφελεῖσθαι. Ich darf nicht vermuthen, daß mir Ew. Hochwürden hier einwerfen könnten, daß Clemens unter den auserleſenen Perſonen auch der Witwen gedenke. Denn Ew. Hochwürden wiſſen zu wohl, daß unter dieſer Benennung die Diakoniſſä verſtanden werden, die zu den Zeiten des Clemens noch einzig und allein aus dem Stande der Witwen genommen wurden. Wohl aber werde ich zu einer andern Zeit auf dieſe Bemerkung zurückkommen, wenn ich zeigen werde, daß alle die Bibelleſerinnen, die in der Kritiſchen Unterſuchung eine ſo anſehnliche Rolle ſpielen, zu den Laien, unter die ſie daſelbſt geſezt werden, nicht gehören, ſondern vermuthlich insgeſammt Diakoniſſä geweſen.

b) Jezt will ich nur zu der zweyten Stelle des Clemens, die zu der Klaſſe derjenigen Stellen gehört, die ich für dieſesmal durchlaufen zu müſſen, um Erlaubniß gebeten habe. Das Quid pro quo, das Ew. Hochwürden mit dieſer wiederfahren, kann ich mir nur auf eine einzige Art erklären. Dadurch nemlich, daß Sie dieſe Stelle nicht ſelbſt nachgeſehn, ſondern nur bey einem von denjenigen Männern gefunden haben, die Sie S. 20. und 21. ſo ſehr empfehlen. Aber nur erſt das Quid pro quo ſelbſt: und ſodann noch ein Wort von dem Gebrauche dieſer Männer. Die Stelle iſt aus dem Anfange des erſten Buchs der Stromatum, wo Clemens überhaupt von der Schriftſtellerey handelt. Nach verſchiedenen allgemeinen Betrachtungen, ob man überhaupt ſchreiben müſſe, wer ſchreiben müſſe, aus was für Urſachen man ſchreiben müſſe, deren einige verloren gegangen; kömmt es endlich darauf hinaus, daß Schriften doch immer einen doppelten unſtreitigen Nutzen haben: einen für den Schriftſteller und den andern für den Leſer. Der Schriftſteller, ſo wenig er ſich auch bemüht, künſtlich und zierlich zu ſchreiben, hat doch immer den Nutzen, daß das Aufſchreiben ſeinem Gedächtniß zu ſtatten kömmt, und ein untrügliches φαρμακον ληθης iſt. Dem Leſer hingegen ſind Schriften um ſo viel vortheilhafter, je unwiſſender er ſelbſt iſt. Selbſt einer, der in ſeiner Erziehung und in ſeinem erſten Unterrichte ganz verſäumt worden, ὅτῳ ἀπημβλυνται κατα τροφην τε και διδασκαλιαν τα της ψυχης ὄμματα, braucht, wenn er dieſe Verſäumniß wieder einbringen will, nur zu demjenigen Lichte ſeine Zuflucht zu nehmen, das einem jeden bey der Hand iſt, einem jeden gleichſam eigenthümlich zugehört, προς το οἰκειον φως βαδιζειν, braucht nur denjenigen Wahrheitslehrer aufzuſuchen, der ſchriftlich ihm auch das Ungeſchriebene erklärt, ἐπι την ἀληθειαν, την ἐγγραφως τα ἀγραφα δηλουσαν, das iſt, braucht nur zu leſen. Dieſes Lob der Lektüre insgemein, iſt eine ſo feine und richtige Bemerkung, als nicht Viele von einem Kirchenvater zu erwarten geneigt ſeyn möchten. Aber, bey Gott, ſo iſt es! Wer aus den Büchern nichts mehr lernt, als was in den Büchern ſteht, der hat die Bücher nicht halb genutzt. Wen die Bücher nicht fähig machen, daß er auch das verſtehen und beurtheilen lernt, was ſie nicht enthalten; weſſen Verſtand die Bücher nicht überhaupt ſchärfen und aufklären, der wäre ſchwerlich viel ſchlimmer dran, wenn er auch gar keine Bücher geleſen hätte. „Die Schrift, fährt Clemens bald darauf fort, „entzündet jeden Funken der Seele, und gewöhnt das innere „Auge zur Beſchauung. Vielleicht, daß ſie, wie ein pfropfender Land„mann, auch etwas hineinlegt; aber ganz gewiß erweckt ſie doch das, „was darinnen iſt.“ Daß Clemens hier auf die Platoniſche Entwickelung zielt, brauche ich nicht zu erinnern. Aber wenn denn nun auch dieſes allgemeine Lob des Bücherleſens, die heiligen Bücher nothwendig mit treffen muß: was für Urſachen haben Ew. Hochwürden gehabt, uns die Stelle ſo zu überſetzen, als ob ſie von dieſen nur allein handle? Heißt denn γραφη immer nur die heilige Schrift? Oder ſoll das etwas entſcheiden, daß Potter das Wort mit einem großen Anfangsbuchſtaben drucken laſſen? Und nun vollends ἐγγραφως und ἀγραφα nicht für geſchrieben und ungeſchrieben überhaupt, ſondern in dem beſondern Sinne, in welchem beydes erſt um das Nicäiſche

Concilium gebräuchlich ward! Doch weg mit allen den Wortkritteleyen! Die Verfälſchung, in welcher uns gleich darauf eine Thatſache gezeigt wird, verdient eine ſchärfere Rügung. — Clemens will nun auch anzeigen, was er denn eigentlich in ſeinem vorhabenden Werke aufzeichnen wolle. Und da gedenkt er denn verſchiedener apoſtoliſcher Männer, die er in ſeiner Jugend zu hören gewürdiget worden, deren Reden er gern niederſchreiben möchte, damit ſie ihm in ſeinem Alter nicht einmal entfielen. Von einem insbeſondere ſagt er, daß er wie eine Biene in Sicilien auf der prophetiſchen und apoſtoliſchen Flur Blumen gebrochen: und von allen insgeſamt ſagt er, daß ſie die wahren Ueberlieferungen der ſeligen Lehre unmittelbar vom Petrus, Jacobus, Johannes und Paulus erhalten gehabt, und durch Gottes Gnade bis auf ſeine Zeit leben müſſen, damit auch er jenes uralten apoſtoliſchen Saamens durch ſie theilhaftig werden können. Es iſt merkwürdig, daß das, was Clemens von jenem einzelen ſagt, **Euſebius** in ſeiner Anführung der ganzen Stelle völlig wegzulaſſen für gut befunden. Ein alter unverdächtiger Lehrer, der auf der prophetiſchen und apoſtoliſchen Flur nur Blumen gebrochen, iſt freylich kein Mann, der uns einen hohen Begriff von der homogenen Göttlichkeit der heiligen Schrift machen kann. Doch hätte nun wohl eben Euſebius kein ſpitzes Maul machen dürfen, der uns an einer andern Stelle ſo etwas, auf eine noch anſtößigere Art, ſchon vom **Papias** erzählt hat. Wenn man auch nur die Worte ein klein wenig anders ſchraubt, was wäre denn darinn, was nicht vollkommen Lutheriſch klänge? Ew. Hochwürden überſetzen ja ganz ohne Anſtoß, wie folget: „Wer „die Blumen auf den prophetiſchen und apoſtoliſchen Wieſen benutzt, „gleich einer Biene in Sicilien, der pflanzet einen vortreflichen Vorrath von Erkenntniß in die Seelen derer, welche ihn hören. Solche „Lehrer bleiben bey der wahren Ueberlieferung der ſeligen Lehre, „welche ſie von **Petro, Jacobo, Johanne** und **Paulo**, dieſen heiligen Apoſteln, empfangen und vom Vater auf den Sohn bis auf „unſere Zeiten fortgepflanzt.“ Ich habe mir alle Wortkritiken bereits unterſagt. Aber die Ueberſetzung eines dritten dagegen halten, das darf ich doch wohl? Dieſer dritte iſt Herr **Stroth**, von welchem wir ohnlängſt eine ſehr treue und unbefangene Ueberſetzung der Kirchengeſchichte des Euſebius erhalten haben. Da lautet es in dem 11ten Kapitel des 5ten Buches, wo Euſebius die Stelle des Clemens einſchaltet, nun ſo: „Dieſe Männer, die die wahre Ueberlieferung der „ſeligen Lehre erhalten haben, (wiewol ſonſt wenig Kinder ihren „Vätern ähnlich ſind) hat uns Gott erleben laſſen, daß ſie jenen

„altväterlichen apoſtoliſchen Saamen auf uns brächten." Sehr gut und genau! das heiß' ich doch überſetzen! Blos für die Kleinigkeit hat uns Gott erleben laſſen, möchte ich lieber geſezt wünſchen, hat Gott bis auf uns leben laſſen, weil erleben einen Nebenbegriff der Zukunft mit ſich führet, welcher die Zeitordnung, wenn ſie nicht ſonſt bekannt wäre, ungewiß machen könnte. Aber nun! Getrauen ſich Ew. Hochwürden wohl, auch dieſer Strothiſchen Ueberſetzung die nemliche Anmerkung gleich an die Seite zu ſtellen, die Sie Ihrer Ueberſetzung beyzufügen, kein Bedenken getragen? Die Verſicherung meyne ich: „daß die Nahmen der vier Apoſtel ſich offenbar auf „ihre Schriften und nicht auf ihren mündlichen Unterricht beziehen." Getrauen ſich Ew. Hochwürden das wirklich? Und ſo entſcheidend? mit einem ſolchen offenbar? Wenn es wahr iſt, daß unter andern hier auch die Epiſtel Jacobi zu verſtehen: ſo haben der Ritter Michaelis und D. Leß ſehr Unrecht, daß ſie dieſe Stelle nicht als ein offenbares Zeugniß für die Authentie derſelben angenommen haben, und Ew. Hochwürden würden wohl gethan haben, dieſen Männern eine dergleichen Entdeckung unter den Fuß zu geben. Doch ich bin gewiß verſichert, daß weder der eine noch der andre, was Ihnen ſo offenbar ſcheinet, auch nur wahrſcheinlich, auch nur möglich würden gefunden haben. Und noch mehr Schade, daß nicht ſchon Luther aus dieſer Stelle des Clemens gewußt, daß ein Jacobus wenigſtens ſich zuverläßig unter den apoſtoliſchen Schriftſtellern befunden! Er würde uns das Aergerniß mit der ſtrohernen Epiſtel erſpart haben. — Im Ernſt und ohne alle Spötterey: zweyerley iſt vielmehr aus der Stelle des Clemens offenbar. Einmal, daß Clemens mündliche geheime Nachrichten meynt, die durch ſeine Lehrer von gedachten Apoſteln auf ihn gekommen. Denn was hatte er nöthig, die Schriften der Apoſtel von ihnen zu erhalten? Oder würden Ew. Hochwürden, um dieſes mit einigem Anſchein vorgeben zu können, nicht wirklich Ihre eigene Worte niedertreten müſſen? Und zweytens, daß Clemens ſeine Lehrer, den Pantänus, den Bardeſanes, den Tatianus oder wie ſie ſonſt geheiſſen, für nicht geringer gehalten, als die benannten Apoſtel ſelbſt, welches aus der Anſpielung auf den Vers des Homers folgt, „wewohl ſonſt wenig Kinder ihren Vätern ähnlich ſind," in welchem Her Stroth ὅμοιοι auch wohl ein wenig nachdrücklicher hätte überſetzn können. Denn Kinder die ihren Vätern blos ähnlich ſind, giebt es doch genung? —

Und ſonach darf ich meine Vermuthung gar wohl wiederholen, daß Ew. Hochwürden ohne Zweifel dieſe Stelle des Clemens ſelbſt nachzuſehen für überflüßig gehalten, weil Sie dieſelbe beym **Chamier** oder Suicer, oder Gott weiß, bey wem ſonſt, dergeſtalt angeführt gefunden, auf welchen allein alle das Harte zurückfällt, was ich von einer ſo großen Misdeutung zu ſagen, gezwungen worden. Ich müßte den Hrn. D. Walch in ſeinen übrigen Schriften zu ſehr verkannt haben, wenn ich ihn ſelbſt für fähig halten könnte, uns vorſetzlich einen ſolchen Staub in die Augen ſtreuen zu wollen. Er glaubte als ein redlicher Mann, daß das, was ſolche Männer unterſucht hätten, ein für allemal unterſucht ſey. Aber lieber nicht ſo: und beſonders möchte ich mit meine Landsleute und Glaubensgenoſſen, die **Gerharde**, die **Kortholte** und die **Zorne** verbitten. Dieſe guten Leute waren viel zu herzliche Lutheraner, als daß ſie nicht ihren Lehrbegriff nur allzuoft auch da geſehen haben ſollten, wo das pure platte Gegentheil davon befindlich iſt. Wahrlich bedürfen vornemlich ihre Ausführungen einer ſehr ſtarken Reviſion: und wie anders? Die gelehrten Katholiken hatten das Entſcheidenſte darinn ſchon beſchlagen, und befanden ſich in ihrer Heimath.

c) Ich will bey den übrigen Stellen des Clemens kürzer zu ſeyn ſuchen. Die dritte Stelle iſt eine Auslegung, die Clemens von einer Dichtung des **Hermas** macht. Aber ſo, wie das ganze Buch des Hermas meiner Hypotheſe von Entſtehung des neuen Teſtaments und von dem Gebrauche, den die erſten Chriſten, davon machen zu müſſen, ſich verbunden hielten, ganz beſonders günſtig iſt: ſo iſt es dieſe Clementiniſche Auslegung nicht minder; ſo gezwungen ſie auch an und für ſich ſelber iſt. Ich verſtehe nur die Worte ein wenig anders, als Ew. Hochwürden ſie zu überſetzen für gut befunden. Wenn nemlich die Bibel, κατα την ψιλην ἀναγνωσιν genommen, allen Menſchen verſtändlich ſeyn ſoll: ſo verſtehe ich die darauf folgende Worte, και ταυτην ἐιναι την πιστιν στοιχειων ταξιν ἐχουσαν, nur ſo, daß πιστις hier nicht der Glaube, die Diſpoſition unſrer Seele, ſondern das Glaubens-Bekenntniß bedeute. Auch iſt es weit ſchicklicher, dieſes mit den erſten Elementen der Schrift, mit den Buchſtaben zu vergleichen, als jenen. Das Glaubens-Bekenntniß allein macht die Bibel allen Menſchen verſtändlich: und das iſt gerade das, was ich will Aber dieſes Glaubens-Bekenntniß muß nicht aus dem neuen Teſtament gezogen ſeyn, ſondern es muß früher als das neue Teſtament, und in ſeiner völligen Unabhängigkeit vom neuen Teſtamente, wenigſtens eben ſo glaubwürdig als das neue Teſtament ſeyn. — Wenn das Buch des Hermas hiernächſt, von welchem Euſebius ſagt, daß es zum erſten Unterrichte in der Religion gebraucht werden, überhaupt der heiligen

Schriften mit keiner Sylbe gedenkt, worüber ſich Hr. Leß ſelbſt ſo ſehr verwundert: was folgt daraus? Entweder waren die Schriften des neuen Teſtaments damals noch nicht beyſammen; oder ſie ſtanden in dem Anſehen noch nicht, in welchem ſie itzt ſtehen, und wurden zu dem Unterrichte in der chriſtlichen Religion für entbehrlich gehalten; — oder beydes.

d) Bey der vierten Stelle des Clemens wünſchte ich ſehr, daß Ew. Hochwürden wenige Zeilen weiter damit zurückgegangen wären. Clemens will von der Schwierigkeit reden, welche mit den Gnoſtiſchen Auslegungen der Schrift verbunden iſt. Bey hohen Unternehmungen, ſagt er, ſteht immer ein hoher Fall zu beſorgen; vor welchem man ſich hier nicht anders ſichern kann, als wenn wir uns genau an die Regel der Wahrheit halten, die wir von der Wahrheit ſelbſt überkommen haben. Σφαλλεσθαι γαρ ἀναγκη μεγιστα τους μεγιστοις ἐγχειρουντας πραγμασιν, ἢν μη τον κανονα της ἀληθειας παρ᾽ αὐτης λαβοντες ἐχωσι της ἀληθειας. Nun wiſſen wir aber, wenn wir es auch aus ihm ſelbſt nicht wüßten, aus dem Irenäus, was dieſe Regel der Wahrheit, dieſer κανων της ἀληθειας iſt. Es iſt das Glaubens-Bekenntniß, die πιστις der vorigen Stelle, wodurch das Verſtändliche der Schrift auch dem gemeinſten Manne verſtändlich wird, und das Unverſtändliche auch dem kühnſten Forſcher nicht länger unverſtändlich bleibt. Ich brauche Ew. Hochwürden nicht zu ſagen, wie Clemens dieſen κανονα της ἀληθειας von dem κανονι ἐκκλησιαστικῳ unterſcheidet, die er beyde unter dem gemeinen Namen der παραδοσεως ἐκκλησιαστικης zuſammen faßt. Aber ich darf verſichern, daß man, ohne dieſen Unterſchied genau in Gedanken zu behalten, im Clemens gar nicht fortkömmt, und da blos ein gnoſtiſches Geſchwätz findet, wo er doch ſehr beſtimmte Begriffe zum Grunde legt. Er geht freylich von der Göttlichkeit der heiligen Schrift aus: und habe ich denn die ſchon geleugnet? Ich bezeige ja blos mein Misfallen, daß man ihn auf ſeinem Wege ſo bald verläßt und von dem Werthe der Hülfsmittel, die heilige Schrift zu verſtehen, ſo verſchieden mit ihm denkt, als welche die Proteſtanten in die Schrift ſelbſt zu legen für gut finden, anſtatt daß Clemens, mit dem geſammten chriſtlichen Alterthume, ſie auſſer der Schrift annimmt. Es iſt wahr, Clemens ſagt allerdings: „Menſchen, die nur „ſchlechthin (ἁπλως, d. i. ohne Beweis) ihre Lehren vortragen, laſſet „uns keinen Glauben ſchenken. Sie können auf eben dieſe Art auch „Irrthümer lehren.“ Aber wie? Ohne Beweis reden, ſoll ihm ſo viel ſeyn, als ohne Beweis aus der Schrift reden? Ihm iſt ohne Beweis reden, gerade das Gegentheil; ihm iſt ohne Beweis reden, mit nichts als mit Stellen aus der Schrift beweiſen wollen: denn dieſes Beweiſes rühmen ſich ja auch alle Ketzer. Clemens ſoll fortfahren: „Wenn es nun nicht hinreichet, ſeine Meynung ſchlechthin zu „ſagen, ſondern man auch das, was man ſagt, beweiſen muß, ſo „erwarten wir keine menſchliche Zeugniße: ſondern wir erweiſen „durch das Wort des Herrn das, was bewieſen werden ſoll. Dieſe „Stimme des Herrn übertrift alle Beweiſe (ἀποδειξεις) an Sicher„heit; ja recht zu ſagen, iſt ſie allein ein Beweis. Durch dieſe „Ueberzeugung ſind diejenigen, welche die heilige Schrift ge„koſtet haben, gläubig.“ Fährt Clemens wirklich ſo fort: wo bleibt Tertullian: Fides ſalvum facit, non exercitatio ſcripturarum? Aber er fährt auch ſo nicht fort; und man misbraucht auf eine unverantwortliche Weiſe einige ſeiner Worte, um ihn nichts weniger als ſeine Gedanken ſagen zu laſſen. Ihm ſind die menſchlichen Zeugniſſe, eben die Zeugniße der Propheten und Apoſtel, ſo lange ſie unabhängig von der Regel der Wahrheit genommen werden; und die Stimme des Herrn, die allein gilt, die allein keine weitere Demonſtration zuläßt, iſt dieſe Regel der Wahrheit, die wir von der Wahrheit ſelbſt empfangen haben; iſt, mit einem Worte, das Glaubens-Bekenntniß. Dieſes, dieſes iſt die Wiſſenſchaft, καϑ' ἣν οἱ μεν ἀπογευσαμενοι μονον των γραφων, πιστοι; durch welche auch die gläubig ſind, welche die Schriften auch nur gekoſtet haben. Auch nur gekoſtet! Ἀπογευσαμενοι μονον. Ey, ſagen mir doch Ew. Hochwürden, warum Sie dieſes μονον nicht mit überſetzt haben? Sie empfanden ohne Zweifel, daß es ſehr abgeſchmackt ſeyn würde, den Clemens ſagen zu laſſen: Die Stimme des Herrn, wenn Stimme des Herrn nothwendig das geſchriebene Wort Gottes bedeuten müſſe, mache auch diejenigen gläubig, welche die heiligen Schriften nur eben gekoſtet hätten? Aber warum wollen Sie hieraus nicht lieber ſchließen, daß jene Ueberzeugung aus dem Worte des Herrn, die Ueberzeugung aus der Schrift nicht ſeyn könne? Warum wollen Sie Ihren Autor lieber verſtümmeln? Ich kann nicht anders glauben, als daß Ew. Hochwürden auch hier blos mit den Augen eines Compilators geſehen haben, der in ſeiner Anführung das μονον wohl ganz weggelaſſen hatte. — Ich muß über den Clemens nur wegzukommen ſuchen. Es möchte mir länger unmöglich ſeyn, über Männer nicht heftig und bitter zu werden, die uns ſolche Steine für Brod in die Hände ſtecken wollen.

e) Auf die fünfte Stelle des Clemens endlich brauche ich nichts zu erwiedern als dieſes, daß Clemens daſelbſt von den Gnoſtikern insbeſondere, nicht aber von den Chriſten überhaupt ſpricht. Der Gnoſtiker allerdings muß Schrift aus Schrift erklären und beweiſen. Aber die Chriſten überhaupt haben das nicht nöthig; weil der Gnoſtiker ſelbſt, ſo weit er ſich über ſie verſtiegen hat, doch wieder zu ihnen herab muß, und wenn er die Schrift aus Schrift noch ſo apodiktiſch erwieſen hat, doch nur auch durch das Glaubens-Bekenntniß apodiktiſch überführen kann. Das iſt der wahre Sinn folgender Stelle des Clemens, die, wenn ſie dieſen Sinn nicht hätte, gar keinen haben würde. Οὑτως οὐν και ἡμεις, **auch wir, wir Gnoſtiker,** ἀπ᾽ αὐτων περι αὐτων των γραφων τελειως ἀποδεικνυντες ἐκ πιστεως πειθομεθα ἀποδεικτικως.

5) Ich bin wirklich ſehr erfreut, über den Clemens hinweg zu ſeyn. Ich kenne keinen ſalebroſern Scribenten, der mehr Schlupfwinkel für Zänker gewährt, als ihn. Beſonders ſind ſeine Stromata ein ſo buntſchäckiges, deſultoriſches Werk, daß man ſelten eine Seite lang gewiß bleibt, mit ihm auf einer Bahn zu wandeln. Ich will damit nicht ſagen, daß er in ſtreitigen Unterſuchungen darum ganz unbrauchbar ſey: ich will nur ſagen, daß er eine ganz beſondre Aufmerkſamkeit erfordert, und von zwanzig Leſern, die ihn in die Hände nehmen, achtzehn ganz gewiß, blos den ſchönen Brocken nachjagen, die er aus der weltlichen Gelehrſamkeit ſo reichlich einſtreuet, wenn von den übrigen zwey, der eine auch nur blos bey den ſchönen theologiſchen Steinchen verweilt, die ſich in Einen Lehrbegriff ſo gut wie in den andern paſſen. Wir kommen von ihm auf einen Lateiner, der in Anſehung des Stils und der Worte vielleicht noch ſalebroſer iſt; aber doch in Anſehung der Ordnung und Deutlichkeit des geſammten Vortrags ihn bey weiten übertrift: auf den Tertullian.

Von dieſem nun muß ich Ew. Hochwürden im Voraus bekennen, daß er es iſt, von welchem ich zuerſt eine richtigere Vorſtellung von der wahren Quelle unſers Glaubens erlangt zu haben glaube; daß er es iſt, welcher mir das Pochen auf die bloße Schrift zuerſt verdächtig gemacht hat; daß er es iſt, welcher mich zuerſt überzeugt, wie natürlich es ſey, wenn ſich die Apoſtel vor allen Dingen unter einander über ein gewiſſes Formular verglichen, um nicht allein ſelbſt einerley zu glauben, ſondern auch einerley zu lehren, welches Formular ſchlechterdings auch noch jezt mehr gelten müſſe, als die nachherigen Schriften der Apoſtel, die nur gelegentliche Erläuterungen über dieſen und jenen Punkt deſſelben ſeyn können, indem nicht eine einzige erſt Chriſten machen ſollen, ſondern alle an ſchon gläubige Chriſten geſchrieben worden.

Doch es iſt hier noch nicht der Ort, wo ich zeigen muß, was alles für mein Syſtem aus dem einzigen Tertullian zu beweiſen ſtehet. Jezt ſoll ich nur auf ein paar Stellen antworten, die mir Ew. Hochwürden aus ihm entgegen ſetzen, als deutliche Beweiſe, daß auch Er die Schrift für die einige Erkenntniß-Quelle der chriſtlichen Religionslehren erkannt habe.

Die erſte derſelben iſt aus der Schutzſchrift genommen und lautet nach Ew. Hochwürden Ueberſetzung, wie folget: „Wie könnet ihr Heiden euch doch einbilden, daß wir Chriſten uns um das Wohl der Kaiſer nicht bekümmern? Leſet nur ſelbſt die Befehle Gottes, die Quellen unſerer Erkenntniß, die wir gewiß ſelbſt nicht unterdrücken und die ſo viele beſondre Pflichten gegen Nichtchriſten vorſchreiben.“ Und das wäre eine Ueberſetzung von den Worten des Tertullian, die ich aus der nemlichen Ausgabe, die Ew. Hochwürden gebraucht, herſetze. Qui ergo putaveris, nihil nos de ſalute Caeſarum curare, inſpice Dei voces, literas noſtras, quas neque ipſi ſupprimimus et plerique caſus ad extraneos tranſferunt. Wo ſteht denn da eine Sylbe von Erkenntniß-Quellen? Sie haben doch nicht literas noſtras durch Erkenntniß-Quellen geben zu müſſen geglaubt; in der Meynung, daß literae noſtrae auch wohl ſo viel als primae litterae fidei noſtrae heiſſen könne? Ja, wenn man ſo überſetzen darf! So läßt ſich freylich Alles in Allem finden! Eben ſo unrichtig und ohne allen Grund hineingetragen, iſt das letzte: „die ſo viel beſondere Pflichten gegen Nichtchriſten vorſchreiben.“ Caſus, Pflichten! tranſferunt, vorſchreiben! Wem iſt ſo was ſchon vorgekommen? Tertullian will ſagen, daß die Schriften der Chriſten, auf die er ſich hier beruft, von ihnen ja nicht unterdrückt würden; ſondern durch dieſen und jenen Zufall in die Hände der Heiden kämen. Es iſt eben das, was oben Laktanz vom Hierokles vermuthet, und ich kann mich nicht enthalten, den ähnlichen Fingerzeig dabey zu thun. Wenn es wahr iſt, wie Tertullian hier ſaget, daß die erſten Chriſten ihre heilige Schriften nur eben nicht unterdrückt haben, und blos zulaſſen müſſen, daß ſie zufälliger Weiſe vielen Nichtchriſten in die Hände gekommen: ſo kann man doch auch wahrlich nicht ſagen, daß ſie dieſelben auszubreiten und bekannter zu machen, freywillig bemüht geweſen; ſo kann man doch auch wahrlich nicht leugnen, daß ſie eine Art von Vorſicht damit gebraucht, und eben das Geheimniß daraus gemacht haben, was ungefähr die Freymäurer aus ihren Conſtitutions-Büchern oder die Preußiſchen Officiere aus ihren Reglements machen, die ſie beyde auch eben nicht unterdrücken, ſondern vielmehr in die weite Welt zu kommen, nicht verhindern können.

Die zweyte Stelle des Tertullian, die aus eben der Schrift genommen iſt, würde mir eben ſo leichtes Spiel machen, wenn ich im geringſten auf die Hinterfüße treten wollte. Cogimur ad litterarum divinarum commemorationem, ſi quid praeſentium temporum qualitas aut praemonere cogit, aut recognoſcere. Ich dürfte nemlich nur fragen, wie Ew. Hochwürden beweiſen wollten, daß unter den litteris divinis auch das geſammte neue Teſtament begriffen geweſen? Weil wir es jezt unter jener allgemeinen Benennung mit begreifen würden? Divina litteratura heißt dem Tertullian in eben derſelben Schutzſchrift offenbar nur (*) das alte Teſtament, von welchem er behauptet, daß es die Schatzkammer aller fremden Weisheit geweſen, und gegen welches, ſeinem Ausdrucke nach, eine gewiſſe novitiola paratura ſehr abſticht, unter welcher er das neue Teſtament verſtehen ſoll. Doch in die Verlegenheit, ſich auf ſolche Dinge einzulaſſen, brauche Ich niemand zu ſetzen, der ich es mit beyden Händen zugebe, daß die geſammten Schriften der Evangeliſten und Apoſtel nicht allein damals vorhanden, ſondern auch bey den Chriſten im Gebrauche geweſen. Ich frage ja nur, in welchem Gebrauche? Ich frage ja nur, ob ſie ihre Glaubenslehren daraus hergeholt? ob ſie ihre Glaubenslehren ohne ſie nicht gehabt haben würden? Hierauf antwortet dieſe Stelle des Tertullians ſo wenig mit einiger Bejahung, daß ſie vielmehr einen ganz andern Gebrauch, einen blos zufälligen Gebrauch, nach Maasgebung gewiſſer Zeitumſtände, offenbar anzudeuten ſcheint. Die Chriſten ſchlugen ihre heiligen Schriften nach, ſo wie die Römer ihre geheimen archivaliſchen Nachrichten, oder die Sibylliniſchen Bücher; nicht ihre Geſetze daraus zu lernen, ſondern daraus zu ſehen, wie es bey gewiſſen Vorfällen ehedem gehalten worden, oder was ihnen bey gewiſſen ominöſen Eräugnungen bevorſtehe. Vollends machen die nächſtfolgenden Worte des Tertullian: Certe fidem ſanctis vocibus paſcimus, ſpem erigimus, fiduciam figimus, diſciplinam praeceptorum nihilominus in compulſationibus denſamus, es klar, daß blos von einem diſciplinariſchen und von keinem dogmatiſchen Gebrauche des neuen Teſtaments hier die Rede ſeyn könne. Fidem ſanctis vocibus paſcimus kann gar wohl auch nur heiſſen: zur Stärkung unſers Glaubens ſingen wir geiſtliche Lieder. Denn daß das Singen in den erſten Verſammlungen der Chriſten Mode war, wiſſen wir gewiß; da hingegen von Vorleſungen, wenigſtens der jüngere Plinius, weder in Gutem noch in Böſem etwas erfahren hatte. Wenn nun gar unter Compulſationibus die Verfolgungen zu verſtehen wären, wem könnte man es verdenken, wenn er unter der commemoratione litterarum divinarum vornemlich die Ableſung der Verhandlungen der

---

(*) cap. 47. p. 396.

heiligen Märtyrer verſtehen wollte, als welche freylich erſt nach den Zeiten des Plinius recht üblich werden konnte, und von welcher bekannt iſt, wie viel die erſte Kirche darauf gehalten, ut armentur filiorum animi, dum patrum recenſentur triumphi.

Und das wäre denn alles, was man mir aus dem Tertullian entgegen ſetzen könnte? Wie gut komme ich da weg! Ich fürchte, ich werde Ew. Hochwürden ſo leicht nicht können abkommen laſſen, wenn ich nun einmal den Tertullian für mich reden laſſe. Und wie? wenn Ew. Hochwürden, damit dieſe wiederholte Drohung nicht blos einer Drohung ähnlich bleibe, mir ſofort erlaubten, hier eine kleine Ausſchweifung über einen Punkt zu machen, der am beſten zeigen kann, wer von uns beyden ſeinen Tertullian am richtigſten inne hat?

Dieſer Punkt betrift die Glaubens-Bekenntniſſe, die Ew. Hochwürden, nach dem Basnage, für nichts als zufällige menſchliche Erweiterungen der erſten von Chriſto ſelbſt eingeſezten Taufformel anſehen, weil man die Täuflinge mit den Unterſcheidungs-Lehren der Ketzer nicht zeitig genug bekannt machen können. Von dieſen behaupten der Herr Doktor S. 205. u. f. Ihrer kritiſchen Unterſuchung, eine Menge Dinge, von welchen Sie, ich weiß nicht, ob mitleidiger oder zufriedener mit ſich ſelbſt, — bald hätte ich ſtolzer geſagt, — bedauern, daß ſie denen, die ſich darüber zu ſchreiben erdreiſten, nicht bekannt ſind. Was Wunder alſo, daß ich die Gelegenheit nicht früh genug ergreifen zu können glaube, mich von dem Verdachte einer ſo ſchülerhaften Unwiſſenheit — denn welche Unwiſſenheit iſt ſchülerhafter, als wenn man auch das nicht einmal weiß, was andre glauben? — zu befreyen, und zu entſchuldigen, wenn ich von ſo bekannten Angaben nicht vermeyne, daß ſie darum keines Beweiſes nöthig haben! — Das Scharmützel iſt aber noch kein Treffen, in welches ich mich zu ſeiner Zeit Paragraph vor Paragraph einzulaſſen geſonnen. —

Ausſchweifung über das Glaubens-Bekenntniß der erſten Chriſten.

§. 1.

Es ſey immerhin noch ſo wahrſcheinlich, daß die Anerkennung der von Chriſto Matth. 28, 19. vorgeſchriebenen Taufformel Anfangs hinlänglich geweſen, denen die ſich zu Chriſto bekennen wollten, die Taufe wiederfahren zu laſſen: iſt es denn darum unwahrſcheinlich, oder etwa gar unmöglich, daß Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung ſeinen Jüngern einen kurzen Inbegrif von dem hinterlaſſen, was ſie künftig von ihm lehren ſollten? welchen er ihnen vor ſeinem Tode darum nicht ertheilen konnte, weil das wenigſte davon noch geſchehen war. Daß ein ſolcher Inbegrif ſehr nützlich geweſen wäre, wird doch niemand leugnen wollen: und nach der großen Entdeckung, die in unſern Tagen gemacht worden, daß Chriſtus, nach ſeiner Auferſtehung bis zu ſeiner Himmelfahrt, nicht blos ſeinen Jüngern dann und wann erſchienen, ſondern die ganzen vierzig Tage continuirlich, nach wie vor, mit ihnen gelebt habe, hatte er ja wohl auch noch Zeit genung dazu.

§. 2.

Es wäre falſch, ſchlechterdings falſch, daß man vor dem Ende des zweyten Jahrhunderts auch nur eine Spur eines vermehrten Tauf formulars oder eigentlichen Glaubens-Bekenntniſſes anträfe? Bey dem Irenäo und Tertullian kommen dergleichen zuerſt vor? Wer ſie älter mache, der ſage nicht hiſtoriſche Wahrheit, ſondern Conjektur und Hypotheſe? Hierauf antworte ich. Erſtlich: giebt es denn frühere Kirchenväter dieſer Art, als Irenäus und Tertullian, bey welchen ein eigentliches Glaubens-Bekenntniß vorkommen könnte? Ich ſage, dieſer Art; d. i. ſolcher, die ſich mit Widerlegung der Ketzer abgegeben und ſonach Anlaß gehabt hätten, ſich ausdrücklich darauf zu beziehen? Zweytens: wenn diejenigen, bey welchen ein eigentliches Glaubens-Bekenntniß zuerſt in extenſo zu finden, verſichern, daß das von ihnen angeführte das nemliche ſey, welches ſofort mit dem Evangelio ſeinen Umlauf in der Welt gemacht habe, hanc regulam ab initio Evangelii decucurriſſe; wenn ſie verſichern, daß es das nemliche ſey, welches die Kirche von den Apoſteln, die Apoſtel von Chriſto, Chriſtus von Gott erhalten habe, quam Eccleſia ab Apoſtolis, Apoſtoli a Chriſto, Chriſtus a Deo tradidit; wenn ſie verſichern, daß es das nemliche ſey, welches ſelbſt Paulus, ungeachtet ſeiner unmittelbaren Erleuchtung, ſich endlich von den Apoſteln habe müſſen geben laſſen: ſind das keine ältere Spuren?

§. 3.

Ja, die leztgedachte: führt ſie uns nicht ſo hoch hinauf, als wir nur immer verlangen können? führt ſie uns nicht auf ein Zeugniß des Apoſtels ſelbſt? Paulus Hieroſolymam aſcendit, ſagt Tertullian, ad cognoſcendos Apoſtolos et conſultandos, ne forte in vanum cucurriſſet, id eſt, ne non ſecundum illos credidiſſet et non ſecundum illos evangelizaret. Denique ut cum auctoribus contulit et convenit de regula fidei, dexteras miſcuere et exinde officia praedicandi diſtinxerunt. Nun beziehet ſich dieſes freylich auf Galat. 2, 2., wo nach Luthers Ueberſetzung blos ſteht, daß ſich Paulus mit den Apoſteln über dem Evangelio beſprochen. Doch da ἀναἀποδοῦναι in dieſer Bedeutung nur an dieſem Orte vorkommen würde, ſo müſſen die alten Kirchenväter doch ihren Grund gehabt haben, eine nähere Anſpielung auf das eigentliche Glaubens-Bekenntniß darinn wahrzunehmen. Denn nicht allein Tertullian erkennet dieſe, ſondern auch Auguſtinus; und zwar unter dem nemlichen Ausdrucke der regula fidei. Wenn denn auch das Symbolum, wie der Herr Doktor wollen, weiter nichts als ein bloßer geheimer Gruß geweſen, wie ihn noch unſre Handwerker haben: ſo kann ja wohl ἀποδιδόναι το ἐπάγγελμα bedeutet haben: dieſen Gruß herſagen, um ſich dadurch für einen wahren Bruder in Chriſto erkennen zu laſſen.

§. 4.

Oder ſoll etwa regula fidei das Glaubens-Bekenntniß nicht bedeuten? Hat Tertullian die Bedeutung dieſes Ausdrucks durch die unmittelbare Hinzufügung der Sache ſelbſt nicht genug geſichert? Herr D. Walch ſcheinen, als ob Sie es gar zu gern leugnen möchten. Denn nicht allein ſoll noch gar nicht gewiß ſeyn, daß κανων und κανων ἀληθειας das öffentliche Glaubens-Bekenntniß bedeute, ſondern die lateiniſche Benennung, die nach jener unſtreitig gemacht iſt, (indem Tertullian eben ſowol regula veritatis ſagt als regula fidei) ſoll nun wohl einmal eine Sammlung der vornehmſten chriſtlichen Lehren; aber wiederum kein eigentliches Symbolum anzeigen? Kein eigentliches? Nun was gehört denn zu einem eigentlichen? Ipſiſſima verba, in welchen es zuerſt abgefaßt worden? Und weil die Tertullianiſche regula fidei dieſe nicht hat, ſoll es kein eigentliches Symbolum ſeyn? Wie haben der Herr Doktor hier mich erinnern können, daß es ja verboten war, das Symbolum aufzuſchreiben: ipſiſſimis verbis verſteht ſich aufzuſchreiben.

Nun folgt in der Reihe der Väter, welche die Bibel zur Erkenntniß-Quelle der chriſtlichen Lehren machen ſollen, Athanaſius. — Athanaſius? und wer mehr? Wer ſonſt, als lauter Männer, mit welchen ſich die zweyte Periode der Kirche anfängt, und die nur immer zum vierten Jahrhunderte gezogen werden können.

Dieſer aller, wenn ich Ew. Hochwürden die Wahrheit geſtehen darf, wäre ich mir kaum hier vermuthen geweſen. Es iſt wahr, ich habe überall, was ich behauptet habe, von den erſten vier Jahrhunderten behauptet. Aber ich habe wirklich geglaubt, daß es erlaubt ſey, ſich ſo in Bauſch und Bogen auszudrücken, wenn man eigentlich nur die erſte Periode der Kirche meyne, die ſich, in Anſehung der äuſſern Verfaſſung, mit der Regierung Conſtantin des Großen, und in Anſehung der innern, mit dem Niciſchen Concilio beſchließt. Ich habe wirklich geglaubt, daß ein Schriftſteller, welcher von gewiſſen Beſonderheiten der Kirche in den erſten vier Jahrhunderten ſpreche, nicht eben ſagen wolle, daß dieſe Beſonderheiten gerade bis 399 gedauert. Ich habe wirklich geglaubt, daß, wenn man einen ſolchen Schriftſteller gütlich behandeln wolle, man vornemlich auf die Hauptmeynung ſehen müſſe, die ſich in dem lezten Viertel ſeiner ganzen Epoche zugetragen.

Doch was hätten Ew. Hochwürden mich ſo gütlich zu behandeln für Urſache gehabt? Nachgebend iſt man nur für ſeine Freunde, und mit wem wir nach der äuſſerſten Strenge verfahren, der mag es ſich ſelbſt zuſchreiben, daß er unter unſre Freunde nicht gehört. Auch wäre es Thorheit, das Nachgeben weiter zu erſtrecken, wo man ſich ſelbſt dadurch ſo viel vergeben würde.

Meine Theſis hätte offenbar nicht mehr und nicht weniger auf ſich gehabt, wenn ich ſie ſo ausgedrückt hätte: bis auf das Nicäiſche Concilium findet man keine Spur, daß die Kirche die heilige Schrift für eine eigentliche Quelle ihrer Glaubenslehren gehalten. Was aber hätten Ew. Hochwürden nicht verloren, wenn es mir eingekommen wäre, mich ſo vorſichtig auszudrücken? Ihr Buch würde offenbar auf ſein Drittheil eingeſchrumpft ſeyn; und das iſt nun einmal Diſputierkunſt, daß man ſeinen Gegner bey dem geringſten Exceſſe vornemlich angreift, den er ſich entwiſchen zu laſſen, das Unglück hat.

Freylich werden Ew. Hochwürden nunmehr ſagen, daß dieſe nähere Beſchränkung meines Satzes nichts als ein elender Fechterſtreich ſey, genannt Brechung der Menſur, durch den man einen Stoß noch gar abglitſchen machen möchte, der ſchon ſizt. Aber bey Gott! das iſt ſie nicht. Denn ſehen Ew. Hochwürden; daß mit und nach dem Nicäiſchen Concilio die Väter der Kirche angefangen haben, der Bibel einen höhern Werth beyzulegen, und ſie nach und nach ſo vorzuſtellen, als ob auch die eigentlichen Glaubens-Artikel daraus gezogen wären und gezogen ſeyn müßten: das will ich ſo wenig leugnen, das iſt mir ſo wenig unbekannt geweſen, daß vielmehr dieſer nemliche Unterſchied zwiſchen den Vätern vor der Nicäiſchen Verſammlung und zwiſchen den Vätern nach derſelben eben das iſt, was mich zuerſt aufmerkſam gemacht hat.

Dieſer Unterſchied, ſagte ich mir, muß nothwendig eine beſondere Urſache haben. Er kann nicht blos die Frucht einer allmäligen Wurzelgewinnung der größern Evidenz ſeyn. Denn er iſt ſo auf einmal, ſo ſchnell! Aeuſſere Urſachen müſſen ihn befördert haben.

Hier fiel mir bey, daß ſo wie alle Ketzer von jeher fleißig in der Schrift geforſcht und ihnen von dieſer Seite nichts vorzuwerfen geweſen, als daß ſie nicht blos nach dem, quod ſalva regula fidei poteſt in quaeſtionem devenire, darinn geforſcht, ſondern dieſe regulam fidei ſelbſt nach ihrem Gutdünken darinn finden wollen: beſonders ſind die Arianer wegen ihrer vorzüglichen Fertigkeit, die Schrift auszulegen, von Anfang an berühmt geweſen. Arius ſelbſt war — — — — — — —

*) Hilarius.

Auch hier brauche ich mich bey den einzeln Stellen nicht aufzuhalten. Es trift mich keine. Sie beweiſen alle nur, daß Hilarius die heiligen Schriften gekannt, gebraucht und empfohlen habe. Das habe ich nie geleugnet; und das iſt die Frage nicht. Sondern die Frage iſt, wozu er ſie gebraucht, wozu er ſie empfohlen habe? Die Frage iſt, ob er ſie gebraucht habe, die Glaubenslehren daraus zu lernen? ob er ſie empfohlen habe, daß andere und beſonders der Laie die Glaubenslehren darinn ſuchen ſolle? Und das hat er gewiß nicht.

Es iſt wahr, in ſeinem Buche de Trinitate führt er unendliche Schriftſtellen an. Aber blos ſie von den Verdrehungen der Arianer zu retten; blos als die Belege ſeiner katholiſchen Lehre, und im geringſten nicht als die Quellen derſelben.

Es waren die Arianer, es war Conſtantius, auf Anſtiften der Arianer, die es ausdrücklich verlangten, daß der Streit von der Gottheit Chriſti tantum ſecundum ea, quae ſcripta ſunt (*) ausgemacht werden ſollte. Hilarius ließ ſich dieſes ſehr wohl gefallen. Er ſagte: Hoc qui repudiat antichriſtus eſt, et qui ſimulat anathema eſt. Nun fuhr er fort: Sed unum hoc ego per hanc dignationis tuae ſinceram audientiam rogo, ut praeſente ſynodo, quae nunc de fide litigat, pauca me de ſcripturis evangelicis digneris audire. Dieſe ſeine Rede iſt nicht mehr; aber wir können darum nicht minder zuverläßig wiſſen, was der Inhalt derſelben geweſen. Er ſtellte dem Kaiſer darinn vor, daß es unmöglich ſey, Glaubenslehren aus bloßen Schriftſtellen auszumachen, wenn man nicht zugleich eine gewiſſe Regel annehme, wie dieſe Schriftſtellen verſtanden werden müßten. Und dieſe Regel war keine andere, als das Glaubens-Bekenntniß, davon

---

*) Ein beſonderer Bogen Manuſcript, überſchrieben Hilarius, welchen Kirchenvater auch Herr D. Walch für ſeine Meynung anführt, iſt von der Beſchaffenheit, daß er hier am ſchicklichſten mit eingerückt werden kann. **Karl Leſſing.**

(*) Hil. ad Conſtantium, lib. II. §. 8.

er die Ueberzeugung in der Taufe angelobet und empfangen habe. Dieſe innere Ueberzeugung, ſagt Hilarius, habe er, und bedürfe einer äußern aus der Schrift nicht: penes me habeo fidem, exteriore non egeo. Dieſer in der Taufe erhaltene Glaube müſſe als der Sinn der Schrift angenommen werden, und aller vorgegebene Glaube, der einzig auf Schriftſtellen beruhe, ſey außer dieſem Glauben nichts, weil Schriftſtellen auch Ketzer für ſich anzuführen nicht ermangelten. Es ſey daher auch in dieſem Sturme mit einander ſtreitender Auslegungen das Sicherſte, ſich in den Hafen, aus welchem man ausgelaufen ſey, wieder zurückzuziehen, und man ſieht leicht, welchen Hafen er meynt. Inter haec fidei naufragia, coeleſtis patrimonii jam paene profligata haereditate, tutiſſimum nobis eſt, primam et ſolam evangelicam fidem confeſſam in baptiſmo intellectamque retinere.

Heißt das nun auch die Schrift zur einzigen Quelle des Glaubens machen? Meynt Hilarius auch, wenn die Bibel nicht wäre, würde er gar keinen Glauben haben? Er würde auf Niemand getauft ſeyn, wenn es die Bibel nicht ſagte, auf wen er getauft ſeyn müßte? —*)

---

*) Auch findet ſich noch ein Bogen, der wahrſcheinlich auch zu dieſer Schrift gehört hat. Er iſt überſchrieben **Theodoretus**, welchen Herr D. Walch gleichfalls als Zeugen anführt, daß in den erſten vier Jahrhunderten die heilige Schrift allein die Erkenntnißquelle der chriſtlichen Religionslehren geweſen, ob er wohl ſelbſt ſagt, daß Theodoretus in der zweyten Hälfte des fünften Jahrhunderts geſtorben ſey. Man kann aber aus dieſem Bogen ſchwerlich die Meynung meines Bruders errathen. Z. E. gleich der Anfang:

„Lib. I. p. 7.

Arius, cui ſacrorum voluminum expoſitio commiſſa erat. Vom Alexander aber heißt es: τοις θειοις λογοις ἑπομενος, welches nicht gut durch ſacrarum litterarum veſtigiis inſiſtens überſetzt wird. θειοι λογοι heißen wohl mehr die göttlichen Ueberlieferungen.“

Und dergleichen Anmerkungen mehrere. **Karl Leſſing.**

Ueber die itzigen Religionsbewegungen.*)

Ich will allen neun Fragen Schritt vor Schritt folgen, werde aber nur auf die 6te und 9te Rückſicht nehmen, welche die Sache von der politiſchen Seite betrachten ſollen, auf der nur darum ſo viel Staub erregt wird, damit die theologiſche um ſo viel wichtiger erſcheine.

Gleich bey der erſten Frage:

> Worinn die dermaligen Bewegungen in Religionsſachen, beſonders der Evangeliſchen Kirche, beſtehen?

ſtoß ich an eine Kleinigkeit,

nemlich: wie kömmt es, daß der Gegenſtand dieſer Frage auf dem Haupttitel der Schrift anders ausgedruckt iſt, als hier? Was hier dermalige Bewegungen in Religionsſachen heißt, hieß dort itzige Religions-Bewegungen? Glaubt man mit beyden Ausdrücken vollkommen das nemliche zu ſagen? Oder mit jedem etwas anders? Wenn das nemliche; warum dieſe kindiſche Variation? Wenn was anders; wozu dieſe Täuſcherey?

Doch das Wozu findet ſich bald. Dermalige Bewegungen in Religionsſachen, waren ja wohl auch ehmalige. — — —

Wenn dieſe erſte Frage gehörig beantwortet wäre: was könnte ſie für ein Licht auf alle übrige verbreiten!

Aber ich zweifle, daß ſie dieſes iſt; denn eine Diviſion iſt keine Definition. Erſt feſtgeſezt, was Religions-Bewegungen überhaupt ſind, ehe man uns mit Klagen zu betäuben ſucht, daß leider jezt dergleichen Bewegungen in allen Ständen der Chriſtenheit, bey den Großen ſowol als bey den Gelehrten, bey dem Gelehrten ſowol als gemeinen Manne, zu ſpüren ſind.

Religions-Bewegungen ſind Bewegungen: und Bewegungen ſind ſichtbare Veränderungen in der Ordnung der Dinge neben einander.

Aber wer weiß von dergleichen ſichtbaren Veränderungen, ſowol unter den Religionen überhaupt als unter den verſchiedenen Sekten derſelben? In Europa wenigſtens, die Sekten der chriſtlichen Religion wenigſtens, ſtehen ſeit geraumer Zeit noch immer in dem nemlichen Verhältniſſe gegen einander, das ſie mit ihrer Conſiſtenz erhielten. Weder die Katholiken haben über die Proteſtanten, noch die Proteſtanten über die Katholiken das geringſte Uebergewicht erhalten. Auch nicht einmal, wie man kühnlich hinzuſetzen darf, zu erhalten geſucht. Wenn die Begierde, ſich in ſeinen Gränzen zu behaupten, auch manchmal die eine Parthey darüber hinausgetrieben: ſo iſt es von der andern gemeiniglich nicht weniger geſchehen; und die Waagſchalen haben einander gleich geſtanden, indem die Vorſehung bald in die eine bald in die andere ein Aß zuwerfen laſſen.

---

*) Theologiſcher Nachlaß S. 40.

Was alſo in der Frage Bewegungen heiſſen, hätten höchſtens Fermentationen heiſſen müſſen. Nicht als ob Fermentationen nicht auch Bewegungen wären; es ſind nur Bewegungen, welche die Bewegung, in welcher das fermentirende Ding mit andern Dingen auſſer ihm ſtehet, nicht ändern, ſondern zur Aufklärung und zum Wachsthum deſſelben beytragen.

Doch auch das ſollen ſie nicht, wird man ſagen, weil ſie es nicht können, ohne das fermentirende Ding entweder ſchlechter oder beſſer zu machen, als es vorher war, und folglich mit der Ordnung des Werths die Ordnung der Nützlichkeit ändern, in welcher ſie mit den Dingen ihrer Art ſtand, und welche die einzige ſeyn ſollte, welche die Dinge einerley Orts haben müßten.

Aber man bedenkt nicht, daß die Fermentation durch die ganze Natur geht, wo ſie die nemliche Miſchung der Beſtandtheile findet. Wenn ein Faß Moſt im Keller in Gährung geräth, gerathen ſie alle in Gährung, und ſind, wenn ſie die Gährung ungeſtört überſtanden haben, alle unter einander weder beſſer noch ſchlechter, als ſie vor der Gährung waren.

So auch mit den Religionen. Eine ſteckt die andre an; Eine bewegt ſich nie allein. Die nemlichen Schritte zur Verbeſſerung oder Verſchlimmerung, welche die eine thut, thut die andre bald darauf gleichfalls, wie wir in der Reformation geſehen haben. Alle die gewaltigen Schritte, welche die proteſtantiſche Kirche durch die Reformation vor den Katholiken vorausgewann, haben die Katholiken bald wieder gewonnen. Der Einfluß des Pabſtthums auf den Staat iſt jetzt nicht minder wohlthätig, als der Einfluß der evangeliſchen Kirche. Ja, wenn man dieſer verwehren will, noch weiter in ſich ſelbſt zu wirken und alle heterogene Materie von ſich zu ſtoſſen, wird ſie auf einmal eben ſo weit hinter dem Pabſtthum ſeyn, als ſie jemals noch vor ihm geweſen. —

Ein Text

über die Texte

d. i.

Gerippe einer Predigt

zu St. Katharinen in Hamburg

von

dem Hauptpaſtor Göze

nicht gehalten

1779.

Am Sonntage Quinquageſimae

Evangel. Luc. VIII. 31 – 43. *)

Vorbereitung.

Weil der heutige Sonntag auch Eſto mihi heißt, und mir daher die lieben Leutchen einfallen, deren Deviſe das Esto mihi! Esto mihi! oder in mein Stück! in mein Stück! ſeyn könnte: ſo will ich eure chriſtliche Liebe von einer ſchelmiſchen Juckſerey unterhalten, deren ſich Männer ſchuldig machen, die von Eigennutz und Haabſucht ganz und gar nichts wiſſen müßten. Mit einem Wort: Ich will heute mit Gottes Hülfe den Text über den Text leſen. Und damit ich aller Verſtümmelung vorbeuge, ſo laßt uns zuvörderſt das Wort Text gehörig verſtehen.

Text kommt vom Lateinſchen Textus oder Textum her, welches ſo viel als das Gewebe irgend eines Zeuges oder Stoffes bedeutet. In dieſer erſten eigentlichen Bedeutung braucht man aber das Wort Text in unſerer Mutterſprache nicht, denn unſre Mütter webten ſchon, als noch kein Menſch im Deutſchen wußte, daß weben auf lateiniſch Texere heißt, und wer ſich ja gleichwol mit ſeiner Mutter nicht ausdrücken mag, der braucht in dieſem Falle doch lieber Textur als Text.

Sondern ein Text heißt bey uns nicht ſowol was gewebt iſt, als das, woraus es gewebt werden kann, und zwar nicht in dem eigentlichen, ſondern im figürlichen Verſtande. Text heißt ein kleiner Spruch, woraus ſich eine lange Rede machen läßt: ſo wie ſich aus einem Büſchgen Wolle ein langer Faden ziehen und dehnen läßt. —

---

*) Theologiſcher Nachlaß S. 43.

Theſes aus der Kirchengeſchichte. *)

§. 1.

Da das erſte Evangelium wenigſtens 16 Jahr nach Chriſti Tode verfaßt worden: ſo wäre es unvernünftig ſich einzubilden, daß man dieſe Zeit über nichts von Chriſti Thaten und Reden mit Zuverläßigkeit habe wiſſen können.

§. 2.

Vielmehr muß alles, was die Evangeliſten nach und nach von ihm verzeichneten, an Ort und Stelle bereits bekannt geweſen ſeyn, da von dieſer Notorität einzig und allein die Glaubwürdigkeit der Evangeliſten abhängen können.

§. 3.

Was die Evangeliſten von Chriſto wußten, das wußten ſie, weil ſie es wußten und zum Theil mit angeſehen hatten, nicht weil es ihnen der heilige Geiſt eingegeben hatte. Auch ſoll uns der Glaube an dieſe Eingebung ſelbſt, die ich nicht bezweifle, anizt nur ſtatt der Ueberzeugung dienen, daß alles, was ſie von Chriſto wußten und niedergeſchrieben, nichts als allgemein bekannte Dinge geweſen.

§. 4.

Und nicht allein die Geſchichte Chriſti war bekannt, ehe ſie von den Evangeliſten bekannt gemacht wurde. Die ganze Religion Chriſti war bereits im Gange, ehe einer von ihnen ſchrieb.

§. 5.

Das Vater Unſer wurde gebetet, ehe es bey dem Matthäus zu leſen war. Denn Jeſus ſelbſt hatte es ſeine Jünger beten gelehrt.

§. 6.

Die Tauf-Formel war im Gebrauch, ehe ſie der nemliche Matthäus aufzeichnete. Denn Chriſtus hatte ſie ſeinen Apoſteln ſelbſt vorgeſchrieben.

§. 7.

Wenn alſo in dieſen Stücken die erſten Chriſten auf die Schriften der Apoſtel und Evangeliſten nicht warten durften: warum in andern?

§. 8.

Wenn ſie nach Chriſti mündlich überlieferter Vorſchrift beteten und tauften: hätten ſie anſtehen können, auch in allem Uebrigen, was

---

*) Theologiſcher Nachlaß S. 73.

zum Chriſtenthume nothwendig gehöret, ſich lediglich an eine ſolche Vorſchrift zu halten?

§. 9.

Oder wenn Chriſtus jene Dinge ſeiner mündlichen Verfügung würdigte: warum nicht alles Uebrige, was die Apoſtel von ihm lehren, und die Welt von ihm glauben ſollte?

§. 10.

Darum nicht, weil keiner ſolchen Vorſchrift oder Verfügung in dem neuen Teſtament gedacht wird?

§. 11.

Als ob die Verfaſſer derſelben jemals vorgegeben hätten, alles, alles verzeichnet zu haben, was Jeſus gethan oder geredet? Als ob ſie nicht vielmehr gerade das Gegentheil geſtanden; ausdrücklich, wie es ſcheinet, um den mündlichen Ueberlieferungen noch neben ſich Raum zu gönnen?

§. 12.

Iſt es nicht genung, daß die erſten Chriſten einen dergleichen von Chriſto ſelbſt verfaßten Inbegrif aller Glaubens-Lehren, den ſie Regulam fidei nannten, geglaubt haben?

§. 13.

Iſt es nicht genung, daß die erſten Väter der chriſtlichen Kirche Spuren eines ſolchen Inbegrifs, ſelbſt in den Schriften des neuen Teſtaments, erkannt haben?

§. 14.

Iſt es nicht genung, daß ſich auch noch von uns bey den Evangeliſten der Zeitpunkt und die Umſtände erkennen laſſen, wenn und unter welchen ein dergleichen Inbegrif von Chriſto verfaßt worden?

§. 15.

Und wenn ſich endlich gar die Urſache angeben läßt, warum keine ausdrücklichere Erwähnung deſſelben geſchicht; warum es von keinem einzigen neuteſtamentlichen Schriftſteller angeführt worden: was wollen wir weiter? Entweder wir müſſen von der chriſtlichen Religion auf blos hiſtoriſche Gründe nichts, gar nichts annehmen: oder wir müſſen auch das annehmen, daß es zu jeder Zeit eine authentiſche Glaubens-Formel gegeben hat;

§. 16.

Die mehr enthielt, als die bloße Formel, worauf Chriſtus zu tauſen befohlen;

§. 17.

Die nicht erſt gelegentlich aus dieſer Formel erwachſen;

§. 18.

Die nicht erſt ſpäter aus den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel gezogen worden;

§. 19.

Die nicht ihre Glaubwürdigkeit aus der Uebereinſtimmung mit dieſen Schriften hatte;

§. 20.

Die ihre Glaubwürdigkeit aus ſich ſelbſt hatte;

§. 21.

Die allein der unſtreitige Probierſtein der Rechtgläubigkeit war;

§. 22.

In die alle Ketzer erſt übereinſtimmen mußten, ehe man ſie würdigte, mit ihnen über Glaubens-Lehren aus der Schrift zu ſtreiten;

§. 23.

Kurz: mit der die Schrift alles; ohne die die Schrift nichts war.

§. 24.

Ich verſtehe aber hier unter Schrift blos die Schriften des neuen Teſtaments, welche man erſt ſpät mit unter der Benennung Schrift zu begreifen angefangen.

§. 25.

Bei den allererſten Chriſten ward unter Schrift, γραφη, nur das alte Teſtament verſtanden.

Clericus möchte uns gerne des Gegentheil davon bereden. Hiſt. Eccl. ſec. primo p. 467. und die beygebrachten Beyſpiele ſind näher zu unterſuchen. Verglichen mit Cl. H. E. p. 475.

Daß Irenäus demohngeachtet auch die Bücher des Hermas mit dem Namen der Schrift beehret, wie Clericus anmerkt p. 469. nemlich libro V. c. 20. weshalb entweder ein weiter oder engerer Sinn des Worts anzunehmen; oder zuzugeben, daß aus dem Worte überhaupt nicht zu ſchlieſſen —

§. 26.

Nur in dieſem Verſtande war die Schrift der Grundſtein der chriſtlichen Religion; nur in dieſem Verſtande war die Regula fidei aus der Schrift gezogen.

§. 27.

Das neue Teſtament iſt nur ganz allmälig zu der Würde des alten geſtiegen; und ich gedenke mir die Entſtehung deſſelben und die verſchiedenen Epochen ſeines Anſehens folgendermaßen:

§. 28.

Vor allen Dingen wäre zu unterſuchen, ob die Juden ſelbſt mit der Göttlichkeit ihrer Bücher genau den Begrif verbunden, den wir mit der Göttlichkeit der Bücher des einen und des andern Teſtaments verbinden ſollen.

§. 29.

Joſephus wenigſtens kann dieſen Begrif nicht gehabt haben, indem er ſich kein Bedenken gemacht, verſchiedene Dinge ganz anders zu erzählen, als Moſes, an deſſen Erzählung, zufolge jenes Begrifs, er ſich nothwendig ſchlechterdings hätte halten müſſen.

§. 30.

Hiernächſt hat Euſebius das Zeugniß des Joſephus von den Büchern des alten Teſtaments offenbar verfälſcht; denn auch verſtärken iſt hier verfälſchen.

§. 31.

Endlich vergeſſe man nicht, daß die Juden die Göttlichkeit, die ſie den Worten ihrer Schriften beylegten, durch die mancherley Auslegungen dieſer Worte, deren mehrere gleich wahr zu ſeyn von ihnen für möglich gehalten wurde, ſo gut als wieder aufhoben.

§. 32.

Die Evangeliſten und Apoſtel ſelbſt hatten dieſe vielfache Exegetik, durch welche ſich aus allem alles machen läßt, angenommen; und was ſie in dieſem Geiſte geſchrieben hatten, das ward hinwiederum in dem nemlichen Geiſte erklärt.

§. 33.

Ja die geſammten Evangelia, die unächten und verloren gegangenen ſowol als die ächten und übrig gebliebenen, ſcheinen weiter nichts als verſchiedene Zuſammenfügungen und Ueberſetzungen einer frühern Sammlung ſolcher Auslegungen prophetiſcher Stellen zu ſeyn.

§. 34.

Daß eine dergleichen frühere Sammlung vorhanden geweſen, iſt nicht allein für ſich ſelbſt ſehr wahrſcheinlich:

§. 35.

Sondern das bey dem Matthäus ſo oft vorkommende „auf daß „erfüllet würde, was geſchrieben ſtehet“ iſt vielleicht eine Art von Anziehung derſelben.

§. 36.

Noch deutlicher und ausdrücklicher aber beziehet ſich Lucas darauf,

§. 37.

Welcher uns ſo gar den Titel, den dieſe Sammlung führte, oder unter dem ſie wenigſtens bekannt war, aufbehalten zu haben ſcheint.

§. 38.

Und dieſe Sammlung war ohne Zweifel das ſogenannte Evangelium der Nazarener;

§. 39.

Oder das Evangelium der Apoſtel;

§. 40.

Deſſen ſyriſch-chaldäiſches Original noch im vierten Jahrhundert vorhanden war;

§. 41.

Das kein Kirchenvater jemals als ein untergeſchobenes Werk verdächtig gemacht hat;

§. 42.

Am wenigſten Hieronymus, der es in mehr als eine Sprache überſezte, und zur Verbeſſerung des griechiſchen Textes des Matthäus anwendete.

§. 43.

Dieſer griechiſche Text des Matthäus iſt ſelbſt nichts anders, als die erſte Ueberſetzung deſſelben, die Matthäus machte, als er das Evangelium zu predigen ausgieng.

§. 44.

Wie denn auch Matthäus wohl der einzige Apoſtel war, der eine dergleichen Ueberſetzung machen konnte.

§. 45.

Hiermit, dächte ich, wäre der ganze Streit über die Grundſprache des Matthäus wohl am beſten geſchlichtet.

§. 46.

Aber nicht allein der griechiſche Matthäus iſt nichts als die Ueberſetzung des Nazareniſchen Evangelii; ſondern auch Marcus und Lucas ſind weiter nichts, als abermalige Verſuche, jenes erſte Geſchichtbuch von Chriſto in eine allgemeinere Sprache überzutragen; welches Papias mit ausdrücklichen Worten meldet.

§. 47.

Hieraus allein iſt die Uebereinſtimmung zu erklären, welche ſich bis in den Worten dieſer Evangeliſten findet; und aller derer ohne Zweifel gefunden hat, die aus gedachter Nazareniſchen Quelle geſchöpft hatten.

§. 48.

Nur allein Johannes ſcheinet ſich daran weniger gehalten zu haben

§. 49.

Deſſen Evangelium daher vornemlich das Evangelium des Geiſtes, ſo wie das Evangelium Matthäi das Evangelium des Fleiſches genannt wurde.

§. 50.

Die übrigen zwey, Marcus und Lucas, ſind vermuthlich hinzugekommen, weil ſie gleichſam die Kluft zwiſchen beyden füllten.

§. 51.

Welches ohne Zweifel eine mehr ſchicklichere Urſache von der gevierten Anzahl der Evangeliſten iſt, als die, welche Irenäus angiebt.

§. 52.

Jene ungereimtere des Irenäus verräth genugſam, daß man erſt zu des Irenäus Zeiten angefangen hat, gerade nur vier, nicht mehr und nicht weniger, Evangeliſten gelten zu laſſen.

§. 53.

Vor dem Irenäus hat kein Menſch weder der vier Evangeliſten einzeln noch ihrer zuſammen unter dem Namen der Evangeliſten gedacht.

§. 54.

So gar das Wort Evangelium war dem Juſtinus unbekannt. Die Stelle des Ignatius in den Briefen an die Philadelpher, wo man es zuerſt finden wollen, iſt höchſt verſtümmelt; und man erklärt ſie ganz falſch, wenn man den Ignatius durch Evangelium die Schriften der Evangeliſten, und durch Apoſtel die Schriften der Apoſtel verſtehen läßt.

§. 55.

Zu den Zeiten des Ignatius glaubten die Chriſten blos den Worten ihrer Biſchöfe, und es war nicht erlaubt, ſchriftliche Beweiſe von ihnen zu fordern.

§. 56.

Die Biſchöfe ſelbſt hielten ſich für ſo gut, als die Apoſtel.

Hiſtoriſche Einleitung in die Offenbarung Johannis. *)

Der Kanon ſämmtlicher Schriften des neuen Teſtaments kömmt, wie auf Gerathewohl, ohne allen Plan, durch den Eifer einzelner Glieder zu Stande. Ueble Folge dieſer Freyheit. Getheilte Meynungen über verſchiedne Briefe. Die Offenbarung Johannis, ein Beweis, wie planlos ſich der Kanon des neuen Teſtaments gebildet.

§. 1.

Man muß ſich nicht einbilden, daß der Kanon der heiligen Schriften, ſo wie wir ihn jezt haben, gleich nach den Zeiten der Apoſtel auf einmal zu Stande gekommen ſey. Die erſten Bücher, welche den Chriſten bekannt wurden, waren ohne Zweifel die Evangelien, worauf die Briefe, einige früher, einige ſpäter, folgten. Die Kirchen, an die ſie waren geſchrieben worden, theilten ſie einander mit: die Römer den Korinthern, die Korinther den Römern; und das mit allen Briefen, ſo wie ſich die Bekanntſchaft der chriſtlichen Gemeinden erweiterte. Da war weder Concilium, noch Pabſt, noch höchſte Gewalt, die den Kanon der heiligen Schriften feſt ſtellte. Es war das bloße Werk der Zeit. Heute kam das eine, morgen ein andres Buch hinzu; und das lediglich, ſagt Herr Basnage, (*) durch Veranſtaltung einzelner Glieder, welche die Schriften, die ſie ihrer Erbauung zuträglich befunden hatten, in ihren Kirchen gangbar zu machen wünſchten. Sie nahmen ſich ſo gar, ſezt er hinzu, dabey ſo viel Freyheit, daß ſie offenbar untergeſchobene Schriften zu den kanoniſchen Büchern zählten. Ganze Kirchen waren darüber eben ſo verſchiedener Meynung, als einzelne Glieder. Das nemliche Buch, das die einen verwarfen, nahmen die andern an. Man unterſuchte, man ſtritt, ehe man annahm. Der zweyte Brief des h. Petrus war anfangs nicht in dem Kanon; aber einige, ſagt Euſebius, fiengen an, ihn für nützlich zu halten, und ſo fieng man an, ihn ſorgfältiger zu leſen. Das nemliche meldet er von den Brie ſen des h. Jacobus und des h. Judas. Nur ſehr wenige von den Alten hatten ihrer als göttlicher Schriften gedacht. Doch entſchloſſen ſich einige Kirchen, ſie zu leſen. Der Zweifel dauerte lange und endlich fiel er ganz weg. Hieronymus ſagt ebenfalls von dem Briefe des h. Jacobus, daß er ſein Anſehen nach und nach mit Hülfe der Zeit erhalten habe. Auf die nemliche Weiſe ſind die Briefe an die Hebräer und der zweyte und dritte Brief des h. Johannes kanoniſch geworden. Kurz, ſo und nicht anders kam der Kanon der heiligen Schriften allmälig zu ſeiner Vollkommenheit; welches beſonders ſehr deutlich an der Offenbarung erhellet, deren Geſchichte, und wie viel Widerſprüche ſie erdulden müſſen, wir jezt erzählen wollen.

---

*) Theologiſcher Nachlaß S. 105

(*) Hiſtoire de l'Egliſe. B. 8

§. 2.

Von allen Schriften, die unmittelbar auf die Schriften der Apoſtel gefolgt ſind, iſt uns nichts übrig als der erſte Brief des h. Clemens, nebſt einem Fragmente des zweyten; der vorgebliche Brief des h. Barnabas, der gewiß von einem ſehr alten Schriftſteller iſt; das Buch des Hermas; die Briefe, welche den Namen des Ignatius führen; und der Brief des Polycarpus.

Stillſchweigen der Schriftſteller.

§. 3.

In allen dieſen Schriften findet ſich nicht die geringſte Spur von der Offenbarung Johannis. Freylich aber kann man aus dieſem Stillſchweigen nichts gegen dieſes Buch insbeſondere ſchlieſſen, indem ſie eben ſo wenig der vier Evangeliſten und faſt aller übrigen Bücher des neuen Teſtaments gedenken.

Vorgeben des Prochorus. Deſſen Charakter.

§. 4.

Der falſche Prochorus, welcher ſich einen Jünger der Apoſtel nennt, wußte weit mehr davon, und folgendes erzählt er von dem Leben des h. Johannes. Es habe nemlich dieſer Apoſtel den Chriſten von Epheſus angezeigt, daß er eine Offenbarung von Jeſu Chriſto gehabt. Dieſe hätten ihn erſucht, ſie ſchriftlich aufzuſetzen, worauf der Apoſtel ſein Evangelium dem Prochorus mitten unter Donner und Bliz und Erdbeben in die Feder geſagt habe. Nachher aber habe der Apoſtel ſeine Offenbarung mit eigner Hand aufgeſchrieben, als ob er gleichſam aus ihr mehr gemacht hätte, als aus ſeinem Evangelio. Aber der vorgegebene Prochorus, der ſich ſelbſt hier unter die handelnden Perſonen ſezt, war von der Zahl der ehrlichen Chriſten, die der

eichtgläubigkeit des Publikums ſpotteten, und, indem ſie einen gro-
en Eifer für die Religion vorgaben, ihr Spiel nicht einmal unter
er Maſke einer heidniſchen Aufrichtigkeit verbargen. Sein Buch iſt
oller Fabeln und Ungereimtheiten. Die Worte Hypoſtaſis und
Conſubſtantia verrathen die Zeit genugſam, in welcher es geſchmie-
et worden.

Cerinthus kommt in Verdacht die Offenbarung geſchrieben zu haben.

§. 5.

Nach dem Tode der Apoſtel (*) erſchien Cerinthus, der für das
eltliche tauſendjährige Reich ſehr eingenommen war. Dieſe Mey-
ung ſchrieb ſich urſprünglich von den Juden her, und er war es,
r ſie unter den Chriſten ausbreitete. Er gründete ſich desfalls auf
e Offenbarung, von der er behauptete, daß ſie ein Werk des h. Jo-
nnis wäre. Er mochte nun aber hiezu viel oder wenig Grund ha-
n: genung, verſchiedene Orthodoxen hatten ihn im Verdacht, daß
ſelbſt Vater dazu ſey, weil ihnen ſchien, daß dieſes Werk das tau-
ndjährige Reich zu viel begünſtige, wie wir in der Folge mit meh-
rem ſehen werden.

Andere Ketzer, die gegen die Offenbarung waren. Sonderbare Antwort des Epiphanius.

§. 6.

Indeß erhuben ſich andre Ketzer, als nemlich Cerdo und Mar-
n, nach dem Tertullianus, und ſelbſt die Alogi, nach dem Epipha-
s, gegen die Offenbarung, welche ſie dem h. Johannes abſprachen,
ll, wie ſie unter andern Gründen ſagten, zu den Zeiten dieſes Apo-
s noch keine chriſtliche Kirche zu Thyatira geweſen ſey. Dieſes ih-
einzuräumen, fürchtet ſich der h. Epiphanius auch im geringſten
ht; er nimmt vielmehr an, daß Johannes, wenn er an eine Kirche
Thyatira ſchreibe, ganz und gar nicht von einer damals ſchon vor-
ndenen Kirche, ſondern im prophetiſchen Geiſte rede.

§. 7.

So ſtritten alſo über die Offenbarung Ketzer gegen Ketzer, indem
die Orthodoxen noch ganz von ferne hielten. Wenigſtens ſind [illegible]
der vollkommenſten Ungewisheit, aus welchem Geſichtspunkte ſie
en Streit betrachteten.

(*) Euſebius K. G. B. 3. Hauptſt. 28. und B. 7. Hauptſt. 25.

Juſtinus erklärt ſich für die Offenbarung zuerſt.

§. 8.

Der Märtyrer Juſtinus, der um 170. nach Chriſti Geburt ſchrieb, iſt der erſte von allen Kirchenlehrern, welcher der Offenbarung gedenket; und das merkwürdigſte dabey iſt, daß er ſie dem Apoſtel Johannes beylegt. In dem Geſpräche mit Tryphon fragte ihn dieſer Jude, ob er nicht glaube, daß Jeruſalem noch einmal wieder hergeſtellt werden würde. Hierauf antwortet Juſtinus, daß er ſeines Theils, ſo wie jeder rechtgläubige Chriſt, es allerdings glaube, und ſagt: *Es hat unter uns einen gewiſſen Mann, Nahmens Johannes, gegeben, welcher einer von den zwölf Apoſteln Jeſu Chriſti geweſen. Dieſer hat in ſeiner Offenbarung geweiſſaget, daß die Gläubigen tauſend Jahre in Jeruſalem zubringen würden.* Das iſt das einzigemal, daß Juſtinus in ſeinen Werken die Offenbarung anführt; und warum führt er ſie an? Das tauſendjährige Reich damit zu beweiſen.

§. 9.

Aus den Worten dieſes Kirchenlehrers läßt ſich nicht ſchlieſſen, daß ſie damals von allen und jeden Kirchen angenommen geweſen. Juſtinus ſcheint blos anzuzeigen, welcher Meynung er für ſich ſey: oder höchſtens, welcher Meynung diejenigen Chriſten wären, die in dieſem Punkt rechtgläubig dächten, das iſt: das tauſendjährige Reich glaubten. Aber das iſt wohl auſſer Streit, daß Juſtinus für ſeinen Kopf ein falſches Evangelium anführt, wenn er in dem nemlichen Geſpräche ſagt, daß, als Jeſus Chriſtus in den Jordan getreten, ſich *ein Feuer darinn entzündet, und man vom Himmel die Stimme gehört habe: du biſt mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget.* Er verſichert, daß die Apoſtel dergleichen Dinge geſchrieben hätten, die gleichwohl nur in dem Evangelio der Ebioniten ſtanden.

Sein Charakter.

§. 10.

Allerdings gab ſich Juſtinus Mühe, ſich von der Wahrheit geſchehener Dinge wohl zu unterrichten. Er war viel gereiſet, und zwar nicht als ein gemeiner Mann gereiſet, ſondern als ein ſehr aufmerkſamer Antiquar.

Die Religion Chriſti.

Denn der Vater will auch haben, die ihn alſo anbeten.
St. Johannes.

1780.*)

§. 1.

Ob Chriſtus mehr als Menſch geweſen, das iſt ein Problem. Daß er wahrer Menſch geweſen, wenn er es überhaupt geweſen; daß er nie aufgehört hat, Menſch zu ſeyn: das iſt ausgemacht.

§. 2.

Folglich ſind die Religion Chriſti und die chriſtliche Religion zwey ganz verſchiedene Dinge.

§. 3.

Jene, die Religion Chriſti, iſt diejenige Religion, die er als Menſch ſelbſt erkannte und übte; die jeder Menſch mit ihm gemein haben kann; die jeder Menſch um ſo viel mehr mit ihm gemein zu haben wünſchen muß, je erhabener und liebenswürdiger der Charakter iſt, den er ſich von Chriſto als bloßen Menſchen macht.

§. 4.

Dieſe, die chriſtliche Religion, iſt diejenige Religion, die es für wahr annimmt, daß er mehr als Menſch geweſen, und ihn ſelbſt als ſolchen, zu einem Gegenſtande ihrer Verehrung macht.

§. 5.

Wie beyde dieſe Religionen, die Religion Chriſti ſowol als die Chriſtliche, in Chriſto als in einer und eben derſelben Perſon beſtehen können, iſt unbegreiflich.

§. 6.

Kaum laſſen ſich die Lehren und Grundſätze beyder in einem und ebendemſelben Buche finden. Wenigſtens iſt augenſcheinlich, daß jene, nemlich die Religion Chriſti, ganz anders in den Evangeliſten enthalten iſt als die Chriſtliche.

§. 7.

Die Religion Chriſti iſt mit den klarſten und deutlichſten Worten darinn enthalten;

(*) Theologiſcher Nachlaß S. 101.

§. 8.

Die Chriſtliche hingegen ſo ungewiß und vieldeutig, daß es ſchwerlich eine einzige Stelle giebt, mit welcher zwey Menſchen, ſo lange als die Welt ſteht, den nemlichen Gedanken verbunden haben.

Das Chriſtenthum der Vernunft.*)

§. 1.

Das einzige vollkommenſte Weſen hat ſich von Ewigkeit her mit nichts als mit der Betrachtung des Vollkommenſten beſchäftigen können.

§. 2.

Das Vollkommenſte iſt er ſelbſt; und alſo hat Gott von Ewigkeit her nur ſich ſelbſt denken können.

§. 3.

Vorſtellen, wollen und ſchaffen, iſt bey Gott eines. Man kann alſo ſagen, alles was ſich Gott vorſtellet, alles das ſchaft er auch.

§. 4.

Gott kann ſich nur auf zweyerley Art denken; entweder er denkt alle ſeine Vollkommenheiten auf einmal, und ſich als den Inbegrif derſelben; oder er denkt ſeine Vollkommenheiten zertheilt, eine von der andern abgeſondert, und jede von ſich ſelbſt nach Graden abgetheilt.

§. 5.

Gott dachte ſich von Ewigkeit her in aller ſeiner Vollkommenheit; das iſt, Gott ſchuf ſich von Ewigkeit her ein Weſen, welchem keine Vollkommenheit mangelte, die er ſelbſt beſaß.

§. 6.

Dieſes Weſen nennt die Schrift den Sohn Gottes, oder welches noch beſſer ſeyn würde, den Sohn Gott. Einen Gott, weil ihm keine von den Eigenſchaften fehlt, die Gott zukommen. Einen Sohn, weil unſerm Begriffe nach dasjenige, was ſich etwas vorſtellt, vor der Vorſtellung eine gewiſſe Priorität zu haben ſcheint.

§. 7.

Dieſes Weſen iſt Gott ſelbſt und von Gott nicht zu unterſcheiden, weil man es denkt, ſo bald man Gott denkt, und es ohne Gott nicht denken kann; das iſt, weil man Gott ohne Gott nicht denken kann, oder weil das kein Gott ſeyn würde, dem man die Vorſtellung ſeiner ſelbſt nehmen wollte.

---

*) Theologiſcher Nachlaß S. 219

§. 8.

Man kann dieſes Weſen ein Bild Gottes nennen, aber ein identiſches Bild.

§. 9.

Je mehr zwey Dinge mit einander gemein haben, deſto größer iſt die Harmonie zwiſchen ihnen. Die größte Harmonie muß alſo zwiſchen zwey Dingen ſeyn, welche alles mit einander gemein haben, das iſt, zwiſchen zwey Dingen, welche zuſammen nur eines ſind.

§. 10.

Zwey ſolche Dinge ſind Gott und der Sohn Gott, oder das identiſche Bild Gottes; und die Harmonie, welche zwiſchen ihnen iſt, nennt die Schrift den Geiſt, welcher vom Vater und Sohn ausgehet.

§. 11.

In dieſer Harmonie iſt alles, was in dem Vater iſt, und alſo auch alles, was in dem Sohne iſt; dieſe Harmonie iſt alſo Gott.

§. 12.

Dieſe Harmonie iſt aber ſo Gott, daß ſie nicht Gott ſeyn würde, wenn der Vater nicht Gott und der Sohn nicht Gott wären, und daß beyde nicht Gott ſeyn könnten, wenn dieſe Harmonie nicht wäre, das iſt: alle drey ſind eines.

§. 13.

Gott dachte ſeine Vollkommenheiten zertheilt, das iſt, er ſchafte Weſen, wovon jedes etwas von ſeinen Vollkommenheiten hat; denn, um es nochmals zu wiederholen, jeder Gedanke iſt bey Gott eine Schöpfung.

§. 14.

Alle dieſe Weſen zuſammen, heiſſen die Welt.

§. 15.

Gott könnte ſeine Vollkommenheiten auf unendliche Arten zertheilt denken; es könnten alſo unendlich viel Welten möglich ſeyn, wenn Gott nicht allezeit das vollkommenſte dächte, und alſo auch unter dieſen Arten die vollkommenſte Art gedacht, und dadurch wirklich gemacht hätte.

§. 16.

Die vollkommenſte Art, ſeine Vollkommenheiten zertheilt zu denken, iſt diejenige, wenn man ſie nach unendlichen Graden des Mehrern und Wenigern, welche ſo auf einander folgen, daß nirgends ein Sprung oder eine Lücke zwiſchen ihnen iſt, zertheilt denkt.

§. 17

Nach ſolchen Graden alſo müſſen die Weſen in dieſer Welt geordnet ſeyn. Sie müſſen eine Reihe ausmachen, in welcher jedes Glied alles dasjenige enthält, was die untern Glieder enthalten, und noch etwas mehr; welches etwas mehr aber nie die lezte Gränze erreicht.

§. 18.

Eine ſolche Reihe muß eine unendliche Reihe ſeyn, und in dieſem Verſtande iſt die Unendlichkeit der Welt unwiderſprechlich.

§. 19.

Gott ſchaft nichts als einfache Weſen, und das Zuſammengeſezte iſt nichts als eine Folge ſeiner Schöpfung.

§. 20.

Da jedes von dieſen einfachen Weſen etwas hat, welches die andern haben, und keines etwas haben kann, welches die andern nicht hätten, ſo muß unter dieſen einfachen Weſen eine Harmonie ſeyn, aus welcher Harmonie alles zu erklären iſt, was unter ihnen überhaupt, das iſt, in der Welt vorgehet.

§. 21.

Bis hieher wird einſt ein glücklicher Chriſt das Gebiethe der Naturlehre erſtrecken: doch erſt nach langen Jahrhunderten, wenn man alle Erſcheinungen in der Natur wird ergründet haben, ſo daß nichts mehr übrig iſt, als ſie auf ihre wahre Quelle zurück zu führen.

§. 22.

Da dieſe einfache Weſen gleichſam eingeſchränkte Götter ſind, ſo müſſen auch ihre Vollkommenheiten den Vollkommenheiten Gottes ähnlich ſeyn; ſo wie Theile dem Ganzen.

§. 23.

Zu den Vollkommenheiten Gottes gehöret auch dieſes, daß er ſich ſeiner Vollkommenheit bewußt iſt, und dieſes, daß er ſeinen Vollkommenheiten gemäß handeln kann: beyde ſind gleichſam das Siegel ſeiner Vollkommenheiten.

§. 24.

Mit den verſchiedenen Graden ſeiner Vollkommenheiten müſſen alſo auch verſchiedene Grade des Bewußtſeins dieſer Vollkommenheiten und der Vermögenheit derſelben gemäß zu handeln, verbunden ſeyn.

§. 25.

Weſen, welche Vollkommenheiten haben, ſich ihrer Vollkommenheiten bewußt ſind, und das Vermögen beſitzen, ihnen gemäß zu handeln, heiſſen moraliſche Weſen, das iſt ſolche, welche einem Geſetze folgen können.

§. 26.

Dieſes Geſetz iſt aus ihrer eigenen Natur genommen, und kann kein anders ſeyn, als: handle deinen individualiſchen Vollkommenheiten gemäß.

§. 27.

Da in der Reihe der Weſen unmöglich ein Sprung Statt finden kann, ſo müſſen auch ſolche Weſen exiſtiren, welche ſich ihrer Vollkommenheiten nicht deutlich genung bewußt ſind, —

Ueber die Entſtehung der geoffenbarten Religion.*)

§.

Einen Gott erkennen, ſich die würdigſten Begriffe von ihm zu machen ſuchen, auf dieſe würdigſten Begriffe bey allen unſern Handlungen und Gedanken Rückſicht nehmen: iſt der vollſtändigſte Inbegrif aller natürlichen Religion.

§.

Zu dieſer natürlichen Religion iſt ein jeder Menſch, nach dem Maaße ſeiner Kräfte, aufgelegt und verbunden.

§.

Da aber dieſes Maas bey jedem Menſchen verſchieden, und ſonach auch eines jeden Menſchen natürliche Religion verſchieden ſeyn würde: ſo hat man dem Nachtheile, welchen dieſe Verſchiedenheit, nicht in dem Stande der natürlichen Freyheit des Menſchen, ſondern in dem Stande ſeiner bürgerlichen Verbindung mit andern, hervorbringen konnte, vorbauen zu müſſen geglaubt.

§.

Das iſt: ſo bald man auch die Religion gemeinſchaftlich zu machen, für gut erkannte; mußte man ſich über gewiſſe Dinge und Begriffe vereinigen, und dieſen conventionellen Dingen und Begriffen eben die Wichtigkeit und Nothwendigkeit beylegen, welche die natürlich erkannten Religions-Wahrheiten durch ſich ſelber hatten.

---

*) Theologiſcher Nachlaß S. 249.

§.

Das iſt: man mußte aus der Religion der Natur, welche einer allgemeinen gleichartigen Ausübung unter Menſchen nicht fähig war, eine poſitive Religion bauen: ſo wie man aus dem Rechte der Natur, aus der nemlichen Urſache, ein poſitives Recht gebauet hatte.

§.

Dieſe poſitive Religion erhielt ihre Sanktion durch das Anſehen ihres Stifters, welcher vorgab, daß das Conventionelle derſelben eben ſo gewiß von Gott komme, nur mittelbar durch ihn, als das Weſentliche derſelben unmittelbar durch eines jeden Vernunft.

§.

Die Unentbehrlichkeit einer poſitiven Religion, vermöge welcher die natürliche Religion in jedem Staate nach deſſen natürlicher und zufälliger Beſchaffenheit modificirt wird, nenne ich die innere Wahrheit derſelben, und dieſe innere Wahrheit derſelben iſt bey einer ſo groß als bey der andern.

§.

Alle poſitiven und geoffenbarten Religionen ſind folglich gleich wahr und gleich falſch.

§.

Gleich wahr: in ſofern es überall gleich nothwendig geweſen iſt, ſich über verſchiedene Dinge zu vergleichen, um Uebereinſtimmung und Einigkeit in der öffentlichen Religion hervorzubringen.

§.

Gleich falſch: indem nicht ſowol das, worüber man ſich verglichen, neben dem Weſentlichen beſteht, ſondern das Weſentliche ſchwächt und verdrängt.

§.

Die beſte geoffenbarte oder poſitive Religion iſt die, welche die wenigſten conventionellen Zuſätze zur natürlichen Religion enthält, die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigſten einſchränkt. —

Ueber eine Prophezeyung des Cardanus, die chriſtliche Religion betreffend. *)

(1)

Kerolt an Tutile.

— — Ja auch ſodann, wenn die Vorherſagung in Erfüllung geht, iſt es noch ſehr ungewiß, ob dieſe Vorherſagung eine ächte Prophezeyung geweſen. Denn was der Schwärmer ohne Ueberlegung vorher ſagte, kann das Ungefähr ohne Abſicht erfüllen. Folglich gehört zu einer ächten Prophezeyung nicht blos, daß ſie erfüllet, ſondern daß ſie in dem nemlichen Sinne und aus den nemlichen Gründen erfüllt werde, in welchem und aus welchen ſie geſtellt worden. Wer aber kann von dieſem Sinne und von dieſen Gründen, bey der ſchwankenden und räthſelhaften Sprache verſichert ſeyn, deren ſich die Propheten zu bedienen pflegen?

Ein wahrer Prophet kann falſch prophezeyen, wie wir aus dem Exempel des Jonas wiſſen. Warum ſollte ein falſcher Prophet nicht auch wahr prophezeyen können?

Wollen Sie ein Beyſpiel einer ſolchen wahren Prophezeyung eines falſchen Propheten? —

Cardanus, gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts, hat prophezeyet, daß um 1800. eine ſehr große Veränderung in der chriſtlichen Religion erfolgen werde.

Was iſt wahrſcheinlicher, als daß dieſe Prophezeyung werde erfüllt werden? Oder vielmehr, was iſt unſtreitiger, als daß dieſe Prophezeyung ſchon erfüllt worden?

Das Chriſtenthum dieſes 18ten Jahrhunderts, wie ſehr iſt es von dem Chriſtenthum aller vorhergehenden ſiebenzehn Jahrhunderte verſchieden! —

Und gleichwohl war Cardanus höchſtens nur ein ſehr gelehrter Charlatan; aber im mindeſten kein Prophet. —

---

*) Theologiſcher Nachlaß S. 227.

(2)

Tutilo an Kerolt.

— — — Ich komme auf Ihre ſeltſame Prophezeyung des Cardanus. Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich nie etwas von ihr gehört habe. Ich weiß wohl, daß Cardanus abgeſchmackt genug geweſen, Chriſto die Nativität zu ſtellen: Aber auch der chriſtlichen Religion? Wo das?

Und wann er es gethan: nun wohl! Laſſen Sie uns das Vierteljhundert Jahre noch warten, und alsdenn von der Erfüllung ſprechen. Denn was Sie von einer ſchon geſchehenen Erfüllung ſagen, verſtehe ich nicht. — —

(3)

Kerolt an Tutilo.

Es iſt in den Büchern de rerum varietate, wo Cardanus ſchreibt: wenn dem alſo iſt; ſo muß nothwendig im Jahr Chriſti 1800. eine große Veränderung in den Geſetzen Chriſti erfolgen. Mit ſeinen eigenen Worten: quod ſi ita eſt, neceſſe eſt anno Chriſti MDCCC magnam mutationem futuram eſſe in Chriſti lege. Sie ſtehen in dem eilften Kapitel des zweyten Buchs. Nun ſage ich: die Vorausſetzung des Cardanus, dieſes ſein quod ſi ita eſt, wenn dem alſo iſt, iſt eine Unrichtigkeit; denn es iſt nicht alſo. Und gleichwol hat Cardanus aus dieſer Vorausſetzung etwas ſehr wahres vorher verkündiget.

Denn daß ſchon jezt eingetroffen, was er erſt auf 1800. verkündiget: das laſſen Sie ſich nicht irren. Er ſelbſt ſagt in dem folgenden, daß der Termin etwas ſpäter oder früher eintreffen könne; und etwas ſpäter oder früher thut nichts zur Sache. Genung, er hat die große Veränderung, welche zu unſern Zeiten mit der chriſtlichen Religion geſchehen iſt, und geſchieht, vorher verkündiget; und hat ſie von Ohngefähr vorher verkündiget. Das iſt es allein, was ich wollte.

Ob Sie mich übrigens, was dieſe Veränderung ſelbſt anbelangt, nicht verſtehen, oder nicht verſtehen wollen, werden Sie ſich ſelbſt am beſten beantworten können. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Womit ſich die geoffenbarte Religion am meiſten weiß, macht mir ſie gerade am verdächtigſten. *)

„Die geoffenbarte Religion, ſagt man, gewährt uns allein die völlig ungezweifelte Verſicherung von der Unſterblichkeit der Seele. Die Vernunft ſpeiſet uns hierüber mit bloßen Wahrſcheinlichkeiten ab.“

Ich will dies einmal ſo wahr ſeyn laſſen. Ich will nicht wiederholen, was man ſo oft erinnert hat: nehmlich, daß eine geoffenbarte Religion, die ſich auf menſchliche Zeugniſſe gründet, unmöglich eine ungezweifelte Verſicherung in irgend etwas gewähren kann; (denn daß die Zeugniſſe worauf ſie ſich gründet, glaubwürdige Zeugniſſe ſind, kann höchſtens doch nur höchſt wahrſcheinlich gemacht werden): ſo iſt ihre Verſicherung doch auch nur eine höchſt wahrſcheinliche Verſicherung. Doch, wie geſagt, ich will es ganz ungezweifelt ſeyn laſſen, daß uns die geoffenbarte Religion allein die völlige Verſicherung von der Unſterblichkeit der Seele gewähret.

Die völlige Verſicherung, die völlige! Eine Verſicherung bey der ſich das Gegentheil gar nicht denken läßt. Ein Widerſpruch, wenn es je einen gegeben hat. — Doch ich will ja von dieſer Seite den Streit nicht ſuchen. — Der Angriff ſcheint mir von einer andern Seite noch leichter.

Daß man die Menſchen eben ſo von der Begierde ihr Schickſal in jenem Leben zu wiſſen, abhalten ſolle, als man ihnen abräth zu forſchen, was ihr Schickſal in dieſem Leben ſey. **)

So viel fängt man ziemlich an zu erkennen, daß dem Menſchen mit der Wiſſenſchaft des Zukünftigen wenig gedient ſey; und die Vernunft hat glücklich genug gegen die thörichte Begierde der Menſchen, ihr

---

*) Leben II, S. 253.

**) Leben II, S 243.

Schickſal in dieſem Leben vorauszuwiſſen, geeifert. Wenn wird es ihr gelingen, die Begierde, das Nähere von unſerm Schickſal in jenem Leben zu wiſſen, eben ſo verdächtig, eben ſo lächerlich zu machen?

Die Verwirrungen, die jene Begierde angerichtet hat, und welchen (wie ich am Oedipus zeigen kann) durch ſchickliche Erdichtungen des Unvermeidlichen die Alten vorzubeugen wußten, ſind groß; aber noch weit größer ſind die, welche aus der andern entſpringen. Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht eben ſo ruhig abwarten, als einen künftigen Tag?

Dieſer Grund gegen die Aſtrologie iſt ein Grund gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunſt gäbe, das Zukünftige zu wiſſen, ſo ſollten wir dieſe Kunſt lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben ganz ungezweifelt unterrichtete, ſo ſollten wir lieber dieſer Religion kein Gehör geben.

Geſpräch über die Soldaten und Mönche. *)

A. Muß man nicht erſchrecken, wenn man bedenkt, daß wir mehr Mönche haben als Soldaten?

B. Erſchrecken? Warum nicht eben ſowohl erſchrecken, daß es weit mehr Soldaten giebt als Mönche? Denn eins gilt nur von dem und jenem Lande in Europa; und nie von Europa überhaupt. Was ſind Mönche? und was ſind denn Soldaten?

A. Soldaten ſind Beſchützer des Staats ꝛc.!

B. Mönche ſind Stützen der Kirche!

A. Mit eurer Kirche!

B. Mit eurem Staate!

A. — — — — —

B. Du willſt ſagen: daß es weit mehr Soldaten giebt als Mönche.

A. Nein, nein, mehr Mönche als Soldaten.

B. In dem und jenem Lande von Europa magſt du Recht haben. Aber in Europa überhaupt? Wenn der Landmann ſeine Saat von Schnecken und Mäuſen vernichtet ſiehet: was iſt ihm dabey das

---

*) Leben II, S. 248.

Schreckliche! daß der Schnecken mehr ſind als der Mäuſe! Oder daß es der Schnecken oder der Mäuſe ſo viel giebt!

A. Das verſteh' ich nicht.

B. Weil du nicht willſt. — Was ſind denn Soldaten?

A. Beſchützer des Staats.

B. Und Mönche ſind Stützen der Kirche.

A. Mit eurer Kirche!

B. Mit eurem Staate!

A. Träumſt du? der Staat! der Staat! das Glück, welches der Staat jedem einzelnen Gliede in dieſem Leben gewährt.

B. Die Seligkeit, welche die Kirche jedem Menſchen nach dieſem Leben verheißt.

A. Verheißt!

B. Gimpel.

Meines Arabers Beweis, daß nicht die Juden, ſondern die Araber die wahren Nachkommen Abrahams ſind.*)

Daher weil dieſe von Iſmael, der ganz gewiß der Sohn des Abraham war, und nicht von Iſaak abſtammen, der zwar der Sohn der Sara, aber Gott weiß, ob auch der Sohn Abrahams war. Dieſen Verdacht bekräftiget

1) Die Zuſammenſtimmung der Zeit, indem Sara eben darauf mit ihm nieder kam, als ſie bey dem Abimelech geweſen war (*).

2) Verſchiedene kleine Umſtände, welche in der Bibel ſelbſt auf dieſen Verdacht zu zielen ſcheinen. Als

a) der Nahme Iſaak, welcher ſo viel bedeutet, als man wird lachen 1. Moſ. XVII. 19. Dahinter ſcheint mehr zu ſtecken, als die bloße Verwunderung, daß die betagte Sara ihrem noch betagteren Manne einen Sohn bringt.

---

*) Leben II, S. 250.

(*) Die vorhergeſchickte ſo umſtändliche Verſicherung, daß ſie von dem Abimelech nicht berührt worden, zeigt genugſam, daß der Schreiber ſelbſt die üblen Folgen vorausgeſehen, die man aus dieſer Zuſammenſtimmung der Zeit ziehen könne. Denn als Sara bey dem Könige der Aegypter war, wird keine dergleichen Verſicherung von ihm gegeben.

b) Die Austreibung des Iſmael, mit ſammt der Hagar, weil Iſmael ſpottete und ſein Gelächter hatte. Worüber ſonſt, als darüber, daß ſich ſein guter Vater ſo gutherzig ein Bankbein unterſchieben ließ. XXI. Nach des Michaelis Ueberſetzung kömmt es heraus, als ob Iſmael über das Gaſtmahl gelacht hätte, welches Abraham bey der Entwöhnung des Iſaak angeſtellt. Aber wenn dieſes auch: ſo muß er doch Urſache zu glauben gehabt haben, warum er dieſes Gaſtmahl für lächerlich gehalten.

c) Die Stelle XXI. 12. wo Gott zu dem Abraham ſagt: In Iſaak ſoll dir der Same genennet werden; von dem Iſmael hingegen es heißt v. 13. Darum, daß er deines Samens iſt.

d) Dürfte nicht vielleicht auch die Bereitwilligkeit Abrahams den Iſaak zu opfern, daraus zu erklären ſeyn? Dieſer Verſuch, aus welchem man hernach eine göttliche Probe gemacht, kam ihm in einem Anfalle von Eiferſucht ein. Die Liebe gegen ſeinen verſtoßenen wahren Sohn wachte auf; er wollte alſo den andern aus dem Wege ſchaffen.

Der Philoſoph auf der Kirchenverſammlung.*)

Ich bringe den Philoſophen an keinen Ort, in keine Verſammlung, wo er nie etwas zu ſuchen gehabt hätte.

Denn wenigſtens die Chriſten der erſten Jahrhunderte hielten einen Mann, der bloß bey dem Lichte der Natur ſah und handelte, mit dieſem Lichte ſich völlig begnügen ließ, dieſes Licht nur immer ſo rein und hell als möglich ſich zu machen und zu erhalten ſuchte: die erſten Chriſten, ſage ich, hielten ſo einen Mann, das iſt, einen Philoſophen, für ſo wenig gefährlich, daß ſie ihn nicht nur mehrmalen zum Schiedsrichter ihrer theologiſchen Streitigkeiten freywillig erwählten, ſondern es auch gern geſchehen ließen, wenn einer oder mehrere in öffentlichen Kirchenverſammlungen für diejenigen chriſtlichen Lehrer das Wort führten, deren ungewöhnliche Meynungen zu prüfen dieſe Kirchenverſammlungen angeſtellt waren.

Ob von letzteren mehrere Exempel vorhanden ſind, als das von der erſten allgemeinen Kirchenverſammlung zu Nicäa, weiß ich nun eben nicht; aber auch dieſes einzige Exempel iſt ſchon hinreichend zu erweiſen, auf welchem guten Fuß ehedem zwey Mächte mit einander gelebt haben, die ſich jetzt ſo gewaltig anfeinden.

---

*) Leben II, S. 256.

Die Nachricht, welche uns Gelaſius in ſeiner Geſchichte der Nicäiſchen Kirchenverſammlung von dieſen Hülfstruppen der Philoſophie giebt, mit deren Verſtärkung Arius daſelbſt erſchien, iſt äußerſt merkwürdig. Daß ſie alle aus der Schule des Porphyrius geweſen, ſcheint mir daher wahrſcheinlich, weil Conſtantinus ausdrücklich befahl, daß die Arianer von dieſer Zeit an Porphyrianer heißen ſollten.

Beſonders ſpielte einer derſelben eine ganz außerordentliche Rolle, wenn ſich dieſer Ausdruck anders auch dahin beziehen läßt, wo ſich die ſpielende Perſon in der Hauptſache nur leidend verhält. Er hatte nehmlich verſchiedene Tage hinter einander mit den verſammelten rechtgläubigen Vätern unter großem Zulauf ganz bewundernswürdig geſtritten. Die deutlichſten Stellen der Schrift, welche dieſe gegen ihn vorbrachten, vermochten wider ihn nichts; er hatte Ausflüchte über Ausflüchte, und entſchlüpfte durch ſeine Sophiſtereyen meiſtentheils, ſo oft ſie ihn am feſteſten zu haben glaubten. Er ward daher ſo übermüthig, daß er immer mit — — — — Stolz in die ruhige Verſammlung trat und ſich — — — — —

Das Aergerniß ward groß: bis endlich ein ganz ungelehrter Mann aufſtand (einer von den heiligen Bekennern, der mit dem Biſchof zugegen war) und um die Erlaubniß bat, mit dem Philoſophen anbinden zu dürfen. Allein die dieſen guten Mann kannten, und wußten wie einfältig und unwiſſend er ſey, verwehrten es ihm ernſtlich, um ſich nicht den Feinden der Wahrheit zum Geſpötte zu machen. Doch der Bekenner beſtand auf ſeinem Vorhaben, trat mit eins — — — — und ſprach: Im Namen Jeſu Chriſti des Vaters Gottes, daß — — — der Vater war, höre die Lehre der Wahrheit, o Philoſoph! Es iſt nur ein Gott, der Himmel und Erde und alles was darin iſt erſchaffen hat, den Menſchen aus Staub gebildet, und alles durch ſein Wort und ſeinen heiligen Geiſt erhält. Dieſes Wort, Philoſoph, iſt der Sohn Gottes.

Betrachtung über die geiſtliche Beredſamkeit.*)

Werte genug, die Bayle über die Beredſamkeit des Pythagoras macht! Er vergleicht ſie mit der kräftigen Beredſamkeit des Capiſtran (*) wider die Spiele, und der ohnmächtigen Beredſamkeit des Conecte gegen den Kopfputz der Frauenzimmer. Er macht Betrachtungen über Betrachtungen. Nur die wichtigſte, die man, wie ich wenigſtens glaube, darüber machen kann, wollte ihm nicht einfallen. Dieſe meine ich; daß alle Wirkungen der Beredſamkeit nur von ſehr kurzer Dauer ſind. Auch war ſie bey den Alten nur ein bloßes Rüſtzeug, wenn in der Geſchwindigkeit, auf der Stelle, ein leichtſinniges Volk, ein gähnender unentſchloſſener Richter, bewegt und gelenkt werden ſollte. Die Kraft, die ſie ſodann äußerte, wurde weislich ſogleich in ein Decret, in ein Geſetz, in ein richterliches Urtheil verwandelt, und nur dadurch behielt ſie ihre Fortdauer. Jetzt da ſie bey weitem ſo gewaltig nicht mehr iſt, haben wir ihr gleichwohl weit ſchwerere Dinge aufgetragen. Unſer ganzes moraliſches Leben, alle unſere chriſtliche Pflichten ſoll ſie ordnen und reitzen; aber da iſt kein Geſetz, kein weltlicher Arm der ihr zu Hülfe kommt, der ihre flüchtigen Eindrücke gründe, und ihre angefangene Erſchütterung in eine ſtete Bewegung fortſetze.

Ich will ſagen, daß unſere geiſtliche Beredſamkeit, ohne die Kirchenzucht, von der heut zu Tage unter uns kaum die geringſte Spur mehr übrig iſt, nothwendig eine ſehr armſeelige Figur ſpielen muß. Unſere Kanzeln können ſich keiner Redner rühmen; ihre beſten Betreter ſind Sophiſten, und wenn ſie es noch wären!

---

*) Leben II, S. 243.

(*) Capiſtran, ein Franciskanermönch im 15ten Jahrhundert, aus Capiſtran in Italien, wurde nach Böhmen geſchickt, die Huſſiten zu bekehren, und predigte den Kreuzzug in Deutſchland, Ungarn und Pohlen. 1452 kam er nach Nürnberg oder Magdeburg, errichtete ſich auf öffentlichem Markte eine Kanzel, und predigte mit ſolcher Kraft gegen die Sünde des Spiels, daß die Nürnberger alle Karten und Würfel auf einen Haufen zuſammentrugen und verbrannten. Das Jahr darauf war er zu Breslau, und predigte zugleich wider die Juden ſo kräftig, daß man in ganz Schleſien eine große Menge verbrannte, weil ſie gegen die heilige Hoſtie nicht genug Reſpekt bezeugt. War ſeine Beredſamkeit mächtig, ſo war es ſein Gebet noch mehr. Kein Wunder alſo, daß er vom Papſt Alexander VIII. im October 1690 kanoniſirt wurde!

Conecte predigte damals wider die hohen Hennins, eine Art von Fontangen, die damals Mode waren. So lange er dawider predigte, ſo lange er ſeine Gaſſenjungen und dieſe ihre Steine bey der Hand hatten, ſo lange zog das Frauenzimmer ihre Hennins, wie die Schnecke ihre Hörner bey entſtehendem Geräuſch, ein. Kaum hört das Geräuſch auf, kaum iſt Conecte aus einem Orte weg, ſo kommen die Hennins und die Hörner gröſſer als jemals wieder zum Vorſchein. Ich habe ſchon geſagt, daß dieſes vielleicht auch der Fall des Pythagoras zu Croton geweſen. Ich gründe dieſe Vermuthung nicht ſowohl auf die Verfolgung, welche kurz darauf über die Schule des Pythagoras zu Croton erging, als vielmehr darauf, daß noch in den nachmaligen Zeiten Croton als ein ſehr üppiger Ort berüchtiget war.

Beyträge zu einem Deutſchen Gloſſarium. *)

A.

Ab, ſo viel als gegen. Er thät fremd ab ihr. **Pauli** Bl. 30.
— ſo viel als von, unde. Er kam ab ſeinem Schloß. Bl. 33.
Abbachig, was allmählig abfällt. **Schottel** von der D. Hauptſprache, S. 617.

*) Erklärung der abgekürzten Bücher-Titel.

P. bedeutet: **Pauli Schimpf und Ernſt**; eine Sammlung kleiner Erzählungen, an der Zahl 511. Eine nähere Auskunft fand ich unter den Papieren nicht. Das B. bedeutet hier, wie ſonſt, Blatt.
Seb. Fr. bedeutet: **Sebaſtian Franke Sprichwörder Schöne Weis** u. ſ. w. wahrſcheinlich nach der Ausg. Frankf. a. M. 1541. 2. Th.
Eyr. bedeutet: **Eyring Proverbiorum Copia** u. ſ. w. (S. Adelungs Magazin, J. 1. St. 2. S. 551.) Eisleben 1601 — 3.
H. Sen. bedeutet: **Herrs Seneca**, wahrſcheinl. nach Mſ. citirt.
F. Sen. bedeutet: **Fuchs Seneca**.
Pant. bedeutet: **Pantaleons Ueberſetzung von Cardans Offenbarung der Natur**. Baſel.
G. R. bedeutet: Die alte Ueberſetzung der Gesta Romanorum.
Scher. bedeutet: **Barthol. Scheräus Geiſtl. weltliche und häusliche Sprachen Schule** ꝛc. Wittenb. 1619. 4.
Werd. bedeutet: **Werders Taſſo, Gottfried od. erlöſtes Jeruſalem.** Frankf. a. M. 1651.
Teuerd. bedeutet: **Theuerdank**
Kriemh. bedeutet: **Kriemhilden Rache**, nach Bodmers Ausg. Zürch. 1757. 4.

Abdüſen, etwa das Franz. debetiſer? **Schottel** ebend.

Abentheurer, ſchon bey **Pauli** Bl. 2. Aus ihm ſcheint es Hans Sachs genommen zu haben. Iſt damit etwa das alte **auanterer** verwandt, welches das Vocabul. teuton. erklärt, ſcenicus, qui recitat gesta et mores de hominibus mala? Aber iſt dieſe Erklärung richtig?

Abeſpern, Friſch kennt es nicht. Es müßte von Aas, Lockſpeiſe, herkommen. Der **Spate** hat es auch unter **eſſen**, S. 897.

Abgeilen, **Schottel** S. 617. von **geilen**, betteln; durch unverſchämtes Betteln erlangen.

Abgeſellen, ſich, **Schottel** S. 617, ſich von einem geſellſchaftlichen Umgange entziehen.

Abſchrenzen oder abſchränzen, durch Liſt und Rank um etwas bringen. **Stumpf** 2, 24. (Schrantz: der Riß, die Spalte.)

Abtheil, das Franz. Appanage.

Abtiſch, vom Tiſche. **Gefordert abtiſch.** P. Bl. 48.

Abzug, Rudolph hatte viel Abzugs von ſeinen Freunden. **Stumpf** 2, 24. Er ließ ihnen viel zufließen.

Accommodiren, ſich, „ſo heißt man heutiges Tags Katholiſch werden." **Zinkgräf Apophthegmen** Th. 2, S. 81.

Aehren, Nachähren, Nachährer, alte gute Wörter für Nachleſe. **Geb. Fr.**

Aene und Uräne, avus, proavus. P. B. 53.

Affenwerk, nugae. **Opitz Arg.** 93.

Alchmeyer, Chymiſten. P. B. 65.

Amey, Amye, aus dem franz. Amie, Geliebte.

Morh. bedeutet: **Morhof** Unterricht der deutſchen Sprache und Poeſie, ſammt deſſen deutſchen Gedichten. Zweyte Ausgabe. 1702.

Meyers T. bedeutet: **Rudolf Meyers** Todten-Tantz. Zürich. 1650.

Tſchern. bedeutet: **Andr. Tſcherning** Deutſcher Gedichte Frühling. Breslau. 1642. 8.

Opitz bedeutet: **Opitzens** verdeutſchte Argenis.

Lohenſt. bedeutet: **Lohenſteins Sophonisbe.**

Heldenb. bedeutet: Das Heldenbuch, nach der Ausg. Frankf. a. M. 1560. fol.

Br. bedeutet: Brandts Narrenſchiff. Kayſ. Geiler von Kayſersberg.

M. S. bedeutet: Maneſſ. Sammlung der Minneſänger.

Andere Citate ſind ausgeſchrieben. Bey vielen Wörtern hat Leſſing die Quellen nicht angemerkt. **Georg Guſt. Fülleborn**, der dieſe Sammlung aus vielen Bändchen, Blättern und Papierſchnitzen geordnet hat im dritten Theile von Leſſings Leben S. 112.

Amme, Hebamme. Heldenb. S. 110.

Ammeln, Kinder warten. Gueinz.

Ampel, Lampe. Tſcherning S. 97.

An dem Tode liegen, wofür wir itzt ſehr abgeſchmackt ſagen: auf den Tod liegen.

Andt, ſo viel als weh.

Und wer lang Zeit
Nach Ehren ſtreit
Muß dannen weit
Das thut mir andt
Mein treuer Dienſt bleibt unbekannt.

Bey Zinkgräf Apophthegm. 1. S. 181.

Anerſtorbnes Gut, geerbtes. Opitz Arg. 101.

Angſter, der, ein Gefäß, Flaſche. (von αγγος?)

Anken, Butter. Pant. S. 7.

Anſichtig, anſehnlich. P. Bl. 7. „Der Griech achtet ihn für einen „hochgelehrten Mann, wann er anſichtig was.“

Anſiegen, obſiegen. Heldenb. S. 25.

Anſtellen, einem Mädchen ein Kind. (machen) Zinkgräf Ap. 2, S. 130.

Arbeit, Geburtsſchmerzen. Heldenb. S. 31.

So dich die Zeit nun finde
Und du zu arbeit ſoll gahn
Mit unſerm lieben Kinde.

Argwille, animus infeſtus. Alt und gut. S. Haltaus Gloſſ.

Arzneien, ſich laſſen, für: ſich operiren laſſen.

Atz, der, Jus albergariae. Zinkgräf Apopht. 1. S. 211.

Aucke, was iſt das für ein Wort? G. U. Bl. 92. Im Lateiniſchen ſteht bufo.

Aufgeſtabt, aufgeſchrieben. Heldenb. S. 140.

Ihr ſchwert denn mit der Hand
All aufgeſtabte Erde.

Aufwarten, Jemanden aufpaſſen. Opitz 1, 1.

Augenſpiegel, Brille. P. B. 97. „Etliche können es auswendig, „und bedürfen keiner Augenſpiegel.“

Ausbeißen, Jemanden aus dem Credit bringen. Zinkgräf Apopht. 1, S. 151.

Ausbieten, herausfordern. „Zween Meiſter hätten etwas mit einander „zu ſprechen, deß einer den andern ausbot zu kämpfen.“ P. B. 62.

Ausbündige Männer, treffliche, eximii. Opitz S. 69.

B.

Bar, vir illuſtris. Heldenb. S. 95.

Barhaupt, chapeau-bas. Ein gutes Wort.

Bärmig, barmherzig. Brand. 11.

Bärtling, ein Mann mit einem Barte, Capuziner. Aventinus B. Chron. B. 280.

Bauen, bewohnen. Einen Wald bauen. Held. 75.

Bed, Steuer, Abgabe. Daher Bed im Spiele.

Bedacht, Bedenkzeit. Teuerd. Hauptſt. 1.

Begangenſchaft, Handel, Gewerbe. Stumpf 2, 3.

Begeben, ſich, aus der Welt ſich zurückziehn. Haltaus Gloſſ.

Begnügig, contentus. H. Sen. 57. „daß der Weiſe an ihm ſelbſt „begnügig iſt.“

Beiten und peytten, warten. Teuerd. Hp. 8. Held. S. 7. Siehe Wachter.

Beitzen, herabſteigen. Heldenb. S. 86.

Bekürzen, etwas; „damit ich's bekürze,“ kurz mache. P. B. 72.

Beliſt, muß nächſt dem Marſchall ein anſehnliches Hofamt verwaltet haben.

Beſcheidenheit, Mäßigung. Teuerd. Hp. 3.

Beſtäten, zur Erde beſtatten. Held. S. 85.

Betrangen, martern. Werd. 2.

Bill, das Unbill, indignatio, Unwillen.

Biſbern, wiſpern, leiſe reden. Werd. 3. Gewiſbel. ital. bisbiglio.

Blicke, Funken. Heldenb. S. 43.

Blind, erdichtet. Blinde Namen.

Blinzen, das Geſicht blinzt, titubat. acies. Fuchs Sen. S. 272.

Blinzlingen, mit verſchloßnen Augen. P.

Bocken, mit der Stirne gegen einander ſtoßen, Seb. Fr. „Bock „dich nicht mit einem Widder.“

Botzhür, daß uns der Botzhür ſchänd, ein Fluch. P. B. 27.

Brack, Leydhund, ein Hund. Heldenb. S. 67.

Bremſe, muß auch ſo viel bedeuten, als ein Maulkorb.

Bücherey, Bibliothek. Morh. S. 253. Tſcherning hat das Wort Liberey, von liber. S. 187.

Büſſen, die Haare, kräuſeln, locken. P. B. 41. auch pudern. S. Brand. Mit Schwefelharz büſſen das Haar. Crocei coloris crines efficere, ſagt Kayſersberg.

Büne, für Decke. P. B. 33. „Seine (Domitians) Diener hätten „gern gewußt, was er doch die Zeit thät, ſo er allein war, und „bohrten ein Loch oben durch die Büne, und lugten, was er thät.“

Buſmen.

Des nahm die Königin wenig wahr,
Und ſah herfür unmugendlich
Recht ſam ein Falk der buſmet ſich.
Herm. v. Sachſ. VIII.

ohne Zweifel ſo viel als ſich aufblaſen, (ſich buſen hat Friſch) [illegible] eych Buonarr.

D.

Danken, Gedanken. Teuerd. Hp. 2.

Daren, dürfen. Oft.

Daube, die, woraus die Fäſſer zuſammengeſetzt werden. Deutſch. Rabelais. Kap. 5.

Deheiner ſlahte, auf keine Art. Kriemh. Sp. 4.

Diet, Volk. Heldenb. S. 25.

Da hub er ſich mit Schalle
An die heidniſchen Diet.

Doß, Getöſe. Heldenb. S. 13.

Drehſeln, wohlklingender und der Ableitung gemäßer, als drechſeln.

Drommer, ein Wort, welches ich in Fabers Lexico unter helvolus, von heluus, für gleichbedeutend mit Schieler gebraucht finde. Ich finde es beym Friſch nicht erklärt. Iſt Drommer und Schieler und Bleicher völlig einerley?

Dunkeln. Heldenb. S. 176.

Die Nacht die fieng zu dunkeln an.

Durchächten, verfolgen, durchziehen. H. Jen. 58. Durchächtung der Chriſten. P. B. 33. „Der Muckenſtecher (Domitian) hat die „andre Durchechtung vollbracht in dem Chriſten-Glauben.“

E.

Ehrengrempeln. Durch dieſes Wort überſetzt Aventinus Simonie. „Der Biſchoff von Bamberg wurde des Geitzes und Ehrengremplens verklagt.“ Chron. V. Bl. 347. b.

Ehrengrempler. Ebend.

Ehrgrembſen. „Sie wurden alle drey des Laſters Ambitus, genannt das Ehrgrembſen, ſo einer über die maß mit unrechter Weiß „nach Ehren trachtet, und die kauft“ ꝛc. Avent. B. V. Bl. 344.

Eichen, meſſen. „Eine Eiche iſt ein gewiß Maaß flüſſiger Dinge, „gleich einem Eymer.“ Gurinz.

Eilende Fälle, wo eine ſchleunige Hülfe erfordert wird. S. Haltaus Gloſſar.

Einleiben für einverleiben.

Eintwedero, eins von beyden. Pant. S. 2.

Ellendthaft, virtus, robur. Held. S. 81.

Entliden, entgliedern, ſchwächen. Kommt oft vor.

Entſchlag, das Franzöſiſche Decharge, Quitung. Haltaus Gloſſar.

Entſchönen, deformare. Haltaus Gloſſar.

Eräugen, ſich, ſichtbar werden. Morh. Ged. S. 16.

Erbarmde, Erbarmung. Meyers T. in der Zuſchrift.

Ergötzlichkeit, für Geſchenk. Zinkgräf Ap. 1, 186.

Erlaſſen ſich, eines Dinges, ſich deſſen begeben. Zinkgräf Ap. 1, 51.

Ernſten, ein gutes altes Zeitwort, ernſthaft ſeyn.

Erſchellen, ein Horn, in ein Horn blaſen. Heldenb.

Erſchnarchen ſich etwas, ſich etwas durch Drohungen erpreſſen. Opitz. Arg. 109.

Erſte, der, ſtatt zuerſt. Er brach das Bündnis der erſte. Zinkgräf Apopht. 1. S. 87. Er rennte der erſte. Ebend. 118.

Etwan, ehedem, vorzeiten. Brand, öfters.

F.

Fahrende Schüler, „als man ſie nennt erfahrene Schüler“ P. B. 46. B. 76. 89. wo dieſe farne Schüler immer als Magiker vorkommen.

Fahrt, wofür wir itzt Mahl brauchen. Ein fahrt oder zwier. Luther.

Fahrum, ein ſchwärmender Bienenſchwarm.

Falſcher Liebe pflegen. „Landgraf Friedrich ließ ſich nicht begnü„gen an ſeinem Gemahl, ſondern pflegte falſcher Liebe mit einer „Kunigunde ꝛc.“ Meißn. Chron. von Krauß. S. 80.

Farm, fehlt bey Friſch. Das Vocabul. teut. erklärt es durch cymba, nomen navis, ampla et haud profunda.

Faſeln, gedeihen. Seb. Fr. „Pfaffengut faſelt nicht.“

Federklauber, Schmarotzer. Seb. Fr.

Feickiſch, kleinmüthig. Vocab. teut.

Feigen. „Er zeigt ihr die Feigen, nach Gewohnheit der Walhen, „da ſie den Taumen durch zwen Finger ſtoßen, das heißt ein Feig.“ P. B. 85.

Felbern, Erlen.

Feler, eine Welde, ſalix. Vocab. teut.
Ferge, ein Fährmann. Held. S. 151.
Ferr, fern.
Ferte, Ort, Stelle. Heldenb. S. 110.
Fillen und villen, ſchinden. G. R. Bl. 12. „Das ſy in ſchunden „oder villten.“
Fiſel, das männliche Glied. „Libenter heißt ein Pfaffenfiſel; ſemper ein Wolfsmagen.“ Deutſch. Rabelais Kap. 1.
Flaſir, am Schuh; liripipium. Vocab. t.
Flins, ein hartes Geſtein. „Stahel, Flinſe und Stein.“ Ulr. von Turh.-MS.
Folant, von Rieſen. Heldenb. S. 78. Wachter leitet es von voler, ſtehlen.
Freißlich, ſchrecklich.
Frevel für Strafe. Zinkgräf Apophth. 2, S. 86.
Frey, ein Freyherr. Brand.
Fudutz. Uz Eckſtein. Vulva.
Füdrige Wörter, ſesquipedalia verba.
Fug, Nutzen.
Fund, neue Fünde, ſo viel als neue Moden. Brand Kap. 1.
Funſitzer, Stultus. Vocab. teut.

G.

Gahen, eilen. Kriemh. S. 1. (Gäh, vorſchnell.
Gäffeln, herumgaffen. Brand. 32.
Gänge, geläufig: gänge Zunge.
Garten, was heißt es? Betteln, garten und terminiren. Seb. Fr.
Gaukleute, artifices ſcenici. H. Sen. 59. was heißt hier Gauf?
Gefüll, Pelzwerk. Avent. Chr[illegible]89.
Geheuer, groß. Oſt.
Geiſel, Executor. P. B. 41. ein Geißelmahl. (nicht obſes.)
Geiſter, ein Enthuſiaſt. Luther.
Geleben, eines Gnade leben. Seb. Fr. „Man gelebt eines Gottes, nicht eines Menſchen.“
Gelegenheit, Lage eines Orts. Opitz 1, 2.
Gemach, was zu einem anſtändigen Unterhalt ausgeſetzt wird. Hennenberger vom Deutſchen Orden.
Genoß, gleich, genoß am Adel. Teuerd. Hp. 5.
Geren, ſinus veſtis, Heldenb.

Gerner, das Beinhaus, Knochenhaus. P. B. 44.

Geſchmack, für Geruch. Held. S. 171.

Die Roſen verlorn ien geſchmack.

Geſtrüttich, Geſträuch. Opitz. 1. B. 1. K.

Gienen, das Maul aufgienen, für aufſperren. P. B. 72. Seb. Fr.

Ginnen, bey den alten Dichtern für beginnen.

Glatzet, glatzig, kahl. Brand. 42.

Glenz, der Lenz. (alſo von Glanz?) P. B. 41.

Glimpf, eine weibliche Mode. „Den Glimpf werfen ſie über die „Achſeln uff an den Rucken.“ P. B. 73.

Glückhafte, wer oft und viel Glück hat. Alſo mehr, als glücklich.

Gluff, ſ. darüber Zinkgräf Apophth. 1, S. 35.

Goller, Kragen am Rocke, Kappe. Auch ſo viel als Halsband.

Grind, oft ſo viel als Kopf.

Güder, ein Verthuer, Verſchwender. P. B. 35. „Allwegen muß „ein Sparer einen Güder haben.“

Gugel, cucullus.

Gumpen, ſpringen. P. B. 47. Seb. Fr.

Gunkel, ein Spinnrocken. Seb. Fr.

Gurr, ein Pferd. Heldenb. S. 171.

Guggauch, Gukguk. P. B. 58.

H.

Habdruß, quaedam peſtis circa genitalia, vel Heydrus. Vocab. Teuton. (welches gewiß noch vor 1490 gedruckt iſt.) S. bey Friſch Druß-Sucht.

Haſtig, ſeverus. Vocab. teuton.

Halber, zur Hälfte. Heldenb. S. 124.

Hallig, hällig, proclivis. Thalhellig, prono loco. H. Sen.

Hälmlein einem durch das Maul ſtreichen, einem ſchmeicheln. P. B. 32. „Und dankte ihnen — und ſtrich ihnen das Hälmlein durch das Maul.“

Halsperge, Rüſtung. Kriemh. S. Friſch unter Hals. Heldenb. S. 10.

Hämmerling, Meiſter, ein Beyname des böſen Geiſtes. Scher.

Helb, ein Stiel, z. B. an der Axt. B. Waldis, IV. 83.

Helffant, Elephant. Heldenb. Daher vielleicht unſer Elfenbein.

Heimlich, zahm, von Thieren.

Heinacht, heute Nacht. Heldenb. S. 51.

Hemling, ſo iſt in einer alten Ueberſetzung des Terenz, Ulm, 1486, das Wort Eunuchus gegeben. Von Hammel leitet es Gottſched. S. Vorrath S. 39.

Hemmat, Hemde. Heldenb. S. 50.

Herbſten, erndten. P. B. 41.

Herr, ſo viel als bitter. Brand 81. Davon Herling, oder Herrling. S. Friſch.

Heumarder, ein ſchlechtes Pelzfutter. P. B. 81. „Es trägt etwa „einer eine mardere Schauben da fornen, und dahinden iſt ſie mit „Hewmarder gefuttert — ſeyn alte rüdige Schafe.“

Hinterred, Nachrede. Br.

Hinterſtändig, für rückſtändig. Zinkgräf Ap. 2, S. 134.

Hirz, für Hirſch. Bey Pauli öfters.

Hochzeit, ein großes Gaſtgebot. Heldenb. S. 33.

Höne, Rieſe. Held. S. 60.

Sie hat geführet der höne
Auff ein burg, die iſt gut.

Hofferig, bucklicht. Hoffer, Buckel. P. B. 61.

Horden, ſo viel als Harren?

Hort. Was heißt es? Von Büchern hab ich groſſen Hort. Karſ

Hotzeln. „Er lacht, daß er hotzelt.“ P. B. 94.

Hübſchheit. Zinkgräf Apopht. 1, S. 222.

Hulder, Courmacher, Liebhaber.

Huſch, ein vorübergehender Platzregen. D. Rabelais.

J.

Imbiß, Frühſtück. P. B. 67. (Auch Imbs.) „An dem Morgen hinken „ſie zu Gott, nach dem Imbiß laufen ſie zum Teufel.“

Inner, für innerhalb. Opitz Arg. 99.

Joch, auch, ſogar. Brand.

Irrig, unentſchloſſen. Teuerd. Hp. 2.

Der König, als er ſie gehört hätt,
Saß er ein klein Weil ungeredt
Und bedacht der Sach gar wohl
Wie dann ein weiſer Mann thun ſoll
Dann er in der Wahl irrig was.

Jüngſte Tag, Sterbetag. Heldenb.

Jungfrau, auch von Männern. P. M. 16. „Der böſe Geiſt „ſprach, er wollt nit weichen, man hätte dann einen Prieſter, der „ein Jungfrau wäre, der drey Meſſen celebrirte.“

K.

Kamben, Querbretter in den Mühlrädern. Kln. Tyrol. Vitruvio pinna, ſunt aſſamenta in tympano, quæ aquæ impetu impelluntur. Goldaſt.

Karthaunen, Deutſcher als Kanonen. Zinkgräf Apopht. 2, S. 106.

Kauffen, oft ſo viel als heurathen.

Käufig, was Käufer findet. P. B. 82. „Die Rußtüſcher, wenn „ein Pferd kein Schwanz mehr hat, ſo binden ſie ihm einen an, „der macht es denn käufig.

Kemnate, vielleicht ein Zimmer, Kammer. Held. S. 62.

Ketſchen, ſchleppen, tragen.

Kieb, Zank. „Kieb wächſt durch Kieb." Deut. Rabelais, Kap. 5.

Kirchhofblumen, ſehr artig für graue Haare. P. B. 32.

Klaffer, Verleumder, ital. abbaiatore; klaffen, unverſchämt reden. Heldenb. Verklaffen, verrathen. Heldenb. S. 39.

Klappern, klatſchen, ausplaudern. H. Gen. 51. Klappernarren, Suſurrones. Br.

Klieben, chlieben, ſpalten. Klobe, ein großes Scheit Holz.

Klitter, Dintenfleck. Zinkgräf Ap. 1. 230.

Klünſeln, fovere infantes. H. Gen.

Knellen, entzweyplatzen. Br.

Kobel, ein elendes Pferd. Kommt öfters vor.

Koppen, er koppt mir nach in die Art. Br. Er folgt mir nach, hat die neue Ausgabe.

Kopf, Becher. Held. 81. Daher unſer Köpfchen, vom Obertheile der Theeſchalen.

Kotze, Pilgrams-Kotzen, Rock, ital. ſchiavina. S. auch Heldenb. S. 51.

Krachen, ſie fängt an zu krachen, für: ſie bekommt Geburtsſchmerzen. Deut. Rabelais Kap. 9.

Krank, ſchlecht, krankes Brod. Held. S. 52.

Kräutlein, ein ſchlimmer Menſch. Luthers Hans Worſt.

Kröpfen, den Kropf füllen. B. Waldis IV. 82.

Kröſe, das Eingeweide. Heldenb. S. 98.

Kuder, eine Art Werg, ſtupa. P. B. 33. „ſtack ein Pfund Werks „oder Kuder darin."

Kugelechtig, rund. Pant. S. 2.

Kumpf, klein, eng, ſchmal. P. B. 33. „Jetzt ſo kann man die „Schuh nicht kumpf genug machen, und mehr einem Kalbsmaule „gleich, denn einem Schuh."

Kunſt, Ankunſt.

Du viel liebe kunſt des meien.

Gr. von **Kilchberg** M. S. 12.

Kirren, knarren.

L.

Laichen, betrügen. C. R. Bl. 9. „Da laichet ſi in gleich darümb, „als ſi in vor iem das ringlin gelaichet.“ S. auch Vocab. Teuton.

Laidig, häßlich, von laide. **Zinkgräf** Ap. 2. 108.

Leibſchütz, Trabant. **Zinkgräf** Ap. 1. 62.

Lesmeiſter, Prediger. P. B. 86. „In einem Prediger-Kloſter war „ein Lesmeiſter, Prädicant.“

Letner, Lectionarium, ein erhabner Ort in den alten Kirchen. P. B. 66.

Liebt, es liebt, für beliebt. P. B. 62. „Wenn man uns ein Ding „verbietet, ſo liebt es uns erſt.“

Limbde, Leumund, Leimat. Bey **Luther** oft.

Loben, oft ſo viel als geloben. **Kelemb.**

Loſen, lauſchen, hören. Loß **Geſell.** P. B. 17.

„Loſa, Loſa, wie die Vogel ſingent.“

Gr. von **Kilchberg** M. S. 14.

Lüften, heben, erheben.

„Die lerche lüftet ihr gedöne.“

Gr. von **Kilchberg** M. S. 12.

Lugen, ſehen. **Heldenb.** S. 8. Engl. to look. Daher eine Luche, Loch. Vielleicht auch Lucke oder Licke, Spalte.

Lupfen, erlupfen, erheben. P. B. 37. „Die lupften ihn auf als „leicht als ein Federlein.“

Lützel, wenig. Oft.

M.

Maßen, mäßigen. **Flemming.** S. 60.

Mancherhand, mancherley. H. **Sen.** 53. „Das Leſen vieler und „mancherhand Bücher, omnis generis.“

Mannen, einen Mann nehmen. P. B. 43. „Es iſt ſorglich, mannen oder weiben.“

Manneszeitig, nubilis. Oft.

Markten, handeln, dingen.

Mas, Maſen, ein Flecken, ein Mahl. P. B. 87.

Masleidig, faſtidiens, vom Magen. H. **Sen.** 13.

Menchliſch, liſtig. Oſt.

Michel, viel, groß. Heldenb. S. 48.

> Sein klagen das war grimme
> Michel und auch ſehr groß.

Milchzins, Abgabe der Prieſter, die ſich Mädchen hielten. Ub Eckſtein. S. 16.

Mißgehen, unglücklich gehen. Held. S. 45.

Mißlungen iſt der Frau, ſie hat abortirt. P. B. 76.

Mitleidenſheit, gleichförmige, Sympathie, widerwärtige, Antipathie. Pant. S. 1.

Mornig, morgend, mornigen Tags. H. Sen. 60.

Muhen, für affligere und affligi.

> Des thet gar ſehre muhen
> Den Held Wolfdieterich. Heldenb.

Muſig, Muße habend. Fiſchart.

Mutternakt, ganz nackt. Morh. Ged. 93. Tſchern. S. 175.

Mutzen, ſich aufmutzen, für aufputzen. P. B. 4. eben ſo Brand 59.

Myet, Lohn. „Die nehmen Gaben, Schenk und Myet." Brand 46.

N.

Nakt, unbewaffnet. Oft im Heldenb.

Namen, mit Namen, ſo viel als nehmlich

Nindert, nirgends. Theuerd. Hp. 8.

Nötern, nothzüchtigen. Oeſters.

Nützſüchtig, ein ſchönes Wort, intereſſirt, auf ſeinen Nutzen bedacht. Zinkgräf Apophth. 1. S. 47.

Nym, nicht mehr.

O.

O, für oder. Brand 42.

Oleib, Ueberbleibſel. H. Sen. 197. „Und ſo ſie den Oleiben entgangen." Et cum reliquias effugerint.

Ort, Spitze der Schwerter. Kriemh. 123. Heldenb. S. 43.

P.

Pfell und Pell, ein prächtiges Gewand. Heldenb. S. 44. 148.

Pfennig. P. B. 30. „Und redet jedermann ſeinen Pfennig werth „dazu." (Son sou.)

Pfuh dich, pfuy. Held. 10.

Pfuch und Pfach, Schimpf und Spott. Held. S. 48.

Pozenhut, ein Eunuchus. Auch Frauenhut. Das erſte Wort hat Luther gemacht, um den Ton des Worts nachzuahmen, „womit man, wie er ſagt, das bezeichnet, wovon ſie Frauen heiſſen."

R.

Raß, ſteif. Raßtodt, roide mort.

Rätherſch, Räthſel. P. Bl. 4.

Räthlichkeit, parsimonia. H. Sen. 96.

Räucheln, nach Rauche riechen.

Rappier, jeder Degen ehedem.

Rauſſen, ſchnarchen. P. B. 91. „Und ſchlief der Biſchof ſo ſanft, „daß er anfieng zu rauſſen oder ſchnarchen."

Recke, Held, daher das Schimpfwort Reckel. S. Heldenb. S. 81.

Rechten, in den Rechten mit einander liegen. P. Bl. 15.

Reichen, reich werden. Seb. Fr. „Wer gern bezahlt, der reicht."

Reiſe. So viel als Feldzug, Campagne. P. Bl. 8.

Reiſcher, Verräther, index. H. Sen. 58.

Ringen, abnehmen, weniger werden.

„Ein ſwere begunde ringen."

Ulrich von Turheim Alex. MS.

Roller, ein Fuhrmann, P. B. 36. „Und wie es der Roller oder „Fuhrmann anſchlug, alſo gieng es."

Rüde, Hunde. Brand 72.

Ruochen, geruhen. Kriemh. S. 2.

Rülzen, was heißt es? Waldis Fab. 4. 83.

Und ſeyn die Pfaffen itzt gar bülzen
Und gar viel gröber denn die Rülzen.

Rür, die letzten Rür der Liebe, die höchſte Gunſtbezeigung. Von einander die letzten Rür der Liebe nehmen.

S.

Samieren, was ſind das für Inſtrumente? Im Heldenb.

Zitterlen, Fidlen, Samieren,
Das es gar laut erhall.

Schachtmann, Straßenräuber. Heldenb. S. 75.

Schamper, ſchandbar. Schämperlieder.

Scharſaſſe, Schermeſſer. Held. S. 92. von Sachs, culter. S. Wachter.

Scheitling, divaricatis cruribus. P. B. 62. „ſcheitling auf dem „Pferde ſitzen."

Schel, ſchielend. Geb. Fr.

Schelten, in gutem Sinn. Lohenſtein Soph. 365. „Die Rom „für Afrikas Penthäſilea ſchilt.“

Schembart, Schönbart, Larve. Brand.

Schirmen, fechten, pugillare. Heldenb. S. 41.

Schlaffen, für: jemanden ſchlafen machen, tödten. Held. S. 129.

Schlamp, Schmauß, Gelag. H. Sen. 60. (Im Lateiniſchen Text ſteht coena.)

Schlecht, oft ſo viel als grade, nicht krumm.

Schleckerhaftig. P. Bl. 3. leckerhaft.

Schlemmen, aufeſſen. P. Bl. 8.

Schlempe, eine weibliche Tracht, Schleppe. P. B. 73. „Und treiben ſie viel Hoffart mit den Schlempen.“

Schlich, ein Schleicher. P. Bl. 10. „Und wie dem Narren ſeine „Nothdurft iſt ſo noth worden, daß ihm ein Schlich iſt unten „aus entfahren.“

Schliefen, ſchlupfen.

Schlinden, von Schlund, richtiger als unſer ſchlingen:

Swenne er den ſuzen Got enpfat, er ſlindet vipper natern gift,

ſagt König Tyrol von einem laſterhaften Prieſter. —

Schmarren, Iſſchmarren, Eiszapfen. P. B. 41.

Schmucken ſich, ſich ſchmiegen. Heldenb. S. 23.

Schnaphan, ein Petit-Maitre. P. B. 41. „Haſt du ein hübſch „Weib, ſo darfſt du ihr nicht fürchten vor den Schnaphanen, die „— ihr haar büſſen und ihr hoſtren.“

Schnatten, Striemen von Schlägen. Brand 33.

Schnur, für Zone, Erdſtrich. Brand 65.

Schuldbothen, Executores. P. Bl. 17.

Schupfen, aus dem Sattel heben. Heldenb. S. 43.

Schweißig, blutig. Heldenb. S. 60.

Schwind, für geſchwind. Werd. 9.

Sedelhaft, ſeßhaft.

Sehrer, ſagten die Alten im Comparativ von ſehr.

Serben, ein Schweiz. Wort, ſchwinden, ſich verzehren. Meyers Todt.

Daß nicht verderbſt,
Stirb eh du ſterbſt
Genad erwerbſt
Nicht ewig ſerbſt
Im Höllenreich
Im Schwefelteich.

Sibilit. Ich verſtehe dieſes Wort des B. Waldis nicht. Fab. IV. 13.

Ein großer Sturm hub ſich bey Gothland
Und nahm auch plötzlich überhand,
Und dreuet uns ſo mächtig ſehr,
Wurfen viel Güter naus ins Meer
Zuleſt wollts beſſer werden nit,
Der Schiffer blies ins Sibilit.

Sidel, ein Sitz. Daher Einſiedler. Held.

Siech, ein Kranker. Brand öfters.

Sigeſſe, eine Senſe. P. B. 78.

Sinn, ein Anſchlag, einen Sinn erdenken. P. B. 42.

Sippe, ein Verwandter. „Jeſus der iſt unſer Sippe." Eſchenb. Minnwart MS.

Sodern, quellen.

Spahn, Zank, Streit. Zinkgräf. Apopht. 1. S. 8.

Spechen, ſpähen, erfahren. Heldenb. S. 144.

Speidel, Keile, cunei. P. B. 48. „Auf einmahl ging Milo durch „einen Wald, da lag ein Eichbaum, da hätt ein Bauer eichene „Speidel darein geſchlagen."

Spöttlich, etwas weniger als ſchimpflich. Opitz. S. 22.

Sprachhaus, Sprachhäuſel, Abtritt (Prophey, Privát.) P. Bl. 75. „Wie ers verſah, daß er in ein Sprachhuß fiel, oder in „ein Prophey, wie mans dann nennt."

Stadel, ein finſtrer Murrkopf. Seb. Fr.

Stegreif, Steigbügel. Oſt.

Stehlin, ſtählern. Held. S. 48.

Steifer Stern, ein Fixſtern. Pant. S. 3.

Stecken, erſtecken, ſuffocare. Brand 30.

Stenderling halten, ſtill halten, ſtehen bleiben. Seb. Fr

Stete Augen, unverwandte. Opitz. S. 41.

Steuren, regieren. Heldenb. S. 86.

Strauchen, ſtraucheln. Heldenb. S. 158.

Strelen, ſtreicheln. Seb. Fr.

Streymen, Striemen, für Strahlen. Pant.

Stulreuber Eyring. Es muß reiber geſchrieben werden, von reiben, fricare, und bedeutet Handwerker, die ihre Arbeit ſitzend verrichten. Sellularii im Lateiniſchen.

Stund, ſo viel als Mahl. Heldenb.

Und wer er drey ſtund minder,
Er wer mir noch groß gnug.

Sturmbar ſchießen die Mauern, ſagt Zinkgräf ganz vortrefflich für: breche ſchießen. Apopht. 1. S. 130.

Stutzen, ſtolziren. Tſchern. 296.

Sunder, ſo viel als Süden, bey den alten Dichtern. Oſten, Weſten, Norden, Sunder.

T.

Tagen, ſchweigen. Heldenb. S. 29.

Wer gern hört dieſe Märe
Der ſoll gar ſtille tagen.

Tageweiß, „eine Tageweiß von Pyramo und Thisbe“ vielleicht ſo viel als das Spaniſche Jornada.

Thädingen, für ſchwatzen. Deutſch. Rabelais. „Sie thädingt „ihn ins Bett.“

Thal, zu thal, herab. Heldenb. S. 29.

Sein har was minnigliche
Schön kraus und dazu fahl
Es ſchwang im ſicherliche
Ueber die hüfft zu Thal.

Theilen Worte, für, wechſeln. P. B. 32.

Thor, ein großer kühner Mann. Heldenb. S. 51.

Tochter, ſo viel als Mädchen überhaupt.

Tödtlich, ſterblich, ein tödtlicher Menſch.

Todtenbaum, ein Sarg, nicht bloß Bahre, wie Friſch meynt. P. B. 41. „Da ſtat mein Nachbar in einem Todtenbaum, und „iſt geſtorben. — Und ſtieß den Deckel ab, und zu dem Baum hinaus.“

Todtenheim, das Land der Todten. Brand.

Tracht, Schüſſel, Speiſe. „Denn das iſt einem Ehrenmann gnug, „der da Gäſte hat, wenn er einer Trachten mehr hat.“

Träher der, die Thräne. P. Bl. 8.

Trom, ein Balken. P. B. 60.

Trummen, Trommel. P. B. 74.

Trüſſel, Rüſſel, Maul. P. B. 28. „Man ſoll ſie auf die Scheid „ſchlagen, auf den Trüſſel, daß ſie das Schwerdt (die Zunge) „darinn läßt.“

Truenine, Gemahlin. Kriemh. 3.

Tummheit, Taubheit. Pant. S. 5.

U.

Ueberherren, überwältigen.

Ueberrauſchen, jetzt überraſchen. — (Die alte Sprache hat viele glückliche Zuſammenſetzungen mit Ueber. Dahin gehört: das Glück überböſen, bey Sebaſt. Frank.)

Ueberſchreiben ſich, wie wir ſagen, überſchreyen. Luther: haſt du mich überſchrieben ꝛc.

Ueberweiben ſich. Seb. Fr.; eben ſo Brand, für, unglücklich heurathen.

Uerte, Zeche. P. B. 73. „Wenn ſie zuſammenkommen, was ſollen ſie ſonſt thun, als um die Uerte im Brette ſpielen?“ Bey Seb. Fr. Urte.

Umſtand der, Umſtänder, für Umſtehende. Zinkgräf Ap. 1. S. 77.

Unehe, für Concubinatus. Oft. Die Redensart heißt: an der Unehe ſitzen.

Unerbärmlich jemanden ſeyn, unbarmherzig.

Ungeſelle, Unfall. Heldenb.

Ungefüge, die, eine unbillige That. Held.

Ungeheuer, ein Wunder, prodigium. Der Schönheit Ungeheuer. Tſchern. 166.

Ungeſchaffen, häßlich. P. B. 29. „Ein ungeſchaffen Weib.“

Ungeſchicht, von ungefähr. P. B. 18. „Da begab es ſich, daß etliche Edelleute auch darzu kamen ungeſchicht.“

Ungethüm, ein Geſpenſt. Scheräus leitet es von domus; daher Ungedom, Unhäuslich, unheimlich, wo ſich nicht domen, hauſen, heimen läßt. S. 27.

Ungewinn, lucrum ceſſans. Meluſ. MS.

Unz, wie auch uß, ſo viel als bis.

Unzucht, Grobheit, Ungebührliches Betragen. P. B. 81. S. auch Heldenb. S. 100.

V.

Vagant, eine Singſtimme, viell. Contrabaſs. Scher. 53.

Verarzen, vermediciniren. P. B. 55.

Verböſen, verſchlimmern, böſe machen.

„Denn izt in dieſer böſen Zeit
„Da der Satan verböſt die Leut.“

B. Waldis 4, 83.

Vergönnen, mißgönnen.

Verlauben, ſich, Urlaub nehmen, aufhören. Renner.

Vermächtigen, ſich, zu Macht gelangen. F. Sen. S. 271.

Verreitzen, debaucher quelqu'un.

Verſorgen, nicht mehr ſorgen.

Verſprechen ſich, für entſchuldigen, ausreden. Zinkgräf Ap. 1. S. 129.

Verthunheit, prodigalitas. Geb. Fr.

Verweſen jemanden, ſeine Stelle vertreten. P. B. 94.

Verwillkühren, ſeinen Leib zum Tode. Kayſerrecht 1, Kap. 34 – 40. Es heißt alſo, ſich der Willkühr entäußern. (Die Geſchichte des Juden von Venedig muß ſich alſo aus einer Zeit herſchreiben, wo das Verwillkühren des Leibes noch erlaubt war.)

Voland, ein Beyname des böſen Geiſtes; a valendo oder volando, Scher. S. 25.

Voegeln oder vogeln, fleiſchlich beywohnen. „Da vogelte ſich „di ſlerkinn mit einem andern ſtarken" C. R. Bl. 6.

Vortheil, alles, wodurch man ſich auf ein Pferd hilft. So kommt es bey den Alten oft vor.

W.

Wäger, ſo viel als beſſer. Brand. Im deutſch. Rabelais Kap. 4. ſteht es bloß mit dem e, Weger.

Wage, Wiege. P. B. 87.

Wamme, für Mutterleib. Eſchenbach im Alex. MS.

Wankelbar, beſſer als wandelbar. Teuerd. Zueign.

Wahl, Niederlage. Daher Wahlſtatt. Held. S. 47.

War, wohin. P. Bl. 18.

Warner und Röner, gerichtliche Beyſtände, die ſich der Beklagte wählen durfte, damit ſie ihn warnten und ihm guten Rath zuraunten. Mörin von Sachſ. Bl. XI.

Waſſerlauf, Aquaeductus. Krauß. Meißn. Chron. S. 95.

Waſſerſtelze, Bachſtelze. B. 56.

Wath, ein Gewand. Heldenb. S. 30.

Wehrknopf, Degenknopf. Zinkgräf Ap. 1, 10.

Weidlich, bonae indolis. H. Sen. B. 59.

Weinfüll, ein, Säufer. P. B. 56. „Ein Weinfüll hatte ſich über„trunken."

Weiſe, ein Edelſtein. Walter von der Vogelw.

Wetſchger, Geldbeutel. P. Bl. 21. (In Schleſien Watſchger.)

Weyrein, ein Weiher. P. Bl. 58.

Wehl, ein Haus, vielleicht von vallum. Scher.

Widerſpännig, ſagten die Alten wohlklingender und der Ableitung gemäßer, als unſer widerſpänſtig.

Wierig, dauernd, diuturnus. H. Sen.

Wide, ein Strang, Strick. Seb. Fr.

Winkelzehrer, die im Verborgnen eſſen, um Niemanden einladen zu dürfen. Seb. Fr. Ein ſchönes Wort. Man könnte die heutigen Italiäner große Winkelzehrer nennen.

Winzeln, winſeln. „Dein Gewiſſen winzelt wider dich.“ P. B. 36.

Wirſch. Herm. v. Sachſ. 1. „Sie theten weder wirſch noch boß.“

Witzbold, ein ſchönes Wort, ſo viel als Klügling, „der zu früh„zeitig in der Witz anſetzt.“ Seb. Fr. Auch Klügelmeiſter.

Wonweiß, wahnwitzig.

Wortler, der nichts als Worte macht, mehr Worte als Sinn hat. Luther.

Würſe, weh, ſchmerzlich. P. B. 91. „es thut ihnen würſer.“

Wueh, er wadete. Heldenb. S. 43.

Z.

Zeit, für bey Zeiten. Seb. Fr.

Zeſem, dexter.

„Dein zeſem Hand die Hell entſlos.“
Eſchenb. Rennwart MS.

Zinſtag, für Dienſtag. P. B. 28.

Zierredner, ein guter Styliſt. Zinkgräf Ap. 1, 98.

Zungenkrämer, ſo viel als Zungendreſcher. P. Bl. 26. „Es iſt „um die Zungenkrämer und Fürſprecher gleich als umb eine Wage.“ Es ſteht hier für eigennützige Advocaten, Rabuliſten.

Zwagen, waſchen. Heldenb. S. 35.

Zwerhändler, Schweitzeriſch ein Schlachtſchwert. Zinkgr. Ap. 1, S. 209.

Zwölfbothe, ein altes Wort für Apoſtel.

Grammatiſche Anmerkungen.

1. Die Alten ſagten Herr der Abt. Franz. Monsieur l'Abbé. Pauli. B. 32. „Herr der Apt, man ſieht wohl an euren Schuhen.“
2. Bey dieſem Schriftſteller haben alle Perſonen des Pluralis, desgleichen die Imperativi einerley Endung, nehmlich die Endung des Infinitivus, wie im Engliſchen.

„Herr haben ihr gepredigt?“ Bl. 37.

„Als ihr izt haben gethan." Bl. 38.

„Sehen hier, daß kein ſchnöder Amt iſt, denn Wucherey treiben?" Bl. 38.

3. Fürchten eines, ſtatt: wegen eines in Furcht ſtehen. Pauli Bl. 41.
4. Manche Wörter braucht er unzertrennt, die wir trennen. „Warum „anfechteſt du den Menſchen?" Bl. 18.
5. Wundſch, ſchreiben die Alten, und mit Recht. Denn wir laſſen bey der Ausſprache immer ein d mit hören.
6. Eilen wird oft mit dem Accuſativ gebraucht, wie properare. „Eile die Sachen." Werders Taſſo Bl. 3.

So braucht Tſcherning das Wort ſcherzen, für: Scherz mit etwas treiben.

So kann ein Weibesbild
Der Männer Liebe ſcherzen.

Zum erſten Bande von L. E. Steinbachs deutſchem Wörterbuch.*)

A. Wer a ſagt, muß auch b ſagen. Der Urſprung dieſes Sprichworts iſt ohne Zweifel in der 175 Fabel des Abſtemius: de puero discere nolente, zu ſuchen.

Accommodiren. Zinkgref (in den Apophth. II Th. S. 81.) Einer wird gefragt, warum er ſich nicht accommodiren wolle. (So heißt man heutiges Tages katholiſch werden.)

Abend von dem alten Sprichwort aben, abnehmen. Der Endbuchſtabe iſt die Endung des Participii. Abend, ſo viel als der Abende, i. e. abnehmende Tag. (Wachter und Friſch.)

1. Die Zeit nach Sonnenuntergang bis zu einbrechender Nacht.
2. Die Gegend des Himmels, wo die Sonne untergeht.
3. Der nächſt vorhergehende Tag vor einem Feſte. Doch wird es in dieſem Verſtande nicht ſchlechtweg, ſondern allzeit entweder mit Vorſetzung des Beiworts heilig, oder mit Vorſetzung des Feſtes ſelbſt, als Oſterabend, gebraucht.
4. Figürlich, das Ende, oder der ſich zu Ende neigende Theil einer größeren Dauer. Z. B. Abend des Lebens.

---

*) Aus einem Exemplar deſſelben, welches Hr. Geheimerath Oelsner in Breslau beſitzt, herausgegeben von Hrn. D. Auguſt Kahlert im erſten Bande des Freihafens (1838) S. 228.

Abendlied. Abendgeſang: In der erſten Kirche beſonders der Hymnus nach des Prudentii Ueberſetzung: O lux beata trinitas; oder nach Luthers Ueberſ.: „der du biſt drei in Ewigkeit.“

Accis (von census, accensa). Friſchens Ableitung ſcheint mehr ein Einfall zu ſeyn, als eine Etymologie.

Academie. Urſprünglich der Ort zu Athen, wo Plato lehrte. In neueren Zeiten:

1. jede hohe Schule.
2. Eine Geſellſchaft gelehrte Leute oder Künſtler, die ſich eine oder mehre Wiſſenſchaften oder Künſte gemeinſchaftlich zu bearbeiten, oder vollkommen zu machen, vereinigten. Die Pariſer Academie der Wiſſenſchaften iſt ohne Zweifel die erſte, die ſich den Namen gegeben, da die ältere Londoniſche ſich blos societas nannte. Die Franzoſen brauchen das Wort nicht in dem Verſtande einer Univerſität. Wenn ſie in Oerter oder Stiftungen wo etwas gelehrt wird, damit bezeichnen, ſo ſind es nur ſolche, die körperlichen Uebungen, als Reiten, Fechten, Tanzen gewidmet ſind; Stiftungen, die wir zum Unterſchiede Ritterakademieen nennen, obſchon auf den unſrigen andere Künſte und Wiſſenſchaften nicht ausgeſchloſſen ſind.

Achten (von achter, holländiſch, bei uns in after verwandelt, nach. Alſo achten, ſo viel als folgen, verfolgen, nachfolgen. Wachter). Doch haben dieſe verſchiedenen Bedeutungen mehr die davon abgeleiteten Substantiva, als das Zeitwort ſelbſt, als welches nur von Wirkungen der Seele gebraucht wird. Es bedeutet

1. ſo viel als bemerken (beachten),
2. dafür halten, meinen,
3. ſchätzen, hoch oder gering.

Acht. Die.

1. in der erſten Bedeutung des Zeitwortes Bemerkung, Sorgfalt, z. B. Acht haben.
2. In der dritten Bedeutung ſeines Zeitworts. (Achtung.)
3. In der gerichtlichen Bedeutung: Entziehung bürgerlichen Schutzes ꝛc.

Ade. Abſchiedswort: adieu;

Flemming: „ade, du hartes Wort.“

Es iſt kindiſch und gemein geworden; es würde höchſtens noch im burlesken Style Platz finden.

Affenwerk. nugae. (Opitz Argenis 93.)

Ah! Dieſe Interjektion verdient auf alle Weiſe aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche übergenommen zu werden, weil ſie ſich weder durch unſer ach! noch o! geben läßt, und faſt der natürliche Ton bei gewiſſen Ausrufungen des Verdruſſes und Widerwillens iſt, mit welchem weder Schmerz noch Verwunderung verknüpft iſt, daß ſie dort durch ach! hier durch o! ausgedrückt werden könnte.

Alle. Iſt auch dann und wann Adverbium; ganz und gar; z. B. Geßner Tod Abels: wie willig wollt ich den verlohrenen Reichthum allen miſſen. Es muß aber nicht allen, ſondern alle heißen.

Arg. Das Aergſte. Wir ſagen: ich bin allezeit auf ſein Beſtes bedacht geweſen; ſo ſagten auch die Alten, auf ſein Aergſtes. (vergl. Haltaus Gloſſar.)

Das Auge des Herrn. Sprichwörtlicher Ausdruck für die Aufſicht, die jeder auf das Seinige hat. z. B. das Auge des Herrn macht das Pferd feiſt; (Neander.) Wenn Michael Neander dann und wann bei ſprichwörtlichen Redensarten citirt wird, ſo iſt diejenige Sammlung deutſcher Sprichwörter darunter zu verſtehen, die er ſeiner Ethica veterum latinorum sapientum vom Jahre 1585 in 8. angehängt hat. Er bedient ſich darin der niederſächſiſchen Mundart in der Gegend des Harzes, und hat auch nur diejenigen Sprichwörter geſammelt, wie er in dem vorgeſetzten Schreiben an ſeinen Bruder erinnert, die nach dieſer Mundart klingen.

Bahn. Die. Die lange Bahn, eine Art des Kegelſpiels, die auch Langſchub heißt. Im figürlichen Verſtande Verzögerung; z. B. bei Rechtsſachen.

Bange. In den meiſten Redensarten; als: mir iſt bange; bange machen, wird es als Adverbium gebraucht; und die Stellen, wo ich es als ein Adjektiv gebraucht finde, klingen hart:

z. B. „Was hör ich? iſt dein Herz denn unaufhörlich bange?"

J. Schlegel.

Bed. Das (oder Beet). Im Spiele dasjenige, was Einer ſetzen muß, der ſein Spiel verloren. Es iſt kein fremdes Wort, ſondern ein altes, urſprünglich deutſches Wort. Bed oder Beete hieß vor Dieſem jede Abgabe und Steuer die von den Unterthanen geſammelt werden. (Die verſchiedenen Kompoſitionen davon ſ. b. Friſch.)

Bitten. Wiederbitten iſt juſt das, was im Lateiniſchen unter Andern bei Phädrus, revocare und bei dem h. Lucas ἀντικαλεῖν heißt; Einen zu Gaſte nöthigen, bei dem ich vorher zu Gaſte war.

Biß. Imbiß. Imbs. contrahirt für Imbiß. (Zinkgref Apophth. 1. p. 212.)

Ausbeißen. „Ulrich Fitzinger habe Graf Ulrich von Lillen, ſo bei König Ladiſlaw wohl dran war, ausgebiſſen, ward aber ſelbſt hernach von Andern ausgebiſſen; und hiergegen der von Lillen wieder eingebeten.“ (Zinkgref Apophth. I. p. 154.)

Verbeißen. Opitz Argenis 88. „Das Lachen verbeißen.“

Blind. Vor Alters auch ſo viel als erdichtet, angenommen z. B. blinde Namen. — Haltaus.

Borgen. Borgelicht, poetiſcher Beinahme, den Flemming dem Monde giebt. S. 632. z. B. Komm, Phöbe, Tag der Nacht, Diane, Borgelicht.

Carthaune iſt für deutſcher zu halten als Canone. Zinkgref Apophthegm. II. p. 18: mit großen Stücken die man auf Franzöſiſch Canons, auf Deutſch Karthaune nennt.

Daubenfällig. Daube, das, woraus die Fäſſer zuſammengeſetzt werden. Daher: den Kopf, wie ein daubenfälliges Faß umbinden, (deutſcher Rabelais Cap. V.)

Dichten mit dem Infinitiv für Denken, trachten braucht Schlegel (im Kanut) nicht gut: „Entfernt man ſich von dem, dem man zu ſchaden dichtet.“

Dingen. z. B. einen Knecht Einem abſpenſtig machen, iſt in dieſer Bedeutung (Haltaus) veraltet, jetzt abhandeln, herunter handeln vom geſetzten Preiſe.

Dünken. Vermuthen, Wähnen, Meinen, ohne daß man der Sache völlig gewiß iſt. Daher das Sprichwort: „Am dünken und geſpannten Tuche geht viel ab.“ (Neander.)

Edelmann. So ſagten auch die Alten (Zinkgref Apophthegm.) ein Edelweib. Wir ſagen eine Adeliche.

Eil. Eilende Fälle, alt und ſchön, ſind Fälle, die eine ſchleunige Hülfe erfodern. (Haltaus.)

Eigenthum. Auch was von einer Sache weſentlich abhängt, heißt deren Eigenthum.

„Die Ehre bleibt des Herzens Eigenthum.“ Schlegel.

Eiſen. Die Eiſen abwerfen, ſagt man von einer Jungfrau, die ein Kind bekommen.

Erſte. Geßner drückt „zuerſt“ nach Art der Franzoſen durch das Subſtantivum aus. z. B. „Ich habe die Erſte geſündigt“ (die Eva im Tode Abels); dieſe Art zu reden, iſt nicht neu. Denn auch Zinkgref ſagt: „Nichtsdeſtoweniger brach der Pabſt das Bündniß der Erſte“ — „er rennte der Erſte in die Türkei.“

Fangen. Verfangen. Es will nichts verfangen, nichts helfen. Dieſe Bedeutung muß aus dem Altdeutſchen Recht herkommen; anfangen, vindiciren. (Haltaus.)

Umfangen. Bei den Alten umfahen. Daher Zinkgref: „Es iſt weit natürlicher ein hübſch Weib umfahen, als ein Faß mit Wein.“

Nachfahr ſo viel als Nachfolger im Amte. (Zinkgref.)

Folgern. Schlüſſe ziehen. Schlegel braucht es falſch für Folgen, z. B. „des Stolzes Folgerungen.“

Fremd. Befremden. Haltaus giebt es durch motus animi. Ich wüßte nicht, daß man dieſe Gemüthsbewegung noch in irgend einer Sprache mit einem einzigen Worte geben könnte.

Frevel oder Frefel, für die Strafe für den Frevel. Zinkgref II. S. 86. „Als der Oberamtmann des andern Tages ihm zehn Thaler derenthalben zum Frevel abfoderte.“

Frömmigkeit. Die Alten (Zinkgref) ſagten dafür Frombkeit.

Fühlen. Auch von der Seele.

„Ein Geiſt der denkt und fühlt, der irrt nur kurze Zeit.“ Schlegel.

Fuß. Wohl gefußt, ein poetiſches Beywort, das Flemming den Reben giebt.

Gänge für geläufig. Eine gänge Zunge. (Logaus Schutzrede einer Jungfrau.)

Eingehen. Ein Wein, der lieblich eingeht, ſagt Logau.

Gaſtung für Gaſterei. Eine große Gaſtung anſtellen. (Zinkgref.)

Ge particula inseparabilis.

Dieſe Partikel, substantivis angehängt, macht collectiva, d. i. ſolche Wörter, die eine zuſammengenommene Menge derjenigen Dinge bedeuten, welche das Stammwort ausdrückt:

z. B. Wurm — Gewürm.
Flügel — Geflügel.
Bett — Gebett.
Feld — Gefilde.
Berg — Gebirge.

Alle dieſe Collectiva ſind generis neutrius. Man ſchließe aber nicht zurück, daß alle substantiva, die mit ge beginnen, auch Collectiva ſind. Es ſind es nur die, welche unmittelbar von einem Subſtantiv ſo formirt werden, nicht aber die, welche von Zeitwörtern herkommen, die dieſes ge haben, oder von Perfectis, die ſich mit ge anfangen.

Geben. *Abgeben* ſoll ſoviel als *vorſtellen* ſein. z. B. Er giebt einen guten Soldaten ab. In dieſem Verſtande läßt Zinkgref das ab weg, und ſagt: Eben darum gebe ich dir einen beſſern Soldaten, als Andere.

Begeben. Sich begeben hieß vor Alters abrenuntiare seculo. (Haltaus.) Ohne Zweifel verſtand man darunter, ſich der *Welt* begeben. Es iſt ſchade, daß dieſe ſchöne Ellipſis nicht mehr gebräuchlich iſt. In dieſem Sinne ſagten auch die Alten: Ein *begebner Mann*. Adelung hat zwar dieſe Bedeutung auch, aber nicht mit der Ellipſis. Auch ſoll nach ihm dieſes Zeitwort kein Particip der vergangenen Zeit leiden.

Vergeben, früher nicht immer ſo viel als *verzeihen*, ſondern auch ſo viel als verſchenken; ſo in dem Sprichworte bei *Neander*: „Gott hat mehr, denn er je *vergab*."

Geld. *Ehrengeld* pecunia defloratae a stupratore solvenda. (Haltaus.) Ein altes und noch gar wohl brauchbares Wort.

Entgliedern würde dasjenige Wort ſein, durch welches das alte *entliden* wieder hergeſtellt wird.

Gluff. Zur Erklärung dieſes Worts kann Folgendes etwas beitragen, was Zinkgref von Kaiſer Friedrich I. erzählt.

Es war eine kaiſerliche Abtei ledig. Dazu waren ihm zwei vorgeſchlagen: der Eine hatte hiebevor dem Kaiſer etwas Geldes vorgeliehen zum Krieg, der Andere war ihm wegen ſeiner Frombkeit und Einfalt gelobt. Als er nun nicht wußte, wie er ſich jenes mit Glimpf entſchicken ſollte, begehrt er ein *Gluff* von ihm, etwas in den Händen damit aufzuſtechen, als er aber keine hatte, begehrt er eine von dieſen; als ihm nun derſelbe eine gab, ſprach er zu ihm, Ihr ſeid ein Münch, der ſeinen Orden wohl vernimbt, und derhalben dieſer Abtei wohl würdig, nicht aber Ihr (ſich zum Andern kehrend) wegen Eurer Unachtſamkeit und Irregularität. Denn wer ſo ein ſchlecht Ding, das er vermöge ſeiner Ordensregeln haben ſoll, nicht achtet, wieviel weniger wird er andere große Sachen in Acht nehmen."

Vergönnen hieß vor dem auch ſo viel als mißgönnen. Neander: „die vergunnten Biſſen ſchmecken am beſten."

Ergötzlichkeit für Geſchenk, Belohnung. „Weil er keine Ergötzlichkeit für ſeine treue Dienſte bei ſeinen Lebzeiten geſehn." (Zinkgref I. p. 186.)

Es hat. Impersonale für das Franzöſiſche il y a. „In der Stadt hatte es einen alten ꝛc." *Zinkgref* Apophtheg. I. p. 74.

Haft. Die Niederſachſen ſprachen und ſchrieben ehemals Hacht. Als in dem Sprichworte: Beſſer in der Acht, als in der Hacht.

Allenthalbenheit. So überſetzt Zinkgref den theolog. terminum: Ubiquität, wenn von den Leiden Chriſti die Rede iſt. (Apophtheg. II. S. 85.)

Hammel. Hemling. In einer alten deutſchen Ueberſetzung des Eunuchus des Terenz, die in Ulm 1486 gedruckt iſt, heißt es: „Eunuchus, das iſt teutſch Hemling.“

Handſchuh. Dies Wort iſt mir ſehr verdächtig, in ſo weit man es nämlich von Hand manus und Schuh herleiten will. Iſt denn die deutſche Sprache ſo arm, daß ſie für die Bedeckung der Hand kein eignes Wort haben ſollte? daß ſie das Wort, das die Bekleidung des Fußes ausdrückt, erſt dazu brauchen muß. Unmöglich! Was ſagt man zu folgender Muthmaßung? die alte deutſche Sprache hat ein einziges Wort gehabt, um Handſchuh auszudrücken; und dies iſt das Wort: want, welches in der holländiſchen Sprache noch für die Art von Handſchuh gebräuchlich iſt, welche zwar Daumen, aber keine Finger haben, und von welchem want auch das franzöſiſche gand herkommt. Da nun die hochdeutſche Ausſprache aus want, Hant gemacht hat, und dieſes Hant nach und nach mit Hand manus verwechſelte, und beides für ein Wort hielt, ſo, glaube ich, ſetzte die Unwiſſenheit das Schuh daran.

Zweihändler. So nannten die Schweizer ein Schlachtſchwerd, ohne Zweifel, weil es mit beiden Händen mußte geführt werden. (Zinkgref I, p. 209.)

Her. Oft bedeutet es auch ſo viel als das lateiniſche re, wieder. z. B. herſtellen. Die holländiſche Sprache macht faſt alle Composita, die wir durch wieder machen, durch her.

Unſer her in der Bedeutung wieder, ſcheint [illegible]ch in das er verwandelt zu haben, z. B. erinnern, erkennen. [illegible]rde auch erſchaffen ſo viel als wieder—ſchaffen ſein; w[illegible]t auch im Holländiſchen dieſe Bedeutung wirklich iſt. Man w[illegible] folglich ſagen müſſen: aus Nichts hat Gott die Welt geſchaffen, aus dem Chaos hat er ſie erſchaffen.

Ueberhöhen. Ein gutes altes in Architectura militari zu brauchendes Wort. „Ein Haus wird von einem Berg überhöhet.“ (Zinkgref Apophth. I. p. 129.)

Abhold. Etwas weniger als unhold.

Süßholz. Süßholz in den Mund nehmen. Ein alter proverbialiſcher Ausdruck Hans Roſenbluts für gelinde, freundliche Worte brauchen.

Hübſchheit. (Zinkgref Apophthegm. I. p. 222.)

Huſch. Für einen überhingehenden Platzregen. Rabelais ſagt: tombant par une housée.

Ihro. Für Ihro, bei den Titeln, ſagten die Alten blos Ihr. (Zinkgref Apophthegm. I. p. 121.) „bei Ihr fürſtl. Gnaden.“

Inner. Als Präpoſition für innerhalb veraltet. „Inner der Gränzen“ (Opitz Argenis 99.)

Kieb. Zank. — Kieb wächſt durch Lieb, ſagt der deutſche Rabelais (Cap. V.)

Beikirche. Ein altes gutes Wort für Filialkirche. (Haltaus.)

Kieſel. Kieſelſteine. Logau ſagt im 2003 Sinnſpruch: Künſtlingſteine.

Klitter ſo viel als Klecks. (Zinkgref I. p. 230.)

Edelknaben. Schon zu Zinkgrefs Zeiten wollten die Edelknaben „nicht mehr ſo, ſondern Pagen heißen. Apophtheg. I. p. 55.

Wehrknopf, für Degenknopf. (Zinkgref Apophtheg. I. p. 20.)

Krank. Krank ſein nach Einem; ſich ſo heftig nach Einem ſehnen, daß dies ſchon eine Art Krankheit wird. Flemming ſagt: Ich bin, Schatz, krank nach dir.

Kräuſeln. Geßner ſagt nicht übel dafür kräuſen.

Bekrönen. „Kein unbiegſamer Stolz bekrönt mich in Gedanken.“
Schlegel.

Erlaſſen; ſich eines Dinges; z. B. Was du nicht in der Güte kannſt überkommen, da erlaß dich des Krieges. (Zinkgref Apophthegm. S. 11.)

Ueberlaufen für überfallen. „Alsdann überläuft ihn ſeine Thorheit.“ (Opitz Argen. S. 69.)

Einleiten, ein altes gutes Wort, das man noch jetzt ſehr füglich für introduciren, inſtalliren brauchen kann, (Haltaus) wenn es nämlich das Beſitzgeben eines Amtes bedeutet.

Geliebt. Einem geliebt ſein, ſagt Schlegel, wo ihn ohne Zweifel der Vers ein wenig gezwungen.

„Ich ſorge nur für mich, und wollte ſelbſt allein
Den Meinigen geliebt, den Feinden furchtbar ſein.“

Augenlied. Geßner ſagt Auglied.

Leidig. Ein andres Wort iſt leidig von dem alten Leid, häßlich. So überſetzt Zinkgref: une femme laide et hideuse, durch eine häßliche leidtliche Frau. (Apophthegm. II. p. 108.)

Löblich. Dafür ſagten die Alten auch lobwürdig. (Zinkgref.)

Lügen. Wir machen dies Zeitwort zu einem reciproco impersonali und ſagen z. B. Es leugt ſich jetzund viel, wenn wir die Urheber der Lügen nicht nennen wollen.

Das hat er in ſeinen Hals gelogen, d. i. eine unverſchämte Lüge geweſen. Aber ich weiß nicht, warum es heißt in ſeinen Hals. Die Italiäner ſagen in eben dieſer Bedeutung: mentire per la gola.

Für verlieren ſagten die Alten verlieſen. „Ich will des Königs „Gnad lieber verlaſſen als verlieſen.“ (Zinkgref I p. 185.)

Kunte. Zinkgref ſchreibt Kunde.

Dreſen ſchreibt Zinkgref anſtatt Dresden. Dies ſcheint aus dem Latein. gekommen zu ſein, denn weil man nicht wohl Dresa ſagen konnte, ſo ſagte man dafür Dresda.

Die Participia Perf. der Verba auf iren mit vorgeſetztem ge zu machen, iſt keine Neuerung von Gottſched. Zinkgref ſagt: Es hatte der König getaxirt.

Von dem Wortſpiel mit jus canonicum (ſ. unſer Wörterbuch über den Logau) ſcheint Heinrich IV. Erfinder zu ſein. Als er die Stadt Chartres belagerte, brachten die Bürger ihm die Schlüſſel und ſagten: qu'ils seroient prêt de lui obeir comme subjets par le droit divin et civil. Der König klopfte den Abgeordneten auf die Achſel, und ſagte: mais n'oubliez pas le droit des Canons. Dieſes verdeutſcht Zinkgref (Apophth. II. p. 116.) Vergeßt mir aber auch das Recht des Kanons nicht; welches zugleich durch das Päbſtliche und das Büchſenrecht mag verdeutſcht werden.

Grammatiſch-kritiſche Anmerkungen.*)

Ueber das Wörtlein Thatſache.

Mit Recht ſage ich: Wörtlein; denn es iſt noch ſo jung. Ich weiß mich der Zeit ganz wohl zu erinnern, da es noch in Niemands Munde war. Aber aus weſſen Munde oder Feder es zuerſt gekommen, das weiß ich nicht. Noch weniger weiß ich, wie es gekommen ſeyn mag, daß dieſes neue Wörtlein ganz wider das gewöhnliche Schickſal neuer Wörter in kurzer Zeit ein ſo gewaltiges Glück gemacht hat; noch, wodurch es eine ſo allgemeine Aufnahme verdient hat, daß man in gewiſſen Schriften kein Blatt umſchlagen kann, ohne auf eine Thatſache zu ſtoßen.

Man fand in Lateiniſchen und Franzöſiſchen Büchern bey wackern Männern, die an der Grundfeſte des Chriſtenthums flicken, daß es ganz unwandelbar gegründet ſey, weil es auf Facta, ſur des Faits, beruhe, die kein Menſch in Zweifel ziehen könne.

Nun heißen Facta und des Faits weiter nichts, als geſchehene Dinge, Begebenheiten, Thaten, Ereigniſſe, Vorfälle, deren hiſtoriſche Gewißheit ſo groß iſt, als hiſtoriſche Gewißheit nur ſeyn kann.

Dieſe Deutſchen Ausdrücke bedeuten alle etwas Beſonderes mit, und man müßte nach Schicklichkeit bald dieſen, bald jenen brauchen — —

Die Endung Iren

bey den Zeitwörtern iſt nicht neu. Luther ſagt ſchon ſtolziren Statt buchſtabiren, ſagt er indeß buchſtaben.

Ueber Aber und Sondern.

Aber, ſondern, allein, ſind alles dreyes conjunctiones adversativae, die der Franzoſe mit ſeinem einzigen mais ausdrückt. Vor aber und allein muß zwar, vor ſondern (meiſtens) nicht nur, vorhergehen. „Sie iſt zwar nicht ſo ſchön als dieſe und jene, aber ſie iſt doch hübſch." Elle n'est pas si belle, qu'une telle, mais enfin elle est jolie. „Ich habe es zwar verſprochen, allein das und das hindert mich, mein Verſprechen zu halten." Folglich braucht man aber und allein, wenn man etwas zwar einräumt, aber an die Stelle des Eingeräumten etwas anderes ſetzt, wodurch es eingeſchränkt wird. Sondern hingegen braucht man, wenn man das eingeräumte nicht einſchränkt, ſondern vielmehr durch einen Zuſatz vermehrt. Er iſt nicht allein gut, ſondern auch brav. Non ſeulement il eſt bon, mais encore il eſt brave. Alſo würden aber und allein conjunctiones reſtrictivae, und ſondern conjunctio augmentationis ſeyn. Und nur in dem Falle iſt ſondern eine conjunctio adverſativa, wenn gar keine andere Partikel vorhergeht, auf welche es ſich bezieht. Z. B. Es iſt nicht roth, ſondern grün.

---

*) Alles folgende aus Leſſings Leben III, S. 177 ff.

NB. Hempels und Aichingers Regel, daß ſondern auf eine Negation folge, iſt wahr, aber nicht allgemein. Denn es folgt auch auf nicht nur, welches nichts weniger als negirt.

Aber fängt auch nicht ſelten den Perioden an, und alsdann iſt der ganze Vorderſatz mit Zwar ausgelaſſen. Als: Aber werden Sie denn nicht einmal aufhören, hiervon zu reden? Mais ne ceſſerez vous jamais de parler de cette choſe la? Hier iſt gleichſam vorher ausgelaſſen: Sie haben zwar Grund hiervon zu reden, aber ꝛc. Desgleichen: Aber laſſen Sie uns wieder auf unſere erſte Rede kommen, mais revenons à notre propos. Hier iſt ausgelaſſen: Das iſt zwar gut, was Sie hier ſagen: aber ꝛc. *)

Grammatiſch-kritiſche Anmerkungen über einige Dichter.

Klopſtock.

Und durch die er Adams Geſchlechte die Liebe der Gottheit
— — — von neuem geſchenkt hat.

Meſſ. Geſ. 1.

Es wäre zu wünſchen, daß alle unſre Subſtantive in den Caſibus obliquis das e finale hätten, um ſie in dieſen Caſibus ohne Artikel brauchen zu können, welches bey denen, die das e nicht haben, ſich nicht thun läßt.

Adams Geſchlechte iſt der Dativus, welches aus dem e finale klar wird, und der Dichter hat den Artikel ohne Zweydeutigkeit auslaſſen können. Aber würde er wohl haben ſagen können, z. E. Als

---

*) Dieſe Anmerkungen über Aber befinden ſich zwar eigentlich auf den Blättern, worauf die Vergleichungen Deutſcher Redensarten mit fremden ſtehen; aber ſie ſcheinen mir vornehmlich durch Adelungs Wörterbuch veranlaßt zu ſeyn. Daſſelbe iſt, dünkt mich, mit mehreren Bemerkungen der Fall, welche ich unter der genannten Rubrik zuſammengenommen habe. Fülleborn.

Gott Adams Hand die neugeſchaffne Schöne überlieferte? Ohne Dunkelheit nicht.

Von neuem geſchenkt hat. Iſt von neuem wohl Deutſch? Oder iſt es nicht vielmehr nach dem Lateiniſchen oder Franzöſiſchen de novo, de nouveau gemacht? Und würde es nicht Deutſcher heiſſen: Aufs neue? denn man ſagt aufs erſte (mal), zweyte (mal).

Voller Entzückung. Kl. Meſſ. 1, 11.

Iſt voller aus voll der contrahirt, oder was iſt es? Wann muß ich voller Entzückung, wann voll Entzückung ſagen? Oder iſt beydes einerley?

Hagedorn.

Die Hofſtaat.

Es hatte Sulimann
Der ganzen Hofſtaat Zug —

Wenn es ein Femininum ſeyn ſoll, glaube ich, muß es Hofſtadt heiſſen: die Stadt, der Ort, wo der Herr des Landes Hof hält. Hofſtaat aber muß ein Maſculinum ſeyn; denn wir ſagen: der Staat, respublica oder pompa.

Gute Wörter ſind: **Heldenheer, Leyrer (Apollo), Unglücksnacht, ewigbange Wüſte, die Eile, gekappte Bäume, ſchulgelehrt, Wunderbau (der Biber), dichtverzäunt.**

Wieland.

Hinwegſcherzen.

Sein Leben unter den Roſen der Venus unrühmlich hinwegſcherzen Agathon 2, S. 10.

Hinwegſcherzen iſt noch etwas anders, dünkt mich, als verſcherzen; obgleich hinwegplaudern und verplaudern, und andre dergleichen Compoſita völlig einerley ſeyn dürften. Hinwegſcherzen heißt: unter lauter Scherz verbringen. Verſcherzen heißt dieſes auch, aber zugleich, ſich durch eine Nichtswürdigkeit einer wichtigen Sache verluſtig machen; in welchem Verſtande Scherz in der figürlichen Bedeutung genommen wird.

Für Eins ſagt Wiel. S. 101 für pro primo, und läßt darauf folgen fürs Andre. Es muß nothwendig heiſſen, fürs Erſte.

Salbaderey nimmt Wiel. S. 121 für die Gegenſtände eines abgeſchmackten Geſchwätzes, und ich glaube, es bedeutet das Geſchwätz ſelbſt.

Nur nicht, ſagt Wieland nicht richtig für ne quidem. Dieſer Entſchluß koſtete ihm — nur nicht einen Seufzer. S. 37.*)

---

*) Noch hat er ſich aus Agathon angemerkt die Wörter: Erſchweren, das Selbſt, gelbſüchtige Verſtellung, [illegible], emporarbeiten, Vorſpiegelung

Raſch, ſcheint mir, wird nur von dem geſagt, was ſich ſchnell in Bewegung ſetzt. Ein raſches Pferd iſt nicht ſowohl ein geſchwindes, als ein ſolches, das ſehr leicht in Lauf zu ſetzen iſt. (Daher heißt raſch in der figürlichen Bedeutung ſo viel, als übereilt; als: ein raſches Maul.) Wieland würde alſo nicht zum Beſten geſagt haben:

Der Ocean, der das Schiff
In raſchen Wirbeln dreht.

Zünden, für ſtrahlen, leuchten, ſehr gezwungen.

Wenn bey **verwölkter** Nacht kein ſichres Licht uns zündet.

Verwölkt dafür beſſer: **umwölkt.**

Begierdenlos.

Des armen Craſſus Geld begierdenlos beſehn.

So ſollte man Horazens oculo irretorto überſetzen.*)

Ueber das Plattdeutſche.

Die Niederſachſen haben ſehr Unrecht, wenn ſie die Verdrängung ihrer Mundart der Reformation Schuld geben. Die Reformation war die Veranlaſſung, aber die Schuld iſt lediglich ihr eigen. Denn thaten die erſten Wiederherſteller der Religion das geringſte mit Vorſatz, was der Oberſächſiſchen Mundart das Uebergewicht hätte geben ſollen? Thaten ſie nicht vielmehr alles, um der Niederſächſiſchen mit gleichem Schritte fortzuhelfen? Ward nicht ſogleich die Bibel völlig in ſie übergetragen, ſo daß die Niederſachſen faſt noch früher eine überſetzte Bibel hatten, und ſogar mehr als eine? Schrieben nicht **Bugenhagen** in Pommern, **Johann Arpinus** erſter Superintendent in Hamburg, und Andre, verſchiedene ihrer geiſtlichen Schriften niederſächſiſch? Woran lag es denn alſo, daß ſie auf dieſem Wege nicht fortgingen? Freylich mit daran, daß es Anfangs nicht geſchickte Niederſachſen genug gab, mit welchen alle die neuen Predigerſtellen zu beſetzen waren, und alſo die meiſten dazu aus Oberſachſen verſchrieben werden mußten. Aber auch das war ja die Schuld der Niederſachſen und nicht der Reformation. Und daß ſie ſogleich die Oberſächſiſchen Pre-

---

Jahrtauſend, entgöttern, hinwegbuhlen, vorüberblitzen, begründet zu Gunſten, Augenſchein, verzetteln, der Hofſchranze, geeigenſchaftet, eigenſt, Schlauheit, bildſam, der erſte beſte, Wickelkind, zottelbärtig, Räthe (comitia), Lohe für Flamme, bälder. **Fülleborn.**

*) Am fleißigſten muß Leſſing Wielands Amadis ſtudiert haben. Aus dieſem hat er ſich eine große Menge Wörter ausgezeichnet, die damals noch neu waren; und ſehr oft ſpricht er von Wielands **glücklicher Wörterfabrik.** **Fülleborn.**

diger in der fremden Mundart ſo gern hörten, ſie nicht nöthigten, ſich in der Mundart des Landes ausdrücken zu lernen: iſt denn das nicht ſchon Beweiſes genug, daß ſie ſelbſt ſchon damals der Oberſächſiſchen Mundart den Vorzug gaben, und ſie für beſſer, für würdiger, für ſchicklicher hielten? Und in der That mußten ſie wohl. Denn hatten ſie denn vor der Reformation das geringſte Erträgliche, was in ihrer Mundart wäre geſchrieben geweſen? Einige gute hochdeutſche Bücher hatten ſie überſetzt, als das Narrenſchiff, u. ſ. w.; aber eigne kenne ich kein einziges. Es wäre denn Reineke Fuchs, der Eulenſpiegel und dergleichen, welche niedrige und poſſierliche Werke vielleicht gerade mit Schuld waren, daß man ſich nichts, als ſolche Dinge, darin auszudrücken getraute.

Zudem hat ſich wirklich die Niederſächſiſche Mundart noch bis in die erſte Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts einigermaaßen in ihren Kirchen erhalten. Denn bis dahin verſichert Terkeſt (Geſamml. Briefwechſel der Gelehrten von 1750, S. 202.), Gebetbücher und andre geiſtliche Schriften in dieſer Mundart geſehen zu haben, die in Hamburg und andern Niederſächſiſchen Städten gedruckt werden.

Es war alſo nicht die Reformation, ſondern ihr eigner Geſchmack, der die Veränderung verurſachte.

*

1) Beweis, daß die kritiſchen Bemühungen und Verbeſſerungen auch in der plattdeutſchen Sprache nützlich und nöthig ſind. Eine Abhandlung von J. P. C. Decker, in den Braunſchweigiſchen Anzeigen 1748. 42ſtes Stück.

Er beweiſet dieſe Nützlichkeit

1. aus der Erforderniß einer gründlichen und vollſtändigen Kenntniß der plattdeutſchen Sprache zur Geſchichte und Diplomatik.
2. Aus der Nothwendigkeit, daß ein Prediger an ſolchen Orten, wo man das Hochdeutſche wenig oder gar nicht verſtehe, ſeinen öffentlichen Vortrag in plattdeutſcher Sprache verrichte.
3. Aus dem Gebrauche, den man von ihr ſelbſt zur Kenntniß und Ausbeſſerung der hochdeutſchen Sprache machen könne, wobey er ſich auf ein Beyſpiel in dem 58. St. des Jahrs 1745 dieſer Anzeigen beruft.
4. Aus ihrer Schicklichkeit zur ländlichen Poeſie und Nachahmung des Dorflebens.

2) Verſuch einiger philoſophiſchen Grundſätze, nach welchen die Mundarten in einer jeden Sprache können verbeſſert werden. Eine Abhandlung von Kn. (ich vermuthe Knittel) in den Braunſchw. Anz. des Jahres 1750. St. 25.

Sie iſt größtentheils mit in Abſicht auf die plattdeutſche Sprache geſchrieben, in welcher uns der Verfaſſer einen Theokrit wünſcht.

3) In den Braunſchw. Anz. Jahr 1745, St. 2. war die Frage vorgelegt worden: Welches von beyden iſt älter, das Plattdeutſche oder das Hochdeutſche?

Und auf dieſe Frage findet ſich in dem 102. Stück des Jahres 1746 eine ſehr curieuſe Antwort, deren völlig ungenannter Verfaſſer das Plattdeutſche ziemlich jung und zu einer Tochter des Holländiſchen macht, bey Gelegenheit der Holländiſchen Coloniſten nehmlich, welche in dem 11. und 12. Jahrhunderte das von den Obotriten verheerte Sachſen und beſonders das verlaſſene Holſtein, als von wannen ſich allein über 600 Familien im Jahre 1066 nach dem Harz gewendet hatten, wieder anzubauen und zu bevölkern kamen. Er meinet alſo, auch die Benennung komme von den Holländern her, die damals aus dem Platten, oder, wie wir itzt ſagen, aus den Niederlanden nach Sachſen kamen.

*

Probe des plattdeutſchen Dialekts um Goslar. Ein Gedicht auf das Goslariſche Bier, in den Epist. itinerariis Brückm. Cent. I, 38. Des Braunſchweigiſchen. Das Mummenlied aus der Oper Heinrich der Vogler. Brückm. I, 52.

*

Glau iſt ein Niederſächſiſches Wort, welches wir auf alle Weiſe in unſre Bücherſprache aufnehmen ſollten. Es heißt ſo viel als hell, ſcharf, und wird beſonders von den Augen gebraucht. S. Richey. Ohne Zweifel iſt es mit Glauch und Glär verwandt, welches erſtre Friſch durch glaucus, ſo wie das zweyte Heniſch durch caesius überſetzt. Und da dieſer das Compoſitum gläräugig davon hat, ſo ſehe ich nicht, warum wir nicht das Homeriſche Epitheton der Minerva γλαυκῶπις entweder durch dieſes gläräugig oder durch glauäugig überſetzen ſollten. Hagedorn hätte Gelegenheit gehabt, das Glau bekannter zu machen, wenn er anſtatt

Eine die mit blauen Augen
Mehr als Männerwitz verband,

geſagt hätte: mit glauen Augen.

Ueber Provinzialiſmen.

Die Provinzialiſmen, welche der Schriftſteller brauchen kann, müſſen nächſt ihren andern zu beſtimmenden Eigenſchaften auch dieſe haben: daß man ihren Stamm in einer von den Quellen der Sprache zeigen, und ſonach gewiß ſeyn kann, daß ſie keine Aftergeburten des Dialects in neuern Zeiten ſind. So ſind z. B. Krume und Kruſte für den äußern harten und innern weichen Theil des Brodtes gut Engliſch. Shakeſp. Lear. Act. 1. ſc. 4.

— he that keeps nor kruſt nor crum.

Anmerkungen über Adelungs Wörterbuch der Hochdeutſchen Mundart.

A.

Aber, als ein Nebenwort der Zeit, iſt ſo völlig veraltet nicht, und ſelbſt in Oberſachſen im gemeinen Leben noch ſehr gebräuchlich. Warum ſollte man es alſo nicht in Schriften brauchen, welche die Sprache des gemeinen Lebens nachahmen? Da es hiernächſt in Luthers Bibelüberſetzung oft vorkommt, ſo hat es, wie faſt alle ungewöhnlichere Wörter derſelben, etwas Feyerliches, das der Dichter auch in ernſthaften Stellen ſehr gut zu nutzen weiß. Und aber erklang die Trommete — Und aber ſchoß ein Strahl herab — Und aber rief das Geſpenſt ihm zu. In allen ſolchen Exempeln würde das gewöhnlichere Abermahl höchſt ſchleppend ſeyn, und das gleichbedeutende Wiederum ſehr kahl klingen. Ja vielleicht iſt zwiſchen Aber und Abermahl ſogar ein kleiner Unterſchied. Nehmlich dieſer, daß Aber iterum, und Abermahl iterumque bedeutet. Denn eben ſo wie das Lateiniſche iterum iterumque, braucht Luther aber und abermahl.

Ab. Die Bedeutungen, welche dieſe Partikel den mit ihr verbundenen Wörtern giebt, ſind ſehr wohl entwickelt. Nur N. 9. iſt falſch. Ab zeigt blos die Entziehung, das Aufhören, die Verneinung deſſen an, womit es verbunden iſt, aber lange noch nicht das Gegentheil deſſelben. Wir werden es bey den Worten ſelbſt ſehen.

Abgott. Es iſt nicht zuverläſſig, was es mit der Vorſylbe ab in dieſem Worte für eine Bewandniß habe. Helwig meynt, es ſey vielleicht das Hebr. Aph, quod viſum et vultum ipſum ſignificat, ut ſit quaſi Deus adſpectabilis. Ich glaube, die Bedeutung iſt richtig, daß es nicht ſowohl einen falſchen Gott, einen Götzen als nur vielmehr ein Bild von Gott bedeuten ſoll. Doch darum iſt es nicht nöthig, die Zuflucht zum Hebräiſchen zu nehmen. Unſer eignes **ab**, welches nicht allein **von**, ſondern auch **nach** bedeutet, kann dieſe Bedeutung ſchon genugſam erhärten: abmahlen, abzeichnen, heißt bloß nach etwas mahlen, zeichnen; Abglanz iſt gleichſam ein zweyter, ein von einem dunkeln, erleuchteten Körper zurückgeworfner Glanz; z. E. der Glanz des Mondes iſt nichts als ein Abglanz der Sonne.

Abgunſt, die Abnahme, die Entziehung der Gunſt, an deren Stelle das Gegentheil noch nicht eingetreten ſeyn darf, deſſen Daſeyn das Wort **Mißgunſt** andeutet. Die verſchiedenen Staffeln wären alſo Gunſt, Abgunſt, Mißgunſt, Neid, welches auch von den Beywörtern gilt. „Er, der ſonſt ſo vielen Antheil an meinem Wohlergehen nahm, fängt an, mir ſehr abgünſtig zu werden; ja, ich darf „ſagen, daß ich ſchon mehr als Eine Probe ſeiner Mißgunſt habe „erfahren müſſen.“ Ich berufe mich auf eines jeden feines Gefühl, daß es auffallen würde, wenn Mißgunſt hier vor, und Abgunſt nach ſtände. **Neid**, wenn es nicht ausdrücklich auf etwas Einzelnes eingeſchränkt wird, iſt allgemeine Mißgunſt. Auch der beſte Menſch kann mißgünſtig ſeyn, gegen den und jenen, der ihm ein Glück nicht zu verdienen ſcheint; aber darum heißt er noch nicht neidiſch.

Abbild iſt nicht bloß Bild oder Abriß, ſondern das Bild von einem Bilde. Und ſo braucht es auch wirklich der Dichter, der Abbild dem Urbilde entgegenſetzt. Wenn wir auch Abbild nicht, wie die Holländer, für Portrait brauchen könnten, indem ſchon Bild im Gegenſatz des Gemäldes ein Portrait zu bedeuten pflegt; ſo könnten wir es doch ſehr wohl für die Copie brauchen, die ein guter Meiſter oft von einem ſeiner Stücke zu machen erſucht wird. So würde ich in der Emilia Galotti, anſtatt: „die **Schilderey** ſelbſt, „wovor ſie geſeſſen, hat ihr abweſender Vater bekommen. Aber „dieſe **Kopie**“ — gar wohl haben ſagen können: „das **Bild** ſelbſt — Aber dieſes **Abbild**;“ wenn es im Dramatiſchen nicht mehr darauf ankäme, der Perſon ihr angemeſſene, als gute Worte in den Mund zu legen.

Abbinden. Ehedem brauchte man dieſes Zeitwort, in der angegebenen Bedeutung für zu Stande bringen, völlig fertig binden, auch figürlich, und etwas abbinden hieß auch, capita rerum expedire. Damit ich es kurz abbinde, war ſo viel als: damit ich es kurz mache, daß ich endlich mit Wenigem anzeige, worauf die Sache hauptſächlich und allein ankommt. Ich führe dieſe Redensart an, nicht ſowohl, weil ſie für ſich ſelbſt werth wäre, wieder in Gang gebracht zu werden, ſondern weil ſie mir eine andre zu erklären ſcheint, welche ſehr gewöhnlich iſt. Nehmlich man ſagt von einem Manne, der wenig Worte macht, der ſeinen Entſchluß auf der Stelle faßt: er iſt kurz angebunden. Was heißt dieſes anders, als: **er bindet in Allem kurz ab!** Nur weil man dieſe Bedeutung von abbinden zu vergeſſen anfing, machte man daraus anbinden und indem Leute, die den ganzen Sinn der Redensart nicht faßten, vielleicht an einen Hund dachten, den man um ſo kürzer anzubinden pflegt, je böſer er iſt, brauchte man die Redensart von einem Jähzornigen.

Abbitten, ſich etwas, für ſich etwas verbitten, braucht Wieland. Wo ein ſolcher Schriftſteller von dem Gewöhnlichen abweicht, wird er **gewiß** ſeinen Grund haben; und die Abweichungen deſſelben anmerken, heißt Gelegenheit geben, über die Sprache zu denken.

Abend. Friſchens und Wachters Ableitung von dem veralteten Zeitworte **Aben**, abſteigen, abnehmen, mag freylich wohl nicht die wahre ſeyn; aber Herrn Ihrens Ableitung von dem Isländiſchen aptan, nach, möchte ich doch auch nicht vorziehen. Das Hebräiſche ob und ophel, er hat verfinſtert, läßt mich vermuthen, daß hier noch ein ganz andres Stammwort verloren gegangen ſeyn werde.

Wenn Abend figürlich das Ende von etwas bedeutet; ſo geſchieht es mehr nach einer fremden, oder nach unſrer jetzigen Art zu reden, als nach der Altdeutſchen. Denn bey unſern Vorfahren, welche die Zeit ſo angaben, ut nox ducere diem videatur, wie Tacitus ſagt; d. i., welche den bürgerlichen Tag von einem Abend zum andern rechneten, muß Abend vielmehr der Anfang von etwas geheißen haben. Und in dieſem Verſtande ſteht es vielleicht noch in dem Sprichworte: Gewinnen iſt der Abend von Verlieren, d. i. wenn man lange gewonnen, muß man ſich gefaßt halten zu verlieren. Freylich kann es aber auch heißen: Wenn man lange verloren, hat man Hoffnung, endlich zu gewinnen. Das Sprichwort kann ſehr alt ſeyn, angenommen den beſondern Spieleifer unſerer lieben Urältern.

Alle Zuſammenſetzungen von Abend, beſonders die poetiſchen, mitzunehmen, dürfte wohl eben ſo ſchwer, als unnöthig ſeyn. Die einen verdienen es indeß eben ſo wohl, als die andern. Und ſo fehlen z. E. **Abendglocke**, für: das Abendläuten der Glocke; **Abendgefilde**, gegen Abend liegende Gefilde. Sach.

Aebicht, das Wort iſt gut, und wohl beyzubehalten. Man braucht es auch von der verwandten oder umgekehrten Hand. So hört man oft in Sachſen: Geh, oder ich will dir mit der Äbichten eins geben. Ein andres Wort, das gleichfalls ſo viel als äbicht bedeutet, klingt nicht ſo fein; nehmlich:

Aerſchlich, **ärſchlings**; es iſt aber auch Hochdeutſch. Adelung hat es nicht. Und man ſollte, meyn' ich, in einem Wörterbuche dieſer Mundart auch dergleichen Feinheiten mit anmerken, wenn man nicht das Anſehen haben will, dem übrigen Deutſchlande weis machen zu wollen, daß dieſe Mundart allein ſich immer anſtändig und edel ausdrücke.

Noch einige fehlende Wörter:

Aalen, das Zeitwort für Aale fangen, hat Schottel ausdrücklich. (Von der T. Haupt-Spr. S. 1277.) Und warum nicht? Wir machen ja nicht allein von Fiſch fiſchen, ſondern auch von Krebs krebſen. Noch erinnere ich mich, aalen als ein Kunſtwort unſerer Röhrmeiſter gefunden zu haben; für: eine verſchlemmte Röhre luften, indem man einen lebendigen Aal durchſchlüpfen läßt.

Abbangen, durch bange machen einem etwas abliſten, abpreſſen. Ich weiß keine gedruckte Auctorität; aber ich habe ſagen hören: Er hat mir mein Haus mehr abgebangt, als abgekauft.

Abbilligen, ein gutes und nöthiges Wort, eine beſondre Art des Aberkennens auszudrücken. Aberkennen iſt das Allgemeine; abbilligen und abſprechen ſind das Beſondere. Dieſes bezieht ſich auf den Spruch des Geſetzes, jenes auf die Billigkeit; abbilligen iſt Sache des Schiedsmanns, abſprechen des Richters. „Leider ſind die Geſetze oft ſo, daß der Richter einem etwas abſprechen muß, was er ihm nicht abbilligen würde.“

Aeſern iſt noch nicht ſo lange veraltet, wie Adelung meynt. Denn noch in dem **Eſelskönige**, einem meiſterhaften Buche des vorigen Jahrhunderts, kommt es S. 247 vor.

Ein gutes Franzöſiſches Sprichwort.

Ich wünſchte, daß wir Deutſchen diejenigen Sprichwörter, die aus dem Franzöſiſchen zur Zeit noch nicht geborgt ſind, noch borgten.

Wenn wir z. B. von Dingen, deren es nur wenige giebt, ſagen, daß ſie ſich an den **Fingern zählen laſſen**; warum ſollte man nicht von Dingen, die faſt einzig in ihrer Art ſind, im Scherze ſagen dürfen: daß ſie ſich an der Naſe zählen laſſen? Denn im Franzöſiſchen: Choſes, qu'on peut compter avec le nez, ſe dit de celles qui ſont très rares et presqu'uniques en leur eſpèce. Duchatiana p. 487. Part. 2.

Vergleichung Deutſcher Wörter und Redensarten mit fremden.[*]

Fakſen machen. Ob dieſes nicht mit dem Griechiſchen [illegible] eine Verwandtſchaft haben ſollte, von welchem Worte nachzuſehen Eraſmi Adagia p. m. 21.

Himmelweit von etwas verſchieden ſeyn, nach dem Lateiniſchen toto coelo diſtare ebend. p. 20.

Von ſelbſt, ſo viel als freywillig. Dieſem Ausdrucke iſt der Lateiniſche ab ſe für ſponte ſua ſehr ähnlich, welcher beſonders bey Plautus vorkommt, z. E. Ab ſe exit. Menæchm. 1. 2. 66. Man ſehe die Anmerkung Taubmanns über dieſe Stelle, die ſich der neue Herausgeber von Giſanii Obſervat. Lat. I. p. m. 3. zugeeignet hat.

Es kann nicht fehlen, für: es iſt nothwendig. Der Lateiner: abeſſe non poteſt, quin. S. Giſan. l. c. p. m. 4.

Aufs höchſte. Cic. p. Mil. c. 12. ad ſummum.

Jemanden den Daumen halten, premere pollicem. Er. Adag. p. 118.

---

[*] Es befinden ſich darunter mehrere Vergleichungen Deutſcher Redensarten mit **Griechiſchen**. Leſſing hatte nemlich in frühern Zeiten den Plan, nach dem Beyſpiele einiger Franzöſiſchen Gelehrten, etwas über die Analogie der Deutſchen und Griechiſchen Sprache zu ſchreiben. Ein dazu gehöriges Manuſcript iſt 1759 angefangen, und hat die Ueberſchrift: **Ueber die Aehnlichkeit der Griechiſchen und Deutſchen Sprache, zur Erleichterung der erſtern, und Verbeſſerung der letztern.** Leſſing ſcheint bey dieſer Idee von keinem beſtimmten Princip ausgegangen zu ſeyn; denn bald leitet er Griechiſche Wörter von Deutſchen, z. B. [illegible] von **den**, bald Deutſche von Griechiſchen, z. B. Ehre von [illegible], ab. Ueberall aber giebt er zu viel auf die Aehnlichkeit des Klanges der Wörter. In der Folge hat er ſelbſt die Hand von dieſem Plane abgezogen, und das Publicum würde durch die Mittheilung dieſer wenigen Anmerkungen nichts gewinnen. **Fülleborn** in Leſſings Leben III, S. XV.

Wohlbeſprecht welches Logau braucht, iſt ohne Zweifel das Engliſche fine ſpoken, der gut zu reden, ſich auszudrücken weiß.

Aus der Hand ins Maul. Engliſch: They have but from hand to mouth.

Topffreundſchaft, nach dem Griechiſchen χύτρας φιλία. Erasm. p. 122.

Hölzern, abgeſchmackt, albern. Griechiſch: [illegible]. Erasm. p. 98.

Einem etwas ins Maul ſchmieren, einkäuen, præmanſum in os inſerere. Erasm. p. 145.

Gepfeffert, was ſehr theuer iſt. Auch die Franzoſen haben einen ſprichwörtlichen Ausdruck, cher comme poivre. (Duchatiana P. 2. p. 531.) Beyde Ausdrücke ſchreiben ſich ohne Zweifel von aus den Zeiten her, da der Pfeffer ungleich theurer war, als er jetzt iſt.

Man muß Hundshaar auflegen. Il faut prendre du poil de la bête.

Die Katze im Sacke kaufen. Acheter chat en poche.

Abgeben, für: etwas ſeyn, einen Soldaten abgeben. Das Engl. give off, z. E. beym Wicherley (Love in a Wood Act. 4. p. 81.) no man breathing would give off a Loſer, as ſhe ſays.

Vorboten. Dieſes Wort brauchen wir öfters gewiſſe prognoſtiſche, ominöſe Zufälle auszudrücken. Z. E. Vorboten des Todes ꝛc. Und die gemeine Ableitung iſt von Bote, nuntius; Vorläufer gleichſam, welche die Annäherung dieſer oder jener wichtigen Begebenheit anſagen. Ich will dieſe Erklärung auch nicht platterdings verwerfen; aber ein Engliſches Wort, welches Deutſchen Urſprungs iſt, und ſowohl im Klange, als in der Bedeutung viel Aehnlichkeit mit dieſem Vorboten hat, ſollte mich faſt vermuthen laſſen, daß ſeine Wurzel weit tiefer liege; to bode nemlich, oder abode, heißt: vorbedeuten; und bodement oder abodement die Vorbedeutung. Z. E. This bodes ſome ſtrange eruption to our ſtate. Hamlet.

Es wäre nicht das einzige Exempel, wo aus unſrer jetzigen Sprache der alte Stamm eines Wortes ſo gänzlich verloren gegangen, daß man ſich gedrungen geſehen, es zu der figürlichen Bedeutung eines ganz andern gleichlautenden Wortes zu machen.

Ich werde in dieſer Muthmaßung noch mehr beſtärkt, da ich ſehe, daß man auch ſogar to forebode und foreboder in eben dieſer Bedeutung im Engliſchen ſagt, boder aber nichts weniger, als Bote, nuntius, heißt.

Knäuel leitet Friſch von glomus her. Ich glaube aber, daß es urſprünglich Deutſch und mit dem Engliſchen coil verwandt iſt, welches nicht allein Tumult, Verwirrung bedeutet, ſondern auch, wie es Johnſon erklärt: a rope wound into a ring; und das iſt ein Knäuel.

Fehlen, in der unbeſtimmten Bedeutung, da es nicht ſowohl einen wirklichen Mangel, als nur eine gewiſſe Dispoſition anzeigen ſoll: als z. E. was fehlt ihm? für: was iſt ihm, daß er ſo unſinnig lacht, ſo kläglich weint? In dieſer Bedeutung iſt es das Engliſche to ail. Als: What ails the man, that he laughs without reaſon?

Allerliebſt. Die Engländer, wenigſtens Shakeſpear, haben dieſes Wort offenbar unſerer Sprache abgeborgt, alderlieveſt.

With you, mine alderlieveſt ſovereign.
Henry VI.

Und Johnſon glaubt ganz unrichtig, daß es von ald, alder, old, elder und lieve, dear, beloved zuſammengeſetzt ſey, in welcher Meinung er es denn auch durch which has hold the longeſt poſſeſſion of the heart umſchreibt.

All, wird von uns, und beſonders in dem plattdeutſchen Dialekte, auch öfters als ein Adverbium gebraucht, und heißt alsdann ſo viel, als gänzlich, völlig. Z. E. Es iſt all fertig; es war all fünf Uhr. In dieſem und dergleichen Fällen ſagen wir auch wohl: es war allbereits fünf Uhr; und ſodann bedeutet dieſes allbereits, welches man eigentlich als zwey Wörter ſchreiben ſollte, ſo viel als ſchon völlig.

Auch die Engländer brauchen ihr all auf dieſe Weiſe, und ſagen Z. E. he is all ready &c. Allweiſe, all-wiſe, preſent of infinite wisdom u. ſ. w. allſehend, allwiſſend, allmächtig.

Alloh, oder allo, dieſe anreizende, anfriſchende Interjection kommt zwar allem Anſehn nach von dem Franzöſiſchen allons; da ſie aber einmal ſo allgemein üblich iſt, ſo glaube ich, daß wir eben daſſelbe Recht haben, bey ihrer Rechtſchreibung von der Etymologie abzuweichen, und ſie bloß nach der Ausſprache zu ſchreiben, welches die Engländer haben: to alloo, to incite a dog, by crying alloo.

Allein kommt faſt durchgängig mit dem Engliſchen alone überein. Nur zweifle ich, daß man eine einzige Redensart anführen kann, wo es ein Adjectivum wäre, welches nach dem Johnſon alone faſt immer iſt.

Längſt, die Länge hin, alongſt; als alongſt the ſea-coaſt, längſt der See-Küſte.

Mang, dermang, woven das Zeitwort mengen. Engl. among amongſt.

Sich belaufen, to amount, in der Hauptſumme ausmachen. Als: die Defecte, die man ihm gezogen hat, belaufen ſich auf —

Belauf der, amount; das Total von verſchiedenen Summen.

Aergern, einen, Aergerniß. Wenn man dieſe Worte von arg, ärger ableitet, ſo weiß ich gar nicht, wie ſie zu der Bedeutung gekommen ſind, welche ſie eigentlich haben. Ich bin daher auf den Einfall gerathen, ob ſie nicht vielleicht mit dem Engliſchen anger, to anger verwandt ſeyn, und alſo vielmehr änger, Aengerniß heißen ſollten. Wenigſtens drücken die Engliſchen Worte gerade das nemliche aus.

Perenius leitet es von dem Gothiſchen angun, anguſtus her; welches unſer enge wäre, daß es alſo auch ſonach eigentlich Aengerniß heißen müßte.

Rathen, to aread, oder areed. But mark what I aread thee now. Aber merke, was ich dir nun rathe. Milton.

Ars. Auch die Engländer haben dieſes Wort: Arſe; es bedeutet bey ihnen aber nur the buttoks, or hind part of an animal. Sie brauchen es alſo nicht von dem Menſchen, von welchem es bey uns faſt nur allein gebraucht wird.

Als, mit dem Engliſchen as in ſeinen verſchiedenen Bedeutungen zu vergleichen.

Eſche oder Aeſche, Fraxinus. Engl. aſh.

Aſchgrau, heißt unſtreitig, grau wie Aſche, cinis. Die Engländer ſagen aſh coloured, und Johnſon erklärt dieſes Wort, coloured between brown and grey like the bark af an aſhen branch; wie die Borke oder Rinde eines Eſchen-Aſtes. Er hat aber wohl gewiß unrecht, und aſh iſt hier unſer Aſche. Ohne Zweifel aber iſt Johnſon dadurch irre gemacht worden, daß das Engliſche Wort, welches cinis bedeutet, in ſeiner Sprache nur ein plurale tantum iſt, aſhes. Allein wird die Termination des Pluralis es nicht eben ſo auch in Aſhwedneſday, Aſchermittewoch, weggeworfen!

Ahle die, ein Inſtrument Löcher zu ſtechen. Engl. awl.

Bä, Bäh, bähen, von Schafen, nach derſelben Laute formirt. Engl. to baa.

Bube, ohne Zweifel iſt das Engliſche babe und baby, ein kleines Kind, damit verwandt. **Puppe**, Engliſch baby, ſcheint folglich von Bube herzukommen ꝛc.

Bückelein, Buckel, Engliſch back, der Rücken. Auch bedeutet es oft überhaupt den Rücken, als: einem den Buckel voll prügeln. Beſonders aber heißt es ſo viel als gibbus; und iſt vielleicht ein Diminutivum von Buck, backe. Denn was iſt der Höcker anders, als gleichſam noch ein kleiner Rücken auf dem großen?

Pack, ſarcina, packen, colligere in ſarcinam, leitet Friſch von pango, πηγνυω her. Ich wollte es faſt lieber von back, Buckel, der Rücken, herleiten, weil es auf den Buckel eigentlich genommen wird. Einem etwas aufpacken, dem Pferde aufpacken, heißt nichts anders, als etwas auf eines Rücken legen. So iſt auch das Engliſche bag, ein Sack, vielleicht mit back verwandt.

Rückwerts, backwards. Wäre es alſo vielleicht nicht beſſer, wir ſchrieben rückwärts?

Vorwerts, forwards.

Bockspfeiſe, Engliſch bagpipe. Johnſon derivirt es von bag und pipe; the wind being received in a bag. Man ſagt auch wohl ſchlechtweg: der Bock, oder der polniſche Bock.

Scheckig, vielleicht von Schach, Engliſch Check (tſcheck), weil es würflich und bunt iſt. In dieſer Sprache wenigſtens fällt die Ableitung leichter in die Augen, da Check ein Schach und checky ſcheckig heißt. Checkerboard, ein Schachbrett, und to checker, eingelegte Arbeit machen, etwas mit vielen Farben unterſcheiden.

Dottend, dottricht, Engliſch to dote, kindiſch, aberwitzig werden; a Dotard, ein alter, aberwitziger Geck. Hiervon iſt auch das Franzöſiſche radoter abzuleiten, wovon beym Richelet (Ausgabe Amſt. 1732. 4to) zwey ſeltſame Derivationen zu finden. Mr. de la Mothe le Vayer, heißt es da, dit dans ſon Jugement d'Herodote, que Caſaubon a cru que les hiſtoires fabuleuſes d'Herodote avoient donné lieu à former le mot radoter, prenant pour une etimologie, ce qui n'eſt vraiſemblablement qu'une ſimple alluſion. Radoter a été fait de readdubitare; ce qui le confirme, c'eſt la remarque de Mr. Menage, qui raporte, que le petit peuple du Bleſois & de Normandie dit encore aujourd'hui, il redoute pour il radote.

Meerrettig, ſo viel als Pferderettig, von Mähre, ein Pferd; welches zum Theil auch aus dem Engliſchen erhellt, wo Meerrettig, horſe-radish heißt. Maire, Engl., eine Stute, ein Mutterpferd.

Qualm, ſo viel als Dampf; mit dieſem Worte würde man vielleicht am beſten das Franzöſiſche vapeurs, (welches Richelet durch fumée d'un ſang echauffé qui monte au cerveau erklärt), ausdrücken. Die Engländer nennen wenigſtens das Herzweh, oder eine kleine Uebelkeit Qualm, welches ſie Kwahm ausſprechen.

Queckſilber, Engl. quick, geſchwind, lebhaft, zur Erklärung der erſten Silbe. Es heißt auch im Engliſchen quick-ſilver; ſo wie quick-ſand Triebſand. Vielleicht könnte man alſo auch ſagen, Triebſilber, um ein ganz Deutſches Wort zu haben. Triebſand iſt ſo viel als Treibſand, ſable mouvant.

Racker, Schinder, Peiniger. Engl. to racke, foltern, peinigen; racker, ein Peiniger. Wir haben auch noch das Wort abrackern, welches gemeiniglich von Pferden gebraucht wird.

Hammel, **Hammer**. Vielleicht iſt das Stammwort Hamm (ein Widder) geweſen; Engl. ram, und daher Hammel und Hammer, etwas, womit man etwas ſchlägt oder ſtößt. Von dem Stammwort ram haben wir in unſrer Sprache die Ramme, rammeln oder rammen, einrammeln; Engl. to ram. Das Stammwort Hamm iſt noch alsdann gebräuchlich, wenn man einem Bocke zuruft: Hamm, Hamm!

Der Gaden, ſo viel als Stockwerk; ſ. deutſch-engliſches Lexicon von Ludwig.

Gaudieb, **Gau**, heißt ſchnell, behend; ſ. Ludwig ſ. W.

Denke, oder **Gedenkzettel**, iſt das mehr Deutſche Wort für ein promemoria. Man will es aber jetzt nur im figürlichen Verſtande brauchen, und noch dazu im gemeinen Styl.

Die Gehre, ſo viel als Falte oder Zipfel. Ludwig ſ. deutſch-engliſch Lexicon.

Geigenharz, Colophonium. Ludwig ibid.

Geilen, unverſchämt um etwas betteln, id. ibid. wovon auch das Subſt., ein Geiler.

Schutzgeiſt. Ludwig ſagt auch Schirmgeiſter, und Frohngeiſter, welches letztere allenfalls von Kobolden zu brauchen wäre.

Das Gelag, a club, wo jeglicher von der Geſellſchaft ſeine Zeche bezahlt. Ein Kränzchen, wenn die Bewirthung in der Geſellſchaft die Reihe herumgeht.

Geldklemme Zeiten, dieſer Ausdruck wäre zu dulden; aber nicht das Subſt.: die Geldklemme, weil das beſſere Wort der Geldmangel vorhanden iſt. Ludwig hat beydes.

Geleit, convoy, train. Ein Geleit von Kriegesſchiffen. Er iſt unter einem großen Geleit von Kutſchen eingeholt worden.

Ein **Miniaturgemälde** nennt Ludwig ein getüpftes Gemählde. S. deutſch-engliſch Lexicon. Gemälde.

Gemeinſam, mit dieſem Worte würde man nicht übel das Lateiniſche popularis oder plebejus ausdrücken. **Gemeinſamkeit**.

Genießrecht; uſufructus. Ludwig ibid.

Gern, ein Gerngroß, ein Gerngelehrter ꝛc.

Schagrin Ludwig nennt es geſtipft Leder.

Der und die Götte, Ludwig ibid. für Gevatter.

Tater, ſoviel als Zigeuner, (Ludwig), vielleicht ſoviel als Tartar, wofür dieſe Leute gehalten werden. Shakeſpear in den Merry Wives of W. p. m. 240. ſagt: Bohemian-Tartar, wie mich dünkt, in gleichem Verſtande.

Rauſch, beym Shakeſpear kömmt das Wort rouſe in dieſem Verſtande vor. Othello Ac. II. S. XI. p. m. 218.

Fore heav'n, they have give me a rouſe already.

Das Gloſſarium bey der kleinen Ausgabe ſagt zwar, daß rouſe ſo viel ſey als carouſe, Fr. carouſſe, Deutſch Kehraus oder Garaus; allein der Zuſammenhang zeigt in der angeführten Stelle, daß es bloß Rauſch bedeuten kann.

Stocken, für einen ſtecken, im Spiele, d. i. für einen ſetzen. Der Steck würde alſo der Satz im Spiele heißen, (Engliſch ſtake) und überhaupt ſehr wohl für das Franzöſiſche fond zu brauchen ſeyn; wie es denn auch noch in dem zuſammengeſetzten Worte: Armenſteck, vorkömmt.

Barfuß, **Barfüßer**, Engl bare, bloß, nackend. Vielleicht iſt das Wort baar (baar Geld) ebendaſſelbe, obgleich einige es von parata pecunia ableiten wollen.

Flinte. In dem Engliſchen hat man das Wort Flint, ein Feuerſtein, und vielleicht muß man die Bedeutung des Deutſchen Wortes Flinte daher nehmen, daß es nemlich ein Schießgewehr bedeutet, welches durch Hülfe eines Feuerſteins losgebrannt wird, anſtatt daß es bey den andern mit Lunte geſchieht. So wie im Franzöſiſchen fuſil, beydes ein Feuergewehr, und den Stahl, womit man Feuer ſchlägt, bedeutet.

Ausſchänden einen, nicht ausſchändiren; denn warum ſollte ein gutes Deutſches Wort die Endung derjenigen Zeitwörter haben, die wir aus dem Franzöſiſchen borgen? Engliſch to ſhent. We ſhall all be ſhent: Shakeſpear Merry Wives of Windſor p. m. 191.

Mumme, Englich Mum. Es kömmt in den Merry Wives of Windſor vor, p. m. 198. Und in einer andern Ausgabe ſtehen die Worte darunter: flattering liquor much in uſe among the Flemings.

Meyerey. Kömmt ohne Zweifel von meyern, mähen, her. Ein Ort für die Mäher.

Maſchine. Wir haben dieſes Wort nicht ſowohl von dem Lateiniſchen Machina, als von dem daher abgeſtammten Franzöſiſchen machine entlehnt. Daher kömmt es auch, daß wir nicht Machine, ſondern Maſchine ſprechen, und es auch ſo ſchreiben müſſen. Bey dem Verbum hingegen behalten wir die Lateiniſche Ausſprache bey, und ſagen **machiniren**, nehmlich in der figürlichen Bedeutung, für verderbliche Anſchläge gegen einen machen.

Hufſchmidt, figürlicher Weiſe nennt man einen Hufſchmidt jeden, der in ſeinem Handwerke oder Profeſſion grob und plump arbeitet. So wie die Franzoſen in dieſem Verſtande ihr Maçon brauchen, ce n'eſt pas un tailleur, ce n'eſt pas un cordonnier, c'eſt un vrai maçon.

Maculatur, ein Kunſtwort der Buchdrucker und Buchhändler für gedruckte Bogen, welche nicht gut abgezogen ſind, oder ſonſt keinen Werth mehr haben, und die man folglich zu nichts als zum Einpacken brauchen kann. Wir haben es zum Neutrum gemacht, und im Franzöſiſchen iſt es weiblichen Geſchlechts. C'eſt une maculature.

Maſche, maille. **Eine Maſche aufheben**, das iſt eine Maſche, welche aufgegangen iſt, wieder zuziehen; reprendre une maille.

Windel, von winden. Er lag noch in der Windel, il etoit encore au maillot.

Windeln.

Einwindeln, emmailloter.

Aufwindeln, desmailloter.

Hand, für eines jeden beſonderer Zug im Schreiben. Ich kenne ſeine Hand; er ſchreibt eine ſchöne Hand. Auch die Franzoſen brauchen ihr la main in dieſem Verſtande; reconnoitre la main de quelqu'un, pour dire, reconnoitre ſon ecriture.

Handſchreiben, im Stylo curiae von königlichen Briefen, oder andern hohen Perſonen gebräuchlich. So nennen auch die Franzoſen lettres de la main, Briefe, welche der König ſelbſt geſchrieben, oder doch unterzeichnet hat.

Hand.

Aus der erſten Hand etwas kaufen, d. i. von dem kaufen, der es zuerſt verkauft. Der Franzoſe bedient ſich des nehmlichen Ausdrucks; prendre, acheter une marchandiſe de la première main. **Nach der Hand etwas verkaufen**, d. i. ohne es zu wägen; eben ſo der Franzoſe, acheter de la viande à la main.

Bey der Hand, etwas haben, ſeyn, d. i. gleich in Bereitſchaft haben, oder ſeyn, daß man nur darnach langen darf. Vous avez là toutes choſes à la main.

Unter Händen, etwas haben, d. i. in Arbeit.

Unter den Händen wegkommen, ſich verlieren, d. i. da man es noch den Augenblick vorher in den Händen gehabt, indem man die Hände gleichſam noch darüber gehalten.

Hand an etwas legen, mettre la main à quelque choſe.

Unter der Hand, ſoviel als heimlich, wie das Franzöſiſche ſous main. Faites lui dire cela ſous main. Laßt ihm unter der Hand ſagen.

Vorhand, im Spiele, ſo viel als Vorzug. Ich habe die Vorhand, d. i. ich bin der erſte, der dieſes thun darf; ich habe das erſte Recht darauf. Der Franzoſe braucht hier das bloße main, nicht avant-main, welches, wie arrière-main, in dem Ballſpiele Schläge bedeutet, die entweder mit der rechten oder der verkehrten Seite der Raquette geſchehen, il joue mieux que vous au piquet, il vous donneroit dix & la main.

Leſe die. Im Kartenſpiel ſo viel als Stich; un levé de cartes. Wofür der Franzoſe aber auch ſagt main: Combien avez vous mains? Wie viel Stiche haben Sie?

Buch, ein Buch Papier, d. i. eine Lage Papier von 24 Bogen. Main de papier; welches bey den Franzoſen aber aus 25 Bogen beſteht.

Patſche, Patſchchen, jenes eine große plumpe, dieſes eine kleine Hand, une menotte.

Aermel, etwas aus dem Aermel ſchütteln, etwas ohne die geringſte Schwierigkeit hervorbringen; als ob man es ganz fertig in dem Aermel verborgen gehalten, daß man es nur herausſchütteln dürfe. So ſagt der Franzoſe: avoir une choſe, une perſonne dans ſa manche, pour dire, en diſpoſer, en être aſſuré. „S'il joue contre cet homme là, il tient un parti dans la manche."

Manſchette; man muß es vergeſſen, daß dieſes aus dem Franzöſiſchen entlehnte Wort von main abſtammt, um unſere gemeine Eintheilung in **Hand-** und **Stiefelmanſchette**, nicht abgeſchmackt zu finden.

Manier, die, von dem Franzöſiſchen manière, Art, Weiſe. Es iſt ein Wort, das in gutem und böſem Verſtande gebraucht werden kann. Hingegen wird das davon abgeleitete Adjectivum, **manierlich**, nur in gutem gebraucht.

Manier, als ein Kunſtwort der Malerey, heißt die beſondere

Art, das Eigenthümliche eines jeden Malers, es ſey in der Zeichnung oder im Colorit.

Geſprächweiſe, heißt
1) ſo viel als dialogiſch. „Dieſes Buch iſt geſprächweiſe abgefaßt.“
2) ſo viel als das Franzöſiſche par manière d'entretien.

Haus, für Familie, Geſchlecht. Er iſt von gutem Hauſe. Il eſt de bonne maiſon. Dieſes Haus iſt erloſchen, vollkommen wie der Franzoſe: cette maiſon eſt eteinte.

Gotteshaus, für Kirche, la maiſon de Dieu.

Stadthaus, für Rathhaus, ſcheint mir mehr Holländiſch als Deutſch zu ſeyn. Auch der Franzoſe ſagt maiſon de ville.

Häuschen, maiſonnette.

Meiſter. In dem Verſtande, in welchem die Franzoſen auch ihr maitre brauchen, da es einen bedeutet, der Bedienten, Hausgeſinde, Sklaven hat, brauchen wir es nicht; ſondern in dieſem Verſtande brauchen wir Herr. Bey uns zeigt Meiſter einen Mann an, der etwas lehret, oder das Recht hat, etwas zu lehren. Tanzmeiſter, Maitre à danſer, Schreibemeiſter, Fechtmeiſter, Maitre d'armes. Und bey den Handwerkern iſt es zu einer Art von Titel geworden, da es denjenigen anzeigt, der ſein Handwerk gehörig erlernt, und nunmehr die Freiheit erlangt hat, es für ſich zu üben, und wieder andere zu lehren; als Meiſter Schuſter, Meiſter Schneider. In dem komiſchen Style würde man auch vielleicht nicht übel ſagen: Meiſter Gaudieb zu einem Erzbetrüger, ſo wie das Franzöſiſche Maitre Gonin. Ferner bedeutet es einen, der zu befehlen hat. Sie ſind Meiſter und Herr. Vous etes le maitre. Als noch die Franzoſen Meiſter von dieſer Stadt waren.

meiſtern, einen, heißt nicht ſowohl, wie das Franzöſiſche maitriſer quelqu'un, einen unumſchränkt beherrſchen (c'eſt injuſtice de vouloir maitriſer ſes égaux) als einen tadeln, einem zeigen, worin er es hätte beſſer machen können.

Uebel, böſe Uebel, das, für Epilepſie; le haut mal, le mal caduc. Uebel, das, wird auch manchmal überhaupt für Krankheit, und beſonders für eine anſteckende Krankheit gebraucht. Er iſt es, der das Uebel in die Stadt gebracht hat, c'eſt un tel qui a apporté le mal dans cette ville.

Kränklich, was leicht und oft krank wird. Das Franzöſiſche maladif.

Krampf, tenſio ſpaſtica. Friſch ſagt nichts von der Abſtammung oder Verwandtſchaft dieſes Worts. Ich finde aber, daß die Franzoſen das Wort crampes haben, welches nichts anders bedeuten kann. Z. E. in der Tour tenebreuſe (p. 42.) heißt es von der ſchönen Reſanie: pour s'exemter de cette occupation de filer qui lui etoit ſi inſupportable, elle dit qu'elle avoit des crampes dans les doigts. —

Den Anfang nehmen, αρχην λαμβανειν. Ael. V. H. 2, 28.

Auf Jemanden ſehen, mit Bewunderung βλεπειν εις τινα.

Ein Doppelmann (S. Wörterbuch zum Logau) διπλους ανηρ.

Einhändigen, in eines Hände geben, εγχειριζειν, und εγγυαλιζειν.

Außer der Maaßen, εξω του μετρου.

Sich einer Sache unterziehen, ὑποζευγνυμι Soph. Aj. 24. (der Jug ζυγος, jugum.)

Schadenfroh, ein Wort, welches vielleicht ſonſt keine Sprache mit Einem Worte wieder zu geben weiß. Der Grieche hat κακοχαρτος. Heſ. Op. et D. 28.

Auf den Tod krank ſeyn, νοσειν επι θανατῳ. Ael. V. H. 8. 11.

Die Augen auf etwas werfen. τω οφθαλμω παραβαλλειν εις τι. Ariſtoph. Eq. 173.

Vorfallen, ſich ereignen, zutragen. Eben ſo προσπιπτειν im Griechiſchen. Pythag. Aur. Carm. 21. πολλοι δ'ανθρωποισι — λογοι προσπιπτουσι, es fallen unter den Menſchen vielerley Reden vor.

Noth, für nöthig: es iſt Noth. So die Griechen ihr χρεων. Pythag. ib. 30.

Es iſt noch nicht ſieben Jahr, ουπω ετη εστιν ἑπτα.

Aufheben, z. B. die Geſetze. Eben ſo das Griechiſche αναιρειν τους νομους.

Nicht ſo viel jemanden trauen, für gar nicht. Eben ſo der Engländer: I care not this for you.

Altdeutſcher Witz und Verſtand.*)

I.

Priameln.

1.

Welcher Prieſter ſich des vermeß
Der ein Jahr ob dem Scholder ſeß,
Und ein Jahr in Freyheiten-Weis umlief,
Und ein Jahr all Nacht in der Badſtuben ſchlief,
Und (wär) ein Jahr eines Bubenvaters Knecht,
Und ein Jahr ein Büttel und Pul fur recht,
Und daſelbſt allerley Recht ſpüret,
Und ein Jahr einen Blinden führet,

---

*) Zuſätzen in Leſſings Leben III, S. XVI. „Etliche Bändchen, Bogen und Blätter mit Denkverſen u. dergl. glaubte ich am beſten unter die Rubrik: **Altdeutſcher Witz und Verſtand**, zuſammen zu ordnen. Denn ſo ſagt **Eſchenburg** im 5ten Beytrage **Zur Geſchichte und Literatur aus den Schätzen** ꝛc. S. 185.

„Unter dieſer Aufſchrift war der ſel. Leſſing ſeit mehrern Jahren Willens,
„eine Sammlung von Sprüchwörtern, Apophthegmen und Denkverſen altdeutſcher
„Schriftſteller zu veranſtalten, die er zum Theil aus verſchiednen
„Handſchriften der wolfenbüttelſchen Bibliothek, zum Theil aus gedruckten
„Büchern des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts zu wählen
„gedachte.“

Es befanden ſich unter den Papieren beynahe alle die **Priameln**, welche Eſchenburg in dem angeführten Beytrage, und neuerlich in **Gräters Bragur** Th. 2. S. 332. f. mitgetheilt hat. Nur acht Priameln erſcheinen hier zum erſtenmal.

Das **Lehmannſche** Florilegium politicum (Lübeck 1639. 8.), aus welchem mehrere Apophthegmen genommen ſind, wollte Leſſing wahrſcheinlich beſonders bearbeitet herausgeben, wie ich aus einem rein und zierlich geſchriebnen Titelblatte vermuthe, welches ſo lautet:

Chriſtoph Lehmanns Blumengarten, friſch ausgejätet, aufgehackt und umzäunt von einem Liebhaber alter Deutſcher Sprache und Weisheit. Erſtes Beet. 1770.“

Und wär ein Wirt in einem Frauenhaus,
Da würd erſt ein guter Beichtvater draus.

Scholder, wahrſcheinlich Schuld-Thurm. Alſo keine Perſon, wie es Friſch erklärt.

Freyheit, freye Knecht im Kriege, die ſich wahrſcheinlich vom Raube nährten. Pul fur recht verſteh' ich nicht.

2.

Wer Frauen die Köpf ſtößt an einander,
Wenn eine heimlich redt mit der ander,
Und ſcharfe Meſſer haut in Stein,
Und an ein Tanz ſtreut ſpitzige Bein,
Und in ein Eſſen riert Aſchen,
Und Löcher bohrt in Beutel und Taſchen,
Und den Frauen hinten auf die langen Mängel tritt:
Der arbeit auch gern, des man ihm nicht bitt.

3.

Nebel, übrige Kält und heiſſe Glut,
Taubenmiſt und auch ihr Brut,
Winpran ſtechen und Augen reiben,
So Blattern und Roth darinn thut bleiben,
Geſtöber, Blitz, Sunn und auch Rauch,
Groß Trünk, Zwiffel und Knoblauch,
Weiſſer Schnee und auch heiſſe Bad:
Die Ding ſeyn all den Augen ſchad.

4.

Ein alter Jagdhund, der nimmer mag jagen,
Und ein alter Eſel, der nimmer Säck mag tragen,
Und ein alte Bubin ungeſchaffen,
Die ſich lang genehrt unter Pfaffen,
Und ein Taſche ohne Fach,
Und ein alter Dienſtknecht krank und ſchwach,
Und ein altes Schaf, das nimmer tregt Wollen,
Und ein alt Mann, der nimmer mag nollen,
Und ein altes blindes hinkes Pferd:
Die ſeyn im Alter alleſampt unwerth.

Nollen, was es hier heißt, ſieht man leicht. Friſch erklärt es durch ſchütteln.

5.

Welcher Mann an Freuden iſt erloſchen,
Und unten gar hat ausgedroſchen,

Und ſchwach und krank iſt an ſeinem Leib,
Und hat ein ſchönes junges Weib,
Die unter dem Gürtel iſt hungrig und geitig,
Dem ſeyn die Riſſarbeit über Jahr zeitig.

Riſſarbeit, vielleicht ſo viel als Sarg.

6.

Wer ab will löſchen der Sunnen Glanz,
Und ein Geiß will nöthen, daß ſie tanz,
Und einen Stummen will zwingen, daß er hör,
Und ein Kuh will jagen durch ein Nadelöhr,
Und geiſtlich Münch will machen aus Schälken,
Und aus einem Eſel Met will melken,
Und an ein Ketten will binden ein Fiſt:
Der arbeit gern das unnütz iſt.

7.

Ein junge Maid ohn Lieb,
Und ein groſſer Jahrmarkt ohn Dieb,
Und ein alter Jud ohn Gut,
Und ein junger Mann ohn Mut,
Und ein alte Scheuern ohn Mäuß,
Und ein alter Peltz ohn Läuß,
Und ein alter Bock ohn Bart:
Das iſt wider die natürlich Art.

8.

Von dem Zinken, Quater und Eß
Kommt mancher in des Teufels Neſt.
Von Quater, Zinken und von Dreyen,
Thut mancher Waſſengo ſchreyen.
Von Eß, Seß und von Tauß
Hat mancher gar ein ödes Haus.
Von Quater, Drey und von Zinken
Muß mancher lauter Waſſer trinken.
Von Zinken, Drey und Quater
Weint oft Mutter Kind und Vater.
Von Zinken, Quater und Seß,
Muß Jungfrau Metz und Agnes
Oft gar lang unberathen bleiben:
Will er die Läng das Spiel an treiben.

2.

Altdeutſche Reime.

Für Liebhaber eines triftigen Sinns in ungekünſtelten Worten.

Aus Bürgerluſt. Zw. Th. 1663. 12.

°

Will einer wiſſen, wer er ſey,
Der ſchelt' zween andre oder drey,
Wo ihms die erſten zween vertragen,
Wird ihm der dritt' die Wahrheit ſagen.
Drum laß ein jeden, wer er iſt,
So ſagt er auch nicht, wer du biſt.

°

Urtheil nicht nach des Manns Gebehrd,
Kunſt macht auch einen Lahmen werth.

°

Mancher könnt' die Kappe ſparen:
Man kennt ihn ſo ſchon für einen Narren.

°

Sieh auf Dich, und auf die Deinen,
Darnach ſo ſchilt mich und die Meinen.

°

Wer entbehrt der Ehre,
Dem iſt weder wohl noch wehe.

°

Schenk iſt geſtorben,
Gebhard iſt verdorben.

°

Kappen, Pfeffer und Kalk
Verbergen manchen Schalk.

°

Lieber Rock reiß nicht,
Herrengunſt erbt nicht.

°

Dien wohl und fodre keinen Sold,
So werden dir die Herren hold.

°

Ein eigner Herd
Iſt Goldes werth;
Iſt er ſchon arm,
Er iſt doch warm.

*

Langſam zum Säckel, hurtig zum Hut,
Hilft manchem armen jungen Blut.

*

Das Kleid ziert einen Mann,
Wers hat, der zieh es an.

*

Alte Leute, alte Ränke:
Junge Füchſe, neue Schwänke.

*

Alte Freund', alter Wein, alt Geld,
Führen den Preis durch alle Welt.

Aus Lehmanns Florilegium.

*

Wenn alle Leute wären gleich,
Und wären alle ſämmtlich reich,
Und wären all zu Tiſch geſeſſen,
Wer wollte auftragen Trinken und Eſſen?

*

Der Fuchs ändert den Balg,
Und behält den Schalk.

*

In kleinem Sack
Steckt oft großer Pack.

*

Von einem Streich
Fällt keine Eich.

*

Schöne Geſtalt
Hat große Gewalt.

*

Was nicht will werden ein Bildſtock,
Das werd' ein Sautrog.

*

Beſſer ichts, (etwas)
Sprach der Wolf, denn nichts,
Als er nach einem Schafe ſchnappte
Und dafür eine Muck ertappte.

*

Wer antwortet auf unnützes Geſchrey,
Der macht aus Einem Unglück zwey.

*

Der Mann iſt Ehrenwerth,
Der alle Ding zum Beſten kehrt.

*

Die Armen helfen all,
Daß der Reiche nicht fall.

*

Bitter im Mund
Iſt dem Herzen geſund.

*

Wer ein Ding nicht ſehen will,
Dem hilft weder Aug noch Brill.

*

Halt dich warm,
Füll nicht zu ſehr den Darm,
Mach dich der Grete nicht zu nah,
Willſt du werden alt und graw.

*

Bauſt ein Haus,
So machs auch aus.

*

Hitz im Rath,
Eil in der That,
Geberen nichts als Schad.

*

Vorgethan und nachbedacht
Hat Manchen in groß Leid gebracht.

*

Wohl bedinget und gehalten,
Stehet wohl an Jung und Alten.

*

Der iſt eines Dinges nicht werth,
Der nicht das Herz hat, daß ers begehrt.

*

Zwey Hund an Einem Bein
Kauen ſelten klein.

*

Gute Hut
Behält ſein Gut,
Eigne Hut
Am beſten thut.

*

Es iſt keiner ſo reich,
Der Arm iſt ihm mit Denken gleich.

*

Da Ja und Nein im Brauche ging,
Da ſtand es mit der Welt nicht ſo gering.

*

Ein jeder Tag
Hat ſeine Plag.

*

Wer irre geht und wieder wend't
Der wird unbillig geſchänd't.

*

Grober Verſtand
Hält Beſtand.

*

Hart gegen Hart
Nimmer gut ward.

*

Ein blinder Mann, ein armer Mann,
Aber noch ein weit ärmer Mann,
Der ſein Weib nicht regieren kann.

*

Leihen macht Freund',
Wiederfodern macht Feind.

*

Wer borgt ohne Pfand,
Hat einen Wurm im Verſtand.

*

Borgen
Macht Sorgen,
Darum ſoll man nicht mehr verzehren,
Als der Pflug kann ernehren.

*

Laß fahren, was nicht bleiben will,
Es ſind der Mutter Kinder viel.

*

Wer will haben Gemach,
Bleib unter ſeinem Dach,
Wer will haben Ruh,
Bleib bey ſeiner Kuh.

*

Oſt oder Weſt,
Daheim iſt das Beſt.

*

Selig iſt der Mann,
Der Herrendienſt entrathen kann.

*

Wohl dem, der mit Gott und Ehren
Ohn Herrendienſt ſich kann ernehren.

*

Der alte Hund oft ſelbſt verſchuld't,
Daß man ihn länger nicht geduld't.

*

Einem Edelmann
Stehts ſehr wohl an,
Wenn er etwas vor andern kann.

*

Lediger Stand
Hat Ruh im Land.

*

Ohne Frauen und Wein
Können Männer nicht fröhlich ſeyn.

*

Eine harte Nuß und ſtumpfer Zahn,
Ein junges Weib und alter Mann
Zuſammen ſich nicht reimen wohl,
Seines gleich [illegible] er nehmen ſoll.

*

Schnell [illegible]
Ueberſicht [illegible]
Es iſt bald gethan,
Was bald reuen kann.

*

Feindes Mund
Redet ſelten Grund.

*

Hat Paul einen Schaden am Fuß,
Sanct Peter darum nicht hinken muß.

*

Freund' in der Noth
Gehen wenig auf ein Loth.

*

Wer will, daß ihms geling,
Seh ſelbſt zum Ding.

*

Einer hat Arbeit und Fleiß,
Der andre den Nutzen und Preis.

*

Große Freundſchaft und Geſchlecht
Macht manche böſe Sache recht.

*

Es iſt niemand ſo gut,
Er hat wohl zweyerley Muth.

*

Frommer Mann
Hilft, wo er kann.

*

Wer ſelber fleucht,
Den jagt man leicht.

*

Dreytägiger Gaſt
Wird eine Laſt.

*

Mancher nimmts mit Scheffeln,
Und giebts mit Löffeln.

*

Duck dich, und laß vorüber gahn,
Das Wetter will ſeinen Willen han.

*

Wer nicht kann denken und weben,
Der kann nicht lange leben.

*

Wer will haben gute Ruh,
Der ſeh und hör und ſchweige zu.

*

Es muß ſeyn,
Schick dich drein.

*

Mancher entfleucht dem Falken,
Und wird vom Sperber gehalten.

*

Selbſt der Mann,
Selbſt gethan!

*

Sey Hur oder Dieb,
Haſt du Geld, ſo biſt du lieb.

*

Daß man der Dornen acht,
Das haben die Roſen gemacht.

*

Gemein
Iſt nicht rein.

*

Was einem nicht kann werden,
Iſt ihm das Liebſte auf Erden.

*

Was man nicht kann meiden,
Soll man geduldig leiden.

*

Wer iſt gelehrt in Kunſt und Recht,
Der iſt nur andrer Leute Knecht.

*

Wer viel verſtehet, weiß und kann,
Der iſt ein hochbeſchwerter Mann.

*

Das gemein Geplärr
Iſt nicht ganz leer.

*

Ein Geſunder iſt geſchickt zu wandeln,
Ein Weiſer zu handeln.

*

Alle Thier und Vöglein ſind ſo weiſ',
Sie ruhn ein Stündlein auf ihre Speis.

*

Wer trinkt ohne Durſt,
Der Liebe pflegt ohne Luſt,
Und ißt ohne Hunger,
Der ſtirbt um zwanzig Jahre jünger.

*

Gewalt
Wird nicht alt.

*

Wer wohl iſt geſinnt,
Läßts bleiben, wie ers find't.

*

Einem jeden gefällt ſeine Weiſe wohl,
Drum iſt das Land von Narren voll.

*

Sieh für dich,
Treu iſt mißlich.

*

Angenomne Weis
Schmilzt wie Eis.

*

Ohne That der bloße Nahm
Steht mit ſchlechtem Lob beyſam.

*

Glimpf
Wird oft belohnt mit Schimpf.

*

Glimpflicher Mann
Führt die Leute an.

*

Kein Glück
Ohne Tück.

*

Glück und Unglück
Tragen einander aufm Rück.

*

Herrengunſt, Aprillen-Wetter,
Frauenlieb und Roſenblätter,
Würfel, Karten und Federſpiel
Verkehren ſich oft, wers glauben will.

•

Wer Böſes thut, daß Gutes draus komm,
Iſt er kein Schalk, ſo iſt er nicht fromm.

•

Mit Vielem hält man Haus,
Mit Wenigem kommt man aus.

•

Wer will haben ein ſauber Haus,
Der laß Soldaten und Pfaffen draus

•

Hoffen und Harren
Macht große Narren.

•

Wer hat, der behalt,
Die Lieb iſt kalt,
Und Unglück kommt bald.

•

Wer Jungfrau'n ſchänd't,
Nimmt kein gut End.

•

Klein und keck
Stößt den Großen in Dreck.

•

Almoſen geben, armt nicht,
Kirchengehen ſäumt nicht,
Wagen ſchmieren hindert nicht,
Unrecht gut faſelt nicht.

•

Acht nicht ſehr der Sterne Schein,
Wenn dir die Sonn will gnädig ſeyn
Wer aber ohne Sonn muß ſeyn,
Der nehm in Acht der Sterne Schein

•

Mich dünkt, ich halt, ich meyn, ich wähn, ich dacht,
Hat manchen guten Geſellen ins Verderben bracht.

•

Wer viel Handwerke kann,
Wird zuletzt ein Bettelmann.

•

Wär ein Haus ſo groß als der Rhein,
So gehört doch nur Ein Herr und Eine Frau drein.

*

Reu und guter Rath
Iſt unnütz nach geſchehner That.

*

Geiz und Ehr
Treibt die Leut über Meer.

*

Was Einer nicht erheben kann,
Soll er ſelbander liegen lahn.

*

Was man verbeut,
Das thun die Leut.

*

Haſt du Geld, ſo tritt herfür,
Haſt du keins, bleib bey der Thür.

*

Das Geld, zu rechter Zeit veracht't,
Hat manchen großen Nutzen bracht.

*

Fromm ſeyn ſchadt nicht,
Gar zu fromm, reicht nicht,
Halb fromm, halb ein Schalk,
Nährt wohl, und verdirbt nicht bald.

*

Was der Fuchs nicht kann erſchleichen,
Muß des Löwen Klau erreichen.

*

Höflich mit dem Mund, hurtig mit dem Hut,
Koſtet nicht viel, und iſt doch ſehr gut.

*

Was hilft ein Titel
Ohne Kittel?

*

Bleiben im Thal
Iſt gut für den Fall.

*

Wer ſein Ding macht recht und ſchlecht,
Bleibt immerzu ein armer Knecht.

*

Hut in der Hand,
Hilft durchs ganze Land.

*

Willſt du lang leben und ſeyn geſund,
So iß wie ein Katz, und trink wie ein Hund.

*

Guter Weg um
Iſt nit zu krumm.

*

Es iſt kein Hühnlein alſo klein,
Es gatzget ſo viel, als der Hahnen neun.

*

Sanct Nicolas beſcheert die Kuh,
Giebt aber nicht das Seil dazu.

*

Wo Hans Unfleiß nimmt überhand,
Da hat kein Ding in die Läng Beſtand.

*

Oft Eines Menſchen Miſſethat
Entgelten muß eine ganze Stadt.

*

Der hat Fegteufels genug,
Wer mit einem böſen Weib zeucht am Pflug.

*

Wo ein Mann iſt und kein Weib,
Da iſt ein Haupt und kein Leib;
Wo ein Weib iſt ohne Mann,
Da iſt ein Leib und kein Haupt dran.

*

Freund' in der Noth,
Freund' im Tod,
Freund' hinterm Rücken
Sind drey ſtarke Brücken.

*

Fried vermehrt,
Unfriede verzehrt.

Aus Seb. Frankens Sprichwörtern.

*

Laß Pfaffen und Begeynen
Und hilf du den Deinen.

*

Wer trauet einem Wolf auf der Heyd,
Und eim Baur (*) auf ſeinen Eyd,
Und eim Pfaffen auf ſein Gewiſſen,
Wird von ihnen allen dreyn beſchiſſen.

*

Der Froſch hüpft wieder in ſein Pfuhl,
Wenn er auch ſäß auf einem goldnen Stuhl.

*

Kraue mich,
So juck ich dich.

*

Wer ſie hât,
Wer weiß, was ſie thât.

*

Betteln iſt ein Orden,
Darin viel zu Herrn ſind worden.

*

Ohne Wein und Brodt
Leidet Venus Noth.

*

Jedes Land
Hat ſeinen Tand.

*

Verzagter Mann
Kommt mit Ehren nie vom Plan.

*

Zuthätler ſind den Herren lieb,
Und ſtehlen mehr, denn andre Dieb.

*

Der Niemands Geſell,
Komm nicht über deine Schwell.

*

Zu wenig und zu viel
Verderbt das Spiel.

*

Singen kannſt du? ſing. Springen? ſpring.
Treib was du kannſt, das iſt ein fein Ding.

(*) ſonſt: einem Krämer.

Ein Räthſel,

aus Hollonius und Setzers Lat. Räthſel-Sammlung, Stettin 1613. 8.

Aufgabe von Hollonius.

Eins armen Herren reicher Knecht
Liegt in dieſem Grabe ſchlecht.
Wann er war bös, ſo hat er Brodt:
Wann er war fromm, ſo plagt ihn Noth.

Auflöſung von Setzer.

Der Herr war geitzig, ungerecht,
Sich gnügen aber ließ der Knecht:
Wann der Knecht trieb die Armen ab,
Alsdann der Herr ihm ſein Theil gab:
Jagt er ſie nicht und gab ihn Brodt,
Mußt er ſelbſt leiden Hungersnoth:
Dem Geitzigen alles gebriſt, (gebricht)
Wem gnügt, der Reichſt' auf Erden iſt.

3.

Sprichwörter und Apophtegmen.

Aus Seb. Franke.

*

Leſchs Licht aus, ſo findeſt du eine Frau, wie die andre.

*

Hätt ich Glück und guten Wind, ſo führe ich in einem Schüſſelkorbe über den Rhein.

*

Steht das Kind wohl, ſo iſt jede Hebamme gut.

*

Ueberweib dich nicht.

*

Lüg hören iſt gemein, Spenſt (Geſpenſte) ſehen ſeltſam

*

Wer ihm ſelbſt heillos, wes Heiland wollte der ſeyn!

*

Aller Leute Freund, jedermanns Geck.

*

Weiden macht nicht leiden.

*

Jähzornig Leut ſind treue Leut.

*

Klaren Himmel und lachenden Herrn ſoll Niemand trauen.

*

Räthlichkeit iſt eine willige Armuth.

*

Pfaffengut faſelt nicht.

*

Biedermanns Erb liegt in allen Landen.

*

Ein verzagt Herz wirbt um kein ſchön Weib.

*

Spät Obſt liegt lang.

*

Die Katz iſt gern, wo man ſie ſtrelet. (ſtreichelt.)

*

Einen zeitigen Dieb erläuft ein hinkender Scherg.

*

Es büßt ſich alles ſelbſt.

*

Es ſind böſe Hennen, die viel gatzen und nicht Eyer legen.

*

Man heißt keine Kuh Bleßlein, ſie habe denn ein Sternlein.

*

Man muß mit Gott in die Hand ſpeyen. (Manus movenda cum Minerva.)

*

Es hilft kein Panzer oder Goller für den Galgen.

*

Mit vielen Streichen wird der Stockfiſch lind.

*

Ein junger Mann muß viermal verderben, ehe er das Glück überböſet und recht hauſen lernt.

*

Biſt du kahl, ſo bocke mit keinem Widder.

*

eit bringt Roſen, nicht der Stock.

*

Wenn ein Gienlöffel gienet (gähnt), ſo gient auch der andre.

*

Wenn Gott will, ſo kräht auch eine Axt unter der Bank.

*

Der Oelberg iſt greulicher als das Kreuz.

*

Beſſer ſchel (ſchielend), denn blind.

*

Das Neue klingt, das Alte klappert.

*

Putzen wollen den Docht alle, aber ihm Oel zugießen will keiner.

*

Ein anders iſt, in den Brunnen fallen, ein anders, in den Brunnen ſteigen.

*

Beſſer eine Warze auf dem Rücken, als eine Sommerſproſſe im Geſichte.

*

Wenn das Loch unter der Naſe zu wäre, wie einem Froſch nach St. Jacobstag, blieb viel unterwegs.

*

Der Gott Venter und das Kloſter Maulbrunn, treibt und lehrt uns faſt alles, was wir thun, reden und können.

Aus Lehmanns Florilegium.

*

Freundlich abſchlagen, iſt beſſer, als mit Unwillen geben.

*

Einem Reichen etwas abſchlagen, iſt oft gefährlicher, als einem Armen etwas nehmen.

*

Das Amt iſt des Mannes Lehrmeiſter.

*

Wie man einen Rechenpfennig ſetzt, ſo muß er gelten.

*

Wer nicht anſpannt, dem kann man nicht vorſpannen.

*

In der Jugend verzagt, iſt im Alter verzweifelt.

*

Oft ſchießen, trifft einmal.

*

Mancher fällt, der noch nicht geſtiegen.

*

Ungeſehn macht oft ein Anſehn.

*

Wer einem in die Rede fällt, der will ſich ſelbſt hören.

*

Es ſoll kein Junger reden, man nieſe denn, ſo ſoll er ſagen, Gotthelf

*

Mit Stillſchweigen antwortet man viel.

*

In Gottes großem Krame ſind alle Waaren um Arbeit und Fleiß feil.

*

Man ruft keinen Eſel zu Hof, man bedarf denn eines Sackträgers.

*

Armuth hat einen Sinn mehr, die Noth.

*

Ein gelinder Arzt zum faulen Schaden, macht Bös ärger.

*

Wer einen will zu Ader laſſen, der muß ihn auch verbinden können.

*

Man muß um der Raupen willen die Bäume nicht umhauen.

*

Die krummen Bäume tragen ſo viel Frucht, als die graden.

*

Der beſte Baum bringt ungleiche Aepfel.

*

Kein Alter hat ausgelernt, er wäre denn von den Todten wieder auferſtanden.

*

Wer ein Feuer muß löſchen, der löſcht viel leichter Anfangs die Funken.

*

Die Grazien laſſen ſich nackend ſehen: was Grazie haben ſoll, muß ungefärbt und unbemäntelt ſeyn.

*

Wer des Tags witzig iſt, den hält man des Nachts nicht für einen Narren.

*

Man kauft den Wein nicht nach der Geſtalt des Faſſes.

*

Anſchläge gehn mit der Sonne auf und nieder.

*

Wer ſchläft, der ſchläft ihm zum Beſten. Wer arbeitet, der weiß nicht, wem es zu gut kommen wird.

Aus verſchiedenen Schriftſtellern.

*

Wie geſinnt, ſo geſchnäbelt.

*

Lieber mit den Füßen geſtrauchelt, als mit der Zunge.

*

Wer wird der Vögel halber, die Saat unterlaſſen?

*

Friſch gezuckt, iſt halb gefochten.

*

Trachte auf die Bank, du kommſt doch wohl drunter!

*

Wenn dem Ochſen die Haut iſt abgezogen, ſo iſt die größte Arbeit am Schwanz.

*

Viel Fragen macht witzig, aber unwerth.

*

Mancher hat großen Abſcheu vor Huren, und behilft ſich mit ehelichen Weibern.

*

Einem Zuſeher iſt keine Arbeit zu groß.

*

Vielen geſchiehts, daß ſie krätzig ins Bad fahren, und räudig wieder heim kommen.

*

Wer ein Ding mit Dünken anfängt, dem gehts mit Reuen aus.

*

Ein Baum, der in einen Scherben geſetzt iſt, kann nicht groß werden.

*

Wenn die Sonne vom Himmel fiele, ſo ſäßen wir alle im Finſtern.

*

Laßt uns luſtig ſeyn, über hundert Jahr kommen die Heiden. Zinkgräf Apophthegmen Th. I. S. 126.

*

Beſſer in der Acht, als in der Hacht. (Haft.) Neander.

*

Für alte Schuld ſoll man Haberſtroh nehmen. Ebend.

*

Geld im Säckel duzt den Wirth.

4.

Sprichwörtliche Redensarten.

Aus Sebaſtian Franke, Luther, Lehmann und andern.

Er iſt hohl bis an die Zehen, (von einem, der unerſättlich iſt.) Fr.

*

Es reimt ſich wie Hecheln und Salz lecken.

*

Er weiß vorn nicht, daß er hinten lebt. (er iſt dumm.)

*

Würſte im Hundeſtall ſuchen, aquam a pumice poſtulare.

*

Iſt er kein Schalk, ſo weiß er doch, wie einem Schalk um das Herz iſt.

*

Es iſt eben Gurr wie Gaul, (eins wie das andre.)

*

Die Gänſe gagen davon, es bellen's die Hunde in der Stadt.

*

Den Holzweg gehen, (von einem untreuen Ehemann.)

*

Er greiſet, eh er weiſet, (er wird eher alt als weiſe.)

*

Sein Gang vermag tauſend Gulden, (er geht ſtolz einher.)

*

Er ſieht (aus), wenn er in eine Milch ſähe, ſie würde ſauer.

*

Er ſieht, als habe er Senf gegeſſen, und lacht nicht, es falle denn ein Thurm um.

•

Eh das Kalb ſeine Augen leckt, (ehe du dich umſiehſt, Lat.: citius quam aſparagi coquantur.)

•

Er ruft den Vieren: hebt auf! (er geht auf der Grube.)

•

Er iſt unter dem alten Eiſen gekauft, auf dem Grempelmarkt. (geringen Herkommens, terrae filius.)

•

Den Karren aus dem Moß ſchieben.

•

Laß dir kein Unglück über die Kniee gehn.

•

Die Zech vor der Irte machen, (ohne Wirth rechnen.)

•

Er iſt Geſell, dem er fügt, (bald gut, bald böſe.)

•

Es iſt ein Schiff, oder ein Hut, (es iſt ungewiß.)

•

Einem das Wapen viſiren, (den Text leſen.)

•

Seine Eyer haben alle zween Dotter, (von einem Glücklichen.)

•

Wers Glück hat, dem kälbert ein Ochs.

•

Seine Rede praſſelt, als wenn ein Gewölbe einfällt.

•

Man ſieht zeit am Kamm, was zum Gucker will werden.

•

Aus einem Furz einen Donnerſchlag machen.

•

Ich bitte dich, iſt ein Mordgeſchrey.

•

Schick ihn nach Wien nach Beuteltuch, (von einem nichtswürdigen Menſchen, an den Galgen mit ihm!)

•

Ein Niklas Biſchoff. (Wer das nicht iſt, was er ſcheinen will.)

•

Er iſt gen Straßburg auf die Hochzeit gezogen, (hat alles durchgebracht.)

*

Wir ſind alle gebrechlich, ſagte jene Aebtiſſin, und ging mit einem Kinde.

*

Da ſchwimmen wir Aepfel, ſagte jener Roßdreck, und ſchwamm mit andern Aepfeln den Bach ab.

*

Gleich und gleich geſellt ſich gern, ſprach der Teufel zu einem Köhler.

*

Er giebt Niemanden, es ſtehle es ihm denn ein Dieb.

*

Süßholz in den Mund nehmen. (Freundlich reden.)

*

Einem Süppchen kochen. (mit Gift vergeben.)

*

Das Haſenpanier ergreifen, und mit Ferſen hinter ſich hauen. Luth.

*

Die Hand mit im Sode behalten. Luth.

*

Ein junger Doctor, neulich aus der Eſſe kommen. Luth.

*

Reden wie zu Hof. (zweydeutig.) Lehm.

5.

Alt-witzige Antworten.

Was befehlen Sie für Wein?
Antw. Naſſen: ſo ſtaubt er nicht.
Deutſch. Rabelais.

*

Wie ſchmeckt Ihnen das?
Antw. Es verſchluckt ſich beſſer als Katzenhaar.*) Ebend.

---

*) „Zum Behuf dieſer Sammlung hatte ſich Leſſing noch vorbehalten zu leſen:

Niclas Ulenharts Geſchichte Iſaac Winckelfelders und Joſt von der Schneid, (hinter einer Deutſchen Ueberſetzung des Lazarillo de Tormes Augſ. 1617. 8.)

Hans Pumbſack in den Facetiis Facetiarum, und ebend. Theses inaugur. de Virginibus (W. Bibl. 151. 22 Eth. 12.)

Ueber Hans Pumbſack vergl. Leſſings Kollektaneen, her. von Eſchenburg, Art. Deutſch.“ Fülleborn.

Philologiſcher Nachlaß.*)

I.

Anmerkungen über alte Schriftſteller.

A. Griechen.

Dichter.

Homer.

1. Odyſſee.

V. 10. Da Homer ſagt εἰπὲ καὶ ἡμῖν; auch uns, o Muſe, ſage ein Theil von allen dieſen Dingen; ſcheint er nicht andeuten zu wollen, daß ſchon vor ihm oder mit ihm zugleich auch andre Dichter die Abentheuer des Ulyſſes beſungen? (die Odyſſee gehört allerdings unter die Νόστους.)

V. 32. 33. 34. Ueber dieſe Verſe iſt die erſte Unterredung beym Perſona (Noctes ſolitariae, ſive de iis, quae ſcientifice ſcripta ſunt ab Homero in Odyſſea, auctore Jo. Bapt. Perſona. Venet. 1613. 4.) Er philoſophirt nach dem Maaße ſeiner Zeit und am unrechten Orte. Denn wahrlich, Homer hat nicht daran gedacht, ob unſre Sünden Folgen unſrer Irrthümer ſind oder nicht. Denn obſchon ἀτασθαλία von ἄτη error mentis und θάλλω germino herkommt, ſo heißt es doch eben ſo oft Unbeſonnenheit, Bosheit, als Unverſtand und Thorheit.

V. 44. Die zweyte Unterredung über das Wort γλαυκῶπις. Er behauptet unter andern, daß dieſe Farbe der Augen ein Zeichen von derjenigen Temperatur des Gehirns ſey, die einen weiſen und klugen Mann mache. Daher heiße die Minerva γλαυκῶπις. Er führt große Männer an, die alle dergleichen Augen gehabt, worunter auch Franc. Piccolomineus iſt. Selbſt der H. Thomas und Scotus hätten in ihren Gemälden dergleichen Augen.

2. Batrachomyomachie.

Das Gedicht führt in dieſer Handſchrift, ſo wie in mehreren, den Titel: Μυοβατραχομαχία.

---

*) Herausgegeben von Fülleborn, Leſſings Leben III, S. 251.

Folgendes ſind diejenigen Leſarten, die mir die beträchtlichſten geſchienen haben.

V. 8. heißt es: Ὡς ἔπος ἐν θνητοῖσιν ἔην, anſtatt ὡς λόγος. Aber die gemeine Leſart iſt die beſſere.

Aber mit der gewöhnlichen Interpunction, welcher auch Erneſti folgt, bin ich nicht zufrieden, nach welcher das Punctum nach ἔην geſetzt, und folglich das ganze: Wie vordem die Rede ging, zu dem Vorhergehenden gezogen wird. Ich wollte, daß das Punctum voran ſtände, und es hieße: Wie vordem die Rede unter den Sterblichen ging, ſo war der Anfang dieſer. In der That hat es auch ſo einen weit ſchicklichern Sinn; denn die Rede ging nicht, daß die Mäuſe die Fröſche angeſetzet und die Thaten der Rieſen nachgeahmt. Dieſes war die Handlung, die der Dichter als außer allem Zweifel geſetzt annimmt. Aber der Urſprung derſelben konnte ſo ungezweifelt nicht ſeyn. Ὡς heißt nicht ſic, ſondern ut. Wenn es ſic heißt, hat es den Accent. S. Philoponus de differentia vocum graecarum.

V. 12. hat die Handſchrift ſtatt πολύφημος den Beynahmen des Königs πολύφωνος. Und dieſes ziehe ich auch vor, als poetiſcher, und der Würde des Königs anſtändiger. Der vielſtimmige Froſch iſt weit ſchöner, als der geſchwätzige. Doch iſt Lycii Anmerkung über dieſe Stelle auch nicht übel.

Aber ich habe ſonſt noch eine Vermuthung, die von den übelſten nicht iſt. τὸν δὲ κατιδὼν Λιμνοχαρὴς πολύφημος, hier ſind zwey Adjectiva ohne ein Subſtantivum. Iſt das wohl Homeriſch? iſt das wohl Griechiſch? Einige Ueberſetzer machen Λιμνοχαρὴς zum Nomen proprium. Allein was für Recht haben ſie dazu? Aus dem 17ten Verſe iſt ja unwiderſprechlich, daß der Froſchheld, der hier ſpricht, Phyſignathus heißt, und nicht Limnocharis. Kurz alſo, meine Vermuthung iſt: es iſt anſtatt Λιμνοχαρὴς zu leſen Λιμνοκράτης oder Λιμνοκράτωρ, der Herrſcher des Pfuhls. Dieſe Benennung kommt ihm zu; denn bald darauf ſagt er von ſich ſelbſt v. 17.

εἰμὶ δ' ἐγὼ βασιλεὺς Φυσίγναθος, ὃς κατὰ λίμνην
τιμῶμαι.

V. 25. fehlt die Anrede φίλε und er heißt, ſtatt:

εἶπε γένος τοὐμὸν ζητεῖς, φίλε δῆλον ἅπασιν
ſo: — — — ζητεῖς, δῆλον δ' ἐν ἅπασιν

Das Leipziger Manuſcript hat die nemliche Leſart. S. Erneſti

V. 81. Auch dieſe Handſchrift ließt ἐβόησεν für ἰδών.

V. 89. Für ἀπέπνευσας ließt ſie ἐκπνεύσας. Wie wenn man hinter βάτραχος ein Punctum machte, und ἀπέπνευσας ὠχρὸν δέμας ὕδατι λευκοῦ zu dem folgenden auf die Maus zöge? Das ἐπ' αὐτοῦ v. 90, macht dieſe Conſtruction nothwendig.

V. 110. lieſet anſtatt ἢ μοῖρα mors, ἢ πῆμα dolus. Und ich ziehe dieſes vor; denn er redet nur von den Uebeln, die ihn ſelbſt betroffen, worunter der Tod noch nicht war.

V. 119. ſtatt

ἀλλ' ἄγεθ' ὁπλισόμεσθα καὶ —

ἀλλ' ἄγετε ἀγειρώμεσθα καὶ —

Und dieſes iſt unendlich beſſer; denn das Waffnen folgt erſt in der folgenden Zeile. Laßt uns uns verſammeln.

Aeſchylus.

Ich habe den Agamemnon des Aeſchylus geleſen, und folgende Anmerkungen darüber gemacht:

1) Dieſes Stück ſündigt ſehr gröblich wider die Einheit der Dauer, indem Agamemnon faſt eben ſo geſchwind von Troja da iſt, als die Einnahme dieſer Stadt durch das Wachfeuer kund gemacht werden konnte. Doch man müßte annehmen, die erſte Rede des Wächters ſey ein bloßer Prologus, der nicht zu dem eigentlichen Faden des Stückes gehöre, und daß ſich das Stück nicht eher, als mit dem Chor anfange.

2) So einförmig der Ausdruck des Aeſchylus iſt, und ſo wenig ſich die Perſonen bey ihm durch die Art zu ſprechen unterſcheiden: ſo braucht er doch oft auch hierin kleine Unterſchiede und Nuancen, durch die er die Rede einer geringern Perſon bezeichnet. Der Wächter z. E. braucht Sprichwörter, die ſich ſchwerlich in einen andern Mund ſchicken dürften, v. 33. τρὶς ἕξ, v. 36. βοῦς ἐπὶ γλώσσῃ.

3) Der Charakter der Klytemneſtra iſt darin vortrefflich gezeichnet, daß durch ihre gefälligſten Reden und durch die größten Schmeicheleyen, die ſie dem Agamemnon macht, ihre Falſchheit durchſcheinet. Das Geſuchte, das Uebertriebne, das Schwatzhafte, zeigt genugſam, daß ſie nicht aus dem Herzen ſpricht. Er läßt ſie bis ins Komiſche fallen. Z. E. v. 900. In somniis vero a tenui culicis excitabar murmurantis motu, de te plures clades videns, quam tempus ferebat, quo dormiebam.

Euripides.

Ich habe den Jon des Euripides wieder geleſen.

1) Der junge Jon kehret mit Lorbeerzweigen die Schwellen des Tempels, und verſcheucht die Vögel, daß ſie die aufgehängten geweih-

ten Geſchenke nicht beſchädigen ſollen. Eine ſchöne, aber eben nicht ſolenne Oeffnung der tragiſchen Bühne! Aber ſo iſt der Geſchmack des Euripides: er liebt die Ausſichten in das niedre gemeine Leben, und nähert ſeine Perſonen ſehr gern dem Stande des größten Theils ſeiner Zuſchauer.

Die Zeilen ſelbſt, wie Jon die Vögel verſcheucht, ſind ungemein naif, und zeigen deutlich, daß der Adler, der Schwan wirklich zu ſehen geweſen. Die Alten waren alſo keine Feinde von den Maſchinen, die wir jetzt in die Oper verwieſen haben.

NB. Sonſt hätte ich in dieſen Zeilen noch eine kleine Veränderung vorzuſchlagen. Ich glaube nehmlich, daß die 169ſte Zeile verrückt iſt und gleich nach der 164ſten geleſen werden muß. Denn die wohlſtimmigen Lieder blutig machen, iſt wohl ſehr hart geſagt; da hingegen nach meiner Verſetzung der Accusativus τὰς εὐφθόγγους ᾠδὰς von σύμμολπος regiert wird, und der ſchöne Verſtand herauskommt, daß die Cither des Phöbus die ſchönſtimmigen Lieder des Schwans begleite.

2. Die letzte Hälfte des 224ſten und die erſte des 225ſten Verſes ſcheint ganz auszuſtreichen zu ſeyn.

3. Daß Euripides zur Unzeit moraliſiret, iſt bekannt genug, und das will ich ihm als einem Freunde des Sokrates vergeben. Aber daß er zur Unzeit malt, das verzeihe ich ihm nicht. Man ſehe ein ſehr merkwürdiges Exempel davon V. 1111 — 1165. Creuſa iſt verrathen, und das aufgebrachte Volk ſucht ſie überall, um ſie zu ſteinigen. Ein Bedienter kommt und meldet dieſes dem Chore, welcher aus den Sklavinnen der Creuſa beſtehet. Sie erſchrecken und laſſen ſich den ganzen Verlauf der Sache erzählen. Dieſes hätte ſo kurz als möglich geſchehen ſollen. Aber nichts weniger. Die Beſchreibung des Zeltes, unter welchem die That geſchehen, und der Tapeten, mit welchen er ausgezieret worden, nimmt an die 30 Verſe ein. Verdammter Erzähler! Du ſelbſt zitterſt für deine Gebieterin; die dich hören, zittern für ſie, und zittern zugleich für ſich ſelbſt, weil ſie das ergrimmte Volk zugleich mit ihrer Gebieterin dürfte hinrichten laſſen; die Zuſchauer zittern: und du malſt uns das Gewirke der Tapeten, den ganzen geſtirnten Himmel von Seide!

Man ſagt ſo viel von den Fehlern des Shakeſpear. Man nenne mir nur Einen, der dieſem das Gewicht halte. Von Shakeſpears Fehlern getraue ich mir faſt immer einen Grund angeben zu können. Er begeht ſie, um die Hauptſache zu befördern, und die Zuſchauer deſto lebhafter zu rühren. Aber dieſer Fehler des Euripides läuft juſt wider die Hauptſache: die ganze Action ſteht auf einmal ſtill, der Zuſchauer wird wieder kalt, und ſeine Einbildungskraft, die ihm nichts als die Gefahr der Creuſa ſchildern ſollte, wandert unter den Sternen.

4. Noch giebt dieſes Stück zwey merkwürdige Exempel, wie vielen Unbequemlichkeiten der Chor bey den Alten unterworfen geweſen. Das erſte iſt dieſes: Der Chor erfährt, daß ſeine Gebieterin in Lebensgefahr iſt. Sollte er nicht ſogleich ſich auf alle Seiten zerſtreuen, und ſie ſuchen? Das zweyte iſt gegen das Ende des Stücks. Minerva erſcheint in Gegenwart des Chors. Sie entdeckt das Geheimniß, daß Jon nicht der Sohn des Xuthus, wofür ihn dieſer hält, ſondern der Creuſa und des Apollo ſey. Gleichwohl ſoll Xuthus nichts davon erfahren v. 1601. Zu verlangen, daß etwas geheim bleiben ſoll, was in Gegenwart ſo vieler, und noch dazu Frauensperſonen, eröffnet wird, heißt eine Unmöglichkeit verlangen.

5. Zeile 1171. kommt ein ſchönes Exempel vom Lächerlichen vor. Ein alter Mann, der kaum gehen und einen Fuß vor den andern ſetzen kann, wie er Zeile 740 erſcheint, übernimmt es, bey der Tafel aufzuwarten und den Gäſten einzuſchenken, welches ſonſt das Amt eines jungen rührigen Jünglings iſt. Daher er auch [illegible] [illegible]. Aber worüber die Gäſte lachen, darüber würden die Zuſchauer gezittert haben. Denn der Zuſchauer weiß es, aus welchem grauſamen Vorſatze ſich der Alte dieſem Amte unterzieht.

6. Die Sitten in dieſem Stücke würden itzt auf vielerley Weiſe anſtößig ſeyn. Eine Frau, die ſo kläglich αἶ αἶ αἶ (V. 765.) ſchreyet, weil ſie keine Kinder bekommen ſoll; ein Mann, dem ein Bankbein von ſeiner lieben Frau ſo künſtlich untergeſchoben wird, ſollten unſern Zuſchauern ſehr luſtig vorkommen.

Aber der Alte, der der Creuſa ſolche raſende Anſchläge giebt, den Tempel anzuzünden und ihren Gemahl umzubringen, der ſich ſelbſt zur Ausführung der ſchändlichſten That gebrauchen läßt, iſt eine wahre Mißgeburt des Dichters. Was war es nöthig, einen Alten dazu zu nehmen? Vielleicht zwar, daß es bey den Griechen genug dergleichen Alte gab, die ehemals Sklaven geweſen, und aus blinder Dankbarkeit gegen ihre Herren dergleichen Rollen zu ſpielen fähig waren. — Aber es ſey, wie ihm wolle: es iſt widerwärtig, einen Greis zu ſehen, der das grauſame Werkzeug einer vor Eiferſucht wüthenden Frau wird.

7. Die Götter und die damals angenommene Religion mißhandelt Euripides gewaltig. S. 339. 341. beſonders 436 f. Ich kann mir kaum einbilden, wie das Volk dieſes Raiſonnement ohne den größten Unwillen hat anhören können.

Und was ſpielt Apollo für eine klägliche Rolle am Ende v. 1558. Er ſchickt die Minerva, weil er ſich, ſelbſt zu kommen und den Knoten aufzulöſen, ſchämt.

Μη των παροιθε μεμψις εἰς μεσον μολῃ.

NB. Sollten nicht dergleichen Stellen auf die Rechnung des Sokrates ſeyn geſchrieben worden?

8. Von dem Prolog dieſes Stücks muß ich noch anmerken, daß das Stück ohne ihn vollkommen beſtehen kann, und vollkommen verſtändlich iſt. Warum hat ihn Euripides gleichwohl für nöthig erachtet? Wenn wir aus ihm nicht gelernt hätten, wer Jon eigentlich wäre, würde unſre Neugierde nicht weit beſſer unterhalten werden? Würden wir nicht weit ſtärker überraſcht werden, wenn ihn Creuſa nun endlich für ihren Sohn erkennt? Recht. Aber dafür würden wir uns auch weniger entſetzt, weniger für den Jon und die Creuſa gezittert haben, wenn wir nicht gewußt hätten, daß dieſe in jenem ihren eignen Sohn umzubringen Gefahr laufe. Dem Euripides war es alſo weit wichtiger, und das mit Recht, das Herz des Zuſchauers zu beſchäftigen, als ſeine Neugierde.

Muſäus.

V. 152.

Σοι δε με Κυπρις ἐπεμψε, και οὐ σοφος ἠγαγεν Ἑρμης.

Die Ausleger haben dieſe Zeile nicht verſtanden. Dir führt mich nicht der weiſe Hermes zu; nicht die Weisheit alſo, ſondern die blinde Liebe. Eine ſchöne Schmeicheley! Hermes iſt aber auch der Gott des Zufalls. (Hermäa, glücklicher ungefährer Fund.) Die Stelle heißt alſo, die Liebe führete mich zu dir, nicht ein glückliches Ungefähr. σοφος iſt ſo viel als glücklich, ſchicklich, wie εὐλογως Aeſch. Septem c. Theb. 511. — (Agam. 691 wo von einer unſichtbaren Macht geredet wird, gehört wohl auch zu dieſem Amte Merkurs; eben dahin vielleicht der Beyname καιρος Pauſan. lib. V. p. m. 413. vergl. lib. VII. p. 579.)

Proſaiker.

Xenophons Cyropädie.

Man kann vielleicht mit Recht ſagen, daß Xenophon von dem Fehler nicht völlig frey iſt, den man bey den Malern Manier nennt, indem er vielen von ſeinen Perſonen den Sokratiſchen Dialogiſmus beylegt, z. E. dem jungen Cyrus, wenn er bey ſeinem Großvater um die Erlaubniß anhalten will, auf die Jagd zu gehn, (Lib. I. c. 4. 13.) desgleichen dem Cambyſes (Lib. I. c. 6. 7. ſq.)

*

Der Charakter des Artabazus hat mich nicht wenig befremdet, weil ich mir nichts weniger vermuthete, als bey einem Alten einen Charakter anzutreffen, der vollkommen das Individuelle hat, was die Engländer Humor nennen. (Lib. I. c. 4. 27. Lib. VI. c. 1. 9.)

*

Der luſtige aufgeräumte Ton, in welchem ſich Cyrus und ſeine Feldherren unterhalten, kann dienen, die fünfte Scene meines Philotas zu rechtfertigen.

*

Iſt es erhabner, oder delicater, was Xenophon die Gemahlin des Tigranes antworten läßt, als dieſer ſie fragt, was ſie von der Geſtalt des Cyrus halte? (Lib. III. c. 1. 41.)

*

Die Schlachtgeſänge, welche Xenophon die Perſer ſingen läßt. Lib. III. c. 3. 58.

*

Die Tapferſten, ſagt X., ſind die Mitleidigſten und Hülfsbegierigſten. Lib. V. c. 4. 17. Die Bemerkung iſt ſehr richtig. Ich tröſtete damit den ſel. Kleiſt, als er 1757 in Leipzig bleiben und die Beſorgung des Lazareths übernehmen mußte.

*

Die Aegyptier, welche von der Kriegskunſt weniger verſtanden als alle andre Feinde des Cyrus, waren gleichwohl die einzigen, die er nicht ſchlagen konnte. Lib. VII. c. 1.

*

Die erſte Spur von Dragonern, d. i. Reitern, die nöthigen Falls zu Fuße ſtreiten. Lib. IV. c. 3.

Lucian.

(Halcyon ed. Reitz. T. I. p. 179.)

Hier thut mir weder die Ueberſetzung des Benedictus noch des Hemſterhuis Genüge. Wie wenn man läſe: [illegible] für (καὶ) [illegible]? Wir ſchätzen das Unglaubliche und nie Geſehne nach dem menſchlichen Vermögen, welches doch auch unbekannt iſt.

*

(Dialogi Deorum ib. pag. 219.)

Den Schluß dieſes Geſprächs, welchen Hemſterhuis erklärt oder verbeſſert zu haben wünſcht, würde ich ſo leſen: [illegible] γαλαυχιας; οὐ γαρ δεινον τουτο γε ἀπο του ἐρωτος. Verſetzungen der Art ſind ſehr gewöhnlich. Jupiter will ihn nicht wegen ſeiner Liebe, ſondern wegen ſeiner Prahlerey ſtrafen; denn dieſe iſt ein Verbrechen, welche nicht von der Liebe herkommt; ἀπο heißt hier ἐκ.

(Ibid. p. 246. Και το θεαμα ἡδιον ἐμοι ἐδοξε μονονουχι αὐτο γιγνομενον το ἐργον.)

Wenn man das Wörtchen μονονουχι genauer erklärt, ſo wird ſich ein ſehr guter und richtiger Verſtand ergeben, nemlich: nichts hätte mir angenehmer ſeyn können als dieſer Anblick, es wäre denn die That ſelbſt geweſen.

Plutarch.

1. περι του τα ἀλογα λογῳ χρησθαι.

Dieſer Tractat wird unter dem Titel **Gryllus** citirt. Das iſt der Name eines von den Gefährten des Ulyſſes, die Circe verwandelt hat. Gryllus beweiſt dem Ulyß, daß die Thiere den Menſchen an Tapferkeit, Mäßigkeit und Klugheit bey weitem übertreffen. Dieſer Tractat iſt leider nicht ganz. Es fehlt verſchiednes da, wo Gryllus von der Mäßigkeit auf die Klugheit kommt; das Ende fehlt auch, wornach ich ſehr begierig geweſen wäre.

2. περι πολυφιλιας.

Ἡ μεν γαρ περι ψαλμους και φορμιγγας ἁρμονια — — συμφωνει.
Iſt dieſe Stelle nicht offenbar wider diejenigen, welche behaupten, daß die Alten keine Harmonie gehabt haben?

3. περι τυχης.

Eine ſchöne Stelle von den Künſten überhaupt: Και μην αι τεχναι, μικραι τινες ειναι λεγονται φρονησεις, μαλλον και αποῤῥοιαι και προσφυματα ἐνδιεσπαρμενα ταις χρειαις περι τον βιον.

4. περι ἀρετης και κακιας.

Scheinet ein bloßes Fragment zu ſeyn. Der Schluß iſt vortrefflich.

5. Leben des Solon.

Και καταλαβων αυτοθι πασας τας γυναικας etc. überſetzt Kind: er hat das Frauenzimmer weggenommen! καταλαβων weggenommen! (angetroffen).

Vom Thespis heißt es daſelbſt: ἀρχομενων δε των περι Θεσπιν ἠδη την τραγῳδιαν κινειν etc. Kind überſetzt: Thespis fing damals an mit ſeinen Trauerſpielen herumzuziehen. Aber iſt es denn nicht weit vernünftiger, κινειν in der Bedeutung für mutare zu nehmen? κινειν τους νομους iſt ſo viel als μεταβαλλειν, ändern. Und das that Theſpis wirklich: er änderte die Tragödie, und machte etwas ganz anderes daraus, als ſie war. — Aus derſelben Stelle ſehen wir auch, daß Theſpis ſich nicht ſehr an die hiſtoriſche Wahrheit gebunden haben muß. Denn das war eben das, was dem Solon mißfiel.

6. Apophtegmen.

Vom ältern Dionyſius. Er kam einsmals in das Zimmer ſeines Sohnes, καὶ θεασάμενος ἐκπωμάτων χρυσῶν καὶ ἀργυρῶν πλῆθος, ἀνεβόησεν: Οὐκ ἔστιν ἐν σοὶ τύραννος· ὃς ἀφ' ὧν λαμβάνεις παρ' ἐμοῦ ποτηρίων τοσούτων, φίλον οὐδένα αὐτῶν πεποίηκας. Dieſes Geſchichtchen iſt hundertmal ſchöner, als die Gellertſche Fabel von dem Beutel mit Golde, den der Vater nicht auf die Gaſſe wirft.

Ageſilaus, τοῦ δὲ μιμουμένου τὴν τῆς ἀηδόνος φωνὴν ἀκοῦσαι παρακαλούμενος, Αὐτᾶς, ἔφη, ἄκουσα πολλάκις. Er ſchien alſo das Vergnügen der Nachahmung nicht kennen zu wollen. Und doch iſt es ein Vergnügen von ganz andrer Art, als das, welches das nachgeahmte Ding ſelbſt gewähret.

Mimas.

(Deſſen Fragmente in Gale Opuſc. Myth. mit der Ueberſetzung und den Anmerkungen des Joh. Meribs.)

Die letzten Worte bedürfen einer Verbeſſerung. Mimas redet von der Gedächtnißkunſt, und ſagt: wie man ſich die Behaltung der Namen durch Bilder erleichtern könne; wenn man z. E. Chryſippus behalten wolle, ſolle man χρυσος und ἵππος denken. Darauf fährt er fort: τάδε μὲν περὶ τῶν ὀνομάτων· τὰ δὲ πράγματα οὕτως· περὶ ἀνδρείας, ἐπὶ τὸν Ἄρη καὶ τὸν Ἀχιλλέα· περὶ χαλκείας δὲ ἐπὶ τὸν Ἥφαιστον· περὶ δειλίας ἐπὶ τὸν Ἐπειόν. Was iſt das für ein Epeus, der wegen ſeiner Furchtſamkeit ſo berüchtigt wäre? Ich kenne keinen. Aber einen Epeus kenne ich wohl, der als großer Künſtler bekannt iſt; ihn, der jenes

Instar montis equum, divina Palladis arte,

baute,

— ipse doli fabricator Epeus.

Und er baute dieſes Pferd nicht allein, er war Mannes genug, ſich auch ſelbſt darein verſchließen zu laſſen. Ich rette ſeine Ehre und leſe ſo: Περὶ χαλκείας δὲ, ἐπὶ τὸν Ἥφαιστον καὶ τὸν Ἐπειόν· περὶ δειλίας ἐπὶ — — Das Folgende fehlt. Im Fache der χαλκεία ſtehen Vulcan und Epeus an der Spitze. Die Namen der Anführer in dem Fache der δειλία ſind verloren gegangen. Hätte es doch nur die Zeit mit den Namen aller Schurken ſo geſchehen laſſen!

Heraklitus.

(Thom. Gale Opuſc. Mythol. p. 70.)

Atlas οὗτος παραδέδοται φέρων τὸν οὐρανὸν ἐπὶ τῶν ὤμων· ὃ ἀδύνατον, ὑπὸ οὐρανοῦ καὶ αὐτὸν ὄντα. Aber muß er nicht unter dem Himmel ſeyn, wenn er den Himmel tragen ſoll? Ich glaube, die Worte ſind verſetzt, und es muß heißen: ὑπὸ καὶ αὐτὸν οὐρανὸν ὄντα, weil auch noch Himmel unter ihm iſt. Und nun iſt die Unmöglichkeit klar. Atlas kann den Himmel nicht tragen, weil der Himmel nicht allein über ihm, ſondern auch unter ihm iſt.

Diogenes Laertius.

Lib. VI. Cap. I. n. 2. in vita Antiſthenis.

Φησὶ δ' Ἕρμιππος ὅτι προείλετο ἐν τῇ τῶν Ἰσθμίων πανηγύρει ψέξαι τε καὶ ἐπαινέσαι Ἀθηναίους, Θηβαίους, Λακεδαιμονίους· εἶτα μέντοι παραιτήσασθαι ἰδόντα πλείους ἐκ τῶν πόλεων ἀφιγμένους.

Dieſe Stelle bedarf offenbar eine Verbeſſerung. — Wenn Antiſthenes die Athenienſer, Thebaner und Lacedämonier zugleich loben und tadeln wollen, ſehe ich nicht, warum ihn die Gegenwart derjenigen, die ſeine Rede gerade das Meiſte anging, davon hätte abhalten können. Poſſen! Diogenes will ſagen, Hermippus melde, daß Antiſthenes bey den Iſthmiſchen Spielen einſt die Athenienſer in einer öffentlichen Rede habe tadeln und beſtrafen, die Thebaner und Lacedämonier aber loben wollen: da er aber geſehen, daß von den beyden letztern allzu viele zugegen geweſen, ſo habe er es unterlaſſen, aus Vorſorge ohne Zweifel, nicht ſowohl für einen Sittenrichter der erſtern, als vielmehr für einen Schmeichler der letztern gehalten zu werden. Dieſe neue Auslegung gründet ſich darauf, daß, wie man aus Laertius ſieht, Antiſthenes mit den Athenienſern ſehr unzufrieden geweſen; da ſich hingegen die Lebensart der Spartaner und Thebaner zu der ſeinigen viel beſſer ſchickte. Sein Schüler Diogenes war der nehmlichen Geſinnungen.

Ebend. n. 3. Ἐρωτώμενος διὰ τί ὀλίγους ἔχει μαθητάς, ἔφη, ὅτι ἀργυρέᾳ αὐτοὺς ἐκβάλλω ῥάβδῳ.

Dieſes heißt in der lat. Ueberſetzung: interrogatus cur paucos haberet diſcipulos? Quod, inquit, argentea illos virga non ejicio. Caſaubonus billigt die Negation. Ich finde auch ohne ſie einen ſehr guten Verſtand. Ich glaube nehmlich, Antiſthenes hat weiter nichts damit ſagen wollen, als: weil ich ſie wegprügle. Daß er dieſes wirklich that, erhellt aus dem Exempel des Diogenes (D. Laertius in deſſen Leben 21.) Aber warum mit einem ſilbernen Stecken? Sollte er wohl auf den Caduceus des Mercurs alludirt haben? Er war es, der zuerſt den philoſophiſchen Mantel, den Stecken und die Taſche aufbrachte (n. 7.). Und ſo wie Diogenes dieſen Stecken mit einem Scepter vergleicht; ſo wollte ihn Antiſthenes vielleicht im Scherze mit der Ruthe Mercurs vergleichen, von dem auch Horaz ſagt:

(Lib. I. Od. 10.)

— — virga levemque coërcet
Aurea turbam. —

χρυσόρραπις war daher ein Beynahme des Mercurs.

Ebend. n. 5. Αὐτάρκη τὴν ἀρετὴν εἶναι πρὸς εὐδαιμονίαν, μηδενὸς προσδεομένης ὅτι μὴ Σωκρατικῆς ἰσχύος.

Ich weiß nicht, ob ὅτι μὴ allezeit nisi heißt. Vigerius ſagt nur pallium pro ὅτι μὴ accipitur. Heißt es durchaus nisi, ſo wollte ich lieber anſtatt ὅτι μὴ entweder οὐδὲ oder μηδὲ, ne quidem Socratis viribus. Die Tugend braucht nichts, auch nicht einmal die Stärke des Sokrates. Denn man überlege nur, ob dieſes nicht von der Tugend abſchrecken heiße, wenn man behaupten wolle, daß man nicht tugendhaft ſeyn könne, ohne die Stärke des Sokrates zu beſitzen. Antiſthenes am wenigſten konnte dies lehren.

Demetrius Phalereus

περὶ Ἑρμηνείας.

Das Mſpt. Gudianum hat noch einen Zuſatz auf dem Titel: ὅ ἐστι περὶ φράσεως, und Φαληρεὺς wird mit dem doppelten λ geſchrieben. (Das Mſpt. ſteht Fol. nu. 14.)

Suidas.

Unter Marcellinus kommt ein Umſtand von dem Philoſophen Sallustius vor, aus welchem ſeine Lebenszeit zu beſtimmen iſt: ὁ [illegible] Σαλλούστιος ὁ φιλόσοφος, scil. Marcellino.

Ζήνων δὶς λέγουσιν [illegible] Ἡρακλέα [illegible] Πατ[illegible] [illegible] Αἰσώπου. Das letzte geht wahrſcheinlich auf einen gewiſſen Patäcus, der ſich rühmte, τὴν Αἰσώπου ψυχὴν ἔχειν. S. Plutarch. Vita Solon.

Hierokles. Von dem Schüler dieſes Weltweiſen, dem Theoſebius, kommt ein ſehr merkwürdiges Exempel vor, wie wenig auch die heydniſchen Weltweiſen die grauſamen Verfolgungen der Chriſten billigten.

*

Unter ἅμ' ἔπος ἔργον kommt das Sprichwort vor ἅμ' ἔπος, ἅμ' ἔργον, das Lat. dictum factum.

*

Themiſtius.

Petavius hat Orat. I. p. m. 59 θορυβοῦσι falſch durch turbari animo überſetzt. Er hätte weiter nichts, als tumultuari ſagen ſollen. Bewegungen der Zuhörer, die Einfluß auf den Vortrag des Redners haben. S. Plato Apolog. Socr. S. eben davon Them. Orat. XXVI. p. m. 315.

*

Wenn Themiſtius Orat. XXIII. p. m. 295 von demjenigen Philoſophen ſpricht, den die Bewunderung ſeiner Schriften von weitem zu ihm herzog, ſo überſetzt Petavius die Worte: ἀκροατὴς μὲν γενόμενος τοῦ Χαλκιδέως πρεσβύτου, διάδοχος δὲ οὐ τῆς νέας ᾠδῆς etc. folgendergeſtalt: fueratque is Chalcidenſis ſenis auditor, non novi illius ſed a majoribus traditi cantus ſectator, et jam diu olim ex Academia et Lyceo profecti. Ich möchte wiſſen, was das für ein Cantus ſey. Poſſen! Man muß offenbar für ᾠδῆς leſen ὁδοῦ. Themiſtius will nehmlich ſagen, daß dieſer Philoſoph ein Anhänger der Akademie und des Lyceï nach ihrer alten erſten Lauterkeit geweſen ſey, und nicht nach den Veränderungen, welche in neuern Zeiten damit vorgenommen worden.

*

In den beyden Zeilen, welche Themiſtius Orat. XXIV. p. m. 307 aus Sophokles Oedipus anführt, wird παιάνων ganz unrecht vom Petavius durch clamoribus überſetzt; eben ſo unrecht, als in den gewöhnlichen Ueberſetzungen durch precibus. So fällt der Contraſt weg, den der Dichter intendirte. Es ſind die eigentlichen Loblieder auf den Apollo zu verſtehen, zur Verſöhnung deſſelben, als Urhebers der Peſt. Preces dürfte es deswegen nicht überſetzt werden, weil es nicht erlaubt war, den Apollo in traurigen Begebenheiten anzurufen. Aeſch. Agam. 368.

*

Orat. II. p. m. 27. Καὶ ἄγει Σωκράτη προσφέρων κατακλείσας ἐν τινι ἀσυλίῳ πρὸς τὸν θεόν. Ich möchte dieſe Worte für ein Gloſſem halten, dergleichen es beym Themiſtio nicht wenige giebt. Iſt ἐν τινι ἀσυλίῳ wohl Griechiſch? iſt ſonſt wo τόπος für melcum gebraucht? Ueberdies ſagt ſchon Diogenes Laertius, daß Dionyſodorus dieſen Lobgeſang des Sokrates für untergeſchoben gehalten habe.

Euſtathius.

Im libr. Iliad. A. 198. ſezt er den Sokratiſchen Dämon mit Achills Minerva in Eine Klaſſe. Das beſtärkt mich in meiner Meynung von dieſem Dämon.

Ebend. B. 217. Ein merkwürdiger Beynahme der Sokratiker, [illegible] (nicht ſchielend, ſondern Seher.) Die Bemerkung hat Euſtathius aus dem Pauſanias, wahrſcheinlich [illegible], deſſen Euſt. öfter erwähnt, z. B. zu Ilias B. 103.

Il. B. 475—79. Euſtathius erwähnt ein zweytes Rhetoriſches Wörterbuch: [illegible]. Sollte dieſes wohl das ungedruckte Etymologicum ſeyn, welches ſich unter den MSS. Gudianis befindet, und welches man gewöhnlich dem Photius beylegt? S. die Beſchreibung davon im VI Supplement-Bande der Act. Erudit. p. 253. Oder vielmehr das ungedruckte Lexicon, welches Thomas Gale beſeſſen, und ſich jezt in der Bodlejaniſchen Bibliothek befindet?

B. Römer.

Dichter.

Lucretius.

Lucrez verſteht das Kunſtſtück des maleriſchen Wohlklangs in einem hohen Grade; z. B. wenn er das Zittern der Glieder ausdrückt.

Lib. 6. v. 1188. In manibus vero nervi trahier, tremere artus.

— — v. 1213. Das allmählige Sterben.

Languebant pleraque morbo
Et moriebantur.

Virgil.

Aen. VII. 76. Die Bewegung der Zunge ahmt die Bewegung der beſchriebenen Sache nach:

— — tunc fumida lumine fulvo
involvi —

Der langſame Gang nachgeahmt 634.

aut leves ocreas lento ducunt argento.

Ovid.

Metamorphos. I. 343.

Jam mare littus habet: plenos capit alveus amnes:
Flumina ſubſidunt: colles exire videntur:

Surgit humus: creſcunt loca decreſcentibus undis,
Poſtque diem longam nudata cacumina ſylvæ
Oſtendunt —

Dieſe Stelle iſt ſchön und maleriſch; ſie würde aber noch weit maleriſcher ſeyn, wenn der Dichter ſeine Züge auch ſo geordnet hätte, wie die Dinge ſelbſt in der Natur auf einander folgen. Die Hügel müſſen eher wieder hervorzukommen ſcheinen, als die Flüſſe in ihr Bette zurücktreten. Jenes iſt das Zeichen der abnehmenden Ueberſchwemmung, und in dieſem iſt ſchon keine Spur mehr davon. Dieſes iſt der Fehler, den Ovid faſt in allen ſeinen Gemälden hat. Er iſt reich an wahren und ſchönen Zügen; aber er wirft dieſe Züge unter einander, und entkräftet ſie durch ſein hyſteron proteron.

*

V. 361. Namque ego (crede mihi) ſi te modo pontus haberet,
Te ſequerer conjux: & me quoque pontus haberet.
und 324. Et ſuperaſſe videt de tot modo millibus unum.
Et ſuperaſſe videt de tot modo millibus unam.

Die Alten und beſonders Homer drückten eben daſſelbe Ding mit eben denſelben Worten aus. Aber Ovid macht aus dieſer nachdrücklichen Simplicität öfters ein Spielwerk.

*

V. 559. — — — ſemper habebunt
Te coma, te citharæ, te noſtræ, Laure, pharetræ

ſagt Apollo. Die Schläfe und Leyer deſſelben findet man in den alten Denkmählern mit Lorbeer umwunden. Aber auch den Köcher? Es würde gelehrt ſeyn, wenn es ein neuer Künſtler thäte, und gewiß eine beſondre Wirkung thun.

V. 729. Ein ſchönes Gemälde der bittenden Jo am Ufer des Nils:
Quem (Nilum) ſimul ac tetigit, poſitis in margine ripæ
Procubuit genibus, reſupinoque ardua collo,
Quos potuit, ſolos tollens ad ſidera vultus
Et gemitu & lacrymis & luctiſono mugitu
Cum Jove viſa queri eſt finemque orare malorum.

Die Gemälde der Action ſind nicht ſowohl Gemälde des Körpers, als der Handlung dieſes Körpers, und kommen dem Dichter alſo ſehr wohl zu. Nur iſt dabey zu beobachten, daß ſie nicht mehr Zeit wegnehmen, als in der Natur ſelbſt dazu erfodert wird; welchen Fehler Richardſon ſehr oft begeht, wenn er die Geſtus ſeiner Perſonen malt. Es müſſen dieſe Geſtus auch anhaltend ſeyn, in welchen die Perſon eine Weiſe verharret, wenn es ſich der Mühe verlohnen ſoll, ſie zu ſchildern.

V. 738. f. Ich merke bey dieſer Stelle an, daß auch ſelbſt im Ovid, in dieſem Handbuche der Maler, die Maler dasjenige, was bey dem Dichter das Maleriſchſte iſt, ungemalt laſſen müſſen. Dieſes ſind die Verwandlungen, welche der Maler nur als geſchehen zeigen kann, da ſie der Dichter vor unſern Augen vorgehen läßt, und uns beyde Geſtalten zugleich, aus welcher und in welche die Verwandlung geſchieht, zeiget. Es würde ein häßlicher widriger Anblick ſeyn, eine Figur zu ſehen, die halb Vieh halb Menſch iſt.

Lib. III. 215.

Arſurus iterum Xanthus.

Der Dichter deutet prophetiſcher Weiſe an, was dem Xanthus bey der Belagerung von Troja geſchehen ſollte. Ciofanus macht alſo in ſeiner Anmerkung einen ſeltſamen Fehler, den Phaetontiſchen Brand jünger zu machen, als die Belagerung von Troja. Und gleichwohl hat Burmann dieſe Anmerkung ohne die geringſte Verbeſſerung wieder abdrucken laſſen.

V. 786. Minerva entfernt ſich geſchwind, und hilft ſich mit dem Speere von der Erde auf; ein ſchönes Bild.

impreſſa tellurem repulit haſta.

Einen ähnlichen Zug hat der Dichter vom Perſeus, Lib. IV. v. 710. — — pedibus tellure repulſa.

V. 789. Kommt ein ſchönes Attribut des Neides vor, von welchem ich nicht weiß, ob die Künſtler davon Gebrauch gemacht haben

— baculumque capit, quod ſpinea totum
Vincula cingebant — — — —

Die neuern Emblematiſten geben ihm ſehr ekelhaft ein Herz in die Hände, welches er zerreißt.

Lib. III. V. 97.

— — Quid, Agenore nate, parentum
Serpentem ſpectas? & tu ſpectabere ſerpens.

Glückliche Wiederholung von einerley Worten für einerley Sachen.

V. 106. Ein vortrefliches fortſchreitendes Gemälde von den Kriegern, die aus den geſäeten Schlangenzähnen aufwachſen.

*

V. 303. Jupiters Bliz iſt nicht immer Werkzeug der Rache; auch wäre es dem Gotte der Götter unanſtändig, dieſe Werkzeuge der Rache nie wegzulegen. Sein Bliz in der Rechten iſt auch ein wohlthätiger.

Eſt aliud levius fulmen u. ſ. w.

*

V. 517. Ein gemalter Geſtus:

— — — ille movens albentia tempora canis &c.

*

Lib. IV. 354.

— — — ut eburnea ſi quis
Signa tegat claro, vel candida lilia, vitro.

Die Alten ſchloſſen alſo die kleinen aus Elfenbein geſchnizten Bilder in ein gläſernes Gehäuſe.

*

V. 472. Ein gemalter Geſtus:

Tiſiphone canos, ut erat, turbata capillos
Movit, & obſtantes rejecit ab ore colubras.

*

V. 725. Das Ungeheuer, von welchem Perſeus die Andromeda rettete, war nicht ganz Fiſch, wie ich es öfters abgebildet geſehen habe. Nur das Hintertheil war Fiſch.

— — — tenuiſſima cauda
Deſinit in piſcem.

*

V. 771. Zu merken der Anachronismus, welchen der Dichter mit dem Atlas macht.

*

V. 791. Es iſt unrecht, den Kopf der Meduſa mit lauter Schlangen ſtatt der Haare zu umgeben. Die Schlangen müſſen nur den Haaren untermiſcht ſeyn.

Geſſerit alternis immixtos crinibus angues.

*

Lib. V. 83.

Ein ſehr maleriſcher Geſtus eines Sterbenden.

Et reſupinus humum moribundo vertice pulſat.

*

V. 339. Beiſpiel des Inſtruments:

Calliope querulas prætentat pollice chordas:
Atque hæc percuſſis ſubjungit carmina nervis.

*

V. 383. Geſtus des Amor, der den Bogen ſpannt:
Oppoſitoque genu curvavit flexile cornu.

Seneca's Tragödien.

(Einige Lesarten zweyer Manuſcripte, die ſich auf der Rhedigerſchen Bibliothek in Breslau befinden.)

Cod. XXVI. apud Kranzium*)

Herc. Fur. 22. Gronovius lieſt aus einer bloßen Muthmaßung ſtatt locum: torum. Nun lieſet zwar dieſer Codex auch locum; man ſieht aber, daß dieſes Wort corrigirt iſt, und es ſcheint vorher lectum geheißen zu haben. Lectum aber leidet der Vers nicht, und es ſcheint alſo Gloſſe für torum geweſen zu ſeyn, wodurch Gronovii Vermuthung gewiſſermaßen beſtätigt wird.

Dieſer Codex hat verſchiedene Lücken. So fehlen z. E. im Herc. Fur. V. 123 — 161. incl.

Cod. XXIX.

Herc. Fur. 19. Sed vetera querimur: una me dira ac fera, iſt die Lesart des Gronovius, da die gemeinen, und auch der vorige Codex, alle leſen:

Sed vetera fero querimur, una me dira ac fera.

Dieſer Codex hingegen lieſt:

Sed vetera fero querimur, una me dira.

Da aber dira die erſte Sylbe lang hat, ſo wird beſſer ſeyn, daß dira ac ausgelaſſen und geleſen wird, ſo wie Fabricius:

Sed vetera fero querimur, una me fera.

Genug, daß durch dieſe Lesart beſtätiget wird, daß eins von beyden Epithetis überflüſſig iſt.

*

V. 61. lieſet er anſtatt pavidum ſolem, ſehr ſchön: pallidumque ſolem.

Man ſieht zwar deutlich, daß es eine neuere Correctur iſt, doch iſt ſie offenbar der alten Lesart vorzuziehen.

*

V. 527. Anſtatt bella per omnia, welches hier keinen beſondern Verſtand macht, lieſet der Codex weit richtiger:

— — — regna per omnia.

---

*) Wahrſcheinlich das nachgeſchriebene Collegium von Kranzens Beſchreibung der Codicum dieſer Bibliothek, welches man häufig antrifft. Fülleb.

Auch das Folgende, wo die verſchiednen Länder, in welchen Hercules ſeine Heldenthaten gethan, beſchrieben werden, zeiget, daß regna hier unendlich vorzuziehen iſt.

*

Thebais v. Phoeniſſae 346. Anſtatt mille violentum lieſet dieſer **Codex**: **Arce violentum.** Und aus dieſer richtigern Leſart iſt die unrichtige in den beyden andern ſchlechtern Mſcrpten entſtanden: Ante violentum. Ueberhaupt aber wird dieſe Rede der Antigone im gegenwärtigen Mſpte weit ſchicklicher dem Nuntio zugeſchrieben, indem es zuletzt heißt:

Auctorque placidae liberis pacis veni.

Veni konnte Antigone nicht ſagen, welche beſtändig bey dem Vater geweſen war.

*

Troades V. 139. Anſtatt lotis ließt er mit **Codex XXVI** tutus, welches mir in der That beſſer gefällt, da es mit dem folgenden lotis eine Beziehung bekommt, und nicht alle Subſtantive mit Epithetis behangen werden.

*

V. 50. Er beſtätiget die Leſart ſiccus.

*

V. 142. Für alio lacrimas ließt er nicht übel: **Ilio lacrimas**

*

Dem **Codex** iſt eine **Tragoedia Gregorii Corrarii Veneti cui titulus Progne** angebunden. Dieſer **Corrarius** iſt ohne Zweifel der, deſſen **Ughellius** unter den Biſchöfen von Vincenz gedenkt **Tom. V. Ital. ſacr. p. 1143.** Notarius **Pius** des **II. Pius** in **Commentar. l. II. p. m. 44.** Wenn er nicht von Vincenz weiter verſetzt werden, ſo muß er im Jahre 1465 geſtorben ſeyn, als in welchem Jahre **Marcus Barbo** in dem Biſthume gefolgt.

*

Dem **Codex XXIX** iſt eine **Evidentia Tragoediarum** beygefügt, (eine kahle Erklärung der von Seneca gebrauchten **Metrorum**, von einem gewiſſen **Muſatus**, in Geſprächsform mit einem **Lovatus Paduanus vates**, von welchem **Fabricius Bibl. med. æt.**) und an **Marſilius Patavinus** (nicht wie in dem Kranziſchen Manuſcript ſteht **Ficinus**) gerichtet.

Martial.

In dem Epigramm des Martialis auf den im Fieber declamirenden Matho wollte ich gegen das Ende eine kleine Verbeſſerung vor ſchlagen. Im Fieber declamiren, ſagt Martial, iſt wahre Raſerey; es wäre denn, daß man ſich nicht anders in den Schweiß bringen könnte. Aber doch iſt es etwas Großes, läßt er den Matho einwenden. Nein, erwiedert er hierauf, in der Hitze des Fiebers ſchweigen können, iſt etwas Großes:

Magna tamen res eſt, errans cum viscera febris
Exurit, res eſt magna tacere, Matho.

Die erſten Worte Magna tamen res eſt, ſind der unterbrochene Einwurf des Matho, worin ich mit allen Auslegern überein komme. Nur das errans kann ich nicht ſo gut vertragen, wie ſie. Nicht, als ob errans febris keiner Bedeutung fähig wäre: ſondern weil dieſes Beywort hier nichts ſagt. Denn das Fieber mag ſeine geſetzte Zeit halten oder nicht; die Kunſt in der Hitze deſſelben ſchweigen zu können, iſt einmal ſo groß, wie das andere. Beſſer alſo, man lieſet:

„Magna tamen res eſt" — Erras! cum viscera febris
Exurit, res eſt magna tacere, Matho.

*

Die Alten legten ihre Kleider, wie wir oft die Wäſche, in Kleiderpreſſen. II. 16.

— tua ſuppoſitis pellucent præla lacernis.

*

Die Aerzte ließen auch bey dem Fieber baden. II. 40. (wo morbus hemitritæus ſo viel iſt, als febris ſemitertiana). Wie befremdend iſt das itzt!

*

Ob unſre Aerzte mehr verſtehen, als die alten, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß ſie ehrlichere Leute ſind. Sie mauſen nicht. Bey den Alten hingegen war ein Arzt und ein Dieb gar öfters in Einer Perſon. S. auch Martial. lib. 9. 97. Harduin ad Plin. 13, Sect. 3. p. m. 640. hat den wahren Witz in dieſem Epigramm nicht eingeſehen.

Clinicus Herodes trullam ſubduxerat ægro:
Deprenſus dixit: Stulte quid ergo bibis.
(Dieſer Herodes war ohne Zweifel ein Jude).

Proſaiker.

Cicero.

Rhetor. ad Herenn. lib. I.

Es iſt eine feine Bemerkung des Verfaſſers, wenn er räth, daß man in dem Falle, wenn die Aufmerkſamkeit der Zuhörer bereits er müdet wäre, ſeine Rede mit der Verſicherung anfangen ſolle: aliter ac parati fuerimus, nos eſſe dicturos.

•

Epiſt. ad Atticum I, 10.

Frontem ferire ein Zeichen des überraſchenden Unwillens. Dieſe Geſticulation iſt nicht mehr nach unſerm feinen Geſchmacke. Mongault hat ſich nicht einmal getrauet, ſie wörtlich zu überſetzen, ſondern ſagt überhaupt: afin de pouſſer notre patience à bout. — Derſelbe Geſtus kommt auch bey andern alten Schriftſtellern vor.

•

Die Anmerkung, wenn und wo bey den Lateiniſchen Nominibus propriis die Endung beyzubehalten, oder zu verändern, iſt auch ſehr wohl für die Deutſche Sprache zu brauchen.

Livius.

Lib. XXX. Kap. 34.

Wenn Livius daſelbſt die Schlacht zwiſchen dem Scipio und Hannibal beſchreibt, ſo ſagt er unter andern:

> Igitur primo impetu extemplo movere loco hoſtium aciem Romani. Ala deinde & umbonibus pulſantes, in ſummotos gradu illato, aliquantum ſpatii, velut nullo reſiſtente, inceſſere, urgentibus & noviſſimis primos, ut ſemel motam aciem ſenſere.

Alles iſt hier deutlich, bis auf die Worte: Ala & umbonibus pulſantes. Was heißt hier ala? Die gewöhnliche militäriſche Bedeutung kann ihm hier nicht zukommen, ſondern man ſieht aus ſeiner Verbindung mit umbo, daß es nicht der Flügel der Schlachtordnung, ſondern ſo etwas heißen müſſe, das eben ſowohl ein Theil des Schildes geweſen, als umbo. Und was war es denn? Ich weiß nicht mehr, als einen einzigen Kritikus, der ſeine Vermuthung darüber geäußert hat, Giſanius Obſervat. Latinæ linguæ ſingul. p. 25. ed. Altenb. 1762. Ala, ſagt er, ſtehe hier pro ea parte loricæ aut ſcuti, quæ eſt ad humeros, ni fallor. Wie elend! Für denjenigen Theil des Schildes oder Panzers. Ein vortreffliches Oder! Schild oder Panzer, die Dinge ſind ja ſo weit nicht aus einander. Aber wie muß ſich Giſanius vorgeſtellt haben, daß ſich die Feinde mit demjenigen Theile des Panzers, der zunächſt am Halſe iſt, haben aus der Stelle treiben laſſen? Das möchte ich wiſſen!

Aber zur Sache. Ich habe geſagt, ala müſſe hier eben ſowohl einen Theil des Schildes bedeuten, als Umbo. Welchen wohl? Polybius, wenn er das Römiſche Schild beſchreibt (*), ſagt unter andern:

(*) Bey dem Lipſius de militia Romana Dial. II. p. m. 107.

Ἔχει δὲ πρὸς τὴν ἴτυν ἐν τῷ ἄνωθεν καὶ κάτωθεν μέρει σιδηροῦν σιάλωμα, δι' οὗ τάς τε καταφορὰς τῶν μαχαιρῶν ἀσφαλίζεται καὶ τὰς πρὸς τὴν γῆν ἐρείσεις.

Es iſt die Rede von dem Scuto, d. i. von dem länglichen Schilde. Der oberſte und unterſte ſchmale Rand deſſelben war mit Eiſen beſchlagen, damit es weder durch die Hiebe ſo leicht geſpalten, noch durch das Niederſetzen auf die Erde abgenutzt werden konnte. Und wie, wenn dieſe beſchlagenen ſchmalen Ränder bey den Römern ala geheißen hätten? Sie waren allerdings gleichſam die ala des Schildes. Und durch dieſe Annehmung kann die Stelle des Livius auch ſehr deutlich erklärt werden.* Sie erhoben die Schilde nemlich ſo horizontal, daß der unterſte eiſerne Theil derſelben gegen den Feind kam, den ſie ſolchergeſtalt aus der Stelle trieben.

Ja noch weiter. Dieſer eiſerne Beſchlag hieß bey den Griechen σιάλωμα. Könnte nicht gar das Lateiniſche ala daraus entſtanden ſeyn? Wenigſtens eben ſo gut als aus ὀμφαλὸς umbo. Denn daß es, wie Lipſius ſagt, von ἄμβων herkomme, werde ich ihm alsdann glauben, wenn man mir eine Stelle zeigt, in welcher ἄμβων grade dies bedeutet.

Ich habe überhaupt die Vermuthung, daß Umbo nur bey dem Clypeo Statt gefunden, bey den Scutis aber nicht. Gewiſſermaßen ſcheint es auch, daß es in Anſehung der Figur nicht anders geweſen ſeyn kann. Wäre dieſes, ſo wäre noch deutlicher, warum Livius ala & umbonibus geſagt hat: nemlich die Soldaten, welche clypeum hatten, ſtießen umbonibus, die, welche ſcutum hatten, ala.

Seneca.

Quæſtiones Naturales.

Iſt denn noch von Niemanden angemerkt worden, daß die Bücher 1 und 2 verſetzt ſind? Das zweyte muß ſchlechterdings das erſte ſeyn, als in deſſen erſtem Kapitel er die Haupteintheilung der ganzen Naturlehre macht. Es wäre ganz närriſch, erſt von den feurigen und gefärbten Luft-Phänomenen zu handeln, (wie in dem bisher für das erſte angenommenen Buche geſchieht) ehe jene Eintheilung vorausgeſchickt werden, unter welcher beſagte Phänomene ſelbſt begriffen ſind, in den Worten: quæcunque aër facit patiturque.

Præf. Quæſt. Natur.

Tunc contemnit domicilii prioris anguſtias. Fontenelle, Hugens, Lambert, Schmid, und wie ſie alle heißen, welche uns jene ingentia ſpatia, in quorum poſſeſſionem animus admittitur, beſchreiben, müßten die beſte Lecture auf dem Sterbebette ſeyn. Tunc contemnit &c.

Lib. I. cap. 1.

Stramenta (oder nach **Rubenius Ramenta**) **ſulphure aſſperſa ignem ex intervallo trahunt.** Ich zweifle, ob dieſe Erſcheinung ſich ſo ſchlechtweg nachmachen läßt. Denn der Schwefel ſchwitzt zwar in einiger Entfernung vom Feuer; aber daß er ſich entzünden ſollte, wüßte ich nicht.

Ebend.

Stella eine feurige Lufterſcheinung, wie allenfalls der Stern der Weiſen aus dem Morgenlande könnte geweſen ſeyn, wenn der Weg nicht ein wenig zu weit wäre.

Lib. I. cap. 3.

Daß **Linea** auch die in einander laufende Gränze zweyer Farben bedeuten kann, das ſehe ich nunmehr aus einer Stelle des Seneca, wo von dem Regenbogen die Rede iſt: **Videmus in eo aliquid flammei, aliquid lutei, aliquid cærulei, & alia in picturæ modum ſubtilibus lineis ducta.** Eine ſolche Gränze hieß auch **Commiſſura.** Es verlohnt ſich der Mühe, die ganze Stelle mit unſerm guten Manuſcripte zu vergleichen.

Ebend.

Bey den Alten muß der Fall nicht ungewöhnlich geweſen ſeyn, daß ſich Leute ſelbſt ſahen; aber ſie erklärten ihn aus einer Krankheit der Augen. **Quidam,** ſagt Seneca, **hoc genere valetudinis laborant, ut ipſi ſibi videantur occurrere, ut ubique imaginem ſuam cernant.** Das Raiſonnement aber, wie er dieſe Krankheit erklärt, will ſich mit unſrer Optik nicht mehr reimen, und man müßte ihm eine ganz andre Wendung zu geben ſuchen, wenn man von dieſer Krankheit ſelbſt richtige und ſichere Erfahrungen hätte, und ſie aus dem Sehen ſelbſt erklären wollte.

Ebend. cap. 5.

Was Seneca hier vom Tyriſchen Purpur ſagt, erinnere ich mich nicht ſonſt wo geleſen zu haben, und es gilt, glaube ich, von unſrer heutigen Purpurfarbe auch nicht. **Purpuram Tyriam, quo melior ſaturiorque eſt, eo oportet altius teneas, ut fulgorem ſuum oſtendat.**

Lib. II. cap. 1.

Ein merkwürdiges Beyſpiel, wie ſehr ſich die guten Scribenten der Alten vor den Kunſtwörtern der Schule gehütet haben: woraus man zugleich ſieht, daß ein großer Theil der Lateiniſchen philoſophiſchen Terminologie ohne Zweifel verloren gegangen, und Wolf manches barbariſche Wort nicht hätte machen dürfen, wenn wir die Schulhefte der alten Philoſophen übrig hätten. **Ergo concedas oportet, ex his** quoque quæ ſenſum effugiunt, ceterum ratione prendantur, eſſe in quibusdam unitatem corporum. Vide quomodo auribus tuis parcam. Expedire me poteram, ſi philoſophorum lingua uti voluiſſem, ut dicerem unita corpora &c.

Plinius.

Hiſtoria Naturalis

Lib. XXXIV. Sect. 5.

Bos æreus inde captus in foro Boario eſt Romæ.

Dieſe Stelle iſt mir verdächtig: inde captus müßte heißen, daß dieſer eherne Ochſe aus der Inſel Aegina nach Rom gebracht worden. Aber wer würde in dieſem Verſtande captus ſagen? Ich glaube alſo, es ſoll heißen inde dicto, und Plinius will anzeigen, daß der ganze Markt von dieſem ehernen Ochſen den Namen bekommen, und es alſo kein Viehmarkt geweſen. Bey dem Stoſch iſt eine Gemme, worauf ein liegender Ochſe; vielleicht, daß es eine Nachbildung von dieſem Ochſen auf dem foro boario war.

Lib. XXXIV. Sect. 6.

Leſe ich eine Ableitung des Worts Candelabri, von der ich nicht finde, daß ſie ein einziger gehörig verſtanden hat. Ipſum nomen candelabri a candelarum lumine impoſitum apparet. Ich vermuthe mit der größten Wahrſcheinlichkeit, daß er durch lumine anzeigen wolle, daß das ganze Wort von candela und dem griechiſchen ἁβρος zuſammengeſetzt ſey, welches, wie bekannt, ſo viel als glänzend bedeutet.

Lib. XXXV. Sect. 2. Not. 25.

Es kann kein abgeſchmackterer Fehler ſeyn, als den Harduin begeht, wenn er ein Werk des Atticus zu einem Werke des Cicero macht, welches den Titel Atticus geführt habe.

Ebend. Sect. 35.

Ich wollte anſtatt vulgatis lieber leſen vulgatarum, und es auf das vorhergehende Statuarum beziehen, in dem Verſtande nemlich, daß man auch ſogar diejenigen Bildſäulen nicht verſchont, welche von Dichtern beſungen worden.

Lib. XXXVII. Sect. 2.

Vom Steine des Polykrates. Sardonychem eam gemmam fuiſſe conſtat: oſtenduntque Romæ, ſi credimus, Concordiæ delubro, cornu aureo Auguſtæ dono incluſam, & noviſſimum prope locum tot prælatis obtinentem. Der Ueberſetzer hat aus dieſer Stelle Unſinn gemacht. Unter dem Horn iſt das Attribut der Concordia gemeynt, welches, wie man ſieht, von Golde und mit Edelſteinen beſetzt war, unter welchen jener Sardonyx den letzten Platz einnahm

Ibid. Sect. 6.

Plinius hat Exempel angeführt, wie weit der Luxus der Römer in den Perlen gegangen, und fährt fort:

> Quin imo etiam jus videmur perdidiſſe corripiendi gemmata potoria & varia ſupellectilis genera, annulos tranſeuntes. Quæ enim non luxuria innocentior exiſtimari poſſit?

Zu dem Worte annulos macht Harduin die Umſchreibung: Quando de annulis ſilemus. Quæ enim non luxuria præ illa innocentior videatur? Er nimmt es alſo ſo, als ob Plinius die Ueppigkeit mit den Ringen für die größte gehalten hätte. Ganz falſch! Plinius will ſagen: Nach dieſem eben gedachten Mißbrauche der Perlen ſcheinen wir gar kein Recht mehr zu haben, uns über die Trinkgeſchirre und andern Hausrath aus Edelſteinen zu beſchweren, geſchweige über die Ringe. Denn welche andere Ueppigkeit iſt nicht weit unſchuldiger? (als jene mit den Perlen.)

Ibid. Sect. 7.

T. Petronius Conſularis moriturus, invidia Neronis Principis, ut menſam eius exheredaret, trullam murrhinam trecentis talentis emptam fregit. Harduin erklärt exheredaret durch heredi auferret, wem? weſſen? Man ſieht, Harduin hat den Zuſammenhang nicht gefaßt. Die Rede iſt von der Tafel des Nero. Um dieſe, wie der witzelnde Plinius ſagt, zu enterben, zerbrach Petron die Schale; er wollte nicht, daß Nero auf ſeiner Tafel damit prahlen ſollte.

Lib. XXXV. c. 6.

Hier iſt die Stelle, die bey Papias unter Colores ſo vorkommt: Colores naſcuntur aut fiunt. Naſcuntur ut Synopis, rubrica, paritonium, melinum, ſecria &c. Wenn Dufresne dies gewußt hätte, ſo würde er ſich nicht den Kopf zerbrochen haben, was ſecria ſeyn ſoll. Beym Plinius ſtehet ſtatt deſſen Eretria. Plinius ſagt, terræ ſuæ nomen habet, und fügt hinzu: daß ſich Parrhaſius und Nicomachus ihrer bedient. Welcher Farbe ſie aber geweſen, läßt ſich aus ihm nicht ſchließen.

Lib. XXXVII. c. 3.

Iſmeniam choraulem multis fulgentibusque uti ſolitum, comitante fabula vanitatem eius, indicato in Cypro ſex aureis denariis ſmaragdo — juſſiſſe numerari, & cum duo relati eſſent, imminuto pretio, male hercules curatum dixiſſe: multum enim detractum gemmae dignitati. Harduin ſupplirt bey duo: ſmaragdi. Aber man ſieht, relati muß auf etwas gehen, was Iſmenias wieder bekam; und das waren zwey Denare. Wie hätte denn der Verkäu ſogleich zwey Smaragde für Einen geben können? Auch war es ein geſchnittener Smaragd. — Alſo der Unterhändler hatte dem menias zu wohlfeil gekauft. & cum duo denarii relati eſſent, er ärgerlich, weil ihn der Stein wegen ſeiner Wohlfeilheit nun lechter dünkt.

Ueber eine alte Ausgabe der Diſtichorum Catonis.

Sie iſt in klein Quart auf drey Ternionen, ohne Titel. Zum chluſſe ſtehet bloß Finit moraliſſimus Cato 94. Wahrſcheinlicher eiſe iſt dieſe Zahl für das Jahr anzunehmen; und darauf folgen ch drey Seiten Lateiniſcher Sittenſprüche, unter der Aufſchrift: edii verſus pro juvenibus confecti. Im Texte fällt mir eine eſart in die Augen, die ich mir merken will. Es findet ſich nehmh unter den vorläufigen kurzen Regeln auch eine, welche nach des pitz Ausgabe die 6te iſt und Foro pare heißt. Opitz überſetzt ſie: Richte dich nach dem Markte. Er glaubt nemlich mit Scaliger, daß s eben das heiße, was bey dem Terenz Phorm. I. 2. 29. uti foro edeutet. Aber warum hätte ſich nicht Cato eben ſo ausgedrückt, enn er eben das hätte ſagen wollen, da uti foro, wie Donatus nmerkt, ſchon einmal ein ſehr gewöhnlicher proverbialiſcher Ausdruck ar? Faſt möchte ich es alſo lieber mit meiner alten Ausgabe hal- en, welche Foro te para! lieſet. Der Sinn iſt klar und gut. eneca der Redner drückt ſich eben ſo aus: foro & hominibus ſe arant. Prooem. lib. II. Controv. Wollte man einwenden, Cato önne hier nicht die Zubereitung, Rechtshändel zu führen, verſtehen, eil erſt die 31te Regel Literas disce heiße: ſo weiß man ja, daß alle Regeln in keiner Ordnung ſtehen, und eben ſo ſtark verworfen, als interpolirt ſind. Die letztre findet ſich in der alten Ausgabe gar nicht.

II.

Vermiſchte Anmerkungen.

Polyphemus.

Die genaueren Philologen unterſcheiden nur zwey Polypheme: den Cyklopen und den Argonauten. Allein auch unter den Argonauten waren zwey dieſes Namens, welche weder mit einander, noch mit dem Cyklopen verwechſelt werden müſſen. Der eine war der Polyphemus Elatides aus Lariſſa in Theſſalien a). Der zweyte war der Sohn des Neptunus und der Europe, der Tochter des Tityus und Tänarus, der von ſolcher Geſchwindigkeit war, daß er auf den Wellen des Meeres einherlaufen konnte, und kaum die Fußſohlen befeuchtete b). Der erſte war es, welcher von den Argonauten in Myſien zurückgelaſſen wurde. Und von dem andern muß es verſtanden werden, was **Valerius Flaccus** ſagt, daß er zwar mit den Uebrigen wieder zurückgekommen, aber eben ſeinen todten Vater auf dem Scheiterhauſen gefunden habe.

Et tibi Palladia pinu, Polypheme, reverſo
Ante urbem ardentis reſtat deprendere patris
Reliquias: multum famulis pia juſta moratis
Si venias c).

Myrmidonier.

Myrmidonia, Myrmidonier, ein Beynahme der Inſel Aegina und ihrer Einwohner, wovon ſowohl die wahre als fabelhafte Ur-

---

a) Siehe Apollon. Rhod. Argon. I. 40 — 44. (Vergl. Iliad. I. 263.)

b) Auch dieſes ſagt Apollonius, und unterſcheidet alſo dieſe Polypheme umſtändlich I. 179 — 184. **Natalis Comes** hält dieſen P. für den Cyklopen; aber weder die Beſchreibung, die Homer und Theokrit von dem Cyklopen machen, paßt auf dieſen Tänariſchen Polyphem, noch die Beſchreibung, die Apollonius von dieſem giebt, auf jenen. Der Homeriſche P. hatte die Gabe gewiß nicht, daß er auf den Wellen des Meeres laufen konnte; ſonſt dürfte ihm Ulyſſes wohl nicht ſo leicht entkommen ſeyn. Die Redensart: **auf den Wellen des Meers einher laufen**, iſt ein poetiſches Bild der äußerſten Schnelligkeit. Virgil hat ſich deſſen ebenfalls bedient, von der Camilla Aen. VII. 805. Er und Apollonius hatten den Homer vor Augen, der von den Füllen des Erichthonius ſo ſagt, Iliad. Y. 226 — 29. Man lerne indeſſen auch hier, wie unglücklich öfters der beſte Nachahmer iſt. Homers Füllen waren Kinder des **Boreas**, und Apollonius Polyphem war ein Sohn **Neptuns**. Allein wer war Virgils Camilla? *Volsca de gente*, eine gemeine Sterbliche; und es wird das Wunderbare der Griechen bey dem Römer zu Lügen.

c) Argonaut. I. 456. Burmann hätte daher ſeine ganze Note über dieſe Stelle erſparen können, und nicht ſo viel gezwungene Auslegungen und Verbeſſerungen machen dürfen, wenn er nur dieſes doppelten Polyphems unter den Argonauten eingedenk geweſen wäre. Er würde keine Schwierigkeit gefunden haben, das von dem zweyten Polyphem gelten zu laſſen, was auf den erſten freylich nicht paſſen will.

che bey dem Strabo nachzuſehen a). Als Peleus aus Aegina flüch
g werden mußte, wandte er ſich mit ſeinen Gefährten nach Theſſa-
en; ſie ließen ſich in Phthia nieder, und von ihnen bekamen die
Phthier den Namen Myrmidonier, unter welchem dieſe, als ein Theil
er Truppen des Achilles, bey dem Homer vorkommen b). Die Da-
er hat ſich in ihrer Ueberſetzung dieſes Dichters nur ein einziges
nal dieſen Namen beyzubehalten getrauet, nemlich da, wo Agamem
en von dem Achilles und ſeinen Völkern in dem Tone der Verach-
ung ſpricht: aus Urſache, weil im Franzöſiſchen Myrmidon ein lä-
erliches Spottwort iſt, das einen kleinen unanſehnlichen Menſchen
edeutet c). Man kann ihr Verfahren nicht mißbilligen. Aber man
ird wiſſen wollen; woher dieſes Franzöſiſche **Myrmidon** komme. Iſt
wirklich das nemliche Wort, mit welchem Homer die tapfern Un
rthanen ſeines größten Helden benannte? Wie hat es denn bey den
ranzoſen eine ſo verächtliche Bedeutung bekommen können? Man
ird umſonſt den Menage und Andre hierüber zu Rathe ziehen. —
ch ſage, das Franzöſiſche **Myrmidon** kommt nicht von dem Grie
iſchen Beynamen der Aegineten her, ſondern es ſollte eigentlich
lyrmillon heißen. **Myrmillones** aber wurden bey den Römern die
nigen Fechter genannt, die ſich einer Art von Galliſcher Rüſtung
edienten, und daher auch Anfangs den Namen Gallier führten d).
un muß man wiſſen, wie ſich die **Myrmillones** bey ihrem Fechten
nſtellten. Sie ſetzten ſich in eine ſehr niedrige Lage, um ihrem
egner den Stoß von unten auf beyzubringen. Man ſehe die klaſ-
iſchen Stellen beym Lipſius e), nebſt der Abbildung, die er davon
achen laſſen. Wenn denn aber durch eine niedrige Lage der größte
örper in einen Zwerg zuſammengezogen wird: was hat leichter ge-
chehen können, als daß man davon den Nahmen **Myrmillo** auf jede
erzächte Figur, von einem gewiſſen lächerlichen unternehmenden We-

---

a) Geogr. VIII. p. m. 130.

b) Z. B. Iliad. B. v. 684.

c) Nemlich Iliad. A. v. 180.

d) Festus in v. Retiario. — in quorum galeis piscis effigies inerat.
en dieſem Fiſche iſt auch der Name genommen. Μορμύρος ἰχθὺς ποι-
ιός. Hesych.

e) Saturnal. Ser. lib. II. c. 19. Ich kann zwar nicht bergen, daß die
ornehmſten dieſer Stellen dem Lipſius können ſtreitig gemacht werden, z. B.
acitus Annal. III. c. 43. Auson. pract. Cent. nupt. p. 376. (in usum Delph.)
gl. die Ausgabe des Floridus. Doch hat Lipſius Recht, wie aus andern
tellen, beſonders dem [illegible] beym Artemidorus, erhellt.

ſen, angewendet hat, daß dieſer Spottname unter den Landsleuten der Myrmillonen am längſten geblieben, und endlich aus Myrmillon Myrmidon gemacht werden [f]!

Zur Gelehrten-Geſchichte und Literatur.*)

Peter von Abano.

(Notizie ſtoriche et critiche intorno alla vita di Pietro d'Abano, date dal Co. Gian-Maria Mazzuchelli in una Letteraria Converſazione. Im 23. Tom. der Raccolta d'Opuſ. ſc. et filolog. 1741.)

Aus dieſer Vorleſung des Mazzuchelli wird man leicht alle Fehler des Bayle, des Niceron, und andrer, bemerken und verbeſſern können. Ich bringe alſo nur das bey, was ſelbſt dem Mazzuchelli unbekannt geblieben, oder nicht recht bekannt geworden. Es wird zugleich eine gute Ergänzung ſeines Artikels beym Clement ſeyn.

1. Das Buch de Venenis iſt auch 1500 zu Leipzig bey Jacob Thannern in 4. gedruckt worden, und zwar per venerabilem virum Wilhelmum Haldenhoff de Thorn, artium et Medic. Doctorem, Magni magiſtri Pruſſiae divi ordinis Theutonicorum Phyſicum, verbeſſert; (nicht überſetzt, wie es bey Haller Bibl. Botanica T. II p. 659. heißt.) Der Papſt, an welchen Albano das Buch dedicirte, heißt daſelbſt nicht Xyſtus, wie in andern Ausgaben, ſondern wird durch ein bloßes N angegeben. (64. 11. Quodl. 4to.)

2. Hippocratis de Medicorum Aſtrologia libellus, welches Albano überſetzt, iſt zwar, wie Mazzuchelli angiebt, 1485 in 4to zu Venedig gedruckt, aber nicht als eine beſondre Schrift, ſondern zum Schluſſe eines Buches ähnlichen Inhalts, Opuſculum repertorii pronoſticon in mutationes aëris tam via aſtrologica, quam meteorologica etc. welches in dem nehmlichen Jahre zu Venedig von Erhard

---

[f] Dieſe Verwechſelungen des l und d ſind den Franzoſen, wie den Spaniern und Italiänern, in den Wörtern, die ſie von dem Lateiniſchen und Griechiſchen geborgt haben, ganz gewöhnlich. S. Les principes de l'art des Etymologies, vor dem Wörterbuche des Menage. Aus dieſem Grunde wollte ſchon Turnebus Adverſ. II. c. 4. den Namen der Myrmillonen von den Myrmidoniern ableiten. Man ſieht wohl, daß ich mich des nehmlichen Grundes, aber zu einer andern Sache, bediene.

*) Leſſings Leben III, S. 313.

Mattelt gedruckt werden. Noch hätte Mazz. anmerken ſollen, daß dieſen vermeynten Traktat des Hippokrates Tomaſo Bovio Zefiriele, in ſeinem Melampigio 1583 wieder auflegen laſſen, in deſſen Opere von 1626 er ebenfalls vorkommt.

Pet. Abälard.

Der Abt Gervaiſe (*), und aus ihm Niceron (**), haben unter andern, nach Baylen, das Leben des Abälard beſchrieben. Auf jene verweiſe ich, wem dieſer nicht Genüge leiſtet. Nur zwey Anmerkungen laſſe man mich hier beyfügen.

1. Die erſte betrifft den Namen Abälard. Wie bekannt, war Abälard keinesweges der Geſchlechtsname, ſondern ein Schmeichelname, den, wie Gervaiſe meynt, die zärtliche Mutter dem kleinen Peter, par un preſentiment qu'elle avoit de ſon éloquence future, beygelegt hatte. Er leitet alſo Abälard von Abeille ab, und beruft ſich deßfalls auf eine Stelle des h. Bernhard, wo dieſer den Abälard Apis de Francia nenne. Doch das Zeugniß dieſer Stelle, ſo wie die ganze Vermuthung des Gervaiſe, wird beym Niceron mit Grunde verworfen; mit dem Zuſatze, daß in der Mundart von Bretagne der Name Abälard ja wohl etwas anders heißen könne. Abélard n'a-t-il pas d'autre ſignification dans le bas Breton? J'abandonne cela aux chercheurs d'etymologie. — Wenn es nun aber nach einer Nachricht gehen ſollte, die in der Folge B. Pez (***) aus einem alten Codice beybrachte, aus welchem er des Abälard Sittenlehre oder Scito te ipſum abdrucken ließ: ſo wäre die Bedeutung des Namens Abälard nichts weniger, als in der Bretanniſchen Mundart zu ſuchen, ſondern Abaelardus hieße ſo viel als **Habelardus**, quaſi qui haberet artium apud ſe ſummam et adipem. Doch wer ſieht das Lächerliche dieſer Ableitung nicht, und wird nicht lieber bey jener Quelle bleiben wollen? Allerdings wird Abälard in der Bretanniſchen Mundart ſeine gute Bedeutung haben: und was hindert uns, bey der Uebereinſtimmung, welche dieſe Mundart noch jetzt in vielen Stücken mit dem Holländiſchen und Plattdeutſchen haben ſoll, zu glauben, daß es die nehmliche ſeyn werde, die es in dieſem hat. In dieſem aber iſt das Wort abel für munter, witzig, ſinnreich, ſehr bekannt, und Kilian (†) erkläret Abelaert ausdrücklich durch homo bellus, concinnus. Auch unſer alter Theutoniſta hat das Wort

---

(*) La vie d'Abelard et celle d'Heloiſe. Paris 1720. 2 Voll. 12.

(**) Mem. T. IV.

(***) Anecdot. T. III diſſ. Isagog. p. XXII

(†) Etym. Teut. ling.

Abel als ein im Cleriſchen gebräuchliches Wort. Und wenn dieſes wäre: warum ſollten wir Abälard, und nicht lieber gleich Abelart, ſchreiben?

2. Wegen der Verſchiedenheit, die ſich auf den Titeln der Exemplare der geſammelten Werke des Abelard zeigt, da auf einigen Franc. Amboeſius, auf andern Andreas Quercetanus als Herausgeber genannt wird, merke ich an, daß die Art, wie man beym Bayle (Art. Fr. Amboiſe Anm. F.) das Räthſel löſen will, ganz und gar nicht wahrſcheinlich iſt; nehmlich, daß Quercetanus (oder du Chesne) der wahre Herausgeber ſey, der aber die Ehre dem Herrn d'Amboiſe laſſen wollen, der damals im Stande geweſen, ein ſolches Opfer mit Dank zu erkennen. Es ſcheinet mir gerade das Gegentheil geweſen zu ſeyn, daß nehmlich d'Amboiſe den du Chesne vorgeſchoben, als die Theologen ſowohl über die Werke des Abelard ſelbſt, als über die Praef. Apolog. pro Abaelardo, die er ihnen vorgeſetzt hatte, Lermen machten. Denn daß ein dergleichen Lermen entſtanden, bezeugt nicht allein Roulliard, in einer Stelle, die Bayle (Anmerk. C.) ſelbſt anführet: ſondern noch mehr erſehe ich es aus einer Cenſura Doctorum Pariſienſium, die auf drey Blättern einigen Ausgaben vorgeſetzet iſt. Sie befindet ſich in dem ſonſt ganz defecten Exemplare unſrer Bibliothek N. 47. 6., nicht aber in dem vollſtändigen 47. 7.* In dieſer Cenſur, wie es heißt, quid in quoque Operum ejus loco ſalebroſum foret, a quibusdam Theologis Pariſienſibus diligenter adnotatum et indigitatum eſt; ſingulisque periculoſioribus dictis praeſens eſt adhibitum amuletum. Und hierauf folgen die anſtößigen Stellen, worunter das ganze Buch adverſus Haereſes aus den Schriften des Abälard herausgeworfen wird. Liber hic, ut in Codice MS. nomen Abaelardi haud prae ſe gerit, ita neque ejus loquendi morem, ſtilum aut mentis acumen ſapit. Beym Bayle, wo die verſchiednen Stücke angegeben werden, welche die ſogenannte Quercetaniſche und Amboiſiſche Ausgabe von einander unterſcheiden, wird dieſe Cenſura doct. Par. weder bey der einen noch bey der andern genennt, und vermuthlich wird Amboeſius haben zugeben müſſen, daß ſie in der Folge den Exemplaren beygelegt werden.

3. Endlich kann ich nicht unangemerkt laſſen, daß, obſchon nach der Sammlung des Amboeſius, noch verſchiedene Werke des Abelard ans Licht gezogen werden, — als vom Martene, (Tomo V. Anecdot.) Theologiae chriſtianae libri V. und Expoſitio in Hexameron, ſo wie vom P. Pez (T. III. Theſ.) deſſen Scito te ipſum — und dennoch das intereſſanteſte Werk des Abälard noch fehlt, und vielleicht

auf immer fehlen wird. Denn es iſt ein groſſes Glück, wenn es Dürand und Martene, die das Manuſcript davon beſaſſen, nicht vernichtet haben. Eſt penes nos (ſagen ſie in der Vorrede zum 5ten Tomo ihres Theſ.) ejusdem Abaelardi liber, in quo genio ſuo indulgens, omnia chriſtianae religionis myſteria in utramque partem verſat, negans quod aſſeruerat, et aſſerens quod negaverat: quod opus aliquando publici juris facere cogitaverat noſter **Acherius**, verum ſerio examinatum aeternis tenebris potius quam luce dignum de virorum eruditorum conſilio exiſtimavit. Und ſo haben ſie uns auch nicht einmal den Titel davon wollen wiſſen laſſen. Jely muthmaßt, daß es von denen Manuſcripten ſeyn werde, die beym Niceron unter Nummer 35 vorkommen, und alſo noch in einer Bibliothek zu Oxford vorhanden ſeyn dürften.

Baldus Angelus Abbatius oder de Abbatibus.

Von Gubio gebürtig, woher er ſich beſtändig Eugubinum nannte. Käſtner hat ſich alſo wohl geirrt, wenn er glaubt, daß er den Namen Abbatius von ſeinem Vaterlande habe. Er war Medicus bey dem Franciscus Maria II, Herzog von Urbino, dem er auch eins von ſeinen Werken zugeeignet hat(*). Man könnte ihn mit Recht den Schlangendoctor nennen.

(*) Nemlich das kleine Werk de admirabili Viperae natura et de mirificis ejusdem facultatibus. Die Dedication iſt Piſauri Calend. Januar. 1589 unterſchrieben. Die erſte Ausgabe von eben dieſem Jahre in 4. zu Urbino, wird für ſehr rar gehalten (Clement Bibl. curieuſe T. I. p. 10.) Die vierte Ausgabe, die Clement anführt, habe ich vor mir; ſie beſteht aus 186 Seiten ohne Regiſter und Vorreden. Das Werk iſt ziemlich gelehrt geſchrieben und hat verſchiedne Kupfer. Vornemlich handelt es von den Giften und Gegengiften, die aus dem Fleiſche der Natter zu machen ſind*.

Ein anderes Werk von ihm nennt **König**, Discuſſarum concertat. opus. Piſ. 1591.

Noch kann ich aus dem kleinen Vorberichte, welchen Venturas Cancinus, ein Medicus in Urbino, dem Werkchen de Viperae natura vorgeſetzt hat, anführen: daß Angelus noch ein anderes Werk [illegible] herauszugeben im Begriffe geweſen ſey. Ob es aber jemals zum Vorſchein gekommen, kann ich nicht ſagen.

* In der Dedication ſagt er unter andern: Illud nuper mihi venit in mentem vehementer admirandum, ſerpentis actu in orbem terrarum mortem intraſſe; illud etiam mirum ex viperae ſerpentis nece et ejus carne ab omnibus gravioribus morbis atque venenis curari et in priſtinum reſtitui, ſed continuato viperinae carnis uſu ab omnibus morbis praeſervari.

Nicolaus Abraham.

Jöcher ſchreibt Baylen einen Fehler nach: Abraham ſolle eine Paraphraſin in omnia opera Virgilii herausgegeben haben, da man doch über den Virgil nichts von ihm hat, als einen kleinen Commentar über die Aeneis, zum erſtenmal 1632 zu Pont a Mouſſon in 8. herausgekommen. Fabric. Bibl. lat. T. I. p. 216.

Was ich über dieſes hier anmerken will, betrifft ſeine Ausgabe des Nonnus, theils wider Jöcher, theils wider Clement in ſeiner Bibl. curieuſe. Der erſte ſagt: er habe einige Anmerkungen über des Nonnus Paraphraſin edirt. Das heißt einer Ausgabe, die er ergänzt und mit reichlichen Anmerkungen herausgegeben hat, ſehr unvollſtändig gedenken. Clement kann das Buch unmöglich geſehen haben. Gleich den Titel führt er nicht genau an; er heißt:

> Νοννου Πανοπολιτου μεταβολη του κατα Ιωαννην ἁγιου Ευαγγελιου. Nonni Panopolitani Paraphraſis ſancti ſecundum Joannem Evangelii. Acceſſerunt Notae P. Nicolai Abrami, Soc. Jeſu. Pariſ. ſumptibus Seb. Cramoiſy, 1623. 8.

Des Abrams Name iſt alſo nicht, wie Clement ſagt, bloß durch P. N. A. angedeutet. Eben ſo falſch iſt es, was er von der eingeſchobnen Geſchichte von der Ehebrecherin ſagt. Dieſer Zuſatz des Abrams von der Ehebrecherin hat nicht mehr als 73 (nicht wie Clement ſagt 373) Verſe. Bey dem Nanſius iſt dieſer Zuſatz 105 Verſe lang, und mit veränderten Lettern in den Text eingeſchoben. Abraham theilt den ſeinigen nur in der Anmerkung mit p. 30, und beyde haben nicht die mindeſte Aehnlichkeit. Hier ſind die erſten Verſe:

[illegible]
[illegible]
[illegible] etc.

Ob ſich übrigens Bayle eben mit Recht verwundert, daß dieſer gelehrte Jeſuit bey den Ausländern ſo wenig bekannt ſey, weiß ich nicht. Wenigſtens iſt er den lutheriſchen Theologen nicht unbekannt geweſen, da unter andern Bechmann in ſeinen Annot. uber. in compendium Hutteri p. 218 ſq. ſeine beſondre Meynung, die er in ſeinem Pharo von der Schöpfung vorträgt, widerleget.

Cornelis Adrianſen.

Von dieſem unverſchämten Franciscaner, der die Confeſſion gegen ſeine weiblichen Beichtkinder ſo mißbrauchte, ſ. Marchand im Artikel Louis de Bourbon. Seine Geſchichte und ſeine Predigten ſind Holländiſch in unſrer Bibliothek.

Claudius Baduellus.

Aus Einem Buche deſſelben werden beym Jöcher zwey gemacht. Nemlich de conjugio litteratorum und de ratione vitae ſtudioſae ac litteratae in matrimonio collocando et degendo, iſt eins und eben daſſelbe. Gedruckt Lugduni apud Gryphium 1544. 4.

Caſpar Barth.

Ein ziemlich großes Verzeichniß der nachgelaſſenen ungedruckten Schriften dieſes Gelehrten findet ſich in dem XI. Theile der Deutſchen Act. Erud. S. 925. Man ſagt aber nicht, ob es aus ſeinen gedruckten Schriften bloß zuſammengetragen, oder wirklich unter ſeiner Verlaſſenſchaft gefunden worden, noch weniger, in weſſen Händen dieſe ſich damals befunden. — Gegenwärtig, ſo viel ich weiß, iſt D. Stemler in Leipzig Beſitzer der beyden letzten Theile von Barths Adverſariis. S. auch Unſchuldige Nachr. Jahr 1709. S. 379 und 615.

P. J. Beronicius.

Einer der ſonderbarſten Gelehrten der neuern Zeiten, um 1677. Ein wahrer Cyniker, hielt ſich zuletzt in Seeland auf, wo er in einem Moraſte erſtickte; in der Trunkenheit ohne Zweifel. Er machte aus dem Stegreif ſehr gute Lateiniſche und Griechiſche Verſe. S. Ant. Borremanſius Var. lection. c. 6. Seine Georgarchontomachia iſt ein komiſches Heldengedicht in zwey Geſängen, deſſen Duſch hätte erwähnen müſſen, wenn er es gekannt hätte. P. Rabus hat es mit einer holländiſchen Ueberſetzung 1691. 8. zu Rotterdam, mit einigen andern Gedichten des Verfaſſers herausgegeben. Man hat nie erfahren können, was Beronicius für ein Landsmann geweſen; denn er ſprach, außer dem Holländiſchen, Franzöſiſch, Engliſch und Italiäniſch gleich fertig. Als man ihm einsmals ſagte, er verdiene Profeſſor zu ſeyn, antwortete er, non placere ſibi umbraticam iſtam vitam. Er lebte von den ſchmutzigſten Verrichtungen eines Tagelöhners, vom Kaminfegen, Holzſpalten und dergl.

Lucius Domitius Bruſonius.

Centurſinus Lucanus (nach ſeinem Geburtsorte).

Er hat Facetiarum Exemplorumque libros VII. geſchrieben, die zuerſt in Rom 1518 in fol. herausgekommen (impreſſ. per Jacob. Mazochium Rom. Acad. Bibliop.) Er hat es dem Cardinal Colonna zugeeignet. Es enthält nichts als Apophthegmata aus den alten Schriftſtellern, deren manches unter mehr als Einem Titel vorkommt. Unter den vorgeſetzten Lobgedichten der Freunde des Bruſonius befinden ſich auch zwey von dem III. Antonius Caſanova, (ob ſie unter ſeinen Sinngedichten beym Gruter vorkommen?) wovon das eine alludens ad caput de Miraculis artig genug iſt:

Inter tot Domiti miracula miror amice
Tantum unum, ingenii te tacuiſſe tui.

Joſeph de Caceres.

Wird beym Jöcher mit ſeinem jüdiſchen Vornamen Jacob genennt. Sein Werk iſt eine Spaniſche Ueberſetzung des Bartas.

Alex. de Cademoſte.

Beym Jöcher heißt er de Cada Moſto.

Cäſarinus Arelat.

Ob ſeine Exhortatio ad Monachos Lyrinenſes, die wir im MS. haben, (78. fol.) ſchon gedruckt iſt?

Dom. Cäſarius.

Den Jöcher ſo gut als gar nicht kennt, den man aber näher kennen lernen kann aus ſeinen Epiſt. ſelectis 477. 3. Quodl. 8.

Janus Cäſarius.

Dieſer Mann iſt ziemlich unbekannt. Jöcher hat ihn gar nicht, und höchſtens kennt ihn der Deutſche Literator nur noch aus den Gedichten, die in den Deliciis Poët. Ital. von ihm ſtehen. Er hat aber auch andre Dinge geſchrieben, worunter ein Commentar über die 32 Oden des erſten Buchs des Horaz vornehmlich zu merken, weil er nicht ſchlecht iſt, und weil ihn ſelbſt Fabricius nicht gekannt hat. (Rom. 1566. 8.) Er hatte, als er dieſen Commentar herausgab, ſchon viele Jahre in Rom die ſchönen Wiſſenſchaften gelehrt, aber ohne im geringſten dadurch ſein Glück zu machen. Er klagt darüber ſehr in dem vorgeſetzten Briefe an ſeinen Bruder Petronius Cäſarius. Eine Oratio von ihm in funere Joannis Arragoniae. Ein Carmen in Caſtellum Gonzagae. Caſtigationes ad Celſum, und andre Sachen in der Bibliothek.

Cäſarius Heiſterbach.

Kennt Jöcher nur aus dem Eckard, und als den Verfaſſer des einzigen regiſtri boni. Aber in unſrer Bibliothek ſind eine Menge andrer Werke von ihm vorräthig.

Cäſius Baſſus.

Beym Jöcher unter Baſſus, wo es heißt: ſoll de metris und Commentarium in Aratum geſchrieben haben. Warum ſoll? Beyde Schriften ſind in unſrer Bibliothek 4. 1. Grammat. 4. Beſonders 56. 1. Hiſt. fol. p. 207. und 227.

Belmonte Cagnoli.

Aquilea diſtrutta. 29. 1. Quodl. 4. verdient gekannt zu werden.

Pomp. Caimo.

Parallelo politico delle Repub. antiche e moderne. 107. 31. Pol. 8. und 113. 3. Pol. 8. Ob es eben dieſer iſt, von dem beym Jöcher nur mediciniſche Werke vorkommen?

Joann. Caius.

Hat de canibus britannicis, und andere Dinge geſchrieben. S. unſern Catalogum.

Calamon.

Variorum Epiſt. graecanicae 78. Quodl. fol. Iſt kein Gelehrter, ſondern der erdichtete Name eines Bauern, den Theophylactus einen kleinen Brief ſchreiben läßt. p. 109.

Caſpar Caldera.

Sein Tractat de peste, quae anno 1649 Hispalensem civitatem corripuit, den Jöcher nicht hat, und woraus ſeine Lebenszeit näher zu beſtimmen.

Henning Caldruſius.

Dialogus contra impudicas feminas cum tabulis. 82. 13. Quodl. 4. — De vita et paſſ. S. Agnetis. 82. 19. Quodl. 4.

Ja. Calfhillus.

Von Ausgrabung Catharinae D. P. Martyros Hausfrau. 236. 33. Theol. 4. in unſrer Bibliothek.

Rez Calib.

Warum Rez beym Jöcher, wenn er nur ein Rabbi iſt?

l'Abbé Camuſat.

Welcher die Gedichte des la Fare und Chaulieu herausgegeben, ſtarb zu Amſterdam im 32ſten Jahre, um 1731. Er wollte noch viel ſchreiben, unter andern ein Werk de re ſalutoria Veterum und ein Syſtème de la Religion Chretienne, welche doppelte Arbeit wegen ihres Contraſts zu merken. Jordan Voy. litt. p. 187.

Bapt. Caſalius.

Er ſtarb zu Rom 1525, welches aus einem Briefe des Erasmus an Pirkhaimer vom September dieſes Jahrs zu erſehen.

Claubergius.

Dixit, se nolle modum eloquendi naturam mentis, sed voluit indicare. Saepe in profundam quandam ecstasin abripiebatur cogitando. Unde aliquando sic obiit. Miscell. Leibnit. p. 148.

Pandolfo Collenuccio.

Was man von dieſem Manne weiß, weiß man vom P. Jovius, (Elogiorum Part. II. p. 92. Edit. Bas. fol.) Die ſeiner nachher erwähnen, wiſſen wenig oder nichts hinzuzuſetzen. Nur Paradoreli

(Hiſt. Gymn. Patavini T. II. p. 30.) meldet uns, daß er zu Padua ſtudiert, wo er ſich unter dem Marcus Muſurus der Griechiſchen Sprache, und unter dem Barthol. Capella der Rechte befliſſen, von welchem letztern er auch die Würde eines Doctors der Rechte erhalten. Gleichwohl, ob ſchon alle aus der Quelle des Jovius geſchöpft, hat ſich dennoch in die Erzählung von ſeinem Tode eine Verſchiedenheit eingeſchlichen, die eine Erörterung verdient. Jovius erzählt, daß ihn Johann Sfortia, der ſich damals die oberſte Gewalt in Peſaro angemaßt hatte, habe umbringen laſſen; das Gelehrtenlexicon aber will, daß er auf Befehl Alexanders VI im Gefängniſſe ſtrangulirt werden. Schon Fabricius (Bibl. med. et inf. Lat. Lib. III.) hatte dieſes gerügt. Aber man hat auf dieſe Erinnerung auch in der vierten Ausgabe nicht geachtet. Der Zuſammenſchreiber des Lexicons hat eine Stelle des Moreri gebraucht: P. Jove ajoute que Jean Sforze, Tyran de Peſaro, le fit etrangler en priſon: mais Pierius Valerianus dit que ce fut Ceſar Borgia, Duc de Valentinois, qui fit mourir Collenuccio. Was nun hier dem Cäſar Borgia Schuld gegeben wird, hat man eben ſowohl auf ſeines Vaters Rechnung ſchreiben zu dürfen geglaubt. Allein auch Moreri, oder wem dieſer nachgeſchrieben, hat ſich geirrt, und die Stelle des Pierius ganz falſch verſtanden. Sie lautet ſo: (*) Sed incidit (Collenuccio) in res novas et rerum, quae ſub Valentino Caeſare evenerunt, viciſſitudines, ſuſpectusque Principi, quod adverſae factionis eſſet, laqueo vitam finire juſſus. Dieſes Principi bezieht ſich auf den Sfortia, nicht auf Valentino Caeſare, wie Moreri geglaubt hat, und der Verſtand iſt dieſer: daß Collenuccio bey ſeinem Fürſten in Verdacht gerathen, als halte er es mit dem Borgia (**). Wenn wir alſo aus dem Jovius bloß lernen, daß er wegen aufgefangener Briefe bey dem Sforzia in Ungnade gefallen: ſo ſehen wir aus dem Pierius, was dieſe Briefe betrafen, ein Verſtändniß nemlich mit dem Borgia.

(*) Ex edit. Cor. Tollii p. 130.

(**) Welcher ſich mehrerer Italiäniſchen Staaten damals zu bemeiſtern ſuchte.

Georg Cſipkes.

Verfaſſer der Hungaria illuſtrata, brevis ſed methodica naturae et genii linguae Hungaricae explicatio. Ultraj. ex offic. Jo. a Waesberge 1655. 5 Bogen in 12. Er hat den Beynamen Comarinus, d. h. aus dem Comorrer Comitat. Wie kann nun das Gelehrtenlexicon ſagen, daß er aus Raab gebürtig geweſen? Raab hat ja ſeinen eignen Comitat, und nach dieſem hätte er ſich Jaurinenſem nennen müſſen. Er ſelbſt nennt ſich auf dem Titel Theologiae Doctorem et ejusdem Facultatis in illuſtri Schola Debrecina Profeſſorem, verſtehe, an dem reformirten Gymnaſio zu Debrezen. Aus der Vorrede erſehe ich, daß ſchon vor ihm ein Molnar, und ein Stephanus Gelei, Eccleſiaſtes Albenſis, Ungariſche Grammatiken geſchrieben, deren letztre er nicht einmal geſehen. Sie muß folglich ſehr rar ſeyn.

Jo. Cuſpinianus.

Das 1526ſte Jahr war ſehr unglücklich für ihn. In dem großen Brande Wiens litt er 6000 Gulden Schaden, weil zwey Häuſer von ihm mit verbrannten. Seine Bücher rettete er noch. Drey Tage nach dieſem Unfall verheerte das Wetter ſeine Weinberge, und den 8ten Tag darauf brach er das Bein. Sich ein wenig zu erholen, beſchloß er ſein Werk de Caeſaribus herauszugeben, wovon er den Entwurf Wilibalde in einem Briefe mittheilt. — — Sie ſind erſt nach ſeinem Tode herausgekommen. Daß er ein beſondres Werk de Turcis geſchrieben habe, wie Jöcher ſagt, daran zweifle ich: denn die Geſchichte der Türken hat er in ſeinem benannten Buche mit abgehandelt. Aus dem Entwurfe iſt zu erſehen, daß er ſeine Werke de Conſulibus und de Caeſaribus als Eins hat herausgeben wollen. Es ſollten die Bildniſſe der Kayſer hinzugefügt werden, wovon er ſchon eine Anzahl hatte ſtechen laſſen. Die übrigen ſollte Heinrich Dürer verfertigen.

Den 25ſten Januar 1527 ſchreibt er von ſich: Supergreſſus quinquageſimum aetatis annum, parvi facio quid reliquum reſtet vitae, woraus ſein Geburtsjahr zu ſchließen.

Edelfried.

Ein Mönch im Kloſter Augiae majoris um 790, libris aliquot Saxonico ſermone a ſe conſcriptis famam ad poſteros nomenque celebre miſit. S. de Viris illuſtr. Aug. apud Pezium T. I. P. III. p. 615.

Paul von Eitzen.

Ein Schüler Luthers und Melanchthons, der zuletzt Generalſuperintendent zu Schleßwig war, und 1598 ſtarb. — Ich würde bey dem Leben dieſes Mannes, das beym Moller umſtändlich zu finden iſt, nicht anzumerken vergeſſen, daß vornehmlich mit auf ſein Zeugniß ſich das Mährchen von dem ewigen Juden (*) gründet. Er ſoll ihn 1574 ſelbſt geſehen und geſprochen haben; ſo wie ein gewiſſer Chryſoſtomus Dudulaͤus Weſtphalus verſichert, der zu Ravel 1631 eine Relation von beſagtem Wundermanne ausgehen laſſen, die 1661 in 8, ich weiß nicht wo, wieder gedruckt werden.

(*) Dieſes Mährchen vom ewigen Juden, Namens Ahasverus, iſt allgemein bekannt. Man hat ihm auch einen Genoſſen gegeben, den man den ewigen Heyden nennen könnte. Er ſoll **Cartephilus** heißen, und in dem Richthauſe Pilati Thürhüter geweſen ſeyn. Seiner gedenkt mit mehrerem Matthäus Pariſienſis unter den Jahren 1228 und 1252.

Wolfram von Eſchenbach.

Eines Gedichts von ihm **De caede R. Philippi**, ſoll **Matthaeus Mareſcalcus Pappenheimius**, doctor juris et Canonicus Auguſtanus, qui latine 1495 ſcripſit de genere Calatinorum, ex quo Pappenheimi deſcendunt; quod opus 1551 germanice fuit Auguſtae excuſum a Philippo Ulhardo, gedenken. **S. Cruſius Annal. Suevic. lib. XII. Part. II.** p. 557. welcher über dieſen **Pappenheim** p. 570 das Angeführte beybringt.

Ein Seifried von Eſchenbach kommt mit ſeiner Mutter, einer Milinde von Eſchenbach, beym Schannat in einer Urkunde von 1230 vor, unter den Dienſtleuten des Grafen von Bodenlauben, die dieſer dem Stifte Würzburg ſchenkte. Das Geſchlecht derer von Eſchenbach iſt alſo für ein Fränkiſches anzunehmen, welches im Würzburgiſchen oder Hennebergiſchen ſeßhaft geweſen.

Heinrich Fitzner.

So heißt der Verfaſſer des **Flüchtigen Paters aus Rom**. Er war ein Gärtner zu Quedlinburg, und blind. Mehrere Nachrichten von ihm und ſeinen Schriften ſtehen Braunſchw. Anzeigen 1745. p. 558 und 718.

Folard.

Dieſer berühmte Commentator des Polybius ward in ſeinem Alter einer von den unſinnigſten Convulſionairs, wovon Jordan Voy. litt. p. 132. zu leſen. Und doch wird man aus dieſer Beſchreibung ſchwerlich klug werden, ob Folard ein Betrüger oder ein wahnwitziger Kranker war. War er das letztere, ſo iſt ſein Fall doch noch immer ſehr merkwürdig.

William Freke Eſq.

Fehlt beym Jöcher.

Er hat 1693 zu London in 8. drucken laſſen: Select Eſſays tending to the univerſal Reformation of Learning: concluded with the art of war, or a Summary of the martial Precepts neceſſary for an Officer; worin mancherley gute Gedanken vorkommen.

Aus dem Verſuche wider die Aſtrologie will ich mir die zwey alten Verſe merken, in welchen die Bedeutung und Kraft der zwölf Häuſe (?) eingeſchloſſen iſt:

Vita lucrum fratres genitor nati valetudo
Uxor mors pietas regnum benefactaque carcer.

Petrus Gregorius Tholoſanus.

Was Bayle von ihm weiß, hat er dem Doujat abgeborgt. In einem Stücke macht er die Genauigkeit dieſes ſeines Währmanns verdächtig; aber er iſt es ſelbſt, deſſen Genauigkeit man dabey vermißt. Doujat nehmlich hat die Berufung des Gregorius nach Pontamouſſon in das Jahr 1582 geſetzt. Bayle hingegen findet, daß Gregorius bereits 1574, vor der Zueignungsſchrift ſeiner **Syntaxis Artis mirabilis**, Profeſſor der Rechte zu Pontamouſſon genennet werde, und ſchließt daraus, daß ſich Doujat irre. Allein, wie geſagt, Bayle irrt ſich, und er muß eine ſpätere Ausgabe z. E. die von 1583 in 12. vor ſich gehabt haben, in welcher Gregorius durch einen Zuſatz des Buchhändlers Profeſſor zu Pontamouſſon genennet wird, weil er es damals war, als das Buch wieder aufgelegt ward. Denn in der Zueignungsſchrift an Heinrich **III** König von Frankreich, die vor dem erſten Theile dieſes Werkes ſteht, und von eben dieſem Jahre iſt, ſagt er ſelbſt ausdrücklich, daß er damals zu Cahors die Rechte gelehret. — Dieſe Syntaxis verdient näher beſchrieben zu werden, weil ſie Morhof ſelbſt nur halb gekannt zu haben ſcheint. **Polyh. T. I. lib. I. cap. I. 30.** Die Commentare müſſen ihm unbekannt geblieben ſeyn (*). Zu merken, daß er beydes, ſeine **Syntaxis** und ſeine Bücher **de Republica**, Gott dedicirt hat; beſonders die erſte Dedication klingt ſehr ſonderbar.

Hadrianus.

Der Cardinal dieſes Namens, aus dem Geſchlechte der Caſtelleſi. In Anſehung ſeines Buches de ſermone latino hat **Morhof** einen groben Fehler begangen. Er giebt vor (Polyh. T. I. lib. IV. cap. 9. §. 20.), der Verfaſſer dieſes Werks ſey der Lehrmeiſter Karls des V. der Papſt Hadrianus der **VI**, und tadelt Simlern, welcher dieſes nicht gewußt. Allein Simler hat ganz recht gethan, und Morhof „verwechſelt auf eine lächerliche Weiſe einen Italiäner mit einem Holländer, einen Grammatiker mit einem Theologen, und einen ſehr zierlichen Schriftſteller in Proſa und in Verſen mit einem Scholaſtiker, „einem Feinde der reinern Latinität und Poeſie.“

Mit dieſen Worten hatte ſchon **la Monnoie** in ſeiner Ausgabe der **Menagiana** dieſen Fehler des Morhof gerügt. Allein die ganze Stelle blieb in dem Abdrucke dieſes Werkes weg, und findet ſich bloß in den Cartons, die uns Salengre in ſeinen **Mémoires de Litterature Tom. I. p. 233.** aufbehalten hat.

(*) Sie hat auf der [illegible] in Breslau

Harduin.

Le Pere eternel des petites Maiſons, wie ihn Banduri nennte. Jordan Voy. litt. p. 105.

Helvetius.

Der Verfaſſer des Eſprit, iſt aus Deutſchem Geblüte. Denn ſein Vater, ſo viel ich weiß, war Joh. Claud. Adr. Helvetius, der die Idée generale de l'oeconomie animale geſchrieben, und erſter Leibmedicus bey der Königin von Frankreich geweſen. Deſſen Vater aber war Adrian Helvetius, Leibmedicus des Regenten von Orleans, welcher den Gebrauch der Hypekakuana in Frankreich einführte; und dieſes Vater war Johann Friedrich Helvetius, welcher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Haag practicirte, von Geburt aber ein Deutſcher war. Denn er war aus Cöthen, wie ich aus ſeinem Kupfer ſehe, welches vor ſeinem Schauplatze der arzeneyiſchen Geſichtkunſt, Heydelb. 1660. in 8., ſtehet, und unter welchem er Anhaltinus Cöthönenſis heißt, ſeines Alters damals, 1661, 30 Jahr: als woraus denn auch ſein Geburtsjahr zu beſtimmen. Er heißt alſo beym Jöcher nur halb recht ein Holländiſcher Medicus.

Huart.

Mort à Genève, etoit l'auteur de la traduction des Hypotyposes de Sextus Empiricus, publiée en Hollande 1725. (Jordan Voy. litt. p. 148.)

Henning Huthmann.

Rector in Ilefeld um 1690, welches Amt er aber ſeiner Heterodoxie wegen verlaſſen mußte. Die Erbſünde, meynte er unter andern, habe ihren Sitz im Körper. S. Burkh. H. B. A. T. II. p. 320.

Theodor de Juges oder Jugens.

Hat ſich um verſchiedne Lateiniſche Schriftſteller verdient gemacht. Gleichwohl finde ich nirgends einige Nachricht von ihm. Er war D. U. J., wie ich aus dem Titel ſeiner Ausgabe des Seneca ſehe; und da dieſe zu **Geneve** auf ſeine Koſten gedruckt worden, ſo hat er wahrſcheinlich auch daſelbſt gelebt.

Außer dem Seneca hat er auch den **Petron** herausgegeben, welche Ausgabe ich aber nie geſehen, und bloß aus **Burmanns** Nachricht kenne, der in der Vorrede ſeiner Ausgabe ſagt:

> Genevae Theodorus aliquis de Juges (1629) collegit fere omnes notas, quas Erhardus in unum volumen conjecerat, et ſingulis capitibus, in quae an primus digeſſerit Petronium, neſcio: de ſe vero nihil addidit.

Das aliquis in dieſer Stelle zeigt, daß auch Burmannen dieſer Mann ganz unbekannt geweſen.

Von ſeiner Ausgabe des Apulejus, wovon das Manuſcript in unſerer Bibliothek —

M. Balth. Kindermann.

In dem Schwanen-Orden, deſſen Mitglied er war, zugenannt Kurander. Auch dieſer Mann iſt kein ſo ſchlechter Deutſcher Dichter, daß er nicht bekannter zu ſeyn, wenigſtens in meinem Wörterbuche angezeigen zu werden verdiente. Sein Buch der Redlichen, welches aus allerley Gelegenheitsgedichten beſtehet, die er durch eine Art von Erzählung an einander gehängt, iſt zu Cüſtrin 1663 in 8. gedruckt.

Johann Läzius.

War aus Rochelle, und lebte um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts zu Löwen, wo er als ein junger Menſch ein kleines Werk de poëticorum studiorum utilitate verfertigte, und zu Antwerpen 1560 (in offic. Christ. Plantini) drucken ließ. Dieſes Werkchen iſt eigentlich ein Commentar über die Rede des Cicero pro Archia, die er auf benannter Univerſität öffentlich erklärt hatte. Er verſprach ein weitläuftiges Werk de Studiis poëticis, von welchem ich nirgends die geringſte Spur finde, ſo daß ihn ohne Zweifel von deſſen Vollendung und Herausgabe ſeine häuslichen verdrießlichen Umſtände abgehalten, über die er zum Schluſſe ſeines Commentars p. 61. klagt.

Caſpar Laurentius.

Ein reformirter Gottesgelehrter zu Genf, lebte zu Anfang des 17ten Jahrhunderts, und machte ſich außer einigen Theologiſchen Schriften, A) durch eine neue Ausgabe des Hermogenes bekannt, der er einen guten Commentar beygefügt, an deſſen Exiſtenz Fabricius zu zweifeln ſcheint. B)

A) Als: Observatio de publicis disputationibus et controversiis de religione. Gen. 1602. 8. deren der ältere **Walch** Biblioth. Theol. Sel. Tom. I. p. 561 gedenkt. Ein anderes Werk, de conjunctione cum Christo in sacramentis, bringt **Jöcher** bey, mit dem abgeſchmackten Zuſatze: daß man ihn mit dem **Caſpar du Laurens**, welcher 1630 als Erzbiſchof zu Arles geſtorben, für einerley halte. Einen reformirten Theologen mit einem katholiſchen Erzbiſchofe!

B) Ausgabe des Hermogenes. Biblioth. Graeca lib. IV. c. 31. p. 438. Sie iſt zu Genf 1614 in 8. gedruckt. Fabricius muß ein verſtümmeltes Exemplar gehabt haben; in meinem findet ſich dieſer Commentar, und nimmt, hinter dem Index über die Bücher des Hermogenes, 229 Seiten ein. Laurentius hat die ſämmtlichen Bücher des Hermogenes aufs neue überſetzt, weil die **Sturmiſche** Ueberſetzung nicht zum Beſten ausgefallen war. S. die Zueignungsſchrift an den Parlamentsrath Bouillon in Paris. — Wenn indeſſen Laurentius den Traktat des Hermogenes περὶ μεθόδου δεινότητος praetermiſſum hactenus nennet; ſo ſcheint ihm unbekannt geweſen zu ſeyn, daß auch dieſer von Johanne Cocino aus den Sturmiſchen Vorleſungen herausgegeben worden.

Jaques Lenfant.

Er hat nicht allein zu ſeiner Hiſtoire du Concile de Conſtance und du Concile de Basle unſre Bibliothek ſehr genutzt: ſondern auch beſonders bey ſeinen Poggianis, die er 1720 zwiſchen beyden hiſtoriſchen Werken herausgab, den **Band geſchriebene Briefe von Poggius**, der unter unſern Manuſcripten ſich findet, beſonders in Ausarbeitung des Lebens dieſes Gelehrten, welches den erſten Theil der Poggianorum ausmacht. Er wollte, was von dieſen Briefen noch nicht gedruckt iſt, in der Grundſprache den Poggianis beyfügen; es iſt aber nicht geſchehen. Denn man findet nur vier Lateiniſche Stücke beygefügt, wovon nur allein das dritte, Cincii Epiſtola ad Poggium, aus unſerm Manuſcripte genommen iſt. Das erſte und zweyte hatte ſchon Krauſe aus einer Handſchrift der Pauliner Bibliothek zu Leipzig drucken laſſen, wie Lenfant ſagt, in ſeiner bibliotheque litteraire Allemande. (Welches Werk von Krauſen iſt das?) Und das vierte Stück, Andreæ Juliani pro Manuele Chryſolora Oratio funebris, iſt gleichfalls aus einem Mſpte der Pauliner Bibliothek genommen, wovon Börner dem Lenfant eine Abſchrift zukommen laſſen. Alſo, was Lenfant in dem Leben des Poggius ſonſt noch aus unſern Manuſcripten anführt, iſt wirklich noch ungedruckt.

Jacob Locher.

War ein Schwabe von Geburt, und ſtudierte zu Straßburg unter **Sebaſtian Brand**, worauf er nach Italien ging, und unter andern auch den **Philippus Beroaldus** hörte. Als er wieder zurück kam, hielt er ſich Anfangs zu Freyburg auf, wo er das **Narrenſchiff** ſeines Lehrers ins Lateiniſche überſetzte.

S. die Zueignungsſchrift dieſer Ueberſetzung an Brand.

Er nennte ſich auch oft mit Weglaſſung ſeines Geſchlechtsnamens, Jacobus Philomuſus, unter welchem Namen er beym **Baillet**, als ein Pſeudonymus vorkommt. Nach dem **Lipenius** Biblioth. Ph. I. p. 137. findet ſich unter dieſem Namen eine Margarita Philoſophica, Encyclopædiam exhibens. Argent. 1508. 4., die von **Jöchern** nicht mit angeführt iſt.

George von Logau.

Oder, wie er ſich auf Lateiniſch nannte, Logus, einer von den Ahnen unſers Deutſchen Dichters. — Man vergißt durchgängig unter ſeinen Schriften mit anzumerken, daß er auch Lucii Petrei Zanchi Poëmata varia herausgegeben, die wir wahrſcheinlich ohne ihn nicht haben würden. Sie ſind auf 6 Bogen in Quart zu Wien 1533 gedruckt, und zwar auf Koſten des Georg. Loxani, der mit dem Herausgeber verwandt, und König Ferdinands Secretair war, und dem ſie Logau daher auch zugeſchrieben.

Joh. Mandevill.

Jöcher ſagt von ihm, daß er aus unbekannten Urſachen auch ad barbam genennet werde. Ich weiß nicht, welchem ſeiner Währmänner er dieſes nachſchreibt; aber ich weiß, daß es nicht wahr iſt, und daß Johannes ad barbam ein vom Johann Mandevill ganz verſchiedner Mann geweſen. Dieſes ſehe ich aus des Mandevills Reiſebeſchreibung, die ich in Lateiniſcher Sprache (nach einer ſehr alten Ausgabe ſine l. et a., aber offenbar aus dem 15ten Jahrhunderte) vor mir habe. Nemlich in dem letzten Kapitel ſagt er, daß er dieſes Werk zu Lüttich (Leodii) aufgeſetzt habe, wo er auf der Rückreiſe nach ſeinem Vaterlande, im Jahre 1355, krank liegen geblieben. Und zwar habe er es auf Anſuchen und Ermunterung eines ſeiner daſigen Aerzte aufgeſetzt, qui ibi dicebatur Johannes ad Barbam. — Noch will ich anmerken, daß in meiner Lateiniſchen Ausgabe Mandeville auch nicht Magnovillanus, ſondern Johannes de Montevilla heißt.

Jacob Mennel, lat. Manlius.

Jöcher ſagt, er habe zwiſchen 1540 und 1590 gelebt. — Ich ſage, es iſt viel, wenn er noch 1540 gelebt hat. Denn 1507 ſchrieb er bereits ein Deutſches Gedicht vom Schachſpiele, deſſen erſte Ausgabe ich zwar nicht kenne, das aber Chriſt. Egenolff 1536 zu Frankfurt am Mayn wieder in Druck ausgehen laſſen.

George Möbius.

Ich würde dieſes Mannes ſchwerlich gedenken, wenn ihn nicht Paw auf die unverſchämteſte Weiſe verleumdet hätte.

Er war um 1640 Rector der Schule zu Merſeburg, und Licentiatus Theologiae.

Er ſchrieb einen Tractat de Oraculorum Ethnicorum origine, propagatione & duratione, welcher zu Leipzig 1660 zum zweyten male, mit zwey neuen Anhängen vermehrt, gedruckt ward. Der erſte dieſer Anhänge handelt de Sacrificiorum origine, und der [illegible] unterſucht, an Evangelium ab apoſtolis etiam Americanis fuerit annunciatum?

Ueber dieſe leztere Frage nun erklärt er ſich freylich nach den kurzſichtigen Verurtheilen eines lutheriſchen orthodoxen Pedanten. Er ſezt nemlich voraus, daß Amerika den Alten allerdings bekannt geweſen: und ob er gleich nicht glaubt, daß es unter dem Ophir des Salomon, auch nicht unter der Atlantis des Plato, verſtanden werden könne, ſo meynt er dennoch, daß man andere weit ſtärkere Beweiſe davon habe. Und welches ſind denn nun dieſe Beweiſe? Er hat deren vornehmlich zwey, wovon der eine ganz lächerlich iſt, geſezt auch, daß es mit der Sache ſelbſt ſeine Richtigkeit gehabt hätte, der andere aber auf einem Grunde beruhet, der wunderſam genug ſeyn würde, wenn er gehörig erwieſen wäre, oder erwieſen werden könnte(*).

Da nun alſo, ſchließt Möbius weiter, Amerika den Römern bekannt geweſen, und nur, wie auch Neander geglaubt, bey dem Verfalle des Römiſchen Reiches aus dem Gedächtniſſe und der Gemeinſchaft der alten Welt gekommen: warum ſollten nicht auch die Apoſtel, entweder ſelbſt, oder doch der Schall ihrer Predigt dahin gedrungen ſeyn können? und auf dem Wege dahin gedrungen ſeyn können, auf welchem die erſten Menſchen und die erſten Thiere dahin gelangten? Nun geſchah dieſes nicht zu Waſſer, ſondern zu Lande; und es muß folglich wahr ſeyn, daß Amerika mit den übrigen Theilen der Welt irgendwo zuſammengehangen hat, und wohl noch jezt zuſammenhängt. Die Vermuthungen desfalls waren zu des Möbius Zeiten für Oſtindien und Grönland. Da er es nun für ausgemacht

---

(*) Seine Worte ſind: Habemus autem multa firmiora indicia, quæ hanc terram olim cognitam fuiſſe demonſtrant. Nimirum ſcribunt ipſi Hiſpani, teſte Lanſio in India Occidentali, in valle, quæ Canten dicitur, in Provincia Chili, oppidum eſſe, quod Imperiale ob hanc cauſam nominant, quoniam in pleriſque domibus ac portis repererunt aquilas bicipites, formatas ut hodie videmus in Romani imperii ſignis. Unde vero iſtae bicipites aquilae niſi ab Europæis? Et corroborat valide conjecturam, quod nulla iis in locis avis biceps inveniatur, quam potuerint adumbrare. Præterea in aurifodinis Americæ, quod ſcribit Marinus Siculus l. XV. Hiſt. Hiſpan. aureus nummus inventus fuit, in quo effigies Auguſti Cæſaris conſpecta fuit. Confirmat hoc etiam Abr. Ortelius in theatro orbis terr., additque ibidem quod nummus ille ob admirabilitatem rei miſſus fuerit ad ſummum Pontificem. Quæ ſane res indicium ſat firmum nobis ſuppeditat, Indiam Occidentalem olim Romanis non incognitam fuiſſe. Nam ex quo loco, quæſo, ille nummus aureus eo deportatus fuiſſet, niſi ex Europa, ubi cuſus fuit? &c.

hielt, daß die Apoſtel wirklich nach Oſtindien gekommen: warum ſollte der gute Mann ſie auf dieſem Wege nicht weiter reiſen laſſen, um den wörtlichen Verſtand jenes an ſie ergangenen Befehls, das Evangelium unter aller Creatur, die unter dem Himmel iſt, zu predigen, auf dieſe Weiſe zu retten?

Dieſes, und nichts anders, behauptet Möbius. Und nach dem, was er [illegible] nach dem, was er ſonſt behaupten und lehren mußte: was konnte er denn viel beſſeres behaupten? Aber nun ſehe man, was ihn **Paw** behaupten läßt (*). **Le docte Moebius**, ſagt er, dans ſon Traité des Oracles, dit poſitivement, que les Apôtres allerent à pied, par la route des Indes Orientales, en Amerique, pour y prêcher leur religion, mais qu'ils trouverent ce pays déſert, & n'y rencontrerent qu'une femme Groenlandoiſe égarée, avec laquelle ils peuplerent le Canada, & le Seigneur bénit cette action méritoire.

Kann man ſich ſo etwas einbilden? Und kann es erlaubt ſeyn, auf Rechnung auch des nichtswürdigſten Gelehrten eine ſolche Unwahrheit zu erdichten?

Möbius behauptet ſo wenig, daß die Apoſtel Amerika wüſte gefunden, daß er vielmehr diejenigen ausdrücklich und umſtändlich widerlegt, welche vorgeben wollen, daß Amerika zur Zeit der erſten Verkündigung des Evangeliums, von Menſchen noch nicht bewohnt geweſen (**). Was nun vollends **Paw** von der Grönländerin hinzuſetzt, und von dem verdienſtlichen Werke, deſſen ſich die Apoſtel mit ihr unterzogen, iſt die ſchändlichſte Lüge, die ſich ein Franzöſiſcher Witzling jemals erlaubt hat, um ſeine Leſer lachen zu machen.

Alex. Paganini.

Ein ziemlich unbekannter Buchdrucker zu Venedig um 1515, der darum merkwürdig iſt, weil er die in den Manuſcripten befindlichen Abbreviaturen auch im Drucke einführen wollte, und wirklich in den Werken, die er druckte, brauchte, als in einem Cornucopiæ des Pe-

(*) Rech. phil. ſur les Americains. I. Partie p. 31. wo er der verſchiedenen theol. Hypotheſen gedenkt, wie Amerika wohl bevölkert werden. Die unmittelbar vorhergehende eines ungenannten Theologen, dürfte wohl auch weiter nichts als eine ſinnreiche Erfindung des Hrn. **Paw** ſeyn. Wenigſtens berechtigt mich ſein Verfahren gegen Möbius, dieſes ſo lange zu vermuthen, bis er ihn wirklich nahmhaft macht.

(**) Namentlich den **Joh. Hein. Urſinus**, der in ſeinen Analectis (cap. 21. p. 378.) dieſe Meynung zu erhärten geſucht.

rotti (S. Geſammelte Briefe von 1750. S. 218.) und einer Vulgala (S. Ebend. von 1751.)

Camillus Paleotus.

War 1482 den 21 May geboren, und erſt 1530 den 21ſten Julii geſtorben. Er kann alſo nicht, wie andre ſagen, im 25ſten Jahre ſeines Alters geſtorben ſeyn.

Philipp Pareus.

Freher, und nach ihm Witte ſagen, daß Pareus 1613 geſtorben ſey. Allein das iſt falſch, wie Bayle bereits angemerkt hat, zu deſſen Datis, mit welchen er dieſes Vorgeben widerlegt, ich noch dieſes hinzuſetze, daß er auch ſeinen Commentar de particulis linguæ latinæ im Jahr 1647 herausgegeben, und ſolchen Joh. Friedrich Gronoven unter dem 16ten Jan. deſſelben Jahres zugeeignet. Er unterſchreibt ſich Johann Philipp Pareus, ætat. 72. Auf dem Titel ſelbſt aber heißt er ſchlechtweg Philippus, ſo wie auch auf andern ſeiner Werke. Indeſſen iſt Johann doch auch wirklich ſein Vorname geweſen, den er unter andern auch vor ſeinem Symmacho, den Electis und Lexico Symmach. führet, daß ihm alſo denſelben Freher, Witte und Bayle wohl hätten geben ſollen. Ob er gleich gedachten Commentar in ſeinem hohen Alter herausgab, ſo war er doch ein Werk ſeiner Jugend, wie er in der angezogenen Vorrede ſelbſt ſagt, welche Stelle ich auch deswegen mit anführen will, weil ſie noch eines Werks gedenkt, das ihm ohne Zweifel der Tod herauszugeben nicht vergönnet:

> Ante annos præter propter quinquaginta hunc Commentariolum — adornavi, quem nuper inter literaria mea cum fortuna reperiſſem, ſenili abreptus erga juvenilem meam operam amore, exiſtimavi, in hac Muſarum deſolatione aliquid ſubſidii quoque aut auxilii adferre poſſe fatiſcenti juventuti, per bellicos furores miſere diſſipatæ. Pari diligentia elaboravi quoque Commentarium de particulis linguæ Græcæ, quem huic, ſi vivo, brevi ſubmittam.

L'Abbé Pernetti.

Verfaſſer der Repos de Cyrus (*), eines Romans, der mir in meiner Jugend ſehr gefallen. Wir haben eine Deutſche Ueberſetzung deſſelben von Bärmann in Wittenberg. Er muß den Namen ſeines Autors nicht gekannt haben, ſo wie auch wohl wenige wiſſen, daß er der Verfaſſer der Ueberſetzung iſt.

(*) S. Jordan Voyage litt. p. 36.

Nicol. Petreius.

Von dem ich weder beym Jöcher, noch Käſtner, und nirgends Nachricht finde, war aus Corſu, und 1486 den 15ten Januar gebohren. Außer ſeiner Lateiniſchen Ueberſetzung des Meletius von der Natur des Menſchen, und des Hippokratiſchen Tractats gleicher Aufſchrift, deren Fabricius Lib. II. cap. 24. p. 856. bibl. gr. gedenkt, hat er auch des Johannis Philoponi Comment. in Ariſtotelis de Animal. General. libros Griechiſch und Lateiniſch herausgegeben. Ferner des Polemonis Opus phyſiognomicum, und den Melampus de Nervulis corporis.

Petrus Picherell.

Er ward gebohren gegen 1510 zu Ferte Gaucher in der Landſchaft Brie in Champagne (Firmitas Auculphi.)

Jöcher ſagt, es ſey Ferte ſous Jouarre; und nicht in dieſem Orte, ſondern unweit demſelben. Ohne Zweifel hat er dieſes aus dem Pope Blount gezogen, wo es von Picherell heißt: Firmitate Auculphi in proximo natus. Allein das iſt ein Fehler; denn Blount hat dieſe Worte ohne Ueberlegung aus dem geriſſen, was Thuanus in ſeinem Leben (Lib. IV. de vita ſua an. 1589) vom Picherell ſagt. Thuanus aber will ſagen, daß Ferte Gaucher, wo Picherell geboren, nicht weit von Chateau Thierry (Theodorici Caſtrum) liege, wo er damals eintraf. Aus dem, was weiter folgt, ſieht man, daß Picherell gerade an dieſem Tage 79 Jahr alt geweſen, und nicht lange darauf geſtorben. Er muß alſo im 80ſten Jahre geſtorben ſeyn, nicht im 79ſten, wie Blount ſagt.

Jöcher ſagt: Man will auch, daß er den Lehren der proteſtantiſchen Kirche nicht ganz abgeneigt geweſen ſey. Dieſes man will iſt eine ziemliche Gewißheit. Denn ob er ſchon in der Gemeinſchaft der kathol. Kirche geſtorben: ſo iſt er doch von ſeinen eignen Glaubensgenoſſen für einen Abtrünnigen erklärt, und ſeine hinterlaſſene Schriften von der Sorbonne als ketzeriſch verdammt worden.

Unter dieſen beſonders ſeine Auslegung der Einſetzungs-Worte beym Matthäus und ſeine Diſſ. de Sacrificio Miſſae. S. d'Argentre Collect. Judic. de novis Erroribus. II. p. 285. 86.

Wenn Jöcher ſagt: ſeine Schriften wären in Coſmopoeiam Paraphraſis und Opuſcula theologica: ſo heißt dieſes, ich weiß ſelbſt nicht, ob zu viel oder zu wenig ſagen. Denn eben dieſe Paraphraſis iſt ein Theil der Opuſculorum.

Michael Roſſal.

Fehlt in dem Gelehrten-Lexicon. Er war zu Anfange dieſes Jahrhunderts Profeſſor extraord. der Griechiſchen Sprache zu Gröningen, und ſchrieb Diſquiſitio de Epicteto Phil. Sto. quo probatur eum non ſuiſſe Chriſtianum. Groningæ 1708. 8., welcher ſeine Antrittsrede de Præſtantia linguæ græcæ &c. von 1708 beygedruckt werden. (Sie ſteht auch in Kappii Clariſſimorum virorum Oration. ſel. Lipſ. 1722. p. 178).

Richard Simon.

Glaubte überhaupt von der chriſtlichen Religion ſo viel, als nichts. Jordan Voy. litt. p. 160.

Joh. Chriſt. Spamberger.

Doctor und Profeſſor Medicinæ zu Leipzig. Er war in ſeiner Jugend als Barbiergeſelle in Oſtindien, und hatte in Dienſten des großen Moguls viele Reichthümer erworben. Wie er dieſe herausgebracht, und ſeine ganze Geſchichte ſiehe im Geſammelten Briefwechſel von 1750 S. 322 von Brückmann beſchrieben.

Leonh. Chr. Sturm.

Humbert hat ſein Leben recht gut beſchrieben Bibl. Germ. T. XXVII. p. 62., wo auch gute Nachrichten von **Goldmann** p. 64. und von Schlütern eingeſtreut ſind p. 73.

Seine Sciagraphia Templi Hieroſolym. hat Humbert nicht geſehen. Sie iſt nicht in Fol. ſondern in 4to herausgekommen, und nicht 1695, ſondern 1694. als Sturm ſich nicht in Wolfenbüttel, ſondern in Leipzig befand, und den Goldmann noch nicht herausgegeben hatte.

Unter den neuern Mſpten unſerer Bibliothek befindet ſich ein Lateiniſcher Aufſatz von dieſes jungen Sturms Leben, bis auf 1708, in welchem viel Merkwürdiges.

Octavius de Strada.

Mit ſeinem Werke de vitis Imperatorum a Julio Cæſare uſque ad Matthiam una cum eorum effigiebus & ſymbolis, welches ſein Sohn gleiches Namens 1615 in fol. herausgegeben, iſt mehr als ein Buchhändlerkniff vorgegangen, oder was es ſonſt geweſen; wovon Freytag, der das Buch weitläuftig recenſirt (App. lib. T. III. p. 274.) nichts weiß. Denn außer dieſer, wie ich vermuthe, ächten Ausgabe von ſeinem Sohne, welche dem Matthias dedicirt iſt, iſt es in dem nemlichen Jahre auch mit einem Titel erſchienen, auf welchem es cura & impenſis Laurentii Franci herausgegeben heißt, worauf eine Dedication an einen Herzog von Braunſchweig folgt. Wiederum erſcheinet das nemliche Werk hinter der Genealogia Ducum & Archiducum Auſtriæ. — Götze (Merkwürd. der Dresdner Bibl.) vermuthet, daß er Proteſtantiſch müſſe geworden ſeyn, und vielleicht daß dieſes den Schlüſſel zu dem oft veränderten Titel und den verſchiednen geſchriebnen Werken giebt, die in ſo manchen Bibliotheken von dem Octavius de Strada vorhanden, von welchen Freytag T. II. p. 1046. nachzuſehen. Ohne Zweifel ſchacherte der lutheriſch gewordene Strada damit, und verkaufte und dedicirte, wie es ihm zuträglich war. Ueberhaupt verdient das Leben beyder Strada, ſo wie des Großvaters Jacobi a Strada, mehr unterſucht und genauer beſchrieben zu werden, als es in dem Jöcherſchen Gelehrten-Lexicon oder ſonſt wo geſchehen.

Uffenbach.

Ueber den Verkauf ſeiner Bibliothek bey ſeinen Lebzeiten und über die Preiſe, die er ſeinen Büchern ſetzt, Spötterey des Marchand unter dem Artikel Caſa.

Valerianus Magnus.

Dieſer Capuziner iſt beſonders durch ſeine Bekehrung des Landgrafen Ernſt von Heſſen, und durch ſeine Händel mit den Jeſuiten bekannt. Wegen der erſtern, glaube ich, iſt es falſch, wenn in einer Stelle des Paſcal, die Bayle unter Magni anführt, Ernſt Landgraf von Darmſtadt heißt; er war von Heſſen Rheinfels, und nicht Darmſtadt. Wegen der zweyten, und ſeiner daraus erfolgten Gefangenſchaft zu Rom, verdient ein Brief bekannt gemacht zu werden, den Valerianus an einen Capuziner Ludovicus de Salice, in Antwort auf verſchiedne ihm vorgelegte und ſeine Gefangenſchaft betreffende Fragen geſchrieben, und der ſich unter den Mannſcripten unſerer Bibliothek befindet. Eine von dieſen Fragen iſt: Cur, Valeriane, disponebas deficere a fide catholica, tranſiturus ad hæreticos? und Valerianus antwortet darauf, daß er es allerdings im Sinne gehabt, aber ſich eines beſſern beſonnen, indem er freywillig von Prag wieder nach Wien zurückgekehrt, und ſich dem päpſtlichen Nuntius zur Verantwortung geſtellt, der ihn aber ins Gefängniß werfen laſſen. Von dieſer Miturſache ſeiner Gefangenſchaft weiß weder Bayle noch Jöcher. Der Brief ſteht in einem Bande von Miſcellaneis. Extrao. Fol. 32. 1.

Zanchus.

Logan in der Zuſchrift von Zanchi Poemata varia ſagt: Julius Zanchus ſey Verfaſſer des Werks de Orobiorum ſive Cenomanorum Origine. Falſch! Sein Bruder Johannes Chryſoſtomus Zanchus hat es geſchrieben, unter deſſen Namen Schottus und Gräveius es ihren

Sammlungen einverleibt haben. Es iſt in Form von Geſprächen abgefaßt, und Julius iſt bloß eine von den ſich unterredenden Perſonen. Die Orobii oder Cenomani ſind die Bergamasker, deren letztern Namen ich, wegen ſeiner ſodann entſtehenden Uebereinſtimmung mit Orobii, (Bergbewohner) doch noch lieber von dem Worte Berg, welches eben auch in der alten Celtiſchen Sprache kann geweſen ſeyn, herleiten wollte, als mit dem Zanchus aus dem Hebräiſchen.

Einige Materialien zu einem Lateiniſchen Aufſatze über Johann Huart.

De nomine.

De ipſius nomine monendum erit, falſo illum a Morhofio aliisque Janum nominari.

Hiſpanicum Juan idem eſſe quod Johannes, cum ex Lexicis tum ex inſcriptione Evangelii St. Johannis, qualis in Hiſpanorum bibliis extat, apparet.

Qua ratione ex verbo Joannes fieri potuiſſet Juan, Grammatici docent. Abjecta terminatione es, o in u mutatur, quæ ſane mutatio Hiſpanis admodum vulgaris eſt.

Hiſpanum eſſe.

Huartum noſtrum Hiſpanum eſſe, ex eo probare, quod Hiſpanico idiomate uſus fuerit, [illegible] ſane eſſet argumentum, niſi ipſe Huartus Hiſpanicam linguam ſuam dixiſſet.

Cap. 8. p. 130.

Quo terrarum natus fuerit.

Natus in fano S. Joannis Pedeportuenſis, Galliæ ditionis urbe, quæ tamen neutiquam de ipſius gente ſcrupulum movere valet, quod ſane conjectura non inepta doceri poteſt.

Quod ipſius pueritiæ indicium dederit.

P. 6. Entramos tres &c.

Quibus operam dederit ſtudiis et quæ neglexiſſe videatur.

P. 72. Poëta que ſe nomo Pindaro &c.

Sane quidem ſi verum eſt, quod Tannonium Pudentem in ſua Apuleji accuſatione dixiſſe idem ille Apulejus cum riſu affirmat (in apol. p. 333): Philoſophum tam græce quam latine diſertum eſſe citra reprehenſionem non poſſe: noſtrum certe iſta ratione nec minimam in ſe commeruiſſe culpam contendo.

Philoſophorum more non comta oratione, non floſculis diligenter quæſitis, ſed rebus notatu quam digniſſimis audientiam ſibi facit. Cic. de. Sen. c. 9.

Non niſi unum compoſuiſſe librum.

Qua ætate ſcribere coeperit.

Variæ editiones.

En Barça anno 1575.

En Bilbao 1580.

In varias linguas translationes.

Gallicam hujus libri translationem triplicem habemus. Prima prodiit 1580 auctore Gabriele Chappuis, iterum impreſſa 1588. Secunda, quam Baylius ignoravit, auctorem habet Carolum Vionium a Delibray impr. 1650 & 1661. Tertia tandem illa eſt, cujus cum prima Baylius mentionem facit.

Latinam Baylio tantum ex Catalogo Oxonienſi cognitam fuiſſe miror, cum ſæpius typis exſcripta ſit(*).

Varia de ipſo eruditorum judicia.

Baelius Medicum noſtrum Huartum dicit, non unum e multis, ſed inter multos propemodum ſingularem.

Seligmanni de auctore commentum. Conſ. ejus Sciagraphia virium imaginationis, exercitatt. acad. XI., Dreſd. 1711. 8. §. 13.

Præſertim, qui illum inverecundum auctorem eſſe contendunt, refellendi.

De iſtius argumenti libris ea valent, quæ Apulejus in Apol. minori fortaſſis jure de carminibus amatoriis affirmat: tanto ſanctiores ſunt, quanto apertiores, tanto pudicitius compoſiti, quanto ſimplicius profeſſi.

Argumenti præſtantia.

Ex veteribus leviter attigerat hoc inſtitutum Quintilianus, qui 3 cap. lib. I. Inſt. Orat. de ratione agit, qua puerorum ingenia dignoſcantur.

Conſ. Translat. lat. Prooem. p. 4.

At noſter ſolus repertus eſt ex omni memoria, qui hoc argumentum ex inſtituto pertractaverit.

Deſertæ equidem doctrinæ & jam pridem relictæ patrocinium in me ſuſcipere nolo; illud tamen ingenue fateor, me hoc philo-

---

(*) Beym Placcius de Anon. p. 472. wird einer Deutſchen Ueberſetzung des Huart gedacht, welches aber gewiß die Lateiniſche ſeyn ſoll.

ſophandi genere non leviter delectari, licet medicorum aſſenſione id temporis plane deſtituatur.

Multa habet præclara, inter quæ

1. miraculorum doctrina —

Minus vera

De fortitudine.

Illa neutiquam approbata eſſe judico, quæ de malitia & militia profert. An quidquam ſtultius, quam ex nominum propinquitate vim ſimilem rerum conjectari? Apulejus in Apol.

De fœminarum ingenio.

Judicia ingeniorum quæ Huartus ab externa petit forma, nullius pretii ſunt; quamplurimis enim nobis natura oſtendit exemplis: poſſe ingenium fortiſſimum ac beatiſſimum ſub qualibet cute latere. Sen. ep. 66.

Exemplum Nicolai Riccardii. Erythr. Pinac. p. 43.

Quosdam itaque videtur mihi in hoc natura tales generare, ut approbet, virtutem omni loco naſci. Si poſſet per ſe nudos edere animos, feciſſet; nunc quod amplius eſt, facit: quosdam enim edit corporibus impeditos, ſed nihilo minus perrumpentes obſtantia. Seneca. l. c.

Multa habet ridenda, immo arguenda, quæ nos in Senecæ ſententiam ire jubent, nullum magnum ingenium ſine mixtura dementiæ fuiſſe.

Opiniones ſingulares.

1. de arbore vitæ. in Prooem. lat. tr. p. 18.

Scamophylax Scarani.

Der Scamophylax des Lucius Scaranus, gedr. Vened. 1601. 4. iſt ein Werk, das bey uns wenig bekannt iſt, und deſſen Gründe für den Gebrauch des Verſes in der Tragödie und Komödie wohl unterſucht zu werden verdienen. Das Jöcherſche Lexicon weiß von dieſem Manne nichts, als was man aus dem Titel dieſes ſeines Buchs erſehen kann, und auch das nicht recht. Denn ſo viel ich mich noch erinnere, nennt er ſich auf ſelbigem einen Medicus.

Celadon von der Donau.

Wer iſt der Dichter, der unter dieſem Namen 1657: Der deutſche dreyßigjährige Krieg, poetiſch erzählt, in 8. herausgegeben hat? Das Gedicht beſteht aus zwölf Büchern oder Theilen, wie er ſie nennt, und verdient bekannter zu ſeyn.

Unter dem Namen Celadon hat ſich ſonſt Georg Greiflinger, ein Hamburgiſcher Notarius, der gleichfalls um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte, verſteckt, und verſchiedne poetiſche Sammlungen ausgehen laſſen, wie ich bey dem Placcius finde. Aber da ſich dieſer mein Celadon von der Donau ſchreibt, ſo kann es der Hamburgiſche Greiflinger wohl nicht ſeyn.

Lope de Vega's Kunſt, neue Komödien zu machen.

Dieſes Werkchen, woraus ich in der Dramaturgie eine Stelle überſetzt habe, hat der Abt Archimbaud, Franzöſiſch überſetzt, ſeinen Pieces fugitives Part. II. p. 218. mit eingerückt.

Pets de Nonne.

Duchat (*) glaubte, der 47ſte Brief unter den Epiſtolis obſcurorum virorum datirt 1537, müſſe von einem Franzoſen ſeyn, weil ſich verſchiedne Gallicismen darin befänden, worunter auch der, daß monialis crepitus in der Bedeutung der kleinen runden Küchelchen vorkomme, welche auf Franzöſiſch pets de Nonne hießen, und welche keine andre Sprache ähnlich benenne. — Doch wenn es mit den übrigen Gallicismis nicht beſſer ausſieht, als mit dieſem Exempel, ſo iſt der Antheil welchen Duchat daraus einem Franzoſen an unſern Epiſt. obſ. vir. erzwingen will, ſehr ſchlecht gegründet. Denn auch die Deutſche Sprache nennet eine Art von Gebäcke Nonnenfürzel, nemlich die kleinen Kügelchen von Pfefferkuchenteige, die man mit dem beſcheidnern Namen Pfeffernüßchen nennt. Wenigſtens iſt in Sachſen und in der Lauſiz der Name Nonnenfürzel im Munde aller Kinder.

Nachtrag zu Joh. Arnold Ballenſtädts Vita Althameri.

Ballenſtädt hat, als Rector der Schule zu Wolfenbüttel, aus Nachrichten in unſrer Bibliothek herausgegeben Andreae Althameri Vita. Wolfenb. 1740. in 4. Und dieſem Leben iſt, aus Handſchriften ebenderſelben, von ihm beygefüget worden:

1. Althameri Hiſtoria Monaſterii Etal, item Biga Epiſtolarum et de Sueviae laudibus Epiſtola.
   Etal oder Ettal iſt ein Benedictinerkloſter in dem Biſthum Freyſingen.
2. Jo. Hornburg de ſitu Gundelfingae.
   Gundelfingen, verſtehe das in Schwaben, nicht das in dem Herzogthume Neuburg.

(*) Ducatiana Part. I. p. 32.

3. Epiſtolae XXX. ad Althamerum.

Es war unrecht, daß Wallenſtädt nicht gleich auf dem Titel angab, woher er dieſe Sachen habe. In der Zueignungsſchrift an den Rathsherrn Adrian Steger zu Leipzig ſagt er es nur: e Codice in Bibliotheca Auguſta exſtante, ipſius Althameri manum prae ſe ferente. Dieſer Codex iſt eingebunden Hiſt. 17, 8. in 4. und es iſt ſchlecht genug, daß Wallenſtädt ſogar kein Wort in Beſchreibung deſſelben verlor. Er enthält aber:

I. pag. 25—75. Epiſtolas aliquot doctorum hominum ad Palaeoſphyram, von welchen Wallenſtädt nur 30 herausgegeben. Es ſind folgende mit ihren Anfangsworten:

1. Jo. Reuſchii. Eſt nullius mihi mali etc.

(III.) 2. Jo. Boemius. Salve mi Palaeoſphyra. Bey Wallenſtädt No. III.

(IV.) 3. Ejusd. Licet Palaeoſphyra — No. IV.

(V.) 4. Ejusd. Quanti exiſtimas — No. V.

(VI.) 5. Ejusd. Quid, mi Palaeoſphyra — No. VI.

(VII.) 6. Ejusd. Contuliſti nobis — No. VII.

(VIII.) 7. Ejusd. Fuit die ſecundo — No. VIII.

8. Joan. Piniciani. Si ex unico duntaxat etc. — —

9. Ejusd. Non ſinunt amoris plenae — —

(XXX.) 10. Joan. Braſſicani. Miror Andrea — ·

(II.) 11. Eraſmi Stellae. Multum laudis tibi vindicas — Beym Wallenſtädt No. II.

12. Franc. Fabri. Nunc tandem ſentio —

13. Andreae reſponſ. ad praeced. Non eſt quod mireris —

14. Chriſt. Hegendorpi — veriſſimum illud experior.

15. Ejusd. An recte valeas — Nach welchem ſich verſchiedene Gedichte des Hegendorps befinden.

(XI.) 16. Hornburgii. Facis tu quidem mihi injuriam.

(XII.) 17. Ejusd. ·Salve, Palaeoſphyra,

(XIII.) 18. Ejusd. Jam dudum

(XIV.) 19. Ejusd. Salve, mi Palaeoſphyra.

(XV.) 20. Ejusd. Accedit te —

21. Chriſt. Hegendorp. Erras, mi Andrea,

(I.) 22. Phil. Melanchthonis. Diligentia et ſtudium — Beym Wallenſtädt No. I.

23. Georgii Dondes. Legi —

24. Joannis Amaldi. Equidem non poſſum

25. Ejusd. Quod ſuperiori tempore.
26. Jo. Reuſchii. Benefacis, qui
27. Ejusd. Salve in Chriſto; eſt ut ſcribis.
(XVII.) 28. Wolfg. Capito. Hic eſt puer —
(IX.) 29. Joannis Boemi. Me benigne.
(XVIII.) 30. Jo. Cornarii. Quod ad me ſcribis
(X.) 31. Jo. Boemi. Quum Paleosphyra ſuaviſſime
(XIX.) 32. Ch. Hegendorfi. Mi Palaeosphyra,
(XX.) 33. Ejusd. En nova —
(XXI.) 34. — — Quod tu cauſaris —
35. Reuſchii. Heri veſperi —
36. Wolf. Froſii. Excepta virtute —
(XXII.) 37. Joa. Oeconomi. Etſi nulla mihi unquam —
(XXIII.) 38. Caſp. Crucigeri. Epiſtolam tuam
39. Leonardi Nateri. Nec tu homo es —
(XVI.) 40. Hornburgii. De Fabricio Capitone —
(XXV.) 41. Hier. Noppi. Bene facis.
(XXVI.) 42. Ejusd. Et valetudini et acceſſui
(XXIV.) 43. Caſp. Crucigeri. Salutem in domino. Apprimo gratus —
(XXIX.) 44. Leon. Natteri. Quam tu ex animo —
(XXVII.) 45. Joannis Pellio. Chariſſime Andrea, ſi bene vales.
(XXVIII.) 46. Ejusd. Salutem plurimam. Etſi plurimum
47. Hornburgi. Hic breve habes —
48. Jo. Hipper. Agnum paſchalem —
49. Georgii Hausneri. Si vales eſt ut opto.
50. Palaeosphyrae ad Joannem Arnoldum — Quod rarius ad te ſcribo.
51. Georgii Hausneri. Haud miror —
52. Ejusd. Nec tu plane homo es feſtivus
53. Georgii Hausneri. Non facile dixerim.
54. Chriſt. Hegendorpii. (ut puto) Etſi tu.
55. Petri Storlei. Ne omnino ἄμουσος
56. Pauli Felzeri. Petiiſti nuper. —
57. Ejusd. Quomodo tu valeres una cum tuis bonis —
58. Arnoldi. Quod hactenus nullas —
59. Petri Schorleri — Οὐκ ἄκαιρον εἶναι νομίζω.

II. Nach 75 bis zu Ende p. 308. folget Antiquitatum Germanicarum Theſaurus, welcher aber nichts als Collectanea enthält, und das Adverſarien-Buch des Verfaſſers geweſen, worin außer der

Geſchichte des Kloſters Etal, dem Hornburgiſchen Gedichte (*), und dem Briefe an den Pellio, nur wenige von ihm ſelbſt ausgearbeitete Capitel, die Geſchichte und Alterthümer des Schwabenlandes betreffend, zu finden; aus welchen Baſſenſtädt das de ingeniorum ubertate in Suevia p. 17. gezogen. — Dagegen aber kömmt Verſchiedenes von fremder Arbeit in dieſen Collectaneis vor, von welchem wohl manches noch unbekannt und ungenutzt ſeyn dürfte. Als:

1. Fragmenta quaedam Chronicorum ex vetuſto quodam Codice deſcripta 1520 Lipſiae, in Bibliotheca Coenobii apud divum Thomam.

   Dieſe Chronik geht von der Geburt Chriſti bis 1110, und iſt von einem Frater Andreas, einem Regensburgiſchen Auguſtiner. Es verlohnt ſich der Mühe, nachzuſehen, ob Menke oder ſonſt einer dieſe Chronik herausgegeben.

2. Antiquitates terrae Miſinenſis, Auctore Erasmo Stella Libanothano. Und zwar enthalten dieſe:
   - ı. Molbius, carmine heroico (Mulden) welches Menke Tom III. herausgegeben.
   - ıı. De rebus ac populis priſcis orae inter Albim et Salam Germaniae flumina Commentarius I. et II. worauf noch ein ziemlich langes Corollarium des Verfaſſers folgt. Nach dem Kreyſig (p. 266) ſind dieſe Commentarii noch unedirt; und es wäre nachzuſehen, was das für Paralipomena unſers Verfaſſers wären, die Menke ebendaſelbſt, faſt von der nehmlichen Materie handelnd, herausgegeben.

3. Eines Ungenannten Tractat. de Theutonia, mit einer ſogenannten Circumloquutio Sueviae.

Ueber eine Elegie in Barths Adverſariis.

Die Elegie, quod diverſi ad diverſa ſtudia nati ſunt, die Barth lib. XLV. Cap. 26. zuerſt bekannt gemacht, iſt das nicht, wofür er ſie ausgiebt. Er nennt ſie Elegiam piam, cordatam, eloquentem, comtam nec malorum temporum. Er nennt ſie Elegiam veterem, und mir ſcheint ſie Spuren der allerneueſten Zeiten zu haben. z. E.:

(*) Von dieſem Gedicht aber muß ich noch anmerken, daß es unter dieſen Materialien zweymal vorkömmt; und einmal weit verbeſſerter mit einem Briefe an Althammer, nehmlich p. 133. Das Unglück hat aber gewollt, daß W. gerade auf die ſchlechtere Abſchrift p. 267. gefallen, und das Gedicht nach dieſer abdrucken laſſen.

Ille genethliacam praedicit ſata per artem
  Et manibus pingues tractat Ephemerides.
Illis non alia eſt regio foecundior ulla,
  Quam quae de Franco nomine nomen habet.

Heißt das nicht, die Zeiten Heinrichs III und da herum ſehr deutlich bemerken, in welchen die Aſtrologen und Nativitätſteller in Frankreich noch in ſo großem Werthe waren?

Auch wird der Realiſten und Nominaliſten gedacht:

Eſt, quem per totum dialectica ſanciat aevum,
  Cui lis de rebus nominibusque placet.

Desgleichen des Kryſtallſehens:

Ille videt vitroque docet praeviſa futura.

Wie auch des Punktirens, oder der Chiromantie:

Eſt qui fortunis praedicat tempora punctis
  Quemque tenet glabra linea ducta vola.

Ja ſogar die gekrönten Poeten ſcheine ich darin zu finden:

Eſt alius nomen qui geſtit habere poëtae
  Nominibusque tribus nobilis eſſe cupit.

Dieſe nomina tria können Poëta Laureatus Caeſareus gar wohl bedeuten. Barth ſieht hier zwar eine Nachahmung des Juvenal; aber die tria nomina bedeuten bey dieſem einen Freygelaſſenen. Und was ſoll hier der Freygelaßne?

Ueber ein Epigramm des Scarron.

Das Epigramm des Scarron auf die Gewalt der Zeit und ſeine zerriſſenen Hoſen, welches Bayle ſo ſehr lobt, ſcheint eine Nachahmung eines alten Epigramms zu ſeyn, welches Barth Adverſ. lib. XXXV. cap. 11. bekannt gemacht, und für laſcivum latinum vernileque non monachicum erkannte:

In ſenectutem.

Utilis es nulli, cunctis ingrata, Senectus,
  Te ſtygio peperit cana Megaera deo.
Ipſa mihi, pugnas quae nectere mille ſolebat,
  Languida coeruleo mentula victa ſitu eſt.

Caſaubonus Anmerkungen zum Laertius.

Die Noten des Iſ. Caſaubonus über den Laertius, ſo wie ſie in der Stephaniſchen Edition von 1593 und auch der Wettſteiniſchen Ausgabe einverleibt ſind, ſind viel vermehrter und verbeſſerter, als wie ſie einzeln herauskamen, Morgiis 1583, als Caſaubonus ſich noch auf Pateiniſch Hortibonus nannte. Nur habe ich gefunden, daß demungeachtet dieſer erſte einzelne Abdruck auch verſchiedne ganze Anmerkungen mehr hat, deren ſich Caſaubonus ohne Zweifel hernach ſchämte. Und auch das iſt von einem ſo gelehrten Manne angenehm zu wiſſen, was er nach erlangter mehrerer Einſicht in der Folge in ſeinen eigenen Schriften gemißbilligt hat.

Ueberſetzung des Charron.

Was iſt daran, daß die Herzogin Sophia Eliſabeth, Herzog Auguſts Gemahlin, den Charron überſetzt habe? S. Placcius de Anon. p. 169.

Selbſtbetrachtungen, Einfälle und kleine Aufſätze.*)

Es war Abends um ſieben Uhr, und ich wollte mich eben hinſetzen, meinen eilften antiquariſchen Brief auf das Papier zu werfen, wozu ich nichts weniger, als aufgelegt war: als mir ein Brief gebracht wird, aus welchem ich ſehe, daß ich es damit nur anſtehen laſſen kann — daß ich es damit vielleicht auf lange werde anſtehen laſſen müſſen. Das iſt doch ärgerlich! ſage ich mir, wie wird der Mann triumphiren! Doch er mag triumphiren. Ich, ich will mich nicht ärgern; oder mich geſchwind, geſchwind abärgern, damit ich bald wieder ruhig werde, und mir den Schlaf nicht verderbe, um deſſen Erhaltung ich beſorgter bin, als um alles in der Welt.

Nun wohlan, meine liebe Iraſcibilität! Wo biſt du? wo ſteckſt du? du haſt freyes Feld. Brich nur los! tummle dich brav!

Spitzbübin! So? du willſt mich nur überraſchen? und weil du mich hier nicht überraſchen kannſt, weil ich dich ſelbſt hetze, ſelbſt ſporne: willſt du mir zum Trotze faul und ſtetiſch ſeyn.

Nun mach bald, was du machen willſt, knirſch mir die Zähne, ſchlage mich vor die Stirne, beiß mich in die Unterlippe!

Indem thue ich das Letztere wirklich, und ſogleich ſteht er vor mir, wie er leibte und lebte — mein Vater ſeeliger. Das war ſeine Gewohnheit, wenn ihn etwas zu wurmen anfing: und ſo oft ich mir ihn einmahl recht lebhaft vorſtellen will, darf ich mich nur auf die nehmliche Art in die Unterlippe beiſſen. So wie, wenn ich mir ihn auf Veranlaſſung eines andern Dinges recht lebhaft denke, ich gewiß ſeyn kann, daß die Zähne ſogleich auf meiner Lippe ſitzen.

---

*) Zöllners Nebenſtunden, erſtes Stück (1799) S. 77.

Gut, alter Knabe, gut. Ich verſtehe dich. Du warſt ſo ein guter Mann, und zugleich ſo ein hitziger Mann. Wie oft haſt du mir es ſelbſt geklagt, mit einer männlichen Thräne in dem Auge geklagt, daß du ſo leicht dich erhitzteſt, ſo leicht in der Hitze dich übereilteſt. Wie oft ſagteſt du mir: Gotthold! ich bitte dich, nimm ein Exempel an mir: ſey auf deiner Hut. Denn ich fürchte, ich fürchte — und ich möchte mich doch wenigſtens gern in dir gebeſſert haben. Ja wohl, Alter, ja wohl. Ich fühle es noch oft genug —

Und doch will ich es heute nicht fühlen, ſo gern ich es auch heute fühlen möchte. Ich bin bey der verwünſchten Nachricht ſo ruhig — ſo kalt, daß ich ohne Mühe bey der Nicäiſchen Kirchenverſammlung wieder gegenwärtig bin, und im Gelaſius weiter fortfahre —

*

Ich wache auf, und erwäge, daß das erſte, was ich auf dieſen Tag zu thun hätte, ſeyn müßte, auf die geſtrige ſchlimme Nachricht Gegenvorſtellung zu thun. — Aber dazu habe ich keine Luſt, und es iſt wohl eben ſo gut, daß ich es noch einen Tag oder zwey anſtehen laſſe. — Ich habe geſtern Abend bey dem Gelaſius noch etwas geleſen, das mich des Nachts ein Paarmahl geweckt hat, und das auch meinen wachen Kopf ganz anfüllt, das ſobald keinem andern Gedanken Raum geben zu wollen ſcheint.

*

Ich bin nicht gelehrt — ich habe nie die Abſicht gehabt gelehrt zu werden — ich möchte nicht gelehrt ſeyn, und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles, wornach ich ein wenig geſtrebt habe, iſt, im Fall der Noth ein gelehrtes Buch brauchen zu können.

Eben ſo möchte ich um wie vieles nicht reich ſeyn, wenn ich allen meinen Reichthum in baarem Gelde beſitzen und alle meine Ausgaben und Einnahmen in klingender Münze vorzählen und nachzählen müßte.

Baare Kaſſe iſt gut — aber ich mag ſie nicht mit mir unter einem Dache haben. Ich will ſie Wechslern anvertrauen, und nur die Freiheit behalten, an dieſe meine Gläubiger und meine Schuldner zu verweiſen.

*

Der aus Büchern erworbne Reichthum fremder Erfahrung heißt Gelehrſamkeit. Eigne Erfahrung iſt Weiſheit. Das kleinſte Kapital von dieſer, iſt mehr werth, als Millionen von jener.

*

Ich werde nicht eher ſpielen, als bis ich Niemanden finden kann, der mir umſonſt Geſellſchaft leiſtet.

Das Spiel ſoll den Mangel der Unterredung erſetzen. Es kann daher nur denen erlaubt ſeyn, die Karten beſtändig in Händen zu haben, die nichts als das Wetter in ihrem Munde haben.

*

Er füllt Därme mit Sand, und verkauft ſie für Stricke. Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt, und das Ding für Drama ausſchreit?

*

Bergab iſt luſtig wandeln. Aber doch werden bergab mehr Haſen gefangen, als bergauf. Das iſt die Recenſion von der andern Hälfte vieler Bücher.

*

Dann und wann gehört es unter die unerkannten Seegen der Ehe, wenn ſie nicht geſegnet iſt.

*

Der gute Name ſey die Seele der Tugend, iſt ſo gar unrecht nicht geſagt. Denn ſie lebt noch lange, wenn der Körper ſchon todt iſt

*

Armuth macht eben ſo viel Hahnreye als Diebe.

Fragment eines Geſprächs.

A. Erkläre mir doch dieſes Gemählde.

B. Es iſt Herkules und Omphale.

A. Das heißt, mir das Gemählde nennen, aber nicht erklären —

B. Mehr verſteh ich davon nicht.

A. Deſto ſchlimmer. Sieh, der da, dieſer Athlet am Spinnrocken, in dem engen weiblichen Purpur iſt —

B. Herkules.

A. Nicht doch — iſt ein nagelneuer Philoſoph. Und die da, dieſe ſchöne gebieteriſche Nymphe, ſo fürchterlich luſtig ausgeputzt, iſt —

B. Omphale.

A. Behüte — iſt die liebe Theologie. Der Philoſoph hat ihr ſeine Demonſtration umgehangen, und einen knotichen Sorites in die Hand gegeben. Dafür hat er ſich in ihren Purpurrock gepaßt, der ihm auf dem nervichten Leibe überall platzt, und nun ſitzt er da und ſpinnt ihren Rocken ab.

B. Warum droht ſie ihm denn aber mit dem knotichen Sorites?

A. Er ſoll noch feiner ſpinnen.

*

Ich habe gegen die chriſtliche Religion nichts: ich bin vielmehr ihr Freund, und werde ihr Zeitlebens hold und zugethan bleiben. Sie entſpricht der Abſicht einer poſitiven Religion, ſo gut wie irgend eine andere. Ich glaube ſie und halte ſie für wahr, ſo gut und ſo ſehr man nur irgend etwas hiſtoriſches glauben und für wahr halten kann. Denn ich kann ſie in ihren hiſtoriſchen Beweiſen ſchlechterdings nicht widerlegen. Ich kann den Zeugniſſen, die man für ſie anführt, keine andere entgegen ſetzen: es ſey nun, daß es keine andere gegeben, oder daß alle andere vertilgt oder gefliſſentlich entkräftet worden. Das gilt mir itzt gleich viel, da die Sache in einer Waage abgewogen wird, in welcher aller Verdacht, alle Möglichkeit, alle Wahrſcheinlichkeit, gegen ein einziges wirkliches Zeugniß nun einmahl ſo viel als nichts verſchlagen ſoll.

Mit dieſer Erklärung, ſollte ich meynen, könnten doch wenigſtens diejenigen Theologen zufrieden ſeyn, die allen chriſtlichen Glauben auf menſchlichen Beyfall herabſetzen, und von keiner übernatürlichen Einwirkung des heiligen Geiſtes wiſſen wollen. Zur Beruhigung der andern aber, die eine ſolche Einwirkung noch annehmen, ſetze ich hinzu, daß ich dieſe ihre Meynung allerdings für die in dem chriſtlichen Lehrbegriffe gegründetere und von Anfang des Chriſtenthums hergebrachte Meynung halte, die durch ein bloßes philoſophiſches Raiſonnement ſchwerlich zu widerlegen ſteht. Ich kann die Möglichkeit der unmittelbaren Einwirkung des heiligen Geiſtes nicht leugnen: und thue wiſſentlich gewiß nichts, was dieſe Möglichkeit zur Wirklichkeit zu gelangen hindern könnte.

Freilich muß ich geſtehen —

*

Wenn ich mich recht unterſuche, ſo beneide ich alle itzt regierende Könige in Europa, den einzigen König von Preußen ausgenommen, der es einzig mit der That beweiſt, Königswürde ſey eine glorreiche Sclaverey.

*

Gott hat keinen Witz, und die Könige ſollten auch keinen haben. Denn hat ein König Witz, wer ſteht uns für die Gefahr, daß er deswegen einen ungerechten Ausſpruch thut, weil er einen witzigen Einfall dabey anbringen kann?

*

Folgende Anmerkung des Barclains in Anſehung des Nachtheils der Ariſtocratie vor der Monarchie iſt vortreflich:

> Pone vero tam regnum, quam rempublicam, Principum vitiis tanquam affecta valetudine laborare; utribi faciliora exspectes ad publicam sanitatem remedia? Nimirum et Regem et ipsius vitia mors saltem de medio tollet, poteruntque a successoris indole sperari meliora. At labem corrupti senatus non unius cuiusque mors eluit, sed afflicti semel mores in deteriora semper labuntur, donec publicam salutem suo casu obruerit. Argenis I. c. 18.

*

Bey der katholiſchen Kirche in Berlin, welche der König neben dem Opernhauſe erbauen laſſen, iſt mir die Stelle aus dem Statius eingefallen: Par operi sedes.

*

Beſold, der berühmte Rechtsgelehrte in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der aber der guten lutheriſchen Kirche den Dampf anthat, und von ihr ausſchied, ſoll in dem Anhange zu ſeinen Axiomat. polit. ſagen: Vanissimum proverbium esse putes: In omnibus aliquid et de toto nihil. Nam qui non est in omnibus aliquid, in singulis est nihil. Um dieſen einzigen Gedanken will ich das Buch des Beſold leſen, ſobald ich es habhaft werde. Wo das ſteht, wird mehr gutes ſtehen.

Iſt es beſſer, nur ein Ding wiſſen, oder mehrere? Welche Frage! Wenn man nun unter dieſen mehreren auch dieſes Eine weiß. Es kann überflüſſig ſeyn, mehrere zu wiſſen: aber es wird darum nicht beſſer, nur Eins zu wiſſen.

Freilich, wenn es ausgemacht iſt, daß man mehrere Dinge unmöglich ſo gründlich, ſo fertig wiſſen kann, als ein Einziges, dem man alle ſeine Zeit, alle ſeine Kräfte gewidmet hat. Wenn es ausgemacht iſt! Iſt das denn aber ſo ausgemacht, als man annimmt?

Und doch geſetzt, es wäre. Auch alsdenn frägt es ſich noch, ob es beſſer ſey, nur Ein Ding vollkommen gründlich, vollkommen fertig zu wiſſen, als mehrere weniger gründlich, weniger fertig.

Beſſer? Ja und Nein. Denn beſſer iſt Beziehungswort, und der Beziehungen ſind wenigſtens hier drey. Es kann beſſer ſeyn in der einen, und ſchlimmer in der andern.

Für wen beſſer? Für den Menſchen ſelbſt, der da weiß? — oder für das, was er weiß? — oder für die, denen zum beſten er wiſſen ſoll? — — —

*

Ich will mich eine Zeit lang als ein häßlicher Wurm einſpinnen, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht kommen zu können

*

Ich wünſchte, daß ich mir, vom Anfange an, alle Lobſprüche und alle Tadel und Schmähungen, die ich und meine Schriften im Druck erhalten habe, jede in ein beſonders Buch zuſammengetragen hätte: um das eine zu leſen, wenn ich mich zu übermüthig, und das andre, wenn ich mich zu niedergeſchlagen fühle.

*

Das Wort Zeitvertreib ſollte der Name einer Arzney, irgend eines Opiats, eines Schlafmachenden Mittels ſeyn, durch das uns auf dem Krankenbette die Zeit unmerklich verſtreicht: aber nicht der Name eines Vergnügens. Doch kommen wir denn nicht auch öfters in Geſellſchaften in welchen wir aushalten müſſen, und in welchen uns die Zeit eben ſo unerträglich langweilig wird, als auf dem Krankenlager? Der Sprachgebrauch hat immer ſeinen Grund. Nur ſollte man dieſem zufolge das Wort auf diejenigen Ergötzungen und Zerſtreuungen einſchränken, die wir in ſolchen Geſellſchaften, nicht aber, die wir vor uns allein vornehmen.

Der Recenſent braucht nicht beſſer machen zu können, was er tadelt.

Tadeln heißt überhaupt, ſein Mißfallen zu erkennen geben.

Man kann ſich bei dieſem Mißfallen entweder auf die bloße Empfindung berufen, oder ſeine Empfindung mit Gründen unterſtützen.

Jenes thut der Mann von Geſchmack: dieſes der Kunſtrichter.

Welcher von ihnen muß das, was er tadelt, beſſer zu machen verſtehn?

Man iſt nicht Herr von ſeinen Empfindungen! aber man iſt Herr, was man empfindet, zu ſagen. Wenn einem Manne von Geſchmack in einem Gedichte oder Gemählde etwas nicht gefällt: muß er erſt hingehen, und ſelbſt Dichter oder Mahler werden, ehe er es herausſagen darf: das gefällt mir nicht? Ich finde meine Suppe verſalzen: darf ich ſie nicht eher verſalzen nennen, als bis ich ſelbſt kochen kann?

Was ſind die Gründe des Kunſtrichters? Schlüſſe, die er aus ſeinen Empfindungen, unter ſich ſelbſt und mit fremden Empfindungen verglichen, gezogen und auf die Grundbegriffe des Vollkommnen und Schönen zurückgeführt hat.

Ich ſehe nicht, warum ein Menſch mit ſeinen Schlüſſen zurückhaltender ſeyn müſſe, als mit ſeinen Empfindungen. Der Kunſtrichter empfindet nicht blos, daß ihm etwas nicht gefällt, ſondern er fügt auch noch ſein denn hinzu. Und dieſes denn ſollte ihn zum Beſſermacher verbinden? durch dieſes denn müßte er grade des Beſſermachens überhoben ſeyn können.

Freylich, wenn dieſes denn ein gutes gründliches denn iſt; ſo wird er leicht daraus herleiten können, wie das, was ihm mißfällt, eigentlich ſeyn müßte, wenn es ihm nicht mißfallen ſollte.

Aber dieſes kann den Kunſtrichter höchſtens verleiten, einen Fingerzeig auf die Schönheit zu geben, welche anſtatt des getadelten Fehlers da ſeyn könnte und ſollte.

Ich ſage verleiten: denn verleitet wird man zu Dingen, zu welchen man nicht gezwungen werden kann, und zu Dingen, welche übel ausſchlagen können.

Wenn der Kunſtrichter zu dem dramatiſchen Dichter ſagt: anſtatt daß du den Knoten deiner Fabel ſo geſchürzet haſt, hätteſt du ihn ſo ſchürzen ſollen; anſtatt daß du ihn ſo löſeſt, würdeſt du ihn beſſer ſo gelöſet haben: ſo hat ſich der Kunſtrichter verleiten laſſen.

Denn Niemand konnte es mit Recht von ihm verlangen, daß er ſich ſo weit äuſerte. Er hat ſeinem Amte ein Genüge geleiſtet, wenn er blos ſagt: dein Knoten taugt nichts, deine Verwicklung iſt ſchlecht, und das aus dem und dem Grunde. Wie ſie beſſer ſeyn könnte, mag der Dichter zuſehen.

Denn will er ihm helfen, und der Dichter will ſich helfen laſſen, und geht hin, und arbeitet nach den Anſchlägen des Kunſtrichters um: es iſt wahr, ſo iſt ihm der Dichter und der Leſer Dank ſchuldig, wenn die Umarbeitung gelingt: — aber wenn ſie nicht gelingt?

So fehlt auch nicht viel, die ganze Schuld fällt auf ihn allein. Und nur in dieſem Falle dürfte er, um ſeine Meynung zu rechtfertigen, genöthigt ſeyn, den Pfuſcher von der Staffeley wegzuſtoßen, und ſelbſt Pinſel und Pallet in die Hand zu nehmen.

„Glück zur Arbeit! Eben hier haben wir dich erwartet, guter
„Mann! Wenn du fertig biſt, alsdenn wollen wir vergleichen!“

Und wer glaubt nicht, vergleichen zu können!

Wehe ihm, wenn er nur ſchlecht und recht verbeſſert hat; wenn er es genug ſeyn laſſen, Fehler zu vertilgen; wenn es ihm nicht gelungen, uns für jeden mit einer ganz neuen, ganz unerwarteten Schönheit zu überraſchen!

Was für ein Arzt, der einen Blinden bloß ſehen macht, und ihm nicht zugleich, ſtatt der matten grauen Augen, die ihm die Natur beſtimmte, ſchöne blaue oder feurige ſchwarze Augen ertheilt!

„War das der Mühe werth? An jenen Fehler waren wir ſchon gewohnt: und an die Verbeſſerung ſollen wir uns erſt gewöhnen.“

Vielleicht hätten wir den Fehler auch gar nicht bemerkt, und die Verbeſſerung hat ihn uns zuerſt bemerken laſſen. Wir werden unwillig, wenn wir finden, daß uns das, was uns ſo lange gefallen hat, nicht hätte gefallen ſollen.

Kurz, wenn der Kunſtrichter durch Tadeln beleidigt, ſo beleidigt er durch Beſſermachen doppelt.

Mache es beſſer! iſt zwar die Ausfoderung, welche der getadelte Schriftſteller an ihn ergehen läßt, aber nicht in der Abſicht, daß ſie angenommen werden ſoll. Es ſoll ein bloßes Stichblatt ſeyn, die Stöße des Kunſtrichters abglitſchen zu laſſen.

Nimmt ſie der Kunſtrichter an, und er iſt unglücklich: ſo iſt ihm das Handwerk auf einmahl gelegt.

Nimmt er ſie an, und er iſt glücklich — Aber wer wird es ihm zugeſtehen, daß er glücklich iſt? Kein Menſch in der Welt. Weder die Künſtler, noch ſeine Kollegen in der Kunſtrichterey.

Unter jenen iſt es dem Getadelten nicht zuzumuthen; und den übrigen — keine Krähe wird der andern die Augen aushacken: die Reihe könnte auch an ſie kommen.

Dieſe aber verdammen ihn des böſen Exempels; er hat ſich ſeines Rechts vergeben; nun wird man das Beſſermachen von ihnen allen fordern; dafür muß er geſtraft ſeyn!

Und überhaupt ſind die Kunſtrichter die einzige Art von Krähen, welche das Sprichwort zum Lügner machen.

* * *

Ich weiß nicht,*) wo die Blätter meiner ehemaligen Sammlungen hingekommen. Mir geht es mit allen meinen Kollectaneis, wie der Virgilianiſchen Sibylle. Ich ſchreibe dergleichen Dinge meiſtens auf einzelne Blätter, die ich dann wohl hinlege, und ordentlich aufzuheben denke; aber weht auch nur der kleinſte Wind darunter, und treibt er ſie einmal aus einander:

Nunquam deinde cavo volitantia prendere saxo
Nec revocare situs, aut jungere carmina curo.

* * *

---

*) „ſagt er bey Gelegenheit einer Anmerkung über den maleriſchen Wohlklang in den Dichtern.“ Fülleborn in Leſſings Leben III, S. XXIV.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften

herausgegeben

von

Karl Lachmann.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Zwölfter Band.

Berlin,
in der Voß'ſchen Buchhandlung.
1840.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Gedruckt bei Julius Sittenfeld.

Verzeichniß

der in dieſem Bande enthaltenen

114 Briefe von Leſſing.

An J. J. C. Bode (1775) S. 428.
An J. G. J. Breitkopf (1781) 552.
An J. H. Campe (1779) 532. 534.
An M. Claudius (1778) 504.
An K. W. Daßdorf (1776) 473.
An J. A. Dieze (1769) 220.
An Joh. Arnold Ebert (1768) 206. (1769) 219. 231. 238. 239. (1770) 243. 244. 245. 246. 247. 270. (1772) 350. (1773) 388. 389. 402. (1776) 449. 460. (1778) 506. 510. 513.
An J. J. Engel (1776) 456.
An J. J. Eſchenburg (1772) 357. (1774) 407. 417. 418. 420. 423. (1776) 443. 445. (1777) 495. (1778) 497. 499. 500. (1779) 531. (1780) 537.
An H. W. von Gerſtenberg (1768) 190.
An J. W. Gleim (1757) 80. 82. 83. 97. 98. 101. (1758) 107. 113. 117. 119. 120. 121. 122. 123. 125. (1759) 126. 128. 129. 130. 133. 134. 135. 136. 137. (1760) 138. 140. (1766) 173. 175. (1767) 177. (1768) 204. (1770) 242. 266. (1771) 302. (1772) 351. (1774) 411. 413. (1779) 529.
An G. F. W. Großmann (1776) 478.

An J. G. Herder (1779) 520. (1780) 541. (1781) 551.
An C. G. Heyne (1764) 162. (1769) 219. 228. (1770) 269. (1771) 309. (1773) 389. 403. (1776) 442. 451.
An den Freiherrn von Hompeſch (1777) 483.
An Daniel Itzig (1764) 167.
An F. H. Jacobi (1779) 531. (1780) 539. 542. 548.
An den Herzog Karl von Braunſchweig (1772) 346.
An C. Ew. von Kleiſt (1758) 114.
An C. A. Klotz (1766) 173.
An E. C. König (1770) 250. 253. 255. 258. 262. 270. 273. (1771) 283. 286. 290. 294. 295. 298. 302. 307. 310. 311. 313. 314. 316. 320. 322. 323. 325. 327. 328. (1772) 332. 333. 334. 336. 339. 341. 343. 345. 349. 353. 358. 363. 365. 369. 374. 379. 380. (1773) 385. 391. 393. 396. 400. 404. (1774) 413. (1775) 423. 426. 428. 430. 431. 432. 434. 435. (1776) 437. 439. 440. 443. 444. 445. 447. 450. 452. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 464. 465. 468. 469. 470. 471. 474.
An Amalie König (1780) 543.
An Joh. Gottfr. Leſſing (1746) 3. (1749) 8. 11. 13. (1750) 15. (1751) 18. (1753) 22. (1755) 29. (1756) 39. 43. (1759) 132. (1760) 139. 141. (1763) 158. 159. (1764) 159. 161. (1765) 168. 169. 170. (1766) 171. (1767) 185. (1768) 193. (1770) 251.
An Leſſings Mutter (1749) 4. (1771) 278. 305. (1776) 458.
An Leſſings Schweſter (1743) 1. (1776) 476. (1777) 481. (1778) 519.
An Karl Gotthelf Leſſing (1766) 176. (1767) 179. 181. 183. 184. (1768) 194. 197. 202. 210. (1769) 231. (1770) 241. 267. 268. (1771) 279. 300. 303. 311. 315. 318. 322. 330. (1772) 337. 344. 347. 356. 360. 377. 382. (1773) 394. 397. 399. (1774) 408. 415. 421. (1775) 425. 429. 430. (1776) 441. 448. 454. 466. 472. 476. 477. (1777) 480. 482. 485. 488. 493. 494. 496. (1778) 498. 500. 501. 502. 505. 509. 511. 513. 515. 518. 519. (1779) 522. 524. 525. 527. 528. 532. 533. (1780) 538.

An Theophilus Leſſing (1770) 257. (1777) 479.
An Moſes Mendelsſohn (1755) 28. 31. (1756) 37. 40. 44. 45. 52. 54. 61. (1757) 70. 76. 83. 86. 89. 90. 91. 94. 99. 102. (1758) 106. 109. 115. (1760) 144. (1761) 146. (1763) 155. (1768) 212. (1771) 280. (1774) 417. (1776) 456. (1780) 549.
An Joh. David Michaelis (1754) 25. 27.
An Chr. G. von Murr (1768) 214.
An Friedrich Nicolai (1756) 41. 47. 58. (1757) 73. 75. 77. 81. 87. (1758) 101. 111. (1762) 150. (1763) 151. (1768) 187. 195. 198. 199. 200. 203. 205. 207. 216. 218. (1769) 223. 224. 229. 230. 232. 233. (1770) 260. (1771) 288. (1772) 373. (1777) 485. 490.
An K. W. Ramler (1755) 34. (1757) 85. (1760) 142. (1761) 147. (1762) 148. (1763) 157. (1764) 160. 164. 165. (1768) 213. (1770) 266. 274. (1772) 355. (1774) 422. (1776) 454. (1778) 517. (1779) 523. 526. (1780) 536.
An J. A. H. Reimarus (1778) 502.
An Eliſe Reimarus (1778) 507. 508. 510. 516. (1779) 529. 530. 531. 535. (1780) 540. 544. 546. 547. (1781) 550.
An J. J. Reiske (1769) 222. (1770) 260. 277. (1771) 292. 306. (1772) 361. (1773) 390.
An J. Adf. Schlegel (1753) 21.
An Conr. Arn. Schmid (1770) 248. 276. (1773) 388. 405. 406. (1777) 485. 489. 490.
An Chriſt. Friedr. Voß (1774) 419.
An C. M. Wieland (1772) 371. (1775) 426.
An J. J. Wippel (1754) 25.

Leſſings Briefe.*)

A Mademoiselle
Mademoiselle Lessing
ma tres cher Soeur
à Camenz.

Geliebte Schweſter!

Ich habe zwar an Dich geſchrieben, allein Du haſt nicht geantwortet. Ich muß alſo dencken, entweder Du kanſt nicht ſchreiben, oder Du willſt nicht ſchreiben. Und faſt wolte ich das erſte behaupten. Jedoch ich will auch das andre glauben; Du willſt nicht ſchreiben. Bey-

---

*) Die Briefe von und an Leſſing, gegenwärtig in den zwölften und dreizehnten Band vertheilt, lieferten zuerſt folgende Sammlungen.

Gelehrter Briefwechſel zwiſchen D. Johann Jacob Reiske, Moſes Mendelsſohn und Gotthold Ephraim Leſſing. Erſter Theil. Berlin 1789.

Gelehrter Briefwechſel zwiſchen D. Johann Jacob Reiske, Conrad Arnold Schmid, und Gotthold Ephraim Leſſing. Zweiter Theil. Berlin 1789.

Gelehrter Briefwechſel zwiſchen J. A. Ebert und Gotthold Ephraim Leſſing. Zweyter Theil, 2. Abſchnitt. (S. 183 bis 277.)

Gotthold Ephraim Leſſings Briefwechſel mit Karl Wilhelm Ramler, Johann Joachim Eſchenburg und Friedrich Nicolai. Nebſt einigen Anmerkungen über Leſſings Briefwechſel mit Moſes Mendelsſohn. Berlin und Stettin 1794 (L. ſämmtliche Schriften, 27. Theil. — Zweyte Auflage 1809.)

Der 28. Theil der ſämmtlichen Schriften, Berlin 1791, enthält den Briefwechſel mit Mendelsſohn und Reiske.

Der 29., Berlin 1791, den Briefwechſel mit Gleim, Schmid, Ebert, Heyne und Campe, und einzelne Briefe von Leſſing an J. D. Michaelis, J. A. Dieze und J. G. Herder.

Der 30., Berlin 1791, G. E. Leſſings Briefwechſel mit ſeinem Bruder Karl Gotthelf Leſſing.

(Bei dem 28. und 29. Bande hüte man ſich vor den Selbſtnachdrücken mit der falſchen Jahrzahl 1791.) Die gegenwärtige Sammlung giebt gegen des iſt ſtraffbahr. Ich kann zwar nicht einſehn, wie dieſes beyſammen ſtehn kann: ein vernünfftiger Menſch zu ſeyn; vernünfftig reden können, und gleichwohl nicht wißen, wie man einen Brieff auffſezen ſoll. Schreibe wie Du redeſt, ſo ſchreibſt Du ſchön. Jedoch; hätte auch das Gegentheil ſtatt, man könte vernünfftig reden, dennoch aber nicht vernünfftig ſchreiben, ſo wäre es für Dich eine noch gröſſere Schande, daß Du nicht einmahl ſo viel gelernet. Du biſt zwar Deinem Lehr-Meiſter ſehr zeitig aus der Schule gelauffen, und ſchon in Deinem 12 Jahre hilteſt Du es vor eine Schande etwas mehres zu lernen; allein wer weiß welches die gröſte Schande iſt? in ſeinem 12 Jahre noch etwas zu lernen als in ſeinem 18ten oder 19ten noch keinen Brieff ſchreiben können. Schreibe ja! und benim mir dieſe falſche Meynung von Dir. Im vorbeygehen muß ich doch auch an das neue Jahr gedencken. Faſt jeder wünſchet zu dieſer Zeit gutes. Was werde ich Dir aber wünſchen? Ich muß wohl was beſonders haben. Ich wünſche Dir, daß Dir Dein ganzer Mammon geſtohlen würde. Vielleicht würde es Dir mehr nüzen, als wenn iemand zum neuen Jahre Deinen Geld-Beutel mit einigen 100 Stück Ducaten vermehrte.

Lebe wohl! Ich bin

Dein

treuer Bruder[*]
G. E. Leßing

Meißen,
d. 30 December.
1743.

ſiebzig leſſingiſche Briefe mehr als die früheren, deren Mittheilung oder Nachweiſung der Herausgeber meiſtens gefälligen Freunden verdankt.

Den reichſten Beitrag hat Herr Muſikdirector Felix Mendelsſohn Bartholdy geſteuert, nämlich 22 Briefe an Leſſings Vater, 4 an ſeine Mutter, 4 an ſeine Schweſter, einen an ſeinen Bruder Theophilus. Die bereitwillig geſtatteten Abſchriften waren, ehe ſie der Herausgeber erhielt, von Herrn Prof. Haupt und Herrn Dr. Klee in Leipzig mit den Originalen ſorgfältig verglichen. Aus derſelben Sammlung, die Herr Mendelsſohn von einem Freunde in Breslau geſchenkt erhalten, waren von Karl G. Leſſing im erſten Bande des Lebens ſeines Bruders mehrere einzelne Stellen angeführt. Dieſe zu bezeichnen ſchien überflüſſig: ein Bruchſtück aus einem jezt verlorenen Briefe vom 30 Nov. 1763 iſt an der gehörigen Stelle aus Leſſings Leben eingeſchaltet worden.

A Monsieur
Monsieur Lessing
premier Pasteur de l'Eglise de &
mon tres honoré Pere
à
Franço bis dahin. Camenz.

Hochzuehrender Herr Vater.

Daß ich Ihnen ſo gleich auf den lezten Brief antworte, geſchiehet um des Hrn. Rectors Willen, welcher ſeinen Brief je eher je lieber wollte beſtellet wiſſen. Das Lob, welches Sie mir, wegen des verfertigten poetiſchen Sendſchreibens an den Hrn. Obriſt Lieutenant von Carlowitz, unverdient ertheilet, ſoll mich, ob ich gleich wenig Luſt habe dieſe Materie noch einmahl vor die Hand zu nehmen, anreizen nach Dero Verlangen ein kürzeres, und, wo es mir möglich, ein beßeres zu machen.

Zwar, Ihnen es frey zu geſtehen, wenn ich die Zeit, die ich damit ſchon zugebracht und noch zubringen muß, überlege, ſo muß ich mir ſelbſt den Vorwurff machen, daß ich ſie auf eine unnüze Weiſe verſplittert. Der beſte Troſt dabey iſt, daß es auf Dero Befehl geſchehen.

Sie betauern mit Recht das arme Meiſſen, welches iezo mehr einer Toden Grube als der vorigen Stadt ähnlich ſiehet. Alles iſt voller Geſtanck und Unflath, und wer nicht hereinkommen muß, bleibt gerne ſo weit von ihr entfernt, als er nur kan. Es liegen in denen meiſten Häuſern, immer noch 30 bis 40 Verwundete, zu denen ſich niemand ſehre nahen darff, weil alle welche nur etwas gefährlich getroffen ſind, das hizige Fieber haben. Es iſt eine weiße Vorſicht Gottes, daß dieſe fatalen Umſtände die Stadt gleich im Winter getroffen, weil, wenn es Sommer wäre, gewiß in ihr die völlige Peſt ſchon graßiren würde. Und wer weiß was noch geſchiehet. Jedoch wir wollen zu Gott das beſte hoffen. Es ſieht aber wohl in der ganzen Stadt, in Betrachtung ſeiner vorigen Umſtände, kein Ort erbärmlicher aus als unſere Schule. Sonſt lebte alles in ihr, iezo ſcheint ſie wie ausgeſtorben. Sonſt war es was rares, wenn man nur einen geſunden Soldaten in ihr ſahe, iezo ſiehet man ein Hauffen verwundete hier, von welchen wir nicht wenig Ungemach empfinden müßen. Das Coenacul iſt zu einer Fleiſch Banck gemacht worden, und wir ſind gezwungen in dem kleinern Auditorio zu ſpeiſen. Die Schüler, welche verreiſet, haben wegen der Gefahr in Kranckheiten zu verfallen eben ſo wenig Luſt zurückzukehren, als der Schul Verwalter die drey eingezognen Tiſche wieder herzuſtellen. Was mich anbelanget, ſo iſt es mir um ſo viel verdrüßlicher, hier zu ſeyn, da Sie ſogar entſchloßen zu ſeyn ſcheinen, mich auch den Sommer über, in welchem es vermuthlich zehnmahl ärger ſeyn wird, hier zu laßen. Ich glaube wohl, die Urſache, welche Sie dazu bewogen, könnte leicht gehoben werden. Doch ich mag von einer Sache, um die ich ſchon ſo offte gebeten, und die Sie doch kurzum nicht wollen, kein Wort mehr verliehren. Ich verſichere mich unterdeßen, daß Sie mein Wohl beßer einſehen werden, als ich. Und bey der Verſicherung werde ich, wenn Sie auch bey der abſchläglichen Antwort beharren ſollten, doch, wie ich ſchuldig bin, noch allezeit Sie als meinen Vater zu ehren und zu lieben fortfahren. Der Ohr-Zwang, mit welchem ich ſeit einiger Zeit bin befallen geweſen, macht mich ſo wüſte im Kopfe, daß ich nicht vermögend bin mehr zu ſchreiben; ich ſchlüße alſo mit nochmaliger Verſicherung daß ich Lebenslang ſeyn will

P. S. Was Monſ. Heydem. bey Hr. M. Golzen geſagt, iſt gänzlich falſch.

Dero

gehorſamſter Sohn
G. E. Leßing

Meiſſen
d. 1 Februar
1746.

Hochzuehrende Frau Mutter,

Ich würde nicht ſo lange angeſtanden haben, an Sie zu ſchreiben, wenn ich Ihnen was angenehmes zu ſchreiben gehabt hätte. Klagen aber und Bitten zu leſen, müßen Sie eben ſchon ſo ſatt ſeyn, als ich bin ſie vorzutragen. Glauben Sie auch nur nicht, daß Sie das geringſte davon in dieſen Zeilen finden werden. Ich beſorge nur, daß ich bey Ihnen in dem Verdachte einer allzugeringen Liebe und Hochachtung, die ich Ihnen ſchuldig bin, ſtehe. Ich beſorge nur, daß Sie glauben werden, meine jezige Aufführung komme aus lauter Ungehorſam und Boßheit. Dieſe Beſorgniß macht mich unruhig. Und wenn ſie gegründet ſeyn ſollte, ſo würde mich es deſto ärger ſchmerzen, je unſchuldiger ich mich weiß. Erlauben Sie mir derohalben, daß ich nur mit wenig Zügen, ihnen meinen gantzen Lebenslauff auf Univerſitäten abmahlen darff, ich bin gewiß verſichert, Sie werden alsdann mein jezliges Verfahren gütiger beurtheilen. Ich komme jung von Schulen, in der gewißen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern beſtehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze

Welt in kleinen ſehen kan. Ich lebte die erſten Monate ſo eingezogen, als ich in Meiſſen nicht gelebt hatte. Stets bey den Büchern, nur mit mir ſelbſt beſchäfftigt, dachte ich eben ſo ſelten an die übrigen Menſchen, als vielleicht an Gott. Dieſes Geſtändniß kömmt mir etwas ſauer an, und mein einziger Troſt dabey iſt, daß mich nichts ſchlimmers als der Fleiß ſo närriſch machte. Doch es dauerte nicht lange, ſo gingen mir die Augen auf: Soll ich ſagen, zu meinem Glücke, oder zu meinem Unglücke? die künfftige Zeit wird es entſcheiden. Ich lernte einſehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menſchen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meines gleichen. Guter Gott! was vor eine Ungleichheit wurde ich zwiſchen mir und andern gewahr. Eine bäuerſche Schichternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gäntzliche Unwiſſenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Minen, aus welchen jederman ſeine Verachtung zu leſen glaubte, das waren die guten Eigenſchafften, die mir, bey meiner eignen Beurtheilung, übrig blieben. Ich empfand eine Schahm, die ich niemals empfunden hatte. Und die Würkung derſelben war der feſte Entſchluß, mich hierinne zu beſſern, es koſte was es wolle. Sie wiſſen ſelbſt wie ich es anfing. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich will in dieſem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen, ich kan auch alſo das gute von mir ſagen. Ich kam in dieſen Uebungen ſo weit, daß mich diejenigen ſelbſt, die mir im voraus alle Geſchicklichkeit darinnen abſprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieſer gute Anfang ermunterte mich heftig. Mein Körper war ein wenig geſchickter worden, und ich ſuchte Geſellſchafft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernſthafften Bücher eine zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzuſehn die weit angenehmer, und vielleicht eben ſo nützlich ſind. Die Comoedien kamen mir zur erſt in die Hand. Es mag unglaublich vorkommen, wem es will, mir haben ſie ſehr große Dienſte gethan. Ich lernte daraus eine artige und gezwungne, eine grobe und natürliche Aufführung unterſcheiden. Ich lernte wahre und falſche Tugenden daraus kennen, und die Laſter eben ſo ſehr wegen ihres lächerlichen als wegen ihrer Schändlichkeit fliehen. Habe ich aber alles dieſes nur in eine ſchwache Ausübung gebracht, ſo hat es gewiß mehr an andern Umſtänden als an meinem Willen gefehlt. Doch bald hätte ich den vornehmſten Nutzen den die Luſtſpiele bey mir gehabt haben, vergeſſen. Ich lernte mich ſelbſt kennen, und ſeit der Zeit habe ich gewiß über niemanden mehr gelacht und geſpottet als über mich ſelbſt. Doch ich weiß nicht was mich damals vor eine Thorheit überfiel, daß ich auf den Entſchluß kam, ſelbſt Comoedien zu machen. Ich wagte es, und als ſie aufgeführt wurden, wollte man mich verſichern, daß ich nicht unglücklich darinne wäre. Man darf mich nur in einer Sache loben, wenn man haben will, daß ich ſie mit mehrern Ernſte treiben ſoll. Ich ſann dahero Tag und Nacht, wie ich in einer Sache eine Stärke zeigen möchte, in der, wie ich glaubte, ſich noch kein Deutſcher allzuſehr hervorgethan hatte. Aber plötzlich ward ich in meinen Bemühungen, durch Dero Befehl nach Hauſe zu kommen, geſtöhret. Was daſelbſt vorgegangen, können ſie ſelbſt noch allzuwohl wißen, als daß Ich Ihnen durch eine unnütze Wiederhohlung verdrüßlich falle. Man legte mir ſonderlich die Bekanntſchaft mit gewißen Leuten, in die ich zufälliger Weiſe gekommen war, zur Laſt. Doch hatte ich es daher Dero Gütigkeit zu danken, daß mir andere Verdrüßlichkeiten, an denen einige Schulden Urſache waren, nicht ſo heftig vorgeruckt wurden. Ich blieb ein gantzes Vierteljahr in Camenz, wo ich weder müßig noch fleißig war. Gleich von Anfange hätte ich meiner Unentſchließigkeit, welches Studium ich wohl erwehlen wollte, erwehnen ſollen. Man hatte derſelben nun über Jahr und Tag nachgeſehn. Und ſie werden ſich zu erinnern belieben, gegen was ich mich auf Ihr dringendes Anhalten erklärte. Ich wollte Medicinam ſtudiren. Wie übel Sie aber damit zufrieden waren, will ich nicht wiederhohlen. Blos Ihnen zu Gefallen zu leben erklärte ich mich noch überdieſes, daß ich mich nicht wenig auf Schulſachen legen wollte, und daß es mir gleich ſeyn würde, ob ich einmal durch dieſes oder jenes fortkämme. In dieſem Vorſaze reiſte ich wieder nach Leipzig. Meine Schulden waren bezahlt, und ich hätte nichts weniger vermuthet, als wieder darein zu verfallen. Doch meine weitläufftige Bekantſchaft, und die Lebens Art die meine Bekannte an mir gewohnt waren, ließen mich an eben dieſer Klippe nochmals ſcheitern. Ich ſahe allzudeutlich, wenn ich in Leipzig bleibe, ſo werde ich nimmermehr mit dem, was mir beſtimmt iſt, auskommen können. Der Verdruß den ich hatte, Ihnen neue Ungelegenheit zu verurſachen, brachte mich auf den Entſchluß von Leipzig wegzugehen. Ich erwehlte Berlin gleich Anfangs zu meiner Zuflucht. Es muſte ſich wunderlich ſchicken, daß mich gleich zu der Zeit Herr Leßing aus Wittenberg beſuchte. Ich reiſete mit ihm nach kurzer Zeit dahin ab, einige Tage mich daſelbſt aufzuhalten und umzuſehn, und alsdann noch zur Sonnenfinſterniß*) in Berlin zu ſeyn. Aber ich ward krank. Ich bin mir niemals ſelbſt zu einer unerträglichern Laſt geweſen als damals. Doch ich hielt es einigermaßen vor eine göttliche Schickung; wenn es nicht was unanſtändiges iſt, daß man auch in ſolchen kleinen und geringen Sachen ſich auf ſie beruffen will. Nach meiner Geneſung beſchloß ich mit des Hrn. Vaters Einwilligung in Wittenberg den Winter über zu verbleiben, und hoffte gewiß, dasjenige wieder zu erſpahren, was ich in Leipzig zugeſezt hatte. Doch ich wurde bald gewahr, daß das was in meiner Krankheit und durch andre Umſtände, die ich aber jezo verſchweigen will, aufgegangen war, mehr als ein Quartal Stipendia ausmachte. Der alte Vorſaz wachte alſo bey mir wieder auf nach Berlin zu gehen. Ich kam, und bin noch da, in was vor Umſtänden, wißen ſie ſelbſt am beſten. Ich hätte längſt unterkommen können, wenn ich mir, was die Kleidung anbelangt, ein beßers Anſehn hätte machen können. Es iſt dieſes in einer Stadt gar zu nöthig, wo man meiſtens den Augen in Beurtheilung eines Menſchen trauet. Nun beynahe vor einem Jahre, hatten Sie mir eine neue Kleidung zu verſprechen, die Gütigkeit gehabt. Sie mögen daraus ſchließen, ob meine leztre Bitte allzu unbeſonnen geweſen iſt. Sie ſchlagen mir es ab, unter dem Vorwande, als ob ich, ich weiß nicht wem zu Gefallen hier in Berlin wäre. Ich will nicht zweiffeln, daß meine Stipendia wenigſtens noch bis Oſtern dauern ſollten. Ich glaube alſo, daß meine Schulden genugſam damit können bezahlt werden. Aber ich ſehe wohl, daß die nachtheilig gefaßte Meynung, von einem Menſchen, der, wenn er mir auch ſonſt nie Gefälligkeiten erzeugt hätte, mir ſie doch gewiß jezo erzeugt, da ſie mir juſt am nöthigſten ſind, daß ſage ich, dieſe nachtheilig gefaßte Meynung die vornehmſte Urſache iſt, warum ſie mir in meinen Unternehmungen ſo ſehr zuwieder ſind. Es ſcheint ja, als wenn Sie ihn vor einen Abſcheu aller Welt hielten. Geht dieſer Haß nicht zu weit? Mein Troſt iſt, daß ich in Berlin eine Menge rechtſchaffner, und vornehmer Leute finde, die eben ſo viel aus ihm machen als ich. Doch Sie ſollen ſehn, daß ich nicht an ihn gebunden bin. Sobald als ich eine nochmalige Antwort von Ihnen erhalte, worinne Sie mir eben das ſagen, was ich aus dem lezten Briefe habe ſchließen müßen, will ich mich ungeſeumt von Berlin weg begeben. Nach Hauſe komme ich nicht. Auf Univerſitäten gehe ich jezo auch nicht wieder, weil außerdem die Schulden mit meinen Stipendiis nicht können bezahlt werden, und ich ihnen dieſen Aufwand nicht zumuthen kann. Ich gehe ganz gewiß nach Wien, Hamburg oder Hannover. Doch können ſie verſichert ſeyn, daß ich, ich mag ſeyn wo ich will, allezeit ſchreiben, und niemals die Wohlthaten vergeßen werde, die ich von ihnen ſo lange genoſſen. Ich finde an allen drey Oertern ſehr gute Bekannte und Freunde von mir. Wenn ich auf meiner Wanderſchafft nichts lerne, ſo lerne ich mich doch in die Welt ſchicken. Nutzen genug! Ich werde doch wohl noch an einen Ort kommen, wo ſie ſo einen Flickſtein brauchen, wie mich. Darff ich noch was bitten, ſo iſt es dieſes, daß Sie gewiß glauben mögen, daß ich meine Aeltern allezeit ſo ſehr wie mich geliebt habe. Ich werde an den Hrn. Inſpector und Hr. Paſtor Lindnern gewiß ſchreiben, ſobald als es nicht mehr ſcheinen wird, daß meine Briefe nichts als eine Aufmunterung zu neuen Wohlthaten ſind. Durch meine Entfernung von Berlin glaube ich Ihnen kein geringes Merkmal meines Gehorſams zu geben, der ich auch zeitlebens verharren werde

---

*) Am 25. Juli 1748.

Dero

Berlin,
d. 20 Jenner
1749.

gehorſamſter Sohn
Leſſing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich bin einige Tage in Frankfurth geweſen, und das iſt die Urſache warum ich Dero Briefe, mit Einſchluß von 9 Rthlr., etwas ſpäter erhalten habe, und jetzo erſt im Stande bin darauf zu antworten.

Sie verlangen durchaus, daß ich nach Hauſe kommen ſoll. Sie fürchten ich möchte in der Abſicht nach Wien gehen, daſelbſt ein Comoedienſchreiber zu werden. Sie wollen vor gewiß wißen, ich müße hier Hr. Rüdigern zur Frohne arbeiten, und darbey Hunger und Kummer ausſtehen. Sie ſchreiben mir ſo gar ganz unverhohlen, es wären lauter Lügen, was ich Ihnen von unterſchiedenen Gelegenheiten, hier unterzukommen, geſchrieben hätte. Ich bitte Sie inſtändigſt, ſetzen Sie ſich einen Augenblick an meine Stelle, und überlegen, wie einem ſolche ungegründete Vorwürffe ſchmerzen müßen, deren Falſchheit, wenn Sie mich nur ein wenig kennen, ihnen durchaus in die Augen fallen muß. Doch muß ich mich am meiſten wundern, wie Sie den alten Vorwurff von den Comoedien wieder haben aufwärmen können? Daß ich zeitlebens keine mehr machen oder leſen wollte, habe ich Ihnen niemals verſprochen, und Sie haben ſich gegen mich viel zu vernünfftig allezeit erzeugt, daß Sie es je im Ernſte verlangt hätten. Wie können Sie ſchreiben, daß ich in Wittenberg nichts als Comoedien gekauft hätte? da doch unter den daſelbſt befindlichen Büchern nicht mehr als, aufs höchſte zwey, ſich befinden können. Der größte Theil derſelben beſteht aus ſtatiſtiſchen Schriften, die Ihnen ganz natürlicher Weiſe hätten können ſchließen laßen, daß ich künftig geſonnen wäre eben ſo viel in der Welt, und in dem Umgange der Menſchen zu ſtudiren, als in Büchern. Meine Correſpondenz mit Comoedianten iſt ganz anders, als Sie ſich einbilden. Nach Wien habe ich an den Baron Seiller geſchrieben, welches der Director von allen Theatern im Oeſtreichſchen iſt, ein Mann deßen Bekanntſchafft mir keine Schande iſt, und mir noch Zeit genug nützen kan. Ich habe nach Dantzig und Hannover an gleiche, oder wenigſtens ſehr geſchikte Leute geſchrieben; und ich glaube es kan mir kein Vorwurff ſeyn, wenn man mich auch an mehrern Orten als in Camenz kennt. Werfen Sie mir nicht dargegen ein, es kennten mich nur Comoedianten. Wenn mich die kennen, ſo müßen mich nothwendig auch alle kennen, die meine Arbeit von ihnen haben aufführen ſehn. Ich könnte Ihnen aber auch Briefe, zum Exempel, aus Coppenhagen, weiſen, die nicht von Comoedianten geſchrieben ſind, zum Zeugniße, daß mein Briefwechſel nicht blos die Schauſpiele zum Grunde habe. Und ich mache mir ein Vergnügen daraus ihn alle Tage zu erweitern. Ich werde ehſtens nach Paris, an den Hrn. Crebillon ſchreiben, ſo bald als ich mit der Ueberſetzung ſeines Catilina zu Stande bin.*) Sie ſagen, daß ihnen meine Manuſcripte zeugten, daß ich viel angefangen aber wenig fortgeſetzt hätte? Iſt das ſo ein groß Wunder?

Musæ secessum scribentis & otia quærunt. Aber nondum
Deus nobis hæc otia fecit.

Und wenn ich gleichwohl alles nennen wollte, was hier und da von mir zerſtreuet iſt, (ich will meine Schauſpiele nicht darzu rechnen, weil ſich doch die meiſten einbilden, das wären Sachen, die eben ſo wenig Mühe erforderten, als ſie Ehre brächten) ſo würde es bey alledem doch noch was austragen. Ich werde mich aber wohl hüten, Ihnen das geringſte davon zu nennen, weil es Ihnen vielleicht noch weniger als meine Schauſpiele anſtehen möchte. Ich wollte nur, daß ich beſtändig Comoedien geſchrieben hätte, ich wollte jezo in ganz andern Umſtänden ſeyn. Die von mir nach Wien und Hannover gekommen ſind, habe ich ſehr wohl bezahlt erhalten. Doch haben Sie die Gütigkeit ſich noch wenige Monate zu gedulden, ſo ſollen Sie ſehen, daß ich in Berlin nicht müßig bin, oder nur vor andre arbeite. Glauben Sie denn nicht, daß ich alles weiß, von wem ſie ſolche Nachrichten bekommen haben? daß ich weiß, an wem, und wie offte ſie meinetwegen nach Berlin an Perſonen geſchrieben haben, die nothwendig durch ihre Briefe einen ſehr übeln Concept haben von mir bekommen müßen? Doch ich will glauben, daß Sie es zu meinen Beſten gethan haben, und Ihnen den Schaden und Verdruß nicht ſchuld geben, der mir daraus entſtanden iſt. Was die Stelle in dem Seminario philologico in Göttingen anbelangt, ſo bitte ich Ihnen inſtändigſt ſich alle erſinnliche Mühe deßwegen zu geben. Ich verſpreche es ihnen, bey Gott, daß ich ſobald es gewiß iſt, alſobald nach Hauſe kommen, oder gleich von hier aus dahin gehn will. Wißen Sie aber gar nichts gewißes vor mich, ſo iſt es ja beßer daß ich hier bleibe, an einem Orte, wo ich mein Glück machen kann, geſezt ich müßte auch warten. Was ſoll ich zu Hauſe? Ich habe alſo das Geld, das Sie mir zu ſchicken die Gütigkeit gehabt haben, nebſt dem, was ich zum Theil vor meine Arbeit erhalten habe, zu einer neuen Kleidung angewandt; und ich befinde mich in dem Zuſtande, mich wieder bey allen ſehn zu laßen, und diejenigen, deren Dienſte ich ſuche, ſelbſt anzugehn. Dieſes war nöthiger, als daß ich Ihnen mit meiner unnützen Gegenwart zu Hauſe beſchweren ſollte. Es fehlt mir jetzo nichts als meine Wäſche, und meine Bücher. Ich habe ihnen den Catalogum ſchon davon überſchrieben, und erwarte ſie mit größten Verlangen. Sie können leicht erachten wie ſchwerlich es ſey ſich mit geborgten Büchern zu behelffen. Ich bitte Ihnen alſo noch um dieſe einzige Gefälligkeit. Ich kan nicht zweiffeln, daß Sie das Frieſiſche Stipendium nicht noch erhalten ſollten, und die Fracht kan ſo viel nicht austragen. Eine gute Kleidung ohne genugſame Wäſche iſt ſo viel als keine. Ich bitte Sie, mir nur noch Zeit bis Johannis zu laßen, iſt es alsdann noch nichts mit meinem Unterkommen geworden, ſo will ich alles thun, was Sie verlangen. Erlauben Sie mir, daß ich ihnen die Rede eines Vaters bey dem Plauto mittheile, welcher gleichfalls mit ſeinem Sohne nicht durchaus zufrieden war.

---

*) Unter den Breslauer Papieren iſt ein Heft mit der Aufſchrift
Catilina. Ein Trauerſpiel des Hrn. von Crebillon. Aus dem Franzöſiſchen
überſezt von GEL. Berlin 1749.
Es bricht aber ſchon im erſten Auftritt ab. Auch von dem Hannibal von Marivaux iſt der Anfang einer Ueberſetzung da, bis in den andern Auftritt des erſten Aufzuges.

Non optuma hæc ſunt neque ego ut aequum cenſeo.
Verum meliora ſunt, quam quae deterrima.
Sed hoc unum conſolatur me atque animum meum
Quia, *Qui nihil aliud, niſi quod ſibi ſoli placet*
Conſulit adverſum filium, nugas agit:
Miser ex animo fit: ſerius nihilo facit.
Suae ſenectuti is acriorem hyemem parat &c.

Die Gedanken ſind ſo vernünftig, daß die ihrigen damit nothwendig übereinſtimmen müßen. Was hat die Frau Mutter Urſache ſich ſo über mich zu betrüben? Es muß ihr ja gleich viel ſeyn, ob ich hier oder da mein Glück finde, wenn Sie mir es würcklich gönnet, wie ich es gewiß glaube. Und wie haben Sie ſich vorſtellen können, daß ich, wenn ich auch nach Wien gegangen wäre, daſelbſt meine Religion würde verändert haben? Daraus kan ich ſchließen wie ſehr ſie wieder mich eingenommen ſeyn müßen. Doch Gott, hoffe ich, ſoll mir Gelegenheit geben, ſo wohl meine Liebe gegen meine Religion, als gegen meine Aeltern deutlich genug an Tag zu legen. Ich verbleibe

Dero

Berlin. den 11 April 1749. gehorſamſter Sohn. L.

Hochzuehrender Hr. Vater,

Ich erhalte jezo den Augenblick dero Schreiben vom 25 April, welches ich um ſo viel lieber alſobald beantworte, ie angenehmer mir es geweſen iſt. Sie können gewiß verſichert ſeyn, daß ich in meinem leztern Briefe nichts ungegründetes geſchrieben habe. Alles was ich darinnen verſprochen will ich genau erfüllen. Und ich werde mit eben ſo großen Vergnügen nach Göttingen reiſen, als ich nimmermehr nach Berlin gereiſet bin. Die Briefe an den Geh. Rath von Münchhauſen, und an den Hrn. Prof. Geßner ſollen unfehlbar über acht Tage in Camenz ſeyn. Meinen Couffer erwarte mit großem Verlangen, und ich bitte nochmals inſtändig alle die Bücher hineinzulegen, die ich in einem meiner Briefe benennt habe. Ich bitte mir auch das vornehmſte von meinen Manuſcripten mit aus, auch die einigen Bogen, Wein und Liebe. Es ſind freye Nachahmungen des Anakreons, wovon ich ſchon einige in Meiſen gemacht habe. Ich glaube nicht daß mir ſie der ſtrengſte Sittenrichter zur Laſt legen kan.

Vita verecunda est, Musa jocosa mihi.

So entſchuldigte ſich Martial in gleichen Falle. Und man muß mich wenig kennen, wenn man glaubt, daß meine Empfindung im geringſten damit harmoniren. Sie verdienen auch nichts weniger als den Tittel, den Sie ihnen, als allzuſtrenger Theologe geben. Sonſt würden die Oden und Lieder, des größten Dichters unſrer Zeiten, des Hrn. von Hagedorns, noch eine viel ärgre Benennung werth ſeyn. In der That iſt nichts als meine Neigung, mich in allen Arten der Poeſie zu verſuchen, die Urſache ihres Daſeyns. Wenn man nicht verſucht welche

Sphäre uns eigentlich zukömmt, ſo wagt man ſich öfftermals in eine falſche, wo man ſich kaum über das Mittelmäßige erheben kan, da man ſich in einer andern villeicht bis zu einer Wundernswürdigen Höhe hätte ſchwingen können. Sie werden aber auch vielleicht gefunden haben, daß ich mitten in dieſer Arbeit abgebrochen habe, und es müde geworden bin, mich in ſolchen Kleinigkeiten zu üben.

Wenn man mir mit Recht den Tittel eines deutſchen Moliere beylegen könnte, ſo könte ich gewiß eines ewigen Nahmens verſichert ſeyn. Die Wahrheit zu geſtehen, ſo habe ich zwar ſehr große Luſt ihn zu verdienen, aber ſein Umfang und meine Ohnmacht ſind zwey Stücke die auch die gröſte Luſt erſtücken können. Seneca giebt den Rath: omnem operam impende ut te aliqua dote notabilem facias. Aber es iſt ſehr ſchwer ſich in einer Wißenſchaft notabel zu machen, worinne ſchon allzuviele excellirt haben. Habe ich denn alſo ſehr übel gethan, daß ich zu meinen Jugend Arbeiten etwas gewehlt habe, worinne noch ſehr wenige meiner Landsleute ihre Kräffte verſucht haben? Und wäre es nicht thörigt eher auf zu hören, als bis man Meiſterſtücke von mir geleſen hat. Den Beweiß warum ein Comoedienſchreiber kein guter Chriſt ſeyn könne, kan ich nicht ergründen. Ein Comoedienſchreiber iſt ein Menſch der die Laſter auf ihrer lächerlichen Seite ſchildert. Darf denn ein Chriſt über die Laſter nicht lachen? Verdienen die Laſter ſo viel Hochachtung? Und wenn ich ihnen nun gar verſpräche eine Comoedie zu machen, die nicht nur die Hrn. Theologen leſen ſondern auch loben ſollen? halten Sie mein Verſprechen vor unmöglich? Wie wenn ich eine auf die Freygeiſter und auf die Verächter ihres Standes machte? Ich weiß gewiß Sie würden vieles von Ihrer Schärffe fahren laßen.

Schließlich muß ich Ihnen melden, daß ich ſeit 8 Tagen das Fieber und zwar das Quotidian Fieber habe. Es aber doch noch ſo gnädig geweſen, daß ich mich nicht habe dürffen niederlegen, und ich hoffe es auch in kurzem, mit Gottes Hülffe los zu ſeyn. Machen Sie ſich keine fernern Gedanken. Ich verbleibe nebſt ergebenſtem Empfehl an die Frau Mutter

Dero

gehorſamſter Sohn
Leßing.

Berlin
den 28 April
1749.

Monsieur
Monsieur Lessing
premier Pasteur des Eglises de &
à
Camenz
par Grossenhayn.

Hochzuehrender Herr Vater

Ich habe den Coffer mit den ſpecificirten, darinnen enthaltenen, Sachen richtig erhalten. Ich danke Ihnen vor dieſe große Probe ihrer Gütigkeit, und ich würde in meinem Danke weitläufftiger ſeyn, wenn ich nicht, leider, aus allen Ihren Briefen gar zu deutlich ſchließen müßte, daß Sie, eine Zeitlang her gewohnt ſind, das aller niedrigſte, ſchimpflichſte und gottloſeſte von mir zu gedenken, ſich zu überreden, und überreden zu laßen. Nothwendig muß Ihnen alſo auch der Dank eines Menſchen, von dem Sie ſo vortheilhaffte Meynungen hegen, nicht anders als verdächtig ſeyn. Was ſoll ich aber darbey thun? Soll ich mich weitläufig entſchuldigen? Soll ich meine Verläumder beſchimpffen, und zur Rache ihre Blöße aufdecken? Soll ich mein Gewißen — — ſoll ich Gott zum Zeugen anruffen? Ich müſte weniger Moral in meinen Handlungen anzuwenden gewohnt ſeyn, als ich es in der That bin, wenn ich mich ſo weit vergehen wollte. Aber die Zeit ſoll Richter ſeyn. Die Zeit ſoll es lehren ob ich Ehrfurcht gegen meine Aeltern, Ueberzeugung in meiner Religion, und Sitten in meinem Lebenswandel habe. Die Zeit ſoll lehren, ob der ein beßrer Chriſt iſt, der die Grundſätze der chriſtl. Lehre im Gedächtniße, und oft ohne ſie zu verſtehen, im Munde hat, in die Kirche geht, und alle Gebräuche mitmacht, weil ſie gewöhnlich ſind; oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat, und durch den Weg der Unterſuchung zur Ueberzeugung gelangt iſt, oder ſich wenigſtens noch darzu zu gelangen beſtrebet. Die Chriſtliche Religion iſt kein Werk, das man von ſeinen Aeltern auf Treue und Glaube annehmen ſoll. Die meiſten erben ſie zwar von ihnen, eben ſo wie ihr Vermögen, aber ſie zeugen durch ihre Aufführung auch, was vor rechtſchaffne Chriſten ſie ſind. So lange ich nicht ſehe, daß man eins der vornehmſten Gebothe des Chriſtenthums, Seinen Feind zu lieben nicht beßer beobachtet, ſo lange zweifle ich, ob diejenigen Chriſten ſind, die ſich davor ausgeben.

Ms. Müller hätte etwas wahrhaffter ſeyn können in ſeinen Nachrichten. Hier haben ſie die ganze Geſchichte ihres Briefes an den ältern Hrn. Rüdiger, ſo wie ich ſie nur vor wenig Wochen erfahren habe. Dieſer

Mann iſt viel zu alt, als daß er ſich mit Briefſchreiben noch abgeben könnte, er hat alſo ſeine ganze Correſpondenz ſeinem Schwieger Sohn, dem Hrn. Buchhändler Voß aufgetragen. Dieſem iſt der Brief alſo nothwendig in die Hände gefallen. Dieſer hat ihn erbrochen. Warum ſoll ihn denn Hr. Mylius erbrochen haben? Damit man vielleicht in Camenz das Recht haben möchte noch nachtheiliger von ihm, mit einigen Scheine des Grundes, zu reden? Herrliche Urſache! Hr. M. war mit Voßen ſpeciell bekant; denn er iſt ſein Verleger. Weil ſich alſo in benanntem Briefe auch vieles auf ihn bezogen hat, ſo hat er ihm denſelben gewieſen. Er wäre fähig genug geweſen ihm bey dem alten Rüdiger, welches ohnedem ein höchſt argwöhniſcher Mann iſt, den gröſten Verdacht zuzuziehen. Wem haben Sie es alſo zuzuſchreiben, daß ſie ihn unterdrückt haben? Niemanden als Sich ſelbſt, da Sie eine Perſon mit ins Spiel gemüſcht, die doch mit meinen Angelegenheiten gar nichts zu thun hat. Auf das aber, was mich betroffen hat, hat Voß, ich weiß nicht ob ſelbſt, oder durch ſeinen Diener, oder durch jemanden anders antworten laßen.

Werde ich denn niemals des Vorwurfs los werden können, den Sie mir wegen M. machen? Sed facile ex Tuis querelis querelas matris agnosco, quæ licet alias pia et integra in hunc nimio flagrat odio. Nostra amicitia nihil unquam aliud fuit, adhuc est et in omne tempus erit quam communicatio studiorum. Illane culpari potest? Rarus imo nullus mihi cum ipſo ſermo intercedit, de parentibus meis, de officiis quæ ipſis vel præstanda vel deneganda sint, de cultu Dei, de pietate, de fortuna hac vel illa via amplificanda, ut habeas quem in illo seductorem et ad minus justa instigatorem meum timeas. Cave, ne de muliebri odio nimium participes. Sed virum te ſapientem ſcio, justum aequumque: et satis mihi constat te illud, quod ſcripsisti, amori in uxorem amore tuo dignissimam, dedisse. Veniam dabis me hæc paucula latino ſermone literis mandasse, ſunt enim quæ Matrem ad ſuſpicionem nimis proclivem offendere possint. Deum tamen obtestor me illam maxumi facere, amare et omni pietate colere.

Ich verſichre Ihnen nochmals, daß alles was ich von der letztern Condition geſchrieben habe alles ſeine Richtigkeit hat. Ich habe Ihnen ſchon in dem letzten Briefe erſucht mir mit 10 oder 15 Thlr. beyzuſtehen, ich wollte mich in den gehörigen Stand darzu zu ſetzen, und ich erſuche dieſelben nochmals darum. Doch was Sie thun wollen, thuen Sie mit eheſten, ſonſt muß ich meine Zuflucht zu dem Hrn. von Röder ſelbſt nehmen, mir ein oder zwey Quartals vorzuſchießen. Ich will mich nicht gern als noch 8 Tage hier in Berlin verweilen. Ich verbleibe nebſt ergebenſten Empfehl an die Fr. Mutter, der ich über 8 Tage antworten will,

Dero

Berlin
d. 30 May
1749.

gehorſamſter Sohn
Leßing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Die Antwort auf Dero zwey letzten Briefe würde ich bis jezo nicht ſchuldig geblieben ſeyn, wenn ich ſo offt hätte ſchreiben können, als ich gerne gewollt habe. Schon wieder entſchuldige ich mich mit dem Mangel an Zeit. Und wer mich dieſe Entſchuldigung ſo vielmal brauchen hört, als Sie, der ſollte beynahe auf die Gedanken kommen, daß ich wenigſtens mehr als ein Amt, hier in Berlin, müße zu verſorgen haben. So falſch dieſes, Gott ſey Dank, iſt, ſo wahr iſt es doch, daß meine Entſchuldigung ſo gar ungegründet nicht iſt, als Sie wohl glauben mögen. Der B. v. d. G. iſt zwar vor 14 Tagen wieder auf ſeine Güter gegangen, daß ich alſo einigermaßen freyer geweſen bin; ich habe aber nach ſeiner Abreiſe das ganze vierte Stück der theatr. Beyträge beſorgen müßen, was eigentlich ſchon dieſe Meſſe hätte ſollen fertig werden, und dieſe Arbeit hat mich bis an vergangnen Sonnabend nicht über eine Stunde Herr ſeyn laßen.

Sie thuen mir Unrecht, wann Sie glauben, daß ich meine Meinung wegen Göttingen ſchon wieder geändert hätte. Ich verſichere Ihnen nochmals, daß ich morgen dahin abreiſen wollte, wann es möglich wäre. Nicht weil es mir jezo eben ſchlecht in Berlin gänge, ſondern weil ich es Ihnen verſprochen habe. Denn in der That, ich habe große Hoffnung, daß ſich mein Glück bald hier ändern wird. Bisher habe ich zwar vergebens darauf gehofft, allein ich muß geſtehen, daß vielleicht auch einige Fehler auf meiner Seite dabey mit untergelaufen ſind. Mit Schaden wird man klug. Die Bekanntſchaft des Hrn. B. v. d. G. hat mir nicht wenig genützt, mich hier auf einen ſichrern Weg zu bringen. Denn, außer daß ich etliche 30 Thlr. dabey gewonnen habe, ſo hat er mir bey unterſchiednen von ſeinen Freunden Zutritt verſchafft, welche mir wenigſtens ein Hauffen Verſprechungen machen. Auch dieſe ſind nicht zu verwerfen, wenn ſie nur nicht immer Verſprechungen bleiben. Ich mache keine Rechnung drauf, und habe meine Sachen ſo eingerichtet, daß ich auch ohne ſie, dieſen Winter gemächlich in Berlin leben kan. Gemächlich heißt bey mir, was ein andrer vielleicht zur Noth nennen würde. Allein, was thut mir das, ob ich in der Fülle lebe oder nicht, wenn ich nur lebe. Ich will unterdeßen, da ich es noch in Berlin mit anſehe, meine Zeit ſo anzuwenden ſuchen, daß ich ſie nicht für verlohren ſchätzen darf, wenn meine Hofnung auch fehl ſchlägt; und will mich vor allen Dingen bemühen das fertig zu machen wodurch ich mich in Göttingen zu zeigen gedenke. Nur noch vorige Woche habe ich ein ſehr beträchtliches Anerbieten des Hrn. B. von Dobreslaw ausgeſchlagen, weil es mich an allen meinen übrigen Vorſätzen hindern würde. Dieſem Hrn. iſt von dem vorigen Könige die Bibliothek des in Frankf. ſowohl wegen ſeiner Gelehrſamkeit als wegen ſeiner Narrheit bekannten Prof. Ebertus, die er an den König von Spanien wollte vermacht haben, geſchenkt worden. Unter den Mſcpt. dieſer Bibliothek befindet ſich, eine lateiniſche Ueberſetzung der Bibliotheque orientale des Herbelot. Dieſe Ueberſetzung nun will der Beſitzer jezo drucken laßen, weil ſich das Original ſehr rar gemacht hat und oft für 30 Thlr. bezahlt wird. Weil ſie aber ſehr unleſerlich geſchrieben, und auch oft der Verſtand des franzöſiſchen darinne ſehr falſch ausgedrücket iſt, ſo hat der B. v. Dobreslaw ſeit einigen Wochen ſehr in mich gedrungen, dieſe Arbeit zu übernehmen, und das ganze Werk aufs neue umzuſchmelzen. Er verſprach mir ſo lange als ich daran arbeitete freye Wohnung und Holz, und 200 Thlr. Allein da es eine Arbeit iſt die mich wenigſtens drey Vierteljahre ſo beſchäfftigen würde, daß ich gar nichts außer derſelben verrichten könnte, und alſo verſchiedne angefangne Sachen müßte liegen laßen, ſo habe ich es bedächtlich ausgeſchlagen. Die Fortſetzung des Ihnen bekannten Journals und die Ueberſetzung der römiſchen Hiſtorie des Rollins beſetzen meine Zeit ſo ſchon mehr als mir lieb iſt. Da ich übrigens zu Oſtern einen Band von meinen theatraliſchen Werken, welcher in den Jenaiſchen gelehrten Zeitungen ſchon längſt iſt verſprochen worden, zu liefern gedenke, deßgleichen auch eine Ueberſetzung aus dem Spaniſchen der Novellas Exemplares des Cervantes, ſo werde ich gar nicht über lange Weile zu klagen haben. Kann ich unterdeßen auch mit einem Verleger wegen des engliſchen Werks, wovon ich Ihnen ſchon zu unterſchiednenmalen geſchrieben habe, zu Rande kommen, ſo werde ich es auch gerne ſehen, denn auf meiner Seite habe ich gar nichts mehr daran zu thun. Auf das Spaniſche habe ich eine Zeit her ſehr viel Fleiß verwendet, und ich glaube meine Mühe nicht umſonſt angewendet zu haben. Da es eine Sprache iſt, die eben in Deutſchland ſo ſehr nicht bekannt iſt, ſo glaube ich, daß ſie mir mit der Zeit nützliche Dienſte leiſten ſoll.

Hr. Mylius iſt zwar Auctions Commißar geworden, doch wer ihm die 1500 Thlr. Beſoldung angedichtet hat, der hat ihm groß Unrecht gethan. Wenn es ſo viel einbrächte, ſo wäre ich es ſelbſt geworden, da mir es der jüngere Hr. Rüdiger, welcher dieſe Stelle wieder niederlegte, ſo zu erſt ganz ernſtlich antrug, weil er es nicht eher niederlegen konnte, als bis er einen andern an ſeinen Platz geſchafft hatte. Wenn es viel iſt, ſo trägt es 400 Thlr. ein. Auch dieſes iſt genug für ihn. Doch dieſes ſchreibe ich allein Ihnen, weil er vielleicht ſeine Urſache mag gehabt haben, ſeinem Bruder in Elſtra ſolchen Wind vorzumachen. Ich bin der Menſch nicht, der andern Leuten ſeine Projecte gerne zu Schanden macht. Der jüngre Mylius iſt mit dem ältern Rüdiger zerfallen, und ſchreibt alſo die Zeitungen nicht mehr. Ich bin mehr als einmal darum angegangen worden, ſie an ſeiner Statt zu ſchreiben, wenn ich mit ſolchen politiſchen Kleinigkeiten meine Zeit zu verderben Luſt gehabt hätte.

Ich habe ein beſondres Vergnügen, daß Sie mit Theophilo in Meiſen ſo wohl zufrieden ſind. Wenn ich Theophilus wäre, ſo hätten Sie es mit mir auch ſeyn ſollen. Da er ſo fleißig ſtudiert, ſo möchte ich gar zu gerne wißen, was er, und wie er ſtudiert. Ich habe es in Meiſen ſchon geglaubt, daß man vieles daſelbſt lernen muß, was man in der Welt gar nicht brauchen kan, und iezo ſehe ich es noch viel deutlicher ein.

Hr. Webſen wollte ich von Grund meiner Seelen noch eine Null an ſeine Beſoldung wünſchen. Sein Amt aber ſcheint mir ſehr wunderbar zu ſeyn. Wenn die, die zu unſerer Religion treten wollen, erſt müßen informirt werden, ſo haben ſie offenbar andre Urſachen, als die Überzeugung der Wahrheit. Denn wenn dieſe die Urſache der Veränderung iſt, ſo brauchen ſie die Information nicht. Doch dieſes muß das Oberconſiſtorium beßer verſtehen als ich. Wenn Sie Hr. Webſen ſprechen ſollten, ſo werden Sie ſo gütig ſeyn, ihn meiner forttauernden Freundſchafft zu verſichern.

Ich ſende Ihnen hierbey das dritte Stük der theatraliſchen Beyträge, worinne Sie des Hrn. Gregorius in Ehren gedacht finden. Die Recenſion iſt von mir, und es dauert mich nur, daß ich ſie nicht noch ärger gemacht habe. Hätte ich mich durch ſolch Zeug bekant machen wollen, als er thut, ſo wollte ich ſchon ganze Folianten geſchrieben haben. Sollte er ſich über die Ungerechtigkeit meines Urtheils beſchweren, ſo will ich ihm das Recht geben, mit meinen Sachen auf gleiche Weiſe zu verfahren. Die Simonettiſchen und politiſch berliniſchen Zeitungen kan ich Ihnen ſchicken, ohne daß ſie mich etwas koſten. Es iſt alſo nur die Frage ob Sie das Poſtgeld dran wenden wollen. Wenn Bezolt nach Berlin bald kommt, ſo will ich Ihnen dieſes Jahr von den gelehrten Zeitungen bis jezo complet überſchicken. Ich würde es heute beylegen, wenn das Paquet nicht zu groß werden möchte.

Wer Ihnen geſchrieben hat, daß es mir ſehr ſchlecht gienge, weil ich bey Hr. Rüdigern nicht mehr den Tiſch und andere Einnahme hätte, der hat Ihnen eine groſſe Lügen geſchrieben. Ich habe mit dieſem alten Manne nie länger etwas wollen zu thun haben, als bis ich mir ſeine groſſe Bibliothek recht bekannt gemacht hätte. Dieſes iſt geſchehen, und wir waren alſo geſchiedne Leute. Der Tiſch bekümmert mich in Berlin am allerwenigſten. Ich kan für 1 Gr. 6 Pf. eine ſtarke Mahlzeit thun.

De la Mettrie, von dem ich Ihnen einigemal geſchrieben habe, iſt hier Leibmedicus des Königs. Seine Schrifft l'homme machine hat viel Aufſehen gemacht. Edelmann iſt ein Heiliger gegen ihn. Ich habe eine Schrift von ihm geleſen, welche Antiſeneque ou le ſouverain bien heiſſet, und die nicht mehr als zwölfmal iſt gedruckt worden. Sie mögen aber von der Abſcheulichkeit derſelben daraus urtheilen, daß der König ſelbſt zehn Exemplare davon ins Feuer geworfen hat.

Es iſt Zeit daß ich meinen Brief ſchlieſſe, wenn er noch auf der Poſt ſoll angenommen werden. Ueber acht Tage werde ich ganz gewiß ein mehreres ſchreiben, deßgleichen an die Fr. Mutter und an Theoph.

Dero

gehorſamſter Sohn

L.

Berlin,
d. 2 November
1750.

Hochzuehrender Herr Vater,

Die Antwort auf Dero leztes Schreiben, woran ich, durch die vielen Umſtände, welche man mir wegen der mit geſchickten Wäſche auf dem hieſigen Packhofe machte, vergangen verhindert wurde, würde ich bis jezo nicht aufgeſchoben haben, wenn ich nicht auf Petzolden gewartet hätte, welcher mir damals ſagte, daß er längſtens in vierzehn Tagen wieder in Berlin ſeyn werde. Ich habe alles richtig erhalten und bin Ihnen und der Fr. Mutter dieſer gütigen Vorſorge wegen höchſtens verbunden.

Die gelehrten Zeitungen, welche ich nebſt andern gedrukten Sachen Petzolden mit gegeben habe, werden Sie ohne Zweifel bekommen haben. Hier folgen die übrigen Stücke, ſo viel als davon heraus ſind. Ich würde Ihnen, ohne die geringſten Unkoſten auf Seiten meiner, auch die hieſigen politiſchen Zeitungen mit ſchicken können, wenn ich glaubte, daß Ihnen damit gedient wäre. Sie ſind, wegen der ſcharfen Cenſur gröſtentheils ſo unfruchtbar und trocken, daß ein Neugieriger wenig Vergnügen darinne finden kan.

Es iſt wahr; in Berlin ſind Gelehrte die Menge, und unter dieſen erhalten allezeit die Franzoſen den Vorzug. Allein, ich glaube, daß auch Göttingen daran keinen Mangel hat, und daß ein Menſch, wie ich bin, auch da aus einem großen Haufen hervor zu dringen hat, wenn er will bekannt werden. Ich glaube alſo, daß es von mir eben nicht allzuklug gehandelt ſeyn würde, wenn ich einen großen Ort mit einem andern vertauſchte, wo ich als ein Unbekannter eine Menge Hinderniße von neuen überſteigen müßte, die ich hier zum Theil ſchon überſtiegen habe. Das wenige was ich in Göttingen zu hofen hätte, kan in keine Betrachtung kommen, weil ich hier in Berlin, das Jahr über, wenigſtens auf noch einmal ſo viel gewiße Rechnung machen kan. Meinen Sie aber, daß ich dieſen Verdienſt auch in Göttingen beybehalten könnte, ſo irren Sie unmaßgeblich. Er hängt von verſchiednen Perſonen ab, von welchen ich hernach allzuweit entfernt ſeyn würde, als daß ihnen an meiner Arbeit viel gelegen ſeyn ſollte. Ehe ich in Göttingen dergleichen Perſonen wieder auftriebe, würden alle die Verdrüßlichkeiten mich nochmals überfallen, die mich hier, oft bis zur Verzweiflung gebracht haben. Und ſind denn die 50 Thlr. und der freye Tiſch ſchon ganz gewiß? Ich bin ſchon allzuoft angeführt worden, als daß ich mich auf bloße Verſprechungen verlaßen ſollte. Sie haben Recht, Gottes Vorſorge muß bey meinem Glücke das beſte thun, allein dieſe kan hier eben ſo viel als anderwärts für mich thun. Ich habe überzeugende Beweiſe davon, für die ich dem Himmel insbeſondre danken würde, wenn ich glaubte, daß man ihm nur für das gute danken müßte.

Das Lob, welches Theophilus in Meiſſen hat, hat mich ausnehmend erfreut. Ich wünſche, daß er den Beyfall, den er in der Schule hat, auch in der Welt haben möge. Dem guten Hrn. Conrektor hat es gefallen ſeinen Groll gegen mich auch noch in dieſem Briefe ein wenig zu verrathen. Er kan aber nichtsdeſtoweniger verſichert ſeyn, daß ich alle Hochachtung gegen ihn habe, ob es mich gleich gar nicht reuet, daß ich ihm nicht in allem gefolgt bin. Ich weiß wohl, daß es ſeine geringſte Sorge iſt, aus ſeinen Untergebnen vernünftge Leute zu machen, wenn er nur wackre Fürſtenſchüler aus ihnen machen kan, das iſt.

Leute, die ihren Lehrern blindlings glauben, ununterſucht ob ſie nicht Pedanten ſind. Wenn Gottlob nach Meiſen komen wird, ſo will ich eben nicht wünſchen, daß er in Theoph. Fußtapfen treten möge, denn vielleicht ſind ihre Gemüthsarten zu verſchieden, als daß dieſes möglich ſeyn könnte: ich will bloß wünſchen, daß er ſeinem innerlichen Berufe, (vorausgeſetzt, daß er darauf geht, etwas rechtſchafnes zu lernen) vernünftig folgen möge, und daß er ſo leben möge, wie er ſich, wann er aus der Erfahrung lernen wird, was nöthige und unnöthige Studia ſind, gelebt zu haben wünſchen möchte. Ich kan Theoph. noch nicht antworten, ſo gerne als ich es thäte, und ſo empfindlich ich auch gegen ſeine aufrichtige Liebe bin. Den Brief des Hrn. Con R. will ich nächſtens zurückſenden, weil er ſich unter meinen Papieren verſteckt hat, und ich ihn ſchon eine halbe Stunde vergebens geſucht habe.

Wenn Hr. M. Gregorius glaubt, daß die Welt ſeinen Hrn. Sohn verläſtre, ſo thut er der Welt unrecht. So lange der neue Hr. Conrektor mit einer unglaublichen Unwißenheit gleichwohl einen ſo ausſchweiſenden Stolz verbinden wird, ſo lange verläſtert er ſich ſelbſt. Der Artikel den ich nur heute abermals in den Hamburgiſchen Nachrichten von ihm geleſen habe, muß ihn bey allen Vernünftigen lächerlich machen. Ich möchte doch wißen, was er auf die Schuljungenſchnitzer antworten könnte, die ich ihm in dem 3ten Stücke der Th. B. gezeigt habe? Der Magiſtrat in Lauban iſt derjenige eben nicht, deßen Wahl ich zum Wehrmanne meiner Verdienſte haben wollte.

Wieder den Hrn. Biedermann iſt hier mehr als eine Kritik zum Vorſcheine kommen; ſo wohl in beyden Zeitungen hat man ihn herumgenommen, als auch in beſonders gedruckten Blättern. Man hat ihm zuviel gethan, und man hätte nicht vergeßen ſollen, daß er ein Mann ſey, der ſonſt Verdienſte hat. Der Verfaßer der einen Recenſion, welche ſich in den Haudeiſchen Zeitungen von ſeinem Programmate befindet, iſt ein Advocat Krauſe, von der andern iſt es der Hr. Concertmeiſter Bach. Ich gebe Ihnen dieſe Nachricht unter der Hand, weil ich mir dieſe Leute nicht zu Feinden machen will, die ich ſonſt ſehr wohl kenne.

Ich bin Zeitlebens

Dero

gehorſamſter Sohn
G. E. Leßing.

Berlin, d. 8 Februar
1751.

à Monsieur
Monsieur Schlegel
Diacre et Profeſſeur extraordinaire
de l'ecole provinciale
de la Porte
aupres de Naumburg.*)

Hochwohlehrwürdiger, Hochgelahrter ꝛc.
inſonders hochzuehrender Hr. Diaconus.

Da ich die Ehre habe Ew. Hochwohlehrwürden zufälliger Weiſe auf einem Wege zu begegnen, ſo erfordern es die Regeln der Höflichkeit, Ihnen mein Compliment zu machen.

Sie werden mich ſogleich verſtehen. Schon ſeit anderthalb Jahren bin ich mit einer Ueberſetzung beſchäftiget, mit welcher auch Sie jetzt beſchäftiget ſind; und ſchon ſeit einigen Monaten habe ich daſienige der Preſſe übergeben, was Sie ihr vielleicht erſt in einigen Monaten überlaſſen werden. Ich meine die Fabellehre des Hrn. Bannier. Werden Sie über dieſe Nachricht wohl ſo erſtaunen, wie ich über die ihrige, die Sie dem Publico kürzlich mitgetheilt haben, erſtaunt bin? Schwerlich. Ihnen kömmt ein Zwerg in den Weg; mir ein Rieſe: Ihnen ein Menſch der ſich der Welt erſt zeigen will; mir ein Schriftſteller, der ſich ihr ſchon zum öfteren mit Ruhm gezeigt hat: Ihnen ein bloßer Ueberſetzer; mir ein Ueberſetzer mit Anmerkungen.

Was vermuthen Sie wohl alſo von mir? Nicht wahr, Friedensvorſchläge? Eine barmherzige Vorſtellung, daß Sie meine Arbeit mit der ihrigen unterdrücken werden; eine daraus fließende Bitte, ihre Unternehmung fahren zu laßen; und vielleicht einen verführeriſchen Vorſchlag, das rückſtändige Werk des Bannier, ſeine *Erklärungen der Verwandlungen des Ovids*, zu übernehmen. Und in der That, dieſes würden die Waffen ſeyn, die ich gegen Ewr. Hochwohlehrwürden gebrauchen könnte, wann ich nicht beſorgen müßte, daß Sie ihren graden Weg fortgehen werden, ohne zu thun als ob Sie mich gemerkt hätten.

Damit ich aber meine Aufrichtigkeit zeige, ſo will ich Ihnen die Waffen melden, die mein Verleger, der Hr. Voß hier in Berlin, gegen den ihrigen, den Hrn. Dyck in Leipzig brauchen wird. Erſtlich iſt dieſes ein groſer Vortheil für ihn, daß er die erſten zwey Theile ſchon künftige Oſtern liefert, und beynahe ſeine Ausgabe endiget, wann die andere erſt zum Vorſcheine kommt. Zweytens wird er die Käufer durch einen Preis verführen, welcher kaum die Helfte des Preiſes iſt, den Herr Dyck feſtgeſetzt hat. Drittens wird er ihm Privilegia Privilegien, und Freyheiten Freyheiten entgegenſetzen können.

---

*) Aus der Sammlung des Herrn Archivraths Keſtner in Hannover durch Vermittelung des Herrn Dr. Lappenberg dem Herausgeber zuvorkommend mitgetheilt.

Ich ſehe es im voraus was dieſes alles vor Wirkungen haben wird; und ich werde untröſtlich ſeyn, wann eine wohlfeile ſchlechtere Überſetzung den Abgang einer theureren und beſſern hindern wird. Ja, wenn wir hurtig und geſchwind noch vorher alle Käuffer klug machen könnten. Ich würde ſogleich meine Arbeit ins Feuer werffen, um mich der Gefahr einer Parallele nicht auszuſetzen, wann die Unkoſten, die man ſchon auf den Druck verwendet hat, mich nicht nöthigten aus zu halten. Doch die Unkoſten ſind es nicht allein; der Verleger hat mit dieſer Ueberſetzung ein Project verbunden, welches ziemlich weitausſehend iſt, und wovon er öffentlich nähere Nachricht geben wird. Einige hieſige und auswärtige Gelehrte nehmlich (ich bin nicht darunter, muß ich Ihnen ſagen) haben ihn dahin gebracht, etwas zu unternehmen, wozu er ſich ganz gewiß auch die Hülfe Ew. Hochwohlehrwürden ausbitten wird.

Sollte er ſich wohl alſo einen ſo gräßlichen Strich durch ſeine Rechnung machen laſſen? Mein Zureden wird wenig helffen. Allein das ihrige gegen den Hrn. Dyck vielleicht deſto mehr. Vielleicht kommen durch Dero Vermittlung dieſe beyden Merkure zuſammen, auf eine Art, welche weder Ew. Hochwohlehrwürden noch einem von beyden nachtheilig iſt. Von mir will ich nicht reden; ich kan nicht viel dabey verlieren, als die gefährliche Gelegenheit mich gedruckt zu ſehen.

Glauben Sie daß mein Brief eine Antwort verdienet, ſo werde ich ſie mit Vergnügen erwarten. Ich bin mit der gröſſeſten Hochachtung

Ew. Hochwohlehrwürden ꝛc.

Berlin
den 23 Januar
1753.

gehorſamſter Diener
M. Gotthold Ephraim Leßing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Es iſt mir eine unbeſchreibliche Freude, daß Sie mich einer Antwort gewürdiget haben. Wann Sie es erlauben, ſo will ich durch mein künftiges fleißiges Schreiben beweiſen, daß ich nicht deßwegen ſo lange ſtille geſchwiegen, weil ich auf einen Vater ungehalten geweſen, auf welchen ich nimmermehr ungehalten ſeyn könnte, wenn er mir auch wirklich etwas zu wider gethan hätte, da Sie mir doch lauter Wohlthaten erwieſen haben.

Ich will lieber von dem vergangenen gar nichts mehr erwähnen, als daß ich meine Entſchuldigungen immer vergebens wiederholen muß. Nur eins geht mir nahe, daß ich die Bekanntſchaft mit dem Hrn. M. noch immer hören muß. Sie ſchreiben: ſie ſähen wohl daß ich der Nachfolger des Hrn. M. hätte ſeyn ſollen und müſſen. Ich verſtehe dieſes ganz und gar nicht. Nicht in dem geringſten Stücke bin ich es, welches ihnen deutlich zeigen könnte, wenn es ſich der Mühe verlohnte. Es kömmt aber daher, weil Sie weder eigentlich wiſſen, was Hr. M. hier gemacht hat, noch was ich hier mache. Ich würde wieder nach Berlin zurückgegangen ſeyn, wenn Hr. Mylius auch da geblieben wäre, wie er denn auch wirklich noch ganzer drey Monate da geweſen iſt. Er hat ietzo ſein Glück auf eine ſehr gute Art gemacht, und es iſt ihm eine Profeſſur in Göttingen verſprochen worden, ſobald er wieder von ſeiner Reiſe zurückkömmt. Auch der ältere Bruder hat hier eine ſehr vortheilhafte Heyrath von wenigſtens 10000 Thlrn. gethan. Ich bin vor 14 Tagen auf ſeiner Hochzeit geweſen; und ich muß es ihm nachſagen, er mag ſonſt ſeyn wie er will, daß er ſich immer ſehr redlich gegen mich erwieſen hat.

Es iſt gar nicht mein Wille geweſen, meinen Bruder aus Wittenberg hieher zu ziehn. Ich habe Sie um nichts gebeten, als ihm die Erlaubniß zu geben, mich auf einige Wochen zu beſuchen. Es ſind ietzo Ferien in Wittenberg, und er hätte nicht nöthig hier etwas zu verzehren. Sein kurzer Aufenthalt könnte ihm auch auf verſchiedne Art nützlich ſeyn, wenn es auch nur in Anſehung der orientaliſchen Sprachen wäre. Es muß Ihnen nothwendig angenehm ſeyn, daß er darinne etwas beſonders thun will, und es iſt gewiß, daß er ein größer Glück dadurch machen kan, als durch die bloße Theologie. In Holland gelten die orientaliſchen Sprachen ungemein viel, und da ich an dem Hrn. Prof. König in Haag einen großen Gönner habe, welcher bey der Statthalterin, deren Bibliothekar er zugleich iſt, alles vermag: ſo würde es etwas leichtes ſeyn, ihn auf eine vortheilhafte Art dahin zu bringen. Doch Sie haben ihn zu etwas anderm beſtimmt. Er ſoll predigen. Ich habe nichts darwider zu ſagen; dieſes aber weiß ich aus der Erfahrung, daß ſeine Leibesconſtitution gar nicht dazu iſt, weil er nicht vermögend iſt eine Viertelſtunde, geſchweige eine ganze, ohne Verletzung zu reden. Doch vielleicht giebt ſich dieſes; und wenn er auch ſchon mehr Zeit auf die orientaliſchen Sprachen als auf die Theologie ſelbſt gewendet hätte, ſo würde er doch noch immer zehnmal eher im Stande ſeyn zu predigen, als ein Schmieder, oder ein andrer Candidat in Camenz. Ich glaube nicht, daß Sie ſonſt die geringſte Klage ſeinetwegen führen können.

Hier erfolgen verſchiedne Neuigkeiten. Die Göttingſchen Zeitungen halte ich ordentlich mit, und ſie ſtehen allezeit zu Dero Dienſten, wenn Sie mir nur anzeigen wollen, wie ich ſie allezeit bequemlich übermachen kan.

Die Hiſtorie der Araber habe ich überſetzt. Es werden drey Theile, und den vierten werde ich ſelbſt dazu machen, welcher von der Geſchichte der Moraviden in Spanien handeln ſoll. Ich würde mich auf dem Titel genannt haben, wenn ich nicht wegen der Vorrede einiges Bedenken getragen hätte.

Die 3 **Schreiben an das Publicum** haben den König zum Verfaßer, welcher ſie franzöſiſch geſchrieben hat. Ich habe ſie überſetzt. Es iſt eine Satyre, ohne daß man eigentlich weis worauf. Weil ſie der König gemacht hat, ſo hat ſie viel Aufſehens und verſchiedne Deutungen verurſacht.

Die **engliſche Schrift**, wegen des gegenwärtigen Streits zwiſchen England und Preuſſen, die Ihnen aus den Zeitungen bekannt ſeyn wird, habe ich gleichfalls überſetzt.

Der **chriſtliche Verweis** hat den Hrn. Prof. Boſen zum Verfaßer, er betrift ſeinen bekannten Streit mit den Wittenbergiſchen Theologen.

Die **Brem und Verdiſche Bibliothek** halte ich auch, und will die folgenden Stücke richtig überſchicken; wie ich Ihnen denn wenigſtens alle 8 Tage etwas neues ſenden könnte, wenn ich nur wüßte, mit was für Gelegenheit.

Sie ſchreiben mir von Gottloben. Ich wollte wünſchen, daß ich ihn hier hätte, und daß Sie mir ihn anvertrauen wollten. Noth ſollte er gewiß nicht leiden, und ihm etwas zu lernen würde ich mir ein Vergnügen machen. Wird denn Gottfried bald auf die Univerſität gehen?

Die Zeit erlaubt mir nicht dieſesmal mehr zu ſchreiben. Ich empfehle mich Ihnen, und der Frau Mutter, und umarme meine Geſchwiſter. Ich bin Zeitlebens

Dero

Berlin,
d. 29 May
1753.

ergebenſter Sohn
Gotthold Ephraim.

P. S. Die Religion der Vernunft, welche ich noch beygelegt habe, hat einen Menſchen zum Verfaſſer Namens Hecker, welcher hier in einem gräflichen Hauſe Hofmeiſter iſt. Sie hat einiges Aufſehen gemacht, wie denn auch verſchiednes darwieder geſchrieben worden.

Beyliegenden Brief bitte gefälligſt nach Budiſſin zu übermachen. Er iſt von dem Hrn. M. Naumann, welcher ſich iezt hier aufhält.

Des Hrn. Prorect. Wippels Hochedelgeb. *)

Ich danke Ewr. Hochedelgeb. für Dero gütige Vorſorge. Ich werde alles mit gehorſamſten Danke wieder zuſtellen. Ich habe allerdings Gesner anſtatt Burmann ſchreiben wollen, welcher die Script. rei venaticæ herausgegeben hat. Der Index Horat. welchen ich ſuche, iſt auch wirklich der Hodegeta des Avemanns, und es iſt mir ſehr angenehm, daß mir Ew. Hochedelgeb. melden, daß er in der Bentleyiſchen Ausgabe anzutreffen ſey. Dürfte ich mir noch des Lubins Paraphr. und des Weidners Überſetzung gehorſamſt ausbitten, ſo werde ich mir die Freyheit nehmen, dieſen Nachmittag deswegen zu Ew. Hochedelgeb. zu ſchicken. Ich bin

Dero

(d. 5. Jan. 1754.)**)

gehorſamſter

Leßing.

An Joh. David Michaelis.***)

Berlin, den 10. Febr. 1754.

Ich habe nicht ohne angenehme Verwunderung vor einiger Zeit meine Schriften in den Göttingiſchen Anzeigen auf eine Art bekannt gemacht gefunden, die viel zu vortheilhaft war, als daß ich mir jemals hätte Hoffnung darauf machen können. Nichts glich damals meiner Begierde, dem Urheber dieſes verbindlichen Urtheils meine Ergebenheit zu bezeigen; und nur aus Ungewißheit, an wen ich mich deswegen wenden müſſe, iſt ſie bis jetzt unwirkſam geblieben. Endlich kommt ein Freund meiner Muthmaßung zu Hülfe, und verſichert mich, daß ich mich nicht irren würde, wenn ich Ewr. ꝛc. meinen Dank dafür abſtatten wollte. Wenn es alſo wahr iſt, daß ich in Ihnen einen Gelehrten, den ich längſt hochgeſchätzt habe, nunmehr auch lieben muß, ſo empfangen Sie hiermit von mir die aufrichtigſte Betheuerung, daß ich künftig nichts eifriger ſuchen werde, als mich Dero fernern Beyfalls würdig zu machen. Ich bin dabey kühn genug, mit Dero Beyfall allein nicht zufrieden zu ſeyn, ſondern mir noch über dieſes einen Theil Ihrer Freundſchaft zu erbitten, die ich mich mit der größten Sorgfalt zu erwiedern beſtreben werde.

---

*) Aus der Sammlung des Freiherrn von Meuſebach.

**) Das Datum von anderer Hand.

***) Die beiden Briefe an Michaelis auch in des letzteren literariſchem Briefwechſel, herausgegeben von J. G. Buhle (1794), Th. 1, S. 90 und 106.

Wenn mir in gedachter Recenſion irgend etwas Vergnügen gemacht hat, ſo iſt es vorzüglich Dero Beyſtimmung zu meinem Urtheile über die elende Langiſche Ueberſetzung der Oden des Horaz. Sie richtete mich gleich zu der Zeit wieder auf, da mich die pöbelhafte Antwort meines Gegners beynahe zu empfindlich gekränkt hatte, als daß ich eines öffentlichen Troſtes nicht benöthigt geweſen wäre. Vielleicht daß Ew. ꝛc. ſein Schreiben an den Hamburgiſchen Correſpondenten ſchon geſehen haben; meine Antwort aber wird Ihnen ſchwerlich zu Geſichte gekommen ſeyn. Ich nehme mir alſo die Freyheit ſie beyzulegen, in Hoffnung, daß Sie derſelben einige Augenblicke gönnen werden, um meine Vertheidigung wegen einer niederträchtigen Verſchwärzung meines moraliſchen Charakters darinn zu leſen. Ich weiß nicht, wie ſich der Herr Paſtor gegen mein Vademecum bezeigen wird; ſo viel aber habe ich vor einigen Tagen geſehen, daß ſich die Jenaiſchen Gelehrten Zeitungen ſeiner angenommen haben, und ohne zu thun, als ob ſie meine Vertheidigung kennten, die doch ſchon mehr als eine Woche vorher in ihrem Buchladen geweſen iſt, ſich wundern, daß man andern Orts (worunter ſie offenbar Göttingen verſtehen), meinen Tadel für gegründet habe halten können. Es iſt mir ſehr gleichgültig geweſen, daß ſich der Jenenſer der Schulſchnitzer des Hrn. Langens theilhaft gemacht hat; nur das hat mich empfindlich verdroſſen, daß er unverſchämt genug geweſen iſt, eine nichtswürdige Verläumdung nachzuplaudern. Ich hoffe, daß billige Richter mich nicht unverhörter Sache verdammen werden.

Mein Brief iſt für den erſten, den ich an Ew. Hochedelgeb. zu ſchreiben die Ehre habe, ſchon viel zu lang. Ich habe übrigens das Vergnügen, einen Beyſchluß an Dieſelben von dem Hrn. von Premontval zu beſorgen. Dieſer liebenswürdige Philoſoph würdiget mich hier ſeiner Freundſchaft, und es muß Ihnen nothwendig angenehm ſeyn, auch ihn unter diejenigen zählen zu können, die ſich Dieſelben durch die freundſchaftlichſten Beurtheilungen unendlich verbunden gemacht haben. Ich bin mit großer Hochachtung ꝛc.

M. G. E. Leſſing

An Joh. David Michaelis.

Berlin, den 16. Octob. 1751.

Sie haben fortgefahren, mich Ihnen unendlich zu verbinden. — — Wenn ich Ihnen eben nicht bey jeder Gelegenheit meine Ergebenheit dafür bezeigt habe, ſo iſt es mehr aus Hochachtung für Ihre Beſchäftigungen, als aus Nachläſſigkeit geſchehen. Es iſt zwar nicht fein, wenn man die Dankſagungen zuſammen kommen läßt; allein es iſt doch beſſer, als daß man durch die allzuſorgfältige Abſtattung derſelben überläſtig wird.

Wenn ich von der uneingeſchränkten Billigkeit Ew. ꝛc. nicht vollkommen überzeugt wäre, ſo würde ich mich ſcheuen, Ihnen das erſte Stück meiner Theatraliſchen Bibliothek zu überſenden. Ich bin darinn ſo frey geweſen, etwas auf diejenigen Erinnerungen zu erwiedern, die Sie über meine Juden zu machen die Gütigkeit gehabt haben. Ich hoffe, daß die Art, mit welcher ich es gethan, Ihnen nicht zuwider ſeyn wird. Nur des eingerückten Briefes wegen, bin ich einigermaßen in Sorgen. Wenn einige anſtößige Ausdrücke darinn vorkommen ſollten, die ich nicht billige, die ich aber kein Recht gehabt habe zu ändern, ſo bitte ich Ew. ꝛc., beſtändig auf den Verfaſſer zurückzuſehen. Er iſt wirklich ein Jude; ein Menſch von etlichen und zwanzig Jahren, welcher, ohne alle Anweiſung, in Sprachen, in der Mathematik, in der Weltweisheit, in der Poeſie, eine große Stärke erlangt hat. Ich ſehe ihn im voraus als eine Ehre ſeiner Nation an, wenn ihn anders ſeine eigne Glaubensgenoſſen zur Reiffe kommen laſſen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeiſt wider Leute ſeines gleichen getrieben hat. Seine Redlichkeit und ſein philoſophiſcher Geiſt läßt mich ihn im voraus als einen zweyten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem erſtern nichts, als ſeine Irrthümer, fehlen werden.

Ew. ꝛc. bezeigten in Dero Briefe eine für mich ſehr ſchmeichelhafte Begierde, nähere Umſtände von mir zu wiſſen, und mich genauer zu kennen. Allein, kann man von einem Menſchen ohne Bedienung, ohne Freunde, ohne Glück viel wichtigers ſagen, als ſeinen Namen? Noch kann ich mich durch wenig anders, als durch dieſen unterſcheiden. Ich bin ein Oberlauſitzer von Geburt; mein Vater iſt oberſter Prediger in Camenz. — — Welche Lobſprüche würde ich ihm nicht beylegen, wenn er nicht mein Vater wäre! — — Er iſt einer von den erſten Ueberſetzern des Tillotſons. Ich habe in der Fürſtenſchule zu Meißen, und hernach zu Leipzig und Wittenberg ſtudirt. Man ſieht mich aber in eine große Verlegenheit, wenn man mich fragt, was? An dem letzten Orte bin ich Magiſter geworden. Ich bin alſo etwas mehr als ein bloßer Student, wie mich der Hr. Paſt. Lange nennt, und etwas weniger als ein Prediger, für welchen mich der Herr Prof. Walch gehalten hat. Ich befinde mich ſeit 1748 in Berlin, und habe mich während dieſer Zeit nur ein halbes Jahr an einem andern Orte aufgehalten. Ich ſuche hier keine Beförderung; und lebe blos hier, weil ich an keinem andern großen Orte leben kann. — — Wenn ich noch mein Alter hinzuſetze, welches ſich auf 25 Jahr beläuft — ſo iſt mein Lebenslauf fertig. Was noch kommen ſoll, habe ich der Vorſehung überlaſſen. Ich glaube ſchwerlich, daß ein Menſch gegen das Zukünftige gleichgültiger ſeyn kann, als ich.

Ich habe des Hrn. Prof. Walchs gedacht; und darf ich wohl Ew. ꝛc. erſuchen, ihm meinen Empfehl zu machen? Nur meine Furchtſamkeit iſt Urſache, daß ich ihm nicht ſelbſt ſchreibe, und ihn verſichere, wie ſehr die Art, mit welcher er einen nichtigen Zweifel von mir aufgenommen hat, alle meine Hoffnung von ſeiner Leutſeligkeit und edeln Denkungsart übertroffen habe. Seine Antwort thut mir völlig Genüge, und das, was Sie bey Anführung derſelben hinzugethan haben, iſt ein Superpondium, das ſchon an ſich den Ausſchlag geben könnte. Ich bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

den 18. Febr. 1755.*)

Liebſter Freund!

Es iſt mir recht ſehr angenehm geweſen, die Verſicherung von Ihnen zu erhalten, daß Sie in meiner Abweſenheit noch an mich denken. Ich habe Ihnen von einem Tage zum andern ſchreiben wollen, aber Sie wiſſen ja wohl, daß nicht alles geſchieht, was ich mir vornehme. Ich wollte Ihnen meine Urſachen nach der Länge anführen, warum ich, Ihnen die Wahrheit zu geſtehen, die bewußte Preisſchrift**) mit Fleiß zurück gehalten habe. Ihr Verweigern, ſich nicht dabey zu nennen, war die vornehmſte. Geſetzt nun, daß wir aus dieſer gelehrten Lotterie das größte Loos gezogen hätten; was meinen Sie wohl, daß alsdann geſchehen wäre? Sie hätten wollen verborgen bleiben, und ich hätte es müſſen bleiben. Wenn ſich alsdenn niemand genennt hätte, ſo hätten wir unſre Schrift auch nicht einmahl dürfen drucken laſſen, oder wir wären doch zuletzt verrathen worden. Iſt es alſo nicht beſſer, daß wir den uneigennützigen Weltweiſen ſpielen, und unſre Entdeckungen der Welt ohne 50 Dukaten überlaſſen? Ich hoffe binnen 3 Wochen wieder in Berlin zu ſeyn, und ich will Ihnen nur im Voraus ſagen, daß wir ſogleich unſre Arbeiten in eben dem Formate, wie Ihre philoſophiſche Geſpräche, wollen drucken laſſen. Das projektirte Journal kömmt gleichfalls noch ganz unfehlbar zu Stande. Sie ſollen in acht Tagen die erſten Bogen davon gedruckt ſehen. Schicken Sie mir alſo Ihre Recenſion von der Pſychologie mit nächſtem. Haben Sie ſonſt noch etwas, ſo legen Sie es bey; desgleichen fragen Sie auch bey dem Hrn. D. Gumperz, dem ich mein ergebenſtes Compliment mache, in meinem Nahmen nach. Vielleicht, daß er auch noch etwas gemacht hat. Haben Sie die Recenſion von Ihren Geſprächen in dem Correſpondenten geleſen? Hier iſt ſie. Sie können das Blat behalten. Ich würde mir das größte Vergnügen daraus machen, ein paar Stunden mit Ihnen hier ſchwatzen zu können; allein ich mag kein Vergnügen, das Sie mir nicht anders als mit Ihrer Incommodität machen könnten. Ich komme wohl gar eheſtens ſelber auf einen Tag nach Berlin. — Haben Sie von dem Hrn. Voß die Werke des Corneille bekommen? Ich bin Zeit Lebens

---

*) Aus Potsdam.

**) Pope ein Metaphyſiker! nachher in Danzig gedruckt 1755.

Ihr

ergebenſter Freund
Leſſing.

Hochzuehrender Herr Vater.

Ob ich gleich ſeit einigen Wochen wieder aus Potsdam zurück bin, ſo habe ich doch noch bis zum Ausgange der Meſſe ſo viel zu thun, daß Sie mir es gütigſt verzeihen werden, wenn ich eben ſo eilig als kurz ſchreibe.

Was ich für den Bruder Gottlob thun kann, thu ich mit Vergnügen, und es iſt mir angenehm, daß Sie ſo gütig ſind, und wenigſtens meinem guten Willen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Ich werde das nächſtemal mehreres von ihm ſchreiben; bis jetzo iſt es genug, daß ich eben keine Urſache habe, über ihn zu klagen.

Der Hr. Paſtor Rohde befindet ſich ſchon ſeit geraumer Zeit hier. Ich habe, nach vielem Zureden, ſeinen Schlüſſel von Herrnhut untergebracht. Herr Voß druckt ihn, und bezahlt ſeine Mühe ſo, daß er damit zufrieden ſeyn kann. Nur Schade, daß man mit ſeiner Arbeit nicht recht zufrieden ſeyn kann, und ich mit meiner Recommandation vielleicht ſchlechten Dank verdienen werde. Er ſchreibt ſo unordentlich und ſo weitläuftig, daß ſeine Leſer viel Überwindung nöthig haben werden, von einem Ende bis zum andern zu leſen. Und überhaupt ſcheint mir der Hr. Paſtor derjenige nicht zu ſeyn, für den man ihn bey dem erſten Anblicke halten ſollte. Ich fange an zu glauben, daß er ſich ſeine verdrüßlichen Umſtände größten Theils ſelbſt zugezogen habe.

Von meinen Schriften iſt noch nichts fertig; ich werde ſie aber hoffentlich mitſchicken können, ſobald Beyold herkömmt.

Göttingſche Zeitungen folgen anbey mit. Es ſind in meiner Abweſenheit verſchiedne Stücke verlohren gegangen, und verſchiedne ſehr häßlich zugerichtet worden. Ich will die erſtern nachſchicken; weil man ſie einzeln bekommen kann.

Der Bruder wird mich entſchuldigen, daß ich abermals an ihn nicht ſchreibe. Ich ſchicke ihm unterdeßen einen arabiſchen Dichter, der ihm vielleicht nicht unangenehm ſeyn wird. Hat er denn alle ſeine Sache von Wittenberg mit nach Hauſe genommen? Wann dieſes iſt, ſo bitte ich ihn nachzuſehen, ob ſich nicht ein Packt holländiſcher Schriften finden, die ich ehemals mit vieler Mühe geſammelt hatte, und die Streitigkeiten wegen Beckers bezauberter Welt betreffen. Sie ſind alle in Quart und bloß in blaues Papier geheftet, und ich weis ganz gewiß, daß ich ſie in Wittenberg gelaßen habe. Da ich jezt an einer neuen Überſetzung von Beckers bezaub. Welt arbeite, der ich eine Geſchichte der darüber erregten Streitigkeiten vorſetzen will, und wozu der Hr. Paſt. Hauber aus Koppenhagen mir bereits ſehr viel Beyträge geſchickt hat: ſo brauchte ich die gedachten Holländiſchen Piecen ſehr nothwendig. Wenn ſie ſich finden, woran ich nicht zweifle, ſo erwarte ich ſie mit Beyolds erſter Anherkunft.

Von meiner Beförderung, auf die ich eben nicht ſehr hitzig bin, wißen andre Leute immer mehr, als ich ſelbſt. Man hat es mir ſeit einiger Zeit ſehr nahe gelegt nach Moscau zu gehen, wo, wie Sie aus den Zeitungen werden geſehen haben, eine neue Univerſität angelegt wird. Dieſes könnte vielleicht am aller erſten geſchehen. Ich verbleibe nach abgelegtem gehorſamſten Empfehl an die Frau Mutter,

Dero

Berlin,
d. 11 April
1755.

gehorſamſter Sohn
Gotthold Ephraim Leſſing

An Moſes Mendelsſohn.

Leipzig, den 8. Dec. 1755.

Liebſter Freund!

Ich habe Ihren dritten Brief erhalten, und hier iſt mein zweyter. Ich ſehe es, ſo wie in keiner Sache, alſo auch hier nicht ungern, daß Sie den Schritt vor mir voraus haben.

Karl der XII., ein Held, wie die alten Helden, die lieber Könige machten als Könige waren, und der vorige König von Pohlen, auch ein Held, wie man ſagt, wenigſtens aber nur ein ſubalterner Held, der ſich in die Krone vergafft hatte; dieſe zwey kamen einſt zu einer mündlichen Unterredung. Jener beſuchte dieſen in ſeiner Reſidenz, eben, wo ich mich nicht irre, als er dieſe Reſidenz belagerte. Von was ſprachen ſie wohl in einem ſo kritiſchen Zeitpunkte? Von ihren Stiefeln — — Es wäre nicht ein Bischen komiſch, wenn Sie und Maupertuis etwas wichtiges mit einander geſprochen hätten. Und da mir jetzt alles um ſo viel lieber iſt, je komiſcher es iſt, ſo bin ich recht wohl damit zufrieden. Beſuchen Sie ja den großen Mann fleißig! Mir es aber allezeit zu ſchreiben, wenn Sie ihn beſucht haben, das brauchen Sie eben nicht. Sie könnten mir es einmahl zu einer Zeit ſchreiben, da ich das Komiſche nicht liebe.

Wie geſagt, jetzt liebe ich es ſehr. Eine von meinen Hauptbeſchäftigungen iſt in Leipzig noch bis jetzt dieſe geweſen, daß ich die Luſtſpiele des Goldoni geleſen habe. Kennen Sie dieſen Italiäner? Wenigſtens dem Nahmen nach? Er lebt noch. Er iſt Doktor der Rechte und prakticirte ehedem in Venedig. Jetzt aber iſt er Direktor einer Bande von Schauſpielern. Die Ausgabe ſeiner Werke von 1753 beſtehet aus ſieben Octavbänden, welche 28 Komödien enthalten. Es iſt faſt in allen viel Gutes, und die meiſten ſind auch ziemlich regelmäßig. Ich will Ihnen nichts mehr davon ſchreiben, weil ich eheſtens einen Auszug daraus nach Berlin ſchicken werde, welcher in das vierte Stück meiner theatraliſchen Bibliothek kommen ſoll. Eine von dieſen Komödien l'Erede fortunata habe ich mir zugeeignet; indem ich ein Stück nach meiner Art daraus verfertigt. Sie ſollen es eheſtens gedruckt ſehen. Koch aber wird es noch eher aufführen, und wenn das geſchehen iſt, will ich Ihnen ſchreiben, ob ich mir etwas darauf zu gute thue, oder nicht. Aber nicht allein dieſes Stück, ſondern auch noch fünf andere, ſind größtentheils ſchon auf dem Papier, größtentheils aber noch im Kopfe, und beſtimmt mit jenen einen Band auszumachen, mit welchem ich das ernſthafte Deutſchland auf Oſtern beſchenken will. Und alsdenn Caestus artemque repono.*)

Was ſagen Sie dazu? Alles, was ich zu meiner Entſchuldigung anführen kann, iſt dieſes, daß ich meine Kindereien vollends auszukramen eile. Je länger ich damit warte, deſto härter, fürchte ich, möchte das Urtheil werden, welches ich einmahl ſelbſt über ſie fällen dürfte.

Sollte das Publikum mich als einen zu fleißigen Schriftſteller ein wenig demüthigen wollen, ſollte es mir ſeinen Beyfall auch deswegen mit verſagen, weil ich ihn allzu oft zu erhalten ſuchte, ſo will ich es auf der andern Seite durch das Verſprechen beſtechen, daß es, von künftige Oſtern an, drey ganze Jahre von mir nichts zu ſehen, noch zu hören bekommen ſoll.

---

*) Im J. 1755 waren Goldoni's Komödien in Deutſchland noch ganz unbekannt. Ich machte daher in der Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften ausführliche Auszüge daraus. Da ich im Iten Bande S. 115. unter andern die Erede fortunata anzeigte, und bemerkte, daß es darin ziemlich verwirrt zugehe, wachte Leſſings Idee wieder auf. Er ſchrieb mir (in einem verlornen Briefe): Er wundere ſich, daß ich gerade dieſes Stück hätte tadeln wollen. Ihm hätte es ſo wohl gefallen, daß er daraus ein anderes Stück zu machen angefangen habe, welches nächſtens ſolle gedruckt werden. Freylich! Ich hatte das Stück beurtheilt, ſo wie es war; aber Leſſing, nach dem, was ein Mann wie Er aus dem Sujet machen könnte. In ſeinem theatraliſchen Nachlaſſe, [Bd. II, S. 473] ſteht ſein Plan, woraus man deutlich ſieht, daß er das Stück ganz anders bearbeiten wollte. Gleich die erſte Scene iſt intereſſanter angelegt, als die Eröffnungsſcene beym Goldoni. Für einen Anfänger in der theatraliſchen Kunſt wäre die Vergleichung dieſes Plans mit dem von Goldoni lehrreich. Aber unſere Anfänger halten es für überflüſſig zu ſtudiren! Wenn ihr erſtes Stück auf die Bühne gebracht wird, und auch die Hälfte der Scenen ſchülerhaft angelegt iſt, dünken ſie ſich ſchon mehr als Leſſing. Ein Sujet auf verſchiedene Art zu wenden, verſchiedene Plane zu verſuchen, und deren Wirkung zu prüfen, ehe ſie Einen ausführen, daran denken ſie nicht. Und doch iſt Leſſing durch Studium geworden, was er war.

An der angezogenen Stelle des theatraliſchen Nachlaſſes, [Bd. II, S. 477 ff.] findet man auch den im J. 1758 gemachten Abdruck des erſten Bogens der **glücklichen Erbin**. Wegen dieſes Stücks veruneinigte ſich Leſſing mit dem Buchhändler Reich in Leipzig. Reich hatte Leſſings Bekanntſchaft durch ihren gemeinſchaftlichen Freund Hrn. Weiße geſucht, und nach einiger Zeit gab dies Gelegenheit, daß Leſſing verſprach, ein Bändchen von ſechs Komödien im Weidemanniſchen Verlage herauszugeben. Die eben erwähnte kleine Veranlaſſung von meiner Recenſion hatte ihm ſeinen vor ein Paar Jahren gemachten Plan der glücklichen Erbin wieder lebhaft ins Ge-

Wie wird das zugehen? fragen Sie ganz gewiß? Ich melde Ihnen alſo die wichtigſte Neuigkeit, die ich Ihnen von mir melden kann. Ich muß allerdings zu keiner unglücklichen Stunde aus Berlin gegangen ſeyn. Sie wiſſen den Vorſchlag, welchen mir Prof. Sulzer wegen einer Reiſe in fremde Länder that. Aus dieſem wird nun ganz gewiß nichts, weil ich einen andern angenommen habe, welcher ungleich vortheilhafter für mich iſt. Ich werde nehmlich nicht als ein Hofmeiſter, nicht unter der Laſt eines mir auf die Seele gebundenen Knabens, nicht nach den Vorſchriften einer eigenſinnigen Familie, ſondern als der bloße Geſellſchafter eines Menſchen reiſen, welchem es weder an Vermögen noch an Willen fehlt, mir die Reiſe ſo nützlich und angenehm zu machen, als ich mir ſie nur ſelbſt werde machen wollen. Es iſt ein junger Winkler, ohngefähr von meinen Jahren,

---

dächtniß gebracht. Es bedurfte bey ihm eines ſolchen Anſtoßes, um gewiſſe Ideen geſchwind zur Ausführung zu bringen. Er machte ſich an die Arbeit, und es wurden bald zwey Bogen gedruckt. Reich war ein guter Mann, und beſonders ein guter Kaufmann: oft ſehr billig und gefällig, aber gemeiniglich auch zu ſehr Kaufmann, und dabey ſehr haſtig und rechthaberiſch. Er begegnete ſeinen Autoren nicht allemal mit der nöthigen Delikateſſe. Leſſing hatte die Fortſetzung der Komödien ſeit einiger Zeit unterlaſſen. Leſſings Entſchuldigung lag in ſeinem Charakter. Er ſagt ſelbſt in einem Briefe an Moſes: „Ich kenne mich ſelbſt; ich muß meine erſte Hitze zu nutzen ſuchen, „wenn ich etwas zu Stande bringen will.“ Leſſings Freunde wußten das; aber Andere freylich beurtheilten ihn nicht ſo gelinde. Reich verlangte die Fortſetzung des Abdrucks mit dem lebhafteſten Ungeſtüm, der ihm nach und nach gewöhnlich ward, ſo daß er deſſen Beſchaffenheit, und ſein Verhältniß zu dem mit dem er ſprach, nicht allemal fühlte. Die Folge des Streits war, daß Reich die zwey gedruckten Bogen ſo komplett ins Makulatur warf, daß ihm nicht einmal einfiel, ob ein Paar Bogen von Leſſing verdienten, wenigſtens als eine Seltenheit aufgehoben zu werden. Nach wenigen Jahren, als ich die wahren Umſtände der Geſchichte erfuhr und von den Bogen wenigſtens ein Exemplar retten wollte, hatte Reich auch nicht Ein Exemplar verwahrt. Vom Buchdrucker Saalbach erhielt ich ein Exemplar des erſten Bogens, das er für ſich bewahrt hatte, erfuhr aber, daß der zweyte Bogen nicht abgedruckt, und die Formen auf Reichs Verlangen, wieder abgelegt worden. Es war, nach vielem Nachſuchen, das auf meine Bitte geſchah, nicht einmal einer der Korrekturbogen zu finden. Dieſer zweyte Bogen iſt alſo ganz verloren.

Daß das Stück wirklich von der Kochiſchen Geſellſchaft aufgeführt werden, wie Leſſing in dieſem Briefe verſpricht, habe ich nicht gehört, und er hat es wahrſcheinlich nie ganz ausgearbeitet. Es kam ohnedieß die Reiſe dazwiſchen. Nicolai.

von einem ſehr guten Charakter, ohne Eltern und Freunde, nach deren Grillen er ſich richten müßte. Er iſt geneigt, mir alle Einrichtung zu überlaſſen, und am Ende wird er mehr mit mir, als ich mit ihm gereiſet ſeyn.

Die Sache iſt ganz gewiß, und ich werde, wo nicht dieſen, doch künftigen Poſttag gewiß an den Prof. Sulzer ſchreiben, und mich für ſein gütiges Anerbieten bedanken. Im voraus können Sie es ihm gelegentlich nur immer ſagen. Ich hoffe nicht, daß er darüber ungehalten werden wird, indem ich mich eigentlich mit ihm zu nichts verbunden habe, und nicht einmahl den Nahmen des jungen Schweizers weiß, mit welchem ich reiſen ſollte.

Da unſre Reiſe von hier nach Holland gehen ſoll, ſo hoffe ich es ſo einzurichten, daß wir über Berlin nach Hamburg gehen. Ich werde Sie alſo noch ſprechen, liebſter Freund, und dieſes zwar gleich nach der Oſtermeſſe. Wie freue ich mich darauf! Von da aber weiter in die Zeit hinaus will ich jetzt nicht ſehen; denn ſonſt wäre alle Freude auf einmahl wieder hin!

Es iſt mir lieb, daß man bey Hofe neugierig wird, Sie kennen zu lernen. Die Weisheit ſelbſt hat durch die Neugierde ihre meiſten Verehrer erhalten.

Ich will mit einem halben Dutzend Fragen ſchließen. Was macht der Herr v. Premontval? Sprechen Sie oft mit ihm? Wie ſteht es mit Ihrem Rouſſeau? Was arbeiten Sie ſonſt? Will man von dem Philoſophen Popen noch nichts wiſſen? Was machen Ihre Freunde? Herr Joſeph, der große und der kleine; Herr Bernhard, und alle, welche die Ehre, die Sie Ihrer Nation machen, erkennen, und zum Theil, ſtolz auf dieſe Ehre, Ihnen nachzueifern ſuchen? Leben Sie wohl! Ich liebe Sie, theureſter Freund, und bin ganz

der Ihrige
Leſſing.

An Ramler.

Leipzig, d. 11 Decemb. 1755.

Liebſter Freund,

Sie wollen mir beweiſen, daß die Pleiße und Lethe einerley Strom wären? Das ſollen Sie mit aller Ihrer Gelehrſamkeit nicht vermögend ſeyn; oder ich will Ihnen, dem ganzen dichteriſchen Alterthume zum Trotze, beweiſen, daß Lethe, wenn die Pleiße Lethe iſt, nicht der Strom der Vergeſſenheit könne geweſen ſeyn. — Nein, liebſter

Freund, ich habe in den wenigen Wochen, die ich aus Berlin bin, mehr als tauſendmal an Sie gedacht, mehr als hundertmal von Ihnen geſprochen, mehr als zwanzigmal an Sie ſchreiben wollen, und mehr als dreymal auch ſchon an Sie zu ſchreiben angefangen. In dem erſten Briefe, welchen ich an Sie anfing, verſuchte ich den Landkutſchenwitz des Herrn Gellert nachzuahmen; denn Sie wiſſen, daß ich in einer Landkutſche von Berlin abreiſte. Ich hatte zwar nicht das Glück, mit einem Scharfrichter zu fahren, und durfte nie, als bey den heftigen Stößen des Wagens, nach meinem Kopfe fühlen, ob ich ihn noch hätte. Ich hatte aber ſonſt eine luſtige Perſon unter meinen Gefährten gefunden: einen jungen Schweizer nehmlich, welcher ſich den halben Weg über mit einem Oeſtreicher um den Vorzug ihrer Mundarten zankte. Doch ich beſann mich gar bald, daß aus den Nachahmungen nichts komme, und fing einen zweyten Brief an, in welchem ich Original ſeyn, und die Schnaken eben ſo wohl, als die Komplimente vermeiden wollte. Die Komplimente, liebſter Ramler, aber nicht die aufrichtigen Verſicherungen, wie ſchätzbar mir Ihre Freundſchaft iſt, zu der ich in Berlin ſo ſpät gelangt zu ſeyn, noch nicht aufhören werde zu beklagen. Ueber wen aber? Ueber mich ſelbſt; über meine eigenſinnige Denkungsart, auch die Freunde als Güter des Glücks anzuſehen, die ich lieber finden, als ſuchen will. — In meinem dritten Briefe wollte ich Ihnen lauter Neuigkeiten melden, und Ihnen alle Diejenigen nennen, die ich hier kennen gelernt. Ich wollte Ihnen ſchreiben, daß ich Herrn Gellert verſchiedenemal beſuchte. Das erſtemal kam ich gleich zu ihm, als ein junger Baron, der nach Paris reiſen wollte, von ihm Abſchied nahm. Können Sie wohl errathen, um was der beſcheidne Dichter den Baron bat? Ihn zu vertheidigen, wenn man in Paris etwas Böſes von ihm ſagen ſollte. Wie glücklich, dachte ich bey mir ſelbſt, bin ich, von dem man in Paris weder Böſes noch Gutes redet! Aber ſagen Sie mir doch, wie nennen Sie ſo eine Bitte? naif oder albern? — Herr Gellert iſt ſonſt der beſte Mann von der Welt. Mein vierter Brief an Sie — — Aber es iſt genug, daß ich Ihnen von den erſten dreyen eine Probe zum Beweiſe gegeben habe, daß ich ſie wirklich ſchreiben wollen. Mein vierter Brief alſo mag nur dieſer ſeyn; der erſte, welcher ſeine völlige Wirklichkeit erlangt hat. Und das Wichtigſte, was Ihnen dieſer melden ſoll, iſt dieſes, daß ich auf Oſtern mich ganz gewiß von meinen Freunden auf drey Jahre beurlauben werde. Ich habe unverhofft eine weit beſſere Gelegenheit zu reiſen gefunden, als der Herr Prof. Sulzer für mich im Werke hatte. Unſer

Weg über Hamburg nach Holland wird uns nach Berlin bringen, und ich werde ſo glücklich ſeyn, Sie bald wieder zu ſprechen.

Was iſt unterdeſſen mit unſern Proiekten zu thun? Mein Rath iſt, daß Sie ſie immer auszuführen anfangen ſollen. Sie haben ſchon ſo viel daran gethan, daß ich nicht nur die erſten drey Jahre, ſondern ganz und gar, dabey zu entbehren wäre. Ich habe bey verſchiedenen Verlegern ſchon von weitem ausgeholt, und mehr als Einen nicht ungeneigt gefunden. Ich hoffe Ihnen eheſtens mehr davon ſchreiben zu können. Die Medea des Corneille mag immer wegbleiben, wenn Sie anders bey einer zweyten Leſung nicht wichtige Gründe für ihre Aufnahme finden. Es ſind viele ſchöne Stellen darin, die Batteux mit Recht hat anführen können; allein das Ganze taugt nichts. Die ſchönen Stellen hat er größten Theils dem Seneca zu danken, welches man ihnen auch anmerkt.

Das Proiekt zu dem Journal encyclopédique ſende ich Ihnen hier wieder zurück. Ich danke für Ihre gütigen Abſichten. Ich darf Ihnen aber nun wohl nicht die Urſache ſagen, warum ich mich nicht damit abgeben kann, wenn ich gleich alle erforderliche Geſchicklichkeit dazu hätte.

Haben Sie die Nicolaiſchen Briefe von dem ietzigen Zuſtande der ſchönen Wiſſenſchaften nunmehr geleſen? Man ſchreibt mir von Berlin, daß Herr Prof. Sulzer mich für den Verfaſſer halte. Ich bitte Sie, ihm dieſes auszureden. Ich habe eben ſo viel Antheil daran, als an der Dunciade, die Gottſched hier mit aller Gewalt auf meine Rechnung ſetzen will. Und an dieſer wiſſen Sie es gewiß, daß ich völlig unſchuldig bin.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und empfehlen Sie mich dem Herrn Langemack, dem Herrn Dennſtädt *) und ſeiner Frau Liebſte. Ich denke mit Entzücken an die vergnügten Abende, die wir mit einander zugebracht. Wollen Sie mir bald wieder ſchreiben? Thun Sie es ja! Ich bin

Dero

ergebenſter Freund,
Leſſing.

---

*) Langemack war ein Landsmann und vieljähriger Freund Ramler's, der verſchiedene kleine philoſophiſch-juriſtiſche Schriften geſchrieben hat. Er wohnte mit Ramlern damals in dem Hauſe des Hrn. Dennſtädt, deſſen Gattinn eine geiſtreiche Frau war. Nicolai.

An Moſes Mendelsſohn.

Leipzig, den 21. Jan. 1756.

Liebſter Freund!

Sorgen Sie nur nicht: ich verſpreche Ihnen, daß Sie am Ende, wenn wir uns unſers Briefverkehrs wegen berechnen werden, ſehr wenige Procent Verluſt haben ſollen; ſo wenige, daß Sie nicht anſtehen ſollen, mir wieder neuen Credit zu geben. Sie ſind jetzt mit drey Briefen im Vorſchuſſe, mit zwey geſchriebenen und einem gedruckten. Aber was wollen drey Briefe ſagen, wenn ich einmahl ins Antworten kommen werde? Erlauben Sie, daß ich jetzt des gedruckten zuerſt gedenke.*) Noch habe ich ihn nur zweymahl geleſen. Das erſtemahl beſchäfftigte mich der Freund ſo ſehr, daß ich den Philoſophen darüber vergaß. Ich empfand zu viel, um dabey denken zu können. Mehr ſage ich Ihnen nicht, denn ich habe es nicht gelernt, in dieſem Punkte ein Schwätzer zu ſeyn. Ich will es nicht wagen, der Freundſchaft, noch Ihnen, eine Lobrede zu halten, ich will nichts, als mich von ihr hinreißen laſſen. Möchte ich Ihrer Wahl ſo würdig ſeyn, als Sie der meinigen ſind! Bey der zweyten Leſung war ich nur darauf bedacht, Ihre Gedanken zu faſſen. Sie haben mir ungemein gefallen, ob ich mir gleich einige Einwürfe auf unſere mündliche Unterredung vorbehalte. Sie betreffen vornehmlich das zweyte Stück, aus welchem Sie, nach den eignen Einräumungen des Rouſſeau, die Moralität den Menſchen wieder zuſprechen wollen: die Perfectibilité. Ich weiß eigentlich noch nicht, was Rouſſeau für einen Begriff mit dieſem Worte verbindet, weil ich ſeine Abhandlung noch bis jetzt mehr durchgeblättert, als geleſen habe. Ich weiß nur, daß ich einen ganz andern Begriff damit verbinde, als einen, woraus ſich das, was Sie daraus geſchloſſen haben, ſchließen ließe. Sie nehmen es für eine Bemühung, ſich vollkommener zu machen; und ich verſtehe blos die Beſchaffenheit eines Dinges darunter, vermöge welcher es vollkommener werden kann; eine Beſchaffenheit, welche alle Dinge in der Welt haben, und die zu ihrer Fortdauer unumgänglich nöthig war. Ich glaube, der Schöpfer mußte alles, was er erſchuf, fähig machen, vollkommener zu werden, wenn es in der Vollkommenheit, in welcher er es erſchuf, bleiben ſollte. Der Wilde z. E. würde, ohne die Perfectibilität, nicht lange ein Wilder bleiben, ſondern gar bald nichts beſſers als irgend ein unvernünftiges Thier werden; er erhielt alſo die Perfektibilität nicht deswegen, um etwas Beſſeres als ein Wilder zu werden, ſondern deswegen, um nichts Geringers zu werden. — Ich zweifle, ob ich mich deutlich genug ausdrücke; und zweifle noch mehr, ob mein Einwurf Stich halten würde, wenn ich ihn auch noch ſo deutlich ausdrückte. Ich verſpare ihn alſo, wie geſagt, auf unſre perſönliche Zuſammenkunft. Und wenn ſoll denn dieſe ſeyn? werden Sie fragen. Ganz gewiß in den nächſten drey oder vier Wochen. Mein Reiſegefährte will Berlin noch vor ſeiner Abreiſe ſehen, weil uns unſer Weg vielleicht nicht durchführen möchte. Er will es, und Sie können ſich leicht vorſtellen, daß ich es ihm nicht auszureden ſuchen werde. Alsdann, liebſter Freund, will ich mich umſtändlicher über Ihre Ueberſetzung ſowohl, als über Ihren Brief erklären, die ich beyde bis jetzt nur loben kann.

---

*) Zu Mendelsſohns Überſetzung von Rouſſeaus Schrift vom Urſprunge der Ungleichheit unter den Menſchen.

In einem von Ihren Briefen fragen Sie mich, ob ich glaubte, daß uns die Großmuth Thränen auspreſſen könne, wenn ſich kein Mitleiden in das Spiel miſcht? Ich glaube es nicht, aber gleichwohl glaube ich, daß es Menſchen giebt, welche bey dem ſoyons amis, Cinna, weinen, weil mir dieſe Stelle nicht ſo gar ohne allen Anlaß zum Mitleiden ſcheinet. Großmüthige Vergebung kann oft eine von den härteſten Strafen ſeyn, und wenn wir mit denen Mitleiden haben, welche Strafe leiden, ſo können wir auch mit denen Mitleiden haben, welche eine außerordentliche Vergebung annehmen müſſen. Halten Sie es für unmöglich, daß Cinna ſelbſt bey den Worten, ſoyons amis, könne geweint haben? Hat aber Cinna weinen können, warum nicht andere mit ihm? Die Thränen des Cinna würden die ſchmerzhafteſten Empfindungen ſeiner Reue verrathen, und dieſe ſchmerzhafteſten Empfindungen können mein Mitleiden erwerben, und können mir Thränen koſten. In dieſem Falle wäre Cinna der, welchen ich mitleidig beweinte. Für gewiſſe Gemüther kann es aber auch Auguſtus ſeyn, welcher Mitleiden verdienet. Für unedle Gemüther vielleicht, welche eine ſolche Handlung der Großmuth für etwas ſehr ſchweres halten; für etwas, das eine erſtaunende Selbſtüberwindung erfordere, die ohne unangenehme Empfindungen nicht ſeyn kann. Haben Sie noch niemanden aus Bosheit weinen ſehen, weil er ſich nicht rächen können? So einer kann, natürlicher Weiſe, glaub ich, den Auguſtus beweinen, weil er ihn in eben den Umſtänden vermuthet, die ihm ſo ſchmerzhaft geweſen ſind. Ueberhaupt, wenn Großmuth das edelmüthige Bezeigen gegen unſre Feinde iſt, ſo kann ich mir gar keinen Fall vorſtellen, bey welchem nicht Mitleiden Statt finden ſollte, welches ſeine Wirkungen mehr oder weniger äußert, nachdem z. E. der Dichter es durch Umſtände mehr oder weniger fühlbar gemacht hat.

Ich würde noch manches Geſchwätz auskramen, wenn mich nicht eben jetzt ein unangenehmer Beſuch überfiele. Es ärgert mich, daß ich aufhören muß; ich werde aber ehſter Tage an Hrn. Naumann ſchreiben, und einen neuen Brief an Sie einſchließen, ohne auf einen neuen von Ihnen zu warten, der mir aber deſto angenehmer ſeyn wird, je unerwarteter ich ihn bekommen werde. Die Abendzeitvertreibe, die Herr Naumann auf meine Rechnung ſchreiben wollen, habe ich noch nicht mit einem Auge geſehen. Leben Sie wohl; ich bin

Dero
beſtändiger Freund
G. E. Leſſing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich bin zwar bereits den 19 März von Dresden glücklich in Leipzig wieder angelangt; da ich aber gleich den 21ten drauf nach Altenburg, und von da nach Gera gereiſet bin, an welchen beyden Orten ich mich an die vierzehn Tage aufgehalten habe: ſo werden Sie gütigſt entſchuldigen, daß ich nicht eher geſchrieben habe.

Unſre Abreiſe von hier, welche gleich nach den Oſterfeyertagen geſchehen ſollte, iſt nunmehr zwey Wochen ſpäter hinausgeſetzt, ſo daß wir nicht eher als den Freytag vor Jubilate aus Leipzig abgehen.

Wenn der Bruder Gottfried daher nur gleich nach den Feyertagen hier eintrift, ſo habe ich noch Zeit genug, ihm ſeine Einrichtung hier machen zu helfen, und ſo viel für ihn zu thun, als mir möglich iſt. Da ich aber kein eignes Logis mehr habe, ſondern bereits bey meinem Reiſegefährten dem Hrn. Winkler, wohne, ſo geht es nicht wohl an, daß er bey mir abtreten kann. Ich will aber ein Logis, das ſich für ihn ſchickt, auf den Tag fertig halten, den er hier ankommen will, und den ich mir vorher zu melden bitte. Es ſey nun, daß er dieſes Logis frey bekommen kann, oder nicht; genug er ſoll alles in möglichſter Bereitſchaft finden.

Bis jetzt iſt es noch gewiß, daß wir auf einige Wochen nach Dresden kommen, und wenn dieſes geſchieht, ſo komm ich ganz unfehlbar auf acht Tage nach Camenz.

Ich empfehle mich unterdeſſen Dero und der Frau Mutter gütigem Andenken, und verbleibe, nach abgelegtem Gruß an ſämmtliche Geſchwiſter.

Dero

Leipzig, gehorſamſter Sohn
den 9 April Gotthold.
1756

P. S. In einigen Tagen, denke ich nach Halle zu reiſen. Die Briefe an mich hierher bitte ich, in die Feuerkugel auf dem neuen **Neumarkt** zu **addreſſiren** bey dem **Herrn Winkler.**

An Moſes Mendelsſohn.

Leipzig, den 28. April 1756.

Iſt es möglich, daß wir einander ſo lange nicht geſchrieben haben? Wenn es eine natürliche Folge von meinem Reiſen ſeyn ſoll, daß ich immer ſo wenig Nachricht von Ihnen bekomme, ſo werde ich mein Reiſen von dieſer Seite ſehr haſſen. Zwar ich glaube feſt, Sie würden mir fleißiger geſchrieben haben, wenn Sie mich nicht in Berlin von Tag zu Tag perſönlich erwartet hätten. Ich glaube es ganz gewiß. Glauben Sie mir nur auch, daß ich Ihnen fleißiger würde geſchrieben haben, wenn ich nicht von Tag zu Tag nach Berlin zu kommen gehofft hätte. Ich hoffe es noch. Wenn mich meine Hofnung betrügt, ſo werde ich Deutſchland mit dem vergnügteſten Herzen nicht verlaſſen. Wir gehen den 7. May von hier ab, und alſo noch vor der Meſſe. Ich bin unentſchloſſen, aber was das Unglück iſt, mein Reiſegefährte iſt es noch zehnmal mehr als ich, ſo daß wir es noch nicht einmahl wiſſen, ob wir unſern Weg nach Hamburg über Berlin oder Braunſchweig nehmen werden. Dieſes iſt es alles, was ich Ihnen jetzt melden will. Künftigen Poſttag ſollen Sie einen Brief nach unſrer Art von mir bekommen. Sie ſollen ihn gewiß bekommen, denn ich habe Ihnen hundert Kleinigkeiten zu ſchreiben, von der Art, wie wir in unſern Morgengeſprächen abzuhandeln pflegten. Leben Sie unterdeſſen wohl, liebſter Freund, und ſchreiben Sie mir, ſo bald es Ihnen möglich iſt. Ich bin Zeitlebens

Ihr

ergebenſter Freund
Leſſing.

N. S. Mein Compliment an die Hrn. Naumann, Müchler und die würdigen Freunde aus Ihrer Nation. Verſichern Sie dem erſtern, daß ich eheſtens an ihn ſchreiben würde.

Embden, d. 28. Julius 1756.

Liebſter Nicolai,

Dieſer kleine Brief ſey, was man im Sprichworte zu ſagen pflegt, eine Wurſt nach der Speckſeite. Ich ſchreibe Ihnen nur in ein Paar Worten, daß meine Reiſe bisher ſehr glücklich geweſen iſt, und daß ich in Amſterdam, wo wir in acht Tagen ſeyn werden, gern einen langen, langen Brief von Ihnen bekommen möchte. Herr Voß weiß meine Adreſſe. Ich ziehe nun eben den hinterſten Fuß nach, um aus Deutſchland zu treten. Schreiben Sie mir alles, wovon wir geplaudert haben würden, wenn wir noch jetzt ſechs Häuſer von einander wohnten. Von Holland aus will ich Ihnen auch dafür recht Vieles ſchreiben. Ich habe eine Menge unordentlicher Gedanken über das bürgerliche Trauerſpiel aufgeſetzt, die Sie vielleicht zu der bewußten Abhandlung*) brauchen können, wenn Sie ſie vorher noch ein wenig

---

*) Ich hatte damal die **Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften** angekündigt, und wollte gleich ins erſte Stück eine **Abhandlung über das Trauerſpiel** einrücken, weil ich im Sinne hatte, einen Preis auf das beſte einzurückende Trauerſpiel zu ſetzen. Leſſing billigte das Letztere, und munterte mich ſehr auf, die Abhandlung zu ſchreiben. Seine Beyträge, die er in dieſem Briefe verſpricht, habe ich nicht erhalten. (Man ſ. Leſſings Brief vom 13. Novemb. 1756.) Daß ſie mir ſehr nützlich geweſen ſeyn würden, wenn ich über das **bürgerliche Trauerſpiel** hätte ſchreiben wollen, wie ich am Ende der Abhandlung verſprach, verſteht ſich. Ich habe ſchon längſt eingeſehen, daß meine Einſichten damal noch nicht hinlänglich waren, um dieſen wichtigen Gegenſtand würdig zu behandeln. Guten Willen hatte ich, das war alles. Man muß aber auch bedenken, wie überhaupt damals der Zuſtand unſerer Litteratur und beſonders unſers Theaters war. Die Leipziger Kochiſche, und die Reſte der Schönemanniſchen Bühne, weiter hatten wir damal noch nichts Leidliches. Die Bühne zu Wien war ganz elend, und in Berlin gar kein deutſches Schauſpiel, als dieſer Brief geſchrieben ward. Erſt während des ſiebenjährigen Kriegs kam Schuch's Geſellſchaft oft nach Berlin, und Ackermann's treffliche Geſellſchaft auf eine ſehr kurze Zeit. Ich hatte meine Ideen nach den franzöſiſchen Schauſpielen gebildet, welche damal die Königl. Schauſpieler in Berlin aufführten, unter denen für das Trauerſpiel einige nicht zu verachtende Perſonen waren. Ueberdies hatte ich

durchgedacht haben. Ich will ſie Ihnen ſchicken; aber ich wünſchte, daß Ihnen auch Herr Moſes ſeine Gedanken darüber ſagen möchte. Sprechen Sie ihn oft? Wenn ich erfahre, daß zwey ſo liebe Freunde, die ich in Berlin gelaſſen habe, auch unter ſich Freunde ſind, und zwar genaue Freunde: ſo werde ich erfahren, was ich zu Beyder Beſtem wünſche. Leben Sie wohl, liebſter Nicolai; und lieben Sie mich ferner. Ich bin

ganz der Ihrige,
Leſſing.

---

die Schauſpiele der Alten geleſen; und des Ariſtoteles Poetik, dieſes von ſo Wenigen recht verſtandene Werk, ſuchte ich zu verſtehen, ſo gut ich konnte. Shakſpeare kannte ich, hatte aber nur einen dunkeln Begriff von ſeinem eigentlichen Verdienſte. Meine Abhandlung gerieth alſo, wie ſie damal gerathen konnte, und ihr einziges Verdienſt möchte ſeyn, nach der damaligen Lage, allenfalls einige Aufmerkſamkeit auf die faſt ganz verlaſſene deutſche Bühne erweckt zu haben. Sonderbar iſt es mir jetzt noch, daß ich damal Shakſpeare gegen Moſes vertheidigen mußte. Er hatte ihn aber noch gar nicht im Originale geleſen, und ich wenig davon. Moſes hatte damal überhaupt auf das Theater noch kein Auge geworfen, und kannte allenfalls nur etwas vom franzöſiſchen Schauſpiele. Ich erinnere mich, daß wir bey Gelegenheit des Shakſpeariſchen Julius Cäſar, vom Herrn v. Bork überſetzt, über deſſen Eigenthümlichkeiten ſtritten, wobey ich den Advokaten des engländiſchen Dichters machte. Dieſer Streit war ein Theil des Gedankenwechſels, der über zwanzig Jahre zwiſchen uns Beiden und Leſſing Statt fand, und allen ſo nützlich war.

Bloß zu Berichtigung litterariſcher Nachrichten, muß ich hier bemerken, daß der jüngere Hr. Leſſing in Breslau, im Leben ſeines Bruders S. 200. 201. irrige Nachrichten von der Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften giebt. Dies Werk war nicht eine gemeinſchaftliche Unternehmung zwiſchen Leſſing, Moſes und mir, wie daſelbſt geſagt wird. Ich faßte allein den Entſchluß es zu ſchreiben. Dies, und meine Veranlaſſung dazu, erzählte ich ſchon in der Vorrede des Anhangs zum III. und IV. Bande der Bibl. S. 7. f. und zeigte S. 10. in der Note, wem jede Recenſion gehört. Ich gab erſt die Nachricht von der Herausgabe der Bibl. in Berlin bey Lange heraus. (Man ſehe Leſſings Brief an Moſes vom — October 1756.) Damal war Leſſing nicht in Berlin gegenwärtig, und ich mit Moſes noch nicht genau genug bekannt. Der Berliniſche Verleger beſann ſich anders, und wollte dies in ſeinem Verlage ſchon angekündigte Werk nicht übernehmen. Ich bat daher Leſſing, der ſich in Leipzig aufhielt, mir dort einen Verleger zu ſchaffen. Er beredete (nach mancher vergeblichen Bemühung) Hrn. Gottfried Dyk dazu. Als eine kleine Anekdote mag hier ſtehen, daß das Honorarium (von welchem, wie der jüngere Hr. Leſſing meint, der Preis für die Trauerſpiele wäre bezahlt worden) auf 25 Rthlr. für jedes Stück, oder ungefähr auf

Amſterdam den 3 Auguſt 1756.

Hochzuehrender Herr Vater,

Wenn ich es nicht bereits vor einigen Wochen dem Bruder in Leipzig ſchriftlich aufgetragen hätte, Ihnen einige Nachricht von mir zu geben, ſo würde ich es mir nicht verzeihen können, Sie ſo lange in Ungewißheit gelaßen zu haben, da ich weis, wie viel Antheil Sie an meinen Umſtänden nehmen. Nach einiger Überlegung werden Sie mir es hoffentlich vergeben haben, daß ich meinem Verſprechen gemäß nicht wieder nach Camenz gekommen. Wenn es von mir allein abgehangen hätte, ſo wäre es wirklich geſchehen. Doch die gänzliche Veränderung unſerer Marſchroute wollte es nicht zulaßen. Ich war übrigens verſichert, daß Sie mir auch abweſend allen den Seegen auf die Reiſe ertheilen würden, den ich perſönlich hätte empfangen können.

Wir reiſeten den 10 May von Leipzig ab; und ſind über Magdeburg, Halberſtadt, Braunſchweig, Hildesheim, Hannover, Zelle, Lüneburg, Hamburg, Bremen, Oldenburg, Embden, Gröningen, Leeuwarden, Francker, Harlingen, von Lemmer aus (nachdem wir von Harlingen wieder zurück nach Leeuwarden über Vliſt und Schneck dahin gefahren waren) über die Süder-See, den 29 Julius, glücklich

1 Rthlr. 16 Gr. für den gedruckten Bogen feſtgeſetzt ward. Aber ich war damit zufrieden, weil ich gar keinen Gewinn, ſondern nur Beförderung eines beſſeren Geſchmacks zum Endzweck hatte. Mit Moſes war ich indeß näher bekannt geworden, und da er ſich bisher nur der Philoſophie widmete, brachte ich ihn den ſchönen Wiſſenſchaften näher. (Man ſehe Moſes Brief an Leſſing vom 2. Aug. 1756. Er entſchloß ſich, Mitarbeiter zu werden. (Ebendaſ.) Leſſing beſorgte in Leipzig bloß die Korrekturen, und machte nur eine einzige Recenſion. Daß er, (wie der jüngere Hr. Leſſing ſagt,) die Urtheile ſeiner Freunde, wenn ſie ihm nicht gefielen, caſſirt habe, iſt ein Irrthum. Wenigſtens iſt mir kein Beyſpiel erinnerlich; auch wäre dies gar nicht Leſſings Charakter gemäß geweſen. Moſes verlangte zwar dieſes einmal; (Brief an Leſſing, vom 17. Febr. 1758) aber es iſt nicht geſchehen. Eine Recenſion des Devil to pay von mir ließ Leſſing nicht abdrucken, wie unten aus dem 13ten Briefe erhellet [unten S. 89]; aber nicht deswegen, weil ihm das Urtheil nicht gefiel, ſondern aus einer ganz andern Urſache. Eben dieſer 13te Brief iſt der deutlichſte Beweis, daß Leſſing die Urtheile abdrucken ließ, auch wenn ſie ihm nicht gefielen. Die Preiſe auf beide Trauerſpiele habe ich allein bezahlt, ſo wie ich ſie allein ausgeſetzt hatte. Als ich nach dem vierten Bande die Bibl. nicht mehr fortſetzen konnte, übernahm auf meine und Leſſings Bitte unſer beiderſeitiger Freund Hr. Weiße die Herausgabe. Nicolai.

hier in Amſterdam angekommen. Wir haben uns an jedem dieſer Orte, nachdem es ſich der Mühe verlohnte, einige Tage oder Wochen aufgehalten; und ſobald, als wir von hier aus die übrigen vereinigten Provinzen werden beſehen haben, werden wir nach England übergehen; welches zu Anfange Octobers geſchehen dürfte. In Zelle wollte ich den Hrn. D. Pleske ſprechen; er war aber in Hannover, wohin er monatlich einmal muß; und in Hannover hatte ich leider davon nichts gehört. Ich wünſche, daß Sie, die Frau Mutter und das ſämtliche Geſchwiſter bisher wohl und vergnügt mögen gelebt haben. Es wird mir das angenehmſte auf meiner Reiſe ſeyn, wenn ich allezeit gute Nachricht von Hauſe bekomme. Was macht Theophilus? Um Gottfrieden in Leipzig iſt mir ein wenig bange. Ich habe ihm eine kleine Aßignation auf 10 Rthlr. verſprochen, die er auf die Michaelis Meße in Leipzig, durch den Hrn. Winkler ſoll ausgezahlt bekommen. Ich will ſorgen, daß er auch von dem Hrn. Voß auf meine Rechnung etwas ausgezahlt bekommen kann. Wie lebt Gottlob in Halle? Das Verſprechen, das ich der Schweſter gethan habe, will ich gewiß in kurzen halten; und auf eine beßre Art, als ich es von Leipzig aus hätte thun können. Unterdeßen ſoll ſie mit mir Gedult haben.

Wenn es Ihnen gefällig iſt, an mich zu ſchreiben, ſo dürfen Sie nur den Brief an den Bruder in Leipzig ſchicken, welcher ſchon weis, wo er ſie hingeben muß, um ſicher und richtig beſtellt zu werden. Ich empfehle mich in das gütige Andenken und die beſtändige Liebe meiner hochzuehrenden Aeltern, und verbleibe Zeitlebens

Dero

gehorſamſter Sohn
Gotthold Ephr. Leßing

An Moſes Mendelsſohn.

Leipzig den 1. October 1756.

Liebſter Freund!

Ja freylich bin ich, leider, wieder in Leipzig. Dank ſey dem Könige von Preußen! Wir wollten eben nach England übergehen, als wir über Hals über Kopf wieder zurück reiſen mußten. Wenn wir den Winter hier bleiben, (und es hat ganz das Anſehen) ſo komm' ich auf einen oder zwey Monate, nicht nach Berlin, ſondern zu meinen guten Freunden, die in Berlin ſind. Ihre guten Freunde ſind mir hier ſehr angenehm geweſen; wie viel angenehmer würde mir es geweſen ſeyn, wenn Sie dieſe Meſſe ausgeführt hätten, was Sie die vorige Willens waren. Ich habe viel Neues von Ihnen gehört, welches mich ergözt hat; es hat mich aber verdroſſen, daß ich es nicht unmittelbar von Ihnen ſelbſt erfahren habe. Wie hätte ich es aber erfahren können, da es Ihnen nicht gefallen hat, mir auf meine letzten Briefe zu antworten? Nicht einmahl meinen Brief aus Emden haben Sie mir, beantwortet. Nächſtens werde ich genauere Zuſammenrechnung mit Ihnen halten. Leben Sie unterdeſſen wohl, und grüſſen Sie tauſendmahl von mir, unſern guten Freund, den Hrn. Nicolai. Ich bin Zeitlebens

Ihr

ergebenſter Freund
Leſſing

An Moſes Mendelsſohn.

Leipzig, den — October 1756.

Liebſter Freund!

Ihre Vermuthung iſt richtig, es wird mir hier in Leipzig Zeit und Weile lang. Und gleichwohl bin ich doch auch ſo zerſtreut, daß ich mich nicht einmahl einen vernünftigen Brief getraue zu ſchreiben. Ich möchte Sie gern um verſchiedene Erläuterungen Ihrer fernern Beſtreitung des Selbſtmords (im 2ten Theil der Abhandlungen) bitten, ich möchte Ihnen gern dieſe und jene Stelle verweiſen, wo Sie mir zu ſehr — wie nenn' ich es nun gleich? — zu ſehr biaiſirt zu haben ſcheinen. Wiſſen Sie, was ich meine? Stellen, wo Sie ſich, dem allzugefälligen Leibnitz gleich, bey Ihrem Lehrbegriffe auf die Theologen zurück zu ſehen, die Mühe genommen haben. Ueber dieſe Stellen würde ich mich auslaſſen; aber ich habe es ſchon geſagt, ich bin jetzt bis zur Verwirrung zerſtreut. Und weiß ich denn gewiß, ob mich meine Zerſtreuung auch nur hat recht leſen laſſen? Eine Wahrheit aber hat mich meine Zerſtreuung gelehrt, und dieſe will ich Sie auch lehren. Glauben Sie es ja nicht, daß man zerſtreut iſt, wenn man allzu viel in ſeinen Gedanken hat, man iſt niemahls zerſtreuter, als wenn man an gar nichts denkt.

Wie ich Ihre Nachricht las, daß Naumann metaphyſiſche Unterredungen mit einer vornehmen Dame ſchreiben wolle, ſo konnte ich mich nicht enthalten, auszurufen: Warum iſt er nun nicht lieber erſoffen! Der Gedanke iſt, nach Ihrem eignen Syſtem, ſo boshaft nicht, als er ſcheint. Das Beſte einer einzelnen Perſon muß dem allgemeinen Beſten jederzeit nachgeſetzt werden. Und auch ſeiner eignen Ehre wäre es zuträglicher; denn wer wollte nicht lieber wie ein ſchlechter Poet, als wie ein ſchlechter Philoſoph erſaufen? Ich will ihm damit, nach Bekanntmachung ſeiner Unterredungen, das ihm einmahl zugeſchriebene Schickſal weder prophezeihen noch wünſchen; da ſey Gott vor; ich wollte ihn ſogar, mit Gefahr meines eignen Lebens, wenn ich ihn fallen ſähe, aus dem Waſſer retten: aber gleichwohl — Kurz, Naumann iſt nicht klug.

Wollen Sie ſich angeführt und gelobt ſehen, ſo leſen Sie Zimmermanns Betrachtungen über die Einſamkeit. Und wollen Sie ſich nächſtens von mir gelobt leſen, ſo ſchicken Sie mir, ohne fernere Einwendung, mit erſter Poſt, wenigſtens Ihre Abhandlung von der Wahrſcheinlichkeit. Wenn ich ſie auch nicht ganz verſtehe, ſo will ich doch auch hoffentlich kein Zero für ein O anſehen. *) Leben Sie wohl, und Herr Nicolai ſoll auch wohl leben. Er ſoll mir doch melden, was das bey Hrn. Lange angekündigte Journal macht. Ich bin wenigſtens noch neugierig. Leben Sie nochmahls wohl.

Ihr
ergebenſter Freund
Leſſing.

---

*) In **Moſes Abhandlung von der Wahrſcheinlichkeit** kommt etwas Kalkul vor. Gegen das Ende der Abhandlung, da wo der Verfaſſer diejenigen Philoſophen widerlegte, welche das aequilibrium indifferentiae annehmen, (ſ. Moſes philoſoph. Schriften 1ter Theil Seite 279) thut er dar: aus ihrer Meinung würde folgen: „der Grad der göttlichen Präſcienz ſey = 0 (null).“

Moſes las dieſe Abhandlung nicht ſelbſt vor, weil er ſich den mündlichen Vortrag aus Beſcheidenheit nicht zutraute. Derjenige, den Moſes erſucht hatte, das Vorleſen zu übernehmen, machte einen luſtigen Fehler, worauf die Stelle des Briefwechſels zielt. Als der Vorleſer an die eben angezeigte Stelle kam, las er anſtatt **Null** — O. — Auf dieſes ganz unvermuthet ſehr vernehmlich ausgeſprochene O! ſahen ſich alle Zuhörer an, und einige lachten; denn in der Abhandlung kommt zwar a. b. u. x. y. vor, aber kein o.

Es hielt ſich damals einige Jahre lang in Berlin ein Schottländer Namens **Middleton** auf, den man für einen jüngern Sohn einer gräflichen Familie hielt. Es war ein etwas ſeltſamer und launiger junger Mann, der aber viele treffliche Eigenſchaften hatte. Er ſtudirte mit großem Eifer die deutſche Literatur, und ſprach zuletzt nicht nur Deutſch beynahe ſo gut wie Engländiſch, ſondern ſchrieb auch in unſrer Sprache. Er überſetzte Moſes

An Hrn. Nicolai zu Berlin.

im Nov. 1756.*)

Liebſter Freund!

Ihren Brief vom 3.9. bekam ich vorgeſtern Abends, und den vom 31. Auguſt habe ich erſt vor einigen Stunden erhalten; denn der Weg von Berlin nach Leipzig über Wittenberg iſt näher, als der über Amſterdam. Jetzt antworte ich auf beyde, und weil ich in Kleinigkeiten ein großer Liebhaber der Ordnung bin, ſo beantworte ich den älteſten zuerſt. Was ſteht in dieſem?

Erſtlich hunzen Sie mich aus, eine ganze Seite lang! Ich aber brauche nur ein Paar Worte, mich zu verantworten. Das Geheimniß Ihrer Autorſchaft habe ich nicht ausgeſchwatzt, ſondern es iſt mir abgeſtohlen worden. Ich war nicht allein, als ich Ihren Brief mit der Ankündigung erbrach. Wer ſchreibt Ihnen das? fragte man mich. Herr Nicolai — das durfte ich doch ſagen? Was gedruckt iſt, darf man doch anſehen? fuhr der Neugierige fort. Ja. — Ey! und alſo wird Herr N. mit an dem Journale arbeiten? — — Warum nicht gar! er communicirt mir blos die Ankündigung. Warum denn aber 2 Exemplare, wenn er keinen Theil daran hat? Nun war ich drum! Und

---

Briefe über die Empfindungen ins Engländiſche, und ſchrieb in deutſcher Sprache einen Roman in Briefen, den er mir der Sprache wegen durchzuſehen gab, worin ich überaus wenig Sprachunrichtigkeiten zu verbeſſern fand, obgleich freilich der Ausländer hin und wieder zu merken war. Er war ein eifriges Mitglied der oben [in der Anmerkung zu Moſes Briefe vom 2. Aug. 1756] beſchriebenen Geſellſchaft, in deren Zuſammenkünften er ſelten zu fehlen pflegte; beſonders an Tagen der Vorleſung. Er kam an dem Tage, da die Abhandlung vom Wahrſcheinlichen vorgeleſen ward, eben, als die Vorleſung anging. Nachdem er eine Weile zugehört hatte, ſtellte er ſich neben Moſes, und fragte denſelben leiſe: Von wem die Abhandlung ſey? Moſes winkte ihm, die Vorleſung nicht zu unterbrechen, und zeigte auf den Vorleſer als Verfaſſer. Mickleton ſchüttelte den Kopf, weil er dem Vorleſer eine ſolche Abhandlung nicht zutrauen mochte. Er hörte ferner aufmerkſam zu, und nachdem noch ein Paar Seiten vorgeleſen waren, raunte er ſeinem Nachbar Moſes ins Ohr: Er ſey der Verfaſſer, und möchte es nur nicht läugnen. Moſes ſchüttelte abermal den Kopf, und wies auf den Vorleſer, daß dieſer der Verfaſſer ſey. Als nun endlich das Oh! ertönte; war Mickleton der erſte, welcher laut auflachte. Und nun ward Moſes von ihm gefragt: ob er noch läugnen wollte, der Verfaſſer zu ſeyn? **Nicolai.**

*) Nach der obigen Anmerkung von Nicolai, S. 41, vom 13ten November.

wenn Verrätherey mit untergelaufen iſt, wahrhaftig! ſo habe ich nicht das Geheimniß, ſondern das Geheimniß hat mich verrathen.

Auf den polemiſchen Theil Ihres Briefes folgt der didaktiſche. Ich danke Ihnen aufrichtig für den kurzen Auszug aus Ihrer Abhandlung über das Trauerſpiel. Er iſt mir auf mancherley Weiſe ſehr angenehm geweſen, und unter andern auch deswegen, weil er mir Gelegenheit giebt zu widerſprechen. Ueberlegen Sie ja alles wohl, was ich darauf ſagen werde; denn es könnte leicht ſeyn, daß ich nicht alles wohl überlegt hätte — Ich will umwenden, um das freye Feld vor mir zu haben!

Vorläufiges Compliment! Da die Abſicht, warum ich gewiſſe Wahrheiten abhandele, die Art, wie ich ſie abhandeln ſoll, beſtimmen muß, und da jene es nicht allezeit erfordert, auf die allererſten Begriffe zurück zu gehen; ſo würde ich gar nichts wider Ihren Aufſatz zu erinnern haben, wenn ich Sie nicht für einen Kopf hielte, der mehr als eine Abſicht dabey hätte verbinden können.

Es kann ſeyn, daß wir dem Grundſatze: Das Trauerſpiel ſoll beſſern, manches elende aber gutgemeinte Stück ſchuldig ſind; es kann ſeyn, ſage ich, denn dieſe Ihre Anmerkung klingt ein wenig zu ſinnreich, als daß ich ſie gleich für wahr halten ſollte. Aber das erkenne ich für wahr, daß kein Grundſatz, wenn man ſich ihn recht geläufig gemacht hat, beſſere Trauerſpiele kann hervorbringen helfen, als der: Die Tragödie ſoll Leidenſchaften erregen.

Nehmen Sie einen Augenblick an, daß der erſte Grundſatz eben ſo wahr als der andere ſey, ſo kann man doch noch hinlängliche Urſachen angeben, warum jener bey der Ausübung mehr ſchlimme, und dieſer mehr gute Folgen haben müſſe. Jener hat nicht deswegen ſchlimme Folgen, weil er ein falſcher Grundſatz iſt, ſondern deswegen, weil er entfernter iſt, als dieſer, weil er blos den Endzweck angiebt, und dieſer die Mittel. Wenn ich die Mittel habe, ſo habe ich den Endzweck, aber nicht umgekehrt. Sie müſſen alſo ſtärkere Gründe haben, warum Sie hier vom Ariſtoteles abgehen, und ich wünſchte, daß Sie mir einiges Licht davon gegeben hätten; denn dieſer Verabſäumung ſchreiben Sie es nunmehr zu, daß Sie hier meine Gedanken leſen müſſen, wie ich glaube, daß man die Lehre des alten Philoſophen verſtehen ſolle, und wie ich mir vorſtelle, daß das Trauerſpiel durch Erzeugung der Leidenſchaften beſſern kann.

Das meiſte wird darauf ankommen: was das Trauerſpiel für Leidenſchaften erregt. In ſeinen Perſonen kann es alle mögliche Leidenſchaften wirken laſſen, die ſich zu der Würde des Stoffes ſchicken.

Aber werden auch zugleich alle dieſe Leidenſchaften in den Zuſchauern rege? Wird er freudig? wird er verliebt? wird er zornig? wird er rachſüchtig? Ich frage nicht, ob ihn der Poet ſo weit bringt, daß er dieſe Leidenſchaften in der ſpielenden Perſon billiget, ſondern ob er ihn ſo weit bringt, daß er dieſe Leidenſchaften ſelbſt fühlt, und nicht blos fühlt, ein andrer fühle ſie?

Kurz, ich finde keine einzige Leidenſchaft, die das Trauerſpiel in dem Zuſchauer rege macht, als das Mitleiden. Sie werden ſagen: erweckt es nicht auch Schrecken? erweckt es nicht auch Bewunderung? Schrecken und Bewunderung ſind keine Leidenſchaften, nach meinem Verſtande. Was denn? Wenn Sie es in Ihrer Abſchilderung getroffen haben, was Schrecken iſt, eris mihi magnus Apollo, und wenn Sie es getroffen haben, was Bewunderung iſt, Phyllida solus habeto.

Setzen Sie ſich hier auf Ihre Richterſtühle, meine Herren, Nikolai und Moſes. Ich will es ſagen, was ich mir unter beyden vorſtelle.

Das Schrecken in der Tragödie iſt weiter nichts als die plötzliche Ueberraſchung des Mitleides, ich mag den Gegenſtand meines Mitleids kennen oder nicht. Z. E. endlich bricht der Prieſter damit heraus: **Du Oedip biſt der Mörder des Lajus!** Ich erſchrecke, denn auf einmahl ſehe ich den rechtſchafnen Oedip unglücklich; mein Mitleid wird auf einmahl rege. Ein ander Exempel: es erſcheinet ein Geiſt; ich erſchrecke: der Gedanke, daß er nicht erſcheinen würde, wenn er nicht zu des einen oder zu des andern Unglück erſchiene, die dunkle Vorſtellung dieſes Unglücks, ob ich den gleich noch nicht kenne, den es treffen ſoll, überraſchen mein Mitleid, und dieſes überraſchte Mitleid heißt Schrecken. Belehren Sie mich eines Beſſern, wenn ich Unrecht habe.

Nun zur Bewunderung! Die Bewunderung! O in der Tragödie, um mich ein wenig orakelmäßig auszudrucken, iſt ſie das entbehrlich gewordene Mitleiden. Der Held iſt unglücklich, aber er iſt über ſein Unglück ſo weit erhaben, er iſt ſelbſt ſo ſtolz darauf, daß es auch in meinen Gedanken die ſchreckliche Seite zu verlieren anfängt, daß ich ihn mehr beneiden, als bedauern möchte.

Die Staffeln ſind alſo dieſe: Schrecken, Mitleid, Bewunderung. Die Leiter aber heißt: Mitleid; und Schrecken und Bewunderung ſind nichts als die erſten Sproſſen, der Anfang und das Ende des Mitleids. Z. E. Ich höre auf einmahl, nun iſt Cato ſo gut als des Cäſars Mörder. Schrecken! Ich werde hernach mit der verehrungswürdigen Perſon des erſtern, und auch nachher mit ſeinem Unglücke bekannt. Das Schrecken zertheilet ſich in Mitleid. Nun aber hör' ich ihn ſagen: *Die Welt, die Cäſarn dient, iſt meiner nicht mehr werth. Die Bewunderung ſezt dem Mitleiden Schranken.* Das Schrecken braucht der Dichter zur Ankündigung des Mitleids, und Bewunderung gleichſam zum Ruhepunkte deſſelben. Der Weg zum Mitleid wird dem Zuhörer zu lang, wenn ihn nicht gleich der erſte Schreck aufmerkſam macht, und das Mitleiden nüzt ſich ab, wenn es ſich nicht in der Bewunderung erholen kann. Wenn es alſo wahr iſt, daß die ganze Kunſt des tragiſchen Dichters auf die ſichere Erregung und Dauer des einzigen Mitleidens geht, ſo ſage ich nunmehr, die Beſtimmung der Tragödie iſt dieſe: ſie ſoll unſre Fähigkeit, *Mitleid zu fühlen, erweitern.* Sie ſoll uns nicht blos lehren, gegen dieſen oder jenen Unglücklichen Mitleid zu fühlen, ſondern ſie ſoll uns ſo weit fühlbar machen, daß uns der Unglückliche zu allen Zeiten, und unter allen Geſtalten, rühren und für ſich einnehmen muß. Und nun berufe ich mich auf einen Saz, den Ihnen Herr Moſes vorläufig demonſtriren mag, wenn Sie, Ihrem eignen Gefühl zum Troz, daran zweifeln wollen. *Der mitleidigſte Menſch iſt der beſte Menſch,* zu allen geſellſchaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmuth der aufgelegteſte. Wer uns alſo mitleidig macht, macht uns beſſer und tugendhafter, und das Trauerſpiel, das jenes thut, thut auch dieſes, oder — es thut jenes, um dieſes thun zu können. Bitten Sie es dem Ariſtoteles ab, oder widerlegen Sie mich.

Auf gleiche Weiſe verfahre ich mit der Komödie. Sie ſoll uns zur Fertigkeit verhelfen, alle Arten des Lächerlichen leicht wahrzunehmen. Wer dieſe Fertigkeit beſizt, wird in ſeinem Betragen alle Arten des Lächerlichen zu vermeiden ſuchen, und eben dadurch der wohlgezogenſte und geſittetſte Menſch werden. Und ſo iſt auch die Nüzlichkeit der Komödie gerettet.

Beyder Nuzen, des Trauerſpiels ſowohl als des Luſtſpiels, iſt von dem Vergnügen unzertrennlich; denn die ganze Hälfte des Mitleids und des Lachens iſt Vergnügen, und es iſt großer Vortheil für den dramatiſchen Dichter, daß er weder nüzlich, noch angenehm, eines ohne das andere ſeyn kann.

Ich bin jezt von dieſen meinen Grillen ſo eingenommen, daß ich, wenn ich eine dramatiſche Dichtkunſt ſchreiben ſollte, weitläuftige Abhandlungen vom Mitleid und Lachen voranſchicken würde. Ich würde beydes ſogar mit einander vergleichen, ich würde zeigen, daß das Weinen eben ſo aus einer Vermiſchung der Traurigkeit und Freude, als das Lachen aus einer Vermiſchung der Luſt und Unluſt entſtehe; ich würde weiſen, wie man das Lachen in Weinen verwandeln kann, wo man auf der einen Seite Luſt zur Freude, und auf der andern Unluſt zur Traurigkeit, in beſtändiger Vermiſchung anwachſen läßt; ich würde — Sie glauben nicht, was ich alles würde.

Ich will Ihnen nur noch einige Proben geben, wie leicht und glücklich aus meinem Grundſatze, nicht nur die vornehmſte bekannte Regeln, ſondern auch eine Menge neuer Regeln fließe, an deren Statt man ſich mit dem bloßen Gefühle zu begnügen pflegt.

Das Trauerſpiel ſoll ſo viel Mitleid erwecken, als es nur immer kann; folglich müſſen alle Perſonen, die man unglücklich werden läßt, gute Eigenſchaften haben, folglich muß die beſte Perſon auch die unglücklichſte ſeyn, und Verdienſt und Unglück in beſtändigem Verhältniſſe bleiben. Das iſt, der Dichter muß keinen von allem Guten entblößten Böſewicht aufführen. Der Held oder die beſte Perſon muß nicht, gleich einem Gotte, ſeine Tugenden ruhig und ungekränkt überſehen. Ein Fehler des Canuts, zu deſſen Bemerkung Sie auf einem andern Wege gelanget ſind. Merken Sie aber wohl, daß ich hier nicht von dem Ausgange rede, denn das ſtelle ich in des Dichters Gutbefinden, ob er lieber die Tugend durch einen glücklichen Ausgang krönen, oder durch einen unglücklichen uns noch intereſſanter machen will. Ich verlange nur, daß die Perſonen, die mich am meiſten für ſich einnehmen, während der Dauer des Stücks, die unglücklichſten ſeyn ſollen. Zu dieſer Dauer aber gehöret nicht der Ausgang.

Das Schrecken, habe ich geſagt, iſt das überraſchte Mitleiden; ich will hier noch ein Wort hinzuſetzen: das überraſchte und unentwickelte Mitleiden; folglich wozu die Ueberraſchung, wenn es nicht entwickelt wird? Ein Trauerſpiel voller Schrecken, ohne Mitleid, iſt ein Wetterleuchten ohne Donner. So viel Blitze, ſo viel Schläge, wenn uns der Blitz nicht ſo gleichgültig werden ſoll, daß wir ihm mit einem kindiſchen Vergnügen entgegen gaffen. Die Bewunderung, habe ich mich ausgedrückt, iſt das entbehrlich gewordene Mitleid. Da aber das Mitleid das Hauptwerk iſt, ſo muß es folglich ſo ſelten als möglich entbehrlich werden; der Dichter muß ſeinen Held nicht zu ſehr, nicht zu anhaltend der bloßen Bewunderung ausſetzen, und Cato als ein Stoiker iſt mir ein ſchlechter tragiſcher Held. Der bewunderte Held iſt der Vorwurf der Epopee; der bedauerte des Trauerſpiels. Können Sie ſich einer einzigen Stelle erinnern, wo der Held des Homers, des Virgils, des Taſſo, des Klopſtocks, Mitleiden erweckt? oder eines einzigen alten Trauerſpiels, wo der Held mehr bewundert als bedauert wird? Hieraus können Sie nun auch ſchließen, was ich von Ihrer Eintheilung der Trauerſpiele halte. Sie fällt mit Ihrer

Erlaubniß ganz weg. Ich habe nicht Luſt noch einen dritten Bogen anzulegen, ſonſt wollte ich mich noch über einige andere Punkte erklären. Ich verſpare es bis auf einen nächſten Brief, welcher zugleich die Beantwortung Ihres zweyten enthalten ſoll.

Jetzt melde ich Ihnen nur noch, daß ich Ihr zweytes Avertiſſement beſorgt habe; verlange, daß Sie mir Ihre aufrichtige Meinung über dieſes Geſchwätz je eher je lieber entdecken ſollen, und empfehle mich Ihrer fernern Freundſchaft. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

N. S. Wenn Sie über meine Zweifel freundlich antworten wollen, ſo ſchicken Sie mir dieſen Brief wieder mit zurück; denn es könnte leicht kommen, daß ich über acht Tage nicht mehr wüßte, was ich heute geſchrieben habe.

An Moſes Mendelsſohn.

den 18. Nov. 1756.

Liebſter Freund!

Ich habe heute an unſern Hrn. Nicolai einen ſehr langen und langweiligen Brief geſchrieben, und ich vermuthe, daß Sie einen deſto kürzern bekommen werden. Je kürzer je angenehmer? Zu leſen oder zu ſchreiben? werden Sie fragen.

Dieſer kurze Brief kann aber keine Antwort auf Ihre Antwort meines letztern ſeyn, den Ihnen Herr Joſeph mitgebracht hat, non epiſtolae nullae ſunt reſponſiones. Sondern er iſt eine Antwort auf Ihren Brief, den ich Ihnen von Amſterdam aus beantwortet hätte, wenn der König von Preußen nicht ein ſo großer Kriegsheld wäre.

Es iſt mir recht ſehr angenehm, daß mein Freund, der Metaphyſiker, ſich in einen Belesprit ausdehnt, wenn ſein Freund, der Belesprit, ſich nur ein wenig in einen Metaphyſiker concentriren könnte oder wollte. Was iſt zu thun? Der Belesprit tröſtet ſich unterdeſſen mit dem Einfalle — denn mit was kann ſich ein Belesprit anders tröſten, als mit Einfällen? — daß, wenn Freunde alles unter ſich gemein haben ſollen, Ihr Wiſſen auch das meinige iſt, und Sie kein Metaphyſiker ſeyn können, ohne daß ich nicht auch einer ſey.

Z. E. ich bitte Sie, das, was ich an Hrn. Nicolai geſchrieben habe, zu überdenken, zu prüfen, zu verbeſſern. Erfüllen Sie nun meine Bitte, ſo iſt es eben das, als ob ich es ſelbſt nochmals überdacht, geprüft und verbeſſert hätte. Ihre beſſern Gedanken ſind weiter nichts als meine zweyten Gedanken. So bald Sie alſo, unter andern, meinen Begrif vom Weinen falſch finden werden, ſo bald werde ich ihn auch verwerfen, und ihn für weiter nichts halten, als für eine gewaltſame Ausdehnung meines Begrifs vom Lachen. Jetzo halte ich ihn noch für wahr; denn ich denke ſo: alle Betrübniß, welche von Thränen begleitet wird, iſt eine Betrübniß über ein verlohrnes Gut; kein anderer Schmerz, keine andre unangenehme Empfindung wird von Thränen begleitet. Nun findet ſich bey dem verlohrnen Gute nicht allein die Idee des Verluſts, ſondern auch die Idee des Guts, und beyde, dieſe angenehme mit jener unangenehmen, ſind unzertrennlich verknüpft. Wie, wenn dieſe Verknüpfung überall Statt hätte, wo das Weinen vorkommt? Bey den Thränen des Mitleids iſt es offenbar. Bey den Thränen der Freude trift es auch ein: denn man weint nur da vor Freude, wenn man vorhero elend geweſen, und ſich nun auf einmahl beglückt ſieht; niemahls aber, wenn man vorher nicht elend geweſen. Die einzigen ſogenannten Bußthränen machen mir zu ſchaffen, aber ich ſorge ſehr, die Erinnerung der Annehmlichkeit der Sünde, die man jetzt erſt für ſtrafbar zu erkennen anfängt, hat ihren guten Theil daran; es müßte denn ſeyn, daß die Bußthränen nichts anders als eine Art von Freudenthränen wären, da man ſein Elend, den Weg des Laſters gewandelt zu ſeyn, und ſeine Glückſeligkeit, den Weg der Tugend wieder anzutreten, zugleich empfände.

Ich bitte Sie nur noch, auf die bewundernswürdige Harmonie Acht zu haben, die ich nach meiner Erklärung des Weinens, hier zwiſchen den reſpondirenden Veränderungen des Körpers und der Seele zu ſehen glaube. Man kann lachen, daß die Thränen in die Augen treten; das körperliche Weinen iſt alſo gleichſam der höchſte Grad des körperlichen Lachens. Und was braucht es bey dem Lachen in der Seele mehr, wenn es zum Weinen werden ſoll, als daß die Luſt und Unluſt, aus deren Vermiſchung das Lachen entſteht, beyde zum höchſten Grade anwachſen, und eben ſo vermiſcht bleiben. Z. E. der Kopf eines Kindes in einer großen Staatsperücke iſt ein lächerlicher Gegenſtand; und der große Staatsmann, der kindiſch geworden iſt, ein beweinenswürdiger.

Ich ſehe, daß mein Brief doch lang geworden iſt. Nehmen Sie mir es ja nicht übel. Leben Sie wohl, liebſter Moſes, und fahren Sie fort mich zu lieben. Ich bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Leipzig, den 28. Nov. 1756.

Liebſter Freund!

Ich muß Ihnen auf Ihren letzten Brief den Augenblick antworten; denn was bey mir nicht den Augenblick geſchieht, das geſchieht entweder gar nicht, oder ſehr ſchlecht. Da ich aber nichts weniger als lange Weile habe, und den größten Theil des Tages mit unſern Gäſten zubringen muß — (denn das wiſſen Sie doch, daß nunmehr auch Leipzig nicht länger von Preußiſcher Einquartierung verſchont iſt?) ſo werde ich von der Fauſt weg ſchreiben, und meine Gedanken unter der Feder reif werden laſſen.

Es kömmt mir ſehr gelegen, was Sie von der Bewunderung ſagen; und in meinem Briefe an unſern Freund habe ich dieſen Affekt nicht ſowohl überhaupt erklären, als anzeigen wollen, was für Wirkung er in dem Trauerſpiele hervorbringe; eine Wirkung, die Sie ſelbſt nicht ganz in Abrede ſind.

Wir gerathen in Bewunderung, ſagen Sie, wenn wir an einem Menſchen gute Eigenſchaften gewahr werden, die unſre Meinung, die wir von ihm oder von der ganzen menſchlichen Natur gehabt haben, übertreffen. In dieſer Erklärung finde ich zweyerley Dinge, die zweyerley Nahmen verdienen, und in unſerer Sprache auch wirklich haben. Wenn ich an einem gute Eigenſchaften gewahr werde, die meine Meinung von ihm übertreffen; ſo heißt das nicht, ich bewundere ihn, ſondern ich verwundere mich über ihn. Bewundern Sie den ſterbenden Gusmann? Ich nicht, ich verwundere mich blos, daß aus einem chriſtlichen Barbaren ſo geſchwind ein Menſch geworden iſt, ja ich verwundere mich ſo ſehr, daß ich mich nicht enthalten kann, den Dichter ein wenig zu tadeln. Die Veränderung iſt zu jäh, und nach dem Charakter des Gusmann durch nichts wahrſcheinlich zu machen, als durch eine übernatürliche Wirkung der Religion. Voltaire muß es ſelbſt gemerkt haben:

Sieh hier den Unterſchied der Götter, die wir ehren,
Die deinen konnten dich nur Wuth und Rache lehren.

Bis dieſen Augenblick habe ich den Gusmann gehaßt: ich freue mich faſt, daß ihn der Wilde erſtochen hat; er erſtach ein Ungeheuer, das eine Welt verwüſtete: wo ſollte das Mitleiden herkommen? Nunmehr aber höre ich, er vergiebt; er thut die erſte und letzte gute That, die ich nicht von ihm erwartet hätte; das Mitleid erſcheint an der Hand der Verwunderung, das iſt, es entſteht durch die endlich und plötzlich entdeckte gute Eigenſchaft. Ich ſage mit Fleiß: plötzlich, um eine Erfahrung daraus zu erklären, die ich wirklich gehabt habe, ehe die Speculation noch daran Theil nehmen konnte. Ich bin, als ich dieſe Scene zum erſtenmahl las, über die Vergebung des Gusmann erſchrocken. Denn den Augenblick fühlte ich mich in der Stelle des Zamor. Ich fühlte ſeine Beſchämung, ſeine ſchmerzliche Erniedrigung, ich fühlte es, was es einem Geiſte, wie dem ſeinigen, koſten müſſe, zu ſagen: ich ſchäme mich der Rache! Zum Tode, dem kleinern Uebel, war er vorbereitet; zur Vergebung, dem größern, nicht.

Alſo, wenn ein Böſewicht oder jede andere Perſon eine gute Eigenſchaft zeigt, die ich in ihm nicht vermuthet hätte, ſo entſteht keine Bewunderung, ſondern eine Verwunderung, welche ſo wenig etwas Angenehmes iſt, daß ſie vielmehr weiter nichts, als ein Fehler des Dichters genannt zu werden verdient, weil in keinem Charakter mehr ſeyn muß, als man ſich Anfangs darinn zu finden verſpricht. Wenn der Geizige auf einmahl freygebig, der Ruhmredige auf einmahl beſcheiden wird; ſo verwundert man ſich, bewundern aber kann man ihn nicht.

Wenn nun dieſer Unterſchied keine falſche Spitzfindigkeit iſt, ſo wird die Bewunderung allein da Statt finden, wo wir ſo glänzende Eigenſchaften entdecken, daß wir ſie der ganzen menſchlichen Natur nicht zugetrauet hätten. Um dieſes näher einzuſehen, glaube ich, werden folgende Punkte etwas beytragen können.

Was ſind dieſes für glänzende Eigenſchaften, die wir bewundern? Sind es beſondere Eigenſchaften, oder ſind es nur die höchſten Grade guter Eigenſchaften? Sind es die höchſten Grade aller guter Eigenſchaften, oder nur einiger derſelben?

Das Wort Bewunderung wird von dem größten Bewunderer, dem Pöbel, ſo oft gebraucht, daß ich es kaum wagen will, aus dem Sprachgebrauche etwas zu entſcheiden. Seine, des Pöbels Fähigkeiten ſind ſo gering, ſeine Tugenden ſo mäßig, daß er beyde nur in einem leidlichen Grade entdecken darf, wenn er bewundern ſoll. Was über ſeine enge Sphäre iſt, glaubt er über die Sphäre der ganzen menſchlichen Natur zu ſeyn.

Laſſen Sie uns alſo nur diejenigen Fälle unterſuchen, wo die beſſern Menſchen, Menſchen von Empfindung und Einſicht, bewundern. Unterſuchen Sie Ihr eigen Herz, liebſter Freund! Bewundern Sie die Gütigkeit des Auguſtus, die Keuſchheit des Hippolyts, die kindliche Liebe der Chimene? Sind dieſe und andere ſolche Eigenſchaften über den Begrif, den Sie von der menſchlichen Natur haben? Oder zeigt nicht vielmehr die Nacheiferung ſelbſt, die ſie in Ihnen erwecken, daß ſie noch innerhalb dieſem Begriffe ſind?

Was für Eigenſchaften bewundern Sie denn nun? Sie bewundern einen Cato, einen Eſſex — mit einem Worte, nichts als Beyſpiele einer unerſchütterten Feſtigkeit, einer unerbittlichen Standhaftigkeit, eines nicht zu erſchreckenden Muths, einer heroiſchen Verachtung der Gefahr und des Todes; und alle dieſe Beyſpiele bewundern Sie um ſo viel mehr, je beſſer Sie ſind, je fühlbarer Ihr Herz, je zärtlicher Ihre Empfindung iſt. Sie haben einen zu richtigen Begrif von der menſchlichen Natur, als daß Sie nicht alle unempfindliche Helden für ſchöne Ungeheuer, für mehr als Menſchen, aber gar nicht für gute Menſchen halten ſollten. Sie bewundern ſie alſo mit Recht; aber eben deswegen, weil Sie ſie bewundern, werden Sie ihnen nicht nacheifern. Mir wenigſtens iſt es niemahls in den Sinn gekommen, einem Cato oder Eſſex an Halsſtarrigkeit gleich zu werden, ſo ſehr ich ſie auch wegen dieſer Halsſtarrigkeit bewundere, die ich ganz und gar verachten und verdammen würde, wenn es nicht eine Halsſtarrigkeit der Tugend zu ſeyn ſchiene.

Ich werde alſo der Bewunderung nichts abbitten, ſondern ich verlange, daß Sie es der Tugend abbitten ſollen, ſie zu einer Tochter der Bewunderung gemacht zu haben. Es iſt wahr, ſie iſt ſehr oft die Tochter der Nacheiferung, und die Nacheiferung iſt eine natürliche Folge der anſchauenden Erkenntniß einer guten Eigenſchaft. Aber muß es eine bewundernswürdige Eigenſchaft ſeyn? Nichts weniger. Es muß eine gute Eigenſchaft ſeyn, deren ich den Menſchen überhaupt, und alſo auch mich, fähig halte. Und dieſe Eigenſchaften ſchließe ich ſo wenig aus dem Trauerſpiele aus, daß vielmehr, nach meiner Meinung, gar kein Trauerſpiel ohne ſie beſteht, weil man ohne ſie kein Mitleid erregen kann. Ich will nur diejenigen großen Eigenſchaften ausgeſchloſſen haben, die wir unter dem allgemeinen Nahmen des Heroismus begreifen können, weil jede derſelben mit Unempfindlichkeit verbunden iſt, und Unempfindlichkeit in dem Gegenſtande des Mitleids, mein Mitleiden ſchwächt.

Laſſen Sie uns hier bey den Alten in die Schule gehen. Was können wir nach der Natur für beſſere Lehrer wählen? Um das Mitleid deſto gewiſſer zu erwecken, ward Oedipus und Alceſte von allem Heroismus entkleidet. Jener klagt weibiſch, und dieſe jammert mehr als weibiſch; ſie wollten ſie lieber zu empfindlich, als unempfindlich machen; ſie ließen ſie lieber zu viel Klagen ausſchütten, zu viel Thränen vergießen, als gar keine.

Sie ſagen, das benähme der Bewunderung ihren Werth nicht, daß ſie das Mitleiden ſchwäche oder gar aufhebe, weil ſie dieſes mit dem Tode des Helden gemein habe. Sie irren hier aus zu groſſer Scharfſinnigkeit. Unter 1000 Menſchen wird nur ein Weltweiſer ſeyn, welcher den Tod nicht für das gröſte Uebel, und das Todtſeyn nicht für eine Fortdauer dieſes Uebels hält! Das Mitleiden hört alſo mit dem Tode noch nicht auf; geſetzt aber, es hörte auf, ſo würde dieſer Umſtand weiter nichts, als die Urſache der Regel ſeyn, warum ſich mit dem Tode des Helden auch das Stück ſchlieſſen müſſe. Kann ſich aber das Stück mit der Bewunderung ſchlieſſen? Wenn ich aber geſagt habe, der tragiſche Dichter müſſe die Bewunderung ſo wenig ſein Hauptwerk ſeyn laſſen, daß er ſie vielmehr nur zu Ruhepunkten des Mitleids machen müſſe; ſo habe ich dieſes damit ſagen wollen, er ſolle ſeinem Helden nur ſo viel Standhaftigkeit geben, daß er nicht auf eine unanſtändige Art unter ſeinem Unglück erliege. Empfinden muß er ihn ſein Unglück laſſen; er muß es ihn recht fühlen laſſen; denn ſonſt können wir es nicht fühlen. Und nur dann und wann muß er ihn laſſen einen effort thun, der auf wenige Augenblicke eine dem Schickſal gewachſene Seele zu zeigen ſcheint, welche große Seele den Augenblick darauf wieder ein Raub ihrer ſchmerzlichen Empfindungen werden muß.

Was Sie von dem Mithridat des Racine ſagen, iſt, glaub' ich, eher für mich, als für Sie. Eben die edelmüthige Scene, wo er ſeinen Söhnen den Anſchlag, vor Rom zu gehen, entdeckt, iſt Urſache, daß wir mit ihm wegen ſeines gehabten mißlichen Schickſals in dem Kriege wider die Römer kein Mitleiden haben können. Ich ſehe ihn ſchon triumphirend in Rom einziehen, und vergeſſe darüber alle ſeine unglücklichen Schlachten. Und was iſt denn dieſe Scene bey dem Racine mehr, als eine ſchöne Flickſcene? Sie bewundern den Mithridat, dieſe Bewunderung iſt ein angenehmer Affekt; ſie kann bey einem Carl dem XII. Nacheiferung erwecken, aber wird es dadurch unwahr, daß ſie ſich beſſer in ein Heldengedicht als in ein Trauerſpiel ſchicke?

Doch ich will aufhören zu ſchwatzen, und es endlich bedenken, daß ich an einen Wortſparer ſchreibe. Ich will, was ich wider die Bewunderung bisher, ſchlecht oder gut, geſagt habe, nicht geſagt haben; ich will alles wahr ſeyn laſſen, was Sie von ihr ſagen. Sie iſt dennoch aus dem Trauerſpiel zu verbannen.

Denn Doch ich will erſt eine Erläuterung aus dem Urſprunge des Trauerſpiels voranſchicken. Die alten Trauerſpiele ſind aus dem Homer, ihrem Inhalte nach, genommen, und dieſe Gattung der Gedichte ſelbſt, iſt aus der Abſingung ſeiner Epopeen entſprungen. Homer und nach ihm die Rhapſodiſten wählten gewiſſe Stücke daraus, die ſie bey feyerlichen Gelegenheiten, vielleicht auch vor den Thüren ums Brod, abzuſingen pflegten. Sie mußten die Erfahrung gar bald machen, was für Stücke von dem Volke am liebſten gehört wurden. Heldenthaten hört man nur einmal mit ſonderlichem Vergnügen; ihre Neuigkeit rührt am meiſten. Aber tragiſche Begebenheiten rühren, ſo oft man ſie hört. Dieſe alſo wurden, vorzüglich vor andern Begebenheiten bey dem Homer, ausgeſucht, und Anfangs, ſo wie ſie erzählungsweiſe bey dem Dichter ſtehen, geſungen, bis man darauf fiel, ſie dialogiſch abzutheilen, und das daraus entſtand, was wir jetzt Tragödie nennen. Hätten denn nun die Alten nicht eben ſowohl aus den Heldenthaten ein dialogiſches Ganze machen können? Freylich, und ſie würden es gewiß gethan haben, wenn ſie nicht die Bewunderung für eine weit ungeſchicktere Lehrerinn des Volks als das Mitleiden gehalten hätten.

Und das iſt ein Punkt, den Sie ſelbſt am beſten beweiſen können. Die Bewunderung in dem allgemeinen Verſtande, in welchem es nichts iſt, als das ſonderliche Wohlgefallen an einer ſeltnen Vollkommenheit, beſſert vermittelſt der Nacheiferung, und die Nacheiferung ſetzt eine deutliche Erkenntniß der Vollkommenheit, welcher ich nacheifern will, voraus. Wie viele haben dieſe Erkenntniß? Und wo dieſe nicht iſt, bleibt die Bewunderung nicht unfruchtbar? Das Mitleiden hingegen beſſert unmittelbar; beſſert, ohne daß wir ſelbſt etwas dazu beytragen dürfen; beſſert den Mann von Verſtande ſowohl als den Dummkopf.

Hiermit ſchließ' ich. Sie ſind mein Freund; ich will meine Gedanken von Ihnen geprüft, nicht gelobt haben. Ich ſehe Ihren fernern Einwürfen mit dem Vergnügen entgegen, mit welchem man der Belehrung entgegen ſehen muß. Jetzt habe ich mich, in Anſehung des Briefſchreibens, in Athem geſetzt: Sie wiſſen, was Sie zu thun haben, wenn ich darinn bleiben ſoll. Leben Sie wohl, und laſſen Sie unſre Freundſchaft ewig ſeyn!

Leſſing.

An Nicolai.

Leipzig, d. 29. Novemb. 1756.

Liebſter Freund,

Vorigesmal bekamen Sie den langen Brief; jetzt hat ihn Herr Moſes bekommen, und Sie bekommen den kurzen.

Geſegnet ſey Ihr Entſchluß, ſich ſelbſt zu leben!*) Um ſeinen Verſtand auszubreiten, muß man ſeine Begierden einſchränken. Wenn Sie leben können, ſo iſt es gleichviel, ob Sie von mäßigen, oder von großen Einkünften leben. Und endlich ſind Plätze in der Welt, die ſich beßer für Sie ſchicken, als die Handlung. Wie glücklich wäre ich, wenn ich Ihre Einladung annehmen könnte! Wie viel lieber wollte ich künftigen Sommer mit Ihnen und unſerm Freunde zubringen, als in England! Vielleicht lerne ich da weiter nichts, als daß man eine Nation bewundern und haßen kann.

Ich komme zur rückſtändigen Beantwortung Ihrer Briefe. Ich wollte lieber, daß Sie mein Stück, als die Aufführung meines Stücks, ſo weitläuftig beurtheilt hätten. Sie würden mir dadurch das Gute, das Sie davon ſagen, glaublicher gemacht haben. Ich kann mich aber doch nicht enthalten, über Ihr Lob eine Anmerkung zu machen. Sie ſagen, Sie hätten bis zum fünften Aufzuge öfters Thränen vergoßen; am Ende aber hätten Sie vor ſtarker Rührung nicht weinen können: eine Sache, die Ihnen noch nicht begegnet ſey, und gewißer Maßen mit Ihrem Syſtem von der Rührung ſtreite. — Es mag einmal in dieſem Complimente, was noch in keinem Complimente geweſen iſt, jedes Wort wahr ſeyn — wißen Sie, was mein Gegencompliment iſt? Wer Geyer heißt Ihnen ein falſches Syſtem haben? Oder vielmehr: wer Geyer heißt Ihrem Verſtande ſich ein Syſtem nach ſeiner Grille machen, ohne Ihre Empfindung zu Rathe zu ziehen? Dieſe hat, Ihnen unbewußt, das richtigſte Syſtem, das man nur haben kann; denn ſie hat meines. Ich berufe mich auf meinen letzten Brief an Hrn. Moſes. Das Mitleiden giebt keine Thränen mehr, wenn die ſchmerzhaften Empfindungen in ihm die Oberhand gewinnen. Ich unterſcheide drey Grade des Mitleids, deren mittelſter das weinende Mitleid iſt, und die vielleicht mit den drey Worten zu unterſcheiden wären, Rührung, Thränen, Beklemmung. Rührung iſt, wenn ich weder die Vollkommenheiten, noch das Unglück des Gegenſtandes deutlich denke, ſondern von beyden nur einen dunkeln Begriff habe; ſo rührt mich z. E. der Anblick jedes Bettlers. Thränen erweckt er nur dann in mir, wenn er mich mit ſeinen guten Eigenſchaften ſo wohl, als mit ſeinen Unfällen bekannter macht, und zwar mit beyden zugleich, welches das wahre Kunſtſtück iſt, Thränen zu erregen. Denn macht er mich erſt mit ſeinen guten Eigenſchaften und hernach mit ſeinen

---

*) Ich entſagte damals der Handlung, um mit einem kleinen Einkommen, bloß für die Wißenſchaften zu leben. Nicolai.

Unfällen, oder erſt mit dieſen und hernach mit jenen bekannt, ſo wird zwar die Rührung ſtärker, aber zu Thränen kömmt ſie nicht. Z. E. Ich frage den Bettler nach ſeinen Umſtänden, und er antwortet: ich bin ſeit drey Jahren amtlos, ich habe Frau und Kinder; ſie ſind Theils krank, Theils noch zu klein, ſich ſelbſt zu verſorgen; ich ſelbſt bin nur vor einigen Tagen vom Krankenbette aufgeſtanden. — Das iſt ſein Unglück! — Aber wer ſind Sie denn? frage ich weiter. — Ich bin der und der, von deſſen Geſchicklichkeit in dieſen oder jenen Verrichtungen Sie vielleicht gehört haben; ich bekleidete mein Amt mit möglichſter Treue; ich könnte es alle Tage wieder antreten, wenn ich lieber die Creatur eines Miniſters, als ein ehrlicher Mann ſeyn wollte ꝛc. Das ſind ſeine Vollkommenheiten! Bey einer ſolchen Erzählung aber kann niemand weinen. Sondern wenn der Unglückliche meine Thränen haben will, muß er beyde Stücke verbinden; er muß ſagen: ich bin vom Amte geſetzt, weil ich zu ehrlich war, und mich dadurch bey dem Miniſter verhaßt machte; ich hungere, und mit mir hungert eine kranke liebenswürdige Frau; und mit uns hungern ſonſt hoffnungsvolle, jetzt in der Armuth vermodernde Kinder; und wir werden gewiß noch lange hungern müſſen. Doch ich will lieber hungern, als niederträchtig ſeyn; auch meine Frau und Kinder wollen lieber hungern, und ihr Brot lieber unmittelbar von Gott, das iſt, aus der Hand eines barmherzigen Mannes, nehmen, als ihren Vater und Ehemann laſterhaft wiſſen ꝛc. — (Ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen. Sie müſſen meinem Vortrage mit Ihrem eignen Nachdenken zu Hülfe kommen.) Einer ſolchen Erzählung habe ich immer Thränen in Bereitſchaft. Unglück und Verdienſt ſind hier im Gleichgewicht. Aber laſſen Sie uns das Gewicht in der einen oder andern Schale vermehren, und zuſehen, was nunmehr entſteht. Laſſen Sie uns zuerſt in die Schale der Vollkommenheit eine Zulage werfen. Der Unglückliche mag fortfahren: aber wenn ich und meine kranke Frau uns nur erſt wieder erholt haben, ſo ſoll es ſchon anders werden. Wir wollen von der Arbeit unſrer Hände leben; wir ſchämen uns keiner. Alle Arten, ſein Brot zu verdienen, ſind einem ehrlichen Manne gleich anſtändig: Holz ſpalten, oder am Ruder des Staates ſitzen. Es kömmt ſeinem Gewiſſen nicht darauf an, wie viel er nützt, ſondern wie viel er nützen wollte. — Nun hören meine Thränen auf; die Bewunderung erſtickt ſie. Und kaum, daß ich es noch fühle, daß die Bewunderung aus dem Mitleiden entſprungen. — Laſſen Sie uns eben den Verſuch mit der andern Wagſchale anſtellen. Der ehrliche Bettler erfährt, daß es wirklich einerley Wunder, einerley übernatürliche Seltenheit iſt, von der Barmherzigkeit der Menſchen, oder unmittelbar aus der Hand Gottes geſpeiſt zu werden. Er wird überall ſchimpflich abgewieſen; unterdeſſen nimmt ſein Mangel zu, und mit ihm ſeine Verwirrung. Endlich geräth er in Wuth; er ermordet ſeine Frau, ſeine Kinder und ſich. — Weinen Sie noch? — Hier erſtickt der Schmerz die Thränen, aber nicht das Mitleid, wie es die Bewundrung thut. Es iſt —

Ich verzweifelter Schwätzer! Nicht ein Wort mehr. Iſt Ihre Recenſion vom Devil to pay ſchon gedruckt? Ich habe eine ſehr merkwürdige Entdeckung in Anſehung dieſes Stücks gemacht; wovon in meinem nächſten.*)

Leben Sie wohl, liebſter Freund!

Leſſing.

Nachſchrift. Was macht denn unſer lieber Marpurg? Grüßen Sie ihn tauſendmal von mir. Ich laſſe mich wegen des berühmten Dichters in ſeinen Oden ſchöne bedanken.

An Moſes Mendelsſohn.

Leipzig, den 18 Dec. 1756.

Liebſter Freund!

Sie haben Recht; ich habe in meinem Briefe an Sie ziemlich in den Tag hinein geſchwatzt. Heben Sie ihn nur immer auf; aber nicht zu Ihrer, ſondern zu meiner Demüthigung. Er bleibe bey Ihnen ein dauerhafter Beweis, was für albernes Zeug ich ſchreiben kann, wenn ich, wie ich mich auszudrücken beliebt habe, meine Gedanken unter der Feder reif werden laſſe. Laſſen Sie mich jetzt verſuchen, ob ſie durch Ihre Einwürfe und Erinnerungen reifer geworden. Ich löſche die ganze Tafel aus, und will mich über die Materie von der Bewunderung noch gar nicht erklärt haben. Von vorne!

Ich hatte in dem erſten Briefe an Hrn. Nicolai von dieſer Materie geſchrieben: die Bewunderung müſſe in dem Trauerſpiele nichts ſeyn, als der Ruhepunkt des Mitleidens. Haben Sie mich auch recht verſtanden? Herr Nicolai machte zu ſeiner zweyten Gattung der Trauerſpiele diejenige, wo man durch Hülfe des Schreckens und des Mitleidens Bewunderung erregen wolle. In dieſer Gattung alſo wird die Bewunderung zum Hauptwerke, das iſt, das Unglück, das den Helden trift, ſoll uns nicht ſowohl rühren, als dem Helden Gelegenheit geben, ſeine außerordentlichen Vollkommenheiten zu zeigen, deren intuitive Erkenntniß in uns den angenehmen Affekt erwecke, welchen Sie Bewunderung nennen.

---

*) Er hat hernach doch vergeſſen die neue Entdeckung mitzutheilen. Nicolai.

Ein ſolches Trauerſpiel nun, ſage ich, würde ein dialogiſches Heldengedicht ſeyn, und kein Trauerſpiel. Der bewunderte Held, habe ich mich gegen Hrn. Nicolai ausgedrückt, iſt der Stof des Heldengedichts. Da Sie mir doch alſo wohl zutrauen werden, daß ich ein Heldengedicht (ein Gedicht voller Bewunderung) für ein ſchönes Gedicht halte; ſo kann ich nicht einſehen, wie Sie mir Schuld geben können, daß ich der Bewunderung alles Schöne, alles Angenehme rauben wolle. Sie iſt ein angenehmer Affekt, gut; aber kann ihr dieſes die vornehmſte Stelle in einem Trauerſpiele verdienen? Das Trauerſpiel (ſagt Ariſtoteles, Hauptſtück 14) ſoll uns nicht jede Art des Vergnügens ohne Unterſchied gewähren, ſondern nur allein das Vergnügen, welches ihm eigenthümlich zukömmt.

Warum wollen wir die Arten der Gedichte ohne Noth verwirren, und die Gränzen der einen in die andern laufen laſſen? So wie in dem Heldengedichte die Bewunderung das Hauptwerk iſt, alle andere Affekten, das Mitleiden beſonders, ihr untergeordnet ſind: ſo ſey auch in dem Trauerſpiele das Mitleiden das Hauptwerk, und jeder andere Affekt, die Bewunderung beſonders, ſey ihm nur untergeordnet, das iſt, diene zu nichts, als das Mitleiden erregen zu helfen. Der Heldendichter läßt ſeinen Helden unglücklich ſeyn, um ſeine Vollkommenheiten ins Licht zu ſetzen. Der Tragödienſchreiber ſetzt ſeines Helden Vollkommenheiten ins Licht, um uns ſein Unglück deſto ſchmerzlicher zu machen.

Ein großes Mitleiden kann nicht ohne große Vollkommenheiten in dem Gegenſtande des Mitleids ſeyn, und große Vollkommenheiten, ſinnlich ausgedrückt, nicht ohne Bewunderung. Aber dieſe großen Vollkommenheiten ſollen in dem Trauerſpiele nie ohne große Unglücksfälle ſeyn, ſollen mit dieſen allezeit genau verbunden ſeyn, und ſollen alſo nicht Bewunderung allein, ſondern Bewunderung und Schmerz, das iſt, Mitleiden erwecken. Und das iſt meine Meinung. Die Bewunderung findet alſo in dem Trauerſpiele nicht als ein beſonderer Affekt Statt, ſondern blos als die eine Hälfte des Mitleids. Und in dieſer Betrachtung habe ich auch Recht gehabt, ſie nicht als einen beſondern Affekt, ſondern nur nach ihrem Verhältniſſe gegen das Mitleiden zu erklären.

Und in dieſem Verhältniſſe, ſage ich noch, ſoll ſie der Ruhepunkt des Mitleidens ſeyn, nehmlich da, wo ſie für ſich allein wirken ſoll. Da Sie aber zum zweytenmahl auf dem Exempel des Mithridats beſtehen, ſo muß ich glauben, Sie haben meine Worte ſo verſtanden, als wollte ich mit dieſem Ruhepunkte ſagen, ſie ſoll das Mitleiden ſtillen helfen. Aber das will ich damit gar nicht ſagen, ſondern gleich das Gegentheil. Hören Sie nur!

Wir können nicht lange in einem ſtarken Affekte bleiben; alſo können wir auch ein ſtarkes Mitleiden nicht lange aushalten; es ſchwächt ſich ſelbſt ab. Auch mittelmäßige Dichter haben dieſes gemerkt, und das ſtarke Mitleiden bis zuletzt verſpart. Aber ich haſſe die franzöſiſchen Trauerſpiele, welche mir nicht eher, als am Ende des fünften Aufzugs, einige Thränen auspreſſen. Der wahre Dichter vertheilt das Mitleiden durch ſein ganzes Trauerſpiel; er bringt überall Stellen an, wo er die Vollkommenheiten und Unglücksfälle ſeines Helden in einer rührenden Verbindung zeigt, das iſt, Thränen erweckt. Weil aber das ganze Stück kein beſtändiger Zuſammenhang ſolcher Stellen ſeyn kann, ſo untermiſcht er ſie mit Stellen, die von den Vollkommenheiten ſeines Helden allein handeln, und in dieſen Stellen hat die Bewunderung, als Bewunderung, Statt. Was ſind aber dieſe Stellen anders, als gleichſam Ruhepunkte, wo ſich der Zuſchauer zu neuem Mitleiden erholen ſoll? Geſtillt ſoll das vorige Mitleiden nicht dadurch werden, das iſt mir niemahls in die Gedanken gekommen, und würde meinem Syſtem ſchnurſtracks zuwider ſeyn.

Da nun aber dieſe Stellen (ich will ſie die leeren Scenen nennen, ob ſie gleich nicht immer ganze Scenen ſeyn dürfen, weil die Bewunderung, oder die Ausmahlung der außerordentlichen Vollkommenheiten des Helden, der einzige Kunſtgrif iſt, die leeren Scenen, wo die Aktion ſtille ſteht, erträglich zu machen) da, ſage ich, dieſe leeren Scenen nichts als Vorbereitungen zum künftigen Mitleiden ſeyn ſollen, ſo müſſen ſie keine ſolchen Vollkommenheiten betreffen, die das Mitleiden zernichten. Ich will ein Exempel geben, deſſen Lächerliches Sie mir aber verzeihen müſſen. Geſetzt, ich ſagte zu jemand: heute iſt der Tag, da Titus ſeinen alten Vater, auf einem Seile, welches von der höchſten Spitze des Thurms bis über den Fluß ausgeſpannt iſt, in einem Schubkarren von oben herab führen ſoll. Wenn ich nun, dieſer gefährlichen Handlung wegen, Mitleiden für den Titus erwecken wollte, was muß ich thun? Ich müßte die guten Eigenſchaften des Titus und ſeines Vaters aus einander ſetzen, und ſie beyde zu Perſonen machen, die es um ſo viel weniger verdienen, daß ſie ſich eine ſolchen Gefahr unterziehen müſſen, je würdiger ſie ſind. Aber nicht wahr, dem Mitleiden iſt der Weg zu dem Herzen meines Zuhörers auf einmahl abgeſchnitten, ſo bald ich ihm ſage, Titus iſt ein Seiltänzer, der dieſen Verſuch ſchon mehr als einmahl gemacht hat? Und gleichwohl habe ich doch weiter nichts als eine Vollkommenheit des Titus den Zuhörern bekannt gemacht. Ja, aber es war eine Vollkommenheit, welche die Gefahr unendlich verringerte, und dem Mitleiden alſo die Nahrung nahm. Der Seiltänzer wird nunmehr bewundert, aber nicht bedauert.

Was macht aber derjenige Dichter aus ſeinem Helden anders, als einen Seiltänzer, der, wenn er ihn will ſterben laſſen, das iſt, wenn er uns am meiſten durch ſeine Unfälle rühren will, ihn eine Menge der ſchönſten Gaſconaden, von ſeiner Verachtung des Todes, von ſeiner Gleichgültigkeit gegen das Leben herſchwatzen läßt? In eben dem Verhältniſſe, in welchem die Bewunderung auf der einen Seite zunimmt, nimmt das Mitleiden auf der andern ab. Aus dieſem Grunde halte ich den Polyeukt des Corneille für tadelhaft; ob er gleich wegen ganz anderer Schönheiten niemahls aufhören wird zu gefallen. Polyeukt ſtrebt ein Märtyrer zu werden; er ſehnet ſich nach Tod und Martern; er betrachtet ſie als den erſten Schritt in ein überſchwenglich ſeliges Leben; ich bewundere den frommen Enthuſiaſten, aber ich müßte befürchten, ſeinen Geiſt in dem Schooße der ewigen Glückſeligkeit zu erzürnen, wenn ich Mitleid mit ihm haben wollte.

Genug hiervon; Sie können mich hinlänglich verſtehen, um mich zu widerlegen, wenn ich es verdiene. Aber die Feder läuft einmahl, und ich will mich nunmehr über die Verſchiedenheit zwiſchen den Wirkungen der Bewunderung und den Wirkungen des Mitleids erklären. Aus der Bewunderung entſpringt der Vorſatz der Nacheiferung; aber, wie Sie ſelbſt ſagen, dieſer Vorſatz iſt nur augenblicklich. Wenn er zur Wirklichkeit kommen ſoll, muß ihn entweder die darauf folgende deutliche Erkenntniß dazu bringen, oder der Affekt der Bewunderung muß ſo ſtark fortdauern, daß der Vorſatz zur Thätigkeit kommt, ehe die Vernunft das Steuer wieder ergreifen kann. Das iſt doch Ihre Meinung? — Nun ſage ich: in dem erſten Falle iſt die Wirkung nicht der Bewunderung, ſondern der deutlichen Erkenntniß zuzuſchreiben; und zu dem andern Falle werden nichts geringeres als Fantaſten erfordert. Denn Fantaſten ſind doch wohl nichts anders, als Leute, bey welchen die untern Seelenkräfte über die obern triumphiren? Daran liegt nichts, werden Sie vielleicht ſagen, dieſer Fantaſten ſind ſehr viele in der Welt, und es iſt gut, wenn auch Fantaſten tugendhafte

Thaten thun. Wohl; ſo muß es denn eine von den erſten Pflichten des Dichters ſeyn, daß er nur für wirklich tugendhafte Handlungen Bewunderung erweckt. Denn wäre es ihm erlaubt, auch untugendhaften Handlungen den Firnis der Bewunderung zu geben, ſo hätte Plato Recht, daß er ſie aus ſeiner Republik verbannt wiſſen wollen. Herr Nicolai hätte alſo nicht ſchließen ſollen: weil der Wein nicht ſelten blutige Gezänke erzeugt, ſo iſt es falſch, daß er des Menſchen Herz erfreuen ſoll; oder weil die Poeſie oft ſchlechte Handlungen als nachahmungswürdig anpreiſet, ſo kann ihr Endzweck nicht ſeyn, die Sitten zu beſſern.

Ich gehe noch weiter, und gebe Ihnen zu überlegen, ob die tugendhafte That, die ein Menſch aus bloßer Nacheiferung, ohne deutliche Erkenntniß, thut, wirklich eine tugendhafte That iſt, und ihm als eine ſolche zugerechnet werden kann? Ferner dringe ich darauf: die Bewunderung einer ſchönen Handlung kann nur zur Nacheiferung eben derſelben Handlung, unter eben denſelben Umſtänden, und nicht zu allen ſchönen Handlungen antreiben; ſie beſſert, wenn ſie ja beſſert, nur durch beſondere Fälle, und alſo auch nur in beſondern Fällen. Man bewundert z. E. den Gusmann, der ſeinem Mörder vergiebt. Kann mich dieſe Bewunderung, ohne Zuziehung der deutlichen Erkenntniß, antreiben, allen meinen Widerſachern zu vergeben? Oder treibt ſie mich nur, demjenigen Todfeinde zu vergeben, den ich mir ſelbſt durch meine Mißhandlungen dazu gemacht habe? Ich glaube, nur das Letztere.

Wie unendlich beſſer und ſicherer ſind die Wirkungen meines Mitleidens! Das Trauerſpiel ſoll das Mitleiden nur überhaupt üben, und nicht uns in dieſem oder jenem Falle zum Mitleiden beſtimmen. Geſetzt auch, daß mich der Dichter gegen einen unwürdigen Gegenſtand mitleidig macht, nehmlich vermittelſt falſcher Vollkommenheiten, durch die er meine Einſicht verführt, um mein Herz zu gewinnen. Daran iſt nichts gelegen, wenn nur mein Mitleiden rege wird, und ſich gleichſam gewöhnt, immer leichter und leichter rege zu werden. Ich laſſe mich zum Mitleiden im Trauerſpiele bewegen, um eine Fertigkeit im Mitleiden zu bekommen; findet aber das bey der Bewunderung Statt? Kann man ſagen: ich will gern in der Tragödie bewundern, um ein Fertigkeit im Bewundern zu bekommen? Ich glaube, der iſt der größte Geck, der die größte Fertigkeit im Bewundern hat; ſo wie ohne Zweifel derjenige der beſte Menſch iſt, der die größte Fertigkeit im Mitleiden hat.

Doch bin ich nicht etwa wieder auf meine alten Sprünge gekommen? Schreye ich die Bewunderung durch das, was ich bisher geſagt habe, nicht für ganz und gar unnütz aus, ob ich ihr gleich das ganze Heldengedicht zu ihrem Tummelplatze einräume? Faſt ſollte es ſo ſchei nen; ich will es alſo immer wagen, Ihnen einen Einfall zu vertrauen, der zwar ziemlich ſeltſam klingt, weil er aber niemand Geringers als mich und den Homer rettet, Ihrer Unterſuchung vielleicht nicht unwürdig iſt.

Es giebt gewiſſe körperliche Fähigkeiten, gewiſſe Grade der körperlichen Kräfte, die wir nicht in unſrer willkührlichen Gewalt haben, ob ſie gleich wirklich in dem Körper vorhanden ſind. Ein Raſender, zum Exempel, iſt ungleich ſtärker, als er bey geſundem Verſtande war: auch die Furcht, der Zorn, die Verzweiflung und andre Affekten mehr, erwecken in uns einen größern Grad der Stärke, der uns nicht eher zu Gebote ſteht, als bis wir uns in dieſen oder jenen Affekt geſetzt haben.

Meine zweyte vorläufige Anmerkung iſt dieſe. Alle körperliche Geſchicklichkeiten werden durch Hülfe der Bewunderung gelernt; wenigſtens das Feine von allen körperlichen Geſchicklichkeiten. Nehmen Sie einen Luftſpringer. Von den wenigſten Sprüngen kann er ſeinen Schülern den eigentlichen Mechaniſmus zeigen; er kann oft weiter nichts ſagen, als: ſieh nur, ſieh nur, wie ich es mache! das iſt, bewundere mich nur recht, und verſuch es alsdann, ſo wird es von ſelbſt gehen; und je vollkommener der Meiſter den Sprung vormacht, je mehr er die Bewunderung ſeines Schülers durch dieſe Vollkommenheit reizt, deſto leichter wird dieſem die Nachahmung werden.

Heraus alſo mit meinem Einfalle! Wie, wenn Homer mit Bedacht nur körperliche Vollkommenheiten bewundernswürdig geſchildert hätte? Er kann leicht ein eben ſo guter Philoſoph geweſen ſeyn, als ich. Er kann leicht, wie ich, geglaubt haben, daß die Bewunderung unſre Körper wohl tapfer und gewandt, aber nicht unſre Seelen tugendhaft machen könne. Achilles, ſagen Sie, iſt bey dem Homer nichts als ein tapferer Schläger; es mag ſeyn. Er iſt aber doch ein bewundernswürdiger Schläger, der bey einem andern den Vorſatz der Nacheiferung erzeugen kann. Und ſo oft ſich dieſer andere in ähnlichen Umſtänden mit dem Achilles befindet, wird ihm auch das Exempel dieſes Helden wieder beyfallen, wird ſich auch ſeine gehabte Bewunderung erneuern, und dieſe Bewunderung wird ihn ſtärker und geſchickter machen, als er ohne ſie geweſen wäre. Geſetzt aber, Homer hätte den Achilles zu einem bewundernswürdigen Muſter der Großmuth gemacht. So oft ſich nun ein Menſch von feuriger Einbildungskraft in ähnlichen Umſtänden mit ihm ſähe, könnte er ſich zwar gleichfalls ſeiner gehabten Bewunderung erinnern, und zu Folge dieſer Bewunderung gleich großmüthig handeln; aber würde er deswegen großmüthig ſeyn? Die Großmuth muß eine beſtändige Eigenſchaft der Seele ſeyn; und ihr nicht blos ruckweiſe entfahren.

Ich bin es überzeugt, daß meine Worte oft meinem Sinne Schaden thun, daß ich mich nicht ſelten zu unbeſtimmt oder zu nachläßig ausdrücke. Verſuchen Sie es alſo, liebſter Freund, ſich durch Ihr eigen Nachdenken in den Geiſt meines Syſtems zu verſetzen. Und vielleicht finden Sie es weit beſſer, als ich es vorſtellen kann.

In Vergleichung meiner, ſollen Sie doch noch immer ein Wortſparer bleiben; denn ich habe mir feſt vorgenommen, auch dieſen zweyten Bogen noch voll zu ſchmieren. Ich wollte Anfangs aus dem Folgenden einen beſondern Brief an Hrn. Nicolai machen; aber ich will ſeine Schulden mit Fleiß nicht häufen.

Leſen Sie doch das 13te Hauptſtück der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt. Der Philoſoph ſagt daſelbſt: der Held eines Trauerſpiels müſſe ein Mittelcharakter ſeyn; er müſſe nicht allzu laſterhaft und auch nicht allzu tugendhaft ſeyn; wäre er allzu laſterhaft, und verdiente ſein Unglück durch ſeine Verbrechen, ſo könnten wir kein Mitleiden mit ihm haben; wäre er aber allzu tugendhaft, und er würde dennoch unglücklich, ſo verwandle ſich das Mitleiden in Entſetzen und Abſcheu.

Ich möchte wiſſen, wie Herr Nicolai dieſe Regel mit den bewundernswürdigen Eigenſchaften ſeines Helden zuſammen reimen könne — — Doch das iſt es nicht, was ich jetzt ſchreiben will.

Ich bin hier ſelbſt wider Ariſtoteles, welcher mir überall eine falſche Erklärung des Mitleids zum Grunde gelegt zu haben ſcheint. Und wenn ich die Wahrheit weniger verfehle, ſo habe ich es allein Ihrem beſſern Begriffe vom Mitleiden zu danken. Iſt es wahr, daß das Unglück eines allzu tugendhaften Menſchen Entſetzen und Abſcheu erweckt? Wenn es wahr iſt, ſo müſſen Entſetzen und Abſcheu der höchſte Grad des Mitleids ſeyn, welches ſie doch nicht ſind. Das Mitleiden, das in eben dem Verhältniſſe wächſt, in welchem Vollkommenheit und Unglück wachſen, hört auf, mir angenehm zu ſeyn, und wird deſto unangenehmer, je größer auf der einen Seite die Vollkommenheit, und auf der andern das Unglück iſt.

Unterdeſſen iſt es doch auch wahr, daß an dem Helden eine gewiſſe ἁμαρτία, ein gewiſſer Fehler ſeyn muß, durch welchen er ſein Unglück über ſich gebracht hat. Aber warum dieſe ἁμαρτία, wie ſie Ariſtoteles nennt? Etwa, weil er ohne ſie vollkommen ſeyn würde, und das Unglück eines vollkommenen Menſchen Abſcheu erweckt? Gewiß nicht. Ich glaube, die einzige richtige Urſache gefunden zu haben; ſie iſt dieſe: weil ohne den Fehler, der das Unglück über ihn zieht, ſein Charakter und ſein Unglück kein Ganzes ausmachen würden, weil das eine nicht in dem andern gegründet wäre, und wir jedes von dieſen zwey Stücken beſonders denken würden. Ein Exempel wird mich verſtändlicher machen. Canut ſey ein Muſter der vollkommenſten Güte. Soll er nur Mitleid erregen, ſo muß ich durch den Fehler, daß er ſeine Güte nicht durch die Klugheit regieren läßt, und den Ulfo, dem er nur verzeihen ſollte, mit gefährlichen Wohlthaten überhäuft, ein großes Unglück über ihn ziehn; Ulfo muß ihn gefangen nehmen und ermorden. Mitleiden im höchſten Grade! Aber geſetzt, ich ließe den Canut nicht durch ſeine gemißbrauchte Güte umkommen; ich ließ ihn plötzlich durch den Donner erſchlagen, oder durch den einſtürzenden Pallaſt zerſchmettert werden? Entſetzen und Abſcheu ohne Mitleid! Warum? Weil nicht der geringſte Zuſammenhang zwiſchen ſeiner Güte und dem Donner, oder dem einſtürzenden Pallaſt, zwiſchen ſeiner Vollkommenheit und ſeinem Unglücke iſt. Es ſind beydes zwey verſchiedene Dinge, die nicht eine einzige gemeinſchaftliche Wirkung, dergleichen das Mitleid iſt, hervorbringen können, ſondern, deren jedes für ſich ſelbſt wirkt. — Ein ander Exempel! Gedenken Sie an den alten Vetter, im Kaufmann von London; wenn ihn Barnwell erſticht, entſetzen ſich die Zuſchauer, ohne mitleidig zu ſeyn, weil der gute Charakter des Alten gar nichts enthält, was den Grund zu dieſem Unglück abgeben könnte. Sobald man ihn aber für ſeinen Mörder und Vetter noch zu Gott beten hört, verwandelt ſich das Entſetzen in ein recht entzückendes Mitleiden, und zwar ganz natürlich, weil dieſe großmüthige That aus ſeinem Unglücke fließet und ihren Grund in demſelben hat.

Und nun bin ich es endlich müde, mehr zu ſchreiben, nachdem Sie es ohne Zweifel ſchon längſt müde geweſen ſind, mehr zu leſen. Ihre Abhandlung von der Wahrſcheinlichkeit habe ich mit recht großem Vergnügen geleſen; wenn ich ſie noch ein paarmahl werde geleſen haben, hoffe ich, Sie ſo weit zu verſtehen, daß ich Sie um einige Erläuterungen fragen kann. Wenn es ſich von ſolchen Dingen ſo gut ſchwatzen ließe, wie von der Tragödie! Ihre Gedanken von dem Streite der untern und obern Seelenkräfte laſſen Sie ja mit das erſte ſeyn, was Sie mir ſchreiben. Ich empfehle Ihnen dazu meine Weitläuftigkeit, die ſich wirklich eben ſo gut zum Vortrage wahrer, als zur Auskramung vielleicht falſcher Sätze ſchickt.

Bitten Sie doch den Hrn. Nicolai in meinem Nahmen, mir mit eheſtem denjenigen Theil von Cibbers Lebensbeſchreibung der engliſchen Dichter zu ſchicken, in welchem Drydens Leben ſteht. Ich brauche ihn.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und werden Sie nicht müde, mich zu beſſern, ſo werden Sie auch nicht müde werden, mich zu lieben.

Leſſing

P. S. Damit dieſer Brief ja alle Eigenſchaften eines unausſtehlichen Briefs habe, ſo will ich ihn auch noch mit einem P. S. verſehen.

Sie haben ſich ſchon zweymahl auf die griechiſchen Bildhauer berufen, von welchen Sie glauben, daß ſie ihre Kunſt beſſer verſtanden hätten, als die griechiſchen Dichter. Leſen Sie den Schluß des 16ten Hauptſtücks der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt, und ſagen Sie mir alsdenn, ob den Alten die Regel von der Verſchönerung der Leidenſchaften unbekannt geweſen ſey.

Der Held iſt in der Epopee unglücklich, und iſt auch in der Tragödie unglücklich. Aber auf die Art, wie er es in der einen iſt, darf er es nie in der andern ſeyn. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich die Verſchiedenheit dieſer Arten irgendwo gehörig beſtimmt gefunden hätte. Das Unglück des Helden in der Epopee muß keine Folge aus dem Charakter deſſelben ſeyn, weil es ſonſt, nach meiner obigen Anmerkung, Mitleiden erregen würde; ſondern es muß ein Unglück des Verhängniſſes und Zufalls ſeyn, an welchem ſeine guten oder böſen Eigenſchaften keinen Theil haben. Fato profugus, ſagt Virgil von ſeinem Aeneas. Bey der Tragödie iſt es das Gegentheil, und aus dem Oedip z. E. wird nimmermehr ein Heldengedicht werden, und wer eins daraus machen wollte, würde am Ende weiter nichts als ein Trauerſpiel in Büchern gemacht haben. Denn es wäre elend, wenn dieſe beyden Dichtungsarten keinen weſentlichern Unterſchied, als den beſtändigen oder durch die Erzählung des Dichters unterbrochenen Dialog, oder als Aufzüge und Bücher haben ſollten.

Wenn Sie Ihre Gedanken von der Illuſion mit dem Hrn. Nicolai aufs Reine bringen werden, ſo vergeſſen Sie ja nicht, daß die ganze Lehre von der Illuſion eigentlich den dramatiſchen Dichter nichts angeht, und die Vorſtellung ſeines Stücks das Werk einer andern Kunſt, als der Dichtkunſt, iſt. Das Trauerſpiel muß auch ohne Vorſtellung und Akteurs ſeine völlige Stärke behalten; und dieſe bey dem Leſer zu äußern, braucht ſie nicht mehr Illuſion als jede andre Geſchichte. Sehen Sie deswegen den Ariſtoteles noch gegen das Ende des 6ten und den Anfang des 14ten Hauptſtücks nach.

Nun bin ich ganz fertig. Leben Sie wohl!

An Moſes Mendelsſohn.

Leipzig, den 2. Febr. 1757.

Liebſter Freund!

Ich glaube es eben ſo wenig, als Sie, daß wir bis jetzt in unſerm Streite viel weiter, als über die erſten Gränzen gekommen ſind. Haben Sie aber auch wirklich ſo viel Luſt, als ich, ſich tiefer hinein zu wagen, und dieſes unbekannte Land zu entdecken, wenn wir uns auch hundertmahl vorher verirren ſollten? Doch warum zweifle ich daran? Wenn Sie es auch nicht aus Neigung thäten, ſo würden Sie es aus Gefälligkeit für mich thun — —

Ihre Gedanken von der Herrſchaft über die Neigungen, von der Gewohnheit, von der anſchauenden Erkenntniß ſind vortreflich. Sie haben mich ſo überzeugt, daß ich mir auch nicht einmahl einen logiſchen Fechterſtreich dawider übrig gelaſſen finde. Warum kann ich von Ihren Gedanken über die Illuſion nicht eben das ſagen! Hören Sie meine Zweifel dagegen; aber machen Sie ſich gefaßt, eine Menge gemeiner Dinge vorher zu leſen, ehe ich darauf kommen kann. Ueber das Wort werde ich Ihnen keine Schwierigkeiten machen.

Darinn ſind wir doch wohl einig, liebſter Freund, daß alle Leidenſchaften entweder heftige Begierden oder heftige Verabſcheuungen ſind? Auch darinn: daß wir uns bey jeder heftigen Begierde oder Verabſcheuung, eines größern Grads unſrer Realität bewußt ſind, und daß dieſes Bewußtſeyn nicht anders als angenehm ſeyn kann? Folglich ſind alle Leidenſchaften, auch die allerunangenehmſten, als Leidenſchaften angenehm. Ihnen darf ich es aber nicht erſt ſagen: daß die Luſt, die mit der ſtärkern Beſtimmung unſrer Kraft verbunden iſt, von der Unluſt, die wir über die Gegenſtände haben, worauf die Beſtimmung unſrer Kraft geht, ſo unendlich kann überwogen werden, daß wir uns ihrer gar nicht mehr bewußt ſind.

Alles, was ich hieraus folgere, wird aus der Anwendung auf das ariſtoteliſche Exempel von der gemahlten Schlange am deutlichſten erhellen. Wenn wir eine gemahlte Schlange plötzlich erblicken, ſo gefällt ſie uns deſto beſſer, je heftiger wir darüber erſchrocken ſind.

Dieſes erkläre ich ſo: Ich erſchrecke über die ſo wohlgetroffne Schlange, weil ich ſie für eine wirkliche halte. Der Grad dieſes Schreckens, als eine unangenehme Leidenſchaft, oder vielmehr der Grad der Unluſt, die ich über dieſen ſchrecklichen Gegenſtand empfinde, ſey 10; ſo kann ich den Grad der Luſt, die mit der Empfindung der Leidenſchaft verbunden iſt, 1 nennen, oder 10, wenn jener zu 100 wüchſe. Indem ich alſo 10 empfinde, kann ich nicht 1 empfinden, das iſt, ſo lange als ich die Schlange für eine wirkliche halte, kann ich keine Luſt darüber empfinden. Nun werde ich aber auf einmahl gewahr, daß es keine wirkliche Schlange, daß es ein bloßes Bild iſt: was geſchieht? Die Unluſt über den ſchrecklichen Gegenſtand = 10 fällt weg, und es bleibt nichts übrig, als die Luſt, die mit der Leidenſchaft, als einer bloßen ſtärkern Beſtimmung unſrer Kraft, verbunden iſt; 1 bleibt übrig, das ich nunmehr empfinde, und in dem Grade 8 oder 10 empfinden kann, wenn jener Grad, anſtatt 10, 80 oder 100 geweſen iſt.

Wozu brauchen wir nun hier die Illuſion? Laſſen Sie mich meine Erklärung auch an einem entgegengeſetzten Exempel verſuchen, um ihre Richtigkeit deſto ungezweifelter darzulegen. — Dort in der Entfernung werde ich das ſchönſte, holdſeligſte Frauenzimmer gewahr, das mir mit der Hand auf eine geheimnißvolle Art zu winken ſcheint. Ich gerathe in Affekt, Verlangen, Liebe, Bewunderung, wie Sie ihn nennen wollen. Hier kömmt alſo die Luſt über den Gegenſtand = 10 mit der angenehmen Empfindung des Affects = 1 zuſammen, und die Wirkung von beyden iſt = 11. Nun gehe ich darauf los. Himmel! Es iſt nichts als ein Gemälde, eine Bildſäule! Nach Ihrer Erklärung, liebſter Freund, ſollte nunmehr das Vergnügen deſto größer ſeyn, weil mich der Affekt von der Vollkommenheit der Nachahmung intuitiv überzeugt hat. Aber das iſt wider alle Erfahrung; ich werde vielmehr verdrießlich; und warum werde ich verdrießlich? Die Luſt über den vollkommnen Gegenſtand fällt weg, und die angenehme Empfindung des Affekts bleibt allein übrig. Ich komme auf Ihre 2te Folge b). Daher gefallen uns alle unangenehmen Affekte in der Nachahmung. Der Muſikus kann uns zornig ꝛc. Hierwider ſage ich: Die unangenehmen Affekten in der Nachahmung gefallen deswegen, weil ſie in uns ähnliche Affekten erwecken, die auf keinen gewiſſen Gegenſtand gehen. Der Muſikus macht mich betrübt; und dieſe Betrübniß iſt mir angenehm, weil ich dieſe Betrübniß blos als Affekt empfinde, und jeder Affekt angenehm iſt. Denn ſetzen Sie den Fall, daß ich während dieſer muſikaliſchen Betrübniß wirklich an etwas Betrübtes denke, ſo fällt das Angenehme gewiß weg.

Ein Exempel aus der Körperwelt! Es iſt bekannt, daß, wenn man zwey Saiten eine gleiche Spannung giebt, und die eine durch die Berührung ertönen läßt, die andere mit ertönt, ohne berührt zu ſeyn. Laſſen Sie uns den Saiten Empfindung geben, ſo können wir annehmen, daß ihnen zwar eine jede Bebung, aber nicht eine jede Berührung angenehm ſeyn mag, ſondern nur diejenige Berührung, die eine gewiſſe Bebung in ihnen hervorbringt. Die erſte Saite alſo, die durch die Berührung erbebt, kann eine ſchmerzliche Empfindung haben; da die andre, der ähnlichen Erbebung ungeachtet, eine angenehme Empfingung hat, weil ſie nicht (wenigſtens nicht ſo unmittelbar) berührt worden. Alſo auch in dem Trauerſpiele. Die ſpielende Perſon geräth in einen unangenehmen Affekt, und ich mit ihr. Aber warum iſt dieſer Affekt bey mir angenehm? Weil ich nicht die ſpielende Perſon ſelbſt bin, auf welche die unangenehme Idee unmittelbar wirkt, weil ich den Affekt nur als Affekt empfinde, ohne einen gewiſſen unangenehmen Gegenſtand dabey zu denken.

Dergleichen zweyte Affekten aber, die bey Erblickung ſolcher Affekten an andern, in mir entſtehen, verdienen kaum den Namen der Affekten; daher ich denn in einem von meinen erſten Briefen ſchon geſagt habe, daß die Tragödie eigentlich keinen Affekt bey uns rege mache, als das Mitleiden. Denn dieſen Affekt empfinden nicht die ſpielenden Perſonen, und wir empfinden ihn nicht blos, weil ſie ihn empfinden, ſondern er entſteht in uns urſprünglich aus der Wirkung der Gegenſtände auf uns; es iſt kein zweyter mitgetheilter Affekt ꝛc.

Ich hatte mir vorgenommen, dieſem Brief eine ungewöhnliche Länge zu geben, allein ich bin ſeit einigen Tagen ſo unpaß, daß es mir unmöglich fällt, meine Gedanken beyſammen zu behalten. Ich muß alſo hier abbrechen, und erſt von Ihnen erfahren, ob Sie ungefähr ſehen, wo ich hinaus will; oder ob ich nichts als verwirrtes Zeug in dieſen Brief geſchrieben habe, welches bey meiner außerordentlichen Beklemmung der Bruſt (ſo muß ich meine Krankheit unterdeſſen nennen, weil ich noch keinen Arzt um den griechiſchen Namen gefragt habe) gar leicht möglich geweſen iſt.

Ich ſchreibe nur noch ein Paar Worte von der Bibliothek. Es iſt mir wegen des Verlegers ein unvermutheter verdrießlicher Streich damit begegnet. Erſchrecken Sie aber nur nicht, mein lieber Nicolai, ich habe dem Unglück ſchon wieder abgeholfen. Lankiſchens drucken ſie nicht; beruhigen Sie aber nur Ihre Neugierde bis auf den nächſten Poſttag, da ſie den Contrakt des neuen Verlegers zur Unterſchrift bekommen, und gewiß damit zufrieden ſeyn ſollen.

Leben Sie beyde wohl; ſobald ich beſſer bin, werde ich Hrn. Nicolai einen langen Brief über verſchiedene Punkte in ſeiner Abhandlung ſchreiben, die mir, ohne auf meine eigenthümlichen Grillen zu ſehen, außerordentlich gefallen hat.

Ihren Aufſatz von der Herrſchaft über die Neigungen erhalten Sie hier nach Verlangen zurück. Ich habe ihn abſchreiben laſſen.

Leben Sie nochmals wohl; ich bin Zeitlebens

der Ihrige
Leſſing.

An Nicolai.

Leipzig, d. 19. Febr. 1757.

Liebſter Freund,

Sie werden auf mich böſe ſeyn; denn Sie haben dieſem Brief ohne Zweifel ſchon ſeit vierzehn Tagen begierig entgegen geſehn. Unpäßlichkeit und häufige Zerſtreuungen haben an dieſer Verzögerung Schuld gehabt, und nächſtdem hatte ich mir vorgeſetzt, nicht eher wieder an Sie zu ſchreiben, als bis ich es zu Ihrer völligen Beruhigung wegen der Bibliothek*) würde thun können.

Wie es mir mit Lankiſchens gegangen iſt, habe ich Ihnen bereits gemeldet. Herr Feuereiſen**) hatte mir ſo viel Verſprechungen wegen des Drucks gemacht, daß ich ihm ohne Bedenken das Manuſcript anvertraute, zum guten Glücke aber Ihren Namen noch verſchwieg, auf welchen Umſtand Sie Staat machen können.***) Ich hoffte von einem Tage zum andern ſchon den erſten gedruckten Bogen zu ſehen, als ich gegen alle Vermuthung die ganze Handſchrift wieder zurück bekam. Der Punkt wegen ſeiner Verlagsbücher mochte ihn abgeſchreckt haben; noch mehr aber mochte er ſich vielleicht durch die nicht allzu gütige Art, mit welcher der Erweiterungen bereits in der Recenſion Ihrer Briefe †) gedacht wird, beleidigt gefunden haben. Ich wandte

---

*) Nämlich, weil ich Leſſingen gebeten hatte, mir einen Verleger zur Bibl. der ſch. Wiſſenſch. zu ſuchen. **Nicolai.**

) Hr. Feuereiſen war damals der Faktor von Lankiſchens ehemaliger Buchhandlung in Leipzig. **Nicolai.

***) Ich hatte nämlich gewünſcht, daß mein Namen nicht eher genannt würde, bis der Verlag angenommen wäre. **Nicolai.**

†) Nämlich meiner im Jahr 1755 gedruckten **Briefe über den Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften.** S. Bibl. der ſch. W. 1r Band, 1ſtes St. S. 118. Feuereiſen hatte die Bedingung machen wollen, es ſollte nichts von ſeinem Verlage getadelt werden, welches natürlicher Weiſe nicht verſprochen werden konnte. Die arme Biblioth. der ſchönen Wiſſenſchaften ward ſo von zwey Verlegern abgewieſen, bis ſich ein dritter ſie aufzunehmen entſchloß. **Nicolai.**

mich alſo an einen andern Verleger, und zwar an Herrn Dyk. Ich will hoffen, daß Sie nichts gegen ihn einzuwenden haben werden; wenigſtens wollte ich wohl für ihn Bürge ſeyn, daß er es an ordentlichem Drucke nicht wird mangeln laſſen.

Sie müſſen mir, mein lieber Nicolai, mit der erſten zurück gehenden Poſt antworten. Aber werden Sie es übel nehmen, daß ich ein wenig eigenmächtig in dieſer Sache verfahren bin? Unterdeſſen müſſen Sie, bloß meinetwegen, nichts billigen; ja es iſt ſogar noch Zeit, Herrn Dyk den Verlag zu nehmen, wenn Sie Urſache dazu haben ſollten. Sobald ich von Ihnen Antwort erhalte, ſoll mit dem Drucke angefangen werden. So wie nach und nach alsdann Ihre Abhandlung von der Tragödie abgedruckt wird, will ich Ihnen auch einige Anmerkungen darüber mittheilen; doch ohne den Werth Ihrer Abhandlung im geringſten dadurch herunterſetzen zu wollen. Ich habe Grillen. Sie wiſſen es ſchon.

Und hierbey ſende ich Ihnen auch ein Trauerſpiel, deſſen Verfaſſer ſich um Ihren Preis bewerben will.*) Er iſt ein junger Herr von Brawe, den ich wegen vieler guten Eigenſchaften ungemein hoch ſchätze. Sie werden, hoffe ich, mit mir einig ſeyn, daß der erſte Verſuch eines Dichters von 19 Jahren unmöglich beſſer gerathen kann. Schreiben Sie mir Ihre Meynung davon; alsdann will ich Ihnen auch die meinige weitläuftiger eröffnen. Herr Moſes muß es auch leſen und mir ſein Urtheil melden. Warum ſchreibt er mir denn nicht?

Ich empfehle mich für jetzt, mein lieber Nicolai, Ihrer beiderſeitigen Freundſchaft, und hoffe nächſtens mit Ihnen Beyden mehr zu ſchwatzen; ſchriftlich nehmlich: denn ſo gewiß ich mir auch vorgenommen habe, vor meiner zweyten Abreiſe noch nach Berlin zu kommen, ſo ungewiß iſt es, wann es wird geſchehen können. Leben Sie wohl.

Ganz der Ihrige,
Leſſing.

Nachſchrift. Wenn Herr Moſes will, daß ich in unſerer angefangenen Materie von der Tragödie zu ſchreiben fortfahren ſoll, ſo muß er mir alle meine Briefe erſt zurück ſenden. Und hierum erſuche ich auch Sie. Ich bin ganz aus der Verbindung gerathen, und muß wieder wiſſen, was ich geſchrieben habe.

---

*) Es war der Freygeiſt, ein Stück vom Hrn. v. Brawe, Leſſings Freunde, der es einſendete, daß es mit um den Preis ſtreiten ſollte. Nicolai.

An Nicolai.

Leipzig, d. 29. März 1757.

Liebſter Freund,

Mein ewiges Stillſchweigen, wie es Herr Moſes nennt, — von drey Wochen, war durchaus nöthig, um meiner alten Weiſe wieder einmal Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Das iſt meine ganze Entſchuldigung: und vielleicht ſagt ſie noch weniger, als ſie zu ſagen ſcheint.

Mit der Bibliothek hat alles ſeine Richtigkeit, nur daß es bis jetzt noch ein wenig langſam damit gehet. Hier iſt unterdeſſen der erſte Bogen. Das Portrait des Herrn von Kleiſt wird bey Bernigeroth geſtochen. Aber wiſſen Sie denn noch nicht in Berlin, daß das Original ſchon länger als acht Tage bey uns in Leipzig iſt? Er iſt als Major zu dem hier liegenden Hauſenſchen Infanterieregimente verſetzt worden. Jetzt iſt der gute Mann krank, und muß ſchon ſeit drey Tagen das Bette hüten; welches mich um ſo viel mehr bewegt, ihn täglich zu beſuchen. Seine Beſcheidenheit ſcheint nicht ſo recht damit zufrieden zu ſeyn, daß er in Kupfer geſtochen werden ſoll. Ein Mann, ſagte er zu mir, der mit genauer Noth fünf Bogen geſchrieben hat. — Wenn es auf die Bogen ankömmt, habe ich ihm geantwortet, ſo verdient es freylich Schönaich weit eher.

Auch das wiſſen Sie vielleicht noch nicht, daß Herr Ewald*) hier durch gegangen iſt; und zwar auf gutes Glück nach England. Er hat in Dresden jemanden gefunden, der ihn frey mit dahin nimmt, und er hofft, daß es ihm nicht fehlen werde, einen jungen reichen Engländer in London zu finden, mit welchem er auf Reiſen gehen könne. Ich für mein Theil glaube, daß viel Unbedachtſamkeit bey dieſem Unternehmen iſt. Aber muß man nicht oft unbedachtſam handeln, wenn man das Glück anreizen will, etwas für uns zu thun?

Bey Herren Ewald hatte ich bereits Ihr kleines Gedicht auf die Verbindung Ihres Herrn Bruders (welchem ich hiermit mein vielfältiges Compliment und meinen herzlichen Glückwunſch abſtatte) geleſen, und mit vielem Vergnügen geleſen. Wenn Sie mehr ſolche Gedichte machen ſollten, ſo würde man Sie den poetiſchen Achſelträger nennen müſſen.

---

*) Ewald, der Verfaſſer der Sinngedichte. Durch ihn lernte ich Kleiſten kennen. Ewald war ein ſehr guter Kopf, aber ziemlich unbeſtändig. Er ſprach immer von England. Er hatte nirgends Ruhe; in der Folge ging er nach Dresden, Darmſtadt, Genf und endlich nach Italien. Endlich ſtarb er in ſehr traurigen Umſtänden vermuthlich in Algier oder Tunis. Nicolai

Ihre Nachricht von der in Berlin gemachten ſinnreichen Entdeckung, daß ich der Verfaſſer des Schreibens an einen Buchdruckergeſellen ſey, hat mich nichts weniger als beluſtiget. Vor einigen Wochen gab man mir hier Schuld, daß ich das Schreiben eines Großvaters ꝛc. gemacht habe; und da dieſes Schreiben wider das Sächſiſche Intereſſe iſt, ſo bin ich dadurch bey dem patriotiſchen Theile meiner Landsleute eben nicht in den beſten Ruf gekommen. Da man mich nun auch in Berlin für fähig halten kann, etwas wider das Preußiſche Intereſſe zu ſchreiben, ſo muß ich gegen mich ſelbſt auf den Verdacht gerathen, daß ich entweder einer der unpartheyiſchſten Menſchen von der Welt, oder ein grauſamer Sophiſt bin.

Ich werde für jetzt hier ſchließen, und mit Ihrer Erlaubniß auf dem andern Blatte noch ein wenig mit unſerm Moſes reden. Ich bin

ganz der Ihrige,
Leſſing.

Mein liebſter Moſes,

Ich bin mit Ihrem Betragen gar nicht zufrieden. Wenn ich ein ſchlechter Bezahler bin, müſſen Sie deswegen ein unbarmherziger Eintreiber ſeyn? Eben da ich an einem ordentlichen Buche an Sie arbeite, (denn mit einem Briefe ſind Sie leider nicht zufrieden) machen Sie mir Vorwürfe der Trägheit, die Sie doch lieber durch Ihr eignes fleißigeres Schreiben beſchämen, als ohne ſelbſt zu ſchreiben verdammen ſollten. Denn Sie werden doch wohl nicht verlangen, daß ich Ihre Verſicherung: Sie hätten mir tauſenderley Sachen zu ſchreiben, wollten mir aber von allen eher nichts melden, als bis ich wieder geſchrieben hätte; für ein förmliches Schreiben halten ſoll?

Das ordentliche Buch an Sie wird die Folgen enthalten, die ich aus meinem letzt gedachten Grundſatze ziehen zu dürfen glaube. Ich wundere mich, daß Sie mir wenigſtens die Folgen nicht zugeben wollen, die wider Ihre Lehre von der Illuſion daraus fließen. Denn, wenn aus dieſem bloßen Grundſatze das Vergnügen an nachgeahmten Unvollkommenheiten zu erklären iſt, ſo ſehe ich nicht, warum man das Vergnügen der Illuſion erſt zu Hülfe rufen müſſe.

Weil Sie mahnen, ſo will ich nun auch mahnen. Wo bleibt Ihre fernere Beurtheilung des Trauerſpiels, der Freygeiſt? Sie werden antworten: eben da, wo mein Urtheil über den Codrus bleibt. Das wird künftige Woche kommen.

Von wem habe ich denn die Widerlegung meiner paradoxen Gedanken vom Mitleiden zu erwarten? Von Ihnen, oder von Hrn. Nicolai? Und warum heißen es denn paradoxe Gedanken, da es Sie ſchon, wo ich nicht irre, einmal ſie wahre Gedanken zu nennen beliebt hat?

Sie ſchreiben zwar, daß Sie mir meine Briefe, in welchen ich etwas von dem Trauerſpiele geſchrieben, wieder ſchickten; aber ich habe keine bekommen. Auch Herr Nicolai hat mir noch keine zurück geſchickt. Ich wiederhole alſo meine Bitte.

Leben Sie unterdeſſen wohl, und hören Sie nicht auf zu lieben

Ihren beſtändigen Freund,
Leſſing.

Leipzig, d. 2. April 1757.

Mein lieber Nicolai,

Ich hatte mich vorigen Poſttag mit beyliegendem Briefe zu lange verweilt; er blieb daher liegen, und Sie bekommen ietzt zwey für Einen. Auch bekommen Sie zwey Aushängebogen für Einen, und können folglich mit meiner Verzögerung gar wohl zufrieden ſeyn.

Ich will auch ietzt anfangen, mein Verſprechen zu halten, und Ihnen einige fernere Anmerkungen über Ihre Abhandlung von dem Trauerſpiele mittheilen. Ich werde alles ſchreiben, was mir in die Gedanken kömmt, geſetzt auch, daß vieles falſch, und alles ſehr trocken wäre.

Zu S. 18.

wo Sie die ariſtoteliſche Erklärung des Trauerſpiels anführen

Furcht und Mitleiden. Können Sie mir nicht ſagen, warum ſo wohl Dacier als Curtius, Schrecken und Furcht für gleich bedeutende Worte nehmen? Warum ſie das ariſtoteliſche φόβος, welches der Grieche durchgängig braucht, bald durch das eine, bald durch das andre überſetzen? Es ſind doch wohl zwey verſchiedne Dinge, Furcht und Schrecken? Und wie, wenn ſich das ganze Schrecken, wovon man nach den falſch verſtandenen ariſtoteliſchen Begriffen bisher ſo viel geſchwatzt, auf weiter nichts, als auf dieſe ſchwankende Ueberſetzung gründete? Leſen Sie, bitte ich, das zweyte und achte Hauptſtück des zweyten Buchs der ariſtoteliſchen Rhetorik: denn das muß ich Ihnen vorläufig ſagen, ich kann mir nicht einbilden, daß einer, der dieſes zweyte Buch und die ganze ariſtoteliſche Sittenlehre an den

Nicomachus nicht geleſen hat, die Dichtkunſt dieſes Weltweiſen verſtehen könne. Ariſtoteles erklärt das Wort φόβος, welches Herr Curtius am öfterſten Schrecken, Dacier aber bald *terreur*, bald *crainte*, überſetzt, durch die Unluſt über ein bevorſtehendes Uebel, und ſagt, alles dasjenige erwecke in uns Furcht, was, wenn wir es an andern ſehen, Mitleiden erwecke, und alles dasjenige erwecke Mitleiden, was, wenn es uns ſelbſt bevorſtehe, Furcht erwecken müſſe. Dem zu Folge kann alſo die Furcht, nach der Meynung des Ariſtoteles, keine unmittelbare Wirkung des Trauerſpiels ſeyn, ſondern ſie muß weiter nichts als eine reflectirte Idee ſeyn. Ariſtoteles würde bloß geſagt haben: das Trauerſpiel ſoll unſre Leidenſchaften durch das Mitleiden reinigen, wenn er nicht zugleich auch das Mittel hätte angeben wollen, wie dieſe Reinigung durch das Mitleiden möglich werde; und dieſerwegen ſetzte er noch die Furcht hinzu, welche er für dieſes Mittel hielt. Jenes hat ſeine Richtigkeit; dieſes aber iſt falſch. Das Mitleiden reiniget unſre Leidenſchaften, aber nicht vermittelſt der Furcht, auf welchen Einfall den Ariſtoteles ſein falſcher Begriff von dem Mitleiden gebracht hat. Hiervon können Sie ſich mit Herrn Moſes weiter unterreden, denn in dieſem Puncte, ſo viel ich weiß, ſind wir einig. Nun behalten Sie, durch die ganze Dichtkunſt des Ariſtoteles, überall wo Sie Schrecken finden, dieſe Erklärung der Furcht in Gedanken, (denn Furcht muß es überall heißen, und nicht Schrecken,) und ſagen mir alsdann, was Sie von der Lehre des Ariſtoteles dünkt.

Zu S. 19.

Daß Sie die Gedanken des du Bos ſo ſchlechterdings angenommen haben, damit bin ich nicht ſo recht zufrieden. Hiervon aber werde ich an unſern Moſes weitläuftiger ſchreiben. Wenn das, was du Bos ſagt, kein leeres Gewäſche ſeyn ſoll, ſo muß es ein wenig philoſophiſcher ausgedrückt werden.

Zu S. 21. 22. 23.

Was ich hier von der Nachahmung, und den nachgeahmten Leidenſchaften, wie Sie ſie nennen wollen, ſagen könnte, muß ich gleichfalls auf ein andermal verſparen. Ich ſage jetzt nur ſo viel: Iſt die Nachahmung nur dann erſt zu ihrer Vollkommenheit gelangt, wenn man ſie für die Sache ſelbſt zu nehmen verleitet wird; ſo kann z. E. von den nachgeahmten Leidenſchaften nichts wahr ſeyn, was nicht auch von den wirklichen Leidenſchaften gilt. Das Vergnügen über die Nachahmung, als Nachahmung, iſt eigentlich das Vergnügen über die Geſchicklichkeit des Künſtlers, welches nicht anders, als aus angeſtellten Vergleichungen, entſtehen kann; es iſt daher weit ſpäter, als das Vergnügen, welches aus der Nachahmung, in ſo fern ich ſie für die Sache ſelbſt nehme, entſteht, und kann keinen Einfluß in dieſes haben. Doch, wie geſagt, davon ein andermal. Ich hätte faſt Luſt, auch dieſes Wenige wieder auszuſtreichen.

Zu S. 21.

Sie hätten einen ältern anführen können, als den Brumoy, welcher den Nutzen des Trauerſpiels in die nähere Bekanntſchaft mit dem Unglücke und dem Unglücklichen, und in den für uns daraus fließenden Troſt, geſetzt hat. Stobäus hat uns eine ſehr ſchöne Stelle von dem Comödienſchreiber Timokles aufbehalten, aus welcher ich die letzten Verſe, nach der lateiniſchen Ueberſetzung, herſetzen will.

Primum Tragoedi quanta commoda afferant,
Perpende ſodes: ſi quis eſt pauperculus,
Majore preſſum ſi videbit Telephum
Mendicitate, levius ſuam feret
Mendicitatem: inſanus eſtne quiſpiam?
Furioſum is Alcmæona proponit ſibi.
Captus quis oculis? aſpicit cæcum Oedipum.
Gnatus obiit? Niobe dabit ſolatium.
Claudus aliquisne eſt? is Philoctetem aſpicit.
Miſer aliquis ſenex? tuetur Oeneum &c.

Ich will Ihnen gern alle meine Anmerkungen mittheilen: und alſo habe ich Ihnen auch dieſe ſehr unbedeutende mittheilen müſſen

Zu S. 25.

Daß die Verbeſſerung der Leidenſchaften nicht ohne Sitten und Charaktere geſchehen könne, das ſagen Sie, mein lieber Nicolai, ohne allen Beweis. Ich will Ihnen aber den Beweis des Gegentheils geben. Daß die Tragödie ohne Charaktere und Sitten Mitleiden erwecken könne; das geben Sie ſelber zu. Kann ſie aber Mitleiden erregen, ſo kann ſie auch, nach meiner obigen Erklärung, Furcht erwecken; und aus der Furcht iſt die Entſchließung des Zuſchauers, ſich vor den Ausſchweifungen derjenigen Leidenſchaft, die den bemitleideten Helden ins Unglück geſtürzt hat, zu hüten, eine ganz natürliche und nothwendige Folge. Sie werden zwar einwenden: wenn Leidenſchaften einen Helden ins Unglück ſtürzen, ſo müſſe dieſer Held auch einen Charakter haben. Aber das iſt, mit Ihrer Erlaubniß, falſch: die Leidenſchaften ſind nicht hinlänglich, einen Charakter zu machen: denn ſonſt müßten alle Menſchen ihren Charakter haben, weil alle Menſchen ihre Leidenſchaften haben.

Zu S. 26.

Sie ſagen nicht allzu richtig, daß der Charakter des Oedipus, in dem Trauerſpiele dieſes Namens von Sophocles, der einzige ſey. Auch Creon hat einen Charakter, und zwar einen ſehr edeln. Den Fehler des Oedipus ſuche ich auch nicht in ſeiner Heftigkeit und Neugierde, ſondern ich habe hierin meine eigenen Gedanken, die ich Ihnen ein andermal melden kann, wenn Sie mich wieder daran erinnern wollen.

So viel für dieſesmal. Der Herr Major von Kleiſt läßt ſich Ihnen beſtens empfehlen; er wird Ihnen antworten, ſo bald er ſich beſſer befindet. Er wird von Tage zu Tage wegen ſeines Portraits ſchwieriger, und läßt Sie inſtändig erſuchen, ihm mit dieſer Ehre, die ihn bey ſeinen Nebenofficieren lächerlich zu machen nicht ermangeln könnte, keine Schamröthe abzujagen. Fragen Sie ja nicht, wie er es weiß, daß bey Verhinderung dieſer Sache ſehr viel auf Sie ankomme: von mir weiß er es gewiß nicht. Er wußte es, ehe ich ihm die geringſte Eröffnung darüber machen konnte. Schreiben Sie mir ja mit eheſtem, wie ich mich hierbey verhalten ſoll, und ob Sie allenfalls die Zeichnung zu einem andern Bildniſſe verſchaffen können.

Fahren Sie, bitte ich, in Ihrer Freundſchaft und Liebe gegen mich fort. Ich bin

ganz der Ihrige,
Leſſing.

Nachſchrift. Mit meinem ordentlichen Buche an Herrn Moſes bin ich noch nicht weit gekommen. Er wird alſo ſo gut ſeyn, und ſich bis künftige Woche noch gedulden. Dieſer Brief aber ſey zugleich mit an ihn geſchrieben. Denn wer ſonſt als er, wird zwiſchen uns beyden Schiedsrichter ſeyn können?

Leipzig, den 2. April 1757.

Liebſter Herr Gleim!

Es hat ſich noch nie ſchicken wollen, daß ich mir das Vergnügen machen können, an Sie zu ſchreiben; und da es jetzt geſchehen ſoll, wollte ich mir wohl eine beſſere Veranlaſſung dazu wünſchen.

Ich ſchreibe dieſes in dem Zimmer Ihres Freundes, des Herrn Major von Kleiſt, und vor ſeinem Bette. Er liegt bereits den achten Tag an einem Catharral-Fieber krank. Ihre Beſorgniß aber, unnöthiger Weiſe, nicht zu vergrößern, ſetze ich ſogleich hinzu, daß er wieder außer Gefahr iſt.

Mehr die Mattigkeit alſo, welche auf eine ſolche Krankheit folgt, als die Krankheit ſelbſt, nöthigen ihn, durch mich Ihnen melden zu laſſen, wie gewiß er ſich der Erfüllung Ihres Verſprechens, ihn bevorſtehende Oſterfeyertage hier in Leipzig zu beſuchen, verſieht. Bleiben Sie ja nicht aus; er wird um dieſe Zeit ſchon völlig wieder hergeſtellt ſeyn, oder es durch Ihre Gegenwart werden.

Und hiermit verbind' ich auch meine Bitte, ob ich gleich wohl weiß, daß ſie Ihnen kein weiterer Bewegungsgrund ſeyn kann. Ich glaubte bey meiner neulichen Durchreiſe durch Halberſtadt nicht, daß ich das Vergnügen, Sie zu ſehen, ſo bald wieder haben würde. Wenn ich es aber nunmehr erhalte, ſo wird es den Verdruß, den mir meine unvermuthete Zurückkunft verurſacht hat, um ein großes verringern. Ich bin mit der freundſchaftlichſten Hochachtung

Dero

gehorſamſter Diener
G. E. Leſſing.

An Nicolai.

Leipzig, d. 17. April 1757.

Liebſter Freund,

Dem Herrn Major von Kleiſt *) habe ich Ihren Brief übergeben; er wird nächſtens antworten. Wie es noch mit ſeinem Bildniſſe werden wird, weiß ich nicht; er beſteht auf ſeiner Weigerung. Mein Buch an unſern lieben Moſes iſt noch nicht fertig; und er darf ſich nicht wundern, wenn ich wenigſtens eben ſo viel Zeit zu einem Buche brauche, als er zu einem Briefe. Dazu kann ich mein Buch eher nicht zu Stande bringen, als bis ich alle meine Briefe an Sie

---

*) Leſſing hatte den Herrn v. Kleiſt vielleicht in Berlin oder Potsdam zufällig einmal geſehen, aber weiter nicht. Es iſt unrichtig, was im Leben Leſſings S. 192 ſteht, daß Leſſing damals ſchon mit Kleiſt freundſchaftlichen Umgang gehabt habe. Vielmehr war Kleiſt empfindlich darüber, daß Leſſing ihn nicht beſuchte, als er im Febr. 1755, um ſeine Miß Sara Sampſon zu endigen, ſich mehrere Wochen in Potsdam aufhielt. (S. Leſſings Leben S. 173.) Kleiſt bezeugte noch im Jänner 1756, als er Krankheitshalber in Berlin war, gegen mich ſeine Empfindlichkeit über Leſſing, den ich damit vertheidigte, daß er, um ungeſtört zu arbeiten, niemand hätte ſprechen wollen und können. In Leipzig fing ſich die genauere Bekanntſchaft dieſer beiden edlen Männer an, und ging bald in die vertrauteſte Freundſchaft über. Nicolai.

beyde (worin etwas von unſrer ſtreitigen Materie ſteht), wieder bekommen habe; und dieſe habe ich noch nicht wieder bekommen.

Oſtern vor einem Jahre, wollte mich Herr Moſes hier in Leipzig beſuchen. Wie, wenn er mir jetzige Meſſe dieſe unverhoffte Freude machte? Wie, wenn Sie mit kämen, mein lieber Nicolai? denn Ihre Handlungsverrichtungen werden doch wohl nunmehr aufgehört haben. Mündlich würden wir von unſrer Materie, dem Trauerſpiele, in einer Stunde mehr ausmachen, als durch Briefe in einem Jahre geſchehen wird.

Leben Sie wohl, ich muß für dieſesmal ſchließen. Ich bin

ganz der Ihrige,
Leſſing

Leipzig, den 10. May 1757.

Mein lieber Herr Gleim,

Sie verlangen von mir eine Ode auf Ihren König? — Ich bin auf Ihr Anrathen bey Halberſtadt den alten Juden hinangeklettert, und habe ihm den ſteinern Bart geſtreichelt, ob ich mir gleich meines Schwindels nur allzuwohl bewußt war. Warum ſollte ich mich auf Ihr Wort, nicht noch höher verſteigen? Gut! Es hat mit der Ode ſeine Richtigkeit. — Weil ich aber gern etwas machen möchte, das Ihres völligen Beyfalls werth wäre, ſo will ich ſo behutſam gehen, als möglich, und Ihnen vorher den Plan mittheilen, nach welchem ich zu arbeiten Willens bin.

— — — [ſ. Band I, S. 207.]

Nun mein lieber Gleim, was ſagen Sie zu dieſem Gerippe? Verlohnt es ſich der Mühe, daß ich es mit Fleiſch und Haut umgebe? Antworten Sie mir hierauf, ſo bald wie möglich; denn ſonſt könnte mich leicht Ihr Brief in Leipzig nicht mehr treffen. Künftige Woche gehe ich wieder nach Berlin. Schade, daß der Weg nach Berlin nicht über Halberſtadt geht! Wie froh werde ich ſeyn, wenn ich wieder in Berlin bin, wo ich nicht länger nöthig haben werde, es meinen Bekannten nur in's Ohr zu ſagen, daß der König von Preußen dennoch ein großer König iſt! Leben Sie wohl, mein lieber Gleim, und lieben Sie mich ein wenig. Ich bin

ganz der Ihrige
G. E. Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Lieber Freund!

Wundern Sie ſich nur nicht, daß ich für jetzt ſo ſaumſelig im Schreiben bin. Ich befinde mich auf einmal in hundert Verwirrungen und Verlegenheiten, von den Ihnen Herr Voß ſchon vielleicht geſagt hat, wenigſtens noch ſagen kann. Was mich am meiſten dabey tröſtet, iſt dieſes, daß ohne Zweifel meine itzigen Verdrießlichkeiten die Gelegenheit ſeyn werden, mich wieder in die Arme meiner Freunde in Berlin zu werfen; und dieſes vielleicht eher, als Sie es vermuthen.

Den erſten Theil der Bibliothek werden Sie von Herr Voſſen bekommen haben. Sie dürfen ſich, mit unſerm lieben Nikolai, nicht wundern, anſtatt des Portraits des Hrn. von Kleiſt, das Portrait des Herrn von Hagedorn vorzufinden. Erſterer wollte durchaus ſeine Einwilligung nicht ertheilen, und ſo mußte ich und der Verleger aus der Noth eine Tugend machen; obgleich Herr von Kleiſt ſchon völlig geſtochen iſt, wovon Sie eheſtens einen Abdruck bekommen ſollen.

Für jetzt ſchicke ich Ihnen beyden den Contrakt des Hrn. Dyk mit, wovon Hr. Nikolai eine Abſchrift unterſchreiben, und eheſtens wieder zurück ſenden wird.

Leben Sie wohl, mein liebſter Moſes. Ein Mehreres mit Nächſtem, ſo bald ich Zeit haben werde, wieder an unſre lieben Streitigkeiten zu denken. Für wie viel Unterrichtendes werde ich Ihnen zu danken haben! Ich bin

Leipzig,
den 29. May 1757.

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Gleim.

Leipzig, den 14. Junius 1757.

Liebſter Freund!

Loben Sie mir mein Odengerippe wie Sie wollen; ich weiß doch, daß die Perſon, an die es gerichtet iſt, Sie beſtochen hat, ſo viel Gutes davon zu ſagen. Unterdeſſen, wenn ich wüßte, daß Sie mich noch einmal loben wollten, (denn bey dem allen laſſe ich mich doch ſehr gern von Ihnen loben, ich mag es nun verdienen, oder nicht) ſo könnte ich Ihnen vielleicht am Ende dieſes Briefes noch ein zweytes ſolches Skelet zu leſen geben *). Ich will mich während des Schreibens beſinnen, ob ich es thun ſoll. Das zwar, was ich Ihnen jetzt vor allen Dingen zu melden habe, könnte mich leicht davon zurückhalten. Denn denken Sie nur einmal, was ſich Ihres Königs Soldaten alles unterſtehn! Bald werden ſie auch die beſten Verſe machen wollen, weil ſie am beſten ſiegen können! Der unbändige Ehrgeitz! Da bekomme ich von Berlin vor einigen Tagen einen Schlachtgeſang, mit dem Zuſatze, daß ihn ein gemeiner Soldat gemacht habe, der noch für jedes Regiment einen machen wolle. Er lautet alſo:

  Auf, Brüder, Friedrich, unſer Held,
Der Feind von fauler Friſt,
Iſt auf, und ruft uns in das Feld,
Wo Ruhm zu holen iſt.
  Was ſoll, o Tolpatſch und Pandur,
Was ſoll die träge Raſt?
Auf, und erfahre, daß du nur
Den Tod verſpätet haſt.
  Aus deinem Schedel trinken wir
Bald deinen ſüßen Wein,
Du Ungar! Merſeburger Bier
Soll dann verſchmähet ſeyn.
  Dein ſtarkes Heer iſt unſer Spott,
Iſt unſrer Waffen Spiel;
Denn was kann wider unſern Gott
Thereſia, und Brühl?
  Was helfen Waffen und Geſchütz
Im ungerechten Krieg?
Gott donnerte bey Lowoſitz,
Und unſer war der Sieg!
  Und böt' uns in der achten Schlacht
Franzos und Ruſſe Trutz;
So lachten wir doch ihrer Macht,
Denn Gott iſt unſer Schutz!

Daß ſich ein Mann, ein gemeiner Soldat, der doch ohne Zweifel die Poeſie weder handwerksmäßig gelernt hat, noch darauf gewandert iſt, ſolche vortreffliche Verſe zu machen unterſtehn darf! Das einzige Merſeburger Bier will mir nicht recht zu Halſe! Wenn der tapfre Dichter nicht ſeit der Zeit geblieben iſt, und ich ihn jemals kennen

---

*) Dies war der Entwurf einer Ode an **Kleiſt**. [Bd 1, S. 205.]

lerne, ſo ſoll er mir dieſe Zeile ändern müſſen. Mit der alten Lesart ſoll das Lied alsdann im Lager, und mit der neuen auf dem Parnaſſe geſungen werden. Und wie dächten Sie wohl, mein lieber Gleim, daß die letztere ungefähr heißen könnte? O ich bitte Sie recht ſehr, denken Sie einen Augenblick darauf. Die Sommerſproſſe auf dem ſchönen Geſichte eines Landmädchens iſt ſehr natürlich; aber dieſes Natürlichen ungeachtet, wünſche ich die Sommerſproſſe doch lieber weg. Oder wollen Sie ein Gleichniß von einem Stadtmädchen? Zum Exempel von der Mademoiſelle W**? — — Hören Sie nur, es iſt unſers lieben Herrn von Kleiſt wahrer Ernſt, und obendrein iſt es auch der meinige, daß Sie aus dieſer Mademoiſelle eine Madame Gleim machen ſollen. Reiſen Sie nur geſchwind nach Langenſalze, und kommen Sie in acht Tagen mit ihr hierher nach Leipzig, unſer Beyder poetiſchen Segen abzuholen. Und damit dieſer deſto beſſer anſchlage, ſo können Sie zuſammen auch den Brunnen hier trinken. Wir haben bereits einen Garten dazu für Sie ausgeſucht. Wenn Sie gewiß kommen wollen, ſo bleibe ich ſo lange in Leipzig, und mache auf Ihre Hochzeit etwas ganz Neues — — ein anakreontiſches Heldengedicht: die gedämpften Hageſtolze, nicht aber zur Nachahmung der gedämpften Hunnen!

Leben Sie wohl, mein lieber Gleim: vorher aber empfangen Sie meinen Dank wegen der Mühe, die Sie ſich meinetwegen bey Ihren Freunden in Berlin gegeben haben. Ich bin ganz der Ihrige

Leſſing

Leipzig, d. 18. Junius 1757.

Mein lieber Ramler,

Sie thun zwar, als ob Sie mich ganz und gar vergeſſen hätten, oder als ob Sie wenigſtens glaubten, daß ich, weit von hier, in der Welt herumſchweifte. Allein ich weiß doch wohl, daß Ihr Gedächtniß freundſchaftlicher iſt, und daß Sie das drollige Schickſal meiner Reiſe ſchon längſt durch die dritte oder vierte Hand haben erfahren müſſen. Sie würden ſich alſo meiner ohne Zweifel in Ihren Briefen an den Herrn Major von Kleiſt erinnert haben, wenn Sie nicht die unterlaſſene eigene Meldung meiner Zurückkunft hätten beſtrafen wollen. Was nun die Urſache dieſer Unterlaßung anbelangt, ſo müſſen Sie wiſſen, daß ich incognito zurück gekommen war, und auch incognito hier zu bleiben vorhatte, bis ich vor ungefähr drey Wochen erfuhr, daß ich mein Incognito allmählich aufgeben müßte, wenn ich es nicht

Zeitlebens beobachten wollte. Da ſehen Sie einmal, was mir der Krieg für Schaden thut! Ich und der König von Preußen, werden eine gewaltige Rechnung mit einander bekommen! Ich warte nur auf den Frieden, um ſie auf eine oder die andere Weiſe mit ihm abzuthun. Da nur er, Er allein, die Schuld hat, daß ich die Welt nicht geſehen habe, wär' es nicht billig, daß er mir eine Penſion gäbe, wobey ich die Welt vergeſſen könnte? Sie denken, das wird er fein bleiben laſſen! Ich denke es nicht weniger; aber dafür will ich ihm auch wünſchen, — — daß nichts als ſchlechte Verſe auf ſeine Siege mögen gemacht werden! Was brauche ich das zwar zu wünſchen? Es muß von ſelbſt geſchehen, wenn nur der Herr von Kleiſt und Sie mir verſprechen wollen, keine darauf zu machen. O verſprechen Sie mir es doch ja! Wenn Sie ſich einmal an einem Könige ſo zu rächen haben, ſo bin ich wieder zu Ihren Dienſten. Aber umgekehrt, verſteht ſich.

Leben Sie wohl, mein lieber Ramler, und erwarten Sie mich bald in Berlin. Ich bin

ganz der Ihrige,
Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Lieber Freund!

Da bereits der erſte Bogen von dem zweyten Stücke der Bibliothek abgedruckt iſt, und ich die letzte Reviſion vom Anfange an bekommen habe, ſo können Sie leicht denken, daß ich Ihre Abhandlung, von den Quellen und Verbindungen der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte, nicht blos mit einem flüchtigen Auge, ſondern aufmerkſam und mit großem Vergnügen müſſe geleſen haben. Mehr kann ich jetzt nicht davon ſagen: ich habe ſeit 8 Tagen ein intermittirendes Fieber, welches mit ſolchen gewaltigen Kopfſchmerzen verbunden iſt, daß ich Gott danke, wenn ich nur manchmal dabey denken kann, und das Urtheilen gar gern auf eine andre Zeit ausgeſetzt ſeyn laſſe. Schreiben Sie, mein lieber Moſes, ſo viel als Ihre geſunde Hand nur immer vermag, und glauben Sie ſteif und feſt, daß Sie nichts Mittelmäßiges ſchreiben können — — denn ich habe es geſagt!

Den D. Pauli habe ich die Ehre, perſönlich zu kennen. Ganz Hamburg hielt ihn, als ich da war, für einen würdigen Kandidaten des Tollhauſes; und man ſahe mich mit ſehr zweydeutigen Augen an, als ich mich demohngeachtet mit ihm in ein ſehr weitläuftiges, ernſthaftes Geſpräch einließ. Ich hätte den Brief wohl leſen mögen, den

Sie ihm geſchrieben haben. Ein Mann, der aus guten Abſichten ſeinen Verſtand nach ſolchen Grundſätzen zerrüttet, iſt mir ein weit traurigerer Anblick, als ein Selbſtmörder. Unſer Naumann ſchlägt dieſen Weg nicht ſchlecht ein; und ich hätte uns beyden wohl die melancholiſche Luſt gönnen mögen, ihn und den D. P. mit einander ſtreiten zu hören. Sie werden ſich erinnern, daß jener ſich die menſchliche Seele als eine Baßgeige vorſtellt: wer alſo, als er, hat es leichter begreifen können, daß der Tugendtrieb dem Tone ſol, und das Nervengebäude dem Tone ut gleich ſey?

Ihre Recenſion von Gleims Fabeln iſt noch nicht bey mir eingelaufen. Ihr Name aber iſt auf das Exemplar von dem zweyten Buche ſeiner Fabeln daher gekommen, weil Herr Gleim geglaubt hat, daß niemand anders, als Sie, die Recenſion vom Lowth könne gemacht haben; er hält Sie alſo für einen Mitarbeiter, ohne ſich darum zu bekümmern, ob Sie ein ordentlicher oder ein außerordentlicher ſind. Er iſt übrigens einer Ihrer größten Verehrer.

Von meinen Fabeln, deren Herr Weiß gegen Sie gedacht hat, habe ich Ihnen blos deswegen nicht geſchrieben, weil ich es nicht der Mühe werth geachtet habe. Damit Sie mich aber doch nicht länger einer geheimnißvollen Zurückhaltung beſchuldigen mögen, ſo ſchicke ich Ihnen hier einige, die ich ſo aus der Menge heraus genommen habe, ohne daß ich ſagen kann, die beſten oder die ſchlechteſten getroffen zu haben.

Wenn ich in Berlin bin, ſollen Sie ſehen, daß ich eine groſſe Menge ſchlechter und beſſerer gemacht habe.

Wenn ich in Berlin bin — —[*]

Leipzig,
den 6. Jul. 1757.

An Nicolai.

Leipzig, den
Am Sonntage, da ich nicht
in die Kirche ging.

Liebſter Freund,

Sie ſchreiben mir nicht, Herr Moſes ſchreibt mir nicht; ſoll ich denn immer allein ſchreiben? Ich habe Herrn Moſes vor einer Woche

---

[*] Hier iſt ein ganzer halber Bogen abgeriſſen, und verloren gegangen. Karl Leſſing.

Fabeln geſchickt, die er ſeit der Zeit längſt hätte leſen, und mir mit einem non probo zurück ſchicken können.

Der Brief von Gellert an Sie liegt ſchon länger als acht Tage auf meiner Stube. Er hatte mir kurz vorher geſagt, daß er Ihnen Verſchiedenes wegen der Bibliothek ſchreiben wolle; die Neugierde trieb mich alſo — nachdem ich Sie in Gedanken um Erlaubniß gebeten, — ſeinen Brief zu erbrechen. Ich hätte ihn immer können unerbrochen laſſen.

Weil er Ihnen nun nichts von der Bibliothek geſchrieben hat, ſo will ich es thun. Wollen Sie nicht böſe werden, mein lieber Nicolai, wenn ich Ihnen ſage, daß ich mit Ihrer Recenſion vom Meſſias nicht zufrieden bin? Ich will es ſtückweiſe anmerken, was ich daran auszuſetzen habe.

I. Wiſſen Sie denn nicht, daß in der neuen Kopenhagner Ausgabe in 4to*) auch vor den erſten fünf Geſängen eine Abhandlung ſteht, welche die geiſtliche Epopee betrifft; und daß dieſe erſten fünf Geſänge in dieſer Ausgabe ſo viele Veränderungen erlitten, daß ich gewünſcht hätte, die vornehmſten derſelben von Ihnen angeführt und beurtheilt zu ſehen?

II. In der Abhandlung von der Nachahmung der griechiſchen Sylbenmaße haben Sie das Vornehmſte und Wichtigſte überſehen: das nehmlich, was Klopſtock von den poetiſchen Perioden ſagt. Seine proſaiſche Schreibart übrigens hat mir allezeit ſehr wohl gefallen; ſie iſt männlich, nicht gemein, und entfernt ſich unendlich von dem pedantiſchen Tone, den ſo viele unter uns annehmen, wenn ſie von grammatikaliſchen Dingen reden müſſen.

III. Sie ſagen an einem Orte, es ſey eine Tradition, daß die Orakel bey dem Tode Jeſu verſtummt wären. So iſt die Tradition nicht; ſehen Sie nur nach: es ſoll bey der Geburt Chriſti geſchehen ſeyn.

IV. Was Sie von einigen kleinen Fehlern im Plane ſagen, iſt ſehr gut. Auch was Sie von ſeinem Ausdrucke ſagen, hat meinen Beyfall; nur daß Sie unrechte Exempel gewählt haben. ‚Eiſerne Wunden, iſt freylich ein wenig ſeltſam; man verſteht es aber doch, daß es Wunden, von eiſernen Nägeln geſchlagen, bedeuten ſoll. Der eiſerne Schlaf aber iſt eine Nachahmung vom Virgil, der irgendwo somnus ferreus urget ſagt. Es ſoll einen Schlaf anzeigen, der ſo ſchwer wie Eiſen auf den Augen liegt. Kleiſt meynt, er würde, um dieſe Schwere auszudrücken, lieber: der bleierne Schlaf, geſagt haben. Doch das wären Kleinigkeiten; wie Sie aber die Stelle S. 66. dunkel und ohne Conſtruction finden können, das verſtehe ich nicht. Ich will mich mit Einer Belohnung begnügen; her mit der Phyllis! Apollo mag ich nicht ſeyn.

---

*) Dieſe Ausgabe war damals in unſern Gegenden noch ganz unbekannt. Nicolai.

Feyert! Es flamm' Anbetung der große, der Sabbath des Bundes
Von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stund' iſt gekommen.
Feyert, die Stunde der Nacht iſt gekommen. Sie führen das Opfer.

Feyert! iſt der Befehl, den Eloah an die ganze Schöpfung ergehen läßt. Und nun conſtruiren Sie ſo: der große Sabbath, der Sabbath des Bundes, flamme von jeglicher der Sonnen bis zum Throne des Richters, Anbetung! Was iſt da dunkel? Anbetung flammen, iſt freylich ein wenig ungewöhnlich; aber doch nicht ungewöhnlicher als tauſend andre Ausdrücke des Dichters.

Ihre Recenſion von dem Devil to pay kaſſire ich, Kraft des Rechts, das mir Ihre Freundſchaft giebt. Ich will Ihnen meine Urſachen weitläuftig mündlich ſagen, wenn ich nach Berlin kommen werde; ich bin zu faul, ſie zu ſchreiben.

Die Stelle aus dem Horaz ſchickt ſich nicht ſo gut unter das Bildniß des Hrn. von Kleiſt, als Sie und Herr Moſes denken. Sie ſollen meine Urſachen gleichfalls mündlich erfahren. Wenn ja Verſe darunter kommen müſſen, ſo werden Sie in dem erſten Epigramm des Auſonius ein Paar bequemere Stellen finden. Aber legen Sie ſich mit dieſen Verſen nicht eine Laſt auf, die Ihnen in der Folge unerträglich fallen muß. Sie haben ſchon einmal angefragt, was unter mein Portrait kommen ſoll. Laſſen Sie nur, wegen meiner unverſchämten Tadelſucht, wovon dieſer ganze Brief ein Beweis iſt, darunter ſetzen: Hic niger eſt, hunc tu, Romane, caveto; oder auch: quid immerentes hoſpites vexas, canis?

Leben Sie wohl, liebſter Nicolai, und grüßen Sie mir meinen lieben Moſes, mit dem Befehle, mir bald zu ſchreiben. Ich bin

ganz der Ihrige,
Leſſing.

Mein lieber Moſes!

Iſt denn das hübſch, daß ich ſeit ſechs Wochen keine Zeile von Ihnen zu ſehen bekomme? Warum wollen Sie mir denn auf meinen letzten Brief nicht antworten? Oder haben Sie ihn nicht bekommen?

Ich habe Ihre Aufſäze von der Kunſt, von dem Naiven ꝛc. und einige von meinen Fabeln mit beygelegt. Dieſe leztern möchte ich bald wieder zurück haben, um die Sammlung vollſtändig zu machen, die ich dem Drucke beſtimmt habe, wenn Sie anders, nach der Probe zu urtheilen, mir nicht davon abrathen.

In Ihrer Abhandlung von den Quellen und Verbindungen der ſchönen Künſte ꝛc. haben Sie beyläufig meiner gedacht; und ich muß Ihnen für Ihre freundſchaftliche Anmerkung Dank ſagen. Da ich Ihnen aber etwas näher verwandt bin, als das Publikum, ſo glaube ich auch auf eine nähere Erklärung Recht zu haben. Welches ſind die Stellen, die Sie für indeclamabel halten? Ich frage nicht, um mich mit Ihnen in einen Streit darüber einzulaſſen; ich frage blos, um künftig aufmerkſamer ſeyn zu können.

Was macht denn Herr Nikolai? Hat er einen Brief übel genommen, den ich ihm vor 8 Tagen über ſeine Recenſion des Meſſias geſchrieben? — Bey Gelegenheit des Meſſias — — Haben Sie ſchon den Tod Adams geleſen? Was ſagen Sie davon?

Von den Gleimſchen Fabeln denken wir ziemlich einerley. Sie ſagen: unter den eignen Erfindungen des Verfaſſers, verdiene die 11, 17 und 27te des erſten Buchs allen andern vorgezogen zu werden. Einmal, wo nicht mehrmal, müſſen Sie ſich hier gewiß verſchrieben haben; denn 27 Fabeln hat das erſte Buch nicht. Sonſt ſind mir die 3, 10, 12, 16, 19, 20 und 21te nicht ſchlecht vorgekommen, wenigſtens ſo gut als die 17te. Erzählt ſind ſie gewiß vortreflich; wenn ſchon die Erfindung beſſer ſeyn könnte. Erklären Sie ſich über dieſen Punkt, mein lieber Moſes, und zwar mit erſter Poſt, weil ich noch gerne die Recenſion zum zweyten Stücke fertig machen wollte.

Leben Sie wohl! Wenn ich doch bald bey Ihnen in Berlin ſeyn könnte! Aber — Ich bin

ganz der Ihrige
Leſſing

Leipzig,
den 9. Aug. 1757.

Mein lieber Moſes!

Ich ſchreibe Ihnen ſo viel Briefe, die alle nicht das Poſtgeld werth ſind. Gleichwohl will ich mich deswegen nicht entſchuldigen; denn Entſchuldigungen würden ſicherlich meine Briefe noch unbeträchtlicher machen.

Hier kömmt Ihr Aufſatz vom Erhabnen wieder zurück. Ich wüßte auch nicht das Geringſte dabey zu erinnern; ob ich ihn gleich mehr als einmal durchgeleſen habe. Indem laſſen ſich nicht alle Kleinigkeiten, die man mündlich ſo leicht ſagt, auch ſchreiben. Ich habe mehr als einmal die Feder angeſetzt, Ihnen einen Einwurf wider dieſes oder jenes mitzutheilen; aber ſobald ich ihn erſt deutlich gedacht, iſt mir auch die Antwort beygefallen, die Sie mir darauf ertheilen würden. —

Ich danke Ihnen für die mitgetheilte Stelle aus dem Spinoza; ich muß aber bekennen, daß ich ſie ein wenig anders verſtehe. Es ſcheint mir nehmlich, der Weltweiſe verſtehe unter titillatio nicht ſo wohl das eigentlich ſogenannte Kitzeln, als vielmehr alles, was dem dolor entgegen geſetzt wird, quatenus ad corpus refertur; jedes angenehme körperliche Gefühl: denn ſonſt begreiſe ich nicht, wie er ſagen könnte: ſit igitur dolor talis, ut titillationem coerceat, ne ſit nimia; et eatenus erit bonus. Die Armuth der lateiniſchen Sprache hat ihn auch wirklich gezwungen, das Wort titillatio für alles dasjenige zu ſetzen, was das Gegentheil von dem körperlichen Schmerze iſt. Wollen Sie nun aber das Wort Kitzel in dieſem weitläuftigen Verſtande nehmen, ſo können Sie nicht ſagen, daß jede kitzelnde Empfindung des Körpers Lachen erwecke. Dieſes findet nur bey dem eigentlichen Kitzel Statt, wenn ein Theil des Körpers ſo afficiret wird, daß weder Schmerz noch das Gegentheil vom Schmerze daraus erfolgt; ſondern eine Vermiſchung von beyden. Und aus dieſer Vermiſchung ſoll, nach meiner Erklärung, das Lachen entſpringen.

Antworten Sie mir bald, mein lieber Moſes! das andre Blatt ſoll für jetzt Herr Nicolai haben. Leben Sie wohl! Ich bin

Ihr

Leipzig,
den 13. Aug. 1757.

aufrichtiger Freund
Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Liebſter Freund!

Ich habe die von Ihnen kritiſirten Gleimſchen Fabeln nur für comparative ſchön gehalten, und ſie nie für gute, ſondern blos für die beſten in dieſer Sammlung ausgeben wollen. Ich werde mich alſo wohl hüten, ihre Vertheidigung gegen Sie auf mich zu nehmen; aufs höchſte wäre es noch die zehnte Fabel, für die ich ein Paar Worte wagen möchte. Ich begreiſe nicht, wie Sie die Zeilen:

Wenn Friederich die Flöte ſpielt,
So lauſchen Bäume ſo und fühlen Himmelsluſt

für die Anwendung der Fabel halten können. Es ſoll ein bloßes Gleichniß ſeyn, das Sie, ohne der Fabel im geringſten Schaden zu thun, ausſtreichen können. Streichen Sie es alſo aus, weil es wirklich ein wenig widerſinnig iſt, und leſen das Ganze noch einmal. Der Adler iſt über das Lied der Lerche entzückt; er glaubt ihr ſeine Hochachtung nicht beſſer ausdrücken zu können, als wenn er ſie mit in die Wolken nimmt; die beſcheidne Lerche dankt für dieſe Erhebung, und iſt mit ihrem angebornen Vorzuge zufrieden. So begnügt ſich ein ſittſamer Dichter an dem Beyfalle der Könige, ohne zu verlangen, an ihre Rechte erhöht zu werden. Regiere du, zur Ehre des Schöpfers; ich bin glücklich genug, zu ſeiner Ehre zu ſingen! —

Aber was gehen mich fremde Fabeln an; da ich für meine genug zu ſorgen habe? Ich wünſchte, Sie hätten mir ſie nicht zurück geſchickt, ohne mir die Fehler derjenigen, die Ihnen nicht gefallen haben, näher anzuzeigen. Ich glaube doch nicht, daß ich in der Erfindung eben ſo geſchlegelt haben ſollte, als Gleim? Das bin ich mir wohl bewußt, daß meine Moralen nicht immer die neueſten und wichtigſten ſind; aber wer kann immer neu ſeyn? Es iſt wahr, die Lehre aus meiner Fabel, Zevs und das Pferd, iſt ſchon oft eingekleidet worden; aber wenn gleichwohl meine Einkleidung eine von den beſten iſt, ſo kann ich, glaube ich, mit Recht verlangen, daß man die ältern und ſchlechtern für nicht geſchrieben halte. Demohngeachtet aber denken Sie nur nicht, daß ich eine einzige will drucken laſſen, die nicht Ihren vollkommnen Beyfall hat. Es koſtet mir zu wenig Mühe, eine ſolche Kleinigkeit zu erſinnen, als daß es mir viel Ueberwindung koſten ſollte, ſie der Kritik aufzuopfern. — Ihre weitere Ausführung vom Erhabnen (die Sie künftigen Poſttag zurückbekommen ſollen) kam eben zu rechter Zeit, um mich zu verhindern, Ihnen etwas Mittelmäßiges von dieſer Materie vorzuſchwatzen. Mit einer einzigen Anmerkung will ich aber doch zu Markte kommen. Es iſt wahr, etwas Erhabnes auszudrücken, muß man ſo wenig Worte aufwenden, als möglich; es geſchieht alſo freylich oft, daß das Erhabne zugleich naiv iſt; aber die Naivität iſt deswegen nicht ein weſentlicher Charakter des Erhabnen. Cuncta ſupercilio moventis iſt erhaben, aber nicht naiv. Die Antwort des griechiſchen Feldherrn, als man ihm von der Menge der perſiſchen Pfeile, wodurch die Sonne verdunkelt würde, ſprach: wir werden alſo im Schatten fechten, iſt erhaben und naiv. Dort ſagen die Zeichen gleich ſo viel, als ſie ſagen wollen, nicht mehr und nicht weniger; hier aber ſcheinen die Zeichen weniger zu ſagen, ja ſogar etwas anders. Ein naiver Gedanke, der weiter nichts als naiv iſt, iſt ein Unding, es muß allzeit noch etwas dabey ſeyn, erhaben, oder ſatyriſch, oder lächerlich, und kurz, alle Arten von Gedanken können naiv ſeyn, weil das Naive blos in dem Ausdrucke beſteht, und weiter nichts als eine oratoriſche Figur iſt. —

— Nun auch ein Paar Worte von Ihren Gedanken über den Gebrauch, den die Virtuoſen von den Begriffen der Urſache machen, um die Wirkungen dadurch ſchicklicher vorzuſtellen. Die Exempel hiervon müſſen wohl ſehr ſelten ſeyn, da die Fälle in der Natur ſelbſt ſehr ſelten ſind, wo uns die Urſache ſinnlicher wäre, als die Wirkung. Die Dichter ſind daher, wo ſie ſich des Begriffs der Urſache bedient haben, meiſtens unpoetiſch, das iſt, unſinnlich geworden. Z. E. Wenn ſie die Jahreszeiten durch das Zeichen, in welchem die Sonne in dem Thierkreiſe ſteht, haben anzeigen wollen. — Nur alsdenn darf ſich der Virtuoſe dieſes Kunſtgrifs bedienen, wenn die Wirkungen nicht in die Sphäre ſeiner Nachahmung gehören, und er die Sache doch nothwendig ausdrücken ſoll; und ſo war dem Lully freylich kein andrer Weg übrig; denn die Wirkungen des Schlafs ſind Ruhe und Stille, wie kann aber Stille durch Töne ausgedrückt werden? Ich erinnere mich hierbey jenes alten Pantomimen, der die Worte: *τον μεγαν Αγαμεμνονα*, d. i. den großen Agamemnon, tanzen ſollte. Wie kann ein Mann von großen Thaten, durch Bewegungen und Linien ausgedrückt werden? Ein Mann von großer Leibesgeſtalt iſt wohl dadurch auszudrücken; und dieſes war auch der Fehler, in welchen der Pantomime fiel, der ſich bey dem Worte groß auf die Zehen ſtellte. Sein Lehrmeiſter, der auf Verlangen des Volks dieſen Fehler gut machen ſollte, war ſcharfſinniger, nahm zur Urſache ſeine Zuflucht, und gab ſich die Stellung eines Tiefſinnigen: er hielt einen groſſen tiefſinnigen Verſtand für die Urſache groſſer Thaten. — Was die phyſikaliſche Urſache anbelangt, warum Töne, welche weder wirklich ſteigen noch fallen, den Schlaf erregen, ſo glaube ich ſie folgendergeſtalt deutlich genug erklären zu können. Der Schlaf iſt die natürliche Folge der Entkräftung, und da ſowohl der Körper als die Seele daran Theil nehmen, ſo kann er bald in dieſer, bald in jenem zuerſt entſtehen. Die Seele iſt müde, wenn ſie kaum noch ſo viel Kräfte hat, ſich das Einförmige vorzuſtellen; da nun alſo dieſer ſchwächere Grad ihrer Realität vor dem natürlichen Schlafe vorhergeht; ſo kann es nicht fehlen, der Schlaf muß auch darauf folgen, wenn ich meiner Seele dieſen ſchwächern Grad der Realität vorſetzlich gebe, d. i. wenn ich mir das Einförmige vorſtelle. Weitläuftiger will ich mich nicht erklären; denn wenn Wahrheit in dieſem meinem Gedanken iſt, ſo werden Sie ſie ge wiß, nach aller ihrer Ausdehnung, leichter finden, als ich ſie Ihnen geben kann. — Mit Ihrer nähern Beſtimmung der indeklamabeln Stellen in meiner Sara, bin ich ſehr wohl zufrieden. Aber wenn es die philoſophiſchen ſind, ſo ſehe ich ſchon voraus, daß ich ſie nicht ausſtreichen werde, und wenn Sie mir es auch mathematiſch bewieſen, daß ſie nicht da ſeyn ſollten; wenigſtens ſo lange nicht, als noch immer mehr Leute Trauerſpiele leſen, als vorſtellen ſehen. — Gleims Fabeln habe ich zu dem zweyten Stücke der Bibliothek nicht recenſiren können, weil es Herr Dyk gern noch dieſe Woche fertig haben will. Ich habe aber zu den Neuigkeiten Verſchiedenes hinzugethan, und hoffe, daß es dem Hrn. Nikolai nicht ungelegen ſeyn wird. Herr Dyk wollte gern 14 Bogen voll haben. — Der Herr Major von Kleiſt iſt noch immer hier, und alſo kann er es wohl nicht ſeyn, der ſich in Wolmine mit den Panduren herumgeſchlagen hat. — Hrn. Nikolai will ich nächſtens die Urſache melden, warum ich ſeine Recenſion vom Devil to pay caſſirt habe. — Er wird doch wohl nicht noch Willens ſeyn, von Berlin wegzugehen? Was ſollte ich denn in Berlin, wenn er weg wäre, und Sie mitgenommen hätte? — Das Aber, womit ich meinen Brief geſchloſſen, hat gar keine Beziehung auf die Sicherheit in Berlin; es ging blos auf meine eignen Umſtände. Ich ſehe meinem Proceſſe unter keinen vier Monaten ein Ende; meine perſönliche Gegenwart iſt nicht mehr dazu nöthig, und gleichwohl ſehe ich mich, anderer Dinge wegen, hier zu bleiben gezwungen.

Leben Sie wohl, mein lieber Moſes; und ſchreiben Sie mir bald wieder; ich bin jetzt größtentheils ſo verdrießlich, daß das Vergnügen, welches Sie mir mit Ihren Briefen machen, eine wahre Wohlthat für mich iſt. Ich bin

Ihr

Leipzig, ergebner Freund

den 18. Aug. 1757. Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Liebſter Freund!

Ich danke Ihnen für Ihre freundſchaftliche Willfahrung. Die Aſſignation, die ich an Sie geſtellt, werden Sie ohne Zweifel bereits erhalten haben. Schreiben Sie ſich es zum Theil ſelbſt zu, wenn ſie Ihnen beſchwerlich gefallen iſt. Wie ich meine Handſchrift darüber einrichten ſoll, mögen Sie mir melden; unterdeſſen werden Ihnen meine Briefe ſtatt derſelben dienen.

Mit der Stelle aus dem Spinoza haben Sie Recht. Ein abermaliger Beweis, wie obenhin ich alles anzuſehen gewohnt bin! Wenn Ihnen mehr aufſtoßen ſollte, was mit meiner (oder vielmehr mit Ihrer) Erklärung des Lachens einige Verwandſchaft hat, ſo merken Sie es ja fleißig an. Ich ſammle an lächerlichen Geſchichten und Einfällen; und endlich kann eine luſtige, tiefſinnige Abhandlung vom Lächerlichen für die Bibliothek daraus werden.

Aus Ihrer Kritik der indeklamabeln Stellen in meiner Sara iſt eine Lobrede geworden. Ihre Freundſchaft läßt Sie mehr Schönes darinn entdecken, als ich hineinzubringen im Stande geweſen bin. Gleichwohl kann ich mich nicht enthalten, Ihren Anmerkungen einige andre entgegen zu ſetzen. Der Autor wird iederzeit das letzte Wort behalten wollen. — Der Grundſatz iſt richtig: der dramatiſche Dichter muß dem Schauſpieler Gelegenheit geben, ſeine Kunſt zu zeigen. Allein das philoſophiſche Erhabne iſt, meines Erachtens, am wenigſten dazu geſchickt; denn eben ſo wenig Aufwand, als der Dichter, es auszudrücken, an Worten gemacht hat, muß der Schauſpieler, es vorzuſtellen, an Geberden und Tönen machen. Wer das qu'il mourut am gleichgültigſten, am meiſten ohne Kunſt ausſpricht, hat es am beſten ausgeſprochen. Es iſt zwar auch Kunſt, die Kunſt zu verſtecken, ſie zu rechter Zeit aus den Augen zu ſetzen; aber von dieſer Kunſt, glaube ich, iſt hier nicht die Rede. Ich berufe mich, ſtatt des beſten Beweiſes, auf den Unterſchied, der unter den Gebehrden des Schauſpielers iſt. Einen Theil der Gebehrden hat der Schauſpieler iederzeit in ſeiner Gewalt; er kann ſie machen, wenn er will; es ſind dieſes die Veränderungen derjenigen Glieder, zu deren verſchiednen Modifikationen der bloße Wille hinreichend iſt. Allein zu einem großen Theil anderer, und zwar gleich zu denjenigen, aus welchen man den wahren Schauſpieler am ſicherſten erkennt, wird mehr als ſein Wille erfordert; eine gewiße Verfaßung des Geiſtes nehmlich, auf welche dieſe oder iene Veränderung des Körpers von ſelbſt, ohne ſein Zuthun, erfolgt. Wer ihm alſo dieſe Verfaßung am meiſten erleichtert, der befördert ihm ſein Spiel am meiſten. Und wodurch wird dieſe erleichtert? Wenn man den ganzen Affekt, in welchem der Akteur erſcheinen ſoll, in wenig Worte faßt? Gewiß nicht! Sondern ie mehr ſie ihn zergliedern, ie verſchiedener die Seiten ſind, auf welchen ſie ihn zeigen, deſto unmerklicher geräth der Schauſpieler ſelbſt darein. Ich will die Rede der Marwood auf der 71. Seite [Band II, S. 31] zum Exempel nehmen. — Wenn ich von einer Schauſpielerinn hier nichts mehr verlangte, als daß ſie mit der Stimme ſo lange ſtiege, als es möglich ſo würde ich vielleicht mit den Worten: verſtellen, verzerren und verſchwinden, ſchon aufgehört haben. Aber da ich in ihrem Geſichte gern gewiſſe feine Züge der Wuth erwecken möchte, die in ihrem freyen Willen nicht ſtehen, ſo gehe ich weiter, und ſuche ihre Einbildungskraft durch mehr ſinnliche Bilder zu erhitzen, als freylich zu dem bloſſen Ausdrucke meiner Gedanken nicht nöthig wären. Sie ſehen alſo, wenn dieſe Stelle tadelhaft iſt, daß ſie es vielmehr dadurch geworden, weil ich zu viel, als weil ich zu wenig für die Schauſpieler gearbeitet. Und das würde ich bey mehrern Stellen vielleicht antworten können. Z. E. S. 111. [S. 46] Geſchwind reiſſen Sie mich aus meiner Ungewißheit. Es iſt wahr, Mellefont würde hier geſchwinder nach dem Briefe haben greifen können, wenn ich ihn nicht ſo viel ſagen ließe. Aber ich raube ihm hier mit Fleiß einen gemeinen Geſtum, und laſſe ihn ſchwatzhafter werden, als er bey ſeiner Ungeduld ſeyn ſollte, blos um ihm Gelegenheit zu geben, dieſe Ungeduld mit einem feinern Spiele auszudrücken. Die Schnelligkeit, mit der er alle dieſe Fragen ausſtößt, ohne auf eine Antwort zu warten; die unwillkührlichen Züge der Furcht, die er in ſeinem Geſichte entſtehen zu laſſen Zeit gewinnt, ſind, ſollte ich meinen, mehr werth, als alle die Eilfertigkeit, mit der er den Brief der Sara aus den Händen nehmen, ihn aufſchlagen und leſen würde. Ich wiederhole es alſo nochmals, dieſe Stellen ſind ſo wenig untheatraliſch, daß ſie vielmehr tadelhaft geworden ſind, weil ich ſie allzutheatraliſch zu machen geſucht habe.

Haben Sie aber, mein lieber Moſes, hier nicht ganz Recht, ſo haben Sie es doch in Anſehung der ſchändlichen Perioden, S. 123. 124. 154. 158., die ſo holpricht ſind, daß die beſte Zunge dabey anſtoßen muß. Sobald meine Schriften wieder gedruckt werden, will ich ſie gewiß verbeſſern.*) — Ich habe heute nicht Luſt, länger zu ſchreiben, ſonſt würde ich noch einige allgemeine Anmerkungen auskramen, in wie fern der dramatiſche Dichter für den Schauſpieler arbeiten müſſe, und was für verſchiedene Wege der komiſche und der tragiſche in dieſer Abſicht zu wählen habe. Vielleicht ein andermal hiervon.

An Hrn. Nikolai will ich ſchreiben, wenn er die erſten Aushängebogen bekommen wird. Hier iſt unterdeſſen bey Herr Dyken ein Brief eingelaufen, der ohne Zweifel von dem Hrn. von Hagedorn aus Dresden iſt. Meine Neugier hat ihn erbrochen.

---

*) In der Ausgabe von 1772 iſt auf dieſen Seiten (nach der vorliegenden Bd II, S. 51. 52. 61. 65. 66) nichts geändert.

Leben Sie beyde zuſammen wohl, ſchreiben Sie oft, und lieben Sie mich beſtändig.

Leipzig,
den 11. Sept. 1757.

Gotth. Ephr. Leſſing

Leipzig, den 21. September 1757.

Liebſter Herr Gleim,

Ihr letzter Brief an unſern lieben Herrn Oberſtwachmeiſter hat mich herzlich beluſtigt. Schreiben Sie ja oft dergleichen, damit wir hier auch den Krieg auf der ſpaßhaften Seite kennen lernen. Ich habe aber vor vielen Jahren eine alte ehrliche Frau gekannt, die, wenn ſie in ihrer Stube nichts mehr zu thun fand, anfing die Fliegen auf der Gaſſe todt zu ſchlagen. Die Arbeit war leicht; nur daß es eine ewige Arbeit war. Ich glaube, ſie ſchlägt noch todt. —

Wiſſen Sie ſchon, daß ich die beyden Geſänge unſers begeiſterten Grenadiers in das zweyte Stück der Bibliothek habe einrücken laſſen? Bald aber hätt' ich Händel darüber bekommen, wenn ſich nicht der Major des gemeinen Soldaten und ſeines Herausgebers angenommen hätte. Auch Herr Nicolai in Berlin hat ſich von Herrn Lieberkühn — wenn Sie den Namen anders kennen — einen ſatiriſchen Brief darüber zugezogen. Dieſer Lieberkühn hat ſich den Teufel blenden laſſen, und gleichfalls Schlachtgeſänge unter dem Namen eines Oberofficiers herausgegeben. Wie hochmüthig die ſchlechten Poeten ſind! Ich kenne einen guten, der ſich, der poetiſchen Subordination zu Folge, zum Generale hätte machen müſſen. —

Weil ich der Bibliothek gedenke, ſo muß ich Ihnen einen Irrthum benehmen, den ich Ihnen ſchon oft habe benehmen wollen. Sie halten mich für einen von den Verfaſſern derſelben. Ich bin es, bey Gott! nicht. Und Sie ſollen mich auch durchaus nicht dafür ausgeben. Wo Sie es ſchon unterdeſſen dem Herrn Zachariä in's Ohr geſagt haben, ſo bringen Sie es ihm ja wieder aus den Gedanken. Er würde ſonſt Urſache haben, auf mich verdrießlich zu werden.

Werden Sie denn nicht bald wieder einmal nach Leipzig kommen? Die Franzoſen halten Sie doch wohl nicht davon ab? Ich will hoffen, daß ſie zu geſittet ſind, als daß ſie einen Dichter im geringſten verhindern ſollten, zu ſingen und ſeine Freunde zu beſuchen. —

Leben Sie wohl, und ermuntern Sie, wo möglich, den Huſaren, der fünf Franzoſen gefangen genommen hat, ſeine Heldenthat in Verſe zu bringen. Ich glaube, die Franzoſen vergeſſen vor Furcht auch das Ausreißen. — Leben Sie wohl! Ich bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

Leipzig, den 2. October 1757.

Liebſter Herr Gleim!

Wie glücklich ſind Sie, ſolche witzige Köpfe um ſich zu haben! — Oder vielmehr, wie glücklich ſind dieſe witzigen Köpfe, daß ſie einmal mit einem vernünftigen Deutſchen umgehn können! Nunmehr werden ſie doch wohl ſehen, daß es eben nicht unſre größten Geiſter ſind, die nach Paris kommen. Aber ich bitte Sie inſtändigſt, zeigen Sie ſich ja als einen wahren Deutſchen! Verbergen Sie allen Witz, den Sie haben; laſſen Sie nichts von ſich hören, als Verſtand; wenden Sie dieſen vornehmlich an, jenen verächtlich zu machen. — Das iſt die einzige Rache, die Sie jetzt an Ihren Feinden nehmen können. Beſonders laſſen Sie ſich ja nicht merken, als ob Sie einen von ihren jetzt lebenden Scribenten kennten. Wenn man Sie fragt, ob Ihnen Greſſet, Piron, Marivaux, Bernis, du Boccage gefallen; ſo werfen Sie fein verächtlich den Kopf zurück, und thun, anſtatt aller Antwort, die Gegenfrage: Ob man in Frankreich unſre Schönaichs, unſre Löwens, unſre Patzkens, unſere Unzerinnen auswendig wiſſe? Von Fontenellen muß Ihnen weiter nichts bekannt zu ſeyn ſcheinen, als daß er faſt hundert Jahr alt geworden; und von Voltaire ſelbſt, müſſen Sie thun, als ob Sie weiter nichts, als ſeine dummen Streiche und Betriegereyen gehört hätten. — Das ſoll wenigſtens meine Rolle ſeyn, die ich mit jedem nicht ganz unwiſſenden Franzoſen ſpielen will, der etwa nach Leipzig kommen ſollte!

Sie wollen es alſo mit aller Gewalt, daß ich einer von den Verfaſſern der Bibliothek ſeyn ſoll? Ich muß es Ihnen aber nochmals auf meine Ehre verſichern, daß ich nicht den geringſten Antheil daran habe, und daß ich am allerwenigſten den Artikel von theatraliſchen Neuigkeiten compilirt haben möchte. Demungeachtet muß ich nicht bergen, daß ich Ihnen von den Verfaſſern, für das mitgetheilte Portrait des Herrn Klopſtock, tauſend und aber tauſend Dankſagungen abzuſtatten habe.

Lieberkühns Brief wegen der Schlachtgeſänge unſers Grenadiers, iſt kein gedruckter Brief, wofür Sie ihn vielleicht gehalten haben. Ich will mir aber von Herrn Nicolai eine Abſchrift davon ſchicken laſſen. Die componirten Schlachtgeſänge des Officiers (oder vielmehr Feldpredigers; denn das iſt Lieberkühn jetzt, und zwar durch Vorſorge unſers lieben Herrn von Kleiſt, der gütig genug glaubt, daß auch ſogar die ſchlechten Poeten noch zu etwas nütze ſind) dieſe elenden Schlachtgeſänge, ſage ich, ſind hier nicht zu haben. Wenn Sie durchaus begierig ſind, zu ſehen, wie unendlich viel Grade man unter Ihrem Grenadier ſeyn kann, ſo will ich ſie aus Berlin kommen laſſen. Ein andres Werk von Lieberkühn könnte ich Ihnen mitſchicken, wenn es ſich der Mühe verlohnte; er hat nehmlich dieſe Meſſe Sittliche Gedichte zur Ermunterung des Gemüths herausgegeben, und zwar, was mich ärgert, in Duodez. In der That zwar ſollte ich mich nicht ärgern; denn, Gott ſey Dank, nun habe ich doch auch in dieſem Formate einen unter mir, und ich bin nicht mehr der ſchlechte Deutſche Poet in Duodez par excellence.

Was ſagen Sie zu Klopſtocks geiſtlichen Liedern? Wenn Sie ſchlecht davon urtheilen, werde ich an Ihrem Chriſtenthum zweifeln; und urtheilen Sie gut davon, an ihrem Geſchmacke. Was wollen Sie lieber? —

Ich empfehle mich Ihnen, liebſter Freund, und bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Liebſter Freund!

Ich habe Herr Voſſen eine zweyte Anweiſung an Sie gegeben; doch werden Sie nicht gehalten ſeyn, ſie anzunehmen, wenn es Ihre Umſtände nicht erlauben ſollten. Sie müſſen, um mir eine Gefälligkeit zu erweiſen, ſich nicht in Verlegenheit ſetzen. Das will ich durchaus nicht. Ich erwarte alſo Ihre Antwort hierauf, ob ich Ihnen eine Handſchrift auf die halbe oder ganze Summe einrichten ſoll. Mein Proceß geht ſo geſchwinde, als ein Proceß in Sachſen gehen kann, und da ich in der nächſten Woche wieder einen Termin habe, ſo muß ich ſchon ſo lange noch hier bleiben. Ich ſehne mich mehr, als Sie glauben können, bald wieder in Berlin zu ſeyn; denn das Leben, das ich hier führen muß, iſt allen meinen Abſichten und Neigungen zuwider.

Ich habe durch Herr Voſſen den Codrus wieder zurück geſendet, und zugleich ein neues Stück mitgeſchickt, welches bey Herr Oelſen eingelaufen war. Der Codrus hat nichts weniger, als meinen Beyfall. Doch wünſchte ich, daß Herr Nicolai dem Verfaſſer nicht alle Wahrheiten ſagte, die man ihm ſagen könnte. Wenn ich ein Paar ruhige Stunden finde, ſo will ich einen Plan aufſetzen, nach welchem ich glaube, daß man einen beſſern Codrus machen könnte. — Wer der Verfaſſer des Renegaten ſey, werden Sie aus beyliegendem Zettel ſehen. Ich habe ihn eröfnet, weil ich gewiß überzeugt bin, daß Ihr Urtheil dadurch um nichts partheyiſcher werden wird. Es arbeitet hier noch ein junger Menſch an einem Trauerſpiele, welches vielleicht unter allen das beſte werden dürfte, wenn er noch ein Paar Monate Zeit darauf wenden könnte.

Mit dem dritten Stücke der Bibliothek bin ich ſehr wohl zufrieden. Man ſieht es Ihren Recenſionen nicht an, daß ſie in der Eile gemacht werden; es wäre denn die einzige Recenſion von Baſedow, und auch dieſe nur in Anſehung der äußerlichen Einrichtung. Da Ihnen Klopſtocks Adam ſo wenig gefallen hat; was werden Sie zu ſeinen geiſtlichen Liedern ſagen?

Ich hoffe, daß nunmehr alles wieder in Berlin ruhig ſeyn wird. Sie hätten ſich einen ſolchen Beſuch*) wohl nicht vermuthet? Was für ein unſeliges Ding iſt doch der Krieg! Machen Sie, daß bald Friede wird, oder nennen Sie mir einen Ort, wo ich die Klagen der Unglücklichen nicht mehr höre. Berlin wird dieſer Ort nun auch nicht mehr ſeyn. Vielleicht zwar hat ſich alles wieder zum Beſten geändert, ehe ich hinkommen kann.

Meinen Empfehl an Hrn. Nicolai; ich will nächſtens an beyde weitläuftiger ſchreiben. Merken Sie aber, mein lieber Moſes, daß Sie den Anfang machen müſſen, wenn unſer Briefwechſel in ſeinen alten Gang kommen ſoll.

Leben Sie wohl, und laſſen Sie unſre Freundſchaft ewig ſeyn. Ich bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

Leipzig,
den 22. Okt. 1757.

---

*) Haddicks Brandſchatzung in Berlin. Nicolai.

An Gleim.

Leipzig, den 12. December 1757.

Liebſter Freund!

O was iſt unſer Grenadier für ein vortreflicher Mann! Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie gut er ſeine Sachen gemacht hat! Was haben der Herr Major und ich, was haben wir uns nicht über ſeine Einfälle gefreuet! Und noch alle Tage lachen wir darüber. Zu einer ſolchen unauflöslichen Verbindung der erhabenſten und lächerlichſten Bilder war nur Er geſchickt! Nur Er konnte die Strophen: Gott aber wog bey Sternenklang rc. und dem Schwaben der mit einem Sprung rc. machen, und ſie beyde in ein Ganzes bringen. Was wollte ich nicht darum geben, wenn man das ganze Lied ins Franzöſiſche überſetzen könnte! Der witzigſte Franzoſe würde ſich darüber ſo ſchämen, als ob ſie die Schlacht bey Roßbach zum zweytenmale verloren hätten. Aber hören Sie, wollen wir unſern Grenadier nicht nun bald avanciren laſſen? Jetzt wäre gleich die rechte Zeit dazu, da er hier unter den Generalen und Prinzen ziemlich bekannt zu werden anfängt. — Der Herr von Kleiſt wird Ihnen von einigen Veränderungen geſchrieben haben, um die wir, ſeine zwey Bewunderer, den Grenadier recht höflich bitten. Die eine davon: — o da war er, der erſte, welcher lief, iſt einer gewiſſen Art Leute wegen unumgänglich nöthig. Die Zweydeutigkeit hat offenbar keinen Grund; aber giebt es nicht Leute, die ihr, auch ohne Grund, einen geben könnten? Die übrigen kleinen Veränderungen muß der Grenadier nach ſeinem eigenen Gutbefinden machen oder nicht machen. So wie er uns melden wird, daß es gedruckt werden könne, wollen wir es auch drucken laſſen. Denn gedruckt muß es werden! Wenn er auf die Schlacht vom fünften dieſes,*) noch etwas machen wollte, ſo könnte er nun ſchon ein Autor von einem kleinen Bändchen werden. Alsdann nehmlich ließe man alle vier ſauber zuſammendrucken, und Sie, mein lieber Gleim, machten einen kleinen Vorbericht, um jeden Leſer auf den rechten Geſichtspunkt zu ſtellen, aus welchem er die Lieder betrachten müſſe. — Der Herr Major hat Ihnen doch bereits Herrn Ewalds Siegeslied geſchickt? Es iſt ſo gut, als es ein nachahmender Witz machen kann; erfunden hätte Herr Ewald dieſe Art von Gedichten nicht! — Wenn ſich Lieberkühn nun wieder einkommen läßt, ein Siegeslied zu machen, ſo ſoll er Spießruthen laufen müſſen, und wenn er es auch auf die Rechnung eines Feldmarſchalls ſchriebe. Einen kleinen Tanz werde ich ihn jetzt ohnedies, wegen ſeines Theokrit, thun laſſen. Der Menſch überſetzt aus dem Griechiſchen, und verſteht gewiß weniger Griechiſch als Gottſched, oder irgend ein Tertianer Ihres weit und breit berühmten Herrn Derlings,*) Sie werden erſtaunen, was er für lächerliche Fehler gemacht hat. Und gleichwohl hat ſich der Elende unterſtanden, unſerm lieben Ramler eine kleine Nachläſſigkeit aufzumutzen. — Haben Sie, mein lieber Herr Gleim, in Ihrer anakreontiſchen Bibliothek bereits Trapps Ausgabe vom Anakreon, mit der lateiniſchen Ueberſetzung in elegiſchen Verſen? Wenn ſie Ihnen noch fehlt, ſo will ich ſie Ihnen ſchicken. — Ich empfehle mich Ihrer fernern Freundſchaft, und bin

---

*) Bei Leuthen oder Liſſa.

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Liebſter Freund!

Sie haben mir mit Ihrer Ode und Ihrer Predigt eine recht große Freude gemacht; ſie ſind beyde recht ſchön, und an der erſten beſonders habe ich nichts auszuſetzen, als daß Sie mir ſie nicht freywillig geſchickt haben, und ich alſo mehr dem Hrn. Nicolai, als Ihnen, dafür danken muß. Wiſſen Sie, daß Sie mir auch noch die Fortſetzung von Ihren Lehrgedichten ſchuldig ſind? Ich will durchaus alle Ihre poetiſchen Arbeiten ſehen; ob ich gleich deswegen nicht will, daß Sie mehr Zeit auf die Poeſie, als auf die Philoſophie, verwenden ſollen. Denn Sie haben in der That Recht: den ſchönen Wiſſenſchaften ſollte nur ein Theil unſerer Jugend gehören; wir haben uns in wichtigern Dingen zu üben, ehe wir ſterben. Ein Alter, der ſeine ganze Lebenszeit über nichts als gereimt hat, und ein Alter, der ſeine ganze Lebenszeit über nichts gethan, als daß er ſeinen Athem in ein Holz mit Löchern gelaſſen; von ſolchen Alten zweifle ich ſehr, ob ſie ihre Beſtimmung erreicht haben.

Sie ſagen mit Grund, daß Rouſſeau die Stelle aus dem 19. Pſalm von ihrem Erhabnen herabgeſetzt habe. Allein mich wundert, daß Sie nicht auch gemerkt, daß Rouſſeau den ganzen Verſtand des heiligen Pſalmendichters verfehlt hat. *Wie ein Bräutigam aus* ſeiner Kammer, heißt nicht, wie ein Bräutigam, der von ſeiner couche nuptiale aufſteht; denn wahrlich, ſo ein Bräutigam kann nicht ſehr brillant und radieux erſcheinen, wenn er anders ſeiner Pflicht nachgekommen iſt. Sondern es heißt, ein Bräutigam, der aus ſeiner Kammer der Braut entgegen geht; dieſer iſt mit der Sonne und mit dem Helden zu vergleichen, der ſich ſeinen Weg zu laufen freuet. Meinen Sie nicht, daß ich Recht habe?

---

*) Damals Rector in einer Stadtſchule zu Halberſtadt.

Ich höre es nicht gern, daß Sie mit dem Hrn. Nicolai nicht eins werden können. Eher muß nichts gedruckt werden, als bis Sie zuſammen eins ſind. Und worüber ſtreiten Sie denn eigentlich? Perſönlich dürfte ich unter 6 bis 8 Wochen wohl nicht an Ihrem Streite Theil nehmen können. Zwar vielleicht — doch ich will noch nichts Gewiſſes entſcheiden. Es kömmt alles auf die künftige Woche an.

Ich hatte dem Hrn. Nicolai zu dem vierten Stücke der Bibliothek einen Beytrag verſprochen. Ich habe auch Wort gehalten, obgleich nicht ſo genau. Denn anſtatt, daß ich Gleims Fabeln und die große Ausgabe vom Meſſias zu recenſiren verſprach, und Lieberkühns Theokrit bis auf das nächſte Stück verſchieben wollte; habe ich dieſen recenſirt, und jenes verſchoben. Meine Recenſion beträgt ungefähr zwey Bogen. Herr Nicolai mag ſich alſo mit dem Reſte des Manuſcripts darnach einrichten. Sie können ſich nicht einbilden, was Lieberkühn für dummes Zeug gemacht hat! Er hat aus der lateiniſchen Ueberſetzung überſetzt, und auch nicht einmal dieſe verſtanden. Es iſt mir lieb, daß Sie es bereits in dem Griechiſchen zu etwas gebracht haben; denn ſo werden Sie ſelbſt von meiner Kritik urtheilen können, und einſehen, daß ich Lieberkühnen nicht zu viel gethan habe.

Ihre Correſpondenz mit Baumgarten folgt hier zurück. Was wollen wir nicht darüber plaudern, wenn wir zuſammen kommen! Davon ſchreiben kann ich nichts; denn ich glaube, ich verſtehe Sie beyde noch nicht recht.

Leben Sie unterdeſſen wohl; und ſchicken Sie mir auch Ihre Danklieder. Vergeſſen Sie es nicht! Ich bin, liebſter Freund,

ganz der Ihrige
Leſſing.

Von den beyden Gelegenheitsgedichten des Hrn. Nicolai *) urtheile ich, daß die Gedichte recht gut ſind, (beſonders das, worinn die Strophe iſt: Und Amor trat an Phöbus Stelle ꝛc.) daß aber die

---

*) Die beiden Gelegenheitsgedichte von mir, die Leſſing hier erwähnt, waren auf die Hochzeit des berühmten Malers Hrn. Bernhard Rode. Nicolai.

Kupfer nicht den Henker taugen; der Erfindung des Hrn. Nicolai unbeſchadet, wider die ich nichts zu ſagen habe. In Hrn. Kaukens ſeinem Stiche beſonders, iſt noch viel Steifes. Aber ſagen Sie Hrn. Nicolai, daß er nun genug Gelegenheitsgedichte gemacht habe, er ſollte nun auch allmählig an andere und größere Gedichte denken.

Was ſagen Sie zu den neuen Siegsliedern über die Schlacht bey Roßbach?

An Nicolai.

Leipzig, d. 21. Januar 1759.

Liebſter Freund,

Ich bin in dem, was Sie von dem Codrus und Freygeiſte ſagen, größten Theils Ihrer Meynung; beſonders iſt es völlig richtig, was Sie von der Schreibart und den Charakteren des letztern ſagen. Ertheilen Sie alſo immer dem Codrus den Preis. Aber haben Sie ſchon gehört, daß der Verfaſſer deſſelben, der Herr von Cronegk, vor einigen Wochen an den Blattern in Nürnberg geſtorben iſt? Es iſt wirklich Schade um ihn; er war ein Genie, dem bloß das fehlte, wozu er nun ewig nicht gelangen wird: die Reife. Da Sie unterdeß eigentlich nicht wiſſen ſollten, daß er der Verfaſſer des Codrus geweſen, ſo darf Sie ſein Tod auch nicht abhalten, ſein Stück zu krönen. Und hieraus kann der vortheilhafte Umſtand für Ihre Bibliothek entſtehen, daß Sie den jetzigen Preis zu einem zweyten ſchlagen, und das nächſtemal 100 Rthlr., wenn Sie wollen, ausſetzen können. Allein alsdann wäre meine Meynung, daß es nochmals bey einem Trauerſpiele bleiben müßte.*) Unterdeß würde mein junger Tragikus fertig, von dem ich mir, nach meiner Eitelkeit, viel Gutes verſpreche; denn er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle ſieben Tage ſieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich ſeinen Plan, und ſtreicht unaufhörlich etwas von dem ſchon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet iſt eine bürgerliche Virginia, der er den Titel *Emilia Galotti* gegeben. Er hat nehmlich die Geſchichte der römiſchen Virginia von allem dem abgeſondert, was ſie für den ganzen Staat intereſſant machte; er hat geglaubt, daß das Schickſal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther iſt, als ihr Leben, für ſich tragiſch genug, und fähig genug ſey, die ganze Seele zu erſchüttern.

---

*) Ich war nämlich Willens geweſen, abwechſelnd auf ein Trauerſpiel und auf ein Luſtſpiel einen Preis zu ſetzen. *Nicolai.*

wenn auch gleich kein Umſturz der ganzen Staatsverfaſſung darauf folgte. Seine Anlage iſt nur von drey Akten,*) und er braucht ohne Bedenken alle Freyheiten der engliſchen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon ſagen; ſo viel aber iſt gewiß, ich wünſchte den Einfall wegen des Sujets ſelbſt gehabt zu haben. Es dünkt mich ſo ſchön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben. Was meinen Plan von einem Codrus anbelangt, ſo müſſen Sie mir acht Tage Zeit laſſen, um mich wieder auf alles zu beſinnen; man ſchickt nicht Plane zu Tragödien, oder gar Tragödien ſelbſt, mit erſter Poſt. Und Gott weiß, ob ich mich wieder auf alles beſinnen werde, ohne den Cronegkſchen Codrus dabey zu haben. Freylich hat er ganz unnöthige Erdichtungen mit eingemiſcht, die Sie am beſten aus Jo. Meursii regno attico sive de regibus Atheniensium lib. III. cap. 2. und folgenden, entdecken werden, wo alles, was die alten Geſchichtſchreiber von dem Tode des Codrus melden, geſammelt iſt.

Das neue Stück der Bibliothek iſt fertig, und Sie werden es wohl unterdeſſen erhalten haben. Ich wundre mich, daß Ihnen meine Recenſion vom Theokrit zu boshaft vorgekommen iſt.**) Da man es aber in Berlin weiß, daß ich ſie gemacht habe, ſo werden Sie ſich deſto eher gegen Herrn Lieberkühn entſchuldigen können. In Anſehung der alten Schriftſteller, bin ich ein wahrer irrender Ritter; die Galle läuft mir gleich über, wenn ich ſehe, daß man ſie ſo jämmerlich mißhandelt.

Hiermit Gott befohlen! Leben Sie wohl, mein lieber Nicolai!

Leſſing.

---

*) Ich habe dieſen Plan in drey Akten geſehen, als Leſſing 1775 in Berlin war. Nach demſelben war die Rolle der Orſina nicht vorhanden, wenigſtens nicht auf die jetzige Art. Es ward damals zwiſchen uns viel darüber diſputirt. Nicolai.

) Dies iſt nur ſcherzhaft geſagt. Ich wollte dieſe Ueberſetzung erſt ſelbſt recenſiren, und ſtudierte bey der Gelegenheit den ganzen Theokrit. .... Dieſer **Lieberkühn, ein junger Mann aus Potsdam gebürtig, Feldprediger unter dem Prinz Heinrichſchen Regimente, war damal ein allezeit fertiger Poet und Ueberſetzer. Er hatte ſogar des Hrn. v. Bar Epitres diverses in Verſe überſetzt. Dieſe Ueberſetzung iſt von lächerlich ſinnloſen Fehlern ſo voll, daß Lieberkühn einige deutſche Stellen derſelben, deren Sinn er jemand anzeigen ſollte, ſelbſt nicht zu erklären wußte. Zu ſeiner Entſchuldigung ſagte er: „Meine Maxime iſt, wenn ich eine Stelle nicht verſtehe, ſo überſetze ich ſie wörtlich." Dieſe Maxime reicht weiter als man denken ſollte. Im 18ten Jahrhundert hat ſogar ein trefflicher Kopf das berüchtigte Buch des erreurs & de la verité auf dieſe Art überſetzt. Nicolai.

Mein lieber Moſes!

So bin ich wirklich daran ſchuld, daß Sie nicht fleißiger ſind? Das thut mir leid. Vielleicht zwar, wenn Sie fleißiger geweſen wären, hätten Sie nicht an die Schönheitslinie gedacht. Da ſehen Sie, was es für eine vortrefliche Sache um das Nichtsthun iſt; man bekommt, wenn man nichts thut, hunderterley Ideen, die man ſonſt ſchwerlich würde bekommen haben. Auch ich z. E. habe vor lauter Müßiggang und Langerweile den Einfall bekommen, das engliſche Buch, welches ich Ihnen ſchicken wollte, zu überſetzen. Es iſt auch wirklich ſchon unter der Preſſe, und ich will Ihnen ehſtens den erſten Bogen davon ſchicken. Das iſt zugleich die Urſache, warum ich Ihnen jetzt nicht das Original ſchicken kann. Sie ſollen meine Ueberſetzung zugleich kritiſiren, der ich verſchiedene eigne Grillen beyzufügen geſonnen bin, die ich unterdeſſen gehaſcht habe, vorher aber mit Ihnen überlegen muß. Ich möchte närriſch werden, daß es nicht mündlich geſchehen kann. Denn noch muß ich ſechs Wochen hier bleiben, ſo ein vortheilhaftes Anſehn auch mein Proceß bey dem letzten Termin gewonnen hat. — Laſſen Sie unterdeſſen fein die Schönheitslinie nicht aus Ihren Gedanken, und ſchreiben Sie mir ja alles, was Sie davon entdecken; ſchreiben Sie mir es aber ſo, daß ich es verſtehe; denn von der Geometrie weiß ich jetzt weniger, als ich jemahls gewußt habe. Komme ich aber wieder nach Berlin, ſo ſollen Sie erſtaunen, wie ſehr ich mich darauf legen will. Wir wollen alsdann thun, als ob gar keine ſchönen Wiſſenſchaften mehr in der Welt wären. —

Leben Sie unterdeſſen wohl, mein liebſter Moſes, ich ſchreibe Ihnen mit nächſtem viel mehr. Ihr Gedanke, daß derjenige, der es für die größte Rache hält, jemanden laſterhaft zu machen, eine ſtarke Anlage zur Tugend haben müſſe, klingt paradox, er iſt aber wahr. Denn ſo ein Menſch muß laſterhaft zu ſeyn für das größte Unglück halten, und tugendhaft zu ſeyn für das größte Glück. Was kann ihn alſo noch abhalten, an ſeinem Glücke zu arbeiten? — (Es iſt hier nichts weiter zu überlegen, mein lieber Nicolai; und ich muß Sie verſichern, daß ich beynahe eben das dem Verfaſſer des Freygeiſts geſagt habe.) Leben Sie nochmals wohl, liebſter Freund; ich bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Gleim.

Leipzig, den 6. Februar 1758.

Liebſter Freund!

Verſöhnen Sie mich immer wieder mit unſerm Grenadier, wenn er wirklich auf mich zürnen ſollte. Sie wiſſen ja wohl: wenn der Poet nicht zugleich Soldat iſt, ſo iſt der Poet eine ſehr nachläſſige Creatur. Den Grenadier hat nur ſein Stand ſo thätig und pünktlich gemacht: als Dichter würde er es gewiß nicht ſeyn. Wenn ich es aber in Zukunft nicht etwas mehr werde, ſo machen Sie zur Strafe, daß er mich anwirbt, und mich durch Hülfe ſeines Corporals von meiner Faulheit curirt. Unterdeſſen verſichern Sie ihn, daß ich ihn von Tag zu Tag mehr bewundere, und daß er alle meine Erwartung ſo zu übertreffen weiß, daß ich das Neueſte, was er gemacht hat, immer für das Beſte halten muß. Ein Bekenntniß, zu dem mir noch kein einziger Dichter Gelegenheit gegeben hat! Das Lied auf den Sieg bey Lowoſitz, und das auf den bey Liſſa, iſt wirklich ſchon unter der Preſſe, und beyde werden ſo, wie das auf den Roßbacher Sieg, gedruckt. Dem ungeachtet bleibt es gewiß dabey, daß alle ſeine Lieder zuſammen gedruckt werden ſollen, und zwar noch eher als der Feldzug wieder angehen wird. Ich hoffe gar, noch dieſen Monat; denn einige Zeit muß der Verleger haben, die einzelnen zuvor unterzubringen. Hätten Sie nicht in Ihrem vorhergehenden Briefe ausdrücklich verlangt, daß ſie zuvor einzeln ſollten gedruckt werden, ſo könnte jetzt gleich mit der Sammlung angefangen werden. Laſſen Sie ſich daher dieſen kleinen Verzug gefallen, dem auf keine Weiſe noch abzuhelfen iſt. — Und der Grenadier erlaubt es doch noch, daß ich eine Vorrede dazu machen darf? Ich habe verſchiedenes von den alten Kriegsliedern geſammelt; zwar ungleich mehr von den Kriegsliedern der Barden und Skalden, als der Griechen. Ich glaube aber auch, daß jene für uns intereſſanter ſind, und auch ein größeres Licht auf die Lieder unſers neuen Skalden werfen. Was Sie unterdeſſen darüber angemerkt oder geſammelt haben, das theilen Sie mir ja mit; es könnte leicht etwas ſeyn, was mir entwiſcht wäre. Der alten Siegeslieder wegen habe ich ſogar das alte Heldenbuch durchgeleſen, und dieſe Lectüre hat mich hernach weiter auf die zwey ſo genannten Heldengedichte aus dem Schwäbiſchen Jahrhunderte gebracht, welche die Schweizer jetzt herausgegeben haben. Ich habe verſchiedene Züge daraus angemerkt, die zu meiner Abſicht dienen können, und wenigſtens von dem kriegeriſchen Geiſte zeugen, der unſere Vorfahren zu einer Nation von Helden machte. Beyläufig habe ich aber auch geſehen, daß die Herren Schwei zer eben nicht die geſchickteſten ſind, dergleichen Monumente der alten Sprache und Denkungsart herauszugeben. Sie haben unverantwortliche Fehler gemacht, und es iſt ihr Glück, daß ſich wenige von den heutigen Leſern in den Stand ſetzen werden, ſie bemerken zu können. — Wie wollen Sie nun, mein liebſter Gleim, daß der Titel zu den Liedern unſers Grenadiers heißen ſoll? Den müſſen Sie ſelbſt machen; aber machen Sie ihn ſo kurz als möglich. Dasjenige, was ich eben jetzt von Ihnen bekommen habe, wird alſo das erſte, und die übrigen folgen nach der Zeitordnung. Haben Sie wegen der hiſtoriſchen Richtigkeit derſelben hin und wieder einige Anmerkungen zu machen, ſo unterlaſſen Sie es nicht. Die Trommel bleibt ſtehn; der Oberſtwachmeiſter hat es erlaubt. — Haben Sie das Schlachtlied geleſen, das Morhof in ſeinem Unterrichte zur deutſchen Sprache und Poeſie anführt? (S. 313.) Es iſt überhaupt ſchlecht; die letzte Strophe aber hat mir gefallen, ob ſie gleich nichts mehr enthält, als was Sie in den zwey Zeilen ſagen:

Auch kommt man aus der Welt davon
Geſchwinder als der Blitz ꝛc.

Vielleicht haben Sie den Morhof nicht; hier iſt der Anfang der Strophe.

Kein ſeel'ger Tod iſt in der Welt,
Als wer für'm Feind erſchlagen:
Auf grüner Haid', im freyen Feld,
Darf nicht hör'n groß Wehklagen,
Im engen Bett, da ein'r allein
Muß an den Todesreyhn;
Hier aber findt er Geſellſchaft fein,'
Fallen mit, wie Kräuter im Mayn — ꝛc.

Sie haben doch mit den letzten Exemplaren von dem Roßbacher Siegesliede auch den Chriſtiſchen Catalogus bekommen? Wenn Sie nicht ſchon Jemand haben, dem Sie Ihre Commiſſionen geben, ſo ſenden Sie ſie nur mir. Wollen Sie denn noch Trapps Anakreon? Der Herr von Kleiſt ſagt mir ja, daß Sie dieſe Ausgabe ſchon hätten. Sehen Sie doch vorher nach; denn was ſoll ſie Ihnen zweymal? Ich umarme Sie, liebſter Freund, und bin

ganz der Ihrige
oder mit Gottſcheden zu ſprechen:
Und dein Bewundrer bleibt der deine.*)
Leſſing.

---

*) Mit dieſem Verſe hatte Gottſched damals ein Gedicht an Friedrich II. geendigt.

An Moſes Mendelsſohn.

Liebſter Freund!

Ich bin krank geweſen, und befinde mich noch nicht recht wohl; ſonſt würde ich Ihnen ſchon längſt wieder geſchrieben haben. Ich will nicht wünſchen, daß Sie eine gleiche Entſchuldigung haben mögen.

Meine Ueberſetzung des bewußten engliſchen Buchs iſt größtentheils fertig, noch iſt aber nichts davon gedruckt. So wie ein Bogen abgedruckt iſt, werde ich ihn Ihnen zuſchicken. Und alsdenn ſchreiben Sie mir fein alles, was Sie davon oder dabey gedacht haben. Es kommen, wie Sie finden werden, ſehr ſchöne Anmerkungen darinn vor; allein das ganze Gebäude taugt nichts. Der Verfaſſer ſagt: alle unſre Leidenſchaften theilten ſich in zwey Hauptäſte; in Leidenſchaften, welche die Selbſterhaltung beträfen, und in Leidenſchaften, die auf das geſellſchaftliche Leben zielten. Die erſtern, weil ihre Gegenſtände nur Schmerz und Gefahr wären, würden zur Quelle des Erhabnen; und die andere, die ſich auf Liebe gründeten, zur Quelle des Schönen. Was ſagen Sie zu dieſem Syſtem? Daß der Verfaſſer einen ſehr ſeltſamen Begriff von der Seele haben müſſe. Den hat er auch. Die Leidenſchaften ſind ihm etwas, das Gott ſo in unſre Seele gelegt hat; etwas, das nicht aus dem Weſen der Seele, aus einer gewiſſen Gattung von Vorſtellungen entſpringt; ſondern etwas, das Gott dem Weſen der Seele obendrein gegeben habe. Eine Menge Empfindungen, ſagt er, entſtehen blos aus der mechaniſchen Struktur des Körpers, aus der natürlichen Bildung und Beſchaffenheit der Seele, und gar nicht aus Folgen von Vorſtellungen und Schlüſſen derſelben. So beſitzt z. E. unſre Seele etwas, das er Sympathie nennt, und aus dieſer Sympathie ſind die Wirkungen herzuleiten, die das Unglück anderer, es mag wirklich oder nachgeahmt ſeyn, auf uns hat. — Das heißt ohne Zweifel ſehr commode philoſophiren! Doch, wenn ſchon des Verfaſſers Grundſätze nicht viel taugen, ſo iſt ſein Buch doch als eine Sammlung aller Eräugnungen und Wahrnehmungen, die der Philoſoph bey dergleichen Unterſuchungen als unſtreitig annehmen muß, ungemein brauchbar. Er hat alle Materialien zu einem guten Syſtem geſammlet, die niemand beſſer zu brauchen wiſſen wird als Sie.

Ich bin ſehr begierig, Ihre mit dem Hrn. Nicolai gemeinſchaftliche Kritik des Codrus und des Freygeiſts zu ſehen. Der Verfaſſer des letztern hat itzt einen Brutus gemacht, in Verſen ohne Reime, der ſeinem erſten Verſuche nicht ähnlich ſieht. Bey der Correktur des Codrus, habe ich mich meines erſten Entwurfs zu einem Trauerſpiele über dieſen Helden größtentheils wieder erinnert. Ich würde die ganze Begebenheit in dem Doriſchen Lager vorgehen laſſen. Das Orakel müßte auf beyden Theilen bekannt ſeyn; und die Dorier müßten, dieſes Orakels wegen, bereits ſeit einiger Zeit alle Schlachten ſorgfältig vermieden haben. Aus Furcht, den Codrus unbekannter Weiſe zu ermorden, müßten ſie in den kleinern Gefechten die Athenienſer nur zu greifen, und keinen zu tödten ſuchen. Dieſe würden hierdurch natürlicher Weiſe eine große Ueberlegenheit gewinnen, und dieſe Ueberlegenheit könnte ſo weit gehen, daß die Dorier den ganzen Krieg aufzuheben und Attika zu verlaſſen gezwungen würden. Und von dieſem Zeitpunkte würde ſich mein Trauerſpiel anfangen. Codrus, würde ich nun weiter dichten, habe es erfahren, daß die Dorier ſich zurück ziehen wollten, und feſt entſchloſſen, ſich die Gelegenheit, für ſein Vaterland zu ſterben, nicht ſo aus den Händen reißen zu laſſen, habe er ſich verkleidet in das Lager der Dorier begeben. Hier giebt er ſich für einen Megarenſer und heimlichen Feind von Athen aus, und findet Gelegenheit, den Feldherrn der Dorier zu überreden, daß die Athenienſer das Orakel beſtochen hätten, um ihnen eine ſo ſonderbare Antwort zu ertheilen, durch die ſie ihre Feinde zu ſchonen ſich gemüßiget fänden. Der Doriſche Feldherr, der ſchon ſeinem Charakter nach eben ſo ungläubig iſt, als ſein Heer abergläubig, beſchließt hierauf, alle gefangne Athenienſer auf einen Tag umbringen zu laſſen, und den Krieg fortzuſetzen. Umſonſt widerſetzt ſich ihm der Prieſter, der das Orakel geholt, und zeigt ihm die Mittelſtraße, die er zwiſchen der übermäßigen Furcht des Pöbels und der gänzlichen Verachtung des Götterſpruchs halten ſolle. Er beharret auf ſeinem Entſchluſſe, in welchem ihn der verkleidete Codrus zu beſtärken weiß. Der beleidigte Prieſter ſchlägt ſich alſo auf die Seite derer, die lieber zu viel als zu wenig glauben, und bringt den gemeinen Soldaten auf, der den Rathgeber, den verkleideten Codrus, in der erſten Hitze des Aufruhrs ermordet. Und indem es nun bekannt wird, daß ihre Wuth das Orakel erfüllet, haben die Athenienſiſchen Gefangnen, deren nach meiner Anlage eine große Anzahl ſeyn können, ſich in Freyheit geſetzt, und richten unter den Doriern eine ſo ſchreckliche Niederlage an, daß ſie die Flucht ergreifen müſſen. — Was ſagen Sie von dieſen erſten Zügen? Man müßte ſehr unfruchtbar ſeyn, wenn man nicht ohne alle Epiſoden, fünf Aufzüge darnach vollmachen könnte. Die meiſte Kunſt würde darinn beſtehen, daß die Perſon des Codrus immer die vornehmſte bliebe, und daß die verſtellte Rolle, die er ſpielt, ſeinem Charakter und ſeinem edlen Vorſatze nicht nachtheilig würde. Wenn Sie und Herr Nicolai etwas Gutes in dieſem Entwurfe finden, ſo will ich ihn, weiter und beſſer ausgeführt, ſeiner Kritik an einem bequemen Orte mit einrücken. So ſcheint er noch ein wenig kahl.

Wegen des Hrn. von Croneck ſagen Sie nur Hrn. Nicolai, daß es hier eine längſt bekannte Sache ſey, daß niemand, als dieſer junge Baron, der Verfaſſer des Codrus ſey. Es befinden ſich hier eine ziemliche Anzahl von ſeinen Freunden, auf die er ſich kühnlich deswegen berufen kann.

Wie wird es mit dem Portrait zu dem dritten Bande werden? An das Portrait des Hrn. von Kleiſt iſt gar nicht zu denken.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und ſchreiben Sie mir doch ja ſein bald, und ſein viel, damit unſer Briefwechſel wieder in ſein altes Gleis komme. Nun wird er zwar am längſten gedauert haben.

An Hrn. Nicolai will ich nächſtens umſtändlich ſchreiben. Ich bin

ganz der Ihrige

Leipzig, Leſſing.

den 18. Febr. 1758.

An Nicolai.

Leipzig, d. 3. März 1758.

Liebſter Freund,

Ihre Anmerkungen über meine Recenſion des Theokrit haben mir viel Vergnügen gemacht. Sie müſſen das Griechiſche ſehr fleißig treiben. Treibt es unſer lieber Moſes auch ſo?*) Wenn Sie ſo fortfahren, ſo werden Sie bald mehr davon wiſſen, als ich in meinem Leben davon gewußt habe. Auf Ihre Einwürfe unterdeſſen zu antworten, muß ich mir erſt wieder einen Theokrit borgen, und mir hernach die Zeit ablauern, wenn ich zu ſolchen Unterſuchungen Luſt habe. Jetzt will ich Ihnen nur in der Geſchwindigkeit auf einige Punkte antworten.

---

*) Moſes hatte damals angefangen ſich auf das Griechiſche zu legen. Er hielt erſt für allzuſchwer, es noch lernen zu können. Auf mein Zureden, fing er im J. 1757 an, es bey dem ſel. Rector Damm zu lernen, und machte in Kurzem ſchnelle Fortſchritte. Wir beyde hatten darauf vier Jahre lang wöchentlich zwey Zuſammenkünfte mit dem Rect. Damm, jedesmal von zwey bis drey Stunden, worin wir den ganzen Homer, einige Oden des Pindar, verſchiedene Schriften des Plutarch und Xenophon geſellſchaftlich durchlaſen. Es waren ſehr angenehme und lehrreiche Stunden. Der alte

Idyll XX. 30. 31.

Es iſt mir gar ſehr wohl bekannt, daß die Attici vornehmlich das neutrum plurale mit dem Verbo im Singulari konſtruiren. Allein, mein lieber Nicolai, τὰ δ' ἄστεια iſt nicht der Pluralis. Wenn Sie ſich hier irren: ſo kömmt es bloß daher, daß Sie den Doriſchen Dialekt noch nicht völlig in Ihrer Gewalt haben. Und das iſt auch von dem Lateiniſchen Ueberſetzer zu ſagen; denn wenn ἄστεια der Pluralis wäre: ſagen Sie mir, worauf ſollte es gehen? auf welches Subſtantivum ſollte es ſich beziehn? Geht nicht Πᾶσαι γυναῖκες, wenn ich mich recht beſinne, gleich vorher? Und wie können Sie ἄστεια mit γυναῖκες verbinden? Nein; ἀστεια ſteht doriſch für ἀστείας; das iſt leicht. Wie wollen wir aber mit τα zurecht kommen? und ſehen Sie hier, was Corinthus de dialectis ſagt: οἱ articulo nominativi pluralis τ addunt Dores; ut τοὶ θεοὶ & ταὶ μοῦσαι; pro οἱ & αἱ. Allein Corinthus hätte dieſes nicht allein von dem Nominativo Pluralis, ſondern auch Singularis ſagen ſollen. Denn was iſt nunmehr hier deutlicher, als daß der doriſche Dichter für ἡ wie gewöhnlich α und anſtatt ἁ, τα geſagt hat, ſo wie er für αἱ, ταὶ ſagt.

S. 371. Nein, mein lieber Nicolai, λαιβᾶθεν iſt kein Adverbium, ob es gleich hier adverbialiter gebraucht wird. Und das, wiſſen Sie wohl, iſt ein großer Unterſchied. Wie viele Genitivi brauchen wir nicht auch im Deutſchen adverbialiter, die deswegen keine Adverbia ſind! Die gemeinſten Lexica ſagen: θεν particula aliquando abundans, aliquando motum a loco ſignificans. Dieſe particula alſo, in der letzten Bedeutung dem Dativ λαιβῃ angehängt, und das jota ſubſcriptum mit herangenommen, entſteht λαιβῆθεν, doriſch λαιβᾶθεν. Ein ähnliches Wort kömmt bey dem Homer vor, Ἴδηθεν nehmlich, welches die Ausleger durch ἐξ Ἴδης erklären. Doch vielleicht ſchreiben Sie, und finden auch vielleicht λαιβᾳθεν geſchrieben; und alsdann haben Sie das, was ich vom jota ſubſcripto ſage, nicht immer nöthig. — Ziehen Sie nur dieſer zwey Punkte wegen Herrn Damm zu

---

Rector Damm hatte, bey einer auffallenden Pedanterie, überaus viel geſunden Verſtand und Gutmüthigkeit. Er war uns ein lebendiges Lexicon, durch das uns keine Bedeutung eines Wortes fehlen konnte. Das Buch ward oft aus der Hand gelegt; wir hörten ſeine Worterklärungen, und er unſere Bemerkungen über poetiſche Schönheiten, Charaktere, u. d. gl. Moſes las nachher für ſich den ganzen Plato, und einen Theil des Ariſtoteles, griechiſch. Man ſ. auch meinen Aufſatz in der Berliniſchen Monatſchrift im Mayſtück des J. 1800. S. 338. F. Nicolai.

Mathe, wenn Sie anders noch ſein Schüler und ihm nicht ſchon zu Kopfe gewachſen ſind.

Nun nicht ein Wort mehr vom Griechiſchen! Doch die Veränderung des Longpierre ſoll ich Ihnen noch anzeigen. Er lieſet in der letzten Zeile für ἔρωτας, ὀδόντας. Dieſe Verbeſſerung iſt mir allezeit ſo glücklich vorgekommen, daß ich ſie ſeit langer Zeit im Gedächtniß behalten habe. Da ich mich aber von Longpierre weiter nichts als ſeinen Anakreon geleſen zu haben erinnre, ſo muß ſie wohl in ſeinen Noten über dieſen Dichter ſtehen.

Kein Wort mehr vom Griechiſchen, aber auch ſonſt kein Wort mehr. Denn eben jetzt kommt Hrn. Dyck's Burſche, und will den Brief haben. Den Augenblick! Aber, mein lieber Mann, er mag es verantworten, daß ich Hrn. Nicolai nicht mehr, und Herrn Moſes diesmal gar nicht ſchreibe! — —

Leben Sie beyde wohl, und lieben mich ferner. Ich bin

ganz der Ihrige,
Leſſing.

Nachſchrift. Oder hat λαλῆ etwa kein Jota ſubſcriptum? Der Zweifel fällt mir jetzt erſt ein. Ich will mich dieſes Punkts wegen unterrichten, ſobald ich eine Grammatik haben werde. Bin ich nicht ein Grieche!

An Gleim.

Leipzig, den 8. März 1758.

Liebſter Freund,

Daß ich ein wenig nachläſſig bin, das wiſſen Sie ſchon. Daß unſer lieber Kleiſt ſeit vierzehn Tagen auf Commando iſt, das wiſſen Sie auch ſchon. Folglich werden Sie ſich wohl nicht ſehr gewundert haben, daß Sie ſeit vierzehn Tagen keine Nachricht von uns aus Leipzig erhalten haben.

Nun aber bekommen Sie auf einmal ſo viel Neues, ſo viel Intereſſantes, daß Ihnen dabey ein langer Brief von mir ſehr ekel ſeyn würde. Zwey Exemplare von den neuen Gedichten unſers Freundes, und vierzig von den beyden Siegesliedern meines Grenadiers! Brauchen Sie von den letztern mehr, ſo melden Sie es; es ſtehen ſo viele zu Ihrem Befehle, als Sie verlangen. Was ſagt der Grenadier von dem Major? Eine Compagnie ſolcher Poeten, ſo will ich den ganzen Franzöſiſchen Witz damit zum Teufel jagen. Leben Sie wohl, mein liebſter Gleim; und Sie mögen mir auf dieſe Zeilen antworten oder nicht, ſo ſchreibe ich Ihnen doch mit erſter Poſt ein mehreres. Ich bin

Ihr ergebenſter Freund
Leſſing.

An Kleiſt.*)

Liebſter Freund,

Unſer Gleim iſt ein recht böſer Mann, daß er mir den Tag ſeiner Ankunft bey Ihnen, gemeldet zu haben vorgiebt, und zwar bey guter Zeit gemeldet zu haben vorgiebt. Ich habe ſeit vier Wochen keine Zeile von ihm geſehen, ob ich ihm gleich die Exemplare von ſeinen Liedern und ihren neuen Gedichten ſchon längſt geſchickt habe. Nur erſt vorigen Sonnabend bekomme ich einen Brief von ihm, der den 27. Februar datirt iſt, und worin freylich etwas von ſeiner Reiſe zu Ihnen ſteht; ich möchte aber wohl wiſſen, wo dieſer Brief liegen geblieben wäre, ob bey ihm in Halberſtadt oder hier in Leipzig. Da ich alſo die Zeit, wenn er bey Ihnen ſeyn wolle, nicht eher erfahren habe, als bis er ſchon längſt wieder weg war; ſo kann ich wohl mit Recht ſagen, daß ich ſie gar nicht erfahren habe. Rechnen Sie mir, liebſter Freund, mein Auſſenbleiben alſo nicht zu; und ſeyn Sie ja nicht ungehalten. Ich habe doch einzig und allein das meiſte dabey verloren. — Aber iſt es wirklich andem, daß der Herr Paſtor Lange mit ſeiner Doris zugleich bey Ihnen geweſen iſt? Was würden wir einander für Geſichter gemacht haben! Und der boshafte Gleim, was für Einfälle würde er auf unſer beyder Rechnung haben ſtrömen laſſen! Er würde uns haben verſöhnen wollen, und wir würden haben thun müſſen, als ob wir niemals Feinde geweſen wären. Es iſt mir bey dem allen recht lieb, daß ich dieſer Verlegenheit entgangen bin.

Sie bleiben auch gewaltig lange weg, liebſter Freund. Und gleichwohl darf ich es nun kaum recht wagen, Sie zu beſuchen. Denn ich weiß, daß der Herr General ſchon zu verſchiednen Malen geſagt hat, daß er Sie alle Tage wieder erwarte.

Morgen geht das Bataillon Garde von hier weg; nach Breßlau, wie man ſagt. Das iſt die einzige Neuigkeit, die ich Ihnen von hier melden kann. Oder wollen Sie noch etwas neues von Gottſcheden wiſſen? Er wird mit dem Geſalbten unſers Gleims immer bekannter, immer vertrauter. Es hat wieder franzöſiſche Verſe geſetzt, nebſt einer goldnen Tabatiere und einem Ringe. Er macht gar kein Geheimniß draus; er iſt vielmehr ſo ſtolz drauf, daß er die ganze Unterredung, die er hier mit dem Könige gehabt hat, in ſein Neueſtes hat eindrucken laſſen. Gott wolle nicht, daß unſer Gleim ſeinen Patriotiſmum auch ſo weit treibt, daß ihm Gottſched durch dieſe Bekanntſchaft reſpectabler wird! Jetzt iſt es vielmehr die rechte Zeit, neue und blutigere Satyren wider ihn zu machen, als man noch je gemacht hat. Und wenn wir damit zaudern, ſo wird er uns ſelbſt zuvorkommen. Denn es iſt ganz gewiß, daß er wieder eine neue Aeſthetik in einer Nuß drucken läßt. Ihre neuen Gedichte werden ihm gleich noch zur rechten Zeit gekommen ſeyn. Wenn ich doch nur auch unterdeſſen etwas geſchrieben hätte, damit ich nicht etwa vergeſſen würde! —

---

*) Zuerſt in dem Briefwechſel mit Gleim gedruckt. Zum Theil lithographiert in „Facſimile von Handſchriften berühmter Männer und Frauen aus der Sammlung des Herausgebers, bekannt gemacht von Dr Wilhelm Dorow", Heft II, Berlin (ohne Jahr), N. 28.

Leben Sie wohl, theuerſter, liebſter Freund, und kommen Sie ja bald wieder. Ich bin Zeit Lebens

Leipzig
den 14 März 1758.

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Liebſter Freund!

Sie haben einen Theil der Entſchuldigungen meines langen Stillſchweigens errathen. Ich bin verſchiedene Tage außer Leipzig geweſen; obgleich nicht auf Execution. Wollen Sie auch meine übrigen Entſchuldigungen wiſſen? Ich bin auf einmal in eine Arbeit gerathen, in der ich mich gern auf keine Weiſe habe unterbrechen wollen. Sie kennen mich, und ich kenne mich ſelbſt; ich muß meine erſte Hitze zu nutzen ſuchen, wenn ich etwas zu Stande bringen will. Unterdeſſen haben Sie nicht Urſache, auf dieſe Arbeit neugierig zu ſeyn. Wegen Sie werde ich am wenigſten damit groß thun. Sie iſt faſt von der Art, von der nur Sie mich in Berlin ziemlich abgezogen haben; und ihre Gegenſtände ſind von alle dem ſo gänzlich unterſchieden, worüber Sie mir geſchrieben haben, und ich Ihnen antworten ſollen, daß ich dieſesmal, liebſter Freund, an Sie oder den Hrn. Nicolai zu ſchreiben, nothwendig für eine Zerſtreuung anſehen mußte. Ich bin darüber ſogar von meinem Engländer abgekommen, und ich ſchicke ihn daher unterdeſſen zu Ihnen. Unterhalten Sie ſich ſo lange mit ihm, bis ich mich aus dem Wuſte von Gelehrſamkeit, in welchen ich jetzt verſunken, wieder heraus gearbeitet habe. Meine Ueberſetzung kann zur Meſſe nunmehr doch nicht fertig werden; und ich habe Sie ohnedem über verſchiedne Punkte derſelben vorher zu Rathe zu ziehen. Wie wollen Sie z. E. delight, in ſo fern es unſer Engländer dem pleasure entgegen ſtellet, überſetzen? Doch das iſt eine Kleinigkeit; ich erwarte von Ihnen weit wichtigere Anmerkungen über das ganze Syſtem des Verfaſſers. Schreiben Sie mir alles, was Ihnen darüber einfällt. Ich hebe Ihre Briefe heilig auf, und werde alle Ihre Gedanken zu nutzen ſuchen, ſobald ich mich der Sphäre der Wahrheit wieder nähern werde. Jetzt ſchweife ich in der Sphäre der hiſtoriſchen Ungewißheit herum, und Sie glauben nicht, mit welcher Menge von nichtswürdigen Kleinigkeiten mein Kopf jetzt angefüllt iſt. Der einzige Vortheil, den ich davon wegbringen werde, iſt dieſer, daß ich das alte ſchwäbiſche Deutſch gelernt habe, und die Gedichte darinn, welche die Schweizer ans Licht bringen, mit vieler Leichtigkeit nunmehr leſe. Ich wollte daher, daß Herr Nicolai nicht ſchon die Fabeln der Minneſinger und die Krimhilden Rache recenſirt hätte; ich würde Verſchiedenes dabey zu erinnern haben, welches zeigen könnte, daß die Schweizer dieſer Arbeit bey weitem nicht ſo gewachſen ſind, als ſie glauben. Sie haben in ihren glossariis, die ſie dem alten Dichter beygefügt, ſehr grobe Fehler gemacht. Zu ſo einer Arbeit finde ich mich allenfalls jetzt aufgelegt, nicht aber Gleims Fabeln zu recenſiren. Unterdeſſen, da Sie und Herr Nicolai es durchaus haben wollen, ſo ſoll es geſchehen; ich werde aber ſehr wenig zu dem Ihrigen hinzuſetzen, außer der Vergleichung, die ich zwiſchen der Fabel von den Pferden aus dem Gay und der Gleimſchen Nachahmung anſtellen will. —

Nunmehr aber auch auf Ihren Brief über das Weſen der ſchönen Wiſſenſchaften zu kommen. Wollen Sie mir nicht ein wenig einen deutlichern Begrif davon machen, als mir Herr Nicolai davon gemacht hat? Was habe ich denn dabey zu thun, daß mir Herr Nicolai ſchon den Nahmen Theophraſt gegeben hat? Theophraſt! Je nun; wenn es nicht anders iſt, ſo bin ich hiermit

Leipzig, ganz der Ihrige
den 2. April 1758. Theophraſt.*)

---

*) Moſes hatte in des erſten Bandes zweytem Stücke der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften eine Abhandlung über die Quellen und die Verbindungen der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften eingerückt. Dieſe Materie war oft der Gegenſtand unſerer Unterredungen, und wir kamen bey dieſem

An Gleim.

Leipzig, den 19. April 1758.

Liebſter Freund,

Ich wünſche von Grund meiner Seelen, daß Sie der liebe Gott bey dem vortreflichen Einfalle, der mir Ihren letzten Brief ſo angenehm gemacht hat, bis hieher möge erhalten haben. Ja, liebſter Gleim, laſſen Sie ſich in nichts abhalten, das Schwabenſprüngelchen zu thun! Unſer beſter Freund bleibt wenigſtens noch vierzehn Tage hier. Das Regiment hat zwar Befehl bekommen, ſich marſchfertig zu halten; aber da der Prinz Heinrich ſein Corps wohl ſchwerlich ſo bald zuſammenziehen möchte, und da noch vorher ein Regiment aus Berlin hier eintreffen ſoll, um das Hauſenſche abzulöſen: ſo können Sie ſich ſicher auf den Weg machen. Ich ſtehe Ihnen dafür, daß

---

lehrreichen Gedankenwechſel in einen freundſchaftlichen Streit, weil ich Verſchiedenes, beſonders in Anwendung auf die ſchönen Künſte, aus einem ganz andern Geſichtspunkte anſah, als mein Freund Moſes. Ich wollte erſt eine zweyte Abhandlung über dieſe Materie ſchreiben; hernach aber überlegte ich, es würde beſſer ſeyn, daß jeder von uns beiden die Sache aus ſeinem eigenen Geſichtspunkte betrachtete. Ich ſchlug alſo vor: wir wollten einander Briefe ſchreiben, worin jeder ſeine Gründe vortrüge, und die Gründe des Andern nach ſeiner Art widerlegte, ungefähr wie in Moſes Briefen über die Empfindungen. Unſere Briefe wollten wir dann an Leſſing ſchicken, der uns auch antworten, und auf dieſe Art an der Aufklärung der uns ſo intereſſanten Materie Theil nehmen ſollte. Wir glaubten ſo ein lehrreicheres Buch zuſammen zu bringen, als wenn jeder eine Abhandlung ſchriebe. Moſes billigte dieſen Vorſchlag ungemein. Ich ſchlug vor, daß wir die Briefe mit antiker Simplicität zu ſchreiben ſuchen und griechiſche Namen unterzeichnen ſollten; für Moſes ſchlug ich den Namen **Euphranor** vor, für mich **Kalophil**, und für Leſſing **Theophraſt**. Moſes ſchrieb, dieſer Idee zufolge, gleich an mich den erſten Brief. Ich war eben beſchäftigt denſelben zu beantworten, als ich einen Brief an Leſſing ſchrieb, der gleich ſo vielen andern verloren gegangen iſt. Darin gab ich ihm von unſerm Vorhaben, doch nur auf eine verſteckte Art, Nachricht, um ihn neugierig zu machen. Ich ſchrieb ihm zugleich: er werde den Namen **Theophraſt** annehmen müſſen. Als Leſſing kurz darauf nach Berlin kam, gaben wir ihm unſere beiden Briefe. Wir ſchwatzten ſehr oft und ſehr viel über alle zu dieſem Gegenſtande gehörigen Materien.

Theophraſt aber ſchrieb keinen Brief, und unſere beiden ſind wahrſcheinlich mit ſeinen Papieren, die er zu verſchiedenen Zeiten verloren hat, auch verloren gegangen. **Nicolai.**

Sie nicht fehl reiſen werden. Was werden wir für Freude haben, wenn Sie kommen! — Sie kommen doch ganz gewiß?

Aber wie haben Sie glauben können, daß ich die Sammlung der Kriegeslieder vergeſſen würde? Ich habe bisher mit Fleiß davon geſchwiegen, um Sie nächſtens damit zu überraſchen. Das Format wird ungefähr wie die Gedichte unſres Freundes; aber noch ein wenig kleiner. Laſſen Sie mich nur machen: ich will Ihnen zeigen, daß ich ein ziemlich guſtöſer Buchhändler geworden wäre, wenn mir nicht das eigenſinnige Schickſal, anſtatt Bücher drucken zu laſſen und reich zu werden, auferlegt hätte, Bücher zu machen und nicht reich zu werden. Herr Ramler verſprach mir in ſeinem letzten Briefe, zu jedem Liede eine eigne Compoſition aus Berlin zu ſchicken; ich habe ihn bey ſeinem Worte gehalten, und erwarte ſie nächſtens. Sie ſollen in Kupfer dazu geſtochen werden.

Habe ich dem Grenadier ſchon ſagen laſſen, daß mir ſeine Zuſätze zu dem Roßbacher Liede ungemein gefallen haben? Nur iſt die Strophe vom Nürnberger ein wenig zu fein, als daß das Lächerliche darin eben ſo geſchwind auf den Leſer wirken könnte, wie in den andern ähnlichen Strophen. Von ſeiner vorgeſchlagenen Verkürzung des Eingangs zum Liſſaiſchen Liede halte ich, eigentlich zu reden, nichts. Will er aber durchaus lieber einige Schönheiten verlieren, als den Beyfall der Kunſtrichter von kurzem Athem (denn nur ein kurzer Athem kann den Eingang zu lang finden) entbehren; ſo muß er wenigſtens die erſte und letzte Strophe davon beybehalten. Und wenn er die übrigen wegwirft, ſo werde ich ſie doch, allen Schwindſüchtigen zum Trotze, entweder in einer Anmerkung oder in der Vorrede beybehalten.

Herr Beyer*) hat uns beſucht, aber nur immer auf einige Augenblicke. Wenn er wieder aus Dresden zurück kommt, hoffen wir ihn länger zu genießen.

Herr Weiſe hat ſehr übel daran gethan, daß er den Grenadier verrathen hat. Ich will ihn dafür wieder verrathen, und Ihnen entdecken, daß beyliegende Lieder von ihm ſind. Sie werden einige ſehr artige darunter finden. Aber zwey Drittheile hätte er, meines Erachtens, gar nicht ſollen drucken laſſen. Der gute Mann iſt jetzt krank.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und kommen Sie ja ſo bald als möglich. Ich bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

---

*) Damals Kammer-Sekretair in Halberſtadt, itzt Geheimer Finanzrath in Berlin, Verfaſſer von Gedichten unter dem Titel: **Vermiſchte Poeſien.**

An Gleim.

Berlin, den 8. Julius. 1758.

Liebſter Freund,

Sie glauben nicht, wie zufrieden ich mit Ihnen und dem Grenadier bin. Er hat ſich vortrefflich aus dem Handel gezogen, und ich wüßte nicht das geringſte, was in ſeinem Colliniſchen Liede zu ändern wäre. Es kam noch eben zurecht, obgleich der Druck ſchon bis in das Roßbachiſche Lied fortgerückt war. Einer ſo intereſſanten Vermehrung wegen, hat ja leicht ein Bogen können weggeworfen werden. Sieben Lieder hat Herr Krauſe componirt; das Colliniſche muß das achte ſeyn. Denn dieſes muß nothwendig eine andre Melodie bekommen, weil ein eigner Geiſt darin herrſcht, der zu den andern Melodieen nicht paſſen würde. Ich hoffte, Ihnen heute den Abdruck des Titelkupfers, von der Erfindung des Herrn Meil, mitſchicken zu können; da uns aber der Kupferdrucker aufhält, ſo ſoll es künftigen Poſttag folgen. Es wird Ihnen gefallen.

Endlich hat unſer lieber Kleiſt alle meine Briefe erhalten; er wird alſo nun auch wohl den Ihrigen bekommen haben, da Sie ihm von hieraus geſchrieben. Ich habe geſtern verſchiedene Veränderungen ſeiner letzten Hymnen von ihm erhalten. Auch hat er mir ein ziemliches Stück aus ſeinem größten Gedicht Ciſſides mitgeſchickt, welches ich Ihnen abſchreiben, und das nächſtemal gewiß ſchicken will.

Sie haben es errathen: Herr Ramler und ich machen Projecte über Projecte. Warten Sie nur noch ein Vierteljahrhundert, und Sie ſollen erſtaunen, was wir alles werden geſchrieben haben! Beſonders ich! Ich ſchreibe Tag und Nacht, und mein kleinſter Vorſatz iſt jetzt, wenigſtens noch dreymal ſo viel Schauſpiele zu machen, als Lope de Vega. Eheſtens werde ich meinen Doctor Fauſt hier ſpielen laſſen. Kommen Sie doch geſchwind wieder nach Berlin, damit Sie ihn ſehen können!

Mit unſerer Sammlung auserleſener Epigrammen werden wir nun bald hervorrücken. Wenn es ſich unterdeſſen noch etwas verziehen möchte, ſo hat niemand daran Schuld, als ein Freund in Halberſtadt, der uns ſeine Epigrammen verändert einzuſchicken verſprochen hat. Er hat auch verſprochen, ſeine alten deutſchen Dichter nachzuſehn, und was uns nützlich ſeyn könnte, daraus mitzutheilen. Aber der gute Mann hat nur einen Sonntag in der Woche, und da kann er freylich nicht alles thun. Beſonders ſo lange ihn der Grenadier Sonntags beſucht!

Hierbey erfolgen die verlangten zwey Exemplare von Bachs Gellertſchen Oden. Werden Sie nur ja nicht gar zu fromm daraus! Ich hoffe zwar, daß Sie ſie bloß der Muſik wegen kommen laßen. Und in ſo fern wünſche ich fröhlichen Gebrauch.

Ich bin, mein liebſter Gleim, auf immer und ewig

Ihr
ergebenſter
Leſſing.

An Gleim.

Berlin, den 6. Aug. 1758.

Liebſter Freund,

Ich habe Urſache, Sie tauſendmal um Vergebung zu bitten. Sie hätten es ſich wohl ſchwerlich eingebildet, daß ich Ihnen auf Ihren letzten Brief die Antwort ſo lange ſchuldig bleiben ſollte. Aber glauben Sie mir nur, niemand anders, als der Grenadier iſt daran Schuld. Seine Kriegslieder ſind ſchon ſeit vierzehn Tagen fertig, und nur der verdammte Notenſtecher hat uns von einem Tage zum andern aufgehalten, daß ich Ihnen kein vollſtändiges Exemplar habe ſchicken können. Heute bekomme ich endlich den erſten Abdruck (und doch fehlen noch die paginae, wohin jede von den Melodieen zu binden iſt, daran:) und ich will nicht länger anſehn, Ihnen wenigſtens eine Probe zu ſchicken. Was ſagen Sie dazu? Wird der Grenadier damit zufrieden ſeyn? Vertröſten Sie ihn nur noch zwey oder drey Tage, bis der Bogen Noten völlig abgedruckt iſt, und er ſoll ſo viele Exemplare, als er nur immer haben will, nachbekommen. Vor allen Dingen machen Sie ja, daß er mit meinem Vorbericht nicht ganz unzufrieden iſt. Hätte ich gern in der Welt etwas recht gut machen wollen, ſo wäre es dieſer Vorbericht geweſen; aber was hilft es, daß man etwas will, wenn man nicht die Kräfte dazu hat! Alles, was ich hätte ſagen können, zu ſagen, dazu hatte ich nicht Platz: und das wichtigſte und vornehmſte davon zu ſagen, nicht die erforderliche Unterſcheidungskraft, ohne Zweifel. Sollte alſo der Grenadier mit meinem guten Willen eben ſo wenig zufrieden ſeyn, als ich es ſelbſt bin: ſo verſprechen Sie ihm nur, daß ich es bey einer zweyten Auflage beſſer machen will. Denn alsdann ſollen Sie, liebſter Freund, mir mit Ihrem guten Rathe mehr an die Hand gehen, und in dem Vorberichte ändern, ausſtreichen, hinzuſetzen, wie und wo es Ihnen gut dünkt.

Um auf die 100 Thaler zu kommen, die Sie mir auf Order unſeres Freundes zu ſchicken die Gütigkeit gehabt haben — ich habe ſie richtig erhalten, und hier erfolgt eine bürgerliche Quittung darüber, ſo gut ich eine zu machen weiß. Ich würde Ihnen die Unwahrheit ſagen, wenn ich vorgeben wollte, daß ich das Geld nicht brauchen könnte. Allein es wäre auch die Unwahrheit, wenn ich Ihnen ſagte, daß ich es unumgänglich nothwendig brauchte. Der Herr von Kleiſt iſt ein zu großmüthiger Freund; und auch das heißt ſchon, ſein gutes Herz mißbrauchen, wenn man nur alles annimmt, was er freywillig thut. Ich habe mir dieſe Vorwürfe ſchon längſt zu machen, und bin nicht ſelten darüber mißvergnügt. Uebermorgen ſchreibe ich wieder an ihn, und ſchicke ihm ein Exemplar von den Kriegesliedern.

Wiſſen Sie, daß ich Ihrentwegen in Sorge geweſen bin, als ich die abermalige Annäherung der Soubiſiſchen Armee vernahm? Wie gut, daß Sie wieder zurück iſt! Von hieraus wüßte ich Ihnen auch nicht das geringſte Neue zu ſchreiben, ſo ſtill iſt alles. Aber in deſto größerer Erwartung ſind wir.

Leben Sie wohl, liebſter Freund. Uebermorgen ſchreibe ich gewiß wieder. Ich bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Gleim.

Berlin, den 11. Auguſt 1758.

Liebſter Freund,

Endlich kann ich heute Exemplare von den Kriegesliedern abſchicken. Es ſollte mir leid thun, wenn der Grenadier über das ewige Zaudern ungeduldig geworden wäre. Allein er wird wohl wiſſen, daß ſich nicht alles zwingen läßt; denn ſonſt hätte er uns auch wohl ſchon längſt wieder etwas von einem neuen Siege, und ſeinem Liede auf denſelben hören laſſen. Nun ſchreiben Sie mir auch ja bald, was er zu der Ausgabe überhaupt, und insbeſondre zu meinem Vorberichte, geſagt hat.

Ein dergleichen gebundenes Exemplar, als Sie mit erhalten, haben hier auch die Herren Sulzer, Ramler, Krauſe und Agricola in Ihrem Namen bekommen. Desgleichen habe ich auch geſtern eins an unſern lieben Kleiſt abgeſchickt.

Sollten Sie mehr als beykommende 25 Exemplare benöthigt ſeyn, ſo dürfen Sie nur verlangen. Herr Voß läßt ſich Ihnen beſtens empfehlen. Sie haben doch meine zwey letzten Briefe erhalten?

Ich bin, liebſter Freund,

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Gleim.

Berlin, den 5. September 1758.

Liebſter Freund,

Die verdammte Saumſaal von einem Buchbinder iſt Schuld, daß ich Ihnen nicht eher geſchrieben habe. Hier erhalten Sie denn endlich die fünf gebundenen Exemplare, wovon ich das ſechſte an Herrn Bach geſchickt habe.

Wegen der erſten gebundenen Exemplare, welche im Namen des Grenadiers Ihre hieſigen Freunde bekamen, habe ich nichts ausgelegt. Es war ein Einfall, welchen Herr Voß hatte; und als Verleger kann er dieſe kleine Ausgabe ſchon vergeſſen. Es iſt ihm unterdeſſen ſehr lieb, daß es Ihren Beyfall erhalten hat.

Aber ſo iſt er denn wirklich todt, unſer Grenadier? Die verdammten Ruſſen! Ich habe es wohl gedacht, daß ſolche Barbaren keinen Reſpect für die Poeſie haben würden. Ich hoffte aber doch immer, der Grenadier würde mit einer Wunde wegkommen. Und wenn er dann verwundet und dem Tode für ſeinen König nahe wäre, dachte ich; ſo würde er vielleicht ſein Schwanenlied ſingen. Seine Wunde und ſein herannahender Tod hätte einem Siegesliede eine ſonderbare Wendung verſchaffen können.

Die griechiſche Grabſchrift, die ich ihm, vielleicht aus einer heimlichen Ahndung, geſetzt habe, ſind zwey alte Verſe, die bereits Archilochus von ſich geſagt hat: *Ich bin ein Knecht des Enyaliſchen Königs (des Mars), und habe die liebliche Gabe der Muſen gelernt.* Sie ſchienen mir wegen ihrer edeln Simplicität der Anführung würdig zu ſeyn, und drücken den doppelten Charakter eines ſolchen kriegeriſchen Dichters aus. Würden ſie nicht auch vortrefflich unter das Bildniß unſers *Kleiſts* paſſen? Was ich ſeinetwegen in Sorgen bin! Ich fürchte, ich fürchte, er wird jetzt mehr zu thun finden, als er ſich wünſcht.

Von dem Siege über die Ruſſen hat man die erſten Tage ſo mancherley und ſich widerſprechende Nachrichten hier gehabt, daß ich Ihnen bloß deswegen nichts habe ſchreiben wollen. Alles, was wir jetzt Zuverläſſiges davon wiſſen, ſteht in den Zeitungen.

Die zehn Thaler habe ich nach Ihrem Verlangen angewendet; es ſind dreyßig Exemplare davon geheftet worden, und ſie liegen ſchon ſeit mehreren Tagen unter den gehörigen Addreſſen eingepackt. Da aber der König einen großen Theil von den Regimentern, welche bey Zorndorf geſchlagen, mit ſich genommen hat, und man nicht weiß, wo dieſe ſich jetzt befinden, ſo will man die Pakete auf der Poſt noch nicht annehmen. Verlaſſen Sie ſich aber darauf, daß alles nach Ihrer Abſicht auf das Beſte beſorgt werden ſoll.

Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich umarme Sie tauſendmal. Meine Empfehlung an Herrn Beyer. Ich bin

Ihr
ergebenſter
Leſſing.

An Gleim.

Berlin, den 19. October 1758.

Liebſter Freund,

Was werden Sie von mir ſagen, daß ich mir immer wenigſtens vierzehn Tage zu einer Antwort nehme? Sie werden ſagen, daß ich immer derſelbe bin! Gebe Gott, daß ich es auch bleiben möge! Denn ich beſorge ſehr, daß ich noch bequemer, noch wollüſtiger werde. Unterdeſſen ſind Sie doch mein lieber Gleim, der ſich über die natürlichen Gebrechen ſeiner Freunde nicht erzürnt, ſondern ſie zum beſten auslegt.

Von den beyden Werken des Mably war in der Voſſiſchen Buchhandlung nur eins vorräthig. Man machte mir Hoffnung, daß es alle Tage von der Meſſe kommen müſſe; und dieſes iſt die wahre Urſache meiner verzögerten Antwort. Es iſt aber noch nicht da, und nun will ich nicht länger warten. Das profitiren Sie doch dabey, daß Sie anſtatt eines neuen Stücks der Bibliothek, zwey derſelben erhalten. Die Recenſion von Ihren Fabeln hat Herr Moses gemacht. Ich habe ſelbſt noch nicht recht ponderirt, ob Sie damit zufrieden ſeyn können.

Nun ich mich bey Ihnen entſchuldiget habe, werde ich mit Ihnen zu zanken anfangen. Warum bereden Sie mich denn, daß der Grenadier bey Zorndorf geblieben wäre? Der Major, der es doch wohl beſſer wiſſen muß, ſchreibt mir das Gegentheil, und ſagt, daß er ein vortrefliches Stück aus einem Liede über dieſen letzten Sieg von ihm erhalten habe. Sie haben mich ganz gewiß bey ihm verkleinert, daß er es nicht auch mir geſchickt hat. Machen Sie ja, daß ich es erhalte, oder — oder ich werde Ihre Ueberſetzungen des Anakreon ganz grauſam kritiſiren. Sie denken dieſer Drohung vielleicht auszuweichen, wenn Sie mir ſie nicht ſchicken. O, ich kann ſie kritiſiren, ohne ſie geleſen zu haben. Aber in Ernſt, liebſter Freund, verſprechen Sie Ihren Freunden doch nichts, was Sie nicht halten wollen. Ich will Ihren Anakreon mit nächſter Poſt haben. Mein Beyfall iſt eine Kleinigkeit; aber auch Kleinigkeiten können manchmal neue Luſt zu einer bey Seite gelegten Arbeit machen. Da ich ſo faul bin, ſo möchte ich doch gern Sie und unſern Kleiſt und unſern Ramler recht fleißig machen. Dem letztern bin ich auch, wegen unſers Logaus, itzt ziemlich ſcharf auf dem Dache; oder er mir. Und unſer lieber Kleiſt ſoll ſich auch eheſtens wieder gedruckt ſehn. Ich habe ſeinen Ciſſides nun ganz, alle ſeine Veränderungen eingetragen; Herr Meil macht Vignetten dazu, und er ſoll mit eheſtem ein Pendant zu den Kriegesliedern werden. An dem Drucke wäre auch ſchon angefangen worden, wenn Herr Voß nicht auf der Meſſe geweſen wäre. Da Sie nicht im Stande ſeyn würden, einigen Vortheil von einem auf Ihre Unkoſten zu unternehmenden Drucke zu ziehn, und auch an keinen Vortheil denken, ſo überlaſſen Sie ihn nur Herrn Voß, der ihn mit Vergnügen übernimmt. Ihre Rechnung wird er Ihnen ſchon ſchicken. Das Stück von Gellerts Oden durch Bach koſtet 1 Rthlr. Künftig will ich Ihnen eine Liſte von den Regimentern ſenden, an welche Exemplare von Ihren Liedern abgeſchickt worden. Wiſſen Sie, daß das Hauſenſche Regiment bereits einen Marſch davon hat? Alles Neue, was wir hier wiſſen, werden Sie aus unſern Zeitungen ſehen können. Wie war es aber immer möglich, ſich von den Oeſtreichern überfallen zu laſſen!*) Und, muß dem ſchläfrigen Daun ſo ein Streich gelingen! Aber der König hat ſelbſt dem Hofe bald beſſere Nachrichten verſprochen; und wir hoffen ſie. Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

---

*) Bey Hochkirchen.

An Gleim.

Berlin, den 16. Decemb. 1758.

Liebſter Freund!

Ich bleibe Ihnen die Antwort auf Ihre letzten ſehr angenehmen Briefe lange ſchuldig. Sie werden die Urſache gleich hören. Vor allen Dingen muß ich Ihnen ſagen, daß ich das Gedicht unſers Grenadiers, als ein Gedicht, mit dem größten Vergnügen geleſen habe. Er iſt hier weit ernſter, feyerlicher, erhabener, als in ſeinen Liedern, ohne deswegen aus ſeinem Charakter zu gehen. Allein ſoll ich es für nichts, als für eine Wirkung ſeiner frappanten Art zu malen halten, wenn mir bey verſchiedenen Stellen vor Entſetzen die Haare zu Berge geſtanden haben? Sehen Sie, liebſter Freund, ich bin aufrichtig, und ich kann es gegen Sie ohne Gefahr ſeyn. Ich wollte dieſe Stellen nicht zum zweytenmal leſen, und wenn ich noch ſo viel damit gewinnen könnte. Ja, geſetzt, es wird über kurz oder lang Friede; geſetzt, die itzt ſo feindſelig gegen einander geſinnten Mächte ſöhnen ſich aus — (ein Fall, der ganz gewiß erfolgen muß) — : was meinen Sie, daß alsdann die kältern Leſer, und vielleicht der Grenadier ſelbſt, zu ſo mancher Uebertreibung ſagen werden, die ſie itzt in der Hitze des Affects für ungezweifelte Wahrheit halten? Der Patriot überſchreyet den Dichter zu ſehr, und noch dazu ſo ein ſoldatiſcher Patriot, der ſich auf Beſchuldigungen ſtützt, die nichts weniger als erwieſen ſind! Vielleicht zwar iſt auch der Patriot bey mir nicht ganz erſtickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner Denkungsart, das allerletzte iſt, wonach ich geitzen würde; des Patrioten nehmlich, der mich vergeſſen lehrte, daß ich ein Weltbürger ſeyn ſollte. In dieſem Falle alſo, wenn es nehmlich eine bloße Colliſion des Patriotismus iſt, die mich dieſesmal mit unſerm Grenadiere weniger zufrieden macht, als ich ſonſt zu ſeyn ſo viel Urſach habe — veniam petimus dabimusque viciſſim. Ich war auch, in Betrachtung deſſen, gar nicht Willens, das Gedicht unſers Grenadiers zu unterdrücken, oder wenigſtens vom Drucke abzuhalten. Allein da jetzt nicht eine Zeile ohne Cenſur und Erlaubniß hier in Berlin gedruckt werden darf, ſo mußte es nothwendig vorher cenſirt werden, und erſt heute erfahre ich, daß es die Cenſur nicht paſſiren kann. Ohne Zweifel iſt die anſtößige Erwähnung des von Katt die vornehmſte Urſache. Der König hat ſich in dieſer Sache ſelbſt zu öffentlich Unrecht gegeben, als daß es ihm angenehm ſeyn könnte, ſich auf eine ſolche Weiſe daran erinnert zu ſehen.

Unterdeſſen, liebſter Freund, werde ich das Gedicht doch bey mir behalten, und in wenig Wochen einen Gebrauch davon machen, bey welchem der Dichter keine Gefahr läuft, und der Herausgeber ſich nichts vorzuwerfen hat. Sie ſollen damit zufrieden ſeyn; ich weiß es gewiß. Zeigen Sie aber dem Grenadier dieſen meinen Brief nicht; denn ich fange wirklich an mich vor ihm zu fürchten. Es ſcheint, er läßt ſich zu leicht in Harniſch jagen. Sein Major hat weit kälteres Blut, und ich würde wider den Schluß ſeines Ciſſides nichts zu ſagen haben, wenn ich auch der eifrigſte Verfechter der Gegenparthey wäre. Ich bin es aber nicht; das wiſſen Sie.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und ſchreiben Sie mir mit nächſter Poſt, wenn ich nicht glauben ſoll, daß ich Sie durch dieſen Brief unwillig gemacht habe. Ich bin Zeitlebens

Ihr
ergebenſter Freund.
Leſſing.

An Gleim.

Berlin, d. 14. Febr. 1759.

Liebſter Freund,

Ich wollte Ihnen eben ſchreiben, und unſerm kleinen Streit ein Ende machen, als ich Ihren Brief mit der neuen Abſchrift erhielt. Er macht, daß ich Ihnen ganz anders ſchreiben muß, als ich mir vorgenommen hatte; denn Ihre Verbeſſerungen haben der Sache eine andere Geſtalt gegeben.

Alle unſere Freunde hier müſſen mir bezeugen, wie ſehr ich mit dem Gedichte des Grenadiers, als einem Gedichte, gleich vom Anfange zufrieden geweſen bin. Es iſt mir nichts darin anſtößig geweſen — (auch nicht einmal rippeln ꝛc) — als bloß die Verwünſchungen, von welchen ich überhaupt ein abgeſagter Feind bin. Und dieſe Verwünſchungen haben nothwendig einen ſo ſtarken Eindruck auf mich machen müſſen, da ſie einen Prinzen betrafen, von deſſen Charakter ich weit anders überzeugt bin, als daß ich das von ihm glauben ſollte, was ihm die Flüche des Grenadiers zugezogen hat. Er verdient ſie ganz gewiß nicht; und wenn er ſie auch verdient hätte, ſo wäre es doch beſſer, daß der Grenadier das Verfluchen den Prieſtern überließe. Als Prieſter mag Herr Lange dieſes unſelige Vorrecht immer ausüben, und die nähere Erlaubniß dazu von *Friederich dem Soldaten* itzt erſchleichen, die ihm *Friederich der philoſophiſche König* zu einer andern Zeit gewiß verweigert hätte. Der Grenadier thut ſich ſelbſt Unrecht, wenn er ſich alles für erlaubt halten will, was einem Lange erlaubt iſt, der ſich damit begnügt, wenn er nur itzt ein paar Monate hindurch geleſen wird, und nichts darnach fragt, wenn man ſeine Gedichte über Jahr und Tag gar nicht mehr kennt. Der Grenadier ſoll und muß auf die Nachwelt denken; oder wenn Er es nicht thun will, ſo werden es ſeine Freunde für ihn thun.

Oeffnen Sie unterdeſſen, liebſter Freund, unſerm Grenadier nur über zwey Stellen meines ſo anſtößig befundenen Briefs das Verſtändniß! Wenn ich geſchrieben habe, daß ich mich vor ihm zu fürchten anfinge, ſo bedaure ich nur, daß ich den Ton und die Miene nicht habe mit ſchreiben können, mit welcher ich es ihm mündlich würde geſagt haben. Ich glaubte, als ich es ſchrieb, mit einem lächerlichern Einfalle meinen Brief beſchließen zu können, mit deſſen ernſthaftem Anfange ich nicht zufrieden war. Was ich aber von dem übertriebenen Patriotismus einfließen laſſen, war weiter nichts als eine allgemeine Betrachtung, die nicht ſowohl der Grenadier, als tauſend ausſchweifende Reden, die ich hier alle Tage hören muß, bey mir rege gemacht hatten. Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande geſtehen muß) keinen Begriff, und ſie ſcheint mir aufs höchſte eine heroiſche Schwachheit, die ich recht gern entbehre. — Doch laſſen Sie mich davon nichts weiter ſchreiben. Ich rühme mich, daß ich von der Freundſchaft deſto höhere Begriffe habe, und daß noch tauſend ſolche kleine Uneinigkeiten meiner Liebe und Hochachtung gegen meinen lieben Gleim und wackern Grenadier nicht im geringſten nachtheilig ſeyn können. Und wie könnten ſie auch, da ich ſehe, daß er weit mehr nachgiebt, als ich ſelbſt würde nachgegeben haben? Ich danke es ihm zum Beyſpiel nicht (als nur in ſo fern es ein Zeichen ſeiner Freundſchaft gegen mich ſeyn ſoll), daß er die Verwünſchung der Selbſtherrſcherin in Ruhm und Segen verwandelt hat. So viel habe ich niemals gefordert; und ich wünſchte, daß er es bloß ſo verändert hätte: „Aber welch ein Loos ſoll ich dir wünſchen, Selbſtherrſcherinn! wenn du“ ꝛc.

Unterdeſſen kann es um ſo viel eher gedruckt werden, und ich hoffe Ihnen nächſtens Exemplare zu ſchicken. Aber was werden Sie ſagen, daß ich ſchon im voraus Gebrauch davon gemacht habe? Weil ich nicht glaubte, daß es ſo bald könne gedruckt werden, ſo gab ich dem Verfaſſer der Briefe über die neueſte Litteratur eine Abſchrift von den ſchönſten Stellen; und wenn Sie das, was bey Gelegenheit der ausgelaſſenen anſtößigen Stellen geſagt worden iſt, beleidigen ſollte, ſo bitte ich im voraus um Verzeihung.

Ich ſende Ihnen hierbey dieſe Briefe, weil Sie ſie verlangen. Aber wenn Sie glauben, daß ich der Verfaſſer davon bin, ſo thun Sie mir keinen Gefallen. Es ſind wohl einige Bolzen von mir darin: weiter aber auch nichts. Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich bin

Ihr
ergebenſter
Leſſing.

An Gleim.

Berlin, den 18. März 1759.

Liebſter Freund,

Hier iſt endlich das ſo lange verzögerte Gedicht unſers Grenadiers. Da er es in dem Formate der Kriegslieder hat wollen gedruckt haben, ſo hat es nicht beſſer können ausfallen. Ich habe einige Exemplare für Sie ſogleich broſchiren laſſen, und es ſind davon ſo viele zu Ihrem Befehl, als Sie verlangen. Daß Sie vor länger als ſechs Wochen noch drey blau gebundene Exemplare von den Liedern, für die Prinzen von Braunſchweig, verlangten, werden Sie vielleicht ſchon wieder vergeſſen haben. Rechnen Sie mir aber die Saumſeligkeit des Buchbinders nicht zu.

Ihre Oden des Anakreon haben mir ſehr viel Vergnügen gemacht. Vergeſſen Sie ja nicht, mir in jedem Briefe eine oder zwey zu ſchicken. Ich hoffe, wenn ich ſie mit dem Griechiſchen vergleichen werde, noch mehr Schönheiten darin zu finden, die Ihnen eigenthümlich gehören, als ich bey dem erſten Leſen wahrgenommen habe. Jouer contre l'Original iſt auch hier der einzige Weg, gut zu überſetzen.

Es thut mir leid, daß ich nicht Ihre verſprochene Verbeſſerung von der ſtreitigen Stelle:

Nicht deines Helden ꝛc.

habe abwarten können. Es war mit dem Drucke ſchon zu weit. Schicken Sie mir ſie aber nur; geſetzt auch, ſie wäre nicht mehr für das Publicum zu brauchen. Die zwey Wörter rippeln, und unangepackt hat Herr Ramler, weil ſie Herrn Gärtner anſtößig geweſen, und es alſo auch noch mehreren ſeyn könnten, mit gleichgültigen verwechſelt.

Noch folgt hierbey ein Exemplar von einem kleinen Trauerſpiele (Philotas), welches Ihnen der Verfaſſer, der ſich nicht genannt hat, mit ergebenſter Empfehlung zuſchickt. Er möchte gern durch mich erfahren, was Sie davon halten.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und erfreuen Sie mich bald mit einem Briefe. Ich bin

Ihr

ergebenſter
Leſſing.

An Gleim.

Berlin, den letzten März 1759.

Liebſter Freund,

Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, welch eine Freude Sie dem Verfaſſer des Philotas durch die angefangene Ueberſetzung gemacht haben. Er ſchließt daraus, daß er doch einigermaßen Ihren Beyfall haben müſſe. Ich ſetze hinzu, daß Ihre Ueberſetzung, wenn Sie ſo fortfahren, vortrefflich und die beſte Kritik für den Verfaſſer werden wird. Schenken Sie ihm immer das Muſter, das ihm bis jetzt noch mangelt; das Muſter, meine ich, einer edeln tragiſchen Sprache, ohne Schwulſt und ohne die zierlichen kleinen Redensarten, die meinem Bedünken nach das ganze Verdienſt der franzöſiſchen tragiſchen Poeſie ausmachen. Der Einfall, den Namen des Grenadiers dazu zu borgen, iſt vortrefflich; nur beſorge ich, daß das Publicum in einem etwas verdrießlichen Tone fragen möchte: aber warum macht uns denn der Grenadier nicht ſelbſt ein Trauerſpiel? — Geduld; er wird es ſchon noch machen!

Aber wiſſen Sie, liebſter Freund, daß unſer Kleiſt in Leipzig iſt? Itzt wird er wohl ſchon wieder fort ſeyn. Er hat Herrn Ramler und mir von daher einen gemeinſchaftlichen Brief geſchrieben, der außerordentlich luſtig und aufgeräumt iſt! Wenn doch dieſe Laune recht lange bey ihm dauern wollte! Gott weiß, ich wollte gern für ihn verdrießlich ſeyn. Ich würde dabey gewinnen; denn wenn ich verdrießlich bin, bleibe ich fein an meinem Tiſche ſitzen, ſchreibe an meine Freunde, oder arbeite etwas.

Hier folgen die rückſtändigen Stücke der Briefe ꝛc. Herr Sulzer hat mir geſagt, daß Bodmer ein Epigramm auf das Gedicht an die Kriegesmuſe gemacht habe. Ich habe es aber noch nicht geleſen.

Ihnen wird er es doch ſchon geſchickt haben? Darf man es allenfalls in den Briefen brauchen?

Unſer Ramler hält zu dem Drucke Ihrer Lieder alles fertig. Schicken Sie ſie nur! Und mir vergeſſen Sie auch nicht, mehr anakreontiſche Lieder zu ſchicken. Ich möchte gar zu gern eine recht prächtige Ausgabe des Anakreon beſorgen, mit Ihrer Ueberſetzung auf der Seite. Ich weiß zwar wohl, daß Sie es ſelbſt vorgehabt haben, und es freylich auch am beſten im Stande wären; denn Sie haben bereits ſo vielerley dazu geſammelt. Aber ich beſorge, wenn Sie es länger verſchieben, ſo vergeht Ihnen die Luſt.

Mit der vorgeſchlagnen Ausgabe des Opitz, liebſter Freund, möchte es wohl nichts ſeyn. Die Schweizeriſche und Trilleriſche Ausgabe liegen noch allzuhäufig in den Läden, als daß ſich ein Buchhändler damit abgeben dürfte. Sobald wir aber mit unſerm Logau fertig ſind, ſoll es mit vereinten Kräften über den Tſcherning hergehen. Und Sie werden es ſich ſchwerlich träumen laſſen, was wir auch ſonſt noch für ein großes Project haben. Wir werden Sie auch mit anſpannen.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und erfreuen Sie mich bald wieder mit einem Briefe. Ich bin

Ihr

ergebenſter Freund

Leſſing.

An Gleim.

Berlin, den 12. May. 1759.

Liebſter Freund!

Ich bitte Sie, vergeben Sie mir mein langes Stillſchweigen, und ſchließen Sie ja nichts anders daraus, als daß mich die allerdringendſten Arbeiten — (quengelnde Buchhändler zu befriedigen) — müſſen abgehalten haben, auf Ihren letzten angenehmen Brief eher zu antworten. Nun ſind wir, Gott ſey Dank, mit unſerm Logau ganz fertig, und künftige Woche hoffen wir, Ihnen Exemplare davon ſchicken zu können. Die erſte freye Stunde habe ich ſchon ſeit vierzehn Tagen dazu beſtimmt, Ihnen, und unſerm lieben Kleiſt zu ſchreiben, und ich freue mich, daß ſie endlich gekommen iſt.

Empfangen Sie vor allen Dingen meinen Dank für Ihren Philotas. Sie haben ihn zu dem Ihrigen gemacht, und der ungenannte proſaiſche Verfaſſer kann ſich wenig, oder nichts davon zueignen. Ich wußte es ja wohl voraus, daß der Grenadier nicht überſetzen könnte. Und er thut auch wohl daran, daß er es nicht kann. Auch das wußte ich einigermaßen voraus, daß er viel zu viel Dichter iſt, als daß er ſich zu der tragiſchen Einfalt ganz herablaſſen werde. Seine Sprache iſt zu voll; ſeine Einbildungskraft zu hitzig; ſein Ausdruck oft zu kühn, und oft zu neu; der Affect ſteht auf einmal bey ihm in Flammen; kurz, er hat alles, um unſer Aeſchylus zu werden, und wir müſſen zu unſerm erſten tragiſchen Muſter keinen Aeſchylus haben. Unterdeſſen werde ich ſeinen Philotas doch drucken laſſen, weil ich ſo ſtolz bin zu glauben, daß daraus, woraus ich ſo manches gelernt habe, noch hundert andere eben ſo viel lernen können: in Anſehung nehmlich der Würde des Styls, des Nachdrucks, des Gebrauchs der Versart, u. ſ. w.

Wenn er es mir erlauben will, werde ich mich in einem Vorberichte über verſchiedene Punkte näher erklären; und warum ſollte er es mir nicht erlauben wollen, da ich nichts als Schönheiten werde auszuſetzen und zu kritiſiren finden? Bis dahin hiervon genug.

Das zweyte, wofür ich Ihnen zu danken habe, iſt die Mittheilung des Briefes von Herrn Ebert. Der Herr Hyperkritikus M* hat Recht, und hat auch nicht Recht. Tyrtäus war freylich kein geborner Spartaner, ob er gleich auch nichts weniger als ein Meſſenier war, wofür ihn dieſer Herr ausgiebt. Aber er war ein ſpartaniſcher Feldherr: und war **Keith** kein Preuße, weil er ein Schotte von Geburt war? Einerley Kriegeszucht, nicht einerley Himmelsſtrich, macht im Soldatenſtande den Landsmann. Mehr brauch' ich zu meiner Vertheidigung nicht zu ſagen. Empfehlen Sie mich unterdeſſen Herrn Ebert beſtens: und da ich geſehen, daß ihm verſchiedne hieſige Neuigkeiten noch nicht zu Händen gekommen, ſo will ich ſie für ihn mit beylegen. Ich wollte unterdeſſen nicht gern, daß er mich platterdings für den Verfaſſer der Briefe über die neueſte Litteratur hielte, wie ich es denn auch eigentlich nicht bin. Die neueſten Stücke davon werden Sie hoffentlich durch Herrn Nicolai's Beſorgung bis auf die drey letzten erhalten haben, welche hierbey folgen.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und verzeihen Sie, daß ich nach ſo langem Stillſchweigen dennoch ſo kurz ſchreibe. Der Abgang der Poſt heißt mich dieſesmal eilen. Ich bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Abwechſelnde Krankheiten, Beſchäftigungen, kleine Reiſen, und andre Hinderniße ſind Schuld, daß ich in ſo langer Zeit nicht nach Hauſe geſchrieben, ob ich gleich mit meinen Gedanken ſehr oft da geweſen bin. Ich hoffe unterdeßen, daß ſie ſich alleſamt ſo wohl werden befunden haben, als man ſich zu den itzigen unruhigen Zeiten nur immer befinden kann. Daß Ihnen Erdmann ſo viel Verdruß machet, betaure ich von Herzen. Ich habe an einen Hauptmann von dem Wunſchliſchen Freybataillon, der ein Verwandter von einem meiner Freunde iſt, ſchreiben und mich bey ihm nach dem Bruder erkundigen laßen. Noch habe ich keine Antwort. Wenn er nur groß genung iſt, Soldat zu werden, ſo will ich ihm viel Glück dazu wünſchen, und werde vielleicht auch in Stande ſeyn können, ihn wo anzubringen, wo er, wenn er ſich darnach aufführet, ſein Glück machen kann. Hat er aber weiter keine Abſicht, als nur bey einem Officier die Schuh zu putzen, ſo weiß ich nichts für ihn zu thun. Das heißt zu niedrig anfangen, um etwas zu werden.

Ich freue mich darauf, daß Theophilus bald befördert werden wird. Wenn ich unterdeßen meinen Proceß gewinne, ſo wollen wir alsdann recht vergnügt zuſammen leben. Daß ich ihn gewinnen muß iſt nunmehr keine Frage mehr; aber noch werde ich mich einige Zeit gedulden müßen. Sie werden es ſelbſt wißen, wie ſehr ein Proceß in Sachſen auf die lange Bank geſchoben werden kann.

Ich habe gehofft, daß Gottlob aus Wittenberg einmal an mich ſchreiben werde. Studirt er Jura, oder was ſtudiert er? Ich wollte wünſchen, daß ich ihm worinn nützlich ſeyn; eben ſo wohl als Gottfrieden in Leipzig. Aber itzt bin ich es leider nicht im Stande. Sobald ich es bin, ſoll es gewiß geſchehen. Was Gottlob unterdeßen an Büchern brauchen ſollte, könnte ich ihm von hier aus ſchicken, wenn ihm damit gedient wäre.

Hier folgen einige Neuigkeiten. Wenn Ihnen unter den Fortſetzungen einige Stück fehlen ſollten, ſo haben Sie nur die Gütigkeit, es mir zu melden. 1. Logaus Sinngedichte; 2. Sammlung vermiſchter Schriften; 3. Briefe über die neueſte Litteratur, ſo weit ſi heraus ſind; 4. Fortſetzung der Beyträge; 5. Fortſetzung der Ortmanniſchen Briefe; 6. Viertes Stück meiner Theat. Bibliothek; 7. Philotas; (von mir). Meine Fabeln, wovon Sie den Titel im Meßcatalog werden geleſen haben, ſind noch nicht ganz gedruckt. Ich werde ſi ſenden, ſobald ſie fertig ſind.

Vor itzo empfehle ich mich gehorſamſt Ihnen und der Frau Mutter und verharre nach abgelegtem Gruße an meine liebe Schweſter und übrigen Geſchwiſter

Dero

Berlin,
den 12 Junius
1759.

gehorſamſter Sohn
Gotthold.

An Gleim.

Berlin, d. 28. Julius, 1759.

Liebſter Freund,

Sie haben mich auch ſehr lange in der Ungewißheit gelaſſen, ob der Grenadier mit meinem Urtheile über ſeinen Philotas zufrieden geweſen. So viel wußte ich zwar voraus, daß er meine Freyheit nicht übel nehmen würde; denn einem Soldaten iſt es ſchon recht, wenn man mit ihm von der Leber wegſpricht. Er ſoll es eheſtens ſehen, was ich mit ſeiner Arbeit gemacht habe; und ich verlaſſe mich auf Ihre Verſicherung, daß es ihm gleich viel iſt, was für einen Gebrauch ich davon machen werde: wie er ſich denn Gegentheils auf meine Hochachtung gegen ihn verlaſſen kann, daß ich nichts damit vornehmen werde, was ſeiner Ehre nachtheilig ſeyn könnte. Das ſchreiben Sie ihm; — vor allen Dingen aber ſchreiben Sie ihm, wie ſehr ich ihm für das poetiſche Geſchenk verbunden bin, das er mir aus Ihrem Domkeller hat machen laſſen. Ich weiß mich itzt nicht beſſer dafür zu bedanken, als daß ich bey jedem Glaſe ſeine Geſundheit trinken, oder wenigſtens mit einſchließen will. Wie viel Muth, wie viel Herz werde ich mir für ihn trinken! Und wie doppelt gut würde mir das Weinchen ſchmecken, wenn Sie zu uns kämen, und ihn mit uns könnten austrinken helfen! Auf meiner Sommerſtube ſollte es Ihnen gewiß nicht mißfallen. Nur glauben Sie um Gottes willen nicht, daß ich da arbeite. Ich bin nie fauler, als wenn ich in dieſer meiner Einſiedeley bin. Wenn es hoch kömmt, mache ich Projecte: Projecte zu Tragödien und Komödien; die ſpiele ich mir dann ſelbſt in Gedanken, lache und weine in Gedanken, und klatſche mir auch ſelbſt in Gedanken, oder vielmehr laſſe mir meine Freunde, auf deren Beyfall ich am ſtolzeſten bin, in Gedanken klatſchen.

Aber haben Sie ſich nicht gewundert, wie frey ich mit Ihnen umgehe? Ich behielt ein Exemplar von Ihren Minneſingern, ohne um Erlaubniß gebeten zu haben. Ich war gar zu begierig darauf; im

Laden waren noch keine Exemplare vorhanden, und Herr Profeſſor Sulzer verſicherte mich, daß Sie es nicht übel nehmen würden. Sie haben vielleicht das Exemplar einem andern Freunde beſtimmt, und in dieſem Falle machen Sie ſich kein Bedenken, es mir wieder abzufordern. Ich ſehe es bloß für geliehen an.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und entſchlagen Sie ſich aller Grillen, die Ihnen Ihre ſchlimmen Gäſte, oder die jetzigen Umſtände überhaupt, etwa könnten gemacht haben. Es wird alles noch gut gehen; in dieſer großen Zuverſicht leben wir hier alle. Ich umarme Sie tauſendmal, und bin

Ihr ergebenſter Freund
Leſſing.

An Gleim.

Berlin, d. 25. Auguſt. 1759.

Liebſter Freund,

Wir ſind hier bis geſtern mit Ihnen in gleicher Ungewißheit wegen unſers lieben Kleiſt's geweſen. Nunmehr aber wiſſen wir leider, daß er ſich in Frankfurt unter den Gefangenen befindet, und verwundet iſt. Der beſte Mann! Ob er gefährlich verwundet iſt, wiſſen wir nicht, und wir wollen es nicht hoffen. Ich habe heute den Weg über Danzig ſuchen müſſen, an ihn zu ſchreiben; denn gerades Weges iſt es nicht möglich, einen Brief nach Frankfurt zu bekommen. Wir haben zugleich in der Geſchwindigkeit hier die Verfügung getroffen, daß er in Frankfurt, oder, wenn er von da nach Polen oder Preußen ſollte gebracht werden, in Danzig ſo viel Geld bekommen kann, als er nöthig hat, weil es leicht möglich iſt, daß ihn die Ruſſen zugleich rein ausgeſchält haben.

Sehen Sie, liebſter Freund, ich habe Ihnen eine ſo ſchlimme Nachricht ohne die geringſte Vorbereitung geſchrieben, weil alle meine Vorbereitungen Sie vielleicht noch eine ſchlimmere hätten können vermuthen laſſen. Er lebt noch, unſer liebſter Kleiſt; er hat ſeinen Wunſch erreicht, er hat geſchlagen und ſich als einen braven Mann gezeigt; er wird von ſeiner kleinen Wunde bald wieder geneſen, und dieſer Zufall wird ihn zufriedner mit ſich ſelbſt machen. Mit dieſer angenehmen Hoffnung tröſten Sie ſich unterdeſſen, liebſter Gleim, bis wir nähere Umſtände von ihm erfahren. Für jetzt bin ich nicht im Stande mehr zu ſchreiben; und ohne Zweifel werden Sie auch nicht im Stande ſeyn, mehr leſen zu wollen. Mit der nächſten Poſt mehr. Leben Sie wohl. Ich bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Gleim.

Berlin, den 1. September 1759.

Liebſter Freund,

Ich ſetze in der größten Verwirrung die Feder an. Ich weiß, Sie werden ſich alle Poſttage nach einem Briefe von mir umſehen; ich muß Ihnen alſo nur ſchreiben, ob ich Ihnen gleich auch itzt noch nichts ganz Zuverläſſiges von unſerm theuerſten Kleiſt melden kann.

Herr von Brand iſt bey der Armee des Königs geweſen, und vorgeſtern Abends wieder zurückgekommen. Er hat ſich genau nach unſerm Freunde erkundigt und von dem Oberſten von Kleiſt, ſeinem Vetter, erfahren, daß er ſich in Frankfurt noch bis dato befände. Er ſoll nicht mehr als ſechs Wunden haben. Der rechtſchaffene Mann! Er hat ſich, — und das hat nicht allein der Oberſte, ſondern das haben ihm noch viele andere Officiere geſagt — an dem unglücklichen Tage außerordentlich hervorgethan. Er hat die erſten Wunden gar nicht geachtet, ſondern iſt vor ſeinem Bataillon noch immer zu Pferde geblieben; und als er endlich geſtürzt, hat er noch auf der Erde ſeinen Leuten zugerufen und ſie aufs beſte angefeuert. Doch auch hier hat alles nichts helfen wollen; er hat müſſen auf der Wahlſtatt liegen bleiben, und iſt ſo, nebſt allen andern ſchwer Verwundeten, den Ruſſen in die Hände gefallen.

Geſtern erhielten wir Nachricht, daß die Ruſſen Frankfurt verlaſſen hätten. Sie haben ſich nach Guben gezogen, um ſich mit den Oeſtreichern zu vereinigen. Ich ſchrieb alſo gleich, nebſt dem Herrn Profeſſor Sulzer, nach Frankfurt. Aber kaum war mein Brief fort, ſo machte man mich beſorgt, daß ich ihn wohl würde vergebens geſchrieben haben. Herr Venino*) nehmlich, der gleichfalls bey der Armee geweſen iſt, will da für gewiß erfahren haben — kaum kann ich es Ihnen ſchreiben, aber ich muß — er will erfahren haben, daß unſer liebſter Freund bereits an ſeinen Wunden geſtorben ſey. Noch mehr; heute iſt ein Journal von dem, was ſich von Tag zu Tag während der Anweſenheit der Ruſſen in Frankfurt daſelbſt zugetragen hat, hier angekommen, und auch in dieſem Journal ſoll es mit angemerkt ſtehen, daß ein Major Kleiſt daſelbſt begraben worden. — Nun hören Sie, womit ich mich noch tröſte. Es ſind mehr Majore Kleiſt, und ich weiß auch gewiß, daß noch ein anderer Major Kleiſt, ich kann mich nicht gleich erinnern von welchem Regimente, mit dem unſrigen ein gleiches Schickſal gehabt hat. Dieſer wird geſtorben ſeyn, und nicht unſer Kleiſt. Nein unſer Kleiſt iſt nicht geſtorben; es kann nicht ſeyn; er lebt noch. Ich will mich nicht vor der Zeit betrüben; ich will auch Sie nicht vor der Zeit betrüben. Laſſen Sie uns das Beſte hoffen. Mit der rückkommenden Frankfurter Poſt werden wir alles erfahren. Wenn er noch lebt, ſo beſuche ich ihn. Ich ſollte ihn nicht mehr ſehen? Ich ſollte ihn in meinem Leben nicht mehr ſehen, ſprechen, umarmen! — Leben Sie wohl. Ich bin ganz der Ihrige

---

*) Ein italiäniſcher Kaufmann in Berlin.

Leſſing.

An Gleim.

Berlin, d. 6. September 1759.

Ach, liebſter Freund, es iſt leider wahr. Er iſt todt. Wir haben ihn gehabt. Er iſt in dem Hauſe und in den Armen des Profeſſors Nicolai geſtorben. Er iſt beſtändig, auch unter den größten Schmerzen, gelaſſen und heiter geweſen. Er hat ſehr verlangt ſeine Freunde noch zu ſehen. Wäre es doch möglich geweſen! Meine Traurigkeit über dieſen Fall iſt eine ſehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg nehmen ſollen, weil ein ehrlicher Mann da ſteht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — Sehen Sie; manchmal verleitet mich der Schmerz, auf den Mann ſelbſt zu zürnen, den er angeht. Er hatte ſchon drey, vier Wunden; warum ging er nicht? Es haben ſich Generale mit wenigern und kleinern Wunden unſchimpflich bey Seite gemacht. Er hat ſterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht geſtorben, ſagt man; aber er iſt verſäumt worden. Verſäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich raſen ſoll. Die Elenden, die ihn verſäumt haben! —

Ich muß abbrechen. Der Profeſſor wird Ihnen ohne Zweifel geſchrieben haben. Er hat ihm eine Standrede gehalten. Ein anderer, ich weiß nicht wer, hat auch ein Trauergedicht auf ihn gemacht. Sie müſſen nicht viel an Kleiſt verloren haben, die das itzt im Stande waren! Der Profeſſor will ſeine Rede drucken laſſen, und ſie iſt ſo elend! Ich weiß gewiß, **Kleiſt** hätte lieber eine Wunde mehr mit ins Grab genommen, als ſich ſolches Zeug nachſchwatzen laſſen. Hat ein Profeſſor wohl ein Herz? Er verlangt itzt auch von mir und **Ramler** Verſe, die er mit ſeiner Rede zugleich will drucken laſſen. Wenn er eben das auch von Ihnen verlangt hat, und Sie erfüllen ſein Verlangen — Liebſter **Gleim**, das müſſen Sie nicht thun! Das werden Sie nicht thun. Sie empfinden itzt mehr, als daß Sie, was Sie empfinden, ſagen könnten. Ihnen iſt es auch nicht, wie einem Profeſſor, gleich viel, was Sie ſagen, und wie Sie es ſagen. — Leben Sie wohl. Ich werde Ihnen mehr ſchreiben, wenn ich werde ruhig ſeyn.

Ihr

ergebenſter

Leſſing.

An Gleim.

Berlin, den 23. October 1759.

Liebſter Freund,

Ich ſchäme mich recht, daß ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben habe. Aber ich weiß, Sie entſchuldigen mich, wenn Sie hören, daß ich krank geweſen bin, oder doch ſehr verdrießlich: denn der Verdruß iſt bey mir eine Krankheit; und ich bin nicht länger geſund, als ich vergnügt bin. Anbey habe ich müſſen meine Lorralien vollends fertig machen. Hier erhalten Sie ein Exemplar davon. Es ſind Fabeln, liebſter Freund; und ich kann es vorausſehen, daß weder meine Fabeln noch meine Abhandlungen den Beyfall eines Dichters, und folglich auch Ihren nicht, erhalten können. Ich habe, wie Sie ſehen werden, lieber einen anderen und ſchlechteren Weg nehmen, als mich der Gefahr einer nachtheiligen Parallele mit den **Gleims** und **La Fontainen** ausſetzen wollen.

Herr **Ohrlich** hat Ihre Briefe an uns abgegeben, und Sie haben mir in ihm keinen ganz unbekannten Menſchen empfohlen. Er iſt der Verfaſſer der Lobrede auf den König, die hier in Berlin gedruckt werden, und in der That viele ſchöne Stellen enthält.

Die Lobrede auf unſern **Kleiſt** iſt fertig, und Herr **Ramler** und ich haben ſie geleſen. Unſer Rath dabey iſt dieſer geweſen, daß man ſeiner Freunde darin ganz und gar nicht gedenken müſſe, damit es nicht ſcheine, als ob einer von ihnen Antheil daran habe. Sonſt haben wir eben nichts Nachtheiliges darin gefunden.

Sie wiſſen doch, daß Sie vor dem fünften Bande der Bibliothek in Kupfer geſtochen ſind? Es iſt ein recht hübſches Geſicht; nur Schade, daß es nicht das Ihrige iſt. Der Kupferſtecher entſchuldiget ſich damit, daß das Gemälde nichts getaugt habe. Es war ein Gemälde von Herrn **Hempel**. Der Pendant unſers **Kleiſts** iſt ungleich beſſer gerathen.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und entſchuldigen Sie diesmal, ſo wie mein langes Stillſchweigen, auch dieſen Brief, welcher weder halb noch ganz iſt. Ich bin

Ihr

ergebenſter
Leſſing.

An Gleim.

Berlin, d. 28. Febr. 1760.

Liebſter Freund,

Ich muß es Ihnen nur geſtehen, warum ich Ihnen auf Ihr letztes angenehmes Schreiben nicht den Augenblick geantwortet habe. So bald ich es geleſen hatte, war es das erſte, daß ich die Abſchrift, die Sie mir von dem verſificirten Philotas geſchickt haben, ſuchte. Ich fand ſie nicht. Ich beſann mich, daß ich ſie einem Freunde, auf inſtändiges Anhalten, hatte leihen müſſen. Ich ſchicke zu ihm; er läßt mich verſichern, daß er ſie mir wiedergegeben; ich ſuche auf's neue; er ſucht; und wir ſuchen noch. Liebſter Freund, ich fürchte ich bin drum. Sehen Sie, das konnte ich Ihnen doch ſogleich nicht ſchreiben; denn es iſt wirklich ſchlecht, wenn man die Sachen ſeiner Freunde ſo verwirft.

Doch ich tröſte mich, daß Sie noch eine Abſchrift behalten haben. Seyn Sie ſo gütig und ſenden Sie mir ſie mit der erſten Poſt. Mir kann es nicht anders als ſehr ſchmeichelhaft ſeyn, daß Sie den Druck beſchloſſen haben. Ich will alles beſorgen. Nur müſſen Sie mir Zueignungsſchrift, Vorbericht, und alles was dazu kommen ſoll, gleich mit ſchicken. Melden Sie zugleich, wie Sie es am liebſten gedruckt hätten. Ich will den Druck ſchon ſo preſſiren, daß ich die Zeit, die wir durch meine Nachläſſigkeit verloren haben, wieder einbringe.

Ihr Urtheil von meinen Fabeln iſt allzugütig. Ich danke Ihnen für Ihren freundſchaftlichen Beyfall. Für einen freundſchaftlichen Tadel würde ich Ihnen noch mehr danken. Denn dieſer könnte mich beſſer machen, und von jenem beſorge ich, daß er mich ſtolz machen wird.

Liebſter Freund, habe ich nicht in Ihrer Bibliothek eine italiäniſche Ueberſetzung des Sophokles geſehn? Wollten Sie wohl die Gütigkeit haben und ſie mir auf eine kurze Zeit leihen? Oder wenn Sie ſonſt etwas beſitzen, das dieſen alten Tragicus angeht, der mich jetzt mehr als alles Andere beſchäftigt?

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und antworten Sie mir und ſchicken Sie mir die verlangte Abſchrift ja gleich; oder ich glaube, daß Sie über mein langes Zaudern verdrießlich geworden ſind. Ich bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

Hochzuehrender Herr Vater.

Ich kann mich mit nichts anderm entſchuldigen, Ihnen auf drey Briefe nicht geantwortet zu haben, als damit, daß der Fuhrmann allezeit zu geſchwind wieder abgegangen. Auch izt läßt er mir kaum ſo viel Zeit nur ein Paar Zeilen zu ſchreiben.

Ich freue mich herzlich, daß Sie ſich mit der Frau Mutter ſeither noch geſund und wohl befunden haben. Ich habe unzähliche mal nach Hauſe gedacht, und Ihnen bey den dortigen kritiſchen Umſtänden alle mögliche Ruhe und Sicherheit ſehnlich gewünſcht. Wenn izige Oſtern, wie ich Hoffnung habe, in meinem Proceſſe eine gute Sentenz für mich geſprochen wird, ſo habe ich mir feſte vorgenommen, Sie auf einige Zeit zu beſuchen, und alsdann auch der Schweſter zu bezeugen, daß ich Sie nicht vergeſſen habe.

Mein lieber Bruder Theophilus dauert mich inniglich. Ich will das beſte hoffen. Seine Conſtitution iſt nie die beſte geweſen. Der Tod Ihres Herrn Bruders, meines lieben alten Vetters, iſt mir recht nahe gegangen.

Hierbey folgen allerley Neuigkeiten. Es iſt noch eine andere Widerlegung von D. Semmlern in Halle, gegen die Müllerſche Nachricht von der begeiſterten Perſon in Kemberg herausgekommen, die ich aber izt nicht bey der Hand habe. Ich will ſie das nächſtemal mit ſchicken. Wo Ihnen von den periodiſchen Schriften, die ich mit ſchicke, etwa Stücke fehlen ſollten, ſo haben Sie die Gütigkeit es mir zu melden

Von den Briefen über die Litteratur wird Ihnen hoffentlich nun nichts mehr fehlen.

Ich bin itzt mit einem großen Werke, das in die griechiſche Litteratur einſchlägt, beſchäftiget, von welchem künftige Michaelis zwey Bände auf einmal ans Licht treten ſollen. Desgleichen muß ich eine zweyte Auflage von meinen Fabeln beſorgen, die ich in verſchiedenen Stücken zu ändern, und ſonſt anſehnlich zu vermehren gedenke. Ich werde alſo künftigen Sommer zu thun genug haben. Und ſo lange ich noch von meiner Arbeit leben kann, und ziemlich gemächlich leben kann, habe ich nicht die geringſte Luſt der Sklave eines Amts zu werden. Trägt man mir eines an, ſo will ich es annehmen; aber den geringſten Schritt nach einem zu thun, dazu bin ich, wo nicht eben zu gewißenhaft, doch viel zu commode und nachläßig.

Die Nachrichten von Gottlob und Carl freuen mich. Wenn ſie fleißig ſind, ſo kann es nicht fehlen. Sie werden auch einmal ihr Glück finden. Was aber für ein Glück Erdmann machen wird, das ſehe ich noch nicht. Er fängt zu tief an, um es zu etwas zu bringen. Ich habe nun lange keine Nachricht von ihm einziehn können.

Ich muß abbrechen, weil der Fuhrmann eilt. Ich empfehle mich Ihnen und der Fr. Mutter, und verbleibe Lebenslang

Dero

gehorſamſter Sohn
Gotthold.

Berlin,
den 3 April
1760.

Wenn der Fuhrmann wieder nach Berlin kömmt, bitte ich mir folgende zwey Bücher, welche ſich unter Theophilus Büchern befinden müßen, mitzuſchicken. Ich brauche ſie itzt, und will Theophilo eine Menge andre Bücher ſchicken, wenn er ſie haben will.

1 Homeri Opera in 2 Bänden in Duodez.
2 Sophoclis Tragoediae in 2 Octav Bänden.

Aus Eilfertigkeit hätte ich es faſt vergeßen, mich bey der Frau Mutter für die überſchickten Strümpfe zu bedanken. Sie ſind mir recht ſehr lieb geweſen.

An Gleim.

Berlin, d. 13. April, 1760.

Liebſter Freund,

Endlich habe ich das Vergnügen, Ihnen unſeren Philotas zu ſenden. Werden Sie über den Verzug nicht ungehalten. Zum Theil iſt die Vignette, am meiſten aber der König daran Schuld, daß ſein Grenadier nicht gehörig geſördert werden. Denn der König hat mit dem Grenadier einerley Verleger haben wollen, und ſeine Gedichte haben in einer Zeit von vierzehn Tagen fertig ſeyn müſſen. Herr Voß nimmt ſich die Freyheit, Ihnen, mit ergebenſter Empfehlung, ein Exemplar davon zu ſenden. Ich bin höchſt begierig zu wiſſen, was Sie dazu ſagen werden; zu wiſſen, ob Sie den Dichter oder den König für größer halten? Herr Dreyer hat verſprochen, von den meiſten Stücken eine Ueberſetzung in Verſen zu liefern. Wenn ihn der Grenadier überſetzen wollte, ſo würde ich mir ganz andere Dinge davon verſprechen. Doch der Grenadier überſetzt nur ſeine Freunde, die nicht böſe werden, ſondern es ihm vielmehr Dank wiſſen, wenn er ſie verſchönert.

Ich würde die feinern Exemplare des Philetas hier für Sie haben binden laſſen, wenn ich Ihren Willen gewußt hätte. Ihre hieſigen Freunde haben jeder ein Exemplar erhalten, und Sie können über mehr befehlen, wenn, und wie Sie wollen. Herr Profeſſor Sulzer befindet ſich für izt in Magdeburg, und ohne Zweifel werden Sie da ihn, oder er wird Sie beſuchen. Sie werden es ſchon wiſſen, wie ſehr wir ihn bedauern müſſen.

Wenn ich mir von Ihrem Sophokleiſchen Vorrathe etwas ausbitten dürfte, ſo wäre es die zweyte lateiniſche Ueberſetzung von — ja, wie heißt er nun? Ich habe Ihren Brief nicht bey der Hand. Nicht die vom Vitus Vinsemius, ſondern die andere. Es iſt eben die, von welcher **Fabricius** in ſeiner griechiſchen Bibliothek ſagt, daß er ſie nie geſehen. Ich bin alſo um ſo viel begieriger darnach.

Verzeihen Sie, daß ich mich dieſesmal ſo kurz faſſe. Ich fürchte die Poſt zu verſäumen, und möchte Ihnen doch gern das Vergnügen machen, daß Sie das erſte Exemplar von den Gedichten des Königs in Halberſtadt hätten.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und lieben Sie mich. Ich bin

Ihr

ergebenſter

Leſſing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich freue mich herzlich, abermalige Verſicherung von dem Wohlbefinden meiner lieben Aeltern erhalten zu haben, und wünſche, daß ich ſie noch lange und oft erhalten möge.

Ich hatte erfahren, daß der Bruder Gottlob von Wittenberg abweſend ſey. Ich ſtand alſo an, ihm das verſprochne Geld zu ſchicken, und wollte vorher erſt wieder einen Brief von ihm abwarten. Ehe ich mich aber verſah, trat er ſelbſt zu mir in die Stube. Er kam vorigen Freytag vor acht Tagen, und blieb bis auf den folgenden Donnerſtag bey mir. Er hat die zehn Thaler mit bekommen. Ich hätte ihn gern länger bey mir behalten, wenn es die Umſtände der Zeit erlaubt hätten. Es hätten ſich Vorfälle eräugnen können, die es hier ſehr unruhig gemacht hätten, die mich vielleicht genöthigt hätten, ſelbſt von hier wegzugehen; was würde ich alsdann mit ihm angefangen haben? Es war mir alſo dieſesmal lieb, daß er ſelbſt darauf drang, bey Zeiten wieder zurückzukehren. Ich bin übrigens recht wohl mit ihm zufrieden, und ganz faul ſcheint er doch nicht geweſen zu ſeyn.

Anbey folgen einige Neuigkeiten, ſo viel ich deren in der Geſchwindigkeit zuſammen finde. Ich empfehle mich meinen wertheſten Aeltern, und verbleibe Zeit Lebens

Dero

gehorſamſter Sohn
Gotthold.

Berlin.
den 7 September 1760.

An Ramler.

Breslau, d. 6. Decemb. 1760.

Liebſter Freund,

Ich würde mir es nimmermehr vergeben, meine Freunde wegen meines Schickſals ſo lange in Ungewißheit gelaſſen zu haben, wenn ich nicht bisher ſelbſt in der größten Ungewißheit deſſelben geweſen wäre. Endlich weiß ich, woran ich bin, und Herr Voß wird Ihnen von meinen jetzigen Umſtänden ſo viel erzählen können, als Sie nur wiſſen wollen. Erlauben Sie mir immer, daß ich Sie an ihn verweiſe; ich kann unmöglich dergleichen Kleinigkeiten mehr als einmal ſchreiben. Sie werden ſich vielleicht über meinen Entſchluß wundern. Die Wahrheit zu geſtehen, ich habe jeden Tag wenigſtens eine Viertelſtunde, wo ich mich ſelbſt darüber wundere. Aber wollen Sie wiſſen, liebſter Freund, was ich alsdann zu mir ſelbſt ſage? „Narr!" ſage ich, und ſchlage mich an die Stirn: „wann wirſt du anfangen, mit „dir ſelbſt zufrieden zu ſeyn? Freylich iſt es wahr, daß dich eigentlich „nichts aus Berlin trieb; daß du die Freunde hier nicht findeſt, die „du da verlaſſen; daß du wenig Zeit haben wirſt, zu ſtudieren. Aber

„war nicht alles dein freyer Wille? Wareſt du nicht Berlins ſatt? „Glaubteſt du nicht, daß deine Freunde deiner ſatt ſeyn müßten? daß „es bald wieder einmal Zeit ſey, mehr unter Menſchen als unter „Büchern zu leben? daß man nicht bloß den Kopf, ſondern, nach „dem dreyßigſten Jahre, auch den Beutel zu füllen bedacht ſeyn müſſe? „Geduld! dieſer iſt geſchwinder gefüllt, als jener. Und alsdann; als„dann biſt du wieder in Berlin, biſt du wieder bey deinen Freunden, „und ſtudierſt wieder. O wenn dieſes alsdann ſchon morgen wäre!“ — — Und ſo, liebſter Freund, macht mich die Hoffnung allgemach wieder ruhig; macht, daß ich meinen gethanen Schritt billige; macht, daß ich mir ſchmeichle, auch meine Freunde werden ihn billigen. Sie kennen mich; und wenn ich nicht zu loben bin, ſo bin ich doch wenigſtens zu entſchuldigen. Verſichern Sie mich deſſen ja bald! Ihre Briefe werden ein Großes beytragen, daß ich mir wenigſtens die Reue, die unnützeſte von allen unangenehmen Empfindungen, erſpare. Denn wenn Sie mir oft ſchreiben, ſo werde ich Sie ſeltner vermiſſen. Ich mache meinen Ueberſchlag ſo: Wenigſtens immer um den dritten Tag vertrieben wir einer dem andern eine Stunde; jeder von uns wende dieſe Stunde auf einen Brief; und ſo habe ich für Eine glückliche Stunde zwey: die, da ich an Sie ſchreibe, und die, da ich Ihre Antwort erhalte. An Stoff ſoll es uns nicht fehlen, ſo lange unſere Freundſchaft dauert, ſo lange Horaz und alte deutſche Dichter in der Welt ſind. Ich habe von den letztern ſchon verſchiedene hier bekommen, die ich ſehr werth halte. Wollen Sie, daß ich Ihnen künftig etwas davon ſchreiben ſoll? Recht gern; aber mit der Bedingung, daß ich gleich mit dem erſten Briefe eine Horaziſche Ode von Ihnen erhalte!

Und nun? Was machen unſere Freunde? Was macht mein lieber Gaſe*) und ſein Haus? Empfehlen Sie mich ihm, ihr, ſeinen Kindern (hier wird er ſich ein väterliches Air geben) und Allen, mit welchen wir in Ihrer Geſellſchaft ſo manchesmal luſtig geweſen ſind; vornehmlich der Madame Therbuſch. — Und alsdann, unſern Klub**) nicht zu vergeſſen! Alle Freytag Abends klopft mir das Herz, und ich weiß nicht, was ich darum gäbe, wenn ich mich noch itzt alle

---

*) Herr v. Gaſe war ein alter Bekannter Leſſings. Er heirathete in Berlin die Wittwe des Malers Matthieu, eine geborne Liſiewska, eine geſchickte Künſtlerinn. Von Berlin ging er ungefähr um 1766 nach Braunſchweig, wo er im J. 1779 Profeſſor am Karolinum ward. Nicolai.

**) Dieſer Klubb einiger Gelehrter ward 1748 in Berlin errichtet, und exiſtirt noch. Nicolai.

Wochen einmal in Geſellſchaft ſo vieler rechtſchaffner Leute ſatt eſſen, ſatt lachen, und ſatt zanken könnte; beſonders über Dinge ſatt zanken könnte, die ich nicht verſtehe. Mein großes Kompliment an die Herren Quanz und Agricola. Die griechiſche Muſik war doch beſſer, als die auf den Breslauiſchen Kaffeehäuſern! — Unſern lieben Krauſe*) rechne ich mit zum Klub. Ich bin izt in ſeinem Vaterlande, und, bey Gott! er hat recht wohl daran gethan, daß er in Schleſien jung geworden iſt!

Noch ein Wort von meinen kleinen häuslichen Angelegenheiten. Haben Sie die Gütigkeit, liebſter Freund, und kündigen Sie meiner Wirthin mit dem iztlaufenden Monate das Quartier auf. Ich werde Ihnen mit nächſtem Poſttage eine Aſſignation ſchicken, um zu ihrer Bezahlung das nöthige Geld zu heben. Ich werde Ihnen Mühe machen; aber ich weiß, Sie verzeihen es mir.

Leben Sie wohl, liebſter Freund; und wenn Sie an Gleim ſchreiben, und Gleim an Sie ſchreibt, und auch ein Wort von mir an Sie ſchreibt: ſo will ich mich Gleim beſtens empfohlen haben.

Ach! bald hätte ich das Wichtigſte vergeſſen. Ich reiſete durch Frankfurt, und wollte das Grab unſers Freundes ſehen. — Doch die Geſchichte dieſer Wallfahrt verdient einen eigenen Brief. Sie ſollen ſie eheſtens haben.

Leben Sie nochmals wohl. Ich bin

der Ihrige,
Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Beſter Freund!

Ich reiſe mit allem Bedacht aus Berlin, ohne von Ihnen Abſchied zu nehmen, weil ich mich nicht der Gefahr ausſetzen wollte, die Thorheit meines Entſchluſſes auf einmahl in ihrem völligen Lichte zu ſehn. Die Reue wird ohnedem nicht außenbleiben, eine ſo gänzliche Veränderung meiner Lebensart in der bloßen Abſicht, mein ſogenanntes Glück zu machen, vorgenommen zu haben. Wie nahe ich dieſer Reue bereits bin, weiß ich eigentlich ſelbſt nicht. Denn noch bin ich in Breßlau nicht zu mir ſelbſt gekommen.

---

*) Verfaſſer des Buchs über die muſikaliſche Poeſie. Nicolai.

Was Sie mir aus den Berliner Zeitungen melden, iſt eine wahre Neuigkeit für mich.*) Ihnen brauche ich es nicht lange zu verſichern, daß mir dieſe Ehre, beſonders in den Umſtänden, worinn ich mich gegenwärtig befinde, ſehr gleichgültig iſt. Auch iſt es mir ſehr gleichgültig, was Herr S. für ein Betragen dabey geäußert.**) Ob er falſch iſt, weiß ich nicht; daß er aber öfters ſehr inconſequent iſt, das weiß ich. Vielleicht war er auch dasmahl nur das Letzte. Und Sie haben Recht; es iſt immer einerley, ob man von einem General, oder von einem Präſidenten der Akademie abhängt. Wenn dieſer mehr Kopf hat, ſo hat er auch mehr Hals: und es iſt ſicherlich ſchlimmer mit ihm auszukommen, als mit jenem. Meinen halte ich noch bis jetzt für einen ſehr guten Mann, vor deſſen Haſtigkeit, wenn ſie anders ſein Fehler iſt, ich ganz geſichert zu ſeyn glaube.

Was Ephraim übrigens anbelangt, ſo iſt mir lieb, daß alle die Gefälligkeiten, die er ſich von mir verſprechen kann, von der Art ſind, daß ich niemanden dadurch ſchaden, auch mich ſelbſt keiner Verantwortung dabey ausſetzen kann: doch werde ich darum nicht aufhören, auf meiner Hut zu ſeyn; und Sie, liebſter Freund, werden mir einen großen Gefallen erweiſen, wenn Sie mir dann und wann, von dieſem und jenem, einen kleinen Wink geben.***) Unſre erſten Briefe ſind ſehr trocken. Wir müſſen einander fleißiger, und mehr, und angenehmere Dinge ſchreiben. Sie gehen auf Ihrem Pfade ungehindert fort. Verliehren Sie mich ja nicht ganz aus den Augen; laſſen Sie mich ja an allen Ihren Beſchäftigungen noch ferner den Antheil

---

*) Leſſing war zum Mitgliede der Akademie in Berlin ernannt worden. **Nicolai.**

) S. Leſſings Leben, Th. 1. S. 211. **Nicolai.

***) Moſes hatte von dem Charakter des im ſiebenjährigen Kriege ſo bekannt gewordenen Münzentrepreneurs **Heyne Veitel Ephraim** des Vaters, keine gute Meinung. Die Kontrakte über das Ausmünzen des geringhaltigen Geldes waren vom Könige dem General von Tauenzien aufgetragen, und folglich hatte Leſſing unmittelbar damit das meiſte zu thun. Moſes haßte dieſe Münzentrepriſe aufs äußerſte: weil er ſie für das hielt, was ſie war: für **unrecht**. Er wollte auch nicht das geringſte damit, ſelbſt nur mittelbar, zu thun haben, ungeachtet ihm der alte Ephraim ſehr glänzende Vorſchläge that, um ihn dabey zu brauchen. Außer der eigentlichen Unternehmung ſelbſt, die er für höchſt unrecht hielt, waren ihm auch die Nebenintriguen, wodurch oft dieſes und jenes eingeleitet und durch die dritte oder ſiebente Hand erlangt wurde, ſehr verhaßt. Daher warnte er ſeinen Freund Leſſing. Leſſing hat ſich auch, wie jeder bezeugt, der von den Sachen weiß, höchſt billig, gerade und uneigennützig bey dieſem Geſchäft betragen. **Nicolai.**

nehmen, den ich zu meinem großen Nuzen bisher daran genommen habe. Das wird das einzige Mittel ſeyn, wenn ich nicht ganz in Nichtswürdigkeiten verſinken ſoll.

Was macht Herr Nicolai? Als Bräutigam hat er nicht Zeit meine Briefe zu leſen. Ich will den Honigmonat vorbeygehen laſſen, ehe ich ihm ſchreibe. Doch kann er ſichre Rechnung darauf machen, daß er binnen 14 Tagen die verſprochnen Briefe haben ſoll.*) Sie haben ohne Zweifel unterdeſſen alles geſchrieben. Daß ich ja mit nächſtem die Stücke alle bekomme, die ich nicht geleſen habe!

Leben Sie wohl, beſter Freund, und empfehlen Sie mich allen Ihren Freunden.

Leſſing.

Breslau,
den 7. Dec. 1760.

An Moſes Mendelsſohn.

Ach, liebſter Freund, Joel iſt ein Lügner! Ihnen geſtehe ich es am allerungernſten, daß ich bisher nichts weniger als zufrieden geweſen bin. Ich muß es Ihnen aber geſtehen, weil es die einzige Urſache iſt, warum ich ſo lange nicht an Sie geſchrieben habe. Nicht wahr, nur ein einzigesmahl habe ich von hier aus an Sie geſchrieben? Wetten Sie kühnlich darauf, daß ich alſo auch nur ein einzigesmahl recht zu mir ſelbſt gekommen bin.

Nein, das hätte ich mir nicht vorgeſtellt! aus dieſem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorſtellen ſollen und können, daß unbedeutende Beſchäftigungen mehr ermüden müßten, als das anſtrengendſte Studieren; daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern laſſen, erlogene Vergnügen und Zerſtreuungen über Zerſtreuungen die ſtumpf gewordene Seele zerrütten würden; daß —

Ach, beſter Freund, Ihr Leſſing iſt verlohren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen. Er ſich ſelbſt nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — ſie ſo, ich weiß nicht was für Abſichten aufzuopfern! Hundertmahl habe ich ſchon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieſer Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbeſonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen?

Aber vielleicht habe ich heute nur einen ſo finſtern Tag, an welchem ſich mir nichts in ſeinem wahren Lichte zeigt. Morgen ſchreibe ich Ihnen vielleicht heiterer. O ſchreiben Sie mir doch ja recht oft; aber mehr als dieſe Vorwürfe über mein Stillſchweigen. Ihre Briefe ſind für mich ein wahres Almoſen. Und wollen Sie Almoſen nur der Vergeltung wegen ertheilen?

---

*) Beyträge zu den ſo genannten Litteraturbriefen. Nicolai.

Leben Sie wohl, mein liebſter Freund. Die erſte gute Stunde, die mir mein Mißvergnügen läßt, iſt ganz gewiß Ihre. Ich ſehe ihr mit alle dem unruhigen Verlangen entgegen, mit welchem ein Schwärmer himmliſche Erſcheinungen erwartet.

Breslau, Leſſing.
den 30. März 1761.

An Ramler.

Breslau, d. 7. Septemb. 1761.

Liebſter Freund,

Ihren Brief vom 22ſten vorigen Monats habe ich erſt geſtern empfangen. Ich will wünſchen, daß meine Antwort geſchwinder in Berlin ankommen möge, damit ſie *** noch treffe. *) — Ihnen will ich das ganz Feine von dieſem Handel Zeit genug entdecken.

Zeit genug? Sobald wir wieder zuſammen kommen werden. Aber wenn wird das geſchehen? Wenn ich in dem alten römiſchen Sinne beatus ſeyn werde? Ach, liebſter Freund, dazu gehört viel. Und bey mir gehört gleich noch einmal ſo viel dazu, als bey einem andern. Indeß bin ich von dieſer Seite ſo ziemlich zufrieden; und wenn es Ihr Ernſt iſt, daß Sie mein Treſorier werden wollen: gut, laſſen Sie nur die Wege wieder recht ſicher werden, oder längſtens den December herankommen. Zehnmal ſo viel, als Sie itzt weggeben, könnte ich Ihnen ſchon ſchicken. Aber was iſt das? Vielleicht könnte ich auch ſchon noch einmal ſo viel haben, wenn ich nicht ſo viel Bücher kaufte, deren ich bereits hier wenigſtens dreymal ſo viel habe, als ich Ihnen zurückgelaſſen. Dazu kommen noch zwanzig andere Ausgaben; und kurz ich bin kein Wirth. Die Wahrheit zu ſagen, ich mag es auch nicht ſeyn. Denn vielleicht, daß ich ſo, weit eher wieder in meine alte Sphäre zurückkomme, als wenn ich es wäre, als wenn ich mir das Zeitliche zu ſehr angelegen ſeyn ließe, und dadurch nach und nach an einer Lebensart Geſchmack fände, die für Keinen iſt.

---

*) Das Ausgelaſſene betrifft bloß Familienangelegenheiten. Nicolai.

Quem tu, Melpomene, ſemel
Naſcentem placido lumine videris.

Ich lege noch eine Rarität bey, die ich hier auf einer öffentlichen Bibliothek ausgeſtänkert habe. Es iſt die erſte Ausgabe unſers Logau. Wenn Sie ſie genug gebraucht, und Ihre Augen daran geweidet haben, ſo erbitte ich ſie mir wieder zurück.

Was ſagen meine Freunde in Berlin von mir? Kaum bin ich es werth, noch welche zu haben. Doch nein; ich habe nie welche gehabt, wenn ich ſie nicht noch habe, und ſie durch mein bisheriges Stillſchweigen kaltſinnig geworden ſind. Dieſes Kompliment machen Sie nur allen, und machen Sie auch ſich ſelbſt, wenn Sie anders — Nein, Sie, liebſter Freund, kenne ich zu gut. Sie ſind der nachſichtsvolleſte von allen, und ich weiß, daß Ihnen meine ſchlechte Seite eben ſo lieb iſt, als meine gute.

Leben Sie wohl. Ich umarme Sie tauſendmal. Die Ode nicht zu vergeſſen, wenn Sie das nächſtemal an mich ſchreiben! Bald mehr. Ich bin

ganz der Ihrige,
Leſſing.

An Ramler.

Breslau, d. 30. May 1762.

Liebſter Freund,

Ich habe Ihnen auf drey Briefe zu antworten: auf zwey, die ich erhalten habe, und auf einen, den ich nicht erhalten habe. Wenn ich Ihnen ſage, daß dieſer letztere mir die andern zwey faſt zu Räthſeln gemacht hat, ſo iſt es wohl kein Räthſel, welches der verunglückte von den dreyen ſey. Der erſte, leider! den Sie dem jungen Herrn von Kleiſt mitgegeben hatten; mit dem Sie mir die erſte kleine Ausgabe des Logau wieder zurück ſchickten. Brief und Logau ſind mit dem Torniſter des jungen Kleiſt unter Weges verloren gegangen. Ein ärgerlicher Zufall! Sie wiſſen, daß der Logau nicht mein eigen war, ſondern einer hieſigen Bibliothek (zu St. Magdalena) zugehörte. Ich verzweifle durchaus, ihr dieſen Verluſt erſetzen zu können; allem Anſehen nach war es noch das einzige Exemplar in der Welt. — Nun was mehr? Es iſt weg; und ich habe mich wohl gehütet, den jungen Kleiſt meine Empfindlichkeit darüber merken zu laſſen. Denn er bat gar zu ſehr um Verzeihung; und einmal iſt er doch unſers Kleiſts Neven. Was wollte ich dem nicht vergeben! Ihn ſeinen eignen dabey erlittenen Schaden einigermaßen vergeſſen zu machen, habe ich ihm in der Geſchwindigkeit die nöthigſten Bedürfniſſe wieder anſchaffen laſſen. Ich habe ihm auch offne Kaſſe bey mir angeboten, und es wird nur auf ihn ankommen, wie ſehr er ſich noch weiter dieſes Anerbieten zu Nutze machen will. *)

Und ſo iſt ſie wirklich todt? Liebe Mamſell, was das nun wieder für ein romanhafter Streich iſt! Wenn ſie ſich nicht beſſer aus dem Handel zu ziehen gewußt haben! — Aber um Gottes willen, liebſter Freund, verwickeln Sie mich mit ihren Erben in keinen Prozeß! Geben Sie ihnen alles, was ſie verlangen. Ich will hoffen, daß ſie nicht mehr verlangen werden, als ich gehabt habe. Es würde mir leicht ſeyn, ihnen eine Art eines ſehr gültigen Anſpruchs auf dieſes und jenes zu produciren, wenn es ſich der Mühe verlohnte, eine dritte Perſon darüber abhören zu laſſen, welche die Mamſell zu ihrem Hin- und Wiederſchicken brauchte. Allein ich habe mir einmal für allemal vorgenommen, keine Erbſchaft unter hundert tauſend Thalern anzunehmen; und die Donationes inter vivos, wenn ſie von einem Frauenzimmer herkommen, ſind nicht immer die anſtändigſten. Ein einziges hätte ich gewünſcht: die Möbeln für gute baare Bezahlung zum Andenken behalten zu können. Wenn die Erben dieſe mir noch verkaufen wollen, ſo werde ich ihnen dafür verbunden ſeyn. Schließen Sie den Handel, liebſter Freund, und ich will Ihnen ſogleich das Geld dazu aſſigniren.

Denn müſſen wir denn nicht Möbeln haben, wenn wir einmal beyſammen wohnen wollen? Ich bitte mir es aus, daß dieſes einmal für allemal eine abgeredete Sache bleibt. Wenn die Zeit doch nur ſchon da wäre! Ich bin meiner jetzigen Situation ſo überdrüßig, als ich noch einer in der Welt geweſen bin. Nur bald Friede, oder ich halte es nicht länger aus!

Quod reliquum — — Lichtwehr iſt ein Narr. — Daß Sie Oden drucken laſſen, die Sie mir nicht ſchicken, das iſt nicht fein. — Unſerm lieben Krauſe zu ſeiner abermaligen Veränderung tauſend Glück! Ich ſchreibe ihm mit nächſtem Poſttage unfehlbar. — — Gleim und die Karſchin! Die letzte hat an mich geſchrieben, und ich werde ihr nicht antworten. Wenn doch Kleiſt noch lebte! — Hier iſt ein Brief von ſeinem Neven. Er klagt, daß er ſchon zweymal an Sie geſchrieben, ohne eine Antwort zu erhalten. Einen Brief, weiß ich, habe ich ihm ſelbſt durch den Buchhändler Meyer beſtellt. Haben

---

*) Auch Ramler ſchickte ihn mit Reiſegeld fort. Nicolai

Sie den nicht erhalten? — — Was machen Langemack und Sulzer? — Was macht —

Ich muß ſchließen, liebſter Freund. Sie wiſſen ja ohnedies wohl, nach wem ich ſonſt noch etwa hätte fragen können. Grüßen Sie ſie alle! Leben Sie wohl, und ſchreiben Sie ſo oft an mich, als ich an Sie denke. Das iſt öfter, als Sie glauben; denn ſonſt würden Sie mich nicht auf den Fuß eines Menſchen behandeln, deſſen Stillſchweigen man mit Stillſchweigen beſtrafen muß. Ich bin

ganz der Ihrige.
Leſſing.

An Nicolai.

Liebſter Freund,

Endlich bringt mich die Noth, an Sie zu ſchreiben. Und zwar eine doppelte Noth. Fürs erſte: ich kann unmöglich länger Ihre Briefe entbehren. Da Sie mir ſie alſo nicht als ein Almoſen wollen zukommen laſſen —

(Sie ſollten ſich ſchämen, mit mir auf ſo genaue Rechnung zu leben. Zug um Zug, iſt eine Regel in der Handlung, aber nicht in der Freundſchaft. Handel und Wandel leidet keine Freundſchaft: aber Freundſchaft leidet auch keinen Handel und Wandel. Und wozu machen Sie unſern Briefwechſel anders, als zu einem eigennützigen Handel, wenn Sie wollen, daß er in dem eigentlichſten Wortverſtande nichts als ein Briefwechſel ſeyn ſoll! Wenn Sie mit keinem andern Wechſel übers Ohr gehauen werden, als mit dieſem, ſo wird Ihr Beutel ein ſehr geſegneter Beutel bleiben, und Ihre Freundſchaft eine Capitaliſtinn werden. Denn jeder Ihrer Briefe, den ich nicht beantworte, iſt ein Capital, welches Sie bey mir unterbringen. Und die Intereſſen dieſes Capitals werden von Zeit zu Zeit zu dem Capitale geſchlagen, und tragen neue Intereſſen, welche wieder zu dem Hauptſtuhle geſchlagen werden; ſo daß, je länger ich nicht antworte, deſto größer Ihr Capital wird. Begreifen Sie das nicht? Sie haben Recht: da iſt nichts zu begreifen. Lauter eingebildete Reichthümer! — Lieber Freund, verſchmähen Sie doch die eingebildeten Reichthümer nicht! Laſſen Sie uns noch drey Jahre münzen, und die begreiflichſten Reichthümer ſollen zu Einbildungen werden. O Jane Patulci claudantur — vor allen Dingen meine Parentheſis) — —:

— So muß ich mir ſchon gefallen laſſen, ſie als Antworten zu erpreſſen. Und damit Sie auch gleich wiſſen, was Sie mir antworten ſollen, ſo vernehmen Sie meine zweyte Noth. Auf beyliegendem Zettel ſtehen Bücher, die ich mir aus dem Baumgartenſchen Catalogo *) —

(Der ehrliche Mann, höre ich, iſt an einer poetiſchen Dyſenterie **) geſtorben. Daran ſterbe ich nicht. Eher noch an einer poetiſchen Obſtruction, Conſtipation — wie heißt das griechiſche Wort! Schlagen Sie Hebenſtreits Anhang zu Woyts mediciniſchem Lexico nach; da finden Sie es ganz gewiß. Sehen Sie, wenn ich jetzt auch noch ſo viel vergeſſe, ich behalte doch wenigſtens die Bücher, wo ich es wieder finden kann. Und kann ich mir nun die Bücher vollends ſelber kaufen — das kann ich jetzt — ſo gewinne ich ja offenbar im Verlieren. Denn in den Büchern ſteht ſicherlich mehr, als ich vergeſſe. Geben Sie nur Acht, je mehr ich vergeſſe, deſto gelehrter werde ich werden! Und ein dickes Buch bekömmt die Welt nach meinem Tode — vielleicht auch noch vor meinem Tode, gewiß noch von mir zu ſehen. Nehmlich Bibliothecam Leſſingianam ſeu Catalogum librorum quos dum ſapere
legere
vivere deſiiſſet, collegit vir cum paucis ſic ſtultis comparandus, Gotth. Ephr. Leſſing &c. Aus dieſem Catalogo habe ich vor der Hand nichts gezogen, — ſondern aus dem Baumgartenſchen Catalogo) —

— gezogen habe, und die ich alle haben muß. Seyn Sie alſo ſo gut, und laſſen Sie mir ſie erſtehen. Oder erſtehen Sie mir ſie viel mehr ſelbſt. Können Sie nicht abkommen! Warten Sie, ich will Sie los bitten:

„Madame Nicolai,"

„Unbekannter Weiſe — das iſt ein Glück für mich; denn wenn
„Sie mich kennten, würden Sie auf meine Bitte nicht viel geben —
„nehme ich mir die Freyheit, Dieſelben hiermit ganz ergebenſt zu erſuchen,
„mir zu Liebe und Ihnen ſelbſt zur großen Ehre, die Selbſtüberwindung
„zu haben, und zu erlauben, daß Ihr Mann — —
„Ihr lieber Mann ſollte ich ſagen; denn ich erinnere mich, daß Sie
„eben noch nicht lange mit ihm verheirathet ſind — — daß Ihr
„lieber Mann alſo — — Aber, wenn es noch Ihr lieber Mann iſt,

---

*) Aus dem Verzeichniſſe der ſehr beträchtlichen Bibliothek des ſel. Oberconſiſtorialraths Nathanael Baumgarten in Berlin, die damals verkauft wurde. Nicolai.

**) Er hatte eine Siegespredigt in Verſen gehalten. Nicolai.

„ſo wird Ihnen die Selbſtüberwindung allzuviel koſten. — Es bleibt
„alſo bey dem erſten — daß Ihr Mann ſchlechtweg, ſo lange als
„die Baumgartenſche Auction dauert — es iſt keine Möbel-Auction,
„Madame; wo Geſchmeide oder Silberzeug zu erſtehen iſt, da werden
„Sie ihn wohl von ſelbſt hinſchicken, — ſich alle Nachmittage ein
„Paar Stunden von Ihrer grünen Seite entfernen darf. Er ſoll
„ſo gut ſeyn, und Bücher für mich erſtehen, wenn Sie ſo gut ſeyn
„und es ihm erlauben wollen. — Die verdammten Bücher! —
„Werden Sie nicht ungehalten, Madame; für ſich ſoll er kein Blatt
„erſtehen. Wer Frau und Kinder zu verſorgen hat, muß freylich ſein
„Geld klüger anwenden. Aber unſer eins; ich bin ſo ein Ding, was
„man Hageſtolz nennt. Das hat keine Frau; und wenn es ſchon
„dann und wann Kinder hat, ſo hat es doch keine zu verſorgen. —
„Was machte ich mit dem Gelde, wenn ich nicht Bücher kaufte?
„Schlecht Geld iſt es ohnedies, herzlich ſchlecht Geld; ſo ſchlecht, daß
„man ſich ein Gewiſſen daraus machen muß, ſeine alten Schulden
„damit zu bezahlen. Denn ſonſt könnte ich es auch dazu anwenden.
„Aber behüte Gott! — Lieber mögen meine alten Schulden bis auf
„das alte Geld meiner lieben künftigen Frau warten. — Denn ich
„bin ein Hageſtolz, der es nicht ewig bleiben will. Das Exempel
„unſrer Freunde iſt anſteckend — Liebe Madame, haben Sie etwa
„eine gute Freundinn mit altem Gelde, welches Sie recht hübſch untergebracht
„wiſſen möchten? Sie wiſſen vielleicht nicht, welchen großen
„Antheil ich an Ihrer Verbindung habe. Ihr Mann war außer
„Maßen unentſchlüſſig, ob er Ihr Mann werden wollte oder nicht.
„Hätte ich ihm nicht ſo ſehr zugeredet, ich glaube, Sie hätten ihn
„noch nicht. Wenn Sie nun eine erkenntliche Frau ſeyn wollen — —
„Ich muß toll im Kopfe ſeyn, daß ich heute alles ſo ohne Ueberlegung
„hinſchreibe! Wenn Sie eine erkenntliche Frau ſind, ſo kratzen
„Sie mir vielleicht lieber die Augen aus dem Kopfe. — Nein Madame,
„ich habe ihm nicht zugeredet. Wenigſtens habe ich Ihnen
„nicht zugeredet. Mag in Ihrem Eheſtandskalender doch für Wetter
„ſtehen, welches will; mir dürfen Sie weder den Sonnenſchein noch
„den Sturm zuſchreiben. — Aber wieder auf die Auction zu kommen!
„— Steht Sonnenſchein im Kalender, ſo entlaſſen Sie Ihren
„Mann freundlich in die Auction; — ſteht Sturm, ſo jagen Sie
„ihn hinein. — Er mag gern gehen oder nicht gern; Ihnen werde
„ich es in beyden Fällen zu verdanken haben. — Empfangen Sie
„alſo meinen Dank. — Ich pränumerire meinen Dank ſehr gern.
„Denn wer Henker kann eine Gefälligkeit abſchlagen, für die man

„ſchon den Dank empfangen hat? Nein, Madame, das iſt nicht möglich; und in feſter Ueberzeugung dieſer Unmöglichkeit verharre ich,

„Madame,“

„Dero“

„unbekannter Weiſe“

„ganz ergebenſter Diener.“

Lieber Freund, ich will Ihnen eben nicht zumuthen, daß Sie alle Briefe an Ihre Frau beſtellen ſollen; aber dieſen können Sie immer beſtellen. — Sie gehen alſo in die Auction, und erſtehen mir die Bücher. — Hier werden ſehr oft Pferde und Packſättel verauctionirt: ich bin wieder zu Ihren Dienſten. Die ich mit einem * notirt habe, müſſen Sie mir um **Gottes Willen** nicht weglaſſen.*) Ich muß ſie abſolut haben! Die rechte Hand ſchreibt: abſolut; und die linke ſchnippt mit den Fingern dazu: es iſt alſo mein Ernſt. — Das Geld dafür will ich Ihnen auf Ihr erſtes Aviſo aſſigniren. Darauf können Sie ſicherern Staat machen, als wenn ich Ihnen einen Beytrag zu Ihren **Briefen** oder zu Ihrer **Sammlung****) verſpräche. — Und à propos, ich verſpreche Ihnen einen, wenn Sie mir wollen Ihre Edition vom Muſäus ſchicken, wobey die griechiſchen Scholien ſind.***) Ich habe über dieſes Gedicht einige Grillen gefangen; aber ich muß vorher, wo möglich, alle Ausgaben zu Rathe zie-

---

*) Das war halb in Scherz, halb in Ernſt geſagt. Er hatte bey der ſehr großen Anzahl der angezeichneten Bücher keine Preiſe beſtimmt, ſondern mir überlaſſen, wie viel ich wollte bieten laſſen. Bey einigen Büchern aber hatte er bemerkt, daß er ſie ſchlechterdings haben wollte. Unglücklicher Weiſe hatte er dieſe meiſtens griechiſchen und engländiſchen Bücher ſich gleich im Anfange, da er das Bücherverzeichniß durchgelaufen, auf einen Zettel geſchrieben, und vorher ſchon einem andern Freunde auf dieſe Bücher ungemeſſene Kommiſſion gegeben, aber dies nachher vergeſſen, als er ſich vornahm, mehr Bücher zu kaufen, und mir den Auftrag deshalb gab. Es wurde daher ein Buch von wenigen Bänden, von zwey Perſonen, zum allgemeinen Erſtaunen, bis 60 oder 70 Thaler hinauf getrieben. Da erklärten ſich beyde bietende Perſonen, daß ſie ungemeſſene Kommiſſion hätten, und das Buch nicht können fahren laſſen. Als ſie, um aus einander zu kommen, von einander zu wiſſen verlangten, für wen ſie böten, fand ſich, daß ſie beyde für Leſſing geboten hatten. **Nicolai.**

) Ich gab damal eine **Sammlung vermiſchter Schriften und Abhandlungen heraus, worin auch verſchiedene Ueberſetzungen waren. **Nicolai.**

***) Ich ſchickte ihm meinen **Muſäus**; aber der Beytrag zu den Briefen über die Litteratur iſt nicht erfolgt. **Nicolai.**

ben, ehe ich ſie wieder fliegen laſſe. — Leben Sie wohl, lieber Freund. Mein Compliment an Moſes. Ich habe einen langen Brief an ihn angefangen; ich kann ihn aber nicht ſchließen, denn eben muß ich fort —

Ihr
ergebenſter Freund,
Leſſing.

Peile*), in Eile.
Wiſſen Sie wo das liegt?
Ich wollte, daß ich es auch
nicht wüßte.
Den 22. Oktober 1762.

An Nicolai.

Breslau, d. 17. Januar 1763.

Liebſter Freund,

Ich danke Ihnen tauſendmal für die Beſorgung meiner Bücher. Ihre Aſſignation habe ich honorirt. Ich hatte mich auf mehr gefaßt gemacht, und es thut mir leid, daß ich die übrigen Bücher nicht auch erhalten habe. Doch kann ich den **Dryden** recta aus England wohlfeiler haben. Ich erwarte von daher nächſtens wieder verſchiedene neue Sachen, welche zum Theil für Ihre Sammlung ſehr brauchbar ſeyn werden. Mit nächſter Poſt ſchicken Sie mir von den erſtandenen Büchern: 1) Themiſtii Orationes. 2) Le Platonisme dévoilé. 3) Menandri Fragmenta. 4) Aviani Fabulas. 5) **Die Narrenbeſchwörung.** Die übrigen laſſen Sie in einen Kaſten beſonders packen, und ſchicken ſie zu Ephraim, der mir ſie ſchon mit Gelegenheit anher ſenden wird. Die ſpecificirten fünf aber brauche ich höchſt nöthig, und erwarte ſie alſo je eher je lieber. Legen Sie dazu noch den **Baxter.** **Den brauche ich höchſt nöthig.** Mein liebſter Moſes, machen Sie keine Gloſſen**) darüber! Ich brauche ihn wirklich,

---

*) Ein faſt eine Meile lang ſich dehnendes ſehr großes Dorf, in deſſen Mitte eine evangeliſche Brüdergemeine ſich befindet, wobey dieſer Theil des Dorfs **Gnadenfrey** genannt wird. Es liegt in Schleſien, im Herzogthume Schweidnitz, zwiſchen den Städten Reichenbach und Nimptſch. Leſſing ſtand da mit dem General Tauenzien im Lager. **Nicolai.**

**) Moſes mochte Leſſings Liebe zur Litteratur, zur Kritik der alten Schriftſteller, und zum Leſen der Bücher aller Art nicht wohl leiden. Er wollte es an mir als Buchhändler allenfalls dulden, daß ich alte Bücher, von welcher Art ſie auch waren, gern durchblätterte; ſonſt aber nicht. .... Wenn wir, Leſſing und ich, in ſeiner Gegenwart uns über Gegenſtände der Litteratur, Bücherkenntniß ꝛc. unterhielten. (S. auch ſein Leben, 1ter Th. S. 319.)

und ob Sie ſchon in dem Briefe an Haymann *) vermuthen, daß ich ganz und gar nicht mehr leſe, ſo ſollen Sie doch eheſtens das Gegentheil ſehen, und erfahren, daß ich auch ſchreibe. Ich erwarte Ihre Abhandlung mit dem ſehnlichſten Verlangen. Darf ich Ihnen aber ziemlich weitläuftige Anmerkungen über verſchiedne Stellen Ihrer Schriften dagegen ſchicken?

Leben Sie beyde wohl, und erinnern ſich meiner dann und wann, wie man ſich eines verſtorbenen Freundes erinnert.

Ihr

ergebenſter,
Leſſing. **)

An Moſes Mendelsſohn.

Breslau, den 17. April 1763.

Liebſter Freund!

Auch Herr Kuh reiſt nach Berlin, und erbietet ſich, mir einen Brief an Sie mitzunehmen. Ich muß dergleichen Gelegenheit nicht aus den Händen laſſen. Sie iſt ſelten, und Poſten gehn nach Berlin nicht, ſind niemahls nach Berlin gegangen, weil ich Ihnen ja ſonſt würde geſchrieben haben.

Und was ſchreibe ich Ihnen jetzt? Ich fange mit einer Klage an. Warum erfahre ich ſo wenig von Ihren Beſchäftigungen? Kaum daß Sie mir noch den Anfang jener Abhandlung mitgetheilet haben. Sonſt laſſen Sie Lexiken drucken, Predigten halten, Münzen ſchlagen — und ich weiß von allem nichts, bis ich es lange hernach durch die dritte, vierte Hand erfahre. Die erſte verſtehe ich nicht, ſie iſt hebräiſch, und die andre habe ich noch nicht. Aber von der Münze muß ich Ihnen ſagen, von der nehmlich auf den Frieden mit Rußland. (Ohne Zweifel ſollen Sie auf den allgemeinen Frieden auch eine erfinden, und meine Erinnerungen können alſo immer noch zu einer gelegnen Zeit kommen.) Sie iſt ein wenig zu gelehrt. Meine,

---

ſo hatte er mit uns darüber manchen ſcherzhaften freundſchaftlichen Streit. In ſpäteren Jahren dachte er milder über dieſe Gegenſtände. Nicolai.

*) Ein Jude, der ſich damal in Breslau aufhielt. Er war wegen vieler witzigen Einfälle bekannt. Nicolai.

) Hier fehlt nun meine ganze Korreſpondenz mit Leſſing, von 1763 bis 1767, welche durch die Unart der Erben meines Freundes Moſes, mir meine Korreſpondenz vorzuenthalten, und ſie ohne mein Wiſſen und ohne meine Erlaubniß hier und da mitzutheilen, verloren gegangen iſt. Nicolai die ich damahls in Gedanken hatte, wäre ſo gelehrt nicht geweſen. Die eine Seite hätte einen Adler gezeigt, von mehr als einer Natter umſchlungen. Unvermögend ſich ihrer aller zu entwehren, kömmt ihm aus den Wolken ein Strahl des Jupiters zu Hülfe, der die gewaltigſte ihm von der Bruſt ſchlägt, mit der Ueberſchrift: **Nodus vindice dignus. Auf der andern Seite hätte man um das Bruſtbild des Kaiſers geleſen: **Deus ex machina.** Denn was war der unglückliche Mann anders, als ein armſeliger Tritagoniſt, auserſehen in der Larve eines Gottes den ungeſchickten Knoten eines blutigen Schauſpiels zu zerſchneiden! Er ſpielt ſeine Rolle ſo ſo, und fährt wieder hinter die Scene und iſt vergeſſen.

Wenn ich endlich einmahl Zeit bekomme, liebſter Freund, Ihnen meine Anmerkungen über Ihre philoſophiſchen Schriften mitzutheilen: ſo können Sie leicht glauben, daß ich mich auch des ſeltſamen Menſchen *) darinn annehmen werde. Ich habe eine Menge Sophiſtereyen über das Spiel auszukramen. Das fehlte noch, werden Sie ſagen. Allerdings; denn das Pharao für ſich iſt ſo gedankenlos, daß man ſich doch mit etwas dabey beſchäftigen muß. Unter andern bin ich dahinter gekommen —

Aber laſſen Sie mich nicht vom Spiele, ſondern von Spinoza noch ein Paar Worte mit Ihnen plaudern. Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich mit Ihrem erſten Geſpräche ſeit einiger Zeit nicht mehr ſo recht zufrieden bin. Ich glaube, Sie waren damahls, als Sie es ſchrieben, auch ein kleiner Sophiſt, und ich muß mich wundern, daß ſich noch niemand **Leibnitzens** gegen Sie angenommen hat. **)

Sagen Sie mir, wenn **Spinoza** ausdrücklich behauptet, daß Leib und Seele eines und ebendaſſelbe einzelne Ding ſind, welches man ſich nur bloß bald unter der Eigenſchaft des Denkens, bald unter der Ausdehnung vorſtelle, (Sittenlehre Th. II. §. 126.) was für eine Harmonie Ihnen dabey hat einfallen können! Die größte, wird man ſagen, welche nur ſeyn kann; nehmlich die, welche das Ding mit ſich ſelbſt hat. Aber heißt das nicht mit Worten ſpielen? Die Harmonie, welche das Ding mit ſich ſelbſt hat! **Leibnitz** will durch ſeine Harmonie das Räthſel der Vereinigung zweyer ſo verſchiedenen Weſen, als Leib und Seele ſind, auflöſen. **Spinoza** hingegen ſieht nichts Verſchiednes, ſieht alſo keine Vereinigung, ſieht kein Räthſel, das aufzulöſen wäre.

Die Seele, ſagt **Spinoza** an einem andern Orte, (Th. II.

---

*) M. ſ. Leſſings Leben, Th. I. S. 232. **Nicolai.**

**) Mit dem Folgenden vergleiche man Band XI, S. 112.

§. 163.) iſt mit dem Leibe auf eben die Art vereinigt, als der Begrif der Seele von ſich ſelbſt, mit der Seele vereiniget iſt. Nun gehört der Begriff, den die Seele von ſich ſelbſt hat, mit zu dem Weſen der Seele, und keines läßt ſich ohne das andere gedenken. Alſo auch der Leib läßt ſich ohne die Seele nicht gedenken; und nur dadurch, daß ſich keines ohne das andere denken läßt, dadurch, daß beyde eben daſſelbe einzelne Ding ſind, ſind ſie, nach Spinozens Meinung, mit einander vereinigt.

Es iſt wahr, Spinoza lehrt, die Ordnung der Verknüpfung der Begriffe ſey mit der Ordnung der Verknüpfung der Dinge einerley. Und was er in dieſen Worten blos von dem einzigen ſelbſtſtändigen Weſen behauptet, bejahet er anderwärts, und noch ausdrückliches, insbeſondere von der Seele. (Th. V. §. 581.) So wie die Gedanken und Begriffe der Dinge in der Seele geordnet und unter einander verknüpft ſind: eben ſo ſind auch aufs genauſte die Beſchaffenheiten des Leibes oder die Bilder der Dinge in dem Leibe geordnet und unter einander verknüpft. —

Es iſt wahr, ſo drückt ſich Spinoza aus, und vollkommen ſo kann ſich auch Leibnitz ausdrücken. Aber wenn beyde ſodann einerley Worte brauchen, werden ſie auch einerley Begriffe damit verbinden? Unmöglich. Spinoza denket dabey weiter nichts, als daß alles, was aus der Natur Gottes, und der zufolge, aus der Natur eines einzelnen Dinges, formaliter folge, in ſelbiger auch objective, nach eben der Ordnung und Verbindung, erfolgen muß. Nach ihm ſtimmt die Folge und Verbindung der Begriffe in der Seele, blos deswegen mit der Folge und Verbindung der Veränderungen des Körpers überein, weil der Körper der Gegenſtand der Seele iſt; weil die Seele nichts als der ſich denkende Körper, und der Körper nichts als die ſich ausdehnende Seele iſt. Aber Leibnitz? —

Ich werde abgehalten, weiter zu ſchreiben. Und nun wollte ich, daß ich gar nicht geſchrieben hätte! Noch iſt es auch nicht viel mehr als gar nichts. — Leben Sie wohl, liebſter Freund, leben Sie wohl!

Leſſing.

Berlin, d. 21. Juli 1773. *)

Mein liebſter Ramler, daß Sie recht wohl leben, iſt die Abſicht Ihrer Reiſe, und das iſt auch das Einzige, warum man Ihre Ab-

---

*) Soll ohne Zweifel heißen 1763. Vergl. Mendelsſohns Brief an Leſſing vom 1. Aug. 1763.

weſenheit ſo lange gern erträgt. Doch wenn Sie auch in Berlin wohl leben können; ſo kommen Sie bald zurück. Ihre Freunde und die Komödie erwarten Sie.*)

Ihr

Leſſing.

Hochzuehrender Herr Vater,

So ſehr mich gewißermaaßen der Beſuch meines Bruders Gottlob an einem Orte befremden mußte, wo ich ſelbſt nur zum Beſuche bin, und ſehr wenig Zeit habe: So angenehm iſt er mir jedennoch geweſen; beſonders da er mich mit der erwünſchten Nachricht von dem Wohlbefinden meiner wertheſten Aeltern und ſämmtlichen Geſchwiſters erfreuet.

Ich bediene mich ſeiner Rückreiſe um endlich mein Verſprechen einmal zu erfüllen, das ich gewiß längſtens erfüllet hätte, wenn die Schwierigkeit der Geld-Sorten und der Übermachung mich nicht daran verhindert hätte. Ich habe ihm nehmlich 170 Rthlr. in Sächſiſch ⅓ mitgegeben; davon ſind 60 Rthlr. für den Bruder Carl in Leipzig als auf zwey Quartale der ausgeſetzten Zubuße. Die übrigen 110 Rthlr. werden der Herr Vater nach Befinden unter die übrigen Geſchwiſter vertheilen, beſonders würde es mir angenehm ſeyn, wenn Gottlob davon ſich examiniren laßen könnte, weil er mich verſichert, daß ſeine Beförderung blos und allein hiervon abhange.

Ich glaube ſchwerlich länger als drey oder vier Wochen noch allhier in Potsdam zu bleiben, und gehe ſodann vor der Hand mit dem General Lieut. v. Tauentzien, welcher Gouverneur von ganz Schleſien geworden, wieder nach Breslau zurück. Ich werde aber vorher gewiß noch einmal nach Hauſe ſchreiben, und es poſitiv melden, ob ich dieſen Sommer noch ſelbſt auf einige Tage dahin kommen kann.

Der Mangel der Zeit verhindert mich jetzo mehr zu ſchreiben, und Gottlob wird mündlich mehr berichten können. Ich empfehle mich meinen wertheſten Aeltern und verharre Lebenslang

Dero

gehorſamſter Sohn

Gotthold.

Potsdam den 4 Auguſt.
1763.

---

*) Dieſer kurze Brief iſt nur ein Anhang eines größern, den ein anderer Berliniſcher Freund an Ramlern ſchrieb, welcher damals in Pommern auf dem Lande war. Nicolai.

Aus einem Briefe vom 30. November 1763.*)

Meine wertheſten Eltern betrachten mich, als wenn ich hier in Breslau ſchon etablirt wäre; und dieſes bin ich doch ſo wenig, daß ich gar leicht meine längſte Zeit hier geweſen ſeyn dürfte. Ich warte nur noch einen einzigen Umſtand ab, und wenn dieſer nicht nach meinem Willen ausfällt, ſo kehre ich zu meiner alten Lebensart wieder zurück. Ich hoffe ohnedies nicht, daß Sie mir zutrauen werden, als hätte ich mein Studieren an den Nagel gehängt, und wollte mich bloß elenden Beſchäftigungen de pane lucrando widmen. Ich habe mit dieſen Nichtswürdigkeiten nun ſchon mehr als drey Jahr verloren. Es iſt Zeit, daß ich wieder in mein Geleiſe komme. Alles, was ich durch meine jetzige Lebensart intendirte, das habe ich erreicht; ich habe meine Geſundheit ſo ziemlich wieder hergeſtellt, ich habe ausgeruhet, und mir von dem wenigen, was ich erſparen können, eine treffliche Bibliothek angeſchafft, die ich mir nicht umſonſt angeſchafft haben will. Ob ich ſonſt einige hundert Thaler übrig behalten werde, weiß ich ſelbſt nicht. Wenigſtens werden ſie mir nebſt dem, was ich aus meinem gewonnenen Proceſſe erhalte, ſehr wohl zu Statten kommen, daß ich ein Paar Jahr mit deſto mehr Gemächlichkeit ſtudiren kann. Indeſſen ſoll mich dieſes nicht hindern, für meine Brüder mein Aeußerſtes zu thun.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich ſchmeichle mir, daß Sie von meiner aufrichtigen Liebe gegen mein Geſchwiſter zu wohl überzeugt ſind, als daß Sie in der That von meinem bisherigen Stillſchweigen auf die betrübte Nachricht von dem Tode meines Bruders Gottfried eine üble Auslegung machen ſollten. Ich habe ſeinen Tod empfunden, als man nur immer einen ſolchen Zufall empfinden kann; und mehr vielleicht, als man ihn empfinden ſollte. Die Betrübniß ward durch den Antheil vermehret, den ich meine wertheſten Aeltern daran nehmen ſahe. Aber eben dieſer Antheil befahl mir die Bezeigung des meinigen zurückzuhalten. Warum ſollen Traurige einander ihre Traurigkeit mittheilen, und ſie vorſetzlich dadurch verſtärken? Die einzige wahre Pflicht, die mir der Tod meines Bruders auflegen kann, iſt dieſe, daß ich mein übriges Geſchwiſter deſto inniger liebe, und die Zuneigung, die ich gegen den Todten nicht mehr zeigen kann, auf die Lebendigen übertrage. Viele bedauren im

---

*) Leſſings Leben, Th. 1, S. 250.

Tode, was ſie im Leben nicht geliebt haben. Ich will im Leben lieben, was mir die Natur zu lieben befiehlt, und nach dem Tode ſo wenig als möglich zu betauren ſuchen. Möchte meine Liebe meinem Geſchwiſter nur auch ſo erſprießlich ſeyn können, als ſie es zu ſeyn wünſchet!

An den Bruder Carl in Leipzig habe ich ſchon vor länger als vier Wochen geſchrieben, und ihm 8 Ducaten geſchickt. Er kann ferner auf meinen geringen Beyſtand rechnen. Und da ich vermuthe, daß nunmehr Gottlob bey dem Herrn Vetter (dem ich mich ergebenſt zu empfehlen bitte) in Gottfrieds Stelle treten dürfte, indem er doch wohl keine beßere Schule zu ſeiner künftigen Praxi finden kann: So habe ich Carlen ſogar vorgeſchlagen, ob er nach Oſtern zu mir kommen und vor der Hand bey mir leben wolle. Allein er hat mir die Veränderung ſeiner Studien vorgeſtellt, die es allerdings nothwendig macht, daß er noch einige Zeit auf der Univerſität bleibe.

Ich umarme mein Geſchwiſter und empfehle mich meinen liebſten Aeltern, deren ruhiges und glückliches Alter der eifrigſte von allen meinen Wünſchen iſt.

Dero

gehorſamſter Sohn
Gotthold.

Breslau d. 9 Febr. 1764.

An Ramler.

Breslau, d. 15. März 1764.

Liebſter Freund,

Sorgen Sie nicht. Ihr letzter Brief iſt eine Art von Geſchäftsbrief; den werde ich gewiß gleich beantworten. Aber wie tief muß der gefallen ſeyn, dem dergleichen Nichtswürdigkeiten dringender ſcheinen, als die Bezeugungen ſeiner Freundſchaft und Hochachtung! Erlauben Sie, daß ich Ihren Troſt von ganzem Herzen ergreiſe. Wir ſind einer von des andern Hochachtung und Freundſchaft zu ſehr verſichert, als daß wir nicht glauben dürften, vieler ſchriftlichen Verſicherungen entbehren zu können.

Ihr Freund will wiſſen, wer des Miniſters Ohr hat? Ich wollte, daß Ihr Freund ſich nur ein klein wenig hätte wollen merken laſſen, von welcher Beſchaffenheit ſein Anſuchen ſey. In dieſen Sachen hat es vielleicht der, in andern jener. Doch iſt der Kriegsrath Balde wohl derjenige, der es in den meiſten, wo nicht in allen, hat. An den muß er ſich wenden, und ich wünſche ihm viel Glück!

Ihre vortreffliche Ode hatte ich bereits geleſen. Ich bin Schuld daran! und ſeit dem Januar 1759 an mehreren ſolchen Schuld! Nun komme einer, und ſage, daß ich ſeit dieſer Zeit nichts gemacht! Ich will lieber an der geringſten von Ihren Oden Schuld ſeyn, als, ich weiß nicht was, ſelbſt gemacht haben. Und ich will hoffen, daß mir es die Nachwelt auch höher anrechnen wird. Ich umarme Sie, liebſter Freund, und bin

der Ihrige ganz,
Leſſing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich muß ſchon wiederum um Ihre gütige Nachſicht bitten, daß ich meine Antwort ſo lange verzögert habe. Meine itzigen Umſtände müßen mich zum Theil entſchuldigen, und die Ungewißheit und Unentſchloßenheit, in der ich mich ſolchen nach befinde.

Meine Verwirrung wird durch den Zufall, daß der G. v. T. gefährlich krank liegt, noch größer. Es mag aber dieſe Krankheit ausſchlagen wie ſie will, ſo iſt die totale Veränderung meiner itzigen Situation immer gewiß. Es ſollte mir leid thun, wenn ſich meine liebſten Eltern durch unrichtig eingezogene Nachrichten von meinen bisherigen Umſtänden einen falſchen Begrif ſollten gemacht haben. Ich habe meines Theils gewiß keine Gelegenheit dazu gegeben, vielmehr mich mehr als einmal geäußert, daß mein itziges Engagement von keiner Dauer ſeyn könne, daß ich meinen alten Plan zu leben nicht aufgegeben, und daß ich mehr wie jemals entſchloßen, von aller Bedienung die nicht vollkommen nach meinem Sinne iſt, zu abſtrahiren. Ich bin über die Helfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzern Reſt deßelben, noch zum Sklaven zu machen. — Ich ſchreibe Ihnen dieſes, liebſter Vater, und muß Ihnen dieſes ſchreiben, damit es Ihnen nicht befremde, wann Sie mich in kurzen wiederum von allen Hoffnungen und Anſprüchen auf ein fixirtes Glück, wie man es nennt, weit entfernet ſehen ſollten. Ich brauche nur noch einige Zeit, mich aus allen den Rechnungen und Verwirrungen, in die ich verwickelt geweſen, herauszuſetzen, und alsdann verlaße ich Breslau ganz gewiß. Wie es weiter werden wird iſt mein geringſter Kummer. Wer geſund iſt, und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Sich langwierige Krankheiten und ich weis nicht was für Umſtände befürchten, die einen außer Stand zu arbeiten ſetzen könnten, zeigt ein ſchlechtes Vertrauen auf die Vorſicht. Ich habe ein beßeres, und habe Freunde.

Mein Bruder Theophilus wird meine Antwort erwartet haben. Mit ſeinem Beſuche auf 14 Tage war mir nichts gedient. Ich habe ihm alſo bis jetzt zu antworten unterlaßen können, und er hat es ſchon aus meinem Stillſchweigen ſchließen müßen, daß ich ſeinen längern Beſuch nach Johannis erwarte. Meine bevorſtehende Veränderung mag ſeyn wie ſie will, ſo werde ich ihn doch immer mit Vergnügen bey mir ſehen, und es ſoll mir lieb ſeyn, wenn ich ihn wenigſtens au fait von meinen wirklichen Umſtänden ſetzen kan. Ich höre, daß er eben itzt zu Hauſe iſt, und kann mir alſo die nochmalige ſchriftliche Einladung erſparen. — Ich erwarte Dich gewiß, mein lieber Bruder! —

Auch Carl hat mir aus Leipzig geſchrieben, und mir gemeldet, daß er zu mir kommen werde. Meine liebſten Eltern werden ſich erinnern, daß ich ihm den Antrag dazu vorigen Winter ſelbſt gemacht, allein damals lehnte er ihn ab, und hielt es für nöthig, bey der unternommenen Veränderung ſeiner Studien; wenigſtens noch ein Jahr auf Univerſitäten zu bleiben. Warum er ſich nun auch hierinn geändert, kann ich nicht ſagen. Es möchte aber alles ſeyn, wenn ich nur darauf eingerichtet wäre, ihn mit Theophilo zugleich kommen zu laßen; das übrige ſollte ſich wohl finden. Da ich aber dieſes nicht bin, ſo muß er es mir nicht übel nehmen, wenn ich ihn wegen ſeiner Ankunft ſo lange in Ungewißheit laße, bis ich höre, ob Theophilus gewiß kommen will.

Meine eifrigſten Wünſche gehen auf das ruhige, und zufriedene Alter meiner wertheſten Eltern, die ich beſchwöre, um mich ſich keinen Kummer zu machen, wohl aber verſichert zu ſeyn, daß niemand ſeine Eltern und Geſchwiſter aufrichtiger lieben kann als

Dero
gehorſamſter Sohn
Gotthold.

Breslau d. 13 Junius
1764.

An Heyne.

Breslau, den 28. Jul. 1764.

Hochedelgeborner Herr,
Hochzuehrender Herr Profeſſor,

So flüchtig auch die Bekanntſchaft war, die ich vor verſchiedenen Jahren mit Ew. Hochedelgeboren in Dresden zu machen das Glück hatte: ſo lebhaft hat ſich dennoch das Andenken derſelben bey mir erhalten; und nichts hätte mir angenehmer ſeyn können, als die unerwartete Verſicherung, daß ſich auch Ew. ꝛc. meiner noch erinnern, und mit einer Art des Zutrauens erinnern, welches mir um ſo viel ſchmeichelhafter ſeyn muß, je weiter mich meine jetzigen Umſtände von allem, was Gelehrſamkeit heißt, unglücklicher Weiſe entfernen. Ich müßte indeß aber auch alle Liebe zu den Wiſſenſchaften verloren haben, wenn mir die Arbeiten eines Mannes von ſo viel Geſchmack und Einſicht, als ich bey dem neueſten Ausleger des Tibullus gefunden, gleichgültig ſeyn könnten. Apollonius iſt ein Dichter, dem ich längſt eine brauchbarere Ausgabe gewünſcht habe, und ich freue mich, daß ſie in ſolche Hände gefallen. Ein Manuſcript von ihm iſt wirklich auf der hieſigen Bibliothek zu St. Eliſabeth vorhanden. Beyliegende Antwort des Herrn Rector Arletius überhebt mich der Mühe, es Ihnen weitläuftig zu beſchreiben. Es iſt ſehr neu; aus der Mitte des 15ten Jahrhunderts, von der Hand des Paduaniſchen Medicus, **Nicolaus de Paſſara**. Es iſt ohne den Scholiaſten, aber hin und wieder zwiſchen den Zeilen mit einer Gloſſe. Die Hand iſt leſerlich und ziemlich correct; nur hat der Abſchreiber, wie ich im Durchblättern gefunden, nicht ſelten den poetiſchen Dialekt vernachläſſiget, und dadurch das Sylbenmaß öfters verſtümmelt. So ſchreibt er z. E. (1 B. V. 19) Ἀργον Ἀθηναιης καμειν anſtatt καμεειν. — Herr Arletius, wie ich weiß, wird es Ewr. Hochedelgeboren nicht ſchwer machen, das Manuſcript ſelbſt zu erhalten. Sollten Sie es aber, nach unſrer Beſchreibung, nicht für werth achten, es ſo einen weiten Weg kommen zu laſſen, ſo iſt er erbötig, es mit aller Sorgfalt zu vergleichen. Auch ich würde mich mit Vergnügen zu dieſer geringen Arbeit erboten haben. Sonſt findet ſich noch in eben derſelben Bibliothek die erſte Florentiniſche Ausgabe des Dichters, aus deren Gebrauche ich mir faſt mehr verſprechen wollte, als aus dem Manuſcripte ſelbſt. — In dem nehmlichen Bande, welcher dieſes Manuſcript enthält, iſt auch eins von den Argonauticis des Orpheus. Wie ſehr wünſchte ich, daß auch dieſem Gedichte Ew. ꝛc. wegen des verwandten Inhalts, einen kritiſchen Blick ſchenken wollten. Eſchenbachs Arbeit darüber iſt mir immer ſehr mittelmäßig vorgekommen; es wäre denn, daß er in der zweyten Ausgabe, die ich verſprochen finde, aber nie geſehen habe, etwas Beſſeres geleiſtet hätte. Die erſte Florentiniſche Ausgabe des Orpheus, welche gleichfalls hier iſt, hat geſchriebene Randgloſſen, die vielleicht von Lelang ſeyn dürften. — Eine deutſche Ueberſetzung des Apollonius würde allerdings eine Zierde unſrer Litteratur ſeyn. Wer aber ſoll ſich daran machen? Unſere witzigen

Köpfe ſind meiſtens ſchlechte Griechen, und unſere guten Griechen ſind meiſtens — Wie muß man einen Reiske nennen? Um des Himmels willen, was für einen Demoſthenes giebt uns dieſer Mann! Wollen Sie, daß Ihren Apollonius nicht vielleicht ein gleiches Schickſal treffe: ſo erfüllen Sie uns Ihren Wunſch ſelbſt. Dieſe Arbeit iſt eben ſo wenig über Ihre Kräfte, als unter Ihrer Würde. Der Kritiker, der die Schönheiten eines Alten aufklärt und rettet, hat meinen Dank; der aber von ihnen ſo durchdrungen, ſo ganz in ihrem Beſitze iſt, daß er ſie ſeiner eignen Zunge vertrauen darf, hat meinen Dank und meine Bewunderung zugleich. Ich erblicke ihn nicht mehr hinter, ich erblicke ihn neben ſeinem Alten.

Ich verharre mit der vorzüglichſten Hochachtung, und in der angenehmen Hoffnung, öfter mit Dero Zuſchrift beehrt zu werden,

Ew. ꝛc.

gehorſamſter Diener
Leſſing.

An Ramler.

Breslau, d. 5. Auguſt 1764.

Liebſter Freund,

Tauſend Dank für Ihre beſorgſame Freundſchaft! — Krank will ich wohl einmal ſeyn, aber ſterben will ich deswegen noch nicht. Ich bin ſo ziemlich wieder hergeſtellt; außer daß ich noch mit häufigem Schwindel beſchwert bin. Ich hoffe, daß ſich auch dieſer bald verlieren ſoll; und alsdann werde ich wie neugeboren ſeyn. Alle Veränderungen unſers Temperaments, glaube ich, ſind mit Handlungen unſerer animaliſchen Oekonomie verbunden. Die ernſtliche Epoche meines Lebens nahet heran; ich beginne ein Mann zu werden, und ſchmeichle mir, daß ich in dieſem hitzigen Fieber den letzten Reſt meiner jugendlichen Thorheiten verraſet habe. Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünſchet mich geſund: aber ſollten ſich wohl Dichter eine athletiſche Geſundheit wünſchen? Sollte der Phantaſie, der Empfindung, nicht ein gewiſſer Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher ſeyn? Die Horaze und Ramler wohnen in ſchwächlichen Körpern. Die geſunden Theophile*) und Leſſinge werden Spieler und Säufer. Wünſchen Sie mich alſo geſund, liebſter Freund; aber wo möglich, mit einem kleinen Denkzeichen geſund, mit einem kleinen Pfahl im Fleiſche, der den Dichter von Zeit zu Zeit den hinfälligen Menſchen empfinden laſſe, und ihm zu Gemüthe führe, daß nicht alle Tragici mit dem Sophokles 90 Jahr werden; aber, wenn ſie es auch würden, daß Sophokles auch an die neunzig Trauerſpiele, und ich erſt ein einziges gemacht! Neunzig Trauerſpiele! Auf einmal überfällt mich ein Schwindel! O laſſen Sie mich davon abbrechen, liebſter Freund! —

---

*) Leſſing meint Theophilus Döbbelin, den breitſchultrigen Schauſpieler. Nicolai.

Ihre litterariſchen Neuigkeiten ſind mir ſehr angenehm geweſen. Ich danke Ihnen, daß Sie mich auf die Wilhelmine aufmerkſam gemacht haben; ohne Ihr Lob hätte ich ſie ſchwerlich des Anſehens gewürdiget. Ich kenne den Verfaſſer nicht; und Gott gebe, daß es ein Mann iſt, den wir Beide nicht kennen! Denn ſo wird Deutſchland ein poetiſches Genie mehr haben! — Melden Sie mir doch, ob ich für den unbekannten Verfaſſer der Ihnen ſein Trauerſpiel zugeſchickt hat, den nehmlichen Wunſch thun darf! Ich verſpreche Ihnen wenig davon, aber überraſchen Sie mich mit deſto mehrerem. — — Dem Herrn Anthelmy muß ich mich für ſehr verbunden erkennen. Aber ich wünſchte recht ſehr, daß er mit der Ehre, die er mir erzeigen will, noch ein halbes Jahr anſtehen wollte! In dieſer Zeit hoffe ich mit der zweyten Ausgabe meiner Fabeln gewiß fertig zu ſeyn. Beſonders die Abhandlungen bedürfen mancherley Erläuterungen, wenn mich ſeine Landsleute gehörig verſtehen ſollen. Verſchiedne franzöſiſche Recenſenten haben bereits Mißdeutungen davon gemacht, die mir ſehr unangenehm ſind. Haben Sie die Gütigkeit, liebſter Freund, den Herrn Anthelmy dieſes ungefähr wiſſen zu laſſen. Wenn Sie Ihrer Oden wegen, die man itzt in Paris überſetzt, einen Entremetteur brauchen, ſo will ich es hier wiederum ſeyn. — Und das wäre die Antwort auf Ihre gelehrten Neuigkeiten! Was ſchreibe ich Ihnen für welche? Auf den erſten September iſt die Revüe bey Brieg, und auf den vierten bey Hundsfeld.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, leben Sie wohl. Ich bin

ganz der Ihrige,
Leſſing.

An Ramler.

Breslau, d. 20. Auguſt 1761.

Liebſter Freund,

Ihr Schreiben, das mir Herr Ried überbrachte, hat mir ſeinen Beſuch doppelt angenehm gemacht. Ich muß ihn nicht ohne Antwort abreiſen laſſen, damit er wiederum das Vergnügen haben kann, Sie zu beſuchen.

Meinen vorigen Brief werden Sie von dem Herrn Hauptmann von Diebitſch wohl erhalten haben. Er war ſo gütig, für Herrn Voß etwas mitzunehmen; von welchem ich ſehr begierig bin zu hören, ob es gut überkommen. — Er und Herr Ried haben mir verſichert, daß Sie ſich recht wohl befinden. Bleiben Sie ja dabey, und kränkeln Sie nicht! Kränkeln, ſag ich; denn ſeit einiger Zeit halte ich das Kränkeln für ſchlimmer, als das krank ſeyn. Ein ärgerliches Leben, wenn man auf iſt, und vegetirt, und für geſund angeſehen wird, ohne es zu ſeyn! Ich war vor meiner Krankheit in einem Train zu arbeiten, in dem ich ſelten geweſen bin. Noch kann ich nicht wieder hineinkommen, ich mag es anfangen wie ich will. Ich brenne vor Begierde, die letzte Hand an meine Minna von Barnhelm zu legen; und doch wollte ich auch nicht gern mit halbem Kopfe daran arbeiten. Ich habe Ihnen von dieſem Luſtſpiele nichts ſagen können, weil es wirklich eins von meinen letzten Projekten iſt. Wenn es nicht beſſer, als alle meine bisherigen dramatiſchen Stücke wird, ſo bin ich feſt entſchloſſen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben. Es könnte doch ſeyn, daß ich zu lange gefeyert hätte. — Sie ſollen der erſte ſeyn, von dem ich mein Urtheil erwarte.*) — Vorher aber ſagen Sie mir noch Ihr Urtheil, liebſter Freund, von beyliegenden Reimereyen.**) Kaum ſollte ich es zwar wagen, Ihnen ſolche Nichtswürdigkeiten vorzulegen; und ich kann es ſelbſt kaum begreifen, wie ich ſeit Jahr und Tag wieder in dieſen Geſchmack gekommen bin. Wenn ſie nicht ganz verwerflich ſind, und es ſich der Mühe verlohnt, daß Sie Ihre Feile anſetzen, ſo thun Sie es doch! Nicht ſowohl, damit ich öffentlich Gebrauch davon machen kann; als vielmehr, damit mir meine Nachläſſigkeiten nur recht deutlich werden, und ich von

---

*) L. hielt dies Verſprechen. Er brachte Ramlern jeden Akt, las ihm ſelben ſelbſt vor, und ließ ihn ſo lange in ſeinen Händen, bis er ihm den folgenden Akt vorleſen konnte. Es war dabey ausgemacht worden, daß R. in jeden Akt ein Zettelchen mit Kritik oder Vorſchlägen zur Verbeſſerung legen ſollte. L. nahm dieſe auch freundſchaftlich an, bis auf zwey oder drey, worin er ſeinen Willen haben wollte. **Nicolai.**

) Dieſes waren drey komiſche Erzählungen, nehmlich die **Brille, **Nix Bodenſtrom**, und die **Theilung**. Die beiden erſten hat Ramler in ſeine Fabelleſe aufgenommen; auch ſtehen ſie im zweyten Theile von Leſſings ſämmtlichen Schriften. [Band 1, S. 121. 123.] Die dritte iſt als Anhang im 23ſten Th. abgedruckt. [Band 1, S. 210.] **Nicolai.**

ſelbſt errathen kann, welchem Kunſtrichter ich das übrige Zeug dieſer Art zu reinigen und zu läutern geben muß. Ihrem Urtheile über die Wilhelmine falle ich völlig bey. Wie ſehr freue ich mich, daß mein Wunſch in Anſehung des Verfaſſers eingetroffen. Den ekeln Freund, der niedrige Stellen darin gefunden, wollte ich errathen. Er, der den feinen Geſchmack des Hofes und der groſſen Welt allein zu haben glaubt!*) Er, der allein von Flöhen ſingen kann, ohne in Plattitüden zu fallen. Kenne ich ihn!

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und behalten Sie mich lieb.

Ihren

getreuſten
Leſſing

An Herrn Daniel Itzig in Berlin.**)

P. P.

Ew. HochEdeln Schreiben vom 11ten dieſes habe wohl erhalten, und daraus nicht ohne Befremden erſehen, was Herr Ephraim für eine Anforderung wegen der freyen Ausmünzung der 60000 Mk. in dem Contracte vom 7 März 1759 an Dieſelben machen zu dürfen glaubet. Ohne Zweifel aber muß er ſich nicht erinnern, daß dieſe freye Ausmünzung keinesweges ein Beneficium des damals mit ihm gemeinſchaftlich entrirten Contracts iſt, ſondern ſich von den 112161 Mark herſchreibet, mit welchen Ew. HochEdl. in den mit Gumperz und Moſes Iſaac geführten Entrepriſen vom 1ten Novbr 1755 — ult. Ian. 1759 in Rückſtand geblieben. Solcher Rückſtand iſt von dem Hrn. Director Kröncke, welcher auf Befehl Sr. Königl. Majeſtät damals die Rechnungen dieſer Entrepriſen revidiren müſſen, für richtig erkannt, auch von Sr. Königl. Majeſtät die freye Ausmünzung darüber, in einem Handſchreiben an mich d. d. Breslau den 4ten März, in polniſchen Tympfen accordiret worden. Bey Gelegenheit des Contracts vom 7ten März 59 aber, iſt die Summa benannter 112161 Mark auf 60000 Mark herunter geſetzet und dieſe dafür die Mark zu 24 Rthlr. auszumünzen verſtattet worden; wie ſolches die unterm 7ten März 59 Ew. HochEdeln nebſt dem Gumperz und Moſes Iſaac ausgefertigte General-Decharge mit mehrerm beſagt. Selbſt die ausdrücklichen Worte des mehrerwähnten Contracts vom 7 März 59, wenn es § 4 heißt „Und da die vorigen Entrepreneurs bey der erſten Entrepriſe 112164 Mark 10 Loth 7 Grän „frey und ohne Schlageſchatz auszumünzen gehabt hätten ꝛc.“ — beweiſen deutlich, daß Herr Ephraim an dem Inhalte dieſes § keinen Theil haben kann, indem er unter die vorigen Entrepreneurs nicht gehöret. Ich zweifle im geringſten nicht, daß Herr Ephraim, nach gehöriger Erwägung dieſer Umſtände, von ſeiner Prätenſion nicht abſtehen ſollte; und können Ewr HochEdl. allenfalls ganz ruhig ſeyn, indem die Sache ſo klar, daß die Entſcheidung, es komme auch zu welcher es wolle, nothwendig für Sie ausfallen muß.

---

*) Leſſing meinte wahrſcheinlich Sulzern. Nicolai.

**) Mit Ausnahme der Unterſchrift ganz von Leſſings Hand. Im Beſitz des Herrn B. Friedländer.

Breslau den 16 Septbr. 1764.

B. F. Tauentzien.

Hochzuehrender Herr Vater,

Es würde unverzeihlich ſeyn, wenn ich es noch länger anſtehen ließe, meinen wertheſten Eltern einige Nachricht von mir zu ertheilen, und mich nach ihrem mir ſo theuern Wohlergehen zu erkundigen. Mein bisheriges Stillſchweigen werden Sie mir gütigſt verzeihen; Arbeit und Verdruß und meine bevorſtehende Veränderung, haben mich, ſo zu reden, meiner ſelbſt vergeßen gemacht, und ich werde nun ſchon auch nicht eher wieder zu mir ſelbſt kommen, als bis ich aus Breslau weg bin. Dieſes ſind denn auch die Urſachen, warum ich den Beſuch meines Bruders Carl verbitten muß. Ich möchte ihn zwar ſehr gern ſprechen, aber die Zeit verſtattet es itzo nicht, und ich muß mir dieſes Vergnügen ſchon bis auf das Frühjahr verſparen, da ich ganz gewiß auf einige Tage nach Hauſe zu kommen hoffe. Und zwar von Berlin aus; wenn ich meine Sachen daſelbſt nur erſt in Ordnung gebracht habe. Er will wieder nach Leipzig gehen, und ich darf es ihm nicht wiederrathen. Wenn er nur weiß, wie er da leben kann. Ich meines wenigen Theils kann ihm weiter auf nichts Hoffnung machen; es thut mir leid, daß ich dieſes ſo gerade herausſagen muß, aber es würde ihm ſchädlich ſeyn, wenn er ſich ungegründete Rechnung machte. Von dem ganzen Winklerſchen Proceſſe ſind mir kaum 300 Rthlr. übrig geblieben; und das iſt, außer meiner Bibliothek und meinen Sachen, mein einziger und letzter Nothpfennig, der gänzlich geſchmolzen ſeyn wird, noch ehe ich mich in Berlin wieder eingerichtet habe. Es folgt hierbey ein Brief an ihn, von einem ſeiner Univerſitätsfreunde, an den ich die 26 Rthlr., welche er ihm ſchuldig geweſen, mit 28 Rthlr 12 Gr. hieſigem Courant bezahlt habe. Ich wünſchte ſehr, ich könnte ihm ſeine übrige Schulden auch tilgen. Aber, wie geſagt, ich kann nichts verſprechen. Ich bin zwar Willens, wenn ich nach Berlin komme, einen Theil meiner Bücher zu verkauffen, ich habe auch ſonſt noch einige kleine Forderungen außenſtehen. Aber alles das iſt nichts gewißes, und auf der Univerſität muß man auf etwas gewißes rechnen können. Geht es mir indeß damit, wie ich denke, ſo kann er verſichert ſeyn, daß ich ſeiner nicht vergeßen werde.

Auch Gottlob hat an mich geſchrieben. Er äußert nicht viel Zufriedenheit mit ſeinen gegenwärtigen Umſtänden. Er will wieder weg, und ich ſoll ihm rathen. Wenn ſich doch nur eines guten Raths wegen niemand an mich wenden wollte! Ich kann niemand rathen, und will niemand rathen. In Wahrheit, ich weis nicht, was ich ihm antworten ſoll, und daher werde ich ihm gar nicht antworten müßen. Könnte ich ihm helffen, ſo wollte ich es von Grund der Seelen gerne thun; aber wie und womit!

Ich wünſche zu dem angetretenen Neuen Jahre meinen wertheſten Eltern und ſämtlichen Geſchwiſter alles Wohlergehen. Ihnen beſonders, liebſter Vater, wünſche ich noch viele geſunde und vergnügte Jahre, welche die Vorſicht Ihnen von der Zahl der Meinigen zulegen wolle. Schenken Sie nur ferner Ihre Liebe

Dero

Breslau, d. 10 Jan. 1765.

gehorſamſten Sohne
Gotthold.

Hochzuehrender Herr Vater,

Es iſt meine Schuldigkeit, meinen wertheſten Eltern zu melden, daß meine Abreiſe von hier auf den 15ten oder 16ten künftigen Monats feſtgeſetzet iſt. Ich gehe nach Berlin, nicht ſo wohl um auf lange Zeit daſelbſt zu bleiben, als vielmehr blos, um meine zerſtreuten Sachen allda zuſammen zu bringen, und doch einigermaaßen einen locum unde nennen zu können. Vor dem May werde ich jedoch nicht dort eintreffen, indem ich mich noch unter Weges, theils in Frankfurth, theils bey einigen von Adel auf dem Lande, die meine Freunde ſind, verſchiedne Tage verweilen will. Von Berlin aus werde ich eine Tour nach Dreſden machen, wo ich mich vielleicht einen oder zwey Monate aufzuhalten gedenke, und es verſteht ſich, daß ich von da aus mehr als einmal nach Camenz kommen werde. Nichts wird mir erfreulicher ſeyn, als meine wertheſte Eltern geſund und vergnügt anzutreffen. Der Verdruß, den ſie liebſter Vater noch immer dort haben, iſt ein Beweis, wie ſchlecht man in meiner Vaterſtadt denkt. Andrer Leute Thorheiten müßen uns indeß nicht kränken, und ich halte auch den Bruder Theophilus für zu geſezt, als daß er es für eine Beſchimpfung halten ſollte, den Beyfall des Camzer Pöbels nicht zu haben. Sollte ich wieder Vermuthen an der Ausführung meines izt erwähnten Anſchlages verhindert werden, und ſollten mich gewiße Umſtände nöthigen, den Sommer über in Berlin zu bleiben, ſo werde ich ſodann den Bruder Carl zu mir kommen laßen. Es wird mir aber lieb ſeyn, wenn er mir vorher noch ſchreibet, und beſonders, wenn er mir die verſprochne Ausarbeitung ſchicket.

Daß die Wäſche fertig iſt, dafür bin ich meiner lieben Schweſter recht ſehr verbunden. Da ich keine andere Gelegenheit, ſie anher zu bekommen weis, ſo ſoll Sie ſie nur in eine leichte Kiſte, mit Wachsleinewand wohl verwahrt, einpacken und unfranquirt recta auf die fahrende Poſt anher geben. Ich will lieber dieſe wenigen Unkoſten daran wenden, als ſie noch länger entbehren. Sie muß es aber mit der erſten Poſt thun, damit ich ſie längſtens noch vor den Feyertagen erhalte. Zugleich ſoll Sie mir melden, was ich ihr für Auslage und Arbeit ſchuldig bin.

Ich empfehle mich meinen wertheſten Eltern und verbleibe Lebenslang

Dero

Breslau, d. 17 März 1765.

gehorſamſter Sohn
Gotthold.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich bin zwar bereits vor ſechs Wochen glücklich in Berlin angelangt; ich habe aber durch die Nachläßigkeit und Untreue meines neuen Bedienten, den ich mit meinen Sachen von Breslau anher gehen laßen, alles Meinige in ſolcher Verwirrung gefunden, und dadurch ſo viel verdrießliche Abhaltungen bekommen, daß es mir unmöglich geweſen, an die Erfüllung meines Verſprechens eher zu denken.

Endlich thu ich es, und überſende dem Bruder Carl beygehend 50 Rthlr., über deren Anwendung ich mich in meinem Briefe an ihn näher erkläre. Was ich hiernächſt meiner Schweſter verſprochen, habe ich nicht vergeßen; ich werde es auch nicht vergeßen; ich bitte Sie aber nur, noch einige Geduld mit mir zu haben. Denn ich fühle mich jetzo ein wenig gar zu ſehr entkräftet, indem mich meine gemachte Veränderung und hieſige Einrichtung unglaublich viel koſten. Sie iſt eine zu gute Schweſter, als daß ſie es übel nehmen ſollte, wenn ich das dringendſte zu erſt beſorge.

Ich hoffe und wünſche, daß Sie ſich allerſeits noch bey vollkommenem Wohlſeyn befinden. Daß die Sache mit dem Schönbach einen ſo erwünſchten Ausgang gewonnen, iſt mir wegen des Antheils, den Sie daran nehmen müßen, ſehr angenehm zu hören geweſen. Ich glaube doch, daß ſich Theophilus nunmehr um die Stelle bewerben wird. Aus Caprice muß er es wenigſtens nicht zu thun unterlaßen. Es iſt Satisfaction genug für ihn, daß die, ſo ihm zuwider geweſen, ſo ſchimpflich angelauffen.

Mein Vorſatz nach Dresden zu kommen, bleibet noch feſt. Nur dürfte es nunmehr einige Monate ſpäter geſchehen. Ich muß meine Bibliothek zuvor hier in Ordnung haben, auch vorher noch etwas drucken laßen, ohne welchem meine Reiſe vergebens ſeyn würde.

Hiemit empfehle ich mich meinen wertheſten Eltern und verharre Zeit Lebens

Dero

Berlin den 4 Jul. 1765.

gehorſamſter Sohn
Gotthold.

P. S. Mit der rückgehenden Gelegenheit, mit welcher Carl anher kommen wird, will ich Ihnen, lieber Herr Vater, verſchiedne neue Sachen ſenden. Oder wenn dieſes zu lange dauern ſollte, ſo will ich es Dero Verlangen gemäß, mit der Poſt thun.

Hochzuehrender Herr Vater,

Dero Letzteres, aus welchem ich mit vielem Vergnügen Dero und der Frau Mutter Wohlbefinden erſehen, würde ich unfehlbar gleich mit dem Fuhrmanne beantwortet haben, wenn ſolcher, als er es abgegeben, uns zu Hauſe getroffen hätte, und es uns alſo nicht erſt zu Händen gekommen wäre, als er ſchon wieder abgereiſet war. Ich betauere ſehr, daß man noch immer fortfährt, Ihnen Unruhe und Verdruß zu machen, und daß Sie dadurch genöthiget werden, bey dem Richter desfalls Hülfe zu ſuchen. Ich bin zwar nicht dafür, daß man na Feinden, die nichts als Verachtung verdienen, wegen boshafter Verleumdungen gerichtliche Genugthuung ſuchen ſoll; es kann aber freylich wohl Umſtände geben, in welchen man ſeinen guten Namen nicht anders zu retten weis, und da ich überzeugt bin, daß Klagen und Proceßiren ihre Sache ſonſt gar nicht iſt, ſo bin ich verſichert, daß auch die Umſtände von der Art geweſen. Inzwiſchen, da man doch nur in der Abſicht klaget, um Genugthuung zu erhalten, ſo ſollte ich denken, es wäre eines, ob ſich der Schuldige ſelbſt zu dieſer Genugthuung verſtünde, oder ob er vom Richter dazu gezwungen würde. Iſt alſo die Beleidigung und Beſchimpfung nicht allzuöffentlich geſchehen, ſo wäre mein Rath, Sie ließen es dabey bewenden, wenn der Püſchel, in Gegenwart einiger Zeugen, ſeine Verleumdungen zurücknähme. Ohne dieſes den Proceß aber ſo ſchlechthin hängen zu laßen, dazu rathe ich nicht. Alles kömmt dabey auf ihre künftige Ruhe und auf das an, was man ſich von einem verſöhnten Feinde, von dem Charakter wie Püſchel, zu verſprechen habe. Ich kenne ihn zu wenig, und darf es alſo kaum wagen, ſeinetwegen etwas poſitives zu rathen. Scheint es ſein wahrer Ernſt, in Zukunft friedlich mit Ihnen zu leben, ſo wäre es allerdings gut, wenn man ihn nicht auf das äußerſte brächte. Gedenkt er aber nur, Sie vor itzo auf eine Zeit lang los zu werden, weil er ſich auch von andern Seiten angegriffen zu werden fürchtet, und beſorget, daß Sie ihm auch auf dieſen andern Seiten entgegen ſeyn würden, ſo verdient er im geringſten keine Nachſicht, ſondern was Sie mit ihm einmal angefangen, müßen Sie mit ihm durchſetzen. Sie werden dieſes ſelbſt aus den Umſtänden am beſten ſchließen können; auf dieſe kömmt alles an, ich nur bin zu wenig davon unterrichtet.

Daß Gottlob hier geweſen iſt, wird Carl in ſeinem vorigen Briefe ſchon gemeldet haben. Er iſt nun gänzlich aus Mecklenburg weg, und in Schleſien auf den Gütern des Grafen v. Boos als Juſtitiarius. Seine einträgliche Conditiones hat er ſich ſchlecht zu Nutze gemacht, und wenn er nicht bald anfängt, ein beßerer Wirth zu werden, ſo iſt mir für ihn bange.

Auf inſtehende Oſtermeſſe denke ich nach Leipzig und von da nach Dresden zu reiſen. Ob es gewiß geſchiehet, werde aber noch vorher melden; da ich mir dann die fertigen Sachen von der Schweſter nach Leipzig ausbitten will, wenn ſich nicht eher eine Gelegenheit hieher finden ſollte.

In Erwartung einer baldigen Nachricht, von Dero und der Frau Mutter fortdauernden Wohlbefinden verharre

Dero

Berlin, den 20 März 1766.

gehorſamſter Sohn
Gotthold.

An Gleim.

Berlin, den 13. May 1766.

Liebſter Freund,

Ich bin ſo eitel, auch Ihnen meinen Laokoon zu überſenden; ob ich gleich voraus ſehe, daß Sie alle Ihre Freundſchaft gegen mich werden nöthig haben, um dieſen Miſchmaſch von Pedanterie und Grillen zu leſen und nur nicht ganz verwerflich zu finden.

Wie leben Sie ſonſt, liebſter Freund? Iſt es wahr, daß Sie krank ſind? Ich bedaure Sie herzlich. Aber ich hoffe, daß Ihre Krankheit weder anhaltend noch von Folgen ſeyn wird. Ich denke künftigen Monat eine Reiſe nach Pyrmont zu thun, und meinen Weg über Halberſtadt zu nehmen. Ich verſpreche mir, Sie geſund und vergnügt zu umarmen; wenigſtens wünſche ich Sie ſo geſund, daß Sie zu eiliger Wiederherſtellung Ihrer Geſundheit die nehmliche Reiſe mit thun könnten.

Melden Sie mir, ob ich Hoffnung dazu haben kann? Außerdem verſpreche ich mir wenig Vergnügen an einem Orte, den ich weder der Geſundheit noch des Vergnügens wegen, ſondern bloß um mein Wort zu halten, beſuchen werde.

Ich bitte um die Fortdauer — wie ich wohl vielmehr nach ſo vielen Jahren ſagen ſollte, Erneuerung — Ihrer Freundſchaft, und verharre

Dero

ergebenſter und treuſter Freund
Leſſing.

An Klotz.*)

Berlin den 9ten Jun. 1766.

Auch ich erinnere mich ſehr wohl, in meiner Kindheit, mit einem Vetter, welcher zu Putzkau, eine halbe Meile von Biſchofswerde, Paſtor war, und meine Unterweiſung über ſich genommen hatte, zu verſchiednen malen in Ew. Wohlgebern väterlichen Hauſe geweſen zu ſeyn. Nothwendig werde ich auch Dieſelben damals geſehen und gekannt haben, ob mir ſchon nur ein ſehr dunkles Bild davon beywohnet. Aber auch ohne ein dergleichen deutlicheres Bild, hat, ſeit Dero erſtem Eintritte in die gelehrte Welt, Ihr bloſſer Name jederzeit meine ganze Aufmerkſamkeit an ſich gezogen. Ich glaube Ihre Schriften als das Werk eines alten Freundes betrachten zu dürfen; und urtheilen Sie ſelbſt, ob die rühmlichen Erwehnungen, die ich von mir darin zu finden das überraſchende Vergnügen hatte, mich in dieſer Vorſtellung beſtärken können. Ich bekenne es; ſie hätten, dieſe ſchmeichelhafte Erwehnungen, mir eine Einladung ſeyn ſollen, mich Ihnen wiederum zu nähern, und den erſten Schritt zu thun um einer gleichſam angebornen ſtillſchweigenden Freundſchaft das Siegel der Erklärung aufzudrücken. Ich würde es auch neulichſt bey Gelegenheit meines Laokoons gethan haben; allein ich befürchtete, mein Brief möchte mehr eine ſchriftſtelleriſche Empfehlung, als eine freundſchaftliche Aeuſſerung ſcheinen. Kurz, es war Ihnen aufbehalten, mir auch hierinnen zuvorzukommen.

---

*) Briefe Deutſcher Gelehrten an den Herrn Geheimen Rath Klotz, herausg. von J. J. A. v. Hagen, Halle 1773, II. Theil, S. 178.

Ich verſpreche meinem Laokoon wenig Leſer; und ich weiß es, daß er noch weniger gültige Richter haben kann. Wenn ich Bedenken trug, den einen davon in Ihnen zu beſtechen: ſo geſchah es gewiß weniger aus Stolz, als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen zuerſt widerſprochen; und ich würde ſagen, es ſey blos aus der Abſicht geſchehen, mir Ihre Widerſprüche ohne allen Rückhalt zu verſichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtſchaffner Mann erſt gereitzet werden müßte, wenn er nach Ueberzeugung ſprechen ſollte. Der häßliche Therſites ſoll unter uns eben ſo wenig Unheil ſtiften, als ihm vor Troja zu ſtiften gelang. Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben! Ich meyne mich um die Wahrheit eben ſo verdient gemacht zu haben, wenn ich ſie verfehle, mein Fehler aber die Urſache iſt, daß ſie ein anderer entdeckt, als wenn ich ſie ſelber entdecke. Mit dieſen Geſinnungen kann ich mich auf Ihr ausführliches Urtheil in den Actis litter. nicht anders als freuen.

Eben ſo ſehr freue ich mich auf Ihren neuen Commentar über den Tyrtäus, ſo wie auf Ihre übrige gelehrte Arbeiten. Aber ſollte ſich ein Gelehrter über die Bedenklichkeiten, uns den ganzen Strato mitzutheilen, nicht hinwegſetzen können! Was kann darinn vorkommen, was wir nicht ſchon in zwanzig alten Schriftſtellern geleſen! Zu dem würde das Griechiſche dem etwanigen Aergerniſſe die Schranken enge genug ſetzen, wenn das Freyſte ohne Ueberſetzung und Anmerkungen bliebe.

Ich reiſe in einigen Tagen nach Pyrmont, und denke wenigſtens meinen Rückweg über Halle zu nehmen. Ich bitte um Erlaubniß, Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen. Auch nur einen Augenblick, da ich das Vergnügen haben werde, Ihnen mündlich meiner Hochachtung und Ergebenheit zu verſichern, wird unter den Vortheilen, die ich mir von meiner Reiſe verſpreche, nicht der geringſte ſeyn. Ich bin ꝛc.

An Gleim.

Berlin, den 31. October, 1766.

Liebſter Freund.

Was werden Sie von mir denken? Ich genieße in Ihrem Hauſe ſo viel Höflichkeit, ſo viel Freundſchaft, ich mache noch eben drein Schuld, und denke eben ſo wenig daran, mich für jenes zu bedanken, als dieſe abzutragen. Aber verzeihen Sie mir immer, daß ich Sie unter diejenigen meiner Freunde rechne, mit denen ich mir auch eine noch größere Unregelmäßigkeit erlauben dürfte. Ich bin indeß krank geweſen, ich bin verreiſet und wieder verreiſet geweſen, ich habe Verdruß, ich habe Beſchäftigungen gehabt. — Doch wozu dieſe Entſchuldigungen? Ich weiß, Sie haben mir meine Nachläſſigkeit ſchon verziehen.

Ja, bald wäre ich unverſchämt genug, noch oben drein mit Ihnen zu zanken, liebſter Freund! Wer wollte mir denn mit erſter Poſt den verſificirten Tod Adams ſchicken? Ich bin gar nicht damit zufrieden, daß ich ihn nicht eher gehabt habe, als ihn die ganze Welt hat. Schreiben Sie mir doch aufrichtig, wie ihn **Klopſtock** aufgenommen hat. Ich ſage aufrichtig: nicht, weil Sie es mir verhehlen würden, wenn er nicht damit zufrieden geweſen wäre, ſondern, weil Sie mir vielleicht verſchweigen dürften, wie ſehr er damit zufrieden iſt. Mein Urtheil ſollen Sie alsdann haben, wenn ich das ſeinige weiß. Nur ſo viel verſichere ich Ihnen voraus, daß mir Ihre Verſification beſſer gefällt, als Klopſtocks eigene im Salomon.

Was machen Sie denn nunmehr? Denn etwas werden Sie doch wieder unter der Feder haben. Wie ſteht es mit der vollſtändigen Ausgabe Ihrer Werke? Liebſter Freund, wir werden alle Tage älter; laſſen Sie uns bald thun, was wir noch thun wollen.

Itzt ſchicke ich Ihnen nur erſt das Geld wieder, welches ich Ihnen abgeborgt habe. Es waren doch nicht mehr als 6 Piſtolen? Wahrhaftig, ich muß mich ſchämen, wie ich in dergleichen Sachen ſo ganz und gar ohne Nachdenken ſeyn kann. Aber die Bücher, die ich von Ihnen habe, brauche ich noch. Ich brauchte ſogar noch eins oder zwey mehr, die ich bey Ihnen geſehen habe; aber — als wenn Sie

Ihre Bücher nicht ſelbſt brauchten! Wenn es noch Piſtolen wären! Leben Sie wohl, liebſter Freund; und wenn ich nicht glauben ſoll, daß Sie böſe auf mich ſind: ſo antworten Sie mir bald.

Ich bin Zeit Lebens

Ihr

ganz ergebener Freund

Leſſing.

An Karl Gotthelf Leſſing.

Hamburg, den 22. December 1766.

Liebſter Bruder,

Deinen Brief, datirt den — December — (Du mußt weder Komödienzettel noch Zeitungsblatt bei der Hand gehabt haben; denn daß wir keinen Kalender haben, das weiß ich wohl) Deinen, alſo nicht datirten Brief habe ich zwar richtig, aber nicht eher erhalten, als nachdem ich bereits zehn Tage in Hamburg geweſen. Doch hierin liegt auch der Vorwurf, daß ich Dir noch nicht geſchrieben habe; und Vorwurf gegen Vorwurf mag aufgehn. Was hätte ich Dir zwar eher ſchreiben ſollen, da ich Dir jetzt noch nicht viel zu ſchreiben habe? Ich kann Dir nur erſt ſo viel melden, daß die bewußte Sache, derentwegen ich hauptſächlich hier bin, einen ſehr guten Gang nimmt, und daß es nur auf mich ankömmt, ſie mit den vortheilhafteſten Bedingungen zu ſchließen. Allein Du kennſt mich, daß der klingende Vortheil bei mir eben nicht der vornehmſte iſt; und ſolchemnach äußern ſich andre Bedenklichkeiten, derentwegen ich erſt beruhigt ſeyn muß, ehe ich mich völlig beſtimme. Nächſtens alſo vielleicht hiervon ein mehreres, wenn ich es nicht bis auf meine Zurückkunft verſpare, die ich länger als auf den fünften oder ſechſten künftigen Monaths nicht verſchieben werde.

Herr von Brenkenhof iſt wieder in Berlin angekommen. Er hat ſich doch nicht über meine Abweſenheit gewundert? Haſt Du ſonſt wegen der Stelle bei ſeinem Vater zu ſprechen Gelegenheit gehabt? Logiert er noch bei uns, und will er dieſen Winter bei uns wohnen bleiben? Dieſes melde mir unfehlbar mit der erſten Poſt, und adreſſire den Brief nur recta in den ſchwarzen Adler, wo ich mich einquartiert habe. Unſer Logis mußt Du gegen das Neujahr (vergiß es nicht) bei Schleuens aufſagen. Es mag mit mir werden, wie es will in Anſehung Hamburgs, ſo bleibe ich doch nicht über Oſtern in Berlin.

Was giebt es ſonſt Neues? Erkundige Dich doch bei Voſſens oder bei Starkens, wo wir unſern Club haben, ob der Sekretair Weiß aus Danzig ſchon nach Hamburg abgereiſt iſt, oder wann er abzureiſen denkt. Wenn es ſich thun läßt, ſo haben wir abgeredet, mit einander nach Berlin zurückzureiſen. Ginge es nicht an, ſo möchte ich mich gern bei Zeiten nach einem andren Reiſegefährten umthun.

Lebe wohl, lieber Bruder, und antworte mir gleich. Meinen Empfehl an alle unſre Freunde.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Gleim.

Berlin, den 1. Februar 1767.

Liebſter Freund!

Ihr Brief vom 6ten p. hat mich in Hamburg geſucht, als ich von da ſchon wieder weg war. Erſt geſtern habe ich ihn retour erhalten, und ich hoffe alſo Verzeihung, daß ich ihn ſo ſpät beantworte.

Ich weiß nicht, wo ich anfangen ſoll: ſo vielerley habe ich Ihnen zu melden. Ja, in Hamburg bin ich geweſen; und in neun bis zehn Wochen denke ich wieder hin zu gehen, — wahrſcheinlicher Weiſe, um auf immer da zu bleiben. Ich hoffe, es ſoll mir nicht ſchwer fallen, Berlin zu vergeſſen. Meine Freunde daſelbſt werden mir immer theuer, werden immer meine Freunde bleiben; aber alles übrige vom größten bis zum kleinſten — Doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man ſein Mißvergnügen über dieſe Königin der Städte verräth. — Was hatt' ich auf der verzweifelten Galeere zu ſuchen? — Fragen Sie mich nicht: auf was ich nach Hamburg gehe. Eigentlich auf nichts. Wenn ſie mir in Hamburg nur nichts nehmen, ſo geben ſie mir eben ſo viel, als ſie mir hier gegeben haben. Doch Ihnen brauche ich nichts zu verhehlen. Ich habe allerdings mit dem dortigen neuen Theater, und den Entrepreneurs deſſelben, eine Art von Abkommen getroffen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verſpricht. Als ich mit ihnen ſchloß, fielen mir die Worte aus dem Juvenal bey: —

Quod non dant proceres, dabit Histrio. —

Ich will meine theatraliſchen Werke, welche längſt auf die letzte Hand gewartet haben, daſelbſt vollenden, und aufführen laſſen. Solche Umſtände waren nothwendig, die faſt erloſchene Liebe zum Theater wieder bey mir zu entzünden. Ich fing eben an, mich in andere Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genies würden unfähig gemacht haben. Mein Laokoon iſt nun wieder die Nebenarbeit. Mich dünkt, ich komme mit der Fortſetzung deſſelben, für den großen Haufen unſerer Leſer, auch noch immer früh genug. Die wenigen, die mich itzt leſen, verſtehen von der Sache eben ſo viel, wie ich, und mehr.

Und noch eine andere Ausſicht habe ich in Hamburg. Ihnen muß ich hauptſächlich davon ſchreiben. — Kennen Sie einen gewiſſen Herrn Bode daſelbſt? Er iſt ein Freund von Herrn Zachariä; und wenn ich mich noch recht erinnere, hat er mir geſagt, daß er auch Ihnen bekannt zu ſeyn die Ehre habe. Dieſer Mann legt in Hamburg eine Druckerey an; und ich bin nicht übel Willens, über lang oder kurz, auf eine oder die andere Weiſe, gemeinſchaftliche Sache mit ihm zu machen. Wie wäre es, wenn Sie ihm Ihre Werke in Verlag gäben? Ich habe ihm ſchon vorläufig davon geſprochen. Er iſt zu allem bereit. Melden Sie mir alſo, ob und unter was für Bedingungen ich mit ihm mich einlaſſen ſoll? Er iſt ein ehrlicher Mann. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich auf dieſe Weiſe etwas beytragen könnte, daß Sie die letzte Hand an Ihre Werke legten. Eilen Sie; wer weiß wie lange wir athmen. Wir müſſen machen, daß wir um ſo viel länger leben. Kann ein Autor den andern dringender ermuntern? — Ihre baldige Antwort hierüber, liebſter Freund! —

Ihre Bücher ſende ich Ihnen nächſtens zurück, bis auf ein Paar. Meine Bibliothek wird ſpringen; ich behalte von 6000 Stück nichts, als was ich zu meinen vorhabenden Arbeiten unumgänglich brauche. Es geht mir nahe, daß ich mich ihrer entſchlagen muß, daß ich mich ihrer an einem Orte entſchlagen muß, wo Bücher ganz und gar nichts gelten. Aber was zu thun? Ich wünſchte, daß Sie einen reichen gelehrten Domherrn wüßten, der mir wenigſtens meine Journale abhandeln wollte. Ich habe das Journal des Savans bis auf 1764 complet, in 235 Bänden; den Mercure de France bis auf 1758, in 234 Bänden; die Acta Eruditorum, die Années litteraires de Freron, kurz einen Praß von ſolchen Werken von ſiebentehalbhundert Bänden, die mir herzlich zur Laſt ſind, und die man doch nur ſelten ſo vollſtändig findet. Denn die letzten Jahre, die daran fehlen, ſind überall zu haben. Schade, daß der Graf von Wernigerode nur Bibeln ſammelt!

Mit einem Anſchlage auf Caſſel iſt es alſo nichts. Ich ſage dem Herrn Kammerherrn von Spiegel für die Mühe, die er ſich deshalb gemacht hat, gehorſamſten Dank.

Ich wünſchte ſelbſt, ich wäre mit Ihnen in Dresden geweſen. Wenn es mir nur einigermaßen möglich iſt, ſo reiſe ich doch noch hin, ehe ich von hier nach Hamburg abgehe: wäre es auch nur, um den Herrn von Hagedorn perſönlich kennen zu lernen. Alle Welt rühmt ihn, ſo wie alle Welt in Hamburg mit Entzücken an ſeinen Bruder denkt. Der Mann muß noch etwas Beſſeres geweſen ſeyn, als ein vortrefflicher Dichter.

Leben Sie wohl, wertheſter Freund, und empfehlen Sie mich den Ihrigen. — Doch noch ein Wort! Wenn Ihr Schäferſpiel fertig iſt, ſo ſoll es Schuch nicht haben, ſondern ich will es haben, und es in Hamburg aufführen laſſen. Schicken Sie es mir, je eher, je lieber. — Ich bin auf immer

Ihr

ergebenſter Freund
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 21. April 1767.

Lieber Bruder,

Du wirſt von Herrn Ramler gehört haben, wie es gekommen, daß ich, ohne Dich noch einmal zu ſprechen, abreiſen müſſen. Alles was Brüder einander bei ihrem Abſchiede zu ſagen haben, verſteht ſich unter uns Beyden von ſelbſt: allein, ich hatte ſonſt noch manches zu erinnern, was ich nun nicht anders als ſchriftlich nachholen kann. — So weit, lieber Bruder, liegt dieſer Brief ſchon ſeit vierzehn Tagen angefangen. Glaubſt du wohl, daß ich wieder dazu kommen können? Endlich kann ich es unmöglich länger verſchieben, Dich aus der Verlegenheit zu ſetzen, in welche Dich mein Stillſchweigen bringen dürfte.

Ich habe indeß Deinen Brief erhalten, der mir ſehr angenehm geweſen iſt. Er würde mir noch angenehmer geweſen ſeyn, wenn Du mir ein wenig umſtändlich gemeldet hätteſt, durch welchen Zufall Du hinter Reichens*) ſeine Streiche gekommen. Ich hoffe, daß Du es ihm nicht ſo hingehen laſſen wirſt. Thue wenigſtens Dein Möglichſtes, daß ich das Heldenbuch wieder bekomme.

---

*) Dieſer Reich war Soldat unter dem damals in Berlin ſtehenden Renzelſchen Regimente. Sein Hauptmann, von Stein, ein Bekannter von Leſſing, machte ihn zum Freywächter, mit der Bedingung, als Aufwärter bey Leſſingen zu ſeyn. Von Stein bat aber Leſſingen ſehr, dem Soldaten ja nicht den Zügel zu laſſen: er ſey ein Ausländer, der um ſich wiſſe. Als von Stein

Wie ſteht es mit meinen Sachen? Ich will doch hoffen, daß ſie abgegangen ſind? Ich kann weder eher in Ordnung noch in Ruhe kommen, als bis ich meine Bücher um mich habe.

Ich logiere hier bey dem Herrn Commiſſionsrath Schmid, auf dem Brocke, wohin Du künftig Deine Briefe adreſſiren wirſt.

Das erſte und vornehmſte, was ich Dir nunmehr aufzutragen

Leſſingen einſt vorhielt, daß er jenem ſo manches, vornehmlich ſeine Kleider, in Verwahrung ließe, weil er ſich leicht derſelben bedienen, auf die Poſt ſetzen, oder ſonſt auf eine Art damit auf und davon machen könnte; erwiederte Leſſing ihm unbeſorgt: er kann meine Kleider nicht anziehen; er iſt noch ein paar Kopf größer als ich. Dieſer Soldat, wie man am Ende erfuhr, war aus Straßburg, der Sohn eines Hauptmanns, hatte einen andern im Duelle erſtochen, und bei ſeiner Flucht aus Straßburg eine Bürgerstochter mitgenommen. Nach vielem Hin- und Herſtreifen gerieth er Preußiſchen Werbern in die Hände, welche ihm verſprachen, daß er bald Officier werden ſollte. Er lachte aber, und ſagte ganz offenherzig: er wüßte wohl, daß er nichts als Gemeiner würde. Verſpräche man ihm aber einen Trauſchein, ſo wäre er bereit. Den verſprach und gab man ihm. Er hatte übrigens nicht das Windige und Leichtſinnige von denen, nach welchen man gewöhnlich den Franzöſiſchen Charakter ſchildert: vielmehr war er geſetzt, verſchloſſen und mit den Worten äußerſt ſparſam; auch ein guter Soldat, aber zu den groben Arbeiten etwas zu fein gebildet. Leſſing konnte noch weniger über ihn klagen; nur kam ihm zuweilen Geld weg, und einſtmals fand er in ſeinem Schreibkalender (denn damals hatte er einen) alle die Striche, wenn er ihm ſein Monathsgeld gegeben, ausgekratzt. Man bemerkte viele ſolche Streiche von Reich, ohne einen auf ihn bringen zu können. Als Leſſing ſchon über vierzehn Tage von Berlin weg war, kam Reich zu mir, und verlangte ſeinen Lohn von zwei Jahren, als ſo lange er bei meinem Bruder geweſen. Der Hauptmann und der Feldwebel ſahen die Unverſchämtheit dieſer Forderung ein; der General aber wollte einen der verdienteſten Leute von ſeinem Regiment, das iſt einen der ſchönſten und größten, nicht unterdrückt wiſſen, und die Sache wurde den Regimentsgerichten übergeben. Nichts brachte den Franzoſen aus ſeiner Faſſung, als da man ihm vorſtellte, daß, wenn Leſſing ſchwöre, ihn monatlich ordentlich bezahlt zu haben, er Spießruthen laufen müſſe. **K. G. Leſſing.** Leſſings Bibliothek war damals ſo groß, daß alle Wände in ſeiner Wohnung mit Repoſitorien beſetzt waren. Daher ſtand vor Einem Repoſitorium ein Bette. Hinter demſelben hatte der Aufwärter unvermerkt die dahinter ſtehenden Bücher weggenommen, und als Makulatur in einen Butterkeller verkauft. Unglücklicherweiſe war darunter das Exemplar des Heldenbuchs, worin Leſſings vortreffliche Anmerkungen eingelegt waren. **Nicolai.**

habe, iſt dieſes. Du weißt, daß ich Schönſtädten, dem Verfaſſer des Osmans, eine Condition hier angetragen, die er auch angenommen. Der gute Menſch wird nicht wiſſen, woran er iſt. Suche ihn alſo auf, (Du wirſt ihn in Webers Buchhandlung ausfragen können) und ſage ihm, daß er ſich mit der erſten Poſt aufſetzen und hierher kommen ſoll. Wenn er Reiſegeld nöthig hat, ſo erſuche Herrn Voß, daß er ihm 20 Thaler, oder was er nöthig haben dürfte, vorſchießt; ich will ihm dieſe Auslage durch einen hieſigen Buchhändler oder Kaufmann in Leipzig auf der Meſſe baar rembourſiren laſſen. Sollte es ihm an nöthiger Kleidung fehlen, ſo führe ihn zu meinem Schneider, wo er ſich auf mein Conto kann machen laſſen, was er braucht. Den Schneider will ich dort ſchon bezahlen laſſen. Sobald er im Stande iſt, ſoll er auf weiter nichts warten, ſondern ſogleich mit der Poſt her kommen, und indeß in einem Wirthshauſe abſteigen, von wo er mich ſeine Ankunft nur darf wiſſen laſſen.

Morgen wird das hieſige Theater eröffnet. Sage Herrn Ramler, nebſt meinem vielfältigen Empfehl, daß ich, ſobald dieſe Unruhe vorbey iſt, ihm unfehlbar ſchreiben werde. Indeß ſollte er ſo gut ſeyn und dem jungen H* und Madame Schmid ſagen, daß, ehe hier die bereits engagirten Acteurs ſich nicht gezeigt hätten, die Entrepreneurs keine neue annehmen wollten. Ich ließe ſie ſonach bitten, nur noch vierzehn Tage Geduld zu haben, da ſie denn meine kategoriſche Antwort gewiß erhalten ſollten. Ich kann Dir ſelbſt diesmal nicht mehr ſchreiben. Nächſtens ein mehreres. Indeß ſchreibe mir ſo oft als möglich.

Was macht Schuch? was paſſirt ſonſt Neues? An Brenkenhof werde ich ſelbſt ſchreiben, und mich von ſeiner Commiſſion zu acquittiren ſuchen. Auch will ich von hier aus nach Hauſe ſchreiben. Verſäume die Gelegenheit nicht, den Wein zu ſchicken. Leb wohl. Ich bin

Dein
treuer Bruder
Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 22. May 1767.

Liebſter Bruder,

Ich bin über Deinen letzten Brief, in welchem Du mir Reichens Unverſchämtheit meldeſt, erſtaunt, und würde ſogleich darauf geant worte haben, wenn ich nicht einige Tage auf dem Lande, und ſonſt allzu ſehr beſchäftigt geweſen wäre. Hier haſt Du einen Brief an den Capitain Stein; den couvertire, und übergieb ihn, wenn es noch nöthig iſt, und der Schurke nicht von ſelbſt von ſeiner ungebührlichen Forderung abgeſtanden. Die Bücher, um die ich durch ihn gekommen, weißt Du ja ungefähr; es ſind 1) die erſte Edition des Heldenbuches; 2) die Stephaniſche Edition des N. T.; 3) das Theatrum tragicum; 4) Tiraquelli Ausgabe von Alexandri ab Alexandro D. G.; 5) der erſte Band von Hans Sachſens Gedichten; 6) Favorini Lexicon graecum; 7) Barthii adversaria, — und, ich mag gern nicht daran denken, was noch alles. Ziehe die vollſtändigen Titel dieſer ſieben Stücke aus dem Catalog, und mache ein Avertiſſement davon in der Zeitung mit Erbietung zu einem Recompens, wer davon Nachricht geben kann. Vielleicht erfahren wir etwas, und können dem Spitzbuben ſodann näher zu Leibe gehen.

Von meinen Umſtänden weiß ich ſelbſt nicht recht, was ich Dir melden ſoll. Mit unſerm Theater (das im Vertrauen!) gehen eine Menge Dinge vor, die mir nicht anſtehn. Es iſt Uneinigkeit unter den Entrepreneurs, und keiner weiß, wer Koch oder Kellner iſt. Indeß habe ich den Anfang zu dem Wochenblatte gemacht, wovon Du hier die erſten Stücke erhältſt. Sie ſind in meiner eigenen Druckerey gedruckt; denn da ich mich doch auf einige Weiſe hier fixiren wollte, ſo habe ich mich bereden laſſen, die Druckerey eines gewiſſen Herrn Bode zu übernehmen, der mit einem ruſſiſchen Obriſten auf Reiſen gegangen iſt. Ich werde ja ſehen, wie es damit geht. Es kann Dir nichts helfen, wenn ich Dich mehr au fait von dieſer Sache ſetzen wollte. So viel kannſt Du mir auf mein Wort glauben, daß ich dadurch in Arbeit und Embarras gekommen, der mir nicht viel Zeit und Luſt läßt, Briefe zu ſchreiben. Du mußt mir es daher vergeben, wenn ich Dir nicht ordentlich antworte, aber dennoch Dich bitte, mir fleißig zu ſchreiben. Entſchuldige mich gleichfalls zu Hauſe; ich werde ſchreiben, ſobald ich ruhiger bin.

Laß ja an dem Kataloge fleißig drucken, und ſetze von den dort zurückgebliebenen Büchern noch dazu, was Du willſt, ohne mir es erſt zu ſchicken. Unter den mediciniſchen Disputationen aber ſuche mir eine aus: **Von dem Zupfen der Sterbenden**; ich weiß nicht, wie der Verfaſſer heißt, auch kann ich mich auf den lateiniſchen Titel nicht beſinnen: Du wirſt ſie aber bald erkennen, und ſie muß zuverläßig da ſeyn. Schicke mir ſie gleich.

Was iſt denn die neue Actrice, die Schuch bekommen hat, für ein Ding? Wie geht es denn Schuchen? Frage ihn, ob er ſonſt noch ein junges Frauenzimmer haben will, das ſehr große Luſt zum Theater hat. Ich kann ihm eine recommandiren, die gewiß einſchlagen wird. Wir würden ſie ſelbſt behalten, wenn wir nicht ſchon ſo überflüßig mit Frauenzimmern verſehen wären.

Wie ſteht es ſonſt mit Dir? Siehe nur, wie Du Dich bis Michaelis behilfſt, und wenn ſich indeß in Berlin für Dich nichts findet, ſo wollen wir ſchon ſehen, wie wir es machen.

Mache Herrn Weiße (Dänen) mein Compliment; ich würde ihm nächſtens antworten, und vielleicht zu ſeiner Zufriedenheit. Er kann verſichert ſeyn, daß ich ihn nicht vergeſſen werde.

Auch Herrn Ramler und Moſes werde ich nächſten Poſttag unfehlbar ſchreiben. Herr Voß iſt wohl noch nicht von der Meſſe? Sobald ich glaube, daß er zurück iſt, werde ich ihm auch ſchreiben. Lebe indeß wohl und ſchreibe mir bald. Ich bin auf immer Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 14. Aug. 1767.

Mein lieber Bruder,

Hier ſchreibe ich Dir nun endlich wieder einmal. Aber Gott weiß, ich ſchreibe Dir nur deswegen ſo ſelten, weil ich Dir gar nichts Angenehmes zu ſchreiben habe.

Hier haſt Du die Blätter von der Dramaturgie, die Dir fehlen; künftig ſollſt Du ſie ordentlicher haben. Der Nachdruck iſt mir ſehr unangenehm, und wir müſſen ihm zu ſteuern ſuchen.

Mit nächſtem will ich Dir den Katalogum mit Preiſen ſchicken, unter welchen Du die Bücher nicht weggeben laſſen ſollſt. Mache nur, daß der Katalog fein herumgeſchickt wird.

Ich kann mir es einbilden, daß Du Geld brauchen wirſt. Aber es würde mir ſchwer werden, Dir jetzt mit etwas zu dienen. B... iſt mir noch einige 20 Thaler ſchuldig geblieben. Laß Dir dieſe von ihm geben. Wie wirſt Du es zu Michaelis mit dem Logis machen? Wo willſt Du bleiben? Wo wirſt Du hingehen? Was iſt Dein Anſchlag?

Der Capitain Stein hat mir geantwortet, daß Reich auf ſeiner Forderung beſtände, und daß er die Sache bei dem Regimentsgericht anhängig machen müßte. Ich will doch ſehen, wer mich zwingen ſoll etwas zu bezahlen, was ich nicht ſchuldig bin.

Was machen ſie zu Hauſe? Sie ſind doch noch alle geſund? Mit eheſtem will ich von hier aus dahin ſchreiben.

Lebe unterdeſſen wohl und ſchreib mir bald wieder. Du haſt mir ja eine Komödie ſchicken wollen. Wenn ſie fertig iſt, ſo ſchicke ſie mir mit der Gelegenheit, mit welcher Du dieſen Brief bekommen wirſt. Es iſt mein hieſiger Wirth, der Commiſſionsrath Schmid, welcher ihn mitnimmt. Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 21. September 1767.

Lieber Bruder,

Hier ſchicke ich Dir den Katalog mit beygefügten Preiſen, unter welchen Du die bemerkten Bücher nicht wohl mußt geben laſſen. Weiſe ihn aber vorher Herrn Voß, und höre ſeine Meynung in Anſehung der Hauptbücher, als des Journal des Savans, des Mercure ꝛc.

Ich hoffe nicht, daß ich die Preiſe zu hoch angeſetzt; und da ich vielleicht mehr als die Hälfte gar nicht taxirt habe, ſo ſollte ich meynen, daß doch wenigſtens die 660 Thlr., auf die ich den Ueberſchlag gemacht, nach Abzug der Koſten herauskommen müßten. Das Geld muß an Herrn Voß berechnet werden, dem ich, wie Du weißt, 500 Thlr. ſchuldig bin. Die Miethe mußt Du davon bezahlen, das verſteht ſich; und was Du ſonſt nothwendig brauchſt, kannſt Du Dir auch davon nehmen.

Die Sache mit Reich iſt an den hieſigen Reſidenten von Hecht gelangt. Ich denke, ſie ſoll nun aus ſeyn. Denn ich habe mich erklärt, zu ſchwören, wenn ich vorher weiß, was für Satisfaction ich ſodann von dem Schurken haben ſoll. Außer dem habe ich Hechten ſchon erklärt, daß ich weder ſchwören noch bezahlen will: denn ich will doch ſehen, wer mich zu dem einen oder zu dem andern hier zwingen ſoll.

Das Promemoria wegen der Minna hat mir ſo viel als nichts geholfen, und das Stück bleibt verboten. Hecht ſagte: er habe mehr als einmal bey dem Miniſter von Finkenſtein desfalls angehalten, aber keine Antwort bekommen; und ſo lange er dieſe nicht habe, könne der hieſige Magiſtrat zwar thun, was er wolle, jedoch auf ſeine Gefahr.

Was Du auf den Winter für Einrichtungen mit Dir machen wirſt, bin ich begierig zu hören. So viel als ich Dich noch unterſtützen kann, werde ich gern thun. Lebe indeß wohl und grüße Eltern und Geſchwiſter von mir. Ich bin Dein

treuer Bruder
Gotthold.

N. S. Ich bin Willens, meinen D. Fauſt noch dieſen Winter hier ſpielen zu laſſen. Wenigſtens arbeite ich aus allen Kräften daran. Da ich aber zu dieſer Arbeit die Clavicula Salomonis brauche, die ich mich erinnere Herrn Fl*** gegeben zu haben, um ſie gelegentlich zu verkaufen; ſo mache ihm mein Compliment, mit dem Erſuchen, ſie bey dem erſten Pakete, das er an einen hieſigen Buchhändler ſendet, mitzuſchicken.

Eben läßt mir der Reſident von Hecht ſagen, daß die Minna nun endlich geſpielt werden dürfe.

Hochzuehrender Herr Vater,*)

Wenn es möglich wäre, Ihnen zu beſchreiben, in was für Verwirrungen, Sorgen und Arbeiten ich ſeit Jahr und Tag ſtecke, wie mißvergnügt ich faſt immer geweſen, wie erſchöpft ich mich oft an Leibes und Seelenkräften befunden: ich weiß gewiß, Sie würden mir mein zeitheriges Stillſchweigen nicht allein verzeihen, ſondern es auch für den einzigen Beweis meiner kindlichen Achtung und Liebe halten, den ich Ihnen in dieſer Zeit zu geben im Stande geweſen bin. Wenn ich einmal ſchreibe, iſt mir es nicht möglich, anders zu ſchreiben, als ich eben denke und empfinde. Sie würden den unangenehmſten Brief zu leſen bekommen haben, und ich würde mit meinen Umſtänden noch unzufriedner geworden ſeyn, wenn ich mir vorgeſtellt hätte, wie viel Kummer ſie meinen Aeltern verurſachen müßten. Am beſten alſo, ich ließ ſie gar nichts davon wiſſen; welches aber nicht anders geſchehen konnte, als daß ich gar nicht ſchrieb. Ich verließ mich übrigens auf Carln, daß er Sie meinetwegen vor der Hand beruhigen würde; ſo wie ich von Zeit zu Zeit durch ihn die Nachricht erhielt, daß Sie ſich insgeſammt noch geſund und wohl befänden. Ich wüßte nicht, was mir zu allen Zeiten erwünſchter kommen könnte, als dieſe Nachricht; ich betaure nur, ſo oft ich ſie erhalte, daß ich ſo wenig im Stande bin, Ihnen das Alter eben ſo bequem und angenehm zu machen, als es Ihnen Gott ruhig und geſund gemacht hat. Die inſtehende Feyer Ihres Amtsjubiläi muß Ihnen nothwendig zu einem großen Vergnügen gereichen, da ſie eine ſo große Wohlthat des Himmels iſt. Möchten ſich nur recht viele in Camenz finden, die dieſes Vergnügen aufrichtig mit Ihnen theilten! Aber ich muß fürchten, daß außer unſern Anverwandten deren nicht viele ſeyn dürften, da ich aus Theophili Briefe erſehe, wie grauſam man Ihnen den kleinen Troſt verweigert hat, Ihren Sohn neben ſich in dem Amte zu ſehen. Ich zweifle nicht, daß ſie ſich nicht beide über dieſe Kränkung hinwegſetzen werden; und wer weiß wozu es für den Bruder gut iſt. Es ſcheinet als ob wir alle ein wenig ſpät zur Ruhe kommen ſollten; aber endlich, hoffe ich, werden wir doch auch dazu kommen.

---

*) Das Original dieſes Briefes beſitzt Herr Geh. Oberregierungsrath von Tzſchoppe, der daſſelbe dem Herausgeber gefälligſt mitgetheilt hat

Ich bin von Berlin weggegangen, nachdem mir das einzige, worauf ich ſo lange gehofft, und worauf man mich ſo oft vertröſtet, fehlgeſchlagen. Gewiße Vorſchläge lockten mich hierher nach Hamburg, aber auch aus dieſen iſt wenig geworden, und ich habe mich endlich entſchloßen, meine Verſorgung und mein Glück von mir ſelbſt abhangen zu laßen. Ich habe nehmlich alles, was ich noch im Vermögen gehabt, bis auf den letzten Heller zuſammengenommen, und in Gemeinſchaft mit einem Freunde, Namens Bode, allhier eine Druckerey angelegt. Der Vorſchuß, den dieſes Etablissement erfodert, hat mich genöthiget, den größten Theil meiner Bücher zu Gelde zu machen; aber ich hoffe, es ſoll mich nicht reuen. Wenn das Werk einmal im Gange iſt, ſo hoffe ich für meinen Antheil als ein ehrlicher Mann davon leben zu können; und dieſe Ausſicht iſt mir um ſo viel ſchmeichelhafter, wenn ich mir vorſtelle, daß ich meine beßere Umſtände auch mein Geſchwiſter werde können genießen laßen. Vorizo nur muß es Nachſicht mit mir haben, und ich kann auch nicht einmal Carln gegenwärtig ſo unter die Arme mehr greifen, als ich gern wollte. Inzwiſchen wird es ihm auch nicht ſchaden, wenn er ſelbſt zuſehen muß, wie er fertig werden kann.

Sobald die Elbe wieder fahrbar iſt, will ich unfehlbar eine kleine Proviſion an Zucker und Wein über Dresden an Sie übermachen. Ich wollte, daß es zu der Jubelfeyer geſchehen könnte; aber die Fracht zur Achſe iſt nach dorthin eben ſo koſtbar, als ſelten.

Ich empfehle mich indeß Dero väterlichem Andenken und Seegen, und wünſche Ihnen, nebſt der Frau Mutter und Schweſter, einen glücklichen und vergnügten Eintritt des bevorſtehenden Neuenjahres. Der ich Zeitlebens verharre

Dero

Hamburg den 21 December 1767.

gehorſamſter Sohn
Gotthold.

An Nicolai.

Hamburg, d. 2. Februar 1768.

Liebſter Freund,

Es iſt doch Sünd' und Schande, daß Sie mir gar nicht ſchreiben. Denn dieſesmal weiß ich doch ganz gerecht, ſind Sie mir eine Antwort ſchuldig, auf den Brief nehmlich, worin ich Ihnen Ihre Spöttereyen über die Buchdrucker Bode und Leſſing[*]), und über das neue Journal beantwortet. Für das letzte ſollen Sie nun wohl Reſpect bekommen; nachdem wir Klopſtocks Herrmann, deſſen Oden und Abhandlungen über das Sylbenmaß der Alten, Gerſtenbergs Ugolino, ein Luſtſpiel von Zachariä, und ich weiß ſelbſt nicht, wie viel andere ſchöne

---

[*]) Leſſing hatte mit Bode, der als Ueberſetzer des Triſtram Shandy berühmt geworden, damals in Hamburg ein Unternehmen angefangen, deſſen wahre Beſchaffenheit ich hier um ſo viel lieber etwas aus einander ſetzen will, da der jüngere Herr Leſſing, in dem Leben ſeines Bruders, S. 268 einen nicht ganz deutlichen Begriff davon gegeben hat, und da in den folgenden Briefen, wie in meinen Anmerkungen, mehr davon vorkommen wird. Bode hatte in Hamburg eine Buchdruckerey angelegt, und dachte ſie ins Große zu treiben. Daß ſeine Abſicht damals geweſen ſey, mit einem ruſſiſchen Officier auf Reiſen zu gehen, (wie Leſſing in einem Briefe an ſeinen Bruder, [S. 182] ſagt) iſt vermuthlich eine Idee geweſen, die nicht ausgeführt ward; denn Bode wollte damals eben heurathen, und die Buchdruckerey erforderte ſeine Gegenwart. Bode war ein vortrefflicher Mann, hatte aber die Buchdruckerey nicht gelernt, und alſo von der Art, wie man ſie mit Vortheile betreiben muß, nicht ganz richtige Begriffe. Auch vom Buchhandel, ſowohl von der Art, wie er zu betreiben wäre, als von dem Vortheile, den er abwerfen könnte, hatte er ebenfalls viele unrichtige Ideen. Beides hat er mir nachher, als er durch Erfahrung war belehret worden, ſelbſt geſtanden. Leſſing war auch ein vortrefflicher Mann, machte ſich aber vom Buchhandel ebenfalls ganz unrichtige Vorſtellungen, auf die er mit ſeinem gewohnten Scharfſinne ein Syſtem davon aufbauen wollte. Darüber hatte ich zuweilen mit ihm mündlich, halb in Scherz, halb in Ernſt, geſtritten; wobey Moſes, da es meiſtens auf allgemeine Principien der Kaufmannſchaft ankam, auf meiner Seite war. Obgleich Leſſing ſich von mir nicht überzeugen ließ, ſo hatte er doch durch unſern Streit ſo viel eingeſehen, daß bey jeder Unternehmung eines Buchhan-

des ein Riſiko vorhanden iſt, deſſen Umfang man ohne lange Erfahrung nicht wohl vorausſehen, und dem man oft, bey aller Vorſicht, nicht entgehen kann. Da er nun ſich mit Bode in die Unternehmung einließ, war er hauptſächlich darauf bedacht, dies Riſiko zu vermeiden; weil er wohl einſah, der große Vortheil, den ſich beide Geſellſchafter verſprachen, möchte ſonſt nur eingebildet ſeyn. Hierzu hatte ſein Scharfſinn folgende beide Mittel erdacht: 1) Sie wollten die Bücher, welche ſie verlegten, nicht ſelbſt auf den Meſſen verkaufen, ſondern ſie noch vor jeder Meſſe nach dem beſcheinigten koſtenden Preiſe mit 20 p. C. Vortheil an einen Buchhändler verkaufen, welcher über die Summe ſeine Wechſel auf billige Zahlungstermine gerichtet, geben ſollte. 2) Sie wollten nichts als die Werke der beſten deutſchen Schriftſteller drucken, und dieſe ſollten in einem Journale erſcheinen, wovon in jeder Meſſe zwey oder mehr Bände herauskommen ſollten.

Von dieſem Projekte gab mir Leſſing in einem jetzt verlornen Briefe, Nachricht, und verlangte meine Meinung. Ich antwortete in einem gleichfalls nicht mehr vorhandenen Briefe: ad 1. es würden ſich keine Abnehmer finden. Solide Buchhändler würden nicht Verlag kaufen wollen und können, den andere nach ihren eigenen Ideen in Abſicht auf Auflage, Koſten aller Art, Einrichtung des Drucks ꝛc. anſchaffen. Ich ſetzte hinzu, ſolide Buchhändler würden ſich nie entſchließen, das Riſiko der Ideen eines Andern ganz zu übernehmen, (da dieſes Riſiko gerade die größte Schwierigkeit des deutſchen Buchhandels macht) und ihm noch dazu 20 p. C. Vortheil, ohne alles Riſiko, zuzugeſtehen. Diejenigen Buchhändler aber, die ſich ſolche Bedingungen gefallen ließen, würden am Ende ihre Wechſel nicht bezahlen. Der Erfolg hat genugſam gezeigt, daß ich hierüber richtig geurtheilt hatte. Ich ſetzte noch hinzu: der Buchhändler brauche zwar nothwendig Verlag der gut abgehe, ſonſt könne er ſeinen Sortimentshandel nicht treiben; aber ein Buchhändler könne auch ſelbſt von gutem Verlage zu viel haben, und derjenige, der ſeine Bilanz überdenke, werde finden, daß er auch den beſten Verlag nicht ohne Maaß mit Vortheil drucken könne. Dies hatte mich damals ſchon die Erfahrung gelehrt. Ich erläuterte es noch mit dem Gleichniſſe, daß ein Menſch nicht ohne Blut leben, doch leicht zu viel Blut haben könne. Aber Leſſing war nicht zu bedeuten. Er meinte, je mehr man von den Werken der beſten Köpfe verlege, deſto mehr werde man verkaufen, und hatte lauter baaren Verkauf im Sinne. Ad 2 wiederholte ich ihm, was ich ihm ſchon mündlich geſagt hatte, daß diejenigen Schriftſteller, welche der Gelehrte und der Mann von Geſchmack für die beſten erkennt, ſehr oft für den Buchhändler in Anſehung des Debits nicht die beſten ſind. Dasjenige, was ich mit Leſſing geſchwatzt hatte, gab Anlaß zu dem Geſpräche über die Vorzüglichkeit der

Sachen, dazu erhalten haben. — Wir werden uns alſo mit unſerm Journal vor keiner Bibliothek in der Welt zu fürchten haben: weder vor der Allgemeinen noch vor der Klotziſchen. Das iſt doch unleidlich, was die Kerle in Halle ſudeln! und in was für einem Tone! Das zweyte Stück aber iſt ſchon ſo elend, daß ich der ganzen Lufterſcheinung eine ſehr kurze Dauer verſpreche. Die Königsberger*) fangen ſchon ritterlich an, ſich über den Hrn. Geheimenrath luſtig zu machen; und ich will es noch erleben, daß Klotz ſich wieder gänzlich in ſeine lateiniſchen Schanzen zurückzieht.

Ich habe Ihnen, liebſter Freund, einige einzelne Theile von Engliſchen Dramaticis gelaſſen. Wenn Sie ſie nicht mehr brauchen, ſo ſeyn Sie ſo gütig, ſie mir je eher je lieber anher zu ſchicken. Ich brauche ſolchen Bettel jetzt alle Tage und Stunden. Ich muß um mich greifen, um die Materie zu meiner Dramaturgie ſo lange zu dehnen, bis die Geſellſchaft wieder nach Hamburg kömmt. Sie wiſſen ja wohl, daß ſie jetzt in Hannover iſt, wo ſie mit vielem Beyfalle ſpielt. An ihrer Statt haben wir franzöſiſche Komödie und franzöſiſche Operette. Morgen fängt auch eine Opera buffa hier an. Unter den Franzoſen ſind ein Paar gute Leute. —

Herr Moſes hat noch ein engliſches Buch von mir, welches eigentlich nicht mein iſt, ſondern das ich ſelbſt hier geborgt habe. Es iſt Search über den freyen Willen, oder wie der Titel heißt. Dieſes, liebſter Freund, laſſen Sie ſich gleichfalls geben, und ſchicken mir es mit, ſobald Sie an einen hieſigen Buchhändler etwas ſenden. — Was macht unſer Freund? Ich will hoffen, daß er mein Stillſchweigen nicht anders auslegt, als er es immer ausgelegt hat. Aber der Himmel wird mir doch auch wieder einmal eine ruhige vergnügte Stunde geben, in der ich ihm ſchreiben darf. — Was macht Ramler? Auch ihm habe ich noch nicht geſchrieben: aber ehe er es ſich verſieht, werde ich für ihn geſchrieben haben. Die jungen Herren machen mir es mit den Liedern der Deutſchen zu bunt.**) Ich muß ſehen, ob ich nicht noch ein Litteraturbriefſchen machen kann. Oder

---

ſchlechten Schriftſteller für die Buchhändler, welches im erſten Bande von Nothankers Leben ſteht. In meinem Briefe an Leſſing mochte ich wohl, in dem unter uns gewöhnlichen Tone, über den Scharfſinn der Theorie gelacht haben, wodurch ein Riſiko ſollte vermieden werden, welches ſo ſehr lange Erfahrung nicht hatte verhüten können. **Nicolai.**

*) Die Königsbergiſche gelehrte Zeitung. **Nicolai.**

) In der Klotziſchen Bibliothek ſtand eine ſehr plumpe Recenſion der von Ramler herausgegebenen Lieder der Deutſchen. **Nicolai.

meynen Sie, daß meine Dramaturgie noch ſo ziemlich nach dieſen Briefen ſchmeckt?

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und ſchreiben Sie mir bald einmal, und recht viel Neues.

Ihr

ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Gerſtenberg.*)

Hamburg, den 25 Februar 1768.

Ew. Hochwohlgeboren

erſte Zuſchrift hat mich auf eine ſo angenehme Art überraſcht, daß es mir damit gegangen, wie dem Kinde, dem man unverhofft ein Geſchenk macht, nach welchem es ſich längſt geſehnt; vor lauter Freuden vergißt es, ſich dafür zu bedanken. Ich verdiene ſo viel zuvorkommende Freundſchaft nicht: aber um ſo mehr verdiene ich den Verweis des zweyten Briefes. Was kann ich weiter darauf antworten? Ich bin von jeher ein ſehr nachläſſiger Briefſchreiber geweſen; ich bin unter allen meinen Freunden dafür bekannt; deſto beſſer, daß mich auch der Hr. von G. je eher je lieber dafür kennen lernt! — Doch wenn dieſe Entſchuldigung ein wenig zu leichtſinnig klingt; hier iſt eine ernſthaftere, und die wahre. Ich fand gleich auf Ihren erſten Brief ſo viel zu antworten, und über Dinge, die mir nicht gleichgültig ſind, daß ich mir Zeit dazu nehmen mußte. Ich wartete auf einen ruhigen und heiteren Augenblick; und dieſe Augenblicke ſind jetzt bey mir ſo ſelten!

Wenn ich Ihnen bloß zu verſichern gehabt hätte, wie ſehr mir Ihr Ugolino gefallen, und was für eine große Idee er von dem Genie ſeines Verfaſſers bey mir zurück gelaſſen: ſo hätte ich mich nur hinſetzen und ſchreiben dürfen. Was man ſo lebhaft empfunden, wird einem ſo leicht zu ſchreiben, daß man geſchwinder den Anfang, als das Ende findet. Sie haben ein Sujet gewählt, deſſen Contextur ſich aller dramatiſchen Form zu verweigern ſcheint: aber es hat müſſen werden, was Sie gewollt haben. Sie haben Schwierigkeiten überſtiegen, die mich zur Verzweiflung gebracht hätten. Der körperliche

---

*) Im Intelligenzblatt der Jenaiſchen allgemeinen Litteraturzeitung vom J. 1805, N. 56. 57. 58.

Schmerz iſt unſtreitig unter allen Leiden am ſchwerſten zu behandeln: und Sie haben die ſchrecklichſte Art deſſelben mit ſo großer Wahrheit, und mit ſo mannichfaltiger Wahrheit behandelt, daß meine Rührung mehr als einmal durch das Erſtaunen über die Kunſt unterbrochen worden.

Aber Sie verlangten nicht ſowohl meinen Lobſpruch, als meine Anmerkungen. — Es iſt ſchlimm, wenn man im Verdachte iſt, daß man über Alles Anmerkungen macht. — Wenn ich nun keine gemacht hätte? Und wirklich habe ich keine von allen denen gemacht, die Sie mir ſo gütig leihen wollen. Die kleinen Flecken, welche die zweyte Hand Ihrem Werke abgewiſcht, habe ich vormals eben ſo wenig bemerkt, als ich ſie jetzt vermiſſe. Meinetwegen hätten ſie immer bleiben können: doch beſſer iſt freylich beſſer!

Eine einzige Anmerkung habe ich geäußert — und es auch ſchon wieder bedauert, ſie geäußert zu haben. Indeß, ehe ſie Ihnen auf eine oder die andere Weiſe unrecht hinterbracht wird — Am beſten, ich ſchreibe ſie Ihnen ſelbſt. Das war vom Anfange mein Wille. Nur wollte ich mir Zeit laſſen, ſie noch mehr zu überlegen. Ich habe ſie überlegt und überlegt; aber wenn ich Ihnen nicht eher antworten wollte, als bis ich ſie genug überlegt zu haben glaubte, ſo würde ich Ihnen vielleicht gar nicht antworten. — Und antworten muß ich doch endlich! *)

Hier iſt ſie alſo, ſo gut ich ſie zur Zeit geben kann. — Sie iſt aus einem Gefühl entſtanden, das ich mich bey keiner Tragödie gehabt zu haben erinnere, als bey dem Ugolino. — Mein Mitleid iſt mir zur Laſt geworden: oder vielmehr, mein Mitleid hörte auf Mitleid zu ſeyn, und ward zu einer gänzlich ſchmerzhaften Empfindung. Es ward mir auf einmal recht wohl, als das Stück zu Ende war, das ich ohne meine Neugierde, die jedoch weniger auf das Ziel, als auf die Art ging, mit welcher der Dichter zu dieſem Ziele gelangen werde, ſchwerlich zu Ende gebracht hätte. Ich eilte, mich von den Eindrücken, die es auf mich gemacht hatte, zu zerſtreuen; und ich bekenne es, ich werde es ſchwerlich wagen, dieſe Eindrücke wiederum bey mir zu erneuern. Es iſt mir lieb, Ihren Ugolino einmal geleſen zu haben, nehmlich in der Abſicht, mich der Täuſchung zu überlaſſen: zum zweytenmale leſe ich ihn in dieſer Abſicht gewiß nicht wieder.

Woher dieſes?

Ihre Perſonen leiden alle. — Die mehreſten derſelben leiden völ-

---

*) Das Folgende im Concept unter den Breslauiſchen Papieren.

lig unſchuldig — Kinder mußten die Schuld ihres Vaters nur mittragen.*)

Die einzige Perſon, die vielleicht nicht ganz unſchuldig leidet, leidet doch gar nicht in Proportion ihrer Schuld, ihres ἁμαρτήματος, welches völlig außer dem Stücke iſt, und von dem wir faſt gar nichts erfahren.

Sie werden ſagen: dieſes trift den Dante ſo gut als mich. — Nein: Bey dem Dante hören wir die Geſchichte als geſchehen: bey Ihnen ſehn wir ſie als geſchehend. Es iſt ganz etwas anders, ob ich das Schreckliche hinter mir, oder vor mir erblicke. Ganz etwas anders, ob ich höre, durch dieſes Elend kam der Held durch, das überſtand er: oder ob ich ſehe, durch dieſes ſoll er durch, dieſes ſoll er überſtehen.

Der Unterſchied der Gattung macht hier alles.

Die Vernunft befiehlt mir, mich der Vorſicht in allen Vorfällen geduldig zu unterwerffen: ſie verbietet mir, meinem Elende durch meine Zerſtörung ein Ende zu machen. Warum? weil ich alle Augenblicke hoffen darf, ohne dieſes gewaltſame Mittel mein Elend geendet zu ſehen. Die Vorſicht kann es enden, und wird es enden, ſobald es mir dienlich iſt.

In dieſer Hoffnung durchſchritt Ugolino ſeinen ſchrecklichen Pfad, bis ans Ende. Er that wohl, daß er lieber verhungern, als Hand an ſich legen wollte. „Vielleicht, mußte er denken ſo lange er denken konnte, ſpringen eben izt die Thüren des Gefängniſſes auf, und ich bin gerettet, wenn ich dieſen Augenblick geduldig abgewartet habe.“

Aber wie ſteht es mit dieſer Hoffnung in den Nachahmungen der Kunſt? — Dünkt Ihnen nicht, daß ſie durch das Weſen gewiſſer Gattungen nothwendig aufgehoben werde? Dieſes Weſen iſt bekannt; der Dichter verſpricht uns eine Tragödie; und obgleich eine Tragödie eben ſo wohl einen glücklichen, als einen unglücklichen Ausgang haben kann, ſo ſehen wir es doch gleich aus der erſten Anlage, welchen von beyden ſie haben wird; ſobald die Expoſition vorbey, wiſſen wir es zuverläſſig, daß Ugolino mit ſeinen Kindern verhungern muß.

Und nun kömmt meine Grille. — Die Ungewißheit des Ausganges, welche den Ugolino allein zurückhalten kann, an ſich und ſeinen Kindern eine raſche That zu verüben — (allein? ich glaube, ja) — dieſe Ungewißheit, die es wenigſtens allein macht, daß der größte

---

*) Im Concept „Kinder, welche die Strafe ihres Vaters nicht theilen müßten.“

Theil der Menſchen ſeine Geduld nicht als Feigheit und Kleinmuth, ſondern als Standhaftigkeit und Unterwerfung betrachtet; dieſe Ungewißheit dünkt mich hier mit der Gewißheit, die wir, ich will nicht ſagen aus der vorläuffigen Kenntniß der Geſchichte, ſondern aus dem Weſen der Gattung, aus der Anlage des Dichters haben, in eine ſonderbare Colliſion zu kommen.

Ugolino muß aushalten, weil er nicht weis wie es alle Augenblicke mit ihm werden könnte: und wir, die wir wiſſen, daß nichts zu ſeinem Beſten ſich eräugnen kann, wir — ſind unwillig, daß er aushält. Ich ſage wir: weil ich nicht gern glauben möchte, daß ich eine Empfindung haben könnte, die ſonſt niemand hätte.

Wenn ich in dem Kerker des Ugolino wirklich zugegen geweſen wäre, würde ich mich wohl gehütet haben, ihn zu etwas anderm, als zur Geduld zu ermahnen; denn ich hätte mich mit ihm in gleicher Ungewißheit befunden: aber vor der Bühne kann ich den Augenblick kaum erwarten, da er endlich den Entſchluß faßt, ſeiner und meiner Marter auf die kürzeſte und beſte Art ein Ende zu machen.

Hieraus würde folgen — Doch ich breche lieber ab. Ich muß erſt hören, ob ich mich deutlich genug erklärt habe. Es mag aber daraus folgen, was wolle: Ihr Ugolino bleibt immer ein Werk von ſehr großen, außerordentlichen Schönheiten. —

Dero

ganz ergebenſter
Leſſing

Hochzuehrender Herr Vater,

Gott weiß es, daß ich auf Dero letztes Schreiben nicht eher antworten können! Ich erliege unter Arbeit und Sorgen, und von dieſen letztern iſt es gewiß nicht meine geringſte, daß ich meine Aeltern in ſo dringender Verlegenheit wißen muß, und nicht im Stande bin, ihnen ſo geſchwind beyzuſtehen, als ich wünſchte. Ich hoffe, daß mich mein Vater kennt, und daß er nicht glauben wird, daß ich bloße Ausflüchte und Weigerungen mache. Es geht mir durch die Seele, daß ich Ihnen, liebſter Vater, unmöglich zu Oſtern mit dem verlangten helffen kann. **Aber zu Johannis will ich Rath ſchaffen, es mag herkommen, woher es will.**

Alles was ich noch gehabt, ſteckt in der Entreprise, von der ich in meinem vorigen Briefe gemeldet, und zu der ich noch dazu fremdes Geld aufnehmen müßen, das mich ſehr drückt. Ich bin hier fremder als an einem Orte, wo ich noch geweſen, und kann mich kaum einem oder zwey vertrauen, deren Beyſtand ich bereits mehr als gebraucht habe, und deren Kräfte doch auch nicht weit reichen. Es wird ja wohl möglich ſeyn, daß Sie auf ein oder die andre Weiſe noch das Vierteljahr hinhalten; auf Johannis, wiederhohl ich noch einmal, will ich die hundert Thaler ganz gewiß, und baar ſenden.

Meine itzigen Umſtände müßen mich auch bey Theophilus entſchuldigen, wenn ich ihn bitten muß, daß er ſich vor der Hand noch gedultet. Ich will ihn nicht vergeßen: aber wenn er itzt bey mir ſeyn ſollte, würde er ſicherlich aus dem Regen in die Trauffe kommen.

Ich hoffe, daß Sie ſich ſonſt mit der Frau Mutter, und dem Geſchwiſter geſund und wohl befinden. Haben Sie nur, bitte ich ſie alleſammt, nicht die ſchlimme Meinung von mir, daß ich mich wenig darum bekümmern möge, wie es zu Hauſe ausſieht. Aber was hilft das bekümmern, wenn man ſich nicht mit der That rechtfertigen kann!

Ich mache meinen Brief ſo kurz als möglich, denn ich weis es am beſten, was ich dabey empfinde. Sollte ich, wieder Vermuthen, Gelegenheit finden, mein Verſprechen eher zu halten: ſo können Sie gewiß verſichert ſeyn, einen längern Brief zu erhalten, den ich mit mehr Vergnügen ſchreiben werde, als dieſen.

Ich empfehle mich Ihrer väterlichen Liebe, und bin Zeitlebens

Dero

gehorſamſter Sohn

Gotthold.

Hamburg, d. 20 März 1768.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 26. April 1768.

Lieber Bruder,

Ich bin Dir, glaube ich, nunmehr auf drey Briefe Antwort ſchuldig. Aber es war immer der dritte, auf den ich lauerte: der nehmlich mit den Vignetten; und dieſer iſt doch zu ſpät gekommen. Herr Meil iſt krank geweſen, und das entſchuldigt freylich. Sage ihm indeß, daß mir die Vignetten ſehr wohl gefallen, und daß er das Geld dafür unfehlbar durch Herrn Voß oder Herrn Nicolai, bey Ihrer Rückkunft von der Leipziger Meſſe, erhalten wird. — Vielleicht reiſe ich dieſe Woche noch ſelbſt nach Leipzig, und da könnte es leicht kommen, daß ich meinen Rückweg nach Hamburg über Berlin nähme. — Wenn dieſes aber nicht geſchieht, ſo ſollſt Du doch wenigſtens einen weitläuftigen Brief von mir aus Leipzig erhalten, worin ich Dir melden werde, wie es mit meinen Büchern zu halten. Das Journal d. S. und den Mercure möchte ich wohl her verlangen; denn für ein Spottgeld will ich ſie in Berlin nicht verkauft wiſſen. — Ich danke Dir für Deine Nachrichten von der Aufführung der Minna. Die vornehmſte Urſache, warum ſie ſo oft geſpielt werden, mag wohl die ſeyn, daß Döbbelin keine, oder nur wenige andere Stücke beſetzen kann. Wenigſtens hat mich hier jemand, der eben aus Berlin kam, verſichert, daß es öfters ſehr leer darin geweſen. Meinetwegen! Ich ſehne mich darum doch nicht wieder nach Berlin, und wünſchte ſehr, daß auch Du mit guter Manier wieder heraus wäreſt. Ich hätte Dich gern wieder bey mir; aber ich bin jetzt weder ſo logirt, noch ſonſt in den Umſtänden, daß es wohl möglich iſt. Gott ſey Dank, bald kommt die Zeit wieder, daß ich keinen Pfennig in der Welt mein nennen kann, als den, den ich erſt verdienen ſoll. Ich bin unglücklich, wenn es mit Schreiben geſchehen muß! —

Nimm meinen brüderlichen Rath, und gieb den Vorſatz ja auf, vom Schreiben zu leben. Den, mit jungen Leuten auf die Univerſität zu gehen, billige ich auch nicht ſehr. Was ſoll am Ende heraus kommen? Sieh, daß Du ein Sekretair wirſt, oder in ein Collegium kommen kannſt. Es iſt der einzige Weg, über lang oder kurz nicht zu darben. Für mich iſt es zu ſpät, einen andern einzuſchlagen. Ich rathe Dir damit nicht, zugleich alles gänzlich aufzugeben, wozu Dich Luſt und Genie treiben.

Doch mündlich hiervon mehr. Lebe indeſſen wohl; und wenn Du mir etwas Neues zu ſchreiben haſt, ſo ſchreibe mir es nach Leipzig, wo ich künftige Woche einzutreffen denke. Ich bin

Dein
treuer Bruder,
Gotthold.

An Nicolai.

Hamburg, d. 9. Jun. 1768.

Liebſter Freund,

Ich bin geraden Weges von Leipzig nach Hamburg zurück gereiſet, und nicht nach Halle gekommen. Seit Ihrer Abreiſe hörte und las ich noch Verſchiedenes von dem bewußten Manne, ſo daß mir alle

Luſt vergieng, mich mit ihm mündlich zu beſprechen. Ich hätte Gefahr gelaufen, mich in dieſem und jenem vielleicht zu verſchnappen, was ich jetzt gegen ihn Willens bin. Er hat mir die Ehre erzeigt, meiner in ſeinem Büchelchen von geſchnittenen Steinen dreymal zu gedenken, und mich dreymal eines Beſſern zu belehren. Aber alle dreymal hat er mich entweder aus Kurzſichtigkeit nicht verſtanden, oder aus Neckerey nicht verſtehen wollen. Das verdrießt mich — und geben Sie nur auf die nächſten Blätter der hieſigen neuen Zeitung Acht. Doch das wird nur Kleinigkeit ſeyn; ich bin im Anſchlage, ihm noch eine ganz andere Salve zu geben. Haben Sie ſeine Vorrede zu den Abhandlungen des Caylus geleſen? Haben Sie geleſen, was er da für eine Entdeckung von den *Imaginibus majorum* bey den alten Römern will gemacht haben? Es iſt unbeſchreiblich; welche Unwiſſenheit er durch dieſe Entdeckung verräth. Ich habe mich hingeſetzt, und ſeine Ungereimtheiten ein wenig zergliedert. Von ungefähr betrifft es eine Sache, die ich mir ſchon vorlängſt aufs Reine gebracht hatte, und ich führe den Streit auf einem mir ziemlich bekannten Boden. Deſto luſtiger muß er werden. Aber denken Sie ja nicht, daß das etwa eine Recenſion für Ihre Bibliothek werden ſoll! Es muß eine eigene Schrift werden: Ueber die Ahnenbilder der alten Römer. Ich bilde mir ein, daß auf dem Titel dieſer Schrift Ihr Name als Verleger nicht übel paradiren würde. Was meynen Sie, ſoll ich ſie für Ihre Rechnung hier drucken? Sie kann vielleicht zehn bis zwölf Bogen werden; und die Einrichtung des Drucks müßten Sie mir lediglich überlaſſen. Indeß verbindet Sie dieſe Anfrage zu nichts, und Sie können ohne Umſtände Nein ſagen. Ich drucke ſie ſodann entweder für Hrn. Voß oder für Hrn. Cramers aus Bremen Rechnung. Denn gedruckt muß ſie werden, und zwar unverzüglich. Der Mann nimmt das Maul gar zu voll, und möchte lieber ein Orakel in ſolchen Dingen vorſtellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwiſſendern armen Teufel gegeben, der ſich des kritiſchen Dreyfußes bemächtigen wollen. Sein Ding von den geſchnittenen Steinen iſt die elendeſte und unverſchämteſte Compilation aus Lippert und Winkelmann, die er öfters gar nicht verſtanden hat; und alles was er von dem Seinigen dazu gethan, iſt jämmerlich. — Schreiben Sie mir alſo mit der nächſten umgehenden Poſt Ihren Willen, und, falls Sie nicht abgeneigt ſind, wie ſtark die Auflage werden ſoll.

Was machen meine Schuhe? Sobald ſie fertig ſind, ſchicken Sie mir ſie doch ja. Die Weiber, denen ſie gehören, glaube ich, müſſen indeß barfuß laufen: ſo ſehr plagen ſie mich darum.

Gott wird mir helfen, daß ich einmal an unſern Moſes ſchreibe und auch an Ramler! Grüßen Sie indeß beyde von mir herzlich. Ich bin

Ihr

ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 9. Junius 1768.

Lieber Bruder,

Das iſt wahr, meine Briefſchuld bey Dir iſt groß. Aber daß Dich dieſes ja nicht abhalte, fleißig an mich zu ſchreiben! Es iſt der nächſte Weg gar nicht bezahlt zu werden, wenn man ſeinen Schuldnern weitern Credit verſagt.

Du haſt wohl gethan, daß Du den Katalog drucken laſſen. Sobald er fertig, ſchicke mir ein Exemplar, und ich will Dir die Preiſe dabey notiren, für welche ich ſie laſſen will; das Journal des Savans aber nicht unter 100, und den Mercure nicht unter 60 Thaler.

Ich bin in Leipzig geweſen, aber weder die Zeit noch andere Umſtände haben es mir erlauben wollen, über Berlin zurück zu reiſen. Herr Voß wird Dir Verſchiedenes von mir haben ſagen können. Hier habe ich alle Hände voll zu thun, und vornehmlich beſchäftigt mich noch die Dramaturgie. Sie iſt nicht weiter heraus, als bis Nro. 82. Der Reſt des zweyten Bandes wird in einigen Wochen zuſammen erſcheinen. Wenn ich das Werk noch weiter fortſetze, ſo ſoll es Bandweiſe, und nicht Bogenweiſe geſchehen. Du ſollſt ein completes Exemplar haben, ſobald eins fertig iſt.

Sage Herrn Meil, daß er ſein Geld unverzüglich erhalten wird, wo er es nicht ſchon itzt erhalten hat. Der Buchhändler, der das Geld in Leipzig auszahlen ſollte, hat uns nicht Wort gehalten.

Ich habe freylich angefangen, hier Verſchiedenes von meinen Sachen drucken zu laſſen, unter andern auch dramatiſche. Aber noch iſt nichts ſo weit, daß ich es Dir mittheilen könnte.

Du haſt die Tragödien von Brawe drucken laſſen? Ich will Dir nur ſagen, daß mir Herr Winter nichts dafür gegeben, als 30 Thaler Sächſiſche Drittel. Es iſt alſo billig, daß er Dir noch etwas nachbezahlt. Ein Exemplar hätteſt Du mir wohl davon ſchicken können!

Du arbeiteſt außerdem ſelbſt an einer Tragödie? Recht gut. Mich dünkt auch immer, daß man in dem dramatiſchen Fache eher mit einer Tragödie als mit einer Komödie den Verſuch machen ſollte. Es iſt leichter, zum Mitleiden zu bewegen, als lachen zu machen. Man lernt eher, was Glück und Unglück, als was ſittlich und unſittlich, anſtändig und lächerlich iſt. — Ich wäre aber begierig, erſt Deinen Plan zu ſehen.

Hat Dir Herr Nicolai Theile vom Johnſon, vom Cibber und vom Shadwell gegeben? Schicke ſie mir bey Gelegenheit, denn ich brauche ſie.

Döbbelin iſt ein Narr, das habe ich immer geglaubt. Wenn das Deutſche Theater durch ihn empor kommen ſoll, ſo helf ihm Gott! Iſt denn die Schulzin noch bey ihm? desgleichen die Felbrig? Mich dünkt, die erſte ſoll es noch bedauern, daß ſie von Hamburg weg gegangen iſt. Jetzt bekommen wir die Brandes hierher, denen es in Leipzig nicht gefallen will.

Ich habe jetzt auch Kochs Theater geſehen. Die Verzierungen ausgenommen, und den Bau des Theaters ſelbſt, kann ich Dich verſichern, daß es dem hieſigen weit nachſtehen muß. Ich habe die Minna da ſpielen ſehen. Der einzige Brückner hat ſeine Rolle, den Tellheim, beſſer gemacht, als hier Eckhof; die übrigen alle ſind unendlich weit unter den hieſigen Akteurs.

Leb wohl und ſchreib mir bald wieder. Ich bin

Dein

treuer Bruder,

Gotthold.

An Nicolai.

Hamburg, d. 5. Jul. 1768.

Liebſter Freund,

Die Schuhe habe ich richtig bekommen, und ich bedanke mich. — Es iſt mir lieb, wenn Ihnen meine Kriegserklärung gegen Hrn. Klotz gefallen hat; Sie ſollen bald ganz andere Dinge ſehen. Aber eine Recenſion von ſeinem Buche über die geſchnittenen Steine erwarten Sie nur nicht. Ich habe über dieſes Buch ſo viel zu erinnern, daß ich bereits an dem 25ſten Briefe darüber, in Form und Tone des in den Correſpondenten eingerückten, ſchreibe; und dieſe Briefe zuſammen laſſe ich unter dem Titel: **Briefe antiquariſchen Inhalts**, und meinem Namen, drucken. Sie ſollen nächſtens die erſten Bogen davon haben. Auch die **Abhandlung über die Ahnenbilder** will ich nun unter meinem Namen herausgeben, welches ich Anfangs nicht Willens war. Hr. Klotz wird Feuer ſpeyen; aber mag er doch! Er verdient nicht, daß man das geringſte Menagement für ihn braucht.

Ich ärgere mich nur, daß mir hier zu dergleichen Arbeiten verſchiedene Bücher fehlen, um Hrn. Klotz ſeines Plagii deſto augenſcheinlicher zu überführen. Er iſt der unwiſſendſte, unverſchämteſte Ausſchreiber, den ich kenne.

Wie ich aus den Zeitungen ſehe, ſo beſtätiget ſich die Nachricht von Winkelmanns Tode. Das iſt ſeit kurzem der zweyte Schriftſteller, dem ich mit Vergnügen ein Paar Jahre von meinem Leben geſchenkt hätte. Das kömmt aber daraus, wenn man Kaiſer beſucht, und Schätze ſammeln will.

Das Recept in Klotzens Bibliothek gelobt zu werden, dürften die hieſigen Zeitungsſchreiber wohl nicht zu brauchen wagen. Noch fürchten ſie ſich alle vor Klotzen.

Leben Sie wohl, und grüßen Sie mir Hrn. Moſes und Ramler.

Ihr
ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 1. Auguſt 1768.

Liebſter Freund,

Ich bin in voller Arbeit wider Klotzen. Mein Bruder ſchreibt mir zwar, daß es mir Hr. Moſes verdenke, daß ich mich mit dem Narren abgebe. Aber ich denke doch, daß es ein für allemal nöthig iſt. Haben Sie die folgenden Briefe in der hieſigen neuen Zeitung geleſen? Da haben Sie hier die vier erſten Bogen, ſo wie ich ſie zuſammen drucken laſſe; unter dem Titel: Briefe antiquariſchen Inhalts! Die Materie wird intereſſanter, ſobald ich über meine Vertheidigung weg bin, und auf das Buch des Hrn. Klotz ſelbſt komme. Denn ich nehme Gelegenheit, verſchiedne Dinge nach meinem Sinn auseinander zu ſetzen, in welchen ich glaube, daß ſich ſogar Lippert geirrt hat. Ich will, daß Sie dieſe Briefe auch verlegen ſollen. So viel wird die Bibliothek ſchon abwerfen. Sie werden 15 bis 16 Bogen ſtark werden; und ich dächte, ich machte eine Abhandlung von den Ahnenbildern der Römer als den zweyten Theil, weil ich ſie leicht in ſolche Briefe zergliedern kann. Den Druck wollen wir Ihnen ſo billig machen, als möglich. Mein Honorarium hingegen möchte ich gern ſo hoch angeſetzt wiſſen, als möglich. Denn für wenig oder nichts kann ich mich nicht mit einem ſolchen Dummkopf zanken.

Geben Sie doch in dem nächſten Stücke des Correſpondenten auf die Recenſion von Meuſels Apollodor Acht. Sie iſt von mir. Ich hätte ſonſt noch Fehler genug darin angeſtrichen, daß ich leicht auch eine Recenſion für Ihre Bibliothek machen könnte; aber ich habe nicht Zeit.

Mein Bruder ſagt mir, daß Hr. Moſes Klotzens Büchelchen vom Alterthum recenſirt habe: ſchicken Sie mir doch das, ſobald es gedruckt iſt.

Leben Sie indeß wohl und vergeſſen Sie nicht, daß Sie mir noch außer dieſem auf einen Brief Antwort ſchuldig ſind. Ich bin

Ihr

ergebenſter Freund,

Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 27. Auguſt 1768.

Liebſter Freund,

Ich bin einige Tage auf dem Lande geweſen; das iſt die Urſache, warum Sie keinen Aushängebogen bekommen. Hier haben Sie nun deren ſechſe auf einmal. Aber alle ohne Signatur! Ich muß Ihnen nur geſtehen, daß ſie der Buchdrucker nicht vergeſſen, ſondern auf mein ausdrückliches Verlangen weglaſſen müſſen. Wozu der Bettel, der das Viereck der Columnen ſo ſchändlich verſtellt? Da iſt der Cuſtos, da ſind die Pagina, der Columnentitel, die Zahl der Briefe; und alles das iſt noch nicht genug, die Bogen zuſammen zu finden? Muß auch der Burſche, welcher collationiret, noch ſein beſonderes Hülfsmittel haben? Und warum kann er nicht nach der Folge der Pag. 1. 17. 33. 49. 65. u. ſ. w. collationiren? So raiſonnirte ich: und ich hätte nimmermehr geglaubt, daß Sie wider die kleine Neuerung ſo ſehr proteſtiren würden. Nun gut, bey dem zweyten Theile wollen wir die Signatur wieder herſtellen: aber mitten in dieſem Theile ſie wieder vorzuſuchen, bedenken Sie ſelbſt, welchen Uebelſtand das verurſachen würde! Lieber, daß ſie mit Fleiß weggelaſſen, als zur Hälfte vergeſſen zu ſeyn ſcheint. Ich will ſchon ſorgen, daß die Exemplare richtig und gut zuſammengeſchlagen werden.

Die Recenſion von Meuſels Apollodor iſt von mir: aber ſehen Sie einmal, mit welchen Druckfehlern ſie der ** mit Fleiß abdrucken laſſen! Er iſt Klotzens geſchworner Waffenträger. Ich lege auch die Zeitung bey, in welcher ich auf Klotzens kahle Antwort im 133 Stücke des Correſpondenten geantwortet.

Ueber den Punkt der Heftigkeit werde ich mich in der Vorrede zu den Briefen entſchuldigen. Dergleichen Dinge müſſen ein wenig heftig geſagt werden, oder es hilft gar nichts.

Nächſtens ein mehreres! Aber antworten Sie mir auch.

Dero
ergebenſter Freund und Diener,
Leſſing.

An Gleim.

Hamburg, den 24. September 1768.

Liebſter Freund,

Haben Sie mich ganz vergeſſen? — Ich will es nicht glauben. Ich ſchmeichle mir, daß Sie noch einige Freundſchaft für mich haben. In dieſem Vertrauen wage ich es, Ihnen den Ueberbringer Herrn König aus Hamburg, welcher mein und Herrn Zachariäs ſpecieller Freund iſt, beſtens zu empfehlen. Er hat Wechſelgeſchäfte gegen einen Juden in Halberſtadt; und wenn Sie ihm mit gutem Rathe dabey dienen können, ſo weiß ich gewiß, Sie werden es thun.

Dieſes ſchreibe ich in der größten Eil. Erwarten Sie nächſtens einen weitläuftigen Brief. Ich habe Ihnen über hundert Dinge zu ſchreiben; doch möchte ich fürs erſte gewiß ſeyn, ob ich Ihnen noch immer ſo unverholen ſchreiben darf, als ehemals.

So viel ich erfahre, ſind Sie geſund und wohl. Machen Sie bald, wenn Sie während meines Hierſeyns noch einmal Hamburg beſuchen wollen.

Künftigen Februar reiſe ich nach Italien. Doch auch davon in meinem nächſten Briefe ein mehreres. Leben Sie recht wohl, liebſter Freund, und laſſen Sie mich ja in dem Gedanken, daß Sie noch mein Freund ſind.

Dero
ganz ergebenſter Diener
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 21. September 1768.

Lieber Bruder,

Ich würde Dir auch vielleicht heute noch nicht ſchreiben, wenn man mir nicht eine Commiſſion an Herrn Schuch aufgetragen hätte, die ich durch Dich will verrichten laſſen. Unſer hieſiges Theater geht auf Advent nach Hannover, und bleibt daſelbſt bis Oſtern. Die Stadt iſt alſo von Weyhnachten bis dahin ohne Spektakel, und das Haus ſteht leer. Ich zweifle, ob dieſes die beſte Zeit für Herrn Schuch in Berlin ſeyn wird. Frage ihn alſo, ob er Luſt habe, hierher zu kommen: mit ſeiner Truppe, verſteht ſich. Ich mache mich anheiſchig, ihm die Erlaubniß auszuwirken, und das Haus um eine ſehr billige Miethe zu ſchaffen. Es kann nicht fehlen, daß er nicht hier gute Sachen machen ſollte, da man ſo ſehr für das Neue iſt. Ueberhaupt, glaube ich, wird unſere Truppe auf Oſtern aus einander gehen, und es würde für ihn gut ſeyn, wenn er auch nur dieſer Conjunktur wegen hier wäre, indem er ſich vielleicht mit guten Leuten dabey verſehen könnte.

Wie geſagt: frage ihn, und überſchreibe mir mit der erſten Poſt ſeine Antwort. Sie muß aber poſitiv und ſicher ſeyn. Ich hoffe, daß die Neuhof und Jaquemin noch bey ihm ſind. Es iſt vorgeweſen, an Döbbelin nach Danzig zu ſchreiben: doch mit dem mag ich nichts zu thun haben; und dazu iſt er zu weit entfernt, und verdient, ohne Zweifel jetzt in Danzig genug.

Meine Briefe wider Klotzen ſind fertig, und morgen ſchicke ich ſie nach Leipzig ab, von wo Dir Herr Nicolai ein Exemplar mitbringen ſoll. Wenn dieſer noch in Berlin iſt, ſo frage ihn doch, wie er mich auf mein Letztes vom 26ſten vorigen Monaths ohne Antwort laſſen könne.

An Herrn Voß werde ich nach Leipzig ſelbſt ſchreiben, und ihm eine Neuigkeit melden, die ich Dir jetzt nur vorläufig mit wenig Worten ſagen will. Auf den inſtehenden Februar gehe ich mit dem erſten Schiffe von hier nach Livorno, und von da gerades Weges nach Rom. Ich verkaufe alle meine Bücher und Sachen, wovon der Katalog bereits gedruckt und die Auktion auf den 16ten Januar angeſetzt iſt.

Nächſtens ein Mehreres. Lebe wohl. Ich bin

Dein

treuer Bruder,

Gotthold.

An Nicolai.

Hamburg, d. 28. Septemb. 1768.

Liebſter Freund,

Den 21ſten dieſes habe ich Ihren Brief bekommen, und den 28ſten haben Sie von Berlin abgehen wollen. Ich habe Ihnen alſo nicht nach Berlin antworten können: das ſehen Sie wohl. Es iſt Ihre eigene Schuld; warum laſſen Sie mich vier Wochen auf eine Antwort lauern?

Der erſte Theil iſt fertig. Wenn Sie wollen, ſo will ich an dem zweyten ſacht anfangen laſſen. Materie ſehe ich genug vor mir: aber es ekelt mich ſchon vor Klotzen; ich werde fleißig Abſchweifungen machen, um mir beſſere Gegner zu ſuchen. Aber —

Dieſes Aber will ich Ihnen gleich erklären. Ich gehe künftigen Februar von Hamburg weg. Und wohin? Geraden Weges nach Rom. Sie lachen; aber Sie können gewiß glauben, daß es geſchieht. Gott ſey Ihnen gnädig, wenn vor dieſer Zeit der zweyte Theil nicht fertig iſt! Ich dächte alſo, ich überſchlüge meine Zeit genauer, und finge lieber gar nicht an, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß er fertig werden könnte. Was meynen Sie?

Was ich in Rom will, werde ich Ihnen aus Rom ſchreiben. Von hier aus kann ich Ihnen nur ſo viel ſagen, daß ich in Rom wenigſtens eben ſo viel zu ſuchen und zu erwarten habe, als an einem Orte in Deutſchland. Hier kann ich des Jahres nicht für 800 Rthlr. leben; aber in Rom für 300 Rthlr. So viel kann ich ungefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben; wenn das alle iſt, nun ſo wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß verſichert, daß es ſich luſtiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln laſſen, als in Deutſchland.

Ich laſſe das Verzeichniß von meinen Büchern drucken, welche im Januar hier verauktionirt werden ſollen. Ich will Ihnen Exemplare nach Berlin ſchicken. Machen Sie meinetwegen immer eine Ausnahme, und laſſen Sie, nicht den Buchhändler, ſondern den Freund, ſie ein wenig bekannt machen. Sie werden beſonders vortreffliche Italiäniſche Sachen darin antreffen.

Zu Erſparung der Koſten bin ich entſchloſſen, von hier nach Livorno zu Schiffe zu gehen. Es iſt alſo gewiß, daß wir einander ſo bald nicht wieder zu ſprechen bekommen dürften, wenn Sie nicht noch nach Hamburg kommen. Ich dächte Sie kämen, um zugleich auch noch unſer Theater zu ſehen, welches auf Oſtern gleichfalls auffliegt.

Die beſten Acteurs gehen alle ab: denn Ackermann übernimmt es wieder. Damit wäre es alſo auch vorbey!

Ich ſchreibe Ihnen ſo viel von meinen Umſtänden, nicht ſie andern zu ſagen, welches ich Sie ſehr bitte, nicht zu thun: ſondern bloß, damit Sie ſie wiſſen, und Moſes und Ramler.

Von meiner Verbindung mit Boden habe ich mich auch bereits losgeſagt, und nichts in der Welt kann mich länger hier halten. Alle Umſtände ſcheinen es ſo einzuleiten, daß meine Geſchichte die Geſchichte von Salomons Katze werden ſoll, die ſich alle Tage ein wenig weiter von ihrem Hauſe wagte, bis ſie endlich gar nicht wieder kam.

Indeß habe ich noch viel zu thun. Ich muß meine Dramaturgie noch fertig machen, und ich denke, man wird es dem Ende anmerken, daß ich es, den Kopf ſchon voller antiquariſchen Grillen, geſchrieben. Aus dieſer Urſache wünſchte ich auch lieber an dem zweyten Theile der antiquariſchen Briefe arbeiten zu können, als hieran.

Die Recenſionen in der deutſchen Bibliothek über Klotzen haben mir beyde ſehr wohl gefallen. Sein Geſchmiere von Münzen habe ich nicht geleſen; ich habe nie etwas anders darin vermuthet, als was Sie darin gefunden haben. Ich halte übrigens ietzt von ſeinem Charakter noch weit weniger, als von ſeiner Gelehrſamkeit. Sie haben doch wohl die neueſten Stücke des Correſpondenten geleſen? Er beſchwert ſich darin über Anzüglichkeiten, die ich ihm ſoll geſagt haben? Darf der Mann ſich über Anzüglichkeiten beſchweren, der in ſeiner Zeitung und Bibliothek die Leute brandmarkt? — Doch nichts mehr von ihm!

Melden Sie mir doch, was Hr. Lambert von der Folge der Briefe geſagt hat, in welchen mehr von der Perſpektiv vorkömmt. Allerdings iſt mir ſein Beyfall nicht gleichgültig*), und ich wünſchte mich über verſchiedene Dinge mit ihm expliciren zu können.

Machen Sie doch, daß Hagedorn in Dresden und Erneſti in Leipzig ein Exemplar in meinem Namen erhalten. Dem Appellationsrath Platner**) ſchicken Sie gleichfalls eins.

Leben Sie wohl, und wenn Sie können, ſo ſchreiben Sie mir einmal aus Leipzig.

Dero

ergebenſter Freund,
Leſſing.

---

*) Ich hatte Leſſingen gemeldet, daß ſeine antiquariſchen Briefe dem Mathematiker Lambert gefielen. Nicolai.

**) Dem Verf. der Lanx Satura, dem ältern Bruder des jetztlebenden berühmten Philoſophen. Nicolai.

An Nicolai.

Hamburg, d. 7. October 1768.

Liebſter Freund,

In dem Meßcatalogo habe ich Verſchiednes gefunden, worüber ich Nachricht haben möchte. Was für ein Ding ſind die romantiſchen Briefe, die Sie verlegt haben? Wer hat ſie geſchrieben?*) Was iſt Ratzebergers Vertheidigung für ein Scharteckchen?**) Wer hat die kritiſchen Wälder ankündigen laſſen?

Wenn Sie mir nicht während der Meſſe antworten können: ſo thun Sie es wenigſtens gleich nach der Meſſe. Schreiben Sie mir doch auch, wo die neue Auflage der Fragmente*) bleibt?

---

*) Ich kenne den Verfaſſer dieſer in meinem Verlage gedruckten Briefe noch nicht. Ich erhielt ſie vom Hrn. Prof. Müller, der damals in Berlin am Joachimsthaliſchen Gymnaſium ſtand. Der im J. 1800 herausgekommene 2te Theil, worin die Geſchichte geendigt wird, hat einen andern Verfaſſer. **Nicolai.**

) Ich hatte die erſte Idee zum **Vademekum für luſtige Leute, und war Willens, ſie in meinem Verlage einmal künftig auszuführen. Dies wußte der ſel. Buchhändler Mylius in Berlin. Als er ſich etablirte, erſuchte er mich, ihm dieſe Idee zur Ausführung zu überlaſſen. Ich willigte ein, und gab ihm die Bücher, die ich ſchon dazu geſammelt hatte. Ich hatte an der Ausführung keinen Theil, außer daß ich dem Verleger nachher bey Gelegenheit Beyträge gab, und die zweyte Auflage des erſten Theils ganz durchkorrigirte, weil dieſer Theil meiſt aus Joe Miller's Jests, aber ganz unerträglich ſteif, überſetzt war. Ich wählte auch den Titel, über den man erſt ſehr unſchlüſſig war, und machte in einer muntern Viertelſtunde, unter dem Namen Lic. Ratzebergers, eine Zueignungsſchrift, an den damals aus Spott ſo genannten **ſchwarzen Zeitungsſchreiber** in Hamburg, oder den Verf. der **Hamb. gelehrten Nachrichten,** einen Mann, der ſich gegen alle geſunde Vernunft auflehnte. Dieſe Zueignungsſchriften ſetzte ich auf Bitten des Verlegers bis zum 7ten Theile fort, und lachte darin über dieſe und jene litterariſchen Thorheiten der Zeit. Der Klotziſche Unfug nahm damals ſehr zu. Ich kündigte daher im Meßkatalog eine Schrift an: **Lic. Ratzebergers Widerlegung der liſtigen Findlein, womit ſeine Feinde ihm böſen Leumund machen wollen.** Ueber den Inhalt, ſehe man meinen folgenden Brief. Das Ding blieb nachher ungedruckt. Die höchſt unanſtändigen Scenen, die Klotz und ſeine Anhänger ſpielten, ſind jetzt vergeſſen, und wenn man allenfalls etwas aus der Zeit lieſet, ergreift einen gleich der Ekel. Damals aber war es beynahe Pflicht, die unverſchämten Scharlatanerien, die der deutſchen Litteratur Schande machten, in ihrer Blöße darzuſtellen. Wäre dies nicht geſchehen, ſo wäre das Publikum noch länger von unwiſſenden Menſchen hintergangen worden, und das gründliche Studium der Wiſſenſchaften hätte darunter gelitten. **Nicolai.**

Leben Sie wohl! Ich bin

Dero

ergebenſter,
Leſſing.

An Ebert.

Wertheſter Freund!

Ich hoffe, daß dieſer mein zweyter Brief an Sie nicht verloren gehen ſoll: er muß auch nicht, wenn ich noch weiter einen von Ihnen zu verdienen ſcheinen ſoll. Vors erſte meinen großen Dank, daß Sie mir die perſönliche Bekanntſchaft des Herrn Eſchenburgs verſchaffen wollen. — Ich dächte, wir machten uns die guten Köpfe, welche heranwachſen, ja auf alle Weiſe zu Freunden. Sie möchten ſonſt, anſtatt bloß in unſre Fußtapfen zu treten, uns die Schuhe austreten. — Meinetwegen zwar: denn machen uns dieſe nicht ſchon vergeſſen, ſo thun es ſicherlich ſpätere. —

Sie ſehen, daß ich mich jetzt eben nicht im Schriftſteller-Enthuſiasmus befinden mag. Meine Antwort alſo auf Ihre freundſchaftliche Exequirungen können Sie errathen. Zum Henker mit alle dem Bettel! Was ich in meinem Leben noch ſchreibe, ſoll genau nach den verdrehten Worten des Thucydides abgemeſſen ſeyn, die Sie auf meinen antiquariſchen Briefen leſen. Das Schreiben ἐς ἀει will ich Euch andern Schwärmern überlaſſen: ſo, dann und wann, ein kleines αγωνισμα ἐς το παραχρημα ἀκουειν, um ſieben Neuntheile von meinen lieben ſchreibenden Landsleuten auf mich toll und raſend zu machen, das iſt alles was ich mir vornehme.

Meinen Sie nicht, daß dieſe antiquariſche Briefe ein ziemlicher Anfang ſind? Ich freue mich ſchon in voraus auf alle die Ehrentitel, die ich dafür bekommen werde. Nur ärgert es mich, daß es ſo wenige wiſſen können, wie ſehr ich mich darüber freue.

Aber ich erinnere mich, daß Sie mich in dieſem Tone nicht gerne hören. Alſo etwas, was Sie lieber hören. Der Ugolino iſt fertig, und Sie erhalten mit dieſer Gelegenheit ein Exemplar. Wieder ein Knochen für die kritiſchen Hunde! Wenn ſie ſich genung darüber werden zerbiſſen haben: ſo will ich auch meinen Knittel drunter werfen.

---

*) Nämlich Herders Fragmente. Nicolai.

Vorläufig aber machen Sie nur, daß er in den Braunſchweigiſchen Zeitungen gut recenſirt wird. Ich nenne gut, mit einem Funken von dem Genie, mit welchem er geſchrieben worden. — Bald ſchicken wir Ihnen auch die Schlacht Hermanns: ſie wird über Hals über Kopf gedruckt, und zu einer Abſicht die eine zweyte Meſſiade wird, wenn ſie dem Verfaſſer gelingt. — Noch könnte ich Ihnen melden, daß unſer Freund Ebert den Jordin*) überſetzt, wovon er mir bey ſeinem Hierſeyn nicht ein Wort geſagt. Ich will ihm gern jede Ueberſetzung als ein eignes Werk anrechnen: aber nur von der Religion müßte es nicht handeln. Das pro und das contra über dieſen Punkt habe ich eines ſo ſatt, wie das andre. Lieber ſchreibt von geſchnittnen Steinen, ihr werdet ſicherlich wenig Gutes, aber auch wenig Böſes ſtiften!

Ich falle ſchon wieder in einen Ton, den Sie nicht leiden können. Nun was können Sie denn recht leiden? Soll ich Ihnen noch von meiner Reiſe etwas ſagen? Es bleibt feſt dabey. Ueber acht Tage ſollen Sie meinen Catalogus erhalten. Aber wiſſen Sie, was mich ärgert? Daß alle denen ich ſage, „ich reiſe nach Rom,“ ſogleich auf Winkelmannen verfallen. Was hat Winkelmann und der Plan, den ſich Winkelmann in Italien machte, mit meiner Reiſe zu thun? Niemand kann den Mann höher ſchätzen, als ich: aber dennoch möchte ich eben ſo ungern Winkelmann ſeyn, als ich oft Leſſing bin! Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich will nur ſchließen, denn ich treffe den Ton heute doch nicht, der Ihnen gefällt.

Dero
ergebenſter Fr. und Dr.
Leſſing.

Hamburg,
den 18. Octbr. 1768.

An Nicolai.

Hamburg, d. 21. October 1768.

Liebſter Freund,

Ich ſchreibe heute größten Theils an Sie in der Angelegenheit eines alten guten Bekannten, der ſich gegenwärtig in Berlin befindet. Es iſt Hr. ** aus Leipzig, der von dort weggehen müſſen und gern in Berlin unterkommen möchte. Ich habe ihn an ** recommandirt: aber es ſcheint, daß ** entweder nichts kann oder nichts will für ihn thun. Hören Sie alſo, was ich von Ihnen verlange. Hr. Eberhard iſt unſer guter Freund; bitten Sie dieſen, in meinem Namen, daß er bey dem Miniſter Horſt dieſem Manne irgend eine kleine Acciſebedienung in der Provinz verſchaffe. Ich ſollte meynen, daß dieſes etwas ſehr leichtes ſeyn müßte. ** iſt ein geborner preußiſcher Unterthan; ſollte er nicht eben ſo viel verdienen, als ein — — Franzoſe? — Oder wiſſen Sie, lieber Nicolai, ſonſt etwa einen Rath? Der Mann verſteht ſich auf den Wollenhandel, und wie ich gehört habe, gut. Könnte ihn Moſes nicht etwa bey einer dortigen Wollenfabrik anbringen? Indeß bitte ich Sie, ihm, **, auf meine Rechnung, zwey oder drey Louisdor zu geben, und ihm ſolche nebſt beyliegendem Briefe zuſtellen zu laſſen. Er logirt im ſchwarzen Adler, der Poſt gegenüber. — Wenn ich Ihnen ſage, daß mir der Mann ſehr nahe geht, ſo weiß ich, werden Sie Ihr Beſtes thun.

---

*) Jordins Abhandlungen über die Wahrheit der chriſtlichen Religion. Hamburg 1769. in 8.

Haben Sie ſchon geleſen, wie verächtlich Klotz von den antiquariſchen Briefen in ſeiner Zeitung urtheilt? Aus dieſer Recenſion ſoll man ſchließen, daß ich ihm nichts, als Druckfehler vorgeworfen, oder Dinge gegen ihn behauptet hätte, die ganz und gar nicht wahr wären. Er beſteht z. E. darauf, daß Marcus Tuſcher ein Steinſchneider geweſen, weil es Füeßly, Giulianelli und Gori ſagen. Aber wenn es noch zwanzig ſolche Herren ihm ſagten: ſo iſt es doch nicht wahr. Denn ſie haben es alle dem Mariette nachgeſchrieben, welcher es ſich hat weis machen laſſen. Nattern, der ſo lange mit Tuſchern gelebt hat, in Rom und Dännemark, iſt hierin allein zu glauben. Endlich, wenn Tuſcher ein Steinſchneider war, ſo mag er uns ſeine Werke nennen! — Hernach wollte ich, daß man in einer Recenſion anmerkte, daß ein Mann wie Klotz, der die Scribenten nicht verſpottet, ſondern brandmarkt, und die infamirendſten Perſonalitäten von ihnen in die Welt ſchreibt, alles Recht verloren hat, ſich über die Anzüglichkeit des Styls, den man gegen ihn braucht, zu beſchweren. Dieſer Styl hat anzüglich ſeyn ſollen, und muß es ſeyn, wenn man die Welt wegen eines ſolchen Windbeutels deſabuſiren will.

Hr. Klotz kann Staat darauf machen, daß ich mich ſo bald von ſeiner Spur nicht will abbringen laſſen, er mag auch noch ſo viel Seitenſprünge verſuchen. Wenn er der gelehrte Mann wäre, für den man ihn hält, ſo verlohnte es ſich ja wohl der Mühe, ſeine Fehler zu verbeſſern; denn es wären die Fehler eines gelehrten Mannes, in die ein minder gelehrter noch eher fallen kann. In der That hat er auch manche mit ſonſt gelehrten Leuten gemein; und dieſe ſind es, bey welchen ich mich in dem zweyten Theile der Briefe vornehmlich aufhalten will: damit er nicht ſagen kann, daß ſie eine bloß perſönliche Zankſchrift wären.

Hr. Prof. Heyne in Göttingen hat, ſo bald er die Briefe erhalten, an mich geſchrieben. Er iſt es ſelbſt, der die Anmerkung gegen meine Deutung des Borgheſiſchen Fechters in den Göttingiſchen Anzeigen gemacht hat. Aber er bekennt nun ſelbſt, daß er ſeine Meynung anders hätte ausdrücken ſollen, und daß er auf keine Weiſe hätte ſagen müſſen, daß ich dieſe Statue mit einer zu Florenz verwechſelte. Er verſpricht mir ſogar, dieſes nächſtens zu widerrufen. Seine Meynung iſt bloß, daß meine Deutung des Borgheſiſchen Fechters noch eher auf den Miles Veles zu Florenz paſſen würde, als auf jenen. Und das iſt freylich etwas ganz anders, als er in den Anzeigen geſagt zu haben ſchien.

Ich werde an dem zweyten Theile der Briefe anfangen, ſobald ich mit meinem Catalogus und der Dramaturgie fertig bin; welches in vier oder fünf Wochen ſeyn dürfte. Ich denke auch gewiß vor meiner Abreiſe noch damit fertig zu werden, die auf den Februar feſtgeſetzt bleibt. Ich habe Hrn. Klopſtock verſprochen, ihn noch zuvor in Kopenhagen zu beſuchen. Sein Herrmann wird nun gedruckt, und zwar in einer Abſicht, die für ſeinen Ruhm eine zweyte Meſſiade werden kann, wenn ſie ihm gelingt.*) Aber dieſes Räthſel muß zur Zeit noch unter unſern Freunden bleiben, ſo Räthſel, als es iſt. Ich denke zwar, ich habe Ihnen in Leipzig ſchon etwas davon geſagt.

Wenn Sie von Herdern erlangen können, daß ich die Aushängebogen ſeiner Wälder zu ſehen bekomme, ſo ſoll es mir lieb ſeyn. Denn ſonſt dürfte ich ſie wohl ſo bald nicht zu leſen erhalten. Ich denke in Rom andre Arbeit vor mir zu finden; und ich erlaſſe Sie daher Ihres Verſprechens, mir die gelehrten Neuigkeiten unſers Vaterlandes nachzuſenden.

---

*) Man hatte nämlich, auf das Wort des Grafen v. Dietrichſtein, Röm. Kaiſ. Geſandten in Kopenhagen, die Hoffnung geſchöpft, Kaiſer Joſeph (der damals noch nicht einmal allein regierte) wolle die vorzüglichſten deutſchen Gelehrten nach Wien ziehen, und für die deutſche Gelehrſamkeit viel thun. Dies erregte damals in Kopenhagen und Hamburg ſehr große Hoffnungen. Sie wurden freylich nicht erfüllt, und man würde nicht einmal die Hoffnung geſchöpft haben, wenn man Kaiſer Joſeph's wahre Geſinnung über Gelehrſamkeit, und den Zuſtand der Literatur in Wien unter Maria Thereſia, recht gekannt hätte. Nicolai.

Vor vierzehn Tagen war der Kammerrath Heinecken hier; er beſuchte mich, und von ihm hörte ich zuerſt, daß es mit Klotzens Berufung nach Dresden nichts ſeyn könnte. Er ſagte mir aber dabey, daß Hagedorn deſſen großer Freund ſey. Ich darf alſo nicht hoffen, daß dieſer mit den antiquariſchen Briefen ſehr zufrieden ſeyn wird.*)

Leben Sie wohl! Meine Empfehlung an Moſes und Ramler: wenigſtens werde ich beyden noch einmal ſchreiben, ehe ich von hier abreiſe.

Dero

ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 28. Oktober 1768.

Mein lieber Bruder,

Ich habe an Herrn Voß geſchrieben, was ich mit den aus der Auktion zurückgebliebenen Büchern zu machen wünſchte, beſonders mit dem Journal des S. und dem Mercure. Es iſt zu ſpät, ſie hierher kommen zu laſſen. Herr Voß wird ſie alſo wohl nach ſich nehmen. Mag er doch auch allenfalls das Journal an den Grafen von Anhalt verkaufen, was dieſer dafür geben will.

Mit meiner Reiſe bleibt es feſt. Doch biſt Du wunderlich, ſchon den Tag der Abreiſe wiſſen zu wollen. Wenn ich zu Waſſer gehe, mit dem erſten guten Frühlingswinde. In Deinem letzten Briefe ſchreibſt Du mir, daß Du mich vielleicht noch beſuchen könnteſt. Es ſoll mir lieb ſeyn; nur verbitte ich die Ueberraſchung. Du mußt mir es vorher melden. Denn ich habe verſprochen, noch nach Kopenhagen zu kommen, und es kann mir alle Tage einfallen, dieſe Reiſe zu thun. Sonach lieſeſt Du Gefahr, mich nicht zu treffen.

Du willſt wiſſen, ob ich bloß auf meine Rechnung oder in anderer Verbindung nach Rom gehe, weil man verſchiedentlich davon rede? Dir kann ich es ſagen: bloß auf meine Rechnung. Aber laß doch nur die Leute ſagen, was ſie wollen. Ob ſie es recht wiſſen, oder nicht. Es iſt doch bloße Neugierde, und nichts weniger als Theilnahme an meinen Umſtänden.

---

*) Heinecken war gegen den Herrn v. Hagedorn ſehr widrig geſinnt, und brachte auch Leſſingen widrige Geſinnungen gegen ihn bey, da er ihn ſonſt hochſchätzte. Hagedorn hielt anfänglich etwas von Klotz; ſeine Meinung änderte ſich aber, da er ihn beſſer kennen lernte; ſeine Hochachtung für Leſſing blieb unverändert. Seine Briefe an mich können es bezeugen. Nicolai.

Döbbelin hat nie an mich geſchrieben. Ich bin nach ſeinen Complimenten eben ſo wenig begierig, als nach ſeinem Präſente, welches ich ihm ſicherlich zurückſchicken würde.

Meine Sudeleyen von entworfenen Komödien könnte ich Dir leicht geben; aber Du würdeſt ſie ſicherlich nicht nutzen können. Ich weiß oft ſelbſt nicht mehr, was ich damit gewollt. Ich habe mich immer ſehr kurz gefaßt, und mich auf mein Gedächtniß verlaſſen, von welchem ich mich nunmehr betrogen ſehe. — Die Ueberſetzung des Engliſchen Werkes hingegen, über das Erhabne und Schöne, habe ich ſelbſt noch gar nicht aufgegeben. Es iſt mir lieb, daß ich ſo damit gezaudert: ich würde mit den eigenen Abhandlungen, die ich dazu machen wollen, jetzt ſicherlich ſehr unzufrieden ſeyn.

Deine Komödie habe ich weder ganz noch mit der Aufmerkſamkeit geleſen, daß ich Dir mein unverholnes Urtheil darüber ſagen könnte. Ich behalte mir es aber vor, und will die nächſte ruhige Stunde dazu anwenden.

Die einzelnen Theile, die Du von den neueren Italiäniſchen Dramaticis mit Dir genommen, mußt Du mir je eher je lieber wieder zurückſchicken: am beſten durch Einſchluß an einen Buchhändler, etwa wenn Herr Nicolai einen neuen Band ſeiner Bibliothek anher ſchickt. Daß Du Dich nicht ſehr daran erbauen würdeſt, habe ich wohl voraus geſehen. Indeß wäre der Anſchlag doch immer gut, die beſten Stücke des alten und neuen Italiäniſchen Theaters zu überſetzen, und ſie mit einer kleinen Geſchichte herauszugeben. Die Arbeit kann Dir nicht ſchwer werden, und wenn Du mehr auf Deinen Styl Acht giebſt, ſo biſt Du ihr auch gewachſen. Aber lerne Dich doch ja correcter ausdrücken! Du ſchnitzerſt nicht allein wider das Genie der Deutſchen Sprache, ſondern auch noch oft gegen ihre grammatiſche Regeln, wovon ich Dir, bey jedem Aufſchlagen Deiner Komödie, Beyſpiele geben könnte.

Nimm mir meine Erinnerung nicht übel. Studiere fleißig Moral, lerne Dich gut und richtig ausdrücken, und kultivire Deinen eigenen Charakter: ohne das kann ich mir keinen guten dramatiſchen Schriftſteller denken. Lebe wohl, und ſchreibe mir bald wieder. Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Moſes Mendelsſohn.

Hamburg, den 5. Nov. 1768.

Beſter Freund!

Fehler, die zur Natur geworden, entſchuldigt niemand, verlangt auch niemand entſchuldigt zu hören. Ich thue alſo, als ob dieſes nichts weniger, als der erſte Brief wäre, den ich aus Hamburg an Sie ſchreibe. Sie werden von Nicolai erfahren haben, was ich Willens bin. Ich hoffe, Ihren Beyfall zu haben. Wenigſtens bin ich gewiß, daß er mir nicht entſtehen würde, wenn ich Ihnen alle meine Bewegungsgründe mittheilen könnte und wollte. Ob ich hier oder da bin, daran iſt ſo Wenigen ſo wenig gelegen, — — und mir am allerwenigſten! Das Halbdutzend Freunde, das ich ungern verlaſſe, hoffe ich auch in der Ferne zu behalten und zu nutzen.

Ich will jetzt ſchon anfangen, Sie aus der Ferne beſſer zu benutzen, liebſter Freund. — Hr. Eberhard hat mir geſagt, daß Sie mit meiner Erklärung des Schreckens bey Ariſtoteles nicht zufrieden wären. — Ich fürchte, Sie werden mit mehr Dingen nicht zufrieden ſeyn, die ich ſo hingeſchrieben habe, ohne Sie zu Rathe zu ziehen. — Er fügte hinzu, daß Sie auch etwas darüber aufgeſetzt hätten. Schicken Sie mir das doch ja. Ich gehe in allem Ernſt mit einem neuen Commentar über die Dichtkunſt des Ariſtoteles, wenigſtens desjenigen Theils, der die Tragödie angeht, ſchwanger.

Ich ſage Ihnen dieſes auch darum, daß Sie nicht glauben, daß ich mich aufs künftige lediglich unter den Alterthümern vergraben will. Ich ſchätze das Studium derſelben gerade ſo viel, als es werth iſt: ein Steckenpferd mehr, ſich die Reiſe des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unſrer wahren Beſſerung weſentlichen Studien iſt man ſo bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird.

Leben Sie wohl, beſter Freund. Wenn ich mehr ſchreiben wollte, könnte Herr Eberhard den Brief nicht mit bekommen, und wenn er ihn nicht mit bekäme, bekämen Sie ihn auch wohl gar nicht.

Ihr

ergebenſter

Leſſing.

An Ramler.

Hamburg, d. 6. Novemb. 1768.

Liebſter Freund,

Es war Ihr eigner Einfall, die Stücke meiner Dramaturgie für ſo viel Briefe an meine Freunde gelten zu laſſen. Bey dem größten Theile derſelben waren Sie meinen Gedanken am meiſten gegenwärtig: die meiſten ſind alſo an Sie gerichtet. Gleichwohl habe ich nur erſt eine einzige Antwort darauf. — Hiernächſt habe ich, noch auf einem andern Wege, abermals vier und dreyßig Briefe auf einmal an meine Freunde abgeben laſſen, worunter gleichfalls verſchiedne an Sie waren. Dennoch habe ich auf die, weiter keine Antwort. Sie ſehen, daß ich Urſache hätte, mich zu beſchweren.

Sie ſind krank geweſen, liebſter Freund. — Aber wie kann man auch in Berlin geſund ſeyn? Alles, was man da ſieht, muß einem ja die Galle ins Geblüt jagen. Kommen Sie geſchwind nach Hamburg; wir wollen uns zu Schiffe ſetzen, und ein paar tauſend Meilen in die Welt hinein ſchwärmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, wir kommen geſunder wieder, als wir ausfahren — oder auch gar nicht, welches auf eins hinaus läuft.

Ich denke nicht, daß mir es in Rom länger gefallen wird, als es mir noch an einem Orte in der Welt gefallen hat. Wenn alsdann das Collegium de propaganda fide einen wohin zu ſchicken hat, wohin auch nicht einmal ein Jeſuit will, ſo will ich dahin. — Wenn wir einander über zwanzig Jahre wieder ſehen, was werde ich Ihnen nicht zu erzählen haben!

Erinnern Sie mich doch alsdann auch an unſer hieſiges Theater. Wenn ich den Bettel nicht ſchon vergeſſen habe, ſo will ich Ihnen die Geſchichte deſſelben haarklein erzählen. Sie ſollen alles erfahren, was ſich in der Dramaturgie nicht ſchreiben ließ. Und wenn wir auch alsdann noch kein Theater haben: ſo werde ich aus der Erfahrung die ſicherſten Mittel nachweiſen können, in Ewigkeit keins zu bekommen. — Transeat cum cæteris erroribus! —

Noch habe ich eine Bitte an Sie. Schicken Sie mir, ſo bald als möglich, Ihre überſetzten Oden des Horaz.*) Mein Bruder kann ſie abſchreiben. Ich verſpreche Ihnen, ohne Ihr Vorwiſſen und Ihre

---

*) Ramler ließ ſie ſogleich drucken, und ſchickte ſeinem Freunde ein Exemplar. Nicolai.

Einwilligung keinen Gebrauch davon zu machen. Aber haben muß ich ſie. Laſſen Sie mir ſie in der Ordnung abſchreiben, in welcher die Schwierigkeit das Metrum im Deutſchen nachzuahmen ſteigt; und die Rangfolge, welche Sie ihnen in Anſehung des Wohlklanges ertheilen würden, bemerken Sie mir in kleineren Nebenzahlen. Ich habe eben den Abt Girolamo del Buono vor mir, der alle Oden des Horaz in die nehmlichen Metra in ſeine Sprache überſetzt hat: aber nicht ſehr glücklich.

Wie leben Sie ſonſt, liebſter Freund? Was haben Sie Neues gemacht? Ich höre von einer Ode auf das Beylager des Prinzen Friedrich von Braunſchweig.*) Warum habe ich ſie nicht ſchon? Schreiben Sie mir bald, und verſichern Sie mich, daß mir Ihre Freundſchaft vorbehalten bleibt, ich mag mich auch befinden, wo ich will.

Ihr

ganz ergebenſter,

Leſſing.

An Chriſtoph Gottlieb von Murr.**)

Hochwohlgebohrener Herr,

Hochzuehrender Herr,

Sie erlauben mir, Ihnen alle die Hinderniſſe und Abhaltungen zu verſchweigen, welche Urſache ſind, daß ich auf Dero angenehme Zuſchrift vom 14ten September vorigen Jahres, itzt erſt, und dazu nicht ungemahnet, antworte.

Ich kenne Dieſelben ſchon längſt als einen Mann von vieler und groſſer Litteratur: ich begreife auch ſehr wohl, daß mir die Ehre Dero nähern Bekanntſchaft ſehr vortheilhaft ſeyn könnte. Ich betauere aber nur, daß wir nicht an einem Orte zuſammen leben. Denn zum ſchriftlichen Umgange bin ich ſo wenig aufgelegt, daß meine älteſten und vertrauteſten Freunde, daß meine Aeltern und Anverwandte, oft in zwey drey Jahren keine Zeile von mir zu ſehn bekommen.

Dennoch würden mir Dero ſchriftliche Anmerkungen über meinen Laokoon ſehr willkommen geweſen ſeyn. Sie ſollen mir auch noch gedruckt ſehr willkommen ſeyn! Ich merke, was Sie beſorgt macht, daß ich ſie vielleicht nicht ohne Bitterkeit aufnehmen möchte. Es iſt mein Betragen gegen den Hn. Klotz und der Ton ohne Zweifel, den ich in meinen antiquariſchen Briefen gegen dieſen Mann zu nehmen gezwungen worden. Ich bin aber ſehr überzeugt, daß ſich Ew. Hochwohlgebohren das dictatoriſche Anſehn nicht werden gegeben haben, welches ſich dieſer Mann giebt; daß Sie nicht der Art ſind, Einwürfe, die Sie einem Schriftſteller machen, ſelbſt, oder durch ihre Freunde, in allen Zeitungen als unverzeibliche Fehler ausposaunen zu laſſen, die Sie dieſem Schriftſteller gewieſen hätten, wie das Hr. Klotz zu thun pflegt; ich bin ſehr überzeugt, daß Sie mit mehr Einſicht, mit verdautern Kenntniſſen, mit mehr Ueberlegung, Erinnerungen machen und Widerlegungen abfaſſen, als Herr Klotz; daß es Ihnen mit dieſen Erinnerungen und Widerlegungen lediglich nur um die Aufklärung der Sache, nur um die Wahrheit zu thun iſt, und nicht um die Eitelkeit, alles beſſer zu wiſſen, und auch da mit zu ſprechen, wo man kein Recht hat mit zu ſprechen. Was beſorgen Sie alſo von mir? Je mehr Fehler und Irrthümer Sie mir zeigen, deſto mehr werde ich von Ihnen lernen: ie mehr ich von Ihnen lerne, deſto dankbarer werde ich ſeyn. Und dieſe Dankbarkeit wird ſich in iedem Worte, das ich etwa erwidern dürfte, zeigen! — Ich wünſchte, daß Sie mich genauer kennten. Wenn die Meinung, die Sie vielleicht von meiner Gelehrſamkeit und meinem Geiſte haben, dabey verlieren möchte: ſo bin ich doch gewiß, daß die Idee, die ich Ihnen von meinem Charakter zu machen wünſchte, dabey gewinnen würde. Ich bin der unleidliche, ungeſitttete, ſtolze, ſchmähſüchtige Mann nicht, für den mich Hr. Klotz nunmehr ausſchreyet. Es hat mir Mühe und Zwang gekoſtet, ein wenig bitter gegen ihn zu ſeyn. Aber ich frage Sie ſelbſt, ob er es nicht verdient hat? Ich weis, Sie ſind ſein Freund: aber können Sie ſich es denn darum ſelbſt verbergen, daß dieſer Ihr Freund ein ſehr elendes Büchelchen von geſchnittenen Steinen geſchrieben hat, und daß er in dieſem ganzen Fache nichts geſchrieben hat, was ihn berechtigen könnte, nur mit dem tauſenden Theile des Stolzes von ſich zu ſprechen, der ihn mir ſo lächerlich macht? —

---

*) Iſt die Ode an die Liebe, welche ſich anfängt: „Liebe, die du Götter oft um Schäfer tauſcheſt.“ Nicolai.

**) C. G. von Murr Denkmaal zur Ehre des ſel. Herrn Klotz, Frankfurt und Leipzig 1772, S. 56. — Nach einer Abſchrift des Originals, welches jetzt Frau Hofräthin Keil in Leipzig beſitzt, berichtigt und vervollſtändigt.

Doch genug von dieſem Manne, deſſen ich ſicherlich gar nicht erwähnen würde, wenn mir nicht daran gelegen wäre, Ihrer Beſorgniß, die ſich auf ihn beziehet, vorzubauen. — Aber wo ſind ſie denn, dieſe Ihre Anmerkungen über den Laokoon? Wenn ſie bereits gedruckt ſind, ſo würde es mir ſehr angenehm geweſen ſeyn, ſie zugleich mit Ihrem zweyten Briefe zu erhalten. Sind ſie es aber noch nicht, ſo erbitte ich mir ſie wenigſtens, ſobald ſie es ſind. Denn es iſt Zeit, wenn ich noch davon profitiren ſoll. Ich dürfte nicht ſehr lange mehr in Deutſchland ſeyn, und auch ſobald nicht wieder Luſt oder Gelegenheit haben, mich um die deutſche Litteratur zu bekümmern.

Aus Dero erſtem Briefe erſehe ich noch, daß Sie in der Meinung ſtehen, als ob ich die Ueberſetzung von Huart damals erſt angekündigt hätte. Ich habe ſie bereits 1751 in Wittenberg drucken laſſen. Itzt würde ich mir ein beſſeres Buch zum Ueberſetzen ausſuchen, obgleich auch dieſes viel gute Gedanken enthält, denen nichts als die Einkleidung in eine neuere philoſophiſche Sprache mangelt.

Ich bin mit vollkommner Hochachtung

Ew. Hochwohlgebohrnen

Hamburg, den 25 Novemb. 1768. gehorſamſter Diener
Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 29. Novemb. 1768.

Liebſter Freund,

Ich wollte dieſe Woche an dem zweyten Theile der antiquariſchen Briefe anfangen laſſen: und nun denken Sie, was uns für ein Streich paſſirt. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß wir Herrmanns Schlacht drucken; nun hatten wir geglaubt, daß ſie höchſtens acht oder neun Bogen werden würde; aber ſie wird über zwanzig. Das macht uns einen gewaltigen Unterſchied in unſerm Papiere. Wir drucken ſie nehmlich auf eben das italiäniſche Papier, auf welches die Briefe gedruckt ſind; und da wir ſie einmal darauf angefangen, ſo müſſen wir damit durch. Allein ſo bleibt uns alsdann zu dem zweyten Theile der Briefe, der doch ebenfalls wieder ſechzehn bis ſiebzehn Bogen werden würde, nicht genug übrig; und erſt auf den März künftiges Jahr bekommen wir eine neue Sendung davon übermacht.

Was iſt alſo zu thun, liebſter Freund? Ich ſehe keine Möglichkeit, daß der zweyte Theil zur Oſtermeſſe hier fertig werden kann; denn auf das nehmliche Papier müßte er doch gedruckt werden, und ich glaube nicht, daß in ganz Deutſchland dergleichen zu haben iſt. Schreiben Sie mir mit der erſten Poſt, was ich bey dieſer Verlegenheit thun ſoll. Ich möchte ſelbſt gern, daß ich bey meiner Abreiſe bey Hrn. Klotz nicht in Schulden bliebe. Stoff habe ich genug, und wohl noch zu einem dritten Theile; ich laſſe mich auch nicht irren, ihn auszuarbeiten, und ich will Ihnen wenigſtens alles ſauber und deutlich abgeſchrieben zurücklaſſen.

Sie haben geſehen, daß Heyne ſein Verſprechen in den Göttingiſchen Zeitungen gehalten. Ich bin mit ſeiner Erklärung ſehr zufrieden; denn was er gegen meine Deutung des Chabrias ſelbſt ſagt, hat mit der vorgeworfenen Verwechſelung der Statuen gar nichts zu thun. Ich habe vor, mich in den Briefen umſtändlicher darüber auszulaſſen: wie ich denn auch jede Gelegenheit ergreife, ſonſt nützliche Abſchweifungen zu machen, um dem Buche, außer ſeiner Beziehung auf Klotzen, ſo viel Werth zu verſchaffen, als mir möglich. Zwey Kupfer müßte ich aber auch zu dem zweyten Theile haben, die ich beyde ſchon hier zeichnen laſſe. Und noch ein drittes Kupfer; wenn ich meine Abhandlung von den Ahnenbildern der Alten noch mit in die Briefe bringen wollte. Dieſe wäre ein kleines Stück aus Winkelmanns Monumenti, welches er äußerſt falſch erklärt hat, und worüber ich beſſere Dinge zu ſagen denke, als ihm eingefallen ſind. — Oder wie wäre es, wenn wir die Abhandlung über die Ahnenbilder beſonders druckten? Doch nein; ich möchte lieber meine antiquariſchen Schreibereyen hübſch beyſammen in einer Folge haben: ja, ich wäre nicht ungeneigt, auch von Italien aus eine fernere Fortſetzung der Briefe zu machen, wenn ich erſt wüßte, daß unſere lieben Landsleute ſo etwas leſen wollten. —

Klotz hat ſich früh dazu gehalten, die Briefe auch in ſeiner Bibliothek zu recenſiren. Er ſchwatzt wieder eine Menge dummes Zeug, das ich aber ſchon werde müſſen fallen laſſen, weil ich ſonſt ewig nicht mit ihm fertig würde. Wegen des Manuſcripts von Chriſten, das er ſoll gebraucht haben, möchte ich gern nähere Nachricht haben. Ein Umſtand, wo Klotz etwas für ſeine eigne Bemerkung ausgiebt, von der ich jetzt aus Erneſtis Archaeologia ſehe, daß ſie Chriſt längſt gemacht hat, läßt mich vermuthen, daß ſein Plagium wahr iſt.*)

Indeß können Sie ſich mit ihm verſöhnen, wenn und wie Sie wollen. Nur bitte ich, daß Sie mich nie in Ihre Verſöhnung mit einſchließen. —

---

*) Leſſing erhielt nachher in Leipzig Chriſt's Vorleſungen, aus denen Klotz das beſte in ſeinen Büchern abgeſchrieben hatte. Im Entwurfe zu dem letzten Briefe des dritten Theils der antiquariſchen Briefe, ſagt er ausdrücklich, er werde Beweiſe des Plagiats aus Chriſt's **Vorleſungen über die Litteratur** liefern. Nachher wurde dies Manuſkript unter dem Titel: **Abhandlungen über Literatur und Kunſt**, 1776 zu Leipzig vom Prof. Zeune herausgegeben. **Nicolai.**

Meinen Catalogum werde ich Ihnen künftige Woche ſenden. Den Ricciardetto habe ich, und zwar die prächtige Ausgabe in 2 Octavbänden mit Kupfern, Lucca 66. Es war eben noch Zeit, ihn aus dem Catalogo zu laſſen; und er ſteht für das, was er mir koſtet, zu Ihren Dienſten. Schreiben Sie mir nur, ob ich ihn Ihnen mit der Poſt ſenden ſoll. Hr. Eberhard hat mir hier verſprochen, für ** bey dem Miniſter unfehlbar etwas auszuwirken. Haben Sie die Güte, ihn daran zu erinnern. Aber er muß es ſo bald thun als möglich. Der Mann geht mir äußerſt nahe, und ich wollte gern niemanden mit ihm beſchwerlich fallen, wenn ich ihm ſelbſt helfen könnte. Leben Sie wohl!

Dero
ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 20. Decemb. 1768.

Liebſter Freund,

Sie werden nach meiner Antwort verlangen wegen der antiquariſchen Briefe. Freylich iſt es beſſer, daß die Fortſetzung nicht unterbrochen wird, und Sie ſollen auf alle Weiſe den zweyten Theil zu Oſtern haben. Das nehmliche Papier können wir Ihnen freylich nicht ſchaffen, außer Druckpapier, worauf ſie die zweyhundert bekommen haben. Doch auf dieſes die ganze Auflage drucken zu laſſen, das möchte ich nicht gern, weil es Klotzen zu einem Einfalle Gelegenheit geben könnte. Indeß wird ſich ſchon ein andres Schreibpapier finden, das dem römiſchen ſo nahe kömmt, als möglich.

Hrn. Muzell-Stoſch bin ich für ſein gütiges Anerbieten verbunden. Sagen Sie ihm nur, daß ich es mir zu Nutze machen und ihm ſelbſt melden wollte, wohin ich ſeine Empfehlungsſchreiben haben möchte, die zu alt werden könnten, wenn ich ſie gleich mitnehmen wollte. — Ihnen aber nur gleich die Wahrheit zu ſagen: ſo denke ich keinen Gebrauch davon zu machen. Ich mag keine Bekanntſchaften in Rom, als die ich mir zufälliger Weiſe ſelbſt mache. Wenn Winkelmann nicht ein ſo beſonderer Freund und Klient von Albani geweſen wäre: ſo, glaube ich, wären ſeine Monumenti auch anders ausgefallen. Es iſt eine Menge Schund darin, bloß weil er in der Villa Albani ſteht; von Seiten der Kunſt taugt er nicht, und von Seiten der Gelehrſamkeit iſt auch nicht mehr darin, als Winkelmann mit Gewalt hineinpreßt. Was ich zu ſehen, und wie ich zu leben gedenke, das kann ich ohne Kardinäle.

Was Sie, oder Eberhard, oder Moſes für den armen ** thun können, das thun Sie mir zu Liebe doch ja. Mit Geld ihn länger zu unterſtützen, fällt mir zwar äußerſt hart: ein Paar Louisd'or unterdeſſen geben Sie ihm nur noch, wenn er ſie äußerſt brauchen ſollte.

Erkundigen Sie ſich doch, liebſter Freund, ob von Lamberts perſpectiviſchen Proportionalzirkeln in Berlin zu haben ſind. Vielleicht daß Hr. Lambert deren in Commiſſion hat: in welchem Falle ich Sie erſuche, mir einen zu kaufen, und je eher je lieber zu ſenden.

Leben Sie wohl. Ich bin

Ihr

ergebenſter
Leſſing.

An Ebert.

Liebſter Freund!

Bald hätte ich es vergeſſen, Ihnen meinen Catalogum zu ſchiken. Hier ſind noch geſchwind einige Exemplare! Wenn Ihnen etwas daraus anſteht, ſo ſagen Sie es nur, Sie ſollen es haben, wofür Sie es haben wollen. Wiſſen Sie ſonſt Liebhaber in Braunſchweig, ſo machen Sie, daß ſie zur rechten Zeit ihre Commiſſions anhero ſchiken.

Bey dieſer Gelegenheit ſagen Sie mir doch, wer der gute Freund iſt, der den abgeſchmackten Artikel von mir in die Braunſchweigiſche Zeitung gerückt hat. Ich weiß wohl, daß er aus der Frankfurter genommen iſt; aber wie hat man ſo hämtückiſch gegen mich ſeyn können, ihn nachzuſchreiben? denn Tücke iſt es doch gewiß! Ich will nach Italien, um da zu lernen: und hämiſche Narren kündigen mich als einen Mann an, der hinkömmt zu lehren. Leben Sie wohl und bleiben Sie mein Freund!

Dero

Hamburg,
den 3. Jan. 1769

ganz ergebenſter Dr.
Leſſing.

An Heyne.

Hamburg, den 5. Jan. 1769.

Daß niemand als der Hr. Prof. Heyne die Recenſion von Winkelmanns Monumenti könne gemacht haben, ſagte ich mir gleich ſelbſt

Aber was mich darin anging, hielt ich für die Interpolation eines Freundes, wie ich deren in Göttingen mehrere haben muß. Denn was in den dortigen Anzeigen ſeit einigen Jahren von mir recenſirt worden, hat alles einen Ton — von dem ich es frey bekenne, daß er mich jederzeit ſehr beleidiget hat. Ich berufe mich unter andern auf das Urtheil von meiner letzten Komödie.

Verzeihen Sie mir es alſo immer, wenn ich, in dieſer Vorausſetzung, mich wärmer verantwortet habe, als es die ganze Sache verdiente. Jedoch ſie iſt falſch, dieſe Vorausſetzung; und ich habe über Ihre eigentliche Meinung eine Erklärung erhalten, die mich völlig befriediget, und habe ſie auf eine Art erhalten, daß ich Urſache hätte, über die Ungeſtümheit beſchämt zu ſeyn, mit welcher ich ſie erpreßt zu haben ſcheine.

Ich will mich itzt nicht auf die Sache ſelbſt einlaſſen. Dieſe Zeilen ſollen Sie bloß meines ergebenſten Dankes verſichern, mit Bitte, mir zu erlauben, daß ich Ihnen nächſtens diejenigen Briefe im Manuſcripte zuſchicken darf, die in dem zweyten Theile davon handeln ſollen. Ich bin, mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Leſſing.

An Joh. Andreas Dieze.(*)

Hamburg, d. 5. Jan. 1769.

Wertheſter Freund,

Ich bleibe Ihnen meinen Dank für das mir ſo angenehme Geſchenk Ihres Velasquez ſehr lange ſchuldig. Was für unendlichen Fleiß haben Sie auf dieſes Werk verwendet! Nun begreife ich die Verzögerung, und wir müſſen uns alle ſchämen, die wir darüber unwillig geweſen ſind. Freylich würde ein anderer geſchwinder damit umgeſprungen ſeyn. Es iſt ſo leicht ein gutes Buch zu überſetzen, und ſo ſchwer, es noch beſſer zu machen! Aber wahrlich, zugleich muß ich Sie beneiden, daß Sie ſo viele uns unbekannte Schätze brauchen können. Lieber möchte ich mich gleich aufmachen, und zu Ihnen nach Göttingen kommen, um auch mein Theil davon abzuhaben. Alle gute Spaniſche Schriftſteller, die ich noch zur Zeit kennen lernen, laſſen ſich ziemlich in einem Athem herſagen: die Komödien ausgenommen,

---

(*) Mehrere andre Briefe von Leſſing an dieſen Gelehrten ſind während der Belagerung von Maynz 1793 verloren gegangen.

von welchen ich hier eine anſehnliche Menge zuſammengebracht habe. Denn ſelten iſt ein Hamburger, der ſich zu Cadix bereichert, wieder zurückgekommen, ohne ein Paar Komödien mitzubringen. Von einer habe ich in dem 60ſten bis 69ſten Stücke meiner Dramaturgie einen weitläuftigen Auszug geliefert; und ich möchte wohl wiſſen, ob Ihnen dieſe unter dem Namen des Verfaſſers irgendwo vorgekommen? Einige ähnliche Auszüge könnte ich Ihnen zu Ihrem ſpaniſchen Theater liefern. Aber vielleicht haben wir nur ganze Ueberſetzungen darin zu erwarten, und da geſtehe ich gern, daß mir noch kein ſpaniſches Stück vorgekommen iſt, von dem ich eine ſolche zu machen Kräfte und Luſt genug gehabt hätte. Von allen, habe ich immer geglaubt, dürfte die Hälfte größer ſcheinen, als das Ganze. — Nächſtens wird die Dramaturgie fertig, und mit dem zweyten Bande geſchloſſen ſeyn. Ich werde nicht ermangeln, ſie Ihnen zu ſenden. Jetzt aber ſende ich Ihnen ein Verzeichniß von Büchern, deren ich mich hier entlaſſen muß, weil ich Hamburg und Deutſchland in einigen Monaten zu verlaſſen gedenke. Ich bilde mir nicht ein, daß für Ihre öffentliche Bibliothek etwas darunter ſeyn ſollte; vielleicht aber ſind ſonſt Liebhaber in Göttingen, an welche ich die Exemplare zu vertheilen bitte. — Ich will nach Italien; und wenn ich meine Reiſe noch zu Lande mache, ſo könnte ich leicht meinen Weg über Göttingen nehmen, da ich ohnedies über Frankfurt und Augsburg gehen würde. Aber was hilft es, bey Quellen anzuſprechen, wenn man nur noch durſtiger ſich wieder von ihnen entfernen muß? — Leben Sie wohl, wertheſter Freund, und vergeſſen Sie nicht, daß Sie der einzige ſind, der in mehr als Einem Fache unſere Kenntniſſe der fremden Litteratur erweitern kann. Ich bin mit der aufrichtigſten Hochachtung

Dero

ergebenſter Fr. und Dr.
Leſſing.

Noch eine Frage: iſt wohl in Ihrer öffentlichen Bibliothek des Vettori Diſſertatio Glyptographica, und wäre es wohl möglich, gegen alle zu verlangende Sicherheit, ſie auf acht Tage hierher zu bekommen? Hier kann ich ſie nicht auftreiben, und es iſt zu ſpät, ſie mir aus Italien kommen zu laſſen. —

An Reiske.

Hamburg, den 12. Febr. 1769.

Es geſchieht mit dem größten Vergnügen, daß ich Euer Hochedelgebohren anbei meine Aldiniſche Ausgabe des Demoſthenes überſende. Ich habe ſie bloß wieder zurückgekauft, weil ich nicht wuſte, daß Sie ſelbſt der Liebhaber wären, der darauf bieten ließ, und ich ſie nicht in Hände kommen laſſen wollte, aus welchen ſie dem neuen Herausgeber dieſes Griechen nicht ſo leicht zukommen dürfte. Sie iſt zu Ihrem Gebrauch, auf ſo lange Zeit Sie wollen; und ich wünſche nur, daß ſie die Mühe und Zeit belohnen mag, welche ein Mann darauf wenden wird, der aus ſeinem Kopfe mehr nehmen kann, als er auch von dem Gelehrteſten dabei angemerket finden könnte. Es iſt mir ſchlechterdings unbekannt, weſſen Hand es iſt, der nicht allein die Druckfehler ſorgfältig darinn verbeſſert, ſondern auch manche richtigere Lesarten dabei citiret hat, die bekannt gemacht zu werden verdienen, ſie mögen nun aus Vermuthung oder aus ältern Handſchriften gefloſſen ſeyn. Zwar vielleicht ſind ſie ſchon bekannt: denn ich habe nicht die Taylorſche Ausgabe, ſondern nur hin und wieder die Wolfiſche damit zu vergleichen Zeit und Gelegenheit gehabt. Die größten Anmerkungen, die da und dort zur Erläuterung beigefügt ſind, könnten wohl gar Stellen des Ulpians ſeyn. Denn ich bekenne, daß ich das wenigſte zu entziffern fähig geweſen bin: beſonders da ſie bei einem neuen Beſchneiden des Buchs gelitten haben. Ich bin begierig das Zuverläßigere hierüber von Euer Hochedelgebohrnen zu erfahren.

Da ich übrigens kaum geglaubt hätte, Euer Hochedelgebohrnen auch nur dem Namen nach bekannt zu ſeyn, ſo muß mir der Beifall, deſſen Sie meine leichte Arbeiten würdigen, deſto ſchmeichelhafter ſeyn. Ich hatte lange gewartet, ob ſich niemand an den plumpen Goliath der gelehrten Philiſter machen wolle: endlich konnte ich ſeinen dummen Hohn unmöglich länger ertragen, ohne ihm ein paar Steine aus meiner Taſche an den Kopf zu werfen. Getroffen haben ſie: ob er ſie aber fühlen wird, das kömmt auf ſeinen dicken Schedel an. Ich weiß wohl, daß ihn wahre Gelehrte jederzeit verachtet haben, aber das weiß ich nicht, ob ihre ſtillſchweigende Verachtung genug iſt, das Publikum, welches er verwirret, an ihm zu rächen. Einer ſollte doch endlich die Stimme erheben. Und wahrlich, wenn keine, oder doch ſo wenige, von meiner Seite zu ſeyn öffentlich bezeigen, ſo fürchte ich, er hat mich, mit ſeinen in ganz Deutſchland zerſtreuten Spießgeſellen in kurzem wieder überſchrieen. Ihm aber immer auf dem Rücken zu ſitzen, iſt meine Sache auch nicht.

Die Mißhandlung, die er ſich mit Ihrem deutſchen Demoſthenes erlaubt hat, muß jedes billigen Mannes Unwillen erregen. Aller der trivialen Dinge ungeachtet, die er dagegen ſagt, ſollte er doch wohl empfunden haben, wieviel ihm noch fehlt, um eine ſolche Ueberſetzung machen zu können. Unſern kleinen Schönſchreibern wird ſie freylich wohl nie gefallen: aber Leute, welche Wahrheit und Nachdruck ſchätzen, welche wiſſen, wie weit die alte populaire Beredſamkeit ſich von dem ſüßen Tone, von den gelehrten Sprachſchnirkeln eines neuen Kanzelredners entfernet, werden ſie um wie vieles nicht miſſen wollen; doch wem auch dieſes nicht begreiflich zu machen, der muß ſie doch wenigſtens für den deutlichſten und ſicherſten Commentar des Originals erkennen, und zugeſtehen, daß ſich ein Reichthum der deutſchen Sprache darinn zeiget, den ſo wenige unſerer Schriftſteller in ihrer Gewalt haben.

Ich bin ꝛc.

Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 11. März 1769.

Liebſter Freund,

Sie werden freylich nicht wiſſen, woran Sie mit mir ſind; aber meine Auction und hundert andere Verwirrungen haben mir es unmöglich gemacht, Ihnen eher zu ſchreiben. Sie ſehen indeſſen aus beygehenden fünf Aushängebogen, daß ich in voller Arbeit an den antiquariſchen Briefen bin. Sie können ſich darauf verlaſſen, daß ich nicht eher von hier gehen werde, als bis ſie vollendet ſind.

Die Materie häuft ſich unter der Hand, und ich möchte Ihnen gern noch den dritten Theil zurücklaſſen. Aber das muß lediglich von Ihrer Convenienz abhängen. Wenn Sie Ihre Rechnung nicht dabey finden, ſo laſſen Sie nur den Quark auflegen. Klotz hat doch wohl genug.

Zwar macht es der Tölpel immer ärger. Haben Sie ſeine ſcurriliſchen Briefe*) geleſen? — Was Sie in der Vorrede zum neueſten Theile Ihrer Bibliothek wider ihn angefügt haben, iſt ſchon ſo recht. — Nächſtens ein mehreres. Leben Sie jetzt wohl.

Ihr

ergebenſter Freund,
Leſſing.

---

*) Dieſes häßliche Produkt ſoll von Riedel geweſen ſeyn. Nicolai.

An Nicolai.

Hamburg, d. 26. März 1769.

Liebſter Freund,

In drey Wochen längſtens muß der zweyte Theil der antiquariſchen Briefe fertig ſeyn. In dieſer Zeit werde ich auch mit dem dritten Theile fertig, ſo daß ſogleich damit fortgefahren werden kann. Was ich davon nicht ſelbſt abgedruckt abwarten kann, werde ich mit allem Fleiße abgeſchrieben zurücklaſſen. Denn länger als noch den künftigen Monat will und kann ich mich hier nicht verweilen. Mein Weg ſoll von hier nach Göttingen, Caſſel und Nürnberg gehen. Ob von da weiter über Wien, das weiß ich ſelbſt noch nicht. Wenigſtens denke ich gar nicht mehr daran, mich in die geringſte Verbindung einzulaſſen.

Mit der Recenſion meines Laokoon in dem letzten Stücke Ihrer Bibliothek, kann ich ſehr wohl zufrieden ſeyn. Ich denke, daß ich den Namen des Recenſenten ſchon weiß. Aber was gehen mich Namen an? Die Perſon werde ich doch nicht kennen lernen.*) Wenn er die Fortſetzung meines Buches wird geleſen haben, ſoll er wohl finden, daß mich ſeine Einwürfe nicht treffen. Ich räume ihm ein, daß Verſchiedenes darin nicht beſtimmt genug iſt; aber wie kann es, da ich nur kaum den Einen Unterſchied zwiſchen der Poeſie und Malerey zu betrachten angefangen habe, welcher aus dem Gebrauche ihrer Zeichen entſpringt, in ſo fern die einen in der Zeit, und die andern im Raume exiſtiren? Beyde können eben ſowohl natürlich, als willkührlich ſeyn; folglich muß es nothwendig eine doppelte Malerey und eine doppelte Poeſie geben: wenigſtens von beyden eine höhere und eine niedrige Gattung. Die Malerey braucht entweder coexiſtirende Zeichen, welche natürlich ſind, oder welche willkührlich ſind; und eben dieſe Verſchiedenheit findet ſich auch bey den conſecutiven Zeichen der Poeſie. Denn es iſt eben ſo wenig wahr, daß die Malerey ſich nur natürlicher Zeichen bediene, als es wahr iſt, daß die Poeſie nur willkührliche Zeichen brauche. Aber das iſt gewiß, daß je mehr ſich die Malerey von den natürlichen Zeichen entfernt, oder die natürlichen mit willkührlichen vermiſcht, deſto mehr entfernt ſie ſich von ihrer Vollkommenheit: wie hingegen die Poeſie ſich um ſo mehr ihrer Vollkommenheit nähert, je mehr ſie ihre willkührlichen Zeichen den natürlichen näher bringt.

---

*) Es iſt die Frage, ob Leſſing auf den rechten Namen gerathen hat; die Recenſion iſt von Garve. Nicolai.

Folglich iſt die höhere Malerey die, welche nichts als natürliche Zeichen im Raume brauchet, und die höhere Poeſie die, welche nichts als natürliche Zeichen in der Zeit brauchet. Folglich kann auch weder die hiſtoriſche noch die allegoriſche Malerey zur höhern Malerey gehören, als welche nur durch die dazu kommenden willkührlichen Zeichen verſtändlich werden können. Ich nenne aber willkührliche Zeichen in der Malerey nicht allein alles, was zum Coſtume gehört, ſondern auch einen großen Theil des körperlichen Ausdrucks ſelbſt. Zwar ſind dieſe Dinge eigentlich nicht in der Malerey willkührlich; ihre Zeichen ſind in der Malerey auch natürliche Zeichen: aber es ſind doch natürliche Zeichen von willkührlichen Dingen, welche unmöglich eben das allgemeine Verſtändniß, eben die geſchwinde und ſchnelle Wirkung haben können, als natürliche Zeichen von natürlichen Dingen. Wenn aber bey dieſen Schönheit das höchſte Geſetz iſt, und mein Recenſent ſelbſt zugiebt (S. 353.), daß der Maler alsdann auch in der That am meiſten Maler ſey: ſo ſind wir ja einig, und, wie geſagt, ſein Einwurf trifft mich nicht. Denn alles was ich noch von der Malerey geſagt habe, betrifft nur die Malerey nach ihrer höchſten und eigenthümlichſten Wirkung. Ich habe nie geläugnet, daß ſie auch, außer dieſer, noch Wirkungen genug haben könne; ich habe nur läugnen wollen, daß ihr alsdann der Name Malerey weniger zukomme. Ich habe nie an den Wirkungen der hiſtoriſchen und allegoriſchen Malerey gezweifelt, noch weniger habe ich dieſe Gattungen aus der Welt verbannen wollen; ich habe nur geſagt, daß in dieſen der Maler weniger Maler iſt, als in Stücken, wo die Schönheit ſeine einzige Abſicht iſt. Und giebt mir das der Recenſent nicht zu? — Nun noch ein Wort von der Poeſie, damit Sie nicht mißverſtehen, was ich eben geſagt habe. Die Poeſie muß ſchlechterdings ihre willkührlichen Zeichen zu natürlichen zu erheben ſuchen; und nur dadurch unterſcheidet ſie ſich von der Proſe, und wird Poeſie. Die Mittel, wodurch ſie dieſes thut, ſind der Ton, die Worte, die Stellung der Worte, das Sylbenmaß, Figuren und Tropen, Gleichniſſe u. ſ. w. Alle dieſe Dinge bringen die willkührlichen Zeichen den natürlichen näher; aber ſie machen ſie nicht zu natürlichen Zeichen: folglich ſind alle Gattungen, die ſich nur dieſer Mittel bedienen, als die niedern Gattungen der Poeſie zu betrachten; und die höchſte Gattung der Poeſie iſt die, welche die willkührlichen Zeichen gänzlich zu natürlichen Zeichen macht. Das iſt aber die dramatiſche; denn in dieſer hören die Worte auf willkührliche Zeichen zu ſeyn, und werden natürliche Zeichen willkührlicher Dinge. Daß die dramatiſche Poeſie die höchſte, ja die einzige Poeſie iſt, hat ſchon

Ariſtoteles geſagt, und er giebt der Epopee nur in ſo fern die zweyte Stelle, als ſie größten Theils dramatiſch iſt, oder ſeyn kann. Der Grund, den er davon angiebt, iſt zwar nicht der meinige; aber er läßt ſich auf meinen reduciren, und wird nur durch dieſe Reduction auf meinen, vor aller falſchen Anwendung geſichert.

Wenn Sie mit Hrn. Moſes eine halbe Stunde darüber plaudern wollen, ſo melden Sie mir doch, was er dazu ſagt. Die weitere Ausführung davon ſoll den dritten Theil meines Laokoons ausmachen.

So ſehr ich aber mit der Recenſion des Laokoons zufrieden bin, ſo wenig bin ich es mit der von Heinekens Nachrichten. Sie iſt ungerecht auf alle Weiſe. Warum ſoll ſich Heineken nicht merken laſſen, daß in der Familie Heinekens einmal ein gelehrtes Kind geweſen?*) (S. 290.) Dieſer Zug iſt hämiſch; und es iſt mir nicht lieb, daß

---

*) Weil Heineken in dieſem Buche ſelbſt wie ein gelehrtes Kind ſchrieb, indem er auf eine recht kindiſche Weiſe alles bey den Haaren herbey zog, um ſich zu loben, und Dinge zuſammen zu bringen, die kein vernünftiger Mann würde zuſammen gebracht haben; ſo war dieſer beyläufige Einfall wohl treffend, wenn gleich etwas bitter. Dieſe Recenſion iſt von mir, und ich getraue mich jedes Wort darin zu vertheidigen, wenn es jemand der Mühe werth halten ſollte, das ganz elende, nun vergeſſene Buch, das ich beurtheilte, gegen meine Recenſion zu halten. Leſſing war aber damals aus mancherley Urſachen mißmüthig, worüber ich unten [zu Nicolais Briefe vom 19. Aug. 1769] noch mehr ſagen werde. Der unverſchämte Angriff von Klotz hatte ihn äußerſt aufgebracht. Wenn alſo jemand irgend einen Gegenſtand ſo verſtellte, als habe er eine Beziehung auf Klotz, ſo war Leſſing damals nicht ein ganz unparteyiſcher Richter. Wie hätte er ſich ſonſt hier eines ſo ganz notoriſch elenden, unzuverläſſigen und ganz verwirrten Buchs als die **Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen** ſind, annehmen können? Dieſe damalige **Leidenſchaft** des ſonſt ſo vortrefflichen Leſſings, wußte Heineken meiſterlich zu nützen. Er war nicht ein Mann, der gerade ging. Er hatte Streit mit mir, weil er ganz unzuverläſſiges Zeug über Künſtler, die ehemals in Berlin geweſen waren, geſchrieben hatte, und ich nun zeigte, wie ungereimt alles war. Heineken wollte aber in Kunſtſachen und in der Geſchichte der Kunſt ein Diktator ſeyn, der alles beſſer wiſſe, und war überhaupt ein plumper Mann, der gar keinen Widerſpruch vertragen konnte. Er hatte Leſſing beſucht. Ein Nebenumſtand mochte verurſacht haben, daß Leſſing von Heinekens gelehrten Kenntniſſen eine größere Meinung hatte. Heineken hatte vor langen Jahren den Longin überſetzt. Leſſing aber hatte gleich größere Hochachtung für jemand, der in der alten Literatur, beſonders in der griechiſchen, bewandert war. — Heineken ſetzte Leſſingen bey dieſem Beſuche eine Menge falſcher Anekdoten in den Kopf. Aeußerſt aufgebracht, daß ich das Unzuverläſſige ſeiner Nachrich-

Sie dergleichen Bolzen für Hagedorn verſchießen wollen, der doch ſicherlich noch immer mehr Klotzens Freund iſt, als Ihrer. Und hat denn Heinecken in ſeiner Beantwortung der Recenſion in der Bibl. der

---

ten, und ſeine höchſt dürftige Kenntniß von manchen Dingen in helles Licht geſtellt, hatte er mich bey dieſem Beſuche mit meinem Freunde Leſſing zu entzweyen geſucht. Dies ſchrieb mir Leſſing nachher ſelbſt in einem Briefe, der bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden iſt; und urtheilte dann mündlich über Heinecken etwas anders, nachdem er ihn näher hatte kennen lernen.

Das Hauptmittel, das Heinecken bey Leſſing wider mich brauchte, war, daß er den Hrn. v. Hagedorn als einen eifrigen Anhänger von Klotzen ſchilderte, was er doch wahrlich nicht war. Heinecken wollte dies dadurch wahrſcheinlich machen, daß Klotz Hagedorns Kenntniß von der Malerey ſehr gelobt hätte. Nun hatte Klotz auch Heineckens Buch getadelt, und das gab dieſem Gelegenheit zu dem Verſuche ſich an Leſſing anzuſchließen, und ihn wider Hagedorn, deſſen Feind Heinecken war, aufzubringen. Er gab vor, bloß Hr. v. Hagedorn treibe mich an, wider ihn zu ſchreiben, und ich thue es, um mich dieſem gefällig zu machen. Dies war aber erdichtet, und ich ſtand damal nicht einmal mit dem Herrn v. Hagedorn in Korreſpondenz. Es gelang Heinecken freylich nicht, mich mit meinem Freunde Leſſing zu entzweyen; aber er ſtellte ſich ſelbſt als einen verfolgten Mann vor, und da faßte er Leſſingen bey ſeiner empfindlichen Seite, welcher von aller Verfolgung ein Todtfeind war. Leſſing hielt es für möglich, daß Hagedorn verfolgen könne, weil er eben ſo hämiſch ſeyn ſollte als Klotz; der friedfertige Hagedorn war aber ſehr weit von allem Verfolgen entfernt. Man ſehe nur in Klotzens Briefen (1r Th. S. 193), wie er Klotzen zum Glimpfe gegen Heinecken zu bewegen ſuchte.

Leſſing konnte übrigens freylich mit Hagedorns Urtheilen über Kunſtſachen nicht zufrieden ſeyn. Hagedorn ſchrieb dunkel und weitſchweifig. Leſſing hingegen ſetzte Präciſion der Begriffe und des Ausdrucks über alles. Hagedorn abſtrahirte ſeine Bemerkungen (die zum Theil fein ſind, wenn man nur Geduld hat, ſie aus ſeiner ſchwerfälligen dunkeln Schreibart und ſeiner oft ſehr ſeltſamen Terminologie zu entziffern,) aus vieljährigem Anſchauen von Gemälden aller Art. Auch leitete Hagedorn ſehr vieles praktiſch auf die Behandlung, welche der Maler wählen muß, um ſeinen Zweck zu erreichen. Auf beides gab Leſſing aber ſo viel als nichts. Er hatte ſelbſt damal eben noch nicht viel Malereyen und andere Kunſtwerke geſehen. Auch ward ſein Laokoon nicht durch Kunſtwerke veranlaßt, ſondern durch ſcharfſinnige Philoſophie. Der erſte Keim von Leſſings Idee, hierüber zu philoſophiren, liegt in einem Briefe von Moſes an ihn, und in Leſſings Antwort auf dieſen Brief [eben S. 61]. Er bekümmerte ſich ſehr wenig um das, was die Maler wirklich gethan hatten, oder wie ſie es anfangen müßten um Gegenſtände vorzuſtellen, ſondern ſah nur auf dasjenige, was ſie ſeiner Meinung nach, zufolge des Begriffes, den er von der Malerey feſtſetzte, thun ſoll ſchön. Wiſſenſch. nicht etwa in den meiſten Stücken Recht?*) War denn das Hagedorniſche Raiſonnement nicht etwa ſehr ſchielend; ſo wie alles, was dieſer Mann geſchrieben hat? Ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß ich Hagedornen für einen Gleißner halte**), dem alles Lob willkommen iſt, auch das plumpſte von Klotzen, und der es ſehr übel nimmt, daß man Klotzen, der ihn zum großen Lehrer des Schönen erhoben, jetzt ſo herunter ſetzt.

Nehmen Sie mir meine Freyheit nicht übel, und leben Sie wohl.

Dero

ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Heyne.

Hamburg, den 1. April 1769.

Ich bat mir die Erlaubniß aus, Ihnen diejenigen von meinen antiquariſchen Briefen, welche unſern kleinen Zwiſt betreffen, im Manuſcripte zuſchicken zu dürfen. Aber die Kürze der Zeit, (da der zweyte Theil, wo möglich, noch zur Meſſe fertig werden ſoll) hat mir es nicht erlauben wollen, und Sie empfangen ſie hierbey bereits gedruckt. Ich erwarte Ihr aufrichtiges Urtheil darüber, und bitte ſehr, mich Ihrer unverhohlnen Belehrung in allen den Stücken zu würdigen, worin Sie anderer Meinung ſeyn dürften.

---

ten. Er kümmerte ſich gar nicht um das Praktiſche; ſein Zweck war, ſeine ſcharfſinnige Theorie deutlich auseinander zu ſetzen, ohne Rückſicht, ob und wie ſie der Maler anwenden könnte oder wollte. Endlich bezog ſich bey Hagedorn das meiſte auf Landſchaften, Colorit, Helldunkel: Dinge, die Leſſing in ſeiner Theorie für ſo viel als nichts hielt. Wie konnten dieſe beiden Männer zuſammen kommen? Bloß praktiſche Künſtler, beſonders Maler, urtheilen noch jetzt von Leſſings Laokoon, wie Leſſing von Hagedorn: ſo ein vortreffliches Werk auch der Laokoon iſt. Aber bey allem dieſem würde Leſſing doch mit Hagedorn eher zuſammen gekommen ſeyn, als mit einem ſo verwirrt ſchwatzenden Schriftſteller, wie Heinecken. **Nicolai.**

*) Er behauptete offenbar falſche Dinge. Leſſing hatte dies nicht unterſuchen können. **Nicolai.**

) So falſch hatte Heinecken den guten unſchuldigen Hagedorn geſchildert, deſſen Schuld nicht war, daß Klotz ihn gelobt hatte. Wie hämiſch ſich Heinecken gegen **Winkelmann betrug, iſt zu ſehen in Winkelmanns Briefen an Einen ſeiner vertrauteſten Freunde (Berlin. 1781) 1ſter Theil. S. 48. **Nicolai.**

Sie werden finden, daß ich es ſorgfältig vermieden habe, Sie zu nennen, um Sie auf keine Weiſe mit einem Menſchen zu compromittiren, der ſeit einiger Zeit, wie ein raſender Hund, alles anfällt, wovon er weiß, daß es in einiger Verbindung mit mir ſteht. Indeß muß ihm auch das ſchon nicht angeſtanden haben, was Ihnen von den antiquariſchen Briefen in den Anzeigen zu ſagen beliebt. Die Infamie geht weit, die er ſich in den ſcurriliſchen Briefen darüber erlaubt. Ich weiß nicht, ob Sie dieſe Scharteke bereits geſehen haben. In Erwartung einiger Antwort verharre ich ꝛc.

Leſſing.

An Nicolai. (Nach Leipzig.)

Hamburg, d. 13. April 1769.

Liebſter Freund,

Wenn Sie in der Meſſe Zeit haben zu ſchreiben: ſo melden Sie mir doch auch, was Neues da vorgeht. Und wenn von Klotzen oder ſonſt jemand etwas heraus gekommen ſeyn ſollte, was mich beſonders intereſſiren könnte, ſo ſchicken Sie mir es gerade mit der Poſt. Z. E. Die Bogen aus der Bibliothek, welche die Recenſion des Laokoon enthalten. Die litterariſchen Briefe habe ich ſchon. Wer muß den Quark geſchrieben haben? Auch habe ich ſchon den 2ten Theil von Riedels Philoſ. Bibl. Dem Schlucker juckt auch die Haut! Aber ohne Zweifel denkt er, daß ich ſeine Briefe über das Publicum und die philoſ. Bibliothek hier in der neuen Zeitung recenſirt habe, wo er garſtig mitgenommen worden. Da irrt er ſich aber.

Brauchen Sie noch einen guten Recenſenten zu theologiſchen und philoſophiſchen Schriften, ſo will ich Ihnen den Paſtor Rautenberg in Braunſchweig vorſchlagen.

Da ſo viele Narren itzt über den Laokoon herfallen, ſo bin ich nicht übel Willens mich einen Monat oder länger, in Kaſſel oder Göttingen auf meiner Reiſe zu verweilen, um ihn zu vollenden. Noch hat ſich keiner, auch nicht einmal Herder, träumen laſſen, wo ich hinaus will. Aber Herder will ja die kritiſchen Wälder nicht geſchrieben haben! Sagen Sie mir doch, wie ich ſeine Proteſtation desfalls nehmen ſoll. Der Verfaſſer ſey indeß, wer er wolle: ſo iſt er doch der einzige, um den es mir der Mühe lohnt, mit meinem Krame ganz an den Tag zu kommen.

Es iſt mein völliger Ernſt, den dritten Theil noch hier drucken zu laſſen Denn unter fünf bis ſechs Wochen komme ich hier noch nicht weg. Antworten Sie mir, ob Sie es zufrieden ſind. Ich mache mit Fleiß allerley Digreſſionen, damit es nicht laſſe, als ob es mir ſonſt um nichts zu thun ſey, als Klotzen lächerlich zu machen.

Iſt es wahr, daß Hr. Moſes in Leipzig iſt? Ich dächte, er hätte wohl eben ſo gut nach Hamburg reiſen können.

Noch muß ich Ihnen ſagen, daß mir von Wien aus ſehr anſehnliche Vorſchläge gemacht werden. Sie werden aber leicht errathen, daß ſie das Theater betreffen, um das ich mich nicht mehr bekümmern mag. Wenn ich alſo wenigſtens meinen italiäniſchen Plan mit dieſen Vorſchlägen auf eine oder die andere Art nicht verbinden kann, ſo dürfte ich ſie wohl gänzlich von mir weiſen.

Schicken Sie doch in meinem Namen zu dem Appellationsrath Platner, und laſſen ihn um das Bewußte mahnen. Er hat das Litterarium von Chriſten für mich abſchreiben laſſen, und was die Gebühren für das Abſchreiben etwa ſeyn möchten, haben Sie die Güte, für mich zu bezahlen.

Noch eins: was ſagt man zu meinem Epilog der Dramaturgie? Ich werde bey den Buchhändlern das Kalb in die Augen geſchlagen haben; aber immerhin.

Dero

ergebenſter Freund und Diener,
Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 30. Junius 1769.

Liebſter Freund,

Hier erhalten Sie, mit Gelegenheit Herren Raphaels, auf einmal einen ganzen Wuſt Aushängebogen. Künftige Woche folgen die letzten zwey von dem zweyten Theile, und zugleich die erſten von dem dritten.*) Sie ſehen alſo, daß es mein Ernſt iſt, Ihnen auch dieſen noch zu liefern. Meine Abreiſe verzieht ſich ohnedies von einer Woche bis zur andern; beſonders habe ich verſprochen, noch gewiſſe Dinge aus Wien erſt mit abzuwarten.

Aber wie ſieht es denn nun um die Kupfer? Treiben Sie doch Hrn. Meil an.**) Ich glaube, Klotz ſtirbt ſonſt vor Ungeduld. Was meynen Sie, daß er zu ſeinen eigenen Briefen ſagen wird, die er hier gedruckt findet? Und was ſeine Collegen in Halle dazu ſagen werden? Er warf Ihnen letztens vor, daß Sie alle Profeſſoren auf den preuſſiſchen Univerſitäten verächtlich zu machen ſuchten. Aus ſeinen Briefen ſieht man, wie verächtlich er ſelbſt von der beſten der preuſſiſchen Univerſitäten, von Halle, ſpricht.

---

*) Dies iſt nie geſchehen. **Nicolai.**

) Wegen der vielen Beſchäftigungen des Künſtlers kam der zweyte Theil einige Monate ſpäter heraus. **Nicolai.

Leben Sie wohl: nächſtens ein mehreres.

Dero

ergebenſter.
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 6. Julius 1769.

Lieber Bruder,

Ich danke Dir für die überſchickten gedruckten Sachen. Deine Komödien kommen zwar ein wenig zu ſpät: denn Du kannſt Dir leicht einbilden, daß ſich meine Neugierde nicht ſo lange gedulden konnte. Ich habe ſie geleſen, ſobald ſie hier zu haben waren. Und nun willſt Du mein Urtheil darüber wiſſen? Wohl; aber merke Dir voraus, daß es das Urtheil eines aufrichtigen Bruders iſt, der Dich wie ſich ſelbſt liebt. Es muß Dich nicht beleidigen, wenn es Dich auch Anfangs ein wenig verdrießen ſollte. Dein ſtummer Plauderer und Dein Lotterieloos haben meinen Beifall gar nicht; und es iſt nur gut, daß Du dieſe ſehr mittelmäßigen Verſuche ohne Deinen Namen herausgegeben haſt. Aber fürchteſt Du denn nicht, daß Klotz ihn gar bald dennoch auskundſchaften wird? Und wahrlich, Du haſt ihm und ſeinen Gehülfen gar zu viel Priſe gegeben. Der größte Fehler dieſer Stücke iſt eine platte Schwatzhaftigkeit, und der Mangel alles Intereſſe. Der Wildfang iſt ungleich beſſer, und könnte ſchon unter den guten Stücken mit unterlaufen. Aber Du weißt, wie wenig davon Dein iſt; und Du haſt nicht wohl gethan, daß Du Deine Quelle verſchwiegen.

Ich bitte Dich nochmals, meine Freymüthigkeit nicht übel zu nehmen. Wenn Du die trockne Wahrheit von mir nicht hörſt, wer wird Dir ſie denn ſagen? Ich habe Dir es ſchon oft mündlich geſagt, woran ich glaube, daß es Dir fehlt. Du haſt zu wenig Philoſophie, und arbeiteſt viel zu leichtſinnig. Um die Zuſchauer ſo lachen zu machen, daß ſie nicht zugleich über uns lachen, muß man auf ſeiner Studierſtube lange ſehr ernſthaft geweſen ſeyn. Man muß nie ſchreiben, was einem zuerſt in den Kopf kommt. Deine Sprache ſelbſt zeugt von Deiner Nuſcheley. Auf allen Seiten ſind grammatiſche Fehler, und correkt, eigen und neu iſt faſt keine einzige Rede. Ich nehme wiederum den Wildfang zum größten Theile aus. — Freylich muß ich Dir zum Troſt ſagen, daß Deine erſten Stücke immer ſo gut ſind, als meine erſten Stücke; und wenn Du Dir nur immer zu jedem neuen Stücke, wie ich es gethan habe, vier bis ſechs Jahre Zeit läſſeſt, ſo kannſt Du leicht etwas Beſſeres machen, als ich je gemacht habe, oder machen werde. Aber wenn Du fortfährſt, Stücke über Stücke zu ſchreiben; wenn Du Dich nicht dazwiſchen in andren Aufſätzen übſt, um in Deinen Gedanken aufzuräumen und Deinem Ausdrucke Klarheit und Nettigkeit zu verſchaffen: ſo ſpreche ich Dir es ſchlechterdings ab, es in dieſem Fache zu etwas Beſonderem zu bringen; und Dein hundertſtes Stück wird kein Haar beſſer ſeyn, als Dein erſtes.

Nun genug gehofmeiſtert! Schreibe mir doch, lieber Bruder, was von meinen Büchern noch vorräthig iſt. Notire mir die vorzüglichſten nur mit einem Worte auf, damit ich urtheilen kann, ob es ſich der Mühe verlohnt, ſie hierher kommen und verauktioniren zu laſſen. Ich muß alles zu Gelde machen, was ich noch habe; und auch ſo noch werde ich meine Reiſe nur kümmerlich beſtreiten können.

Das Herz blutet mir, wenn ich an unſere Eltern denke. Aber Gott iſt mein Zeuge, daß es nicht an meinem Willen liegt, ihnen ganz zu helfen. Ich bin in dieſem Augenblicke ſo arm, als gewiß keiner von unſerer ganzen Familie iſt. Denn der ärmſte iſt doch wenigſtens nichts ſchuldig; und ich ſtecke bei dem Mangel des Nothwendigſten oft in Schulden bis über die Ohren.

Gott mag helfen! Lebe wohl, und ſey verſichert, daß ich es recht gut mit Die meynen muß, da ich ſo rund mit Deiner Eigenliebe zu Werke gehe.

Dein

treuer Bruder,

Gotthold.

An Nicolai.

Hamburg, d. 25. Auguſt 1769.

Liebſter Freund,

Da Sie die letzten Bogen des zweyten Theils noch nicht haben: ſo lege ich ſie dieſem Briefe bey. Nicht weil Sie eben ſehr begierig darauf ſeyn müſſen, ſondern weil ich ſehr begierig bin, je eher je lieder von Ihnen zu hören, wie Sie meine Erklärung wegen der allgemeinen Bibliothek aufgenommen haben.*) Ihre Bibliothek kann darunter nichts verlieren; aber für mich war ſie höchſt nöthig. Wegen des Herrn von Heinecken wünſchte ich mich mündlich mit Ihnen erklären zu können; ich halte ihn auf alle Weiſe für einen beſſern und nützlichern Mann als den andern Herrn von H.**)

Aushängebogen von dem dritten Theile der Briefe ſollen Sie nächſtens erhalten; aber ich ſorge ſehr, daß mich der Buchdrucker im Stiche laſſen wird, um ihn zur Michaelismeſſe völlig fertig zu ſchaffen. Doch vielleicht iſt Ihnen ſo viel nicht daran gelegen; wenn Sie nur verſichert ſeyn können, daß er fertig wird, ehe ich Hamburg verlaſſe. Und das ſoll er ſeyn.

Herr Commiſſionsrath Schmid***), mein hieſiger Wirth, wird Ihnen eine gefaßte Gemme mitbringen, die Sie mir zum IIIten Theile ſollen ſtechen laſſen, ſo vergrößert, verſteht ſich, als ein Octavblatt leiden will. Es iſt eine Gemme mit dem Namen des vermeinten griechiſchen Künſtlers, von welchem Stoſch ſchon eine bekannt gemacht hat. Ich denke aber durch meine zu erweiſen, daß es gar keinen ſolchen Künſtler gegeben hat, und daß Ἀντερως ganz etwas andres bedeutet. Wenn es möglich wäre, möchte ich den Ring mit der nämlichen Gelegenheit gern wieder zurück haben.

Was Ihnen Gleim von Wien geſagt hat, iſt ganz ohne Grund; aber Gleim hat von dem Projekte in Wien ohne Zweifel ſo reden wollen, wie man es allenfalls in Berlin noch einzig und allein goutiren könnte. Wien mag ſeyn wie es will, der deutſchen Litteratur verſpreche ich doch immer noch mehr Glück, als in Eurem franzöſirten Berlin. Wenn der Phädon in Wien confiſcirt iſt: ſo muß es bloß geſchehen ſeyn, weil er in Berlin gedruckt worden, und man ſich nicht einbilden können, daß man in Berlin für die Unſterblichkeit der Seele ſchreibe. Sonſt ſagen Sie mir von Ihrer Berliniſchen Freyheit zu denken und zu ſchreiben ja nichts. Sie reducirt ſich einzig und allein auf die Freyheit, gegen die Religion ſo viel Sottiſen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieſer Freyheit muß ſich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen ſchämen. Laſſen Sie es aber doch einmal einen in Berlin verſuchen, über andere Dinge ſo frey zu ſchreiben, als Sonnenfels in Wien geſchrieben hat; laſſen Sie es ihn verſuchen, dem vornehmen Hofpöbel ſo die Wahrheit zu ſagen, als dieſer ſie ihm geſagt hat; laſſen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Ausſaugung und Deſpotismus ſeine Stimme erheben wollte, wie es itzt ſogar in Frankreich und Dänemark geſchieht: und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das ſklaviſchſte Land von Europa iſt. Ein jeder thut indeß gut, den Ort, in welchem er ſeyn muß, ſich als den beſten einzubilden: und der hingegen thut nicht gut, der ihm dieſe Einbildung benehmen will. Ich hätte mir alſo wohl auch dieſe letzte Seite erſparen können. Leben Sie wohl, liebſter Freund!

---

*) Nämlich, daß Leſſing nie eine Recenſion in der Allg. d. Bibl. geſchrieben habe. Natürlicher Weiſe konnte ich mit dieſer Erklärung nicht unzufrieden ſeyn, da ſie der Wahrheit gemäß war. Nicolai.

**) Als ich Leſſingen nachher mündlich darüber ſprach, hatte er von dem erſtern Hrn. v. H. doch in manchem Betrachte eine ganz andere Meinung gefaßt. Nicolai.

***) Er ging in der Folge nach Wien, wo er geſtorben iſt. Nicolai.

Dero

ergebenſter,
Leſſing.

An Ebert.

Liebſter Freund,

Es iſt auf alle Weiſe meine Schuldigkeit, nach Braunſchweig zu kommen, um dem Erbprinzen in Perſon für die Gnade zu danken, die er für mich haben will; es mag davon ſo viel oder ſo wenig würklich werden, als kann. Erwarten Sie mich alſo zu Anfange künftigen Monats zuverläſſig und brauchen Sie dieſe Zwiſchenzeit, alles nach Ihrem beſten Gutdünken einzuleiten. Ich bin ſehr überzeugt, daß Ihnen mein Vortheil angelegner iſt, als mir ſelbſt. —

Anbey folget meine Unterſuchung über den Tod der Alten; nebſt dem Kupfer für den zweyten Theil der Antiquariſchen Briefe. Ich lege von jener ein zweytes Exemplar bey, wenn Sie etwa für rathſam halten ſollten, es dem Prinzen gelegentlich zu zeigen. Denn es ihm ausdrücklich in meinem Nahmen überreichen zu laſſen, würde mehr ſeyn, als eine Streitſchrift mit Klotzen verdiente.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und melden Sie mir inzwiſchen mit einem Worte, ob alles noch ſo zu ſeyn fortfährt, daß ich kommen kann.

Dero

Hamburg, ganz ergebenſter
den 11. Octbr. 1769. Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 30. October 1769.

Liebſter Freund,

Ich habe es wohl gedacht, daß der ganze Lerm, welchen Klotz hier mit Lipperten und mit Ihrer und meiner Correſpondenz machen laſſen, nichts als Nothſchüſſe wären. Er muß ſich wirklich auf das äußerſte gebracht fühlen: denn er thut ſeit einiger Zeit nichts als ſchimpfen und drohen. Im Schimpfen ſteht ihm Riedel redlich bey: aber auch dieſer ſoll in dem dritten Theile der antiquariſchen Briefe ſein Paket bekommen. Was der Menſch für Zeug in ſeiner philoſophiſchen Bibliothek wider den Laokoon ſchreibt! Was für Unwiſſenheit er verräth! Auch Leſſingiſche Briefe hat er in den Erfurtiſchen Zeitungen verſprochen, und eine Geſchichtsklitterung der jetzigen Händel. Von jenen hat er auch ſchon den erſten geliefert, und Sie werden wohl geleſen haben, wie er ſich nun heraus zu winden ſucht, wegen ſeiner Befremdung über unſer verſchiedenes Urtheil von Heineken.

Ich bin mit allem, was Sie von dieſen Stänkereyen bey Gelegenheit des Antikritikus*) geſagt haben, ſehr wohl zufrieden. Aber warum ſoll Raſpe der erſte**) geweſen ſeyn, der ſich wider Klotzens Buch von geſchnittenen Steinen erklärt habe? Mein erſter Theil der Briefe war längſt heraus, als ſeine Anmerkungen erſchienen. Und warum ſind denn die antiquariſchen Briefe jetzt nicht mit zugleich angezeigt worden? — Daß Sie den Nachdruck der Dramaturgie mißbilligen, und meine Partie gegen Schurken nehmen würden, die mich beſtohlen zu haben glauben, und gleichwohl mich noch turlipiniren zu dürfen glauben, daran habe ich nie gezweifelt: und ich muß Ihnen für die Art danken, wie Sie es thun wollen. In einigen Stücken bin ich indeß Ihrer Meynung nicht, und Sie haben verſchiedenes avancirt, was mit Ihrer Erlaubniß ganz falſch iſt. Z. B. In Frankreich kann ein Gelehrter, was er für ſeine Koſten hat drucken laſſen, durch die Kolporteurs verkaufen und vertrödeln laſſen, wie er will.***)

---

*) Allg. d. Bibl. X. 2. S. 103 ff. Nicolai.

) Nicht ich, ſondern ein anderer Recenſent (l. c. S. 97), hatte geſagt, Raſpe hätte zuerſt in einem **Journale eine Recenſion von Klotzens Buche machen wollen. Nicolai.

***) Dies bezieht ſich auf ein paar Worte, die ich über die Buchhandlungsverfaſſung im ehemaligen Frankreich in der Allg. d. Bibl. X. 2. S. 5. geſagt hatte. Leſſing irrte ſich aber. Ich hatte mich mit den franzöſiſchen Reglements, die Buchhandlung betreffend, ſorgfältig bekannt gemacht; er

Er bedarf der Vermittelung eines Buchhändlers gar nicht. Freylich darf er keinen offnen Laden haben, ohne dafür zu bezahlen; aber den will auch der Gelehrte nicht. Der Gelehrte will nichts, als das Recht ſeine Producte unmittelbar verkaufen zu dürfen ꝛc. — **Uebrigens** ſuchen Sie mir es doch nur ja **nicht** auszureden, daß **Reich** und mehrere Buchhändler, wenn ſchon nicht unter der Compagnie von Dodsley begriffen, dennoch für ihre **Unternehmungen**, den Gelehrten den Selbſtdruck zu verleiden, ſehr wohl geſinnet ſind.*)

---

nicht. Nicht nur durften die Kolporteurs bloß kleine Traktätchen verkaufen (ſ. meine folgende Briefe vom 8. Nov. 1769 und vom 13. July 1770) und alſo ſchon deswegen keine eigentlichen Bücher, ſondern es ſollte auch, dem Geſetze nach, jedes Buch, auch das kleinſte Traktätchen, ehe es zum Verkauf kam, vorher in der Chambre ſyndicale **regiſtrirt** ſeyn. Die vormaligen Geſetze in Frankreich, den Buchhandel betreffend, waren weder zum Vortheil des Gelehrten noch des Buchhändlers; vielmehr für beide ſehr drückend. Die Abſicht dieſer Geſetze war bloß, daß die Regierung kein Buch wollte verkaufen laſſen, was ihr mißfiel. Dafür wollte man die Syndics der Buchhändler reſponſabel machen; alſo war es natürlich, daß man kein einziges Buch anders als durch die Buchhändler zu verkaufen Erlaubniß gab, die wieder ohne Vorwiſſen der Syndics geſetzmäßig nichts verkaufen ſollten. Daher mußte auch jeder Gelehrte, der ein Buch auf ſeine Koſten drucken ließ, es erſt regiſtriren laſſen, und anzeigen, wem er den Verkauf übertragen hätte. Wäre der Gelehrte befugt geweſen, es durch jeden Kolporteur verkaufen zu laſſen, ſo hätte ja der Kolporteur mehr Freyheit gehabt, als der Buchhändler. Und auf **Freyheit** waren gewiß die ehemaligen franzöſiſchen Buchhandlungsgeſetze nicht gerichtet. **Nicolai.**

*) Leſſing irrte ſich hier abermal ſehr, wie ich dieſes im folgenden Briefe anzeige. Er machte ſich einen ganz falſchen Begriff von der Buchhandlung und vom Verlagsweſen. Daß ſeine Unternehmung in Geſellſchaft mit Bode nicht gelang, lag freylich daran, daß ſie ihrer Natur nach nicht gelingen konnte, und daß auch in der Ausführung ganz gewaltige Fehler vorgingen. Aber Leſſing glaubte feſt, durch ſeine Unternehmung, die nur der erſte Schritt zu mehrern ähnlicher Art ſeyn ſollte, würde der Handel mit Büchern eine ganz andere Geſtalt gewinnen; daher bildete er ſich ein, die Buchhändler hätten die Unternehmung geſtürzt. Ueber Reich war Leſſing ſehr empfindlich, weil ihm derſelbe bey Gelegenheit einiger Komödien, die er der Weidmanniſchen Handlung in Verlag geben wollte, in der That ziemlich unartig begegnet hatte. (M. ſ. meine Anmerkungen zu Leſſings Brief an Moſes vom 8. December 1755.) Es war bekannt, daß Reich der Diktator der Buchhändler ſeyn, und in allem, was dieſelben anging, den Ton geben wollte: und da Leſſing ſich einbildete, die Buchhändler in corpore hätten die Dodsleyiſche Ankündigung von Nachdruck angeſtiftet, ſo hatte er auch den Argwohn, Reich

Wegen der Abhandlung von den Ahnenbildern muß alles von Ihrer Convenienz abhangen. Da ich Hrn. Voß ohnedies noch verſchiedene Abhandlungen ſolcher Art verſprochen habe: ſo gebe ich ihm dieſe mit dazu. Ich glaube es wohl, daß Ihnen die allgemeine Bibliothek Koſten genug verurſacht; aber nach dem hieſigen Debit zu urtheilen*), müſſen Sie doch auch anſehnlichen Vortheil davon haben.

Mit dem dritten Theile der Briefe wird nun nächſtens angefangen; und auch das muß lediglich von Ihnen abhangen, ob dieſer Theil der letzte ſeyn ſoll. Nur melden Sie mir es, um die Materie doch ein wenig zu arrondiren.

A propos, — ob ich ſchon nicht glaube, daß ich für dieſen dritten Theil noch eben viel von Ihnen zu erhalten haben dürfte; ſo müſſen Sie mir doch nun ſchon noch den Gefallen thun, eine kleine Aſſignation, die Ihnen etwa künftige Woche präſentirt werden möchte, für mich zu honoriren. Sie können verſichert ſeyn, daß ich Ihnen dieſen Dienſt ſo bald nicht wieder zumuthen will.

So bald der Erbprinz von Berlin zurück iſt, und auf die erſte Nachricht davon, habe ich nach Braunſchweig zu kommen verſprochen. Ich denke, daß der Handel ſo gut wie richtig iſt.

Leben Sie wohl, und grüßen Sie unſern Moſes. Ich bin

ganz der Ihrige,
Leſſing.

ſtecke dahinter. Aber er that dieſem ſehr unrecht. Welche Fehler auch Reich gehabt haben könnte; den Fehler, Nachdruck begünſtigen zu wollen, hatte er gewiß nicht. **Nicolai.**

*) Man kann vom Debite einer Stadt nicht aufs Allgemeine ſchließen. Hamburg vertrieb damals mehr Exemplare der Allg. d. Bibl., als manche ganze deutſche Provinzen. (Man ſehe meine Reiſebeſchreibung IVr Band S. 909.) Außerdem war gar nicht vom Debite der deutſchen Bibliothek, ob er Vortheil brächte, die Rede, ſondern ob der Vortheil ſich vermindere, wenn der Verleger eines ſolchen großen Werks noch mehrere Unternehmungen im Verlag unverhältnißmäßig macht; ob nichts daran gelegen iſt, wenn er in Schulden ſtecken bleibt, oder aber, ob er lieber mit Ernſte nur daran denken ſollte, die ſchuldigen Kapitale abzuzahlen, und wohl thue, ſich deshalb in Verlagsunternehmungen auf alle Weiſe einzuſchränken. Von der Bilanz und dem Verhältniß, das hierin, beſonders nach der Natur des deutſchen Buchhandels, Statt finden muß, wenn man nicht, bey anſcheinend großen und glücklichen Geſchäften, zurück kommen will, haben vielleicht viele Buchhändler nicht einen richtigen Begriff; wie konnte ihn Leſſing haben? **Nicolai.**

An Ebert.

Liebſter Freund!

Erſt noch einen Brief, ehe ich ſelbſt komme, damit Sie nur gewiß bleiben, daß ich komme, und mich nicht früher erwarten, als ich kommen kann. Ich weiß es, was es iſt, vergebens auf jemand warten: und auch mir fallen auf einmal alle Unarten desjenigen bey, auf den ich warte.*) Alſo, liebſter Freund, — ob ich mir ſchon keiner Unarten bewußt bin, die Ihnen von mir beyfallen könnten, es wäre denn, das Pharao und Götze, — ich weiß nicht, was Ihnen dieſes unſchuldige Paar gethan hat? — Mit einem Worte, vor Morgen über 8 Tage (wird ſeyn der 15. dieſes) kann ich unmöglich abreiſen. Ich bin leider hier ſo tief eingeniſtet, daß ich mich gemächlich losreißen muß, wenn nicht hier und da ein Stück Haut mit ſitzen bleiben ſoll. Beſonders wenn ich es ſo einrichten will, daß ich allenfalls nicht wiederkommen dürfte. Sie werden dieſe Verzögerung bey dem E. Pr. ſo einzukleiden wiſſen, und mich ſo entſchuldigen, daß er weder glauben darf, ich bildete mir ein, mit Ungeduld von ihm erwartet zu werden, noch argwohnen darf, ich würde nicht auf alle mögliche Art eilen, wenn ich vermuthen dürfte, von ihm nur einigermaaßen erwartet zu werden.

Ich wüßte nichts in der Welt, wodurch ſich der Prinz meiner ganzen Ergebenheit und Verehrung mehr hätte verſichern können, als dadurch, daß er Bekanntſchaft mit meinem älteſten und beſten Freunde in Berlin machen wollen. Daß ſie einander gefallen würden, war kein Zweifel, und was wollte ich nicht drum geben, wenn es möglich wäre, daß ihn der Prinz aus jenem Orte ziehen könnte, wo ich weiß, daß er ganz gegen ſeine Neigung iſt!

Des Quartieres, welches Sie für mich zu beſorgen die Güte gehabt, werde ich mich um ſoviel lieber bedienen, je geſchwinder ich dadurch Gelegenheit bekomme, die Bekanntſchaft mit dem Herrn v. K. zu erneuern, dem ich mich indeß zu empfehlen bitte.

Wenn Sie mir vor meiner Abreiſe noch einmal ſchreiben: ſo wäre es deſto beſſer! Leben Sie wohl, mein lieber, dienſtwilliger Freund, und werden Sie ja nicht vor der Zeit müde, das zu ſeyn, was ich Sie nenne.

---

*) Sein Freund hatte ihn vermuthlich mit der Bemerkung gewarnt, die Boileau gemacht hat, daß man während der Zeit, daß man auf jemand lange warten muß, ſich aller ſeiner übrigen Fehler zu erinnern pflege. Ebert.

Dero

Hamburg,
den 7. Nov. 1769.

ganz ergebenſter
Leſſing.

Ihr Triumph, mein lieber Ebert, wird immer größer! Ich glaubte ganz unfehlbar heute wegkommen zu können, und nun muß ich noch ein paar Tage zugeben; ich mag wollen oder nicht. Indeß zweifle ich, ob wir uns einerley Begriffe hiebey machen. Ich bilde mir einen Moraſt ein, in dem ich verſunken wäre. Je geſchwinder man ſich heraus arbeiten will, deſto tiefer ſinkt man. Sonnabend aber, oder Montag, den 19. oder 20. dieſes, reiſe ich ganz gewiß ab, und länger ſoll mich nichts in der Welt halten. Und zwar reiſe ich über Zelle, wo ſich S. gegenwärtig befindet, mit dem ich noch eines und das andre abzuthun habe. Wenn ich mich einen oder ein paar Tage daſelbſt aufhalten muß, ſo laſſen Sie ſich es nicht wundern, falls ich nicht mit der ordentlichen Poſt benannten Tages eintreffen ſollte. Ich werde keine Zeit muthwillig verlieren, ſondern Sie überraſchen, ehe Sie es glauben.

Blaſen Sie unterdeß, lieber Freund, bey dem Pr. ein wenig in die Kohlen, damit ſie nicht ganz erloſchen ſind, wenn wir unſern Schwefelfaden zünden wollen. Und leben Sie wohl!

Dero

Hamburg,
den 15. Nov. 1769.

ganz ergebenſter
Leſſing.

An Ebert.

Liebſter Freund!

Ich habe mich in zwey Tagen und zwey Nächten zwar nothdürftig naß, aber doch ſonſt gut und wohlbehalten, nach Hamburg geſchlafen. Schon bin ich acht Tage wieder hier, und Sie haben noch kein Wort von mir. Wie ſehr ich Ihnen verbunden aus Braunſchweig gereiſet bin, wiſſen Sie ſelbſt. Wie gern ich Ihnen verbunden bin, und es auf Zeitlebens ſeyn werde, weiß ich vors erſte nur allein.

Indeß iſt Ihre freundſchaftliche Rolle noch nicht aus. Als ich ganz bey Ihnen bin, ziehen Sie ja keinen Augenblick die Hand von

Ihrem Werke. Sie allein können mich in der guten Meinung ſo vi
ler rechtſchaffnen Leute erhalten, auf deren nähern Umgang ich mi
freue. Ich betrachte den E. P. ſelbſt aus keinem andern Geſichtspunk
Es kann ſeyn und ich habe Urſache, es zu beſorgen, daß ich auf i
nicht die vortheilhafteſten Eindrücke gemacht habe. Ich pflege ſo w
nig auf meiner Hut zu ſeyn; ich bin ſo unbeſorgt, immer nur mei
gute Seite zu zeigen, und meine gute Seite ſelbſt iſt ſo ſchielend, d
ich ſehr zufrieden ſeyn muß, wenn man mich die erſte Zeit nur ni
ganz verachtet. Vielleicht wenn er es länger mit mir verſucht — de
auf die Länge, habe ich wohl erfahren, gewinnt man bey einem gu
Manne gewiß, wenn man aufrichtig bey ihm gewinnen will.

Ich finde hier alle Hände voll zu thun, und ich werde Mühe
ben, zu der verſprochnen Zeit in Braunſchweig wieder einzutreff
Wann ich dann nur ſo kurze Zeit als möglich in Braunſchweig b
ben darf! Nicht, weil es mir in Braunſchweig nicht gefällt, ſond
weil **nichts herauskömmt**,*) lange an einem Orte zu ſeyn, wo
einem gefällt.

Ihre Empfehlungen habe ich bereits an die meiſten Ihrer hieſi
Freunde ausgerichtet. Bode hat die History of an Atom verlieh
er hoft ſie aber heute oder morgen wieder zu bekommen, und ſod
will ich ſie Ihnen gleich überſchicken. Alberti befindet ſich wohl;
was mich an ihm eben ſo ſehr freuet, als ſeine Geſundheit, iſt,
ſeine Verſöhnung mit Götzen ein falſches Gerüchte geweſen. B
wird daher wohl predigen und ſeinen Sermon mit nächſten einſen

Empfehlen Sie mich allen unſern Freunden, namentlich
Herren von Kuntſch, Zachariä, Gärtner, Schmidt, und dem ga
Gräfiſchen Hauſe. Seyn Sie auch nicht ſo ſaumſeelig im Antwor
als ich im Schreiben! dergleichen Nachläſſigkeit kleidet wenig M
ſchen ſo gut als mich: und Sie gar nicht.

Dero

Hamburg, ergebenſt
den 28. Dec. 1769. Leſſing

---

*) Ebert an Leſſing, 27. Jan. 1769, „wenn Sie — mich hier —
Ihrer gewöhnlichen Antwort abfertigen wollten: **Es kömmt doch ni**
dabey heraus.“

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 4. Januar 1770.

Lieber Bruder,

Daß ich in Braunſchweig geweſen, und was ich daſelbſt ausgerichtet, brauche ich Dir wohl nicht noch erſt zu erzählen. Das Reſultat von allem weißt Du, wodurch ich freylich für die Zukunft ſo ziemlich aus aller Verlegenheit geriſſen bin. Aber für das Gegenwärtige iſt darum meine Verlegenheit nicht geringer, und es wird mir noch viele Mühe und Sorge koſten, ehe ich mich ganz auf das Trockene ſetze. Ich ſtecke hier in Schulden bis über die Ohren, und ſehe ſchlechterdings noch nicht ab, wie ich mit Ehren weg kommen will.

Ich wünſchte nur, daß unſere Aeltern hiervon überzeugt ſeyn möchten, damit ſie nicht etwa glauben, es liege bloß an meinem Willen, daß ich mein längſt gethanes Verſprechen noch nicht gehalten habe. Gott weiß, daß es mir nicht möglich geweſen, und daß ich noch nicht gewiß ſagen kann, wann es mir möglich ſeyn wird. Ehe ich in Wolfenbüttel eingerichtet bin, werde ich von meinem ordentlichen Gehalte wenig erübrigen können. Aber es iſt mein feſter Vorſatz, alles was ich erübrigen kann, dazu anzuwenden, daß ich mein Wort halte. Ich will gewiß auch Dich ſodann nicht vergeſſen, und vielleicht erlauben es die Umſtände, Dich wieder bey mir zu haben. Wenn Du Dich nur fürs erſte bis dahin bergen kannſt. Freylich hätteſt Du ſchlechterdings meinem Rathe und Deinem eigenen Vorſatze treuer bleiben, und Dich einer ernſthaften bürgerlichen Beſchäftigung widmen ſollen. Auch die glücklichſte Autorſchaft iſt das armſeligſte Handwerk!

Du haſt mir zuletzt ein Verzeichniß von rückſtändigen Büchern geſchickt, die in den Auktionen nicht weggegangen. Sind ſie denn aber auch alle noch in Deiner Gewalt, und kann ich ſie hierher bekommen? Denn ich erinnere mich, einmal an Herrn Voß geſchrieben zu haben, daß er z. E. das Journal des Savans und den Mercure zu ſich nehmen ſolle. Iſt das geſchehen oder nicht? Was Du haſt, und ſich der Mühe verlohnt, packe ein, und ſchicke mir je eher je lieber. Vorher aber eine kleine Note, was Du mir ſchicken willſt. Ich muß alles zu Gelde machen, und Bücher kann ich nun am erſten entbehren.

Lebe wohl und antworte mir bald

Dein
treuer Bruder,
Gotthold

An Gleim.

Hamburg, den 8. Januar 1770.

Liebſter Freund,

Ihre Geſchichte iſt die meinige. Seit acht Monaten liegt ein Brief an Sie angefangen, und mehr als angefangen, fertig bis zum Schluſſe. Ihn völlig zu ſchließen, wollte ich nur noch verſchiedene Conjuncturen abwarten, die mein künftiges Schickſal beſtimmen mußten. Ich weiß, daß Ihnen dies nicht gleichgültig iſt; ich wollte Ihnen nichts eher davon ſchreiben, als bis ich Ihnen das Zuverläſſigſte ſchreiben könnte. Das Rad iſt lange gedrehet worden; und ſiehe, endlich kömmt eine Zahl heraus, von der ich mir etwas verſprochen hatte. Aber die Freundſchaft hatte ſie für mich beſetzt. — Kurz, mein lieber Gleim, es iſt wahr, was Sie gehört und geleſen haben. Ich habe die Bibliothekar-Stelle in Wolfenbüttel angenommen, mit der Verſicherung, daß meine Reiſe nach Italien dadurch nicht rückgängig, ſondern nur ſo lange verſchoben werden ſoll, bis ich meinen Platz hinlänglich kennen lerne, um ſie auch für dieſen nützlich zu machen. Ich komme alſo allerdings Ihnen für's erſte näher, als ich noch jemals geweſen bin, und es verſteht ſich, daß meine erſte Ausflucht von Wolfenbüttel zu Ihnen ſeyn wird: wenn Sie nicht lieber mir zuvorkommen, und mich mit dem Frühlinge daſelbſt beſuchen wollen. Bis auf dieſe unſere Zuſammenkunft verſpare ich alles, was ich Ihnen in jenem angefangenen Briefe ſagen wollte. Es ſind auch wirklich lauter Dinge, die ſich gar wohl verſparen laſſen, ja über die ich ſicherlich weder Buchſtaben noch Worte verlieren würde, wenn Gleim nicht ein allzugefliſſentliches Stillſchweigen in allen ſeinen Briefen darüber beobachtet hätte. Dieſes Gefliſſentliche allein war mir anſtößig, ſchien mir einen ſtummen Vorwurf zu enthalten, und daher einer Erklärung zu bedürfen. Auch wird eine Erklärung darüber immer noch gut ſeyn, nur iſt ſie nicht preſſant. Denn was das Weſentliche davon ſeyn kann, das weiß ich doch ſchon. Ich weiß, daß zu einem Manne wie Sie, ſich täglich neue Freunde drängen müſſen. Ich weiß aber auch, daß neue Freunde den alten zwar obrogiren, niemals aber die alten abrogiren können. Wenn ich Ihre Freundſchaft iemals gehabt habe, und ich bin überzeugt, daß ich ſie gehabt habe: ſo habe ich ſie noch. Und wenn ich Sie verſichere, daß Hochachtung bey mir Freundſchaft iſt: ſo kann der meinigen Niemand gewiſſer ſeyn, als Sie. — Das iſt vorläufig genug, denke ich: genug, uns beyden genug.

Für das Geſchenk Ihrer neueſten Gedichte, danke ich Ihnen recht ſehr. Aber Sie glauben doch wohl nicht, daß ich ſie itzt erſt geleſen habe?

An den Oden nach dem Horaz gefällt mir faſt alles, nur das nicht, was an ſo manchen Werken uns öfters einzig und allein gefällt: der Titel. Die Ode an mich iſt, außer ihrer poetiſchen Schönheit, ein vortreffliches freundſchaftliches Compliment unter vier Augen; aber als ein ſolches hätten Sie es auch, ungeachtet jener Schönheit, beſſer unterdrückt. Das Lob iſt ſo invidiös, daß ich alle die Spöttereyen vorausſehe, die man darüber machen wird. Unter Ihren Sinngedichten ſind die meiſten recht ſehr ſchön; auch Ihr Gedicht an Jacobi iſt voll von den naiven Schönheiten, in welchen Sie noch immer allein Meiſter ſind. Aber wozu in dieſem letztern verſchiedene beißende Züge auf die ernſthaften Dichtungsarten, und andere gelehrte Beſchäftigungen? Die wenigſten verſtehen in dieſem Punkte Scherz; und die ihn verſtehen, wollen ihn oft nicht verſtehen. Daher die Repreſſalien gegen die Dichter der Freude; daher — —

Ich muß ſchließen. Leben Sie wohl, liebſter Freund, und ſorgen Sie, daß ich Sie, wenn ich Sie nun bald umarme, geſund und vergnügt umarmen kann.

Dero

ergebenſter
Leſſing.

An Ebert.

Liebſter Freund!

Es hat mir geahnet, daß ſich meine Abreiſe von hier wohl nicht ohne Urſache ſo lange verziehen müſſen. Ich würde es bedauert haben, wenn ich ietzt ſchon weg wäre. Denn rathen Sie, wer vor einigen Tagen hier ankam? Herder. Daß er von Riga vor einiger Zeit auf einmal weg und nach Frankreich gegangen, das wiſſen Sie. Von da hat ihn der Biſchof von Lübeck verlangt, deſſen Prinzen er als Prediger auf Reiſen begleiten ſoll. Es hat mir nothwendig ſehr angenehm ſeyn müſſen, dieſen Mann von Perſon kennen zu lernen; und ich kann Ihnen ietzt nur ſo viel von ihm ſagen, daß ich ſehr wohl mit ihm zufrieden bin. Er gehet die erſten Tage künftiger Woche nach Eutin, und ſobald er weg iſt, werde ich mit Ernſt an meine Abreiſe denken. Ich denke nicht, daß mich der vierzehnte dieſes noch hier finden ſoll.

Ich ſchreibe Ihnen zuverläſſig noch einmal vor meiner Abreiſe. Empfehlen Sie mich indeß allen unſern Freunden und bleiben der meinige.

Dero
ergebenſter
Leſſing.

Hamburg,
den 3. Febr. 1770.

An Ebert.

Mein Gott! Ich habe Ihnen, liebſter Freund, bloß Zeit laſſen wollen, auch andern ehrlichen Leuten einmal zu antworten und nicht bloß mir. Da ſehn Sie nun, wie man mit der beſten Abſicht fahren kann. Im Ernſt, ich nehme die Erkundigungen des Herzogs, wie ich ſie nehmen muß. An den Herrn Kammerherrn von Kuntſch gerichtet, geſchahen ſie nur ein Geſpräch mit ihm zu haben: Befremdungen, daß ich zu lange ausbleibe, konnten ſie nicht ſeyn. Denn ich habe mich ausdrücklich auf acht bis zehn Wochen bey ihm beurlaubt. Noch iſt kaum der kürzere, geſchweige der längre Termin verlaufen. Dieſen werde ich einhalten, ſo genau es nur immer Sitte iſt, dergleichen Termine einzuhalten. Ich bin in vierzehn Tagen, längſtens drey Wochen unfehlbar bey Ihnen.

Freylich hätte ich Ihnen auch nur das, indeß ein paarmal ſchreiben können. Aber ich dachte es verſtünde ſich von ſelbſt und ich verließ mich auf meiner Freunde officioſa mendacia, dergleichen ich für meine Freunde jederzeit in Vorrath habe. Zudem iſt ein Punkt in Ihrem vorletzten Briefe, den ich lieber gar nicht zu beantworten hätte. — Es iſt ſehr viel Gnade von unſerm E. P., daß er mir die Koſten meines Aufenthalts in Braunſchweig vergüten laſſen. Aber Sie glauben nicht, lieber Ebert, wie argwöhniſch ich bin, beſonders in ſolchen Dingen. Ich kann mir nicht einbilden, daß der E. P. von ſelbſt darauf gefallen iſt. Ich fürchte man hat es ihm zu verſtehen gegeben, daß ich etwas dergleichen erwartet hätte. Ich habe zwanzigmal mein ganzes Betragen in Braunſchweig überlaufen, und mich jedes Worts zu erinnern geſucht, ob ich das geringſte gethan oder geſagt, was dieſe Erwartung verrathen können. Der E. P. mag immerhin glauben, daß ich der Erſtattung bedarf: aber ich möchte nicht gern, am ungernſten von ihm, für einen Menſchen gehalten ſeyn, der etwas erwarten oder verlangen könnte, bloß deswegen, weil er es bedarf. Es iſt mir unmöglich dieſerwegen an ihn zu ſchreiben; ich werde ihm bey Gelegenheit mündlich danken, und ich bin überzeugt, daß ihm das genung ſeyn wird. Mein hieſiges Verweilen war, und iſt noch höchſt nöthig, wie ich Ihnen einmal umſtändlich erklären will. Zum Theil bezieht es ſich auf meine verlobte Braut ſelbſt.*) Ich möchte nicht gern, wenn mir ſie der Herr Geh. Rath von Praun überliefert, ſie weniger zu kennen ſcheinen, als ſie nur ein Gelehrter in der Welt kennen kann, der ihres Umgangs nicht ſelbſt genoſſen. In Wahrheit alſo: ich habe, ſo lange ich wieder hier bin, weder an antiquariſche Briefe noch an Komödien gedacht: was ich von beyden mitbringe, iſt noch immer in herba. —

Ich muß hier abbrechen, um Ihnen mit der erſten umgehenden Poſt antworten zu können. Nächſtens ein mehreres.

Dero

Hamburg,
den 19. Febr. 1770.

ergebenſter Freund
Leſſing.

An Ebert.

Liebſter Freund!

Es bleibt dabey, daß ich noch dieſe Woche von hier abreiſe. Ich kann darum aber doch nicht beſtimmen, wenn ich in Braunſchweig eintreffen möchte; indem ich vielleicht einen ziemlichen Umweg nehme, um nicht von Wolfenbüttel aus wieder eine Reiſe thun zu dürfen, ehe ich noch da warm geworden. Vielleicht, ſage ich, und vielleicht auch nicht. Kurz ich bin bey Ihnen, ehe Sie es ſich verſehen. Freylich möchte ich gern mein altes Quartier wieder haben, weil ich wohl voraus ſehe, daß ich nicht ſo gerade durch nach meiner Reſidenz werde paſſiren können. Allein es müßte ſchlechterdings mit keines Menſchen Unbequemlichkeit geſchehen, als welche zu vermeiden, die Gaſthöfe, meyne ich, erfunden ſind. Ich ſteige allenfalls da wieder ab, wo ich zuerſt abſtieg. Mein erſter Gang iſt ſodann zu Ihnen, und das übrige findet ſich. Ihre Bücher, die ich erſt vorgeſtern erhalten habe, ſchicke ich morgen mit der Poſt ab. Ich hätte ſie eben ſo gut ſelbſt mitbringen können, wenn es ſo lange Zeit gehabt hätte. Aber Sie brauchen ſie unſtreitig, und ich will an Ihren Schriftſteller-Verſpätigungen keine Schuld haben.

Gott weiß, daß ich mich herzlich ſehne, vors erſte in Ruhe zu kommen, weil ich doch in Ruhe kommen ſoll, des Sperlings Leben aufm Dache, iſt nur recht gut, wenn man ihm kein Ende abzuſehn braucht. Wenn es nicht immer dauern kann, dauert es jeden Tag zu lange. Machen Sie alſo ja, lieber Ebert, ſo viel an Ihnen liegt daß ich nicht allzulange in Braunſchweig aufgehalten werde. Bitten Sie unſern E. P. meine Abfertigung ſo viel möglich beſchleunigen zu laßen. Denn bedenken Sie nur ſelbſt, wie viel Komödien ich Ihnen, wie viel Catalogos ich dem Geh. R. v. S**, und wie viel ich antiquariſche Briefe Klotzen zu liefern habe. Wie ſoll ich fertig werden, wenn ich nicht je eher je lieber anfange?

---

*) Die Wolfenbüttelſche Bibliothek.

Es verlohnt ſich kaum der Mühe, mich meinen Freunden in Braunſchweig noch empfehlen zu laßen. Ich nehme Ihnen das letzte Wort aus dem Munde, und ſitze ſchon in Gedanken mit dem Herrn v. K. und Zachariä und Ihnen bey Puntſch und Quindecim. Ihr aller Wohlſeyn und va reſte!

Leſſing.

Hamburg,
den 13. März 1770.

An Ebert.

Liebſter Freund!

Ich hätte nicht geglaubt, Ihnen noch einmal aus Hamburg zu ſchreiben; denn ich war feſt entſchloßen, geſtern abzureiſen, und zwar in Geſellſchaft des Herrn Breuer, welcher als Profeſſor nach Erlangen kömmt. Allein der ganz unglückliche Schnee, welcher ſeit einigen Tagen hier gefallen, und der die Wege ſo unpraktikabel macht, daß verſchiedene Poſten weder gekommen noch abgegangen ſind, hat meinen Reiſegefährten ſchüchtern gemacht, und jedermann räth mir, mich nicht der Gefahr auszuſetzen, unter Wegens liegen bleiben zu müßen. Das iſt auch grade die einzige Unbequemlichkeit, die ich bey dem Reiſen ſcheue! Alſo, mein lieber Ebert — Wahrlich, es würde laßen, als ob ich mich, wer weiß wie nöthig, in Braunſchweig glaubte, wenn ich mich ſchlechterdinges an nichts kehren wollte, um nur zwey oder drey Tage früher dort zu ſeyn. Wem liegt ſo viel an mir? Und wem an mir liegt, der weiß mich ſelbſt itzt lieber unter dem Dache, als auf dem Wege. Unſer E. P. iſt viel zu gut, bey ſolchem Wetter auch einem Hunde einen unnöthigen Weg zu machen. Das glaube ich, und wenn Sie, mein argwöhniſcher Freund, etwa den Schnee nicht glauben wollen, ſo leſen Sie den heutigen Correſpondenten. Mir zu gefallen lügt der nichts! Ich verharre — nehmlich vors erſte hier in Hamburg, bis das Wetter aufgeht.

Dero
ganz ergebenſter
Leſſing.

Hamburg,
den 17. März 1770.

An Ebert.

Liebſter Freund!

Ich könnte allenfalls die Atteſtate dreyer Aerzte mitbringen, daß ich mich länger als vierzehn Tage mit einem Flußfieber geſchleppt habe, das ich noch nicht ganz los bin. Demohngeachtet ſoll mich nun länger nichts abhalten, übermorgen meine Reiſe anzutreten, beſonders da ſich Gelegenheit gefunden, es mit aller Bequemlichkeit zu thun. In dieſem Vorſatze habe ich heute mit der Poſt einen Koffer unter Ihrer Adreſſe abgeſchickt, den Sie aber nur bis zu meiner Ankunft auf der Poſt dürfen ſtehen laſſen. Meine übrigen Sachen ſind gleichfalls ſchon vor ein paar Tagen mit Frachtfuhrleuten abgegangen: ſo daß ich aller Bedürfniſſe entblößt bin, und nun wohl fort muß, es mag auch kommen, wie es will.

Bereiten Sie meine Entſchuldigung bey unſerm E. P. ja vor. Die ſchlimmen Wege, die ſo unvermuthet einfielen, und mein darauf folgendes Fieber ſind in der That und Wahrheit eigentlich Schuld, daß ich über die Zeit ausgeblieben. Hamburg, ob es gleich Ihr unvergleichliches, göttliches, einziges Hamburg iſt, würde mich allein nicht gehalten haben. Nicht allein, ſage ich. Denn im Grunde will ich es Ihnen doch nur geſtehen, daß ich verſchiedne Freunde hier ſehr ungerne verlaſſe; und noch ungerner verlaſſen würde, wenn ich nicht Ihres gleichen wieder zu finden hoffen dürfte.

Leben Sie die paar Tage noch recht wohl, damit ich Sie, liebſter Freund, geſund und vergnügt umarmen kann.

Dero

Hamburg,
den 15. April 1770

ganz ergebenſter
Leſſing.

An Ebert.

Liebſter Freund!

Ich bin Ihnen unter den Händen weggekommen. Aber es verlohnt auch wohl der Mühe, daß man Abſchied nimmt, wenn man ſtirbt — oder von Braunſchweig nach Wolfenbüttel reiſet! — Denken Sie ja nicht, weil ich dieſes beydes zuſammenſetze, daß ich mich geſtorben zu ſeyn glaube. Man kann nicht ruhiger und zufriedner leben, als ich dieſe drey Tage gelebt habe. Euch Schwärmern, die ihr alle Tage hofiert, alle Tage zu Gaſte ſeyd, muß freylich ein ſolches Leben Tod dünken. Ruft immer mit jenem franzöſiſchen Bedienten: es lebe das

Leben! Ich rufe: es lebe der Tod! — ſollte es auch nur ſeyn, um mit keinem Franzoſen etwas gemein zu haben. —

Eben beſann ich mich heute morgen, daß wir ſchon den 7. ſchrieben, und daß den 14. meine Auction in Hamburg iſt. Geſchwind alſo noch ein paar Catalogos zuſammen gepackt und ſie Eberten geſchickt, der immer klagt, daß er kein Geld habe, und doch immer Bücher kauft, als ob er ſeines Geldes kein Ende wüßte. Vertheilen Sie ſie doch an Helluones — librorum meine ich, — Ihres gleichen. Ihr unglücklichen Leute, die ihr noch Gelder für Bücher ausgeben müßt! Dieſe Thorheit habe ich überſtanden, und inskünftige kann ich das Geld, das ich ſonſt auf Bücher wandte, ver — Was meinen Sie, was ich ſchreiben wollte? vertrinken? verſpielen? verhuren? — Wahrlich, ich wollte ſchreiben, vergraben.

Tauſend Grüſſe an den K. v. K. und Zachariä. — Schade, daß der E. P. Prinz iſt, und in dieſe Klaſſe nicht ſo recht paßt. — Wo ſonſt Complimente für mich anzubringen ſind, das wiſſen Sie beſſer, als ich. Sie haben volle Macht mit meinen Complimenten zu ſchalten und zu walten, wie es Ihnen gutdünkt.

Wenn Sie Commiſſiones nach Hamburg ſchicken wollen, ſo ſchicken Sie ſie doch an den Auctionsſchreiber Koeſter, wohnhaft auf dem Brauerknechtgraben. Ziehn, — um mit einem Nürnberger zu ſchließen, — bezieht ſeine Leute.

Leben Sie wohl, das iſt, arbeiten Sie fleißig, damit etwas in die Preſſen und in die Bibliotheken kommt.

Wolfenbüttel, Ihr ergebenſter
1770. Leſſing.

An Conrad Arnold Schmid.

Wolfenbüttel, d. 23. May 1770.

Ich danke Ihnen, liebſter Schmid, für Ihren Adelmann: aber nun? — Kein Exemplar für die Bibliothek? oder ſoll das, welches Sie mir geſchickt haben, für die Bibliothek? Recht wohl; ſo habe ich mich für die Bibliothek bedankt.

Ich gebe meine Hofnung nicht auf, noch etwas von Adelmannen ſelbſt, oder von Berengarius aufzutreiben, um einmal eine anſehnliche Ausgabe zu veranſtalten. Vorläufig habe ich ſchon etwas gefunden, welches wenigſtens unter den literariſchen Anhängen eine Stelle verdienen wird, und das Sie jetzt ſchon recht gut hätten nutzen können. Es betrift nehmlich die nähere Beſtimmung des Sterbejahres Ihres

Adelmanns. Weder Galeardus noch andere Breſcianer, wollen ihn gerne ſo lange leben laſſen, daß ihn das Gebot des Pabſt Nicolaus II. arcendi a divinis diaconos ſacerdotesque concubinarios mit angegangen. Als ob man nicht in jeder Kirche ſehr rechtgläubig ſeyn, und dennoch ein ärgerliches Leben führen könnte. Ich ſuchte in der Raccolta d'Opuscoli ſcient. e filol. ganz etwas anders, als ich einen ausdrücklichen Brief von Carlo Deneda, in dem 47ten Theile derſelben, über dieſe Materie fand. Ich ſchicke Ihnen den Theil, um den Brief ſelbſt zu leſen. Aber ich muß Ihnen zugleich ſagen, daß ich auf das Diplom, worauf ſich Deneda vornehmlich gründet, eben nicht ſchwören möchte. Deneda geſtehet ſelbſt, daß das Jahr des Kayſers, ſeit ſeiner Erwählung zum römiſchen Könige, verſchrieben ſey. Könnte alſo nicht eben ſo wohl die eigentliche Jahrzahl verſchrieben ſeyn? Unterſuchen Sie doch das Ding ein wenig genauer, wenn Sie einmal ſonſt gar nichts anzufangen wiſſen. —

Ihre Bemerkung wegen der alten deutſchen Ueberſetzung des Creſcentius, daß ein Theil derſelben müßte in Reimen geſchrieben geweſen ſeyn, iſt ſonderbar, und verdiente eine kleine Ausführung; wäre es auch nur, um auf andere alte deutſche Bücher aufmerkſam zu machen, ob ihnen nicht vielleicht eben das widerfahren. Iſt doch ſelbſt mit lateiniſchen Dichtern eben ſo etwas vorgegangen. Aeltere Ausgaben des deutſchen Creſcentius, als Ihre von 1518, giebt es allerdings. Wir ſelbſt haben hier eine von 1512 ebenfalls in Folio ohne Ort des Druckes. Aber auch dieſe kann nicht die erſte ſeyn, denn am Ende heißt es: „New gedruckt und geendet im Jahr 1512.“ Zwar dieſe unſere ältere Ausgabe iſt auch gar nicht einmal von der nehmlichen Ueberſetzung, von der Ihre iſt; als in welcher die Spuren des verworfenen Sylbenmaßes und Reimes, die Sie in Ihrer entdeckt haben, gar nicht anzutreffen ſind. Zudem iſt auch das Kapitel, aus welchem Sie mir die Proben ausgezogen, nicht das fünfte des zweyten, ſondern des erſten Buchs, ſo wie es dieſes nach der Urſchrift auch ſeyn muß. Bey Ihnen iſt es überſchrieben, „von Erkenntniß der wonſtett.“ Bey uns aber „von der ſtat da man ein Haus bauwen will, zu kennen gut oder böſe.“ Wenn Sie beyde Ueberſetzungen näher vergleichen wollen, ſo will ich Ihnen unſere herüber ſenden, oder vielmehr heraus, wie ich mit Zachariä ausgemacht habe, daß es heiſſen muß.

Laſſen Sie Ihren Adelmann in Hamburg immer durch Alberti ankündigen. Wenn ich es thue, ſo geſchieht es für die allgemeine Bibliothek. Leben Sie wohl

An Madame König. *)

Meine liebſte Madam!

Sie ſind allzugütig, und ich danke Ihnen tauſend, tauſendmal. — Unſer B. hätte mich lieber gar beredet, daß alle meine Freunde in Hamburg auf mich ungehalten wären, weil ich noch faſt an keinen geſchrieben. Zwar wäre dieſes Ungehaltenſeyn nun eben nicht das Schlimmſte für mich; und weit ſchlimmer wäre es, wenn ſich kein Menſch darum bekümmerte, ob ich ſchriebe oder nicht ſchriebe. Aber demohngeachtet weiß ich auch, daß es ſo arg nicht ſeyn kann, als es der B. macht. Sie ſchmähen alle auf meine Nachläſſigkeit, Faulheit, Unhöflichkeit, oder wie ſie es ſonſt nennen mögen: im Grunde aber denkt keines ein Haar ſchlechter von mir, als es gedacht hätte, wenn ich noch ſo fleißig ſchriebe.

Sie am allerwenigſten, meine liebe Freundinn, machen mir ein Verbrechen aus etwas, was ich Ihnen nur recht erklären dürfte, wenn Sie mir ſogar ein Verdienſt daraus machen ſollten. Ich bin den ganzen Tag unruhig, wenn ich nach Hamburg ſchreibe, und drey Tage vergehen, ehe mir alles hier wieder ſo recht gefällt, als es mir gefallen ſoll. Sie dürfen zwar nicht meinen, als ob ich nicht vergnügt hier wäre. Nur wenn man ſich erinnert, daß man anderswo oft ſehr vergnügt geweſen, kann man ſich kaum überreden, daß man es noch iſt. — Sie, mit Ihrer Familie befinden ſich doch wohl? und recht wohl? Was macht Malchen, und was macht mein Pathe? Es iſt alles itzt ſo weitläuftig und öde um mich, daß ich zu mancher Stunde gern wie viel darum geben wollte, wenigſtens von meinen kleinen Geſellſchaftern in Hamburg etwas um mich zu haben.

Ich gehe nun ſchon heute den ganzen Abend in Gedanken mit Ihnen ſpatzieren: und wenn es wirklich geſchähe, was hätte ich Sie da nicht alles zu fragen! Ungefähr können Sie es errathen, und von ſo einer fertigen Briefſchreiberinn, als Sie ſind, kann ich es ſchon verlangen, daß ſie mir ein Langes und Breites auf die errathenen Fragen antwortet. Eine davon wäre auch dieſe: reiſen Sie noch dieſen Sommer? Ich käme Ihnen funfzig Meilen nach, wenn Sie hier durchreiſeten, und ich unglüklicher Weiſe nicht hier wäre. Denn eine kleine Ausflucht nach Göttingen oder Berlin, muß ich doch wohl bald

---

*) Leſſings Briefe an Madame König hat man bisher nur in zwei beſonderen Bänden unter dem Titel „Freundſchaftlicher Briefwechſel zwiſchen Gotthold Ephraim Leſſing und ſeiner Frau, Berlin, 1789“, von Karl Gotthelf Leſſing herausgegeben, leſen können: der gegenwärtige Herausgeber hat ſich zuerſt verpflichtet geglaubt ſie in die ſämmtlichen Werke aufzunehmen.

machen, ſo wenig ich meinen hieſigen Aufenthalt auch ſchön überdrüßig bin.

Zacharis empfiehlt ſich Ihnen, und ſo auch der Hr. K. v. K. Vermuthlich werden ſie mich morgen beſuchen, und Sie errathen wohl, worauf ich vornehmlich tractiren werde.

Können Sie glauben, daß Ackermann nun auch in Wolfenbüttel ſpielen will? Uebermorgen fängt er hier an; das Theater iſt auf dem Schloſſe, und ich habe es ſo nahe, als ich es noch nie gehabt habe. Mir iſt es gar nicht gelegen, und ich glaube, der Teufel hat ſein Spiel, daß mir die Komödie immer auf den Hacken bleibt. Eher noch freue ich mich auf Ihre Italiener in Hamburg, die, wie ich höre, der Herzog zur Meſſe kommen läßt. Ackermann ſpeiet ſchon Gift und Galle, und vielleicht, daß ihn dieſes ganz von uns degoutirt, und Sie ihn künftig, Jahr aus Jahr ein, in Hamburg behalten.

Leben Sie recht wohl, meine liebe Freundinn; und bedenken Sie fein, daß der Menſch nicht blos von geräuchertem Fleiſch und Spargel, ſondern, was mehr iſt, von einem freundlichen Geſpräche, mündlich oder ſchriftlich, lebet.

Dero

Wolfenbüttel,
den 10. Jun. 1770.

ganz ergebenſter
Leſſing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich hoffe, daß mich meine Aeltern beßer kennen, als daß Sie mein ſo langes Stillſchweigen irgend einer Art von Kaltſinnigkeit ſollten zugeſchrieben haben. Größten Theils der Verdruß, daß ich ihnen mein Wort nicht halten können, iſt die Urſache, warum ich länger als Jahr und Tag nichts von mir hören laßen. Wenn indeß Carl ſo billig geweſen, aus meinen Briefen an ihn das, was ſich dahin bezieht, mitzutheilen: ſo darf ich glauben, daß ſie mehr Mitleiden mit mir haben werden, als daß ſie im geringſten unwillig gegen mich ſeyn ſollten. Es wäre mir eine wahre Freude geweſen, dergleichen ich ſicherlich in der Welt noch wenige gehabt, wenn es mir meine Umſtände hätten erlauben wollen, meinen alten Vater aus einer Verlegenheit zu reißen, in die ich wohl weiß, daß ihn einzig ſeine Söhne gebracht haben. Aber ſo gut hat mir es nicht werden ſollen. Schon damals, als ich es verſprach, waren meine Umſtände in der äußerſten Verwirrung, und die ganze folgende Zeit ſind ſie immer ſchlechter und ſchlechter geworden. Ich war endlich in eine Laſt von Schulden gerathen, von der ich mich noch lange nicht durch den gänzlichen Verkauf aller meiner Bücher befreyen können; und es war die höchſte Zeit, daß ich durch die hieſige Verſorgung, wiederum eine gewiße Einnahme erhielt.

Eigentlich iſt es der Erbprintz, welcher mich hierher gebracht. Er ließ mich auf die gnädigſte Art zu ſich einladen; und ihm allein habe ich es zu danken, daß die Stelle des Bibliothekars, welche gar nicht leer war, für mich eigentlich leer gemacht ward. Auch der regierende Herzog hat mir hierauf alle Gnade erwieſen, deren ich mich von dem geſammten Hauſe zu rühmen habe, welches aus den leutſeligſten beſten Perſonen von der Welt beſteht. Ich bin indeß der Menſch nicht, der ſich zu ihnen dringen ſollte: vielmehr ſuche ich mich von allem, was Hof heißt, ſo viel möglich zu entfernen und mich lediglich in den Zirkel meiner Bibliothek einzuſchränken.

Die Stelle ſelbſt iſt ſo, als ob ſie von je her für mich gemacht wäre: und ich habe es um ſo viel weniger zu betauren, daß ich bisher alle andern Anträge von der Hand gewieſen. Sie iſt auch einträglich genug, daß ich gemächlich davon leben kann, wenn ich nur erſt wieder auf dem Trocknen, das iſt, aus meinen Schulden, ſeyn werde: Sechs Hundert Thaler Gehalt, nebſt freyer Wohnung und Holz auf dem fürſtl. Schloße.

Das allerbeſte aber dabey iſt die Bibliothek, die Ihnen ſchon dem Ruhme nach bekannt ſeyn muß, die ich aber noch weit vortrefflicher gefunden habe, als ich mir ſie jemals eingebildet hätte. Ich kann meine Bücher, die ich aus Noth verkauffen müßen, nun ſehr wohl vergeßen. Ich wünſchte in meinem Leben noch das Vergnügen zu haben, Sie hier herum führen zu können, da ich weis was für ein groſſer Liebhaber und Kenner Sie von allen Arten von Büchern ſind. Eigentliche Amtsgeſchäfte habe ich dabey keine andere, als die ich mir ſelbſt machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprintz mehr darauf geſehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen ſoll. Gewiß werde ich beides zu verbinden ſuchen: oder eigentlich zu reden, folget ſchon eines aus dem andern.

Gleich Anfangs habe ich unter den hieſigen Manuſcripten, deren an 6000 vorhanden, eine Entdeckung gemacht, welche ſehr wichtig iſt, und in die Theologiſche Gelehrſamkeit einſchlägt. Sie kennen den Berengarius, welcher ſich in dem XIten Jahrhunderte der Lehre der Transſubſtantiation widerſetzte. Von dieſem habe ich nun ein Werk aufgefunden, von dem ich ſagen darf, daß noch kein Menſch etwas weis; ja deßen Exiſtenz die Katholiken ſchlechterdings geleugnet haben. Es erläutert die Geſchichte der Kirchenverſammlungen des gedachten

Jahrhunderts, die wider den Berengarius gehalten worden, ganz außerordentlich und enthält zugleich die unwiderſprechlichſten Beweiſe, daß Berengarius vollkommen den nachherigen Lehrbegrif Lutheri von dem Abendmahle gehabt hat, und keines Wegs einer Meinung davon geweſen, die der Reformirten ihrer beykäme. Ich werde das ganze Manuſcript herausgeben, und laße bereits vorläufig eine Ankündigung drucken, die ich Ihnen nächſtens ſenden will.

Ob Ihnen ſonſt von meinen letzten Schriften einiges zu Geſichte gekommen, daran zweifle ich faſt: und wenn es nicht geſchehen, ſo iſt es vielleicht eben ſo gut. Ich bin in Streitigkeiten verwickelt worden, daran ich im Grunde wenig Gefallen habe: und noch dazu mit einem Mann, dem Geh. Rath Klotz, der in Ermangelung von Gründen ſeine Gegner auf das pöbelhafteſte verleumdet und ſchmähet. In den gelehrten Zeitungen werden Sie alſo gutes und böſes von mir geleſen haben; und des letztern leicht mehr als des erſtern.

Daß Carl eine Verſorgung erhalten, bey der er nun nicht mehr nöthig hat, vom Schreiben zu leben, iſt ein großes Glück für ihn. Er hat, wie er mir geſchrieben, ebenfalls 600 Rthlr. jährlichen Gehalt, und kann damit weiter kommen, als ich, da er den Aufwand nicht zu machen braucht, den ich machen muß.

Wenn es Ihnen gefällig iſt, mir bald wieder zu ſchreiben, ſo können Sie verſichert ſeyn, daß ich keinen einzigen Brief von nun an unbeantwortet laßen werde.

Der Frau Mutter, und meiner Schweſter empfehl ich mich zu viel malen, und ich bin äußerſt erfreut, daß ſich erſtere noch ſo wohl befindet.

Künftiges Jahr komme ich zuverläßig nach Dresden, und werde ſodann nicht allein meine Aeltern, ſondern auch den Bruder Theophilus beſuchen, den ich indeß herzlich grüßen laße.

Ich verharre

Dero

Wolfenbüttel
den 27 Julius 1770.

gehorſamſter Sohn
Gotthold.

An Madame König.

Meine liebſte Madam!

Hoffentlich werden Sie itzt, da ich dieſes ſchreibe, an dem erſten Ruhepunkt Ihrer Reiſe glücklich angelanget ſeyn. Wenigſtens können Sie nicht mehr weit davon entfernet ſeyn, und mein Brief wird Sie in Nürnberg geſund und vergnügt antreffen, oder alle meine Wünſche ſind vergebens geweſen. Unmöglich können Ihre Poſtillons ſo oft geklatſcht haben, als ich an Sie gedacht und Ihnen in Gedanken guten Weg und gute Fahrt nachgerufen habe.

Ich danke Ihnen für die erſte Nachricht, daß Sie wohlbehalten über den Harz gekommen ſind. Es iſt recht gut, daß Sie ſo lächerliche Reiſegeſellſchaft gefunden haben. Das Lächerliche iſt meiſtens das einzige Vergnügen, das man ſich auf der Reiſe machen kann. Nehmen Sie es ja überall mit: denn das Lachen erhält geſund, und macht, wie man ſagt, ſogar fett. Fett rathe ich Ihnen nun zwar nicht zu werden; und fetter wird Sie ohnedem ſchon der Pyrmonter machen. Dieſe Wirkung haben Sie von ihm noch zu gute.

Aus Hamburg habe ich geſtern vom B. einen Brief erhalten. Es ſtehet da noch alles gut. An eben dem Tage, da Sie aus Braunſchweig reiſeten, hat der König von Dänemark dieſer ſeiner lieben ehemahls erbunterthänigen Stadt, nebſt ſeiner Gemahlinn, zu Pferde, einen Beſuch gegeben, und iſt Abends in der Comödie geweſen, um wenigſtens Seylern einen guten Tag zu machen, wenn er ſonſt auch keinem Menſchen einen gemacht hätte. Der B. ſchreibt, daß der Triumph der guten Frauen des Morgens angeſchlagen geweſen, daß aber der Hof die Minna zu ſehen verlangt, welche denn auch recht gut geſpielt worden. Ich weiß nicht, der B. ſchreibt ſo viel Gutes von Seylern und ſeiner Truppe, daß es wohl unmöglich bloßes Mitleid ſeyn kann. Ich denke, Madame H. oder ſonſt eine Theaterſchöne, hat ſich mit ihm ausgeſöhnt. Das Merkwürdigſte iſt noch dieſes, daß Seyler auf dem Ackermanniſchen Theater dieſen Abend geſpielt, welches man in Gutem nicht eröfnen wollen, ſo daß es auf Befehl des Burgermeiſters mit Gewalt erbrochen werden müſſen. Wie ich höre, ſoll Ackermann Gift und Galle darüber ſpeien.

Aber Schade auf das ganze Theater! Ich habe Ihnen noch etwas beſſeres zu ſchreiben. Profeſſor M., mit ſeinem Gefährten Pater St., haben mich heute beſucht. Haben Sie nicht auch in der Meinung geſtanden, daß er ſchon längſt wieder zurück wäre? Er hat es recht ſehr bedauert, daß er Sie in Hamburg nicht getroffen. Er iſt mit ſeiner Reiſe, was die Abſicht derſelben anbelangt, ſehr wohl zufrieden: nur von den Ruſſen hat er eine ſehr ſchlechte Idee mitgebracht. Er verſicherte mich, daß er ſeinen Weg blos meinetwegen über Wolfenbüttel genommen, da er ſonſt über Hannover gehen wollen. Ich bin dem Manne recht ſehr gut, ob er gleich ein Jeſuit iſt.

Nun, meine liebſte Madam, laſſen Sie mich bald von Nürnberg von Ihnen etwas hören. Ich habe mich niemahls mehr geſehnet, dem

Herrn von M. in Nürnberg meine perſönliche Aufwartung machen zu können, als itzt. Sie brauchen ihn aber deswegen nicht von mir zu grüßen, wenn Sie ihn etwa ſehen ſollten.

Leben Sie recht wohl. Ich bin mit aller Hochachtung und Freundſchaft, und was Sie noch hinzuſetzen wollen,

Dero

Wolfenbüttel,
den 19. Aug. 1770.

ergebenſter
Leſſing.

N. S. Daß Sie mir ja den Pelz nicht wiederſchicken, ſondern hübſch wiederbringen!

An Madame König.

Meine liebſte Madam!

Ich verzeihe Ihnen den angewandelten Zorn, in Ihrem Leben keine Zeile mehr an mich zu ſchreiben, von Herzen gern. Aber wenn ich ihn durch nichts anders verdienen kann, als dadurch, was Sie beſorgten, ſo iſt mir nicht ſehr bange davor.

Schade, daß ich nicht auch nach Augsburg ſoll an Sie ſchreiben können! Ich hatte noch nie dahin geſchrieben, und werde nun wohl auch nie dahin ſchreiben.

Aber nach München habe ich ſchon geſchrieben; denn eben finde ich, daß der Pater St., von dem ich Ihnen geſagt habe, nicht in Heidelberg, ſondern in München iſt. Sehen Sie, ſo gut behalte ich meine Correſpondenten, wenn es weiter nichts als meine Correſpondenten ſind! Ich habe ihm ohngefehr vor zehn Wochen auf einen Brief geantwortet, und ich will hoffen, daß er meine Antwort erhalten hat.

Wie wird es indeß mit der Addreſſe an Sie nach München werden? Mündlich gaben Sie mir eine, an einen Herrn von Thiereck, und in Ihrem Brief erhalte ich eine an die Gebrüder — Nocker — Naker — Noter — Nater — Wahrlich, ich kann den Nahmen nicht leſen, ſo gut ich auch Ihre Hand ſonſt leſe, die deutlich und ſchön iſt. Was ſchadet es? Ich will Ihre Züge auf dem Couverte ſo gut nachmahlen, als möglich: was ich hier nicht zuſammen buchſtabiren kann, werden die Poſtbothen in München ſchon können.

Was ich Ihnen aber nicht verzeihe, liebſte Madam, iſt, daß Sie nicht vergnügt ſind. Sie können es, und müſſen es wieder werden. Alles in der Welt hat ſeine Zeit, alles iſt zu überſtehen und zu überſehen, wenn man nur geſund iſt. Und daß Sie geſund ſind, daran läßt mich Ihr Brief wenigſtens nicht zweifeln.

Ich ſelbſt bin itzt nichts weniger als vergnügt. Mein alter Vater iſt geſtorben. Er konnte freylich, nach dem Laufe der Natur, nicht lange mehr leben; und ich mußte ſeinen Tod alle Tage erwarten. Aber gleichwohl geht er mir ſo nahe, als ob er mir noch ſo frühe entriſſen worden. Ich bin ſeit ſechs Tagen, daß ich dieſe Nachricht erhalten, zu allem ungeſchickt. Dabey ſitze ich hier allein, von allen Menſchen verlaſſen, und habe mich in eine Arbeit verwickelt, die nichts weniger als angenehm iſt. Wahrlich, ich ſpiele eine traurige Rolle in meinen eignen Augen. —

Und dennoch, bin ich verſichert, wird ſich und muß ſich alles um mich herum wieder aufheitern, ich will nur immer vor mich weg, und ſo wenig als möglich hinter mich zurück ſehen. Thun Sie ein Gleiches, meine liebſte Freundinn, und laſſen Sie ſo viel Entſchloſſenheit und Muth, als Sie ſonſt in Ihrer ganzen Aufführung bezeigen, nicht verloren ſeyn. —

Aus Hamburg habe ich neuerlich keine Nachricht. Denn ich muß Ihnen nur geſtehen, daß ich dem B. auf ſein Letztes noch nicht geantwortet habe. Sie werden indeß hoffentlich von Ihrer Familie gute Nachricht haben, und desfalls ruhig ſeyn können. Das Heimweh wird Ihnen am erſten vergehen, wenn Sie ſich nur recht oft ſagen, daß Sie dieſe beſchwerliche Reiſe ja nur zum Beſten Ihrer Familie thun.

Herr C. hat ſein Beſtes gethan. Ich bin ſo ziemlich mit ihm zufrieden; vielleicht weil ich immer beſorgte, daß ich es ganz und gar nicht ſeyn würde. Wie viel ich aus meiner Imagination zu ſeiner Geſchicklichkeit hinzuthun muß, kann ich eigentlich nicht ſagen. Aber auch das iſt ſchon genug, daß meine Imagination ſeiner Geſchicklichkeit zu Statten kommen kann; denn wenigſtens muß ſeine Geſchicklichkeit meiner Imagination nicht hinderlich ſeyn. Bey Lichte zwar, und einer Partie Wisque mögte ich das Bild freylich nicht unterſuchen laſſen: wenn man keine Honneurs in der Hand hat, iſt einem in dem Augenblicke nichts recht. — Vergeſſen Sie nur den Mahler in München nicht, damit wir etwas zu vergleichen haben, wenn ich das Vergnügen habe, Sie wieder hier zu ſehen.

Wegen Ihrer weitern Reiſe rathe ich Ihnen freylich auch lieber zu Lande, als zu Waſſer zu gehen. Die Reiſe auf einem Fluſſe iſt bey ſchlechtem Wetter eine klägliche Reiſe: und ſo gut als ich mir die Wege dort habe beſchreiben laſſen, werden Sie es in der Chaiſe auch gerade eben ſo commode haben. Nicht zu vergeſſen, daß eine Reiſe zu Waſſer immer ungeſunder iſt, als eine zu Lande.

Eine Nachricht aus Hamburg hätte ich bald vergeſſen, Ihnen mitzutheilen, die ich aus einem Brief von B. an den H. K. v. K. habe. Nemlich, daß die Lotterie daſelbſt bey der letzten Ziehung mehr als hundert tauſend Mark verloren. Die Herren Pächter ſollen ganz allen Muth verlieren.

Und damit ich unſers guten K. nicht vergebens gedacht habe: ſo muß ich Ihnen zugleich melden, daß er in die bewußte Perſon ſo toll, ſo raſend verliebt iſt, daß ich beſorge, er begeht eine Thorheit. Der Alte ſoll ſchon ganz laut, und zu allen Leuten ſagen, daß er mit ſeiner Tochter verſprochen ſey. Was ſagen Sie dazu?

Oder vielmehr, was ſagen Sie dazu, daß ich Sie mit ſolchen Poſſen unterhalte? Wer nicht ſehen will, mag fühlen; der Mann dauret mich indeß; und ich weiß, das wird er Sie auch.

Nun leben Sie recht wohl, meine liebſte Madam; und ſchreiben Sie mir bald wieder. Wenn Sie noch keinen Brief von mir haben, ſo denken Sie nur immer, daß einer unter Wegens iſt. Sie werden ſich meiſtens nicht irren: und ſollte es ja kein Brief ſeyn, ſo ſind es doch meine Gedanken und Wünſche, die gewiß den Weg Ihnen nach nicht leer laſſen. Ich bin

Ihr

Wolfenbüttel,
den 8. Septembr. 1770.

ganz ergebenſter
Leſſing.

An Theophilus Leſſing.

Mein liebſter Bruder,

Ich kam vorigen Montag von Braunſchweig, wo ich mich einige Tage aufgehalten hatte, und wollte es mein erſtes ſeyn laßen, Dir auf Deinen Brief aus Pirna zu antworten, als ich einen zweyten von Deiner Hand hier vorfand. Das ſchwarze Siegel ließ mich gleich alles beſorgen — Ich denke, ich habe es bey Dir nicht nöthig, viel klägliche Worte zu brauchen, um Dich zu verſichern, wie ſehr mich die Nachricht von dem Tode unſers Vaters betrübt und niedergeſchlagen hat. Ich kann noch kaum wieder zu mir ſelbſt kommen. Seine Geſundheit von der er mich noch in ſeinem letzten Schreiben verſicherte, ließ mich nichts weniger, als ſein ſo nahes Ende beſorgen. Was mich einiger Maaßen tröſtet, iſt, daß er nach ſeinem Wunſche geſtorben. Laß uns, mein lieber Bruder, eben ſo rechtſchaffen leben, als er gelebt hat, um wünſchen zu dürfen, eben ſo plötzlich zu ſterben, als er geſtorben iſt. Das wird die einzige beſte Weiſe ſeyn, ſein Andenken zu ehren. — Mein nächſter Kummer dabey geht auf unſere Mutter. Ich weiß, Du wirſt alles anwenden, Sie zu tröſten. Mache beſonders, daß weder Sie, noch unſere Schweſter ſich wegen der Zukunft bekümmern. Ich will hoffen, daß der ſeelge Vater doch noch den Brief wird erhalten haben, den ich vor ſechs oder acht Wochen an ihn geſchrieben. Wenn ſie daraus die Unmöglichkeit geſehen, ihnen bis anher beyzuſtehen: ſo können ſie doch gewiß verſichert ſeyn, daß dieſe Unmöglichkeit auf das Künftige wegfällt, und ſie auf meine äußerſte Unterſtützung unfehlbare Rechnung machen können. Schaffe Du nur, mein lieber Bruder, vor das erſte Rath, und glaube, ſicherlich, daß ich Dich nicht werde ſtecken laßen. Es kann nicht anders ſeyn, es müßen ſich Schulden finden. Ich nehme ſie alle auf mich, und will ſie alle ehrlich bezahlen; nur muß man mir Zeit laßen. Schreibe mir, was man für Verſicherung desfalls von mir verlangen kann, und ich will ſie mit Vergnügen ſtellen. Nur muß unſre Mutter dadurch völlige Ruhe bekommen.

Auch bitte ich Dich, lieber Bruder, wegen des Leichenſteines und der Kupfernen Tafel in der Kirche alles nach Deinem Gutdünken zu beſorgen. Es wird mir alles recht ſeyn, und ich will die Koſten nicht allein mit, ſondern recht gern ganz tragen.

Ich habe es höchſt nöthig, mich den traurigen Ideen, ohne die ich dieſen Brief nicht ſchreiben können, zu entreißen. Nimm mir es alſo nicht übel, wenn ich ſchon abbreche. Verſichre meine Mutter von meiner Wehmuth und innigſten Zärtlichkeit gegen ſie, die ich lieber durch die That, als durch viele Worte beweiſen will; und zugleich umarme für mich unſere Schweſter, und ſage ihr, daß ich meine Thränen mit den ihrigen verbinde, und ſie nicht vergeßen ſoll, daß Sie einen Bruder hat, der bereit iſt, alles für ſie zu thun, was ihm in der Welt nur möglich iſt.

Lebt zuſammen recht wohl, und gedenkt meiner im Beſten!

Dein

Wolfenbüttel den 8 Septbr. 1770. treuer Bruder Gotthold.

An Madame König.

Meine liebſte Madam!

Allerdings habe ich Ihnen nach München geſchrieben, und mein Brief muß nunmehr in Ihren Händen ſeyn, oder meine nachgemahlte Addreſſe hat ihn verunglücken laſſen.

Jetzt will ich nur eilen, damit Sie dieſen Brief, wo möglich bey Ihrer Ankunft in Wien, ſchon vorfinden. Denn ſehen Sie nur, was ich Ihnen ſchicke! Wenn Ihnen die Pulver nur ein einzigesmal wieder Erleichterung verſchaffen, ſo ſind ſie das Poſtgeld hundertfältig werth.

Aber warum wollen Sie nicht lieber, meine beſte Freundinn, ohne die Pulver geſund ſeyn? Warlich, Sie dürfen nur vergnügt ſeyn, und die Geſundheit findet ſich von ſelbſt. Und vergnügt wird man unfehlbar, wenn man ſich nur immer vorſetzt, vergnügt zu ſeyn. Folgen Sie dem Rathe, den ich Ihnen in meinem Vorigen gegeben, und alles wird gut gehen. Sollte denn nichts in der Welt ſeyn, was Ihnen das Leben von neuem angenehm machen könnte? Und wenn ſo etwas noch iſt, ſo denken Sie nur an das, und Sie werden vergnügt und werden geſund ſeyn.

Was ſchreibe ich Ihnen nun noch geſchwind? Denn die Poſt geht in einer halben Stunde ab, und ich will ſchlechterdings mit dieſer erſten Poſt, nach Erhaltung Ihres Briefes aus Regensburg ſchreiben. Sie müſſen zu den Excellenzen in Wien geſunder kommen, als zu denen in München.

Was in Hamburg neues vorfällt, wird Ihnen ja wohl Ihr Herr Schwager melden, z. E. daß Götze ſein Seniorat niedergelegt; daß der Rath erſt Ulbern, und hernach Winklern das Seniorat wieder übertragen wollen, beide aber es ausgeſchlagen, und daß endlich Herrnſchmidt Senior geworden. Nach meiner Denkungsart iſt das der empfindlichſte Streich, den Götze unſerm ehrlichen Alberti hätte verſetzen können.

E. iſt wiedergekommen, und hat alles beym Alten verlaſſen: außer Madam K. bey etwas Jungen. S. hat in der letzten Ziehung eine Terne von 2500 Mark gewonnen, und das iſt mir wahrlich ſo lieb, als ob ich ſie ſelbſt gewonnen hätte. Ackermann iſt nun hier, und ich wollte, daß er nie wieder nach Braunſchweig käme. Sein kleinäugigtes Dortchen iſt mir durch den Zufall mit K. herzlich fatal geworden. Denn Zufall, blinder Zufall, kann es doch nur ſeyn, wenn man in ſo ein Ding verliebt wird — — Aber ich muß ſchließen.

Leben Sie recht wohl! Und in Ihrer Antwort auf dieſen Brief nur keine Spöttereyen über die Pulver!

Dero

Wolfenbüttel, ergebenſter
den 20. Septembr. 1770. Leſſing.

An Nicolai.

Wolfenbüttel, d. — October 1770.

Liebſter Freund,

Der verdammte Klotz! Nicht genug, daß er uns den Streich mit dem Portraite*) geſpielt: hören Sie nur, was er noch gethan hat! Da hat mir der Schuft ein altes verwünſchtes Manuſcript in die Hände geſpielt, und mir nicht eher Ruhe gelaſſen, als bis ich ein ganzes Alphabet Wiſchl-Waſchl darüber niedergeſchrieben. Und das alles, wie es offenbar iſt, bloß, damit der dritte Theil von den antiquariſchen Briefen nicht gedruckt würde. Denn gewiß werden Sie nun überhaupt die Luſt verloren haben, ihn ganz und gar drucken zu laſſen: beſonders da der Schalk mit Fleiß ſich ſelbſt ſo verächtlich gemacht, daß ſich ſchon niemand mehr die Mühe nehmen wollen, den zweyten zu leſen. Melden Sie mir doch geſchwind, ob ich recht vermuthe: und leben Sie indeß wohl.

Ihr

ergebenſter
Leſſing.

An Reiske.

Braunſchweig, d. 13. October 1770.

Ich muß mich äußerſt ſchämen, Euer Wohlgebohrnen länger als ein halbes Jahr Antwort auf Dero Briefe ſchuldig zu ſeyn, deren jeder mir ſo beſonders angenehm geweſen. Um Dero Verzeihung desfalls zu erlangen, glaube ich wohl, wird es das beſte ſeyn, die lautere Wahrheit zu geſtehen. Ich fand bey Antretung meiner jetzigen Stelle auf einmal ſo viel Arbeit vor mir, daß ich mir ſofort das Geſetz machte, während dem ganzen Sommer, keinem einzigen von allen meinen Gönnern und Freunden weder zu ſchreiben, noch zu antworten. Ich rechnete auf ihrer aller Nachſicht, und ich wünſche nur, daß ich auf die Nachſicht Euer Wohlgebohrnen vornehmlich nicht umſonſt möge gerechnet haben.

Was mich am meiſten beſchäftigt, iſt die Ankündigung eines hieſigen Manuſcripts, wovon Ueberbringer dieſes Denenſelben ein Exemplar überreichen wird. Ich weiß wohl, daß weder der Verfaſſer noch die Materie für einen Gelehrten, wie Euer Wohlgebohrnen, ſehr intereſſant ſeyn kann. Ich würde ſelbſt das Manuſcript, wenn ich nur auf ſeinen wahren Werth hätte achten wollen, kaum des Anſehens gewürdiget haben. Nur in Betrachtung, daß es ſo eine außerordentliche Seltenheit ſey, glaubte ich, zu Ehren der mir anvertrauten Bibliothek, ſchon einigen Fleiß darauf wenden zu müſſen. Zu dem wollte ich mich gerne als einen ſolchen Bibliothekar ankündigen, dem nicht alles und jedes gleichgültig ſey, was nicht in ſein Lieblingsſtudium einſchlägt, um ſchlechterdings keine Art von Gelehrten abzuſchrecken, ſich der Bibliothek durch mich zu bedienen.

---

*) Man ſehe Nicolais Brief vom 23. Juni 1770.

Freylich würde es mir lieber geweſen ſeyn, Denenſelben, zum Behuf ihrer Ausgabe der griechiſchen Redner, eines und das andere auffinden zu können. Aber ich muß Euer Wohlgebohrnen leider melden, daß unter den Manuſcripten ſich ſchlechterdings nichts findet, was zu dieſer Abſicht dienlich ſeyn könnte. Unter den gedruckten Büchern iſt zwar manches, was den Apparatum literarium von dieſen Rednern überhaupt vollſtändiger machen könnte: allein was zur Berichtigung des Textes erſprieslich ſeyn könnte, davon iſt mir nur wenig in die Hände gekommen, und das Wenige iſt von keiner beſondern Wichtigkeit. Ich rechne dahin ein Commeliniſches Exemplar der kleinen Redner, welches Chr. Gryphio gehört, der auf den Rand einiges dabey angemerkt, desgleichen den ganz griechiſchen Abdruck der einzeln Rede des Demoſthenes κατὰ Κόνωνος αἰκίας (Pariſiis apud Joannem Ludovicum Tiletanum 1539. in 4to) der von einer unbekannten Hand mancherley verſchiedne Lesarten und Verbeſſerungen hat, die mir nicht unbeträchtlich geſchienen, nur habe ich noch nicht Zeit gehabt nachzuſehen, ob ſie nicht ſchon in nachherigen Ausgaben genutzt worden. Ich will beydes des nächſten Tages genauer anſehn, und was ſich nur einigermaßen der Mühe verlohnt, für Euer Wohlgebohrnen daraus abſchreiben laſſen. Bey dieſer Gelegenheit muß ich aber doch nicht vergeſſen zu fragen, ob Denenſelben das Manuſcript vom Aeſchines in der Bibliothek zu Helmſtädt ſchon bekannt? Wenn dieſes nicht wäre, ſo könnte ich Euer Wohlgebohrnen gar leicht nähere Nachricht, ja benöthigten Falls, den eignen Gebrauch davon verſchaffen. Auch habe ich unter den Reimaruſſiſchen Manuſcripten in Hamburg ungedruckte griechiſche Scholia über die zwey Reden des Aeſchines κατὰ Τιμάρχου und περὶ παραπρεσβείας geſehen: doch da Hemſterhuis derſelben in ſeinen Noten, über den Timon des Lucians gedenkt, ſo werden dieſe Euer Wohlgebohrnen gewiß nicht verborgen geblieben ſeyn. Widrigenfalls ich gleichfalls gar leicht die Abſchrift davon verſchaffen könnte. Ich betaure nur, daß Euer Wohlgebohrnen ſo wenig Unterſtützung von auſſen finden. An meiner Empfehlung in Hamburg habe ich es nicht mangeln laſſen, aber auch da iſt es mit dem Studium der griechiſchen Sprache ziemlich aus, und ich habe es vorausgeſehen, daß die Subſcription nicht beſonders ausfallen werde.

Ich habe Ueberbringer dieſes zugleich aufgetragen, die Pränumeration auf zwey Exemplare des Demoſthenes gegen Quittung zu entrichten, wovon das eine für die Bibliothek ſoll, und das andere für den hieſigen Herrn Profeſſor Ebert, der ſich Denenſelben vielmals empfehlen läßt. Von erſterm habe ich den überſendeten erſten Theil bereits erhalten, und ich erwarte dazu nur noch den zweyten, wenn er anders ſchon fertig iſt.

Den Herrn Mandal habe ich perſönlich nicht kennen lernen. Er war durch Wolfenbüttel gegangen, ehe ich noch daſelbſt angekommen war, und hatte den Brief zurückgelaſſen.

Auch dieſe Zeilen ſchreibe ich noch in der äuſſerſten Zerſtreuung allhier in Braunſchweig, und ich muß es auf meine Zurückkunft nach Wolfenbüttel verſparen, was ich ſonſt Euer Wohlgebohrnen zu melden vorhatte. Nur wünſchte ich vorher von Dero Verzeihung eines ſo unhöflichen langen Stillſchweigens mit einem Worte verſichert zu ſeyn. Der ich bis dahin verharre ꝛc.

Leſſing.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 25. Oktbr. 1770.

Meine liebſte Freundinn!

Gott gebe, daß Sie ja geglaubt haben, es müſſe ein Brief von mir unterweges ſeyn: denn ſonſt kann ich erſt in ein und zwanzig Tagen wiederum etwas von Ihnen hören. Das häßliche Wien, daß es ſo weit iſt! Auf alle meine Briefe haben Sie mir nun geantwortet: und es kömmt darauf an, ob Sie mir einen aus freyem Willen ſchreiben. Einen wohl zwar — denke ich — aber den zweyten doch gewiß nicht.

Ich freue mich recht ſehr, daß Sie glücklich in Wien angekommen ſind, und alles daſelbſt nach Wunſch gefunden haben. An Freunden und Zerſtreuung und Beſchäftigung wird es Ihnen nicht fehlen; und ich kann daher ein groſſes Theil für Sie nun ruhiger ſeyn, als ich während der Reiſe ſeyn durfte, wo Sie Ihrer eigenen Geſellſchaft überlaſſen waren. Denn Ihr Mädchen war ſo gut als keine, wo nicht gar noch ſchlimmer als keine. Zwar, wer weiß! Am Ende iſt es doch wohl beſſer geweſen, daß das Creatürchen ſeine eigenen Angelegenheiten hatte, daß es liebte und trank, den erſten den beſten Kerl und Wein — als wenn es ein gutes empfindliches Ding geweſen wäre, das ſeine Frau nicht aus den Augen gelaſſen, und um die Wette mit ihr geweinet hätte. Durch jenes wurden Sie Ihren eigenen Gedanken entriſſen: durch dieſes wären Sie in Ihrem Kummer beſtärkt worden. Sie werden ſagen, daß ich eine beſondere Gabe habe, etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken. Die habe ich allerdings; und ich bin ſtolzer darauf, als auf alles, was ich weiß und kann. Sie ſelbſt, wie ich oft gemerkt habe, beſitzen ein gutes Theil von dieſer Gabe, die ich Ihnen recht ſehr überall anzubringen empfehle; denn nichts kann uns mit der Welt zufriedner machen, als eben ſie.

Ho! ho! Ich fange gar an zu moraliſiren: ich bitte Sie recht herzlich um Verzeihung. — Seit einigen Tagen denke ich mir Ihren Aufenthalt in Wien angenehmer, als jemals; und fange faſt an zu zweifeln, ob man eben in Wien mehr als an andern Orten Gelegenheit hat, die nur gedachte Gabe, an dem Schlechten etwas Gutes aufzuſuchen, in Ausübung zu bringen. Es mag wohl, denke ich nun, in Wien eben ſo viel gute und vortrefliche Leute geben, als irgend anderswo: die wenigſtens, die gut da ſind, können vielleicht recht ſehr gut ſeyn. Sehen Sie, was ein Paar Beyſpiele vermögen! Zwey Wiener Grafen und Kaiſerliche Kammerherren, von Winzek und von Chotek, haben ſich auf ihrer Durchreiſe einige Tage hier aufgehalten, und außer dem Beyfalle, den ſie bey Hofe erhalten — Sie wiſſen wohl, wie weit der Beyfall bey Hofe her iſt — uns alle in Erſtaunen geſetzt. Sie wiſſen eben ſo wohl, wen ich unter uns allen verſtehe; die alle, welche ein Reiſender nur einigermaßen dem Nahmen nach kennen kann. Sie haben jeden von dieſen beſucht; und von ungefähr war ich eben zu Braunſchweig und logirte in meiner Roſe, — in eben dem Zimmer, wo Sie logirt haben — und glücklicher Weiſe mußten dieſe Herren ebenfalls da einkehren. Es ſind wirklich ein Paar vortrefliche Leute, voller Kenntniß und Geſchmack. Sie ſind auf ihrer Rückreiſe nach Wien, und werden zu Ende künftigen Monats da eintreffen. Erzählen Sie es ja in allen Geſellſchaften, wie ſehr ſie hier gefallen haben, damit ihr guter Ruf ihnen zuvorkomme. E. machte ihnen das Kompliment, daß ſie eine ſehr merkwürdige Ausnahme von ihren Landsleuten wären. Das Kompliment war nicht das feinſte; aber die Antwort, die ihm der jüngere, welches der Graf Chotek iſt, darauf ertheilte, war deſto feiner: wir ſchämen uns, wenn wir es ſind. Der andere iſt ſchon ein Mann, und hat Güter in Italien, bey Mayland, wo er ſich auch ſeit neun Jahren aufgehalten, in welcher Zeit er in Wien gar nicht geweſen, ſo daß ihn vielleicht auch da niemand kennt.

Ich darf nicht beſorgen, daß Sie mich fragen: was gehen mich die Leute an? denn, wie geſagt, es ſind recht ſehr gute Leute; und alle gute Leute gehen einander an. Und nicht wahr, aus der nehmlichen Urſache ſind Sie, und der Schwediſche Geſandtſchaftsprediger auch um meinen ehrlichen Götzen ſo ſehr beſorgt? Mich wundert nur, daß man Ihnen aus Hamburg nichts davon geſchrieben. Der letztvergangene Bußtag in Hamburg iſt es geweſen, an welchem die Mine geſprungen. Götze fragte bey dem Magiſtrate an, wie es mit dem ſtreitigen Gebete gehalten werden ſollte, und bekam zur Antwort, daß es bey Seite gelegt, und ein anders dafür gewählt werden ſollte. Voller Verdruß hierüber, bat er um Erlaſſung von ſeinem Seniorate, und erhielt ſie ſogleich. Man erzählt, ſeine Frau ſey darüber vor Schrecken in Ohnmacht gefallen, und will daraus ſchließen, daß ihm ſelbſt die geſuchte Erlaſſung über alles Vermuthen gekommen. Aber nicht wahr, das iſt daraus nicht zu ſchließen? Sondern alles was daraus zu ſchließen iſt, iſt dieſes, daß ſich natürlicher Weiſe eine Frau über den Verluſt eines Titels nicht ſo leicht tröſten kann, als der Mann. Wenn die Frau Seniorinn auf einmal wieder Frau Paſtorinn werden ſoll, das iſt keine Narrenspoſſe! Meinen Sie nicht? Jetzt ſollen die abſcheulichſten Pasquille wider diejenigen in Hamburg herum gehen, die Götzen zu dieſem Schritte gezwungen: und wenn dieſe nichts helfen, ſo bedauert er es am Ende doch wohl ſelbſt, daß er das Heft aus den Händen gegeben.

Von andern Neuigkeiten aus Hamburg weiß ich, ſo zu reden, gar nichts. Denn ich muß es zu meiner Schande bekennen, daß ich in zwey Monaten an keinen Menſchen dahin geſchrieben. Meine verzweifelte Arbeit hat mich daran verhindert. Aber Gott ſey Dank, nun bin ich damit zu Stande; und in dem nächſten Wiener Verzeichniſſe von verbotenen Büchern, werden Sie den Titel wohl angezeigt finden. Sie glauben nicht, in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich dagegen bey unſern lutheriſchen Theologen geſetzt habe. Machen Sie ſich nur gefaßt, mich für nichts geringeres, als für eine Stütze unſerer Kirche ausgeſchrieen zu hören. Ob mich das aber ſo recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald wieder verlieren dürfte, das wird die Zeit lehren.

Das Wenige, was Sie mir von dem Wiener Theater melden, würde meine Neugierde eben nicht ſehr reizen, wenn ich nicht kürzlich in verſchiedenen Zeitungen geleſen hätte, daß nun bald das deutſche Theater in Wien allen Theatern in der Welt trotzen würde, nachdem der Herr von Sonnenfels die Aufſicht darüber erhalten. Beſuchen Sie es doch alſo ja fleißig, und verſchweigen Sie mir keines von den Wundern, die darauf erſcheinen. Es ſoll mich ſehr freuen, wenn S. in Wien mehr Gutes ſtiftet, als mir in Hamburg zu ſtiften gelingen wollen. Aber ich ſorge, ich ſorge, es wird dort auch zu nichts kommen. Schon des Herrn von S. allzuſtrenger Eifer gegen das Burleske, iſt gar nicht der rechte Weg, das Publikum zu gewinnen. Wenn er indeß Ihnen, meine liebe Freundinn, nur recht viel Freundſchaft in Wien erweiſet: ſo will ich ihm von Herzen gern alle Fehler vergeben, die er in ſeiner Theater-Verwaltung machen dürfte.

Von den Theologen kam ich auf das Theater; nunmehr von dem Theater auf die Lotterie, und wir ſind mit allem fertig, was in dieſem und jenem Leben frommen und vergnügen kann. Die Hamburger Lotterie ſoll in den beyden letzten mahlen ſehr glücklich geweſen ſeyn. Sie glauben nicht, wie anſehnliche Einſätze ſie auch von hier erhält. Demohngeachtet zaudert und zaudert man, die hieſige zu Stande zu bringen. Ich kann nicht begreifen, woran es liegt. Aber es giebt ja auch in Wien eine ſolche Lotterie? Haben Sie da noch nicht eingeſetzt? Wollen wir wohl auf folgende fünf Nummern zuſammen einſetzen?

9. 13. 21. 57. 88.

Aber nicht höher als einen Louisd'or, welchen Sie nach Ihrem Belieben vertheilen mögen. Wenn wir in Wien darauf nichts gewinnen: ſo will ich es ſodann in Hamburg damit verſuchen. Oder beſtimmen Sie fünf Nummern, auf die wir in Berlin zuſammen einſetzen wollen. —

Und nun iſt ja wohl mein Brief lang genug. Sagen Sie mir aufrichtig, wie vielmal Sie ihn weggeworfen haben, ehe Sie bis hierher gekommen? Aber rächen Sie ſich auch zugleich, indem Sie mir eben ſo weitläuftig antworten. Leben Sie recht wohl, meine Beſte. Ich bin

Ihr

ganz ergebenſter
Leſſing.

An Gleim.

Wolfenbüttel, den 29. October 1770.

Liebſter Freund,

Iſt es nicht die größte Ungereimtheit, daß ich Ihnen beygehendes Buch ſchicke? Nur die dürfte noch größer ſeyn, daß ich es geſchrieben habe. Gott wolle nicht, daß Sie das für Beſcheidenheit halten: denn wahrlich ich bin ſtolz genug, von mir ſelbſt zu glauben, daß ich mit eben der Zeit, und mit eben dem Fleiße, weit etwas Beſſeres hätte ſchreiben können. Der Bibliothekar muß mich bey Leuten Ihres gleichen entſchuldigen. Thun Sie alſo, was ich gewiß thun würde, wenn Sie für das Dom-Capitel einen Prozeß müßten drucken laſſen: Das Exemplar, das Sie mir davon ſchickten, würde ich, als von Ihren Händen kommend, mit Vergnügen annehmen, — aber nicht leſen. Ich bin

Ihr

ganz ergebenſter Freund
Leſſing.

Wolfenbüttel, d. 29. October 1770.

Mein lieber, beſter Ramler,

Es iſt ſchon ſo lange her, daß unſer Briefwechſel ins Stecken gerathen, daß ich kaum mehr weiß, wer von uns dem andern den letzten Brief ſchuldig geblieben iſt. Wer es nun auch ſeyn mag, dem verzeih es Gott! Aber nicht wahr, der andere hätte doch auch nicht ſo hart ſeyn, und ſeinem Freunde nicht mehr als Eine Zeche borgen ſollen? —

Was hätte ich Ihnen nicht alles zu ſchreiben! — Doch daran muß ich ja nicht denken. Denn eben daß ich Ihnen immer ſo viel zu ſchreiben gehabt, iſt mit die Urſache, warum ich Ihnen gar nicht geſchrieben. Der Teufel könnte leicht ſein Spiel haben, daß ich aus eben der Urſache auch dieſen Brief nicht zu Stande brächte!

Alſo von dem Erſten, dem Beſten: oder hier vielmehr, von dem Beſten, dem Erſten. Herr Moſes hat mich verſichert, daß wir bald einen zweyten Theil von Ihren Oden bekommen werden. Was ſind Sie für ein braver Mann! Wie klein und verächtlich komme ich mir dagegen vor, den ſein böſer Geiſt mit **Berengariis**, und ſolchen Lumvereyen, in das weite Feld lockt. Kaum daß ich mir mehr zutraue, etwas Beſſeres bearbeiten zu können, als ſolchen Bettel. Wenn ich mich weit verſteige, ſo ſammle ich zu unſerm Wörterbuche. Sie müſſen mir ſchon erlauben, daß ich es noch immer unſer Wörterbuch nenne. Denn wenn ich wüßte, daß ich es nicht mit Ihrer Hülfe zu Stande bringen ſollte: wahrlich, ſo ließe ich auch dieſe Arbeit liegen, und ſchriebe von nun an bis in Ewigkeit nichts als Kataloges.

Wenn ich wenigſtens noch einen Monat auf Ihre Oden warten müßte, bis ſie ganz gedruckt wären: ſo ſchicken Sie mir, liebſter Freund, nur eine oder zwey zum Vorſchmacke, und ſagen Sie mir dabey, daß Sie es noch einmal wagen wollen, mich zu einem ordentlichen Briefſchreiber zu machen. Gewiß, ich verſpreche Ihnen — Aber lieber nichts verſprochen, und deſto mehr gehalten. Leben Sie indeß recht wohl. Ganz der

Ihrige

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 29. October 1770.

Mein lieber Bruder,

Ich bin Dir wenigſtens auf ein halbes Dutzend Briefe, die mir alle ſehr angenehm geweſen ſind, Antwort ſchuldig. Aber wahrlich! meine Zeit iſt mir dieſen Sommer ſo kurz zugeſchnitten geweſen, oder vielmehr ich habe ſie mit meiner thörichten Arbeit über den Berengarius mir ſelbſt ſo klamm gemacht, daß ich mir es ſchlechterdings zum Geſetze machen mußte, ſo wenig Briefe als möglich zu beantworten. Daß die Deinigen mit darunter ſeyn mußten, war um ſo viel natürlicher, je gewiſſer ich Deiner Nachſicht hierin ſeyn konnte. Auch noch jetzt kann ich Dir wenig mehr ſchreiben, als daß ich Dir nächſtens recht viel ſchreiben will; wenn ich nehmlich auf Herrn Voſſens Letztes antworten werde. Suche indeß doch in meinen zurückgelaſſenen Papieren nach, ob Du nicht ein paar in Groß-Folio zuſammengeheftete, aber in Quart gebrochene Bogen finden kannſt, auf die ich mich verſchiedene Anmerkungen über Stellen im Horaz geſchrieben zu haben erinnere; und wenn Du ſie findeſt, ſo ſchicke ſie mir ſogleich. Herrn Voß verſichere, daß ich bereits in voller Arbeit an dem erſten Theile meiner vermiſchten Schriften bin; und wenn die Angelegenheiten meines Beutels mich nicht zwingen, vor allen Dingen einen zweyten

Theil des Berengarius zu ſchreiben, ſo kann er verſichert ſeyn, daß ich fleißig fortfahren werde. Lebe wohl.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 11. November 1770.

Mein lieber Bruder,

Herr Moſes wird Dir ſo etwas von einem Briefe mitgebracht haben, in welchem ich Dir verſprach, nächſtens mehr zu ſchreiben. Das will ich jetzt zu thun verſuchen, obſchon mein Kopf ſeit einigen Tagen auch nicht die geringſte Anſtrengung vertragen will. Doch ich weiß, Du nimmſt mir es nicht übel, wenn ich auch noch ſo verwirrt und albern ſchreibe.

Vor allen Dingen bitte ich Dich, Herrn Moſes zu erſuchen, daß er mir die zwey verſprochenen Bücher ſchickt. Wenn er nicht Zeit hat, ſo laß Dir ſie nur von ihm geben, und ſende ſie mir mit der erſten fahrenden Poſt. Es iſt John Bunckel, oder wie er ſich ſchreibt, und Ferguſon. Auf den erſten hat er mich gar zu neugierig gemacht, und den andern möchte ich auch gern lieber Engliſch als Deutſch leſen.

Es iſt nicht mehr als billig, daß Du auch die Vertheidigung des P * * gegen den Abt Pernetti überſetzeſt. Aber willſt Du mir es nicht übel nehmen, wenn ich Dich erinnere, etwas mehr Achtſamkeit und Genauigkeit ſowohl auf Deinen Styl als auf den Sinn Deines Verfaſſers zu wenden! Beſonders ſind Dir in Anſehung des letztern in den zwey Theilen einige wunderbare Fehler entwiſcht, die ich Dir wohl ein andermal mittheilen will. Ich bin es nicht, der ſie bemerkt hat, ſondern der hieſige Hofprediger Mittelſtädt hat Deine Ueberſetzung mit dem Originale verglichen, und mir einige derſelben angezeigt; ob er ſchon die Ueberſetzung überhaupt ſonſt nicht für ſchlecht erkennt.

Hiernächſt aber rathe ich Dir ſehr, weniger zu ſchreiben, das iſt, weniger drucken zu laſſen, und deſto mehr für Dich zu ſtudieren. Ich verſichere Dich, daß ich dieſen Rath für mein Theil ſelbſt weit mehr befolgen würde, wenn mich meine Umſtände weniger nöthigten, zu ſchreiben. Da ich mit meinem ordentlichen Gehalte nur eben auskommen kann; ſo habe ich ſchlechterdings kein andres Mittel, mich nach und nach aus meinen Schulden zu ſetzen, als zu ſchreiben. Ich habe es, Gott weiß, nie nöthiger gehabt, um Geld zu ſchreiben, als jetzt: und dieſe Nothwendigkeit hat, natürlicher Weiſe, ſogar Einfluß auf die Materie, wovon ich ſchreibe. Was eine beſondere Heiterkeit des Geiſtes, was eine beſondere Anſtrengung erfordert; was ich mehr aus mir ſelbſt ziehen muß, als aus Büchern: damit kann ich mich jetzt nicht abgeben. Ich ſage Dir dieſes, damit Du Dich nicht wunderſt, wenn ich Deines Mißfallens ungeachtet, etwa gar noch einen zweyten Theil zum Berengarius ſchriebe. Ich muß das Brett bohren, wo es am dünnſten iſt: wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vornehmen. Ich fühle es, daß mir ſchon die Umarbeitung meiner alten Schriften mehr Zeit koſten wird, als der ganze Bettel werth iſt. Indeß habe ich es Herrn Voß einmal zu thun verſprochen, und ich will mein Möglichſtes anwenden, wenn er auch nur jede Meſſe einen Band bekömmt.

Wahrlich, ich möchte Dir gern noch manches ſchreiben — beſonders was Theophilus und unſere Mutter betrifft; — aber der Kopf iſt mir über meine ſchurkiſchen Umſtände vollends noch ſo wüſte geworden, daß ich kaum mehr weiß, was ich ſchreibe. Lebe wohl. Ich bin

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Heyne.

Wolfenbüttel, d. 20. Nov. 1770.

Was werden Ew. Wohlgeb. von mir denken, daß ich Ihnen auf Dero letztes, nebſt dem beygefügten mir ſo angenehmen Geſchenke, meine Antwort und meinen Dank ſo lange ſchuldig bin? Ich will mich lieber gar nicht entſchuldigen, als ſchlecht. Abhaltungen und Zerſtreuungen zwar, habe ich die Zeit, die ich hier in Wolfenbüttel bin, genug gehabt; — ſollte ich mir ſie auch ſchon muthwillig ſelbſt gemacht haben, wovon vielleicht der Beyſchluß ein Beweis iſt, der mir vermuthlich bey wenigen Ehre machen wird. Ich will aber auch gar nicht, daß man ſo etwas für mehr anſehen ſoll, als für die Arbeit eines Bibliothekars, die mit dem Staubabkehren in eine Klaſſe ſteht.

Ob mich der Widerſpruch, womit Sie mich beehrt haben, beleidigen könne? — Wenn gewiſſe Männer mich nicht beſſer kennen, ſo ſollten ſie wenigſtens ſich ſelbſt beſſer kennen. Mag doch von uns beyden Recht haben, wer da will, wenn nur Klotz nicht Recht hat.

Ich hatte gehofft, von meiner Unterſuchung über den Tod in den Göttingiſchen Anzeigen etwas zu leſen. Wenn man davon ſchweigt, weil ſich der ganze Plunder nicht der Mühe verlohnt: ſo hat man ſehr wohl gethan. Wenn es aber geſchieht, um Klotzen nicht zu mißfallen: ſo — muß ich es denn wohl auch zufrieden ſeyn.

Ich bitte um Ew. Wohlgeboren fernere Freundſchaft, und bin mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Leſſing.

An Ebert.

Liebſter Freund!

Eben habe ich das Vergnügen, einen Brief von Ramlern zu erhalten. Ich muß es wohl mit Ihnen theilen, weil das meiſte darinn Sie ſelbſt angeht. Hier iſt er alſo mit ſammt den Beyſchlüſſen. Das für unſern C. P. beſtimmte Exemplar haben Sie die Güte zu übergeben. Ich bekenne, daß ich die Ode an die **Venus Urania** — nicht recht verſtehe: weil ich weder den Cyneas, noch des Cyneas Sohn in Berlin kenne. Um ſo viel mehr aber, ohne Zweifel, gefällt mir das, was ich davon verſtehe. — Den Brief und die geſchriebene Ode an die Könige, bitte ich mir wieder aus. — Auch beſtellen Sie wohl das Kompliment an Ramlers ehmaligen fleißigen Korreſpondenten. — A propos. Was haben die Engelländer für gute Epigrammatiſten? Außer ihrem lateiniſchen Owen, der nichts taugt. Die bekannteſten ihrer Dichter, weiß ich wohl, haben einzelne gute Epigramme gemacht: aber ob ſie ſo einen Wernicke oder Logau haben, das weiß ich nicht. Wenn ſie dergleichen haben, ſo iſt er auch bey Ihnen zu finden, und Sie erzeigen mir einen Gefallen, wenn Sie mir ihn auf einige Tage herüber ſchicken.

Ihr

Wolfenbüttel,
den 22. Nov. 1770.

ergebenſter Freund
Leſſing.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 29. Nov. 1770.

Meine liebſte Madam!

Ich kann nicht begreifen, wie mein letzter Brief ſo lange unterweges ſeyn können: aber doch muß er es geweſen ſeyn. Ich weiß zwar ſelten, wie ich in der Zeit lebe: aber eben dadurch wird mein Datum ſo viel zuverläßiger, weil ich jedesmal erſt in den Kalender ſehen muß. Ich will nicht hoffen, daß Sie ſo ſchlimm ſind, und glauben, ich könnte mich wohl mit Fleiß geirrt haben? Ich hatte die Tage fleißig gezählt, nach welchen ich eine Antwort von Ihnen erhalten könnte. Da dieſe aber ſo lange über die Zeit ausblieb, ſo fieng ich an zu vermuthen, daß Sie wohl ſchon gar von Wien wieder abgereiſet wären. Und blos dieſe Vermuthung iſt Schuld, daß ich keine neue Briefe nachgeſchickt. Ich erſchrecke, wenn ich bedenke, was Sie für einen Rückweg in dieſer Jahreszeit zu machen haben: und noch wollen Sie ihn gar mit einem Umwege machen! Doch dieſer Umweg dürfte bey alle dem recht gut ſeyn, und ich verſpreche mir davon für Ihre Zufriedenheit und Heiterkeit recht viel. Die uns am nächſten angehen, behalten doch immer den meiſten Einfluß auf uns.

Auch das, meine liebe Freundinn, lobe ich recht ſehr, daß Sie in Wien fleißiger in die Kirche gehen, als in das Theater. Denn ich glaube in allem Ernſte, daß es freylich für jeden guten Menſchen, der nicht ganz undenkend iſt, in den Wiener Kirchen mehr zu lachen geben muß, als in dem Wiener Theater. Gott verzeihe mir die Sünde, wenn es nicht wahr iſt, und wenn ich Unrecht thue, daß ich mir die Oeſterreichſchen Prediger noch elender vorſtelle, als die Oeſterreichſchen Poeten und Komödianten.

Als ich Ihren vorletzten Brief erhielt, hatte ich eben in der Erfurter gelehrten Zeitung, welche die Poſaune des Herrn von S. iſt, eine ſehr prächtige Ankündigung geleſen, was man ſich unter ſeiner Aufſicht nunmehr alles für Wunder von dem Wiener Theater zu verſprechen habe. Ich weiß nicht, ob ich mehr lachte, oder mich mehr ärgerte, als ich aus Ihrem Briefe erſahe, daß ſeine Aufſicht ſo geſchwind ihre Endſchaft erreicht habe. Doch will ich hoffen, daß er darum ſeine Hand nicht ganz abziehen wird. Dem Stücke, welches ihm dieſe kleine Kränkung verurſacht hat, bin ich ſelbſt nicht gut. Ich würde es kaum auf einem deutſchen Theater dulden, wenn Roxelane auch eine Deutſche wäre: nun aber gar in der vermeinten Hauptſtadt von Deutſchland — denn dafür will S. Wien mit aller Gewalt gehalten wiſſen, — den Triumph einer Franzöſiſchen Stumpfnaſe auf die Bühne zu bringen, iſt ſchlechterdings unerträglich. Ich will auch hoffen, daß es mehr dieſer Umſtand, als das Schnupftuch oder Spiegel iſt, welcher die Dame oder die Damen in Wien bewogen hat, das Stück verbieten zu laſſen. An dem neuen Stücke, die Hausplage, ſo gut es ſonſt ſeyn mag, finde ich den Titel ſehr zu tadeln. Als ob die Hausplage nicht eben ſo wohl vom männlichen als weiblichen Geſchlechte ſeyn könnte! Und ich muß mich nur über Sie, meine liebe Freundinn, wundern, daß Sie mir davon ſprechen, als ob es ſich ſchon von ſelbſt verſtände, daß es von nichts anderm, als einer böſen Frau handeln könne. Ihre Anmerkung übrigens, daß die Weiber da ſehr gut ſeyn müſſen, wo es ſich der Mühe verlohnt, eine Böſe auf das Theater zu bringen, finde ich ſehr richtig: und wo nur nicht gar eine ſolche Vorſtellung mehr Schaden als Gutes ſtiftet! Viel Weiber ſind gut, weil ſie nicht wiſſen, wie man es machen muß, um böſe zu ſeyn.

Daß man an dem Pfälziſchen Hofe auf die Errichtung eines deutſchen Theaters denke, höre ich von Ihnen zuerſt. Ich wünſche ſehr, daß etwas daran ſeyn möge. Aber an dem Umſtande iſt wenigſtens noch vors erſte nichts, daß Seyler dahin kommen ſolle. Er ſelbſt weiß ſo wenig davon, daß er ſich recht ernſtlich um andere Ausſichten bewirbt. Er möchte gern hierher nach Braunſchweig, und ich hoffe, daß wir es ihm auswirken wollen. Nur kann er ſelbſt vor dem März nicht kommen, weil er ein Abonnement nach Osnabrück angenommen hat, wohin er in kurzem geht.

Schlimm genug, daß Sie zu meinen überſchriebenen Nummern ſo wenig Zutrauen haben. Ich habe auf die Ihrigen deſto mehr. Ich ſehe es ihnen an, daß wir wenigſtens eine Terne darauf gewinnen werden. Wohin ſoll ich Ihnen den Antheil Ihres Gewinnſtes übermachen? Oder ſoll ich ihn ſo lange in Verwahrung behalten, bis Sie ihn ſelbſt bey mir abfordern? Wagen Sie das nicht; denn ich könnte ihn dann ſehr leicht in andern Lotterien wieder verſpielt haben. Das Billet habe ich bereits; auf den Montag wird gezogen; auf den Donnerſtag erhalte ich Nachricht, und auf den Freytag überſchreibe ich Ihnen die Nachricht, ſie mag nun gut oder ſchlecht klingen.

Aber des Billets wegen habe ich eben nicht dürfen nach Hamburg ſchreiben. Es ſind in Braunſchweig Collekteurs für die Hamburger Lotterie die Menge. — Doch habe ich nach Hamburg nunmehr wieder geſchrieben; und ich hoffe, daß Sie in langer Zeit keine Klagen weiter hören werden. Wer die Freundinn iſt, die Ihnen den Verweis an mich aufgetragen, bedarf wohl keines langen Rathens. Ich wette, es iſt eben die, von der ich heute einen Brief bekommen habe. Nun rathen Sie; wenn Sie nicht glauben, daß ich es getroffen habe.

Aber lieber, laſſen Sie uns die Briefe einander nicht ſo zuzählen. Sonſt ſetze ich mich einmal hin; und zähle nicht Ihre Briefe, ſondern die Worte Ihrer Briefe. Dann wollen wir ſehen, wer von uns beyden dem andern im Reſte iſt. Sie haben von jemanden ſchreiben gelernt, der das Papier nicht zu ſchonen brauchte. Wir Schriftſteller aber müſſen ganz klein ſchreiben lernen, ſonſt kriegen wir auch nicht einmal das Papier bezahlt.

Nun leben Sie recht wohl, meine liebſte Freundinn, und vergeſſen Sie nicht, wenn man Ihnen in Wien recht viel Gefälligkeit und Freundſchaft erweiſet, daß Sie an jedem andern Orte das Nehmliche zu erwarten Recht haben. Ich bin

Ihr

ganz ergebenſter
Leſſing.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 15. Dec. 1770.

Meine liebſte Madam!

Ich weiß zwar nicht, ob ich es wagen darf, noch einmal nach Wien an Sie zu ſchreiben. Denn wenn Sie zu Ende des Januars wieder in Hamburg ſeyn wollen, ſo kann Sie dieſer Brief unmöglich mehr in Wien antreffen. Doch was wagen? Alles Unglück, was daraus erfolgen kann, iſt, daß man Ihnen den Brief nachſchickt.

Ich bin vorige Woche auf die unangenehmſte Weiſe abgehalten worden, Ihnen von dem Ausfalle unſers Lotteriegeſchäfts zu Hamburg Nachricht zu geben. Schließen Sie aus dieſer Verzögerung aber nur ja nicht, daß es ſchlecht müſſe abgelaufen ſeyn. Nichts weniger, als ſchlecht; wir haben ſehr viel gewonnen: denn wir haben nichts verloren. Ich hatte das Billet ſo eingerichtet, daß wir auf einen ſimpeln Auszug ſchadlos wären, und den haben wir auf Nummer 19. bekommen; gerade auf die Nummer, auf die ich mir am wenigſten etwas verſprochen hätte, weil ſie in den vorhergehenden ſieben Ziehungen bereits dreymal herausgekommen war. Damit Sie ſehen, daß ich in wichtigen Angelegenheiten ein ordentlicher Mann bin, ſo lege ich Billet und Ziehungsſchein mit bey. Ich denke auch, daß ich Ihre Einwilligung haben werde, unſer Glück auf der nächſten Ziehung noch einmal zu verſuchen. Das Billet iſt ſchon genommen, und zwar auf die nehmlichen Nummern, nur Nummer 19. nicht, wofür ich 7. gewählt habe: denn 19. wird doch nicht des Henkers ſeyn, und ſich wieder herausziehen laſſen!

Wenn wir alle fünf Quaternen, und was denen anhängig, gewinnen: ſo komme ich Ihnen bis Mannheim entgegen. Aber ich traue der Hamburger Lotterie nun vollends nicht, ſeitdem ich weiß, daß unſer V. eine Actie darinn hat. Wenn habe ich gegen den jemals einen Heller gewinnen können! Es zeigt ſich auch ſchon: denn alle Ihr mitverbundnes Glück hat gerade nur machen können, daß wir nichts verloren haben. Zwar wenn S. recht urtheilt, ſo iſt es unſerm V. bey dieſer Entrepriſe nicht ſo wohl um das Geld, als um etwas anders zu thun. Denn Sie wiſſen doch wohl, daß auch in Hamburg eine jede Nummer mit einem Mädchen beſetzt iſt, das gern heyrathen will? Und auf dieſe, verſichert S., hätten ſich die Actieniſten den Vorkauf bedungen. V. aber habe ſich mit den andern Actieniſten abgefunden, und beſchicke die fünf glücklichen Mädchen alle drey Wochen allein.

Was für ein abſcheuliches Wetter iſt heute hier um den Blocksberg! Wenn es da, wo Sie jetzt ſind, nicht beſſer iſt: wie ſehr beklage ich Sie, daß Sie reiſen müſſen. So ſehr ich mich auf Ihre Rückkunft freue: ſo wünſchte ich doch, Sie kämen erſt in den ſchönſten Frühlingstagen zurück! Kommen Sie nur ja geſund und vergnügt.

Mehr ſchreibe ich Ihnen dasmal nicht: denn es könnte doch leicht geſchehen, wenn Sie ſchon unterweges wären, daß Ihnen mein künftiger Brief eher zu Händen käme, als dieſer.

Leben Sie recht wohl, meine beſte Freundinn: und wenn Sie an einen Menſchen denken wollen, der Ihnen auf das aufrichtigſte ergeben iſt: ſo denken Sie an mich.

Dero

Leſſing.

An Ramler.

Wolfenbüttel, d. 16. Decemb. 1770.

Liebſter Freund,

Tauſend Dank für Ihre beiden vortrefflichen Oden! Daß Sie aber dieſen Dank nicht eher bekommen, daran iſt Ihr Milchbruder Schuld*), der die Oden mit ſammt dem Briefe länger als vierzehn

---

*) So nannte Hr. R. Hrn. Hofrath Ebert, von dem ſehr viele, und unter andern auch der regierende Herzog v. Braunſchweig geſagt hatten, daß er ihm außerordentlich ähnlich wäre. **Nicolai.**

Tage bey ſich gehabt, und ſie mir erſt heute wieder geſchickt hat. So wie ich ihm Ihren Brief ganz geſchickt habe, ſo will ich Ihnen auch nun ſeinen ſchicken: ſo erhalten Sie hübſch auf Einen Brief zwey Antworten, welches ich mir indeß gut zu ſchreiben bitte.

Die Ode an die Könige will ich mir dreymal laut verſagen, ſo oft ich werde Luſt haben, an meiner antityranniſchen Tragödie zu arbeiten. Ich hoffe mit Hülfe derſelben aus dem Spartacus einen Helden zu machen, der aus andern Augen ſieht, als der beſte römiſche. Aber wenn! wenn!

Dieſen Winter gewiß nicht. Denn dieſen werde ich wohl ſo ziemlich gerade an dem andern Ufer des Fluſſes, wo ich, auch unter dem Schnee, bunte Steinchen und Muſcheln aufſuche, verſchlendern, und verſchlendern müſſen. Sie werden mich wohl verſtehen, wenn Sie von Herrn Voß oder meinem Bruder gehört haben, daß ich mich endlich bereden laſſen, meine kleinen Schriften wieder herauszugeben, und mit den Sinngedichten den Anfang machen will; weil ich zum Glück oder zum Unglück, von dieſen Dingen unter meinen alten Papieren noch eine ziemliche Anzahl gefunden habe, die nicht gedruckt ſind, und mit welchen ich ungefähr die erſetzen kann, die von den gedruckten nothwendig wegbleiben müſſen.

Aber glaubten Sie wohl, wie ſehr ich dabey auf Sie gerechnet habe? — In allem Ernſte, liebſter Freund, was ich Sie nun bitten will, müſſen Sie mir ſchlechterdings nicht abſchlagen.

Mit heutiger Poſt ſchicke ich bereits die erſten vier Bogen von dieſen erneuerten und vermehrten Sinngedichten, und ſie ſollen ſchlechterdings nicht eher in die Druckerey, als bis ſie Ihre Cenſur paſſiret ſind. Streichen Sie aus, was gar zu mittelmäßig iſt, (ich ſage, gar zu mittelmäßig, denn leider müſſen es nicht allein Sinngedichte, ſondern Bogen voll Sinngedichte werden) und wo eins durch eine geſchwinde Verbeſſerung ſich noch ein wenig mehr aufſtutzen läßt, ſo haben Sie doch ja die Freundſchaft, ihm dieſe Verbeſſerung zu geben.*) Ihnen kann ſo etwas nicht viel Mühe koſten; denn Sie haben noch alle poetiſche Farben auf der Palette, und ich weiß kaum mehr, was poetiſche Farben ſind. Desgleichen wünſche ich, daß die Sinngedichte mit allen den orthographiſchen Richtigkeiten gedruckt würden, über die wir eins geworden, die mir aber zum Theil wieder entfallen ſind.

---

*) Iſt geſchehen; und Leſſing verließ ſich ſo ſehr auf ſeinen Freund, daß er ſich die Handſchrift nicht erſt zurückſchicken, ſondern ſie in Berlin bey Voß drucken ließ. Nicolai.

Ich verlaſſe mich darauf, liebſter Freund, daß Sie ſich dieſer Anfoderung auf keine Weiſe entziehen. Die Zeit, die Sie darüber verlieren, will ich Ihnen auf eine andere Art wieder einbringen: z. E. durch Beyträge zu dem zweyten Theil Ihrer geſammten Sinngedichte, die gewiß nicht ſchlecht ſind, und ſich zum Theil von Dichtern herſchreiben, die izt völlig unbekannt ſind.

Erfreuen Sie mich indeß bald wieder mit einem Briefe, und leben Sie recht wohl.

Ihr

ganz ergebenſter,
Leſſing.

Wolfenbüttel, d. 16. Decembr. 1770.

Das wiſſen Sie ja wohl, mein lieber Schmid, daß Sie mir allezeit ein Vergnügen machen, wenn Sie mir Gelegenheit geben, etwas in der Bibliothek nachzuſuchen; und immer ein um ſo viel größeres Vergnügen, wenn es etwas betrift, woran ich ſonſt auch nicht im Traume gedacht hätte. Ihre Ueberſetzung des Tuſſignano iſt gar keine Thorheit, ſo bald etwas Gutes darinn ſteht, was ſonſt nicht überall zu finden. Die Bibliothek aber hat von dieſem ſeinem Tractate von der Peſt keine einzelne beſondere Ausgabe, und ich kann ihn nirgends als in dem Faſcikul des Kethams finden, und auch von dieſem iſt weiter keine Ausgabe da, als die von 1495. zu Venedig. Wenn Sie dieſe nutzen zu können glauben, ſo will ich ſie Ihnen gern herüber ſchicken. Sonſt hätte es ſich leicht treffen können, daß ich Ihnen anſtatt eines gedruckten Exemplars, ein geſchriebenes geſchickt hätte. Denn es fehlt uns gar nicht an Manuſcripten von Ihrem Magiſter Petrus de Tuſſignano, wie ſein Name in denſelben geſchrieben wird. Beſonders haben wir eine Practica von ihm, die aber wenig mehr, als eine Sammlung von Recepten iſt. Vermuthen Sie indeß, daß unter dieſen Recepten auch vielleicht das ſich finden könnte, was er für die Peſt verordnet: ſo will ich Ihnen auch dieſes Manuſcript herüber ſchicken.

Ob wir uns in dieſem Leben nicht mehr wiederſehen? Doch, es wäre denn, daß ich oder Sie noch vor den Weynachtsfeyertagen ſtürben. Leben Sie bis dahin wohl.

An Reiske.

Wolfenbüttel, d. 17. December 1770

Es hat einige Schwierigkeiten gehabt, ehe ich die Handſchrift des Aeſchines aus der Univerſitätsbibliothek zu Helmſtädt bekommen können. Endlich iſt ſie in meinen Händen, und ich will eilen, damit ſie unverzüglich in deſſen Hände komme, der ſie am beſten nutzen kann. Ich habe zwar verſprechen müſſen, ſie nicht außer Landes zu ſchicken, doch nach aller genommenen Vorſicht in Uebermachung derſelben, will ich einmahl annehmen, daß Gelehrte, die einander dienen wollen, alle in einem Lande leben. Auch habe ich verſprechen müſſen, ſie innerhalb ſechs Wochen wieder einzuliefern, und ich zweifle nicht, daß Euer Wohlgebohrnen ſie nicht in dieſer Zeit ſollten abfertigen können.

Ob es ſich überhaupt mit ihr groß der Mühe verlohnen dürfte, werden Dieſelben bald ſehen. Sie iſt ein wenig gar zu neu; denn ſie iſt nicht älter als aus der Mitte des 15ten Jahrhunderts, als um welche Zeit ihr Schreiber, der ſich in der Schlußnote ſelbſt nennt, Georgius Chryſococca, gelebt hat, wie ich bey dem Montfaucon finde (Palaeog. gr. lib. I. c. 8. p. 99.) wo zwey andere Handſchriften von ihm angeführt werden. Auch der Joannes Aurispa, für den Chryſococca nach eben dieſer Schlußnote, das Werk geſchrieben, iſt nicht unbekannt; und wir haben von ihm unter unſern Manuſcripten einen Martial, den ſein Freund Antonius Panormita von ihm geſchenkt bekommen. Sobald Euer Wohlgebohrnen mit den griechiſchen Rednern fertig ſind, und ſich über den Libanius machen wollen, ſoll auf den erſten Wink die Handſchrift, die ſich hier unter den Manuſcripten des Gudius, von ſeinen Reden und Declamationen befindet, zu Dero Dienſten ſeyn. Noch findet ſich auch unter den nehmlichen Manuſcripten ein Band von Briefen des Libanius: ich glaube aber, daß Wolf denſelben bereits genutzt hat.

Ueberhaupt können Euer Wohlgebohrnen darauf rechnen, daß Ihnen ſchlechterdings nichts vorenthalten ſeyn ſoll, was Sie zu einer oder der andern Arbeit aus dem hieſigen Vorrathe an Büchern und Handſchriften brauchen können und wollen. Wie ſehr wünſchte ich, daß Sie ſelbſt einmahl im Sommer eine kleine Excurſion anher machen, und ſich ſelbſt einige Tage unter den letztern umſehen wollten. Wir beſitzen auch verſchiedene Arabiſche Handſchriften, von welchen ich aus den Catalogis nicht ſehen kann, was ſie enthalten, und von wem könnte ich das ſonſt erfahren, als von Ihnen?

Nun erlauben mir Euer Wohlgebohrnen aber auch meiner Seits eine Bitte. Ich möchte gerne für die Bibliothek alles haben, was Sie herausgegeben: und erſuche Dieſelben alſo um ein vollſtändiges Verzeichniß aller, auch Ihrer kleinern Schriften, mit Nachweiſung, wo ſelbige zu bekommen. Da ich aber wohl weiß, daß ein großer Theil derſelben auf Ihre eigene Koſten gedruckt worden: ſo bitte ich von allen dieſen mir ein Exemplar je eher je lieber auf der Poſt zu übermachen. Wenn ich nicht irre, ſo ſind unter dieſen beſonders die Obſervationes in varios autores Graecos und die Anthologia graeca Cephalae, an welcher mir vornehmlich liegt, und die ich gar zu gerne recht bald hätte. Die Bezahlung dafür ſoll der Faktor unſrer Wayſenhausbuchhandlung auf künftige Oſtermeſſe leiſten, dem ich denn auch die einzelne Rede des Demoſthenes Pariſ. apud Tiletanum mitgeben will.

Es hat mich übrigens ſehr geſchmeichelt, daß Euer Wohlgebohrnen mir Dero Beyfall wegen des Berengarius bezeugen wollen. Freylich urtheilen Sie allzugütig davon; aber ich werde nicht vergeſſen, wie viel davon mehr zu meiner Aufmunterung als zu meinem Lobe anzunehmen iſt.

Erlauben Sie, daß ich noch meine Empfehlung an Dero Frau Gemahlinn hinzufügen darf, der wir bey ſo mühſamen Werken ſo viel zu danken haben. Die Aufgabe iſt gelöſet, ob ein Gelehrter heyrathen ſoll, wenn es viel ſolche Perſonen ihres Geſchlechts giebt.

Ich verharre mit vollkommner Hochachtung ꝛc.

Leſſing.

Meine liebſte Mutter.

Ich habe mit Fleiß nicht eher wieder nach Hauſe ſchreiben wollen, als bis ich im Stande wäre, wenigſtens einen kleinen Anfang meines Verſprechens zu machen. Sie müßen es lediglich meinem Unvermögen zurechnen, wenn ich dieſesmal nicht mehr als beygehende 25 Rthlr. ſenden kann: auf künftige Johannis können Sie aber zuverläßig auf 50 Rthlr. rechnen; und ſo will ich von Zeit zu Zeit fortfahren, alles was ich entübrigen kann, zu Abtragung einer Schuld anzuwenden, die freylich die größte iſt, die ich auf der Welt haben kann. Ich denke nicht, daß Sie im Ernſt einiges Mißtrauen auf meine Bereitwilligkeit ſetzen werden, alles zu thun, was Sie beruhigen, und das Andenken meines Vaters bey den verdienten Ehren erhalten kann. Sollten daher die Schuldner, von welchen mir die

Schweſter ſchreibt, nicht ohnedem Nachſicht haben wollen: ſo bin ich gern erböthig, auf gewiße Termine ihnen meinen Wechſel oder Obligation darüber auszuſtellen; in der feſten Abſicht, ſie als ein ehrlicher Mann zu befriedigen, ſo bald es meine eigene Umſtände, die noch bis itzt ſelbſt ſehr verwirrt und kümmerlich ſind, nur immer zulaßen werden.

Meine liebe Schweſter mag mir es vergeben, daß ich ihr auf ihren weitläuftigen Brief nicht antworten kann. Ich nehme an den Kränkungen, die ihnen beiden in Camenz wiederfahren, ſehr viel Antheil: aber wie kann ich denſelben abhelfen? Über eine Art dieſer Kränkungen nur, nehmlich über die, welche Ihnen von den elenden Collegen des ſeeligen Vaters erwieſen werden, müßen Sie ſich hinwegſetzen, und ſie blos mit Verachtung anſehen.

Ich habe mir von meinem Vetter, dem Hrn. Inſpector, immer die beſte Idee gemacht, und ihn jederzeit für einen rechtſchaffnen Mann gehalten. Er kann es alſo wohl unmöglich ſeyn, der Sie wegen einiger kleinen Vorſchüße allzuſehr drücken ſollte. Ich bitte ihn indeß in meinem Namen zu verſichern, aller ſeiner Anfoderungen wegen ruhig zu ſeyn, und mich für ſeinen Schuldner anzuſehen.

An den Bruder Theophilus will ich mit nächſter Poſt ſchreiben. Der Hr. Oberjägermeiſter von Carlowitz allhier, iſt der Meinung, daß er um die Stelle des ſeeligen Vaters anhalten müße. Da ich nun aber gar nicht weiß, wie die dortigen Umſtände ſind: ſo kann ich weder ja noch nein dazu ſagen, und muß alles ſeiner eigenen Überlegung anheim ſtellen.

Unter Anwünſchung der beſten Geſundheit und möglichſter Zufriedenheit bey dem Antritte dieſes neuen Jahres, verbleibe ich vor itzo, da mir meine Geſchäfte nicht erlauben wollen, weitläuftiger zu ſchreiben,

Dero

Wolfenbüttel, d. 7 Januar
1771.

treugehorſamſter Sohn
Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 8ten Januar 1771.

Mein lieber Bruder,

Hier ſchicke ich wieder etwas Manuſcript zu den Sinngedichten, nehmlich von Seite 65 bis 82, welches ein Blatt mehr als den fünften Bogen betragen würde, wenn nicht die zehn von Herrn Ramler verworfnen Sinngedichte aus dem vorigen weggefallen wären, die wenigſtens fünf Blätter betragen müſſen. Ueber acht Tage will ich den Reſt zu den Sinngedichten ſchicken, und ſodann die Abhandlungen. Was räthſt Du mir, ob ich die alten lateiniſchen Sinngedichte ſoll wieder drucken laſſen? Frage auch Herrn Ramler, was er dazu ſagt. Es verſteht ſich, daß auch von dieſen Bogen nichts eher gedruckt wird, als bis Herr Ramler ſie durchgeſehen. Gieb mir doch die zehn Sinngedichte, die er weggeſtrichen hat, mit den Anfangsworten an: weil ich wohl das Manuſcript ſo bald nicht zurückbekommen dürfte, und gern bei Zeiten wiſſen möchte, ob es nicht welche ſind, auf die ich mich in meinen Abhandlungen beziehe. Noch eins: Auf den erſten vier Bogen wird ein Sinngedicht ſtehen von zwei Zeilen, auf das Alter:

> Dem Alter nicht, der Jugend ſey's geklagt,
> Wenn uns das Alter nicht behagt.

Dieſes ſoll wegbleiben: weil ich anderwärts davon Gebrauch gemacht. Es kann das 114 Sinngedicht, S. 66, auf die Galathee, dahin an die Stelle kommen; und 112 und 113 indeß eine beſondere Seite einnehmen. Ueberhaupt bin ich, da die zehn ausgeſtrichenen Sinngedichte hier und da Lücken gemacht haben, wegen der zerrütteten Folge beſorgt, und fürchte, daß nun oft bald auf einer Seite zwei große, und bald zwei kleine Sinngedichte ſtehen werden, welches in dem Drucke einen großen Uebelſtand macht. Du mußt ſehen, wie dieſes durch Verſetzung zu vermeiden, damit ſo viel wie möglich bald Seite auf Seite wieder mit dem Manuſcripte zuſammentrifft.

Der vorgeſtrige Beſuch, die Schwediſchen Prinzen, hat mir auch eine verdrießliche Arbeit auf den Hals gebracht: nehmlich verſchiedene Dinge zur Schwediſchen Geſchichte unter den Manuſcripten der Bibliothek aufzuſuchen; und dieſe Arbeit wird mir Zeit koſten. Demungeachtet will ich Herrn Voß mein Wort gewiß halten, ſo ſauer es mir auch werden dürfte. Lebe wohl.

Dein
treuer Bruder,
Gotthold.

An Moſes Mendelsſohn.

Wolfenbüttel, den 9. Jan. 1771.

Beſter Freund!

Ich komme von Braunſchweig, wo ich vierzehn Tage geweſen bin: und ich habe nun einmal das Unglück, daß ich da auch nicht eine Feder anzuſetzen im Stande bin, ſonſt würde ich Ihnen gewiß ſchon eher geantwortet haben.

Ich ſahe, zufolge Ihres erſten Briefes, alle Stunden nach dem Ferguſon aus, und war ärgerlich, daß Berlin und G. mit ſeinem J. einander ſo lange gefielen. Denn daß ſie abgereiſt ſeyn ſollten, ohne weiter an das Buch und an Sie zu denken, das hätte ich mir doch kaum träumen laſſen: ſo ähnlich es ſchon dieſen Leuten im Grunde ſieht. Ich habe angemerkt, daß ein alter witziger Kopf und eine alte Jungfer die zwey wunderlichſten Geſchöpfe in der Welt ſind: und wenn ich nicht bedächte, an wen ich ſchreibe, ſo hätte ich eben Luſt, dieſe Gleichheit in einem ſchönen Epigramm auszuführen; unbekümmert, auch ſelbſt darüber für einen alten witzigen Kopf gehalten zu werden.

Mit dem Ferguſon will ich mir nun ein eigentliches Studium machen. Ich ſehe ſchon aus dem vorgeſetzten Inhalte, daß es ein Buch iſt, wie mir hier gefehlt hat, wo ich größtentheils nur ſolche Bücher habe, die über lang oder kurz den Verſtand, ſo wie die Zeit, tödten. Wenn man lange nicht denkt, ſo kann man am Ende nicht mehr denken. Iſt es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, ſich ernſtlich mit Wahrheiten zu beſchäftigen, in deren beſtändigem Widerſpruche wir nun ſchon einmal leben, und zu unſrer Ruhe beſtändig fortleben müſſen? Und von dergleichen Wahrheiten ſehe ich in dem Engländer ſchon manche von weitem.

Wie auch ſolche, die ich längſt für keine Wahrheiten mehr gehalten. Doch ich beſorge es nicht erſt ſeit geſtern, daß, indem ich gewiſſe Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wieder holen müſſen. Daß ich es zum Theil nicht ſchon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu ſchleppen. Es iſt unendlich ſchwer, zu wiſſen, wenn und wo man bleiben ſoll, und Tauſenden für einen iſt das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo ſie des Nachdenkens müde geworden.

Ob dieſes nicht auch manchmal der Fall unſers Ungenannten geweſen, will ich nicht ſo geradezu leugnen. Nur Unbilligkeit möchte ich nicht gern auf ihn kommen laſſen. Zwar iſt Ihre Anmerkung ſehr gegründet, daß man bey Beurtheilung gewiſſer Charaktere und Handlungen das Maaß der Einſicht und des moraliſchen Gefühls mit in Betrachtung ziehen müſſe, welches den Zeiten zukomme, in die ſie fallen. Allein doch wohl nur bey ſolchen Charakteren und Handlungen, die weiter nichts ſeyn ſollen, als Charaktere und Handlungen dieſer

Menſchen? Und ſollen das die ſeyn, von welchen bey dem Ungenannten die Rede iſt? Ich bin verſichert, er würde die ähnlichen Charaktere und Handlungen, wenn er ſie im Herodotus gefunden hätte, ganz anders beurtheilet, und gewiß nicht vergeſſen haben, ſich in ihre Zeiten und auf die Staffel ihrer Einſichten zurück zu ſtellen. Aber ſind Patriarchen und Propheten Leute, zu denen wir uns herablaſſen ſollen? Sie ſollen vielmehr die erhabenſten Muſter der Tugend ſeyn, und die geringſte ihrer Handlungen ſoll in Abſicht auf eine gewiſſe göttliche Oekonomie für uns aufgezeichnet ſeyn. Wenn alſo an Dingen, die ſich nur kaum entſchuldigen laſſen, der Pöbel mit Gewalt etwas Göttliches finden ſoll und will: ſo thut, denke ich, der Weiſe Unrecht, wenn er dieſe Dinge blos entſchuldigt. Er muß vielmehr mit aller Verachtung von ihnen ſprechen, die ſie in unſern beſſern Zeiten verdienen würden, mit aller der Verachtung, die ſie in noch beſſern, noch aufgeklärtern Zeiten nur immer verdienen können. — Die Urſache, warum Ihnen ein ſolches Verfahren bey unſerm Ungenannten aufgefallen iſt, muß blos darinn liegen, daß Sie von jeher weniger gehalten geweſen, die getadelten Handlungen in dem Lichte der Göttlichkeit zu betrachten, in welchem wir ſie ſchlechterdings betrachten ſollen. —

Die Neugierde der bewußten Perſon nach dem Manuſcript hat ſich halten laſſen. Er hat nicht eher wieder daran gedacht, als bis er mich vor einigen Tagen wieder zu ſehen bekam. Ich fürchte, daß ſein Verlangen, die Sache ſelbſt beſſer einzuſehen, ebenfalls nicht weit her iſt: daher habe ich ihm auch nur blos die Vorrede mitgetheilt, unter dem Vorwande, daß Sie das übrige Manuſcript bey ſich hätten. Er muß nicht von mir denken, als ob ich ihm dergleichen Dinge aufdringen wolle.

Aber was iſt das für ein neuer Angriff, der in den Jenaiſchen Zeitungen von Lavatern auf Sie geſchehen? Ich leſe dieſe Zeitung nicht, und habe ſie auch in ganz Braunſchweig nicht auftreiben können. Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der erſten Poſt zu ſenden. Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freyheit, mit allem nur erſinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein dürfen und können in dieſer Sache ſo ſprechen und ſchreiben, und ſind daher unendlich glücklicher, als andre ehrliche Leute, die den Umſturz des abſcheulichſten Gebäudes von Unſinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.

Ich ſende Ihnen hierbey auch Ihre Briefe von Bonnet zurück. Der Name iſt mir ſo ekel geworden, daß ich auch nicht einmal die Wahrheit von ihm lernen möchte. Ich habe mich nicht enthalten können, dem Abt Jeruſalem den Umſtand von der Antedatirung der Vorrede zu der neueſten Ausgabe ſeines Buches zu erzählen. Der Abt ſagte zu verſchiedenen malen: das iſt nicht artig. Und ich antwortete dem Abt jedesmahl: es iſt mehr als nicht artig, es iſt niederträchtig. Sie ſind wahrlich verbunden, wenn Sie nicht gegen das andre Extremum des kleinen Schleichers ausſchweifen wollen, den Umſtand bekannt zu machen. —

Den Tauſch mit dem Hrn. Abraham nehme ich recht gern an. Aber es wird ihm wohl nicht recht ſeyn, daß er anbey auch nicht einmahl die Ausgabe des Bachet erhält; ſondern es iſt die ganz erſte vom Xylander, die aber, ſo viel ich ſehe, das Beſondre hat, daß ſie die Scholia des Planudes über die zwey erſten Bücher des Diophants enthält, welche Bachet nicht mit drucken laſſen. Doch ohne Zweifel taugen auch dieſe Scholia nichts, welches ich wohl vom Hrn. Abraham näher wiſſen möchte, weil unter den Manuſcripten unſrer Bibliothek auch die Scholia des Planudes über das einzelne Buch des Diophants de numeris multangulis vorhanden ſind, von denen ſelbſt Xylander nichts gewußt hat, und die überall noch nicht gedruckt ſind.

Leben Sie wohl, beſter Freund, und ſchreiben Sie mir bald wieder. Sie ſehen wohl, was ich an der Zeit verſäume, bringe ich an der Länge ein. Meinen Gruß an Nicolai, dem ich auch nächſtens ſchreiben werde. Daß er mir doch ja nicht den — wie heißt der närriſche Kerl!*) — zu ſchicken vergißt.

Dero

ergebenſter Freund
Leſſing.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 13. Jan. 1771

Meine liebſte Freundinn!

Ich habe mir die vierzehn Tage her Gewalt anthun müſſen, Ihnen nicht zu ſchreiben. Denn ich glaubte Sie, Ihren letzten Nachrichten zufolge, ſchon unfehlbar unterweges, und hoffte alle Tage von Ihnen zu hören, wo am nächſten mein Brief Sie wieder treffen würde. Sie haben aber recht ſehr wohl gethan, daß Sie noch nicht abgereiſet ſind. Nur wenn Sie auf Froſt gewartet haben, der die Wege beſſer machen ſollte: ſo mögen Sie nunmehr auch nur auf gelinden Froſt warten; denn wenigſtens hier iſt es ſo ſtrenge kalt, daß ich nicht einmahl gern an das Fenſter trete.

---

*) Die Memoirs of John Buncle. Nicolai.

Was für eine ſeltſame Beſorgniß hat mich um das Vergnügen gebracht, von Ihnen um Rath gefragt zu werden! Sie fürchten, daß ich Sie *bedauern* oder *verlachen* würde. *Bedauern*, das wäre möglich geweſen: und ich danke Ihnen, daß Sie mir keine mißvergnügte Stunde mehr machen wollen. Aber *verlachen*? Wie fingen Sie es denn an, daß ich Sie *verlachen* könnte? *Mit* einem lachen, mit einem zugleich über eine Verlegenheit lachen, aus der er ſich ſelbſt nicht geſchwind genug helfen kann, das iſt ja nicht das, was das häßliche *Verlachen* ſagen will, ſondern iſt eine unſchuldige Luſt, die ſich Freunde einander nicht verſagen ſollten. Sehen Sie alſo, daß Sie Unrecht haben; und wenn man Sie wiederum irre machen ſollte: ſo hoffe ich wenigſtens, daß Sie nicht zum zweytenmahle werden Unrecht haben wollen. Freylich haben Sie einen weit beſſern Rathgeber ganz in der Nähe, als ich größtentheils zu ſeyn das Unglück habe. Aber demohngeachtet können Sie meinen Rath doch immer hören: wäre es auch nur um zu erfahren, ob Ihnen nicht etwa mein Rath wegen Ihrer Beſorgniß Genugthuung machte; ich meyne, ob er Ihnen nicht etwa Gelegenheit ſchaffte, vielmehr mich zu *bedauern* oder zu *verlachen*.

Ich komme auf unſer gemeinſchaftliches Projekt, *glücklich* — wollte ich ſagen, *reich zu werden*. Wahrlich, Sie ſind, ſehe ich, eine Frau, mit der man ſchlechterdings nichts verlieren kann. Wir ſind wiederum, in der neunten Ziehung, mit einer Nummer herausgekommen; wie ſie aus beygehendem Ziehungsſcheine ſehen werden. Nehmlich mit Nummer 69. Ich habe auch ſchon dafür ein neues Billet auf die zehnte Ziehung genommen: nur iſt mir leid, daß es ſchon ausgefertiget war, als ich Ihren letzten Brief erhielt, und Nummer 19. dieſesmahl noch nicht wieder an ſeine Stelle kommen können. Für Nummer 69. habe ich 77. genommen, und unſer Billet lautet nun zuſammen, auf 7. 36. 45. 47. 77. Noch etwas Beſonders dabey muß ich Ihnen melden. Auch in Strahlſund hat man nunmehr ein Lotto, und vor kurzem iſt die erſte Ziehung geſchehen. Hätten wir da mit unſerm Billette eingeſetzt gehabt — was meinen Sie, daß wir gewonnen hätten? — Leider doch auch nur eine Ambe.

Und was iſt uns mit einer Ambe gedient? Alles oder nichts. K. und Compagnie ſoll unſere Louisd'or haben: oder wir ihre ſechzig tauſend Thaler. Wer weiß, ob dieſes nicht der einzige Weg für mich ſeyn ſollte, mich an dem V. zu erholen; und ich denke, es iſt eine ſchlimme Vorbedeutung für ihn, daß er, um Geld parat zu haben, immer im Voraus ſeinen Garten verkauft hat. Ich bin meiner Sache ſo gewiß, daß ich Ihnen faſt rathen möchte, nicht eher von Wien abzureiſen, als bis Sie meine Nachricht von der zehnten Ziehung erhalten haben. Denn es iſt nur wegen des Entgegenkommens; und damit wir einander nicht fehl reiſen.

Daß der Herr von S. mein guter Gönner und Freund ſeyn will, muß ich mir gefallen laſſen. Er hat es, durch ſeine unerträglichen Großſprechereyen von ſeiner vermeinten Hauptſtadt des deutſchen Reichs, und durch ſeine Freunde, die Herren Klotz, Riedel und Sch. ziemlich bey mir verdorben. Wer ſich an ſolche elende Leute hängen kann, der muß um ein Bischen Lob ſehr verlegen ſeyn. Es kann ihm gar nicht ſchaden, wenn man ihn in Wien ein wenig demüthiget. Verſäumen Sie es doch aber ja nicht, ihm ſeinen Willen zu thun und den Hausvater zu ſehen. Ich bin ſehr begierig zu wiſſen, ob er in Wien beſſer geſpielt wird, als wir ihn in Hamburg geſehen haben. Vor einigen Tagen trug man ſich hier mit der Nachricht, daß Ackermann todt ſey, und daß Mamſell mit ihrem Bruder nach Wien gehen würde. Ob nun aber auch Mamſell das Muſter ſeyn könnte, das S. wegen des Anſtandes unſerer hieſigen Acteurs zu widerlegen geſchickt wäre, möchte ich eben nicht ſagen. — Was zum Henker nur will denn der Mann mit ſeinem Anſtande überhaupt? Wenn ſeine Acteurs nichts wie Anſtand haben, ſo können ſie noch ſehr, ſehr elende Acteurs ſeyn.

Mit unſerm K. haben Sie es errathen. Die Abweſenheit ſcheint ihn wenigſtens curirt zu haben. Er iſt jetzt auf ſeinem Gute, und kömmt erſt zur Meſſe wieder. Es wird aber darauf ankommen, ob ſein Feuer nicht wieder aufflammt, wenn er den Gegenſtand wieder vor Augen bekömmt. Alsdenn gebe ich aber auch nicht einen Heller um ſeine Seele; denn bey ſolchen Krankheiten ſind die Recidive das Gefährlichſte.

Ich kann nicht ſchließen, ohne mich noch ein wenig wegen Ihrer fortdaurenden Schwermuth zu zanken. Ich muß Ihnen nur ſagen, daß ich die Schwermuth für eine ſehr muthwillige Krankheit halte, die man nicht los wird, weil man ſie nicht los werden will. Nur darum wünſche ich Ihre Zurückkunft: denn ich glaube doch, daß Sie in Hamburg noch eher Gelegenheit haben, ſich aufzuheitern und ſich aufheitern zu wollen, als in Wien.

Leben Sie wenigſtens nur ſonſt recht wohl.

Dero

ergebenſter Freund

Leſſing.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 12. Febr. 1771.

Meine liebſte Freundinn!

Ich bin geſtern von Braunſchweig zurückgekommen, wo ich mich länger aufgehalten, als ich Willens war. Ich hatte nicht befohlen, mir die eingehenden Briefe einzuſchicken, und fand alſo Ihr letztes Schreiben vom 26. Jenner, das leicht ſchon ſeit vier oder fünf Tagen angekommen ſeyn mochte.

Aber in welche Unruhe ſetzt mich dieſes Schreiben! Sie ſind krank, und von einem ſehr gefährlichen Falle krank — Wenn Sie nicht Wort gehalten, und mir gleich den nächſten Poſttag darauf wieder geſchrieben, ſo werde ich glauben, daß Sie nicht ſchreiben können — Doch wer martert ſich im Voraus? und wer ſollte nicht immer das Beſte hoffen? Sie ſind ſchon völlig wieder hergeſtellt, und ich denke mir Sie, nach dem Ausbruche und der Hebung einer kleinen Krankheit, die Ihnen längſt in den Gliedern geſteckt, geſunder, als Sie noch jemahls in Wien geweſen.

Und auf dieſen Fuß will ich Ihnen auch ſchreiben: ein Geſunder an eine Geſunde, ein Vergnügter an eine Vergnügte. Wahrhaftig, wenn man das Erſte iſt, ſo muß man auch das Andere ſeyn, und kann es ſeyn, wenn man nur will. Beſorgen Sie meinetwegen alſo nur nichts: ich habe es mir zum Geſetze gemacht, vergnügt zu ſeyn, wenn ich auch noch ſo wenig Urſache dazu ſehe; und ſo wie ich hier lebe, wundern ſich mehr Leute, daß ich nicht vor Langerweile und Unluſt umkomme, als ſich wundern würden, wenn ich wirklich umkäme. Freylich koſtet es Kunſt, ſich ſelbſt zu überreden, daß man glücklich iſt: aber welches Glück beſteht denn auch in etwas mehr, als in unſerer Ueberredung? — Nicht wahr, ich philoſophire Ihnen hier etwas ſehr Tröſtliches vor? Aber ich will Sie auch blos meinetwegen beruhigen; und ich wünſchte ſehr, Sie könnten mich eben ſo leicht auch Ihrentwegen beruhigen. Was Sie in meinem letzten

Briefe für eine Klage angeſehen haben, mag es im Grunde freylich wohl geweſen ſeyn, aber doch ſollte es ſich eigentlich nur auf den Rath beziehen, den Sie im Begriffe geweſen, von mir einzuholen. Ich weiß, daß ich ein ſehr elender Rathgeber bin; und gerade gegen meine Freunde noch wohl oben drein ein ſehr eigennütziger. Hätten Sie alſo nicht Anlaß genug bekommen können, über mich zu lachen, oder auch mich zu bedauern? Und nun nur noch ein Wort über dieſe unterlaſſene Zurathziehung: wenn das Gewiſſen wiederum einmal dabey in Anſchlag kommen ſollte, ſo möchte ich Ihnen lieber gleich im Voraus rathen, andere ehrliche Leute ein wenig mehr zu hören, als ſich ſelbſt. Denn ich habe immer gemerkt, daß Sie geneigter ſind, Ihr Gewiſſen zu überſpannen, als ihm viel nachzulaſſen — Vor allen aber hören Sie nunmehr Ihre dortigen Freunde, wenn ſie verlangen werden, daß Sie ihre Rückreiſe noch aufſchieben ſollen. Die Krankheit, von der Sie ſich eben itzt erholen, macht es ſchlechterdings nothwendig, und wenn es auch bis mitten in den Frühling damit anſtehen müßte. Sie ſind ja doch einmal bey Ihrem vornehmſten Geſchäfte; und Ihre Familie, wiſſen Sie, iſt in guter Aufſicht. Was könnte Sie alſo hindern, nicht lieber beſſere Wege und beſſere Witterung abwarten zu wollen! Wenn ich für mein Antheil, Sie darüber ſpäter wieder zu ſehen bekomme: ſo will ich ſuchen, Sie ſodann deſto länger wieder zu ſehen, und Ihnen vielleicht nach Hamburg folgen.

Denn mit dem Entgegenkommen wird es immer mißlicher. In der zehnten Ziehung hat uns endlich der häßliche V. ganz durchfallen laſſen; und ob ich es gleich in der eilften Ziehung mit einer Kleinigkeit aufs neue verſucht habe, wobey ich, um deſto ſicherer zu gehen, alle Ihre vorgeſchriebene Nummern wieder nahm, ſo hat es doch auch da nicht glücken wollen; und am beſten, wir geben alle weitere Verſuche auf. Ich ſoll durch Glücksfälle eben ſo wenig reich werden, als Sie, meine liebe Freundinn: und wenn ich es recht überlege, ſo iſt dieſe Art, reich zu werden, auch weder Ihrer noch meiner würdig. Ich mag ſie nicht, ſagte der Fuchs; und was thut das, wenn ſeine Entſchließung auch nur daher kam, daß er ſie nicht haben konnte!

Gern möchte ich Ihnen noch was Neues, das Sie recht herzlich zu lachen machte, ſchreiben können. — Sie wiſſen doch, daß Klopſtock in Hamburg iſt. Sie wiſſen auch, wie ſehr er ſich mit den Damen abgeben kann. Ich weiß nicht, wie viel Frauen und Mädchen er ſchon beredet haben ſoll, auf den Schrittſchuhen laufen zu lernen, um ihm Geſellſchaft zu leiſten. Aber das iſt noch gar nichts gegen eine Leſegeſellſchaft, die er bey der Frau von W. errichtet hat, und von der alle unſere Freundinnen ſind. Doch man wird Ihnen ohne Zweifel ſchon von Hamburg aus davon geſchrieben haben; und ich möchte nur gern von Ihnen wiſſen, ob Sie es nicht, wenn Sie nach Hamburg zurückgekommen, Ihr Erſtes werden ſeyn laſſen, ein Mitglied von dieſer empfindſamen Geſellſchaft zu werden? — Ich hätte große Luſt, Ihnen immer im Voraus das Patent nach Wien zufertigen zu laſſen; wenn ich nur erſt gewiß wüßte, daß Sie ſchon wieder völlig geſund wären, oder es auch dadurch werden könnten.

Inzwiſchen macht dieſe Ungewißheit, daß ich an nichts anders denken kann und mag. Schreiben Sie mir ja, liebſte Madam, gleich nach Empfang dieſes, auch nur ein Paar Zeilen, wenn Sie es nicht ſchon gethan haben. Daraus allein will ich erkennen, ob Ihnen an dem Antheile, welches ich an allem nehme, was Sie betrifft, das Geringſte gelegen iſt.

Dero
ergebenſter Freund
Leſſing.

An Nicolai.

Wolfenbüttel, d. 16. Februar 1771.

Liebſter Freund,

Schreibe nur einer in Betreff der Bibliothek an mich, ſo ſoll er wohl ſehen, wie geſchwind ich antworte. Aber deſſen ungeachtet kann ich Ihrem Herrn — wie heißt er? — nicht unmittelbar antworten. Denn Sie nennen ihn in Ihrem Briefe nicht, und in ſeinem Briefe kann ich den Namen nicht leſen, eben ſo wenig als ſeine Adreſſe. Seyn Sie ſo gut, und melden ihm alſo, daß von dem Iſidorus Characenus hier nichts zu haben iſt, ſo wie überhaupt von keinem der kleinern griechiſchen Geographen, die Hudſon herausgegeben hat — damit es ihm nicht etwa einfalle, eben ſo vergeblich nach einem andern derſelben zu fragen.

Und nun, bey der Gelegenheit, was uns angeht. Ich weiß es freylich wohl, daß Klotz ſein Büchelchen lateiniſch herausgeben will: und wie man mich verſichern wollte, ſo ſoll es ſo gar ſchon fertig ſeyn. In aller Wahrheit; auf dieſe Ausgabe habe ich nur auch mit gewartet, ehe ich mich an den dritten Theil der antiquariſchen Briefe machte. Warum ſollte ich dem Manne nur noch mehr Fehler ausmuſtern helfen? Er wird in der Ueberſetzung Gebrauch davon machen, dachte ich, und mich doch noch dabey herunter reißen. Hiernächſt aber habe ich faſt noch mehr auf Riedels Leſſingiſche Briefe gehofft, wovon die erſten drey, wie Sie wiſſen, in den Erfurter Zeitungen, ſo wie deren völlige Ausgabe in ein Paar Meßcatalogen hinter einander, geſtanden. Wo ſteckt denn der elende Menſch? oder hat er mich etwa nur durch Drohungen abſchrecken wollen? — Dieſes zuſammen, liebſter Freund, iſt die eigentliche Urſache, warum ich den dritten Theil noch liegen gelaſſen, und mich indeß mit andern Poſſen beſchäftigt habe. Epigramme habe ich nun zwar nicht gemacht, (höchſtens nicht mehr als zwey oder drey), ſondern mich jezt nur geſchämt, ſie einmal gemacht zu haben. Die kleinen Schriften ſollen nun mit aller Gewalt wieder gedruckt werden, und da habe ich ja wohl meine alten Papiere durchſtänkern müſſen, um das gar zu Elende, wenn nicht durch etwas Beſſeres, wenigſtens durch etwas Anderes zu erſetzen.

Viel lieber hätte ich an dem zweyten Theile des Berengarius gearbeitet. Denn ſagen Sie davon, was Sie wollen, es iſt doch dasjenige Buch von allen meinen Büchern, bey deſſen Niederſchreibung ich das meiſte Vergnügen gehabt habe, und mir die Zeit am wenigſten lang geworden iſt. Warum ſoll ich mich mit andern Dingen lieber martern, und doch am Ende nichts Rechtes heraus bringen? Mein Spartacus ſoll darum doch noch eher fertig werden, als wir in Deutſchland ein Theater haben.

Was Sie mir von unſerm Moſes melden, freuet mich recht ſehr; und wenn bey dem allen keine Penſion darauf folgt, ſo hat ihm doch die Academie mehr genommen als gegeben. Grüßen Sie ihn von mir. Ich denke doch, er wird den Diophantus empfangen haben. Wie will er ſich gegen die Jenaiſche Zeitung verhalten, die ich endlich nun geleſen habe? Er wird es doch nicht wiederum, nach einem ſo hämiſchen Schlage mit einem verrätheriſchen Streicheln hinterher, gut ſeyn laſſen wollen? Wo bleibt denn Ihre Bibliothek? Und John Buncle? — Laſſen Sie mich doch ja nicht länger nach dieſem ſchmachten. Bedenken Sie doch nur, daß ich in meiner Einſamkeit einen ſolchen Geſellſchafter ja wohl brauche. Wegen * * * werde ich ohne Zweifel ſehr gern Ihrer Meynung ſeyn: aber daß ich es wegen Klopſtock ſeyn muß, thut mir leid. Leben Sie recht wohl. ꝛc.

Der Ihrige,

Leſſing.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 5. März 1771.

Meine liebſte Madam!

Wie ſehr freue ich mich, daß Ihre Unpäßlichkeit von keinen Folgen geweſen, und daß Sie ſich friſch und geſund wirklich auf der Rückreiſe befinden. Noch mehr werde ich mich freuen, wenn ich Sie endlich vollkommen ſo geſund und vergnügt wiederſehe, als ich mir Sie wünſche. Wenn an beyden noch etwas fehlen ſollte, glauben Sie mir nur, das wird ſich alles finden, wenn Sie nur erſt wieder in Hamburg bey Ihren Kindern und Freunden ſind. Wien und die Wiener mögen wohl recht gut ſeyn, wenn man nichts Beſſers kennt.

Ich bin einige Tage abgehalten worden; und nunmehr darf ich es wohl nicht mehr wagen, Ihnen nach Augsburg zu ſchreiben. Ich thue es alſo nur gleich nach Heidelberg, wo Sie mein Brief gewiß nicht am mißvergnügteſten treffen wird. Ich beurtheile Sie hierinn nach mir: denn unmöglich, denke ich, würde ich bey meiner alten Mutter, und an dem Orte, wo ich meine Jugend vergnügt zugebracht, mißvergnügt ſeyn können. Es mengen ſich da zu viel angenehme Ideen der Erinnerung in die gegenwärtigen Empfindungen: und im Grunde iſt es immer eins, ob man ſich über das Gegenwärtige oder über das Vergangene zu freuen hat; wenn man ſich denn nur freuet.

Freylich hätte ich es Ihnen doch nicht geglaubt, wenn Sie mir gedrohet hätten, dieſe Gegend vorbey zu reiſen, ohne mich zu beſuchen. Ich weiß nicht anders, als daß der Weg von Kaſſel allerdings bey Wolfenbüttel vorbeygeht: und ich will Ihnen vor dem Thore ſchon aufpaſſen laſſen, wenn ich nur erſt den Tag Ihrer Durchkunft ungefähr weiß. Wenigſtens hoffe ich doch, daß ſich Ihre Verrichtungen in Braunſchweig unterdeſſen ſo werden gehäuft haben, daß Sie wenigſtens derenwegen einige Tage daſelbſt bleiben müſſen. Aber in der Roſe müſſen Sie da nicht wieder legiren, ſondern gleich daneben im Sterne. Da iſt jetzt mein Abſteigequartier, und Zimmer und alles iſt da beſſer.

Aus meinem Letzten werden Sie ſonſt wohl geſehen haben, daß ich die Hoffnung aufgegeben, Ihnen entgegen zu kommen. Wenn es zwar wahr wäre, was man erzählt, daß vorige Woche der Teufel ſelbſt, in höchſteigener Perſon, des Nachts in Hamburg die Lotterie gezogen habe; daß eine von den gezogenen Nummern einem Nachtwächter auf den Kopf gefallen, welcher darüber an dem Tode liege; daß ſechs andere Teufel dabey die Deputirten vorgeſtellt, und mit feurigen Krauſen auf dem Gerüſte geſeſſen: wenn das alles wahr wäre, ſo hätte ich doch faſt Luſt, mein Heil noch einmal zu verſuchen. Denn ohne Zweifel würde ſich der dumme Teufel, der ſonach die Direction von der Lotterie bekommen, einbilden, daß mir vieles Geld gar nichts nütze, daß ich nichts wie Böſes damit ſtiften würde, und würde mir es alſo zuſchanzen. Aber hätte ich es denn nur einmal; wäre jemals der Teufel betrogen worden, ſo ſollte er es von mir werden!

Wer mir das Hiſtörchen aus Hamburg geſchrieben hat, iſt Madame Sch.; und ich hätte ſie mögen dabey lachen hören. Auch Sie wird ſich ſehr auf Ihre Zurückkunft freuen; und es ſollte mir leid thun, wenn der Kaltſinn, der zwiſchen Ihrem Herrn Schwager und dem C. R. gegenwärtig iſt, auch auf ſie beyde Einfluß haben ſollte. Sie ſind zwar beyde unfähig, ihre Freundſchaft eines fremden Zanks wegen aufzuheben: aber es könnte doch leicht geſchehen, daß ſie einander darüber ſeltner zu ſehen bekämen.

Die Sache mit dem Däniſchen Lotto, wie mir K. wenigſtens ſchreibt, ſoll ſo richtig noch nicht ſeyn. Denn der König habe noch einmal Bericht darüber verlangt, und Iſelin in Koppenhagen, auf welchen bey der Entrepriſe am meiſten gerechnet worden, wolle nun nichts damit zu thun haben. Auf allen Fall aber, weiß ich wohl, hat K. Sch…en die General-Collecte in Hamburg verſprochen.

Eben beſinne ich mich, daß Sie itzt in der Nähe von unſerm Pater Mayer ſind; vielleicht, daß Sie ihn wohl gar zu ſprechen bekommen. Wenn dieſes geſchehen ſollte: ſo haben Sie doch die Güte, ihm meinen Empfehl zu machen, und ihn zu erinnern, was er mir für die Fürſtliche Bibliothek verſprochen: nemlich ſeine Werke, die er in Petersburg drucken laſſen. Er ſoll Ihnen wenigſtens nur ſagen, ob ſie in Mannheim wo zu kaufen ſind: und alsdenn haben Sie ja wohl die Güte, die Auslage dort zu thun, und mir ſie mitzubringen.

Recht viel Neues von dem Wiener Theater bringen Sie mir ohnedem mit: aber Sie ſind ſelbſt Schuld, wenn ich mich nicht eben beſonders auf dieſe Neuigkeiten freue, — ſondern nur auf das, was Sie mir dabey zu erzählen haben werden. Wenn Sie aber auch nur ſelbſt das Theater fleißiger beſucht hätten! In Heidelberg werden Sie denn auch wohl hören, was an der Rede geweſen, oder noch iſt, daß der Pfälziſche Hof ſelbſt ein deutſches Theater haben wolle.

Nun leben Sie recht wohl, meine liebſte Freundinn, und ſetzen Sie Ihren Weg recht glücklich fort. Gott wolle nur nicht, daß in dieſem Monate wiederum ein ſolcher Schnee einfällt, als vor dem Jahre, wozu es hier wenigſtens ziemlich das Anſehen gewinnen will. Doch möchte es doch, wenn Sie nur erſt in Braunſchweig wären, und von da aus nicht weiter fortkommen könnten.

Ich rechne darauf, daß Sie mir von Kaſſel oder Nürnberg aus noch einmal ſchreiben: denn von da aus werden Sie wohl ziemlich den Tag Ihrer Ankunft beſtimmen können. Ich bin voller Verlangen nach dieſer.

Dero

ganz ergebenſter Freund
und Diener
Leſſing.

An Reiske.

Wolfenbüttel, d. 26. April 1771.

Ich hatte mir eben vorgeworfen, daß ich Euer Wohlgebohrnen abermals auf zwey Briefe Antwort ſchuldig ſey, als ich bey meiner Zurückkunft nach Wolfenbüttel (denn ich habe mich einige Zeit in Braunſchweig aufhalten müſſen) einen dritten vorfand. Und welch einen dritten!

Die Ehre, welche mir Euer Wohlgebohrnen durch Zueignung des neuen Bandes griechiſcher Redner erwieſen, war mir ſo unvermuthet, iſt ſo ausnehmend, daß ich Ihnen die ſchmeichelhafte Beſtürzung, in die ich darüber gerieth, nicht beſchreiben kann, ohne meine Eitelkeit allzuſehr zu verrathen. Ich ſuche auch nur vergebens Worte zu einer Dankſagung, die aus weit mehr beſtehen müßte, als aus Worten, wenn ich mich nur zu mehrerm vermögend ſähe. Ein Glück iſt es aber bey dem allen für mich, daß mir Euer Wohlgebohrnen ſelbſt die Gefälligkeiten anzeigen, die Sie, — ſtatt alles Dankes, von mir erwarten. Aber wahrlich, dieſe ſind einer ſolchen Beſtechung nicht werth, und ich finde mich von ſelbſt geneigt genug, ſie einem Gelehrten von Ihrer Art lieber aufzudringen, als zu gewähren. Empfangen Dieſelben alſo meinen Dank zugleich auch dafür, daß Sie mir Gelegenheit geben wollen, mich wenigſtens darinn von der gewöhnlichen Gattung der Bibliothekare auszuzeichnen, daß ich das, was ich nicht ſelbſt zu nutzen verſtehe, fremder Nutzung nicht neidiſch vorzuenthalten ſuche.

In dieſer Geſinnung nehme ich keinen Anſtand, Euer Wohlgebohrnen den verlangten Codex des Libanius zu übermachen. Ich bitte bloß die Güte zu haben, mir mit einem Worte den richtigen Empfang deſſelben zu verſichern: und ſodann können Sie ihn nach Ihrer völligen Bequemlichkeit brauchen, und auch ſo lange behalten, als es Ihre anderweitigen Arbeiten erfordern.

Der Codex ſelbſt gehört unter die Manuſcripte des Marq. Gudius. Warum er aber in dem gedruckten Catalogo dieſer Manuſcripte membranaceus perantiquus heißt, weiß ich nicht zu ſagen. So viel weiß ich gewiß, daß kein anderer in unſerer ganzen Bibliothek vorhanden, welcher etwas von den Reden des Libanius enthielte. Um ſeine Briefe aber iſt Ihnen nichts zu thun.

Indem ich ihn durchblättere, finde ich, daß er zum Schluſſe anſehnliche Excerpte aus verſchiedenen andern griechiſchen Schriftſtellern enthält, welche alle weder in dem gedruckten Cataloge der Gudiusſchen Manuſcripte, noch in unſeren geſchriebenen Catalogis angezeigt ſind. Außer den größern Stücken aus den Gemälden des Philoſtratus und den Betrachtungen des Antoninus, finde ich da verſchiedene Gedichte des Moſchus und einige Epigramme. Die Gedichte des Moſchus haben ſogar griechiſche Scholien, dergleichen ich bey keiner gedruckten Ausgabe dieſes Dichters geſehen zu haben, mich erinnere, und von deren Werthe ich von Euer Wohlgebohrnen bey Rückſendung des Manuſcripts wohl unterrichtet zu ſeyn wünſchte. Wollten Dieſelben überhaupt ſodann eine kurze Notiz beylegen, was dieſe Excerpta insgeſammt enthalten, ſo würde ich es mit ſo viel größerem Dank erkennen, denn ich muß geſtehen, daß ich einiges darunter angetroffen, was mir gänzlich unbekannt geweſen.

Ich wünſche übrigens, daß auch dieſer Codex Euer Wohlgebohrnen ſo angenehm und wichtig ſeyn möge, als es der Helmſtädtiſche geweſen iſt. In Anſehung des letztern haben Dieſelben aber ſehr wohl gethan, daß Sie auf keine Weiſe den in eigner Perſon davon gemachten Gebrauch zu verbergen geſucht. Das Unheil, das für mich daraus entſtehen kann, wird nicht groß ſeyn, und ich wüßte nicht was Sie anders hätten machen ſollen. Von dem Henr. Jul. Blume, der dieſen Codex der Helmſtädtiſchen Bibliothek verehret, werden Sie in Burchards Historia Bibliothecae Augustae umſtändliche Nachrichten finden. Das Buch iſt gemein genug, und die Regiſter in beyden Theilen weiſen die ihn betreffenden Stellen ſo treulich nach, daß ich aller weitern Anführung daraus überhoben ſeyn kann. Und nun komme ich auf die Hofnung, welche mir Euer Wohlgebohrnen gemacht, mich und Ihre andern hieſigen Verehrer dieſen Sommer mit Dero Frau Gemahlin zu beſuchen. Ich wüßte nicht, was mir die Ausſicht in dieſen Sommer angenehmer machen könnte, als ſo eine Hofnung, und ich brenne vor Verlangen, zwey Perſonen, die ich abweſend ſo ſehr verehre, auch perſönlich meine Ergebenheit bezeugen zu können. Machen Sie ja, daß der Erfüllung dieſer Hofnung nichts in den Weg kömmt; ich werde es mir äußerſt angelegen ſeyn laſſen, Ihnen den hieſigen Aufenthalt ſo angenehm zu machen, als nur immer in meinem Vermögen ſteht. Ich weiß zwar, daß Euer Wohlgebohrnen unſere Bibliothek ſchon ehemals beſucht haben, welches ich aus einem Geſchenke geſehen, das Sie ihr zurückgelaſſen. Doch vielleicht findet ſich doch noch manches, welches damals Ihrer Aufmerkſamkeit entgangen, und das einen zweyten Beſuch zu belohnen im Stande iſt.

Der Faktor unſerer Wayſenhausbuchhandlung, Herr Gäbler, hat den Auftrag von mir, alle meine Schulden bey Euer Wohlgebohrnen zu berichtigen: ſowohl die rückſtändige Pränumeration auf zwey Exemplare der griechiſchen Redner, als auch den Betrag für die überſandten Bücher. Euer Wohlgebohrnen müſſen in dieſem Punkte, auch gegen Ihre beſten Freunde ſchlechterdings nichts als Kaufmann ſeyn. Da Sie ohnedem ſchon alles thun, was man nur immer von dem uneigennützigſten Gelehrten erwarten kann: ſo müſſen ſich gerade Ihre Freunde das meiſte Bedenken machen, auch nur in einer Kleinigkeit dieſe Ihre Uneigennützigkeit zu misbrauchen. Ich empfehle mich Dero Frau Gemahlinn, und verharre mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Leſſing.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 1. May 1771.

Meine liebſte Freundinn!

Meine beſten Wünſche haben Sie vergebens begleitet, wenn Sie nicht den Sonntag bey guter Zeit geſund und munter in Hamburg angekommen ſind; wenn Sie Ihre Kinder nicht eben ſo geſund und munter nach ſo langer Zeit wieder umarmt haben; wenn Sie nicht alles in Ihrem Hauſe und in Ihren Geſchäften ſo gefunden haben, als Sie es ſich nur immer wünſchen können. Ohne Zweifel fangen Sie nun auch an, ſich von Ihren Fatiguen zu erholen. Aber daß Sie ja nicht auf einmal ſich zu bewegen aufhören! Laufen Sie, und fahren Sie ja noch alle Tage wenigſtens zwey Meilen, bis Sie der völligen Ruhe wiederum gewohnt werden. Es könnte Ihrer Geſundheit ſehr nachtheilig ſeyn, wenn Sie plötzlich mit Eins gänzlich ſtille ſitzen, und wenig oder gar nicht aus Ihrem Hauſe kommen wollten. Doch ich verlaſſe mich desfalls auf alle unſere Freunde, die ſo erfreut ſeyn müſſen, Sie wieder zu haben, und ſich zuverläſſig die erſten Wochen nicht wenig um Sie reißen werden. Wenn ich wenigſtens nur die Woche einmal mit dabey ſeyn könnte! In Gedanken werde ich es oft genug ſeyn, aber wahrlich in Gedanken Sie mir doch lieber allein, als in Geſellſchaft aufſuchen. Schenken Sie mir nur auch in Hamburg manchmal eine Viertelſtunde, um mir zu antworten. Denn nur das kann mich verſichern, daß Sie meine Beſuche in Gedanken nicht verſchmähen, ſondern erwiedern.

Der K. v. K. empfiehlt ſich Ihnen auf das angelegentlichſte nochmals. Wahrlich, ſein Auftrag iſt Scherz, aber ſehr ernſtlicher Scherz. Wann Sie nur wollen, ſo iſt ſeine Sache auch in ſehr guten Händen; und mit Hülfe von Madam St.** ſollten ja wohl noch andere Dinge möglich werden können. Sie brauchen ſich dabey auch nicht ſo genau an Ordre zu binden: denn iſt es nicht die, ſo iſt es eine Andere. Nur muß das, was Sie wiſſen, immer das Nehmliche ſeyn.

Ich bin wahrlich begierig, von Ihnen zu erfahren, ob Sie das Herz haben, zu ſo einer Angelegenheit die Hand zu bieten. Ich werde ſicherlich eine ganze Menge Schlüſſe darauf bauen, und Sie müſſen es errathen können, was ich am liebſten daraus ſchließen möchte. —

Dieſer Brief iſt ſehr kurz: aber er ſoll auch eigentlich weiter nichts, als Sie nur in Hamburg willkommen heißen.

Leben Sie recht wohl, meine liebſte Freundinn. Ich bin mit der aufrichtigſten Ergebenheit

Dero
beſtändigſter Freund und Diener
Leſſing.

An Madame König.

Meine liebſte Freundinn!

Unſere Briefe ſind einander begegnet. Aber ohne daß ich wiſſen konnte, was der Ihre enthalte, wird meiner ſo gut, als eine Antwort darauf geweſen ſeyn. Iſt es nur möglich, daß Sie mich ſo falſch verſtehen können? Ich ſollte keine Nachricht von Ihnen erwarten, keine Nachricht von Ihnen wünſchen — als nur über den einen Punkt? Und warum ſollte mich denn dieſer eine Punkt intereſſiren, wenn mir nicht jede Kleinigkeit, die Sie betrifft, eben ſo intereſſant wäre! —

Doch Sie erklären Ihren Argwohn ſelbſt für einen hypochondriſchen Einfall, und in eben dem Augenblicke erhalte ich auch Ihren zweyten Brief, in welchem Sie mir etwas mehr Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Nur bey weitem noch nicht alle, die ich verlangen kann. Ich habe freylich, leider, Briefe genug zu ſchreiben, und würde deren noch viel mehr zu ſchreiben haben, wenn ich es meinen Correſpondenten nicht allzuoft zu verſtehen gäbe, wie ungern ich überhaupt Briefe ſchreibe, ſobald Briefe etwas anders ſeyn ſollen, als freundſchaftliche Plauderey mit einem Abweſenden. Den meiſten von den Herren, denen ich antworten muß, wenn wir an einem Orte zuſammen lebten, würde ich vielleicht nicht Jahr und Tag unter die Augen kommen: was kann ich für Luſt haben, an Leute zu ſchreiben, mit denen ich nur ſehr ſelten Luſt haben würde, zu ſprechen! Wie wenig aber das mein Fall mit Ihnen iſt, das müßten Sie ja wohl von Ihrem Aufenthalt in Braunſchweig wiſſen, wenn Sie es auch ſonſt nicht wiſſen könnten. Wie ſehr habe ich Sie immer da belagert gehalten! Und immer iſt es mir zu ſpät eingefallen, daß ich Ihnen überläſtig ſeyn müſſe.

Ich ſehe es voraus, wenn ich dieſen Sommer nach Hamburg komme, daß ich es nicht beſſer machen werde. Ich werde ſicherlich nur allzuoft um Ihnen ſeyn. Aber eben daher erlauben Sie mir auch, daß ich mich Ihres gütigen Anerbietens, das Logis bey Ihnen zu nehmen, nicht bediene. Sie würden keinen Augenblick vor mir Ruhe haben: und ich will überhaupt keinem meiner Freunde die geringſte Unruhe verurſachen. Ich will in meinem alten ſchwarzen Adler wieder abſteigen, wo ich niemanden beläſtige, und wo ich um ſo viel mehr Herr von meiner Zeit und von meinen Beſuchen bleibe. Deſto ſchlimmer; wenn ſich unſer Zirkel ſo ſehr erweitert hat. Beſſer iſt er dadurch gewiß nicht geworden, und weder der Hamburgiſche Adel noch die Hamburgiſchen Rathsverwandten ſind jemals ſehr nach meinem Geſchmacke geweſen. Am beſten alſo, wir machen ſodann einen ganz kleinen Ausſchuß von unſerm alten Zirkel, und bleiben unter uns.

Auf Madam Sch. habe ich ſechs Tage in Braunſchweig gewartet, und ich würde ſie ſicherlich noch länger erwartet haben, wenn ſie mir es nicht endlich abgeſchrieben hätte. Ich hätte es voraus wiſſen können, daß aus ihrer Durchkunft nichts werden würde, da ſie mit einem ſo ungefälligen Peter reiſete. Reiſen Sie, meine liebe Freundinn, immer lieber ganz allein, wenn Sie ja einmal wieder reiſen müſſen!

Zwar wenn ich bedenke, daß es nicht immer ungefällige Reiſegefährten ſind, daß es öfters auch das eigene Hypochonder ſeyn kann, welches die beſten Anſchläge zu nichte macht — Wahrlich, Sie ſind ſehr grauſam, daß Sie mir es nun erſt hinten nach bekennen, es ſey Ihr Wille geweſen, ſich einige Tage länger in Braunſchweig aufzuhalten! Und was trieb Sie denn alſo? An meinen Bitten hätte es gewiß nicht fehlen ſollen, wenn ich nicht um Etwas zu bitten gefürchtet, was ganz wider Ihren Willen ſey. Gleichwohl werde ich mich desfalls an Ihnen nicht rächen, ſondern ich werde ſicherlich bis auf den letzten Augenblick in Hamburg bleiben, als ich nur immer bleiben kann.

Mit künftiger Poſt muß ich ſchon einmal wieder an den B. ſchreiben; denn wenn ich es, wie wir ausgemacht haben, nicht wenigſtens immer auf ſeinen zweyten Brief thue, ſo bekomme ich nie einen wieder von ihm. Gänzlich mich aber um ſeine Correſpondenz zu bringen, möchte ich nicht gern. Sie iſt ſo lehrreich, ſo erbaulich — Wenn ihn nur nicht der verdammte Lottologiſt um alle ſeine gute Laune gebracht hat. Doch ich hoffe, er wird auch das bald abgeſchüttelt haben: um ſo mehr, da ich ſehr gewiß zu ſeyn glaube, daß man ihm von Sir — — aus nichts vorzuwerfen haben kann. Ihm aber das Schickſal ſeines Bruders mit aufzumutzen, das iſt niederträchtiger, als beiſſend. Und auch daher ſchon halte ich es nicht für möglich, daß Sch — an ſolchen Nichtswürdigkeiten Theil haben ſollte.

Daß aber ſein liebes G *.* doch nun auch von der Leſegeſellſchaft iſt, das muß er mir zu verſchweigen ſeine Urſachen gehabt haben. Nun will ich auch gern um ſo viel weniger von der Geſellſchaft ſelbſt anders als mit der größten Hochachtung ſprechen. Ehe ich mir es verſehe, ſind Sie, meine liebe Freundinn, wohl auch ſelbſt davon? Und warum ſollten Sie nicht? Laſſen Sie ſich von der alten B * * nicht abhalten. Die bey Klopſtocks Meſſias Naſe und Maul aufſperren zu ſehen, würde mir ſelbſt lächerlich vorkommen. Aber ich wette was, daß doch ihre Tochter Madam B. unter die Mitglieder gehört: denn ihr Mann ſelbſt iſt eine viel zu große Stütze des Parnaſſes. Folgen Sie alſo immer dem Exempel der Tochter, und laſſen Sie die Mutter ſchmähen.

Der Kitt zum Porcellain beſtehet aus geronnener Milch und gelöſchtem Kalke; nur muß jene ganz ohne Rahm ſeyn, und durch ein Tuch rein ausgedruckt werden. Sodann nehmen ſie drey Theile dieſer geronnenen Milch und ein Theil von dem gelöſchten Kalke, ſtreichen es mit der Meſſerſpitze gut durch einander, und leimen damit, was Sie leimen wollen. — Wenn es ſo lange hält, als unſre Freundſchaft halten ſoll, ſo iſt es ein Kitt, den wir leben wollen.

Leben Sie recht wohl, meine Beſte; und Gott ſey Dank, daß unſere Briefe nicht mehr vierzehn Tage laufen dürfen!

Dero ꝛc.

Wolfenbüttel! — — — Wegen des Datums. Ich datire immer recht. Aber der Fehler kann manchmal darinn ſeyn, daß meine Briefe in Braunſchweig liegen blieben, weil ich nur immer nachſehe, wenn die Briefe von Braunſchweig abgehen, und öfters vergeſſe, daß ich ſie einen Tag vorher dahin abſchicken muß. — Geſchrieben alſo auch dieſen Brief — zwar wirklich den 12. May. Doch ſtehe ich nicht dafür, daß Sie ihn nicht eher erhalten, als ob er einen Poſttag ſpäter geſchrieben wäre.

An Madame König.

Braunſchweig, den 23. May 1771.

Meine liebſte Freundinn!

Ich danke Ihnen recht ſehr, daß Sie Ihr Glück noch einmal mit mir verſuchen wollen. Wenn Sie aber Ihrem eignen Glücke dadurch nur nicht im Lichte ſtehen. Indeß will ich Ihnen bey der Gelegenheit nur auch ſagen, daß ich ebenfalls die Nummern 19. 36. 45. 47. 69, welche Sie mir einmal aus Wien überſchrieben, zeither, aber ganz ſachte an, auf gemeinſchaftlichen Gewinn continuirt habe. Noch hat meine Ehrlichkeit keine Gefahr gelaufen, noch habe ich Ihnen nichts zu verſchweigen gehabt; es wäre denn der ſimple Auszug von voriger Ziehung, auf den ich den Einſatz wieder bekam. Aber wahrlich, ich ſehe nicht, was für Recht ich habe, mir mehr zuzutrauen, als Sie ſich zutrauen.

Damit auch ich ehrlich theilen muß, ſo wiſſen Sie nun hübſch, ob und wenn Sie auf Theilung zu dringen haben. Das Liebſte wäre mir, wenn es gleich diesmal geſchehen könnte. Denn Sie wiſſen es nun ſchon, welche Quaterne wir auf die Nummern gewonnen haben: wir aber erfahren es hier erſt morgen.

Hier, in Braunſchweig; denn ich ſchreibe dieſen Brief aus Braunſchweig, wo ich ſeit geſtern bin; erſtlich, um das Geld ſogleich in Empfang zu nehmen, und zweytens, um beyher der Herzogin von Weimar meine Cour zu machen. Nicht wahr, Sie müſſen lachen, wenn Sie mich und Cour machen zugleich denken? Ich gehe auch dazu, als ob ich dazu geprügelt würde.

Dem K. habe ich ſeine Interims-Sentenz vorgeleſen. Aber die Sache ſcheint ſich nun ins Weite zu ziehen, da Madam St** ſich nicht zugleich damit abgeben kann. Thun Sie indeß Ihr Beſtes: er iſt bereit, bey der geringſten anſcheinenden Hoffnung in Perſon überzukommen, und ich habe ihm verſprochen, ihn zu begleiten, es ſey auch wenn es wolle. Und wenn es auch noch vor dem Auguſt wäre, da ich ohnedem in Hamburg ſeyn will. Doch denke ich nicht, daß mir mein Ziel durch dieſe Sache ſehr ſoll verrückt werden.

Warum ich unmöglich eher in Hamburg ſeyn kann, habe ich Ihnen, meine liebſte Freundinn, glaube ich, ſchon mündlich geſagt. Ich muß, zu Ausgang des Julius, noch erſt einen Beſuch aus Leipzig abwarten; der zwar nicht eigentlich mir, ſondern der Bibliothek gilt, dem ich aber eben auch darum um ſo weniger aus dem Wege reiſen darf. Wie ungern ſchlage ich das Vergnügen aus, den Brunnen in Ihrer Geſellſchaft zu trinken! Ihn aber ſo lange zu verſchieben, das iſt auf keine Weiſe rathſam, weder für den Brunnen, noch für den, dem er helfen ſoll. Fangen Sie alſo immer je eher je lieber damit an, und ich will auf meinem Wolfenbüttelſchen Schloßwalle ein Gleiches thun. Werden Sie nur dadurch ſo geſund, als ich zu werden denke, ſo können wir das Waſſer, das wir mit einander nicht getrunken haben, mit einander in Wein nachholen. Nicht wahr, das iſt gerade eine Partie, wie man ſie einer Dame vorſchlagen muß! Doch es iſt ſo böſe nicht gemeint; denn ich will Ihnen bey dieſer Gelegenheit nur ſagen, daß ich mir den Wein ganz und gar abgewöhne; und daß ich alſo ſchon Einen Ort weiß, den ich in Hamburg nicht wieder beſuchen werde, den **Keller**.

Es wäre denn, daß ich mich einmal von dem B. dahin ſchleppen ließe, um die ſcandalöſe Chronik des Jahres meiner Abweſenheit mit ihm durchzublättern — und um ihm zugleich den Text zu leſen, wegen ſeines Betragens mit Sch. Dieſes iſt ſehr unartig; und wenn ſich die dadurch verurſachte Trennung indeß nicht wieder zuſammen zieht, ſo habe ich in Hamburg ein Vergnügen weniger, worauf ich mit gerechnet hatte. Aber ich kenne Jemand, der mich auch dafür ſchadlos halten ſoll.

Es iſt eine verfängliche Sache, wenn man auf ſich ſelbſt rathen ſoll; es ſey im Guten oder im Böſen. Indeß weiß ich nicht, wer es mir ſchon geſagt hatte, daß ich in leibhafter Perſon auf dem Theater in Hamburg ſeit einiger Zeit ſpielen ſolle. Nun iſt es mir um ſo viel lieber, von Ihnen zu hören, daß es doch in ſo gar leibhafter Perſon nicht iſt. Denn wahrlich, ich möchte meine Perſon doch lieber ganz und gar für mich behalten; mag ſie doch ſeyn, wie ſie will. Zwar, wenn dieſer mein Repräſentant gefällt, ſo bin ich eitel genug zu wünſchen, daß Sie nicht unter allen allein das ſchärfſte und beſte Auge gehabt hätten. Denn es iſt eine ſchlimme Sache, mit ſo ſcharfen und guten Augen zu thun zu haben. Und wiederum ſo gar ſchlimm doch auch nicht. Schlimm aber, oder nicht ſchlimm: wenn Sie nicht bald finden, daß ich ihm ähnlich ſehe, ſo mag ich ihm auch nicht ähnlich ſehen.

Bey Gelegenheit der Aehnlichkeit! Ich habe hier Ihr Portrait nicht zu ſehen bekommen. Haben Sie aber doch auch das nicht geſehen, was ich habe. Und mag Ihres doch auch noch ſo ähnlich ſeyn; ich weiß mir meines ganz gewiß noch weit ähnlicher zu machen.

Leben Sie recht wohl, meine liebſte Freundinn. Ich bin ganz der

Ihrige

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 26. May 1771.

Mein lieber Bruder,

Ich weiß nicht, was Du für Urſachen kannſt gehabt haben, ſo lange nicht an mich zu ſchreiben; aber warum ich Dir nicht geſchrieben, weißt Du. Krank bin ich zwar nun nicht mehr; aber wenn ich ſagte, daß ich deswegen ſo wäre, wie ich zu ſeyn wünſchte, ſo müßte ich es lügen. Unter allen Elenden, glaube ich, iſt der Elendeſte, der mit ſeinem Kopfe arbeiten ſoll, auch wenn er ſich keines Kopfes bewußt iſt. Doch was hilft alles Klagen?

Habe nur die Güte für mich, mein lieber Bruder, und beſorge die Correctur noch weiter. In den letzten vier Bogen mußt Du ebenfalls des Bettels müde geworden ſeyn; denn es ſind Fehler ſtehen geblieben, welche allen Verſtand verderben. Als

p. 213. Z. 11. für Noch muß es heißen **Nicht**. p. 215. Z. 1. für Erwählung unzähliger Gegenſtände — **Erwähnung unzähliger**. p. 255. Z. 3. für geſetzt — **geſagt**. Z. 13. für poliren — **probiren**. p. 259. Z. 19. für lateiniſchen Marmor — **laconiſchen Marmor**. p. 275. Z. 1. für indem das Spiel — **indem das Schild**. p. 278. Z. 1. für Zärtlichkeit — **Zierlichkeit**.

Verſchiedner Fehler in den nominibus propriis nicht zu gedenken. Ich weiß, Du nimmſt es mir nicht übel, wenn ich Dich bitte, Dir lieber bey der Correctur das Manuſcript verleſen zu laſſen; wenigſtens bey der zweyten. Denn freylich, alle die Fehler, wo ein Wort für das andre geſetzt werden, ſind ſehr bald zu überſehen, wenn ſich nur einigermaßen noch ein Sinn dabey denken läßt.

Herr Moſes hat mir ſeine neue Ausgabe der philoſophiſchen Schriften geſchickt, und mir dadurch ſehr viel Vergnügen gemacht. — Aber um ſo mehr betrübte mich ſein Brief. Ich will hoffen, daß es ſich ſeit der Zeit ſchon mit ihm wieder gebeſſert hat. Verſichere ihn, daß ich ſeinetwegen recht ſehr unruhig bin. Aber was iſt denn das wieder für ein neuer Anfall von Lavater? Was ſind denn das für Juden, die, auf Veranlaſſung ſeiner Streitigkeiten mit ihm, Chriſten ſollen geworden ſeyn? Ich werde ihm nächſtens ſelbſt ſchreiben, wenn ich weiß, daß er ſich beſſer befindet.

Auch ſchreibe ich mit der nächſten Poſt an Herrn Ramler, den ich nun für meine Lieder um eben den Freundſchaftsdienſt bitten muß, den er mir bey den Sinngedichten erwieſen. Bereite ihn immer vorläufig darauf. Ich bin es allenfalls zufrieden, daß von den Liedern überhaupt nicht mehr wieder gedruckt werden, als er für ſeine Lieder der Deutſchen darunter ausgeſucht hatte.

Dein Urtheil über den neuen Amadis iſt ſehr das meinige. Inzwiſchen iſt das Schlechteſte darin doch unendlich beſſer, als das Beſte in der Inoculation der Liebe. Die Ueberſetzungen aus dem Homer und Sophokles in Klotzens Bibliothek habe ich noch nicht geleſen.

Die Nachricht von Koch, daß er nach Berlin gehen werde, habe ich der Herzogin von Weimar geſagt, die ſie aber nicht glauben will. Sie verſicherte, daß er ſich anheiſchig gemacht, dieſen Sommer wieder nach Weimar zu kommen.

Iſt denn Döbbelin wieder in Berlin? Es liegt jetzt eine Aktrice, Madame Mecour, hier müßig, die von Ackermann abgegangen iſt, und mit der er ſeine Truppe ſehr verbeſſern könnte. Melde ihm doch das; entweder mündlich oder ſchriftlich, wenn Du weißt, wo er ſich aufhält. Die Frau iſt ſehr gut, und ich wünſchte ſehr, daß ſie in Deutſchland bliebe, da ſie ſonſt nach Rußland zu gehen geſonnen iſt.

Lebe wohl und ſchreibe mir bald wieder.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 3. Jun. 1771.

Meine liebſte Freundinn!

Eben erhalte ich einen Brief von Madam Sch., aus welchem ich ſehe, daß Sie ſchon wieder einen ſchlimmen Fall gethan haben. Aber was heißt denn das, daß Sie ſo oft fallen? Und warum ſetzen Sie mich ſelbſt nicht geſchwind aus der Unruhe, in der ich mich wegen dieſer Nachricht befinden muß? Ich will nicht hoffen, daß Folgen dieſes Falles Sie daran verhindern. Das wäre allzuarg; und ſo arg macht es mir Madam Sch. doch nicht, wenn ſie mir anders das Schlimmſte nicht lieber hat verſchweigen wollen.

Sie waren ſo geſchwind, mir zu melden, daß Sie ein Glück mit mir theilen wollten. Wenn die weit langſamere Meldung, daß Sie keines mit mir zu theilen haben, nicht Ihre Unpäßlichkeit zum Grunde hat, ſo danke ich Ihnen auch dafür. Und doch würde mir die eben ſo geſchwinde Verſicherung, daß Sie mich eben darum für kein Unglückskind halten, weil man in meiner Geſellſchaft ſein Geld verſpielt, nicht weniger willkommen geweſen ſeyn.

Eine einzige Zeile, meine liebſte Freundinn, ſo bald es Ihnen möglich iſt! Ich bitte Sie recht ſehr darum. Die Weimariſche Herrſchaft kömmt dieſen Nachmittag, die Bibliothek zu beſehen: und ich wollte, dieſer Beſuch wäre ſchon vorbey. Es ärgert und kränket mich jetzt ohnedem ſchon ſo Vieles, daß ich, um fremden Leuten ganz unausſtehlich vorzukommen, nicht noch nöthig habe, Sie krank zu beſorgen. Aber Sie ſind es auch nicht. Nicht wahr, Sie ſind es nicht?

Dero
ergebenſter
Leſſing.

An Gleim.

Wolfenbüttel, d. 6. Junius 1771.

Liebſter Freund,

Ich bleibe Ihnen meinen Dank für das angenehme Geſchenk Ihrer Eliſe etwas lange ſchuldig. Aber Sie kennen meine Nachläſſigkeit im Schreiben ſeit langer Zeit, und haben nie etwas Nachtheiliges daraus geſchloſſen. Sollten Sie nun erſt anfangen, an meiner Freundſchaft und Hochachtung darum zu zweifeln? Das thun Sie gewiß nicht.

Eliſe hat mir ſehr wohl gefallen, und würde mir ohne Zweifel noch mehr gefallen haben, wenn meine Empfindungen itzt nicht ſo ſelten mit dem Tone ſolcher Gedichte gleich geſtimmt wären. Der Bücherſtaub fällt immer mehr und mehr auf meine Nerven, und bald werden ſie gewiſſer feiner Schwingungen ganz und gar nicht mehr fähig ſeyn. Aber was ich nicht mehr fühle, werde ich, ehemals gefühlt zu haben, doch nie vergeſſen. Ich werde, weil ich ſtumpf geworden, nie gegen diejenigen ungerecht werden, die es noch nicht ſind; ich werde keinen Sinn verachten, weil ich ihn unglücklicher Weiſe verloren habe.

Daß ich aber hiermit nichts mehr von mir ſage, als was die Wahrheit iſt, davon wird Sie mein Scultetus ſehr deutlich überführen. Ich vergebe es allen, die mich damit auslachen werden. Ich habe es mehr als einmal geſagt, daß es wenig Geſchmack verräth, die Reime eines ſolchen Schulfuchſes itzt wieder drucken zu laſſen. Ich könnte mich zwar mit dem Orte entſchuldigen, für den er eigentlich beſtimmt war: für Zachariäs Sammlung. Aber ich will doch lieber geſtehen, daß ich nun einmal leider ſo weit heruntergekommen bin, daß ich an Dingen Luſt und Nahrung finde, die ein geſunder Magen für ſehr ſaftlos und unverdaulich erklärt.

Haben Sie die Güte, liebſter Freund, das zweyte Exemplar des Scultetus Herrn Benzler in meinem Namen zu geben, welcher mich vor einigen Tagen mit der erſten Ausgabe von Logaus Sinngedichten ſehr angenehm überraſcht hat. Verſichern Sie ihn meines verbindlichſten Dankes, den ich ihm ſelbſt abzuſtatten nicht ermangeln würde, wenn ich wüßte, wo er wäre. Aber er bezieht ſich auf Sie, und ich erwarte, daß Sie mich ihn kennen lehren. Leben Sie wohl, liebſter Freund, und vergeſſen Sie nicht, daß Sie mich ſchon vor einem Jahre einmal zu überfallen verſprochen.

Dero
ganz ergebenſter Freund
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 4. Julius 1771.

Mein lieber Bruder,

Wenn Dir um ſonſt nichts bange iſt, als daß ich mich durch das ſchale Lob der Theologen dürfte verführen laſſen, mich mehr mit ihren

Quisquilien und Ungereimtheiten zu beſchäftigen: ſo kannſt Du meinetwegen ganz ohne Sorgen ſeyn. Aber ich muß Dir leider ſagen, daß das Unglück ſonſt ſein Spiel mit mir hat. Ich bin, ſeitdem ich Dir das letztemal geſchrieben, auch nicht einmal im Stande geweſen, mich mit theologiſchem Unſinn abzugeben, geſchweige, daß ich etwas Geſcheidteres vorzunehmen fähig geweſen wäre. Selbſt dieſen Brief ſchreibe ich, wie halb im Traume. Ich habe ſchlechterdings die ganze Zeit über meine Gedanken nicht eine Viertelſtunde auf die nehmliche Sache fixiren können; und jede Zeile, die ich, auch nicht zum Drucke, ſchreiben müſſen, hat mir Angſtſchweiß ausgepreßt: ſo wie es wirklich auch von dieſen Zeilen noch wahr iſt. Acht Tage habe ich dazu einen Ausſchlag über den ganzen Körper gehabt, daß ich mich kaum vor jemanden ſehen laſſen konnte; und nun habe ich ſeit vier Tagen den Pyrmonter-Brunnen zu trinken angefangen, wobei mir mein Arzt ſchlechterdings gerathen, mich ſo viel, wie möglich, ernſtlicher Beſchäftigungen zu entſchlagen.

Wundre Dich daher nicht, daß das Bißchen Manuſcript, welches hierbey folgt, alles iſt, was ich indeſſen habe zuſammen ſtümpern können. Noch weniger wundre Dich, wenn ich die noch übrige Zeit, da ich den Brunnen trinke, nicht viel mehr zu Stande bringe. Ich glaube wohl, daß es Herrn Voß unangenehm ſeyn wird; aber Gott weiß, er thut mir Unrecht, wenn er meynt, daß Gemächlichkeit oder geſellſchaftliche Zerſtreuungen die wahre Urſache meines Unfleißes ſind. Ich komme hier zu keinem Menſchen, und nie von meiner Stube, als wenn ich auf die Bibliothek gehe. Noch weniger darf er ſich einbilden, daß ich für Andre an etwas anderem arbeite. Ich verſpreche ihm vielmehr, daß ich ſicherlich nicht die geringſte Kleinigkeit eher annehmen will, als bis ich mit den vermiſchten Schriften zu Stande bin. Nur muß er mich wieder zu mir ſelber kommen laſſen, und nicht ungeduldig werden. Ich verſichere Dich, die Verſtellung, daß er es manchmal ſeyn möchte, iſt eine der unangenehmſten, die ich habe, und nichts als das Gefühl der Unmöglichkeit, ihm beſſer zu dienen, kann mich desfalls beruhigen.

Es wird mir äußerſt ſauer, mehr zu ſchreiben. Laß Dich dieſes aber nicht abſchrecken, mir recht oft und recht viel zu ſchreiben. Du erzeigſt mir eine wahre Wohlthat damit; denn jeder Brief, den ich von einem Bekannten oder Freunde bekomme, verſchafft mir ein ſehr erſprießliches Intervallum.

Wie befindet ſich unſer Moſes? An Ramler habe ich ſeit vierzehn Tagen einen Brief angefangen, aber noch nicht über die erſte

Seite kommen können. Lebe wohl, mein lieber Bruder — beſſer als ich, würde nicht viel ſagen.

Dein
treuer Bruder,
Gotthold.

Meine liebe Mutter,

Ich würde Ihnen gewiß mit dem Hrn. von Carlowitz geſchrieben haben, wenn ich bey ſeiner Abreiſe im Stande geweſen wäre, Ihnen mein Verſprechen zu halten. Aber dieſes thun zu können, habe ich erſt meine zu Johannis gefällige Beſoldung heben müßen, womit es ſich dieſesmal länger als gewöhnlich verzogen hat. Sie werden mir es alſo vergeben, daß die zugeſagten 50 Rthlr. erſt nunmehr hierbey erfolgen; womit ich nichts als die Bitte verknüpfe, gewiß von mir zu glauben, daß ich die Summe gern vermehret hätte, wenn es mir möglich geweſen wäre. Ich hoffe indeß, und will mein beſtes dazu thun, daß ich Ihnen in einigen Monaten wiederum eine kleine Remeſſe machen kann. Daß Sie es mit der Schweſter nöthig haben werden, kann ich mir ſehr leicht vorſtellen: und Gott iſt mein Zeuge, wie gern ich Sie aus aller Verlegenheit auf einmal ſetzen wollte, wenn ich mich nur ſelbſt noch zur Zeit in beſſern Umſtänden befände. Haben Sie alſo mit meinem Unvermögen Geduld, und ſeyn Sie verſichert, daß ich dieſes Unvermögen nicht blos vorwende.

Es iſt allerdings unſere Schuldigkeit, daß die Schulden, in welche ein ſo guter Vater durch ſeine Kinder gerathen iſt, auch von ſeinen Kindern bezahlt werden. Ich habe mich auch ſchon mehr als einmal erbothen, ſie ſämmtlich über mich zu nehmen: das iſt, ſie ſchriftlich über mich zu nehmen, und eine Obligation oder Wechſel dagegen auszuſtellen. Wem von unſern Schuldnern dieſes gefällig iſt, der kan zu der Zeit, die ich ihm feſtſetzen will, ſich gewiße Bezahlung verſprechen. Wer aber aus Grobheit oder Eigenſinn ſogleich baar bezahlt ſeyn will, — dem helfe Gott! Ich kann ihm nicht helfen, und zu Unmöglichkeiten iſt kein Menſch verbunden. Es bekümmert mich auch wenig, was die Leute indeß ſagen. Ich bin bey mir überzeugt, daß ich es mit dem Andenken meines Vaters rechtſchaffen meine, und kein Menſch ſoll mit der Zeit einen Heller durch ihn verloren haben. Aber Zeit muß man mir laßen: oder man ſage mir, wie ich es ſonſt anfangen ſoll.

Was das zu druckende Andenken anbelangt, ſo will ich mit nächſten an Theophilus weitläuftig darüber ſchreiben. So wie es Theophilus aufgeſetzt hat, iſt es recht gut: aber ich ſehe wahrlich nicht ein, warum es, den dummen und boshaften Camzern zu gefallen, gedruckt werden muß. Eben ſo vollſtändige Nachrichten von unſers Vaters Leben ſind ſchon an mehr als einem Orte gedruckt, und es iſt immer noch Zeit, der Welt zu ſeinem Lobe etwas zu ſagen. Nur muß das eben nicht in einem gedruckten Lebenslaufe ſeyn, wie er nach der Leichenpredigt abgeleſen wird. Ich habe mir es feſt vorgenommen, etwas aufzuſetzen: aber es ſoll etwas ſeyn, was man weiter als in Camenz, und länger als ein Halbjahr nach dem Begräbniße lieſet. Dazu aber brauche ich Zeit und Geſundheit, woran es mir leider itzt fehlet.

Beruhigen Sie ſich alſo immer, meine liebſte Mutter, über dieſen Punkt! Die beſte Ehre, die wir unſerm verſtorbnen Vater erzeigen können, iſt, daß wir Sie um ſo viel mehr lieben, und ſo ſehr als möglich iſt unterſtützen. Beides dieſes gelobe ich Ihnen hiermit aus ganzem Herzen; und ich bin es auch von meinen übrigen Brüdern überzeugt, daß ſie ſich um die Wette darum bemühen werden. Leben Sie indeß mit der Schweſter, die ich vielmals grüße, recht wohl, und verſichern Sie mich bald, daß Sie allezeit in gutem an mich denken.

Dero

Wolfenbüttel
den 7 Julius 1771.

gehorſamſter Sohn
Gotthold.

An Reiske.

Wolfenbüttel, d. 7. Jul. 1771.

Ich lebe noch immer der angenehmen Hofnung nun bald die Ehre und das Vergnügen zu haben, Euer Wohlgebohrnen und Dero Frau Gemahlinn allhier in Wolfenbüttel aufzuwarten. Ich verſpare alſo alles, was der Inhalt dieſes Briefes ſonſt ſeyn könnte und müßte, bis auf mündliche Unterhaltung, und will bloß durch dieſe Zeilen Dieſelben ergebenſt erſuchen, die Gütigkeit zu haben, mir den Tag der Abreiſe und vermuthlichen Ankunft allhier unbeſchwert zu melden. Denn da ich mich jetzt von Zeit zu Zeit einen oder mehrere Tage in Braunſchweig aufhalten muß: ſo könnte es ſich ſonſt leicht treffen, daß ich gerade abweſend wäre, wenn ich Dieſelben empfangen ſollte. So höchſt unangenehm mir dieſes ſeyn würde: ſo ſehr werden mich Euer Wohlgebohrnen durch eine kleine vorläufige Nachricht verpflichten, in deren erwünſchter Erwartung ich vor jetzt mit vollkommenſter Hochachtung verharre ꝛc.

Leſſing.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 29. Jul. 1771.

Meine liebſte Freundinn!

Ich habe mir ſehr lange das Vergnügen, an Sie zu ſchreiben, verſagen müſſen. Aber ſchmeichle ich mir nicht zu viel, wenn ich glaube, daß Sie die Urſache davon zu wiſſen verlangen!

Ich bin in allem Ernſte ſeit ſechs Wochen ſo krank geweſen, als nur immer ein Menſch ſeyn kann, der nicht im Bette und nicht auf den Tod liegt. Beſonders iſt es mir bey meinem ganz unerklärlichen Zufalle ſchlechterdings unmöglich geweſen, das Geringſte zu ſchreiben. Bey jeder Zeile, die ich anfing, trat mir der Angſtſchweiß vor die Stirne, und ich verlor alle Gedanken. Ich könnte Ihnen mehr, wie einen Brief an Sie, mit beylegen, die ich alle auf der erſten halben Seite wieder abbrechen müſſen. Nach dem Pyrmonter Brunnen, den ich geſtern beſchloſſen, nachdem ich ihn 18 Tage getrunken, ſcheinet mir ein wenig beſſer zu werden. Aber doch nur ein wenig, und Sie ſehen es dieſem Anfange eines Briefes wohl nicht an, daß ich ſchon länger als eine halbe Stunde darauf zubringe. Nach jeder halben Zeile faſt muß ich einmal aufſpringen, um — friſch Athem zu holen.

— So wie ich es auch bey dieſem Striche thun mußte. Nur daß ich leider wieder eine ſehr lange Pauſe machen müſſen. Denn es war den 21. dieſes, als ich mit Mühe und Noth bis an dieſen Strich geſchrieben; und heute iſt der 29te, da ich es verſuchen will, weiter fortzufahren. — Es wäre kein Wunder, ich verlöre alle Geduld. Das Einzige, was mich noch in der Faſſung erhält, iſt, daß es mit meiner Reiſe nach Hamburg demohngeachtet ſein Bewenden behält. Mein Arzt dringet darauf, mir eine Veränderung zu machen, und glaubt, daß meine Umſtände nichts als eine Folge von meiner zeitherigen Lebensart ſind, die von meiner vorigen allzuſehr abgefallen. Aber ich muß mich ſchämen, ſo viel Geſchwätz von mir ſelbſt zu machen. — Statt alles Mitleids, meine liebſte Freundinn, bitte ich Sie um baldige Nachricht, daß Sie ſich um ſo viel beſſer befinden, als ich.

Wenn ich dieſe Nachricht länger entbehren könnte, ſo würde ich Ihnen auch noch dieſen Brief nicht ſchreiben. Ich würde es eher darauf ankommen laſſen, daß Sie mein Stillſchweigen erklärten, wie Sie wollten, als daß ich Ihnen einen Brief ſchreibe, der Ihnen eben ſo verwirrt vorkommen muß, als ſauer er mir geworden. Aber ich ſehe wohl, ich muß Ihnen dieſen Brief ſchreiben, wenn ich anders einen Buchſtaben von Ihnen noch vor meiner Abreiſe erhalten will. Und den muß ich doch noch haben: denn ich glaube weder ſicher noch ruhig reiſen zu können, wenn Sie mir es nicht nochmals verſichern, daß ich Ihnen noch immer eben ſo willkommen ſeyn werde, als Sie mich es in Ihren Briefen dann und wann hoffen laſſen. — Eben, da ich dieſes ſchreibe, fällt mir ein, ob meine jetzigen Umſtände auch wohl Hypochonder ſeyn ſollten? Aber das habe ich ja niemals gehabt: und ich wüßte gar nicht, wie ich nun erſt dazu käme? — Ich habe die Zeit über, da ich glaube, daß Sie den Brunnen getrunken, zwanzigmal des Tages an Sie gedacht. In dem Jungfernſtiege, und bey ſo unangenehmer Witterung! Wenn er Ihnen denn nur recht bekommen iſt. Aber Sie werden fragen, ob ich nicht noch öfters bey der großen Waſſersgefahr an Sie gedacht, in der Hamburg geſtanden? Zu meinem Glücke habe ich erſt vor einigen Tagen etwas davon erfahren; denn ich leſe keine Zeitung. Wahrlich, da muß doch keine angenehme Zeit in Hamburg geweſen ſeyn! Und wie traurig muß es noch um Hamburg ausſehen! Der liebe E. will deswegen dieſes Jahr gar nicht hinkommen. Er denkt mit traurigem Herzen an die Gärten, in welchen er dasmal doch nicht traktiret werden könnte. — Eben ſo glücklich, wer gar keinen Garten hat! Aber Schelmenglück muß der haben, der ſeinen Garten ſo zu rechter Zeit noch verkaufen können, als unſer B. Denn ich denke doch, daß ſein geweſener Garten auch ganz artig unter Waſſer wird geſtanden haben.

Ich danke Ihnen recht ſehr für das Neue vom Jahre. Aber wie angenehmer würde es mir geweſen ſeyn, wenn wenigſtens nur die Addreſſe von Ihrer eignen Hand geweſen wäre. Denn freylich, daß Sie es auch mit ein Paar Worten begleiten ſollen — das war zu viel verlangt, da ich Ihnen noch auf zwey Briefe Antwort ſchuldig war. Sie ſind eine harte ſchlimme Frau!

Auch Madam Sch. hat mir ein gleiches Präſent zu ſchicken die Güte gehabt, wofür ich ihr meinen Dank noch ſchuldig bin. Haben Sie die Freundſchaft, mich deshalb bey ihr zu entſchuldigen. Es ſoll in der erſten guten Stunde geſchehen, die ich nun wieder haben werde. Heute iſt mir es unmöglich: und Gott ſey Dank, daß ich nur mit dieſem Briefe ſo weit gekommen. Ich weiß es vollkommen wohl, wie geſchwind ich darauf Antwort haben kann. So viel Poſttage, als Sie mich länger darauf warten laſſen, ſo viel Poſttage, werde ich denken, iſt Ihnen mein Brief auch noch immer zu früh gekommen. Wollen Sie mich das wirklich denken laſſen?

Leben Sie recht wohl, meine beſte Freundinn. Ich bin auf immer
Dero
ergebenſter Freund und Diener
Leſſing.

An Heyne.

Wolfenbüttel, d. 29. Jul. 1771.

Schon hatte ich, wertheſter Freund, den zweyten Theil Ihres Virgils geleſen, und hatte mir eben geſagt, wie nothwendig es ſey, Ihnen für die darin gethane Erwähnung meiner zu danken: als ich Dero Letztes mit dem Geſchenke des Buches ſelbſt erhielt. Empfangen Sie alſo für beydes hiermit meinen doppelten Dank, mit welchem ich noch den dritten für das Vergnügen und die Belehrung überhaupt verbinden muß, die ich in Ihren Anmerkungen ſo reichlich gefunden habe. Ueber die Stelle vom Laokoon, ſehe ich, ſind wir ſo ziemlich einig. Ich fürchte, daß wir es über die vom Schilde weniger ſeyn werden. Vielleicht bin ich auch wirklich für die Manier des **Homers** zu partheyiſch geweſen: und es kann nicht fehlen, das Sie für die Manier Ihres Virgils nicht manches werden zu ſagen wiſſen, was meiner Aufmerkſamkeit entgangen iſt.

Zu den Virgiliſchen Catalectis iſt in unſerer Bibliothek nicht viel vorräthig. Ein einziger kleiner Codex iſt vorhanden, in welchem ſich die Copa und das Moretum befinden. Das beſte aber, was Sie in dieſer Abſicht werden brauchen können, iſt mir nur erſt kürzlich unter den Büchern, welche der Profeſſor **Baudis** anher vermacht, in die Hände gekommen. Nehmlich ein Exemplar von Lindenbruchs Appendice Virgilii, mit dieſes eigenhändigen Verbeſſerungen und Vermuthungen, auch angeſtellten Vergleichungen mit verſchiedenen Manuſcripten. Unter andern iſt das Moretum mit einem Florentiniſchen Manuſcripte verglichen, deſſen häufige Varianten mir zum Theil von Wichtigkeit zu ſeyn ſcheinen. Beydes, ſo wohl jener Codex, als dieſe Lindenbruchſche Ausgabe ſtehen auf den erſten Wink zu Ihrem Befehle.

Künftige Woche erwarte ich den Herrn **Reiske**. Wie ſehr wünſchte ich, daß ich mir hätte Hoffnung machen können, auch Sie, wertheſter

Freund, dieſen Sommer einmal hier zu ſehen! Aber Herr Boje ſchon hat mir dieſe Hoffnung ſchlechterdings abgeſprochen. Herr Reiske iſt Willens, von hier nach Göttingen zu gehen; und wie gern möchte ich dieſe Reiſe mit ihm machen! Doch eine andere, meiner kleinen Angelegenheiten wegen nothwendige Reiſe kommt dazwiſchen.

Ich bedenke noch, daß ich vor allen Dingen meine Saumſeligkeit, Ihnen zu antworten, hätte entſchuldigen müſſen. Aber wenn ich Ihnen klage, daß ich nun faſt ſeit ſechs Monaten ſo ſchlecht bin, daß mir bey der geringſten Anſtrengung alle Gedanken vergehen, daher ich vor allem, was Schreiben heißt, eine ordentliche Waſſerſcheu, wenn ich es ſo nennen darf, habe: ſo, weiß ich, werden Sie Mitleiden mit mir haben, und mir verzeihen. Wenn mich meine Reiſe nicht wieder herſtellt, ſo bin ich fähig, alle Geduld zu verlieren.

Ich hätte noch itzt Ihnen eins und das andere zu ſchreiben: aber eben mein ſeltſamer Schwindel nöthiget mich abzubrechen. Leben Sie recht wohl, und empfehlen Sie mich Ihrer würdigen Frau Gemahlin.

Dero

ganz ergebenſter ꝛc.
Leſſing.

An Madame König.

Braunſchweig, den 22. Aug. 1771.

Meine liebſte Freundinn!

Nur erſt geſtern bin ich meinen Beſuch aus Leipzig losgeworden, der mir faſt ein wenig zu lange dauren wollen, ſo lieb er mir auch ſonſt geweſen. Und nun denke ich an nichts, als an meine Abreiſe nach Hamburg, die jedoch, ſo ſehr ich ſie auch beſchleunige, nicht eher als künftigen Mittwoch, welches der 28. dieſes ſeyn wird, vor ſich gehen kann. Und auch dann noch muß ich noch erſt nach Hannover, von wannen ich weiter, mit der daſelbſt neu angelegten Poſtchaiſe, über Zelle nach Hamburg abzugehen gedenke. Schwerlich alſo dürfte ich noch dieſen Monat in Hamburg eintreffen; aber die erſten Tage des folgenden ganz unfehlbar. Das iſt es alles, was ich Ihnen Zuverläſſiges von meiner Ankunft jetzt melden kann. Wenn Sie aber erlauben, ſo melde ich Ihnen den eigentlichen Tag derſelben noch aus Hannover. Haben Sie die Güte, unſerer lieben Sch. dieſes auch zu ſagen, und mich zu entſchuldigen, daß ich ihr wiederum nicht antworte. Die Verſöhnung zwiſchen Ihrem und dem K...ſchen Hauſe iſt mir recht ſehr angenehm, und ich hoffe, daß der B. auf die Zukunft artiger ſeyn wird.

— In einer Stunde ſoll ich noch nach Vechelde zu dem Herzog Ferdinand. Ich ſchreibe dieſes aber in Braunſchweig, wo ich geſtern der erſten Ziehung des Lotto beygewohnet habe. Und wiſſen Sie ſchon, daß wir auf unſer Billet, das Sie mir aus Wien übermacht, eine Ambe gewonnen haben! Nehmlich auf 69 und 47. Schade nur, daß ich ſie ſo lumpicht beſetzt. Indeß iſt doch auch dieſe Kleinigkeit gut, den Spaß wieder eine Weile mit anſehen zu können.

Leben Sie recht wohl, meine liebſte Freundinn. Sie glauben nicht, wie ſehr ich mich auf Sie freue.

Dero

ganz ergebenſter
Leſſing.

An Madame König.

Braunſchweig, den 30. Aug. 1771.

Meine liebſte Freundinn!

Die Geſellſchaft, mit der ich vorgeſtern über Hannover nach Hamburg reiſen wollte, hat ſich zerſchlagen. Ich reiſe alſo erſt morgen von hier ab; aber nunmehr auch den geraden Weg, und bin künftigen Dienſtag bey Ihnen. Wünſchen Sie mir gutes Wetter; guten Weg zu wünſchen, wäre doch nur vergebens. Hier regnet es Tag vor Tag; und wenn Braunſchweig den Regen über Hamburg bekömmt: ſo iſt das eine naſſe Ausſicht für mich. Aber das Vergnügen, Sie zu ſehen, wird mich für alles ſchadlos halten.

Leben Sie bis dahin noch recht wohl.

Dero

ganz ergebenſter
L.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 30. Auguſt 1771.

Mein lieber Bruder,

Endlich folgt hier, womit ich glaube, daß es am beſten iſt, den erſten Theil meiner vermiſchten Schriften zu vollenden. Ich habe mit den kritiſchen Unterſuchungen ſchlechterdings abbrechen müſſen; und ohne Zweifel iſt es für die Schriften ſelbſt um ſo viel beſſer. Denn dieſe kritiſchen Alfanzereyen ſind doch nur nach weniger Leſer Geſchmack; da es hingegen ungleich mehreren angenehm ſeyn wird, auch die Lieder in dem Bande zu finden, zu welchen ohnedies keine Abhandlungen kommen können, weil ich über die ganze Gattung nichts zu ſagen weiß, als was ſchon tauſendmal geſagt worden iſt. Du bekommſt alſo hiermit, außer dem Beſchluſſe der Abhandlung über die griechiſche Anthologie, ein corrigirtes Exemplar der Lieder, bey deſſen Abdrucke Folgendes zu beobachten iſt:

I. Die zwei Bücher ſollen in Eins gezogen werden, und die Lieder ſelbſt können in der Ordnung auf einander folgen, wie es der Raum leidet, oder Herr Ramler es für gut findet.

II. Die mit einem Pfeile bezeichneten, und durchſtrichenen Stücke bleiben gänzlich weg, weil es nichts als elende Reimereyen ſind.

III. Die mit einem Haken bezeichneten würde ich ebenfalls ganz weglaſſen, wenn nicht auf dieſe Weiſe zu wenige übrig blieben. Herr Ramler mag ein Werk der Barmherzigkeit an ihnen thun, ſo viel es ſeine Zeit erlauben will.

IV. In denen, welche Herr Ramler in ſeine Lieder der Deutſchen aufgenommen hat, und in den zweyten Theil derſelben aufzunehmen geſonnen iſt, adoptire ich alle von ihm gemachte Aenderungen und Verbeſſerungen: ausgenommen die einzige Weglaſſung der letzten Strophe in dem Liede, die Geſpenſter, welche durch die doppelte beygeſchriebene Veränderung (wovon er die beſte wählen mag) ungleich beſcheidener und erträglicher geworden. Ich habe meine eigene Urſachen, warum ich dieſe Strophe der Kritik nicht aufopfern will.

Entſchuldige mich nochmals bei Herrn Ramler, daß ich ihm nicht ſelbſt bezeuge, wie ſehr ich ihm für die Mühe, die er ſich mit den Sinngedichten gegeben, verbunden bin. Ich habe itzt, wenn ich es ſo nennen darf, eine eigentliche Waſſerſcheu vor allem, was ſchreiben heißt. Aber morgen reiſe ich nach Hamburg, und wenn ich da, in anderer Geſellſchaft und anderer Luft, meine alte Laune und Heiterkeit wiederfinde, ſo ſoll ein Brief an ihn das Erſte ſeyn, was ich vor die Hand nehme. Nachdem es mir in Hamburg gefällt, oder nicht, bin ich vielleicht im Stande, auf einige Tage nach Berlin zu kommen. Lebe bis dahin wohl, und empfiehl mich Herrn Voß, dem ich eine kleine Vorrede zu dem erſten Bande nächſtens aus Hamburg ſenden will, in der es am ſchicklichſten ſeyn wird, etwas von dem Nachdrucke zu ſagen. Indeß mag er in ſeiner Zeitung davon bekannt machen laſſen, was er will. Es ſoll mir alles recht ſeyn.

Dein
treuer Bruder,
Gotthold.

An Madame König.

Berlin, den 29. Sept. 1771.

Meine liebſte, beſte, einzige Freundinn!

Das Herz blutet mir, wenn ich bedenke, in welcher Betrübniß Sie ſich wegen des Abſterbens Ihrer Mutter befinden. — Aber nicht befinden ſollten. Dieſer Schlag war Ihnen ſo vorhergeſehen, iſt dem Laufe der Dinge ſo gemäß — Doch ich bin nicht klug, Sie mit kalten Betrachtungen tröſten zu wollen. Wollte nur der Himmel, daß Ihnen die Verſicherung, bey dem allen noch eine Perſon in der Welt zu wiſſen, die Sie über alles liebt, zu einigem Troſte gereichen könnte! Dieſe Perſon erwartet alle Glückſeligkeit, die ihr hier noch beſchieden iſt, nur allein von Ihnen, und ſie beſchwört Sie, um dieſer Glückſeligkeit willen, ſich allem Kummer über das Vergangene zu entreißen, und Ihre Augen lediglich auf eine Zukunft zu richten, in welcher es mein einziges Beſtreben ſeyn ſoll, Ihnen neue Ruhe, neues von Tag zu Tag wachſendes Vergnügen zu verſchaffen. Machen Sie ja, meine Liebe, daß ich Sie nicht niedergeſchlagener finde, als ich Sie verlaſſen habe! Wie gerne wäre ich eher wieder bey Ihnen geweſen; wie gerne wäre ich bey Ihnen geblieben, wenn dieſe Berliniſche Reiſe nicht ſo nothwendig geweſen wäre, und meine Rückkunft von mir allein abgehangen hätte. Aber es gefällt dem B. hier, und er will mit Gewalt eine Lottoziehung hier abwarten. Dieſe geſchieht morgen, und geſtern ſind wir bereits acht Tage hier geweſen.

Unſere Meinung iſt, ſogleich nach der Ziehung abzureiſen: aber wenn wir über Potsdam gehen, und uns da noch einen Tag aufhalten; wenn der B. gar darauf beſtehet, den Weg über Ludwigsluſt im Meklenburgiſchen zu nehmen: ſo werden wir ſchwerlich vor künftigem November in Hamburg wieder eintreffen. Wie ſehr wünſchte ich, daß mir alles, was mir in Hamburg lieb und werth iſt, in Ihnen entgegen kommen wollte! Ich werde Ihnen von Potsdam oder Ludwigsluſt aus, den Tag unſerer Ankunft noch poſitiver melden. —

Aber, daß ich nicht eher an Sie geſchrieben habe? Wahrlich, ich bin den ganzen Tag immer ſo belagert, und des Abends ſo lange in Geſellſchaft geweſen, daß dieſes der erſte freye Augenblick iſt, den ich auf meines Bruders Stube ohne Zeugen zubringen kann, um mich ganz dem Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten, zu überlaſſen. An Sie gedacht habe ich ſtündlich, und Sie würden mich auf das Äußerſte betrüben, wenn Sie daran zweifeln wollten.

K..s empfehlen ſich Ihnen. Die Vorſprache wegen Sch — will ich bis nach Hamburg, aus guten Urſachen, verſparen.

Leben Sie indeß recht wohl! Ich umarme und küſſe Sie tauſendmal, meine liebſte, beſte, einzige Freundinn!

Leſſing.

An Madame König.

Braunſchweig, den 31. Oktobr. 1771.

Meine Liebe!

Ich bin glücklich und geſund, obſchon erſt am Dienſtage früh, in Braunſchweig angekommen. Naß bin ich zwar nicht geworden, aber von dem kalten ſtürmiſchen Winde habe ich die erſte Nacht mehr ausgeſtanden, als ich mich je in dem härteſten Winter ausgeſtanden zu haben erinnern kann. Bald hätte ich es bereuet, daß ich gereiſet war. Aber nun iſt alles überſtanden; und ich bin verſichert, daß es Ihnen und unſern Freunden nunmehr ſelbſt angenehm iſt, daß ich nicht erſt noch reiſen muß. Ich bleibe bis Morgen noch hier in Braunſchweig: und alsdenn willkommen in mein liebes einſames Wolfenbüttel! wo immer mein dritter Gedanke, Sie wiſſen ſchon, wer ſeyn wird. Möchte ich jetzt dieſen Augenblick, da ich Ihnen mein Befinden melde, nur auch wiſſen, wie Sie ſich befinden! Wohl, recht wohl: das wünſche ich, und hoffe ich. Laſſen Sie mich ja von Ihnen alles — wichtiges und unwichtiges — wiſſen. Doch nichts iſt mir unwichtig, was Sie angeht. Vor allen Dingen laſſen Sie mich nie hören, daß Sie krank oder traurig ſind. Nicht daß Sie mir es verſchweigen ſollen, wenn Sie es wirklich ſind — denn das würde für mich eine Kränkung mehr ſeyn — ſondern, daß Sie es in der That nie ſeyn wollen. Ich ſage *wollen*; weil wirklich bey beyden Punkten mehr auf unſer *Wollen* ankömmt, als man ſich öfters einbildet. Wie ſchön wäre es, wenn ich meine Geſundheit und meinen Leichtſinn mit Ihnen theilen könnte! — Ich ſage Ihnen von unſern eigentlichen Angelegenheiten nichts; und werde Ihnen auch in meinen folgenden

Briefen nur wenig davon ſagen. Sie glauben nicht, wie viel ich auf ein einziges Wort von Ihnen baue, und wie überzeugt ich bin, daß ſo ein einziges Wort bey Ihnen auf immer gilt. Bleiben Sie dieſes auch nur von mir überzeugt, und ich bin gewiß, es wird ſich endlich alles nach unſern Wünſchen bequemen.

Nächſter Tage, meine Liebe, ein Mehreres! — Empfangen Sie noch meinen Dank für alle das Gute, womit Sie mich in Hamburg überſchüttet — ob ich ſchon weiß, daß Sie mir dieſen Dank gern ſchenken. — Meinen beſten Empfehl an alle unſere Freunde, denen ich aber nicht eher als aus Wolfenbüttel ſchreiben kann. — Ich bin mit Empfindung der aufrichtigſten Zärtlichkeit

ganz der Ihrige
Leſſing.

N. S. Noch eine Kleinigkeit! Ich habe mich unterweges erinnert, den Fuhrmann für die letzte Stunde, die ich Abſchied zu nehmen herumgefahren, in meinem Quartier nicht bezahlt zu haben. Es kann höchſtens zwey Mark betragen. Haben Sie die Güte, meine Liebe, und ſenden Sie dieſe zwey Mark in meinem Nahmen in den ſchwarzen Adler: Sie ſollen ſie bey mir zu gute haben. — Weiße Bohnen habe ich für Sie bereits.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 31. October 1771.

Ich habe nicht eher an Dich ſchreiben wollen, als bis ich wieder an Ort und Stelle wäre. Nun bin ich es faſt. Denn ich befinde mich ſeit geſtern wieder in Braunſchweig, und denke morgen oder übermorgen vollends nach Wolfenbüttel zu gehn, um wieder einmal einen recht ruhigen und fleißigen Winter zu verleben. Geſund genug fühle ich mich dazu, und zu dem übrigen, was dazu nöthig iſt, wird wohl auch Rath werden.

Ehe ich aber weiter ſchreibe, danke ich Dir erſt für alle Liebe und Freundſchaft, die Du mir in Berlin erwieſen. Ich denke, Du biſt von mir überzeugt, daß Du in allen Fällen ein gleiches von mir fordern und erwarten kannſt. Meine Umſtände, wenn ich geſund bleibe, müſſen ſich ſehr bald wieder ins Reine bringen laſſen, und ich werde die Verbindlichkeiten gewiß nicht vergeſſen, die ich gegen Dich habe. Nur jetzt wird mir noch vieles äußerſt ſchwer, wo nicht gar unmöglich, was ich ſonſt mit dem größten Vergnügen thun würde. Als: eben habe ich, noch in Hamburg, einen Brief von unſerer Mutter bekommen. Sie klagt, und mag leider mehr Mangel leiden, als ſie äußert. Ich hatte geglaubt, ihr zu Michaelis wieder etwas ſchicken zu können; aber ich kann es nicht, und ich will mich glücklich ſchätzen, wenn nur noch zu Weyhnachten etwas daraus werden kann. Wenn Du ihr indeß mit etwas helfen kannſt — ſo brauche ich Dich nicht erſt zu bitten, es zu thun. Stelle ſie wenigſtens ſo bald als möglich zufrieden, und verſichere ſie, daß meine Schuld bey ihr gewiß die erſte ſeyn ſoll, die ich abtragen werde. Selbſt kann ich unter dieſen Umſtänden unmöglich an ſie ſchreiben.

Die Exemplare von den vermiſchten Schriften habe ich erhalten. Allein Herr Voß muß ſo gut ſeyn, und mir noch einige (worunter ein Paar auf feinerem Papier) anher ſenden. Bitte ihn in meinem Namen, den Plinius mit bey packen zu laſſen, wozu Du auch das Exemplar von Sulzers Theorie legen kannſt. Mit der Poſt aber ſchicke mir dieſe Sachen nicht, weil das preußiſche Poſtgeld gar zu exorbitant iſt; ſondern nur mit einem Fuhrmanne: etwa unter Einſchluß der Wayſenhausbuchhandlung.

Daß aber durch die Ausgabe dieſer Schriften der Nachdruck doch nicht hintertrieben werden können, das thut mir leid: ob ich ſchon glaube, daß er wenig Liebhaber finden wird, da er ſo elend gedruckt iſt, und auch die dramatiſchen Stücke enthält, die ſchon längſt correkter und beſſer in den meiſten Händen ſind.

Verſichere übrigens unſern Freund, daß er auf den zweyten Theil und auf den Band der Trauerſpiele dieſen Winter zuverläſſige Rechnung machen kann. Ich ſchreibe ihm darüber, ſo bald ich in Wolfenbüttel bin, ſelbſt das Nähere.

Was macht unſer Moſes? Iſt er geſund? Hat er bloß Fritſchen, oder auch den König noch geſprochen? Sobald ich in Ruhe bin, werde ich ihm ſelber ſchreiben, wie auch Herrn Ramler und Nicolai, denen Du mich indeß empfehlen wirſt.

Dein

treuſter Bruder,

Gotthold.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 3. Novembr. 1771.

Meine Liebe!

Mein vorläufiger Brief aus Braunſchweig wird Sie wegen meiner Ueberkunſt beruhiget haben. — Aber Sie ſollen ſich meinetwegen nie beunruhigen. Als ob Sie der Sorgen und Unruhe nicht ohnedem ſchon genug hätten! Sie ſollen an mich nur immer mit den heiterſten zufriedenſten Vorſtellungen gedenken. — Ich bin nicht allein in Braunſchweig glücklich angekommen, ſondern ſitze nun auch ſchon wieder ſeit zwey Tagen auf meiner Burg in Wolfenbüttel, und bin geſund und vergnügt. Freylich würde ich unendlich vergnügter ſeyn, wenn meine Einſamkeit durch den Umgang der einzigen Perſon belebet würde, nach deren beſtändigem Umgange ich jemals geſeufzet habe. Aber ſchon die Hofnung, daß mir dieſes Glück noch aufgehoben, macht mich vergnügt; und ſoll man darum mißvergnügt ſeyn, weil man nicht ſo vergnügt iſt, als man zu ſeyn wünſchet?

Meine Liebe, erhalten Sie ſich ja bey Ihrem alten Muthe. Es wird gewiß noch alles für Sie ſo gehen, als Sie es verdienen. Es wird ſich eine Schwierigkeit nach der andern verlieren, und mich dünkt bereits die erſte in der Aeußerung Ihres Schwagers gehoben zu ſehen. Da er Ihnen einmal bekennt, daß es mit ſeiner Frankfurtiſchen Hofnung nichts iſt, ſo ſeyn Sie gegen ihn nicht zu kalt und zurückhaltend. Dringen Sie nun in ihn, wie Sie in ihn zu dringen Recht haben. Er iſt doch immer ein Mann, der Ihres Vertrauens werth iſt, und der vielleicht nur zweifelt, ob Sie ihn wirklich dafür halten.

Die Antwort aus Salzburg hätte freylich für die nähere Erfüllung unſerer Wünſche beſſer ausfallen können. Aber ohne Grund mag ſie doch wohl nicht ſeyn. Mein Rath kann in dieſer Sache ſo viel als nichts gelten: und gleichwohl dünkt mich auch, daß Sie ein Geſchäfte nicht ſo platterdings abgeben müſſen, welches Ihnen ſo viel Mühe und Sorge gekoſtet, wenn es ſich anders anläßt, dieſe Sorge und Mühe einmal zu belohnen. Sich weiter derangiren müſſen Sie freylich nicht; Sie müſſen nicht noch mehr hineinſtecken: aber es auf den Fuß zu continuiren, auf dem es ſich bereits befindet, das, ſollte ich meynen, müßte doch möglich und vortheilhaft ſeyn. Es kömmt alles darauf an, daß Sie einen Mann finden, der Ihnen die Arbeit dabey erleichtert: und ich hoffe, daß Ihnen der in Ihrem Schwager nun ſchon gewiß iſt.

Wie ſehr wünſchte ich, daß ich es ſelbſt ſeyn könnte, der Ihnen alle dieſe Laſten abzunehmen im Stande wäre! Oder noch mehr, daß ich Sie antreiben könnte, alle dieſe Laſten nicht abzulegen, ſondern abzuwerfen, in der Verſicherung, Sie dafür ſchadlos zu halten! —

Ich denke auf Neues, was ich Ihnen zu unſerer Beyder Zerſtreuung ſchreiben könnte. — Herr W** iſt hier ganz durchgefallen. Er ſchmeichelt ſich vergebens, wenn er ſich die geringſte Hofnung macht, daß ſeine Vorſchläge wegen einer Bank noch Statt finden werden. Sie ſind lediglich von ihm ſelbſt und den mit ihm verwandten Familien in Braunſchweig gekommen; und der Hof hat ſich ganz leidend dabey verhalten. Ich will wünſchen, daß ihm andere Projecte beſſer gelingen mögen. Wegen ſeiner Akademie hat er, ich weiß nicht ob im Spaße oder Ernſte, Zachariä Vorſchläge gethan, und ihm die Direktion davon mit 1000 Dukaten angetragen, wenn er zugleich eine Art von Protection von Seiten des Hofes dafür auswirken könnte. Schreiben Sie mir doch, ob es ſich beſtätiget, daß er ſie demohngeachtet nun will auffliegen laſſen. —

Oder ſchreiben Sie mir lieber, was mich mehr intereſſiret. Denn was gehen uns fremde Angelegenheiten an? Sie können mir es nicht oft genug ſchreiben, daß Sie mich lieben, und ſich von meiner Liebe überzeugt halten. Die Antwort auf den Brief Ihres Herrn Bruders lege ich das nächſtemal bey. Leben Sie indeß recht wohl. Ich umarme Sie tauſendmal und empfinde in Gedanken alle dieſe Umarmungen erwiedert.

Dero

getreueſter
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 14. Nov. 1771.

Mein lieber Bruder,

Da ich heute an Herrn Voß den Anfang zum zweiten Theile der vermiſchten Schriften ſende: ſo will ich auch zugleich auf Deinen letzten Brief, und beſonders den vornehmſten Punkt deſſelben, antworten.

Ich ſage Dir alſo kurz und gut — Ob ich ſchon mit meiner gegenwärtigen Situation eigentlich nicht Urſache habe, unzufrieden zu ſeyn, auch wirklich nicht bin; ſo ſehe ich doch voraus, daß meine Beruhigung dabey in die Länge nicht dauern kann. Beſonders würde ich die Einſamkeit, in der ich zu Wolfenbüttel nothwendig leben muß, den gänzlichen Mangel des Umgangs, wie ich ihn an andern Orten gewohnt geweſen, auf mehrere Jahre ſchwerlich ertragen können. Ich werde, mir gänzlich ſelbſt überlaſſen, an Geiſt und Körper krank: und nur immer unter Büchern vergraben ſeyn, dünkt mich wenig beſſer, als im eigentlichen Verſtande begraben zu ſeyn. Folglich, wenn ich vorausſehe, daß eine Veränderung mit mir endlich doch nothwendig ſeyn würde: ſo wäre es freylich eben ſo gut, wenn ich je eher je lieber dazu thäte; beſonders, wenn dieſe Veränderung wirkliche Verbeſſerung meiner äußerlichen Umſtände ſeyn könnte, die nach dem, was mir alles auf dem Halſe liegt, viel zu kümmerlich ſind. — Aber ein Vorſchlag nach Wien? Was kann das für einer ſeyn? Wenn er das Theater betrifft: ſo mag ich gar nichts davon wiſſen. Das Theater überhaupt wird mir von Tage zu Tage gleichgültiger, und mit dem Wiener Theater, welches unter einem eigennützigen Impreſſario ſteht, möchte ich vollends nichts zu thun haben. Die ſchönſten Verſprechungen, die bündigſten Verabredungen, die ich dort fodern und erwarten könnte, würden doch nur Verſprechungen und Verabredungen von und mit einem Particulier ſeyn, und man müßte mir es hier ſehr verdenken, wenn ich eine gewiſſe dauerhafte Verſorgung ungewiſſen Ausſichten aufopfern wollte. — Doch vielleicht betrifft der Vorſchlag das Theater nicht, wenigſtens nicht unmittelbar; und in dieſem Falle, geſtehe ich Dir, würde ich mich nicht ſehr bedenken, Wolfenbüttel mit Wien zu vertauſchen. Ich ſetze voraus, daß ich bey dieſem Tauſch in allem Betracht gewönne.

So viel kannſt Du dem Herrn Profeſſor Sulzer in meinem Namen verſichern, mit dem verbindlichſten Danke für ſeine gütige Verwendung bey dieſer Sache. Ich erwarte ſodann ſeine weitere Aeußerung, und zwar je eher je lieber, weil ich ſonſt hier gewiſſe Dinge allzulange verzögern müßte, die mich hernach mehr binden würden, als ich im Grunde itzt gebunden bin. Ueberreiche zugleich Herrn Sulzer ein Exemplar vom erſten Theile der vermiſchten Schriften.

Was den Abdruck des zweyten anbelangt, ſo bitte ich Dich recht ſehr, die Correctur ſo genau wie möglich zu beſorgen. Ich ſende heute den Abſchnitt der Oden, an der Zahl IX Stück, und den Abſchnitt der Fabeln und Erzählungen, an der Zahl 14 Stück, welche in der Ordnung ſo folgen müſſen, wie ſie numerirt ſind. Wenn Herr Ramler auch von dieſen Bogen die letzte Reviſion übernehmen wollte, ſo wäre mir es um ſo viel lieber. Er kann in der Geſchwindigkeit gewiß Manches glücklicher ändern, als ich es im Stande bin; zudem würde die Rechtſchreibung auch übereinſtimmender. Bitte ihn alſo darum in meinem Namen. Das letzte Stück unter den Oden iſt in der Voſſiſchen Zeitung benannten Jahres gedruckt, welche Du nachſehen kannſt, wo das Geſchriebene nicht deutlich ſeyn ſollte.

Lebe wohl und ſchreibe mir bald.

Dein

treuer Bruder,

Gotthold.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 20. Nov. 1771.

Meine Liebe!

Ich würde mit der Nachricht, die ich Ihnen in meinem Letzten überſchrieben, nicht ſo geeilet haben, wenn ich hätte vermuthen können, was für eine Nachricht indeß in Ihrem Briefe an mich unterweges wäre. Wahrlich, eine unangenehme Nachricht! — Aber iſt denn das eben dieſer W., von deſſen Freundſchaft gegen unſern ſeligen Freund Sie mir wohl ſonſt ſo viel Rühmens gemacht haben? So will er Ihnen dieſe Freundſchaft noch nach ſeinem Tode ſehr theuer bezahlen laſſen. Denn es iſt natürlich, daß Sie ſehr viel verlieren müſſen, wenn er Sie zwinget, das Werk ſo auf den Plotz, vielleicht für das erſte beſte Geboth, zu verkaufen. — Indeß, meine Liebe, Sie müſſen auch ſchon dieſes über ſich ergehen laſſen. Halten Sie ſich an Ihrem Troſte, daß Sie an alle dem Unglück nicht Schuld ſind. Erhalten Sie ſich nur heiter, um ſich geſund erhalten zu können; verlieren Sie, was Sie verlieren müſſen; erhalten Sie für Ihre Kinder ſo viel, als Sie erhalten können; und überlaſſen Sie ruhig alles Uebrige der Vorſicht. — Wenn Sie weiter in Wien nichts zu ſuchen haben, wenn Sie nichts mehr nöthiget, vielmehr da, als an einem andern Orte zu leben: ſo iſt auch mir Wien ein ſehr gleichgültiger Ort, den ich, unter den allervortheilhafteſten Bedingungen von der Welt, nicht mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte vertauſchen wollte. Ich werde alſo ſicherlich alle Vorſchläge dahin ablehnen, und keinen weitern Gebrauch davon machen, als daß ich mir hier damit, wo möglich, irgend eine Verbeſſerung zu verſchaffen ſuche. Und alsdenn, meine Liebe, können Sie weiter keine Ausflucht haben, mir Ihr Wort zu halten. Wenn Sie lieber in dem elendſten Winkel, lieber bey Waſſer und Brod leben wollten, als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung: ſo iſt Wolfenbüttel Winkels genug, und an Waſſer und Brod, auch noch an etwas mehr, ſoll es uns gewiß nicht fehlen. —

Fahren Sie indeß ja fort, mich in Ihren Briefen vornehmlich von Ihren Umſtänden zu unterhalten. Bloße Neuigkeiten aus Hamburg können mir andere ſchreiben, für die ich weniger empfinde. Durch die Widerwärtigkeiten, welche Ihnen zuſtoßen, kann meine Liebe unmöglich erkalten. Eher, fühle ich, daß ſie das könnte, wenn Sie ſehr glücklich wären. —

Der gute Ackermann! — er thut mir leid. Bſt. hatte die Nachricht mitgebracht, daß er ſich das Bein wirklich abnehmen laſſen, oder doch feſt entſchloſſen geweſen, es thun zu laſſen. Man fragte mich ſchon, ob er mit dem Stelzfuße auch noch den Wachtmeiſter ſpielen könnte? Aber mir war um die Franciska bange, ſo viel ich ihrer Zuneigung auch ſonſt trauen würde. —

Ich glaube es nicht, daß W. in Angelegenheiten der Bank hier geweſen. Denn er hat in Braunſchweig niemanden geſprochen, als die Familien, mit welchen er ſich verſteckt hat. Ich will wünſchen, daß auch Sie mit ihm aufs Reine ſeyn mögen.

Vor einigen Tagen habe ich hier einen Beſuch gehabt von dem W., den Bb. nach Wien geſchickt hatte, um ihm das bewußte Privilegium auszuwirken. Er ſagte mir, daß ihm Bb. die ganze Sache nunmehr abgetreten habe, und daß er auf Oſtern wieder nach Znaim reiſen werde, um die Fabrik auf einem nicht weit davon gelegnen Schloſſe des Fürſten von Lichtenſtein einzurichten. Ich glaube aber, es iſt lauter Wind: denn eigentlich reiſet dieſer W. für die E...ſche Lotterie. —

Ich bedaure, meine Liebe, daß ich das Verlangte noch nicht abſenden können. Um die Linſen und Erbſen recht gut zu haben, verſprach mir der G. K. v. H., ſie mir von ſeinem Gute kommen zu laſſen. Ich ſehe ihnen alle Tage entgegen. —

Auch habe ich Malchen nicht vergeſſen: aber ich habe nicht nöthig, die Salbe erſt zu ſchicken; Sie können ſie leicht ſelbſt machen. Die Hauptſache kömmt darauf an, daß ſie ſich an den erfrornen Fingern recht oft mit ganz kaltem Waſſer, oder lieber mit Schnee wäſcht, und ſodann die Hände mit der Salbe überſtreicht, und Handſchuh darüber zieht. Die Salbe iſt nichts, als Provenceröl mit weißem Wachs über einem gelinden Kohlfeuer gut vermiſcht. —

Iſt die kleine Kiſte mit den Büchern bereits abgegangen? Es ſind einige darinn, die ich bald brauchen dürfte.

Leben Sie recht wohl, meine liebſte, beſte Freundinn. Ich gehe jetzt des Abends manche ſchöne halbe Stunde auf meinem Zimmer auf und nieder, und denke an nichts, als an Sie. Mit meinen Augen will es ſo recht doch noch nicht fort; und ich kann ſie auf keine beſſere Weiſe ſchonen, als wenn ich mich, anſtatt ſie anzuſtrengen, in Gedanken mit Ihnen unterhalte. Malchen, Engelbert und Fritz ſind doch wohl und munter? Ich umarme Sie mit ihnen allen tauſendmal, und bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 1ſten Decbr. 1771.

Mein lieber Bruder,

Ich ſende heute an Herrn Voß die corrigirte Sara. Eine Veränderung habe ich mit dem Namen des Vaters machen müſſen. Die Engländer brauchen das Sir nie, als vor dem Taufnamen. Er kann alſo nicht ſchlechtweg Sir Sampſon heißen; ſondern muß in der Anzeige der Perſonen, und in dem Stücke ſelbſt, wo er vorkommt, Sir William Sampſon, verkürzt Sir William, heißen. Ich habe es überall corrigirt; und Du wirſt ſchon Acht geben, daß der alte Fehler nicht irgendwo ſtehen bleibt.

Von Herrn Sulzer haſt Du wohl noch keine nähere Antwort? — Du haſt ſehr Recht: mit 1500 Rthlrn. würde ich mich in Wien noch nicht viel verbeſſert haben; 2000 Rthlr. müßten es wenigſtens ſeyn. Doch, wie kann ich Forderungen machen, da ich noch nicht weiß, was man von mir erwartet! Mich verlangt nach der weitern Erklärung ſehr; denn durch ungewiſſe Hoffnungen möchte ich mich hier nicht gern an dieſem und jenem hindern laſſen, was ich gleichwohl auch nicht unternehmen und anfangen möchte, wenn mich eine gänzliche Veränderung außer Stand ſetzte, es zu vollenden.

Auf etwas Engliſches, das Du überſetzen könnteſt, will ich denken; und ſobald ich nach Braunſchweig komme, Prof. Eberten mit darum zu Rathe ziehen, welcher das Beſte und Neueſte nicht allein kennt, ſondern größtentheils auch bekömmt. Lebe indeß recht wohl.

Dein
treuer Bruder,
Gotthold.

An Madame König.

Braunſchweig, den 6. Dec. 1771.

Meine Liebe!

Ich habe einen Poſttag überſchlagen, weil ich noch erſt einen Brief von Berlin in der bewußten Sache abwarten wollte. Und bald überſchlüge ich auch den zweyten; denn ich bin ſchon wieder in Braunſchweig, wo ich allerdings nicht ſo leicht zum Schreiben kommen kann. Doch ich habe den Brief von Berlin erhalten, und muß Ihnen, wenn es auch noch ſo wenige Worte werden ſollten, nothwendig ſchreiben. — Der

Vorſchlag nach Wien betrift das Theater nicht; und da es doch ſo ganz ausgemacht noch nicht iſt, daß Sie ſich von Wien gänzlich trennen müſſen: ſo bleibt es bey meinem erſten Gedanken, und ich habe nochmals geäußert, daß ich mir die Veränderung wolle gefallen laſſen. Man hat meinen Entſchluß ſogleich nach W. gemeldet, und in einigen Wochen kann ich mich von dorther der völligen Erklärung gewärtigen. Vorläufig verſichert man nur, daß ich auf zwey tauſend Thaler Rechnung machen könnte; und dieſe, denke ich, werden in W. doch wenigſtens immer ſo gut ſeyn, als ſechs oder acht hundert Thaler allhier. Es iſt gewiß, und ich fange es wieder ſehr deutlich an zu empfinden, daß, ſo einſam und verlaſſen ich jetzo da leben muß, mein Aufenthalt ohnedem von Dauer daſelbſt nicht mehr ſeyn würde: und da ich voraus ſehe, daß ich doch, über lang oder kurz, mich nach einer Veränderung ſehnen würde; ſo wäre es thöricht, wenn ich dieſe Gelegenheit wollte aus den Händen gehen laſſen. Beſonders bey der ſo weit ausſcheinenden Hoffnung, die Sie mir auf Wolfenbüttel machen können: da es hingegen ungleich wahrſcheinlicher iſt, daß wir eher an jenem dritten Orte uns wieder zuſammen finden können. Möchte es doch nur ſo bald als möglich geſchehen! Sie glauben nicht, wie ſehnlich ich dieſes wünſche, und wie vergnügt es mich macht, daß ich verſichert ſeyn kann, daß Sie es auch ein wenig wünſchen. Die böſe Zwiſchenzeit! wer dieſe nur erſt überſtanden hätte! Doch, wenn wir ſie nur geſund überſtehen, das Andere wird ſich auch finden.

— Und Sie ſind doch noch geſund, meine Liebe? Ich will hoffen, daß ich morgen die Verſicherung davon erhalte. Denn Sie werden doch nimmermehr ſo grauſam geweſen ſeyn, und auch nicht geſchrieben haben? — Die gute Z.! wahrlich, ſie dauert mich; aber ich denke, es wird ſo gefährlich noch nicht ſeyn. Wenn es eine hitzige Krankheit iſt, ſo bleiben Sie aber lieber von ihr weg. — Eben werde ich durch einen überläſtigen Beſuch geſtöret. Ich umarme Sie tauſendmal, meine liebſte Freundinn, und bin von ganzer Seele

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 11. Dec. 1771.

Meine Liebe!

Ich werde ſobald keinen Poſttag wieder überſchlagen; denn ich ſehe, Sie laſſen die Strafe zu geſchwind nachfolgen. Doch können

Sie nicht auch Abhaltungen oder andere Urſachen gehabt haben, ohne mich eben ſtrafen zu wollen?

Mein voriger Brief war abermals aus Braunſchweig. Sie werden nicht wiſſen, was ich ſo oft in Braunſchweig mache. Ich will Ihnen alſo nur die Wahrheit geſtehen, daß ich dieſesmal blos der Komödie wegen da war. Döbbelin mit ſeiner Truppe hatte ſchon vierzehn Tage geſpielt, und ich mußte ihn doch wohl einmal ſehen. Er hatte ſich ohnedem ſchon eingebildet, daß ich etwas gegen ihn hätte, weil ich zu keinem von den Stücken hereingekommen war, die er von mir aufgeführet. Und doch würde ich mir den Weg um ihn auch noch nicht gemacht haben, wenn er mich, nebſt ſeiner Frau, nicht ausdrücklich ſelbſt abgeholet hätte. Nun habe ich ihn dreymal ſpielen ſehen, und bin wieder hier. Seine Frau iſt hübſcher, als die Ackermannin, und doch will ich die Ackermannin unendlich lieber ſehen.

Apropos der Komödie! Sie verſprachen mir ja, ſie dort fleißig zu beſuchen, und mir alle die neuen Stücke zu melden, die Ackermanns aufführen würden. Das iſt kein einzigesmal geſchehen, und ich will doch nicht hoffen, daß Sie ſeitdem auch kein einzigesmal wieder hineingekommen? Auch nicht einmal Brockmannen zu Gefallen? —

Künftige Woche, die erſten Tage, ſchicke ich den Vorrath, den ich für Sie bereits eingekauft habe, theils morgen oder übermorgen noch erhalte, unfehlbar ab. Wenn ich es auf dem Markte hätte wollen einkaufen laſſen, ſo würde ich ſchlechte Ehre damit eingelegt haben. So aber, denke ich, ſollen Sie zufrieden damit ſeyn. Ich will das Faß, worein ich es packe, von hier nach Tober Horſts in Braunſchweig ſchicken, die es dann weiter expediren mögen. Ich will ihnen aber ſchon dabey ſchreiben, daß ſie es nicht ſo damit machen ſollen, als mit meiner Kiſte, die ſie ſo lange in Braunſchweig liegen laſſen. Gut nur, daß ich ſie doch endlich habe, und die Bücher von der Näſſe nicht gelitten haben.

Von meiner Wiener Angelegenheit erwarte ich das Nähere täglich. Auch beſtärkt ſich mein Vorſatz immer mehr und mehr, dieſe Gelegenheit nicht aus den Händen gehen zu laſſen. Beſonders da ich nun auch ungefähr weiß, worauf es ankömmt.

Es kömmt doch zu Stande, wovon man ſchon vor zwey Jahren in Hamburg geſprochen; daß nehmlich der Kaiſer eine Akademie der Wiſſenſchaften in Wien anlegen will. Und ich höre ſchon von einigen Andern, die er gleichfalls berufen läßt.

Iſt es wahr, was man hier erzählet, daß Mamſell Ackermann ihrem Vater eine ſo ſchöne und herzbrechende Parentation auf dem

Theater gehalten, daß man die Wirkung, die ſie auf die ehrlichen Hamburger gehabt, des andern Tages an der Einnahme ſehr merklich geſpüret hätte? Es ſind doch ſonderbare Leute, die Hamburger, die lieber ieder andern Urſache wegen in die Komödie gehen wollen, als des Geſchmacks wegen!

Und Madam Z. befindet ſich beſſer? — So ſchreibt mir wenigſtens Madam Sch., von der ich eben einen Brief erhalten, den ich den nächſten Poſttag beantworten will. Sie ſprechen ſich wohl ietzt weniger, als iemals?

K. klagt, daß es mit der Lotterie nicht ſo recht fort wolle; und daß ſie ſeit Kurzem über 150,000 Mk. verloren hätten. Ob es wohl wahr iſt? Ich ſehe aus ſeinem Briefe zugleich, daß der arme W. nun auch ſeinen Poſten bey dem Lotto verloren hat. Aber haben ſie ihm dieſen denn ſo nehmen können? Wenn mir recht iſt, ſo hörte ich einmal, daß Ihr Herr Schwager von dem Eintrage deſſelben noch ſeinen Antheil gehabt. Es ſollte mir leid thun, wenn er nun auch darum mit ihm wäre! Sie, meine Liebe, werden mit ihm wohl gleichfalls hängen geblieben ſeyn? K. ſchreibt mir, daß er noch gut weggekommen. Er wird alſo auch ſchon damals ſeinen Rückenhalter gehabt haben, als Sie ſich wunderten, daß er ſo viele Wechſel für ihn giriret hätte. —

Wenn ich Ihnen ſage, meine Liebe, daß ich dieſes bey Licht in der Stunde der Mitternacht ſchreibe: ſo werden Sie mir verzeihen, daß es ſo unleſerlich geſchrieben iſt. Ich kann es kaum ſelbſt erkennen, was ich geſchrieben habe; ſo wenig will es mit meinen Augen wieder fort. Und doch brauche ich ganz und gar nichts, als liebes kaltes Waſſer.

Ich bin dieſen ganzen Abend bey Ihnen geweſen, und nun will ich mich mit Gedanken an Sie niederlegen.

Leben Sie recht wohl, meine beſte, meine liebſte Freundinn.

Der Ihrige
L.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 16. Dec. 1771.

Meine Liebe!

Ihr Brief vom 10ten ſetzte mich in die äuſſerſte Bekümmerniß; mehr wegen Ihrer Geſundheit, als wegen alles andern. Ich erkenne es daher mit tauſend Dank, daß Sie unverzüglich ein Paar Zeilen nachfolgen laſſen, die mich wieder beruhigen ſollen; aber noch lange nicht mich völlig beruhiget haben. Denn auch nach dieſen ſind Sie nicht wohl — und wenn nur nicht ſchlimmer, als Sie mir melden mögen! O, meine Liebe, laſſen Sie ſich ja Dinge nicht ſo nahe ans Herz gehen, die nun einmal nicht zu ändern ſind. Bedenken Sie, daß Ihre Geſundheit das Koſtbarſte iſt, was Sie Ihren Kindern erhalten können.

Sonſt iſt ja der Schritt, den Sie gethan haben, recht gut, ſo ſauer er Ihnen auch geworden. Sie haben Luft, und können Ihre Anordnungen mit Gemächlichkeit machen. Auch iſt es allerdings ein Glück, daß Sie in allen Fällen einen einſichtsvollen, ehrlichen Mann nunmehr zu Rathe ziehen können.

Ich hoffe, es wird alles noch beſſer gehen, als Sie glauben. Wenn aber in Kurzem Ihr Herr Schwager, oder Sie, nach Wien müſſen: ſo wünſchte ich doch, daß Sie ſelbſt die Reiſe dahin thäten; verſteht ſich, wenn es Ihre Geſundheit erlaubt, und es bis zum Frühjahr verſchoben werden könnte. Denn ich denke, daß Sie ſelbſt mehr ausrichten würden, als jede andere Mannsperſon, auch außer Ihrem Schwager. — Und dann wünſchte ich dieſes auch meinetwegen. Ich fände Sie ſonach wohl ſchon in Wien, und — doch, ich will mir mein Glück nicht gar zu gewiß vorſtellen. Laſſen Sie uns ruhig ſeyn, und das Beſte hoffen, und jeden Augenblick nur immer das thun, was Rechtſchaffenheit und Klugheit für das Gegenwärtige von uns fordern.

Rechtſchaffenheit und Klugheit — beyde zugleich, meine Liebe! Ich fürchte; ich fürchte, daß Sie bey der gegenwärtigen Lage Ihrer Sachen nur allzu geneigt ſind, die erſtere zu überſpannen. Auch daher iſt mir es lieb, daß ſich nun ein Mann dabey intereſſirt, der hoffentlich von dieſer Seite mehr Kaufmann iſt, als Sie. Ich wollte Ihnen um alles in der Welt nicht rathen, ſich eine unredliche oder auch nur zweydeutige Handlung zu erlauben, wenn Sie auch, ich weiß nicht was, damit retten oder gewinnen könnten. Ich wäre es werth, mich um alle Achtung damit bey Ihnen zu bringen. Aber ich ſorge nur, daß Sie ſich über Dinge Bedenklichkeiten machen könnten, nicht, weil ſie Ihnen unredlich, ſondern weil ſie Ihnen nur nicht uneigennützig genug vorkommen.

Schreiben Sie mir ja bald wieder, meine Liebe, wenn es auch nur ein Wort ſeyn ſollte. — Mein voriger Brief reuet mich. Denn ſo viel ich mich erinnere, habe ich Ihnen nichts als Thorheiten darinn geſchrieben, die Ihnen ganz zur Unzeit werden gekommen ſeyn. Ich glaubte Sie eben ſo ruhig, als mich. — Ich muß Sie noch auf unſere gute Z. verweiſen! Wollten Sie mit ihr tauſchen? Wollten Sie lieber ein einziges Kind verlieren, als in der Verwirrung noch einige Zeit fortleben, in der Sie ſich jetzt befinden? — Denken Sie daran, meine Liebe, und leben Sie recht wohl.

Der Ihrige
L.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 23. Dec. 1771.

Meine Liebe!

Ich hatte dieſen Morgen das Vergnügen, zwey Briefe zugleich von Ihnen zu erbrechen. Aber wie gern hätte ich Ihnen den einen geſchenkt; die Nachricht von Ihrer Geſundheit darinn ausgenommen. — Sie glauben nicht, wie ſehr mir der Unfall des C. R. S** durch die Seele geht. Um ſo mehr, da ich glauben muß, daß es allerdings Unvermögen iſt, was ihm denſelben zugezogen. Gott, wie ſoll es der armen Frau gehen? und einer ſo zahlreichen unerzogenen Familie! Wenn ſie von ihren Freunden noch Etwas zu erwarten hat, ſo werden ſie es ihr ſauer genug machen, und ihr ſicherlich den Schritt, den ſie wider ihren Willen gethan, auf jedem Biſſen vorwerfen. Das iſt das Schrecklichſte, was ich mir denken kann. — Ich bin ihm, Sch**, noch einige hundert Mark ſchuldig. Ich will mein Möglichſtes thun, ſie ihm nächſtens zu übermachen. Ich weiß wohl, daß ihn dieſe Lumperey nicht retten kann; aber ich mag ihm doch auch unter dieſen Umſtänden nicht länger ſchuldig ſeyn. Ich muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er immer ſehr freundſchaftlich gegen mich geweſen, und mir es ausdrücklich überlaſſen, ihm das, was ich ihm bey meiner Verlaſſung ſeines Hauſes ſchuldig blieb, nach meiner Bequemlichkeit abzutragen. Ich habe es auch zum Theil gethan; würde aber doch emſiger darinn geweſen ſeyn, wenn ich mir ſeine Verlegenheit ſo dringend vorgeſtellet hätte. Ich glaubte, bey meiner letzten Ausflucht von Hamburg nach Berlin, ihn ganz befriedigen zu können: aber es ſchlug mir fehl, und was ich damals dort einzubekommen hoffte, bekomme ich nun erſt dieſes neue Jahr, und wer weiß auch, ob noch alles. —

Ich gehe morgen nach Braunſchweig; und ich ſchreibe Ihnen von da aus den nächſten Poſttag ausführlicher. Ich habe dieſen nur nicht vorbey laſſen wollen, ohne Ihnen zu bezeugen, wie ſehr mich die guten Nachrichten von Ihrer ſich wieder einſtellenden Geſundheit erfreuen. Ganz gewiß wird ſich auch alles Uebrige finden. — Leben Sie indeß recht wohl, meine Beſte.

Dero

ergebenſter

L.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 26. Dec. 1771.

Meine Liebe!

Ich wollte geſtern nach Braunſchweig, bin aber nicht weiter, als bis auf das Weghaus gekommen. Da fand ich Zachariä, aß mit ihm zu Mittage und Abend, plauderte mich mit ihm aus, und fuhr glücklich wieder nach Wolfenbüttel. Denn eigentlich wollte ich doch in Braunſchweig nichts, als mich einmal zerſtreuen: und da ich dieſe Zerſtreuung auf halbem Wege fand, ſo hatte ich dort weiter nichts zu ſuchen.

Was ich mit dem erſten Poſttage von dort aus thun wollte, thue ich alſo von hier — an Sie ſchreiben, meine Liebe. Und damit will ich mir den zweyten Feyertag recht angenehm vertreiben. Freylich wäre ich lieber eine Stunde bey Ihnen! Die Sonne hat geſtern und heute ſo ſchön geſchienen, und es iſt ſo angenehmes Wetter geweſen, daß wir, wenn es bey Ihnen auch ſo iſt, ſicherlich einen Spaziergang auf den Wall gemacht hätten. Aber Sie haben ihn doch auch gewiß ohne mich gethan? Halten Sie ja heilig, was Sie dem Doktor verſprochen, und Ihrer eignen Geſundheit ſo ſchuldig ſind! Ich bin verſichert, daß, wenn es nur erſt mit der wieder recht gut ſtehet, alles Uebrige Ihnen ein Spiel ſeyn wird; — ein Spiel, ob ſchon nicht mit den beſten Karten, doch aber immer noch gut genug, die Partie hinzuhalten. Endlich kommen denn wieder einmal gute Karten; und die Erinnerung iſt angenehm, auch einmal unglücklich geſpielt zu haben.

Ich habe die Tage her Sch . . s nicht eine Stunde aus den Gedanken verlieren können; und mich verlangt äußerſt, aus Ihrem nächſten Briefe zu erſehen, ob und wie dieſes Ungewitter vorübergegangen. Ich denke, daß F** noch Geduld haben wird. Lieb iſt mir dabey, daß das Lotto-Comtoir unter M. Namen geht: denn ich habe dieſes den Intereſſenten der hieſigen Lotterie, an die Stelle des jungen T. H., beſtens empfohlen, und es iſt mir noch Hoffnung gemacht, daß es die dortige General-Collecte für Braunſchweig erhalten ſoll. Wenn es aber nur nicht auch mit auffliegt! Denn in Hamburg weiß es doch jedermann, wer eigentlich der Unternehmer davon iſt, und es kann leicht, wenigſtens dort, an ſeinem Kredit vieles verlieren.

In meiner Wiener Sache, ſchreibt man mir aus Berlin, habe ich nun nächſtens unmittelbar von dorther Briefe zu erwarten. K.. n habe ich nur ſo viel davon geſchrieben, daß eine Veränderung mit mir im Werke ſey; ohne die geringſten weitern Umſtände. Ich war dieſes ſchuldig zu thun, weil er ſonſt mit ſeinen Söhnen, die er auf die Schule anher nach Wolfenbüttel thun wollte, auf mich gerechnet hätte; und es wäre unartig geweſen, wenn ich ihn bis auf die letzte Stunde in ſeiner Meinung, daß ich hier bliebe, gelaſſen hätte. Ich hoffe, daß er auch nur gegen Sie ſo indiſcret wird geweſen ſeyn, ſich von der Sache etwas merken zu laſſen. Ich habe ihn ernſtlich gebeten, keinem Menſchen etwas davon zu ſagen, und es wäre mir ſehr unangenehm, wenn öffentlich in Hamburg davon geſprochen würde. Zwar ſtehet von dem Vorhaben des Kaiſers ſelbſt bereits etwas in verſchiedenen politiſchen und gelehrten Zeitungen, wo auch einer und der andere nahmhaft gemacht wird, der in dieſer Abſicht nach Wien berufen worden. Ich wollte aber dennoch, daß meiner dabey ſo ſpät als möglich gedacht würde; und ja nicht eher, als bis ich hier ſelbſt dem Herzoge davon hätte Meldung thun können. Aus Berlin hat man den Profeſſor Sulzer, und einige andere von der Akademie, dahin verlangt, und aus Leipzig einen gewiſſen Profeſſor Garve. Aber was mich wundert, ſo hat auch Profeſſor Riedel aus Erfurt, ein ſehr ſchlechter Mann, den Ruf dahin erhalten; daß mir alſo bange iſt, die guten Wiener werden nicht immer die beſte Wahl treffen. Erkundigen Sie ſich doch, meine Liebe, bey dem Doktor Mumſen, (Tobias, meine ich, denn der iſt es doch wohl, den Sie brauchen?) ob an Klopſtocken kein Antrag geſchehen? Sie dürfen nur ſagen, daß Sie in den Zeitungen davon geleſen.

Wenn etwas aus der Sache werden ſoll, ſo wiſſen Sie wohl, was ich zugleich wünſche, und ohne welches mir wenig oder nichts daran liegt. Wien muß Ihnen auf keine Weiſe ein fataler Ort geworden ſeyn; und ich denke auch, daß er es nicht werden wird: ob ich ſchon aus Ihrem Widerwillen, ſelbſt die Reiſe dahin zu thun, faſt ſchließen ſollte, daß er es bereits iſt. Doch auch das giebt ſich denn wohl wieder, und ich will mich in das Zukünftige nicht zu tief einlaſſen.

Bey Ihrem Hamburger Waarenlager, meine Liebe, iſt mir eingefallen, ob Sie nicht hätten verſuchen ſollen, es in das Oeſtreichſche einführen zu dürfen. Ich glaube gewiß, man würde Ihnen die Erlaubniß dazu, in Betrachtung der Fabrik, nicht verſagt haben. Doch wenn es thunlich wäre, ſo würde es Ihnen ſchon längſt eingefallen ſeyn; und es iſt nur lächerlich, wenn ich Ihnen in ſolchen Dingen einen Rath geben will.

Mit T. H. auf der Höhe, glaube ich, mag es freylich wohl auch nicht zum Beſten ſtehen. Doch weiß man von einem Moratorio, das ſie erhalten hätten, in Braunſchweig nichts.

Leben Sie recht wohl, meine Beſte, und erfreuen Sie mich doch ja recht bald wieder mit guten Nachrichten von Ihnen. Das Beywort gut geht lediglich auf Ihre Geſundheit. Ich bin auf immer

ganz der Ihrige

L.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 31. Decbr. 1771.

Mein lieber Bruder,

Ich habe zur Zeit noch nichts in der bewußten Angelegenheit aus Wien vernommen, und ich muß Dir ſagen, wenn man daſelbſt verlangt, daß ich erſt zum Beſuche hinkommen ſoll, ſo kann aus der ganzen Sache nichts werden. Denn denke nur ſelbſt, wie unanſtändig und unſicher es ſeyn würde, zu einer ſolchen Reiſe den Herzog um Urlaub zu bitten. Sollte ich ihm die Wahrheit ſagen? oder ſollte ich ſie ihm nicht ſagen? Sagte ich ſie nicht: was könnte ich für einen Vorwand brauchen? und welcher Vorwand würde wahrſcheinlich genug ſeyn, daß man nicht ſogleich hindurch ſehen könnte? Sagte ich ihm aber die Wahrheit, nehmlich, daß ich mich in Wien beſehen wollte, ob es mir zu einem beſtändigen Aufenthalt da gefiele: was könnte ich mir für eine Antwort gewärtigen?

Ich ſehe nun überhaupt wohl, was es mit dem ganzen Dinge iſt. Es ſteht in öffentlichen Blättern ja nun ſchon genug davon; und in den Erfurter Gelehrten Zeitungen leſe ich, „daß Prof. Riedel mit einer ſehr anſehnlichen Beſoldung nach Wien zu der Stelle eines K. K. Raths berufen, und ihm dabey die freye Uebung der proteſtantiſchen Religion geſtattet worden. Er werde im Anfang künftigen Jahres ſeine Stelle antreten und in ſolchen Geſchäften gebraucht werden, die für die Litteratur unſres Vaterlandes von größter Wichtigkeit ſeyn würden.“

Aber, lieber Gott! wenn die guten Wiener mit Riedeln den Anfang machen: was kann man ſich viel davon verſprechen? Und wenn ſie Riedeln auf ſeine famam, und auf Treu und Glauben Anderer, ſofort berufen können: warum wollen ſie mich denn erſt ſehen? warum muthen ſie mir denn erſt eine Reiſe auf Beſichtigung zu? Du wirſt ſagen, die Beſichtigung ſey für mich. Aber es kömmt mir ganz ſo vor, als ob ſie eben ſowohl für die Wiener ſeyn ſolle, wie für mich. Kurz, wie geſagt: ohne völlige Gewißheit zu haben, thue ich keinen Schritt. — Und zieht Riedel ſeinen ganzen Anhang nach ſich, wie er ohne Zweifel zu thun ſuchen wird, ſo ſoll es mir eben ſo lieb ſeyn, wenn man mich läßt, wo ich bin. — Die Zeit wird es lehren. —

Alſo von andern Dingen. — Es thut mir leid, daß ich Dir in Deinem Vorhaben, etwas aus dem Engliſchen zu überſetzen, weder rathen noch helfen kann. In die Bibliothek kömmt von neuen engliſchen Sachen gar nichts, und Ebert hat auch ſeit langer Zeit nichts bekommen. Von denen, die Du in Vorſchlag bringſt, würde ich am meiſten für Dowe's Nachricht von Hindoſtan ſeyn, aus Gründen, die Du ſelbſt berührt haſt. Doch ich bin nicht vermögend, Dir die neue Ausgabe zu ſchaffen. An den Buncle wollte ich nicht, daß Du Dich machteſt. Zum Ueberſetzen iſt er ſchlechterdings nicht; und etwas Aehnliches aus ihm für deutſche Leſer zu machen, das würde keine Meßarbeit ſeyn! Die Suffisance de la religion naturelle kenne ich nicht; aber, wenn ſie ſo iſt, wie Du ſagſt, ſo iſt ſie ein nützliches und gutes Buch, bey welchem ich bleiben würde.

Mit meiner Tragödie geht es ſo ziemlich gut, und künftige Woche will ich Dir die erſten drey Acte überſenden. Mich verlangt, was Du davon ſagen wirſt. Mache nur, daß ſogleich daran kann gedruckt werden.

Wenn im zweyten Theile der Schriften die Erzählung, das Muſter der Ehen, noch nicht abgedruckt iſt, ſo ſoll es mir lieb ſeyn. Denn ich kann nicht begreifen, wie vom Anfange an die letzte Zeile darin ſo ganz widerſinnig abgedruckt worden. Es muß nehmlich nicht heißen:

Die Frau war taub, der Mann war blind;

ſondern umgekehrt:

Der Mann war taub, die Frau war blind.

Aendre das alſo, wenn es noch Zeit iſt.

Bey meiner letzten Anweſenheit in Berlin habe ich Herrn Meil ein Paar alte geſchnittene Steine, als Ringe in Gold gefaßt, gelaſſen. Er verſprach mir, eine Zeichnung davon zu machen, und ſie zu radiren. Erinnere ihn daran, und laß Dir die Ringe wieder geben. Er braucht zur Zeichnung weiter nichts, als einen guten Abdruck in Siegellack, den er davon nehmen kann. Die Ringe ſelbſt aber ſchicke mir je eher je lieber; und da keine Fuhrleute hierher gehn, ſo ſchicke mir ſie, in Baumwolle wohl verwahrt, mit den Büchern, ſo viel deren ſind, gerade mit der Poſt. —

Lebe wohl und ſchreibe mir bald. Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Madame König.

Braunſchweig, den 2. Jan. 1772.

Meine Liebe!

Ich habe zwey Briefe in den Händen, auf die ich Ihnen zu antworten ſchuldig bin; auſſer dem dritten, auf den ich Ihnen aber mit nichts, als mit meinem herzlichen Danke antworten kann. Sie ſind allzu gütig, und ich würde mich ſchämen müſſen, daß ich mit ſo gar nichts im Stande bin, Ihnen wieder eine Freude zu machen, wenn mich nicht Ort und Umſtände von ſelbſt deswegen bey Ihnen entſchuldigten.

Aus meiner Reiſe nach Braunſchweig zu den Feyertagen ward nichts, wie ich in meinem Letzten gemeldet. Aber zu dem neuen Jahr habe ich doch hingemußt, und es iſt aus Braunſchweig, daß ich Ihnen dieſes ſchreibe.

Unterweges auf dem Weghauſe hörte ich, daß man Bohnen an Sie abgeſchickt; aber nur eine kleine Quantität, und die mit der Poſt, damit Sie mir ſchreiben können, ob ſie Ihnen gut genug ſind. Hier habe ich nun noch anderthalb Himten Erbſen, und eben ſo viel Linſen, und die geben morgen oder übermorgen unfehlbar mit einem Fuhrmann ab. Sie wären ſchon ſeit acht Tagen abgegangen, wenn die Erbſen nicht erſt hätten müſſen geleſen werden; die übrigens gut ſeyn ſollen. Wegen des Thüringſchen Sauerkrauts hat Zachariä noch keine Antwort, ob es ſchon abgegangen oder nicht. Das Präſent an Madam D. iſt recht ſchön. Madam König verſprach mir nichts dergleichen; aber wohl Madam K. Ich denke, Madam K. wird ihres fertig machen, wenn ich wieder nach Hamburg komme.

Alles, was Sie mir von Ihren Angelegenheiten melden, beruhiget mich recht ſehr; vornehmlich weil ich ſehe, daß Sie nun mit mehr kaltem Blute daran arbeiten, und ſich es wenigſtens vornehmen, keine Bedenklichkeiten da zu ſehen, wo keine ſind. —

Ich wollte Ihnen noch recht viel ſchreiben — aber das verwünſchte Braunſchweig, wo ich keine Viertelſtunde allein ſeyn kann! Wenn ich Ihnen noch mit der heutigen Poſt ſchreiben will, ſo muß ich ſchließen. Und das will ich doch lieber thun, als Ihnen ganzer acht Tage nicht geſagt haben, wie ſehr ich Sie liebe! — Soll ich Ihnen noch zum neuen Jahr wünſchen, oder vielmehr mir ſelbſt wünſchen, wovon Sie wiſſen, daß ich nicht aufhöre, es zu wünſchen? Leben Sie recht wohl!

Dero

ergebenſter

L.

An Madame König.

Braunſchweig, den 9. Jan. 1772.

Meine Liebe!

Ich bin, ſeit meinem Letzten, leider! noch in Braunſchweig, wo ich ſo lange auf Briefe aus Berlin gewartet, die ich nun eben erſt erhalten, die mich aber demohngeachtet nöthigen, noch einige Tage hier zu verweilen. Ich kann gar nicht ſagen, daß mir dieſer Aufenthalt angenehm ſey, und ich wollte zehnmal lieber ganz einſam in meinem Wolfenbüttel ſitzen, als alle die hieſigen Luſtbarkeiten mitnehmen, die ohnedem ſchon ſo herzlich ſchaal ſind.

Ihr letzter Brief hat mir abermals keine geringe Freude gemacht, da ich ſehe, daß unter dem Rathe und Beyſtand des Herrn Schubachs Ihre Sachen ſo einen guten Gang zu nehmen fortfahren. Was mir aber am angenehmſten zu vernehmen geweſen, können Sie leicht ſelbſt ermeſſen: die Hoffnung, Sie bald zu ſehen! Wenn ich nicht noch um Ihre Geſundheit beſorgt wäre, ſo würde ich dieſes Vergnügen mit der äußerſten Ungeduld erwarten. Aber ſo mäßiget jene Beſorgniß meine Ungeduld um ein Großes: und ich wünſche recht ſehr, daß Sie ſich wohl vorher prüfen mögen, ob Sie die Ungemächlichkeiten eines ſolchen Weges auszuhalten im Stande ſind. —

Dieſes macht mich an Ihren Doktor gedenken. Allerdings habe ich geglaubt, daß Sie dem grundgelehrten Mann, wie ihn K. nennt, ſeinen Abſchied gegeben, und dafür Mumſen angenommen. Ich wollte auch wohl wetten, daß dieſer Name in einem von Ihren Briefen vorkäme; die ich aber nicht bey mir habe, um jetzt nachzuſehen. Doch kann es auch wohl ſeyn, daß ich für Matſen Mumſen geleſen. Es wäre ganz natürlich, daß ich bey Ihren damaligen Umſtänden eben ſo geſchwind an einen Doktor der Arzney, als an einen Doktor der Rechte gedacht hätte.

— Indeß iſt es mir für Schubach ſelbſt lieb, wenn Sie ſich bey ſeinem Rathe noch immer ſo befinden, daß Sie nicht nöthig gehabt, zu einem andern Ihre Zuflucht zu nehmen. Nur beſorge ich nunmehr, daß Sie es doch nicht thäten, wenn Sie es auch nöthig hätten. —

Ich fange nun auch an zu merken, daß man in Wien ſich eben nicht zu übereilen pflegt. Ich habe noch von daher nichts, wohl aber mit voriger Poſt abermals über Berlin eine ſonderbare Anfrage: ob ich nicht geneigt ſey, auf Koſten des Kaiſers, auch nur zum Beſuche vors erſte, nach Wien zu kommen, um mir ſelbſt meine Bedingungen zu machen, und Verſchiednes einrichten zu helfen. Was ſagen Sie dazu? Ich habe faſt empfindlich darauf geantwortet. Denn wie wäre es möglich, daß ich zu ſo einer Reiſe aufs Ungewiſſe, wie ſie es doch immer bey allen möglichen Verſicherungen ſcheinen würde, hier um Erlaubniß anhalten könnte? —

Sollte ſich die nähere Aufklärung dieſer Sache noch einige Zeit verſchieben, und es käme zu Ihrer Reiſe, ſo hoffte ich von Ihnen, meine Liebe, manches zu erfahren, was ich ſehr gerne wiſſen möchte. Beſonders, was S. daran für Antheil hat, oder mit der Zeit haben dürfte? Mir iſt bange geweſen, daß ſich auch Klotz mit in das Spiel miſchen möchte: aber der Mann hat ſich dasmal klüger erwieſen, als ich gedacht hätte, — er iſt geſtorben. Ich möchte gern über dieſen Zufall lachen: aber er macht mich ernſthafter, als ich auch gedacht hätte. —

Leben Sie recht wohl, meine beſte Freundinn. Mein Nächſtes iſt aus Wolfenbüttel, und um ſo viel klüger!

Dero

ergebenſter auf immer
Leſſing.

An Madame König.

Braunſchweig, den 16. Jan. 1772.

Meine Liebe!

Ich bin zu meinem großen Verdruſſe noch in Braunſchweig, und ſeit einigen Tagen an einer verzweifelten Kolik faſt bettlägrig geweſen, die ich mir durch Erkältung zugezogen. Heute iſt mir wieder ganz erträglich, und wenn es ſo anhält, ſo gehe ich morgen unfehlbar nach Wolfenbüttel, um von da, auf die erſte Nachricht von Ihrer Durchkunft, wieder anher zu kommen.

Sie glauben nicht, wie ſehr ich mich auf dieſe Durchkunft freue, ob Sie mir gleich drohen, daß ſie nur von wenig Stunden ſeyn werde.

Tag und Nacht müſſen Sie wenigſtens hier ausruhen: und überhaupt Ihre Reiſe ſo langſam und gemächlich einrichten, als es nur immer möglich ſeyn will. Zwar werde ich auch ſo noch Ihrer Geſundheit wegen unendlich beſorgt ſeyn: und ich bitte Sie nochmals um alles, warum ich Sie bitten kann, ja auf dieſe mehr Rückſicht zu nehmen, als auf alle Vorſtellungen Ihrer Freunde. Prüfen Sie ſich noch ja wohl, und wenn Sie die geringſten Bedenklichkeiten bey ſich ſpüren, ſo folgen Sie Ihrem eignen Gefühle, und unterlaſſen die ganze Reiſe. Was könnte es helfen, wenn Sie krank nach Wien kämen? — Doch vielleicht iſt Ihnen die Reiſe auch ſelbſt zuträglich: und Sie ſehen wohl, wie ſehr ſich meine Beſorgniß um Ihre Geſundheit, und mein Verlangen, Sie zu ſehen, hier mit einander vermiſchen.

Wenn Sie nach Braunſchweig kommen: — denn daß Sie über Braunſchweig, und nicht über Uelzen gehen, das verſteht ſich doch wohl von ſelbſt; nicht? — ſo ſteigen Sie, meine Liebe, nur immer wieder in dem Stern oder in der Roſe, Ihrem vorigen Quartiere, ab. Denn das Haus, worinn ich meine gewöhnliche Niederlage habe, iſt zu ſchlecht, und in der Meſſe mit allerley Leuten angefüllt.

Was ich von dem Gange, den Ihre Angelegenheiten itzt nehmen, überhaupt denke, habe ich Ihnen ſchon geſagt. Sicher genug ſcheinet Herr Schubach gehen zu wollen: aber mich dünkt nur, wenn man in ſolchen Sachen allzu ſicher gehen will, ſo wird auf der andern Seite die Ausſicht zum Verdienſt ſo geringe, daß die Sorge und Mühe, die man darauf wendet, kaum mehr der Mühe lohnen. Ich darf mir in Handlungsgeſchäften nicht die geringſte Einſicht anmaßen: aber es könnte doch ſeyn, daß ſich auf das Fabriken-Weſen Herr Schubach auch eigentlich nicht verſtünde; und da wünſchte ich denn wohl, daß Sie ſich mehr auf Ihre eignen Einſichten, als auf ſeine verließen.

Sie werden, meine Liebe, wenn Sie an Ort und Stelle ſind, alles am beſten überſehen können: auch ſogar die Lage meiner Sache. Was ich in Anſehung dieſer wünſche, und warum ich es wünſche, das wiſſen Sie am beſten, und werden mir daher auch am beſten rathen können — bald hätte ich dazu geſetzt: wenn Sie wollen.

Doch ich bin es überzeugt, deß Sie wollen: — und mündlich davon ein Mehreres.

Sie ſchreiben mir doch gewiß vorher, ehe Sie abreiſen? — wenn Sie anders noch abreiſen. Ich möchte gern den Tag Ihrer Ankunft genau wiſſen, um jeden Augenblick von Ihnen zu genießen, ohne lange vergebens in dem elenden Braunſchweig zu warten, wo ich nun auf lange Zeit nichts mehr zu thun habe.

Leben Sie recht wohl, meine liebſte, beſte Freundinn. Aus Wolfenbüttel ſchreibe ich Ihnen, ſobald ich da angekommen. Ich bin ganz

der Ihrige

L.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 23. Jan. 1772.

Meine Liebe!

Gott ſey Dank, daß ich endlich wieder in Wolfenbüttel bin. Dasmal bin ich Braunſchweig ſo ſatt geworden, daß nichts in der Welt mich ſo bald wieder hinbringen ſollte, wenn Sie nicht wären.

Aber wie ſehr freue ich mich nun, Sie bald da zu ſehen! Und Sie geſund zu ſehen! Wenn Sie von dieſer Seite nichts zu befürchten haben: o ſo reiſen Sie doch ja, und je eher je lieber! Ob ich Ihren Beſuch wünſche? Dieſe Frage ſoll ich Ihnen vorher recht gewiſſenhaft beantworten? Ich bin weit gekommen, wenn Sie mir dieſe Frage noch im Ernſte thun! Sollten Sie meine Beſorgniß um Ihre Geſundheit wohl übel verſtanden haben? Wenn ich dieſerwegen Ihre Reiſe nicht ſo ſchlechterdings wünſchte: ſollten Sie mir das wohl für Gleichgültigkeit ausgelegt haben? Demohngeachtet wiederhole ich es nochmals: Ihre Geſundheit geht mir über alles, und lieber will ich Ihren Anblick noch lange entbehren, als dieſe der geringſten Gefahr ausgeſetzt wiſſen.

Doch ich bin desfalls nun durch Ihren letzten Brief völlig beruhiget. Wie gut iſt es, daß ſich Ihr Herr Bruder auch hier ins Mittel ſchlagen wollte! Ich danke ihm dafür mehr, als für alles andere, was er ſonſt für Sie gethan. Denn mit unſerm Freund Grund iſt es doch ſo ganz richtig nicht; und ich möchte einen, der Geſundheit braucht, eben ſo wenig an ihn verweiſen, als einen, der Geld ſucht, an unſern Freund K.

Schrieb ich Ihnen nicht in meinem Vorigen, daß ich einige Tage mit einer Kolik geplagt geweſen? Ich habe ſie glücklich mit nach Wolfenbüttel gebracht, aber mich mit einer Doſis Ipecacuanha auch ſchon wieder ziemlich davon kurirt. Wenn ich in meiner Ordnung bleiben kann, ſo bin ich der geſundeſte Menſch von der Welt: und eben ſo gut, daß die geringſte Unordnung gleich ſo einen empfindlichen Eindruck auf mich macht. Ich hatte mich in der Komödie erkältet, hatte darauf bis um Mitternacht Punſch getrunken, und war, ohne Pelz und alles, in der Kälte nach Hauſe gegangen, wo ich obendrein kein warmes Zimmer fand. Das ſoll mir nun gewiß nicht wieder begegnen.

In Wien, meine Liebe, erkundigen Sie ſich ſchriftlich wegen meiner nur nach nichts. Ich möchte ſelbſt gern nicht den geringſten Schritt thun, weder mittelbar noch unmittelbar. So viel ſchreibt man mir, daß Riedel ein bloßer Nothnagel ſey, und daß weder er noch S. auf die Sache einen großen Einfluß haben werde. Es iſt am beſten, ich warte es ruhig ab, bis Sie mündlich unter der Hand ſich nach allem erkundigen können. Einen Brief an den Staatsrath Gebler will ich Ihnen mitgeben. Er hat ſehr verbindlich an mich geſchrieben, und mir zwey neue Stücke geſchickt. Indeß Sie hinkommen, wird auch mein neues Stück gedruckt ſeyn, welches Sie ihm mitbringen ſollen.

Aber wie rechne ich denn auch? Wenn Sie zu Ende dieſes Monats noch gewiß von Hamburg abreiſen wollen: ſo wird Sie ja dieſer Brief nur noch eben treffen. —

Und den Augenblick erhalte ich Ihr Letztes vom 17ten, das nach Wolfenbüttel gekommen, als ich noch nicht da war, und wieder nach Braunſchweig geſchickt worden, als ich eben von da weg war.

Auf dieſes, meine Liebe, habe ich Ihnen nur wenig zu antworten. Ich halte Sie für eine recht ehrliche Frau: aber dasmal denke ich doch, daß Sie mit Betrug umgehen, und daß Sie, nicht etwa mehr, ſondern ganz und gar nichts in der Lotterie gewonnen haben. Geſtehn Sie mir die Wahrheit! —

Da ich ſonſt in dieſen Ihren letzten Zeilen nicht finde, wenn Sie von Hamburg abzugehen gedenken, ſo bilde ich mir ein, daß es doch ſo geſchwind noch nicht geſchehen wird. Ich werde Ihnen alſo auch noch ſchreiben können, und es ganz unfehlbar thun; denn ich bin nun wieder in Wolfenbüttel.

Leben Sie recht wohl, meine Liebe! Ganz

der Ihrige
L.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 25. Januar 1772.

Mein lieber Bruder,

Ich habe das Paket mit den Büchern erhalten, wofür ich Dir recht ſehr verbunden bin. Nur Schade, daß gerade das darin gefehlt hat, was ich am begierigſten erwartete. Nehmlich einige Exemplare von dem erſten Theile der vermiſchten Schriften. Ich muß nothwendig eins oder zwei nach Göttingen, und noch ein Paar anderwärts wohin ſchicken, wo ſonſt keine Bekanntmachung derſelben erfolgt, als woran Herrn Voß ſelbſt gelegen ſeyn muß. Verſäume alſo ja nicht, mir deren wenigſtens ein halbes Dutzend mit erſter fahrender Poſt zu ſchicken; und lege zugleich mit den franzöſiſchen Traktat von Falconet über ſeine Statue equestre, oder wie ſonſt der Titel heißt, bey, den ich gleichfalls unter dem Ueberſandten nicht gefunden, den ich aber auf Deiner Stube liegen laſſen.

Des Martini Storia della Musica, die mir Herr Kirnberger geſchickt, iſt mir ſehr angenehm. Frage ihn aber doch, ob er mir das Exemplar ganz ablaſſen will, und was es koſten ſoll. Auch möchte ich Herrn Kirnbergers neueſtes Werk gern haben, das hier in den Buchläden nicht zu finden iſt.

Die erſte Hälfte meiner neuen Tragödie wirſt Du nun wohl haben; und ich bin ſehr begierig, Dein Urtheil darüber zu vernehmen. Ich habe über keine Zeile derſelben eine Seele, weder hier noch in Hamburg, können zu Rathe ziehn: gleichwohl muß man wenigſtens über ſeine Arbeit mit jemand ſprechen können, wenn man nicht ſelbſt darüber einſchlafen ſoll. Die bloße Verſicherung, welche die eigene Kritik uns gewährt, daß man auf dem rechten Wege iſt und bleibt, wenn ſie auch noch ſo überzeugend wäre, iſt doch ſo kalt und unfruchtbar, daß ſie auf die Ausarbeitung keinen Einfluß hat.

Binnen acht Tagen, wenn ich mit dem Abſchreiben nicht aufgehalten werde, ſoll der Reſt folgen. Nun bitte ich Dich nur, auf die Correctur allen Fleiß zu wenden. Am beſten würde es ſeyn, wenn Du Dir das Manuſcript bey der Correctur könnteſt vorleſen laſſen. In der Orthographie der Namen ändre nichts, und beſonders bleibe mir mit dem Ramlerſchen K daraus weg, welches mich ſchon in den Abhandlungen über das Epigramm choquirt hat. Die Namen ſind italieniſch, und müſſen alſo auch ihre italieniſchen Buchſtaben behalten.

Aus Wien habe ich nichts gehört, und ſelbſt will ich ſchlechterdings keinen Schritt thun, weder mittelbar noch unmittelbar. Sonſt dürfte ich mich nur bey dem Staatsrath Gebler erkundigen, welcher mir ſeine neueſten Stücke geſchickt hat.

Der Maler Calau, den ich ganz wohl kenne, iſt freylich kein großer Hexenmeiſter; auch ſeine Art zu malen mag jetziger Zeit ſehr entbehrlich ſeyn: aber ſo viel muß ich ihm zum Ruhme nachſagen, daß ich aus ſeinen Urtheilen und Meinungen, die Art der Alten zu malen betreffend, verſchiedene Stellen im ältern Plinius habe verſtehen lernen, die mir unerklärlich geweſen ſind, und über die alle Ausleger nichts als ungereimtes Zeug ſchwatzen.

Döbbelin ſpielt in Braunſchweig mit ſehr mäßigem Beyfall, und reich ſoll er wenigſtens dabey nicht werden. Daß Koch in Berlin ſich beſſer ſtehen mag, iſt mein Wunſch. — Schreibe mir bald wieder, lieber Bruder, und lebe indeß wohl.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Madame König.

Braunſchweig, den 31. Jan. 1772

Meine Liebe!

Was meinen Sie? Ich ſchreibe Ihnen ſchon wieder aus Braunſchweig, wohin ich ſo bald nicht wieder kommen wollte. Aus Urſachen — aber die Urſachen hiervon ſind ſo mancherley und ſo klein, daß es ſich nicht der Mühe lohnet, einen Brief damit anzufüllen. Ich verſpare ſie alſo auf unſre mündliche Unterredung.

Wie ſehr freue ich mich auf dieſe! Und möchte Ihr Schwager doch nur lieber bleiben, wo er iſt, wenn er Urſache ſeyn ſoll, daß Sie um ſo viel mehr eilen müſſen. Was kann er Ihnen ohnedem auf ſo wenige Zeit in Wien nutzen? Und dann, meine Liebe, wäre es freylich beſſer, wenn Sie mich gerade in Wolfenbüttel beſuchten. Aus dem Wege wäre es ja ganz und gar nicht. Denn von Braunſchweig aus müſſen Sie über Wolfenbüttel doch, Sie mögen auch für einen Weg nach Wien nehmen, welchen Sie wollen.

Das Einzige, warum ich doch wünſchte, daß Ihr Schwager Sie begleiten möchte, ſind die Ungemächlichkeiten der Reiſe ſelbſt, von welchen er Ihnen wenigſtens einen größern Theil könnte übertragen helfen, als wenn Sie wiederum blos und allein mit Ihrem Mädchen reiſen müßten, die auf nichts weiter denken würde, als ihre vorigen Bekanntſchaften zu erneuern.

Ich ſehe und ſpreche Sie nun aber allein, oder in Geſellſchaft Ihres Schwagers, hier oder in Wolfenbüttel, ſo ſehe und ſpreche ich Sie doch. Das iſt das Einzige, woran ich itzt denke.

Den Brief an den Staatsrath Gebler ſollen Sie gewiß finden. Und ob ſchon meine Bekanntſchaft mit ihm noch ganz neu iſt, ſo ſehe ich doch nicht, warum ich ihm deswegen nicht Ihre Angelegenheiten empfehlen dürfte.

Meine neue Tragödie dürfte ſchwerlich um dieſe Zeit ſchon abgedruckt ſeyn. Aber ich hoffe doch, ſie Ihnen noch nachſchicken zu können, ehe Sie in Wien angekommen ſind.

Wegen meiner Geſundheit, meine Liebe, ſeyn Sie nur ganz unbeſorgt. Ich bin ſo gut, als wieder hergeſtellt; und ich hatte ſehr Unrecht, einer Kolik wegen ein Wort zu verlieren. Auf dem Wege, wie ich mir die zuzog, will ich mir gewiß in meinem Leben keine wieder zuziehen.

Aber wer ſagt Ihnen denn, daß ich hier in Braunſchweig zu ſchwirren pflege? Es fehlt nicht viel, daß ich hier nicht eben ſo einſam lebe, als in Wolfenbüttel: und mein ganzes Schwirren iſt, daß ich dann und wann mit Zachariä ein Glas Punſch trinke. Punſch aber, der Citronen wegen, wird von allen Medicis als ein ſehr gutes Präſervativ gegen die hier im Schwange gehenden Krankheiten empfohlen.

Den Tod ſeiner Frau hat mir B. ſelbſt gemeldet: aber der Tod des General Janus war mir ganz etwas Neues und Unerwartetes. Ich hätte dem Manne, ſeinem Anſehen nach, doch auch ein längeres Leben gegeben. Seine Wittwe wird indeß wohl ungefähr eben ſo betrübt ſeyn, als jener Wittwer. Spricht man denn ſchon davon, daß er auf die A. ein Auge hat? — Und lieber Gott! wie zerſtört muß es in unſerm ehemaligen Zirkel ausſehen, wenn auch G** und B** nicht mehr zuſammen halten.

Die Revolution in Kopenhagen iſt beſonders. Und ſo war es auch einzig und allein möglich, St** zu ſtürzen. Man ſieht, man hat ſeinen Fall dem König abgezwungen: aber was man ihm denn nun, vor den Augen der Welt, zur Laſt legen wird, das bin ich ſehr begierig zu erfahren. Freylich wird die Sache den Anhängern von B** nur bald recht ſeyn, da dieſer noch nicht zurückberufen worden. Gleichwohl hat es ja ſchon in der neuen Zeitung ausdrücklich geſtanden, daß er eine Staffette erhalten, auf welche er unverzüglich nach Kopenhagen abgegangen: und ich ſollte meinen, L...g würde doch ſo etwas zuverläſſig haben wiſſen können. Vielleicht hat er aber gemeinet, es könne gar nicht fehlen. — Ich will ſehr wünſchen, daß auch für W. ſich dabey eine gute Conjunctur äußern möge. So viel weiß ich, daß er mit R** lange ſchon in Correſpondenz geſtanden. — Niemanden bedaure ich dabey mehr, als Sturzen. Aber ich werde mich auch nimmermehr bereden, daß er ſich in etwas ſollte eingelaſſen haben, was unter keinerley Umſtänden einem rechtſchaffnen Manne geziemt. —

Nun leben Sie recht wohl, meine Liebe. Nicht wahr, Sie ſind doch völlig geſund? Und die Arzneyen Ihres Herrn Bruders fahren auch fort, die guten Wirkungen zu unterhalten? Ehe Sie abreiſen, ſchreibe ich Ihnen gewiß noch mehr als einmal. — Wovon ich Ihnen nichts weiter ſchreiben ſollen, davon ſchreibe ich Ihnen auch nichts weiter. Um Verzeihung habe ich Sie in meinem Herzen auch gebeten. Aber das Spiel möchte ich doch kennen, in welchem Sie mit mir in Compagnie ſpielen könnten, wenn es nicht das Lotto wäre! — Leben Sie nochmals wohl. Ihre Familie iſt doch auch recht wohl und munter? Ich bin auf immer

ganz der Ihrige
L.

An Madame König.

Meine Liebe!

Ich bin noch in Braunſchweig; und da heute ſchon der 6te iſt, ſo denke ich, daß ich eben ſo wohl thue, wenn ich nur gleich bis zum 15ten hier bleibe. So habe ich doch eine angenehme Urſache, die mich hier hält; und ich kann mir und andern ſagen, daß, wenn ich kein Vergnügen hier habe, ich wenigſtens Vergnügen hier erwarte.

Aber ſo ſehr ich mich auf dieſes Vergnügen freue, ſo viel Kummer machen mir auch die Sorgen und Verdrießlichkeiten, die Sie ohne Zweifel noch zu überſtehen haben werden, ehe Sie ſich werden ruhig in den Wagen ſetzen können.

Und wer iſt denn der Mann, der Ihnen vorzüglich ſo viele Kränkungen macht? Ich will doch nimmermehr hoffen, daß es Ihr Schwager iſt? Ich habe zwar die gute Meinung lange nicht mehr von ihm, die ich ſonſt von ihm gehabt habe. Aber das könnte ich mir doch auch nicht von ihm vorſtellen, daß er, außer ſeiner Indolenz, Ihnen noch muthwillig Verdruß machen könne.

Allerdings haben Ihre Geſchwiſter alle Urſache, bey einer ſo weiten Reiſe, zu einer ſolchen Jahrszeit, um Sie in Sorgen zu ſeyn. Auch ich würde äußerſt unruhig darüber ſeyn, wenn ich mich nicht auf Ihre Verſicherung verließe, daß es wirklich mit Ihrer Geſundheit gegenwärtig ſo wohl ſtehet, daß Sie hoffen dürfen, die Reiſe werde Ihnen zuträglicher, als nachtheilig ſeyn.

Mit meiner Geſundheit iſt es ganz wieder bey dem Alten. Doch muß ich mich vor Erkältungen noch in Acht nehmen und das thue ich. Einen ganz außerordentlichen Anſtoß mit meinen Augen hatte ich vor einigen Tagen in der Komödie. Ich ſahe auf dem Theater anſtatt Eines Lichts zwölfe, aber keine Perſonen. Sie werden denken, daß ich mich auch wohl mit meinen Augen da könnte verſündiget haben, wo ich daran geſtraft ward. Aber nein, meine Liebe, ſo etwas Außerordentliches war es nicht. Wie ich wieder in die friſche Luft kam, war es vorbey, und die Aerzte rathen mir blos, je eher je lieber zur Ader zu laſſen, welches auch morgen oder übermorgen geſchehen ſoll.

Ich ſchreibe Ihnen da mächtig wichtige Dinge. Aber ich habe Ihnen auch von mir nichts Wichtigers zu ſchreiben; ſo wie von fremden Neuigkeiten ganz und gar nichts.

Daß jedermann über die Meſſe hier klagt, das verſteht ſich von ſelbſt. Gleichwohl iſt die ganze Welt vorgeſtern auf der Redoute geweſen; nur ich nicht. Wenn mancher darunter geweſen, der ſeine Grillen zu vertanzen geſucht: ſo habe ich ſie doch noch lieber verſchlafen wollen.

Ich wollte wohl, daß die reiche W. als meine Frau geſtorben wäre; wenn ſie anders geſtorben, und nicht verreckt iſt. Wahrſcheinlich genug, daß ſie bey mir auch früher davon gemußt hätte. Denn ich würde ohne Zweifel das Verſehen ihrer Magd öfters begangen, und Dukaten anſtatt Marken hingegeben haben.

In Ihrem nächſten Briefe, welchen ich heute oder morgen erwarte, hoffe ich die nochmalige Verſicherung von Ihrer Ankunft zu finden. Sobald ich dieſe habe, will ich Ihnen Quartier, nicht in meinem elenden Wirthshauſe, auch nicht in der Roſe, ſondern in dem Sterne beſtellen, wenn Sie nicht ausdrücklich etwas wider den Stern haben. — Aber ich will doch nimmermehr glauben, daß es Ihr guter Ernſt iſt, falls Ihr Schwager Sie nicht begleitet, ganz allein zu kommen? Das iſt, auch ſogar ohne Mädchen? Das wagen Sie doch ja nicht, meine Liebe; und wenn Sie auf voriger Reiſe auch noch ſo wenig Dienſte von der Kreatur gehabt haben, ſo laſſen Sie ſie demohngeachtet nicht zurück. Hören Sie, thun Sie das ja nicht: ſonſt laufen Sie Gefahr, wenn Sie ſo ganz allein kommen, daß ich Sie bis nach Wien begleite. Denn ganz allein laſſe ich Sie wirklich nicht weiter reiſen. Machen Sie ſich darauf nur gefaßt: wenigſtens bringe ich Sie bis vor die Thore von Wien: denn ganz herein zu kommen, würde mit meiner letzten Erklärung, die ich dahin ſchreiben laſſen, nicht beſtehen. Man möchte denken, ich hätte mich anders beſonnen, und käme nun, es näher zu geben.

Leben Sie wohl, meine Liebe — bis auf noch einen, den ich Ihnen nach Hamburg ſchreiben kann.

Der Ihrige
L.

An Madame König.

Braunſchweig, den 10 Febr. 1772.

Meine Liebe!

Eben wird Sie dieſer Brief noch in Hamburg treffen können, um Ihnen glückliche Reiſe zu wünſchen, wenn es bey dem erſten Entſchluße, den 15ten dieſes abzureiſen, anders noch geblieben. Doch ich denke, der Aufſchub wird Statt gefunden haben, und ich werde mich auf das Vergnügen, Sie zu ſehen, acht Tage länger freuen müſſen. In dem einen, oder in dem andern Falle, iſt es aber nun ſchon beſchloſſen, Sie hier zu erwarten, ohne erſt wieder nach Wolfenbüttel zurückzukehren. — Denn Sie wollen mir ja nicht zumuthen, daß ich blos Ihrentwegen nach Braunſchweig käme. — Wiſſen Sie, meine Liebe, daß mich das faſt verdrießen ſollte?

Doch es mag ſo eigentlich nach den Worten nicht gemeinet ſeyn! Denn wahrlich, ſonſt müßte ich Sie dabey halten. — Merken Sie nur, daß alle Komplimente in das Gleichgültige fallen.

Geſchwind von etwas anderm, damit ich dieſe Idee verliere. — Das iſt ja ein recht glücklicher Zufall für Z**, der die Zärtlichkeit ſeiner Frau noch ſo ſpät für ihn anfeuert. Wenn dahinter nur nicht etwas anders ſteckt! Doch dieſe Anmerkung iſt hämiſch. Und warum ſollte eine nicht ganz ſchlechte Frau, wenn ihr Herz durch Betrübniß weich gemacht worden, nicht das aus Mitleid thun, was ſie nie aus Liebe thun wollen?

Ihr Freund, Herr Schubach, iſt unſtreitig ein ſehr ehrlicher und ſehr einſichtsvoller Mann. Ich wünſchte aber doch, daß er Sie mit allzu vielen Bedenklichkeiten itzt verſchonte. Ich ſtelle mir vor, daß Sie eher keinen feſten Entſchluß faſſen können, als in Wien. Der Verkauf iſt freylich das Klügſte, wenn Sie einen billigen machen können. Aber aus Furchtſamkeit, aus Kleinmuth allzu viel aufopfern — —

Doch ich rede, wie der Blinde von der Farbe. Ich wollte, es beträfe eine Schwierigkeit, in die ich mich miſchen könnte! — Nur eins möchte ich wiſſen; wenn dergleichen Fabriken in Wien nicht ſollen Beſtand haben, wo ſollen ſie ihn denn haben können? —

Nicht wahr, ich darf mit nächſter Poſt ein Paar Zeilen von Ihnen hoffen, die mir wegen Ihrer Ankunft das Gewiſſe melden? —

Und indeß leben Sie wohl, meine liebſte, beſte Freundinn. Ich ſchreibe Ihnen heute nur, um Ihnen geſchrieben zu haben.

Ganz der Ihrige
L.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 10. Febr. 1772.

Liebſter Bruder,

Es iſt mir recht ſehr lieb, daß Dir mein Ding von einer Tragödie noch ſo ziemlich gefallen hat. Und Deine Anmerkungen darüber ſind mir ſehr willkommen geweſen. Ich bitte Dich, auch in Anſehung des Ueberreſtes damit fortzufahren.

Die Stelle S. 41. Die Furcht hat ihren beſondern Sinn; muß ich Dir geſtehen, iſt, ſo wie ſie iſt, zwar kein Fehler des Abſchreibers. Doch laß ich mir Deine Veränderung gefallen. Im Grunde ſoll es gar keine beſondere tiefe Anmerkung ſeyn, welche Emilia freylich in ihrer Verfaſſung nicht machen könnte; ſondern ſie ſoll bloß damit ſagen wollen, daß ſie nun wohl ſehe, die Furcht habe ſie getäuſcht. Aber freylich, der Ausdruck iſt ein wenig zu geſucht. Wenn es der Claudia in den Mund gelegt wird, ſo laß hinter das Wort Sinn nur einen Strich (—) ſetzen, daß es mit dem Folgenden nicht zuſammen ausgeſprochen wird.

Was Du von dem Charakter der Emilia ſagſt, hat viel Wahres. Aber ſo ganz Recht kann ich Dir doch nicht geben, aus folgenden Urſachen:

1) Weil das Stück Emilia heißt, iſt es darum mein Vorſatz geweſen, Emilien zu dem hervorſtechendſten, oder auch nur zu einem hervorſtechenden Charakter zu machen? Ganz und gar nicht. Die Alten nannten ihre Stücke wohl nach Perſonen, die gar nicht aufs Theater kamen.

2) Die jungfräulichen Heroinen und Philoſophinnen ſind gar nicht nach meinem Geſchmacke. Wenn Ariſtoteles von der Güte der Sitten handelt, ſo ſchließt er die Weiber und Sklaven ausdrücklich davon aus. Ich kenne an einem unverheiratheten Mädchen keine höhere Tugenden, als Frömmigkeit und Gehorſam.

3) Zeigt denn jede Beobachtung der äußerlichen Gebräuche einer poſitiven Religion von Aberglauben und ſchwachem Geiſte? Wollteſt Du wohl alle die ehrlichen Leute verachten, welche in die Meſſe gehen, und während der Meſſe ihre Andacht abwarten wollen, oder Heilige anrufen? — Wegen des Zuges mit dem Traume haſt Du ganz Unrecht; wesfalls Du das Manuſcript nur wieder nachſehen darfſt. Emilia glaubt nicht an den Traum; ſondern ſie erkennt mit ihrer Mutter den Traum für ſehr natürlich: wegen ihres größern Geſchmacks an Perlen als an Steinen. Aber, ob ſie ſchon nicht an den Traum als Vorbedeutung glaubt: ſo darf er doch gar wohl ſonſt Eindrücke auf ſie machen. Appiani iſt es, der ſich dabey länger aufhält, als ſie beyde. Aber auch den laſſe ich die Urſache davon angeben.

4) Am Ende wird denn auch freylich der Charakter der Emilia intereſſanter, und ſie ſelbſt thätiger. — Nur käme das ein wenig zu ſpät, wenn es wahr wäre, daß ſie ſchon einen kleinen Begriff von ſich erweckt hätte. —

Doch es ſey auch mit dem allen, wie es wolle; wenn das Stück nur im Ganzen Wirkung hervorbringt.

Das Süjet davon war eins von meinen älteſten, das ich einmal in Hamburg auszuarbeiten anfing. Aber weder das alte Süjet noch die Hamburger Ausarbeitung habe ich jetzt brauchen können, weil jenes nur in drey Acte abgetheilt, und dieſe ſo angelegt war, daß ſie nur geſpielt, aber nie gedruckt werden ſollte.

Was Du von dem Charakter der Orſina ſagen wirſt, verlangt mich am meiſten zu hören. Wenn er einer guten Schauſpielerin in die Hände fällt, ſo muß er Wirkung thun.

Antworte mir je eher, je lieber, und wenn es unter acht bis zehn Tagen geſchieht, ſo antworte mir nur recta nach Braunſchweig, wo ich mich bis gegen den 20ſten aufhalten werde. Lebe wohl.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Madame König.

Braunſchweig, den 24. Febr. 1772.

Meine Liebe!

Ich verfolge Sie in den dritten Tag unabläſſig mit meinen Gedanken. Nun wird es Zeit ſeyn, Sie auch mit meinen Briefen zu verfolgen; wenn Sie anders einer in Nürnberg treffen ſoll.

Endlich ſind Sie doch da wohl und geſund angelangt? Und haben Ihren Weg ſo gut und glücklich zurückgelegt, als es bey der ſchlechten Witterung nur immer möglich geweſen? — Machen Sie ja, daß ich in den nächſten Tagen Verſicherung davon erhalte. Sie glauben nicht, wie beſorgt ich um Sie bin. Mich hat die Nacht in meinem Bette gefroren, wenn ich aufwachte und mich beſann, was Sie in dieſem Augenblick vielleicht ausſtehen müßten.

Wenn ich Sie nur erſt über Nürnberg weiß, und zuverläſſig glauben darf, daß Sie geſund ſind.

Es wäre noch zu zeitig, etwas von dem ſchriftlich zu wiederholen, was wir einander mündlich verſichert haben. Ich rechne auf Ihr gutes Gedächtniß, und weiß, daß das Gedächtniß noch einmal ſo gut iſt, wenn ihm das Herz ein wenig einhilft.

Alſo wird dieſer Brief auch ganz kurz ſeyn; welches er ſchon deswegen ſeyn müßte, weil die Poſt den Augenblick abgeht, wornach ich mich zu ſpät erkundigt habe. — Nur noch eine Neuigkeit. Eben als Sie weg waren, erfuhr ich, daß Bernſtorf den 18ten in Hamburg plötzlich geſtorben. Es iſt doch ſonderbar!

Nun leben Sie recht wohl, und reiſen Sie glücklich weiter. Meinen vielfältigen Empfehl an den Herrn Schwager. Ich bin

ganz der Ihrige
L.

N. S. Itzt ſehe ich erſt, daß ich keine Addreſſe nach Nürnberg von Ihnen habe; ſondern nach Augsburg, weswegen der Brief auch wohl noch einen Poſttag liegen bleiben kann.

An den Herzog Karl von Braunſchweig.*)

Ich unterſtehe mich, eine große Kleinigkeit an Ew. Durchlaucht zu bringen, die jedoch für mich darum keine Kleinigkeit iſt, weil ich nicht gern das Geringſte thun oder geſchehen laſſen wollte, was Ew. Durchlaucht wünſchen könnten, daß es gar nicht oder anders geſchehen wäre.

Döbbelin hatte erfahren, daß eine neue Tragödie von mir, die ich aber bereits vor einigen Jahren ausgearbeitet, gegenwärtig in Berlin gedruckt werde. Er bat mich, ihm das Manuſcript davon zukommen zu laſſen, um ſie auf den bevorſtehenden Geburtstag der Herzoginn Königl. Hoheit aufzuführen. Ich konnte ihm ſolches nicht wohl verweigern. Doch nahm ich mir ſogleich dabey vor, ſo bald ein Abdruck in meinen Händen ſeyn würde, durch Vorlegung deſſelben vor allen Dingen mich der Genehmigung Ewr. Durchlaucht zu verſichern.

---

*) Leſſings Leben I, S. 330.

Ich thue ſolches hiermit, ob ſchon das ganze Stück noch nicht gänzlich abgedruckt iſt, und ich Ewr. Durchlaucht nur die Bogen bis in den vierten Aufzug vorlegen kann. Indeß werden auch ſchon dieſe hinlänglich ſeyn, einen Begriff von dem Ganzen zu machen, welches weiter nichts als die alte Römiſche Geſchichte der Virginia in einer modernen Einkleidung ſeyn ſoll.

Ich weiß nicht, ob es überhaupt ſchicklich iſt, an einem ſo erfreulichen Tage eben ein Trauerſpiel aufzuführen; noch weniger weiß ich, ob Ew. Durchlaucht an dieſem Tage nicht etwas ganz anders zu ſehen wünſchen könnten. Sollte dieſes ſeyn: ſo iſt es zu einer Abänderung noch immer Zeit; und falls Ew. Durchl. dem Döbbelin nicht unmittelbar Dero Willensmeynung darüber wiſſen zu laſſen geruhen wollen: ſo erwarte ich nur einen Wink, um unter irgend einem leicht zu findenden Vorwande die Aufführung dieſes neuen Stücks zu hintertreiben.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 1. März 1772.

Liebſter Bruder,

Hier kommt endlich der Schluß. Ich will wünſchen, daß er Dich in Deiner Erwartung nicht betrügen möge.

Vom Gedruckten habe ich bis jetzt nur die erſten vier Bogen; und wenn man indeß nicht fleißiger geweſen iſt, ſo darf ich wohl nicht hoffen, ein fertiges Exemplar zum 13ten hier zu haben.

Mit der Correctur bin ich ziemlich zufrieden. Nur auf dem Bogen R haben ſich verſchiedene häßliche Fehler eingeſchlichen. Z. E.

S. 262. dritte Zeile von unten. Von der erſten könnte nur ein Narr ſo ſprechen, muß es heißen: von der rechten — nehmlich von der rechten Emilia; von der, die ich (der Prinz) meyne.

S. 265. vierte Zeile von unten. Als hätte ſie nie ein Wort gewechſelt, muß heißen: mit uns gewechſelt.

S. 266. eilfte Zeile von unten: Retten? da iſt viel zu retten! muß es heißen: iſt da viel zu retten?

Dieſes wäre eine Kleinigkeit; aber jene beyden Fehler ſind leider ſo, daß ſie den Verſtand verderben. Auch ſind ſonſt einige Kleinigkeiten geändert worden, die ich nicht billigen kann. Z. E.

S. 268. Z. 10. Laſſen Sie den Grafen dieſen Geſandten ſeyn. So habe ich ganz gewiß nicht geſchrieben, und es iſt undeutſch. Es muß heißen: Laſſen Sie den Grafen dieſer Geſandte ſeyn.

S. 265. Zeile 11. Bedauern, wenn es ſo viel heißt als Mitleiden haben, muß betauern geſchrieben werden; denn es kommt von trauern. Dauern heißt währen, durare. Wenigſtens habe ich dieſen Unterſchied beſtändig beobachtet.

Nimm es mir nicht übel, daß ich ſo eigenſinnig bin. Aber Du weißt ja wohl, was es meiſtentheils für Leute ſind, die unſere Schauſpiele leſen: Leute, die der offenbarſte Fehler irre machen kann; auch ſchon ein ſolcher wie

S. 271. Z. 12. wo es für geſehen, heißen muß geſchehen.

Was iſt denn das für ein Fehler, der in der Sara ſtehen geblieben? Ich habe nicht Zeit ihn zu ſuchen. Melde mir ihn, damit ich ſehe, ob er einen Carton werth iſt. Die hier angezeigten erſten zwey wären ihn ſehr werth.

Schreibe mir nun ja bald, lieber Bruder, und ſage mir, wie Dir das Ganze gefällt. Du ſiehſt wohl, daß es weiter nichts, als eine moderniſirte, von allem Staatsintereſſe befreyete Virginia ſeyn ſoll.

Lebe wohl.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

N. S. Wenn Act 5. Sc. 1. noch nicht gedruckt iſt, ſo laß aus den Worten des Marinelli: Der alte garſtige Neidhardt, das garſtig weg; der alte Neidhardt iſt genug!

Wenn Koch die Emilia ſpielt, ſo iſt mir bange, daß die Steinbrecherin die Emilia wird machen ſollen. — Das wäre aber eine Rolle, um die älteſte Schickin damit in Arbeit zu ſetzen. Man vergiebt dem jungen Mädchen immer mehr, als der alten Actrice. Und ſie müßte ja wohl abzurichten ſeyn.

Haben Ramler, Moſes und Nicolai etwas von der Galotti geleſen? Und was ſagen ſie dazu?

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 15. März 1772.

Meine Liebe!

Ich habe bereits drey Briefe; und ſelbſt habe ich Ihnen erſt ein einzigesmal geſchrieben, nehmlich nach Augsburg. Aber die beyden erſten waren aus dem verwünſchten Mattelsdorf, wohin ich doch nicht antworten konnte. Gott ſey Dank, daß Sie endlich einmal da weg ſind! Und Gott gebe, daß Sie die Verdrießlichkeiten und das Unglück, welches Sie auf dieſer Reiſe nun einmal haben ſollen, auf dem Wege nach Mattelsdorf, alles mit eins überſtanden haben! Ihre Beſchreibung davon würde mich äußerſt beunruhigt haben, wenn ſie nicht in einem noch ſo ziemlich luſtigen Tone abgefaßt geweſen wäre. Dafür aber bekümmert mich das, was Sie mir von Ihrer Geſundheit melden, um ſo viel mehr. Ich hoffe zwar, daß Ruhe und Pflege, die Sie ſich wenigſtens in Salzburg werden gegönnt haben, alles ſo ziemlich wieder gut gemacht haben wird.

Die eigentliche Urſache aber, warum Sie daſelbſt keinen Brief von mir werden gefunden haben, iſt mein neues Stück, welches ich Ihnen durchaus mitſchicken wollte. Erſt geſtern habe ich Exemplare davon erhalten; und ich wünſche ſehr, daß beyfolgendes Sie in Regensburg treffen möge, um es ohne Umſtände nach Wien hereinbringen zu können. Der Brief an den Herren von Gebler liegt darinn, dem ich zugleich geſchrieben, daß er das neue Stück von Ihnen erhalten werde. Wenn Sie es geleſen, ſo können Sie es ihm ja wohl geben: denn mehr als ein Exemplar zu ſchicken, würde ſich mit der reitenden Poſt nicht haben thun laſſen. Es iſt am 13ten dieſes, vorgeſtern, als an dem Geburtstage der regierenden Herzoginn, in Braunſchweig aufgeführt worden. Ich bin aber nicht bey der Aufführung geweſen; denn ich habe ſeit acht Tagen ſo raſende Zahnſchmerzen, daß ich mich bey der eingefallenen ſtrengen Kälte nicht herüber getraut habe. — Dieſen Zahnſchmerzen, meine Liebe, müſſen Sie es auch zuſchreiben, wenn ich Ihnen dasmal ein wenig ſehr lüderlich und verwirrt ſchreibe. — Morgen wird es zum zweytenmal geſpielt, aber ich glaube ſchwerlich, daß ich es werde ſehen können, ob ich ſchon ausdrückliche Einladung erhalten habe.

Ich denke doch, daß Sie den Brief an G. ſelbſt übergeben, oder ihn doch wenigſtens, nachdem Sie ihn abgeben laſſen, beſuchen werden. Denn ich bin ſehr begierig, von Ihnen bald zu hören, ob Geblern oder Sonnenfelſen von meinem vorgeweſenen Rufe etwas zu

Ohren gekommen. Wenn Sie ſich darnach erkundigen, ſo werden Sie es ſchon ſo zu machen wiſſen, daß es weder ſcheint, als ob ich gar zu begierig darnach, noch auch, als ob ich gar zu abgeneigt davon wäre.

Von Hamburg habe ich ſeit vier Wochen nicht die geringſte Nachricht: welches aber an mir liegt. Morgen oder übermorgen aber ſchreibe ich gewiß an Sch. und K., und was ich durch dieſe erfahre, will ich Ihnen alles melden.

Mit der Lotterie war es dasmal wieder nichts. Ich bekomme den Pelz auf keine Weiſe: denn es ſind herausgekommen 1. 5. 31. 39. und 85. wovon Sie und Ihr Herr Schwager keine einzige Nummer haben; und wovon ich zwar 1. und 39. gewonnen, aber doch ſo wenig dabey profitirt habe, daß ich von dem theuren Pelze kaum zu ein Paar Handſchuhen kaufen könnte.

In Kopenhagen werden die Inquiſiten fleißig vernommen. Aber was man will, daß ſie geſtehen ſollen, oder was ſie geſtanden haben, davon erfährt kein Menſch etwas. Man kann aus den Nachrichten von daher gar nicht klug werden; aber ſo viel ſieht man, daß ſie ſelbſt mit Struenſeen etwas glimpflicher zu verfahren anfangen.

— Ich wünſche nochmals, daß Sie dieſer Brief in Regensburg noch treffen, und vornehmlich bey guter Geſundheit treffen möge. Meine Zähne wollen mir kaum erlauben, mehr zu ſchreiben. — Nur noch eins: Ihr Portrait, meine Liebe, habe ich nicht erhalten: aber wohl Klotzen ſeines. Wie kam Ihnen ein, mir das Fratzengeſicht zu ſchicken? Und es mir, ohne ein einziges Wort von Ihnen, zu ſchicken? —

Nun leben Sie, und reiſen Sie weiter recht wohl. Sobald Sie in Wien glücklich angekommen: ſo melden Sie mir es doch gleich, nicht wahr? Meinen Empfehl an den Herrn Schwager. Freylich iſt es ein hundsf— Leben,*) beſonders wenn man Zahnſchmerzen hat. Ich umarme Sie tauſendmal, und bin

der Ihrige auf immer
L.

An Ebert.

Liebſter Freund!

Ich wollte um wie vieles nicht bey der Vorſtellung meines neuen Stücks geweſen ſeyn: denn ſo hätte ich Ihren Brief darüber nicht erhalten. — Wenn ich nicht längſt wüßte, wie ein gar zu warmer Freund Sie ſind: ſo könnte mich dieſer Ihr Brief bereden, etwas beſonders gemacht zu haben. Aber heute, da Sie hoffentlich kälter ſind, würde er ſchon ganz anders lauten. Und noch mehr dürften Sie davon zurück nehmen, wenn Sie das Stück nunmehr gedruckt leſen. Hier iſt es. Sie werden bald finden, wie manches der Schauſpieler hineingelegt, und wie vieles Sie ſelbſt hinzugedacht, was Ihre Illuſion beförderte.

---

*) Sie ſchrieb am 28. Februar von ihrem Schwager „So wie ein Unglück kam, ſo ſagte er: Herr Leſſing hat Recht: es iſt wahrhaftig ein hundsfüttiſch Leben.“

Das zweyte Exemplar haben Sie die Güte, des Erbprinzen Durchl. zu überreichen. Ich unterſtehe mich nicht, ihm ein paar Worte dazu zu ſchreiben. Wie angenehm mir ſein geringſter Beyfall ſeyn würde, verſteht ſich von ſelbſt, dazu würde ich mich gegen ihn wegen einer Arbeit entſchuldigen müſſen, die jetzt meine Arbeit nicht ſeyn ſollte: und ich entſchuldige mich ſo ungern! Gelegentlich werden Sie ihm wohl ſagen, daß es wirklich eine Arbeit iſt, die ſchon vor einigen Jahren größtentheils gethan war, und an die ich nur jetzt die letzte Hand gelegt.

Auch heute kann und mag ich das Stück noch nicht ſpielen ſehen. Kann nicht, weil ich krank bin. Mag nicht, weil mir der Kopf davon noch warm iſt, und es mir erſt wieder fremd werden muß, wenn mir das Sehen etwas nützen ſoll. Leben Sie recht wohl.

Dero

Wolfenbüttel,
den 16. März 1772.

ergebenſter Freund
Leſſing.

An Gleim.

Wolfenbüttel, d. 22. März 1772.

Liebſter Freund,

Sie haben mir mit Ihren Liedern für's Volk eine wahre und große Freude gemacht. —

Man hat oft geſagt, wie gut und nothwendig es ſey, daß ſich der Dichter zu dem Volke herablaſſe. Auch hat es hier und da ein Dichter zu thun verſucht. Aber noch keinem iſt es eingefallen, es auf die Art zu thun, wie Sie es gethan haben: und doch denke ich, daß dieſe Ihre Art die vorzüglichſte, wo nicht die einzig wahre iſt.

Sich zum Volke herablaſſen, hat man geglaubt, heiße: gewiſſe Wahrheiten (und meiſtens Wahrheiten der Religion) ſo leicht und faßlich vortragen, daß ſie der Blödſinnigſte aus dem Volke verſtehe. Dieſe Herablaſſung alſo hat man lediglich auf den Verſtand gezogen; und darüber an keine weitere Herablaſſung zu dem Stande gedacht, welche in einer täuſchenden Verſetzung in die mancherley Umſtände des Volkes beſteht. Gleichwohl iſt dieſe letztere Herablaſſung von der Beſchaffenheit, daß jene erſtere von ſelbſt daraus folgt; da hingegen jene erſtere ohne dieſe letztere nichts als ein ſchales Gewäſch iſt, dem alle individuelle Application fehlt.

Ihre Vorgänger, mein Freund, haben das Volk bloß und allein für den ſchwachdenkendſten Theil des Geſchlechts genommen; und daher für das vornehme und für das gemeine Volk geſungen. Sie nur haben das Volk eigentlich verſtanden, und den mit ſeinem Körper thätigern Theil im Auge gehabt, dem es nicht ſowohl am Verſtande, als an der Gelegenheit fehlt, ihn zu zeigen. Unter dieſes Volk haben Sie ſich gemengt: nicht, um es durch gewinnſtloſe Betrachtungen von ſeiner Arbeit abzuziehen, ſondern um es zu ſeiner Arbeit zu ermuntern, und ſeine Arbeit zur Quelle ihm angemeſſener Begriffe, und zugleich zur Quelle ſeines Vergnügens zu machen. Beſonders athmen in Anſehung des letztern die meiſten von dieſen Ihren Liedern das, was den alten Weiſen ein ſo wünſchenswerthes, ehrenvolles Ding war, und was täglich mehr und mehr aus der Welt ſich zu verlieren ſcheint: ich meine, jene fröhliche Armuth, laeta paupertas, die dem **Epikur**, und dem **Seneca** ſo ſehr gefiel, und bey der es wenig darauf ankömmt, ob ſie erzwungen oder freywillig iſt, wenn ſie nur fröhlich iſt.

Sehen Sie, mein Freund, das wäre es ungefähr, was ich Ihren Liedern vorzuſetzen wünſchte, um den aufmerkſamern Leſer in den eigentlichen Geſichtspunkt derſelben zu ſtellen. Aber wo bin ich mit meinen Gedanken? und wie wenig geſchickt, den geringſten Einfall ſo auszuarbeiten, als es die Stelle, die ich ihm geben wollte, verdiente?

Ich hätte Ihnen auch ſchon eher geantwortet, wenn ich nicht in der dringendſten und zugleich unangenehmſten Arbeit bis über die Ohren ſteckte. Der alte verlegene Bettel meiner vermiſchten Schriften koſtet mir viele Zeit: und noch mehr hat mir das neue Stück weggenommen, das ich Ihnen hierbey ſchicke — oder vielmehr der Freundin meiner Minna ſchicke. — Meynen Sie nicht, daß ich der Mädchen endlich zu viel mache? **Sara! Minna! Emilia!**

Leben Sie wohl, beſter Freund, und empfehlen Sie mich dem Herrn **Jacobi** und Herrn **Michaelis**. Des letztern beyde Briefe ſind, im Ganzen genommen, vortrefflich. Nur einige kleine Dunkelheiten und Nachläſſigkeiten in dem erſten hätte er ſich nicht erlauben ſollen, hätten ihm ſeine Freunde in Halberſtadt, in deren Werken alles ſo ausgefeilt, alles ſo voller Licht iſt, nicht ſollen hingehen laſſen.

Dero

ganz ergebener
Leſſing.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 10. April 1772.

Meine Liebe!

Gott ſey Dank, daß ich Sie nun endlich geſund und wohl in Wien weiß. Denn eben erhalte ich Ihren Brief vom 1ten dieſes; und ich will keinen Augenblick verſäumen, darauf zu antworten. Warum ich Ihnen aber nicht ſchon längſt wieder geſchrieben? warum Sie keinen Brief in Wien von mir vorgefunden? daran iſt dieſes die Urſache: ich bin krank geweſen. Nicht eben ſo krank, daß ich durchaus keinen Brief hätte ſchreiben können: aber doch kränker, als daß ich Ihnen hätte ſchreiben können, ohne mir meine Krankheit merken zu laſſen. Und was war das nöthig? Itzt ſchreibe ich Ihnen um ſo viel lieber, daß ich mich recht wohl befinde, und daß ich mich nur beſſer befinden könnte, wenn ich bey Ihnen wäre. Ich wünſchte ſehr, Sie könnten und wollten mir das Nehmliche antworten.

Aber leider! ſcheinen Sie mir, was die Hauptabſicht Ihrer Reiſe anbelangt, nur ſchlechte Hoffnung zu haben. Doch wer weiß, was ſich indeß eräugnet hat. Ich will das Beſte hoffen. Beſonders verſpreche ich mir dieſes von dem Wege, den Sie in Ihrem Vorigen einſchlagen zu wollen geneigt ſchienen; nehmlich der Kaiſerinn ſelbſt die Sache zu offeriren. Wenn es Ihnen gelingt, bey der einen guten Vorſprecher zu finden, ſo denke ich, kann es Ihnen nicht fehlen. Ein Particulier wird Sie freylich bis auf das Aeußerſte dringen; und es wäre doch Schade, wenn Sie, den Handel zu erleichtern, ſchlechterdings die Tapetenfabrik aufopfern müßten, mit welcher Sie ſo wohl zufrieden zu ſeyn ſcheinen. Sie wiſſen wohl, meine Liebe, warum ich es ſo gern ſähe, wenn Sie fürs erſte noch einen feſten Fuß in Wien behielten. Es könnte mich in meinen Anſchlägen dahin allein beſtärken: da meine hieſigen Umſtände doch nur ein pis-aller ſind.

Ohne eigentlich zu wiſſen, was mir Gebler ſchreiben will oder wird: ſo bin ich auch ſchon von anderwärts verſichert, daß es mir da nicht leicht fehlen ſoll, ſo bald ich mich ſelbſt um etwas bewerben will. Doch das Selbſtbewerben iſt für mich eine gar harte Nuß: und ich würde nur ſehr ſchwer, in Rückſicht auf eine Perſon, die ich mehr liebe, als mich ſelbſt, dazu zu bringen ſeyn. — Sonderbar iſt es bey dem allen, daß weder Sonnenfels noch Gebler ſelbſt wiſſen, was um ſie herum vorgeht; daß ſie weder wiſſen, wer Riedeln berufen hat, noch was der Mann eigentlich da ſoll. Nunmehr muß er doch wohl auch in Wien angekommen ſeyn; denn es iſt länger als ſechs Wochen, daß er durch Leipzig gereiſet; und bey ſeiner Ankunft wird es ſich doch wenigſtens gezeigt haben, wer ſeine Gönner ſind, und was man mit ihm will. Was Sie Näheres davon hören, werden Sie mir wohl melden.

— Vor einigen Tagen habe ich einen Brief von Herr Seylern aus Wien bekommen, der mir eine neue Tragödie von dem Herrn O. L. von Ayrenhoff überſchickt hat, die mir dieſer zuzuſchreiben für gut befunden. Der Herr von A. hat mir damit viel Ehre erwieſen; aber mich auch zugleich in nicht geringe Verlegenheit geſetzt. Denn was ſoll ich dem guten Manne antworten? Sein Stück, unter uns geſagt, iſt herzlich mittelmäßig; und antworten muß ich ihm doch, und muß ihm verbindlich antworten. Was iſt es denn ſonſt für eine Art von Mann? Schreiben Sie mir doch, was Sie von ihm hören.

Herr Seyler iſt höchſt unzufrieden mit Wien; und ich habe gleich darauf gerathen, daß die ſchlechte Aufnahme der Madam Henſel daſelbſt an dieſer Unzufriedenheit wohl vornehmlich Schuld haben könnte. Aber wenn dieſe nicht in Wien bleiben kann: was will ſie bey uns in Braunſchweig? Hier hat Döbbelin eine Art von ſehr vortheilhaftem feſten Engagement vom Hofe erhalten, warum ſich der ſelige Ackermann umſonſt bemühte. Wir gönnen es ihm alle gar nicht; und hätten es Ackermanns weit lieber gegönnt. Mein neues Stück hat er dreymal geſpielt; aber ich habe es kein einzigesmal geſehen, und will es auch ſo bald nicht ſehen. Unterdeſſen verſichern mich alle, daß die Aufführung ganz wider Vermuthen gut ausgefallen, und daß dieſe Truppe noch kein Stück ſo gut aufgeführt habe. Ich bin begierig zu hören, was man in Wien davon urtheilt; und was beſonders der allweiſe Herr von Sonnenfels geruhen wird, darüber zu äußern. Da er Sie, meine Liebe, ſo freundſchaftlich aufgenommen hat, ſo kann ich auf ihn nicht ganz böſe ſeyn, welches ich ſonſt von Grund der Seele wollte. Denn nach allem, was ich ſonſt von ihm höre, muß es der unerträglichſte Narr auf Gottes Erdboden ſeyn.

Struenſee hat noch ſeinen Kopf, und er wird ihn auch wohl behalten. Man will nehmlich wiſſen, daß ihn die Richter verurtheilt hätten, lebendig geviertheilt zu werden: aber auf Vorſprache der Königinn ſey dieſe Sentenz in eine ewige Gefangenſchaft gelindert worden. Indeß wenn er auch den Kopf verlöre, ſo verlöre er itzt eben nicht ſehr viel. Denn er beträgt ſich durchaus, beſonders gegen den heuchleriſchen elenden Münter, der ihn belehren will, als ein Mann ohne Kopf. Bey der Gelegenheit danke ich Ihnen auch noch für die abgeſchriebne Recenſion von Münters Predigt. Sie hat mir außerordentlich gefallen: und überhaupt freue ich mich, daß mein Urtheil über die ganze ſcandalöſe Geſchichte immer allgemeiner wird. —

Und nun wieder auf uns ſelbſt zu kommen — Vor allen Dingen, meine Liebe, bleiben Sie recht geſund, und ſchreiben Sie mir fleißig. Nur das ſoll mich überzeugen, daß Sie Ihre Geſinnungen gegen mich nicht ändern, und auch von der Aufrichtigkeit und Beſtändigkeit der meinigen überzeugt ſind. Ich umarme Sie tauſendmal! Mein Kompliment an den Herrn Schwager.

Dero

ganz ergebenſter

L.

An Ramler.

Braunſchweig, d. 21. Aprill 1772.

Liebſter Freund,

Wie ſehr ich Ihnen für Ihren Beyfall und Ihre freundſchaftliche Bemühung, meiner Emilie eine gute Aufnahme zu verſchaffen, verbunden zu ſeyn Urſache habe, das können Sie nur ſelbſt am beſten erachten. — Aber nun auch die beſſere Art des Beyfalls, die wir einander unter uns geben können: Ihre Kritik! Sie haben mir ſie verſprochen, und ich erwarte ſie ſo gewiß, als bald. Kritik, will ich Ihnen nur vertrauen, iſt das einzige Mittel mich zu mehrerem aufzufriſchen, oder vielmehr aufzuhetzen. Denn da ich die Kritik nicht zu dem kritiſirten Stücke anzuwenden im Stande bin; da ich zum Verbeſſern überhaupt ganz verdorben bin, und das Verbeſſern eines dramatiſchen Stücks insbeſondere faſt für unmöglich halte, wenn es einmal zu einem gewiſſen Grade der Vollendung gebracht iſt, und die Verbeſſerung mehr als Kleinigkeiten betreffen ſoll: ſo nutze ich die Kritik zuverläſſig zu etwas Neuem. — Alſo, liebſter Freund, wenn auch Sie es wollen, daß ich wieder einmal etwas Neues in dieſer Art machen ſoll; ſo ſehen Sie, worauf es dabey mit ankömmt: — mich durch Tadel zu reitzen, nicht dieſes Nehmliche beſſer zu machen, ſondern überhaupt etwas Beſſeres zu machen. Und wenn auch dieſes Beſſere ſodann nothwendig noch ſeine Mängel haben muß: ſo iſt dieſes allein der Ring durch die Naſe, an dem man mich in immerwährendem Tanze erhalten kann. —

Melden Sie mir doch auch mit einem Worte, wie die Vorſtellung bey Koch ausgefallen. Die hieſige bey Döbbelin habe ich noch nicht geſehen: aber man ſagt durchgängig, daß Emilia unter allen ſeinen Stücken dasjenige iſt, was er am beſten ſpielt. — Ueberbringer wünſchte ſehr, ein Paar Zeilen von mir an Sie zu haben: und dieſe ſind es nur eben, die ich ihm jetzt in der Geſchwindigkeit geben kann. Ich befinde mich jetzt manchen Tag wieder nichts weniger als wohl, an welchem mein Kopf ſo ſchwach, ſo dumm iſt, daß ich nur noch kaum den Wunſch thun kann: Ach, wenn doch Müßiggehen Arbeiten wäre!

Jetzt ſchließe ich noch mit dem Wunſche, daß Sie dieſen Wunſch nicht auch zu thun Urſache haben mögen.

Dero
ganz ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 22. April 1772.

Lieber Bruder,

Du wirſt es vielleicht errathen, warum ich Dir ſo lange Zeit nicht geſchrieben. — Weil ich in eben ſo langer Zeit nichts arbeiten können. Faſt bin ich wieder da, wo ich vor dem Jahre war; und wenn ich mich ſchlechterdings anſtrengen muß, ſo kann es noch ſchlimmer werden. Dieſe meine Zerrüttung (Krankheit kann ichs freilich nicht nennen) iſt denn auch Schuld, daß ich mein neues Stück noch nicht aufführen ſehen, ob es gleich ſchon dreimal aufgeführt worden. Ich befand mich jedesmal nichts weniger als in der Faſſung, in der ich fähig geweſen wäre, zu urtheilen, was in meiner eigenen Arbeit gut oder ſchlecht ſey. Was hätte ich denn alſo in der Vorſtellung geſollt? Mir ſchale Urtheile hinterbringen laſſen? oder noch ſchalere Lobeserhebungen einernten?

Und alſo, wie Du ſiehſt, kann ich Dir auch nicht ſagen, ob oder wie ſehr ich mit Döbbelins Vorſtellung zufrieden bin. Indeß könnte es, nach allem was ich höre, leicht ſeyn, daß ſie im Ganzen hier doch noch beſſer ausgefallen wäre, als ich beſorgen muß, daß ſie in Berlin ausgefallen iſt. Nicolai ſchreibt mir, daß nach der Scene mit der Mutter und Marinelli das Stück ein wenig matt würde. Wenn wirklich dieſes ſo geſchienen hat, ſo muß es ſchlechterdings daher kommen daß die Starkin allzu gut, Herr Schubert aber und Madame Koch allzu ſchlecht geſpielt haben. Denn ich ſehe nicht, warum in dem Stücke ſelbſt, nach jener Scene, das Intereſſe, ſtatt zu ſteigen, fallen ſollte. — Unſers guten ***'s Recenſion iſt freilich ein wenig ſchielend, und es könnte mich faſt verdrießen, daß er mich ohne allen Streit für eben ſo gut hält, als die Beaumarchais und Falbaires. Doch ich kenne überhaupt ſeine Art zu urtheilen, bei der er ſich überall Hinterthüren offen laſſen muß. Beſonders, weißt Du wohl, muß er ſeinem — — die Stange halten, und kann alſo nicht ſo ſchlechterdings billigen, wo die Ausführung den Regeln deſſelben widerſpricht.

Allerdings hätte ich lieber ein Urtheil von unſerm Moſes gehabt. Seine Anmerkung über den Charakter des Prinzen iſt nicht ſo ganz ohne: denn ich erinnere mich ſehr wohl, daß ich ihn, ſo wie er jetzt in dem erſten Acte iſt, zu einer Zeit angelegt habe, als ich noch nicht ganz gewiß bei mir war, wie viel Antheil ich ihn an dem Ausgange würde können nehmen laſſen. —

Lebe für itzt wohl, mein lieber Bruder, und ſchreibe mir bald wieder. Nach Hauſe habe ich vor länger als acht Tagen geſchrieben und 50 Rthlr. übermacht. Es iſt mir ſchlechterdings nicht möglich geweſen, mehr zu ſchicken; des empfindlichen Briefes ungeachtet, den ich von unſrer lieben Schweſter wegen meiner unkindlichen Aufführung*) erhielt.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Eſchenburg.**)

den 25. April 1772.

Ich war am vorigen Sonntage des Morgens noch vor Ihrer Thür, um über einiges in Ihren Anmerkungen***) noch mit Ihnen zu conſeriren. — Z. E. ich wünſchte, daß Sie aus der Erklärung des Ariſtoteliſchen φιλανθρωπον das Wort pflichtmäßig wegließen. Sie ſcheinen es aus dem lege der Heinſiusſchen Umſchreibung genommen zu haben, wo es aber nicht abſolute ſteht, ſondern auf *humanitatis* geht, und ſo viel als *vinculo humanitatis* ſeyn ſoll. Das Pflichtmäßige wäre, meiner Meinung nach, gerade wider das φιλανθρωπον. Denn es wäre unſtreitig unſre Pflicht, uns über das Unglück eines Böſewichts zu freuen; wenn Pflicht das heißt, was dem poſitiven Geſetze gemäß iſt. Aber dieſer Pflicht ungeachtet, können wir ihn nicht ganz ohne Mitleid laſſen, weil dieſer Böſewicht doch ein Menſch iſt.

---

*) Weil er noch nicht den Lebenslauf des Vaters gemacht, den er ihr verſprochen. **Karl G. Leſſing.**

) Ich beſitze außer den hier mitgetheilten Briefen einen wenigſtens noch dreymal ſo großen Vorrath derſelben. Ihr Inhalt aber iſt theils für das Publicum durchaus nicht intereſſant, theils vertragen ſie auch in andrer Rückſicht keine öffentliche Bekanntmachung. **Eſchenburg.

***) Die Rede iſt hier von meinen Anmerkungen zur Ueberſetzung von Hurds Commentar über die Horaziſchen Epiſteln an die Piſonen und an den Auguſt, die zu Leipzig im J. 1772 in zwey Bänden herauskam. Jene

Für ὁπλομαχια ſetzen Sie lieber μνηστηροφονια*), worunter man dasjenige Stück in der Odyſſee verſtand, wo die Ermordung der Galane der Penelope beſchrieben wird. — Das übrige waren Kleinigkeiten. — Aber nun, auf meine Anmerkungen über den Falco und Bentley zu kommen**); die werden wohl in die Krätze gehen. Denn es geht mir auch hier, wie es mir mit andern Arbeiten geht, die ich vor langen Jahren im Sinn gehabt habe. Ich finde entweder das nicht mehr, was ich damals fand; oder, was ich finde, iſt altioris indaginis. — — — —

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 1. May 1772.

Meine Liebe!

Es iſt länger, als eine Woche, daß ich Ihnen über Prag geſchrieben habe; und noch ſehe ich mich ohne Antwort. Es will mir gar nicht in den Kopf, oder vielmehr nicht in das Herz, ſo lange von Ihnen nichts zu hören. Wenn ich nicht von der Art wäre, daß ich mir nicht gern das Schlimmſte vorſtelle: ſo würde ich fürchten können, daß Sie krank wären. Doch in dieſem Fall würde mir ja wohl Ihr Herr Schwager ein Paar Zeilen ſchreiben. Ich denke alſo blos, daß Sie

Anmerkungen hatte ich meinem ſel. Freunde in der Handſchrift zur Durchſicht mitgetheilt; und ſeine hier gemachte Erinnerung bezieht ſich auf Th. 1. S. 393. Eſchenburg.

*) S. Th. 1. S. 378. Eſchenburg.

**) L. hatte mir dieſe Anmerkungen mitzutheilen verſprochen, um davon bey der gedachten Ueberſetzung des Hurd Gebrauch zu machen. Sie ſollten einige Lesarten in der Horaziſchen Epiſtel an die Piſonen betreffen. Eſchenburg.

überhäufte Geſchäfte haben: und höchſtens, daß dieſe ſo gut nicht gehen, oder ſo gut ſich noch nicht anlaſſen, als daß Sie Ihre Freude darüber mit einem Freunde zu theilen nicht erwarten könnten. In dieſen Gedanken bin ich ruhig, — oder muß es vielmehr ſeyn.

Auch ich ſtecke itzt in Arbeit bis über die Ohren, und quäle und püffle mich den ganzen Tag. Ich möchte nehmlich, was ich in der Bibliothek angefangen habe, — und das iſt nichts Geringers, als hundert tauſend Bücher in eine völlig andre Ordnung bringen — gern dieſen Sommer zu Stande haben; um vorkommenden Falls ſo geſchwind hier abbrechen zu können, als möglich. Da ich aber dieſes, und ſonſt noch andre Dinge, auf meinen Abzug einrichte: ſo laſſe ich mir doch gegen keine Seele das Geringſte davon merken; vielmehr thue ich, als ob ich hier leben und ſterben wollte. Und wie leicht kann dieſes auch wirklich kommen! Denn ich ſehe, daß ſich in Wien die Sachen ſehr auf die lange Bank ziehen; und daß man entweder gar noch nicht recht weiß, was man thun will, oder daß man es ſich wenigſtens noch nicht zu thun getrauet, ſo lange als zwey gewiſſe Augen noch offen ſind. Aber immerhin! Ich will hier ſeyn, wie wir überhaupt in der Welt ſeyn ſollten: gefaßt, alle Augenblicke aufbrechen zu können, und doch willig, immer länger und länger zu bleiben. Ich werde auch ſogar nicht nur willig, ſondern auch mit vielem Vergnügen bleiben, mit der einzigen Bedingung, — die Sie wiſſen, meine Liebe.

Aus Hamburg haben Sie ohne Zweifel öfter Briefe als von mir. Sonſt könnte ich Ihnen ſagen, daß ſich Ihre Kinder recht wohl befinden. Madam Sch. ſchreibt mir es; eben als ſie bey ihr zum Beſuche geweſen. Daß Herr Sch. eine Reiſe nach Berlin und Leipzig gemacht, und ſich itzt abermals in Dresden befindet; das wiſſen Sie auch wohl ſchon. Sie können ſich leicht einbilden, was er für Ausſichten da hat; und ich will ihm von Herzen viel Glück dazu wünſchen. Aber mich dünkt, daß er der Mann durchaus nicht iſt, dergleichen Dinge zu unternehmen, oder Vorſchläge dazu annehmlich zu machen. Doch vielleicht, daß ihn F. nur als ſein Inſtrument braucht, welcher mir wohl ehedem geſagt, daß er eben ſo etwas vorhabe.

Aber nun etwas recht Neues, was Sie wohl ſchwerlich ſchon wiſſen.

— Unſer Herr von K. iſt in Hamburg, und geht in allem Ernſte darauf um, eine reiche Frau dort aufzujagen. Er hat auch ſchon wirklich etwas auf der Spur, und ich will nicht viel wetten, daß es ihm nicht damit gelingen ſollte. Wenigſtens ſchreibt mir der Vetter, — denn Sie können leicht denken, daß er den zu ſeinem treuen Gefährten daſelbſt hat — daß ſich die Sache ſehr gut anlaſſe: und wenn ich

Ihnen die Perſon nenne, ſo haben Sie vielleicht ſelbſt gute Hoffnung. Es iſt Mademoiſell Schl., die Tochter des Sodomitiſchen Viehes, wie ihn K. nennt, das eben vor kurzem verreckt iſt. Sie ſoll vernünftig und gar nicht häßlich ſeyn, und 400,000 Mk. Banko haben. Ein jedes anderes Mädchen von dieſem Schlage würden ſich die Hamburger wohl ſchwerlich nehmen laſſen. Doch vielleicht daß hier der Umſtand mit dem Vater einem Fremden, der ſich daran nicht zu kehren hat, ein gutes Spiel macht. Oder meinen Sie, daß auch geborne Hamburger eben ſo delicat nicht ſeyn dürften?

Mit Struenſee geht der Handel zu Ende. Ihm und Branden iſt das Urtheil geſprochen, Hand und Kopf zu verlieren, und geviertheilt auf das Rad geflochten zu werden. Doch hofft man, daß es zur Vollziehung nicht kommen werde, ſondern beyde wohl mit ewigem Gefängniß abkommen dürften. Die Königinn wird geſchieden, verliert den Titel Majeſtät, und wird eine Prinzeſſinn von Ahlburg. Man ſagt, daß ſie nach Zelle kommen, und da ihren Hof halten werde, der armſelig genug ſeyn dürfte.

Nun, meine Liebe, habe ich alles ausgeſchüttet, was ich auf dem Herzen und im Körbchen für Sie hatte.

Leben Sie recht wohl; ſeyn Sie in allem recht glücklich. Aber ſchreiben Sie mir auch bald. — Mein Kompliment an Ihren Herrn Schwager. — Ich bin unveränderlich, wie Sie wiſſen,

ganz der Ihrige
L.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 2. Mai 1772.

Lieber Bruder,

Ich hoffe, daß Du meinen Brief durch Herrn Gebler nunmehr wohl erhalten haben wirſt. Du wirſt nun auch wiſſen, woran es liegt, daß ich ſo wenig von mir hören laſſen. Die Urſache hält noch immer an, und ich muß mich ſchlechterdings ſchonen; oder es wird ärger mit mir, als es jemals geweſen iſt. Zum Schonen aber gehört bei mir beſonders, die Feder nicht in die Hand zu nehmen.

Wer Dir geſagt hat, daß ich den Schluß meiner Tragödie geändert, der hat gelogen. — Was will man denn, daß ich daran ändern ſoll? — Ueberhaupt, wer Dir von mir und dem neuen Stücke etwas anders ſagt, als daß ich mir alle Mühe gebe, es zu vergeſſen: dem glaube nur ja nicht. — Es ſoll mir indeß doch ſehr lieb ſeyn, wenn bei der neuen Auflage, wie Du mir verſprichſt, die Druckfehler verbeſſert werden. Doch vielleicht weißt Du ſie nicht einmal alle. Ich will ſie alſo beilegen. Aber ſtehſt Du mir auch dafür, daß, wenn dieſe wegbleiben, ſich nicht andere, und eben ſo grobe, dafür einſchleichen? Damit es gewiß nicht geſchieht, ſo überlaß jetzt die ganze Arbeit lieber einem gedungenen Corrector. Dir möchte alles zu bekannt ſeyn, und dann glaubt man oft zu leſen, was man nicht lieſt. Es iſt genug, wenn Du Dir die letzte Reviſion geben läßt.

In Anſehung der Interpunction wäre vieles zu erinnern. Doch das wollen wir bis auf eine wirkliche zwerte Ausgabe ſparen, da ich auch ſonſt noch einige Kleinigkeiten im Ausdrucke ändern will.

Du haſt mir ja ſchreiben ſollen, was das für ein grober Fehler iſt, den Du in der Sara ſtehen laſſen. — Ferner haſt Du mir ſchreiben ſollen, ob mir Herr Kirnberger des Martini Stor. della Musica abſtehen, und was er dafür haben will. — Lebe wohl, nächſtens ein Mehreres.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Reiske.

Wolfenbüttel, d. 16. May 1772.

Was müſſen Euer Wohlgebohrnen in aller Welt von mir denken? Es dürfte mich nicht wundern, wenn Sie mich für den allerſorgloſeſten, nachläßigſten, unempfindlichſten und unerkenntlichſten Menſchen hielten. Ich mag es nicht zählen, auf wie viele Briefe ich Ihnen ſo lange Zeit Antwort ſchuldig bin. Und keiner dieſer Briefe iſt ohne einen Beweis Ihrer Freundſchaft, und Ihrer Uneigennützigkeit geweſen, die ich aber faſt Luſt hätte, mit für einen kleinen Eigenſinn zu erklären.

An Entſchuldigungen meines Stilleſchweigens ſollte es mir endlich nicht fehlen. Doch was hilft es, wenn ich Sie auch überführe, daß ich die Zeit über, da Sie mich für ſehr nachläſſig gehalten, ſehr unzufrieden und in den verdrießlichſten Zerſtreuungen und Geſchäften verwickelt geweſen. Ich habe es daher mit allen meinen Freunden nicht beſſer gemacht, als mit Ihnen: und ich komme ſchlecht weg, wenn ſie nicht alle eben ſo nachſehend gegen mich ſind, als ich mir gewiß ſchmeichle, daß Sie zu ſeyn ſich werden erbitten laſſen. Ich komme daher alſo auch gleich zur Sache, ohne die ich vielleicht auch noch jetzt nicht geſchrieben hätte. Ich erinnere mich nehmlich, daß vorige Michaelismeſſe meine Pränumeration auf die griechiſchen Redner nicht berichtiget worden, und es wäre unverantwortlich, wenn ich auch dieſe Meſſe ſo wollte hingehen laſſen. Es erfolgen alſo anbey 25 rthlr. in Gold, womit ich Euer Wohlgebohrnen erſuche, alles was ich Ihnen in dieſem Artikel ſchuldig bin, zu berichtigen: nehmlich die Pränumeration auf zwey Exemplare, ſo weit ich ſolche ſchon längſt hätte berichtigen ſollen, oder eben jetzt berichtigen müßte. Ich bitte aber dabey um eine Quittung für das eine Exemplar, welches für die Bibliothek iſt: und zwar um eine Quittung auf alle 5 Theile, weil ich ſie in meiner nächſt abzulegenden Rechnung mit beyfügen muß.

Ein anderer Punkt, der nicht weniger nothwendig iſt, betrift den Catalogum Manuſcriptorum Bibliothecae Laurent. So ſehr ich mich freute, ihn zu erhalten, ſo groß war mein Verdruß, als ich fand, daß er zugleich defect und übercomplet ſey. Es fehlt nehmlich der ganze erſte Theil, und anſtatt deſſen iſt der dritte Theil doppelt. Ich habe alſo das Ganze, ſo wie ich es erhalten, mit Gelegenheit, durch Herren Gäbler, wieder zurückgeſandt, von welchem es Euer Wohlgebohrnen erhalten werden, um ſich mit eignen Augen von dem dabey vorgefallenen Irrthume zu überzeugen. Wenn ſolcher wieder gut gemacht werden kann, ſo erwarte ich durch Herr Gäblern das Werk wieder zurück, und die Zahlung dafür ſoll ſogleich erfolgen. Auch den Preis für Marklands Statius müßten mir Euer Wohlgebohrnen ſchlechterdings melden; weil ich ihn der Bibliothek beſtimmt habe. Ich müßte es für bloßen Stolz aufnehmen, wenn Sie die armſeligen Höflichkeiten, die ich Ihnen hier zu erweiſen im Stande geweſen, auf dieſe Weiſe mir mehr als bezahlen wollten. Wie ſehr wünſchte ich, daß ich einen ſo angenehmen und lehrreichen Beſuch, als mir der Ihrige geweſen, auch dieſen Sommer zu erwarten hätte!

Was Sie mir von Ihren eignen Manuſcripten zu überſenden die Gütigkeit gehabt, verwahre ich wie meine Augen. Von einem Theile habe ich den Gebrauch zu meiner Belehrung gemacht, den Sie mir davon zu machen erlaubt haben. Von dem Uebrigen ſollen Sie, der gleichfalls ertheilten Erlaubniß gemäß, nächſtens etwas gedruckt ſehen. — Aber dürfte ich wohl von dem arabiſchen Dichter einen Auszug nach meinem eignen Gutdünken machen? Ich meyne nicht von der Vorrede, ſondern von dem Dichter ſelbſt, bey dem einige Stücke und Stellen einander allzuähnlich ſehen. Meine Beyträge zur Geſchichte und Literatur aus den Schätzen der hieſigen Bibliothek, werden Sie vielleicht in dem Meßcatalogo angekündigt gefunden haben. Ich rechne aber dabey, muß ich Ihnen nur voraus geſtehen, recht ſehr auf Ihren Beyſtand, wovon bey Ueberſendung des erſten Stückes ein Mehreres.

In ſehnlicher Erwartung von Euer Wohlgebohrnen Wohlbeſinden und fortdaurender Freundſchaft gegen mich verſichert zu werden, verharre ich in der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Leſſing.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 27. May 1772.

Meine Liebe!

Ihren Brief vom 22ten vorigen Monats habe ich zwar bereits, vor länger als vierzehn Tagen, erhalten. Aber da darinn nichts auf meine beyden letztern an Sie nach Wien abgelaſſenen befindlich, Sie auch ausdrücklich ſagen, daß Sie in Wien von mir noch keine Zeile geſehen: ſo bin ich darüber äußerſt ärgerlich geweſen, und habe von Tag zu Tag gewartet, ein Zweytes von Ihnen zu erhalten, in welchem Sie mir den Empfang meiner Briefe melden würden. Da aber dieſes Zweyte, dem ich ſo ſehnlich entgegen ſehe, noch immer ausbleibt: ſo muß ich nun in allem Ernſte beſorgen, daß meine Briefe vielleicht gar nicht einmal auf die Poſt gekommen, und Sie mir aus verdienter Beſtrafung, wie Sie glauben, nicht neuerdings ſchreiben wollen. Was mich in dieſer Beſorgniß beſtärkt, iſt mein ſchurkiſcher Bediente, den ich endlich wegen hundert lüderlichen und infamen Streichen zum Teufel jagen müſſen. Wie leicht kann er mir auch da infame Streiche geſpielt, und meine Briefe nicht beſorgt haben, um die Kleinigkeit für das halbe Franco einzuſtecken. Wenn ich das wüßte: ſo hätte er ſo ohne Prügel gewiß nicht von mir kommen ſollen. — Sie glauben nicht, meine Liebe, wie viel Aergerniß mir dieſer Kerl ſeit einiger Zeit gemacht hat. Gott ſey Dank, daß ich ihn nunmehr nur los bin; und daß ich einen andern Menſchen habe, der außerordentlich gut zu ſeyn ſcheint.

So hat ein jedes immer ſeine Plage. Und ich kann mir es einbilden, daß es Ihnen für Ihr Theil am wenigſten daran fehlen wird. Doch was thut ein wenig Plage, wenn man nur geſund iſt? Und daß Sie dieſes ſind, das iſt ein Punkt, weswegen ich Ihren Brief, der mich deſſen verſichert, alle Tage einmal, immer mit neuem Vergnügen durchleſe. Wahrlich, wenn die Wiener Luft Ihnen ſo wohl bekömmt, ſo wäre das allein eine hinlängliche Urſache, alles anzuwenden, um immer da bleiben zu können. Wo gute Luft iſt, können keine ganz böſen Leute ſeyn: Narren aber und Ueberläſtige finden ſich überall.

Es kömmt mir ſonderbar vor, daß Sie von ſo Verſchiedenen, von Geblern, von Marquot und andern, hören müſſen: man habe mich nach Wien verlangt, ich ſey aber zu ſtolz oder zu eigenſinnig geweſen, den Beruf anzunehmen. An der Sache, wie ich auch aus andern Dingen ſchließe, muß alſo gewiß etwas ſeyn: aber ſollte ſie wohl Leuten ſeyn aufgetragen worden, die mich lieber nicht in Wien hätten, die alſo vorgegeben, daß ſie desfalls an mich geſchrieben, ohne es gethan zu haben? Es verlohnte ſich der Mühe, dahinter zu kommen. Wenigſtens dünkt mich, meine Liebe, werden Sie wohl thun, wenn Sie, im Fall, daß man wieder dergleichen ſagt, gerade zu verſichern, wie Sie gewiß wüßten, daß noch nie ein directer und beſtimmter Antrag von Wien aus an mich geſchehen ſey. Selbſt das, was über Berlin geſchehen iſt, iſt nur immer durch die dritte Hand gegangen, wo ich weder gewußt, mit wem ich eigentlich zu thun habe, noch was man eigentlich von mir verlange.

Von dem Staatsrath G. habe ich geſtern eine Antwort erhalten, die ſehr verbindlich iſt, ſonſt aber nichts enthält, was mir in nur gedachter Sache Licht geben könnte. Das nächſtemal will ich einen Brief an ihn wiederum bey Ihnen einſchließen: wenn ich nur erſt die neue Ausgabe ſeiner dramatiſchen Werke von der Meſſe werde erhalten, und den mir desfalls gethanen Auftrag, ein Exemplar davon an unſern Herzog zu überliefern, werde ausgerichtet haben. Er hat auch mir verſprochen, Ihnen bey allen vorfallenden Gelegenheiten, ſo weit ſeine Kräfte nur immer reichen, zu dienen: und ich will hoffen, daß er Wort halten wird.

Das Exemplar, welches G. von meiner Emilie durch Sie erhalten hat, iſt das einzige, welches ich nach Wien geſchickt. Stephanie hat keins von mir erhalten: und ich wüßte nicht, wie ich dazu kommen können, ihm ein Hochzeitgeſchenk damit zu machen, da ich ihn kaum kenne. Aber ich habe wohl gehört, daß Wegner, den Sie kennen, ihm ein Exemplar geſchickt, und das kann er leicht früher erhalten haben, als jenes durch Sie hat können übergeben werden. —

Das ſchreckliche und grauſame Urtheil über Struenſee und Brand iſt nunmehr doch vollzogen worden. Von der Königinn heißt es bald, ſie ſoll aus dem Lande, bald wiederum nicht. In der Görde, einem Jagdſchloſſe bey Lüneburg, iſt wenigſtens alles zu ihrem Aufenthalt daſelbſt veranſtaltet; und man erwartet ſie alle Tage in Stade. —

Nun leben Sie recht wohl, meine Liebe. Gott gebe, daß ich bald einen Brief von Ihnen erhalte, und daß Sie indeß meine Briefe bekommen haben! Meinen Empfehl an Ihren Herrn Schwager. Ich umarme Sie tauſendmal, und bin Zeitlebens

der Ihrige
L.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 27. Jun. 1772.

Meine Liebe!

Freylich hätte ich Ihnen öfter ſchreiben ſollen; und wenn ich Ihnen ſo oft geſchrieben hätte, als ich es thun wollen, ſo hätte ich Ihnen auch wirklich ſehr oft geſchrieben. Aber ich weiß ſelbſt nicht, was bald dieſen, bald jenen Poſttag, eben in dem Augenblicke, da ich mich hinſetzen wollte zu ſchreiben, mich leider daran verhindern müſſen. Nur das weiß ich, daß die Urſache, warum es ſeit drey Wochen nicht geſchehen, lediglich dieſe iſt, weil ich einen Brief an Geblern mit beyſchließen wollte, und auf ſeine Komödien, wovon ich ein Exemplar unſerm Herzog überreichen ſollen, von einer Zeit zur andern warten mußte. Ich habe ſie auch nur vor einigen Tagen erſt bekommen, und ſie nur erſt geſtern überreicht; wovon ich ihm die gnädige Aufnahme in Beyliegendem mit mehrern melde. Denn auch ich ſehe nun wohl, warum es dem guten Mann zu thun iſt. Er will Weihrauch; und es iſt ihm gleichviel, wer ihm dieſen ſtreuet. Mir aber iſt es nicht gleichviel, daß ich das wenigſtens im Namen eines Herzogs loben darf, was ich in meinem Namen weder loben kann noch mag.

Inskünftige will ich es aber wohl bleiben laſſen, und mich durch ſolche, uns nichts angehende Dinge, um das Vergnügen Ihrer Briefe bringen. Denn wahrlich, meine Liebe, Sie mögen mir von der Freude, die Ihnen die meinigen machen, ſagen, was Sie wollen, ſo kömmt ſie doch ſicherlich nicht der Freude bey, die mir Ihre Briefe verurſachen. Wer hiernächſt von uns beyden itzt am meiſten aufgemuntert zu werden nöthig hat, das wäre noch eine große Frage. Sie haben doch weiter nichts als Sorgen, deren Ende Sie abſehen können, auf eine oder die andere Weiſe. Mir aber iſt itzt nicht ſelten das ganze Leben ſo ekel — ſo ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich ſie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umganges — (denn den Umgang, welchen ich haben könnte, den mag ich nicht haben) — unerträglich wird: eine Ausſicht in das ewige, liebe Einerley — das alles ſind Dinge, die einen ſo nachtheiligen Einfluß auf meine Seele, und von der auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder geſund bin. Wer mich ſieht, der macht mir ein Kompliment wegen meines geſunden Ausſehens: und ich möchte dieſes Kompliment lieber immer mit einer Ohrfeige beantworten. Denn was hilft es, daß ich noch ſo geſund ausſehe, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines geſunden Menſchen unfähig fühle? Kaum, daß ich noch die Feder führen kann; wie Sie wohl ſelbſt aus dem unleſerlichen Briefe ſehen werden, den ich mehr wie fünfmal abbrechen müſſen. Mein Troſt iſt, daß dieſer Zuſtand unmöglich anhalten kann, und daß er ſich hoffentlich bey dem Brunnen verlieren wird, den ich in einigen Tagen zu trinken anfangen will.

Aber was klage ich Ihnen da vor? Sie müſſen mich wirklich lieber für hypochondriſch halten, als alles ſo genau nach den Worten nehmen. Wenigſtens bin ich noch darüber ſehr empfindlich und erfreuet, daß Sie, meine Liebe, ſich wohl befinden, und die beſte Hoffnung haben, in Ihren Angelegenheiten glücklich zu ſeyn. Denn allerdings ſollte ich meinen, daß der Vorſchlag, den man Ihnen gethan, ſehr annehmlich wäre; wenigſtens was die zwey erſten Punkte anbelangt. Bey dem dritten, den Sie mir verſchweigen, kann ich nur auf zweyerley denken: und ob mich ſchon das Eine nicht ſo gleichgültig laſſen ſollte, ſo will ich Ihnen doch geſtehen, daß ich eben ſo ruhig dabey bin, als wen̄ es das Andre wäre. Denn ich bin gewiß verſichert, daß Sie zu dem Einen ſo wenig fähig ſind, als zu dem Andern. Doch allem Anſehen nach, wird man auf dieſen dritten Punkt auch nicht beſtehen, wenn es mit den zwey erſten nur einigermaßen ein Ernſt iſt. —

Daß Sie die Bekanntſchaft von Madam Huberinn gemacht, iſt mir ſehr angenehm. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen ſchon einmal erzählet, daß ich ſie als Mademoiſell Lorenzinn gekannt; ich weiß auch nicht, ob ſie ſelbſt ſich deſſen noch erinnert. Wenigſtens ſind es nahe an fünf und zwanzig Jahr, daß ich ſie zuletzt geſehen, und in einer ſolchen Zeit kann man, glaube ich, noch vertrautere Bekanntſchaften vergeſſen, als die unſrige geweſen. Sie kann gar wohl noch eine ganz gute Frau ſeyn; aber ſie muß auch dabey eine ſehr eiferſüchtige Actrice ſeyn, die keine neben ſich aufkommen laſſen will. Wenn ihre Verdienſte ihr dazu einiges Recht geben, ſo mag es noch hingehen aber man ſagt, daß auch dieſe nicht ſo beſonders ſeyn ſollen. Ich denke auch noch immer, daß es bloße Kabale iſt, wenn die Hänſelinn nicht in allen Stücken mehr Beyfall erhält, als ſie. Daß dieſe wieder hieher zurückkomme, hat man für gewiß geſagt: und um ſo viel weniger begreife ich, warum es lieber als Madam Seylerinn, und nicht als Madam Häuſelinn, geſchehen ſoll.

Unſer K. iſt noch in Hamburg; aber wie weit es mit ſeiner Sache iſt, weiß ich nicht. Nur ſo viel weiß ich, daß er für ſein Theil ſich noch alle gute Hoffnung macht, und nur deswegen ſo lange in Hamburg bleibt. In Hamburg aber muß er ſehr geheim zu Werke gehen; denn Sch. wenigſtens wußte nichts davon. Dieſer iſt vorgeſtern wieder hier durch nach Dresden gegangen, und wie er mich verſichert, ſo iſt er mit ſeiner dortigen Angelegenheit ſo gut als zu Stande. Ich will es ihm ſehr wünſchen; auch war er ganz aufgeräumt, und ich habe ihm verſprochen, bey ſeiner Rückreiſe im Auguſt ihn nach Hamburg zu begleiten: verſteht ſich, wenn Sie, meine Liebe, ſchon wieder allda zurück ſind.

Von dortigen Neuigkeiten wüßte ich Ihnen ſonſt nichts zu melden, als daß Nicolini ſeine erſte Pantomime gegeben, und ſehr großen Zulauf gehabt. Denn er hat über 900 Thaler, in dem großen Komödien-Hauſe, das er gänzlich umgeworfen, und geräumlicher und ſchöner eingerichtet, eingenommen; wovon die Ackermannin die Hälfte bekömmt, ſo wie er wieder von Ackermanns Vorſtellungen die Hälfte zieht. Es iſt beyden zu gönnen, wenn die Hamburger lange in dieſem Geſchmacke aushalten wollen. — Das Schickſal der übrigen Staatsgefangnen in Kopenhagen wiſſen Sie ja wohl auch ſchon aus den Zeitungen. Sie ſind alle auf freyen Fuß geſetzt, außer Falkenſkiold, welcher auf Zeitlebens nach Monkholm gebracht worden. Der Juſtizrath Struenſee kömmt wieder als geheimer Rath in Preußiſche Dienſte. Sturz iſt durch Hamburg gekommen, aber hat ſich von keinem einzigen ſeiner Bekannten ſprechen laſſen. Die Königinn iſt endlich zur Görde angelangt, allwo ſie in einigen Tagen ihre Schweſter, unſre Erbprinzeſſinn, beſuchen wird. Sie ſoll munter und unbekümmert ſeyn, und täglich ausreiten. Unſre Erbprinzeſſin muß ſie für völlig unſchuldig halten, ſonſt würde ſie ſie gewiß nicht beſuchen.

Aber iſt es möglich, meine Liebe, daß ich Ihnen noch nicht den Empfang Ihres Portraits gemeldet hätte? Iſt es möglich, daß ich Ihnen noch nicht für das Vergnügen, das es mir täglich macht, ſollte gedankt haben? Unmöglich! Und wenn Sie in den Briefen, die Sie von mir in den Händen haben, nichts davon finden, ſo iſt ganz gewiß einer verloren gegangen: denn ich erinnere mich es noch allzu genau, daß ich, und wie ich davon geſchrieben. Die Zahl meiner Briefe trifft ohnedem nicht ein; und ich habe Ihnen ſicherlich mehr als dreymal geſchrieben. Daß aber meine Briefe meiſtentheils ſpäter eingehen, als ſie eingehen ſollten, kömmt vielleicht daher, daß ich ſie erſt nach Braunſchweig ſenden, und da auf die Poſt geben muß. Wenn ſie denn nicht gleich daſelbſt abgegeben werden, ſo bleiben ſie bis zum folgenden Poſttage liegen.

Nun denn, meine Liebe, einer guten Sache kann man nicht zu viel thun. Empfangen Sie nochmals meinen zärtlichſten, aufrichtigſten Dank für den zwar ſtummen und todten, aber für mich doch ſehr unterhaltenden, beſten, liebſten Geſellſchafter in meiner Wolfenbüttelſchen Einſamkeit. Ach, wenn — Sie wiſſen, was ich wünſche! —

Eben da ich mich hinſetzen, und den Brief an G. ſchließen will, werde ich auf die unvermeidlichſte Art daran verhindert. Ich laſſe ihn alſo bis auf den nächſten Poſttag; aber dieſen Brief ſende ich ab. Um ſo eher muß ich, und will ich auch Ihnen wieder ſchreiben. Entſchuldigen Sie mich indeß bey ihm, wenn er gelegentlich meine Antwort ſchon längſt erwartet zu haben äußern ſollte. Was ich ſonſt wünſchte, daß Sie meinetwegen mit ihm ſprechen möchten, weiß ich ſelbſt kaum. Denn von dem Manne, der Riedeln anhilft, möchte ich mich nicht gern empfohlen oder angebracht wiſſen. — Iſt es wahr, daß der alte van Swieten, wo nicht ſchon todt iſt, doch auf den Tod liegt? Mich dünkt, daß ſein Tod auch hier und da etwas verändern dürfte. —

Apropos — bey Gelegenheit eines Abgehenden — Hat man Ihnen ſchon aus Hamburg gemeldet, daß die G . . . nun einmal in allem Ernſte guter Hofnung iſt? —

Und das nenne ich doch einen Brief! lang, überflüſſig; aber freylich leider kaum zu leſen. Ich will Sie mit Rathen und Buchſtabiren nicht länger martern, und mich Ihnen empfehlen. Leben Sie recht wohl, meine Liebe. Möchten Sie doch barmherzig genug gegen mich geweſen ſeyn, und an mich geſchrieben haben, noch ehe dieſer Brief in Ihre Hände kömmt! — Ich bin mit ganzer Seele auf immer

der Ihrige
L.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 29. Jul. 1772.

Meine Liebe!

Ich habe es ſeit vierzehn Tagen mehr als einmal verſucht, an Sie zu ſchreiben: aber vergebens. Und es wird ein großes Glück ſeyn, wenn ich endlich doch dieſen Brief zu Stande bringe. So ſehr hat mich der Brunnen angegriffen, den ich geſtern geendet, und von dem ich mir mehr gute Wirkungen verſpreche, als ich noch zur Zeit empfinde. — Möchte es aber doch mit mir nur ſeyn, wie es wollte: wenn es nur mit Ihnen ſo wäre, wie ich wünſche. Ihr letzter Brief verſchweigt mir ſicherlich mehr, als er mir ſagt; und ich muß mir alle Gewalt anthun, mir, vornemlich in Betrachtung Ihrer Geſundheit, nicht das Allerſchlimmſte vorzuſtellen. In dieſer Furcht beſtärkt mich, daß ich keine Briefe von Ihnen, ſondern nur immer Antworten erhalte. Ich weiß, daß Sie mir doch ſonſt ein paar Briefe geborgt haben, bis ich Ihnen meine Schuld mit Intereſſen abtragen konnte. Und daß Sie es itzt nicht thun, daran iſt gewiß nicht Ihr bloßes Nichtwollen Schuld. Das verwünſchte Wien! Wenn es auch Ihnen leere Hoffnungen vorgeſpiegelt hat, ſo werde ich ihm auf Zeit meines Lebens gram werden. Könnte ich wenigſtens doch nur itzt abkommen, um mich deſto geſchwinder in Ihrer Geſellſchaft von der Neigung zu kuriren, die noch dann und wann für dieſen betrügeriſchen Ort bei mir ſpricht. Ich käme Ihnen, ehe Sie es ſich verſähen, über den Hals, möchte doch der Herr von Gebler davon denken, was er wollte. Da Sie mir nicht melden, daß er eben etwas Beſonders für Sie thut, und da er hingegen ſo viel für den elenden Riedel thut: ſo iſt er mir herzlich ekel, und es wird mir die äußerſte Ueberwindung koſten, wieder an ihn zu ſchreiben. Heute thu' ich es ſchon gewiß nicht; wenn ich gleich weiß, daß ich ſo nach auch deſto länger ſein Kompliment über die Aufführung der Emilie werde entbehren müſſen. Wie gern will ich es ihm ganz ſchenken! Und wie gern hätte ich auch die ganze Aufführung dem Wienertheater erlaſſen wollen. Nach allem, was Sie mir davon ſchreiben, muß ſie ganz abſcheulich ausgefallen ſeyn. Der abſcheuliche Kerl, der Stephanie!*) Und das alles laſſen ſich die Wiener ſo gefallen? Zwar die Wiener Zuſchauer ſind mir ſchon längſt eben ſo verdächtig, als die Akteurs. Daß ſie indeß hier und da in meinem Stücke gelacht haben, ob es gleich eine Tragödie ſeyn ſoll, verdrießt mich nun wohl nicht: aber freilich, wenn die Akteurs alles Ihrige dazu beigetragen, daß die Zuſchauer da lachen müſſen, wo ſie ſicherlich hier bei uns nicht gelacht haben, ſo hat es der Kaiſer wohl ſchwerlich zum Lobe des Stückes geſagt, daß er in keiner Tragödie mehr gelacht habe, als in dieſer. O meine Liebe, ich fürchte, ich würde ein noch weit ungebildeter und noch weit undankbarer Publikum vor mir haben, wenn das geſchähe, was Sie zu wünſchen ſcheinen! Und doch würde ich es darauf wagen, wenn — Sie wiſſen ja wohl. Aber welche ungewiſſe Ausſichten! —

---

*) Sie ſchrieb am 15. Juli „Den Prinzen machte Stephanie der Aeltere, ich möchte faſt ſagen: ſo ſchlecht wie möglich. Die ſchöne Scene mit dem Mahler, die verliert hier ihren ganzen Werth. Denn die ſpielt der Prinz und der Mahler, beyde zugleich ſo abgeſchmackt, daß man ſie möchte mit Naſenſtübern vom Theater ſchicken. Stephanie wird täglich affektirter

Was Sie mir von Riedeln ſchreiben, haben wir hier wirklich zum Theil ſchon gehört, und zum Theil iſt es ſogar ſchon gedruckt. Es fehlte noch, wenn Sie glauben, daß Gebler Sie leicht ſelbſt in Verdacht haben könnte, wenn er erfährt, daß man ſeine ſaubere Kreatur auch hier kennet. Und doch glaube ich nicht, daß er es von R** weiß, was Sie vermuthen, daß er von unſerer Freundſchaft wiſſe. Wenn davon etwas nach Wien gekommen iſt, ſo iſt es ganz gewiß allein durch Wagnern dahin gekommen. — —

Bald hätte ich Ihnen etwas nach Wien geſchickt, was Sie als den Dank für das mir überſchickte Portrait von Klotzen hätten anſehen mögen. Und vielleicht thue ich es mit der nächſten Poſt doch noch. Sie wiſſet ja, daß ich voriges Jahr in Berlin mich von Grafen mußte mahlen laſſen. Dieſes Portrait iſt itzt von Bauſen in Leipzig geſtochen, ſehr ſchön geſtochen; ob aber auch ähnlich, und ſo äußerſt ähnlich, als mich die Leute bereden wollen, das werde ich am beſten von Ihnen, meine Liebe, erfahren können. —

Geſtern hat mich, rathen Sie wer! aus Hamburg beſucht. Doktor Matſen; den ich in einem Ihrer Briefe einmal für D. Mumſen las. Er iſt in Angelegenheiten des Rathsherrn Rickert hier, welcher ein ziemliches bei Tober Horſts zu fordern hat. Dieſes Haus hat ſchon ſeit einiger Zeit aufgehöret zu bezahlen, und ſeine Gläubiger in Hamburg ſind mit dem Moratorio, das man ihm hier gegeben, ſehr übel zufrieden. Aber ich denke doch, daß es dabei bleiben wird, und

---

und unerträglicher, beſonders in ſeinem ſtummen Spiele. Was thut er zuletzt in Ihrem Stücke? Er reißt ſein ohnedem großes Maul bis an die Ohren auf, ſtreckt die Zunge lang mächtig aus dem Halſe, und leckt das Blut von dem Dolche, womit Emilia erſtochen iſt.“

daß D. Matſen wird vergebens hier geweſen ſeyn. Neues hat er mir eben aus Hamburg nicht viel erzählet, was ich glauben könnte, was Sie nicht ſchon wüßten. Aber was ihn ſelbſt betrifft, haben Sie vielleicht noch nicht gehört: nemlich, daß man ſagt, er werde die Mumſen heyrathen. Und nach dem zu urtheilen, wie er ſich über Sie äußert, möchte es wohl auch wahr werden. Wenigſtens hat er mich verſichert, daß B. die Mumſen gewiß nicht bekömmt; denn auch mit der Mumſen hatte man B. ſchon in Gedanken verheirathet; nicht allein mit der Mamſell Alberti. Sie wiſſen doch, wen dieſe nun bekömmt? Nicht den reichen Portugieſen, oder Spanier, den Sie ihr ſo gern gegönnt hätten; ſondern einen jungen Doktor, Namens Häſeler, in Altena; den Bruder des dortigen Stadtphyſici.

Ebert reiſet mit Matſen in einigen Tagen zurück nach Hamburg, und er hat mir ſehr angelegen, von ihrer Geſellſchaft zu ſeyn. Aber was ſoll ich in Hamburg? Sie, meine Liebe, noch lebhafter vermiſſen? In jeder von unſern gewöhnlichen Geſellſchaften würde mir eine Perſon fehlen; und mehr als eine würde mir zu viel ſeyn. — K. iſt auch noch in Hamburg; und ſein Geſchäfte geht ſehr langſam; wenn es anders gar geht. — Daß Wutford als Geſandter nach Koppenhagen geht, werden Sie wohl in den Zeitungen geleſen haben? Unſere arme Z—! das geht hart über ſie her! Wenn ſie alles verloren hat, wird ſie endlich doch auch das verlieren, was ſie längſt gern verloren hätte. Zink iſt wirklich ſchon mehr tod, als lebendig. —

Nun leben Sie wohl, meine Liebe. Gott beſchere mir bald angenehme Nachrichten von Ihnen. Ich umarme Sie tauſendmal; und bin Zeit Lebens ganz

der Ihrige
L.

An Wieland. *)

Ich glaube einem Manne zu antworten, der es nicht erſt ſeit geſtern weiß, wie unendlich hoch ich ihn ſchätze. Aber eben das macht meine Antwort um ſo ſchwerer.

Dieſer Mann, weit unter dem, in der vermeſſenſten Stunde meiner Eigenliebe, ich mich immer in allem gefühlt, worauf Schriftſteller ſtolz ſeyn können, — dieſer Mann verſichert mich, über eines meiner

---

*) Aus dem Genius der Zeit, herausg. von Aug. Hennings, Bd III (Altona, Decemb. 1794), S. 635.

Werke, von dem ich nicht wünſchte, daß es mein beſtes bleiben möchte, ſeines Beifalls auf eine Art — auf eine Art! Ironie kann es nicht ſeyn. Was ſoll ich dieſem Manne antworten? Gänzliche Ablehnung ſeines Lobes, wäre Beleidigung. Gegenlob wäre eben ſo groſſe Beleidigung; und ſchaler. Er antworte ſich ſelbſt, ſtatt meiner.

Aber wenn Emilia nicht völlig die Wirkung eines ungewohnten betriegeriſchen Weines auf ihn gehabt hat, der unſere Geiſter eben ſo ſchnell wieder ſinken läßt, als ſchnell er ſie erhoben; wenn er itzt in einer kalten nüchternen Stunde — und ich habe leider meine Antwort bis auf dieſe kalte Stunde verſchieben müſſen; — wenn er itzt ſeinen Brief nicht bereuet: welche gefährliche Reizung für mich! Iſt der vollkommenſte Leſer den ich mir denken kann damit zufrieden: wohl gut —

Doch er beſorge nicht, daß ich ſein Lob misbrauchen werde. Ich will es nicht vergeſſen, daß der vollkommenſte Leſer auch zugleich der gutherzigſte iſt. Was er ſelbſt hinzudenkt, macht ihn wärmer, als was er lieſet: und doch hat er die Gefälligkeit, ſeine ganze Empfindung dem Buche zu danken.

Aber nun genug den Autor reden laſſen. — Ach, mein liebſter Wieland! — denn ſo habe ich Sie jederzeit in Gedanken genennet. Sie glauben nur, daß wir Freunde werden könnten? Ich habe nie anders gewußt, als daß wir es längſt ſind. Eine Kleinigkeit fehlt: uns geſehen zu haben. Eine wahre Kleinigkeit; denn ich bin gewiß, mit dem erſten Anblicke werde ich Sie ſchon viele Jahre geſehen zu haben glauben. Und doch wünſchte ich ſehr, daß auch dieſe Kleinigkeit unſerer Freundſchaft nicht fehlte.

Vielleicht daß Ihre gegenwärtige Veränderung uns bald einmal zuſammen bringt. Dieſe Veränderung — o daß Sie eben ſo gut dabei fahren mögen, als der Prinz!

Ich ſage Ihnen, liebſter Wieland, wir ſind alte Freunde, und Sie ſehen, wie völlig ich Sie auf den Fuß eines alten Freundes genommen habe. Ich antworte Ihnen ſo ſpät: aber ich bin krank geweſen; und ich bin noch nicht geſund. Laſſen Sie mich dieſen Zufall nicht entgelten. Ich antworte wenig Leuten gern; aber gewiſſen, um ſo viel lieber. Wollen Sie es noch einmal verſuchen? Mir wenigſtens zu ſagen, daß Sie meiner Entſchuldigung glauben.

Vor einigen Tagen überraſchte mich Herr Seyler. Wer das dritte Wort unſers Geſprächs geweſen, mag er Ihnen ſelbſt ſagen. Der Mann iſt gut; aber in gewiſſen Umſtänden können nur wenig Menſchen ſo gut ſcheinen, als ſie ſind. Wenn Sie ſich ſeiner in Weimar annehmen können, thun Sie es ja. Was ſoll der rechtſchaffene Mann bei Hofe, wenn er Unglüklichen nicht helfen will? Aber wem ſag ich das?

Leben Sie recht wohl, mein liebſter Wieland; und laſſen Sie mich dieſes ja vor vier Monaten geſchrieben haben.

Wolfenbüttel, d. 2. Septbr. 1772.

Leſſing.

An Nicolai.

Braunſchweig, d. 22. Octob. 1772.

Liebſter Freund,

Ihr Brief iſt mir recht ſehr angenehm geweſen. Denn daß es mir nicht ganz gleichgültig ſeyn kann, wie die Vorſtellung meiner Emilia bey Ihnen ausgefallen, das verſteht ſich; und wenn ich es ſchon nicht Wort haben wollte, ſo würden Sie mir es doch nicht glauben. Aber das war mir freylich nicht angenehm zu erſehen, daß ſie eben nicht zum beſten ausgefallen ſeyn müſſe. Denn, mit Ihrer Erlaubniß, wenn das Stück, nach der Scene der Mutter mit dem Marinelli, ein wenig matt zu werden geſchienen hat, ſo liegt es nothwendig an dem Spiele des Vaters und der Orſina. Denn daß das Intereſſe von jener Scene an nicht immer ſtiege: das wüßte ich doch wahrlich nicht. Madame Starke kann auch wohl, bey allem ihrem vortrefflichen Spiele, zu vortrefflich geſpielt haben. Denn auch das iſt ein Fehler: und ein verſtändiger Schauſpieler muß nie ſeine Rolle, wo es nicht nöthig iſt, zum Nachtheil aller andern heben. — Aber was mich noch mehr als die Vorſtellung meines Stücks intereſſirt hat, war, Ihr eignes Urtheil darüber zu vernehmen. Ich will darauf ſchwören, und wenn Sie wollen, auch wetten, daß Sie in den meiſten Stücken Ihrer Kritik Recht haben mögen. Nur unterſuchen mag ich es jezt nicht. Ich danke Gott, daß ich den ganzen Plunder nach und nach wieder aus den Gedanken verliere, und will mir ihn durch eine ſolche Unterſuchung nicht wieder auffriſchen. Ich habe in dieſer Abſicht wohl noch mehr gethan: ich habe der hieſigen Vorſtellung nicht ein einzigesmal beygewohnt. Ehe ich die dramatiſche Arbeit nicht gänzlich wieder aus dem Kopfe habe, will keine andere hinein. Aber warum muß ich ſie denn aus dem Kopfe haben?

Fragen Sie das? — Ich will nicht hoffen, daß Sie es in Ernſt fragen. — Mir iſt dieſer Tage eingefallen: ob denn die Fortſetzung unſrer antiquariſchen Briefe nothwendig, und mit Klotzen abgeſtorben ſeyn muß? Der Ton kann und muß freylich nicht mehr der nehmliche ſeyn: denn es iſt eben ſo unanſtändig als unnützlich, ſich mit einem Todten zu zanken, der ſich ſelbſt weder mehr beſſern, noch andre mehr verführen kann. Aber die trocknen Anmerkungen gegen ſein Buch, und zwanzig andre Bücher des nehmlichen Inhalts, die ſich nach der Zeit bey meiner umſchweifenden Lectüre ſehr vermehrt haben, wären doch wohl der Mühe werth, geſagt zu werden. Laſſen Sie mich Ihre Gedanken einmal darüber hören: und leben Sie für jetzt recht wohl.

Dero

ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Madame König.

Wolfenbüttel, d. 26. Oktob. 1772.

Iſt es möglich, meine Liebe, iſt es in aller Welt möglich, daß ich Ihnen in ſo langer Zeit nicht geſchrieben habe? daß ich es habe aushalten können, in ſo langer Zeit nichts von Ihnen zu ſehen und zu hören? — Wenn Sie argwöhniſch wären! Wenn ich nicht glaubte, daß Sie mich zu wohl kennten! — Beſorgt mögen Sie immer um mich geweſen ſeyn; aber wenn Sie je einen argen Gedanken der meiner und Ihrer unwürdig wäre, von mir gehabt haben: wahrlich, ſo verdiene ich, daß Sie mir es abbitten. — Nicht wahr, der Wendung hätten Sie ſich nicht verſehen? Ich verlange Abbitte, und ſollte ſie ſelbſt thun. — Nun ja, meine Liebe, ich bitte Sie tauſendmal um Verzeihung, wenn ich Ihnen einen einzigen mißvergnügten und bekümmerten Augenblick gemacht habe. Gleichwohl würde ich untröſtlich ſeyn, wenn ich Ihnen auch ganz und gar keinen gemacht hätte. — Aber, werden Sie fragen, woran lag es denn nun? — An tauſend und tauſend Dingen, die all ſo klein ſind, daß ſie ſich gar nicht erzehlen laſſen; die aber doch zuſammengenommen ſo eine außerordentliche Würkung auf mich gehabt haben, daß ich, um wenig zu ſagen, die ganze Zeit über, die ich nichts von mir hören laſſen, ſo gut als gar nicht gelebt habe. Nicht, daß ich etwa krank geweſen; ob ich mich ſchon auch nicht geſund befunden. Ich bin ſchlimmer als krank geweſen; mißvergnügt, ärgerlich, wild; wieder mich, und wieder die ganze Welt aufgebracht; Sie allein ausgenommen. Dazu kam, daß ich mich in eine Arbeit verwickelt hatte, die mir weit mehr Zeit und Anſtrengung koſtete, als ich voraus ſehen können. Seit ein Paar

Tagen habe ich einen kleinen Stilleſtand mit dieſer Arbeit machen müſſen, und vielleicht kommt es eben daher, daß ich mich jetzt ein wenig ruhiger befinde. Ich will mir dieſe Augenblicke zu Nutze machen, die ohne Zweifel bald wieder verſchwinden dürften; und will mich wenigſtens gegen eine Perſon in der Welt ganz ausſchütten. Und wer könnte dieſe einzige Perſon anders ſeyn, als Sie? — Sie wiſſen, meine Liebe, was ich Ihnen oft geſtanden habe: daß ich es auf die Länge unmöglich hier aushalten kann. Ich werde in der Einſamkeit, in der ich hier leben muß, von Tag zu Tag dümmer [illegible] ſchlimmer. Ich muß wieder unter Menſchen, von denen ich hier ſo gut als gänzlich abgeſondert bin. Denn was hilft es mir, daß ich hier und in Braunſchweig dieſen und jenen beſuchen kann? Beſuche ſind kein Umgang; und ich fühle es, daß ich nothwendig Umgang, und Umgang mit Leuten haben muß, die mir nicht gleichgültig ſind, wenn noch ein Funken Gutes an mir bleiben ſoll. Ohne Umgang ſchlafe ich ein, und erwache blos dann und wann, um eine Sottiſe zu begehen. — Alſo hören Sie, meine Liebe, was ich mir für einen Plan gemacht habe. Denn wie es mit Ihnen gehen dürfte, ſehe ich nun wohl. Sie werden entweder nie, oder ſobald nicht von Wien wegkommen. Wenn ich alſo hier bleiben und die Hände in den Schooß legen will, ſo wird aus allem nichts, was ich mir in glücklichen Augenblicken manchmal ſo möglich und ſo leicht vorgeſtellt habe. Dieſes einzige folglich kann mich noch retten, oder nichts. — Sie erinnern ſich, daß, als ich meine itzige Stelle annahm, ich mir ausdrücklich vorbehielt, in einigen Jahren eine Reiſe nach Italien thun zu dürfen. Nun bin ich beinahe drei Jahre hier; und es darf niemanden befremden, wenn ich nun bald auf dieſe Reiſe dringe. Daß ich ſodann den Weg über Wien nehme, das verſteht ſich: theils aus der Urſache, die niemand beſſer weiß, als Sie; theils um mit meinen eigenen Augen da zu ſehen, was für mich zu thun ſeyn dürfte. Ich habe neuerlich, durch den Grafen K., welcher mich hier in Wolfenbüttel beſuchte, ſehr dringende Veranlaſſungen bekommen, dieſe Reiſe nach Wien doch ja einmal zu thun; mit der Verſicherung, daß ſie unmöglich anders, als ſehr zu meinem Glücke ausſchlagen könne. Das will ich ſehen, um mir ſelbſt nichts vorzuwerfen zu haben. Aber ich will es ſo ſehen, daß ich nicht darauf rechne. Ich bin verſichert, daß unſer Herzog, wenn ich ihn auf Jahr und Tag um Urlaub bitte, mir ihn ohne Umſtände geben, und mir nicht allein meine Penſion fortſetzen, ſondern auch meine Stelle, ſo lange ich außenbleibe, offen laſſen wird. Ja es ſollte mich ein Wort koſten, ſo wollte ich noch eine eigene Zulage zur Reiſe erhalten. Doch dieſes würde mich zu ſehr binden, und ich will mich an jenem begnügen laſſen. Finde ich es nun in Wien ſo, daß ich Wolfenbüttel darüber vergeſſen kann: deſto beſſer. Finde ich es nicht, ſo habe ich mich doch wieder mit Ihnen, meine Liebe, beſprochen, und ich weiß, woran ich bin. — Das Schlimmſte hierbei iſt nur, daß ich nicht gleich morgen auspacken kann. Aber daß ich es je eher je lieber können möge, das iſt itzt mein einziges Beſtreben. Jene ganze Arbeit, von der ich Ihnen geſagt habe, zielt dahin ab; weil ich doch nicht gern die Bibliothek in Unordnung und ohne ein Andenken von mir verlaſſen möchte. Der Winter wird wohl wenigſtens darauf gehen; und ich werde mehr in dieſem einen Winter arbeiten müſſen, als ich ſonſt nicht in dreien gethan habe. Was ſchadet das? Eine einzige gute Ausſicht kann mich alles ertragen machen. —

Doch, meine Liebe, habe ich auch Recht gethan, Ihnen alles das zu ſchreiben? Sie ſehen, wieviel ich von Ihrer Seite dabei voraus ſetze; wie ſehr ich darauf rechne, daß Sie noch immer die nemliche ſind.

Möchte Ihnen dieſer Brief nur nicht zu einer gar zu unruhigen Stunde zu kommen. Möchten Sie wenigſtens eine recht ruhige Stunde finden, mir darauf zu antworten. Das Herz bricht mir, wenn ich daran denke, wie wenig Sie ruhige Stunden haben mögen.

Hierbey liegt ein Brief an den St. R. Gebler. Ich traue dem Manne noch nicht recht, und daß er noch ſo wenig für Sie gethan hat, macht mich noch mißtrauiſcher in ihn. Melden Sie mir doch, ob Ihnen vielleicht ſeitdem ſeine Bekanntſchaft etwas genutzt hat.

Neues kann ich Ihnen nichts melden; außer daß vor einigen Wochen des Commiſſionsraths Sohn wieder hierdurch nach Dresden ging, und mich verſicherte, daß er von Dresden nach Wien gehen werde. Ich höre aber, daß er ſchon wieder zurück nach Hamburg ſeyn ſoll. Er war ſo voller großer Projekte, daß, wenn aus keinem nichts geworden, ich ihn bedaure.

Leben Sie wohl, Liebe; und melden Sie mir es bald, daß Sie wohl leben. Ich bin mit ganzer Seele

der Ihrige
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 28. Oct. 1772.

Lieber Bruder,

Du weißt es ja wohl ſchon längſt, wie es mit mir ſteht, wenn ich in langer Zeit von mir nichts hören laſſe, nehmlich, daß ich ſodann äußerſt mißvergnügt bin. Wer wird durch Mittheilung und Freundſchaft die Sphäre ſeines Lebens auch zu erweitern ſuchen, wenn ihm beynahe des ganzen Lebens ekelt? Oder, wer hat auch Luſt, nach vergnügten Empfindungen in der Ferne umher zu jagen, wenn er in der Nähe nichts um ſich ſieht, was ihm deren auch nur Eine gewähren könnte? Krank bin ich nun ſchon ſeit geraumer Zeit nicht mehr, und bin daher auch ſchon ſeit geraumer Zeit nicht müßig geweſen. Ich habe gearbeitet, mehr als ich ſonſt zu arbeiten gewohnt bin. Aber lauter Dinge, die, ohne mich zu rühmen, auch wohl ein größerer Stümper eben ſo gut hätte machen können. Eheſtens will ich Dir den erſten **Band von Beyträgen zur Geſchichte und Litteratur, aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel** ꝛc. ſchicken, womit ich ſo lange ununterbrochen fortzufahren gedenke, bis ich Luſt und Kräfte wieder bekomme, etwas Geſcheidteres zu arbeiten. Das dürfte aber ſo bald ſich nicht ereignen. Und in der That, ich weiß auch nicht einmal, ob ich es wünſche. Solche trockne Bibliothekar-Arbeit läßt ſich ſo recht hübſch hinſchreiben, ohne alle Theilnehmung, ohne die geringſte Anſtrengung des Geiſtes. Dabey kann ich mich noch immer mit dem Troſte beruhigen, daß ich meinem Amte Genüge thue, und manches dabey lerne; geſetzt auch, daß nicht das Hundertſte von dieſem Manchen werth wäre, gelernt zu werden. — Doch warum ſchreibe ich Dir dies alles, und mache Dich unruhiger, als Du bey meinem gänzlichen Stillſchweigen nicht geweſen ſeyn würdeſt? — Ich wünſche, daß Du Deines Theils wirklich ſo vergnügt ſeyn magſt, als Du es in Deinem Briefe ungefähr ſcheinſt. Daß Du lange damit an Dich gehalten, in der Meynung, ich ſey verreiſt, thut mir leid. Ich bin den ganzen Sommer nicht weiter gekommen, als von Braunſchweig nach Wolfenbüttel, und von Wolfenbüttel nach Braunſchweig. Und auch dieſe Veränderungen werde ich mir ſchlechterdings aufs künftige verſagen müſſen. Doch das ſoll mein geringſter Kummer ſeyn, und ich will mich gern noch weit mehr aller Geſellſchaft entziehen, um hier in der Einſamkeit zu kahlmäuſern und zu büffeln, wenn ich nur ſonſt von einer andern Seite meine Ruhe wieder damit gewinnen kann.

Was Dir Graf von der Dresdner Agrippine geſagt hat, hatte ich auch bereits von daher gehört. Aber wenn auch nur dieſes wahr iſt, daß der Kopf nicht zu dem Körper paßt: iſt es dann nicht ſchlimm genug, daß Winkelmann und Caſanova von dieſem Umſtande gänzlich geſchwiegen? Ob der Kopf für ſich genommen, endlich auch antik oder nicht antik iſt, geht mich gar nichts an, und ich habe gar nicht nöthig, mich darauf einzulaſſen. Er ſey es immerhin. Genug, dieſe Statue iſt nicht nur ohne dieſen, ſondern ohne allen Kopf in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Rom ausgegraben worden; und dieſes iſt, was die Dresdner großſprecheriſchen Kenner entweder nicht wiſſen, oder nicht wiſſen wollen. Ich habe es hier in der Bibliothek von ungefähr entdeckt, wo dieſe Statue ehedem, nicht allein ohne Kopf, ſondern auch ohne Arme, die ebenfalls neu ſind, geſtanden. Aber ſage Du, lieber Bruder, wenn Du von der Sache ſprechen mußt, dieſes eben nicht weiter. Denn wenn ſie in Dresden nachzuſuchen anfangen, ſo könnten ſie leicht dahinter kommen; und ich möchte gern einmal mit dieſem Exempel die windigen Künſtler beſchämen, die immer auf ihren untrüglichen Geſchmack pochen, und alle antiquariſche Gelehrſamkeit, die man aus Büchern ſchöpft, verachten.

Murr iſt ein —, der mir endlich einen Brief abgequält, und der bloß mir zum Poſſen dieſen Brief jetzt drucken laſſen, und den ganzen Quark von Klotzens Leben gegen mich geſchrieben hat, weil ich ihm ſeitdem nie wieder auf einen Brief geantwortet habe.

Die Lippertſchen Abdrücke ſind allerdings ein ſehr elendes Sammelſurium. Aber à propos dieſer Abdrücke: iſt es denn wahr, daß Herr Meil die beyden Steine geſtochen? Er ſoll mir die Platten ſchicken, oder wenigſtens einen Abdruck davon, und mir melden laſſen, was ich ihm dafür ſchuldig bin; ſo will ich das Geld an ihn einſenden.

Ich wünſche ſehr, daß es wahr ſeyn mag, daß der König endlich für Kochen etwas thun will. Hier thut der Herzog für Döbbelin mehr, als er werth iſt, ob es gleich dem ungeachtet nicht mit ihm geht. Er iſt ein — —, der zur wahren Aufnahme des Theaters eben ſo wenig thun kann als will.

Nun lebe wohl, und ſchreibe mir bald wieder.

Dein

treuer Bruder,
Gottheld.

An Madame König.

Braunſchweig, d. 15. Nov. 1772.

Meine Liebe!

Ich bin ſeit drei Tagen in Braunſchweig, wo ich allerlei zu thun habe, ſo daß ich Ihnen ſchwerlich von hieraus ſchreiben würde, wenn mir nicht etwas auf dem Herzen brennte, das ich unmöglich länger für mich behalten kann, und das ich Ihnen nothwendig mit ein Paar Worten melden muß.

Man läßt ſich, über Berlin, durch den Kanal des Pr. S. und des jungen B. von Sch., welcher, wie Sie wiſſen, Kaiſerlicher Geſandte in Berlin iſt, bei mir erkundigen, ob ich wohl geneigt wäre, unter vortheilhaften Bedingungen nach Wien zu kommen. Näher will man ſich darüber nicht auslaſſen, bis ich mich vorläufig erkläret, ob man überhaupt auf mich rechnen könne oder nicht.

Ich antworte mit heutiger Poſt, wenn der Vorſchlag nicht das Theater beträfe, ſo könne man auf mich rechnen. Nur mit dem Theater möchte ich nichts zu thun haben, wenigſtens ſo lange nicht, als es unter einem Impreſſario ſtehe, und nicht unmittelbar von dem Hofe abhange. Doch ich glaube auch nicht, daß der Vorſchlag das Theater betrifft, ſondern daß etwas ganz anders im Werke iſt.

Habe ich recht geantwortet, meine Liebe? — Ich will es hoffen, und Sie begreifen leicht, was meine liebſte Ausſicht dabei ſein kann. Was geſchehen ſoll, weiß die Vorſicht am allerbeſten zu lenken. — Wenigſtens ſehe ich doch aus dieſer Anfrage, daß man in Wien an mich denkt — an dem Orte, von welchem Sie ſo gern los ſeyn möchten, und von welchem Sie vielleicht nie loskommen ſollen. — Wenn Sie doch dieſer Gedanke nur im geringſten aufheitern könnte! Sie glauben nicht wieviel ich leide, wenn ich mir Sie niedergeſchlagen denken muß!

Näheſtens, ſobald ich wieder in Wolfenbüttel bin, ein mehreres. Seyn Sie indeß wenigſtens geſund! Mit der Verſicherung meiner innigſten Liebe brauche ich hoffentlich keine Zeit zu verlieren. Ich ſchreibe Ihnen heute nur, um Ihnen etwas neues zu melden; nicht aber, um Ihnen etwas altes zu wiederhohlen. Ich bin, meine liebſte, beſte Freundinn,

ganz der Ihrige

L.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 3. Dec. 1772.

Meine Liebe!

Am vorigen Freytage fiel Ihr Schwager, in doppeltem Verſtande, für mich vom Himmel; weil er ſo unerwartet kam, und weil er von Ihnen kam. Meine erſte Frage war: ob er allein ſey? und meine zweyte: ob er keinen Brief habe? Allein, ſagte er: und keinen Brief. Er wollte ſogleich durchreiſen; aber ich bat ihn, die Poſt nach Braunſchweig nur fahren zu laſſen; ich wolle ihn gegen Abend ſelbſt hinbringen. Das geſchah; und des Morgens darauf ging er mit der Hamburger Poſt wieder ab. Ich hörte die ganze Zeit unſers Beyſammenſeyns nicht auf, ihn zu fragen: aber warum denn keinen Brief? Madame König muß meinen letzten Brief ja ſchon vor Ihrer Abreiſe empfangen gehabt haben. — Das, ſagte er, wiſſe er ſo recht nicht; aber Sie wären die letzten Tage vor ſeiner Abreiſe außerordentlich beſchäftiget geweſen, und vermuthlich würde ein Brief unterweges ſeyn. Mit dieſem Troſte kehrte ich, ſobald er aus Braunſchweig war, nach Wolfenbüttel zurück; und mit dieſem Troſt mußte ich mich ein, zwey, drey Tage hinhalten. Denn erſt den zweyten dieſes habe ich ihn endlich bekommen, Ihren Brief vom 19. des vorigen. Auf dem Couverte war Nürnberg ausgeſtrichen, und von einer fremden Hand Prag dafür geſchrieben. Vielleicht iſt dieſes die Urſache, warum er ſo ſpät eingetroffen. Aber ich hätte ihn doch auch ſonſt ſchwerlich vor der Ankunft Ihres Schwagers erhalten können; da Sie meinen Brief vor ſeiner Abreiſe noch nicht in Händen hatten. — Ich bedaure es ſehr, meine Liebe, wenn dieſer Umſtand Urſache geweſen, daß Sie etwas gegen ihn geäußert, welches Sie lieber gegen ihn nicht möchten geäußert haben. Ich kann Ihnen aber verſichern, daß er von dieſer Entdeckung, wenn es anders eine für ihn geweſen iſt, gegen mich keinen ſchlimmen Gebrauch gemacht hat. Denn er hat gar keinen davon gemacht, und ſich durchaus nichts merken laſſen. Sie werden am beſten wiſſen, wie Sie dieſes von ihm auslegen ſollen. Ich wünſchte ſehr, daß Sie gut von ihm dächten; noch mehr, daß Sie es von ihm zu denken Urſache hätten. Das geſtand er mir mit vieler Aufrichtigkeit, daß er Ihnen in Wien ſo viel als nichts geholfen; daß es aber nicht an ſeinem Willen, ſondern an der Sache ſelbſt gelegen; und ſo wie er mir dieſe vorſtellte, mag es auch wohl wahr ſeyn. — Wie ſehr habe ich Sie dabey beklagt! Und allerdings, es mag biegen oder brechen, ſo müſſen Sie ein Ende damit zu machen ſuchen. Auf die rechtſchaffenſte Art; das verſteht ſich: aber nicht auf die ſcrupulöſeſte. Freylich wäre es am beſten, wenn Sie das Werk zu erhalten ſuchten. Es wäre in einigen Jahren doch immer eine Art von Etabliſſement für Ihren älteſten Sohn, der es vollends ſchon aufs Reine bringen könnte, wenn er arbeitſam ſeyn wollte. Und ich ſehe nicht, warum es Ihnen Ihre Creditores ſauer machen ſollten, es behalten zu können, wenn es gegenwärtig doch nicht ohne den äußerſten Verluſt aufgegeben, oder verkauft werden könnte. Legten ſie es aber durch ihre Strenge darauf an, ſo wäre es auch nicht mehr, wie billig, als daß ſie den Verluſt mit Ihnen theilten. Es geſchehe indeß das eine, oder das andere: ſo hoffe ich, Sie doch noch gewiß in Wien zu ſehen. Sie fragen mich, ob mein Plan auch in einer recht ruhigen Stunde gemacht ſey? Ruhig oder nicht ruhig; genug, er iſt gemacht, und ich bin noch in meinem Leben von keinem Plane abgegangen. Freylich werden ſich noch Schwierigkeiten dabey äußern; aber dieſe Schwierigkeiten ſelbſt werden mich deſto hartnäckiger machen, ihn durchzuſetzen. Wenn ſie nur erſt ſchon vorbey wären, dieſe ſechs Monate! Zwar die Zeit wird geſchwind genug vergehen. Ich meyne, wenn nur ſchon auch alles das gemacht und geſchehen wäre, was in der Zeit geſchehen muß. Genug, daß ich es an meinem Fleiße nicht will ermangeln laſſen. Die beſtändige Erinnerung der Abſicht, die ich dabey habe, wird mich und kann mich allein geſund und munter erhalten — Und nun von etwas andern. — Sie kommen doch noch von Zeit zu Zeit zu dem Hrn. von Sonnenfels? Sagen Sie ihm doch, daß ſeine Correſpondenz mit Klotzen gedruckt werden; und daß ich es ihm melden ließe, wenn er es nicht etwa bereits wüßte. Vielleicht verſteht er, was ich damit ſagen will. Sie können noch hinzufügen, wenn Sie wollen; daß ich mir über eine gewiſſe Stelle eine öffentliche Erläuterung mit nächſten von ihm ausbitten würde. — Doch warum will ich Ihnen dieſen Auftrag machen? Der falſche und niederträchtige Mann könnte leicht Ihnen ſelbſt darüber feind werden. Beſſer, daß ich mit nächſten ſelbſt an ihn ſchreibe. Auch iſt eine Stelle in ſeinen Briefen, wo er ſehr nichtswürdig von G. ſpricht. Es ſoll mich wundern, was unter den beyden ſaubern Herren daraus entſtehen wird. —

Riedel kömmt noch lange gut weg. Wenn er die tauſend Ducaten nicht ſchon voraus verzehrt hat, ſo kann er ſich an einem andern Orte ein beſſer Schickſal damit machen, als wahrſcheinlicher Weiſe in Wien auf ihn gewartet hätte. — Aber nun etwas recht Neues. Zwey von unſern Bekannten heyrathen. Rathen Sie, wer?

Der eine iſt Z. Und wen? das brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen. Bewundern Sie indeß ſeine Beſtändigkeit. — Aber der andere? — damit ich Sie nicht lange rathen laſſe: E.! der göttliche E! Und wen? die göttliche Mademoiſelle G. Hätten Sie ſich ſo etwas träumen laſſen? Z. iſt noch eher zu entſchuldigen; oder vielmehr, Z. thut auf alle Weiſe Recht, daß er einer alten eingewurzelten Neigung auf ſein Alter mehr Bequemlichkeit und mehr Anſtändigkeit verſchaffen will. Aber E.! Ein Mann, der wenigſtens zehn Jahr älter ſeyn muß, als ich! das unerträglichſte, naſeweiſeſte junge Ding! Manchmal gönne ich es ihm, daß ihm in dem Hauſe, wo er ſo lange Zeit ſchmarutzt hat, der Strick über die Hörner geworfen wird. Aber manchmal denke ich doch auch, daß dieſe Strafe für ein fettes Maul zu arg iſt. — So gewiß indeß das eine ſowol als das andere wahr iſt, wird es Ihnen nicht befremden, wenn ich Ihnen ſage, daß weder Z. noch E. mir zur Zeit das Geringſte davon merken laſſen! — Doch wieder auf Dinge zu kommen, die uns angehen. Wenn Sie in Wien bleiben, ſo müſſen Sie wenigſtens Malchen und meinen Pathen ſchlechterdings zu ſich nehmen. Ich würde es Ihnen verdenken, wenn Sie ganz ohne Ihre Kinder ſeyn wollten. Und warum ſollten Sie das? Es iſt unmöglich, daß es in Wien an Gelegenheit fehlen ſollte, ſie da ſo gut als irgendwo erziehen zu können. Wenn ich mich den Winter auf acht Tage abmüßigen kann, ſo möchte ich doch wohl noch nach Hamburg reiſen. Und daß Ihre Kinder nicht das kleinſte Vergnügen ſind, auf das ich mich allda freue, verſteht ſich.

Mit der nächſten fahrenden Poſt will ich Ihnen nun endlich ſchicken, was Sie, da Ihr Schwager nun weg iſt, wenigſtens ohne neugierige Nachfrage erhalten können. Und alsdenn ein Mehreres! Heute muß ich hier ſchließen, damit ich nur die Poſt nicht verſäume. —

Nun leben Sie recht wohl, meine Liebe; und glauben Sie gewiß, daß es mir nicht möglich iſt, anders zu ſeyn, als auf Zeitlebens

der Ihrige

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 5. December 1772.

Mein lieber Bruder,

Ich antworte Dir wieder ſehr ſpät, und meine Entſchuldigung iſt wieder wie gewöhnlich. Ich wollte Dir überhaupt nicht eher wieder ſchreiben, als bis ich Dir meine Beyträge ꝛc. mitſchicken könnte. Allein es möchte unter vierzehn Tagen noch nicht geſchehen können, weil plötzlich mein Buchdrucker hier geſtorben iſt, und ich noch in den Geburtsſchmerzen der Vorrede darnieder liege. So lange aber darf ich es wohl nicht anſtehen laſſen, Dir über einen andern Punkt zu ſchreiben, den ich immer vergeſſen habe, zu berühren. Er betrifft den engliſchen Roman, den Du jetzt überſetzeſt. Nicht zwar die Stelle, worüber Du meine Meynung verlangſt, und in der ich nicht wüßte, wie das rust anders zu überſetzen wäre als durch Roſt, mag es doch klingen, wie es will: ſondern die Ueberſetzung ſelbſt. Du glaubſt nicht, in welche Verlegenheit Du mich unwiſſend dadurch ſetzeſt. — Kennſt Du den jungen S**? Hier lies einen Brief, den er ſchon vor länger als einem halben Jahre an mich geſchrieben. Mit dieſem Briefe, oder kurz vorher, hatte ich von ihm ein Exemplar von dem Man of feeling erhalten, von welchem er mein Urtheil zu wiſſen verlangte. Dir die Wahrheit zu geſtehen, ich habe ihm noch nicht geantwortet. Aber was er davon denken dürfte, ſollte mir gleich viel ſeyn; wenn er nur nicht denken könnte, daß ich beſagtes Exemplar Dir geſchickt hätte, damit Du es für einen andern Verleger überſetzen könnteſt. Du weißt, daß das nicht iſt. Thue mir alſo den Gefallen, ihm das Verſtändniß darüber zu eröffnen, welches durch Vorzeigung Deines Exemplars am beſten geſchehen kann. Das ſeinige will ich ihm nächſtens zurückſchicken. Ich habe es verleihen müſſen, und der es hat, iſt jetzt verreiſt. Dieſe Kleinigkeit iſt mir wirklich ärgerlich. Und ich möchte wohl wiſſen, wie der Geyer Dich gerade auf einen Roman hat führen müſſen, deſſen Ueberſetzung dieſer junge S** auch ſchon längſt in dem Meßkatalog angekündigt hat! Kennſt Du ihn noch nicht, ſo wird es eben ſo gut ſeyn, wenn Du ſeine Bekanntſchaft bei dieſer Gelegenheit machſt. Es iſt vielleicht kein unebener Menſch.

Herr Voß hat mir noch nicht geantwortet. Wenn er böſe auf mich iſt, ſo thut es mir leid. Gott weiß, daß es mir unmöglich geweſen, bisher mehr für ihn zu arbeiten. Die Beyträge mußten ſchlechterdings gemacht ſeyn: denn ich will auch nicht umſonſt Bibliothekar heißen; und es würde mir am Ende ſehr verdacht werden, wenn ich mich mit lauter fremden Arbeiten beſchäftigte. Den zweyten Theil meiner vermiſchten Schriften ſoll er auf Oſtern gewiß haben; was ich ihm aber ſonſt auf dieſe Zeit verſprechen könnte, wüßte ich nicht. Denn daß ich etwas wieder für das Theater machen ſollte, will ich wohl bleiben laſſen. Kein Menſch unterzieht ſich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vortheil hat, weder Geld, noch Ehre, noch Vergnügen. In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen koſtet, könnte ich gut und gern mit weniger Mühe hundert andere Bogen ſchreiben. Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberſchlage, wenigſtens zwölf Stücke, Komödien und Tragödien zuſammengerechnet, deren jedes ich innerhalb ſechs Wochen fertig machen könnte. Aber wozu mich, für nichts und wieder für nichts, ſechs Wochen auf die Folter ſpannen? Sie haben mir von Wien aus neuerdings hundert Dukaten für ein Stück geboten: aber ich will hundert Louisd'or; und ein Schelm, der jemals wieder eins macht, ohne dieſe zu bekommen! Du wirſt ſagen, daß dies ſehr eigennützig gedacht ſey, geſetzt daß meine Stücke auch ſo viel werth wären. Ich antworte Dir darauf: jeder Künſtler ſetzt ſich ſeine Preiſe; jeder Künſtler ſucht ſo gemächlich von ſeinen Werken zu leben, als möglich: warum denn nun nicht auch der Dichter? Wenn meine Stücke nicht hundert Louisd'or werth ſind; ſo ſagt mir lieber gar nichts mehr davon: denn ſie ſind ſodann gar nichts mehr werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder anſetzen; und wenn ſie auch in dieſem Stücke auf immer einzig und allein von meiner Feder abhangen ſollte. Für meine Ehre aber iſt es mir genug, wenn man nur ungefähr ſieht, daß ich allenfalls in dieſem Fache etwas zu thun im Stande geweſen wäre. Alſo, Geld für die Fiſche — oder beköſtigt euch noch lange mit Operetten.

Es wäre auch närriſch, wenn ich den einzigen Weg, Geld zu verdienen, mir wenigſtens nicht offen halten, und das Publicum erſt mit meinen Stücken ſättigen wollte. Das Geld iſt gerade das, was mir fehlt; und mir mehr fehlt, als es mir jemals gefehlt hat. Ich will ſchlechterdings in Jahr und Tag keinem Menſchen mehr etwas ſchuldig ſeyn, und dazu gehört ein beſſerer Gebrauch meiner Zeit, als für das Theater. —

Von Herrn Meil habe ich noch nichts geſehn. Erinnere ihn doch. — Kennſt Du denn den Rector Heynatz? Was er von der Sprache meines Stückes ſagt, iſt in vielen Stücken wahr. — A propos! Kannſt Du mir nicht Dorats Fables ſchaffen? Sie ſind vielleicht bey einem franzöſiſchen Buchhändler in Berlin zu finden. Der Mann ſoll greulich auf mich geſchimpft haben; und das müßte ich ja wohl leſen.

Lebe wohl und antworte mir bald.

Gotthold.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 8. Jan. 1773.

Meine Liebe!

Sie ſehen wohl, daß ich in meinen üblen Gewohnheiten unverbeſſerlich bin. Wenn es nicht etwa unter meine guten Gewohnheiten gehört, daß ich ſchlechterdings an Perſonen, die ich nur einigermaßen liebe, nicht ſchreiben kann, wenn ich den Kopf voller Grillen, und das Herz voller Galle habe. Daß ich gegen meine beſte Freundinn hierinn eine Ausnahme machen mußte, wird ſie vielleicht verlangen. Aber ſie wird es aus allzu großer Güte verlangen, die ich lieber nicht zu erkennen, als zu mißbrauchen ſcheinen will. Genug, daß ſie auch ſo ſchon mehr von meiner Unzufriedenheit erfährt, als ich mir ſchmeicheln darf, daß zu ihrer eignen Zufriedenheit gut iſt. —

Wahrlich, meine Liebe, ich hätte Ihnen mehr Kummer gemacht, als erſpart, wenn ich Ihnen eher geſchrieben hätte, als jetzt. Denn nun fange ich eben wieder an, mich aufzuheitern; und noch vor acht Tagen würde Ihnen jedes Wort verrathen haben, in welcher unglücklichen Gemüthsverfaſſung ich mich befunden. Ich kann mir es leider nicht länger bergen, daß ich hypochondriſcher bin, als ich jemals zu werden geglaubt habe. Das Einzige, was mich noch tröſtet, iſt dieſes, daß ich aus der Erfahrung erkenne, daß meine Hypochondrie wenigſtens noch nicht ſehr eingewurzelt ſeyn kann. Denn ſobald ich aus dem verwünſchten Schloſſe wieder unter Menſchen komme: ſo geht es wieder eine Weile. Und dann ſage ich mir: „Warum auch länger „auf dieſem verwünſchten Schloſſe bleiben!“ Wenn ich noch der alte Sperling auf dem Dache wäre, ich wäre ſchon hundertmal wieder fort. —

Und ſeit acht Tagen habe ich wohl müſſen unter Menſchen ſeyn. Zum neuen Jahre bin ich in Braunſchweig bey Hofe geweſen, und habe mit andern gethan, was zwar nichts hilft, wenn man es thut, aber doch wohl ſchaden kann, wenn man es beſtändig unterläßt: ich habe Bücklinge gemacht, und das Maul bewegt. — Der einzige Wunſch, bey dem ich dieſe Zeit über an etwas dachte, war — — Ah, Sie wiſſen ihn ja wohl, meine Liebe! Sollte denn kein glückliches Jahr mehr für Sie und für mich kommen! —

Noch öfterer hatte ich dieſe Gedanken, als ich einige Tage darauf, den 6ten dieſes, auf Zachariäs Hochzeit war. Es hielt ſchwer, ehe ich luſtig werden konnte. Aber endlich riß mich das Beyſpiel fort; und ich ward es, weil es alle waren. Sie kennen Z.; aber doch würden Sie ſich ſchwerlich einbilden können, was das für eine angenehme und in allem Betracht herrliche Hochzeit war. Es fehlte an nichts; und zwanzig Dinge waren da, an die kein Menſch gedacht hätte. Wer alles darauf geweſen, können Sie aus dem Bogen Verſe ſehen, den ich um das Bewußte gewickelt, und geſtern auf die fahrende Poſt gegeben habe. Wir haben bis an den andern Tag geſchwärmt; und niemand iſt zu Bette gegangen, als Braut und Bräutigam. Daß ſie auf dem Weghauſe war, die Hochzeit, verſteht ſich. Es hat ganz das Anſehen, daß auch die andern Schweſtern, ihre alten getreuen Liebhaber bewegen werden, den nehmlichen Schritt zu thun. Wenigſtens iſt es mit der einen, die ſeit vielen Jahren bey einem gewiſſen D. C. im Hauſe iſt, ſchon ſo gut als gewiß. —

Ihr letzter Brief, meine Liebe, iſt vom 5ten vorigen Monats; aber es iſt keine Antwort auf meinen letzten. In dieſem, ſo viel ich mich erinnere, ließ ich ſchon etwas von S. und ſeinen Briefen einfließen, noch ehe ich von Ihnen erfuhr, wie unglücklich er dadurch zu werden Gefahr laufe. Ohne Zweifel haben Sie dieſe Briefe nun auch ſelbſt geleſen; und Sie werden die Stellen hoffentlich nicht ſo ganz gleichgültig überhüpft haben, worinn der eitle Narr meiner gedenkt. Ich bin beſonders über eine nicht wenig aufgebracht geweſen; nemlich über die, wo er ſagt, daß ich den Ruhm eines guten Mannes weniger habe, als Kl., und nicht undeutlich zu verſtehen gibt, daß ihm, ich weiß nicht, was für Schandflecke meines moraliſchen Charakters, bekannt wären. Ich war eben im Begriff, einen ſehr empfindlichen Brief deßfalls an ihn zu ſchreiben, ja gar dieſen Brief drucken zu laſſen, als ich den Ihrigen erhielt. Sie haben mich mitleidig gegen ihn gemacht, ohne es zu wollen. Auf wen alle zuſchlagen, der hat vor mir Friede. Wenn indeß die Sache doch noch beſſer für ihn ausfällt, als es vor der Hand das Anſehen hat: ſo wünſchte ich doch, daß Sie gelegentlich einmal ihn auf gedachte Stelle brächten, und ihm zu verſtehen geben wollten, was verſchoben ſey, ſey darum nicht geſchenkt. Denn das habe ich mir allerdings noch vorbehalten, ſobald er den Kopf wieder zu hoch trägt, und die Lehre vergißt, die er vielleicht von manchen andern jetzt erhalten wird, ihm ſodann es doppelt empfinden zu laſſen, wen er auf eine ſo nichtswürdige Art beleidiget hat. —

Eben erhalte ich einen Brief von G., mit ſeinem neuen Stücke, die Verſöhnung. Haben Sie es denn wohl geſehen, meine Liebe? Es iſt elender als alles, was er noch geſchrieben. Und ſolch Zeug findet in Wien Beyfall? Er meldet mir zugleich, daß ihn der Vorfall mit den Kl. Briefen veranlaßt habe, durch ein Circularſchreiben an alle ſeine Freunde, ſeine ſämtlichen an ſie erlaſſenen Briefe im Original zurück zu fordern. Da er dieſes nun auch von mir verlangt, ſo will ich nächſtens alle ſeine Briefe zuſammen geben, und ſie ihm mit dem Andeuten zuſchicken, daß es wohl das Beſte ſeyn dürfte, wenn wir einander ganz und gar nicht mehr ſchrieben. Mit meinen Briefen kann er machen, was er will. Denn ich bin mir nicht bewußt, an jemanden jemals eine Zeile geſchrieben zu haben, welche nicht die ganze Welt leſen könnte. Gleichwohl verdrießt es mich indeß, daß, wie ich merke, er meine Briefe in Wien ſogleich wieder ausplaudert. Denn es iſt allerdings wahr, daß ich ſo etwas, als Sie von der Jaquet gehört haben, wegen der Henſelinn an ihn geſchrieben habe.*) Und ich habe Recht, wenn ſie mir auch alle einmal dafür die Augen auskratzten. Wenn die H. noch auszunehmen iſt, ſo kömmt es daher, weil ſie als L. ſchon eine ziemlich gute Actrice in Sachſen war, und wenigſtens alſo in Wien nicht geworden iſt, was ſie iſt. —

Sie glaubten wohl gar, meine Liebe, weil ich ſo lange nicht geſchrieben, ich ſey in Hamburg? — Aber ſo feſt ich es faſt Willens war, auf ein Paar Wochen hinzureiſen: ſo durfte nun doch wohl nichts daraus werden. Die Zeit geht mir ſo ſchon allzuſchnell vorbey: und ich habe noch ſo viel zu thun! Neues von daher kann ich Ihnen nicht melden. Der Vetter hat mir zwar wieder einmal geſchrieben; aber ich bin ihm nun wenigſtens auf den achten Brief Antwort ſchuldig. Und ſo mache ich es mit allen Freunden, theils aus obengemeldeter Urſache, theils aus Geiz mit meiner Zeit. Ihnen allein darf ich und will ich dieſe aufopfern. Welch ein Opfer! werden Sie ſagen. Größer, als Sie glauben. Ein Brief iſt zwar bald geſchrieben; aber noch habe ich keinen an Sie geſchrieben, der mich nicht auf acht Tage unruhig, und mir alle Arbeit ekel gemacht hätte. —

Leben Sie recht wohl, meine Liebe; denn ſonſt behalte ich kaum Platz, Ihnen zu ſagen, was ich Ihnen zwar nicht mehr ſagen ſollte: daß ich Sie über alles liebe, und in Gedanken tauſendmal des Tages umarme.

Der Ihrige auf immer
G. E. L.

---

*) „Entweder müßten die hieſigen Schauſpielerinnen lauter Göttinnen, oder auch Kreuzer Spielerinnen ſeyn, weil eine H. nicht unter ihnen gefallen könne.“

Mein lieber Ebert!

Hier haben Sie einen ganzen Miſtwagen voll Moos und Schwämme.* Eine Frage fällt mir dabey ein, die Sie mir gelegentlich beantworten können. — Iſt es die Eiche, oder iſt es der Boden, worinn die Eiche ſtehet, welcher das Moos und die Schwämme um und an der Eiche hervorbringt? — Iſt es der Boden? was kann die Eiche dafür, wenn endlich des Mooſes und der Schwämme ſo viel wird, daß ſie alle Nahrung an ſich ziehen, und der Gipfel der Eiche darüber verdorret? — Doch er verdorre immerhin! Die Eiche, ſo lange ſie lebt, lebt nicht durch ihren Gipfel, ſondern durch ihre Wurzeln.

Den 12. Jenner 1773. Leſſing.

An Conrad Arnold Schmid.

Hier ſchicke ich Ihnen endlich, was doch nur eigentlich für Sie und etwa noch für ein Dutzend andere Pedanten unſers Gleichen geſchrieben iſt. Leſen Sie es aber auch hübſch durch, und melden Sie mir, was Sie hier und da dabey anzumerken befunden. —

Zugleich ſchicke ich Ihnen wieder etwas, was Sie mir abſchreiben ſollen. Denn Sie machen es gar zu gut; und hundert Dinge, die dazu nöthig ſind, ſind Ihnen geläufiger, als mir. Nehmlich in beygehenden Bande von S. 183-197 den Erasmus Stella de populis priscis inter Albim et Salam. Sie müſſen aber die vorſtehende Dedication an den Churfürſten von Sachſen auch mitnehmen. Ich weiß gewiß, daß dieſe Schrift noch nicht gedruckt iſt, und daß ſie Menke einmal in ganz Deutſchland mit Laternen ſuchen ließ.

Es verſteht ſich aber, daß ich Ihnen dieſe Mühe nicht für einen bloßen Dank machen will. Sie müſſen fordern, was ich Ihnen geben ſoll: oder wir ſind in dieſem Punkte auf das weitere geſchiedne Leute.

Dero ergebenſter
Leſſing.

---

* Dieſer Ausdruck bezieht ſich auf ein Urtheil über Leſſings viel umfaſſendes Genie in Eberts Epiſtel an C. A. Schmid 1772.

An Heyne.

Wolfenbüttel, den 13. Jan. 1773.

Ew. Wohlgeboren prophezeyten mir einmal, daß mir jener Fund des Berengarius theuer zu ſtehen kommen werde; indem er mir an ſolchen Unterſuchungen Geſchmack machen würde, die mich um meine Zeit brächten, und ſich nur ſelten noch ſo belohnen würden. Da haben Sie die Erfüllung dieſer Prophezeyung! Wenn Sie ſo gütig ſind, und glauben, daß ich wohl etwas Beſſeres hätte ſchreiben können: ſo vergeſſen Sie nicht, daß ein Bibliothekar nichts Beſſeres ſchreiben ſoll. Der bin ich einmal, und möchte es nicht gern bloß dem Namen nach ſeyn.

Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Leſſing.

Mein lieber Ebert!

Hier iſt eine Gelegenheit, daß Sie ein gutes Werk befördern können, und dafür kenne ich Sie, daß Sie wollen, wenn Sie können. Die Superintendur von Schöningen iſt offen, und H. will ſich darum bewerben. Er ſchreibt heute an den E. P., und es könnte kommen, daß der E. P. Sie fragte, ob Sie den Mann kennen. Er kennt ihn zwar ſchon ſelbſt, wie ich glaube, von keiner ſchlechten Seite. Aber er dürfte doch hören wollen, ob er auch andern ſo bekannt ſey. Und ich denke, das iſt er Ihnen, wo nicht aus perſönlichen Umgange, doch aus meinen öftern Erwähnungen. Nun mag ich freylich wohl ſchlecht urtheilen können, was für Salbung eigentlich zu einem Superintendenten gehört. Aber ich ſollte doch meinen, daß wenigſtens Gelehrſamkeit und Rechtſchaffenheit dieſer Salbung nicht hinderlich ſind, und daß es der heilige Geiſt nicht übel nehmen kann, wenn man ihm einen ſolchen Mann unterzuſchieben ſucht. Er iſt neulich von der Akademie zu Göttingen zu ihrem Correſpondenten ernannt worden. Und ſehen Sie: es iſt doch eben auch nicht hübſch, wenn Leute, die außer dem Lande den meiſten Ruf haben, in dem Lande das ſchlechteſte Brod eſſen. Alſo, und ſo weiter — Leben Sie recht wohl, und nehmen Sie den Lohn dafür von Gott

Wolfenbüttel,
den 14. Jenner 1773.

Leſſing.

An Reiske.

Wolfenbüttel, d. 22. Jan. 1773.

Wenn Euer Wohlgebohrnen nicht ein ſo gar gütiger Mann wären, ſo müßten Sie wohl über mich und mein hartnäckiges Stillſchweigen zürnen. Wer weiß auch was Sie thun, ohne es ſich merken zu laſſen. Was ſoll ich aber zu meiner Entſchuldigung ſagen? Ich denke ja, auch Sie wiſſen es ſchon, daß wenn ich mißvergnügt bin, ich es lieber gar vergeſſen möchte, daß es noch Menſchen in der Welt gibt, die ich ſchätze und liebe. Und mißvergnügt bin ich die Zeit her nicht wenig geweſen.

Daher iſt es auch gekommen, daß der erſte Theil meines verſprochenen Werkes ſo lange ausgeblieben. Hier iſt er endlich; und wenn er allzutief unter Ihrer Erwartung iſt, ſo bitte ich, haben Sie mehr Mitleiden, als Verachtung gegen den Verfaſſer. Vielleicht wird die Fortſetzung beſſer: wenigſtens fehlt es an Materie nicht. Sie werden finden, daß ich auch in der griechiſchen Literatur gepfuſcht habe, und was ſagen Sie zu dem lächerlichen Quid pro quo des Bandini? In dem Codex des Libanius, den Sie bey ſich gehabt haben, habe ich, mit Hülfe Ihres Verzeichniſſes über die Anthologie, doch noch fünf ungedruckte Stücke gefunden, die in dem zweyten Beytrage erſcheinen ſollen. Nur Schade, daß ſie eben nicht von den vorzüglichſten ſind. Denn das eine iſt ein arithmetiſches Problem, und die andern viere ſind Räthſel, wovon ich zwey zu allem Unglück auch nicht einmal verſtehe.

Gedacht werden Euer Wohlgebohrnen Ihrer in dieſem erſten Theile mehr als einmal finden; und nun werden Sie auch wohl abnehmen können, wie Sie im Stande ſind, der Fortſetzung durch Ihre Theilnehmung einen beſondern Werth zu geben. Z. E. wenn ſich in dem Codice des Libanius etwas ungedrucktes gefunden hätte, oder ſich in beygehendem Codice der Briefe des Syneſius und Libanius finden ſollte; und Sie ließen ſich gefallen, ſolches vorläufig durch dieſen Canal bekannt zu machen: oder wenn Sie ſich ſonſt eines griechiſchen oder arabiſchen Manuſcripts aus unſerer Bibliothek erinnerten, woraus es ſich der Mühe verlohnte, der Welt etwas mitzutheilen. Es verſteht ſich, daß Sie Ihre Arbeit nicht für die lange Weile thäten, ſondern ſich die Bezahlung gefallen ließen, die ich ſelbſt erhalte.

Warum ich Euer Wohlgebohrnen den letztern Codex nicht ſchon längſt geſchickt, hat ſeine Urſachen von Seiten der Bibliothek gehabt.

die nur jetzt erſt gehoben ſind. Ich erbitte mir des nächſten einen Schein darüber, den Sie nach Ihrer Bequemlichkeit, auf einen ſelbſt gefälligen Termin ſtellen können.

In dem überſandten Catalogo ſticht mir manches in die Augen, das ich gar zu gerne für mich oder für die Bibliothek haben möchte, wenn mir nicht auf alle Weiſe die Hände gebunden wären. Wenn die Auction wenigſtens doch nur erſt gegen künftige Johannis gehalten würde! Weil kein Titel dabey gelegen, habe ich nicht ſehen können, wenn ſie angeſetzt iſt. Und vielleicht iſt ſie ſchon längſt vorbey. Wie geſagt, wenn ſie aber doch noch bis zu beſagtem Termin, an welchem ich ſodann die dießjährigen Bibliothekgelder zu heben hätte, ausgeſetzt wäre: ſo würde ich auf verſchiedenes Anſpruch machen, und mir dabey Dero gütige Beſorgung erbitten. Für das verfloſſene Jahr habe ich ohnedem ſchon über die Schnur gehauen, und mehr gekauft, als ich ſollte. Einen auſſerordentlichen Beytrag aber von dem Herzog zu erbitten, darzu ſind leider die Zeiten nicht.

Daß Herr Gäbler die letzte Meſſe nicht in Leipzig geweſen, hat gemacht, daß ich mich auch noch in Euer Wohlgebohrnen Geldſchuld befinde. Und zwar bin ich nicht allein für die Pränumeration auf den neuen Theil der griechiſchen Redner noch in Reſt, ſondern auch noch für die Animadversiones, und die übrigen Stücken Ihres eignen Verlages. Nicht zu gedenken, daß durch das letztgeſandte Geld unmöglich ſchon auch der Bandini bezahlt ſeyn kann. Wenn ich künftige Oſtern alles dieſes zuſammen richtig mache, ſo verſpreche ich es zugleich ſo einzurichten, daß ich auf das Weitere eher in Vorſchuß als in Schuld bey Euer Wohlgebohrnen ſtehe. Indeſſen bitte ich auch dieſer Nachläſſigkeit wegen Verzeihung, und empfehle mich Dero fernern Freundſchaft, der ich mit der vollkommenſten Hochachtung verharre ꝛc.

Leſſing.

An Madame König.

Braunſchweig, den 15. Febr. 1773.

Meine Liebe!

Ich bin ſeit vierzehn Tagen in Braunſchweig, auf ausdrückliches Verlangen des Erbprinzen, und habe Ihnen von einem Tage zum andern von einer Sache Nachricht geben wollen, die für mich, und alſo auch für Sie, wie ich mir ſchmeichle, ſehr intereſſant iſt. Nur, weil ich Ihnen die volle Gewißheit gern ſogleich davon melden wollte, habe ich es noch immer müſſen anſtehen laſſen. Da aber vor einigen

Tagen der Erbprinz unvermuthet nach Potsdam verreiſen müſſen, und indeß die Betreibung der Sache ſtille ſteht: ſo denke ich, iſt es doch beſſer, daß ich Ihnen nur vorläufig etwas davon melde, als daß ich Sie gänzlich ohne Briefe von mir ließe, welches Sie ohnedem ſchon länger ſind, als es der Inhalt Ihres Letztern ſollte verſtattet haben.

Alſo mit wenig Worten: es iſt hier vor Kurzem ein Hofrath geſtorben, den der Herzog vornehmlich in ſolchen Sachen brauchte, welche die Geſchichte und die Rechte des Hauſes betrafen. Der Erbprinz hat geglaubt, daß, wenn ich wollte, es mir nicht ſchwer werden könnte, in wenig Zeit die hierzu nöthige Kenntniß und Geſchicklichkeit zu erlangen. Er trug mir alſo dieſe Stelle, mit Beybehaltung des Bibliothekariats, an, und verſicherte mich, daß er mich ſo dabey ſetzen wollte, daß ich mit möglichſter Zufriedenheit mich hier fixiren könnte.

Aber darauf, ſagte er, kömmt es ſodann auch an! Sie müſſen bey uns bleiben, und ihr Projekt, noch in der Welt viel herumzuſchwärmen, aufgeben. Ich weiß nicht, ob er Wind bekommen haben mußte, was mein gegenwärtiger Plan ſey. Aber Sie können ſich leicht einbilden, was ich ihm antwortete. Ich nahm ſeinen Antrag vorläufig an, ohne ihm jedoch zu verſchweigen, daß ich allerdings, ohne eine beſſere Ausſicht, nicht mehr ſehr lange allhier dürfte ausgehalten haben. Durch dieſe Stelle, ſagte er, bekommen Sie bey uns einen Fuß auf alles, und es wird nur auf Sie ankommen, ob Sie in ihrer gegenwärtigen Carriere bleiben, oder eine andere einſchlagen wollen. Kurz, die Sache ward unter uns ſo weit richtig, daß ſie vielleicht ſchon völlig zu Stande wäre, wenn, wie geſagt, ſeine Reiſe nicht ſo unvermuthet dazwiſchen gekommen wäre. Er kömmt den 28ten dieſes wieder zurück, und ſodann, denke ich, kann es nicht lange mehr dauern, daß ſich mein künftiges Schickſal nicht wahrſcheinlicher Weiſe auf immer entſcheiden ſollte.

Ich brauche nicht hinzuzufügen, warum ich Ihnen dieſes ſchreibe. Ich ſchmeichle mir vielmehr, daß Sie dieſes für die vollſtändigſte Antwort halten werden, die ich Ihnen beſonders auf die eine Stelle in dem Briefe Ihres Herrn Bruders geben könnte. Deſto beſſer, wenn Sie es ſodann ſo einrichten können, daß Sie auch gar nicht mehr an Wien zu denken brauchen. Ich bin dieſen ganzen Morgen von Beſuchen belagert, und muß ſchließen, wenn ich die Poſt nicht verſäumen will. Nächſtens ein Mehreres. Ich umarme Sie tauſendmal, meine Liebe, und bin ewig

ganz der Ihrige
L.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 3. April 1773.

Meine Liebe!

Ich möchte raſend werden! Was werden Sie von mir denken? Was müſſen Sie von mir denken? Ich ſchrieb Ihnen vor länger als acht Wochen, daß allhier etwas für mich im Werke ſey, was mein künftiges Schickſal auf einmal beſtimmen werde, und hoffentlich ſo beſtimmen werde, wie ich es wünſche. Wie ich es aber wünſche, weiß niemand beſſer als Sie. Ich glaubte gewiß, daß keine acht, keine vierzehn Tage vergehen könnten, ohne daß ich Ihnen die völlige Gewißheit von der Sache ſchreiben konnte. Aber dieſe vierzehn Tage ſind viermal vergangen, und Sie haben keine Zeile von mir geſehen. Und wenn ich Ihnen nicht eher wieder ſchreiben wollte, als bis ich es ſo kann, wie ich gerne wollte: ſo könnten leicht noch einmal acht Wochen darüber hingehen; und wer weiß, ob ich Ihnen am Ende doch nicht ſchreiben müßte, daß ich betrogen worden.

Möchte ich nun nicht raſend werden! Ohne die geringſte Veranlaſſung von meiner Seite, läßt man mich ausdrücklich kommen, thut, wer weiß wie ſchön mit mir, ſchmiert mir das Maul voll, und hernach thut man gar nicht, als ob jemals von etwas die Rede geweſen wäre. Ich bin zweymal ſeitdem wieder in Braunſchweig geweſen, habe mich ſehen laſſen, und verlangt zu wiſſen, woran ich wäre. Aber keine oder doch ſo gut wie keine Antwort! Nun bin ich wieder hier, und habe es verſchworen, den Fuß nicht eher wieder nach Braunſchweig zu ſetzen, bis man eben ſo von freyen Stücken die Sache zu Ende bringt, als man ſie angefangen hat. Bringt man ſie aber nicht bald zu Ende, und läßt man mich erſt hier in der Bibliothek und mit gewiſſen Arbeiten fertig werden, mit welchen ich nicht anders als in Wolfenbüttel fertig werden kann und muß, wenn ich nicht alle meine daſelbſt zugebrachte Zeit verlohren haben will: ſo ſoll mich ſodann auch nichts in der Welt hier zu halten vermögend ſeyn. Ich denke überall ſoviel wieder zu finden, als ich hier verlaſſe. Und wenn ich es auch nicht wieder fände. Lieber betteln gegangen als ſo mit ſich handeln laſſen!

Darf ich Sie, meine Liebe, nun noch ſo viel bitten, daß Sie Mitleiden mit mir haben, und alle ſchlechte Gedanken von mir, von ſich entfernen wollen? Aber nothwendig müſſen Sie deren haben, denn ſonſt hätten Sie mir längſt mit ein paar Zeilen Nachricht von ſich gegeben.

Gott weiß, ich bin ſchlechterdings unfähig Ihnen mehr zu ſchreiben: ſo voll habe ich den Kopf, und ſo voll von den verdrießlichſten Dingen.

Wenn Sie jemals, wie ich mir ſchmeicheln darf, Freundſchaft für mich empfunden haben: ſo laſſen Sie mich es ja bald hören, daß Sie deren noch empfinden, und mich bedauern.

Möchte es Ihnen doch nur wenigſtens wohl gehen! das iſt der uneigennützigſte Wunſch, ſchmeichle ich mir, den jemals ein Freund gethan hat. Es gehe mir, wie es gehe: ich werde nie aufhören können, Sie hochzuſchäzen und zu lieben.

Dero
ganz ergebenſter
L.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 8. April 1773.

Mein lieber Bruder,

Du biſt hoffentlich, ungeachtet meines abermaligen langen Stillſchweigens, überzeugt, daß ich Dich liebe, und an Deinem letzten Unfall recht ſehr viel Theil genommen. Ich danke Dir von ganzem Herzen, daß Du mir nicht eher etwas davon gemeldet, als bis Du Dich völlig außer Gefahr befandeſt. Ich konnte doch alſo wenigſtens wieder einmal froh ſeyn; und auch das iſt ſchon Vergnügen für einen, der ſonſt von keinem weiß.

Du ſieheſt nun wohl, daß mein Stillſchweigen noch immer die nehmliche Urſache hat. Ich bin ärgerlich und arbeite, weil Arbeiten doch das einzige Mittel iſt, um einmal aufzuhören, jenes zu ſeyn. Aber Du und Herr Voß, Ihr irret euch ſehr, wenn Ihr glaubt, daß es mir bey ſolchen Umſtänden ja wohl gleichgültig ſeyn könne, was ich arbeite. Nichts weniger: weder in Anſehung der Arbeit, noch in Anſehung der vornehmſten Abſicht, warum ich arbeite. Ich bin in meinem Leben ſchon in ſehr elenden Umſtänden geweſen, aber doch noch nie in ſolchen, wo ich im eigentlichen Verſtande um Brodt geſchrieben hätte. Ich habe meine Beyträge bloß darum angefangen, weil dieſe Arbeit fördert, indem ich nur einen Wiſch nach dem andern in die Druckerey ſchicken darf, und ich doch dafür von Zeit zu Zeit ein Paar Louisd'or bekomme, um von einem Tage zum andern zu leben. Wenn Du nicht begreifen kannſt, wie ein Menſch, der doch jährlich 600 Thaler hat, in ſo kümmerlichen Umſtänden ſeyn kann:

ſo muß ich Dir ſagen, daß ich auf länger als anderthalb Jahre mein ganzes Salarium vor einiger Zeit aufnehmen müſſen, um nicht verklagt zu werden. Erlaube mir nur, daß ich Dir weiter nichts hierüber ſchreibe: und wer nun noch daran zweifelt, daß es die abſolute Unmöglichkeit iſt, warum ich gewiſſe Pflichten nicht erfülle, mein Verſprechen in gewiſſen Dingen nicht halte, den bin ich ſehr geneigt eben ſo ſehr zu verkennen, als er mich verkennt.

Vor einiger Zeit ließ es ſich hier an, als ob man mir glücklichere Ausſichten machen wollte. Es war der Erbprinz ſelbſt, der mir von freyen Stücken Vorſchläge deswegen that. Aber ich ſehe wohl, daß man mir nur das Maul ſchmieren wollen; denn ſeit acht Wochen höre ich nichts weiter davon. Ich bin ſeit dieſer Zeit auch nicht wieder in Braunſchweig geweſen, und feſt entſchloſſen, nicht einen Fuß wieder dahin zu ſetzen, als bis man die Sache eben ſo ohne alle mein Zuthun zu Stande bringt, als man ſie angefangen hat. Denkt man aber gar nicht, oder nicht ſo bald darauf, und läßt man mich erſt mit meiner Arbeit in der Bibliothek fertig werden, ſo können ſie ſehr verſichert ſeyn, daß ich für nichts in der Welt mich hier halten laſſe; und in Jahr und Tag längſtens ſchreibe ich Dir aus einem andern Orte, als aus Wolfenbüttel. Es iſt ohne dies zwar recht gut, eine Zeitlang in einer großen Bibliothek zu ſtudieren; aber ſich darin vergraben, iſt eine Raſerey. Ich merke es ſo gut als Andere, daß die Arbeiten, die ich jetzt thue, mich ſtumpf machen. Aber daher will ich auch je eher je lieber mit ihnen fertig ſeyn, und meine Beyträge ununterbrochen, bis auf die letzte Armſeligkeit, die nach meinem erſten Plan hineinkommen ſoll, fortſetzen und ausführen. Dieſes nicht thun, würde heißen, die drey Jahre, die ich nun hier zugebracht, muthwillig verlieren wollen.

Du fragſt mich, wie es mit Wien ſey, und ob man da noch anſtehe, ein Stück von mir mit hundert Louisd'or zu bezahlen? Ich will doch nicht hoffen, daß Du Dir einbildeſt, daß ich Anträge deswegen gemacht, oder auch nur machen laſſen?

Von dem Theater auf die Kanzel zu kommen. Wenn Herr Eberhard mich nicht beſſer verſteht, als Du mich zu verſtehen ſcheinſt, ſo hat er mich ſehr ſchlecht verſtanden. So habe ich wirklich, meynſt Du, mit meinen Gedanken über die ewigen Strafen den Orthodoxen die Cour machen wollen? Du meynſt, ich habe es nicht bedacht, daß auch ſie damit weder zufrieden ſeyn können noch werden? Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte ſie eben ſo ſehr, als Du; nur verachte ich unſere neumodiſchen Geiſtlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig, und Philoſophen lange nicht genug ſind. Ich bin von ſolchen ſchalen Köpfen auch ſehr überzeugt, daß, wenn man ſie aufkommen läßt, ſie mit der Zeit mehr tyranniſiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan haben.

Aber ſo ſehr, als Du, verachte ich gewiſſe gelehrte Arbeiten nicht, die, dem erſten Anſchein nach, mühſamer als nützlich ſind. Die eitle Arbeit des Kennicot, wie ſie Dir vorkömmt, hat uns zufälliger Weiſe zu einem Stück aus den verlornen Büchern des Livius geholfen.

Daß Cacault hier bey mir in Wolfenbüttel iſt, wirſt Du ohne Zweifel ſchon gehört haben. Er ſtudiert ſehr fleißig deutſche Philoſophie; und da ich hier faſt niemanden ſehe, ſo iſt es mir eben nicht unangenehm, daß er mich alle Abende beſucht.

Dein

Gotthold.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 27. Jun. 1773.

Meine Liebe!

Wenn ich mich entſchuldigen ſoll, daß ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben habe: ſo muß ich Ihnen eine Beſchreibung von einem Leben machen, das gewiß trauriger und elender geweſen, als Sie es immer bey Ihren zeitherigen Unruhen und Kränkungen können erfahren haben. Aber ich bitte Sie, erlaſſen Sie mir dieſe Entſchuldigung und dieſe Beſchreibung. Denn wenn ich damit anfangen muß: ſo ſehe ich voraus, kömmt auch dieſer Brief nicht zu Stande, welches wenigſtens der zwanzigſte iſt, den ich ſeit acht Wochen an Sie anfange.

Nachdem ich drey Monate zu keinem Menſchen gekommen, und die ganze Zeit auf der Stube oder der Bibliothek zugebracht, wo ich mehr fleißig ſeyn wollen, als fleißig geweſen: haben mich die Umſtände vorige Woche endlich wieder einmal nach Braunſchweig genöthiget. Ich habe mich ſechs Tage da aufhalten müſſen, und bin geſtern wieder gekommen. Heitrer ein wenig: aber um nichts gebeſſert. Können Sie glauben, daß ich noch immer nicht weiß, woran ich bin? das Verfahren iſt mir unerträglich; und nichts geringeres als Ihr ausdrückliches Verbot hat mich abhalten können, einen unbeſonnenen Schritt zu thun, den ich demohngeachtet doch noch alle Augenblicke in der Verſuchung bin zu thun. Werde ich ihn auch nicht endlich thun müſſen? denn, bey Gott, ich kann es nicht länger ausſtehen. Es muß brechen oder biegen.

Ich kenne Sie, meine Liebe, und ich errathe ſehr wohl, warum auch Sie mir in ſo langer Zeit nichts von ſich wiſſen laſſen, welches Sie ein andermal nicht würden gethan haben, wenn die Reihe zu ſchreiben auch ſchon eben ſo wenig an Ihnen geweſen wäre. Erlauben Sie mir nur, daß ich mich mit einem einzigen dabey ſchmeichle: damit nehmlich, daß Sie mir wenigſtens Ihre Abreiſe von Wien, und Ihr vermuthliches durchkommen dieſer Gegend, würden gemeldet haben. Man ſchreibt mir aus Hamburg, daß man Sie alle Tage daſelbſt erwarte. Aber das kann nicht ſeyn, und es iſt unmöglich, daß Sie dieſer Brief nicht noch in Wien treffen ſollte: Oder wenn es möglich iſt — Ich mag mir den Gedanken nicht ausdenken. — Sie werden unter unſern Freunden allhier eine große Veränderung finden. Daß Z. verheyrathet iſt, habe ich Ihnen ja wohl ſchon gemeldet. Nun iſt es auch E. und K. Von des letztern Heyrath werden Sie aus Hamburg ohne Zweifel ſchon mehr gehört haben. Nicht ſowohl die Neugierde, ſeine Frau zu ſehen, als vielmehr die Schuldigkeit, mich als ſeinen Freund, von ihr ſehen zu laſſen, war mit Urſache, warum ich nach Braunſchweig mußte. Er iſt ehegeſtern mit ihr nach Pyrmont gereiſet, und ich denke, er wird glücklich mit ihr ſeyn.

Noch will ich auch die Hofnung nicht ganz aufgeben, es einmal zu werden. Was meynen Sie, meine Liebe? Sie glauben nicht, wie ſehr ich mich nach ein Paar Zeilen von Ihnen ſehne, und wie ſehr ich ſie bedarf. Leben Sie ſo glücklich, als ich es wünſche. Ich bin ganz

der Ihrige
L.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 14ten Julius 1773.

Mein lieber Bruder,

Ich brauche Dir nicht zu ſagen, wie angenehm mir Deine Briefe allezeit ſind. Wenn Du Dich aber dadurch, daß ich nicht auf jeden gehörig antworte, abhalten läſſeſt, mir ſo oft, als Dir möglich, eine gute Stunde damit zu machen: ſo ſtrafſt Du mich für etwas, wofür ich nicht kann. Denn Du glaubſt nicht, wie ſauer es mir wieder wird, nur ein Paar Zeilen zu ſchreiben, die einen zuſammenhangenden Verſtand haben ſollen. Unſer Freund Moſes hat mir viel Gutes von Dir geſagt. Du biſt fleißig; aber ich bitte Dich, ſey es ja ſo, daß Du es auf die Länge ſeyn kannſt. Ich mache dieſe Erinnerung, weil Du ſie mir zu brauchen ſcheinſt. Du lieſeſt ſehr viel, und ſchreibſt ſehr viel. Alle die neuen Werke, über die Du mir Deine Gedanken mittheilſt, habe ich noch kaum angeſehen. Und wenn ich in Jahr und Tag, wie Du, zwey Komödien gemacht haben ſollte, und mit dem dritten Stücke ſchwanger ginge, ſo wäre ich ſicherlich, vor Entbindung mit dieſem dritten, entweder im Tollhauſe oder im Grabe.

Ich bin indeß ſehr begierig, dieſe Deine Komödien zu ſehen. Schicke mir ſie alſo; und zugleich den Plan, nach welchem Du Deinen Maſſaniello machen willſt. Vielleicht kann ich Dir in dieſem letztern einige Winke geben; denn ich erinnere mich, daß auch mir dieſes Sujet einmal durch den Kopf gegangen iſt. Hiſtoriſche Quellen weiß ich Dir keine andre anzuzeigen, als Du ſchon kennſt. Aber weißt Du denn auch, daß Du ſchon einen dramatiſchen Vorgänger haſt? und einen dramatiſchen Vorgänger in Deutſchland? Es iſt kein geringerer, als Chriſtian Weiſe, deſſen Trauerſpiel von dem Neapolitaniſchen Hauptrebellen Maſſaniello Du in ſeinem Zittauiſchen Theater finden wirſt. Wenn Du es noch nicht geleſen haſt, ſo lies es ja. Es hat ganz den freyen Shakeſpearſchen Gang, den ich Dir ſehr zur Nachahmung empfehlen würde. Auch wirſt Du, des pedantiſchen Froſtes ungeachtet, der darin herrſcht, hin und wieder Funken von Shakeſpearſchem Genie finden. — Wie Du Dir den Charakter des Aniello denkſt, kann ich freylich nicht wiſſen. Aber ich glaube zu errathen, was Dich für ihn eingenommen: die uneigennützige Entſchloſſenheit, zum Beſten Anderer ſein Leben zu wagen, in einem ſo rohen Menſchen; die großen Fähigkeiten, welche Umſtände und Noth in einem ſo rohen Menſchen erwecken und ſichtbar machen. Dieſes ließ auch mich ihn als einen ſehr ſchicklichen tragiſchen Helden erkennen; aber was mich mehr als alles dieſes hätte bewegen können, Hand an das Werk zu legen, war die endliche Zerrüttung ſeines Verſtandes, die ich mir aus ganz natürlichen Urſachen in ihm ſelbſt erklären zu können glaubte, ohne ſie zu einem unmittelbaren phyſiſchen Werke ſeiner Feinde zu machen. Ich glaubte ſonach den Mann in ihm zu finden, an welchem ſich der alte raſende Herkules moderniſiren ließe, über deſſen aus ähnlichen Gründen entſtandene Raſerey ich mich erinnere, einige Anmerkungen in der theatraliſchen Bibliothek gemacht zu haben; und die allmähliche Entwickelung einer ſolchen Raſerey, die mir Seneca ganz verfehlt zu haben ſchien, war es, was ich mir vornehmlich wollte angelegen ſeyn laſſen. Es ſollte mich freuen, wenn das Deine Gedanken und Dein Vorſatz auch wären.

Meinen Empfehl an Herrn Eberhard. Man hatte mir Hoffnung gemacht, daß ich das Vergnügen haben würde, ihn mit Moſes hier zu ſehen. Ich bin gewiß, daß wir mit einem Dutzend mündlichen Worten unſeren ganzen Streit würden beygelegt haben. Von dem, was mir Moſes darüber geſagt hat, bin ich zum Theil überzeugt, zum Theil nicht. So gründlich aber auch beydes iſt, oder ſeyn mag: ſo würde es, Schwarz auf Weiß, mich nur wenig treffen. Denn ich würde mich von der Hauptſache gar nicht abbringen laſſen, nehmlich davon: die Hölle, welche Herr Eberhard nicht ewig haben will, iſt gar nicht, und die, welche wirklich iſt, iſt ewig. Warum alſo nicht lieber die abgeſchmackten ſinnloſen Begriffe von der Beſchaffenheit dieſer Hölle, ſie ſey nun ewig oder nicht ewig, beſtreiten, als wider die, noch immer eine gute Erklärung verſtattende Dauer derſelben zu Felde ziehen? Doch ich erwarte hierüber ſeine eigne Aeußerung. Verſichere ihn nur, daß es mich unendlich ſchmerzen würde, wenn ich durch meinen Widerſpruch im geringſten die üble Begegnung ſollte mit veranlaßt haben, der er ſeitdem von ſeinen Amtsbrüdern ausgeſetzt geweſen. Doch ich denke, daß ihm bey dieſen mehr mein Lob, als mein Widerſpruch könnte geſchadet haben. Dem Herrn Rector Heynatz kann ich mit dem Verlangten nicht dienen. Unſere Bibliothek hat weder Manuſcripte von dem puren eigentlichen Eutropius, noch auch von der Interpolation des Paulus Diaconus. Melde ihm dieſes mit meinem vielfältigen Empfehl.

Ich ſehe, ich habe Dir mehr geſchrieben, als ich im Stande zu ſeyn glaubte. Lebe wohl.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 3. Auguſt 1773.

Mein lieber Bruder,

Herr Moſes mag mir verzeihen, daß ich ſeinen Aufſatz nicht gleich bey der Hand gehabt. Ich hatte ihn bey dem Umziehen in meine gegenwärtige Wohnung verkramt, — aber doch nicht verloren. Haſt Du eine freye Stunde übrig, und Du willſt ihn für mich abſchreiben, ſo thuſt Du mir einen Gefallen. Es wäre denn, daß er ſelbſt oder Herr Engel ihn nächſtens drucken ließe.

In meiner Sache befinde ich mich auf meine zwey Vorſtellungen noch ohne alle Antwort. Ich werde noch einige Zeit warten, und ſodann zum drittenmale einkommen, da denn der Fuchs nothwendig aus dem Loche muß. Wenn man mich zwingt, meinen Abſchied zu fordern, ſo werde ich freylich, für den erſten Augenblick, ein wenig verlegen ſeyn, was ich mit mir anfangen ſoll; aber ich hoffe gewiß, auch nur für den erſten Augenblick.

Auf mein Letztes haſt Du mir noch nicht geantwortet, und ich denke doch, daß Du es, nebſt Einlage, richtig bekommen haſt. Wenn Du die Einlage noch nicht abdrucken laſſen: ſo mag es nur gar bleiben, weil ich alle Stunden einen Abdruck aus Hamburg erwarte.

Dein

Gotthold.

An Madame König.

Wolfenbüttel, d. 17. Sept. 1773.

Meine Liebe!

In lauter Hofnung, aus lauter leidiger Hofnung, verſchiebe ich es nun ſeit acht Wochen von einem Tage zum andern, Ihnen zu ſchreiben. Warte noch morgen, denke ich alle Abende: morgen kömmt es vielleicht, was Du ihr ſo gerne melden möchteſt. Denn ich weiß nicht, ob Sie es gehört, oder von ungefehr in den Zeitungen geleſen haben, daß vor acht Wochen der einzige Mann in Braunſchweig ſtarb, durch den alles und jedes was geſchehen ſollte geſchah. Er war der unglaublichſte Verzögrer und Trödler der je unter der Sonne gelebt, und ihm allein habe ich es Schuld gegeben, daß meine Sache ſo auf die lange Bank geſchoben werde. Der E. P. hatte ſich gegen jemand auch würklich verlauten laſſen, daß es nur an ihm liege. Nun alſo, da er todt war, glaubte ich um ſoviel gewiſſer, daß dieſer alles beſchleunigen werde; wäre es auch nur, um mich von der Wahrheit dieſes Vorwandes zu überzeugen. Allein, wie geſagt, jener iſt nun ſchon ſeit acht Wochen todt, und dieſer iſt vorgeſtern auf vier Wochen nach Potsdam gereiſet, in welchen ſicherlich wieder nichts geſchieht.

Und ich ſollte Ihnen auch in vier Wochen noch nicht ſchreiben! Unmöglich. Wenigſtens ſollen Sie wiſſen, wie es ſteht, und hören, daß ich geſund bin, bis auf die Gefahr, für Bitterkeit und Unwillen toll zu werden.

Sie allein haben mich bisher abgehalten, und halten mich noch ab, einen übereilten Schritt zu thun, von welchem ich die ſchlimmen Folgen alle vorausſehe, den ich aber doch ganz unfehlbar ſchon längſt würde gethan haben, wenn ich nicht auch zugleich die einzige ernſthafte Hofnung dadurch zu verſcherzen fürchten müßte, die ich noch Zeit meines Lebens gehabt. Sie wiſſen, dieſe Hofnung, meine Liebe, und wenn Sie jemals daran Theil genommen haben: ſo beſchwöre ich Sie, verbannen Sie jeden argwöhniſchen Gedanken, der ſich Ihnen von meiner Seite dagegen vorſtellen will. Ich habe freylich höchſt unrecht, Sie ſo oft und ſo lange ohne Nachricht von mir zu laſſen: aber ſchelten Sie lieber auf meine Nachläſſigkeit, und auf meine Kablmäuſerey, mit der ich mich würklich jetzt nur allzu ſehr in Träumereyen und unnöthige Unterſuchungen verliere, die mich um alle meine Zeit, um alle meine Heiterkeit bringen. (Warum habe ich auch keinen Menſchen in der Welt, deſſen freundſchaftlicher Umgang mich davon abzöge?) Schelten Sie, ſage ich, lieber darauf, als daß Sie ſich die geringſte quälende Einbildung machen. Wollen Sie das wohl, meine Liebe? Doch ich verſpreche Ihnen, daß Sie es auf die Zukunft nicht mehr nöthig haben ſollen.

So lange Sie noch in Wien ſind, ſpreche ich noch immer ſo gerne mit jedem, der von daher kömmt, oder dahin reiſet. Vor einigen Wochen war der junge Graf von Migazzi, ein Neffe des dortigen Erzbiſchofs, mit einem Jeſuiten, der es aber nicht ſeyn wollte, wohl einige Stunden bey mir. Sie können ſich leicht einbilden, daß das Geſpräch auch auf S. kam, und daß ich mir nicht den geringſten Zwang anthat, meine Empfindlichkeit und Verachtung gegen ihn zu verbergen. Ich wünſchte nur, daß ihm ein Theil von meinen Reden zu Ohren kommen möchte, damit er doch wüßte, weſſen er ſich zu mir zu verſehen hätte.

Der Herr v. Gebler hat auch wieder an mich geſchrieben, und ich bin ihm nun wohl auf drey Briefe eine Antwort ſchuldig. Was rathen Sie mir: ob ich auch ihm lieber gar nicht antworte? denn ich ſehe doch, daß dem Manne um nichts zu thun iſt, als um Beyfall und Schmeicheley, deren ich ſchon zu viel an ihn verſchwendet habe. Ich hofte, daß ſeine Stücke beſſer werden ſollten, aber ſie werden immer ſchlechter und kälter. Wenn nichts als ſolcher Bettel in Wien geſpielt wird, ſo haben Sie ſehr recht, das Theater nicht zu beſuchen.

Was Sie mir von Ihren Angelegenheiten melden, meine Liebe, davon weiß ich nicht, ob es mich vergnügter oder mißvergnügter machen ſoll. Alſo noch den ganzen inſtehenden Winter beſorgen Sie aufgehalten zu werden? Wenn denn nur alles ſo ausfällt, wie Sie es wünſchen! Der Zeitvertreib aber, den Sie ſich auf den Winter machen wollen,*) iſt nicht weit her. Doch will ich Ihnen darin nicht hinderlich ſeyn, und Sie ſollen das verlangte Maaß mit der nächſten fahrenden Poſt haben. Ich will es um das wickeln, was ich Ihnen ſchon ſo lange zu ſchicken verſprochen, und nun ganz unfehlbar ſchicken will.

Mit dem Theile von Ihnen, mit dem ſie noch in Hamburg ſind, hoffe ich, ſteht alles gut. Nächſtens denke ich mehr davon zu hören. Denn K . . . welcher ſeinen Karl nach Cellerfeld auf die Schule bringen will, wird hier durch kommen. Vielleicht läßt er ihn auch hier in Wolfenbüttel auf der Schule. Es kommt mir vor, als ob er doch nicht Luſt hätte, ſich ſeine Söhne viel koſten zu laſſen. Genug er ſammelt ja für ſie.

Laſſen Sie ſich das Format und die Züge dieſes Briefes nicht befremden. Er iſt bey Lichte geſchrieben, wo ich ganz weitläuftig ſchreiben muß, um noch ſchreiben zu können; und in ſo ſchmahlen Zeilen, als nur thunlich, um grade ſchreiben zu können. Denn meine Augen! meine Augen! Und nun leben Sie wohl, meine Liebe. Melden Sie mir ja bald, daß Sie geſund ſind. Ich umarme Sie tauſendmal, und bin Zeitlebens

ganz der Ihrige
L.

Mein lieber Ebert!

Hier iſt der zweyte Karrn voll Moos und Schwämme. Nehmen Sie ſo vorlieb.

Das Exemplar, welches ich durch Sie übergeben laſſen wollte, habe ich geraden Weges mit einer gleichgültigen Zeile abgeſchickt. Ich weiß, daß er nicht an mich erinnert ſeyn will, und das war die beſte Weiſe, es am wenigſten zu thun. Sie hätten es doch nicht ſtillſchweigend auf den Tiſch legen können, und ich mußte fürchten, ne ſtudio noſtri pecces, opera vehementi miniſter, oder wie die Worte lauten.

Ihr
ergebenſter Freund
Leſſing.

Wolfenbüttel,
den 5. Octbr. 1773.

---

*) Ihm eine Weſte zu ſticken.

An Heyne.

Wolfenbüttel, d. 30. Octob. 1773.

Ich bin ſehr nachläſſig, aber nicht gleich undienſtfertig. Hätte ich in unſrer Bibliothek das geringſte gefunden, was Ew. Wohlgeb. zum Pindar zu brauchen wünſchten: ſo würde ich es gewiß ſogleich überſchickt haben, hätte es auch ohne Begleitung einer Sylbe geſchehen ſollen. Die einzige Handſchrift, die wir von den Olymp. und Pyth. hier haben, und die ehedem Car. Dati dem Nicol. Heinſius verehrt hat, hielt ich nicht einmal der Erwähnung würdig, weil ſie nur auf Papier und höchſt neu, das iſt, offenbar aus der Zeit iſt, da man gedruckte Pindare ſchon die Menge hatte. Sollten Sie indeß, wertheſter Freund, vermuthen, (wie der Name der Männer, durch deren Hände ſie gegangen, auch wohl vermuthen laſſen ſollte) daß ſie gleichwohl die Abſchrift irgend eines alten guten Manuſcripts ſeyn könnte: nun gut, ſo ſteht ſie noch zu Ihrem Befehle. Das wäre der kleinſte Dank, den ich Ihnen für Ihren Pindar (nicht bloß für das geſchenkte Exemplar deſſelben) abſtatten könnte. Gegen mich hätten Sie es nicht nöthig gehabt, Ihre daran gewandte große Mühe ſo zu verkleinern und zu verachten. Ich denke ſogar von Kennicots Arbeit gut. Und muß ja wohl; wenn man auch von meinen Kahlmäuſereyen nicht allzu verächtlich urtheilen ſoll, von welchen ich Ihnen hierbey das zweyte Stück zu überreichen, mir die Freyheit nehme.

Und nun von allen gelehrten Armſeligkeiten weiter kein Wort. Ihr letzter gütiger Brief giebt mir einen beſſern Stoff. Wie ſehr danke ich Ihnen für den vortrefflichen Einfall, mich und unſere Bibliothek mit dem Herrn Profeſſor Dietze zu beſuchen! Es bleibt dabey. Ich komme aufs Frühjahr nach Göttingen, um Sie ſelbſt abzuholen. Wie ſehr ich mich auf dieſes Vergnügen freue, will ich Ihnen nicht lange ſagen. Aber ich verſpreche Ihnen beyden zu zeigen, daß ich es zu empfinden und zu genießen weiß. Wenn doch nur ſchon der garſtige Winter vorüber wäre, der mir um ſo trauriger werden wird, da ich, meiner Augen wegen, die langen Abende nicht nutzen, und aus Mangel guter Geſellſchaft, ſie nicht unbereuet verlieren kann.

Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Leſſing.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 1. Dec. 1773.

Meine Liebe!

Was ſoll ich ſagen, daß ich Ihnen abermals ſo lange nicht geſchrieben habe? Noch immer die alte Leyer: Ich bin mißvergnügt, ärgerlich, hypochondriſch, und in ſo einem Grade, daß mir noch nie das Leben ſo zuwider geweſen. Soll ich fortfahren, Ihnen das ſo recht zu beſchreiben? Ich bin ſeit vier Monaten ſo gut, wie gar nicht, aus Wolfenbüttel und aus meinem verwünſchten Schloſſe gekommen. Ich bin nur zweymal auf ein paar Stunden in Braunſchweig geweſen; denn ich habe es verredet, in meiner gegenwärtigen Lage niemals wieder eine Nacht in dem Braunſchweig zu bleiben, wo man ſich gegen mich (Sie wiſſen wer) auf eine Art beträgt, die mir unerträglich fällt; auf eine Art, die ich zu anderer Zeit, unter andern Umſtänden, um alles in der Welt ſo lange nicht ertragen hätte. Ich will ihm daher ſchlechterdings nicht in die Augen zu kommen Gefahr laufen. Wenn er mich bey der Naſe geführt haben will, ſo hab er es! Aber ich werde es ihm in meinem Leben nicht vergeſſen. Künftigen Januar wird es ein Jahr, daß er mir den erſten Antrag eigenhändig that. So lange warte ich nur noch, um ihm alsdenn meine Meynung ſo bitter zu ſchreiben, als ſie gewiß noch keinem Prinzen geſchrieben worden.

Was kann ich aber indeß thun, als mich unter meine Bücher vergraben, um unter ihnen, wo möglich, alle Ausſicht in die Zukunft zu vergeſſen? Ich habe auch nun weit länger als an Sie, meine Liebe, an keinen Menſchen in der Welt geſchrieben; weder an meine Brüder, noch an meine Mutter, noch an ſonſt jemanden. Ich antworte auch keinem Menſchen, der in irgend einer andern Sache an mich ſchreibt, als in Sachen der Bibliothek. Daß meine Korreſpondenz nach Hamburg alſo auch völlig abgebrochen iſt, verſteht ſich. Doch iſt dießmal K. mir eine Antwort ſchuldig, nicht ich ihm. Er wollte Michaelis nach dem Harze reiſen, und ſeinen Sohn nach Wolfenbüttel auf die Schule bringen. Aber er iſt nicht gekommen, und ſoll mir ſeit acht bis zehn Wochen auf meinen Brief antworten, in welchem ich ihm meldete, daß ich bey dem hieſigen Rector alles abgeredet hätte. Am beſten würde ich thun, wenn ich an alle meine Bekannte, von deren vielen ich auch nicht einmal einen Brief zu ſehen verlange, ein Circulare ergehen ließe, mich für todt zu achten. Denn wahrlich, meine Liebe, es iſt mir faſt unmöglich zu ſchreiben.

Mehr als zehn Briefe habe ich ſelbſt an Sie angefangen, und ſie wieder zerriſſen. Wer weiß, was dieſem noch geſchieht, ehe ich die Seite herunter bin? Doch, es fällt mir auch länger unmöglich, ohne Nachricht von Ihnen zu ſeyn. Und ein Brief muß doch einmal fertig werden, mag er doch werden, wie er will. Die einzige gute Nachricht kann ich Ihnen ſchreiben, daß ich ſehr geſund bin. Ich glaube, der Aerger hält mich geſund. Möchte ich ein Gleiches doch auch von Ihnen verſichert ſeyn. Nicht zwar, was den Aerger anbelangt; denn der, weiß ich, bekömmt Ihnen nicht ſo gut, als mir. Dieſes ärgerliche Weſen verräth ſich in jedem Worte, das ich ſpreche oder ſchreibe. Ich muß es alſo lieber darauf ankommen laſſen, ob der Hr. von Gebler klein genug iſt, es Ihnen empfinden zu laſſen, daß ich mir ſo wenig mit ihm zu thun mache: als daß ich an ihn ſchreibe, und ihm Dinge ſchreibe, die ſeiner Eitelkeit ganz gewiß nicht ſchmeicheln würden, und die er Ihnen wieder empfinden zu laſſen, ſich wohl noch mehr berechtiget zu ſeyn glauben dürfte.

Daß der Baron v. B . . . aus Wien jetzt in hieſigen Gegenden iſt, werden Sie vielleicht wiſſen. Er war vor einiger Zeit in Braunſchweig, und kam nach Wolfenbüttel, wo er auch mich ſprechen wollte, aber ich ließ mich verläugnen. Endlich hat er ſich hinter den Hrn. von K . . geſteckt, daß wir uns einander ein Rendesvous auf dem Weghauſe gaben. Der Mann gefällt mir beſſer, als mir noch ſonſt ein Wiener gefallen hat. Jetzt iſt er in Hannover, wo er, wie ich höre, den Winter bleiben wird.

M., deſſen lächerlich traurige Geſchichte Sie mir in Ihrem Letzten ſchreiben, habe ich immer für einen dummen Kerl gehalten. Aber nun ſehe ich, daß er auch ein boshafter Schurke iſt. Ein einziger Umſtand in ſeiner Klätſcherey ärgert mich; aber indem ich an dieſen denke, werde ich ſo wild, daß ich meinen Brief gleich ſchließen muß. Sonſt ſchreibe ich noch gewiß Dinge, die mich ihn zu zerreißen nöthigen

Leben Sie recht wohl, meine Liebe; und ſeyn Sie lieber ein wenig gegen mich unwillig, als daß Sie Mitleiden mit mir haben ſollten, wenn Ihnen dieſes Mitleid den geringſten Kummer machen ſollte. Ich bin dennoch

ganz der Ihrige
L.

Wolfenbüttel, 1773.

Ob ich gleich denke, mein lieber Schmid, daß man nur Urſachen haben kann, ſich nach dem Alter der Pferde und Eſel, nicht aber der Gelehrten zu erkundigen: ſo bin ich doch kein Frauenzimmer, das ſeine Jahre lieber verſchweigen möchte. Ich bekenne Ihnen und Ihrem Namensvetter in Gießen alſo aufrichtig, daß ich 1729 gebohren bin, und zwar im Jenner. Wo? will er ja wohl nicht wiſſen; und ich wüßte es vielleicht ſelbſt nicht.

Es wird mich herzlich freuen, Sie vor den Feyertagen hier zu ſehen. Beſinnen Sie ſich ja nicht anders. Ich habe Ihnen ſo viel zu ſagen, daß ich gar nicht weiter ſchreiben mag.

Dero

ergebenſter

Leſſing.

D. 12. Decemb. 1773.

Mein lieber Schmid!

Das iſt mir freylich nun nicht recht lieb, daß unſer Stella ſchon gedruckt iſt. Wer Henker kann alle Sammlungen und Schmierereyen der Longoliorum kennen und im Kopfe haben? Indeß iſt mir es doch auch nicht ſo ganz unangenehm. Denn gegen Sie, unter vier Augen, einmal zu prahlen, ſo kann man aus beyden Ausgaben nun ſehen, was für ein Unterſchied es iſt, wenn ich oder Longolius ſo einen Quark herausgebe. Mit allem Fleiße, den Longolius darauf verwendt, hat er doch den einzigen wichtigen Gebrauch nicht geſehen, der davon zu machen war. Nehmlich die daraus fließende Entdeckung, daß das Tietzemannſche Epitaphium in Leipzig untergeſchoben, und von Stella untergeſchoben iſt. Hätte ich gewußt, daß die Schrift von Stella ſchon gedruckt ſey, ſo würde ich ſie nicht des Anſehns gewürdigt haben, und ſo würde dieſe Entdeckung vielleicht nie ſeyn gemacht werden. Aber wie geſagt, lieber Schmid, dieſe Großſprecherey unter uns! Ich will es gewiſſen Leuten gern gönnen, ſich damit groß zu machen, und zu kitzeln, daß ſie ſo etwas beſſer gewußt, als ich. Das wird hoffentlich auch der Fall des Herrn Schirach ſeyn, deſſen Zeitungsblatt ich noch nicht geleſen habe. Sie werden mir einen Gefallen thun, wenn Sie mir es gleich mit der morgenden Poſt ſchicken. Mündlich mehr.

Ihr

ergebenſter

Leſſing.

Zugleich bitte ich Sie, mein lieber Schmid, um eine Abſchrift Ihres neuen Gedichts. Ich will keinen ſchlimmen Gebrauch davon machen. Aber eine Dame hat mich darum gebeten.

An Eſchenburg.

Den 4. Januar 1771.

Aus der neunten Novelle des **Bandello** ſoll, nach der **Lenox**, Romeo und Juliet genommen ſeyn. Aber **Bandello** hat drey Theile. Und haben Sie ſich nicht etwa verſchrieben? Wenigſtens kann ich in unſerm **Bandello** nichts finden. Sehen Sie doch noch einmal nach; weil ich Ihnen auf das Ungewiſſe von einer vermuthlich noch ältern Quelle gern nichts ſagen möchte.*)

Die Muthmaßung des **Johnſon**, woher **Shakſpeare** ſeinen Sturm könne genommen haben, iſt ſo gut wie nichts, wenn er nicht näher angeben kann, wo und bey wem dieſe Novelle von **Aurelio und Iſabella** zu finden ſeyn ſoll. Wenn er bloß aus dem Titel geſchloſſen, und dieſes wohl gar der Titel der bekannten Hiſtorie des *Giovanni di Fiori* geweſen: ſo hat er ſich geirrt. Dieſe kenne ich zu gut, und habe ſie in mehr als Einer Sprache ſonſt geleſen.**)

Daß das Süjet des **Kaufmann von Venedig** beym **Giovanni Fiorentino** vorkömmt, und zwar in ſeinem ſogenannten **Pecorone**, den ich Ihnen hierbey ſende, (Giorn. IV. Nov. I. p. 32.) iſt nur die Helfte meiner Entdeckung, in welcher mir der Engländer, der das Supplement zu dem Werke der **Lenox** geſchrieben, immer mag zuvor gekommen ſeyn. Die andre Helfte iſt die wichtigere, und betrifft die Quelle, aus welcher ſelbſt Fiorentino geſchöpft hat. Dieſe nehmlich ſind die ehedem ſehr bekannten *Geſta Romanorum moraliſata*, die zuverläſſig im dreyzehnten Jahrhunderte zuſammen geſchrieben worden, da Fiorentino erſt im vierzehnten, gegen 1375, geſchrieben.***) Selbſt

---

*) Dies war die ältere italiäniſche Novelle, deren ich im Anhange zum eilften Bande des deutſchen **Shakſpeare**, S. 525. f. erwähnt habe. **Bandello** hat allerdings die Erzählung von Romeo und Julie gleichfalls, wie ich dort angeführt habe; und aus ihm **Boiſteau** in ſeinen Histoires Tragiques. **Eſchenburg.**

) Die ſpätern engliſchen Ausleger des **Sh. haben ſelbſt eingeſtanden, daß es mit dieſer Vermuthung nicht ſeine Richtigkeit hatte; und man weiß die eigentliche Quelle des *Tempeſt* noch immer nicht nachzuweiſen. **Eſchenb.**

***) Man vergleiche hierüber meinen Anhang zu dem oben gedachten Schauſpiele. Daß die *Geſta Romanorum* dieſe Erzählung haben, iſt den ſpätern engliſchen Auslegern des **Sh.** nicht entgangen; und **Warton** hat dem dritten Bande ſeiner Geſchichte der engliſchen Poeſie eine eigne Abhandlung über jenes merkwürdige alte Buch vorangeſetzt, und in *Glaſſii* Philologia Sacra den **Petrus Berchorius** als Sammler deſſelben entdeckt. **Eſchenburg.**

Boccaz hat dieſe *Geſta Romanorum* gebraucht, die ich in meiner Geſchichte der Aeſopiſchen Fabel, die gegenwärtig in dem zweyten Theile meiner vermiſchten Schriften zu Berlin gedruckt wird, weitläuftig beſchreibe. Weil die verſchiedenen lateiniſchen Ausgaben kein Regiſter haben, und in der Ordnung der erzehlten Hiſtorien alle von einander abgehen; ſo kann ich in ihnen die Geſchichte, wovon die Rede iſt, nicht gleich finden, und muß Ihnen indeß nur eine alte deutſche Ueberſetzung ſchicken, in welcher ſie auf dem eingeſchlagnen Blatte unter der beygeſchriebnen Zahl 66 ſteht. — *)

Sie werden mir leicht glauben, daß mich das kleine Theater eher nach Braunſchweig locken könnte, als das ſo genannte große**); wenn ich mir nicht den Vorwurf zu machen hätte, daß ich ſeit kurzem ſchon zu viel Zeit in Braunſchweig verſplittert. Ich muß wieder einmal fleißig ſeyn, oder wenigſtens thun, als ob ich es wäre. — — —

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 2. Februar 1774.

Lieber Bruder,

Erwarte keine Entſchuldigung wegen meines langen Stillſchweigens. Du würdeſt nur die nehmliche Leyer hören. Lieber kein Wort, was Dich meinetwegen unruhig oder bekümmert machen könnte.

Ich habe Dir auf zwey oder gar drey Briefe zu antworten; und wenn ich es nicht thäte, ſo möchte ich einen vierten wohl nie bekommen.

Ich fange bey dem letzten an, in welchem Du mich, ich weiß nicht, in welcher Arbeit vergraben glaubſt. Deine Nachrichten von

---

*) „Da nun die *Geſta Roman.* in Deutſchland vor Alters ſehr bekannt waren, und vielleicht gar von einem deutſchen Mönche geſchrieben worden, ſo iſt um ſo begreiflicher, wenn die nehmliche Hiſtorie von uralten Zeiten her auch auf das deutſche Theater gekommen, ohne vom Shakeſpear genommen zu ſeyn. Ich habe ſie ſelbſt unter dem Titel der Kaufmann von Venedig vor zehn Jahren beym alten Schuch mehr als einmal aufführen ſehen." Dieſe Ergänzung iſt aus dem Concept des Briefes unter den Breslauiſchen Papieren: der Herausgeber ſteht aber nicht dafür daß er alles richtig geleſen hat.

) Dies bezieht ſich auf eine Einladung zur Vorſtellung der **Minna von Barnhelm auf einem kleinen geſellſchaftlichen Theater. **Eſchenburg**

mir müſſen nicht die zuverläſſigſten ſeyn. Ein deutſches Lexikon zuſammen zu ſchreiben, dieſen albernen Gedanken habe ich lange aufgegeben; und ich würde ihn nun wohl am wenigſten wieder hervorſuchen, da ich ihn taliter qualiter von einem Andern ausgeführt ſehe. Aus dieſem taliter qualiter wirſt Du indeß abnehmen, daß ich mit Adelungs Arbeit nicht ganz zufrieden bin. Was ich daran auszuſetzen habe, ſollſt Du eheſtens weitläuftig zu leſen bekommen. Denn ich bin wirklich Willens etwas darüber drucken zu laſſen, und eine kleine Probe beyzufügen, wie ungefähr meine Arbeit in dieſem Felde ausgeſehn haben würde. Das iſt es, was mich eigentlich eine Zeit her beſchäftigt hat; und ich müßte, meinem erſten Anſchlage nach, auch ſchon damit fertig ſeyn, wenn es mir nicht ſchlechterdings unmöglich wäre, in einem Striche an der nehmlichen Sache zu arbeiten. Die öftere Abänderung der Arbeit iſt noch das Einzige, was mich erhält. Freylich wird ſo viel angefangen und wenig vollendet. Aber was ſchadet das? Wenn ich auch nichts in meinem Leben mehr vollendete, ja nie etwas vollendet hätte: wäre es nicht eben das? — Vielleicht wirſt Du auch dieſe Geſinnung ein wenig miſanthropiſch finden, welches Du mich in Anſehung der Religion zu ſeyn im Verdacht haſt. Ohne nun aber zu unterſuchen, wie viel oder wie wenig ich mit meinen Nebenmenſchen zufrieden zu ſeyn Urſache habe, muß ich Dir doch ſagen, daß Du Dir hierin wahrlich eine ganz falſche Idee von mir machſt, und mein ganzes Betragen in Anſehung der Orthodoxie ſehr unrecht verſtehſt. Ich ſollte es der Welt mißgönnen, daß man ſie mehr aufzuklären ſuche? Ich ſollte es nicht von Herzen wünſchen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabſcheuen, wenn ich ſelbſt bey meinen Sudeleyen einen andern Zweck hätte, als jene große Abſichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigne Art, wie ich dieſes thun zu können glaube. Und was iſt ſimpler als dieſe Art? Nicht das unreine Waſſer, welches längſt nicht mehr zu brauchen, will ich beybehalten wiſſen: ich will es nur nicht eher weggegoſſen wiſſen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und ſollte man auch das Kind hernach in Miſtjauche baden. Und was iſt ſie anders, unſere neumodiſche Theologie, gegen die Orthodoxie, als Miſtjauche gegen unreines Waſſer?

Mit der Orthodoxie war man, Gott ſey Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwiſchen ihr und der Philoſophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt dieſe

Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Chriſten zu machen, zu höchſt unvernünftigen Philoſophen. Ich bitte Dich, lieber Bruder, erkundige Dich doch nur nach dieſem Punkte genauer, und ſiehe etwas weniger auf das, was unſere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was ſie dafür in die Stelle ſetzen wollen. Darin ſind wir einig, daß unſer altes Religionsſyſtem falſch iſt: aber das möchte ich nicht mit Dir ſagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen ſey. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem ſich der menſchliche Scharfſinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen iſt das Religionsſyſtem, welches man jetzt an die Stelle des alten ſetzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philoſophie, als ſich das alte anmaßt. Und doch verdenkſt Du es mir, daß ich dieſes alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einſturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, ſo will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, ſondern er will es, mit gänzlichem Ruin meines Hauſes, ſtützen und unterbauen. Das ſoll er bleiben laſſen, oder ich werde mich ſeines einſtürzenden Hauſes ſo annehmen, als meines eigenen.

Bey dieſen Geſinnungen kannſt Du Dir leicht einbilden, daß ich auf einen Angriff von T** ſehr gefaßt bin. Laß ihn nur kommen; wir wollen doch ſehen, wer den andern nach Hauſe leuchtet. Sobald etwas zum Vorſchein kömmt, ſchicke mir es ja. Aber ich denke — — —

So weit war dieſer Brief ſeit vielen Tagen geſchrieben, als ich Dein letztes durch Herrn Großmann erhielt. Und ſo könnte ich Dir mehr angefangene Briefe ſchicken. Du ſieheſt alſo wohl, daß Dein Verdacht, als ob ich Dir darum ſo lange nicht geſchrieben, weil ich Dir meine offenherzige Meynung von Deinen Komödien nicht ſagen wolle, ganz ungegründet iſt. Ich dächte, Du hätteſt Beweiſe, daß ich gewohnt bin, in dieſem Punkte gegen Dich gar nicht hinter dem Berge zu halten. Die Sache iſt ganz anders, und ich muß Dir die Wahrheit bekennen, ob ich gleich wohl fühle, daß ein anderer, als mein Bruder, mir dieſes Bekenntniß noch übler nehmen könnte, als ſelbſt ein mißbilligendes Urtheil. Ich habe Deine Stücke eigentlich noch nicht geleſen. Wenn Dich dieſes zu ſehr befremdet, ſo muß ich Dir ſagen, daß ich den Götz von Berlichingen auch nur erſt ſeit geſtern geleſen habe, und noch nicht einmal ganz. Als ich Dich um Deine Stücke bat, hatte ich wieder einen kleinen Theateranfall. Aber eben ſo gut, daß dieſe Anfälle bey mir nicht lange dauern, und gewöhnlich der äußerſte Ekel gegen alles, was Theater und theatraliſch iſt und heißt, auf lange Zeit darauf folgt. Indeß habe ich Deine Stücke doch auch nicht ungeleſen an Döbbelin geben wollen, ob er mir ſie gleich auf Großmanns Wort abforderte. Zu der zweydeutigen Ehre, von ihm aufgeführt zu werden, kömmſt Du immer noch zu früh. Laß mir ſie lieber nur noch eine Weile; denn ich leſe ſie gewiß noch, und will ſie nur nicht eher leſen, als bis ich ſo etwas mit ruhiger und heiterer Seele leſen kann. —

Und daraus ſiehſt Du, daß ich wenigſtens die Hoffnung nicht aufgebe, wieder einmal ruhig und heiter zu werden. Das iſt es, was ich Dir von meinem Befinden melden kann. —

Wenn Ramlers Prolog gedruckt wird, ſo ſchicke mir ihn doch zugleich mit dem Schreiben gegen Wielanden. Doch nein, das letzte ſchicke mir nur nicht. Sende mir vielmehr Badenhaupts Katalog. Ich werde verſchiedene alte Bekannte unter ſeinen Büchern finden, die ich gern für die Bibliothek kaufen möchte.

Gotthold.

An Gleim.

Wolfenbüttel, d. 6. Febr. 1771.

Liebſter Freund,

So ſehr erfreut ich war, einen Brief und ein Manuſcript von Ihnen zu erhalten, ſo vergnügt und erbaut mich dieſes hat: ſo beſtürzt und unruhig hat mich jener gemacht. Sie ſind mißvergnügt, und würden es, denke ich, gewiß nicht ſeyn, wenn Sie nicht große Urſache dazu hätten. Sie ſind noch dazu krank; und wenn ich auch indeß glauben will, daß Ihr Mißvergnügen, und Ihre Krankheit dem Grunde nach ein und eben daſſelbe Uebel ſind: ſo darf ich nur mich ſelbſt fragen, ob es ein Troſt iſt, daß zwey Uebel, die wir als zweye fühlen, im Grunde nur Eins ſind? Sie laſſen mich über die Urſache Ihres Mißvergnügens nur muthmaßen, wie über ein Räthſel. Doch das Räthſelhafte darin iſt mir wahrlich nicht dieſes, daß die kahle Ehre, die ein Großer Ihnen erwieſen hat, eine Gelegenheit dazu geweſen. Wann hätt' auch, was ein Großer am beſten zu machen meint, nicht üble Folgen? und unſer Großer, fürcht' ich, ſo viel Gutes als auch, mir unbekannt, in ihm ſtecken mag, iſt eben ſo wenig, als ſie alle, der Mann, der üble Folgen, die er veranlaßt hat, wieder gut zu machen, oder einen ehrlichen Mann dafür ſchadlos zu halten, geneigt wäre.

Doch ohne Zweifel betrieg' ich mich mit ihm, wie mit den Großen allen. Sie ſind wohl alle weiter nichts als ganz gewöhnliche Menſchen, und ich habe eben ſo ſehr Unrecht, wenn ich ſie für Tiger und Füchſe halte, als Andere, die ſie zu Engeln machen. Lieber wollen wir unſerm Halladat folgen:

„Der Seher Gottes iſt ein Menſchenfreund;

alſo auch ein Freund der Großen, in ſo fern ſie Menſchen ſind; alſo auch ein Freund derjenigen Menſchen, die ihn haſſen und verfolgen. Und ſollte das Letztere auch ſich wohl ſchön ſagen und hören, aber ſchwerer in Ausübung bringen laſſen: ſo laſſen Sie uns wenigſtens ja nicht aus Verdruß über dieſe böſen Menſchen auf raſche Entſchließungen fallen, deren Ausgang zeigen könnte, daß wir ſelbſt unſere größten Feinde geweſen. Beſſer iſt es, unter noch ſo böſen Menſchen leben, als fern von allen Menſchen. Beſſer iſt es, ſich vom Sturm in den erſten beſten Hafen werfen laſſen, als in einer Meerſtille mitten auf der See verſchmachten.

Doch wem ſag' ich das? Dem Verfaſſer des Halladat? Wär' er aber auch nur ſein Dolmetſcher! Man dolmetſchet aber ſo ein Buch nicht, und dolmetſchet es nicht ſo, wenn man vom Inhalte nicht ganz durchdrungen iſt.

Warlich, mein lieber Gleim, Sie hätten mich in der Ungewißheit nicht laſſen ſollen, ob Halladat ganz, ſo wie es da iſt, aus Ihrem Kopfe allein gekommen, oder ob es ſich nicht ſonſt woher ſchreibt. Ich bekenne meine Unwiſſenheit; aber ſo viel ich auch Ihrem Kopfe zutraue, ſo glaube ich doch wirklich Spuren zu finden, daß irgendwo, irgend einmal auch noch ſonſt, ſo ein Kopf geweſen iſt. Sagen Sie mir immer das Geheimniß ganz, wenn ich es wiſſen darf. Ich habe die halbe Nacht aufgeſeſſen, um Halladat zu leſen, um den Boten auch nicht einen Tag warten zu laſſen. Verzeihen Sie alſo, wenn ich nicht in allen Stücken ſo antworte, als Sie es erwarten. Melden Sie mir, ſo bald es Ihnen möglich iſt, daß Sie, wo nicht geſund und vergnügt, dennoch geſunder und vergnügter ſind, und Sie ſollen eine weitere Antwort gewiß unverzüglich haben. Ich bin ganz

der Ihrige

Leſſing.

An Gleim.

Wolfenbüttel, d. 27. Februar 1771.

Liebſter Freund,

Sie müſſen mir verzeihen, daß ich Ihren Halladat über die vergönnte Zeit behalten habe. Ich befinde mich ſeit acht Tagen ſo übel an Seele und Körper, (doch mehr an jener) daß ich die nöthigſten Dinge verſäumen muß, weil mir Hand und Kopf ihre Dienſte verweigern. Ich habe aber vor dieſem Zufall das Manuſcript nochmals mit vielem Vergnügen geleſen; und mit um ſo viel größerm, weil ich verſichert war, in allem und jedem nur meinen Freund Gleim zu leſen. Was ich in meinem Vorigen von irgend einer Aehnlichkeit mit irgend einem alten ausländiſchen Werke geträumt, muß bloß aus einigen einzelnen Zügen entſtanden ſeyn, die mir aus einer ſo eigenen orientaliſchen Philoſophie zu fließen geſchienen, daß ich mehr als bloß angenommenen Ton darunter vermuthete. Ich würde mich deßfalls beſonders auf N. 10, der Zweifler, berufen, wenn ich mich itzt im Stande fühlte, meine Gedanken verſtändlich zu machen. —

Ich freue mich ſehr, daß Sie übrigens ſich beſſer befinden. Aber wenn ich den Halladat noch ſo lange bey mir behalten wollte, bis ich mich beſſer befinde, und dieſen Brief ſo ausſchreiben wollte, wie ich wünſchte: ſo möchte ich jenen wohl noch lange behalten müſſen, und dieſen nicht ſo bald ausſchreiben können. Erlauben Sie mir alſo, daß ich abbreche, und alles übrige auf die erſte geſunde und heitere Stunde verſpare.

Ganz der Ihrige
Leſſing.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 8. April 1771.

Meine Liebe!

Bey allem, was heilig iſt! wenn ich die ganzen langen vier Monate, in denen ich nicht an Sie geſchrieben, einen einzigen vergnügten oder nur ruhigen Tag gehabt hätte, ſo könnte mir ſelbſt mein Stillſchweigen nicht anders als ſehr ſchurkiſch vorkommen. Das wäre der wahre Ausdruck dafür! Und nun, wollen Sie mich noch für ſchuldig halten? Verwünſcht ſey jedes Wort, das Ihnen in meinem letzten Briefe zu dem geringſten Verdachte Anlaß gegeben! Aber daraus ſehen Sie auch, wie dumm und unbeſonnen ich in den Tag hinein ſchreibe und rede, wenn ich das Herz voll Verdruß und Galle habe. Was kann ich denn beſſer thun, als daß ich meine Raſerey nur in der Stille abwarte, und keinem Menſchen damit beſchwerlich falle? Aber Ihnen ſollte ich es doch ſagen. Sie? Gerade Ihnen am wenigſten. Und wahrlich, ich ſchriebe Ihnen noch nicht, wäre nicht ein einziger Umſtand in Ihrem Briefe, auf den ich zu jeder andern Zeit gewiß nicht geachtet hätte. Nehmlich der mit Heydelberg.

Was Sie mir davon melden, iſt mir ganz neu; und ich wünſchte allerdings, daß man mit auf mich einiges Abſehen haben wollte. Denn hier iſt es länger nicht auszuhalten. Es wird von Tag zu Tag ſchlimmer, und die bereits ſeit anderthalb Jahren verkümmerten Salaria werden es gewiß mit nächſten noch mehr werden. Von dem Erbprinzen, wie ich ihn nunmehr kenne, wenn er heute oder morgen zur Regierung kommen ſollte, kann ich mir gewiß verſprechen, daß er die ganze Bibliothek mit ſamt dem Bibliothekar lieber verkaufen wird, ſo bald ſich nur ein Käufer dazu findet. Aber, wie iſt es anzufangen, daß man dort an einen Mann denkt, deſſen Namen man vielleicht nicht anders, als in der Komödie gehört hat? Die verwünſchte Komödie! Zwar erinnere ich mich des Prof. Meyers ſehr wohl. Als er mich auf ſeiner Rückreiſe hier beſuchte, äuſſerte er ſogar, daß man mich zu Manheim zu haben wünſchte oder gewünſcht hätte. Allein an ihn nun zu ſchreiben? Mich anzubieten? Ich würde mit mehrerer Freudigkeit in den Tod gehen. Und zu was ſollte ich mich auch anbieten? Ein Menſch, wie ich, wenn er ſich anbietet, ſcheint überall ſehr überflüſſig zu ſeyn; wenigſtens mag man ihn nicht anders, als ſo wohlfeil haben wie möglich. Dieſes bey Seite geſetzt, iſt Ihr Einfall allerdings ſehr gut. Und ich habe nicht darüber gelacht, meine Liebe. Ich würde mich im Ernſt darüber haben freuen können; wenn ich es nicht verſchworen hätte, mich jemals wieder auf Hofnung zu freuen. Wiſſen Sie indeß unter der Hand etwas dabey zu thun: ſo haben Sie alle Vollmacht; und ich bitte Sie recht ſehr darum, mir es wenigſtens zu ſchreiben, was Sie mehr von der Sache hören ſollten.

Ihren Herrn Schwager habe ich nicht geſehen. Denn Sie meynen doch, daß er hier durchgereiſet ſeyn dürfte? Wenn er in Hamburg zu bleiben wünſchet, ſo wünſchen ſich andere um ſo mehr heraus. Wie es unſerm Sch. geht, werden Sie vermuthlich ſchon wiſſen. Das Herz will mir zerſpringen, wenn ich beſonders an ſie und die Familie denke. Er mag freylich wohl nicht ſo in allen Dingen zu entſchuldigen ſeyn. Aber K. hat auch an ihm gehandelt -- wie — wie K. Was kann ich Schlimmers ſagen?

Der Staatsrath von Gebler hat mir ſeine neue Tragödie nicht geſchickt. Und vermuthlich wird er mir ſie auch nicht ſchicken; weil ich ihm auf ſolche Geſchenke den Dank ſchuldig zu bleiben pflege. G. mag es immer wiſſen, wie ich von ihm denke; ja ich habe Müllern ſogar gebeten, es jedermann zu ſagen, wie ich von ihm denke. Es iſt mir ſehr lieb, daß er es gethan hat.

Unſere neu verheyratheten Freunde verhalten ſich, wie Sie wohl errathen können. E. und Z. ſehr unthätig; aber der K. K . . . geht mit ſeiner Frau, die guter Hofnung iſt, morgen auf ſeine Güter nach Sachſen, wo ſie niederkommen ſoll, und er wenigſtens ſechs Monate bleiben wird. Auch dieſes, daß ich ihn nicht mehr in Braunſchweig weiß, iſt mir ſehr unangenehm. Ich verliere an ihm den einzigen Freund, gegen den ich mich wenigſtens auslaſſen konnte.

Nun leben Sie recht wohl, meine Liebe; und laſſen Sie mich es bald wieder wiſſen, daß doch wenigſtens noch eine Seele auf der Welt lebt, der ich nicht gleichgültig bin. Ich bin

ganz der Ihrige
L.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 20ſten April 1771.

Mein lieber Bruder,

Du haſt mir ein großes Vergnügen nur gewieſen. Es thut mir leid, und thut mir auch um Deinetwillen leid, wenn Du mir es nur weiſen können. Aber ſo iſt es nun einmal in der Welt! Das zahme Pferd wird im Stalle gefüttert, und muß dienen: das wilde in ſeiner Wüſte iſt frey, verkümmt aber vor Hunger und Elend.

Dazu muß ich Dir leider ſagen, daß, wenn ich es nicht möglich machen kann, Dich dieſen Sommer in Berlin zu ſehen, Deine Hoffnung, mich künftigen Sommer hier zu beſuchen, allem Anſchein nach, vergebens iſt. Schlechterdings will ich, in der elenden Lage, in der ich mich hier befinde, kein Jahr länger aushalten, es komme wohin es wolle. Der Unbeſtändigkeit dürfen mich meine Freunde darum nicht beſchuldigen. Es iſt nie mein Wille geweſen, an einem Orte, wie Wolfenbüttel, von allem Umgange, wie ich ihn brauche, entfernt, Zeit meines Lebens Bücher zu hüten. Morgen thue ich das ſchon vier Jahre; und da ich es nur allzu ſehr empfinde, wie viel trockner und ſtumpfer ich an Geiſt und Sinnen dieſe vier Jahre, trotz aller meiner ſonſt erweiterten hiſtoriſchen Kenntniß, geworden bin: ſo möchte ich es um alles in der Welt willen nicht noch vier Jahre thun. Aber ich muß es auch nicht Ein Jahr mehr thun, wenn ich noch ſonſt etwas in der Welt thun will. Hier iſt es aus; hier kann ich nichts mehr thun. Du wirſt dieſe Meſſe auch nichts von mir leſen; denn ich habe den ganzen Winter nichts gethan, und bin ſehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philoſophie, (oder Poltronnerie) zu Stande gebracht, — daß ich noch lebe. Gott helfe mir in dieſem edlen Werke weiter, welches wohl werth iſt, daß man alle Tage darum ißt und trinkt.

Aber von etwas anderm! Daß Götz von Berlichingen großen Beyfall in Berlin gefunden, iſt, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfaſſers, noch zur Ehre Berlins. Meil hat ohne Zweifel den größten Theil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübſchen Kleidern nachlaufen. Wenn Ramler indeß von dem Stücke ſelbſt franzöſiſch urtheilt, ſo geſchieht ihm ſchon recht, daß der König auch ſeine Oden mit den Augen eines Franzoſen betrachtet. Haſt du Göthens Farce wider Wielanden geſehen?

Mir iſt Baſedows Vermächtniß für die Gewiſſen noch nicht zu Geſichte gekommen. Ich haſſe alle die Leute, welche Sekten ſtiften wollen, von Grund meines Herzens. Denn nicht der Irrthum, ſondern der ſektiriſche Irrthum, ja ſogar die ſektiriſche Wahrheit, machen das Unglück der Menſchen; oder würden es machen, wenn die Wahrheit eine Sekte ſtiften wollte.

Es freuet mich, daß es ſich mit Sulzern beſſert: ſeinetwegen, und der Arzneykunſt wegen, die ihn aufgegeben hatte. Ich wünſchte ſehr, daß unſer Moſes der Arzneykunde eben dieſen Streich ſpielen wollte. Aber das Unglück iſt ohne Zweifel, daß ſie ihn noch nicht aufgegeben hat, und er vielleicht zu viel an ſich flicken läßt. Er geht doch dieſen Sommer wieder nach Pyrmont? Ich wünſchte es voraus zu wiſſen, wenn er durch Braunſchweig zu gehen denkt. Denn außerdem wäre es leicht möglich, daß ich ihn nicht ſpräche, welches mir ſehr unangenehm ſeyn würde.

Erkundige Dich doch, lieber Bruder, ob ein Herr von Haak, welchem das Gut Ih bey Potsdam gehört, ſich auf dieſem ſeinem Gute aufhält, oder wo ſonſt? Und ſobald Du das Gewiſſe davon erfahren, ſo melde es mir.

Lebe wohl, und ſchreibe mir bald wieder.

Gotthold.

An Moſes Mendelsſohn.

Wolfenbüttel, den 1. May 1771.

Ich danke Ihnen, mein beſter Freund, für Ihre gütige Belehrung. Sie haben vollkommen Recht; ſo und nicht anders kann Leibnitz geſchrieben haben. Die Unſchicklichkeit des beygebrachten Exempels, omnis homo est albus, hat mich allein abgehalten, es ſofort einzuſehen, und dieſe Unſchicklichkeit erkennen Sie ſelbſt. — Aber iſt es nicht ſonderbar, daß Sie die wahre Lesart in einer Schrift herſtellen, die Ihnen von einem Ende zum andern ſo kompleter Nonſens ſcheinen muß — und iſt? Auch mir iſt; auch ohne Zweifel Leibnitzen ſelbſt geweſen iſt. Und dennoch bin ich überzeugt, daß Leibnitz auch hier noch als Leibnitz gedacht und gehandelt hat. Denn es iſt unſtreitig beſſer, eine unphiloſophiſche Sache ſehr philoſophiſch vertheidigen, als unphiloſophiſch verwerfen und reformiren wollen. Meiner ehemaligen Grillen über eben dieſen Gegenſtand erinnere ich mich noch wohl, und eben ſo wohl auch deſſen, was Sie mir damahls darauf antworteten, und wodurch ich auf einmahl abgebracht ward, weiter für mich ſelbſt im Ernſt daran zu denken.

Der Jude gefällt mir auch itzt gleichwohl doch nicht, welcher in dem Geiſte dieſes Geheimniſſes einen Dukaten für drey bezahlen wollte. Ich würde mir den Juden loben, der ſich von einem armen Teufel von Chriſten ſo bezahlen ließe. — Ich bin dir, Freund, ſagt der Chriſt, drey Dukaten ſchuldig; hier ſind ſie! Sind das drey Dukaten? ſagt der Jude; das iſt ja nur einer. Aber ſchon gut, gieb nur her: du biſt mir auch nur einen ſchuldig, Freund — Der Jude iſt bezahlt, und der Chriſt hat bezahlt: was ſollen ſie noch um Ziffern zanken?

Nicolais freundſchaftlichen Muthwillen beantworte ich ihm ſelbſt. Ich will nicht hoffen, daß er mich wirklich ſo verkennet, als es aus ſeinen Spöttereyen ſcheinen könnte.

Habe ich bald das Vergnügen, Sie zu ſehen? Laſſen Sie mir ja Ihre Ankunft voraus wiſſen, damit ich keinen Augenblick, worinn ich Ihrer genießen könnte, verliere. Leben Sie recht wohl!

Der Ihrige
Leſſing.

An Eſchenburg.

Den 12. May 1771.

Sie erhalten hierbey eine ältere lateiniſche Ausgabe von den *Gestis Romanorum*; und zugleich eine alte franzöſiſche Ueberſetzung

Wenn Sie aber auch in dieſen die Geſchichte nicht finden ſollten; ſo werden Sie doch mit aller Zuverſicht ſagen dürfen, daß ſie ganz gewiß in einer von den alten Ausgaben ſtehen müſſe, da ſie in der deutſchen Ueberſetzung ſteht, und die *Geſta Romanorum* auch in England zu Shakſpeares Zeiten ſehr bekannt geweſen. Denn ich weiß, daß noch andre zeitverwandte Dichter ihre Suiets daraus entlehnt haben.

Wegen des *Clown* habe ich mich nur in dem Namen geirrt. Der Charakter iſt auf unſerm alten Theater ſehr gewöhnlich geweſen, und iſt es unter den gemeinen Komödianten im Reiche noch. Aber er heißt nicht Tölpel, ſondern Rüpel. Beyde Wörter bedeuten das Nehmliche; und wenn Ihnen das letztere etwa weniger bekannt ſeyn ſollte, ſo werden Sie es beym Spaten durch homo agreſtis, ſtipes, erklärt finden; welches auch die eigentliche Bedeutung von *Clown* eben ſo gut, wie der deutſche Rüpel, ausdrückt, da ſie bey aller ihrer Plumpheit zugleich poſſenhaft und ſchelmiſch ſind. Daß dieſer Rüpel nicht auch in ältern gedruckten Komödien vorkommen ſollte, iſt kein Zweifel. Ich habe deren aber jetzt zu wenig bey der Hand, um nachzuſehen.*) — —

An Eſchenburg.

Den 21. October 1771.

Ich bin eine Zeit her ſo krank, ſo verdrießlich, ſo beſchäftigt geweſen, daß ich es ganz vergeſſen habe, Ihnen zu antworten. Sie werden mir verzeihen.

Geſtern habe ich Ihnen aber mit unſerm Schmid die zwey verlangten Bücher geſchickt, woraus Sie ſelber ziehen werden, was Ihnen gut dünkt. Mühe wird es Ihnen doch koſten, ſich einen hinlänglichen und deutlichen Begriff (wenn Sie ihn nicht ſchon haben) daraus zu machen, was denn nun eigentlich der Graal geweſen, welcher in allen alten Romanen Normänniſch-Engliſcher Erfindung, mehr oder weniger, vorkommt, indem ſich die Thaten ihrer Helden faſt immer auf Beſchützung oder Eroberung des Graals beziehen. Was in den griechiſchen Heldengedichten Ilion iſt, das iſt in dieſen der Graal. Von der Abſtammung des Worts *St. Graal* habe ich meine eigne Meynung. Ich glaube nehmlich, daß es ſo viel heißen ſolle, als

---

*) Ich geſtehe jedoch, daß mir bis jetzt in alten deutſchen Luſtſpielen, deren mir ziemlich viele durch die Hände gegangen ſind, dieſer Charakter unter dieſer Benennung noch nicht vorgekommen iſt. Eſchenburg.

Sanctus Cruor, und daß es alſo das Blut ſelbſt, nicht das Gefäß bedeute, worin es Joſeph von Arimathia aufbewahrte. Die Abentheuer nun mit dieſem Gefäße, ſeine Ueberbringung beſonders nach England, und ſeine daſigen erſten Schickſale, ſind es, die den Inhalt des eigentlichen Romans vom Graal ausmachen, und in einem alten franzöſiſchen Gedichte verfaßt ſind, welches ſich noch in den Bibliotheken findet, und wovon der erſte Theil des überſandten franzöſiſchen Werks nur ein proſaiſcher Auszug iſt. Der andere Theil deſſelben enthält die Geſchichte des Lanzellot und Parzival, die ſich zum Romane vom Graal verhält, wie Quintus Calaber zum Homer. Und ſo ſind auch die deutſchen Heldengedichte des Eſchilbach nicht eigentlich Roman vom Graal; ſondern nur von Helden, die es ſich um den Graal auch einmal ſauer werden laſſen, außerdem aber noch tauſend andere Abentheuer gehabt haben. — Wenn ich wüßte, was Warburton von dem Graale ſagt, ſo könnte ich Ihnen näher anzeigen, was darin etwa falſch wäre.*) — Leben Sie recht wohl, und erlauben Sie, daß ich Ihnen noch hierbey den neueſten Theil meiner Beiträge überſchicke.

An den Buchhändler Chr. Friedr. Voß in Berlin.**)

Liebſter Freund,

Ich antworte Ihnen auf der Stelle, um Ihnen nur mit wenigem zu ſagen, wie ſehr mich Ihr Brief gerührt hat. Rechnen Sie darauf, daß, wenn ich je Wort gehalten habe, Sie ſogleich nach Weyhnachten das Ms. zu dem zweyten Theile der vermiſchten Schriften unfehlbar erhalten ſollen. Auch will ich Ihnen etwas mitſchicken, (wenn ich es Ihnen nicht eher ſchicke) welches zwar nicht meine Arbeit, aber beſſer als meine Arbeit iſt, und wovon ich mich auf dem Titel als Herausgeber nenne, wenn Ihnen daran gelegen iſt. — Wollen Sie mir nun aber auch verzeihen, daß ich Sie vergeſſen zu haben geſchienen? Das hatte ich gewiß nicht. Aber ich wünſchte Sie könnten es wiſſen, in welcher unglücklichen Lage ich mich befinde! Wie leicht würden Sie ſich daraus alles erklären, was Ihnen in meinem Betragen vielleicht befremdlich und tadelhaft vorkömt. In meinen verzweifelten Umſtän-

---

*) Vergl. meine Ueberſetzung des Shakſpeare, B. III, S. 460, wo ich ſchon den größten Theil dieſes Briefes mitgetheilt habe. **Eſchenburg.**

**) Im Beſitz des Herrn Buchhändlers G. Bethge in Berlin, und von demſelben in Abſchrift gefällig mitgetheilt.

den ſollte auch wohl der beſte Menſch als der nichtswürdigſte erſcheinen. Leben Sie recht wohl! Ich bin

Wolfenbüttel ganz der Ihrige,
den 22 October Leſſing.
1774.

Mein lieber Herr Eſchenburg,

Haben Sie tauſend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Göthiſchen Romans gemacht haben. Ich ſchicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieſes Vergnügen je eher je lieber genießen können.

Wenn aber ein ſo warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes ſtiften ſoll: meynen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede*) haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem ſo abentheuerlichen Charakter gekommen; wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, ſich dafür zu bewahren habe. Denn ein ſolcher dürfte die poetiſche Schönheit leicht für die moraliſche nehmen, und glauben, daß der gut geweſen ſeyn müſſe, der unſre Theilnehmung ſo ſtark beſchäftiget. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unſers J***s Geiſt völlig in dieſer Lage geweſen wäre, ſo müßte ich ihn faſt — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein römiſcher oder griechiſcher Jüngling ſich ſo, und darum, das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten ſich vor der Schwärmerey der Liebe ganz anders zu ſichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine ſolche ἐξ ἔρωτος κατοχὴ, welche τι τολμᾷν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich ſchätzbare Originale hervor zu bringen, war nur der chriſtlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß ſo ſchön in eine geiſtige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Alſo, lieber Göthe, noch ein Kapitelchen zum Schluſſe; und je cyniſcher, je beſſer!

Das Ding über Götz von Berlichingen iſt Wiſchiwaſchi.**) Wenn Sie ſonſt etwas neues haben, theilen Sie mir es doch wiederum mit.

Dero
Wolfenb. den 26 October ganz ergebenſter F.
1774. Leſſing.

---

*) So hat Eſchenburg drucken laſſen. In einer Abſchrift, die der Herausgeber dem jetzigen Beſitzer des Briefes, Herrn Archivrath Keſtner in Hannover, verdankt, ſteht „noch eine Andre Art Schlußrede."

**) Ueber Götz von Berlichingen; eine dramaturgiſche Abhandlung. Leipz. 1774. 8. (vom Hrn. Regierungsrath Schmid in Gießen.) Eſchenburg.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 11. Nov. 1771.

Liebſter Bruder,

Es iſt viel Liebe von Dir, wenn Du über mein hartnäckiges langes Stillſchweigen nicht zürnſt. Auch dieſen Brief fange ich an, ohne zu wiſſen, ob ich ihn enden werde. Und ſolcher Anfänge von Briefen an Dich liegen in meinem Schreibtiſche mehr als Einer.

Ich freue mich, daß Du Dich wohl befindeſt, und daß die hypochondriſche Laune, in welcher Du einen von Deinen letzten Briefen ſchriebſt, nur ein Uebergang geweſen. Die meinige iſt etwas hartnäckiger, und das einzige Mittel ſie zu betäuben iſt, mich aus einer nichtswürdigen litterariſchen Unterſuchung in die andere zu ſtürzen. Daher kommt es, daß meine Beyträge noch das einzige ſind, was ich fortſetze. Und doch fürchte ich, daß ich auch dieſe nicht mehr lange werde fortſetzen können. Ich ſehe meinen Untergang hier vor Augen, und ergebe mich endlich drein.

Schwerlich werde ich Dir auf das viel zu antworten haben, was Du mir von gelehrten oder theatraliſchen Vorurtheilen geſchrieben. Ich bin meiſtentheils Deiner Meynung. Die letzteren haben längſt aufgehört, mich zu intereſſiren, und nicht ſelten gereichen ſie mir zu dem äußerſten Ekel. Recht gut; ſonſt liefe ich wirklich Gefahr, über das theatraliſche Unweſen (denn wahrlich fängt es nun an in dieſes auszuarten) ärgerlich zu werden, und mit Göthen, trotz ſeinem Genie, worauf er ſo pocht, anzubinden.

Aber davor bewahre mich ja der Himmel! Lieber wollte ich mir mit den Theologen eine kleine Komödie machen, wenn ich Komödie brauchte. Dahin bezieht ſich gewiſſermaßen auch das, was ich Herrn Voß verſprochen zu ſchicken. Aber vielleicht iſt es ihm gerade dieſerwegen auch nicht einmal angenehm, da er vielleicht S** und T** zu ſchonen hat. Von eben demſelben Verfaſſer nehmlich, von welchem das Fragment über die Duldung der Deiſten iſt, wollte ich ihm ein anderes über den Canon ſchicken, das ich mit meiner Vorrede herauszugeben Willens wäre, unter dem Titel: *Eine noch freyere Unterſuchung des Canons alten und neuen Teſtaments* ꝛc. Dieſes noch freyere, ſiehſt Du wohl, geht auf Semlers freye Unterſuchung. Voß mag ſich die Sache überlegen. Wenn er das Manuſcript drucken will, ſo kann er es haben ſo bald er will. Gott weiß ohnedies, wie es mit dem zweyten Theile der vermiſchten Schriften werden wird, zu welcher Arbeit ich ungerner gehe, als der Dieb zum Galgen. Judeß muß ich daran doch auch; und ſind nicht ſchon die erſten Bogen des zweyten Theils gedruckt? Ich kann ſie hier unter meinen Papieren nicht finden. Er ſoll alſo ſo gut ſeyn, und ſie mir mit erſter Poſt überſchicken; zugleich mit den gedruckten Bogen meines Sophokles, mit welchen ich ebenfalls etwas vorhabe, damit ich heute oder morgen wenigſtens reinen Tiſch verlaſſe.

Dein Einfall mit Adam Neuſern iſt nicht unrecht. Aber haſt Du denn ſchon den Maſaniello aufgegeben? Wenn Du an dieſen noch denkſt, ſo kann ich Dir nun ein Paar italiäniſche Schriften ſchicken, die ausdrücklicher von dieſem Tumulte handeln, und die Du ſchwerlich dürfteſt geſehen haben. Dieſes erinnert mich an Deine Komödien. Werde aber nur nicht böſe, wenn ich ſie Dir noch nicht ſchicke, und Dich überhaupt bitte, ſie nicht drucken, auch nicht ſpielen zu laſſen. Es iſt manches Gute darin, das Du aber aus Eilfertigkeit ſelber nicht geltend machen wollen.

Ich erinnere mich, daß mir Herr Moſes einmal eine beſondere Anmerkung über die Proselytas portae gemacht, auf welche ich mich aber gar nicht beſinnen kann. Frage ihn doch darum, mit meinem beſten Gruße an ihn. Mit ſeiner Beſſerung hat es doch Beſtand?

Noch muß ich Dich fragen: ob denn Büſching die Schriften von Ihre drucken laſſen, die er angekündigt? Wenn es geſchehen, und ſie in Berlin zu haben ſind, und nicht allzuviel koſten, ſo ſey ſo gut und ſchicke ſie mir.

Gotthold.

An Ramler.

Wolfenbüttel, d. 12. Novemb. 1774.

Liebſter Freund,

Haben Sie tauſend Dank für Ihre ſchöne Blumenleſe! Faſt könnte ich Sie beneiden, daß Sie noch Blumen leſen, da ich verdammt bin, nichts als Dornen zu ſammeln. Das iſt Ihre Schuld! werden Sie ſagen. Ich ſollte nicht meynen. Ich ſehe auf meinem ganzen Felde nichts als Dornen; und einmal iſt es nun mein Feld. Umſonſt erinnern Sie mich unſerer gemeinſchaftlichen Entſchlüße, ein blumenreicheres anzubauen. Es hat nicht ſeyn ſollen! Mit mir iſt es aus; und ieder dichteriſche Funken, deren ich ohnedies nicht viel hatte, iſt in mir erloſchen. Aber Ihr Feuer iſt noch in vollem Brande. Was kümmern Sie die Jahre? Die jugendlichen Theile, welche zum dramatiſchen Dichter gehören, ſind noch dazu die wenigſten und entbehrlichſten. Leiſten Sie allein, was wir zuſammen leiſten wollten. Ein Meiſterſtück von Ihnen wird noch eben zu recht kommen, unſer Theater von einem neuen Verderben zu retten. —

Wie ſehr wünſchte ich, Sie einmal wieder zu ſehen! Möchte es doch Ihr recht ernſtlicher Vorſatz ſeyn, mich zu beſuchen. Sie reiſen ja doch ohnedies alle Jahre. Warum nicht auch einmal nach Braunſchweig, wo Sie noch nicht geweſen ſind, und wo Sie ſo viele Freunde haben? Ich, der ich die ganze Welt ausreiſen wollte, werde, allem Anſehen nach, in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern, und wohl auch Berlin nie wieder ſehen. Bedenken Sie das, und beſtärken Sie mich wenigſtens in einer ſo ſüßen Hoffnung; einer von den wenigen, mit deren Hülfe ich den melancholiſchen Winter, der mir bevorſtehet, zu ertragen hoffe!

Ganz der Ihrige,
Leſſing.

An Eſchenburg.

Den 16. December 1774.

Hier haben Sie ſchon heute das Journal Encyclopédique*) mit dem beſten Danke zurück. Was die Herren von mir und meinem Stücke darin ſagen, hat mich weder gefreuet noch geärgert. Aber wenn das Franzöſiſche gedruckt werden ſollte, will ich mir die Luſt machen, es ſelbſt zu überſetzen. Wie mir der Graf von M. geſagt hat, ſoll es auch ſchon gedruckt ſeyn, und der Hr. v. F. ſoll ein Exemplar davon haben. Wenn das iſt, ſo haben Sie doch die Güte, mir durch Ihren Kanal ein eignes Exemplar kommen zu laſſen, es mag koſten, was es will. — —

An Madame König.

Wolfenbüttel, d. 10. Jan. 1775.

Ja wohl, meine Liebe, würde ich ſelbſt nicht begreifen, wie es möglich geweſen, daß ich in ſo langer Zeit nicht an Sie ſchreiben können, wenn ich nicht von einem Tage zum andern mich gar wohl zurück erinnern könnte, wie es unterblieben. Vorigen ganzen Sommer

---

*) Es war darin ein Auszug der *Amans généreux* befindlich, einer ſehr ſchwachen Nachahmung der Minna von Barnhelm, von Rochon de Chabannes. Eſchenburg.

habe ich mich mit dem Fieber geſchleppt: aber doch hatte das Fieber nur wenig Schuld. Hätte ich Ihnen eine einzige kleine, eben nicht angenehme, nur nicht eben ſehr unangenehme Nachricht von mir geben können: ſo würde ich gerade während dem Fieber die beſte Zeit gehabt haben, es zu thun. Aber Ihnen, meine Beſte, den Kopf noch wüſter zu machen, mit Dingen, die ich ſelbſt gerne aus meinem Kopfe hätte, und an die ich doch nothwendig denken muß, wenn ich an Sie denke: wenn ich das auch in der größten Hitze des Fiebers gekonnt hätte, ich würde mich ſelbſt verachten. Wollte ich mich noch jetzt nur einigermaßen weiter darüber erklären: ſo käme ſicherlich auch dieſer Brief nicht zu Stande; und der ſoll doch zu Stande kommen. Gott ſey Dank, daß ich Sie alſo allmählig wieder auf dem Wege zur Ruhe weiß. Dieſe drey Jahre waren ein garſtiger Traum für Sie; aber würklich, man muß ſelbſt ſo gut ſeyn als Sie, und eben ſo guten Leuten angehören als Sie: wenn das Schlimmſte endlich doch nur ein Traum geweſen ſeyn ſoll. Wie ſehr fürchte ich, daß dieſes gar nicht der Fall von unſrer armen Sch. iſt; denn wenn es ihr für ihre Perſon auch ſchon an Entſchloſſenheit und Standhaftigkeit nicht fehlen möchte: ſo hat ſie ſich doch von den Ihrigen nur ſehr ſchlechte Hülfe zu verſprechen. Hülfe höchſtens; aber Hülfe ohne Mitleiden. Und was iſt das für eine unerträgliche Hülfe! Noch iſt ſie in Hamburg, und denkt gegen Oſtern nach K. zu gehen, wo ſich ihr Mann aufhält, und ſeiner Art nach Projecte macht, denen er nicht gewachſen iſt. Indeſſen ſieht er, wie er ſich durchhilft; und er hat Gelegenheit gehabt, auch mich in nicht geringe Verlegenheiten zu verwickeln. Ob er ſo ſchlecht iſt, als ihn K. beſchreibt, daran will ich lieber noch zweifeln. Unglück kann zu vielem bringen: und wer von ihnen Beyden ohne ſeinen Nachtheil großmüthig hätte handeln können, das weiß ich. —

Den K. v. K. werden Sie mit ſeiner Frau hier finden. Er iſt glücklich, da ſeine Frau ein ſehr gutes Kind iſt, das ihn herzlich liebt. Zachariä hat ein großes Hauß angelegt, und nimmt junge Ruſſen mit ihren Hofmeiſtern bey ſich in Penſion. Ich denke, daß er ſich bey dieſer Lebensart nicht übel befinden ſoll: denn ſeine Frau verſteht wenigſtens alles was dazu gehört. Um die Poſſen zwiſchen Angelino und Noverre bemühen Sie ſich nur gar nicht. Die Programmes des letztern zu ſeinen Balleten habe ich wohl einmal zu haben gewünſcht: aber was ſonſt zwiſchen ihnen vorgefallen, geht mich gar nichts an. —

Sie wollen es ſelbſt nicht, meine Liebe, daß ich es Ihnen mit Worten viel betheuern ſoll, wie ſehr ich mich freuen werde, Sie wieder zu ſehen. Wenn ich anders noch weiß, was ſich freuen heißt!

Geſund werden Sie mich finden, und geſunder, als ich leider! vermuthen darf, Sie zu finden: ich ſcheine alſo auch meinen Bekannten ſo vergnügt, als man nur ſeyn kann. Aber Gott gebe, daß ſie nicht einmal ſagen mögen: wir haben uns ſchrecklich mit ihm betrogen. So weit bin ich ſchon, daß ich ſehe, alle mein Kummer, alle meine Bemühung, mich aus den verwünſchten Umſtänden zu ſetzen, iſt vergebens. So geſchehe denn, was geſchehen ſoll! Entziehen Sie mir nur, meine Liebe, ihre gute Meynung nicht: und wenn ich das nehmliche auch noch von einigen andern Perſonen, die ich ſchätze und liebe, hoffen darf: ſo bin ich zu allem ſehr gefaßt. —

Nun leben Sie von einem Tage zum andern immer vergnügter und geſünder. Das ſchlimmſte iſt überſtanden. Aber Sie melden es mir doch noch, wenn Sie hier durchzukommen gedenken! ſonſt könnte es leicht kommen, daß ich abweſend wäre.

Ihr

ganz ergebenſter

L.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 14. Jan. 1775.

Mein lieber Bruder,

Ich ſchreibe dieſes, um Dir voraus zu melden, daß ich bald das Vergnügen haben werde, Dich zu ſehen. — Ich befinde mich ſeit vierzehn Tagen in Braunſchweig, in einer höchſt unangenehmen Lage, ſo daß ich mir durchaus durch irgend einen gewaltſamen Schritt anderwärts Luſt machen muß, wenn ich hier im Schlamme nicht erſticken ſoll. — Längſtens in vierzehn Tagen reiſe ich alſo von hier nach Leipzig; ob ich von da aus erſt nach Dresden gehe, oder erſt nach Berlin komme, kann ich noch nicht ſagen. — Aber in vier Wochen haben wir uns gewiß geſprochen. Sage Herrn Voß, daß ich ihm das Verſprochene zum Theil mitbringe, und ſelbſt die Einrichtung von dem Drucke machen will. — Uebrigens fürchte nicht, lieber Bruder, daß ich Dir auf irgend eine Weiſe lange überläſtig ſeyn werde. — Nur in einem Wirthshauſe möchte ich nicht gern logiren. Beſorge mir alſo auf acht oder zwölf Tage ein kleines Logis. Bis dahin lebe wohl!

Gotthold.

Du kannſt mir noch nach Wolfenbüttel antworten.

An Wieland.*)

Da ich morgen über Leipzig nach Berlin verreiſen muß: ſo iſt es mir ſehr lieb, daß ich Ihren Brief, liebſter Wieland, noch eben erhalten, um den Auftrag Ihres Freundes beſorgen zu können. Hier iſt meine Antwort an ihn.

Auf alles übrige erlauben Sie mir, Ihnen von Berlin aus zu antworten, wo ich mich einige Wochen aufzuhalten, und eine ruhige und heitere Stunde zu finden gedenke, die mir hier ſeit langer Zeit abgegangen. Vor izt nur ſo viel.

Recht gut, daß es Ihnen von Zeit zu Zeit ein Dritter ſagt, wie ſehr ich Sie verehre. Ganz gewiß fehlt zur vertrauteſten Freundſchaft unter uns, nichts als perſönlicher Umgang. Blos ſchriftlicher will es nicht thun, welcher auch kaum zu der nähern Verbindung zureichen dürfte, zu welcher Sie mich einladen.

Aber, liebſter Wieland, haben Sie es auch bedacht? Ich an Ihrem Merkur Antheil nehmen? Je zufriedener ich damit bin, deſto weniger kann ich mich dazu verſtehen, ohne ihn in meinen eigenen Augen herab zu ſehen. Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genies? Alles Genie haben izt gewiſſe Leute in Beſchlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden laſſen. Litterariſche Beiträge? Wer wird die leſen wollen?

Wie geſagt, aus Berlin ein Mehreres! — Bleiben Sie mein Freund, liebſter Wieland. Ich kann nie aufhören, der Ihrige zu ſeyn.

Wolfenbüttel den 8. Febr. 1775. Leſſing.

An Madame König.

Berlin, d. 7. März 1775.

Meine Liebe!

Die Nachricht von Ihrer Krankheit würde mich unendlich beunruhiget haben, wenn Sie mir nicht zugleich Ihre Hofnung gemeldet hätten. Hat es alſo mit dieſer ſeine Richtigkeit: ſo iſt es ein Glück für mich, daß jene ſich eben jetzt eingeſtellt hat. Denn wenn Sie bey völliger Geſundheit Ihre Rückreiſe bereits angetreten hätten: ſo würde ich Sie, allem Anſehen nach, verfehlt haben, welches mir nun wohl nicht arriviren ſoll. Wie Sie ſehen, ſchreibe ich Ihnen dieſes nehmlich aus Berlin, wo ich nur noch einige Tage bleibe, um von da nach Dreßden zu gehen, wo ich mich ebenfalls höchſtens acht Tage aufhalten werde. Und wo meynen Sie, daß ich alsdenn hinzugehen gedenke? Wenn Sie nur noch vier Wochen in Wien bleiben: ſo habe ich das Vergnügen, Sie in Wien zu ſehen. Oder vielmehr: ich bitte Sie, meine Liebe, da Sie ſich ſo lange in Wien aufgehalten haben, daß Sie ſich mir zu Liebe, auch noch dieſe kurze Zeit daſelbſt verweilen wollen. — Indeß ſchreibe ich Ihnen, — um Sie völlig von meiner Seite zu beruhigen — von dieſer abentheuerlichen Reiſe jetzt nur ſoviel, daß ich eigentlich noch immer in Wolfenbüttel bin, und auch würklich wieder dahin zurück zu kehren gedenke, und daß ich alſo in Wien nichts ſuche, was Sie im geringſten meinetwegen verlegen machen könnte. Ich bringe von dem hieſigen kaiſerlichen Geſandten, dem Herrn von Swieten, zwar eine Menge Empfehlungsſchreiben mit: aber ich habe es ihm auch ſchon ſelbſt erkläret, daß ich einen nur ganz gemeinen Gebrauch davon zu machen gedächte, indem er verſichert ſeyn könnte, daß mich nichts als meine particulären Angelegenheiten dahin zögen. — Und nun habe ich keine Zeit, Ihnen auch nur ein Wort mehr zu ſchreiben. Aber von Dresden aus, ſchreibe ich Ihnen zuverläſſig noch einmal, und will allda noch eine Antwort von Ihnen erwarten, die ich Sie in die Waltherſche Buchhandlung zu addreſſiren bitte. In vierzehn Tagen, meyne ich, kann dieſe Ihre Antwort dort ſeyn, und ſo lange wenigſtens wird es doch noch wohl dauern, ehe ich mich auf den Weg nach Wien machen kann. Wie ſehr ich mich freue, Sie endlich wieder zu ſehn, meine Liebe, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Gott gebe nur, daß ich Sie recht geſund finde! Ich umarme Sie auf das innigſte, und bin Zeitlebens, wie es auch immer mit mir werden mag, einzig

---

*) Aus dem Genius der Zeit, herausg. von Aug. Hennings, Bd III (Altona, December 1794), S. 638.

der Ihrige
L.

à Monsieur
Monsieur Bode
Maitre imprimeur etc.
Franco à
Auf dem Holzdamm. Hambourg.[*]

Berlin d. 9 März. 75.

Mein lieber Bode,

Ich kann Ihnen auf Ihren letztern Antrag itzt nur kaum mit einem Worte antworten. Denn ich bin, wo Sie mich freylich nicht ſuchen werden, und ſtehe auf dem Sprunge, auch von hier weiter zu gehen; ſo daß ich ſchwerlich unter zwey Monaten wieder in Wolfenbüttel ſeyn dürfte. — Das Eine Wort iſt alſo: Daß ich feſt entſchloſſen bin, auf keine Weiſe etwas weiter für das Theater zu arbeiten. Wenn ich zwar dieſes und jenes ſchon ſo völlig fertig hätte, wie ich es zu produciren wünſchte: ſo würden freylich 100 Rthlr. ſchon mitzunehmen ſeyn. Allein das iſt nicht: und ſolcher Geſtalt verlohnen ſich 100 Rthlr. nicht der Mühe, Dinge wieder hervorzuſuchen, die ich beynahe ſchon vergeſſen habe.

Tauſend Dank für Ihren Triſtram! Alles was ich darinn anmerken könnte, wird Ihnen die geringſte eigne Aufmerkſamkeit entdecken. Genug, daß ich ſehr unbillig ſeyn würde, wenn ich Ihnen nicht ſagte, daß ich im Ganzen ſo ſehr damit zufrieden bin, als ich mit einem deutſchen Triſtram nimmermehr zu ſeyn hoffen durfte.

Und nun leben Sie recht wohl, mein lieber Bode, und behalten mich lieb.

Dero
ganz ergebenſter
Leſſing.

Einſchluß an unſern Claudius haben Sie doch die Güte ſofort beſtellen zu laſſen.

An Madame König.

Dresden, d. 24. März, 1775.

Meine Liebe!

Ich danke Ihnen, daß Sie mich alſo noch in Wien erwarten wollen. Und wenn ich doch nun fliegen könnte! Aber ſo kann ich auf keine Reiſe eher, als übermorgen früh (den 26ten) von hier nach Prag abgehen. In Prag will ich nur einen einzigen Mann ſprechen, und brauche mich alſo über einen Tag nicht daſelbſt aufzuhalten. Wie geſchwind ich aber von Prag aus, mit der allergeſchwindeſten Gelegenheit oder Poſt, in Wien ſeyn kann, werden Sie beſſer wiſſen, als ich. Wenigſtens glaube ich doch wohl, wo nicht mit Ablauf des Monats dennoch den erſten oder zweyten des künftigen Monats eintreffen zu können. — Von den Abſichten meiner Reiſe, die nicht ſowohl meine Abſichten als vielmehr Andrer Abſichten mit mir ſind: von dieſen mündlich. Gnug, wenn ich Sie vergnügt und geſund gefunden habe: ſo iſt mein vornehmſter Wunſch erfüllt; und ich ſehe nicht, was mich abhalten könnte, die Rückreiſe mit Ihnen zu machen, wenn Sie nur nicht ſchlechterdings vor den Feyertagen in Hamburg ſeyn müſſen.

---

[*] Dieſen Brief beſitzt Herr Hofrath Dr. Falkenſtein in Dresden, der für gegenwärtige Ausgabe eine Abſchrift zuvorkommend mitgetheilt hat.

Wenn Sie es nun beſſer und ſchicklicher finden, daß ich auf die 11. Tage, welche ich längſtens in Wien zu bleiben gedenke, nicht in dem Gaſthofe logiere, ſondern ein beſonderes Zimmer habe: ſo haben Sie die Güte, mir eines miethen zu laſſen. Vors erſte werde ich doch immer im Ochſen abtreten, aber Ihnen meine Ankunft ſogleich wiſſen laſſen. — Nun leben Sie bis dahin recht wohl, meine Liebe, und ſchlieſſen von meinem Verlangen, Sie zu umarmen, aus dem Ihrigen.

Ganz der Ihre
L.

An Karl G. Leſſing.

Dresden, den 26. März 1775.

Lieber Bruder,

Dieſen Augenblick, da ich im Begriff bin, nach Prag abzugehen, erhalte ich Deine beyden Briefe. Wie ſehr lieb wäre es mir geweſen, wenn die gedruckten Bogen von Jeruſalem, und unſers Moſes Urtheil darüber, dabey geweſen wären. Ich kann die Vorrede nicht eher machen, als bis ich beydes habe. Erinnere alſo Herrn Moſes. Mache ihm die Sache ſo dringend als möglich, und ſchicke mir alles ſo fort nach Wien, unter Adreſſe der Gräfferſchen Buchhandlung.

Dem Herrn von St. haſt Du ganz recht geantwortet, daß das Profeſſoriren meine Sache nicht iſt. Der andere Vorſchlag würde für mich wohl acceptabler ſeyn, damit ich mein Brodt, nicht als Gelehrter, ſondern als ein anderer dummer Teufel verdienen könnte

Wie es in Wien gehen wird, muß ſich zeigen. Nächſtens von daher ein Mehreres. Lebe indeß recht wohl, und grüße alle unſere Freunde.

Gotthold.

An Madame König.

D. 31. März 1775.

Meine Liebe!

Ich hoffe, daß ich noch eher eingetroffen, als Sie mich erwartet. Urtheilen Sie daraus auf meine Sehnſucht, Sie zu umarmen.

Ihrer Anweiſung nach, bin ich in dem Ochſen abgetreten, aber es iſt der goldne Ochſe, und ohne Zweifel nicht der rechte. Haben Sie ein Zimmer für mich beſtellen laſſen, ſo haben Sie die Güte, mir es anzuweiſen. Vor allen Dingen aber laſſen Sie mich mit einem Worte wiſſen, wenn ich Ihnen nach Tiſche am gelegenſten komme. Denn zu Ihnen muß doch nothwendig mein erſter Gang ſeyn, den ich in Wien mache.

Dero

ergebenſter

L.

An Karl G. Leſſing.

Mayland, den 7. May 1775.

Mein lieber Bruder,

Mußt Du Dich nicht verwundern, daß ich Dir nicht ein einziges Mal aus Wien geſchrieben habe, und daß ich Dir nun aus Italien ſchreibe? Ich kann mich ſelbſt nicht genug darüber wundern. Aber höre nur.

Als ich ungefähr zehn Tage in Wien war (wo ich überall die allerbeſte Aufnahme erhalten, auch gleich die erſten Tage den Kayſer und die Kayſerin geſprochen hatte:) langte der jüngſte Prinz von Braunſchweig daſelbſt an, welcher in ſeinen Angelegenheiten eine Reiſe nach Venedig machen wollte. Weil er mir nun ſehr anlag, ihn dahin zu begleiten, mit der Verſicherung, bey ſeinem Vater alles gut zu machen, ſo habe ich es endlich gethan, in Betrachtung, daß meine Umſtände dadurch nicht ſchlimmer werden können, und ich auf dieſe Weiſe (geſetzt, daß wir auch nicht weiter reiſen, als Venedig) dennoch wenigſtens einen Vorſchmack von Italien bekomme.

Dieſer Vorſchmack — will ich Dir nur mit wenigem ſagen, hat meinen alten Gedanken, in Italien zu leben und zu ſterben, auch ſchon wieder ganz erneuert: ſo ſehr gefällt mir noch alles, was ich in dieſer Gegend höre und ſehe. Doch darüber kann ich Dir itzt nichts mehr ſagen. Warum ich Dich vornehmlich bitten muß, iſt dieſes, dem Herrn Abt Blarer und durch ihn dem Herrn Baron von Swieten vorläufig meinen verbindlichſten Dank abzuſtatten, für die ſo vorzüglich gute Aufnahme, die ich in Wien gefunden und vornehmlich ihren Empfehlungen zu verdanken habe. Was ſonſt für Ausſichten daſelbſt für mich ſeyn dürften, will ich Dir ein andermal bey beſſerer Muße ſchreiben.

Aus Venedig will ich Dir gewiß melden, wenn und welchen Weg ich wieder zurückkomme. Indeß bleibt es bey meinem Entſchluſſe, auf dem bisherigen Fuß in Wolfenbüttel nicht zu bleiben, welches ich Dir bloß in Anſehung des Herrn von S** hier wiederhole. — Wenn ſeine Vorſchläge nur einigermaßen annehmlich ſeyn ſollten, ſo würde ich ſie doch immer lieber annehmen, als Wiener Vorſchläge.

Hiermit lebe recht wohl, mein lieber Bruder, und grüße alle unſere Freunde.

Gotthold.

An Madame König.

Mayland, d. 8. May 1775.

Meine Liebe!

Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen weder aus Salzburg noch aus Brescia habe ſchreiben können. Nur an dieſen beyden Orten haben wir uns einen einzigen Tag aufgehalten, welcher mit Beſuchen hingegangen. Geſtern ſind wir hier in Mayland angelangt, und ich befinde mich noch recht wohl, außer daß meine Augen von der Sonne und dem Staube, die wir ſo häufig unterwegens gehabt, ſehr gelitten haben. Den 12ten gehen wir nach Venedig ab, wo wir den 20ten einzutreffen gedenken. Daß unſre Reiſe von da wieder zurück geht, iſt vors erſte ſo gut, als ausgemacht. Und ſo viel von mir!

Wenn ich doch nun, ſo bald als möglich, verſichert ſeyn könnte, daß Sie ſich, meine Liebe, recht wohl, recht ſehr wohl befinden. Es gehet faſt keine Stunde hin, wo ich nicht einmal Gelegenheit finde, es zu bedauern, daß ich nicht lieber mit Ihnen reiſe. Denn Nutzen werde ich nur ſehr wenig von meiner Reiſe haben, da ich überall mit dem Prinzen gebeten werde, und ſo alle meine Zeit mit Beſuchen und am

Tiſche vergeht. Heute haben wir bey dem Erzherzoge geſpeiſet. Nur der Vortheil, den ich vielleicht von dieſer Reiſe künftig in Wolfenbüttel haben dürfte, kann mir eine ſolche Lebensart erträglich machen.

Ob, wenn und wie Sie abgereiſt ſind, meine Liebe, hoffe ich nächſtens durch ein Paar Zeilen von Ihnen zu erfahren. Ich werde nicht eher ruhig werden, bis ich Sie geſund an Ort und Stelle weiß. Alles übrige hoffe ich, ſoll ſich zu unſrer beyden Vergnügen wohl geben, es ſey nun da oder dort. Behalten Sie mir nur Ihre Liebe, als woran ich nicht ſowohl zweifle, als warum ich vielmehr nicht aufhören muß, Sie zu bitten, weil dieſe Ihre Liebe mein einziges Glück in der Welt machen kann.

Hiermit umarme ich Sie tauſendmal. Ich erwarte mit Sehnſucht Ihre Briefe, die Sie, wenn Sie noch in Wien ſeyn ſollten, nur rekta an Bockelten ſchicken dürfen, außerdem aber nach Wien unter dem Couverte des Staatsraths Geblers. Auch hoffe ich eine weitläuftigere Beſchreibung Ihrer Reiſe von Ihnen zu erhalten, als ich Ihnen von der meinigen geben kann. Wenn meine Augen mir wieder beſſer werden, ſo iſt alles gut. Ich küſſe Sie nochmals tauſend und tauſendmal in Gedanken, und bin Zeitlebens

ganz der Ihrige
L.

An Madame König.

Venedig, d. 2. Jun. 1775.

Meine Liebe!

Wir ſind den 23ten vorigen Monats glücklich allhier angekommen. Wenn ich Ihnen aber erſt heute ſchreibe, ſo iſt die Schuld nicht ſowohl an den Zerſtreuungen, die ich täglich und ſtündlich gehabt, als vielmehr daran, daß ich mich die ganze Zeit hier in Venedig nichts weniger als wohl befunden habe. Endlich habe ich vorgeſtern zur Ader gelaſſen (welches, wie Sie ſich erinnern werden, ich ſchon in Wien thun wollte) und nun iſt mir geſtern und heute wieder ſo ziemlich wohl. Ich hoffe auch, daß ſich alles wieder völlig geben wird, da wir morgen Venedig verlaſſen, und wieder in eine beßre Luft kommen. — Aber nun laſſen Sie ſich das Schlimmſte klagen, meine Liebe. Wir kehren nicht gleich wieder nach Wien zurück, ſondern gehen noch erſt nach Florenz: ſo daß, wenn ich alles auf das kürzeſte überſchlage, wir ſchwerlich eher als in der Mitte des Julius wieder in Wien ſeyn können. Der Prinz kann und will ſich nicht eher wieder in Wien ſehen laſſen, als bis alles daſelbſt ſeinethalben reguliret iſt. Und das hat man nun davon, wenn man ſich mit Prinzen abgiebt! Man kann niemals auf etwas gewiſſes mit ihnen rechnen; und wenn ſie einen einmal in ihren Klauen haben, ſo muß man wohl aushalten, man mag wollen oder nicht.

Wenn Sie alſo nicht länger in Heidelberg bleiben wollen, als Sie mir ſchreiben — (Ihren Brief vom 2. April habe ich erſt hier in Venedig erhalten) ſo bleibt mir nichts übrig, als daß ich Sie gleich nach meiner Zurückkunft in Hamburg wieder aufſuche. Gott gebe nur, daß ſich alles andre ſo ſchickt, als ich es zu unſrer beyder Beſten wünſche!

Darin haben Sie vollkommen recht, daß auf die Länge Wolfenbüttel mehr mein Ort iſt, als jeder andrer, und daß mittelmäßige Umſtände in Wolfenbüttel für uns beyde vortheilhafter ſeyn werden, als noch ſo glänzende in Wien, oder anderwärts. Ganz gewiß werde ich auch alſo alles darauf anlegen, um in Wolfenbüttel zu bleiben. Nur auf den Fuß, wie ich bisher geweſen, kann ich es unmöglich. Daher ich denn auch, blos in dieſer Rückſicht, nicht alles ſo gar weit von mir werfen werde, was man etwa in Wien mir antragen möchte. Antragen ſage ich; denn anbieten werde ich mich gewiß nicht, ſondern in allen Stücken mich ſo daſelbſt zu betragen fortfahren, als ich einmal angefangen.

Daß ich den rechtſchaffnen Haen nicht noch beſucht, habe ich mir ſchon mehr als einmal vorgeworfen. Ich will es aber gewiß wieder gut zu machen ſuchen, und bey meiner Zurückkunft mir ſeine Bekanntſchaft angelegen ſeyn laſſen. Auch dem Baron D. will ich mich durch ſeinen Schwager aufführen laſſen, da Sie ihm Verbindlichkeiten zu haben verſichern.

Einer von meinen erſten Gängen hier in Venedig iſt nach St. Chriſtoforo geweſen, um zu ſehn, wo unſer Freund ruht, und ſeinem Andenken auf ſeinem Grabe, eine aufrichtige Thräne zu ſchenken. Der nehmliche Mann, in deſſen Armen er geſtorben, hat mich herausgebracht, von welchem ich dann auch die gewiſſe Verſicherung erhalten, daß es mit ſeinem Tode ſehr natürlich zugegangen. Ich weiß, daß Sie einmal nicht ohne Argwohn waren, und deßfalls ruhig zu ſeyn wünſchten. Das können Sie nun. Wegen eines kleinen Denkmals, das Sie auf ſein Grab noch müſſen ſetzen laſſen, mündlich ein mehreres.

Meinen Brief aus Mayland, hoffe ich, werden Sie erhalten haben, und vermuthlich noch in Wien. Gott gebe, daß Sie dieſer irgend anders, als in Hamburg findet, in Geſundheit und Ruhe unter

Ihren Kindern! Wie Ihre Reiſe abgelaufen iſt, bin ich äußerſt begierig zu erfahren. Ich bin den ganzen Weg mehr mit Ihnen gefahren, als mit dem Pr.; das glauben Sie mir doch wohl? Wenn mir das Opfer, das ich dem Pr. gemacht habe, nicht auf eine andre Weiſe wieder erſetzt wird, ſo werde ich es Zeitlebens bedauern. Denn wahrlich von der Reiſe ſelbſt habe ich weder viel Vergnügen, noch viel Nutzen.

Ich hoffe, daß ein Brief von Ihnen an mich unter Wegens iſt. Auch ſchreibe ich Ihnen noch gewiß einmal aus Italien. Und nun, meine Liebe, laſſen Sie ſich tauſendmal von mir in Gedanken umarmen, und erhalten Sie mir Ihr Herz, deſſen ganzen Werth ich kenne, und in deſſen Beſitze allein ich noch auf den Reſt meines Lebens glücklich zu ſeyn hoffen darf. Leben Sie wohl, leben Sie recht wohl, und küſſen Sie Ihre Kinder für mich in meiner Seele.

Der Ihrige
G. E. L.

An Madame König.

Florenz, d. 10. Jun. 1775.

Meine Liebe!

Ich bin in der äußerſten Verlegenheit, daß ich bis auf den heutigen Tag keinen andern Brief von Ihnen habe, als den vom 29. April aus Wien. Ich weiß alſo nicht, ob und wie Sie abgereiſet ſind, und darf gar nicht daran denken, daß Sie wohl gar eine Krankheit an der Abreiſe und am Schreiben bisher gehindert. Meine beyden Briefe, den einen aus Mayland, und den andern aus Venedig, werden Sie doch wohl erhalten haben. Jenen habe ich an den jungen Herrn von Lutz eingeſchloſſen, und den andern, unter der alten Addreſſe von Künerts abgehen laſſen. Dieſen dritten ſchreibe ich bloß, um Ihnen zu melden, daß ich endlich wieder auf der Rückreiſe zu ſeyn glaube. Denn wir gehen noch heute von hier nach Turin ab. Sollte es das Unglück wollen, daß wir uns da eine Zeitlang aufhalten müßten: ſo ſchreibe ich Ihnen noch einmal von da aus, um Ihnen zuverläſſig zu melden, wenn ich wieder in Wien zu ſeyn hoffen darf. Wahrhaftig, ich ſehne mich herzlich wieder nach Deutſchland. Denn in dieſer Hitze in Italien herum reiſen, um ſich zu beſehen, welches man an Ort und Stelle doch wenigſtens die Nacht nicht thun kann, iſt eine Sache, die mich gewaltig mitnimmt. Geſund bin ich zwar noch ſo ziemlich, aber es iſt mir doch immer, als ob das ſo lange nicht mehr dauern könnte.

Ich habe es unzähligemal bereut, daß ich mich auf eine ungewiſſe Ausſicht wieder auf einmal ſo weit von Ihnen trennen laſſen. Und wenn es nun vollends auch mit dieſer Ausſicht nichts wäre — Merken Sie es, daß ich Ihnen in einer hypochondriſchen Stunde ſchreibe? Gott gebe nur, daß ich von Ihnen keine unangenehme Nachricht erhalte, wenn ich endlich welche erhalte. Jetzt tröſte ich mich bloß noch damit, daß Sie vielleicht Ihren Brief an mich an Geblern und nicht an Bokelten gegeben und daß ihn jener in Italien herum laufen läßt, ohne zu wiſſen wo ich bin. Denn daß Sie mir vor Ihrer Abreiſe gar nicht ſollten geſchrieben haben, kann ich mir kaum einbilden. Wäre es indeß doch, nun ſo haben Sie gewiß andre Urſachen dazu gehabt, als Unwillen wider mich. Nicht wahr? Aber ſo komme ich auch immer wieder auf den ſchrecklichen Gedanken zurück, daß Sie krank ſind, und ſehr krank. Er verwirrt mich ſo, dieſer Gedanke, daß ich kein Wort weiter hinzuſetzen kann. Ich umarme Sie tauſendmal; und wenn ich mich Ihrer Liebe jemals ſchmeicheln dürfen: ſo machen Sie, daß ich wenigſtens in Wien Nachricht von Ihnen finde.

L.

An Madame König.

Wien, den 26. Dec 1775.

Meine Liebe!

Ich betheure Ihnen bey allem, was heilig iſt, daß ich ſeit Ihrem Briefe vom 29ten April, den ich in Venedig erhielt, während meines ganzen Aufenthalts in Italien, weiter keinen Buchſtaben von Ihnen geſehen habe. Was konnte ich, was durfte ich alſo anders glauben, ohne Ihnen Unrecht zu thun, als daß Sie todt, oder wenigſtens ſo krank ſeyn müßten, daß Sie mir unmöglich einige Nachricht von ſich zukommen laſſen könnten? Mit dieſen ſchwarzen Gedanken habe ich mich geſchleppt bis den 7ten dieſes Monats, da ich auf unſrer Rückreiſe in Bologna einen Brief von dem K. v. K. fand, aus welchem ich erſehe, daß Sie, ich weiß nicht wenn, Braunſchweig geſund und wohl paſſieret wären. Sogleich beſchloß ich von München aus, wo ich ohnedem nicht weiter mit dem Prinzen gehen konnte, geraden Weges nach Wien zu gehn, wo ſchlechterdings, ſagte ich mir, Briefe von Ihnen liegen müßten. Vorgeſtern Abends bin ich hier angekommen, und habe es würklich, Gott ſey Dank gefunden, daß man mir Ihre Briefe mit der unverantwortlichſten Nachläſſigkeit bloß vorbehalten hat. Zwey Briefe einer vom 5. Junius und der andere vom 2ten Julius lagen bey dem Staatsrath Gebler, und ein dritter vom 3. Auguſt bey dem H. v. L. Es ſind nur kahle Entſchuldigungen dieſer Herren, daß ſie niemals gewußt, wo ich recht wäre. Sie hätten die Briefe nur an Bokelten ſchicken, und den für die weitere Beſtellung ſorgen laſſen dürfen.

Mein letzter Brief an Sie, meine Liebe, wo ich mich recht beſinne, war aus Livorno, in welchem ich Ihnen meldete, daß, gewiſſer Umſtände wegen, der Prinz noch nicht zurückgehen könne, und daß wir indeß eine Reiſe nach Korſika machen, und von Korſika über Genua nach Turin gehen würden. Als wir nach Turin kamen, war das Schickſal des Prinzen noch nicht entſchieden; wir gingen alſo von Turin über Bologna und Loretto nach Rom; von Rom nach Neapel, und von Neapel wieder zurück nach Rom, wo endlich der Prinz Befehl von ſeinem Vater erhielt, ſo ſchleunig als möglich zurück zu kommen. Wie alles dieſes zuſammenhängt, kann ich Ihnen nur mündlich erklären, und ich habe ohnedem, um mit der heutigen Poſt zu ſchreiben, nur noch kaum ſo viel Zeit, ein Paar Worte über Dinge, die uns näher angehen, hinzuzufügen. Ich werde nur wenig Tage in Wien bleiben, und um gewiſſe Fragen und Ausholungen zu vermeiden, zu niemanden von dem großen Geſchmeiße kommen, ſondern mich lediglich auf die Bekannten meines Gleichen einſchränken. Auch hieraus werden Sie ſchon abnehmen, daß ich von allen Projekten auf hier abſtrahire, beſonders da man mir von Braunſchweig aus die beſten Verſicherungen machen laſſen, und wenigſtens der alte Herzog mir gewiß wohl will. Ein pis-aller will ich mir indeß immer ausſparen, wozu ich neuerdings aus Dresden einen ſehr guten Anlaß erhalten habe. Denn auf den bisherigen Fuß kann ich weiter in Wolfenbüttel ſchlechterdings nicht bleiben, ſo gern ich auch immer daſelbſt bleiben zu können wünſchte, und aus den nehmlichen Urſachen es wünſchte, aus welchen Ihnen, meine Liebe, dieſer Ort vor allen andern gefällt.

Ich gehe längſtens den 1. Jan. von hier über Prag und Dresden nach Berlin, und denke vor Ablauf des Monats gewiß wieder in Wolfenbüttel zu ſeyn. Schreiben Sie mir mittlerweile, meine Liebe, ich beſchwöre Sie, nach Berlin, und addreßiren Sie Ihren Brief nur in die Voſſiſche Buchhandlung. Ich brenne vor Verlangen, es von Ihnen ſelbſt zu erfahren, daß Sie ſich geſund und wohl befinden, und mir Ihre Liebe, trotz der fatalen Reiſe, nach wie vor ſchenken. Ihre Freundinnen, an die Sie hier ſchreiben, wiſſen nicht anders, als daß Sie geſund ſind: aber Malchen ſoll krank ſeyn? — Arme Mutter! wie ſehr bedaure ich Sie; — mit der nächſten Poſt ſchreibe ich Ihnen gewiß, ganz gewiß wieder. Ich umarme Sie tauſendmal, und bin Zeitlebens

der Ihrige
L.

An Madame König.

Dresden, den 23. Jan. 1776.

Meine Liebe!

Je heiliger ich verſpreche zu ſchreiben, deſto gewiſſer werde ich daran verhindert. Ich hatte den erſten Januar einen Brief mit den beſten Wünſchen an Sie angefangen: aber da liegt der Anfang noch, und nun kann ich ihn doch nicht ſo ausſchreiben, als ich ihn angefangen habe. Alſo nur das Wichtigſte: Ich blieb in Wien bey meinem Entſchluſſe, von meinen großen und vornehmen Bekannten dieſesmal keinen einzigen zu ſprechen, als ich unvermuthet erfuhr, daß der B. v. Sch. aus Berlin angekommen ſey. Mit dieſem war die Ausnahme unvermeidlich; ich ging alſo zu ihm, und er überredete mich, mit ihm wenigſtens zum Fürſt K. zu gehen. Des Tages darauf ließ mich der Fürſt zum Eſſen bitten: und um da nicht erſcheinen zu dürfen, was that ich? Ich ließ mich entſchuldigen, weil ich den nehmlichen Tag noch ſchlechterdings abreiſen müßte, und reiſte würklich ab, ſo gern ich auch noch einige Tage geblieben wäre.

Es war der 5te, da ich von Wien abreiſte, und den 10ten bin ich über Prag allhier in Dresden angekommen. Weil ich das Vorigemal, und ſchon ſeit eilf Jahren, meine alte Mutter nicht geſehn hatte, ſo konnte ich dieſesmal unmöglich ſo wieder bey ihr vorbeyreiſen. Aus dem einen Tage, auf welchen ich ſie beſuchen wollte, wurden viere; und ſo hat ſich mein Aufenthalt in Dresden wohl bis heute verziehen müſſen. Ich habe [illegible] alle Urſache, ſehr damit zufrieden zu ſeyn. Ich habe den Churfürſten ſelbſt geſprochen, und dem Miniſter, Grafen v. S., habe ich verſprechen müſſen, wenn ich jemals Wolfenbüttel verließe, nirgends anders, als nach Dresden zu kommen. Der Churfürſt hat mir die Stelle des Hrn. von Hagedorn, die 1800 Rthlr. einträgt, und welcher blind und krank iſt, zugedacht, und bis dahin, wenn ich eher käme, ſollte ſchon auch für mich Rath werden.

Dieſes nun iſt recht gut, um in Braunſchweig auf Etwas fußen zu können, wenn man das nicht für mich thun will, was man gegenwärtig vielleicht zu thun geſonnen, und was mir immer unter allen das Liebſte ſeyn würde. Und damit Sie ſehen, daß ich nicht eitle

Schlöſſer in die Luft baue; ſo lege ich Ihnen hier einen Brief von K. mit bey, über den ich mir zugleich Ihren Rath ausbitte. Was er mir darinn vorſchlägt, iſt freylich das Kürzeſte, um aus allen meinen Verlegenheiten auf einmal zu kommen: nur iſt mir das dabey unerträglich, daß ich, ſo lange der Abzug dauerte, gebunden ſeyn würde, und andre vortheilhafte Gelegenheiten aus den Händen laſſen müßte.

Aus dieſem Briefe von K. werden Sie, meine Liebe, zugleich erſehen, daß ich Ihren letzten Brief nicht anders, als ſehr ſpät muß erhalten haben. Er iſt zweymal in Wien geweſen, von wannen er das letztemal mir endlich hier in Dresden zu Händen gekommen iſt. Rechnen Sie mir es alſo nicht zu, wenn ich keinen einzigen von allen Ihren Aufträgen für Wien ausrichten können. Ihre hinterlaſſene Kleidung konnte ich unmöglich alle mitbringen; und was Sie am liebſten davon gehabt hätten, wußte ich nicht. Hr. v. L. wird ſie Ihnen nächſtens ſämtlich überſchicken.

Der Einfall Ihres älteſten Sohns iſt ſo unrecht gar nicht, wenn er nur erſt völlig und ſicher kurirt iſt. Wenn er dieſes ſchon jetzt wäre: ſo könnte ich vielleicht in B. jetzt für ihn thun, was Sie in Wien gethan haben wollten. Denn Sie werden es wohl wiſſen, daß B. 4000 Mann in Engliſchen Sold gibt.

Morgen, als den 21ten, gehe ich unfehlbar von hier nach Berlin ab, wo ich bereits eine Antwort von Ihnen auf mein Letztes zu finden hoffe, und vermuthlich ſo lange bleiben werde, daß ich auch auf dieſen Brief Ihre Antwort dahin bekommen kann. Addreßiren Sie nur alles in die Voſſiſche Buchhandlung, weil ich nicht weiß, wo mein Bruder, bey dem ich logiren will, jetzt wohnt.

Ich habe den feſten Vorſatz, Ihnen ſogleich nach meiner Ankunft in Berlin zu ſchreiben. Gott gebe, daß ich ihn erfülle! In einem andern Ton will ich nun gar nicht mehr an meine Freunde zu ſchreiben verſprechen.

Leben Sie recht wohl, meine Beſte, und erhalten Sie mir Ihre Liebe, die würklich das größte Gut, meine Glückſeligkeit allein ausmachen kann. Ich umarme Sie tauſendmal in Gedanken, und bin auf immer

ganz der Ihrige
L.

An Madame König.

Berlin, den 11. Febr. 1776.

Meine Liebe!

Ich bin über 11 Tage in Berlin, ohne Ihnen zu ſchreiben — immer noch der alte Fehler, den ich wohl ſchwerlich ablegen werde, als bis ich Ihnen nicht mehr zu ſchreiben brauche. — Wenn aber üble Laune, Unentſchloſſenheit und Ekel gegen Alles, was um uns iſt, Krankheiten ſind: ſo bin ich die ganze Zeit über recht gefährlich krank geweſen, und Sie müſſen mir dießmal ſchon wieder verzeihen. Hierzu kam, daß ich mich Anfangs nur drey oder vier Tage aufhalten zu wollen dachte: ich wollte bloß die Kälte ein wenig abſchlagen laſſen, die mich von Dresden aus ſo ſchrecklich mitgenommen hatte, daß mich am warmen Ofen ſchauderte, wenn ich nur daran dachte, daß ich in eben der Kälte weiter reiſen ſollte. Und jetzt fiel auf einmal das jetzige naſſe mir noch unerträglichere Wetter ein! Ein Tag verging nach dem andern; bis ich nun endlich ſo weit bin, daß ich, trotz Weg und Wetter, dennoch in ein Paar Tagen abreiſen muß und will. — Das iſt, meine Liebe, das Vornehmſte, was ich Ihnen zu melden habe; jezt zu melden habe. Das eigentlich Wichtige für uns, muß ſich die erſten Tage in Braunſchweig entſcheiden. Und dann trauen Sie mir doch zu, meine Liebe, daß ich keinen Augenblick verſäumen werde, Ihnen davon Nachricht zu geben? Wenn ich dann, wenn ich eigentlich weiß, was und wie ich Ihnen ſchreiben kann, Ihnen zu ſchreiben verſchiebe, wenn ich dann nachläßig bin: ſo ſollen Sie mir es nie vergeben — ſo will ich mir ſelbſt es nie vergeben — ſo will ich mich ſelbſt verachten — was ich wahrlich jetzt noch nicht thun kann, weil ich es doch am beſten wiſſen muß, wie viel es mich koſtet, wie nahe es mir geht, wenn ich ſchlechter ſcheinen muß, als ich bin.

Freylich wären noch zwanzig Dinge in Ihrem Briefe, auf die ich Ihnen antworten müßte — aber wenn ich jetzt damit anfangen ſoll: ſo kömmt ſicherlich dieſer Brief auch dieſen Poſttag nicht fort. Man läßt mich ſo wenig zu Hauſe, und wenn ich zu Hauſe bin, ſo bin ich ſo wenig allein — Gott! wenn wird dieſes Leben einmal aufhören! Wenn werde ich einmal in Ruhe und Einſamkeit Ihnen und mir ſelbſt leben können!

Ganz der Ihre
L.

An Madame König.

Braunſchweig, den 26. Febr. 1776.

Endlich, meine Liebe, bin ich am 23ten dieſes glücklich wiederum in Braunſchweig angelangt. Ich ſage glücklich; das heißt, ohne auf der Reiſe bis dahin Schaden genommen zu haben. Ob ich ſonſt zur glücklichen oder unglücklichen Stunde wieder gekommen, davon weiß ich noch nichts, die nächſten Tage werden es lehren. Denn noch habe ich mich bey dem Herzoge und der Familie kaum melden können, und den Erbprinzen habe ich eigentlich noch gar nicht geſprochen. Außer dieſem haben ſie ſich alle ſehr gefreuet, mich wieder zu ſehen, auch alle ſehr gnädig empfangen: aber Sie begreifen wohl, wie wenig das Alles noch ſagen will. Meiner Seits bin ich feſt entſchloſſen, mir den Vorſchlag des Hrn. v. K., den Sie ſelbſt gebilliget haben, gefallen zu laſſen. Nur kömmt es darauf an, die Sache ſo einzuleiten, daß ich mich nicht dabey wegwerfe. Ich werde alſo, wenn mir kein anderer Anlaß vorkömmt, noch acht oder vierzehn Tage ruhig warten, und ſodann dem Herzoge gerade heraus ſchreiben, daß mich das gänzliche Derangement meiner Affairen nöthige, eine Verbeſſerung zu ſuchen, und da ich dieſe in Braunſchweig nicht abzuſehen wiſſe, ich genöthigt ſey, um meinen Abſchied zu bitten. Will man etwas für mich thun, ſo wird man es auf dieſe Erklärung gewiß thun. Will man nicht — ja nun freylich, ſo werde ich meinen Abſchied bekommen. —

Ja, meine Liebe, an dieſe Zukunft kann ich nicht denken, ohne die Feder wegzuwerfen. Gott gebe, daß dieſe Zeilen Sie mit den Ihrigen geſund und vergnügt finden mögen. Ich ſchreibe Ihnen, wo nicht poſttäglich, doch wöchentlich gewiß: oder ich habe Sie nie geliebt.

Ganz der Ihrige
L.

An Madame König.

Braunſchweig, den 2. März 1776.

Können Sie glauben, meine Liebe, daß ich noch in Braunſchweig bin? Und daß ich noch in nichts, auch nur den kleinſten Schritt weiter bin? Vorgeſtern Abends traf ich den E. P. auf der Gaſſe. Er bezeigte ſich ſehr freundlich, mich wieder zu ſehen, er verſicherte, es ſey ihm nichts geſagt worden, daß ich bey ihm geweſen; und ſetzte hinzu, daß er mich nothwendig zu ſprechen habe, und daß er mich unfehlbar rufen laſſen wollte, wenn ich noch einige Tage hier bliebe.

Ich antwortete ihm, daß ich bis Sonntag bliebe. Aber noch hat er nicht geſchickt, und wird wohl auch nicht ſchicken. Indeß will ich doch mein Wort halten, und erſt Montag früh nach Wolfenbüttel abgehen. Schickt er noch, ſo ſoll er alles hören, was ich auf dem Herzen habe: ſchickt er nicht, ſo hat er längſtens auf die Mittwoche einen Brief von mir, dergleichen er wohl nicht oft dürfte bekommen haben.

Ich ſchreibe Ihnen dieſes bloß, meine Liebe, nur um Ihnen zu ſchreiben. Sie werden unruhig ſeyn, aber lange kann dieſe Unruhe nun doch nicht mehr dauern. Meinen vorigen Brief haben Sie doch erhalten? Da ich ſchon Antwort darauf haben könnte, und ich weiß, wie pünktlich Sie im Antworten ſind: ſo bin ich für Ihre Geſundheit beſorgt. Nur ein Wort, daß Sie ſich mit den Ihrigen wohl befinden! — Ich umarme Sie, und bin

ewig der Ihrige
L.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 3. März 1776.

Mein lieber Bruder,

Ich danke Dir recht ſehr, daß Du mich ſo bald aus der Ungewißheit wegen Deiner Zurückkunft nach Berlin haſt reißen wollen. Aber ich hätte ein gleiches wegen meiner Ankunft allhier thun ſollen? Freylich wohl. Wenn ich, nach meiner Art zu denken und zu handeln, nur gekonnt hätte! So mancherley verdrießliche Dinge haben mich tagtäglich verfolgt, und verfolgen mich noch! Dazu wußte ich ja, daß Du ſchon durch meinen Reiſegefährten erfahren würdeſt, daß wir alleſammt glücklich angekommen.

Gegenwärtig, lieber Bruder, darf mir nichts angelegener ſeyn, als Dir Inliegendes zu übermachen. Es iſt freylich weiter nichts, als das, was Du mir baar vorgeſchoſſen; und alles übrige, was Du ſonſt für mich ausgelegt, und den Aufwand, den ich Dir über das alles gemacht — wirſt Du mir ſchon noch borgen müſſen. Es ſteht jetzt gar zu kümmerlich mit mir, und ich fürchte, ich fürchte, daß es nächſter Tage noch ſchlechter ſtehen wird. Die gehoffte Verbeſſerung allhier iſt in ſo weitem Felde, daß ich nicht einmal darum anſuchen kann, ohne mich weg zu werfen. Ich kann alſo keinen andern Weg einſchlagen, als dieſen, daß ich um meinen Abſchied bitte, und die Urſachen gerade heraus ſage, die mich dazu dringen. Will man auf dieſe ſodann Rückſicht nehmen, ſo iſt es gut. Will man nicht, nun ſo gehe ich, und tröſte mich fürs erſte damit, daß noch alle Veränderungen, zu welchen mich die Noth gebracht, mehr glücklich als unglücklich für mich ausgeſchlagen ſind.

In einigen Tagen werde ich Dir mehr ſchreiben können; denn in einigen Tagen muß es ſich zeigen.

Und nun noch eine kleine Commiſſion, mein lieber Bruder, für den Kammerherrn von Kuntzſch, der mir in meiner Abweſenheit ſo viel Freundſchaft erwieſen hat, und dem ich alſo gar zu gern darunter dienen möchte. Du wirſt ſie auf beygelegtem Papiere finden. Sey ſo gut und kaufe die Federn ohne alle Umſtände, und ſchicke ſie mit der nächſten Poſt wohl eingepackt an mich. Das ausgelegte Geld dafür ſollſt Du ſogleich wieder haben. Aber ſie müſſen alle ſo groß ſeyn, als das beygelegte Maß, welches ich wieder zurück erbitte.

Indeß lebe recht wohl! Wenn ich Zeit habe, lege ich noch ein Paar Worte an den Bruder mit bey, dem ich gleichfalls noch eine Kleinigkeit zu bezahlen habe.

Gotthold.

An Heyne.

Wolfenbüttel, d. 4. März 1776.

Ich weiß nicht gewiß, wer von uns dem andern einen Brief ſchuldig iſt. Ich möchte aber doch nicht darauf ſchwören, daß ich es nicht wäre. Wetten darauf möchte ich nun vollends gar nicht.

Denn wie kam es denn ſonſt, daß ich bey meiner Zurückkunft ein Paket, an des Herrn Hofraths Käſtner Wohlgeb. überſchrieben, noch ſo wieder fand, als ich es hatte abſchicken wollen? Ich habe mit meinem Bedienten weidlich darüber gezankt, daß er nicht von ſelbſt errathen können, was ich ihm zu ſagen vergeſſen. Die Heringe ſind indeß ſo alt geworden, daß ich ſie nun wohl ganz zurück behalten könnte. Doch es werden öfter alte für neue abgeſchickt; genug, wenn in dem Fäßchen nur Ein neuer iſt. Und den kann ich dazu legen. Ich will es darauf ankommen laſſen, ob der Hofrath Käſtner erräth, warum ich die Aufſätze des jungen Jeruſalem doch herausgegeben hätte, wenn ſie es auch noch weniger verdienten.

Wenn ich wüßte, ob ich dürfte, würde ich ihm auch noch itzt eine Frage vorlegen, die mir bey dem Fragmente des Firmicus (im 3ten Beytrage) eingefallen iſt, und wobey es vielleicht mehr zu rechnen geben dürfte, als ſich berechnen läßt.

Leſſing.

An Eſchenburg.

Den 10. März 1776.

Sie würden das Heldenbuch eher bekommen haben, wenn ich nicht gleich den Tag nach meiner Ankunft krank geworden wäre. Es fiel mir auf einmal ſo ſchwarz vor die Augen, daß ich noch ſpät an dem Abend zur Ader laſſen mußte. Jetzt befinde ich mich wieder ſo ziemlich wohl. —

Darf ich ſo frey ſeyn, Ihnen wegen des Heldenbuchs noch eine kleine Erinnerung zu machen? — Ueber dieſes Buch habe ich vor zwanzig Jahren zu einem ganzen Folianten kompilirt, um die Meynungen des Goldaſt und Grabener zu beſtreiten. Was dieſer letztere in einer Folge von Programmen darüber geſchrieben, das kennen Sie doch? Wo nicht, ſo rathe ich Ihnen, ſich über das Hiſtoriſche dieſes Buchs, oder vielmehr der vier verſchiedenen Heldengedichte, die es enthält, gar nicht einzulaſſen, falls Sie etwa Nachricht davon ertheilen wollten; ſondern ſich bloß an die Sprache und das Poetiſche derſelben zu halten.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 10. März 1776.

Meine Liebe!

Ich will keinen Augenblick anſtehen, Sie meinetwegen ganz aus aller Unruhe zu ziehen. Ich habe ihn doch gethan, den Schritt, den Sie ſo ſehr befürchteten. Aber freylich habe ich ihn mit mehr Behutſamkeit gethan, als Sie aus meinem Schreiben urtheilen konnten, daß ich es thun würde. Denn vor allen Dingen habe ich mich an den E. P. gewandt, und dieſem ſein Betragen gegen mich, ſeit drey Jahren, ſo handgreiflich vorgelegt, daß es ihn äußerſt piquiren müſſen. Das würden Sie mir, meine Liebe, vielleicht nun gerade abgerathen haben. Aber es hat ſeine Wirkung gethan. Meine Aeußerung, daß ich bey dem regierenden Herzog meinen Abſchied fordern wolle, iſt ihm ſehr unerwartet geweſen, und er ſcheint im Ernſt alles thun zu wollen, um es nicht dahin kommen zu laſſen. Ich ſchicke Ihnen mit künftiger Poſt die Abſchrift meines Briefes, und das Original des Prinzen, welches ich geſtern an K... gewiſſer Urſachen wegen, geſchickt habe. Sie werden daraus ſehen, daß ich mich nur noch bis zu ſeiner Rückkunft von Halberſtadt gedulden, und unterdeß keinen Schritt weiter thun ſoll. Dieſe erfolgt aber erſt den 27ten dieſes. So lange kann ich auch wohl noch warten. —

Für Ihr gütiges Anerbieten, meine Liebe, mir mit guter Art Geld zu überſchicken, danke ich Ihnen herzlich. Aber ich werde keinen Gebrauch davon machen. Ich hätte ſchon behutſamer in dieſem Punkte mit Ihnen ſeyn ſollen. Dieſes ſage ich nicht aus Mißtrauen in Sie, ſondern bloß in Abſicht meiner eignen Beruhigung. Auch können Sie gewiß verſichert ſeyn, daß ich auch nicht einmal 1000 Rthlr. ſchuldig bin. Wenn ich den Sch... Wechſel vom Halſe hätte, ſo könnte ich mich für ſo gut als ganz rein halten.

Nächſtens ein Mehreres. Ich umarme Sie tauſendmal, und bin ewig

ganz der Ihrige
L.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 22. März 1776.

Meine Liebe!

Eine nothwendige Reiſe nach Braunſchweig hat mich verhindert, Ihnen eher wieder zu ſchreiben. Der Oberſte W.... war von Frankfurt wieder gekommen, wohin er den Prinzen zu ſeinem Regimente begleitet hatte, und mit dieſem hatte ich noch verſchiedne Dinge, von unſrer Reiſe her, in Richtigkeit zu bringen. Ehegeſtern bin ich erſt wieder gekommen, und ob ich gleich kein Brieſchen von Ihnen vorgefunden, ſo ſchreibe ich Ihnen doch, und bin ganz ruhig, wenn ich nur glauben darf, daß Sie geſund ſind —

Hier ſind ſie alſo, die verſprochnen Briefe, ſie liegen alle drey in dem Couverte des Pr., und Sie müſſen ſie leſen, wie ſie nummerirt ſind. Es ſoll mich verlangen, was Sie zu dem Briefe des Pr. ſagen werden. Er iſt noch ſehr auf Schrauben geſtellt, aber gleichwohl verſichern mich alle, die ihn geleſen, und den Pr. kennen, daß er mich nimmermehr gehen laſſen werde, und daß ich meine Saiten nunmehr immer ſo hoch ſpannen könne, als ich wolle. Es wird ſich zeigen. Der 27te iſt ja nicht mehr ſo weit.

Madam Sch. hat an mich wegen des Kaſten geſchrieben. Wenn ich doch nur in Hamburg jemanden wüßte, der alles, was darinn iſt, (denn voll iſt er nicht) in einen kleinern Kaſten packen ließe, und mir dieſen mit dem erſten beſten Fuhrmann hierher ſendete. Sie möchte ich nicht gern, meine Liebe, mit ſo Etwas beſchweren. Gleichwohl ſind mir die Schwarten etwas werth, und ich würde ſie ungern verlieren. Aber entſchuldigen Sie mich bey M. Sch., daß ich ihr heute nicht antworte; es ſoll das nächſtemal gewiß geſchehn.

Jetzt ſehe ich erſt, daß ich Ihnen in Wien doch Eine Kommiſſion ausgerichtet habe. Die nehmlich, mit den Handſchuhen. Ich gebe ſie unter Ihrer Addreſſe heute zugleich mit auf die Poſt. Wenn ſie allzutrocken geworden ſeyn ſollten, ſo hat man mir ſchon in Wien geſagt, daß Sie dieſelben nur mit Mandelöl wieder einſchmieren laſſen dürften.

Leben Sie wohl, meine Liebe. Ich umarme Sie tauſendmal. Küſſen Sie ſtatt meiner, meinen Pathen.

Der Ihrige
L.

An Eſchenburg.

Den 29. März 1776.

Weil ich wohl ſchwerlich vor Ihrer Abreiſe nach Hamburg noch das Vergnügen haben dürfte, Sie zu ſprechen, ſo überſende ich Ihnen hiermit das eine von den alten deutſchen Gedichten, von welchen ich glaube, daß eine nähere Bekanntmachung angenehm und nützlich ſeyn dürfte. Es iſt der Ritter Wigamur, deſſen Alter Sie aber ja nicht aus dem Alter der Handſchrift beurtheilen dürfen. Er iſt ſicher weit älter, als dieſe, weil der Tanhuſer ſeiner ſchon gedenkt. Ich will Ihnen die Stelle in der Sammlung der Minneſinger ein andermal nachweiſen.

Jetzt bitte ich Sie nur noch, mir von den rückſtändigen Büchern aus der Bibliothek die neue Ausgabe der Dramaturgie des Allacci zu überſenden, oder bei Zachariä zurück zu laſſen; auch ihr allenfalls noch ein Paar Theile von Johnſons Shakſpeare beyzufügen.

Empfehlen Sie mich allen in Hamburg, die ſich meiner freundſchaftlich erinnern. Vergnügen Sie ſich recht wohl, und kommen Sie geſund wieder.

An Madame König.

Wolfenbüttel, d. 11. April 1776.

Meine Liebe!

Würde ich Ihnen wohl ſo lange nicht geſchrieben haben, wenn ich Ihnen was Gewiſſes zu ſchreiben gewußt hätte? Ich hofte von einem Tage zum andern, daß ich es endlich können würde. — und doch kann ich es noch nicht weiter, als daß ich wohl ſehe, daß mich der Pr. durchaus nicht laſſen wird; und daß er bloß ungewiß iſt, wie er am beſten mit mir fertig werden ſoll.

Gleich nach ſeiner Zurückkunft ſchickte er den Hrn. von K... an mich, um mich von meinem Entſchluſſe abzubringen, und mir Vorſchläge zu machen. K. ſchlug mir vor, 1) 200 Thaler Zulage. 2) Befreyung von allem Abzuge, und Zurückgabe des bisherigen erlittnen Abzuges, welches doch auch über 300 Thlr. beträgt. 3) Vorſchuß von 800 bis 1000 Thlr. auf die Zulage. 4) Ein anderes Logis, oder Entſchädigung am Gelde. Ich ſagte ihm, daß das alles recht gut ſey, aber daß es mir der Pr. nothwendig ſelbſt anbieten müſſe, weil ich ſchlechterdings nicht die geringſte Bitte darum verlieren wollte; daß ich auch nicht länger dadurch gebunden ſeyn wollte, als es meine Umſtände etwa erlaubten, weil das doch die Verbeſſerung noch nicht wäre, die mich bewegen könnte, auf alle andere Verzicht zu thun.

Dieſes alles hat ihm der Herr v. K ... haarklein wieder geſagt, und faſt, erzählte mir dieſer, wäre er ärgerlich darüber geworden. Endlich erklärt er ſich doch, daß er an mich ſchreiben, mich kommen laſſen, und mündlich die Sache mit mir in Richtigkeit bringen wolle.

Nun denken Sie, was geſchieht! Am Sonnabende, als am ſiebenten, bekomme ich einen Brief von ihm, der am fünften geſchrieben war, in welchem er mich auf den ſechſten des Morgens zu ſich beſtellt, weil er den achten, als den Sonntag, nothwendig wieder verreiſen müſſe. Dieſen Brief, wie geſagt, bekomme ich erſt den ſiebenten, und war den ſechſten und ſiebenten ſelbſt in Braunſchweig geweſen, von wannen ich des Abends zurückkam, und den Brief fand, der erſt vor ein Paar Stunden angekommen war. Sollte ich nun nicht leicht glauben, daß er meine Anweſenheit in Braunſchweig gar wohl gewußt, und daß er mir erſt den ſiebenten unter falſchem Dato geſchrieben, damit ich gar nicht mehr Zeit haben könne, ihn zu ſprechen? Denn den Sonntag iſt er würklich wieder nach Halberſtadt abgereiſet, und man ſagt, daß er ſobald nicht wieder kömmt. Der Brief indeß, den er mir ſchrieb, iſt äuſſerſt verbindlich, und ich habe ihm noch des Sonnabends Abends mit einer Staffette darauf geantwortet. Ich ſchicke Ihnen das nächſtemal die ganze Correſpondenz, die jetzt der Herr v. K.... noch bey ſich hat, und vielleicht, daß indeß eine Antwort von ihm einläuft, in der er ſich näher erklärt. —

Machen Sie doch an Madame K. mein recht großes Kompliment, und ihm, dem Vetter, der endlich einmal wieder an mich geſchrieben hat, ſagen Sie, daß ich ihm gewiß den nächſten Poſttag antworten würde.

Sie glauben nicht, meine Liebe, wie ärgerlich, verdrießlich und unruhig ich jetzt bin. Ich habe ſo viel zu arbeiten, und kann nichts machen. Ich muß auch jetzt nun abbrechen, wenn ich dieſen Poſttag noch ſchreiben will.

Aber Sie befinden ſich doch recht wohl wieder, meine Liebe? Und was macht Malchen, von der Sie mir gar nichts ſchreiben? Ich umarme Sie tauſendmal, und bin Zeitlebens

ganz der Ihrige
L.

An Madame König.

Wolfenbüttel, d. 14. April 1776.

Meine Liebe!

Bloß um Ihnen nicht wieder Unruhe zu machen, ſchreibe ich Ihnen heute. Denn in der That habe ich jetzt kurz vor der Meſſe noch alle Hände voll zu thun, weil ich verſchiedene Dinge fertig machen muß, die vor dem Jahrmarkte unvollendet geblieben waren. Auch habe ich Ihnen weiter nichts Neues zu melden; denn der Pr. hat nicht geantwortet. Hier haben Sie indeß ſein Schreiben, welches ich mir mit dem Nächſten wieder ausbitte. Es iſt mir lieb, daß Sie ihm noch ſo viel gute Geſinnung gegen mich zutrauen. Und beynahe dürfte ich ſelbſt nicht mehr daran zweifeln, weil er noch vor ſeiner Abreiſe den geheimen Rath von F. über meine Angelegenheit geſprochen hat. Die Zeit, bis das Ding zur Reiſe kömmt, wird mir nun auch verzweifelt lang werden, und indeß werde ich noch manchen kleinen Verdruß haben. — Die Bücherkiſte iſt noch nicht angekommen. Die geſchnittenen Steine dürfen Sie mir nur ſchicken, weil ich bereits weiß, wo des Mannes Frau in Braunſchweig anzutreffen iſt.

Sie befinden ſich mit den Ihrigen doch noch wohl? Ich umarme Sie tauſendmal, und bin ganz

der Ihrige
L.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 28. April 1776.

Lieber Bruder,

Du würdeſt wegen meines ſo langen Stillſchweigens gewiß nicht unwillig ſeyn, wenn Dir meine gegenwärtige Lage bekannt wäre. Ich habe Dir nichts davon ſchreiben mögen, weil ſie viel zu ärgerlich iſt, als daß ich ſie noch in Briefen an Andere wiederkäuen ſollte. Kurz, ich habe ſchon ſeit ſieben Wochen dem Erbprinzen um meinen Abſchied geſchrieben, und ihm keine von den Urſachen verhalten, die mich dazu bewegen. Er hat mir darauf geantwortet, daß ihn dieſer Entſchluß ſehr befremde, und daß er im Stande zu ſeyn wünſche, ihn hintertreiben zu können. Dieſes hat Hin- und Herſchreibens die Menge gemacht, woraus aber bis jetzt noch nichts Rechts geworden, weil der Prinz bey ſeinem Regiment in Halberſtadt iſt. Ich lebe alſo in der allerunangenehmſten Ungewißheit, und kann ſchlechterdings meine Zeit zu nichts anderm anwenden, als daß ich mich auf alle Fälle gefaßt mache. Ich muß meine Bibliothekrechnungen in Ordnung bringen, ich muß meine Beyträge fertig machen, die ich mit dem 6ten Stück ſodann ſchließen will; ich muß mir noch ſo mancherley aus Manuſcripten ausziehen, daß ich wahrlich keinen Augenblick müßig ſeyn müßte, wenn mir gleichwohl meine Geſundheit nicht wider meinen Willen ſo manchen müßigen Augenblick machte. Und daß ich ſolche müßige Augenblicke doch auch nicht zum Briefſchreiben anwenden kann, das begreifſt Du wohl.

Wie gern hätte ich Dir ſonſt ſchon geantwortet, beſonders da ich ſehe, daß Dir Dein Project mit dem Italiäniſchen Theater am Herzen liegt. Das Project an und für ſich ſelbſt iſt auch ſehr gut. Aber, lieber Bruder, nimmſt Du das Ding nicht ein wenig allzu ſehr auf die leichte Achſel? Ich ſchmeichle mir jetzt, doch gewiß ziemlich viel Italiäniſch zu wiſſen, und mit allen Schriftſtellern von cinquecento fertig werden zu können; aber gleichwohl, wenn ich eine ſolche Arbeit unternehmen ſollte, mir würde dabey übel zu Muthe werden. Ich kann mir es unterdeſſen leicht einbilden, was Dich verführt haben wird. Du haſt Dir alle neue Italiäniſche Stücke ſo vorgeſtellt, wie die, die ich Dir geſchickt habe, welche ſämmtlich von dem Marcheſe Albergatti ſind. Allein dieſer, und etwa noch die wenigen, die um den Preis in Parma concurriren, ſind die einzigen, welche ſo leicht überſetzbar ſchreiben. Denn ſie ſchreiben ein Franzöſiſch-Italiäniſch, welches von den meiſten andern Schriftſtellern noch ſehr gemißbilligt wird. Zudem brauchen alle Andern, die jetzt in Italien Komödien ſchreiben, zugleich ihren Provincial-Dialect, in welchem ſie den niedern Theil ihrer Perſonen ſprechen laſſen: z. E. Gozzi den Venetianiſchen, und Carloni den Neapolitaniſchen. Wie Du nun mit dieſen zurechte kommen wollteſt, das begreiſe ich nicht. Weißt Du denn auch nicht, daß die ſämmtlichen theatraliſchen Werke des Carlo Gozzi in der Schweiz überſetzt werden? Sie ſind in der Gothaiſchen gelehrten Zeitung angekündigt. Ein neues italiäniſches Theater, ohne dieſe, würde eine ſehr ſchlechte Figur machen. —

Und alſo, lieber Bruder, wäre mein Rath: das Project in dem ganzen Umfange gieb nur lieber auf! Und wenn Du ja etwas in dieſer Art thun willſt, ſo ſchränke Dich bloß auf das Theater des Albergati ein, wovon ich Dir die zwey erſten Bände, ſo weit es heraus iſt, ſenden will, wenn Du ſie verlangſt. —

Ich traue Dir zu, daß Du mir es nicht übel nimmſt, wenn ich Dir meine Meynung ſo gerade herausſage. Wenigſtens iſt es meine Schuldigkeit geweſen. —

Ich kann mir übrigens leicht einbilden, daß auch Andere in Berlin über mein Stillſchweigen ungehalten ſind. Beſonders Herr D. Herz. Ich laſſe ihn aber recht ſehr bitten, ſich nur noch ein wenig zu gedulden. Vielleicht zwar ſchreibe ich doch noch ſelbſt heute ein paar Worte an ihn.

Aber wie ſteht es denn, lieber Bruder, mit meinen zurückgelaſſenen Büchern? Haſt Du ſie denn ſchon abgeſchickt? Wenn es noch nicht geſchehen, ſo thue es doch ja bald. Vergiß auch nicht, Herrn Voß wegen einer Kiſte zu erinnern, die ihm Walther aus Dresden gegeben haben will. Ich würde untröſtlich ſeyn, wenn die verloren wäre.

Endlich verzeihe mir mein Geſudele. Ich habe Dir doch einmal lieber ſo, als gar nicht ſchreiben wollen.

Sobald es mir möglich iſt, ein Mehreres. Lebe indeß recht wohl.

Gotthold.

N. S. Ich muß Dir aber doch wohl auch ein Exemplar von Jeruſalems Aufſätzen ſchicken. Das zweyte iſt für Herrn Moſes, nebſt meinem Empfehl. Ein drittes iſt an Herrn D. Herz eingeſchloſſen, an den ich ſelbſt zu ſchreiben noch Zeit gefunden.

Mein lieber Ebert!

Mit herygehenden hatte ich mir einmal groſe Dinge vorgeſetzt, als es aber zur That kam, ſahe ich mich auf einem, zu allen Operationen ſo unbequemen Felde, daß ich ſehr zufrieden bin, wenn mein Rückzug nur noch ſo ſo ausgefallen iſt.

Der
Ihrige
Leſſing.

Wolfenbüttel,
den 29. April 1776.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 2. May 1776.

Meine Liebe!

Ich will doch dieſe Woche nicht ganz vorbey gehen laſſen, ohne Ihnen wenigſtens ein Paar Worte zu ſchreiben.

Endlich habe ich die Bücherkiſte erhalten, und ich danke Ihnen recht ſehr für alle Mühe und Koſten, die Sie dabey gehabt haben.

Auch habe ich die Schachtel mit den geſchnittenen Steinen und dem Ringe richtig erhalten. Letzterer iſt allerdings ein wenig plump ausgefallen, und gleichwohl werden Sie genug dafür haben bezahlen müſſen. Mit den erſtern will ich nach Vorſchrift verfahren, ſobald ich nach Braunſchweig komme. Wüßte ich, daß die Sache dringend wäre, ſo wollte ich gerne auch ausdrücklich darum herüber.

Der E. P. iſt noch nicht wieder gekommen, hat auch noch nicht wieder geſchrieben. Etwas Näheres in dieſer Sache kann ich Ihnen alſo nicht melden. Inzwiſchen, wenn Sie doch ſelbſt aus ſeinem Briefe geurtheilt haben, daß ſie nicht ganz übel für mich ausfallen kann: ſo dächte ich, könnten Sie auch ſchon Ihrem Geſchwiſter mit aller Zuverläſſigkeit ſchreiben. Auch in Manheim, dächte ich, könnten Sie ſich nun wohl erklären. Aber mir iſt hierbey eingefallen, ob Sie nicht alles, was Sie von daher zu ziehen hätten, als das Vermögen Ihrer Kinder, im Lande laſſen, und ſich ſo noch den Abzug erſparen könnten. Wenigſtens, meine Liebe, muß ich ſehr darauf dringen, daß Sie das Kapital, welches der Onkel Ihren Kindern geſchenkt hat, nie wieder an ſich nehmen, ſondern ſich ſchlechterdings aller Anſprüche darauf begeben. Hierüber, und noch über manches Andre, hätte ich Ihnen allerdings noch viel zu ſagen, welches ſich mündlich am beſten ſagen ließe. Ich ſage alſo zu dem Vorſchlage, Sie in Hamburg zu überraſchen, gar nicht Nein. Vielmehr iſt es mein Einfall ſchon vorher geweſen. Nur ſehen Sie wohl, daß es dieſen Monat nicht geſchehen kann; daß es nicht eher geſchehen kann, als bis ich mit dem E. P.

völlig zu Stande bin. Ich wünſche mir bald gute Nachricht von Ihrer Geſundheit, und umarme Sie tauſendmal.

Der Ihrige
L.

An Heyne.

Wolfenbüttel, den 4. May 1776.

Ich war eben darauf bedacht, nach meiner Zurückkunft den Faden unſrer etwanigen Correſpondenz wieder anzuknüpfen, als ich Ihren Brief vom 25ſten April erhielt.

Das Schickſal der Reiskiſchen Manuſcripte iſt allerdings noch nicht entſchieden. Es mag aber entſchieden werden, wenn und wie es will: ſo ſteht einem Manne wie Sie, alles daraus zu Dienſten, was er verlangt. Wer in dieſem Falle eine andere Antwort von mir bekömmt, der mag es ſich ſelbſt zuſchreiben, daß ich dieſes wie Sie gegen ihn nicht auch brauchen kann. Uebrigens möchte ich nicht gern, daß mir das ſo bald aus den Händen käme, was ich noch ſo nothwendig brauche. Denn Ihnen kann ich es wohl ſagen, daß ich an dem Leben ihres Urhebers arbeite, dem ich ein genaues Verzeichniß eines jeden von ihm hinterlaſſenen Papieres, das ſich nur einigermaßen der Mühe lohnt, beyfügen will. Wenn dieſes in der Welt iſt: ſo mag es mit den Sachen ſelbſt gehen, wie es kann. Sie mögen hinkommen, wohin ſie wollen: nur ein Paar Orte ausgenommen, wider die ich den Verſtorbnen aus dem Grabe proteſtiren höre. Hierunter gehört Einer, ſo lange Einer lebt. Ich wünſchte ſehr, daß Sie nicht bloß in Gedanken mich durch Italien begleitet hätten; wenn es in Perſon geweſen wäre, würde ich meine Reiſe erſt haben nutzen können, zu der ich ſo ganz ohne die allergeringſte Vorbereitung kam. Denn was ich längſt wieder vergeſſen hatte, das war doch keine Vorbereitung. Wie eilend es damit zuging, können Sie unter andern daraus abnehmen, daß ich vergaß, Beygehendes an Sie auf die Poſt geben zu laſſen, ſo eingepackt und mit einem Paar Worten begleitet es auch ſchon war. Itzt lege ich eine neuere Kleinigkeit mit bey, von welcher Sie den wahren Geſichtspunkt wohl bald finden werden.

Wäre es denn nicht möglich, daß wir einmal mit einander recht ausplauderten? Unſer ſchönes ehemaliges Proiekt!

Ich habe durch ganz Italien ein Buch geſucht, und nicht gefunden. Gli Apologhi di Bernardino Baldi, die Crescimbeni 1702 in Rom herausgegeben. Und noch eins: Gli Opuscoli morali di L. B. Alberli, Ven. 1568. Wenn ſich dieſe beyden Bücher in Ihrer Bibliothek befinden: dürfte ich mir ſie wohl auf kurze Zeit ausbitten?

Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Leſſing.

An Madame König.

Wolfenbüttel, d. 16. Mai. 1776.

Meine Liebe!

Ich bin Ihres Befindens wegen äußerſt beſorgt. Gott gebe, daß Sie völlig wieder hergeſtellt ſeyn mögen. Nehmen Sie aber doch ja um ſo viel mehr den Antrag des Herren Schubaks an, Ihren Brunnen in aller Ruhe und Gemächlichkeit zu trinken. Ich kann es noch nicht ſagen, wenn ich eigentlich nach Hamburg kommen kann. Lieber komme ich ſodann einige Wochen ſpäter. Wer weiß wie lange es ſich ohnedem verziehen wird. Denn wenn der Pr. nicht bald wieder kömmt, und mich nicht bald aus meinen hieſigen Verlegenheiten reißt, ſo halte ich es nicht länger aus.

Ich gehe heute nach Braunſchweig, wo ich Ihr Geſchäfte mit der Jüdinn nicht vergeſſen werde. Ich ſchreibe Ihnen von da aus, wenn mich alle die Verdrießlichkeiten, die mich erwarten, nicht verhindern.

Der Ihrige auf immer
Leſſing.

An Madame König.

Braunſchweig, d. 5. Jun. 1776.

Meine Liebe!

Ihr letztes, das ſich mit ſo guter Geſundheit anfängt, und mit ſo ſchlechter ſich endet, verurſacht mir nicht wenig Kummer. Gott gebe, daß die Beſſerung angehalten, und Sie ſich jetzt wieder völlig hergeſtellt befinden mögen. Sie ſind ſo beſorgt um mich, daß ich es für Sie, ſchon aus bloßer Dankbarkeit, nicht genug ſein kann. Aber beruhigen Sie ſich nur meinetwegen. Mein Verdruß befällt mich immer am lebhafteſten, wenn ich an Sie ſchreibe; und da entfahren mir denn manchmal Ausdrücke, die die Sache ärger zu machen ſcheinen, als ſie iſt. — Für Ihre Bedenklichkeiten, mir das Geld zu übermachen, bin ich Ihnen mehr verbunden, als ich Ihnen für das Geld ſelbſt ſeyn würde. Ich glaube auch in der That, es nun nicht nöthig zu haben. Denn endlich habe ich den E. Pr. nun geſprochen, und kann mit ihm zufrieden ſeyn. Eigentlich zwar hat er nichts mehr gethan, als was er mir gleich Anfangs durch den Herrn von K. antragen ließ: allein ſeine übrigen Aeußerungen ſchienen doch ſo aufrichtig zu ſeyn, daß ich nicht wüßte, warum er mich zum Beſten haben, und mit leeren Hofnungen hinhalten ſollte. Der alte Herzog iſt ſeit einigen Tagen gefährlich krank. Der Schlag hat ihn auf der rechten Seite gerühret, und wenn dieſer Zufall wiederkommen ſollte, wie er denn gemeiniglich wiederzukommen pflegt, ſo iſt es, allem Anſehen nach, mit ihm aus. Der Pr. gab mir dieſe Ausſicht deutlich gnug zu verſtehen, und ließ noch merken, zu wie mancherley er mich ſodann zu brauchen gedächte. Das glaube ich ihm denn wohl auch, und allenfalls iſt es freylich einerley, ob ich mich hier oder anderswo mit Verſprechungen ſpeiſen laſſe. Vor einigen Tagen hat ſich dazu ein Fall ereignet, der mir auch nicht gleichgültig iſt. Eine alte Frau von Börner, die gleich neben dem Schloſſe ein Herzogliches Haus bewohnete, iſt geſtorben. Das Haus iſt alſo leer, und das ſoll denn nun wohl niemand anders bekommen, als ich.

Das Schlimmſte bey allem dem, aber iſt dieſes, daß ich nun doch noch in meiner gegenwärtigen Lage bis zu Johannis warten muß. Denn mit Johannis fängt das Kammerjahr an, und eher können keine neue Arrangements gemacht werden. Ich kann alſo auch nicht eher meinen Vorſchuß erhalten, nicht eher bezahlen und reiſen. Doch dieſe drey Wochen werden auch noch zu verleben ſeyn. Sobald ich hier fortkommen kann, ſeyn Sie verſichert, meine Liebe, daß ich nicht einen Augenblick zaudern werde, mich auf den Weg zu Ihnen zu machen.

Ihre Brunnenkur iſt nun wohl auch derangirt worden? Wenn Sie indeß nur noch anfangen, ſo haben Sie bis zu meiner Ueberkunft Zeit genug. Ich ſelbſt bin nicht übel Willens, noch den Brunnen zu trinken, und zwar auf einem Garten bey Braunſchweig, wo ich jetzt faſt öfterer bin, als in Wolfenbüttel. Ich mache gewöhnlich meinen Weg zu Fuße hin und her, und wenn ich dabey nichts eſſe, befinde ich mich außerordentlich wohl. Solche Kur iſt wenigſtens ſehr wohlfeil.

Leben Sie wohl, meine Liebe. Ich wünſche, daß Sie dieſer Brief recht geſund treffen möge, und umarme Sie tauſendmal.

Der Ihrige
L.

P. S. Schwerlich wohl kann Sch. in Braunſchweig ſeyn. Wenigſtens hat er ſich von mir nicht ſehen laſſen.

An Ramler.

Braunſchweig, d. 16. Jun. 1776.

Liebſter Freund,

Ihr lieber Milchbruder hat es zwar ſchon auf ſich genommen, den Ueberreicher dieſes, Herrn Leiſewitz, bey Ihnen aufzuführen, wie man in Wien zu reden pflegt. Ich kann es aber doch nicht unterlaſſen, ihn gleichfalls mit ein Paar Worten zu begleiten: wenn es auch nur wäre, um das Vergnügen mit Ihnen zu theilen, welches Sie gewiß, ſo gut wie ich, über ein ſolches erſtes Stück eines ſolchen jungen Mannes werden gehabt haben. Ich hoffe, daß er von Ihnen und unſern Freunden in Berlin ermuntert zurück kommen ſoll; und verſpreche mir von dieſer Ermunterung recht viel. Er iſt zugleich ein großer Liebhaber von Gemälden, ſo daß Sie ihn ſich äußerſt verbinden werden, wenn Sie ihn mit zu Herrn Rode und Mad. Therbuſch nehmen wollen, welchen ich mich zu empfehlen bitte. Ich hoffe, daß er Sie wohl finden ſoll, und daß es mit Ihrer Geſundheit itzt recht gut gehet. Fahren Sie nur ſo damit fort, wie ich mir Sie denke, und behalten Sie mich lieb. Ich bin

Ihr

ergebenſter

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 16. Junius 1776.

Liebſter Bruder,

Der Dir dieſes überbringt, iſt Herr Leiſewitz, oder, wenn Du dieſen Namen noch nicht gehört haſt, der Verfaſſer des Julius von Tarent. Dieſes Stück wirſt Du ohne Zweifel geleſen haben; und wenn es Dir eben ſo ſehr gefallen, als mir, ſo kann es Dir nicht anders als angenehm ſeyn, den Urheber perſönlich kennen zu lernen. Ein ſolcher junger Mann, und ein ſolches erſtes Stück, ſind gewiß aller Aufmerkſamkeit werth. Er wird ſich einige Tage in Berlin aufhalten, und wünſcht durch Dich unſere dortigen Freunde kennen zu lernen. Begleite ihn alſo, ſo viel es Deine Zeit erlaubt, und ſchreibe mir doch, wie ſein Stück in Berlin gefällt, und ob man es aufführen wird.

Die traurige Geſchichte mit meiner Kiſte aus Dresden, hatte ich ſchon von dem hieſigen Buchhändler Gebler vernommen. Allem Anſcheine nach iſt ſie verloren, und mit ihr zugleich eine Menge Dinge, die mir unerſetzlich ſind. Zugleich die Stücke von Deiner Wäſche, die Du mir auf allen Fall mitgabſt. Bitte doch ja den jungen Herrn Voß, ſich zu verwenden, ob vielleicht noch etwas davon zu retten iſt. Denn daß ſie nicht längſt ſchon ſollte aufgeſchlagen und ſpolirt ſeyn, darf ich kaum erwarten. Erkundige Dich doch auch zugleich bey ihm, ob er ſeinen Ballen aus Italien erhalten?*) Ich habe eine Kiſte darunter, die nun noch die einzige iſt, die mir fehlt.

Aber was macht Voß der Vater? Ich bin ſehr bekümmert um ihn, und der Verluſt der Kiſte iſt mir um ſeinetwillen vorzüglich unangenehm. Es waren an die vierzig neue Fabeln darin, von denen ich keine einzige wieder herſtellen kann. Auch war meine faſt völlig fertige Abhandlung von Einrichtung eines deutſchen Wörterbuchs darin. Nicht zu gedenken eines Manuſcripts aus der hieſigen Bibliothek, das ich in Dresden collationiren wollen. Denn wenn ich an das denke, möchte ich vollends aus der Haut fahren.

Die Kiſte aus Italien, welche meinen Einkauf von Rom und Neapel enthält, iſt bereits in Hamburg. Sobald ich ſie hier habe, ſchicke ich Dir einige dramatiſche Stücke von Neapolitaniſchen Schriftſtellern. Thue mir den Gefallen, und verſuche Dich daran. Alsdann wollen wir mehr davon ſprechen.

Die Stelle in meiner Vorrede zu Jeruſalems Aufſätzen ſcheinſt Du ganz mißverſtanden zu haben. Der Sinn ſoll im geringſten nicht ſeyn, wie Du meynſt: „daß der Maler kein großer Coloriſt werden könne, wenn er das Studium des menſchlichen Gerippes verſäume.“ Grade umgekehrt: ich will ſagen: der Maler, der dieſes Studium verſäumt, kann höchſtens nichts, als ein erträglicher Coloriſt werden.

Noch muß ich Dir doch ein Paar Worte von meinen Umſtänden ſchreiben. Sie ſcheinen beſſer auszufallen, als ich hoffen durfte. Ich kann gewiß ſeyn, nächſtens ſo geſetzt zu werden, daß ich doch noch einmal wieder in Ruhe kommen kann. Ich will ſodann Dich auch redlich, in Anſehung unſerer Mutter und Schweſter, wieder ablöſen, weil ich mir leicht einbilden kann, daß Du ſchon mehr gethan, als Deine Kräfte erlauben wollen. Ich habe auch bereits einen kleinen Anfang damit gemacht, und dem Bruder in Pirna jüngſt etwas überſchickt.

Deine Kritik über die neue Arria iſt recht gut. Aber, wenn ich Dir rathen ſoll, gieb Dich nicht mehr mit dieſen Leuten ab. Sie wollen nun nicht anders.

Lebe recht wohl.

Gotthold

---

*) Leſſing und er hatten einander unvermuthet in Turin getroffen.
Karl G. Leſſing.

Mein lieber Engel, *)

Ich ſchicke Ihnen mit dieſem Briefchen einen jungen Mann, der Ihnen lieb ſeyn wird. Oder anders: ich ſchicke Ihnen mit dieſem jungen Manne ein Briefchen, das Ihnen vielleicht auch nicht unlieb ſeyn würde, wenn es ſo wäre, wie es ſeyn ſollte. Aber leider; kaum weiß ich es mehr, was und worüber ich Ihnen zu ſchreiben verſprochen. Daß ich ſo was verſprochen, weiß ich wohl: weil es mir um Ihre Antwort zu thun war. Darum iſt mir es auch noch recht ſehr zu thun; und ich dächte, Sie wären großmüthig, und ſchickten mir die Antwort, ehe Sie den Brief hätten. — Schreiben Sie mir doch auch, wie Ihnen Julius von Tarent gefallen, deſſen Verfaßer eben der Überbringer iſt — — Eben erinnere ich mich noch, daß ich Ihnen von des Bonafede Hiſtorie der Philoſophie geſprochen, aber vergeſſen habe, Ihnen den Titel zu laſſen. Sie heißt: Della Istoria e dell' Indole di ogni Filosophia; beſteht bereits aus 5 Bänden, und iſt zu Lucca, unter dem Akademiſchen Namen des Verfaßers Agalopisto Cromanziano, gedruckt. Ehestens werde ich ſie ſelbſt haben, und wenn Sie es verlangen, will ich ſie Ihnen zu näherer Einſicht ſchicken.

Leben Sie recht wohl. Ich bin

Ihr

Braunſchweig den 16 Junius
1776.

ergebenſter ꝛc.
Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Braunſchweig, den 16. Jul. [Jun.] 1776.

Beſter Freund!

Der Ihnen dieſes überreicht, iſt ein ſo guter junger Mann, daß ich eiferſüchtig darauf ſeyn würde, wenn er eine andere Adreſſe an Sie von hier aus mitnähme, als meine. Er hat eine Tragödie geſchrieben, die Sie vielleicht noch nicht geleſen haben, von der ich aber doch wünſchte, daß Sie ſie leſen möchten, um zu hören, ob mein Urtheil mit dem Ihrigen übereinſtimme. Ich glaube nicht, daß viel erſte Stücke jemahls beſſer geweſen.

Mein Bruder wird Ihnen ein-Exemplar von den Jeruſalemiſchen Aufſätzen gegeben haben, und ich wünſchte, daß Sie mit dem, was

---

*) Dieſen bisher ungedruckten Brief beſitzt Herr W. Friedländer, dem ihn die Leſer verdanken.

ich dabey gethan habe, zufrieden ſeyn könnten. Aber ſo iſt die einzige Abſicht, die ich dabey gehabt, immer noch das Beſte dabey. — Ob ich Ihre Anmerkung über den erſten Aufſatz recht gefaßt habe, werden Sie wohl ſehen; ſonſt mir es hoffentlich aber nicht übel deuten, daß ich keinen andern Gebrauch davon gemacht habe. Es wäre unpolitiſch geweſen, wenn ich auf alle Blößen meines Verfaſſers ſo deutlich gewieſen hätte. Laſſen Sie mich, beſter Freund, durch dieſe Gelegenheit angenehme Nachricht von Ihrer Geſundheit und Ihrer fortdauernden Freundſchaft gegen mich hören. Ich bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Madame König.

Wolfenbüttel, d. 23. Juny 1776.

Meine Liebe!

Ihren Brief vom 15ten dieſes habe ich erſt geſtern ſpät erhalten. Morgen iſt ſchon Johannis, und Sie erwarten vor Johannis doch von mir Antwort. Da dieſes unmöglich iſt, möchte es Ihnen doch von ſelbſt eingefallen ſeyn, was ich Ihnen ſo ſehr rathen möchte. Nehmlich noch einige Tage bey Ihrer Freundinn auf dem Lande zu bleiben, da Ihnen der Brunnen und die freye Luſt ſo gut anſchlagen. Meine Sache iſt zwar nun ſo völlig regulirt, als ſie es hat werden können, aber nun habe ich noch ſo viel zu thun und voraus zu beſorgen, wenn ich vierzehn Tage ruhig will abweſend ſeyn können, daß es mir unmöglich iſt, den Tag meiner Abreiſe ſchon feſtzuſetzen. Worüber Sie ſich vielleicht am meiſten wundern werden, iſt dieſes, daß ich nicht umhin gekonnt, den Hofrathstitel mit anzunehmen. Daß ich ihn nicht geſucht, ſind Sie wohl von mir überzeugt; daß ich es ſehr deutſch heraus geſagt, wie wenig ich mir daraus mache, können Sie mir auch glauben. Aber ich mußte endlich beſorgen, den Alten zu beleidigen. Ich ſchreibe Ihnen gewiß, ehe ich abreiſe, und werde Ihnen vielleicht wohl noch mehr, als einmal ſchreiben können. Bis dahin werde ich nichts ſehnlicher wünſchen, als Sie recht geſund und wohl zu finden. Ich umarme Sie tauſendmal in Gedanken auf Abſchlag und bin auf immer

der Ihrige
L.

An Madame König.

Braunſchweig, d. 11. Jul. 1776.

Meine Liebe!

Endlich hat mich Ihre Antwort beruhiget, und ich freue mich, daß Ihre Geſundheitsumſtände an der Verzögerung derſelben nicht Schuld geweſen. Fahren Sie nur fort, ſich auch in der Stadt eben ſo wohl zu befinden, damit ich Sie ſo treffe, wie ich wünſche. Schwerlich aber wird mir es eher möglich ſeyn, als vor Anfang Auguſt abzureiſen. Den dritten deſſelben geſchieht es indeß ganz gewiß. Und zwar komme ich in Geſellſchaft des Herrn Profeſſor Eſchenburgs. Wo meynen Sie, daß ich logiren ſoll? in meinem alten ſchwarzen Adler? oder auf Kayſershof?

Die Sache mit der Jüdinn habe ich nicht vergeſſen gehabt. Es war mir bey meinem letzten Schreiben, bloß entfallen, Ihnen davon zu melden, wie Sie aus der Beylage ſehen werden, der Quittung der Frau, die ſelbſt nicht ſchreiben kann, und einem Briefe derſelben an ihren Mann, den ſie ihn mit zu überſchicken bittet. Die Frau hat alles ſelbſt von mir in Empfang genommen, und die Quittung hat ein ſichrer Mann, den ich kenne, für ſie unterſchrieben.

Ich werde abgehalten dieſesmal mehr zu ſchreiben. Nächſtens aber ein Mehreres; beſonders wenn Sie mich nicht lange auf Ihre Antwort warten laſſen. Morgen ſchreibe ich ohnfehlbar an den Vetter. Ich umarme Sie und bin auf immer

der Ihrige
L.

Meine liebe Mutter,

Ich hoffe, daß Sie ſich von Ihrer Unbäßlichkeit völlig wieder erhohlt haben, und wünſche, daß Sie dieſe Zeilen recht wohl und vergnügt finden mögen. Ich würde Ihnen eher geſchrieben haben, wenn ich eher im Stande geweſen wäre, das Gegenwärtige*) beylegen zu können. Endlich bin ich, Gott ſey Dank, ſo ziemlich wieder aufs Reine, und in meinen Umſtänden ſo weit verbeßert worden, daß ich aufs künftige keine Entſchuldigung habe, wenn ich meine Pflicht nicht beßer beobachte. Aber ich hoffe auch, Sie trauen mir zu, daß ich ſie gern beobachte, und daß mich mein bisheriges Unvermögen genug gekränkt hat. Wenn die Schweſter eben ſo unbillig gegen mich geweſen, als Sie es gegenwärtig gegen Carln iſt, ſo mag es manchmal artig über mich hergegangen ſeyn. Im Ernſt, meine liebe Mutter, verweiſen Sie ihr doch dieſe Liebloſigkeit! Weil der arme Junge itzt nicht kann, muß er denn darum ſchlechter denken, als er ſonſt gedacht hat? Er will heyrathen, und da thut er recht daran. Aber was erfodert eine ſolche Veränderung nicht? Sein Einkommen iſt für Berlin ſo mäſſig, als es nur immer ſeyn kann; und nur durch gute Wirthſchaft, die ihm eine Frau führen hilft, kann er wieder in den Stand kommen, ſeine Pflicht beſſer zu erfüllen. Wenn er nun todt wäre? Oder will ihn die Schweſter lieber zu Tode kränken, weil er doch nicht helfen kann? Doch das will ſie gewiß nicht; und ſo böſe meint ſie es nicht. Aber was will Sie denn mit ihrem Nörgeln und Schmähen! Carl meint es ſo gut, als einer von uns, und es iſt nicht wahr, daß der Bruder in Pirna ihn ſo verhöhnt hat. Das ſieht dem Bruder in Pirna nicht ähnlich. — Aber genug davon. Die Schweſter mag mir dieſen Ausputzer nicht übel nehmen. Ich habe manchen auch von ihr vertragen müſſen. Wenn ſie an Theophilus ſchreibet, ſoll ſie ihn von mir grüßen, und verſichern, daß die verſprochne Kiſte mit inſtehender Braunſchweiger Meſſe gewiß nach Leipzig abgehen ſoll.

---

*) „10 Ld'or" am Rande.

Nun leben Sie recht wohl, meine liebe Mutter, und entziehen Sie mir nie Ihren Segen. — Auch Du, liebe Schweſter, lebe recht wohl, und wir wollen dir alle Zeit Lebens verbunden ſeyn, wenn Du Dir ferner das Wohl unſrer Mutter ſo angelegen ſeyn läßeſt.

Dero

Wolfenbüttel den 15 Julius
1776.

gehorſamer Sohn
Gotthold.

An Madame König.

Wolfenbüttel, d. 16. July 1776.

Meine Liebe!

Eher zu kommen iſt mir nun nicht möglich. Aber ich komme auch zuverläſſig nicht ſpäter. Denn wenn ich auch für meine Perſon nun ſchon einige Tage eher kommen könnte, ſo kann ich es doch nicht Herren Eſchenburgs wegen, mit dem ich es ſchon zu gewiß gemacht habe, daß wir zuſammen reiſen wollen. Die Anmahnung aus Heidelberg wird denn nun auch noch ſo lange zurück bleiben. Und wenn ſie auch kommt, ſo iſt die Antwort ja wohl ein Paar Tage noch zu verſchieben.

Wegen des Logis werde ich Ihrem Rathe folgen. Aber da Herr Eſchenburg noch ſeine Mutter in Hamburg hat, bey der er nothwendig logiren muß, ſo werden Sie nicht nöthig haben, mehr als Stube und Kammer für mich zu beſtellen; verſteht ſich nicht eher, als auf den Tag unſerer Ankunft, die ich Ihnen vorher noch einmal melde. Daß Sie ſich in Hamburg vieler Geſellſchaft entzogen haben, iſt auch für mich eben ſo gut, weil ich nicht Luſt habe, viel unter Leute zu kommen. Wen ich nicht nothwendig werde beſuchen müſſen, der ſoll vor mir wohl Friede haben.

Dem Vetter habe ich dieſen Augenblick nun endlich geſchrieben. Denn vermuthlich wird er es doch wohl ſeyn, bey dem wir am öfterſten zuſammen kommen dürften. Und damit ich auch nicht vergeſſe den Brief abzuſchicken, will ich ihn nur gleich mit einſchlieſſen.

Ich umarme Sie meine Liebe und Ihre Kinder, und bin

der Ihrige
L.

An Madame König.

Braunſchweig, Freytags d. 2. Aug. 1776.

Meine Liebe!

Dieſes bloß Ihnen zu melden, daß ich Morgen, Sonnabend den 3. Auguſt unfehlbar von hier abreiſe. Nur kann ich Ihnen nicht ſagen, ob früh oder gegen Abend. Auch weiß ich nicht, ob es Herr Eſchenburg, der krank geweſen iſt, wird aushalten können des Nachts zu reiſen. Freylich kann ich die Zeit meiner Ankunft nicht ſo genau beſtimmen. Wenn alles gut gehet, bin ich wenigſtens längſtens den Montag Abend in Hamburg. Für dieſe Zeit laſſen Sie nur das Quartier beſtellen; und bleiben wenigſtens hübſch zu Hauſe, damit mein erſter Gang in Hamburg kein Fehlgang wird. Daß ich Sie mit den Ihrigen nicht anders als recht geſund und vergnügt finden werde, daran will ich nun einmal gar nicht mehr zweifeln. Auch daran nicht, daß Sie mich lieben.

Der Ihrige
L.

An Ebert.

Liebſter Freund!

Daß man nicht in Hamburg ſeyn kann, ohne des Tages wenigſtens zweymahl an Sie zu denken, das verſteht ſich. Daß ich aber auch ſonſt an Sie denke, davon ſey Ihnen folgendes ein Beweiß — aber ein läſtiger. Ich erſuche Sie nehmlich, beyliegenden Brief dem E. P. unverzüglich in eigne Hände zu übergeben. Er iſt von dem Stiftsamtmann O. und von dem Inhalte einmal mündlich. Sollte der E. P. aber noch nicht zurück ſeyn, ſo behalten Sie ihn nur ſo lange bey ſich, bis ich ſelbſt zurückkomme. Ich komme aber zuverläſſig den 12. dieſes. Leben Sie indeß mit Ihrer lieben Frau recht wohl.

Der

Hamburg,
den 23. [?] Aug. 1776.

Ihrige
Leſſing.

An Madame König.

Braunſchweig, Freytags Abends
um neun Uhr.

Meine Liebe!

Eben dieſen Augenblick ſind wir glücklich angelangt. Dieſes will ich Ihnen doch lieber mit zwey Worten melden, als gar nicht. Denn noch dieſen Abend muß der Brief auf die Poſt, und ich bin herzlich müde, ob ſchon übrigens geſund. Wie ſehr ſehne ich mich, auch von Ihnen bald gute Nachricht zu erhalten. Schwan iſt noch nicht da, aber er iſt unterweges, und muß nächſter Tage eintreffen. Der E. Pr. hat das Fieber, und ich werde ihn ſchwerlich Morgen zu ſprechen bekommen. — Auf den Montag ein Mehreres: denn ich denke noch Morgen nach Wolfenbüttel zu gehen.

Leben Sie wohl, meine Liebe. Ich umarme Sie mit Ihren Kindern tauſendmal.

Der Ihrige
L.

An Madame König.

Wolfenbüttel, d. 2. Sept. 1776.

Meine Liebe!

Die Paar Worte, die ich noch eben Zeit hatte, Ihnen am Freytage Abends zu ſchreiben, werden Sie hoffentlich erhalten, und meine glückliche Ueberkunft daraus erſehen haben. Da ich weder den H. noch den E. Pr. ſahe, und mich daher bey jenem nur ſchriftlich melden konnte: ſo eilte ich ſo fort nach Wolfenbüttel. Das Haus iſt noch nicht leer: denn die Auction iſt noch nicht gehalten. Ich will mich auch jetzt weiter nicht darum bekümmern, ſondern ſobald ich Schwanen geſprochen, das bewußte andere Haus miethen.

Schwan iſt geſtern in Göttingen angekommen, und wird vermuthlich Morgen oder Uebermorgen hier ſeyn. Längſtens alſo auf künftigen Donnerſtag kann ich Ihnen mehr von der Sache ſchreiben. Dörings ſind noch nicht wieder zurück, ſondern ſind nach Paris gegangen. Ich habe alſo die Doktorinn Topp gebeten, mir eine Köchinn zu miethen. — Trauen Sie mir zu, meine Liebe, daß ich alles auf das Möglichſte beſchleunigen werde. Es liegt mir ſelbſt zu viel daran. Laſſen Sie mich nur bald erfahren, daß Sie ſich mit Ihren Kindern recht wohl befinden. Ich umarme Sie tauſendmal, meine liebſte, beſte Frau, und bin ewig

der Ihrige
L.

An Madame König.

Wolfenbüttel, Dienſtag d. 3. Sept. 1776.

Meine Liebe!

Ich habe Ihnen am Freytage und geſtern ein Paar Worte geſchrieben. Dieſen Augenblick erhalte ich Ihre drey Briefe mit den Einſchlüſſen, und dieſen Augenblick will ich auch nach Braunſchweig. Ich werde Ihnen alſo wiederum nur ein paar Worte ſchreiben können. Schwan iſt noch nicht da; wenn aber ſeine Anträge die nehmlichen ſind, welche Ihre Herren Brüder wiſſen wollen: ſo werde ich in einer Verlegenheit ſeyn, aus der Sie allein, meine Liebe, mich ziehen können und müſſen. Auf Ihre Entſcheidung ſoll ſchlechterdings alles ankommen. Darauf machen Sie ſich nur alſo gefaßt. — Ich kann kein Wort mehr hinzuſetzen, als daß ich Sie tauſendmal umarme. Malchen mit eingeſchloſſen.

Der Ihrige
L.

An Madame König.

Freytags, d. 6. Sept. 1776.

Meine Liebe!

Geſtern endlich iſt Schwan angekommen; und um Ihnen mit wenigen alles zu ſagen — (denn ſo lange er hier bleibt, dürfte ich Ihnen ſchwerlich umſtändlich ſchreiben können, und in einer Stunde fahre ich mit ihm herüber nach Wolfenbüttel) — ſo wird die Sache grade ſo gehen, als Sie es am liebſten gewünſcht haben, und wie es daher auch mir am angenehmſten iſt. Man hat es nehmlich ſelbſt wohl eingeſehen, daß es Schwierigkeit haben würde, mich ſogleich völlig aus hieſigen Dienſten, in dortige zu ziehen: und begnügt ſich alſo mich zum ordentlichen Mitgliede der Akademie zu machen, und mir eine jährliche Penſion von 100 Louisd'or anzutragen, wenn ich an den Arbeiten der Akademie Theil nehmen, und jährlich einmal oder wenigſtens alle zwey Jahre einmal, den öffentlichen Verſammlungen in Mannheim perſönlich beywohnen wolle; mit jedesmaliger Entſchädigung der Reiſekoſten und dortiger Auslöſung. Alles, wozu mich dieſes verpflichten würde, wäre eine einzige Abhandlung des Jahrs für die Akademie, die ich entweder einſchicken oder ſelbſt bringen könne. Von Aufſicht über oder von Arbeiten für das Theater, iſt gar nicht die Rede geweſen; und man denkt bloß, wenn ich einmal nach Mannheim käme, daß ich mich wohl von ſelbſt würde reizen laſſen, meinen guten Rath zu ihren neuen Theateranſtalten zu geben. Und das verſteht ſich. Nicht wahr, meine Liebe, ich habe alſo wohl gethan, und Sie billigen es, daß ich den Antrag auf dieſen Fuß, ohne alles weiteres Bedenken, angenommen habe? Die hundert Louisd'or machen mit dem, was ich hier habe, auch ja wohl 2000 Gulden Pfälziſch Geld, und auf das, was es dort wohlfeiler iſt, muß ich meine völlige Freyheit rechnen, in der ich hier bleibe. Das akademiſche Diploma habe ich bereits in Händen, und das übrige wird der Baron von Hompeſch nächſtens einrichten. Da dieſer zugleich erſter Finanzminiſter iſt, ſo hat mich Schwan verſichert, daß es keine Schwierigkeit haben werde, Ihnen, ſobald Sie meine Frau wären, die Decimation zu erlaſſen, indem ich als ein ordentliches Mitglied der Akademie angeſehen werden müßte, das die meiſte Zeit nur außer Landes zu ſeyn die Erlaubniß habe. Daß mir dieſer Umſtand beſonders lieb iſt, können Sie glauben, da er Ihnen eine Aufopferung erſpart, die Sie doch nur mir zu Liebe machten, und wofür ich Sie ſchwerlich ſogleich ſchadlos halten könnte.

Soviel alſo vorläufig hiervon. Morgen geht Schwan wieder fort, und alsdenn will ich mit Ernſte an unſer vornehmſtes Geſchäfte denken. Dieſe erſten acht Tage ſind in Erwartung der Dinge mit Nichtsthun vergangen. Der Brief von Ihrem Herrn Bruder aus Leiden folgt anbey zurück. Empfehlen Sie mich ihm, bis ich künftige Woche ſelbſt an ihn ſchreibe.

Ich umarme Sie tauſendmal, meine Liebe, und bin auf immer
der Ihrige
L.

P. S. Apropos! Da habe ich noch den letzten Tag in Hamburg ein Billet auf die Wansbecker Ziehung genommen. Hier iſt es. Laſſen Sie doch nachſehen, ob etwas darauf gewonnen worden.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 10. Sept. 1776.

Meine Liebe!

Meinen Brief vom Freytage haben Sie hoffentlich erhalten, und ich wünſche nochmals, daß die Sache ſo nach Ihrem Vergnügen ausgefallen ſeyn möge. Je mehr ich ihr wenigſtens nachdenke, deſto mehr werde ich überzeugt, daß ich mich ſo der wenigſten Unruhe ausſetze, und alles hier mit Geduld anſehen kann. Ein einziges, glaube ich, habe ich Ihnen dabey zu melden vergeſſen, daß ich nehmlich verſprechen müſſen, ſchon inſtehenden Winter, etwa im Januar, oder Februar kommenden Jahres, auf kurze Zeit nach Manheim zu kommen. Und auch das habe ich zugeſagt, in der Hofnung, daß Sie dieſe Reiſe gerne mit machen würden, ſollte es auch nur um Theodors wegen ſeyn, von dem ich aus dem Briefe Ihres zweyten Herren Bruders mit Vergnügen erſehen, daß es ſich mit ſeiner Beſſerung recht wohl anläßt, und er entſchloſſen iſt, ſie in Landau abzuwarten.

Meinem jetzigen Ueberſchlage zu folge, hoffe ich längſtens den 6. Oktober bey Ihnen zu ſeyn: und wenn Sie, meine Liebe, weiter nichts darwider haben, und Sie überzeugt ſind, daß es Madam Sch. ein wahrer Ernſt iſt, ſo nehme ich ihr freundſchaftliches Anerbieten um ſo viel lieber an, da ich mich auf dem Rückwege von Hamburg ein wenig erkundiget habe, wo wir ſonſt unſere Verbindung vollziehen könnten, und ſo erfahren habe, daß, da es doch auf Braunſchweigiſchen Grund und Boden geſchehen müßte, (weil anderwärts die herzogliche Erlaubniß nichts helfen würde,) es nicht eher als zwey Stationen vor Braunſchweig geſchehen könnte. Wenn Sie alſo Ihre Zimmer auch den 25ten dieſes räumen müſſen: ſo bleibt ja wohl Madam Sch. ſo lange auf dem York, zumal, wenn, wie ich hoffe, wir gut Wetter behalten.

Warum ich aber ſchwerlich eher kommen können, iſt das die Urſache. Mein angewieſnes Haus wird nur erſt vor Michaelis leer, und alles wohl überlegt, habe ich für das Beſte befunden gleich dahinein zu ziehen, als ſich erſt in einem fremden Hauſe herum zu ſielen. In Ordnung, ſo bald es leer iſt, ſoll es bald ſeyn. Denn da es jetzt auch ſehr gut meublirt und mit Hausgeräthe verſehen iſt, ſo iſt meine Meinung alles, was wir ohngefähr nöthig haben, aus der Auktion zu erſtehen: Spiegel, Stühle, Schränke, kurz alles was gut und nicht eben theurer iſt, als wenn man es neu anſchafte.

Auf eine gute Köchinn ſtelle ich überall aus, und geſtern iſt mir eine vorgeſchlagen worden, die ſehr gut ſeyn ſoll, aber 30 Thaler verlangt. Wenn ich nicht bald eine eben ſo gute wohlfeiler finde, ſo miethe ich ſie. Einem Mädchen pflegt man hier 10 bis 12 Thaler und 4 bis 5 Thaler Biergeld, auch, wenn ſie ſich gut aufführt, einen heiligen Chriſt zu geben. An Ihre Herren Brüder und den Onkel ſchreibe ich ohnfehlbar nächſter Tage. Des Briefſchreibens hat jetzt bey mir kein Ende, und immer bleiben freylich darüber die nothwendigſten liegen. Die abgeſandten Sachen, ſeyn Sie ohne Sorgen, will ich gewiß in gute Verwahrung nehmen. Ich breche ab, um die Poſt nicht zu verſäumen, und nächſtens ein mehreres! Ich umarme Sie tauſendmal, und meine beſten Grüße an Malchen.

Ganz der Ihrige
L.

An Madame König.

Wolfenbüttel, d. 13. Sept. 1776.

Meine Liebe!

Es fehlt nicht viel, ſo müßte ich meinen ganzen letzten Brief widerrufen. Doch werden Sie nur nicht unruhig; in der Hauptſache widerrufe ich nichts. Ich bin den 6ten höchſtens den 8ten künftigen Monats gewiß bey Ihnen: nur das Uebrige muß denn ſo gut gehen, als es kann, und Sie müſſen nicht verdrießlich werden, wenn es ein wenig konfus geht. Die Urſache davon iſt, weil die Auktion in dem mir angewieſenen Hauſe erſt auf den 26ten dieſes angeſetzt iſt, und leicht 14 Tage dauern könnte. Das Haus iſt folglich um jene Zeit noch nicht leer, vielweniger bewohnbar. Ich habe alſo auf meinen erſten Gedanken zurück kommen müſſen, und habe würklich in dem benachbarten Hauſe, wovon ich Ihnen geſagt, die ganze erſte Etage monatsweiſe gemiethet. Sie iſt völlig und gut meublirt, und auch genugſame reinliche Betten ſollen Sie finden, wenn die Ihrigen nicht zu gehöriger Zeit eintreffen könnten, daß Gebrauch davon zu machen wäre. Nur freylich würde ich ſelbſt da ſchwerlich mit wohnen können, und ich müßte in meinem jetzigen Logis ſo lange bleiben. Ueberhaupt bin ich mit dem angewieſenen Hauſe, nachdem ich es genauer in Augenſchein genommen, nicht ſehr zufrieden. Doch auch dem iſt abzuhelfen, und alles ſoll auf Sie ankommen, meine Liebe. Iſt es Ihnen zu klein und zu altväteriſch; nun gut, ſo ziehen wir in die Stadt, wo ſehr gute und ſchöne Häuſer um ein billiges zu miethen ſind.

Was ſagen Sie zu der Manheimer Reiſe? Denn auf meine beiden letzten und wichtigſten Briefe, bin ich noch bis jetzt ganz ohne Ihre Antwort, nach der mich recht ſehr verlanget. Mit der nächſten Poſt ſchicke ich Ihnen die Briefe an Ihre Herren Brüder ganz ohnfehlbar. Ich will ſodann auch die Antwort des Herzogs beylegen, dem ich die Manheimer Geſchichte doch melden mußte, und die eines Umſtandes wegen merkwürdig iſt. Um Erlaubniß zu unſerer Verheyrathung habe ich ihm noch nicht geſchrieben, er wird aber hoffentlich ſchon etwas davon wiſſen. Der Syndicus Sylm iſt jetzt hier, der es an alle erzählt, die es von ihm hören wollen, daß unſere Hochzeit ganz ohnfehlbar, ſehr bald, und zwar auf dem York ſeyn werde. Dieſen letzten Umſtand kann er doch unmöglich anders woher, als aus dem Schubackſchen Hauſe ſelbſt wiſſen.

Ich hoffe, meine Liebe, daß Sie ſich recht wohl und geſund befinden. Ich umarme Sie mit Ihren Kindern auf das herzlichſte, und bin auf immer.

ganz der Ihrige
L.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 15. Septbr. 1776.

Mein lieber Bruder,

Ich habe mir allerdings Vorwürfe zu machen, daß ich Dir in ſo langer Zeit nicht geſchrieben, und daß Du alſo verſchiedene Dinge von mir durch andre Leute erſt erfahren müſſen, die ich Dir hätte melden ſollen. Denn daß Du ſie ſo weder bald noch ganz erfahren, das hat wohl nicht anders ſeyn können. Was ich verſäumt, will ich jetzt gut machen.

Zuerſt iſt es eine große Unwahrheit, daß ich mich, der kleinen Verbeſſerung wegen, die man mir hier gemacht, hätte verpflichten müſſen, niemals von hier wieder wegzugehen. Um zehnmal ſo viel würde ich eine ſolche Verpflichtung nicht eingegangen ſeyn. So weit ſollteſt Du mich doch wohl kennen.

Vielmehr bin ich nur kürzlich gerade auf dem Punkte geweſen, aller der neuen Verbeſſerungen ungeachtet, die ich nur bedingungsweiſe angenommen hatte, ganz von hier wegzugehen. Der Kuhrfürſt von der Pfalz ließ mir ſeine Dienſte mit einem Gehalte von 2000 Gulden und ſelbſt zu wählendem Titel antragen; und 2000 Gulden ſind in der Pfalz ſo gut, wie hier 4000 Thaler. Indeß, da man ſich in Manheim leicht vorſtellen können, daß ich die hieſigen Dienſte doch nicht ſo plötzlich mit den dortigen vertauſchen würde, ſo hat mich der Kuhrfürſt fürs erſte nur unter die ordentlichen Mitglieder ſeiner Akademie aufnehmen laſſen, und mir eine jährliche Penſion von 100 Louisd'or ausgeſetzt. Das, verſteht ſich, habe ich angenommen, und kann nunmehr ruhig abwarten, ob man hier weiter etwas für mich thun will, oder nicht. Zaudert man zu lange, ſo weiß ich wohin. Und das geſtehe ich Dir nun gern: nirgends anders hin, als nach der Pfalz. Doch dieſes kann leicht noch ſehr lange nicht, ja auch wohl gar nie, geſchehen. Denn die gänzliche Freiheit, in der ich hier lebe, und die Bibliothek, werden mich gewiß ſo lange halten, als es ſich mit meinen übrigen Umſtänden nur vertragen kann.

Was nun das zweyte anbelangt, wonach Du ohne Zweifel am neugierigſten biſt, ſo wirſt Du Dich doch erinnern, daß ich Dir ſchon vor fünf Jahren geſagt und geſchrieben, daß ich mich, aller Wahrſcheinlichkeit nach, noch gewiß verheirathen würde. Nun iſt es ſonderbar, daß jene Connexion, die ich in der Pfalz erhalten habe, mir die Sache ſo erleichtert, daß ich vermuthlich nun nicht lange mehr zaudern dürfte. Die Perſon nehmlich, außer der ich nun ſchlechterdings keine haben mag, iſt eine geborne Pfälzerin, die von ihrem Vermögen, (von dem, das ſie leider gehabt, und von dem, das ſie noch hat) ein Beträchtliches hätte decimiren müſſen, wenn ſie nicht wieder in ihr Vaterland hätte zurückkommen wollen. Dieſe Decimation fällt nun hoffentlich weg, und ſobald ich die Verſicherung davon habe, iſt alles auf einmal richtig.

Du wirſt alſo kaum Zeit haben, weder Deinen noch einen fremden Pegaſus zu ſatteln, deſſen beſte Sprünge mir bey dergleichen Gelegenheit ohnedies höchſt zuwider ſind. Erſpare mir immer, was ich Dir auch erſparen will. Genug, daß einer von dem andern verſichert iſt, wie ſehr es ihn demungeachtet freuet, den Andern glücklich zu wiſſen. Sogar Deinen Beſuch muß ich mir fürs erſte verbitten. Denn im December reiſe ich ſchon nach Manheim, wohin ich mich anheiſchig machen müſſen, alle Jahre einmal zu kommen. Wenn alſo auch ſchon meine Verheirathung vorher geſchehen ſollte, (was doch noch ſehr ungewiß iſt) ſo würde ich doch noch gar nicht auf Deinen Empfang eingerichtet ſeyn können.

Es iſt mir herzlich lieb, daß endlich meine Turiniſche Kiſte angekommen iſt. Laß mir ſie ja ſo bald als möglich ſchicken, zugleich aber mir auch die Transportkoſten melden, die ich Herrn Voß ſofort erſtatten will. Es geht mir ſehr nahe, daß ich höre, daß er ſich noch nicht wieder vollkommen beſſer befindet.

Mein Compliment an Herrn D. Herz. Nur noch ein Paar Wochen ſoll er mit mir Geduld haben, und alsdann ſoll mir gewiß nichts angelegener ſeyn, als ſeine Correſpondenz.

Sobald Eberhards Schrift gedruckt iſt, ſo ſchicke mir ſie ja.

Gotthold.

An Madame König.

Braunſchweig, d. 17. Sept. 1776.

Meine Liebe!

Ein unvermutheter Beſuch von G . . . aus H. hat mich um drey volle Tage gebracht, in welchen ich doch auch gar nichts in unſerer Sache thun können. Daß mir der Mann doch immer ſo ungelegen kommen muß! Sie erinnern ſich, als Sie mit Ihrem Herrn Bruder in Braunſchweig waren, kam er mir eben ſo unerwartet über den Hals. Damals hatte er einen Maler mit, und dieſesmal hatte er gar ſeine Nichte bey ſich.

Es iſt mir alſo unmöglich, die Briefe an Ihren Onkel und Ihre Brüder, die ſchon ſo gut als fertig ſind, noch heute beyzuſchlieſſen; und ich antworte Ihnen bloß, um durch die Ueberſchlagung des Poſttages Sie nicht noch etwas ſchlimmeres argwohnen zu laſſen. Denn wohl und geſund befinde ich mich, welches ich auch von Ihnen und den Ihrigen hoffe.

Daß Ihnen die Entſcheidung der Manheimer Sache ſo am liebſten geweſen, hat mich ſehr gefreut. Es iſt auch wohl gewiß, daß ich ſo am beſten fahre, und daß man es hier im Ernſte meinet, mich gerne zu behalten, werden Sie aus beyliegender Antwort des Herzogs ſehen; nehmlich aus dem Zuſatze ſeiner ihm dermaleins noch zu beſtimmenden Geſchäfte: welchen Zuſatz aller Wahrſcheinlichkeit nach der E. Pr. mit veranlaßt hat, um mir zu verſtehen zu geben, mich jene Connexion nicht zu weit verbinden zu laſſen. Dem allen nach, denke ich, ſind meine Ausſichten ſo, daß ich ruhig ſeyn kann, wenn ich noch ein paar Jahre lebe. Ohne das würde ich Sie, meine Liebe, jetzt freylich in Unruhe und Koſten ſetzen, die Sie einmal bereuen müßten. Dieſerwegen bin ich auch wahrlich jetzt um ein bischen längeres Leben ſo bekümmert, als ich es noch nie geweſen. Doch etwas muß man bey allen Unternehmungen in der Welt wagen.

Was ich von Theodoren aus Ihrem und ſeinem Briefe erſehe, iſt mir herzlich lieb, und darin bin ich auch völlig Ihrer Meinung, daß es ſehr nöthig iſt, ihn unter der Aufſicht des Wundarztes noch einige Monate zu laſſen, um gewiß zu ſeyn, daß ſeine Heilung von Dauer iſt. Unſere Reiſe nach Manheim, von der ich Ihnen in meinem Vorletzten geſchrieben, würde ſich ſodann auch hierein gut paſſen. Aber womit beſchäftiget er ſich indeß? Und womit hat er ſich bisher beſchäftiget? Wenn er noch geſonnen iſt, das Militaire zu ergreifen, ſo rathen Sie ihm doch, Mathematik und Zeichnung zu ſtudieren, wozu er in Landau vielleicht Gelegenheit haben dürfte. In Wolfenbüttel ſoll es ihm ſodann an Gelegenheit nicht fehlen, ſich noch feſter darinnen zu ſetzen, und ein Bürgerlicher kann mit ſolchen Kenntniſſen im Kriegsſtande noch immer am ſicherſten ſein Glück machen.

Auch iſt Ihr Einfall, meine Liebe, mit dem Wiener-Wagen recht gut. Nur die Reiſe anhero könnten Sie darin doch nicht thun? Wenn ich indeß ohne eigenen Wagen bis auf den Zollenſpicker käme, ſo könnten wir zwey in dem Wiener-Wagen zurück reiſen, und Ihre Kinder mit dem Mädchen müßten in einem andern folgen, welchen andern ich Ihnen auch nur bis Zelle zu verdingen rathen wollte, weil ich es ſo einrichten könnte, daß man uns grade von Zelle aus nach Wolfenbüttel abholte, um Braunſchweig auf dieſer Tour zu vermeiden. Doch hierüber wiſſen Sie vielleicht beſſere Einrichtungen, die Sie mir nur aber bald melden müſſen.

Nächſtens mehr! Ich umarme Sie tauſendmal und bin

auf immer der Ihrige
L.

An Madame König.

Wolfenbüttel, d. 20. Sept. 1776.

Meine Liebe!

Hier kommen endlich zwey von den verſprochenen Briefen. Daß ſie nicht alle viere kommen, iſt die Urſache, daß ich leider den Zettel verworfen habe, worauf ihre Addreſſe ſteht. Wenn ich ihn nicht wieder finde, ſo ſchreibe ich Ihnen entweder die Briefe das nächſtemal ohne Aufſchrift, oder Sie ſind wohl ſo gut und ſchreiben mir die Addreſſe noch einmal.

Es iſt mir lieb, wenn Sie verſichert ſeyn können, daß Madame Sch. unſere Annahme ihres Anerbietens im Ernſte angenehm iſt. Aber ich verlaſſe mich nun auch völlig darauf, daß ſie keine Umſtände machen, und ſchlechterdings keine Gäſte und Zeugen dazu bitten wird, außer ihren dortigen Anverwandten und Herrn König. Nach geſchehener Verbindung müſſen wir uns ſo kurz als möglich aufhalten: oder, wenn Sie, meine Liebe, noch ein paar Tage dort bleiben können und wollen, ſo gehe ich allein wieder voraus, und komme Ihnen bis Zelle wiederum entgegen, welches beynahe das Beſte ſeyn würde, weil es ſonſt mit unſerm hieſigen Empfange ein wenig confus hergehen möchte. Ueberhaupt iſt es nun hohe Zeit, uns über die Reiſe zu vergleichen. Ich weiß nicht einmal wo der Port liegt, und ob ich über den Zollenſpieker muß oder nicht.

Ihre Sachen ſind geſtern trocken und wohlbehalten angekommen, und ſtehen in guter und ſicherer Verwahrung.

Sie ſind mir, meine Liebe, immer noch auf meinen zweyten letzten Brief Antwort ſchuldig; und ich weiß alſo jetzt nichts mehr hinzuzuſetzen — (auch ſind mir die Finger ganz verklommen, ſo kalt iſt es ſchon auf meinem Zimmer:) als daß ich Sie tauſendmal in Gedanken umarme, und die Zeit nicht erwarten kann, da ich Ihnen gar nicht mehr zu ſchreiben brauche.

Ganz der Ihrige
L.

An Madame König.

Wolfenbüttel, d. 23. Sept. 1776.

Nun wohl, meine Liebe, ſo will ich denn den 6ten gewiß bey Ihnen ſeyn, und auch alle das Uebrige ſollen Sie einrichten, wie Sie wollen. Aber wahrlich wegen unſerer Anherkunft hat mich Ihr letzter Brief ein wenig in Verlegenheit geſetzt. Ich habe würklich geglaubt, daß Sie ſehr leicht einen Kutſcher in Hamburg fänden, der Sie wenigſtens bis Zelle brächte, wohin dieſen Leuten die Wege ja wohl bekannt ſeyn müſſen. Freylich will ich hier wohl einen vierſitzigen Wagen, entweder zu kaufen oder geliehen bekommen; allein einen vierſitzigen Wagen, wenn ich auch nur alleine bin, läßt kein Poſtmeiſter unter vier Pferden fahren. Hierher aber würden wir wohl ſechſe nehmen müſſen.

wenn wir alle in einem Wagen fahren wollten. Wenigſtens müßten Sie alsdenn doch noch Ihren Wiener Wagen mitbringen, in welchem wir allein führen, oder ich wieder allein vorausginge. Denn ich rechne darauf, daß Sie Ihr Mädchen mitbringen, (und rathe es Ihnen recht ſehr, wenn Sie ſich etwa anders beſinnen wollten,) und ſo wären wir 6 Perſonen, die unmöglich alle in einem Wagen Raum haben. Haben Sie ja die Güte mir hierauf mit erſter Poſt ganz poſitiv zu antworten, weil ich nicht gerne in Ungewißheit abreiſen möchte. — Könnten Sie in Hamburg Ihren Wiener Wagen gegen einen leichten vierſitzigen gut vertauſchen, ſo würde das vielleicht auch nicht übel ſeyn, und ich dürfte ſo nach bloß in einer Halbchaiſe zu Ihnen kommen.

Auch verlaſſe ich mich darauf, daß Sie Anfangs nicht ungeduldig werden wollen, und ich unſerer Abrede nach, keine fremde Geſellſchaft auf dem Vorſ finde. Denn ich muß Ihnen bekennen, daß ich mir auch nicht einmal einen neuen Rock machen laſſe. Ich komme gerade, wie Sie mich in Hamburg geſehen haben.

Uebermorgen erſt habe ich mir vorgenommen, an den Herzog wegen der Erlaubniß zu ſchreiben, die ich zuverläſſig den andern Tag darauf zu erhalten hoffe. Sobald ich ſie habe, will ich ſie Ihnen ſchicken, und Sie können davon Gebrauch machen, wie Sie wollen.

Der Brief Ihres Herrn Bruders hat auch mich recht ſehr gefreuet, und es iſt mir lieb, daß er gleichfalls mit meiner Wahl zufrieden iſt. Ich ſchließe ihn hier wieder mit bey. Meinen Brief an ihn und den Onkel werden Sie nun wohl erhalten haben. Ich umarme Sie tauſendmal und bin auf immer

der Ihrige
L.

An Malchen meinen beſten Gruß, das verſteht ſich, wenn ich ſie auch nicht nenne.

An Madame König.

Braunſchweig, d. 26. Sept. 1776.

Meine Liebe!

Ich ſehe aus Ihrem letzten, daß wir wegen unſerer Anherreiſe ziemlich zuſammen kommen. Freylich wird es das Beſte ſeyn, wenn Sie dorten eine gute nicht allzu ſchwere vierſitzige Kutſche kaufen, die uns auf unſern Reiſen nach Manheim dienen kann. Ob Sie aber ſo noch auch den Wienerwagen behalten wollen, ſtehet bey Ihnen. Wenn Sie ihn nicht behalten wollen: ſo muß ich eine zweyſitzige Chaiſe mit bringen. Behalten Sie ihn aber, ſo komme ich ohne eignen Wagen, und wir fahren darin zuſammen anher. Das alſo ſeyn Sie nur ſo gut, in Ihrem Nächſten zu beſtimmen. Bis nach Zelle werde ich wohl von Wolfenbüttel aus, uns Pferde müſſen laſſen entgegen kommen, weil ſie von Zelle aus die Poſtſtation in Braunſchweig ſchwerlich werden überfahren dürfen.

Geſtern habe ich einen Brief von dem Baron von Hompeſch aus Manheim erhalten, worin er mich ſehr bittet, ſobald als möglich zu kommen. Ich möchte aber aus hundert Urſachen nicht gerne eher als im Januar.

Ihren Auftrag an den Hofrath Spies, will ich, wo mir möglich, heute noch beſorgen. Jetzo muß ich nur eilen dieſen Brief zu ſchließen, weil ich ſonſt in Gefahr bin die Poſt zu verſäumen.

Ich umarme Sie, und bin auf immer

ganz der Ihrige
L.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 26. Septbr. 1776.

Mein lieber Bruder,

Ich hoffe, daß Du meinen letzten Brief wirſt erhalten haben, und ich ſehe Deiner Antwort, nebſt der Turiner Kiſte, mit Verlangen entgegen.

Jetzt muß ich in einer Theaterſache an Dich ſchreiben, deren ich mich durch die jüngſt in Manheim erhaltene Connexion nicht wohl entziehen können. Man hat dort nun ein ſchönes neues Theater; aber noch keine Acteurs. Man ſucht beſonders einen Vater, eine Mutter, einen Liebhaber, eine Liebhaberin, einen Bedienten und ein Mädchen. Du biſt unter dieſen Leuten ja ſo bekannt: weißt Du gute Perſonen dazu? wenn ſie auch ſchon die allerbeſten nicht ſind, wenn ſie ſich nur ein wenig über das Mittelmäßige erheben. Ich will nicht, daß Du Döbbelinen ſeine Leute abſpänſtig machen ſollſt; aber es ſind doch immer bey einer Truppe welche, die nicht gern bleiben wollen. Sie müßten indeß zu Anfange des künftigen Septembers in Manheim ſeyn können. Antworte mir mit erſter rückgehender Poſt.

Gotthold.

An den Churfürſtl. Sächſ. Bibliothekar Daßdorf in Dresden.*)

Liebſter Freund.

Nach aller der zuvorkommenden Freundſchaft, mit der Sie mich in Dresden beehrt haben, hätte ich Ihnen wohl eher einmal ſchreiben, und Sie meiner herzlichen Ergebenheit verſichern ſollen.

Ich hätte dazu auch noch eine andere Urſache gehabt. Ich hätte Ihnen nehmlich vorlängſt melden können, daß ich endlich Winkelmanns ganze Correſpondenz mit dem Hrn. von Stoſch in Händen habe. Dieſer hat mir ſie ſelbſt, ſo wie ſie iſt, mit dem Bedinge anvertraut, daß man nur das daraus bekannt mache, was die Welt wirklich intereſſiren könnte, mit Hinweglaſſung alles individuellen, und aller der kleinen Nachrichten, wovon in ſeinen Werken das Ausführlichere und Richtigere vorkömmt. Dieſen Auszug zu machen, habe ich noch nicht Zeit gehabt. Es wird mir aber ſicherlich eine zu angenehme Arbeit ſeyn, als daß ich nicht die erſten ruhigen Tage dazu beſtimmen ſollte. Und daß alles ſodann ganz zu Ihren Dienſten iſt, das verſteht ſich. Vorläuffig kann ich Ihnen ſchon ſagen, daß verſchiedenes darinn vorkommen wird, was Riedel gar nicht, oder doch ſehr unrichtig gewußt hat. Was ſagen Sie überhaupt zu dieſer Vorrede?

Ohne Zweifel werden Sie, nach dem, was Sie in Händen haben, noch weit mehr darinn zu berichtigen gefunden haben. Mein Vorſatz, wegen der Ausgabe der ſämmtlichen Winkelmannſchen Werke, iſt noch immer feſt. Haben Sie die Güte, dem Hrn. Walther das zu verſichern. Ich habe alles erhalten, was er mir dazu geſchickt hat, und werde ihm nächſtens ſelbſt ſchreiben.

Beyliegenden Brief nach Rom, liebſter Freund, haben Sie die Güte dem Hrn. Bach einzuhändigen, der auf dem Wege dahin iſt, und nächſtens durch Dresden kommen wird. Er wünſcht nichts eifriger, als einmal bey der Akademie zu Dresden einen Platz zu finden. Wie ſehr er ihn ſchon itzt verdient, und ſicherlich bald noch mehr verdienen wird, brauch ich Ihnen nicht zu ſagen. Aber es würde ganz gewiß ſeinen Eifer verdoppeln, wenn man ihn itzt ſchon im Voraus einige Hoffnung dazu machen könnte; wozu Sie, wie er glaubt, vielleicht nicht wenig beyzutragen im Stande ſeyn dürften. Wenn Sie es ſind, weiß ich, werden Sie es gewiß thun, und Sachſen einen Mann zu verſichern ſuchen, der gewiß einen eben ſo großen und originellen Mahler verſpricht, als ſeine Vorfahren Tonkünſtler geweſen ſind. —

---

*) Im Beſitz des Herrn Hofraths Falkenſtein in Dresden.

Hat mein Bruder noch dann und wann die Ehre, Sie in Dresden zu ſehen? Ich wünſche es, und um ihre beyder Bekanntſchaft, wenn ſie ſchon wieder erloſchen ſeyn ſollte, einigermaſſen zu erneuen, nehme ich mir gleichſam die Freyheit, einen Brief an ihn beyzulegen.

Ich bin mit vollkommner Hochachtung

Dero

Wolfenbüttel
den 26 Sept. 76.

ganz ergebenſter Fr. u. D.
Leſſing.

P. S. Ich will nicht hoffen, daß Herr Bach ſchon wieder aus Dresden fort ſeyn ſollte. Aber doch auf dieſen Fall, habe ich den Brief nach Rom in einen Brief an ihn ſelbſt eingeſchloſſen, den ich ihm nachzuſenden bitte.

An Madame König.

Wolfenbüttel, d. 30. Sept. 1776.

Meine Liebe!

Wenn ich Ihnen heute nicht zum letztenmal überhaupt ſchreibe, ſo wird es doch wahrſcheinlich ſo zum letztenmale ſeyn, daß ich keine Antwort mehr von Ihnen darauf erhalten kann. Und gleichwohl bin ich doch noch über ſo viele Punkte ungewiß! Doch ich werde ja wohl noch heute oder Morgen Briefe von Ihnen erhalten, und was ich wiſſen will und muß, endlich daraus erfahren.

Vor allen Dingen nun — hier iſt die Herzogliche Erlaubniß! Machen Sie damit was Sie wollen, oder laſſen Sie Herr Sch. damit machen was er will. Weitere Atteſtate von dem hieſigen Conſiſtorio wird der Prediger in York hoffentlich nicht verlangen.

Die beyden Briefe an Ihre Herren Brüder folgen nunmehro desgleichen. Es iſt ein wenig ſeltſam, daß ſie über Hamburg gehen ſollen: aber ich ſetze voraus, daß Sie ſelbſt ein Wort darzu ſchreiben.

Da ich einmal Briefe mit beyſchließe, ſo will ich gleich noch ein paar beylegen. Den Brief des Herrn von Hompeſch, und des Spaſſes wegen, einen Brief vom Herrn von K.

Geſtern iſt der zweyte Transport von Ihren Sachen wohl behalten angekommen. Wenn dieſe beyde Kiſten nichts als Bücher enthalten, ſo hätte ich Ihnen eine ſo große Bibliothek nicht zugetraut; und es wäre wohl eben ſo gut geweſen, wenn Sie ſie in Hamburg in die Auktion gegeben hätten. Denn Bücher ſollen Sie hier genug finden. Ob der dritte Transport noch während meines Hierſeyns anlangen wird, iſt die Frage. Aber der Kaufmann, an den er hier in Wolfenbüttel addreſſirt wird, ſoll ihn ſchon indeß in gute Verwahrung nehmen. Die Abſendung alles Uebrigen thun Sie allerdings beſſer, noch zu verſparen. Ueberhaupt wundert ſich der hieſige Kaufmann, daß Sie die Sachen nicht zu Waſſer über Lüneburg gehen laſſen, welches nicht halb ſoviel würde gekoſtet haben. Doch Sie haben ohne Zweifel hierzu Ihre Urſachen gehabt. Daß indeß auch alles gut verwahret bleiben ſoll, dafür ſeyn Sie ganz unbeſorgt. —

Wegen meiner Abreiſe endlich werde ich kaum etwas ändern können. Mein Vorſatz iſt Sonnabends den 5ten Oktober erſt von hier abzugehen, da ich den 6ten bey guter Zeit in Buxtehude zu ſeyn gedächte. Wenn ich nun aber auch den vierten Abends abreiſen wollte, ſo könnte ich doch ſchwerlich eher als in der Nacht vor dem ſechſten anlangen, und ich hätte mir zwey ſchlafloſe Nächte gemacht, die ich mir jetzt eben nicht bieten möchte, weil ich mich ſo ganz vollkommen wohl nicht befinde. Mein Gedanke wäre, es bliebe dabey, daß ich erſt den ſechſten Abends käme, und gleich den andern Tag, den ſiebenten, lieſſen wir uns in aller Geſchwindigkeit trauen, ſollte es auch im Hauſe des Predigers ſeyn, ohne alle die Gäſte abzuwarten, die Herr Sch. gebeten. Aber dieſes müßte ſo lange unter uns bleiben, damit es das völlige Anſehn eines Impromptu hätte.

Bekomme ich heute noch von Ihnen einen Brief, ſo ſchreibe ich Ihnen auch gewiß noch Morgen. Wenigſtens ſchreibe ich zuverläſſig noch vor meiner Abreiſe, beſonders wenn es mir möglich ſeyn ſollte, ſie 24 Stunden eher anzuſtellen. Daß ich es ſehr gerne thäte, weil es Ihnen und Herrn Sch. ſo angenehmer ſeyn würde, das verſteht ſich. Nach dem erſten Entwurfe, daß wir den 8ten erſt getrauet würden, hätte ich geglaubt, daß wir längſtens den 10ten abreiſen könnten, da ich denn den 13ten Pferde von Wolfenbüttel aus, auf die letzte Station beſtellte, die uns bey Braunſchweig vorbey und gerades Weges anhero brächten. Wenn ich daher doch noch auch auf dieſen Brief Antwort von Ihnen haben könnte!

Melden Sie mir aber ja auch darin, wie es mit Ihrer Geſundheit ſtehet. Ihr letzter Brief macht mir viel Beſorgniß! doch vielleicht waren das auch nur überhingehende Wallungen. Ich umarme Sie und bin ewig

der Ihrige
L.

Meine liebe Schweſter,

Dein Brief hat mich in die äußerſte Unruhe geſetzt. Gebe doch Gott, daß dieſer Brief unſre liebe Mutter nicht nur noch am Leben, ſondern auch, ſo viel als bey ihren Umſtänden möglich, wiederhergeſtellt finden möge! Daß ich nicht längſt geſchrieben, daran iſt nicht allein meine Verheyrathung ſchuld, ſondern auch eine gleich darauf erfolgte Unbäßlichkeit. Die liebe Mutter wird es mir verzeihen, wenn ich ihre ausdrückliche Einwilligung zu meiner Verheyrathung nicht vorher eingeholt habe. Sie würde mir ſie doch nicht verweigert haben, und nach dem, was ich an Theophilus davon geſchrieben, hielt ich mich ihrer Vergebung einer verſäumten Formalität verſichert. Ihr Segen, den Du mir überſchrieben, hoffe ich ſoll begleiben. Denn meine Frau iſt in allen Stücken ſo, wie ich mir ſie längſt gewünſcht habe. Eben ſo herzlich gut und rechtſchaffen, als wir nur immer unſere Mutter gegen unſern Vater gekannt haben. Sie empfiehlt ſich ihr und Dir vielfältig, und es iſt eine von unſern angenehmſten Hoffnungen, Euch künftigen Sommer zu beſuchen. Ein andermal mehr von ihr. — Itzt eile ich nur, Dir in der Geſchwindigkeit ſo viel zu ſchicken, als ich gleich bey der Hand habe. Ich reiſe nächſter Tage nach Mannheim, wo ich einige Wochen bleibe. Sobald ich wiederkomme, und meine Penſion daſelbſt erhoben habe, ſchicke ich gewiß ein mehreres.

Küſſe unſre liebe Mutter für mich tauſendmal, und ermangele ja nicht, mir bald von ihr wieder Nachricht zu geben. Ich bin

Dein

Wolfenbüttel, den 27 Novb.
1776.

treuer Bruder
Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 1. Dec. 1776.

Mein lieber Bruder,

Erſt vorgeſtern habe ich die Kiſte mit Büchern erhalten, auf die ich ſo lange und ſo ſehnlich gewartet. Ich ſehe freylich, daß weder Du noch Herr Voß an dieſer Verzögerung Schuld hat, weil der Frachtbrief bereits zu Anfange des vorigen Monaths datirt iſt. Indeß iſt ſie doch zum Theil die Urſache, warum ich Dir nicht längſt geantwortet. Zum Theil, ſage ich; denn ich habe noch zwei andre ſehr wichtige Verhinderungen gehabt: ich habe mich verheirathet, und bin krank geweſen.

Von meiner Krankheit brauche ich Dir nicht viel zu ſagen; denn ſie iſt vorbey, und ich bin wieder ſo geſund, als ich ſeyn kann.

Aber von meiner Verheirathung hätte ich Dir recht viel zu ſagen, und ſollte auch wohl. Meine Frau kennſt Du, ob Du gleich ihrer Dich wohl ſchwerlich erinnern wirſt, weil ſie Dich nur ein einzigesmal geſehen, und ſie mir es noch oft verwirft, daß ich Dich damals nicht in ihr Haus gebracht. Wenn ich Dich verſichere, daß ich ſie immer für die einzige Frau in der Welt gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute: ſo wirſt Du wohl glauben, daß ſie alles hat, was ich an einer Frau ſuche. Wenn ich alſo nicht glücklich mit ihr bin, ſo würde ich gewiß mit jeder andern noch unglücklicher geworden ſeyn. Kurz, komm auf den Sommer zu uns, und ſieh. Sie läßt ſich indeß Dir vielmals empfehlen, und wünſcht, daß Du Deinem Bruder, mit eben ſo vieler Zärtlichkeit auf beyden Seiten, bald nachfolgen mögeſt.

Und nun von Deinem Herrn Chriſt. Ich wünſchte wohl, daß Du mir etwas Anders und etwas Beſſers hätteſt vorſchlagen können. Beſonders wären mir ein Alter und ein Mädchen, die aber beyde gut ſeyn müßten, ſehr angenehm geweſen. Denn die Rollen von Chriſt ſind gewiſſermaßen ſchon beſetzt, und ſeine Kinder kommen in gar keine Betrachtung, da man in Manheim Kinder genug hat, die man dem Theater beſtimmt. Indeß will ich doch auch noch nicht Nein zu ſeinem Antrage ſagen. In einigen Wochen reiſe ich ſelbſt nach Manheim, und will Dir von da aus das Nähere antworten. Erkundige Dich doch indeß, wer die Mad. Frank in Prag iſt. Sollte es etwa die ehemalige Mad. Tilli ſeyn! — Wegen Deines jüdiſchen Candidaten des Theaters, will ich Dir gleichfalls aus Manheim ſchreiben, ob allda für ihn etwas zu thun iſt.

Nächſtens ganz gewiß ein Mehreres. Lebe recht wohl. Herr M. Herz bekömmt nächſtens gewiß einen großen Brief von mir.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 9. Dec. 1776.

Mein lieber Bruder,

Ich hatte in meinem vorigen vergeſſen, Dir wieder eine kleine Commiſſion zu geben, dergleichen ich Dir ſchon einmal gegeben, und weswegen ich, wie ich nicht vergeſſen, ſogar noch in Deiner Schuld bin. Ich werde ſie gewiß auch abtragen, ſobald ich wieder von Manheim komme. Jetzt ſey ſo gut und ſchicke mir für einliegenden Louisd'or vier Frauenzimmerfedern von der Art der letzt überſandten, nehmlich ſo groß ſie zu haben, und zwar 1) eine Lilla, 2) eine Couleur de Roſe, ganz blaß, 3) eine blaßgelbe, und 4) eine weiße. Sey ſo gut, wieder ein kleines Käſtchen dazu zu nehmen, und ſende ſie nur mit der erſten Poſt unfrankirt an mich ab. Ich ſage mit der erſten Poſt, weil ich ſie gern noch zu Weyhnachten haben möchte. Sie ſind, wie Du leicht denken kannſt, für meine Frau und Tochter, die Dich auch, beyde recht ſchön grüßen laſſen.

Lebe wohl, mein lieber Bruder, und ſchreib mir doch zugleich, was Du von Hauſe hörſt. Weil mir die Schweſter geſchrieben, daß die Mutter ſehr krank iſt, ſo habe ich ihr unverzüglich wieder etwas geſchickt, daß ſie alſo keinen Mangel haben kann; und ſobald ich von Manheim wieder zurück bin, ſoll mehr erfolgen.

Gotthold.

Wolfenbüttel den 17 December 1776.

Mein lieber Herr Großmann,*)

Ich habe geſtern einen Brief von unſerm Seyler aus Dresden erhalten, aus welchem ich erſehen, in welcher Abſicht Sie ſich gegenwärtig in Frankfurth befinden. Ich ſchmeichle mir auch, daß ich ihm in ſeinen Abſichten auf Mannheim wirklich werde nützlich ſeyn können, (ob es ſchon freylich nicht mehr ſo völlig res integra iſt) und ſchicke Ihnen daher unter vorgeſchriebener Adreſſe beygehende zwey Briefe. Einen an den erſten Finanz-Miniſter Baron von Hompeſch, auf welchen die ganze Sache ankömmt; und den andern an den Buchhändler Hrn. Schwan, welches ein ſehr rechtſchaffener Mann iſt, der Ihnen alle ſonſt nöthige Auskünfte mit Vergnügen ertheilen wird. Wenn mir Hr. Seyler von ſeinen Anträgen etwas Näheres hätte wollen wiſſen laſſen: ſo könnte ich Ihnen ſchon mit Wahrſcheinlichkeit vorausſagen, ob und wie ſie angenommen werden könnten. Der Ausgang indeß ſey, wie er wolle: ſo können Sie doch gewiß verſichert ſeyn, daß für einen erwünſchten alles beytragen werde, was in meinem Vermögen ſteht, als wornach der Brief an den Miniſter auch völlig eingerichtet iſt.

---

*) Aus der Sammlung des Herrn Archivraths Keſtner in Hannover dem Herausgeber gefälligſt mitgetheilt.

Ich komme ſelbſt in Kurzem nach Mannheim. Da ich aber doch ſchwerlich vor den letzten Tagen dieſes Jahres werde abreiſen können, ſo kann ich gar wohl noch eine kleine vorläuffige Antwort von Ihnen erwarten, wie Sie von dem Miniſter aufgenommen werden.

Ich bin mit aller Hochachtung

Ihr

ganz ergebenſter Diener
Leſſing.

P. S. Auch bitte ich mir noch den richtigen Empfang dieſer Briefe aus Frankfurth zu melden.

An Johann Theophilus Leſſing.[*]

Mein lieber Bruder,

Deinen Brief vom 26 Novembr. habe ich zwar zu ſeiner Zeit erhalten; aber den vorhergehenden, welchen Du Hr. Daßdorfen zum Beyſchließen gegeben, ſoll ich noch bekommen. Denn Hr. Daßdorf hat mir noch nicht geantwortet, oder ſeine Antwort iſt verloren gegangen. Ich habe an Hrn. Lippert, durch deſſen Beyſchluß Du dieſen Brief erhältſt, geſchrieben, um zu hören, welches von beyden wahr iſt. Denn es iſt mir wirklich an der Antwort gelegen, und was Du mir in Deinem Briefe von fehlgeſchlagenen Hoffnungen meldeſt, möchte ich auch gern wiſſen, ohne Dir die Mühe zu machen, verdrüßliche Dinge zweymal zu ſchreiben.

Daß unſre gute Mutter noch nicht völlig wieder hergeſtellt iſt, hat mir die Schweſter geſchrieben. Ich habe in der Geſchwindigkeit ſo viel gethan, als mir möglich war. Ich hoffe aber es nächſtens verbeſſern zu können. Denn ich reiſe in einigen Tagen nach Mannheim, wo ich meine erſte Penſion zu heben hoffe; ich dürfte aber doch wohl einen Monat und drüber ausbleiben. Sieh nur zu, daß ſo lange Rath geſchafft wird, damit ſie ja an nichts Mangel leidet; und ich will gewiß ſodann mit meiner Unterſtützung nicht ſäumen. Meine Heyrath (die, wie Du von der Schweſter wohl wirſt gehört haben, nun vollzogen iſt,) hat mir allzuviel gekoſtet, und meine Einrichtung koſtet mir noch faſt mehr, als ich aufbringen kann. Aber genug.

---

[*] Nach einer von dem Eigenthümer des Originals, Herrn Hofrath Dr. Falkenſtein in Dresden, dem Herausgeber zugeſandten Abſchrift. Früher ſchon von H. Gräve mitgetheilt im neuen Lauſitziſchen Magazin, 1834, S. 232.

daß ich in der Folge ordentlicher und vernünftiger zu leben, und auch was übrig zu haben, rechnen kann, welches ich wohl nimmermehr würde gehabt haben, wenn ich ſo fortgelebt hätte.

Daß der 4. Theil der griechiſchen Redner gefehlt hat, wundert mich. Wenn Du ihn noch nicht haſt, ſo melde mir es, und ich will Dir ihn von Mad. Reiske aus Leipzig ſchicken laſſen.

Nun lebe recht wohl, lieber Bruder, und ſchaffe mir entweder den verletzten Brief, oder melde mir bald nochmals, was ich gern daraus wiſſen möchte. Es thut mir leid, wenn man Dir nicht Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Aber habe nur noch eine kleine Geduld, und das Beſſere wird endlich doch kommen. Ich und meine Frau wiederhohlen unſere Einladung auf künftigen Sommer und ſie empfiehlt ſich Dir recht herzlich.

Wolfenbüttel
d. 4 Jan. 1777.

Dein treuer Bruder
Gotthold.

à Monsieur
Monsieur Lessing
Conrecteur de l'ecole de et
à Pirna.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 8. Jan. 1777.

Mein lieber Bruder,

Du biſt in den kleinſten Commiſſionen, die ich Dir auftrage, ſo geſchwind und pünktlich, daß ich mich meiner Nachläſſigkeit gegen Dich in allem Ernſte ſchäme. Ich könnte Dir wohl ſagen, daß ich Dich in dem erſten Genuſſe Deiner lieben jungen Frau mit Glückwünſchen, die ſich auch unabgelegt verſtehen, nicht unterbrechen wollen. Aber das ſähe einem Complimente eben ſo ähnlich als einer Lüge. Alſo lieber nur gerade heraus geſtanden, daß ich Dir von einem Poſttage zum andern ſchreiben wollen, weil ich aber das Briefſchreiben immer bis auf den letzten Augenblick verſpare, beſtändig auf die unvermeidlichſte Art daran verhindert worden.

Ich weiß, ſo vergiebſt Du mir meine alten Nücken noch am erſten. Denn bey dem allen biſt Du doch auch überzeugt, daß ich Dir in Gedanken tauſend Glück zu Deiner Veränderung gewünſcht, und den Tag Deiner Hochzeit gewiß mit meiner Familie würde gefeyert haben, wenn Du mich ihn hätteſt wollen wiſſen laſſen. Empfiehl mich Deiner lieben Frau auf das herzlichſte, und ſage ihr, ſie ſolle ja nicht vergeſſen, warum ich ſie bey meinem Abſchiede gebeten habe. Ich will hoffen, daß Du ihr die Sache nicht ſauer machen wirſt. Es iſt nichts Geringeres, als Dich zu einem guten ordentlichen Hausvater zu machen, welches Leute, wie wir, doch nicht eher werden, als bis wir es jemanden zu gefallen werden.

Deine Kindermörderin habe ich mit Vergnügen geleſen, und es iſt unſtreitig, daß ſie nur ſo auf das Theater gebracht werden kann. Wenn nur die erſten Acte nicht dabey gelitten und ein wenig leer geworden wären! Ich dächte, Du hätteſt früher anfangen und im erſten Acte uns den Hausſtand des ehrlichen Metzgers, nebſt dem gutherzigen Betragen ſeiner ganzen Familie gegen den Lieutenant zeigen ſollen, ſo daß das Verbrechen erſt zwiſchen dem erſten und zweyten Acte vorgegangen wäre. ꝛc. — —

Uebrigens ſind viele gute Sachen in der Vorrede geſagt, die doch auch von Dir iſt? Lenz iſt immer noch ein ganz andrer Kopf, als Klinger, deſſen letztes Stück ich unmöglich habe ausleſen können.

Künftige Woche reiſe ich nach Manheim, und ich wollte wohl wünſchen, daß ich ſchon wieder hier wäre. Denn mich ſchaudert, wenn ich nur daran denke, daß ich mich wieder werde mit dem Theater bemengen müſſen.

Das vierte Stück von meinen Beyträgen iſt eben fertig geworden, welches Du durch Einſchluß an Herrn Voß erhalten ſollſt. Es iſt ganz theologiſch, und ich bin begierig zu vernehmen, ob die Orthodoxen mit meiner oder des Ungenannten Arbeit zufriedner ſeyn werden.

Lebe recht wohl. Meine Frau empfiehlt ſich Dir und der Deinigen.

Gotthold.

Meine liebe Schweſter,

Wie ſehr mich die Nachricht in Deinem letzten Briefe gerührt hat, brauche ich Dir nicht zu ſagen. Denn ſo gar ſchlecht bin ich bey Dir nicht angeſchrieben, daß Du von meiner Liebe gegen unſere ſeel. Mutter, nur erſt durch meine Klagen über ihren Tod überzeugt werden müßteſt. Die beſte Art über ſie zu klagen, glaube ich, iſt, Dich nicht zu vergeſſen, die Du ihr die letzten Jahre ihres Lebens ſo erträglich gemacht haſt, indem Du Dich für uns alle Deiner Pflicht aufgeopfert. Nimm indeß gegenwärtige Kleinigkeit, die Du vielleicht zu den Koſten der Leichenbeſtattung noch wirſt nöthig haben, und ſey verſichert, daß bald mehr folgen ſoll.

Was macht Theophilus? Er hat an meine Frau in meiner Abweſenheit geſchrieben, und Hoffnung gemacht, uns dieſe Oſtern zu beſuchen. Er hält doch noch Wort? Wir erwarten ihn alle Tage mit Ungeduld.

Meine Frau grüßt Dich beſtens, und ich bin lebenslang

Dein

Wolfenbüttel,
d. 20 März 1777.

treuer Bruder
Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 20. März 1777.

Liebſter Bruder,

Dein Brief iſt mir einer von den angenehmſten geweſen, die ich nach meiner Rückkunft von Manheim erhalten. — Aber ich fange an, Dir von meiner Rückkunft zu ſagen, ehe ich Dir noch von meinem Aufenthalte daſelbſt geſprochen. Das geſchieht, weil von gewiſſen Dingen ſich gar nicht ſprechen läßt. Sprechen zwar wohl, aber nicht ſchreiben. Man ſchreibt immer zu wenig oder zu viel, wenn man bey ſich ſelbſt noch kein Reſultat gezogen. Im Sprechen aber kann man ſich alle Augenblicke corrigiren, welches im Schreiben nicht angeht. So viel dürfte ich Dir im Vertrauen doch faſt ſagen: daß auch die Manheimer Reiſe noch bis jetzt unter die Erfahrungen gehört, daß das deutſche Theater mir immer fatal iſt; daß ich mich nie mit ihm, es ſey auch noch ſo wenig, bemengen kann, ohne Verdruß und Unkoſten davon zu haben.

Und Du verdenkſt es mir noch, daß ich mich dafür lieber in die Theologie werfe? — Freylich, wenn mir am Ende die Theologie eben ſo lohnt, als das Theater! — Es ſey! Darüber würde ich mich weit weniger beſchweren; weil es im Grunde allerdings wahr iſt, daß es mir bey meinen theologiſchen — wie Du es nennen willſt — Neckereyen oder Stänkereyen, mehr um den geſunden Menſchenverſtand, als um die Theologie zu thun iſt, und ich nur darum die alte orthodoxe (im Grunde tolerante) Theologie, der neuern (im Grunde intoleranten) vorziehe, weil jene mit dem geſunden Menſchenverſtande offenbar ſtreitet, und dieſe ihn lieber beſtechen möchte. Ich vertrage mich mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen deſto beſſer auf meiner Hut ſeyn zu können.

Deine Einwürfe gegen meine Hypotheſe von dem Durchgange der Iſraeliten durch das rothe Meer ſind nicht unbeantwortlich. — Wenn es gleich in der Schrift heißt: „und Pharao und ſein Heer gingen auch herüber;“ was denn? muß dieſes nicht offenbar heißen: Pharao und ſein Heer wollten auch herübergehen. Sie wollten den Iſraeliten nur folgen, ohne zu wiſſen, daß ſie durch einen ausgetrockneten Arm des rothen Meeres gegangen waren. — Deine Vorſtellung, daß Gott das Bett des rothen Meeres in die Höhe gehoben, welches ungefähr auch Lilienthals Vorſtellung iſt, erklärt auch nur, wie das Meer trocken geworden, nicht aber, wie ſo viele Menſchen in ſo kurzer Zeit hinüber kommen können. Und das iſt hier die Hauptſache.

Doch mit was für Kleinigkeiten unterhalte ich Dich jetzt, da ich Dir von dem Tode unſerer guten Mutter ſchreiben ſollte! — Daß auch Du ſie geliebt haſt, wirſt Du nicht beſſer zeigen können, als wenn Du die Schweſter nicht vergißt, die ſich wirklich für uns Alle ihrer Pflicht aufgeopfert hat. Ich habe ihr ſchon geantwortet, und fürs erſte ſo viel beygelegt, als ich in der Eil thun können.

Weißt Du aber auch, daß wir Theophilus hier erwarten? Wenn Du doch nur auch bald einmal die Zeit beſtimmen wollteſt, da Du mich beſuchen kannſt! Empfiehl mich Deiner lieben Frau, und empfanget Beyde den herzlichen Empfehl von meiner. Lebe wohl!

Gotthold.

An den churpfälziſchen Miniſter Freiherrn von Hompeſch.*)

Ich darf Ew. Excellenz meine Antwort auf Dero Letztes vom 7ten April nicht länger ſchuldig bleiben, da ich doch nur vergebens auf eine nähere Auskunft über die Seilerſche Angelegenheit warte, welche vielleicht einiges Licht über meine eigene verbreiten könnte.

Wahrlich bedürfte ich auch eines ſolchen Lichts recht ſehr, um weder gegen Ew. Excellenz ungerecht zu werden, noch mir den Vorwurf zuzuziehen, daß ich mich muthwillig durch Verſpiegelung und Intrigne als ein Kind behandeln läſſe.

Denn nur einem Kinde, dem man ein gethanes Verſprechen nicht gern halten möchte, drehet man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja ſelbſt freywillig von dieſem Verſprechen losſage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind iſt, weiß es das Unrecht nicht auseinander zu ſetzen

---

*) Leſſings Leben 1, S. 377.

Wenn mich denn aber Ew. Excellenz nur für kein ſolches Kind halten: ſo bin ich ſchon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinanderſetzung eines ſo geringfügigen Handels jemanden beſchwerlich zu fallen. Nur eins muß ich mir dabey vorbehalten.

Ich bin nicht ohne Vorwiſſen des Herzogs von Braunſchweig, in deſſen Dienſten ich ſtehe, nach Manheim gereiſet. Ich habe ihm ſagen müſſen, was für Verſprechungen mir von dort aus gemacht werden, die ich anzunehmen kein Bedenken tragen dürfen. — Wenn er nun erfährt, daß aus dieſen Verſprechungen nichts geworden, was ſoll ich ſagen? —

Ihm Schritt für Schritt erzählen, wie die Sache gelaufen? — ihm Schwans, Ewr. Excellenz, und alle anderen gewechſelten Briefe vorlegen — und ihn urtheilen laſſen was er will?

Doch ſo neugierig wird der Herzog ſchwerlich ſeyn; und ich beſorge ganz ein anderes. — Da zur Zeit ſo manches von dem Deutſchen Theater geſchrieben wird; da in Kalendern und Journalen der neuen Einrichtung des Manheimiſchen Theaters, ohne mich dabey zu vergeſſen, bereits gedacht worden: ſo kann es nicht fehlen, daß man der Fortſetzung derſelben nicht ferner gedenken und mich dabey ins Spiel bringen dürfte.

Hier muß ich Ewr. Excellenz meine Schwäche geſtehen. Ich vergebe tauſend geſprochene Worte, ehe ich Ein gedrucktes vergebe. Auf die erſte Sylbe, die ſich jemand über meinen Antheil an dem Manheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es ſich in der Wahrheit verhält, ſage ich dem Publico alles rein heraus.

Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu ſcherzen: daß ich demohngeachtet die Manheimer Bühne nicht ganz ihrem Schickſale überlaſſen und von Zeit zu Zeit beſuchen würde. Ich dränge mich zu nichts; und mich Leuten, die, ungeachtet ſie mich zuerſt geſucht, mir dennoch nicht zum beſten begegnen wollen oder können, — mich ſolchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich ſeyn.

Verzeihen Ew. Excellenz meine Freymüthigkeit. Ich verharre in allem Uebrigen mit der vollkommenſten Verehrung

Ewr. Excellenz
ꝛc. ꝛc.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 23. April 1777.

Mein lieber Bruder,

Ueberreicher dieſes iſt Herr Mag. Spittler, welcher ſich einige Wochen in Wolfenbüttel aufgehalten, um die Bibliothek zu nutzen. Da ich ihn nun als einen eben ſo gelehrten als beſcheidenen Mann habe kennen lernen, ſo trage ich kein Bedenken, ihn, da er nach Berlin reiſen will, wo er ganz und gar keine Bekanntſchaft hat, Dir auf das Beſte zu empfehlen. Er wird Deine Güte nicht mißbrauchen; und wenn Du ihn nur zu einigen unſerer Freunde führſt, und ihm ſonſt die nöthige Anweiſung giebſt, ſich den dortigen Aufenthalt zu Nutze zu machen: ſo haſt Du alles gethan, was er von Dir erwartet. Thue das alſo immer, auch meinetwegen — und nächſtens ein Mehreres.

Gotthold.

Wolfenbüttel, d. 17. May 1777.

Mein lieber Schmid!

Ich habe Ihnen ſchon längſt melden wollen, daß die Epiſtola Pacis H. de Haſſia gar ein rechter Fund iſt. Sie iſt noch nicht gedruckt, und Hardt hat ſie in ſeinem Concilio Conſtant. wollen drucken laſſen. Daß es nicht geſchehen, haben Fabricius und andere ſehr bedauert. Ich ſchreibe ſie alſo über Hals über Kopf ab, um ſie in meinem nächſten Beytrage zu brauchen. Weil die Sache Eile hat, wollte ich Sie nicht damit quälen. Dazu habe ich auch noch eine andere Arbeit für Sie. Denn nun habe ich auch das Volumen majus aufgefunden, welches einem andern Manuſcripte beygebunden war, mit dem es gar nichts zu ſchaffen hat. In dieſem iſt etwas, welches ich auch gern bald abgeſchrieben haben möchte. Denken Sie, daß das Sommerarbeit iſt, ſo ſchreiben Sie mir, oder beſuchen mich dieſe Feyertage mit Herrn Eſchenburg.

Ganz der Ihrige.
Leſſing.

An Nicolai.

Wolfenbüttel, d. 25. May 1777.

Liebſter Freund,

Eine Dame aus Wolfenbüttel, die Frau von Döring, möchte gern den berühmten Verfaſſer des Nothanker von Antlitz zu Antlitz ken nen lernen. Sie reiſet alſo expreß deswegen — ſo wie aller übrigen Wunderdinge wegen, die halter in Berlin ſeyn ſollen, — nach dem großen Berlin, und ich gebe ihr ein Briefchen an Hrn. Nicolai mit, dem ich ohnedies zu antworten habe, und ſo wird ſich das Ding wohl machen laſſen.

Ich danke Ihnen, mein lieber Nicolai, für die übermachte Nachricht aus Paris. Sie iſt gerade ſo, wie ich mir ſie von daher vermuthete; ſo höflich, als kahl. Ich will aber doch wahrlich nicht glauben, daß Sie dadurch verführt, oder auch nur irre gemacht ſind, und daß Sie in Ernſt glauben, daß ich nunmehr nur noch zu erweiſen hätte, daß mein Theophilus vor Johann von Eyck gelebt habe? Es wäre eben, als wenn Sie in Ihrer Beſchreibung von Berlin noch erſt beweiſen müßten, daß die Nicolaikirche wirklich älter ſey, als der jetzige Dom. Können Ihre Leſer nicht die Augen aufſperren!

Von wegen der Nationalſchaubühne hätte Ihnen einfallen ſollen, was Chriſtus von den falſchen Propheten ſagt, die ſich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden: „So alsdann jemand zu euch „ſagt, hier iſt Chriſtus oder da, ſo ſollt ihr es nicht glauben. Wer„den ſie zu euch ſagen, ſiehe, er iſt in Wien, ſo glaubt es nicht! „ſiehe er iſt in der Pfalz, ſo gehet nicht hinaus!“ Wenigſtens, wenn mir dieſer Spruch zur rechten Zeit beygefallen wäre, ſo ſollte ich noch nach Manheim kommen. Dieſes iſt alles, was ich Ihnen von der Sache ſagen kann und mag, mit der ich mich lieber gar nicht abgegeben hätte.

Ihr Almanach von Volksliedern hat in meinen Augen einen großen Fehler: dieſen, daß Sie nicht bey jedem Liede angegeben haben, woher es genommen: ob aus einer Handſchrift, oder aus einem gedruckten Buche, oder aus mündlicher Ueberlieferung. Zu der ernſthaften Abſicht, die dieſe Schnurre haben ſoll, hätte dieſes nothwendig geſchehen müſſen; und mir thun Sie einen Gefallen, wenn Sie mir ein Exemplar ſchicken wollen, dem die Quellen beygeſchrieben ſind. Sodann will ich ſehen, was ich für Sie thun kann. Nur die franzöſiſche und italiäniſche Strophe, von Jungfer Lieschens Knie, iſt auch mir entfallen. Der Anfang der Deutſchen heißt aber eigentlich:*)

---

*) Gelehrten Liederforſchern zu gefallen, will ich dieſes deutſche Schlemperlied, mit Leſſings Ueberſetzung in verſchiedene Sprachen mittheilen, ſo weit ſie noch vorhanden ſind. Das deutſche Original lautet alſo nach Leſſings kritiſcher Verbeſſerung folgendergeſtalt:

Schauteſt du denn nie
Jungfer Lieschens Knie? ꝛc.

Die engliſche Strophe, bitte ich nicht zu vergeſſen, habe ich auch ſelbſt gemacht — damit Sie nicht glauben, daß Sie und Schloſſer die einzigen Deutſchen ſind, die engliſche Verſe gemacht haben!

Was Sie mir von unſerm Moſes ſchreiben, freut mich von Herzen. Ich wünſchte über ſo viel Dinge von ihm belehrt zu ſeyn, über die ich ihm bisher nicht ſchreiben mögen. Verläufig möchte ich ihm doch nur eine Frage thun. Nehmlich: was Meschowef Netiwohl heißt, und was es für ein Buch iſt, das dieſen Titel führet? Er ſoll die Antwort auf einem Zettel nur meinem Bruder geben.

Was Sie mir ſonſt von der guten Meynung ſchreiben, in welcher ich bey den dortigen Theologen und Freygeiſtern ſtehe, erinnert mich, daß ich gleicher Geſtalt im vorigen Kriege zu Leipzig für einen Erzpreußen, und in Berlin für einen Erzſachſen bin gehalten worden, weil ich keines von beyden war, und keines von beyden ſeyn mußte — wenigſtens um die Minna zu machen. — Das Ding war zu ſeinen

Schauteſt du denn nie
Jungfer Lieschens Knie?
Jungfer Lieschens Fingerhut
Iſt zu allen Dingen gut!

Nun folgen die Ueberſetzungen:

1) Griechiſch.

Οὐκ ἔβλεψη συ
Παρθενος γονυ;
Παρθενος δακτυλιθρον
Ἐϛι προς παντα καλον.

2) Lateiniſch.

Non vidiſti tu
Virginis genu?
Virginis dactylitrum
Eſt ad omnia bonum.

3) Engländiſch.

Did you never ſee
Miſtriſs Betty's knee?
What you Betty's thimble call
That is very good for all.

Die franzöſiſche und italiäniſche Ueberſetzung ſind, wie man aus dem Briefe ſieht, verloren gegangen, und erwarten einen kritiſchen Reſtaurator, der ſie etwa, wie man es zuweilen mit verlornen Werken der Alten gemacht hat, ex ingenio wieder herſtellen möchte. Nicolai.

Zeiten recht gut. Was geht es mich an, wodurch es jetzt von dem Theater verdrängt wird.

Leben Sie wohl! Der

Ihre.
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 25. May 1777.

Mein lieber Bruder,

Da ſind ein Paar Wolfenbüttelſche Damen, die ihre Männer nach Berlin ſchleppen. Die eine davon, Frau von D**, iſt von langen Zeiten her meine ſpecielle Freundin, und ſie will mit aller Gewalt, daß ich ihr einen Brief an Dich mitgeben ſoll. Nun weiß ich wohl, daß ein junger Ehemann andere Dinge zu thun hat, als ſich mit fremden Weibern zu ſchleppen. Sie wird aber auch nicht mehr von Dir verlangen, als Du mit gutem Gewiſſen nebenher beſtreiten kannſt. Sie wird zufrieden ſeyn, wenn Du ſie einmal beſuchſt, und ihr Deine Dienſte anbieteſt. Und das kannſt Du doch wohl thun! Auch Nicolai und Ramler will ſie kennen lernen, und an Nicolai habe ich ihr gleichfalls einen Brief mitgegeben.

Um nun auf die Beantwortung Deines letztern zu kommen, ſo muß ich Dir vor allen Dingen gerade heraus ſagen, daß von dem allen, was man Dir von Theaterpreiſen zu Manheim geſagt hat, nicht eine Sylbe wahr iſt. Ich glaube, ich habe Dir ſchon einmal ins Ohr geſagt, daß ich ſehr wünſchte, ich hätte mich neuerdings mit dem Theater unvermengt gelaſſen. Mit einem deutſchen Nationaltheater iſt es lauter Wind, und wenigſtens hat man in Manheim nie einen andern Begriff damit verbunden, als daß ein deutſches Nationaltheater daſelbſt ein Theater ſey, auf welchem lauter geborne Pfälzer agirten. An das, ohne welches wir gar keine Schauſpieler hätten, iſt gar nicht gedacht worden. Auch die Schauſpieler ſelbſt halten nur das für ein wahres Nationaltheater, das ihnen auf Lebenslang reichlich Unterhalt verſpricht. Stücke, die zu ſpielen ſind, fliegen ihnen ja doch genug ins Maul. Wie wohl iſt mir, daß ich eine ganz andere Komödie habe, die ich mir aufführen laſſe, ſo oft es mir gefällt!

Daß die Theologen zu den Fragmenten meines Ungenannten ſo ſchweigen, beſtärkt mich in der guten Meynung, die ich jederzeit von ihnen gehabt habe. Mit der gehörigen Vorſicht kann man ihrentwegen ſchreiben, was man will. Nicht das, was man ihnen nimmt, ſondern das, was man an deſſen Stelle ſetzen will, bringt ſie auf, und das mit Recht. Denn wenn die Welt mit Unwahrheiten ſoll hingehalten werden, ſo ſind die alten, bereits gangbaren, eben ſo gut dazu, als neue. —

Iſt ein Magiſter Spittler bey Dir geweſen? Wenn er noch in Berlin iſt, ſo mache ihm meinen Empfehl. Desgleichen Deiner lieben Frau. Und damit lebe wohl!

Gotthold.

Wolfenbüttel, d. 26. Jun. 1777.

Mein lieber Schmid!

Ich habe Ihnen auf zwey Briefe nicht geantwortet, und geſtern habe ich Sie nicht geſprochen. Das iſt doch recht grob und fatal. Denn Sie ſind ſo wacker und fleißig für mich! Nur habe ich von Eſchenburgen gehört, daß Ihnen faſt der Muth fallen will, und Sie über das Leere und Unfruchtbare des Thelaſerus faſt unwillig werden. Aber thun Sie es mir zu Gefallen, und werden Sie nicht ſo unwillig, daß Sie den Quark gar liegen lieſſen. Mir iſt er, wenn nicht an und für ſich ſelbſt, doch zu andern Dingen höchſt nothwendig, und er wird mir ſicherlich gewiſſe Dinge aufklären, aus welchen ich mich gegenwärtig gar nicht zu finden weiß. Wiſſen Sie was? Schicken Sie mir immer die erſten Bogen, ſo weit Sie gekommen ſind. Das Uebrige machen Sie mit Muſe und bohren Sie das Bret, wo es am dünnſten iſt. Das iſt, huſchen Sie über das weg, was Sie zu lange aufhalten wird.

Ich glaube, Sie können noch Kinder machen, da Sie noch Epigramme machen können, und zwar ſo gute! Dafür halte ich wenigſtens Ihr Epigramm, weil ich es vor 25 Jahren dafür gehalten hätte. Ob es noch dafür gelten kann, werden Sie wohl hören, wenn Sie es in einen Muſenalmanach ſetzen laſſen, wohin es gehört.

Die Widerlegung der Epiſt. Pac. Hen. de Haſſia war freylich nicht Ihrer Mühe werth, da ſie auch nicht den allerkleinſten hiſtoriſchen Umſtand enthält, ſondern ein bloßes Schulgezänke iſt. Aber Sie wiſſen es ja wohl, in unſerm Fache weiß man auch dann ſchon was, wenn man weiß, daß irgendwo nichts zu ſuchen.

Ganz der Ihrige.
Leſſing.

Wolfenbüttel, d. 22. Jul. 1777.

O pfuy, mein lieber Schmid, daß ich Ihnen ſchon jezt danken muß. — Sie ſind ja ein rechter Gourmand mit Arbeiten. Ich muß Ihnen nur den Brodkorb höher hängen und Ihnen nichts mehr geben. — Was bleibt denn auf Morgen übrig, wenn heute alles fertig wird? Die Ihrigen haben Recht, ungehalten auf mich zu werden, wenn ſie glauben, daß ich Sie treibe. — Indeß nochmals Dank!

Hierbey noch ein paar Fragen an Herr Eſchenburgen, um mir einen beſondern Brief zu erſparen.

1) Wie heißt der neuſte Herausgeber des Chaucer, von dem ich einen Band bey mir habe?
2) Welcher von den Commentatoren des Shakeſpear hat die Gesta Romanorum gekannt?

Aber eben ſehe ich, daß Herr Eſchenburg nicht zu Hauſe iſt. Nun es hat auch Zeit mit der Beantwortung, bis er wieder kömmt.

Ganz der Ihrige.
Leſſing.

An Nicolai.

Wolfenbüttel, d. 20. Septemb. 1777.

Liebſter Freund,

Sie hätten Grund, im Ernſt auf mich ungehalten zu ſeyn. Ich antworte Ihnen nicht eher, als bis Ihnen an meiner Antwort nichts kann gelegen ſeyn. Denn von dem, was Sie von mir in Ihren beyden lezten Briefen verlangt haben, wollten Sie ohne Zweifel ſchon dieſe Michaelismeſſe Gebrauch machen; und ich weiß wohl, wie hoch der Buchhändler ein ſolches *Disappointment* aufnimmt. Doch ich habe nicht mit dem Buchhändler, ſondern mit meinem Freunde Nicolai zu thun, bey dem ich mich, ſo wie andere ſich auf ihre gerechte Sache verlaſſen, auf meine ungerechte verlaſſen kann, an die er ſchon längſt gewöhnt worden, und die er mir ſchon ſo manchmal vergeben hat.

Unterdeſſen habe ich doch nicht deswegen nicht geantwortet, weil ich an die ganze Sache nicht gedacht. Vielmehr hätte ich zuverläſſig ſo viel früher antworten können, wenn ich weniger darauf hätte denken wollen. Sie ſollen es gleich hören.

Das erſte betraf alte Lieder. Wenn ich Ihnen nur alte Lieder hätte ſchicken dürfen, ohne mich darum zu bekümmern, was Sie da von brauchen könnten, oder nicht: ſo hätten Sie mit der erſten rückgehenden Poſt ein Paketchen bekommen ſollen, wofür Ihnen das Porto mehr gekoſtet hätte, als Sie wahrſcheinlich von der ganzen Entrepriſe des Almanachs einnehmen werden. Aber, da ich Ihnen nur ſo etwas ſchicken wollte, das Sie gleich in die Druckerey hätten ſenden können: ſo merkte ich je länger je mehr, daß ich nicht einmal recht wüßte, was Ihnen am zuträglichſten wäre. — Etwas wirklich gutes! — Das wäre gerade wider Ihre Abſicht. Z. E. ſo etwas, wie das Beſenbinder-Lied, welches ich in meiner Kindheit von einem Beſenbinder ſelbſt gehört habe:

„Wenn ich kein Geld zum Saufen hab,
„So geh und ſchneid ich Beſen ab,
„Und geh die Gaſſen auf und ab,
„Und ſchreye: Kauft mir Beſen ab,
„Damit ich Geld zum Saufen hab.

Denn was ſind alle neue Trinklieder gegen dieſes alte? Und wenn es dergleichen unter dem Volke gäbe, ſo müßte uns wahrlich die Aufhebung derſelben eine ſehr angelegene Sache ſeyn. Sie aber wollen über das Angelegene dieſer Sache gerade ſpotten. — Eben fällt mir noch eins von dieſem beſſern Schlage bey:

„Ich bin den Barfüßer Mönchen gleich:
„Sie ſind arm und ich nicht reich;
„Sie trinken kein Fleiſch, ich eſſe keinen Wein:
„Wie könnt' ich ihnen denn gleicher ſeyn?
„Aber in einem ſind wir zuwider;
„Wenn ſie aufſtehen, leg ich mich erſt nieder.

Oder ſollte ich Ihnen etwas von der ganz verfehlten Art ſchicken? Lieder, die gelehrte und ſtudierte Reimſchmiede des 14ten und 15ten Jahrhunderts gemacht haben, die in allem Ernſte etwas Gutes machen wollten, und nicht konnten! Dergleichen Lieder, würde man geſagt haben, ſind gerade keine Volkslieder. — — Alſo hätte ich bloß auf ſolche Lieder aufmerkſam ſeyn müſſen, die man mit ihrem rechten Namen **Pöbelslieder** nennen ſollte? Denn auf **Vermengung des Pöbels und Volkes** kommt der ganze Spaß doch nur an. z. B.

„Ich ſtieg auf einen Birnenbaum, Birnenbaum,
„Rüben wollt ich graben:
„So hab' ich all mein Lebenlang
„Keine beſſre Pflaumen geſſen ꝛc.

Oder:

„Ich wollt' gern ſingen und weiß nicht wie,
„Von meinem Buhlen, der iſt nicht hie, ꝛc.

Oder:

„Ich hab' mein Tag nicht gut gethan,
„Habs auch noch nicht im Sinn:
„Und wo ich einmal geweſen bin,
„Da darf ich nimmer hin, nimmer hin.

Oder:

„Unſer Knecht und unſre Magd
„Haben einander genommen.
„Hinterm Ofen auf der Bank
„Sind ſie zuſammen gekommen. —

Oder:

„Ein Bräutlein wollt' nit gehn zu Bett,
„Nit weiß, ob ſie es hätt' verredt, ꝛc.

Das Schlimmſte war nur bey den Liedern von dieſer Art, daß ich die wenigſten ganz zuſammen finden konnte. Außer das letzte; von welchem ich aber glaube, daß es Eſchenburg ſchon in dem Muſeo hat drucken laſſen. Und hierbey muß ich Ihnen dazu ſagen, daß ich ſchon vor vielen Jahren Hrn. Eſchenburg das Anziehendeſte gegeben habe, was ich von dieſem Schrot und Korn in der Bibliothek gefunden.

Alſo, mein lieber Nicolai, haben Sie mich mit Ihrem Verlangen um manche ſchöne Stunde gebracht, ohne daß ſie Ihnen zu Nutze gekommen. Ich würde Ihnen dieſen Zeitverluſt auch wahrlich ſehr hoch anrechnen, wenn ich nicht dabey eine andere gute Spur hätte verfolgen können, von der ich Ihnen wohl ein andermal ſchreibe. —

Jetzt muß ich nur Ihrer zweyten Anfrage noch gedenken. Ob ich meine antiquariſchen Briefe noch fortſetzen will? — Allerdings. — Aber wenn? — Ja, das weiß Gott! Dieſen Winter kann ich ſchlechterdings nicht. Denn dieſen Winter habe ich noch voll auf an dem fünften bis zwölften Stücke meiner Beyträge zu arbeiten, mit welchen ich dieſes ganze Werk zu ſchließen geſonnen bin. Sie glauben nicht, was für eine ekle, undankbare und zeitverſplitternde Arbeit ich mir damit auf den Hals geladen habe. An Ihrer neuen Ausgabe der Beſchreibung von Berlin, mögen Sie ſo etwas ähnliches gehabt haben. — Das alſo muß ich nun je eher je lieber aus den Händen haben, weil ich mir noch Kräfte zu beſſern Dingen bewußt bin, zu welchen ich allerdings verſchiedene Anmerkungen rechne, die ich auf meiner Reiſe in Italien gemacht zu haben glaube, und durch welche die antiquariſchen Briefe noch erſt ein Buch werden können. Wiſſen Sie, was ich Ihnen folglich rathe? Laſſen Sie fürs erſte beyde Theile dieſer Briefe zuſammen drucken, welches einen mäßigen Band in groß Octav machen würde. Ich will eine kurze Vorrede dazu ſchreiben, in welcher ich mich über die Fortſetzung erkläre, und Sie können verſichert ſeyn, daß dieſe Fortſetzung eine meiner erſten Arbeiten ſeyn ſoll, ſo bald ich von jener frey bin.

Hiermit leben Sie für diesmal wohl, und bleiben Sie mein Freund.

Der Ihrige,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 20. Septbr. 1777.

Mein lieber Bruder,

In Deinem letzten Briefe lobſt Du mich, weil Du zwey Briefe hinter einander von mir erhalten hätteſt. — Siehſt Du wohl, wie viel das Lob bey mir wirkt? Ich ſchreibe Dir dafür in einem Vierteljahre nicht wieder. Zwar eine vier Wochen früher hätte ich Dir doch wohl geſchrieben, wenn ich nicht zur nehmlichen Zeit erfahren hätte, daß Du abweſend mit S*** in Breslau auf Commiſſion wäreſt. Ohne Zweifel wirſt Du nun wieder zurück ſeyn; und ich darf Dich fragen, nicht was Deine Commiſſion betroffen, ſondern wie es Dir in Breslau gefallen? ob Du einige von meinen alten Freunden und Bekannten daſelbſt kennen lernen? ob Du meinen alten ehrlichen Tauenzien geſprochen? ob Dir der ungariſche Wein geſchmeckt? ob Komödie da iſt, und dergleichen.

Während Deiner Abweſenheit iſt Deine Schwiegermutter wohl geſtorben. Das muß Dir freylich Deine Zurückkunft weniger angenehm gemacht haben. Wäre es aber auch nur wegen des ehrlichen Voß, dem dieſes Ereigniß ſehr nahe zu gehen ſcheint. Melde mir doch, ſobald Du kannſt, was er macht, und wie er ſich in ſeinem verlaſſenen Zuſtande befindet.

Zugleich melde mir doch auch, wo Du jetzt wohneſt, wann die Oper inſtehenden Winter angeht, und ob in Deiner Nachbarſchaft wohl ein kleines Quartier für eine einzelne Perſon auf einen Monath zu miethen iſt. Denn ich will Dir ſagen, daß ich gern meinen älteſten Stiefſohn — einen jungen Menſchen von neunzehn Jahren, der aber ſchon ſehr geſetzt und ſehr formirt iſt, der recht gut Franzöſiſch ſpricht, recht gut, wie man ſagt, auf der Violine ſpielt, und jetzt Kriegesbaukunſt ſtudiert, weil er mit aller Gewalt das Militair ergreifen will — daß ich dieſen jungen Menſchen gern auf einige Wochen nach Berlin ſchicken möchte, um da näher zu beſehen, ob der preußiſche Dienſt wohl ſeine Sache wäre. Er iſt dabey von ſehr einnehmender Beſcheidenheit, ſo daß er Dir auf keine Weiſe läſtig ſeyn könnte noch würde. Nur möchte ich gern, daß er doch einigermaßen unter Deinen Augen bliebe, und Du ihm ſeine erſten Bekanntſchaften machen hülfeſt.

Sey ſo gut, lieber Bruder, und antworte mir bald hierauf; und nimm mir es nicht übel, daß ich nie fixer bin, an Dich zu ſchreiben, als wenn ich Dich brauche. Grüße mir Deine liebe Frau recht herzlich. Die meinige läßt ſich Euch Beyden beſtens empfehlen, und wird Dir nie genug danken können, wenn Du Dich ihres Sohnes dort ein wenig annehmen willſt. Lebe recht wohl!

Gotthold.

N. S. Es fällt mir bey, Dich noch um eine Gefälligkeit zu bitten. In dem Mercure de France vom Jahre 1760 — 69 befindet ſich eine aus dem Spaniſchen überſetzte Komödie, in der ein gemeiner Mann, der, ich weiß nicht mehr, welche ſonderbare Gerichtsbarkeit hatte, vermöge ſolcher ſich an einem vornehmen Manne ſelbſt Recht ſchaffte, der ſeine Tochter verführt hatte. Es iſt mir ein Umſtand eingefallen, wodurch dieſes Stück, das mir außerordentlich gefallen, ſich vollkommen verdeutſchen (etwas mehr als überſetzen) ließe. Nun erinnere ich mich, daß Nicolai den Mercure von dieſen Jahren hatte. Sey doch alſo ſo gut, und ſuche mir den Band, worin gedachtes Drama ſteht, je eher je lieber in einer müßigen Stunde auf, ehe mir der Einfall wieder aus dem Kopfe kommt. Ich könnte Dir wenigſtens damit eine Arbeit unter den Fuß geben, die alle Anlage hätte, für unſer Theater ſehr intereſſant zu werden.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 12. Oct. 1777.

Mein lieber Bruder,

Was für eine angenehme Hoffnung haſt Du mir in Deinem letzten Briefe gemacht! Wie ſehr ſollte es mich verdrießen, wenn nichts daraus würde! denn Du ſprichſt ja noch ſo problematiſch davon: „Falls ich Urlaub erhalte.“ Als ob man Dir den verſagen würde! — Mein lieber Bruder, nun mußt Du gewiß kommen, und Dich keine bloße Bedenklichkeiten abhalten laſſen. Und wenn Du doch auch Deine liebe Frau mitbringen könnteſt! Doch die Urſache, wenn ich recht rathe, warum ſie nicht mitkommen kann, iſt zu ſchön, als daß ich mich nicht auch darüber freuen ſollte. — Ein Vertrauen hiernächſt erfordert das andere. Auch ich könnte meine Frau nicht mitbringen, wenn ich Dich zwiſchen hier und Weyhnachten beſuchen wollte und müßte. Sie freuet ſich übrigens eben ſo ſehr, als ich mich nur immer freuen kann, Deine Bekanntſchaft zu erneuern. Jeder in meinem ganzen Hauſe erwartet Dich mit ſehnlichem Verlangen. Nur wegen eines muß ich bey Dir zuvorkommen. Wir werden Dich jetzt nicht ſo gut logiren können, als wir gern wollten. Noch wohne ich zur Miethe, und vor Ende des Novembers werde ich ſchwerlich das neue Haus beziehen, das mir der Herzog angewieſen, ſeitdem ich nicht mehr auf dem Schloſſe wohnen kann. Du wirſt ſelbſt ſehen, und was nicht ſo iſt, wie es ſeyn ſollte, beſtens entſchuldigen.

Daß Du mit unſerm Moſes kömmſt, freuet mich ebenfalls nicht wenig. Nur macht mich dieſe Geſellſchaft fürchten, daß Du eben nicht ſehr lange bleiben wirſt.

Aber ich bekomme doch noch einen Brief von Dir, in welchem Du mir meldeſt, wenn Du abreiſeſt, und welchen Tag Du in Braunſchweig einzutreffen gedenkeſt, damit ich Dich daſelbſt abholen kann? Das iſt höchſt nöthig. Vergiß nicht.

Auch muß ich Dich noch um einen kleinen Weiberkram bitten. Meine Frau glaubt, da ſie in Berlin ſo ſchöne Federn haben, daß ſie daſelbſt auch ſchöne Florblumen haben müſſen. Sey doch alſo ſo gut, und bringe mir von den kleinen drey Bouquets mit: ein weißes, ein blaues und ein lilafarbnes; desgleichen zwey von den platten Federn, eine ſchwarze und eine puce. Weiß ich doch kaum, wie ich das letzte Wort ſchreiben ſoll. Ich erſtatte Dir die Auslage mit Dank.

Und nun, glückliche Reiſe, mein lieber Bruder! glückliche Reiſe! Wir empfehlen uns Beyde Euch Beyden.

Gotthold.

An Eſchenburg.

Den 27. November 1777.

Sie erzeigen mir eine wahre Wohlthat, daß Sie mich vor einer neuen Zerſtreuung bewahren wollen. — Alſo trete ich Ihnen alles

Recht auf die Fortſetzung der Zachariäſchen Chreſtomathie[*] nicht allein gutwillig, ſondern mit Dank ab, wenn man anders ein Recht abtreten kann, worauf man ſelbſt kein Recht gehabt. Und damit Sie um ſo weniger an der Aufrichtigkeit dieſer Verſicherung zweifeln können, ſchicke ich Ihnen meinen Tſcherning, ſowohl den **Frühling**, als den **Vortrab des Sommers**, welcher letztere ſehr rar iſt. Das Exemplar des Frühlings hat Tſcherning ſelbſt gehabt. Dies iſt aus dem Aufrichtig Treu auf dem Titelblatte, welches ſein Symbolum war, und aus verſchiedenen Stellen arabiſcher Dichter zu erſehen, die er an den Rand beygeſchrieben; es ſey nun, daß er ſie bey ſeiner Abfaſſung in Gedanken gehabt, oder nachher nur etwas Aehnliches darin gefunden habe. Dieſes ſage ich Ihnen nur, weil ich nicht gern möchte, daß Sie mein Exemplar zerſchnitten, um es in die Druckerey zu ſchicken. Sie wiſſen wohl, daß wir Bücherwürmer aus ſo einem Exemplare etwas machen. Auch habe ich in demſelben verſchiedene Gedichte mit den erſten einzelnen Drucken verglichen, die mir in Schleſien in die Hand fielen. Ich muß mehrere dergleichen erſte ungebrauchte Drucke haben; aber wo ſoll ich ſie, in der Zerſtreuung, worin ſich gegenwärtig alle meine Sachen befinden, ſuchen? Indeß, glaube ich doch, werden Sie wohl thun, wenn Sie auch nur dieſe wenigen Proben, wie fleißig der Dichter ſeine Arbeit korrigirt hat, in Ihrem Auszuge mit beybringen, in welchem, was ich ſonſt gebracht zu ſehen wünſchte, ich Ihnen nicht zu ſagen brauche.

Hat Hr. **Gebler** meinen Auftrag an unſern **Schmid** wegen des *Fabricii* Cod. Apocr. & Pſeudep. N. T. beſtellt? Wenn das, ſo habe ich ihn auch bald; denn **Schmid**, wenn er ihn auch nicht ſelbſt hat, ubi ubi erit, inventum mihi curabit.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 19. December 1777.

Mein lieber Bruder,

Daß ich Dir diesmal ſo ſpät antworte, kömmt daher, weil ich mir gleich Anfangs vornahm, mit Herrn Moſes zu antworten, und ich nicht geglaubt hätte, daß ſich ſeine Reiſe ſo lange verzögern könnte, der ich doch nun alle Stunden mit Verlangen entgegen ſehe. Denn noch habe ich ihn ſelbſt nicht geſehen, ſondern er iſt von Braunſchweig aus ſogleich nach Hannover gegangen, (von wo er mir alles, was Du ihm mitgegeben, richtig überſchickt hat), und will von Hannover über Wolfenbüttel zurückreiſen. Wie ärgerlich mir es geweſen, daß Du nicht mitkommen können, brauche ich Dir nicht zu ſagen! Mache es doch nur wenigſtens künftigen Sommer möglich, und bringe Deine Frau mit. Sodann können wir Euch auch beſſer aufnehmen, indem ich noch dieſes Jahr meine neue Wohnung beziehe, welche eben ſo geräumig, als angenehm iſt.

---

[*] E. war anfänglich Willens, die auserleſenen Stücke älterer deutſcher Dichter des ſel. Zachariä fortzuſetzen. Die ziemlich kalte Aufnahme des Publicums erlaubte mir nur, dieſer Sammlung noch einen dritten Band beyzufügen. Eſchenburg.

Und nun, weswegen ich Dir dieſes eigentlich ſchreibe. — Wenn Moſes in Hannover nicht wieder aufgehalten werden, ſo trifft er heute oder morgen in Braunſchweig ein, und beſucht mich auf den Sonntag. Montags fährt er dann nach Berlin ab, und bringt meinen Stiefſohn mit. — Aber, lieber Bruder, wenn Deine Güte nur nicht voreilig geweſen iſt! Denn je mehr ich überlege, in welchen Umſtänden ſich Deine liebe Frau befindet, deſto mehr bilde ich mir ein, daß Du ihn ſchlechterdings nicht wirſt aufnehmen können. Bringe ihn ſodann doch in Deiner Nachbarſchaft unter, und behalte ihn ſo viel unter Deinen Augen, als möglich.

Herrn Voß ſage bey Gelegenheit, daß er zu Anfange des Februars eine kleine Schrift von acht bis zehn Bogen von mir erhalten ſoll, die ich gern noch zu Oſtern möchte gedruckt haben. Was es iſt, will ich Dir jetzt nicht ſagen, und ehe es ganz fertig iſt, mag ich es ihm nicht ſchicken. Für das Theater iſt es nichts: aber ſonſt etwas, worauf ich mir nicht wenig einbilde.

Wir empfehlen uns Beyde Euch Beyden. Lebt recht wohl. Mit meinem Sohn ein Mehreres!

Gotthold.

An Eſchenburg.

Den 3. Jenner 1778.

Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Beſonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ſo ungern, dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand! ſo viel Verſtand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich ſage. — War es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er ſo bald Unrath merkte? — War es nicht Verſtand, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen! — Freilich zerrt mir der kleine Ruſchelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch iſt wenig Hoffnung, daß ich ſie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben, wie andre Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 5. Jan. 1778.

Mein lieber Bruder,

Bedaure mich, daß ich dasmal ſo eine gültige Urſache habe, Dir während der Zeit, da Du ſo viel Güte für meinen Stiefſohn haſt, noch nicht geſchrieben zu haben. Ich habe nun eben die traurigſten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verluſt mir den Reſt meines Lebens ſehr verbittert haben würde. Sie ward entbunden, und machte mich zum Vater eines recht hübſchen Jungen, der geſund und munter war. Er blieb es aber nur vier und zwanzig Stunden, und ward hernach das Opfer der grauſamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte. Oder verſprach er ſich von dem Mahle nicht viel, zu welchem man ihn ſo gewaltſam einlud, und ſchlich ſich von ſelbſt wieder davon? Kurz, ich weiß kaum, daß ich Vater geweſen bin. Die Freude war ſo kurz, und die Betrübniß ward von der größten Beſorgniß ſo überſchrieen! Denn die Mutter lag ganzer neun bis zehn Tage ohne Verſtand, und alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paarmal von ihrem Bette, mit dem Bedeuten, daß ich ihr den letzten Augenblick nur ſaurer mache. Denn mich kannte ſie noch bey aller Abweſenheit des Geiſtes. Endlich hat ſich die Krankheit auf einmal umgeſchlagen, und ſeit drey Tagen habe ich die zuverläſſige Hoffnung, daß ich ſie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird.

Wie Du mir verzeiheſt, daß ich Dir ſeit vierzehn Tagen nicht geſchrieben: ſo verzeiheſt Du mir auch, daß ich Dir jetzt nicht mehr ſchreibe. Ich denke ungern daran, daß Dir jetzt unſer Stiefſohn mancherley Incommodität verurſacht. Gott laſſe Dich unter ähnlichen Umſtänden eine freudigere Scene erleben!

Gotthold.

An Eſchenburg.

Den 7. Januar 1778.

Ich kann mich kaum erinnern, was für ein tragiſcher Brief das kann geweſen ſeyn, den ich Ihnen ſoll geſchrieben haben. Ich ſchäme mich recht herzlich, wenn er das geringſte von Verzweiflung verräth. Auch iſt nicht Verzweiflung, ſondern vielmehr Leichtſinn mein Fehler, der ſich manchmal nur ein wenig bitter und menſchenfeindlich ausdrückt. — Meine Freunde müſſen mich nun ferner ſchon ſo dulden, wie ich bin.

Die Hoffnung zur Beſſerung meiner Frau iſt ſeit einigen Tagen wieder ſehr gefallen; und eigentlich habe ich jetzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen.

Ich danke Ihnen für die Abſchrift des Goeziſchen Aufſatzes.*) Dieſe Materien ſind jetzt wahrlich die einzigen, die mich zerſtreuen können. Schumanns Antwort**) iſt weit ſchlechter ausgefallen, als ich erwartet hatte. Ich weiß kaum, was ich ihm wieder antworten ſoll, ohne ihn lächerlich zu machen; welches ich nicht möchte.

An Eſchenburg.

Den 10. Januar 1778.

Meine Frau iſt todt; und dieſe Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig ſeyn können zu machen; und bin ganz leicht. — Auch thut es mir wohl, daß ich mich Ihres, und unſerer übrigen Freunde in Braunſchweig, Beileides verſichert halten darf.

---

*) In der ſo genannten ſchwarzen Zeitung, oder den Ziegraiſchen freywilligen Beyträgen v. J. 1778. S. 55., that Goeze den erſten, obwohl noch ziemlich glimpflichen und anonymiſchen, Ausfall auf **Leſſing**. S. eine Parabel, u. ſ. w. [Bd x, S. 121 ff.] **Eſchenburg**.

) Ueber die Evidenz der Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion; Hannov. 1778. 8. — **Leſſings Antworten darauf ſind die Schriften: Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft; und: das Teſtament Johannis, ein Geſpräch. **Eſchenburg**.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 12. Jan. 1778.

Mein lieber Bruder,

Zu was für einem traurigen Boten an meinen Stiefſohn muß ich Dich machen! — Und gleichwohl weiß ich, daß Dein gutes Bruderherz ſelbſt nöthig haben dürfte, vorbereitet zu werden. — Seine gute Mutter, meine Frau, iſt todt. Wenn Du ſie gekannt hätteſt! — Aber man ſagt, es ſey nichts als Eigenlob ſeine Frau zu rühmen. Nun gut, ich ſage nichts weiter von ihr. Aber wenn Du ſie gekannt hätteſt! Du wirſt mich, fürchte ich, nie wieder ſo ſehen, als unſer Freund Moſes mich gefunden hat: ſo ruhig, ſo zufrieden, in meinen vier Wänden! — Gieb den Einſchluß nicht eher in die Hände des jungen Menſchen, als bis Du ihn ſo gut vorbereitet haſt, als Dir möglich. Laß ihn auch nicht eher abreiſen, als bis er ſich beruhiget hat. Er kann ſeine Mutter auch todt nicht mehr ſehen; denn ſie iſt dieſen Morgen ſchon begraben worden. Sollte er zu ſeiner Rückreiſe Geld brauchen: ſo ſchieße es ihm vor. Du ſollſt es mit der nächſten Poſt baar zurückhaben, wie auch die letzte Auslage, die ich ſo ſchändlich vergeſſen habe. Lebe wohl, und laß mich von Dir und Deiner lieben Frau bald eine Nachricht hören, wie ich Dir von mir und meiner Frau zu geben hoffte, aber wirklich zu geben, unſtreitig nicht verdiente.

Gotthold.

An Eſchenburg.

Den 14. Januar 1778.

Geſtern Morgen iſt mir der Reſt von meiner Frau vollends aus dem Geſichte gekommen. — Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andre Hälfte in Geſellſchaft dieſer Frau zu verleben; wie gern wollt ich es thun! Aber das geht nicht; und ich muß nur wieder anfangen, meinen Weg allein ſo fort zu duſeln. Ein guter Vorrath vom Laudanum literariſcher und theologiſcher Zerſtreuungen wird mir einen Tag nach dem andern ſchon ganz leidlich überſtehen helfen. — Haben Sie, zum Behuf der letztern, doch die Güte, liebſter Freund, und laſſen Sie mir aus Ihrem großen Johnſon den ganzen Artikel *Evidence* mit allen Beweisſtellen abſchreiben. Ich erinnere mich einmal da etwas geleſen zu haben, deſſen ich mich doch nicht recht erinnern kann. Laſſen Sie es nur von der nehmlichen Hand abſchreiben, welche den Goeziſchen Artikel abgeſchrieben hat. — —

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 25. Februar 1778.

Lieber Bruder,

Ich wette, Du laurerſt auf einen Brief von mir, und wir lauern auf einen von Dir. Ich hoffe, Du ſollſt das Kiſtchen von Wegelins richtig erhalten haben, und ich bedaure nur, daß es ſchon gepackt war, als ich den letzten Brief erhielt, um noch einige Kleinigkeiten beyzulegen, die zu meinen gegenwärtigen theologiſchen Streitigkeiten gehören. Daß meine Duplik nach Deinem Sinne geweſen, iſt mir ſehr lieb. Beſonders freue ich mich, daß Du das haut-comique der Polemik zu goutiren anfängſt, welches mir alle anderen theatraliſchen Arbeiten ſo ſchal und wäßrig macht. Nächſter Tage ſollſt Du auch eine Schrift wider Götzen erhalten, gegen den ich mich ſchlechterdings in die Poſitur geſetzt habe, daß er mir als einem Unchriſten nicht ankommen kann. Doch das ſind alles die Scharmützel der leichten Truppen von meiner Hauptarmee. Die Hauptarmee rückt langſam vor, und das erſte Treffen iſt meine Neue Hypotheſe über die Evangeliſten, als bloß menſchliche Geſchichtſchreiber betrachtet. Etwas Gründlicheres glaube ich in dieſer Art noch nicht geſchrieben zu haben, und ich darf hinzuſetzen, auch nichts Sinnreicheres. Ich wundre mich oft ſelbſt, wie natürlich ſich alles aus einer einzigen Bemerkung ergiebt, die ich bei mir gemacht fand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen. Das iſt die nehmliche Schrift, die ich Voſſen zugedacht habe; denn ſie iſt ſo, daß ſie bei dem allen ſich vor der Berliniſchen Cenſur nicht fürchten darf. Er hätte ſie auch ſchon, wenn mir ſeit drei Wochen nur nicht wieder unvermuthete Hinderungen vorgekommen wären. Indeß vertröſte ihn nur weiter nicht; ich will ihn damit überraſchen.

Unter den Paar ungebundenen Büchern in der Kiſte befinden ſich auch die geſtochenen Opertrachten des Turiniſchen Theatermalers. Dieſe ſchicke ich Herrn Meil, dem ich ſie mitzutheilen verſprochen, und der mich durch den jungen König daran erinnern laſſen. Du mußt ſie nach einiger Zeit nur wieder fordern. Auch muß ich Dich bitten, Dir von dem Herrn Profeſſor Engel ein kleines italiäniſches Buch wieder geben zu laſſen, das er von mir hat, betitelt: i Capricci. Die Hiſtorie der Philoſophie vom Bona Fede, die ich ihm neulich geſchickt, wird er wohl länger nöthig haben, beſonders wenn er ſie überſetzen oder umarbeiten will.

Wenn von Eberhards zweytem Theil ſchon etwas abgedruckt iſt, was mich angeht: könnteſt Du wohl die Bogen von Nicolai bekommen? Bitte ihn in meinem Namen darum. Denn ich denke doch, daß Einwendungen von Eberhard Ueberlegung verdienen werden. Kannſt Du nicht auch von Nicolai erfahren, wer die philoſophiſchen Aufſätze von Jeruſalem recenſirt hat?

Lebe ſelbzweyter recht wohl! Und Gott gebe, daß ich auch bald hinzuſetzen kann: ſelbdritter!

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 16. März 1778.

Lieber Bruder,

Deine Neugierde wenigſtens wird es mir verdanken, daß ich Dir hierbey meine doppelte Antwort gegen Göțen ſchicke. Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn auch dieſe Deinen Beifall hat. Und ich denke, ſie wird ihn einigermaßen haben, wenn Du bedenkſt, daß ich meine Waffen nach meinem Gegner richten muß, und daß ich nicht alles, was ich γυμναστικως ſchreibe, auch δογματικως ſchreiben würde.

Ich werde gehindert, Dir mehr zu ſchreiben. Lebe mit Deiner Frau recht wohl.

Gotthold.

An J. A. H. Reimarus.*)

Wertheſter Freund,

Ihr Stillſchweigen ließ mich befürchten, daß Sie auf mich ungehalten wären. Und wie leicht hätten Sie es werden können, wenn man Ihnen ſolch Zeug in den Kopf zu ſetzen geſucht. Ich will den ſehen, dem ich geſagt habe, daß Ihr ſel. Hr. Vater der Verfaſſer der Fragmente ſey! Ich habe ſo vielerley Vermuthungen über den wahren Verfaſſer anhören, ſo vielerley Ausfragen desfalls aushalten müſſen: daß es zwar wohl ſeyn kann, daß ich unter denen, auf welche man gerathen, auch manchem Ihren Hrn. Vater mit genannt habe; denn allerdings haben nicht wenige auf ihn gerathen, und mancher hat mir eine groſſe Heimlichkeit zu vertrauen geglaubt, wenn er ihn mir als den ungezweifelten Urheber nicht bloß der Fragmente, ſondern eines völlig ausgearbeiteten Buchs nach dem Plane der Fragmente, das ſich ich weiß nicht in weſſen Händen befinde, nennen zu können geglaubt. Aber wer da ſagt, daß ich ihn für meinen Kopf, und nicht aus fremder Vermuthung, dafür ausgegeben habe, der ſagt es wie ein Schurke. Dieſen Trumpf will ich öffentlich darauf ſetzen, wenn Sie es haben wollen, und nicht vielmehr für beſſer halten, die ganze Rede unangefochten lieber mit der Zeit fallen zu laſſen. Die Theologen werden keine Narren ſeyn, ſie zu verbreiten und glaublich zu machen. Hat ſie nicht auch ſchon Wittenberg für eine ſchwarze Verleumdung in ſeinem Poſtreuter erklärt? Wer wird dieſem groſſen Manne zu widerſprechen wagen, und Ihnen, Trotz dieſer Erklärung, unerweisliche Händel machen wollen?

---

*) Von dieſem Briefe an den Profeſſor Reimarus und von den vierzehn nachfolgenden an Eliſe Reimarus beſitzt Herr Syndicus Sieveking in Hamburg die Originale. Seiner gefälligen Mittheilung und der Vermittelung des Hrn Dr. Lappenberg verdankt der Herausgeber Abſchriften, die der zuletzt genannte Freund ſelber mit den Originalen verglichen hat.

Indeß will ich doch, bey erſter Gelegenheit, ein Wort von der unnöthigen Neugierde nach dem Verfaſſer nicht allein überhaupt ſagen, ſondern mich auch in specie wegen Ihres Herrn Vaters ſo erklären, daß man es gewiß künftig ſoll bleiben laſſen, ſich desfalls auf mich zu beruffen. Dieſe Gelegenheit wird ſich auch ſehr bald finden, indem ich noch ein Fragment, und zwar das letzte, nicht in den Beyträgen, ſondern beſonders, eben itzt drucken laſſe. Ich werde durch Maſchos albernes Geſchwätz dazu gezwungen; von dem ich übrigens kaum glauben kann, daß er Ihren Herrn Vater in Verdacht haben ſollte, indem er von dem vermeintlichen Verfaſſer Dinge wiſſen will, die auf dieſen gar nicht paſſen würden.

Ich habe es mit ihm ſchon vorläuffig in beyliegender Schnurre zu thun; deren eigentlicher Gegenſtand aber immer noch Goeze iſt. Und ſo eine Schnurre ſoll Goeze unfehlbar jederzeit haben, ſo oft er in ſeinen fr. Beyträgen eine Sottiſe wider mich oder meinen Ungenannten ſagt. Dazu bin ich feſt entſchloſſen, und ſollte aus dem Antigoeze eine förmliche Wochenſchrift werden, ſo langweilig und unnütze als nur jemals eine in Hamburg geſchrieben und geleſen worden. Meine Axiomata haben Sie doch nun auch geleſen? Gleichwohl will ich ſie nebſt der Duplik, und den beiden fliegenden Blättern die vorhergegangen, noch mit beylegen, damit Sie wenigſtens alles haben, was in dieſer Katzbalgerey gedruckt worden.

Die Erziehung des Menſchengeſchlechts iſt von einem guten Freunde, der ſich gerne allerley Hypotheſen und Syſteme macht, um das Vergnügen zu haben, ſie wieder einzureiſſen. Dieſe Hypotheſe nun würde freylich das Ziel gewaltig verrücken, auf welches mein Ungenannter im Anſchlage geweſen. Aber was thuts? Jeder ſage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit ſelbſt ſey Gott empfohlen!

Leben Sie recht wohl, und beehren Sie mich bald wieder mit einem Briefe. Zuſprache von meinen Freunden thut mir jetzt deſto wohler, je nöthiger mir ſie iſt. Sie werden es kaum glauben, daß ich die muthwilligſten Stellen in meinen Schnurren oft in ſehr trüben Augenblicken geſchrieben habe. Jeder zerſtreut ſich ſo gut als er kann.

Meinen Empfehl an die Ihrigen.

Dero

Wolfenb. den 6 April 1778.

ergebenſter Fr. u. Diener
Leſſing.

Beygeſchloſſenen Brief an den M. M. Knorr*) bitte unſchwer bald abgeben zu laſſen.

Mein lieber Claudius,**)

Danken Sie Ihrem ehrlichen Vetter, dem weltberühmten Aſmus, von mir tauſendmal, daß er ſich meiner, bey Seiner Majeſtät dem Kaiſer von Japan ſo günſtig erinnern wollen. Aber, warum hat er mich ihm ſo ſchwer zu haben beſchrieben? Einen Salvum conductum für meinen Bauch, und ich komme . . . Denn genug, daß ein Aſiatiſcher Monarch kein Europäiſcher iſt, und ich wenigſtens von den Jannabos an ſeinem Hofe nichts werde zu beſorgen haben. Die Goldbarren ſtechen mir verzweifelt in die Naſe, und wenn mir Albiboghoi nicht auch an den Bauch will: ſo laß ich ihm ſein zweites Ohr gewiß. Nach dem alten Sprichworte, per quod quis ꝛc. hätte er, der Hofmarſchall, mir ohnedem die Zunge, und der Chan die Ohren hergeben müſſen. Doch der Chan hat ja auch Ihren Vetter angehört, und das ſichert ſie ihm auf immer.

Da übrigens Hr. Aſmus meine theologiſchen Geſinnungen ſo vortreflich interpretirt hat: ſo wäre ich beynahe Willens, ihm auch mein

---

*) Münzmeiſter Knorre. **Lappenberg.**

**) Von dieſem Briefe beſitzt Herr Syndicus Sieveking in Hamburg eine Abſchrift, von welcher er die hier abgedruckte hat nehmen laſſen.

J. M. Bekenntniß zukommen zu laſſen. Es iſt ſchon einmal in Hamburg geweſen; bey Herr Boden: aber — Und izt läuft es hier, durch die Hände der andern Obſervanz. Es ſoll mich verlangen, ob es am Ende doch auch nur Einer verſtehen wird.

Leben Sie recht wohl. Der Zufall, über welchen Sie mir Ihr Beyleid bezeugt haben, liegt mir noch in den Gliedern. Bey Gott, lieber Claudius, Freund Hein fängt auch unter meinen Freunden an, die Oberſtelle zu gewinnen.

Ich wollte Ihnen gerne ein Buch für ein Buch, etwa meine Streitſchriften mit Goezen, ſchicken. Aber was machen Sie damit? Ich an Ihrer Stelle, würde ſie gewiß nicht leſen; und unlesbare Bücher haben, iſt nur Laſt. Wenn ein electriſcher Funke einmal wieder darein ſchlägt, ſo werden Sie ihn doch ſchon, in der Kette, in der Sie einmal ſind, mitzufühlen bekommen.

Am beſten wärs, Sie beſuchten mich dieſen Sommer, aber nicht ſo wie vorigen. Ich laß es ein Vorzug des lieben Gottes ſeyn, den Willen für die That anzunehmen: im Guten und im Böſen. Denn wenn er es in dem einen thut, ſo thut er es auch in dem andern; und ich, weil ich es in dem andern nicht thun mag, mag es auch in dem erſten nicht thun. Ich kann Sie izt ſehr gemächlich beherbergen, und die Stubenthüren ſollen Ihnen die Beſucher auch nicht einlaufen. Ich bin von der Welt ſo ziemlich ſequeſtrirt, und befinde mich dabey wenigſtens nicht übler.

Nochmals leben Sie wohl; und grüßen Sie Ihre gute Frau und Kinder, in welchen ich mir Sie ſo innig verwebt ſo gern denke.

Wolfenbüttel den 19 April
1778.

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 23. Julius 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich muß mich nur gleich herſetzen, Dir zu antworten. Allerdings iſt es wahr, daß das hieſige Miniſterium, auf Anſuchen des Conſiſtorii, das neue Fragment und zugleich meine Antigöziſchen Schriften verboten; auch mir zugleich unterſagt hat, ferner etwas aus dem Mſ. der Fragmente drucken zu laſſen ꝛc. Ich habe meine Urſachen, warum ich die Confiſcation des neuen Fragments recht gern geſchehen laſſe. Nur ſollte man meine Schriften nicht zugleich mit confiſciren;

und darüber beiße ich mich auch noch gewaltig herum, feſt entſchloſſen, die Sache auf das Äußerſte ankommen zu laſſen, und eher meinen Abſchied zu nehmen, als mich dieſer vermeynten Demüthigung zu unterwerfen. Vom Corpore evangelico iſt nichts gekommen, noch viel weniger vom Reichshofrath; ich denke auch nicht, daß ich mich vor beyden ſehr zu fürchten habe. Denn (Du wirſt zwar lachen) ich habe ein ſicheres Mittel, den Reichshofrath zu theilen, und unter ſich ſelbſt uneins zu machen; ſo wie Paulus das Synedrium. Nehmlich, da die mehreſten Glieder deſſelben Katholiken ſind, ſo darf ich meine Sache nur ſo vorſtellen, daß in der Verdammung, welche die Lutheriſchen Geiſtlichen über mich ausſprechen, eigentlich die Verdammung aller Papiſten liegt, welche die Religion eben ſo wenig auf die Schrift, und auf die Schrift allein, wollen gegründet wiſſen, als ich. In dieſer Abſicht habe ich bereits auch einen Bogen geſchrieben, den ich Dir hiermit beylegen will.*) Du wirſt ſehen, daß ich auch ſonſt darin eine Wendung nehme, die den Herrn Hauptpaſtor wohl capot machen ſoll. Denn Du haſt doch wohl ſein zweytes Stück von Leſſings Schwächen geleſen, und geſehen, was für eine Erklärung er ſchlechterdings von mir verlangt! Dieſe gebe ich ihm hier. Ich habe den Bogen zwar ſchon nach Hamburg geſchickt, um ihn da drucken zu laſſen; wenn Du ihn indeß doch auch in Berlin willſt drucken laſſen, ſo kannſt Du es nur thun. Um die heutige Poſt nicht zu verſäumen, will ich ſchließen. Du ſollſt aber den nächſten Poſttag mehr von mir hören; wenigſtens ſobald ich Dir näher ſchreiben kann, wie meine Sache laufen zu wollen ſcheint. Den Bogen des Herrn Moſes habe ich nicht gleich bey der Hand; aber er ſoll den künftigen Poſttag gewiß auch folgen. Lebe indeß recht wohl.

Gotthold.

Mein lieber Ebert!

Es iſt mir ſehr angenehm von Ihnen zu erfahren, daß ſich die Hamburgiſchen Freunde meiner erinnert haben; ich danke jedem in dem Sinne, wie er mich grüßen läßt.

Den Antigoeze bin ich eben noch im Stande Ihnen complet zu machen. Aber von dem neuen Fragmente habe ich ſelbſt nur noch ein einziges Exemplar. Hätten Sie mich im geringſten vermuthen laſſen, daß Ihnen an dieſen Kleinigkeiten etwas gelegen wäre, — daß Sie auch nur neugierig darnach wären, ſo würde ich mir ein Vergnügen draus gemacht haben, ſie Ihnen jederzeit zu geben. Warum ich ſie aber ungefordert von freyen Stücken niemand gebe, habe ich Ihnen ſchon einmal geſagt.

---

*) Es war: Nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpaſtor Göze in Hamburg. Wolfenbüttel (aber eigentlich Berlin) 1778. Karl G. Leſſing.

Die Confiscation derſelben beluſtiget mich herzlich. An mir ſoll es gewiß nicht liegen, daß die angefangne Thorheit nicht vollendet wird. Mag doch die eigentliche Triebfeder davon ſeyn, wer da will! Ich ſehe nur nicht, warum ich eben die von dem Verdacht ausnehmen ſoll, die Sie mir nennen. Einzeln wird es keiner auf ſich kommen laſſen wollen, und ich weiß vorlängſt, daß ein halb Dutzend vernünftige Männer zuſammen oft nicht mehr als ein altes Weib ſind.

Der

Wolfenbüttel,
den 25. Jul. 1778.

Ihrige
Leſſing.

An Eliſe Reimarus.

Ihre Beſorgniß, meine vortreffliche Freundin, iſt mir ſehr ſchmeichelhaft. Und doch muß ich Sie bitten, ſich ihrer nur ganz zu entſchlagen. Die Sache iſt bey weitem ſo ſchlimm nicht, als Sie fürchten. Freylich hat man das neue Fragment confiſciret, und will mir das weitere Schreiben in dieſen Dingen unterſagen. Aber über den letzten Punkt beiſſe ich mich noch trefflich herum, und ich hoffe, daß Goeze die Freude nicht erleben ſoll, daß ich meine Batterie wenigſtens verlegen muß. Man hat ſich die Abweſenheit des Erbprinzen, und die Schwachheit des alten Herzoges, der ſelbſt wenig mehr nachſehen und unterſchreiben kann, zu Nutze zu machen gewußt. Allein die Verſicherung, daß beyde an dem ganzen Handel wenig oder gar keinen Antheil nehmen, giebt mir um ſo viel freyer Feld, mich gegen das Miniſterium ſo mauſicht zu machen, als ich nur Luſt habe. Allerdings könnte es wohl dahin kommen, daß ich mich endlich gedrungen ſähe, meinen Abſchied zu fordern, den die Herren, die mir ihn geben würden, ſchon zu ſeiner Zeit verantworten ſollten. Doch was wäre das auch mehr? Goeze und Compagnie ſollten dabey ſo wenig gewinnen, daß alle und jede, welche das Waſſer dieſen Weg ableiten wollen, ihr Unternehmen wohl bedauern ſollten. Denn, im ganzen die Sache zu nehmen, ſtehe ich für meine Perſon ſo ſicher, als ich nur ſtehen kann; und den Spaß hoffe ich noch ſelbſt zu erleben, daß die meiſten

Theologen auf meine Seite treten werden, um mit Verluſt eines Fittigs noch eine Weile den Rumpf zu retten. — Kurz; machen Sie ſich, meine beſte Freundin, meinetwegen nicht den geringſten Kummer. Ich will gewiß keinen unüberlegten Schritt thun; wäre es auch nur, um mich nicht von einer Bibliothek zu entfernen, die mir zur Fortſetzung meines Streits unentbehrlich werden möchte. — Die Erinnerung, daß es Ihnen nicht gleichgültig iſt, welche Wendung mein Schickſal nehmen dürfte, wird mich manchen Augenblick, in welchem der Verdruß, mit ſo armſeligen Schurken angebunden zu haben, die Oberhand zu gewinnen drohet, wieder beruhigen und aufheitern. Leben Sie recht wohl!

Dero

Wolfenbüttel den 2ten Aug. 78.

ergebenſter Freund
Leſſing.

An Eliſe Reimarus.

Wolfenbüttel den 9 Aug. 78.

Ich bin mir hier ganz allein überlaſſen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten beſtürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte nicht auszuſetzen, der mir unerträglich iſt. Wie oft möchte ich es verwünſchen, daß ich auch einmal ſo glücklich ſeyn wollen, als andere Menſchen! Wie oft wünſche ich, mit eins in meinen alten iſolirten Zuſtand zurückzutreten, nichts zu ſeyn, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit ſich bringt! — Sehen Sie, meine gute Freundin, ſo iſt meine wahre Lage. Haben Sie alſo bey ſo bewandten Umſtänden auch wohl Recht, daß Sie mir rathen, blos um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zuſtande auszudauern, der mir längſt zur Laſt geworden? — Ach, wenn er wüßte, dieſer elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Poſſen hier aushalte! — Doch ich bin zu ſtolz, mich unglücklich zu denken, — knirſche eins mit den Zähnen, — und laſſe den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht ſelbſt umſtürzen will! —

Es freuet mich, daß Sie die Taktik meines letzten Bogens ſo gut verſtehen. Ich will ihm Evolutiones vormachen, deren er ſich gewiß nicht verſieht. Denn da er ſich nun einmal verredet hat, und wiſſen will, nicht was ich von der chriſtlichen Religion glaube, ſondern was ich unter der chriſtlichen Religion verſtehe: ſo habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Chriſten muß mich immer gegen die andere in meinem Bollwehr ſchützen. So trennte Paulus das Synedrium; und ich, ich darf nur zu verhindern ſuchen, was ohnedem nicht geſchehen wird; nehmlich nur zu verhindern ſuchen, daß die Pabiſten nicht Lutheraner und die Lutheraner nicht Pabiſten werden.

Ich danke Ihnen für die gütigen Wünſche zu Fortſetzung meiner Streitigkeit. Aber ich brauche ſie kaum: denn dieſe Streitigkeit iſt nun ſchon mein Steckenpferd geworden, das mich nie ſo herabwerffen kann, daß ich den Hals nothwendig brechen müßte. Den Stall wird man meinem Steckenpferde gewiß hier auch nicht verſagen, wenn ich ihn nicht ſelbſt aufkündige.

Leben Sie recht wohl, meine wertheſte Freundin! und ſobald ſich der Hoheprieſter nur mit einer Sylbe gegen meine nöthige Antwort regt: ſo haben Sie doch ja die Güte mir es zu ſchicken.

Dero

ganz ergebenſter

L.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 11. Aug. 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich habe den Bogen erhalten, und danke Dir und unſerm Voß für die prompte Beſorgung. Es wird auf Götzen ankommen, ob meine künftigen Antworten klein oder groß werden. Materie hätte ich zu Folianten; und auch bogenweiſe laſſen ſich Folianten zuſammen ſchreiben.

Noch weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt ſeyn. Du weißt wohl, daß man das nicht beſſer iſt, als wenn man Geld hat, ſo viel man braucht; und da habe ich dieſe vergangene Nacht einen närriſchen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauſpiel entworfen, deſſen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn Du und Moſes es für gut finden, ſo will ich das Ding auf Subſcription drucken laſſen, und Du kannſt nachſtehende Ankündigung nur je eher je lieber ein Paar hundertmal auf einem Octavblatte abdrucken laſſen, und ausſtreuen, ſo viel und ſo weit Du es für nöthig hältſt. Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines anzukündigenden Stücks allzufrüh bekannt würde; aber doch, wenn Ihr, Du oder Moſes, ihn wiſſen wollt, ſo ſchlagt das Decamerone des Bocaccio auf: Giornata I. Nov. III. Melchisedech Giudeo. Ich glaube, eine ſehr intereſſante Epiſode dazu erfunden zu haben, daß ſich alles ſehr gut ſoll leſen laſſen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Poſſen damit ſpielen will, als noch mit zehn Fragmenten. Antworte mir, wenn Du kannſt, unverzüglich.

Gotthold.

An Eliſe Reimarus.

Meine werthe Freundin, ich danke Ihnen für die gütige Ueberſendung des 3ten Stücks meiner Schwächen, die ein wenig ſtark zu werden anfangen. Meine Antwort darauf iſt ſchon fertig, und ich würde eine Abſchrift davon beylegen, wenn ich ſie Ihnen nicht lieber — ſelbſt bringen wollte. In allem Ernſte: ich bin in einigen Tagen in Hamburg; und wenn die Geſchäfte, die mich dahin bringen, auch wohl die angenehmſten nicht ſeyn dürften, ſo weiß ich doch ſchon das Haus, wo ich wenigſtens einige vergnügte Stunden werde zubringen können. Ich empfehle mich Ihnen, und dieſem ganzen Hauſe; von dem ich nur noch im voraus beſorge, daß ich meine Beſuche in ſelbigem mehr nach der Klugheit, als nach meiner Neigung werde einrichten müſſen.

Das Angeſchloſſene iſt eine Ankündigung, über welche meine Freunde ſich zum Theil wundern werden. Aber wenn Sie im Decameron des Boccaz (I. 3.) die Geſchichte vom Juden Melchiſedech, welche in meinem Schauſpiele zum Grunde liegen wird, aufſchlagen wollen, ſo werden Sie den Schlüſſel dazu leicht finden. Ich muß verſuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater wenigſtens, noch ungeſtört will predigen laſſen.

Mündlich bald ein Mehreres.

Dero ergebenſter Freund,
Leſſing.

Wolfenb. den 6 Septbr.
1778.

Mein lieber Ebert!

Eben fällt mir beyliegendes in die Hände, und ich erinnere mich, daß Sie mir ſchon längſt erlaubt haben, es Ihnen zu ſchicken. Doch gelogen! Das iſt die Urſache gar nicht, warum ich Ihnen heute ſchreibe. Das thu ich nur ſo bey hin; und eigentlich will ich Sie bloß bitten, unbeſchwert in das Briefcomptoir hinunter ſagen zu laſſen, daß ſie alle Briefe, die vom künftigen Montag an, an mich einlaufen, nicht nach Wolfenbüttel, ſondern zu Angott ſchicken ſollen, wo ich einige Tage werde zu finden ſeyn.

Ihr

Wolfenbüttel,
den 19. Octbr. 1778.

ganz ergebenſter
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 20. Oct. 1778.

Lieber Bruder,

Vor allen Dingen laß mich Deinen Erſtgebornen mit meinem beſten Segen hienieden bewillkommen! Er werde beſſer und glücklicher, als alle ſeines Namens! — Die Mutter iſt doch geſund? Verſichere Sie meines innigſten Antheils an ihrer Freude. —

Und nun, warum ich Dir ſo lange nicht geſchrieben habe? Ich reiſte vor ſechs Wochen in Angelegenheiten meiner Stiefkinder nach Hamburg; feſt entſchloſſen, nicht länger als acht oder zehn Tage da zu bleiben. Aber ich hatte meine Stieftochter mitgenommen, und die ward gefährlich krank. Das hielt mich bis in die ſechſte Woche auf, und nur erſt ehegeſtern bin ich wieder gekommen.

Was ich die Zeit über in Hamburg gemacht habe? — Beyliegenden Bogen, als die Antwort auf das dritte Stück meiner Schwächen, die ziemlich ſtark zu werden anfangen. Will ihn Herr Voß gleichfalls drucken laſſen, ſo kann er es immerhin thun. Du haſt mich mißtrauiſch gegen T** gemacht: ſonſt hätte ich ihn gleich nach Berlin geſchickt. Und wahrlich thäte T** eben nicht unrecht, wenn er dieſen Bogen nicht wollte paſſiren laſſen. Es ſind Aeußerungen — — — darin, die ihm wohl nicht ſchmecken dürften.

Du ſiehſt alſo, daß ich in meiner Streitigkeit fortfahre; ungeachtet mir das Miniſterium allhier verboten, auch nicht einmal auswärts etwas drucken zu laſſen, was ich nicht zuvor zur Cenſur ihm eingeſandt. Das wäre mir eben recht! Ich thue das nicht, mag auch daraus entſtehen, was da will.

Jetzt iſt man hier auf meinen Nathan geſpannt, und beſorgt ſich davon, ich weiß nicht was. Aber, lieber Bruder, ſelbſt Du haſt Dir eine ganz unrechte Idee davon gemacht. Es wird nichts weniger, als ein ſatiriſches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlaſſen. Es wird ein ſo rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe, und Herr Moſes hat ganz recht geurtheilt, daß ſich Spott und Lachen zu dem Tone nicht ſchicken würde, den ich in meinem letzten Blatte angeſtimmt (und den Du auch in dieſer Folge beobachtet finden wirſt), falls ich nicht etwa die ganze Streitigkeit aufgeben wollte. Aber dazu habe ich noch ganz und gar keine Luſt, und er ſoll ſchon ſehen, daß ich meiner eigenen Sache durch dieſen dramatiſchen Abſprung im geringſten nicht ſchade.

Haſt Du ſchon die Epiſtel eines Layen geleſen, in welcher Moſes für den Verfaſſer des Zweckes Jeſu und ſeiner Jünger ausgegeben wird? Ich wollte, daß das Ding nicht ſo gar elend wäre, damit er ſich dagegen vertheidigen könnte. Vielleicht wird die Beſchuldigung allgemeiner, und ich werde herzlich lachen, wenn er endlich gezwungen iſt, ſeinen ehrlichen Namen zu retten.

Daß Theophilus eine beſſere Verſorgung bekommen, freuet mich von Herzen. Ich habe ſeit langer Zeit weder an ihn, noch an die Schweſter geſchrieben. Denn es iſt mir unmöglich geweſen, es ſo zu thun, wie ich gern gewollt hätte. Da ich meine Stiefkinder noch bey mir habe, und eine ſo weitläuftige und koſtbare Wirthſchaft führen muß, ſo bin ich ſelbſt oft in größern Verlegenheiten, als ſie gewiß nicht ſeyn können. Dazu habe ich itzt keinen Menſchen mehr hier, dem ich mich vertrauen, oder auf deſſen Beyſtand ich mich allenfalls verlaſſen könnte.

Meine Ankündigung des Nathan habe ich nirgends hingeſchickt, als nach Hamburg. Sonſt überall, wenn Du willſt, kannſt Du Dein Netz für mich aufſtellen. Ich beſorge ſchon, daß auch auf dieſem Wege, auf welchem ſo Viele etwas gemacht haben, ich nichts machen werde; wenn meine Freunde für mich nicht thätiger ſind, als ich ſelbſt. Aber wenn ſie es auch ſind: ſo iſt vielleicht das Pferd verhungert, ehe der Hafer reif geworden.

Meinen Ernſt und Falk wollte ich Dir gern beylegen, wenn ich nicht glauben dürfte, daß Du ihn ſchon geleſen, und ein Exemplar von ihm das Porto nach Berlin werth wäre. Indeß, was ſagſt Du dazu? Und was hörſt Du Andere davon ſagen?

Schreibe mir bald wieder und lebe recht wohl.

Gotthold.

Ich danke Ihnen, mein lieber Ebert, für den ſchönen Schinken, den Sie mich mit meinem Würſtchen haben abwerfen laſſen.

Noch mehr aber für Ihre Bemerkung in der bewußten Stelle.*) Allerdings wäre fundamentum et columnam futuris ein Donatſchnitzer; und ich weiß nicht, wo ich die Gedanken gehabt haben muß. Indeß thut dieſer Schnitzer meiner Behauptung ganz und gar nichts. Denn wenn nun vollends Irenäus, falls er das hätte ſagen wollen, was ihn Göze ſagen läßt, müßte geſchrieben haben: in ſcripturis nobis tradiderunt fundamento et columna fidei noſtrae futuris: ſo iſt es klar, daß fundamentum et columnam futurum, wie er wirklich geſchrieben hat, ſich nicht auf ſcripturis beziehen kann, und futurum nicht etwa bloß ein Schreibfehler für futuris iſt. — Aber warum Sie meinen, daß Irenäus überhaupt eine ganz andre Wendung hätte nehmen müſſen, wenn futurum verwandelt in futuris ſich auf ſcripturis beziehen ſollte: ſehe ich doch nicht. Denn ſcriptura fundamento et columna (im Ablativo) fidei noſtrae (im Dativo) futurae, iſt doch gut Latein; wenn Sie auch nicht wollten, daß fundamento et columna bloß von futuris regiert würden.

Leben Sie recht wohl. — Iſt der Leonidas, der bey Richtern in Altenburg gedruckt iſt, nach der neuſten Ausgabe, nach welcher Sie neuerdings überſetzt haben, abgedruckt?

Dero

Wolfenbüttel,
den 28. Octbr. 1778.

ergebenſter
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 7. November 1778.

Mein lieber Bruder,

Dein letzter brüderlicher Brief hätte wohl eine promptere Antwort verdient. Allerdings. Aber denke nur nicht, daß ich nicht prompt geantwortet, weil ich nicht prompt antworten können, indem ich mit mir ſelbſt noch nicht einig geweſen, ſelbſt noch nicht gewußt, wie es mit Dingen werden ſolle, mit denen ich vielleicht weiter nichts geſucht, als den Leuten das Maul aufzuſperren. Denn ſo dächteſt Du nun ganz gewiß ſehr falſch.

---

*) In ſeiner nöthigen Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpaſtor Göze in Hamburg. Erſte Folge 1778. S. 10. [Bd X, S. 248.]

Mein Nathan, wie mir Profeſſor Schmid und Eſchenburg bezeugen können, iſt ein Stück, welches ich ſchon vor drey Jahren, gleich nach meiner Zurückkunft von der Reiſe, vollends aufs Reine bringen und drucken laſſen wollen. Ich habe es jetzt nur wieder vorgeſucht, weil mir auf einmal beyfiel, daß ich, nach einigen kleinen Veränderungen des Plans, dem Feinde auf einer andern Seite damit in die Flanke fallen könne. Mit dieſen Veränderungen bin ich nun zu Rande, und mein Stück iſt ſo vollkommen fertig, als nur immer eins von meinen Stücken fertig geweſen, wenn ich ſie drucken zu laſſen anfing. Gleichwohl will ich noch bis Weyhnachten daran flicken, poliren, und erſt zu Weyhnachten anfangen, alles aufs Reine zu ſchreiben, und à mesure abdrucken zu laſſen, daß ich unfehlbar auf der Oſtermeſſe damit erſcheinen kann. Früher habe ich damit nie erſcheinen wollen; denn Du erinnerſt Dich doch wohl, daß ich in meiner Ankündigung zu Weyhnachten vorher die Zahl der Subſcribenten zu wiſſen verlangt habe.

Und alſo wäre der Eine Punkt, über den Herr Voß gewiß ſeyn möchte, ohne alle Schwierigkeit. Oſtern 1779 iſt mein Stück gedruckt, und wenn auch nicht zwanzig Perſonen darauf ſubſcribirt hätten; — und wenn ich es für mein eigenes Geld müßte drucken laſſen.

Auch könnte ich über den zweyten Punkt ihn völlig beruhigen. Mein Stück hat mit unſern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun; und ich will ihm den Weg nicht ſelbſt verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erſt nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freylich innerlich darauf ſchimpfen; doch dawider ſich öffentlich zu erklären, werden ſie wohl bleiben laſſen.

Aber nun ſage mir, was will eigentlich Herr Voß? Durch welches neue Avertiſſement glaubt er mir den beſagten Vortheil ſchaffen zu können? Dieſer Vortheil würde mir allerdings ſehr willkommen ſeyn; denn ich bin nie ein Feind vom Gelde geweſen, und jetzt bin ich es am allerwenigſten. Den Beſitz meines Stücks nach der Subſcription habe ich ihm, von Anfang an, zugedacht.

Nur mit dem Pränumeriren möchte ich gern nichts zu thun haben. Denn wenn ich nun plötzlich ſtürbe? So bliebe ich vielleicht tauſend Leuten einem jeden einen Gulden ſchuldig, deren jeder für zehn Thaler auf mich ſchimpfen würde. Und wozu auch? Geld bis zu Oſtern brauche ich freylich, und die Sorge es anzuſchaffen, wird mich oft in einer Arbeit unterbrechen, in der man gar nicht unterbrochen ſeyn müßte.

Aber wenn Du wirklich meynſt, daß Dein andrer Vorſchlag thunlich ſey, und ſich wohl noch ein Freund fände, der mir das Benöthigte zu den gewöhnlichen Zinſen vorſchöſſe, ſo würde ich dieſen tauſendmal annehmlicher finden. Ich brauchte aber wenigſtens 300 Thaler, um mit aller Gemächlichkeit einer Arbeit nachzuhängen, in welcher auch die kleinſten Spuren der Zerſtreuung ſo merklich werden. Ich will gern alle Sicherheit geben, die ich jetzt zu geben im Stande bin: meinen Wechſel; und wenn ich plötzlich ſtürbe, würde doch wohl auch noch ſo viel übrig ſeyn, daß dieſer Wechſel bezahlt werden könnte.

Ich werde gehindert, Dir auch auf das Uebrige Deines Briefes zu antworten.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 1. Dec. 1778.

Mein liebſter Bruder,

In Erwartung Deines letzt Verſprochenen, wenigſtens in Erwartung, ſo bald als möglich zu erfahren, ob und wenn ich gewiß darauf rechnen könne, ſchicke ich Dir hier den Anfang meines Stücks; aus Abſicht, die ich in meinem letzten an Herrn Voß gemeldet habe. Laß einen Bogen auf Papier, wie meine dramatiſche Schriften, doch ſo bald als möglich abſetzen; damit ich ungefähr wiſſen kann, was ſo ein Bogen faßt, und ich meinen Pegaſus ein wenig anhalten kann, wenn er freyes Feld ſieht. Das Stück braucht eben nicht ſechzehn Bogen zu werden, weil ich eine ziemlich ſtarke Vorrede dazu in petto habe. Wenn es aber auch über ſechzehn Bogen wird: ſo habe ich mich in dem Avertiſſement wegen des Subſcriptions-Preiſes bereits erklärt.

Wenn ich Dir noch nicht geſchrieben habe, daß das Stück in Verſen iſt: ſo wirſt Du Dich vermuthlich wundern, es ſo zu finden. Laß Dir aber nur wenigſtens nicht bange ſeyn, daß ich darum ſpäter fertig werden würde. Meine Proſe hat mir von jeher mehr Zeit gekoſtet, als Verſe. Ja, wirſt Du ſagen, als ſolche Verſe! — Mit Erlaubniß; ich dächte, ſie wären viel ſchlechter, wenn ſie viel beſſer wären. Es ſoll mich verlangen, was Herr Ramler dazu ſagen wird. Ihm und Herrn Moſes kannſt Du ſie wohl weiſen, deſſen Urtheil vom Tone des Ganzen ich wohl auch zu wiſſen begierig wäre. Es verſteht ſich, wenn der Bogen abgeſetzt iſt, daß ich das Manuſcript wieder zurückhaben muß.

Gotthold.

An Eliſe Reimarus.

Wolfenbüttel den 16ten Decbr. 78.

Was Sie mir ſo gut und freundſchaftlich vorwerfen, habe ich mir ſchon manchmal ſehr bitter vorgeworffen. Aber es ſey nun, daß die eigene Bitterkeit gegen ſich ſelbſt eben ſo bitter nicht iſt; oder mir in der Welt nicht leicht etwas bitter genug ſeyn kann: genug es blieb von einem Tage zum andern bey dem Vorſatze, dieſen Vorwurf nicht länger auf mir ſitzen zu laſſen. Und wer weiß, wie lange es noch dabey geblieben wäre, wenn Sie mich nicht angeſtoſſen hätten. Eben wollte ich völlig einſchlafen. — Doch das iſt nicht wahr. Meine Schlafſucht hat ſich ganz verloren; und wenn Sie ſie nicht etwa mit der Zeit in meinem Nathan wiederfinden: ſo habe ich von Glück zu ſagen. —

Wie es mir ſonſt geht, — wenn ich nur geſund bin — daran iſt nicht viel gelegen. Ein bischen Verdruß habe ich ſogar mit unter gern; und der liebe Gott weiß wohl, was ich gern habe, und mir geſund iſt. —

Die Zahl 72 iſt eine merkwürdige Zahl. Denn es iſt die eigentliche Zahl, wenn ich mich nicht irre, der rotunde ſogenannten 70 Jünger, 70 Dolmetſcher, 70 Beyſitzer im hohen Rath. Auſſer dieſen Siebzigen, wie viel zählen wir denn Apoſtel?

Bey Campen fällt mir ein, daß ich einmal ein Journal ſchreiben wollen, unter dem Titel: **das Beſte aus ſchlechten Büchern**. Wenn ich allenfalls dieſes Projekt wieder verſuche, und er ſeinen Auszug *) ſonſt nicht gedruckt bekommen kann: ſo will ich mir ihn zum erſten oder letzten Stücke beſagten Journals ausbitten. Niemanden verwehrt, nochmals einen Auszug aus dem Auszuge dieſes Auszuges zu machen!

Goeze, hat man mir geſchrieben, wäre krank, und müßte alle Tage zwei Stunden reiten, welches grade die zwei Stunden wären, die er ſonſt zu meiner Widerlegung beſtimmt gehabt hätte. Wenn das iſt, ſo will ich noch heut anfangen, um ſeine Geneſung herzlich zu beten.

---

*) Bezieht ſich auf Campens damaligen lateiniſchen Bibel-Auszug.
Lappenberg.

Endlich laſſen ſich die groſſen Weſpen doch auch aus dem Loche ſchrecken. Die Göttingſche ſumſet nicht ſo arg, als ſie zu ſtechen drohet, wir werdens ja ſehen. Ich muß nur machen, daß ich mit meinem Nathan fertig werde. Um geſchwind fertig zu werden, mache ich ihn in Verſen. Freylich nicht in gereimten: denn das wäre gar zu ungereimt.

Sie wiſſen doch, daß ich Ihren Cato habe? Von dem umſtändlich, ſo bald ich den Engliſchen wieder geleſen habe. Aber das kann ich wohl ſo bald nicht, wenn ich vors erſte mit meinen Verſen zufrieden bleiben ſoll.

Grüſſen Sie die Brüder und Schweſtern: und leben Sie recht wohl.

L.

Wolfenbüttel, d. 18. Decemb. 1778.

Allerdings, mein lieber Ramler, bin ich Ihnen eine Entſchuldigung ſchuldig, warum ich in dem erſten verſificirten Stücke, das ich mache, nicht unſer verabredetes Metrum gebraucht habe. Die reine lautre Wahrheit iſt, daß es mir nicht geläufig genug war. Ich habe Ihren Cephalus wohl zehnmal geleſen; und doch wollten mir die Anapäſten niemals von ſelbſt kommen. Sie in den fertigen Vers hineinflicken, das wollt' ich auch nicht. — Aber nur Geduld! Das iſt bloß ein Verſuch, mit dem ich eilen muß, und den ich ſo ziemlich, in Anſehung des Wohlklanges von der Hand wegſchlagen zu können glaube. Denn ich habe wirklich die Verſe nicht des Wohlklanges wegen gewählt: ſondern weil ich glaubte, daß der orientaliſche Ton, den ich doch hier und da angeben müſſen, in der Proſe zu ſehr auffallen dürfte. Auch erlaube, meynte ich, der Vers immer einen Abſprung eher, wie ich ihn itzt zu meiner anderweitigen Abſicht, bey aller Gelegenheit ergreifen muß. Mir gnüget, daß Sie nur ſo mit der Verſifikation nicht ganz und gar unzufrieden ſind. Ein andermal will ich Ihrem Muſter beſſer nachfolgen. Doch muß ich Ihnen vorausſagen, daß ich ſechsfüßige Zeilen nie wählen werde. Wenn es auch nur der armſeligen Urſache wegen wäre, daß ſich im Drucken auf ordinärem Octav die Zeilen ſo garſtig brechen. — Ihre grammatikaliſchen Zettel ſollen Ihnen unverloren ſeyn: ich will ſie fürs erſte nur noch bey mir behalten, um den Inhalt deſto gewiſſer zu befolgen. — Nur Fäden möchte ich doch lieber, als Faden; weil Faden ſehr leicht für den Singularis genommen werden könnte, wenn der Artikel den nicht recht deutlich von dem unterſchieden würde. — Ihre Lesart im 201 Verſe:

Wem ſchmeichelt Ihr ꝛc. iſt eine wahre Verbeſſerung, die ich mit vielem Dank annehme. — Ich ſende mit heutiger Poſt wieder einen ziemlichen Flatſchen an meinen Bruder. Wenn Sie auch den leſen: ſo thun Sie mir einen Gefallen; und ich will ausdrücklich, daß Sie ihn länger als eine Stunde behalten können, um alle Ihre Anmerkungen zu haben. — Für den zweyten Theil der Blumenleſe recht vielen Dank! Daß ich Ihre Verbeſſerungen meiner Dingerchen blindlings unterſchreibe, das wiſſen Sie ſchon, und ich habe mich weidlich vor einigen Wochen über das dumme Altonaer Poſtpferd geärgert, welches noch immer den Hagederniſchen Lesarten die Stange halten will. — Leben Sie recht wohl! Wir ſchreiben uns vor dem Geburtstage ja wohl noch einmal: und wenn ich mit dem Nathan ſodann fertig bin — wer weiß?

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 19. Dec. 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich habe auf Deinen letzten Brief ſofort an M. W** geſchrieben; und Gott gebe, daß es nicht bloßer guter Wille mag geweſen ſeyn! Sollte er aller der poſitiven Aeußerungen ungeachtet dennoch verhindert werden, Wort zu halten: ſo bin ich ganz unglaublich übel daran. Denn ich habe andere Anſtalten zu machen, gänzlich verſäumt.

Du erhältſt hierbey die Fortſetzung meines Stücks bis zu Seite 74. Wenn Ramler in dieſem neuen Flatſchen auch nur wieder eine ſechsfüßige Zeile entdeckt, ſo iſt es mir ſchon lieb. Du mußt doch auch ſehen, daß ich wirklich mit allem Ernſte fortarbeite.

Bey dieſer Gelegenheit will ich Dir doch aber auch ſagen, daß Du alle Deine Auslagen, die Dir der Nathan ſchon gemacht hat, und vermuthlich noch machen wird, ja wohl aufſchreiben, und mir zu ſeiner Zeit wieder abfordern mußt.

Nun bin ich begierig auf den Probebogen, und zu hören, was Du wegen des Druckes für das dienlichſte achteſt. Ich will doch nicht hoffen, daß mir der Cenſor in Berlin wird Händel machen? Denn er dürfte leicht in der Folge mehr ſehr auffallende Zeilen finden, wenn er aus der Acht läßt, aus welchem Munde ſie kommen, und die Perſonen für den Verfaſſer nimmt. — Lebe recht wohl!

Gotthold.

Meine liebe Schweſter,

Gott weiß es, daß ich Dich nicht vergeſſen, ſondern allezeit mit Wehmuth ſehr oft an Dich gedacht habe. Aber wenn Du wüßteſt, in welchen Sorgen ich ſeit dem Tode meiner Frau gelebt habe, und wie kümmerlich ich habe leben müſſen, ſo würdeſt Du gewiß mehr Mitleiden mit mir haben, als mir Vorwürffe machen. Meine Frau iſt nun eben ein Jahr tod, und ich weiß nicht einmal ob ich an Theophilus ihren Tod gemeldet. Wenn nicht: ſo mag er mir es verzeihen, daß ich einer ſo unangenehmen Pflicht gegen ihn nicht eingedenk geweſen bin. Er wird böſe auf mich ſeyn: ich will ihn aber nächſtens wieder gut zu machen ſuchen. Ich freue mich herzlich, daß er an eine beſſere Stelle gekommen. Du gehſt doch wieder zu ihm? — Nimm indeß mit beygehenden 5 Louisd'or vorlieb. Ich hoffe Dir ehſtens mehr zu ſchicken. Lebe recht wohl.

Dein treuer Bruder
Gotthold.

Wolfenbüttel den 28 Decbr. 1778.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 30. Decbr. 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich habe das Geld von M. W** erhalten, und danke Dir für Deine dabey verwandten Dienſte. Auch erhalte ich den Probedruck, welcher mich ein wenig verlegen macht. Allerdings hätte ich gern geſehen, daß es ein ganzer Bogen geweſen wäre; um zugleich eine Probe des Papiers zu haben, das der Buchdrucker liefern kann, an den Du Dich vorläufig gewendet haſt. Indeß, nur nach dieſem Blättchen zu urtheilen, iſt das Papier viel zu klein, und gar nicht das nehmliche, auf welches meine Schriften bey Voß gedruckt ſind, und welches ich in der Ankündigung verſprochen habe. Wenn der Buchdrucker dergleichen nicht hat, auch nicht anſchaffen kann, ſo möchte ich lieber von dem kleinen Formate ganz und gar abgehen, und das Stück in Groß-Octav drucken laſſen. Es kommt auch ohnedies ſonſt zu wenig auf eine Seite; und ſtatt ſechzehn Bogen, auf die ich gerechnet, würde ich kaum mit einigen zwanzig reichen, wenn das Ganze ſo wie die Probe abgedruckt würde. Auch iſt Groß-Octav darum beſſer, weil die Zeilen ſich darauf nicht brechen, welches bey dem kleinen Format ein mir unerträglicher Uebelſtand iſt. Allerdings wäre es hiernächſt wohl beſſer, wenn die Druckerkoſten ſich in Berlin um ein Merkliches höher belaufen ſollten, daß ich auswärts drucken ließe; und an meinem Manuſcripte ſollte es gewiß nicht liegen, daß es nicht geſchehen könnte.

Auf mein letztes mit der Fortſetzung des Manuſcriptes habe ich noch keine Antwort. Ich will doch hoffen, daß Du es richtig erhalten.

Lebe recht wohl; und wenn Du in dem alten Jahre nicht zufrieden genug geweſen, ſo hol es in dem neuen nach. Grüße mir Deine Frau. Was macht mein Pathe? Mache, daß er laufen kann, und daß Du einen andern Jungen bekömmſt: ſo nehme ich Dir ihn ab.

Gotthold.

Mein lieber Herder, *)

Sie ſind ſehr gütig, daß Sie nach zwey Briefen, die ich nicht ſo beantworten konnte, als ich gern wollte, und alſo lieber gar nicht beantwortete, mich noch des dritten würdigen. Sie glauben nicht, wie angenehm er mir geweſen, und wie dankbar ich gern dafür ſeyn möchte. Denn er antwortet mir ungefragt auf mancherley Dinge, wobey immer einer von meinen erſten Gedanken geweſen iſt: was wird Herder dazu ſagen?

Nathan kann nicht eher als in der Oſtermeſſe erſcheinen, und Sie ſollen von Leipzig aus die verlangten Exemplare erhalten. Ich will hoffen, daß Sie weder den Propheten Nathan, noch eine Satire auf Goezen erwarten. Es iſt ein Nathan, der beym **Boccaz** (Giornata 1. Novella 3.) **Melchiſedek** heißt, und dem ich dieſen Namen nur immer hätte laſſen können, da er doch wohl, wie **Melchiſedek**, ohne Spur vor ſich und nach ſich, wieder aus der Welt gehen wird. Introite, et hic Dii sunt! kann ich indeß ſicher meinen Leſern zuruffen, die dieſer Fingerzeig noch unmuthiger machen wollte.

Wo auch nur die Hoffnung herkommen könnte, die Fragmente ganz an das Licht zu bringen, weiß ich nicht. Nicht zwar, daß man mich abgeſchreckt hätte, der Wahrheit dieſen Dienſt zu thun; ſie mag ſich nun endlich finden laſſen, auf welcher Seite ſie will. Sondern weil ich wirklich das ganze Manuſcript nicht in Händen, und es nur bey Leuten geleſen habe, die entweder viel zu eiferſüchtig, oder viel zu furchtſam damit ſind, als daß ſie mir es anvertrauen möchten; ſo viel und heilig ich auch die vom letztern Schlage verſichert habe, daß ich alle Gefahr auf mich allein nehmen wolle.

---

*) Dieſer Brief erſcheint hier nach dem Original verbeſſert, welches jetzt der Papierhändler Herr Künzel in Heilbronn beſitzt. Einen andern angeblich ungedruckten Brief an Herder hat er dem Herausgeber verweigert, weil er durch den Abdruck ſeinen Werth verliere.

Was Ihnen Weygand geſchrieben, hat er nicht recht von mir eingenommen. Nicht deutſche Volkslieder, ſondern deutſche Volksgedichte habe ich herausgeben wollen. Von Liedern habe ich bey unſern Alten wenig oder nichts gefunden, was der Erhaltung werth wäre; ich habe mich vielmehr gewundert, woher Sie noch ſo viel aufgetrieben. Dem poetiſchen Genie unſrer Vorfahren Ehre zu machen, müßte man auch wohl mehr das erzählende und dogmatiſche, als das lyriſche Fach wählen. In dem Fache, welches aus jenen beyden zuſammengeſetzt iſt, getraute ich mir z. E. eine Sammlung Fabeln und Erzählungen zu liefern, wie ſie kein Volk aus ſo frühen Zeiten in Europa beſſer haben müßte. Und gleichwohl waren es weder Erzählungen noch Fabeln, was ich unter dem Namen deutſcher Volksgedichte bekannt machen wollte. Sondern es waren **Theils Priameln, Theils Bilderreime.** — Priameln, wovon itzt noch kaum der Name mehr bekannt iſt, waren im 13ten und 14ten Jahrhunderte eine Art von kurzen Gedichten, die ich gern das urſprünglich deutſche Epigramm nennen möchte; alle moraliſchen Inhalts, obgleich nicht alle von dem züchtigſten Ausdrucke. Die Bibliothek beſitzt davon anſehnliche Sammlungen, von mehr als einer Hand geſchrieben. Damit Sie ſich einen Begriff davon machen können, will ich einige von denen, die ich abgeſchrieben habe, beylegen. Schreiben Sie mir aufrichtig, ob mich das Alterthum nicht verleitet, mehr daraus zu machen, als ſie verdienen. — Unter Bilderreimen verſteh ich die Gedichte, welche ſich um das Ende des 16ten Jahrhunderts, bis gegen die Mitte des folgenden, ſo häufig auf einzeln fliegenden Kupferſtichen oder Holzſchnitten, ſatyriſch-moraliſchen, und ſatyriſch-politiſchen Inhalts, befinden, deren ich eine ziemliche Menge geſammelt habe, und die zum Theile, ſelbſt von der Seite der Kunſt, nichts weniger als zu verachten ſind. Aus dieſen zwey Quellen alſo, wollte ich meine Volksgedichte ſchöpfen, von welchen ich zweifle, ob ſich irgend etwas davon zu Ihrem Plane ſchicken möchte.

Mit dem Renner iſt mir nur kürzlich ein beſondres glückliches Unglück begegnet. Ich hatte aus drey Manuſcripten, welche unſre Bibliothek beſitzt, (die Ihnen bekannte Gudenſche Abſchrift iſt nicht darunter; dieſe war ſchon vorher veräuſſert worden, ehe **Leibnitz** die übrigen Gudenſchen Handſchriften kaufen ließ) einen Renner zuſammengeſchrieben, wie ich glaubte, daß er wohl könne geweſen ſeyn;

und wollte ihn eben bey **Weygand** drucken laſſen, als mir unvermuthet ein viertes Mannuſcript in Hamburg zu Händen kömmt, welches ſo gut und ſo alt iſt, daß ich alles aufs neue durchgehen muß. Wenn ich aber dazu Zeit finden werde, da ich hier keinen Menſchen habe, der mich deſſen, was bey ſolcher Arbeit bloße Drudgery iſt, überheben könnte, weiß Gott.

Daß aus **Bertuchs** Hans Sachſen nichts wird, habe ich ungern geleſen. Ich wollte eben an ihn ſchreiben, und ihn bitten, wenn er doch ſo viele Alphabete Reime drucken ließ, noch einige Bogen Proſa von dem nehmlichen Verfaſſer beydrucken zu laſſen; wäre es auch nur um zu ſehen, wie Hans Sachſens Proſa geweſen. Denn daß Hans Sachſens proſaiſche Aufſätze auch ein ganz ſonderbares Monument in der Reformationsgeſchichte ſind, wird mir freylich keiner auf mein Wort glauben, der ſie nicht geleſen hat.

Wielands Plaiſanterie über den **Bunkel** iſt ſo gerecht als luſtig, und Nikolai mag ſie auch wohl gegen ihn verſchuldet haben. Wenn er nur nicht damit eine ganze Sproſſe aus der Leiter ausbräche, die ein gewiſſes Publicum nothwendig mit beſteigen muß, wenn es weiter kommen ſoll. Sie verſtehen mich. Wenn zu Verbreitung ſolcher Ideen, die doch auch ihren Werth haben, nun nichts beſſer wäre, als ſo ein ruppichter Roman!

Leben Sie recht wohl. Sie ſehen, ich mache noch weniger Umſtände, wenn ich an einen Mann ſchreibe, den ich ſo von Grund des Herzens hochſchätze.

Wolfenbüttel den 10. Jenner 79. G. E. Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 15. Januar 1779.

Mein lieber Bruder,

Du bekommſt hierbey nicht allein abermals einen neuen Flatſchen des Mannuſcripts (von Seite 75—116), den ich Dich Ramlern zu communiciren bitte; ſondern auch den erſten Flatſchen wieder, der nun völlig ſo iſt, wie er kann gedruckt werden. Ich habe, mit den Malern zu reden, die letzten Lichterchen aufgeſetzt; das iſt, die eigentlichen Vorbereitungen eingeſchaltet, die ſich ganz vom Anfange nicht abſehen laſſen. Fangt alſo nur an zu drucken, ſobald ihr wollt. Ich habe einen zu großen Vorſprung, als daß mich die Setzer einholen

Univ. Bibl.
München

ſollten. Ich wähle aber die letztere kleinere Probeſchrift, um dem Brechen der Zeilen ſchlechterdings vorzubeugen: nur muß die Columne um eine oder zwey Zeilen länger und höher ſeyn; denn mit 19 Zeilen iſt ſie wirklich gegen die Breite zu kurz. Es thut mir zwar leid, daß ich ſonach wenigſtens 24 Bogen anſtatt 16 Bogen geben muß; doch ich denke, wer von meinen Subſcribenten einen Gulden daran hat wagen wollen, der wagt auch wohl einen Thaler daran, und ſo komme ich wieder dem Rabatt nach, den ich den Buchhändlern abgebe. Aber nun möchte ich auch gern wiſſen, wie viel Du und Voß eigentlich Subſcribenten habt? Ich für mein Theil muß wenigſtens 1000 Exemplare haben: denn ſo viel haben ſich bey mir unmittelbar gemeldet; und ich will hoffen, daß Du hierauf ſchon gerechnet haſt, wenn Du mir ſchreibſt, daß eine ſtarke Auflage gedruckt werden müſſe.

Was bey dem Abdrucke zu beobachten iſt, habe ich für den Setzer auf ein einzelnes Blatt geſchrieben. Beſonders muß der Unterſchied an Strichen — und Punkten .... ja wohl beobachtet werden. Denn dieſes iſt ein weſentliches Stück meiner neuen Interpunction für die Schauſpieler; über welche ich mich in der Vorrede erklären wollte, wozu ich aber nun wohl ſchwerlich Platz haben dürfte. Auch ſollte, nach meinem erſten Anſchlage, noch ein Nachſpiel dazu kommen, genannt der Derwiſch, welches auf eine neue Art den Faden einer Epiſode des Stücks ſelbſt wieder aufnähme, und zu Ende brächte. Aber auch das muß wegbleiben, und Du ſiehſt wohl, daß ich ſonach bei einer zweyten Auflage mein Stück noch um die Hälfte ſtärker machen kann. Doch ich weiß noch nicht, wie die erſte Auflage aufgenommen wird, und denke ſchon an die zweyte! Sobald ich den zweyten Flatſchen Manuſcript zurück habe, will ich ihn gleichfalls in wenig Tagen abſolviren und wieder zurückſenden.

Gotthold.

N. S. Herrn Ramler antworte ich mit erſter reitender Poſt. Ich muß nur noch auf die Bibliothek gehen, etwas nachzuſuchen.

Wolfenbüttel, d. 1. Februar 1779.

Mein lieber Ramler,

Ich muß mich ſchämen, daß ich Ihre Anfragen wegen des Wernike zurückſchicke. Ich wollte Ihnen gern recht viel antworten, und habe es am Nachſchlagen nicht fehlen laſſen. Die Bibliothek hat von ihm gar nichts. Aber den Artikel von ihm in Molleri Cimbria lit.

lerata, will ich ausſchreiben, ſobald das Buch zurückkommt, wornach ich ſchon geſchrieben habe.

Mein Bruder hat ſchon längſt wieder neues Manuſkript. Hat er es Ihnen noch nicht gegeben? Es thut mir leid, daß ich Sie um ſo viel Zeit bringe; aber Sie werden finden, daß ich faſt alles von Ihnen genutzt habe: einige Kleinigkeiten ausgenommen, über die wir uns mündlich leicht verſtehen würden. — Ich ſende auch heute wieder dem Bruder Manuſcript, und mit dem, hoffentlich, ſollen Sie nun wohl auch den Gang des Stücks ungefähr abſehen. — Mich verlangt, wie Sie mit der Erzählung zufrieden ſeyn werden, die mir wirklich am ſauerſten geworden iſt.

Leben Sie recht wohl.

Der Ihrige,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 16. März 1779.

Mein lieber Bruder,

Hier wieder friſches Manuſcript von 172-202, wobey ſich bereits die erſten Bogen des fünften Aufzuges befinden. Und nun wirſt Du mir doch glauben, daß ich zu Ende dieſes Monats gewiß fertig bin! — Aber wie es um den Druck ſteht, das mag Gott wiſſen! Es ſind nun ſchon wieder vierzehn Tage ſeit Deinem Letztern verfloſſen, und ich ſehe und höre nichts von Aushängebogen. Wenn Du mir doch nur wenigſtens einen Correcturbogen von den beſagten dreyen geſchickt hätteſt! — Es wäre kein Wunder, wenn ich mir, ich weiß nicht was, einbildete. Denn auch von meinen anderweitigen Fragen haſt Du mir ja keine einzige beantwortet. Ich weiß ja weder wie viel Subſcribenten Du, noch wie viel Voß hat. Am Ende kann ja Voß nicht einmal ſo viel haben, daß nur die 300 Thaler an M. W** in Leipzig davon bezahlt werden können. Alsdann käme ich gut an! Denn ich habe an M. W** einen Wechſel darüber auf vier Monate ausgeſtellt, der mir ſodann auf den Hals käme, ohne daß ich die geringſte Anſtalt desfalls gemacht hätte. Du glaubſt nicht, wie mich das bekümmert, und es wäre ein Wunder, wenn man es meiner Arbeit nicht anmerkte, unter welcher Unruhe ich ſie zuſammen ſchreibe.

Da ich gar nicht weiß, wie viele Bogen das Stück betragen wird, ſo habe ich mir nun vorgenommen, ganz und gar keine Vorrede vorzuſetzen; ſondern dieſe, nebſt dem Nachſpiele: der Derwiſch, und verſchiedenen Erläuterungen, auch einer Abhandlung über die dramatiſche Interpunction, entweder zu einem zweyten Theile, oder zu einer neuen vermehrten Auflage zurückzubehalten. — Nimm meine Quälereyen nicht übel und lebe wohl!

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 19. März 1779.

Mein lieber Bruder,

Ich hatte mein Letztes eben auf die Poſt gegeben, als ich das Deine erhielt, und nun hätte ich gern meins wieder gehabt.

Vor allen Dingen vielen Dank von meiner Tochter für die ſchönen Sachen! Doch daß Du Dich nicht irreſt: dieſer Dank gehört mehr Deiner lieben Frau, als Dir! Denn von mir und Theophilus hat ſie ſichs nun einmal abſtrahirt, daß wir Brüder uns auf dergleichen Dinge nicht verſtehen. — Du wirſt mir zu ſeiner Zeit ſchon melden, was der allerliebſte Plunder koſtet.

Hierbey kömmt das letztere Manuſcript zurück, ſo wie es in die Buchdruckerey kann gegeben werden. Unſerm Moſes werde ich für ſeinen gegebenen guten Wink*) mit nächſter Poſt ſelbſt danken. — Wenn ich das Ende des Manuſcripts an Ramlern ſchicke, ſo kann es nur gleich dort bleiben; wenn Du mir ſeine Anmerkungen nur mit der reitenden Poſt ſchickſt, auf die ich mit der nehmlichen meine zu machenden Veränderungen einſenden will. Denn mit der fahrenden Poſt geht es allzu langſam.

Der Aushängebogen gefällt mir überhaupt ganz wohl; hat aber doch verſchiedenes, was ich beſſer und anders wünſchte. Ich bin daher nicht übel geneigt, wenn wir fertig ſind, das Quartblatt S. 1. 2. 15. und 16. umdrucken zu laſſen: Theils wegen der garſtigen gebrochenen Zeile auf der erſten Seite, Theils wegen ein Paar Unſchicklichkeiten auf der 15ten, wo der Zuſatz (bey Seite) ganz wegfallen, und der Zuſatz (lächelnd) aus der ganz kleinen Schrift geſetzt werden muß. Wenn die weitern Zuſätze oder Nachrichten für die Schauſpieler, welche in den folgenden Bogen häufiger kommen, eben ſo groß geſetzt werden, ſo wird das einen ſchönen Uebelſtand geben. Ich will hoffen, daß es nicht geſchehen. Der Zuſatz (bey Seite) muß darum wegbleiben, weil ich in der Folge durchaus, was bey Seite geſagt werden muß, zum Unterſchiede mit Haken bloß eingeſchloſſen habe.

---

*) Es war in einer, ich weiß nicht mehr welcher, Scene eine Stelle, wo Saladin den Tempelherrn fragte, ob ſeine Mutter nicht ehemals im Morgenlande geweſen ſey, (vermuthlich, weil er ſich dadurch die Aehnlichkeit des Tempelherrn mit ſeinem Bruder erklären wollte); und der letztere antwortete: meine Mutter nicht, wohl aber mein Vater. Dieſes wollte Moſes weggeſtrichen wiſſen, weil es an ein bekanntes Geſchichtchen erinnere, und Leſſings nicht würdig ſey. L. ſtrich die Stelle auch wirklich weg. D. Friedländer.

Da ich übrigens nun ſehe, daß das Stück zwiſchen 18 und 19 Bogen wird, ſo bleibt es dabey, daß ich entweder gar keine, oder doch nur eine ganz kurze Vorrede vorſetze, und daß ich alles Uebrige unter dem Titel: *der Derwiſch, ein Nachſpiel zum Nathan*, beſonders drucken laſſe, und zwar auf dem nehmlichen Wege der Subſcription, wenn ich anders ſehe, daß es ſich der Mühe damit verlohnt. Denn für nur ganz mittelmäßige Vortheile mache ich mich nie wieder auf fünf Monathe zum Sklaven einer dramatiſchen Arbeit. So viel Zeit, leider! habe ich mir mit dieſer verderben. Und wer weiß, wie ſie noch aufgenommen wird!

Das neue Engliſche Buch von der Freymaurerey kenne ich nicht. Wenn es nicht etwas ganz Beſonderes iſt, ſo gieb Dich ja mit den Poſſen nicht ab! Meine Gedanken über den Urſprung des Ordens kann ich Dir nicht wohl mittheilen; denn ſonſt hätte ich ſie in dem vierten und fünften Geſpräch bereits ſelbſt bekannt gemacht, welches ich aus nöthigem Menagement für unſern Herzog Ferdinand lieber unterlaſſen wollen. Leſen ſollſt Du ſie wohl, dieſe ungedruckten Geſpräche, wenn Du Dein Wort hältſt, und mich inſtehenden Sommer beſuchſt; und ich denke, Du ſollſt viele von den Erinnerungen, die Du in der Litteraturzeitung gegen die drey erſten gemacht, beantwortet finden.

Und nun ſchreibe mir doch einmal, was Nicolai macht. Ich fürchte, ihr Beyden ſeyd eben keine Freunde mehr zuſammen. An mich ſchreibt er auch nicht mehr; welches er doch ſonſt zuweilen that. Meine theologiſchen Händel, denke ich, haben ein Loch in unſer gutes Verſtändniß gemacht. Das ſollte mir leid thun. — Hiermit lebe wohl mit Deiner guten Frau und Deinem Jungen. Was macht der?

Gotthold.

Wolfenbüttel, den 30. März 1779.

Mein lieber Ramler,

Weder ich, noch Profeſſor Eſchenburg, der kürzlich in der poetiſchen Chreſtomathie von Zachariä verſchiednes aus der geharniſchten

Venus drucken laſſen, haben jemals, aller angewandten Mühe ungeachtet, den wahren Namen des Verfaſſers derſelben ausfündig machen können. Eſchenburg hat ſogar deswegen an Gleim und Schwaben geſchrieben; aber auch die wiſſen ihn nicht. —

In meinem letzten Mannſcript haben Sie nur ein Paar ſechsfüßige Verſe angemerkt: und weiter nichts? — Sie werden es freylich müde ſeyn, armer Mann! Aber noch ein kleines Zwing dich Iſrael: und wir ſind fertig. Für die ſchöne Kollekte danke ich Ihnen herzlich. Wenn Sie auch einmal ſo ein Treibejagen anſtellen wollen: will ich mich gewiß auch nicht lumpen laſſen; und Ihnen Subſcribenten aus Marocco ſchaffen, wo ich wirklich jetzt einen guten Freund habe. Leben Sie wohl!

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den — April 1779.

Mein lieber Bruder,

Ich wollte ſchon an allem verzweifeln, — denn Du mußt wiſſen, daß ich mich dem ärgerlichen, mißtrauiſchen Alter mit großen ſchnellen Schritten nähere — als ich endlich Deinen Brief vom 9ten dieſes mit den Aushängebogen bekam, und die Möglichkeit daraus erkannte, daß der Nathan noch ſo eben auf der Meſſe erſcheinen könne. Das beſte iſt, daß er nicht weit nach Leipzig hat! Freylich, wenn er nur eben mit Thorſchluſſe nach Leipzig kömmt, ſo werde ich ihn ſchwerlich hier eher haben, als ihn jeder Buchhändler, die alle mit Extrapoſt nach Hauſe fahren, ſeines Orts mitbringen kann. Und Du glaubſt gar nicht, wie unangenehm und nachtheilig mir es iſt, daß meine Subſcribenten ihn nicht zu allererſt aus meinen Händen bekommen ſollen. Thue doch alſo ja Dein Möglichſtes, und ſchreibe dem Buchdrucker, daß er vor allen Dingen, noch ehe er ein Exemplar nach Leipzig ſendet, an mich hierher nach Wolfenbüttel 1000 Stück abſchickt. Außer dieſen 1000 brauche ich noch, wie beygehender Zettel ausweiſet, an zwey hundert, die Du Herrn Voß bitten mußt, von da aus zu ſpediren.

Der Preis muß nothwendig 18 Groſchen ſeyn; denn das Stück muß zuverläſſig 18 volle Bogen betragen, da die erſten 3 Acte eilf Bogen füllen, und die zwey letzten um nichts kürzer ſind, als jene. Ja, ich glaube nicht einmal, daß alles auf 18 Bogen gehen wird. Schicke mir ja die Aushängebogen, ſo weit Du ſie immer haſt; denn ich halte es wirklich für nothwendig, die Druckfehler anzuzeigen. So ſteht z. E. Dalk anſtatt Delk, welches im Arabiſchen der Name des Kittels eines Derwiſch iſt. Ich hätte freylich können die fremden Wörter alle erklären, z. B.: Div, ſo viel als Fee, Gimniſtan, ſo viel als Feenland, Jammerlonk, das weite Oberkleid der Araber u. ſ. w. Aber auch das kann entweder in einer zweyten Ausgabe Platz finden, oder im Anhange des Derwiſch. Dieſen will ich dieſen Sommer ſchon auch noch Zeit finden, auszuarbeiten. Denn mit Semlern will ich vorläufig nur wegen des Anhanges anbinden, und in Anſehung des Uebrigen abwarten, was unſere Orthodoxen ſelbſt dazu ſagen werden. Es iſt faſt unmöglich, daß ſie auf ihn nicht weit härter losbrechen ſollten, als auf mich.

Auf dem zweyten beyliegenden Blatte habe ich noch einige Verbeſſerungen von Ramlern geſchrieben, die ich Dich in der Correctur anzunehmen bitte. Eben erhalte ich auch Deinen Brief vom 13ten, worauf ich Dir aber weiter nichts antworten kann, als daß die Druckfehler aus den erſten neun Bogen nächſtens folgen ſollen.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 18. April 1779.

Mein lieber Bruder,

Auf umſtehendem Blatte ſchicke ich Dir die beträchtlicheren Druckfehler. Alle übrigen und ſonſtigen Unſchicklichkeiten des Drucks will ich in dem Exemplare bemerken, das zu einer zweyten Ausgabe bereit ſeyn ſoll.

Es kann wohl ſeyn, daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geſchehen wird. Genug, wenn er ſich mit Intereſſe nur lieſet, und unter tauſend Leſern nur Einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit ſeiner Religion zweifeln lernt.

Und nun muß ich Dir auch ſchreiben, was Dir der gute Geſchmack Deiner Frau für Unheil zuzieht. Du mußt mir ſchon für die Frau von D**, der die Blumen ſo ſehr gefallen haben, noch ein Paar Buketter und einige einzelne ſchicken; doch dürfen keine Roſen darunter ſeyn. Kein Kopfzeug mag ſie auch nicht dazu; ſondern nur Blumen! Blumen! Ach das ſind göttliche Blumen! Schreibe mir aber auch den Preis davon. — Grüße mir Deine liebe Frau und Deinen Jungen, und lebt recht wohl.

Gotthold.

N. S. Wenn Du ſchon mehr als eilf gedruckte Bogen in Händen haſt: ſo bitte ich Dich, die übrigen Druckfehler ſelbſt hinzuzuſehen. Wenn es welche noch giebt!

Wolfenbüttel, den 7 May, 1779.

Mein lieber Gleim!

Hier ſende ich Ihnen das beſte und conſervirteſte Exemplar der Cölniſchen Chronik, das ſich in unſerer Bibliothek befindet. Unter 777 wenigſtens wird keines Spiegels gedacht. Ob ſonſt wo, habe ich itzt unmöglich Zeit aufzuſuchen. Auch wird dem Herrn Domdechanten die Stelle ſchon ſelbſt genauer nachgewieſen ſeyn, die ich mir allenfalls mitzutheilen bitte. Denn ich muß Ihnen geſtehen, ich habe gegen ein ſo hohes Alter meine großen Zweifel. Und wenn denn auch ſchon ein Spiegel ſo früh in dieſer Chronik genannt würde: muß er denn darum nothwendig der Stammvater der noch itzt blühenden Familie ſeyn? Es giebt ja noch dazu zwey Familien dieſes Namens: eine Meißniſche und eine Weſtphäliſche, die, ſo viel ich weiß, kein gemeinſchaftliches Wapen haben, und zu dem nehmlichen Stamme folglich nicht gehören. —

Nächſtens ein Mehreres, lieber Gleim, wenn ich Ihnen den Nathan ſchicke. Ich will dieſen Augenblick nach Braunſchweig; weil er vielleicht dieſen Morgen mit der gelben Kutſche kommen dürfte.

Meine und der Meinigen Empfehlungen an Sie und die Ihrigen.

Leſſing.

An Eliſe Reimarus.

Meine liebe Freundin,

Hierbey der Vorläuffer! Die übrigen Exemplare kommen mit nächſter Poſt; welche auch meine ſo lange verſchobene Antwort und die Entſchuldigung dieſes ſchändlichen Verſchubs mitbringt. Bis dahin

Dero

Wolfenb. den 12 May 79.

ganz ergebenſter Fr.,

L.

Wolfenbüttel, d. 13. May 1779.

Liebſter Gleim,

Hierbey Ihre funfzehn längſt bezahlten Nathans! Ein ſchön eingebundenes Autorexemplar behalten Sie bey mir noch zu gut. Ich habe jetzt nicht darauf warten mögen.

Gott gebe, daß Ihnen das Ding wenigſtens ſo ſo gefallen mag! Meines ganzen Hauſes Empfehlung an das Ihrige.

Leſſing.

An Mademoiſelle Reimarus
Nebſt 72 Exempl. zu
vom Nathan. Hamburg.

Meine werthe Freundin,

Ich weiß, Sie vergeben mir, wenn Sie anders einen Augenblick unwillig auf mich geweſen ſind. Wie beyliegendes Blatt, könnte ich Ihnen mehrere ſchicken; wenn es darauf ankäme, Sie zu überzeugen, daß ich längſt antworten wollen. Doch an dem Willen liegt Ihnen nichts; und Sie möchten lieber wiſſen, warum es nicht geſchehen. — Der Schubiack Semler iſt einzig daran Schuld. Ich bekam ſein Geſchmiere, eben als ich noch den ganzen 5ten Akt am Nathan zu machen hatte, und ward über die impertinente Profeſſorgans ſo erbittert, daß ich alle gute Laune, die mir zum Versmachen ſo nöthig iſt, darüber verlor, und ſchon Gefahr lief, den ganzen Nathan darüber zu vergeſſen. Danken Sie auch nur Gott, daß ich während der Zeit Ihnen nicht ſchrieb! Ich würde Ihnen geſchrieben haben, daß man nun ſchlechterdings nicht länger hinter dem Berge halten müſſe. Wäre es auch nur um ſo einen Eſel zu beſchämen, wenn ſich ein Eſel beſchämen läßt! Noch jetzt könnte ich für dieſe Meynung ſeyn, wenn ich mir einbilden könnte, daß Sie dafür ſeyn könnten! — Aber ich will es ihm ſchon indeß auf eine andere Weiſe eintränken, und ihm ein Briefchen aus Bedlam ſchreiben, daß er an mich denken ſoll! Nur ein klein wenig Geduld. Mittlerweile wird ihm mein Nathan ſchon auch ein wenig einheitzen. Was ſagen Sie denn zu dem? Laſſen Sie mich ia Ihr Urtheil darüber nicht lange entbehren! Ich verſtehe unter Ihrem Urtheile zugleich das Urtheil der ganzen Gemeinde. Nöthig hätt' ichs wohl, daß Sie ein wenig gut davon urtheilten, um mich wieder mit mir ſelbſt zufrieden zu machen. Denn das bin ich jetzt ſo wenig, daß ich mir kaum manchmal die Möglichkeit vorſtellen kann, wie ichs wieder werden ſoll. —

Meinen Empfehl an die Ihrigen. Leben Sie recht wohl!

Wolf. den 14 May 79. L.

P. S. Nathan koſtet 18 ggr. mit 15 pro Cento Rabbat. Wenn unter Ihren Subſcribenten unſere Freunde ſind, als Campe ꝛc. ſo verſteht ſich, daß Sie kein Geld von ihnen nehmen. Was aber ſonſt dafür einkömmt, haben Sie die Güte an den Münz-Meiſter Knorre bezahlen zu laſſen.

An F. H. Jacobi.*)

Wolfenbüttel, den 18ten Mai 1779.

Der Verfaſſer des Nathan möchte dem Verfaſſer des Woldemar die unterrichtende und gefühlvolle Stunde, die ihm dieſer gemacht hat, gern vergelten. Aber durch Nathan? Wohl ſchwerlich. Nathan iſt ein Sohn ſeines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden helfen.

An Eliſe Reimarus.

Meine liebe Freundin,

Sie müſſen mir den Gefallen thun, und beyliegende zwey Bogen, welche das Fragment vom Durchgange ꝛc. enthalten, ſobald es Ihnen möglich iſt mit dem Autographo vergleichen, und mir alle Verſchiedenheiten, Zuſätze oder Verbeſſerungen, ſorgfältig am Rande bemerken. Denn eine Zahl muß wohl in meinem Manuſcripte verſchrieben geweſen ſeyn, und ich muß mich in meiner Antwort an Semler auf eine oder die andere Weiſe darüber erklären. — Daß Ihnen und der Gemeinde mein Nathan gefallen, freut mich ſehr. Sobald ich mit Semlern fertig bin, und auch Leſſen geantwortet habe: arbeite ich meinen frommen Samariter, ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jeſu Chriſti, aus. Der Levit und der Prieſter werden eine gar brillante Rolle darinn ſpielen.

Hr. Campe ſoll das Bewußte haben. Er muß ſich aber 8 bis 14 Tage noch gedulden. Ich habe es ein wenig weit verliehen, will mir es aber unverzüglich wieder ſchicken laſſen.

Ich bin eilig. Leben Sie recht wohl!

den 25 May 79. L.

An Eſchenburg.

Den 17. Juni 1779.

Ich danke Ihnen, mein lieber Eſchenburg, für Ihre gütige Beſorgniß. Bettlägrig und ſchlimm genung bin ich freilich einige Tage geweſen; und ich glaubte ſchon, daß ſich mein alter Gefährte, das hitzige Fieber, wieder zu mir finden würde. Aber doch hat er es noch wieder abſagen laſſen; und es war nur eine Botſchaft von dieſem Boten. Ich fühle mich von Tag zu Tag beſſer, und hoffe künftige Woche gewiß nach Braunſchweig zu kommen. Aber, daß Sie ja nicht glauben, daß ich mir hiermit Ihren Beſuch auf morgen verbitte. Vielmehr bitte ich Sie darum recht ſehr. Ich will Ihnen auch die kleine Entdeckung zeigen, und mitgeben, die ich über das alte Lehrgedicht gemacht habe. Ein oſtenſibles Briefchen darüber ſchreiben, möchte ich wohl ſo bald nicht können.

---

*) F. H. Jacobis auserleſener Briefwechſel, Band 1, S. 284. Jacobis Antwort vom 20ſten Aug. 1779 daſelbſt S. 286.

Ich leſe in den Altonaer Zeitungen, daß unſer Leiſewitz die Lebensläufe in aufſteigender Linie geſchrieben hat, wovon bereits der zweite Band heraus iſt. Es iſt doch unrecht, daß er uns gar nichts davon ſagt. Setzen Sie ihm doch die Daumſchrauben auf; und wenn er geſteht, ſo bringen Sie mir das Buch mit.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 22. Julius 1779.

Mein lieber Bruder,

Ich wünſche Dir zu Deiner Veränderung, die eine gute Verbeſſerung zu ſeyn nicht ermangeln kann, viel Glück. — Und ſo hatte Dein Stillſchweigen eine angenehmere Urſache, als meins. Denn ich war krank die ganze Zeit über; und habe mich auch noch nicht völlig ſo erholt, daß ich nicht noch immer alle Tage ein Paar Stunden auf dem Bette zubringen müßte.

Gotthold.

An Campe.

Wolfenbüttel, d. 6. Nov. 1779.

Die Bezeugung Ihres Beyfalls, theuerſter Freund, kam mir in einem der Augenblicke, in welchen mir ein ſolcher Beyfall allmählich anfängt, ſehr nöthig zu werden. Deſto mehr danke ich Ihnen dafür. Er hatte dadurch, daß er nur ſchriftlich kam, bey mir nichts verloren. Man würde es im Drucke doch nur eine profane Accommodation einer ohnedies ſchon apokryphiſchen Stelle genannt haben; und kein Tadel iſt empfindlicher, als der, welchen man einem gutgemeinten, aber übertriebenen Lobe, gleich an die Seite ſtellt.

Was meine Krankheit anbelangt, die darf ich Ihnen wohl nicht beſchreiben. Ich bin verſichert, wir würden beyde ſehr geſunde Leute ſeyn, wenn wir eben ſo viel Schritte machten, als Buchſtaben. Einander alle halbe Jahre einmal zu Fuße zu beſuchen, das wäre mein Vorſchlag. Gleichwohl bilde ich mir ein, daß Zerſtreuung und Aufheiterung mir noch mehr fehlt, als Ihnen. Ihre Wünſche ſchiebe ich Ihnen ganz wieder zurück: denn was iſt das Leben, wenn man den Genuß deſſelben ſo ausmäkeln muß?

Hierbei kömmt endlich die Fortſetzung meiner Freimäurergeſpräche, von der mir Eliſe einmal geſchrieben, daß Sie ſolche für einen Freund zu haben wünſchten. Sie ſteht ſehr gern zu Jedermanns Einſicht zu Dienſte. Nur würde es mir empfindlich ſeyn, wenn ſie ohne mein Vorwiſſen abgeſchrieben oder gedruckt würde. Ich habe dem Herzoge Ferdinand verſprochen, beydes ohne ſein Vorwiſſen ſelbſt nicht zu thun; und er würde mir nimmermehr glauben, wenn es geſchähe, daß es ohne mein Zuthun geſchehen wäre.

Leben Sie recht wohl, und fahren Sie recht fleißig fort — verſteht ſich, ſo fleißig, als es mit Ihrem Wohlleben beſtehen kann — rohe Menſchen lieber bilden, als ſchon gebildete umbilden zu wollen. Auch geſchieht dieſes vielleicht am beſten, wenn man nur jenes zu thun ſich anſtellt.

Ich empfehle mich Ihrer Frau Gemahlin und der Gemeinde. Wenn ich mir jetzt einmal wünſche, Linſen, mein Lieblingsgericht, zu eſſen, ſo iſt immer ein zweiter Wunſch dabei, es in Ihrer Geſellſchaft zu eſſen.

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 12. Dec. 1779.

Mein lieber Bruder,

Unſere letzten Briefe müſſen ſich unterweges getroffen haben, und es iſt mir lieb, daß Du alſo aus meinem eher, als Du den Deinen bey mir angelangt zu ſeyn glauben konnteſt, wirſt erſehen haben, wie ungegründet Deine Beſorgniß iſt; ich hätte bald geſagt, wie ungerecht. Ich habe weiter nichts hinzuzufügen, als daß ich Dir nun auch den Auftrag mit dem Pelze erlaſſe. Ich werde mich ohnedies dieſen Winter nicht weit von Hauſe verlieren, und brauche ihn ſo nothwendig nicht.

Vor einigen Tagen habe ich die Schrift des D. Tralles erhalten. Was ſagſt Du dazu? Was ſagt man in Breslau dazu? Nur ſein hohes Alter rettet den Mann von einem bunten Tanze, den ich ſonſt mit ihm verführen würde.

Ich bin jetzt mit: So genannten Briefen an verſchiedene Theologen, denen an meinen theologiſchen Streitigkeiten Antheil zu nehmen beliebt, beſchäftigt. Die erſte Verſchickung enthält Briefe an den Dr. Walch in Göttingen, deſſen kritiſche Unterſuchung ich vor allen Dingen beantworten muß. Die zweyte wird Briefe an die Herren Leß und Räß enthalten, u. ſ. w. Die erſte wird zu Oſtern gewiß erſcheinen. Aber was Du von der Ankündigung derſelben ſagen wirſt, die Du kurz nach dem neuen Jahre erhältſt, ſoll mich wundern.

Du biſt doch mit Deiner Frau und Deinem Sohne noch geſund und wohl? Und ihr ſeyd Breslau doch nun wohl gewohnter? Lebe recht wohl, und ſchreibe mir doch!

Gotthold.

An Campe.

Ihr Urtheil über meine Geſpräche iſt mir ſehr ſchmeichelhaft: und doch könnte ich wünſchen, daß Sie meine Tochter wohlgeſitteter als wohlausgeſtattet gefunden hätten. Auch zweifle ich ſehr, ob Sie mir Ihren Dialog für meinen geben möchten. Denn noch ſo viele Blitze machen doch keinen Tag, der auf Ihren philoſophiſchen Geſprächen ſo ſanft und ſo befriedigend ruhet. —

Den Preſton habe ich allerdings ſchon ſelbſt geleſen, und den Betrieger oder Betrogenen in einem Grade in ihm gefunden, der mehr Unwillen in mir erregt hat, als die ganze Sache verdient. Ich kann nehmlich erweiſen, daß alles, was zu Heinrichs des VI Zeiten in England mit den Freymaurern vorgefallen ſeyn ſoll, die eigentlichen Maurer betroffen. Folglich iſt das vorgebliche Verhör, das Heinrich mit ſeiner eigenen Hand geſchrieben haben ſoll, eine bloße Poſſe, die Leyland abzuſchreiben und Locke zu commentiren ſchwerlich gewürdiget hätten. Denn wenn auch die Bemerkung, daß unter den Venetianern die Phönizier, und unter Peter Gower Pythagoras zu verſtehen ſey, Lockens nicht ganz unwürdig wäre: ſo kommen doch ſo viel andere Dinge in dieſen Lockiſchen Anmerkungen vor, die ſchlechterdings einen viel flachern Geiſt verrathen. Locke ſollte haben vorgeben können, (Anm. 91.) daß Pythagoras jedes geometriſche Theorema zu einem Geheimniſſe gemacht habe? daß er ſeine Kenntniſſe nur denjenigen mitgetheilt, welche ſich ein fünfjähriges Stillſchweigen hätten gefallen laſſen? Das fünfjährige Stillſchweigen wäre Locken alſo die Bedingung, unter welcher, und nicht die Zeit, in welcher Pythagoras ſeine Schüler unterrichtete? Locke ſollte haben ſchreiben können, (Anmerk. 11.) „daß die Gelehrten aller Zeitalter eine allgemeine Sprache ſehr gewünſcht haben?“ Ich biete dem Troß, der mir vor Kirchern, Wallis, Bechern, Leibnitzen ꝛc. die geringſte Spur irgend eines ſolchen Wunſches bei einem ältern Gelehrten weiſen kann! Dieſer Wunſch konnte ſchlechterdings nicht eher entſtehen, als ungefähr um eben die Zeit, da mehrere Nationen anfingen, ſich um die Wiſſenſchaften verdient zu machen, und man die Beſchwerlichkeit zu merken anfing, zu einem Schloſſe ſo vielerley Schlüſſel nöthig zu haben. — Es war nichts als ein ſehr übertriebenes Lob jenes Pantomimen, ihn zum Dolmetſcher bei barbariſchen Nationen brauchen zu wollen; und Locke ſollte darum die Pantomime für fähig gehalten haben, deutliche und allgemeine Ideen mitzutheilen?

Kurz, wer Locken dieſe Anmerkungen unterſchob, war keine Locke! —

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Dieſer Anfang eines Briefes, der ſich mit einer Grille über eine Stelle Ihrer philoſophiſchen Geſpräche Seit. 119.* ſchließen ſollte, iſt ſchon vor acht Tagen geſchrieben. In dieſer Zeit bin ich ſelbſt krank geweſen, und würde meine Abreiſe haben aufſchieben müſſen, wenn ich auch ſonſt auf keine Kranke zu warten gehabt hätte. Endlich ſind wir beide in dem Stande, daß wir dieſen Donnerſtag oder Freytag, gewiß abgehen zu können, hoffen dürfen. Vorher aber bitte ich mir noch die Erlaubniß aus, Sie auf einen Augenblick überraſchen zu dürfen; um mich nochmals mündlich ein Paar Menſchen zu empfehlen, die unter die wenigen gehören, denen ich empfohlen zu ſeyn wünſche.

Leſſing.

An Eliſe Reimarus.

Meine liebe Freundin,

Endlich hab' ich es möglich gemacht, Sie wieder einmal zu ſehen. In einigen Tagen bin ich auf einige Tage bey Ihnen. Vielleicht folge ich ſchon in wenig Stunden dieſem Briefe auf dem Fuſſe nach.

---

* Dieſe von Leſſing ſo genannte Grille findet ſich in ſeinem theologiſchen Nachlaß.

Ihnen jetzt noch viel zu ſchreiben, würde heiſſen, unſern mündlichen Geſprächen Abbruch thun wollen. Und ſchwerlich iſt es auch dieſes werth, was ich Ihnen etwa zu ſchreiben hätte. Ein einziges muß ich vom Herzen haben, ehe ich Sie ſehe. Der Sohn Ihres Herrn Bruders iſt in Braunſchweig geweſen, iſt hier in Wolfenbüttel, iſt in der Bibliothek geweſen, und hat ſich mit keiner Sylbe nach mir erkundiget, geſchweige daß er mich gar ſollte beſucht haben. Gewiſſe Leute ſagen, er habe mit allem Fleiſſe einen Mann nicht beſuchen wollen, der ſo viel Schande auf ſeinen ſeligen Grosvater gebracht habe. Es mag ſehr nützlich ſeyn, ſeinen chriſtlichen guten Geruch lauter und rein zu erhalten: ob man aber in der Sorgfalt dafür auch nicht zu weit gehen könne, gebe ich der Tochter dieſes ſeines Grosvaters zu bedenken, die mich mit andern Augen anſieht, wenn ſie ihre Briefe nicht eben ſo will geſchrieben haben, als dieſer Grosvater ſein letztes und beſtes Werk geſchrieben haben ſoll. Leben Sie wohl, und weiter kein Wort von der Politik Ihres Neveu.

L.

Lieber Ramler,

Wenn ich mich recht erinnere, ſo habe ich Ihnen ſchon einmal, während unſerer Correſpondenz über den Nathan *), geſchrieben, daß mir von Werniken, außer dem, was im Jöcher und Moller ſteht, ſchlechterdings nichts bekannt ſey, als die einzige Anekdote wegen ſeines Taufnamens, den die Schweizer nicht auszudrücken gewußt. Dieſer kömmt in Morhofs Gedichten vor, bey Gelegenheit der Diſſertation, die Wernike unter Morhofen zu Kiel gehalten. Beſagte Gedichte haben Sie ohne Zweifel ſelbſt, und ſie ſind wenigſtens keine Seltenheit, daß ſie in Berlin nicht leicht aufzufinden ſeyn ſollten. Daß aber die daſelbſt benannte Diſſertation von der groſſen und kleinen Welt wirklich unſerm Wernigk (wie er ſich damals ſchrieb) zugehöret, erhellet aus einer Stelle in ſeinen Anmerkungen zu den Ueberſchriften, wo er ſelbſt ſagt, daß er unter Morhofen ſtudiert habe.

Leſſing. **)

---

*) Dieſe beſtand darin: L. überſandte ſeinen Nathan, ſo wie er in der Verfertigung oder vielmehr im Abſchreiben, weiter rückte, an ſeinen Freund; welches achtmal geſchah. Jedesmal ſandte R. ihm das Manuſcript zurück, und legte allemal ein Zettelchen hinein, nicht mit bloſſer Kritik, ſondern mit Vorſchlägen zur Verbeſſerung. Nicolai.

**) Ich füge hier noch Leſſings proſaiſche Ueberſetzung der Ode des Horaz ad Barinen bey, die er einſt ſeinem Freunde Ramler gab. Nicolai.

An Eſchenburg.

Den 18. Januar 1780.

Ich wünſche Ihnen und Ihrer lieben Frau tauſend Glück!*) Glück, ſo viel als Sie Freude haben! Aber ſehen Sie, daß ich den Aphorismus des Hippokrates beſſer inne hatte? Geſunde Farbe der Schwangern bedeutet ein Mädchen, keinen Jungen. Und ſo iſt es auch ganz natürlich. Denn das Mädchen greift die Mutter weniger an, nimmt ſie weniger mit. Darnach geben Sie hübſch heute übers Jahr; ſo werden Sies beſſer treffen.

Auf das Werk des Woide**) will ich für die Bibliothek gern ſubſcribiren: obgleich der Bibliothekar kein Wort davon verſtehen wird.

Der Todtentanz von Macaber iſt nicht in deutſchen Verſen, wie

---

Ode 8. Lib. II.

Hätte dich je des verwirkten Meineyds Strafe getroffen; würde nur einer deiner Zähne ſchwarz, nur einer deiner Nägel häßlicher: ſo wollt ich dir glauben.

Kaum aber haſt du das treuloſe Haupt mit falſchen Gelübden verſtrickt: ſo blühſt du weit ſchöner auf, und trittſt ſtolz einher, aller Jünglinge ſehnlichſtes Augenmerk.

Dir ſteht es frey, der Mutter beygeſetzte Aſche, die ſtillen Geſtirne der Nacht, und den ganzen Himmel, und alle unſterblichen Götter zu täuſchen.

Venus ſelbſt, wie geſagt, lachet darüber; die guten Nymphen lachen; es lachet der immer brennende Pfeile auf blutigem Wetzſtein ſchleifende, ſtrenge Kupido.

Noch mehr: nur dir reifet die Jugend alle, nur dir wachſen in ihr immer neue Sklaven auf; und noch können die Alten dich, ihre gewiſſenloſe Gebieterin, nicht meiden, ſo oft ſie es auch gedroht.

Dich fürchten die Mütter für ihre Söhne; dich fürchten die geizigen Alten; dich fürchten die armen nur erſt verheiratheten Mädchen, um deren Männer es geſchehen iſt, wenn ſie einmal deine Spur finden.

1. ad Barinen wird die Ode überſchrieben. Dieſe Barine war ohne Zweifel eine Freygelaſſene, welche das Handwerk einer Buhlerin trieb. Tan. Faber hat dieſen Namen in Carine verwandeln wollen, weil Barine weder griechiſch noch lateiniſch ſey; und Dacier billiget dieſe Veränderung. Konnte aber eine Sklavin, welches Barine geweſen war, nicht leicht aus einem barbariſchen Lande, von barbariſchen Aeltern entſproſſen ſeyn?

*) Zu der Geburt einer am erſten October des folgenden Jahrs uns durch den Tod wieder entnommenen Tochter. **Eſchenburg.**

) Dies war, wenn ich nicht irre, das von dieſem würdigen Gelehrten herausgegebene ägyptiſch-lateiniſche Lexikon. **Eſchenburg.

Warton glaubt*); ſondern verſibus alemannicis, das iſt, in ſolchen barbariſch-lateiniſchen Verſen, qui in morem ac modos rythmorum Germanicorum compoſiti ſunt. — Aber ſo etwas ſagt man auch dem Vater eines neugebornen Kindes! — Leben Sie recht wohl.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 25. Febr. 1780.

Mein lieber Bruder,

Dieſer Winter iſt ſehr traurig für mich. Ich falle aus einer Unpäßlichkeit in die andere, deren keine zwar eigentlich tödtlich iſt, die mich aber alle an dem Gebrauch meiner Seelenkräfte gleich ſehr verhindern. Die letztere, der ich eben entgangen bin, war zwar nun auch gefährlich genug; denn es war ein ſchlimmer Hals, der ſchon zur völligen Bräune gediehen war; und man ſagt, ich hätte von Glück zu ſagen, daß ich ſo davon gekommen. Nun ja; ſo ſey es denn Glück, auch nur vegetiren zu können!

Du wirſt es indeß bey ſo bewandten Umſtänden nicht übel nehmen, wenn ich ſogar darüber vergeſſen habe, Dir zur Vermehrung Deiner Familie Glück zu wünſchen. Wenn ſie mit dem Wohlbefinden der Mutter verbunden iſt, ſo kann ich es gar wohl begreifen, wie viel Vergnügen ſie gewähren, und wie noch ungleich mehr ſie verſprechen muß. Gott gebe, daß Du es bis auf den letzten Tropfen ausſchmecken mögeſt!

Endlich habe ich die Papiere zuſammengeſucht, die Dein Subſcriptionsgeſchäft betreffen. Unſertwegen hätten ſie immer verloren ſeyn können; aber da Du ſie vielleicht noch zur Berechnung mit Andern brauchſt, ſo ſende ich ſie Dir hierbey.

Vorgeſtern ward ich von Deinem guten Freunde dem Dr. Flies auf eine angenehme Weiſe überraſcht. Er reiſet mit ſeinem Gefährten, Herrn Steudel, nach Italien, will aber noch vorher in Göttingen ein Paar Monate zubringen. Der Mann hat mir gefallen; wäre es auch nur wegen des Gebrauchs, den er von ſeinem Vermögen macht.

---

*) In **Wartons** History of English Poetry, Vol. II, p. 54. fand ich damals folgende Stelle von den Todtentänzen und den bey dieſen Gemälden befindlichen Verſen: „Theſe verſes, founded on a ſort of ſpiritual maſquerade, anciently celebrated in churches, were originally written by one *Macaber* in German rhymes." Hierüber befragte ich L., und habe in der Folge weitere Auskunft darüber gefunden, zu deren Mittheilung aber hier der Ort nicht iſt. **Eſchenburg.**

Wie er ſagt, ſchreibt er noch an Dich; und ſo wirſt Du ſchon mehr von ihm ſelbſt wiſſen, als ich Dir melden kann. Aber wer iſt dieſer Herr Steudel?

Daß meine Arbeiten, die indeß auch geruhet haben, nur kümmerlich anfangen in Gang zu kommen, kannſt Du Dir leicht denken. Voß läßt Diderots Theater wieder drucken; und ich habe mich von ihm bereden laſſen, dieſer Ueberſetzung meinen Namen zu geben, und eine neue Vorrede vorzuſetzen, zu welcher ich den Stoff leicht aus meiner Dramaturgie nehmen kann. Auch habe ich ihm die Erziehung des Menſchengeſchlechts geſchickt, die er mir auf ein halbes Dutzend Bogen ausdehnen ſoll. Ich kann ja das Ding vollends in die Welt ſchicken, da ich es nie für meine Arbeit erkennen werde, und mehrere nach dem ganzen Plane doch begierig geweſen ſind. —

Von den tauſend Ducaten, die mir die Amſterdammer Judenſchaft zum Geſchenke gemacht haben ſoll, haſt Du ja wohl gehört. Aber den Bogen, den mein Stiefſohn, der ſich eben in Wien befand, als dieſe Lüge daſelbſt jung ward, dagegen drucken laſſen, wirſt Du ſchwerlich geſehen haben. Ich lege ihn alſo bey, da es doch nun einmal ein doppelter Brief iſt, was ich Dir ſende.

Unterhältſt Du denn keine Freundſchaft mehr mit dem Herrn Rector Klos? Sage ihm, daß ich ihm auf die Meſſe die erſte Ausgabe von Logaus Sinngedichten überſchicken will, die ich in Breslau noch an eine Bibliothek ſchuldig bin; und empfiehl mich ihm übrigens. Setzt er denn ſein Journal noch fort?

Nun lebe mit den Deinigen recht wohl, und ſchreibe mir bald.

Gotthold.

An F. H. Jacobi. *)

Wolfenbüttel den 13. Juni 1780.

Ich zögere keinen Augenblick, Ihnen auf Ihre angenehme Zuſchrift vom erſten dieſes (die ich aber den 12ten erſt erhalten) zu melden, daß ich den ganzen Junius, bis in die Mitte des Julius unfehlbar in Wolfenbüttel zu treffen ſeyn werde, und daß ich Sie mit großem Verlangen in meinem Hauſe erwarte, in welchem es Ihnen gefallen möge, einige Tage auszuruhen.

Unſere Geſpräche würden ſich zwar wohl von ſelbſt gefunden ha-

---

*) Jacobis Briefe über die Lehre des Spinoza, in der erſten Abtheilung des vierten Bandes ſeiner Werke S. 41.

ben. Aber es war doch gut, mir einen Fingerzeig zu geben, von wannen wir am beſten ausgehen könnten. . . . .

Ob es mir möglich ſeyn wird, eine weitere Reiſe mit Ihnen zu machen, kann ich zur Zeit noch nicht beſtimmen. Mein Wunſch wäre es allerdings. Aber ich wünſche, was ich einmal wünſche, mit ſo viel vorher empfindender Freude, daß meiſtentheils das Glück der Mühe überhoben zu ſeyn glaubt, den Wunſch zu erfüllen u. ſ. w.

An Eliſe Reimarus.

Meine beſte Freundin,

Das Befinden Ihres Hrn. Bruders macht mich unruhig. Hr. Campe meldet mir, daß er krank geweſen. Aber ich kann mich mit dieſem geweſen noch nicht zufrieden geben. Melden Sie mir alſo ja mit erſter Poſt, daß er ganz auſſer Gefahr, ganz wieder hergeſtellt iſt. Ich weiß nicht welches Mitleid ich jetzt mit allen Kranken zu haben anfange, wenn ſie mich ſo nahe auch nicht angehen. Denn ſelbſt bin ich doch eben auch nicht krank; ſondern blos nicht geſund. Ich habe ein ſchlimmes Flußfieber gehabt — und habe es noch, denn den Augenblick iſt es wieder da. Und das macht mir eine verdrießliche Arbeit noch weit verdrießlicher; ſo daß es gar nicht aus der Stelle damit will, ob ich gleich keine Schrift mit gewaſchnern und vollern Händen angefangen habe. Aber, Sie, meine Beſte, für Ihre Perſon, und mit allen übrigen Angehörigen, ſind doch geſund? — Schreiben Sie mir doch auch, wenn Sie das ſind, und ſeit einiger Zeit wenigſtens ſo weit geweſen, daß Sie zur Kirche gehen können, ob es wahr iſt, daß der Hauptpaſtor wiederruffen? Wenn er das gethan hat, ſo iſt er vollends ein Dummkopf und Schurke. Denn ihn konnte nun doch weiter nichts bey kümmerlichen Ehren erhalten, als wenn er allen Unſinn, den er jemals gepredigt und geſchrieben, es koſte was es wolle, zu vertheidigen fortfährt. Iſt der Text von ſeiner Wiederrufspredigt zu haben?

A propos! Sie haben doch ſchon geſehen, daß ſich endlich die allgemeine deutſche Bibliothek entſchloſſen, ihr Schweigen zu brechen? Und haben auch doch ſchon geleſen, wie armſelig die Blindſchleiche daher gerutſcht kömmt? Was meinen Sie, wie ich mich bey beyden verhalten ſoll?

Und noch eins! Es iſt Ihnen doch auch zu Geſichte gekommen, was vor einiger Zeit in dem Reichspoſtreuter ſtand? Nehmlich, daß mir die Judenſchaft in Amſterdam, wegen Herausgabe der Fragmente, 1000 Dukaten geſchenkt habe. Die Nachricht war aus dem Diario zu Wien, wo ſich mein Stiefſohn damals gleich aufhielt, der beyliegenden Bogen irgendwo im Reiche dagegen drucken ließ. Man mag immer glauben, daß ich dieſen Bogen wenigſtens doch nachgeſehen: wenn man mir nur nicht Schuld geben kann, daß ich die geringſte Unwahrheit herein corrigiret. Es thut mir leid, daß ich nicht mehr Exemplare habe, um ſie in Hamburg ein wenig mehr verbreiten zu können. Theilen Sie ihn unterdeſſen unſern Freunden mit, an deren Billigung mir gelegen.

Ich erwarte Ihre Antwort, ſo bald wie möglich, meine Beſte; und bin

Ihr
ganz ergebenſter D. u. Fr.
Leſſing.

Wolfenb. den 22 Juni 1780.

An Herder.

Wolfenbüttel, d. 25. Jun. 1780.

Meine ſpäte Antwort müſſen Sie dieſesmal bloß dem Verlangen zuſchreiben, Ihnen in der Hauptſache ſo zu antworten, als Sie es zu wünſchen ſchienen. Sie verlangten die Fortſetzung meiner Freymaurer-Geſpräche, und ich hatte die einzige reine Abſchrift davon ſehr weit weg geliehen. In mein Brouillon konnte ich mich ſelbſt nicht mehr finden; geſchweige, daß ein andrer hätte klug daraus werden können. Endlich habe ich ſie wieder erhalten; und hier iſt ſie.

Wenn Sie das Ding an Hamann ſenden: ſo verſichern Sie ihn meiner Hochachtung. Doch ein Urtheil darüber möchte ich lieber von Ihnen, als von ihm haben. Denn ich würde ihn doch nicht überall verſtehen; wenigſtens nicht gewiß ſeyn können, ob ich ihn verſtehe. Seine Schriften ſcheinen als Prüfungen der Herren aufgeſetzt zu ſeyn, die ſich für Polyhiſtores ausgeben. Denn es gehört wirklich ein wenig Panhiſtorie dazu. Ein Wanderer iſt leicht gefunden: aber ein Spaziergänger iſt ſchwer zu treffen.

Mein Ungenannter ſcheint ein wenig Luft zu bekommen. Wenigſtens haben — und -- ſie ihm zu machen, redlich geſucht; ſo wenig ſie es auch werden Wort haben wollen. Und nun wird ſich der Ungenannte ſchon ſelbſt ſo weit helfen, als er ſich, nach den Geſetzen einer höhern Haushaltung, helfen ſoll. Auf mein eignes Glaubensbekenntniß habe ich mich bereits eingelaſſen; wenigſtens mich darüber ausgelaſſen. Denn zum einlaſſen gehören zwey; und nachdem ich es als ein ehrlicher Mann gethan, hat niemand davon etwas weiter zu wiſſen verlangt. Vermuthlich weil es noch zu orthodox war, und hierdurch weder der einen noch der andern Parthey gelegen kam. Iſt er noch ſo weit zurück? dachten die einen. Wenn er nur das will, dachten die andern, was haben wir denn für einen Lermen über ihn angefangen? — Endlich werde ich, wenn man meine Meynung doch ganz und rein wiſſen ſoll, noch mit dem einzigen • • • anbinden müſſen. Und darüber bin ich auch wirklich aus.

Ihre Volkslieder ſind mir ſehr lieb und werth. Aber können Sie wohl glauben, daß ich Ihre Plaſtik noch nicht geleſen habe? Und wenn ich mich auch gar nicht einmal dafür bedankt hätte! Es juckt mich alle Tage darnach, und doch fürchte ich mich davor. Die Verſatilität des Geiſtes verliert ſich, glaube ich, von ſeinen Eigenſchaften am erſten. Es koſtet ſo viel Arbeit, mich umwälzen zu laſſen, daß es kaum mehr der Mühe verlohnt, wenn ich nicht eine geraume Zeit in der neuen Lage wieder verweilen kann. Und das kann ich itzt noch nicht, wenn ich mich mit Ehren aus meinen theologiſchen Händeln ziehen ſoll.

Leben Sie recht wohl. Ich erſpare mir alle Verſicherungen der Hochachtung und Freundſchaft, die, wo ſie ſich nicht von ſelbſt verſtehen, doch nur umſonſt ſind.

Leſſing.

An F. H. Jacobi.*)

Lieber Jacobi,

Mündlich habe ich von Ihnen nicht Abſchied nehmen ſollen. Schriftlich will ich es nicht thun. Oder welches einerley iſt, und mir die kindiſche Antitheſe erſpart; ſoll ich es auch nicht.

Ich werde oft genug in Gedanken bey Ihnen ſeyn. Und wie kann man denn ſonſt beyeinander ſeyn, als in Gedanken?

Reiſen Sie glücklich, und kommen Sie geſund und vergnügt wieder. Ich will indeß alles mögliche anwenden, daß ich ſodann weiter mit Ihnen reiſen kann.

Meinen beſten Empfehl an Ihre Schweſter.

Wolfenbüttel
den 11ten Jul. 1780.

Der Ihrige
Leſſing.

---

*) Jacobi über die Lehre des Spinoza, in der erſten Abtheilung des vierten Bandes ſeiner Werke S. 82.

Meine liebe Tochter,*)

Ich habe Deinen Brief vom 4ten dieſes, bey Gott, erſt geſtern erhalten. Nun hatte ich Dir zwar verſprochen, Dir zu ſchreiben, ohne Deine Briefe abzuwarten. Allein Jacobis kamen, kurz nach Deiner Abreiſe, und ſchleppten mich mit nach Halberſtadt, wo ich einige Tage nicht unangenehm zugebracht habe. Der alte Gleim wollte ſich gar nicht zufrieden geben, daß Du nicht mitkämſt; und freylich wäre es beſſer geweſen, wenn Du Dich lieber auf dieſe kleine Reiſe eingeſchränkt hätteſt, als daß Du ſo eine große und lange unternommen, der Deine Kräfte nicht gewachſen ſind.

Weil ich indeß doch hofte, daß ſie es ſeyn würden, und ich nicht zweifeln konnte, daß es Dir unter Deinen Anverwandten, die Du würdeſt kennen lernen, nicht an Vergnügen und Zerſtreuung fehlen könnte: ſo machte ich mir ſo weniger Bedenken, das Schreiben an Dich zu unterlaſſen; als öftrer wir an Dich dachten.

Vergieb mir, wenn ich Dir unnöthigen Kummer gemacht habe. Dieſe kleine Reiſe iſt mir ausnehmend wohl bekommen; und es ſollte mir ewig leid thun, wenn ſie Urſache geweſen wäre, daß Dir Deine große nicht bekommen. Doch noch habe ich guten Muth, und hoffe, daß mich der Bruder nächſten Poſttag außer allen Sorgen ſehen wird. Es wird ein kleiner Zufall Deines alten Übels ſeyn; und ich will hoffen, daß es in Eſchweiler auch nicht an einem geſchickten Arzte fehlet, der mit ſeiner Cur etwa nicht übel ärger macht.

Wenn du ſelber ſchreiben kannſt: ſo ſchreibe mir ja ſelber!

Fritze befindet ſich wohl, außer daß ihm ein groß Unglück begegnet, welches ihm viel Thränen gekoſtet, und mich faſt zu lachen gemacht hat. Sein rother Rock iſt ihm, wie vom Leibe, geſtohlen worden.

Engelbert befindet ſich auch wohl; und iſt mit dem Cantor zu Meſſe geweſen. An Theodor habe ich bereits vor 14 Tagen geſchrieben, und bin alle Tage ſeine Antwort erwartend.

Indeß, ſo richtig alles bey uns ſteht: ſo vermiſſen Fritz und ich, Dich doch ſehr; und bitten Dich, ſobald als möglich wiederzukommen.

Zweifle keinen Augenblick wieder an meiner Geſundheit; und ſuche nur Deine zur Rückreiſe wieder in Ordnung zu bringen; zu welcher Du hoffentlich weniger Hitze und Staub haben wirſt.

---

*) Bei dem erſten Bande von Leſſings Werken in einer Auswahl, Donaueſchingen im Verlage deutſcher Claſſiker, 1822, iſt ein Facſimile dieſes Briefes, „welchen des Verfaſſers Stieftochter, die Frau Poſtdirectorin Henneberg von Braunſchweig, geborne König, dem Herausgeber [Herrn Eiſelein] mitzutheilen die Güte gehabt.“

Wir umarmen Dich insgeſammt; und ich verbleibe Dein treuer Vater

Braunſchweig Leſſing.
den 17 Auguſt. 80.

P. S. Madam Daveſon, die Dich grüſſen läßt, hat geſtern unſere Meſſe gemacht, und hoffentlich ſollſt Du alles nach Verlangen finden.

An Eliſe Reimarus.*

So ſehr ich nach Hauſe geeilt: ſo ungern bin ich angekommen. Denn das Erſte, was ich fand, war ich ſelbſt.

Und mit dieſem Unwillen gegen mich ſelbſt ſoll ich anfangen, geſund zu ſeyn und zu arbeiten?

„Freylich! höre ich meine Freunde mir nachrufen „denn ein Mann, wie Sie, kann alles, was er will.“

Aber, lieben Freunde, wenn das nur etwas anders hieſſe, als: kann alles, was er kann. Und ob ich dieſes Können jemals wieder fühlen werde: das, das iſt die Frage!

Was taugt zwar unverſucht? — Nun denn, meine liebe Freundinn; weil Sie mir es auch rathen: ſo ſey es.

Ich werde Ihnen von meinem Befinden von acht zu acht Tagen ſehr regelmäſſig Nachricht geben. Und wenn ich das thue; nicht wahr: ſo iſt mir ſchon halb geholfen?

Indeß empfehle ich mich allen den Ihrigen und dem geſammten Campiſchen Hauſe beſtens. —

Wer in dieſer Geſellſchaft hätte bleiben können! Wer aus dieſer Geſellſchaft nur einen einzigen hier hätte!

L.

An Eliſe Reimarus.

Meine liebe Freundin,

Ehe ich geſtern Ihre Antwort erhielt, beſorgte ich ſchon, daß Sie ſich die wöchentlichen Berichte verbitten würden. Heute, den Morgen darauf, erkenne ich dieſe Beſorgniß für den hypochondriſchſten Einfall, der mir ſeit langer Zeit durch den Kopf gegangen, und bin um weiter nichts verlegen, als um den Anfang des Berichts.

Nun der Anfang iſt ja wohl in jeder Sache indifferent, Oft iſt er um ſo viel beſſer, je indifferenter er iſt. — Ich bin zur Zeit weder wohler noch ſchlimmer, als ich in meinen guten Stunden in Hamburg war. Eine Kleinigkeit nur liegt mir auf dem Herzen. Ich fürchte, daß mit meiner Krankheit eine Metaſtaſis vorgegangen und ſich die Materia peccans völlig von dem Körper auf die Seele geworfen. Ich ſpreche mit der Schweſter eines Arztes, den ich wohl im Vertrauen fragen möchte, ob er ſchon mehrere Erfahrungen von dem vorgeſchriebenen Kräuterthee habe, daß er ſo etwas zu bewirken pflege. — Weil ich gerne Weyhnachten wieder nach Hamburg kommen möchte: ſo habe ich ſeit meiner Rückkunſt auf nichts als auf das dramatiſche Stück gedacht, ohne das ich nicht kommen darf. Aber können Sie wohl glauben, wie weit ich ſchon damit bin? Weyhnachten wird kommen, und ich bin noch nicht mit mir einig, ob es eine Komödie oder Tragödie werden ſoll.

---

* Den erſten Poſttag nach ſeiner Zuhauſekunft von Hamburg.

So vertutzt, ſo unentſchloſſen, ſo mißtrauiſch bin ich in mich ſelbſt, bin ich in allem und jedem Stücke.

Laſſen Sie mich lieber nicht weiter davon ſprechen: ſondern noch ein Paar andre Acht Tage abwarten. —

An Seehauſen*) kann ich mich nicht enthalten Antheil zu nehmen. Wiſſen Sie, wenn man nach der Strenge mit ihm verfährt, daß es bey Vätern und Söhnen wieder auf 50 Jahre in Hamburg um alle Litteratur geſchehen iſt? Lehrt die Litteratur das? wird man ſagen. Und allerdings lehrt ſie ſo etwas. Sie lehrt oder gewöhnt, ohne ſich ein Gewiſſen daraus zu machen, fremde Gedanken, als die unſrigen zu nutzen. Und wer das Eigenthumsrecht in ſo einer Kleinigkeit verletzen kann, der kann es auch in größern Dingen.

Laſſen Sie nur die Doktorin,**) in ihrem Tone, als ob ihr nichts darum wäre, Dr. Schützen***) fragen, ob beſonders die neueren lateiniſchen Dichter, — und die ſtehen doch wohl an der Spitze aller Litteratur — nicht Erzdiebe ſind, die ſich auf ihren Diebſtahl noch dazu wer weiß was einbilden; und ob homo trium litterarum im Lateiniſchen nicht ein Dieb heißt? Das aber ſchon trium! —

Doch im Ernſt, meine Liebe; wenigſtens vergeſſen Sie nicht, je-

---

*) Lucas Vincent Seebuſen wurde wegen ſeiner in den Geſchäften ſeines Handelsherrn geſtändlich erwieſenen Untreue, zu welcher er ſich durch den Juden Meyer Hertz hatte verführen laſſen, auf unbeſtimmte Zeit nach dem Zuchthauſe geſetzt. Er ward 1782 entlaſſen, aber aus der Stadt verwieſen und ſein Name als der eines boshaften Falliten an das ſchwarze Brett geſchlagen. **Lappenberg.**

) Die Frau des Profeſſor und Doctor Reimarus. **Lappenberg.

***) Profeſſor der Eloquenz am Hamburgiſchen Gymnaſio, Verfaſſer einer Geſchichte Hamburgs, der Schutzſchriften für die alten Deutſchen, Herausgeber der altdeutſchen Ueberſetzungen des alten Teſtamentes. **Lappenberg.**

desmal, daß von Seehauſen die Rede iſt, hinzuzuſetzen: und Drei wird gar gehangen.

Leben Sie recht wohl. Der
Wolfenb. Ihrige
den 15ten Novbr. L.
1780.

An Eliſe Reimarus.

Meine liebe Freundin,

Ich wette, Sie errathen nicht, was ich Ihnen dieſesmal zu melden habe. — Sie vermuthen ohne Zweifel, eine beſondere Kriſis meiner Krankheit? — Das hat ſich wohl! — Doch was nicht iſt, das kann noch werden. Und der Tod ſelbſt iſt ja wohl auch eine Kriſis der Krankheit. —

Ich komme eben von Braunſchweig, wo mich der Herzog geſtern ruffen ließ, um mir kund zu thun — — was meinen Sie wohl? — — Daß ihm ſein Geſandter in Regensburg gemeldet, wie ihm der Sächſiſche Geſandte im Vertrauen eröfnet, daß nächſtens an den Braunſchweigiſchen Hof ein Excitatorium von dem geſammten Corpore Evangelicorum gelangen werde, um mich, als den Herausgeber und Verbreiter des ſchändlichen Fragments von dem Zwecke Chriſti und ſeiner Jünger, zu verdienter Strafe zu ziehen.

Dieſes ſagte mir der Herzog auf eine ſo freundſchaftliche und beruhigende Art, daß ich es zuletzt faſt bereuet hätte, ihm ſo gleichgültig und ſicher darauf geantwortet zu haben. Wenigſtens hätte ich es wohl unterlaſſen können, ihn ausdrücklich zu bitten, daß er ſich meiner in keinem Stücke annehmen ſolle, ſondern in allem, ohne die geringſte Rückſicht auf mich, ſo verfahren möge, wie Er glaube, daß ein Deutſcher Reichsſtand verfahren müſſe. Denn ich begreiſe nun wohl, daß eine ſolche Aeuſſerung niemand verdient, der uns nützlich zu ſeyn wünſcht. Indeß war an meiner mürriſchen Gleichgültigkeit doch auch gewiß nicht Schuld, was Sie denken. Sie denken, das weiß ich wohl: ich möchte um alles in der Welt gerne verfolgt ſeyn; und bilden ſich ein, daß mir nichts weher thut, als wenn man ſich nicht einmal mit mir einlaſſen will. — Aber, meine Liebe, wie weit ſind Sie noch entfernt, mich zu kennen, wenn Sie das im Ernſte von mir denken! Kann ſeyn, daß allenfalls manchmal eben das in mir vorgeht, was bey jenem Baſtart eines groſſen Herrn vorging, der nicht ſagen wollte, wer er ſey, und ſich lieber unſchuldig wollte hängen laſſen, nur um ſeinem Richter recht ſchwere Verantwortung bey ſeinem Vater zu machen. Denn im Grunde mag ich mich doch auch wohl dabey tröſten, daß am Ende jemand kommen wird, der dem Richter zuruft: Richter, ſeyd ihr des Teufels, daß ihr unſers gnädigen Herrn Baſtart wollt hängen laſſen? Und weiß ich denn etwa nicht, weſſen großen Herrn lieber Baſtart ich bin? — Alſo nur friſch die Leiter hinan! und daß nur niemand beſorge, als werde ich mich wohl gar aus Angſt verſchnappen! — — —

Eben werde ich in dieſen Henkersgedanken unterbrochen. Nächſtens ein mehreres! Behalten Sie mir Ihre Freundſchaft auf alle Fälle, die ich in keinem zu mißbrauchen, oder höher zu ſtimmen verſuchen werde.

Wolfenb. den 28 Novbr. 1780. L.

An Eliſe Reimarus.

Ich erinnere mich wohl, daß mein voriger Brief weder halb noch ganz war. Denn ich ward unterbrochen, und wollte den Poſttag nicht ganz verſäumen. Aber daß ich ganz den Ton verfehlt hätte, in welchem ich Ihnen ſchreiben wollte, das hätte ich mir nicht eingebildet. Ich glaubte recht luſtig geſchrieben und ein ſo feines Hiſtörchen mit eingewebt zu haben! Und Sie erſchrecken! Mein gutes Kind, bey Gott! Das war meine Abſicht nicht. Eben ſo wenig, als ich mit Ihnen zanken wollte, daß Sie mir ſo viel Paradoxie zutrauen, als wohl ſchwerlich natürlich zu ſeyn pflege. Sie könnten ja wohl Recht haben: und was wäre es denn? Ich könnte ja eben ſo gut Paradoxie, als andere Orthodoxie affectiren. Ich verſtehe darüber ſo gut Spaß, daß es faſt keine Luſt iſt, mit mir darüber zu ſpaſſen. — Seyn Sie ruhig! Das Wetter hat ſich zwar noch nicht verzogen: aber ich habe ſo viele Ableiter auf meinem Hauſe, daß wenn die Vielheit der Ableiter ſelbſt nicht etwa ſchädlich iſt? — worüber Sie Ihren Herrn Bruder fragen können — ich zu dieſem ſeinem Buche*) noch manche ſchöne Bemerkung zu geben hoffe. — Ich weiß ſelbſt nicht, warum ich, ſeit einiger Zeit, gegen unſern Herzog ein wenig ärgerlich geworden bin. Aber er iſt doch immer ein edler Mann, der keinen kleinen Streich an ſich kommen läßt; und ein ehrgeiziger Mann, der ſich von keinem vorſchreiben läßt, und der einen Schutz, der ihm Ehre machen kann, lieber aufdringt, als ſich abbetteln läßt. Ich ſeh es als eine gute Vorbedeutung an, daß er mir auch ſchon ein Gutachten, über die dermaligen Religionsbewegungen, beſonders der Evangeliſchen Kirche mitgetheilet, das ich weiß nicht welches Consistorium irgend eines Evangeliſchen Reichsſtandes bey dem Corpore Evangelicorum einreichen laſſen, und meine ſchriftliche Meinung darüber verlangt hat. Daß ich dieſe ſo geben werde, daß mir unſere Geiſtlichkeit wohl vom Halſe bleiben, und aufhören ſoll, mich mit den neuen Reformatoren zu verwechſeln, können Sie ſich wohl einbilden: Sie, die Sie am beſten wiſſen, wie weit ich von dieſen Herren entfernt bin. Auch bin ich eben darüber aus. Nur betaure ich, daß meine Komödie darüber in die Brüche fallen wird. Denn endlich war es entſchieden worden: daß der Kerl das Menſch haben ſolle. Und haben ſoll er es auch wirklich, wenn ſich auch ſchon die Sache wieder ein wenig verzögert. Wenn die Direction indeß mit aller Gewalt ein Stück haben muß, ſo ſubſtituire ich Sie an meine Statt. Die .....*) iſt ſehr gut gewählt, und das Uebrige, was Ihnen davon zugehört, wird ſchon auch gut ſeyn. Aber ſo ein Fund, wie ich Ihnen nachweiſen ſoll, iſt ſelten.

---

*) Reimarus Abhandlung über den Blitz. Lappenberg.

Nun leben Sie wohl, und ſeyn Sie meinetwegen, neugierig ſo viel Sie wollen, aber nicht bange.

L.

Wolfenbüttel den 4ten Dec. 1780.**)

Lieber Jacobi,

Langer, von dem ich dieſen Augenblick einen Brief aus Amſterdam erhalte, kann Ihnen geſagt haben, daß er mich im Begriff verlaſſen, nach Hamburg zu reiſen. Da bin ich ſo lange geweſen, als ich Hoffnung hatte, meine verlorene Geſundheit und Laune unter meinen alten Freunden wieder zu finden. Ich weiß ſelbſt nicht mehr, wie lange das war. Freylich ſollte ich ſie eher aufgegeben haben, dieſe Hoffnung. Aber wer giebt die Hoffnung gerne anders, als gezwungen, auf? Endlich bin ich ohnlängſt wieder zurückgekommen. Am Körper, bis auf die Augen, allerdings etwas beſſer: aber am Geiſte weit unfähiger. Unfähig zu allem, was die geringſte Anſtrengung erfordert.

Würde ich Ihnen nicht ſchon längſt geſchrieben haben? — Möchten Sie doch in meiner Seele eben ſo fertig leſen können, als ich mich in Ihrer zu leſen getraue. Ich verſtehe es ſehr wohl, was Ihnen ekeln mußte, mir noch einmal zu ſchreiben, nachdem Sie es ** ſchon einmal geſchrieben hatten. . . . .*) Auch wüßte ich nicht, was ich nicht lieber von Ihnen leſen möchte, als eine Rechtfertigung Ihrer ſelbſt. Der Mann, wie Sie, hat bey mir niemals Unrecht, wenn er es auch gegen eine ganze Welt haben könnte, in die er ſich nicht hätte mengen ſollen.

---

*) Unleſerlich. Lappenberg.

**) F. H. Jacobis Werke, Bd IV, erſte Abtheilung, S. 85. Jacobis Antwort vom 22. Dec. 1780 in ſeinem Briefwechſel, Bd I, S. 306.

Hängen Sie, lieber Jacobi, ihren Cameralgeiſt ganz an Nagel, und ſetzen ſich ruhig hin, und vollführen Ihren Woldemar.

Bey Woldemar fällt mir ein, daß ich mich anheiſchig gemacht, Ihnen meine Gedanken über des Hemſterhuis Syſtem von der Liebe mitzutheilen. Und Sie glauben nicht, wie genau dieſe Gedanken mit dieſem Syſtem zuſammenhängen, das, meiner Meynung nach, eigentlich nichts erklärt, und mir nur, mit den Analyſten zu ſprechen, die Subſtitution einer Formel für die andere zu ſeyn ſcheint, wodurch ich eher auf neue Irrwege gerathe, als dem Aufſchluſſe näher komme. — Aber bin ich jetzt im Stande zu ſchreiben, was ich will? — Nicht einmal, was ich muß. — Denn eins muß ich doch noch wohl; fragen muß ich doch noch wohl, ob der T** ganz und gar in die Jülichſche und Bergiſche Geiſtlichkeit gefahren ſey? Ich denke, Sie ſind es wohl ſelbſt, der mir das Proclama, oder wie die Abſcheulichkeit ſonſt heißt, zugeſchickt hat. Gott! der Nichtswürdigen! Sie ſind es werth daß ſie vom Pabſtthum wieder unterdrückt, und Sklaven einer grauſamen Inquiſition werden! Was Sie näheres von dieſem unlutheriſchen Schritte wiſſen, das melden Sie mir doch.

Empfehlen Sie mich allen den Ihrigen, beſonders denen, die ich kenne. Daß unſere Neigung noch immer einen Unterſchied zwiſchen Leuten macht, die man geſehen, und die man nicht geſehen hat, wiſſen Sie wohl, „iſt nicht meine Erfindung.“ **)

Ihrem Herrn Bruder, der nun bald wieder hier durchkommt, ſagen Sie, daß D* nicht zu Hauſe, und alle Wirthshäuſer hier, bis auf meines, wegen der Peſt verſchloſſen ſind.

An Moſes Mendelsſohn. ***)

Liebſter Freund,

Der Reiſende, den Sie mir vor einiger Zeit zuſchickten, war ein

---

*) Die hier ausgelaſſene Stelle betrifft meine damalige politiſche Lage. **Jacobi.**

) Dieſe letzten Worte beziehen ſich auf eine Stelle in Hemſterhuis sur les désirs. **Jacobi.

***) Zuerſt gedruckt in Moſes Mendelsſohns Morgenſtunden, Th. I (1785), Anmerk. S. XXXVIII; berichtigt nach dem Original, welches Herr B. Friedländer beſitzt.

neugieriger Reiſender. Der, mit dem ich Ihnen itzt antworte, iſt ein emigrirender. Dieſe Klaſſe von Reiſenden findet ſich unter Yoriks Klaſſen nun zwar nicht; und unter dieſen wäre nur der unglückliche und unſchuldige Reiſende, der hier allenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Klaſſe gemacht, als ſich mit einer beholfen, die eine ſo unſchickliche Benennung hat? Denn es iſt nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unſchuldig iſt. An Klugheit hat er es wohl immer fehlen laſſen.

Eigentlich heißt er Alexander Daveſon,*) dieſer Emigrant; und daß ihm unſre Leute, auf Verhetzung der Ihrigen, ſehr häßlich mitgeſpielt haben, das kann ich ihm bezeugen. Er will von Ihnen nichts, lieber Moſes, als daß Sie ihm den kürzeſten und ſicherſten Weg nach dem Europäiſchen Lande vorſchlagen, wo es weder Chriſten noch Juden giebt. Ich verliere ihn ungern; aber ſobald er glücklich da angelangt iſt, bin ich der erſte, der ihm folgt.

An dem Brieſchen, das mir D. Flies damals von Ihnen mitbrachte, kaue und nutſche ich noch. Das ſaftigſte Wort iſt hier das edelſte. Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche ſo ein Brieſchen von Zeit zu Zeit ſehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmüthig werden ſoll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menſchen kennen, der nach Lobe heißhungrig iſt. Aber die Kälte, mit der die Welt gewiſſen Leuten zu bezeugen pflegt, daß ſie ihr auch gar nichts recht machen, iſt, wenn nicht tödtend, doch erſtarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich ſeit einiger Zeit geſchrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müſſen; denn für Sie war nichts geſchrieben. Höchſtens hat Sie die Zurückerinnerung an unſere beſſern Tage noch etwa bey der und jener Stelle täuſchen können. Auch ich war damals ein geſundes ſchlankes Bäumchen; und bin itzt ein ſo fauler knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund! dieſe Scene iſt aus! Gern möchte ich Sie freylich noch einmal ſprechen!

Wolfenbüttel den 19 Decbr. 80.

L.

An Eliſe Reimarus.

Allerdings, meine Liebe, bin ich wieder krank. — Wenn ich nur beſchäftiget wäre: würde ich darum nicht an Sie ſchreiben? — Und kränker als iemals. Nicht daß mein Kopf noch in meinem Magen logirte. Dank ſey es den Pillen Ihres Herrn Bruders! Aber meine Augen logiren drinnen, und ich bin ſo gut wie blind.

---

*) „Dieſer Alexander Daveſon war ſpäter Herausgeber des während der Anweſenheit der Franzoſen in Berlin erſchienenen berüchtigten Blattes, der Telegraph. Als ſolcher hieß er Hofrath Lange.“ Anmerkung von Herrn B. Friedländer.

Ich habe daher den Ketzer-Almanach zwar geſehen: aber geleſen habe ich ihn noch nicht; bis auf einige Artikel, die ich mir habe vorleſen laſſen. Der Verfaſſer, wenn Sie es noch nicht wiſſen, iſt der Feldprediger bey den Gens d'armes in Berlin. Sein Name iſt mir entfallen.

Ja, wenn die Oberalten alle über eins dächten! So aber, wenn der eine einen Ketzer, und der andere einen Orthodoxen aus dieſem Almanach wählt, und die engere Wahl immer noch dem guten Glücke überlaſſen bleibt: ſo wird Hamburg ſo bald noch nicht aufhören, ſich von dieſer Seite lächerlich zu machen.

Endlich kömmt es mit allem auf eins hinaus. Texte ſchreiben alle, und laſſen ſich alle ſo theuer als möglich bezahlen — und Texte ſind Texte.

Ich komme wieder auf meine Blindheit. — Aber ich ſchreibe Ihnen doch: werden Sie ſagen — Es iſt ein auſſerordentlich heller Tag, und ich habe eine neue herrliche Brille.

Ihr Herr Bruder wird ſich erinnern, daß ich ihm ſchon vor zehn Jahren über meine Augen geklagt habe. Damals gab er mir zwei kleine Büchſchen, wovon das eine ſehr klein, und verſiegelt war, und wenn ich mich recht erinnere, ein Arcanum von van Swieten ſeyn ſollte. Dieſes habe ich noch unerbrochen in meinem Pulte. Wie, wenn ich dieſes jetzt probirete? Ich kann mich nicht mehr erinnern, wodurch ich damals beſſer ward. Ich lernte mich auch vielleicht nur in mein Unglück ſchicken, welches damals noch nicht ſehr groß war. — Gott, wenn das auch wieder ſo werden ſoll! — Und wenn Sie vollends wüßten, wie lange ich über dieſen Brief geſchrieben!

Ich muß ihn nur abbrechen, wenn er endlich heute mit fort ſoll.

Wolfenbüttel den 21 Jenner 1781.

Der Ihrige
L.

An Herder.

Wolfenbüttel, den 26. Jan. 1781.

Ich bin zwar bey weitem noch nicht wieder geſund. Da aber doch das Manuſcript, um das es Ihnen zu thun iſt, auf meiner Stube liegt: warum ſollte ich es Ihnen nicht gleich ſchicken?

Was dieſes Buch auf meiner Stube macht? fragen Sie. Sie wiſſen, daß J. V. Andreä von vielen für den Stifter der Roſenkreuzer gehalten wird. Ich wollte nachſehen, ob davon einige Spur in ſeinem Leben zu finden ſey. — Aber wenn ſeine Societas Christiana, an dem gezeichneten Orte unter 1622, nicht Gelegenheit zu dieſem Gerede gegeben, ſo finde ich ſonſt keine Spur darin.

Das ſonſt nicht alle ſeine Schriften auf der Bibliothek ſeyn ſollten, würde mich ſehr wundern. Wenn ich nur erſt wieder auf die Bibliothek könnte! Ich verlange alsdann nur zu hören, was Ihnen fehlt, um es Ihnen ſogleich zu ſenden. Seine geiſtliche Kurzweil, ſeine Chriſtenburg, ſein Kinderſpiel, erinnere ich mich geſehen zu haben.

Leſſing.

An J. G. J. Breitkopf in Leipzig. *)

P. P.

Endlich erhalten Ewr. Wohlgeb. hierbey Ihr Manuſcript zurück. Ich hatte mich deſſelben ſchon begeben, als es während meiner Abweſenheit in Hamburg hier ankam. Von Hamburg kehrte ich kranck zurück, und blieb krank, beſonders an meinen Augen. Nur ſeit einigen Tagen habe ich erſt das Vergnügen gehabt, dieſen Anfang Ihres vortrefflichen Werkes zu leſen. — Aber theurer Mann, das ſind die Kapitel noch nicht, bey welchen ich Sie erwarte. Dieſe Generaliora wiſſen Sie alle unendlich beßer als ich. Ich habe ſie noch nirgends ſo vollſtändig und einleuchtend abgehandelt geleſen. Gleichwohl geht meine Neugierde mehr auf die nachfolgenden Kapitel von den erſten Drucken, beſonders der Bibel. Sobald dieſe aufs Reine ſind, haben Sie die Güte, ſie mir zu ſchicken. Dieſe habe ich, faſt aller täglich unter Augen; und wenn ich über dieſe nichts angemerkt habe, was ſich andrer Bemerkung entzogen: ſo war ich der Ehre gar nicht werth, die mir Ewr. Wohlgeb. durch Mittheilung Ihres Manuſcript erwieſen.

Dero
gehorſamſter Diener,
Leſſing.

Wolfenbüttel
den 28 Jenner 1781.

---

*) „Der berühmte Breitkopf in Leipzig hatte an L. unterm 27. Sept. 1780 das 1. Hauptſtück ſeiner vielbeſprochenen „Geſchichte der Buchdruckerkunſt“ mit der Bitte überſendet ſolches einer Durchſicht zu würdigen und ihm ſeine Gedanken und Bemerkungen darüber mitzutheilen.“ Anmerkung des gegenwärtigen Beſitzers, Herrn Otto Auguſt Schulz in Leipzig, der dem Herausgeber eine Abſchrift zugeſtellt hat.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Supplementband.

Berlin,
in der Voß'ſchen Buchhandlung.
1840.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Dreizehnter Band.

Berlin
in der Voß'ſchen Buchhandlung.
1810.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Verzeichniß

der in dieſem Bande enthaltenen

Briefe an Leſſing.

Von J. H. Campe (1779) S. 628. 629. (1780) 637.

Von Joh. Arn. Ebert (1768) 136. 151. (1769) 161. 165. 173. 196. 198. 204. (1770) 207. 212. 213. 214. 251. (1771) 309. (1772) 374. 391. (1773) 429. (1775) 523. (1777) [illegible]. (1778) 597. 608. (1779) 629. (1780) 639.

Von F. W. Gleim (1757) 68. 77. (1758) 91. 98. 99. 100. (1759) 101. 103. 104. 105. 106. 107. 108. (1760) 109. 111. 112. (1766) 130. (1767) 131. 132. (1768) 150. (1769) 169. 204. (1770) 215. 218. 251. (1771) 272. 313. 322. (1772) 366. 375. 376. 387. 412. 413. (1773) 436. 458. (1774) 497. 498. (1779) 622. 625.

Von Chr. G. Heyne (1768) 152. (1769) 172. (1770) 221. 260. (1771) 286. 304. (1772) 391. (1773) 462. 485. (1774) 515. (1776) 551. 578. (1778) 608. (1779) 619. 620. 626. 627.

Von E. C. König (1770) 223. 232. 233. 234. 236. 240. 241. 242. 247. 255. 263. (1771) 267. 274. 277. 280. 281. 288. 290. 295. 298. 300. 307. 311. 313. 319. 320. 323. 325. 327. 330. 332. 333. 335. 337. 339. 342. (1772) 344. 346. 350. 352. 353. 356. 359. 361. 363. 366. 368. 372. 377. 388. 392. 399. 402. 406. 409. 415. 417. 421. (1773) 430. 437. 450. 460. 470. 474. 481. 491. (1774) 504. 508. 519. (1775) 523. 524. 525. 527. 529. 534. 536. (1776) 540. 542. 544. 545. 546. 549. 551. 552. 553. 555. 556. 560. 561. 564. 565. 566. 567. 569. 571. 573. 575. 576.

Von Karl G. Leſſing (1767) 133. (1768) 135. 139. 142. 145. 146. 148. (1769) 161. 168. 176. 182. 188. 195. 202. (1770) 210. 219. 238. 249. 252. 266. (1771) 273. 279. 293. 301. 303. 305. 310. 312. 317. 322. 325. (1772) 348. 355. 358. 362. 365. 369. 385. 388. 401. 408. 414. 416. 425. (1773) 427. 449. 452. 459. 467. 473. 479. 486. 489. (1774) 494. 499. 506. 510. 513. 514. 516. 518. (1775) 521. 523. 526. (1776) 554. 556. 558. 562. 569. 577. 578. 580. (1777) 580. 587. 590. 595. (1778) 598. 599. 601. 602. 603. 604. 606. 609. 611. 612. 613. 614. 616. 617. (1779) 618. 619. 620. 621. 623. 624. 626. 632. (1780) 634. 635.

Von Moſes Mendelsſohn (1755) 1. 2. 8. 11. 12. (1756) 16. 18. 20. 22. 34. 37. (1757) 44. 51. 52. 54. 70. 71. 73. 78. 86. 88. 89. 90. (1758) 92. 95. (1760) 113. (1761) 117. 119. 120. (1763) 121. 129. (1768) 159. (1770) 257. 261. (1771) 286. (1773) 471. (1774) 495. (1777) 593. 597. (1780) 635.

Von Fr. Nicolai (1756) 24. 29. 43. (1757) 49. 50. 53. 56. 75. 82. 83. 84. (1761) 115. (1768) 138. 143. 147. 153. 156. 161. (1769) 163. 171. 174. 181. 182. 189. 191. 198. (1770) 216. 224. 229. 252. (1771) 277. 282. (1772) 379. (1773) 434. 455. 475. (1774) 496. (1775) 532. (1776) 557. 563. (1777) 581. 584. 591.

Von J. J. Reiske (1769) 167. 173. (1770) 206. 217. 218. 245. 249. (1771) 270. 274. 287. 292. 306. 314. (1772) 395. 424. (1773) 439.

Von Conr. Arn. Schmid (1770) 220. 221. 227. 228. 229. 238. 239. 259. 262. (1771) 271. 284. 297. 306. (1772) 426. (1773) 427. 430. 453. 458. 463. 464. 479. 490. 491. (1774) 512. (1776) 545. (1777) 584. 588. (1778) 599. 602. 613. (1779) 625. 631. 633. (1780) 636.

Ueberſicht des Inhalts

aller dreizehn Bände.

Sinngedichte . . . Bd. I, S. 1
Verworfene Sinngedichte . . . 29
Epigrammata . . . 35
Lieder . . . 39
Verworfene Lieder . . . 71
Oden . . . 88
Fabeln und Erzählungen . . . 101
Verworfene Erzählungen . . . 121
Fabeln. Drey Bücher . . . 130
Verworfene Fabeln . . . 166
Fragmente . . . 168
Nachgelaſſene Gedichte . . . 196
Luſtſpiele . . . 213

Trauerſpiele . . . II. 1
Nathan der Weiſe . . . 190
Verworfene Luſtſpiele . . . 363
Theatraliſcher Nachlaß . . . 420

Aus den Beyträgen zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters III. 1
Aus der Berliniſchen Zeitung von 1751. 1752. 1753 . 140. 375
Aus dem Neueſten aus dem Reiche des Witzes . . . 195
Vorrede zu Huarts Prüfung der Köpfe . . . 256
Vorrede zu Marignys Geſchichte der Araber . . . 260
Schriften. Erſter und zweyter Theil. Briefe . . . 267
Ein Vademecum für Sam. G. Lange . . . 405

Schriften. Dritter und vierter Theil. Rettungen . . . IV. 1
Vorrede zu Hogarths Zergliederung der Schönheit . . . 101
Aus der theatraliſchen Bibliothek . . . 106
Vorrede zu Mylius vermiſchten Schriften . . . 442
Aus der Berliniſchen Zeitung von 1754 . . . 460

Pope ein Metaphyſiker . . . V. 1
Aus der Berliniſchen Zeitung von 1755 . . . 36
Vorrede zu Laws Ermunterung an alle Chriſten . . . 74

Ueberſicht des Inhalts.

Vorrede zu Richardſons Sittenlehre für die Jugend . Bd. V, S. 75
Aus der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften 77
Vorbericht zu Gleims Grenadierliedern 101
Friedrichs von Logau Sinngedichte. Wörterbuch 104
Abhandlungen über die Fabel 355
Aus den Litteraturbriefen . . . . VI, 1
Leben des Sophokles 282
Vorreden zu Diderots Theater 368
Laokoon 372
Hamburgiſche Dramaturgie . . . . VII, 1
Ueber Meuſels Apollodor 461
Briefe antiquariſchen Inhalts . . . . VIII, 1
Wie die Alten den Tod gebildet 210
Gedichte von Andreas Scultetus 263
Predigt über zwei Texte 310
Berengarius Turonenſis 314
Vorbericht zu den vermiſchten Schriften 424
Anmerkungen über das Epigramm 425
Ueber die ſo genannte Agrippine 529
Aus den Beyträgen zur Geſchichte und Litteratur. I. II. III. IX, 1
Vom Alter der Oelmalerey 413
Zu Jeruſalems philoſophiſchen Aufſätzen . . . . X, 1
Aus den Beyträgen zur Geſchichte und Litteratur. IV. V. VI. 8. 330
Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft 33
Das Teſtament Johannis 39
Eine Duplik 46
Eine Parabel 121
Axiomata 133
Anti-Goeze 166
Vorrede zu dem Fragment vom Zwecke Jeſu 231
Nöthige Antwort. Erſte Folge 239
Ernſt und Falk 252. 286
Noch nähere Berichtigung des Mährchens von 1000 Ducaten 280
Die Erziehung des Menſchengeſchlechts 308
Litterariſcher Nachlaß . . . . XI, 1
Briefe von Leſſing . . . . XII, 1
Briefe an Leſſing . . . . XIII, 1
Berichtigungen und Zuſätze 640

Briefe an Leſſing.*)

Berlin, den 17. Febr. 1755.

Mein Herr!

Wenn Ihnen dieſe Schrift zu ungelegener Zeit kömmt, ſo bedenken Sie, daß ich in 3 Wochen nicht auf Ihrer Stube war; daß ich unmöglich Ihren Umgang ſo lange entbehren kann, als Sie ſich vorgenommen haben, abweſend zu bleiben. Jedoch ich begnüge mich damit, in dem Augenblicke, da ich ſchreibe, gleichſam eine Art von Umgang mit Ihnen gepfleget zu haben, ohne daß es nöthig ſey, daß Sie mir antworten. Ich erwarte nur einen Spartaniſchen Brief, darinn Sie mit großen Buchſtaben Ja oder Nein ſchreiben ſollen. So viel Zeit werden Sie ſich doch wohl nehmen? Ich frage nehmlich, ob die in Vorſchlag gebrachte periodiſche Schrift noch wirklich vor ſich gehen ſoll, und ob ich Ihnen die Recenſion der Pſychologie, ſo Sie mir zum Durchleſen gegeben haben, überſchicken kann? Sie beträgt drey und einen halben geſchriebenen Bogen, und ich glaube, daß Sie ſo ziemlich damit zufrieden ſeyn werden.

Werden Sie nicht bald wieder kommen, theureſter Freund? Wenn Sie es zu lange machen, ſo weiß ich nicht, ob ich der Verſuchung widerſtehen können werde, mit der Journaliere auf einige Stunden zu Ihnen zu kommen. Länger wollte ich Sie gewiß nicht ſtöhren. Auch auf dieſe Anfrage ſollen Sie nicht mehr als Ja oder Nein antworten. Ich bin beſtändig

Ihr

Freund
Moſes.

---

*) Aus den im zwölften Bande S. 1 und S. 250 genannten Sammlungen.

Wertheſter Freund!

Unſere Correſpondenz mag hiemit angehen. Ich will Ihnen alles aufſchreiben, was ich Ihnen in acht Morgen von 7 bis 9 Uhr hätte verſchwatzen können. Es verſteht ſich, daß ich auf keinen Uebergang zu künſteln nöthig habe. Die Uebergänge werden unſer einem nicht ſo leicht als den Leſſings.

When by means of theſe ſenſes, ſome object muſt appear beautiful, graceful, honourable, or venerable, and others mean and ſhameful, ſhould it happen that in any object, there appeared a mixture of theſe oppoſite forms or qualities, there would appear alſo another ſenſe of the *ridiculous* — — — Things too of a quite different nature from any human action may occaſion *laughter* by exhibiting *at once* ſome venerable appearance along with ſome thing mean and deſpicable.

Hutcheſon ſhort Introd. to moral
Philoſoph. B. 1. ch. 1. §. 11.

Wollen Sie noch zweifeln, daß Ihre Erklärungsart, woher das Lachen komme, richtig ſey?

An eben dem Sonnabend, da man Tages darauf zu Leipzig den Teufel erſt gefürchtet, und dann ausgelacht, bin ich bey dem Hrn. v. Maupertuis nicht geweſen. Heute bin ich bey P. Sulzer geweſen, er iſt ein gar zu guter Mann, und morgen um 10 Uhr gehen wir zu dem Hrn. v. M. Ich bin ſelbſt begierig zu wiſſen, was er mir ſagen wird, denn ich werde ihm wohl nichts ſagen können. Sie wiſſen, daß ich blöde bin.

Herr Michaelis ſagt in der Göttingſchen Anzeige gerade zu, ich hätte den Hrn. von Premontval einen Unbeſonnenen genennt. Aber wo habe ich dieſes gethan? Herr Merian ſagte zu Pr. Sulzer, ich hätte irgendwo in meinen Briefen geſagt: Herr v. Premontval müßte das hitzige Fieber gehabt haben. O der junge Gelehrte liegt dieſem Herrn noch in dem Kopfe! Ich werde ihm zuſchwören, daß ich nur 26 Jahr alt bin.

Wiſſen Sie, was ich that? Ich ſchrieb einen franzöſiſchen Brief (Gott weiß, er ward mir recht ſauer!) an den Hrn. von Premontval, und betheuerte ihm, daß alle Menſchen lügen und die Göttingſchen Anzeigen auch.

Mein Rouſſeau iſt fertig.*) Den verſprochenen Anhang will ich in ein Sendſchreiben an den Hrn. M. Leſſing einkleiden, damit Sie wenigſtens, wenn Sie meine Ueberſetzung nicht leſen wollen, nur meinen Anhang leſen ſollen. Sie werden ja wohl einen Brief leſen, der an Sie gerichtet iſt?

---

*) Der Titel davon heißt: J. J. Rouſſeaus Abhandlung von dem Urſprunge der Ungleichheit unter den Menſchen. Ueber-

Wo haben Sie des D. Gumperz*) Manuſcript? Liegt es irgend bey dem Hrn. M. Naumann?

ſetzt, nebſt **Betrachtungen über deſſelben Meinung von dem Urſprunge der Sprache.** In Moſes Mendelsſohns Leben und Meinungen (Hamburg 1787.) finde ich dieſe Ueberſetzung nicht erwähnt; und will daher ihr wirkliches Daſeyn erneuen. **Karl G. Leſſing.**

*) D. **Aaron Salomon Gumperz** aus Berlin gebürtig, ein Arzt jüdiſcher Nation, und ein ſehr guter Mathematiker. Er und **Iſrael Jamoſc** waren die erſten, welche den Geſchmack an den Wiſſenſchaften unter den Juden zu Berlin empor zu bringen ſuchten. **Iſrael Jamoſc** war Schulmeiſter in Berlin, ein armer Mann, aber ein ſehr trefflicher Kopf und großer Mathematiker, der durch eignes Nachdenken die wichtigſten Demonſtrationen erfand, auch viel poetiſches Genie zur hebräiſchen Poeſie hatte. Er ward, wie alle Reformatoren, von den Juden ſehr verfolgt, mußte daher mehrmals von Berlin nach Polen und von Polen nach Berlin wandern. In ſeinem Alter ward er melancholiſch, weil ihm die Verfolgungen zu ſehr zu Herzen gingen. Er ſtarb 1770 in Polen. **Iſrael Jamoſc** verſtand keine Sprache als hebräiſch. Er hat das Verdienſt, des **Dr. Gumperz** Geiſteskräfte entwickelt zu haben. Der letztere verſtand die neuern Sprachen, war dabey ein reicher Mann, und hatte durch alle dieſe Umſtände mehr Einfluß, und weniger Verfolgung zu befürchten. Herr von Beauſobre (der nachher Mitglied der Akademie und Geheimer Rath ward, und nun ſchon geſtorben iſt), war von 1744 bis 1748 auf dem Joachimsthaliſchen Gymnaſium in Berlin, und war mit Gumperz bekannt. Gumperz beſuchte daſelbſt ihn und einige andere fähige junge Leute, die über philoſophiſche Materien zu ihrer Uebung diſputirten. Gumperz nahm Moſes Mendelsſohn zu dieſen Zuſammenkünften, der damal eifrig ſuchte mit der neuern Philoſophie etwas bekannter zu werden, und ſich ſo wohl in der deutſchen als in der lateiniſchen Sprache etwas zu üben, weil er in beiden damal noch ein Anfänger war(*).

Moſes mußte alle Kräfte ſeines Geiſtes durch eigenes Beſtreben entwickeln; denn eigentlich hatte er gar keine Anweiſung. Er lernte in ſeiner

(*) Dem vortrefflichen Moſes ward es anfänglich ſehr ſchwer, ſich in deutſcher Sprache geſchmeidig auszudrücken. Er arbeitete unglaublich, um die Natur dieſer Sprache, die ihm gar nicht Mutterſprache war, nach und nach recht zu faſſen. Um ſo viel bewundernswürdiger iſt es, da er alles durch eignen Fleiß finden mußte, daß er bey einiger Uebung ſo ſtarke Fortſchritte machte. Im J. 1756, da er doch ſchon treffliche wiſſenſchaftliche Kenntniſſe hatte, überſetzte er J. J. Rouſſeau's Buch **vom Urſprunge der Ungleichheit unter den Menſchen**, auch in der Abſicht, um ſich im Schreiben der deutſchen Sprache zu üben. Die Ueberſetzung iſt ſehr gut; denn Moſes hatte Rouſſeau's ſchöne Schreibart vor ſich, und ſtudirte jeden

Der Hr. P. Michaelis hat mir einige Einwürfe gemacht. Leſen Sie ſie doch! Er glaubt, wir könnten keine genetiſche Erklärung vom Schmerze geben, und die von allen Weltweiſen dafür angenommene Trennung des Stätigen wäre eben deswegen unzureichend, weil gewiſſe Schmerzleidende mehr ausſtehen als Sterbende. Ich glaube hierinn keine Schwierigkeit zu finden. Die Nerven des Schmerzleidenden ſind noch reizbar, die Unvollkommenheit kann ſich von Nerve zu Nerve mittheilen, und das Gehirn und die Seele ſtellt ſich eine Unvollkommenheit vor, die ſich in dem Ganzen äußert. Hingegen ſind alle Nerven, alle Faſern eines Sterbenden entkräftet; ſie haben nur einen ſehr geringen Grad der Wirkſamkeit; die Unvollkommenheit nimmt zu; aber das Gefühl, das Bewußtſeyn dieſer Unvollkommenheit wird im-

---

frühen Jugend auf talmudiſch ſcholaſtiſche Art diſputiren, und erlangte Fertigkeit darin. Dieſe unſelige Uebung vermehrt den Scharfſinn, nicht aber das Nachdenken: ein Fehler, der vielleicht auch manchen deutſchen ſpekulativen Philoſophieen anhängen mag, die nur auf ein ewiges leeres Argumentiren hinweiſen. Zuerſt fing Moſes an, ſein Nachdenken zu üben, als er Maimonides Buch More nevochim (Doctor perplexorum) ſtudirte. Hierdurch ſah er das erſte Licht ſeines Verſtandes. Nun fand er einſt **Reinbecks Betrachtungen über die Augsburgiſche Konfeſſion** bey einem Juden, bey dem dieſes Buch verſetzt war. Er fand ſich hier mit einem Male in einer ganz andern Welt; denn bis dahin hatte er nicht den geringſten Begriff von der Theologie der Chriſten, oder von einer Philoſophie, die neuer wäre als die des Maimonides. Daher zog ihn der philoſophiſche Theil von Reinbecks Betrachtungen, z. B. die Beweiſe von der Exiſtenz Gottes, mit unaufhaltſamer Gewalt an ſich. Er wünſchte nun mehr von der neuen Philoſophie zu wiſſen. Er ſprach darüber mit Dr. **Kiſch**, einem jungen jüdiſchen Arzte aus Prag, der in Berlin ſtudirte. Dieſer zeigte ihm die Nothwendigkeit lateiniſch zu lernen, wenn er die neuere Philoſophie wolle kennen lernen. Moſes war ſo dürftig, daß er eine ziemliche Zeitlang ſparen mußte, um eine Grammatik und ein ſchlechtes Lexikon alt zu kaufen. Da gab ihm Kiſch ungefähr ein halbes Jahr lang täglich etwa eine Viertelſtunde Unterricht in der Sprache. Moſes bekam auch einen alten Band, worin einige Schriften des Cicero enthalten waren, die er der Sprache wegen zu ſtudiren ſuchte, aber nicht recht verſtehen konnte. Der Zufall führte ihm bey einem Verkäufer alter Bücher eine lateiniſche Ueberſetzung von Locke's Werk vom menſch-

Perioden mit Fleiß, um den Sinn auszudrücken, und ſo viel möglich die Gallicismen zu vermeiden. Aber es ward ihm noch ſehr ſchwer, in deutſcher Sprache ſelbſt zu ſchreiben. S. 213 f. ſteht in dieſer Ueberſetzung ein **Schreiben an Leſſing**, voll trefflicher Ideen. Auch finden ſich darin hin und wieder ſchöne Stellen; aber im Ganzen iſt die Schreibart ängſtlich, welches daher kam, daß er die Sprache noch nicht genug zu brauchen wußte. Ganz anders ſchrieb er ſchon im Jahre 1757.

mer ſchwächer. Alle Seelenkräfte ſind dem Untergange nahe, und der Sterbende weiß es kaum. Er muß den ſchwachen Reſt der Vernunft noch anſtrengen, um davon überzeugt zu ſeyn, daß ſeine Nerven ihr Amt nicht mehr verrichten wollen. Aber das gegenwärtige Gefühl ſeiner Unvollkommenheit kann niemahls ſo heftig werden, als wenn ſeine Nerven in gutem Stande wären. Da ich nun bewieſen, daß die urſprüngliche Kraft unſrer Seele determinirt ſey, das heftigſte Bewußtſeyn einer Verſtümmelung ihrer Zernichtung vorzuziehn, ſo bin ich geborgen, und der Herr Michaelis darf ſich nicht ſchämen die Meinung wiederum anzunehmen, die er in ſeiner Jugend, wie er

---

lichen Verſtande zu(*), welches ihm große Freude machte. Dies Werk ſuchte er mit unbeſchreiblicher Mühe zu entziffern; er ſchlug jedes Wort, das er nicht verſtand, (und das waren die meiſten) im Lexikon nach, und ſchrieb es auf, bis ein Paar Perioden da waren. Alsdann dachte er über den Inhalt nach. Durch Nachdenken ſuchte er den Verſtand zu errathen, und wenn er ihn gefunden zu haben glaubte, verglich er ihn wieder, ſo weit ſeine Kenntniß der Sprache reichte, mit dem Wortverſtande.

Immer aber wußte er noch nichts von denjenigen Philoſophen und ihren Lehren, die zwiſchen Maimonides und Locke, und nach dem letztern exiſtirt hatten. Durch Gumperz lernte er zuerſt Leibnitz und Wolf kennen, deren Philoſophie damals im ſtärkſten Gange war. Die obengedachten Zuſammenkünfte auf dem Joachimsthaliſchen Gymnaſium, vermehrten ſeine Kenntniß dieſer Philoſophie und zugleich der lateiniſchen Sprache. Denn die Schüler der obern Klaſſen des Gymnaſiums, waren in den alten Sprachen, in der Philoſophie und deren Geſchichte gut unterrichtet, unter Anleitung des Rektors Dr. **Heinius**, der ein gründlicher Philolog, und nicht nur ein ſchulgerechter Philoſoph, ſondern auch ein guter Kenner der Geſchichte der Philoſophie war.

Dr. Gumperz hatte ſchon früh Umgang mit Leſſing, und ich weiß nicht anders, als daß Moſes durch ſeinen Freund Gumperz zu Anfange des Jahres 1754 mit Leſſing bekannt ward. Der jüngere Herr Leſſing ſagt im Leben ſeines Bruders: die Bekanntſchaft deſſelben mit Moſes wäre durch das Schachſpiel entſtanden, vermittelſt eines gewiſſen Iſaac. Dies habe ich nie gehört. Ich zweifle auch, daß der große Schachſpieler Iſaac Heß (denn der iſt wohl unfehlbar gemeint) im Jahr 1754 ſchon in Berlin, und mit Leſſing bekannt geweſen iſt. So viel ich mich erinnere, kam er ſpäter, erſt im ſiebenjährigen Kriege, nach Berlin.

Durch Dr. Gumperz, der einige Zeit lang Secretär bey dem Präſidenten Maupertuis geweſen war, wurde Moſes Mendelsſohn auch mit dieſem franzöſiſchen Philoſophen bekannt. (S. S. 8 des gelehrten Briefwechſels und Bd XII, S. 31.) **Nicolai.**

(*) Man ſehe meine kurze Nachricht von Moſes Mendelsſohn in der A. d. B. LXV. 2. S. 626.

ſelbſt geliebt, gehabt, von welcher er aber in reifern Jahren abgegangen iſt.

Was macht unſer rechtſchaffne Herr v. Breitenbauch?*) Werden wir ihn bald wieder zu ſehen bekommen? Wenn er doch den Pr. Gottſched

---

*) Der Herr Kammerrath von Breitenbauch, welcher zu Bucha im Altenburgiſchen noch lebt, und durch verſchiedene Schriften bekannt iſt, war damals als ein junger Mann ein vertrauter Freund Leſſings. Er hielt ſich verſchiedene Jahre in Berlin auf, und liebte die Künſte, zeichnete und radirte recht artig. Ungefähr zu Ende des Jahrs 1756, oder zu Anfange des Jahrs 1757, wollte ich mit Leſſing gemeinſchaftlich ein burleskes Heldengedicht auf Gottſched und auf die Reimer aus ſeiner Schule machen, die Poeten heißen wollten. Leſſing hatte den Plan gemacht; jeder von uns ſetzte eine komiſche Scene hinzu, wie ſie ihm etwa einfiel, und ich nahm es auf mich, ihn in Knittelverſen auszuführen, wovon vielleicht unter meinen alten Papieren noch ein Paar Bogen liegen mögen. Die Idee war ungefähr folgende: (Ich will ſie anführen, weil es doch ein Leſſingiſcher, obgleich jugendlicher, Plan iſt.) Gottſched iſt ſehr ergrimmt, daß durch Klopſtock ſo viel Seraphe und Engel in die Welt gekommen ſind, durch welche er und ſeine Poeſie verfolgt und aus Deutſchland vertrieben werden ſollen. Er reitet alſo aus, gerüſtet wie ein fahrender Ritter, mit einem ſeiner damals bekannten Jünger, als Schildknappen, um dieſe Ungeheuer zu zerſtören. Auf dieſem Zuge begegnen ihnen viele lächerliche Abentheuer. Zuletzt kommen ſie nach Langenſalze, gerade zu der Zeit, da daſelbſt das **Gregoriusfeſt** gefeyert wird. Gottſched ſieht die als Engel ausgekleideten Kinder für Klopſtockiſche Seraphe an, und beſchließt ſogleich, auf dieſe ſeine Feinde mit Schwert und Lanze den Angriff zu thun. Die ganze Stadt kommt in Aufruhr über den Angriff auf die Kinder. Man glaubt, jene wären vom böſen Feinde beſeſſen, der ſie zu dem Unfuge triebe, die Engel verfolgen zu wollen. Gottſched und ſein Gefährte werden ins Gefängniß geſetzt; es wird über ſie Gericht gehalten, und ſie werden verdammt, als Hexenmeiſter verbrannt zu werden. Im Gefängniſſe wird ihnen ein Prediger geſchickt, ſie zum Tode zu bereiten. Es findet ſich, daß dieſer ein großer Verehrer des Meſſias iſt; und als er die wahre Urſache erfährt, warum ſie auf Abentheuer ausgegangen ſind, geräth er in ſolchen Eifer, daß er ſie ohne fernern Beſuch will ſterben laſſen. Glücklicher Weiſe kommt Klopſtock ſelbſt nach Langenſalze, um ſeine Kouſine Fanny wieder zu ſehen. Er hört von der Geſchichte, und geht ſogleich hin, um Gottſched und deſſen Schildknappen zu befreyen. Er ſtellt dem Richter vor, daß dieſe Leute den Seraphen gar nichts ſchaden könnten, und daß ſie nichts weniger als Hexenmeiſter wären. Dabey ſtellt er vor: ſie zu verbrennen, würde ganz unmöglich ſeyn; denn ſie wären dermaßen aus lauter wäſſerichten Theilen zuſammen geſetzt, daß durch ſie auch der größte Scheiterhaufen würde ausgelöſcht werden. Der Richter ſchenkt den Gefangenen aus Achtung gegen Klopſtock das Leben; doch, ſagt er, müſſe geſorgt werden, ſie in ſichere Ver

in Kupfer ſtechen wollte! Ich möchte ihn ſo gern ſehen. Dieſes Bild könnte auch eine vortrefliche Vignette vor Hrn. Leſſings Abhandlung vom Lachen abgeben. Thun Sie es ja, mein Herr v. Breitenbauch!

In Hutcheſons Introduction to moral Philoſoph. finde ich, außer einigen Stellen, nichts Sonderliches. Er iſt manchmahl, wie es ſcheinet, ziemlich ſeicht. Beſonders vom Beten hat der Mann triviale Begriffe; auch ſeine Definitionen ſind alle unvollſtändig.

Was denken Sie davon! der Herr Pr. Sulzer ſagte mir, man

wahrung zu bringen, damit ſie nicht ferner Schaden thäten. Darauf wird Gottſched der Zucht ſeiner Frau, und der Schildknappe ſeinem Vater anvertraut, die dafür zu ſorgen ſchuldig ſeyn ſollen, daß beyde künftig weder reiten noch reimen würden.

Das ganze Ding war mehr ein luſtiger Einfall, mit welchem wir uns eine Zeitlang herum trugen, als daß es jemals Ernſt geweſen wäre, ihn ganz auszuführen und öffentlich bekannt zu machen. Ich würde auch jetzt nichts davon ſagen, wenn ich glaubte, daß nach ſo langer Zeit jemand Anſtoß daran nehmen könnte.

Es hatte indeß damal ſchon jemand einige drollige Zeichnungen zu dieſem komiſchen Heldengedichte gemacht. Ich glaube mich zu erinnern, daß es der Hr. von Breitenbauch war. Er kann ſich deſſen aber nicht entſinnen, wie er mir vor einigen Jahren ſchrieb. Folgende Scene ſchwebt mir noch lebhaft im Gedächtniſſe. Die fahrenden Ritter finden auf einem Dorfe eine Truppe von wandernden Komödianten. Gottſched fragt: ſpielt Ihr denn nicht auch meinen Cato? Allerdings, ſagen die Komödianten; dieß iſt, nebſt der Haupt- und Staatsaction von Karl dem XIIten und Hanswurſt dem XIIIten unſer hauptſächlichſtes Stück, wenn wir ernſthaft für Leute von Geſchmack ſpielen. Aber dieß Stück kann jetzt nicht aufgeführt werden; denn unſere luſtige Perſon, welche die Rolle der Porcia zu machen hätte, iſt geſtorben, und unſer neuer Hanswurſt hat die Rolle noch nicht gelernt. „Das ſoll die Aufführung „nicht hindern; denn ſo will ich die Porcia machen." Ich erinnere mich noch, wie komiſch ſich auf der Zeichnung die große dicke Figur in römiſchen Weiberkleidern ausnahm. Sie war vorgeſtellt im zweyten Auftritte des zweyten Aufzugs, wo ſie zu ſagen hat:

Wie wenig kennſt du doch den Grund von meiner Pein!
Je mehr ich nach dir ſeh', je ſtärker muß ſie ſeyn.
Und darf ich meinen Sinn ganz kurz und deutlich faſſen;
So nimm die Antwort an: Ich kann dich gar nicht haſſen.

Dieſe Verſe ſollten unter den Kupferſtich geſetzt werden. Vor der Porcia ſaß im Einhelferloche Hanswurſt mit dem ſpitzen Hute auf dem Kopfe als Einhelfer, an den die Rede gerichtet ſchien. Der Waffenträger war vorn im Parterre im Profil zu ſehen, vor Bewunderung den Mund öffnend und die Hände erhebend. Nicolai.

hätte ihm hinterbracht, Sie wollten in Leipzig eine Hofmeiſterſtelle annehmen. Ich ſagte, es wäre nicht andem, und Sie wollten auf Oſtern wieder hierher kommen. Machen Sie mich ja nicht zum Lügner, das bitte [illegible] Sie. Jedoch ich muß ſchließen, denn wo ich erſt das Blatt umwende, ſo ſchreibe ich es auch ganz gewiß voll. Ich bin, denke ich,

Ihr

beſter Freund
Weiße.

Denken Sie ja nicht an die kleine Höflichkeit, mir die Briefe wiederum zu frankiren. So wahr ich Ihr Freund bin, ich nehme keinen poſtfreyen Brief von Ihnen an. Schreiben Sie nur ſo fleißig, als ich es wünſche.

Berlin, den 19. Nov. 1755.

Liebſter Freund!

Ich habe eine Stunde frey, und wenn ich eine Stunde frey habe, ſo bin ich gewohnt es Hrn. Leſſing empfinden zu laſſen, ergo &c. Führen Sie die Schlußrede ſelber aus. Wir ſchöngn Geiſter müſſen niemahls Gedult genug haben, Schlüſſe zu machen, oder wir ſind in Gefahr — vernünftig zu denken.

Voltaire muß ſich gewiß niemahls dieſer Gefahr blos geſtellt haben, ſonſt würde er nimmermehr einen ſo elenden Brief an Rouſſeau geſchrieben haben. Der tolle Poet! ſagten Sie in Ihrem letzten Schreiben, ſiehet alles von der drolligen Seite an. Ganz gewiß, liebſter Freund! vornehmlich ein Voltaire, der die ganze Natur für eine Bouſonnerie hält. Indeſſen bin ich doch entſchloſſen, dieſen Brie mit zu überſetzen. Wollen doch einige gern ihre Bäuche ſchütteln nachdem ſie ein wenig ernſthaft ausgeſehen haben. Laſſen Sie Voltairen immer die luſtige Perſon machen. Rouſſeau iſt doch tragiſch genug.

Wo ſind Sie, liebſter Leſſing! mit Ihrem bürgerlichen Traue ſpiele? Ich möchte es nicht gern bey dem Nahmen nennen, denn ic zweifle, ob Sie ihm den Nahmen Fauſt laſſen werden. Eine einzig Exclamation, o Fauſtus! Fauſtus! könnte das ganze Parterre lache machen. Wieder ein Rathgeber, werden Sie ſagen, der gar keine Beruf dazu hat? Nun wohl! So laſſen Sie es immer dabey. J will alsdenn das Vergnügen haben, ſelbſt mit dem Leipziger Parter zu lachen, und Sie bey jedem Gelächter ſich entflammen zu ſehe

Denn lachen muß man gewiß, wenn Ihre Theorie vom Lachen anders richtig iſt.

Ich habe neue Geſichter kennen gelernt. Ich wollte mir einen Leſſing ausſuchen, bey dem die Reihe jetzt eben an Berlin gekommen wäre. (Sie kömmt dennoch, ſagen Sie was Sie wollen, auch bey Ihnen wieder einſt an Berlin.) Ob ich einen gefunden habe, will ich Ihnen nicht ſagen, bevor Sie nicht die Leute ſelbſt aus einer kleinen Beſchreibung kennen lernen. Herrn … Jedoch ich mag von dieſen Leuten weder Gutes noch Uebels reden. Ich nehme Edelmannen aus; von welchem ich dennoch einige Worte ſprechen will, weil ich mich ſo ſehr über ihn gewundert habe. Welch ein hölzerner Mann! Ich wette was, der Menſch hat eben ſo viel Bley in ſeinem Gehirn, als Eiſen an ſeinen Stiefeln. Sie kennen ihn doch auch, liebſter Leſſing? Hat er Ihnen nicht eben ſo klotzmäßig geſchienen? Wenn er doch nur ein rechter Windbeutel wäre! So was hätte ich mir vermuthet, als man mir ſagte: **Edelmann würde heute kommen.** Es kann aber leicht ſeyn, daß ihn Verfolgung, Unglück und Beſchwerlichkeiten ſo ſehr niedergeſchlagen, und alle ſeine Lebensgeiſter unterdrückt haben.

Es will niemand **Pope ein Metaphyſiker***) geleſen haben. Pr. Sulzer fragte mich ſchon mehr als einmahl: ob was **Guts** darinn wäre? Ich verſicherte ihn, dieſe kleine Schrift hätte mir gefallen, und wo ich mich nicht irre, ſo ſtieg ihm eine kleine Röthe in das Geſicht. Er gab mir zu verſtehen, er ſey weder mit der Aufgabe noch mit der Preisſchrift zufrieden geweſen. Die deutſche Abhandlung, die ſich bey der Sammlung befindet, hätte ihn eher verdienet. Eben dieſer Prof. macht ſo viel Rühmens von David Hume's ſehr neuem Scepticiſme, da er leugnet, man könne nicht beweiſen, daß irgend eine Begebenheit in der Welt eine wirkende Urſache hätte. Ich halte dieſen Zweifel gar nicht für neu, ſondern glaube: es ſey das Syſtem der allgemeinen Harmoniſten. Ja die Carteſianer dringen ſogar auf die Unmöglichkeit irgend eines influxus ſo wohl idealis als realis. Die allgemeinen Harmoniſten nehmen einen influxum idealem an, leugnen aber einen influxum realem. Was thut aber Hume mit allen ſeinen Spitzfindigkeiten mehr, als daß er beweiſet, wir hätten in der Welt nie einen Begrif vom influxu reali erlanget! Wer hat denn dieſes je behauptet? ſagen die allgemeinen Influxiſten. Denn, ſie wollten erklären wie es zuginge? Gewiß nicht! ſondern ſie beharren auf ihrer Vorausſetzung, bis man ihnen die Unmöglichkeit gezeigt hat. Aber ſo gehts, die Deutſchen verkaufen ihre Waaren allzu wohlfeil. Thäten ſie ein wenig ſauren Humor oder luſtige Gaſconaden daran, ſo würden ſie gewiß Geiſtſchöpfer (Esprit createur) ſeyn. Im Vorbeygehen, ſo ſoll jemand dieſes Wort in dem Vers:

---

*) Dieſe Schrift erſchien Danzig 1755. Moſes Mendelsſohn ſoll ſie mit meinem Bruder zugleich verfertigt haben. Auch davon iſt in Moſes Mendelsſohns Leben und Meinungen ein Stillſchweigen. **Karl G. Leſſing.**

Die kleine Schrift: **Pope ein Metaphyſiker!** ſchrieben Leſſing und Moſes in Geſellſchaft. Die Veranlaſſung war, daß die Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, im J. 1754 zur Preisfrage ausgeſetzt hatte: „Eine Unterſuchung des **Popiſchen** Syſtems, welches in dem Satze: **Alles iſt gut**, enthalten iſt.“ Da die Akademie wirklich eine Schwäche verrathen hatte, indem ſie einem Dichter ein philoſophiſches Syſtem zuſchrieb, und noch eine größere Schwäche, indem ſie meinte, Pope habe geſagt: **Alles iſt gut**, da er doch geſagt hatte: **Was iſt, iſt recht,**

— whatever is, is *right*;

ſo glaubten beide Freunde, dieſe wirklich intereſſante kleine Schrift würde viel Aufſehen machen. Aber es ging ihnen beynahe ſo wie Georgen, dem Sohn des Vicar of Wakefield. Er ſchrieb Paradoxen. Der Vater fragte: Nun, was ſagte die Stadt zu deinen Paradoxen? Antwort: **Nichts! Nicolai.**

Weihe ſie, Geiſtſchöpfer, vor dem ich in ꝛc.

franzöſiſch gegeben haben.

Iſt nicht Voltairens Orphelin de la Chine ein erbärmliches Stück! Noch weniger Plan iſt darinn, als in der Eſther, der Voltaire dieſen Vorwurf macht. Gengis hat noch weniger einen Charakter als Xerxes. In der Athalie iſt faſt ein ähnlicher Knoten; aber welcher Unterſchied zwiſchen Racine und Voltaire! Wie fein, wie meiſterlich hat ihn jener, und wie ſtumpf dieſer bearbeitet! Man ſehe nur dort Mathan, hier Octar, dort eine zärtliche Joſabeth, hier eine froſtige Zamti, die ſich durch viel Schreyen erhitzt. Dort eine Tyrannin, der der Anblick des Kindes, das ſie umbringen laſſen will, Schrecken, Ehrfurcht und Mitleid einjagt. Hier einen grießköpfigen Kaiſer, der bald wie ein Teufel, bald wie ein Engel ſpricht. Indeſſen zeigt ſich Voltairens Geiſt aus manchen Stellen. Beſonders hat er Zamti heroiſche Maximen in den Mund gelegt, die zu unſern Zeiten, ſo zu ſagen, noch die einzigen heroiſchen Maximen ſind.

— — — — — Mon Roi,
Nous lui devons nos jours, nos ſervices, *notre être*,
Tout jusqu'au ſang d'un fils, qui nacquit pour ſon maitre.

Es iſt einmahl Zeit, daß dieſe Heldentugend in dem Cothurn erſcheinet. Die Freyheit ſcheint uns ſo ſchon zu allegoriſch auf dem Theater! —

> Als der nächtliche Uhu Todesſchrecken in die Stadt hinein heulte ꝛc.

So wollte ich das Lehrgedicht anfangen, davon wir mit einander redten, aber Herr Zachariä hat mir dieſen neuen Ausdruck weggenommen.

> Als der Hahn Freude in das Dorf hinein krähte ꝛc.

Hat dieſer ſcherzhafte epiſche Sänger nicht eine Satyre auf die Jahrszeiten machen wollen! Dafür hätte er lieber können ſpatzieren wandeln. Auch ich will jetzt weg wandeln, und zwar zu dem Hrn. Prof. Sulzer, der ſonſt auf das Gymnaſium wandeln könnte. Leben Sie wohl, theureſter und beſter Freund.

Moſes.

Berlin den 7. Dec. 1755.

Wertheſter Freund!

Sie mögen antworten oder nicht; ſo ſollen Sie deswegen nicht eine einzige Zeile mehr oder weniger von mir bekommen: das merken Sie ſich! Und dieſes will ich mir merken, daß das menſchliche Herz von der beſondern Freundſchaft immer etwas nachläßt, je allgemeiner es wird. — — Ich hätte nicht ſollen ſagen Herz, der menſchliche Geiſt hätte ſich beſſer geſchickt; denn dieſer wird wirklich bey Ihnen deſto allgemeiner, je mehr Sie die gelehrte Welt auf ſeine Früchte warten laſſen. Nun wohl, mein liebſter Freund! Wenn Sie Ihre Zeit beſſer anzuwenden entſchloſſen ſind, als an Ihre berliniſchen Freunde zu ſchreiben, ſo müſſen wir es zufrieden ſeyn. Wenn Sie aber in der Geſellſchaft der — ich weiß ſelbſt nicht recht, wie ich es heraus bringen ſoll; aber ich fürchte immer etwas, ſeitdem ich von dem Hrn. v. Breitenbauch vernommen, Sie lebten allda unter den Schauſpielern. Ich habe eine ſehr gute Meinung von dieſen Leuten, aber der beſtändige Umgang mit ihnen — ich will mich deutlicher erklären — der beſtändige Umgang mit denjenigen, die erſt in den neuern Zeiten die Freyheit erhalten haben, auf der Schaubühne zu erſcheinen, machet, daß ich nicht ſehr ruhig ſeyn kann, weil ich immer beſorge, Sie hätten hier ruhiger ſeyn können, als in einer ſolchen geſchäftigen Geſellſchaft. — Verzeihen Sie meiner Kühnheit, liebſter Freund! Ich kann nicht anders als freymüthig ſeyn, ob dieſes gleich eben Ihr Fehler nicht zu ſeyn ſcheinet.

Sollte es aber wirklich nicht, ich will nur ſagen, nachläſſig von Ihnen ſeyn, daß Sie uns ſo lange, wegen Ihres Befindens, wegen Ihrer Verrichtungen, wegen Ihrer Art zu leben, in Ungewißheit laſſen? Nur dieſe Frage beantworten Sie mir, wie es Ihnen beliebt, alsdenn mögen Sie ſchreiben oder nicht. Sind Sie böſe? höre ich Sie fragen. Ja, antwortet der Herr v. Breitenbauch; ſo etwas, ruft Herr Müchler; bitterböſe, ſchreyet Herr Naumann, und ziemlich böſe, ſagt

Ihr
ergebenſter Freund
Moſes.

Berlin, den 26. Dec. 1755.

Liebſter Leſſing!

Nun wahrhaftig! Mehr hat nicht gefehlt, als daß mir noch der Troſt genommen werden ſollte, an Sie zu ſchreiben. Mit Euch Schwindlichten iſt gar nichts anzufangen. Ihr habet niemahls eine bleibende Stelle, und wenn euch denn das Queckſilber recht herum treibt, ſo wünſchet ihr euch noch wohl Glück dazu. Ich muß zu einer glücklichen Stunde aus Berlin gereiſet ſeyn. Viel Glück dazu! Reiſen Sie immer! Streifen Sie die Welt durch. Lernen Sie tauſend Narren kennen, um ſie von noch größern Narren auslachen zu laſſen. Lernen Sie tauſend Elende kennen, um noch Elendere zum Mitleiden zu bewegen. Machen Sie in Engelland Doktor Fauſte, in Italien Luſtſpiele und in Frankreich Lieder, ich will indeſſen hier bleiben, und vor Langeweile Ihre Schriften leſen. Der Himmel weiß es, ich habe recht wenig Muße, aber viel Langeweile. Dieſes iſt ſehr paradox, ſagen Sie! Es kann ſeyn, indeſſen iſt es wahr, und wenn ich Geduld genung dazu hätte, ſo könnte ichs Ihnen beweiſen.

Wie geſagt, ich bin erſtaunend ungeduldig. Ich wollte, daß mich Bernhard zum Hauſe hinaus ſtieße; ich wollte, daß Sie und Ihr Herr Winkler ſich Sterbens verliebten, (was ich in meinem vorigen Schreiben gefürchtet habe, das wünſche ich jetzt) daß Sie eiferſüchtig auf einander würden, daß Sie, mein Freund, wieder den Einfall bekämen, ſich an dem Jöcherſchen Wörterbuche unſterblich zu machen, daß alle Pferde die Beine zerbrächen, die Sie werden von da wegfahren ſollen, oder daß Sie Gottſched zum Dichter krönen möchte, mit dem Bedinge, daß Sie ſeine und Schönaichs Reime zu Gedichten machen müßten. So eine kleine Beſchäftigung möchte ich Ihnen gönnen, Sie ſollten nicht ſo bald davon kommen. Jedoch genung hiervon! Ich will mich ein wenig zerſtreuen. Die Ueberſetzung vom Rouſſeau iſt bald fertig. Noch 3 Bogen ſind ohngefähr zu drucken. Der Schwanz iſt nicht ſo fett, wie Sie aus Gefälligkeit glauben wollen. Jch kann in ſehr wenig Stücken mit Rouſſeau uneins ſeyn, und mich kann nichts mehr ärgern, als wenn ich in einer philoſophiſchen Staatskunſt erwieſen ſehe, daß alles nach der Vernunft ſo hat ſeyn müſſen, wie es bey uns iſt. Wenn Rouſſeau dem geſitteten Menſchen nur nicht alle Moralität abſpräche. Für dieſe bin ich allzu ſehr eingenommen.

Bey Hrn. v. M. bin ich ſeitdem nicht wieder geweſen. Den Hrn. v. Prem. habe ich beſucht, er hat mir Stücke aus ſeinen Conteſtations vorgeleſen.

Profeſſor Baumgarten aus Frankfurt iſt hier, aber ſehr krank. Jch habe ihn beſucht. Ein ſtarker Metaphyſiker iſt dieſer Mann, daran iſt wohl kein Zweifel. Er hat Sie ſehr gelobet, und wie ich glaube, mit Geſchmacke. Wer mag Premontval geſagt haben, Sie hätten Pope den Metaphyſiker geſchrieben? Jch ſagte, ich wüßte nichts davon. Bey Hrn. Sulzer bin ich wohl in 4 Wochen nicht geweſen. Jetzt muß ich warten, bis nach den Feyertagen. Jſt Baumgarten wirklich orthodox, oder ſtellt er ſich nur ſo? Und wie ſtehet es mit Sulzern hierinn? Gewiß! die Metaphyſik muß nicht die wahre Weltweisheit ſeyn, wenn ſie uns unſre Vorurtheile laſſen kann.

Was ich jetzt mache, fragen Sie? Liebſter Leſſing! Nicht das Geringſte. Jch arbeite nur daran, daß ich mich künftigen Sommer ein wenig von meinen Geſchäften ſoll losreißen können. Das, glaube ich, wird genug gethan ſeyn.

Was halten Sie dafür? kann uns die Großmuth Thränen auspreſſen, wenn ſich kein Mitleiden in das Spiel miſcht? Z. E. die Stelle Soyons amis, Cinna u. ſ. w. rühret uns ungemein, weil uns die Großmuth des Auguſtus ſo unerwartet überraſcht. Haben Sie aber bemerkt, daß dieſe Worte den Zuſchauern Thränen gekoſtet haben? Beweiſen Sie mir ja nichts aus einer Stelle in Plautus Gefangenen, da der Alte ſagt: die Großmuth dieſer Leute preßt mir Thränen aus. Jch glaube, dort läuft etwas Mitleiden mit unter.

Abends darauf um 9 Uhr.

Jſt es nicht wunderbar? Jetzt da mein Herr ſeine Bilanz machet; jetzt da ich von 8 Uhr des Morgens bis 9 Uhr Abends die 5 Species der Arithmetik wiederholen muß; zu eben der Zeit, da ich mir vorgenommen hatte, Newtons Principia Philosophiae durchzugehen, jetzo, ſage ich, bringe ich meine müßigen Stunden zu, Jhnen ſo viel albernes Zeug vorzuſchwatzen, und Sie eben ſo ungeduldig zu machen, als ich bin. Jedoch es ſteht bey Jhnen, ob Sie es leſen wollen. Ehe ich auf und niedergehen und über mein Schickſal murren will, will ich immer einige Blätter voll ſchreiben, und Sie über mich murren laſſen. Das Komiſche ſoll Ihnen bald vergehen.

Sie haben ganz gewiß keinen Antheil an den Briefen über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften.(*) Sie gefallen mir ſonſt recht gut, aber die wenigſten Verſe ſind leſſingſch. Ich erinnere mich auch, alle die Urtheile über das Journal etranger, über die Schweizer, über die Schönaichſche Tragödien, beſonders über den Kopf, der dem hohen Prieſter zu den Füſſen geworfen wird, die ich in den Briefen angetroffen, von jemanden gehört zu haben, der ſich auch ſonſt durch die Probe von einer engliſchen Ueberſetzung zu erkennen gegeben hat. Wiſſen Sie aber, wodurch man eigentlich auf den Gedanken gekommen ſeyn mag, Sie für den Verfaſſer dieſer Briefe zu halten? Es war ſehr gewiß, daß der Verfaſſer die Bibel nicht ſehr geleſen hat. Er macht ſich über einen bibliſchen Liebhaber in Jacob und Joſeph ungemein luſtig, der ſeine Geliebte einen verſchloßnen Garten, einen verſiegelten Brunnen nennet, der ihr die Galanterie verſagt: es fließe Honig aus ihren Lippen, und unter ihrer Zunge wäre Milch. Er ſchimpft dieſe Ausdrücke geradezu mit dem verdienten Nahmen nonſenſe, Schwulſt, Bombaſt, Aberwitz u. ſ. w. Aber das Hohelied? Wußte der Tadler auch, daß der König Salomon dieſe Redensarten autoriſirt? Nun bedenken Sie, ob es nicht ſehr natürlich war, Ihnen dieſen Brief zuzuſchreiben!

Wollen Sie denn nichts als Komödien ſchreiben? Wollen Sie die Poeſie gar in den Wind ſchlagen? Sie ſind mir ein ſeltſamer Kopf! Ich glaube, Sie könnten ſolche vier Jahrszeiten, des Tages halb träumend diktiren. Der Himmel verleihe Ihnen nur eine arbeitſame Hand!

Lord Shaftsbury ſagt irgendwo, das Burleske wäre den Alten ganz unbekannt geweſen, und er behauptet, daß dieſe ſeltene Figur erſt alsdenn aufgekommen, nachdem man angefangen, die Freiheit im Denken mehr und mehr einzuſchränken. Man ſehe den Unterſchied, fährt er fort, zwiſchen den Italiänern und Engländern. Jene müſſen ihre Zuflucht zu einem weithergeholten Scherz, zu ihren gewöhnlichen Pouſſonnerien nehmen, wenn ſie ihre Gedanken über gewiſſe Dinge eröfnen wollen, ſtatt daß dieſe nichts ſchonen, und von allem ihre wahre Meinung rund heraus ſagen. Ehe ich dieſer Meinung beypflichten kann, möchte ich mir erſt einen rechten Begrif vom Burlesken machen. Ich glaube alſo, es beſtehet in der Gegeneinanderhaltung eines ſehr wichtigen Gegenſtandes mit einem kleinen und verächtlichen

---

(*) Von Herrn Nicolai.

Gegenſtande, wenn dieſe Gegenſtände an ſich ſelbſt nur eine ſehr geringe Beziehung auf einander haben. Buttlers Vergleichung eines anbrechenden Tages mit einem Krebſe, der von ſchwarz roth wird, iſt von dieſer Art. Naumanns Gleichniß zwiſchen einem in Todesangſt röchelnden Helden, und einem Kinde, das ein Fiſchgrätchen verſchluckt, verdienet nicht weniger dieſen ehrwürdigen Nahmen. Wenn aber das Ungereimte eines allgemeinen wichtigen Satzes, durch die Anwendung auf einen beſondern Fall gezeigt wird; ſo iſt der Einfall wirklich komiſch. Dergleichen ſind Molieres Scenen, darinn ein Skeptiker ſeine ſpekulativiſchen Grillen mit ſich in die Welt bringt. Ein Scherz, den dieſer Franzoſe dem Lucian geſtohlen hat; oder auch Ihr Einfall von Buridans Eſel. Man kann alſo überhaupt ſagen: Wenn das Ungereimte in der Sache ſelbſt, oder in der Anwendung derſelben auf einen beſondern Fall liegt, ſo iſt der Einfall komiſch; muß aber erſt eine ſehr geringe Aehnlichkeit zu Hülfe genommen werden, ſo iſt er burlesk. Von dieſer Seite betrachtet, mag Shaftsbury einigen Grund haben, das wahre Lächerliche, wenn es dem Burlesken entgegen geſetzt wird, für einen tüchtigen Probierſtein der Wahrheit zu halten. Denn die Wahrheit muß in aller ihrer Beziehung und Anwendung nichts Ungereimtes in ſich faſſen. Ich möchte Ihre Meinung hiervon wiſſen.

Sie ſehen, liebſter Freund! ich thue alles in der Welt, um Sie zu einem gelehrten Diſput aufzufordern. Ich mag von Ihrer Reiſe nichts hören.

Ich wollte, daß ich mir nicht wünſchen möchte, Sie vor Ihrer Reiſe noch einmahl zu ſprechen. Ich will mir dieſes alles aus dem Sinn ſchlagen. Ich habe Ihre ſpaniſchen, italiäniſchen und holländiſchen Bücher jetzt auf meiner Stube. Ich will es Ihnen nicht rathen, daß Sie ſich allzuſehr entfernen. Den Augenblick will ich alles erbrechen, und Komödien über Komödien herausgeben. Ich will erbärmlich mit den Kindern Ihres Witzes haushalten. So hat die gottloſe Marwood nicht gedrohet, die kleine Arabella zu zerſetzen, wie ich dieſe Seelengeburten zurichten will. Wollen Sie noch reiſen?

Ich weiß nichts mehr zu ſchreiben, als daß ich ſo eigennützig (Herr Naumann*) hat mich Ihre Briefe leſen laſſen) bin, Ihre Antwort zu erwarten, und zu ſeyn

Ihr

aufrichtiger Freund

Moſes.

---

*) Der Hr. Naumann, der hier und ſonſt einigemal erwähnt wird, iſt Naumann der Bauzner, durch ſein Heldengedicht Nimrod [illegible]

Berlin, den 10. Jan. 1756.

Liebſter Freund!

Es ſoll einſt Jemand, der ſeinen Freund nicht hat zum Antworten bringen können, den burlesken Einfall gehabt haben, ihm eine Diſſertation, nebſt einem recht feyerlich demüthigen Sendſchreiben zuzuſchicken, und wie ich glaube, ſoll dieſer Freund, der gegen alles flehentliche Bitten taub geweſen iſt, dieſen Einfall nicht unbeantwortet gelaſſen haben. Wenn ich nun nicht ganz gewiß wüßte, daß Sie ſelbſt dieſer eigenſinnige Freund geweſen ſind, ſo hätte ich mir dieſen luſtigen Streich zu Nutze gemacht; ich hätte meinen Brief ungefähr folgendergeſtalt anfangen wollen:

„Ew. Hochedelgebohrnen mit meiner Ueberſetzung von Rouſſeaus
„Abhandlung nebſt einem Sendſchreiben an Dieſelben, das ich hin-
„zuzuſetzen, die Erlaubniß u. ſ. w.“

Vielleicht hätten Sie ſichs alsdenn einen Abendzeitvertreib ſeyn laſſen, mir in einigen Zeilen für die Ehre zu danken, die ich Ihnen erzeigt hätte, und ſich ferner meine Freundſchaft auszubitten. Aber, wie geſagt, der Einfall iſt nicht neu, und ich hoffe ganz gewiß, auch ohne einen ſo ſeltſamen Kunſtgrif, noch in Ihrem Leben, einen Brief von Ihnen zu leſen.

Wenn nun dieſes bald geſchehen ſollte, ſo bitte ich mir ein ſtrenges Urtheil über die Ueberſetzung ſowohl, als über das Sendſchreiben,

---

to eternal fame. Er war von Jugend auf Leſſings guter Bekannter und Freund geweſen. Er war ein nicht ganz unfähiger aber ſeltſamer Kopf und ein allzeitfertiger Schreiber, ohne alles Talent, aber von einem ſehr redlichen und guten Charakter. Er hielt ſich in Berlin damals einige Jahre auf, und ſchrieb verſchiedene Wochenblätter, unter andern eins in mehrern Bänden, **der Vernünftler** betitelt, nebſt andern Schriften. Er lebte ſehr kümmerlich, war aber immer zufrieden. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen ſehr angenehmer Stunden mit Naumann und Prof. Kies dem Aſtronomen, (der in Tübingen ſtarb(*), einem ſehr lebhaften und witzigen Manne, auf einer ſehr kleinen Stube, die Leſſing in einem ſehr kleinen Hauſe, auf dem Nicolai-Kirchhofe in Berlin, damals bewohnte. Ich gehe nie vor dieſem kleinen Hauſe vorbey, ohne mich der ehemaligen glücklichen Stunden zu erinnern. Naumann ließ damal in Erfurt eine Schrift drucken, betitelt: **Ueber Verſtand und Glück**, welche er Leſſingen dedicirte. Als er Leſſingen ſeine Schrift brachte, rief ihm dieſer zu, ſobald er den Titel ſah: „Menſch! wie kannſt du von zwey Sachen ſchreiben, die du nie gehabt haſt!“ **Nicolai.**

(*) S. meine N. B. XIter Theil. S. 150.

von Ihnen aus. Wenn Sie alles gutheißen werden, ſo werde ich ganz gewiß glauben, Sie haben gar nichts davon geleſen, und wahrlich! Sie müßten meine Gemüthsart gar nicht kennen, wenn Sie dieſes für ein bloßes Kompliment halten ſollten.

Ich wünſche mir einen einzigen Tag bey Ihnen zuzubringen, und wenn Sie Ihre Reiſe nicht werden hier durch nehmen wollen oder können, ſo bitte ich ſehr, mich es wiſſen zu laſſen. Ich komme vielleicht alsdenn zur Oſtermeſſe blos Ihrentwegen nach Leipzig.

Herr Voß beſchweret ſich ungemein über Sie, daß Sie ihm nicht antworten. Sie werden doch wohl die 6 Stück von Pope ein Metaphyſiker nunmehr erhalten haben, die er Ihnen ſchon längſt zugeſchickt hatte?

Dieſe kleine Piece ſoll in den melanges litteraires Ihnen zugeſchrieben ſeyn. Ich habe es aber ſelbſt noch nicht darinn geleſen, und rede nur Hrn. Naumann nach, der mir es erzählt hat.

Eben jetzt komme ich aus der Voßiſchen Buchhandlung, wo ich mir die letzthin herausgekommenen Abendzeitvertreibe gekauft habe. Ich will Hrn. Naumann in meinem Leben nichts mehr nachreden. Hat er mir nicht aufbinden wollen, er wüßte ganz gewiß, Sie hätten dieſe Mährchen geſchrieben! Bald werde ich ſeinen unſichern Geſchmack kennen lernen. Er wollte Ihre ganze Denkungsart, Ihre ganze Seele darinn erkannt haben. Was für ein elendes Ding wäre Ihre Seele, wenn ſie ſich in einem ſo alltäglichen Gewäſche verlieren könnte! Die Deutſchen ſcheinen ſich insgemein zu begnügen, wenn ſolche kleine Geſchichten nur in einer reinen Schreibart abgefaßt ſind, aber von Ihnen bin ich überzeugt, daß Sie intereſſante Sujets gewählet, mit Epiſoden ausgefüllt, und mit feinen Anſpielungen verziert haben würden, wenn Sie ſich einen Abendzeitvertreib hätten machen wollen.

Merken Sie es nun, warum ich auf der vorigen Seite Abendzeitvertreib unterſtrichen hatte?

Es wollen mich einige überreden, ich ſollte die ganze Metaphyſik nach meiner Art abhandeln. Ich bin aber feſt entſchloſſen, dieſes Werk nicht eher zu unternehmen, als wenn ich das Vergnügen haben werde, mit Ihnen zuſammen zu leben. Ich hielte dieſe ſehr gewünſchte Zeit für nahe, und ob es gleich nunmehr ein wenig weitläuftig damit ausſehen möchte, ſo laſſe ich dennoch die Hofnung dazu nicht ganz ſinken. Bis dahin will ich mich ein wenig in der Mathematik feſtſetzen, und meine philoſophiſchen Begriffe zur gehörigen Reife gedeihen laſſen. Die Welt wird meine Metaphyſik nicht vermiſſen, wenn ſie auch gar ausbleiben wird; und ich würde mich ſchwerlich beruhigen können, wenn ich eine heraus gegeben hätte, ohne einen freymüthigen Leſſing zum Beurtheiler gehabt zu haben.

Der Herr von Breitenbauch muß ſich ganz in ſeine Händel verlohren haben. Er denkt an keine Seele in Berlin, außer an einen gewiſſen von Fink, an welchen er, nach der unzuverläßigen Ausſage Hrn. Naumanns, wirklich geſchrieben haben ſoll.

Ich will nach Ihrer löblichen Gewohnheit mit einigen Fragen ſchließen. Wo bleiben Ihre Auszüge aus dem Goldoni? Haben Sie den glücklichen Erben aufführen ſehen? Wie hat er Ihnen gefallen? Spielt Koch Ihre Miß Sara? Sind Sie zufrieden in Leipzig? Was hat Ihr Reiſegefährte für einen moraliſchen Charakter? Wie viel Procent wollen Sie mir antworten? Dieſerhalb müſſen wir nothwendig einen Accord treffen, damit der Termin beſtimmt ſey, wenn ich, ohne eigennützig zu ſeyn, mich über Ihr Stillſchweigen beſchweren kann. Leben Sie ſo zufrieden, theureſter Freund! als Ihnen wünſchet

Ihr

beſtändiger Freund

Moſes.

Die Hrn. D. Gumperz, M. Naumann, Müchler, Bernhard, Joſeph, der große und der kleine, machen Ihnen ihre ergebenſte Empfehlung. Beſonders waren die drey letztern ungemein erfreuet, daß Sie ihrer noch dachten.

Berlin, den 9. März 1756.

Mein wertheſter Freund!

Ich habe Ihre Antwort auf meine beyden Briefe erhalten, und wenn Sie Ihr Verſprechen gehalten hätten, ſo hätte ich ſchon vor acht oder zehn Tagen das Vergnügen gehabt, mich mit Ihnen zu unterhalten. In Wahrheit, liebſter Leſſing! Ich durſte ſehr nach dieſem Vergnügen. Ich habe in meinem Leben ſo viel Bekanntſchaften nicht gemacht, als ſeitdem Sie von hier weg ſind, und ich finde noch keinen einzigen, mit welchem ich die wenigen müßigen Stunden, die ich habe, ſo angenehm und ſo nützlich zubringen könnte, als mit Ihnen. Wem erzähle ich aber dieſes? Einem Freunde, der in wenig Tagen faſt vergeſſen muß, daß er Freunde in Deutſchland hat, den ich faſt nur deswegen habe kennen gelernt, um mich von ihm wieder zu trennen, und das Leere recht zu fühlen, das ſich mitten in einer herrlichen Bibliothek oft unſrer Seele bemeiſtert! Man hat vor einigen Wochen aus Leipzig geſchrieben, Sie wären ſchon wieder von da weg.

und ich hoffte damahls ganz gewiß, Sie würden auf dem Wege hierher begriffen ſeyn.

Was machen Sie? Soll ich denn gar nichts von Ihnen zu leſen bekommen? Wie ſtehet es um den Auszug des Goldoni, den Sie zu einem Stücke in der Bibliothek anher ſchicken wollten? Wie ſtehet es um die 5 Comödien, die noch vor Oſtern hätten die Preſſe verlaſſen ſollen?

Ich bin unter andern mit einem Lieutenant Jacobi*) bekannt ge-

---

*) Der Lieutenant Jacobi von der Artillerie war ein trefflicher Kopf und vorzüglicher Mathematiker. Er war Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften. Er ward bey der Belagerung von Olmütz erſchoſſen, als er eben eine Kanone richten wollte. Zu Ende des Jahrs 1755 ward, durch Veranlaſſung des kürzlich verſtorbenen Abbts Reſewitz, welcher damal Kandidat in Berlin war, ein Kaffeehaus für eine geſchloſſene Geſellſchaft von hundert Perſonen, meiſtens Gelehrten, in Berlin angelegt, wovon Jacobi auch, ſo wie Moſes und ich, ein Mitglied war. Alle vier Wochen ward von einem Mitgliede eine Abhandlung vorgeleſen, wobey ſich die Geſellſchaft um das Billiard herum zu ſtellen pflegte. Ich erinnere mich, daß der noch lebende Hr. Johann Albrecht Euler eine tiefſinnige mathematiſche Abhandlung über das Billiard daſelbſt verlas, betitelt: **Von der Bewegung zweier Kugeln auf einer horizontalen Fläche.** Auch las da Reſewitz ſeine **Abhandlung vom Genie** vor; desgleichen ward Moſes **Abhandlung vom Wahrſcheinlichen** bey Gelegenheit dieſer Geſellſchaft entworfen und daſelbſt vorgeleſen. Hr. Wilke, nachheriger Sekretair der ſchwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften, las in dieſer Geſellſchaft ein Collegium über die Elektrizität, wozu er einen trefflichen Apparat anſchaffte, den er bey ſeiner Abreiſe der Geſellſchaft hinterließ. Einſt ſpielten gedachter Hr. Joh. Albrecht Euler, der obengedachte Dr. Gumperz und der Lieutenant Jakobi in dieſer Geſellſchaft Tarock. Sie hatten, ich weiß nicht welches Mißverſtändniß über die geſpielten Tarocke, und nahmen Moſes, der eben in der Nähe ſtand, zum Schiedsrichter. Moſes rief aus: welches Wunder! Drey Mathematiker können nicht richtig Ein und zwanzig zählen! — Dieſe angenehme Geſellſchaft ging nach und nach ein. Beym Anfange des ſiebenjährigen Krieges gingen mehrere Mitglieder zu Felde: z. B. der obengedachte Lieutenant Jakobi, der nachher in der Schlacht bey Roßbach ſo berühmt gewordene Oberſte **Möller** von der Artillerie. Lüdke, der nachher vortheilhaft bekannt gewordene Theologe, ging als Feldprediger weg. Andere verließen Berlin durch auswärtige Beförderungen: z. B. J. A. Euler, Aepinus, Wilke, Reſewitz, Bamberger und endlich **Muchler**, welcher an der erſten Errichtung viel Theil gehabt hatte. Märtini verließ dieſe Geſellſchaft, und errichtete nachher eine eigene naturforſchende Geſellſchaft. Die Geſellſchaft ward zu klein um die Koſten zu tragen; und da die meiſten Gelehrten weg waren, ſo ſchien den übrigen die Konverſation nicht intereſſant genug. **Nicolai.**

werden, der ein ſehr geſchickter Mann, ein guter Mathematikus und ein gründlicher Metaphyſiker iſt. Ich habe mit demſelben den Hrn. Prof. Baumgarten abermahls beſucht. Es beſſert ſich Gottlob mit ſeiner Geſundheit. Sie können ſich nicht vorſtellen, wie ſehr Ihnen dieſer Mann zugethan iſt. Er bedauert es ſehr, daß er Sie nicht allhier angetroffen hat.

Ich muß ſchließen, weil ich eben jetzt von einem Freunde in dieſer angenehmen Beſchäftigung geſtöhrt werde.

Leben Sie indeſſen wohl! Ich bin

Ihr
beſtändiger Freund
Moſes.

Mein Freund!

Es iſt eine alte leidige Wahrheit, daß die Menſchen den Werth der Güter nie beſſer einſehen, als wenn ſie ihnen entriſſen werden. Meine Metaphyſik zog (vielleicht aus einem ſyſtematiſchen Stolze) dieſe erniedrigende Maxime noch immer in Zweifel, aber die Erfahrung kömmt ihr nunmehr zu ſtatten. Ich habe Sie nie ſo ſehr geliebt, als jetzt, da ich mich mit dem Gedanken quäle, ich werde Sie vor Ihrer Abreiſe nicht wiederſehn. Sie mögen mir immer einbilden wollen, Sie und Ihr Reiſegefährte wären noch unentſchloſſen, ob Sie über Berlin, oder Braunſchweig, nach Hamburg gehen werden. Ich weiß ſchon, was ich mir von dieſer Ungewißheit zu verſprechen habe; ich werde Sie vor Ihrer Abreiſe nicht wiederſehen.

Wenn ich mich über Sie beklagen wollte, und wenn mein Beklagen die Sache ändern könnte, ſo hätte ich vielleicht Urſache dazu. Ich bat Sie, Sie ſollten mir bey Zeiten melden, daß Sie nicht nach Berlin kommen würden; ſo wollte ich ſelbſt eine Reiſe nach Leipzig thun, um Sie allda noch zu ſprechen. Was war leichter, als in dieſer Kleinigkeit nicht nachläßig zu ſeyn! Werden Sie auch in einer größern Entfernung noch an mich gedenken? Ich will es hoffen, ob mich gleich mein geringer Werth, Ihre Unſtätigkeit, und die Menge der wichtigern Bekanntſchaften, die Sie in der Welt machen werden, gewiſſermaßen kleinmüthig machen. Was wird es mir aber helfen, wenn ich Ihnen alle 4 Wochen einmahl durch die Gedanken laufe, wenn Sie zu verdroſſen, ich will es heraus ſagen, wenn Sie zu faul ſeyn ſollten, mich es wiſſen zu laſſen? Ich will in langer Zeit keinem Menſchen ſo gut werden, als ich Ihnen bin, wenn mir Ihre Freundſchaft mehr Unruhe machen ſollte, als ſie mir Vergnügen verurſacht hat. Sie wiſſen, daß dieſes beynahe eine unleugbare Folge iſt aus meiner Lehre von den angenehmen Empfindungen, und wenn ja noch Einwendungen dawider zu machen ſind, ſo mag ich ſie für dieſesmahl nicht hören. So unphiloſophiſch macht mich der Gedanke, oder vielmehr die Furcht, ich werde in einigen Jahren nichts von Ihnen hören! Genug hiervon! Vielleicht werden Sie nicht ungern erfahren, daß ich dieſen Sommer in meiner Lebensart die Aenderung treffen werde, zu welcher Sie mir ſo ofte gerathen haben. Ich arbeite nicht länger in dem Comtoir als 6 Stunden, von 8 Uhr Morgens, bis um 2 Uhr Nachmittags. Alle übrigen Stunden ſind für mich; denn auch die Zeit iſt für mich, in welcher ich mich beſchäftigen werde, an Sie zu gedenken, in dem Geiſte mit Ihnen zu reiſen, und mich durch Ihren Umgang zu beſſern und zu beluſtigen. Von allen Bekanntſchaften will ich mich, ſo gut ſichs thun läßt, los zu machen ſuchen. Ich nehme den Hrn. Prof. Sulzer und den Hrn. Nicolai aus. Mit dem letztern habe ich mehr als Bekanntſchaft gemacht, ich glaube, daß es mit uns ſchon bis zur Freundſchaft gekommen iſt, und der erſte verdient es wirklich, daß man ſeinen Umgang ſuche. Den Hrn. von M. habe ich nicht wieder beſucht, und wer weiß, ob es je geſchehen wird. Sie wiſſen, wie ſehr ich die aufgetreppten Schwellen, und das feyerliche Anmelden ſcheue. Die Morgenſtunden ſind Ihnen gewidmet, weil dieſe nicht aufhören, mich an Sie zu erinnern: ſo lange ich nicht Gelegenheit habe, ſie eben ſo angenehm zuzubringen, als in Ihrer Geſellſchaft, und wenn werde ich dieſe Gelegenheit haben?

Um zweyerley muß ich Sie noch bitten, bevor ich für dieſesmahl ſchließe — Jedoch nur um einerley, denn das andere, bin ich gewiſſermaßen berechtiget von Ihnen zu fordern, und wer bittet gern um das, worauf man einiges Recht zu haben glaubt? Ich bitte um die Sammlung einiger naiven Stellen, die Sie aus den beſten Dichtern zuſammen getragen haben, und davon Sie mir kurz vor Ihrer Abreiſe etwas merken ließen. Wenn Ihnen dieſe Bitte unhöflich oder etwas eigennützig ſcheinet, ſo antworten Sie gar nicht darauf. Ich fordere hingegen die Ausführung von einem Einwurfe, den Sie mir in einem von Ihren Briefen wider meine Widerlegung von Rouſſeau, nur obenhin anzuzeigen ſchienen. Das Recht, welches ich zu dieſer Forderung zu haben vermeine, gründet ſich auf Ihr eigen Verſprechen, daß Sie ſich mündlich deutlicher erklären wollten. Weil ich vieles entbehren muß, ſo möchte ich doch nicht gern alles entbehren, was ich mir von unſrer Zuſammenkunft verſprochen habe

Die beyden Seiten in Folio ſind voll, und die Glocke ſchlägt Eins nach Mitternacht. Nehmen Sie mit meinem unordentlichen Brief vorlieb, ich bin warlich! etwas unruhig. Sie zweifeln wohl nicht, daß ich Ihnen von Herzen eine glückliche Reiſe wünſche. Ich bin Zeitlebens

Ihr
unveränderlicher Freund
Moſes.

Dem Hrn. M. Naumann bitte ich meinen freundlichen Gruß zu vermelden. Ich wünſche ihm gute Verrichtung, und mir, daß ich ihn bald wiederſehen ſoll.

Berlin, den 2. Auguſt 1756.

Theureſter Freund!

Sie müſſen ſich unmöglich das Vergnügen, das uns Ihre Briefe verurſachen, lebhaft genug vorſtellen können. Sie würden gewiß ſonſt manche Stunde den Endzweck Ihrer Reiſe, die Sättigung der Neubegierde, aus den Augen ſetzen, um deſto öfter an Ihre Freunde zu gedenken, an Ihre Freunde, wertheſter Leſſing! die es gewiß in dem ganzen Umfange ſind, den Sie dieſem Worte zu geben pflegen. Ich will dem allgemeinen Wahn der Menſchen gerne allen Kummer verzeihen, daß er mir den beſten Freund, den getreueſten Rathgeber von meiner Seite getrennt hat, wenn dieſer beſte Freund nur fortfahren will, mir die Verſicherung zu geben, daß er mich noch liebet, daß er mich noch ſo zärtlich liebet, als damahls, da mir eine jede Unterredung mit Ihm eine neue Aufmunterung war, beydes meinen Verſtand und mein Herz zu beſſern. Noch eine einzige Verſicherung wünſche ich mir von Ihnen, und wenn ich dieſe erlange, ſo will ich mich gern in die Nothwendigkeit zu ſchicken wiſſen. Wenn Sie Ihre Reiſe vollendet und einmahl genug die Welt angegafft haben werden, wenn Sie ſich dereinſt entſchließen werden, alle Ihre neugierige Blicke auf Ihr eignes Herz, und auf das Herz Ihrer Freunde, einzuſchränken, wollen Sie alsdenn dieſe ruhigern Tage bey uns zubringen? Wenn es Ihnen doch möglich wäre, hierauf mit Gewißheit Ja zu antworten!

Sie wollen, ich ſoll Ihnen alles ſchreiben, was die Neugierigkeit eines Freundes zu wiſſen verlangen kann, und ich werde Ihnen melden, wie ich meine Zeit zubringe, weil dieſes das Vornehmſte iſt, das ich von Ihnen zu wiſſen verlange. — Ich bin der grübelnden Metaphyſik auf einige Zeit ungetreu worden. Ich beſuche Hrn. Nicolai ſehr oft in ſeinem Garten. (Ich liebe ihn wirklich, theureſter Freund! und ich glaube, daß unſre Freundſchaft noch dabey gewinnen muß, weil ich in ihm Ihren wahren Freund liebe.) Wir leſen Gedichte, Herr Nicolai lieſt mir ſeine eignen Ausarbeitungen vor, ich ſitze auf meinem kritiſchen Richterſtuhl, bewundre, lache, billige, tadle, bis der Abend herein bricht. Dann denken wir noch einmahl an Sie, und gehen, mit unſrer heutigen Verrichtung zufrieden, von einander. Ich bekomme einen ziemlichen Anſatz zu einem Beleſprit. Wer weiß, ob ich nicht gar einſt Verſe mache? Madame Metaphyſik mag es mir verzeihen. Sie behauptet, die Freundſchaft gründe ſich auf eine Gleichheit der Neigungen, und ich finde, daß ſich, umgekehrt, die Gleichheit der Neigungen auch auf die Freundſchaft gründen könne. Ihre und Nicolais Freundſchaft hat es dahin gebracht, daß ich dieſer ehrwürdigen Matrone einen Theil meiner Liebe entzogen, und ihn den ſchönen Wiſſenſchaften geſchenkt habe. Unſer Freund hat mich ſogar zum Mitarbeiter an ſeiner Bibliothek gewählt, aber ich fürchte, er wird unglücklich gewählt haben.

Der zweyte Theil des Meſſias hat mir an vielen Stellen überaus wohl gefallen, und ich ſchreibe es meiner Religion zu, daß er mir nicht allenthalben gleich gefallen hat. Der 8te und 9te Geſang ſchien mir etwas langweilig, der 10te hingegen alle vorhergehende zu übertreffen. Beſonders ſind einige Hymnen, einige entworfene Charaktere, und das Geſpräch Satans mit Adramelech, meines Erachtens, Meiſterſtücke. Sonſt ſind die Charaktere der Hauptperſonen gut ſoutenirt, der Knoten einfach geſchürzt, und die Auflöſung homeriſch vorbereitet. Der Kunſtgrif, den Abadonna wieder auf die Schaubühne zu bringen, iſt ſo ungekünſtelt als meiſterlich. Iſt aber der Poet nicht unglücklich, daß jetzt ſelbſt, da alles in der ſtärkſten Bewegung ſeyn ſoll, der Held wenigſtens tod zu ſeyn ſcheinet, und die Aktion der übrigen Perſonen nichts als eine ſtumme Bewunderung, und eine inbrünſtige Andacht ſeyn kann? Ich ſage, er iſt unglücklich; denn er hat wirklich alle ſeine Kräfte angewendet, in die Empfindung der Anweſenden eine kleine Schattirung zu bringen, die den Schein einer Aktion hat; aber alle die Heiligen, die er aus den Gräbern ruft, können doch nichts anders thun, als anſchauen, heilige Hände falten und beten. Ja vielleicht iſt dieſer große Dichter auch darinn unglücklich, daß alle kleine Umſtände ſeines Subjekts allzu bekannt ſind, und daß er nicht den mindeſten Umſtand darinn ändern könnte, ohne ſich in theologiſche Streitigkeiten einzulaſſen. Es wäre mehr al ein Wunder, wenn ſich eine Begebenheit ſo in der Natur zugetrag hätte, wie ſie der Dichter brauchet. — Jedoch bin ich nicht ein wenig unbeſonnen, daß ich Ihnen mein Urtheil über ein Gedicht ſchreibe? Gehört denn dieſes unter die Sachen, die Sie von mir zu wiſſen verlangen? Leben Sie alſo wohl, weil ich doch nichts wichtigeres zu ſchreiben weiß, und bleiben beſtändig mein Freund, ſo wie ich unaufhörlich der Ihrige bin.

Moſes.

Berlin, d. 31. Auguſt 1756.

Liebſter Freund,

Da Sie verlangen, daß ich Ihr Schreiben nach Amſterdam beantworten ſoll, ſo wird dies hoffentlich ſo zu verſtehen ſeyn, daß Sie drey Wochen nach dem 28. Julius noch in Amſterdam ſeyn wollen; das iſt, wie Sie wiſſen, ungefähr die Friſt, in der man an die Antwort auf einen Brief denken kann. Ich habe den Sommer im Garten, mit der Bibliothek, mit gelehrten Neuigkeiten nach Frankreich *), mit Hrn. Moſes, mit Muſik, mit Faulheit, und wer weiß womit mehr, zugebracht. Geſtern habe ich den Garten verlaſſen, und heute fällt mir ein, daß ich ein Buchhändler bin, und daß ein Buchhändler ſeine Briefe beantworten muß; ich beantworte alſo — aber vorher muß ich noch ein wenig zanken.

Ich bin ſehr übel mit Ihnen zufrieden, daß Sie es an Prof. Gellert geſagt haben, daß ich der Verfaſſer der Bibliothek bin **); es kann es ſonſt niemand verrathen haben, denn es weiß es ſonſt niemand. Hr. Prof. Gellert hat es vielleicht gemeint recht gut zu machen, wenn er dieſe Neuigkeit, nebſt der vorläufigen Nachricht von der Bibliothek, an den Grafen Brühl ſchickte; und dieſer iſt ſo galant geweſen, in einem Schreiben, das er aus Paris an mich abgelaſſen hat, mir deswegen ein Compliment zu machen. — Keine Satire hätte mir ſo verdrüßlich ſeyn können, als dies unerwartete Compli

---

*) Gellert hatte mich, durch den Hrn. Grafen Moriz Brühl (jetzigen Sächſiſchen Geſandten in England), dem Chevalier d'Arcq in Paris zum gelehrten Korreſpondenten empfehlen laſſen. Er war einer der Herausgeber des Journal étranger, für welches ich ihm, auf ſeine Bitte, eine Zeit lang gelehrte Neuigkeiten aus Deutſchland einſendete. Man ſehe auch den Brief v. 2. März 1757. **Nicolai.**

) Ich hatte Leſſingen gebeten, meinen Namen zu verſchweigen. Ich ſtand damal noch in der väterlichen Buchhandlung, hing von meinem älteſten Bruder ab, und hatte gute Urſachen, nicht bekannt werden zu laſſen, daß ich mich mit gelehrten Arbeiten beſchäftigte. **Nicolai.

ment. Ich kann es Ihnen nicht vergeben, daß Sie mich verrathen haben; ich ſehe mich dadurch manchen verdrüßlichen Umſtänden ausgeſetzt. Geſetzt, daß der Graf Brühl und Prof. Gellert verſchwiegener wären, als Sie, warum ich ſie ſehr gebeten habe, ſo bin ich doch dadurch ſelbſt in Abſicht auf die Bibliothek vielfältig genirt. Ich wollte ganz frey ſchreiben können, und eben deswegen gänzlich unbekannt ſeyn. Ich kann nichts mehr als Sie bitten, mich nicht weiter zu verrathen. Dies iſt einer der weſentlichſten Dienſte, den Sie mir erzeigen können.

Herr Moſes, der mir Ihre Abweſenheit etwas erträglicher macht, würdigt mich ſeiner Freundſchaft. Ich habe ihm die vergnügteſten Stunden des vergangenen Winters und Sommers zu danken, und bin, ſo oft wir auch zuſammen geweſen ſind, niemals von ihm gegangen, ohne entweder beſſer oder gelehrter zu werden. Er hat die Gefälligkeit für mich gehabt, ein Mitarbeiter an der Bibliothek ſeyn zu wollen: eine Gefälligkeit, von der ich immer mehr einſehe, wie nützlich ſie mir und dem Publicum ſeyn wird. Ihre Gedanken über das bürgerliche Trauerſpiel erwarte ich mit Begierde. Ich wünſchte nur, daß Sie meine Abhandlung über das Trauerſpiel, die nun ſchon unter der Preſſe iſt, vor dem Abdrucke hätten durchſehen können. Herr Moſes, (der aber gewiß zu nachſehend iſt) hat zwar ſeinen Beyfall darüber bezeugt; aber ich ſelbſt bin damit nicht zufrieden. Ob ich gleich ein Vierteljahr damit zugebracht habe, ſo habe ich doch nicht Zeit gehabt, gewiſſe Gegenſtände genug durchzudenken, und deswegen die Lehre vom bürgerlichen Trauerſpiele ganz weggelaſſen, weil ſie mir wichtig genug ſchien, eine beſondere Abhandlung zu verdienen. Nichts hätte mir dazu erwünſchter kommen können, als Ihre Anmerkungen.

Ich will Ihnen indeß einen Begriff von meinen Sätzen machen. Erſtlich müſſen Sie wiſſen, daß weil die Abhandlung hauptſächlich für die geſchrieben iſt, welche Trauerſpiele zum Preiſe einſenden wollen, ich alle allgemeinen Sätze, worüber jedermann eins iſt, voraus geſetzt habe; denn es war mir zu ekelhaft, alle hundertmal wiederholten Sätze noch einmal zu wiederholen. Ich habe nur die Lehre vom Trauerſpiel von einer neuen Seite betrachten wollen, und alſo gedacht nichts in die Abhandlung zu bringen, als was gewiſſermaßen neu iſt. Hauptſächlich habe ich den Satz zu widerlegen geſucht, den man dem Ariſtoteles ſo oft nachgeſprochen hat, es ſey der Zweck des Trauerſpiels, die Leidenſchaften zu reinigen oder die Sitten zu bilden. Er iſt, wo nicht falſch, doch wenigſtens nicht allgemein, und Schuld daran, daß viele deutſche Trauerſpiele ſo ſchlecht ſind. Ich ſetze alſo den Zweck des

Trauerſpiels in die Erregung der Leidenſchaften, und ſage: das beſte Trauerſpiel iſt das, welches die Leidenſchaften am heftigſten erregt, nicht das, welches geſchickt iſt, die Leidenſchaften zu reinigen. Auf dieſen Zweck ſuche ich alle Eigenſchaften des Trauerſpiels zu vereinigen. Das vornehmſte Stück iſt und bleibt die Handlung, weil dieſelbe zu der Erregung der Leidenſchaften am meiſten beyträgt. Die weſentlichen Eigenſchaften der Handlung ſind die Größe, die Fortdauer, die Einfalt. Die tragiſche Größe einer Handlung beſtehet nicht darin, daß ſie von großen oder vornehmen Perſonen vollbracht wird, ſondern darin, daß ſie geſchickt iſt, heftige Leidenſchaften zu erregen. Die Fortdauer einer Handlung beſtehet darin, daß ſie nie durch eine andere Handlung unterbrochen werde; und die Simplicität, daß ſie nicht durch Incidenthandlungen ſo verwickelt werde, daß es Mühe koſtet, ihre Anlage einzuſehen. Hat ſie dieſe beyden letzteren Eigenſchaften, ſo hat ſie zugleich die Eigenſchaft, welche die Kunſtrichter ſchon längſt unter dem Namen der Einheit anbefohlen haben. Die Einheit der Handlung iſt durchaus nothwendig; ohne ſie können wohl Theile, aber niemals das Ganze ſchön ſeyn. Die Einheiten der Zeit und des Orts dürfen nicht ſo ſtrenge beobachtet werden, und es iſt am beſten, Zeit und Ort nicht allzu genau zu beſtimmen.

Die Trauerſpiele laſſen ſich nach den Leidenſchaften, die ſie erregen wollen, eintheilen: 1) in Trauerſpiele, welche Schrecken und Mitleiden zu erregen ſuchen. Dieſe nenne ich rührende Trauerſpiele, und hieher gehören alle bürgerliche Trauerſpiele, ferner alle die, in welchen bürgerliches Intereſſe herrſchet, als Merope, Medea ꝛc. 2) Trauerſpiele, welche durch Hülfe des Schreckens und Mitleidens Bewunderung erregen, nenne ich heroiſche; als Brutus, Cato. 3) Trauerſpiele, wenn die Erregung des Schreckens und Mitleidens mit der Bewunderung vergeſellſchaftet iſt, ſind vermiſchte Trauerſpiele, als der Graf v. Eſſex ꝛc. 4) Trauerſpiele, welche ohne Hülfe des Schreckens und Mitleidens Bewunderung erregen ſollen, ſind nicht practicabel, weil der Held im Unglücke die größte Bewunderung, aber auch zugleich Mitleiden erregt. Der Canut könnte ein mißrathenes Beyſpiel von dieſer Gattung ſeyn. Aus den Eigenſchaften der Handlung, leite ich die Art des Plans her. Die Expoſition muß natürlich ſeyn. Die Fortſetzung der Handlung enthält die Mittel zu dem Zwecke oder der Auflöſung. So bald wir anfangen zu zweifeln, was die Mittel für Zwecke haben, ſo iſt der Knoten geſchürzt; ſo bald wir den Zweck zu vermuthen anfangen, fängt auch die Auflöſung an; ſo bald der Zweck völlig gewiß iſt, ſo iſt auch die Auflöſung vollkommen, die Glücksänderung mag ſeyn, wo ſie will. Der Dichter überhaupt ahmet die Natur nach, aber nur in ſo fern ſie ſinnlich iſt; alſo ahmet der tragiſche Dichter die Natur nach, aber nur in ſo fern ſie Leidenſchaften erregt. Wenn alſo der Dichter einen Gegenſtand auf zweyerley Art vorſtellen kann, wovon die eine natürlicher iſt, die andere aber mehr Leidenſchaften erregt, ſo hat die letzte den Vorzug. Z. E. Die Vertrauten ſind natürlich, aber kalt; alſo muß man caeteris paribus lieber einen Monologen machen, der zwar nicht ſo natürlich iſt, aber leidenſchaftlicher ſeyn kann. Das Tragiſche in den Charakteren liegt wieder darin, daß ſie heftige Leidenſchaften erregen, nicht daß ſie die Sitten beſſern. Die tragiſchen Charaktere ſind, ein tugendhafter Mann, welcher durch einen Fehler, den er begeht, unglücklich wird, und ein Böſewicht, der auch unglücklich wird, aber der durch ein falſches Syſtem von Sittenlehre uns gewiſſer Maßen für ſich einnimmt (ein Satz von Hrn. Moſes). So iſt Canut, ein Beyſpiel eines guten Königs, aber kein tragiſcher Held, eben darum, weil er keinen Fehler begeht. Ulfo hingegen, ſeiner Gottloſigkeit ungeachtet, nimmt uns durch ſein falſches Syſtem von Ehre ſo ein, daß er uns auf gewiſſe Weiſe heroiſch ſcheinet; eben darum iſt er tragiſch. Der Fehler in einem Charakter iſt nichts Böſes, ſondern eine Handlung oder Neigung, welche eben dadurch, daß ſie für den Helden unglücklich ausſchlägt, ein Fehler wird; ſo iſt z. E. in des Sophocles Oedipus der Fehler des Oedipus nicht der Mord des Lajus, welcher außer der Handlung iſt, ſondern die Neugier, aus welcher die Auflöſung fließt. Eben ſo hätte auch Schlegel Canuts Gütigkeit ſelbſt zu dem Fehler machen können, wodurch ſein Trauerſpiel ein ganz anderes Anſehen bekommen haben würde. Nehmlich die Gütigkeit Canuts, daß er dem Ulfo bey ſeiner Verſöhnung ein Heer anzuführen giebt, müßte (wie ſchon die Anlage dazu da iſt) die Folge haben, daß Ulfo den Canut ermordete, und Canut dem Ulfo auch noch im Sterben vergäbe ꝛc. Was den Ausdruck betrifft, ſo wird voraus geſetzt, daß der Dichter edel denke; aber er muß ſich auch edel, ſinnlich und ſchön ausdrücken. Die Fehler des Ausdrucks werden mit leichter Mühe an der Gottſchediſchen Ueberſetzung der Alzire gezeigt. Dies ſind ungefähr meine Gedanken. Ich habe ſie etwas verwirrt vorgetragen, ſo wie die Abhandlung ſelbſt nicht allzu ordentlich iſt.

Zum zweyten Stücke der Bibl. habe ich eine kurze Geſchichte der engliſchen Schaubühne bis auf die Revolution unter Carl II. gemacht *).

---

*) Dieſer mein Entwurf blieb ungedruckt. Leſſing rückte ihn nachher in ſeine theatraliſche Bibliothek (Th. IV. S. 3) ein, woraus er in Leſſings

Sie wiſſen, daß dazumahl die engliſche Schaubühne aus ihrem Grabe hervor ſtieg. Seit der Zeit, bis hieher, habe ich nicht genugſame Nachrichten zu einer zuſammen hangenden Hiſtorie, ſonderlich fehlt es mir an Nachrichten von den jetzt in England blühenden Schaubühnen. Wenn Sie nach England kommen, ſo werden Sie mich ſehr verbinden, wenn Sie mich mit Materialien zu einer Fortſetzung meiner Geſchichte verſehen wollen. Wenn Sie ſonderlich ein Buch finden, welches die Geſchichte der Schaubühne nach Carl II. bis hieher beſchreibt, ſo ſenden Sie es mir; ich werde gern alle Koſten erſtatten.

Zu der Correſpondenz nach Frankreich habe ich mich endlich auf das ſehr höfliche Schreiben des Hrn. Gr. v. Brühl entſchließen müſſen. Doch verlange ich nichts dafür, und will mich auch zu nichts gewiſſem engagiren. Hr. Rabener und Schlegel ſollen, wie mir Gellert ſchreibt, auch verſprochen haben, zuweilen Nachrichten einzuſenden. Ich habe den Franzoſen vor der Hand nichts geſchickt, als einen Catalogue raiſonné von den jetzt in Deutſchland bekannten Journalen ꝛc.

Es iſt nichts beſonders Gutes neu herausgekommen; darüber könnte ich mich tröſten. Aber es iſt viel Mittelmäßiges herausgekommen, das man als etwas Beſonderes anpreiſet; und das ärgert mich. Naumann iſt nach Hamburg gereiſet, aus Furcht (im Ernſte) angeworben zu werden![*] Weil jetzt die Wiſſenſchaften und ſeine Verdienſte nicht belohnt werden, will er ein Kaufmann werden. Er hat Herrn Moſes gebeten, ihn das Buchhalten zu lehren; und weil dieſer nicht wollte, ſo will er es vermuthlich in Hamburg lernen.

Auf das erſte Stück der Bibl. kommt das Bildniß des Hrn. v. Kleiſt, mit dem Motto:

Qui ferox bello, tamen inter arma
Liberum et Muſas canit. *Horat.*

Ich werde Sie zu einem der folgenden Stücke gewiß ſtechen laſſen, und ſollte es auch zu Pferde[**] ſeyn. Was wollen Sie für ein Motto haben?

ſämmtlichen Schriften [Bd IV, S. 308] als ein Aufſatz von Leſſing wieder abgedruckt worden iſt. Nicolai.

[*] Man merke, daß dieſer Schriftſteller nicht völlig fünf Fuß groß war. Siehe auch Moſes Briefwechſel mit Leſſing, Nr. 30. [Bd XII, S. 87.] Nicolai.

[**] Leſſing pflegte, als er noch in Berlin war, auf einem ſehr kleinen Pferde auszureiten. Einſt ritt er in regnigtem Wetter, in einem ſehr weiten Mantel aus, der ihn und ſein Pferdchen verhüllte. Auf der Rückkehr überfiel ihn ein Platzregen. Er wollte demſelben entgehen, und warf im ſchnellen

Ich erwarte Ihre Antwort mit Verlangen. Wiſſen Sie, daß wenn Sie eine Wurſt nach einer Speckſeite geworfen haben, ich meine Speckſeite wenigſtens nach einem gemäſteten Schweine werfe.

Schuch ſoll in Breslau geſtorben ſeyn. Ich wünſche, daß ſein Nachfolger klüger, und beſſer fürs Theater ſeyn möge. Aber es wird wohl heißen:

And Dunce the ſecond reigns like Dunce the firſt.

Fahren Sie fort mich zu lieben. Ich bin

ſtets der Ihrige,
Nicolai.

(Nach Leipzig.)

Berlin, d. 3. Novemb. 1756.

Liebſter Leſſing,

Herr Moſes hat Ihnen geſchrieben, daß ich auch an Sie ſchreiben würde. Ich habe es mir vorgenommen, und von Tag zu Tag aufgeſchoben; endlich ſetze ich mich Nachts um 12 Uhr wirklich hin, um es zu thun. Schon vor ungefähr vierzehn Tagen würde es geſchehen ſeyn; aber ich erhielt eben Nachricht, daß Schuch Ihre Miß Sara ſpielte, und Brückner den Melleſont machte. Ich ging gleich fort in die Comödie; denn ich hatte ſchon zweymal, da Ihr Trauerſpiel aufgeführet wurde, nicht hinein gehen wollen, weil der elende Merguer den Melleſont machte, ein Menſch, deſſen Actien mir unerträglich iſt.

Ihr Trauerſpiel ward im allgemeinen ziemlich gut aufgeführt; nehmlich, ſo wie die Truppe nun iſt. Stenzel machte den Sir Sampſon, Brückner den Melleſont, Henſel den Norton, Stephanie *) den Waitwell, die Mad. Henſeln **) die Sara, die Mad. Fritzen Betty, die Jungfer Bedinn (erſchrecken Sie nicht!) die Marwood, ihre Mutter die Hannah, Köhler den Wirth.

Ehe ich Ihnen genauer von der Ausführung Nachricht gebe, muß ich Ihnen ſagen, daß ich ungemein gerührt worden bin, daß ich bis an den Anfang des fünften Aufzugs öfters geweint habe, daß ich aber

---

Reiten unglücklicher Weiſe an der Ecke der Stralauerſtraße in Berlin einer Hökerfrau ein Paar Körbe mit Obſt um. Das Weib ſchrie nach: Halt! Halt! da läuft der große ungeſchickte Kerl hin! Sie hatte in der Eil Leſſingen und ſein Pferdchen für eins angeſehen. Nicolai.

*) Herr Stephanie der Jüngere, der in Wien geſtorben iſt. Nicolai.

**) Nachher als Mad. Seiler berühmt. Nicolai.

am Ende deſſelben, und bey der ganzen Scene mit der Sara, vor ſtarker Rührung nicht habe weinen können; das iſt mir noch bey keinem Trauerſpiele begegnet, und ſtreitet gewiſſer Maßen wider mein eignes Syſtem von der Rührung in den Trauerſpielen. Meine Rührung und meine kritiſchen Anmerkungen, ſo wohl über Ihr Stück, als über die Schauſpieler, machten in meinem Kopfe ein wunderliches Gemiſch unter einander. Es ſind mir bey vielen Stellen Zweifel eingefallen. Sie betreffen zwar überall nur Kleinigkeiten; wenn ich ſie aber noch auswendig wüßte, oder ſonſt aufgeſetzt hätte, ſo möchte ich ſie Ihnen doch wohl ſchreiben. Vielleicht geſchiehet es, wenn Sie mir Ihre Anmerkungen über das bürgerliche Trauerſpiel zuſchicken, und ich es vielleicht wage, meine Gedanken darüber zu entwerfen.

Ich habe an den meiſten deutſchen Comödianten einen Fehler bemerkt, den man bey den franzöſiſchen nicht ſo oft antrifft, nehmlich, daß ſie ihre Rolle nicht verſtehen; daher, wenn ſie etwas gut machen, gelingt es ihnen nur von ungefähr. Schuchs Leute haben alle dieſen Fehler, bis auf Brücknern, der wenigſtens nicht leicht eine Stelle, welche etwas ſagen will, unbemerkt vorbey läßt, geſetzt auch, daß er den Nachdruck, welchen ſie erfordert, nicht auf die rechte Weiſe ausdrücken ſollte. Die Mad. Henſel hat unter andern auch dieſen Fehler, der daher zu rühren ſcheint, daß ſie gar keine oder ſehr ſchlechte Anweiſung muß gehabt haben *). Sie hat aber ſehr gute natürliche Anlagen. Zwar ſagte ſie viele Stellen in der Rolle der Sara, die ſie nicht genug einſah, matt und zum Theil falſch, aber ſehr viele auch ungemein gut, und verſchiedene Stellen unverbeſſerlich, ſonderlich die, wo ſie von der Marwood erkannt wird, und die letzte Scene. Dieſe letzte Scene muß der Actrice, wegen der Situation ſelbſt, und wegen der Länge, welche ſie darin verharret, ſehr ſchwer ſeyn; aber ſie hat meine Erwartung übertroffen. Herr Brückner findet hier ſehr viel Beyfall, und iſt auch allen Schuchiſchen Acteurs unendlich vorzuziehen; aber es ſcheint, als fehle ihm doch noch ſehr viel. Er entrirt nicht ganz in den Charakter, den er vorſtellet. Ich habe ihn ſehen den Barnwell, den Gedewin im Canut, und den Glorieux machen, und alle dieſe drey verſchiedenen Charaktere hat er zwar gewiſſermaßen unterſchieden geſpielt, aber doch auf einerley Art nüancirt; er kann alſo entweder ſeine Manier (maleriſch geſprochen) nicht verläugnen, oder in den Charakter, den er ſpielen ſoll, nicht genug hinein gehen. Sie

---

*) Wie ſehr ſich dieſe zweyte Schauſpielerinn, nachdem ſie Eckhoff ſah, und unter Anleitung ihres zweyten Mannes, beſſerte, iſt bekannt. Nicolai.

haben ihn ſpielen ſehen, und werden mich alſo vielleicht beſſer verſtehen, als ich mich ausdrücken kann. Ein gewiſſer emphatiſcher Ton der Sprache, den er affectiret, nebſt dem Zuſammenziehen der Wörter faſt à la françoise, z. E.

Prinzeſſin mein Befehl, den ich verehren muß;

und die beſtändige Verwechſelung des D und T, Dot anſtatt Tod, ſind ſehr widrig. Er hat ganz gute und edle Stellungen; aber er macht zu häufige Bewegungen mit den Armen und dem Kopfe, die mehrentheils nichts bedeuten und ganz leer ſind, außerdem auch eine Menge kleiner Bewegungen, die dem wahren Ausdrucke widerſprechen. Herr Moſes (der ihn wegen ſeiner Trauer nicht hat können ſpielen ſehen), meynet, dies könnte vielleicht davon herkommen, daß Hr. Brückner noch nach der Schule ſchmecke. Herr Koch, ſagt er, hat ihn vermuthlich die Action nach Regeln gelehrt, und ihm folglich alle Bewegungen bis aufs kleinſte diſtinguirt und detailliret. Dieſe Diſtinctionen kann Hr. Brückner noch nicht entbehren, ſondern bedient ſich derſelben noch, ſo wie ein angehender Maler, den man gelehret hat, um der Richtigkeit der Zeichnung willen, den Abſatz des Schattens und Lichts mit Strichen vorzuzeichnen, ohne Striche die gehörigen Abſätze noch nicht zu treffen weiß.

Dieſes iſt das Urtheil unſers Moſes, das mir richtig ſcheint, und worüber Sie mir Ihre Gedanken ſchreiben ſollen *).

So wie Brückner durch viele kleine Bewegungen ſeine Actionen zu ſehr unterbricht und abſondert, ſo verwirrt er ſie wieder durch ein beſtändiges Bewegen der Hände und des Kopfes, daß man nicht allein die Bewegungen am rechten Orte nicht genug unterſcheiden kann, ſondern auch oft die ſonſt guten Bewegungen nicht am rechten Orte, zu früh oder zu ſpät, kommen. Er ſcheint das Vorurtheil zu haben, daß man alle Gemüthstriebe durch Bewegungen ausdrücken müſſe. Er weiß zwar auch ſein Geſicht zu brauchen, aber nicht genug. Ich habe mich nirgends mehr darüber geärgert, als in der letzten Scene mit der Sara, die er faſt durchaus falſch machte. Ich erwartete, ihn in dem hohen Grade der Verzweiflung zu ſehen, welcher der Betäubung nahe kommt, und von außen der Gemüthsſtille zu gleichen ſcheint. Aber er machte beſtändige heftige Bewegungen, welche anzeigen ſollten, er wäre betrübt, und welche nur anzeigten, daß er nicht betrübt war. Wie plötzlich war der Uebergang von einer ſo franzöſiſchen Betrübniß,

---

*) Leſſing antwortete nicht; daher erinnerte ich ihn noch im folgenden Jahre daran. (S. den Brief vom 2. März 1757.) Nicolai.

zu dem engländiſchen Entſchluſſe, den er den Augenblick darauf nahm! Es war ganz widerſinnig. Mir ſchien es wenigſtens ſehr unwahrſcheinlich, daß ein Menſch, der ſich noch den Augenblick vorher ſo viel Mühe gegeben hatte, wellenförmige Linien mit den Armen zu drehen, Miene machen ſollte, ſich einer Geliebten wegen, die ſchon todt iſt, zu erſtechen. — Ja, wenn ſie noch gelebt hätte, und er hätte bloß Miene gemacht, ſo möchten beyde Arten von Action zuſammenhängend geſchienen haben.

Ich habe dieſen Schauſpieler bloß deswegen ſo ſorgfältig betrachtet, weil er durch die vorzügliche Art, womit er ſeine Rollen ausführt, der einzige unter Schuchs Leuten iſt, der verdienet, daß man auf ihn genauer Acht giebt. Wenn ihn nur Schuchs Geſellſchaft nicht vollends verdirbt! Bis jetzt hat er ſich noch gehalten, und keine extemporirten Stücke mitgeſpielt. Schreiben Sie doch an ihn, und ermuntern Sie ihn zu fernerer Fortſetzung dieſes lobenswürdigen Stolzes.

Herr Stenzel hat ſeinen Sir Sampſon, ſonderlich in der letzten Scene, ganz gut gemacht; ſolche Rollen ſind recht für ihn.

Stephanie hat den Waitwell erträglich, aber gewiß nicht ſo gemacht, als ihn Schröder von der Ackermanniſchen Geſellſchaft würde gemacht haben*).

Die Jungfer Beckin hat die Ehre, daß ihr verſchiedene Perſonen, die von der tragiſchen Action etwas verſtehen wollen, das Lob geben, ſie habe die Rolle der Maarwood ſehr gut geſpielt. Ich weiß nicht, ob ich zu kritiſch bin; aber mich dünkt, ſie verdient wenig oder gar kein Lob. Es iſt wahr, daß ſie dieſe Rolle weniger ſchlecht als andere gemacht hat, und es ſcheint, als wenn ſie ſich wirklich Mühe gegeben hätte, ſie gut zu machen; aber man ſah es auch, daß ſie ſich Mühe gab. Dieſe Perſon iſt zur Schauſpielerin nicht geboren, wenigſtens nicht zu einer tragiſchen. Fürs erſte verſtand ſie ihre Rolle faſt immer nicht, ſondern machte vieles ganz falſch; der Ton ihrer Sprache half ihr gar nicht zum Ausdrucke, noch weniger ihr Geſicht. Als ſie an der Stelle, wo ſie ſich der Sara zu erkennen giebt, eine triumphirend boshafte Miene machen wollte, machte ſie abſcheuliche

---

*) Die Ackermanniſche Geſellſchaft war vorher in Berlin. Sie ſpielte da nur etwa acht Tage, weil Schuch aus Neid mit Extrapoſt von Breslau ankam, um die Vorſtellungen zu unterbrechen. Aber dieſe ſechs oder acht Vorſtellungen waren mir ungemein lehrreich. Beſonders erinnere ich mich noch lebhaft, wie meiſterhaft Ackermann den **engländiſchen Spieler**, und Schröder (ich vermuthe, es war der Vater des jetzigen **berühmten Schauſpielers**) den Jarvis in dieſem Stücke machte. **Nicolai.**

Grimaſſen. Außer dieſer Stelle blieb ihr Geſicht bey den heftigſten Gemüthsbewegungen ruhig; aber um dieſes zu erſetzen, hob ſie alle Augenblick ihre rechte geballte Fauſt mit eingekniffnen Daumen in halbzirkelförmiger Bewegung gegen das Geſicht deſſen, mit dem ſie redete, und ſchlug ſich mit der linken bey jedem mir oder mich, fleißig vor den Bruſtlatz. Ich weiß gar nicht, warum Schuch dieſe Rolle nicht die Mad. Brücknerin hat ſpielen laſſen. Was würde die nicht aus dieſer Rolle gemacht haben!

Da haben Sie eine kleine Beſchreibung der Art, wie Ihr Trauerſpiel iſt aufgeführet worden. Vergeben Sie mir meine Schwatzhaftigkeit, und melden Sie mir Ihre Meynung von Herrn Brückner.

Ich hoffe, Sie werden nun meinen Brief über Amſterdam erhalten haben, worin ich wohl noch ſchwatzhafter geweſen bin. Ich hatte Ihnen darin einen langen und etwas verwickelten Auszug meiner Abhandlung vom Trauerſpiele gemacht. Ich weiß nicht, ob Sie ſich darin haben finden können; aber das weiß ich, daß wenn ich hätte voraus ſehen können, daß der Abdruck ſich ſo lange verzögern würde, ſo hätten Sie dieſelbe ganz im Manuſcripte leſen ſollen. Dann wäre ſie gewiß nicht ſo geblieben, wie ſie jetzt iſt; aber ich wäre ohne Zweifel beſſer damit zufrieden, als ich es jetzt bin. Dies iſt kein Compliment. Ungeachtet ich ein Vierteljahr von Nebenſtunden zugebracht habe, darauf zu denken, und ein Vierteljahr zu ſchreiben; ſo bin ich doch nicht ganz völlig mit den Sachen, noch weniger mit der Verbindung, worin ſie vorgetragen ſind, und am wenigſten mit der Schreibart zufrieden. Doch ſie muß ſich ſchon in die Welt wagen, wie ſie iſt. Wenn Sie die Abhandlung ſehen, ſo machen Sie mir keine Complimente, ſondern ſagen Sie mir Ihre Meynung, und das fein ausführlich; denn ich bin ſehr entſchloſſen, dieſer Materie weiter nachzudenken.

Sie werden ſie aber noch ſo bald nicht zu ſehen bekommen. Unſer Verleger in Berlin iſt ein Phlegmaticus, mit dem nichts anzufangen iſt. Der Krieg liegt ihm im Kopfe; es fehlt an Papier; der Buchdrucker, bey dem das Manuſcript ſchon ſeit einem halben Jahre iſt, hat viel zu thun; kurz es iſt noch nicht angefangen zu drucken. Ich habe deswegen in der Meſſe eine kleine zweyte Nachricht drucken laſſen; aber Gott weiß, was er damit gemacht, und ob er ſie auf der Meſſe ausgetheilet hat. Hier wenigſtens hat ſie noch kein Menſch geſehen. Ich ſchicke Ihnen aber ein Exemplar hierbey. Thun Sie mir doch die Liebe, und laſſen es in den Leipziger gelehrten Zeitungen bekannt machen. Wofern Sie Unkoſten haben, will ich ſie gern erſtatten.

Leben Sie übrigens wohl, und ſchreiben Sie mir bald einen Brief, der länger iſt, als meine beyden zuſammen genommen. Ich bin

der Ihrige,
Nicolai.

Nachſchrift. Unſer Freund Moſes lernt jetzt auf dem Clavier ſpielen *); wollen Sie nun noch auf die Muſik ſchimpfen?

Einlage an Hrn. Gellert beſorgen Sie doch. Ich ſende ihm darin einen Brief, den der Chevalier d'Arcq an ihn geſchrieben hat, zurück. Ich habe mit der Correſpondenz nach Frankreich den Anfang gemacht **).

Berlin, den 23. Nov. 1756.

Liebſter Freund!

Ich muß mich aufmachen, daß ich Ihnen wieder voraus komme. Sie machen es ungefähr wie die alten Wettläufer, die ihrem Rival einen kleinen Vorſchritt gelaſſen, um ihn deſto plötzlicher zu überraſchen, und den eingebildeten Sieg ihm unvermuthet aus den Händen zu reißen. In Wahrheit, Ihr letzter Brief an Hrn. Nicolai enthält ſo viel Merkwürdiges, daß ich mir einige Zeitfriſt ausbitten muß, alle Ihre Gedanken reiflich zu überlegen, bevor ich darauf antworten kann. Wenn Ihnen die Langeweile zu Leipzig dieſe vortreflichen Gedanken eingegeben, ſo gerathe ich faſt in Verſuchung, Ihnen öfters Langeweile zu wünſchen. Ich bitte mir indeſſen vorläufig einige Erläuterung über Ihre Gedanken von der Bewunderung aus. Wenn Sie hierinn den rechten Punkt verfehlt hätten, ſo verſpreche ich mir, Ihr ganzes Syſtem niederreißen zu können.

---

*) Man ſehe unten meine Anmerkungen zu S. 252. des gedruckten Briefwechſels mit Moſes [Brief vom 17. Febr. 1758]. Nicolai.

**) Sie dauerte nicht lange; denn der Chevalier d'Arcq ging bald vom Journal étranger ab. Leſſings Antwort auf dieſen Brief vom 3ten November iſt in Leſſings Briefwechſel mit Moſes [Bd. XII, S. 47] abgedruckt, und wird hier müſſen nachgeleſen werden. Ich vermuthe beynahe, dieſer Abdruck iſt nach einer Abſchrift gemacht worden, die ſich Moſes mag haben machen laſſen, weil uns damal dieſe Materie ſehr intereſſirte. Leſſings Brief iſt vom 13 November, 1756. In der erſten Zeile des ſo ſehr nachläßigen Abdrucks leſe man anſtatt vom 3 = 9 — vom 3ten November, und S. 80, [S. 52] anſtatt 18. Nov. muß ſtehen 13ten Novemb. Nicolai.

Wenn wir an einem Menſchen gute Eigenſchaften gewahr werden, die unſre Meinung, die wir von ihm oder von der ganzen menſchlichen Natur gehabt haben, übertreffen, ſo gerathen wir in einen angenehmen Affekt, den wir Bewunderung nennen. Da nun eine jede Bewunderung ungemein gute Eigenſchaften zum Grunde hat, ſo muß dieſer Affekt ſchon an und für ſich ſelbſt, und ohne in Abſicht des Mitleidens, deſſen die bewunderte Perſon entbehren kann, in dem Gemüthe des Zuſchauers ein Vergnügen zuwege bringen. Ja es muß ſogar der Wunſch in ihm entſtehen, dem bewunderten Held, wo es möglich iſt, nachzueifern; denn die Begierde zur Nacheiferung iſt von der anſchauenden Erkenntniß einer guten Eigenſchaft unzertrennlich, und ich werde nicht nöthig haben, Ihnen die Erfahrung anzuführen, daß dieſe Begierde öfters die vortreflichſte Wirkung gehabt hat.

Ich geſtehe es, daß die Bewunderung öfters das Mitleiden mildert, oder, wenn Sie wollen, auf eine Zeitlang gänzlich aufhebt, das wir vorhin der leidenden Tugend aufgeopfert hatten. Allein ſie thut dieſes nicht immer, und wenn ſie es thut, ſo iſt es blos eine zufällige Wirkung, die unmöglich ihren ganzen Werth erſchöpfen kann, weil ſie ihr mit dem völligen Tode des Helden gemein iſt. Die todte Zayre fordert eben ſo wenig unſer Mitleiden, als der ſterbende Gusmann, und dennoch iſt es etwas mehr als ein gedämpftes Mitleiden, das uns in dem vortreflichen Betragen dieſes Letztern dahin reißt, und, wo ich nicht irre, in jeder menſchlichen Bruſt den Wunſch erzeugt, eben ſo erhabner Geſinnung fähig zu ſeyn. Wenn Mithridates in den bedrängteſten Umſtänden, darinn er ſich befindet, noch mit einem Anſchlagt auf Rom ſchwanger geht, und ſeinen Söhnen den Plan dazu ſo vortreflich aus einander ſetzt, daß wir ſogar die Möglichkeit der Ausführung einſehen; ſo erregt er unſtreitig Bewunderung. Hat aber Mithridates mißliches Schickſal im Kriege wider die Römer uns je zum Mitleid bewogen? Würde es nicht ein unvergeblicher Fehler des Dichters ſeyn, wenn er ein Mitleiden dämpfen wollte, das gleichſam außer der Scene vorgegangen und in die Verwickelung kaum den allerentfernteſten Einfluß hat? Bitten Sie alſo die Bewunderung, dieſe Mutter der Tugend, um Verzeihung, daß Sie von ihrem Werthe ſo nachtheilig gedacht haben. Sie iſt nicht blos ein Ruhepunkt des Mitleidens, der nur deswegen da iſt, um dem von neuem aufſteigenden Mitleiden wieder Platz zu machen; nein! die ſinnliche Empfindung des Mitleidens macht einer höhern Empfindung Platz, und ihr ſanfter Schimmer verſchwindet, wenn der Glanz der Bewunderung unſer Gemüth durchdringt. Die Bewunderer der Alten mögen zuſehen, wie ſie es entſchuldigen wollen, daß die größten Dichter Griechenlands nie bewundernswürdige Charaktere auf die Bühne gebracht haben. So viel mir von ihren Trauerſpielen bekannt iſt, weiß ich mich nicht einen einzigen Zug eines Charakters zu erinnern, der von Seiten ſeiner Moralität unſere Bewunderung verdienen ſollte. Ihre Bildhauer haben ſich dieſen würdigen Affekt beſſer zu Nutze gemacht. Sie haben die Leidenſchaften faſt durchgehends von einem gewiſſen Heroismus begleiten laſſen, dadurch ſie ihre Charaktere etwas über die Natur erheben, und die Kenner geſtehen, daß ihre Bildſäulen von dieſer Seite faſt unnachahmlich ſind.

Ich will mein langweiliges Geſchwätz hier abbrechen. Meine Gedanken vom Schrecken und vom Weinen kann ich Ihnen nicht eher eröfnen, bis ich mich mit unſerm Hrn. Nicolai darüber beſprechen habe. Es ſcheint mir immer, als wenn eine jede Illuſion vom Schrecken, auch ohne Beyhülfe des Mitleidens, angenehm ſeyn müſſe. Ein Beyſpiel davon ſey die vom Ariſtoteles angeführte gemahlte Schlange, oder vielmehr die von Ihnen ſelbſt angeführte Erſcheinung eines Geiſtes auf der Schaubühne. Die Art und Weiſe, wie Sie dieſes Schrecken auf ein Mitleiden reduciren wollen, iſt allzu ſpitzfindig, als daß ſie natürlich ſeyn könnte. Ueber alles dieſes wollen wir uns weitläuftiger heraus laſſen, wenn wir erſt unſere Gedanken von der Wirkung der theatraliſchen Illuſion, und von dem Streite derſelben mit der deutlichen Erkenntniß, in Ordnung gebracht haben. Dieſes ſoll geſchehen, ſo bald der Krieg die Handlung ſo ſehr zu Grunde gerichtet haben wird, daß ſowohl Herr Nicolai als ich einige Stunden zur Speculation übrig haben werden. Ich laſſe jetzt meine Gedanken von der Wahrſcheinlichkeit abſchreiben, um ſie Ihnen zu überſchicken. Sie werden mir verzeihen, daß ich die Geduld unſers Hrn. Nicolai nicht gehabt habe, die beſten Gedanken daraus in einen Auszug zuſammen zu ziehen, um Sie der Mühe zu überheben, alles durchzuleſen. Es gehört auch eine beſondere Gabe dazu, dasjenige kurz vorzubringen, was man weitläuftig gedacht hat.

Ich habe noch einen Vorwurf von mir abzulehnen, den Sie mir in dem Schreiben durch Hrn. Joſeph zu machen belieben. Sie beſchuldigen mich einer ſeichten Gefälligkeit für das herrſchende Syſtem, und glauben, ich hätte mir vorgenommen, den Hrn. von Leibnitz von ſeiner ſchwachen Seite nachzuahmen. Ich erkenne in dieſem Vorwurfe Ihre Freundſchaft, und geſtehe es, daß ich nichts Erhebliches zu meiner Entſchuldigung vorzubringen habe. Ich bitte aber dieſe für Sie nicht geſchriebene Stellen zu übergehen, und mich von den übrigen

Ihr Urtheil wiſſen zu laſſen. Leben Sie wohl, mein theuerſter Leſſing, und wachen Sie beſtändig auf alle Schritte

Ihres

wahren Freundes

Moſes.

Alle meine Freunde ſind auch die Ihrigen.

Liebſter Freund!

Schreiben Sie immer, wenn ich bitten darf, Ihre langen Briefe an Hrn. Nicolai. Er hat das Glück, daß Sie ihm immer die beſten Briefe ſchreiben. In Wahrheit, der kurze Brief an Nicolai enthält beſſere Gedanken, als der lange, der mir zu Theil geworden. Ich ſchicke Ihnen Ihren Brief mit, weil ich ihn ſtückweiſe widerlegen will, aber ich beſchwöre Sie, mir ihn wieder zuzuſtellen. Er ſoll mir zur Demüthigung dienen; denn er beweiſet, welch ein kleiner Gegner ich ſeyn müſſe, daß man ſich mit ſo ſchlechten Waffen wider mich vertheidigen zu können glaubt! Zur Sache!

Ich glaube, die jetzigen politiſchen Begebenheiten haben Sie veranlaßt, **Bewunderung** mit **Verwunderung** zu vertauſchen. Eine unvermuthete Begebenheit, deren Urſache ich nicht ergründen kann, ſetzt mich in **Verwunderung**. So verwundere ich mich über den Donner, über die Elektrizität, über die Handlungen eines Menſchen, die in ſeinem moraliſchen Charakter nicht gegründet zu ſeyn ſcheinen, und endlich über Sie, wenn Sie mir eine ſo fehlerhafte Diſtinktion einbilden wollen. Ich bewundere hingegen einen Menſchen, an welchem ich eine gute Eigenſchaft gewahr werde, die ich ihm nicht zugetrauet habe, die aber dennoch in ſeinem ſittlichen Charakter gegründet iſt. **Staleno** (ein Exempel, das Ihnen bekannt ſeyn würde, wenn Sie Ihre eigenen Schriften fleißig geleſen hätten) verwunderte ſich Anfangs über ſeinen Freund **Philto**, daß er eine Schelmerey hat begehen können, die mit ſeinem Charakter gar nicht überein kömmt. Allein eben der **Staleno** bewunderte die Geſinnung ſeines Freundes, als er ihn auf eine ſehr vortheilhafte Art von ſeiner Unſchuld überzeugte, und verwunderte ſich gewiſſermaßen über ſich ſelbſt, daß er ſo nachtheilige Gedanken hat von ſeinem Freunde hegen können.

Iſt die Religion anders nicht fähig, eine ſo plötzliche Veränderung zu verurſachen, als Voltaire in dem Gemüthe des Gusmann vorgehen läßt; ſo erregt die ſchnelle Beſſerung dieſes Chriſten Verwunderung, und der Dichter iſt, wie Sie ſelbſt bemerken, zu tadeln, daß er zwey ſo widerſinnige Charaktere in der Perſon des Gusmann vereiniget hat. Wäre es aber der Religion nicht unmöglich, einen Menſchen plötzlich zu bekehren, (und dieſes iſt nach der herrſchenden Meinung wenigſtens poetiſch wahrſcheinlich), ſo erregt der Charakter des Gusmann Bewunderung, weil die Beſſerung, die wir ihm nicht zugetrauet haben, dennoch in ſeinem Charakter gegründet iſt. Ja Ihre eigene Empfindung hätte Sie überzeugen können, daß das Letztere ſeyn müſſe; denn wenn die Beſſerung des Gusmann ſchlechterdings ſeinem Charakter widerſpräche, ſo hätte ſie in Ihnen wohl Unwillen über den fehlerhaften Dichter, aber nicht Schrecken, aber keine ſympathetiſche Beſchämung mit dem betroffenen Jammer erregen können. Dieſe Anmerkung gebe ich Ihnen zu bedenken.“

Ueberhaupt, eine jede Handlung, die ſich mit dem bekannten Charakter der handelnden Perſon nicht reimen läßt, ſetzt uns in Verwunderung, und iſt in dramatiſchen Stücken ein Fehler des Dichters, außer wenn ſich die Verwunderung zuletzt in Bewunderung auflöſt, d. i. wenn wir in der Entwickelung ſolche Umſtände erfahren, die die Handlung wirklich wahrſcheinlich machen. Ich halte dieſe Art von Knoten für die vortreflichſte, in welcher die Handlungen einer ſonſt tugendhaften Perſon mit ihrem Charakter zu ſtreiten ſcheinen, zuletzt aber alle aus einer Quelle zu fließen, befunden werden. Die Angehörigen der Clariſſa müſſen, wie von einem Donner gerührt, daſtehen, als ihre Verwunderung über die widerſprechende Aufführung ihres Clärchens plötzlich in eine Bewunderung ihrer ſiegenden Unſchuld aufgelöſt wird.

Ich komme zu meiner Definition von der Bewunderung zurück. Wenn eine vorzüglich tugendhafte Perſon (Cato) ſo handelt, daß er gleichſam die menſchliche Natur übertrifft, oder wenn ein zweydeutiger Charakter ſo handelt, daß er uns von ſeinen Geſinnungen eine beſſere Meinung beybringt, ſo entſtehet Bewunderung. Jetzt will ich mein eigen Herz unterſuchen. Bewundere ich die Gütigkeit des Auguſtus? Ja! und zwar mit Cinna und dem römiſchen Volke, weil ſie dem herrſchſüchtigen Kayſer keine ſolche Sanftmuth zugetrauet haben. Die Keuſchheit des Hippolytus? Nein! Die kindliche Liebe der Chimene? Ja! in ſo weit ich keinem Frauenzimmer eine ſolche heroiſche Gewalt über ihre Leidenſchaft zugetrauet hätte. — Bisher verträgt ſich mein Herz noch ziemlich mit meinem Verſtande. Allein ich bewundere auch einen Cato, einen Eſſex ꝛc. wegen ihrer ungemeinen heroiſchen Tugenden, und dennoch iſt es mir niemahls in den Sinn gekommen, ihnen hierinn nachzueifern. Wie geht dieſes zu, da doch eine Eigenſchaft, die ich bewundere, nothwendig nachahmungswürdig ſcheinen muß? Hier iſt der Knoten, den Sie gefunden, aber nicht aufgelöſt haben. Ich will mich bemühen, es für Sie zu thun.

Alle unſere Urtheile gründen ſich entweder auf einen deutlichen Vernunftſchluß, oder auf eine undeutliche Erkenntniß, welche man in Sachen, die die Wahrheit angehen, Einſicht, in Sachen aber, die die Schönheit betreffen, Geſchmack zu nennen pflegt. Jene ſtützt ſich auf eine ſymboliſche Erkenntniß, auf die Wirkungen der obern Seelenkräfte; dieſe hingegen auf eine intuitive Erkenntniß, auf die Wirkung der untern Seelenkräfte. Es iſt Ihnen bekannt, daß öfters der Geſchmack oder die Einſicht (Bonſens) mit der ſymboliſchen Erkenntniß ſtreiten könne, ja daß die erſtere öfters einen größern Einfluß in unſern Willen hat, als die letztere. (Ich bin auf einige ganz neue Gedanken von dem Streite der untern und obern Seelenkräfte gekommen, die ich Ihnen eheſtens zur Beurtheilung vorlegen werde.) Die theatraliſche Sittlichkeit gehört nicht vor den Richterſtuhl der ſymboliſchen Erkenntniß. Wenn der Dichter, durch ſeine vollkommen ſinnliche Rede, unſre intuitive Erkenntniß von der Würde und Unwürde ſeiner Charaktere überzeugen kann, ſo hat er unſern Beyfall. Wir verdunkeln gern die deutlichen Vernunftſchlüſſe, die ſich unſerer Illuſion widerſetzen; ſo wie wir uns vermittelſt der Illuſion in ein ander Klima, in andre Umſtände, und unter andre Menſchen verſetzen, um die Stärke der Nachahmung recht nachdrücklich zu fühlen. (Ich kann mich hierein nicht weiter einlaſſen, ſo lange Herr Nicolai noch nicht Zeit hat, die verſprochenen Gedanken von der theatraliſchen Illuſion mit mir zu entwickeln.) Weg alſo mit der deutlichen Ueberzeugung von der Richtigkeit eines halsſtarrigen Heldenmuths! Sie kann weder die Bewunderung noch den augenblicklichen Vorſatz der Nacheiferung ſtöhren, wenn der Dichter unſre untern Seelenkräfte hat einzunehmen gewußt. Aber ſie kann verhindern, daß dieſer augenblickliche Wunſch nie zur Wirklichkeit gedeihet, weil nach geendigter Illuſion die Vernunft wieder das Steuer ergreift. Bey einem Menſchen hingegen, der nicht Vorrath von deutlicher Erkenntniß genug hat, der Illuſion die Stange zu halten, wird der Wunſch zur Nacheiferung anhaltend ſeyn, und ſogar in Thaten ausbrechen. Ein Beyſpiel ſey Carl der XII., und jener Engländer, der ſich, nachdem er den Cato hat aufführen ſehen, ermordete, da man alsdenn folgenden Spruch bey ihm fand: What Cato does and Addiſon approves cannot be wrong.

— Jetzt erklären ſich eine Menge von Erſcheinungen gleichſam von ſelbſt. Werden Sie mich nun doch wohl fragen können, ob ich glaube, daß die Bewunderung uns mehr zur Nacheiferung antreiben kann, als die bloße Betrachtung guter Eigenſchaften? Können Sie nunmehr noch zweifeln, daß die anſchauende Erkenntniß der Vollkommenheit durch die Bewunderung ſinnlicher wird, weil ſie uns unvermuthet überraſcht oder weil wir die anſcheinende Vollkommenheit in einem ſolchen Grade antreffen; daß ſie gleichſam über Natur und Schickſal ſiegt, und den unerſchrockenen Held zeigt; wo wir den gebeugten unter ſeiner Laſt ſeufzenden Menſchen erwarteten! — Alſo kann uns die Bewunderung auch ſolche Handlungen als nachahmungswürdig anpreiſen, die wir mit der Vernunft für untugendhaft erkennen! hör' ich Sie fragen. — Allerdings! und dieſes iſt eine von den Urſachen, die Hrn. Nicolai bewog zu behaupten, der Endzweck des Trauerſpiels ſey nicht eigentlich, die Sitten zu beſſern.

Jedoch müſſen Sie nicht denken, Ihr Mitleiden habe hierinn einen Vorzug vor meiner Bewunderung. Auch das Mitleiden kann uns zu Untugenden bringen; wenn es nicht von der Vernunft regiert wird, von der kalten ſymboliſchen Vernunft, die man gänzlich von dem Theater verbannen muß, wenn man gefallen will.

Ich gehe mit Ihnen in die Schule der alten Dichter, allein wenn wir ſie verlaſſen, ſo kommen Sie mit mir in die Schule der alten Bildhauer. Ich habe ihre Kunſtſtücke nicht geſehen, aber Winkelmann, (in ſeiner vortreflichen Abhandlung von der Nachahmung der Werke der Griechen) dem ich einen feinen Geſchmack zutraue, ſagt: ihre Bildhauer hätten ihre Götter und Helden niemahls von einer ausgelaſſenen Leidenſchaft dahin reißen laſſen. Man fände bey ihnen allezeit die Natur in Ruhe (wie er es nennt) und die Leidenſchaften von einer gewiſſen Gemüthsruhe begleitet, dadurch die ſchmerzliche Empfindung des Mitleidens gleichſam mit einem Firniſſe von Bewunderung und Ehrfurcht überzogen wird. Er führt den Laokoon z. E. an, den Virgil poetiſch entworfen, und ein griechiſcher Künſtler in Marmor gehauen hat. Jener drückt den Schmerz vortreflich aus, dieſer hingegen läßt ihn den Schmerz gewiſſermaßen beſiegen, und übertrifft den Dichter um deſto mehr, je mehr das bloße mitleidige Gefühl, einem mit Bewunderung und Ehrfurcht untermengten Mitleiden nachzuſetzen iſt.

Ich habe geſagt, wenn die Bewunderung ſonſt nichts als ein Ruhepunkt des Mitleidens wäre, ſo würde es dieſe Wirkung mit dem Tode des bedauerten Helden gemein haben; und Sie glauben, ich habe geirrt, weil der größte Haufe das Todtſeyn für eine Fortdauer des Uebel hält. — Ich kann Ihnen auch dieſes nicht gelten laſſen. Warum bedauern wir die todte Zayre und bedauern nicht die ſterbende Sara, oder den ſterbenden Alten im Mahomet? Irgend weil ſie über ihr Unglück durch ihre großen Geſinnungen ſiegen? Allein ſie werden ſterben? Unmöglich kann der gemeine Mann, oder unſere ſinnliche Empfindung glauben, derjenige Tod — Jedoch hierinn möchten Sie Recht haben.

Warum haben Sie aber meinen Einwurf nicht beantwortet? Wie kann uns in der Scene des Racine eine Bewunderung gefallen, die ein Mitleiden dämpfen ſoll, das wir gar nicht gefühlt haben? Sie ſagen, es ſey eine Flickſcene des Racine? Wohl! aber ſie iſt doch ſchön; alſo iſt die Bewunderung ſchön, auch wo ſie kein Mitleiden zu ſtillen hat.

Ihr letzter Beweis, von dem Urſprunge des Trauerſpiels hergenommen, gefällt mir einigermaßen. Ich zweifle aber, ob Sie bewundernswürdige Charaktere (ich meine ſolche, wie Cato, Grandiſon, Brutus u. ſ. w.) im Homer finden werden. Im Ringen beſtunden damahls ihre heroiſchen und Bewunderung erregenden Verdienſte. Achilles iſt am Ende des Spiels nichts als ein tapferer Schläger, und Agamemnon hat weiter kein Verdienſt, als daß er ein König der Könige iſt. Die Griechen ſcheinen zu Homers Zeiten von ihren Königen gedacht zu haben, ungefähr wie jetzt die Franzoſen von den ihrigen denken. Ulyſſes iſt ein liſtiger Feldherr, und Calchas ein mittelmäßiger Prieſter, der lange ſo viel Bewunderung nicht erregen kann, als Ihr Theophanes. (Ich habe Ihren Theophanes vergeſſen. Dieſer erregt bey dem Freygeiſt Bewunderung, ob er gleich weiß, daß ſeine guten Eigenſchaften nicht die ganze menſchliche Natur übertreffen.) Ich will durch dieſe Anmerkung keinesweges den Homer herunter ſetzen, und glaube vielmehr, daß ihn keiner von den Dichtern im Ganzen erreicht hat, die nachher gekommen ſind, aber von der Seite der großen und Bewunderung erregenden Charaktere, dünkt mich, haben ihn viele übertroffen.

Ich habe noch eine kleine Anmerkung hinzuzuthun. Sie behaupten, der Dichter müſſe ſeinen Helden nothwendig das Unglück empfinden laſſen, wenn wir gerührt werden ſollen, und nennen die Bewunderung bey dieſer Gelegenheit abermahls den Ruhepunkt des Mitleidens. Das Letztere bedarf keiner weitern Widerlegung. Das Erſtere hingegen gebe ich zu, aber aus einem ganz andern Grunde. Der Dichter muß uns ſinnlich überzeugen, daß ſein Held die Gefahr kennt, über welche ihn ſeine Unerſchrockenheit hinweg ſetzt. Durch eine bloße Erzählung der bedrängten Umſtände, in welchen ſich ſein Held befindet, wird die Nachahmung nicht ſinnlich genug. Wenn wir aber ſchon zum voraus für den Helden beſorgt ſind, wenn der Dichter die Geſchicklichkeit beſeſſen, uns auf andere Weiſe ſinnlich zu überführen, daß der Held ſein Unglück vorher ſieht, daß alle Anweſende für ihn in Angſt ſind, weil ſie die größte Gefahr vor Augen ſehen; alsdenn kann er ihn im völligen Triumphe über das drohende Schickſal erſcheinen laſſen. In der Geſchichte des Grandiſon wird der Held von dem nichtswürdigen Hargrave herausgefordert. Alle Angehörigen des Grandiſon können ſich vor Schmerz kaum faſſen, und zittern für ſein unſchätzbares Leben. Wie erſtaunet man aber, als Grandiſon ſelbſt mit ſeiner gewöhnlichen Munterkeit erſcheint, und den größten Verdruß, der ihm hätte begegnen können, mit mehr als gleichgültigen Augen anſiehet! Er fühlet nichts, aber deſto mehr fühlen Byron, Charlotte ꝛc. und der Leſer wird von einer freudigen Bewunderung eingenommen, die gewiß den heißeſten Wunſch der Nacheiferung in ihm zurück läßt.

So viel zu Widerlegung Ihrer Begriffe von der Bewunderung! Hingegen ſind Ihre Gedanken vom Weinen unverbeſſerlich, und einige Kleinigkeiten, die ich dabey zu bemerken finde, verſpare ich aufs Künftige.

Hier iſt endlich meine Abhandlung von der Wahrſcheinlichkeit. Der Profeſſor Aepinus*) hat in unſerer Geſellſchaft vorigen Donnerſtag eine Widerlegung davon vorgeleſen. Ich werde ſie Ihnen eheſtens nebſt meiner Beantwortung überſchicken. Ich bitte, meine Gedanken ſo freundſchaftlich zu beurtheilen, als Sie Hrn. Nicolais Abhandlung beurtheilt haben. Ich bin

Ihr

wahrer Freund

Moſes.

N. S. Schicken Sie mir ja Ihren Brief wieder mit, wenn ich Ihnen künftig trauen ſoll.

Nennen Sie mich noch einen Wortſparer?

---

*) Der hier erwähnte Hr. Aepinus, war damal Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin und ging nachher nach Petersburg als Director der Normalſchulen im Ruſſiſchen Reiche mit dem Titel als Staatsrath und ſtarb zu Dorpat im J. 1802. Er war auch Mitglied des obengedachten gelehrten Kaffehauſes. Nicolai.

Berlin, d. 27. Decemb. 1756.

Liebſter Freund,

Ich habe die Briefe, die Sie an Herrn Moſes, und Herr Moſes die Briefe, die Sie an mich geſchrieben haben, richtig erhalten. Denn ſo wollen Sie es doch, daß wir einander alles vorleſen, was Sie ſchreiben. Wir haben auch beyde alles mit gleichem Fleiße und mit gleichem Vergnügen geleſen. Der einzige Unterſchied iſt nur, daß Herr Moſes fleißiger und weitläuftiger und philoſophiſcher antwortet als ich; aber dieſer einzige Unterſchied beruhet nicht bey mir. Mein ganzes Leben ſeit ungefähr anderthalb Monaten, iſt wie eine engliſche Komödie, voller Verwirrung ohne Plan, voller närriſcher Scenen, über welche die Zuſchauer lachen, und nur die ſpielenden Perſonen ſich ärgern; ein Incidentpunct folgt dem andern, und man kann keine Auflöſung abſehen. Und ich? ich thue, was ein Dichter thut, der ſeine Komödie ſo unter einander verwirrt hat, daß er nicht weiß, wie er ſeinen Knoten auflöſen ſoll; das iſt, ich ärgere mich von ganzer Seele, ſtampfe mit dem Fuß auf den Boden, und ſchelte ſo viel ich kann, weil ich nichts Beſſeres zu thun weiß. — Deutſch mit Ihnen zu reden, lieber Leſſing, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß die ſo lange verzögerte Erbtheilung mit meinen Brüdern nun endlich zu Stande kommen ſoll, daß ich aber dabey ſeit vier Wochen, wegen des Abſchluſſes der ganzen Handlung, ſo viel Arbeit, und hauptſächlich ſo viel Verdruß gehabt habe, daß ich ganz ſatt davon bin. Urtheilen Sie nun ſelbſt, ob ich habe ruhig genug ſeyn können, um Ihren Briefen nachzudenken. — Mich dünkt aber, ſo viel ich noch nachdenken konnte, daß wir beyde recht haben, weil wir, wenn ich nicht irre, in der Hauptſache eins ſind. Sie fragen z. E. in Ihrem letzten Briefe an Hrn. Moſes, wie ich den Satz des Ariſtoteles, daß der Held einen Mittelcharakter haben müſſe, mit meinem Syſtem zuſammen reimen wolle. Mich dünkt, recht gut; wenigſtens habe ich dieſen Satz in meiner Abhandlung ausdrücklich behauptet, und ihn mit noch mehr Gründen als Ariſtoteles bewieſen. Aber eben darum wünſchte ich, daß Sie meine Abhandlung geleſen hätten; und hauptſächlich darum, weil ich ungemein gern wollte, daß Sie ſie leſen ſollten, ärgert es mich rechtſchaffen, daß ſie noch nicht abgedruckt iſt. Es geht uns herzlich ſchlecht mit unſerer Bibliothek. Ich habe zwar mit Herrn Lange darüber einen ordentlichen Contract gemacht; aber er iſt ein unentſchloſſener und furchtſamer Mann, der ſich einbildet, weil jetzt der Krieg angegangen ſey, ſo bekümmere ſich kein Menſch um die ſchönen Wiſſenſchaften.

Ob er gleich das Manuſcript zum erſten Stück ſchon im Julius gehabt hat, ſo kann ich doch nicht erlangen, daß auch nur der Anfang zum Abdrucke gemacht würde; und ob er gleich ſein Verſprechen nicht ganz zurücknimmt, ſo hält er es doch auch nicht. Gott weiß, ob noch auf Oſtern ein Theil herauskommen wird. Herr Moſes räth mir daß wir es ihm ganz wegnehmen, und einem andern Verleger geben ſollen; aber ich wollte es nicht gern eher wegnehmen, als bis ich einen andern wüßte. Wiſſen Sie uns hierbey zu rathen? Hätte ich mir nicht das Vergnügen, daß der Preis vielleicht ein gutes Trauerſpiel hervor bringen würde, ſo lebhaft vorgeſtellt, ſo bin ich durch des Verlegers bisheriges Verfahren ſo verdrießlich gemacht, daß ich das ganze Vorhaben, der Mühe ungeachtet, die Herr Moſes und ich uns dabey ſchon gegeben haben, liegen ließe; jetzt aber möchte ich doch, daß wenigſtens der Preis ausgetheilt würde. Der Contract mit Hrn. Lange beſteht darin, daß er vierteljährlich ein Stück ungefähr von 16 Bogen, und jährlich die Preisſchriften drucken, und für den Bogen 2 Rthlr. geben ſoll. Wollen Sie z. E. mit Herrn Reich davon ſprechen? Ich überlaſſe es Ihrem Gutbefinden. So bald ich ein wenig Ruhe habe, werde ich auf alle Ihre Briefe weitläuftig antworten. Von Ihnen aber erwarte ich noch eine Antwort wegen Herrn Brückners. Lieben Sie ferner

Ihren

Nicolai.

Liebſter Leſſing!

Ich bin mit meiner Jahrrechnung zu Stande, und könnte nunmehr vollkommen ruhig und zufrieden leben, wenn ich nicht gewiſſermaßen für Ihre Ruhe beſorgt wäre. Warum fliehen Sie dieſen Ort der Unruhe, der Betrübniß und der allgemeinen Verzweiflung nicht? Kommen Sie zu uns, wir wollen in unſerm einſamen Gartenhauſe vergeſſen, daß die Leidenſchaften der Menſchen den Erdball verwüſten. Wie leicht wird es uns ſeyn, die nichtswürdigen Streitigkeiten der Habſucht zu vergeſſen, wenn wir unſern Streit über die wichtigſten Materien, die wir ſchriftlich angefangen, mündlich fortſetzen werden!

Sie ſehen, wie weit ich es zu treiben gedenke. Ich ſage, wir hätten den Streit erſt angefangen, da Sie ihn vielleicht ſchon geendigt zu haben glauben. Jedoch metaphyſiſche Streitigkeiten ſind nicht ſo bald entſchieden. An logiſchen Fechterſtreichen darf es uns niemahls fehlen.

Damit Sie aber nicht glauben, Sie hätten durch Ihren langen Brief gar nichts ausgerichtet; ſo muß ich Ihnen gleich voran ſagen, daß ich in den meiſten Stücken völlig Ihrer Meinung bin. Warum nicht in allen? fragen Sie. Geduld! Ich will Ihre Gedanken Stückweiſe unterſuchen. Gleich im Eingange weiſen Sie den beyden tragiſchen Leidenſchaften, der Bewunderung und dem Mitleiden, verſchiedene Provinzen an, und wollen, daß jene in dem Gebiete des Heldengedichts, dieſes aber auf der Schaubühne herrſchen ſoll. Bey dieſer Gelegenheit fragen Sie: **Warum wollen wir die Arten der Gedichte ohne Noth verwirren, und die Gränzen der einen in die andre laufen laſſen?** Hier haben Sie ein Vorurtheil zur Schutzwehr genommen, das ich Sie ſelbſt ſo oft habe beſtreiten hören. Worauf gründet ſich dieſe eingebildete Gränzſcheidung? In Anſehung der Werke der Natur hat man in dem letzten Jahrhundert ausgemacht, daß ſie von ihrer Meiſterinn in keine beſondern und getrennten Klaſſen eingetheilt ſind. Warum wollen wir die Kunſt nicht auch hierinn eine Nachahmerinn der Natur werden laſſen? Hat der Sprachgebrauch, die Autorität der Alten, die Eintheilung der Künſte in ihre beſondern Arten, und tauſend andre Vorurtheile, nur ſolche dramatiſche Stücke mit dem Nahmen Trauerſpiel belegt, die vornehmlich Mitleiden erregen: ſo können ſich die Sprachlehrer an dieſe Vorſchrift halten. Aber die Vernunft redet anders; ſie zählet eine jede große und würdige Begebenheit zu den Gegenſtänden des Trauerſpiels, wenn ſie **nur durch die lebendige Vorſtellung eines größern Grades der Nachahmung fähig iſt.** (Siehe beykommende Gedanken von der äſthetiſchen Illuſion.) Schließen Sie alſo keine einzige Leidenſchaft vom Theater aus. So bald die nachgeahmte Leidenſchaft uns anſchauend von der Vortreflichkeit der Nachahmung überzeugen kann, ſo verdient ſie auf der Bühne aufgeführt zu werden. Auch der Haß und der Abſchen können, trotz dem Ariſtoteles und allen ſeinen Anhängern, auf der Schaubühne gefallen, weil es genug iſt, wenn die nachgeahmte Leidenſchaft überzeugen kann, daß die Nachahmung dem Urbilde ähnlich ſey. (Ich bitte beykommende Gedanken vorher zu leſen, bevor Sie dieſe Stelle verurtheilen.)

Wir wollen indeſſen etwas näher zuſammen kommen. Ich räume Ihnen ein, daß das Mitleiden uns leichter intuitive illudiren kann, als die Bewunderung. Ich meine, es iſt leichter, uns durch ein nachgeahmtes Mitleiden zu überführen, daß die Nachahmung dem Urbilde ähnlich ſey, als ſolches durch die Bewunderung zu bewerkſtelligen. Geſtehen Sie mir aber auch, daß ſich die Kunſt alsdann in ihrem vollen Glanze zeigt, wenn ſie ſich wagt, die feinſten Züge der Natur nachzuahmen, eine große Seele in ihrem hellſten Lichte vorzuſtellen, wenn ſie einen Helden abbildet, der ſich unter der Laſt der Drangſale muthig aufrichtet, ſein Haupt bis in die Wolken erhebt, und die Donner unerſchrocken um ſeine Füße brüllen hört, die wir aus einer äſthetiſchen Illuſion mit der größten Angſt ſich um ihn haben zuſammen ziehen ſehen. Der Weg iſt ſchwer, ſehr ſchwer, und nur große Geiſter können ſich Hofnung machen, ihn mit Erfolg zu betreten! Ich geſtehe es; wenn aber hat mein Leſſing für Wege geſorgt, darinn mittelmäßige Geiſter fortkommen ſollen!

Sie ſagen, auf der Schaubühne müſſe allezeit Schmerz und Bewunderung vermiſcht ſeyn, und dieſe Vermiſchung nennen Sie Mitleid. Was ſoll denn aus dem Cinna nach dieſer Meinung werden! Kommen Sie mir ja nicht wieder mit Ihrem gekünſtelten Mitleiden mit dem Cinna, daß er ſich muß verzeihen laſſen, oder mit dem Auguſt, daß ihm nicht erlaubt iſt, ſich zu rächen. Unſere Empfindungen denken ſo ſpitzfindig nicht.

Entſchuldigen Sie Ihren Ausdruck, die **Bewunderung** ſey der **Ruhepunkt des Mitleidens**, nur nicht. Freylich die Auseinanderſetzung der Vollkommenheiten, die den Helden zieren, oder vielmehr die Bekanntmachung ſeines Charakters kann nicht ſelten eine Nebenſcene ausfüllen, einen Ruhepunkt des Mitleidens abgeben. Dieſes iſt aber nicht die **Bewunderung**, ſondern die Hochachtung, ein niederer Grad der Bewunderung, die uns eine Zeitlang unterhält, ſo wie wir öfters in der Komödie, um nicht immer zu lachen, rührende Stellen mit hinein bringen. Wo aber die Bewunderung der Hauptaffekt ſeyn ſoll, da muß ſie in einem Cato, in einem Brutus, in einem Grandiſon, und warum ſage ich nicht, in einem Theophanes etwas mehr als ſolche ſubalterne Bedienungen haben. Es iſt überhaupt das Schickſal aller theatraliſchen Leidenſchaften, daß ſie faſt gar nicht mehr zu erkennen ſind, wenn ſie als Begleiterinnen anderer Leidenſchaften erſcheinen. Die Liebe z. B. iſt eine raſende und entſetzliche Leidenſchaft, wo ſie, wie im Hippolytus, den erſten Rang einnimmt; wie kindiſch und lächerlich iſt ſie aber in tauſend franzöſiſchen Stücken, wo ſie nur einige Nebenſcenen ausfüllt! Ich will den Polyeukt nicht entſchuldigen; wo Sie ihn aber mit dem Kerl vergleichen, der vom Thurme hinunter purzeln ſoll, ſo glaube ich, der Springer hat das tertium comparationis verlohren. Der Held muß das moraliſche Gute ungleich höher ſchätzen als das phyſiſche Gute. Wenn Schmerz, Ketten, Sklaverey und Tod mit einer Pflicht ſtreiten, ſo muß er nicht anſtehen, allen dieſen Uebeln entgegen zu eilen, um ſeine Unſchuld unbefleckt zu erhalten. Dieſer innerliche Sieg, den ſeine göttliche Seele über den Körper davon trägt, entzückt uns, und ſetzt uns in einen Affekt, dem keine ſinnliche Wolluſt an Annehmlichkeit beykömmt. Die bloße Bewunderung der körperlichen Geſchicklichkeit, die Sie Ihrem Schubkarrenführer noch laſſen, iſt ohne Affekt, ohne jenes innerliche Gefühl und Wärme der Eingeweide, (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) mit welcher wir die Großmuth eines Oreſtes und Pylades z. E. bewundern. (Im Vorbeygehn erinnere ich, daß dieſes vielleicht die einzigen Charaktere der Alten ſind, die eine wahre Bewunderung erregen.) Ich ſchweige von einer gewiſſen Situation in einem chineſiſchen Trauerſpiele, die Sie ſelbſt jederzeit zu bewundern pflegten. Ein alter Mann wird auf Befehl des Tyrannen von ſeinem Freunde jämmerlich geprügelt, von eben dem Freunde, dem zum Beſten er ein gewiſſes Geheimniß nicht offenbaren will. Er ſiehet mit halbzornigen Blicken auf denjenigen zurück, der die Befehle des Tyrannen auf ſeinem Rücken vollziehet. Jetzt wird er ſeinen Mund öffnen und durch ein einziges Wort ſich von den entſetzlichen Schmerzen befreyen. Doch nein! Er erblickt ſeinen Freund, erinnert ſich ſeiner Pflicht, und der grauſamen Gewalt, die ſeinen Freund nöthigt, ſein Henker zu werden. Sein Zorn verwandelt ſich in Wehmuth, er ſeufzet und bleibt ſeiner Pflicht getreu. Hier iſt Großmuth, hier iſt Standhaftigkeit, hier iſt innerlicher Kampf, und der herrlichſte Sieg, den Sterbliche jemahls erfochten!

Wenn die Vernunft die Nacheiferung billiget, die durch die Bewunderung in uns erzeugt wird; ſo wollen Sie die Wirkung nicht der Bewunderung, ſondern der deutlichen Erkenntniß zuſchreiben. Ich habe aber in beykommenden Blättern bewieſen, daß die intuitive Erkenntniß die Quantität der Motive vermehren müſſe, wenn der tugendhafte Vorſatz zur Wirklichkeit kommen ſoll, und nichts vermehret, meines Erachtens, dieſe Quantität ſo ſehr, als die Bewunderung.

Wenn Herr Nicolai behauptet,*) die Poeſie könne zur Beſſerung der Sitten nichts beytragen, ſo hat er offenbar Unrecht, und ich beweiſe das Gegentheil hiervon in beykommenden Blättern. Wenn er aber behauptet, die Beſſerung der Sitten könne nicht der Hauptendzweck des Trauerſpiels ſeyn, weil die Nachahmung immer noch vollkommen ſeyn kann, wenn auch die zum Grunde liegende Sittlichkeit nicht völlig mit der Vernunft übereinſtimmt: ſo glaube ich, daß ihm die eifrigſten Verfechter der Poeſie beypflichten müſſen. Die äſthetiſche Illuſion iſt wirklich im Stande, die obern Seelenkräfte auf eine Zeitlang zum Schweigen zu bringen; wie ich ſolches in meinen Gedanken von der Illuſion ziemlich deutlich mache. Daß aber ſelbſt die Fertigkeit zu **bemitleiden** (erlauben Sie mir dieſes ſchweizeriſche Wort) nicht immer gute Wirkung thut, erhellet aus meinen Gedanken von der ſittlichen Empfindlichkeit, die ohne Hülfe der Urtheilskraft unſer Gefühl nur zärtlicher macht, und uns antreibt, ſowohl wahren als ſcheinbaren Gütern mit gröſſerer Begierde nachzujagen. Ihre Gedanken von den körperlichen Geſchicklichkeiten, und von der Bewunderung, die ſie erregen, gefallen mir ungemein, und Sie beſchämen mich, wenn Sie über das Unvermögen, Ihre Gedanken richtig auszudrücken, klagen. Was kann ich Ihnen hierauf antworten, ohne Ihnen ein Gegenkompliment zu machen?

---

*) Wenn — aber merken Sie es ſich, mein lieber Leſſing, daß ich dieſes nicht behaupte. Nicolai.

Erheben Sie nur nicht die Bewunderung der körperlichen Geſchicklichkeiten auf Koſten der Seele! Sie irren ungemein, wenn Sie glauben, die Großmuth in beſtimmten einzelnen Fällen errege blos den Wunſch, in ähnlichen Fällen großmüthig zu handeln. Aus meinen Gedanken von der **Herrſchaft über die Neigung** werden Sie erſehen, wie zuträglich es der Tugend ſey, wenn die allgemeinen abſtrakten Begriffe auf einzelne Fälle reducirt werden. Dieſe Reduktion kann durch die Erfahrung, durch Beyſpiele oder auch durch Erdichtung geſchehen. Unſere ſymboliſche Erkenntniß wird allemahl in eine anſchauende verwandelt, die Gewalt der Motive wird belebt, und ihre Quantität wird gröſſer, als die Quantität der ſinnlichen Luſt, die ſich ihnen widerſetzt.

Sie ſehen, ich beziehe mich ſehr oft auf beykommende Blätter, und es verſteht ſich, daß ich vor allen Dingen Ihr Urtheil über die Gedanken, die darinn enthalten ſind, erwarte. Ich habe ſie ohne Ordnung und Zuſammenhang, faſt ſo wie ich ſie gehabt habe, zu Papier gebracht. Sagen Sie mir, ob etwas daraus zu machen ſey?

Ihre Gedanken über das 13te Hauptſtück der ariſtoteliſchen Dichtkunſt, und insbeſondere über die Regel, daß der Held des Trauerſpiels nicht vollkommen tugendhaft ſeyn müſſe, ſind unverbeſſerlich. Sie tragen das untrügliche Kennzeichen der Wahrheit an ſich, daß man beym Durchleſen über ſich ſelbſt böſe wird, weil man ſie verfehlt hat. Für das Kompliment, das Sie mir dabey machen, danke ich.

Ich komme zu Ihrer Nachſchrift. Sie heißen mir das 15te Hauptſtück der ariſtoteliſchen Dichtkunſt (das 15te ſoll es doch wohl ſeyn?

denn Sie haben das 16te geſetzt) nachleſen, darinn der Dichter einige Regeln von der Verſchönerung der Leidenſchaften geben ſoll. Ich verſtehe, wie Sie wiſſen, kein Griechiſch. Ich muß alſo glauben, was Curtius ſagt. Dieſer verſichert, die Ausleger könnten mit dieſer Stelle nicht fertig werden. Wie ſie Corneille und Dacier nimmt, ſagt ſie gerade das Gegentheil von demjenigen, was Sie darinn ſuchen. Die Curtiusſche Ueberſetzung verträgt ſich noch ſo ziemlich mit Ihrer Auslegung. Aber wie wenig hat Curtius ſelbſt die Stelle verſtanden, die er doch ſo gut überſetzt hat! Er ſagt in ſeinen Anmerkungen, Homer habe dadurch den Jachzorn des Achilles verſchönert, daß er ihm andere löbliche Eigenſchaften beygelegt hat. Iſt dieſes Ariſtoteles Meinung geweſen, ſo hat er die beſte Art, die Leidenſchaften durch ſich ſelbſt zu verſchönern, verfehlt; von welcher ich in meinen vorigen Briefen genug geſchwatzt habe. Jedoch lieber mag ihn Curtius nicht verſtanden haben.

Was ich für einen Begrif mit dem Worte Illuſion verknüpfe, werden Sie aus beykommenden Blättern erſehen. Im 14ten Hauptſtück vom Ariſtoteles finde ich nichts, das meinen Lehrſätzen widerſpricht: die prächtigen Verzierungen gehören freylich nicht für das Trauerſpiel; ſie ſind für die Oper und für tauſend andere Ergötzlichkeiten, daran unſere Seele keinen Theil hat; und wenn ich dem Worte Illuſion nicht den Verſtand gegeben, den es nach dem Sprachgebrauch haben ſollte, ſo ſtreichen Sie es immer durch, und ſetzen ein anderes Zeichen dafür hin.

Leben Sie wohl, liebſter Freund! und werden Sie nicht müde, mich zu beſſern, ſo werden Sie auch nicht müde werden, mich zu lieben. Dieſes ſind Ihre eigenen Worte, und ich zweifle, ob Sie ſo viel dabey gedacht haben, als ich, wenn ich Sie verſichere, daß ich Sie liebe.

Moſes.

N. S. Zählen Sie beykommende Blätter mit; ſo habe ich immer noch einige Seiten voraus. Herr Moſes ſagt, ich müßte auch an Sie ſchreiben, und mit einem Einfalle anfangen — Hier iſt einer — Die Briefe, die ich oder Herr Moſes an Sie ſchreibe, ſind ſo wie die Stadtdekrete, die allemahl der andere Bürgermeiſter auch unterſchreiben muß, wenn ſie ihn gleich ſonſt nichts angeben. Glauben Sie aber nicht, mein liebſter Leſſing, daß ich es ſo mache, wie die Bürgermeiſter, und unterſchreibe, ohne geleſen zu haben. Ich mache es vielmehr umgekehrt: ich leſe alles, wenn ich auch manchmahl nicht unterſchreibe. — — Was man für Geſchwätze macht, wenn man gern einen Einfall heraus bringen will! — Kurz, mein liebſter Leſſing, ob ich gleich jetzt nicht unzerſtreut genug bin, um an Ihrem Streit mit Hrn. Moſes Theil zu nehmen, ſo gebe ich doch einen aufmerkſamen Zuſchauer dabey ab, ſo wie — Doch das würde wieder ein Einfall werden, und heute mache ich keinen mehr. Wegen der Bibliothek werde ich wohl nächſtens Ihre Antwort leſen, vornehmlich aber Ihr Urtheil über meine Abhandlung und Ihre noch reſtirende Antwort wegen Hrn. Lankiſch. Leben Sie wohl, lieben Sie ferner

Ihren
Nicolai.

Ich muß doch wohl das letzte Wort haben. Ich habe meine Gedanken von der Illuſion u. ſ. w. nicht copirt. Ich bitte mir ſie alſo wieder aus, aber leſen ſollen Sie ſie erſt.

Moſes.

Die letzte Erinnerung iſt freundſchaftlich; ſollten Sie ſie wohl wirklich zurückſchicken können, ohne ſie zu leſen? — So habe ich doch das letzte Wort!

Nicolai.

Berlin, d. 2. März 1757.

Liebſter Freund,

Sie müſſen nicht böſe werden, daß ich Ihnen nicht mit erſter Poſt geantwortet habe. Ich lebe, wie die Schweizer ſagen, ein ſehr unbelebtes Leben. Morgen iſt meines Bruders Hochzeit. Dies könnte Ihnen alles geſagt ſeyn; aber ich könnte noch weit mehr ſagen, wenn ich Ihnen alles melden wollte, was mich verhindert hat. Doch genug hiervon. Ich bin Ihnen nebſt Hr. Moſes für Ihre gehabte Bemühung wegen der Bibliothek ungemein verbunden. Herr Dyk iſt ein braver Mann.

Ich habe Hoffnung, aus Frankreich von dem Chevalier d'Arcq viele nützliche Neuigkeiten zur Bibliothek, und auch ſchon einen Weg im Vorſchlag, aus England die neueſten, ſonderlich theatraliſchen Neuigkeiten zu erhalten.

Ich ſehe den Aushängebogen von meiner Abhandlung vom Trauerſpiele mit großem Verlangen entgegen, weil ich Ihre Anmerkungen dabey finden werde. Sie müſſen ſie ganz frei von der Leber wegſagen. Seyn Sie verſichert, daß, ob ich mich gleich von dem Hauptſatze noch überzeugt halte, ich dennoch mit der Abhandlung ſelbſt nichts weniger als zufrieden bin. Ihre Anmerkungen über das bürgerliche Trauerſpiel müſſen Sie mir auch nicht vorenthalten. Auch wegen Herrn Brückners Aktien erwarte ich noch eine Antwort.

Ich habe noch nicht Zeit gehabt, den Freigeiſt mit Muße zu leſen. Herr Moſes hat ihn geleſen, wie man ihn leſen ſoll, und Sie können denken, ob er uns gefallen hat, da wir zuweilen auf den Argwohn gekommen ſind, daß der junge Herr mit Ihrem Kalbe gepflügt habe. Hier bekommen Sie auch noch das Trauerſpiel Codrus, welches zum Preiſe eingelaufen iſt. Sie werden ſehen, daß es viel Schönes, aber auch viel Schlechtes enthält. Die hinten angehängte Kritik taugt gar nichts. Ich vermuthe aus einigen Anzeigen, daß der Herr Baron v. Cronegk in Anſpach der Verfaſſer ſey. Sie müſſen es leſen, uns ihr Urtheil pünktlich ſchreiben, und es wiederſenden.

Sobald ich ein wenig Zeit habe, will ich Ihre Briefe aufſuchen, und Herr Moſes wird ein Gleiches thun.

Sie müſſen nach Berlin kommen, ehe Sie wieder verreiſen, es ſey auch auf was Art es ſey. Wenn es nicht anders iſt, ſo machen Sie es wie Rabelais: geben Sie ſich für einen Staatsgefangenen aus, und laſſen Sie ſich unter einer Eskorte nach Berlin bringen. Ich bin

ganz der Ihrige.
Fr. Nicolai.

Berlin, den 2. März 1757.

Ich habe auf Ihren letzten Brief noch nicht geantwortet. Wiſſen Sie aber, warum? Ich muß erſt wiſſen, was Sie von Ihrem ſehr ſchönen Grundſatze für Gebrauch machen wollen. Sie haben vollkommen Recht. Das Vermögen, Vollkommenheiten zu lieben, und Unvollkommenheiten zu verabſcheuen, iſt eine Realität, und alſo eine Vollkommenheit. Die Ausübung derſelben muß uns alſo nothwendig Vergnügen gewähren. Schade, daß mir dieſe feine Betrachtung unbekannt war, als ich meine Briefe über die Empfindungen geſchrieben. Dü Bos und ich haben viel von der Annehmlichkeit der nachgeahmten Vollkommenheiten geſchwatzt, ohne den rechten Punkt getroffen zu haben. Wollen Sie aber aus dieſem Satze irgend Folgen ziehen? Verſprechen Sie ſich einigen Nutzen davon in unſrer Streitſache? Dieſes muß ich wiſſen, und zwar bald, damit wir näher zum Zwecke ſchreiten können. Wir führen Kriege, lieber Leſſing, die ohne Ihren Schaden für mich ſehr vortheilhaft ſind. Wir wollen ſehen, ob die ſtreitenden Mächte ſo viel reellen Nutzen von ihrem koſtbaren Kriege haben werden.

Das Trauerſpiel, der Freygeiſt, habe ich geleſen. Mit Nächſtem melde ich Ihnen mein Urtheil darüber. Einige Situationen haben mir ungemein gefallen; aber mit dem Titel bin ich nicht zufrieden. In dem allgemeinen Charakter des Freygeiſts liegt nichts weniger, als der Grund zu ſo vielen Gottloſigkeiten. Sie verſtehn mich ſchon, daß dieſes kein Tadel an der Ausführung des Charakters iſt: denn wer wollte die poetiſche Möglichkeit eines ſolchen Charakters in Zweifel ziehen? Aber der allgemeine Titel erweckt Schaudern.

Ich bin Ihnen noch die Widerlegung des Hrn. Prof. Aepinus, meiner Abhandlung von der Wahrſcheinlichkeit, nebſt meiner Beantwortung ſchuldig. Ich glaube immer noch, ich habe Recht, ob mir gleich Hr. Aepinus die Gegenantwort nicht ſchuldig geblieben iſt. Der Mann iſt ein hitziger Widerſacher Wolfens, und ein Partiſan des Aequilibrii indifferentiae. Es ſchmerzt ihn, den Satz des zureichenden Grundes, in Anſehung der freywilligen Handlung des Menſchen, auf eine ſo neue Art bewieſen zu ſehen.

Leben Sie wohl, und fahren Sie fort, mich zu lieben. Ich bin

Ihr

wahrer Freund

Moſes.

Lieber Freund!

Was wird endlich aus Ihrem ewigen Stillſchweigen? Wenn es noch lange anhält; ſo werde ich beſorgen müſſen, man habe Sie angeworben, die Churmark zu beſchützen. — Es geſchähe Ihnen auch Recht. Wenn Sie Ihren Freunden nicht ſchreiben wollen; ſo ſtreiten Sie wenigſtens für ihre Erhaltung. Ich ſollte nur die Gewalt über Sachſen haben. Sie müßten mir fleißiger ſchreiben, oder — — Doch ich kann mich itzt beſſer rächen. Ich habe Ihnen tauſenderley Sachen zu ſchreiben, und melde Ihnen von Allem nichts, bis Sie uns erſt geſchrieben haben. Hier ſind die beyden Briefe, in welchen noch ſo etwas vom Trauerſpiele ſteht. Die übrigen hat alle Hr. Nicolai, und der wird ſie Ihnen auch ſchicken, oder vielleicht ſchon geſchickt haben. Dieſe Briefe ſind unſer, und nach einigen Poſttagen erwarten wir dieſelben mit Wucher zurück.

Hr. Premontval rückt nun endlich mit ſeinen Vues philosophiques heraus. Dieſes werden Sie aus den hieſigen Zeitungsblättern erſehen haben, wenn Sie ſie leſen. Mehr aber, als Krauſens Recenſion, habe ich auch noch nicht davon zu ſehen bekommen: denn ich habe den

Verfaſſer wohl in 4 Monaten nicht beſucht. Der Mann iſt eben ſo paradox, als ſeine Schriften. Heute iſt ſein Umgang angenehm, und man wünſcht ſich öfters in ſeiner Geſellſchaft zu ſeyn, und morgen wundert man ſich, daß man je an ſeinem Umgange hat Geſchmack finden können.

Unſer Hr. Nicolai wird bald, wie wir hoffen, die Handlung verlaſſen. (Wenn ich doch hoffen könnte, ihm jemals zu folgen!) Hingegen iſt er itzt zu guter letzt ſo ſehr beſchäftiget, daß er an nichts denken kann. Gegen Oſtern machen Sie ſich auf eine Vertheidigung Ihrer paradoxen Gedanken vom Mitleiden gefaßt. Ich werde alsdenn das Vergnügen haben, Ihnen müßig zuzuſchauen. Sie ſollen unſer Billard-König ſeyn.

Herr Voß macht Ihnen ſeine Empfehlung. Er fragt, ob Sie ihm denn gar nicht antworten wollen? Dieſes hat mir Voß zwar ſchon vor 14 Tagen aufgetragen, aber ich glaube Ihnen ſicher noch heute dieſe Frage thun zu können. So ſehr kann ich mich auf Ihre Nachläſſigkeit verlaſſen.

Leben Sie wohl, liebſter Leſſing, und ſchreiben Sie an

Ihren
beſten Freund
Moſes.

Berlin,
den 23. März 1757.

Berlin, den 23. März 1757.

Liebſter Freund,

Alle Poſttage habe ich einem Briefe mit Verlangen entgegen geſehen; ich hoffte Ihre Anmerkungen über meine Abhandlung, Ihr Urtheil von unſerm Codrus, und den Contract von der Bibliothek zu erhalten; aber Sie haben mich noch immer warten laſſen. Wenn Sie mir nun in Ihrem nächſten Briefe alles ſchreiben, was ich erwarte, ſo haben wir auf einmal eine deſto reichere Ernte.

Ich ergreife inzwiſchen dieſe Gelegenheit, Ihnen eine wichtige Entdeckung zu melden, welche man hier gemacht hat, nehmlich, daß Sie der Verfaſſer des Schreibens an einen Buchdruckergeſellen über die hieſigen Staatsſchriften ſind. Herr Moſes ſo wohl, als ich, haben dieſer Entdeckung ſehr applaudiret; wir fanden nämlich, daß Discurſe aus dem Staatsrecht, Anmerkungen über die Muskeln des Farneſiſchen Hercules, und ſonderlich die Anführung zweyer Verſe aus Voltaire Ihnen ſo ähnlich ſähen, daß wir nicht umhin konnten, die Scharfſichtigkeit desjenigen zu bewundern, der Ihre Schreib- und Denkart ſo vortreflich zu unterſcheiden weiß. —

Der Herr von Kleiſt iſt Major geworden; ich weiß aber noch nicht recht bey welchem Regiment. Es wird alſo auch die Unterſchrift unter dem Kupfer geändert werden müſſen. Hier haben Sie auch ein Hochzeitgedicht auf meines Bruders Hochzeit, das invito Apolline gemacht iſt. Herr Moſes hat demſelben die Ehre angethan, es in alcäiſche Verſe zu überſetzen, iſt aber ſo nachläſſig geweſen, ſeine Ueberſetzung zu verlieren; ſonſt hätte ich lieber die Ueberſetzung, als das Original geſchickt. Leben Sie wohl, liebſter Leſſing, und ſchreiben Sie mir bald und viel. Ich bin

Ihr

Nicolai.

Lieber Freund!

Wenn Sie wüßten, daß wir 8 Feyertage gehabt, in welchen man, wie Sie wiſſen, zu nichts anders Luſt hat, als verdrießlich zu ſeyn; wenn Sie wüßten, daß ich nach dieſen unnützen Tagen wiederum 11 Tage krank gelegen habe; ſo würden Sie ſich nicht über mein Stillſchweigen beſchweren. Indeſſen bin ich doch nicht ganz müßig geweſen. Ich habe alle die Punkte aufgeſetzt, darüber wir uns bereits verglichen, und auch diejenigen, da noch ſub judice lis eſt. Dieſen Aufſatz hat Hr. Nicolai zu ſich genommen; er will einige Zuſätze dabey machen, und ich wünſchte, daß Sie das verſprochene Buch noch ſo lange da behielten, bis Sie dieſes Projekt zu einer Kapitulation geleſen. Wenigſtens wird es zu nähern Erklärungen Anlaß geben, und zugleich verhindern, daß wir nicht unſer Augenmerk aus dem Geſichte verlieren, wie ſonſt bey dergleichen Streitigkeiten gewöhnlich iſt.

Mit meinem Urtheile über den Freygeiſt muß es ſchon noch einigen Anſtand haben. Herr Nicolai will dieſes Trauerſpiel mit mir gemeinſchaftlich durchgehen. Wer weiß indeſſen, ob er Wort hält? Sie Herren Beaux Eſprits ſind ziemlich bereitwillig, viel Gutes zu verſprechen, und wenns zum Treffen kömmt, ſo bedenken Sie erſt, daß Ihre Gemächlichkeit darunter leiden würde, wenn Sie alles Verſprochene leiſten wollten.

Herr v. Premontval hat einen Theil von ſeinen Proteſtations herausgegeben. Ich habe ſie aber noch nicht geleſen, bin auch bey dem Manne ſeit langer Zeit nicht geweſen. Er hat wirklich wunderlich Zeug im Kopfe, und man thut ihm Unrecht, wenn man glaubt, er wolle nur paradox ſcheinen. In der Metaphyſik iſt auch nichts mit ihm auszurichten. Sie wiſſen, daß alle Materien, die in die Metaphyſik einſchlagen, ſo ſehr an einander hangen, daß man niemanden von ſeiner Meinung überführen kann, wo man nicht beſtändig mit ihm umgeht, und einen Punkt nach dem andern vornimmt. Ja, man muß es an Wiederholungen nicht fehlen laſſen. Sonſt wird es dem Gegner nie an Mitteln fehlen, den Streit von einer Materie in die andere bis ins Unendliche zu führen. Der Streit zwiſchen Klark und Leibnitz würde vielleicht noch dauern, wenn nicht der Tod ihr Schiedsrichter geweſen wäre.

Kurz, ich habe bey mir beſchloſſen, wo es nicht mit Leſſing geſchehen kann, mich ſonſt mit niemanden in einen Streit über philoſophiſche Materien einzulaſſen. Ihre Rechtgläubigen haben immer eine große Rückſicht auf die geoffenbarte Religion, die mir einer Hinterliſt ähnlich ſieht, und ihre Zweifler und ſogenannten Freygeiſter ſind vollends nicht auszuſtehen. Ich hatte mir einen ganz andern Begriff von der Welt gemacht, als ich ſie blos aus den Büchern und aus dem Charakter eines Leſſings kannte. Ich erſtaune, wenn ich die Macht bedenke, die das Vorurtheil über die Gemüther hat. Es iſt kein Theil in der Weltweisheit, keine Wiſſenſchaft überhaupt, die nicht mit den gröbſten Vorurtheilen von der Welt in einem Subiekt ſollte beſtehen können. Ein jeder ſucht die Wahrheiten, die ihm bekannt ſind, ſo gut mit ſeinen Lieblings-Vorurtheilen durcheinander zu weben, als er kann; und wenn er ſich eine Zeitlang an ſeinem Gewebe vergnügt hat, ſo glaubt er ſein Syſtem auf Gründe gebaut zu haben.

Wozu dieſes Geſchwätze? werden Sie fragen, indem Sie vielleicht ſchon müde ſind zu leſen. — Ich weiß es ſelbſt nicht ſo recht deutlich zu erklären, wie ich auf dieſe Gedanken komme. Indeſſen ſind dieſes doch wirklich die Gründe, die mich zuweilen ziemlich verdrießlich machen, und die mich zu dem Entſchluſſe gebracht haben, außer Leſſing und Nicolai keinen Freund zu ſuchen, und ſogar alle Bekanntſchaft aufzuheben, die ich gemacht hatte. Hätte ich fortgefahren, Menſchen kennen zu lernen, ſo hätte ich vielleicht angefangen, auch ihre Schriften nicht mehr zu lieben.

Genug für dieſesmahl, weil ich heute noch nicht aufgelegt bin, meine Gedanken zu rangiren. Leben Sie alſo wohl, mein beſter Freund!

Berlin,
den 29. April 1757.

Moſes.

N. S. Es dauert mich, daß dieſer halbe Bogen unbeſchrieben bleiben ſoll. Was ſchreibe ich ſogleich her, das mich nicht viel Mühe koſtet! — — — Hier iſt was! Zu Anfange des Winters hatte ich an einem Abende folgende Verſe gemacht. (Ich habe gelogen. Ich mag wohl mehr als 6 Abende darüber zugebracht haben; allein Poeten müſſen wacker lügen.)

Itzt liegt der träge Schwarm von ſteten Qualen matt,
Nachläſſig hingeſtreckt, auf weicher Lagerſtatt.
Das Thieriſche iſt todt. Empfindung, Sinn, Beſtreben
Hört plötzlich auf, und nur die Pflanze hat noch Leben.
Der rege Trieb entſchläft, der ſie durchs Leben jagt.
Als Pflanze ruht der Menſch, als Menſch iſt er geplagt.
Wer niemals denkt, wer ſich wie Thiere weidet,
Verfehlt des Schöpfers Zweck; wer immer denkt, der leidet.
Die ſteinerne Vernunft wetzt jenen Stachel ab,
Der uns zum Fühlen reizt, und wird der Freuden Grab.
Verſuchts, o Sterbliche! bekämpft der Thorheit Götzen,
Die Sucht nach eitlem Ruhm, den Durſt nach feilen Schätzen.
Beſiegt den weichen Trieb, der euren Geiſt entnervt,
Die Seel' in Schlummer wiegt, den Reiz der Sinne ſchärft.
Verjagt die Phantaſie und ihre Zauberſchatten,
Die auch der Wahrheit Glanz mit Rauch umnebelt hatten,
Und ſucht in Weisheit Ruh. Doch ſagt, erlangt ihr ſie?
O zieht die Menſchheit aus, ſeyd Engel oder Vieh,
Wenn ihr die Ruhe liebt. Kein Mittelding von beyden
Frißt unbekümmert Gras, verträgt des Engels Freuden ꝛc.

Denken Sie nicht, daß dieſes ꝛc. wieder eine poetiſche Aufſchneiderey ſey. Ich habe wirklich noch mehr dergleichen Dinge fertig, die ſo ausſehen wie Verſe. Die erſte Strafe, die Sie verdienen werden, ſoll in nicht weniger als einigen Hundert dergleichen beſtehen.

Berlin, d. 14. May 1757.

Liebſter Freund,

Alle Poſttage haben wir, das heißt Herr Moſes und ich, auf Aushängebogen von der Bibliothek, und auf lange Briefe von Ihnen gewartet; alle Tage haben wir nichts erhalten. Ich muß endlich das Stillſchweigen brechen; und da wir bisher in Ihrer Schuld geweſen ſind, ſo wollen wir uns nun auf einmal los machen, damit wir nun von Ihnen wieder etwas hoffen können. Geben Sie Acht, was Sie alles bekommen. I. hat Herr Moſes eine Art von Capitulation aufgeſetzt, um die Puncte zu beſtimmen, über die wir in unſerm Streite einig oder nicht einig ſind. II. habe ich Ihre Anmerkungen über meine Abhandlung beantwortet, und erwarte nun, daß Sie Ihre Anmerkungen fortſetzen ſollen. III. ſchicke ich Ihnen Ihre Briefe, die Sie zu unſerm Streite brauchen können, wieder. IV. ſende ich Ihnen einige Gedanken von Herrn Moſes über die Künſte, die Nachahmung und das Naive, welche ungemein viel Neues enthalten, und Stoff zu einer Abhandlung in der Bibliothek abgeben ſollen [*]. Nun ſehen Sie nur zu, daß Sie uns auf dies alles eine baldige lange Antwort ſchicken.

Ich umarme Sie, liebſter Freund, und bin

der Ihrige,
Nicolai.

Streitige.	Ausgemachte Punkte.
	§ 1. Diejenigen Leidenſchaften, die in der Natur unangenehm ſind, gefallen uns in der Nachahmung.
c) Das Vergnügen aus der Nachahmung iſt kein einfaches, ſondern ein zuſammengeſetztes Vergnügen. Denn nicht nur die Geſchicklichkeit des Künſtlers; ſondern auch die Vortreflichkeit der Nachahmung ſelbſt kann uns anſchauend vergnügen. Sonſt würden uns öfters groteske Geſtalten beſſer gefallen, als die Nachahmung der Natur, wenn ſich in jenen der Witz des Künſtlers mehr gezeigt hat. Es braucht nichts mehr als Reflexion, um dieſe Aehnlichkeit zu bemerken, denn ſie fällt Kennern beym erſten Anblick in die Augen.	a) Das Vermögen, zu den Vollkommenheiten eine Zuneigung zu haben, und Unvollkommenheiten zu fliehen, iſt eine Realität. Daher führt die Ausübung dieſes Vermögens ein Vergnügen mit ſich, das aber in der Natur comparative kleiner iſt, als das Mißvergnügen, das aus der Betrachtung des Gegenſtandes entſpringt. In der Nachahmung hingegen, da der unvollkommne Gegenſtand abweſend iſt, muß die Luſt die Oberhand gewinnen, und den geringen Grad der Unluſt verdunkeln. b) Zu dieſer Verdunkelung trägt die Nachahmung ſelbſt, wenn ſie vollkommen iſt, nicht wenig bey, weil ſie die Quantität der ſinnlichen Luſt vermehrt. Moſes.

ad a) Ich habe dieſen Satz S. 20. meiner Abhandlung vom Trauerſpiele behauptet, obgleich nicht ſo philoſophiſch genau ausgedrückt. Hier

---

[*] Dieſe Abhandlung iſt bekanntlich in der Bibl., und nachher in meines Freundes philoſ. Schriften gedruckt worden. Nicolai.

Streitige. Ausgemachte Punkte.

hat es Herr Moſes für mich gethan. S. 23. wende ich dieſen Satz auf das Trauerſpiel an, und mache ihn zur ſtärkſten Grundſäule meines Syſtems: ich rede zwar daſelbſt vielleicht wieder nicht ganz philoſophiſch genau; Sie werden aber finden, daß meine Sinnlichkeit und Ihre philoſophiſche Strengigkeit ungemein wohl mit einander übereinſtimmen. Nicolai.

NB. Herr Nicolai muß nicht alle Briefe geleſen haben, ſonſt würde er mir nicht zuſchreiben, was Sie geſagt haben.

§. 2. Daher ſolche unangenehme Leidenſchaften, deren Ausübung ſelbſt für keine Realität gehalten wird, gänzlich von der Schaubühne wegbleiben, oder als häßlich abgebildet werden müſſen. Als z. E. Neid ꝛc. und alle Affekten, die in einer Unluſt über eines andern Vollkommenheiten beſtehen.

§. 3. Die anſchauende Betrachtung unſers Unglücks gebieret Unluſt.

a) Iſt das Uebel gegenwärtig, ſo wird die Empfindung deſſelben, nachdem es größer oder kleiner iſt, Unluſt, Mißvergnügen, Traurigkeit, Betrübniß u. ſ. w. genannt.

b) Iſt es bevorſtehend und mit Wahrſcheinlichkeit zu vermuthen, ſo erregt es Furcht.

c) Iſt es groß und unvermeidlich, ſo entſteht Verzweiflung.

d) Kömmt es unvermuthet und plötzlich, ſo entſteht Schrecken, und wenn das Uebel groß iſt, Entſetzen.

§. 4. Die anſchauende Betrachtung eines Andern Unglücks gebieret eine Unluſt, die wir Mitleiden betiteln.

Streitige.

a) Da nun auch das Unglück, das einen Andern trifft, ſo wohl der Zeit als der Quantität nach verſchieden ſeyn kann; ſo ſiehet man leicht, daß uns Worte fehlen, alle Modifikationen des Mitleidens mit beſondern Namen zu belegen. Es giebt eine mitleidige Furcht, eine mitleidige Verzweiflung, ein mitleidiges Schrecken, ja ſogar einen mitleidigen Zorn u. ſ. w. (wenn man mir dieſes Beywort erlauben will); ſo wie es bey der Vorſtellung unſrer eignen Unvollkommenheit, Traurigkeit, Furcht, Schrecken u. ſ. w. giebt. Das Mitleiden begreift als das nomen generis alle Modifikationen der Unluſt in ſich, die wir über eines andern Unluſt empfinden. Man hat ſich aber mit dieſem allgemeinen Namen begnügt, und die beſondre Abänderung dieſes Affekts entweder nicht bemerkt, oder man hat ſich mit den Namen beholfen, die der Modifikation der Unluſt über unſer eignes Unglück gegeben worden ſind.

c) Werden Sie nicht bald um Ihren Ariſtoteles verlegen ſeyn? Wie unphiloſophiſch ſetzt er, wie Sie uns in ſeinem Namen berichten, das Mitleiden der Furcht entgegen! Das Wort φόβος, ſagen Sie, erklärt Ariſtoteles die Unluſt über ein bevorſtehendes Uebel, (alſo Furcht) und ſetzt hinzu: alles dasjenige

Ausgemachte Punkte.

b) Wahr iſts, die bemitleidete Perſon wird von uns geliebt. Wir nehmen alſo Theil an ihrem Schickſale, und empfinden bey jedem Vorfalle etwas ähnliches von demjenigen, was ſie ſelbſt empfindet. Es wäre aber dennoch zu wünſchen, daß man Erſcheinungen in unſrer Seele, die von verſchiedenen Urſachen herrühren, verſchiedentlich charakteriſirt hätte. Dieſes unphiloſophiſche Willkührliche in den Sprachen macht den Weltweiſen am meiſten zu ſchaffen. Ich denke itzt ſchon eine halbe Stunde, nicht ohne Verdruß, auf ein allgemeines Wort für die Unluſt, die wir über unſer eigen Unglück empfinden, um es dem Mitleiden entgegen zu ſetzen, ſed ſudo multum fruſtraque laboro.

Streitige.

erregt in uns Furcht, was, wenn wir es an andern ſehen, Mitleiden erwecket, und alles dasjenige erwecke Mitleiden ꝛc. Wo φοβος in dieſer zweyten Stelle nicht eine jede Unluſt bedeutet, die wir über unſer eignes Unglück empfinden, und alſo das Wort iſt, das ich im Deutſchen ſuche; ſo begreife ich gar nicht, warum er Mitleiden und Furcht einander entgegen geſetzt habe. Empfinden wir keine Unluſt, wenn unſerm Freunde ein Uebel bevorſteht? Iſt dieſe Unluſt nicht Furcht? Wir fürchten alſo nicht blos für uns, ſondern auch für diejenigen, die unſer Mitleiden verdienen. Ja, wir zürnen, erſchrecken, verzweifeln, hoffen für eine Perſon, wenn uns der Dichter für ſie einzunehmen weiß.

— — Pectus inaniter angit,
Irritat, mulcet, falſis terroribus implet
Ut magus.

Sie ſehen alſo, daß die unbeſtimmten Ausdrücke des Ariſtoteles an dieſem Mißverſtändniſſe Schuld geweſen. Kein Wunder, daß Dacier, Boileau und Curtius bald crainte, bald terreur geſetzt haben; denn beyde Affekten können ſo wohl unſer eignes Unglück als das Unglück eines Andern zum Grunde haben, und alſo nicht weniger Modifikationen des Mitleidens, als der

Ausgemachte Punkte

d) Dieſe falſi terrores, die der Dichter in uns erregt, entſtehen keinesweges aus der Beziehung auf uns ſelbſt, weil wir befürchten, einſt in gleiche Umſtände zu gerathen, wie Sie in Ihren Briefen deutlich genug bewieſen, ſondern es ſind Schrecken, die uns überfallen, wenn die bemitleidete Perſon plötzlich in Gefahr kömmt. Es ſind beſondere Modifikationen des Mitleidens, denen man keinen beſondern Namen gegeben.

Streitige.

Unluſt über unſer eigenes Unglück ſeyn.

Ausgemachte Punkte.

§. 5. Man läßt alſo gelten, Ariſtoteles habe ſagen wollen: das Mitleiden reiniget die Leidenſchaften durch die Furcht, und iſt auch darinn einig, daß Ariſtoteles Unrecht habe. Sie behaupten, ohne die Erlaubniß des Stagiriten:

§. 6. Das Mitleiden reinige die Leidenſchaften ohne Hülfe der Furcht, blos dadurch, daß es den Menſchen geſelliger macht, indem er das Unglück ſeines Nebenmenſchen wie ſein eignes fühlt. Allein eine Leidenſchaft reinigen heißt, die heftige Begierde, die damit verknüpft iſt, von Scheingütern ablenken, und ihr das Ueberflüſſige benehmen, das mit dem Geſetz der Natur ſtreitet. Dieſes thut das Mitleiden nicht, ſondern wir erlangen durch die öftere Uebung eine Fertigkeit, das Intereſſe unſers Nebenmenſchen zu beherzigen, und mit ſeinem Unglücke Mitleiden zu haben. Dieſen Vorzug muß auch*) Herr Nicolai dem Mitleiden eingeſtehen. Allein er iſt von der Reinigung der Leidenſchaften ſehr weit entfernt, und zwar um ſo viel mehr, da das Mitleiden ſelbſt wiederum von der Vernunft regiert werden muß.

§ 7. Vermöge (§. 1.) desienigen Grundſatzes, den wir Ihnen zu danken haben, werden wir die

---

*) Ja, dies geſtehe ich dem Mitleiden nicht allein zu, ſondern ich mache es auch zu der einzigen Wirkung, die die Leidenſchaften im Trauerſpiel haben können, und die das Trauerſpiel auf uns haben kann, S. 29.; philoſophiſcher zu reden, es kann unſere ſittliche Empfindlichkeit vermehren; aber unſer Freund hat in ſeinen Gedanken von der anſchauenden Erkenntniß §. 10. a) gewieſen, daß dies zur Reinigung nicht hinlänglich iſt. Nicolai.

Streitige.

Ausgemachte Punkte.

Abſicht des Trauerſpiels etwas genauer beſtimmen können. Ich nenne das Vermögen der Seele, vermittelſt der anſchauenden Erkenntniß Laſter zu verabſcheuen, die Tugend zu lieben, und über die phyſikaliſchen Unvollkommenheiten, die mit der Tugend in einem Subjekt verknüpft ſind, Unluſt zu empfinden, den moraliſchen Geſchmack. Die Abſicht des Trauerſpiels wird alſo ſeyn: dieſen moraliſchen Geſchmack durch eine ſchöne lebendige Nachahmung zu üben. Durch das Beywort ſchön verſtehe ich eine einzige, vollſtändige und große Handlung; durch lebendig aber, daß ſie dramatiſch eingerichtet und vorgeſtellt zu werden geſchickt ſeyn ſoll. Wie leicht ſich dieſe Definition auf den Grundſatz unſers lieben Nicolai reduciren läßt, werde ich nicht nöthig haben zu erklären. Ja, nichts als Affekten ſind vermögend, dieſen moraliſchen Geſchmack zu üben. Das Trauerſpiel muß alſo Affekten erregen, aber nicht reinigen.

§. 8. Aus den obigen Definitionen erhellet, daß ſowohl Bewunderung als Mitleiden den moraliſchen Geſchmack beſchäftigen können, und ich wünſche mit dem Hrn. Nicolai, daß man künftig ſtatt Schrecken und Mitleiden, Bewunderung und Mitleiden ſetzen möchte, weil das

Streitige.	Ausgemachte Punkte.
	Schrecken blos eine beſondre Modifikation des Mitleidens iſt.
§. 9. Das Mitleiden rührt unſer Herz, die Bewunderung erhebt unſre Seele. Jenes lehrt uns fühlen, dieſe erhaben denken. Jenes läßt uns unſern unglücklichen Freund bedauern, dieſe mit der Gefahr unſers Lebens ihm zu Hülfe eilen. Aber alle dieſe Wirkungen ſind blos die zwote Abſicht des Trauerſpiels.	
	§. 10. Ich würde alſo einem Dichter anrathen, er ſolle ſowohl Mitleiden als Bewunderung in ſeinem Trauerſpiele zu erregen ſuchen. Fragt er aber, welcher von dieſen beyden Affekten darinn herrſchen ſoll? ſo würde ich für meinen Theil dem Mitleiden freylich keinen Vorzug einräumen. Die Bewunderung ohne Mitleiden iſt jederzeit kalt, wie Nicolai ſolches von dem Canut angemerkt hat.
	§. 11. Streichen Sie in der oben angeführten Definition das Wörtlein lebendig aus; ſo haben Sie die Abſicht des Heldengedichtes. Ich bedarf es einem Leſſing nicht zu ſagen, daß ein Heldengedicht in ein Trauerſpiel verwandeln weit mehr iſt, als es in Dialogen abtheilen, und ich weiß nicht, wie Sie mir dieſes in einem Ihrer Briefe haben Schuld geben können. Das Trauerſpiel muß fähig ſeyn, durch die Vorſtellung die Nachahmung ſchö-

Streitige.	Ausgemachte Punkte.
	ner, und die Affekten lebhafter zu machen.
	§. 12. Nehmen Sie, ſtatt des moraliſchen Geſchmacks, nach unſrer Erklärung, die Fähigkeit, Anderer Handlungen zu beurtheilen, inſofern ſie Lob oder Tadel verdienen; ſo haben wir die Abſicht der Komödie. Der Tadel wird öfters, wenn wir für die Perſon nicht ſonderlich eingenommen ſind, vom Lachen begleitet; daher ſucht man in der Komödie ſonderlich das Lachen zu befördern, und bedient ſich ſogar öfters des Burlesken, (das keine ſittliche Abſurdität zum Grunde hat) um uns in die Dispoſition zum Lachen zu ſetzen.

Anmerkungen, welche Nicolai an Leſſing auf ſeinen Brief vom 2. April 1757 ſchickte.

Erſte Anmerkung zu S. 18.

Ich weiß nicht, warum die Ueberſetzer des Ariſtoteles das Wort γελως ſo unbeſtimmt überſetzt haben; auch kann ich nicht beſtimmen, wie es eigentlich müſſe überſetzt werden. Wollen Sie dieſes von mir wiſſen, ſo müſſen Sie künftigen Winter anfragen, wenn ich mich mit Moſes wieder ins Griechiſche hineinwerfen werde.

Ich will es Ihnen aufrichtig geſtehen, daß ich bey meiner Abhandlung die alten und neuen Kunſtrichter nicht ſonderlich zu Rathe gezogen habe. Ich ſuchte aus meinen Empfindungen gewiſſe allgemeine Maximen zu abſtrahiren, und aus dieſen eine Art von Syſtem zu machen; ſo iſt meine Abhandlung entſtanden. Es kann alſo wohl ſeyn, daß ich den Ariſtoteles nicht verſtanden habe. Sie ſagen, um ſeine Dichtkunſt zu verſtehen, müſſe man ſeine Redekunſt und ſeine Sittenlehre an den Nikomachus geleſen haben. Wiſſen Sie was? Ich habe ſeitdem angefangen, ſie nebſt dem Original in einer verwünſcht dunkeln lateiniſchen und in einer ſehr deutlichen franzöſiſchen Ueberſetzung zu leſen, und ich finde wieder, daß, um des Ariſtoteles Redekunſt und Sittenlehre an den Nikomachus zu verſtehen, noch mehr nöthig iſt, als ſeine Dichtkunſt geleſen zu haben: zu verſtehen nehmlich ſo, wie Sie ſie verſtehen; — denn ſonſt verſtehe ich ſie auch wohl ein wenig; aber wenn ich über die Gegenſtände mehr nachdenke, ſo ſtoße ich an.

Herr Moſes hat Ihnen in den beykommenden Capitulationspuncten, wie ich glaube, bewieſen, daß die Lehre des Ariſtoteles von Furcht und Mitleiden falſch iſt. Geſetzt aber auch, ſie wäre wahr, was würde ſie Ihnen wider mich helfen? Sie würde allemahl nicht mehr beweiſen, als was ich ſelbſt zugegeben habe: daß das Trauerſpiel, mit Hrn. Moſes Worten zu reden, *unſere ſittliche Empfindlichkeit vermehren könne*; oder, mit Ihren eigenen Worten (in einem vorigen Briefe) *unſere Fähigkeit Mitleiden zu fühlen, erweitern könne*. Sie werden finden, daß ich S. 29. dieſes ſelbſt behauptet habe. Noch mehr, ich gebe zu, daß die Vermehrung der ſittlichen Empfindlichkeit ein Schritt zu der Reinigung der Leidenſchaften ſeyn könne. Aber iſt denn dieſer Schritt der ganze Weg? Unſtreitig nicht; und wenn auch bloß durch das Vermehren der ſittlichen Empfindlichkeit, die Leidenſchaften gereinigt werden könnten — wie folgt denn daraus, daß die Reinigung die Abſicht des Trauerſpiels ſeyn ſoll? Wäre ſie die Abſicht, ſo ließe der Dichter ſich entſchuldigen, wenn er die Abſicht auch durch andere Mittel zu erreichen ſuchte; und Sie wiſſen, daß es Mittel zur Reinigung der Leidenſchaften giebt, die ganz und gar nicht tragiſch ſind. Gleichwohl iſt es gewiß, daß wenn der Dichter ſeine Abſicht erlangen kann, ſo ſind die Mittel caeteris paribus gleichgültig. Weil nun viel unſchickliche Folgen entſtehen, wenn man die Reinigung zur Abſicht des Trauerſpiels machen will, ſo habe ich ſie ganz aus der Erklärung weggelaſſen, und mich an das gehalten, worauf der Dichter zunächſt zu ſehen hat, nehmlich auf die *Erregung*.

Zu S. 19. 21. 22. 23.

Ich habe mit Ihrer Erlaubniß die Gedanken des du Bos nicht *ſchlechterdings* angenommen; ich ſage vielmehr: ſein Satz könne mit *gehöriger Einſchränkung* der Grund alles Vergnügens ſeyn, das wir aus den ſchönen Wiſſenſchaften ſchöpfen; nur ſey du Bos mit den Folgen, die er daraus gezogen, zu freygebig geweſen. Aber ich habe den Satz auch nicht näher beſtimmt; denn dazu war der Ort nicht. Es iſt wahr, ich habe mich ſo wenig philoſophiſch genau ausgedrückt, als du Bos; aber der Unterſchied iſt: du Bos ſchloß falſch, und ich denke immer noch, ich habe richtig geſchloſſen. Inzwiſchen hat nun Herr Moſes für mich beſtimmt geredet. Sehen Sie nur:

Herr Moſes.

Das Vermögen, zu den Vollkommenheiten eine Zuneigung zu haben, und Unvollkommenheiten zu fliehen, iſt eine Realität. Daher führt die Ausübung dieſes Vermögens ein Vergnügen mit ſich, das aber in der Natur comparative kleiner iſt, als das Mißvergnügen, das aus der Betrachtung des Gegenſtandes entſpringt.

Ich.

Selbſt alsdann noch, wenn uns die Heftigkeit der Leidenſchaften unangenehme Empfindungen verurſachet, hat die Bewegung (was iſt dieſe Bewegung anders, als das Vermögen, Vollkommenheiten zu lieben ꝛc.?) die ſie mit ſich führet, noch Annehmlichkeiten für uns. — Es iſt die Stärke der Bewegung, die wir lieben, auch der ſchmerzlichen Empfindungen ungeachtet, die wider das Angenehme der Leidenſchaft ſtreiten, und in Kurzem obſiegen.

Der Schluß iſt gleichfalls einerley.

Herr Moſes.

In der Nachahmung hingegen, da der unvollkommene Gegenſtand abweſend iſt, muß die Luſt die Oberhand gewinnen, und den geringen Grad der Unluſt verdunkeln.

Ich.

Eine Leidenſchaft alſo, welche dieſe Folgen nicht hinterläßt, muß gänzlich angenehm ſeyn. Von dieſer Art ſind die Nachahmungen der Leidenſchaften, welche das Trauerſpiel hervor bringt ꝛc.

Noch eins. Ich habe nicht allzu genau geſagt: der Schmerz, den das Trauerſpiel erregt, ſey ſcheinbar. Ich will zugeben, daß er nicht ſcheinbar, ſondern wirklich ſey; aber er verſchwindet, ſo bald wir empfinden, daß der bemitleidete Gegenſtand nur eine Nachahmung iſt, und wird um ſo viel mehr gelindert, da wir das Vergnügen über die Geſchicklichkeit des Künſtlers empfinden. Doch hindert dieſe Enttäuſchung die Rührung nicht; denn nur die obern Kräfte ſind überzeugt, und die Rührung beſchäftiget die untern Kräfte. Nun iſt es gewiß, daß wenn die ſittliche Empfindlichkeit zur wirklichen Beförderung der Tugend angewendet werden ſoll, die obern Kräfte, insbeſondere die Urtheilskraft mitwirken muß. Weil aber die obern Kräfte von der Exiſtenz des vorgeſtellten Gegenſtandes nicht überzeugt ſind; ſo können ſie den Ausſchlag nicht geben. Die Herrſchaft bleibt den untern Kräften allein, und daraus entſtehen Früchte der ſittlichen Empfindlichkeit, das heißt ſchöne Gedanken, welche aber, weil die obern Kräfte nicht den Ausſchlag geben, wenigſtens durch das Trauerſpiel nicht zur Ausübung kommen. S. 23.

S. 21. Auch für Ihre Anmerkung aus dem Stobäus bin ich Ihnen verbunden. Es iſt immer ein Troſt für einen, der den Ariſtoteles nicht recht verſtehet, daß ihn ſo gar die alten Comödienſchreiber auch ſchon nicht recht verſtanden haben.

Zu S. 25. Ich ſage freylich ohne Beweis, daß die Verbeſſerung der Sitten ohne Charaktere nicht geſchehen könne; aber durch meine Art von den Charakteren zu handeln, wird dieſer Satz genug erläutert. Ich ſage S. 49: es können ſich in einer Perſon ſo verſchiedene Denkungsarten vereinigen, daß ſie auf eine ſo beſondere Weiſe handelt, als ein anderer ihres gleichen, in gleichen Umſtänden nicht würde gehandelt haben; und dann hat dieſe Perſon einen Charakter. Iſt nun ein Trauerſpiel ohne Charakter, ſo fließet die Verwickelung aus den Umſtänden, in welchen ſich die handelnden Perſonen befinden, und iſt nicht in ihrer Gemüthsbeſchaffenheit gegründet; haben aber die vornehmſten handelnden Perſonen Charaktere, ſo müſſen die Handlungen aus denſelben fließen. — Nun ſchließe ich ſo: begegnet dem Helden ein Unglück, woran er gar nicht Schuld iſt, und das gar nicht aus ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit fließt, (z. E. Hecuba, welche alle ihre Kinder verliert;) ſo kann mich ſolches zwar ſehr rühren, aber es kann mir dadurch gar nicht in die Gedanken kommen, eine Leidenſchaft zu verbeſſern. Wenn aber das Unglück aus der Gemüthsbeſchaffenheit des Helden, aus einem Fehler in ſeinem Charakter entſtehet (ich habe gezeigt, daß dieſer Fehler kein Laſter ſeyn darf): ſo könnte ich mir wohl beyfallen laſſen, den Fehler zu vermeiden, um dem Unglücke zu entgehen. Ob es wirklich zur Vermeidung des Fehlers kommt, iſt eine andere Frage; genug, es folgt hieraus: daß die Verbeſſerung der Sitten ohne Charaktere nicht geſchehen kann, weil die Handlungen, welche nicht aus der Gemüthsbeſchaffenheit des Helden fließen, uns zu keiner Verabſcheuung bewegen können. Ihr Beweis des Gegentheils beweiſt mit Ihrer Erlaubniß nichts mehr, als daß Handlungen, welche, ohne aus dem Charakter des Helden zu fließen, ihn ins Unglück bringen, uns empfindlich machen können. Sie ſchließen falſch: Können dieſe Handlungen Mitleiden erregen, ſo können ſie auch Furcht erregen; weil Ariſtoteles eben ſo falſch ſchließet. Daß aber Ariſtoteles falſch ſchließe, hat Herr Moſes auf ſeinem Foliobogen bewieſen. Können Sie auch wohl in Ernſte glauben, daß, weil Hecuba Mitleid erweckt, die Zuſchauer fürchten können, ihre Stadt verbrannt zu ſehen, in die Sclaverey geführt zu werden und ihre Kinder zu verlieren?

Ich behaupte noch: nicht wenn der Held Leidenſchaften hat, ſondern wenn er eine Leidenſchaft hat, die ihn ins Unglück, oder, noch genauer zu reden, wenn er in ſeiner Leidenſchaft einen Fehler begehet, der ihn ins Unglück ſtürzet, ſo muß er einen Charakter haben. Denn dieſer Fehler iſt eben die beſondere Falte ſeines Herzens, welche ihn von Andern unterſcheidet, und ſeinen Charakter ausmacht.

Zu S. 26. Sie erklären das Wort Charakter anders als ich; denn nach meiner Erklärung können Sie dem Creon keinen geben. Was thut er wohl anders, als was einer ſeines gleichen in gleichen Umſtänden auch thun würde? Welcher Prinz wird nicht ſeine Unſchuld zu vertheidigen ſuchen, wenn er fälſchlich angeklagt wird? Ich habe mit Moſes lange nachgedacht, was wohl der Fehler des Oedipus ſeyn möchte, wenn es die Heftigkeit und Neugier nicht iſt? Endlich ſind wir eins geworden, daß der Fehler ſehr klein ſeyn müſſe, zu dem der Scharfſinn eines Leſſings erfodert wird, um ihn zu entdecken.

Von Gleim.

Halberſtadt, den 16. May 1757.

Unſer Kleiſt hat mir Hoffnung gemacht, eine proſaiſche Ode auf unſern Friedrich von Ihnen zu leſen; und nun bin ich ſo ungeduldig, daß ich Sie bitten muß, mich nicht lange darauf warten zu laſſen. Sie ſähen mich gewiß noch einmal zu Leipzig, wäre es auch nur, um die Ode abzuholen, wenn ich ſo frey wäre, wie Sie. — Indeß ſtudiere ich alle Tage darauf, wie ich noch eine achttägige Abweſenheit möglich machen will, und vielleicht bin ich ſo glücklich, daß ich, ehe Sie ſich's vermuthen, wieder bey Ihnen bin. Wenn nur mein Kleiſt noch bey Ihnen bleibt! Ich beſorge nicht ohne Grund, daß er gegen die Franzoſen wird marſchiren müſſen. — Wie beneid' ich Sie, mein liebſter Freund, daß Sie ſeinen Umgang ſo lange und ſo ruhig genieſſen können. Auch dieſes haben Sie, nebſt andern Vortheilen, unſerm Friedrich zu danken. Wie gut iſt es alſo, daß er Sie in Depositum genommen hat!

Als ich ſo weit war, empfing ich Ihren liebſten Brief mit dem Odengerippe! Wahrlich aber, es iſt mehr als ein Gerippe, Sie mögen ſagen, was Sie wollen. Ein Mädchen, das ſo ſchön wäre, würde Sie, würde mich ſogar verliebt machen! Indeß wenn Sie der Meynung ſind, daß es durch Fleiſch und Haut noch ſchöner werden kann, ſo vollenden Sie Ihre Schöpfung nur bald! Denn Sie glauben nicht, wie ungeduldig ich bin, wenn ich weiß, daß der Verfaſſer der Sara Samſon etwas unter der Feder hat, oder, daß er eine Ode an mich noch vollkommner machen will, als ſie ſeyn kann. Seyn Sie nur mit Ihren übrigen Schriften nicht ſo geheim! Es wird ſich unter denen, welche die ſchlechte Meſſe liefern wird, ſchon etwas finden, das ſeinen Leſſing verräth, ſollt' es auch im berliniſchen Journal ſtehen: berliniſch heißt es noch, ob Sie gleich, als ein Sachſe, es ſo gekartet haben, daß es nun in Leipzig herauskommt. —

Das iſt ja herrlich, daß Sie wieder nach Berlin gehn! — Der geheime Rath Neuburg muß ſterben, und Sie müſſen ſeine Stelle haben. In Berlin, in Halberſtadt ſo gar, kenn' ich keine beſſere Stelle für meinen Leſſing. Ein anſehnliches Gehalt wird doch dabey ſeyn? An Herrn Sack will ich ſchreiben, ob ich gleich nicht weiß, wie ſehr er itzt mein Freund iſt; auch die geiſtlichen Menſchen ſind veränderlich! Schreiben Sie mir von Berlin über dieſen Punkt. Hoffentlich wird es noch Zeit ſeyn. Gehen Sie aber doch ja Keinen, der bey Vergebung dieſer Stelle etwas zu ſagen hat, vorbey! — Kommt es nicht auf Maupertuis an? — Es fehlte noch, daß ein Franzoſe Bibliothekar würde! Wär' ich zu Berlin, ſo bewegt' ich Himmel und Hölle dagegen. Würd' ein Franzoſe wohl ein deutſches Buch in die Bibliothek aufnehmen? — Eher verſchrieb' er alle bouts rimés aus Paris, ehe er eine Sara Samſon neben Racine'ns Athalie oder Voltaire'ns Zayre aufſtellte. — Herr Sulzer, glaub' ich, kann helfen. —

Nehmen Sie doch einen kleinen Umweg, liebſter Freund, über Halberſtadt nach Berlin. Es ſind kaum zehn Meilen, die Sie mehr haben; wir wollen dann von allem ausführlicher ſprechen, und auf unſers Friedrichs Wohl unſers Dohmkellers älteſten Rheinwein trinken. — Was für eine vortreffliche Ode werden Sie da auf den Panduren- und Kroaten-Mörder machen! Dann werd' ich es ſeyn, der mit Aeſopiſcher Schüchternheit lieber einen Thierkampf ſingen wird.

Geben Sie doch von beykommenden Exemplaren des zweyten Buchs der Fabeln eins Ihrem Freunde Moſes, und ſagen ihm dabey, wie ſehr ich auch ſein Freund bin. Ein drittes iſt für Herrn Nicolai. Sind Sie erſt wieder in Berlin, dann komm' ich Einmal des Jahrs wenigſtens, Ihrentwegen dahin.

Wie das zweyte Fabelbuch Ihnen gefällt, das frag' ich nicht; Sie haben es mir bereits geſagt. Ich glaube meinen Freunden ſehr leicht!

Eine große Bitte, lieber Leſſing! Schaffen Sie mir doch ein Exemplar von dem Kupferſtich des Herrn von Kleiſt, nur eins! und wenn es möglich iſt, nur zwey! Aber er muß nichts davon wiſſen; ſonſt giebt er es nicht zu.

Noch ein Wort von Ihrer Ode. Sie iſt vortrefflich; der Plan leicht und einfach; kurz, alles wie es ſeyn muß. In das ſchönſte Sylbenmaaß gebracht, würde ſie Horaz oder Ramler haben machen wollen, oder ich, wenn nicht alle Welt wüßte, daß ich etwas, wozu ſo viel Arbeit erfordert wird, nicht machen kann. Adieu. Sehen Sie, auch Briefe ſchreib' ich, wie Acten.

Auf Ihren Herrn Winkler bin ich ſehr böſe!(*) Was? Er ſchätzt es nicht für ſein größtes Glück, daß Sie bey ihm ſind? Er will Ihnen nicht jährlich, ſo lange er lebt, fünfhundert Rthlr. geben? Fürs erſte ſoll er kein Exemplar von den Fabeln haben, und fürs andre ſoll er den Preußen funfzigtauſend Thaler geben.

Liebſter Freund!

Ich werde Ihnen heute nicht viel ſchreiben, weil Sie vielleicht nicht viel zum Leſen Luſt haben möchten. Da ich nun überdem Sie bald mündlich zu ſprechen hoffe; ſo will ich mich itzt ſchonen, um Ihnen alsdenn etwas Neues ſagen zu können.

Herr Voſſen habe ich Ihren Brief auf dem Poſtwagen überreicht, als er eben nach Potsdam reiſte, wo ſein Bruder der Kriegsrath geſtorben iſt. Er bat mich, Ihnen zu melden, daß er itzt, wie ich ſähe, ein wenig zerſtreut wäre, daß er aber noch vielleicht von Potsdam aus antworten würde. Herr Nikolai muß, wenn es mit Recht zugeht, auch heute antworten, wenigſtens hat er es verſprochen. Er iſt mit der Bibliothek ſehr zufrieden, und hat auch Urſache es zu ſeyn: denn Druck und Papier ſind wirklich, ſo viel ich davon verſtehe, gut. Was ſchadets? wenn auch Hagedorns Kupfer etwas zu kurz iſt; ſo iſt man doch wenigſtens verſichert, daß es der gute Mann nicht übel nehmen kann.

Schicken Sie mir, wenn es Ihnen beliebt, die beyden kleinen Aufſätze, unter dem Titel: Künſte und Nachahmung, mit erſter Poſt wieder. Ich will aus der kleinen Uhr einen Bratenwender machen, und leben Sie wohl.

Ihr
unveränderlicher Freund
Moſes.

Berlin,
den 3. Jun. 1757.

(*) Man ſ. Leſſings Leben. Th. I. 180 u. f.

Lieber Freund!

Wir haben Ihr Schreiben nebſt einigen gedruckten Sachen erhalten. Die Komödie habe ich noch nicht leſen können. Das Divertiſſement fiel uns ſogleich in die Augen, und wenn die ganze Komödie eben ſo gut iſt; ſo kann man mit dem Verfaſſer recht ſehr zufrieden ſeyn. Was iſt das aber für ein elender Märtyr des guten Geſchmacks, wie er ſich ſelber nennt, der das luſtige Gebet und das herzbrechende Schäfergedicht eingeſchickt hat? Ich weiß nicht, was ihm Herr Nikolai antworten wird. Wenn ich ihm zu antworten hätte; ſo würde ich ihm die Wahrheit nicht verhelen, aber doch ohne ſeiner zu ſpotten. Seine Gedichte ſind unter aller Kritik, und ſein eigner Charakter, wie es ſcheint, unter aller Satyre. Solche Leute verdienen am meiſten Verſchonung.

Meine Abhandlung: **Von den Quellen und Verbindungen der ſchönen Künſte**, muß ſchon ſeit vorigem Sonnabend in Leipzig ſeyn. So wenig Sie itzt zum Nachdenken aufgelegt ſeyn mögen; ſo wünſchte ich dennoch dieſe wenigen Blätter von Ihnen beurtheilt zu ſehen. Ich habe ſie aufſetzen müſſen, ohne die davon entworfenen Gedanken, die Sie vielleicht ſchon verloren, bey der Hand gehabt zu haben. Vielleicht hätte aus einigen nicht unrichtigen Gedanken etwas werden können, wenn ich mehr Zeit gehabt hätte. Herr Nikolai hat mir gute Dienſte dabey gethan. Sie werden eine ganze Seite finden, die er von dem Seinigen hinzugefügt hat. Sehen Sie, wenn es Ihnen gefällt, dieſe Gedanken nur mit flüchtigen Augen durch. Wir wiſſen allzuwohl, wie viel Untrüglichkeit Ihrem flüchtigen Auge zuzutrauen iſt.

Wie kömmt mein Name auf die Fabeln, die Herr Gleim an die Verfaſſer der Bibliothek eingeſandt hat? Sollte mich dieſer Mann für einen ordentlichen Mitarbeiter an der Bibliothek halten? Sollte dieſes ſeyn; ſo wünſchte ich mir eine Gelegenheit, ihn von ſolchen Gedanken abzubringen. Es iſt unbillig, daß ich mich in die Ehre mit Hrn. Nikolai theilen ſollte, davon mir nur ein ſehr unanſehnlicher Theil gebührt. Es iſt wahr, er iſt ſo gefällig, nichts vorzunehmen, ohne mich dabey zu Rathe zu ziehen, aber Sie wiſſen, wie entbehrlich die Rolle eines Vertrauten in einem Schauſpiele ſey.

Es iſt mir lieb, daß Sie die Fabeln ſelbſt recenſiren wollen. Herr Nikolai wird Ihnen die Recenſion ſchicken, die ich zum zweyten Stück davon aufgeſetzt hatte. Sie werden daraus erſehen, was ich von dieſen Fabeln urtheile, und wie nöthig es ſey, daß Sie wenigſtens dieſe einzige Recenſion zum zweyten Stück fertig machen. Ich beſchwöre Sie aber, es weder aus Gefälligkeit noch aus Nachläſſigkeit bey meinen unreifen Gedanken bewenden zu laſſen.

Wenn Ihnen die Herren Rabuliſten den Kopf recht warm gemacht;*) ſo leſen Sie doch beykommende Brochüre, die mir aus Hamburg zugeſchickt worden iſt. Sie ſchreibt ſich von einem gewiſſen D. Pauli her, bey welchem, wie ich nachher vernommen, Herr Naumann eine Zeitlang gewohnt hat. Es iſt ein Grundriß zu einer ſyſtematiſchen Moral, dabey der Verfaſſer ſehr viel gedacht haben muß. Ich möchte ſehr gern Ihr Urtheil darüber vernehmen. Vermuthlich wird mir Herr Naumann das Glück verſchafft haben, mit dieſem ſyſtematiſchen Moraliſten bekannt zu werden. Ich habe aber durch eine Antwort alles wieder verdorben, und ich vermuthe, daß unſre Correſpondenz bereits wieder zu Ende ſeyn wird.

Herr Voß hat mir von Fabeln geſagt, deren Sie eine ganze Menge fertig haben ſollen. Wir können wohl nicht hoffen, einige davon zu Geſichte zu bekommen, bevor ſie im Drucke erſcheinen? Ich habe es ſehr oft erfahren, daß in dergleichen Dingen Ihre Freunde nicht den geringſten Vorzug haben. Vielleicht haben Sie hierinn nicht ganz Unrecht. Sie laſſen Ihren Witz mit der ganzen Welt buhlen, indeß Ihr keuſches Herz nur wahren Freunden aufbehalten iſt. Eine Diſtinction, daraus man eben ſo leicht beweiſen könnte, daß alle Frauenzimmer getreu, und alle Liebhaber beſtändig wären.

Machen Sie wenigſtens, daß Sie noch dieſen Sommer herkommen. Ich habe einen überaus ſchönen Garten, darinn Sie logiren können. Er iſt von Hrn. Nikolai ſeinem nicht weit abgelegen, und Sie können alle Bequemlichkeiten darinn haben, die Sie nur wünſchen. Ich komme alle Abende um 6 Uhr heraus, und werde blos von einigen meiner Freunde begleitet, die Sie gewiß nicht ſtören werden. Wie angenehm könnten wir die Abende zubringen, wenn Sie ſich hierzu verſtehen wollten; das heißt, wenn ich Ihren Eigenſinn nicht kennte, der Ihre Freundſchaft — — der Ihren Charakter — Doch ſchenken Sie mir heute den Schluß dieſer Periode. Ich werde einen ganzen Brief zu dieſem Gedanken beſtimmen müſſen, weil er einen Vorwurf enthält, den ich Ihnen noch machen muß, bevor wir uns wiederſehn. Ich bin bis dahin, ohne die geringſte Zurückhaltung,

Ihr
wahrer und offenherziger Freund
Moſes.

Berlin,
den 1. Jul. 1757.

---

*) Dieß zielt auf den Proceß, den Leſſing mit ſeinem geweſenen Reiſegefährten Winkler hatte. S. Leſſings Leben, Theil 1. S. 187. Nicolai.

Mein liebſter Freund!

Ich werde mein langes Stillſchweigen nicht entſchuldigen. Ich kann an die Urſachen davon nicht ohne Verdruß gedenken, und jetzt iſt die Stunde, da ich mich aller verdrießlichen Vorſtellungen entſchlagen will. Sie können dennoch unmöglich nachtheilige Folgen daraus ziehen; denn Sie wiſſen, daß es meine liebſte Beſchäftigung iſt, mich mit Ihnen zu unterhalten.

Ich hatte mein voriges Schreiben räthſelhaft geſchloſſen, um mich in dieſem deutlicher zu erklären. Ich hatte während Ihrer Abweſenheit allhier, in Ihrem freundſchaftlichen Umgange eine Art von Zurückhaltung bemerkt, die mich eiferſüchtig machte. Sie haben öfters eigennützigen Bekannten mehr Dienſtfertigkeit zugetrauet, als Ihren wahren Freunden. Wie hätten Sie ſich ſonſt entſchließen können, lieber M. N. verbunden zu ſeyn, als mir Gelegenheit zu geben, Ihnen zu dienen? Ich ſchweige von dem Schaden, den Sie ſich ſelbſt verurſacht haben. Sie hätten Ihre ganze Bibliothek bey mir wieder finden können, ſtatt daß ich jetzt nicht mehr als einige ſpaniſche und holländiſche Bücher in Händen habe. -- Doch genug hiervon! Ich erwarte auch hierauf keine Antwort von Ihnen, wohl aber das Verſprechen, mich künftig Ihrer ganzen Freundſchaft würdig zu achten.

Hier ſind Ihre Fabeln. Sie haben nicht alle meinen Beyfall. Jedoch ſind folgende Stücke vollkommen Ihrer würdig: Aeſopus und der Eſel, der Rangſtreit der Thiere, das Geſchenk der Feyen, der Affe und der Fuchs, und vielleicht auch der Geiſt des Salomo. In der Fabel, Zevs und das Pferd, iſt die Erdichtung ſchön, aber die Moral gemein.

Auch Ihre überſchickte Komödie habe ich geleſen. Es bleibt dabey, das Divertiſſement iſt das Beſte daraus.

Wie iſt es aber? Haben Sie an allen meinen überſchickten Sachen gar nichts auszuſetzen? Wiſſen Sie auch, daß es ſehr ärgerlich iſt, wenn man in allen Stücken ohne Widerſpruch Recht bekömmt? Ich ſoll immer fortfahren, ſo lange ich eine geſunde Hand habe. War dieſes alles, was Sie zu erinnern hatten? Ich will es Ihnen beweiſen, daß meine geſunde Hand mehr ſchreiben kann, als Sie jemals billigen werden. Ich habe das Naive dem Schwulſte entgegen geſetzt, und geſagt, es beſtünde in Zeichen, die kleiner ſind, als die bezeichnete Sache. Vielleicht iſt dieſe Erklärung nicht ganz unrichtig, aber definito latior ſcheint ſie mir wirklich. Denn kommt nicht dieſer Charakter auch dem Erhabnen zu? Nicht zwar dem Erhabnen im Ausdrucke, ſondern dem Erhabnen in den Gedanken. Wenigſtens iſt mir keine andre Erklärung vom Erhabnen bekannt. Die Baumgartenſche thut mir kein Genüge. Longin ſagt: Cäcilius habe einen ganzen Traktat davon geſchrieben: worinn das Erhabne und Große beſtehe. Er aber wolle die Mittel zeigen, durch welche man groß und erhaben werden könnte. Er erklärt uns alſo nicht, was er unter erhaben verſtehe, und Boileau, der dieſen Mangel erſetzen will, ſagt auf gut franzöſiſch: es wäre cet extraordinaire et ce merveilleux, qui frappe dans le diſcours, et qui fait qu'un ouvrage enleve, ravit, transporte. Sind wir nun nicht eben ſo klug als vorhin? Cuncta ſupercilio moventis iſt ein Ausdruck, der an Erhabenheit unſtreitig das fiat lux bey weitem übertrifft. Ein Phidias würde aus dieſen drey Worten vielleicht eben ſo gut, als aus dem Homer, ſeine große Idee zum Jupiter haben hernehmen können. Allein nach meiner Definition würde dieſer Ausdruck naiv ſeyn; kann dieſes zugegeben werden? Es fehlt mir zwar an Ausflüchten nicht, meine Erklärung zu vertheidigen; allein ich möchte vorerſt Ihre Meinung darüber vernehmen.

Ich habe noch einen Gedanken gehabt, den ich von Ihnen gerne beurtheilt wiſſen möchte. Die natürliche Verbindung unſerer Begriffe, vermöge welcher unſre Seele per legem imaginationis von einer Vorſtellung auf die andre übergehet, hat den Virtuoſen öfters gedient, ihre Gegenſtände anſchauender vorzuſtellen. Sie fügen zu einem jeden Hauptbegriffe jederzeit die ideas ſocias hinzu, die mit ihm in der Natur in Anſehung des Orts oder des Raums verbunden ſind, oder die wir öfters mit ihm zugleich gehabt haben. Ich drücke mich ziemlich dunkel aus; ich glaube aber, Sie werden mich beſſer verſtehen, als ich mich ausdrücke. Nun ſind unſre Begriffe auch öfters als Wirkung und Urſache mit einander verknüpft, und die Seele ſchließt von der Urſache auf die Wirkung, oder umgekehrt. Die Virtuoſen haben ſich dieſes Kunſtgriffs bedient, den Begriff der Urſache durch die Vorſtellung ihrer Wirkung zu bereichern und anſchauender zu machen. So drücken ſie die Leidenſchaften der Seele durch ihre Wirkungen und Aeußerungen in Tönen, Bewegung und Geberden aus, und vervielfältigen dadurch gewiſſermaßen die vorzuſtellenden Begriffe, indem ſie unſre Seele von jeder Wirkung auf das Daſeyn der Urſache ſchließen laſſen. Dieſes vorausgeſetzt, habe ich mich nach Exempeln umgeſehen, da man in den ſchönen Künſten auch umgekehrt die Wirkung durch die Urſache vorſtellen oder beleben würde. Allein ich habe nicht ohne Verwunderung wahrgenommen, daß dieſe Beyſpiele ſehr ſelten ſind.

Ein einziges erinnere ich mich im Dübos geleſen zu haben. Dieſer erzählt, Lulli ſoll in einer gewiſſen Oper den Schlaf durch gewiſſe einförmige Töne ſehr natürlich ausgedrückt haben, und bemerkt dabey, daß der Schlaf wirklich nicht ſo wohl durch eine völlige Stille, als durch Töne, die weder merklich ſteigen noch fallen, erregt werde. Die Erfahrung ſcheint auf ſeiner Seite zu ſtehen, ob ich gleich die phyſikaliſche Urſache davon noch nicht deutlich einſehe. Dem ſey wie ihm wolle, ſo wäre dieſes ein Beyſpiel der Art, die ich ſuche. Indeſſen iſt unſer Herr Nikolai mit dieſen Anmerkungen gar nicht zufrieden. Seine Gründe mag er Ihnen ſelber ſchreiben, und wenn wieder ein Sonntag kömmt, da Sie nicht in die Kirche gehen werden; ſo wenden Sie die Erbauungsſtunde an, in dieſer Materie einen Ausſpruch zu thun. Ich muß jetzt aufhören. Es iſt halb 2 in der Nacht, und morgen früh um 6 Uhr muß ich Hrn. Nikolai in ſeinem Garten beſuchen, wenn ich zu rechter Zeit wieder zu Hauſe ſeyn will. Iſt das nicht lächerlich: ich bringe eine Nacht ſchlaflos zu, um Sie vielleicht durch einen langweiligen Brief deſto ſanfter einzuſchläfern? Schlafen Sie wohl!

Berlin, Moſes.
den 4. Aug. 1757.

N. S. Ich kann Ihnen Ihre Fabeln diesmal nicht mitſchicken. Herr Voß quält mich darum, und Sie müſſen ihm doch nothwendig darum geſchrieben haben, ſonſt würde er es ja nicht wiſſen, daß ich ſie habe.

Berlin, den 8. Auguſt 1757.

Liebſter Freund,

Herr Dyk wird geſtehen müſſen, daß ſeine Autoren ſo ordentlich und genau ſind, als Beaux-Esprits nur ſeyn können; denn er hat den Reſt vom Manuſcripte zu eben der Zeit erhalten, als Ihr letzter Brief hieher kam.

Für die Ueberſendung des Briefes vom Prof. Gellert danke ich Ihnen. Ich werde ihm antworten, ſo bald ich ihm das zweyte Stück der Bibliothek zuſchicken kann; und werde ihn bitten, uns ſeine Anmerkungen nicht vorzuenthalten.

Für die Ihrigen bin ich Ihnen unendlich verbunden. Die Recenſion des Meſſias, womit ich beynahe vier Wochen zugebracht habe, iſt mir ungemein ſauer geworden, und es gehet ihr daher, wie allen

Dingen, die den Verfaſſern ſauer geworden ſind: — ſie findet keinen Beyfall. — Sie mögen in der That im Grunde Recht haben; ſehen Sie indeß, was ich zu meiner Vertheidigung vorbringen kann. —

1) Ich habe von der Copenhagener Ausgabe des Meſſias nichts gewußt. Sie iſt in keiner hieſigen Buchhandlung geweſen; alſo habe ich ſie nicht geſehen, nur dunkel etwas von ihr gehöret, und ſie allenfalls für nichts anders, als einen etwas prächtigen Abdruck gehalten. Hätte ich vermuthen können, daß ſo wichtige Vermehrungen und Veränderungen darin wären, ſo würde ich meine Recenſion gewiß nach ihr gemacht haben. Ich bin ſonderlich auf die Abhandlung von der geiſtlichen Epopee ſehr begierig. — Wiſſen Sie was? Wie wäre es, wenn Sie einen Auszug daraus machten, und die Anmerkungen wider meine Recenſion, die Sie mir geſchrieben haben, in Form eines Sendſchreibens an die Verf. der Bibl. hinzu thäten? Wenn ich die Quartausgabe hier hätte, ſo wollte ich es ſelbſt thun.

2) Ich habe den Meſſias nicht bey der Hand, um nachzuſehen, was Sie von den poetiſchen Perioden ſagen. Sie haben Recht; Klopſtocks Proſa iſt männlich, und entfernt ſich von dem pedantiſchen Tone unſerer gewöhnlichen Proſaſchreiber. Aber doch dünkt mich immer, daß ſein Vortrag weder ſehr ordentlich noch ſehr angenehm iſt. Ich meyne noch mehr den Vortrag oder die Ordnung der Gedanken ſelbſt, als den eigentlichen Ausdruck.

3) Es gehet mir mit der Tradition von den Orakeln, wie dem Dolmetſcher der perſiſchen Geſandten in Hagedorns Fabel. Hat ſie es nicht geſagt, daß die Orakel bey Chriſti Tode aufgehört haben, ſo hätte ſie es ſagen ſollen. Wenigſtens kann der Dichter wohl eine kleine Veränderung in der Tradition vornehmen, da er über die Geſchichte ſelbſt Freyheit hat.

4) *Eiſerne Wunden* iſt, wie Sie ſelbſt ſagen, ein wenig ſeltſam, und das iſt es eben, was ich daran tadle. Hat *Virgil* geſagt: eiſerner Schlaf; ſo hat er wieder nicht geſagt: eiſerne Wunden, eiſernes Schlachtfeld, eiſerne Hände. Ich tadle überhaupt, daß der Dichter gewiſſe Lieblingswörter hat, womit er aber ſo zu ſagen nur das Allgemeine des Begriffs ausdrücken kann, ohne die Nüancen zu beſtimmen. Alle Inbrunſt ſchauert; alles Freudige lächelt; alles Harte iſt eiſern. Eben auf dieſe Art habe ich an Duſch getadelt, daß er alles was lauter iſt, als etwas anderes, donnern läßt. Klopſtock ſollte nicht in einen Fehler fallen, in den Duſch fallen kann.

5) Sie ſind mihi magnus Apollo; aber die Phyllis bekommen Sie nicht. Sie haben die zwey Verſe ungezwungen erklärt, aber keine

natürliche Conſtruction darin entdeckt; und hiervon war Phyllis der Preis. Es iſt uns indeß lieb, daß wir dieſe zwey Verſe nun verſtehen. Wir, Moſes und ich, haben lange darüber geſonnen, ſind aber nicht auf die natürlichſte Erklärung gefallen. Ich konnte den Dichter alſo mit Recht beſchuldigen, daß die Wortfügung verwirrt ſey; denn eine verſteckte Ordnung iſt ſo gut, wie gar keine. Die natürlichſte Conſtruction, die wir herausbrachten, war folgende: Es flamm' Anbetung von den Sonnen zum Throne des Richters, (denn) der große, der Sabbath des Bundes, die Stunde iſt gekommen. — Wir mögen freylich unrecht haben, das kann ſeyn; — aber wie konnten wir dem Dichter nonſenſe zutrauen? Der große, der Sabbath des Bundes ſoll anbeten, ſoll Anbetung flammen? Das heißt varias inducere plumas, welches unmöglich zu billigen iſt.

Die Verſe auf den Herrn von Kleiſt verwerfen Sie doch wohl nicht wegen der ausgelaſſenen Worte

Veneremque et illi
Semper haerentem puerum.

Inzwiſchen halten Sie es damit, wie Sie wollen. Ich habe mir übrigens für die künftigen Bildniſſe durch dieſes Motto keine Laſt auflegen wollen. Aber wenn Ihr Bildniß vor das fünfte Stück kommt, ſo ſollen Sie, wie Sie verlangen, eine Beyſchrift haben. Sie könnte, ſonderlich in Abſicht auf Ihre gemachten und noch zu machenden Anmerkungen ſeyn:

Vir bonus atque prudens, verſus reprehendet inertes,
Culpabit duros, incomtis allinet atrum
Tranſverſo calamo ſignum. —

Denn ſo will ich, daß Sie mit den Schriften, die Sie von mir ſehen, verfahren ſollen. — Noch eins! wollen Sie nicht des Herrn von Kleiſt Stand: Königl. Preuß. Major von der Infanterie, dabey ſetzen? Ihm geſchieht gewiß damit ein Gefallen; denn ſeine Nebenofficiere, vor deren Nachreden er ſich fürchtet, könnten ſonſt leicht ſagen, daß er ſich ſeines Soldatenſtandes ſchäme. — Ich dachte, er wäre in Magdeburg; und nun ſehe ich aus den Zeitungen, daß er ſich bey Welmina mit den Panduren herum geſchlagen hat. Ich bin ſtets

Ihr

Nicolai.

Halberſtadt, den 8. Auguſt 1757.

Nur zwey Worte mit Ihnen, liebſter Leſſing, ohne Gedanken, (bey der Brunnenkur ſoll ich nicht denken,) — aber deſto mehr mit

Empfindung, die Frage: Was machen Sie? Sind Sie hergeſtellt? Ich wünſch' es von ganzem Herzen; ich wünſche meinem Leſſing die vollkommenſte Geſundheit, und daß Sie noch viele ſo vortrefliche Oden in Proſa machen mögen (denn ſingen kann man ja von Proſa wohl nicht ſagen), als Sie mich in zwey lieben Briefen haben leſen laſſen. — Hätten Sie nur eine derſelben in Verſe gebracht, ſo würden Sie mir eine große Freude machen, wenn Sie ſie mich leſen ließen. Ich ſähe ſo gern, wie Sie's angefangen hätten.

Dem Soldaten, der die Schlachtgeſänge macht, hab' ich neulich geſchrieben, daß er Ihren Beyfall hätte, und er hat mir geantwortet, daß er nun welche machen wollte, wenn gleich keine Schlachten vorfielen. Das Siegeslied nach der Schlacht bey Prag iſt, wie Sie bald ſehen werden, ebenfalls von ihm. Wenn er nur in dem letzten Scharmützel nicht geblieben iſt! Sein Regiment iſt dabey geweſen. Sein Siegeslied nach der Schlacht bey Collin hab' ich noch nicht geſehen; ein guter Freund aber hat mir gemeldet, daß es zu Leitmeritz gedruckt wäre. Sie ſollen's haben, ſo bald ich's erhalte; denn es ſcheint, als ob es mit Ihrem Beyfall Ihnen Ernſt ſey. Muntern Sie doch unſern lieben Kleiſt auf, daß er noch mehr Elegieen, und mehr Gärtner-Idyllen macht.

Ich ſoll auf Befehl des Arztes nichts leſen; was Kleiſt und Leſſing zu leſen geben, hab' ich mir ausbedungen.

Wie gefällt Ihnen denn der Tod Adams? Meinen Sie nicht, daß er aufgeführt werden kann? Vorgeleſen hab' ich ihn und mitgeweint.

Gleim.

Liebſter Freund!

Ich eile, Ihnen zu antworten, theils weil Ihre Fabeln preſſiren, theils aber, um Ihnen meine Gedanken von Gleims Fabeln etwas deutlicher zu erklären. Die 27ſte iſt unrecht. Ich weiß nicht, wie ich habe darauf kommen können, etwas zu loben, das gar nicht exiſtirt. Es ſoll die 23ſte ſeyn, die mir wirklich gefällt. In Anſehung der 12ten haben Sie Recht. Dieſe muß ich überſehen haben. Von allen übrigen aber geſtehe ich, daß ſie vorzüglich erzählt ſind, allein die Erfindungen kann ich nicht loben. Ich will ſie die Revüe paſſiren laſſen. Die 3te. — Warum zween Störche? Was lehrt uns die Geſchichte? Irgend, daß ein Tyrann könne Geſchmack haben, und das Quaken der Fröſche für ſo ſchön hielte, als das Singen einer Nachtigall? Wenn es dieſe Lehre ſeyn ſollte: ſo iſt ſie gewiß nicht in ihr rechtes

Licht geſetzt. Vielleicht ließ ſich dieſe Fabel mit mehrerem Nutzen umkehren. Der arme Froſch der iſt beklagenswerth, vorhin quakte er ſo artig nach! Schweig, Tyrann! vorhin ſtießeſt du auf eine Lerche ꝛc. — Die 15te — — die Erfindung will gar nichts ſagen. Die erſten 10 Verſe ſind unvergleichlich. Die Anwendung in den folgenden beyden Verſen iſt poſſierlich. Friedrich iſt die Lerche, und Graun der Adler in der Fabel. Der Schluß paßt auf dieſe unſchickliche Anwendung noch weniger. — Die 16te — Eine Ziege will ſo hoch klettern, als eine Gemſe, und fällt und bricht den Hals. Vergleichen Sie dieſe Fabel mit der Fabel des Aeſops, da ſich ein Froſch aufblähet, um ſo groß zu werden, als ein Ochs, ſo werden Sie vielleicht Ihr Urtheil zurück nehmen. Die 17te Fabel, die eben dieſelbe Maxime zum Grunde hat, iſt unſtreitig beſſer. So wohl der Eſel als der Froſch unternehmen unmögliche Dinge, und ſetzen ſich ſogleich bey ihrer erſten Bemühung dem Gelächter aus. Kann man dieſes aber von der Ziege ſagen? Vielleicht wäre es ihr gelungen, wenn ſie nicht jetzt verunglückt wäre. — Die 19te — Die Elſter iſt der übertriebne Charakter der Lerche aus dem Gellert. Der Uhu, der Philoſoph, der in des Baumes Bauche die Welt vergißt, ſollte ſich hier nicht in fremde Händel miſchen. — Die 20te — Einſt ſtarb ein reicher Fuchs. Warum ein Fuchs? Irgend weil er ſich auf Fuchs reimt? und warum war der Fuchs reich? Die Leichenrede iſt ſehr ſchön, aber die Geſchichte hängt nicht zuſammen. Der Leſer iſt immer noch zweifelhaft, ob nicht das Lob wahr ſeyn könnte. Der Umſtand, daß ein Hofhund dieſelbe Rede auf einen Menſchen hat halten hören, beweiſet ſehr wenig, und höchſtens nur ſo viel, daß der Fuchs ein Plagiarius ſey. Wie, wenn der Fuchs die Rede auf einen Tyger oder auf einen Wolf gehalten hätte? — Die 21te — iſt ohne Beweis ſehr mittelmäßig. Was Sie übrigens von ſeiner Art zu erzählen ſagen wollen, damit bin ich vollkommen zufrieden. Sie iſt unvergleichlich. — So viel von Gleim. —

Den Tod Adams habe ich geleſen. Der tragiſche Styl in Proſa iſt neu und ungemein ſchön. Im übrigen finde ich nichts an dem ganzen Stücke, das Klopſtocks würdig ſey, außer einigen Zügen in der Unterredung mit Kain, wie nicht weniger die Beſchreibung, die Adams Tochter von dieſem ihrem Bruder macht. Sonſt habe ich alles mit ziemlich kaltem Blute, und öfters noch mit Verdruß geleſen, und dieſes iſt mein Beweis, daß mir dieſes Stück nicht gefällt. Ich weiß nicht, wie Klopſtock ſolch Zeug hinſchreiben kann, das weder Zuſammenhang, noch Handlung, weder Leidenſchaften, noch irgend etwas anders, außer einer kleinen Nüance von Charakteren hat. Ich ſage meine Meinung ziemlich zuverſichtlich, aber ich bin gewiß, daß ein Leſſing nie ein ſolches Gewäſch dem Drucke beſtimmt haben würde, geſetzt, es wäre ihm möglich geweſen, ſo was zu ſchreiben.

Ich habe mich noch wegen einer Anmerkung über Ihre Miß Sara zu rechtfertigen. Meine Worte waren: „Kenner wollen einige dergleichen Stellen in dem vortreflichen Trauerſpiele Miß Sara bemerkt haben.“ Ich würde thöricht ſeyn, wenn ich mich für einen Kenner des Theaters hielte; mich, der ich in meinem Leben kaum zwey Trauerſpiele von einer ſehr mittelmäßigen Bande habe aufführen ſehen. Indeſſen ſtimme ich doch nach dem Begriffe, den ich mir von der Deklamation mache, und vielleicht nach den Begriffen, die Sie mir davon beygebracht, dem Urtheile bey, das ich von Leuten habe fällen hören, die ich für Kenner halte. — Welches aber ſind die Stellen, die indeklamabel ſeyn ſollen? Es ſind die, in welchen ich Sie als Weltweiſen am meiſten bewundere; ſolche, die mir für die Schaubühne allzuphiloſophiſch ſcheinen. Wenn die Philoſophie ſich in ihrer ganzen Stärke zeigt: ſo will ſie mit einer gewiſſen Monotonie ausgeſprochen werden, die ſich auf dem Theater nicht gut ausnehmen kann. Ja, die vortreflichſten Gedanken entwiſchen dem Zuhörer unvermerkt, die den Leſer am meiſten vergnügt haben. Ueberhaupt glaube ich, giebt es gewiſſe Gränzen in der Philoſophie, die das Gemeine von dem Höhern unterſcheiden, und die von dem tragiſchen Dichter nicht überſchritten werden müſſen. Ich kann mich jetzt nicht deutlich über dieſen Punkt erklären. Ich werde aber die Stellen in Ihrem Trauerſpiele aufſuchen, die ich eigentlich meine, und alsdenn werde ich mich ſelbſt beſſer verſtehen, und alſo beſſer erklären können.

Herr Nikolai will eine zwote Abhandlung von eben der Materie ſchreiben. Vielleicht ergreife ich die Gelegenheit, mein Urtheil zu beſtätigen, oder zu widerrufen, nachdem ich oder Sie Recht behalten werden.

So viel aber, hoffe ich, muß das Publikum zum Voraus wiſſen, daß man einen Leſſing nicht ſo tadelt, als einen Schönaich. Was ich an Ihnen nicht billige, das würde ich an einem kleinen Geiſte bewundern. Ja, wenn mein Tadel gerecht iſt; ſo verdienen Sie ihn nicht mehr, als Thomſon, Young, Moore und andre engliſche Dichter, die ich auch zum Theil berührt habe. Hierbey erfolgt eine Anmerkung aus dem Spinoza, die ich vor einiger Zeit für Sie ausgezogen habe, ſie wird Ihnen gefallen.

Ihr Aber, warum Sie nicht hierher kommen wollen, verſtehe ich gar nicht. Wir halten uns hier für ziemlich ſicher, ohngeachtet Herr

Nikolai den Einfall gehabt, ſich zur Reiſe anzuſchicken. Sie wird jetzt, wie ich hoffe, unterbleiben. Leben Sie wohl, und kommen Sie bald zu uns. Ich bin

Ihr
wahrer Freund
Moſes.

Berlin,
den 11. Aug. 1757.

N. S. Ich habe einige Gedanken vom Erhabnen aufgeſetzt, die ich Ihnen hier zur Beurtheilung mitſchicke. Dieſe Gedanken ſind durch mein voriges Schreiben veranlaßt worden. Ich bitte ſie mir ſo bald als möglich wieder aus.

Ich habe im Spinoza eine Stelle gefunden, die Ihnen gewiß gefallen wird. Sie werden ſich zu erinnern wiſſen, wie Sie einſt die Erklärung des Lächerlichen von demjenigen, was bey dem mechaniſchen Lachen vorgeht, haben abſtrahiren wollen. Wir lachen, wenn uns ein anderer kitzelt, ſagten Sie, weil wir nicht wiſſen, ob er nicht die Schranken des Angenehmen überſchreiten werde. Ich glaube, folgender Satz kann hierinn einiges Licht geben. Prop. 11. part. 3. Schol. ſagt der angeführte Schriftſteller: Titillatio et dolor ad hominem referuntur, quatenus una ejus pars prae reliquis eſt affecta. Hierauf gründet er Part. 4. Prop. 43. folgenden Lehrſatz: Titillatio exceſſum habere et mala eſſe poteſt, dolor autem eatenus poteſt eſſe bonus, quatenus titillatio eſt mala.

Dem. Titillatio eſt laetitia, quae, quatenus ad corpus refertur, in hoc conſiſtit, quod quaedam ejus pars prae reliquis afficitur; cujus affectus potentia tanta eſſe poteſt, ut reliquas corporis actiones ſuperet (per prop. 6) eique pertinaciter adhaereat, atque adeo impediat, quo minus corpus aptum ſit, ut plurimis aliis modis afficiatur, adeoque (per prop. 38.) mala eſſe poteſt. Sed dolor diverſos habere poteſt gradus. Sit igitur talis ut titillationem coerceat, ne ſit nimia; eatenus erit bonus. Q. E. D.

Der 38te Lehrſatz, darauf ſich dieſer Beweis bezieht, wird folgendergeſtalt bewieſen:

Quo corpus aptius redditur, ut plurimis modis afficiatur, eo mens aptior ad percipiendum redditur, adeoque id, quod corpus hac ratione diſponit, eſt neceſſario bonum. — (per prop. 26.) &c.

Ueberhaupt finde ich in Spinozens Theorie von den Affekten ſo viel Gründliches, daß ich mich verwundere, wie die neuern Weltweiſen über dieſe Materie ſo haben hinweg eilen können. Kaum hat Wolf, Reuſch und Baumgarten mehr davon, als die bloße Worterklärung. Ich finde, daß Spinoza auch vom Selbſtmorde mit mir einerley Gedanken hat. Er ſagt: omnis virtus in eo conſiſtit, ut homo ſuum eſſe conſervare conetur. (Ihnen werde ich wohl nicht zu ſagen nöthig haben, daß ſuum eſſe, ſuam perfectionem, ſuam realitatem conſervare; einerley bedeuten.) Da nun Spinoza behauptet, unſre Realität gehe nach dem Tode verloren; ſo ſagt er auch ausdrücklich: ſequitur eos, qui ſe interficiunt, animo eſſe impotentes, eosque a cauſis externis ſuae naturae repugnantibus prorſus vinci. Faſt eben das, worüber ich mich in meinen Briefen ziemlich ausgedehnt habe

den 13. Auguſt 1757.

Wie können Sie glauben, mein liebſter Leſſing, daß ich etwas ſollte übel nehmen können *), was mir ungemein viel Vergnügen gemacht hat? nehmlich Ihren Brief über meine Recenſion des Meſſias. Mein letzter Brief wird Sie von dem Ungrunde Ihres Argwohns ſchon überführt haben, und ich ſchreibe dieſe Zeilen aus keiner andern Urſache, als um es Ihnen nochmals zu wiederholen. — Ihre Fabeln, die Ihnen Herr Moſes jetzt zurückſchickt, habe ich mit großem Vergnügen geleſen. Ich bin ſogar in Verſuchung gerathen, eine in eben dem Geſchmacke zu machen. Hier iſt ſie. Wenn ſie etwas taugt, ſo ſchenke ich ſie Ihnen hiermit erb- und eigenthümlich, auf Erben und Erbnehmer; taugt ſie nichts, ſo gehört ſie mir.

Eine verblühte Roſe ſprach: Haben die Menſchen nicht einen verderbten Geſchmack? Als ich blühete, kam jedermann zu mir; und jetzt laufen ſie zu meiner Nachbarin, der Nelke, da ich doch reife Frucht trage. — Wiſſe, ſagte ein Umſtehender, daß wir die Blüthe der Blumen ſuchen, nicht ihre Frucht.

Dies iſt für Euch, reife Schönen von vierzig, die ihr die zwanzigjährigen beneidet!

Leben Sie wohl. Ich bin

Ihr

Nicolai.

---

*) Dies bezieht ſich auf eine Stelle in einem Briefe Leſſings an Moſes v. 9. Aug. 1757. [Bd XII, S. 90.] Nicolai.

Berlin, d. 23. Auguſt 1757.

Liebſter Freund,

Es iſt nun einmal ſchon ſo eingeführt, daß Herr Moſes Ihre Briefe an mich beantwortet, ich aber Ihre Briefe an Herrn Moſes; und ſo mag es auch jetzt ſeyn. Herr Moſes hat viel zu thun, und ich nichts; denn ſeit acht Tagen hat mich ein Flußfieber an allem verhindert.

Ihren Brief alſo vom 18ten haben wir beyde mit vielem Vergnügen geleſen, — wir leſen ja alles, was von Ihnen kommt, mit Vergnügen, — aber wir haben aus den vielen vortrefflichen Anmerkungen, die er enthält, auch viel Nutzen geſchöpft.

Wegen Gleims Fabeln ſind wir denn alſo eins. Bey der 10ten Fabel ſind die Verſe: Wenn Friederich ꝛc. freylich nicht die Anwendung; aber ſie machen ein nicht ganz paſſendes Gleichniß. Dies könnten Sie unmaßgeblich in der Recenſion anzeigen. — Die Recenſion vom Theokrit? dürfen wir die auch noch hoffen?

Wegen Ihrer Fabeln mag Ihnen Herr Moſes ſelbſt antworten. Von dem Erhabenen ſagen Sie ſo viel Schönes, daß ich nichts ſagen will; denn ich ſagte gewiß etwas Schlechtes. Wenn wir Herrn Moſes Gedanken davon wieder hier haben, ſo wollen wir dieſer Materie weiter nachdenken. Warum haben Sie ſich aber durch Herrn Moſes Gedanken abſchrecken laſſen, uns die Ihrigen ganz mitzutheilen? Wenn Sie das thun, ſo ſollen Sie künftig die hieſigen Papiere nicht ſo geſchwind zu ſehen bekommen.

Den Streit von dem Gebrauch der Begriffe der Urſache und Wirkung haben Sie unverbeſſerlich entſchieden. Ich war ſchon vorher auf Ihre Gedanken gekommen, daß die Urſache ſelten ſo ſinnlich ſeyn könne, als die Wirkung; aber Ihr Satz, daß der Virtuoſe nur alsdann die Urſache anſtatt der Wirkung brauchen kann, wenn dieſe nicht in ſeine Sphäre gehört, iſt ganz neu, und entſcheidet alles aus dem Grunde. Ich würde doch noch einige Anmerkungen hinzu thun, wenn mich mein Flußfieber nicht des ſchwächern Grades der Realität erinnerte, worin ſich meine Seele befindet. Ihre Anmerkungen hingegen ſo wohl, als das ſchöne Exempel von den Pantomimen müſſen Sie mir abtreten; denn in der zweyten Abhandlung von den Quellen der Künſte, werde ich es vielleicht brauchen.

Sie ſind mit Herrn Moſes näheren Erklärung von der Declamation der Miß Sara zufrieden, und Herr Moſes nicht; — denn er ſchickt Ihnen hierbey eine nähere, oder, wenn ich Regenſpurgiſch reden ſollte, eine ſchließliche Erklärung. Ich weiß nicht recht, ob ich bey allen Stellen ganz mit ihm eins bin, denn ich habe nicht alles durchſehen können; aber in Abſicht auf die langen Perioden ſtimme ich ihm gewiß bey. Entſchuldigen Sie ſich mit dem Leſen der Trauerſpiele*), ſo iſt unſer Streit aus; denn wir reden von Declamation. Ich weiß aber nicht, liebſter Leſſing, ob es vortheilhaft ſey, Trauerſpiele anders, als zur Declamation bequem zu machen, wenn man den Vorſatz hat, dem Theater aufzuhelfen. Treibt man dieſes weiter, ſo kommen endlich Schauſpiele heraus, welche gar nicht gemacht ſind, um geſpielt zu werden, dergleichen z. E. der Tod Adams iſt. A propos von dieſem haben Sie uns nichts geſchrieben! —

Daß Herr von Kleiſt noch in Leipzig iſt, freut mich ſehr: ich hatte ihn mit einem Namensverwandten verwechſelt. Ich bitte mich ihm zu empfehlen. Er hat mich vielleicht ganz vergeſſen.

Wir hoffen immer noch, daß Berlin von einem feindlichen Beſuche verſchont bleiben wird, und dann bleiben wir hier. Kommen Sie nur zu uns. Unſern Streit von der Declamation können wir ohnedies nur mündlich ausmachen.

Leben Sie wohl, mein liebſter Leſſing, und lieben Sie mich ferner. Herr Moſes grüßt Sie. Ich bin

ganz der Ihrige,
Nicolai.

Berlin, d. 7. Septemb. 1757.

Liebſter Leſſing,

Weil ich am Sonnabend mit Herrn Moſes die Zeit verplaudert hatte, ſo ward ſie mir endlich zu kurz, Ihnen auf zwey Schreiben zu antworten; ich thue es heute. — Meine Fabel mag immer bey Ihrer Heerde treiben**); ſie iſt da beſſer verwahrt, als bey mir. —

Daß Klopſtocks Bildniß vor das dritte Stück kommt, iſt mir ungemein angenehm. Schicken Sie mir, ſo bald es ſeyn kann, einen Abdruck; denn ich bin ſehr begierig, ſeine Züge zu ſehen. Ich bin Ihnen auch für dieſe Zierde, die Sie der Bibliothek verſchafft haben, ungemein verbunden. Ich bitte Sie, Herrn Gleim im unbekannten Namen der Verfaſſer der Bibliothek (denn unbekannt müſſen ſie ſeyn) die verbindlichſte Dankſagung für ſeine Gefälligkeit zu machen.*) Sie müſſen mir auch ſchreiben, ob Klopſtock getroffen iſt; denn Sie haben ihn in Hamburg gekannt und geſprochen.

---

*) Man ſehe Leſſings Brief an Moſes [Bd XII, S. 91]. Nicolai.

**) Leſſing ſchrieb in einem Briefe: Als ich mehr Fabeln machte, ſollte die ihm am 13ten Auguſt überſendete bey ſeiner Heerde treiben. Nicolai.

Sie ſchreiben: Sie ſind begierig, den Schritt, den Sie von mir erfahren ſollen, bald zu erfahren; und ich bin ſehr begierig zu wiſſen, was für einen Schritt Sie wollen, daß ich thun ſoll! Sie müſſen eine Stelle in meinem Briefe falſch ausgelegt haben; denn ich wüßte keinen beſondern Schritt, den ich thun wollte, am allerwenigſten einen poetiſchen: dazu habe ich weder Luſt noch Herz; ich bin wie jener, der

— inexperto metuens ſe credere caelo
radit humum pennis —

Die zweyte Abhandlung von den Quellen der Künſte werde ich freylich nicht allein mit Herrn Moſes, ſondern auch, wo möglich, mit Ihnen, wohl überlegen; denn ich will mir Zeit dazu laſſen, und ſie erſt zum fünften Stücke fertig machen. Zum vierten Stück macht Herr Moſes die Abhandlung vom Erhabenen und Naiven.

Bey dem Schreiben über die Recenſion des Meſſias machen Sie nur eine kleine Anmerkung im Namen der Verfaſſer, daß es von einem Fremden eingeſandt wäre, und daß ſie es mit Vergnügen bekannt machten, da ſie ſehr geneigt wären, Herrn Klopſtock alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Dieſe Anmerkung iſt deswegen nöthig, weil etwa jemand glauben könnte, das Schreiben wäre von dem Verfaſſer der Recenſion ſelbſt, und aus Mißverſtand eine Art von Spott darunter ſuchte. — Sagen Sie Ihre Meynung frey heraus. Nur bey der Stelle: ferert ꝛc., erinnern Sie ſich, daß Sie die Phyllis nicht bekommen; denn es iſt bey Ihrer ungezwungenen Auslegung immer noch keine natürliche Conſtruction da.

Ich bin Ihnen für alle die Bemühungen, die Sie bey der Bibliothek übernehmen, unendlich verbunden, insbeſondere aber wegen der unangenehmen Bemühung mit der Correctur. Ich bin vollkommen überzeugt, daß wenn Sie nicht da wären, es noch weit ärger ſeyn würde. Die ſo häufig vorkommenden Druckfehler ſind Ihnen gar nicht zuzuſchreiben, ſondern der Unachtſamkeit des Correctors; es ſind ſehr viel kleine Fehler da, die bloß davon herkommen, und von meinem Manuſcript gewiß nicht herrühren. Z. E. Bruter, Wildon, unglümpflich, und mehr d. gl. zeigen, daß der Corrector das Manuſcript nicht immer bey der Hand hat. Z. E. S. 105. Sieges und

---

*) Leſſing hatte das Bild aus Hrn. Gleims Sammlung von Bildniſſen, für die Bibl. erhalten. Nicolai.

Siegeslied muß es das zweyte Trinklied heißen. S. 401. Herr Rode anſtatt Heinr. Rode. Ich wende alle mögliche Sorgfalt auf das Manuſcript, und wir beyden leſen alle Stücke zwey bis dreymahl durch. Der Corrector muß ſich alſo nur genau nach dem Manuſcripte richten. Es ſind doch in dem erſten Stücke ſolche grobe Druckfehler nicht geweſen. Herr Dyk muß ihm nur eine Strafpredigt halten.

Ihre Zuſätze ſind mir beyde ungemein angenehm geweſen. Von beyden Liedern ſagt man hier, daß Gleim der Verfaſſer ſey. Ich habe wegen derſelben ſchon einen lächerlichen Streit gehabt. Lieberkühn, der jetzt Feldprediger bey dem Prinz Heinrichſchen Regiment geworden, iſt Verfaſſer der hieſigen Kriegslieder*), (von denen ich eben ſo urtheile wie Sie), und iſt über den Vorzug, den man jenen gegeben hat, entſetzlich ungehalten geworden. Er hat ein langes Billet an mich geſchrieben, weil er mich für den Verfaſſer hält, und beklagt ſich entſetzlich, daß ich ihn, einen Prediger, unter einen Grenadier herab geſtoßen hätte, wodurch ich unfehlbar ſeiner Beförderung hätte ſpotten wollen; und Gott weiß, was er noch für närriſches Zeug herſchwatzt. Ich habe ihm geantwortet: Ich bedauerte es, der poetiſchen Subordination wegen, daß ſich der ungenannte Dichter nur den Character eines Grenadiers, und nicht den Character eines Generals gegeben hätte, den er als Dichter ſo wohl verdiente; alsdann hätte ſich der Herr Officier nicht zu beklagen. Ich habe ihm ſonſt ziemlich die Wahrheit geſagt.

Leben Sie wohl, mein liebſter Leſſing, und lieben Sie mich ferner. Ich bin

Ihr

Nicolai.

Liebſter Freund!

Ich habe Ihren Brief erhalten. Sogleich auf einmal kann ich vorjetzt die 60 Thlr. nicht ſchicken. Aber ich kann Ihnen jetzt, ohne die geringſte Beſchwerlichkeit, 30 Thlr., und irgend in 4 Wochen noch

---

*) Lieberkühn hatte in Berlin bey Winter: **Zwey Kriegslieder von einem preußiſchen Officier** mit Muſik drucken laſſen, die ich in der Bibl. d. ſch. Wiſſenſch. S. 401. kurz anzeigte. Leſſing bekam von Gleim zwey von deſſen damals noch ungedruckten **Kriegsliedern eines preußiſchen Grenadiers**, und ließ ſie noch in daſſelbe Stück S. 426. mit der richtigen Bemerkung abdrucken, daß die Kriegslieder dieſes gemeinen Soldaten beſſer wären, als die des Officiers. **Nicolai.**

30 Thlr. ſchicken, wenn es Ihnen ſo gefällt. Ich würde auch heute das Geld mitgeſchickt haben, wenn man nicht ſeit geſtern den Weg von hier nach Leipzig für unſicher hielt. Seyn Sie alſo ſo gütig, allda durch jemanden 30 Thlr. auf mich aſſigniren zu laſſen, entweder an Hrn. Voß, oder ſonſt einen Kaufmann allhier. Ich zahle contant; mit den übrigen 30 Thlr. müßte es alsdenn noch einige Wochen Anſtand haben. Sie ſehen, daß ich kein Bedenken trage, Ihnen dasjenige abzuſchlagen, was mir beſchwerlich fällt.

Herr Nikolai freut ſich ungemein über den ſchönen Zuſatz zur Bibliothek. Die beyden Lieder ſind gewiß Meiſterſtücke, und kommen den bekannten Kriegsliedern in dem Zuſchauer bey. Er wird mit Nächſtem Manuſcript zum 3ten Stücke einſchicken: zwar nicht alles auf einmal, weil ihn jetzt die Arbeit ein wenig übereilt; künftig aber ſoll es allezeit geſchehen, wie er jetzt verſichert.

Wegen der Stelle im Spinoza muß ich mich ſchlecht erklärt haben. Ich habe ſchlechterdings die Erklärung des Spinoza von titillatio angenommen. Nehmlich, ſie ſey affectio non ingrata unius partis corporis prae reliquis, und bekümmere mich gar nicht um den Verſtand, den man dieſem Worte in den Wörterbüchern beylegt. Da aber Spinoza in der Stelle, die ich Ihnen angeführt, beweiſet, daß dieſe titillatio einen exceſſum habe, und unangenehm werden kann; ſo muß auch ein Grad der titillatio möglich ſeyn, der zwar noch angenehm iſt, dabey aber zu beſorgen ſteht, man möchte die Gränzen überſchreiten, und eine unangenehme Empfindung zuwege bringen. In dieſem Zuſtande entſteht das mechaniſche Lachen, und alsdenn nennen wir es im Deutſchen Kitzeln. Denn daß das Kitzeln eine affectio unius partis corporis prae reliquis ſey, iſt wohl gar nicht zu zweifeln, und woher das Lachen entſtehe, läßt ſich jetzt nach Ihrer Erklärung ſehr deutlich einſehen.

Ich erwarte über die Gedanken von den Quellen ꝛc. noch einige Anmerkungen, zum Behufe des Hrn. Nikolai, der eine zwote Abhandlung von dieſer Materie ſchreiben will. Ich erwarte auch unfehlbar eine Aſſignation über die 30 Thlr., und bin

Ihr

wahrer Freund
Moſes.

Berlin,
den 14. Sept. 1757.

Liebſter Freund!

Herr Voß hat die Aſſignation präſentirt. Ich verſprach ihm, ſolche binnen 14 Tagen gewiß zu bezahlen, welches Verſprechen ich auch unfehlbar halten werde.

Das Trauerſpiel, der Renegat, iſt angekommen, und der Codrus auch. Mich dünkt, als ich ihn geleſen habe, einige nicht ſchlechte Situationen darinn gefunden zu haben. Das Ganze iſt freylich elend. Es würde eine Zierde für die Bibliothek ſeyn, wenn Sie einen beſſern Plan zum Codrus machen wollten. Jedoch, was haben Sie nicht ſchon für die Bibliothek verſprochen, und nicht gehalten? Wo ſind Gleims Fabeln? wo die Idyllen des Theokrits? — ich wollte ſagen, Lieberkühns? wo iſt der Brief über Hrn. Nicolais Beurtheilung des Meſſias? Mein Rath wäre, Herr Nicolai ſchickte zum vierten Stücke nicht mehr Manuſcript, als zu zehn Bogen ungefähr. Ich weiß es ſchon, daß Sie nicht eher arbeiten, als wenn der Druckerjunge in der Stube ſitzt, und darauf wartet; wir wollen Ihnen alſo dieſen über den Hals ſchicken.

Bey dem unvermutheten Beſuche der Oeſtreicher war uns freylich Anfangs nicht wohl zu Muthe. Ich hielt zwar ziemliche Contenance, indeſſen bin ich doch ſeit der Zeit zu allem ernſthaften Studiren ungeſchickt geweſen. So ſehr zerſtreuen uns die widerſprechenden Nachrichten, die ſtündlich einlaufen, und nunmehr uns wirklich zu intereſſiren anfangen. Wenn dieſe Umſtände noch ein halbes Jahr anhalten, ſo komme ich ganz aus dem Gleiſe.

Es iſt eine elende Sache mit den Proceſſen! Erforderts denn ſo viel Kopfbrechens, auszumachen, ob Sie Geld haben ſollen, oder nicht? oder haben die Rechtsgelehrten ſo langſame Köpfe? Gewiß, ich hätte unterdeſſen vielleicht *quadraturam circuli* finden wollen, ehe die Leute allda erörtern, ob man ſein Verſprechen halten müſſe, oder nicht. Machen Sie, mein lieber Leſſing, daß Sie bald zu uns kommen. Ich dächte, Sie könnten hier immer zu leben finden. Verſchaffen Sie aber zum Beſten der Bibliothek einen zweyten Leſſing, der nach Ihrer Abreiſe die Reviſion beſorge; denn ſonſt dürfte es manchmal ziemlich unordentlich gehen.

Den Augenblick kömmt Herr Nicolai mit ſeinem Briefe. Ich ſehe, er bittet Sie recht feyerlich um die Paar Stücke zur Bibliothek, die Sie verſprochen. Dieſes ſcheint mir ziemlich poſſierlich! Ich verſichre Sie, wenn Sie Ihr Wort nicht halten; ſo wird Herr Winkler auch das ſeine nicht zu halten gezwungen werden. Ich denke, er hat ſo viel Recht, ſein Wort zurück zu nehmen, als Sie. Daß jenes gegebne Wort Geldſachen betrifft, iſt eine große Kleinigkeit, die zu der Sache nichts thut. Machen Sie alſo immer, was Sie uns zugeſagt haben, und zwar vor Ihrer Abreiſe noch; denn hier möchten Sie nicht ſo bald in Ordnung ſeyn, um nach Bequemlichkeit arbeiten zu können.

Ueber Ihren Ausdruck: da Ihnen Klopſtocks Adam ſo wenig gefallen, habe ich mich ziemlich gewundert. Hat er Ihnen denn gefallen? Gefallen Ihnen denn ſeine geiſtlichen Lieder? — Wenn dieſes iſt, wie ich doch unmöglich glaube, warum haben Sie nicht meine Recenſion vom Adam ſo gut caſſirt, als die vom Devil to pay?

Ich ſende Ihnen nächſtens meine Gedanken vom Erhabnen zur Beurtheilung zu. Sie ſollen in das 4te Stück kommen, und ich muß Ihr Urtheil erſt darüber vernehmen, ehe ich ſie zum Drucke befördern laſſe. Für dieſesmal leſen Sie meinen Brief an Hrn. Prof. Baumgarten, und ſeine Antwort, und ſchreiben Sie mir mit nächſter Poſt, wie Ihnen letztere gefallen, und was Sie insbeſondre zu dem 30ſten Kapitel der Sprüche Salomonis ſagen?

Leben Sie wohl, und lieben Sie mich beſtändig.

Berlin,
den 25. Okt. 1757. Moſes.

Liebſter Freund!

Unſre Urtheile über das Betragen des Hrn. Prof. Baumgartens ſtimmen völlig überein. Die letzte Frage kann unmöglich Verſtellung ſeyn. Sie muß aus dem Herzen gefloſſen ſeyn, und das Herz dieſes Mannes ſcheint mit ſeinem Verſtande in keiner genauen Verbindung zu ſtehen. Ich werde die Frage wiederholen, die ich, wo ich nicht irre, ſchon vor einiger Zeit an Sie gethan. (*Welche Wiſſenſchaft lehrt uns die Vorurtheile beſtreiten?*) Und wenn es wahr iſt, daß der Menſch zwo Seelen hat; ſo würde ich meine Frage folgendergeſtalt ausdrücken: Wir haben ſehr viele Wiſſenſchaften für die Seele des Verſtandes; welche Wiſſenſchaft aber iſt für die Seele des Herzens? — Jedoch, auch der tiefſinnige Brief des Hrn. Prof. hat mir nicht ſonderlich gefallen. Was er darinn ſagt, paßt gar nicht auf die Fragen, die ich gethan habe, und er ſcheint mir nur durch Winkelzüge entwiſchen zu wollen. Schicken Sie mir doch den Brief bald wieder, ich muß dem Manne antworten. Was die Demüthigung betrifft, da haben Sie Unrecht. Ich habe nichts weniger, als geſchmeichelt. Wie ichs ſchrieb, ſo floß es mir aus dem Herzen.

Sie haben Recht, mein liebſter Freund! Wie es ſcheint, ſo würde ich die Frage nicht gethan haben, wer Sie zu Leipzig zurückhalte, wenn ich den Verfaſſer des Frühlings perſönlich kennte. Ich habe, ohne dieſen Mann zu kennen, eine wahre Hochachtung für ſeine Talente ſowohl, als für ſeine Sitten, nach der Beſchreibung, die ſeine Freunde von denſelben machen. Die Seelen dieſes Mannes ſcheinen in ziemlicher Correſpondenz mit einander zu ſtehen.

Mit dem Tode Adams verſtehe ich Sie noch nicht recht. Erklären Sie ſich alſo deutlicher, wenn Sie beſſer verſtanden ſeyn wollen, als Klopſtock.

Daß Sie Trauerſpiele im Kopfe fertig haben, das haben wir ſchon lange gewußt. Aber mit Ihnen iſt es nun wieder eine andre Plage. Bey andern Schriftſtellern ſtrömen die Gedanken aus dem Kopfe auf das Papier, ohne in das Herz hinüber zu gehen, und bey Ihnen iſt gerade das Gegentheil. Ihre Gedanken finden den Weg nach der Hand ziemlich ſpät.

Eben jetzt erhalte ich Hrn. Nicolai's Schreiben zum Einſchlagen. Er will durchaus, ich ſoll Ihnen die Verſe ſchicken, die ich neulich aus Verdruß über verſchiedne Widerwärtigkeiten gemacht habe. Es ſey alſo! — Uebrigens kann Herr Nicolai verſichert ſeyn, daß ich die ſchönen Wiſſenſchaften nächſtens abdanke. Aber erſt will ich einen Brief machen, in welchem ich meine Gedanken von den ſchönen Wiſſenſchaften ganz frey herausſagen werde. Ich verwerfe ſie nicht alle, aber ich will für mich eine Wahl anſtellen. — Jedoch hiervon ein andermal.

Leben Sie wohl, und laſſen Sie uns bald von demjenigen etwas ſehen, das Sie im Kopfe fertig haben. Das Trauerſpiel iſt gewiß eine Branche von den ſchönen Wiſſenſchaften, die mir vorzüglich gefällt. Ich bin

Ihr

Berlin,
den — Nov. 1757.

wahrer Freund
Moſes.

Geliebter Freund!

Ich kann nicht umhin, Ihnen eine Neuigkeit mitzutheilen, die Ihnen ihrer Seltenheit halber vielleicht nicht unangenehm ſeyn wird. Ich will nunmehr für nichts in der Welt mehr ſchwören, da es ſchon ſo weit gekommen, daß ich eine Predigt ſchreibe, und einen König lobe. Ich habe auch einige hebräiſche Danklieder ins Deutſche überſetzt, und ſie ſind gedruckt. Sie ſcheinen mir aber nicht wichtig genung, ſie Ihnen zu ſchicken. Sie haben zwar den Leuten allhier gefallen; allein wie viel Leute haben hier Geſchmack?

Was Sie von dieſer Predigt denken, brauchen Sie gar nicht zu ſchreiben. Ich kann mirs ſo ungefähr ſchon vorſtellen. Um deſto nöthiger aber wird es ſeyn, mir Ihre Gedanken von meinem Briefwechſel mit Hrn. Prof. Baumgarten etwas deutlich zu erklären, auch mir mit nächſter Poſt ſeinen und meinen Brief zurück zu ſchicken. Ich kann, ohne unhöflich zu ſeyn, meine Antwort nicht länger aufſchieben, und habe aus Unvorſichtigkeit eine Abſchrift davon zu nehmen vergeſſen.

Wiſſen Sie auch wohl, mein lieber Leſſing, daß der Winter bald zu Ende eilet, und daß Sie uns verſprochen, noch dieſen Winter bey uns zu ſeyn? Wir haben viel, ſehr viel mit einander mündlich auszureden, und wer weiß, wie viel unverdaute Gedanken ich noch in die Bibliothek einrücken laſſe, wenn ich nicht bald Gelegenheit habe, ſie mit Ihnen zu überlegen. Herr Nicolai will auch die zwote Abhandlung von dem Weſen der ſchönen Künſte ſchreiben, und wenn Sie nicht unſer Schiedsrichter ſeyn werden; ſo kommen wir ſchwerlich zuſammen. Kommen Sie alſo geſchwinde zu uns! Hören Sie? Ich bin

Ihr

Berlin,
den 25. Nov. 1757.

beſtändiger Freund
Moſes.

Halberſtadt, den 1. Februar 1758.

Fürchten Sie ſich denn gar nicht vor dem Zorne des Grenadiers, mein liebſter Leſſing? Ungerächt läßt er ſich nicht beleidigen; er iſt in ſeiner Freundſchaft ſo feurig, als im Haß ſeiner Feinde, und kann es nicht ausſtehn, daß man ihn vergißt. Wollen Sie nicht Krieg mit ihm haben, ſo ſchreiben Sie ihm bald. Sie ſind ihm auf zwölf Briefe die Antwort ſchuldig, und Ihr Urtheil über bald ſo viel Siegeslieder! Er hat es für Ernſt genommen, daß Sie eine Sammlung derſelben machen wollen, und ſchickt Ihnen hierbey noch ein Lied, das in der Ordnung das erſte wird ſeyn müſſen. Auch hat er in das Siegeslied nach der Schlacht bey Roßbach noch den Cöllner und Münſtermann gebracht, weil er von einem Paderborner hörte, daß die Cöllner und Münſtermänner in dieſem Lobgeſange ſich ungern nicht gefunden hätten. Er meint alſo, daß nach der Strophe: Und als er hinter ſich den Tod ꝛc. folgende für den Münſtermann:

Dem Münſtermann, der kriechend ſchlich
In dicker Finſterniß,

Voll Furcht und Hunger ritterlich
In Pumpernickel biß!

und nach der Strophe: dem Würtemberger, der ſein Pferd ꝛc.

Dem Cöllner, welcher rothes Blut
Verglich mit weißem Wein,
Und ſprach: Wie gut wär' es, wie gut,
Bey meiner Braut am Rhein!

für den Cöllner eingeſchaltet werden könnten.

Herr von Kleiſt hat mir gemeldet, der Verleger des Roßbachſchen Siegesliedes wolle die andern auch erſt beſonders drucken laſſen. Der Grenadier, glaub' ich, würde nicht dawider ſeyn; aber es wäre doch auch nicht übel, wenn ſeine Waffenbrüder die Lieder in den Winterquartieren ſingen und zum künftigen Feldzuge wider Deutſchlands Heuſchrecken ſich anfeuern könnten.

Nehmen Sie's nicht übel, liebſter Freund, daß ich Ihnen ſo geſchwind ſchreibe. Wir haben wieder großen Kriegeslärm bey uns; jedoch nicht einen ſo ſchrecklichen, wie der vom 11. bis 16.: denn es machen ihn keine Feinde, ſondern Freunde; Preußen rücken ein. Es ſcheint, als wenn der Rächer Friedrich ein Gewitter über den Köpfen der Feinde zuſammenzieht. Ich umarme Sie, und meinen theuren Freund, den ich nicht nennen darf, und bin beſtändig ꝛc.

Gleim.

Liebſter Freund!

Ich habe Ihnen ſeit einiger Zeit nicht geſchrieben, weil ich ſeit einiger Zeit nicht gedacht habe. Es müſſen Freunde von einer ganz andern Natur ſeyn, die ſich blos mit Verſicherungen von ihrer Freundſchaft unterhalten können. Und ich hätte Ihnen wahrlich nichts anders ſchreiben können, weil ich mich bey der ungeſunden Luft, welche wir zeither allhier athmen, vor allem Nachdenken hüte. Mein Verſtand ſpielt indeſſen einige Farcen. Ich leſe die hochberühmten Eſſais des Abbe Trublet; der Mann gefällt, ob er gleich wenig unterrichtet. Seine Penſées ſur le bonheur, ſur le plaiſir und ſur les deſirs, verdienen geleſen zu werden. Die Franzoſen ſind in neuern Zeiten die beſten Beobachter der menſchlichen Sitten. Sie ſchildern die Charaktere der Menſchen, und wiſſen manchmal verborgne Neigungen und Falten des menſchlichen Herzens zu entdecken, die dem gründlichſten Weltweiſen entwiſchen. Sie müſſen ſich aber in ihren Schranken halten. Sobald ſie ſolche verlaſſen, und mehr als Beobachter, Weltweiſe werden wollen; ſo ſollte man ihnen das Handwerk legen. Ich halte dafür, es giebt in der Sittenlehre ein Feld, das noch gar nicht angebaut iſt. Dieſes iſt die Theorie der Charaktere. Die gemeinen Sittenlehren enthalten blos die Beweiſe, wie ſich die Menſchen nach den Vorſchriften der Vernunft verhalten ſollten, wenn es ihnen gegeben wäre, dieſe Vorſchriften in allem zu befolgen. Sollte es aber nicht möglich ſeyn, aus den Beobachtungen der Geſchichtſchreiber, der Weltweiſen und der theatraliſchen Dichter, eine allgemeine Theorie zu verfertigen, in welcher man zeigte, was aus einem jeden gegebnen Charakter in dieſem oder jenem Falle fließen würde? Theophraſt, Bruyere, Montagne, der Zuſchauer, und gewiſſermaßen Rochefaucault unter den Weltweiſen, Tacitus, Salluſt, Voltaire und andre unter den Geſchichtſchreibern haben Materialien geſammlet. Die guten theatraliſchen Dichter müſſen einen Vorrath davon gehabt haben; denn ſie haben in beſondern Fällen ihre Charaktere nach der Natur entworfen. Es muß alſo gewiſſe allgemeine Wahrheiten, ein gewiſſes Syſtem geben, worauf ſich alle dieſe Beobachtungen gründen. Sollte es ſich nicht der Mühe verlohnen, daſſelbe zu ſuchen?

Die Schönheitslinie habe ich im Blondel vergebens geſucht. Der Mann beſtimmt die Gattung der Linie, nach welcher die Säulen verjüngt werden müßten. Allein die Grade der Krümmung eben dieſer Linie hat er nicht feſtgeſetzt, welche bey einer und eben derſelben Aequation unendlich verſchieden ſeyn können. Seine Erfindung iſt dem Baumeiſter nützlicher, als dem Weltweiſen; denn dieſer ſucht eigentlich die Curvatur der Schönheitslinie.

Dem Prof. Baumgarten habe ich geantwortet, und nach Ihrem Befehl, ſeiner wunderbaren Frage gar nicht erwähnt. Ob er mir wieder antworten wird? —

Leben Sie wohl!

Berlin,
den 17. Febr. 1758.
Moſes.

N. S. Wenn Sie auf den Sommer gewiß zu uns kommen; ſo wollte ich zum voraus einen Garten für uns miethen. Sie müſſen mir aber verſprechen, ihn fleißiger zu beſuchen, als Sie den letzten beſucht haben.

Ich habe eine Bitte an Sie, liebſter Freund! Der Muſikus Kirnberger, den Sie auch kennen ſollten, und der nach ſeiner Geſchicklichkeit in der Muſik ein beßres Schickſal verdient, hat mir aufgetragen, durch Ihre Vermittelung, den Hrn. Breitkopf zu bewegen, einige von ſeinen Sachen drucken zu laſſen. Hier folgt das Verzeichniß davon.

Der Verleger kann davon ausleſen, was ihm gefällt, und allenfalls ein oder zwey Stücke zum Anſehn bekommen. Es ſind recht ſchöne Sachen. Er verlangt 12 Exemplare für ſeine Freunde, und überläßt es im Uebrigen der Generoſité des Verlegers. Wenn auch nur vorerſt eine Symphonie zur Probe gedruckt wird. Ich verſpreche mir dieſe Gefälligkeit von Ihnen, liebſter Leſſing, und verſpreche, Sie nicht wieder mit dergleichen Commiſſionen zu beſchweren. Ich konnte es ihm nicht abſchlagen.*)

---

*) Moſes hatte alle Theile der Mathematik gründlich ſtudirt, und auch die mathematiſche Muſik in L. Eulers großem Werke. Dadurch kam er auf den Gedanken, ſich auch einige Kenntniß von der praktiſchen Muſik erwerben zu wollen. Er ließ ſich im Jahr 1756 von dem Muſiker Kirnberger Unterricht im Klavierſpielen geben. Kirnberger dünkte ſich ein philoſophiſcher Muſiker zu ſeyn. Er hatte auch wirklich über ſeine Kunſt mehr nachgedacht als andere Muſiker. Indeſſen hatte er doch von vielen Dingen nicht deutliche, noch weniger philoſophiſch richtige Begriffe. Da er gar keine Schulſtudien beſaß und wenig geleſen hatte, ſo fehlten ihm manche nöthige Kenntniſſe, die er ſich durch Umgang mit Gelehrten erſt mit vieler Mühe erwerben mußte; daher konnte er zuweilen ziemlich gemeine Dinge nicht deutlich aus einander ſetzen. Gelehrte, welche ſich mit ihm darüber verſtändigen wollten, mußten ſeinen Sinn errathen; daher auch Sulzer, der von der Muſik gar nichts verſtand, und Kirnbergern nachher bey ſeinem Wörterbuche brauchte, in ein Paar muſikaliſchen Artikeln (in der erſten Ausgabe) ganz falſch gerathen hat. Kirnberger unterhielt ſich mit Moſes über den philoſophiſchen Theil der Muſik. Moſes glaubte ihn zu verſtehen, weil ſein eigner Scharfſinn Kirnbergers Undeutlichkeit erſetzte, und K. hingegen verſicherte, daß Moſes alles Muſikaliſche trefflich faſſe. Im Anfange der Unterweiſung wollte K. ſeinem Schüler Moſes die verſchiedenen Taktarten erklären. Ueber den Unterſchied von $\frac{3}{4}$ und $\frac{6}{8}$ Takt, konnten ſie ſich nicht verſtändigen. Moſes fragte: „Wie es zugehe, daß $\frac{3}{4}$ nicht $\frac{6}{8}$ machen ſollten?“ K. ſagte: „weil der „eine ein **Tripeltakt** und der andere **ein gerader Takt** iſt.“ Aber warum? und wie geht das zu? fragte Moſes weiter. Kirnberger ſetzte ſich ans Klavier, ſpielte ihm $\frac{3}{4}$ und $\frac{6}{8}$ gegen einander vor, und ſagte belehrend: „Nicht wahr, nun hören Sie doch, daß das erſtere Tripeltakt iſt!“ — „Nein!“ ſagte Moſes, „ich kann keinen Unterſchied hören.“ Kirnberger ſpielte beide Taktarten wohl auf ſechſerley Art; es blieb aber mit dem Schüler wie vorher. Endlich ſagte K. ungeduldig: „Ich kann nicht begreifen, wie Sie „ein Mathematiker ſeyn und nicht $\frac{3}{4}$ abmeſſen können, daß es ein Tripeltakt iſt!“ Moſes ſagte lächelnd: „Als Mathematiker kenne ich keine $\frac{3}{4}$, die „nicht = $\frac{6}{8}$ wären; aber da dieß in der Muſik unterſchieden ſeyn ſoll, ſo „fange ich an zu glauben, daß ich kein muſikaliſches Ohr habe, um den Unterſchied zu empfinden.“ Der Unterricht endigte ſich in ein Paar Mona-

In der Recenſion vom Lichtwehr belieben Sie zu ändern, was Ihnen nicht gefällt. Ich bin kein guter Beurtheiler von Fabeln, und hätte dieſe Arbeit auch nicht übernommen, wenn mich nicht Herr Nicolai darum erſucht hätte. Sie machen doch in dieſem Stücke die Recenſion von Gleims Fabeln?

Liebſter Freund!

Ein guter Buchhalter iſt ein ſeltnes Geſchöpf. Er verdient die größte Belohnung; denn er muß Verſtand, Witz und Empfindung ablegen, und ein Klotz werden, um richtig Buch zu führen. Verdient ein ſolches Opfer zum Beſten der Finanzen nicht die größte Belohnung?

Wie ich heute auf dieſen Einfall komme, fragen Sie? Sie können es wohl unmöglich errathen, daß mir des Hrn. von Kleiſt neue Gedichte dazu Anlaß gegeben. Ich ließ ſie mir des Morgens um 8 Uhr kommen. Ich wollte unſerm lieben Nicolai eine unvermuthete Freude damit machen, und ſie mit ihm durchleſen. Allein ich ward verhindert — die ungeſtümen Leute! Was bringt Er, mein Freund? und Sie Gevattern? und Er, Geſelle? Laſſen Sie mich heute, ich kann nicht. „Sie haben ja nicht irgend Feyertage?“ — Das wohl eigentlich nicht, aber ich bin krank. Es verſchlägt Ihnen ja nichts. Kommen Sie morgen wieder. — Dieſe Leute waren gefällig, allein mein Principal war es nicht. Ich bekam Arbeit bis gegen Mittag. Ich las indeſſen unter der Arbeit hier und da ein Fleckchen, und da merkte ich es, wie ſchwer es iſt, Empfindung zu haben, und ein Buchhalter zu ſeyn. Ich fing an, in Handlungsſachen ſchön zu denken, und machte in meine Bücher eine von den Schönheiten, die man von einer Ode zu rühmen pflegt. Ich verwünſchte meinen Stand, ſchickte die Gedichte unſerm Esquire, der von ſeinen Geldern lebt,*) ha, nicht ohne Neid! und ward verdrießlich. Die Idyllen ſind allerliebſt, und

---

ten; doch trug Moſes Eine Menuet davon, die er ziemlich langſam auf dem Klaviere ſpielen lernte. „Es iſt ſonderbar, ſagte er lächelnd; ich kann den „Tripeltakt ſpielen, aber nicht hören!“ Nicolai.

*) Dieß geht auf mich. Als mein älteſter Bruder die Buchhandlung übernommen hatte, zog ich mich zurück, und lebte ſehr frugal von einem nur mäßigen Einkommen, um fleißig zu ſtudiren. Dieſes ruhige Leben währte anderthalb Jahr. Ich wohnte ganz in der Nachbarſchaft von Moſes in einem Hauſe, das wir unſer Haus zu nennen pflegten. Es hatten darin nach einander Ramler, Mylius, Leſſing, und ich gewohnt; zuletzt kaufte es Moſes, und bewohnte es bis an ſein Ende. Nicolai.

das Lied eines Lappländers recht ſehr artig. So viel habe ich geleſen. Von dem Trauerſpiele will ich noch nicht urtheilen. Indeſſen verwundere ich mich nun gar nicht mehr, daß Sie ſich ſo lange zu Leipzig aufhalten. Ich will nicht eher hoffen, Sie hier zu ſehen, bis der Herr von Kleiſt ausmarſchiren wird.

Ueber Ihren Engländer verwundere ich mich gar nicht. Er ſcheint die innerlichen Sinne des Hutcheſon zu begünſtigen. Ueberhaupt philoſophiren die Engländer nur bis auf einen gewiſſen Punkt, bey welchem ſie ſtehen bleiben. Sie ſcheinen zu ſtolz zu ſeyn, die Deutſchen zu leſen, und zu bequem, ſelbſt in das Innere der Seele zu dringen. Die Franzoſen philoſophiren mit dem Witze, die Engländer mit der Empfindung, und nur die Deutſchen haben kaltes Blut genug, mit dem Verſtande zu philoſophiren. Sie haben vermuthlich die vermiſchten Schriften des David Hume geleſen? Ich kann ſeinetwegen von meiner allgemeinen Regel keine Ausnahme machen. Nur Locke, Klark und etwa Shaftesbury ſind in meinen Augen wahre Weltweiſen. Die Eintheilung der Leidenſchaften in ſelbſterhaltende und geſellſchaftliche iſt zu vertheidigen. Wir ergötzen uns ſo wohl an den Vollkommenheiten anderer Dinge, als an unſerer eignen. Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß die Erkenntniß der erſtern die letzte befördere, und vielleicht uns nur aus dieſem Grunde angenehm ſey; ja, ich bin deswegen mit dem Beweiſe von Wolf gar nicht zufrieden, daß er den Grund unſrer Pflichten gegen andere blos darinn ſucht, daß wir uns außer dem geſellſchaftlichen Leben nicht vollkommen machen können, denn hieraus laſſen ſich die geſellſchaftlichen Neigungen und der dunkle Trieb, andere mit Vergnügen vollkommner zu ſehen, gar nicht erklären. Indeſſen hat die berührte Eintheilung ihren guten Grund, in ſo weit uns die anſchauende Erkenntniß einer Vollkommenheit entweder unmittelbar, oder mittelbar vollkommner macht. Aus jener entſpringen die Pflichten gegen uns ſelbſt, und wenn die Begierde heftig wird, die Leidenſchaften, welche, mit Ihrem Schriftſteller zu reden, auf unſre Selbſterhaltung abzielen. Aus dieſer hingegen die Pflichten gegen Gott und unſre Nebenmenſchen. Wird die Begierde heftiger, ſo entſpringen die Leidenſchaften des Wohlwollens, welche nur alsdann geſellſchaftliche Neigungen genannt werden können, wenn ihr Gegenſtand nicht Gott, ſondern unſre Nebenmenſchen ſind. Sie ſind alle Quellen der Schönheit, in ſo weit alle dieſe Vollkommenheiten ſinnlich erkannt werden können. Sie ſind auch alle Quellen des Erhabnen, allein mit einigem Unterſchiede. Die Leidenſchaften, welche auf unſre Erhaltung abzielen, ſcheinen nur des Erhabnen von der zwoten Gattung (ich beziehe mich auf meine Gedanken vom Erhabnen in dem letzten Stücke) fähig zu ſeyn. Man bewundert keinen Menſchen, der ſich vor Schmerz und Gefahr ſcheuet; aber man bewundert ihn, wenn er ſie zum Beſten ſeiner Nebenmenſchen nicht achtet. Daher entſpringt das Erhabne von der erſten Gattung, wie ich glaube, mehrentheils aus den geſellſchaftlichen Leidenſchaften. Das von der zwoten Gattung hingegen findet bey allen Arten von Vollkommenheit Statt. Sie ſehen, daß ich beynahe das Gegentheil von Ihrem Engländer behaupte. Vielleicht weil ich ſeine Gedanken nicht recht begriffen, weil mir noch unbekannt iſt, was er unter ſchön und erhaben verſtehe. In dieſem Falle fordere ich meinen Zug zurück.

Warum rechnet Ihr Schriftſteller aber blos Schmerz und Gefahr für die Gegenſtände der Selbſterhaltung? Warum nicht auch die Unvollkommenheiten des Geiſtes, als Unwiſſenheit, Reue, Einförmigkeit der Beſchäftigungen u. ſ. w.?

Ihr Plan zum Codrus gefällt mir ungleich beſſer, als der gekrönte. Der Ihrige iſt einfältig und zuſammenhängend, und der Charakter des Prieſters iſt vieler einzelnen Schönheiten fähig. Allein von welcher Art ſoll das Intereſſe in Ihrem Stücke ſeyn? Mitleiden erregen Sie nicht; Schrecken und Furcht auch nicht ſonderlich; alſo Bewunderung. Dieſe Leidenſchaft aber wird nach Ihrer Anlage dadurch geſchwächt, daß wir gleich beym erſten Anfange von dem feſten Vorſatze des Codrus, für das Vaterland zu ſterben, und von der Unmöglichkeit, das Vaterland auf eine andere Art zu retten, völlig überzeugt ſind. Hier iſt keine andere Erwartung, keine Ungewißheit, als dieſe: wie wird Codrus zu ſeinem Zwecke gelangen? Unſre Bewunderung hat er bereits weg. Sie haben in einem Ihrer Briefe mehr als zu gründlich bewieſen, daß dieſe Leidenſchaft plötzlich entſteht, und von keiner langen Dauer iſt. Wir vereinigen nunmehr unſre Wünſche mit dem Helden, und ſind zufrieden, daß ſie zuletzt ihre Erfüllung erreichen, ohne ſein Schickſal zu beklagen; oder uns ſonderlich darüber zu freuen. Beym Cato des Addiſons ſind wir wegen des Schickſals des Helden in völliger Ungewißheit. Er hat noch nichts gewählt: und ſo ſehr wir mit ihm die Schmach der Unterwerfung fürchten; ſo wünſchen wir dennoch, und ſeine Freunde mit uns, daß er der Nothwendigkeit nachgeben, und den Cäſar für ſeinen Ueberwinder erkennen möge. Wir hoffen und fürchten immer noch, bis er uns zuletzt gleichſam zu der Höhe erhebt, von welcher er die menſchlichen Dinge betrachtet. Wir werden durch die Macht ſeiner erhabnen Geſinnung gezwungen, das Leben mit ihm gering zu ſchätzen. Wir trauen uns aber die Standhaſtigkeit nicht zu, es ſo gelaſſen aufzugeben, und bewundern den großen Mann. Aber in Ihrem Codrus? — Jedoch, ich bin ein voreiliger Schwätzer. Vielleicht dürfte ich an dem Cato eben ſo viel auszuſetzen gefunden haben, wenn mir Addiſon ſeinen Plan, wie Sie, in einem flüchtigen Schreiben bekannt gemacht hätte. Wie werde ich mich ſchämen, wenn Sie, trotz meinem Geſchwätze, der Beurtheilung des Hrn. Nicolai einen ſehr intereſſanten Plan einverleiben werden.

Apropos, verſteht man Sie jetzt, warum an das Bildniß des Hrn. von Kleiſt gar nicht zu denken iſt? Trotz Ihrer Verſchwiegenheit, haben wir doch ſchon vor einigen Monaten gewußt, daß von dieſem Hrn. ein Trauerſpiel gedruckt werden ſoll. Es wäre Schade, wenn die Preußen nicht alles wiſſen ſollten, was die Sachſen unternehmen.

Ich gehe jetzt mit einer Materie zu philoſophiſchen Briefen ſchwanger. Ich kann aber nicht eher erlößt werden, bis Sie mein Socrates ſind. Wer kann anders, als Sie, von der Geburt urtheilen, ob ſie nicht ridiculus mus ſey?

Leben Sie wohl, mein Werther, und vergeſſen Sie, in der angenehmen Geſellſchaft des liebenswürdigen Mannes, nicht

Ihres
Freundes
Moſes.

Berlin,
den 27. Febr. 1758.

N. S. Ich bitte nochmals für Hrn. Kirnberger.

Von Gleim.

Halberſtadt, den 16. April 1758.

Nur zwey Worte, liebſter Freund; zu mehreren hab' ich die Zeit nicht. Ich muß unterſuchen, was für Thaten die Franzoſen, unſere Feinde, mit dem Magen gethan haben! Mein Gott, wie haben die Leute gefreſſen! Sie können kein Herz haben, ſie ſind lauter Magen. Zwey Worte nur! Wie lange bleibt wohl unſer **Kleiſt** noch bey Ihnen? Vielleicht daß ich einen Schwabenſprung thue, von Halberſtadt nach Leipzig, und meinen **Kleiſt** überfalle. Merken Sie ſich's: **Vielleicht.** Sie böſer Mann! warum kamen Sie nicht nach Berenburg? warum nicht nach Halberſtadt? Sie hätten mir die größeſte Freude gemacht, wir hätten ſo ſchöne Sachen mit einander abreden können; und wenn Sie lange genug bey mir geblieben wären, ſo hätt' ich Zeit gehabt, Ihnen alle die Dankſagungen zu ſagen, die der Grenadier wegen Beſorgung ſeiner Lieder, mir aufgetragen hat, die ich wegen Zeitmangels Ihnen ſchuldig geblieben bin.

Halberſtadt, den 15. Juli 1758.

Auf neuen Befehl unſers theuerſten Kleiſts überſend' ich Ihnen hierbey die von ihm an Sie angewieſenen hundert Thaler, mit Bitte um eine kleine bürgerliche Quitung über richtigen Empfang zu meiner Sicherheit, auf den Fall, den Gott verhüte, und uns nicht erleben laſſe. Als unſers Kleiſts Haushalter, kann ich zur Rechenſchaft gefodert werden. Schreiben Sie ihm doch fein oft; ich weiß, wie angenehm ihm Ihre Briefe ſind. Seine letzten waren ziemlich melancholiſch.

Antworten Sie doch dem Grenadier bald, und ſagen Sie ihm, wie Sie mit ſeinem Colliniſchen Liede zufrieden ſind. Grüßen Sie doch ja den lieben Ramler und alle die übrigen Freunde von ꝛc.

Gleim.

Halberſtadt, den 16. Auguſt 1758.

Ob der Grenadier mit Ihrem Vorberichte zufrieden ſeyn wird? — Er wird nicht wiſſen, wo er allen den Dank hernehmen ſoll, den er Ihnen, Herrn Krauſe, und Herrn Meil ſchuldig iſt. Denn auch die beyden Kupferſtiche werden ihm ſehr gefallen. Mehr kann ich Ihnen diesmal nicht ſagen. Ich komme zurück von einem Spazierritt von drey Meilen, bin durchnäßt, wie der Nachtſchwärmer Amor, den Anakreon erwärmte, kann in das Vergnügen, ſo viele Briefe meiner Freunde auf einmal zu bekommen, mich nicht finden; zumal da es mit Galle vermiſcht iſt, wie Amor's Honig. Denn ich habe zwey Briefe von Ihnen vor mir, zwey von unſerm Kleiſt, einen von unſerm Ramler. Der arme Ramler! In ſeinem Briefe iſt die Galle, die ich meyne. Sagen Sie ihm doch, daß ich — Doch nein, ſagen Sie ihm nichts; ich will ihm ſelbſt ſchreiben.

Unſer Kleiſt ſchilt auf ſeine Feinde, weil ſie nicht ſtehn. Schreiben Sie ihm doch oft, liebſter Freund! Ich gäbe Ihnen gern einen Auszug aus ſeinem Schreiben; aber ein andermal. Wir fürchten uns itzt weder vor Oeſtreicher noch vor Franzoſen; wir haben Grenadiere und Huſaren bey uns. Vielleicht könnte es in Pohlen bald etwas zu beſingen geben. Der Grenadier aber ſteht noch immer bey der königlichen Armee; und wo er nicht ſchlagen hilft, da ſingt er nicht. ꝛc.

Gleim.

Halberſt[illegible] den 22. Nov. 1758.

Ihr letztes Schreiben, liebſter Leſſing, hat ſich unter meinen Papieren verloren; alſo kann ich's nach der Schnur nicht beantworten. Es aufzuſuchen, nähme mir das Bißchen Zeit, das die franzöſiſchen Freſſer mir übrig laſſen. Sie haben wegen des Grenadiers auf mich gezürnt. Daß er bey Zorndorf verwundet iſt, daran werden Sie wohl nicht mehr zweifeln, wenn Sie werden geleſen haben, was er ſeiner Muſe geſungen hat. Kein Menſch noch hat's geſehn, als er, und ich, und nun Sie. Sehn Sie's geſchwind doch an, und ſagen Sie dann Ihrem Freunde bald, wie's Ihnen gefällt, und was unſer lieber Ramler dazu ſagt. Uebrigens aber machen Sie damit, was Sie wollen. Der Grenadier weiß gar zu wohl, daß er in guten Händen iſt. Sie und Herr Ramler mögen immer ausſtreichen. Es kommt mir vor, als wenn er Glovers Leonidas geleſen hätte. Ob er an ſeiner Wunde geſtorben iſt, weiß ich nicht. Das Gedicht hab' ich ohne Brief in fremdem Umſchlag erhalten. Seine Muſe mag ihm das kleine Lied wohl ſchon geſungen haben; wo nicht, ſo mag es Leſſing ſingen: dann lebt er gewiß wieder auf.

Sie ſo wohl, als Herr Ramler haben mir vorgeworfen, ich hätte ſein Siegeslied auf die Schlacht bey Zorndorf Ihnen nicht gewieſen. Ich weiß aber ganz gewiß von keinem. Nur zwey Strophen eines Liedes vor der Schlacht, hat er in einem Schreiben, deſſen Herr von Kleiſt erwähnt haben mag, einfließen laſſen. Hier ſind ſie.

Weil von den Kriegern aller Welt
  Du nicht bezwungen biſt;
Nicht fällſt, nicht weichen willſt, o Held,
  Der Macht nicht, nicht der Liſt:

So ſenden ſie, o Friederich,
  Mordbrenner in dein Reich,
Und Henker. Vater, gegen dich
  Iſt ihnen alles gleich!

Er ſagte, er hätte ſie bey dem Uebergange über die Oder geſungen. Lebt er noch, ſo ſoll er Ihnen einmal die Frage: wie kann ſich ein Friedrich überfallen laſſen? beantworten.

Unſerm lieben Kleiſt ſagen Sie vom Schwanengeſange ſeines Grenadiers nur nichts. Laſſen Sie's beſonders drucken, ſo möcht' ich ihn ſelbſt gern damit überraſchen. Vielleicht nehmen Sie das Format ſeines Ciſſides und Paches.

Mendelsſohns Kritik meiner Fabeln könnte weit ſchärfer ſeyn. Er hätte mir mit mehr Tadel einen Dienſt gethan. Auch möcht' ich wohl wiſſen, welche von den Fabeln ihm am wenigſten gefallen. Die meiſten ſind ziemlich verbeſſert oder, wer weiß? verſchlimmert. Zum ſtrengen Feilen fehlt es mir an Zeit.

Ich ſollte klug ſeyn, nichts mehr machen, ſondern das Gemachte vollkommner machen; aber dazu gehört mehr Zeit, als zum Machen ſelbſt. Die Altonaiſche Ausgabe iſt ohne mein Zuthun erſchienen. Doch iſt mir ein beſonderer Dienſt dadurch geſchehen. Gegen gewiſſe Leute hab' ich niemals geſtanden, daß ich der weltberühmte Gleim ſey; weil nun auf dem Titelblatt der Vorname meines Bruders ſteht, ſo kann ich's noch beſſer behaupten, und habe ſchon guten Gebrauch davon gemacht.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und grüßen Sie den Mitarbeiter am Logau. Hätt' ich die Zeit, ſo gäb' ich unſers großen Martin Opitz Lobgeſang des Kriegesgottes, und die vier Bücher Troſtgedichte in den Widerwärtigkeiten des Krieges heraus. Es wäre der rechte Zeitpunkt itzt! Welche Schande, daß der große Mann itzt nicht mehr geleſen wird.

Gleim.

Halberſtadt, den 23. Jan. 1759.

„Schreiben Sie mir mit nächſter Poſt, ſagten Sie, in Ihrem letzten Schreiben, wenn ich nicht glauben ſoll, daß ich Sie durch dieſen Brief unwillig gemacht habe.“ Ich ſchwöre Ihnen, liebſter Leſſing, daß Sie das im geringſten nicht gethan haben; aber ich geſtehe, daß ich nicht vermuthete, daß ich den Grenadier wider Sie würde vertheidigen müſſen. Warum denn wollen Sie es für etwas anders halten, als für die Wirkung ſeiner frappanten Art zu malen, wenn Ihnen bey einigen Stellen die Haare zu Berge geſtanden? Und die andern Stellen, mit denen Sie nicht zufrieden waren, warum haben Sie die nicht nach eigenem Gefallen geändert? Sie hatten ja die Freyheit, was Sie wollten, auszuſtreichen oder abzuändern. Sie meinen, der Grenadier habe ſich von der Hitze ſeines Affects übernehmen laſſen; ein größerer Poet, ſagt er, hätte ſich weit ſtärker ausgedrückt, wenn er ſeine Ueberzeugung gehabt hätte. Einem Leſſing zu gefallen, hat er einige Ausdrücke weggenommen, und einige mildernde Zuſätze gemacht. Ohne Zweifel wird Ihnen Herr Ramler dieſe neue Ausgabe zugeſtellt haben; denn da ich mit ihm nachher Briefe gewechſelt, ſo habe ich ſie an ihn überſandt, und ihn gebeten, ſie Ihnen zu geben, wenn er fände, daß die Aenderungen nach Ihrem Sinne gerathen wären. Dadurch, daß Sie ſagten: ich wollte dieſe Stelle zum zweytenmale nicht leſen, und wenn ich noch ſo viel damit gewinnen könnte; dadurch, liebſter Freund, hatten Sie mich furchtſam gemacht, ſie Ihnen ſelbſt zu ſenden. Ich wünſche indeß nichts mehr, als daß Sie damit zufrieden ſeyn mögen, und bin beynahe über Herrn Ramler etwas böſe, daß er anſteht, mich davon zu unterrichten. Denn ſchon am 7. Januar hab' ich ſie ihm überſandt. Auch hab' ich ihm alles geſagt, was ich ſagen würde, wenn ich den Grenadier wider Ihre Vorwürfe vertheidigen ſollte. Daß Sie ihn für einen Patrioten halten, der vergeſſen hat, daß er ein Weltbürger ſeyn ſollte: nur dieſen Vorwurf, liebſter Freund, bitte ich Sie, zurückzunehmen. Er hat ihn gewiß nicht verdient, und wenn Sie dieſe Meinung von ihm behielten, müßte Ihre Achtung und Freundſchaft für ihn ſich vermindern. Ein ſolcher Patriot, dünkt mich, kann nur ein ſehr kleiner Geiſt ſeyn. Noch eins! Sie ſagen: „Es ſcheint, er läßt ſich zu leicht in Harniſch jagen — ich fange an mich vor ihm zu fürchten.“ Wie iſt es immer möglich, ſo von ihm zu denken? Meines Wiſſens hat er Ihnen nie die geringſte Gelegenheit dazu gegeben. Er kann, das verſichere ich Ihnen, nichts leichter ertragen, als Kritik, oder vielmehr, Tadel ſeiner Gedichte, ſo unangenehm es ihm ſeyn mag, dem Leſſing zu mißfallen, dem er zu gefallen das Vergnügen gehabt hat.

Sagen Sie mir doch, wer die Cenſur verweigert hat? Ich möchte es aus gewiſſen Urſachen ſehr gern wiſſen. Die Erwähnung des von Katt konnte deswegen nicht anſtößig ſeyn, weil der König in dieſer Sache ſich ſelbſt Unrecht gegeben, indem die Sache nicht berührt, ſondern nur als ein, dem Herzen des Königs Ehre machender, wahrer hiſtoriſcher Umſtand angeführt wird. Indeß iſt ſie in der neuen Ausgabe doch weggelaſſen. Ich habe nie beſorgt, vom Könige geleſen zu werden, wenn man Deutſch ſchreibt. Aber ich muß abbrechen; denn ich will ſchlechterdings dieſen Poſttag nicht verſäumen, ſondern Sie umarmen, liebſter Freund, und Ihnen ſagen, daß ich Ihr getreuer Gleim bin, dem Sie nie eine größere Freude machen können, als wenn Sie ihm je eher je lieber antworten. Ich habe mich ſeit einiger Zeit nicht wohl befunden. Wenn Sie mir fleißig ſchrieben, würd' ich mich alle Zeit wohl befinden. Vergnügen erhält geſund. Ich bin ꝛc.

Gleim.

Halberſtadt, den 9. Febr. 1759.

Aus einem Schreiben meines lieben Kleiſt, erſeh' ich zu meinem größeſten Leidweſen, daß Sie mich bey ihm verklagt haben müſſen. Er giebt mir darüber, daß ich auf Sie böſe ſey, weil Sie mir die Wahrheit geſagt, und Schwarz ſchwarz genannt hatten, ziemlich derbe Verweiſe. Nein, liebſter Freund, ich kann's nicht glauben, daß Sie aus meinem letzten Schreiben, oder auch aus allem dem, was ich an Herrn Ramler zur Entſchuldigung des Grenadiers geſchrieben habe, den Anlaß zur Verklagung haben nehmen können. Ich böſe ſeyn auf meinen Leſſing, weil er mir ſeine Meinung über das Gedicht des Grenadiers an die Kriegesmuſe geſagt hat? Nein, das konnt' ich nicht; und daß ich einige Einwendungen dagegen machte, das konnten auch Sie mir nicht übel nehmen. Geben Sie mir doch alſo zu den Worten meines Kleiſt, die mir mehr, als ich einſehen kann, zu ſagen ſcheinen, den Schlüſſel. An meines Leſſings Freundſchaft iſt mir zu viel gelegen, als daß ich desfalls in Ungewißheit ſeyn könnte.

Herr Ramler ſagte mir, Sie wollten wegen der Einäſcherung von Küſtrin keine ſieben Zeugen gelten laſſen. Ich ſagte dies dem Grenadier, und er änderte ſogleich die anſtößige Stelle. Auch iſt die andere Stelle, welche für die ruſſiſche Kayſerin bedingungsweiſe Fluch war, aus Gefälligkeit für den alten Freund des Grenadiers, Segen geworden, ſo, daß ich's wagen darf, dieſe neueſte Ausgabe Ihnen gradezu zu überſenden, mit Bitte, den unſchädlichen Gebrauch, den Sie von der erſten Ausgabe nach einiger Zeit machen wollten, nun von dieſer neuen zu machen, und mich, und den armen verwundeten Grenadier (den Sie ganz furchtſam gemacht haben, wieder etwas zu ſingen) zu überzeugen, daß Sie noch mein Leſſing, und noch der alte Freund ſeiner Muſe ſind. Die Cenſur wird nach Abänderung der anſtößigen Stelle nicht verweigert werden. Allenfalls kann Herr Voß ohne Bedenken, nach der Meinung des Hrn. von Herzberg, mit Verſchweigung des Druckorts den Verlag übernehmen. Sehr gern will ich, im Fall des beſorgten fiſkaliſchen Anſpruchs ihn ſchadlos halten. So lieb ich aber auch den Grenadier habe, ſo möcht' ich, wie Herr Lange, die Erlaubniß, die ihm von der Regierung zu Magdeburg abgeſchlagen war, doch nicht unmittelbar bey'm Könige nachſuchen. Vom Könige ſelbſt erhielt er ſie ſogleich. Wenn alſo die Cenſur nöthig iſt, und Herr Voß ohne dieſelbe das Gedicht nicht drucken will, ſo bin ich ſo eigenſinnig, und rathe dem Grenadier, die Handſchrift in ſeine Patrontaſche zurückzunehmen.

Gleim.

Halberſtadt, den 28. Februar 1759.

Unſer Streit (es kommt mir ſchwer an, dies Wort zu brauchen) hat ein Ende. Ich werde dem Grenadier über die zwey Stellen das Verſtändniß öffnen. Wie könnte er mit dem Gebrauche, den Sie in den Briefen von ſeinem Gedichte gemacht haben, unzufrieden ſeyn? Ich ſtehe Ihnen dafür, daß die Zeile: *Minerva hätte da noch einen andern Liebling zu ſchützen*; ihm keinen geringern Kunſtrichter, als den, dem er ſeinen ganzen Dichterruhm zu danken hat, verrathen wird; folglich kann ihn von dem allen, was bey Gelegenheit der ausgelaſſenen anſtößigen Stellen geſagt worden, nichts beleidigen, und ich habe ja auch nichts als Lob darin gefunden. Sie liebſter Freund, oder Herr *Nicolai*, mögen von den Briefen Verfaſſer ſeyn, oder nicht, ſo gefallen ſie mir doch ſo ſehr, daß ich nichts mehr als eine lange Fortſetzung wünſche. Je mehr Bolzen von meinem Leſſing ich darin finde, deſto angenehmer werden ſie mir ſeyn. Denn wer iſt ein gründlicherer Kenner der ſchönen Wiſſenſchaften als er? wer hat richtigern Geſchmack und allgemeinere Gelehrſamkeit? Es thut mir nur leid, daß ich ſie, nach der Nachricht in dem erſten Bogen, auf dem hieſigen Poſtamte nicht alle Woche haben kann; vielleicht aber kann die Nicolaiſche Buchhandlung ſie mir durch das Berliniſche Poſtamt überſenden, welches mir ſehr angenehm ſeyn ſollte.

Noch das letzte Wort wegen des Grenadier-Gedichts. Die Verwünſchung der Selbſtherſcherin hat nichts weniger als in Segen verwandelt, ſondern nur in der Zeile:

Denn du gabſt nicht den ſchrecklichen Befehl ꝛc.

verſteckt werden ſollen. Hat ſie ihn gegeben, ſo trifft ſie das Loos der Häupter über die Kalmucken. Wegen ihrer Menſchenliebe iſt ſie gerühmt, weil unſer Manifeſt ſie deshalb ſoll gerühmt haben!

Doch wird der Grenadier bey erſter Muße die Aenderung nach Ihrem Sinne machen; denn ich bin vollkommen Ihrer Meynung, daß die nach Ihrem Vorſchlage die beſte iſt.

In einem Ihrer vorigen Briefe verlangten Sie eine Probe von meinen Ueberſetzungen des Anakreon. Hier ſind die drey erſten Oden. Billig ſollt' ich mich vor Ihren Luchsaugen fürchten. Aber nein; Sie wiſſen, wie ſchwer es iſt, den leichteſten Dichter gut zu überſetzen. Hundertmal ſchrieb ich hin, und ſtrich aus; und immer war ich mit meinen Verſuchen unzufrieden. Nur einen ſchönen Maymonat bitt' ich von den Göttern ohne Geſchäfte; dann glaub' ich, ſollten Sie ſo gar mit ihnen zufrieden ſeyn.

Vielleicht trifft Sie mein Brief bey unſerm lieben Kleiſt. Nach Herrn Ramlers Nachricht wollen Sie gegen den 25ſten abreiſen. Wenn Sie bey ihm ſind, oder noch zu ihm reiſen, ſo umarmen Sie ihn tauſendmal für mich.

Gleim.

Halberſtadt, den 15. April 1759.

Was werden Sie ſagen, liebſter Freund, wenn Sie ſehen, daß der Grenadier mit ſeinem Philotas ſchon fertig iſt? Kein Wunder! Er hat in acht Tagen — unter welchen noch zwey Tage Waffenſtillſtand (2 Feſttage) waren — nicht einmal zu den Waffen greifen dürfen: ſo ruhig haben ihn ſeine Feinde gelaſſen; alſo kann er ja wohl fertig ſeyn. Aber nun verlangt ihn zu wiſſen, wie Sie mit ſeiner eilfertigen Arbeit zufrieden ſind; und bedingt ſich, daß Sie den Verfaſſer nicht eher etwas ſehen laſſen ſollen, als bis Sie ſich getrauen, dafür zu ſtehn, daß man ihm ſeine Freyheiten zu gut halten wird. Allerdings hat er ſich zu viel herausgenommen. Wenigſtens hätt' er erſt den Verfaſſer des Philotas wiſſen ſollen. Warum will er unbekannt bleiben? Durch den Beyfall, den Sie dem erſten kleinen Verſuche gaben, hat ſich der gutherzige Grenadier verführen laſſen, allzudreiſt mit fremder Arbeit umzugehn. Wüßte er, daß er mit einem billigen Schriftſteller zu thun hat, ſo dürfte er ſich darüber keine Nachſorgen machen. Sie könnten ihn derſelben wohl überheben.

Vom ſterbenden Cato bis zur ſterbenden Sara Samſon iſt eine große Strecke; es können noch viele gute Stücke dazwiſchen ſtehn. Wenn aber im geverſten Philotas nur einigermaßen der tragiſche Styl getroffen iſt, den Sie, und, ich muß es geſtehn, ich auch, in unſern Trauerſpielen vermiſſen: ſo hat er, dünkt mich, eine Stelle in dieſem Zwiſchenraume verdient, die ihm ein Leſſing am beſten anweiſen kann. Die Charaktere der Perſonen ſind zum Theil geändert; Parmenio hat nichts Komiſches behalten. Sie werden alles ſelbſt ſehn.

Als ich hier Abſchied von Ihnen nehmen wollte, liebſter Freund, da hört' ich plötzlich die Sturmglocke. Ich lief zum Hauſe hinaus, und ſahe zehn Häuſer von dem meinigen die Flamme zum Dach hinausſchlagen. Schon aber kommt, Gottlob! die Nachricht, daß es keine Noth hat. Ich habe doch einen kleinen Schrecken gehabt; nur für meine ſchönen Horaze, Homere, Virgile war mir bange!

Ich bin hin geweſen, habe ſelbſt geſehen, daß es keine Noth mehr hat. Grüßen Sie meinen lieben Ramler. Ich umarme Sie, und bin ꝛc.

Gleim.

Halberſtadt, den 20. Juli 1759.

Auf Befehl des Grenadiers, der ganz außer ſich iſt, weil Sie mit ſeinem Philotas ſo ziemlich zufrieden ſind, und weil der proſaiſche Verfaſſer deſſelben es ihm zu gut gehalten, daß er ſeinen Held poetiſch eingekleidet hat, ſend' ich Ihnen hierbey einen Anker des beſten Rheinweins, gewachſen im Jahr 1748 und von Bacchus beſtimmt, nur allein **Leſſinge** und **Ramler** zu begeiſtern, und den **Gottſcheden** und **Schönaichen** im Munde zu Waſſer zu werden. Ihr Schreiben vom 12. May, in welchem Sie mir ſagten, was Sie mit ſeinem Philotas machen wollten, wenn er es erlauben würde, hab' ich ihm in's Lager nachgeſchickt; er hat mir ganz kurz drauf geantwortet: der brave Leſſing, ſagt er, (merken Sie ſich, daß Sie ein Soldat ſo nennt) giebt meinem Philotas zu viel Beyfall; er mache, was er will, mit ihm, ſage Gutes oder Böſes von ihm, laſſe, wenn er will, ihn drucken. Er hat's mit den andern Uebereilungen meiner Muſe ſo gut gemacht, daß ich mich vor nichts fürchten darf; und als Soldat, hab' ich ja auch Muth genug, mehr Böſes als Gutes zu hören, und mich darnach zu beſſern. — Endlich ſchreibt er mir eine Neuigkeit von Ihnen. Sie wären, ſagt er, ein Einſiedler zu Berlin, und wohnten im entlegenſten Gartenhauſe, dichteten eine neue Sara Samſon, und vergäßen Eſſen und Trinken darüber. Senden Sie doch, ſchreibt er, dem fleißigen Manne einen Anker Ihres beſten Rheinweins, damit er nicht verſchmachtet; ich habe neulich gute Beute gemacht, und kann ihn bezahlen. Das ſchreibt er.

Es wäre nöthig, liebſter Leſſing, daß unſer Grenadier eben itzt nur mit ein Tauſend ſeines Gleichen bey uns wäre, damit er die Oeſtreicher, die bey uns einſprechen wollen, und nur drey Meilen von uns entfernt ſind, verjagen könnte. Alles packt ein. Von unſerm hochwürdigen Dom-Capitel bin ich allein noch hier. Nehmen ſie mich als Geißel mit, ſo ſing' ich der Kaiſerin die Lieder unſers Grenadiers.

Gleim.

Halberſtadt, den 27. Auguſt 1759.

Mein Herz hat es mir wohl geſagt, daß es meinem Kleiſt nicht wohl müſſe gegangen ſeyn. Seit der fatalen Schlacht bin ich keinen Tag aufgeräumt geweſen, ſo viele Mühe ich mir auch gegeben habe, es zu ſeyn. Und doch weiß ich, daß ich durch die ſchlimmen Nachrichten nicht kleinmüthig geworden bin; auch nicht durch die ängſtlichen Umſtände, in welchen wir unſers Orts uns bisher befunden haben. Was mich hauptſächlich tröſtet, iſt, daß er ſich in Frankfurt befindet. Wenn nur nicht alles geflüchtet iſt! Iſt Nicolai, iſt Baumgarten dort geblieben, ſo werden ſie ſich ſeiner angenommen haben. Wer wollte ſich nicht glücklich ſchätzen, eines Kleiſt's ſich annehmen zu können? Aber, wenn ich daran denke, daß er gefährlich verwundet, daß er todt ſeyn kann, dann bin ich ohne Gedanken.

Sollte man nicht machen können, daß ein Trompeter ins feindliche Lager abgeſchickt, und er beſonderer Pflege anvertrauet würde? Denken Sie doch darauf! thun Sie allenfalls eine Reiſe zu unſrer Armee. Ich will nach Magdeburg reiſen, und unter den gefangenen Officieren Jemanden ausmachen, der ihn der feindlichen Generalität empfehlen kann. Wir können von hier aus an alle franzöſiſche Officier ſchreiben; warum ſollte man nach Frankfurt keinen Brief ſolchen Inhalts bringen können? Sparen Sie doch weder Mühe noch Koſten, liebſter Freund. Letztere übernehm' ich; ich muß das Geld hergeben, das Sie meinem theuren Kleiſt nachſenden. Gott gebe nur, daß er noch etwas nöthig hat!

Schreiben Sie mir doch ja, ich beſchwöre Sie, alle Poſttage, vornehmlich, wenn Sie hören, daß er außer Gefahr iſt.

Gleim.

Halberſtadt, den 31. Auguſt 1759.

Geſtern war ich ſtummer Schmerz; heute kann ich weinen. Leſen Sie, liebſter Freund, beygehenden abſcheulichen Brief von dem Schickſal unſers Kleiſts, und weinen Sie mit mir. Er iſt vom 15ten; der Ihrige war vom 25ſten. Auch hat das Feldpoſtamt meinen letzten Brief vom 20ſten an ihn hierher zurückgeſchickt, und darauf geſetzt: Zurück nach Halberſtadt; iſt in Frankfurt gefangen. Die letzten Nachrichten alſo gäben noch eine ſchwache Hoffnung ſeines Lebens. Aber, o Gott! hatteſt du keinen Engel für einen Kleiſt? Alle meine Gedanken, ich zitt're ſie zu denken, ſind wider Gott. — Hätten Sie mir doch nur mit einem Worte geſagt, woher Sie wiſſen, daß er in Frankfurt gefangen iſt, oder nur geſtern eine Zeile geſchrieben! Sie wiſſen ja, was ich verliere, wenn Er nicht mehr lebt. Keinen Freund, keinen Bruder, keinen Vater, die ganze Welt verliere ich. – Aber vielleicht ſind Sie nach unſrer Armee gereiſt. In dieſem Falle hätte Herr Sulzer oder Herr Krauſe mir doch ſchreiben ſollen. Ich bin, weil ich Ihren zweyten Brief abwarten wollte, noch nicht nach Magdeburg gereiſt, und nun kann ich vor Betrübniß nicht. Meinem Bruder aber hab' ich aufgetragen, unter den dortigen Ruſſiſchen Gefangenen, welche auf dem Punkt ſtehen ausgewechſelt zu werden, einen Menſchen aufzuſuchen, und ihn zu bitten, der Schutzgott unſers Kleiſt's zu ſeyn. Aber wenn er unter den zehntauſend Todten begraben wäre! O, liebſter Leſſing, ich kann es nicht denken! Der Gedanke iſt mir gar zu abſcheulich.

Gleim.

Halberſtadt, den 13. Septemb. 1759.

Ich kann Ihnen unmöglich ſchreiben. Ich bin allzutraurig. Herr Nicolai hat mir nicht geſchrieben. Ich möchte ihn ſo gern bitten, mir alle Umſtände von dem Ende meines Freundes zu melden; aber, Gott weiß es, ich kann keine Feder anſehen. Bitten Sie ihn doch in meinem Namen. Ich bin in Magdeburg geweſen. Die Abſicht wiſſen Sie. Aber, leider! erfuhr ich von einer Kammerfrau der Königin, die nicht wußte, was ſie mir ſagte, die tödtende Poſt! Die Königin und der ganze Hof, ſagte ſie, beklagten den Tod eines gewiſſen Herrn von Kleiſt. Hernach ſagt' es mir auch der Herr von Herzberg; und als ich zu Hauſe kam, fand ich Ihr Schreiben. O, mein lieber Leſſing, ich empfinde ein Horazens: quid morar altera? Herr Bachmann begleitete mich von Magdeburg hierher: aus Mitleiden, meine Traurigkeit zu mindern; aber umſonſt. Ich kann mich nicht zufrieden geben; ich habe gar zu viel verloren. Wie wär' es mir möglich, itze in Verſen zu klagen! Sie dürfen nicht ſorgen, daß ich Herrn Nicolai — O, ich kann davon nichts weiter ſagen. Entſchuldigen Sie mich doch bey meinem lieben Krauſe, daß ich ihm nicht antworte; und wenn es möglich iſt, ſo ſchreiben Sie mir doch nur zwey Zeilen mit jeder Poſt. Der arme Ramler! wie wird er ſich erſchrecken, wenn er die Todespoſt hört! Iſt er wieder gekommen? Sagen Sie doch Herrn Sulzer, daß Herr Bachmann ein Paar Tage bey mir geweſen iſt! Erkundigen Sie ſich doch nach dem Medailleur, der die Medaille auf Hallern gemacht hat. Wenn ich genug geweint habe, dann will ich das Andenken meines Freundes ſtiften; verewigt hat er ſich ſelbſt. In welcher Kirche zu Frankfurt liegt ſein theurer Reſt? Ich möcht' ihm gar zu gern ein würdiges Grabmahl ſetzen laſſen. Erkundigen Sie ſich doch nach allem, und helfen Sie mir in allem. Er war Ihr Freund, wie der meinige. Ich habe die Tage her ſeine Briefe zuſammengeſucht. O, was für ein Freund war mein Kleiſt! Welch ein trauriges Wort! Schon vor zwey Jahren tröſtete er mich über ſeinen Tod, den er mir ſelbſt melden wollte: nehmlich, wenn er zur Schlacht ginge, wollte er vorher einen Brief an mich ſchreiben, und ihn ſeinem Bedienten geben, der ihn auf die Poſt tragen ſollte, wenn er bliebe.

Ich muß nun abbrechen, liebſter Leſſing. Schreiben Sie mir ja, ich bitte Sie, wenn Sie mich den zehnten Theil ſo viel lieben, wie Kleiſt mich liebte!

Gleim.

Halberſtadt, den 8. Januar 1760.

Damals ſchon, als ich Ihre Fabeln in der Handſchrift las, ſagt' ich, ſie wären vortreflich; die nun gedruckten ſind Meiſterſtücke. Beydes, Fabeln und Abhandlungen, las ich mit Bewunderung des Geiſtes, der ſie uns geſchenkt hat. Die edle Einfalt der griechiſchen Fabeln, die zu erreichen mir nicht möglich war, — die, mein Beſter, haben Sie vollkommen erreicht. In den Abhandlungen fand ich die gründlichſten und unterrichtendſten Gedanken. Beym Leſen derſelben klagt' ich, daß mein Kleiſt das Buch nicht leſen, und ich ihm nicht ſagen könnte, wie ſehr es mir gefiele. So ſehr gewohnt war ich, alles Vergnügen mit ihm zu theilen, daß ich ohne ihn keins mehr haben kann. Den Dank für ein ſo angenehmes Geſchenk bin ich Ihnen viel zu lange ſchuldig geblieben. Die unüberwindliche Traurigkeit über den Verluſt eines ſolchen Freundes, wie Kleiſt mir war, iſt Schuld daran. Sie ſtößt mich von jeder angenehmen Beſchäftigung zurück. Fragen Sie die dortigen Freunde. Keinem hab' ich geſchrieben, keinem hab' ich ſchreiben können.

Herrn Ramler bin ich die Antwort auf drey Briefe ſchuldig. Der arme Mann iſt krank geweſen. Grüßen Sie ihn doch tauſendmal von mir, und wenn ich heute wieder nicht ſchreiben ſollte, ſo bitten Sie ihn, noch einige Geduld mit mir zu haben. Alles Verſäumte ſoll, wenn ich wieder froh bin, nachgeholt werden. Grüßen Sie doch auch alle die andern Freunde; vorzüglich die, welchen mein Kleiſt am wenigſten vergeßlich iſt.

Gleim.

Halberſtadt, den 10. Februar 1760.

Als der Markgraf von Bayreuth mit ſeiner Gemahlin, der ſehr gerühmten Prinzeſſin von Braunſchweig, nach der Schlacht bey Kunersdorf, durch Blankenburg reiſte, und ich mit unſerm Dom-Dechant mich daſelbſt befand, ließ die regierende Herzogin von Braunſchweig mich zu ſich kommen, und ſagte ſehr gnädig zu mir: „Machen Sie doch dem preußiſchen Grenadier mein Compliment, und ſagen Sie ihm, daß er uns bald wieder ein Sieges-, oder beſſer, ein Friedenslied ſingen möchte! Seine andern Lieder wiſſen wir ſchon auswendig.“ — Er iſt todt, Ihro Hoheit, ſagte ich; er iſt bey Kunersdorf geblieben. — „O das weiß ich beſſer, verſetzte ſie; er befindet ſich ſehr wohl, er iſt einigemal in Braunſchweig geweſen, und hat mich nicht beſucht!“ — Sie ſagte das auf ſo eine Art, daß ich wohl merken konnte, daß ich gemeint war; und ſetzte hinzu: „Herr **Gärtner** iſt auch ſein Freund, und Herr **Mittelſtedt**.“ Der ganze Hof war zugegen. Ich ſtand angegafft; und um weg zu kommen, verſprach ich, eheſtens Ihro königliche Hoheit meine Aufwartung zu machen.

Vor einiger Zeit war Herr Zachariä hier, und bekam den Philotas zu ſehen; ich mußte ihm eine Abſchrift geben. Heute ſchreibt er mir: Ihro K. Hoheit würden es ſehr gnädig aufnehmen, wenn ich ihr den Philotas zuſchriebe. — Was ich von dieſem Zuſchreiben halte, darf ich Ihnen wohl nicht ſagen. Wenn ich aber außer der in der That ſehr gnädigen Begegnung, deren ich ſo ausführlich habe erwähnen müſſen, um Sie, liebſter Freund, au fait zu ſetzen, bedenke, daß **Gärtner** Ihro Hoheit itzt insgeheim ein ordentliches Collegium der ſchönen Wiſſenſchaften leſen, und vornehmlich ſie mit den beſten deutſchen Schriften bekannter machen muß, ſo dünkt mich dieſe Schweſter **Friedrichs**, dieſe Mutter des Erbprinzen, der, in **Friedrichs** und **Ferdinands** Schule ſo große Thaten gethan hat, ſey von den Großen der Welt die einzige Prinzeſſin, der von uns Deutſchen ein ehrlicher Mann etwas zuſchreiben kann. Ich komme alſo, hierdurch Ihre Meynung darüber zu hören, und wenn Sie nichts dagegen haben, Sie um Beſorgung des Drucks zu bitten. Ich wollte nehmlich in einer kurzen Zuſchrift an die Herzogin nur den Herausgeber abgeben; aus einem gleichfalls kurzen Schreiben des Grenadiers an ſeinen ſeligen, damals noch lebenden Major ſollte man den Ueberſetzer kennen lernen, und Herr **Voß**, oder wem Sie den Druck übertragen, könnte nur ſo viele Exemplare drucken laſſen, als er zu verkaufen glaubt, damit Sie nicht gehindert würden, die Ausgabe zu machen, die Sie in Ihrem Schreiben, als ich Ihnen um Oſtern vorigen Jahres den geverſten Philotas ſchickte, verſprochen haben. — Aber ſagen Sie mir Ihre Meinung doch bald: denn erſtlich möcht' ich gern nächſtens nach Braunſchweig reiſen, weil ich hernach nicht kann; und dann befürchte ich, Philetas möchte in fremde Hände gerathen, und ohne unſer Zuthun gedruckt werden.

Gleim.

Halberſtadt, den 7. März 1760.

Hierbey empfangen Sie eine andre Abſchrift des Philetas. Zu den Abänderungen hat Herrn *Eberts* Kritik Anlaß gegeben. Ich hätte theils das Sylbenmaß noch mehr bearbeitet, theils einige ſchöne Stellen des proſaiſchen Originals, z. B. die ſchöne Betrachtung des Aridäus S. 16. *Wo weiß ein Sterblicher* ꝛc., noch mehr zu erreichen geſucht, wenn ich nur einen Tag, einen Tag ja nur, wie Philetas ſagt, dazu hätte widmen können.

Daß Sie die Beſorgung des Drucks gütigſt übernehmen wollen, dafür bin ich Ihnen ſehr verbunden; ich würde es aber gern ſehn, wenn Sie Ihr gütiges Verſprechen, die verſäumte Zeit wieder einzubringen, halten könnten, damit ich meine verſprochene Braunſchweigiſche Reiſe nicht allzulange aufſchieben dürfte. Was aber werden Sie zu der ſo genannten Zuſchrift ſagen? Ich habe bey meinen jetzigen Geſchäften etwas Beſſeres nicht machen können; auch iſt der Verſatz, ein Schreiben des Grenadiers an ſeinen ſeligen Major vorzuſetzen, unausgeführt geblieben. Sie haben völlige Freyheit, liebſter Freund, zu ändern, was nicht nach Ihrem Sinne iſt. Sie müſſen mit allem zufrieden ſeyn; ſonſt bring' ich, um Ihren Philetas beym Leben zu erhalten, den meinigen ſelbſt ums Leben. Iſt es noch Zeit eine Vignette für das Titelblatt fertig zu bekommen, und Sie wollen die Erfindung dazu geben, ſo will ich mit Vergnügen die Koſten tragen, falls ſie der Buchhändler nicht übernehmen will. Das Format der Kriegeslieder wäre mir das angenehmſte; müßten aber die Zeilen abgebrochen werden, wie beym Gedicht an die Kriegesmuſe, ſo zög' ich das Format des proſaiſchen Philetas vor.

Das wußt' ich wohl, daß mein Leſſing ſich wieder eingeſchloſſen haben würde! Welch' eine tragiſche Miene meines Leſſings, dort, bey ſeinem Vater Sophokles! O, daß ich mit ihm eingeſchloſſen wäre! wie wollt' ich dem Vater und dem Sohne die Kunſtgriffe belauſchen!

Eine italiäniſche Ueberſetzung des Vaters hab' ich nicht. Die Sie bey mir ſahen, war eine Ueberſetzung des *Euripides*, vom Pater *Carmeli*, (Padua 1743). Es ſind aber nur vier Trauerſpiele, *Hecuba*, (welchem das Leben des Euripides, und eine Abhandlung vom Nutzen und dem Werthe der Tragödien des *Euripides* vorgeſezt, aber für meinen **Leſſing** nicht gründlich genug iſt) **Oreſt**, die **Phönizierinnen**, und **Medea**. Die übrigen ſollen auch heraus ſeyn. Vom **Sophokles** habe ich nur die Glasgowſche Ausgabe vom Jahr 1745, nebſt der wörtlichen lateiniſchen Ueberſetzung des Vitus Vinſemius, die beym Heidelbergiſchen Sophokles vom Jahr 1597 befindlich iſt, deren aber der Glasgowſche Herausgeber mit keinem Worte gedacht hat. Dieſe Heidelbergiſche Ausgabe hab' ich beſonders, und noch eine lateiniſche Ueberſetzung per Thomam Naogeorgum. Baſileae 1558. Alles dieſes, und was ich ſonſt noch auffinden werde, ſtellt ſich auf einen Wink bey Ihnen ein.

Sagen Sie doch dem lieben **Sulzer**, Herr **Bachmann** ſey geſtern bey mir geweſen. Er iſt der ſuchende Telemach, ſucht aber nicht ſeinen Vater, ſondern ſeinen Vetter, den älteſten Sohn des Bürgermeiſters **Schwarz** in Magdeburg, der ſich auf ſeiner Reiſe aus der Schweiz verloren hat. Von ihm erfuhr ich, daß die Frau Profeſſorin krank wäre, und vom jungen Grafen von **Finkenſtein**, daß ſie wieder beſſer würde. Dieſem letztern, ſeinem Hausgenoſſen, hat mein **Sulzer** nicht einmal einen Gruß an ſeinen **Gleim** mit gegeben! Mit meinem **Kleiſt** ſcheint alle Freundſchaft geſtorben zu ſeyn!

Meinen Sie nicht, daß man von der Zuſchrift an die Herzogin nur einige Exemplare machen laſſen könnte? Aber warum! Sie enthält doch eine kurze Nachricht, daß der Dichter und der Verſemacher zweyerley Perſonen ſind.

Gleim.

Halberſtadt, d. 11. May 1760.

Meinen großen verbindlichſten Dank für die gütige Beſorgung unſers Philotas, empfangen Sie wider Wunſch und Willen allzuſpät. Aber ich bin zeither in ſo mancherley Zerſtreuungen verwickelt geweſen, daß ich nicht habe daran denken können. Einen Theil derſelben werden Sie vom Herrn Profeſſor Sulzer gehört haben. Der Verzug des Drucks iſt durch die äußerliche Schönheit zur Genüge erſetzt. Ich bin mit allem aufs vollkommenſte zufrieden. Der Grenadier macht mit ſeinen Sächelchen Ihnen nur zu viele Bemühung. Wär' es wahr, daß er ſeinen Freund verſchönert hätte, ſo möcht' es darum ſeyn. Herrn **Meils** Vignette für den Grenadier iſt faſt ſo ſchön gerathen, als die für den König. Sagen Sie ihm doch auch den ſchönſten Dank für dieſen ſeinen gleichen Fleiß. Der Grenadier mag Sie mit der erſten in dieſem Feldzuge gemachten, guten Beute belohnen. Sie aber, lieber

Freund, könnten mir keine größere Freundſchaft erweiſen, als wenn Sie mir von ſeiner tragiſchen Schreibart, und ſeinem Genie zur Tragödie die klarſte Wahrheit ſagten. Zeither iſt er ſo voll Tragödie geweſen, daß er alle Nächte hindurch eine geträumt hat! Dem halben Aeſchylus und dem ganzen Sophokles, hätt' er das deutſche Coſtum angelegt, wenn es während dieſes Enthuſiasmus ihm nicht an Zeit gefehlt hätte. Vielleicht zu ſeinem großen Autorglück! Geben Sie, Beſter, uns Ihre Sophokleiſchen Arbeiten doch bald zu leſen! Die verlangte lateiniſche Ueberſetzung (Naogeorgi) kommt hierbey; ſie läßt ſich, dünkt mich, beſſer leſen, als die von Vitus Winshemius. Wenigſtens giebt ihr die beobachtete Scanſion großen Vorzug.

Zu meiner großen Freude war ich in unſerm Halberſtadt durch Sie der Erſte, der die Poesies diverses hatte.

Wen ich für größer halte: den Dichter, oder den König? Beyde für gleich groß, für gleich einzig, wenn ich ſo ſagen darf. Helfen Sie doch, Beſter, den Dichter wider den Schwarm Ueberſetzer beſchützen, der, mit der Feder in der Hand, auf ihn losgeht, und ihm ſchädlicher, als der Schwarm holländiſcher Prieſter, ſeyn wird! Mit drey Ueberſetzungen ſchon hat uns der Meß-Catalogus bedroht. Schießen Sie doch aus Ihren kritiſchen Briefen Ihre tödtlichſten Pfeile baldmöglichſt auf ſie ab; vielleicht wird einer doch getödtet. Der Grenadier wird an ſeines Königs Gedanken ſich nicht wagen; einen ſchüchternen Verſuch hat er doch gemacht. Ich leg' ihn bey. Was ſagen Sie dazu? Ein Paar Verſe wenigſtens werden ſo gut gerathen ſeyn, daß Sie ſie werden anführen, und damit dem ſchlechteſten Ueberſetzer die Feder aus der Hand winden können. Zeigen Sie ſie doch Herrn Ramler. Zehnmal verbeſſert, kann aus ihnen etwas werden.

Wollen Sie mich denn nicht einmal beſuchen? Machen Sie doch mit Herrn Ramler in dieſem Sommer Geſellſchaft. Es war nahe dabey, daß ich dieſe Pfingſten bey Ihnen ſeyn ſollte; leider aber iſt es zurückgegangen.

Gleim.

Beſter Freund!

Ich lebe ſeit Ihrer Abweſenheit, mitten in dieſer großen Stadt, wie in einer Einſiedeley. Herr Nicolai hat ſeitdem beſtändig mit der Herrlichkeit ſeiner Hochzeit zu thun gehabt. Noch hat er Ihren Brief nicht einmahl geleſen, denn ſchicken mochte ich ihn ihm nicht, und ihn zu beſuchen, finde ich vor der Hand noch bedenklich, ſo lange alles in ſeinem Hauſe noch voller Geigen iſt. Bedenken Sie, wie wenig er jetzt bey ſich ſelber ſeyn muß, da er in der That tauſend Kleinigkeiten zu beſorgen hat, er, den eine einzige Kleinigkeit ſchon beynahe alles freundſchaftlichen Umganges unfähig macht. — Wir wollen ſehen, ob Nicolai der Ehemann ſich beſſer wird zu faſſen wiſſen, als Nicolai der Liebhaber; vielleicht hat ihn die Liebe nur ſo zerſtreut. — Was meinen Aufenthalt noch einſamer macht, iſt, daß Herr Bloch, an deſſen Geſellſchaft ich mich gewöhnt hatte, auf die hohe Schule nach Frankfurt gereiſet. Wenn nicht zum Glücke auch Herr Neugebauer verreiſt wäre, ſo wäre es gar nicht auszuhalten. *)

Schreiben Sie mir ja fleißig, mein lieber Freund! damit ich wenigſtens des einzigen Vergnügens nicht beraubt werde, das mir noch übrig iſt. Melden Sie mir, ob Sie einige Muße haben, oder ob Sie mehr Geſchäfte vorgefunden, als man Ihnen vorgeſtellt hat. Ich beſorge das Letztere, und bin um Ihre Zufriedenheit ſehr bekümmert. Wen die Liebe zu den Muſen ſo gefeſſelt hat, wie Sie, der ſiehet ſich nicht, ohne den äußerſten Verdruß, auf einmahl ihres Umganges beraubt.

Die Briefe über die Litteratur hat Herr Nicolai vor ſeiner Hochzeit einige Wochen unterhalten, um ſie mir vielleicht hernach ganz aufzuladen. Er hat **Schöpflin** von der Erfindung der Buchdruckerey recenſirt, und ich beſchäftige mich gegenwärtig mit Flögels Verſuch einer Theorie der Erfindungskunſt. So bald ich Hrn. Nicolai ſpreche, werde ich beſorgen, daß Ihnen die Briefe wöchentlich überſchickt werden. Ich wünſche ſehr, daß ſie zum Neuenjahre aufhören mögen; denn ich bin zu einförmig, die Leſer von verſchiedenem Geſchmacke zu befriedigen. Doch Herr Nicolai verſpricht künftig fleißiger zu ſeyn, und wenn Sie, wie Sie verſprechen, auch einige Blätter einſchicken, ſo mögen ſie ſich noch ein Vierteljahr erhalten, aber länger gewiß nicht.

Mein zweytes Schreiben iſt, wie Sie ſehn, eben ſo trocken als das erſte. Doch in unſern mündlichen Unterredungen iſt es jederzeit Ihr Amt geweſen, die nützlichern Materien aufs Tapet zu bringen, in dem Wettlauf den erſten Schritt zu thun, und mich zum Nachdenken aufzumuntern. Thun Sie dieſes immer auch in unſern ſchrift-

---

*) **Bloch** iſt der durch ſein großes Werk von den Fiſchen berühmte Dr. Bloch. **Neugebauer**, aus Schleſien gebürtig, war ein ſchaler Kopf und ſehr zudringlicher Menſch. Er hat ſchlechte Fabeln, und ich denke, auch fürs Theater ſchlechte Stücke geſchrieben. Er ging in der Folge nach Wien, wo er eine Zeitlang eine Art von Rolle als Gelehrter ſpielen wollte, und auch, ſo viel ich weiß, ſtarb. **Nicolai.**

lichen Unterhaltungen. Mein Geiſt iſt ohne alle Bewegung, wenn Sie nicht ſeine Triebfedern aufziehn. Fangen Sie von einer Materie an, von welcher Sie wollen, ich folge Ihnen mit Vergnügen.

Mein Phädon liegt mir immer noch in den Gedanken. So bald die Briefe aufhören, mir zur Laſt zu liegen; ſo werde ich fürs erſte die zweyte Ausgabe meiner kleinen Schriften beſorgen, und ſodann zur Ausarbeitung dieſer Abhandlung ſchreiten. Leben Sie wohl, mein theureſter und beſter Leſſing! und ſchreiben Sie mir, ſo oft es Ihre Geſchäfte zulaſſen. Ich bin

Ihr

Berlin,
den 19. Dec. 1760.

beſtändiger Freund
Moſes.

Ich habe bey Voſſen eine Ode von Hrn. Ramler geſehen, die ſeiner Gewohnheit nach ſehr viel Schönes enthält. Sie wird vermuthlich in den Zeitungen zu leſen ſeyn.

Berlin, d. 6. Februar 1761. *)

Liebſter Freund,

Sie haben nicht eher an mich ſchreiben wollen, bis der Honigmond vorbey wäre **). Siehe er iſt lange vorüber, und noch kein Brief; — alſo muß ich nur anfangen.

Aber wo ſoll ich anfangen? Soll ich Ihnen zuerſt zu Ihrem erhaltenen Amte oder zu der Würde eines Mitglieds der Akademie Glück wünſchen? Ich will keins von beyden thun; nur ſo viel muß ich Ihnen ſagen, daß ich lieber wollte, die Akademie hätte Sie gar nicht aufgenommen, als daß ſie in die Zeitung ſetzen läßt, es wäre auf Ihr inſtändiges Anhalten geſchehen ***): das iſt doch gewiß erlogen.

---

*) Es iſt die Korreſpondenz von mehr als zwey Jahren verloren gegangen. Nicolai.

**) Leſſing hatte dies in einem Briefe an Moſes vom 7. Decemb. 1760 geſagt. [Bd XII, S. 146.] Nicolai.

***) Die Ankündigung in den Berl. Zeitungen vom 11. Nov. 1760 war wirklich ſehr ſeltſam gefaßt, nicht gegen Leſſing insbeſondre, ſondern gegen alle Gelehrten die mit ihm zugleich aufgenommen wurden. Sie lautete: „Die K. Akademie d. W. u. B. K. hat, in Betrachtung des wiederhol„ten Anſuchens verſchiedener Gelehrten, welche ſchon ſeit geraumer „Zeit ein Verlangen bezeigt haben, zu auswärtigen Mitgliedern der Akademie „aufgenommen zu werden, folgende Herren in dieſer Qualität zu erwählen „beliebt: den Hrn. Rath Huber zu Kaſſel, die Herren Franz und Euſtachius

Nun von Complimenten auf Manuſcript: das iſt die Buchhändlerart! Wie ſteht es mit der Widerlegung, oder vielmehr mit den vier oder fünf Bogen, die ich haben ſollte? Denn, mag doch darauf ſtehen, was da will, wenn es nur fünf Bogen ſind. Sie ſehen ſelbſt ein, vier oder fünf Bogen ſind die Hauptſache.

Es ſteht mit dem neuen Theile der Briefe noch kümmerlich. Er iſt erſt im Februar angefangen worden, und ſoll doch ſchon auf Oſtern fertig ſeyn. Herr Moſes hat nicht Zeit. Auch ich nicht. Ich mache jetzt meine Inventur, und tauſend Haushaltungs- und Handlungsgeſchäfte gehen mir durch den Kopf. Kann ich alſo von Ihnen noch etwas erwarten?

Der Zufall hat uns einen Mitarbeiter verſchafft. Es iſt der Verfaſſer der Abhandlung vom Tode für das Vaterland, von der ich Ihnen hierbey die erſten Bogen überſende. Dieſe Abhandlung hat Hrn. Moſes ſo wohl gefallen, daß er mir gerathen hat, ich möchte dieſem Manne vorſchlagen, ein Mitarbeiter an den Briefen zu werden. Dieſer Mann heißt Abbt, und iſt kürzlich Profeſſor in Frankfurt an der Oder geworden. Er hat meinen Vorſchlag vorläufig genehmigt; ob er mir aber noch zu dieſem Theile etwas liefern wird, und wie viel ich künftig von ihm erhalten werde, iſt noch ſehr ungewiß: eben ſo auch, wie ſeine Arbeit zu der unſrigen paſſen wird; das muß inzwiſchen Herr Moſes verantworten: denn auf deſſen Veranlaſſung habe ich dieſen Schritt gethan.

Wenn Ihre Beyhülfe fehlt, ſo wird die Fortſetzung faſt nicht möglich ſeyn, ungeachtet des neuen Mitarbeiters. Nun muß ich bey Zeiten wiſſen, ob ich fortſetze oder nicht. Da das Papier alle Tage ungeheuer ſteigt, ſo will der Buchdrucker nicht mehr in Vorſchuß ſtehen; will ich alſo fortſetzen, ſo muß ich bey Zeiten für Papier ſorgen, ſonſt ſitze ich mit einemmale im bloßen. Das Papier iſt hier außerordentlich rar; ich muß das zu der kleinen Abhandlung vom Tode fürs Vaterland bey Viertel- und halben Rießen von den Materialiſten zuſammen kaufen. Alſo ſchreiben Sie mir ja; und das bald.

Unſer Weiße hat mir aus Gotha geſchrieben, wo er ſich mit ſeinem Grafen wegen des Krieges aufhält. Gellert ſchreibt mir nach

---

„Zanotti zu Bologna, den Hrn. Caldori Profeſſor der Anatomie daſelbſt,
„den Hrn. Lyonet im Haag, den Hrn. v. Machy, Chemiſten zu Paris, den
„Hrn. Zimmermann, Dr. der Medicin zu Brugg in der Schweiz, und den
„Hrn. Leſſing, der ſich durch ſeine Schriften bereits rühmlich bekannt ge-
„macht hat.“ Man ſ. auch Leſſings eben angeführten Brief an Moſes
[Bd XII, S. 115]. Nicolai.

ſechs Wochen einen Brief, und ſagt: er habe nicht eher ſchreiben können, weil ihn meine Landsleute daran verhindert hätten. Sie wiſſen doch, welcher Landsmann? —

Uz ſchreibt mir, ein preußiſcher Unterofficier, Namens Friedrich Eyl, der von der Bataille bey Torgau nach Anſpach verſprengt worden, habe ſich daſelbſt öffentlich für den preußiſchen Grenadier ausgegeben, der die Kriegslieder gemacht hätte, ſey auch bey Hofe, wo er Verſe überreicht, wohl aufgenommen und beſchenkt worden. Uz habe noch verhindert, daß die Verſe nicht gedruckt werden.

Sonſt iſt hier noch alles im alten Stande. Wir gehen noch immer in den Club, wo uns nichts fehlt, als Sie und guter Wein. Langemack*) kommt auch noch hin; er thut aber nichts als käuen und Abſchied nehmen. Quanz iſt, wie Sie wiſſen werden, in Leipzig. Doch was ſchwatze ich Ihnen für Zeug vor! — Guten Tag für heute, und ſchicken Sie mir fein Manuſcript. Ich bin

Ihr

Nicolai.

Liebſter Freund!

Wenn Sie vom Hrn. Nicolai die Briefe bekommen werden; ſo bitte ich die Recenſion der Flögelſchen Erfindungskunſt mit flüchtigem Auge zu durchlaufen. Ich habe über den Unterſchied der Worte *Natur*, *Kunſt* und *Wiſſenſchaft* einige Gedanken gewagt, über welche ich Ihr Urtheil erwarte. Sie müſſen nunmehr alle Briefe über die Litteratur, die nicht ganz leer von neuen Gedanken ſind, anſehen, als wenn ſie an Sie gerichtet wären. Für meinen Theil kann ich Sie verſichern, daß ich weder den eingebildeten Officier, noch das Publikum in den Gedanken habe, ſo oft ich nicht bloß abſchreibe, ſondern ſelbſt zu denken wage. Sie ſind der Mann, den ich anrede, und deſſen Urtheile ich meine unreifen Einfälle unterwerfe. Da ich des Glücks beraubt bin, ſie mündlich mit Ihnen überlegen zu können; ſo iſts immer einerley, ob ſie Ihnen gedruckt, oder geſchrieben unter die Augen kommen. Taugen ſie nichts; ſo mag die Preſſe vergebens geſeufzt haben. Das deutſche Publikum iſt gütig!

Wo bleiben aber die Blätter, die Sie in Ihrem einzigen Schreiben ſo gewiß verſprochen? Doch was kümmern mich die Blätter! Wo bleiben Ihre Briefe, liebſter Freund, die ich mit ſo vielem Ver-

---

*) Ein Freund Ramlers, der in den letzten Jahren ſehr ſchwermüthig ward. *Nicolai.*

langen erwarte? In der wüſten Einſamkeit, in welcher ich jetzt lebe, ſind Ihre freundſchaftlichen Briefe der einzige Umgang, nach welchem ich mich ſehne, und ohne welchen ich unmöglich zufrieden leben kann. Unſere Correſpondenz wird nur gar zu bald, und wer weiß auf wie lange? unterbrochen werden. Laſſen Sie mich der kurzen Zeit genieſſen, die uns der wütende Krieg noch gönnt. Ich weiß, daß Sie an andere Freunde öfter geſchrieben haben, und ich bin eitel genug, auf dieſelben eiferſüchtig zu ſeyn.

Mein letztes Schreiben durch Hrn. Ephraim Kuh werden Sie doch wohl erhalten haben? Melden Sie mir doch, unter welcher Adreſſe Ihnen die Briefe am richtigſten in die Hände kommen. Herr Nicolai wird Ihnen nächſtens ſchreiben. Er verlegt itzt eine kleine Schrift, die den Titel führet: **über den Tod fürs Vaterland**. Der Verfaſſer iſt der Profeſſor Abt zu Frankfurt, der itzt nach Rinteln berufen worden. Es iſt ſchade, daß der Mann nicht im Lande bleibt! Der Aufſatz hat mir ſo wohl gefallen, daß ich mich gewiß zu einem Profeſſor Matheſeos deſſen nicht verſehen hätte. Er gefällt mir beſſer als Iſelin.

Herr Baumgarten *) läßt itzt ſeine Logik drucken. Bloch ſchickt mir ſo eben die abgedruckten Bogen. Die erſte müßige Stunde, die ich habe, ſoll ihnen gewidmet ſeyn. Ich freue mich, daß der halberſtorbne Mann wieder ſo lebhaft wird.

Das Publikum beſtehet noch immer darauf, Voltaire ſey der Verfaſſer des Café, ſo wenig die Anlage des Stücks auch Voltairen ähnlich ſiehet. Meine Freunde melden mir aus Hamburg, es hätten verſchiedene Kaufleute von da, nach England geſchrieben, und die Urſchrift verlangt, man hätte ihnen aber geantwortet, es ſey kein engliſches Stück unter dieſem Nahmen bekannt. Iſt das Stück anders von Voltairen; ſo muß die Luft der republikaniſchen Freyheit, die er itzt athmet, ſeine ganze Denkungsart verändert haben. Beynahe ſollte ich dieſes nicht für unmöglich halten, denn ich habe geſtern ſeine Ode ſur la preſente guerre &c. geleſen, und ich finde ſie zwar ſehr witzig, aber gewiß weit kühner und freymüthiger, als man einem Franzoſen zugetrauet hätte. Es ſollte mich freuen, wenn Voltaire noch auf der Schwelle des Todes bewieſe, daß ein großes Genie nicht alt werden kann, ohne weiſe zu werden. Was für ein Triumph für die Wiſſenſchaften! — Wenn Sie ja noch an die Briefe über die Litteratur denken wollen, ſo vergeſſen Sie des ſeichten Palliſot nicht. Seine Unverſchämtheit verdient von Ihrer Feder gezüchtiget zu werden.

---

*) Alexander Gotlieb Baumgarten zu Frankfurt an der Oder. Nicolai.

Leben Sie wohl, mein beſter Freund! Ich habe endlich ſo viel geſchmiert, ſo viel ich immer an einem Abend hätte plaudern können. Ich bin

Ihr

Berlin,   wahrer Freund
den 11. Febr. 1761.   Moſes.

Theureſter Freund!

Ich wünſchte, daß Ihre pythagoriſchen Lehrjahre nun bald vorbey ſeyn möchten, damit man wieder ein vernünftiges Wort mit Ihnen ſprechen könnte; oder laſſen Sie mir wenigſtens durch Hrn. Kuh melden, wie lange Sie ſich vorgenommen, nicht zu antworten, damit ich nur wenigſtens etwas von Ihnen höre. Ich begreiſe nicht, was Sie ſo eigenſinnig machen kann, niemanden zu antworten?

Ich habe in Ihrer Abweſenheit an Hrn. Prof. Baumgarten geſchrieben, und ihm mein Vorhaben, den Phädon umzuarbeiten und herauszugeben, bekannt gemacht. Der ſeltſame Mann! Er hat eine Antwort geſchickt, die mich in Verwunderung geſetzt hat. Ich war Willens, Ihnen ſeinen Brief zu überſchicken; da ich aber ſo wenig Nachricht von Ihnen bekomme, als wenn Sie in einem andern Welttheile wären, ſo mag es unterbleiben, bis Sie geſchrieben haben werden.

Herr Nicolai hat Ihnen, wie er ſagt, die Briefe zugeſchickt. Er hat den frankfurtſchen Prof. Abt zum Mitarbeiter angenommen. Derſelbe gehet nach Rinteln als Prof. der Philoſophie, wird ſich aber vorher allhier eine Zeitlang aufhalten, und Briefe ſchreiben. Er iſt der Verfaſſer des Werkchens vom Tode fürs Vaterland, davon ich Ihnen jüngſt geſchrieben. Leben Sie wohl, mein liebſter Freund.

Berlin,
den 18. Feb. 1761.   Moſes.

Wertheſter Freund!

Vor einigen Tagen reiſte Herr Joel, aus Breßlau kommend, hier durch nach Potsdam. „Keinen Brief an mich, mein Herr Joel!“ — Nein! Der Herr Sekretär Leſſing läßt Sie grüßen, er hat einige Tage vor meiner Abreiſe erſt an Sie geſchrieben, ſonſt würde er mir einen Brief mitgegeben haben. „Wiſſen Sie das gewiß, mein lieber Mann?“ Ich glaube es wenigſtens. — Gut, was Herr Secretär Leſſing ſagt, und der Jude Joel glaubet, credat Judaeus Apella. — Derſelbe Mann hat mir noch eine andre Nachricht mitgetheilt, nehmlich, daß Sie ſehr zufrieden lebten, und die Muße, die Ihnen Ihre Geſchäfte laſſen, noch immer den Wiſſenſchaften widmeten. Ich will nicht hoffen, daß dieſe eben ſo erlogen ſeyn ſoll als jene! Doch wenn auch Herr Joel nichts als gelogen hätte; ſo bin ich nichts deſto weniger

Ihr

Berlin,
den 27. März 1761.

wahrhaftiger und unveränderlicher
Freund und Diener
Moſes.

Von Moſes Mendelsſohn.

Liebſter Freund!

Unſer Briefwechſel iſt lange genug unterbrochen geweſen. Ich muß ihn nunmehr erneuern. Ich würde nimmermehr ſo lange haben ſchweigen können, wenn ich nicht eine Reiſe nach Hamburg gethan hätte, die mich in tauſend Zerſtreuungen verwickelt hat. Ich habe das Theater beſucht, ich habe Gelehrte kennen lernen, und was Sie nicht wenig befremden wird, ich habe die Thorheit begangen, mich in meinem dreyßigſten Jahre zu verlieben. Sie lachen? Immerhin! Wer weiß, was Ihnen noch begegnen kann? Vielleicht iſt das dreyßigſte Jahr das gefährlichſte, und Sie haben dieſes ja noch nicht erreicht. Das Frauenzimmer, das ich zu heyrathen Willens bin, hat kein Vermögen, iſt weder ſchön noch gelehrt, und gleichwohl bin ich, verliebter Geck ſo ſehr von ihr eingenommen, daß ich glaube, glücklich mit ihr leben zu können. An Unterhalt, hoffe ich, ſoll es mir nicht fehlen, und an Muße zum Studieren werde ich mirs gewiß nicht fehlen laſſen. Zum Hochzeitkarmen ſollen Sie noch ein ganzes Jahr Zeit haben, aber alsdenn muß Ihre reimfaule Muſe die ſtaubigte Leyer wieder ergreifen; denn wie könnte ich unbeſungen Hochzeit machen! — So viel von meinen häuslichen Angelegenheiten, die Sie vielleicht wenig intereſſiren, aber doch zu meiner Entſchuldigung dienen.

Ich bin nunmehr ſeit einigen Tagen wieder hier. Das erſte, das mir zum Leſen in die Hände fiel, waren einige Briefe in Rouſſeaus nouvelle Heloiſe, die vom Selbſtmorde handelten. Sie haben mir gefallen, ſo gefallen, daß ich Sie um Rath fragen muß, ob ich in der zweten Auflage von meinen Empfindungen nicht von dieſen ſchönen Briefen Gebrauch machen ſoll. Er hat dieſe Materie ſo ſpitzfindig nicht behandelt, als ich; allein er hat ſie näher ans Herz gelegt, und ich glaube, daß dieſes die rechte Seite ſey, von welcher dieſe Angelegenheit betrachtet werden muß. Der Schluß ſeines 22ten Briefes hat mich ungemein frappirt. Ich merke wohl, daß Rouſſeau die Kunſt zu ſchreiben beſſer verſteht, als ich.

Vor meiner Reiſe ſchon habe ich zwar einige Stellen in meinen Briefen über den Selbſtmord verbeſſert, allein nunmehr, da ich die Rouſſeauſchen geſehen habe, fürchte ich mich vor der Vergleichung. Ich will noch einige Tage hingehen laſſen, und hernach die Vergleichung wagen.

Es hat jemand die Lichtwehrſchen Fabeln verbeſſert herausgegeben. Man vermuthet, daß ſich Herr Ramler dieſe Freyheit genommen, und iſt ſehr begierig zu ſehen, wie Lichtwehr dieſe Freyheit aufnehmen wird. So ſtille, als Logau und Kleiſt, wird doch der noch athmende Lichtwehr gewiß nicht herhalten.

Ich werde Ihnen nächſtens eine Abhandlung über die Gewalt der Bewegungsgründe zur Beurtheilung überſchicken, aber Sie müſſen ſie auch leſen. Ich bin immer noch zu zaghaft, ohne Ihren Beyfall etwas drucken zu laſſen. Wie ſtehet es um das engliſche Werk, on sublime and beautiful? Wenn Sie nicht Zeit, oder nicht Luſt haben, den Druck ſelbſt zu beſorgen, ſo ſchicken Sie mir das Manuſcript, und die Erlaubniß, es in Ihrem Namen zu thun. Es wäre ewig Schade, wenn Ihnen ein Stümper zuvorkäme, und das ſchöne Buch ſo weghudelte. — Was war das für ein engliſches Werk, das Sie dem Hrn. Voß empfahlen, überſetzen zu laſſen? — Sie ſehen, daß ich beſtändig Fragen thue, ob ich gleich noch ſehr zweifele, ob Sie mir antworten werden. Allenfalls leiden dieſe Fragen einigen Aufſchub, bis Sie fleißiger ꝛc. *)

Von Moſes Mendelsſohn.

Theureſter Freund!

Herr Levi hat mir Ihr Schreiben, mein Manuſcript und 7 engliſche Bücher richtig überbracht. Sie urtheilen von meiner Abhandlung (**) wie ein Bruder in Leibniz. Die Akademie wird vermuthlich anderer Meinung ſeyn. Indeſſen habe ich mein Loos immer eingelegt: Junge ſey nicht toll u. ſ. w.

Die Fortſetzung erfolgt hierbey, aber nur bis zu Ende des dritten Abſchnittes. Von dem vierten Abſchnitte, der die Sittenlehre angehet, habe ich keine Abſchrift in Händen. Dieſer iſt auch, nach meinem eigenen Geſtändniſſe, nicht wichtig genug, daß Sie die Zeit damit verderben. Ich habe ihn in den erſten Flitterwochen nach meiner Hochzeit verfertiget, unter tauſend Zerſtreuungen, die mich nie zu mir ſelber kommen ließen.

---

*) Hier iſt etwas von dem Briefe zerriſſen. Es ſind aber nur zwey Zeilen. Karl G. Leſſing.

(**) Preißſchrift von der Evidenz.

Und leider! dieſe Zerſtreuungen dauern zum Theil noch immer fort. Ich habe zwar nach meiner Denkungsart glücklich geheyrathet. Ueber meine Umſtände habe ich Gottlob auch nicht zu klagen. Aber die Geſchäfte! die läſtigen Geſchäfte! Sie drücken mich zu Boden, und verzehren die Kräfte meiner beſten Jahre. Wie ein Laſteſel ſchleiche ich mit beſchwertem Rücken meine Lebenszeit hindurch, und zum Unglück ſagt mir die Eigenliebe oft ins Ohr, daß mich die Natur vielleicht zum Paradepferd geſchaffen hat. Was iſt zu thun, mein lieber Freund? Wir wollen uns einander bedauern, und zufrieden ſeyn. So lange die Liebe zu den Wiſſenſchaften bey uns nicht erkaltet, haben wir noch eine gute Hofnung. Eilen Sie nur bald in meine Arme, Freund! Ihr Umgang allein kann mir das verlohrne Feuer wiedergeben, kann mich zu Gedanken erheben, die meiner Beſtimmung würdig ſind. Sie glauben es nicht, wie unſchmackhaft mir aller Umgang geworden, ſeitdem ich den Ihrigen entbehren muß.

Triſtram Shandy iſt ein meiſterhaftes Original. Vor der Hand habe ich zwar nicht mehr als die beyden erſten Bändchen geleſen. Anfangs machte mich das Buch ungemein verdrießlich. Ich ſchwärmte von Digreſſion zu Digreſſion, ohne die rechte Laune des Verf. zu ſaiſiren. Ich hielte ihn für einen Mann, wie unſern Liscov, an dem ich, wie Sie wiſſen, keinen ſonderlichen Geſchmack finde; und gleichwohl gefällt das Buch Leſſingen! Des Pfarrers Reitpferd erregte zuerſt meine Neugierde. Endlich folgte Vetter Tobias, Korporal Trim und Doktor Slop; die vortrefliche Predigt über das Gewiſſen. Da bat ich um Verzeihung.

Als mir Shandy noch nicht gefiel, legte ich ihn aus der Hand und las den philoſ. αυτοδιδακτον.*) Denn ich habe des Büchleins noch nicht habhaft werden können, ſo ſehr ich mich darum bemühet. Ich bin Ihnen ſehr für die Mittheilung dieſes Werkchens verbunden, mein Freund. Es war mir überaus angenehm, die Denkungsart und das ganze Syſtem unſerer hebräiſchen Weltweiſen in dieſem Araber wieder zu finden. O was für Schritte hat die Weltweisheit ſeit der

---

*) Moſes meint den ſinnreichen philoſophiſchen Roman des Abu Dſchafar Ebn Tofail, den Herr Hofrath Eichhorn unter dem Titel: der Naturmenſch, oder Geſchichte des Hai Ebn Joktan, überſetzt hat. Nicolai.

Zeit des Verf. gethan! Nichts als die Lehre von Gott war zu ſeiner Zeit gebildet. Seine Begriffe von der Welt, von der Seele, und ſeine ganze Moral ſind höchſt elend. Jedoch, die Zeit kann unmöglich an dieſer Unwiſſenheit ſchuld ſeyn; denn Plato und Ariſtoteles hatten ſchon weit geläutertere Begriffe. Vielleicht die Religion — Sie wiſſen, was dieſe für Wirkungen hervorbringt, wenn ſie enthuſiaſtiſch wird. Wenn man mit dem Kopfe ſo lange der Sonne nachahmet, bis man den Schwindel bekömmt, ſo iſt er eben nicht ſehr zur Philoſophie aufgelegt.

So weit liegt der Brief ſchon ſeit acht Tagen fertig, und die Zeit hat es nicht zulaſſen wollen, ihn eher zu endigen. Ich habe unterdeſſen den dritten und vierten Band von Triſtram Shandy geleſen. Er iſt nicht nur ein größrer Maler als Voltaire, ſondern ſeine Fabel hat das vorzügliche Verdienſt vor dem Candide voraus, daß ſie ſittlich gut iſt. Ich bin ſonſt kein Freund vom Burlesken, aber ich weiß auch wenig Beyſpiele, wo das Burleske ſo unterrichtend geweſen wäre, wo die Karrikaturen ſo wahr, die Sitten nebſt ihrem Poſſierlichen ſo edel — Doch Sie erlaſſen mir es eben ſo wohl gern, Ihnen meine Lektion aufzuſagen.

Ich komme zu Ihrem zweyten Schreiben durch Hrn. Kuh. Was! Logiken, Predigten und Entwürfe zu Schaumünzen hätte ich Ihnen ſchicken ſollen! Meine Logik habe ich, wie Sie Ihre **Kleinigkeiten**, jemanden geſchenkt, der die Schande auf ſich genommen hat, ſie unter ſeinem Nahmen bekannt zu machen.*) Wie ich in den Schafſtall hin-

---

*) Moſes Mendelsſohn ließ zum Beſten ſeiner Nation eine Logik in hebräiſcher Sprache drucken. Der hebräiſche Titel iſt: מלות ההגיון (millos hahigojon): Sprache der Vernunft, oder Kunſtwörter der Logik. Es iſt eigentlich ein Werk des Maimonides, der darin die Kunſtwörter der Logik nach dem Ariſtoteles erklärt. Moſes fand, daß die Erklärungen theils zu kurz, theils durch ſpätere rabbiniſche Erklärer waren mißverſtanden, und zu ganz unrichtigem Gebrauche angewendet worden. Das Anſehen, worin Maimonides bey ſeiner Nation ſteht, iſt ſehr groß. Daher übernahm es mein ſel. Freund, des Maimonides Erklärungen nochmals zu erklären, und, wie es ſeine Gewohnheit bey Abfaſſung hebräiſcher Schriften war, bey dieſer Gelegenheit mehrere Wahrheiten der neuern Philoſophie, beſonders der Wolfiſchen, mehr in Umlauf zu bringen. Dieſe hebräiſche Logik iſt viermal gedruckt. Das Manuſcript der erſten Ausgabe, von welcher hier die Rede iſt, ſchenkte Moſes einem armen reiſenden jüdiſchen Gelehrten und Mathematiker, R. **Samſon Kalir**, aus Jeruſalem gebürtig; damit er durch deſſen Verkauf ſich einigen Vortheil ſchaffen möchte. R. Samſon ließ das Werk im J. 1761 in Frankfurt an der Oder in 4to drucken, und gab ſich keck für

eingekommen ſeyn mag, weiß ich ſelbſt nicht mehr. Indeſſen habe ich doch eine Predigt zur Welt gebracht, über welcher Doktor Slop wohl hätte einſchlafen, und Vetter Toby ſein lillabulero noch zweymahl ſo laut pfeifen mögen.*) — Die Münze iſt, wie Sie bemerken,

---

den Verfaſſer aus, worüber Moſes nur lächelte. Dieſe Ausgabe hat außer dem hebräiſchen auch einen lateiniſchen Titel: Logica Moſis Maimonidis cum explicatione R. Samſon Kalir, atque Cenſura ampliſſimae Facultatis philoſophicae Academiae Francofurtanae. R. Samſon Kalir verſteckte in ſeiner hebräiſchen Vorrede die Anmaßung, daß er Verfaſſer ſey, ſehr ſchlau, unter einer unbeſtimmten orientaliſchen Wendung. Er ſagt in der gedachten Vorrede: „Gott hat mir eine Erklärung in die Hände geführt, die „noch nie öffentlich erſchienen iſt.“ Auch ſteht der Name des R. Samſon Kalir nur im lateiniſchen Titel, nicht im hebräiſchen. Eben ſo fein zog ſich auch der Cenſor, Hofrath Steinwehr, aus der Sache. Da ſich ſeine Kenntniß des Hebräiſchen wohl nicht eben viel weiter als auf die Kenntniß der Buchſtaben erſtrecken mochte, und er doch die Erlaubniß geben ſollte, ein Buch zu drucken, deſſen Inhalt er nicht wohl wiſſen konnte; ſo rühmt er zwar in der vorangeſetzten Erlaubniß, welch ein πολύγλωττος der R. Samſon Kalir ſey, verſteckt aber ſeine Verlegenheit gar künſtlich. Nachdem er die Abſicht des Buchs und der Anmerkungen angezeigt, ſetzt er hinzu: „Quod „omne cum religioni, pietati, bonisque moribus quomodocumque adverſa „continere *intellexerimus* nihil, *nihil etiam prohibere cenſuimus*, quo „minus in lucem illud conſpectumque proferatur.“ Dieſe Cenſur iſt doch etwas beſſer motivirt als die des Claude Morel, Doktors der Sorbonne, der in ſeiner Erlaubniß, eine Ueberſetzung des Korans zu drucken, der hergebrachten Formel gemäß, verſicherte: qu'il n'y avait rien trouvé contre la religion catholique. — Die zweyte Auflage ward in Berlin 1765, ohne Namen des Verfaſſers in 4to gedruckt, und von Hrn. **Bär Löwe Levy**, einem Studioſus der Medicin, herausgegeben. Endlich auf der dritten, auch in Berlin 1784 in 4. gemachten Ausgabe, nannte ſich Moſes Mendelsſohn als Kommentator, fügte auch eine Vorrede hinzu, und verbeſſerte das Werk an mehrern Orten. Der Herausgeber dieſer dritten Ausgabe war Hr. **Aaron Zacharias**, aus Jaroslaw gebürtig, welcher nachher Lehrer bey einer Normalſchule in Galizien war. Die vierte Ausgabe erſchien zu Berlin im J. 1793 in gr. 8. Der Herausgeber iſt Rabbi **Iſaak Levi** aus Sattanow, der ſeit vielen Jahren in Berlin lebte, und von ſeiner Nation als ein großer Gelehrter verehrt ward. Er hat dieſe Ausgabe mit Zuſätzen vermehrt, die, nach dem Urtheile der Kenner, guten Werth haben ſollen. **Nicolai.**

*) Moſes ließ damal auf eine gewonnene Schlacht (vermuthlich auf die bey Roßbach) eine Dankpredigt, unter dem Namen des damaligen Rabbiners der Judenſchaft zu Berlin drucken. Sie iſt ganz verloren gegangen, ſo daß auch kein einziger von ſeinen Freunden ein Exemplar hat. Ich kann mich nur noch erinnern, daß dieſe Predigt in 4to gedruckt war. Sollte ſie jemand

freylich zu gelehrt. Aber ich wollte Montfaucon, Spanheim, Obermayer und Addiſon on medals nicht vergebens geleſen haben. Wenigſtens wollte ich mir die Miene geben, als wenn ich wirklich geleſen, und nicht, wie ich gethan, nur die Küpferchen betrachtet hätte. Dieſer Kunſtgriff, Gelehrſamkeit zu lügen, war fein genug, Herrn E. und Conſorten anzuführen, aber einen Leſſing! — *)

beſitzen, ſo würde er mich durch die Mittheilung derſelben ungemein verbinden. Eben ſo machte Moſes hernach im J. 1763 eine ſchöne Friedenspredigt, welche unter dem Namen des Rabbiners **Aaron Moſesſohn** in meinem Verlage gedruckt ward. Moſes ſetzte, weil er nicht bekannt ſeyn wollte, und aus Scherz, auf den Titel: **Ins Deutſche überſetzt von R. S. K.** Denn, ſagte Moſes, da **Rabbi Samſon Kalir** ſich meine hebräiſche Logik zugeeignet hat, ſo mag er nun auch meine Predigt auf ſich nehmen. Dieſe Predigt ward kurz darauf auch hebräiſch und deutſch von **Hartog Leo** herausgegeben, und 1793 ward ſie hebräiſch in die hebräiſche Wochenſchrift, der Sammler, eingerückt. **Nicolai.**

*) Moſes meint Ephraim und die übrigen Münzunternehmer. Das einzige was er ihnen zu Gefallen that (da er ſonſt ſchlechterdings abſchlug, ihnen zu ihren Unternehmungen auf irgend eine Art Rath zu geben), war, daß er zu ein Paar Denkmünzen auf Schlachten, die ſie prägen ließen, die Erfindungen an die Hand gab. Er hatte auch noch einen vortrefflichen Gedanken, der aber leider nicht ausgeführt ward. Moſes überlegte, daß goldene und ſilberne Gedächtnißmünzen gewöhnlich in den Schmelztiegel kommen. Es fehlte damals ganz an Scheidemünze. Man hatte faſt nichts als die unter ſächſiſchem, bernburgiſchem und andern Stempeln geprägten Achtgroſchen Stücke. Um alſo Denkmünzen auf Friedrich den Großen ſicherer auf die Nachwelt zu bringen, und zugleich den damal in Deutſchland faſt allgemeinen Enthuſiasmus für Ihn noch mehr zu verbreiten, ſchlug Moſes den Münzunternehmern vor, kupferne Ein- und Zweygroſchenſtücke von der Größe eines kupfernen Dreyers und größer zu prägen. Auf der rechten Seite aber ſollte der Zahlungswerth angezeigt werden. Der Kehrſeiten ſollten aber ſo mancherley ſeyn, als die verſchiedenen denkwürdigen Thaten Friedrichs des Großen. Dieſe Kehrſeiten ſollten mit antiker Simplicität erfunden, und von guten Künſtlern gezeichnet und geſchnitten werden. Es ſollten alſo dieſe Stücke gangbare Scheidemünzen und auch eine Folge von Denkmünzen auf die Thaten Friedrichs des Großen, und beſonders auf Begebenheiten des ſiebenjährigen Krieges ſeyn. Den Münzunternehmern hatte Moſes dieſe Idee dadurch angenehm gemacht, daß er ihnen vorſtellte, es würde von dieſer Scheidemünze eine ungeheuer große Menge können ausgeprägt werden. Denn jedermann in ganz Deutſchland würde eine ſolche Folge von Denkmünzen für ſo geringen Preis gern behalten, und wenn auch wieder gutes Geld geſchlagen würde, werde man Scheidemünzen dieſer Art auch in gutem Gelde ſehr gern für voll nehmen. Die Münzunternehmer waren bereit, die Koſten herzugeben. Aber ein un-

Ihr Projekt zur Schaumünze iſt wahrer, aber ſo poetiſch nicht. Sie wiſſen, was Waller dem König von England Karl II. geantwortet. — Die Wahrheit ſitzet heutiges Tages, wie der Bettler Ulyſſes, vor der Thüre, und die Schlemmer werfen ihr die Knochen vor den Kopf, daß ihr die Sinne vergehn.

Sie wollen ſich des ſeltſamen Menſchen annehmen? Mein Freund! ich verſpreche Ihrer Vertheidigung wenig Glück. Er kann unmöglich über das Spiel nachgedacht haben, ſonſt wäre ihm gewiß die wichtigſte Betrachtung nicht entgangen, die man über das Spiel zu machen hat. Dieſe — daß man gar nicht ſpielen müſſe. In meinen Augen hat es nicht einmahl das leidige Verdienſt, die Zeit zu verkürzen. Ich ſpiele niemahls gerne, wenn ich zu viel, aber faſt allemahl, wenn ich zu wenig Zeit habe. Und ich glaube, daß Ihnen ſo wenig als mir die müßigen Stunden zur Laſt werden können. — Genug vom Spiel! Wir wollten ja vom Spinoza plaudern!

Spinoza behauptet, daß Leib und Seele verſchiedene Modifikationen einer und eben derſelben Subſtanz ſind. Wohl zu verſtehen, daß er mit dem Worte Subſtanz eine ganz andere Idee verbindet, als wir damit zu verbinden pflegen; denn ihm iſt die nothwendige Subſtanz auch die einzige. Hingegen leugnet Spinoza keinesweges, daß Ausdehnung und Denken zwey verſchiedene attributa ſind, und daß ein jedes attributum für ſich ſelbſt muß begriffen werden können, ohne den Begrif eines andern attributi zu involviren. (P. 2. prop. 6.) Es folgt hieraus, und mich dünkt, daß Spinoza dieſes irgendwo ausdrücklich behauptet, daß ſich keine Bewegung durch das Denken, und wiederum kein Denken durch die Bewegung begreifen laſſe, ſondern die Begriffe folgen aus Begriffen, und die Bewegungen aus Bewegungen, doch ſo, daß ſie harmoniren, d. h. in der Sprache des Spinoza, daß die Begriffe per modum cogitationis allezeit eben daſſelbe ausdrücken, was die Bewegungen per modum extensionis ausdrücken.

Wenn alſo Spinoza gleich Leib und Seele für dieſelbe Subſtanz, daſſelbe individuum hält, ſo hält er ſie gleichwohl nicht für daſſelbe Ding, ſondern wie geſagt, für ganz verſchiedene Attributa, zwiſchen welchen gar wohl eine Harmonie Statt findet. Die Schwere und die Ausdehnung, die Geſchwindigkeit und Richtung, ſind gleichfalls attributa eben derſelben Subſtanz, aber ſie ſind nicht eben daſſelbe

---

glückliches Mißverſtändniß mit dem verſtorbenen W. Meil, welcher die Zeichnungen zu den Kehrſeiten, die Ramler und Moſes und auch ich erfinden wollten, zeichnen ſollte, war Urſache, daß dieſes ſchöne Unternehmen nicht zu Stande kam. Nicolai.

Ding, und es läßt ſich gar wohl eine Harmonie zwiſchen denſelben gedenken.

Der Satz, den Sie aus dem Spinoza (Th. II. §. 163.) anführen, iſt vermuthlich die XXI. Prop., denn in der Ausgabe, die ich beſitze, ſind keine §. bezeichnet.

Allhier ſagt Spinoza: Haec mentis idea eodem modo unita eſt menti, ac ipſa mens unita eſt corpori. Die Worte haec mentis idea müſſen nicht durch den Begrif der Seele von ſich ſelber verdeutſcht werden, denn ſie beziehen ſich auf die XX. Prop. und Spinoza verſtehet darunter: mentis humanae idea, ſive cognitio, quae eſt in *Deo*. Es iſt wahr, mens humana iſt nach ſeiner Meinung pars intellectus divini, allein in dem wahren Sinne des Spinoza müſſen demohngeachtet cognitio mentis humanae, quae eſt in Deo, und cognitio mentis ſui ipſius wohl unterſchieden werden, in ſo weit jene Gott, der unſere Seele nebſt andern einzeln Dingen zugleich, dieſe aber Gott, in ſo weit er nur, was in unſerm Körper vorgeht, wahrnimmt, und alſo Gott in ganz verſchiedenen Betrachtungen angehen.

Ueberhaupt, dünkt mich, kommt es hier nicht auf dieſen oder jenen Ausdruck an, deſſen ſich Spinoza bedienet, auch darauf nicht, ob er mehr als eine Subſtanz zugegeben oder nicht. Die Hauptfrage iſt, ob Spinoza folgende Sätze, in welchen, meines Erachtens, das Weſen der Harmonie liegt, gelehrt habe?

1) Daß Bewegung und Denken von einander unterſchieden ſind.

2) Daß cognitio niemahls cauſa efficiens mutationis extenſi, ſo wenig als extenſio cauſa mutationis cogitationis ſeyn könne.

3) Daß vielmehr allezeit cogitatio ex cogitatione und motus ex motu folge.

4) Doch ſo, daß Series motuum et cogitationum mit einander harmoniren.

Dieſes ſind, meines Erachtens, die weſentlichen Sätze der vorherbeſtimmten Harmonie, und dieſe hat Spinoza ja vor dem Leibnitz behauptet. Freylich machte ſie jener Weltweiſe ſeinem übrigen Syſtem ſo angemeſſen, als möglich, und ſo oft Sie ihn auf ſeinem Hobby-Horſe antreffen, muß er Ihnen ganz querfeld zu gallopiren ſcheinen. Wenn wir aber die Meinungen verſchiedner Weltweiſen mit einander vergleichen wollen, ſo müſſen wir mehr auf die Sätze, als auf ihre ſyſtematiſche Einkleidung ſehen.

Dieſer Satz: die Ordnung und Verbindung der Begriffe iſt mit der Ordnung und Verbindung der Dinge einerley, — dieſer Satz, den Sie nach dem Sinne des Spinoza vortreflich aus einander geſetzt haben, wird vielleicht in dem Leibnitziſchen Syſtem anders demonſtrirt, als nach dem Spinoza. Hat aber der Satz an und für ſich ſelbſt etwa beym Spinoza eine andre Bedeutung, als beym Leibnitz? Erklärt er die Worte anders? Verſteht er etwa unter **Dinge, Begriffe** und **Ordnung** etwas anders, als jedermann darunter verſteht? Keinesweges. Der Sinn des Satzes iſt vollkommen Leibnitziſch. Die Begriffe folgen nach ihrer Ordnung. Die Wirkungen und Urſachen folgen auf einander nach ihrer Ordnung; und weil jene dieſe zum Objekt haben, ſo kommen dieſe Ordnungen überein. Laß es ſeyn, daß Spinoza die Einheit der Subſtanz mit in den Beweis bringt, dieſes verändert das zu Erweiſende nicht. Sobald Spinoza ſagt: die Bewegungen folgen nach einer gewiſſen Ordnung aus Bewegungen, die Begriffe folgen nach einer gewiſſen Ordnung aus Begriffen, und dieſe zwo Ordnungen harmoniren, ſo läßt ſich meine Sophiſterey rechtfertigen.

Sie ſagen: „nach Spinozen ſtimmt die Folge und Verbindung „der Begriffe in der Seele blos deswegen mit der Folge der Verän„derungen des Körpers überein, weil der Körper der Gegenſtand der „Seele iſt, weil die Seele nichts, als der ſich denkende Körper, und „der Körper nichts, als die ſich ausbreitende Seele iſt.“ Aber Leibnitz! ſetzen Sie, nebſt einem — hinzu, und Sie wurden abgehalten, dieſes — zu erklären. Ich muß Ihnen geſtehen, daß mir Leibnitz von dieſen Gedanken nicht ſehr entfernt ſcheint. Nach ihm ſind die Begriffe und Vorſtellungen nichts anders, als Veränderungen der einfachen Dinge, **ſo wie ſie ſind**, und die Bewegungen nichts anders, als Veränderungen der einfachen Dinge, **ſo wie ſie ſcheinen**, betrachtet. Die nehmlichen Modifikationen der einfachen Dinge machen, als Realitäten betrachtet, das Denken, als Phänomena hingegen betrachtet, Ausdehnung und Bewegung aus. Da nun die Seele ſich die Welt, (alle Veränderungen, die in den einfachen Dingen vorgehen,) nach der Lage ihres Körpers in demſelben vorſtellet, (das heißt beym Spinoza, da der Körper das Objekt der Seele iſt, und da der Körper ſelbſt nichts anders iſt, als der Inbegriff der Veränderungen, die in gewiſſen einfachen Dingen vorgehen, und die ich als Erſcheinungen wahrnehme;) ſo muß freylich die Reihe der Erſcheinungen mit der Reihe der Realitäten, das heißt, die Bewegungen des Leibes mit den Begriffen der Seele harmoniren. —

Halten Sie mir meine confuſe Schreibart zu gute, mein Freund! Ich ſchreibe halb ſchlafend, weil ich den Brief nicht gern länger da liegen laſſen, und morgen nicht Zeit haben möchte.

Leben Sie wohl, mein theuerſter, beſter Freund! Ich bin u. ſ. w.

Berlin, den 1. Aug. 1763.

Beſter Freund!

Da ſehen Sie, ob der böſe Feind nicht ſein Spiel hat? Wie lange ſehnen wir uns nach einer mündlichen Unterredung! Was haben Sie ſichs im vorigen Frühjahr für Geld wollen koſten laſſen, mich zu umarmen? In der That, der Verfaſſer der Anmerkungen hat Recht!*) Der S. muß mir eingegeben haben, mich eben auf dem Lande zu ennuyiren, da zu Hauſe ein ſo lange erwünſchtes Vergnügen auf mich wartete. Jedoch, wenn es wahr iſt, was mir gute Freunde erzählt haben, daß Sie vorigen Donnerſtag noch zu Berlin geweſen ſind, ſo ſind Sie weit ärger, als der S. und ſeine Geſchichtſchreiber, der Verf. der Anmerkungen und Herausgeber des politiſchen Drama's, Julius Cäſar, das der T. durch ſeinen Hokus Pokus zum Trauerſpiel gemacht hat. Ich war die Mittwoche ganz früh ſchon wieder in der Stadt, und hätte gar wohl das Vergnügen, meinen beſten, meinen würdigſten Freund zu umarmen, genieſſen können. Man ſagt, daß Sie nicht zu Potsdam bleiben, ſondern mit dem Hrn. General nach Breslau zurückgehen werden. Und Sie könnten wieder nach Breslau reiſen, ohne mich zu ſehen? Unmöglich! Wiſſen Sie auch, daß Hr.

---

*) Moſes hatte im X. Theil der Briefe die neueſte Litteratur betreffend, Rouſſeau's neue Heloiſe umſtändlich angezeigt, und dabey auch mit Recht von der deutſchen Ueberſetzung geurtheilt, daß ſie ganz elend und ſchülerhaft ſey. Der Ueberſetzer Mag. Wichmann ſchrieb einen ganzen Band, um ſich zu vertheidigen, unter dem Titel: **Anmerkungen zum Gebrauche deutſcher Kunſtrichter** ꝛc. Was das Poſſierlichſte war, ſo miſchte er mitten unter ſein Schimpfen auf die Litteraturbriefe, als ein verwirrter Cruſianer, eine ernſthafte aber ganz tolle Abhandlung, **von den Staatsſtreichen des Teufels, von der Regierungsform der Hölle**, und wie der Teufel nicht nur Krieg und Peſt, ſondern auch bey den armen Ueberſetzern Hypochondrie errege, u. ſ. w. — Hierauf beziehet ſich dieſe Stelle in Moſes Briefe. Man ſ. auch die Litteraturbriefe im XIII Th. S. 150. 163. Auch des berühmten Käſtners Aufmerkſamkeit hat dieſer Ueberſetzer durch ſeine poſſierliche Vertheidigung und poſſierliche Teufelsphiloſophie auf ſich gezogen. Er machte auf ihn folgendes Sinngedicht: (S. Käſtners vermiſchte Schriften II Th. S. 360.)

Des Teufels Bosheit nur vergällt des Menſchen Leben;
Der Krieg entſteht durch ihn; er macht die Erde beben;
Von ihm kommt Fieber, Peſt, des Hypochonders Stich;
Er ſpricht aus Raſenden, und — überſetzt durch dich.

Nicolai.

Ramler in Zeit von 14 Tagen wieder hierher eilen wird, um Sie zu ſehen? — Dieſes meldet er mir in einem Schreiben vom 28ten vorigen Monats, in welchem er Ihnen, in der Einbildung, Sie wären zu Berlin, ſein Bewillkommungs-Kompliment macht. Nein, der General mag wollen oder nicht, Sie müſſen noch vor Ihrer Abreiſe wieder nach Berlin, oder wenn dieſes ja ohnmöglich ſeyn ſollte, ſo melden Sie mir wenigſtens, wie lange Sie zu Potsdam bleiben werden, damit ich zu Ihnen kommen könne. Die Frau, welche Ihnen dieſen Brief bringt, ſoll die Antwort abholen. Sie kömmt wöchentlich zweymal nach Berlin.

Leben Sie wohl, mein liebſter Leſſing! Ich bin unveränderlich

Ihr

aufrichtiger Freund
Moſes Mendelsſohn.

Halberſtadt, den 18. May 1766.

So wie Sie, mein liebſter Freund, verlangte, den Apollo im Belvedere zu ſehn, ſo verlangte mich nach Ihrem Laokoon!

Umſonſt beſtellt' ich ihn bey den Buchhändlern. Endlich bekam ich ihn aus der Hand des Künſtlers. Deſto beſſer; nun war ich mit meinem *Leſſing* ausgeſöhnt.

Ich las, verſchlang ihn; nun geh' ich bey ihm in die Schule.

Solch einen Miſchmaſch, wie Sie ſagen, von Pedanterie und Grillen, ganz vortrefflich zu finden, hat man keine Freundſchaft nöthig. Vor dieſem *Leſſingiſchen* Laokoon ſtände Gleim voll Verwunderung, wie *Winkelmann* vor dem griechiſchen Meiſterſtücke der Kunſt, wenn gleich *Leſſing* ſein Freund nicht wäre.

Was aber geb' ich Ihnen hierbey zurück, mein liebſter Freund! Lieder nach dem Anakreon, für leicht zufriedene Mädchen geſungen, nicht für Euch Kunſtrichter. Für die ſang ich einige von Anakreons Liedern in Verſen ohne Reime, und wies ſie meinem *Leſſing*; nachher kam ich bis über die Hälfte. Sie ſollen ſie leſen, wenn Sie bey mir ſind; und wenn *Leſſing*, nicht der *Freund*, ſondern der *Kunſtrichter*, ſie billigt, dann will ich fortfahren.

Wie ſo angenehm iſt mir die Hoffnung, Sie bey mir zu ſehen!

Kommen Sie, und bleiben Sie ſo lange Sie wollen und können. Wohnen Sie lieber auf dem Lande, als in der Stadt, ſo geb' ich Ihnen mein Gartenhaus ein; es hat eine ziemlich angenehme Lage, hat Quellen und Nachtigallen.

Ob ich Sie mit nach Pyrmont begleiten will? Ich will, wenn ich kann; und vielleicht muß ich. Ich bin leider noch krank. Izt trink' ich die Kräuterſäfte. Helfen die nicht, und rathen die Aerzte mir, den Brunnen noch einmal zu trinken, ſo werd' ich Erlaubniß zur Reiſe leicht erhalten. Kurz, liebſter Freund, kommen Sie nur erſt zu mir. Vor Johannis findet man zu Pyrmont zu wenig Geſellſchaft; hernach iſt es ſehr angenehm daſelbſt. Man könnte ſchon hinreiſen, ohne den Brunnen zu trinken, und durch das Vergnügen, das man in der ſchönen Gegend findet, ſich geſund machen. Aber ſchreiben Sie mir, welchen Tag Sie hier ſeyn wollen, damit ich Ihnen bis Gröningen, wo die ſchöne Kirche iſt, entgegen reiſen kann.

Gleim.

Halberſtadt, den 6. Januar 1767.

Ich ſehe den Tag Ihres letzten Briefes nach, und erſchrecke; er iſt vom 31ſten October. Wie konnt' ich die Antwort auf einen ſo angenehmen Brief ſo lange ſchuldig bleiben? Da ich krank war, durft' ich wegen der Krankheit nicht ſchreiben; nun darf ich vor der Geſundheit nicht: denn nun muß ich das Verſäumte nachholen. Wir wollen uns nicht entſchuldigen; lieber wollen wir uns beſſern. Sie empfangen endlich auch den verſificirten **Tod Adams**, für ſich, für Herrn **Moſes**, und für Herrn **Nicolai**; ſpät zwar, aber eher als ſelbſt Herr **Klopſtock**. Sehr willkommen wäre mir das Urtheil eines **Leſſings** geweſen. Was **Klopſtock** mir darüber ſagen wird, das ſollen Sie mit ſeinen eigenen Worten erfahren.

An dem Mannſcript zu der Ausgabe meiner Werkchen hab' ich bey meiner Bade-Cur in Lauchſtedt; und nachher fleißig gearbeitet. Sie haben recht, liebſter Freund. Sagen Sie es doch auch dem ganz vortrefflichen Verfaſſer des Laokoons: Wir werden täglich älter; laſſen Sie uns bald thun, was wir thun wollen. So gar den blöden Schäfer, das elende Ding, hab' ich zu einem **Etwas** zu machen geſucht. Iſt die Schuchiſche Geſellſchaft ſo viel werth, daß man ihr ein Stück geben kann?

Sagen Sie mir doch, fragt mich **Ebert**, ob es gewiß iſt, daß **Leſſings** Theater gedruckt wird? Was ſoll ich ihm antworten?

Wie wohl, in der That, thäten wir alle, wenn wir fortmachten, und unſ're Autorſchaft in Richtigkeit brächten, ehe wir dahin gehen, quo pius Aeneas, wohin unſer **Kleiſt** und **Abbt** uns voran gegangen ſind! Welch ein Jammer, beſter Freund, daß unſ're beſten Köpfe und beſten Herzen, uns ſo früh verlaſſen!

Meine Bücher brauch' ich ſo wenig, daß ich nebſt denen, die Sie haben, noch eine Menge entbehren kann. Iſt es nicht ſchon genung, daß ich für einen **Leſſing** Bücher habe? Fodern Sie doch ja, ſo viel Sie wollen; ſie ſtehen Ihnen alle zu Dienſt!

Ach! wie viel mehr Vergnügen hätt' ich, in Ihrer Geſellſchaft, auf meiner Reiſe nach Dresden gehabt! **Hagedorn** war in Dresden mir alles. Ein vortrefflicher Mann: The cleareſt head, and the ſincereſt heart! In den acht Tagen meines Dortſeyns ſprachen wir täglich von Ihnen, und hofften, Ihrer Zuſage gemäß, Sie dort zu ſehn. Ueber **Winkelmann** ſeh' ich Gewitterwolken aufziehn. In Dresden hat er keinen einzigen Freund. Alle ſind wider ihn aufgebracht. Wie ſie's erzählen, haben ſie recht; aber, audiatur et altera pars.

Gleim.

Halberſtadt, den 28. März 1767.

Traurig, ſehr traurig iſt es für mich, beſter Freund, daß ich Ihnen eine glückliche Reiſe nach Hamburg wünſchen muß! Herr **Nicolai** ſagt mir ſo eben, daß Sie in einigen Tagen abreiſen werden. Himmel und Hölle hätt' ich bewegt, Sie bey uns zu behalten, wär' ich, wie Mancher, wie zum Beyſpiel **Sulzer**, in Berlin geweſen. Denn nicht dem, der wegen ſeiner franzöſiſchen Erziehung gleichgültig gegen alles, was deutſch iſt, geworden, ſondern denen, die ſich für deutſche Patrioten ausgeben, und nicht alle Mühe angewendet haben, einen **Leſſing** im Lande zu behalten: dieſen nur leg' ich es zur Laſt, daß wir ihn verlieren.

Und daß Sie Ihre Bibliothek zu verkaufen genöthigt ſind! Welch ein Jammer, daß ich nicht den Augenblick Ihnen den Werth geben, ſie nicht auf Lebenslang Ihnen zum Gebrauch laſſen kann! Wäre denn aber kein Rath ſie zu erhalten? Sagen Sie, liebſter **Leſſing**, was kann ich dazu beytragen, daß ſie nicht verkauft wird? Könnten wir, ich, **Nicolai**, **Moſes**, Ihre beſten Freunde, nicht ſo viel zuſammenſchießen, als Ihnen nöthig iſt? Ich bin zu allem bereit. — Kann es aber ſchlechterdings nicht anders ſeyn, ſo ſagen Sie mir doch bald, was Sie haben wollen für die ſieben hundert Bände Journale. Vielleicht überred' ich Jemand, ſie zu kaufen.

Gleim.

Berlin, den 20. Auguſt 1767.

Liebſter Bruder,

An Verdruß und Arbeit fehlt es Dir nicht, wie ich aus Deinen Briefen an Voß und Nicolai geſehen habe; mir an beiden. Doch Du biſt geſund, und es gefällt Dir in Hamburg. Mein Wunſch iſt alſo zur Hälfte erfüllt.

Die Schuld werde ich mir einkaſſiren, und könnte ich mehr als Dir meinen Dank ſagen, ſo wäre mein Wunſch ganz erfüllt.

Zu Michaelis habe ich das Logis aufgekündigt, und mich dem Himmel in einem Dachſtübchen genähert, in welchem ich die Welt vergeſſen werde, ſo lange mich nicht hungert und durſtet. Sie hat mir zwar weder Gutes noch Böſes gethan; ich muß doch aber etwas haben, worauf ich ungehalten bin. Ob ich in Berlin bleiben oder wohin ich gehen werde, und was für einen Anſchlag ich ſonſt habe, davon kann ich Dir, liebſter Bruder, nicht ein Wort ſagen. Wenn ich, ohne mich ſelbſt zu loben, die Wahrheit ſagen ſoll, ſo bin ich eine ſchlechte Waare, die ich aber nicht gern verſchleudern will. Mich kennte ich ziemlich, wirſt Du ſagen, nur ſollte ich die Welt beſſer kennen lernen. Vielleicht findet ſich für mich etwas, wobey ich dieſes thun kann. Suchet, ſo werdet ihr finden; klopfet an, ſo wird euch aufgethan: iſt ein ſchöner Spruch, aber eine ſchlechte Erfahrung für mich. Wüßte ich einen Ort, wo es beſſer wäre, ſo machte ich mich noch heute auf. Unſer Bruder Theophilus hat mir zwar ein Langes und Breites von einem gewiſſen Brodte vorgeplaudert; aber iſt es nicht zu beklagen, daß er den Spruch nicht weiß: Der Menſch lebt nicht vom Brodt allein, ſondern von einem jeglichen Worte, das durch den Mund Gottes geht! Das erſte iſt eben ſo richtig, als das letzte mir unverſtändlich, ob es gleich der Teufel wohl verſtanden haben mag. Verſtehſt Du es?

Meine Komödie, die ich Dir ſchicken wollte, erhältſt Du nicht mit dieſer Gelegenheit. Ich habe noch im erſten Akt einige Scenen zu machen, und viele Scenen aus dem erſten Akt umzuſchmelzen. Du ſollſt ſie aber bald bekommen; da wirſt Du die Barmherzigkeit für mich haben und thun, als wenn Du in Deiner Dramaturgie ein Stück Scene für Scene durchzugehen hätteſt, und es auf keinerley Weiſe vermeiden könnteſt. Außer dieſer Beſchäftigung leſe ich den Shakeſpear, und dann und wann von der Malerey und Philoſophie. Dieſen Winter will ich auch das Griechiſche wieder vornehmen; einen Euripides habe ich mir ſchon in der Auktion erſtanden. Es iſt eine

Stephaniſche Edition von 1602, 4to. Ein guter Verſatz, wirſt Du ſagen. Ja, wenn man auch nicht einmal den hätte! Doch immer von mir ſelbſt!

Du haſt Deinen Schlaftrunk ſchon fertig und läßt daran drucken? Ich kann Dir nicht helfen, Du mußt mir auf der Poſt ein Exemplar ſchicken: ich verſpreche Dir, es ſoll aus meiner Hand nicht eher kommen, als bis es allenthalben verkauft wird. Doch ich erinnere mich auch, daß Du einige Blätter in Hamburg von dem, was Du ſchon in Berlin ausgearbeitet, verloren haben ſollſt. Hier ſchicke ich Dir Dein ganzes Manuſcript; vielleicht überhebt Dich dieſes einer Arbeit von einigen Tagen.

Döbbelin hat zwar noch nicht das Privilegium; aber es iſt ſo gut als gewiß. Er hat ſich zu einer Summe in die Chargenkaſſe erboten, und Geld entſcheidet. Koch in Leipzig wirbt auch um daſſelbe Privilegium, wird aber zu ſpät kommen. Vielleicht giebt man es beyden, und da iſt Herr Döbbelin geklatſcht. Jetzt hört ſichs ihm wieder mit Luſt zu. Er ſpricht nicht drey Worte, ſo ſchlägt er ſich auf ſeinen dicken Wanſt, und verſpricht Deutſchland eine Truppe, wie es noch keine gehabt und nach ſeinem Tode keine haben wird. Letzthin beehrte er mich mit ſeinem Beſuche, und ſah einige Blätter von meiner Komödie liegen. „Wagen Sie ſich auch an theatraliſche Arbeiten?“ — Ja. — „Ich werde junge Dichter unterſtützen“ — und dabey klopfte er mich auf die Achſeln.

Schuch befindet ſich in Danzig; er ſoll ſeine Wechſel, die er dort zu zahlen verſprochen, zurückgeſchickt, aber demungeachtet jemanden mit Geld hierher beordert haben, ſeine Pferde einzulöſen. Er hat einen Kaſſirer angenommen, der alle Tage die Gagen bezahlt, und niemanden als ſich und Herrn Schuch nebſt ſeiner Dame am Tiſche leidet. Ich weiß nicht, ob Du ihn kennſt; er heißt K., und wohnt im Schuchiſchen Hauſe. Ich möchte ein närriſcheres Volk wiſſen, als die Komödianten! Herr B** — — — iſt ſogar mit Deiner Dramaturgie nicht zufrieden. Von ſeinem Schiffbruche bis an die Kleopatra von Corneille iſt Dir kein Stück vollkommen geweſen. Er weiß, daß man ſeine Tragödie bey Euch aufführen wird, und zittert vor Deiner Kritik darüber im Voraus.

Dein

treuer Bruder,

Karl.

Berlin, den 10. Jänner 1768.

Liebſter Bruder,

Hier iſt der Katalog. Deine fanatiſchen Bücher habe ich weggelaſſen. In der Auktion gelten ſie nichts. In Hamburg aber, wo ein Götze das Gift der allgemeinen Deutſchen Bibliothek nicht um ſich greifen läßt, kann noch eher damit etwas zu machen ſeyn.

Ich habe Dir eine Beſchreibung von der Döbbelinſchen Geſellſchaft verſprochen, und nun will ich ſie Dir geben. Die ganze Truppe beſteht aus eilf Perſonen. Er und ſeine Gemahlin. Sie entzückt viele Männer, und er ſich ſelbſt; dabey legt ihm das Gedächtniß ab, und er ſpielt allenthalben den Zerſtreuten, nur im Zerſtreuten nicht. Schmelz und ſeine Frau. Er findet hier Beyfall, und ich glaube, mit Recht. Er hat einen guten Anſtand, und deklamirt meiſtentheils richtig; nur iſt er überhaupt etwas kalt. Sie, eine gute rechtſchaffene Frau, nur muß man ſie nicht ſpielen ſehen. Madam Schulz und Mademoiſelle Felbrig leiden freylich keinen Mangel an Beyfall. Manche wollen gar ſagen, die erſtere hätte ſich gebeſſert; zumal im Tragiſchen: denn hier muß ſie ſich auch darin zeigen. Aber iſt es nicht im Ernſt tragiſch, daß ſie tragiſche Rollen ſpielen muß? Die letztere iſt eben kein Wunder; doch ſie hat viel Talent, und könnte wohl werden. Sie weiß aber nur zu wohl, daß ſie hier eine von den Matadoren iſt, und Döbbelin ohne ſie nicht beſtehen kann. Von den übrigen nur die Namen; denn ſie zu kennen, würde Dich nicht erbauen. Lambrecht, Wille*), Felbrig, und Schulze aus Leipzig. Mit dieſem Praß wird D. in vierzehn Tagen die Trojanerinnen, Romeo und Julie, und die Minna aufführen. Er redet zwar von vielen Perſonen, die er noch bekommen ſoll, und die mehr als göttlich ſind; allein der Glaube des hieſigen Publikums iſt in gar zu üblem Rufe. Seit den zwey Monathen, daß er ſpielt, hat er neun ganze Stücke auf das Theater gebracht, die ſich die Berliner, bis auf das Weißiſche Stück: die Freundſchaft auf der Probe, ſchon längſt zum Ekel geſehen hatten, da ſie noch beſſer gegeben wurden, als jetzt. Es ſind Zayre von Voltaire, Canut von Schlegel, Graf Eſſex von Thomas Corneille, der Zerſtreute von Regnard, der poetiſche Dorfjunker, und der verliebte Philoſoph von Deſtouches, die Freundſchaft auf der Probe, die Poeten nach der Mode von Weiß, und die Betſchweſter von Gellert.

---

*) Beyde haben ſich in der Folge zu recht braven Schauſpielern gebildet; der Letztere heißt jetzt Thering. Karl G. Leſſing.

Das letzte Stück will vollends niemand ſehen; und das wundert bloß Döbbelinen. Morgen zwar werden ſie das Spiel der Liebe und des Zufalls von Marivaux aufführen. Die zwey Actricen beklagten ſich, es wäre kein Menſchenverſtand in der Ueberſetzung. Döbbelin behauptete das Gegentheil. Ich las es ſelbſt durch. Aber ſolch ſinnloſes Zeug, als ich darin fand, vermuthete ich mir doch nicht. Döbbelin bleibt dabey, dieſe Ueberſetzung wäre in Hamburg gegeben worden, und man hätte keine beſſere. Ich habe alſo wenigſtens das Galimatias herausgeſtrichen, und hineingeflickt, was ungefähr zu dem elenden Zeuge paßt.

Berge hält jetzt die Woche zweymal Redoute, und man glaubt, daß zu Faſtnachten die Franzoſen von Hamburg unter ſeinem Namen *auf ſeinem Theater komiſche Opern geben werden.* Wenigſtens hat er ſich darauf pränumeriren laſſen. Döbbelin iſt dawider eingekommen.

Meil ſchreibt Dir nicht eher, als bis er Dir die Vignetten ſchickt.

Dein

treuer Bruder,
Karl.

Liebſter Freund!

Ich würde Ihnen ſchon längſt den Spence on Beauty geſchickt haben, wenn ich mir hätte einbilden können, daß Sie noch immer in Hamburg wären. Und ob ich gleich durch unſre Freunde verſichert werde, ſo ſcheint es mir doch faſt eine Verwegenheit zu ſeyn, es zu glauben. Wie? der unzufriedne und unbeſtändige Leſſing, welchen ſelbſt Berlin mit allen ſeinen Reizungen nicht hat halten können, kann ſo lange in Hamburg ſeyn und Luſt haben, noch länger da zu bleiben? Ich weiß nicht, welchem von beyden, Ihnen oder Hamburg dieſes die meiſte Ehre macht: Aber das weiß ich, daß in Ihrem Kopf, oder vielmehr in Ihrem Herzen, eine auſſerordentliche Veränderung vorgegangen ſeyn müſſe; und das verdient ſchon allein eine Reiſe von mir, das allerliebſte Mädchen, (denn was iſt ſonſt in der ganzen Natur, das eine ſolche Veränderung in Ihrem Syſtem hätte hervorbringen können?) das Mädchen, ſage ich, das Sie auf ewig an H. gefeſſelt hat, kennen zu lernen. Ich hoffe Sie alſo das nächſtemal, daß ich hinkomme, in einer glücklichen und vergnügten, vielleicht ſchon geſegneten Ehe, zu finden. Denn unter keiner andern Bedingung würde ich, ſelbſt Ihnen ein Mädchen gönnen. Das Ihrige ſoll eine Miß Sara ſeyn, aber ohne einen Mellefont zu haben. Wenn aber nun das, was ich hier vorausſetze, wahr iſt, was für andre glückliche Veränderungen prophezeyht mir dieſes noch! Wird ſich dieſes Mädchen nicht aller Ihrer Leidenſchaften bemächtigen? auch derjenigen, die bisher die herrſchende zu ſeyn ſchien? und Sie auf eine viel beſſere Art vergnügen und unterhalten, als das Mittel thun konnte, was Sie aus dem Sanktorius herausgeklaubt haben? Wenn dieſer nicht unſinnig geweſen iſt, wie man aus ſeiner Geſundheitswage beynahe ſchließen ſollte; ſo wird er doch das erſtere Mittel auch angerathen und dem letztern weit vorgezogen haben; wenn es nämlich alle die Schönheiten oder einen großen Theil derſelben hat, die ein Mädchen, das ich meinem Leſſing beſtimme, haben muß, die Spence in dieſem Buche, obgleich mehr hiſtoriſch als philoſophiſch, beſchreibt, und die er ſelbſt gewiß eben ſo gut, wo nicht noch beſſer, wie dieſer, kennt. Nur eins bedinge ich mir von Ihrem Mädchen (oder welches einerley iſt, von Ihrer lieben Frau) aus, nämlich, daß ſie uns nicht bloß Leibesfrüchte von Ihnen liefre, daß ſie auch alle die Früchte des Geiſtes die noch in Ihnen ſtecken und zum Theil ſchon Embryonen ſind, durch ihren kräftigen Einfluß hervortreibe und zur Reife bringe; z. E. noch einige Bände Dramaturgie, noch einige Bände Comödien und Tragödien, den II. Theil des Laocoons, das Wörterbuch, Ihre vermiſchte Schriften ꝛc. Ich danke Ihnen auch für meinen Theil für das ungemeine Vergnügen und den vielen Nutzen, die ich aus Ihrer Dramaturgie geſchöpft habe. Was für tiefe und ſcharfſinnige Unterſuchungen! Was für gelehrte Kenntniſſe! Was für eine originale Schreibart! Welche Philoſophie! Welcher Witz! Ich hoffe, Sie werden dieſes Werk (doch andern Werken von Ihnen unbeſchadet) noch ſo lange fortſetzen, als noch dramatiſche Stücke irgend einer Nation übrig ſind, welche Sie noch nicht critiſirt haben. Empfehlen Sie mich beſtens Ihrem liebenswürdigen Hauswirth und ſeiner braven Frau, und allen meinen Weibern, welche Sie kennen; (ich wünſchte ſo wohl um jener als um Ihrentwillen, daß Sie ſie alle kennten;) ich darf ſie freylich nur in dieſer Entfernung ſo heißen; das können wir ihre Männer ſelbſt wohl gönnen; aber dafür habe ich auch ſo viel mehrere, als Sie und dieſe Männer haben dürfen. Ich bin mit der aufrichtigſten Hochachtung und Freundſchaft

Ihr

Braunſchweig,
den 5. Febr. 1768.

ergebenſter Diener
J. A. Ebert.

Der Spence ſteht Ihnen ſo lange zu Dienſte, als Sie ihn brauchen.

Berlin, d. 24. Februar 1768.

Mein liebſter Freund.

Das einzigemal, da Sie, Ihrer Meynung nach, Recht haben ſollen, haben Sie unrecht; denn ich habe keinen Brief erhalten, worin Sie meine Spöttereyen über die Buchdrucker Leſſing und Bode widerlegen. Vielleicht iſt es mit dieſem Briefe gegangen, wie mit dem Briefe und Pakete, worin 6 Exemplare von **Pope ein Metaphyſiker** waren, das Herr Voß im Jahr 1755 an Sie nach Leipzig abſenden wollte, und das vorgeſtern in einem Winkel ſeines ehmaligen Ladens unter dem Rathhauſe, iſt wieder gefunden worden *). Wenn Sie einmal aus Hamburg wegreiſen werden, ſo wird mir wohl derjenige, der in Ihre Stube zieht, Ihren Brief zuſchicken.

Für Ihr neues Journal habe ich allen Reſpekt. Wenn Sie lauter ſolche Sachen einrücken, als diejenigen, die ins erſte Stück kommen ſollen, ſo wird es alle, die jemals geweſen ſind, übertreffen. Befleißigen Sie ſich nur auf **Vorrath** von Manuſcript; und laſſen Sie die beſten Schriftſteller Deutſchlands fein fleißig ſchreiben. Das iſt die Hauptſache, wenn die Fortſetzung ununterbrochen erfolgen ſoll.

Nehmen Sie ein Exempel an Hrn. **Klotz**; der hat großen Vorrath von allem, was er zu ſeiner **Bibliothek** braucht. Er macht ſich's aber auch nicht ſo ſchwer als Sie; er braucht nichts als **Unverſchämtheit**, auch hat er in vier Monaten ſchon drey **Stücke** fertig geliefert. — In der That weiß ich nicht, was aus dieſer Bibliothek noch werden wird. Ich glaube aber eben wie Sie, daß ſie nicht lange beſtehen kann; denn die Partheilichkeit iſt gar zu groß, und die unerhörte Art, wie der Hr. **Geheimerath** ſich ſelbſt lobt, und von ſeinen Schülern loben läßt, mißfällt allen Leſern. Es freut mich ſchon im Voraus, zu vermuthen, daß Sie heute oder morgen einen Tanz mit ihm wagen wollen. Er ſticht auch **Sie** beſtändig an, ſo wie **mich** und die deutſche **Bibl.** Ich verachte ihn aber; und das werden Sie auch thun, was Ihre eigne Sache betrifft; aber freylich eher könnten Sie herausplatzen, um Ihre Freunde Ramler, Klopſtock und Gerſtenberg zu vertheidigen.

Wagen Sie es alſo nur immer, und verſuchen Sie, ob Sie ein Litteraturbriefchen ſchreiben können; denn obgleich freylich Ihre Dra-

---

*) Nämlich ein untreuer Dienſtbote hatte vermuthlich das Porto des frankirten Pakets unterſchlagen wollen, und daher das Paket unter ein Bücherregal geſteckt, wo es erſt nach 15 Jahren, als der ganze Laden geändert ward, gefunden wurde. **Nicolai.**

maturgie (wie Sie ſelbſt zu empfinden ſcheinen) ſo ziemlich nach einem Verfaſſer der Litteraturbriefe ſchmeckt: ſo gehört es doch zu einem Litteraturbriefe weſentlich, daß er wider deutſche Schriftſteller muß gerichtet ſeyn; und Ihre Dramaturgie hat es nur mit Franzoſen zu thun. Richters*) Freundſchaft haben Sie ganz verſcherzt. Ich ſehe ihn zuweilen bey Hrn. Moſes, und da ſollten Sie Ihre Luſt hören, wie wir über die Dramaturgie diſputiren.

Sie wollen etwas recht Neues wiſſen! Gut! ſo wiſſen Sie denn, daß ein junger Menſch Ihre Dramaturgie an Voltaire geſchickt hat, mit Bitte darauf zu antworten. Der Brief war vermuthlich ſchlecht franzöſiſch geſchrieben; denn Voltaire antwortet ihm folgender Maßen:

„Mein Herr, ich bin zu alt, noch Deutſch zu lernen, um meinen „Widerſacher zu verſtehen. Sie melden mir, daß des Herrn Leſſings „Blätter gut geſchrieben ſind. In der That, wenn er ſo gut Deutſch „ſchreibt, als Sie Franzöſiſch, ſo müſſen ſie ganz vortrefflich ſeyn."

Nun! ſo wie es ſich gehört, ſchreibe ich Ihnen zuletzt, was Sie zuerſt wiſſen wollten; nehmlich, wenn Sie Ihre Engliſchen Dramaticos wieder bekommen ſollen. — Noch nicht, mein Herr; denn Sie ſollen wiſſen, daß, wenn Sie zu dehnen nöthig haben, ſo habe ichs eben ſo nöthig. Doch weil ich vorausſehe, daß ich die Recenſion von ** noch nicht ſo bald werde machen können, ſo habe ich ſie, nebſt den engliſchen Dramaticis, ** übergeben. Bekommen Sie ſie alſo nicht bald, ſo halten Sie ſich an dieſen. Aber den Search on *free will* bekommen Sie anbey. Sie können ſich damit, wie die Teufel beym Milton, die Zeit vertreiben. Ein Exemplar der neuen Ausgabe des Phädon liegt auch anbey, nebſt einem herzlichen Gruße von Moſes. Ramler iſt krank geweſen, befindet ſich aber nun beſſer. Leben Sie wohl, mein liebſter Freund! Ich bin

ſtets der Ihrige,
Fr. Nicolai.

Berlin, den 22. März 1768.

Liebſter Bruder,

Daß ich Dir ſeit langer Zeit nicht geſchrieben, daran iſt Meil und Du ſelbſt Schuld: Meil, weil er mit den Vignetten ſchon vor 14 Tagen fertig ſeyn wollte, aber nicht war, (doch gewiß auf künftige Woche); Du, weil man Deine Minna von Barnhelm ſchon ſeit vier

---

*) Von dieſem Manne ſ. Leſſings Leben Th. 1, S. 114 ff. Richter ward zuletzt Sekretair des Prinzen Heinrich, Bruders Friedrichs des Großen. Nicolai.

Wochen geben wollte, und erſt geſtern gab. Ja, ja; Döbbelin gab ſie! Und ich muß Dir ſagen, er hat damit das Publikum verſöhnt, das in ſeine Bude gar nicht mehr kommen wollte. Geſtern ſah ich aber ein ganz volles Parterre, und, was noch ſeltener iſt, ein vergnügtes. Gewiß, Bruder, ſeit langer Zeit hatte ich keinen ſo frohen Abend, und denke auch heute ihn wieder zu haben.

Aber haben ſie es denn ſo herrlich gemacht? wirſt Du fragen. Sie haben wenigſtens nichts verdorben.

Inhalt, Charaktere und Situationen des Stücks ſind mir gewiß nicht unbekannt, und ich habe mir manchen Spaziergang damit verkürzt, nachzudenken, wie dieſe oder jene Stellen nach meiner Meynung zu machen wären. Dem ungeachtet iſt mir in der ganzen Vorſtellung nicht mein Eigendünkel eingefallen; noch weniger, daß ich vor der Bühne ſtand: da ich doch zwiſchen dem zweyten und dritten Akt in der Garderobe war, und aus dem ſchlanken, kalten und unreizbaren Körper der Döbbelin die einnehmende Minna formen ſah. Will man mehr, ſo giebt man ſich freylich ein großes kritiſches Anſehen; man iſt aber auch unbillig. Doch ich komme ins Schwatzen, worein ſich meiſtens unſere angenehmen Empfindungen aufzulöſen ſcheinen, und will Dir alſo nur kurz ſagen, wie die Rollen vertheilt waren. Den Tellheim machte Schmelz. Er hat nicht die angenehmſte Sprache; aber ſeine Figur, ſeine Aktion, ſeine ſtille Empfindung entſchädigen. Er war ohne alle heftige Geſtikulation, und man ſah doch, wie ihn das Unglück niedergeſchlagen, wie er vor Verdruß über widerfahrnes Unrecht ganz unthätig, ganz fühllos geworden, und Rechtſchaffenheit und Edelmuth an ihm nur noch mechaniſch waren. Wie bitter lachte er über das Unglück! wie ſehr zwang er ſich, ſeine zärtlichen Empfindungen zu unterdrücken! Aber vor allen andern, ſeine auf einmal erwachende Zärtlichkeit, da er ſeine Minna unglücklich ſah! Ohne Uebertreibung verſichere ich Dich, ich habe noch keine ſolche wahre, edle und doch feurige Liebe auf dem Theater geſehen, als in dieſer Situation. Freylich kenne ich wenige Theater, und davon mag wohl auch etwas in meinem Lobe liegen. Eckhofen kenne ich von Leipzig her, und nach der Sage aller, iſt er der beſte Deutſche Akteur; ich wette aber Eins gegen Hundert, er macht den Tellheim nicht beſſer. Das Aeußere will ich gar nicht rechnen, ob es gleich auf dem Theater in Anſchlag kommen muß, man denke ſo geiſtig als man will.

Die Schulzin war Franziska. Nun, weil Du ſie geſehen, will ich nichts ſagen. Man muß ihr in dieſer Rolle doch gut ſeyn; wegen ihrer Schönheit außer dem Theater gewiß nicht!

Döbbelin ſpielte den Wachtmeiſter; jedermann ſagte, ein geborner Wachtmeiſter! Es iſt recht ärgerlich, daß er nicht gut memorirt hatte, und alſo oft ein Wort zu ſehr dehnte. Sein Herzenswunſch wurde erfüllt: man beklatſchte ihn ſo viel, daß es den übrigen Zuſchauern läſtig fiel. Ob er allezeit wußte, warum, daran liegt mir nichts, und ich gönne meinem Nächſten immer mit ein Vergnügen, wo ich ſelbſt Vergnügen habe.

Seine Frau war Minna. Ob ſie ſo ganz mit Leib und Seele dies zum erſten und einzigen Male liebende Fräulein war: das will ich nicht unterſuchen. Sie hat ein gutes Gedächtniß, iſt unverdroſſen, und wäre ihre Sprache beſſer, ſo könnte ſie, ſelbſt ohne Empfindung, ihre Rollen mit Empfindung zu ſpielen ſcheinen. Juſt war Kalte; er ſpielte ihn beſſer, als ich glaubte: nur plumper hätte er ſeyn ſollen. Den Wirth machte Schulze. Obſchon oft ausgepfiffen, war er doch hier an ſeiner rechten Stelle. Das ganze Parterre vergißt den ſchlechten Akteur, ſobald der ſchurkiſche Wirth und Hamburgiſche Grobian ſpielt. Ehe ich auf den Franzoſen komme, den Lambrecht machte, ein kleines Anekdötchen! Döbbelin hatte dieſe Rolle ſeinem Balletmeiſter Dupuis beſtimmt; aber dieſer zögerte ſo lange, ungeachtet er mir ſelbſt verſprochen, ſie zu übernehmen. Einige ſeiner Landsleute mochten es ihm wohl abgerathen haben; denn er iſt ganz dazu geboren, ſich in dieſer Rolle zu verewigen. Er ſpricht gut Franzöſiſch, hat ſogar, wie er ſich Deutſch ausdrückt, die Premier-Rollen gemacht, par honneur, nicht um Geld; und den hätte ich ſehen wollen, der von ihm ein Wort anders gehört hätte, als es vorgeſchrieben war. Ich glaubte, das wenigſte, was Lambrechten widerfahren könne, ſey, ausgelacht zu werden. Aber nein, auch er übertraf alles Erwarten. Er hatte ſich unbeſchreibliche Mühe gegeben. Er ſprach das Franzöſiſche ziemlich richtig. Ueber ſeine Kunſt, das Glück zu corrigiren, lächelte er ſich ſelbſt wahre Beyfallsmienen zu. Bey dem allen aber hätte die Rolle immer beſſer gemacht werden können. Doch es wäre ungerechte Tadelſucht, deswegen Speiſen unſchmackhaft zu finden, weil es auf andern Tafeln beſſere und delikatere giebt. Wenn der Kritiker es thut, ſo handelt er vielleicht recht: er iſt gleichſam der Wirth, der den Koch belehren will; bey dem Gaſt aber wäre es blanke Ungezogenheit.

Die Dame in Trauer war die Schmelzinn. Sie deklamirt ſehr richtig; ich habe mir aber ein anderes Frauenzimmer, als ſie ſpielte, unter dieſer Rolle vorgeſtellt. Den andren Bedienten machte der jüngere Felbrig, und den Grafen von Bruchſal äußerſt ſchlecht ein gewiſſer junger Wille.

Sey nur nicht böſe über mein Geſchwätz. Ich habe nie mit größerem Vergnügen geſchwatzt als heute. Ich kann Dich auch verſichern, es iſt in Deinem Stücke mit Vorſatz kein Wort ausgeſtrichen oder ausgelaſſen worden. Ueber die exakte Polizey lachte man vor Herzen. Nur das abſcheuliche Wort: Hure, erſtickte dem Reitknecht Juſt halb im Munde. Doch ich muß aufhören, ſonſt ſchreibe ich noch zehn Bogen.

Mit eheſtem mehr. Lebe wohl, lieber Bruder. Und wenn Du mir in meinem Leben keine Güte erwieſen hätteſt, ſo würde ich Dir doch für den geſtrigen Abend, und für die Stunden, worin ich Deine Minna geleſen habe, unendlich verbunden ſeyn. Reitzt Dich das Vergnügen, eine groſſe Anzahl Menſchen vergnügt gemacht zu haben, nicht; was ſoll Dich dann reitzen? Wahrhaftig, ich dürfte nicht an Deiner Stelle ſeyn, ich ſchriebe Komödie auf Komödie. Denn Menſchen vergnügt machen, heißt: ſie in den glücklichſten Zuſtand ſetzen.

Dein

treuer Bruder,

Karl.

Berlin, den 11. April 1768.

Liebſter Bruder,

Ich kann mir leicht verſtellen, daß Du auf Meils Vignetten mit Schmerzen warteſt. Er iſt aber einige Zeit krank geweſen, und hat ſie nicht eher als heute fertig machen können. Sie folgen hierbey mit einem Briefe von ihm.

Von Deiner Dramaturgie ſagen die Verehrer des Franzöſiſchen Theaters, daß Du Dich an den größten Genies ihrer Nation verſündigeſt. Ich für mein Theil ſehe freylich nicht, warum die Verehrung bis zum Verſchweigen der ſchwachen Seite gehen ſoll. Frage ich in meiner Einfalt, warum ein Deutſcher einen Corneille oder Voltaire nicht tadeln darf; ſo antworten ſie mir: es wären die größten Genies; denn ganz Frankreich erkenne ſie dafür; und was ganz Frankreich, vornehmlich Paris, in Werken des Geſchmacks glaube, das müſſe ganz Europa nach glauben. Die Groſſen thäten es auch; nur der Mittelmann und der Pöbel blieben halsſtarrig, und wollten ſelbſt urtheilen.

Deine Minna wurde zehnmal ununterbrochen vor einem vollen Hauſe aufgeführt; und es wäre noch mehrmal geſchehen, wenn nicht das letztemal der Prinz Heinrich, die Prinzeſſin Philippine und der Markgraf Heinrich zugegen geweſen wären. Aus Achtung gegen ſie wurde das Stück nicht laut vom Parterre wieder verlangt. (Dieſes Wiederfordern iſt auch erſt durch Dein Stück eingeführt worden.) Mein zerſtreuter Döbbelin kündigte alſo das erſte beſte Stück an, das ihm einfiel: — den Bocksbeutel. Der Bocksbeutel auf die Minna! murrte man, und ſchimpfte den gekrönten Wachtmeiſter einen unwiſſenden Narren. Aber mit Unrecht; es war von Döbbelin weislich gehandelt. Er kennt die Großen, denen der Bocksbeutel ein ſehr ſchönes Stück iſt. Ich war ſehr begierig, ob es da voll ſeyn würde. Ich kam, und fand im Parterre etliche zwanzig Perſonen, von denen ich als ein fleißiger Komödiengänger weiß, daß ſie keinen beſſern Erholungsort wiſſen, und bey einem albernen deutſchen Stücke eben ſo gern gähnen, als bey einem franzöſiſchen. Auf der Gallerie befanden ſich die Kenner und die Gelehrten. Sie wußten auf ein Haar, wenn der Schauſpieler nicht recht Hamburgiſch kauderwelſchte. Auf vieles Verlangen wurde Minna wieder angekündigt und wieder dreymal hinter einander geſpielt. Aber heute wird Romeo und Julie aufgeführt werden. Ich will mit meiner Vermuthung nicht voreilig ſeyn; vielleicht machen ſie es beſſer, als ich glaube. Doch wehe dem Dichter, deſſen Stück durch ſie gewinnen ſoll!

Ramler hat eine Kantate (Pygmalion) verfertigt, und ſie mir kürzlich vorgeleſen; ich würde ſie Dir abgeſchrieben haben, wenn er nicht noch einige Kleinigkeiten darin verbeſſern wollte. Was er macht, hat doch den Stempel der Vollendung.

Winter druckt den Brutus und den Freygeiſt von Brawe zuſammen. Ich bat ihn, ſo lange zu warten, bis Du es genehmigteſt; aber vergebens.

Dein

treuer Bruder,

Karl.

Berlin, d. 11. Jun. 1768.

Liebſter Freund,

Ihren Brief vom 9ten habe ich erhalten. Es iſt mir wirklich Ihretwegen ſelbſt angenehm, daß Sie nicht in Halle geweſen ſind. Ich kenne dieſen Menſchen nun aus der Erfahrung ſo ſehr, daß ich gar nicht zweifle, Sie würden eins oder das andere geſprächweiſe geſagt haben, wovon er dann ſchlechten Gebrauch gemacht hätte. Ich weiß, daß er die unſchuldigſten Dinge mißbraucht, wenn es darauf ankommt, ſeine Eitelkeit und ſeine Rachſucht zu befriedigen, welchen beyden Leidenſchaften er alles aufopfert.

Als Sie von der Vorrede zum Caylus anfingen, ſo dient zu wiſſen, daß ich mir nichts anders einbildete, als daß Sie mir eine Recenſion für die deutſche Bibl. ankündigen wollten; denn woran ſollte ich auch wohl eher denken? Aber Sie wollen einen ganzen Traktat ſchreiben? Deſto beſſer! Ob ich ihn verlegen will? Das verſteht ſich! Aber Sie machen bey dem Vorſchlage eine Miene, als wenn Sie mir wollten zu verſtehen geben, daß die **Ahnenbilder** eben nicht die Götzen ſind, von denen man Reichthum erbitten muß. — Freylich habe ich es Ihnen, wie Sie wiſſen, ſchon oft eingeprägt, daß die Buchhändler von den gelehrten und vernünftigen Büchern gar nicht reich werden, ſo wenig als von Städten wo viel Lektüre herrſcht, ſondern von dummen Zeuge, das Leſſing gar nicht zu Geſichte bekommt, und von dummen Provinzen, wo meines Freundes Leſſings Schriften kein Menſch leſen will. Ihr witzigen Köpfe habt nun mit Eurem feinen Schreibpapiere, mit Eurer Kritik, mit der ihr den Leuten die Augen öffnet, mit Eurem Quartformat, mit Euren rothen Linien, mit Euren Vignetten von Meil, und mit tauſend andern ſolchen Teufeleyen den Handel vollends verderben, daß es eine Sünde und Schande iſt. Inzwiſchen ich, der ich das beſondere Glück habe, daß in meinem Verlage viel ſchlechte Bücher; die gut abgehen, befindlich ſind, ich denke denn, ſie werden ja noch wohl ein Traktätchen von zwölf Leſſingiſchen Bogen übertragen können; alſo will ich mir immer gute Freunde mit dem ungerechten Mammon machen, und Herr **Bode** mag nur für meine Rechnung drucken, wie Er und Sie wollen: nur nicht in Quartformat; Sie wiſſen, was ich für eine Abneigung gegen das Quartformat habe.*)

Inzwiſchen, da ich mich ſo großmüthig entſchließe, einen Theil des klaren Gewinnſtes von der deutſchen **Bibliothek** den Ahnenbildern zum Opfer zu bringen, ſo hoffe ich doch auch, Sie werden ſich gegen die Bibliothek erkenntlich bezeigen. — Eine Recenſion von **Kloz von geſchnittenen Steinen**, und **Carlus von Alterthümern** — nicht wahr? In Ernſt: Daß Sie Klotzen in der neuen Zeitung widerlegen, iſt zwar recht gut; aber dieſe Zeitung iſt nicht bekannt genug, und alſo kommt die Widerlegung wenigen Leuten zu Geſichte. Die deutſche Bibl. wird mehr geleſen. Schreiben Sie mir, ob Sie dieſe Recenſionen **wirklich liefern** wollen. Es würde mir in der That ſehr angenehm ſeyn; denn Sie ſehen leicht ein, daß mir

---

*) Dies bezieht ſich darauf, daß Leſſing in Scherz geſagt hatte: Es wäre keine gründliche Gelehrſamkeit mehr in Deutſchland, weil man alles in 8 und 12 und nicht mehr in Fol. und 4to drucke. **Nicolai.**

daran gelegen iſt, Hrn. Klotzens Schriften recht gründlich beurtheilt zu ſehen; und dennoch giebt es ſo wenig Leute, die ſich um geſchnittene Steine, Münzen und Alterthümer bekümmern, und die wenigen, die es verſtehen, fürchten ſich vor ihm, und loben ihn wider Gewiſſen. So ſchleicht er allenthalben durch. Wenn man aber die Welt überzeugen könnte, daß es mit ſeiner gerühmten antiquariſchen Wiſſenſchaft und Beleſenheit auch nicht weit her iſt, ſo würde dies einen großen Eindruck machen. Freylich würden Sie ſich Mühe geben müſſen, den lammsartigen Ton der Bibliothek anzunehmen, damit nicht in allen Zeilen Leſſing durchſchiene. Hic Rhodus hic ſalta! Hier verſuchen Sie einmal, ob Sie das thun können, was wir Ihnen ſo oft abgeſprochen haben, Ihre Schreibart verſtellen*). Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich bin ſtets

Ihr

Nicolai.

Nachſchrift. Ihre Schuhe ſind beſtellt, aber noch nicht fertig; ſobald ſie es ſind, ſollen Sie ſie ſogleich haben. Die Damen, die eines ſo feinen Geſchmacks ſind, daß Sie nur *Schuhe von Genies verfertigt* tragen wollen, müſſen wiſſen, daß *große Schuſter*, ſo wie *große Künſtler*, nur arbeiten, wenn ſie aufgeräumt ſind. Heute werde ich wohl Ramlern und Moſes ſprechen, die ſollen Ihre Grüße empfangen.

Berlin, den 14. Junius 1768.

Liebſter Bruder,

Mit Deinen Antworten nehme ich es nie ſo genau; nimm Du es nur mit meinem Styl nicht ſo genau.

Hier haſt Du den Brawe. Ich hätte Dir ihn gleich geſchickt, wenn ich nicht geglaubt, daß Herr Winter ihn Dir in Leipzig geben würde. Nur 30 Thlr. Sächſiſche Drittel haſt Du bekommen! Ich glaubte, was es wäre!

Als ich neulich in meiner gewöhnlichen Geldnoth für meine Komödie, *der ſtumme Plauderer*, die ich füglich ungedruckt laſſen können, nur 30 Thaler verlangte, bot er mir doch 25 Thaler, und ſagte mit einer bedeutenden Miene: weil jetzt ſchlechte Zeiten wären, und er doch nicht wüßte, wie er damit führe; Dir hätte er für den Brawe

---

*) Dies bezieht ſich darauf, daß Leſſing im Geſpräche geſagt hatte, er wolle einmal etwas ſchreiben, das Moſes und ich nicht an der Schreibart kennen ſollten. *Nicolai.*

gleich gegeben, was Du gefordert. Nun ja, von 30 Thalern Sächſiſche Drittel, was läßt ſich wohl davon herunterhandeln? das Kupfer oder das Silber? Ramler hat die Vorrede gemacht, und hin und her Verſe im Brutus verbeſſert; ich habe die Korrektur beſorgt. Seine Arbeit iſt freylich nicht mit der meinigen zu vergleichen; aber unſere Belohnung iſt gleich: der Ruhm daran gearbeitet zu haben; Ramler von freyen Stücken; ich, weil Winter Dir gegeben, was Du verlangt.

Sobald von Deinen Sachen etwas gedruckt iſt, ſo bitte ich Dich, vergiß mich nicht. Wenn Du etwas nicht gleich bekannt werden laſſen willſt, ſo darfſt Du es mir ja nur ſchreiben. Es ſoll nicht aus meinen Händen und über meinen Mund kommen, wenn ich auch ſonſt ein Plauderer wäre.

Den Plan zur Tragödie, mit der ich ſchwanger gehe, ſollſt Du mit erſter Poſt bekommen. Aber wirſt Du mir auch Deine Meynung geradezu ſagen? Ich weiß, Du haſt zu thun, und kannſt Deine Zeit beſſer anwenden. Hiermit mache ich nicht Dir ein Compliment, ſondern mir. Ich fühle mich, ſobald ich ſo etwas gemacht habe, und ſchäme mich. Dir aber zuzumuthen, mein Machwerk zu kritiſiren, bewieſe eben keine große Scham. Und doch glaube ich, würde mir es ſehr dienlich ſeyn. Wollteſt Du mir aber nicht ſagen, was Du denkſt, weil Du es für gar zu elend hältſt, ſo thäteſt Du nicht Recht. Im Anfange würde ich freylich empfindlich, aber hernach völlig Deiner Meynung ſeyn.

Nicolai hat mir den erſten Theil vom Shadwell, den erſten Theil vom Johnſon, und den erſten Theil vom Cibber zugeſtellt. Soll ich ſie Dir mit der Poſt ſchicken, oder bis auf eine Gelegenheit warten? Ich habe ſie geleſen. —

Haſt Du denn die Komödie False Delicacy von Celly? Schicke ſie mir, ich möchte ſie gar zu gern leſen. Ich wollte, daß man die Engliſchen Sachen eben ſo leicht erhalten könnte, als die Franzöſiſchen.

Dein

treuer Bruder,

Karl.

Berlin, den 6. Auguſt 1768.

Liebſter Bruder,

Nun wäre ich wieder in Berlin und auch vergnügt, da ich Dich geſprochen habe, und weiß, daß Du geſund biſt. Aber daß ich Dich mißvergnügt fand und verließ, macht mich zum Miſanthropen —

nicht um meinetwillen, denn ich bin mit Kaltſinn und Gleichgültigkeit ziemlich gut ausgerüſtet.

Ich danke Dir nochmals für alles Empfangene! Weß das Herz voll iſt, deß geht der Mund über, trifft nicht einmal bey mir ein.

Was ſagteſt Du wohl, wenn ich gegen Weyhnachten mich bey dem hieſigen Kammergericht examiniren ließe und Advokat würde? Da wird doch derb raiſonniren und ſchlecht ſchreiben bezahlt, trotz allem Moderiren der Gerechtigkeit. Uebrigens habe ich von der heiligen Rechtsgelahrheit nicht viel ausgeſchwitzt, denn ich habe nicht viel gewußt; ſchrieb aber doch über ein Jahr bey unſerm Vetter, der großen Advokatenruhm hatte. Verſtand ich auch weder die Formeln, nach denen ich manches ſelbſt aufſetzte, noch ſeine eigenen Schriften, die ich mundirte; ſo verſtand er wieder die Poſtille nicht, aus der ich ihm zuweilen vorzuleſen pflegte, wenn ihm Bauern und Edelleute den Kopf wüſt gemacht hatten. Ich ſollte immer mit Verſtand leſen; und es war doch kein geſunder Menſchenverſtand darin. Werde ich mit der Zeit ſo ein Mann, ſo muß mir mein Schreiber den Pater a Sancta Clara vorleſen; der iſt deutlich und erbeber.

Klotz hat hier an jemand geſchrieben, und ſich über Dich ungefähr ſo beſchwert: Er hätte Dich jederzeit mit den größten Lobeserhebungen überhäuft und nur geſagt, daß Du auch zuweilen fehlteſt; und gleichwohl müßte er in den Zeitungen leſen, wie Du ihm mitſpielteſt. Nicolai wird Dir mehr davon ſchreiben.

Moſes, Ramler und Voß grüßen Dich vielmals. Ramlern ſind Deine Briefe gegen Klotz ſo, wie er ſie gegen Großprahlerey wünſcht.

Nach Hauſe werde ich morgen oder übermorgen ſchreiben, und melden, daß ich bey Dir geweſen bin.

Und nur noch dieſes, liebſter Bruder: mache, daß Du nicht allein geſund, ſondern auch vergnügt lebſt, wenn Du willſt, daß ich es ſeyn ſoll. Ich bin Dein

treuer Bruder,
Karl.

Berlin, d. 9. Auguſt 1768.

Liebſter Freund,

Man ſagt, daß die hartnäckigſten Sünder die eifrigſten Bußprediger ſeyn ſollen; — dies ſieht man an Ihnen. Kaum bin ich Ihnen auf Ihren vorigen Brief eine Antwort einige Wochen lang ſchuldig geblieben, da Sie mich ſchon im letztern daran erinnern. Sie haben

Recht; aber faſt möchte ich mit dem Phariſäer ſagen: **Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andre Leute!**

Es dünkt mich ſehr ſchicklich, daß die Abhandlung von Ahnenbildern lieber als der zweyte Theil der antiquariſchen Briefe gedruckt werde. Aber alsdann vergeſſen Sie auch nicht, daß Sie auf den Titel des erſten ſetzen laſſen: **Erſter Theil**; denn Ihnen iſt es einerley, mir aber vortheilhaft, wenn dieſes geſchiehet.

Aber was hat Ihr Buchdrucker gemacht, daß er die Signaturen (A B C) unter den Bogen weggelaſſen! Das iſt etwas unerhörtes. Glauben Sie, daß dies mir große Konfuſion und wirklichen Schaden machen wird; denn weil das Buch nicht ordentlich kann collationiret werden, ſo werde ich beſtändig Defecte aufzuſuchen haben. Ich bitte Sie alſo ſehr, von dem erſten Bogen beym Empfang dieſes, an dem gedruckt wird, die gehörige Signatur ſetzen zu laſſen, und **Erſter Theil** dazu. Ich bitte Sie recht ſehr darum. Glauben Sie mir, daß dieſe Vorſicht höchſt nöthig iſt.

Die Einrichtung des Titels gefällt mir auch nicht recht. Die Buchſtaben ſind oben zu groß und unten zu klein. Das griechiſche Motto muß kleinere Schrift ſeyn.

Am Ende des Werks bitte ich Sie, ſetzen zu laſſen: **Hamburg, gedruckt in der Bodeſchen Druckerey.** Ich habe meine Urſachen dazu.

Ich habe die Briefe alle mit Vergnügen geleſen; auch Hr. Moſes. Dieſer iſt nebſt mir der Meynung, daß Sie zu heftig werden. Es iſt wahr, Klotz verdienet kein Menagement. Aber Ihnen ſelbſt wird es verdacht werden, daß Sie heftig ſind.

Herr Moſes hat Klotz vom Alterthume, und ich ſeine Hist. numm. obsid. und satyr. recenſirt. Ich weiß, er wird Feuer und Flammen ſpeyen. Wir haben ihm derb die Wahrheiten geſagt, die er verdient.

Die Recenſion von Meuſels Apollodor in dem Correſpondenten habe ich geleſen, und aus ein Paar Stellen gleich auf Sie gemuthmaßt. Ich bin ſtets

Ihr

Nicolai.

Berlin, den 14. September 1768.

Liebſter Bruder,

Daß ich Dir Deine verlangten Bücher noch nicht geſchickt, wirſt Du mir vergeben. Ich glaubte immer, ſie Dir mit Gelegenheit überſchicken zu können. Die Werke, die ich Dir ganz mitgenommen, biſt Du ſo gut geweſen, nicht zurückzufordern; ich danke Dir alſo dafür von ganzem Herzen. Ich werde ſie bald brauchen; nur muß ich zuvor die Ueberſetzung eines Werkes vollenden, das noch nicht verkauft wird, aber ſchon gedruckt iſt. Es führt den Titel: Récherches philosophiques sur les Americains, ou Mémoires interessans pour servir à l'histoire de l'espèce humaine, par Mr. de P.

Zurück bekommſt Du hierbey den erſten Theil ſowohl des Fagiuoli als auch des Nelli. Mehr habe ich nicht einzelne Theile von ganzen Werken.

Der V. der Fragmente, Herr Riedel, hat an Herrn Voß einen Artikel für die Zeitungen eingeſchickt, der ganz wider Klotzen gerichtet iſt. Ich wollte nur, daß er bald hinein käme. Wenn dieſe gelehrte Klicke unter ſich ſelbſt uneinig wird; dann wird es ein Feſt für die Straßenjungen!

Ramler wollte mir ſeine Horaziſchen Oden vor etlichen Wochen zum Abſchreiben geben, um ſie Dir zu ſchicken. Nun ſcheint er ſich anders beſonnen zu haben, und will ſie drucken laſſen. Was aber beydes verzögert, iſt, daß er noch hin und wieder in dieſen Oden zu verbeſſern findet.

Döbbelin hat aus Danzig hieher geſchrieben, daß er ſich, ohne ſeine prächtige Garderobe und die Schulden, die er bezahlt, zu rechnen, an die 15000 Danziger Gulden baar erworben habe. Wenn es wahr iſt, ſo liebt ihn das Glück! Wen liebt aber dies! Jetzt iſt er in Königsberg. Von Schuchen höre ich gar nichts, als daß ſein hieſiges Komödienhaus zum Verkauf ſteht. Die franzöſiſchen Komödianten ſpielen jetzt darin und werden zu Oſtern auch von hier gehn. Einige davon behält der König. Wie ich aus den hamburgiſchen Unterhaltungen ſehe, ſo geht eure Schauſpielergeſellſchaft gewiß aus einander. Das wäre alſo wieder nichts für das Deutſche Theater geweſen!

Vor Deiner Abreiſe biſt Du wohl ſo gut und ſchreibſt mir noch. In der Caßler Zeitung ſtand: Du würdeſt nach Italien gehen und an Winkelmanns Stelle kommen; mit der abgeſchmackten Betrachtung, daß die Italiäner Deutſche haben müßten, um ſich ihre Alterthümer erklären zu laſſen! — Das iſt kein Kratzfuß, das iſt ein Rippenſtoß! Zudem iſt Winkelmanns Stelle längſt vergeben.

Dein

treuer Bruder,
Karl.

Halberſtadt, den 28. Sept. 1768.

Ich, Sie vergeſſen? *Leſſing?* Wie kommen Sie zu dem Gedanken? Den ganzen Sommer hindurch hab' ich gekämpft mit dem Vorſatz, Sie in Hamburg zu überfallen. Einmal, als ich ſchon im Wagen ſaß, hieß es: Sie wären in Leipzig, und blieben in Leipzig; dann wieder: Sie wären in Wien, in Rom. Wo ſollt' ich Sie ſuchen?

Sehr große Freude machte mir geſtern Abend Ihr Schreiben; geſund beynahe machte es mich. Denn leider bin ich ſeit vierzehn Tagen an einem rheumatiſchen Flußfieber ſo krank, daß ich recht ernſtlich gedacht habe, dahin zu gehen, quo pius Aeneas etc. Nun iſt es auf der Beſſerung. Nun beſchwör' ich **Sie** bey unſerer Freundſchaft, Ihr Verſprechen zu halten, und mit einem weitläuftigen Briefe mir Freude zu machen. Die Frage: ob Sie mir noch eben ſo unverholen ſchreiben dürfen, als ehemals; die kann ich ohne einen kleinen Unwillen nicht beantworten. Meine Freundſchaft iſt unveränderlich: Sie, mein Lieber, ſollten mich von dieſer Seite kennen; und meine Hochachtung hat ſeit dem Laokoon, ſeit Minna von Barnhelm, ſeit der Dramaturgie einen größern Zuſatz erhalten. Wie oft dacht' ich nicht ohne Stolz, daß der Schöpfer dieſer Geſchöpfe mein Freund ſey!

Herrn **König** hab' ich ſo gut gerathen, als ich, krank, es konnte. Hätten Sie ihn begleitet, und mich geſund gefunden, welche Freuden alsdann für mich!

Wär' es doch möglich, mein allerliebſter Freund, dieſen Herbſt zur Erholung Sie zu beſuchen! Völlig geſund, dächt' ich, würd' ich werden, wenn ich zu Ihnen, und einen Schritt weiter zu **Klopſtock**, der Vergeſſer, eine Reiſe vornehmen könnte! Ich höre, Sie ſchreiben oft an **Klopſtock**. Sagen Sie ihm doch, daß ich zu keiner von den Schulen in Deutſchland gehöre. Es iſt ein Jammer, daß man mich für einen Böſewicht hält! Ich verſtehe ihn vielleicht nicht recht. Er ſpricht von Schulen und Schulmeiſtern. Es ſeyen ihrer tauſend, und zehntauſend; nicht den kleinſten Antheil hab' ich an ihnen, mit keinem einzigen ſteh' ich in Verbindung.

Wann bekommen wir endlich **Herrmanns Schlacht**? wann die **Oden**? wann **Gerſtenbergs Ugolino**? Sorgen Sie doch, daß ich dieſen Nektar bald erhalte; mich durſtet nach ihm.

Und dann, mein Liebſter, ſenden Sie mir doch das Titelblatt und die letzten Stücke Ihrer Dramaturgie, an der ich mich nicht müde leſen kann. Weber, ihr Götter! nimmt er die gründlichen Betrachtungen, die Kenntniß alles Tragiſchen der ganzen Welt!

Gleim.

Wertheſter Freund!

Der Ueberbringer dieſes Briefes, Herr Eſchenburg, Hofmeiſter an unſerm Carolino, würde, ſelbſt in Hamburg, ſeiner Vaterſtadt, die er auf einige Tage beſucht, nicht recht vergnügt ſeyn können, wenn er nicht das Glück haben ſollte, eine Zierde derſelben, den vortreflichen Leſſing, deſſen Umgang auch mir meinen dortigen Aufenthalt ſo angenehm gemacht hat, perſönlich kennen zu lernen, und ihm ſeine Hochachtung zu bezeugen. Er iſt aber zugleich bey allen ſeinen Verdienſten ſo beſcheiden, daß er es nicht wagen will, dieſe Ehre, ohne eine Art von Empfehlung an Sie, zu ſuchen; und er erweiſet mir die Ehre, zu glauben, daß ein Brief von mir ihm den Zutritt bey Ihnen verſchaffen könne; munere cum ſungi propioris cenſet amici. Ob er Recht habe, weiß ich nicht; aber ich habe es ihm nicht abſchlagen dürfen, majoris ſugiens opprobria culpae. Ich bitte Sie alſo, ihm ein Stündchen von Ihrem Umgange zu gönnen, welches ich ihm, aus beſonderer Freundſchaft gegen ihn, ganz laſſen würde, wenn ich auch das Vergnügen haben könnte, in ſeiner Geſellſchaft bey Ihnen zu ſeyn. Um mich ſelbſt aber doch nicht ganz zu vergeſſen, habe ich ihm aufgetragen, Sie um die mir verſprochene Tragödien zu mahnen; (Dr. Fauſt, um welchen ich ſchon lange von vielen andern, denen ich ihn in Ihrem Namen verſprochen habe, gemahnt werde, muß nothwendig mit darunter ſeyn, wenn ich nicht Ihrentwegen zum Schelme werden ſoll.) Doch auch hierinne denke ich nicht eigentlich an mich allein, ſondern an das Publikum; und ich wollte, daß dieſes Sie nicht eher aus Deutſchland heraus ließe, und Sie ſo lange, als einen böſen Schuldner, in einen Schuldthurm ſteckte, wo Sie Wein und Mädchen die Fülle, nur nicht Karten hätten, bis Sie alles geliefert hätten, was man von Ihnen erwartet. — Iſt denn Ihre Reiſe noch feſtgeſetzt? Ich erzählte es neulich an des Erbprinzen Tafel, und man war der Meynung, daß Sie Winkelmannen mehr als erſetzen könnten. — Wo bleibt Klopſtocks Schlacht Hermanns? Wo ſein Meſſias? Wo ſeine Oden? Wo alles Uebrige? — Vielleicht bey Ihrem Laocoon, bey Ihrer Arabella, Ihrem Dr. Fauſt, Philoctet ꝛc. ꝛc.! Da ich von ihm keine Antwort erhalten kann, ſo wende ich mich in meiner Noth an Sie, — von dem ich vielleicht eben ſo wenig Troſt bekomme. —

Empfehlen Sie mich beſtens dem Herrn Commiſſionsrath Schmidt und ſeiner braven Frau.

Ich bin mit wahrer Hochachtung und Freundſchaft

Ihr

Braunſchweig,
den 4. Octbr. 1768.

ergebenſter Diener
J. A. Ebert.

Göttingen, den 17. Octob. 1768.

Hochgeehrteſter Herr,

Eben habe ich Ihre antiquariſchen Briefe vor mir: ein Geſchenk für unſre Deutſchen, das ihnen aus mehr als Einem Grunde ſchätzbar und nützlich ſeyn kann.

Im Fortleſen finde ich darin eine Beſchwerde über den Recenſenten der Monum. ined. des Hrn. *Winkelmann* in den hieſigen Anzeigen.

Ich bin in der That unzufrieden mit der Stelle, indem ich ſie jetzt wieder durchleſe; ſie hat etwas Beleidigendes für Sie. Es thut mir leid, daß die Sache nicht anders ausgedrückt iſt. Aber nun, was die Sache ſelbſt anlangt, über dieſe will ich doch meine Gedanken erklären, unter der Bedingung, daß Sie mir alsdann die Ihrigen deutlicher erklären. Die Stellung des Borgheſiſchen Fechters iſt, wie Sie ſie ſelbſt mit *Winkelmanns* Worten angeben, eines Kriegers, deſſen Kopf und Augen *aufwärts* gerichtet ſind, und der ſich mit ſeinem Schilde gegen etwas, *das von oben her kommt*, zu verwahren ſcheint, aber ſo, daß er ſelbſt im Ausfall iſt; hingegen des Chabrias Stellung iſt, nach dem *Nepos*, gegen einen anrückenden Feind, den man auf der *Stelle* erwarten will; (vetuit loco cedere — excipere.) Ich kann mir hierbey nichts denken, was die Soldaten des Chabrias von oben her zu fürchten hatten, da ich mich nicht erinnere, daß die Spartaner ſich zu damaliger Zeit der Pfeile bedienten. Doch auch dies kann ſeyn; denn ich habe es noch keinen Augenblick unterſucht. Dann ſehe ich wohl, wie ſie den Schild haben hoch halten können, aber nicht, wozu hasta projecta wäre, welches ſich auf *einen Angriff in der Nähe, feſten Fuſſes*, zu beziehen ſcheint. Wenn ich überhaupt die Worte friſch leſe, ohne eine Meinung ſchon dazu zu bringen, ſo kann ich mir nicht helfen, ich kann ſie nicht anders verſtehen, als daß ich mir *Soldaten mit einem Knie gebogen, gegen das auf der Erde ruhende Schild geſtämmt, mit vorgehaltenem Spieß*, denke; eben ſo wie ich mich erinnere, ſonſt, ich glaube vom macedoniſchen Phalanx, geleſen zu haben, daß man dadurch den eindringenden Feind aufhielt. Nehme ich aber auch Ihre Interpunction an, ſo bleibt mir doch das projecta hasta ganz widerſinnig.

Da der Miles Veles dergegen eine Stellung hat, wie ſie Chabrias, nach meinem Verſtande, im Nepos hat, ſo war die angegebne Muthmaßung bey mir entſtanden, die ich freylich wenigſtens durch ein ſcheint hätte beybringen ſollen. Und doch erhellet mir es nunmehr auch aus Ihrem Laocoon zur Genüge, daß Sie an keinen andern als den Borgheſiſchen Fechter können gedacht haben; und dieſen Irrthum ſollen Sie eheſtens in eben den Anzeigen widerrufen ſehen. Uebrigens erwarte ich die Fortſetzung Ihrer antiquariſchen Briefe, in denen ich auch dieſe Sache mehr in's Licht geſetzt zu ſehen hoffe, mit Ungeduld, und hoffe wenigſtens keinen unverzeihlichen Fehler begangen zu haben, der mir Ihre Achtung und Freundſchaft entziehen könnte. Ich bin unausgeſetzt

Ihr

gehorſamer Diener

Heyne.

Leipzig, d. 18. October 1768.

Liebſter Freund,

Ich bitte Sie allerdings, mit dem Drucke des zweyten Theils unverzüglich anfangen zu laſſen, denn vor Ihrer Abreiſe muß er doch fertig ſeyn; und was noch mehr iſt, ich bin äuſſerſt begierig, die Fortſetzung zu leſen.

Sie reiſen alſo nach Rom, mein liebſter Freund! Der Himmel begleite Sie! Es thut mir wehe, Sie zu verlieren, und ich ſchimpfe insgeheim auf unſer Vaterland, das — Doch genug davon!

Ich ſehe die Gründe, warum Sie nach Rom reiſen, vollkommen ein, und die ſchönen Künſte werden davon großen Vortheil ziehen; aber unſer armes Theater, das liegt nun verwaiſet — Werden Sie denn nicht noch wenigſtens etwas Ihrem Vaterlande als ein Lebewohl hinterlaſſen?

Wie gern ſpräche ich Sie noch, ehe Sie abreiſeten! aber meine häuslichen Umſtände — Wenigſtens machen Sie in Hamburg eine ſichere Gelegenheit aus, bey Kaufleuten, die nach Italien handeln, mit der man Ihnen kleine Pakete ſenden kann; denn ich werde Ihnen doch wohl alle Meſſe das Neueſte von unſerer Litteratur, und was etwa wider Sie geſchrieben wird, ſchicken ſollen.

Die antiquariſchen Briefe machen hier großes Aufſehen. Selbſt Klotzens beſte Freunde (z. B. Hofr. Bel) ſagen, daß Klotz ſich an einen für ihn zu ſtarken Streiter gewagt habe. Klotz iſt halb raſend darüber geworden; er hat einen unvernünftigen Brief an mich geſchrieben, worin er mir ſeine Freundſchaft aufſagt, (der ich längſt entſagt hatte), weil ich Schmähſchriften gegen ihn druckte, und was der Narrheiten mehr ſind. Jedermann iſt begierig zu ſehen, wie er ſich aus der Sache ziehen wird. Alles freuet ſich über die antiquariſchen Briefe, denn bisher hat ſich noch niemand getraut, ſeine Meynung über Klotzens Unverſchämtheit öffentlich zu ſagen. Aber nun werden gewiß mehrere nachfolgen.

Daß er nach Dresden als Bibliothekar kommen ſoll, iſt ein vermuthlich von ihm ſelbſt ausgeſprengtes Gerücht; denn aus Dresden ſchreibt man hierher, daß man dort nichts davon wiſſe.

Was die romantiſchen Briefe ſind? Ein kleiner Roman eines jungen Schweizers, der noch kein guter Schriftſteller iſt, aber es vielleicht werden kann. Seinen Namen weiß ich ſelbſt nicht.

Nun, — und Ratzebergers Vertheidigung? Sie merken doch wohl, daß das Werkchen von mir iſt — oder vielmehr ſeyn wird; denn noch iſt das Kind in ſeines Vaters Lenden. Ich werde darin dem Hrn. Geheimenrath die Wahrheit noch ein wenig ausführlicher ſagen, als in der bewußten Dedication *). Er hat in der Jenaiſchen Zeitung bekannt machen laſſen, daß ich der Verfaſſer dieſer Dedication ſey. Dawider vertheidigt ſich Ratzeberger als wider 'eine Verläumdung.' Er verſichert, daß er ſelbſt der Verfaſſer der Dedication ſey, daß er notoriſcher Weiſe in Altona wohne, daß er vielen Leuten und insbeſondere dem Hrn. Geheimenrath bekannt ſey. Mit dieſem ſtehe er in vertrauter Correſpondenz. Dieſer habe durch ihn die meiſten geheimen Nachrichten von den Verfaſſern der allgemeinen deutſchen Bibliothek **) u. d. gl. empfangen. Er, Ratzeberger, ſey auch derjenige, die die ** und ***ſchen Briefe den Verfaſſern weggeſtohlen habe u. d. gl. Sie merken nun wohl, was für eine Wendung die Schnurre ungefähr nehmen kann.

---

*) Des vierten Theils vom Vademecum für luſtige Leute. In derſelben hatte ich das unverſchämte Lob perſifflirt, das ſich damals Klotz, Riedel und andere Leute der Art, in den Jenaiſchen und Erfurtiſchen gel. Zeitungen wechſelſeitig gaben. Nicolai.

**) Klotz und ſeine Anhänger wollten nämlich immer errathen, wer dieſe oder jene Recenſion in der Allg. d. Bibl. gemacht habe, die ihnen mißfiel. Gewöhnlich riethen ſie falſch. Aber denjenigen, auf den ſie gefallen waren, ſchimpften ſie auf die pöbelhafteſte Weiſe in drey oder vier ihnen ergebenen gelehrten Zeitungen und Journalen. Man ſehe Allg. d. Bibl. IVr Th. S. 326. Nicolai.

Die kritiſchen **Wälder**, glaubten hier emunctae naris homines, würden aus der Klotziſchen Schule ſeyn. Jetzt aber weiß ich zuverläſſig, daß ſie Breitkopf für Hartknoch in Riga druckt und daß **Herder** der Verfaſſer iſt. Ich habe unter der Hand die Correctur des erſten Bogens geſehen. Die Schreibart beſtätigt, daß niemand als Herder der Verfaſſer ſeyn kann. Er ſpricht von Ihnen mit der größten Achtung. Es ſcheint zwar, daß er in der Folge in vielen Stücken anderer Meynung als Sie ſeyn werde; doch habe ich davon in den wenigen Blättern, die ich geleſen habe, nicht viel ſehen können. Gleich auf der zweyten oder dritten Seite wird Klotz in die Augen geſchlagen. Der Verfaſſer ſchildert Ihren und Winkelmanns Charakter und Schreibart. Beyde Schriftſteller, ſagt er, ſind ſehr von einander unterſchieden; aber ich ärgere mich, wenn man den einen auf Unkoſten des andern loben will. Dies thut Klotz in einer Note in ſeinen actis litt., wo er von Winkelmann ungefähr ſagt, ſeine letzten Schriften wären viel ſchlechter als die erſten: „denn die „Schmeicheleyen der Freunde blieſen gemeiniglich die Schriftſteller „auf, daß ſie in die Welt hineinſchrieben, was ihnen in den Kopf „käme.“ „Dies mag, ſagt der Verfaſſer, der Hr. Geheimerath aus „eigner **Erfahrung** wiſſen; aber von Winkelmann muß er es nicht „behaupten.“

Ich will an Herdern ſchreiben. Vielleicht erlange ich von ihm, daß mir die Aushängebogen mitgetheilt werden.

Ihre Reiſe nach Rom iſt hier allenthalben bekannt. Wiſſen Sie was Saal*) ſagt? — Er ſagt: Leſſing geht nur von uns, den Proteſtanten dort zu ſpielen, ſo wie er in Sachſen den Preußen ſpielte.**)

---

*) Nachher General-Acciſe-Inſpektor in Leipzig, bekannt durch die Ueberſetzung von Goldoni's Luſtſpielen. Er war Leſſings Freund ſeit ſeiner Jugend. **Nicolai.**

) Leſſing liebte das Diſputiren, und haßte den Parteygeiſt, ſo wie die Anhänglichkeit an irgend eine Sekte, weil er ſelbſt keiner Partey oder Sekte anhing. Daher haben ihn ſo manche Leute mißverſtanden, die ſolche Sätze, welche er des Gedankenwechſels wegen aufwarf, für ſeine Meinung hielten. Ein wenig Muthwillen war zuweilen auch dabey, doch nur bey unbedeutenden Gegenſtänden. So vertheidigte er im ſiebenjährigen Kriege, wenn er in Leipzig war, immer die Preußen, und in Berlin dagegen die Sachſen. **Nicolai.

Leben Sie wohl, mein beſter Freund! Wollte Gott, ich könnte Sie noch vor Ihrer Abreiſe ſehen! denn mich verlangt ſehr, vielerley mit Ihnen zu plaudern. Doch wer weiß, ob nicht noch Umſtände kommen, die mir eine Reiſe nach Hamburg möglich machen. Leben Sie nochmals wohl! Ich bin ſtets

Ihr

Nicolai.

Nachſchrift. Haben Sie Langens Briefe verſchiedner Gelehrten an ihn geſehen? Es ſind Briefe von Gleim, Sulzer, dem General Stille und andern darin. Ramlern und Sulzern wird die Ausgabe dieſer Briefe verdrießen; denn wer ſieht gern ſeine Privatbriefe und Privaturtheile, zumal, die man vor fünf und zwanzig Jahren geſchrieben hat, bey ſeinem Leben wider ſeinen Willen gedruckt!

Berlin, d. 8. Novemb. 1768.

Liebſter Freund,

Ihr Freund ** dauert mich von Herzen. Aber noch ſehe ich wenigſtens keine gewiſſe Hoffnung ihm zu helfen. Hr. Eberhard muß jetzt in Hamburg ſeyn, wohin er (doch ſub roſa) den jungen Herrn von der Horſt in die dortige Handlungsakademie gebracht hat. Vermuthlich hat er Sie beſucht. Ich dächte, es wäre nicht übel, wenn der junge Herr von der Horſt deshalb an ſeinen Vater oder ſonſt jemand ſchriebe. Wenn Hr. Eberhard zurückkommt, wollen wir alles mögliche thun. Hr. Moſes will ſich wegen einer Wollenfabrik umſehen, hat aber auch wenig Hoffnung.

Klotz ſoll über die antiquariſchen Briefe ganz außer ſich ſeyn. Mir hat er in einem Briefe nach Leipzig alle Freundſchaft aufgeſagt, und zugleich einige Briefe von Abbten an ihn, die er mir einmal communicirt hatte, wieder gefordert. Da ich ihm nicht gleich antwortete, ſo erhielt ich vorigen Freytag einen Brief von ihm, worin er auf eine lächerliche Weiſe drohet, mich zu verklagen. Ich habe ihm am Sonntage die Abbtiſchen Briefe geſchickt, und ihm einen Brief dazu geſchrieben, den er nicht ans Fenſter ſtecken wird, ungeachtet ich gar nicht heftig ſchrieb, ſondern ihm bey kaltem Blute alle die Verachtung bezeigte, die er verdient. Er wird vermuthlich Stellen aus den Abbtiſchen Briefen drucken laſſen, worin theils Complimente für ihn, theils einige Schäkereyen über die theologiſchen Artikel in der allgemeinen deutſchen Bibliothek befindlich ſind. Das mag er thun;

nur mag er ſie nicht verfälſchen, (wie er ſonſt gethan hat): denn ich habe Kopieen zurück behalten.

Klotz iſt alſo bitterböſe! Gleichwohl erhalte ich geſtern über Leipzig einen Brief ohne Ort und Datum, bloß v. N. unterſchrieben. Dieſer ſo genannte v. N. ſchreibt: Er ſey derjenige, der Klotzen und Burmann verſöhnet habe, er wolle auch mich und ihn verſöhnen, denn Klotz wolle meine Briefe an ihn drucken laſſen, und dies würde mir doch nicht angenehm ſeyn, ꝛc. Das Luſtigſte iſt, daß dieſer ſo genannte Vermittler keine Adreſſe giebt, durch die man allenfalls an ihn ſchreiben könnte, ſondern bloß verlangt, ich möchte **Klotzen zuerſt die Hand bieten**: denn ſo weit er ihn kennte, würde er es nicht thun. Das heißt alſo auf Deutſch, ich ſoll Klotzen ganz unterthänig bitten, daß er mir nicht Grobheiten ſagen ſoll. Man braucht eben keine hellen Augen zu haben, um zu ſehen, daß der Hr. Geheimerath ſelbſt dieſen Brief veranlaſſet hat. Ich werde darauf nichts weiter thun, als in der allg. deutſch. Bibl. den Ungenannten citiren, daß er eine Adreſſe gebe*), wenn er eine Antwort haben wolle; dann will ich ihm ſchon antworten.

Klotz hat eine Stelle aus einem Briefe an ihn von mir drucken laſſen. Darüber werde ich mich in der Vorrede zu der allg. d. Bibl. VIIIten Bandes, 2tes Stück, erklären, und ich hoffe, es kann mir

---

*) Ich fand nachher fürs Beſte, den ganzen Brief in des VIIIten Bandes 2tem Stück der Allg. d. Bibl. S. 329 mit Anmerkungen abdrucken zu laſſen. Dieſer Brief war nur ein Theil von Klotzens Winkelzügen. Auch in den Hamburg. Korreſpondenten ließ er Aufſätze einrücken, um zu bewirken, daß **Frieden** zwiſchen ihm und mir gemacht werde, d. h. daß ſeine ſeichten Schriften in der Allg. d. Bibl. nicht mehr getadelt würden. Ich erhielt faſt jede Woche anonymiſche Briefe, theils voll Grobheiten, theils voll hämiſchen Spottes. Klotz hielt Hrn. Heyne für den Verfaſſer der Recenſionen ſeiner Schriften (obgleich mit Unrecht; denn dieſer vortreffliche Mann hatte verbeten, etwas von Klotz zu recenſiren). Da ging Klotz ſo weit, daß er mir einen von einer weiblichen Hand geſchriebenen Brief zuſendete, mit dem Namen der erſten Gemahlinn dieſes würdigen Mannes unterſchrieben. In demſelben wurden mir grobe und unanſtändige Dinge geſagt; dieſe, ſagte die Schreiberinn, habe ihr Mann, der an einer ſchweren Krankheit auf den Tod liege, mir zu ſchreiben befohlen. Die Vergleichung der Handſchriften zeigte, daß der Brief von einer Perſon geſchrieben war, der nur Klotz es konnte aufgetragen haben. Dieſe Anekdote mag hier ſtehen, als ein Beyſpiel unter vielen, welche Unwürdigkeiten man ſich wider den erlaubte, der ſich die undankbare Mühe nahm, zum Beſten der Wiſſenſchaften unparteyiſche Urtheile über neue Bücher zu beſorgen. **Nicolai.**

bey vernünftigen Leuten kein Nachtheil daraus erwachſen, daß ich mit dieſem Manne correſpondirt, und daß er einigen ſehr geringen Antheil an der deutſchen Bibliothek gehabt hat. Vielleicht laſſe ich auch etwas aus ſeiner Correſpondenz an mich abdrucken, das ihm eben nicht zur Ehre gereichen wird *).

Ein gewiſſer Mann ſchreibt mir: „Mich wundert ſehr, daß ſich „Leſſing ſo viele Mühe giebt, Klotzens unrichtige Citationen zu berichtigen; das ganze Geheimniß iſt, daß Klotz von einem meiner Freunde „ein Chriſten nachgeſchriebenes Collegium de Gemmis geliehen hat, „das er jetzt nicht wiedergeben will. Aus dieſem Collegio hat er „viel Gelehrſamkeit geſchöpft, und auch viel Citationen; daß dieſe aber „in einem nachgeſchriebenen Collegio nicht richtig waren, iſt eben kein „Wunder!“ Was dünkt Ihnen zu dieſer Anekdote! Wenigſtens, wenn Sie könnten von jemand, der Chriſtens Zuhörer geweſen, ein nachgeſchriebenes Collegium bekommen, ſo würden Sie vielleicht ſehen können, wo der Hr. Geheimerath noch einige fremde Federn herhabe. Und der elende Menſch verachtet doch Chriſten bey aller Gelegenheit.

Ich freue mich ſehr, daß Hr. Heyne ſo redlich ſeinen Fehler zurück nimmt, und ich werde mich noch mehr freuen, wenn er, wie ich gewiß glaube, Wort hält, und ihn öffentlich widerruft: auch Klotzens wegen, der in ſeiner Recenſion der antiquariſchen Briefe that, als ob der in den Göttingiſchen Anzeigen gezeigte Fehler eine unumſtößliche Wahrheit wäre.

Auf das Räthſel von Klopſtocks Herrmann bin ich äußerſt begierig. Sie haben mir wirklich in Leipzig beym Spazierengehen ums Thor etwas davon geſagt; aber was Sie mir da ſagten, ſcheint mir noch nicht ſo gar wichtige Folgen haben zu können.

Anekdoten von Hagedorn müſſen Sie Heineken nicht glauben, der ihm gern alles mögliche Böſe nachſagen möchte. Klotz hat ſich zu Hagedorn gedrängt, ſo wie zu mir; aber Hagedorn iſt ein zu rechtſchaffener Mann, als daß er Klotzens Kabalen billigen könnte. Der gute Hagedorn ſoll jetzt beynahe ganz blind ſeyn. Ich bedaure ihn herzlich. Glauben Sie Heineken ja nicht, daß Hagedorn Klotzens beſter Freund

*) Man ſehe die Vorrede. Klotz ward dadurch ganz entlarvt. Ich zeigte alle Recenſionen an, die von ihm waren, und unterſchied die, die er **unverlangt** eingeſandt hatte. Da wies es ſich aus, daß er ſolche Recenſionen einſchickte, wodurch er Leuten heimlich wehe thun wollte, die er in ſeinen Actis und Zeitungen in ſeinem Namen lobte. Ich wollte dies Unweſen nicht dulden; daher kam ſeine Feindſchaft gegen mich. **Nicolai.**

ſey; er hat ſich gegen unſern Freund Weiße über Klotzens unruhigen Kopf beklagt, und die antiquariſchen Briefe werden ihm auch von Klotzens Gelehrſamkeit keinen vortheilhaften Begriff beybringen, wenn er je einen ſolchen ſollte gehabt haben. Ich werde nächſtens an ihn ſchreiben, und Ihnen ſeine Antwort mittheilen.

Schicken Sie mir Ihren Catalogus, ich will ihn beſtens bekannt machen. Haben Sie nicht den Ricciardetto italiäniſch? Ich hätte ihn gern.

Den zweyten Theil der antiquariſchen Briefe erwarte ich mit Ungeduld. Ich bin ewig

Ihr

Nicolai.

Theuerſter Freund!

Herr Eberhard muß mich unrecht verſtanden haben. Wider Ihre Erklärung des Ariſtoteles habe ich ſo wenig, daß ich vielmehr vollkommen damit zufrieden bin. Wenn er durch Furcht, die Rückſicht auf unſer Selbſt, und durch Mitleiden, die Sympathie für Andre verſtanden haben kann, ſo fällt ein großer Theil der Schwierigkeiten weg, die man bey dieſer Stelle ſich zu machen pflegt. Ueber die Reinigung dieſer Leidenſchaften, oder die Befreyung von denſelben, die nach den Griechen der ſittliche Endzweck des Trauerſpiels ſeyn ſoll, haben Sie ſich, ſo viel ich mich hier in meiner Schreibſtube, ohne Ihre Dramaturgie nachſchlagen zu können, erinnere, noch nicht erklärt.

Dieſes aber möchte ich von Ihnen wiſſen, ob Sie dieſe Furcht des Ariſtoteles für wahr, für Natur und Erfahrung gemäß halten! Nichts würde, meines Erachtens, das Spiel der Illuſion ſo ſehr verderben, als dieſe Rückſicht auf unſre eigne theure Perſon. Nach geendigtem Trauerſpiele vielleicht, wenn die Täuſchung aufgehört hat, macht die Vernunft zuweilen dieſe fromme Nutzanwendung: aber in der Hitze des Affekts folgen wir dem Verlangen unſrer Einbildungskraft, vergeſſen, wer, was und wo wir ſind, was für Angelegenheiten wir haben, und was für Begegniſſe uns angenehm oder unangenehm ſeyn dürften. Die Wirkungen dieſer glücklichen Täuſchung haben Sie, wie ich mich gar deutlich erinnere, in Ihrer Dramaturgie ſo vortreflich aus einander geſetzt, daß ich mich ſchäme, Ihnen ſo lange davon vorgeſchwatzt zu haben.

Eine gewiſſe Rückſicht auf uns findet bey der Rührung Statt, die von der vorigen ſehr unterſchieden iſt, und wie mich dünkt, von verſchiedenen Beobachtern mit jener verwechſelt worden iſt. Ich meine die dunkle Erinnerung, daß wir ein ähnliches Unglück wirklich erlitten, oder wenigſtens befürchtet haben. Dieſe befördert vielmehr die Täuſchung, indem ſie dem mitleidigen Gefühle mehr Leben und Nachdruck giebt. Der Zuſchauer kann die innern Regungen des Herzens nicht ſehen, ſondern er muß ſie aus äußerlichen Zeichen ſchließen. Je feſter die Zeichen mit den Regungen durch die Aſſociation der Begriffe verknüpft ſind, deſto lebhafter, feuriger und anſchauender wird die ſympathetiſche Regung, die den Zeichen entſpricht. Niemals aber können die Zeichen eine ſo lebhafte Wirkung thun, als wenn wir die bezeichnete Sache ſelbſt gefühlt, in unſerm Innerſten gefühlt haben, wenn wir uns noch wohl erinnern, wie einem Menſchen zu Muthe iſt, der dieſes oder jenes in ſeinem Herzen fühlt. Dieſe Art von Rückſicht auf unſre Perſon gehört alſo zu den ſympathetiſchen, nicht zu den ſelbſtſüchtigen Empfindungen. Warum ſympathiſiren die Thiere nur mit dem Geſchrey der Thiere, die von ihrer Art ſind? fragt Abbt in ſeinem *Verdienſt*; warum fühlt der Hund mehr Unruhe, wenn er einen Hund heulen, als wenn er ein Kind weinen hört? — Ich glaube, die Urſache ſey, weil ein jedes Thier keine andern Empfindungen anſchauend kennt, als die es ſelbſt gehabt, und die es auf eine ähnliche Weiſe mit ſeiner Art durch dieſe oder jene Zeichen zu äußern pflegt. Der Menſch z. E. hat nur einen ſehr ſchwachen, allgemeinen und unbeſtimmten Begriff von Schmerz, Unruhe, Leiden, u. ſ. w. wenn er ein Thier winſeln hört; aber das Weinen eines Menſchen erregt ſelbſtgefühlte, folglich anſchauende Begriffe von Leiden, die ungleich wirkſamer ſeyn müſſen, und mit den Thieren verhält es ſich nicht anders.

Jener Schauſpieler, der die Urne ſeines Sohnes umfaßte, um den Tod des Oreſtes, im Namen ſeiner Schweſter, mit mehr Eingeweide beweinen zu können, hat die Abſicht nicht gehabt, ſeine wahre Perſon an die Stelle der nachzuahmenden zu ſetzen, ſondern den Schmerz über den Tod eines geliebten Gegenſtandes anſchauender und lebhafter zu machen.

Ich umarme Sie, mein lieber Freund, wünſche Ihnen eine glückliche Reiſe, und bitte, mich nicht ganz zu vergeſſen, wo Sie auch ſeyn mögen. Ich bin

Ihr

wahrer Freund
Moſes Mendelsſohn.

Berlin, d. 6. Decemb. 1768.

Liebſter Freund,

In alle Wege müſſen die antiquariſchen Briefe nicht aufgehalten werden. Mein Rath iſt, daß Herr Bode, ſo bald als möglich, anderes Papier ungefähr von eben der Größe anſchafft. So breit und niedrig zugleich, wird man es zwar nicht finden; das ſchadet aber nichts: wenn nur das Format im Drucke egal gemacht werden kann. Allenfalls will ich eher eine Unſchicklichkeit im Papiere haben, als daß der Druck aufgehalten wird.

Ueberhaupt wollte ich Herrn Bode nicht rathen, ferner Papier aus Italien zu verſchreiben. Für den ſehr theuren Preis, kann er ja viel ſchöneres deutſches oder holländiſches Papier haben. Nicht zu gedenken, daß man ſich in einer Druckerey gar nicht helfen kann, wenn, wie jetzt, ein ſolches Papier aufgeht.

Laſſen Sie den zweyten Theil auf einerley Papier, es ſey nun auf feines Druckpapier oder auf Schreibpapier, drucken *). Es iſt ohnedies in praxi ganz unmöglich, daß die, die den erſten Theil auf Druckpapier erhalten, den zweyten auch auf Druckpapier bekommen, und ſo umgekehrt.

Ich habe von beiden Arten keinen unterſchiedenen Preis machen können, ſondern die Exemplare unter einander miſchen müſſen, weil der Unterſchied nicht groß iſt, und ich aus der Erfahrung weiß, daß in den Buchläden darauf doch nicht Acht gegeben werden kann, wenn das Papier ſich ſo ähnlich ſieht.

In alle Wege, fangen Sie mit dem Drucke des zweyten Theils bald an — damit er fertig iſt, ehe Sie wegreiſen. Wollen Sie die Briefe künftig fortſetzen, ſo iſt es deſto beſſer. Ein **Läufer** (wie es die Buchhändler nennen) können die antiquariſchen Briefe niemals werden; aber es giebt ein kleines ausgeſuchtes Publicum, das immer gern lieſet, was Sie ſchreiben, ſelbſt wenn es von den antiquariſchen Wiſſenſchaften nichts verſteht; und dies wird den Buchhändler doch ſchadlos halten. — Hr. Klotz wird wohl ſeine Vertheidigung nicht eher herausgeben, als bis er Sie in Italien weiß; denn er wird den ten: weit davon, iſt gut für den Schuß. Er wird denn aber ſich ſehr wundern, wenn auch aus Italien noch ſeine Thorheiten gezüchtiget werden. Merken Sie wohl, daß es nöthig ſeyn wird, mir eine Gelegenheit auszumachen, Ihnen kleine Pakete wohlfeil nach Italien zu bringen.

---

*) Man hatte in der Druckerey, ohne mir etwas davon zu ſagen, einen Theil der Auflage des 1ſten Theils auf Druckpapier gedruckt, das von gleicher Größe und Weiße war, wie das Schreibpapier. Es war eine Folge des Mangels an praktiſcher Ordnung, daß man ſich ohne Bedenken half, ſo wie man konnte; ohne den zu fragen, für den man druckte. Nicolai.

Daß ich mich mit Klotzen vereinige, dazu iſt gar kein Anſchein. Ich wüßte nicht worüber? Etwa daß ſeine Bücher in der allg. d. Bibl. nicht getadelt werden, wenn ſie es verdienen? Das würde nicht unterblieben ſeyn, als er noch Mitarbeiter an der Allgemeinen deutſchen Bibliothek war; geſchweige jetzt, da ich alle Tage näher einſehe, was für ein ſeichter Gelehrter und was für ein ſchlechter Menſch er iſt. In der Vorrede zu des VIIIten Bandes 2tem Stück habe ich ihn etwas abgefertigt, und **Ratzeberger** ſoll auch kommen, ſobald ich nur Zeit gewinne.

Hr. Raſpe in Caſſel hat **Klotzens Buch von geſchnittenen Steinen** auch in einem Traktat von drey Bogen beurtheilt. Er hatte, wie es ſcheint, damals Ihre **antiquariſchen Briefe** noch nicht geſehen, aber ſich doch oft mit Ihnen rencontrirt. Uebrigens iſt er zu declamatoriſch, und führt nicht Beyſpiele genug an, woraus die Leſer Klotzens Plagia und Fehler deutlich einſehen könnten.

Herr Eberhard hat allen guten Willen für Hrn. **; nur muß man die Zeit abwarten, bis eine Vacanz da iſt, eher iſt doch nichts zu machen. Hr. ** ſcheint auch ſelbſt zu verzweifeln, denn er iſt noch nicht einmal bey Hrn. Eberhard geweſen. Ich habe ihm freylich die Schwierigkeiten vorgeſtellt, damit er ſich nicht eine trügliche Hoffnung mache; aber er ſollte doch nicht ſelbſt ſo ſehr unthätig ſeyn. Herr Eberhard hat mit dem Secretär des Miniſters geſprochen, und Verſprechungen erhalten. Aber die Kriſis, in der ſich die Acciſeeinrichtungen jetzt befinden, iſt einem, der einen Poſten bald ſucht, nicht günſtig. Wenn es auf mich ankäme, wollte ich ihm herzlich gern helfen. Inzwiſchen habe ich ihm auf beſonderes Bitten wieder 2 Louisd'or (in allem 4 Louisd.) auf Ihre Rechnung gezahlt. Genehmigen Sie es!

Herr Muzell-Stoſch*), dem ich Ihren Vorſatz nach Italien zu geben geſagt habe, erbietet ſich, Ihnen an den Kardinal Albani und verſchiedene Gelehrten Recommandationsbriefe zu geben. Wollen Sie dies annehmen, ſo melden Sie es mir, oder ſchreiben an ihn.

---

*) Ein Sohn des durch ſeine Schulbücher bekannten Konrektors Fr. Muzell in Berlin. Er ging in franzöſiſche Dienſte als Officier, verließ dieſelben, und reiſte nach Italien zu ſeinem Oheim, mütterlicher Seite, dem berühmten Hrn. v. Stoſch in Florenz. Derſelbe ſetzte ihn zum Erben nach ſeinem Tode ein; weshalb er ſeitdem deſſen Namen zu dem ſeinigen ſetzte. Er berief Winkelmann nach Florenz, um den Katalog des berühmten Kabinets

Ich bin, wie Sie wiſſen, von ganzem Herzen

Ihr

ergebenſter

Nicolai.

Berlin, d. 17. Januar 1769.

Wertheſter Freund,

Die Anordnung des Papiers zu dem zweyten Theile der antiq. Briefe überlaſſe ich Ihnen zwar; doch dächte ich, er könnte auch recht gut auf das Druckpapier gedruckt werden, das dem Schreibpapier zum erſten Theile völlig gleicht: denn wenn es planirt wird, ſo iſt es einerley. Ich ſehe nicht, was Klotz hierüber für einen Einfall haben könnte. Iſt es ein recht witziger Einfall: deſto beſſer! Aber alsdann kommt er Klotzen gewiß nicht in den Sinn. Ein plumperer Menſch kann nicht gefunden werden. Haben Sie geleſen, was er in der Vorrede zu ſeinen Actis Vol. V. p. 1. wieder für häßliche Perſonalitäten gehäufet hat?

Ich halte es für einen kleinen Eigenſinn, liebſter Freund, daß Sie keine Empfehlungsſchreiben annehmen wollen. In einem ganz unbekannten Lande ſind ſie doch dienlich, und Sie dürfen deshalb nicht Client ſeyn.

Heyne ſchreibt mir: er habe vor zwey Jahren die Archäologie und darin auch de Gemmis geleſen. Aus dieſem Collegio habe Klotz ganze Stellen ausgeſchrieben. Z. B. die Stelle, daß Hygins Fabeln meiſtens argumenta fabularum tragicarum wären; die ganze Geſchichte von den Amorn auf Steinen (worüber ſich Klotz ſo unverſchämt hat loben laſſen); die Stelle von den Vorſtellungen der Unſterblichkeit der Seele; u. ſ. w. Die Stelle von dem Gebrauche des Mädchens beym Graviren der Steine, ſagt Hr. Heyne ferner, finde ſich wörtlich in einem Briefe von Lippert an Heyne, und vermuthlich habe ſie Lippert auf eben die Art an Klotz geſchrieben. Ich habe

---

von geſchnittenen Steinen zu machen, das er nachher an den König von Preußen verkaufte. Nach Winkelmanns Tode ward deſſen ſehr merkwürdige Korreſpondenz mit ihm in meinem Verlage gedruckt, unter dem Titel: **W. Briefe an einen ſeiner vertrauten Freunde.** Er hielt ſich lange in Italien auf, und machte auch eine Reiſe nach Konſtantinopel. **Nicolai.**

Heynen aufgemuntert, hierzu nicht zu ſchweigen, ſondern es öffentlich bekannt zu machen. Aber der Mann iſt zu friedfertig.

Ich habe eine lange Vorrede zu des VIIIten Bandes 2tem Stück wider Klotz gemacht, und ihm derb die Wahrheit geſagt. Wenn Sie ſie werden geleſen haben, ſo ſollen Sie mir aufrichtig Ihre Meynung darüber ſagen. Ich bin ſtets

ganz Ihr

Nicolai.

Berlin, den 26. Jänner 1769.

Liebſter Bruder,

Hier iſt ein Brief von Herdern, nicht an mich, ſondern an Dich. Ob er ſich gleich nicht unterſchrieben hat, ſo kennt man doch ſeine Hand. Ich hätte ihn nicht erbrochen, wenn ich ihn nicht im Finſtern erhalten, oder vermuthen können, daß man Dich in Berlin ſuche. Seine kritiſchen Wälder ſind in den hieſigen Buchläden noch nicht zu haben, und ich bin auf ſeine Einwendungen wider einige Stellen in Deinem Laokoon ſehr begierig.

In einer gewiſſen Recenſion las ich auch, daß er Dich wegen gewiſſer Stellen aus griechiſchen Autoren eines Beſſern belehrt hätte.

Nach derſelben verſichert auch Herder, er würde ſeinen Homer noch immer fort ſtudieren, wenn auch der verſtorbene Meinhard ihn ſo vollkommen überſetzt hätte, als es möglich iſt, dieſen Griechen nach unſern verfeinerten Sitten überſetzen zu können. — Mein Gott! mag es Meinhards Meynung geweſen ſeyn, den Homer denen, welche ihn griechiſch leſen können, mit ſeiner Ueberſetzung aus den Händen zu ſpielen? Und Herders vorgeſchlagene Verdeutſchung vom Homer würde, dächte ich, eine Ueberſetzung, die niemand brauchen könnte. Denn läßt man ihn ſo roh, wie er iſt, ſo wird er unſern Deutſchen Leſern nicht ſchmecken; und die ſich in die Zeiten und Sitten des homeriſchen Jahrhunderts verſetzen können, leſen ihn in der Urſprache.

Dein

treuer Bruder,

Karl.

Ob ich etwas aus Ihrer Bibliothek haben will, mein liebſter Freund? — Ich möchte ſie ganz haben. Und Sie hätten beynahe vergeſſen, mir den Catalogus zu ſchicken? Sie hatten alſo mich ſelbſt vergeſſen. Doch ich will Ihnen keine Vorwürfe machen; ich würde ſonſt nicht fertig werden. — Das Publikum ſelbſt zu vergeſſen, deſſen

Daſeyn Sie vielleicht gar zu leugnen wagen! — Ihr Vaterland zu verlaſſen, ohne Ihre Schulden an Genie zu bezahlen! — Ihre Bibliothek verkaufen zu können, und alſo auch im Stande zu ſeyn, ſich von Ihrer Frau, wenn Sie eine hätten, zu ſcheiden! — Was könnte ich nicht alles daraus folgern! Welche reiche Materie hätte ich nicht, mit Ihnen zu ſchmählen! — Da es aber nun einmal nicht anders iſt, ſo muß ich, da ich leider von Ihnen ſelbſt nichts erpreſſen kann, wenigſtens etwas von Ihren Büchern haben. Ja ich muß etwas davon haben, obgleich bey uns die Zeiten gar nicht darnach ſind, daß man viel Bücher kaufen könnte. — Und um Ihrentwillen darf ich nicht einmal wünſchen, etwas davon wohlfeil zu bekommen. So lieb ich auch Ihre Bücher habe, ſo habe ich Sie doch noch lieber. — Und doch noch lieber, als Sie, mein Vaterland. Wenn Sie alſo das in Deutſchland zurückhalten könnte, wenn Ihre Bücher nicht theuer genung verkauft würden, ſo möchte ich dieſes bloß deswegen wünſchen. — Seyn Sie ſo gütig und laſſen meine Commiſſion wohl beſorgen. Diejenigen, denen ich ein * vorgezeichnet habe, möchte ich am liebſten haben. Sie kennen aber die Preiſe der Bücher gewiß beſſer, als ich. Wenn Sie alſo nöthig finden, hier und da noch etwas hinzuzuſetzen, ſo thun Sie es. Beym Ariſtophanes habe ich den Preis gar weggelaſſen. Sie werden ihn ſchon nach Ihrer Billigkeit beſtimmen. Andre, außer den Griechen, gehen vielleicht wohlfeiler weg. — Was ſagen Sie zu Herr Herdern? Mich dünkt, das iſt ein Gegner, der Ihrer würdiger iſt, als ein Kl., und dem Sie alſo auch in einem ganz andern Tone antworten werden, wenn Sie es können oder wollen. — Zu Caſſel werden Sie, wie ich gehört habe, ſchon erwartet. Gehn Sie doch ja auch über Braunſchweig. Sonſt gebe ich Ihnen meinen Seegen nicht mit. Gott weiß, ob wir uns nachher jemals wieder ſehen. — Wo bleibt denn Hermanns Schlacht? — und die Dramaturgie? und Dr. Fauſt? und Arabella? und Philoctet und der II. Theil Laocoons? und alles Uebrige? — Leben Sie tauſendmal wohl und grüßen Sie meine Freunde. Ich bin unaufhörlich

Ihr

Braunſchweig,
den 26. Jan. 1769.

ergebenſter
J. A. Ebert

Liebſter Freund!

Ich habe Ihnen geſtern ſo eilig geſchrieben, daß ich eins und das andere vergeſſen habe. Ich habe Hrn. P. Zachariä Ihren Brief gezeigt

Er entſchuldiget ſich damit, daß er den bewußten Artikel, ſo wie viele andre, aus einer Zeitung in die ſeinige einrücken laſſen, weil er ihn für nicht unwahrſcheinlich gehalten, und die Wahrheit deſſelben nicht habe unterſuchen können. Sie wiſſen wohl, einem Zeitungsſchreiber iſt leicht alles wahr, was gedruckt iſt. Aus Tücke hat er es gewiß nicht gethan; das brauche ich Ihnen wohl nicht zu beweiſen; ob ſein Vorgänger, das iſt eine andre Frage. Ich für meine Perſon wollte, daß Sie, weder um zu lernen, noch um zu lehren, nach Italien gingen; Sie könnten beydes in Ihrem Vaterlande thun. Ich vergebe es Ihnen gar nicht, wenn Sie Ihren Weg nicht über Braunſchweig nehmen — und wenn Sie ſich nicht vorher mit mir und dem Publikum abfinden. Sie verſtehen mich wohl. — Doch was iſt mit einem Manne anzufangen, der gar keinen Grundſatz hat, als dieſen, gar keine Grundſätze zu haben? Aus eben der Urſache kann ich auch leider gar nicht hoffen, Sie in viel wichtigern Dingen zu belehren. In Abſicht auf dieſen Punkt kann ich nur, aus wahrer Liebe zu Ihnen, über Sie ſeufzen; ja ich möchte weinen; wenn Sie auch gleich darüber lachen, oder mich hier, ſo wie dort, mit Ihrer gewöhnlichen Antwort abfertigen wollten: *Es kömmt doch niſcht dabey heraus.* — Ihren erſten Brief, den Sie im vorigen Sommer an mich geſchrieben, und einige von Ihren Briefen an Kl., dergleichen Sie nie an mich, ſondern an meine ärgſten Feinde ſchreiben ſollen, habe ich dem E. P. vorgeleſen. Sie gefielen ihm ſo ſehr, daß er dadurch noch begieriger ward, Sie kennen zu lernen; welches nicht anders geſchehen kann, als wenn Sie über B. gehen. — In dem Verzeichniſſe meiner Commiſſionen habe ich vielleicht den *Thucydides* zu hoch angeſetzt. Was meynen Sie? — doch was ein andrer dafür geben will, das gebe ich auch, oder vielmehr *Einen* Schilling mehr. Befehlen Sie dem, welchem Sie meine Commiſſion auftragen, nur Schillingweiſe zu ſteigen. Ich will aber doch nichts geſchenkt haben. Was mir an den erſten Büchern erlaſſen wird, das kann andern zugelegt werden. Auf die Franzöſiſchen darf ich mir wohl am wenigſten Rechnung machen, da ſie in H. verkauft werden, wo es ſo viele ſeynwollende Kenner giebt, welche die Bücher noch theuerer zu bezahlen pflegen, als ſie im Laden koſten. Sollte der Defect beym La Motte nicht gar zu ſtark ſeyn, ſo wollte ich wohl etwas mehr dafür geben, als ich, ſo viel ich mich erinnern kann, dafür angeſetzt habe. Schreiben Sie mir doch ja bald, und melden Sie mir inſonderheit, ob wir denn an Ihnen ganz verzweifeln ſollen, oder ob wir die allergeringſte Hoffnung haben, die verſprochnen Theile Ihrer Dramatiſchen Werke und Ihres Laocoons bald zu ſehen. —

Werden Sie denn nicht Winkelmannen wenigſtens nachahmen wollen, daß Sie das, was Sie in Italien lernen, uns wieder lehren?

Ich bin mit der aufrichtigſten Hochachtung und Freundſchaft

Ihr

Braunſchweig,
den 27. Januar 1769.

ergebenſter
J. A. Ebert.

Leipzig, den 8. Februar 1769.

Herr Profeſſor Milov gibt mir eine unvermuthete, aber angenehme Gelegenheit, einem berühmten Gelehrten ein Kompliment zu machen, den ich mit ganz Deutſchland ſeit langer Zeit bewundere und verehre. Gedachter Freund verſichert mich, daß Sie erbötig ſind Dero Demoſthenem Aldinum, in welchem eine gelehre Hand viele Verbeſſerungen hinzugeſchrieben hat, mir zum Gebrauch auf einige Zeit anzuvertrauen. Dero großmüthige und uneigennützige Geſinnungen rühren mich mit einem innigen Gefühle von Erkenntlichkeit, und ich wage es, Sie bei Dero Worte zu halten. Wollen Sie mir dieſen Schatz genießen laſſen, ſo ſeyn Sie von der Güte, und laſſen ihn Herrn Profeſſor Milov zuſtellen, der ihn an mich beſorgen wird. Ich werde den gehörigen Gebrauch davon machen, und zu ſeiner Zeit Dero Willfährigkeit zu preiſen nicht vergeſſen. Sie wiſſen, mein Herr, daß dieſes der einzige Dank ſei, womit arme Gelehrte, wie ich, dergleichen Liebesdienſte erwiedern können. Fände ich in Ihrem Demoſthenes mehr, als ich erwarte, und könnten Sie ſich entſchließen, ihn mir ganz abzulaſſen, ſo wollte ich mich erkundigen, was Sie dafür fodern. Außerdem bitte mir Anweiſung zu geben, wem ich Dero Exemplar, nach einem kurzen Gebrauche von wenigen Monaten, zuſtellen ſoll, damit es Ihnen wiederum ſicher zu Handen komme. — Soll ich aber auch bei der Gelegenheit mich bei Ihnen, großer Leſſing, (denn Ihr bloßer Name iſt doch wohl mehr, als alle Titel, werth) bedanken, daß Sie nebſt der guten Sache der Wahrheit, auch zugleich mich, und andere brave Leute, die, wie ich, unſchuldig haben leiden müſſen, an dem gemeinſchaftlichen hölliſchen Feinde gerächet haben? Ich kann nicht leugnen, es iſt mir allemal, wenn auch gleich mein eignes Intereſſe nicht mit eintritt, dennoch lieb, wenn unverſchämten Pralern, unwiſſenden Spöttern, boshaften Läſterern der Mund geſtopft wird. Sind dergleichen Lotterbuben gleich unter der Kritik, und geht gleich die Züchtigung an ihnen verlohren; denn ſie können nicht gebeſſert werden, wollen auch nicht: ſo verdient doch der gelehrte Pöbel, welchen ſie mit ihren Harlequinaden auf der gelehrten Bierbank an ſich ziehen, ſo viel Mitleiden, daß man ihm begreiflich macht, ſein Baal, den er aus Bethörung anbetet, ſei ein Ignorant, ein Plagiarius, ein Böſewicht von der verwerflichſten Art. Ich könnte Klotzen ſeine äußerſt ſeichte Wiſſenſchaft, ſeine Plagia, ſeine Donatſchnitzer unwiderſprechlich darthun, ich könnte die Blöße ſeines grundverderbten Herzens aufdecken. Aber meine Zeit iſt mir zu edel, und ich dünke mich zu gut, meine Hände mit ſo unedlem Blute zu beſudeln. Gelaſſen, meiner Sache gewiß, und rühmlich ſtolz, erwarte ich von der Zeit, von der Wahrheit, und von der Billigkeit uneingenommener Kenner, die mir ſchuldige Gerechtigkeit, die mir nicht entſtehen kann, noch wird, wenn ich nur halb ſo viel Gutes an mir habe, als der unerbettelte Ruf mir beilegt. Iſt an meinen Schriften etwas Gutes, ſind ſie brauchbar, ſo werden ſie ſich ſchon ſelbſt rächen, und mich rechtfertigen. Auch die ſtumme Wahrheit überſchreit elende Scribenten. Sind ſie aber ſo ſchlecht, als meine Feinde (oder vielmehr mein einziger Feind) ſie machen, ſo thäte ich thöricht, und verriethe ein böſes Gewiſſen, wenn ich mich ihrer annähme. Ich nehme alſo mit Wohlbedachte an dieſem Kriege keinen Antheil. Ich verliere kein Wort, ſondern ſehe dem Ausgange ganz getroſt entgegen, wobei mein Feind verlieren muß. Wiewohl er ſchon im Taumeln iſt; denn dahin haben ihn Leſſing und Herder gebracht, der Caſtor, der Pollux von Deutſchland, den Amycum. Heben dieſe ihre Peitſche auf, ſo muß der Hund verſtummen, und ſich verkriechen. Ich danke Ihnen alſo, großer Leſſing, im Namen des Publikums, und, wenn Sie wollen, auch in meinem eignen, für die Mühwaltung, die Sie ſich genommen haben, die Schmach ſo vieler braven Leute zu rächen, und wünſche Ihnen viel Glück zu Ihrem Siege. Zugleich empfehle ich mich, unter Anwünſchung alles Wohlergehens zu fernern Wohlwollen ꝛc. ꝛc.

D. Reiske.

Berlin, den 9. März 1769.

Liebſter Bruder,

Ich ſchrieb Dir ſeit einiger Zeit nicht, weil ich Dich ſchon in Dänemark glaubte. Geſtern aber erfuhr ich, Du ſeyſt noch in Hamburg und mit Deiner Auktion beſchäftigt. Herders kritiſche Wälder habe ich nun geleſen. Er ſcheint mir in den Geiſt Deines Laokoons nicht eingedrungen zu ſeyn. Mit ſeiner Widerlegung, in Betracht des Philoktets von Sophokles, hat er ganz Unrecht. Man darf dieſe

Tragödie nur aus dem Auszuge kennen, den er ſelbſt davon macht. Moſes iſt meiner Meynung, und verſicherte mich, daß ihn das ganze erſte Wäldchen ärgere: nicht, weil H. Dich widerlegt, ſondern, weil er ſo wenig eingeſehen, wohin Du gewollt. Ueber das zweyte Wäldchen, das Klotzen betrifft, möchte ich Herdern ſehr loben, wenn ich auf mein Lob einigen Werth legen könnte. Was wird aber Klotz zu dem ganzen Herderſchen Werke ſagen? Soll er es loben? Ja! wenn nicht das andere Wäldchen wäre! Soll er es tadeln? Wenn nur nicht das erſte Wäldchen wäre! Ich bin begierig, wie er ſich heraus winden wird. Er hat zwar, wie Du wohl wiſſen wirſt, öffentlich allen Streitigkeiten mit Dir entſagt: ein Merkmahl, daß er ſich ſehr in die Enge getrieben ſieht!

Ramler hat Dir ſelbſt geſchrieben. Er möchte gern eine Antwort haben. Zwar hat er mir nicht geſagt, was er Dir geſchickt, aber ich glaube, ich kann es errathen. Es werden ſeine Horaziſchen Oden ſeyn, die ich abgeſchrieben habe, und die man bald gedruckt leſen wird.

Döbbelin iſt ſchon mit ſeiner Truppe und ſeinen Pferden beynahe vierzehn Tage hier, und darf nicht ſpielen. Er mag ſeyn, wie er will, ſo geſchieht ihm diesmal Unrecht. Schuch, der freylich ein vorzüglicheres Privilegium als er hat, iſt nicht hier, ſondern hat nur ſeinen Hanswurſt Berger hergeſchickt, der Berlin mit elenden Operetten heimſucht, und uns nur ſelten eine Burleſke giebt. Mit Döbbelins Ruin ſcheint man Schuchens Untergange zuvor kommen zu wollen.

Wie ſteht es mit Deiner Dramaturgie? Willſt Du nicht Deine Matrone von Epheſus herſchicken? Herr Riedel ſagte letzthin in ſeinen Erfurtiſchen Zeitungen: der zweyte Theil der antiquariſchen Briefe ſey unter der Preſſe. Weiſt Du was davon?

Lebe tauſendmal wohl, liebſter Bruder; und vor Deiner Abreiſe ja noch einen Brief!

Dein

treuer Bruder,

Karl.

Halberſtadt, den 9. März 1769.

Alle Welt ſagt, Leſſing geht nach Rom, an die Stelle des groſſen Winkelmann. Und ging' er, Papſt zu werden, ſo wär' es meinem patriotiſchen Herzen zuwider. Sollen wir unſere deutſchen Männer den dummen Römern geben? den Pfaffen? Haben wir der deutſchen Männer zu viel? — Den dummen Römern ſag' ich! Wie kann ich das bey Horaz, Virgil, Cäſar, Catull und Cato, wie bey Cicero verantworten? und wie beym Cardinal Albani? Hätt' ich an den Cardinal Albani gedacht, ſo hätt' ich das Beywort nicht hingeſchrieben; es wäre mir nicht eingefallen, daß auf dem Capitol ein päpſtlicher Stuhl ſteht. Cardinal Albani mag wohl der einzige Römer ſeyn, der da weiß, was Rom an unſerm Leſſing erobert.

Wär' ich ein Spötter, wie Juvenal, nicht ein Lacher wie Horaz — wahrlich, liebſter Leſſing, ſo macht' ich die bitterſten Satiren auf Alle, die nicht wiſſen, was wir an unſerm Leſſing verlieren.

Der Kayſer, ſagt man, wolle eine deutſche Akademie der Wiſſenſchaften ſtiften; Klopſtock ſolle ihr Präſident ſeyn, Katholiken, Proteſtanten, Preußen und Sachſen zu Mitgliedern aufgenommen werden. Zwölf, in Wien gegenwärtig, ſollten jeder zwey tauſend Thaler haben; vier und zwanzig, auswärts in deutſchen Landen ohne Unterſchied, jeder ein tauſend Thaler. Jene zwölf ſollten die erſten Genies ſeyn, dieſe vier und zwanzig ſollten von jenen Zwölfen durch Mehrheit der Stimmen erwählt werden. Vier Claſſen ſollten ſie machen: in der erſten die größten und originellſten Köpfe, die Klopſtocke, die Leſſinge; in der zweyten die beſten Proſa-Scribenten; in der dritten, die beſten Dichter zweyter Größe; in der vierten die beſten Ueberſetzer. Die Mitglieder der erſten Claſſe ſollten die Kunſtrichter der übrigen drey ſeyn; jedes Mitglied ſollte ſeine Schriften zum erſten mal ſelbſt herausgeben; zum andern mal ſolle die Akademie die Ausgabe beſorgen. Das alles ſagt man. Und wär' es alles wahr, ſo machte es, lieber Leſſing, Ihrem Freunde, dem Grenadier, nur halbe Freude, weil der Stifter nicht ſein Friedrich iſt. Ein wenig weiter wären wir gewiß, wenn, anſtatt des Lappländers Maupertuis, ſeit 1740 ein Leſſing Präſident einer deutſchen Akademie in Berlin geweſen wäre. Zur Beſchämung derer, die in Berlin meinen Leſſing nicht feſt hielten, iſt es ſchon recht, daß er nun zum Präſidenten nach Rom berufen iſt. Man ſollte ihn noch in Deutſchland feſt halten! Wenn nun aber Rom, und das Schickſal es beſchloſſen hat, daß wir ihn verlieren ſollen; wenn mit unſerm Bitten und Flehen es nicht abzuwenden iſt: dann, mein liebſter Freund, ſagen Sie mir ſo geſchwind als möglich, wenn Sie abgehen werden, und welchen Weg Sie nehmen. Denn noch immer bin ich Willens, in dieſem Frühjahre eine Geſundheitsreiſe zu meinen Freunden vorzunehmen. Und, träf' ich meinen Leſſing noch in Hamburg, ſo wollt' ich dahin zuerſt die Stange meines Reiſewagens richten. Leben Sie wohl, mein Theuerſter! Nach Ihrem letzten Briefchen, das Herr König mir auf das Krankenbett brachte, wurde mit größter Ungeduld auf den darin verſprochenen langen Brief gewartet. Machen Sie doch Ihrem Gleim dieſes Geſchenk noch vor Ihrer Abreiſe, wenn es irgend möglich iſt.

Herr Bode hat Befehl, mir Herrmanns Schlacht zu ſenden. Bitten Sie ihn doch, daß er keinen Tag verſäumt. Mein einziger langer Gedanke war bisher dieſe Herrmanns Schlacht. Auch fehlen mir noch das Titelblatt und das Regiſter, wenn ein's dazu iſt, zu der göttlichen Dramaturgie. In dem Enthuſiasmus, mit welchem ich ſie jetzt eben leſe, ſchickt ſich dies Beywort. Hony ſoit qui mal y penſe, daß es, dem Verfaſſer in's Geſicht geſagt, nur Schmeicheley ſeyn könnte. Gleim kann nicht ſchmeicheln.

Welch ein Adramelech hat den Verfaſſer der neuen Kriegeslieder, des Pasquills, beſeſſen? Wär' er ein Preuße, ſo ſollt' er Spießruthen laufen, und der Grenadier das Commando dabey haben.

Gleim.

Berlin, den 25. März 1769.

Liebſter Freund,

Ich hatte vor drey Wochen in den Erfurtiſchen gel. Zeitungen geleſen, daß der zweyte Theil der antiquariſchen Briefe unter der Preſſe ſey. Damals wußte ich ſelbſt noch nichts gewiſſes darüber. Inzwiſchen iſt es mir angenehm, daß ich durch Ihr Schreiben vom 14. März von der Wahrheit dieſer Anekdote überzeugt worden bin; denn man findet, daß Hr. Riedel und ſeine Genoſſen, bey aller ihrer geheimen Correſpondenz, dennoch öfters falſche Nachrichten bekommen.

Vermuthlich hat *** dieſe Nachricht ſo früh an Riedeln geſchrieben. Sie thun wohl, wenn Sie in der Buchdruckerey die gemeſſenſten Befehle ſtellen, daß keine Aushängebogen oder Correcturen aus den Händen gegeben werden; denn ſonſt möchte das Buch eher in Klotzens und Riedels Händen ſeyn, und recenſirt werden, als es noch ins Publicum kommt; und das wäre doch nicht nöthig.

In den halliſchen Zeitungen habe ich geleſen, daß auch Herr von Murr wider den Laokoon geſchrieben hat. Erinnern Sie ſich, daß ich Ihnen in Leipzig ſagte, Hr. von Murr wäre ein ſchlechter Schreiber, und Sie möchten ſich wegen ſpaniſcher Nachrichten nicht mit ihm einlaſſen. Klotz hetzet alles Volk auf, und er ſelbſt will ſich die Miene geben, als ob er großmüthig ſtill ſchwiege. Hr. v. Murr hat auch mich grob angegriffen; ich verachte ihn aber. Er iſt wider die Allg. d. Bibl. erbittert, weil darin geſagt iſt, daß ſeine Ueberſetzung von Fieldings Reiſe nach Liſſabon nichts tauge; und das iſt doch wahr.

In des IXten Bandes 1ſtem Stück der Allg. d. Bibl. ſteht die Recenſion des Laokoon. Ich bin begierig, wie Sie damit zufrieden ſeyn werden. Aber den Verfaſſer will ich Ihnen nicht ſagen. Dasjenige was ich, wie Sie wiſſen, vor dem Abdrucke Ihnen eingewendet, daß in Abſicht auf die Anwendung der Schönheit ein großer Unterſchied zwiſchen Bildhauerey und Malerey Statt finde, und daß Sie nur in Abſicht der erſtern vollkommen Recht hätten, hat er auch in etwas bewieſen, aber von einer andern Seite.

Hr. Moſes grüßt Sie; und ich bin ſtets

Ihr

Nicolai.

Göttingen, den 7. April 1769.

Ich ſage Ihnen lebhaft Dank, daß Sie meine Erläuterung über unſern ſtreitigen Fechter geneigt aufgenommen haben. Lieb war mir es um deſto mehr, weil ich in Anſehung des Miles Veles allerdings eine Uebereilung begangen, und die zweyte Vergleichung damals, als ich es in den Anzeigen niederſchrieb, nicht angeſtellt, ſondern mich auf die erſte flüchtige Bemerkung verlaſſen hatte. — Daß ich auf die Stellen des Diodors und Polyäns nicht mehr gedrungen habe, macht, daß ich vorausſetzte und vorausſetzen mußte, daß ſie Ihnen ſo gut bekannt wären als mir, da ſie ſelbſt von den Auslegern angeführt werden. Nur die Stelle im Xenophon allein ſuchte ich für mich ſelbſt auf, und ſo zeigte ich ſie alſo auch allein nach Buch und Kapitel an; wie ich es auch in andern Fällen zu halten pflege. Sie haben die Stellen nunmehr reiflicher erwogen, alles mehr durchkauet, als ich gethan habe. Sie haben meinen völligen Beyfall und meine wahre Hochachtung, und ich hoffe die Ihrige Zeitlebens zu verdienen.

Heyne.

Ich habe jetzt den Pereira vor mir, wo der Borgheſiſche Fechter umgezeichnet in Kupfer vorgeſtellt iſt: der rechte Schenkel voraus u. ſ. w. Je mehr ich ihn anſehe, deſto weniger kann ich mir vorſtellen, daß er einem nahen Feinde einen Hieb verſetzen wolle. Sollte es nicht vielmehr ein Stoß von unten herauf ſeyn? Doch vielleicht iſt hier das Kupfer unrichtig, wie an der linken Hand. Und dann kann die ganze Bewegung des rechten Arms freylich nichts entſcheiden, da er neu iſt.

Der ſtehende Stand der Soldaten des Chabrias iſt, däucht mir, ſchön dargethan.

Der Miles Veles muß gar nicht mehr ins Spiel gezogen werden; er paßt zu nichts.

Leipzig, den 28. April 1769.

Mit ſchuldiger Dankbarkeit ſchicke ich Ihnen Dero Aldinam wiederum zurück. Wider den Wohlſtand darf ich nicht befürchten, zu verſtoſſen, oder Dero Erwartung zu widerſprechen, wenn ich die lautere Wahrheit bekenne. Viel neues habe ich in Ihrem Exemplare nicht gefunden. Das allerneuſte hatte ich ſchon aus andern meiner oder fremder Handſchriften angezeichnet. Doch erkenne ich Dero guten Willen und Dienſtfertigkeit mit einem eben ſo lebhaften Gefühle, als wenn ich aus Ihrem Exemplare die wichtigſten Entdeckungen gemacht hätte, und überdem gibt doch deſſelben Beitritt dem Gewichte der andern gleichſtimmigen codicum eine nicht unerhebliche Zulage. Meine vorgehabte Ausgabe der griechiſchen Oratoren ſteht noch zur Zeit in der crisi. Geht es aber gleich damit etwas langſam und ſchwierig her, ſo gebe ich darum doch noch nicht allen Muth auf. Zeit und Geduld überwindet vielmals die ſchrecklichſten Schwierigkeiten, und die Ausſicht neiget ſich doch nunmehr auf die beſſere Seite. Sollte alſo ja mein Vorhaben noch einen glücklichen Ausgang gewinnen, ſo werde nicht ermangeln, den ſchuldigen Dank meinem Wohlthäter öffentlich abzutragen.

Die Billigkeit Ihres Urtheils von meinem deutſchen Demoſthenes rühret mich, und flößet mir die trefliche Hofnung ein, das Publikum werde endlich einmal aufhören, ſich an das tobende Geſchrei meiner abgeſagten Feinde zu kehren, und dagegen anfangen, mit uneingenommener Wahrheitsliebe das würklich rühmliche zu prüfen, zu erkennen, und zu nutzen. An meiner Hochachtung gegen ſo ausgemachte und ſo bekannte Verdienſte, als die Ihrigen um die gute Literatur ſind, können Sie, mein Herr, ganz nicht zweifeln, nur wünſche mir bald Gelegenheit zu haben, dieſe Hochachtung öffentlich bezeigen zu können, der allezeit verharre

D. Reiske.

Liebſter Leſſing!

Kaum kann ich Sie noch ſo nennen; ſo erboſt bin ich noch auf Sie; aber mein gutes Herz hat mich überraſcht! — Niemals habe ich mir Ihre Satyre mehr gewünſcht, als itzt, um ſie gegen Sie ſelbſt zu brauchen. Einem hungrigen, heißhungrigen Menſchen einen leckern Biſſen dicht vors Maul zu halten, und indem er eben zuſchnappen will, zurückzuziehen, und ihn andern zu geben, die vielleicht ſatt waren, und ſich kaum dafür bedankten! Welche Grauſamkeit! — Dieſe

Grauſamkeit wird dadurch noch größer, daß jener arme Menſch nunmehr alle Hoffnung jemals wieder einen ſolchen Biſſen zu bekommen, aufgeben und jämmerlich verſchmachten muß, und keinen andern Troſt übrig hat, als daß er noch einen andern elenden neben ſich ſieht, der eben ſo, wie er, um Rache gen Himmel ſchreyt. — Hätten wir unglückliche Leute uns doch lieber an wildfremde Menſchen gewandt; wir hätten gewiß mehr Mitleid gefunden. — Wenn Ihnen noch einigermaßen daran gelegen iſt, ſich mit mir auszuſöhnen, ſo müſſen Sie alles das liefern, was ich und das ganze Publikum ſchon ſo lange von Ihnen erwartet. Wo bleibt denn zum Henker! (es reißt mir endlich die Geduld!) Ihr tragiſches Theater, Ihr II. Theil vom Laocoon, Ihre Dramaturgie, wovon ich bis jetzt nichts mehr als 56 Stücke habe, die ich nicht einmal einbinden laſſen kann? ꝛc. ꝛc. Ich würde Sie jetzt (zumal nach jenem garſtigen Streiche) ohne die geringſte Barmherzigkeit pfänden ſehen; und noch lieber möchte ich ſelbſt ihr Schreibpult plündern. Wie wollte ich mich für jenen Verluſt ſchadlos halten.

Braunſchweig,
den 5. May 1769.

J. A. Ebert.

Berlin, d. 5. Jun. 1769.

Mein ſehr werther Freund,

Daß Sie mit der Recenſion Ihres Laokoons zufrieden ſind, iſt mir lieb. Wie iſt es denn mit dem zweyten Theile deſſelben? werden Sie ihn denn wirklich noch fertig machen, ehe Sie wegreiſen?

Von Hagedorn haben Sie ſich durch Heineken gewiß einen unrechten Begriff machen laſſen. Er iſt weiter nicht Klotzens Freund, als daß er vorher von Klotz eine gute Meynung mag gehabt haben, die er jetzt hat fahren laſſen.

Was die Recenſion von Heinekens unzuverläſſigen Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen im IXten Bande der Allg. deutſch. Bibl. betrifft, ſo iſt ſie von mir, und ich glaube, daß ich in jeder Sylbe derſelben Recht habe. Wenn ich darin zu lebhaft geweſen bin, ſo kommt es daher, daß ich verdrießlich war, weil mir Heineken durch ſeine confuſen Nachrichten von Berlin, ſo unſäglich viel vergebliche Mühe gemacht hatte, und weil es mich auch wirklich verdroß, daß Heineken, der lange mit der Kunſt gewuchert hat, und mancher rechtſchaffenen Künſtler Geißel geweſen iſt, Hagedornen ſo herunter ſehen will, der wirklich ſehr gute Einſichten beſitzt, der alle rechtſchaffnen Leute gern befördert, und der in Sachſen ſo gute Einrichtungen gemacht hat, wie unter Heinekens Regierung nie würden ſeyn gemacht worden.

Hagedorn ſelbſt hat zu meiner Recenſion gewiß nicht die geringſte Veranlaſſung gegeben, kann ſie auch nicht gegeben haben; denn ich bin ihm, nach der Prokraſtination, die ich von Ihnen gelernt habe, wirklich ſeit anderthalb Jahren einen Brief ſchuldig. Uebrigens iſt doch Heinekens ganzes Werk ein Miſchmaſch von wenigem Guten und vielem Schlechten, der im Ganzen der Mahlerey wahrlich wenig Nutzen ſchafft.

Doch genug davon! Wie iſt es mit Ihrer Reiſe, und mit den Werken, die Sie noch ferner machen wollen? Wenn Sie zu Ende dieſes Monats wegreiſen, ſo wird der zweyte Theil vom Laokoon wohl nicht fertig werden; und den wünſchte ich doch recht ſehr zu ſehen. Was den dritten Theil der antiquariſchen Briefe betrifft, den Sie im Manuſcript zurücklaſſen wollen; ſo ſehe ich ihn an, wie die Kinder im Eheſtande: wenn Sie erfolgen, iſt es gut; wo nicht, ſo muß man auch zufrieden ſeyn.

Noch eins! Da Sie nun doch allem deutſchen Schreiben entſagen wollen, ſo ſollten Sie mir wohl Ihre Collectaneen zu einem deutſchen Wörterbuche hier laſſen. Es verſteht ſich, daß ich ſie Ihnen vergütete. Ich könnte doch vielleicht einmal etwas davor nützen, und Ihnen möchten ſie auf der Reiſe verloren gehen*). Leben Sie wohl, liebſter Freund, und lieben Sie mich. Ich bin

Ihr

ergebenſter,
Nicolai.

---

*) Ich wünſchte, daß Leſſing dieſes Verlangen erfüllt hätte, ſo würden dieſe intereſſanten Kollektaneen noch vorhanden ſeyn. Sie ſind wahrſcheinlich in der Kiſte geweſen, die zwiſchen Leipzig und Braunſchweig verloren ging. (S. den Vorbericht zum 11ten Th. der ſämmtlichen Schriften, S. XXVIII.) [Bd II, S. 495.] Leſſing hat ſeinen Freunden geſagt, es ſey in dieſer Kiſte der ſchon völlig ausgearbeitete Buchſtab A geweſen. Was Leſſing nachher ſammelte, wird wenig mehr geweſen ſeyn, als was Fülleborn noch gefunden, und (in Leſſings Leben S. 142. ff.) hat drucken laſſen. [Bd XI, S. 617.] Es iſt nicht bedeutend. (Man ſ. auch darüber den Allg. lit. Anzeiger, 1799, Nr. 153. S. 1517.) Leſſing hatte ſchon im J. 1774 alle Gedanken an ein deutſches Wörterbuch aufgegeben. (M. ſ. den XXXſten Th. d. Schriften S. 284.) [Bd XII, S. 409.]

Die Urſache, warum mir, beym Schluſſe des Briefes einfiel, Leſſingen um ſeine Kollektaneen zu bitten, war, weil ich damals ſelbſt einen Plan zu

Berlin, den 1. Julius 1769.

Liebſter Bruder,

Einige Zeit dachte ich Dich ſchon auf der Reiſe nach Italien; hernach wollte Hohlfeld*) nach Hamburg, und mit dieſem wollte ich

einem vollſtändigen deutſchen Wörterbuche entworfen hatte. Ich hatte oft mit Moſes und auch mit Leſſing darüber geſprochen, der meinen Plan billigte, obgleich ſeine Kollektaneen nach einem ganz andern Plane gemacht waren. Ich hatte damals im Sinne, meinen Plan drucken zu laſſen, ihn durch einige Beyſpiele zu erläutern, und nachher zu verſuchen, ob ich ihn könnte ausführen laſſen. Meine Idee war folgende:

Ein Wörterbuch ſoll nicht dienen, die Sprache zu beſtimmen oder ſie feſtzuſetzen, wie die Franzoſen meinten. Jede Sprache bildet ſich durch den Gebrauch, der davon gemacht wird, und verändert ſich nothwendig wieder, wenn ſich die Begriffe der Nation verändern. In Frankreich und England wird die Sprache der Schriftſteller durch die Konverſationsſprache in den Hauptſtädten ausgebildet. In Deutſchland müſſen wir einen großen Theil dieſes Vortheils entbehren, weil wir keine Hauptſtadt haben, weil die deutſchen Hauptſtädte wechſelſeitig ihre Sitten und ihre Art zu ſprechen faſt gar nicht kennen, und weil der größte Theil unſers feinern und vornehmern Publikums ſich noch immer nach fremden Sitten formt, unter Begriffen aufwächſet, die von fremden Nationen entlehnt ſind, und fremde Sprachen ſpricht. Daher findet man in unſern Luſtſpielen und Romanen ſehr deutlich, wie arm und ungebildet unſere Konverſationsſprache iſt, obgleich unſere Sprache ſonſt für ſo reich und gebildet gelten kann. Man merkt es in deutſchen Schriften ſehr deutlich, daß wir in unſerer Literatur mehr eine leſende, als eine ſprechende Nation ſind. Leſſing ſelbſt erkannte, daß ſogar unſere dramatiſchen Stücke mehr geleſen als vorgeſtellt werden. (Man ſehe Leſſings Briefwechſel mit Moſes Brief 35. Th. 28. S. 222.) [Bd XII, S. 94.] Da nun unſere vortrefflichſten Schriftſteller ſelten mit der lebenden Welt umgehen, ſelten mündlich mit feinen Kennern, die nicht Schriftſteller ſind, Gedanken wechſeln, oder deren Urtheile hören können: ſo haben ſie ſich ſelbſt bilden müſſen, und ſehr langſam wird das Publikum durch ſie gebildet; unſer Publikum aber bildet faſt gar nichts an den Schriftſtellern, und vor dreißig Jahren geſchah dies noch weniger. Daher gilt von der deutſchen Sprache noch vorzüglicher, daß ein deutſches Wörterbuch ein Regiſter der Wörter ſeyn muß, welche die Schriftſteller gebraucht haben, nebſt der Art, wie ſie dieſelben gebrauchten.

Eine noch größere Schwierigkeit bey einem deutſchen Wörterbuche entſtehet aus einer Vollkommenheit, die unſerer Sprache allein eigen iſt. Die deutſche Sprache iſt unter allen neueren die einzige, (wenn man allenfalls

*) Hohlfeld, einer der ſinnreichſten Mechaniker, der zuletzt eine Penſion von der Akademie zu Berlin hatte, welche ihm auch viele ſeiner Kunſtſachen abkaufte. **Karl G. Leſſing.**

ſchreiben; aber ſeine Reiſe verzieht ſich, und ich muß nur thun, was ich gleich thun ſollen: Dir mit der Poſt ſchreiben. Wie oft ich an Dich gedacht, will ich Dir nicht ſagen; denn das glaubſt Du mir wohl ohnedies.

die italiäniſche einiger Maßen ausnimmt) welche eine eigene poetiſche Sprache hat. Man denke ſich einmal, wie verſchieden ein **vollſtändiges** deutſches Wörterbuch, (wohin auch die eigentlich-poetiſchen Wörter und der dichteriſche Gebrauch, der von gewöhnlichen Wörtern gemacht wird, gehören) nach den verſchiedenen Epochen ſeyn müßte, die man der Sprache in dieſem Jahrhunderte geben kann. Wie verſchieden würde ein Wörterbuch, das nach **Wolfs** Zeiten herausgekommen, aber doch eher, als **Klopſtocks Meſſias** erſchienen wäre, von einem andern ſeyn, das **nach Klopſtock**, aber **eher** gemacht wäre, als **Wieland** und nach ihm **Göthe** unſerer Sprache in ſo manchem Betrachte eine neue Wendung und eine vorzüglichere Bildung gaben! Und wie verſchieden müßte es wieder ſeyn, von einem, das ſeit der Blüthe des Ruhms dieſer beiden vortrefflichen Schriftſteller herauskäme!

Ich fand alſo, es ſey kein anderes Mittel, zu einem vollſtändigen und recht brauchbaren deutſchen Wörterbuche zu gelangen, als aus allen deutſchen Schriftſtellern ſelbſt heraus zu ziehen, welche Wörter ſie gebraucht, und **in welcher Verbindung** und **zu welchem Zwecke** ſie dieſelben gebraucht hätten. Zu dieſem Behuſe wollte ich alle deutſchen Schriftſteller unter etwa zwanzig arbeitſame, der deutſchen Sprache nicht unkundige Leute austheilen, und durch ſie die Stellen ausziehen laſſen, welche den Gebrauch jedes Worts zeigten. Ich hatte mir eingebildet, in zehn Jahren könne wohl die Sammlung fertig ſeyn. Wenn dieſer ungeheure Vorrath, multorum camelorum onus, dann nach alphabetiſcher Ordnung geordnet wäre, ſo müßte ein Mann von geprüften Kenntniſſen das eigentliche Wörterbuch daraus verfertigen. Ich wußte, als ich in den ſechziger Jahren dieſe Idee faßte, noch nichts von Johnſons engländiſchem Wörterbuche. Dieſer hat es beynahe nach demſelben Plane ausgeführt, und mit bewundernswürdigem Fleiße **allein** ausgeführt, was ich durch zwanzig und mehr Menſchen ausführen wollte. Aber die deutſche Sprache iſt auch wenigſtens viermal reicher und mannigfaltiger, im Guten und im Fehlerhaften, als die engländiſche. Und da die deutſche Sprache eine der europäiſchen Hauptſprachen iſt, nicht ſo wie die engländiſche eine abgeleitete; ſo kann ein deutſches Wörterbuch, ſo wie ich es mir vorſtelle, noch lehrreicher gemacht werden, als Johnſons Buch, würde aber auch unendlich mehr Schwierigkeiten haben. Daß mit dieſem geordneten Vorrathe ein viel vollkommneres Wörterbuch entſtehen könnte, als alle bisherigen, davon bin ich noch überzeugt; ob ich gleich ihren großen Werth erkenne, und mich freue, daß wir beſonders das vortreffliche Adelungſche haben.

Ich würde zum Behuſe des Wörterbuchs die deutſchen Schriftſteller in vier Klaſſen theilen:

1) **Klaſſiſche Schriftſteller**: z. B. **Klopſtock**, **Wieland**, u. ſ. w.

Meil verſpricht Dir gewiß, die verlangten Kupfer vor Michaelis fertig zu ſchaffen. Er würde Dir ſelbſt geſchrieben haben, wenn er nicht ſo viel zu thun hätte. Er muß in einem Monathe die Zeichnung zu einem großen Kalender für das Halberſtädter Domkapitel fertig

Aus dieſen müßte jedes Wort ausgezogen werden. Geſetzt, ein ſolcher Schriftſteller hätte ein neues Wort auch nur einmal gebraucht; geſetzt, er hätte es auf eine Art gebraucht, die man nicht rathen könnte nachzuahmen: ſo wird ein ſolcher Schriftſteller nicht leicht ein neues Wort gemacht, oder ein bekanntes auf eine ungewöhnliche Art gebraucht haben, ohne irgend einen guten Grund. Die Unterſuchung deſſelben, geſetzt auch, der Gebrauch wäre einmal fehlerhaft geweſen, müßte bey ſolchen Schriftſtellern immer lehrreich ſeyn.

2) **Gute Schriftſteller.** Deren hat unſere Sprache viele, und zum Theil ſehr vortreffliche, ob ich ſie gleich nicht zu den klaſſiſchen rechnen möchte. Die Beſtimmung, wer ein klaſſiſcher Schriftſteller zu nennen ſey, hat überhaupt allerdings große Schwierigkeiten. Nach der Lage und der allmählichen Bildung unſerer Sprache, würde ich diejenigen in Abſicht auf die Sprache als klaſſiſche Schriftſteller nehmen, durch welche unſere Sprache irgend eine Art von Bildung erhielt. So wäre ich zum Beyſpiel geneigt, Sturz unter die klaſſiſchen Schriftſteller zu ſetzen, aus dem ich in meinem Wörterbuche jedes Wort würde ausziehen, und die Art beſtimmen laſſen, wie er es gebraucht hätte; ungeachtet wir **gute** Schriftſteller haben, denen er an Werth weit nachzuſetzen iſt, wenn man auf den ganzen ſchriftſtelleriſchen Charakter ſieht. Aber Sturz war einer der erſten Schriftſteller, der nicht als ein Gelehrter ſchrieb, ſondern als ein Weltmann, der die große Welt geſehen und fein beobachtet hatte. Daher liegt für unſere ſo arme Konverſationsſprache mancher Schatz in Sturzens Schriften, den unſere Luſtſpiel- und Romanſchreiber nicht vernachläſſigen würden, wenn ſie den Werth von Sturzens Schriften erkennten, und glaubten ſtudieren zu müſſen ehe ſie ſchreiben.

Aus den **guten** Schriftſtellern würde ich nichts anders ausziehen laſſen, als was richtig oder lehrreich wäre. Doch giebt es gute Schriftſteller, die nicht allemal korrekt ſind, z. B. **Gellert**, **Zachariä** ꝛc. Hier müßten die kleinen Fehler ſolcher Schriftſteller angeführt werden, damit man ſie nicht nachahme.

3) **Gemeine und ſchlechte Schriftſteller.** Sie ſind Legion! Aus dieſen würde weniger ausgezogen. Indeſſen findet ſich in ihnen manches Lehrreiche für die Sprache. Es würde mich zu weit führen, hier aus einander zu ſetzen, wie, meiner Meinung nach, dieſe Schriftſteller für das Wörterbuch zu brauchen wären.

4) **Alte Schriftſteller.** Sie ſind von ſehr mancherley Art, und würden genaue Unterabtheilungen erfordern. Ich rechne zu den **alten** Schriftſtellern alle, die vor Wolf geſchrieben haben. Denn durch deſſen Philoſophie und durch die darauf gebaute veränderte Theologie, ward unſere Proſa zuerſt, obgleich freylich ſehr einſeitig, umgebildet. Unſere Poeſie war damal, be-

haben. Gleim iſt ſeit etlicher Wochen hier; ich habe ihn aber nur ein einzigesmal geſprochen. Er hat einige neue Gedichte gemacht. Viele bewundern ſie; ob aber Ramler darunter iſt, weiß ich nicht. Sie ſollen oft mit einander in Geſellſchaft ſeyn, und ſich verſöhnt haben.

ſonders in Abſicht auf die poetiſche Sprache betrachtet, nicht viel mehr als Proſa. Eigentlich würden in meinem Wörterbuche **Hagedorn** und **Haller** als die erſten Dichter gelten, die zu den **neuern** gehören.

Noch muß ich hinzufügen, daß ich mein Wörterbuch **nach den Stammwörtern** oder **Primitivwörtern** ordnen würde. Es ſcheint mir, andere Vortheile ungerechnet, daß man auf keine andere Art die der deutſchen Sprache ſo eigenen Verbindungen und Zuſammenſetzungen, ſowohl die erlaubten als die unerlaubten, zweckmäßig werde überſehen können. Am Ende würde allenfalls durch ein alphabetiſches Regiſter für die Bequemlichkeit des Nachſchlagens geſorgt werden können.

Als ich dieſen Brief an Leſſing ſchrieb, hatte ich ſchon angefangen, eine Sammlung deutſcher Schriftſteller zum Behufe des Wörterbuchs zu machen, die ich auch noch beſitze, obgleich an der Vollſtändigkeit viel fehlet. In den ſiebziger Jahren fing ich an, den Plan auszuarbeiten, wovon obiges die Außenlinien ſind. Ich wollte die deutſchen Schriftſteller nach meinem Zwecke klaſſificiren, und Beyſpiele von einigen Wörtern hinzufügen, wie ich glaubte, daß ungefähr die Behandlungsart ſeyn müßte. Dann wollte ich ein Paar Jahre die Stimme der Kenner abwarten, in wiefern mein Plan bleiben, und in wiefern er verbeſſert werden könnte; alsdann aber eine Anzahl fleißiger Hände ſuchen, welche alle deutſchen Schriftſteller nach dem vorgeſchriebenen Plane auszögen, und es darauf ankommen laſſen, ob ſich nach zehn Jahren **ein Kopf** fände, der ihren Vorrath verarbeiten könnte. Mehrere Umſtände verhinderten die Ausführung und den Druck meines Plans, und die Ausführung der Sache ſelbſt. Ich will gern geſtehen, daß die unvernünftigen und niederträchtigen Klotziſchen und damit verwandten Anfälle, ſo ſehr ich ſie an ſich auch verachtete, mich etwas ermüdeten, da ſie einige Jahre währten, und mir ungemein viel edle Zeit raubten; ſo wenig ich auch dabey that. Auch waren dieſe Zeiten, nebſt der gleich darauf folgenden lächerlichen Kraftperiode, eben keine Aufmunterung, eine ſehr große Unternehmung, die unbeſchreiblich viel Mühe, Sorgen und Koſten erfordert haben würde, für ein Publikum zu wagen, das ſo wenig zu unterſcheiden wußte was gut und was ſchlecht war. Dazu kam die fortdauernde unſägliche Arbeit, um die Allgemeine deutſche Bibliothek zu erhalten, und ſie in allen ihren vielen Theilen zu mehrerer Vollkommenheit zu bringen. Gerade in den ſiebziger Jahren waren die Sorgen desfalls größer, als man es ſich vorſtellen kann. Ich erlag damal ſchon beynahe unter der vielfältigen Arbeit, und fand es nach reifer Ueberlegung nicht rathſam, mich in eine Unternehmung einzulaſſen, die ſehr große Koſten erfordert haben würde, zu einer Zeit, wo mir aus manchen Urſachen die Aufwendung großer Koſten nicht leicht war, die viel

Gleim will ſeine ſämmtlichen Werke auf Pränumeration prächtig drucken laſſen; die Vignetten dazu ſoll entweder Oeſer oder Meil machen.

Weiße aus Leipzig iſt auch mit ſeiner Familie einige Zeit hier geweſen. Ich habe zu verſchiedenen Malen mit ihm geſprochen. Nicht von ihm, ſondern von Andern weiß ich, daß er wieder an einer Operette arbeitet, weil Operetten das einzige Mittel ſind, Kochen Zuſchauer für ſein Theater zu ſchaffen.

Deine Dramaturgie habe ich geleſen, und daß ich daraus lerne, wirſt Du doch nicht bezweifeln? An ihren Werken ſollt ihr ſie erkennen, wirſt Du ſagen. Könnte man bloß um ſeinetwillen wünſchen, ſo wollte ich, Du hätteſt die Dramaturgie fortgeſetzt, und Dich mit dem armen Magiſter nicht abgegeben. Ginge jemand die Wette ein, die Du vorgeſchlagen: möchte er doch dadurch immer den Corneille retten, ſo wäre es auch nicht übel.*)

Döbbelin iſt noch hier, und hat mir ſelbſt geſtanden, daß er bey keinem Stück größere Einnahme gehabt habe, als bey der Minna. Er hat ſie auch ſehr oft wiederholt, und nur ein einzigesmal iſt es leer darin geweſen. Bey dem allen wundert er ſich aber, daß man ihn und ſeine Geſellſchaft nicht mehr ſo ſehr darin bewundert, als Anfangs, welches ganz natürlich zugeht. Er rückt an Einſicht gar nicht fort, das Publikum doch ein wenig. Ich weiß, daß Dich das Theater nicht mehr ſehr intereſſirt, und will Dir daher nur kurz ſagen, daß das Döbbeliniſche von Tage zu Tage ſchlechter wird, und Döbbelins Eifer bloß Gasconade iſt. Er hat nicht einmal ſo eine gute Truppe, wie Schuch, und denkt doch, was er hat.

Mlle. Felbrig, rara quidem facie, sed rarior arte dolosa, iſt, oder wird, die Gemahlin eines gewiſſen Obriſten Fl***, und iſt ins Karlsbad gegangen. Schmelz geht auch fort, und die Schulzin will

---

Sorgen erfordert haben würden, zu einer Zeit wo ich der Sorgen ſchon zu viel hatte, und kaum Muße zu finden wußte, zu endigen, was ſchon auf mir lag. Ich entſagte alſo dieſem Plane, ſo wie ſo manchem andern, wozu ich Kraft und Talent bey mir fühlte. Ob mich dieſe Entäußerung gleich etwas koſtete, ſo gereuet ſie mich nicht, wegen des großen Nutzens, den die Allgem. deutſche Bibliothek geſtiftet hat. Ich mache hier die Hauptidee meines entworfenen Wörterbuchs bekannt; vielleicht kann ſie jemand nutzen. Nicolai.

*) Leſſing ſagt am Schluſſe ſeiner Dramaturgie, im 101ſten bis 104ten Stücke: „Ich wage es hier eine Aeußerung zu thun, mag man ſie doch nehmen, für was man will! Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht beſſer machen wollte. Was gilt die Wette?" Karl G. Leſſing.

auf ihre Koſten ein paar Jahre herumreiſen, um zu ſehen und zu lernen. Wohl der Schauſpielerin, die ein häßliches Geſicht hat; ſie wird weiſe werden!

Und nun zu meinen Thorheiten! Ich habe Deinen Rath, nicht zu zeitig mit meinen Siebenſachen herauszurücken, nicht vergeſſen, und bin ganz von der Wahrheit deſſelben überzeugt. At! at! paupertas me impulit, non scribere, sed edere. — Proh dolor! Döbbelin hat mir noch dazu die Ehre angethan, und den Lotterieſpieler aufgeführt. Ob ich mich, oder die Schauſpieler ſich damit mehr proſtituirt, das mag ich nicht wiſſen. In der Angſt meines Herzens ſchreie ich zu dem barmherzigen Gott des Theaters: Herr gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht! ich will mich nicht rein waſchen mit dem unreinen Waſſer.

Und doch wenn Du Zeit haſt, meine Komödien zu leſen, bitte ich um Deine Meynung. Meine Selbſterkenntniß wird wachſen, und meine Eigenliebe leiden, was ſie verdient. Epistola non erubescit, ſagt der große Cicero; und das kommt auch mir zu Statten.

Schreibe mir, liebſter Bruder, ob Du in Hamburg bleibſt, oder wohin Du gehen wirſt. Ich kann Dir nicht ſagen, wie ſehr ich an allem Theil nehme, was Dich betrifft. Mich wollen Einige bereden, Du gingeſt nach Wien. Nur ein paar Zeilen. Schlag ſie mir nicht ab.

Dein

treuer Bruder,

Karl.

Berlin, d. 8. July 1769.

Liebſter Freund,

Ich habe vor ein Paar Tagen Ihr Schreiben vom 30ſten mit den Aushängebogen erhalten und ſie mit großer Begierde durchgeleſen. Die von Ihnen bekannt gemachten Briefe werden viel beytragen, Klotzen in der Geſtalt zu zeigen, in der ihn meine Vorrede ſchon zu zeigen angefangen hat. Der Menſch iſt mir jetzt wirklich ekelhaft; kaum verlohnt es ſich noch der Mühe mit ihm zu ſtreiten.

Wie Sie Wien finden werden, bin ich ſehr begierig zu erfahren. Es ſoll alſo da eine neue Colonie von Gelehrten angelegt werden? Ich will nur wünſchen, daß auch zugleich Freyheit zu denken daſelbſt erlaubt werde; denn ſonſt hilft alles doch nichts.

Herder iſt von Riga nach Dännemark gegangen *). Will der

---

*) Dieſes fand ſich nachher ungegründet. Nicolai.

über Kopenhagen auch nach Wien? Ich möchte gern davon unterrichtet ſeyn. Ich umarme Sie in Eil, und bin ſtets

Ihr

Nicolai.

Nachſchrift. Ich habe Sie gegen des verkappten Dodsley's Impertinenz vertheidigt, in einer Recenſion, die aber erſt in des Xten Bandes 1tes St. der Bibliothek kommen kann.

Berlin, den 10. Auguſt 1769.

Liebſter Bruder,

Du hätteſt längſt von mir Antwort gehabt, wenn mich nicht Meil gebeten, Dir nicht eher zu ſchreiben, als bis er Dir Abdrücke von den verlangten Kupferſtichen ſchicken könnte. Hier ſind ſie, und zugleich ein Brief von ihm.

Für die Kritik meiner Komödie bin ich Dir von ganzem Herzen verbunden. Mir iſt dabey weiter nichts unangenehm geweſen, als daß Du glaubſt, ich werde die Wahrheit nicht ſo aufnehmen, wie ich muß, wenn ich beſſer werden will. Sie iſt mir einer der ſtärkſten Beweiſe, daß Du mich liebſt. Entſpreche ich Deinem guten Rathe in Zukunft nicht, ſo iſt es nicht Verabſäumung deſſelben, ſondern Unvermögen.

Wirſt Du mit Deiner neuen Schrift gegen Klotz zu Michaelis fertig? Ich habe die drey erſten Bogen bey Voß geleſen und bin auf das Ende begierig; noch mehr aber auf eine neue Ausgabe Deines Laokoons und deſſen Fortſetzung. Daß Du mit Herders Kritik darüber zufrieden biſt, hat mich gewundert. Hier ſagt man ſeit langer Zeit, Herder ſey an Abbts Stelle zu dem Grafen von der Lippe gekommen; und doch erinnere ich mich nicht, es in einer Zeitung geleſen zu haben.

Dein

treuer Bruder,

Karl.

Berlin, d. 19. Auguſt 1769.

Liebſter Freund,

Klopſtocks Dedication habe ich noch nicht geleſen. Ich hoffe nicht, daß ich ein einziges Wort mir hätte entfahren laſſen, das die Colonie von Gelehrten, die nach Wien gehen ſoll, lächerlich machte.*) Sie

*) Es ſind hier verſchiedene Briefe vom Jul. und Auguſt 1769 verloren gegangen; darunter auch der Brief, worin mir Leſſing den Vorwurf machte, ich hätte die Kolonie von Gelehrten, oder die Akademie der Wiſſenſchaften, oder die Republik der Gelehrten, oder was es ſonſt war, das durch

wird aus würdigen Leuten beſtehen, und die können nicht lächerlich ſeyn. Aber bey der ganzen Sache ſind noch zu viel unbekannte Um-

Gelehrten aus dem nördlichen Deutſchlande, wie man damals meinte, von Kaiſer Joſeph ſollte in Wien errichtet werden, lächerlich machen wollen. Leſſing hatte ſchon im Jahr 1768, in Leipzig, mir mündlich davon erzählt, und in ſeinem Briefe vom 21. October 1768 [Bd XII, S. 209] mir ſchon gemeldet, daß Klopſtocks Dedikation von **Hermanns Schlacht** an den Kaiſer Joſeph, dies zunächſt bewirken ſollte.

Den Vorwurf, daß ich dies Vorhaben hätte lächerlich machen wollen, verdiente ich nicht. Aber ich glaubte von Anfang an nicht an die Möglichkeit der Ausführung; das iſt wahr. Schon mehrmal iſt es mir mit andern Dingen auf ähnliche Art gegangen, und geht mir oft noch jetzt ſo. Es ſind viel Uebel in der Welt. Vortreffliche Leute empfinden dieſe Uebel, und ſuchen ihnen abzuhelfen; Schriftſteller beſonders ſuchen dies durch vortreffliche Schriften zu bewirken. Dies kann niemand mehr nach ſeinem wahren Werthe ſchätzen als ich. Aber ſehr oft iſt es mir begegnet, daß ich in die ſanguiniſchen Hoffnungen gelehrter Männer, in die Hoffnung von der Wirkung, welche ihre Schriften zur Verbeſſerung mancher literariſchen oder politiſchen Uebel haben ſollten, nicht habe einſtimmen können. Ich verglich in jedem Falle, ohne mich durch Wünſche, die mir auch nahe genug am Herzen lagen, verleiten zu laſſen, mit ruhigem Gemüthe den eigentlichen Zweck, den man erreichen wollte, mit den vorhandenen Mitteln; und ſo lange ich die Mittel unzureichend fand, gab ich die Hoffnung auf, den Zweck zu erreichen. Da hat man mir denn oft bey ſolchen Gelegenheiten vorgeworfen, ich ſey zu **kalt** gegen die gute Sache. Das war ich niemals; nur wenn ich kein hinlängliches Mittel ſah, die Schwierigkeiten zu überwinden und der guten Sache zu helfen, ſo ſagte ich mit Bedauern, und mit ſtiller Reſignation und innerm Kummer, daß der guten Sache nicht zu helfen ſey, weil die Mittel nicht da, oder unzweckmäßig wären. Ich unterdrückte daher oft ſchon alle meine Hoffnung, wenn andere ſich noch mit den heiterſten Ausſichten ſchmeichelten; dagegen ward ich nachher auch nicht von fehlgeſchlagenen Erwartungen niedergedrückt, wie es andern geſchah, welche dadurch ſehr mißmüthig wurden; ſo wie in dieſem Falle Leſſing und Bode.

Die Veranlaſſung, welche mir den unverdienten Vorwurf von Leſſing zuzog, war folgende. Das Dedikationsexemplar von **Hermanns Schlacht** für den Kaiſer Joſeph wurde in braune Seide eingebunden, worauf ein **Eichenkranz** geſtickt war; (man muß ſich nur erinnern, welche hohe ſymboliſche Bedeutung das Eichenlaub aus Klopſtocks **Gelehrten-Republik** haben ſollte) und eine gewiſſe Anzahl anderer Exemplare, die nach Wien beſtimmt waren, ſollten in grünen Korduan (zur ähnlichen ſymboliſchen Bedeutung) gebunden werden. Bode meldete mir dieſes; und da, wie er ſchrieb, in Hamburg kein grüner Korduan zu haben ſey, ſo erſuchte er mich, ihm einige Felle in Berlin zu kaufen, und nach Hamburg zu ſchicken. Es kam ſtände, von denen ich wünſchte unterrichtet zu ſeyn. Zu der Freyheit zu denken, gehört doch wirklich die Freyheit zu ſchreiben, und in Wien,

mir ſeltſam vor, daß man nach einer Seeſtadt, wie Hamburg, aus einer innerhalb Landes, wie Berlin, eine Waare verſchrieb, die über See kommt. Bey Ueberſendung der Felle ſchrieb ich an Boden, über den merkantiliſchen Gang dieſer levantiſchen Waare von Berlin nach Hamburg, einen Brief in einem luſtigen Tone, den wir in unſern Briefen auch ſonſt wohl zu brauchen gewohnt waren. Es kann möglich ſeyn, daß mir im Laufe der Feder irgend ein ſcherzhafter Einfall über die Kolonie entfahren iſt, die dem Korduane folgen ſollte. Bode verſtand ſonſt recht gut Spaß, ſo wie Leſſing. Aber beide hatten gemeinſchaftlich **große Erwartungen** gehabt, die anfingen fehl zu ſchlagen; alſo hingen ſie an dieſer Hoffnung, deren guten Erfolg ſie ſo ſehr wünſchten, daß ſie ihn für unfehlbar hielten. Daher war dies damal ihr empfindlicher Fleck; es war ihnen unangenehm, wenn einer ihrer Freunde nicht gleich auch eben ſo warme Hoffnungen hegte als ſie. Um ſo mehr waren ſie verdrießlich, wenn jemand über etwas ſcherzte, was ſie und einige ihrer Hamburgiſchen Freunde damals übermäßig ernſthaft nahmen.

Es iſt ganz natürlich, daß ein ſo großer Gelehrter und ſo großer Schriftſteller wie Leſſing ſeinen Werth fühlte, und, ſo wenig er auch auf Urtheile anderer gab, dennoch endlich darunter litt, wenn ſeine und anderer vortrefflicher Schriftſteller Verdienſte nicht nach Würden geſchätzt, ſondern ihnen vielmehr von dem ununterrichteten Publikum höchſt mittelmäßige und elende Schriftſteller an die Seite geſtellt, oder wohl gar vorgezogen wurden. Der verlaſſene Zuſtand der deutſchen Literatur fiel nur allzuſehr in die Augen, und die Hoffnung, daß es, (zumal da wir auch damal ſchon ſo viele große Männer hatten,) durch irgend einige Vorfälle damit bald beſſer werden würde, war an ſich, für einen Mann wie Leſſing, etwas ſehr Natürliches. Nur Schade, daß dieſe Hoffnung nicht erfüllt wurde!

Leſſing hegte damal ſeit einiger Zeit große Hoffnung, daß durch dreyerley die deutſche Literatur ſehr ſollte gehoben werden:

1) **Das ſogenannte akademiſche Theater in Hamburg.** Es war von Hrn. Seiler und Bubbers in Hamburg errichtet. Leſſings Dramaturgie machte es berühmt. **Eckhoff**, den bis jetzt noch kein deutſcher Schauſpieler erreicht hat, war an der Spitze deſſelben. Kein einziger ſchlechter Schauſpieler war dabey, aber mehrere vortreffliche. Wer hätte nicht hoffen ſollen, daß eine ſolche Unternehmung in Hamburg gelingen, und auf ganz Deutſchland die wichtigſte Wirkung haben würde! Gleichwohl ging dieſes Unternehmen in kurzer Zeit zu Grunde. Leſſing, in der Bitterkeit ſeines Verdruſſes darüber, ſagt im letzten Stücke ſeiner Dramaturgie: „Hamburg „möchte wohl der letzte Ort ſeyn, wo der ſüße Traum, ein Nationaltheater „zu gründen, in Erfüllung gehen würde.“ Er thut Hamburg wirklich Unrecht. Nicht das Hamburgiſche Publikum, ſondern große Fehler in der innern Verwaltung der ſogenannten akademiſchen Schaubühne, falſche Maaß-

wo man faſt alle engliſche und zum Theil franzöſiſche Schriften nicht leſen darf, wo man noch ganz kürzlich den Phädon confiſcirt hat,

regeln, und Mißverſtändniſſe mancher Art waren Schuld, daß dieſe Untermung ſo bald fallen mußte. Ich weiß nicht, was das Wort **Nationaltheater** bedeuten ſoll, das zuerſt dem Theater in Wien zu einer Zeit beygelegt ward, da es kaum mittelmäßig war, und das die Herren Schauſpieler ſeitdem allenthalben zum Scherwenzel gebraucht haben; aber ein ſehr vorzügliches Theater zu beſitzen, iſt Hamburg gewiß der erſte Ort in Deutſchland.

2) **Die von ihm in Geſellſchaft mit Bode angefangene Buchdruckerey und Verlagsunternehmung.**

3) **Die vom Kaiſer Joſeph** erwartete Verpflanzung **einer Kolonie von deutſchen Gelehrten** aus dem nördlichen Deutſchlande **nach Wien**.

Alle dieſe Dinge gelangen nicht, und konnten nicht gelingen. Dadurch kam Leſſing in eine Mißmüthigkeit, durch welche die ihm ſonſt ſo natürliche gute Laune ſehr oft ganz weggeſcheucht ward. Wenn ich Leſſings Verlagsunternehmung hier mit unter die Sachen ſetze, deren Mißlingen ihn auf lange Zeit mißmüthig und bitter machte; ſo glaube man ja nicht, daß ich zu verſtehen geben wolle, Eigennutz und die verfehlte Hoffnung des Gewinnes habe unſern Leſſing mißmüthig gemacht. Dieſer edle Mann war ganz frey von Eigennutz. Er glaubte, durch dieſe Unternehmung ſollte die deutſche Literatur bald in einer viel glänzendern Geſtalt erſcheinen; und darüber, daß dieſes nicht geſchah, ward er ſo bitter. Es war freylich aus Mangel an Kenntniß des Buchhandels und aller dahin gehörigen kaufmänniſchen Geſchäfte, daß er glaubte, es liege hauptſächlich an der Art, wie der deutſche Buchhandel geführt wird, daß die deutſche Literatur eine ſo unvollkommene Geſtalt hat, und daß er ſich zutraute, eine Verlagsunternehmung zu machen, wodurch dieſem Uebel abgeholfen würde; aber er glaubte es doch, und traute es ſich zu. Die Gelehrten ſollten dadurch, ſeiner Meinung nach, nicht nur größern Vortheil von ihrer Arbeit genießen, ſondern auch durch das Muſeum, (ſo ſollte das Journal heißen, worin bloß Werke der beſten Köpfe Deutſchlands aufgenommen werden ſollten,) viel bekannter werden. Dadurch hatte die Idee von dieſem Journale eine gewiſſe Verbindung mit der nach Wien zu verpflanzenden Kolonie. Denn der Kaiſer ſollte natürlich das Journal leſen, und die beſten Köpfe dadurch beſſer kennen lernen.

Dieſe fehl geſchlagenen Hoffnungen, beſonders bey dem ſogenannten akademiſchen Theater, wobey man ſich in mancher Rückſicht nicht zweckmäßig benahm, und Leſſings dadurch erregte Mißmüthigkeit erklären ganz natürlich, warum er ſeit der Zeit ſo wenig mehr mit dem deutſchen Theater wollte zu ſchaffen haben. Es erklärt ſich auch aus ſeinem mißmüthig gewordenen Sinne ganz natürlich, warum er damal mit der deutſchen Literatur überhaupt ſo übel zufrieden war, daß er den plötzlichen Entſchluß faßte, nach Italien zu gehen, wo er lateiniſch für die Gelehrten aller Nationen zu ſchreiben muß ein denkender Kopf doch etwas eng athmen. Dazu kommt, daß Gleim in Ernſt verſicherte, die ganze Sache ſey ein Finanzprojekt *),

gedachte. Es erklärt endlich, warum er nachher, da er durch den Ruf nach Wolfenbüttel doch in Deutſchland blieb, ſo wenig mit den deutſchen **Belles-Lettres** mochte zu thun haben; warum er ſich lieber in die Antiquitäten, in die Bücherkenntniß, in die Kirchenhiſtorie, und endlich, leider! in die theologiſchen Streitigkeiten warf. Ich ſage: leider! denn dieſe verbitterten am meiſten die letzten Jahre ſeines Lebens, und trugen zu der Beſchleunigung ſeines Todes viel bey. Ich und Moſes widerriethen ihm, als er zum letztenmal in Berlin war, und einen Theil der nachher ſo berühmt und ſo berüchtigt gewordenen Fragmente bey ſich hatte, aufs ernſtlichſte, ſich mit der Herausgabe derſelben zu befaſſen. Umſonſt! Er war davon nicht abzubringen; wie er ſich denn freylich überhaupt nicht leicht von einer Idee abbringen ließ, die einmal in ſeinem Geiſte lebhaft geworden war. Er ſchrieb unſere Widerſetzlichkeit gegen ſein Verhaben einem ganz falſchen Beweggrunde zu. Er erwartete von der Herausgabe der Fragmente einen Erfolg, den ſie nicht haben konnten, wie wir uns vergeblich bemüheten, ihn zu überreden. Dieſe Herausgabe hatte hingegen, leider! für ihn ſehr unangenehme Folgen, und gar nicht diejenigen, die er erwartete. Der Zufall, daß Goeze, mit dem er auf dem freundſchaftlichſten Fuße lebte, ihn nicht in Wolfenbüttel fand, und der faſt unbegreifliche Zufall, daß Leſſing einen Brief von Goeze, worin dieſer eine Nachricht von einem Buche verlangte, unbeantwortet ließ, ob er gleich ſonſt keine Briefe geſchwinder beantwortete, als ſolche, welche Bücher betrafen, (ſ. unten den Brief Nr. 59) [Bd XII, S. 288] beſchleunigten freylich dieſe Folgen. Denn nun war Goeze gegen ihn empfindlich, und ſchrieb gegen die Fragmente und gegen Leſſingen, den Herausgeber; welches er ſonſt ſchwerlich würde gethan haben. Dadurch kam Leſſing in Händel mit der orthodoxen theologiſchen Parthey. Das war aber bey der Herausgabe gar nicht ſeine Meinung; denn, man mag es mir glauben oder nicht, ſeine Abſicht war, der orthodoxen Partey durch die Herausgabe einen Dienſt zu erzeigen. Ich kann mich hier über dieſe letzte Abſicht nicht weiter erklären. Man ſ. Leſſings Brief an ſeinen Bruder v. 2. Febr. 1774. **Nicolai.**

*) Es war nicht einmal ein Projekt; denn nach allen Anzeigen, hatte man in Wien nie in Ernſt an ſo etwas gedacht, wenigſtens der Kaiſer nicht. Alles was geſchah, war, daß Klopſtock, bey Gelegenheit der Dedikation, des Kaiſers Bildniß mit Diamanten beſetzt erhielt; und nachher war in Wien von der Sache gar nicht weiter die Rede. In Hamburg und andern Orten ward damal von dieſem Kaiſerlichen Geſchenk im höchſten Tone des Lobpreiſens geredet. Unter andern im Hamb. Korreſpondenten v. Jahr 1769. Nr. 190 hieß es: „Erwacht Ihr **Deutſchen** aus Eurem Schlummer! — „Seht auf euren Kaiſer, den großen Joſeph, den keine Vorurtheile feſſeln; „der den deutſchen Muſen im Königlichen Wien einen Tempel zu bauen verheißt; einen **Klopſtock**, dies Adler-Genie, **kaiſerlich belohnt!**“ u. ſ. w.

weil man glaubte, daß wenn die berühmteſten Gelehrten ihre Werke in Oeſtreich drucken ließen, durch den Buchhandel unglaubliche Sum-

In den Hamb. neuen Zeitungen Nr. 179 hieß es ſogar, in einer Recenſion des Bardiet, Hermanns Schlacht: „Dies vaterländiſche Gedicht hat eine „wichtige Zueignungsſchrift an den Kaiſer; ſie veranlaßt zu **großen Er-„wartungen**, die einmal für **den ganzen Umfang der deutſchen „Literatur** von den erheblichſten Folgen werden können. Wie ſehr haben „wir uns gefreut, da wir erfuhren, daß bey dieſer Gelegenheit der Genius „der deutſchen Dichtkunſt **auf eine Art geehrt worden, die den „Neid aller unſerer Nachbarn auffordert**, indem unſer Klopſtock **das „Glück** gehabt, **mit dem Bildniſſe des Kaiſers auf einer goldnen „reichbeſezten Münze**, und — was dies Geſchenk **jedem erkenntli-„chen Deutſchen unvergeßlich macht — zum Angehänge**, als „ein **öffentliches Merkmal** von den Geſinnungen **eines deutſchen „Kaiſers**, beſchenkt zu werden. Ein **ſolches** Gnadenzeichen, einem Dichter „in keiner andern Beziehung, **als auf ſein Talent**, verliehen, **iſt ohne „Beyſpiel**, und gereicht **der Einſicht unſers Jahrhunderts**, die **den „Werth des Genies** und der Gelehrſamkeit **ſo** zu ſchätzen weiß, **zum „unſterblichen Ruhme**.“ Ich hatte das Unglück zu glauben, durch dieſe zugeſendete Denkmünze würde noch nicht irgend eine einzige gute Hoffnung für die deutſche Literatur von Kaiſer Joſeph oder von Wien gerechtfertigt. Ich fand ſogar den Ton, mit welchem dies Geſchenk angekündigt ward, äußerſt unanſtändig und unwürdig. Das war den Leuten gar nicht recht, welche ſich gern in warmen Hoffnungen wiegen mögen. So geht es auch jetzt noch immer: Es ſoll durchaus das möglich und wirklich und wahr ſeyn, was man wünſcht; und man glaubt nur allzu oft, derjenige habe große Geſinnungen, der große Worte ausſtößt.

Ich ward damal, ſo wie jetzt noch oft, zur Geſellſchaft der **kalten Hunde** gerechnet, weil ich nicht glaubte, mich an einem Haufen Johanniswürmchen wärmen zu können. Wie ſehr ward ich nun für Deutſchland und für diejenigen, welche in einem ſo hohen poſaunenden Tone der Hoffnung geſprochen hatten, gedemüthigt, als ich ein paar Monate darauf, im Reichspoſtreuter vom 10. Jan. 1770, einen Artikel aus Wien fand: „Am 6. die-„ſes haben ſeine Maj. der Kaiſer die Gnade gehabt, dem dermaligen holſtei-„niſchen Pferdelieferanten Samuel Julius zur Bezeugung Ihrer Zufriedenheit „über deſſen bisherige gute Lieferung, nicht nur eine **öffentliche Audienz „zu ertheilen**, ſondern auch denſelben mit **Dero Bildniß in Golde** zu „beſchenken.“ — Es ſollte **unvergeßlich** ſeyn, daß Klopſtocks Bildniß ein **Angehänge** iſt! — Das dem Hrn. Samuel Julius geſchenkte kaiſerl. Bildniß muß auch wohl zum Angehänge geweſen ſeyn, da Augenzeugen verſichern, daß derſelbe und ein anderer kaiſerlicher Pferdelieferant in Altona, Hr. v. Ahn, die erhaltenen kaiſerlichen goldenen Bildniſſe an einer goldenen Kette trugen. **Nicolai.**

men ins Land kommen würden. In dieſem Falle bedaure ich die armen Hühner, die man der Eyer wegen hält die ſie legen ſollen; denn wenn ſie nicht recht fleißig legen, ſo wird man ſie abſchlachten, und aus ihrem Fleiſche die Brühe auskochen.

Sie wollen Dodsley und Compagnie nennen. Haben Sie zuverläſſigen Beweis, wer ſie ſind? Sonſt laſſen Sie ſich mit den elenden Menſchen nicht ein; ſie verdienen es nicht.

Ich umarme Sie, und bin ſtets

Ihr

Nicolai.

Berlin, den 29. Auguſt 1769.

Liebſter Bruder,

Nur eben habe ich den Schluß vom zweyten Theile Deiner antiquariſchen Briefe geleſen. Ich danke Dir für Deine Rechtfertigung in Anſehung des ehrenrührigen Artikels, den Klotz mir Schuld giebt wider ihn in Voſſens Zeitung eingerückt zu haben.

Nach meiner wenigen Einſicht ſcheint alles gegründet zu ſeyn, was Du ihm ſagſt, ſo derb Du es ihm auch manchmal ſagſt. Es ſoll Klotzens Charakter genug beleuchten. Was wird er nun antworten? Perſönlichkeiten und Anſpielungen auf ſein bürgerliches Leben kann kein Menſch aus Deinen Briefen heraus klauben. Das zu behaupten, nehme ich auf mich wider die ganze Welt. Klotz will zwar auch ſo gehandelt haben; aber er will nur: in der That hat er niederträchtig und heimtückiſch gehandelt. Was hat er nicht für Skarteken drucken laſſen, von denen man eben ſo gewiß weiß, daß ſie von ihm kommen, als er weiß, daß Herder die kritiſchen Wälder geſchrieben. Nun er ſieht, daß alles dieſes nach und nach offenbar wird, fängt er an den großmüthigen Unterdrückten zu ſpielen. Im 11ten und 12ten Stück ſeiner Bibliothek hat er mich behandelt, wie Du's prophezeihet. Er hätte mich noch härter tadeln können, und ich hätte ihm Recht gegeben; aber da ich meinen Nahmen verſchwieg, hatte er kein Recht ihn zu nennen.

Einer der mit Klotzen in Briefwechſel ſteht, und es von ihm ſelbſt weiß, verſicherte mich, daß ihn der Kaiſer in den Freiherrnſtand erhoben, und nach Wien, Gott weiß als was, berufen würde. Letzthin hat auch Quintus zu Richter geſagt, daß Kl. von Halle weg gehen wolle. So viel weiß ich zuverläſſig, daß man es gern ſieht. Der Univerſität bringt er keinen Nutzen; das ſieht der Miniſter hier leider! zu ſpät ein. Doch das ſind Wahrheiten ſub roſa!

Von unſern Eltern hatte ich lezthin Briefe. Sie wollten wiſſen, was ich mit Klotzen vorgehabt, und denken, wie ſehr ich ihn beleidigt habe. Wenn er es wüßte, ſo hätte er eine vergnügte Stunde mehr! Die Schweſter hat mir von ganzem Herzen abgerathen, Komödien zu ſchreiben: denn ſie weiß nun von Klotzen, daß ich bloß zum Poſſenſpiel aufgelegt bin; und ich habe unſerer Schweſter für ihren guten Rath gedankt.

Dein

treuer Bruder,

Karl.

Berlin, d. 29. Auguſt 1769.

Liebſter Freund,

Ich danke Ihnen für die Aushängebogen, die mir ungemeines Vergnügen verurſacht haben. Wenn ſich Klotz nun nicht ſchämt, ſo weiß er gar nicht was Scham iſt. Daß Sie geſagt haben, Sie hätten an der Allg. d. Bibl. keinen Antheil, iſt mir nicht allein nicht zuwider, ſondern ich danke Ihnen vielmehr dafür. Die elenden Buben mit ihren Vermuthungen und albernen Anekdoten ſind ganz unerträglich. Ich habe mich gleich über die Stelle in den Erfurtiſchen Zeitungen geärgert, und ich behalte mir vor, was Sie geſagt haben, bey erſter Gelegenheit zu bekräftigen.

Die Parallele zwiſchen von Ha. und von He. iſt leicht zu machen. Ha. iſt ein ehrlicher Mann, der, ſo viel an ihm iſt, die Künſte befördert, und jedem geſchickten Künſtler zu helfen geſucht hat. He. hatte ſeine Recommendation zu Brühls Zeiten, als er noch etwas vermochte, vielen mittelmäßigen Köpfen angedeihen laſſen; noch mehr —

— — — — — —

— — — — — —

Ha. liebt die Künſte aufrichtig, und ſucht nach ſeiner Art, ſo gründlich er kann, darüber zu philoſophiren. Er hat in ſeinem Buche doch immer viele für Künſtler nützliche Sachen. He. kann gar nicht philoſophiren, und macht lauter unförmliches Geſchwätz.

Ich will von Wien gern alles Gute glauben; aber berufen Sie ſich nur nicht auf Sonnenfels! Wenn er dem niedern Adel ein Paar Wahrheiten ſagt, ſo bückt er ſich zugleich deſto tiefer vor dem höhern Adel, und vor allem, was die Kaiſerinn thut*). In allgemeinen Ausdrücken wider Deſpotiſmus, und für die Rechte des Volkes zu ſchreiben, wird man hier gern erlauben; was man aber zur nähern Anwendung auf Brandenburg ſagen würde, weiß ich nicht: ſo wenig, als was man in Wien zu einer nähern Anwendung auf Oeſtreich ſagen würde. Ueberhaupt, liebſter Freund, ſchlagen Sie mir die Volte, und ſchieben mir die politiſche Freyheit zu ſchreiben für die gelehrte unter. Sobald ich in einem monarchiſchen Staate lebe und alſo an der Regierung keinen Antheil habe, kann ich jene entbehren; ich kann ſchweigen: denn warum ſollte ich mir, mit Ihren Worten zu reden, aus einem ungewiſſen Freunde einen gewiſſen Feind machen? Aber die gelehrte Sklaverey, in der man bisher in Wien gelebt hat, daß man faſt alle guten Bücher nicht einmal leſen darf, iſt gewiß unerträglich. Selbſt der Grund zur Confiſcation des Phädon, den Ihr Witz dem Hrn. van Swieten leihet, iſt die ſchlimmſte Satire auf die Wiener Denkungsart. Denn hätte man daſelbſt ein ſo kraſſes Vorurtheil, daß alle in Berlin gedruckte Bücher wider die Religion oder wider die Unſterblichkeit ſeyn müßten, und könnte bloß dies zur Confiſcation eines Buchs in Wien hinlänglich ſeyn; ſo hätte ich mehr Recht, als ich wirklich habe.

---

*) Daß ich den Hrn. v. S., (dem ich übrigens das Lob, das ſeine bey mehreren Gelegenheiten, beſonders unter Kaiſer Joſeph, gezeigte Freymüthigkeit verdient, gewiß nicht entziehen will,) in dieſem Brief nicht zu hart be-

Wenn in Wien eine ſo glückliche Veränderung in der Freyheit zu denken und zu leſen vorgehet, daß man frey alle Bücher leſen, und frey über alles philoſophiren darf; wenn Sie und Klopſtock und mehr andere brave Leute dahin berufen werden; wenn die Bigotterie in der Religion aufhört: ſo kann man ſich von daher gewiß viel verſprechen. Da aber die Kaiſerinn dem katholiſchen Religionseifer ſehr ergeben iſt, und der Kaiſer noch nicht ganz freye Hand hat, ſo möchte ich wiſſen, worauf ſich die ſo nahe Hoffnung einer ganz nahen glücklichen Veränderung gründe? Ich will gewiß der erſte ſeyn, der ſich darüber freuet.

Von Halle aus iſt das Gerücht hier ausgeſprengt, daß Klotz von dem Kaiſer in den Freiherrnſtand erhoben, und zum Profeſſor am Thereſianum, (andere ſagen zum Aufſeher des Münzcabinets) ernennet worden. Glauben Sie davon, was Sie wollen. Relata refero. *)

---

urtheilte, davon mag ſein ehemal berühmtes Werk, die **Policeywiſſenſchaft**, Zeuge ſeyn. In demſelben vertheidigt er alle Maßregeln unter Maria Thereſia, bis auf die damalige ſeelentödtende Cenſur (man ſehe meine Reiſebeſchreibung IVr Theil S. 853. 856) und bis auf die Keuſchheitskommiſſion. Leſſing, als er nach Wien kam, dachte aber auch ſchon ganz anders über ihn, und ſuchte ihn gar nicht auf. Nicolai.

*) Dieſe Nachricht, die Klotzens Anhänger damal allenthalben ausſtreueten, war ganz ungegründet. Nicolai.

Von Ihrem eigenen Rufe nach Wien bin ich äußerſt begierig unterrichtet zu ſeyn. Was Sie mir vertrauen, iſt ein Heiligthum. Ich umarme Sie, und bin ſtets

Ihr

Nicolai.

Berlin, d. 24. October 1769.

Liebſter Freund,

Ihr Schreiben vom 11. October*) habe ich in Leipzig erhalten, und den erſten Augenblick, den ich nach meiner Zurückkunſt frey habe, wende ich an, Ihnen zu antworten. Was alſo erſtlich das Gerücht betrifft, das der dienſtfertige Wittenberg**) ausgeſtreuet, als wenn Klotz meine Correſpondenz mit ihm wolle drucken laſſen, ſo bin ich dabey ſehr gleichgültig. Meine Briefe waren meiſt nicht ſehr intereſſant, betrafen bloß Recenſionen, und das, was fürs Publicum intereſſant ſeyn möchte, iſt gewiß nicht zu ſeiner Ehre, und er wird es ſchwerlich drucken laſſen; denn ich habe ihm die Wahrheit oft ſehr derb geſagt. Daß er von Ihnen Briefe in Händen habe, die er drucken laſſen wolle, glaube ich nicht. Es wird eben ſo unwahr ſeyn, als das Vorgeben, daß Lippert wider Sie ſchreiben wolle. Dies letztere iſt gewiß eine leere Erfindung von Klotzen, um Sie dahin zu bringen, daß Sie Lipperten zuvorkämen, und Lippert dadurch endlich aufgehetzet würde, mit Ihnen anzubinden. Das möchte Klotz gar zu gern haben.

Ich habe unſern Freund Weißen wegen Lipperts befragt. Der hat mir einen Originalbrief vom 31. Juli von Lipperten an ihn gegeben, worin folgende Worte ſtehen:

„Herr Klotz hat mir ſeit einem halben Jahre nicht geſchrieben, „ich aber auch an ihn nicht; denn er wollte, daß ich mich in ſeine „läppiſchen Händel mit Leſſingen mengen ſollte, welches ich ihm aber „abſchlug, und dieſes mag er übel genommen haben. Ich bin der „Mann nicht, der ſich in kritiſche Zänkereyen einlaſſen kann: denn „erſtlich iſt mir die Zeit in meinem Alter zu koſtbar, zweytens bin ich „nicht gelehrt genug, Fehler an andern tadeln zu können, und endlich

---

*) Dieſer Brief iſt, ſo wie mehrere, im September und October 1769 gewechſelte Briefe, verloren gegangen. Nicolai.

**) Wittenberg war Verfaſſer des zu Altona herauskommenden Reichspoſtreiters, einer politiſchen Zeitung. — Da man nach Klotzens Tode ſehr indiſkreter Weiſe ſeine Korreſpondenz drucken ließ, fand man doch für gut, meine Briefe wegzulaſſen. Vermuthlich, weil man die Wahrheiten ſcheuete, die ich ihm in meinen Briefen an ihn ſehr reichlich ſagte. Nicolai.

„iſt es mir einerley, ob man das, was ich geſchrieben, für unvollkom„men hält. Man ſage mir nur etwas beſſeres; ich will's mit Dank „annehmen. Ich würde niemals geſchrieben haben, wenn ich nicht „hätte verkaufen wollen“ (nämlich ſeine Paſten) „das war mein ein„ziger Zweck, denn ich brauche Brot; und da ſich kein ſicherer Nutzen „ie gedenken läßt, man werde denn zugleich andern nützlich: ſo habe „ich freylich mich dieſer Mühe und Koſten nicht entſchlagen können. „Gott ſey Dank, es iſt überſtanden.“

Dies letztere zu verſtehen, müſſen Sie wiſſen, daß L. ſeine Daktyliothek auf ſeine Koſten hat drucken laſſen, um dadurch ſeine Paſten bekannt zu machen, auf die er ſchon viel Koſten verwendet hatte, und aus denen er gern Vortheil ziehen wollte. Ich wollte dem 68jährigen Greiſe, der im Grunde es doch ſehr gut meint, und viel Kenntniſſe hat, dieſen Vortheil auch gern gönnen. Er hat ſein Buch durch D. Volkmann auch ins Franzöſiſche überſetzen laſſen, damit die Ausländer ſeine Sachen möchten kennen lernen. Ich will wünſchen, daß er ſeinen Zweck erreichen möge; aber freylich koſtet ihm das Buch in beiden Sprachen viel Geld, und ich zweifle ſehr, ob der Debit ſo groß ſeyn wird, daß der Verkauf deſſelben die Koſten erſetzt. Der Verkauf der Paſten ſelbſt, die durch das Buch bekannter werden, muß ihm den Vortheil bringen.

Herr Weiße läßt ſich Ihnen empfehlen. Er iſt mit den Klotzianern ſehr unzufrieden, daß ſie ſein Lob beſtändig im Munde haben, und ſich für ſeine Freunde ausgeben, da er doch mit ihnen gar nichts will zu thun haben, und nur gar zu gern von allem Streite nichts wiſſen und ruhig leben möchte. Gleiche Nachricht habe ich auch von Hagedorn. Die Leute verachten Klotzen herzlich; aber ſie fürchten ſich, von ihm mit Kothe geworfen zu werden, und ſchweigen ſtill.

Haben Sie **Schmids Anthologie** geſehen? Iſt denn das Luſtſpiel, das er aus den Ermunterungen genommen haben will, wirklich von Ihnen? Es iſt doch höchſt unerlaubt, daß der Menſch Sachen, wie ſie ihm in die Hände fallen, wider Willen der Verfaſſer drucken läſſet.

Schreiben Sie mir doch, wie Sie mit dem, was ich wider **Dodsley***) und wider den **Antikritikus** geſchrieben habe, zufrieden ſind.

*) Einige unbekannte Leute hatten unter der erdichteten Firma **Dodsley und Compagnie** einen Bücherverkauf auf den Leipziger Meſſen angefangen. Die **Hamburgiſche Dramaturgie**, die in ganz Deutſchland viel Aufſehen machte, ward ſehr unordentlich expedirt. Man konnte nur in wenigen Städten Deutſchlands Exemplare davon haben, und die Koſten der einzelnen Verſendung mit der Poſt, machten die Buchhändler und Käufer

Der Aufſatz wider Dodsley hat eine gute Wirkung gehabt. Die verkappten **Dodsley** müſſen ſich ſchämen, wofern ſich dergleichen verkappte Schleicher noch ſchämen können. Die andern Buchhändler haben mir Beyfall gegeben, und Reich hat den Bogen aus der Bibl.

verdrießlich. Man hatte beſonders unterlaſſen, Exemplare nach Leipzig zu ſenden, wohin ſonſt jeder Verleger neue Bücher zuerſt ſchickt, weil alle Buchhändler beſtändig andere Bücher von daher verſchreiben müſſen, und alſo zwiſchen den Meſſen ein neues Buch mit den wenigſten Koſten und Weitläuftigkeiten von daher bekommen können. Ich hatte dies meinem Freunde Bode gemeldet, und ihm voraus geſagt, er werde ſich Schaden thun, wenn er nicht ſorge, daß bald Exemplare in Leipzig, als in dem Mittelpunkte des deutſchen Buchhandels, zu haben wären. Umſonſt; ich bekam die Antwort: Es ſey einmal feſtgeſetzt, man verſchicke keine Exemplare, als die beſtellt würden, und man müſſe ſich desfalls nach Hamburg und nicht nach Leipzig wenden. Es iſt nur ſchlimm, daß Hamburg an einem Ende von Deutſchland, und nicht ſo bequem, wie Leipzig für den deutſchen Buchhandel liegt, daß da keine Buchhändlermeſſen ſind, und daß z. B. ein Buch von der Stärke der Dramaturgie mit der Poſt von Hamburg nach Nürnberg verſchrieben, noch einmal ſo theuer zu ſtehen kommen, und ſpät zu haben ſeyn wird. Ich will es dahin geſtellt ſeyn laſſen, ob meines Freundes Leſſings Ideen über den Buchhandel, auf dieſe Weigerung nach Leipzig zu ſchicken, einigen Einfluß hatten. Wahr iſt es, er behauptete ſchon vorher, die Leipziger Buchhändlermeſſen, und die daſelbſt von den Buchhändlern betriebenen Geſchäfte wären gar nicht nöthig. Es mögen wohl auch andere Urſachen geweſen ſeyn; denn die Direktion des ſogenannten akademiſchen Theaters war auch in andern Dingen ſehr peremptoriſch. So viel iſt gewiß, daß die Sache nicht zum Vortheile der Unternehmer ausſchlug. Alle Buchhändler in Deutſchland konnten nicht die neue Anordnung wiſſen, daß man ſich wegen der Dramaturgie bloß nach Hamburg wenden müßte. Alle ſchrieben alſo nach Leipzig; und wegen dieſer beſtändigen Nachfrage, da immer vergebens nachgefragt ward, und immer kein Exemplar zu ſchaffen war, kamen die verkappten Dodsley und Comp. auf den Einfall, die Dramaturgie nachzudrucken. Ich will gewiß den Nachdruck nicht vertheidigen: aber ausgemacht iſt es doch auch, daß der Eigenſinn, eine **Waare** (denn das iſt ein Buch, in ſo fern es zum Verkauf ſtehet,) nicht nach dem Platze ſchicken zu wollen, wo hauptſächlich Nachfrage iſt, dieſen Nachdruck unmittelbar veranlaßte. St. Paulus hat ſchon geſagt: Ich kann wohl alles thun, aber es frommet nicht alles.

Indeß dies war noch das Wenigſte. Die verkappten Dodsley und Compagnie, von denen kein Buchhändler wußte, wer ſie wären, und wo ſie wären, ließen ein unverſchämt geſchriebenes Blatt drucken, worin ſie ankündigten: „Sie wollten **mit Verhülfe verſchiedener Buchhändler den** „**Gelehrten das Selbſtverlegen** verwehren, ihnen die ſelbſt verlegten „Bücher ohne Anſehen nachdrucken, und ſie um die Hälfte des Preiſes vernach Dreſden ans Oberconſiſtorium geſchickt, damit dem Nachdrucke in Sachſen geſteuert werde.

Was Ihr Werk von den Ahnenbildern betrifft, ſo würde ich, wenn es Ihnen an einem Verleger fehlen könnte, ſogleich den Verlag übernehmen; denn dies wäre die geringſte Probe meiner Freundſchaft. Da es Ihnen aber vermuthlich an einem Verleger gar nicht fehlen kann, ſo wäre es mir lieber, wenn Sie es einem andern gäben. Ich habe ſeit einiger Zeit zu viel gedruckt, und die deutſche Bibl., in die ich mich zur Strafe für meine Jugendſünden bis über die Ohren habe verwickeln müſſen, macht mir ſo viel Koſten, daß ich es für die höchſte Zeit halte, meinen Fond einzuſchränken, um mich aus der Weitläuftigkeit und aus den Schulden zu ziehen, die mir nur unnöthige Sorgen ohne wahren Vortheil machen. Mein Verlag iſt zu groß in Verhältniß meines Debits; ich habe mehr als zu viel, um die nöthigen Changen zu machen, und wenn ich drucken will, nur in der Abſicht auf den Meſſen zu verkaufen, ſo vermehre ich, ſo wie jetzt die Lage iſt, nur ſchlimme Schulden, ohne das Geld einziehen zu können, und bin in beſtändiger Verlegenheit, um meine Ausgaben zu beſtreiten. Dies iſt die wahre Urſache, warum ich mich entſchließen muß, ſo wenig wie möglich neuen Verlag anzunehmen. Inzwiſchen verſteht es ſich, daß die Fortſetzung der *antiquariſchen Briefe* ihren Weg geht, und daß, wofern Sie das Werk von den Ahnenbildern keinem andern Verleger geben wollen, Sie auf allen Fall immer auf mich rechnen können.

Ich habe von Hrn. Voß Ihren Vorſchlag nach Wolfenbüttel erfahren, und verſichre Sie, daß ich den herzlichſten Antheil daran nehme. Ich will wünſchen, daß er bald völlig zu Stande komme. Ich freue mich ſehr, daß Sie in Deutſchland bleiben wollen. In Italien würden Sie lateiniſch geſchrieben haben, und für uns todt geweſen ſeyn.

„kaufen." Dies war nun eine Windbeuteley und eine Lüge, beide gleich unverſchämt. Denn dieſe verkappten Leute hätten dies nicht ausführen können, es müßte denn gar kein Recht und keine Policey geweſen ſeyn; und es konnten ſich unmöglich Buchhändler dazu verbunden haben, da keiner nur einmal wußte, wer dieſe verkappten Buſchklepper wären, oder wo man ſie ſuchen müßte. Leſſing ließ indeſſen das Blatt im letzten Stücke ſeiner Dramaturgie abdrucken, und begegnete den ſchlechten Kerln wie ihnen gehörte. Ich ſagte kurz darauf in der Allg. d. Bibl. Xr Band, in einer Anzeige der Dramaturgie, meine Meinung über dieſe unvernünftige Drohung; denn weiter war es nichts. Kein vernünftiger Menſch konnte wohl in Ernſt daran denken, ein ſolches Unternehmen auszuführen, am wenigſten rechtſchaffene Buchhändler. Nicolai.

Vergeſſen Sie doch, wenn Sie in Wolfenbüttel in Ruhe kommen, das Theater nicht gänzlich. Sie ſind dafür gemacht, und ſonſt kein jetzt lebender Dichter. Man ſagt, daß ein neues Stück von Ihnen in Wien aufgeführt werden ſolle. Iſt das wahr? und welches iſt es?

Moſes grüßt Sie. Wir ſind jetzt beſchäftigt, unſere Correſpondenz mit Abbten zum Drucke in Ordnung zu bringen; es ſind ſonderlich von Moſes vortreffliche Briefe darunter. Ich umarme Sie von Herzen, und bin ſtets

Ihr

ganz eigner,
Nicolai.

Berlin, den 26. October 1769.

Liebſter Bruder,

Unſer Voß hat mir zwar aus Leipzig keinen Brief mitgebracht, aber eine Nachricht von Dir, die mich freute, und noch mehr freuen wird, wenn ich bald mehr davon höre. Hier trägt man ſich mit der Sage: der Kaiſer hätte eine jährliche Summe von 20000 Thlrn. zur Beſoldung gelehrter Deutſchen ausgeſetzt. Doch wovon ſchon viel geſprochen wird, daran iſt immer am wenigſten.

Aus dem Meßkatalog ſehe ich, daß unſer Bruder Theophilus Tristia Jeremiae herausgegeben. Hat er Dir ein Exemplar geſchickt? Ich werde ihn mit morgender Poſt um eins bitten. Weil ich davon nichts verſtehe, ſo bin ich um deſto neugieriger darauf. Herr Klotz wird das Buch wohl in ſeinen Actis litterariis in Beſchlag nehmen. Haſt Du nicht Deine Freude, wenn Du die jetzigen Journale lieſeſt? Eben habe ich das dreizehnte Stück der Klotziſchen Bibl. geleſen. Das ſind Kritikaſter! Doch, meine Meynung könnte leicht armſelige Rachſucht ſcheinen.

Deine Abhandlung vom Tode habe ich nicht einmal ganz geleſen. Voß hat noch kein Exemplar hier. Auch beſinne ich mich, daß Du an Meil geſchrieben, Du würdeſt ein hiſtoriſches Werk heraus geben; und gleichwol finde ich nicht einmal eine Anzeige davon in dem Leipziger Meßkatalog unter den künftig herauskommenden Büchern.

Moſes hat eine ſonderbare Begebenheit mit Lavatern, der vor einigen Jahren hier geweſen iſt. Sie haben ſich mit einander von Religionsſachen unterhalten. Hiervon nimmt der epiſche Dichter des künftigen Lebens Gelegenheit, Moſes aufzufordern, entweder die Bonnetſchen Beweiſe für die chriſtliche Religion, die Lavater mit ſeinen Anmerkungen heraus gegeben, zu widerlegen, oder ſich öffentlich zur chriſtlichen

Religion zu bekennen. Dieſe gedruckte Aufforderung ärgert den guten Moſes nicht wenig, und, wie er mir geſagt, wird er Lavatern aus den Bonnetſchen Gründen ſelbſt beweiſen, daß er nichts als ein Jude ſey, und daß die Schwärmereyen eines polniſchen Juden, welcher ſich vor einigen Jahren für den Meſſias ausgab, eben ſo zu rechtfertigen wären; zugleich wird er ihm erklären, daß er ſich in Religionsſtreitigkeiten nicht einlaſſe. Ich dächte, ein für allemal könnte wohl Moſes ohne alle Umwege mit den deutlichſten Worten ſein Glaubensbekenntniß ablegen. Iſt denn geſunde Vernunft Contrebande in der Theologie? Die aufgeklärten Gottesmänner und die deutſche Bibliothek werden das nicht ſagen; ſie werden aber beſcheiden nur ihre Vernunft paſſiren laſſen wollen, und lehren, daß man ſeine Vernunft zwar nicht unter dem Glauben, wohl aber unter ihrer Vernunft, gefangen nehmen ſolle. Wenn ſich doch die Unaufgeklärten und Aufgeklärten um das Seelenheil der Menſchen, wie Moſes, unbekümmert ließen! Aber das iſt nun ihr Loos, zu plaudern, wo andre ſo gern ſchweigen.

Euer Haupt-Götze hat über das Theater geſchrieben; ich weiß es nur aus einer Recenſion, und mag das Ding auch nicht näher kennen. Man ſoll in kurzer Zeit an 2000 Stück davon verkauft haben. Hat er ſich darin nicht Deiner erinnert? Die Spötter ſagen: entweder Du bekehreſt ihn, oder er Dich. Geſchieht das Letzte, ſo bitte ich Dich, ſorge für mein zeitliches Wohl, wie bisher; doch gieb Dich nicht mit meinem ewigen ab. Bekehrſt Du aber ihn, ſo möchte ich wohl ſein Küſter werden.

Ramler hat einige Oden gemacht: das weiß ich nur aus der dritten Hand; außer der auf den Kayſer, welche er einer Geſellſchaft, worin ich auch war, vorlas. Sie iſt ganz ohne mythologiſche Anſpielungen, und ſo ſollen die übrigen auch ſeyn.

Du wollteſt ja Deine übrig gebliebenen Bücher nach Hamburg kommen laſſen?

Dein
treuer Bruder,
Karl.

Liebſter Freund!

Ich hätte Ihnen gern eher geantwortet; aber ich habe bisher immer auf die Zurückkunft des E. P. gewartet, der länger, als ich, und ohne Zweifel auch er ſelbſt, vermuthete, ausgeblieben iſt. Endlich iſt er geſtern angekommen. Ich habe ihn aber noch nicht zu ſprechen bekommen können. Treten Sie aber nur in Gottes Namen Ihre Reiſe hieher an. Alle Vorbereitungen, die etwa noch in Anſehung Ihres künftigen Amts nöthig ſeyn möchten, können Sie nur mir zuverſichtlich überlaſſen. Ihre Reiſe ſoll gewiß nicht fruchtlos ſeyn. Ich hoffe, den E. P. noch dieſen Nachmittag oder Abend zu ſehen; und ich bin verſichert, daß er mirs Dank wiſſen wird, daß ich Sie um die Beſchleunigung Ihrer Reiſe gebeten habe. Der Herzog hat auch ſchon vor einiger Zeit über der Tafel geſagt, daß Sie nächſtens herkommen würden. — Ihr Quartier iſt auch ſchon beſtellt. Sie ſollen nicht in einem von unſern ziemlich ſchlechten Wirthshäuſern, ſondern bey einem Bürger logiren. Der Kammerherr von Kuntſch, mein Freund, und Ihr vieljähriger Verehrer, (eben der, welcher Sie, wenn Sie ſich noch erinnern, nach der Komödie der Uleziero präſentirte) wohnt in eben dem Hauſe und hat Ihnen da eine bequeme Stube bereiten laſſen. Der Hauswirth iſt ein feiner und billiger Mann. Das Haus liegt auf dem ſogenannten Damm, dicht beym Zuchthauſe, nicht weit vom Hofe. Der Wirth iſt ein Goldſchmidt. An Aufwartung ſoll es Ihnen auch nicht fehlen. Treten Sie nur dort gleich ab, wenn Sie von der Poſt kommen, von welcher das Haus nicht gar weit entfernt iſt. Hr. von K. läßt Sie auch durch mich verſichern, daß Sie auch von ihm keine Ungelegenheit zu beſorgen haben ſollen; Sie ſollen keinen beſchwerlichen Beſuchen von ihm ausgeſetzt ſeyn. Ich ſage Ihnen dieſes auf ſein ausdrückliches Verlangen; denn ich für mein Theil bin vielmehr verſichert, daß Sie ſeinen Umgang ſuchen werden, weil er der liebenswürdigſte Kavalier unſers Hofes iſt. — Wenn es möglich iſt, ſo richten Sie ſich ſo ein, daß Sie gleich ganz hier bleiben können. Ich wollte Ihnen gern die Beſchwerlichkeiten und Koſten einer neuen Reiſe erſparen. Zu dieſer bevorſtehenden wünſche ich Ihnen das beſte Wetter, das jetzt möglich iſt: doch hoffe ich Sie werden ſich auch auf das ſchlechteſte gefaßt machen, und ſich mit einem guten Pelz verſehen. — Für das überſchickte angenehme Geſchenk danke ich Ihnen von Herzen. Ich habe es ſchon verſchlungen, und werde noch lange davon wiederkauen. Für mich wird es die ſüßeſte und geſündeſte Nahrung, aber für Klozen Gift, tödtliches Gift ſeyn.

In der Hoffnung, Sie in wenigen Tagen zu umarmen, und Sie nun nimmermehr wieder mir entſchlüpfen zu laſſen, bin ich

Braunſchweig,
den 2. Nov. 1769.

ganz der Ihrige.
J. A. Ebert.

Ich hoffe, daß Sie ſchon im Abſchiednehmen begriffen ſind, liebſter Leſſing. Ich muß Ihnen aber doch noch ein paar Zeilen ſchreiben. Ich habe geſtern unſern lieben E. P. (ſo darf ich ihn ietzo nennen, nicht wahr?) geſprochen, und ihm erzählt, was Sie mir und ich Ihnen geſchrieben hätte. Er dankte mir ſehr dafür, wie ich vermuthet hatte, und erwartet Sie nun mit Verlangen. Zugleich erzählt er mir, daß er unſern vortreflichen Moſes Mendelsſohn kennen gelernt hätte; und er war über dieſe neue Bekanntſchaft ſehr erfreut. Jener hat verſprochen, ihm ſeine neue Edition des Phädon zu ſchicken, und der E. P. wird ſich darauf mit ihm in eine Correſpondenz einlaſſen. Er wünſcht ſehr, daß es möglich wäre, auch ihn zu uns herzuziehen. Vielleicht können Sie dazu etwas beytragen.

Der Mann bey dem Sie logiren ſollen, iſt ein Jouwellerer und heißt Dübner. — Nun bis auf glückliches Wiederſehn! Gott gebe Ihnen eine recht glückliche Reiſe! Ich hoffe, daß Ihnen alle die Freunde, welche Sie dort ungern verlaſſen werden, hier einigermaßen durch andre erſetzt werden ſollen; — nur Ihren Götzen werde ich Ihnen nicht wieder ſchaffen können. Vergeben Sie mir dieſen witzigen Einfall. Ich will ihn dafür Ihnen niemals wieder nennen.

Braunſchweig,
den 3. Nov. 1769.

J. A. Ebert.

Berlin, d. 8. Novemb. 1769.

Liebſter Freund,

Ich habe Ihr Schreiben vom 30. Octob. erhalten. Ich finde darin keine genauere Nachrichten von Ihrem Berufe nach Wolfenbüttel, die ich ſehr gern haben möchte. Es ſcheint mir, daß dieſe Stelle ſo recht für Sie wäre. Muße und eine vortrefliche Bibliothek! Wie ſteht es denn mit Wien? Man ſprengt aus, daß der Kaiſer wirklich 20,000 Rthlr. zu Jahrgehalten für deutſche Gelehrte ausgeſetzt habe; aber man will auch ſagen, daß Klopſtock nicht hingehen werde. Alles dies iſt nur ausgeſprengt, ohne eine Quelle anzugeben, und ich wünſche erſt eine ſichere Beſtätigung. Auf alle Fälle höre ich aus verſchiedenen Gegenden, daß Klotz ſuchen möchte ein Jahrgeld in Wien zu erhalten, wozu ihm ***, mit dem er in die genaueſte Verbindung gerathen iſt, behülflich ſeyn ſoll. Klotz hat ſich durch ſeine Aufführung in Halle bey Jedermann verächtlich gemacht. Hier, hält ihn der Hr. von Fürſt *)

---

*) Der Hr. Miniſter v. Fürſt war damals Curator der preußiſchen Univerſitäten. Nicolai.

für das, was er iſt; auch Quintus giebt in ſeiner guten Meynung nach: alſo iſt es wahrſcheinlich, daß er an die Veränderung ſeines Aufenthalts denkt; und Wien ſcheint jetzt der Ort zu ſeyn, wohin die gelehrten Colonieen aus Norden ziehen.

Herder, weil ihm dadurch, daß Klotz ſeinen Namen genennet, als einem Geiſtlichen, durch den Rigaiſchen Schlendrian allerley Verdrießlichkeiten erweckt worden, hat plötzlich ſeine Aemter niedergelegt, und iſt zu Schiffe nach Frankreich gegangen. Er hat mir aus Nantes geſchrieben, wo er ſich einige Zeit aufhalten will. Er denkt über Paris nach Deutſchland zurück zu kehren. Doch erfahre ich eben, daß ihm ein Vorſchlag mit einem Großen zu reiſen geſchehen werde; und dies kann ſeine Rückkunft etwas aufhalten. Er wünſcht, daß Sie nicht wider ihn ſchreiben, weil dies Klotzen ſehr wohl thun würde.

Es iſt mir ſehr lieb, daß Sie mit meiner Rede wider Dodsley zufrieden ſind. Da ich mich einmal als Buchhändler erklären wollte, ſo ſehen Sie ſelbſt, daß ich von verſchiednen Sachen auch als Buchhändler ſprechen mußte. Ich wollte den Buchhändlern gern zugleich einige nöthige Wahrheiten ſagen; alſo mußte ich ganz unparteiiſch zeigen, wie die Sache ſteht. Was Frankreich betrifft, ſo darf wirklich Niemand Bücher verkaufen, als die Imprimeurs oder Libraires. Ich habe bey gewiſſer Veranlaſſung kürzlich die Reglemens in extenſo geleſen. Ich hätte allenfalls hinzu ſetzen können, öffentlich verkaufen; denn kein Gelehrter darf bekannt machen, daß ſein Buch bey ihm verkauft werde. So gar wenn einem Gelehrten ein Privilegium über ſein Buch gegeben wird, ſo muß er es bey der Chambre ſyndicale der Buchhändler regiſtriren laſſen, und verſprechen, daß er es, den Reglemens zufolge, durch einen Buchhändler wolle verkaufen laſſen. Was die Colporteurs betrifft, ſo dürfen ſie nur kleine Tractätchen, ich glaube bis 18 oder 24 ſous verkaufen, und dieſe müſſen ſie von den Buchhändlern nehmen; ſie ſind auch der Chambre ſyndicale untergeordnet. Doch dies thut überhaupt nichts zu Ihrem Streite mit Dodsley; denn in Deutſchland ſind dergleichen Verordnungen nicht.

Die verkappten Dodsley haben gar keine wirkliche Unternehmung gemacht, den Selbſtdruck der Gelehrten zu verhindern. Der Brief iſt ein leeres Gewäſche, das bey keinem Buchhändler den geringſten Eindruck gemacht, oder nur den geringſten Erfolg gehabt hat. Ich weiß aus vielen Proben, daß Reich, ſo wie alle Buchhändler, der Dodsleyiſchen Schleichhandlung ſehr zuwider iſt. Er hat noch dieſe Meſſe die Mad. Dyk, (deren Curator und Vormund ihrer Kinder er iſt,) dahin gebracht, daß ſie verſprochen hat, ihren Diener, der eigentlich die Dodsleyiſche Commiſſion beſorgt, auf Oſtern zu verabſchieden.

Ueberhaupt, liebſter Freund, da ich glaube, was den deutſchen Buchhandel betrifft zu verſtehen; ſo bin ich überzeugt, daß die deutſchen Buchhändler ſich nie irgend wozu vereinigen werden: am wenigſten dazu, den Selbſtverlag der Gelehrten zu verhindern; und wenn ſie wollten, könnten ſie es nicht. Da ſie doch die Buchdrucker auf den Meſſen bezahlen müſſen, ſo iſt es ihnen ganz einerley, ob das Buch, wofür ſie das Geld hingeben, einem Buchdrucker oder einem Gelehrten gehöret. Daß übrigens die meiſten Gelehrten, die auf ihre Koſten Bücher drucken laſſen, dabey zu kurz kommen, kann ich auch erklären. Es treffen verſchiedne Urſachen zuſammen. Und eine der Haupturſachen iſt, daß diejenigen Bücher, die der Gelehrte für die beſten und wichtigſten hält, gerade nicht die ſind, die den meiſten Debit haben. Ich getraue mich auch, einem, der die Kaufmannſchaft überhaupt, und beſonders die Art verſtehet, wie der Buchhandel in Deutſchland kann geführet werden, zu beweiſen, daß jemand, der nur eins oder auch zwey Bücher ſelbſt drucken läßt, und ſie baar verkaufen will, unmöglich Vortheil davon haben kann; es wäre denn, daß Freunde einen Caſum pro amico machen, oder ſonſt beſondere Umſtände eintreten. Erinnern Sie ſich unſeres ehemaligen Streits über Buchhandel, in Berlin unter den Linden. Ich bin bey der Buchhandlung erzogen und habe nunmehr auch die eigene Erfahrung mehrerer Jahre. Wäre es möglich, die Buchhandlung blös durch baaren Verkauf in jeder Stadt zu treiben, ſo brauchten wir freylich keine Meſſen. Ich ſelbſt würde bloßen baaren Verkauf auf den Meſſen mit anſcheinend beſſerem Vortheil treiben, als irgend ein Gelehrter; aber auch als Buchhändler mag ich es nicht. Einige thun es; aber wenn mehrere nachkommen wollen, iſt es nicht auszuführen: denn, wenn alle verkaufen wollen, woher ſollen die Käufer kommen? Ich habe die Buchhandlung anders kennen lernen, als ſie ſelbſt viele Buchhändler kennen. Ich bin überzeugt, a) daß das Drucken des Verlags in einem gewiſſen Verhältniſſe mit dem Vertriebe des Sortiments ſtehen muß: ſonſt thut man ſich Schaden, wenn man auch den beſten Verlag druckt; b) daß der Buchhandel in Deutſchland, wenn er unverhältnißmäßig ins Große getrieben wird, keinen Vortheil bringt. Reich iſt ein lebendiges Beyſpiel davon. Er arbeitet ſehr viel, um den Ruhm zu haben, daß die Weidmanniſche Handlung die größte Buchhandlung in Deutſchland ſey. Aber Vortheil hat er nicht; er geſteht dies ſelbſt, und weiß nicht, wie es zugehet. Ich kann es aber nach meinen Grundſätzen leicht erklären. Er ſollte nur den dritten Theil drucken, von dem was er druckt, ſo hätte er ruhigere Tage, und käme weiter als jetzt.

Ich ſchwatze Ihnen, liebſter Freund, vielleicht Dinge vor, um die Sie ſich jetzt nicht ſonderlich bekümmern. Es geſchiehet aber nur, daß Sie ſehen, warum eben der bisher ziemlich ſtarke Debit der deutſchen Bibliothek mich nöthigt, mit mehrerem Verlegen einzuhalten. Der Debit meines Verlags iſt in keiner Proportion mehr zu meinem Debite im Sortimentshandel; und dieſen zu vergrößern, iſt kein Mittel da, als mich in Unternehmungen einzulaſſen, die zu weit ausſehend wären, und meine Arbeit, die ohnedies ſchon zu ſtark iſt, noch ſtärker machen. Verlagsdebit verurſacht auf den Meſſen viel ſchlimme Schulden. Das Drucken macht große Koſten. Ich bekomme alſo eine große Menge Bücher und ausſtehende Schulden, und kann niemals zu Kräften kommen. Daher ſetzt es mich wirklich in Verlegenheit, daß ich jetzt, um die Reſte nachzuholen, mehr Stücke der Bibl. drucken muß, und der Debit hält mich, wegen der vermehrten Koſten, nicht ſchadlos, wenn ich meine jährliche Bilanz nachſehe. Ich muß alſo ſuchen, eine Zeitlang weniger zu verlegen, damit meine Handlung wieder ins Gleichgewicht komme. Es könnten ſelbſt viele Buchhändler, wenn ſie eine Handlung auf die Stufe gebracht hätten, als ich die meinige, glauben, ſie müßte nun recht eifrig durch den Verlag in die Höhe getrieben werden; und in kurzer Zeit würde die Handlung, wie ein vollblütiger Körper, in eigner Kraft erſticken. Sie ſehen alſo, daß ich wenigſtens nicht aus Eigenſinn, ſondern mit guter Ueberlegung handle.

Uebrigens ſoll, was ich hier ſchreibe, ſo bald es auf den Druck der antiquariſchen Briefe ankommt, keinen Einfluß haben. Denn ich will zwar ſo wenig als möglich Neues anfangen, aber das Alte mit Ordnung fortſetzen. Ich werde Ihnen dann nie ſagen, welcher Theil der antiquariſchen Briefe der letzte ſeyn ſoll. Dies iſt bloß des Verfaſſers Sache, und es taugt nichts, wenn der Verleger ſich hinein miſcht. Ich thue dies niemals, am wenigſten bey meinem Freunde. Noch weniger kann es auf unſere Berechnung Einfluß haben. Ihre Aſſignation wird gleich bezahlt werden, unſere Berechnung mag ſtehen wie ſie will. Auch künftig aſſigniren Sie, wenn Sie brauchen, und vergeſſen Sie nicht, daß die Freundſchaft Sie dazu berechtigt. Ich ſehe die Nothwendigkeit ein, wenn ich die Unternehmungen meiner Handlung im Ganzen überlege, ſtreng als Kaufmann zu denken; aber es wäre für meinen Verſtand und mein Herz ein großes Unglück, wenn ich immer als Kaufmann denken wollte. Ich hoffe, Sie werden nie vergeſſen, daß ich Ihr Freund bin, und ſeyn Sie verſichert, daß ich bey allen Gelegenheiten daran denke.

Der Erbprinz von Braunſchweig hat unſern Moſes hier zu ſich kommen laſſen, und ihm ſehr gnädig begegnet; er will auch über den Phädon mit ihm correſpondiren.

Haben Sie Lavaters ſonderbare Aufforderung an Moſes geſehen? Er wird antworten; aber vermuthlich wird ſeine Beantwortung Lavatern und manchem Theologen nicht gefallen.

Der Recenſent in der Bibl. X. 2. S. 97. hat ſich wegen Raſpens undeutlich ausgedrückt. Ich glaube, er hat nur ſagen wollen, Raſpe ſey der erſte geweſen, der in einem Journale Klotzen habe die Wahrheit ſagen wollen; denn ſonſt iſt es offenbar, daß die antiquariſchen Briefe eher heraus gekommen, als Raſpens Anmerkungen. Aber warum die antiquariſchen Briefe noch nicht recenſiret ſind? Liebſter Freund, Sie glauben gar nicht, wie unglücklich es mir in manchen Fächern der Bibliothek geht! Das antiquariſche iſt eins davon. Wenige Leute können darin mit Kenntniß der Sachen urtheilen. Hr. Heyne hatte mir vor einiger Zeit, zum Theil auch aus Verdruß über Klotzens Angriffe, ſeinen Beyſtand entzogen. Ich habe ein Paar neue Recenſenten bekommen, die aber ſaumſelig ſind. Die Recenſion über Klotz von geſchnittenen Steinen habe ich dem Recenſenten abbetteln müſſen; ſie mußte aber vor der von den antiquariſchen Briefen voraus gehen. Um dieſe habe ich ſchon einigemal gemahnet, aber ſie noch nicht erhalten. Der Mann hat Amtsgeſchäfte, und vertröſtet mich immer. Was ſoll ich machen? Ich ſelbſt mag nicht gern von Sachen urtheilen, die ich nicht ganz verſtehe; auch habe ich nicht Zeit. Ich muß alſo abwarten, bis ich die Recenſionen erhalte. Ich umarme Sie, und bin von Herzen

Ihr

Nicolai.

Berlin, den 11. November 1769.

Liebſter Bruder,

Endlich habe ich Deine Abhandlung, wie die Alten den Tod gebildet, geleſen; und obgleich mein Beyfall ſo viel als keiner iſt, ſo kann ich Dir doch nicht bergen, wie ſehr ſie mir gefallen, und wie viel ich daraus gelernt. Hätteſt Du mich auch nicht ganz überzeugt, ſo iſt mir es doch ſchon genug, beſſer zu wiſſen, daß die Alten einen

Unterſchied machten, zwiſchen dem Zuſtande, da unſre körperliche Maſchine ſich von der Seele trennt und ſeiner Auflöſung ſichtbarlich nähert; und dem Zuſtande der Seele nach dieſer Trennung. Ob die alten Maler und Künſtler in ihren Werken dieſe Lehre allezeit vor Augen gehabt, was liegt mir daran? Genug, ſie hätten es ſollen. Freylich glaubte ich, nach dem Grundſatze der Malerey der Alten, wie Du ihn in Deinem Laokoon feſtſetzeſt, daß ſie den Tod als ein Gerippe nicht malen können. Denn ein Gerippe macht mir immer noch mehr Ekel als eine Furie. Ich entſetze mich, wenn ich denke, in ein paar Jahren nichts mehr als ein ſolcher Knochenhaufen zu ſeyn. Der Maler giebt mir auch bey einem Gerippe, als der Vorſtellung des Todes, nicht die geringſte Veranlaſſung, mich meiner Seele zu erinnern. Nicht wahr, in der Malerey giebſt Du den Winkelmanniſchen Grundſatz von der vollkommenen Schönheit zu; nur willſt Du ihn nicht bis auf die Poeſie ausgedehnt wiſſen? Nicht als wenn ich dadurch ſagen wollte, Deine Abhandlung wäre überflüſſig: denn ich weiß wohl, daß es noch gar nicht folgt, daß der Künſtler auch das gethan haben muß, was aus den Regeln ſeiner Kunſt ſich ergiebt; aber ich wundre mich, daß Du davon nicht ein Wort gedenkeſt, und dieſe Materie gar als Auswuchs Deines Laokoons anſiehſt.

Noch ein Wort von Deiner Vorrede. Ich bin überzeugt, daß gelehrte Streitigkeiten nützlicher ſind, als Syſteme ſchreiben; und wer würde nicht mit zu Felde gehen, ſobald man genug bewaffnet wäre? Ich geſtehe aber, Dir in meinem Herzen den Streit mit Klotz verdacht zu haben: doch nicht von Streit über ſolche Materien. Nur Klotz und Riedel ſollten nicht die Häupter Deiner Gegner ſeyn. Was man Bagage, oder höchſtens Feldbäckerey im Kriege nennt, können ſie ausmachen! Bedenke nur ihr ganzes Betragen. Sie übergehen die Hauptſache, und ſind am weitläuftigſten mit perſönlichen Neckereyen, und wenn es hoch kommt bey Kleinigkeiten, zum Beyſpiel in der Kritik des Laokoon in der philoſophiſchen Bibliothek!

Ferner ſagſt Du, das Publicum ſey von zu großer Delikateſſe. Hätteſt Du lieber geradezu geſagt, von zu einſeitiger Wißbegierde!

Wenn Dich dieſer Brief in Braunſchweig antrifft, ſo wünſchte ich, daß ich bald Nachricht bekäme, ob dieſe Reiſe nach Deinem Wunſche ausgeſchlagen ſey. Ich bin

Dein

treuer Bruder,
Karl.

Es iſt mir aus mehr als Einer Urſache beynahe lieb, daß Sie nicht eher haben abreiſen können, liebſter Leſſing. Das Wetter war an voriger Mittwoch ſo ſchlecht, daß ich Sie recht herzlich bedauerte, und an meiner Sorge für Sie nahm auch noch eben den Abend unſer theuerſter E. P. Antheil, da ich ihm ſagte, daß Sie vermuthlich jetzo auf der Reiſe ſeyn würden. Ich hatte mit ihm ein langes Geſpräch von Ihnen. — Geſtern Abend zeigte ich ihm Ihren letzten Brief. Denn die ſchönen Einkleidungen, die Sie von mir verlangen, verſteht niemand ſo gut, wie Sie ſelbſt. Ich hielt es alſo für das rathſamſte, Sie ſelbſt reden zu laſſen. Wenn Sie aber ſchweigen, ſo muß und darf ich mich wohl hören laſſen; und dann mache ich es ſo gut, wie ich kann. — Ich hoffe, daß die jetzt einfallende Kälte Ihnen die Wege bahnen ſoll. Verſehen Sie ſich ja mit einem guten Pelz und Roquelaure. — Welch ein Triumph für mich, daß es Ihnen ſchwer fällt, ſich in ſo kurzer Zeit von Hamburg loszureiſſen! Nicht wahr? nun fühlen Sie es auch, daß wer Hamburg verläßt, eine Stadt verläßt? — Aber dieſe Stadt hat doch keinen E. P. von Braunſchweig ꝛc. — Mit Ihrem Götzen! Sie zwingen mich doch, den Mann noch einmal zu nennen. Der gottloſe König Pharao kömmt mir in ſeiner Geſellſchaft als ein wahrer Heiliger vor. — Doch da Sie ſie zuſammenſetzen, ſo ſcheinen Sie mir dadurch die Hoffnung zu geben, daß Sie von beyden zugleich auf ewig Abſchied nehmen wollen. — Nun noch einmal glückliche Reiſe, liebſter Freund, und zu einem dauerhaften Glücke! wenn anders Ihre eigne Unbeſtändigkeit ein ſolches Glück nicht für zu langweilig hält, und es ertragen kann. Gott begleite Sie bis in die Arme Ihrer Freunde und bis in die meinigen.

Braunſchweig,
den 12. Novemb. 1769.

J. A. Ebert.

Halberſtadt, d. 25. Sept. 1769.

Ungeduldig, mein liebſter Freund, ſah ich dem Brief entgegen, den Sie vor Jahr und Tag mir verſprochen haben. Im Frühjahr, ſagten Sie mir, reiſ' ich nach Rom. Alle Nachrichten ſagten, Sie wären nicht mehr in Hamburg. Selbſt Ihr Herr Bruder in Berlin wußte mir etwas Gewiſſes nicht zu ſagen. Kurz, ich fragte bey Herrn Bode nach Ihnen, und höre, daß Sie noch in Hamburg ſind. Alſo ſend' ich dahin Ihnen die Kleinigkeiten meiner Muſe, die ich mit einem prächtigen Titel beſchenkte. Keinem meiner Freunde, meinen

Leſſing ausgenommen, war etwas davon bekannt. Ich wollte Kenner anführen, Kenner, welche ſagten, ſie würden mich kennen, in welche Form ich mich auch verſtecken möchte; verdarb mir aber ſelbſt das Spiel: aus Vergeßlichkeit hatt' ich in die kleine Sammlung ein Stück aufgenommen, das ſchon bekannt geworden war; dadurch wurd' ich verrathen. Sie, mein theuerſter Freund, ſchreiben mir nun endlich den verſproch'nen langen Brief, und ſagen mir dann auch ein paar Worte von dieſen Kleinigkeiten. Die Oden nach dem Horaz mein' ich. Die Sinngedichte verdienen kaum, daß Sie ein Paar Worte darüber verlieren; ich ließ ſie in Berlin einem Freunde zu gefallen drucken, der einen gewiſſen Gebrauch von dem erſten an den General Stille machen wollte.

Den zweyten Theil Ihrer antiquariſchen Briefe, ſagte mir Herr Nicolai, bekommen wir dieſe Meſſe. Nicht auch den zweyten Theil des Laokoon, nach welchem mich ſo ſehr verlangt?

In Berlin ſah ich Ihre Minna von Barnhelm. Der Schauſpieler kann Minna nicht ganz verderben, ſie wird immer gefallen; wenn aber Döbbelin und ſeine Leute nicht alle Charaktere durch Stimme, Geberde, durch alles, ſo ſehr übertrieben — wahrlich, das herrliche Stück gewönne ſehr viel. Daß man auch den Ugolino vorgeſtellt hat, werden Sie ſchon wiſſen. Mit vielem Beyfalle, ſagt man. Ich war die beyden Tage der Vorſtellung, (denn es iſt zweymal aufgeführt) nicht in Berlin; ſonſt hätt' ich es auch geſehen.

Den 27ſten December, 1769.

So lange, beſter Freund, iſt dieſer Brief liegen geblieben! Tauſend Zerſtreuungen machten, daß ich den unvollendeten Brief vergaß: — nicht meinen Leſſing; an den dacht' ich täglich, und wünſchte die Wahrheit oder die Erfüllung des Gerüchts, daß Sie künftig in Wolfenbüttel wohnen würden! Welche Freude für Ihren Gleim! Da ſchickt ein hieſiger Zeitungsleſer, der es weiß, was für ein Leſſingianer ich bin, mir die neue Hamburgiſche Zeitung; und da leſ' ich mit dem größten Vergnügen die Wahrheit des Gerüchts. Eiligſt umarm' ich Sie, als meinen künftigen Grenznachbar. Wann kann ich Sie beſuchen? Wann kommen Sie zu mir? Wenn Sie keine Zeit haben, mir den verſprochenen langen Brief zu ſchreiben (es iſt keine kleine That, einem Leſſing ſolch' ein Verſprechen zu erlaſſen): ſo beantworten Sie mir nur dieſe Fragen bald.

Neulich, mein liebſter Freund, las ich in einem eigenhändigen Schreiben des großen Winkelmanns, an einen ſeiner Freunde, vom 16ten Auguſt 1766, folgende Stelle:

„Ich erhielt zu gleicher Zeit das Ihrige, und ein ſpäteres von unſerm Stoſch. Ueber beides hat ſich in mir eine gemeinſchaftliche Freude, die aus dem Vaterlande und aus der Freundſchaft quillt, eine mit der andern vermiſcht.“

„Mein Freund, die Auszüge aus Herrn Leſſings Schrift, welche mir ein Beweis nicht geringer Freundſchaft ſind, verdienen mehr als die Beſchreibung der Villa des Cardinals. Aber irren Sie ſich nicht, wenn Sie glauben, dieſelbe von mir verlangt zu haben? Ich weiß es nicht. Den Werth dieſer Auszüge vermindert es nicht, daß ich das Buch ſelbſt acht Tage zuvor aus Dresden erhalten hatte. Leſſing, von dem ich leider noch nichts geſehen, ſchreibt, wie man geſchrieben zu haben wünſchen möchte. Hätt' ich nicht ſeine Reiſe von Ihnen erfahren, ſo wär' ich ihm mit einem Schreiben zuvorgekommen. Er verdient, wo man ſich vertheidigen kann, eine würdige Antwort. Wie es rühmlich iſt, von ſo würdigen Leuten gelobt zu werden, ſo kann es auch rühmlich werden, ihrer Beurtheilung würdig geachtet zu ſeyn.“

Dieſe Stelle war mir beſonders angenehm; denn ich hatte in Leipzig gehört: Winkelmann ſey gegen meinen Leſſing aufgebracht; er werde gegen den Laokoon ſchreiben, unartig, heftig. Dieſe Sage widerlegt ſich durch dieſe Stelle.

Gleim.

Leipzig, den 7. Januar 1770.

Daß ich Ihnen ein intereſſirtes Kompliment mache, das wird Sie ſo wenig befremden, als Sie es mir verübeln werden. Es iſt was menſchliches. Sie würden meine Gratulation auch ohne mein eignes Bekenntniß dafür anſehn, was ſie iſt. Mein Geſtändniß aber wird meine Schuld vermindern, und Ihnen ein wohlmeinendes Lächeln ablocken. Daß Ihre großen Verdienſte mit einer Stelle belohnt worden ſind, deren Sie ſich allemal nicht ſchämen dürfen, ob ſie gleich weit unter ihrem Werthe iſt, darüber würde ich mich von Herzen freuen, wenn ich auch gleich für mein beſonderes Antheil keinen Nutzen davon ziehen könnte. Was dünket Ihnen alſo von der Größe meiner Freude, über die glückliche Veränderung Ihres Aufenthaltes, da dieſelbe mir in Zukunft ungemeine Vortheile für meine kleine literairen Unternehmungen verſpricht: Vortheile, die mir bisher verſagt waren, dazu ich mir gar keine Hofnung machen konnte. Wenn Sie werden in Wolfenbüttel angekommen ſeyn, ſo erſuche ich Sie, dienſtfertiger Freund, (ich weiß Sie denken zu edel und zu galant, als daß Sie die natürliche ungezwungene Sprache der Empfindung und der Wahrheit verſchmähen ſollten, mir iſt es nicht gegeben, geſchminkt und gleißneriſch zu ſprechen, ich ſpreche von Herzen) ich erſuche Sie alſo, mir alsdenn Nachricht zu ertheilen, ob in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek Manuſcripte vom Demoſthenes, Aeſchines, Lyſias, und den übrigen kleinen attiſchen Rednern ſich befinden, und durch was für Wege, und unter welchen Bedingungen man zum Gebrauche derſelben gelangen könne. Ich füge noch eine Bitte hinzu. Ihre mir neulich bewieſene Großmuth macht mich ſo dreiſte, daß ich das ohne viele Umſtände und ohne Furcht einer Fehlbitte wage. An meinem Demoſthenes wird jezt würklich gedruckt. Beigehendes ſoll von der Einrichtung des Drucks zeugen. Nun ſähe ich gerne, wenn in der Hamburgiſchen neuen Zeitung die Verſicherung, daß daran gedruckt werde, und daß mit nächſter Oſtermeſſe der erſte Theil erſcheinen werde, gegeben, und zugleich gemeldet würde, daß eine halbe Piſtole Pränumeration bis zu gedachter Oſtermeſſe angenommen, nach der Zeit aber kein Exemplar unter 3 Reichsthaler verlaſſen werden ſolle; und daß eine kleine Anzahl auf großes, ſtarkes und ſchönes Papier abgezogen werde, davon der Pränumerationspreiß 3 Reichsthaler voll iſt. Es kommt bloß auf ein Wort von Ihnen an, meines Wunſches theilhaftig zu werden. Ich ſtehe wiederum Ihnen auf alle mögliche Weiſe zu Gebote, der unter Anwünſchung alles Wohlergehens und Verſicherung der lauterſten Hochachtung (wiewohl eine ſolche Verſicherung bei Ihnen entbehrlich war) verharre ꝛc.

D. Reiske.

Ich weiß nicht wie Sie es anfangen, liebſter Leſſing, aber Sie machen einen ganz andern Menſchen aus mir. Da liegt noch eine Menge Briefe, die ſchon ein halbes Jahr alt ſind und die ich noch bis dieſe Stunde nicht beantwortet habe. Sie müſſen zaubern und mich citiren können, wie Ihr Dr. Fauſt die Geiſter citirte. — Ihr Brief und die Nachrichten, die Sie mir darinn geben, waren mir ungemein angenehm. Ich würde Ihnen aber doch ohne ihn geſchrieben haben. Unſer (dem Himmel ſey Dank, daß ich ihn nun noch in einem beſondern Verſtande, im eigentlichſten Verſtande ſo nennen kann) unſer E. P. alſo hatte ſich, einen oder zwey Tage nach Ihrer Abreiſe, bey dem Herrn von K. erkundiget, wieviel Ihre Reiſe und Ihr hieſiger Aufenthalt gekoſtet, und ihn erſucht, ihm durch mich die Summe wiſſen zu laſſen. Dieſer zog mich zu Rathe, und wir hielten es für das ſicherſte, Ihren Miethlackey und Speiſewirth fragen zu laſſen, wie viel Sie bezahlt hätten. Er ſetzte endlich eine Rechnung auf, die alles zuſammen genommen, was wir haben errathen und entdecken können, 45 Rthlr. und 16 ggl. beträgt. Dieſes hat der E. P. mir bey unſrer erſten Zuſammenkunft ausgezahlt. — Ich habe Herrn von K. durch vieles Bitten gezwungen, das, was er Ihnen an Holz und Coffee geben laſſen, ſich davon zu bezahlen, und er hat 4 rthlr. davon genommen. Reſt 41 rthlr. 16 gl. Nun erwarte ich Ihre Ordre, ob ich es Ihnen ſchicken, oder ob es bis zu Ihrer Wiederkunft hier bleiben ſoll. Bey dem erſtern habe ich nur die kleine Bedenklichkeit, daß das Geld leicht in einen gewiſſen Sumpf — denn ich habe Sie wohl verſtanden, da Sie ſich dieſes Bildes, (das, wie alle Ihre Bilder, ſehr ſchicklich und ausdrückend iſt,) bedienten — oder in viele Sümpfe fallen, und unwiederbringlich verloren ſeyn könnte. Bleibt es aber ſo lange hier, ſo iſt es ſicher aufgehoben. Sie müßten es denn auch durch Zaubereyen dahin bringen, daß ich mich den Teufel reiten ließe und einmal ſpielte. Doch mich dünkt, das traurige Exempel meines Verführers ſelbſt iſt allein ſchon hinreichend, mir eine ewige Warnung zu ſeyn. — Ich wollte doch gern, daß Sie noch vor Ihrer Zurückkunft dem E. P. auf irgend eine Art wiſſen ließen, daß ich Ihnen das von ihm für Sie empfangne Geld bezahlt hätte, oder bezahlen würde. Sie könnten ihm, wenn Sie wollten, die History of an Atom als auf meine Bitte ſchicken. Wo nicht, ſo hat dieſe ſo lange Zeit, bis Sie ſie ſelbſt mitbringen können! — An dem Tage Ihrer Abreiſe hatte ich noch den Abend eine lange und mir ſehr angenehme Unterredung mit dem E. P. von Ihnen. Ich ſagte ihm unter andern, daß ich ihm auch meines Theils für die Gnade ſehr verbunden wäre, die er Ihnen erwieſen hätte; es wäre mir inſonderheit ſehr lieb geweſen, daß er Sie noch kurz vorher zu ſich kommen laſſen, und ſich ſo lange mit Ihnen unterhalten hätte; lieb auch um Ihrentwillen, weil dadurch nothwendig aller Verdacht oder alle Beſorgniß in Ihnen ausgetilgt wäre, die man Ihnen hätte beybringen wollen, daß Sie ihm mißfallen oder ihn rebutirt hätten. Ich erzählte ihm (wie ich Ihnen vorhergeſagt hatte, daß ich thun wollte) wodurch dieß geſchehen ſeyn ſollte. Er antwortete: „Nun ſehen Sie, was die Leute alles ſagen und erdichten können. Wenn ich manchmal von ähnlichen mich betreffenden Erdichtungen mit Ihnen geredet und mich deswegen bey Ihnen zu rechtfertigen geſucht habe, ſo antworteten Sie: Ja, aber es wird doch geſagt. Nun ſehen Sies ꝛc. Er vermuthete, daß dieſe Lüge daraus entſtanden ſeyn könnte, daß er zu jemanden, der den folgenden Tag bey ihm geſpeiſet, geſagt hätte, man müßte billig alles mit eines ſolchen Mannes Augen ſehen, oder man hätte gar nichts geſehen. — Sie wiſſen, daß ich es ſelbſt ſo erklärte; und das ſagte ich ihm auch. — Ich hatte ihm gleich Anfangs in meiner Vorrede oder Einleitung geſagt, daß Sie überzeugt wären, er könnte ſelbſt unmöglich Ihnen eine ſolche Geſinnung von ihm zutrauen. ꝛc. — Die Stelle in Ihrem letzten Briefe, die ihn betrift, habe ich ihm ſelbſt mit Fleiß vorgeleſen, nachdem ich vorher geſagt, daß ich mir dieſe Freyheit deswegen nähme, damit er das für ihn gewiß ſehr empfindliche Vergnügen haben möchte, zu erfahren, wie man von ihm hinter ſeinem Rücken dächte und ſpräche; ein Vergnügen, welches ſo wenige Fürſten genieſſen können. Denn Sie hätten dieſe Zeilen gewiß ſo wenig für ihn eigentlich beſtimmt, daß Sie es vielmehr im Ernſte verbeten haben würden, wenn Sie hätten vermuthen können, daß ich ihm die Stelle vorleſen wollte. — Er war ſehr damit zufrieden, und erſuchte mich, in Abſicht auf Ihre Beſorgniß, daß Sie wohl nicht die vortheilhafteſten Eindrücke auf ihn gemacht hätten, Ihnen zu ſchreiben (doch nicht als wenn er ſelbſt mir dazu Commiſſion gegeben) Sie hätten hier alle Erwartung erfüllt; er ſetzte noch für ſich hinzu, daß er aufrichtig ſagen müßte, Sie hätten die ſeinige übertroffen. — Ich war kürzlich beym Herzog Ferdinand. Er ſprach viel von Ihnen. Ich ſagte ihm, daß Sie die Gnade zu haben wünſchten, bey Ihrer Rückkunft ihm aufzuwarten. Und er antwortete, daß es ihm ein beſonders Vergnügen ſeyn würde, Sie kennen zu lernen. (Sagen Sie doch unſerm Baſedow, daß ich dem H. F. ſeinen Schulplan übergeben, und daß jener viel Hochachtung für ihn hege. Pränumeration habe ich für ihn noch keine wieder bekommen, und ich zweifle auch ſehr, ob noch etwas mehr einlaufen werde.) — Die Frau Markgräfin und die Prinzeſſin Amalie wünſchen Sie auch zu ſehen, wenn Sie wiederkommen, und ich habe ihnen verſprochen, Sie zu ihnen zu führen. — Ich brachte der Fr. v. W. und der ſchönen Fr. v. Schl. ein Kompliment von Ihnen. Sie wollten es aber nicht glauben, daß Sie ſich ihrer erinnert hätten. Sie hätten ſie freylich in Ihrem Briefe ausdrücklich nennen ſollen, damit ich dieſes mit gutem Gewiſſen hätte verſichern oder augenſcheinlich darthun können. Sie befahlen mir Ihnen wieder tauſend (nicht weniger als tauſend) Complimente zu machen, Sie zu bitten, daß Sie ja bald wieder kommen, ja nicht den Dr. Fauſt, die Arabella ꝛc. vergeſſen möchten. Der Fr. Schl. träumt von lauter Geiſtern. - Bitten Sie doch Hrn. Alberti, mir ja das Verzeichniß engliſcher Bücher, das ich ihm gegeben, wieder zu ſchicken. Es iſt mir daran gelegen. — Ich hoffe Sie werden Wort halten und Ihren Yorik bald predigen laſſen, — nicht nur einmal, ſondern auch mehrmal. Wenn er auch ja nicht immer Recht hat, ſo hat er doch auf eine gar zu allerliebſte Art Unrecht, als daß man ihn nicht eben ſo gern hören ſollte, als Sie ſelbſt, wenn Sie ja einmal Unrecht haben. — Klotzen werden Sie auch wohl nicht alles, was er in den letzten Stücken ſeiner Bibliothek von Ihnen beſagt, ungeahndet hingehen laſſen. Ueber das Verzeichniß der figürlichen oder ſprüchwörtlichen Redensarten, die Ihrer Schreibart eine ſo unterſcheidende und unnachahmliche Stärke und Schönheit geben, und wovon der einfältige Narr glauben kann, daß ſie unſrer Sprache mehr Nachtheil als Nutzen bringen (S. S. 511. der Rec. der h. Dramat.) habe ich mich mehr geärgert, als über das von den Autoren, die ich in meinem Commentar angeführt, und in der Recenſ. meines Youngs. — Ihre Zimmer in dem Schloſſe zu Wolfenbüttel (wo ſonſt unſre Prinzen gewohnt haben) ſind ſchon zurecht gemacht und erwarten Sie, — und Dr. Fauſt, Arabella, Laokoon, und wer weiß, wie viele mehr. — Doch werden Sie erſt noch hier einige Tage verweilen müſſen, um noch etliche Häuſer zu beſuchen, z. E. das Döringſche, Hantelmanniſche ꝛc. denen ich Sie verſprochen habe. — Empfehlen Sie mich beſtens Ihrem braven Wirthe und ſeiner ſich ſtets gleichen, d. i. ſtets gleich liebenswürdigen Frau, Dr. Grund und ſeiner Frau, Mad. König, Hrn. P. Alberti und ſeiner Frau, Herrn Bode und ſeiner Frau ꝛc.

Ihr
ergebenſter Fr. und Dr.
J. A. Ebert.

Braunſchweig,
den 7. Januar 1770.

Berlin, den 15. Januar 1770.

Liebſter Bruder,

Du wirſt mir es wohl ohne viele Verſicherungen glauben, daß mich jede angenehme Nachricht von Dir ganz erfreuet. Ich habe auch ſogleich unſern Aeltern davon geſchrieben, ob ich gleich weiß, daß ſie es aus den Zeitungen ſchon wiſſen werden. Mache ihnen nur auch die Freude, und ſchreibe ihnen. An Deinem guten Willen haben ſie nie gezweifelt, und könnten es auch nimmermehr, wenn Du ihnen auch nie gethan hätteſt, was Du gethan. Ich weiß, Du haſt ihnen darum nicht geſchrieben, weil Du ihnen nichts als ſchreiben konnteſt: ſie aber glauben, Du ſeyſt über ihre Bitten ungehalten geworden; und ob ſie gleich ſelbſt wiſſen, daß das Deine Art nicht iſt, ſo ſind ſie doch zuweilen ſehr ſinnreich, ſich zu quälen. Es iſt wahre Zärtlichkeit von ihnen.

Hier folgt ein Verzeichniß von Deinen Büchern. Voß hat die Journale nicht zu ſich genommen, und ich werde Dir ſie alle ſchicken, ſo bald das Waſſer aufgeht. Oder verlangſt Du ſie auf der Achſe dahin, ſo darfſt Du mir es nur melden. In Berlin haben ſie faſt keinen Werth.

Liebſter Bruder, Du biſt auch ſo gut geweſen, mir Hoffnung zu machen. Wie gern will ich kommen, wenn ich Dir nicht zur Laſt bin! Ich ſollte nun wohl anfangen, mir ſelbſt fortzuhelfen, und nicht ſo unthätig ſcheinen, als ich vielleicht ſcheine. Ich ſehe wohl, ich habe mir gewiſſe Kräfte zugetrauet, die ich nicht habe, und bin auf Dinge ausgegangen, die man mit aller ſeiner Mühe nie erreicht, und wodurch man ſich einen ſchlimmern Stand macht, als man ohne ſolche Einbildung ſchwerlich gehabt hätte.

Unſer Bruder hat ſeine Tristia Jeremiae Moſes und mir geſchickt. Die orientaliſche Dichtungsart hat er wohl in ſeiner poetiſchen Ueberſetzung nicht treffen wollen, und doch beſinne ich mich, daß er den Lowth fleißig las, als ich zu Hauſe mit ihm war. Doch wenn er das gethan hätte, ſo würde er vermuthlich mit den Theologen Händel bekommen haben; und dieſen auszuweichen, iſt für einen ſächſiſchen Schulmann immer gut: denn es möchte ihm nicht ſo glücken wie Moſes, der ſeine Bekehrer alle zu Juden macht. Ich wette, die feinſten wünſchen jetzt, Lavater hätte nicht herausgefordert, und Moſes ſpielte lieber die Rolle eines Voltaire, dem man auf ſeine gegründeten und ungegründeten Spöttereyen antworten kann: „Dieſem Manne iſt nichts heilig.“ Mit dieſer ſtolzen und wahren Sprache ſind Heilige und Unheilige zufrieden. Doch Lavater bereuet es, wie ich aus einem Briefe an Moſes erſehen habe. Es iſt viel, wenn nicht zehn andere Lavater aufſtehn!

Ramler läßt eine Ode drucken; und der König hat eine Rede von der Selbſtliebe, als dem Grundſatz aller moraliſchen Handlungen, drucken laſſen. Ganz Helvetius iſt er nicht; denn er hat zu viel Einſicht, als daß er glauben könnte, man ließe ſich aus Selbſtliebe für ihn todtſchießen. Er erwähnt daher einer angebornen Ehrliebe, und einer Neigung, ſich für eines Andern Intereſſe aufzuopfern, als Beſtandtheile der Selbſtliebe. Daß man aus ſeinen dunkeln, aber vielleicht richtigen Begriffen gleich einen unumſtößlichen erſten Moralgrundſatz machen will! Wäre er von Natur in jedes Menſchen Herzen nicht eher, als bis er von den Philoſophen mit Worten völlig und adäquat beſtimmt werden könnte, ſo wäre es ein Unglück. Zuletzt giebt er noch einige Vorſchläge zu Predigten, die unter den Proteſtanten nichts Neues ſind, aber wohl in Paris es ſeyn können. Ueberhaupt ſcheint er mehr in der katholiſchen Religion zu Hauſe, als in der proteſtantiſchen, oder in der Aufklärung der Allg. deutſchen Bibliothek. Du wirſt Dich wundern, daß ich Dir ſo viel davon ſchreibe. Die Urſache iſt dieſe, ich habe den Königlichen Traktat eben geleſen, und vermuthe, Du möchteſt ihn nicht leſen.

Dein

treuer Bruder,

Karl.

Liebſter Freund!

Wie können Sie denn alle Ihre hieſigen Freunde und Ihre Bibliothek, d. i. Ihre verlobte Braut ſo ganz vergeſſen? Man fängt faſt an zu zweifeln, ob Sie jemals zurückkommen werden. Der H. hat den Herrn K. v. K., der ſich Ihnen beſtens empfehlen läßt, ſchon verſchiedenemal nach Ihnen gefragt. Der E. P. welcher bisher noch immer, ohne Zweifel aus Beſcheidenheit, ſtill geſchwiegen, konnte ſich doch vor einigen Tagen endlich auch nicht länger enthalten, mich zu fragen, ob ich nichts von Ihnen gehört hätte. Ich antwortete, daß ich bald nicht bloß etwas von Ihnen zu hören, ſondern Sie ſelbſt wieder zu ſehen hoffte; daß Sie mir in Ihrem letzten Briefe geſchrieben, daß Sie verſchiedne nothwendige Geſchäfte in Hamburg gefunden, die Sie noch eine Zeitlang dort aufhalten würden, daß ich vermuthete, Sie wollten dort noch einen Theil der antiquariſchen Briefe zu Stande bringen ꝛc. Kurz ich werde von allen Seiten nach Ihnen gefragt. Befreyen Sie mich doch von dieſer Verlegenheit dadurch, daß Sie bald ſelbſt erſcheinen.

Jetzt ſcheine ich den Leuten darum wichtig zu ſeyn, weil ſie durch mich etwas von Ihnen zu erfahren hoffen. Alsdenn aber will ich gern wieder verſchwinden, und in mein Nichts zurückkriechen. — Unterſtehen Sie ſich aber nicht zu kommen, ohne den Schlaftrunk und die übrigen Stücke, an welche uns die neulich hier aufgeführte Minna ſehr lebhaft erinnert hat, mitzubringen. Ich nehme deswegen keine Entſchuldigung an; auch laſſe ich mich mit keinem Spaße abweiſen; z. E. daß uns der Schlaftrunk einſchläfern werde, und dergleichen mehr. —

Noch einmal, kommen Sie bald, beſter Leſſing, und ſchreiben mir in wenigen Tagen, daß Sie wenige Tage darauf zu kommen gedenken. Sie müſſen es nunmehr auch ein wenig fühlen, daß Sie ein Amt haben, ſo gut wie wir andre.

Der

Ihrige

J. A. Ebert.

Braunſchweig,
den 16. Febr. 1770.

Liebſter Leſſing!

Ich wollte, daß eine von den Urſachen, die Sie noch zu Hamburg aufhalten, ſich mehr auf eine verlobte Braut im eigentlichen Verſtande bezöge, als auf die figürliche. Aber Sie ſind leider! vor dieſem Verdachte nur zu ſicher. —

Ich habe wiederum meiner Gewohnheit nach Ihren Brief, oder den größten Theil deſſelben, unſerm E. P. vorgeleſen; denn er ſollte wiſſen, daß ich ſeinen Auftrag wegen des Geldes ausgerichtet hätte, und zugleich Ihre Denkungsart noch mehr kennen lernen, ſo zuverläßig, wie es nur immer aus einem Briefe, den man bloß für einen vertrauten Freund geſchrieben, möglich iſt. Ich wußte, daß ich dabey nicht das geringſte wagte, ſondern vielmehr Ihnen nützlich ſeyn könnte Er wiederholte, was er mir ſchon vor Ihrer Ankunft und auch nachher einmal während Ihrer Abweſenheit geſagt hatte, daß er ſchuldig ſey, Ihnen die Reiſekoſten zu vergüten, da Sie die Reiſe ihm zu gefallen gethan hätten. Sie können alſo verſichert ſeyn, daß ihm niemand drauf geholfen oder ihn daran erinnert habe. Es hat auch niemand leicht Gelegenheit dazu haben können, außer mir allein. Und ich würde es ſo wohl Ihrentwegen als ſeinetwegen nie gethan haben; zumal da ich weiß, wie leichtſinnig Sie in Anſehung des Geldes ſind, und da das, was er Ihnen hat auszahlen laſſen, eine ſo kleine Kleinigkeit iſt. — Kommen Sie ja bald, eh ich es ſelbſt angreife. Hier ſchicke ich Ihnen 20 rthlr. in Louisd'or, aber doch noch Gottlob! von dem meinigen; und bitte Sie, damit für mich eine Bücherrechnung bey dem Auctionator Ziehn, den Sie vermuthlich kennen werden, zu bezahlen. Die Rechnung beträgt zwar etwas mehr, als die 4 Louisd'or, nämlich 55 Mark 14 ſ. Aber Sie werden ſo gut ſeyn und das übrige für mich auslegen; denn ich kann jetzt wahrhaftig nicht mehr miſſen. Wie hoch die Louisd'or itzo ſtehen, werden Sie leicht erfahren. Seyn Sie auch ſo gütig und laſſen die Bücher gut einpacken und vor aller Art von Witterung wohl verwahren. Dieſe und die vorigen Koſten will ich Ihnen, wenn Sie herkommen, mit vielen Dank erſetzen. Weil jetzt wohl keine Frachten von dort hieher abgehen werden, ſo bitte ich Sie, mir die Bücher auf der Poſt zu ſchicken.

Herr Schetky hat uns hier einigemal ſehr gut eingeſeift, ſein Bruder aber Einmal geſchoren. Der erſtere hatte einige Hofnung in Anſpach anzukommen, wo einer von unſern Capelliſten, Matera hingerufen worden, der es aber abgeſchrieben hat. Sagen Sie das Herrn Bode. —

Mit Ihren Entſchuldigungen wegen Ihres Ausbleibens war der E. P. vollkommen zufrieden. Und ich muß es freylich auch ſeyn. Doch erwartet Sie mit Verlangen

der Ihrige
J. A. Ebert.

Braunſchweig,
den 27. Febr. 1770.

Liebſter Freund!

Ich hoffe, daß wenigſtens die Poſt, die Ihnen dieſen Brief überbringen ſoll, durch den tiefen Schnee noch durchkommen wird. Ihre Briefe hat er zu meinem großen Vergnügen nicht aufhalten können. Zu meinem noch viel größern Vergnügen wird er doch endlich, wie ich hoffe, auch Sie ſelbſt zu mir kommen laſſen, wie er dem Frühling bald wird weichen müſſen, dem ich nicht mit mehr Verlangen, als Ihnen, entgegen ſehe. — Sie ſollen wieder in Ihrem vorigen Quartier abtreten. Sie können zwar nicht eben die Stube beziehen, weil des Wirths Mutter itzt darinn wohnt; aber Herr v. K. will Ihnen gern eins von ſeinen Zimmern einräumen, wo Sie die wenigen Tage ſich leicht werden behelfen können, ehe Sie in die fürſtlichen Gemächer, die der Herzog ſelbſt ehedem als Prinz bewohnt hat, Ihren feyerlichen Einzug halten, und für deren Meublirung die Fr. v. P. hat ſorgen müſſen. Geſtern Abend bis halb 3 in der Nacht bin ich mit Zach. bey K. geweſen. Wir tranken auf Ihre Geſundheit ein ſchönes Glas Rheinwein, und wünſchten von Herzen, daß Sie ſelbſt uns ſchon Beſcheid thun könnten. Es war einmüthig beſchloſſen, in Ihrer Gegenwart das verwünſchte landverderbliche und höchſt ſündliche Quindecim nicht einmal zu nennen, und wenn man ja in Ihrer Geſellſchaft eine Sünde begehen muß, uns lieber mit Ihnen zu betrinken, als mit Ihnen zu ſpielen. Aber leider hat das leidige Spiel alle edlere und unſchuldigere Sünden bey Ihnen verdrängt. — Seyn Sie doch ſo gut und bringen mir das Verzeichniß der Bücher, wovon ich etliche in der Reim. Auction erſtanden, wieder mit. Ich möchte es gern wegen der beygeſchriebenen Preiße, wofür die übrigen weggegangen ſind, zu meinem künftigen Gebrauche behalten. So bitte ich Sie auch ein anders von engliſchen Büchern, das ich dem Herrn P. Alberti geliehen, und woran mir gelegen iſt, ſich von ihm geben zu laſſen. Will er nicht mit Guten, ſo brauchen Sie Gewalt. — Ich hoffe, daß Sie auch aus Liebe zu mir, Herdern beſchworen haben, auf der Reiſe mit ſeinem Prinzen, falls es bey ihm ſteht, ſeinen Weg über Braunzu nehmen. Ich muß ihn nothwendig von Perſon kennen lernen. — Gott führe Sie, liebſter Leſſing, bald geſund und fröhlich in unſre Arme.

Braunſchweig, J. A. Ebert.
den 19. März 1770.

Halberſtadt, den 21. März 1770.

Eine Erklärung, mein liebſter Freund, finden Sie nöthig? Ich bewundre, verehre, liebe meinen Leſſing; meine Freundſchaft gegen ihn hab' ich auch nicht mit einem Gedanken beleidigt. Das iſt die Erklärung!

Gefliſſentlich war mein Stillſchweigen nicht, und einen ſtummen Vorwurf konnt' es nicht enthalten. Sie wiſſen, mein liebſter Freund, wie ſo wenig Zeit für meine lieben Muſen mir übrig bleibt. Wie wär' es möglich, es mir nur einfallen zu laſſen, mich in Streitigkeiten einzumiſchen, die mir das Bißchen Zeit ganz hinweg nehmen könnten! Und benahm denn nicht das Gedichtchen an meinen Leſſing, in den Oden nach dem Horaz, allen Verdacht irgend eines ſtummen Vorwurfs!

Die neuen Freunde haben ſich nicht zu mir gedrängt; das Bad zu Lauchſtedt, das ich drey Jahre hinter einander beſuchte, hat ſie ganz von ungefähr mir zugeführt, und nicht mit einem einzigen derſelben hab' ich zum Nachtheil meiner alten Freunde nur eine Sylbe geſprochen, geſchweige mich ſonſt in ein litterariſches Bündniß mit ihnen eingelaſſen, wie man boshaft genug in Berlin ausgeſtreuet hat.

Ich wollte, daß ich Zeit dazu hätte — mit den überzeugendſten Documenten könnte ich es belegen, daß ich keine von den in meinen Augen ſo häßlichen Repreſſalien verdient habe. Meine Lage fodert, mich in der Stille zu halten; ſonſt hätt' ich gegen den Böſewicht, der es darauf anlegt, mich bey der Welt und meinen alten Freunden verhaßt zu machen, mich öffentlich vertheidigt. Weil ich das nicht kann, und itzt nicht Zeit habe, mein theuerſter Freund, mich in das Umſtändliche einzulaſſen; ſo haben Sie nur ſo lange Geduld, bis ich entweder in Wolfenbüttel Sie beſuche, (welches gewiß keinen Tag länger, als es die Noth erfordert, aufgeſchoben werden ſoll), oder bis ich Muße habe, von unangenehmen Sachen mit meinem Leſſing länger zu ſchwatzen. Und bis dahin auch die Bitte, mir zu ſagen, welches in dem Gedicht an Jacobi die beißenden Züge auf die ernſthaften Dichtungsarten ſeyn ſollen. Denn in Wahrheit, mein liebſter Freund, ich hab' es geleſen, und wieder geleſen, und jene mir unnatürlichen Züge nicht gefunden, die mir auch nicht einmal entwiſchen könnten, weil weder in meinem Geſchmack, noch in meinem Herzen, irgend ein Grund dazu ſich findet.

Wären Sie aber von dem Böſewicht, der herumläuft, mich anſchwärzt, wider mich aufgewiegelt, wären Sie von dem hintergangen, hätt' er Ihnen zugeflüſtert: Mit dem Magiſter Lobeſan, hätt' ich den vortreflichen **Lambert** in Berlin, den ich ſo hochſchätze, gemeint; nun ſo läßt ſich's begreifen, daß auch ſo gar mein **Leſſing** ſeinen **Gleim** einmal verkannt hat.

Machen Sie nur, mein theuerſter Freund, daß wir uns bald umarmen können. Finden ſollen Sie mich durchaus, wie Sie wünſchen, mich zu finden.

Gleim.

Berlin, d. 3. April 1770.

Liebſter Freund,

Ich habe lange keine Nachrichten von Ihnen. Ich denke aber, daß Sie noch in Hamburg ſeyn werden. Dies Schreiben dient hauptſächlich, Sie zu fragen, ob der dritte Theil der antiquariſchen Briefe noch fertig wird.

Moſes Streit mit Lavater wird nun wohl ein Ende haben. Lavater hat ſeine Antwort hieher geſchickt, um ſie bey mir drucken zu laſſen. Es wird nur noch jetzt wegen ein Paar nachher eingeſendeter Zuſätze mit ihm correſpondirt. Lavater will nun keinen Streit haben. Moſes ſagt, Lavater möge antworten was er wolle; aber auf ein Paar Stellen, ſo wie ſie Lavater zu faſſen für gut gefunden, würde er antworten müſſen. Die ſind nun an Hrn. Zollikofer in Leipzig, den Mittler zwiſchen Lavater und Moſes, geſendet. Hernach wird, mit einer kleinen Nacherinnerung von Moſes, vermuthlich der ganze Streit beſchloſſen werden. Zwar mengt ſich ein gewiſſer D. **Kölbele** in Frankf. a. M. auch hinein; dies iſt aber ein Thor, der bloß Verachtung verdient.

Sagen Sie mir doch, wie die beyden unanſtändigen Recenſionen wider Ramlers deutſchen **Horaz**, und ſonderlich wider ſeine grammatikaliſchen Anmerkungen in der neuen Auflage ſeines **Batteux**, in die neuen Zeitungen kommen? Man glaubt hier, daß *** der Verfaſſer iſt. Iſt er es, ſo machen ſie ihm keine Ehre. Er will **Ramlern** erniedrigen, um **Klopſtock** zu erhöhen. Müſſen ſich denn ein Paar große Dichter durchaus feindlich behandeln? Ich finde es ungereimt, wegen Dinge, welche die Verſification betreffen, **Ramlern** auf **Klopſtocks** Autorität zu verweiſen, und zwar auf eine künftige Abhandlung, die **Klopſtock** noch nicht einmal heraus gegeben hat. Mich dünkt, in dieſer Sache wäre wohl Ramlers Autorität ſo viel werth als Klopſtocks. Es würde alſo hier nicht mit Autorität, ſondern mit Gründen müſſen geſtritten werden.

Man hat ſich hier lange mit dem Gerüchte getragen, daß Kloz Aufſeher der Antiquitäten in Potsdam werden würde. Es iſt aber falſch. Er hat es bey Quintus geſucht, aber nicht erhalten.

Hr. Herder iſt Hofmeiſter und Reiſeprediger bey dem Prinzen des Biſchofs von Eutin geworden. Ich vermuthe, daß er Sie in Hamburg beſuchen wird.

Leben Sie wohl, mein beſter Freund. Moſes grüßt Sie, und ich bin ſtets

Ihr

Nicolai.

Leipzig, den 6. April 1770.

Herr Randal, ein Schotte, ſtellet Ihnen dieſes Schreiben zu. Er hat ſich dieſen Winter in Leipzig aufgehalten, um in dem exegetiſchen Theile der Theologie etwas mehreres zu thun, als Leute von ſeinem Stande und Jahren gemeiniglich zu thun pflegen. Jezt iſt er im Begriffe wieder nach Hauſe zu gehn, und das ihm angetragene geiſtliche Amt anzutreten. Die ſchöne Bibliothek zu Wolfenbüttel möchte er gerne ſehen, deswegen hat er ſeinen Weg eigentlich über Wolfenbüttel und Braunſchweig genommen. Er bat mich ihm Gelegenheit dazu zu verſchaffen. Was konnte mir angenehmer ſeyn, als eine ſolche Gelegenheit, zu gleicher Zeit einem Freunde, der an mich, von England aus recommandirt war, zu dienen, und Sie, mein hochgeehrteſter Herr, meiner Ergebenheit zu verſichern, und Ihnen meine Dankbarkeit für die ſo freundſchaftliche Aufnahme meines lezten Schreibens zu bezeugen? Ihre Emſigkeit, mir gefällig zu werden, und mein demoſtheniſches Werk zu befördern, hat in der That meine Erwartung übertroffen. Wie hätte ich ſelber mehr thun können, als Sie gethan haben? Wenn doch auch nur der Erfolg, dem Ernſte Ihrer Bemühungen und der Lauterkeit Ihrer Abſichten entſpräche! Doch das wird, wie ich hoffe, die nahe Oſtermeſſe weiſen. Von ganz Deutſchland zuſammengenommen, verſpreche ich mir ſo viel Beiſtand nicht, als ich mir von Hamburg allein verſpreche. Trift meine Hofnung ein, ſo werde ich von Ihrer Empfehlung, einer eben ſo ernſtlichen und wichtigen, als für mich rühmlichen Empfehlung reiche Früchte erndten, Sie dafür ſegnen, und um deſto muthiger in der Laufbahn, die ich nun einmal betreten habe, fortfahren. In wenig Tagen wird der erſte Band des

Demoſthenes fertig ſeyn. Könnte derſelbe durch Dero Vermittelung ein eben ſo ehrenvolles Zeugniß, in der Hamburgiſchen Zeitung erhalten, als die bloße Ankündigung und Probe deſſelben zu erhalten das Glück gehabt, ſo würde das ein Zuwachs derer Verbindlichkeiten ſeyn, unter welche Sie, hochgeehrteſter Herr Bibliothekar, verſezt haben

Dero

ergebenſten Diener
D. Reiske.

Halberſtadt, d. 23. April, 1770.

Herr Gärtner ſchrieb mir ehegeſtern, daß mein Leſſing den 20ſten zu Braunſchweig erwartet würde. Nun muß er alſo dort ſeyn. Herr Michaelis aus Leipzig geht hierdurch über Braunſchweig nach Hamburg. Er wünſcht meinen Leſſing kennen zu lernen. Eiligſt alſo geb' ich ihm dies Briefchen mit, das bey meinem Leſſing ihm den Zutritt verſchaffen ſoll. Wenn aber, mein liebſter Freund, werd' ich Sie perſönlich umarmen! Sie empfingen mein neuliches Schreiben doch noch in Hamburg? So bald nur immer meine Geſchäfte es mir erlauben, erſchein' ich bey Ihnen in Wolfenbüttel, und wär' es auch nur auf einen Tag! Lieber freylich wär' es mir, wenn Sie zu mir kommen könnten! zumal, wenn es Ihnen möglich wäre, länger bey mir, als ich bey Ihnen zu bleiben. Den Göttern ſey fürs erſte gedankt, daß Sie nun ſo nahe wohnen! Mit der Nachricht, Sie wären ſchon nach Rom abgereiſt, wurd' ich neulich nicht wenig erſchreckt. Dieſen Sommer, hoff' ich, werden Sie doch wohl bey uns bleiben? Herr Michaelis wird zur Poſt gerufen. Ich umarme Sie, mein Theuerſter.

Gleim.

Leipzig, den 12. May 1770.

Es iſt mir ein wahres Vergnügen, Euer Wohlgebohrnen mit dem erſten Theil eines Werks aufzuwarten, zu deſſen Empfehlung Sie, ſchon da es noch in der Geburth war, zum voraus ſo viel beygetragen haben. Weil ich nicht zweifle, daß Ihr Anſehn bey den Verfaſſern der neuen Hamburger Zeitung, Ihrer Entfernung ungeachtet, dennoch einen ſtarken Eindruck habe, ſo erkühne ich mich, Sie zu erſuchen, es dahin zu vermitteln, daß in gedachter Zeitung eine zu beſſern Vertriebe meines Werks gereichende Anzeige mitgetheilet werde. Könnte es durch

Dero Vermittelung geſchehen, daß auch die herzogliche Bibliothek, der Sie vorſtehn, ein Exemplar nähme, ſo geſchehe mir darunter eine Gefälligkeit. Zwar weiß ich wohl, daß dergleichen Bitten, und Dienſtleiſtungen keinen von uns beyden kleiden. Aber die Verfaſſung der Welt, in der wir leben, macht ſie unvermeidlich. Wenigſtens muß ich, da ich einmal die Rolle eines Verlegers wider meinen Willen ſpielen muß, mich zu dergleichen Erniedrigungen bequemen. Herr Randal, ein Schotte, wird Ihnen vor einigen Wochen ein Schreiben von mir eingehändigt haben, und ich hoffe, daß es gütige Aufnahme werde erhalten haben. Ob die vorgeſchlagene Subſcription auf meinen Demoſthenes bey dem hamburgiſchen Intelligenz-Comptoir zu Stande gekommen, und Gelder daſelbſt eingegangen ſind, iſt mir jetzt noch nicht wiſſend. Zwar verſprach ich mir von Hamburg wenigſtens einigen Beyſtand; aber zu meiner Befremdung iſt noch weit weniger von daher, als ſelbſt von Leipzig eingegangen, da doch ihrer ſechs noch pränumeriret haben. Doch ich will Euer Wohlgebohrnen mit dergleichen Kleinigkeiten nicht behelligen. Dürfte ich aber wohl ſo frey ſeyn, und mich erkundigen, unter was für Bedingungen man wohl aus der Wolfenbüttelſchen Bibliothek etwas von Manuſcripten hierher nach Leipzig bekommen könnte, falls man meynte, des einen oder des andern von daher benöthigt zu ſeyn. Unter Verſicherung aufrichtiger Hochachtung und Anwünſchung alles Wohlergehens verharre ꝛc.

D. Reiske.

Berlin, den 17. Mai 1770.

Liebſter Bruder,

Ich will Dir nur kurz melden, daß ich die Aſſiſtentenſtelle bey dem hieſigen General-Münzdirektorium erhalten habe. Die Beſoldung iſt 600 Thaler, und wie viel Arbeit, wird die Zeit lehren. Ich trete ſie heute an. Meine äußerlichen Umſtände wären verbeſſert, aber die Hoffnung iſt dahin, mit Dir einige Zeit zu leben, und ſogar, Dich ſo bald zu ſehen, wenn Du nicht vor Deiner Abreiſe nach Berlin kömmſt, welches man mich verſichern wollen.

Hier trug man ſich mit einer Neuigkeit: Klotz komme nach Potsdam, als Aufſeher des Stoſchiſchen Cabinets; und Einige glauben es bis jetzt noch. Wenn etwas daran wäre, würden es ſeine Jünger auszubreiten vergeſſen? Vor einigen Tagen war ich bey Sulzer, der den Auftrag hatte, einen jungen Menſchen zu ſuchen, den ſich der König ſelbſt zuziehen und zugleich zum Aufſeher dieſes Cabinets ſetzen will.

Sulzer fragte mich, ob ich wünſchte dazu vorgeſchlagen zu ſeyn. Schade, daß ich ſchon zu etwas anderm vorgeſchlagen war! Aber vielleicht auch gut.

Moſes Mendelsſohn hat den Streit mit Lavatern geendigt, und beſchäftigt ſich jetzt mit einer Ueberſetzung der Pſalmen. Ich bekomme durch ſie von dem Sänger David und der ganzen hebräiſchen Poeſie einen ganz andern Begriff, als ich mir aus der Lutheriſchen, oder der Crameriſchen verſificirten Umſchreibung machen konnte. Was wird man zu ſeinen Erklärungen der Pſalmen ſagen, welche wir Chriſten bisher für eine Weiſſagung auf Jeſum gehalten?[*] In unſern Himmel können wir ihn unmöglich aufnehmen, ſo gern ich auch bey ihm bin. Ich für mein Theil will ihn noch auf dieſer Erde recht nutzen, und ſeiner Freundſchaft keine Schande zu machen ſuchen. Wie ich von andern Juden höre, macht er ſich auch nicht viel daraus; denn Gott giebt nach dieſem Leben jedem geringſten Juden neunhundert Welten, keine kleiner, als die wir bewohnen. Und wir rechtgläubigen Chriſten hocken da in einem einzigen Himmel auf einander wie die Kaninchen. Seine philoſophiſchen Schriften, die Voß wieder auflegt, wird er mit der Abhandlung von der Evidenz, aber verbeſſert, nebſt einem Traktat von der lyriſchen Poeſie der Hebräer vermehren.

Schreibſt Du mir nicht bald, ſo bekömmſt Du wieder einen langen langen Brief von mir. Vielleicht iſt das ein Mittel, Dich zum Antworten zu bringen.

Dein

treuer Bruder,

Karl.

Braunſchweig, d. 26. May 1770.

Beynahe hätte ich die Bibliothek vergeſſen, und dieſes gewiß nicht aus Undankbarkeit, ſondern weil ich in den Gedanken gerathen war, alles was in der Waiſenhausbuchhandlung gedruckt würde, müßte auch ein Exemplar dorthin liefern. Mord-Schade um mein Buch, daß Sie, liebſter Leſſing, nicht eine Hand mit in meinem entdeckten Adelmann gehabt haben! Ich ärgere mich nicht wenig darüber, daß ich den Breſclaner, den Sie mir zugeſchickt haben, nicht eher entdecken können. Doch wir wollen hoffen, daß Sie ferner glücklich ſind. Laſſen Sie mir den Italiäner noch ein paar Wochen. Ich hoffe nebſt Zachariä bald ſelbſt zu Ihnen zu kommen. Dann ſoll recht viel, was ich ſchon vorräthig habe, ausgeſchwatzt werden. Leben Sie wohl.

Der Ihrige.

Schmid.

N. S. Dieß Exemplar iſt eigentlich das Ihrige. Das ungebundene laſſen Sie wohl ſelbſt auf Unkoſten der Bibliothek ſo binden, wie andere neue Bücher dort gebunden werden. Wollen Sie hinein ſchreiben, oder hineinſchreiben laſſen:

BIBLIOTHECAE GUELPHERBUTANAE
D. D. D. EDITOR.

ſo ſteht es bey Ihnen.

Göttingen, den 1. Jun. 1770.

Hochgeehrteſter, wertheſter Herr,

Als ein Zeichen meiner wahren Hochachtung und Ergebenheit ſende ich Ihnen beyliegende kleine Schrift zu. Ihre Gedanken über die Lage der Füße des Schlafes und des Todes beym Pauſanias gaben die erſte Veranlaſſung dazu. Eine unpartheyiſche Prüfung führte mich weiter; hätte ich nur Muße genug gehabt, ſie gehörig zu verfolgen! Ihnen überlaſſe ich es völlig, wie weit Sie meinen Gedanken Beyfall geben wollen. Allein ſo viel halte ich mich auch verſichert, daß Sie am Ende auch eine Verſchiedenheit der Meinung für keine Beleidigung anſehen. Es wäre eine Beleidigung, dies auch nur zu beſorgen. Ich freue mich von Herzen, daß die Schätze in Braunſchweig und Wolfenbüttel zu einem ſolchen Gebrauch forthin dienen ſollen, von welchem auch das Publicum Vortheile erhält. Iſt es mir möglich, ſo hoffe ich noch dieſen Sommer ſie in Augenſchein zu nehmen, und dann auch Ihnen mündlich meine vollkommene Hochachtung zu verſichern.

Heyne.

Am Sonnabend nach Pfingſten. Braunſchweig.

Wie ſehr bedaure ich es, mein liebſter Leſſing, daß wir einander verfehlt haben! Dieſes war geſtern Abend, da ich eben ins Haus trat, die erſte unangenehme Nachricht. Ich hatte von verſchiedenen Sächelchen mit Ihnen zu reden, die für keinen andern, als für Bücherwürmer gehören. Unter andern vom Creſcentius. Das erlſſte Buch hat durch und durch Verſe, die aber nur ſo feine Ohren, als die unſrigen ſind, vernehmen können. Gleich wo ich ohne Wahl aufſchlage, das VII. Capitel von Brunnen und Ciſternen.

Wo nit Brunnen ſeindt müßen
man grabene pfützen,
die ſoll man graben im Augſt oder im Septemberten)
in bequemer ſtatt wert abgeſündert von allem myſt oder ſulen pfützeln

Man du aber Waßer füren ſollt under der Erden,
ſo müßen ſteyßen dazu ſein, daß die cannal wohl bewert werden
und auch die ſtatt do das Waßer ſuſtyeßen ſoll,
das ein Kleine, oder ſich ſammele, und werd Waßer zur notdurfft wol.

Wo aber zu gebruchen ſeint ciſtern
do ſollen äl und andere Fiſch uß ſteyßern darin geſetzet würdenn
die mit irem ſchwimmen das waßer ſtätiglich bewegen,
und behalten von fuligkeit und von verrücklichkeit in guter pfleg(en)

Wo wir aber ſtyeßende waßer bruchen ſeindt (ſin)
iſt gut daß wir haben kleine ciſterlin
mit ſand do ſich die Waßer klären (Klärden)
nun von der yrdiſchheit frey werden.

* * *

So durch und durch. Was fange ich nun mit dieſer närriſchen Entdeckung an? Vielleicht hört, ſo lange das Buch exiſtirt, Keiner das wieder, was wir beyde jetzt hören. Es iſt vielleicht eben das, was mein kleiner Heinrich neulich in meinem Garten entdeckte. Er hatte kleine Käfer, die auf Tulpen ſaßen, gefangen, und ſie in eine Schachtel geſetzt. Er kam mit unſäglicher Freude geſprungen und ſchrie: Papa, ich kann die kleinen Käfer pfeifen hören! Ich lachte den albernen Jungen aus, und glaubte, er höre nur das Summen ihrer Flügel. Aber ſie pfiffen in der That mit dem Maule, wenn man das Ohr auch an die Tulpe legte, ſonderlich des Abends. Wer hat nun klüger entdeckt, mein Heinrich, oder ich? Vermuthlich weiß noch kein Rößel, daß dieſe Art Käfer pfeifen, und ſo weiß auch noch kein deutſcher Sprachforſcher, daß mein Creſcentius reimt. Aber ſo wußte auch vor Chriſten keiner, daß Perott und der Codex des Avlant aus einer Quelle geſchöpft hätten; und doch iſt es gut, daß man es weiß. Auch zu meinem Adelmann finde ich noch unbekannte litterariſche Beyträge. (Ihren Brief von Carlo Doneda habe ich ganz abgeſchrieben, und danke Ihnen recht ſehr für die Communication) Z. E. in dem Chronico Alberici (edit. Leibnitii p. 34. p. 85.) Ferner habe ich in der königlich hannöverliſchen Bibliothek verſchiedene Berengariana gefunden, die gewiß noch nicht genutzt ſind, unter andern von einem Paräus, den ich auch vergeblich durch den Herrn Heuſinger in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek aufſuchen laſſen. Mit einem Worte, Sie haben Recht, daß meine Ausgabe gewiſſermaßen verunglückt iſt, und o! wenn Sie noch was vom Adelmann aufjagen könnten — Sie ſehen, daß ich dergleichen Grillen ſchon im Kopfe hatte, da Sie noch nicht einmal hier waren, aus dem Fidibus, der mir eben in die Hände fällt, da ich meine Papiere auskrame. Laſſen Sie es um des Himmels willen nichts weiter als Fidibus ſeyn.

Dergleichen dachte ich mit Ihnen zu reden, Schade, Schade, daß uns die verdammte Meile trennt. Leben Sie vergnügt.

Schmid.

Mein lieber Herr Leſſing!

Bald mögte ich Ihnen nicht antworten, ob mir gleich Ihr Brief überaus angenehm war. Warum nennen Sie mich eine fertige Briefſchreiberinn? Ohnmöglich wollen Sie mich zum beſten haben. Viel lieber will ich glauben: daß Sie dieſesmal in den Ihnen ganz ungewöhnlichen Komplimententon gefallen ſind. Er kleidet Sie nicht; drum hüten Sie ſich ins Künftige davor.

Da Ihnen der Vetter geſagt hat, daß einige von Ihren Freunden böſe auf Sie geweſen ſind; ſo hätte er Ihnen auch billig ſagen müſſen: daß Ihr erſter Brief ſchon alles wieder gut gemacht hat. Ich hätte faſt Luſt zu verrathen, daß er ein bischen mit auf Sie losgezogen hat, wenn ich ihm nicht ſo ſehr gut wäre. Warum? rathen Sie wohl nicht. Ich muß Ihnen nur geſchwind aus dem Traume helfen. Er begleitet mich nach Pirmont, wo ich meinen Bruder treffe, der nun ſchon bey mir wäre, wenn ihn nicht eine ſchwere Krankheit aufgehalten hätte. Er wird den 20ten abreiſen, und ich denke ihn den 25ten in Pirmont zu empfangen. Wollen Sie ſehen, wie ausſchweifend ich in der Freude bin? ſo begleiten Sie uns dahin, oder kommen Sie wenigſtens nach Hannover. Wenn Sie erſt da ſind, will ich Sie wohl überreden: daß Ihnen der Brunnen geſund iſt. Der V. ſagt: über Braunſchweig machten wir einen zu großen Umweg. Daß das alte Wolfenbüttel auch juſt ſo aus dem Wege liegt! Wäre mein Glaube ſtark genug, daß ich Berge verſetzen könnte, ſo wollte ich Ihrem verwünſchten Schloſſe bald eine andere Stelle anweiſen. Ohnmöglich machen Sie mich glauben: daß Sie dorten vergnügt ſind; noch weniger, daß es Ihnen unangenehm iſt, den Herrn Ackermann mit ſeiner Geſellſchaft ſo nahe zu bekommen. – Oder iſt Madam Schuch nicht mehr bey ihm? Er thut wohl, wenn er vor der Hand nicht hieher kömmt. Wenigſtens würden ſeine Operetten wenig Beyfall finden. Denn wirklich ſind unter unſern Italienern recht gute Leute. Unter andern ein Tenoriſt, der nicht allein ſehr brav ſingt, ſondern auch mit vielem Anſtand agirt. Ich kann Ihnen keine größere Idee von ihm beybringen, als wenn ich ſage: daß er das Glück hat, faſt allen Damen zu gefallen. Man findt ihn ſüß und allerliebſt. Werden Sie nicht eiferſüchtig, wenn Sie etwan errathen, wo ich hinaus will.

Es iſt wohl Zeit, daß ich Ihre Fragen beantworte. Sie wollen wiſſen, ob ich wohl bin? leider bin ich es nicht, ſonſt hätte ich längſt meine Wiener Reiſe angetreten, wozu ich noch feſt entſchloſſen bin, wenn mir der Brunnen mehr Kräfte giebt. Meine Kinder ſind wohl, und Ihr Pathe iſt ein ſchöner und munterer Junge. Was Sie mit den Fragen wiſſen wollen, die ich errathen ſoll, weiß ich nicht. Doch eine glaube ich zu beantworten, wenn ich Ihnen ſage: daß die Sache noch ihren alten Gang gehet, doch giebt der Sommer Gelegenheit, daß unſer Freund nicht ſo viel Argwohn ſchöpfen kann. Sie ſcheint nun auch heiter zu ſeyn, ich ſehe ſie zwar wenig, (ob ſie gleich die Einzige iſt, ſo ich beſuche) weil ich faſt nicht aus dem Hauſe komme. Wollen Sie mehr wiſſen? ſo fragen Sie mich deutlich. Sie merken doch wohl, daß ich Ihnen Gelegenheit laſſen will, mir bald wieder zu ſchreiben? Noch lieber will ich Ihnen alles mündlich erzählen, reiſen Sie nur mit nach Pirmont. So ſind Sie ein braver Mann, und ich bin

Dero

ergebene Dienerinn
E. C. König.

Hamburg,
den 12. Jun. 1770.

Berlin, d. 23. Juny 1770.

Liebſter Freund,

*) Ich auf Sie der Saumſeligkeit wegen ungehalten ſeyn? Dies iſt wirklich unmöglich. Moſes und ich, halten Leſſing und ſaumſelig für zwey unzertrennliche Begriffe. Alſo, anſtatt daß ich auf Sie ungehalten ſeyn ſollte, würde ich vielmehr auf Sie ungehalten ſeyn, wenn Sie nicht ſaumſelig wären, ſo wie es ein jeder iſt, dem man eine Erfahrung vorweiſet, die ſeiner Hypotheſe widerſpricht. — Inzwiſchen iſt es wahr, wenn Sie ie Entſchuldigungen für Saumſeligkeiten finden könnten, ſo konnten Sie die bey Ihrer jetzigen Veränderung finden. Ich freue mich von Herzen, daß Sie, wie Sie mir ſchreiben, in Wolfenbüttel glücklich zu leben hoffen. Ich freue mich, weil ich mich über Ihr Glück allemal freue, und ich freue mich über meine eigne Scharfſüchtigkeit, da ich gegen viele Leute, welche wollten,

---

*) Hier fehlt ein Brief Leſſings. Es thut mir um ſo viel mehr leid, da ich mich ſehr wohl erinnere, daß Leſſing über die in meinem vorigen Briefe berührte Materie von der Verſification, und über die Unbilligkeit gewiſſer Vertheidigungen, mancherley ſagte. Nicolai.

daß Ihnen Wolfenbüttel nach Hamburg unausſtehlich vorkommen würde, allemal geradezu behauptet habe, daß Wolfenbüttel wenigſtens vor der Hand Ihrer Neigung ſehr gemäß ſeyn werde.

Sie glauben gar nicht, wie ſehr Sie hier und in Leipzig der Gegenſtand aller Geſpräche ſind. Einer ſagt: er wird ſich nun ganz ins antiquariſche Fach werfen, und Gott weiß, ob er nicht gar Lateiniſch ſchreibt, um Klotzen wie den Haſen im Lager anzugreifen. Ein Anderer ſagt: wer weiß, ob er länger als ein halbes Jahr in Wolfenbüttel bleibt; denn er muß nach Italien, und wenn er zu Fuße hingehen ſollte. Noch ein Anderer: Nein! er muß erſt ſeine Trauerſpiele herausgeben, und hat drey oder vier Luſtſpiele fertig, die er auch drucken laſſen wird. Wieder Einer ſagt: Nein! ans Theater denkt er gar nicht mehr. Einer ſagt: den Laokoon macht er fertig, ſo bald er Italien geſehen hat; ein Anderer: wenn er Italien geſehen hat, ſo wird er ſeinen Laokoon liegen laſſen, und lauter Antiquität ſchreiben. Wieder ein Anderer ſagt: ja da kennt ihr ihn noch nicht! er wird am Ende den ganzen Plunder von Antiquität wegwerfen, das Theater mit Goezen und Geſellſchaft verdammen, und ein Syſtem der Theologie wider die heutigen Socinianer ſchreiben.

Sehen Sie, liebſter Freund, ſo ſind Sie in der Leute Mäulern. Schreiben Sie mir, was ich antworten ſoll; oder wollen Sie etwa noch ein Paar Gerüchte von ſich verbreitet haben, ſo bin ich zu Ihren Dienſten.

Nun muß ich vor Sie treten, und ein wenig die Ohren hängen laſſen, ut iniquae mentis asellus. Da iſt ein Bildniß mit einer ſchönen drap d'argent-Weſte vor dem XIIten Bande der Bibl., worunter Ihr Namen ſteht. Sie ſehen übrigens leicht ein, daß ich hieran unſchuldig bin, wie ein neugebornes Kind, und daß es ein hämiſcher Streich von Klotzen iſt, der uns zuſammen hetzen will. Man hat mir zwar ſagen wollen, der Kupferſtich wäre nach einem Bildniſſe, das Ihr Hr. Vater in Camenz beſitzet, gemacht; das kann aber nicht ſeyn, denn der würde doch ein Bildniß haben, das Ihnen ähnlicher ſähe. Kurz nochmals, ich bin an der ganzen Sache unſchuldig, und Sie haben ſich an niemanden als an Klotzen zu halten.

Ferner ſollen Sie hiermit wiſſen, daß ich von dem erſten Theile Ihrer antiquariſchen Briefe eine neue Auflage auf Michaelis werde machen müſſen, weil ich ſehr wenig Exemplare mehr habe. Mit dem zweyten Theile bin ich freilich nicht ſo glücklich. Sehr viele Buchhändler, denen ich ihn in der Michaelismeſſe geſendet habe, haben ihn zurück geſendet, ſo daß ich mit allem, was ich in der Oſtermeſſe 1770 abgeſetzt habe, dennoch in Leipzig über 100 Stück reicher bin, als ich in der Michaelismeſſe 1769 war. Ich weiß nicht, ob die Leute darin zu wenig oder zu viel auf Klotzen geſchimpft finden, daß ſie ihn nicht leſen und kaufen wollen. Der dritte Theil wird freylich hoffentlich die Sache wieder gut machen, und die Leute nöthigen, den zweyten Theil nachzukaufen; gehet dies aber nicht, ſo müſſen Sie mir im vierten Theile wahrhaftig etwas für die Dreyeinigkeit oder ſonſt etwas dergleichen ſchreiben, damit ich nicht gar zu ſehr zu Schaden komme.

Aber nun iſt die Frage: wo ſoll die neue Auflage des erſten Theils und der dritte Theil gedruckt werden? In Wolfenbüttel werden Sie, glaube ich, ſchwerlich eine leidliche Druckerey haben, und die theure Hamburgiſche Druckerey werden wir, da Sie einmal von Hamburg abweſend ſind, nicht beybehalten wollen. Schreiben Sie mir alſo bald, wie Sie es damit zu halten gedenken; denn wenn der erſte Theil nicht ſoll geändert werden, ſo könnte er immer unter die Preſſe gegeben werden.

Ein komplettes Exemplar der Bibl. habe ich Herrn Gebler für Sie gegeben. Die Fragmenta Adelmanni*) ſollen alſo hiermit für Sie aufgehoben ſeyn; und wenn Sie den guten Gedanken beybehalten, künftig etwas zur Bibl. zu liefern, ſo ſegne Sie der Himmel dafür. Riedels Beylagen zur deutſchen Bibliothek ſind noch nicht heraus. Was er damit will, weiß ich nicht; vermuthlich ſeine eigene werthe Perſon vertheidigen. Meinethalben! für mich kann er wer weiß wie lange ſtreiten!

Wiſſen Sie wohl, daß der Buchhändler Hartknoch in Riga die Burke's Abhandlung vom Erhabenen aus dem Engliſchen deutſch überſetzt herausgiebt, die Sie, ſo viel ich weiß, ganz überſetzt haben? Wäre es nicht beſſer, Sie hätten Ihre Ueberſetzung auch ohne Anmerkungen ganz herausgegeben?

Was will denn Mag. Zeibich in Gera von Ihrer Abhandlung vom Tode? Haben Sie das Traktätchen geleſen? Ich nicht.

Sie bekommen hierbey die Stücke, die zu Moſes Lavaterſchen Streitigkeit gehören, welche nunmehr geendigt iſt. Moſes hat ſich Ehre dabey erworben, ohne daß es ihm ſonderlich viel Mühe gekoſtet hat. So viel ſehe ich aber auch wohl, wenn er ſeine Gegenbetrachtungen**) herausgegeben hätte, ſo würde er in ein Weſpenneſt

---

*) Von Schmid in Braunſchweig herausgegeben. Leſſing machte hernach dieſe Recenſion nicht, und überhaupt keine. Nicolai.

**) Moſes konnte nicht gewiß wiſſen, ob Lavater nicht ferner durchaus darauf dringen würde, daß er mit ihm über Religion ſtreiten ſollte. Er geſtört, und viele ſchmerzliche Stiche davon getragen haben. Ich bin von Herzen

Ihr

ergebenſter Freund,
Nicolai.

Von C. A. Schmid.

Braunſchweig, d. 30. Junius 1770.

Ich hätte Ihnen, mein liebſter Leſſing, geſtern ſagen ſollen, daß Sie mir, wegen meines literairiſchen Theils des Adelmanns, etwas verrücken können, und nunmehro müſſen, da Sie es von mir ſelbſt wiſſen. Ich bin ſonſt ganz ſicher, daß es kein Leſer gemerkt haben würde. Aus beykommendem Buche werden Sie ſehen, daß ich in Siberi Zeugniſſe die Stellen, die mit † bezeichnet ſind, weggelaſſen habe, weil ich ſie damals noch nicht beträchtlich hielt, und mir inſonderheit die Worte: Ejusque opinionis, quam Reformatarum partium Socii fovent, ſtatorem praecipuum (Berengarium) gar zu polemiſch zu

glaubte ſogar, es ſey ein angelegter Plan, ihn dazu zu zwingen. So ſehr dieſer friedfertige Mann dadurch in Verlegenheit geſetzt wurde, ſo ſehr der Kummer, daß man ihn aus ſeiner Ruhe riß, auf ſeine Geſundheit wirkte, und ihr den Stoß gab, wodurch ſeine nachherige ſchwere, und pſychologiſch ſo merkwürdige Krankheit entſtand, welche wieder die Urſache ſeines frühzeitigen Todes ward; ſo war er es doch ſich ſelbſt ſchuldig, ſich auf dieſen Streit vorzubereiten, den er, obgleich nur im äußerſten Nothfalle, mit Zurückſetzung aller äußerlichen Rückſichten würde geführt haben. Er entwarf daher Gegenbetrachtungen über Bonnets Palingeneſie, auf welches Buch ihn Lavater, als auf eine unwiderlegliche Vertheidigung des Chriſtenthums, verwieſen hatte. Aber Moſes kannte ſeinen Gegner nicht. Lavater, deſſen kalte Ueberlegung immer mit ſeiner herumſchweifenden Einbildungskraft in umgekehrtem Verhältniſſe geſtanden hat, hatte ganz ſicher darauf gerechnet, Moſes würde nicht widerlegen, ſondern gleich ein Chriſt werden. Er zweifelte vermuthlich nicht, daß alle Juden demſelben nachfolgen, daß das tauſendjährige Reich, wovon er ſo viel hielt, alſo herbey kommen, und er, Lavater, das Verdienſt haben werde, deſſelben Eintritt beſchleunigt zu haben. So bald er aber hörte, daß Moſes nicht thun wollte, wozu er, durch die Verlegenheit worin er dieſen rechtſchaffenen Mann ſetzte, ihn gewiß zu nöthigen gehofft hatte; ſo that er durch den ſel. Zollikofer alle mögliche Schritte, daß Moſes den Streit nicht fortſetzen ſollte, und Moſes war ſehr willig dazu. Nicolai.

ſeyn ſchienen. Sie gehören aber, wie ich jezt zu ſpät ſehe, Ihrer Entdeckung wegen, ſehr hierher. Denken Sie ja nicht, liebſter Freund, daß ich auch in Anführung anderer Stellen etwa unzuverläſſig ſey. Nein, das bin ich gewiß nicht! Das Wort ſocii konnte ich nur nicht verdauen. Sie mögen mir dieſes in Ihrer gedruckten Schrift nun im Scherze oder im Ernſte ſagen, ſo bin ich bey Ihnen allemal in guten Händen; aber ſagen müſſen Sie es. Leben Sie wohl. Weil mich mein Carolinum ruft, ſo breche ich ab.

NB. Siberus iſt überhaupt ein bitterer Feind der Reformirten, wie Sie auch aus ſeiner Anmerkung S. 54. ſehen werden.

Braunſchweig, d. 5. Julius 1770.

Bisher, mein liebſter Leſſing, habe ich den Hoffmann nirgends auftreiben können. Sollte er noch irgendwo aufzujagen ſeyn, ſo ſollen Sie ihn haben. Unter meinen Sachen habe ich das Beykommende gefunden. Chemnitz hat wenigſtens die Geſchichte dieſer Streitigkeiten durch alle Jahrhunderte zuſammengebracht, ſo daß man beynahe alles, was hieher gehört, mit einem Blicke überſieht. Ob Sie aber was daran nutzen können, weiß ich nicht. Aber das Vielleicht war mir ſchon Urſache genug, es Ihnen zu ſchicken. Das Verzeichniß der Schriften, die von Berengar handeln, iſt von unſerm Hofprediger Knoch. Er hat gewaltig viele Kleinigkeiten, die zu dergleichen Streitigkeiten gehören, geſammlet. Was Sie etwa davon gebrauchen können, ſteht Ihnen zu Dienſte. Aber, mein liebſter Freund, Ihr Feld wird immer weitläuftiger, und wie Zeitfreſſend iſt eine ſolche Geſchichte! In meinen Gedanken gebe ich Ihnen reichlich ein halbes Jahr, ehe Sie mit etwas hervorrücken können. Ich weiß nur gar zu wohl, wie es mit dergleichen Unterſuchungen geht, und darum habe ich mich auch als Herausgeber des Adelmann gar fein davor in Acht genommen. Man wird zuweilen, mitten in der Arbeit, der ſchönen Sächelchen ſatt, die uns Anfangs kaum ſchlafen ließen, da wir uns daran machten. Dieſer Ekel wird Sie doch wohl noch nicht überfallen, oder vielmehr überſchleichen? —

So eben kommt ein Beſuch, der mich zwingt, recht unſchicklich abzubrechen. Leben Sie wohl, liebſter Leſſing.

Schmid.

Braunſchweig, d. 7. Jul. 1770.

Weil wir beyde jezt ganz Berengariſch ſind, ſo theile ich Ihnen abermals etwas mit, was hierher gehört. Im lezten Theile der Engliſchen Bibelerklärer, die Teller angefangen, und Brucker nunmehro mit der Offenbarung Johannis geendigt hat, (der achte Band des neuen Teſtaments) finde ich, daß Lowmann von Seite 457-463 eine weitläuftige Anmerkung von der Geſchichte Berengars eingerückt hat. Er ſcheint dieſen merkwürdigen Mann mit in der Offenbarung zu finden. Sie müſſen dieß leſen. Abſchreiben kann ich es nicht. Wollen Sie dieſen Band von mir haben, ſo ſteht er zu Dienſte. Sonſt finden Sie ihn unfehlbar unter den Büchern dieſer Meſſe bey Meißner, und es wird auch nicht an Predigern in Wolfenbüttel fehlen, die dieſes Bibelwerk halten. Dieß wird Meißner unfehlbar wiſſen. Der Band iſt dick und erfordert viel Einpackens. Ihren Hoffmann zu finden, gebe ich nun alle Hofnung auf. Ich habe an viele Thüren vergeblich angeklopft. Es iſt doch ſonderbar, daß ein ſolches Buch eine Rarität werden kann! Man ſollte es in vielen Prieſterbibliotheken vermuthen. Leben Sie wohl, lieber Freund. Ich ſchreibe dieſes recht in der Euler Flucht, weil Sie dieſes noch currente rota mit in Ihr Werkchen bringen können.

Schmid.

Berlin, d. 13. Julij 1770.

Liebſter Freund,

Ihr Schreiben hat mir und Moſes ſehr viel Freude erweckt, durch die Beſtätigung Ihrer Beförderung nach Wolfenbüttel. Es iſt uns höchſt angenehm, Sie einmahl in Deutſchland fixiret zu ſehen; denn wir befürchteten immer, daß wenn Sie erſt nach Italien kämen, Sie lateiniſch ſchreiben, und ſich vollends ganz in die Alterthümer begraben würden. Gott ſey gelobt, daß Sie dies Fach bald verlaſſen wollen. Sie haben es zwar zuweilen ſo bearbeitet, daß man etwas dabey denken kann; aber freylich der minutiöſen Unterſuchungen wird kein Ende. Ihre Abhandlung vom Tode hat mir außerordentlich gefallen; es iſt äußerſt unverſchämt, daß Riedel ſich zu ſagen unterſteht, Ihr Grundſaz von der Schönheit würde dadurch umgeſtoßen. Ich wüßte gerade kein deutlicheres Beyſpiel, um ihn zu beſtätigen, und die ſymboliſche Abbildung des Todes, deren ſich die Alten bedienten, wirft zugleich auf ihre Meynung von der Unſterblichkeit der Seele ein höchſt vortheilhaftes Licht.

Sie wollen alſo im dritten Theile Riedeln vornehmen; wie werden Sie dies aber mit dem Titel: **antiquariſche Briefe**, vereinigen? Denn ich vermuthe, daß Ihr Streit mehr philoſophiſch über den Grundſatz der Schönheit ſeyn wird. Das, was Riedel über den Laokoon in ſeiner philoſophiſchen Bibliothek ſagt, iſt höchſt abſurd. Der Menſch weiß wirklich nicht, was er will.

Daß ich Ihre Aſſignation bezahlt habe, dafür müſſen Sie mir nicht danken. So weit ich reichen kann, können Sie allemal auf mich rechnen. Dieſe kleinen Freundſchaftsdienſte ſind kein Verdienſt, obgleich ihre vorſetzliche Unterlaſſung ein Laſter iſt.

Was die franzöſiſche Buchhandlung betrifft, ſo habe ich gar nicht behaupten wollen, daß in Frankreich der **Selbſtverlag** der Autoren verboten ſey. Er iſt vielmehr daſelbſt ſehr gemein; nur muß der Autor zum Verkaufe ſeines Buches ſich eines Mitgliedes der Buchhändlerinnung als einer Mittelsperſon bedienen. Selbſt kann er nicht verkaufen, wenigſtens nicht öffentlich; aber der Buchhändler verkauft für des Autors Rechnung. Dies iſt allzu klar aus dem Règlement de la Librairie von 1725., das im Savary und auch im Récueil d'ordonnances ſtehet. Alle Bücherprivilegien, die an Autoren gegeben werden, bekräftigen dieſes. Sie enthalten alle: que l'Impetrant ſe conformera *en tout* aux Règlemens de la Librairie, & notamment à celui du 10. Avril 1725. Sie werden alle auf der Chambre ſyndicale des Libraires mit der Klauſul regiſtrirt: conformément au Règlement de 1725. qui fait défenſe Art. 4. à toutes perſonnes de quelque qualité qu'ils ſoient, autres, que les Libraires et Imprimeurs, *de vendre, débiter, & faire afficher aucuns Livres pour les vendre en leurs noms, ſoit qu'ils ſ'en diſent les auteurs ou autrement.* Ein ſolches Privilegium ſteht z. B. vor dem Mercure de Vittorio Siri traduit par Requier. T. 1. Paris 1756. in 12. Die Autoren müſſen auch der Chambre ſyndicale 9 Exemplare liefern. Nach den in Frankreich bey dem Buchhandel angenommenen Grundſätzen würde die Regierung nicht erlauben, daß Bücher verkauft würden, ohne daß die Chambre ſyndicale darum wüßte. Denn ſo gar alle auswärtigen Bücher werden nicht anders als auf drey Wegen ins Königreich gelaſſen, und dürfen nicht eher verkauft werden, als bis die Chambre ſyndicale ſie ſpecificirt und regiſtrirt hat. Gott behüte, daß wir je in Deutſchland Chambres ſyndicales bekommen! das ſind Chambres ardentes!

Ich leſe das Journal encyclopédique nicht. Ich vermuthe aber, daß Sie den Brief meynen, der auch in den deutſchen Zeitungen auszugsweiſe ſteht. Dieſer Brief beſtätigt meine Behauptung; denn Voltaire giebt zu, daß die Buchhändler das Recht haben, will es aber als einen Mißbrauch abgeſchafft wiſſen. Ich habe in der Bibl. aber nur rem facti erzählt, und konnte mich um ſo viel weniger darauf einlaſſen, zu unterſuchen, in wie fern dieſe Ordnung ein Mißbrauch iſt, da man Gottlob! in Deutſchland nichts dergleichen hat, ſondern alles frey iſt.

Ich habe den Zuſtand unſerer Buchhandlung in Deutſchland oft überlegt, der wirklich in großer Abnahme iſt, welches ſich ſchon jetzt auf den Meſſen zeigt, und ſich in zwanzig Jahren noch mehr zeigen wird. Aber ich weiß kein allgemeines Mittel, die Sache in beſſere Ordnung zu bringen, weil die vielen deutſchen Fürſten unmöglich unter einen Hut gebracht werden könnten, um eine Ordnung z. E. wider den Nachdruck, die ſehr nöthig wäre, in Ausübung zu bringen. Ein gutes Mittel, die äußere Schönheit und Correctur der Bücher zu befördern, würde ſeyn, den Buchdrucker und Buchhändler in einer Perſon zu vereinigen. Aber theils findet dies wegen der Kunſtgebräuche der Buchdrucker große Schwierigkeiten, theils würden die wenigſten Buchhändler vor der Hand Luſt bezeigen, Buchdruckereyen anzulegen. Ich ſelber würde mich nicht entſchließen, mehr Zeit und Geld zu verwenden.

Lavater iſt eigentlich gar nicht Moſes Freund zu nennen. Moſes hat ihn vor einigen Jahren, als einen jungen Schweizer, der ſich hier aufhielt, gekannt, aber auch nicht genau, ſondern Lavater hat ihn nur ein Paarmal beſucht. Dagegen hat ihn ein gewiſſer Füßli*), der nebſt einem gewiſſen Heß**) mit ihm hier war, am meiſten geſprochen, Lavater aber kaum hin und wieder einige Worte. Jedermann, ſo gar alle hieſige Theologen, mißbilligen Lavaters Schritt. Auch Bonnet hat an Lavatern geſchrieben, daß dieſer Schritt *indiſcret* ſey. Sie haben doch Moſes Schreiben an Lavatern geleſen? Lavater wird nun wohl unſern Moſes ruhen laſſen. Die Theologen ſelbſt werden dies gern ſehen. Der Streit möchte manche theologiſche Puncte in ein zu grelles Licht ſetzen, und im Grunde würde Moſes ſehr ungern daran gehen.

In den neuen Zeitungen Nro. 2. hat man Moſes Gedanken ganz verſtellt. Moſes hat ſich deshalb beſchwert. Ich ſchicke heute ſeinen Aufſatz an Dumpf***); ich hoffe doch, daß er ihn einrücken wird?

---

*) Dies iſt der Füßli, der jetzt in London als Maler lebt. Nicolai.

**) So viel ich weiß, iſt dieſer Heß geſtorben. Nicolai.

***) D. war damal der Herausgeber der N. Z. Nicolai.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und ſchreiben Sie mir bald. Ich bin ſtets

Ihr

ganz eigner,
Nicolai.

Mein lieber Herr Leſſing,

Von meinem Bruder, der mich vorigen Donnerſtag ſchon wieder verlaſſen hat, habe ich den Auftrag, Ihnen vielen Dank zu ſagen für die uns erwieſene Höflichkeiten. Den Meinigen will ich mündlich abſtatten, jetzt bin ich nicht dazu aufgelegt. Der Abſchied von meinem Bruder iſt mir noch ganz neu, und der, ſo ich von meinen Kindern nehmen muß, ſo nahe, daß Sie leicht errathen werden, wie mir zumuthe iſt. — Ich reiſe vielleicht den Freytag, ſonſt ganz gewiß den Sonnabend von hier, und bin alſo den Sonntag Abends in Braunſchweig. Vielleicht weil es Meſſe iſt, finde ich Sie da, ſonſt habe ich das Vergnügen, Sie bey meiner Durchreiſe in Wolfenbüttel zu ſehen. — Sagen Sie niemand, daß ich komme. Wenn Sie aber Gelegenheit haben, mir ein Stübchen in der Roſe beſtellen zu laſſen, ſo erzeigen Sie mir einen Gefallen. Herr Profeſſor E. glaubt, daß ich ſonſt ſchwerlich unterkomme, wegen der vielen Fremden, die da ſind.

Mein Schwager empfiehlet ſich, und ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung

Dero

Hamburg,
den 8. Aug. 1770.

ergebene Dienerinn
E. C. König.

Mein lieber Herr Leſſing,

Mein Reiſegeſellſchafter, der Schaffer von Blankenburg, muß ſich hier eine Stunde aufhalten, um ſeinen Wagen umzupacken. Dieſe Zeit wüßte ich nicht beſſer anzuwenden, als Ihnen zu ſagen: daß ich die erſte Station über den Harz glüklich paſſirt, und alſo in Haſelfeldt bin, es ging nahe dabey her, ſo hätte ich die Vorderachſe zerbrochen. —

Den Nürnberger Bethen traf ich noch vor Heſſen an, er hat die lächerlichſte Geſellſchaft, die Sie ſich nur gedenken können, und die mich geſtern Abend nicht wenig beluſtigte. Monſieur G. der naſeweiſe Junge und ſein Pedant ſind mit dabey. — Eine Unterredung von drey Bauern und einem alten Weibe, die B. anhören müßte, hindert mich weiter zu ſchreiben. — Ich danke Ihnen für alles Gute, hauptſächlich für den Pelz, der mir überaus gute Dienſte leiſtet.

Leben Sie wohl! bleiben Sie mein Freund, ſo wie ich bin

Dero

Haſelfeldt, ergebene Dienerinn

den 15. Aug. 1770. C. E. König.

Mein lieber Herr Leſſing!

Ich bin unſchlüſſig: ob ich an Sie ſchreiben, oder mich mit dem Poſtmeiſter zanken ſoll! Das Eine geſchiehet auf Ihre Unkoſten, das Andere auf meine. Ich will dieſesmal eigennützig ſeyn, und Ihnen lieber einige Minuten verderben, als meiner Geſundheit ſchaden; zudem iſt der Poſtmeiſter ſo freundlich, daß man ihm nicht ankommen kann. Es iſt aber doch verzweifelt arg, daß er mich ſchon ſieben Stunden hier ſitzen läßt, und daß ich jetzo noch nicht ſehe, wie ich fortkommen werde. Man erwartet die Pferde erſt von einer Station zurück. — Wäre ich vernünftig, und nicht ſo unruhig, ſo legte ich mich zu Bette; denn ſeit ich aus Braunſchweig bin, habe ich ohngefehr drey Stunden geſchlafen. Die geſtrige Nacht hatte ich zum Ausruhen beſtimmt; allein ich traf in Gotha ſo höchſtgefällige Leute, die mich erſt mit Gewalt nach ihrem Garten ſchleppten, und nachher noch ſo beſcheiden waren, mir ihren Beſuch bis eilf Uhr zu gönnen, ohnerachtet ich ihnen verſchiedenemahl ſagte, daß ich müde wäre. Da ſie eben weg waren, kam der Bothe, dem ich vorgefahren war, um eine Nacht zu ſchlafen. Der Endzweck war aber verfehlet, und ich mußte fort. Bedauren Sie mich nur nicht zu ſehr, ich bin, ungeachtet aller Fatiguen, ziemlich wohl, nur nicht heiter genug zu den Geſchäften, die ich noch vor mir habe.

Die Wege habe ich ganz abſcheulich gefunden! ſo grundlos, daß es ein wahres Wunder iſt, daß meine Chaiſe ganz geblieben iſt. Die auf dem Rükwege, kann ich mir nun deutlich vorſtellen, doch wäre ich nur erſt ſo weit! das Heimweh ſtellt ſich nun ſchon ein; es muß ſich aber wieder verliehren, ſonſt gehet es nimmer gut. Hier will ich abbrechen, ich mögte ſonſt wunderliches Zeug ſagen, und mir fällt die Erinnerung ein, ſo Sie mir gaben: daß man ſich nicht vorſtellen müßte, was man nicht erfüllt zu ſehen wünſchte.

Ich denke, ich lege mich zu Bette, denn noch iſt kein Pferd zu ſehen, und am Ende mögte ich doch noch Luſt kriegen, mich mit dem Poſtmeiſter zu zanken. — Schlafen Sie wohl! und bitten Sie den

Himmel, daß ich ins Künftige geſchwinder befördert werde, ſo bleiben Sie von meinen Briefen verſchonet.

Dero

Ilmenau, ergebene Dienerinn
den 17. Aug. 1770. E. C. König.

Mein lieber Herr Leſſing!

Eben habe ich Ihren Brief erhalten, und muß Sie auch ſogleich um Entſchuldigung bitten, über die Vorwürfe, ſo ich Ihnen gemacht, und das Vornehmen, ſo ich ſchon gefaßt hatte, keine Zeile in meinem Leben wieder an Sie zu ſchreiben. Wenigſtens werden Sie meine Aufrichtigkeit bewundern, wenn ich Ihnen ſogar ſage, daß ich einen Brief, ſo ich in Nürnberg an Sie geſchrieben hatte, zerriſſen habe. Bin ich nicht ein wahres Frauenzimmer? Nun im Ernſte, letzteres iſt zwar wahr, allein ich zerriß den Brief nicht, weil ich empfindlich geweſen, ſondern weil ich den Abend einen ſtarken Anſatz von Hypochondrie hatte, und der Brief ſo lang gerathen war, daß ich befürchtete, er möchte Ihnen Langeweile machen. Es wäre vielleicht eben ſo gut, wenn ich außer den hypochondriſchen Stunden auch ſo dächte. Doch nein, warum ſollte ich mich Ihrer Briefe berauben, die ich mit ſo vielem Vergnügen leſe, da ohnedem wenig Dinge mehr in der Welt ſind, die mir welches geben können. Ich danke Ihnen recht ſehr, daß Sie mir ſo bald geſchrieben, und bin nur böſe, daß der Brief ſchon drey Tage hier geweſen, ehe ich ihn bekommen habe. Er war an einen Mann geſchickt, der glaubte, man könnte anderswo nicht, als in der Traube logiren. Wie er mich da nicht traf, ſo ſuchte er mich auch nicht weiter; zum Glück hörte er heute von ohngefähr, daß ich hier wäre, ſonſt hätte ich ihn gar nicht bekommen.

Von Ilmenau werden Sie meinen Brief erhalten haben? wo ich endlich des Nachts um zwölf Uhr wegkam, mit einem beſeſſenen Poſtillon, und einem Halbblinden, der mir leuchtete, der aber nach einer Viertelſtunde kein Licht mehr hatte; und juſt im Thüringer Walde, wo man auf zwey Meilen keine Hütte antrifft, und wo ſolche Wege ſind, die man am Tage mit Lebensgefahr paſſiret. Nun glauben Sie, daß mir der Muth gefallen ſey? Wahrhaftig nicht! ich ſtieg aus, und ſuchte Tannenzapfen, die ſteckten wir an, und ſo halfen wir uns fort. — Einer großen Gefahr bin ich noch entgangen: hinter Bamberg fuhren wir einen hohen, ſteinigten und ſehr ſteilen Berg hinauf; wie der Poſtillon die Pferde antrieb, um eben über zu lenken, ſo merkte ich, daß die Chaiſe wich. Ich rief dem Poſtillon ſtille zu halten; wie wir nachſahen, ſo war der Nagel heraus, und die Chaiſe lag noch eben einen Strohhalm breit auf der Vorderaxe. Ich kann es keinem Andern, als Ihrem Gebete zuſchreiben, daß ich allen den Gefahren ſo glücklich entkommen bin. Wenn Sie reiſen, ſo ſollen Sie auch meine beſten Wünſche begleiten. — In Nürnberg habe ich mich in den fünften Tag aufgehalten; man wollte mir den Herrn von Murr zur Geſellſchaft bitten, weil er aber nie in dem Hauſe geweſen war, ſo verbat ich es, und habe alſo auch nicht das Vergnügen gehabt, ihn kennen zu lernen. Er iſt Waag-Amtmann geworden, eine Stelle, die ihm 300 fl. einbringt. Dieſes, und daß ich den Preißleriſchen Kupferſtich vom Doktor Luther geſehen, (welcher meinem Dünken nach ſehr gut geſtochen iſt) iſt alles das Neue, ſo ich Ihnen von Nürnberg ſagen kann; ich mögte denn hinzuſetzen, daß ich da ſo aufgenommen worden bin, daß ich die Nürnberger faſt ſüße Leute nennen mögte. Es waren mir zwey Herren und eine Dame bis Erlangen entgegen gekommen, die ſich vergebens zwey Nächte da aufgehalten, und mit der größten Beſorgniß, drey Stunden ehe ich da eintraf, wieder zurückgekehrt waren, mit dem Vorſatz: Einer davon, ſollte mir den andern Tag ſo weit entgegen reiten, bis er mich anträfe. Alles dieſes erzählte mir der Poſtmeiſter mit ſo vieler Lebhaftigkeit, daß ich meinen Vorſatz änderte, die Nacht in Erlangen zu bleiben, um die Leute den andern Morgen nicht wieder zwey Meilen machen zu laſſen. Es war ein rechter Nürnberger Einfall, den Abend zurückzugehen, und den andern Morgen wieder denſelben Weg machen zu wollen. Sie können denken, was das für gute Leute ſeyn müſſen, demohngeachtet bin ich froh, daß ich von ihnen, und hier bin, wo ich ebenfalls von allen überaus freundſchaftlich begegnet werde. Ich ſtehe nicht dafür, daß ich nicht ſehr aufgeblaſen und ſtolz zurückkomme, wenn ich überall ſo aufgenommen werde, wie bisher. Ich denke, Sie beten nun, daß ich gedemüthiget werden möge; denn nun fehlt es mir nicht an guten Wegen, und den Nagel an der Chaiſe habe ich mit einer Feder machen laſſen.

Fahren Sie fort mir die Neuigkeiten von Hamburg mitzutheilen, die Ihnen nicht fehlen können, wenn Sie die Correſpondenz mit dem B. unterhalten. Habe ich es Ihnen nicht ſchon geſagt, daß er unter Seylers Geſellſchaft eine Amourette haben müßte, ich glaube es iſt die B.; denn er hat mir von ihrer Jugend ſo viel vorgeſagt. —

Ich würde für den König von Dänemark ganz eingenommen ſeyn, wenn ich wüßte, ob Er die Minna vorher je geleſen oder aufführen geſehen. — Was kommen nicht alles für Leute zu Ihnen? Nun haben Sie auch den Pater M. gehabt, den ich längſt zu Hauſe glaubte.

Seit Sonntag Abends bin ich hier, den Freytag gehe ich nach München, wo ich mich vielleicht einige Wochen aufhalte. Ich weiß noch nicht, wie ich meine weitere Tour einrichte: ob ich zu Waſſer oder zu Lande nach Wien gehe. Ich hätte Luſt zu Waſſer; die Meiſten rathen es mir aber ab. Wollen Sie mir Ihren Rath mittheilen, ſo thun Sie es unter Addreſſe von Gebrüder Nocker in München.

Leben Sie recht wohl! und zweiflen Sie nicht, daß ich mit aller Hochachtung und Freundſchaft ſtets ſeyn werde

Dero

Augſpurg,
den 30. Aug. 1770.

ergebene Dienerinn
E. C. König.

Nachts um zwey Uhr. Schmälen Sie nicht; ich hätte Ihnen ſonſt nicht ſchreiben können.

Von Madame König.

Mein lieber Herr Leſſing!

Auf zwey Briefe, aus Ilmenau und Augsburg, müßte ich eigentlich erſt Antwort erwarten, ich denke aber, wir nehmen es ſo genau nicht. Sie wollen ja nur wiſſen, wie ich mich befinde? und dieſes hätte ich Ihnen ſchon von München aus geſagt, wenn ich nicht ſo ſtolz wäre zu glauben, es ſey beſſer, Sie ohne Nachricht zu laſſen, wenn ich Ihnen nicht gute von mir geben kann. In München war ich einigemal ſo übel, daß ich befürchtete gar bettlägerig zu werden. Den weiſſen Pulvern danke ichs, daß es nicht ſo weit gekommen. Hätte ich nur Ihrem Rathe gefolget, und mehrere mitgenommen! Denn ſo ganz recht bin ich noch nicht. Mit Kolik wache ich auf, und gehe damit zu Bette; ich bin froh, daß ich den Tag über davon befreyet bin, um meine Geſchäfte verrichten zu können. Alles wäre noch erträglich, wenn ich munter wäre; ich bin aber ſo niedergeſchlagen, daß ich nicht im Stande bin, mich zum Lachen nur zu zwingen, um nicht ſonderbar zu ſcheinen, ob ich gleich hier unter beſonders luſtigem Volke bin. Ich bin ſchon zufrieden, wann ich es ſo weit bringe, daß ich nicht weine; was das Aergſte iſt, ſo ſcheinet mir alles was ich thue, nicht recht gethan zu ſeyn, in dem Augenblicke bereue ich, was ich den vorhergehenden gethan habe. Mit einem Worte, ich bin nicht mehr dieſelbe.

Wie kömmt es, mein lieber Freund, daß man ſo ſehr zurück fallen kann? Zwar bey mir iſt dieſe Frage ſehr überflüßig, und ich brauche mich nicht noch an die Urſachen zu erinnern, wann ich anders einmal aufhören will, von ein und derſelben Materie zu reden. —

Ehegeſtern und geſtern hat dieſer Brief ſchon weggehen ſollen: allein hier ſtiehlt man einem die Zeit. Ich habe alles anwenden müſſen, um es ſo weit zu bringen, daß ich morgen fortkomme. Gottlob! nun ſind die Pferde auf morgen früh um vier Uhr beſtellt. Ich nehme einen kleinen Umweg über Straubingen, dann gehe ich nach Salzburg, und ſo auf Paſſau, Linz und Wien. — Es wird wohl noch ziemlich lange dauern, ehe ich was von Ihnen höre. Es wäre denn, Sie hätten mir nach München geſchrieben, ſo wird der Brief mir nachgeſchickt. Sie wundern ſich wohl, daß ich ſo geſchwind von München abgereiſt bin? Ich ſelbſt hätte nicht gedacht, unter drey Wochen wegzukommen; und wenn ich bedenke, was ich da alles ausgerichtet, ſo iſt es mir unbegreiflich.

Zwey ganzer Tage habe ich nichts als Excellenzen aufgewartet. Sie lachen, und denken, daß ich mich dazu nicht ſchicke. Glauben Sie es nicht; ich habe meine Sache recht gut gemacht. Wenn Sie aber glauben, daß es meine Lieblingsbeſchäftigung nicht iſt, ſo haben Sie vollkommen Recht. Noch eins müſſen Sie wiſſen, ich habe mich mahlen laſſen, von einem 73jährigen Mann; ich wünſchte, daß er ſich ſo verjüngen könnte, wie er mich verjüngt hat. Außerdem ſagt alle Welt, daß es mir vollkommen ähnlich ſieht, und ich glaube es auch. Denn ſo oft ich das Portrait ſah, ſo freute es mich in der Seele, weil ich meine Amalia zu ſehen glaubte. Ihr habe ich es auch bereits in meiner Schreibtafel vermacht, und allenfalls können Sie es nun bezeugen, wenn es ihr etwa ſtreitig gemacht werden ſollte.

Ich habe noch vieles in Ordnung zu bringen, und auch noch den Koffer zu packen. Ordentlich ſoll ich auch zu Bette gehen, das wollen Sie ja haben. So muß ich alſo ſchließen, vorher Ihnen aber doch noch ſagen, daß die Briefe nun zwölf Tage zu laufen haben. Schieben Sie alſo die Antwort drey Wochen auf, ſo erhalte ich kaum einen Ihrer Briefe nach Wien. Leben Sie recht wohl! bleiben Sie hübſch geſund, damit Sie mit den Pulvern auskommen, und erinnern Sie ſich zuweilen an

Dero ꝛc.

Dinte, Feder und die Eile ſind Schuld, daß Sie Mühe haben werden, dieſen Brief zu leſen.

Berlin, den 5. September 1770.

Liebſter Bruder,

Unſer guter Vater iſt den 22ſten Auguſt geſtorben. Wenn dieſes Leben vor dem künftigen Zuſtande des Menſchen Vorzüge hat, ſo hätte ich ihm gern meine Jahre geben wollen. Iſt aber ein künftiges Leben, ſo iſt es gewiß beſſer, als dieſes, und ich freue mich, daß ſein Uebergang zu einem beſſern ihm ſo leicht wurde: er ſtarb an einem Schlagfluſſe. Könnte er doch ſeinen Kindern ſagen, ob und wie jenes Leben iſt! Denn alle Wahrſcheinlichkeit, die man dafür hat, iſt wie die menſchliche Erkenntniß, und am ungewiſſeſten, wo ſie am zuverläſſigſten ſcheint. Doch auf heute nichts mehr.

Dein

treuer Bruder,

Karl.

Von C. A. Schmid.

Braunſchweig, d. 8. Septemb. 1770.

Wer ſchickt Ihnen, liebſter Leſſing, wohl mehr nichts bedeutende Zettel zu, als ich! Allein es ſey! das überflüßige ſchadet nichts, Lückenbüßer müſſen doch auch ſeyn, und vielleicht iſt dieß Stückchen einer. (Dieſe wichtige Quelle der hiſtoriſchen Wahrheit beſitze ich ſelbſt. Iſt Ihnen damit gedient, dieß abrégé hinüber zu haben, ſo ſchicke ichs Ihnen.) Sollte denn das vom König Heinrich wahr ſeyn, daß er dem armen Berengar und ſeinen Schülern mit ſeiner Armee zu Leibe gehen wollen! Das wäre gewiß viel, und käme ja mit der Toleranz nicht überein, die man ihm zuletzt angedeyhen laſſen. Leben Sie wohl, liebſter Leſſing, bald hoffe ich Sie wieder zu ſprechen.

Abrégé de l'Hiſtoire Eccleſiaſtique de Fleury à Berne 1766.
pag. 279.

A. C. 1050.

Concile de Rome, où Berenger, Archidiacre d'Angers eſt condamné, parcequ'il ſoutient, que le Sacrement de l'Euchariſtie n'eſt qu'une figure du corps et du ſang de J. C. et qu'il n'y a de changement dans la ſubſtance du pain et du vin. Le Roi Henri aſſembla auſſi un concile à Paris, où Berenger fut condamné. On declara dans ce Concile, que ſi Berenger ne ſe retraitoit pas avec tous ſes ſectateurs, l'Armée de France ayant le Clergé à la tète en habit eccleſiaſtique, iroit les chercher quelque part qu'ils fuſſent, et les aſſiègeroit juſqu'à ce qu'ils ſe ſoumiſſent à la ſoi catholique, ou qu'ils fuſſent pris pour être punis de mort.

Braunſchweig, den 9. Sept. 1770.

Schon wieder ein Brief! Ja freylich! Ich habe die beyden letzten Bogen, die Sie abdrucken laſſen, mit ſehr großem Vergnügen geleſen. Ihre Sache wird wichtig! Außerordentlich wichtig! Was muß man von mir denken, daß ich Ignarus scelerum tantorum artisque Pelasgae in der Anmerkung geſchrieben habe, daß Berengars Fragmente allenthalben Spuren des Stolzes zeigten? Eben das, was er vom Fulbertus ſagt, und der Ausdruck ineptus monachus verleitete mich. Ich Kurzſichtiger! Da Sie, mein liebſter Leſſing, vom Fulbertus mit Recht ſagen, daß er den Berengarius unmöglich habe als einen Teufel verwünſchen können, hätte ich recht ſehr gewünſcht, daß Ihnen der Ausdruck Adelmanns in die Augen gefallen wäre: obſecrans per ſuaviſſimam memoriam Fulberti. Iſt dieſer nicht ſchon Beweiſes genug, daß Sie recht haben? Vielleicht können Sie dieſen Umſtand im ſechſten Briefe nachbringen! Leben Sie wohl. Ich eile den Undankbaren vorſtellen zu ſehen. Der Himmel gebe, daß ich nicht Verſe höre, ſonſt ziehe ich in der erſten Scene aus.

Schmid.

Braunſchweig d. . . Septemb. 1770.

Hier ſchicke ich Ihnen, mein liebſter Leſſing, den Erneſti mit Tellers geſchriebenen Randgloſſen geſchmückt. Ich habe die Diſputation ſelbſt bey dieſer Gelegenheit durchgeleſen. Ich ſehe ihr, ich weiß nicht was für einen Zwang an. Vielleicht aber habe ich Unrecht — Wenigſtens ſollte er doch ein Wort von Ihrem Berengar, und der merkwürdigen Zeit, worinn er gelebt hat, geſagt haben. — Dem Herrn Abt Carpzov habe ich Ihre Bogen zum Durchleſen gegeben. Ich habe ſie noch nicht wieder, ſonſt hätte ich ſie beygelegt. Es war ihm ungemein angenehm, und er wollte, wie er mir ſagte, ſich die Freyheit nehmen, und Ihnen gerne alles mittheilen, was er etwa zu erinnern fände. Der letzte Correcturbogen, der dabey iſt, ſetzt Sie doch nicht in Verlegenheit? Ich habe darinn noch ein paar umgekehrte Buchſtaben corrigirt. Sobald ich die Bogen wieder in Händen habe, werde ich ſie überſchicken. Den Zeibig de cultu mortis et imagine beſitze ich auch. Ohnfehlbar haben Sie ihn. Wenn Sie ihn aber auch nicht haben, ſo ſollen Sie ihn doch nicht leſen, und während Ihrer Berengariſchen Epoche, ſich damit nicht zerſtreuen. Leben Sie wohl, liebſter Leſſing.

Schmid.

Mein lieber Herr Leſſing!

Alles iſt gepackt, und die Pferde auf Morgen früh um vier Uhr beſtellt, allein der Himmel weiß, ob ich wegkomme. Eine ganz eigene Fatalität, die Sie in Verwunderung ſetzen wird, könnte mich aufhalten. Mein Mädchen hat ſich in Geſellſchaft des Kammerdieners eines Grafen, der mir gegen über logirt, ſo entſetzlich beſoffen, daß ſie ſchon die ganze Nacht nichts thut, als ſich erbrechen. Ich bin ihre Wärterinn; denn ich habe es zu ſpät gemerkt, da ſchon alles zu Bette war. Eine angenehme Beſchäftigung! da ich ohnedem vor nichts in der Welt mehr Abſcheu habe, als vor einem Betrunkenen. Eben iſt ſie eingeſchlafen, ich wünſche nur, daß ſie beym Erwachen ſich ſo befindet, daß wir abreiſen können. Was das Schönſte iſt, ſo habe ich mir die größten Sottiſen von ihr müſſen verſagen laſſen. Denn ehe ich wußte, wie es mit ihr ſtund, hatte ich ihr wegen ihrer gar zu großen Nachläſſigkeit einen Verweis gegeben, deſſen erinnerte ſie ſich im Rauſche, und ſie hat, wie es ſcheint, einen böſen Rauſch. — Dies Einzige hat mir noch gefehlt, um alle mögliche Beſchwerlichkeiten auf dieſer Reiſe zu verſuchen. — Sie brauchen deswegen nicht zu denken, daß ich des Reiſens müde bin; nein, ich treffe überall ſo viel gute Leute, die mich alles wieder vergeſſen machen. Hier, wo ich ſie gar nicht geſucht hätte, habe ich die Meiſten getroffen, und habe mich eben darum ganzer acht Tage aufgehalten, doch hauptſächlich wegen meiner Geſundheit, die ſich auch um ein Merkliches gebeſſert hat, wenn ihr dieſe Nachtcampagne nicht wieder einen Stoß giebt. Dem vorzukommen, beſchäftige ich mich auf die angenehme Art, mich mit Ihnen, mein lieber Freund, zu unterhalten. Bald hätte es mir aber an Mitteln dazu gefehlt; denn weil ich nur zwölf Meilen bis Paſſau reiſe, ſo habe ich mein Papier eingepackt. Dieſes Quartblatt fand ich noch zum Glück in meiner Brieftaſche. Ehe es voll geſchmiert iſt, muß ich Ihnen erzählen, daß hier eine Komödie iſt, die recht gut ſeyn ſoll. Wie der Direkteur heißt, will mir eben nicht beyfallen. Die Salzburger machen Anſpruch auf den guten Geſchmack, und es dienet zum Beweis, daß ſie ihn wirklich haben, weil man Ihre Minna ſechsmal hintereinander gegeben hat, wo es allemal gepfropft voll geweſen ſeyn ſoll. Hätte man ſie dieſe Woche aufgeführt, ſo wäre ich nicht von hier gereiſt, ohne die Komödie zu ſehen, ſo aber war ich nicht neugierig, den Freygeiſt von Brave, und den Medon von Clodius zu ſehen. Die Anzeige von der Letzteren ſollen Sie haben; ſie wird Sie zu lachen machen. — Ob ich gleich nicht in der Komödie geweſen bin, ſo habe ich doch in keiner Stadt alle das Merkwürdige und die Gegenden ſo geſehen, wie hier, man hat mich dazu gezwungen. An andern Orten hat man mir mehr Freyheit gelaſſen, und ſobald ich meinen Willen habe, ſo ſuche ich die Einſamkeit. Sie hingegen, mein Freund, werden ſich nun in der Wolfenbüttelſchen großen Welt verbreitet haben. Erzählen Sie mir doch etwas von Ihren neuen Bekanntſchaften; wie Sie ſich unterhalten? ob die ſchönen Wiſſenſchaften blühen? und wenn Sie mir von dem allen nichts ſagen wollen, ſo ſagen Sie mir wenigſtens: ob Sie meine Briefe, wovon dies der ſechſte iſt, erhalten haben? Doch wer weiß, ob ich nicht alle dieſe Fragen in Wien beantwortet finde. — Eben beym Schluß fällt mir ein, daß ich kein Couvert zu dieſem Blatt habe. Wann alſo der Rauſch ausgeſchlafen wird, und wir morgen reiſen, ſo nehme ich es mit auf Paſſau, und erzähle Ihnen noch das Ende der traurigen Geſchichte. Möchten Sie ſo gut ſchlafen, als ich wache! Ich bin immer dieſelbe.

E. C. König.

Salzburg,
den 21. Septembr. 1770.

Mein lieber Herr Leſſing!

Endlich bin ich, wo ich ſeyn wollte. Ehegeſtern kam ich um vier Uhr hier an, doch nicht vor halb acht in mein Quartier; weil mein Brief an Hornboſtel, der zwey Tage vor mir kommen ſollte, mit mir zugleich kam. Die verwünſchte Maut, ſo lange hielt ſie mich auf! In langer Zeit war ich ſo vergnügt nicht, als wie ich erſt allein in meinem Zimmer war, das nicht groß, nicht prächtig, aber ganz nach meinem Geſchmack iſt. Den Abend hatte ich die angenehmſte Beſchäftigung, indem ich vier Briefe von Haus mit dem Ihrigen vorfand, der mir nicht am wenigſten angenehm war. — Nur mag ich nicht hören, daß auch Sie mißvergnügt ſind. Ich hoffe, Sie ſind es ſchon nicht mehr, und wenn Sie es ja noch wären, ſo ſagen Sie mir es um des Himmels willen nicht, wenn Sie nicht meine Schwermuth vergrößern wollen.

Ihr Verluſt iſt mir um ſo näher gegangen, da ich mir mit der angenehmen Hofnung ſchmeichelte, Ihren Vater bey meiner Rückreiſe kennen zu lernen. Geben Sie ſich zufrieden, mein lieber Freund! Sie haben ein Glück gehabt, das wenig Menſchen zu Theil wird: Ihren Vater ſo lange zu behalten, bis es nach dem Lauf der Natur faſt nicht mehr möglich war. Ich Unglückliche! habe den meinigen gar nicht gekannt. Ich muß nur hiervon abbrechen. Denn ſeitdem ich hier bin, bin ich wieder in derſelben Gemüthsverfaſſung, wie in Pyrmont. So wie mich einer anredet, habe ich Thränen in den Augen; was mich beſonders geſtern, da ich bey Herrn von Wagener ſpeiſete, nicht wenig verlegen machte. Wie kann es aber anders ſeyn? Alles erinnert mich an meine vergangne Glückſeligkeit. Sogar die Fabrik, wie ich die heute beſuchte, ſtatt daß ſie mich hätte freuen ſollen, weil ſie völlig gut, und aufs beſte eingerichtet iſt, hat mich niedergeſchlagen gemacht. — Sie haben völlig Recht, alles hat ſeine Zeit; allein ſteht es bey uns, dieſe Zeit zu beſtimmen? Glauben Sie nur, daß ich mir alle Mühe gebe, mich aufzuheitern. Was vermag ich weiter?

Das Uebrige von Ihrem Brief zu beantworten, muß ich auf eine andere Zeit verſparen, weil die Poſt ſogleich abgeht. Ich glaubte, ſie ginge zwey Stunden ſpäter. — Nun wiſſen Sie doch, daß ich an Ort und Stelle bin. Wohin Sie die Briefe hierher addreſſiren, wiſſen Sie auch. Einer iſt hoffentlich unterweges; denn mit Ihrem an mich Denken allein, bin ich nicht zufrieden, dies iſt zu ungewiß.

Leben Sie recht wohl, und werfen Sie die unangenehme Arbeit auf die Seite, damit Sie am Ende nicht gar hypochondriſch werden. Dieſen Rath giebt Ihnen Ihre beſte Freundinn und

Wien, ergebene Dienerinn
den 30. Septembr. E. C. König.

Die Betrunkene iſt erwacht, und hat verſprochen ſich zu beſſern, ich ſtelle ihr aber nicht viel Glauben zu.

Wien, den 4. Oktobr. 1770.

Mein lieber Herr Leſſing!

Werden Sie nicht böſe, daß ich Ihnen ſchon wieder ſchreibe. Ich arme Frau! was ſoll ich machen? In Geſellſchaft zu gehen, habe ich heute keine Luſt, und meine Bücher habe ich auch noch nicht; die liegen auf der Maut. Morgen ſoll ich ſie erſt holen laſſen, und doch iſt es noch ungewiß, ob ich eines davon wieder kriege. Es verſteht ſich, ſo lange ich hier bin; denn wenn ich verreiſe, bekomme ich ſie alle wieder. Doch warum entſchuldige ich mich? Ich habe Ihre Briefe nicht halb beantwortet, und hauptſächlich die Kritik nicht, über meine undeutliche Schreiberey, die Sie ſo fein mit einer Schmeicheley einzukleiden wußten. Mein lieber Herr Leſſing! ob Sie mir verſagen: ich ſchreibe ſchön, oder ich ſey ſchön, ich glaube eins ſo wenig als das andere. Ich ſchreibe viel zu flüchtig, um ſchön oder gut ſchreiben zu können. — Aber meine Hand wiſſen Sie ganz vollkommen nachzumahlen. Wahrhaftig! ich hätte geſchworen, daß ich den Nahmen Nocker ſelbſt geſchrieben hätte. Laſſen Sie ſich nicht einfallen, falſche Wechſel unter meinem Nahmen auszuſtellen, ich müßte ſie ohne Gnade und Barmherzigkeit einlöſen. — Damit Sie aber nicht glauben, ich wiſſe nicht was ich thue, ſo muß ich Ihnen noch ſagen, warum ich eine andere Addreſſe angegeben habe: weil ich damals ſchon zweifelte, ob mich der Brief in München mehr treffen würde, und ich den Herren Vons eben ſo wenig Accurateſſe als den Herren Gelehrten zutraue; alſo blos aus Beſorgniß, Ihren Brief nicht etwan einige Tage ſpäter zu erhalten.

Was Sie mir von dem H. K. v. K. erzählen, iſt mir bis jetzo noch unglaublich. Sie wiſſen, der Vater thut gerne groß, und iſt ziemlich voreilig, ſich Sachen einzubilden, woraus meiſtens nichts wird. Hat er doch auch mit Gewißheit erzählt, er ſey mit zwölf tauſend Thaler in B. engagiret. Und wenn es denn nun ſo wäre, was läge daran? warum wollten Sie Ihren Freund vor der Zeit bedauern? Mich däucht, Ihr Mitleiden geht noch weiter als das meinige beym Nachtwächter. Deſſen Frau und Kinder waren wirklich unglücklich. Hier iſt noch die Frage: ob er nicht recht zufrieden mit ihr leben würde? denn ſie ſcheint mir einen ſehr guten Charakter zu haben. Ein Unglück könnte ihm wohl bevorſtehen, weil ſie ziemlich verſchieden im Alter ſind. Das begegnet aber ſo vielen ehrlichen Männern, daß es kaum mehr eines zu nennen iſt.

Eher bedaure ich die armen Unternehmer der Hamburger Lotterie, hauptſächlich den Herrn H...s, der blos durch ſeine ſchwachen Einſichten hineingezogen worden iſt. Die allerletzte Ziehung ſoll denn doch gut für ſie ausgefallen ſeyn. Für mich war keine günſtig; ſie werden auch keinen Pfennig mehr von mir bekommen. — Wie geht es denn mit Ihrer Lotterie? kömmt es zu Stande?

Weil ich einmal beym Fragen bin, ſo möchte ich auch gerne wiſſen, wie Sie mit C. ſo ziemlich zufrieden ſeyn können? Er muß ein Geſicht gemahlt haben, das die Ehre hat Ihnen zu gefallen, das meinige hat er, nach der Anlage zu rechnen, gewiß nicht getroffen; wenigſtens wenn das Münchner ähnlich iſt, kann das ſeinige ohnmöglich ähnlich ſeyn. Hierbey erinnere ich mich an Ihr Verſprechen: der Mademoiſelle S. Ihr Portrait einhändigen zu laſſen. Sie haben es doch wohl nicht vergeſſen? Sie muß es haben, ehe ich wiederkomme; ſonſt bringe ich es ihr mit. Wie ich das machen will, gebe ich Ihnen zum Räthſel auf.

In dieſem Augenblick hatte ich eine Erſcheinung; Herr von Th. beſuchte mich, der mir verſchiedene Commiſſionen auf hier gegeben hatte. Wegen großen Mangels an Rocken in Baiern, hat er den Auftrag, die Ausfuhr einer gewiſſen Quantität aus Ungarn zu bewirken, und ich bin dadurch von einer ſehr läſtigen Correſpondenz befreyet.

Sie erwarten wohl, daß ich Ihnen von Ihrem Freund dem Herrn von Sonnenfels etwas erzähle? Ich habe ihn aber noch nicht beſucht, weil ich bisher alle Tage engagirt war. Allein in der Komödie bin ich ſchon geweſen, und habe Soliman den Zweyten geſehen, der hier zum erſtenmale im Deutſchen aufgeführet wird, und den ſie wohl ſechs oder achtmal hintereinander geben werden, weil er viel Beyfall hat. Vor dem entſetzlichen Klatſchen konnte man das Wenigſte verſtehen, beſonders ich; weil ich zu ſpät kam, ſo hatte ich einen ſchlechten Platz. Ich glaube nicht, viel dabey verloren zu haben; denn wie mich däucht, ſo iſt die Ueberſetzung ſchlecht, und die Acteurs und Actricen waren auch nicht viel beſonders. Die Roxellane machte es noch ſo ziemlich. Wer ſie war, weiß ich nicht; es war eine Neue. Weder Stephani noch die Huberin agirten mit. Die Mademoiſelle Kurzin machte die Circaſſerinn, und ſang einige Italiäniſche Arien überaus gut; allein um ſo ſchlechter war ihre Action. Ich möchte wohl wiſſen, wer ſie mir für eine ſo ſehr gute Actrice beſchrieben hat. Sind Sie es geweſen, ſo wiederruffe ich mein Urtheil.

Eben komme ich nach Hamburgiſcher Art um halb eins aus der Geſellſchaft und finde Ihren Brief, den ich eilfertig erbreche, und ganz erſtaunt werde, wie ich die Pulver ſehe; über die Sie keine Spötterey zur Antwort erwarten durften, wenn Sie mich kennen: vielmehr bin ich Ihnen ſehr verbunden. Iſt was, das zu meiner Ermunterung, die Sie mir ſo fleißig empfehlen, beytragen kann, ſo iſt es die Aufmerkſamkeit, die Sie mir beweiſen. — Eines von den Pulvern iſt ſchon verſchluckt; denn durch das lange Sitzen war mir heute Abend nicht ganz wohl. Sonſt habe ich mich ſeit einigen Tagen beſſer, als auf der ganzen Reiſe befunden.

Sie haben doch wohl Götzen nicht gerathen, ſein Seniorat niederzulegen? Sagen Sie mir doch um des Himmels willen, wie iſt er auf den Einfall gekommen? Freylich konnte er Alberti keinen ärgeren Streich ſpielen. Iſt neuerdings dann wieder was unter ihnen vorgefallen? Wo Sie was wiſſen, ſo ſchreiben Sie mirs. Der Schwediſche Prediger möchte gern davon unterrichtet ſeyn. Er ſcheint mir mehr Götzen, als ſeinem Gegner, Recht zu geben, und iſt alſo wohl Ihr Mann?

Von der Geiſtlichkeit kann man ja wohl auf die Komödie kommen? Mir iſt recht lieb, daß Sie ſie ſo nahe haben. Sie kämen endlich in meinen Orden, wenn Sie immer allein blieben. Der H. K. v. K. wird ſie wohl fleißig beſuchen; und es finden ſich wohl auch in der Geſellſchaft nicht lauter kleinäugigte Dortchen. Schmälen Sie weiter nicht ſo ſehr auf dieſes gute Mädchen. Warum ſollte ſie nicht ſo gut einem ehrlichen Mann gefallen dürfen, als eine Andere?

Weil ich gleich morgen früh, und den ganzen Tag beſchäftiget bin, ſo ſchließe ich dieſen Brief heute, der ſchon angefangen wurde, wie der letzte von hier eben abgegangen war. Denn ich muß die Zeit nehmen, wie ich ſie finde.

Leben Sie recht vergnügt! Ich bin mit der aufrichtigſten Freundſchaft

Dero
ergebene Dienerinn
E. C. König.

Leipzig, d. 5. October 1770.

Woher die Sage entſtanden iſt, daß Euer Hochedelgebohrnen ſich in England aufhielten, kann ich nicht ſagen. Allemal hat die Sage dieſes hier bey uns ausgebreitet; und ich hatte ihr bisher Glauben beygemeſſen. Und wer mußte das nicht glauben, da es nichts unmögliches, und dieſe Reiſe, wie es hieß, in Ihres Herrn Dienſte angeſtellt war. Nunmehr aber hat die Zeit die Sage vernichtet, und mir den Wahn benommen. Sie ſind alſo den ganzen Sommer in Wolfenbüttel, und noch dazu in Ihrem neuen Felde recht fleißig geweſen. Die Sache hat es gewieſen. Ich habe was geſehen, ich darf es aber noch niemanden ſagen. Nun verſtehen Sie mich. Entdeckungen, die zur Ehre der geſunden Vernunft gereichen, und den Unſinn beſchämen, und verſtummen heißen, wie kann man ſich enthalten Ihnen Glück zu wünſchen. Zwar könnte es einen, der die Stärke, die zu allen Arten von Witze und Scharfſinn und Genauheit aufgelegte Stärke Ihres Geiſtes, etwa nicht kennen ſollte, (wiewohl deren wenige ſeyn können) befremden, daß ein Leſſing Entdeckungen in den Scholaſtikern macht. Aber ein ſolcher Eifer für die Wahrheit ſteckt nicht nur in der gelehrten Geſchichte der dunkelſten Zeiten ein neues Licht auf, ſondern rechtfertigt auch die Wahl Ihres Herrn in Ihrer Perſon, zu dem Poſten, den Sie jetzt bekleiden, und verſpricht der Zukunft noch mehr herrliche Früchte, theils von Ihrer eignen Scharfſichtigkeit, theils von Ihrer Willfährigkeit, andern Gelehrten mit den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek an die Hand zu gehen. Ich bekenne, daß ich einer von denen bin, die ſich mit einer ſolchen Hofnung nicht vergeblich ſchmeicheln. Verwichenen Sommer habe ich, außer der Beſorgung meines Demoſthenes, auch noch in den Nebenſtunden den Libanius bearbeitet. Von dieſem Auctor erhielt ich einen vortreflichen Codex auf Pergament aus Augsburg. Aus dieſem Codex, und zweyen andern aus München, habe ich nicht nur ganze noch ungedruckte Stücke mir abgeſchrieben, ſondern auch die häufigen Lücken in den gedruckten Ausgaben ergänzt, und die noch häufigern und unglaublich groben Fehler derſelben gebeſſert; ſo daß ich im Stande wäre, eine vollſtändige und zuverläſſige Ausgabe von dieſem Auctore zu liefern. Und allerdings wird das auch geſchehen, wenn anders Gott Leben und Kräfte friſtet, und ich mit meinem Demoſthenes wohl fahre. Nur fehlen in denen Manuſcripten vom Libanius, die ich bey mir habe, einige Stücke aus dem erſten Bande der Operum ex editione Morelli, und juſt alle dieſe Stücke, bis auf eins, befinden ſich in einem Manuſcripte der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welches ich ſelbſt ehedem auf meiner Rückreiſe aus Holland daſelbſt geſehen und in Händen gehabt habe. Herr Profeſſor Eulencamp hat mir vor einigen Jahren ein Verzeichniß der in dieſem Codice befindlichen Stücken geſchickt. Könnte ich wohl dieſes Buch auf einige Zeit erhalten! Wenn es auch nicht eher als auf nächſte Oſtermeſſe, und nicht länger als während der Meſſe wäre! Und auf was für Bedingungen? Ich bitte mir bey Gelegenheit Dero Gedanken hierüber zu eröffnen. An Ihnen, hochgeehrteſter Herr Bibliothekar, hoffe ich einen nicht weniger willfährigen Beförderer meiner guten Abſichten zu finden, als ich an dem Herrn von Oefele in München, und an den Herrn Curatoren der Bibliothek zu Augsburg, auf Vorſprache des Herrn Seniors Brucker, gefunden habe. Den erſten Band von meinem Demoſthenes wird Ihnen ohnfehlbar der Herr Magiſter Ebeling, Inſpektor bey der Handlungs-Akademie zu Hamburg, zugeſtellet haben, an den ich ihn, nebſt einem Schreiben an Euer Hochedelgebohrnen, vergangne Oſtermeſſe durch Herrn Bohn von Hamburg ſchickte. In dem zweyten Bande, womit ich Ihnen itzt aufwarte, werden Dieſelben eine kleine Nachleſe von ungedruckten Scholien finden, welche aus der Aldina entlehnt ſind, deren Gebrauch vor einigen Jahren Dero Gütigkeit mir geſtattet. Sollte ſich wohl eiwas von Hülfsmitteln zu den kleinern griechiſchen Rednern auf der Bibliothek finden, der Sie mit ſo vielem Ruhm vorſtehn? Ich habe Urſache es zu vermuthen, und wünſchte wohl, daß ich mich in meiner Vermuthung nicht irrete, und daß ich eine kurze Anzeige davon erhalten könnte. Allemal würde ich Dero Beyhülfe auf eine rühmliche Art zum allgemeinen Beſten nutzen, und auf alle Weiſe mich in Dero Gunſt zu befeſtigen ſuchen, der mit größter Hochachtung verharre ꝛc.

D. Reiske.

Wien, den 5. Oktobr. 1770.

Mein lieber Freund!

Wie ich mich recht erkundige, ſo höre ich, daß die Poſt erſt morgen abgeht; und da ich eben die Anzeige von Reden zu Geſicht kriege, muß ich ſie verſprochenermaßen beylegen. Der ganze Zettel iſt das Poſtgeld nicht werth, er iſt von der Bodenburgiſchen Geſellſchaft.

Heute habe ich die Ehre gehabt, dem Herrn Profeſſor S. aufzuwarten, und beſonders freundſchaftlich von ihm aufgenommen zu werden. Ich wiederruffe nicht gern, ſonſt wollte ich Ihnen ſagen, was ich von ihm denke.

Ich bin

Dero

ergebene Dienerinn
E. C. König.

Wien, den 14. Oktobr. 1770.

Mein lieber Herr Leſſing!

Wenn Ihnen nicht etwan der Gedanke gekommen iſt, an Ihre abweſende Freundinn zu ſchreiben, ohne erſt Briefe von ihr zu erwarten; ſo vergehen noch viele Tage, ehe ich was von Ihnen höre, ob ich gleich den zweyten Tag nach meiner Ankunft geſchrieben habe. Sehen Sie, ſo verlange ich nach Ihren Briefen, daß ich dieſes wünſche. Doch bin ich auch ſo beſcheiden, es nicht zu erwarten, weil ich weiß, daß Sie beſſere und nützlichere Beſchäftigungen haben. — So gewiſſenhaft bin ich aber wieder nicht, daß ich Ihnen nicht einige Minuten mit Durchleſung meines Briefes verderben ſollte, da ich Ihnen ohnedem ganz was nagelneues zu erzählen habe. Der Herr von S. hat die Cenſur verloren, und von der Kayſerinn den Befehl erhalten: ſich bey Verluſt ſeines Dienſtes weiter nicht in Theatralſachen zu mengen. Es ſoll ihm geſteckt geweſen ſeyn, und er deswegen ein Memorial überreicht haben, worinn er gebeten, man möchte ihm die Cenſur abnehmen. Dieſes hat er aber verſiegelt zurück erhalten, nebſt dem Befehl der Kaiſerinn. Solimann hat zum Vorwande gedienet. Ob es gleich dreymahl aufgeführet worden, ſo iſt es doch nun verbothen. Erſt fand man nur das Schnupftuch anſtößig, und der Sultan mußte der Roxellane dafür einen Spiegel geben. Erklären Sie mir doch, wie durch dieſen Tauſch das Anſtößige gehoben iſt. Wollte ich ja welches darinnen ſuchen, ſo würde ich es nicht in dem, was er ihr giebt, ſondern in der Abſicht, warum er es ihr giebt, ſuchen. Seit Solimann verboten, der unterdeſſen dem Unternehmer vieles eingebracht, iſt viermahl hintereinander ein neues Stück von Stephani dem Aeltern (die Liebe in Corſica, oder welch ein Ausgang!) aufgeführet worden. Mit ſo vielem Beyfall, daß die dritte Repräſentation, die allezeit für Stephani, wenn er ein neues Stück liefert, ihm 2000 fl. eingebracht haben ſoll. Meines Erachtens wäre es mit weniger bezahlt; ich gönne es ihm aber, weil er durchgehends den Ruhm eines braven Mannes hat. Durch ſein Spiel bin ich zwar noch nicht außerordentlich für ihn eingenommen. Vermuthlich, weil ich mir zu viel von ihm verſtellte.

Die Bekanntſchaft des S... ſchen Hauſes habe ich noch nicht weiter cultivirt, und bin ſeitdem nicht wieder da geweſen. Denn ich bin ſo wenig Herr über meine Zeit, daß das Vornehmen, ſo ich etlichemahl gefaßt, einen Tag einmal für mich zuzubringen, noch immer vereitelt worden. Ehe ich michs verſehe, werde ich da und dorthin abgeholt. — Unter allen Plaiſirs, die man mir bisher zu machen geſucht, hatte ich geſtern das größte. Ich war in der Weinleſe, doch merkte ich an, daß die Arbeiter lange nicht ſo vergnügt, als in meinem Vaterlande waren. Als man mir ſagte, es wäre ein Herrſchaftlicher Weinberg, ſo brauchte ich nicht weiter nach der Urſache zu fragen. Ich hatte die Satisfaction, daß meine Anmerkung das Mitleid eines Herrn aus unſerer Geſellſchaft rege machte, daß er ſie alle beſchenkte. Nun hätten Sie die heitern Geſichter ſehen ſollen. Ich hätte den Mann, ob er gleich ſechszig Jahr alt iſt, umarmen mögen, daß er uns dies angenehme Spectakel verſchaffte. — Nun muß ich Ihnen noch im Vorbeygehen ſagen, daß Ihr Chevalier Riccaut de la Marliniere dichte bey mir an logirt. Sie dächten wohl nicht, daß ich ihn hier getroffen hätte? Ein andermal mehr von ihm. Heute hat er mich ſo ſehr ennuyirt, daß ich nichts weiter von ihm reden mag. — Kommt Klopſtock? Viele hier wollen es behaupten. Wenn es wäre, ſo könnten Sie ihn ja wohl begleiten, und wir könnten die Rückreiſe zuſammen machen. Ueberlegen Sie es.

Ich bin Ihre Freundinn und

ergebene Dienerinn
E. C. König.

Die Nachricht von S. laſſen Sie nicht von mir auskommen.

Berlin, den 15. October 1770.

Liebſter Bruder,

Ohne Zweifel händigt Dir Herr Moſes dieſen Brief ſelbſt ein. Aus meiner Freude ihm Geſellſchaft zu leiſten, konnte nichts werden. Ich liege an einer Kette, ſo leicht ſie auch ſonſt iſt.

Deine Ankündigung des Berengarius habe ich noch nicht geſehen; und ob ich gleich de coena domini eben ſo wenig verſtehe, als de coena quotidiana, ſo bin ich doch begierig zu wiſſen, was dieſer Archidiaconus Andegavenſis davon ſagt. Ich hätte hundert Jahr in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek ſeyn und tauſendmal dieſen Titel ſehen können, ohne daß ich dadurch neugierig geworden wäre. Deine Vorgänger mögen ſo ziemlich von meinem Schlage geweſen ſeyn.

Ungeachtet ich an dem Vergnügen, das Ihr Beyde haben werdet, nicht Theil nehmen kann, ſo gönne ich es Euch doch von Herzen. Ich will indeſſen die Defense de M. P. gegen den Abt Pernetti überſetzen.

Dein
treuer Bruder,
Karl.

Leipzig, den 17. October 1770.

Nur vor wenig Tagen reiſte ein Schweizer, Herr Hybner von hier nach Braunſchweig. Dem gab ich ein Schreiben an Euer Hochedelgebohrnen mit, welches Dieſelben nunmehr erhalten haben werden. Kurz darauf brachte mir Herr Gäbler ein Schreiben von Ihnen, nebſt einem ſchönen Preſente. Ich kann nicht leugnen, ich hatte von dem letztern bereits ſchon vorher einen Vorſchmack gehabt. Herr Gäbler hatte mir die Gefälligkeit erwieſen, und das noch unvollkommene Werk mir auf ein paar Stündgen zum Durchſehen mit nach Hauſe gegeben. Da hatte ich die größte Hälfte deſſelben mit Vergnügen durchgeleſen. Nun will ich es ganz und mit Muße leſen, und recht einnehmen. Schon bey der erſten Lectüre bewunderte ich nicht nur den ſchönen, witzigen, naiven, ausgeſuchten Vortrag (wiewohl das nichts neues iſt, denn den kennet und erwartet man ſo ſchon von Ihnen, als etwas Ihnen eigenthümliches, das Sie nie verleugnen, nie ablegen können) ſondern auch noch mehr die Gründlichkeit, mit welcher Sie in Ihr Thema eindringen und es erweiſen. Wiewohl ein Geiſt wie der Ihrige, iſt zu allem aufgelegt. Er findet ſich in alles. Ueberall, wo er nur hinkommt, bringt er Deutlichkeit und Scharfſinn mit. Ueber alles, was er bearbeitet, breitet er Licht und Anmuth aus.

Für die Nachrichten, die griechiſchen Redner betreffend, bin ich Euer Hochedelgebohrnen ſehr verbunden. Daß ein Manuſcript vom Aeſchines ſich zu Helmſtädt befinde, das iſt für mich etwas neues und unerwartetes. Daß mein Vetter, der Herr Profeſſor Wernsdorf, mir nie etwas davon geſchrieben hat, das könnte ich gewiß nicht begreifen, wenn ich nicht ſonſt ſchon aus andern Datis ziemlich zuverläſſig wüßte, daß er ein wenig ungeſchäftig ſey. Thun Sie mir doch die Liebe, mein hochgeehrteſter Herr Bibliothekar, und laſſen mir dieſes Manuſcript, entweder in Natura, wenn es ſeyn könnte, oder wenigſtens eine zuverläſſige Collation davon zukommen, und je eher, je lieber. Denn künftige Woche G. G. wird der Abdruck des Aeſchines angefangen werden. Weil ich von allen Orten und Enden vernehme, daß man neben dem Griechiſchen auch gerne die lateiniſche Ueberſetzung und die Anmerkungen darunter hätte, damit man, was zu jeder Stelle gehört, und darüber geſchrieben iſt, mit einem Blicke überſchauen könne: ſo habe ich mich entſchließen müſſen, meinem Aeſchines eine neue Geſtalt zu geben, und ein anderes größeres Format zu wählen. Er wird alſo in Großmedian-Quart gedruckt werden. Auf der einen Seite der Text, gegenüber die Ueberſetzung, und unten darunter die griechiſchen Scholia, und die Anmerkungen von Wolfen, Taylor, Markland und mir. Von den griechiſchen Scholien zum Aeſchines habe ich eine dreyfache Abſchrift, und unter den Taylerſchen Papieren, die ich nur erſt vor kurzem aus London erhalten habe, auch noch einen andern von jenen verſchiednen Scholiaſten entdeckt. Das Anerbieten Euer Hochedelgebohrnen, mir eine Abſchrift von den Scholiaſten aus der Reimariſchen Verlaſſenſchaft zu verſchaffen, muß ich nun zwar wohl ablehnen, weil ich mit dieſem Hülfsmittel genugſam verſehen bin, gleichwohl möchte ich aber doch wohl gerne wiſſen, durch welchen Kanal Sie es mir verſchaffen könnten, im Falle, daß ich deſſen benöthigt wäre. Denn es könnte ſich zutreffen, daß in den Reimariſchen Papieren noch eines und das andere wäre, das ich bey meinem Unternehmen nutzen könnte. Auch möchte ich wohl die ſeltene Ausgabe von Demoſthenes Rede in Cononem, deren Euer Hochedelgebohrnen in

Ihrem Schreiben Erwähnung thun, (Paris. 1539. apud Tiletanum) bey Gelegenheit ſeyn. Sie thäten mir einen Gefallen, wenn Sie mir dieſelbe künftige Oſtermeſſe durch Herrn Gäbler zum Anſehn übermachten. Er ſollte ſie gleich wieder zurückbringen. Meine Pränumeranten mehren ſich, zwar eben nicht zuſehends, doch allemal mehr, als man, in der Art wenigſtens, erwarten ſollte. Anfänglich hatte ich mit Mühe ihrer 40 zuſammengebracht. Jetzt aber kann ich doch ſchon, Gott ſey Dank dafür geſagt! an die 100 zählen. Mehren ſie ſich ferner in einem ſolchen immer ſteigenden Verhältniſſe, ſo werde ich bald im Stande ſeyn, mein Vorhaben wenigſtens ohne Schaden durchzuſetzen. Indeſſen fahre ich in getroſter Zuverſicht zu dem göttlichen Beyſtande und Segen fort, und gedenke von einem halben Jahr zum andern einen Band zu liefern. Mein letztes Schreiben, das Herr Hybner überbracht hat, erſuche Euer Hochedelgebohrnen nach Dero Bequemlichkeit zu beantworten, und mir Dero ſchätzbare Freundſchaft auch fernerhin beyzubehalten, der verharre ꝛc.

D. Reiske.

Liebſter Leſſing!

Nur ein paar Worte, ſo viel mir ein kleiner Rauſch, theils von Wein, theils von Liebe, den ich mir bey der hübſchen Voigts getrunken, erlauben wird. Und auch dieſe würde ich nicht an Sie ſchreiben, wenn nicht ein andrer Rauſch von Vergnügen, dem ich vielleicht auch jenen meiſtens zu danken habe, mich dazu triebe. — Mit einem Wort, ich habe unſern, — erlauben Sie mir ihn ſo zu nennen, — ich habe unſern Mendelsſohn dieſen Abend bey dem E. P. kennen gelernt. — Wir haben auch viel von Ihnen geredet. Ich habe dem E. P. geſagt, daß Sie ſchon halb blind wären. Er denkt darauf wie Sie den ganzen Winter hier zubringen können. — Er hat mir aufgetragen, Ihnen die Ankunft Ihres Freundes zu melden, und er hoft, daß Sie deswegen, ſo bald als möglich herüberkommen werden. Er iſt bey Herr Samſon abgetreten, welcher nebſt einem andern Juden, Herrn Friedländer, den der E. P. auch ſchon kennt, mit da war. — K. wird es Ihnen auch wohl ſchreiben; aber ich habe die Ehre, es ihm geſagt zu haben.

Braunſchweig,
den 21. Octobr. 1770.

J. A. Ebert.

Der E. P. hat Herrn Moſes Mendelsſohn Morgen Nachmittag um 4 Uhr wieder zu ſich beſtellt.

Berlin, den — October 1770.

Lieber Bruder,

Nun habe ich Deinen großen Fund von Berengarius geleſen. Du erkühnſt Dich nicht zu entſcheiden, welche Meynung vom heiligen Abendmahle die wahre ſey, ſondern meldeſt der Welt nur, daß Berengarius auf Lanfrankens Widerlegung geantwortet habe, und dieſe Antwort in der dortigen Bibliothek ſey. Du verflichſt ſie mit den Widerwärtigkeiten, denen er deshalb unterliegen müſſen; und das ſchmeckt, wenn es auch nicht nährt. Allein wenn Dir dieſe theologiſche Streiferey noch viel Zeit wegnehmen ſollte, ſo wollte ich doch, der, welcher die erſten Bogen aus dem Manuſcript geſchnitten, hätte das Uebrige zu Papilletten gemacht, wenn man damals dieſe Kunſt verſtand.

Klotz hat in ſeiner Bibliothek einen Brief von Dir an ihn einrücken laſſen, und gedrohet, ſein Werk von geſchnittenen Steinen lateiniſch herauszugeben, um der Welt zu zeigen, wie ſehr ſeine Kenntniß darin die Deinige überwiege. Er muß es doch merken, daß man es ihm nicht ſo leicht glauben will; und Gott gebe den lateiniſchen Leſern eine gute Portion Glauben!

Unſern Moſes laß nicht in der Bibliothek herumſuchen; er könnte ſonſt etwas von dem Schem ham foraſch (aus dieſer Schreiberey ſiehſt Du wohl zur Genüge, daß ich nur davon gehört habe) entdecken; und dann ließe er alles liegen, und Voß hätte das Papier zur neuen Auflage ſeiner Schriften umſonſt kommen laſſen. Doch ich rede von allen dieſen Sachen, wie der profanſte Laie; und wenn Ihr, er und Du, mir nicht etwas zu Gute hieltet, ſo wäre es freylich unklug, ſo etwas zu ſchreiben. Aber darauf poche ich, und wünſchte, daß ich Dich noch anders als mit einem Briefe ſtören könnte, nämlich mit meiner Perſon.

Dein

treuer Bruder,
Karl.

Berlin, d. 10. Novemb. 1770.

Liebſter Freund,

Es kann wohl ſeyn, daß Ihnen Klotz das Manuſcript in die Hände geſpielt hat; aber, aufrichtig zu reden, wäre das nicht geſchehen, ſo hätten Sie das Manuſcript wohl ſelbſt geſucht. Ich kenne den Kitzel, den Sie ſchon lange hegen, mit den Theologen handgemein zu werden. Als ob das ſo eine Luſt ſeyn würde! Glauben Sie mir, mein lieber Freund, gehen Sie in ein Gefecht, wo man mit Schwertern um ſich hauet und ſticht, oder wo man ſich mit Knütteln prügelt, und mit Fäuſten ſchlägt. Aber ein Gefecht mit Sandſäcken, das nicht tödtlich ſcheint, und wo doch unvermuthet ein heimtückiſcher Gegner den Sack öffnet, und macht, daß Sie ſich ſehr lange die Augen wiſchen müſſen, iſt weder rühmlich noch angenehm.

Wiſſen Sie, was Saal von Ihrem Berengarius ſagt? Er ſagt: Leſſing hat geſchworen, in allen Dingen das Widerſpiel von Wieland zu thun. Wieland ſchrieb erſt geiſtliche, und dann luſtige Schriften. Leſſing hat die luſtigen erſt geſchrieben, nun will er die geiſtlichen nachholen.

Ob jemand den dritten Theil würde leſen wollen wider den verächtlichen Klotz? Das iſt das erſtemal, daß Leſſing fragt, ob jemand leſen würde, was er ſchreibt! Sie ſchrieben ja ſonſt nur für ſich ſelbſt, und bekümmerten ſich nicht um die Leſer. Und ob der Buchhändler drucken will? Als wenn ſich das nicht von ſelbſt verſtände! Sie, mein lieber Leſſing, werden ſich ja nicht zu den Autoren zählen, die erſt fragen, ob die Buchhändler wollen?

Scherz bey Seite! Wenn Sie den dritten Theil ſchreiben wollen, ſo melden Sie es mir, und berichten Sie mir, wo Sie ihn wollen gedruckt haben. Ich zweifle, daß in Wolfenbüttel eine vernünftige Druckerey iſt. Auch weiß ich nicht, ob es anginge, die Correcturen jederzeit von Braunſchweig nach Wolfenbüttel zu ſenden. So bald Sie alſo müſſen auswärts drucken laſſen, ſo ſchicken Sie mir das Manuſcript; ich will den Druck beſorgen. — Oder wollen Sie ihn beſorgen, ſo iſt es auch gut; nur in Hamburg iſt es zu theuer.

Ich wünſchte am liebſten, daß Sie gar keinen Streit hätten, ſondern Ihren Laokoon fortſetzten, und dramatiſche Stücke machten. Aber allenfalls ſtreiten Sie noch immer lieber mit Klotz und Riedel, als über Orthodoxie und Heterodoxie.

Sie können denken, daß ich unſern Freund Moſes wegen ſeiner Reiſe nach Braunſchweig beneidet habe. Wenn ich in Berlin geweſen wäre, ſo würde mich nichts abgehalten haben, mit ihm zu reiſen. Was hätten wir nicht plaudern wollen! Aber das iſt nun vorbey, und ich muß auf eine andere Gelegenheit warten.

Moſes ſagt mir, ich ſoll Ihnen die Memoirs of John Buncle ſchicken. Ich habe ſie vor etwa vierzehn Tagen Prof. Garven in Leipzig geliehen; ſo bald ich ſie von dem zurück bekomme, ſende ich ſie Ihnen. Sie müſſen mir aber verſprechen, ſie mir bald wieder zu ſchicken, denn ich habe ſie ſelbſt noch nicht ganz geleſen. Da ich das

Buch erhielt, war jedermann ſo neugierig darauf, daß ich den zweyten Theil zuerſt leſen mußte, und den erſten Theil nicht einmal ganz durchleſen konnte. Jetzt habe ich mir dieſes Verfaſſers übrige Schriften verſchrieben. Ich bin ſonderlich auf ſeine Remarks of Men Manners Books and Things *) ſehr neugierig.

A propos! Wiſſen Sie wohl, daß Sie mir eine Recenſion von Schmids Adelmann verſprochen haben! Sie können machen, daß das Büchelchen gar nicht in der Bibl. recenſirt wird, wenn Sie mir die Recenſion nicht bald zuſenden. Leben Sie wohl. Ich umarme Sie von Herzen, und bin

Ihr

ergebenſter,
Nicolai.

Nachſchrift. Was will Klotz damit, daß er Ihren ganzen Brief an ihn abdrucken läßt? Erhellet nicht deutlich daraus, daß es wahr iſt, was Sie geſagt haben, daß Sie alle Complimente hervor geſucht haben, um einen Narren nur los zu werden? In dem Anhange der Bibl., der vor Weihnachten fertig wird, ſind die antiquariſchen Briefe recenſirt. Ich habe dazu eine Einleitung gemacht, die Klotzen nicht gefallen wird. Der Recenſent behauptet, daß der Fechter doch eine Statue des Chabrias ſeyn könne. Der Mann vertheidigt Sie wider ſich ſelbſt.

Halberſtadt, den 10. Nov. 1770.

Mit dem größeſten Vergnügen, mein Theuerſter, hab' ich Ihren Berengarius aus den Händen unſers weiſen Mendelsſohns empfangen, geleſen, bewundert. Leſſing, und ſchrieb' er von der veneriſchen Krankheit, würde Leſſing ſeyn!

Zwar bin ich im mindeſten nicht bange, daß Sie den Bibliothekar lange werden ſchreiben laſſen; doch wünſcht' ich, daß Sie es, bloß

---

*) In den engliſchen Journalen ward dies als ein Werk des Hrn. Amory, des Verfaſſers des John Buncle, angegeben. Ich habe es aber nicht allein in engländiſchen Buchläden vergebens geſucht; ſondern auch in nicht unbeträchtlichen Bibliotheken in England, die alle Werke des Amory enthielten, war es nicht. Es iſt alſo ſehr rar, oder exiſtirt gar nicht. Was im IIIten Bande des Lebens Sebaldus Nothankers S. 64, in der neuen Ausgabe von 1799, als Ueberſetzung aus dieſem Buche ſteht, iſt nicht Ueberſetzung, ſondern es ſind meine eigene Gedanken, außer S. 76 bis 78, die ſupponirte Stelle aus dem erſten Buche Moſe, welche bekanntlich von dem berühmten Franklin iſt. Nicolai.

wegen der ſchrecklichen Arbeit, die dergleichen Bibliothekar-Werk erfordert, bey dieſem Einen Verſuche bewenden ließen. Geſchickte Handlanger könnten unter Ihrer Aufſicht alle die ſchönen Sachen, die in Ihrer Bibliothek bis auf Sie im Verborgenen blieben, der gelehrten Welt mittheilen, indeß Sie uns mit dem zweyten Theile Ihres Laocoons, mit zwey Theilen Ihres Sophokles, mit allen den vortreflichen Werken beſchenken könnten, die das Genie eines **Leſſings** hervorzubringen fähig iſt.

Unſer **Mendelsſohn** war unerbittlich; er blieb nur einige Stunden, und eilte zu ſeinen Kindern. Hätt' er nicht ſo ſehr den zärtlichen Vater verrathen, ich hätte mit Gewalt, ſo unfreundlich es auch geweſen wäre, ihn angehalten. Künftigen Sommer will er auf längere Zeit uns beſuchen.

Gleim.

Wien, den 17. Nov. 1770.

Mein lieber Herr Leſſing!

Endlich erhalte ich geſtern eine Antwort; ich weiß nicht — ob auf zwey oder drey Briefe, die aber ſchon am 25ten geſchrieben ſeyn ſoll, und alſo ſiebenzehen Tage unterwegs geweſen wäre. Wenn Sie ſich im Datum nicht geirrt, ſo verſtehe ich nicht, wo der Brief ſo lange gelegen ſeyn mag. Dem ſey wie ihm wolle, ich freue mich, daß ich ihn habe, und daß er mir ſagt: daß Sie wohl und vergnügt ſind. Denn vergnügt müſſen Sie ſeyn, da Sie eine Arbeit vollbracht, die, nach Ihrem Vorhergehenden, eben nicht die angenehmſte Beſchäftigung für Sie geweſen, und für die Sie doch jetzo mit Beyfall belohnt werden, und noch dazu mit dem Beyfall der Theologen.

Hätten Sie doch Ihren zwey bewunderungswürdigen Grafen ein Exemplar für mich mit gegeben. Niemals hätten Sie eine größere Neugierde geſtillt; denn der Sie kennt, ſollte der nicht neugierig ſeyn, etwas Geiſtliches von Ihnen zu leſen! Zudem habe ich jetzt am Geiſtlichen mehr Geſchmack, als an allem andern. Eben darum könnte ich Ihnen mehr von den hieſigen Predigten, als vom Theater erzählen, welches ich ſeitdem nur einmal beſucht, und kaum noch einmal beſuchen werde. Sie möchten denn Stücke aufführen, die mich mehr unterhalten, als die bisherigen. Den Brutus habe ich verſäumt, worinnen, wie Herr von S. ſagt, alle Acteurs in der größten Vollkommenheit ſpielen. Außerdem haben ſie nichts als hieſige Originalien gegeben, worunter die Hausplage iſt, die nun ſchon drey Tage hintereinander aufgeführt wird, und den größten Beyfall hat. Ich urtheile daraus, daß die hieſigen Weiber recht gut ſeyn müſſen. Wie würde ſonſt die Verſtellung der Schlimmen ſo viel Zulauf haben? — Sie, die nun ſo gut von den Wienern denken, werden leicht mit mir einerley Meinung ſeyn; denn wo die Männer gut ſind, verſteht ſichs, daß die Frauen auch gut ſind. Mein Urtheil über hieſige Nation, will ich bis aufs mündliche verſparen, und bis dahin ſie beſſer kennen lernen. Jetzo möchte ſich noch zu viel Eigenliebe darunter miſchen. Denn wenn ich ſie nach der Begegnung gegen mich beurtheilen ſollte, ſo müßte ich ſagen, daß es ganz außerordentlich gute Leute ſind. — Ihrem Lobe hingegen traue ich vollkommen, und daher laſſe ich mir es recht angelegen ſeyn, den guten Ruf der beyden Herrn überall zu verbreiten. Sogar werde ich nun dem Vater des Grafen von Chotek die Viſite machen, was ich bisher verſäumt, da er doch ein großer Freund und Gönner von meinem ſeligen Manne war. Wenn ich die aber alle hätte beſuchen wollen, ſo hätte ich noch ein halbes Jahr nichts als Viſiten zu geben. Sie glauben nicht, welch einen guten Namen er hier hinterlaſſen. Doch, warum ſollten Sie es nicht glauben? Sie haben ihn ja gekannt.

Indem ich jetzt überleſe, was ich vorigen Poſttag geſchrieben, finde ich, daß es ein Glück für Sie iſt, daß ich verhindert worden, weiter zu ſchreiben. Ich hätte Sie auf die langweiligſte Art unterhalten; denn ich war nicht allein übel disponirt, ſondern auch gar nicht wohl. Heute iſt mir wieder beſſer, doch bin ich nie vollkommen wohl; und eben deswegen denke ich täglich auf die Rückreiſe, die ich doch vor drey Wochen nicht werde antreten können. Es wird alſo wohl bis Ende Januar dauern, ehe ich wieder zu Hauſe komme. Das Verlangen, meine Mutter noch einmal zu ſehen, iſt ſo groß, daß es mich wohl zu dem Entſchluß bringt, durch die Pfalz zu reiſen. — Bey der Pfalz fällt mir ein: Es gehet hier die Rede, als hätte der Churfürſt 500,000 Fl. zu einem deutſchen Theater ausgeſetzt, und Seyler würde dahin kommen. Wiſſen Sie was davon? Wenn es wahr wäre, ſo bin ich verſichert, daß es dorten eher zur Vollkommenheit kömmt, wie hier. Denn S. mag mir ſagen, was er will, er wird mich nicht überreden, daß man vom guten Geſchmacke nicht noch weit entfernt iſt; faſt ſo weit, als wir von dem Gewinn, den wir von Ihren aufgegebenen Nummern erwarten können. Demohngeachtet werde ich dieſe oder andere mit einem Louisd'or beſetzen, wiewohl ich es nicht thun ſollte. Denn wiſſen Sie wohl? daß ich Ihnen die Compagnie in Braunſchweig anbot, und Sie ſchlugen ſie aus. Eben

Sie hieraus, daß ich vergebe, aber nicht vergeſſe. — Wollen wir in Hamburg auf folgende fünf Nummern einſetzen:

19. 36. 45. 47. 69.

aber auch nicht höher, als einen Louisd'or, ſo thun Sie es in der nächſten Ziehung. — Dies giebt Ihnen zugleich Gelegenheit dahin zu ſchreiben, und die bittern Klagen über Sie hören auf. Selbſt hier muß ich ſie hören. Leſen Sie folgendes, und rathen Sie, wer es geſchrieben? „Wenn Sie unſern lieben Leſſing wieder ſehen, ſo „machen Sie Ihm tauſend Komplimente von mir. Ich muß Ihn „immer noch bey unſern Freunden vertheidigen, welche alle über Ihn „klagen, daß Er nicht ſchreibt, und nicht antwortet. Bedenken Sie „ſelbſt, was mich das für Athem koſtet!“ Ich habe dieſen Auftrag lieber ſchriftlich als mündlich überbringen wollen; denn hätte ich es bis aufs mündliche verſpart, ſo würden ihn vermuthlich meine eignen Vorwürfe begleitet haben. Daß Sie drey Briefe von mir in Händen, und den vierten, wo nicht gar noch den fünften unterweges vermuthet haben, zeigt dies nicht ein wenig zu viel Stolz? Leider! war der vierte ſchon unterweges; ich hätte ihn gerne mit dem Louisd'or, der fürs Lotto beſtimmt iſt, zurückgekauft. — Wenn Sie mich ja in dem Irrthum laſſen wollen, daß meine Briefe Ihnen angenehm ſind, ſo antworten Sie mir geſchwinder. Antworten Sie aber auch Ihren Freunden, damit die ganze Welt ſo gut von Ihnen redet, als ich dem allen ohngeachtet von Ihnen denke. Leben Sie recht wohl! Ich bin

Ihre

ergebene Dienerinn
E. C. König.

Berlin, den 29. Nov. 1770.

Theuerſter Freund!

Hierbey erhalten Sie den Ferguſon, der Ihnen gewiß viel Vergnügen machen wird. Den John Buncle hat unſer Nicolai zu Leipzig in den Händen des Prof. Garve gelaſſen, ich habe ihm aber geſagt, daß er darum ſchreiben möchte. Ihr Manuſcript, *) mein lieber Freund,

---

*) War das bekannte Manuſcript, woraus mein Bruder die Fragmente nahm, und welches gar 1787. unter dem Titel gedruckt worden iſt: **Uebrige noch ungedruckte Werke des Wolfenbüttelſchen Fragmentiſten. Ein Nachlaß von Leſſing, herausgegeben von C. A. E. Schmidt.** Daß es des Herausgebers wahrer Name nicht iſt, könnte man wetten, aber nicht, daß mein Bruder nicht einem ſeiner Freunde den Auftrag machen

ſchicke ich Ihnen noch nicht zurück, ich habe noch die Zeit nicht gehabt es mit kritiſchen Augen durchzuleſen. Es ſcheint mir, als wenn der Verf. zuweilen unbillig wäre. Er iſt eben ſo ſehr wider gewiſſe Charaktere eingenommen, als andre für dieſelben eingenommen ſind. Er leitet alles aus böſen, grauſamen, menſchenfeindlichen Abſichten her, da doch der Anführer einer Räuberbande ſelbſt gute Abſichten wenigſtens mit den böſen verbinden muß. Wenn alles menſchlich zugegangen ſeyn ſoll, ſo müſſen wir auch den Menſchen nehmen, wie er in jenen Zeiten, nach den damals ſo ſehr eingeſchränkten Einſichten von Völkerrecht, allgemeiner Gerechtigkeit und Liebe zu dem menſchlichen Geſchlechte hat ſeyn können. In dieſem Geſichtspunkte werden uns die Dinge ganz anders erſcheinen, als ſie Ihr Ungenannter vorſtellt. Wir ſollten uns der Neigung nicht überlaſſen, gewiſſe Dinge zu ſehr herunter zu ſetzen, weil ſie andre zu ſehr erhoben haben; denn dadurch bringen wir nur die Schalen in ein beſtändiges Schwanken, und niemahls ins Gleichgewicht. In Holland ſtreiten ſie jetzt ſo über den

können, es nach ſeinem Tode drucken zu laſſen, ob ich gleich von meinem Bruder nie gehört, daß er auf ſo eine Profanität nach ſeinem Tode ausgehen wollen. Nur ſo viel weiß ich, daß er 1771, als er in Berlin war, dieſes Manuſcript daſelbſt drucken laſſen wollte. Es fand ſich auch ein Verleger dazu, unter der Bedingung, daß es die Cenſur paſſire. Die theologiſche Cenſur wollte den Druck zwar weder verhindern, noch unterdrücken, aber doch nicht ihr vidi darunter ſetzen, welches man einem chriſtlichen Theologen auch nicht ſo übel nehmen kann. Der Verleger hielt ſich aber dadurch gegen alle Verdrießlichkeit nicht genug gedeckt, und ſo nahm es mein Bruder wieder nach Wolfenbüttel, und ſchickte daraus die böſen Fragmente in die Welt. Bey dem Streite mit dem Paſtor Göze in Hamburg erhielt er von dem Braunſchweigiſchen Miniſterio den Befehl, davon nichts mehr herauszugeben; auch mußte er demſelben das ganze Manuſcript ausliefern. Der fromme Eifer des geheimen Raths von Praun hatte beſchloſſen, es nie wieder an das Tageslicht zu bringen, und ſchlug es mir daher rund ab, als ich es als ein Stück von dem Nachlaſſe meines Bruders zurückfoderte. Ich konnte mir es leicht gefallen laſſen, da ich unter meines Bruders Papieren eine andre getreue Abſchrift davon fand, der aber doch noch etliche Bogen fehlten. Ich hatte alſo, was ich nicht haben ſollte, und es wäre noch nicht gedruckt, wenn es außer mir nicht noch andre gehabt hätten. Nun iſt es ohne alle Umſtände gedruckt worden, und der Verleger möchte nur ein Paar hundert Exemplare nach Frankreich oder Spanien zum Verbrennen ſchicken. Denn lieſt man gleich da keine deutſchen Bücher, ſo kann man ſie ja doch leicht verbrennen, und damit den Abſatz in Deutſchland befördern. Karl G. Leſſing.

Charakter des Sokrates. Die Waiſenhäusler, Hofſtädte und ſeine Klicke ſetzen den armen Griechen zu den ärgſten Schandbuben herunter. Ihre Widerſacher wollen ihm nicht die geringſte menſchliche Schwachheit zuſchreiben laſſen. Beyde Partheyen haben den Kopf voll von göttlichen Perſonen, Männern Gottes und Heiligen, die ſie zum Maaßſtabe nehmen, und was dieſem Ideal nicht gleich kommt, ſcheint ihnen Koth, den ſie mit Füſſen treten können. Den Menſchen als Menſchen zu betrachten, ihn nach den Sitten, Gewohnheiten und Kenntniſſen ſeiner Zeit und in Vergleichung mit ſeinen Nebenmenſchen zu beurtheilen, dazu muß man weder Vorurtheile haben, noch ſich aus Abſchen gegen Vorurtheile zur Unbilligkeit verleiten laſſen; dazu muß man das Maaß der menſchlichen Kräfte kennen, und keine Phantome im Kopfe haben, die uns ſchwindlich machen. Indeſſen iſt das Manuſcript in aller Betrachtung ſehr wichtig, und allein ſchon eine Reiſe von 30 Meilen werth, wenn ich auch ſonſt nicht Urſache hätte, an die kurze Zeit, die ich zu Braunſchweig und Wolfenbüttel zugebracht, mit ſo vielem Vergnügen zurück zu denken.

Ich bekomme ſo eben einen Beſuch von Hrn. G., der mit Hrn. J. hier iſt; ich höre, daß er künftige Woche wieder abreiſet, und kann ihm alſo den Ferguſon mitgeben, um Ihnen Koſten zu erſparen. Dieſer Brief mag alſo mit der Poſt vorausgehen.

Wenn Sie mir antworten, ſo melden Sie mir doch, ob die bewußte Perſon noch ferner in Sie gedrungen, ihr das Manuſcript ſehen zu laſſen, oder ob der Eifer nur ein ſo kurzer Uebergang geweſen.

Leben Sie wohl, mein Freund, und lieben Sie

Ihren

Moſes Mendelsſohn.

Braunſchweig, d. 9. Decembr. 1770.

Verzeihen Sie mir es doch, mein liebſter Leſſing, daß ich Ihnen mit einem Auftrage beſchwerlich falle. Suchen Sie mir, wenn Sie einmal auf die Bibliothek gehen, einige Ausgaben von Tauſſignans, oder Tuſſignans, tractatu (oder conſilio) de peſte auf, und ſchicken ſie mir. Ich habe die Thorheit begangen, in aller Stille, ohne daß es ein Menſch weiß, dieſen Tractat ganz zu überſetzen. Ganz! nur einige Knoten ausgenommen, die ich nicht aufzulöſen fähig bin, wenn ich nicht mehrere Ausgaben vergleiche. Ich habe doch Sächelchen darinn bemerkt, die ganz artig ſind, oder mir zum wenigſten ſo vorkommen. Der Tauſſignan ſteht in allen Ausgaben von Kethams faſciculo medicinae, deren wohl 6 ſind. Ich habe mich der venetianiſchen von 1513. in Folio bedient, die aber mit Fehlern überſchwemmt iſt, und durch und durch die elendeſten Abtheilungen von der Welt hat. Es kömmt mir ſogar vor, als wenn der Schluß an dieſem Buche fehlte. Wie! wenn ich ſo glücklich wäre, auch dieſen durch Ihre Hülfe, aus einem Wolfenbüttelſchen Codice heraus zu finden? Doch das iſt nun wohl eine Grille. Es wäre mir gleichwohl eine nicht geringe Freude. Leben Sie wohl, liebſter Leſſing! Sehen wir uns denn in dieſem Leben nicht mehr?

Schmid.

Göttingen, d. 9. Febr. 1770.

Von Ihrem Berengar ſollen Sie die nächſte Woche noch eine lange Recenſion leſen. Es muß Ihnen ſehr kirr däuchten, ſich von Orthodoxen geſegnet zu ſehen.

Daß Ihre Unterſuchung über den Tod in den hieſigen Anzeigen nicht vorgekommen iſt, hat eine eben ſo einfache Urſache, als die iſt, welche Sie anführen, warum Sie mir nicht geantwortet haben. Ich lebe unter Abhaltungen und Zerſtreuungen, die zwar nicht ſo angenehm als die Ihrigen ſind, die mir aber ſelten eine Stunde geſtatten, um mich zu ſehen, was etwa nachzuholen ſeyn möchte.

Ob es geſchehen ſey, um Klotzen nicht zu mißfallen? Bald verdienten Sie, daß ich es bejahte. Weil es indeſſen möglich wäre, bey der großen Uebereinſtimmung der Gedanken zwiſchen Ihnen und Herrn Klotz, daß dieſer auch auf eben die Meynung gekommen ſeyn könnte; ſo will ich, um dieſem die Freude zu verſalzen, in einem der nächſten Stücke Ihren Tod noch nachholen.

Ehe ich ſchließe, muß ich mir noch zur neuen bibliothekariſchen Collegenſchaft Glück wünſchen. Es freuet mich herzlich, Sie in dieſem Bücherſtaube zu wiſſen. Aber gerathen Sie mir nur nicht tiefer in die Lanfrancos und Berengarios, und wie die Menſchenkinder alle heißen. Den Gang des menſchlichen Verſtandes in theologiſchen Ungereimtheiten wiſſen wir ſo ziemlich. — Sie müßten denn immer ſolche Funde thun, als der vom Berengar iſt.

Ich empfehle mich zu guter collegialiſcher Freundſchaft. Nie werde ich aufhören, Sie zu verehren, zu ſchätzen, zu lieben und zu ſeyn ꝛc.

Ihr

Heyne.

Beſter Freund!

Ich habe Ihnen verſprochen, den Ferguſon durch Hrn. G. zu ſchicken. Nicht wahr! Allein dieſer G. und dieſer J., deren Freundſchaft gegen mich Anfangs ſo feurig, ſo lebhaft war, daß ich glaubte, ſie könnten nicht 24 Stunden ohne mich vergnügt ſeyn, eben dieſe Leute haben mich am Ende nicht mehr geſehen, und ſind abgereiſet, ohne mich es wiſſen zu laſſen. Ich muß es in der That womit verdorben haben. Vielleicht, daß ich mich der Sache der Kunſtrichter zu ſehr annahm; denn dieſe ſind itzt der Gegenſtand ihrer üblen Laune. Indeſſen kannte ich dieſe Leute allzugut, und ſahe bey der lichteſten Flamme den Rauch mit ziemlicher Gewißheit vorher. Jetzt muß ich Ihnen ſchon die Bücher mit der Poſt ſchicken. Das eine iſt ein Buch, dafür Herr Abraham*) eines von Ihren doppelten Exemplaren des Diophants eintauſchen will, wenn auch der Fermat nicht dabey iſt. Sie dürfen es ihm nur mit der Poſt zuſchicken; denn er iſt ſo begierig, daß er keine Nacht mehr ruhig ſchlafen kann, bis er ſeinen Diophantus in ſeinen eignen Händen hat. Leben Sie wohl!

Moſes Mendelsſohn.

N. S. Die Briefe des Bonnet**) bitte ich mir wieder aus. Haben Sie in der Jenaiſchen Zeitung geleſen, was Herr Lavater in ſeinem Reiſebuche von mir aufgezeichnet, und im Conſiſtorio zu Zürich vorgeleſen hat!***) Ich habe ihm darüber geſchrieben, und erwarte ſeine

---

*) Hr. Abraham Wolf, auch **Abraham Rechenmeiſter** genannt, der dieſes Buch von Leſſing verlangte, war ein großer Kenner der Mathematik, und hatte dabey eine bewundernswürdige Fertigkeit auch die ſchwerſten Rechnungen im Gedächtniſſe zu rechnen. Er war übrigens ein cyniſcher Philoſoph, der nur Brot und Waſſer brauchte und allenfalls ſein Waſſer aus der hohlen Hand trank. Sein Gemüth war kindlich naiv und dabey äußerſt bieder und redlich. Er hat mathematiſche Bücher in hebräiſcher Sprache geſchrieben. Er ſtarb vor einigen Jahren in Berlin. **Nicolai.**

) Dieß waren zwey Briefe von dem berühmten Bonnet an Moſes, betreffend Lavaters Aufforderung an ihn. Ich mag von dieſen Briefen hier weiter nichts ſagen. Ganz aufrichtig und gerade hatte Bonnet gegen Moſes nicht gehandelt; er mochte gedacht haben, gegen einen Juden könne man ſich ſchon etwas erlauben. S. 333 [Bd XII, S. 283] ſagt Leſſing etwas davon, aber bey weitem nicht alles. Bonnets Betragen machte ihm auf keine Weiſe Ehre. **Nicolai.

***) Es iſt in Zürich Sitte, daß die Kandidaten der Theologie, welche auf Reiſen geweſen ſind, dem dortigen Konſiſtorium in lateiniſcher Sprache

Antwort; denn ſchweigen dürfte ich dazu vielleicht nicht, und was ich ſagen werde, wird ſo wohl ihm als mir Verdruß machen.

Braunſchweig, d. 19. Decemb. 1770.

Ich erkenne, mein liebſter Leſſing, Ihr Anerbieten mit dem größten Danke. Schicken Sie mir den faſciculum medicinae Kethams, und zur Vermehrung meiner Freude auch das Manuſcript. Oder bringen Sie es vielmehr ſelbſt mit. Ich wollte doch wohl, weil ich einmal die Grille im Kopfe habe, gerne ein bischen mehr von meinem Peſtmedicus wiſſen, als etwa Jöcher und andere Leute von ihm gewußt haben.

Iſt der Piiſſimus, ſub cujus ſaluberrima fronde (homines) vivebant, ein Biſchoff, oder ein Pabſt, oder in aller Welt, was iſt er geweſen? daß der Galeazus, (comes virtutum) Jo. Galeazius, der erſte Herzog zu Mailand geweſen, und 1402. geſtorben, das iſt mir bekannt. Aber der dominus clementiſſimus, dem mein Tußignan ſein Buch zugeſchrieben hat? Kennen Sie ihn? Ich freue mich auf Ihre Ankunft. Vermuthlich nennen Sie ihn mir gleich. Leben Sie wohl, mein beſter Leſſing.

Schmid.

einen Bericht erſtatten müſſen, von dem was ſie Merkwürdiges geſehen haben. Lavater hatte auch einen ſolchen Bericht eingegeben, und ein vorſchneller Menſch (man ſagte es ſey Dr. Zimmermann geweſen,) hat ihm den übeln Dienſt gethan, eben da Lavaters unbeſonnene Aufforderung ſo viel Aufſehen machte, die Stelle Moſes Mendelsſohn betreffend, die ihm, Gott weiß wie, in die Hände gekommen war, in die damals in Jena herauskommende gelehrte Zeitung (1770, 82ſt St.) einzurücken. Es kann nichts ungereimter ſeyn, als dieſer Bericht, der ein Beweis war, wie ſchlecht ſich, damals wenigſtens, Lavater zum Beobachter qualificirte. Er hatte in Moſes alles geſehen, was er in ihm ſehen wollte, ſogar daß dieſer einen **geiſtigen Meſſias** erwartete, welches denen, die Moſes Geſinnungen und Art zu denken nur einigermaßen kannten, lächerlich ſeyn mußte. Lavater ließ hernach, da Moſes ſich gegen ihn darüber beſchwerte, und er alle Gelegenheit zu fernerm Streite vermeiden wollte, eine Art von Erklärung in die Jenaiſche Zeitung einrücken, daß die Bekanntmachung ohne ſein Vorwiſſen geſchehen ſey, welches man auch, zu ſeiner Ehre, glauben muß. Er ſagte aber auch, dieſer Aufſatz ſey nicht von ihm, ſondern von einem ſeiner vormaligen Reiſegefährten verfaßt. Wenn dieſes wahr iſt; ſo wundert mich nur, daß er wegen der Bekanntmachung dieſes Aufſatzes ſo viel Entſchuldigungen machte. Er hätte bloß ſagen dürfen: was ich nicht geſchrieben habe, geht mich nichts an. **Nicolai.**

Cum omne animal per inſtinctum naturae conetur defendere corpus ſuum et prolongare vitam: homo maxime, qui praevalet omnibus aliis animalibus, per rationem et intellectum, quibus dotatus eſt, debet ſe fatigare ad prolongationem et conſervationem ſui ipſius, ad hoc, ut ipſe poſſit operari aliquem fructum virtutis, qui ſit nutrimentum ſibi et illis, qui ſequuntur politice. Et ideo, clementiſſime domine, qui digne appellaris *Piiſſimus*, ſum diſpoſitus, reducere hunc tractatum in tali forma. Quem ego Petrus Tauſignano, Phyſicus, mandante SERENISSIMO PRINCIPE GALEAZO, comite virtutum ad haec, ut fiat conſervatio tuae vitae (tuae, quae non ſolum eſt utilis tibi, ſed illis, qui vivunt ſub tua *ſaluberrima* fronde) compilavi.

Wien, den 19. Dec. 1770.

Mein lieber Herr Leſſing!

Sie ſitzen alſo immerweg in Ihrem lieben Wolfenbüttel? Ich dachte, Sie wollten den Winter über in Braunſchweig ſeyn? Und thäten Sie nicht beſſer? oder haben Sie einige Bekanntſchaften gemacht, die Ihnen die langen Winterabende verkürzen helfen? Wenn Sie es nicht gethan haben, ſo thun Sie es doch noch. Sie werden ſonſt wahrhaftig hypochondriſch. Und dieſe Krankheit wollte ich meinem Feinde nicht wünſchen, ſeitdem ich ſie kenne, wie ich ſie leider! kenne. Sie nimmt täglich bey mir zu, ſo ſehr ich mich dagegen wehre. Die Nachhausreiſe wird mich noch wieder etwas davon heilen; denn da wird es Stöße genug ſetzen. Sie können mich immerhin bedauren; ich werde viel ausſtehen. Demohngeachtet verlange ich herzlich darnach. Ich wäre auch ſchon auf der Reiſe, wenn nicht ein gewiſſer Herr von M. abweſend wäre, den ich gerne ſprechen wollte. Und dorten möchte ich mich gar nicht aufhalten; ich bleibe alſo bis nach den Feyertagen hier, und vielleicht bis ins andere Jahr. Daß Sie mir ja unterdeſſen nicht nach Hamburg reiſen! Aber daß Sie ja alsdenn mit mir reiſen! Sie wiſſen doch wohl, was Sie verſprochen haben? Und wer weiß, warum ich meine Reiſe ſo lange hinausſchiebe? Indeſſen ſo mag die Urſache ſeyn, welche ſie will, ſo viel iſt gewiß, wenn ich mein langes Außenbleiben vorher geſehen, ſo hätte ich nimmermehr Ihren Pelz mitgenommen. Es macht mich öfters recht unruhig. Sie würden mich ordentlicherweiſe verbinden, wenn Sie einen für meine Rechnung kauften; denn dieſer wird doch völlig ruinirt. Sie können es mit gutem Gewiſſen thun; der alte hat mir ſo gute Dienſte geleiſtet, daß er zehnmal einen neuen werth iſt. Ohne ihn wäre ich noch hier erfroren, weil die Betten ganz elend ſind.

Doch der Pelz wird nicht in Anſchlag kommen, wenn wir erſt unſern Gewinnſt haben. Ich wenigſtens verſpreche mir nicht weniger als eine Quaterne; wo nicht gar alle fünf Nummern herauskommen. Mit Amben halte ich mich ſchon nicht mehr auf. Denn in den letzten zwey Ziehungen habe ich auf dieſelben Nummern jedesmahl eine Ambe gewonnen. Die Ternen will ich gern überſpringen, nicht wahr: Sie ſind auch damit zufrieden? viel oder nichts! Der Wunſch iſt bey der hieſigen Einlage erfüllt; denn wir ſind ganz leer ausgegangen. Hier haben Sie die Zettel, wie ich geſetzt, woraus Sie ſehen werden, daß ich Ihren Nummern den Vorzug gegeben. Hätte ich nun nicht beſſer gethan, ich hätte die fünf andern genommen, die heraus gekommen ſind? Wenn ich noch einmal ſetze, ſo bleiben Sie Compagnon. Ich glaube aber ſchwerlich! Denn ich habe eine ſo zuverſichtliche Ahndung, daß ich mein Glück in der Lotterie nicht mache, ſondern vielmehr zur Arbeit beſtimmt bin, und mit dieſem Loos bin ich völlig zufrieden, wenn es mit der Geſundheit begleitet iſt. — Ehe ich die Lotterie verlaſſe, muß ich noch Eins erinnern. Halten Sie es ja geheim, wenn wir die Quaterne gewinnen. Sonſt macht der B. eine expreſſe Reiſe zu Ihnen, und niemanden würde ich es weniger gönnen als ihm. Geben Sie mir lieber das Geld; ich bezahle Ihnen jährlich fünf pro Cent dafür.

Unſere verrathene Freundinn wird nun böſe auf mich ſeyn; denn ich bin ihr auf drey Briefe die Antwort ſchuldig. Ich kann mir nicht helfen, ſeit vier Wochen mag ich keine Feder anſehen, wenigſtens auf ſolche muntere Briefe, wie die ihrigen ſind, zu antworten. — Unter andern erzählt ſie mir: wie vieles Aufſehn ihre ſchöne Frau Nichte gemacht. Greiſe und Jünglinge ſind für ſie eingenommen; das ganze weibliche Geſchlecht äußerſt über ſie aufgebracht. Um ihrer Freundinnen willen ſey ihrs lieb, daß ſie in einigen Tagen verreiſte: ihrentwegen möchte ſie ſonſt immer bleiben. Ich wünſche, daß dies ſo wahr ſeyn mag, als ich daran zweifle. Mir ſollte es zwar ſehr angenehm ſeyn, wenn ſie anfinge ſo ruhig zu werden. Denn über Dinge, die nicht zu ändern ſind, iſt es Narrheit ſich zu beunruhigen. Dies ſehe ich recht ſchön ein; allein dennoch begehe ich dieſe Thorheit alle Tage, ja wohl gar alle Stunden. Nicht wahr? Dann iſt es aber keine Thorheit, wenn man es einſieht, und ſich ſo viel möglich davon loszumachen ſucht? — Noch eine Neuigkeit von unſerer Freundinn, die Sie vielleicht nicht wiſſen? G. hat wegen der Affaire mit St.

1000 Thaler Strafe bezahlen müſſen. Ich komme nicht leicht in Verſuchung, mich über den Schaden meines Nächſten zu freuen; aber hier gewiß.

So gewiß, wie ſich die ganze Stadt Wien freuet, wenn der Herr von S. gekränkt wird. Sie können nicht glauben, was der Mann für Feinde hat. Eben ſeine Feinde, und nicht die Roxellane — haben ihn ſo herunter gebracht; denn dieſes Stück iſt ſeitdem wieder aufgeführt worden. Wie ſtark irren Sie ſich, mein lieber Freund! wenn Sie glauben, daß man hier bey Beurtheilung der Stücke in das Feine geht. Sollten Sie die Urtheile öfters anhören, Sie würden ſich krank lachen, oder ärgern. — Doch wieder auf den Herrn von S. zu kommen. Je näher ich den Mann kennen lerne, je weniger wundre ich mich, daß er ſo bald von ſeiner Höhe wieder herunter geſunken. Sein Stolz und Eigenliebe überſchreiten alle Gränzen. Vielleicht, daß dieſe kleine Demüthigung ihn beſſert, was ich von Herzen wünſche; um ſo mehr, da er ſehr mein Freund zu ſeyn ſcheint, und mir alle nur erdenkliche Höflichkeiten zu erzeigen ſucht, von denen ich aber bis jetzo noch wenig profitirt habe, weil mir die Zeit dazu fehlt.

In der Komödie bin ich kürzlich zweymal geweſen. Das Erſtemal gaben ſie den krummen Teufel von Bernardon; von deſſen Façon ich doch auch was ſehen wollte. Was Abgeſchmackters und Langweiligers können Sie ſich nicht vorſtellen, als dieſes Stück und das Spiel vom Autor, dem man doch ſchon Beyfall entgegenklatſcht, wenn man ihn nur eben ſieht. Vielleicht geſchiehet es aus Erkenntlichkeit, weil er in jüngern Jahren das Publikum amüſirt hat. Wiewohl ich es kaum glaube; dann wäre doch wohl ein kleiner Reſt übrig geblieben. — Von den beyden andern Stücken — die Wittwe — und das Lotto, will ich gar nichts ſagen; denn wie mir die F. v. S. erzählt, ſo ſagt der Herr Staatsrath Gäbeler, von dem ſie ſind: er habe dieſe Stücke für die Logen geſchrieben. Und ich wollte nicht gerne auf die Gallerie placirt werden. — Alle dieſe ſchöne Sachen werde ich Ihnen mitbringen; denn dabey können Sie Ihre Gaben, am Schlechten was Gutes aufzuſuchen, recht anbringen. — Nichts ärgert mich mehr, als daß ich Ihre Minna habe verſäumen müſſen, die ſie, nach aller Sage, außerordentlich gut geſpielt haben. Man hat mir verſprochen, es eheſtens wieder zu geben. Jetzo iſt das Theater geſchloſſen. Den zweyten Feyertag wird es aber mit dem Hausvater wieder eröfnet.

So geht es, wenn man zu viel begehrt! Eine Terne wollte ich nicht haben, nun kriegen wir gar nichts. Eben erhalte ich die Nummern, die bey der letzten Ziehung herausgekommen. O Glück! wie blind biſt du, rief ich aus, daß du zwey ſo braven Leuten nicht holder biſt. Geduld! es ſchämt ſich wohl einmal.

Wenn Sie die Worte in unſern Briefen zählen, ſo möchte mir ein zu großer Saldo von Briefen bleiben, den man auch nicht mit Execution von Ihnen ganz beytreiben würde; voraus bedungen, daß Sie nicht das Gewicht der Worte zu Hülfe nehmen. Dann wäre ich freylich Schuldnerinn! Laſſen Sie uns lieber den Handel aufheben.

Leben Sie recht wohl! und bleiben Sie immerhin in der Meinung, daß ich rechtſchaffener Leute Freundſchaft verdiene. Sie geben mir dadurch ein Recht auf die Ihrige, die mir unſchätzbar iſt. Ich bin

Ihre

ergebene Dienerinn
E. C. König.

Wenn ich nicht wüßte, daß Sie ſo gute Augen hätten, ſo wollte ich den Brief umſchreiben. Denn beym Anfange hatte ich ſo elende Dinte, daß es kaum leſerlich iſt. Ueberhaupt iſt mein Schreibzeug immer in Unordnung, und die Schreiberinn taugt auch nicht viel. So kann nichts Geſcheutes heraus kommen.

Berlin, den 24. December 1770.

Liebſter Bruder,

Vermuthlich wirſt Du nun ſchon den Spartacus von Saurin erhalten haben. Ich habe dieſe Tragödie ſelbſt durchgeleſen, allein nur flüchtig, weil Voß ſie Dir ſogleich überſchicken wollte. Der dritte und vierte Aufzug hat wirklich große tragiſche Züge, aber der fünfte ganz franzöſiſche. Daß Spartacus von der Emilie, zum Beweiſe ihrer Liebe gegen ihn, ein Mittel verlangt, ſich tödten zu können, oder frey zu ſterben, da er nicht mehr frey leben kann, mag ununterſucht bleiben; auch das: ob es einem Helden und zwar einem liebenden gemäß iſt, der die Schwierigkeiten nicht zählt, ſie nur überwindet, und glaubt, daß man nicht um ſein Bißchen einzelner Ehre ſo viel Unruhe und Aufſehens in der Welt machen muß, ſondern nur dann, wenn es das Wohl der Menſchheit vergrößert und befeſtigt. Warum aber tödtet ſich vorher Emilie? warum verſucht ſie nichts zuvor bey ihrem Vater? So wie Saurin das Stück bearbeitet hat, ſollte Emilie erſt da ſich wirkſam zeigen. Ihre Liebe zum Vaterlande, oder ihre Leidenſchaft zum Spartacus könnte die Oberhand behalten. Doch ſo verſchwenderiſch und hurtig zum Sterben bereit ſeyn, iſt nicht Heldenmuth, iſt Kleinmuth: Ueberdruß des Lebens, Krankheit der Sinne, oder ſonſt ein anderes phyſiſches Uebel. Wo ſo etwas zu ſehr vor dem Moraliſchen hervorſticht, da wird nun wohl das Herz nicht ſehr gerührt. — Aber auf ein flüchtiges Ueberleſen mache ich gleich eine ſeitenlange Bemerkung! Wäre es nicht ſo ganz gewöhnlich, ſo hätteſt Du ſchon Stoff zu einem Epigramm auf mich. Denn im Ernſte, lieber Bruder, ich bin über Dich erſtaunt, daß Du Dich ſo hurtig und wohl wieder in dieſen Ton haſt finden können. Und daß Du bey der Ausgabe Deiner Epigramme das Litterariſche davon in eine beſondere Abhandlung bringen willſt, iſt mir beſonders recht; denn wenn ich mich mit witzigen Einfällen unterhalte, ſo liegt mir wahrhaftig wenig daran, von wem ſie und wie ſie entſtanden ſind. Ein andermal aber bin ich neugierig, und will mit der Unterſuchung des Geiſtes anderer Epigrammatiſten die Fähigkeit meines eigenen erforſchen, und dann ſind ſolche Abhandlungen willkommen; doch über Epigramme leſen, und zugleich Epigramme liefern, heißt Unterricht und Kitzel ſchwächen wollen.

Eben bekomme ich das Manuſkript Deiner Epigramme von Ramler zurück. Nicht mehr als zehn ſollen ungedruckt bleiben. Das eilfte hat er ſo geändert:

Du fragſt: wer giebt für meinen Sohn
Mir einen Nahmen an?
Für deinen Sohn und weſſen Sohn? —
Du ſchweigeſt? — Nenn' ihn Pan.

Doch Du ſollſt das Manuſcript zurück haben, ſo bald es abgedruckt iſt, und dann wirſt Du ja ſelbſt ſehen, was er gemacht hat. Er ändert wirklich ſehr glücklich! — Und nun ſo viel in dem Tone, der mir gar nicht geziemt! Ich bin, wie allezeit,

Dein
treuer Bruder,
Karl.

Wien, den 1. Jen. 1771.

Mein liebſter Freund!

Wie mich bey meiner jetzigen Gemüthsverfaſſung alles beunruhiget und in Zweifel ſetzt, ſo war ich auch kürzlich in einer ſolchen Lage. Ich wußte mir nicht zu helfen; ſetzte mich alſo nieder, und fragte Sie um Ihren Rath. Glücklicherweiſe ging denſelben Abend die Poſt nicht ab. Denn ich hätte um Vieles nicht gewollt, daß Sie den Brief erhalten hätten. Bedauern oder verlachen hätten Sie mich müſſen. Wohl überlegt, befürchtete ich das Letztere, und beantwortete mir alſo lieber die Frage ſelbſt. Hatte ich nicht Recht? Doch ich ſtehe nicht dafür, daß ich nicht noch einmahl irre gemacht werde; und daß ich alsdenn weder Verlachen noch ſonſt was ſcheue, und mich an Sie wende.

Ihr Brief, den ich dieſen Augenblick erhalte, berechtigt mich um ſo mehr dazu. Sie erlauben mir, Sie unter meine aufrichtigſten Freunde zu zählen, was ich ohnehin ſchon gethan habe, und was ich ſtets thun werde; Sie müßten denn aufhören, Leſſing, und ich — ich ſelbſt zu ſeyn; und das verhüte der Himmel! So wie er geben möge, daß wir die fünf Quaternen, und was denen anhängt — weil Sie es nicht wieder thun wollen — gewinnen mögen, damit Sie mir in Mannheim entgegen kommen. Ich war zwar nicht Willens, nach Mannheim zu gehen, aber alsdenn gehe ich dahin. Warum mir eben jetzo das Sprichwort — point de bonheur pour des honnetes gens einfällt, weiß ich nicht; es mag aber wohl wahr werden; beſonders weil ſich V. mit ins Spiel gemiſcht hat. Keinen beſſern Theilnehmer hätten ſie bey dem Lotto wählen können. Denn nun ſetze ich Zehen gegen Eins, daß niemahls ein großer Gewinn heraus kömmt. — Wenn es wahr iſt, was S. ſchreibt, daß er bey allen Mädchen das Herrenrecht verwalten muß; ſo wünſche ich, das eheſtens meine alte Köchinn herausgezogen werde. Sie hat auch eine Nummer. Eine zu große Strafe möchte es zwar für ihn nicht ſeyn; denn er iſt gewohnt, mit ſchmutzigen Karten zu ſpielen.

Wann wir wieder unſer Geld kriegen — denn mehr erwarte ich nicht — ſo laſſen Sie ja Nummer 19. dabey. Zu dieſer habe ich ein vorzügliches Zutrauen.

Heute iſt ein ſolches Geraſſel von Wagen, und die Straßen ſo voller Menſchen, daß einer dem andern kaum ausweichen kann. Der einzige Gallatag im ganzen Jahr iſt der Neujahrstag, wo alle Fremde ſich verſammeln, um ihre Pracht ſehen zu laſſen. Man hat mir eine ſolche Beſchreibung davon gemacht, daß meine Neugierde hätte gereizt werden müſſen, wenn mir nicht die ganze Welt ſo gleichgültig wäre, wie ſie mir wirklich iſt. Die Güte meiner Freunde ging ſo weit, daß ſie mir Kleider und Juwelen ins Haus geſchickt — weil es ſich nicht ſchickt, dieſen Tag in Trauer zu erſcheinen, und ich keine färbige Kleider bey mir habe. — Allein ich habe mich nicht entſchließen können, einen Schritt aus dem Hauſe zu thun. — Eine ſolche wunderliche Frau bin ich nun: ich will es Ihnen nur vorher ſagen, damit Sie ſich nicht wundern, wenn Sie mich und meinen Humor ſo ſehr verändert finden. — Noch weiß ich nicht, wenn ich von hier gehe. So wenig ich Luſt habe, hier zu bleiben, eben ſo wenig Luſt habe ich zum

Abreiſen, ehe es gefroren iſt. Alle Reiſende ſagen, daß die Wege elend ſind. Die Tage ſind auch kurz, und des Nachts habe ich verſprochen, ſtille zu liegen. So brächte ich gewiß ſechs Wochen auf der Reiſe zu. Lieber will ich noch einen Monat hier bleiben. — Ich hoffe, daß Sie mir noch geſchrieben haben, und will bitten, mir ſo lange auf hier zu ſchreiben, bis ich Ihnen meine Abreiſe anzeige.

Ihr guter Gönner und Freund, der Herr von S. — denn der iſt er, ſonſt wäre ich ihm weniger gut — iſt mir ganz böſe, daß ich den Hausvater, der ſchon zweymahl aufgeführt worden, nicht geſehen habe — So was habe ich nicht geſehen, und werde es nie ſehen, wenn ich es hier verſäume. Denn ſeiner Meinung nach, findet man auf keinem Theater, außer Wien, einen Acteur oder Actrice, die Anſtand haben. Hierüber mag er ſich mit unſerm K. vergleichen. Im Vorbeygehen muß ich doch fragen: wie geht es mit der Amourette? iſt das Feuer gedämpft? Ich denke, ja, weil Sie mir nichts weiter davon ſchreiben. Die Abweſenheit iſt meiſtens die beſte Cur für Verliebte. Und wie ich glaube, ſo iſt Ackermann noch in Hamburg. Ich ſchließe es daraus, weil Sie mir neulich ſchrieben, Sie hofften Seylern nach Braunſchweig zu bringen. Warum Sie dieſes hofften und wünſchten, wäre eine Frage, die ich gerne gethan, wenn ſie mir nicht zu neugierig geſchienen hätte.

Von Bode hatte ich kürzlich Briefe, worinn er mir anzeigt, daß er mit Anfang dieſes Jahrs eine neue Zeitung heraus giebt. Wiſſen Sie es ſchon? ſo wiſſen Sie auch vielleicht, wer die Entrepriſe mit ihm macht? und wer ſie ſchreibt? — Ich kann mich auf den Namen des launigen Menſchen nicht beſinnen, der bey Leiſching war. Auf den bin ich verfallen — Ich wünſche ihm viel Glück! — An Flüchen wird es ihm ſo nicht fehlen: denn unſere ſchönen Damen werden nun alle übrige Galle über ihn ausſchütten.

Für heute kann ich Ihnen nicht mehr ſchreiben, weil ich noch viele Neujahrsbriefe abzufertigen habe. Sie kommen mir ſo hart an, daß ich ſie immer bis auf die Letzt verſchiebe. Doch iſt dieſes nicht die Urſache, warum Sie keinen von mir kriegen; ſondern weil ich es für überflüßig halte, Ihnen am Neujahrstag mit einigen Worten etwas zu ſagen, von dem Sie lange überzeugt ſind; nehmlich daß ich bin

Dero

Freundinn

E. C. König.

Laſſen Sie Ihre Briefe lieber über Breslau oder Nürnberg gehen. Ueber Prag laufen ſie alle in den 16ten Tag.

Leipzig, d. 2. Januar 1771.

Nie habe ich in meinem Leben einen ſchönern, einen angenehmern heiligen Chriſt bekommen, als der Ihrige iſt. Er beſcherte ganz unvermuthet und zu rechter Zeit, juſt am heiligen Abend. Wirklich Ihre Dienſtfertigkeit geht weit, und überſchreitet die Grenzen meiner Erwartung. Seyn Sie verſichert, daß ich dieſelbe behutſam und mit Beſcheidenheit gebrauchen werde. Der Codex ſoll, vom Neuen Jahre an zu rechnen, binnen 6 Wochen Ihnen zu Handen kommen. Denn die Feyertage können doch wohl abgerechnet werden, da ich ihn nicht habe brauchen können. Einige Proben der Collation haben mich belehrt, daß er ein treflicher Codex von ausnehmender Güte ſey. Von allen Manuſcripten vom Aeſchines, die Taylor gebraucht hat, thut keiner es ihm an Richtigkeit des Textes zuvor, und an Vollſtändigkeit kommt ihm keiner gleich. Allemal wird es Deutſchland, und Helmſtädt inſonderheit, zur Ehre gereichen, einen ſolchen Codicem zu beſitzen, der in Anſehung des Werthes dem bekannten Augsburgiſchen Demoſthenes auf Pergament an die Seite geſetzt werden kann. Ich werde mit mehrern in der Vorrede von dieſem Codice ſprechen. Aber wie bringe ich es herum, daß es niemand erfährt, daß ich den Codicem ſelbſt bey mir gehabt habe. Oder darf ich eben kein Geheimniß daraus machen? Am beſten wäre dieſes letztere freylich wohl, und befreyte mich von manchem Zwange. Wer iſt denn der Herr Bluhme, der den Codicem der Bibliothek geſchenkt hat? Aber wie ſteht es denn mit Ihrem Demoſthene Guelpherbytano? Haben Sie denſelben aus England wieder zurück? Taylor macht viel Weſens aus ihm. Aus deſſen Beſchreibung ſchließe ich, daß er den Codicem ſelbſt in Händen gehabt haben müſſe. Nur kömmt mir bedenklich vor, daß juſt bey der Stelle ſeiner Adverſariorum, wo er von dieſem Wolfenbüttelſchen Codice ſpricht, ein großes Stück Papier mit Fleiß herausgeſchnitten iſt. Die Collation von dieſem Codice über die Philippicas finde ich in Taylors Papieren nicht. Und doch hat Herr Rector Heuſinger, auf geſchehne Anfrage, mich verſichert, daß zu Wolfenbüttel kein Manuſcript vom Demoſthenes vorhanden ſey. Dieſe beyden Umſtände zuſammengenommen, bringen mich auf einen Argwohn, auf deſſen Grund zu gehen vielleicht ſich noch wohl der Mühe verlohnen dürfte. Uebrigens danke ich zum ſchönſten für die Ehre des Standplatzes, den Sie, mein hochgeachteſter Herr, meinen geringen Arbeiten erweiſen wollen. Auf künftigen Sommer, wills Gott, habe ich mir vorgenommen, eine kurze Luſtreiſe nach Wolfenbüttel zu thun, und von den dortigen arabiſchen

Manuſcripten eine zuverläſſige Nachricht aufzuſetzen. Sie können ſich darauf verlaſſen, wenn Gott Leben und Geſundheit verleihet. Eher aber kann es nicht geſchehen, als zu Ausgange des Julii oder zu Anfange des Auguſts. Denn alsdann haben wir Schulleute unſre Hundstagsferien. Ich werde alsdenn auch meine Frau mitbringen, die ſich zum Voraus ein Vergnügen daraus macht, dem berühmten Leſſing ihre Hochachtung gegenwärtig bezeugen zu können, den ſie in ſeinen Schriften bewundert. Für itzo ſchließe ich mit Anwünſchung eines frohen Jahreswechſels, und in Erwartung fernerweitigen Wohlgewogenheit von Ihnen, mein hochgeehrteſter Herr Bibliothekar, verharre ꝛc.

D. Reiske.

N. S. Ueberbringer dieſes, Herr Dohm(*) aus Lemgo, der nach Hauſe reiſt, wünſcht die Bibliothek zu Wolfenbüttel zu ſehen, und erbittet ſich von Euer Hochedelgebohrnen eine geneigte Aufnahme. Das Päckchen Bücher ſoll in 8 Tagen nachfolgen.

Braunſchweig, d. 7. Januar 1771.

Nach gerade werde ich Ihnen wohl ein recht beſchwerlicher Menſch, mein liebſter Leſſing! Da ſitze ich als ein Schiffer auf einer Sandbank, und kann noch nicht von meinem domino clementiſſimo, qui merito dicitur piiſſimus, loskommen. Ich käue auf meinen piiſſimum und wiederkäue ihn, Gott weiß, wie lange! Endlich habe ich einen berühmten pius gefunden, der ohngefähr in die Zeit des Tauſſignan hineinſchlägt. Wiſſen Sie wo? O! das rathen Sie wohl ſchwerlich! in Antonii Mancinelli Grammatica. Baſ. 1501. Ich denke hierinn meinen piiſſimum gehaſcht zu haben. Wie aber, wenn ich den unrechten gehaſcht hätte? Dieß mögen Sie, gutherziger Mann (wie der ſeelige Gellert ſich auszudrücken pflegte) mit ausſpähen helfen. Noch jetzt bin ich in dem Traume, daß es dieſes Grammatikers Mancinelli ſeeliger Herr Vater, Johann Manzinellus iſt. Ein großer und ſehr wichtiger pius! Hören Sie, wie ich auf dieſe Muthmaßung gefallen bin. Etwa in der Mitte der Grammatik ſeines Sohnes, beſingt Calliope in einer ziemlichen weitläuftigen Elegie, (wer der Verfaſſer dieſer Elegie iſt, weiß ich noch nicht, vermuthlich er ſelbſt) ihn und ſeinen Vater. Der Titel der Elegie heißt: Vitae Antonii Mancinelli veliterni ſylva. Vom Vater wird dieſes geſagt: (Nachdem vorher das Verdienſt, die gottloſen Juden aus der Stadt gejagt zu haben, geprieſen iſt u. ſ. w.)

(*) Der jetzige Geheime Rath und Kreis Directorial Geſandte von Dohm

Tum patrem dixere Pium: miracula cuncti
Dixerunt precibus talia facta patris.
Ex illo nemo eſt auſus tentare nefanda
Et magis atque magis mons pietatis habet.

Doch Sie müſſen wohl die Stelle, die von dieſem pio handelt, ſelbſt in der Grammatik leſen, die gewiß in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek nicht fehlen wird. Den Vers:

Judaeos pepulit Civis ob fenore preſſos
Conſtituit montem, qui pietatis ineſt.

möchte ich gerne verbeſſert ſehen. Ich ſehe keinen rechten Verſtand darinn — Soll ich Ihnen nun frey ſagen, mein liebſter Leſſing, was ich von Ihnen wünſche? Wo kann ich etwas von dieſer That und dem monte pietatis leſen? Es muß doch die Geſchichte gewiß wo aufgezeichnet ſeyn; weil dieſe eifrige Magiſtratsperſon (denn das war er:

Saepe magiſtratum geſſit, nam ſaepe Novemvir
Electus, ſaepe eſt miſſus ad ora ducum.)

ohnfehlbar wegen dieſer frommen Handlung weltberühmt worden iſt. Wiſſen Sie mich hier auf eine Quelle zu weiſen, die ich aber NB. hier haben kann? Dann ſoll auch mein piiſſimus auf ewig von mir verabſchiedet ſeyn. Uebernehmen Sie doch dieſe Bemühung, allein nur bey Gelegenheit. Denn Eile hat es damit gar nicht. Leben Sie wohl, mein liebſter Leſſing, und beneiden mir meine Zahnſchmerzen, die mir aufs neue zuſetzen, fein nicht.

Schmid.

Halberſtadt, d. 10. Jan. 1771.

Herr Dohm, ein hoffnungsvoller Jüngling, der auf einer Reiſe nach Altona zu Herrn Baſedow den großen Leſſing ſehen will, dieſer, mein liebſter Freund, bittet mich, ihm dieſe zwey Zeilen mit zu geben, und dadurch ihn einer guten Aufnahme zu verſichern. Es wäre nicht nöthig, ſagt' ich; Sie wären die Güte ſelbſt. Warum aber ſollt' ich mir nicht das Vergnügen machen, meinem Leſſing dieſe zwey Zeilen zu ſchreiben? Möchten ſie ihn bey meinen lieben alten Deutſchen antreffen! Seitdem Sie mir die vortrefflichen Reſte des alten deutſchen Verſtandes wieſen, ſeitdem, liebſter Freund, wünſcht' ich bey aller Gelegenheit, daß Sie doch bald die Freunde dieſes Verſtandes damit beſchenken möchten, indem ich glaube, daß von ihm wahr iſt, was man von ſeinem Schweizer Haller ſagt:

Und all' ihr Witz iſt nur Verſtand!

Wie ſo herzlich gern, theuerſter Freund, begrüb' ich mich einmal nur auf etliche Wochen in Ihren deutſchen Manuſcripten, um meinen Geiſt daraus zu ſtärken: denn Stärke hat er nöthig; er hat bisher von keinem Feuer, ſondern von Waſſer gelebt. Das iſt, ich habe Rechnungen gemacht.

Daß ich in Berlin geweſen bin, daß ich Ihren Mendelsſohn einen Abend geſehen, daß ich an dieſem Abende, bey der Begleitung Mendelsſohns nach Hauſe, vierzehn Unzen Blut vergoſſen habe, daß der arme Mendelsſohn einen großen Schrecken davon hatte: dieſes alles erzähl' ich Ihnen beym nächſten Ueberfall. Denn wenn der Weg vortrefflich wird, dann iſt der vortreffliche Leſſing keinen Augenblick ſicher, von ſeinem Gleim überfallen zu werden.

Gleim.

Berlin, den 21. Januar 1771.

Lieber Bruder,

Aus beyliegenden Aushängebogen wirſt Du ſehen, daß fleißig an Deinen Trauerſpielen gedruckt wird; aber leider! wirſt Du auch ſehen, daß ich in einem Bogen einen Fehler ſtehen laſſen, der, weil er ſo grob iſt, ſogleich in die Augen fällt. Dieſem abzuhelfen, wird wohl ein Carton gemacht werden müſſen.

Wie ſteht es mit Deiner neuen Tragödie? Wenn Du auch noch nicht fertig biſt, ſo wirſt Du doch wohl ſchon ſo weit mit ihr zu Rande ſeyn, daß Du den erſten Akt ſchicken kannſt? Denn ich werde alle Tage lüſterner darnach.

Haſt Du noch nichts von Wien erfahren? Ich habe Sulzern ſeit acht Tagen nicht geſehn. Ich bin ſehr begierig, was für einen Antrag man Dir machen wird.

Ramler iſt krank; aber demungeachtet hat er eine Rede auf des Königs Geburtstag gemacht, die Madame Koch halten wird. In der Berliniſchen Zeitung wirſt Du ſie finden.

Der Maler Calau, der Dich ſehr wohl kennt, und die alte Wachsmalerey wieder entdeckt haben will, hat hier nicht nur ein ausſchließliches Privilegium zum Verkauf ſeines eleodoriſchen Wachſes, ſondern auch eine jährliche Beſoldung vom Könige erhalten. Der Maler Rode, mit dem ich davon ſprach, und dem ſchon vor einigen Jahren eine Probe von Leipzig aus zugeſchickt worden war, hielt von der ganzen Wiederentdeckung nichts. Allein was mich am meiſten von ihm wunderte, war, daß er dieſe Malerey für überflüßig hielt, weil wir die

Oelmalerey hälten. Wenn er es auch nur bloß in Rückſicht der Malerey meynt, ſo dünkt mich doch, daß er Unrecht hat. So dauerhaft iſt doch keine Oelmalerey, als man lieſet, daß die Wachsmalerey bey den Alten geweſen ſeyn ſoll. Des übrigen Gebrauchs, den man davon machen könnte, nicht zu gedenken.

Döbbelin iſt nun in Braunſchweig, und da eben ſo Döbbelin, wie in Leipzig, Danzig, Berlin, und wo er geweſen. Wenn Du ihn ſiehſt, ſo ſage ihm doch, daß die Obriſtin F***, ſonſt die Felbrig genannt, hier iſt, und frag' ihn, ob er ſie nicht, ein Jahr lang auf ſeinem Theater zu ſpielen, laut ſeiner erhaltenen Sentenz wider ſie, bei dem hieſigen Kammergericht angehalten wiſſen wolle. Lebe wohl und vergnügt.

Dein
treuer Bruder,
Karl.

Leipzig, den 25. Januar 1771.

Ohne Erneuerung meines innigſten Dankes kann ich das Manuſcript nicht zurückſchicken, deſſen Gebrauch ich Dero großmüthigen Gefliſſenheit zu verdanken habe. Zwar verbietet die Kürze der Zeit alles Wortgepränge. Aber, außerdem, daß ich, wenn es aufs Complimentiren ankömmt, eine ſehr ärmliche Figur mache, ſo begnügen Sie ſich auch an dem bloßen Geſtändniſſe der Verbundenheit. Das Gefühl der Größe der Schuld, worinn ich bey Ihnen durch dieſe Wohlthat gerathen bin, läſſet ſich ohnedem mit Worten nicht ausdrücken. Uebrigens beziehe ich mich auf mein letztes vor etwa 14 Tagen abgelaſſenes Schreiben, welches Dieſelben durch Herrn Dohm ohnfehlbar erhalten haben werden. Nächſt künftigen 5ten Februarius geht die Auction der von dem Herrn Grafen von Werther hinterlaſſenen Bibliothek an, darinnen ſich inſonderheit ausnehmend ſchöne und rare genealogiſche und hiſtoriſche Bücher und Manuſcripte befinden. Den Catalogum davon habe ich beygelegt, in der Ungewißheit, ob er Ihnen etwa wohl möchte zu Geſichte gekommen ſeyn. Wollten Sie etwas daraus erſtehen laſſen, ſo kann ich in Beſorgung der Commiſſion dienen. Unter Anwünſchung alles Wohlergehens verharre ꝛc.

D. Reiske.

Wien, den 26. Jen. 1771.

Mein lieber Herr Leſſing!

Von allen meinen Freunden werde ich angegangen, meine Reiſe noch aufzuſchieben, und beßre Wege und Wetter abzuwarten. Wie lange müßte ich aber dann warten? Es ſcheint, dieſen Winter will keine Kälte anhalten; wenigſtens hier. Zwey Tage friert es, und den dritten thauet es wieder auf. Ganz ſtrenge Kälte haben wir gar nicht gehabt. Da alſo nichts Beſſers zu hoffen; ſo werde ich, ſo bald meine Geſchäfte zu Ende, ohne mich an irgend was zu kehren, den Reißaus nehmen. Es wäre denn, daß ich mich gegen dem nicht beſſer befände, als jetzo. Seit drey Tagen habe ich ein Fieber. Wenn es nicht die Folge eines Falles iſt, den ich vor zwölf Tagen gethan, ſo fürchte ich nichts. Allein ich muß es faſt vermuthen; denn ſ[illegible] der Zeit iſt mein ganzer Körper in Unordnung, und hauptſächlich leide ich am Kopfe, woran ich den härteſten Stoß erlitten. — Eine Entdeckung habe ich dabey gemacht, daß ich nicht hypochondriſch bin; ſonſt hätten mich die vielen Erzählungen, was alles für Unglück aus ſo einem Falle entſtehen könne, ohnmöglich ſo gleichgültig gelaſſen. Ich habe einen Mann gekannt, den ſie lange ins Grab gebracht hätten; und mich haben ſie noch nicht dahin bringen können, einen Chirurgum um Rath zu fragen. Doch, damit ich mir nicht wieder einen Verweis von Ihnen zuziehe, wenn Sie etwan glaubten, daß ich mich mit Fleiß vernachläßigte, ſo will ich Ihnen ſagen, daß, wenn dieſe Nacht das Fieber wiederkömmt, ich morgen einen Doktor holen laſſe.

Wäre van Swieten zu ſprechen, ſo hätte ich mich ſchon an ihn gewandt; der liegt aber auf den Tod krank. Man hat ihn ſelbſt heute ſchon todt geſagt. Sie wiſſen doch, daß er es iſt, der die Cenſur hat? Alles iſt neugierig, wer ſie wieder erhält. Viele befürchten, daß ſie in die Hände der Geiſtlichen kömmt.

Mag ſie bekommen wer da will, nicht wahr? wenn nur unſere fünf Nummern herauskommen. Und dieſes wünſche ich blos, um Sie zum Reiſegefährten zu bekommen. Denn ich baue feſt darauf, daß Sie Wort halten. Thäten Sie es nicht: ſo wünſche ich zum voraus, daß alles verlohren gehen möge! Denn ſo ſehr ich das Geld brauche und nützen kann, ſo trägt es doch wenig zu meinem Vergnügen bey. Ich rede ſo ernſthaft über dieſe Sache, daß Sie faſt vermuthen können, als ob ich ſchon Rechnung auf die 60,000 Rthl. machte. Seyn Sie unbeſorgt, ich erwarte ſie ſo wenig, als ich glaube, daß es heute Gold regnen wird.

Die Stelle in Ihrem Brief, wo Sie ſagen: daß ich mir durch Ihren Rath vielleicht Gelegenheit verſchafft hätte, vielmehr Sie zu bedauern oder zu verlachen — hat meine Aufmerkſamkeit weit mehr an ſich gezogen, als der Lottogewinnſt. Ich hoffe ja nicht, daß Sie Urſache haben, mißvergnügt zu ſeyn. Befreyen Sie mich von der Beſorgniß, indem Sie mir ausdrücklich ſagen, daß Sie vergnügt und glücklich ſind. Seit geſtern, da ich Ihren Brief erhielt, hat es mich hundertmahl gereuet, daß ich von der Verlegenheit, worinnen ich geweſen, Erwähnung gethan; denn im Grunde war es nichts. Man wollte mir eine Gewiſſensſache aus etwas machen, wobey ich juſt ganz gewiſſenlos gehandelt hätte, wenn ich nachgegeben. Wie ich alſo bey kaltem Blute nachdachte, ſo war wohl nichts natürlicher, als daß ich mir vorſtellte: Sie würden mich verlacht, doch aber auch vielleicht bedauert haben, wenn ich Ihnen zugleich erzählte, wie mir dieſe Sache vielleicht einen meiner beſten Freunde koſten können. Denn Sie wiſſen wohl, daß die beſten Leute oft die Eigenſinnigſten ſind; beſonders wenn ſie ins Alter kommen. Dieſe Beſorgniß iſt Gottlob nicht eingetroffen, ſondern alles iſt beym Alten, und dabey ſoll es auch bleiben!

Gerade den Tag vor meinem Falle habe ich den *Hausvater* ſpielen geſehen. Dieſes Stück hat mich mit der hieſigen Schaubühne ausgeſöhnt: die Mannsperſonen ſpielen alle darinnen beſonders gut, die Frauen nur ſehr mittelmäßig. Was mich am meiſten freute, war: daß von den niedrigſten Plätzen, die beſten Stellen mit Beyfall bemerkt wurden. Vermuthlich haben Sie ſchon in den Zeitungen geleſen, daß die Kaiſerinn, die ſeit Ihres Gemahls Tod kein Spektakel beſucht, im Hausvater geweſen, und ſehr zufrieden, ſowohl mit dem Stücke als der Vorſtellung geweſen ſeyn ſoll. Wenigſtens hat Sie den Acteurs und Actricen 400 Dukaten zum Präſent geſchickt, die aber noch nicht vertheilt ſind, weil der, ſo den Auftrag davon hat, nicht ſchlüſſig werden kann, ob das Franzöſiſche Theater nicht auch was abhaben muß, weil den Abend auf dem Franzöſiſchen Theater geſpielt worden. Zuletzt wird es nichts als Zank und Streitigkeiten ſetzen. In Parentheſi: dieſes Stück iſt von vielen beſucht worden, weil Ihr Name auf dem Zettel ſtund, und ſie alſo Sie für den Autor hielten.

Verwichene Woche iſt auf dem Theater in der Leopoldſtadt eine neue Komödie aufgeführt worden; wie mir die Schwiegerinn von S. ſagt, eine Satyre auf ihren Schwager. Anfangs war ſie betitelt: *der gelehrte Narr*. Der Cenſor hat es aber nicht paſſiren laſſen. Nun heißt ſie: *Der Geſchmack der Komödie iſt noch nicht beſtimmt*. Noch habe ich ſie nicht geleſen; denn ich glaube, ſie wird kaum zu leſen ſeyn. Indeſſen ſoll ſie viel eingebracht haben, und wird noch viel einbringen. Viele haben es nicht gewußt, obgleich der draußige Directeur allen und jeden geſagt haben ſoll: er führe eine Satyre auf S. auf. — Den Mann muß es erſtaunend kränken, daß er von ſeiner

Höhe ſo herunter geſunken. Ehedem hätte ich es keinem rathen wollen, ihn ſo öffentlich anzugreifen.

Seit einigen Minuten meldet ſich mein Fieber. Ich habe zum Doctor geſchickt. Wenn er kömmt, ehe der Brief fort muß, ſo ſage ich Ihnen ſeine Meinung; ſonſt nächſte Poſt. Denn, wie Sie wohl wiſſen, ich halte mich nicht lange beym Krankſeyn auf.

Ich bin

Dero
aufrichtigſte Freundinn
E. C. König.

Wien, den 30. Jen. 1771.

Mein lieber Herr Leſſing!

Am vorigen Sonnabend konnte ich meinem Briefe weiter keine Zeile beyfügen. Es wurde zu ſpät, ſo daß ich ihn verſiegeln mußte, ehe der Doctor kam. — Ich mußte den Abend noch zur Ader laſſen; wobey ich zum Erſtenmahl in meinem Leben ohnmächtig ward. Dieſes ſchwächte mich ſo, daß ich eine ſehr unruhige Nacht hatte; den andern Tag fand ich mich aber ſchon erleichtert, und nun geht es immer beſſer. Seit geſtern iſt keine Spur vom Fieber mehr da.

Mein Doctor, — der zugleich Hofchirurgus iſt — giebt mir die heiligſte Verſicherung, daß im Kopfe nichts verletzt ſey. Ich glaube es auch; ſonſt hätten die Schmerzen ſich nicht gelegt, ſondern vielmehr zugenommen.

Ich kann Ihnen heute nicht mehr ſchreiben. Meine Kräfte laſſen es nicht zu, wenn ich auch gleich das Verbot nicht reſpectiren wollte: weder zu leſen, noch zu ſchreiben. Sie wiſſen wohl, daß ich leicht von Kräften komme, ſie aber auch bald wieder gewinne.

Sagen Sie mir ja bald recht viel Gutes von ſich, denn nimmt jemand Antheil an Ihrem Wohlergehn, ſo iſt es

Dero
ergebene Freundinn
E. C. König.

Berlin, d. 12. Febr. 1771.

Liebſter Freund,

Ich muß Ihnen inliegend einen Brief von einem jungen Gelehrten aus Leipzig ſenden, der von Ihnen Nachricht von einem Manuſcripte des Iſidorus Characenus verlangt, das auf der Wolfenbüttelſchen Bibliothek vorhanden ſeyn ſoll. Er will meine Vorſprache haben. Ich glaube, er hätte ſie nicht nöthig, wenn Sie ihm nur das Manuſcript gleich in die Hände geben könnten, und nicht erſt einen Brief deshalb ſchreiben müßten. — Doch dem ſey wie ihm wolle, ich habe das Meinige gethan.

Ich wollte Ihnen mit dieſem Schreiben gern die Memoirs of John Buncle ſenden. Aber Prof. Garve in Leipzig hat ſie. Er iſt ein eben ſo fauler Briefſchreiber als Sie, und hat mir auf zwey Briefe, die ich ihm deshalb geſchrieben habe, nicht geantwortet.

Unſer Freund Moſes iſt vorigen Donnerſtag zum ordentlichen Mitgliede der Academie (doch ohne Gehalt) erwählet worden. Die Confirmation des Königs iſt zwar noch nicht aus Potsdam zurück *); man zweifelt aber nicht daran. Dieſer Vorfall freuet mich: nicht Moſes wegen, ſondern anderer Leute wegen. Doch wenn er, wie es möglich iſt, künftig eine Penſion erhielte, ſo würde ihm dies die Muße geben, die er jetzt nicht hat.

Was machen Sie, mein liebſter Freund? Epigrammen? Die ſind ſchon fertig! Was nun? Haben Sie den Aſtrüc widerlegt? oder haben Sie etwa, ohne mir es zu ſagen, einen Band antiquariſcher Briefe drucken laſſen? Geben Sie ſich nur nicht mehr mit dem Berengar und ſeinen Gegnern ab. Da zwingen Sie unſer einen, daß er ein Stückchen verteufelte Kirchenhiſtorie durchleſen muß, womit er hernach gar nichts anfangen kann. Moſes hat mir etwas von einem Sklavenkriege vorgeſagt. Wenn der bald käme, ſo wäre das ſo etwas für uns andern, das wir lieber leſen würden, als die Kirchenhiſtorie. Klopſtocks Schlacht der ſieben Fürſten, ſoll unter der Preſſe ſeyn. Ich bin begierig darnach, ob ich mich gleich mit dem Bardengeſchmack nicht recht vertragen kann. Ich habe Hermanns Schlacht bewundert, kann ſie aber nie lieben. Ich habe ſie zweymal geleſen, aber zum drittenmale leſe ich ſie nicht. Ich habe den ** von *** geleſen. Der Verfaſſer giebt zu verſtehen, er ſey ſehr ſorgfältig in der ** geweſen; und ich denke, er war nachläſſig. — Klotz giebt ja vor, daß er ſeine Abhandlung von geſchnittenen Steinen lateiniſch herausgeben, und Sie darin von Kopf zu Fuße widerlegen wolle. Das wird ein herrliches Werk werden! Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich bin ſtets der

Ihrige,

Nicolai.

---

*) Der König antwortete der Akademie gar nicht hierauf, und die Wahl blieb unbeſtätigt. **Nicolai.**

Berlin, den 14ten Februar 1771.

Liebſter Bruder,

Eben da ich an Dich zu ſchreiben im Begriff bin, erhalte ich Manuſcript zu Deinen Gedichten. Ramler ſoll es noch heute bekommen. Wenn er nicht allzuviel weglaſſen zu müſſen glaubt, ſo wäre das eben genug, um den einen angefangenen gedruckten Bogen zu kompletiren und einen neuen zu füllen. Aus den von Voß erhaltenen Aushängebogen und dem beygefügten Manuſcript wirſt Du wohl am beſten ſehn, was weggeblieben iſt, und daß Du wegen ungleicher Eintheilung der Seiten nichts beſorgen darfſt.

Schuch iſt in Breslau geſtorben, und man wird vielleicht ſein Privilegium Kochen in Leipzig zuwenden, wenn der die Schulden, die auf dem Komödienhauſe in Berlin haften, übernimmt. Döbbelin agirt hier noch immer: wie ſchlecht aber ſeine Vorſtellungen ſeyn müſſen, kannſt Du daraus muthmaßen, daß ich ſie die Woche kaum zweymal beſuche, und, ſo wenig ich auch Koſtverächter bin, nicht über eine halbe Stunde aushalte. Er könnte die Stücke oft beſſer beſetzen; aber ſein L**, ſeine T*, er und ſeine F* verderben alles. Kannſt Du wohl glauben, daß Döbbelin in den Weißiſchen Operetten ſpielt? Doch ſeine theatraliſche Kühnheit kennſt Du; aber kannſt Du Dir vorſtellen, daß es hier noch Leute giebt, die ihn nicht für einen ganz abſcheulichen Görgen oder Hänschen halten?

Er hat Deine Juden etlichemal aufgeführt. Der Chriſtoph wurde von Merſchy gut gemacht; allein nichts Abgeſchmackteres, als des Barons Tochter iſt zu erdenken. Hundertmal ſagte ich zu mir: das iſt eben keine Großmuth, ein ſolches Mädchen, wenn ſie auch gleich das ganze Vermögen des Barons bekäme, und um einen jüdiſch oder türkiſch werden wollte, ein- für allemal auszuſchlagen. Kurz dieſe Vorſtellungen waren die boshafteſte Verunglimpfung, die ich auf die Juden geſehen habe; und wahrhaftig, wenn ihm Deine Minna ſo viel geſchadet, als geholfen, ſo hätte er Dir keinen boshaftern Streich verſetzen können. Den jungen Gelehrten wird er auch mit eheſtem geben; und wenn ſeine — ſich darin wieder zeigt, ſo kannſt Du Dir ſchon was zu gute thun, daß er Dich berühmt gemacht. Du wirſt denken, ich habe einen Groll wider ihn. Nichts weniger als das: ich glaube, er iſt außer dem Theater ein ehrlicher Mann; und da er in Geſellſchaft komiſch genug iſt, ſo kann ich ihn ſogar manchmal leiden. In Frankfurth an der Oder iſt eine Truppe Komödianten, die Dich auf ihren

Anſchlagzetteln zum Verfaſſer des Stückes: der Schein betrügt, gemacht hat. Alle Ehre, die man Dir anthun kann!

Dein

treuer Bruder,

Karl.

Wien, den 15. Febr. 1771.

Mein lieber Herr Leſſing!

Wenn ich Ihnen ſage, daß ich auf dem Abſprung bin, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß es ſich mit meiner Geſundheit wieder gebeſſert hat. Künftigen Montag reiſe ich von hier. Ich denke ja, daß ohnerachtet des großen Schnees, man doch wird durchkommen können. Es wäre ſonſt ſpaßhaft, wenn ich wieder zurückkehren müßte. Zwar ehe ich das thäte, eher wagte ich alles. Mein Verlangen nach Hauſe iſt viel zu groß. — Wie werde ich, wie werden meine Kinder ſich freuen! wenn wir uns wieder ſehen. Der Gedanke wird mich aufrichten müſſen, wenn ich die elende Reiſe überſtehen ſoll. Denn in dieſer Jahrszeit eine Reiſe von etliche hundert Meilen zu machen, iſt keine Narrenspoſſe; beſonders allein mit einer beſoffenen Urſchel, meinem Mädchen. Man kann nicht übler dran ſeyn, als ich bin. Ich hätte einen Bedienten genommen, allein ich mag das Kreatürchen nicht ſitzen laſſen, ſonſt iſt ſie völlig verlohren; und nehme ich neben ihr einen Bedienten, und treffe nicht einen beſonders gutem Kerl, ſo bin ich verrathen und verkauft. Es wird ja wohl alles gut gehen. So vieler Freunde Gebet begleitet mich, worunter vermuthlich auch das Ihrige iſt.

Ihre Nachricht wegen des Lotto brauche ich nicht abzuwarten. Ich weiß ſchon, daß es ganz garſtig für uns abgelaufen iſt, und daß alſo aus dem Entgegenkommen nichts wird. Bis ich zwar nach Heidelberg komme, können Sie noch einigemal die 60,000 Rthl. gewinnen. Denn ich halte mich in München, Augsburg und Nürnberg auf. Wenn es geſchieht, ſo überraſchen Sie mich nur nicht, ſondern ſchreiben Sie es mir vorher. Ein ſo großes Vergnügen möchte ich nicht ertragen können, denn ich bin des Vergnügens entwöhnt.

Nun hat doch endlich K. das Däniſche Lotto erhalten. Ob aber S. noch dabey intereſſirt iſt, weiß ich nicht. Mein Schwager ſchreibt mir nichts davon; überhaupt ſchreibt er von S. immer mit ſo vielem Kaltſinn, daß ich faſt fürchte, es muß was wieder unter ihnen paſſirt ſeyn. Vermuthlich iſt die Pferde-Geſchichte wieder aufgewärmt worden. — Die gute Madame S. bedaure ich. Alle ihre Kinder haben die Blattern. Das mag ein ſchönes Lazareth ſeyn!

Sie ſchreiben mir doch wohl nach Augsburg, unter Addreſſe Herrn Ebertze und Compagnie, und nach Heidelberg, unter Couvert von Herrn Hahn? Wann Sie nach Augsburg ſchreiben, ſo müſſen Sie es nicht lange ausſetzen; denn ich werde meine Reiſe ſo viel möglich beſchleunigen, und doch werden wohl ſechs Wochen hingehen, ehe ich das Vergnügen habe, Sie zu ſehen. Sie kommen doch wohl nach Braunſchweig, wenn ich Ihnen den ohngefähren Tag beſtimme? Denn ich komme nun nicht über Wolfenbüttel; wenigſtens glaube ich es nicht, daß die Straße von Kaſſel dahin führet. Kämen Sie aber auch nicht nach Braunſchweig, ſo glaube ich doch nicht, daß ich Ihnen ſo nahe ſeyn könnte, ohne Sie zu beſuchen. Sie zweifeln wohl ſelbſt daran, nicht wahr? Je nun, muß ich denn nicht mein Portrait abholen? muß ich den Pelz nicht überliefern? und mich ſchön dafür bedanken!

Ein unangenehmer Abſchiedsbeſuch ſtört mich im Schreiben. Bis er die Treppe herauf ſteigt, kann ich Ihnen wenigſtens noch ſagen, daß ich bin, und ſtets mit der größten Aufrichtigkeit ſeyn werde

Dero

Freundinn

E. C. König.

Braunſchweig, d. . . März 1771.

Wie geht es doch in aller Welt zu, daß ich ſo lange nichts, gar nichts von Ihnen höre und ſehe? Die Schuld mag wohl auf meiner Seite ſeyn. Auch wenn Sie hier in Braunſchweig ſind — genug hiervon! Jetzt wage ich es, Ihnen meine Unwiſſenheit in einer ohnfehlbar ſehr bekannten Sache, die ich doch ſehr gerne wiſſen möchte, zu bekennen, und mich bey Ihnen Raths zu erholen. Was heißt doch in der Mahlerey das Wort Muſieren? Ich finde es in der Vorrede eines Buchs, das ich beſitze: Eygenwiſſenliche Contrafeytungen — der Römiſchen Päbſt — künſtlich angebildet — Straßburg 1571. Folio. Sie haben die ſehr merkwürdige Vorrede von den Vorzügen der deutſchen Mahler ohnfehlbar lange geleſen? So ſagen Sie mir denn, was heißen die Worte? „desgleichen bekennt er (nehmlich Georg Vaſari) auch, daß gründlich Glasmahlen und Muſieren Aleßo Baldovinetti (ſo erſt ſolches mit etwas Lob in Welſchland aufgebracht „hat) umb das 1389te Jahr von einem deutſchen Pilger, der gegen „Rom gewallet, gelehrnet habe.“ Wüßte ich, mein liebſter Leſſing, daß ich Sie bald hier ſehen würde, ſo würde ich Ihnen nicht einmal eine ſchriftliche Antwort zumuthen. Weil ich mich aber mit der Hofnung vielleicht nicht ſchmeicheln darf, ſo ſchicken Sie mir wohl, blos meine Neugierde zu ſtillen, die mich zu Zeiten, recht zur Unzeit anwandelt, ein Zettelchen zu, das mich belehrt, was Muſieren heißt. Leben Sie wohl, liebſter Leſſing.

Schmid.

Berlin, d. 8. März 1771.

Liebſter Freund,

Wenn es ein Mittel iſt, von Ihnen Antworten zu erhalten, daß man etwas wegen der Bibliothek in Wolfenbüttel fragt, ſo müſſen Sie mir auf dieſen Brief ſogleich antworten; denn ich frage hiermit, ob Sie mir bald die Recenſion des Adelmanniſchen Manuſcripts ſchicken werden, das Hr. Schmid aus dieſer Bibliothek herausgegeben hat. — Ha! verdient das auch eine baldige Antwort? oder rechnet Ihr Herren Bibliothekare ein herausgegebenes Manuſcript nicht mehr für ein Manuſcript?

Damit Sie ſehen, daß ich deſſen ungeachtet nicht böſe bin, ſo ſende ich Ihnen anbey den John Buncle*), den ich eben von Leipzig zurück erhalte. Ich bin ſehr begierig, Ihre Meynung davon zu wiſſen. Mir und Moſes, und ſo gar auch dem Theologen Spalding, hat er ſehr gefallen, andern aber nicht. Wenn Sie dies Buch geleſen haben, ſo ſenden Sie mir es zurück; denn ich habe die letzte Hälfte des zweyten Bandes noch nicht geleſen.

Ich brüte ſeit einiger Zeit auch über einen Roman, der zwar kein

---

*) Es iſt bekannt, daß mir wegen der Ueberſetzung dieſes Buchs unverdiente Vorwürfe gemacht wurden. Ich ließ es aus England kommen, begierig es ganz zu leſen, weil mich die Originalität mancher Charaktere frappirte, die ich in den engliſchen Recenſionen ausgezogen fand. Hier iſt ein Beweis, daß ich es acht Jahre in meiner Bibliothek hatte, ehe an eine Ueberſetzung gedacht ward, und daß es doch verdienten Männern nicht mißfiel. Leſſing behielt das Original, bis er es in dieſem Jahre mir ſelbſt nach Berlin brachte. Es hatte ihm in mancherley Betracht gefallen; und er ſagte ſogar, er wolle es ſelbſt mit Anmerkungen überſetzen. Ob ſie anders geworden wären, als die jetzt bey der Ueberſetzung befindlichen? Vermuthlich. Erſt im Jahr 1776 erfuhr der ſel. **Piſtorius**, bey ſeiner Anweſenheit in Berlin, daß ich dies Buch in meiner Bibliothek hätte. Nachdem er es durchgeleſen hatte, erbot er ſich, die Ueberſetzung zu beſorgen, und Anmerkungen dazu zu machen. Moſes hatte bey ſeiner Anweſenheit in Wolfenbüttel Leſſingen dies Buch gerühmt, welches ihn neugierig darauf machte. **Nicolai.**

Dunkle werden wird, aber in Abſicht auf die heterodoxen Sätze auch nichts beſſer. Wenigſtens ſoll ein orthodoxes ſächſiſches Prieſterkind, wie Sie, noch wohl Aergerniß daran nehmen.

Die allgemeine deutſche Bibliothek kommt, wie die göttlichen Strafen, langſam, aber deſto ſchärfer. Sie erhalten noch zu Oſtern einen Anhang zu den erſten zwölf Bänden, der zwey Bände, oder 85 Bogen ſtark iſt, aus der kleinſten Schrift gedruckt, und dazu noch des XIVten Bandes erſtes und zweytes Stück. Iſt das nicht genug? —

Wollte Gott, ich dürfte an die deutſche Bibl. gar nicht mehr denken! Ich bin von neuerer Litteratur ſo voll, daß ich, wie jeder, der den Magen zu voll hat, nicht verdauen kann. Ich habe oft ſchon aufhören wollen; wiſſen Sie, was mich zurück hält? Die theologiſchen Artikel. Sie haben eine ſo merkwürdige Revolution in deutſchen Köpfen verurſacht, daß man ſie nicht muß ſinken laſſen. Sie haben vielen Leuten Zweifel erregt, und dadurch die Unterſuchung rege gemacht. — Gut! werden Sie ſagen; ich will der Zweifel noch mehr machen, wenn ich die Orthodoxie gegen die neuern Heterodoxen vertheidige; dieſe werden ſich alsdann verantworten und deutlicher erklären müſſen. Nein, liebſter Freund! Sie werden ſtille ſchweigen, und ſich hinter das Schild der Orthodoxie verbergen. Der denkenden Leute ſind ſo wenige, ſie haben in den meiſten Ländern ſo viel zu riskiren, und ſind daher ſo furchtſam; die Orthodoxen ſind durch Geſetze und Beſitz ſo mächtig geſchützt, daß, wenn ſie den geringſten Beyſtand bekommen, ſich die denkenden Leute gar nicht merken laſſen werden, daß ſie freyer denken, als andere. — Wer unſern neuern Theologen nicht von der Seite der Orthodoxie, ſondern von der Seite der natürlichen Theologie, ihre Inconſequenz zeigen könnte: das wäre eine ſchöne Sache! Ich habe es in meinem Romane beyläufig thun wollen; aber die Feder fällt mir aus den Händen, wenn ich bedenke, wie wenig das Publicum in Deutſchland noch vorbereitet iſt, gewiſſe Wahrheiten ganz nackend zu ſehen. Kann man ſie aber nackend nicht zeigen; ſo wollen wir es jedem überlaſſen, wie er, den Umſtänden oder ſeinen Vorurtheilen nach, meynt, ſie bekleiden zu können. Genug, wenn die holden Augen der Wahrheit, die uns beglücken, nur nicht verhüllet ſind.

Ich glaube ſehr wohl, daß unter allen Ihren Büchern der Berengarius dasjenige iſt, bey deſſen Niederſchreibung Sie das meiſte Vergnügen empfunden haben. Er iſt nichts als Empfängniß, und gar keine Geburt. Das iſt wollüſtig! Aber dafür auch bekommen wir Andern, die wir ein Kind erwarten, das reden und laufen ſoll, nichts als ein Mondkalb, das von einem Anatomicus von Profeſſion anatomirt, oder als etwas Rares in ein Cabinet geſetzt werden kann. — Adieu Berengarius; Spartacus iſt meine Sache.

Daß Sie Klotzens lateiniſches Werk abwarten wollen, billige ich ſehr. Riedel, ſcheint es, will nur das große Wort haben, ohne ſich Mühe zu geben; ein Buch zu ſchreiben, koſtet aber Mühe. Sogar ſeine Zeitungen ſchreibt er nicht einmal ordentlich, und ſie werden wohl aufhören.

Moſes Wahl zum Academiſten iſt mir deswegen erfreulich, weil ſie die Vorurtheile vieler Leute gerade ins Geſicht ſchlägt. Inzwiſchen iſt die Confirmation des Königs noch nicht eingegangen; man vermuthet, daß jetzt in Potsdam Staatsgeſchäfte im Werke ſind, und daß der König darüber das Schreiben der Academie zurück gelegt hat.

Leben Sie wohl, mein lieber Leſſing. Ich bin ſtets

der Ihrige,

Nicolai.

Augsburg, den 16. März 1771.

Mein lieber Herr Leſſing!

Sie wiſſen, daß ich abreiſen wollte, aber noch wiſſen Sie nicht, daß ich wirklich abgereiſet bin, und bereits 63 Meilen zurückgelegt habe. Wetter und Wege ſind bisher ziemlich gut geweſen, allein während den acht Tagen, die ich mich hier aufgehalten, hat beydes ſich ſo verſchlimmert, daß kaum durchzukommen ſeyn ſoll. Alles achte ich nicht, wenn ich nur geſund bleibe! Die Hoffnung, meine nächſten, meine beſten Freunde zu ſehen, erleichtert mir alle Beſchwerden, und läßt keinem Gedanken von Furcht Raum.

Ihr Brief, und folglich auch der Rath — mich noch in Wien zu verweilen — kam zu ſpät; denn erſt heute habe ich ihn erhalten; und wäre er auch früher gekommen, ſo hätte ich ihm doch nicht folgen können, weil meine Rückreiſe platterdings nothwendig war. Dieſe frühere Zurückkunft muß aber Ihren Entſchluß nicht ändern, mir nach Hamburg zu folgen, ſonſt halte ich mich lieber noch etwas unterweges auf. Ich werde ſo unter vier Wochen nicht nach Hauſe kommen; denn in Augsburg, Nürnberg und Heidelberg halte ich mich noch auf, doch ſo kurz wie möglich.

Aus Ihrem Entgegenkommen wird alſo nichts, weil das böſe Lotto nicht hat verſpannen wollen. Ihnen gratulire ich deswegen; Sie erſparen böſe Wege und langweilige Geſellſchaft. Ich arme Frau! verliere allein. Die böſen Wege muß ich machen, und vermiſſe zugleich die angenehmſte Geſellſchaft, um die ich gerne den ſtolzen Gedanken hätte fahren laſſen, als ob die Art, durch das Lotto reich zu werden, meiner nicht würdig wäre. Es ſtehet mir ſo nicht an, daß Sie dieſen Ausſpruch gethan haben. Denn ich denke, eheſtens eine Quaterne zu gewinnen; und ich ſage Ihnen zum Voraus, daß ich ſie annehme, ſo gern ich auch in einer Reihe mit Ihnen bliebe.

Die Klopſtockiſchen Schrittſchuh- und Leſegeſellſchaften haben mich herzlich zu lachen gemacht. Meine Imagination ſtellte mir gleich den ganzen Kreis von Damen vor, und ihn mitten darinnen voller Entzückung, indem er bey einer rührenden Stelle die Thränen von den Wangen ſeiner Zuhörerinnen herunter rollen ſah. Was ich aber befürchtete, war, daß er Einigen nach Hauſe folgen, und da Entdeckungen machen möchte, die ſeine Zufriedenheit ſtöhren könnten. Was ſagen Sie dazu, hatte ich Recht? Und habe ich Recht, wenn ich Sie bitte, ſich um kein Patent für mich zu bemühen? Es würde Sie viel koſten; denn Klopſtock nimmt gewiß lauter hübſche Frauen auf — und am Ende möchte ich doch nur eine ſchlechte Rolle unter ihnen ſpielen.

So weit aus München, woher Sie dieſen Brief hätten erhalten ſollen, wenn ich nicht durch unvermuthete Geſchäfte wäre verhindert worden. Ich bin herzlich froh, daß ich aus Bayern bin. Dieſes ſonſt ſo geſegnete Land zeiget einem nun nichts als Jammer und Noth. Auf einer Station von München auf hier ſchloſſen gewiß achtzig Bettler einen Kreis um mich, in dem ich vielleicht noch ſtünde, wenn der Poſtillion nicht die Peitſche gezeiget hätte. Dies war auf einem elenden Dorfe, Sie können denken, wie es in Städten iſt. In München laufen einem ganze Familien nach, und ſchreyen, man möchte ſie doch nicht verhungern laſſen.

Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen recht Vieles zu ſchreiben; allein ich muß abbrechen, wenn ich den Brief von hier ſchicken will. Ich halte mich aller Orten nur kurz auf, und habe überall ſo viele Perſonen zu beſuchen, daß ich Abends ſo müde wie ein Holzhacker bin. Bedauern Sie mich aber nicht: dieſe Bewegung erhält mich noch. — Vermuthlich ſchreibe ich Ihnen von Heidelberg. — Indeß danke ich Ihnen für den Antheil, den Sie an meiner Geſundheit nehmen, die, wie ich hoffe, täglich beſſer werden ſoll. — Nicht weniger ſchmeichle ich mir, mit Ihrer Ueberredung, als ob ich glücklich wäre, zu Stande zu kommen. Doch muß ich zu meiner Schande bekennen, daß ich noch ziemlich weit davon entfernet bin. Es freuet mich, daß Sie es ſo weit gebracht haben. Noch lieber wäre es mir, wenn Sie mich verſicherten: daß Sie ſo vergnügt und ſo glücklich wären, als Sie es verdienen, und als es diejenige wünſchet, die ſtets iſt

Dero

ergebenſte Freundinn
E. C. König.

Von Nürnberg aus wird an den Roſenwirth in Braunſchweig ein Verſchlag kommen, den er bis zu meiner Ankunft in Verwahrung halten ſoll. Wenn Sie ihn ſprechen, ſo haben Sie die Güte und ſagen ihm, daß er Sorge trägt, daß nichts auf den Verſchlag geſetzet wird.

Göttingen, d. 28. März 1771.

Beygehendes Stück von einem Briefe enthält eine Notiz, die ſich auf Ihren Berengar bezieht. Da ich nicht weiß, ob Sie bereits ſchon beſſere Nachrichten haben, ſo überſende ich ſie zur Einſicht, und beharre mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Heyne.

„Das neulich in den dortigen Anzeigen erwähnte vom Oudin angeführte Manuſcript in Oxford iſt nicht das Wolfenbüttelſche, ſondern Lanfranc's Antwort auf Berengar's erſtes Werk: De Sacramento Altaris. Das erſte Blatt fehlt; deswegen iſt von dieſem Manuſcript im Brazen Noſe College in dem Catalogo der Titel nicht angezeigt: daher Oudins Irrthum. Von eben dieſem Werke, nehmlich von Lanfranc's Antwort auf den Berengar von §. zu §., ſind zwey Mſpte in der Bodleyiſchen Bibliothek. Das zweyte Mſpt., deſſen Oudin erwähnt, nehmlich das Dubliner, hält der Correſpondent des Biſchofs (von Oxford) für Berengar's erſtes Werk, nehmlich de Sacramento Altaris; aber nicht für eine Antwort auf Lanfranc's Schrift. Mit den beſten und erkenntlichſten Wünſchen bin ich ꝛc.

London,
den 5. März 1771.

Velthuſen.“

Berlin, den 9. April 1771.

Liebſter Freund!

Ich ſchicke Ihnen meine philoſophiſchen Schriften, aber ohne einen Brief dazu zu ſchreiben. Ich befinde mich ſeit einiger Zeit ſo übel, daß mir das Leſen und Schreiben völlig unterſagt worden. Noch dieſen ganzen Sommer ſoll ich ſo muſenlos hinbringen, und wie jener

König der Menſchheit beraubet werden, um unter den wilden Thieren meine Vernunft wieder zu ſuchen.

Leben Sie wohl, mein Freund, und mäßigen Sie Ihren Eifer zu leſen und zu denken, damit Sie deſto länger aushalten. Ich bin

Ihr

aufrichtiger Freund
Moſes Mendelsſohn.

Leipzig, d. 12. April 1771.

Daß ich es mit Ueberſendung dieſes Exemplars nicht habe bis zu Ausgange der bevorſtehenden Meſſe anſtehen laſſen, das wird Ihnen das Durchleſen des erſten Bogens begreiflich machen. Da dieſer Band Ihnen nunmehr eigenthümlicher, als irgend einem andern Beſitzer zugehört, ſo war es meine Pflicht, Ihnen das erſte Exemplar, das ausgegeben worden iſt, zuzufertigen. Für meine Freyheit hoffe ich von Dero billigen Geſinnungsart Verzeihung zu finden. Ich bin bewußt, daß ich anders nichts gethan, als was die Dankbarkeit von mir heiſchte, und daß ich darunter anders nichts, als die Fortdauer Ihrer Wohlgewogenheit gegen mich, geſucht habe. So lobenswerthe Bewegungsurſachen, und ſo unſchuldige Abſichten, können mein Verfahren vor Ihnen, ver meinem Herzen, und vor der ganzen Welt rechtfertigen. Ganz unintereſſirt bin ich freylich nicht. Ich will es nur geſtehen. Aber kann es wohl einem Gelehrten, der in alten Handſchriften gerne herumwühlt, verarget werden, wenn er die Gunſt eines Mannes, der zum Verwalter eines anſehnlichen Bücherſchatzes beſtellt iſt, durch Bezeugung ſeiner Hochachtung, zumal wenn die Hochachtung ſo ungeheuchelt iſt, als die meinige, ſich verſichert. Freylich wäre es wohl meine Schuldigkeit geweſen, Ihnen, hochgeehrteſter Herr Bibliothekar, vorher von meinem Vorhaben einen Wink zu geben, und Sie um Dero Einwilligung anzuſprechen. Aber ich zweifelte, ob Sie dieſelbe geben würden. Was war alſo übrig? Ich mußte Sie überraſchen. Wenn das nur auf eine nicht gänzlich mißfällige Weiſe geſchehen iſt! Vielleicht zürnen Sie über mich, daß ich gerade zu geſtanden habe, daß Euer Wohlgebohrnen mir das Helmſtädtiſche Manuſcript zugeſchickt haben. Aber wie konnte ich anders? Wie hätte ich es herumbringen müſſen, wenn ich der Wahrheit nicht zu nahe treten, und dennoch den Excerptis Lectionum die Glaubwürdigkeit verſchaffen wollte? Ich mußte meinen Währmann nennen, von dem ich die Lectionen hatte. Wen hätte ich dazu angeben können? Wer hätte wohl die Schuld der Unrichtigkeiten, die im Excerpiren mit unter gelaufen ſeyn werden, gerne auf ſich genommen? Gewiß niemand. Am ſicherſten vermeinte ich alſo zu gehen, wenn ich mit der Wahrheit umgienge, zumal da dieſe Wahrheit Ihnen doch nunmehro, nachdem der Codex wieder an Ort und Stelle iſt, weder Gefahr von Verantwortung zuziehn, noch Ihrem guten Namen ſchaden kann. Sie machten mir einmal Hofnung zu dem Codice Libanii. Könnte ich ihn wohl mit dieſer Meſſe erhalten? Ueber etliche Wochen würde ich ihn nicht behalten. Auch den vorſtehenden Sommer habe ich dem Libanio zugedacht, wie ich ihm den letztverwichenen aufgeopfert habe, denn an meinen oratoribus graecis, kann ich für itzt nichts thun, ſondern muß eine Weile damit inne halten. Leben Sie recht wohl. Ich verharre, nebſt gehorſamſtem Empfehle von meiner Frau ꝛc.

D. Reiske.

Frankfurt, den 19. April 1771.

Mein lieber Herr Leſſing!

Morgen reiſe ich von hier, und habe alſo künftigen Mittwoch oder Donnerſtag das Vergnügen, Sie in Wolfenbüttel zu beſuchen. Es könnte zwar ſeyn, daß ich in Braunſchweig Briefe vorfände, die meine Nachhausreiſe preſſirten, und da müſſen Sie verzeihen, wenn ich Sie dieſesmal nicht beſuchte. Ich will es denn doch nicht hoffen, und daher die Beantwortung Ihres Briefes auf das Mündliche verſparen. Viele Freunde, die mich beſuchen, und mein Koffer, der noch nicht gepackt iſt, erlauben mir nicht weitläuftiger zu ſeyn. — Sie reiſen doch wohl mit mir nach Hamburg? Sie ſind mir ja drey Gegenviſiten ſchuldig, die Sie doch wohl einmal abtragen können.

Leben Sie wohl! Ich bin

Dero

ergebene Dienerinn
E. C. König.

Hamburg, den 4. May 1771.

Mein lieber Freund!

Ich verlange eben ſo gern in Hamburg zu wiſſen, was Sie machen, als in Wien, und darum werden Sie verzeihen, wenn ich mich eher darnach erkundige, als Sie zu vermuthen, ich will nicht ſagen, zu wünſchen ſchienen. Bald kam es mir doch ſo vor. Denn Sie forderten, außer einer Nachricht, die ſich noch ſehr in die Länge ziehen kann, keine Briefe von mir. Wenn Sie alſo weiter welche von mir haben wollen, ſo müſſen Sie mir erſt dieſen Verdacht benehmen, und iſt er ungegründet, ſo ſchreiben Sie ihn meinen hypochondriſchen Umſtänden zu, die mich ſehr oft täuſchen. — Eben dieſe fatale Hypochondrie hat mich diesmal abgehalten, mich nicht noch einige Tage in Braunſchweig zu verweilen, wie ich wirklich Willens war, wenn ich keine Briefe vorfände, die mich preſſirten. Es reute mich ſchon, wie ich nur eine halbe Stunde von Braunſchweig war, und nun verdrießt es mich um ſo mehr, weil ich glaube, ich hätte mich durch einige Tage Ruhe beſſer erholet, und wäre dann nicht krank auf hier gekommen. Seitdem ich hier bin, befinde ich mich nicht wohl. Ich habe auch noch keinen Schritt vor die Thüre gethan. Doch habe ich alle meine ſogenannten Freunde und Freundinnen — außer Madam Z. und Herrn Z. — ſchon geſehen, und mir manch Neues von ihnen erzählen laſſen. Die Hauptſtoffe ſind nun das Lotto und die Leſegeſellſchaften. Die, ſo an Beyden keinen Antheil haben, raiſonniren über Beyde, und der, ſo Antheil an Einem hat, ſtriegelt das Andere durch. — Niemand macht ſich über die Leſegeſellſchaft ſo luſtig, wie Madame B. Man hat ſie zum Mitglied wählen wollen, ſie hat aber zur Antwort gegeben, ſie ſey aus den Zeiten Moliers, wo die Weiber zu nichts anders, als zum Nähen und Spinnen angeführt worden wären. Das Letztere könne ſie nicht einmal. Aber unſere Madam K., meinten Sie doch, wäre nicht Mitglied. Sie iſt es nicht nur von der Deutſchen, ſondern auch von der Franzöſiſchen.

Herrn K. fand ich ganz verändert. Gezwungen und ſtille. Sie wiſſen, wie er ſonſt gleich ſo viele Neuigkeiten auszukramen hat; nun keine Einzige. Der Lottologiſt hat ihn vermuthlich ein Bischen gedemüthiget. Ich ſchicke Ihnen das Blatt, wenn Sie es etwan noch nicht geleſen hätten. Man ſagt, er habe ſich ſchrecklich darüber geärgert, und [illegible] Verdacht gehabt: der ſich darüber mit ihm explicirt hätte, aus Furcht, es möchte beantwortet werden. Sie ſehen, die Mediſance nimmt in Hamburg nicht ab, ſondern immer zu. Wann ich erſt alles erzählen würde, ſo würden Sie erſtaunen, und dann brauchte ich nicht aus unſerm Cirkel zu gehen.

Herr E. iſt glücklicher als Sie dachten. Madam H. iſt nicht hier, ſondern wird erſt im Auguſt erwartet. Es iſt blos zum Spaß in den Thorzettel geſetzt worden, um die galanten Herren auf die Beine zu bringen. — Es ſoll auch reuſſirt ſeyn. Denn des andern Tages ſind viele in der Stadt herum gelaufen, um ſich nach ihrem Logis zu erkundigen.

Was wird der Auguſt für ein angenehmer Monath werden! Die Damen freuen ſich auf Herren Leſſing, und die Herren auf Madam H. Sie halten doch gewiß Wort? Sie müſſen, wenn Sie mich nicht zu Schanden machen wollen. Ich habe es viel zu gewiß verſichert. Was noch beſſer wäre: Sie kämen einen Monath früher, und wir tränken zuſammen den Pyrmonter. Ich wollte ihn dann zum Voraus beſorgen. Ich wäre gewiß, daß er mir in keiner Geſellſchaft beſſer bekäme, und Sie müſſen ihn ſo Ihrer Augen wegen trinken. Warum wollten Sie das Uebel einreißen laſſen, da Sie ihm zuvor kommen können? Sagen Sie, mein lieber Freund, gefällt Ihnen der Anſchlag? ſo ſehe ich meinen Brunnen ſo lange aus.

Wenn Sie den K. v. K. ſprechen, ſo ſagen Sie ihm: ich würde mir ſeinen Auftrag angelegen ſeyn laſſen. Noch habe ich Madam St. nicht geſehen; aber die erſte Viſite, ſo ich mache, ſoll zu ihr ſeyn.

Leben Sie recht vergnügt, und laſſen Sie ſich keine ſo finſtern Gedanken mehr kommen, wie im vorigen Winter, und wenn ſie ja wieder kommen ſollten, und es fällt Ihnen kein Freund ein, ſo begnügen Sie ſich mit einer Freundinn, und erinnern ſich an

Dero
ergebene Dienerinn
E. C. König.

Hamburg, den 7. May 1771.

Mein lieber Freund!

Sie müſſen keinen Kalender haben, der Ihnen richtige Poſttage angiebt; denn alle Ihre Briefe laufen länger als ſie ſollten, und dies gerade gegen meinen Wunſch: lieber eher als ſpäter! Vorzüglich wäre mir daran gelegen geweſen, den letztern um einen Tag früher zu erhalten, ſo hätten Sie den häßlichen Fehler nicht entdeckt, daß ich mißtrauiſch bin. Ich bin um ſo mehr gedemüthiget und beſchämet, da Sie mir nun gar mit Schreiben zuvorkommen. Doch hierinn ſollen Sie nichts zum Voraus behalten. Ich hätte Ihnen wirklich mit der erſten Poſt geſchrieben, wenn ich wohl geweſen wäre, und außerdem nicht ſo viel zu ſchreiben gehabt hätte; wäre es auch nur geſchehen, um zu fragen, ob Sie weitere Briefe von mir erwarteten. Indem ich ſo weit komme, fange ich an, dieſen Verdacht für keinen Fehler mehr zu halten, ſondern für eine ungegründete Muthmaßung. Was wäre natürlicher, als wenn Sie, die Sie ſo gut ſchreiben, und außerdem ſo viel ſchreiben, gern eine ſo elende Correſpondentinn aufgäben? Ich, wahrhaftig, wundere mich eher, wann Sie es nicht thun, als wenn Sie es thäten. — Was mir aber am liebſten iſt, laſſe ich Sie errathen. Darauf verſtehn Sie ſich ſo weit beſſer, als ich. Denn ohnerachtet ich mir den Kopf ſchon faſt zerbrochen, kann ich doch nicht einen von denen Schlüſſen errathen, worauf Sie bauen wollen, wenn ich mir die Sache von dem K. v. K. angelegen ſeyn laſſe.

Sie mögen nun aber ſeyn, welche ſie wollen, ſo ſehen Sie, daß ich mich auch ſelbſt durch dieſe Drohungen nicht abſchrecken laſſe. Denn heute war mein erſter Ausgang bey Madam St.**, und zwar blos in der bewußten Abſicht: ich traf ſie aber nicht, und daher kann ich Ihnen alſo auch noch nichts Eigentliches ſagen. — So viel iſt gewiß, mit ruhigem Herzen unternehme ich die Sache nicht. Ich ſchätze unſern K. v. K. zu hoch, und traue ſeinem Charakter mehr zu, als daß das allein ihn glücklich machen könne. Wenn ich alſo die Hand in dieſer Sache biete, ſo geſchiehet es blos, um mein Wort zu erfüllen, ohne zu wünſchen, daß ſie mir gelingen möge.

Ihre Wünſche ſind erfüllet. Ich bin den Sonntag bey guter Zeit nach Hamburg gekommen, und habe meine Kinder in dem beſten Wohlſeyn getroffen. Sie waren mir entgegen gegangen, und ſchon wieder troſtlos zu Hauſe gekommen, daß ſie auch dieſen Tag ihre Mutter vergebens erwartet hatten. So überraſchte ich ſie — denn ich war an des Nachbars Hauſe abgeſtiegen. Nun ſtellen Sie ſich unſere Freude vor. Denn die läßt ſich nur empfinden, aber nicht beſchreiben. Für Malchen war ſie faſt zu ſtark, und ich befürchtete üble Folgen. Sie ward blaß wie der Tod, zitterte an Händen und Füßen, und konnte kein Wort reden. Hingegen Engelbert äußerte ſein Vergnügen ganz laut; und was mich am meiſten wunderte, Fritzchen erkannte mich gleich, und ich würde ihn, unter welcher Verkleidung es auch geweſen wäre, auch gleich wieder erkannt haben; denn nun er rothe Backen hat, iſt er vollends ſeines Vaters Ebenbild.

Heute habe ich den halben Tag dazu angewandt, um meinen Freunden die Gegenviſite zu machen. Es kam mir aber ſo ſauer an, daß ich wohl ſchwerlich vor vierzehn Tagen wieder auskommen werde. Denken Sie nur nicht, daß mir das ſchadet. Ich habe ſo viele Beſchäftigungen, daß ich zu Hauſe weniger Zeit habe an mich zu denken, als in Geſellſchaft, und wann ich nur dieſem ausweichen kann, ſo habe ich ſchon viel gewonnen.

Ueber die Sch...en Kinder habe ich mich gefreuet, beſonders über Louiſchen. Dieſe wird die Schönſte und Artigſte unter allen. Karoline hat durch die Pocken etwas gelitten. Vielleicht giebt es ſich wieder, wenn die Geſchwulſt erſt völlig weg iſt. Ob Madam Sch. Sie beſuchen wird, ſoll mich verlangen. Ich wünſche es; noch mehr aber wünſchte ich, daß ſie Sie bereden könnte, mit ihr auf hier zu kommen. Das müſſen Sie aber ja thun, und bey mir das Logis nehmen, ſonſt kriegte ich Sie wenig oder gar nicht zu ſehen: denn unſer Zirkel hat ſich durch Nobleſſe und Magiſtrats-Perſonen ſo erweitert, daß ich mich wohl ſchwerlich mit darunter mengen werde.

Sie wiſſen doch, daß der alte Borgeſt todt iſt? Ich fürchte, unſer guter Alberti folget ihm nach. Er gehet zwar noch aus; allein er ſiehet ſo elend aus, daß man ihn ohne Empfindung nicht anſieht. Madam Schl. ſiehet auch ſehr übel aus, wenigſtens iſt ſie um die Hälfte magerer geworden. Dieß hat aber eine gute Urſache; ſie ſoll in Wochen.

Wenn Sie mir antworten, ſo ſind Sie wohl ſo gütig und ſagen mir, wie man den Kitt, um das Porcellain zu leimen, macht? Was man hier repariren läßt, hält nicht.

Leben Sie wohl! und zählen Sie mich immer unter Ihre aufrichtigſten Freundinnen. So werden Sie nicht zweifeln, daß ich Ihre Beſuche in Gedanken öfters erwiedere. Ich bin

Dero

ergebene Dienerinn
E. C. König.

Leipzig, d. 10. May 1771.

Die Zerſtreuung der Meſſe, von der uns der Kopf gewiſſermaßen noch drehet, läſſet mir nicht zu, Dero liebreiches und verbindliches Schreiben mit der gehörigen Erkenntlichkeitsbezeigung zu beantworten. Ich bitte deswegen um Verzeihung. Nur ſo viel will und muß ich in Eil ſagen, daß Dero ungemeine Güte und Willfährigkeit mein ganzes Herz mit dem Gefühle einer Schuld eingenommen hat, die ich wohl ſchwerlich niemals werde abtragen können: den Codicem Libanii hoffe ich in der letzten Hälfte des nächſt kommenden Julii perſönlich Ihnen wieder zuzuſtellen. Denn wenn Gott nicht eine unvermeidliche Hinderniß darzwiſchen legen ſollte, ſo bin ich feſt entſchloſſen, habe auch dem Herrn Profeſſor Ebert deſsfalls mein Wort gegeben, mich um beſagte Zeit bey Ihnen einzufinden, um das Vergnügen Ihres Umganges zu genießen. Weil Euer Wohlgebohrnen die beyden Exemplare meines Demoſthenes durchaus bezahlen wollen, ob ich gleich von Schuldigkeit und Rechtswegen Ihnen das eine ſchenken wollte, ſo bin ich zwar ſo frey, die Bezahlung dafür anzunehmen, bitte aber dagegen nicht allein beygehendes Exemplar auf Schreibpapier der drey erſten Bände meines Werks, als ein ſchuldiges und williges Opfer der Dankbarkeit unentgeldlich anzunehmen, ſondern auch zu erlauben, daß wenn mir Gott geſtattet, auch die künftigen Theile zu liefern, ich dieſelben Ihnen auf gleiche Bedingung zuſchicke. Mit gelehrten Neuigkeiten kann ich Euer Wohlgebohrnen für itzt nicht unterhalten, theils weil ich deren nicht gar viel weiß, die Ihnen wahrſcheinlicher Weiſe unbekannt ſeyn könnten, theils weil die Kürze der Zeit mir für jetzt befiehlt, mit der Verſicherung zu ſchließen, daß ich ſey, und allezeit ſeyn werde ꝛc.

D. Reiske.

N. S. Meine Frau iſt wie auf Dero Freundſchaft gegen mich, alſo auch inſonderheit auf Dero letzte Zuſchrift recht ſtolz, und befiehlt mir, Ihnen ihre Dankſagung deswegen ganz beſonders abzuſtatten.

Berlin, den 15. Mai 1771.

Liebſter Bruder,

Ich habe mir ſeit einiger Zeit das Vergnügen, an Dich zu ſchreiben, verſagen müſſen; und da man ſich nicht leicht ein Vergnügen ohne große Urſachen verſagt, ſo wirſt Du ſie wohl triftig finden, ohne daß ich Dich mit der Erzählung derſelben heimſuche.

Ob Du gleich kein Manuſcript unter der Meſſe geſchickt, ſo fürchte ich doch nicht, daß Dich Unpäßlichkeit daran gehindert hat. Man wird alles überdrüßig, wenn man ſich anſtrengt, und Du haſt Dich in zu vielerley Arbeit vergraben. Schwerlich wirſt Du wohl den zweyten Theil Deiner Schriften zu Michaelis liefern können, wenn Du nehmlich alle Deine Poeſien mit Zuſätzen und Abhandlungen begleiten willſt. Den von Dir herausgegebenen Skultetus habe ich noch nicht geleſen, und ich muß Dir meine Unwiſſenheit bekennen, ich habe in meinem Leben von dieſem Manne nichts gehört.

Haſt Du den neuen Amadis geleſen? Von ſeiner Versart wundert es mich, daß der Verfaſſer ſie für ſo etwas Beſonders ausgeben kann. Sie ſcheint mir zu dem Inhalte wenig paſſend, ſo ſehr er dieſes auch zu verſtehen geben will. Bequemlichkeit iſt die Erfinderin davon. Schöne Stellen ſind genug darin; aber das Ganze! Warum ſoll ein Wieland auch nicht einmal bloß für ſeinen Verleger ſchreiben? Bambos Töchter hätten nicht eben reiſen dürfen; auf ſo eine Art hätten ſie auch bey ihrem Vater Männer bekommen können. Wer den

Idris und die Muſarion geleſen, muß bey den beſten Stellen des Amadis ausrufen: aufgewärmter Kohl! wiewohl, was mich betrifft — der aufgewärmte Kohl iſt mir lieber, als der friſche; doch dürfen und werden nicht alle meines Geſchmacks ſeyn.

Die Inoculation der Liebe iſt in Wielands Ton; es hat mir aber geſchienen, als wenn der Verfaſſer ſich zwänge, in dieſem Tone zu ſchreiben. Die Erfindung wird wohl bloß durch das Wort Inoculation witzig. Thümmel ſoll dieſe Erzählung gemacht haben, und neben ſeinem komiſchen Heldengedichte kann ſie immer ſtehn.

In Abbts Briefen will man viel Unnützes finden, in ſo weit ſie nehmlich dem Publicum vorgelegt worden. Aber es iſt doch in dieſen Briefen zu lernen; und wahrhaftig! ſie haben mir auch Vergnügen gemacht.

Den Briefwechſel zwiſchen G** und Sp** habe ich unmöglich ausleſen können. Sp** hat ſich öffentlich über dieſen Druck beſchwert, und zu G*'s Entſchuldigung kann man höchſtens ſagen, daß er vor Erbitterung nicht auch Unſchuldige mit compromittiren ſollen. Er iſt bey ſeinem letzten Hierſeyn von Sp** etwas kalt empfangen und von S*ck gar in Geſellſchaft, wegen ſeiner Spielerey in Verſen, ſo ſpöttiſch angelaſſen und betroffen gemacht worden, daß er verſtummt iſt. Geziemt ſich das? S* ſey immer Propſt oder Papſt der reformirten Gemeine zu Berlin, ſo hat er doch kein Recht, ſeinen Freund in Geſellſchaft zu beleidigen. War G* ſein Freund, ſo konnte er es ihm ja unter vier Augen ſagen: und dann war es edel. Wenn man es mit ſeinen Predigten auch ſo ſcharf nehmen wollte! Es wird auch nicht alles Gold ſeyn, was man darin findet. G* mag mit unter noch ſo tändelnde Verſe gemacht haben, ſo hat er doch auch vortreffliche gemacht. Und kannſt Du es glauben, daß man S*cken durchgängig Recht giebt?

Koch kommt mit ſeiner Truppe nach Berlin. Er hat das Schuchiſche Privilegium und Haus für 16,000 Thaler erhalten. Gebe Gott, daß er mehr Glück macht, als Döbbelin und Schuch! Der erſte iſt dieſe Meſſe in Leipzig geweſen, und das Glück, daß er daſelbſt durch die Leipziger Kabale und andere Umſtände Zulauf gehabt, ſoll ihn ganz wieder verdöbbeliniſirt haben. „Meine Minna, hat er ſich ausgedrückt, hat die Kochiſche aus Leipzig auf ewig verjagt, und mein Ruhm ſteht in Leipzig auf marmornen Säulen!“ In Leipzig vor dem Petersthore neben den Marktſchreyern, Seiltänzern und der Hunde-Akademie!

Haſt Du das 20ſte und 21ſte Stück der Klotziſchen Bibliothek geleſen? Schwerlich! Du findeſt auch nichts weiter darin als lauter

Invectiven wider Dich, Nicolai und Herder. Elende Bücher, von denen ſie ſelbſt geſtehen, daß ſie elend ſind, begleiten ſie mit bogenlangen Recenſionen. Allein etwas Gutes, das mich ſehr gefreut hat, fand ich doch darin: Proben einer Ueberſetzung der Iliade, und eine Ueberſetzung der 3 erſten Akte des Oedips von Sophokles. Ich möchte wohl Deine Meynung darüber wiſſen.

Von unſerer Mutter habe ich Briefe gehabt. Sie verlangt, Du ſollſt den Lebenslauf unſeres Vaters aufſetzen. Ich habe ihr vorgeſtellt, Du hätteſt jetzt alle Hände voll zu thun. Allein ich kann es ihr nicht ausreden oder ſie nur zur Geduld bringen. Wenn es Dir möglich iſt, ſo thue es. Ich habe mich dazu, und auch zum Druck, erboten; aber das will ſie nicht.

Dein
treuer Bruder,
Karl.

Hamburg, den 19. May 1771.

Mein lieber Freund!

Ich kann Ihnen wohl keinen größern Beweis geben, wie angenehm mir Ihre Briefe ſind, als den, daß ich Ihnen denſelben Poſttag antworte. Heute zwar geſchiehet es mit aus einem andern Grunde. Ich will meine Ehrlichkeit nicht auf die Probe ſetzen. Da ich ins Lotto auf

4. 8. 23. 31. 45.

für unſre gemeinſchaftliche Rechnung geſetzt habe, und keine Poſt vor der Ziehung mehr abgehet, ſo möchte ich nachher verleitet werden, den Gewinnſt für mich allein zu behalten. Dieſes allein will ich mir vorbehalten, Sie ſollen nicht wiſſen, wie viel wir gewinnen können, bis ich Ihnen die baaren Louisd'or einſchicke. Denn daß wir wenigſtens eine Quaterne bekommen, bin ich ſo viel als gewiß. Was wird der B. für rothe Bäckchen kriegen! Ohnerachtet ſie bis ietzo nichts als glückliche Ziehungen gehabt haben, iſt er doch noch unzufrieden, und verſichert, daß das lange nicht übrig bliebe, was man ſich vorſtelle. Freylich läuft ihnen mancher mit einem Päckchen weg, ſo wie Herr St., der nicht allein einige tauſend Thaler Collectengelder unterſchlagen haben ſoll, ſondern er hat auch ſogar Scheine, die er in Verwahrung hatte, an Juden verſetzt. Wie ich heute höre, iſt er arretirt, und wird auf den Staubbeſen angeklaget.

An den B. ſchreiben Sie nur bald, wenn Sie haben wollen, daß er aufhören ſoll zu ſchmälen. — Lehrreich und erbaulich mag ſeine

Correſpondenz eben nicht ſeyn, aber daß ſie einem zum Lachen Stoff giebt, das glaube ich wohl.

Ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, mit ihm wegen Sch. zu ſprechen; allein ihr habe ich recht derb die Wahrheit geſagt. Sie ſoll hauptſächlich Schuld an dem Verdacht ſeyn. Sie ſcheinet es aber auch nun zu bereuen. Indeß iſt es nun zu ſpät. Ich glaube nicht, daß Sch. jemals wieder Umgang mit ihnen hält, und er hat Recht. Wäre der Bruder nicht mit angeführet worden, ſo ließ ich es noch hingehen, aber dieſe Niederträchtigkeit einem ehrlichen Manne aufzubürden, wäre für mich ebenfalls unvergeßlich. Dies ſagte ich auch dem lieben G**, und es freuet mich, daß ich nun ſehe, daß Sie mit mir einerley Meinung ſind.

Die gute Madam Sch. dauert mich. Sie hat es erſt bey ihrer Zuhauſekunft erfahren, und kränket ſich noch täglich darüber. Sonſt iſt ſie geſund und munter. Seit ſie hier iſt, däucht mich erſt, daß ich in Hamburg bin, ob ich ſie gleich nur zweymal geſehen habe. — Morgen werde ich zum erſtenmal aus, und zwar bey ihr ſpeiſen, in Geſellſchaft des Altonaer Lottos; wenigſtens hat ſie mich darauf bitten laſſen. Was das für Geſichter ſeyn werden? Vermuthlich iſt R. mit dabey. Den Ehrenmann kennen Sie ja wohl? Man ſagt: ſeit er die Entrepriſe mit der Lotterie gemacht habe, ſey er ſehr fromm geworden.

Sie wiſſen doch wohl, daß nun auch in Eutin ein Lotto errichtet wird? Wiſſen Sie denn auch, wer die Octroy hat? Der Chevalier, der uns in Altona mit Limonade und Butterbrod bewirthete. Seinen Nahmen weiß ich nicht.

Nun genug vom Lotto! Ich habe Sie noch von was Wichtigers zu unterhalten, ich meine von der Heyrath unſers Herrn K. Madame St** glaubt, daß die Sache nicht möglich zu machen wäre. Die Frau wäre zu ſehr mit ihrer Familie umgeben, als daß ein Fremder, der ihr nicht bekannt iſt, den Zutritt bey ihr erlangen könne. Sie wenigſtens weiß keine Anleitung zu geben; denn ſie hält keinen Umgang mit ihr. Ich bin aber auf der Spur, mir durch einen andern Weg ihre Bekanntſchaft zu verſchaffen. Bringe ich es dahin, ſo ſchreibe ich es gleich, damit K. herüber kömmt. Denn ohne ſeine Gegenwart unternehme ich nichts.

Ackermann hat eine vortrefliche Acquiſition an dem neuen Acteur — deſſen Nahme mir nun nicht beyfällt — gemacht. Sein Spiel gefällt, noch mehr aber ſeine Perſon, weil er einem Herrn gleich ſehen ſoll, der den hieſigen Damen gefallen hat. Ich ſage, gleich ſehen ſoll, denn ich finde nicht die mindeſte Aehnlichkeit, wenigſtens bis jetzo noch, und wenn ich dieſe Aehnlichkeit in der Zukunft nicht bemerke, ſo behaupte ich, daß ſie nicht iſt, und nicht ſeyn kann. Wiſſen Sie nun noch nicht, wer der Herr iſt? Ich dächte ja.

Ich bin ſchon dreymal gerufen, um mit auf die Rabe zu gehen, ich muß alſo wohl ſchließen.

Leben Sie wohl, und ſchreiben Sie mir bald wieder. Ich bin

Dero

aufrichtige Freundinn
E. C. König.

Sehen Sie! Ihr Brief iſt wieder ſieben Tage gelaufen.

Den Brunnen wollen Sie alſo nicht trinken, und bey mir logiren wollen Sie auch nicht? Ich mag Sie nicht noch einmal darum erſuchen. Wenn es Sie aber nicht geniert, mich genieren Sie gewiß nicht.

Braunſchweig, d. 21. May 1771.

Ich ſchicke Ihnen, liebſter Leſſing, abermals eine kleine Schrift vom Herrn H... Wollen Sie nicht ſo gut ſeyn, und in einem Zettelchen an mich, ein Kompliment an ihn ſchreiben, das ich ihm zuſchicken kann? Ich erinnere mich, daß Sie mir dieſes einmal verſprochen. Die armen geplagten Männer, die Amts halber dergleichen ſchreiben müſſen, haben ja keine andere Belohnung, als unſern Beyfall.

Neulich ſchickte mir jemand einen Codex vom Aquinas, etwa eines Daumens dick, in Oktav auf Papier geſchrieben, zu, den er durchaus für ein ineditum ausgeben wollte, weil er bey Einreißung einer alten Mauer auf einem adelichen Schloſſe in einem Käſtchen verwahrt, gefunden wäre. Ich konnte ihn nur ein paar Stunden behalten, und ſchrieb blos beyliegendes ab. Ich würde ihn aber leicht zum Abſchreiben erhalten können. Es iſt nichts geringeres darinn, als die Goldmacherkunſt. Doch darum würde ich mich am wenigſten bekümmern. Auch die Transſubſtantiation iſt darinn bewieſen. Mit einem Worte, ich bin doch neugierig genug zu wiſſen, ob der Tractat unter ſeinen Werken anzutreffen wäre oder nicht? Vermuthlich iſt auf Ihrer Bibliothek die Pariſer Ausgabe des Aquinas, 1660, oder eine andere. Dieſe Ausgabe iſt freylich 18 Bände ſtark, allein wenn ich ſelbſt dort wäre, ſo durchlieſe ich doch in aller Eile das ganze Verzeichniß ſeiner Werke. Wenn komme ich aber nach Wolfenbüttel? Vielleicht den ganzen Sommer nicht. Wenn Sie doch einmal auf der Bibliothek kramen, und nichts wichtigers zu ſuchen Luſt haben, liebſter Leſſing, wollten Sie denn wohl dieſe Mühe übernehmen? Iſt es Ihnen aber beſchwerlich und unangenehm, ſo bitte ich Sie, Ihre Zeit damit nicht zu verderben. Sonſt iſt es mir immer lieb, wenn Leute, die an einem Buche einen großen Schatz zu haben glauben, und ihn einem Unwiſſenden vielleicht aufſchwatzen möchten, erfahren wie ſie recht daran ſind. Leben Sie wohl, liebſter Leſſing.

Schmid.

Incipit liber: de Eſſentiis Eſſentiarum beati Thomae de Aquino, egregii doctoris.

Magnifico principi ac illuſtriſſimo domino ſuo Regi primogenito Regis Jeruſalem et Siciliae, Dei gratia duci Calabriae, ac in regno Siciliae vicario generali, Frater Thomas de ordine Praedicatorum, ejusdem Capellanus, *civisque factura* reverentia cum humili devotionis obſequio.

Cum prima cauſa et ſumma
concluſio libri.

Jam ergo complevi intentionem meam in hoc libro, et determinavi de natura divina, angelica corporum ſupracoeleſtium, elementorum, mineralis plantarum animalis
in ſaecula ſaeculorum amen.

Anno domini milleſimo quadringeno ſexageſimo primo finitus eſt liber de Eſſentiis Eſſentiarum beati Thomae de Aquino, egregii doctoris.

Hamburg, den 7. Jun. 1771.

Mein lieber Freund!

Der Fall, den ich gethan habe, war nicht gefährlich, aber er hat mir undenkliche Schmerzen verurſacht, die, wie ich fürchte, noch lange anhalten werden. Sie ſind denn doch ſchon leidlicher. Ich kann wieder einige Stunden ſchlafen, da ich ſonſt nicht eine Viertelſtunde Ruhe hatte. Sie müſſen aber doch wiſſen, wie ich gefallen bin. Rücklings die Treppe herunter. Eben die Schmerzen im Rücken erlaubten mir nicht, zwey Minuten auf einer Stelle zu liegen oder zu ſitzen, und dies iſt die Urſache, warum ich nicht ſchreiben konnte, und warum ich Ihren Brief nicht beantwortet habe: nicht das garſtige Lotto, von dem verſpreche ich mir ſo nichts, es mag in oder außer Ihrer Geſellſchaft ſeyn. Hätte ich denn doch gewußt, daß Madam Sch. meiner erwähnen würde, ſo hätte ich geſchrieben, es möchte mir noch ſo ſauer angekommen ſeyn.

Hundertmal habe ich bedauert, daß dieſer Zufall mich ſo lange Ihrer Briefe berauben würde. Um ſo angenehmer war mir der heute erhaltene. Ich danke Ihnen recht ſehr dafür, und für den Antheil, den Sie an meiner Geſundheit nehmen. Aber glauben Sie nur, daß ich eben ſo viel Antheil an allem nehme, was Sie betrifft, und daher nicht wenig unruhig bin, weil Sie mir in Ihrem letzten Brief ſo mißvergnügt ſchienen. Was kränket, was ärgert Sie? Wenn Sie wirklich ſo ſehr mein Freund ſind, als ich es wünſche, und mir vorſtelle, ſo ſagen Sie es mir. Ich will mir indeſſen, wo möglich, einbilden, daß es die Grille einer einſamen Stunde geweſen iſt — denn daß Sie deren machen, habe ich bey unſerer letzten Unterredung erfahren. — Um ſo mehr würde ich mich freuen, wenn Sie mich überzeugten, daß ich es errathen hätte.

Die Hauptſache iſt: Sie ſind nicht geſund. Sie werden es aber ganz gewiß werden, wenn Sie mit Ordnung den Pyrmonter trinken. Ich nenne dies nicht Ordnung, ſich des Weines ganz zu entwöhnen. Dies müſſen Sie ja nicht thun; es könnte Ihnen mehr ſchädlich als nützlich ſeyn. Doch, ich denke, die Warnung iſt überflüßig. Kommen Sie nur erſt hieher. Der W. wird Sie ſchon zu überreden wiſſen, ſo daß Sie leider! keine Schadloshaltung für ſeine Geſellſchaft brauchen werden. Aus dem Leider ſehen Sie meine Eitelkeit, daß ich mir wohl gar vorſtelle, zu der Schadloshaltung was beytragen zu können. Im Grunde weiß ich zwar noch nicht, ob ich juſt dieſe Stelle erſetzen wollte.

Das weiß ich wohl, daß ich des Herrn P. B. Stelle gerne einnehmen möchte, der dieſen Abend nach Braunſchweig, und zu Ihnen reiſet. Mit ihm reiſet Rathsherr R. und Rathsherr D. mit ihren Weibern und Kindern; ſo wird Sie eine ganze Hamburger Paſtete beſuchen, und Ihnen vermuthlich unſer Herr P. B. — ſo angenehm ſeyn, wie der Fürſtliche Beſuch.

Eben hat mir Herr W. erzählet: der Fürſt von Deſſau habe Baſedow engagirt, um in Deſſau ein Seminarium zu errichten. Es würde ſchon in ſeinem Hauſe alles zuſammen gepacket, und er käme zu Ende künftiger Woche, um ſeine Familie zu holen. Sind wir nicht bedauernswürdig, da wir dieſen berühmten Mann aus unſerer Nachbarſchaft verlieren!

Geſtern war meine erſte Promenade in den Jungfernſtieg, und juſt traf ich Ihren ſo genannten Repräſentanten. Ob nun gleich Madam Sch. bey jedesmaliger Begegnung ausrief: Mein Gott, welche Aehnlichkeit! ſo war ich doch nicht vermögend, auch nur die geringſte

Spur von Aehnlichkeit zu entdecken. Ich bleibe alſo dabey: er ſiehet Ihnen nicht ähnlich, es mögen meine ſcharfen oder blöden Augen die Urſache ſeyn: ich denke aber keines von beyden, ſonſt ſollte es mich verdrießen.

Bey der Aehnlichkeit fällt mir mein Portrait ein. Noch habe ich es nicht. Vermuthlich iſt es aber nun in Braunſchweig, und ich habe meinem Bedienten Frederking, der in einigen Tagen in Braunſchweig eintreffen wird, aufgetragen, es mit auf hier zu nehmen. Sollten Sie ihn von ohngefähr antreffen, ſo könnten Sie es noch ſehen, wenn Sie Luſt dazu hätten, und ihm dann auch zugleich das mitgeben, was Sie haben. Was thun Sie damit, wenn es niemand anders ähnlich ſieht als mir?

Unſer K. M. F. iſt hier, und bleibt ſo lange, daß Sie ihn noch antreffen, wenn Sie Wort halten, daß Sie im Auguſt hier ſind. Ich mag es mir noch nicht für ganz gewiß gedenken. Denn was ich mir feſt vorſtelle, muß eintreffen, oder ich leide zu viel dabey; darum zweifle ich gewöhnlich an dem, was ich wünſche. Dann genieße ich aber auch die Freude doppelt.

Sagen Sie mir recht bald, daß Sie recht vergnügt ſind, und daß Ihnen der Brunnen wohl anſchläget. Wann mir das Schreiben künftige Woche nicht mehr ſo mühſam iſt, ſo kriegen Sie einen Brief von mir; der trifft Sie aber wohl nicht in Wolfenbüttel? Sie beſuchen ja wohl B. in Braunſchweig. Grüßen Sie bey der Gelegenheit Herrn Z. und K. von mir. An die Heyrath habe ich nun nicht denken mögen und können, ich werde es aber thun.

Leben Sie wohl, und bleiben Sie der Freund

Ihrer

aufrichtigen Freundinn
E. C. König.

Hamburg, den 15. Jun. 1771.

Mein lieber Freund!

Alles, was ich verſpreche, halte ich ſo genau, daß ich auch das Verſprechen, Ihnen dieſe Woche zu ſchreiben, erfüllen will, wären es auch nur einige Zeilen, weil die Poſt in einer halben Viertelſtunde abgehet. Ich kann wieder ſchreiben; ich habe aber heute ſo viel zu ſchreiben gehabt, und zwar über recht unangenehme Materien, daß mir die Finger ſtumpf ſind, und der Kopf ganz verkehrt ſteht.

Künftige Woche will ich mich, wo möglich, aufheitern, und den Brunnen anfangen. Wollten Sie mir doch Geſellſchaft leiſten! Ich weiß noch nicht, wo ich ihn trinken werde. Ich denke, im Jungfernſtieg. Es fehlet mir nur da ein Haus, wo ich im Fall der Noth einkehren kann. Sch. hat mir heute eines nachgewieſen, an dem ein Schild hängt, worauf ſtehet: hier ſpeiſet man für Geld. Vielleicht, daß man mich da aufnimmt. Madam Sch. iſt ſchrecklich hypochondriſch. Ich will nicht hoffen, daß Plaudereyen, ſo in der Stadt herum gehen, ihr zu Ohren gekommen ſind.

Schreiben Sie mir recht bald, daß Sie munter und vergnügt ſind, und wiederholen Sie in jedem Briefe, daß Sie gewiß kommen. Ich zweifle noch immer daran, und bringe ich dieſes Jahr nicht noch einige Wochen in Ihrer Geſellſchaft zu, ſo kann ich gewiß in vielen Jahren nicht darauf rechnen. Doch, auch noch ſo entfernt, werde ich ſtets ſeyn

Ihre
aufrichtige Freundinn
E. C. König.

Berlin, den 22ſten Junius 1771.

Liebſter Bruder,

Koch iſt mit ſeiner Truppe hier, und ſpielt ſchon ſeit neun Tagen. Er hat großen Beyfall, und ich glaube, nicht unverdienter Weiſe. Seine Leute ſind eben keine großen Meiſter, doch erträglich. Ihre Vorſtellungen fallen im Ganzen immer beſſer aus, als die Döbbeliniſchen: ungeachtet ich einzelne Rollen oft lieber von einem Döbbeliniſchen Acteur ſehen möchte, als von einem Kochiſchen. Sie haben mit der Miß Sara angefangen. Brückner als Mellefont hat mich aber nicht ſehr erbauet. Empfindungen anzudeuten, ſcheint gar nicht ſeine Sache. Sein Schreyen wollte ich ihm verzeihen: er iſt ein Sachſe, und hat bisher auf einem großen Theater geſpielt; auch beleidigt das Schreyen auf dem Theater nicht, wenn es kein bloßes Schreyen, ſondern nur eine zu ſtark tönende Stimme iſt, die aber alle nöthige Abwechſelungen hat. Geht er in das Großmüthige über, ſo hat er ſo etwas Bramarbaſiſches oder Döbbeliniſches, daß er ohne ſeinen guten Anſtand und ſeine feine Figur unausſtehlich ſeyn würde. Madam Koch hat die Marwood ſehr gut geſpielt, viel natürlicher als die Schulzin, und ſogar als die große Aktrice, die Neuhofinn. Wenn ſie in allen Rollen ſo wäre, ſo müßte ſie auch der Neid für eine unſerer beſten Schauſpielerinnen halten. Ich für meine Perſon habe mir eine Regel gemacht, mit der ich aber den Werth einer Aktrice nicht beſtimmen will. Villeicht thut die Stimmung des Zuſchauers, was ich der Wirkung des Schauſpielers zuſchreibe. Wird die Rolle ſo geſpielt, daß ich an nichts denke, mir unbewußt bin im Theater zu ſeyn, und daß ich den Fehler nicht eher gewahr werde, als wenn ich hernach mit einem Freunde darüber raiſonnire, ſo ſpielt man mir zu Danke; und das that Madame Koch. Meynſt Du aber, daß hier wohl eine dritte Urſache wirken könne: ihre Schönheit; ſo erlaube mir, Dich zu erinnern, daß Du ſie ſchon vor zwanzig Jahren geſehen haſt, und Theaterdamen an die Funfzig, und ſo dick als groß, meine Augen und Ohren wohl vor einem unrechten Eindrucke bewahren. Madame Starkin machte die Miß Sara. Ihr Aeußeres ſteht zwar ihrem inneren Werthe nach; aber wahrhaftig, ich ſehe lieber die ſchlechteſte Rolle von ihr, als die beſte von der ſchönen Döbbelin. Den Waitwell ſpielte Schubert. Vortrefflich, ſage ich Dir. Dieſe Rolle hat mir immer etwas matt und langweilig geſchienen, welches ich zum Theil dem Verfaſſer zugeſchrieben habe; allein Schubert hat mich auf andere Gedanken gebracht, und nun ſcheint mir Waitwell eine von den wichtigſten und rührendſten Perſonen des Stückes zu ſeyn. Samſon war kalt: denn es war Schmelz; und Betty eine ſchöne artig gekleidete ſächſiſche Kammerjungfer: es war die älteſte Schickinn, die mit ihrer Schweſter und der Mademoiſelle Huber recht artige Mädchen ſind. Das zweyte Stück, das großen Beyfall erhielt, rathe einmal, Bruder! — des jüngern Stephanies abgedankte Officiere. Und warum? — Löwe, der ſich ſehr gebeſſert, (denn ich habe ihn bey Muretti noch eine erbärmliche Figur machen ſehen) ſpielte darin den Juden, nach aller Juden Ausſage, meiſterhaft! Es iſt eine plumpe Nachahmung der Minna, oder, wie Nicolai ſagt, ein Ragout von Tauſenderley, das zu weiter nichts taugt, und von der Brühe, dem Prager Juden nehmlich, ſchmackhaft gemacht wird: übrigens ſehr Goldoniſch. Es ſoll Kenntniß der Welt ſeyn, wenn ich weiß, daß ein Miniſter reich tapezirte Zimmer, Kammerdiener, Läufer und ein ganzes Gefolge von Müßiggängern hat!

Die Jagd von Weiße wurde zweymal gegeben. Es war bis zum Brechen voll, und ich glaube, Koch wird ſie noch zehnmal aufführen, ohne daß es darin leer iſt.

Döbbelin hat in Halle geſpielt und eine öffentliche Abbitte an die Studenten thun und anſchlagen müſſen, weil er auf das Theater gekommen und die Pfeifer und Poltergeiſter, die ſeine Frau beunruhigten, Hundsfötter geſchimpft. Ich hätte ihn in dieſer neuen Rolle ſehen mögen!

Manuſcript, lieber Bruder! Oder eine Tragödie oder Komödie! Dem armen Koch käme ſie zu Statten!

Dein
treuer Bruder,
Karl.

Berlin, den 4. Julius 1771.

Liebſter Bruder,

Nun bin ich doch Deiner Geſundheit wegen außer Kummer! Man freuet ſich auf Deine Arbeiten, aber nicht auf Koſten Deiner Geſundheit. Voß, der Dir ſelbſt ſchreibt, will daher Dich ganz und gar nicht binden, ſondern Du ſollſt ihn nur nicht gänzlich vergeſſen; und das bitte ich ſelbſt. Woher wir auf dieſe Bitte kommen? Kannſt Du das wohl errathen? Der verdammte Berengarius! D. Erneſti in Leipzig iſt deshalb Deines Lobes ſo voll, daß er in ſeinen Collegiis Dich zum Beyſpiele anführt, daß wenn man humaniora gründlich verſtehe, man alles in der Welt mit Ehren behandeln könne. In Deiner Ankündigung des Berengarius findet er die größten theologiſchen Kenntniſſe, und hat öffentlich erklärt, Dich zum Doctor Theologiä machen zu wollen, wenn Du nach Leipzig kommſt. Könnte nicht der Teufel ſein Spiel haben, daß Du nach Leipzig reiſeteſt, um Döbbelin allda unſterblich agiren zu ſehen, und die ganze theologiſche Facultät holte Dich mit Gewalt aus der Bude vor dem Petersthore in ihren theologiſchen Hörſaal? Das wäre doch nicht ſonderbarer, als wenn die Römer ihren Dictator vom Pfluge holten! Unſer alter Vater hätte wenigſtens ſo lange leben ſollen! Nun ohne Scherz, es hat mich gefreuet, daß Sachverſtändige von dieſer Deiner Arbeit ſo vortheilhaft urtheilen müſſen, und ich glaube auch, daß Du im Kreiſe der Orthodoxen manches Gute ſtiften kannſt. Aber wie nun jeder das, was er vorzüglich liebt, auch vorzüglich befördert wiſſen will, ſo wäre es für mich immer mehr Freude, wenn Du für andere Wiſſenſchaften als für die Theologie ſchriebſt. Denn ihr Herren von Kopf werdet ſo lange an der Stütze rütteln, bis ſie euch mit ſammt dem, was ſie ſtützt, über den Kopf fällt. Sich bücken und bey Seite ſpringen, iſt dann zu ſpät. Um Dich aber nun wieder etwas zu demüthigen, ſage ich Dir, daß die Berliniſchen Theologen, die keine Orthodoxen ſind, die Ankündigung als Zeichen Deines Abfalls anſehen. Sie wollen geſunde Vernunft in ihr Syſtem hinein haben; und nun kömmſt Du, Schadenfroh, und verdirbſt ihnen eine Arbeit von ſo vielen Jahren. Selbſt die theologiſchen Mitarbeiter an der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek werden die Achſel zucken, und ſeitenlange Fragen an Dich thun. Vielleicht ſchreckt Dich ihr Mißfallen ab, mehr davon zu ſchreiben; und das wünſche ich von Herzen, wenn Du dafür Tragödien und Komödien machen willſt.

Moſes iſt beſſer, kann aber nicht arbeiten. Die beyden Juden, die ſich von Lavater haben taufen laſſen, ſind liederliche Leute, und haben keinen andern Bewegungsgrund dazu gehabt, als ihre Armuth. Einen Schwärmer, wie Lavater, zu hintergehen, ſind ſie noch zu feine Werkzeuge geweſen. D. Hirſchel allhier hat ſie ſehr gut gekannt, und mir ihren Lebenslauf erzählt, der völlig ſo iſt, wie das liederliche Geſindel ihn hatte führen müſſen, um ſich taufen zu laſſen.

Mit Ramler habe ich geſprochen; er will es thun. Daß er ſchon an Deinen andren Liedern geſeilt hat, kann man daraus ſchließen, daß er den zweyten Theil von den Liedern der Deutſchen herausgeben will. Er wird auch einen zweyten Theil ſeiner Oden drucken laſſen. Das hat er mir zwar als ein Geheimniß geſteckt; aber die Geheimniſſe der Dichter ſind nirgends beſſer verwahrt, als in dem Munde der ganzen Welt.

Und nun von den Druckfehlern, die ich mit meinem Corrigiren gelaſſen oder gemacht habe. Deine Handſchrift iſt zu deutlich, als daß ich darauf die Schuld ſchieben könnte. Daß die meiſten Stellen, worin ich es verſehen, einen Sinn geben, kann man eben ſo eigentlich ſagen, als wenn man behauptete, daß das Philoſophiren das chriſtliche Syſtem verbeſſert habe. Ich ſchäme mich zwar, mir mein Urtheil ſelbſt zu ſprechen; dieſer Bogen, den Du jetzt bekommſt, mag aber zeigen, ob die Scham bey mir fruchtet.

Karl.

Göttingen, d. 11. Jul. 1771.

Mein wertheſter Herr und Freund, ich nehme mir die Freyheit, Ihnen mit dieſem zweyten Bande Virgils aufzuwarten, und bitte Sie, dieſes kleine Zeichen meiner Hochachtung und Ergebenheit geneigt aufzunehmen. Zugleich bahne ich mir den Weg, Sie einmal darüber angehen zu können, wenn ich noch, wie ich geſonnen bin, an die kleinen Gedichte kommen ſollte, welche Virgils Namen führen, daß Sie mir bey dieſen mit den Hülfsmitteln, welche in der dortigen Bibliothek vorhanden ſind, zu Hülfe kommen wollen. Dürfen wir noch die angenehme Hoffnung hegen, Sie mit dem ehrlichen Herrn Reiske dieſen

Sommer bey uns zu ſehen? Die Freude, die Sie uns machen würden, wäre ſehr groß. Ich beharre ꝛc.

Heyne.

Berlin, den 11. Julius 1771.

Liebſter Bruder,

Wenn Du krank biſt, möchte ich lieber auch krank ſeyn. Ich bitte Dich alſo, laß alles liegen, bis Du völlig geſund biſt. Voß, der Dich tauſendmal grüßt, räth Dir dieſes auch. Du ſcheinſt in Deinem Briefe zu verſtehen zu geben, als wenn wir hier von Dir glaubten, Du hätteſt andere Arbeit unternommen, und Voß wäre darüber ungehalten. Nichts weniger, als das. Daß Du fleißig ſchreiben möchteſt, iſt zwar mein und ſein Wunſch; doch nimmermehr auf Koſten Deiner Geſundheit und Behaglichkeit: und wenn wir dieſen Wunſch auch thun könnten, ſo wäre es ja Deine Schuldigkeit, nicht darauf zu achten. Cura igitur ut valeas.

Der gute Moſes iſt auch nicht geſund. So lange er nichts thut, fehlt ihm zwar nichts; ſobald er aber nur leſen will, fühlt er ſeine Krankheit. Doch der Arzt macht zu ſeiner baldigen Wiederherſtellung viele Hoffnung.

Ein junger jüdiſcher Arzt, Marcus Herz, hat Betrachtungen aus der ſpeculativen Weltweisheit herausgegeben. Ich erhielt ſie erſt geſtern, und ſoll ſie noch leſen. Kannſt Du ſie dort nicht bekommen, ſo will ich ſie Dir ſchicken.

Ein anderer von eben der Nation, Nahmens Bär, den ich aber ſchon genauer kenne, wird Gedichte herausgeben, von denen einige recht artig ſind. Sein Schickſal iſt ſehr ſonderbar. Er wird nun ungefähr drey Jahr in Berlin ſeyn. Anfangs ging er wie ein polniſcher Jude, und konnte kein Wort Deutſch. In Königsberg, wohin er vor vier oder fünf Jahren zum Einkaufen gekommen war, hatte er das Unglück, daß ihm ein Stück Sammet geſtohlen wurde, worin ſein ganzer Reichthum beſtand. Aus Furcht, wenn er nach Hauſe ginge, wegen dieſes Unglücks verhöhnt zu werden, entſchließt er ſich, auf der dortigen Univerſität zu bleiben. Er erhält den Zutritt zu einigen Profeſſoren, und lernt die Deutſche Sprache aus Wolfs mathematiſchen Schriften. Endlich wird er nach Berlin an unſern Moſes empfohlen, wo er auch viele Unterſtützung gefunden hat. Ich konnte Anfangs wenig mit ihm ſprechen; da er aber zugleich mit Lateiniſch lernte, ſo verlangte ich von ihm, mir etwas aus einem deutſchen Schriftſteller ins Lateiniſche zu überſetzen: und ſiehe, er brachte mir einen ganzen Akt aus der Wielandſchen Ueberſetzung des Romeo. Freylich war dieſe Ueberſetzung toller, als meine Verwunderung, und ich konnte nicht anders, als ich mußte ſeine Kühnheit mehr für Unkunde als für Genieäußerung halten. Aber ich ſahe mich bald betrogen. Jetzt ſchreibt er ziemlich gut Deutſch, verſteht ein lateiniſches und franzöſiſches Buch, und iſt in der Mathematik, Philoſophie und Medicin kein Fremdling. Wenn er ſo fortfährt, kann er es weit bringen. Frau und Kinder hatte er ſchon, ehe er nach Deutſchland kam.

Dein

treuer Bruder,

Karl.

Braunſchweig, d. 14. Jul. 1771.

Mein liebſter Leſſing!

Was für ein böſer Dämon mag doch Schuld daran ſeyn, daß wir uns einander ſo oft verfehlen? Spräche nicht dann und wann ein Brieſchen von mir bey Ihnen an, ſo wüßten Sie ja gar nichts mehr von mir. Nach Wolfenbüttel komme ich nicht. Meine Beſchäftigungen laſſen mich ſelten loß, und jetzt hält mich der Pyrmonter Brunnen noch dazu. Doch hätte ich mancherley mit Ihnen zu ſchwatzen. Nur eins für dießmahl. Ich wollte doch gerne mit der Frau K., Herrn H. was zurückſchicken. Soll ich ihm von Ihnen was ſchicken? Leſen Sie ſeinen Brief, und ſchicken mir ihn wieder. Er iſt noch unbeantwortet. —

Sie wollten mich ja auch beſchenken. Sie wiſſen es doch noch? Mit Ihrer neueſten Schrift. Sind Ihnen meine Bücher nun völlig entbehrlich, ſo ſchicken Sie ſie mir gelegentlich zurück. Vermuthlich kömmt Eſchenburg noch dieſe Woche zu Ihnen, der könnte alles mitnehmen. Der Pyrmonter Brunnen legt mir das Geſetz auf, ſo wenig zu ſchreiben, und zu leſen, als nur möglich iſt. Studeo auribus, wie Plinius ſagt. Leben Sie recht ſehr vergnügt. Mein ganzes Haus grüßt Sie.

Ihr aufrichtigſter

Schmid.

Leipzig, d. 17. Jul. 1771.

Ich war eben im Begriffe, Euer Wohlgebohrnen zu melden, wenn meine Ferien angehen, und wenn folglich ich mich gewiß in Wolfenbüttel einſtellen würde, als ich Dero freundſchaftliche Einladung zugleich nebſt einem Schreiben von Herrn Profeſſor Ebert von ähnlichem Inhalte erhielt. Wie angenehm es ſey, von ſo werthen Freunden ſo lautere Beweiſe ihres Wohlwollens zu erhalten, das werden Sie aus vielfältiger eigener Erfahrung ſelbſt ſchon wiſſen. Ich bin entſchloſſen den dritten Auguſt mit der Poſt von hier abzugehen, und gedenke Dienſtags den ſechſten in Wolfenbüttel anzukommen. Allein das Manuſcript vom Libanius kann ich nicht mitbringen. Unzählige Verhinderungen haben mir noch nicht geſtattet, es gänzlich zu nutzen. Doch ſoll Herr Gäbler auf nächſte Michaelismeſſe es Ihnen wieder zuſtellen. In allen werde ich etwa drey Wochen vom Hauſe abweſend ſeyn können. Braunſchweig, Helmſtädt, und Göttingen, wollte ich auch mit beſuchen. Mein Aufenthalt in Wolfenbüttel wird ſo lange ſeyn, als es nöthig iſt, mit Recenſion der arabiſchen Manuſcripte fertig zu werden. Meine Frau läſſet Euer Wohlgebohrnen ihrer Hochachtung verſichern. Sie hauptſächlich iſt an dieſer Reiſe ſchuld. Sie freuet ſich darauf, wie ein Kind auf den heiligen Chriſt. Sie hat mich bey dem Entſchluſſe dazu erhalten. Denn ſonſt hätten doch wohl manche Dreinfälle mich wankend machen, und wohl gar davon abbringen können. Gebe Gott Glück zu meiner Reiſe, und zu unſerer Zuſammenkunft. Ein Logis beſtelle ich nicht. In einem Wirthshauſe können wir uns ſchon behelfen. Es bleibt alſo dabey, noch etliche Tage vor Laurenzi ſehen wir einander. Leben Sie indeſſen wohl. Ich verharre ꝛc.

D. Reiske.

Hamburg, den 3. Aug. 1771.

Mein lieber Freund!

Wie kommen Sie zum Krankwerden? oder vielmehr zu der Einbildung, als wären Sie krank? Doch, ich befürchtete es immer, die gar zu abſtechende Lebensart werde Sie unter die Zahl der Hypochondriſten bringen, und darunter ſind Sie nun leider. Es hat aber nichts zu bedeuten. Sie werden bald davon geheilt werden. Kommen Sie nur geſchwind auf hier. Nachdem Sie den Pyrmonter Brunnen getrunken, verſchafft Ihnen dieſe Reiſe gewiß die völlige Geneſung. Allein im Gaſthofe können Sie nun, da ſie nicht wohl ſind, unmöglich logiren, ſondern ſie müſſen bey mir abtreten. Ich kann Ihnen zwar nur eine ganz ſchlechte Stube anbieten; dafür ſollen Sie aber alle mögliche Bequemlichkeiten haben, und mit einem Herzen aufgenommen werden, das Sie beſſer ſchätzen würden, wenn Sie es recht kennten. Dieſes zur Antwort auf die Frage: ob Sie mir willkommen ſeyn werden, und auf den Vorwurf, ich wäre eine harte und ſchlimme Frau. Ich bin keines von beyden. Bey Abſendung der Heringe wurde ich vom Schreiben abgehalten. Nachher habe ich aber gewiß zehn Briefe an Sie geſchrieben. Warum ich keinen abgeſchickt habe, kann ich ſelbſt nicht erklären.

Jedesmal befiel mich eine andere Idee, die mich auf die allerkränkendeſte führte, beſonders ſeitdem ich von B. hörete: er habe Briefe, Sie ſeyen wohl. Hätte ich wiſſen können, daß Sie krank wären, und meine Briefe wünſchten, Sie ſollten jede Woche viere erhalten haben. Nun wollen wir es gut ſeyn laſſen. Ich verzeihe Ihnen, und Sie verzeihen mir um ſo leichter, wann ich Ihnen ſage, daß ich nun die Probe ausgehalten, daß ich nicht böſe, aber wohl empfindlich auf Sie werden kann.

Laſſen Sie immer E. zurücke, wenn er nicht unſertwegen, ſondern unſerer Gärten und Eſſens wegen kömmt. Er hat Recht, die Gärten, ſo er gemeiniglich beſucht, ſind noch alle unter Waſſer. Niemand iſt mehr dabey zu bedauern, als Alb., der auf dem Punkt war, ſeinen Garten zu verkaufen, und nun wohl kaum die Halbſcheid dafür bekömmt. Bis jetzo ſtehet noch das Waſſer in ſeinem Garten, bis an den zweyten Stock des Hauſes. —

Wohl hat unſer B. Schelmenglück. Nur Schade, daß diesmal ſein Glück das Unglück eines andern iſt, den es ſehr derangirt. Der Mann, ſo ihn gekauft, hat nur eben ſein Auskommen.

Es hat erbärmlich bey uns ausgeſehen, und ſiehet noch nicht viel beſſer aus, doch iſt die größte Gefahr überſtanden; denn das Waſſer fällt nun täglich. — Das Elend hat unſere Herzen erweicht, und Feinde verſöhnt. Sch. und K. ſind nun wieder auf einem guten Fuße mit einander. Ich habe geſtern das Eis gebrochen, und ſie zuſammen allein mit F. zu mir gebeten. Heute ſind wir bey K.; was ich abgeſchlagen hätte, wann ich nicht die Verſöhnung ganz hätte wollen zu Stande haben. — Sie können einen großen Theil dieſes guten Werks auf Ihre Rechnung ſchreiben. Erwarteten wir Sie nicht, ſo wäre Sch. lange ſo biegſam nicht geweſen.

Ich hätte Ihnen recht viele Neuigkeiten zu erzählen, die ich aber der Feder nicht anvertrauen mag. Eine wichtige müſſen Sie doch wiſſen. Man ſagt: Z. habe Hoffnung zu einem zweyten Erben. Ich prophezeihete es ſo gleich, als ich die Inoculation der Liebe von Thümmel las. Der gute Thümmel läßt ſich wohl nicht träumen, daß er bey einer ſo ſchönen Frau ſo viel Gutes ſtiftet.

Mit der heutigen Poſt ſchicke ich Ihnen Ihren Pelz, den ich lange genug vergeſſen habe. In denſelben habe ich eine Schachtel mit Pulver gewickelt. Folgen Sie mir, und brauchen Sie anders nichts, als täglich einige von dieſen Pulvern. Sie werden ſehen, daß ſie Ihnen gut bekommen. Und ſeyn Sie ja hübſch munter. Die Schwermuth iſt eine muthwillige Krankheit, ſagten Sie ja einmal zu einer Frau. Iſt ſie dieſes bey einem ſo ſchwachen Geſchöpfe, was ſollte ſie denn nicht bey einem Mann von Ihrer Art ſeyn.

Ohne daß Sie mich darum gebeten, hätte ich Ihnen mit der erſten Poſt geantwortet. Ob Sie mir aber meine Bitte gewähren, mir vor Ihrer Abreiſe noch zu ſchreiben, um mir den Tag Ihrer Ankunft zu beſtimmen, will ich abwarten, und es für das größte Zeichen Ihrer Freundſchaft aufnehmen.

Leben Sie wohl, beſter Freund, und glauben Sie nur, daß Sie nie mit größerer Sehnſucht ſind erwartet worden, als nun, von

Dero
aufrichtigſten Freundinn
E. C. König.

Bey Madam Sch. habe ich Sie entſchuldiget. Sie ſchreibt Ihnen vermuthlich heute ſelbſt. Ihr Vorſchlag war: wir ſollten es zuſammen thun, und zwar recht munter. Allein Sie krank zu wiſſen, und munter zu ſeyn, wäre wohl für mich eine wahre Unmöglichkeit. Sie ſollen aber hinfüro nicht krank ſeyn, damit ich munter ſeyn kann.

Liebſter Leſſing!

Ich kann das Vergnügen, welches Sie mir anbieten, nicht annehmen; und ich bedaure es recht ſehr, daß es ſich mit dem andern nicht vereinigen läßt. Meine Abreiſe nach Berlin iſt auf den Sonnabend feſtgeſetzt. Entſchuldigen Sie mich bey unſerm lieben Herrn Dr. Reiske und ſeiner braven Frau, daß ich nicht die Ehre haben kann, Ihnen hier bey mir aufzuwarten. Verſchaffen Sie ihm wegen ſeines Unternehmens mehr Ruhe und Sicherheit. Bereden Sie ihn, uns weniger zu geben, damit er uns mehr liefere. Ich meyne, er ſoll bey ſeiner Ausgabe der griechiſchen Redner alles weglaſſen, was nicht recht nöthig und nützlich iſt, um uns deſto eher ſeinen Ariſtides und Libanius zu ſchenken. — Wenn Sie etwas an Ihren Herrn Bruder und an Ihre Freunde zu beſtellen, oder mir Manuſcripte für Herrn Voß mitzugeben haben, ſo befehlen Sie nur. — Wo rathen Sie uns das Quartier zu nehmen? Ich wünſchte an einem Orte zu wohnen, der von unſern Freunden nicht zu entlegen wäre, und wo man für einen billigen Preiß auf 3 bis 4 Wochen nicht übel bewirthet würde.

Mir hat man viel Gutes von Mr. oder Mad. Ruſin beym Joachimsthalſchen Gymnaſio geſagt. Ich wünſchte faſt lieber in einem Privathauſe zu logiren. — Ich bitte Sie, mich dem Herrn Dr. Reiske und der Frau Doktorin beſtens zu empfehlen, und wenn Sie nach Hamburg kommen, unſern dortigen Freunden. Ich werde in Berlin gewiß oft an Sie denken. Vergeſſen Sie mich nicht ganz in Hamburg, und ſuchen Sie mir das Andenken meiner Freunde zu erhalten, welches ich leider dieſesmal nicht ſelbſt erneuern kann.

Braunſchweig, den 7. Aug. 1771.

Der Ihrige.
J. A. Ebert.

Berlin, den 10. Auguſt 1771.

Liebſter Bruder,

Vor einigen Tagen verſicherte man mich heilig, Du ſeyſt völlig wieder hergeſtellt. Da ich das Angenehme eher glaube, als das Unangenehme, ſo halte ich es für ſo gewiß, als ein Wolfianer den Satz des Widerſpruchs. Freue Dich alſo mit mir, daß Du geſund biſt, und nimm es Dir recht ernſtlich vor, nie wieder krank zu werden.

Anbey ein Auktionskatalog. Ich weiß nicht, was darin ſteht; der Bücherauktionator ſchickt ihn Dir. Es wäre vieles für Dich darin, ſagt er.

Auch ein Avertiſſement lege ich Dir bey, aus welchem Du erſehen kannſt, daß Deine Schriften von einem Nachdrucker wieder aufgelegt werden ſollen. Voß wünſchte, daß Du ein Gegen-Avertiſſement machteſt, und zu einer neuen und vermehrten Ausgabe Deiner ſämmtlichen Schriften gewiſſe Hoffnung gäbſt. Was Du dabey zum Beſten der guten Sache thun kannſt, darum glaube ich Dich nicht erſt bitten zu dürfen, und bin gewiß, Du wirſt mit eheſtem darauf antworten. Den folgenden Poſttag ſchreibt er Dir ſelbſt.

Von theatraliſchen Neuigkeiten! Koch hat noch vielen Zuſpruch, aber wenigen Beyfall. An den Wiener Stücken, womit er regalirt (die abgedankten Officiere und den Poſtzug ausgenommen), kann Berlin keinen Geſchmack finden. Sie ſind an innerem Gehalte nicht beſſer, als die aus der Gottſchediſchen Schaubühne, und haben nur etwas Geräuſch und Unregelmäßigkeit voraus. Daß ſie alle local ſind, wäre kein Tadel. Der Poſtzug oder die noblen Paſſionen iſt ganz Wieneriſch: eine ſtarke und treffende Schilderung des Ungariſchen Adels, wenn gleich an manchen Stellen übertrieben. Es iſt nur das Unglück bey den Wienern, daß ſo wenige mit Talent für das Theater arbeiten.

Sie regen ſich aber doch; und das iſt zum Anfang einer Sache ſchon Verdienſt.

Letzthin mußte Koch ſein Theater den Franzoſen auf einen Tag einräumen, weil der Berliniſche Hof eine Schauſpielerin aus Wien, und eine Tänzerin aus Petersburg, die ſich vor dem Könige in Potsdam gezeigt hatten, gern ſehen wollte. Man ſpielte Voltairens Alzire und Nanine. Madame Verteuil (ſo heißt die Aktrice aus Wien) machte die Alzire. Mir ſchien ihr Anſtand nicht edel genug; zwar ſchien ſie ziemlich richtig zu ſprechen, aber, anſtatt mit Ausdruck und Empfindung, nur mit Grimaſſe. In der Nanine gefiel ſie freylich beſſer; ſie ſpielte darin die Baronin, deren ſtolzes Weſen mit einem gewiſſen Air ſie vortreflich machte. Von den andern Schauſpielern verlohnt ſichs der Mühe nicht zu reden. Die beſten ſind alle weg, und ſogar Fierville hat ſeinen Abſchied bekommen, weil er vor dem Könige letzthin in Potsdam gar zu poſſierlich tyranniſch den Rhadamiſt gemacht haben ſoll. In der Nanine ſpielte er den Liebhaber, und der Monolog, worin er bemerkt, daß er durch die Heirath mit einem gemeinen Mädchen lächerlich werden würde, gerieth ihm ſehr gut.

Döbbelin ſoll nach Braunſchweig gegangen ſeyn; von da will er nach Leipzig und dann nach Dresden gehen, um ſeine Raritäten zu zeigen. Wenn es wahr iſt, daß der alte Stenzel zu ihm gegangen, ſo hat er ſeine Truppe in allem Betracht bereichert.

Dein

treuſter Bruder,
Karl.

Hamburg, den 10. Aug. 1771.

Mein lieber Freund!

Wenn meine beſten Wünſche nicht vergebens geweſen ſind, ſo trifft Sie dieſer Brief ſo geſund, als Sie ehedem waren, wie Sie über zu viel Geſundheit klagten. Noch lieber wäre mir, er träfe Sie gar nicht, und Sie wären ſchon unterweges auf hier. Machen Sie, daß Sie bald kommen, ſonſt kommt eine ganze Ladung Frauenzimmer, um Sie abzuholen. Ich denke, dies iſt die härteſte Drohung, die ich Ihnen machen kann. Denn eben lege ich Ihre Sinngedichte aus den Händen, und bin in meiner längſt gehegten Meinung — Sie ſeyen ein Erzweiberfeind, nun völlig beſtärket. Iſt es aber nicht recht gottlos, daß Sie uns bey allen Gelegenheiten ſo herunter machen! Sie müſſen an verzweifelt böſe Weiber gerathen ſeyn. Iſt dieſes, ſo verzeihe ich Ihnen; ſonſt aber müſſen Sie wahrhaftig! für alle die Bosheit, ſo Sie an uns ausüben, noch geſtrafet werden. Das Mädchen, das Sie ſich wünſchen, ſollen Sie wenigſtens nie finden.

Aber nun im Ernſte. Wenn kommen Sie denn? Sie müſſen es mir wirklich ſchreiben. Ich verſpreche Ihnen nicht entgegen zu kommen, wenn Sie es nicht haben wollen, und es auch keinem Menſchen zu ſagen. Ich wollte es nur wiſſen, um mich auf den gewiſſen Tag recht freuen zu können. — Ob Sie bey mir logiren wollen, ſtelle ich in Ihren Willen. Sie können Urſache haben, warum Sie es nicht thun wollen. Ich habe keine, die mich abhält, es zu wünſchen.

Nur logiren Sie nicht auf dem Eimbeckiſchen Hauſe. Das Haus iſt noch neu. Wenn Sie alſo nicht völlig wohl wären, ſo könnte dies Sie vollends krank machen.

Ein Beſuch von Madam Sch. hält mich ab, Ihnen mehr zu ſagen, als daß ich Ihre Briefe, noch mehr aber Ihre Ankunft, mit Ungeduld erwarte.

Leben Sie recht wohl! Ich bin

Dero

aufrichtigſte Freundinn
E. C. König.

Berlin, den 13. September 1771.

Liebſter Bruder,

Wenn Du nun durchaus nicht zu uns kommen willſt; wenn Dir die Hamburgiſchen Gärten beſſer gefallen, als die Berliniſchen Sandplänen: ſo thut es uns von Herzen leid. Aber unſer Leid wird in deſto größere Freude verkehrt werden, wenn Du demungeachtet kömmſt, ohne Dich anzumelden.

In der gerechten Furcht indeß, es möchte aus der ganzen Freude nichts werden, ſende ich Dir zur Strafe einen kleinen Urlasbrief. Die Vorrede zu Deinen vermiſchten Schriften wollten wir uns ausbitten. O, hätteſt Du die Fertigkeit des Setzers, der von Deinem Manuſcripte ſagen kann: ich ſehe, ich leſe es und da iſt es gedruckt! Weil Dir aber an derſelben nicht viel liegt, ſo wünſche ich Dir wenigſtens ſeine Geſundheit. Denn wer hurtig und viel arbeitet, muß doch wenigſtens geſund ſeyn.

Dein

treuer Bruder,
Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 18. Sept. 1771.

Mein liebſter Freund!

Sie können nicht anders, als glücklich gereiſet ſeyn, denn meine beſten, meine eifrigſten Wünſche haben Sie begleitet; obgleich Sie es nicht verdient hätten. Unmöglich können Sie mich ſo ſehr lieben, oder Sie hätten mich nicht zu einer Zeit verlaſſen können, da mir eine ſo höchſt traurige Nachricht bevorſtand, und es von Ihrer Willkühr abhing, die Reiſe noch einige Tage aufzuſchieben.

Leider! iſt dieſe traurige Nachricht eingetroffen. Meine Mutter iſt todt, und mein Schmerz über dieſen Verluſt iſt unbeſchreiblich groß.

Mehr kann ich Ihnen heute nicht ſagen; vielleicht ſchreibe ich Ihnen aber noch einmal. — Laſſen Sie die vielen Zerſtreuungen mich nicht aus Ihrem Gedächtniß verjagen; denn keine aufrichtigere und treuere Freundinn finden Sie in der ganzen Welt nicht, als

Dero

E. C. König.

Halberſtadt, d. 22. Sept. 1771.

Alexis und Eliſe ſollen meinen Leſſing in ſeinem Tempel der Muſen aufſuchen; und wenn ſie ihm nur ein kleines Lächeln abgewinnen, dann ſollen ſie ſo vollkommen zufrieden ſeyn, als ich, liebſter Freund, in meinem Altenſtande bin.

Gleim.

Hamburg, den 24. Sept. 1771.

Liebſter Freund!

Sagten Sie nicht: ich ſollte es nicht ſo genau nehmen, und Ihnen doch ſchreiben, wenn Sie mir gleich nicht ſchrieben? Sie ſehen, daß ich es thue. Dafür erwarte ich ein andermal gleiche Gefälligkeit. Daß ich heute ſchreibe, müſſen Sie mir beſonders hoch anrechnen; denn ich bin ſo melancholiſch, als ich in meinem Leben nie geweſen, und noch dazu krank. Kommen Sie ja gewiß und bald wieder, ſonſt finden Sie mich nicht mehr.

Seit Sie weg ſind, habe ich nicht einen Schritt vor die Thüre geſetzt; und mich noch dazu mit lauter verdrießlichen Dingen beſchäftiget.

Ich wünſche, daß Sie um ſo vergnügter geweſen ſeyn mögen. Dieſes zu hören, kann allein mich aufmuntern. Sie haben mir doch wohl geſchrieben? Ich darf daran nicht zweifeln, wenn ich mich nicht in einen noch unerträglichern Zuſtand verſetzen wollte. Vielmehr ſtelle ich mir für gewiß vor, daß ich mit nächſter Poſt recht viele gute Nachrichten von Ihnen höre.

Was machen Herr und Madam K.? — Ich habe von F. den Auftrag, Sie zu bitten: daß Sie die beyden hartherzigen Leute dahin vermögen, daß ſie St. los geben. Die Eltern, die hier im äußerſten Elend leben, wollten gerne nach einem wohlfeilern Orte ziehen; ſie wollen aber Hamburg nicht verlaſſen, bis ſie ihren Sohn frey haben. Ich bin gewiß, wenn einer ſo wohl Herrn als Madam K. gewinnen kann, ſo ſind Sie es. Eben ſo gewiß bin ich, daß Sie dieſen Auftrag mit Vergnügen befolgen; und Sie desfalls um Entſchuldigung zu bitten, könnte Sie beleidigen.

Allein meiner ſchrecklichen Schmiereren wegen muß ich Sie wohl um Nachſicht bitten. Wenigſtens verderbe ich Ihnen eine halbe Stunde, bis Sie dieſen Brief durchbuchſtabiren. Wer weiß aber, ob Sie die halbe Stunde zu was Beſſers angewandt hätten.

Schreiben Sie mir ja den Tag Ihrer Ankunft, damit ich mich zum Voraus freuen kann. Bin ich gegen die Zeit etwas klüger, ſo komme ich Ihnen einige Meilen entgegen. Ich bin

Dero

ergebenſte Freundinn
E. C. König.

An Herrn und Madam K. meine Empfehlung. Ihre Kinder ſind alle wohl. — Sagen Sie nicht, daß ich die Fürſprecherinn von St** bin.

Sind Sie ſchon jetzt, da ich dieſes ſchreibe, ſchon wieder in Wolfenbüttel? Vor kurzem erfuhren wir von dorther, daß Sie noch nicht wiedergekommen wären. Wo reiſen Sie denn in der Welt herum? und das noch dazu in dieſer ſchon hinſinkenden Jahreszeit? Ich befinde mich ſo leidlich. Mein Huſten hat ſich ziemlich verlohren. Die itzige Meſſe iſt außerordentlich ſchlecht geweſen: ich habe beynahe gar nichts von meinem Werke abſetzen können. Wegen des Aeſopi habe ich mir alle Mühe gegeben, ich ſoll ihn auch haben, aber eher nicht als auf nächſte Oſtermeſſe. Geſtern bekam ich dieſe Reſolution von Augsburg aus. Meine Frau wollte darüber ganz aus der Haut fahren. Die ſähe es doch gar zu gerne, wenn Sie je eher je lieber des Buches habhaft werden könnten. Iſt es nicht eben dieſelbe Sammlung äſopiſcher Fabeln, ſo iſt es doch eine ähnliche, die ſich in demjenigen

Benediktiner-Kloſter zu Florenz befindet, aus welchem der Xenophon Epheſius und der Chariton ans Licht getreten iſt. Ich will nächſter Tage deswegen an den P. Khell in Wien ſchreiben, der Connexion in Florenz hat, und mir Bekanntſchaft und Dienſtleiſtung dorten zu verſchaffen verſprochen hat, wenn ich von dorther etwas brauchte. Montfaucon in ſeinem Diario Italico erwähnt dieſes äſopiſchen Codicis. Den 2. und 3. Band von Bandini habe ich beſtellt, doch weiß ich noch nicht, wenn er ankommen wird. Dieſe Meſſe iſt hier eine kleine Schrift über die griechiſche Anthologie von einem jungen Menſchen, der mit dieſer Meſſe von hier nach Göttingen abgegangen iſt, herausgekommen. Es iſt eben derſelbe, der vor einem Jahre deutſche Anmerkungen über den Anacreon herausgab. Dieſe neue Schrift iſt voll guter Anmerkungen, und zeuget von einer weitläuftigen und ſorgfältigen Beleſenheit. Ich habe ſie dem Päckgen beygelegt, das Sie nebſt dieſem Schreiben durch Herrn Gäbler erhalten. Die drey Exemplare des vierten Bandes meiner Oratorum, nebſt Marklandi Statio, bitte ich als einen kleinen Beytrag zu den vielen Koſten, darein unſere neuliche Anweſenheit Sie verſetzt hat, und den Xenophon Epheſius als ein geringes Andenken von meiner Frau unentgeldlich anzunehmen und zu behalten. Zwar weiß ich wohl, daß wir Ihnen nicht nur die edle Zeit geraubet, nicht nur Mühe und Verdruß verurſacht, ſondern auch ſoviel gekoſtet haben, daß die Kleinigkeiten, womit ich mich erkühne Ihnen aufzuwarten, gar nichts dagegen ſagen wollen. Indeſſen ſehen Sie doch unſern guten Willen. Wegen der deutſchen Ueberſetzung des Xenophontis Epheſii, wird meine Frau ſelbſt an Sie ſchreiben. Das iſt ihre eigne Sache die mich nicht angeht. Den deutſchen Dionyſius Halicarnaſſenſis und den Montanabbi werden Sie prüfen. Steht er Ihnen an, und können Sie ihn anwenden, ſo wird es mir lieb ſeyn. Wo nicht, ſo ſchmeichle ich mir doch wenigſtens mit der Hofnung, daß Sie den arabiſchen Dichter ſtudieren können, und vielleicht auch einen Geſchmack ihm abgewinnen werden. Allemal werden Sie (ich will nicht ſagen die Arabiſche Poeſie) doch wenigſtens einen angeſehenen arabiſchen Dichter beſſer kennen lernen. Können Sie ihn nicht unterbringen, und auch nicht mehr brauchen, ſo ſchicken Sie mir ihn wieder zurück. Um ſich von dem Abulola zu überzeugen, daß, ob er gleich von Kindesbeinen an blind geweſen iſt, er dennoch Farben und ſichtliche Gegenſtände gekannt haben muß, indem er dieſe recht treffend ſchildert, und jene recht geſchickt anbringt, dazu brauchen Sie nur, mein wertheſter Freund, das Gedicht von ihm, welches Golius ſeiner Ausgabe von Erpenii arabiſcher Grammatik einverleibt hat, und das auch in Fabricii ſpecimine arabico ſtehet, in der lateiniſchen Ueberſetzung nachzuleſen. Das könnte ſchon genung ſeyn. Zum Ueberfluſſe füge ich aber doch noch ein paar Stellen bey, die mir gleich beym Aufſchlagen ſeiner Sammlung eigner poetiſchen Aufſätze Sekd oz Zendi genannt, entgegen kommen. Der Mann hat eine erſtaunlich lebhafte Einbildungskraft zum Nachtheile der geſunden Beurtheilungsfähigkeit gehabt. Denn ſeine Vergleichungen ſind ausſchweifend tollkühn, und weil vieles davon in Anſpielungen auf Buchſtaben und Sylben beſteht, ſo geht ein guter Theil der Pointen für Leute, die des Arabiſchen unkundig ſind, verlohren, und läſſet ſich in eine fremde Sprache ſchlechterdings nicht übertragen. Vor kurzen hat der Herr Baron von Rewitzky *) mir von Wien aus ſeine vor kurzen ans Licht geſtellte Probe des Haſyz, eines Perſianiſchen Dichters, zugeſchickt. Mir will ſo wenig der Dichter ſelbſt, als ſein Ausleger gefallen. Welch ein Einfall! Einen perſianiſchen Stanzenſchreiber in horazianiſche Oden in genere ſapphico zu überſetzen. Es muß dem guten Herrn Baron viel Kopfbrechens gekoſtet haben. Wenn doch die Leute ſich die Thorheit vergehen ließen, lateiniſche Verſe zu machen. Nichts iſt in meinen Augen alberner, als in einer abgeſtorbenen Sprache dichten zu wollen. Schlimm genug, daß wir lateiniſche Proſá ſchreiben müſſen. Soll ich ſolche Leute beneiden? Wahrhaftig es muß ihnen an Noth fehlen, weil ſie ſich ſelber eine ſolche große Noth machen, die keinen Menſchen was hilft, die kein Menſch von ihnen verlangt, und die ſie nur foltert, und bey andern lächerlich macht. Ich dachte die Fratres Flagellantes wären längſt ſchon ausgeſtorben. Aber nun ſehe ich, daß es doch noch Leute giebt, die für bloßer lieber langer Weile, wie Paulus ſagt, ihr eignes Fleiſch haſſen. — Unſer Herr von Sanden hat ſich hier nicht wieder blicken laſſen: ob er gar nicht nach Leipzig gekommen iſt, oder ob er nicht für gut gefunden hat, mich zu beſuchen, das mag er am beſten wiſſen. — Dem guten Herrn Paſtor Häſeler und ſeiner Frau Liebſte machen Sie doch ohnſchwer bey Gelegenheit unſer großes Compliment, und ſagen ihm, daß ich deſſelben Manuſcript nebſt dem ſehr freundſchaftlichen Schreiben wohl erhalten, noch zur Zeit aber keine Muſe gefunden habe, mich darinnen umzuſehen; daß ich ihn aber verſichern laſſe, daß ſolches mit eheſtem geſchehen ſolle, und daß ich mich nicht ſäumen will, ihm das Manuſcript ſobald ich kann mit der Poſt wieder zuzuſchicken. Brauchen Sie, mein hochgeehrteſter Herr Bibliothekar, etwas aus beyliegendem Catalogo, ſo geben Sie mir nur die

---

*) Nachmaliger Geſandter in Berlin, London ꝛc.

Commiſſion, es ſoll richtig beſorgt werden. — Können Sie denn etwan in Wolfenbüttel bey der Bibliothek oder bey der Schule einen geſchickten Schulmann brauchen, einen wahrhaftig brauchbaren Mann, dem es ſo wenig am Aeußerlichen als an Wiſſenſchaft fehlt, und den man gleichwohl doch vernachläſſiget. Er heißt Matthäi. Ich habe ſeine Abhandlung de Aeſchine mit in dieſen Theil meiner oratorum hineingebracht. Er will auch Dionyſii Halicarnaſſenſis opuſcula critica herausgeben. Das wäre allemahl ein beſſerer Gehülfe für Sie, als ein Z. Sehen Sie doch zu, daß Sie ihn anbringen können. Der gute Mann dauert mich, daß man ſo wenig an ihn denkt; oder vielmehr ſeine Talente ſo verkennet und unterdrückt, daß man ihn nach Moſcau hat verweiſen wollen. Da wäre er für die gute Literatur gewiß verlohren. Wie ich in Helmſtädt war, habe ich ein gut Wort für ihn bey dem Herrn Superintendent, D. Rehkopf, eingelegt. Der ſchien ſich auch ſeiner annehmen zu wollen. Nach der Zeit aber habe ich weiter nichts davon vernommen. Es muß etwann ein Landeskind ihm querfeldein gekommen ſeyn. — Verzeihen Sie meinem Geplaudere. Ich ſchreibe ſehr flüchtig, und wie es mir unter die Feder kömmt. Die Kürze der Zeit leidet es nicht, und Sie verlangen es auch nicht, und endlich pflege ich auch nie auf meine Briefe zu ſtudieren, ſondern ſchreibe ſie ſo von der Fauſt weg. Leben Sie, mein wertheſter Leſſing, wohl, (denn Ihr bloßer Name iſt Ihnen mehr als alle Titel) und lieben Sie mich ꝛc.

D. Reiske.

Berlin, den 15. October 1771.

Liebſter Bruder,

Nun habe ich den erſten Theil Deiner vermiſchten Schriften mit Bedacht wieder durchgeleſen, und leider zu meiner eigenen Beſchämung viele Druckfehler, außer denen, die Du mir in Deinen Briefen angezeigt, gefunden. Willſt Du ſie in einem beſondern Blatte anzeigen, oder ſie bis zum zweyten Theile verſparen, bey dem ich aufmerkſamer und genauer zu ſeyn verſpreche, wenn man anders zum Trotz des Epiktets verſprechen kann, was man nicht ganz in ſeiner Gewalt hat?

Bey Deiner Abhandlung habe ich zugelernt, ob ich gleich nicht leugne, von dem Weſentlichen einen dunklen Begriff gehabt zu haben. Ich wünſche, daß Du bey jeder Dichtungsart die Nützlichkeit der Etymologie ſo zeigen könnteſt. Geſetzt, es wäre nicht der eigentliche Grund, warum die Aufſchrift auf den Monumenten kurz ſeyn muß, den Du angiebſt: ſo könnte er es doch ſeyn, und alle daraus hergeleitete Regeln ſind dem jetzigen Epigramm ſo weſentlich, daß ſie wohl niemand in Zweifel ziehen wird. Ein witziger Kopf kann wohl eine ſolche Aehnlichkeit inne werden, aber ſie nicht durchſetzen. Nur das iſt mir dabey eingefallen, daß nach Deiner Abhandlung viele deiner Gedichtchen, die Du unter die Epigramme gezählt, dieſen Nahmen nicht verdienen. Eins zum Beyſpiele; und ich glaube, es ſind deren noch mehrere, auf die ich mich nur nicht gleich beſinne. **Die Wohlthat:** Künftig ſie wegzulaſſen, wäre Schade, und ſie beſonders zu drucken, da haſt Du ihrer zu wenig.

Sulzer hat mir ſein Lexikon für Dich geſchickt, und Du ſollſt es mit erſter Gelegenheit bekommen. Ich habe hin und her darin geleſen. Den Sänger der Noachide und mancher andern Epopee hat er aus der Vergeſſenheit geriſſen. Home's hat er bey dem Artikel Aeſthetik nicht erwähnt, ſondern nur des du Bos. Sollte nicht jener ſchätzbarer ſeyn? Von Deinem Streite mit Klotz ſagt er bey dem Artikel Allegorie:

> Es wäre zu wünſchen, das Jemand alle allegoriſche Bilder der Alten aus allen Schriften und Kabinetten zuſammen ſuchte, und daraus eine beſſere Ikonologie machte, als die Ripa gegeben. Oft fehlt einem Künſtler von Genie nichts, als daß er wiſſe, was Andern vor ihm ſchon möglich geweſen. Hätten doch Leſſing und Klotz, die ſo manchen Schriftſteller durchſuchen, um einen eben nicht ſo wichtigen Streit fortzuſetzen, ihre Bemühungen darauf gewendet!

Alſo iſt allegoriſche Bilderchen ſammeln nützlicher, als über die Richtigkeit der Allegorie denken! Er muß die Abhandlung, wie die Alten den Tod gebildet, nicht kennen. Und ſollte ein Sulzer ohne Einſchränkung behaupten, daß euer Streit unwichtig ſey? Hätte Klotz, anſtatt ſeine Sache zu vertheidigen, nicht Perſonalitäten hineingebracht und wäre überdies der Sache noch beſſer gewachſen; ſo wäre die Nützlichkeit von dieſem Streite freylich einleuchtender geworden. Daß doch die Gelehrten ſo gern das, wovon ſie weniger verſtehen, dem Publicum als Kleinigkeit vorſpiegeln!

In ein paar Tagen ſchreibe ich Dir, liebſter Bruder, wieder; wenn ich nur wiſſen werde, ob Dich dieſer Brief noch in Hamburg oder ſchon in Wolfenbüttel angetroffen.

Ich bin, wie allezeit, Dein

treuer Bruder,
Karl.

Hamburg, am Montag den 28. oder 29. Oct. 1771.

Beſter, liebſter Freund!

Ich bin Ihrentwegen in der größten Unruhe. Warum haben Sie doch unſern Bitten nicht Gehör gegeben, und ſind wenigſtens nur bis Mittewoch noch hier geblieben? So hätten Sie vermuthlich den abſcheulichen Sturm, in dem Sie vorige Nacht die Elbe paſſiren mußten, nicht auszuhalten gehabt. Ich mache mir tauſend Vorwürfe, daß ich mit Urſache bin, daß Sie dieſe Route genommen. Keine Vorſtellung kann mir eine ruhige Viertelſtunde Schlaf verſchaffen. Ich hoffe aber, alle meine Sorgen ſollen vergebens ſeyn, und Sie werden morgen Abend glücklich und vergnügt in dem lieben Braunſchweig eintreffen. Dann ſo könnte ich den Donnerſtag ſchon einen Brief von Ihnen haben, wenn Sie mir gleich geſchrieben hätten. Dies haben Sie doch wohl gewiß gethan? O ja, Sie haben es gethan. Sie wiſſen ja, daß meine ganze Ruhe davon abhängt. — Nicht wahr? Sie ſind überzeugt, ob Sie gleich zuweilen daran zu zweifeln ſcheinen, daß ich Sie über alles liebe, über alles hochſchätze, und kein Glück mehr für mich in der Welt iſt, wenn ich es nicht mit Ihnen theilen ſoll. Möchten doch alle die Hinderniſſe, die uns trennen, gehoben werden können, wie wollte ich der Vorſehung mit freudigem Herzen danken!

Ich hoffte, der Salzburger Brief ſollte hierzu den Weg bahnen. Allein ſtatt daß man darauf denken ſollte, mir das Wiener Werk abzukaufen, räth man mir, es noch eine Weile anzuſehen, indem, wann es bey dem Mandat bliebe, daß keine Fremden mehr in den K. K. Landen handeln dürften, der Abzug bey meiner Fabrike natürlicher Weiſe ſehr zunehmen müßte. Der Mann hat Recht. Wenn ich ihm nur folgen könnte, ohne zu riſquiren, und das Wenige, was mir übrig iſt, noch zuzuſehen! Am Ende verfehle ich mit aller meiner Sorge und Müh doch meinen Endzweck. Bin ich nicht in einer fatalen Lage? Und noch dazu von allen Freunden entfernet, die mir mit Einſicht rathen könnten!

Mein S** ſcheinet es näher zu geben. Er fing heute von ſelbſt an, mir zu ſagen, daß aus der B...ſchen Entrepriſe wohl nichts werden möchte. Wir wurden unterbrochen, ſonſt hätte er ſich vielleicht deutlicher erklärt.

Herr Sch. iſt den Abend Ihrer Abreiſe ſo übel an Krämpfen geweſen, daß er zu ſterben glaubte. Gottlob! heute iſt er wieder wohl.

Unter denen vier Leuten, ſo vom Lotto arretirt worden, iſt ein Franzos, deſſen Sie ſich erinnern werden. Er ſtand hinter uns, als wir das Lotto ziehen ſahen, und hörte auf alles, was wir ſagten, mit vieler Aufmerkſamkeit. Auch ging er hinter uns den ganzen Weg von Harvſtehude. Er iſt ſchon ein Mann von fünfzig Jahren, und doch fand man in ſeiner Taſche zwey Liebesbriefe von zwey verſchiedenen Maitreſſen, wovon die Eine ihre Niederkunft anzeigte. Es muß überhaupt ein großes Genie ſeyn; denn man hat auch falſche Karten bey ihm gefunden.

Die zwey erſten Seiten dieſes Briefes hatte ich geſtern geſchrieben. Eben da ich zu Bette gehen wollte, fiel mir ein, daß morgen früh die Poſt abgehet. Ich ſchließe dieſen Brief alſo in der Nacht um zwölf Uhr, wo ich Sie mir ermüdet von der Reiſe, im tiefſten Schlaf gedenke, und Ihnen von ganzem Herzen die angenehmſte Ruhe wünſche; mir aber die baldige Verſicherung, daß Sie ſich, von den Fatiguen der Reiſe erhohlet, recht geſund und vergnügt befinden. Sie können dem noch wohl was hinzufügen, was mir eben nicht zuwider ſeyn wird. Aber! aber! es müſſen lauter Worte ſeyn, die aus Ihrem Herzen kommen, ſo wie es diejenigen ſind, mit welchen ich Ihnen ſage, daß ich bin, beſter, liebſter Freund!

Dero
aufrichtigſte Freundinn
E. C. König.

Um eines bitte ich Sie; laſſen Sie mir in der Antwort auf meines Bruders Brief die Gerechtigkeit wiederfahren, daß ich gleich aufrichtig gegen Sie geweſen bin.

Hamburg, den 6. Novembr. 1771.

Mein lieber Freund!

Mit tauſend, tauſend Vergnügen habe ich Ihre glückliche Ankunft und zugleich Ihr Wohlſeyn vernommen. Ich danke Ihnen, daß Sie mich ſo bald aus der Sorge, in der ich Ihrentwegen geweſen bin, geriſſen haben. Schreiben Sie mir nur auch künftighin recht oft. Denn allein Ihre Briefe können mich aufheitern, wenn ich auch noch ſo niedergeſchlagen wäre, und das bin ich leider! jetzt immer. Sie verlangen, ich ſoll auch in dieſem Stück aufrichtig gegen Sie ſeyn; ſonſt wäre ich es gerne nicht. Ich weiß doch wohl, daß ich einen Verweis zu erwarten habe, weil Sie glauben, daß es von unſerm Wollen abhängt, geſund und munter zu ſeyn. Bedenken Sie aber nur, daß alle Menſchen keine Leſſinge ſind, und daß ich nur eine Frau bin, und nehmen Sie dann meine Lage mit dazu, ſo werden

Sie mir leichter verzeihen, daß ich Ihren Rath nicht beſſer befolge. Wenn Sie wirklich die Eigenſchaft beſitzen, unter lauter traurigen Ausſichten vergnügt zu ſeyn, ſo theilen Sie ſie mit mir; nennen Sie ſie aber ja nicht Leichtſinn, ſonſt ſchicke ich Ihnen die ganze Hälfte wieder zurück. Er erhält geſund, das gebe ich zu; allein er paſſet nicht zu jedermanns Umſtänden, am wenigſten zu den meinigen.

Geſtern habe ich Sch...s und K...s ſeit Ihrer Abreiſe zum erſtenmale geſehen. Sie freueten ſich, wie ſie hörten, daß Sie glücklich angekommen wären, und empfehlen ſich Ihnen. Das Neue, was mir Madam S** erzählte, war: daß wieder ein neuer Zwiſt zwiſchen Gr. und B. entſtanden ſey. Was er zum Grunde hat, wußte ſie nicht, und was liegt uns daran? Wenn wir uns nur nicht zanken! und das werden wir ja wohl in unſerm ganzen Leben nicht.

Eine Nachricht, die für mich intereſſant iſt, iſt dieſe: daß W. in der größten Verlegenheit war, aus der er auch noch nicht ganz iſt. Die Wechſel, ſo auf ihn laufen und theils verfallen ſind, betragen über 20,000 Mark B. Nun iſt zwar Schw. gekommen und hat für alles hinlängliche Sicherheit, es iſt aber noch die Frage: ob ſo viel Banko-Geld hier zu erheben ſeyn wird. Ich wünſche es um ſeinet- und meinetwillen.

Wie glücklich ſind Sie, daß Sie in Ihrem einſamen Wolfenbüttel ſind; und wie glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn ich auch erſt da wäre, oder wenn ich nur wenigſtens hoffen könnte, einmal dahin zu kommen; aber auch die Hofnung verläßt mich ſehr oft.

Es mag indeß kommen wie es will: bleiben Sie nur mein Freund, ſo werde ich mein Schickſal, es ſey wie es will, weit leichter ertragen.

Eben wird mir erzählet, daß W..s Sache gut geht, und daß Profeſſor B. mit Anfang künftiger Woche die Akademie übernehmen ſoll. Wenn der gute Mann ſich nur nicht in einen Embarras ſetzet, dem er ſeiner ſchwächlichen Geſundheit wegen nicht gewachſen iſt.

Für heute kann ich Ihnen nicht mehr ſchreiben, weil ich mit der Wiener Poſt zu viel zu thun habe. Ich will Sie nur noch bitten, mir ja bald zu ſagen, wie Sie ſich in Ihrer Einſamkeit befinden, und daß Sie ſich der Einſamkeit nicht ſo ſehr überlaſſen ſollen, damit Ihre Geſundheit nicht leidet.

Sie werden mir dieſe Bitte gewähren, ſobald Sie das Vertrauen in mich ſetzen, welches Sie in Ihrem Briefe äußern. Zumal da ich Sie auf das theuerſte verſichern kann, daß ich dieſes Vertrauen ver diene, und daß ich Sie unaufhörlich mit dem aufrichtigſten Herzen lieben und hochſchätzen werde.

E. C. König.

Dem Kutſcher habe ich die Kleinigkeit gleich am Sonnabend bezahlt.

Halberſtadt, den 9. Nov. 1771.

Herr Magiſter Werthes, der, mein lieber Leſſing, Ihnen dieſes überreichen wird, iſt von Herrn Wieland, bey dem er ſich einige Tage in Erfurth aufgehalten hat, als ein ſehr geſchickter Mann mir beſtens empfohlen. Er ſucht an einem den deutſchen Muſen geheiligten Orte nur eine geringe Verſorgung; am liebſten aber wünſchte er, mit einem reichen Junker auf Reiſen gehen zu können. Hier in Halberſtadt war nichts für ihn in Vorſchlag zu bringen. Deswegen entſchloß er ſich, ſeinen Wanderſtab bis zu den Braunſchweigiſchen Muſen fortzuſetzen.

Können Sie, lieber Freund, dieſen jungen, wie es ſcheint beſcheid'nen Mann — der, weil er ſich, wegen zahlreicher Familie ſeines Vaters, nicht in den beſten Umſtänden befinden mag, mit allem vorlieb nehmen wird, zu etwas verhelfen, ſo thun Sie's gern, das weiß ich.

In der Eil, worin ich Ihnen ſchreiben muß, wie kann es mir einfallen, von Ihrer ganz vortrefflichen Abhandlung vom Sinngedicht mit Ihnen zu reden? Unſerm Jacobi, der von Düſſeldorf zurückkommt, wollt' ich bis zu Ihnen entgegenreiſen; aber daran werd' ich durch einen Familienbeſuch, und durch immer fortdauernde mehr vermehrte, als verminderte Krankheit verhindert.

Wollen Sie, beſter Freund, Ihren Gleim in dieſem Leben noch einmal ſehen, ſo kommen Sie bald; denn mich dünkt, ich fühl' es, daß ich bald ſeyn werde, wo mein Kleiſt mich erwartet.

Gleim.

Berlin, den 9. November 1771.

Liebſter Bruder,

Gut, daß Du Dich wieder geſund fühlſt! Ohne das iſt doch das Uebrige nichts, und mit dem muß bey Dir alles gut werden. Ich will Dir alſo nicht erſt mit vielen Worten ſagen, wie angenehm mir Dein Brief geweſen iſt.

An unſere Mutter habe ich vorgeſtern geſchrieben; und die verlangten Exemplare von Deinen vermiſchten Schriften ꝛc., ſollſt Du mit dem erſten Fuhrmann erhalten. Die Hiſtorie der Muſik hat mir Kirnberger für Dich gegeben, und davon mit Dir ſchon bey Deinem Hierſeyn geredet. Moſes iſt geſund und hat bloß mit dem ſächſiſchen Miniſter Fritſch geſprochen.

Das Hauptſächlichſte aber, warum ich heute an Dich ſchreibe, iſt folgender Umſtand. Sulzer will ſich durch mich bey Dir erkundigen, ob Du wohl Luſt hätteſt, unter den vortheilhafteſten Bedingungen nach Wien zu gehen. Er wollte ſich aber nicht eher herauslaſſen, als bis Du Deinen Willen darüber geäußert. Da er ſelbſt dieſes als eine jetzt zu verſchweigende Sache anſieht, ſo kannſt Du deſſen auch von meiner Seite gewärtig ſeyn. Schreibe mir alſo, lieber Bruder, ja gleich. Dein

treuſter Bruder,
Karl.

Hamburg, den 12. Novembr. 1771.

Mein liebſter Freund!

Sie können mir nichts angenehmers ſagen, als wenn Sie mich immerwährend verſichern: daß Sie geſund und vergnügt ſind. Wenn ich denn auch keine heitern Tage hätte, ſo wären es die, welche mir dieſe Nachrichten mitbrächten. — Außer denen werde ich auch wohl wenige haben. Statt daß ſich Schwierigkeiten heben ſollten, äußern ſich immer neue. Die wegen meines Sch**s wäre nun wohl wahrſcheinlicher Weiſe gehoben; allein der Herr von W. ſchreibt mir kürzlich: da ſeine Societät ſich im Junius kommenden Jahres auseinander ſetzte, und gefolglich die ganze Handlung ſich aufhübe, ſo müſſe er nun ſchon ſorgen, den Fond zuſammen zu ſchaffen; er rechnete alſo auch auf das, was ich ihm ſchuldig wäre. — Da dieſes Haus eine große Stütze von meinem Wiener Werke geweſen, auf das ich bey Beybehaltung deſſelben nothwendig mußte rechnen können, ſo bin ich nun ſchlechterdings gezwungen, es zu verkaufen, was ich ihm auch deutlich geſchrieben, wobey ich es ihm ſelbſt zugleich angetragen habe. Wollte Gott! er übernähme es, und würde reich dabey. Ich wollte gerne in dem elendeſten Winkel der Welt Waſſer und Brod eſſen, wenn ich nur aus dem Labyrinth einmal heraus wäre!

Sehen Sie, mein Freund, ob ich wohl nicht Urſache habe mißvergnügt zu ſeyn, und daß ich es nicht deswegen bin, weil ich nicht ganz vergnügt ſeyn kann, ſondern weil ich auch nicht eine angenehme Ausſicht habe! Ermüden Sie nur nicht bey allen dieſen Klagen! Warum haben Sie von mir gefordert, daß ich aufrichtig ſeyn ſoll? Ich hätte Sie ſonſt lieber damit verſchonet; ob es mir gleich ein wahrer Troſt iſt, wenn ich mein Herz gegen Sie entlade. Nur muß es Ihre Ruhe nicht ſtören. Dies müſſen Sie mich verſichern, ſonſt höre ich lieber auf, Ihnen die geringſte Nachricht von mir zu geben. Deswegen ſollte unſer Briefwechſel doch nicht aufhören. Er ſollte um ſo angenehmer für Sie ſeyn, denn alle Neuigkeiten, um die ich mich nur wenig bekümmere, würde ich alsdenn mit Mühe aufſuchen, und Ihnen mittheilen.

So wie ich mich denn nun auf einige beſinne, um nicht wieder auf mich ſelbſt zu kommen. — Ackermann, unſer guter Ackermann hat endlich ſeine Hauptrolle geſpielet. Geſtern Abend iſt er geſtorben. Doktor Daal hat ſich viel Mühe gegeben, ihn zu überreden, ſich das Bein abnehmen zu laſſen, weil er ihn dann gewiß zu retten glaubte; er hat es aber durchaus nicht gewollt.

W**s Projekt muß noch nicht ganz und gar verworfen ſeyn, wie Sie glaubten. Er hat eine Staffette aus Braunſchweig gekriegt, worauf er gleich dahin abgereiſet iſt; und zwar in Geſellſchaft von Bſt. Doch, warum ſchreibe ich Ihnen das? Sie haben ſie vermuthlich ſchon geſehen.

Die Akademie hat B. bereits übernommen. Heute ſind die jungen Leute umgezogen, nach dem Hauſe, ſo Bk. kürzlich verlaſſen hat. Allein in B . . s Hauſe werden ſie ſpeiſen. Eine große Laſt, ſo Madam B. ſich aufbürdet, die ſie vermuthlich bald müde ſeyn wird, wenn es nicht recht gut lohnet. Und daran zweifle ich. K. hat ſeine Söhne wieder bey ſich, und iſt feſt entſchloſſen, ſie um Oſtern nach Wolfenbüttel zu bringen.

Hier hat mich Madam B. unterbrochen. Ich war erſtaunet, ſie in der Nacht um halb neun zu ſehen. Sie iſt recht vergnügt, und ſo voll von ihrer neuen Einrichtung, daß ſie wohl gar das Lomber drüber vergißt.

Ich muß ſchließen, weil ich noch viele andere Briefe zu unterſchreiben und nachzuſehen habe. Nächſtens mehr; aber nicht eher wieder was von mir und meinen Umſtänden, bis ich Antwort auf dieſen habe. Ich bin mit der aufrichtigſten Geſinnung

ganz die Ihrige
E. C. König.

Daß Sie dieſen Brief ja wohl verwahren!

Berlin, den 19. November 1771.

Liebſter Bruder,

Ich habe Deine Geſinnung ſogleich Sulzern geſagt, und er verſicherte mich nochmals, weder von dem Theater-Unternehmer in Wien, noch von einem andern Particulier an Dich einen Auftrag zu haben, ſondern von einem Miniſter im Namen des kayſerlichen Hofes. Ich vermuthe, daß es der hieſige Oeſtreichiſche Geſandte iſt, obgleich Sulzer das nicht merken ließ. Wie er mir ſagte, ſo wüßte er ſelbſt die übrigen Bedingungen noch nicht; man würde ſich aber nach Deinem Verlangen wohl bequemen, und Du würdeſt wohl thun, wenn Du deshalb gegen mich Forderungen machteſt. Er redete von 1500 Thalern, wobey ich ihm aber gleich zu erwägen gab, daß Wien ein Ort ſey, wo Du Dich mit dieſer Summe nicht eben viel verbeſſerteſt. Er verſprach mir in acht Tagen aufs längſte poſitive Antwort; und ich denke, es wird zu Deinem Vortheil ausſchlagen, da man nicht den geringſten Lärm davon macht, und Sulzer ſelbſt mich nochmals gebeten hat, es niemanden zu ſagen, weil man es ihm übel auslegen könnte, eine ganz unſchuldige Veranlaſſung geweſen zu ſeyn, daß Du von Wolfenbüttel gingeſt. Aber ich glaube, wenn man es wirklich mit Dir dort gut meynt, ſo wird man Dir Deine Verbeſſerung nicht verdenken.

Voß ſchreibt Dir vermuthlich ſelbſt. Wegen des Manuſcripts, das Du zum zweyten Theile Deiner Schriften geſchickt, habe ich mit Ramler geſprochen. — Auf Deine neue Tragödie freue ich mich außerordentlich. Wirſt Du Veränderungen in Deiner Sara machen?

Lebe wohl, liebſter Bruder!

Dein

treuer Bruder,

Karl.

Hamburg, den 20. Nov. 1771.

Liebſter Freund!

Ich habe Ihnen ſehr Unrecht gethan! — Sie erinnern ſich doch wohl, daß ich immer ſagte, außer Wolfenbüttel dächten Sie ſchwerlich an mich — Nun denken Sie nicht allein an mich, ſondern geben mir auch den größten Beweis Ihrer Freundſchaft, durch das Vertrauen, ſo Sie in mich ſetzen; indem Sie mir ſo geſchwinde eine Nachricht mittheilen, die, wie Sie voraus ſehen konnten, mir überaus angenehm ſeyn mußte.

Allerdings wollte ich Ihnen rathen, eine Stelle in Wien anzunehmen, ſobald ſie ſo wäre, daß Sie ſie mit Vergnügen begleiteten, und wäre ſie auch beym Theater. Sie dürften ſich ja nur ausbedingen, unmittelbar vom Hofe abzuhängen. Sie würden dort mit ungleich mehrerem Agrement leben, als in Wolfenbüttel, wo Sie außer der Bibliothek nichts verlaſſen würden, was Sie attaſchiret; und dieſe würde Ihnen auch wieder erſetzet. Alsdann würden Sie finden, wie allgemein Sie dorten beliebt ſeyn würden; denn bey perſönlicher Bekanntſchaft leiden Sie keine Gefahr. Und man iſt jetzt ſchon ſo ſehr für Sie eingenommen, was wird man dann nicht ſeyn! Wenn es die Vorſehung ſo lenkte, daß ich mein Wiener Geſchäft beybehalten könnte! — — Doch ich will nichts wünſchen; es wird ohne mein Wünſchen alles ſo kommen, wie es kommen ſoll.

Ueberhaupt will ich Sie heute mit etwas anders, als von mir und meinen Umſtänden unterhalten, und wann Sie wollen, ſo will ich ganz aufhören, Ihnen Dinge mitzutheilen, die Sie beunruhigen.

Die außer mir nehme ich aus, ſonſt würde ich Ihnen nicht erzählen, daß Madam Z. dem Tode nahe iſt. Im Ernſte: Sie iſt ſehr krank an einem Bruſtfieber, und ihr Bruder glaubt, daß eine Zehrung daraus entſtehen könne. Was würde aus dem armen Z. werden! Sie müßten wahrhaftig herüber kommen, und ihn tröſten. Den Ort, wo er am erſten zu tröſten wäre, hätte ich, wie ich glaube, ſchon ausgefunden. Und dieſen Ort haben Sie doch bey Ihrem Hierſeyn zu wenig beſucht. Dieß könnten Sie bey dieſer Gelegenheit wieder gut machen. Man ſagt ſo, Sie machten ſich hierüber Vorwürfe, und hätten blos deswegen mit Bſt. wollen auf hier reiſen. Iſt es wahr, ſo wünſchte ich, daß Ihr Gewiſſen Ihnen ein Biſchen mehr zugeſetzet hätte. Dieſe und folgende Neuigkeiten habe ich heute von Madam Sch.

Baſedow iſt verreiſet, das wiſſen Sie; aber er ſoll ſich vor der Abreiſe bey Götzen zum achtenmal haben melden laſſen, endlich habe er ihn angenommen, nachdem er ihn eine halbe Stunde vor der Thüre hätte halten laſſen. Wie ihre Unterredung ausgefallen; ob ſie Herzensfreunde geworden, oder Erzfeinde geblieben ſind, weiß man noch nicht.

Was mich gewundert hat, und Sie gewiß auch ſehr wundern wird, iſt das, daß Alberti und Kl. wieder ausgeſöhnet ſeyn ſollen. Alberti hat, wie man erzählet, an Kl. Abbitte gethan, und unter andern ſoll er ſich bey Madam von W. damit entſchuldiget haben: daß er das Nachtheilige, ſo er von ihr geſagt, gegen niemand als ihre Freunde geſagt habe. Eine ſeltſame Rechtfertigung! die mich eher mehr erbittert, als beſänftiget hätte. Ich glaube es auch nicht, und zweiſle noch dazu an der Ausſöhnung. Mich däucht, die kann von Kl . . s Seite ſo leicht nicht geſchehen; es möchte denn der Menſchenfreund Gr. B** ſich die Sache angelegen ſeyn laſſen.

Ich vermuthe faſt, daß Ihnen dieſe Neuigkeiten alt ſeyn werden, wenn Sie ſich lange in Braunſchweig aufgehalten haben, oder wohl gar noch da ſind. So ſehr ich mich freue, wenn Sie ſo vergnügt leben, als Sie können; eben ſo ſehr wünſchte ich, daß Sie ſich diesmal nicht ſo lange da verweilen mögen, weil ich weiß, daß ich von daher weiter keinen Brief erwarten ſoll. Sie denken denn doch an mich, davon bin ich nun überzeuget, ſo wie Sie hoffentlich überzeugt ſeyn werden, daß niemand Sie aufrichtiger lieben kann, als

Dero

ergebene

E. C. König.

Haben Sie die Recenſion von Claudius über Klopſtocks Oden noch nicht geleſen, ſo ſchicke ich ſie Ihnen. Schicken Sie mir davor bald die Erbſen und Linſen ꝛc.

Hamburg, den 25. Nov. 1771.

Mein liebſter, beſter Freund!

Die ganze verfloſſene Zeit meines Lebens kann ich ruhig zurücke denken, bis auf den Augenblick, worinn ich ſchwach genug war, eine Neigung zu geſtehen, die ich zu verbergen ſo feſt beſchloſſen hatte; wenigſtens ſo lange, bis meine Umſtände eine glückliche Wendung nähmen. Ich bin überzeugt, Sie würden dennoch einen freundſchaftlichen Antheil an allem genommen haben, was mir begegnet wäre; allein Sie hätten nicht meine Angelegenheiten zu Ihren eigenen gemacht, wie Sie jetzt thun; ob Sie es gleich nicht ſollten. Denn der Vorſatz bleibt unumſtößlich: bin ich unglücklich, ſo bleibe ich es allein, und Ihr Schickſal wird nicht mit dem meinigen verflochten. Meine Gründe hierüber wiſſen Sie, noch mehr, Ihre Aufrichtigkeit erlaubte Ihnen nicht, ſie zu mißbilligen; nennen Sie ſie alſo nicht Ausflüchte — das Wort Ausflucht hat mich gekränket — Fragen Sie Ihr Herz, ob es in dem nehmlichen Fall nicht ſo handeln würde, und antwortet es Ihnen Nein, ſo glauben Sie nur, daß Sie mich nicht halb ſo ſehr lieben, als ich Sie liebe. Das Einzige, warum ich Sie bitten will, iſt, daß Sie ſich durch mich in Ihrem Plan nicht irre machen laſſen, ſondern eben das thun, was Sie gethan hätten, wenn Sie mich nicht kennten.

Wann man Ihnen von Wien wirklich vortheilhafte Anträge macht, ſo würde ich es Ihnen ſehr verdenken, ſie ſo ſchlechterdings auszuſchlagen. Wenn ich mir vorſtelle, daß Sie es in die Länge in Wolfenbüttel nicht aushalten, ſo glaube ich doch, daß Sie Ihr Leben in W. angenehmer zubrächten, als in einem Cl** in Italien. Ich weiß nicht, ob die Furcht, Sie möchten dieſen Entſchluß faſſen, oder eine Ahndung, daß mein Aufenthalt noch einmal in W. ſeyn wird, — unerachtet es keinen großen Anſchein dazu hat, — mich wünſchen macht, daß Sie den Beruf dorthin annehmen mögen; genug, ich wünſche es. Und doch ſchwöre ich Ihnen, wenn ich die Wahl hätte, würde ich lieber in Wolfenbüttel, als in W. mit Ihnen leben.

Bevor ich nicht mit der hieſigen Handlung zu Stande bin, ändere ich in W. nichts, wenn ich nicht nothwendig muß; und bis dahin wird man ſchon deutlicher erkläret haben, was man mit Ihnen im Sinne hat. Wären Sie geneigt, dahin zu ziehen, ſo dächte ich die Tapeten-Fabrik zu behalten, wenn ich ſie nicht beyde, durch Zuziehung eines bemittelten Compagnons, beybehalten könnte. Ueberhaupt läßt ſich hierinn nichts Eigentliches beſtimmen. Die Zeit wird lehren, was geſchehen kann und muß. Auf die Antwort des Herren von W. wird vieles ankommen. Es iſt derſelbe, deſſen Freundſchaft ich Ihnen ſo ſehr angerühmet. Er war nicht nur der Freund meines Mannes, ſondern auch mein Freund, der mich bey der Abreiſe mit Thränen verſicherte, daß er alles, was in ſeinem Vermögen ſtünde, lebenslang für mich thun würde. Es iſt mir noch dazu von vielen, und unter andern von ſeiner eignen Frau geſagt: er habe meinem Manne mehr Verbindlichkeit, als er nimmermehr erſetzen könne; weil er ihn durch einen Vergleich von einem Proceß gerettet, der ihn ſein Vermögen gekoſtet haben würde. Nun ich das alles bey kaltem Blute überdacht habe, ſcheint es mir unmöglich zu ſeyn, eine ſchlechte Begegnung von ihm erwarten zu dürfen; zumal ich ihn immer für einen ſehr rechtſchaffenen Mann gehalten habe.

Ich weiß nicht, bin ich ſeit einigen Tagen geſunder, wenigſtens bin ich ruhiger, ob ſich gleich Verdrießlichkeiten über Verdrießlichkeiten bey mir häufen; wozu Herr Wb. auch das Seinige mit beyträgt. Sie wiſſen doch, daß ich noch mit 1200 Mk. für ihn verbürget bin? und vermuthlich wird er in dieſer oder der andern Woche zu Rathe einkommen müſſen, und wie er ſelbſt geſagt haben ſoll, etwan 5 bis 10 Procent anbieten. Erzählen Sie es noch niemanden. Vielleicht führet ihm ſein altes Glück jemand zu, der ihm heraus hilft.

Ihre Kiſte mit Büchern iſt den Tag, da Sie abreiſeten, zugleich an die Herren Friedrich Anton Toder Horſt Wittwe ſeligen Erben abgeſchickt, mit dem Auftrag, ſie ſogleich an Sie nach Wolfenbüttel zu ſchicken. Ich weiß alſo nicht, woran es liegt; ich erkundige mich desfalls heute, und wann Sie ſie noch nicht haben, werden Sie ſie eheſtens Tages kriegen.

Meine Kinder ſind alle wohl, und erinnern ſich Ihrer ſehr oft. Sie empfehlen ſich Ihnen, und Malchen danket ergebenſt für die Sorge, ſo Sie für ſie tragen. Sie leidet ſehr am Froſt; ich wünſche nur, daß die Salbe ihr helfen mag. Die Linſen und Erbſen haben ſo große Eile nicht; wenn Sie ſie nur nicht ganz vergeſſen wollen.

Wenn W. expreſſe zu Ihnen gekommen iſt, ſo glaube ich, daß er nur hat hören wollen, ob ich meine Fabrik behalte, oder angebe. Ich glaube, P. hätte wohl Luſt dazu. Daß er eine neue anleget, davor iſt mir nicht bange. Er hat ſich die Finger zu häßlich verbrannt.

Was ich neulich von Alberti und K. ſchrieb, iſt nicht andem. Sie ſind noch auf dem alten Fuß. Ich glaube, an der Nachricht von Baſedow und Göze iſt eben ſo wenig was dran.

Allein, Madam Z. Krankheit iſt wirklich ernſthaft. Ich erſchrak, wie ich ſie geſtern beſuchte, daß ich ſie ſo abgemattet und ausgezehret fand, und machte mir Vorwürfe, neulich darüber geſcherzt zu haben. W., der alle mögliche Sorgfalt für ſie hat, dringet darauf, ſie ſoll einen andern Doktor nehmen, weil er glaubt, ihr Bruder vernachläſſige ſie. Ich hoffe, daß ſie ſich nicht dazu bereden läßt; denn ihr Bruder verſöhnte ſich in ihrem Leben nicht wieder mit ihr.

Und Sie klagen wieder übr Ihre Augen! Waſchen Sie ſie fleißig mit kaltem Waſſer, und brauchen Sie ja nicht alle die Mittel, die man Ihnen anräth, ſo wie Sie gewöhnlich thun. Wollte der Himmel, ich könnte Ihnen die Abende nicht durch Gedanken, ſondern perſönlich, verkürzen helfen! Alle meine Wünſche wären erfüllt. Ich denke noch immer, ſie ſollen erfüllt werden. Nach ſolchen traurigen Tagen, wie ich nun habe, müſſen wieder heitere kommen, und die können nicht wieder kommen, wenn ich nicht wenigſtens das Glück habe, mit Ihnen an einem Ort zu leben.

Leben Sie wohl, mein theurer und redlicher Freund! Ich bin

Ihre

ganz ergebenſte Freundinn
E. C. König.

Hamburg, den 10. Dec. 1771.

Mein lieber Freund!

Ich habe Ihnen keine ſo angenehme Nachricht zu geben, als ich von Ihnen erhalten. Denn meine Ausſichten ſind ſehr zweydeutig; allein zu den Ihrigen kann ich Ihnen von ganzem Herzen Glück wünſchen. Allerdings können Sie in W. mit 2000 Rthl. beſſer leben, als irgend an einem Orte. Kein Reichshofrath hat mehr denn vier tauſend Gulden, und hält dafür Equipage mit zwey Bedienten.

Der Eingang wird Sie neugierig gemacht haben, ich will deswegen gleich meine traurige Geſchichte anfangen. — Kaum waren Sie acht Tage verreiſt, ſo kriegte ich die Wiener Papiere — die im Februar ſchon unterweges geweſen, und mit der bey Regensburg ſpolirten Poſt verloren gingen. Sogleich ſetzte ich mich dabey, und zog meine vorjährige Bilanz, die ich mir eben nicht zum Beſten vorgeſtellt hatte. Natürlicherweiſe beunruhigte mich dies nicht wenig. Ich ſchickte die Bilanz meinem Bruder — der ohnedem mein größter Creditor iſt — und ſchrieb ihm, er würde aus der Bilanz erſehen, daß mein Fleiß nicht geſegnet ſey, und wenn ich auf den Fuß fortführe, ich in Sorgen und Kummer das Meinige bald vollends zuſetzen würde. Ich müßte machen, daß ich von hier käme; dieſes könnte aber nicht ohne noch eine Unterſtützung von 15000 Mark geſchehen, wenn ich nicht mein hieſiges Lager verſchleudern wollte. Ich überließ es ſeiner Beurtheilung, ob er mich noch damit unterſtützen könnte und wollte. Mich däuchte aber, daß, da auch der Herr von W. vielleicht auf ſeiner Forderung beſtünde, und mich die Holländiſchen Tratten ſo viel koſteten, ich nicht beſſer thun könne, als wenn ich meinen Statum meinen Creditoren vorlegte, und mir einige Friſt von ihnen ausbäte, bis ich mich mit dem Wiener Werk arrangirt hätte. Ich ſähe voraus, daß durch dieſen Schritt mein kleines Vermögen auf der Wage ſtünde, wenn meine Gläubiger indiſcret wären; allein bey der Möglichkeit, durch Zaudern in der Folge nicht allein mein Vermögen, ſondern auch Anderer ihres aufs Spiel geſetzt zu ſehn, hieße mich meine Denkungsart dieſen Schritt wählen. Meinen Schwager, dem ich an den Mienen anſehen konnte, daß er mich beynahe für unklug hielt, und dieſen Weg gar nicht billigte, doch aber keinen andern anzugeben wußte, als meine Freunde zu beläſtigen, bat ich auch, ſeine Meinung meinem Bruder zu überſchreiben. Dies that er. Mein Bruder ſtimmte mir bey, doch ſchrieb er: weil Herr K. ganz anders urtheile, ſo rieth er, einen redlichen Freund zu Rathe zu ziehen. Hierzu ward aber nicht allein ein redlicher, ſondern auch ein einſichtsvoller und verſchwiegner

Mann erfordert. Die Schwierigkeit war: wo finden wir den? Endlich fiel mir ein Mann ein, der hier, auswärts, und beſonders am Wiener Hofe, dafür paſſiret; ich kannte ihn aber nicht einmal von Perſon. Doch wagte ich es, und erſuchte ihn ſchriftlich um ſeinen Beyſtand. Sogleich beſtimmte er mir eine Stunde, worinn er zu mir kommen wollte. Er nahm Einſicht von allem, und fragte mich alsdann, was ich zu thun gedächte. Einen jeden bezahlen, und wenn auch das Unglück wollte, daß bey der Wiener Fabrike mein ganzes Vermögen verloren ginge. Sie können zwar leicht denken, daß, wenn ſich ein Mittel treffen läßt, dieſes zu erhalten, und doch meine Gläubiger völlig zu befriedigen, daß es mir allerdings lieber wäre. Es ward beſchloſſen, meinen Gläubigern, deren hier etwan viere ſind, die Bilanz zu zeigen, um ſie zu beruhigen, und ſie um ſechs Monat Friſt zu bitten. Da ſie wohl einſahen, daß ich keine andere Abſicht habe, als mit Ruhe meine Sache arrangiren zu können; ſo willigten ſie ſogleich ein, ohne daß ſie ein Buch zu ſehen begehrten.

Indeſſen haben dieſe Auftritte — an die ich nicht gewöhnet bin — mich dermaßen geſchwächt, daß ich nicht auf den Füßen ſtehen kann, und noch geſtern ganz gedankenlos war. Heute erſt bin ich wieder erträglich. Bedauern Sie mich aber nur nicht zu ſehr. Das Unglück hat auch ſeine angenehme Seite. Dieſe Epoche hat mir einen aufrichtigen Freund erworben, der mit ſolchem Eifer für mich ſorget, daß er geſtern bald eilf in der Nacht noch einen Weg von einer halben Stunde in meinen Angelegenheiten machte. — Gegen Sie kann ich ihn nennen, ſonſt will er noch nicht genannt ſeyn — es iſt Herr Johannes Schubach.

Nun muß entweder mein Schwager oder ich binnen kurzer Zeit nach Wien, um entweder die Fabrike zu verkaufen, oder durch einen vermögenden Compagnon zu unterſtützen. Herr Schubach ſähe gerne, daß ich die Reiſe machte; ich habe ſie aber mit aller Macht von mir abgelehnet. Will es mein Bruder gerne haben, ſo thue ich ſie, doch ſo ungern wie möglich.

Ihre Reiſe gehet wohl ſo bald nicht vor ſich? ſonſt könnte mein Schwager Geſellſchaft mit Ihnen machen. Dies würde mir um ſo lieber ſeyn, weil er dann einen vernünftigen Rathgeber bey ſich hätte.

Bald, bald wird es entſchieden ſeyn, ob wir uns an jenem dritten Orte wieder ſehen. Ich glaube es kaum. Dann aber müſſen Sie ſich nicht ſo weit entfernen, ohne von mir Abſchied zu nehmen. Es kann zwar ſeyn, daß, wenn ich auch gleich nicht nach Wien gehe, ich doch vorher zu Ihnen komme. Mein älteſter Bruder liegt mir an, zu ihm zu ziehen; ich habe aber immer eine Abneigung für meine Vaterſtadt gehabt. Wer kann wiſſen, ob mir eine Wahl übrig bleibt?

Es iſt Zeit, daß ich ſchließe, ſonſt komme ich auf Ideen, denen ich gerne ausweiche.

Ich wünſche, daß Sie ſo viel Urſachen hätten, vergnügt zu ſeyn, als ich leider Urſachen habe, es nicht zu ſeyn. — Laſſen Sie ſich doch nicht das böſe Braunſchweig am Schreiben hindern, und antworten Sie mir bald. Nichts kann mich aufmuntern, als Ihre Briefe; doch muß ich Ihnen geſtehen, der letzte traf mich in einer Verfaſſung, worinn mir alles gleichgültig war, ſo daß ich auch Ihren Brief wohl zwey Stunden uneröfnet liegen ließ. Sie können denken, daß es arg geweſen ſeyn muß. Doktor M. könnte Ihnen dieſes am beſten ſchildern. Er war gegenwärtig, und hat manche Thräne um mich vergoſſen.

Leben Sie wohl, mein beſter Freund! Ich bin

Ihre

aufrichtige Freundinn
E. C. König.

Hamburg, den 11. Dec. 1771.

Mein lieber Freund!

Eigentlich weiß ich nicht, was ich Ihnen geſtern geſchrieben. Ich befürchte, ängſtlicher, als ich nun thun würde, da ich mich ſchon mehr erholet. Mein Muth, alle mir ſonſt eigene Standhaftigkeit war weg; aber nur auf vier und zwanzig Stunden. Mein Bruder, der Profeſſor, hatte mit den beſten Abſichten mehr dazu beygetragen, als alles andere. Er ſprach von Armuth, von der Unterſtützung, die er Lebenslang ſeiner Schweſter reichen wollte. Sie urtheilen leicht, was für Eindruck ſolche Reden auf mein ohnedem ſchon niedergeſchlagnes Gemüth machen mußten. So wie ich aber nur erſt wieder denken konnte, ſo konnte es mir an Troſt, an Ermunterung nicht fehlen; und es wird mir um ſo weniger daran fehlen, wenn ich erſt wieder recht geſund bin. — Dieſes ſchreibe ich zu Ihrer Beruhigung. Weiter kann ich Ihnen für heute nichts ſagen, weil die Poſt in einigen Minuten abgehet. Nur dieſes füge ich hinzu, daß ich Lebenslang ſeyn werde

Ihre

aufrichtige Freundinn
E. C. König.

Bedauern Sie die arme Z. Ihr Kind liegt ohne Hoffnung, und ſie iſt auch noch ſehr ſchwach.

Hamburg, den 13. Dec. 1771.

Mein lieber Freund!

Kommen Ihnen meine Briefe zu häufig, ſo denken Sie ſich die Lage, in der ich bin: daß ich ohne den Troſt, mich mit einem wahren Freunde darüber zu unterhalten, unfehlbar erliegen müßte. Ich ſuche mich zwar aller traurigen Gedanken zu entſchlagen, allein mein Körper — hauptſächlich der Kopf — iſt noch zu ſchwach, um anhaltend meiner Meiſter ſeyn zu können. Nie habe ich Gott mit muntererm Eifer gedankt, als für den Freund, den er mir in Herrn Schubach zuwies. Er iſt der edelſte, der rechtſchaffenſte Mann; allein ſo ſorglich, ſo nachdenkend, wie ich leider! ſelbſt bin. Alle möglichen Unglücke, die nur kommen können, ſagt er mir vor. Er fürchtet, daß das Kapital in der Wiener Fabrik wie im Lotto lieget, und daß ich alſo nicht allein alle das Meinige — mein Erbtheil mit eingerechnet — verlieren, ſondern auch meine Gläubiger zu kurz kommen können. Für mich, die das Werk kennet, iſt zwar wenig Wahrſcheinlichkeit, daß dieſe betrübte Prophezeihung in Erfüllung kommen könne, oder werde; allein denken Sie ſelbſt, wenn einem ſo was ſo öfters wiederholet wird, ſo wird man zuletzt betäubt, und trauet ſeinem eigenen Urtheile nicht mehr. Am Tage bin ich meiner mächtig; wenn ich aber in der Nacht auf einen ſolchen Gedanken komme, ſo weiß ich mich nicht wieder heraus zu finden. Wenn ich nur erſt wieder geſund wäre, ſo würde ich gewiß keinen Augenblick unruhig ſeyn. Denn weder mein Herz noch mein Gewiſſen machen mir einen einzigen Vorwurf; vielmehr geben ſie mir das Zeugniß, daß ich in allen Stücken ſo gehandelt, wie ich habe handeln müſſen! — Gottlob! daß ich die, an denen mir gelegen, hiervon nicht erſt überführen darf. Unter dieſe zähle ich Sie. Nicht wahr, ich darf es kühnlich thun? Mein Schickſal mag alſo noch ſo hart ſeyn, ſo kann ich ihm getroſt entgegen ſehen. Die Vorſehung, die es über mich verhängt, wird es mich auch gewiß ertragen lehren.

Ich wünſchte nichts mehr, als wenn Sie doch nach W. reiſen ſollten, Sie mit meinem Schwager zugleich reiſen könnten. Sie würden ihm ſehr nützlich ſeyn können. Denn er weiß ſich in wenig Umſtänden des Lebens zu rathen. Ich würde deswegen lieber die Reiſe ſelbſt thun; nicht, daß ich mir für mich allein mehr zutraue; ſondern mit Hülfe guter Freunde glaubte ich mehr bewirken zu können; allein ich darf es nicht wagen, und das aus vielen Gründen nicht.

Die gute Madam Z. beklagen Sie wohl auch mit mir. Sie hat ihre Tochter verloren, und iſt ſelbſt noch ſehr elend. Sie hat die Bräune. Ob dieſe gleich anſteckend iſt, ſo hätte ich ſie zu anderer

Zeit demohngeachtet beſucht; aber jetzt iſt mir mein Leben zu lieb. Meine Kinder konnten mich ehemals eher entbehren, als jetzt, da ihnen vielleicht nichts übrig bleibt, als der Troſt, noch eine Mutter zu haben, die wenigſtens alles anwenden wird, für ihre Erziehung zu ſorgen.

Verzeihen Sie, wenn ich Sie wiederholt bitte, dieſe Briefe wohl zu verwahren. Auf die Verſchwiegenheit kömmt es hauptſächlich an, ſonſt bin ich gewiß verloren.

Von Herrn von W. habe ich noch keine Antwort. Aber H. ſchreibt, wenn v. W. nur erſt Briefe von mir hätte, ſo würde er gleich beruhiget ſeyn. Dieſer giebt mir überhaupt gute Nachrichten: daß der Abſatz ſich anſehnlich vergrößert, und daß alles Uebrige gut gehet.

Sie ſehen hieraus, daß der Schritt, den ich gethan, aus bloßer Vorſicht geſchehen, damit die Meinigen mir nicht den Vorwurf machen können, daß ich das Gewiſſe Fremden gegeben, und das Ungewiſſe für ſie übrig gelaſſen hätte; weil ſie denn doch das Wiener Werk für ſo ſehr ungewiß halten.

Wenn die morgende Poſt was Neues mitbringt, ſo gebe ich dieſem Briefe noch einen Anhang. Ich habe ihn heute geſchrieben, weil ich nicht weiß, ob ich morgen dazu geſchickt ſeyn würde. So viel weiß ich, daß ich unter allen Umſtänden, ſie mögen kommen, wie ſie wollen, unverändert von ganzem Herzen ſeyn werde

Ihre

ergebene Freundinn
E. C. König.

Ich befinde mich heute ungleich beſſer, als geſtern, und ſo wird es alle Tage beſſer werden. Wenn ich nur beſtändig höre, daß Sie wohl ſind, und daß Sie mein Freund ſeyn und bleiben wollen.

Die heutige Poſt hat mir keine Wiener Nachrichten, aber doch eine angenehme Nachricht gebracht, nehmlich dieſe: — daß 1500 Gulden, die ich bey einem Augsburger Hauſe, ſo kürzlich fallirt, zu verlieren geglaubt, glücklich gerettet ſind. Wollte Gott, alles andere wäre auch ſo weit! Es wird aber auch wohl dazu kommen. An allem, was ich dazu beytragen kann, werde ich es nicht fehlen laſſen, das Uebrige will ich der Vorſehung anheim ſtellen. Das Angenehmſte für mich iſt, daß diejenigen, ſo auf mich hätten können böſe werden, meine beſten Freunde geweſen ſind.

Leben Sie wohl, beſter Freund, und ſchreiben Sie mir ja recht bald. Wenn Sie erſt wiſſen, zu was man Sie in W. deſtiniret, ſo ſagen Sie's mir.

Hamburg, den 19. Dec. 1771.

Mein beſter Freund!

Ich ſehe, Sie kennen mich beſſer als Einer. Sie haben Recht, ich verfalle leicht in den Fehler, vor dem Sie mich warnen. Indem ich ihn begehe, fällt mir oft ein, neun und neunzig würden in dem Fall anders handeln; doch hält es mich nicht ab. Sie müſſen aber wiſſen, daß ich ſo handeln muß, wenn ich glücklich ſeyn will. Doch glaube ich auch, daß ich bey dem Schritte, den ich gethan, nicht allein die Rechtſchaffenheit, ſondern auch die Klugheit zu Rathe gezogen habe. Was hätte es mir genutzet, wenn ich alles erſchöpft hätte, um die Paar Hieſigen zu befriedigen, welches nicht ohne Hintanſetzung meines Vortheils hätte geſchehen können, und nun in der Verwirrung nach Wien gegangen wäre? Zu nichts! Im Gegentheil hätte ich mir den Haß meiner Verwandten mit Recht aufgebürdet, wenn die dortigen Anſtalten nicht ſo einſchlügen, wie ſie zwar nun das Anſehen haben. Sie haben mich zu treulich unterſtützet, als daß ich undankbar gegen ſie ſeyn könnte; und würden mich noch jetzo unterſtützen, wenn ich es ernſtlich begehrte. Mein älteſter Bruder hat, ſo wie ich ihm ſchrieb, daß ich für dieſes Jahr um einige tauſend Mk. zu kurz käme, mir ſie übermacht; ich habe ſie aber zu ſeiner Diſpoſition gelaſſen. Dieſer Bruder, den ich nie ſo ſehr geliebt habe, als die beyden andern, wird mir nun der ſchätzbarſte. Sie glauben nicht, was er alles für mich thut! Er nimmt nun auch Theodorn auf einige Jahre zu ſich, weil mir die Penſion zu koſtbar, und er mir noch zu jung iſt, um ihn unter ganz Fremde zu thun. Der Profeſſor lobt ihn außerordentlich, daß er ein ganz umgewandter und fleißiger Burſche geworden wäre.

Ob ich mit der Z. tauſchen wollte? Nein, und wären auch meine Ausſichten noch trauriger! Allein ſie würde gewiß auch nicht mit mir tauſchen. Wie ich höre, erträgt ſie den Verluſt mit vieler Gelaſſenheit. So wie ihr Kind todt war, ſprach ſie von nichts als ſtandesmäßiger Beerdigung, verordnete alle den Putz, und ließ ihn vor ihr Bett bringen. Ich begreiſe es nicht. Ihr Bruder nennet es Philoſophie. Wenn dies Philoſophie iſt, ſo wünſchte ich mir wohl ein kleines Theilchen. — Dann würde ich die Reiſe nach Wien ſelbſt machen; aber ſo kann ich ſie nicht wohl unternehmen, und zwar hauptſächlich aus dem Grunde, der mich in glücklichern Tagen bewogen hätte, ſie unter keiner Bedingung einem Andern zu überlaſſen; und dann ſo muß dieſe Reiſe ſpäteſtens binnen einem Monat geſchehen, und iſt mit Umwegen verknüpfet, weil ich mein Waarenlager zugleich dadurch anzubringen gedenke. Dieſe Fatiguen würde ich ſchwerlich aushalten können. Ich bin zwar nicht krank, allein ich bin matt, und kann des Morgens vor vier, fünf Stunden nicht zu mir ſelbſt kommen. Ich denke aber, wenn das continuirt, daß ich ruhig ſchlafe, wie ich vorige Nacht gethan, ſo kann ich mich bald erholen. Sie ſehen, daß ich Ihnen ganz aufrichtig ſage, wie ich mich befinde. Nun müſſen Sie auch keinem Andern hierinn glauben. Ich befürchte, Madam Sch. habe Ihnen mehr von mir erzählt, als ich wünſchte; mich däucht, ich kann es aus Ihrem vorletzten Briefe ſchließen. Sie iſt mir in meinem Leben nicht ſo ungelegen gekommen, als juſt den Tag, da ich am ſchlimmſten war, wo ich wohl glaube, daß ich ihr lauter verkehrte Antworten gegeben habe.

W** iſt nicht allein zu Rathe eingekommen, ſondern auch ſein alter Schwiegervater, und der junge T. H. Deſſen arme Frau iſt zu beklagen, weil ſie die Erbſchaft von ihrem Onkel noch nicht eingezogen hat, die nun unter die Gläubiger vertheilt wird, und ihr Väterliches ſchon durchgebracht iſt. — Wie gehet es denn mit den Braunſchweigern? Es wird geſagt, ſie hätten ein Moratorium. Iſt es wahr? Bey dem auf der Höhe habe ich auch noch einen kleinen Poſten zu fordern; ich denke denn doch nicht, daß er eben verloren iſt. — An W** bin ich mit 1200 Mk. hängen geblieben, wofür mein Schwager haftet, und der hat, nach ſeiner Sprache, nun gute Ausſichten bey dem Ulmer Lotto, wovon Y. die Octroy hat. Wenn es nur nicht wieder vereitelt wird, wie das Frankfurter. Noch 800 Mk. ſtehen durch ſein Verſchulden auf der Wippe. Nicht wahr, Sie dächten, daß er dadurch angeſpornt würde, recht viel Aufmerkſamkeit für mich zu haben, mich zu unterſtützen, wo er nur könnte? Nein, keinesweges. Er bemühet ſich nicht einmal, dieſes Geld einzutreiben. Ich war auch ſchon einigemal nahe dabey, alle Contenance zu verlieren, und wäre es wohl ein Wunder, wenn ich ſie verlöre?

K. beklaget ſich wohl mit Unrecht über Verluſt bey dem Lotto; denn ich habe nicht gehöret, daß ein Menſch was Beträchtliches gewonnen hätte. Daß ſo viel nicht mehr eingeſetzet wird, mag wahr ſeyn; dies haben ſie ſich aber ſelbſt zu verdanken, weil ſie die Collecteurs zu ſehr einſchränken. — W** hat ſein ihn überall begleitendes Glück gerettet. Mit dem Rückhalte, den er hatte, wäre er ſchlecht weggekommen: dieſer war der alte T. H., und bey dem ſollen die Umſtände ſo ſchlecht, wie bey W** ſeyn.

Ich ſehe ihn und alle meine Bekannten jetzt faſt gar nicht. Doch vorigen Sonntag ließ Herr Sch. nicht nach, ich mußte ihn beſuchen, da traf ich K., und weil ich gehört hatte, daß St. los ſey, ſo fragte ich ihn darum. Er wich der Frage aus. Heute Abend ſagte mir M.: St. ſey geſtorben, und Rathsherr Vogt hätte ihn verpflegt, und ließ ihn auch begraben. Vogt iſt doch ein braver Mann! Ich habe ihn allemal dafür gehalten, und vertheidigt, wenn man ſich über ſeine nicht ganz feinen Sitten luſtig gemacht hat; dies freuet mich nun doppelt.

Vom Rathsherrn Vogt kann ich leicht auf die Komödie kommen; denn er iſt ein fleißiger Komödienbeſucher. Ich muß geſtehen, daß ſeit Ihrer Abweſenheit ich ſie nur einmal beſucht habe, und das Ihrer Miß Sara zu Gefallen. Ich bereute es aber, weil ich dieſen Tag in ſolcher Verfaſſung war, daß ich weder Miß Sara, noch ſonſt ein Stück von Ihnen hätte ſehen ſollen.

Ob Mamſell Ackermann die herzbrechende Narration gehalten hat, weiß ich nicht; ſo viel kann ich Ihnen aber ſagen, daß ich ſelbſt Brokmann nicht mit einem Auge geſehen habe. In Miß Sara ſpielt er nicht. — Beſuchen Sie den guten Döbblin um ſo fleißiger. Was wollen Sie im Winter in Wolfenbüttel machen, da Sie doch nicht in der Bibliothek arbeiten können? Ihre Augen müſſen Sie nun gar nicht anſtrengen, da Sie die weite Reiſe vorhaben. A propos, haben Sie K. was davon geſchrieben? Aus ſeinen Reden muß ich es ſchließen. — Sagen Sie mir doch, wer mehr berufen iſt? Wieland iſt wohl mit darunter.

Ich denke, es iſt Zeit, daß ich ſchließe. Die Glocke ſchlägt zwey. Ich bin ſchon einmal zu Bette geweſen, und bin wieder aufgeſtanden, weil ich nicht ſchlafen konnte; und weil mir einfiel, daß morgen früh eine Poſt abgehet, ſo ſchrieb ich dieſen Brief. Ihren vorletzten Brief hatte ich nicht auf meiner Schlafſtube. Ich denke denn doch, daß ich alles beantwortet habe. Ich bin

Dero

ergebenſte
E. C. König.

Hamburg, den 20. Dec. 1771.

Mein liebſter Freund!

Es gehet mit meiner Geſundheit immer beſſer. Heute iſt der erſte Tag, an dem ich es fühle; ich ſchreibe dieſe Wirkung einem geſtern gemachten Spaziergange zu, zu dem mich unſer ehrlicher Doktor endlich, unter den ſchärfſten Bedrohungen, gebracht hat. Nun ſoll er dieſe anzuwenden nicht mehr brauchen; wenn nur das Wetter mich nicht abhält, ſo ſoll mich nichts abhalten, alle Tage eine Stunde auszugehen. Könnten Sie doch mein Begleiter ſeyn! nicht juſt alle Tage, das hieße Ihnen zu viel zumuthen, einmal in der Woche nur!

Eben ward mir eine Nachricht erzählet, die mich nicht angehet, und die denn doch das Biſchen Geſundheit, worüber ich mich freute, wieder ſehr erſchüttern kann. S** ſtehet um ſieben tauſend Mark Banko auf der Pfändung. Sie erinnern ſich der Wechſel? Die hat F** in L. eingelöſet, und S** hat ihn vermuthlich nicht wieder rambourſiren können, hat ihm alſo Wechſel auf ſich ausgeſtellet, die ſind hier eingeklagt, und der ſie in Händen hat, hat zugleich Ordre, auf keine Art nachzugeben. Ich hoffe noch immer, daß nicht Mangel von Suffiſance der Grund iſt, ſonſt bedauerte ich unſere arme S**, die ganz ruhig noch alle Tage dem Vergnügen nachgehet, und alſo vermuthlich von nichts weiß.

Ich zitterte nicht umſonſt, wie ich meinen Namen auf die Wechſel ſchrieb. Gottlob! daß er ausgeſtrichen iſt. — Außer Ihnen würde ich keinem Menſchen in der Welt dieſe Erzählung machen. Und vielleicht wiſſen Sie mir wenig Dank dafür. Denn es gehet Ihnen gewiß ſo nahe, wie mir; wenn ich es Ihnen aber nicht erzählte, ſo würde ich noch viel beklommner bleiben. Was mir das Bedenklichſte iſt: F** würde nicht in ihn dringen, wenn er nicht zu riſquiren glaubte; noch viel weniger würde er ſo in ſeinen Briefen auf ihn ſchimpfen, wie er thut. Es iſt ein Glück, daß S**, der von meiner Lage nichts weiß, nicht zu mir gekommen; ich hätte ihm mit einem Theil helfen können, und es gewiß gethan; denn ſeine Umſtände hätte ich mir nie ſchlecht vorgeſtellt, und mag ſie mir auch jetzt noch nicht ſchlecht vorſtellen.

Ich hatte, und wollte Ihnen ſo vieles erzählen, nun bin ich aber nicht im Stande dazu. Dies, was ich Ihnen erzählet, iſt nur zu wahr; nur wünſche ich, daß der Ausgang beſſer ſeyn möge, als zu hoffen ſtehet. — Am Ende werden Sie meine Briefe gar nicht mehr erbrechen, weil der Inhalt immer ſo traurig iſt. Nur Geduld! es kommt ſchon wieder eine beſſere Zeit, wo ich Ihnen zum Erſatz lauter angenehme Dinge erzählen werde.

Dero

ergebenſte

E. C. König.

Kommen Sie doch die Feyertage herüber. Wenn ich incognito reiſen könnte, käme ich zu Ihnen, ich träfe Sie aber wohl nicht in Wolfenbüttel.

Hamburg, den 25. Dec. 1771.

Mein liebſter Freund!

Noch weiß ich nicht, wie ſich die Sache, ſo ich Ihnen geſtern ſchrieb, auflöſen wird; allein da dieſer Brief erſt übermorgen abgehet, ſo hoffe ich bis dahin Nachrichten einzuziehen, die Sie und mich beruhigen. — Unterdeſſen will ich mich mit Ihnen von etwas anderm unterhalten, was mir ſehr am Herzen liegt.

Je mehr ich Ihren letzten Brief überleſe, je mehr werde ich überzeugt, daß Sie mich für eine Schwärmerinn halten; Sie können mir aber wahrhaftig glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß ich nichts weniger bin als das. Es iſt wahr, ich handle gern aufrichtig und redlich, meinem Charakter, meinen Grundſätzen gemäß; doch daß ich in dem Fall, worinn ich jetzt bin, meinem Vortheile entgegen ſtehen ſollte, blos um den Schein der Eigennützigkeit zu vermeiden, keinesweges! Es würde mir leicht ſeyn, Ihnen hiervon den deutlichſten Beweis zu geben, durch einen Vorfall, der mir erſt kürzlich vorgekommen; und ich würde es thun, wenn ich nicht dabey Perſonen nennen müßte, die ich zu hoch ſchätze, als daß ich ſie, um einer einzigen Unbilligkeit willen, in Ihren Gedanken herunter ſetzen möchte. Doch Etwas kann ich Ihnen erzählen, das Sie einigermaßen überführen wird. Unter meinen vier hieſigen Gläubigern iſt der Jude P., der, wie Sie wiſſen, ein ſchwerer reicher Mann iſt, alſo die Forderung, ſo er an mir hat, für eine große Kleinigkeit anſieht, und überdies ein gutherziger Mann ſeyn ſoll. Dieſer erbot ſich gleich gegen Schubach, er wollte mir 40 Procent nachlaſſen, und mit den übrigen 60 Procent ſo lange warten, als alle Andere, wenn er oder ein Anderer ihm Bürge würden. So wie ich dies nur hörte, ſagte ich: der Jude muß für ſein Mißtrauen geſtraft werden. Wenn es Herr Schubach zufrieden — ohne den ich in dieſer Sache nichts thue — ſo nehme ich ſein Anerbieten an, und zwar ſo, daß er auf keinen Fall weiter was von mir bekömmt. Bleibt mir nicht ſo viel übrig, daß ich leben kann, ſo will ich es mir zueignen; ſonſt ſoll es ſo verwandt werden, daß es P. gewiß nicht beſſer wird verwenden können. — Die Sache liegt noch ſo, weil Herr Schubach mich gebeten, ſie nicht abzumachen. Ich merke wohl, daß ein kleiner Eigenſinn hierinn herrſchet, und daß, wenn P. ins Reine mit mir will, er noch mehr verlieren muß, oder Sch. ſtimmt nicht mit ein. Nicht etwan, weil Sch. Bürgſchaft leiſten müßte; nein, ich würde ihn gleich bezahlen, ſondern weil er ohnedies P** nicht gut iſt. Ich hingegen bin ihm recht gut; denn er führet ſich gegen mich außerordentlich gut auf. Er hat Wechſel in Händen, ſo er von mir, auf das in Augsburg gebrochene Haus, gekauft; die folglich mit Proteſt zurückgekommen. Noch hat er mir nicht einmal den Proteſt vorzeigen laſſen, und ich verdiente es doch, weil ich ihn ſo herumziehe. Er muß aber ſchon die Urſache wiſſen. Denn er hat mir einigemal durch meinen Schwager ſagen laſſen: er wollte lieber die Sache mit mir abmachen, Sch. wäre ein viel zu hitziger Mann.

Glauben Sie noch, daß ich zu uneigennützig bin? Nicht wahr? Sie finden mich nun vielmehr eigennützig; beſonders wenn ich Ihnen ſage, daß, je mehr P. nachläßt, je angenehmer wird es mir ſeyn, und warum nicht? er thut es ja freywillig, und muß es alſo gemächlich thun können.

Hier ward ich ehegeſtern durch Madam Sch. unterbrochen, die, weil alle ihre Vorſtellungen nichts fruchten wollten, mich endlich durch einen Brief von Ihnen, den ſie mir vorlas, ſtehendes Fußes zur Entſchließung brachte, mit auf den Wall, und dann nach ihrem Hauſe zu gehen. Ich danke Ihnen für die Sorgfalt, ſo Sie für mich tragen, daß Sie ſogar meine Freunde aufmuntern, mich nicht zu vergeſſen. Den Nachmittag wäre ich bey Madam S** recht vergnügt geweſen, denn ſie war außerordentlich munter; ich hätte aber nicht wiſſen müſſen, daß ſie nicht heiter ſeyn würde, wenn ſie ihre Umſtände kennte. Ich ſchwöre Ihnen, daß jedes laute Lachen, das ſie that, mir durch die Seele ging, vollends wie ihr Mann erſt dazu kam, dem man, bey aller erzwungnen Freundlichkeit, den Kummer auf dem Geſichte las. Ich bin nicht unterrichtet, wie die Sache ſeitdem gelaufen, weil ich den Mann nicht wieder geſprochen, der ſie mir erzählte. Ich hoffe, gut, und denke noch immer, daß es an der Diſpoſition und an weiter nichts gelegen; denn für jemand, der in Hamburg von Renten lebt, muß dies eine große Kleinigkeit ſeyn.

Sie werden ſich wundern, daß ich mich bey anderer Leute Sorgen aufhalte, da ich deren ſelbſt genug habe; ich muß Ihnen aber ſagen, daß das eben das Mittel iſt, mir die meinigen auf einige Zeit aus dem Gedächtniß zu ſchlagen. Ob ich zwar bey dem Tauſche nicht viel gewinne, ſo bin ich ſchon damit zufrieden, daß ich mich wieder für Andere intereſſiren kann, da ich mich kaum mehr für mich ſelbſt intereſſiren konnte.

Vielleicht ſehe ich Sie gar bald, wo nicht noch in dieſem Jahre, doch in den erſten Tagen des künftigen Jahres. Es kommt mir vor, als ob Herr Schubach lieber ſähe, wenn ich die Reiſe ſelbſt machte; ſpricht mich alſo mein Bruder nicht davon frey, ſo muß ich ſie wohl thun. Ich für mich würde ſie niemals unternehmen; bürden ſie mir Andere auf, ſo mag der Ausgang ſeyn, wie er will, dann habe ich ihn nicht zu verantworten. Iſt es nicht ſo?

Iſt es denn wahr, daß Profeſſor Riedel, Gott weiß! was für ein Rath in Wien geworden, und die Religion verändert hat? Hier wird es durchgehends erzählet. — Von Ihnen und Andern, die dahin berufen werden ſollen, weiß man noch nichts; wenigſtens habe ich noch nichts davon gehört.

K. iſt unterdeſſen in großer Verlegenheit, bis er weiß, ob Sie bleiben. Im Fall Sie weggehen, will er ſeine Söhne nicht nach Wolfenbüttel thun; und nach ſeiner Frauen Reden zu ſchließen, ſo ſchickt er ſie doch nicht hin, wenn Sie auch da bleiben, weil das, was man für ſie begehrt, ihm zu viel däucht. Er wird ſo Oekonom, daß ich faſt glaube, daß das, was er Ihnen vom Lotto geſchrieben, wahr ſeyn müſſe. Doch der Geiz wächſt auch oft mit dem Gelde! — — In der vorigen Ziehung haben ſie durch Nummer 11. viel verloren, doch nichts über den Einſatz.

Sie verzeihen, daß dieſer Brief auf ſo ſchlechtes Papier geſchrieben, (wie ich ihn anfing, hatte ich kein anderes bey der Hand,) und daß er noch dazu auf der andern Seite überwiſcht iſt. Dies hat Fritze gethan, der ihn, nach ſeiner Sprache, mit einem naßgemachten Papier ſcheuern wollte. Strafen Sie mich dafür, und ſchicken Sie mir einige Ihrer Stücke, ohne ſie ins Reine zu ſchreiben. Sie erinnern ſich doch wohl, daß Sie mir es ohnedies verſprochen haben? Keine Seele ſoll jemals erfahren, daß ich ſie geleſen habe; noch viel weniger eine Sylbe davon zu leſen bekommen. Dies trauen Sie mir ohne Betheurung wohl zu?

Das Käſtchen, ſo ich mit der heute abgegangnen Poſt an Sie abgeſchickt, werden Sie wohl erhalten; da aber der Addreßbrief verloren gehen könnte, ſo muß ich anmerken, daß der Brief, ſo mit der Aufſchrift: an die Frau von D. darinnen liegt, nicht an dieſelbe, ſondern an Sie iſt.

Ich wünſche Ihnen vergnügte Feyertage! Alles Vergnügen, was ich in denſelben erwarte, iſt ein Brief von Ihnen; ich denke nicht, daß der morgen ausbleiben wird. Es ſind ja ſchon vier Poſttage verſtrichen, ohne daß ich einen erhalten. Nehmen Sie dies nicht als einen Vorwurf an. Ich müßte die unbeſcheidenſte Perſon von der Welt ſeyn, wenn ich die Abſicht hätte, Ihnen einen Vorwurf machen zu wollen. Der Fehler liegt nicht an Ihnen, nur an mir. Sie ſchreiben fleißig genug; ich aber kann Ihre Briefe nicht genug zu leſen bekommen;

und Sie thäten nicht übel, wenn Sie mich nach gerade davon entwöhnten. Es wird doch leider! bald eine Zeit kommen, wo ich lange, lange werde warten müſſen, ehe ich was von Ihnen höre.

Es iſt wohl Zeit, daß ich ſchließe; doch ehe ich ſchließe, muß ich Sie bitten, ſich durch die Entdeckung, ſo ich gemacht — daß Sie mich für eine Schwärmerinn halten — nicht abſchrecken zu laſſen. Sagen Sie mir bey allen Gelegenheiten, worinn ich fehle, und fehlen könnte. Sie werden mich nicht allein verpflichten, ſondern auch beſſern.

Dero

ergebenſte Freundinn
E. C. König.

Hamburg, den 28. Dec. 1771.

Mein lieber Freund!

Ich kann Ihnen die angenehme Nachricht geben, daß S** geholfen iſt. Hätte ich dieſes nur vermuthen können, ſo würde ich Ihnen kein Wort davon geſchrieben haben; allein die Nebenumſtände, die man mir dabey erzählte, mußten mich befürchten laſſen, es ſey nothwendig, Sie zu dieſer traurigen Geſchichte vorzubereiten, die Ihnen doch nicht länger, als etwan acht Tage, unbekannt bleiben konnte. Gottlob! daß es anders gekommen. Es ſtehet nun nur zu wünſchen, daß die Hülfe aus rechter Quelle gefloſſen, und daß Ihre und meine nur allzu gegründeten Muthmaßungen, bloße Muthmaßungen bleiben mögen! — Sie thun wohl, wenn Sie ihm Ihre Schuld ſo bald als möglich abtragen. Ich würde mich offeriren, es vorläufig zu thun, wenn ich das Geld länger als drey, höchſtens vier Wochen entbehren könnte. Dies kann ich aber bey der jetzigen Lage meiner Sachen nicht, weil ich nur den Hauptpoſten auf ſechs Monat Friſt geſetzet: die Nebenpoſten aber, und wo zu befürchten ſtünde, daß das Stillſchweigen nicht beobachtet würde, zahle ich alle ab. Denken Sie nicht, daß ich in dem Wahne ſtehe, als hätten Sie dieſes Begehren an mich machen wollen. Nein, ich kenne Sie zu gut, und weiß wohl, daß Sie dazu viel zu — — ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll — ſind. Nur unſers Freundes wegen, dem gewiß damit gedient wäre, wünſchte ich es thun zu können.

Bis auf einen noch, habe ich ſchon alle die Briefe, die ich mit Schrecken erwartete, weil ich glaubte, wenigſtens einige würden mir empfindlich ſchreiben. Allein, juſt das Gegentheil. Sie ſind alle voller Freundſchaftsverſicherungen, Bereitwilligkeit und Vertrauen.

Ihren Briefen ſehe ich allemal mit großem Vergnügen entgegen; doch ſchenkte ich Ihnen den von Braunſchweig aus verſprochenen recht gern. Sie gehen dahin, um ſich zu zerſtreuen, und ſollten alſo denen Gedanken ausweichen, auf die Sie natürlicher Weiſe kommen müſſen, wenn Sie meine Briefe beantworten, die zeither alle von ſo fatalem Inhalt geweſen.

Dieſen Brief würde ich, wenn ich Ihr Logis wüßte, auf Braunſchweig addreſſiren, weil ich denke, daß Sie das alte Jahr dort beſchließen werden, und die Nachricht, ſo ich Ihnen gebe, trüge wohl vieles mit bey, daß Sie es um ſo vergnügter beſchlöſſen.

Leben Sie wohl, beſter Freund, und ſeyn Sie mir nicht böſe! Mich däucht, Sie waren es ein bischen, als Sie den letzten Brief ſchrieben. Ich bin

Ihre
ergebenſte
E. C. König.

Da dieſer Brief geſtern liegen geblieben, und ich heute einen vom P. H. erhalten, worinn er einige flüchtige Anſchläge macht, wegen der Einrichtung, ſo ich in der Folge etwan treffen könnte, ſo will ich Ihnen davon einen Auszug machen, darum, daß Sie mir Ihre Meinung darüber mittheilen können, doch ſo bald wie möglich; denn ich ſchreibe zwar unterdeſſen meinem Bruder, aber ohne mich genau zu expliciren.

„Nächſt dieſem wird man vornehmlich auf einen guten Plan, we-
„gen der W. Anſtalten, denken müſſen. Und hier wird die Hauptfrage
„ſeyn: ob Du Muth genug haſt, ſelbſt nach Wien zu ziehen, und
„Deiner Fabrik vorzuſtehen? Ich rede von dem Fall, wenn ſie ſich
„nicht verkaufen ließe. Haſt Du Muth und Luſt dazu, ſo rathe ich,
„Deine Amalia allein mitzunehmen, und die zwey jungen Knaben ei-
„nem Prediger in der Pfalz in die Koſt zu geben. Um den nöthigen
„Fond zu erhalten, möchten wohl eingerichtete Actien am dienlichſten
„ſeyn. Der Herr Schubach wird hierinn viel beſſer rathen. Hätte
„die Declaration in Hamburg ſo keine Eile gehabt, ſo hätte ich Dir
„den Vorſchlag gethan, die Hälfte der Wiener Anſtalt zu kaufen, un-
„ter der Bedingung, daß Du ſelbſt dorthin ziehest. Ich habe mit be-
„kümmertem Herzen hundert Grillen und Plane gemacht. Mein
„Schlaf iſt durch dieſe Sorgen, die ich mit aller Anſtrengung nicht
„abſchütteln konnte, weggenommen, und meine Geſundheit ganz zer-
„rüttet ꝛc. ꝛc.“

Der Anſchlag, ihm nicht die Hälfte, ſondern nur ein Drittheil abzuſtehen, leuchtet mir am meiſten in die Augen, das andere Drittheil behielte ich dann für mich, und ſuchte zu dem dritten einen vermögenden Mann, der allenfalls, wenn es das Bedürfniß der Fabrik erheiſchte, — (denn ſo genau läßt ſich der erforderliche Fond nicht beſtimmen) — ſich verbinden müßte, im nöthigen Fall zu feſtgeſetzten Intereſſen Vorſchüſſe zu machen. Was ſagen Sie hierzu? Herrn Schub. habe ich darüber noch nicht geſprochen.

Sonſt ſagt er nicht, ob ich oder mein Schwager die Reiſe thun ſoll. Aus dem Auszuge ſo ich Ihnen gemacht, ließe ſich ſchließen: er ſähe lieber, daß ich ſie thäte; er ſpricht aber übrigens verſchiedenemal von der Ruhe, ſo mein Körper nöthig hätte, ohne die ich ohnmöglich geſund werden und bleiben könnte. — Adieu, liebſter Freund!

Hamburg, den 3. Jan. 1772.

Liebſter Freund!

Ich danke dem Herrn Profeſſor Zachariä, daß er Ihnen den erſten Feyertag hat vollbringen helfen; daß er Sie aber auch den Abend wieder von ſich gelaſſen hat, iſt mir nicht weniger angenehm. Vom Weghaus hätte ich doch wohl keinen Brief gekriegt? Ich bin erkenntlich, und wünſche, daß Sie den dritten Feyertag wieder dahin zurückgekehrt ſeyn mögen, theils Herrn Zachariä wegen, noch mehr aber Ihrentwegen; denn das immerwährende Sitzen auf dem alten Schloſſe taugt Ihnen im Grunde gar nicht. Ich glaube zwar, daß auch in Braunſchweig nicht viel Vergnügen für Sie iſt; indeß ſehen Sie doch da Menſchen, und zerſtreuen ſich, das Sie in Wolfenbüttel nicht thun wollen. Die Fr. v. D. beſuchen Sie doch wohl? Machen Sie ihr ja bey erſter Gelegenheit recht viele Komplimente von mir und Engelbert, der ſich ihrer ſehr oft erinnert, und noch heute ſeiner Schweſter wünſchte: ſie möchte ſo ſchön werden, wie die Frau von D.

Ich hingegen wünſche, daß Sie bald die angenehmſten Nachrichten aus W. erhalten mögen; erwarten Sie ſie aber doch nicht ſo geſchwind. Es gehet dort etwas langſam zu, ehe ein Entſchluß gefaßt wird; zumal in der Sache, wowider noch immer, glaube ich, die Frau Mutter vieles einzuwenden hat. Wenn Riedel berufen iſt, ſo ſchließe ich faſt, daß S. wieder am Brete iſt; denn der iſt ſein großer Gönner. Wenn er zwar die Religion verändert hätte, ſo wäre dieſes ſchon Empfehlung genug, und dies ſagt man hier; noch mehr, man ſagt: er ſey bereits in Wien. M. ſpreche ich nicht, und kann mich alſo wegen Klopſtock nicht bey ihm erkundigen. Ich glaube aber nicht, daß ihm Anträge geſchehen ſind, ſonſt hätte er ſich wohl was gegen mich merken laſſen, da ich am dritten Feyertage bey Sch., während daß alle Andern ſpielten, eine Stunde mit ihm plauderte.

K. hat ſich, wie ich glaube, gegen Niemand was merken laſſen. Gegen mich hat er es wohl aus Neugierde gethan, um mehr zu erfahren. Doch weiß es auch Sch., daß Sie vielleicht Wolfenbüttel verlaſſen, vermuthlich aber von Ihnen ſelbſt.

Mein letzter Brief hat Sie ſchon überführet, daß ich keinen Widerwillen gegen W. habe, weil ich Anſchläge mache, das dortige Werk beyzubehalten. Allein den Anſchlag, den ich gemacht, verwirft Herr Schubach, mit dem ich mich heute lange unterhalten, und zwar verwirft er ihn aus vielen, alle auf meine Ruhe, auf meine Wohlfahrt abzielenden Gründen, die zu weitläuftig ſind anzuführen. Dagegen räth er, das Werk in Actien zu ſetzen; einige, doch nur wenige, für mich zu behalten, mir aber für die Aufſicht über die Fabrik ein Anſehnliches auszubedingen, und dieſes wäre mir allerdings am zuträglichſten, wenn es dahin zu bringen iſt. Schubach fragt: warum ſoll es nicht dahin zu bringen ſeyn? und hierbey äußerte er ſeine Gedanken, daß er es ſchlechterdings für nothwendig hielte, daß ich die Reiſe thäte, doch aber, wegen meiner ſchwächlichen Geſundheit, in Begleitung meines Schwagers. Die einzige Schwierigkeit, ſo bey mir noch obwalte, ſagte er, iſt dieſe: Können Sie Ihrer Kinder wegen unbeſorgt ſeyn? Der Handlung wegen ſollen Sie ganz ruhig reiſen können, die nehme ich völlig über mich, uñd was Sie gethan haben würden, werde ich thun. Iſt das nicht ein redlicher Mann? Da die Vorſehung mich den hat finden laſſen, ſo ſehe ich, daß ich noch nicht von ihr verlaſſen bin. Er thut ſo viel für mich, daß er mich öfters vor Dankbarkeit ſtumm macht, und thut es ſo ſtille, daß ich erſt, wenn die Sache entſchieden iſt, erfahre, daß er es gethan.

Halb und halb bin ich alſo ſchon entſchloſſen, die Reiſe zu thun, obgleich allemal ungern. Das einzige Angenehme, was mir dabey bevorſtehet, iſt: daß ich Sie, wenn auch nur auf eine Stunde, ſpreche. Vor einem Monate kann ſie aber nicht geſchehen, wenn wir ſie beyde thun ſollen. Unterdeſſen ſchreiben Sie mir noch recht fleißig.

Wegen meines Waarenlagers habe ich bereits nach Wien geſchrieben. Es einzuführen, will ich bald erhalten; aber es Mautfrey einzuführen, wird etwas Mühe koſten.

Nun muß ich Sie doch noch fragen: woher Sie mir eine ſolche Unbeſtändigkeit zutrauen, daß ich unſern Doktor Gr. mit M. ſollte vertauſcht haben? Ich kann nicht begreifen, woher Sie auf den Einfall kommen, und bin gar beſorgt, in meiner Verwirrung ſo geſchrieben zu haben, als mir Madam Sch. ſagt, daß ich geſprochen hätte. Indem ich dieſes ſchreibe, fällt mir ein: habe ich Ihnen vielleicht von Matſen was geſchrieben? Den hat Schubach mit ins Geheimniß gezogen, nehmlich den Doktor Matſen.

Es wird mich freuen, wenn doch T. H. die General-Collecte verlieren ſoll, daß ſie Sch** kriegt. Ich glaube, er hat desfalls auch an Zachariä geſchrieben. Wenn der ſie ihm verſchaffen kann, ſo wollte ich Ihnen rathen, befaſſen Sie ſich nicht damit. — Was ihnen angenehm, iſt mir juſt ſehr traurig, daß ein junger Menſch mit ins Spiel gezogen iſt, der, wenn nicht Wunder geſchehen, wahrſcheinlicher Weiſe für ſeine ganze Lebenszeit unglücklich wird. Sie können hieraus ſchließen, daß ich mehr weiß, als ich zu wiſſen wünſchte, und als mir zuträglich iſt, beſonders bey meiner jetzigen Verfaſſung und Lebensart. Ich komme wenig aus; denn nach Geſellſchaften frage ich nicht, und zum Spazierengehen haben wir ſeit vierzehn Tagen kein Wetter gehabt; es regnet beſtändig, und nun hänge ich noch dazu ſolchen traurigen Grillen nach. Es wird aber ſchon wieder anders werden, und dieſe Veränderung will ich ſo viel möglich mit Geduld abwarten.

Leben Sie wohl, beſter Freund! Ich bin ganz ſicher

Ihre

aufrichtigſte Freundinn

E. C. König.

Hamburg, den 7. Jan. 1772.

Mein lieber Freund!

Ich bin den Braunſchweigern ſchon verbunden, wenn ſie Ihnen nur eine ruhige Viertelſtunde laſſen, um mich zu verſichern, daß auch in der Zerſtreuung Sie meiner nicht vergeſſen; ob ich gleich gewünſcht hätte, daß Sie mir dieſesmal etwas weitläuftiger hätten antworten können, um mir wenigſtens Ihre Gedanken über das W. Werk zu ſagen. Sie werden zwar freylich eben ſo wenig, als die meinigen, etwas beſtimmen, weil Umſtände und Gelegenheit der Sache den Ausſchlag geben müſſen. Doch hätte ich Ihre Meinung gern gehört. Vielleicht theilen Sie mir ſie in Ihrem Nächſten mit, ſonſt hole ich ſie mündlich ab; wenn Sie nicht lieber ſehen, daß ich den Weg über Ülzen nehme. Ich muß Braunſchweig nicht paſſiren, weil ich vermuthlich über Leipzig gehe. Wollen Sie mich aber gern noch einmal ſprechen, ſo ſagen Sie mir zugleich Ihr Abſteigequartier. Iſt es ein Gaſthof, ſo will ich da abtreten, weil ich mich doch nur einige Stunden aufhalten werde.

Sie werden ſich über den geſchwinden Entſchluß wundern. Der ward geſtern in einer Minute gefaßt, ſo wie ich nur auf Aller Geſichtern las, daß man es wünſchte. Ich ſtellte ihnen die Gefahr vor, in die ſie mich ſetzten, die dem Nutzen, den ich ſtiften könnte, gar nicht angemeſſen wäre; und daß gewiß aus dieſem Grunde mein Bruder, der doch der größte Intereſſent wäre, mir die Reiſe nicht anmuthe, ſondern vielmehr die äußerſte Ruhe und Stille wiederholt angerathen hätte. Allein ſie blieben dabey, daß es einen großen Unterſchied machen würde, wenn ich mich dazu entſchlöſſe. So habe ich mich denn entſchloſſen, mit Ende dieſes Monats von hier zu reiſen; und nun gehet mir der Kopf rund um, alle die Anſtalten zu machen, die ich nöthigſt machen muß, ehe ich von hier gehe. Ich hoffe, dieſe ſollen mich zerſtreuen, um nicht ſo oft an den Abſchied von meinen Kindern zu denken, die diesmal ganz allein bleiben, weil mein Schwager die Reiſe mit macht. Wenn es kein Aufſehen machte, nähme ich die armen Kinder mit, und brächte ſie erſt nach Heidelberg. So mag ich es aber nicht thun, beſonders weil es Herr Schubach widerräth. Der iſt mein Mentor, ohne den ich in dieſer Sache keinen Schritt thue. Er hat ſehr oft den Wunſch gethan, mit mir reiſen zu können. Dann wäre ich glücklich! Die Sache wäre alsdenn in vier Wochen zu Stande, die nun in vier oder acht Monaten kaum geendiget wird. Ich will Gott danken, wenn ſichs anders findet: jetzt glaube ich wenigſtens, daß ich ganz ungeſchickt dazu bin, und daß meine Gegenwart Urſache iſt, daß mein Schwager das nicht thun wird, was er anders ſeiner Ehre wegen hätte thun müſſen. Er hat nun den Kopf mit ſeinen eignen Angelegenheiten voll, weil er im Begriff iſt, ein Lotto-Comtoir zu errichten, nicht unter ſeinem, ſondern unter eines Andern Namen, und ich glaube, daß er den Andern noch nicht hat, den er gern haben will, und doch will er nicht gern eher reiſen, bis er damit zu Stande iſt. — Von allem dieſem ſchreiben Sie ja kein Wort an Niemanden, am allerwenigſten an Herrn Sch.

Der gute Sch. wäre vorigen Sonntag beynahe geſtorben, ſo elend war er wieder an ſeinen Krämpfen.

Die Bohnen habe ich erhalten, und auch bereits gekoſtet. Sie ſind recht gut; meine Haushaltung wird aber nun ſo klein, daß ich keiner größern Portion bedarf. Ich danke Ihnen für die Beſorgung, und bitte Sie, mir die Auslagen für Geſammtes umgehend anzuzeigen. Sie werden mich verbinden, wenn Sie es thun.

Die gute Z. iſt nichts weniger, als getröſtet. Ich beſuchte ſie vor einigen Tagen, und fand ſie ſehr elend. Sie iſt auf, und gehet ſogar aus; demohngeachtet fürchte ich, daß ſie die Auszehrung hat. Er gleichet völlig einem Gerippe.

Unter die rührenden Nachrichten muß ich noch dieſe ſetzen: daß Al. vorigen Freytag als Courier nach Petersburg hat reiſen müſſen. Wenn er mir meine 2300 Mk. Banko mitbringt, ſo will ich mich darüber tröſten.

Wie gehet es Döbblin in Braunſchweig? Die Ackermannſche Truppe ſoll ſich in Schleswig ſchlecht ſtehen. Künftige Woche wird ſie wieder herkommen, und in einer Folge ſechs neue Stücke geben, wovon ich keines ſehen werde, wenn gleich Brokmann in allen Stücken Rollen hätte. — Ich bin der Welt abgeſtorben; doch noch nicht ſo, daß ich nicht dem Wunſch, den Sie ſich und mir zum Neujahr machen, mit beyſtimme, und zwar von ganzem Herzen, wie ich ſtets ſeyn werde

Ihre

aufrichtige Freundinn
E. C. König.

Von meiner Reiſe ſprechen Sie gegen niemand.

Der Hauptmann Schr. und von P. ſind hier. Wenn ſie aufs Handwerk reiſen, ſo werden ſie hier ſchlecht wegkommen. Bey der erſten Viſite hat Schr. der Madam K. erzählet, welch ein gefährlicher Mann Sie wären. Es muß Sie ſehr ſchmeicheln, daß er ſich Ihrer ſo oft erinnert. Mit mir wollte er nicht anbinden; vermuthlich hat ihn K. ſchon inſtruirt.

Berlin, den 11. Januar 1772.

Mein liebſter Bruder,

Deine Meynung wegen des Wieneriſchen Vorſchlages iſt ſo gegründet, daß mir die ganze Sache nicht mehr recht gefallen will, ſo herrlich man ſie mir auch vorgeſpiegelt hat.

Was Du von Riedeln ſchreibſt, habe ich auch geleſen. Da ich es Sulzern erzählte, meynte er, Riedel ſey nur Nothnagel. Man habe viele andere Männer nach Wien berufen wollen, aber alle wichtigen hätten es ausgeſchlagen; und von Dir hätte man ſich am erſten eine abſchlägige Antwort vermuthet, wenn man geradezu Dir ſo etwas antrüge. Man hätte alſo unter der Hand Deine Geſinnungen einholen wollen. Herr Sulzer meynte zwar, Du könnteſt eine Reiſe nach Italien vorgeben, die Du über Wien doch antreten müßteſt, wenn Du auch daſelbſt nicht das allergeringſte zu thun hätteſt. So viel müßte Dir allezeit im voraus gewiß werden, daß Du dieſe Reiſe davon machen könnteſt. Allein das alles ſcheint mir noch zu weitläuftig, und ſo viel ich davon einſehe, iſt Dein Vorſatz ſehr vernünftig. Warum man von Wien aus noch nicht an Dich geſchrieben, das mag wohl an Folgendem liegen. Der Graf von K** ſoll bey der Kayſerin in Ungnade gefallen ſeyn; und da dieſer eigentlich mit Genehmigung des Kayſers die Akademie der Wiſſenſchaften errichten wollen, ſo könnte die Sache freylich ſtocken. Sollte ſie aber wieder in Gang kommen, ſo glaube ich ſchwerlich, daß Riedel viel dabey zu ſagen haben wird. Er kann jetzt einem und dem andern Großen als ein Wundermann vorgeſtellt ſeyn; aber lernen ſie ihn nur erſt näher kennen, ſo werden ſie ſchon ſehen, daß ſie, wie gewöhnlich, belogen worden ſind. Und geſetzt, dieſe Großen ſelbſt wären nicht die beſten Beurtheiler, ſo fällt dem ſeichten Kopf immer die Seichtigkeit des Andern am erſten auf. Iſt es aber nicht ſo, wie ich mir es da an meinem Pulte denke, ſo bleibt es doch ein Beweis mehr, (und ich habe deren, trotz meiner ziemlich großen Unwiſſenheit in der gelehrten Geſchichte, genug) daß, wo ſich die Großen in die Beförderung der Wiſſenſchaften miſchen, immer mehr Lächerliches als Kluges herauskommt. Hier weiß von der ganzen Sache kein Menſch ein Wort, und durch mich ſoll auch gewiß niemand etwas davon erfahren.

Die zwey geſchnittenen Steine, als Ringe in Gold gefaßt, folgen hierbey nebſt den verlangten Büchern.

Herr Meil wird Dir vor Oſtern ganz gewiß ſein Verſprechen halten.

Deine Tragödie möchte ich, wie Du Dir leicht vorſtellen kannſt, gern recht bald leſen, und ſobald nur Manuſcript da iſt, ſoll mit dem Drucke nicht gezögert werden.

Die Zeile in Deiner Erzählung, das Muſter der Ehen, iſt ſo gedruckt, wie Du ſie verlangt haſt. In den beyliegenden Aushängebogen kannſt Du ſie ſelbſt ſehen.

Weißt Du denn, daß Klotz todt iſt? Zum Sterben war er doch zu gut; aber zu ſeiner Ehre ſtarb er vielleicht zur rechten Zeit.

Nun auch einmal etwas vom Theater! Koch hält ſich hier ziemlich gut, und hat auch jetzt im Carnaval die Woche ein- bis zweymal ſein Theater ganz, und die übrigen Tage ziemlich voll.

Engel hat eine Operette, die Apotheke, geſchrieben. Da in dieſem Stücke viel auf einen Advokaten geſchimpft wird, ſo haben die Berliniſchen Söldner der Gerechtigkeit faſt eben ſo viel Lärmen darüber erregt, als die Geiſtlichkeit zu Paris über den Tartüffe. Alles nach Verhältniß, verſteht ſich. Kurz, man ſieht, daß die Leute noch nicht gewöhnt werden können, die Sitten ihres Standes in einem gewiſſen Lichte vorgeſtellt zu ſehen. Conſequenzmacherey iſt alſo kein Fehler, welcher der unverträglichen Geiſtlichkeit allein anklebt.

Du biſt doch nicht böſe, wenn Deine Tragödie hier von Koch geſpielt wird? Es verſteht ſich, nicht eher als Du es haben willſt. Wie glaubſt Du denn, daß Döbbelin damit fertig werden wird? Glückt es ihm damit ſo gut, wie mit der Minna, ſo hat er Dir vielleicht mehr zu danken, als Du glaubſt.

Nun bin ich an der unnützen Arbeit, an der Verdeutſchung der Suffisance de la Réligion naturelle. Da ſie ziemlich fade und wäſſerig iſt, ſo müßte es ſonderbar genug ſeyn, wenn ſie nicht Leſer fände. Das Beſte daran iſt, daß der Religionsvorurtheile gar nicht gedacht wird, und ich bis iezt keinen unmoraliſchen oder falſchen Satz gefunden habe.

Dein

treuer Bruder,

Karl.

Hamburg, den ~~11~~. Jan. 1772.

Mein lieber Freund!

Man hat mich bis eben vor Abgang der Poſt aufgehalten. Unterdeſſen muß ich Ihnen doch heute ſagen, wäre es auch nur mit wenig Worten, daß ich unſer Glück noch einmal auf die Probe geſtellt, doch leider! mit allzu wenig. Denn der ganze Gewinn von Ihrer Seite beträgt nicht mehr, als was ich von Ihnen zu fordern hatte, die Paar Dukaten, ſo ich Ihnen hier gegeben, und die Rechnung, ſo hierbey folget.

Leben Sie wohl, beſter Freund! Ich bin

Dero

ergebenſte

E. C. König.

Hamburg, den 14. Jan. 1772.

Mein liebſter Freund!

Ich würde mich mehr wundern, wenn Sie auf die lezte Anfrage, ſo man von W** aus an Sie gethan, gleichgültig hätten antworten können, als wenn Sie ſie wirklich recht empfindlich beantwortet haben. Es iſt das unbilligſte Anmuthen, das man ſich gedenken kann. Auch unter den allervortheilhafteſten Anträgen wollte ich Ihnen nicht rathen, aufs Ungewiſſe hinzugehen. Selbſt wenn Sie beynahe gewiß wären, wie Sie es denn ſeyn können, daß man Sie alsdenn zu behalten wünſchen würde, werden Sie ſich doch allemal beſſer ſtehen, wenn Sie Ihre Bedingniſſe vorher feſtſetzen. Am Wiener Hof muß man ſeine Vortheile wahrnehmen, ehe ſie einen haben; nachher hält es ſchwer, etwas zu erhalten, zumal da der Kaiſer nichts weniger als genereux iſt.

So wie ich nur von Riedel hörte, ward mir die ganze Sache etwas verdächtig, weil ich daraus ſchloß, S * * ſey mit im Spiele; und ob der mir gleich verſchiedene mal geſagt: er wünſchte, daß man Sie, nebſt einigen andern, nach W * * berufen möchte, ſo habe ich doch nie geglaubt, daß er es im Ernſt ſo meinte, da es, ſeinem Charakter nach, faſt unmöglich iſt, daß er wünſchen ſollte, Sie an der Seite zu haben. So ſtolz er iſt, fühlt er doch wohl den Unterſchied zwiſchen ſich und Ihnen.

Auf der andern Seite konnte ich mir aber auch nicht vorſtellen, wie S * * aus der Tiefe, in die er geſunken war, ſich wieder empor ſchwingen können. Wenigſtens wüßte ich mir keine Hand zu denken, die ſich ihm dargeboten hätte. — Pater D., Hell, alle dieſe Leute ſchätzten ihn ſehr wenig, und dieſe wird man allerdings bey der Sache zu Rathe ziehen. Wenn Sie das wüßten, ſo könnten Sie voraus verſichert ſeyn, daß S * * nicht viel dabey zu ſagen hat, und auch nie viel dabey zu ſagen haben wird.

Es ſollte mich nur einen Brief koſten, ſo wollte ich Ihnen die genaueſten Nachrichten einziehen; allein ich habe Bedenklichkeiten, warum ich dieſen Brief nicht gern ſchreibe. Doch wenn Ihnen ſehr daran gelegen iſt, ſo ſetze ich mich darüber weg. Sagen Sie mir nur, was Sie hauptſächlich zu wiſſen verlangen. Wenn es zwar bey meiner Reiſe bleibt, wie ſie noch immer feſtgeſetzt iſt, nehmlich zu Ende dieſes Monats, ſo kann ich Ihnen die Nachrichten beynahe eben ſo geſchwind ſelbſt geben.

Meiner Geſundheit wegen kann ich die Reiſe nun wohl unternehmen. Die Mittel von meinem Bruder, die ich ſeit vierzehn Tagen brauche, thun ordentlich Wunder. Schlaf, Appetit, alles hat ſich wieder eingefunden, unerachtet ich nicht die mindeſte Bewegung habe, die ich mir nicht machen kann, weil wir anhaltend ſchlechtes Wetter haben. Sie wiſſen, daß mein meiſter Ausgang zu Madam Sch. iſt. Die habe ich geſtern in drey Wochen zum erſtenmal beſucht. Sie hat mir viele Komplimente an Sie aufgetragen. Sch. ſcheint nun wohl, und auch zufrieden zu ſeyn.

Was iſt Klotzen angekommen, daß er ſo geſchwind Reißaus genommen? Wie ich ſeinen Tod hörte, freute ich mich, daß Sie zu ſeiner Seligkeit noch vieles beygetragen haben möchten; weil Sie ihn wahrſcheinlich zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt gebracht.

Nun, mein lieber Freund, wenn Sie ſich doch nicht in Braunſchweig amüſiren, ſo reiſen Sie in Gottes Namen wieder nach Wolfenbüttel, damit ich nicht ſo lange ohne Briefe von Ihnen bleibe, und beantworten Sie mir von daher die Frage recht gewiſſenhaft: ob Sie meinen Beſuch wünſchen? Daß ich Ihnen den Beſuch gern gebe, daran zweifeln Sie wohl eben ſo wenig, als an den aufrichtigen Geſinnungen, mit denen ich ſtets bin und ſeyn werde

Ihre
ergebenſte Freundinn
E. C. König.

Eben habe ich eine ganze Ladung Erbſen erhalten, wofür ich Ihnen danke. Sie ſind nun ſo gütig, und ſagen mir, was Sie insgeſammt für mich ausgelegt haben?

Hamburg, den 21. Jan. 1772.

Mein liebſter Freund!

Ihr letzter Brief hat mich ſehr beſorgt gemacht, indem Sie mir ſagen, daß Sie krank ſind, und noch dazu an einer Kolik krank ſind; eine Krankheit, die leicht gefährlich wird, wenn man ſich dabey nicht in Acht nimmt. Und Sie wollten ſogar des andern Tages nach Wolfenbüttel gehen, wo Sie vielleicht einen unwiſſenden Arzt, und noch eine ſchlechtere Verpflegung, als in Braunſchweig, zu erwarten haben. Ich muß zu meiner Beruhigung hoffen, daß Sie geblieben ſind, bis Sie völlig wieder wohl waren. Anders wäre ich noch trauriger, als ich wirklich bin; zwar, ich könnte es nicht viel mehr ſeyn.

Wie dankbar würde ich Ihnen ſeyn, wenn Sie mir gleich den folgenden Poſttag wieder geſchrieben hätten, und wie vergnügt, wenn Sie mir Ihre völlige Herſtellung anzeigten! Bis dahin kann ich mich auch von gar nichts anderm mit Ihnen unterhalten.

Nehmen Sie mir eine kleine Erinnerung nicht übel, dieſe iſt: wenn etwan noch Attaquen der Kolik nachgeblieben, daß Sie nicht etwan durch ſtarke oder alte Weine ſich Linderung zu verſchaffen ſuchen. Ich habe einmal die Probe gemacht, daß man ſich damit dem Tode ſehr nahe bringen kann, und man hat mich verſichern wollen, daß unſer ſeliger Freund den ſeinigen dadurch befördert habe.

Wenn Sie mich ein bischen lieb haben, ſo ſorgen Sie recht genau für Ihre Geſundheit, damit ich Sie vollkommen wohl finde. Krank möchte ich Sie auf ſo kurze Zeit nicht beſuchen, und alsdenn ſo weit von Ihnen wegreiſen. Es wird mir ſchon ſchwer genug werden, Sie geſund zu verlaſſen. — Vor künftigen Sonnabend über drey Wochen gehe ich nicht von hier. Die Urſache will ich Ihnen ein andermal ſagen.

Leben Sie wohl, beſter Freund, und wills Gott! auch geſunder Freund. Schreiben Sie doch unverzüglich, wenn Sie es noch nicht gethan haben, an

Dero

ergebenſte
E. C. König.

Sie haben noch zwey Briefe zu beantworten, nicht wahr?

Hamburg, den 28. Jan. 1772.

Liebſter Freund!

Ich freute mich ehegeſtern ganz außerordentlich, als ich einen Brief von Ihnen ſah, auf den ich jeden Poſttag mit ſo viel Sehnſucht lauerte. Meine Freude verlor ſich aber ziemlich, als ich beym Durchleſen fand, daß Sie noch immer mit der fatalen Kolik geplagt ſind. Seyn Sie ja nicht nachläſſig dabey, ſondern brauchen Sie ſo lange und anhaltend, bis nicht die geringſte Spur davon übrig bleibt. Und da Sie ſelbſt finden, daß Ihnen die Ordnung beſſer bekömmt, als die Unordnung, ſo bleiben Sie hübſch bey der Ordnung, und laſſen Sie ſelbſt meinen Beſuch keine Gelegenheit geben, Sie in das ſchwierige Leben wieder hinein zu ſetzen. Es kömmt bey der großen Reiſe auf einige Meilen Umweg nicht an. Ich ſehe Sie eben ſo gerne in Wolfenbüttel, als in Braunſchweig, wo ich überdies gar nichts zu thun habe. Schreiben Sie mir aufrichtig, was Sie am liebſten wollen?

Auf den 15. Febr. iſt die Reiſe noch immer feſtgeſetzt; ſonach käme ich den 16ten vielleicht in der Nacht nach Braunſchweig; wenn ich allein bin, ſo bleibe ich wohl den folgenden Tag da; reiſet aber mein Schwager mit, das noch ungewiß iſt, ſo werden wir ſehr eilen müſſen, weil wenigſtens er binnen ſechs Wochen zurück ſeyn will. Dies war eigentlich die Urſache, warum ich in Ihrem Quartiere abtreten wollte, weil ich ſonſt, wenn ich etwan ſpät ankäme, mich kaum eine Stunde mit Ihnen unterhalten könnte. Nun Sie mir es aber abrathen werde ich in der Roſe abtreten.

Mein Schwager hätte mehr Luſt, über Berlin zu gehen; allein daraus wird nichts. Wolfenbüttel liegt zu weit davon. Und ob ich zwar da auch einen Leſſing fände, ſo wäre es doch nicht der, den ich am liebſten zu ſehen wünſchte.

Und dieſen Leſſing könnte ich der Etiquette halber nicht einmal beſuchen; denn er hat mich nicht beſucht, und kennt mich noch obendrein gar nicht.

Durch den Brief an den Staatsrath Gebler können Sie mir einen wahren Dienſt erweiſen. Wenn ich am Hofe was ſuchen müßte, ſo könnte er mir ſehr behülflich ſeyn. Es ſchlägt ohnedem in ſein Departement mit ein. Ich erfuhr es zu ſpät, ſonſt hätte ich das vorigemal ſchon ſeine Bekanntſchaft geſucht. Ihre Bekanntſchaft mit ihm iſt aber wohl noch zu neu, als daß Sie ihn ausdrücklich erſuchen könnten, mir in meinen Angelegenheiten mit ſeinem Rathe beyzuſtehen? Nun, wenn Sie dies auch nicht gern thun wollen, ſo halten Sie mir doch gewiß den Brief parat: denn ich beſorge, wenn ich ihn nicht fertig fände, daß er mir dann ſo bald nicht nachkäme. Iſt es nicht ſo, daß Sie leicht ſo was vergeſſen? — Und da ich nun ſo viel ſpäter reiſe, ſo hoffe ich, wird auch Ihr neues Stück fertig ſeyn? Ich wünſchte es recht ſehr. Denn wenn ich Geblern dies überbrächte, ſo brauchte ich keiner weitern Empfehlung. Ich mag Sie nicht fragen, was es für ein Stück iſt? Wenn Sie es hätten ſagen wollen, hätten Sie es ohnedies geſagt.

Ich bin heute zu nichts weniger aufgelegt, als zum Zanken, und mag mich auch nicht mit Ihnen überwerfen, bevor ich den Brief an Geblern habe. Sie haben mir aber zu viel Gelegenheit gegeben, daß ich nicht umhin kann, böſe auf Sie zu ſeyn. Ich muß es mir auf ein andermal vorbehalten. Sie erklären mich für eine Betrügerinn und Lügnerinn. Schämen Sie ſich was! Es wäre wohl der Mühe werth, eines von beyden um dieſe Lumperey zu werden. Ich müßte im Traum geſchrieben haben, wenn ich von der Lotterie Meldung gethan hätte. Ich ſetze in keine, alſo kann ich auch in keiner was gewinnen. Allein genug, ich habe mit Ihnen in Compagnie geſpielet, und habe ſo viel gewonnen. Sind Sie nun zufrieden, wenn ich Ihnen dies auf meine Ehre betheure? So bitten Sie mich im Herzen um Verzeihung; aber reden Sie ja in keinem Brief ein Wort mehr davon.

Der höchſt betrübte Wittwer, Herr B., wird Ihnen ſchon ſeinen Verluſt angezeigt haben. Ich glaube, er überſteht ihn. Was meinen Sie? Wenigſtens beklagt ihn niemand; aber im Gegentheil ſchätzt man ſie glückſelig; denn man ſagt, daß er ihr, ſeit des Vaters Tode ſehr ſchlecht begegnet habe, und zwar ſagt es ſein geweſener Buſenfreund D. Grund. Dies kann nun wohl Rachſucht ſeyn, weil ſie ihn zuletzt nicht mehr als Medicus gebraucht haben. Doch wenn es wahr wäre, ſo ſollte er die Frau nicht bekommen, die ich ihm wieder zugedacht habe, die Mamſell Al. meine ich.

Unſer guter General gehet mir näher, als die B ... in; denn ich habe ſie auf keiner Seite recht gekannt: aber an dem General, bin ich überzeugt, hat die Stadt einen ehrlichen Mann, und ich einen aufrichtigen Freund verloren. Ich denke, Sie leſen die Zeitung, ſonſt muß ich Ihnen noch ſagen, daß er geſtern, da er bey Herrn von Gros Viſite machte, ganz plötzlich an einem Steckfluſſe geſtorben iſt.

Was ſagen Sie denn zu den Veränderungen, die in Kopenhagen vorgefallen? Nun iſt Sturz auch arretirt. Ich hoffe ja nicht, daß er in dem ſchwarzen Komplot mit geweſen iſt.

W ... Seele hat, ſeit wie die Nachrichten aus Kopenhagen erhalten, ganz neue Triebfedern bekommen. Ob es vielleicht auf ſeine Glücksumſtände Einfluß haben kann? Das wünſchte ich, und ich glaube es auch faſt.

Daß aber unſer ſüßer B** noch keine Staffette erhalten hat, darüber grübeln ſeine Anhänger ſehr nach. Sie zucken die Achſeln, und fürchten, daß die große nützliche Begebenheit eben nicht ſo nützliche Folgen nach ſich ziehen möge, wie zu hoffen ſtünde, wenn das Ruder wieder in die rechten Hände käme. In dieſe Hände kömmt es aber gewiß nicht wieder, ſo lange wenigſtens R** ein Wort zu ſagen hat; denn der und B. ſind zwey Leute, die gar nicht übereinkommen. — Cromer iſt ſeit acht Tagen hier, und logirt bey Gr. Bernſtorf.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und ſeyn Sie ja recht geſund. Hören Sie aber auch nicht auf, es mir zu ſagen, bis ich Ihnen ſchreibe, daß ich keinen Brief mehr von Ihnen erhalten kann. Ich bin von ganzem Herzen

Ihre

ergebenſte Freundinn
E. C. König.

Berlin, den 1. Februar 1772.

Liebſter Bruder,

Für ein halbes Vergnügen ſollte wohl nur ein halber Dank ſeyn; da aber dieſes halbe Vergnügen ſo groß geweſen iſt, ſo nimm meinen ganzen Dank dafür. Arbeiteſt Du ſeit einem Vierteljahre an dieſem

Trauerſpiel? oder ſeitdem Du die Minna fertig haſt? Welche Feile! Ohne [illegible] Zuſatz! ganz rein gediegenes Silber! Welche Scene mit dem Maler, einem Maler, der ſeine Kunſt verſteht, auch ein wenig Enthuſiaſt iſt: denn das gehört mit zur Vollkommenheit der Kunſt; kurz, welche Expoſition! Du ſcheinſt dieſes der Kritik, und nichts Deinem Genie zuzuſchreiben. Ich will es glauben; aber der Himmel hat Dir gerathen, zu ſagen: Deiner eignen Kritik; nicht der, welche wir gleichſam vom Hörenſagen haben, wenn ſie auch die allerbeſte wäre. Die Kenntniß von der Malerey, ſo wie hier, wird gewiß nicht gelehrt. Und die Scene mit dem Miniſter! — Bruder, wenn ich heute Zeit hätte, würde ich Dir in drey Seiten ſagen, wie ſehr ſie mir gefallen hat.

Lebe wohl! Vergnügt mußt Du allerdings ſeyn, da Du über einem vortrefflichen Werke biſt.

Dein

treuer Bruder,

Karl.

Hamburg, den 1. Febr. 1772.

Mein liebſter Freund!

Morgen hoffe ich zu hören, daß Sie wieder vollkommen wohl ſind, und über vierzehn Tage denke ich mich augenſcheinlich davon zu überzeugen. Denn meine Abreiſe bleibt noch immer auf den 15ten feſtgeſetzt. Meine Geſchwiſter ſind zwar ganz und gar nicht damit zufrieden, daß ich mich in dieſer Witterung wage; ich ſoll das Frühjahr abwarten. Sie wiſſen aber nicht, wie einem zu Muthe iſt, der ſo im Ungewiſſen lebt, wie ich. Die Folter kann nicht peinigender ſeyn. Zumal wenn man noch überdies täglich andre Kränkungen erfähret, von einer Perſon, von der man nichts als Freundſchaft hätte erwarten ſollen. Ich könnte über dieſe Materie ganze Bogen voll ſchmieren; es würde aber zu nichts dienen, als meine Empfindlichkeit noch mehr zu reizen. — So viel iſt gewiß, wäre Herr Schubach nicht mein ſo treuer Freund, ich überſtünde dieſe Epoche nicht. Nur Schade, daß ich dieſen zu ſprechen ſo ſelten Gelegenheit habe.

Eben den Augenblick erhalte ich wieder einen Brief vom Profeſſor, worinn er mich inſtändigſt bittet, wenn es möglich ſey, meine Reiſe noch aufzuſchieben. Er denkt, daß durch dieſen Aufſchub ich mich nachher ſo einrichten könnte, daß ich nicht wieder nach Hamburg zurückkehren dürfte. Ich ſehe aber nicht ein, wie das möglich zu machen, ſo ſehr ich es ſelbſt wünſchte, und ſo vortheilhaft es wäre. Denn das iſt gewiß, daß ich durch die Reiſe mein Vermögen vollends zuſetze.

Ob aber ich oder ein Anderer das Geld verreiſet, iſt im Grunde einerley. Einer muß es thun, und dann ſo werde ich täglich mehr überzeugt, daß ich unbeſonnen handeln würde, wenn ich meine Wohlfahrt in diejenigen Hände lieferte, denen ich ſie anzuvertrauen Willens war.

Um meine Geſundheit ſeyn Sie nur ganz unbeſorgt. Juſt die Reiſe wird mich wieder völlig herſtellen. Ich werde zwar, außer dem Vergnügen Sie zu ſehen, wohl nicht viel Freude auf der ganzen Reiſe haben; allein dieſes Vergnügen iſt auch ſo groß, daß es mich völlig ſchadlos hält. Sie glauben nicht, wie ſehr ich mich freue, und wie ſehr ich mich erſt freuen werde, wenn ich Sie recht wohl finde. — Könnten Sie uns doch begleiten! — Ich ſage uns, und weiß doch noch nicht, ob ich nicht allein reiſen werde. Denn auch hier verläßt mein S** ſeine gewöhnliche Art nicht, unſchlüſſig zu ſeyn. Und gehet der nicht mit, ſo nehme ich niemand mit, Sie möchten mich denn recht ſehr darum bitten. Das thäten Sie aber wohl ſo leicht nicht?

Alles Neue, was ich Ihnen heute ſchreiben kann, iſt: daß unſre reiche W. geſtorben iſt. Sehen Sie, daß ich es nicht übel meinte, wenn ich ſie Ihnen ehedem zufreyen wollte? Und dann wäre ſie wahrſcheinlicher Weiſe noch eher geſtorben, da ſie nun, wie geſagt wird, von Aergerniß geſtorben ſeyn ſoll, die ihr ihr Mädchen verurſacht hat, der ſie ein Paketchen mit 20 Dukaten gab, um es wohin zu bringen, und zugleich ein andres mit einigen Marken, um Mehl vom Kornhaus zu holen, wozu nur Arme berechtiget ſind. Das Mädchen gab aus Verſehen das Paketchen mit Dukaten für das Mehl, und hierauf wurde Inquiſition angeſtellt, für wen ſie das Mehl holte. Sie wußte ſich nicht zu helfen, und geſtund die Wahrheit; man gab ihr alſo kein Mehl, und behielt auch die Dukaten. Die Erben werden mit dieſem Vorfall nicht übel zufrieden ſeyn. —

— Unſer guter Bode wird ſich ärgern, daß er nicht mehr unter ihre Erben gehört.

Mich ärgert in dem Augenblicke nichts, als daß nicht heute der 16. Febr. ſchon iſt. Wenn ich aber bedenke, daß der 17te dem 16ten ſo bald folget, ſo möchte ich faſt bedauern, daß er ſo nahe iſt.

Leben Sie wohl, und ſchreiben Sie mir ja noch fleißig. Vergeſſen Sie den Brief an den Staatsrath G. nicht, noch weniger

Ihre

Freundinn
E. C. König.

Berlin, den 3ten Februar 1772.

Liebſter Bruder,

In Deiner Emilia Galotti herrſcht ein Ton, den ich in keiner Tragödie, ſo viel ich deren geleſen, gefunden habe; ein Ton, der nicht das Trauerſpiel erniedrigt, ſondern nur ſo herunterſtimmt, daß es ganz natürlich wird, und deſto leichter Eingang in unſere Empfindungen erhält. Ich beſinne mich wohl, daß Du in Deiner Dramaturgie aus dem Bankſchen Trauerſpiele Eliſabeth oder Eſſex einige Scenen in eine ſolche Sprache überſetzt haſt; aber wer dieſe Scenen im Originale ſuchen will, (denn ich habe es geleſen) — der muß ſeyn, was Du biſt. Doch Recht! Du haſt ſelbſt erinnert, daß Banks Sprache bald platt, bald ſchwülſtig iſt. Ich bin begierig, ob Du Dich in dieſem Tone bis an das Ende erhalten wirſt.

S. 41. [Bd II, S. 137], in der Scene, wo die Tochter der Mutter ihren Vorfall in der Kirche erzählt, hat der Abſchreiber einen Fehler gemacht. Er hat die Worte: Die Furcht hat ihren beſondern Sinn, der Emilia in den Mund gelegt, welche ſie in ihrer furchtſamen Faſſung nicht ſagen kann; ſie kommen der Claudia zu.

Aber die Wahrheit der Charaktere, die Du zeichneſt, muß ich noch über die Schönheit der Sprache ſetzen. Der Prinz von Guaſtalla iſt, wie unſere guten Prinzen, klug, verſtändig, zurückhaltend, von heftigen Leidenſchaften, verliebt oder ehrgeitzig — dieſen Leidenſchaften opfern ſie alles auf, ſo menſchlich ſie auch ſonſt ſind. Die Scenen zwiſchen Rota und dem Prinzen, ingleichem die mit dem Maler werden Deine Kenntniß dieſer Menſchen Zeile für Zeile bezeichnen. Marinelli, ein wahrer feiner Kammerherr! Und die Scene, wo er dem rechtſchaffenen Appiani die Geſandtenſtelle im Namen des Prinzen anträgt — wie die bey der Vorſtellung gefallen wird, bin ich begierig. Meinen völligen Beyfall hat ſie; aber leider! habe ich die Erfahrung, daß dasjenige, was mir außerordentlich gefallen hat, oft von dem Publicum ſehr kalt aufgenommen worden iſt.

Nur wider die Emilia Galotti habe ich etwas auf dem Herzen. Ich ſollte zwar gar nicht mit meiner Kritik herausrücken; denn vermuthlich wird Emilia in den letzten Acten thätiger ſeyn, und ſich alſo auch ihr Charakter deutlicher entwickeln. Aber warum ſoll ich Dir meine Ratte verbergen? Noch haſt Du ſie nur als fromm und gehorſam geſchildert. Aber ihre Frömmigkeit macht mir ſie — aufrichtig! — etwas verächtlich, oder, wenn das zu viel iſt, zu klein, als daß ſie zum Gegenſtand der Lehre, des edlen Zeitvertreibs und der Kenntniß für ſo viele tauſend Menſchen dienen könnte. Du wirſt zwar ſagen: ſo werden die Mädchen in Italien erzogen; ſo denken ſie; ſo handeln ſie; noch hat ſich keine Spur von Freydenkerey in ihre Religion eingeſchlichen. Alles gut, lieber Bruder. Allein über das Locale ſollte man nicht höhere Zwecke vergeſſen. Jede gute Perſon, die ein einnehmendes Muſter für die Zuhörer ſeyn ſoll, könnte zwar ihre Mutterreligion haben; aber ſie müßte nicht ſolche Punkte derſelben äußern, die einen gar zu kleinen Verſtand, gar zu wenig Selbſtdenken verrathen: ſondern nur das, was die allgemeine Religion aller rechtſchaffnen und denkenden Menſchen billigt und auszuüben trachtet. Emilia geht in die Meſſe. — Sie iſt eine Katholikin. — Mag ſie doch! Sie redet aber von den Bedeutungen der Perlen im Traum. Auch daß ſie ſogar ängſtlich thut, weil ſie der Prinz in der Meſſe angeredet, macht mir keinen großen Begriff von ihrem Verſtande; und ein gar zu kleiner Verſtand mit dem beſten Herzen deucht mir für die edlen Perſonen des Trauerſpiels unter der Würde deſſelben. Und nimmt man vollends Rückſicht auf die Zuſchauer in Berlin, die unter den freyer denkenden Deutſchen die freydenkendſten ſind, ſo glaube ich — hätte ich Recht. Vorausgeſetzt, daß Deine Emilia in den letzten Acten keine anderen Vorzüge zeigt.

Deine Minna, Deine Miß Sara, Deine Juliane ſind auch fromm; aber ſie haben nicht das Pedantiſche der Religion, ſie haben das, was man an ſeinem geliebten Gegenſtande zu finden wünſcht.

Aber mache nur, daß ich das Trauerſpiel bald ganz leſen kann. Ich will doch nicht hoffen, daß Du Deiner Arbeit überdrüßig biſt? Ich dächte, es wäre ein ſehr großes Vergnügen, für Anderer Vergnügen zu arbeiten.

Dein

treuer Bruder,
Karl.

Hamburg, den 4. Febr. 1772

Mein lieber Freund!

Ich freue mich herzlich, daß meine Beſorgniß wegen Ihrer Geſundheit durch Ihren letzten Brief gehoben wird. Erfüllen Sie nun auch den Vorſatz, und ſetzen ſich dergleichen Beſchwerlichkeiten durch eigne Schuld nicht mehr aus.

Da Sie nun wieder in Braunſchweig ſind, ſo denke ich, daß Sie ſich ſo lange aufhalten, daß ich Sie dort treffe. Weil mein Schwager mich begleitet, ſo iſt es mißlich, ob ich Sie in Wolfenbüttel beſuchen kann. Wenn ich über Leipzig gehe, ſo komme ich nicht auf Wolfenbüttel, und es iſt noch nicht entſchieden, ob ich nicht dieſen Weg nehme, ſondern hängt noch von einigen Umſtänden ab. — Auf allen Fall haben Sie die Gewogenheit, und ſchicken den Brief an den Staatsrath G. dem Herrn Zachariä, damit ich ihn gewiß mit kriege. Denn wenn ich ihn nicht gleich bey meiner Ankunft habe, ſo kann er mir nicht mehr viel nutzen. Daß ich ihn lieber aus Ihren Händen empfinge, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen. Wenn Sie aber von Braunſchweig ſchon wieder weg wären, ſo wollte ich Ihnen nicht zumuthen, meinetwegen wieder dahin zu kommen.

Die Däniſche Poſt iſt geſtern ausgeblieben, und darum haben wir auch keine Neuigkeiten daher. — Falkenſchild iſt an Sturz ſeiner Arretirung einzig und allein Schuld, weil er, indem man ihn arretirte, frug: iſt Sturz auch ſchon arretiret? — Ich denke noch immer, daß er unſchuldig ſeyn wird, und wenn er das iſt, wird er auch bald wieder frey ſeyn. Haben ſie doch Duval gleich wieder losgelaſſen.

Die Zeitung, worinn B..s Zurückberufung ſtand, iſt hier gar nicht ausgegeben. L..g hat ſich diesmal übereilet. Vermuthlich weil er glaubte, es könnte nicht anders ſeyn, ſo ließ er den Artikel in die Zeitung ſetzen, ohne erſt B** darüber zu ſprechen. Wie er nun, nachdem er alle Poſten expedirt hatte, zu dieſem kam, und B** ihm ſagte, ihm wäre von alle dem, was er von ihm gemeldet, nichts bekannt, ſo wurden noch in derſelben Nacht andre Zeitungen gedruckt. Indeß mag ſie's nicht wenig ärgern, hauptſächlich weil die, ſo ins Däniſche gehen, auch bereits abgegangen waren.

Unſer guter Z. hat vorige Woche eine Lähmung in der rechten Seite bekommen. Es beſſert ſich aber ſchon wieder. Der Grund zu dieſer Beſſerung iſt wohl der guten Verpflegung ſeiner Frau zuzuſchreiben. In allem Ernſte, ſie verläßt ihn faſt nie. —

Eben verläßt mich Herr Sch., der ſich drey Stunden bey mir aufgehalten. Die Unterredung, in der er mich geſtört, war allerdings angenehmer, als die, ſo ich mit ihm gehabt; denn dieſe läuft immer aufs Traurige hinaus. Er wird täglich mehr gegen die Wiener Fabrik eingenommen, und hat mir deswegen heute gerathen, ſie coute qui coute zu verkaufen. Ich ſehe auch wohl ein, daß nichts anders herauskömmt, und wünſchte daher nur, daß ſie ſchon verkauft wäre, oder daß ich wenigſtens nicht die Reiſe darum thun müßte. — Weil ich gerne die Wiener Bilanz vor meiner Abreiſe hätte, ſo habe ich eben mit Herrn Sch. abgeredet, mich noch etwan acht Tage länger darnach aufzuhalten; es könnte alſo ſeyn, daß ich erſt den 22ten von hier reiſete.

Ich merke dieſes an, damit Sie um ſo eher Ihrem Verſprechen nachkommen, mir nochmal zu ſchreiben. Käme auch ein Brief nach meiner Abreiſe, ſo will ich wohl beſtellen, daß er mir nachgeſchickt wird.

Leben Sie recht wohl, beſter Freund, und trinken Sie ſo viel Punſch, als nur immer nöthig iſt, um Sie vor allen übeln Zufällen zu bewahren. Ich bin

Ihre

ergebene Freundinn
E. C. König.

Hamburg, den 8. Febr. 1772.

Mein lieber Freund!

Ich ſchreibe blos, um Ihnen zu ſagen, daß ich heute über acht Tage gewiß abreiſe. Wo es nur immer möglich iſt, ſo ſuche ich Sie in Wolfenbüttel heim, wenn ich Sie nicht in Braunſchweig treffe. Doch ich denke, die Luſtbarkeiten der Meſſe werden Sie da wohl ſo lange halten. — Sie geſund und vergnügt zu ſehen, iſt das Einzige, was mir die fatale Reiſe noch einigermaßen erträglich machen wird. Ich muß ſchließen, weil ich in dem Augenblick den Beſuch von Herrn Sch. zu erwarten habe.

Leben Sie wohl! Ich bin

Dero

ergebenſte
E. C. König.

Hamburg, den 12. Febr. 1772.

Mein lieber Freund!

Ich ſtehe in dem ſtolzen Wahne, daß es Ihnen Unruhe verurſachen könnte, wenn ich Sie nicht vorbereitete, mich einige Tage ſpäter zu erwarten. Einige kleine Hinderniſſe, von Seiten meines Schwagers, können veranlaſſen, daß ich erſt den Montag oder Dienſtag von hier gehe; doch kann es auch ſeyn, daß es beym Sonnabend bleibt.

Ich danke Ihnen, daß Sie ſich in Braunſchweig nach mir aufhalten wollen. — Beſtellen Sie das Quartier nur immer im Stern, wenn es einer Beſtellung bedarf; oder wenn es vielmehr der Mühe werth iſt, es zu beſtellen, da ich noch nicht weiß, ob ich da übernachte.

Der Anſtoß mit Ihren Augen war vielleicht wichtiger, als Sie ihn nehmen, und darum hätten Sie das Aderlaſſen gar nicht verſchieben müſſen. Ich hoffe nicht, daß Sie es am Ende ganz unterlaſſen haben.

Alles Uebrige bis aufs Mündliche. Ich habe ſo abſcheuliche Kopfſchmerzen, daß ich mich den Augenblick zu Bette legen muß.

Leben Sie wohl! — Ich bin von ganzem Herzen

Ihre

aufrichtige Freundinn

E. C. König.

Haben Sie den confiſcirten Text von Göze noch nicht geleſen; ſo ſchicke ich ihn hier.

Berlin, den 15. Feb. 1772.

Liebſter Bruder,

Dein Brief iſt mir ſehr angenehm geweſen, aber die Fortſetzung Deiner Tragödie noch mehr. Der Charakter der Orſina, wie mir der gefällt? Nun, außerordentlich; aber ob nicht der und jener Kritiker bey dieſer Gelegenheit Dinge aufwärmen wird, die Du längſt vergeſſen haſt, dafür will ich nicht ſtehen. Du ſagſt: wenn er einer guten Actrice in die Hände fällt, ſo muß er Wirkung thun; und ich will hinzuſetzen: die ſchlechte Actrice will ich ſehen, die ihn ganz verderben kann. Dieſe Damen würden oft nicht ſo ſchlecht ſpielen, wenn ihnen nur eine beſſere Sprache in den Mund gelegt wäre. Wer die Deinige nicht mit Nachdruck und Richtigkeit ſprechen kann, der hat zum Theater keine Anlage.

Nun ein Wort von der Vorſtellung! Ich befürchte, ſie wird dem Innern nicht entſprechen. In welcher Tragödie iſt der Ton, den Du angenommen? Unſere Paar guten Schauſpieler können raſen, wüthen, toben; aber Marinelliren wahrhaftig nicht. Verzeihe mir dieſes Wort, wenn Du es auch ſelbſt nicht ſo verſtehſt, wie ich. Und haben ſie vollends nicht recht memorirt — Vielleicht greifen ſich hier unſere Schauſpieler aus Eiferſucht gegen Döbbelin mehr an. Schicke nur bald das Ende Deiner Tragödie; und ich will Dir ein Langes und Breites darüber fragen, damit ich ſie durch Dich unterrichten kann.

Deinen Brief, behalte ich mir vor, mit nächſter Poſt zu beantworten.

Herr Voß ſchickt Aushängebogen an Dich, und ich kann keine Gelegenheit vorbey laſſen, Dir zu ſchreiben; ob ich gleich mehr Zeit zu allem, was ich Dir ſagen möchte, zu haben wünſchte, als ich heute wirklich habe.

Dein

treuer Bruder.
Karl.

Rattelsdorf, den 28. Febr. 1772.

Mein lieber Freund!

Von einem Dorfe, das ſich Rattelsdorf nennt, haben Sie wohl in Ihrem Leben nichts gehört? Auf dem ſitzen wir nun beynahe vier und zwanzig Stunden, und wer weiß, ob wir nicht noch viermal vier und zwanzig Stunden hier aushalten müſſen. Es kommt auf den Main an, ob der fallen will; ſo wie er jetzt iſt, iſt er nicht zu paſſiren, wenn man auch was wagen wollte. — So viele Hinderniſſe, wie wir auf dieſer Reiſe angetroffen, mit ſolchen Beſchwerden und Gefahren verknüpft, habe ich in meinem Leben nicht ausgehalten. Es laſſen ſich wenig Unfälle mehr denken, die uns nicht ſchon alle begegnet ſind. In 36 Stunden haben wir zwey neue Axen und zwey Stangen zerbrochen; die Pferde ſind mit uns durchgegangen, und haben über ſolche Graben und Hügel geſetzt, daß wir nichts anders, als den ſchrecklichſten Tod vor Augen ſahen, bis endlich, da ſie eben wieder über einen tiefen Graben ſetzen wollten, die Stränge des einen Zugpferdes riſſen. Zu unſerm größten Glück! denn dadurch verloren ſie die Macht über den Graben zu ſetzen, und kehrten auf die andere Seite um, wo uns Bauern zu Hülfe eilten, die ſie auch glücklich erhaſchten. Geſtern ſind uns zwey Pferde vor dem Wagen gefallen; bey dem erſten hielten wir uns vier Stunden auf, und verſuchten alles, um es zu retten; allein es war umſonſt, wir mußten es am Ende für den Scharfrichter des nächſten Dorfes liegen laſſen. Für Yorik wäre dies eine vortrefliche Scene geweſen. Der Poſtillion war ein Original. So gut als dumm, beydes im äußerſten Grade. O Gott, o Gott! war alles, was er vier Stunden lang ſagte, wobey er beſtändig fort arbeitete, um das Pferd auf die Beine zu bringen; es war aber ſo kraftlos, daß, wenn er es auch etwas in die Höhe hatte, es gleich wieder auf die Seite fiel, wobey er hundertmal in Gefahr war, ſein Leben zu verlieren. Ich ſchrie in einem weg: Kerl, ſeyd nicht raſend, das Thier iſt hin, was wollt ihr euch denn auch noch unglücklich machen? Ey, was! gab er mir immer zur Antwort, da es mit meinem Pferde ſo iſt, ſo mag es mit mir werden, wie es nur immer will. Ich ſage, er ſollte fortfahren. — Nein, wenn Sie mich auch prügelten, ſo gehe ich nicht von meinem Pferde, ſo lange ich noch Hoffnung habe; und dies hielt er auch ehrlich. Selbſt, wie es ſchon krepirt war, mußten wir ihm noch verſtatten, daß er es mit den andern Pferden auf einen Acker ſchleppte, aus dem nächſten Dorfe Stroh und Heu holte; das Stroh, um es damit zu decken, und das Heu, damit es, wenn es wieder auflebte, etwas zu freſſen fände. Der Kerl dauerte mich, denn er war völlig abgemattet; und nun wollte vollends das Unglück, daß, als wir kaum eine Viertelſtunde gefahren waren, ihm im Waſſer das zweyte Pferd auch fiel. Dies hat er denn doch noch gerettet, weil zum Glück Leute in der Nähe waren, die ihm zu Hülfe kamen. Für uns aber ward es ſchlimm. Wir waren zwar ausgeſtiegen; allein unſer Wagen ſtand im Waſſer, und dieſe Pferde konnten ihn nicht herausziehen. Wir mußten alſo drey Viertelſtunden weit nach einem Dorfe gehen, durch einen ſolchen ſchrecklichen Weg, daß ich dieſe Stunde noch nicht begreife, wie ich durchgekommen bin. Bey jedem Schritt, den ich that, mußte ich die Beine mit Macht aus der Erde ziehen, und es regnete, daß ich keinen trocknen Faden auf dem Leibe behielt. Nun ſagte ich zu meinem Schwager, wie wir wieder im Wagen ſaßen, für heute werden wir doch wohl genug Fatalitäten überſtanden haben? Wills Gott! war ſeine Antwort; aber das Wills Gott traf nicht ein, denn wir mußten noch durch drey Gewäſſer, die alle drey in den Wagen kamen. Das letzte war ſo hoch, daß alles, was im hintern Chaiſekaſten lag, naß wurde. Dieſes zu trocknen, war heute meine Beſchäftigung.

So ſind mir die Paar angenehmen Tage, die ich mit Ihnen zugebracht, wieder vergället worden. Doch nein, das Vergnügen, Sie geſund geſehen zu haben, überwiegt alle das Unglück, und noch mehr. Ich bin ſeitdem weit heiterer und munterer, ſelbſt bey alle den Beſchwerden bin ich nicht einen Augenblick niedergeſchlagen geweſen. — Dieſes ſchreibe ich Ihnen allein zu; denn bey meiner Abreiſe von Hamburg war mir nicht ſo zu Muthe, wie mir jetzt iſt.

Ich will nur nicht hoffen, daß auch der Endzweck der Reiſe ſo übel ausfällt, wie bisher die Reiſe geweſen iſt; ſonſt ſähe es ſchlecht aus. Alsdenn würde ich Ihnen bey der Retour wohl ſchwerlich von Rattelsdorf aus ſchreiben können: ich ſey vergnügt. Es gehört ſchon ſo viel dazu, wenn einem auch nichts im Wege ſteht, hier vergnügt zu ſeyn; zumal wenn man ſo ſehr nach Augsburg verlangt, wie ich. Dort hoffe ich doch gewiß einen Brief von Ihnen zu finden. Nicht wahr, Sie haben mir dahin geſchrieben? Wenn Sie es nicht gethan hätten? Das wollte ich um vieles nicht: denn ſo erhielt ich noch in drey Wochen keinen. So lange dauert es gewiß, bis wir nach Salzburg kommen. Dort treffe ich nun gewiß den Brief an den Staatsrath G. Nicht ſo? Mein Schwager ſagt mir eben: ich ſollte Ihnen ſein Kompliment machen, und zugleich ſagen, daß wir bey unſern Unglücksfällen mehr an Sie gedacht hätten, als wir vielleicht gethan haben würden, wenn es uns beſſer ergangen wäre. Seiner Seits mag es wahr ſeyn. Denn ſo wie ein Unglück kam, ſo ſagte er: Herr Leſſing hat Recht: es iſt wahrhaftig ein hundsfüttiſch Leben.

Es hätte beſſer geſtanden, wenn ich mit dem Danke für die viele uns erwieſene Güte angefangen hätte, als eben beym Schluß des Briefes. Doch ich glaube, daß Sie mir ihn am Ende wohl ganz ſchenkten, ohne mich im geringſten in Verdacht zu haben, ich ſey unerkenntlich.

Leben Sie wohl, mein beſter Freund! Ich bin von ganzem Herzen

Ihre

ganz ergebene
E. C. König.

Beim Datumſchreiben fällt mir ein, daß heute Ihr Geburtstag iſt. Feyern Sie ihn vergnügt!

Berlin, den 29. Februar 1772.

Liebſter Bruder,

Drey Bogen wieder von Deiner Emilia abgedruckt! Ich will nicht hoffen, daß Du darin einen beträchtlichen Fehler finden wirſt.

Der neu angekommene Flatſchen davon, wie Du Dich auszudrücken pflegſt, giebt mir über den Charakter der Emilia einen ſehr vortheilhaften Aufſchluß. „Sie iſt die Furchtſamſte und Entſchloſſenſte unſers Geſchlechts. Ihrer erſten Eindrücke nie mächtig, aber nach der geringſten Ueberlegung in alles ſich findend, auf alles gefaßt. Sie hält den Prinzen ꝛc.“

Wie wahr und richtig! Die kindiſche und faſt verächtliche Furchtſamkeit der Menſchen, wenn ſie nur ſtets in ihren vier Pfählen geweſen, und übrigens nicht ohne Einſicht und Verſtand ſind, hätte nicht edler gerettet werden können. Ich brauche Dir alſo wohl nicht zu ſagen, daß ich mich auf das Ende freue. Vermuthlich wird Emilia noch auftreten; und welche andere Scenen erwarte ich nicht! Aber bald! ob Du gleich die Erwartung des Vergnügens zum Vergnügen mitgezählt haſt.

Wider die Anmerkung Deines letzten Briefes habe ich noch etwas, wenn ich gleich wider die Emilia künftig nichts mehr haben werde; aber ich will Dir nicht eher davon vorplaudern, als bis ich Dir das Ende Deiner Tragödie abgedruckt ſchicke. — Wie ſind bey Döbbelin die Rollen ausgetheilt? Hier hat man ſie auch ſchon austheilen wollen; allein ich habe gebeten, ſo lange, bis ſie alles haben, anzuſtehen. Und ich denke, ich habe Recht. Der alte Galotti iſt gewiß eine wichtige Rolle, und ich weiß nicht, ob Schubert, ein ſonſt ziemlich guter Acteur, wie Du ſelbſt weißt, ihr, ſeinem Aeußerlichen und Innerlichen nach, gewachſen iſt.

Haſt Du Cumberlands Weſtindier von Bode überſetzt geleſen? Nicht wahr, auch ein ſchönes Stück?

Ich umarme Dich, und bin Dein

treuer Bruder,
Karl.

Halberſtadt, den 1. März 1772.

Seinem liebſten Leſſing ſendet der preußiſche Grenadier, deſſen warmer Freund mein lieber Leſſing war, und ohne Zweifel noch immer iſt, durch mich hierbey in der größten Eil ein Bändchen ſo genannter Lieder für's Volk, und bittet, ihm zu ſagen, ob ſie neben den Liedern, von welchen ſein Leſſing der Pflegevater war, eine Stelle verdienen, und ob, wenn dieſes iſt, ſie Leſſing mit einer kleinen Vorrede, die den Leſer in den rechten Geſichtspunkt dieſer Lieder ſetze, auf welche Art von Vorreden ſein Leſſing ſich ſo gut verſteht, ſich bemühen will. Will dies ſein Leſſing, dann wird er, glaub' ich, ſeinem Freunde, dem Grenadier, es nicht übel nehmen, wenn er auch noch bittet, eine ſolche kleine Vorrede (die längere ſteht in ſeinem Belieben) aufs ſpätſte in vierzehn Tagen mir zu überliefern, und zugleich das Bändchen der Lieder zurückzuſenden, weil zum baldigen Druck derſelben ſchon Anſtalt gemacht iſt.

Gleim.

Rattelsdorf, den 2. März 1772.

Mein lieber Freund!

Noch ſitzen wir in Rattelsdorf, zwey Meilen dieſſeits Bamberg, ohne zu wiſſen, ob wir heute, morgen, oder übermorgen wegkommen. Beynahe iſt meine Geduld alle erſchöpft. Man kann ſich nichts Unangenehmers denken, als an einer Stelle liegen bleiben zu müſſen, wo man nichts zu thun hat, beſonders auf dem Wege nach einem Orte, wo man ſo triftige Beſchäftigungen vor ſich hat. Und zum Unglück ſteht uns noch ein ſolcher Aufenthalt zwiſchen Bamberg und Nürnberg bevor. Denn bey Furchheim ſoll das Waſſer eben ſo angeſchwollen ſeyn.

Sind wir aber nur erſt über Nürnberg, ſo wird es ſchon beſſer gehen. Das iſt auch das Einzige, womit wir uns aufmuntern. Der beſtändige Regen wird zwar auch die guten Wege ſehr verderben; ſo wie er uns hier beſtändig in der Stube hält. Zu einem iſt es gut. Mein Schwager kommt dadurch in den Geſchmack des Leſens. Ich wette, daß er in zehn Jahren nicht ſo viel geleſen hat, als in den Paar Tagen. Ich glaube, wenn ich hier länger bliebe, ſo käme ich auch ſo weit, daß ich die Namen der Schiffer mit Luſt leſen könnte. Geſtern habe ich ſchon zur Veränderung bey den Zeitungen angefangen, die ſonſt meine Lectüre nicht ſind. Einen Artikel aus der Frankfurter habe ich abgeſchrieben, die Critik über Münters Predigt. Vermuthlich gefällt ſie mir, weil ich eben das, bey Durchleſung der Predigt, dachte, was hier darüber geſagt wird. Ob ich recht gedacht habe, ſollen Sie mir ſagen. Zu dieſem Endzweck will ich Ihnen die Abſchrift mit beylegen.

Was mir den hieſigen Arreſt am unerträglichſten macht, iſt: daß ich ſo lange keine Nachricht von alle denen kriege, die mir nahe am Herzen liegen. Wenn ſie denn nur um ſo beſſer ſind! das hoffe ich ja.

Halten Sie Ihr Verſprechen, mir fleißig zu ſchreiben, und alle Hamburger Nachrichten mitzutheilen. Von Hamburg ſelbſt möchte ich ſie nicht ſo aufrichtig überſchrieben bekommen. Selbſt wenn es was Unangenehmes wäre, das mich beträfe, möchte ich Sie faſt bitten, es mir gleich zu ſchreiben. Doch das wollen Sie wohl nicht thun? Und doch thäten Sie mir einen großen Gefallen. Denn jede Sache würde mir gewiß nur halb ſo unangenehm ſeyn, wenn ich ſie von Ihnen hörte, weil ſie ſtets mit dem Troſt begleitet ſeyn würde, der der Sache angemeſſen wäre.

Nun ich wohl bin, will ich Ihnen auch ausdrücklich ſagen, daß ich es bin. In Koburg war mir ſehr übel. Ich kriegte in der Nacht ein Erbrechen, und — daß meinem Schwager angſt und bange wurde. Ich ſelbſt glaubte nicht, daß ich mich ſo geſchwind wieder erholen würde. Indeß iſt es beſſer gegangen, als wir beyde dachten.

So gehet es öfters: die ſchlimmſten Ausſichten haben öfters den beſten Erfolg. Die Erfahrung hat mich dies ſo manchmal gelehrt, daß ich auch ſehr oft böſe auf mich bin, wenn ich dieſe Erfahrung nicht allezeit zu meinem Vortheil anwende.

Seyn Sie zum letztenmal von Rattelsdorf aus gegrüßt; wenigſtens für dieſesmal. Es wird ſich wohl niemals wieder fügen, daß von hieraus an Sie ſo viel gedacht wird, als dieſe Tage her an Sie gedacht worden iſt.

Adieu, mein lieber Freund. Behalten Sie mich immer ein bischen lieb,

Ihre
aufrichtige Freundinn
E. C. König.

Von Nürnberg ſchreibe ich, daß man Ihnen das Portrait ſchickt. Ich habe noch den Vorwand nicht ausgedacht. Nichts fällt mir ſchwerer, als Lügen. Sie wiſſen wohl: ich bin ein altfränkiſches Weib.

Nürnberg am Freytag 1772.

Mein lieber Freund!

Endlich ſind wir doch einmal von Rattelsdorf weggekommen, nachdem wir fünf Tage da gelegen hatten. Der Weg von da auf hier war wieder ganz abſcheulich. Doch haben wir ihn glücklich paſſirt, und ſind ſeit geſtern Abend hier. Hier hören wir nun, daß die Salzburger Kaufleute, die wir vor allen Dingen ſprechen müſſen, binnen 10 bis 12 Tagen nach Grätz reiſen. Wir müſſen alſo unſre ganze Reiſe ändern, und ſtatt erſt nach Augsburg zu gehen, gerades Weges von hier nach Salzburg reiſen. Der Umweg, den ich dadurch machen muß, verdrießt mich nicht ſo ſehr, als daß ich ſo lange nichts von Ihnen höre noch ſehe. Denn ſchwerlich treffe ich noch in Salzburg einen Brief von Ihnen; wohl aber wird einer in Augsburg liegen, um den ich morgen ſchreiben werde, daß er mir nachgeſchickt wird.

Von Hauſe habe ich Briefe hier vorgefunden. Meine Kinder ſind wohl, und alles ſteht gut. Herr Sch. nimmt ſich meiner Geſchäfte aufs eifrigſte an.

Ich merke ſchon, daß ich nicht viel Nützliches, in Anſehung des Abſatzes von dem Hamburger Lager, mir zu verſprechen habe. Klagen über elende, nahrungsloſe Zeiten, iſt das Einzige, womit man durchgehends unterhalten wird; und dies ſind gewöhnlich Vorboten, die nicht viel gute Beſtellungen verſprechen.

Der ſchlechten Zeiten ungeachtet iſt man hier noch immer ſehr gaſtfrey. Sechs und dreyßig Stunden bin ich hier, und komme dieſen Augenblick von der dritten Mahlzeit zurück. Es iſt unmöglich, davon abzukommen, ſonſt hätte ich die ſechs und dreyßig Stunden lieber ruhig in meinem Zimmer zugebracht. Ich hatte mirs ſo vorgenommen, nicht allein völlig hier auszuruhen, ſondern auch was Rechtes zu brauchen; denn es will mit meiner Geſundheit noch keinen Beſtand halten. In Bamberg habe ich wieder einen harten Anſtoß gehabt. Nun ich aber ſo eiligſt von hier muß, gehet es nicht an. Vielleicht daß die gute Witterung, die wir ſeit einigen Tagen haben, das bewirkt, was die Medicin bewirken ſollte.

Was ſagen Sie denn zu dem ſchleunigen Tode von Graf Bernſtorf? — Es werden allerley Arten von Thränen über ihn vergoſſen werden. — K. wird auch nicht wenig bekümmert ſeyn, und P. B. iſt gewiß außer ſich ſelbſt gekommen; denn ich glaube nicht, daß er für einen Menſchen in der Welt mehr eingenommen ſeyn kann, als er, beſonders zuletzt, für den Grafen eingenommen war. — Und unſre gute M. iſt auch Wittwe geworden. Die Frau bedaure ich! Da ſie keine Kinder hat, wird ſie ſchlecht wegkommen.

Wenn Sie mir dieſen Brief beantworten wollen, ſo können Sie es auf Regensburg thun, wohin ich zuletzt komme. Meine Addreſſe daſelbſt iſt bey Herrn Glätzl im Adler. Ich werde Ihnen recht vielen Dank ſagen, wenn Sie es thun. Sie glauben nicht, wie leid es mir thut, daß ich Ihre Briefe nun ſchon ſo lange vermiſſe.

Eben ſchlägt es zwey Uhr; es iſt alſo wohl Zeit, daß ich mich ſchlafen lege. Doch noch eins. Mein Portrait haben Sie wohl ſchon? Denn ich habe von Rattelsdorf aus deswegen geſchrieben. Sagen Sie mir doch, ob man es recht verpackt hat, daß es nicht beſchädigt worden? Mir iſt nur bange, daß Sie ſich an dem Portrait ſo ſatt ſehen, daß Sie das Original nicht mehr ſehen mögen.

Ihre

ganz ergebenſte
E. C. König.

Wenn Ihr neues Stück noch nicht nach Salzburg abgegangen iſt, ſo ſeyn Sie ſo gut, und ſchicken es auch nach Regensburg.

Berlin, den 12. März 1772.

Liebſter Bruder,

Ich habe Deine Emilia nun hinter einander geleſen, und Du kannſt Dir leicht vorſtellen, daß ſie, da ſie mir ſchon ſtückweiſe ſo wohl gefiel, im Ganzen eine noch größere Wirkung auf mich gethan hat. Freylich, wenn Du von den Druckfehlern, die darin ſtehen geblieben ſind, auf meine Aufmerkſamkeit ſchließeſt, ſo dürfte meine Meynung darüber wohl nicht des Anhörens werth ſeyn. Geſtern Abend habe ich noch ein paar recht unſinnige Fehler getroffen.

S. 83. redlichen Verurtheilung, ſtatt *endlichen Verurtheilung.*

S. 96. Nur, guter Freund, muß es ein kleines Verbrechen; ſtatt daß es heißen ſollte: muß es *ein kleines ſtilles Verbrechen* ſeyn. Denn bleibt hier *ſtilles* weg, ſo iſt der Nachſatz ſehr unſchicklich.

Aber eben dieſe Druckfehler ſollen Beweiſe meiner Aufmerkſamkeit ſeyn. Wahrhaftig! ein genauer Corrector muß nicht leſen, ſondern buchſtabiren, Sylben und Worte zählen. Und das habe ich nicht thun können, ob ich mich gleich mit dem Vorſatze es zu thun hinſetzte, und meine Neugierde ſchon längſt geſtillt war. Scheint Dir dieſe Entſchuldigung meiner Faſeley etwas ſchief, ſo kann ich nichts weiter thun, als daß ich Dir verſpreche, bey einer neuen Auflage, die nicht lange ausbleiben wird, alle Fehler zu verbeſſern. Aber ſo machen es alle Sünder: ſie verſprechen nicht mehr zu ſündigen, und ſündigen fort!

Du erinnerſt Dich doch noch, daß mir die Emilia im Anfange nicht ſo vorzüglich gefallen. Du haſt mir daher einige Deiner Gründe angeführt, von denen aber keiner Stich zu halten ſchien, als der letzte, da Du ſagteſt: „Am Ende wird denn auch freylich der Charakter der Emilia intereſſanter, und ſie ſelbſt thätiger.“ — Denn das iſt nicht allein geſchehen, ſondern der Schluß hätte auch nicht ſo werden können, wenn Du ſie nicht vom Anfange ſo geſchildert hätteſt. Höchſt religiös, die Tugend der Keuſchheit für die höchſte Tugend haltend iſt Emilia; und das letzte hat ſie bloß durch ihre faſt blinde Anhänglichkeit an die katholiſche Religion werden können. Meine Abſicht iſt übrigens nicht ſowohl geweſen, Dir als Dichter damit einen Vorwurf zu machen, ſondern nur Deine Urſache zu wiſſen, warum Du, als Dichter, ein Vorurtheil mit zu beſtärken für gut befunden hätteſt.

Aber höre einmal, was mir mit Herrn Moſes darüber begegnet iſt. Ich fragte ihn, wie ihm Deine Tragödie gefallen habe. „Im Ganzen vortrefflich, ſagte er; wir haben noch nichts ſo Vortreffliches: und vielleicht können Franzoſen und Engländer nichts aufweiſen, wo jedes Wort ſo bedächtlich, ſo ökonomiſch angebracht iſt; ſelbſt die Ausführung der Charakter findet man ſelten ſo. Welch ein allerliebſtes Mädchen iſt nicht die Emilia! —“ Die Emilia? unterbrach ich ihn, und Du kannſt Dir leicht vorſtellen, mit was für Augen. — Er fuhr fort: „Bey den Worten: *Perlen bedeuten Thränen*, habe ich vor Thränen ſelbſt nicht fortleſen können. Das ganze Stück hat mich ſo angegriffen, daß ich die Nacht nicht werde davor ſchlafen können.“ Wir disputirten eine Weile über die Emilia, und endlich fragte ich ihn, ob er denn gar nichts gefunden, das er beſſer oder anders wünſchte? Und was dächteſt Du wohl, was es war? Der Prinz; der ſcheint ihm im Anfange thätiger und tugendhaft, und am Ende ein unthätiger Wollüſtling. Und hiermit bin ich nicht zufrieden. Nicht darum, weil er mich widerlegt hatte, ſondern weil ich Gründe habe, daß der Prinz ſo ſeyn muß. Er nimmt ſich der Regierung an, er iſt ein Liebhaber von Wiſſenſchaften und Künſten, und wo ſeine Leidenſchaften nicht ins Spiel kommen, da iſt er auch gerecht und billig; er iſt überdies fein, und hat allen Schein eines würdigen Fürſten: aber das ſind noch nicht die rechten Beweiſe, daß er es wirklich iſt. Folglich haſt Du uns an ſeiner moraliſchen Güte noch immer zweifelhaft gelaſſen; und nur gezeigt, wie heut zu Tage Prinzen von guter Erziehung, welche die Natur nicht ganz unbegabt gelaſſen, ſeyn können. Seine Tugend ſoll in ſeiner ungerechten Liebe gegen Emilia mit dem Marinelli geprüft werden, und da hält ſie nicht die Probe. Daraus entſteht dann die ſchreckliche Handlung des alten Galotti, welcher ſonſt unmenſchlich an ſeiner Tochter handelte, wenn ſie von ihren Verführungen anders gerettet werden könnte, und er es nicht thäte. Kurz, gegen die Oekonomie des Stücks und gegen die Ausführung der Charaktere, dächte ich, könnte nicht ſo leicht etwas eingewendet werden. Von Deinem Dialog meynte Moſes: es ſchiene ihm, als ob Du hingeriſſen worden ſeyſt, die Frauenzimmer gar zu nachdrücklich, gar zu präcis und kräftig ſprechen zu laſſen. Aber mir deucht, daß es Vorſatz von Dir iſt, hier die Sprache etwas anders zu machen, als ſie von Natur ſeyn ſollte. Denn was reizt nach vielfältiger Wiederholung des Stücks, es immer wieder zu leſen? Die körnichte Sprache und die Charaktere. Das Schickſal der Hauptperſonen iſt uns bekannt, und das Stück macht nur noch vermittelſt der beyden erſten Vorzüge auf uns Eindruck. Ein langes ſüßes Gerede wird nach dem erſten Leſen fade und ekelhaft; ſo wie das ſüßſprechende Mädchen im öftern Umgange läſtig wird, wenn es nicht unſere Geliebte iſt. Viel Worte, ohne große Wahl und Sparſamkeit, charakteriſiren das weibliche Geſchlecht; aber je mehr man dieſem Kennzeichen entſagt, deſto größere Dienſte thut man den Zuhörern.

Ramler hat der Emilia gegen mich nur allgemeine Lobeserhebungen ertheilt, und mich verſichert, daß er ſie in einem Tage in drey verſchiedenen Geſellſchaften vorgeleſen habe; kurz, er ſchien außerordentlich damit zufrieden zu ſeyn.

Sulzern habe ich zwar auch ein Exemplar gegeben, aber ihn ſeitdem nicht wieder geſprochen.

Wie iſt die Aufführung in Braunſchweig ausgefallen? und wie ſind die Rollen beſetzt geweſen? Ich befürchte, ich befürchte, daß dem Stücke keine Geſellſchaft gewachſen iſt, wenigſtens nicht in allen Rollen. Zu der Orſina und dem Marinelli weiß ich auch nicht Einen Schauſpieler und Schauſpielerin vorzuſchlagen. Aber es muß aufgeführt werden, und vielleicht machen es einige über unſere Erwartung gut. Hier ſind die Rollen ſo ausgetheilt.

Emilia Galotti, — die Steinbrecherinn. Ich habe zwar das, was Du mir deshalb geſchrieben, zu äußern nicht unterlaſſen; aber hier ſind die beyden Schickinnen mit ihrer Sprache ſo unangenehm, daß ſie es mit allem Fleiße auch nicht erträglich machen würden. *Odoardo Galotti*, Schubert; *Claudia*, Starkin; *Hettore Gonzaga*, Herlitz; *Marinelli*, Brückner; *C. Rota*, Martini; *der Maler*, Schmelz; *Graf Appiani*, Henke; *Gräfin Orſina*, Kochin. Was ſagſt Du dazu?

Herr Schmid aus Hamburg iſt hier, und wollte für gewiß ſagen, daß Du mit einer Beſoldung von 3000 Gulden nach Wien gehen würdeſt. Ich habe es hernach auch von einigen Andern gehört. Was iſt denn daran?

Sobald Deine Trauerſpiele gedruckt ſind, ſollſt Du Exemplare davon haben. Mit der Anzeige der Druckfehler mag es nur bis auf eine neue Ausgabe bleiben, wo man ſich Mühe geben muß, keine mehr einſchleichen zu laſſen.

Was iſt es denn, das Du mir ſchreiben wirſt? Du haſt Herrn Voß etwas davon gemeldet, das ich nicht recht verſtanden habe.

Dein
treuer Bruder,
Karl Gotth. Leſſing.

Salzburg, den 13. März 1772.

Mein lieber Freund!

Eben dieſen Augenblick erhalte ich, was ich ſo ſehnlich wünſchte: den Brief, den Sie nach Augsburg geſchrieben. Ich bat, von Nürnberg aus, mir ihn hierher zu ſchicken, und es iſt mir um ſo lieber, daß ich es gethan habe, weil der, den Sie hierher ſchreiben wollen, vermuthlich kommen wird, wenn ich längſt wieder weg bin. Die Geſchäfte ſind hier, wie aller Orten, von ſo wenigem Belang, daß man den Aufenthalt ſehr abkürzen kann. Die hieſigen ſind wirklich ſchon alle beſtellt, und alſo reiſen wir auch ſpäteſtens übermorgen früh wieder von hier ab. Unſre Tour gehet nun über München, Augsburg nach Regensburg. Von da denken wir die Donau herunter zu gehen.

Ich machte mir Hoffnung, einige Liebhaber zu der Wiener Fabrik hier zu finden; ich habe mich aber geirrt. Kein Einziger hat Luſt dazu, und es iſt mir nur lieb, daß ich dies gleich aus ihren Reden ſchließen konnte, und ſie alſo auch keinem angeboten habe. Ich fürchte, ich fürchte, daß es hart halten wird, ehe ich einen Liebhaber dazu finde, und daß es am Ende wohl niemand anders, als die Kaiſerinn ſelbſt ſeyn kann, die ſie übernimmt; wenigſtens wenn ich einigermaßen gut dabey ſtehen ſoll. Ich denke faſt, daß es am beſten ſeyn wird, wenn ich den erſten Antrag darauf mache, und mein Schwager iſt derſelben Meinung. Wir müſſen nur ſehen, was uns die Freunde in Wien rathen. — Ich wünſche, daß Sie den Brief an den Staatsrath G. nicht vergeſſen haben, und ich ihn wenigſtens in Wien vorfinde. Das haben Sie gewiß nicht! Iſt er der dienſtfertige und rechtſchaffne Mann, für den man ihn mir geſchildert, ſo kann er mir mehr dienen, als alle die dreyßig Leute, an die ich addreſſirt bin. Vergeſſen Sie ihn daher ja nicht; verzeihen Sie aber auch, daß ich Sie aus Beſorgniß nochmals daran erinnert habe.

Die Reiſe von Nürnberg auf hier iſt beſſer gegangen, als die von Braunſchweig auf Nürnberg. Auch hat ſich meine Geſundheit um ein Merkliches gebeſſert. Seyn Sie außer Sorgen um mich, liebſter Freund! Wenn in Wien die Sache nur halb gut geht, ſo komme ich ganz gewiß mit einer dauerhaften Geſundheit zurück, und iſt dies nicht — bald hätte ich was geſagt, worüber Sie gewiß geſchmälet hätten.

Seit Montag iſt man hier alle Tage mit der Wahl eines Erzbiſchofs beſchäftiget. Keinem wollen ſo viele Stimmen zufallen, als er haben muß, um zu dieſer Würde zu gelangen. Ich wünſchte wohl, daß es ausginge, ſo lange wir noch hier wären. Mir iſt geſagt, daß, wenn es ein gewiſſer Graf von Zeil würde, um den das ganze Land bittet, ſo würden ſich alle Unterthanen, Männer und Weiber, beſaufen. Der mir dieſes erzählte, erzählte zugleich: ſeine erſte Frau habe er auf dieſe Art verloren. Wie der letztverſtorbne Erzbiſchof erwählt worden ſey, ſo hätte ſie ſich ſo ſehr gefreuet, und zugleich ſo ſehr berauſcht, daß ſie darüber den Tod bekommen. Nun ſo ſind Sie wohl nicht dafür, daß der Graf von Zeil erwählt würde, weil es Ihrer jetzigen Frau eben ſo gehen könnte, die für den Grafen ſo ſehr eingenommen iſt? fragt' ich ihn. Wie der liebe Gott will! war alles, was er antwortete. Es ſcheint alſo, daß er es dem lieben Gott nicht übel nähme, wenn er ihm mit jedem neuen Erzbiſchof eine neue Frau beſcherte. Wer nur zum Lachen recht aufgelegt wäre, fände hier Stoff genug dazu. Es iſt eine ehrliche und brave Nation, aber auch eine ganz ſonderbare Art von Leuten.

Nehmen Sie nicht übel, daß ich Ihnen Klotzen zugeſchickt habe. Er wurde mir, da ich in den Wagen ſteigen wollte, verehrt – daß Sie etwan nicht denken, daß ich ſo verſchwendriſch mit dem Geld umginge — und der Bothe, der den andern Tag nach Hamburg abging, war eben da, ich wickelte alſo geſchwind den Kupferſtich zuſammen, und indem ich die Addreſſe an mein Haus machen wollte, fiel mir ein, er würde beſſer bey Ihnen aufgehoben ſeyn. Zwar das hämiſche Geſicht iſt des Aufhebens nicht werth. Es hat mich ſchon gereut, daß ich ihn nicht Sonnenfelſen mitgebracht habe.

Sie haben einen Brief von mir unterweges begehrt, und hier kriegen Sie den vierten. Von Wien aus werden Sie nicht ſo viele erhalten, es wäre denn, daß Sie mich durch fleißiges Antworten überführten, daß es Ihnen lieb iſt, wenn ich Ihnen öfters ſchreibe.

Seyn Sie indeß tauſend, tauſendmal gegrüßt. Von meinem Schwager viele Empfehlungen. Ich bin auf immer

Ihre
ergebenſte Freundinn
E. C. König.

Liebſter Leſſing!

Ich befinde mich jetzt in eben dem Falle, worinn ſich jener Schüler in England befand, da ihm aufgegeben war, eine Grabſchrift auf Ben Johnſon zu machen. Er konnte, wie Sie wiſſen, nichts weiter hervorbringen, als — O rare Ben Johnson! — und ich kann nichts mehr ſagen, als: O liebſter, beſter, unvergleichlicher Leſſing! — Wie gern wollte ich Ihnen meine Bewunderung, Rührung und Dankbarkeit, die ich geſtern bey der Vorſtellung Ihres neuen Stücks empfunden habe, lebhaft ausdrücken! Aber eben dieſe Empfindungen machen es unmöglich. Nur ſo viel kann ich Ihnen ſagen, daß ich durch und durch, mit Klopſtock zu reden, laut gezittert habe. Selbſt die comiſchen Scenen oder Züge haben eine ähnliche Empfindung mit der bey mir hervorgebracht, die ich einmal bey Durchleſung der erſten Scene Ihrer Minna hatte. O Shakeſpear-Leſſing! — Zu andern als Ihnen, würde ich vielleicht noch mehr ſagen. — Gott ſegne Sie dafür mit ſeinem beſten Segen! — Ich habe davor faſt nicht einſchlafen können, und hernach einen ſehr unruhigen Schlaf gehabt! Und jetzt, da ich aufgeſtanden bin, kann ich nichts anders denken und vornehmen. Die Geiſter Ihrer Perſonen ſpücken noch immer um mich her, und ſchweben mir auf jedem Blatte, das ich leſen will, vor Augen. — Wie froh bin ich, daß ich das Stück vorher nicht geleſen hatte! Hieraus können Sie ſchließen, daß es auch nicht ſchlecht geſpielt worden. Sie wiſſen, wie weit meine Forderungen von dieſer Art zu gehen pflegen, und daß ich mich hierinn nicht immer ſo leicht begnüge, wie Sie. Aber die Schauſpieler haben faſt alle mit einander meine Erwartung weit übertroffen; ſo wie Sie ſelbſt ihr völlig Gnüge gethan haben; denn übertreffen können Sie dieſelbe wohl niemals. — Die Hohlin und Schulzin haben ganz unverbeſſerlich ſchön geſpielt. Die Meziere (Sie wiſſen wohl, daß dieſe bisher mein einziges Ideal in dieſer Art geweſen) hätte unmöglich beſſer ſpielen können. Selbſt Döbbelin ſpielte ſeine Rolle mit wahrer Würde und mit einem theils rührenden theils fürchterlichen Ernſte. — Nachdem der Vorhang niedergelaſſen war, wurde von mir und einigen Mitverſchwornen dem glorwürdigen Verfaſſer zu Ehren geklatſcht. Wenn er ſelbſt zugegen geweſen wäre, ſo hätte ich, glaube ich, ſeinen mir unbeſchreiblich ſüßen und werthen Namen ausgeſchrieen. Bald darauf wurde eben das Stück auf künftigen Montag wieder angekündigt, und da klatſchten wir von neuem. Aber leider werde ich es da nicht wieder ſehen können, weil ich zum E. P. muß. Dieſer iſt geſtern incognito da geweſen, und hat immer nachgeleſen. Wenn er dadurch nur nichts von dem ungemein beredten Spiele der beyden vortreflichen Weiber verloren hat! Gönnen Sie ſich doch ſelbſt bald das Vergnügen, ſie zu ſehen, als die geringſte Belohnung für alles das unausſprechliche Vergnügen, das Sie uns gemacht haben, o Shakeſpear-Leſſing!

J. A. Ebert.

Braunſchweig,
den 14. März 1772.

Wenn ich dießmal unleſerlicher als ſonſten geſchrieben, ſo kömmt es daher, daß mir noch alle meine Nerven von der geſtrigen Erſchütterung zittern, und ich eine Art von Fieber habe.

Halberſtadt, d. 21. März 1772.

Mit krankem Arm, mein lieber Leſſing, ſchreib' ich Ihnen, ſo ſauer es mir auf dem Bette wird. Ich habe durch einen unglücklichen

Fall den rechten Arm gequetſcht, und kann heute zum erſtenmal die Hand wieder gebrauchen; aber ich muß, ich muß 1) Ihnen für das Vergnügen danken, das Ihre Galotti mir gemacht hat. Welch ein deutſch-Shakeſpeariſches Meiſterſtück! Ich umarme Sie dafür, für mich und alle meine Halberſtädter, die es mit dem erſten Beyfall, den man der höchſten Vollkommenheit zu geben pflegt, aufgenommen haben. Schande, daß unſ're Kunſtrichter davon ſo lange ſtillſchweigen! denn in keiner Zeitung iſt es angekündigt; und Schade für den Verleger und für die Ausbreitung des Geſchmacks an ſolchen Meiſterſtücken, daß hier nicht gleich Exemplare zu haben geweſen ſind! Denn nun haben die meiſten hieſigen Leſer mir das meinige abgeliehen, das Stück geleſen, bewundert, und mir zurückgegeben. Hätte jeder ein Exemplar gekauft, ſo hätte jedes Bewunderung mehr Leſer nach ſich gezogen. — Auch bin ich auf zwey Braunſchweiger nicht gut zu ſprechen, die mir von dieſem Meiſterſtück nicht eher Nachricht gaben. Ich mußt' es vom Herrn von Maſſow zuerſt erfahren.

2) muß ich Sie fragen: ob Sie meinen Brief, mit den Liedern für das Volk, empfangen haben; und wenn das iſt,

3) Sie bitten, mich nicht länger auf Antwort warten zu laſſen, weil ich nicht allein höchſt ungeduldig bin, meines Leſſings Urtheil über dieſe Lieder armer Leute zu hören, ſondern auch, weil die Anſtalten zum Druck keinen längern Aufſchub leiden. — Ich habe das Herz ſo voll, ſo voll von ſolchen Liedern, daß, wenn der Beyfall meines Leſſings dazu kommt, ganze Ströme ſich ergießen werden.

So bald ich mich beſſer befinde, geh' ich mit meinem lieben Dom-Dechant nach Berlin. Sagen Sie das unſerm Zachariä. Vielleicht hat er Luſt uns zu begleiten. Oder, wollen Sie nicht, mein liebſter Leſſing? Mich verlangt ſo herzlich, in dieſem Leben Ihres Umgangs zu genießen.

Gleim.

Halberſtadt, d. 25. März, 1772.

Vortrefflich, mein liebſter Freund, daß meine Bauerlieder Ihren Beyfall erhielten! Kaum war dieſen Morgen mein Brief an Sie auf die Poſt geſchickt, als ich den Ihrigen erhielt, welcher, wenn ich nicht in's Capitel gemußt hätte, zur Begeiſterung für eine Menge ſolcher Lieder genug geweſen wäre. Mit dem Tage des Empfanges, hoff' ich, ſoll dieſe Begeiſterung nicht aufhören; ſo ſelten ſie mir ſonſt wieder zu kommen pflegt. Meine Lieder ſing' ich immer nur für einen Freund;

und dieſes einen Freundes warmer Beyfall iſt immer mein Apoll. Doch, zur Sache! Was Sie, lieber Freund, von meinen Liedern mir ſagen, das iſt es alles, was ich den Leſern derſelben ſo gern geſagt wiſſen möchte; wie alſo, wenn Sie mir erlaubten, Ihren Brief entweder ganz, oder nur ſo weit er die Lieder betrifft, anſtatt eines Vorberichts, denſelben vorzuſetzen?

Ja, oder Nein: bitt' ich zur Antwort darauf, mit nächſter Poſt.

Meine Nichte macht ihrem *Leſſing* eine tiefe Verbeugung. Sie glauben nicht, wie ſtolz ſie ſeit dieſem Morgen geworden iſt, als ſie merkte, daß unter der Freundin Ihrer Minna ſie gemeynt ſey. Solcher Mädchen, ſagt ſie, können nicht genug werden. Die letzten ſind immer die beſten. *Emilia Galotti*, ſo vortrefflich ſie iſt, ſoll immer nicht die beſte bleiben. Ich ſpreche noch immer meiner Nichte nach. Sie will, ich ſoll das ihr geſchenkte Exemplar Ihnen zurück ſenden, und Sie bitten, Ihren Namen mit eigner Hand hineinzuſchreiben.

Die Herren *Michaelis* und *Jacobi* werden dieſen Abend bey mir ſeyn. Mit dem Gruß von meinem *Leſſing* werd' ich ſie bewillkommen.

Gleim.

Wien, den 1. April 1772.

Mein liebſter Freund!

Am Freytag Abend bin ich glücklich und geſund hier angekommen. Ihr Brief und Ihr neues Stück kamen in einer Stunde mit mir zugleich an. Mein Regensburger Freund hat es dem Conducteur des Poſtwagens mitgegeben, der es in der Taſche hereingebracht. Ich danke Ihnen, daß Sie mir es ſo geſchwind haben ſchicken wollen, und kann Ihnen nicht ſagen, mit wie viel Vergnügen ich es in der erſten Nacht durchgeleſen habe, weil ich es gleich dem Staatsrath G. überliefern wollte, um mit meinem erſten Brief Ihnen einige Auskunft geben zu können. Es war demnach einer meiner erſten Beſuche, die ich abſtattete. Er hat mich ſehr gut aufgenommen. Er erkundigte ſich ganz genau nach Ihren Umſtänden, Alter, und ob Sie mit der Bedienung, die Sie nun begleiteten, vergnügt wären. Auf das Letztere antwortete ich ihm: ich wüßte nicht anders, indeſſen glaubte ich doch wohl, daß Wolfenbüttel der Ort nicht ſeyn dürfte, wo Sie Ihr Leben beſchließen würden. Hierauf ſagte er: ich wünſchte, daß Herr Leſſing einmal hierher käme, weil ich überzeugt bin, daß ſich dann gleich Gelegenheit zeigen würde, ihn auf die vortheilhafteſte Art hier zu fixiren; ich werde es ihm auch ſchreiben. Aus ſeinen Reden überhaupt ließ ſich abnehmen, daß er wußte, daß der Beruf an Sie ergangen, und er hätte ſich hierüber wohl näher geäußert, wenn wir nicht durch einen fremden Beſuch wären unterbrochen worden, wodurch das Geſpräch auf andre Dinge gelenkt wurde. Ich glaube aber gewiß, daß er ſich in ſeinem Brief ganz gegen Sie herauslaſſen wird.

Sonnenfels weiß gar nichts Gegründetes. Ich fragte ihn, zu welchem Endzweck man Riedeln berufen habe. Seine Beſtimmung wiſſe noch niemand, gab er mir zur Antwort. Ich wüßte ja wohl, daß der Kaiſer vorgehabt habe, eine Akademie zu errichten. Dazumal habe man an Sie und mehrere geſchrieben, und auch an Riedel. Wer den mit eingeſchoben hätte, wiſſe er nicht. Genug, Sie und Andre hätten, der Eine dies, der Andre jenes, geantwortet; Riedel hätte aber die Sache gleich ganz ernſtlich genommen, und wäre nun wirklich auf der Reiſe. Was man aus ihm machen werde, verlange ihn ſelbſt. Wie er ſagt, haben die Geiſtlichen ſtark gegen ihn gearbeitet.

Sonſt habe ich noch niemanden geſprochen, der was von dieſer Sache wiſſen könnte. Meine ganze Beſchäftigung war zwar bisher, Viſiten zu geben; die ſchlagen aber ins Commerz, und nicht in die Litteratur.

Ich bin noch zu nichts beſtimmt, und will auch die Sache erſt reiflich überlegen, ehe ich mich zu was Gewiſſem beſtimme. So viel werde ich immer mehr überzeugt, daß es ein Glück für mich ſeyn wird, wenn ich die Seiden-Fabrik ohne großen Schaden los werde. Bey der Tapeten-Fabrik kann ich mein reichliches Auskommen haben, die werde ich alſo wohl ſuchen beyzubehalten, wenn nicht dieſe Fabrik den Verkauf der andern wird facilitiren müſſen.

Ich logire in der Vorſtadt auf der Fabrik, demungeachtet habe ich ſchon dreymal von dieſem Briefe abgehen müſſen. Die verwünſchten Ceremoniel-Beſuche! wären ſie nur erſt vorbey!

Die Zahnſchmerzen werden Sie hoffentlich verlaſſen haben, ſo daß Sie im Stande geweſen ſind, die Vorſtellung Ihres vortreflichen Stücks mit anzuſehen. Ich glaube zwar nicht, daß Sie mit der Vorſtellung werden ſehr zufrieden geweſen ſeyn. Ohnmöglich, daß dieſe Leute es zu ſpielen wiſſen. Ich denke, daß es noch eher hier wird gut aufgeführt werden können. Es wird mich recht freuen, wenn ſie es geben, ſo lange ich hier bin. Jetzt iſt das Theater geſchloſſen. — Madam Henſel hat hier nicht gefallen, und ich glaube es wohl: man hat ſie in der Tragödie nicht debütiren laſſen, ſondern ihr lauter Nebenrollen gegeben, die ſie unmöglich mit Luſt ſpielen konnte. Sie gehet alſo wieder von hier, wie man vermuthet, nach Braunſchweig. Seyler iſt noch immer ihr Begleiter.

Ueber Sonnenfels geht ein abſcheuliches Pasquill herum. Es iſt ſo meſchant, daß ich unmöglich mehr als eine Seite habe leſen können. Neulich hat ein Acteur zum erſtenmal auf dem hieſigen Theater geſpielt, und ſo elend, daß alle Zuſchauer ſeiner gleich überdrüßig waren, und ihn ſo lange auszischten und ausklatſchten, bis er mitten in der Rolle aufhörte. Er nahm ſich aber doch die Freyheit, bevor er abtrat, dem Publikum einige Sottiſen zu ſagen; dafür hatte er die Ehre, mit der Wache vom Theater abgeführt zu werden. Er muß denn doch Anhänger haben: denn hierauf geht das Pasquill. Man beſchuldigt Sonnenfels: er habe den Lärmen erregt. Am Ende muß der arme Mann auch mehr über ſich ergehen laſſen, als er verdient. Merken Sie nicht, daß er mich ſehr freundſchaftlich aufgenommen hat? Das hat er in der That; noch mehr aber waren ſeine Frauenzimmer ganz außer ſich vor lauter Vergnügen.

Nun, mein lieber Freund, für dieſesmal nichts mehr. Der Brief muß noch in die Stadt, und wird ſo nur kaum fortkommen. Ich hoffe, daß ein Brief von Ihnen unterweges iſt, der mir ſagt, daß Sie wieder vollkommen wohl ſind. Wie kommen Sie nur zu den Zahnſchmerzen? Doch dies iſt wohl keine Frage. Sie nehmen ſich nicht genug in Acht, erkälten ſich immer, und daher leiden Sie zeither auch beſtändig an der verzweifelten Kolik. Werden Sie behutſamer, ſo bin ich überzeugt, daß Sie ſo leicht nichts überfällt. — Mein Schwager empfiehlt ſich, und ich bin von ganzer Seele

Ihre

aufrichtigſte

E. C. König.

Der Neapolitaniſche Geſandte hat die Nachricht, daß Struenſee und Brand bereits öffentlich enthauptet ſind. Ich bin begierig zu wiſſen, ob es wahr iſt. Man urtheilt hier, und faſt aller Orten, über die Kopenhagner Sache, wie Sie darüber urtheilen.

Berlin, den 7. April 1772.

Liebſter Freund,

Ich habe warten wollen, Ihnen meine Meynung über Ihre Emilia zu ſagen, bis ich ſie hätte vorſtellen ſehen. Dies iſt geſtern geſchehen. Soll ich Ihnen über Ihr Meiſterſtück Complimente machen?

Das erwarten Sie nicht, und das werde ich auch nicht thun. Daß mir das Ganze überſchwenglich gefällt, können Sie voraus ſetzen. Die Anlegung des Plans und die Art, wie ſich ſowohl die Fabel als beſonders die Charaktere entwickeln, hat meinen ganzen Beyfall. Wäre es Ihrem Vorhaben gemäß geweſen, die Claudia und Orſina in dem letzten Acte wieder vorzubringen, ſo würde es vielleicht große Wirkung gethan haben; denn ich will Ihnen nicht verbergen, daß nach der vortrefflichen Scene der Claudia mit dem Marinelli, das Stück im vierten und fünften Acte etwas an Feuer verliert. Orſina ſtutzt freylich den vierten Act auf; in dem fünften aber wünſchte ich auch ein weibliches Geſchöpf außer der Emilia. Viele haben es nicht begreifen können, und halten es für unnatürlich, daß der Vater ſeine geliebte Tochter bloß aus Beſorgniß der Verführung erſtechen könne. Dieſe aber ſehen die große Wahrheit nicht ein, die Emilia ſagt, daß Gewalt nicht Gewalt, ſondern daß Verführung, liebreizende Verführung, Gewalt iſt. Mein Freund, der Prediger Eberhard, ſagt: die Emilia iſt ein Rock auf den Zuwachs gemacht, in den das Publicum noch hinein wachſen muß. Dies gilt unter andern auch von der letzten Scene. Sollte ich aber etwas hierbey wünſchen, ſo wäre es, daß Sie von der Verführung etwas auf dem Theater hätten vorgehen laſſen, daß Sie den Prinzen hätten in einer Scene preſſant ſeyn laſſen, und daß Emilia zwar nicht gewankt hätte, aber doch in einige Verlegenheit gerathen wäre. Alsdann würde das Publicum die Bitte der Emilia um den Dolch gerechter gefunden haben, als jetzt, da es die gefährlichen Grimaldis nicht vor Augen ſieht, und den Prinzen noch lange nicht dringend genug findet.

Viele finden die poetiſche Gerechtigkeit nicht genug darin beobachtet, daß Marinelli nicht beſtraft wird. Hierauf antworte ich: Es iſt genug, wenn Jedermann den Marinelli verabſcheuet. Und ich leihe Ihnen noch einen Grund: Ich ſage, dies iſt die lebhafteſte Schilderung des Charakters ſchlechter Prinzen, und zugleich eine treffende Satire auf dieſelben. Wenn ſie ſich von ihren Günſtlingen, die ihren Wollüſten fröhnen, Schritt für Schritt verführen laſſen, die größten Gewaltthätigkeiten und Schandthaten durch Zulaſſung zu begehen: ſo beſtrafen ſie den Günſtling mit einer Verweiſung auf ſeine Güter, und nehmen einen andern. Denen die hiermit nicht zufrieden ſind, ſage ich, daß ich eine komiſche Oper: Marinellis Execution, unter der Feder habe, worin der Gerechtigkeit Genüge geſchehen ſoll.

Nun auf die Charaktere! Marinelli iſt ganz vortrefflich geſchildert. Der große Condé fragte Corneillen, woher er die Politik und Königskunſt in ſeinen Trauerſpielen habe? Sie möchte ein Hofmarſchall fragen, woher Sie die Höflinge ſo genau kennen? Die Feinheiten in dieſem Charakter ſind allein ein Paar ganze Schauſpiele anderer Schriftſteller werth. Der Prinz iſt meines Erachtens ganz nach der Natur geſchildert. Man findet, daß er am Ende gar zu matt und unthätig wird, und im fünften Acte nichts mehr von dem Geiſte hat, den er in der erſten Scene verſpricht. Aber dies iſt eben der wahre Charakter gewiſſer Prinzen, die ſchöne Worte in ihrem Cabinette führen, und wenn ſie das geringſte thun ſollen, ſich von ihren Kammerherren bey der Naſe herumführen laſſen. Mir hat, aus einem geheimen antideſpotiſchen Grolle gegen ſchlechte Prinzen, dieſer Charakter eben ſo wohl gefallen, als Riccaut, aus einem antigalliſaniſchen Grolle gegen ſchlechte Franzoſen. Nur das Einzige wünſchte ich, daß der Prinz bey der Emilia thätiger wäre; die kleinen Süßigkeiten und Schmeicheleyen, die ein Frauenzimmer übertölpeln, pflegen ja ſonſt den Püppchen nicht zu fehlen, die Länder regieren, und ſich von ihren Kammerherren regieren laſſen.

Der Vater und die Mutter ſind überaus richtig und treffend gezeichnet. Die Gräfin Orſina iſt neu, und kann in der angenommenen Natur natürlich ſeyn; nur ein Paar gelehrte Stellen wünſchte ich weg, ſonderlich S. 105.*) Wir müſſen hierüber einmal mündlich ſprechen**); ſchriftlich kann ich mich darüber nicht genug erklären.

---

*) S. Band II, S. 165.

**) Dies geſchah auch, als Leſſing im Jahre 1775 in Berlin war. Damals ſprachen wir viel über dieſen Charakter, und über die Art ihn vorzuſtellen, worin mir bis jetzt noch keine Schauſpielerinn Genüge gethan hat. Auch hatten wir viel Streit darüber, daß der Charakter der Orſina nicht durch Handlung vorbereitet iſt; denn in den erſten Aufzügen wird nur von ihr erzählt. Daher kommt ſie dem Zuſchauer viel fremder vor. Als Leſſing ſich nicht weiter heraus helfen mochte, ſagte er: „Er habe ſich einmal über „die Regeln hinweg ſetzen wollen.“ Und ich erwiederte: „Regeln, die nicht „aus Konvenienz, ſondern aus der Natur der Sache entſtehen, rächen ſich „an dem Schriftſteller, der ſich über ſie wegſetzt.“ Uebrigens hatte ich das Vergnügen zu finden, daß in Anſehung der gelehrten Stellen, die ſo anſtößig geworden, meine Meinung die ſeinige war. Nämlich: Orſina iſt eine femme à prétention. Sie hat ſich auf Gelehrſamkeit befliſſen, um etwas zu ſeyn; aber ſie hat viel zu viel Weltlebensart, um mit Gelehrſamkeit glänzen zu wollen. Das verſtart ſie, wenn ſie ſich ſelbſt genießen will, oder wenn ſie einmal etwa im kleinen Zirkel von Gelehrten bewundert ſeyn will, oder wenn ihre Eitelkeit, die ſich auf alles erſtreckt, etwa gar einmal wollte, auch ein Mann wie z. B. Taſſo, ſollte ihr Anbeter ſeyn. Bey Hofe iſt ihre

Sonſt habe ich wider dieſe Schwärmerin, die ſo viele herrliche Züge der innern Leidenſchaft hat, nichts, als daß ſie uns, da wir nach dem Schickſale der Emilia Galotti ſo begierig ſind, etwas zu lange aufhält, und daß ſie nicht wieder kommt. Ich hätte ſo gern eine Scene zwiſchen der Emilia und ihr, zwiſchen ihr und dem Prinzen geſehen. Wäre Odoardos Character nicht noch mehr erhöhet worden, wenn Orſina aus Rache vergebens verſucht hätte, ihren Liebhaber zu erſtechen, jener aber aus Tugend ſeine Tochter wirklich erſticht? — Doch genug, liebſter Freund, von meinen flüchtigen Anmerkungen; ich wünſchte, daß wir einmal mündlich davon uns unterhalten könnten. Haben Sie nun Dank für das vortrefliche Stück, mit dem Sie wieder unſer Theater bereichert haben. Ziehen Sie doch Ihre Hand nicht ab. Es iſt, als

Gelehrſamkeit am unrechten Orte; das weiß ſie ſehr wohl, hat ſie ſich auch da nie merken laſſen, daher iſt auch Odoardo dergleichen nicht an ihr gewohnt geweſen. Sie iſt Femme à prétention in aller Art; ſie kennt ihre Schönheit, ihre Geburt, ihren Geiſt; ſie iſt gewohnt, daß ſich alles vor ihr beuge, gewohnt, daß jeder ſie bewundere, daß ſich der in ſie verliebe, von dem ſie will daß er ſich in ſie verlieben ſoll. Denn dieſe Orſina liebt nicht; ſie will aber, daß ſich der in ſie verliebe, von dem ſie will, daß er ihr Liebhaber ſeyn ſoll. So hat ſie, ſeitdem ſie denken kann, jeden an ihren Wagen geſpannt, von dem ſie gezogen ſeyn will; ſie hat die Liebhaber nach Gefallen angenommen und abgewieſen. So ſehr ſie nun auch ihre Macht kennt, jeden zu feſſeln, ſo merkt ſie doch, daß ſie den traurigen Vierzigen nahe kommt. Aber nun iſt ſie auch im höchſten Triumphe, und in dem will ſie bleiben. Der Fürſt hängt an ihren Augen, und ſie regiert ihn nach Gefallen. Plötzlich, ganz ohne daß ſie es im geringſten geahnet, daß ſie es nur für möglich gehalten hatte, verläßt ſie der Fürſt; und um wen? um ein junges einfältiges Mädchen! ſie! die Orſina, die ihren eignen Werth ſo kennt? — Und nun ſieht ſie auf einmal, ſie verliert ihren letzten Liebhaber; und dieſer iſt ein Fürſt. Es kommt kein Liebhaber wieder, denn ſie iſt den Vierzigen nahe; und welchen Liebhaber könnte auch Orſina haben wollen, die einen Fürſten zu ihren Füßen ſah, der ſie verließ! — Verließ! — Dies bringt ſie ganz außer Faſſung, macht ſie halb wahnſinnig. In dieſem Wahnſinne vergißt dieſe Frau von ſeiner Weltlebensart, daß es ſich für eine Dame nicht ſchickt, gelehrte Dinge einzumiſchen, und ſtößt im Wahnſinne, da ſie ſich ganz ſelbſt vergißt, dieſe Gelehrſamkeit aus. Die Schauſpielerinn muß daher dieſe abgebrochenen gelehrten Stellen, mit geſtörtem Geſichte, in der Abweſenheit des Geiſtes, im Hinbrüten ſprechen; ſo werden ſie ſchrecklich. Darin haben noch alle Schauſpielerinnen gefehlt, die ich in dieſer Rolle ſah, und daher lauteten dieſe gelehrten Stellen (deren ohnedies vielleicht zu viel ſind) ſo verkehrt. Leſſings Schuld iſt es nicht.

Ich weiß einen Fall, daß eine Dame von vielem Verſtande, und die wenn ſich in Spieler und Zuſchauer ein neues Leben ergöſſe, wenn ein neues Stück von Ihnen auf die Bühne kommt.

Nun noch ein Wort von der geſtrigen Vorſtellung. Ich muß Ihnen ſagen, daß die Aufführung über mein Erwarten ausgefallen iſt; denn ich zitterte, (dies unter uns) daß es dieſe Truppe ganz verderben möchte. Ich befürchtete, daß die Spieler, zumal in der Eil, in der ſie die Rollen haben lernen müſſen, noch weit weniger von ihren Rollen verſtehen würden, als ſie wirklich verſtanden haben. Zuerſt, verſichere ich Sie, daß die Starkin die Claudia meiſterhaft ſpielte; ich wüßte nicht, wie man den dritten Act beſſer ſpielen ſollte, als ſie gethan hat. Dies iſt nicht allein mein Urtheil, ſondern auch das Urtheil aller derer, auf deren Urtheil (in Berlin) Sie einiges Gewicht

---

ihre Lebenszeit an Höfen zugebracht hatte, eine leichte Unpäßlichkeit fühlte, und ihren Arzt, den berühmten Zimmermann, rufen ließ. Als er kam, fand er ſie zwar krank, merkte aber noch keine Symptomen, daß die Krankheit gefährlich werden könnte. Indem er mit ihr verſchiedenes ſprach, fing ſie an ihm lateiniſch zu antworten. Der Arzt erſchrak. Er hatte die Dame länger gekannt, und nie hatte ſie im geringſten merken laſſen, daß ſie ſo gelehrt wäre, lateiniſch ſprechen zu können. Er ſah gleich, dies müſſe Abweſenheit des Verſtandes ſeyn, und es liege daher eine gefährliche Krankheit dahinter. Darnach nahm er ſeine Maßregeln, und es zeigte ſich auch in kurzem das bösartigſte Fieber. Die Selbſtvergeſſenheit, die bey dieſer Dame durch eine körperliche Krankheit bewirkt wurde, ward bey Orſina durch eine Gemüthskrankheit bewirkt. Das iſt der Sinn.

Ueber eine andere Anmerkung, die ich Leſſingen damals mittheilte, wäre er beynahe böſe geworden; aber in Ernſt böſe werden konnte er nicht. Madame Starkinn — dieſe große Schauſpielerinn, der in Deutſchland noch bey weitem keine gleich gekommen iſt, die nur durch die zu früh verſtorbene Jacquet in Wien hätte erſetzt werden können, wenn dieſe zu ihrem ausbündigen Talente noch Erfahrung erlebt, und eine Starkinn geſehen hätte — hatte mir einmal geſagt: „die Rolle der Emilia könne nie geſpielt werden, ſo wie „ſie geſpielt werden ſollte; denn ſie erfordere ein ganz junges Mädchen, die „doch die vollkommenſte Schauſpielerinn ſeyn müßte, um dieſer Rolle Genüge „zu thun.“ Dieſe Bemerkung theilte ich Leſſingen mit, und ſetzte hinzu: Es möchte dieſe große Schauſpielerinn wohl Recht haben. Leſſing rief aus: „Hol' der T — die Frau mit ihrer Bemerkung! die Rolle der Emilia erfordert gar keine Kunſt. Naiv und natürlich ſpielen kann ein junges Mädchen ohne alle Anweiſung — Doch halt!“ ſetzte er hinzu: „die Starkinn „mag doch Recht haben! die jungen Actricen wollen immer erſt agiren, bis „ſie endlich natürlich ſprechen und ſpielen lernen; und mit den Acteurs „iſt es noch viel ärger: von denen bleiben die meiſten Zeitlebens Mädchen „von funfzehn Jahren.“ **Nicolai.**

legen, beſonders Moſes Urtheil. Die Steinbrecherin jun. hat die Emilia beſſer geſpielt, als man vermuthen konnte. Sie hat freylich nicht das jugendliche Anſehen, das ihr zu dieſer Rolle zu wünſchen wäre; auch machte ſie mir einige Stellen nicht lebhaft genug. Aber ſie hat nicht allein alles, was ans Naive gränzt, ſehr gut gemacht, ſondern auch, was das meiſte iſt, ihre ganze Rolle, bis auf einige Kleinigkeiten, verſtanden. Ein wenig mehr Feuer wird ſie ſich vielleicht künftig geben können; denn man hat es ihr geſagt. Die Orſina hat die Kochin doch noch beſſer geſpielt, als ich mich zu erwarten getrauete. Was ſie verſtanden hat, das heißt ein ſtarkes Drittel der Rolle, iſt ganz gut geweſen. Freylich hat ſie wohl an zwey Drittel nicht verſtanden; aber die Rolle iſt ſo ſchwer, daß wenige Schauſpielerinnen ſie ohne Beyhülfe ganz werden faſſen können. Ihr größter Fehler war, daß ſie die Reden, die ſie aus Phantaſie ſprechen ſollte, aus richtiger Ueberlegung ſprach. Ich glaube aber doch, daß man ihr noch wird begreiflich machen können, daß ihr Geiſt abweſend ſcheinen muß, wenn ſie gewiſſe Dinge ſagt; und dann wird dieſe ſo ſehr ſchwere Rolle von ihr leidlich gemacht werden.

Brückner iſt, wie Sie wiſſen, in ſeinem Spiele ziemlich auf Drath gezogen; dies hat er auch in ſeinem Marinelli geſtern nicht verläugnet. Ganz war er der geſchmeidige Hofmann nicht. Aber dennoch war Vieles ganz gut, ſonderlich für das allgemeine Publicum; kurz, Brückner hat den Charakter ſo gut geſpielt, als er ihn, nach ſeiner einmal angenommenen Spielart, ſpielen konnte. Ich glaube auch, aus einigen Diſcurſen geſtern Abend, daß er einige Stellen künftig noch feiner machen wird.

Herlitz hat den ſchwachen Hettore zu einer Mazy — gemacht. So ſchwach haben Sie ihn nicht haben wollen. Aber freylich war kein anderer Spieler da, der den Prinzen hätte mit allen den feinen Nüanzen machen können, die Sie dieſem Charakter gegeben haben.

Es iſt ein großer Fehler, daß der Odoardo Schuberten, und nicht Schmelzen gegeben worden, der den Mahler macht. Dies kommt daher, daß die Rollen ausgetheilt und auch zu lernen angefangen wurden, als erſt drey Acte hier waren. Man hatte nicht daran gedacht, daß der Vater im vierten und fünften Act ſolche wichtige Scenen haben könnte. Der gute Schubert macht, ſein gewöhnliches Peroriren ausgenommen, einige etwas ruhige Stellen ziemlich gut; aber zur Heftigkeit fehlt ihm Stimme und Stellung, und noch mehr mißlingt ihm der innerlich kochende, äußerlich kalte Zorn.

Es iſt in Berlin über dieſes Stück von den franzöſiſch Geſinnten nach dem Leſen überaus viel Böſes geſagt worden; aber es ſcheint, daß die Aufführung dieſe Kritiken meiſt niederſchlagen werde. So manche Vollkommenheit auch den Schauſpielern fehlt, ſo muß man doch mit ihnen zufrieden ſeyn, daß ſie durch die Aufführung viele Schönheiten des Stücks den Zuſchauern im Ganzen lebhafter vor Augen gebracht haben, als durch das bloße Leſen geſchehen. Der Beyfall war allgemein. Der General Zieten hatte auf heute den Erntekranz beſtellt; aber auf Zurufen des Parterre wird heute Emilia wiederholt, und wird auch wohl noch einige Tage wiederholt werden.

Leben Sie wohl, beſter Freund. Ich umarme Sie, und bin

Ihr

Nicolai.

Nachſchrift. Das Gerücht trägt ſich von neuem damit, daß Sie nach Wien berufen ſind. Iſt etwas daran? In ſolchem Falle wünſche ich Ihnen Geduld, wenn Sie Riedeln zum Collegen bekommen.

Berlin, den 11. April 1772.

Liebſter Bruder,

Emilia iſt nun hier aufgeführt worden, und zwar dreymal hinter einander. — Wie? — Ziemlich gut; gut, kann ich auch ſagen, und beſſer als man es ſich von dieſer Geſellſchaft verſprach: nur muß man nicht den Gehalt des Stücks zum Maßſtabe nehmen. Auch will ich die Deutſche Truppe ſehen, die den ganzen innerlichen Werth darſtellen könnte; ihn erhöhen, daran iſt gar nicht zu denken. Eine oder ein paar Rollen, da und dort meiſterlich, vortrefflich; mehr nicht. Und ſo auch bey uns.

Madame Starkin ſpielte die Claudia unverbeſſerlich. Hätten alle ſo gearbeitet oder ſo arbeiten können: was für eine Vorſtellung wäre es geworden! Die Mutter iſt nicht die intereſſanteſte Perſon im Stücke, aber durch ihre Kunſt war ſie es. Die Braunſchweiger Zeitungen ſagen zwar, daß dieſe Rolle ſich auch dort ausgenommen; allein ich glaube ſchwerlich, ſo wie hier. Unſere Einbildung geht weit; ich denke aber, nicht viel weiter, als dieſe würdige Frau darſtellte. Natürlich verdunkelte ſie dadurch alle übrigen Rollen.

Den zweyten Rang verdient wohl Brückner in der Rolle des Marinelli. Das Eben die, wollte er recht nachdrücklich und abwechſelnd machen; es mißlang ihm aber, und er fiel in das Poſſierliche, was indeß doch nicht bemerkt wurde, da er im Ganzen gut und richtig ſpielte.

Angelo war Witthöft. Sehr gut, verſichere ich Dich. Aber durch einen vollkommenen Meiſter wäre das Schreckliche dieſes Charakters nicht ins Gefällige verſchmolzen, ungeachtet er ihn doch nicht ins Poſſierliche zerrte. Sein Banditenhandwerk erweckte keinen Abſcheu, und das was Du ihm noch von einem Menſchen gelaſſen, war zu viel Menſchliches. Wenigſtens däuchte es mir ſo.

Emilia war Madame Steinbrecherin. Sie gefiel, deklamirte aber oft unrichtig.

Madame Koch machte die Orſina. Sie fand den zweyten Tag großen Beyfall. Ihre Mühe war größer als ihre Ausführung. Ihrer Sprache fehlt Biegſamkeit; die beſten Gedanken verſteht man daher nicht. Ihre Geſten ſind widrig und monotoniſch. Sie iſt zwar raſch und macht das Wüthende in dieſer Rolle ſehr gut; aber da dies das Geringſte iſt, ſo leiſtet ſie auch nur das Geringſte. Sie mußte ihre Rolle nicht wiſſen, wenn ſie nicht gefallen ſollte.

Schubert allein ſchien mir ſeinen Odoardo Galotti verfehlt zu zu haben. Seine Heftigkeit ſollte nicht ausbrechen, ſondern im ſtärkſten Ausdrucke gleichſam ſich hemmen und dadurch verſtärken. Dieſe Rolle wird freylich Eckhof ganz anders machen.

Henke, im Grafen Appiani, war wider mein Erwarten erträglich. Könnte er ſich beſſer tragen, und hätte er einen beſſern Gang, ſo würde er ſogar gut geſpielt haben.

Was man von Schmelzen als Maler, von Herlitzen als Prinz, und von den Uebrigen zu ihrem Ruhme ſagen kann, iſt, daß man von ihnen ſchweigt. Schmelz iſt nicht zu verachten, wenn er an ſeinem Orte ſteht; aber hier wollte ich faſt ſchwören, daß er nicht verſtand, was er auswendig gelernt hatte.

Ob es Dir viel Vergnügen machen würde, wenn Du die hieſige Aufführung ſäheſt, iſt eben ſo eine Frage, als wie Dir die Braunſchweigiſche gefallen? Es iſt nicht recht, daß Du mir gar nichts davon geſchrieben! Nach den öffentlichen Blättern kann ich davon denken, was ich will; denn nach einigen war ſie gut, nach andern ſchlecht.

***'s Anzeige davon in den Voſſiſchen Zeitungen mißfiel unſerm Moſes ſo, daß er mich lieber darüber ausgeſcholten hätte. Ich verſtehe auch wirklich nicht, wie *** zu einem ſolchen Urtheile gekommen iſt. Sein Geſchmack iſt doch ſonſt ſo fein. „Ein Verräther ſeiner Landsleute, der in das eigne Fleiſch die eignen Klauen ſetzt, wird ꝛc.“, heißt das nicht eben ſo viel, als: habt Geduld mit dem Verfaſſer? Lies ſelbſt; ich habe ſie Dir mit beygelegt. Ich weiß nicht, was er beabſichtigt. Geſtanden hat er mir aber, daß er das Gewäſch von einem paar Geheimen Räthen über Deine Emilia habe vernichten wollen, die Beaumarchais, Felbaire ꝛc. für große, große Dinge anſehen! Das hätte noch gefehlt, wenn die Herren von Rang bey dem Theater rangiren ſollten!

Lebe wohl, und vergiß nicht mir zu ſchreiben, wie es mit der Wiener Sache ſteht. Hier behauptet man noch immer, Du gingeſt gewiß dahin.

Dein

treuer Bruder
Karl.

Halberſtadt, den 13. April 1772.

Meinem Leſſing hat es nicht gefallen, oder es hat ihm an Zeit gefehlt, auf mein letztes Briefchen in zwey Zeilen mir ſeinen Willen bekannt zu machen, die Lieder ſind alſo ohne ſeinen Brief gedruckt, und ich ſende, ſo friſch ſie aus der Preſſe kommen, ihm hier ein Exemplar. Zwey Stück, die er noch nicht geſehen hat, ſind hinzugekommen, und hoffen ſeinen Beyfall; hingegen iſt das Lied eines Sterbenden weggeblieben, weil man nicht gern einen Viertelbogen wollte drucken laſſen. Was ſagen Sie, mein lieber Freund, dazu, daß ich mit dieſen Liedern hauſiren gehen laſſe? Nächſtens wird ein armer Schweizer, der ſein Brot mit ihnen verdienen ſoll, bey Ihnen ſich einfinden, und Sie bitten, für einen guten Groſchen ihm ein Exemplar abzunehmen. Er iſt mit ſeiner Waare, die in ſchönen Meluſinen, Eulenſpiegeln und dieſen Liedern beſteht, dieſen Morgen den Weg nach Wolfenbüttel und Braunſchweig gegangen.

Ich ſend' Ihnen noch eine Kleinigkeit, und habe ſie mit einigen Anmerkungen deswegen verſehen, weil ich von verſchiedenen Orten her gehört habe, daß man von dem Grandiſon, Prälaten, und Oſſians Geſchick, die wunderlichſten Auslegungen gemacht hat.

Unſer Jacobi wird hoffentlich Sie angetroffen haben. Wär' es möglich geweſen, mich von meinen Geſchäften los zu machen, ſo hätt' ich ihn begleitet; denn ich hörte von unſerm Domdechant, daß Emilia Galotti aufgeführt werden ſollte. Ich reiſe nach Berlin, vermuthlich in der vollen Woche nach Oſtern. Sind nach meiner Zurückkunft die Schauſpieler noch dort, ſo komm' ich dann, ſie zu ſehen.

Gleim.

Berlin, den 20. April 1772.

Liebſter Bruder,

Hier geht die Rede, Du hätteſt das Ende von Deiner Emilia Galotti abgeändert. Herr Voß, der Dich zu tauſendmalen grüßt, bittet Dich, wenn es wahr iſt, ihm die Abänderung zukommen zu laſſen. Er ſieht ſich genöthiget, eine neue Ausgabe von dieſem Trauerſpiele zu machen, da aus Verſehen zu wenig davon gedruckt worden iſt. Die Fehler, die ich ſtehen gelaſſen, ſollſt Du in dieſer zweyten nicht wieder finden. Der größte Fehler würde aber doch der ſeyn, daß dieſe Deine Veränderung nicht dabey wäre. Sey alſo ſo gut und benachrichtige mich hiervon mit erſter Gelegenheit. Dein

treuer Bruder,
Karl.

Wien, den 22. April 1772.

Mein lieber Leſſing!

Nach gerade wird mir die Zeit ſchrecklich lang, die ich in Erwartung Ihrer Briefe zubringe. Wiſſen Sie wohl, daß ich nun bereits in drey Wochen nichts von Ihnen gehört habe? Nein, liebſter Freund! ſo lange müſſen Sie das Schreiben nicht ausſetzen, wenn Ihnen an meiner Ruhe gelegen iſt. Lieber will ich mich nur mit einigen Zeilen begnügen' als ſo lange in der Ungewißheit ſeyn, wie Sie ſich befinden. — Ich denke doch, daß Sie recht wohl ſeyn, und weder von Kolik noch Zahnſchmerzen mehr einigen Anſtoß haben werden. Wenn dort die Witterung ſo wie hier iſt, ſo haben Sie ſich gewiß ſchon von allen dieſen Plagen durch Spazierengehen befreyet. Solch ein fruchtbares und angenehmes Wetter, als wir ſeit vierzehn Tagen haben, erinnere ich mich nicht, in vielen Jahren erlebt zu haben. Man hat auch hier ſchon alle mögliche Gartengewächſe, die man kaum mitten im Junius in Hamburg hat.

Höchſtens vier oder fünfmal bin ich erſt in der Stadt geweſen, weil wir noch immerhin mit Collationirung der Bücher beſchäftiget ſind. Wenigſtens werden wir noch acht Tage darüber zubringen; ſobald dies aber auch zur Richtigkeit iſt, ſo werde ich, vermuthlich dem Hofe, den Antrag machen, die Fabrik zu übernehmen; nehmlich die Seidenfabrik. Die Spallierfabrik iſt in gutem Stande, und der Abſatz davon nimmt immer mehr und mehr zu, ſo daß ich mir gewiß meinen Unterhalt davon verſprechen darf. Ich werde ſie alſo nicht verkaufen, es müßte denn der Verluſt an der Seidenfabrik mich außer Stand ſetzen, ſie zu behalten. Und ſo arg wird es doch nicht kommen. Das kann ich mir kaum vorſtellen, daß ein ſolch groß Unglück über mich verhängt wäre. Ich denke vielmehr, daß bald ſich alles wieder um mich herum aufheitern ſoll. Und wenn ich Sie verſichere, daß ich dieſes im Ernſte denke, ſo brauche ich Ihnen weiter nicht zu ſagen, daß ich geſund bin. Doch, ich freue mich zu ſehr darüber, als daß ich Ihnen nicht ausdrücklich ſagen ſollte, wie wohl ich ſey. Die Wiener Luft ſcheint mir diesmal beſſer zu bekommen, wie vorigesmal, oder ob vielleicht die Luft eine halbe Stunde vor der Stadt reiner iſt, als in der Stadt? Ich logire diesmal auf der Fabrik; und dieſe hat eine ſo angenehme Lage zwiſchen lauter Gärten, von allen Häuſern abgeſondert, daß ich wie auf dem Lande wohne; dabey kann ich zugleich das Vergnügen haben, was einem auf dem Lande abgeht, Leute zu ſehen, wenn ich will. Ich darf nur in die Spalierfabrik gehen, ſo finde ich jede Stunde jemand anders, und zwar alle Gattungen von Menſchen, Fürſten, Grafen ꝛc. — und ich kann dem Directeur keine größre Freude machen, als wenn ich ihm Gelegenheit gebe, mich als ſeine Frau Principalinn aufzuführen. — Den meiſten, welchen ich Viſite gemacht, habe ich geſagt, daß ich mir in den erſten vier Wochen ihre Gegenviſite verbäte; und ſo ſind alſo ſehr wenige, die mich beſuchen; unter den Wenigen iſt die Frau von Sonnenfels die, welche mich am fleißigſten beſucht. Ihr Mann iſt auch ſchon einigemal hier geweſen. Ich finde ihn ſehr verändert, viel beſcheidner. Endlich wird er einſehen, daß man nicht weiſe handelt, wenn man ſich gar zu wenig um das Urtheil der Welt bekümmert. Wie ich höre, ſoll er ſowohl beym Kaiſer als der Kaiſerin jetzt übler angeſchrieben ſeyn, als er jemals geweſen. Es ſoll ihm neuerdings anbefohlen ſeyn, ſich um weiter nichts zu bekümmern, als was in ſein Amt ſchlüge.

Geſtern ließ ſich — nach der Wiener Sprache — der Herr Profeſſor M. bey mir aufführen, der erzählte: **Riedel** würde nicht kommen; ein gewiſſer Dohmherr aus Mainz ſey kürzlich hier geweſen, und habe der Kaiſerinn eine ſehr ſchlechte Schilderung von ſeinem Charakter, hauptſächlich aber von ſeinen Sitten, gemacht, ſo daß ſie gleich befohlen, man möchte es ihm abſchreiben. Wenn es wahr iſt, ſo iſt es ſonderbar. Ich glaube es noch nicht, weil Sonnenfels nichts davon weiß. Kein großes Glück verliert Riedel nicht, wenn es auch wahr iſt, doch vielleicht immer ein größers, als er verdient. Sein ganzer Gehalt, der ihm verſprochen war, beſtand in 1200 Fl. — Profeſſor M. ſagt auch: es wäre Schade, man habe Sie berufen, bevor man Riedeln berufen, Sie hätten es aber abgeſchlagen. Ich glaube nicht, daß er ein Mann iſt, der Einfluß hat, ſonſt würde ich mich hierüber näher mit ihm eingelaſſen haben. Stellt er was vor, wornach ich mich erkundigen werde, ſo findet ſich dazu noch immer Gelegenheit; denn er wird mich eheſtens wieder beſuchen.

Den Staatsrath G. habe ich ſeitdem einmal bey Sonnenfels angetroffen, wo er das Anerbieten erneuerte, mir, wo er nur könnte, dienen zu wollen. Er ſcheint von der Leidenſchaft für die Deutſcherinn zurückgekommen zu ſeyn. Ich urtheile es daraus, weil man mir erzählt: er habe Ihr neues Stück dem jüngern Stephanie verehrt. So viel ſagt er mir ſelbſt: ſie ſtudierten es bereits, und es würde nächſtens aufgeführt werden.

Sonnenfels ſeiner Sprache nach, hätten Sie es ſelbſt an Stephanie zum Hochzeitgeſchenke überſchickt, und das bereits vor fünf Wochen. Dieſem konnte ich nun leicht widerſprechen, und es ſchien ihn zu freuen, da er hörte, daß es nicht andem wäre. Indeß möchte ich doch wiſſen, woher der Discours entſtanden, und ob nicht gar Stephanie von Berlin aus frühzeitig ein Exemplar erhalten, womit er geprahlt, es von Ihnen bekommen zu haben.

Schon am Sonnabend ſollte dieſer Brief abgehen; weil ich aber im Schreiben geſtört wurde, ſo mußte er bis heute liegen bleiben. — Nun weiß ich ſchon, wer Herr M. iſt. Er iſt Profeſſor bey der Handlungs-Akademie, die erſt voriges Jahr errichtet worden iſt. Es wird unſerm Herrn Büſch ſchmeicheln, wenn er hört, daß ſie völlig nach ſeinem Plan eingerichtet worden iſt.

Am Montag ward das Theater zum erſtenmal wieder eröfnet, mit der Semiramis. Wir hatten zum Unglück eine Loge, die neunte vom Theater, wo wir auch nicht einen Acteur oder eine Actrice hätten verſtehen können. Es war mir um ſo ärgerlicher, weil es juſt ein Stück war, von dem ich nicht viel wußte; denn ich hatte es nie geſehen, und in ſechszehn Jahren nicht geleſen. Zum Beſchluß gaben ſie ein heroiſches Ballet: Theſeus, oder der frühzeitige Held, von Noverre, das die Langeweile völlig erſetzte, die wir während des Stücks ausgehalten; denn es war ganz vortreflich. — Die franzöſiſche Komödie iſt völlig abgedankt. Die deutſche Komödie ſpielet nun auf dem Hoftheater, und auf dem am Kärntner Thore, wechſelsweis mit der Opera Buffa.

Ich beſchließe dieſen Brief mit derſelben Klage, womit ich ihn angefangen. Dieſen Augenblick iſt wieder die Poſt gekommen, ohne mir etwas von Ihnen zu bringen. Gott gebe, daß es keine Unpäßlichkeit zum Grunde hat! Bald befürchte ich es. Wie werde ich mich freuen, wenn ich des Gegentheils verſichert werde!

Morgen fange ich an, meine Aufwartung bey den Exzellenzen zu machen. Wären Sie doch hier, um mich zu begleiten, oder mir wenigſtens Ihren Rath mittheilen zu können! Noch habe ich hier keinen Herrn Schubach gefunden, und mein S** hat ſeine Indolenz nicht in Hamburg gelaſſen, ſondern mit hierher gebracht. Vielleicht verläßt ſie ihn, wenn die Sache erſt entamiert iſt; ſonſt hätte er mögen zu Hauſe bleiben.

Und nun noch eine Frage: es bleibt doch bey unſrer Abrede, wenn ich die Tapetenfabrik behalte? Sonſt ſchreiben Sie es ja; denn ich bleibe unter keiner andern Ausſicht hier, als unter dieſer.

Mein Schwager empfiehlt ſich, und ich bin auf immer

ganz die Ihrige
E. C. König.

Göttingen, d. 23. April 1772.

Eine Kleinigkeit (*), die nicht einmal für den Verkauf außer Göttingen beſtimmt iſt, ſoll mir doch dazu dienen, mein Andenken bey Ihnen, wertheſter Freund, zu erneuern. Da Sie das, was in die Käſtchen hinein gehört, ſo gut wiſſen, ſo können Sie über das Fachwerk mehr denken, als über manche Bude, wo alles ausgekramt iſt.

Ich lege noch ein vorräthiges Exemplar von den deutſchen Societätsſchriften bey. Es iſt eine Abhandlung darin, oder vielmehr ein Schnitt dazu, über den hiſtoriſchen Theil von Winkelmanns Geſchichte der Kunſt. Werden mit dem wohlſeligen Kloß Ihre antiquariſchen Briefe forthin ganz abgeſtorben ſeyn? Machen Sie nicht, daß wir anfangen einzuſehen, wie viel wir an Klotz verloren haben; wenn Sie auch von der andern Seite Ihre Galotti von allen Anfoderungen des Publici losſprechen kann. Ich verehre und ſchätze Sie aufrichtig, und beharre mit der freundſchaftlichſten Hochachtung und Ergebenheit ꝛc.

Heyne.

Liebſter Leſſing!

Dieſen Brief überbringt Ihnen der geſchickte und liebenswürdige

---

(*) Antiquitas Romana, inprimis Juris Romani, in usum lectionum academicarum adumbrata. 1779.

Sohn des braven Cramers, der außer vielen andern Kenntniſſen ſchon eine beſondre Stärke in der Hebräiſchen Philologie beſitzt. Er hat ſchon zu Copenhagen ſtudiert, und iſt zu Lübeck Candidat geworden. Demungeachtet geht er itzt noch auf ein Jahr nach Göttingen, und dann auf ein Jahr nach Leipzig. Er brennt vor Begierde den Verfaſſer der Emilia Galotti kennen zu lernen, die er, wie er mir geſagt hat, ſchon dreymal durchgeleſen, und worinn er, außer den übrigen Vollkommenheiten, auch den vortreflichen Dialog nicht genung bewundern kann. Vielleicht wird er Ihnen auch eine Ueberſetzung der Däniſchen Tragödie Rolf Krage von Ewald überreichen. — Ich ſchicke Ihnen hier zugleich einen Catalogus, den mir Herr Prof. Dieze aus Göttingen für Sie überſandt hat. Wenn Sie was daraus haben wollen, ſo dürfen Sie ſich deswegen nur an ihn wenden. Aber Sie müſſen künftigen Freytag ſchreiben, weil die Auction ſchon den 18. May anfängt.

Der Ihrige
J. A. Ebert.

Wien, den 16. May 1772.

Mein lieber Leſſing!

Stellen Sie ſich vor, in welcher Unruhe ich Ihrentwegen habe ſeyn müſſen, indem ich erſt mit voriger Poſt, das heißt vor drey Tagen, Ihren Brief über Prag erhalten habe. Schicken Sie in Ihrem Leben keinen mehr auf dieſer Route, ſondern über Nürnberg.

So ganz vergebens habe ich mir denn doch alle die Grillen nicht gemacht. — Sie ſind wirklich krank geweſen. Ich danke Ihnen recht herzlich, daß Sie mir es nicht geſchrieben haben; aber ich bitte Sie auch zugleich, mir jetzt um ſo öfter zu ſchreiben, weil ich mir ſonſt immer die Sorgen machen würde, daß Sie krank wären, und es verhehlen wollten. Aber wills Gott! werden Sie keine Urſache mehr dazu haben. Sie waren ja ſonſt ſo geſund. Wie kommt es, daß Sie ſeit einiger Zeit beſtändig was zu klagen haben? Das anhaltende Sitzen in Wolfenbüttel iſt wohl einzig und allein daran Schuld. Ich weiß auch gar nicht, was Ihnen auf einmal in den Sinn kömmt, ſtets auf Ihrem Schloſſe zu bleiben, und Braunſchweig gar nicht mehr zu beſuchen; nicht einmal, um Ihr neues Stück zu ſehen, das noch dazu, wie Sie ſagen, von D. ſo gut vorgeſtellt wird, was ich zwar nicht glaube, ehe Sie mir nicht ſagen, daß Sie ſich ſelbſt davon überzeugt haben; ſo wie ich mir hier von der Aufführung deſſelben nicht viel verſpreche.

Nach dem allgemeinen Urtheil ſoll das deutſche Theater ſeit einem halben Jahre ſehr geſunken ſeyn, und mein Schwager ſagt: wenn es jemals mit Recht wäre gelobt worden, ſo ſey es wirklich wieder gefallen. Er ſindet es unter dem Mittelmäßigen. Ich bin nicht Einmal wieder da geweſen, und außer Ihrem neuen Stücke ſehe ich gewiß auch keins. — Wie ich höre, werden ſie es nächſtens aufführen. Mich verlangt ſelbſt, wie man es hier beurtheilen wird. Ich habe bisher noch niemand geſprochen, der es geleſen, als den Herrn von S **, der läßt ihm alle Gerechtigkeit widerfahren; beſonders fand er den Dialog Leſſingiſch, nehmlich vortreflich, ganz einzig in ſeiner Art. — Demungeachtet thun Sie ihm nicht Unrecht, wenn Sie ihn für das halten, wofür Sie ihn halten. — Ja wohl iſt es ſonderbar, daß weder S ** noch G ** wiſſen, was um ſie herum vorgeht. Ich bin aber nun dahinter gekommen, warum wenigſtens G ** es nicht wiſſen will. Er ſelbſt iſt derjenige, ſo Riedeln in Vorſchlag gebracht, und weil die Sache ſo wunderlich läuft, ſo ſchämt er ſich. Ich habe es nun von einem Mann, der es wohl wiſſen kann, daß es wirklich andem iſt, was ich Ihnen neulich geſchrieben. Riedel kömmt nicht, weil er aber einmal berufen worden, ſo behält er eine jährliche Penſion von 500 Fl. — Ich halte ihn für glücklicher ſo, als wenn er wirklich gekommen wäre. Denn man hat ihn zu etwas machen wollen, was er wohl nie hätte werden können: zu einem andern Winkelmann. Um dieſes zu werden, hat er ſich einige Jahre in Italien aufhalten ſollen. Seitdem ich dieſes gehört, wünſche ich kaum mehr, daß man Sie hierher berufen möchte. Mir wäre bange, daß Ihnen der Einfall wieder kommen könnte, nach Italien zu reiſen, den Sie dann ganz leicht ausführen könnten. Wenn Sie mich endlich mitnehmen wollten, ſo ließ ichs angehen, allein das thäten Sie wohl nicht?

Von Ihrem neulichen Berufe hierher weiß niemand was; allein ein jeder weiß, daß man Sie lange hier gewünſcht, und noch wünſcht. Pater Wurz, der ein außerordentlicher Verehrer von Ihnen iſt, ſagte vor einigen Tagen zu meinem Schwager: Vor einigen Jahren hätte man ſich feſte Hoffnung gemacht, Sie würden auf Wien kommen; allein Sie wären zu ſtolz geweſen. Was er damit hat ſagen wollen, darnach hat mein Schwager nicht gefragt. Ich aber werde mich bey der erſten Unterredung mit ihm genauer darnach erkundigen.

Was Ayrenhoff für ein Mann iſt, kann ich Ihnen nicht ſagen. Seit ich Ihren Brief erhalten, habe ich niemand geſprochen, der mir ſeinetwegen Auskunft hätte geben können. Der gute Mann wird wohl lange warten müſſen, ehe er Antwort von Ihnen erhält; aber antworten Sie Ihm denn doch, wenn es Ihnen auch ſauer ankömmt, was ich gern glaube, daß es muß.

Von meinen Angelegenheiten kann ich Ihnen das einzige Angenehme melden: daß ich einen Mann gefunden, und zwar einen Mann von großem Gewicht, der, wie ich glaube, beynahe ſo denkt, wie Herr Schubach. Wenigſtens muß ich es daraus ſchließen, weil er mich den einen Tag ſeines Beyſtandes verſicherte, und mir den andern gleich Merkmale davon gab. Sein Rath geht dahin, mir fürs erſte nicht merken zu laſſen, daß ich die Fabrik nicht weiter fortſetzen will oder kann, ſondern mich nur zu beſchweren, der Abſatz ſey immer ſchlecht geweſen, und bis jetzt noch ſchlecht. So werde man gewiß alle Handreichung thun, mir vom Lager abzuhelfen. Und wäre dieſes erſt aufgeräumt, ſo ſey natürlicher Weiſe der Fond der Fabrik um ſo viel geringer, wo ſich alsdenn leichter ein Käufer dazu fände; oder man ſänne dann auf andere Wege, wie ich mich derſelben entſchlagen könne. Der Rath iſt vortreflich, und für mich der nützlichſte. Allein wie lange kann es auf dieſe Weiſe dauern, ehe ich zu den Meinigen zurück, geſchweige aus der Verwirrung komme? Und wie wird es mit meinen Creditoren ausſehen? werden die ſich ſo lange gedulden wollen? Schwerlich, daß es einige können, wenn ſie auch wollten. — Urtheilen Sie alſo, was ich zu thun habe, um mich in der Faſſung zu erhalten, in der ich bleiben muß, wenn ich etwas ausrichten will. — Der Anfang zum Abſatz des Lagers iſt ſchon gemacht. Gleich des andern Tages fand der redliche Mann Gelegenheit, einem gewiſſen Kaufmann zu dienen, wobey er die Bedingung machte, mir einen anſehnlichen Theil Waaren abzunehmen, wozu derſelbe ſich auch willig verſtanden. So werden wir alſo mit langſamer Hand weiter gehen. Wie geſagt: wenn meine Gläubiger nur nicht die Geduld verlieren, die meinige will ich ſchon zu erhalten ſuchen.

Die Zeit wird ausweiſen: ob ich die Tapetenfabrik werde erhalten können. Ich kann nicht thun, was ich will, ſondern was ich muß. Warum ich ſie hauptſächlich gern erhielt, wäre: ſie brächte mich der Erfüllung meiner Wünſche näher. Denn wenn ſie auch nur ſo fortgeht, wie ſie geht — und gewiß geht ſie beſſer — ſo kann ich meine Kinder ganz gut davon erziehen: da hingegen das Kapital, was Herr Sch. für mich zu retten glaubt, wohl ſehr vermindert werden möchte. Wenn dieſes nicht wäre, ſo glauben Sie nur, wir würden glücklicher und angenehmer in Wolfenbüttel als hier leben. Je mehr ich Wien kennen lerne, deſto weniger gefällt es mir. Doch vielleicht iſt die Situation, worinn ich nun bin, und in der es mir wohl nirgends gefallen würde, einzig und allein daran Schuld.

Nach den Nachrichten, die ich von Hauſe habe, iſt das Urtheil an Struenſee und Brand wirklich vollzogen. Mich ſoll verlangen, was man von dem Prozeß bekannt machen wird, und was ſie mit der Königinn vornehmen werden. Sie dauern mich alle recht ſehr. Freylich hatten ſie ihre Köpfe lange verloren, ſonſt hätten ſie ſich in ihrem Glücke beſſer zu benehmen gewußt!

Und nun rechnen Sie es mir zu keiner Eitelkeit, oder wie Sie es ſonſt nehmen könnten, wenn ich Sie frage: haben Sie mein Portrait erhalten? Es iſt bereits vor ſechs Wochen an Sie abgeſchickt, und ich wollte nur nicht, daß es verloren ginge.

Ich hoffe, daß eine Antwort auf meinen letzten Brief mir ſchon ganz nahe iſt, und das mit den beſten Nachrichten von Ihrem Befinden. Machen Sie ſich nur Bewegung, und zerſtreuen ſich, ſo werden Sie Ihre dauerhafte Geſundheit bald wieder erhalten, und was noch mehr: ſchreiben Sie mir ja oft, an meinen Antworten ſoll es nicht fehlen.

Mein Schwager empfiehlt ſich. Ich bin unveränderlich, mit den aufrichtigſten Geſinnungen,

ganz die Ihrige
E. C. König.

Eben da ich dieſen Brief verſiegeln will, bringt man mir Ihr Angenehmes vom 1ten. Ich habe es nur erſt flüchtig überleſen, weil ich eilen muß, wenn anders dieſer Brief heute noch fort ſoll. Gottlob, Sie ſind wohl, das iſt genug, und vermuthlich wiſſen Sie nun auch, daß ich es bin.

Leben Sie wohl! Künftige Woche mehr!

Ihre vielfältigen Geſchäfte, Reiſen, und Zerſtreuungen, rechtfertigen Sie, auch bey den ſtrengſten Freunden, und ſöhnen ſie mit Ihnen aus, ſollte die Länge Ihres Stillſchweigens die Sehnſucht noch ſo ſehr anſtrengen. Bey mir allemal brauchen Sie ſolcher Entſchuldigungen nicht, die nicht nur an ſich gültig ſind, ſondern auch einem von ſelbſt beyfallen müſſen. Allemal habe ich Urſache, mich für das Geſchenke zu bedanken, das ich vor wenig Stunden von Ihrer Hand erhielt. Meine Frau wird ihre Schuldigkeit für das übrige beobachten. Sind wir nur bey Ihnen wohl angeſchrieben, ſo ſind und bleiben wir Ihnen dafür verbunden, und überlaſſen es Ihrer Bequemlichkeit, und den Zeitumſtänden, nach Dero Willkühr und Befinden, uns ſchriftliche Verſicherungen von Ihrem Wohlwollen zu geben. Das Manuſcript vom Libanius ſchicke ich hiermit nebſt großem und ſchuldigen Danke wieder zurück. Es hat mir ſehr gute Dienſte gethan. Läſſet mich Gott leben, und ſetzet er mich in den Stand, auch dieſen Auctorem, wie ich mir vorgenommen habe, ans Licht zu ſtellen, ſo ſoll die gelehrte Welt, die Größe Ihrer Gefälligkeit, und den Werth des Codicis erfahren, der gewiß nicht zu verachten iſt. Wollten Sie dieſer Wohlthat noch eine neue hinzufügen, das iſt, mir auch den ſchönen Codicem von Libanii und Syneſii Briefen auf Pergament, den ich auf der Herzoglichen Bibliothek geſehen habe, zum Gebrauch auf eine kurze Zeit zukommen laſſen, ſo würden Sie nicht mich allein, ſondern auch den Libanium ſelbſt in der Erde, und alle Liebhaber deſſelben ſich verbinden. Ich kann Ihnen nicht gnug ſagen, wie große Stücke ich auf dieſen Autorem halte. In dem feinen und galanten Briefſtyl kommt er dem Plinius bey, ja je zuweilen übertrift er ihn. Unter den alten kenne ich keinen, der mit Wohlanſtand und grace ſo Complimente ſchneiden könne. Seine Declamationen ſtecken ſo voll drolligter Laune, beiſſender Satyre und treffender Charaktere, (und das alles in der wahrhaften Sprache des Demoſthenes, das iſt, in dem auserleſenſten Griechiſchen) daß ich mich nicht genug wundern kann, wie ein Mann, von dem unſere ſchönen Geiſter gar vieles hätten lernen, oder bey dem ſie doch wenigſtens, uralte Muſter ſolcher Züge, die man für nagelneu hält, hätten finden können, ſo ſehr hat verborgen bleiben können, daß gar viele, welche doch mit Horaz und Terenz, und was dem ähnlich iſt, gar wohl bekannt ſind, vor ſeinem Namen beynahe erſchrecken dürften. Die Ueberſendung des gedachten Codicis membranacei, überlaſſe ich Dero ſelbſt eignem Ermeſſen, ob man ihn ſicher auf die Poſt geben könne, oder ob es rathſam ſey, die Meßgelegenheit zu erwarten. Hätte ich gleich jetzt im Sommer mehr Muſe als im Winter, einen ſolchen Codicem recht zu gebrauchen, ſo beſcheide ich mich doch, wie billig iſt, daß meine Bequemlichkeit dem Intereſſe der herzoglichen Bibliothek und Ihrer eignen Sicherheit, mein wertheſter Herr Bibliothekar, nachſtehen müſſe. In dem Codice chartaceo opuſculorum Libanii, den ich durch Herr Gäbler wieder zurückſende, ſtehen, wie Sie ſelbſt wiſſen, das erſte Buch von Philoſtrati imaginibus, Auszüge aus Antonini Philoſophi Betrachtungen über ſich ſelbſt, und einige Epigrammata aus der gedruckten griechiſchen Anthologie. Von dieſen letztern würde ich, Dero Begehren zufolge, eine etwas genauere Nachricht beygelegt haben, wenn ich mein Regiſter über die Anthologie zur Hand gehabt hätte. In weſſen Händen aber das ſey, wiſſen Sie Herr Bibliothekar. In Ihre Geldrechnung kann ich mich nicht finden. Ich für mein Theil bin mit den 25 Thalern, die Sie mir dießmal zugeſchickt haben, zufrieden, und bezeuge hiermit, daß ich bis auf den heutigen Tag, an Ihnen weiter nichts zu fordern habe, noch haben will. Da ſind Bandini Catalogus, Marklands Statius, und der fünfte Band meiner Oratorum mit eingerechnet und bezahlet. Stehet Ihnen die Rechnung nicht an, ſo richten Sie ſie nach Ihrem eignen Gutdünken ein. Iſt die Quittung für die herzogliche Bibliothek nicht recht, ſo bitte mir eine Vorſchrift aus, wie ſie ſeyn müſſe, ſo will ich ſie anders ſchreiben. Bey Ueberſendung des Catalogi Bandiniani, iſt freylich ein grobes Verſehen mit unter gelaufen. Den dritten Theil hatte ich für mich zurück behalten wollen, allein aus Uebereilung war das ganze Päckgen, wie ich es aus Holland bekommen hatte, Ihnen zugeſchickt worden, ohne die nöthige Vorſicht, es vorher zu theilen. In ſo weit haben Sie alſo, wertheſter Freund, wohl recht, wenn Sie das Ihnen zugefertigte Exemplar übercomplet nennen. Aber in dem andern Punkte kann ich Ihnen nicht recht geben. Es war nicht defect. Hätten Sie nur den zweyten und dritten Theil gleich dort behalten, und mir mehr nicht, als das überzählige Exemplar vom dritten Bande wieder zurück geſchickt. Denn die herzogliche Bibliothek hat bereits den erſten Band. Ich beſinne mich ihn da geſehen zu haben. Nehmen Sie ſich nur die Mühe nachzuſehen, ſo werden Sie es ſo finden. Und ich erinnere mich noch ſehr wohl, habe es auch gleich nach meiner Heimkunft in mein Tagebuch eingetragen, daß Sie mir aufgegeben haben, Ihnen den zweyten und dritten Theil von dem Catalogo Florentino zu verſchreiben, weil Sie ſchon mit dem erſten verſehen wären. Irrete ich mich aber doch, ſo geben Sie mir nur einen Wink, ſo ſollen Sie gleich unverzüglich auch den erſten Band von mir erhalten. Denn ich kann ihn allemal wieder aus Holland bekommen. Für die, meinen ungeſtalten Papieren zugedachte Ehre danke ich Ihnen zum Voraus. Wie werde ich mich freuen, wie ſehr muß es meiner Eigenliebe ſchmeicheln, wenn ich ſehe, daß ein Leſſing etwas daraus würdige hervorzuziehen. Sie haben vollkommne Gewalt, ſie nach Gutbefinden zu benutzen. Als eben ſo großer Kunſtrichter als Sie Dichter ſind, müſſen Sie am beſten wiſſen, was in Ihren Kram dienet. Ich bin mehr nicht als ein Grammaticus, ich begnüge mich, was ein anderer in einer andern Sprache geſagt hatte, in meiner Mutterſprache, faßlich und getreulich nachzuſagen. Das Beurtheilen der Kunſtwerke iſt nie mein Werk geweſen. Auf Ihre Beyträge zur Geſchichte und Literatur freute ich mich, ſobald ich die Anzeige davon im Meßcatalogo ſahe. Was Sie aber von einem Beytrage ſchrieben, den Sie von mir erwarten, das iſt für jetzt noch für mich ein Räthſel. Der erſte Band, den ich mit Ungeduld erwarte, wird es auflöſen. Allemal ſtehe ich zu Dero Befehl, in ſo weit als in meinen Kräften ſteht, ihn auszurichten.

Soviel in Antwort auf Dero Schreiben. Aber Sie haben ja den guten Aeſopus vergeſſen. Ich und meine Frau denken aber noch wohl daran, oder vielmehr, wir zürnen über unſer widriges Schickſal, das wir damit gehabt haben. Wie manche verdrießliche Stunde hat uns die Chicane der neidiſchen Augsburger Kaufleute gemacht. (Denn das ſind die Herren deputati ad curam Bibliothecae publicae, wie ſie heißen.) Wie manchen Fluch hat meine Frau wider die Kleinmuth und die Kargheit ausgeſtoßen, die uns bisher, mit vergeblichen Vertröſtungen, von einer Zeit zur andern hingehalten, und am Ende doch geäffet hat. Jetzt endlich doch einmahl, dachte ich, würde das Manuſcript ankommen, aber ſehen Sie nur einmal die Cauſen an, womit man mich in dem Angeſichte meines Freundes beſchämt. Sonſt hatte ich nie Caution machen müſſen, ob man mir gleich eine ziemliche Menge von Manuſcripten von Augsburg zugeſchickt hatte. Dieſe Willfährigkeit hatte mich ſo keck gemacht, daß ich Ihnen, wertheſter Freund, ohne Bedenken verſprach, den Aeſopus zu verſchaffen. Ich ſchrieb deswegen nach Augsburg. Man ſchrieb zurück, ich ſollte ihn haben. Indeſſen daß ich darauf warte, und alle Tage zähle, bis er ankommen möchte, fing man an, etwas räthſelhaftes von einer Caution von 200 Rthlr. zu ſprechen. Ich verſtand mich dazu, in der Meynung, es wolle die geheiſchte Caution nur ſoviel ſagen, daß ich mich zur Erſtattung der geforderten Summe in dem Falle verſtände, wenn das Manuſcript verlohren ginge, oder ſonſt Schaden nähme. Man erklärte ſich darüber nicht weiter. Indem ich nun erwartete, daß das Manuſcript, das ſchon im vorigen Herbſt hätte hier ſeyn ſollen, doch wenigſtens mit dieſer Oſtermeſſe ankommen würde, bekomme ich beygehenden Brief (den ich mir bey Gelegenheit wieder zurück ausbitte) des dortigen Herrn Bibliothekar M. Hecking, und ein Billet von einer dortigen Handlungsgeſellſchaft Klaucke und Benz, welche Herr Hecking mir vorgeſchlagen hatte. Sie, wertheſter Freund, werden aus beyden den wahren Zuſtand der Sache einſehen, und die Hinderniſſe erfahren, die ſich meiner ernſtlichen Bemühung, Ihnen zu dienen, widerſetzt haben. Hätte ich das Geld vorräthig, ſo würde ich es, ohne Ihnen ein Wort davon zu ſagen, in natura deponiren, und meiner Frau das Vergnügen machen, für Sie den griechiſchen Text des Aesopi inediti abſchreiben zu können. Denn ſie iſt würklich recht ungeduldig darüber, daß ihr guter Wille, Ihnen einen kleinen Dienſt zu leiſten, ſo vielen Widerſtand findet. Allein Sie kennen die Laſt der Sorgen, die ich mir durch den Verlag eines ſo koſtbaren Werkes aufgebürdet habe, zu wohl, als daß Sie mich von der Pflicht, eine mehr als wörtliche Caution zu leiſten, nicht entſchlagen ſollten. Ich überlaſſe es nun übrigens Ihrer eignen Entſchließung, ob Sie die Sache weiter treiben, oder da wo ſie jetzt iſt, liegen, und in Vergeſſenheit kommen laſſen wollen. Auf die Willigkeit meiner Frau in dieſem Falle einen griechiſchen Kopiſten für Sie abzugeben, und auf unſere Sorgfalt allen Schaden, der dem Codicl zuſtoßen könnte, nach Möglichkeit zu verhüten, können Sie ſichere Rechnung machen. Laſſen Sie mich bald wiſſen, was Sie in dieſen Stücken zu thun willens ſind. Schlüßlich wünſche ich Ihnen gute Geſundheit, ein vergnügtes Herz zu Wolfenbüttel (freylich iſt der Schauplatz für einen ſolchen ἐπιδείκτῃ zu klein und zu enge) und alle Art von Wohlergehen. Daß ich mir und meiner Gattin auch fernerhin Dero Wohlgewogenheit verſprechen könne, daran laſſen uns die anſehnliche Geſchenke nicht zweifeln, wofür wir Ihnen aufs äußerſte verbunden ſind, und bleiben. Ich verharre ꝛc.

D. Reiske.

Von Madame König.

Wien, den 25. May 1772.

Mein lieber Leſſing!

Ich verſprach zwar in meinem Letzten, Ihren Brief, den ich beym Schluß deſſelben erhielt, ſchon vorige Woche zu beantworten. Allein es war mir unmöglich. Theils haben mich Geſchäfte, und theils meine üble Dispoſition daran verhindert. Heute nun, da ich mir vorgenommen, mich recht lange mit Ihnen zu unterhalten, mußte doch wieder dazwiſchen kommen, daß ich in die Stadt gefordert wurde, und aus dieſer Forderung in die Stadt erfolgt, daß ich dieſen Nachmittag mich mit einigen Salzburgern unterreden muß, die binnen einer Viertelſtunde hier ſeyn werden.

Demnach hätte ich auch noch heute das Schreiben ausgeſetzt, wenn es nicht wäre, Ihnen zu ſagen: daß, unerachtet alles Gewäſches, ſo man von und gegen Riedeln gemacht, er doch endlich am Donnerſtag hier angekommen iſt. Alles, was ich Ihnen ſeinetwegen geſchrieben, iſt wahr; auch dieſes, daß G. ihn hierher gebracht, und er ſoll auch der Einzige ſeyn, der der Kaiſerinn wieder beſſere Geſinnungen von ihm beygebracht hat. Alle, die ihn bisher geſehen und geſprochen haben, ſind wider ihn eingenommen. Ob G. ſich ſeiner Wahl freuet oder ſchämet, weiß ich noch nicht. -- Wie Sonnenfels ſagt: ſo hat er 1500 Fl. Gehalt, und iſt beſtimmt, die Mythologie zu erklären.

Mich ſoll verlangen, ob er Gnade vor Sonnenfels Augen empfängt. Jch glaube zwar nicht, daß er ſich über ihn herauslaſſen wird: denn er fängt an, den Hofmann zu ſpielen.

Pater Wurz hat mich beſuchen wollen, und ich bin nicht zu Hauſe geweſen, ſonſt könnte ich Jhnen vermuthlich über die Sache, die Sie intereſſirt, nähere Auskunft geben. So viel ich glaube, denkt man noch gar nicht ernſtlich darauf, und es möchte auch wohl aus dem ganzen Anſchlag, wie Sie ſelbſt ſagen, nichts werden, ſo lange noch zwey große Augen offen ſtehen. Indeß thun Sie allemal wohl, wenn Sie ſich doch auf den Fall, daß es eher geſchehen könnte, richten. Daß Sie aber auch in dem entgegengeſetzten Fall mit Vergnügen in Wolfenbüttel bleiben wollen, freuet mich mehr, als Sie ſich vorſtellen können. Die Bedingung, unter der Sie es wollen, wird die Vorſehung in Erfüllung kommen laſſen. Ganz gewiß wird ſich am Ende alles nach unſern Wünſchen lenken. Es ſiehet zwar noch ſehr verwirrt aus. Jch habe noch wenig gute Ausſichten; aber ſie müſſen und werden kommen.

Jch würde ſchrecklich weitläuftig ſeyn müſſen, wenn Jhnen erzählen ſollte, was ſeitdem in meiner Sache vorgefallen. Täglich was Veränderliches! Heute der vortreflichſte Anſchein, den andern Tag war alles wieder verrückt, und das durch Zufälle, die kein Menſch vorherſehen konnte. Jetzt habe ich wieder die Hoffnung, in ganz kurzem vom ganzen Lager befreyt zu werden, und zwar übernimmt vielleicht der Hof ſelbſt einen Theil davon.

Hundertmal des Tages kommen Sie mir vor, wie Sie unter den Büchern herum kramen. Wie gern wollte ich Jhnen helfen, lieber, als den Großen aufwarten. Jhre Arbeit wird Jhnen wohl ſauer, aber glauben Sie nur, daß die meinige mir noch ſaurer wird. Zum Glück, daß ich überall gütig aufgenommen werde, ſonſt wäre es vollends arg.

Wenn die Sch. Verſtand hat, ſo heyrathet ſie lieber außer Hamburg als in Hamburg, und ſo reüſſirt wohl unſer Herr von K. Jch wünſche es von ganzem Herzen. Wenn der Vetter die Parthie macht, ſo macht er doch einmal was Kluges.

Eben kömmt mein Beſuch. Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich umarme Sie tauſendmal, und bin auf immer

Ihre

K.

Berlin, den 6. Junius 1772.

Liebſter Bruder,

Ich wollte Dir nicht eher ſchreiben, als bis ich Dir ein Exemplar von Deiner neu gedruckten Emilia Galotti mitſchicken könnte. Sie ſollte ſchon zur Meſſe fertig ſeyn, und iſt noch nicht da. Die zu verbeſſernden Druckfehler, die Du mir geſendet, kamen zu ſpät: aber ich beſinne mich, daß ich ſie alle bis auf den einzigen Seite 8. Zeile 6. [Bd II, S. 117] ſtatt Gränzen, Schranken angemerkt habe. Das Stück wird auswärts gedruckt.

Sulzer, der vor etlichen Wochen in Dresden geweſen iſt, ſagte mir im größten Eifer für Deine Ehre: Du müßteſt widerrufen! — Nun was? — Du ſollſt, Gott weiß wo und wie, geſagt haben, daß die Statue Agrippine, welche im großen Garten zu Dresden ſteht, zwar antik, aber der Kopf daran neu ſey. Caſanova und Hagedorn ſind über Dich ſehr unzufrieden, und wollen ſchwören, daß die Statue vom Kopf bis auf den Fuß ganz antik iſt; erſterer will gar wider Dich ſchreiben. Wo haſt Du denn das geäußert? Oder wie hängt es zuſammen?

Sulzer hat ein Trauerſpiel, Cymbelline, geſchrieben. Der Stoff, wenn Du Dich erinnerſt, iſt aus dem Shakeſpear. Ausgelaſſen hat er freilich viel, und wenn das ein Ganzes nach den Ariſtoteliſchen Regeln daraus machen heißt, ſo iſt das nicht ſo ſchwer, als ich bisher glaubte. Sein Dialog iſt unausſtehlich. Er hat es gefühlt, und daher mit einer großen Verbeugung Deiner in der Vorrede gedacht. Eine ſchnurrige Wendung werden die Kunſtrichter dabey nehmen. Sulzer iſt zwar hier nicht ſo groß, als in ſeinem Lexicon; aber man ſieht doch den denkenden Mann! Ich habe allen Reſpect für Sulzern, nur nicht für ſeine Cymbelline.

Haſt Du Ramlers neue Ausgabe ſeiner Gedichte geleſen? Es ſind neue vortreffliche dazu gekommen; hin und her Anmerkungen, vornehmlich zu ſeinen Ueberſetzungen aus dem Horaz. Ein Exemplar haſt Du ja wohl von Ramlern ſelbſt?

Wie gefällt Dir der goldne Spiegel von Wieland? Man hat ſeine orthodoxe, man hat ſeine ſchlüpfrige Moral getadelt; was kann man hier tadeln? Nichts. Mir ſchmeckte er ganz, ob ich ihn gleich mehr verſchlang als las. Es iſt doch nichts Geringes, in alle Sättel zu paſſen.

Ich meldete Dir ja, daß ich Suffisance de la Réligion naturelle aus einem Werke von 1774, unter dem Titel: Pièces detachées relatives au Clergé seculier et regulier, überſetzte. Das Ding gefiel mir, ob es mir gleich nichts Neues ſchien. Da es nun fertig iſt, und man den Schaden bey Lichte beſieht, ſo iſt es weiter nichts, als eine kaſtrirte Ausgabe der Sitten von Touſſaint, mit einem andren Eingange und einem andern Schluſſe. Der ungenannte Verfaſſer widerlegt Anfangs den Touſſaint, ohne ihn anzuführen. Ich, da ich nicht wußte, woraus es genommen, überſetzte es alſo auch bloß. Hätte ſich Moſes nicht ſogleich erinnert, ſo glaubte ich noch bis dieſe Stunde, ein ganz neues noch nicht überſetztes Buch überſetzt zu haben. Touſſaint hat hernach ein Eclaircissement über ſeine zu Paris verbrannten Sitten geſchrieben, wo er faſt alles widerruft, was 1748 ſehr neu und orthodox ſchien. Es iſt nichts leichter, als im Chriſtenthum Aufſehen zu machen.

Dein

treuer Bruder,

Karl.

Wien, den 15. Jun. 1772.

Mein liebſter Freund!

Endlich bin ich aus der quälenden Unruhe geſetzt, in der ich wegen des ſo langen Auſſenbleibens Ihrer Briefe, beſonders die letzten vierzehn Tage hindurch, geweſen bin. Auf vier Briefe keine Antwort zu erhalten, war mir ein Räthſel, welches ich nicht anders, als durch die traurigſten Vorſtellungen, auflöſen konnte: denn wirklich müſſen Sie noch drey Briefe, nach Abgang Ihres Letzten, von mir erhalten haben; wovon zwey, wo nicht gar auch der dritte, ſchon hätten müſſen in Ihren Händen geweſen ſeyn. Es iſt ſonderbar, da alle meine Briefe ſonſt richtig laufen, daß eben die, woran mir am meiſten gelegen, ſo lange herum ſchweifen. So wie auch die von Ihnen an mich, die erhalte ich immer um vieles ſpäter, als die, ſo von gleichem Datum aus Hamburg geſchrieben ſind, da ſie doch um zwey Tage früher eintreffen ſollten.

So ein arger Schurke Ihr Bedienter mag geweſen ſeyn; ſo glaube ich nicht, daß er hierbey Unterſchleif gemacht hat. Ich habe in allem drey Briefe hierher von Ihnen erhalten; vom 10. April, 1. und 27.

May. Mehrere werden Sie mir, aus Ihren eignen Briefen zu urtheilen, nicht geſchrieben haben. Sie werden es ſelbſt ein bischen wenig finden. Indeß könnte ich Ihnen jetzt, da ich eben erſt einen erhalten, keinen Vorwurf darüber machen. Sie würden mich aber ganz außerordentlich verbinden, wenn Sie das Verſäumte in Zukunft wieder einholen wollten. Und Sie würden es gewiß thun, wenn Sie ſich nur halb die Freude vorſtellen könnten, die jeder Brief von Ihnen bey mir erregt. Ihr geweſener Bediente hätte eine wirkliche Sünde begangen, und mehr als Schläge verdient, wenn er auch nur Einen unterſchlagen hätte: denn wenn ich nur gute Nachrichten von Ihnen habe, ſo überwinde ich alle übrige Sorgen; ſo wie im Gegentheil, wenn ſie mir fehlen, mich eine Zentnerlaſt drückt, und nichts vermögend iſt, mich aufzumuntern.

Sie halten vielleicht das, was ich hier ſage, für übertrieben; aber Gott iſt mein Zeuge, daß es wahr iſt! Und bleibe ich hier, wozu man mir vielleicht annehmliche Vorſchläge machen wird, ſo ſage ich Ihnen zum voraus, ich thue es in der feſten Hoffnung, einſt in Ihrer Geſellſchaft hier zu leben; weil ich befürchte, daß, wenn ich mich aus dem Gewerbe völlig herauszöge, ich dieſem Glück auf immer entſagen müßte.

Die Vorſchläge, wovon ich rede, ſind folgende. Nehmlich man hat mich ſondiret: ob ich die Fabrik nicht fortſetzen würde, wenn man mir erſt von meinem Lager abhülfe, und der Hof mir alsdenn ein Kapital auf gewiſſe Jahre ohne Intereſſe gäbe? Dieſe beyden Punkte wären nun ſehr annehmlich; es war aber noch ein dritter damit verknüpft, wo ich gleich ſagte: wenn der damit verbunden ſeyn müße, ſo könnten die Vorſchläge noch einmal ſo gut ſeyn; ich würde ſie ausſchlagen. Könnte der aber wegfallen, ſo würde ich über die Sache denken, wenn ſie mir angetragen würde. — Ich muß nun abwarten, was weiter erfolgt. So viel bin ich gewiß: ich bekomme Hülfe auf eine oder die andre Art, die Fabrik mag in meinen Händen bleiben, oder nicht bleiben. Ich habe zu viele, und darunter wichtige Stützen. Es iſt nur zu wünſchen, daß meine Gläubiger nicht die Geduld verlieren; denn langſam wird es zugehen, und das kann ich nicht ändern. Der Hof fühlt die Laſt nicht, die mich drückt, ich mag ſie noch ſo dringend vorſtellen; und übereilen läßt er ſich auch nicht.

Dem Staatsrath G** habe ich neulich in meinen Angelegenheiten eine Viſite gemacht. Es ward von Ihnen kein Wort geredet, bis ich wegging. Da fragte er: ob ich nicht Gelegenheit hätte, ein kleines Päkchen an Sie eingehend zu machen. Ich ſagte Ja, und ſo wird er es mir in einigen Tagen zuſchicken. Vermuthlich ſind es zwey neue Stücke, wovon das eine drey Tage hintereinander aufgeführt worden, das andre aber noch unter der Preſſe iſt. Das, ſo bereits aufgeführt, iſt betitelt: Leichtſinn und Liebe. Ich habe es nicht ausleſen können, und bedaure Sie zum voraus, wenn Sie in die Nothwendigkeit geſetzt werden, ihm darüber ein Kompliment machen zu müſſen. Indeſſen machen Sie ihm immerhin ein recht ſchönes: denn ich glaube, er verziehe einem eher, der an ſeinem Charakter etwas auszuſetzen fände, als an ſeinen Komödien. Auf der Seite macht ſich der Mann recht lächerlich. Es dauert mich, weil ſonſt die ganze Stadt ihm das Zeugniß eines rechtſchaffnen Mannes beylegt. — Riedel muß ſeine ſchwache Seite auch ſchon kennen. Wie ich höre, ſoll er bey der Vorſtellung des neuen G** Stücks in einem Athem weggeſchrien haben: vortreflich! göttlich! — vermuthlich aus Dankbarkeit.

Von Ihren Angelegenheiten habe ich nicht ein Wort gehört. Ihre Vermuthungen können wohl gegründet ſeyn; nicht bey dem neulichen Brief, aber bey dem, der ſchon vor einigen Jahren an Sie ergangen ſeyn ſoll. Denn damals hatte noch einer die Hand mit im Spiele, der Sie gewiß nicht nahe bey ſich wünſcht, weil er Ihre Vorzüge nur gar zu wohl erkennt, ob er ſie gleich nicht eingeſteht. — Der Brief, den Sie mir an G. einſchließen wollen, wird mir vielleicht Gelegenheit geben, von der Sache mit ihm zu reden. Wenn der mit der Sprache heraus will, ſo kann ich am beſten erfahren, ob einmal ernſthaft darauf gedacht worden, oder nicht. Und macht er den Geheimnißvollen, ſo will ich ſonſt wohl dahinter kommen. Sie können leicht denken, daß mir daran gelegen iſt.

A... iſt nicht hier, und unter ſo vielen, bey denen ich nach ihm gefragt, kennt ihn kein Einziger, außer S., der ſagt: er ſey Obriſter und ein ſehr ſtolzer Mann. Das Uebrige, was er noch von, oder vielmehr gegen ihn, ſagen möchte, drückt er mit einem Achſelzucken aus. Ich habe mehrmals gemerkt, daß man über keinen, der ſich anmaßt, Schriftſteller zu ſeyn, S** Urtheil einholen muß; denn die ſind ihm alle ein Dorn in den Augen, und das Urtheil, das er über ſie fällt, iſt allezeit trüglich. So möchte das von A... auch ſeyn.

Kürzlich habe ich die Bekanntſchaft von Madam Huberinn gemacht, und an ihr eine recht ſcharmante Frau gefunden. Sie hat verſprochen, mich nächſter Tage zu beſuchen. Es wird mich freuen, wenn ſie Wort hält.

Was meinen Sie? von ihr habe ich gehört: die Henſelinn habe ſich mit Seylern wollen trauen laſſen, es ſey ihr aber abgeſchlagen, und man würde es auch nimmer zugeben, ob ſie ſich gleich noch viele

Mühe, die Erlaubniß zu erhalten, gäben. Zu welchem Ende die ſich verheyrathen wollen, kann ich nicht begreifen. Sie ſollen kürzlich in meine Nachbarſchaft gezogen ſeyn. Es ſollte mir leid ſeyn, wenn das mir ihre Viſite zuwege brächte.

Apropos vom Heyrathen. Wie ſtehet es denn mit unſers Herrn von K. Heyrath? Weil Sie nichts davon melden, ſo muß ich denken, daß nichts daraus geworden iſt, welches mir leid ſeyn würde. Ich glaube, daß er 400,000 Mk. Banko recht gut nützen, und das Mädchen auch einen recht braven Mann an ihm haben würde.

Und wie mag unſer Sch. in ſeinen Angelegenheiten fahren? Ich höre weder von ihm noch ſeiner Frau etwas. Wenn Sie gute Nachrichten von ihnen haben, ſo theilen Sie ſie mir mit. Neuigkeiten ſchreibt mir kein Menſch aus Hamburg, ob ich gleich mit dreyen briefwechſele.

Nimmermehr hätte ich gedacht, daß es mit Struenſee und Brand ſo weit kommen würde. Ich war wie vor den Kopf geſchlagen, wie ich das vollzogne Urtheil in der Zeitung las. Man mag ihre Verſchulden nicht alle bekannt gemacht haben; iſt das aber, ſo däucht mich, man hat ſehr grauſam mit ihnen verfahren.

Die Königinn dauert mich von ganzem Herzen. Beſonders wenn ſie Struenſeen geliebt hat, iſt ſie in meinen Augen die unglücklichſte Perſon von der Welt. — Mich verlangt nur, was ſie mit den übrigen Gefangnen noch machen werden. Daß indeß Sturz frey iſt, hat mich recht ſehr gefreuet; nur weiß ich noch nicht, ob er ſeine Bedienung behält?

Unſers W..s Freund, Gr. M**, iſt hier für den infamſten und allerabſcheulichſten Menſchen bekannt. Es iſt kein ſchlechter Streich zu erdenken, den er nicht ausgeübt haben ſoll. Daher werden die Unglücklichen in Kopenhagen auch durchgehends bedauert, weil ſie durch ihn geſtürzt worden, und man ihm zutraut, daß er es leicht aus bloſer Bosheit könne gethan haben.

Nun, mein liebſter Freund, umarme ich Sie tauſendmal. Bleiben Sie geſund, und ſchreiben Sie mir oft, daß Sie es auch ſind. Ich wünſche, daß Ihr neuer Bediente ſich ſo gut halte, wie er ſich angelaſſen; ſonſt jagen Sie ihn in Zeiten weg, und ärgern und plagen ſich nicht wieder ſo lange mit einem Schurken.

Mein Schwager empfiehlt ſich, und ich bin mit der aufrichtigſten Liebe

Dero

ergebenſte

E. C. König

Haben Sie mein Portrait erhalten? Ich bin beſorgt, daß es verloren gegangen iſt.

Von Madame König.

Wien, den 15. Jul. 1772.

Sie wünſchten, ich hätte Ihnen geſchrieben, eh ich noch Ihren Brief erhalten hätte. Das wäre auch ſicherlich geſchehen, und zwar mehr als einmal, wenn ich nur einigermaßen im Stande geweſen wäre, es zu thun. So aber war ich zeither immer krank, und noch mehr am Gemüthe krank, als am Körper. Alles mußte zuſammen ſtoßen; fehlgeſchlagne Hoffnungen hier, verdrießliche Brief von Hamburg, und was nicht alles mehr, um mich faſt gänzlich niederzuſchlagen. Auch Ihr Brief, dem ich ſo ſehnlichſt entgegen ſehe, enthält nicht viel Tröſtliches für mich. Denn auch Sie ſind nich wohl, und vielleicht übler, als Sie mir ſagen wollen. Gott gebe, daß es nicht ſey, und daß Sie Ihrem Verſprechen, mir den nächſten Poſttag wieder zu ſchreiben, mögen nachgekommen ſeyn, ſonſt würde es ſchlecht um mich ausſehen: denn ob ich gleich ſeit einigen Tagen etwas beſſer bin, ſo bin ich doch noch nicht ſo ſtark, mir traurige Gedanken aus dem Kopfe reden zu können.

Ich hätte gewünſcht, daß Sie den Pyrmonter Brunnen an der Quelle getrunken hätten. Nicht der Brunnen allein iſt Ihnen nöthig, ſondern mehr die Zerſtreuung, und wenn Sie nun vollends die fatale Arbeit fortſetzen, die Ihnen ſo nachtheilig iſt, ſo füchte ich, daß der Effekt vom Brunnen wenig oder nichts ſeyn wird. Ueberhaupt ſollten Sie die Arbeit ganz auf die Seite ſetzen, bis Sie ſich geſchickter dazu fänden, und wenn die Zeit auch einmal käme, was wäre denn daran gelegen? Ein Andrer kann die Bücher in Ordnung bringen, der ſie in Ordnung haben will. Ich meines Theils habe ſie, ſeit ich Ihren Brief erhalten, hundertmal ins Feuer gewünſcht.

Ihr neues Stück iſt vorige Woche drey Tage nach einander aufgeführt worden, und zwar mit außerordentlichem und allgemeinem Beyfall. Der Kaiſer hat es zweymal geſehen, und es gegen G. ſehr gelobt. Das muß ich aber auch geſtehen, hat er gſagt, daß ich in meinem Leben in keiner Tragödie ſo viel gelacht hae. Und ich kann ſagen: daß ich in meinem Leben in keiner Tragödie ſo viel habe lachen hören; zuweilen bey Stellen, wo, meiner Meinung nach, eher hätte ſollen geweinet, als gelacht werden.

Die Vorſtellung iſt ſehr mittelmäßig ausgefallen. Nur allein die Huberinn, die die Rolle der Mutter machte, hat, meines Erachtens, in der größten Vollkommenheit geſpielt. Wenigſtens ich habe in meinem Leben keine Rolle ſo ausführen ſehen, und bey einer das empfunden, was ich bey der empfand. Den Prinzen machte Stephanie der Aeltere, ich möchte faſt ſagen: ſo ſchlecht wie möglich. Die ſchöne Scene mit dem Mahler, die verliert hier ihren ganzen Werth. Denn die ſpielt der Prinz und der Mahler, beyde zugleich ſo abgeſchmackt, daß man ſie möchte mit Naſenſtübern vom Theater ſchicken. Stephanie wird täglich affektirter und unerträglicher, beſonders in ſeinem ſtummen Spiele. Was thut er zuletzt in Ihrem Stücke? Er reißt ſein ohnedem großes Maul bis an die Ohren auf, ſtreckt die Zunge lang mächtig aus dem Halſe, und leckt das Blut von dem Dolche, womit Emilia erſtochen iſt. Was mag er damit wollen? Ekel erregen? Wenn das iſt, ſo hat er ſeinen Endzweck erreicht.

Bey dem Theater wird bald eine Veränderung vorgehen. Der Graf Cohari iſt völlig ruinirt, und bereits in Ungarn für unmündig erklärt. Es ſind ihm für ſich und ſeine Familie 2000 Thlr. jährlich ausgeworfen; ein großer Abſtich von 16000 Thlr., die er ſonſt Einkünfte hatte. Man hofft, das Theater werde ihm auf künftigen Winter noch bleiben, damit er ſich in etwas heraus reißen kann. Alsdenn glaubt man, wird es der Kaiſer übernehmen. Ich wünſchte es. Sie können ſich leicht vorſtellen, warum.

Daß van Swieten wirklich einmal tod iſt, werden Sie nun längſt wiſſen. Seine Stelle, als Leibmedikus, iſt durch den D. Störk erſetzt; wer aber die bey der Bibliothek und Cenſur erhalten wird, weiß man noch nicht. Ich glaube nicht, daß ſein Tod großen Einfluß haben wird; wenigſtens nicht in die Sache, worauf Sie wohl denken. Die kommt ſchwerlich zu Stande, ſo lange nicht eine andere Veränderung vorgeht. Und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß R** den ganzen Plan verrückt hat. Man findet ſich zu ſehr mit ihm betrogen, und ſagt daher, daß er wirklich nun ſchon das einzige Mittel, ſich zu behaupten, ergreift und umſattelt. Nachher ſoll er auf drey Jahre nach Rom gehen, und dort lernen, was man glaubte, daß er ſchon wüßte. Daß Sie dieſes aber ja nicht nacherzählen! Man könnte ſonſt leicht auf den Verdacht gerathen, daß es von mir käme. Ich habe ſo ſchon einigemal geglaubt, aus G**s Miene ſchließen zu können, daß er einigen Wink hat, worauf ſich unſre Freundſchaft gründet. Vermuthlich durch R**. Wie ich höre, ſoll der beſtändig um und bey ihm ſeyn, und außer ihm niemanden ſehen.

Es giebt mir eine ſchlechte Idee von G**. Denn außer ihm iſt doch auch kein Einziger, der R** nicht für die elendeſte und kriechendſte Kreatur von der ganzen Welt hält, und es darf nur das Viertheil von dem wahr ſeyn, was man von ihm erzählt, ſo iſt er es gewiß

Seit einigen Wochen iſt ein junger Profeſſor aus Leipzig, Namens Reiz, hier, um das Kabinet eines gewiſſen Fürſten in Ordnung zu bringen. Vielleicht kennen Sie ihn.

Die Nachricht von Madam G. hat mich erfreut, und ſo auch die von unſerm Freund Sch. Wie gut wäre es, wenn der Mann einmal in einen ruhigern Stand käme! Zwar ruhiger wird er dadurch nicht viel mehr werden, aber doch frey von Nahrungsſorgen, und dies ſind wohl die nagendſten Sorgen, die man in der Welt haben kann; vorausgeſetzt, wenn man Kinder hat.

Ich ſehe nicht ein, wie ich mir auf das Vergnügen Hoffnung machen könnte, Sie im Auguſt in Hamburg zu ſehen. Demohngeachtet reiſen Sie immer hin. Statt Sie da zu ſehen, werde ich die Zufriedenheit haben, von Ihnen zu hören, daß Sie Ihre völlige Geſundheit und Munterkeit wieder daher geholt haben. — Gott weiß, wenn ich hier wegkomme, und ob und wie ich wegkomme! Noch ſtehe ich immer auf demſelben Fleck. Doch, ich habe mir vorgenommen, Sie für dieſesmal gar nicht über meine Umſtände zu unterhalten, und mir überhaupt, während daß ich den Brunnen trinke, ſo viel möglich, alles Unangenehme aus dem Kopfe zu ſchlagen. Der Pyrmonter Brunnen greift mich ohnedies allemal ſtark an. Könnte ich ihn doch in Ihrer Geſellſchaft trinken! Dieſen Wunſch thue ich ſicherlich alle Morgen beym erſten Glas.

Leben Sie wohl, liebſter Freund! Ich kriege Beſuch, und muß alſo ſchließen. Schreiben Sie mir ja bald, ich bitte Sie inſtändigſt.

K.

Berlin, den 24. Julius 1772.

Liebſter Bruder,

Daß Du bey geſundem Leibe krank, und bey geſunder Seele tintenſcheu biſt, habe ich aus Deinem Briefe an Voß geſehen. Dieſe Art Krankheit iſt mir nun freylich nicht bekannt; aber eine ähnliche: mit frohem Gemüthe verdrießlich zu ſeyn. Freylich habe ich nur erſt den Anſatz dazu, doch ſo viel, daß ich mir von Deinem Zuſtande eine Vorſtellung machen kann. Bey dem allen aber iſt Deine Tintenſcheu eine Erinnerung, in der Einſamkeit auch einſam zu bleiben. Die dortige Bibliothek iſt Dir zu viel Geſellſchaft, in welcher Moſes, der ſeit langer Zeit Deine Krankheit hat, und alſo aus doppelten Urſachen an Deinem Befinden Antheil nimmt, mit Schaudern herum gewandert iſt.

Hier folgt endlich der neue Abdruck von Deiner Emilia. Der Titel iſt etwas gothiſch. Der Briefmacher über Deine Emilia im

Poſtreiter hat daran neuen Stoff. Was der Mann nicht für Siebenſachen weiß! Sind dieſe Briefe nur ein Beyfalls-Compliment, ſo iſt es auch für einen Reichsſtädter zu lang. Oder ſind ſie wohl gar Schäkerey? Das will ich nicht hoffen. Es wäre um kein Haar beſſer, als in ernſthafter Geſellſchaft zu kindern.

Herr Meil hat die beiden Antiken geſtochen, und Du ſollſt ihm nur melden, wann er ſie Dir ſchicken ſoll.

Mit der Kochiſchen Geſellſchaft geht es hier nun ſo ſo! Man ſchätzt ſie mehr um ihres ſtillen und ordentlichen Lebens, als um ihrer Vorſtellungen willen. Wollte Gott, ſie lebte ſchlechter, und ſpielte beſſer! Was macht aber die Döbbeliniſche? Die ſpielt wohl ſo ſchlecht, als ſie ſchlecht lebt!

Lieber Bruder, ſey recht geſund! Was hilft es Dir, wenn auch ich mit krank würde? Kein Menſch kann beſſer eſſen, trinken und ſchlafen als

Dein

Bruder
Karl.

Von Madame König.

Wien, den

Liebſter Freund!

Wenn Sie zugegen wären, könnte ich Ihnen vier weitläufige Briefe zeigen, die ich eben ihrer Weitläuftigkeit wegen nicht abgeſchickt habe. Denn wenn ich es recht bedachte, ſo fiel mir ein: was hilft es, daß Du Deinem Freunde Klagen vorbringſt, deren Urſachen Er nicht heben kann, ſo gerne Er es thäte, wenn es in ſeiner Macht ſtünde. Um nun nicht wieder in die Verſuchung zu fallen auch dieſen Brief liegen zu laſſen, will ich Ihnen nur überhaupt ſagen: meine Sachen gehen noch nicht wie ich wünſche; gegentheils verſchlägt ſich eine gute Ausſicht nach der andern, und ſeit ſechs Wochen her hat jeder Tag eine neue Plage für mich. Nur erſt vor einigen Tagen bin ich wieder mit 700 fl. — in ein Falliment verwickelt worden; wo ich mit der größten Vorſichtigkeit mich eingelaſſen hatte. Hierzu kommt noch daß Schubach gerne die Sache aus einander geſetzt wiſſen will, was doch nicht möglich iſt, wenn nicht allein ich zur Bettlerinn werden, ſondern auch ſogar meine Gläubiger zu kurz kommen ſollen.

Für mich wird ohnedieß keine Rettung ſeyn, wenn ich nicht zu Unterſtützung der Fabrike vom Hofe Vorſchuß erhalte, was ich bis ietzo noch nicht begehret, nun aber in einigen Tagen, und zwar gerade von der Kaiſerinn, begehren werde. Ich habe bisher geglaubt, meine Geſchwiſter würden mir das Ihrige laſſen, es ſcheinet aber, daß beſonders der Profeſſor keine Luſt dazu hat. Sie dazu überreden mag ich nicht, weil ich ſehe, daß alle mein Fleiß nicht beglückt iſt. Wenn demnach der Hof nicht die Hand bieten will, ſo werden vermuthlich zwei im Flor ſtehende Fabriken, bei denen ich alle das Meinige einbüßen werde, eingehen müſſen; und das juſt zur Zeit, wo der Abſatz anfängt ergiebig zu werden. Denn ſeit meinem Hierſeyn hat er außerordentlich zugenommen. Ein Kaufmann allein will ſich engagiren, mir monatlich für 1000 Fl. Waare gegen baare Bezahlung abzunehmen, wenn ich ihm dagegen Päſſe für ein Quantum von 8000 Fl. ausländiſche Waare verſchaffe, und das auf ſo viel Jahre als es der Hof eingehen will. — Wäre es nicht ſonderbar, wenn dem ungeacht alles den Krebsgang ginge? Gewiß! nicht nur ſonderbar, ſondern ſehr hart, und doch kann es leicht ſo kommen.

Was ich aus G** machen ſoll, weiß ich nicht. Er bezeugt ſich außerordentlich freundſchaftlich; aber er ſcheint mir nicht recht zu trauen, ſondern vielmehr zu glauben, meine Verlegenheit ſei bloße Verſtellung; ich ſuchte die Hülfe nur, um mit guter Manier von hier los zu kommen. Ich weiß, daß er ſogar der Kaiſerin erzehlet hat, ich ſei hieher gekommen, um das Werk anzugeben. In welcher Abſicht? kann ich nicht errathen. Sie mag aber geweſen ſeyn, welche ſie wolle, ſo hätte er mir immer einen größern Gefallen gethan, wenn er lieber ganz von mir geſchwiegen hätte. Denn es iſt nichts natürlicher, als daß man den ſich ſelbſt überläßt, von dem man vermuthet, daß er nach erhaltener Hülfe ins Fäuſtchen lacht und davon geht.

Demohngeachtet ſchreiben Sie ihm, thun Sie es mir zu Gefallen. Jetzt erſt kann er mir nutzen, wenn er will. Bisher iſt noch nichts von meiner Sache in den Staatsrath gekommen, weil ich die erſten Inſtanzen nicht habe vorbei gehen wollen. Was ich aber nun direkte an die Kaiſerinn eingeben werde, das wird Sie, wie gewöhnlich, mit ſich in den Staatsrath nehmen, wenn er dann das Wort für mich redet, ſo wird mir gewiß binnen kurzem geholfen.

Wenn ich bei den vielen Verdrießlichkeiten nur noch den Troſt hätte, Sie recht geſund und vergnügt zu wiſſen; aber Sie ſcheinen mir nichts weniger, als das zu ſeyn. Wenn es nicht gar noch ſchlimmer mit Ihnen iſt, als Sie ſagen: Wenigſtens wenn es noch nicht ſchlimmer iſt, ſo kann es leicht ſchlimmer werden, wenn Sie nicht in Zeiten vorbeugen. Das beſte Mittel wäre geweſen, Sie hätten mit

Eberten die Reiſe nach Hamburg gemacht. Beides die Zerſtreuung und Bewegung hätten Sie ſicherlich kurirt. Folgen Sie meinem Rathe und thun Sie es noch. Oder machen Sie eine andere Reiſe. Die auf hier möchte ich Ihnen nicht rathen, wenn Sie anders noch einmal für den hieſigen Ort beſtimmt ſind. In meiner Geſellſchaft müßte er Ihnen durchaus zum Ekel werden. Mir iſt er es ſo, daß ich Gott auf den Knieen danken würde, wenn ich ihn dieſe Stunde verlaſſen könnte, um ihn auf nimmer wieder zu ſehen. Aber freilich mag es wohl weniger an dem Orte, als an den Umſtänden liegen, worinn ich jetzt bin. Ich erinnere mich noch wohl der Zeit, da ich lieber an jeden andern Ort gegangen wäre als nach Hamburg, und wenn es jetzt auf meinen Willen ankäme, ſo vertauſchte ich Hamburg nur mit einem einzigen Ort in der Welt, den ich Ihnen wohl nicht zu nennen brauche.

Von B** höre und ſehe ich nichts. Man ſagt aber neuerdings W. werde auf hier berufen. So viel iſt ſicher: daß er mit Sonnenfels fleißig Briefe wechſelt, doch glaube ich nicht, daß es dieſe Urſache zum Grunde habe.

Für die mir mitgetheilte Neuigkeiten von Hamburg danke ich. — Es war mir keine angenehmer, als die, daß Albertis Tochter verſorgt wird. Wie gehet es denn der Mutter mit den übrigen Kindern? Haben ſie auch ihre Verſorgung? — An der Heirath mit der Mumſen und Matſen habe ich nichts auszuſetzen, als daß ſie zu ungleich an Jahren iſt. Sie muß wenigſtens acht Jahre älter ſeyn als er. Sonſt ſind es beyde ein paar rechtſchaffene Leute, die einander würdig ſind.

Bei Gelegenheit erkundigen Sie ſich doch genau, wie die Sachen von T. d. h. ſtehen. Ich habe zwar keinen großen Poſten an ihnen zu fordern, allein ich verliere ſo viel kleine Poſten, daß am Ende nichts für mich über bleibt.

Die gute Z. dauert mich um ſo mehr, weil ich mich, wie ich glaube, nicht irre, wenn ich in die Beſtändigkeit des Herrn W** kein großes Vertrauen ſetze. Was meinen Sie?

Und was meinen Sie? hätte ich nicht Urſache mit Ihnen zu zanken, über die Unſchlüſſigkeit, worinne Sie geweſen: ob Sie mir Ihr Portrait ſchicken oder nicht ſchicken wollten? Ich hoffe die Sache hat ſich zu meinem Beſten entſchieden, und es iſt unterwegs, ſonſt wahrhaftig! bereden Sie mich nimmermehr, daß Ihnen das Meinige ſo angenehm geweſen. Vergeſſen Sie nur auch nicht, daß mir das Original von Grafen gehört. Sie haben es mir ausdrücklich zugeſagt. Nun, mein Freund, leben Sie wohl, und da Sie überzeugt ſind, daß ich Ihnen ſonſt oft Briefe geborgt habe, ſo ſeyn Sie erkenntlich, und borgen mir auch wiederum einige, bis ich wieder im Stande bin, Vorſchuß zu leiſten. Ich wünſche Ihnen bald was angenehmes ſagen zu können; noch mehr aber wünſche ich zu hören, daß Sie geſund und zufrieden ſind. Möchte dieſe Nachricht unterweges ſeyn!

Ich bin auf immer

Ihre ergebene Freundinn
E. C. K.

Herr Sternſchütz iſt vor einigen Tagen begraben worden. Die Huberinn ſoll über ſeinen Tod untröſtlich ſeyn.

---

14 Halberſtadt, den ~~10.~~ Sept. 1772.

Neulich war ich in Ilſenburg beym Herrn Grafen von Wernigerode, drey Meilen nur von meinem geliebteſten Leſſing entfernt. Von dort aus wollt' ich zu ihm fliegen, (denn iſt es nicht traurig, daß wir, nur ſechs Meilen von einander, bisher uns ſo ſelten ſahen). Ich wollte zu ihm fliegen; der Herr Graf hielt mich ab. Ich mußte zurück nach Hauſe, dachte, mit dem Herrn Domdechant, der ſeinen Sohn in Braunſchweig beſuchen wollte, Geſellſchaft zu machen; dieſer aber war den Tag meiner Zuhauſekunft ſchon abgereiſt. Zweymal verfehlt' ich es alſo, meinen geliebten Leſſing zu ſehen; das drittemal, hoff' ich, ſoll es mir beſſer gelingen. Ich will, wenn nicht alle Götter mir zuwider ſind, noch in dieſem oder künftigen Monat, wenn unſer General-Capitel, wie ich vermuthe, acht Tage lang ausgeſetzt werden wird, gerades Weges meinen geliebteſten Leſſing überfallen, und ihn an ſein faſt verjährtes Verſprechen, mich zu beſuchen, mündlich erinnern.

Für itzt, mein lieber Freund, empfehl' ich Ihnen meinen guten Benzler, der ſchon einmal Ihnen ſelbſt geſchrieben hat. Er glaubt, bey einer armſeligen Verſorgung in Lemgo, wegen des an dieſem Orte zu ſtiftenden größern Nutzens, glücklicher zu ſeyn, als in Halberſtadt; deswegen geht er nach Lemgo zurück.

Könnten Sie denn nicht etwa, liebſter Leſſing, dieſen ſehr geſchickten, aber wegen ſeines harten Gehörs zu mancher ihm hier zu verſchaffenden Bedienung untüchtigen jungen Mann, dort zu einer guten Verſorgung verhelfen? Sie würden mich Ihnen unendlich verbinden. Ich habe dem guten Manne Hoffnung zu einer Verſorgung gemacht, und möchte ſie nun auch gern erfüllen.

Wenn Ihnen, liebſter Freund, von unſerm Jacobi neue Schriften zu Geſicht kommen ſollten, und Sie finden eins oder das andere darin, das Ihnen mißfällt, ſo kommen Sie nur nicht auf den böſen Gedanken, als ob Ihr Gleim den mindeſten Antheil daran habe.

Mit ſeiner Dichteroper bin ich unzufrieden, und mißbillige manches in ſeiner Vertheidigung gegen Hauſen. Von beyden Schriften hab' ich vor dem Druck nicht die mindeſte Kenntniß gehabt.

Unſer guter Michaelis beſſerte ſich die vorige Woche, wurde aber ehegeſtern wieder krank, und ich habe wenig Hoffnung ihn zu behalten.

Gleim.

Halberſtadt, den 30. Sept. 1772.

Dieſen Nachmittag um ein Uhr iſt unſer Michaelis, nachdem er an der Schwindſucht und einem Lungengeſchwür beynahe ein Vierteljahr ſehr krank geweſen war, in die Ewigkeit gegangen. Ihnen, mein liebſter Leſſing, meld' ich es noch heute; denn Sie waren ſein Beförderer. Sie kannten ſein Genie, und ſtimmen in meine Klagen. Laſſen Sie doch den Braunſchweigiſchen Freunden ſeiner monatlichen Briefe Nachricht davon geben, damit ſie die Fortſetzung derſelben nicht noch länger erwarten; denn in den drey Monaten der Krankheit haben ſie ſchon darauf gewartet. Er hatte Hoffnung bis in die letzte Stunde ſeines Lebens, und dachte noch immer ſeine Briefſchuld abzutragen. Mit weniger anſtrengender Arbeit hat er ſich während ſeiner Krankheit täglich beſchäftigt; ſeine Kinderfabeln ſind der letzte Nachlaß ſeines vortrefflichen Genies, das, wenn es zur Reife gekommen wäre, ſein Vaterland zuverläſſig mit vollkommenen Werken bereichert hätte. Noch war er ein Jüngling, und einer, der die Ungeheuer Hypochondrie und Armuth, ich meine den äußerſten Punkt derſelben, zu bekämpfen hatte; wie manches originelle Produkt haben wir nicht dennoch von ihm!

Im Junius dieſes Jahres ließ er, während meiner Anweſenheit zu Berlin, einen meiner Anverwandten, Namens Jähns, der mit ihm von gleichem Alter war, und von nicht minderm Genie — dieſen, der an der diesjährigen epidemiſchen Krankheit geſtorben war, ließ er begraben. — Bald darauf wurde er krank. Seine Grabſtätte bekommt er neben ſeinem Jähns; und wer weiß, mein lieber Leſſing, ob Ihr Gleim nicht auch bald zu ſeinen Vätern dahin verſammelt wird. Indeß bin ich Willens, den beyden jungen Dichtern Jähns und Michaelis (einige poetiſche Stücke von Jähns hat Michaelis nach des erſteren Tode geſammelt, und, wie ich höre, zum Druck nach Leipzig geſchickt) ich bin Willens, ihnen ein Denkmahl ſetzen zu laſſen, und wünſchte, daß mein Leſſing die Grabſchrift machen wollte. Sie bekommen beyde nur Einen Stein.

Gleim.

Berlin, den 19. October 1772.

Liebſter Bruder,

Schrieb ich Dir letzthin nicht, daß Graf*) geſagt, der Kopf der Agrippine ſey zwar antik, paſſe aber nicht zu der Agrippine, und müſſe von einer andern Antike auf dieſelbe geſetzt ſeyn? Er wäre zu dem übrigen Körper viel zu klein, ſonſt aber ein ſo ſehr ſchöner Kopf, daß er unmöglich von einem Neuern ſeyn könne. — Gäbe es wirklich keinen Menſchen auf der Welt, welcher einen Kopf machen könnte, der in Anſehung der Vollkommenheit einem ſchönen antiken gleich käme? Die Möglichkeit davon läugnen, iſt Antiquarität, nicht Kunſtkenntniß. Du ſollſt Unrecht haben, und man giebt Dir Recht.

Haſt Du Murrs Paar Bogen gegen die Hauſenſche Lebensbeſchreibung des verſtorbenen Klotz geleſen? Murr hat viel, aber nicht weit geſehen; denn wenn alles ſo iſt, wie er es in dieſe Bogen einrückt, ſo iſt er am ſchlimmſten geſchildert. Warum er Dich in Kunſtſachen nicht für einen ſo großen Kenner paſſiren laſſen will, davon habe ich keinen andern Grund gefunden, als den, daß Du nicht in Italien geweſen biſt.

Vor einigen Wochen ſah ich auch bey Herrn Meil die Lippertſchen Abdrücke. Braucht man erſt Kenner zu ſeyn, um zu behaupten, daß unter einem Tauſend kaum 600 mittelmäßige, und kaum ein Paar hundert gute und vortreffliche ſind? Wäre es bloß mir ſo vorgekommen, ſo ſagte es ſo viel als nichts; Meil denkt aber eben ſo, und bewies es mir mit ſehr vielen Beiſpielen. Nun frage ich Dich ſelbſt, lieber Bruder, was will Lippert mit ſeiner großen Sammlung? Beweiſen, daß die alten Künſtler Gutes und Schlechtes gemacht? jungen Leuten daraus Mythologie, Hiſtorie und guten Geſchmack beybringen? Da hätte man eine Auswahl der beſten treffen müſſen. Junge Leute brauchen eben nicht viel zu ſehen, ſondern bloß Gutes; Mittelmäßiges und Schlechtes kömmt ihnen gelegentlich genug in die Hände. Von der Koſtbarkeit und Weitläuftigkeit, die unnöthiger Weiſe gemacht wird, nichts zu gedenken. Freylich nach den Beſchreibungen iſt alles merkwürdig! Allen alten Bettel zuſammentragen, und hübſche Abdrücke davon machen, kann leicht ſo verdienſtlich ſeyn, als Graben und Miſt führen; muß man es aber gleich Kunſtkenntniß nennen?

---

*) Der berühmte Portraitmaler in Dreſden, der damals in Berlin war. Karl G. Leſſing.

Hier laſſen die Mitglieder der Akademie ein Tagebuch drucken. Es heißt Journal littéraire. Die Recenſionen ſind durchaus weiter nichts, als die trockenſten Auszüge. Sie wollen, wie ſie ſagen, dadurch der Partheylichkeit ausweichen, und bedenken nicht, daß man auch partheyiſch referiren kann. Sie wollen auch über kein Buch einen Ausſpruch thun. Warum lieſt man aber Tagebücher? Eben um von einem Erfahrnen zu erfahren, ob er glaubt, daß das oder jenes Buch aufmerkſam, oder nur obenhin, oder gar nicht geleſen zu werden verdiene. Sich alſo eines Ausſpruchs bey Recenſionen überheben, heißt, dem Leſer nicht auf ſeine Frage antworten. Ueberdies kann man auch ziemlich unwiſſend ſeyn, und doch von einem ſehr wichtigen Buche einen Auszug geben. Und das iſt manchen Recenſenten nicht unwillkommen.

Dein

treuer Bruder,

Karl.

Von Madame König.

Wien, d. 26. Oktob. 1772.

Mein lieber Freund!

Ich habe es ſehr oft vergeblich verſucht, an Sie ſchreiben zu wollen; nie war ich dazu im Stande, und bin es auch jetzo noch nicht. Allein wenn ich auch nicht weiter kommen ſollte, ſo muß ich Sie wenigſtens nur bitten, mir zu ſagen: woran es liegt, daß ich auf zwei Briefe keine Antwort, ja ſeit dem 29. Jul. keine Zeile von Ihnen geſehen habe? Ich kann mir Sie nicht anders als krank vorſtellen. Unmöglich könnten Sie ſonſt eine unglückliche Freundinn ſo ſehr vernachläſſigen. Und wie ſehr mich der Gedanke martert, brauche ich Ihnen hoffentlich nicht zu ſagen. Gott gebe! daß meine Muthmaßungen ungegründet ſeyn mögen, und daß bereits ein Brief unterwegs ſeyn mag, der mich deſſen verſichert. Sonſt verſäumen Sie doch keinen Augenblick, wenn es auch nur zwei Zeilen wären, mir Nachricht von Ihnen zu geben, oder geben zu laſſen.

Der Brief an G. mag immer zurück bleiben, wenn Sie ihn nicht ſchreiben wollen. Dieſer Brief war eine Zeitlang ein Troſt für mich, weil ich Sie darum erſucht hatte, und alſo glaubte, daß der die Urſache ſeyn könnte, warum Sie das Schreiben ſo lange an mich ausſetzten; nunmehro aber will der Troſt nicht mehr haften.

G. hat neulich in meiner Sache im Staatsrath referiret, und zwar ſehr zu meinem Vortheil. Den vorigen Schnickſchnack muß er alſo nur um etwas zu erzählen angebracht haben.

S. hat nun auch das Einzige was ihn hier noch einigermaßen in Anſehen erhalten, die Cenſur, verlohren. Er giebt G** die Schuld. Ich glaube aber ehender, daß er es ſich ſelbſt beizumeſſen hat.

Nun leben Sie wohl! und erfüllen Sie meine Bitte, damit ich nach ſo viel traurigen Stunden, wieder einmal eine freudige erlebe.

E. C. K.

Breslau, den 7. November 1772.

Liebſter Bruder,

Du biſt wieder einmal mißvergnügt geweſen? Und wie könnteſt Du es geweſen ſeyn, wenn Du geſund geweſen wärſt? Machte Dir es keine Erleichterung, Deinen Kummer mit mir zu theilen, ſo war es doch grauſame Schonung, ihn mir zu verſchweigen. Eine Unannehmlichkeit haſt Du mir erſpart, und mich nun einer Marter ausgeſetzt. Denn Dein letzter Brief konnte bey mir keine andre Wirkung haben.

„Meine Beyträge zur Geſchichte und Litteratur, ſagſt Du, laſſen ſich ſo hübſch hinſchreiben.“ Das will ich Dir ſo buchſtäblich glauben: denn ich bin ein Chriſt, der glauben und nicht raiſonniren ſoll; aber ich weiß doch etwas, das ſich noch beſſer ſo hinſchreiben läßt. Eine Operette! Auf jedem Bogen ein luſtiger Einfall, wie man ihn täglich unter nicht ganz verbutteten Menſchen haben kann, und unter zehn Arien ein erträglicher Gaſſenhauer: das ſollte Dir nicht leichter werden, als die Beyträge? Was würde aber das leſende Publicum dazu ſagen, denkſt Du. Ach, die gute Schlafmütze ſagt nichts! Wenn man ſich ſonſt kein Gewiſſen macht — man kann es an Treber gewöhnen, und es findet ſie nach einiger Zeit ſo gut als die nahrhafteſten Speiſen. Giebt es hin und her einen eigenſinnigen Kopf, ſo hat er ſo wenig Stimme, als Voltaire unter den Geiſtlichen. Und unſre jetzigen lieben Kunſtrichter ſind wohlgezogene Leute, die an Streiten, Zanken, Widerſprechen, Läſtern und Spotten kein Wohlgefallen haben. Sie lieben zwar einander nicht, noch weniger ertragen ſie einander: aber Ja können ſie auf mannigfache Art ſagen, wo ſie Nein ſagen ſollten; und umgekehrt.

Die Beſoldung des Kochiſchen Theaters iſt ein Mährchen, womit ſich die ganze Stadt vierzehn Tage geſchleppt hat. Koch wird aber dem ungeachtet in Kurzem wieder hier ſeyn, wenn er ſich nicht in Potsdam einige Zeit aufhalten muß.

Mit eheſtem mehr! Nur bitte ich Dich nochmals, und zwar in einem Latinismus: Sorge, daß Du Dich wohl und geſund befindeſt.

Karl.

Wien, d. 18. Novemb. 1772.

Mein lieber Freund!

Sie haben wohl Urſache ſich ſelbſt zu wundern, daß Sie mich unter denen Umſtänden, worinn ich mich itzo befinde, vier Monate lang haben vergeſſen können. Denn geſtehen Sie es nur! Sie haben mich entweder würklich vergeſſen, oder haben wenigſtens verſucht, mich zu vergeſſen. Aus Ihrem eigenen Brief ſchließe ich das. Sie ſind, ſagen Sie, ſchlimmer als krank geweſen; mißvergnügt, ärgerlich, wild; wieder ſich und wieder die ganze Welt aufgebracht; mich allein ausgenommen. Alles will ich Ihnen glauben, nur nicht das Letztere. Wäre dieß! wie wäre es möglich, daß in der langen Zwiſchenzeit, auch nicht einmal ein Funken von Mitleid Sie angefacht hätte, mir einige Nachricht von ſich zu geben. Wenn Sie mein trauriges Naturel nicht kennten, ſo wären Sie noch zu entſchuldigen. So wiſſen Sie aber, daß ich mir immer das Schlimmſte vorſtelle. Ich habe Sie mir nicht weniger als auf den Tod krank, oder gar tod gedacht; und wie mir bei dieſer Vorſtellung zu Muthe geweſen, habe ich beſſer empfunden, als ich es beſchreiben kann. Dem ungeachtet verzeihe ich Ihnen von ganzen Herzen; allein bis zur Abbitte komme ich nicht, bis Sie mich beſſer überführen, daß Sie berechtiget ſind, ſie zu fordern.

Wäre Ihr Brief zu rechter Zeit angekommen, wie er dem Datum nach hätte kommen ſollen, ſo hätte ich ihn vor der Abreiſe meines Schwagers erhalten, was mir ſehr lieb geweſen wäre, weil ich mich alsdenn nicht ſo gegen ihn verrathen hätte, wie ich in der letzten Stunde ſeines Hierſeyns gethan habe. Nachdem ich ihm alle mögliche Aufträge gemacht hatte, ſo fragte er mich: was er denn an Sie ſagen ſollte? Die Frage überraſchte mich. Mein Herz war ohnedem ſchon beklommen, denn die ganze Nacht hatte ich ſchlaflos zugebracht, und mich mit den Gedanken gequälet, daß er nun bald Sie und meine Kinder ſehen würde, da ich hingegen in der traurigen Lage allein zurückbleiben müſſe, ohne zu wiſſen, ob ich auch noch einmal das Glück zu genieſſen hätte. Ich konnte ihm daher nicht antworten, bis ein Strom von Thränen dem Herzen Luft gemacht hatte. Denn ſo ſagte ich ihm: ſagen Sie an Leſſing in meinem Namen alles, was Sie Ihrem beſten Herzensfreunde ſagen würden; ſagen Sie ihm aber auch zugleich, daß er mir bald und oft ſchreiben ſoll. Ich weiß nicht, ob die Art, wie ich das ausſprach, oder ob er würklich in meiner Seele las, was drinnen vorging, ihm Thränen erpreßte; genug ich habe in dem Augenblick die erſten Thränen in ſeinen Augen geſehen, und der Augenblick hat mich auch für vieles mit ihm ausgeſöhnet. — Ich wünſchte nur, daß ich ihm noch geſagt hätte: Sie wüßten alle meine Umſtände, und daher möchte er Ihnen die jetzige Lage der Sachen erzählen. Sie iſt zwar noch immer dieſelbe; außer daß der Abſatz, der ſeit meinem Hierſeyn zugenommen, mehr und mehr zunimmt, und daß das Kommerzium auch anfängt mir Hülfe zu leiſten, und daß ich überhaupt die Ausſicht habe, daß ſie mich fernerhin auf das kräftigſte unterſtützen werden. Meine Freunde haben ſich ebenfalls erkläret, mir zu Fortſetzung der Fabrike ihre Kapitalien laſſen zu wollen. Es wird nun darauf ankommen, zu was ſich die übrigen Gläubiger verſtehen. Wollen ſich dieſe den Verluſt gefallen laſſen, der ehender bei Verkaufung der Fabriken entſtehen würde: ſo will ich das Werk fortſetzen, anders aber nicht. Denn meine Freunde laſſe ich nicht für den Reſt ſitzen, mag es mir denn auch ergehen, wie es will. Nicht wahr, mein lieber Freund, ich habe Recht? In einigen Monaten muß es nun entſchieden werden. Entweder ich bleibe ganz hier, oder wenn alles ſoll verkauft werden, ſo muß ich doch wenigſtens noch ſechs Monate hier zubringen; welche Zeit ich mir für eine Ewigkeit vorgeſtellt habe, bevor ich die glückliche Ausſicht hatte, Sie hier zu ſehen. Iſt es denn aber auch gewiß? Haben Sie Ihren Plan auch in einer recht ruhigen Stunde entworfen? Wenn das auch nicht wäre, ſo dankte ich Ihnen ſchon dafür, weil er mir zu einem unendlichen Troſt gereicht; vielmehr wenn Sie ihn vollführen, ſo werde ich Ihnen tauſend und tauſend Dank ſagen. Die Reiſe nach Italien muß ich mir freilich nicht dabei gedenken, ſonſt leidet die Freude einen ziemlichen Stoß. Allein ich denke auch, daß es dazu nicht kommen wird. Wenn Sie einmal hier ſind, wird man Sie ſchon feſt halten. Der Graf K. muß ein recht braver Mann ſeyn, daß er Sie auf ſolche gute Gedanken gebracht hat. Wenn er nur in einigen Monaten wieder durch Wolfenbüttel käme, damit er Sie darinn befeſtigte: und wenn Sie nur nicht mehr Schwierigkeiten beim Herzog finden, als Sie ſich vorſtellen. Ich bin gewiß, daß er Sie ungern verliert, und daß dieſe Reiſe den Weg dazu bahnen könne, möchte ihm leicht einfallen. Ohne Ihre Stelle nicht ganz gewiß zu behalten, wollte ich Ihnen überhaupt nicht rathen, wegzugehen. Wohl, wenn der Kaiſer allein regierte, dann wollte ich garantieren, daß Sie hier blieben. So lange aber die Kaiſerinn lebt, iſt es vielen Schwierigkeiten unterworfen, bis ein Proteſtant angenommen wird. — Für R. hat G** und ſein Anhang alles angewandt; die Kaiſerinn iſt aber ſo gegen ihn eingenommen, daß Sie durchaus ſich nicht hat bewegen laſſen; und man ſagt noch dazu für zuverläſſig, er habe umſatteln wollen. Mein Schwager wird Ihnen ſchon erzählet haben, daß R. tauſend Dukaten für die Reiſe kriegt. Er kann damit zufrieden ſeyn, der elende Menſch!

Ich hätte was drum gegeben, wenn man an Sch. auch die Reiſe ſo hätte bezahlen wollen. Den hätte ich recht was ausgefragt. Wenn er in der Angſtvollen Zeit geſagt hätte: ich habe Leſſing geſund geſehen; ich glaube, ich wäre ihm um den Hals gefallen. Aber nach einer kleinen Pauſe — Nein! ich hätte ihn nichts weiter gefragt.

Sie geſtehen ja ſo ſchon von ſelbſten, daß Sie alle Tage ſchlimmer werden; das glaube ich, denn davon habe ich Leider! die Probe; aber dümmer, das glaube ich nicht. Die Einſamkeit macht eine ganz entgegengeſetzte Wirkung auf mich — ich werde alle Tage beſſer. Sie werden daher nicht die nemliche an mir finden. Welch eine Frage! Sie hat mich nicht wenig beleidiget. — Jedoch ich will über dieſe Frage ſowohl, als wie über noch einige Stellen aus Ihrem Brief nicht weiter denken. Nur die Stelle, worinn Sie verſprechen, kommen zu wollen, will ich recht oft überleſen. Sie hat einen ſolchen Eindruck auf mich gemacht, daß Perſonen, die mich für einigen Tagen geſehen, und eben wieder beſucht haben, ſo eine Veränderung an mir geſpüret, daß ſie in mich drungen, um die Urſache zu wiſſen. Geben Sie meinen Freunden bald wieder Gelegenheit zu einer ſolchen Neugierde. Nicht wahr? Sie laſſen mich nun nicht wieder ſo lange in Verlegenheit, ſondern erſetzen vielmehr durch öfteres Schreiben die vielen Sorgen und Kummer, ſo Sie mir verurſacht.

Selbſt war ich ſeit acht Tagen nicht in der Stadt. Ich habe aber den Brief G. gleich zugeſchickt. Ich kenne ihn nicht genug, um ihn beurtheilen zu können. S** hält ihn für falſch.

Die Henſelinn iſt ſchon vor einiger Zeit von hier gereiſet. Wenn Sie die einmal ſprechen ſollten, ſo würden Sie eine artige Schilderung von den Wienern bekommen. Man hat ihr aber auch ſo unbillig begegnet, daß es ihr nicht übel zu nehmen iſt, wenn ſie ein wenig losziehet. Keine einzige intereſſante Rolle hat man ſie ſpielen laſſen, und ſo wie ſie erzählet, hat ihr S. und andere mehr, in die Augen geſagt: ſie könne wohl in der Provinz gefallen, aber in der Hauptſtadt unmöglich. Und wie Riedel ſie das Erſtemal ſah, rief er aus: mein Gott! nun will ich doch auch Wieland, Leſſing, und allen denen Leuten ihrem Geſchmack nicht mehr trauen; denn ſo was abſcheuliches habe ich nie geſehen.

Dieſer Brief blieb vorigen Poſttag liegen, weil ich verhindert wurde ihn zu ſchlieſſen. — Unterdeſſen habe ich einen Brief von Sch. erhalten. Der bleibt immer bei ſeiner alten Meinung: ich ſollte alles verkaufen, und mich nicht daran kehren, es möge herauskommen, was da wolle. Er iſt bange, daß ich eine gar zu große Laſt auf dem Halſe behalte. So aber wenn nun alles zu Gelde gemacht würde, und er die Maſſe regulierte, denkt er ſo für mich ſorgen zu können, daß ich zufrieden ſeyn würde. Er hat ſich deswegen von allen Gläubigern Vollmacht ausgebeten, die Maſſe nach ſeinem Gutdünken aus einander ſetzen zu können. Von den meiſten Fremden hat er ſie auch ſchon erhalten; allein meine Freunde werden ſie ihm ſchwerlich geben, wie ich von meinem Frankfurter Bruder höre, von dem ich zugleich einen Brief erhalten. Meine Freunde wiſſen ſeine Abſicht nicht, die ich ihnen auch nicht ſchreiben mag, wie Sie leicht denken können. Was ſagen Sie dazu? Ich geſtehe gerne, daß ich Sch. Rath gerne folgte, und mir die große Laſt vom Halſe ſchaffte. Wenn ich aber auch bedenke, daß ich jetzo die Ausſicht habe, bei Fortſetzung des Werks die Gläubiger, ſo Geduld geben wollen, für Schaden bewahren zu können, ſo halte ich es für unverantwortlich, wenn ich es nicht thue. — Für beſtändig die Fabriken zu behalten, iſt ſo meine Abſicht nicht. Es wäre denn, daß Ihr Plan reuſſirte. Sonſt aber dächte ich, ſie in einigen Jahren in einen ſolchen Stand zu ſetzen, daß es mir alsdenn an Käufern nicht fehlen ſollte. Wäre ich vom Anfang hier geweſen, ſo ſollte es mir jetzo ſchon daran nicht fehlen. Die unbedachtſame Art, wie hier gewirthſchaftet worden, können Sie ſich gar nicht vorſtellen. Ich habe auch von der Seite nicht wenig Verdruß, weil man gewohnt iſt, willkürlich zu agiren, und nur das zu thun was bequem fällt.

Nun bitte ich Sie inſtändig, ſchreiben Sie mir bald, und ſagen Sie mir recht aufrichtig Ihre Meinung: ob ich Sch. Rath folgen ſoll oder nicht? Es wird zwar nur zum Theil von mir abhangen; was denn nun aber von mir abhängt, möchte ich gerne nach Ihrem Gutdünken einrichten.

Seit geſtern iſt die betrübte Nachricht von M. J. Sohne hier. Sie hat mich ſehr alterieret. Ich bedaure den braven Vater von ganzem Herzen. Nicht wahr? es iſt ſein einziger Sohn?

Mein älteſter Sohn macht mir auch vielen Kummer. Sein Schaden am Fuß hat ſich wieder aufgeworfen, und ich weiß nicht, unter welchen Händen er iſt, und ob ſie wohl gar in Heidelberg einen geſchickten Chirurgum haben? Ohne mich hierüber zu beruhigen, hat man mir, doch in ganz beſorglichen Ausdrücken, dieſe Nachricht von Frankfurt ertheilt. Gott gebe mir bald eine beſſere!

Wo meine andern Kinder hinkommen werden, wenn die Haushaltung nun aufgehoben wird? weiß ich auch noch nicht. Der Profeſſor beſteht darauf, ich ſoll ſie nicht hierher nehmen; ſondern in der Pfalz in die Koſt geben. Sobald ich aber dieß thun müßte, ſo wünſchte ich lieber heut als morgen aus der Welt zu ſeyn. Ich weiß, was mich die Trennung jetzt ſchon koſtet, vielmehr, wenn ich mich auf immer von ihnen trennen ſollte.

Eben werde ich durch einen Beſuch von einem Herrn aus Prag unterbrochen, von dem ich gehört, daß der Poſtwagen ſich in Prag fünf Tage aufhält. So käme alſo dieſer Brief noch vor meinem Schwager zu Ihnen. Dann machen Sie ihm viele Komplimente; ſagen Sie ihm aber nichts weiter, als was er zu wiſſen nöthig hat. Ueberhaupt wollte ich Sie bitten, dieſen Brief zu zerreißen, wegen deſſen, was von Sch. darinnen ſteht.

Nun, mein Lieber, leben Sie wohl, und arbeiten Sie recht fleißig, damit ich Sie ſo bald als möglich hier ſehe. Ich werde es mit dem lebhafteſten Dank erkennen, und Zeitlebens ſeyn

ganz die Ihrige
E. C. K.

Von Madame König.

Wien, den 5. Dec. 1772.

Liebſter, beſter Freund!

Nun iſt mein Schwager ſchon ſo glücklich geweſen, Sie zu ſehen, und das recht geſund und vergnügt, oder alle meine Wünſche müſſen vergebens ſeyn. Tauſend und tauſendmal habe ich mich an ſeine Stelle gewünſcht. — Er wird Ihnen nicht viel Angenehmes von Wien erzählt haben; denn es hat ihm hier höchſt mißfallen. Nicht, daß er nicht ausgegangen wäre; er iſt alle Tage ausgeweſen, allein Sie wiſſen ſchon, er muß eine Verplemperung haben, und ich weiß nicht, woran es gelegen, daß ihm dieſe gefehlt. — Mir hat er beym Abſchiednehmen einen rechten Poſſen geſpielt, indem er alle Bekannten erſucht, mich fleißig zu beſuchen, und ſie haben ihm zu meinem Verdruſſe ſo treulich willfahrt, daß ich, ſeit ſeiner Abreiſe, nichts als Beſuche anzunehmen und Invitationen auszuſchlagen habe. Ich hoffe, das nun eingefallene üble Wetter wird mir dieſe Laſt wieder vom Halſe ſchaffen. Denn ich bin nun zu nichts weniger, als zu Geſellſchaften aufgelegt. Ich bin andern zur Laſt, und mir ſelbſt. Wenn ich mir ja noch einige ruhige Stunden machen kann, ſo ſind es die, wenn ich für mich allein bin. Was mir am beſchwerlichſten fällt, iſt die Schwachheit meiner Augen, die ich dieſen Winter zum Erſtenmal empfinde. Ich kann bey Licht nicht lange weder ſchreiben noch leſen, und muß mich daher mit Stricken unterhalten; eine Arbeit, wobey ſich gut Grillen machen laſſen. Um den verdrießlichen Grillen auszuweichen, habe ich ein Paar ſeidene Strümpfe für Sie angefangen. Lachen Sie mich aber ja nicht aus! ich will es Ihnen nicht rathen. Die Strümpfe koſten mich mehr, als Sie glauben; eine Menge Lügen! Denn wer mich daran ſtricken ſieht, will wiſſen, für wen ſie ſind.

Die Briefe, ſo kürzlich im Druck erſchienen, an Klotzen von unterſchiedenen Perſonen geſchrieben, haben Sie vermuthlich ſchon geleſen, und können alſo urtheilen, ob ſie verdienen, ſo viel Lärm zu machen, als ſie würklich hier thun. Doch nur die Sonnenfelſiſchen, denn von den andern Briefen iſt wohl ſchwerlich noch einer geleſen worden, weil nur zwey Exemplare hier ſind, davon eines die Kaiſerinn hat, und um das andre ein ſolches Geſchicke iſt, daß es keiner länger behalten kann, als bis er eben die Sonnenfelſiſchen Briefe geleſen hat. Ich will hoffen, daß nicht alles darinnen ſteht, wie man es erzählt, ſonſt könnte die Sache für S. ernſthaft werden. Ich war geſtern in der Stadt, habe aber nicht hingehen mögen, um nicht das traurige Geſicht von der Frau zu ſehen. Hören Sie nur! auf welche Art S. die Briefe erhalten hat. — Die Teutſcherinn iſt in dem einen ſeiner Briefe ſehr herunter gemacht. Wie alſo ihr Freund G** das lieſt, ſo läßt er ſie gleich rufen, und ſie muß hingehen und S. zu Rede ſtellen, nur als ob ſie es gehört hätte, ohne des Buchs zu erwähnen. Er läugnete alles, und ſie, die gute S., ſetzt ſich mit ihr aufs Kanapee, und ſagt ihr: ſie ſollte von ihrem Manne ſo was nicht glauben; ſie ſelbſt würde ihn verabſcheuen, wenn er fähig wäre, was Uebels von ihr zu ſchreiben. Die T. machte die Aktrice, und ſtellt ſich, als wäre ſie beſänftigt; ſo wie ſie aber zu Hauſe kömmt, ſchickt ſie S. die Briefe, als ein neu herausgekommenes Buch, zum Durchleſen. Was er hierauf für einen Schritt gethan hat, weiß ich noch nicht. — Den jüngern St. ſoll er auch ſehr ſchlecht geſchildert haben. Der ſagt: es würde ihm nicht verdrießen, wenn er nicht in der Zeit ſo gut Freund mit ihm geweſen wäre.

Einige hundert Exemplare ſind mit der Poſt verſchrieben, davon der Erzbiſchoff allein dreyßig beſtellt haben ſoll; vermuthlich, um ſie zu verſchenken.

Eben auf den Erzbiſchoff ſoll auch eine Stelle aus dem Briefe gehen. Nemlich dieſe: — Der grüne Hut habe ihm viel zu ſchaffen gemacht, aber der rothe noch mehr. — Welch eine Prablerey! weder der eine noch der andere Hut haben ihm viel zu ſchaffen gemacht; wohl aber ſein unerträglicher Charakter und böſes Herz.

Seine Frau bedaure ich von ganzer Seele. Um ihretwegen bin ich der Klotzinn ſo böſe, wie möglich. Wenn auch die äußerſte Noth ſie zu Herausgebung der Briefe gebracht hat, ſo verzeihe ich es ihr dennoch nicht.

Der jetzige Cenſor, Regimentsrath Hägelin, hat Bedenken getragen, ſie frey zu geben; allein der St** G** hat die Verantwortung ganz auf ſich genommen.

Geſtern hörte ich Mamſel Jaquet erzählen: Sie wären ein ſo großer Vertheidiger der Madam H., daß Sie hierher geſchrieben hätten: Sie wüßten nicht, wie Sie das hieſige Theater beurtheilen ſollten; entweder müßten die hieſigen Schauſpielerinnen lauter Göttinnen, oder auch Kreuzer-Spielerinnen ſeyn, weil eine H. nicht unter ihnen gefallen könne. — Schreiben Sie nur ferner ſo was, ſo werden Sie von Madame Huberinn ſchön aufgenommen werden. Seitdem ich in ihrer Gegenwart die Parthie der H. genommen, ſieht ſie mich mit ganz andern Augen an, wie ſonſt, und beſucht mich auch ſogar nicht mehr. Das iſt der einzige Fehler, den ich bis jetzt an der Frau kenne, daß ſie das Lob Anderer nicht vertragen kann.

Seit drey Wochen habe ich keine Briefe von Hauſe. Ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll. Von allen ſchönen Hamburger Frauen hat mich der neu angekommene Engliſche Legations-Sekretair, Herr E., geſtern über zwey Stunden unterhalten. Die Madam S. hat ihm ganz beſonders gefallen. Er iſt von meinem Geſchmack; ich zöge ſie auch allen andern vor. Ich hätte ihn gern nach der Gr. Schwangerſchaft gefragt; er war mir aber zu der Frage zu jung. Iſt denn würklich was daran?

Ihre Correſpondenz mit Hamburg muß denſelben Gang gehen, wie die mit mir, weil Sie mir von daher nichts Neues mehr ſchreiben. Was macht denn der Vetter? Er wird wohl immer reicher. Wenigſtens ſagt man hier: daß das dortige Lotto ſehr gewinnt. — Nun mein Schwager in Hamburg iſt, werde ich von daher mehrere Neuigkeiten hören. Wenn nur gute! Sie wiſſen, ich habe einen Ahndungsgeiſt, und ſeit acht Tagen prophezeiht er mir wieder nicht viel Gutes. Vielleicht liegt es aber nur an meiner Geſundheit. Ich ſitze viel, und lebe ein bischen unordentlich — das heißt — ich verfalle wieder in meine alte Gewohnheit, ſpät in der Nacht aufzubleiben, ob ich mir gleich alle Tage vornehme, es nicht zu thun.

Nun, mein Liebſter, leben Sie wohl, und arbeiten Sie fleißig. Sie wiſſen, warum ich Sie dazu ermuntere. Wollte Gott! Sie hätten Ihre Arbeit ſchon geendiget! damit ich mir das außerordentliche Vergnügen, Sie zu ſehen, näher denken könnte. —

Schreiben Sie mir bald, und ſchreiben Sie mir öfters. Sie verbinden dadurch das erkenntlichſte Herz, das auf immer ſeyn wird

ganz das Ihrige
E. C. K.

Leipzig, d. 12. Decemb. 1772.

Ich will weder Sie noch mich mit einer ſchalen und ängſtlich zuſammengeraften Entſchuldigung meines langen Stilleſchweigen aufhalten. Sie ſelbſt verlangen keine, und können die Urſachen davon ſelbſt errathen, oder nach Belieben ſich vorſtellen. Ohne Umſtände ſage ich Ihnen alſo, was mich itzt veranlaſſet, an Sie zu ſchreiben. Unſer geweſener Aſſeſſor St. iſt vor einiger Zeit geſtorben. Der beſaß ehedem eine Sammlung der ſchönſten und ſeltenſten Bücher. Doch machte er ſchon bey ſeinem Leben Banquerout, wiewohl die Sache erſt nach ſeinem Tode ausbrach. Nun ſoll ſeine ganze Verlaſſenſchaft, und mithin auch der Ueberreſt ſeiner Bücher verkauft werden. Denn die beſten Stücke ſollen ſchon längſtens ausgeſtoben ſeyn. Doch findet ſich in denen Bogen, die ich Ihnen zuſchicke, noch manches brauchbare. Steht Ihnen eines und das andere, ſowohl von den gedruckten Büchern, als auch von den Manuſcripten (p. 158. ſeqq.) an, ſo will ich gerne, in Ermangelung beſſerer Gelegenheit, mit Beſorgung Ihrer Commiſſion dienen. Neues geht hier nichts vor, wenigſtens nichts das Sie intereſſirte. Ihre Aemilia Galotti iſt hier von der Kochiſchen Bande etlichemal mit großem Beyfalle aufgeführet worden. Wüßte ich nicht, daß Sie gerne in der Stille arbeiten, und mit bewundernswerthen Erſcheinungen die Welt überraſchen, ſo wollte ich fragen, was Ihr Journal macht. Doch es komme, wenn es wolle, ſo wird es allemal Ihnen ähnlich, Ihrer werth ſeyn. Darf ich auf Oſtern Ihren Libanium Membranaceum erwarten? Der Antritt des neuen Jahrs bringe Ihnen neue Veranlaſſungen des Vergnügens mit, und überhäufe Sie mit Wohlergehen. Erhalten Sie mir Dero ſchätzbare Gewogenheit. Meine Frau denkt oft an Sie, und betrachtet Ihr Portrait von Bauſe, ob es Ihnen gleich wenig ähnlich ſieht. Leben Sie wohl. Ich bin mit größter Hochachtung ꝛc.

D. Reiske.

Weil Herr Gäbler vergangne Michaelismeſſe nicht hergekommen iſt, ſo will ich den Rückſtand ſowohl, als den neuen Band, der itzt unter der Preſſe iſt, auf die Oſtermeſſe zuſammen mit einemmale übermachen.

Berlin, den 26. December 1772.

Liebſter Bruder,

Dasmal hat mein Stillſchweigen eine gültige, aber für mich auch fatale Urſache. Ich war vor vierzehn Tagen mit dem Pferde unglücklich, als ich Nachmittags ein wenig ſpazieren reiten und ſehen wollte, was der Pulverthurm, der Vormittags durch Verwahrloſung in die Luft geſprungen, für Unheil angerichtet hätte. Die Naſe, das rechte Auge und die rechte Backe wurden mir läſterlich zugerichtet; ſogar die Zunge gleichſam in zwey Theile zerſchnitten. Anfangs befürchtete ich, ein Auge zu verlieren, und tröſtete mich mit dem alten Ephraim, der einäugig ſein Weſen mit der Münze wenigſtens nicht zu ſeinem Schaden fort getrieben. Jetzt bin ich um meine Zunge bekümmert, ſo ſehr man mich auch verſichert, daß es nichts zu ſagen habe; der Generalchirurgus Theden meynt gar, ich hätte mich mit ihr genug verſündigt.

Bey dem jungen S** war ich ſchon einige Tage vor dieſem Sturz mit dem Pferde. Ich zeigte ihm mein Exemplar vom Man of feeling, und ſagte dabey, daß ich in den hieſigen Voſſiſchen Zeitungen gleich nach der Oſtermeſſe ebenfalls die Ueberſetzung ankündigen laſſen. Alſo hätte er es mir ja ſchon damals anzeigen können. Zweitens hätte er es im Meßkatalog unter folgendem Titel angekündigt: „Der Mann von Empfindung, eine Geſchichte im Yorikſchen Geſchmacke;“ welches Anhängſel im Engliſchen nicht ſteht. Mir wäre es daher gar nicht eingefallen, daß es das nehmliche Buch ſey. Man ſollte hübſch, um alle Undeutlichkeit zu vermeiden, den Original-Titel dazu ſetzen. Ich erbot mich endlich, ob ich gleich mit der Ueberſetzung fertig ſey, ſie zu caſſiren. Allein er geſtand mir, daß er noch keinen Ueberſetzer dazu hätte; und da das Werk nicht ſehr groß ſey, ſo läge ihm auch an dem Verlage ſo viel nicht. Das wird ihn von Deiner

Unſchuld überzeugen, dächte ich. Außerdem wiſſen ja Voß, Nicolai, Flörke und viele Andre, woher ich den Man of feeling bekommen.

Nach Dorats Fables habe ich mich in allen Buchläden erkundigt, allein ſie nicht erhalten. Bourdeaux hat ſie gehabt, aber alle Exemplare verkauft. Doch Du ſollſt ſie demungeachtet haben. Ein andrer Franzoſe, der Secretaire perpetuel Mr. Formey allhier, ſoll ſogar über Deinen Laokoon, oder über Deine Emilia, weiß ich doch ſelbſt nicht mehr, worüber es war, ſatiriſirt haben!

Da ich jetzt leſen, aber nicht arbeiten kann, ſo kämen mir Deine Beyträge ſehr erwünſcht! Heynatzens Grammatik und ſeine Briefe ſind meine jetzige Unterhaltung; aber ſie iſt auch darnach! Nur eine Kleinigkeit davon anzuführen. In ſeinem fünften Br. S. 98 ſagt er von Dir: „allein in allen Stücken iſt er doch nicht Muſter.“ Wie beweiſt er es? Denn Leſſing ſagt: geſchmeichelt werden. Geſetzt, aber nicht zugegeben, daß man nicht ſo ſagt: iſt wohl ſo ein Tadel auf ſo ein Lob, das er Dir vorher macht, nur einigermaßen verhältnißmäßig?

Lebe übrigens recht wohl, mein liebſter Bruder. Ich hoffe, Dir in einigen Tagen mehr zu ſchreiben.

Karl.

Hier haben Sie, mein liebſter Leſſing, das Gedicht, das ich abſchreiben ſollte.*) Ich wünſchte, daß es nach Ihrem Geſchmacke wäre. Wir Handarbeiter machen insgemein dummes Zeug, wenn wir es eben recht klug machen wollen. Sie müſſen meine Abſchrift, der Unterſcheidungszeichen wegen, die mir doch hier und dort zu ſchaffen gemacht, noch wohl einmal durchleſen. Ich weiß Ihre Regeln von dieſen Kleinigkeiten nicht. Verändert habe ich im Texte nichts. Was ich aber mit einem * am Rande bezeichnet, halte ich für Berichtigungen, die aber nur ſo lange gelten, als Sie ſie auch dafür halten. Sind ſie das nicht, ſo ſind ſie ja bald weggeſtrichen. Ein paar Worte weiß ich nicht, ob ich recht geleſen habe, nehmlich vor 360 neceſſe eſt —; ich habe deshalb Pünktchen darunter geſetzt, die wenn ich ſie recht ge-

---

*) Es war das durch die Grumbachiſchen Händel veranlaßte Gedicht: Spongia ad tollendas virulentas criminationes quibus deformare conatur nomen et famam magnanimi herois *Willh. a Grumbach* Joannes Major, Poeta maledicus. Leſſing gedachte deſſelben in ſeinen Beyträgen St. I, S. 133, und war Willens, es in denſelben der Länge nach abdrucken zu laſſen. Eſchenburg.

rathen habe, weggeſtrichen werden müſſen, damit ſie den Setzer nicht irre machen. An ein paar Stellen weiß ich doch nicht, was der Schwamm recht abwiſchen ſoll — doch darum hat ſich der Abſchreiber nicht zu bekümmern. Genug wenn Sie es leſen und verſtehen können. Leben Sie wohl, mein liebſter Leſſing, und ſchicken mir fein, ſo bald es fertig iſt, ein Exemplar von Ihren Entdeckungen ꝛc.

Schmid.

Braunſchweig, d. 14. Jan. 1773.

Mein liebſter Leſſing!

Seyn Sie für das mir zugeſandte gelehrte Geſchenk vielmals bedankt. Wenn niemand in ganz Deutſchland ſie ganz durchlieſt, und alles in dieſer Schrift begierig verſchlingt, ſo thue ich es gewiß. Solche Leckerbiſſen kommen mir nicht alle Tage; ſie ſchmecken mir gut, und bekommen mir auch wohl. Sollte mir etwas in dieſer Schrift anzumerken vorfallen, ſo theile ich es Ihnen gewiß mit.

An das Manuſcript werde ich mich ſo bald machen, als ich kann. Ich werde mich bemühen, es ſo zu machen, daß Sie mit Ihrem Calliopius abermals zufrieden ſind. Von einer Vergeltung der bischen Handarbeit wird alsdenn erſt die Rede ſeyn, wenn ich es Ihnen ſo zuſchicke, daß Sie es brauchen können. Ich denke dieß ſoll eben nicht ſehr lange mehr dauern. Indeſſen muß ich mich doch auch nicht übereilen; weil ich ſchon einige Krickeleyen in dem Manuſcripte ſehe, die ich doch zu überwinden hoffe.

Herr Koch will doch ſeinen Phädrus nicht abſtehen. Bringen Sie ihn alſo einmal mit. Leben Sie wohl, mein liebſter Leſſing. Mein Collegium ruft mich.

Schmid.

Berlin, den 16. Januar 1773.

Liebſter Bruder,

Die Doratſchen Fabeln kann ich Dir noch nicht ſchicken. Alle, die in meiner Krankheit zu mir kamen, kennen ſie entweder gar nicht, oder nur dem Titel nach, und ich bin heute zum erſtenmal ausgegangen. Voß, der ſich Dir beſtens empfiehlt, verſchreibt ſie Dir. — Wo bleiben aber Deine Beyträge? Ich kann Dir nicht ſagen, wie begierig ich darauf bin. Ich ſehe nichts Neues, und zu erwarten haben wir auch nichts, als eine Oper von Wieland. Das Theater ſcheint mir eben nicht ſein Ort zu ſeyn.

Ramler iſt unpäßlich, und hütet die Stube. Unterdeß hat er doch jetzt eine gute Geiſtesnahrung. Es iſt eine Rarität über alle Raritäten: Cacault, ein Profeſſor der Ecole militaire in Paris, reiſet ſeit etlichen Jahren herum, um andere Menſchen, als Franzoſen, kennen zu lernen, und legt ſich gar auf die deutſche Litteratur. An Ramlers Oden hat er ſo viel Geſchmack gefunden, daß er ſie überſetzt hat, und die Ueberſetzung itzt unter Ramlers Aufſicht verbeſſert und ausfeilt. In Paris ſollen ſie gedruckt, und unſerm Könige dedicirt werden. —

So viel hatte ich ſeit fünf Tagen ſchon geſchrieben, als mich auf einmal eine Art von Krankheit anwandelte, die ſich nicht eher als geſtern verlor. Unterdeſſen aber erhielt ich auch Deinen erſten Beytrag zur Geſchichte und Litteratur. Du kannſt Dir vorſtellen, daß meine Neugierde ziemlich groß war, obgleich meine Geſundheit nicht wie ſonſt; ich las alſo gleich, aber nicht ſo aufmerkſam; als man muß, wenn man eine Sache ſtudiert. Ich könnte auch davon plaudern, ohne eben ein Bibliothekar zu ſeyn; denn der kann, nach Deinem Geſtändniß, von allem urtheilen, was er nicht verſteht. Wäre es Dein Ernſt, oder nur wahr — ich wäre der Mann, der Dir und allen Bibliothekaren den Rang ſtreitig machte. Pernetti müßte gleich wieder ſeine Kutte anlegen, oder lebendig gen Himmel fahren, (denn in der Hölle kann ihn der Teufel nicht brauchen), um einem ſo würdigen Nachfolger, als mir, Platz zu machen.

Deine Meynung von den ewigen Höllenſtrafen iſt Philoſophie, iſt Ketzerey bey den Orthodoxen und Heterodoxen, bey den Verfeinerern und den Vergröberern des Chriſtenthums; und je ſcharfſichtiger, deſto verdammlicher! Wir ſind in Sünden empfangen und geboren; an uns iſt auch nicht ein Haar gut; wir können ohne den gekreuzigten Chriſtus nichts als ſündigen. Wie ſchickt ſich zu ſolchen Begriffen eine vernünftige Meynung von der Höllenſtrafe? Die Unächtheit der Steine entdeckt ſich am leichteſten neben einem ächten. Der Apologiſt des Sokrates verſteht es beſſer: er jätet zwar in dem verwilderten Garten; aber er hütet ſich wohl, nur die Diſtel mit auszurotten, weil ſie gewiſſen andern Geſchöpfen noch brauchbar ſeyn kann. Nothwendige Folge von jeder Handlung des Menſchen für die poſitive Höllenſtrafe — ein ſchöner Gedanke! auch ein wahrer Gedanke! Aber wer ſoll Dir für dieſe chriſtliche oder ſinnreiche Volte danken? Die Vernunft oder das Chriſtenthum? Bey wem macht Eberhard Aufſehen? Bey den Chriſten von ſo genannter guter Erziehung, welchen das Unbegreiflichſte von Kindheit auf mit aller möglichen Feyerlichkeit eingeſtößt oder ein wenig eingeſchlagen worden. Jeder andere Unbefangene ſagt: braucht es Beweis, daß zweymal zwey vier iſt?

Meil hat die beyden Gemmen nun fertig gezeichnet. Er hat ſie aber auf Eine Platte gebracht, und fragt daher, ob Du jede beſonders haben willſt, und wie groß der Umfang von jeder ſeyn ſoll; damit er ſich beym Zerſchneiden der Platte darnach richten könne. Auch will er gern wiſſen, was für Steine dieſe beyden Gemmen geweſen.

Voß iſt ein Ungläubiger, und denkt, Deine Beyträge koſteten Dir weit mehr Arbeit und Anſtrengung, als die Herausgabe Deiner kleinen Schriften. Du ſiehſt wenigens daraus, daß er gern einen Theil von Deinen kleinen Schriften zur Oſtermeſſe haben möchte. Was ſich thun läßt, weiß ich, thuſt Du.

Und um deswillen wünſche ich Dir auf ſechs Wochen meine Religion. In etlichen Tagen mehr.

Karl.

Liebſter Leſſing!

Ich darf ſagen, daß ich hurtiger bin, die Aufträge meiner Freunde auszurichten, als ihnen davon Nachricht zu geben. Ich habe Ihre muthwillige Spötterey über die Salbung u. ſ. w. den guten H. nicht entgelten, ſondern ihm vielmehr Ihre völlig orthodoxe Menſchenliebe und Freundſchaft gegen ihn zu ſtatten kommen laſſen. Der E. P. hatte ſeinen Brief noch neben ſich liegen. Ich las ihm einen Theil des Ihrigen vor, weil ich verſichert war, daß diß jenem noch mehr helfen würde, als ſein eigner; und ich irrte mich auch nicht. Er verſprach alles für ihn zu thun, was er könnte. Er kann aber nichts mehr als ihn dem Conſiſtorio empfehlen; denn das hat ohne Zweifel die Superintendur zu vergeben. Noch ehe ich davon anfing, bezeugte er mir ſein großes Vergnügen über das, was er in Ihrem Beytrag geleſen hatte. Es war der Artikel von Leibnitz. Ich wünſchte, daß er auch die Vorrede (ein Meiſterſtück von Vorrede) geleſen haben möchte; und er hatte ſie geleſen. Er bewunderte den Geiſt des Verfaſſers (dieß ſage ich mehr zu des erſtern als zu des letztern Ehre) und war darüber mit mir einig, daß ſchwerlich jemals ein ſolcher tragiſcher Dichter, ein ſo witziger Kopf, ein ſo ſcharfſinniger Philoſoph, und ein ſolcher Litterator mit einander in Einer Perſon verbunden geweſen wären — Und laß auch dergleichen Werke, in Vergleichung mit größern immer Schämme ſeyn: Sind es doch, dem Himmel ſey Dank, keine giftige Schwämme. Es iſt wahr, daß die Eiche, woran ſie zu wachſen pflegen, etwas krank iſt, und daß ſie gemeiniglich an dem abgehauenen Stamme derſelben wachſen. Allein wenn die kranke oder unvollſtändige Eiche ſogar ſolche Früchte hervorbringen kann, was für Früchte kann ſie denn nicht tragen, wenn ſie noch ſo geſund und ſo ganz iſt, wie Sie ſind, wenn Sie es nur ſeyn wollen? Ich danke Ihnen alſo nicht nur ergebenſt für dieſen Erſten Beytrag, ſondern auch zum Voraus für alle die folgenden, und für alle die zweiten, dritten, und folgenden Theile Ihrer Werke.

Der

Braunſchweig,
den 19. Januar 1773.

Ihrige
J. A. Ebert.

Braunſchweig, d. 25. Jan. 1773.

Hier haben Sie, mein liebſter Leſſing, die verlangte Abſchrift. Ich wünſchte ſehr, daß Sie damit zufrieden wären. Ich habe es ſo gut gemacht, als ich gekonnt. Wenn Sie unter ein paar Worten ſolche Punkte ..... antreffen, ſo iſt es ein Zeichen, daß ich das Wort nicht recht verſtanden, oder vielleicht nicht recht geleſen habe. Die Wörter am Rande mit einem * bezeichnet, ſind, meiner Meynung nach, Verbeſſerungen, die ich aber für nichts als flüchtige Muthmaßungen, die mir im Schreiben beyfielen, ausgebe. Sie mögen urtheilen. Ich bin zufrieden, wenn Sie meine Schreiberey nutzen können. Ich habe alles in Ihren Nachrichten durchgeleſen; alles vortreflich! Nun will ich das Buch noch einmal vom Anfange bis zu Ende durchleſen. Die Meſſe wird mir jetzo Zeit verſchaffen. Wegen der einen Nachtigall, von welcher Sie nur im Vorbeygehen gedacht haben, bitte ich Sie recht, in Jöchers Gelehrten Lexicon den Luſcinius nachzuſchlagen. Ich glaube, daß der Mann mit in der Nachtigall ſteckt, die mit Melanchthon gewetteifert hat. Wäre das, ſo könnte dieß eine nicht unangenehme Anmerkung im künftigen Bande werden. Leben Sie wohl, und bleiben mir ein bischen gut,

Ihrem

Schmid.

Von Madame König.

Wien, den 26. Jan. 1773.

Mein lieber, beſter Freund!

Nach einem achttägigen Lager iſt es heute der andere Tag, daß ich wieder einige Stunden auf ſeyn kann. Ich ſchrieb Ihnen doch, ſo viel mir erinnerlich, daß ich wegen der Forderung des Herrn von W. mich mit ihm ausgleichen wollte. Dieſes that ich gleich des andern Tages, und es gelang mir auf das Beſte. Aber eben, weil es ſo gelang — Sie verſtehen es wohl? — ſo griff es mich mehr an, als wenn der redliche Mann ſtürmiſch und hart geweſen wäre. In dem letztern Falle hätte ihm mein freyes Gewiſſen die Spitze geboten. Allein er zeigte nichts als Mitleid und Eifer, zur baldigen Endſchaft meiner Sache das Seinige beytragen zu wollen, und alſo können Sie leicht denken, daß ich trauriger von ihm ging, als ich zu ihm kam. Ich war ſo matt, wie ich zu Hauſe kam, daß ich alle mögliche Anſtrengung brauchte, um nur mit einigen Zeilen an Sch. den Ausgang dieſes Geſchäfts melden zu können. Nun glaubte ich mich, nach einigen Stunden Ruhe, erholet zu haben, und ſetzte mich nieder, um an den Prof. zu ſchreiben; allein über den Brief ward ich ſo elend, daß man mich vom Schreibtiſch ins Bett bringen mußte. Ich bekam ein heftiges Fieber; und hätte meine eiſerne Natur ſich nicht durch verſchiedene Wege geholfen, ſo möchte ich wohl nicht ſo davon gekommen ſeyn, als ich Gottlob davon gekommen bin. Ich bin zwar ſehr geſchwächt, und darf wohl nicht Rechnung machen, vor vierzehn Tagen ausgehen zu dürfen; aber zu befürchten habe ich weiter nichts.

Eben erhalte ich Ihren Brief vom 8ten. Mit ſo viel Freude ich ihn erbrach, mit eben ſo viel Bekümmerniß habe ich den Anfang davon geleſen. Sie ſind unzufrieden, und wenn Sie unzufrieden ſind, ſo muß die Urſache gewiß groß ſeyn. Daß Sie ſie mir verſchweigen, iſt nicht recht, glauben Sie mir, mein Freund! ob Sie es gleich in den beſten Abſichten thun. Das Herz wird leichter, wenn man es gegen eine Perſon ausſchüttet, von der man weiß, daß ſie aufrichtigen Antheil nimmt. Und das ſind Sie doch wohl überzeugt, daß Sie dieſe Perſon in mir finden?

Das Einzige, was mich noch einigermaßen beruhiget, iſt, daß Sie zugleich ſagen: Sie ſeyn hypochondriſch, indem ich aus Erfahrung weiß, daß Hypochondriſten nur allzuoft nichtsbedeutender Dinge wegen ſich Grillen in den Kopf ſetzen. Ich will hoffen, daß dieß auch Ihr Fall iſt; Sie aber auch inſtändigſt bitten, dieſer höchſt beſchwerlichen Krankheit in Zeiten Einhalt zu thun, ehe ſie zu tiefe Wurzeln faßt. Verlaſſen Sie Ihr altes Schloß lieber auf einige Zeit ganz, und gehen Sie nach Braunſchweig, wo Sie denn doch mehr Gelegenheit ſich zu zerſtreuen finden, als auf dem verwünſchten Schloſſe, und überhaupt in Wolfenbüttel. Hören Sie, beſter Freund, folgen Sie mir, und ſagen Sie mir es recht bald, daß Sie mir gefolgt, und daß Sie die beſte Wirkung davon ſpüren. Gott gebe, daß Sie mich deſſen mit Wahrheit verſichern können! Wenn das aber nun auch nicht wäre, ſo ſeyn Sie doch aufrichtiger gegen mich. Ich werde anfangen zu zweifeln, ob Sie mich lieben, wenn Sie mich nicht Ihres ganzen Vertrauens würdigen.

Dem Herrn Prof. Zachariä und ſeiner Frau machen Sie recht viele Komplimente von mir, und ſagen Sie ihm zugleich, daß es mich nicht wenig verdröſſe, daß er mich nicht zu ſeiner Hochzeit gebeten. In der That, Sie machen eine ſo angenehme Schilderung von dieſer Hochzeit, daß man ſich eben in dem Zuſtande befinden muß, worinn ich mich befinde, um nicht alle Hochzeitgäſte beneiden zu müſſen. Ich hoffe, daß ich das mir Ueberſchickte richtig erhalten werde, und ſage Ihnen zum voraus tauſend tauſend Dank dafür; auch ſelbſt für die Saumſeligkeit, mit der Sie es überſchickt; denn es hätte zu keiner beſſern Zeit kommen können.

Von S... habe ich ſeitdem keinen Menſchen geſehen. Aber eben hat mich des Doctor Seip ſein Sohn von Hamburg beſucht, und erzählt: die Kl. Briefe wären wieder frey gegeben. Dieß hätte dem holländiſchen Legationsprediger auf die Idee gebracht, auf letzterer Masquerade einen Briefträger vorzuſtellen. Auf der einen Taſche habe er einen Brief geheftet gehabt, mit der Aufſchrift: Briefe auswärtiger Gelehrten an Kl., und auf der andern: Briefe von S.. an Kl. Wenn S... da geweſen iſt, ſo wird er ſich wohl ziemlich geärgert haben. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie die Sache für ihn abgelaufen iſt, ob er ſo ganz ohne Verweis davon gekommen oder nicht? Daß er aber einen von Ihnen verdiente, weiß ich gewiß, und daß er ſich davor fürchtet, iſt auch gewiß.

Ganz umſonſt hat er der Stelle nicht gleich gegen mich erwähnt, die ich nicht nur nicht ganz gleichgültig, ſondern mit höchſtem Aerger geleſen habe. Was die lateiniſche ſagen will, möchte ich wohl wiſſen. Wenn Sie bey kaltem Blute ſind, wünſchte ich, daß Sie ihm ſchrieben. Es wird ihn wenigſtens abſchrecken, ſeine heimliche tückiſche Kunſtgriffe nicht weiter gegen Sie fortzuſetzen. Ob Sie wohl thäten, wenn Sie den Brief drucken ließen? werden Sie beſſer beurtheilen können als ich. Wenn es wahr iſt, daß die Kaiſerinn ſo übel zufrieden geweſen iſt, daß die Kl. Briefe ſo viel Aufſehen gemacht: ſo möchte dieß unſerer Abſicht ſchaden. Und ich glaube es faſt durch das, was Sie von G... ſchreiben; denn der muß ſicher einen Verweis bekommen haben, wodurch er furchtſam geworden iſt, und auf den lächerlichen Einfall kömmt, ſeine Briefe zurückzufodern. Es iſt eine Beleidigung für alle Weiber, an deren Männer er geſchrieben. Wäre ich, was ich einzig und allein in der Welt zu ſeyn wünſchte, ich würde mir die Erlaubniß ausbitten, ſeinen Brief beantworten zu dürfen. Von S. habe ich noch die Neuigkeit gehört: hier lieſen Scurriliſche Briefe herum wider Sonnenfels, Riedel, Maſtalier und noch einige andre. Wenn ſie hier geſchrieben ſind, ſo bin ich eben nicht neugierig, ſie zu leſen. Allein das hieſige Publikum muß ich doch gegen Sie rechtfertigen, in Anſehung der G. Stücke. Kein einziges ſeiner Stücken erhält hier Beyfall, und über das letztere ſchreyen ſie ganz erbärmlich. Ich habe es weder geleſen noch geſehen, ſo wie ich überhaupt nur zweymal, und das Ihrer Aemilie Galotti zu Gefallen, während meinem Hierſeyn, im Theater geweſen bin. In der Operette war ich noch kein Einzigesmal, obgleich der ſüße Guardaroni ſchon ſeit ſechs Monaten dabey engagirt iſt; der aber hier nicht ſo glücklich iſt, wie in Hamburg; denn kein Menſch goutirt ihn.

Bey meinen Umſtänden habe ich Sie dießmal gar nicht unterhalten wollen. Denn ich habe mir feſt vorgenommen, ſie auf einige Zeit ſo viel möglich zu vergeſſen, weil ich ſonſt nicht wieder zu Kräften kommen kann. Allein einen Brief vom Pr., den ich geſtern erhalten habe, werde ich Ihnen in Abſchrift ſchicken, damit Sie dieſen redlichen Mann recht kennen lernen. Um Ihnen aber dieſen Brief verſtändlich zu machen, muß ich Ihnen vorher ſagen: daß meine Verwandten mir ſchon vor einiger Zeit frey gegeben, durch den Hamburger Fond — (denn das Waarenlager iſt verkauft — aber wie?) — die Fremden zu befriedigen, nemlich durch einen Accord, den ſie auch nicht allein eingehen, ſondern mir auch nachher, wenn ich die Fabrike mit Nutzen fortſetzen könnte, ihr Geld ferner laſſen wollen. Hierauf machte ich einen Anſchlag des Werks, den ich meinem Schwager mitgab, mit dem Bedeuten, auf dieſen Fuß, und auf keinen andern, die Fabrik zu übernehmen. Wenn die Fremden das zufrieden wären, möchte man ſie auszahlen, außerdem aber mir ſchreiben, ſo würde ich Anſtalt machen, alles zu verkaufen. Er muß aber alles dieſes vergeſſen haben; denn ſtatt den fremden Creditoren den Anſchlag vorzuweiſen, ſchickt er ihn ohne alle Erläuterungen meinem Bruder, und ſchreibt ihm: angelegt folgt der jüngſt erwähnte Anſchlag, den man im Genehmigungsfall den fremden Creditoren dergeſtalt vorzulegen gedenkt, daß die Verwandten, wenn man mit 50 Procent quittiren wollte, ſolches vermuthlich, obgleich mit ihrem Riſico, bewilligen würden. Und von dieſem nichtswürdigen Brief hat er noch das Herz, mir die Abſchrift zu ſchicken. Wenn er ſich nur noch die Mühe gegeben hätte, ihm zu ſagen, was den Verwandten als Obligationiſten zukäme, wenn die Buchſchuldner 50 Procent erhalten. Denn nach der Klaſſifikation erhalten die alten Obligationen, davon der Bruder 10000 Gulden hat, ihre volle Bezahlung. Statt deſſen geht er mich, im Namen des Hrn. Sch., an, ich ſollte die Verwandten bewegen, den Fremden mehr als ihnen zukömmt, zu geben: mit der Bedrohung: Hr. Sch. würde mich verlaſſen, wenn die Sache nicht bald zu Ende ginge. Ich war aber ſo ſchwach nicht, mich abſchrecken zu laſſen, ſondern bin bey meinem Saz geblieben, und habe Hrn. Sch. die Gründe angegeben, warum ich darauf beſtehen müßte. Was nun geſchehen wird, muß ich abwarten. Ich fürchte ſehr, meine Abweſenheit wird mir großen Schaden bringen; und bin nur froh, daß ich auf den glücklichen Einfall gekommen bin, ehe ich von dem Untereinander was wußte, meine Geſchwiſter von allem zu unterrichten. Dieſe Information hatte der Pr. noch nicht, und ſchreibt mir doch ſo freundſchaftlich. Ich dachte gewiß, er würde mir in langer Zeit keine Zeile ſchreiben.

Verzeihen Sie, daß Sie einen ſowohl unleſerlichen als unverſtändlichen Brief erhalten. Ich habe ſechs Tage daran geſchrieben. Wenn ich aber auch noch mehr Zeit darauf verwenden wollte, brächte ich doch nichts Beſſers zu Stande. Schreiben Sie mir dießmal doch unverzüglich, um mich aus den Sorgen wegen Ihrer Geſundheit zu ſetzen. Ich hoffe, Ihnen auch nächſtens ſagen zu können, daß ich wieder völlig wohl bin.

Ihre

ganz ergebene
E. C. K.

Berlin, d.

Liebſter Freund,

Der Ueberbringer dieſes Briefes iſt Herr Cacault, ein Franzoſe, der ſich viel Mühe um die deutſche ſchöne Litteratur gegeben hat. Er hat in kurzer Zeit unſere Sprache ziemlich ſprechen lernen; er verſteht ſie gut, und hat vieles geleſen. Er hat Ramlers Oden ins Franzöſiſche überſetzt*), und will ſie in Paris drucken laſſen.

Er iſt ein ehrlicher und wackerer Mann, deſſen Liebe zu unſerer

---

*) Dieſe Ueberſetzung iſt nachher in Berlin gedruckt worden. Der würdige Cacault war 1791 Sekretär bey der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Neapel, von woher ſein letzter Brief an mich datirt iſt, darauf war er 1801 Geſandter zu Rom, 1802 ward er Senateur zu Paris und ſtarb 1805. Nicolai.

Poeſie lobenswürdig iſt, der auch den Deutſchen weit mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt, als viele andere Franzoſen, der aber — (um Ihnen alles zu ſagen) — wenn man ihm etwas genauer auf den Zahn fühlt, doch mit den Vorurtheilen ſeiner Nation, eben ſo gut als jeder anderer Franzoſe, angeſteckt iſt. Er hat nicht recht begreifen können, daß wir Deutſchen eine beſondere Philoſophie hätten, die uns eigen iſt, und bey Beurtheilung der Werke des Geiſtes ſind die règles du bon goût zuletzt ſein unwiderſprechlicher Machtſpruch. Ich habe ihm oft geſagt, daß der bon goût, wie ihn ſich ſeine Landsleute vorſtellen, eine Pariſer Chimäre ſey, und daß ſich kein Deutſcher nach dieſem bon goût richten laße. Unſere Geſpräche ſind daher öfters ſehr lebhaft geworden. Wenn man ihm Gründe auf Gründe häufte, abſtrahirte er gemeiniglich vom weitern Diſpüte.

Ihre Miß Sara, und Minna, lobt und liebt er ſehr. Aber die Emilia kann er nicht verdauen. Dies verdenke ich ihm auch gar nicht; aber man müßte von Ledens beyden Eyern anfangen, wenn man ihm gewiße Dinge, die er gar nicht einſiehet, nur begreiflich machen wollte. Daher habe ich ihm, ſo oft er davon angefangen hat, geſagt, ich wäre des Gegentheils von dem, was er glaubte, überzeugt, habe aber immer abgelehnt, mit ihm darüber zu ſtreiten. Dies hat auch Moſes gethan.

Aber über Ihre Dramaturgie iſt der Streit oft ziemlich lebhaft geweſen. Er glaubte, Sie thäten den dramatiſchen Dichtern ſeiner Nation unrecht, und kennten ſie nicht genug. Ich habe ihm darüber alles geſagt, was zu ſagen iſt. Ich habe ihm unter andern zu verſtehen gegeben, daß die dramatiſchen Dichter der Franzoſen für ihre Nation gut wären, daß aber die deutſche Nation andere Dichter brauche. Davon wollte er nichts hören. Es hieß immer zuletzt: les règles du bon goût sont par-tout les mêmes. — Endlich rieth ich ihm, ſelbſt zu Ihnen zu reiſen. Ich verſicherte ihn, er werde ſehen, daß Sie in der That gegen ſeine Nation viel billiger wären, als Ihr Buch ſchiene. — Da iſt Cacault nun bey Ihnen! Sehen Sie zu, wie Sie meine Worte wahr machen.

Wegen Ihres unbefugten Angriffs auf mein privilegirtes Verlagsbuch, Eberhards Apologie des Sokrates*), ſollte ich Ihnen billig den Text leſen, wenn ich heute nur Zeit hätte. Aber, wie Ihr Leute

*) In den Beyträgen Ir Th. S. 215 [Bd IX, S. 158] hatte Leſſing Einwendungen gemacht wider dasjenige, was Hr. Eberhard in ſeiner Apologie des Sokrates gegen Leibnitzens Vertheidigung der Höllenſtrafen ſagt. Nicolai.

ſeyd! Zuletzt wird ein Ketzer, der nach Ihrer Art ewig verdammt, und nach Eberhards Art nicht ewig verdammt wird, gleich gut wegkommen.

Sie ſollen, noch dieſe Oſtermeſſe, *de ma façon* den erſten Band eines Buchs bekommen, worin viel von der Ewigkeit der Höllenſtrafen vorkommt. Rathen Sie was das iſt? Und wenn Sie es denn wiſſen, ſo widerlegen Sie mich auch, wenn Sie Herz haben! Ich bin Willens, darin den goldnen Spruch der Verlegerin des Schickards, daß die Bauerkalender ſtärker gekauft werden, als die Ephemeriden, woraus ſie gezogen ſind,*) zu meinem Nutzen anzuführen. Wie werde ich das machen?

A propos von Verlegern! In Ihrem letzten Schreiben vom 22. April fragen Sie mich: ob denn die Fortſetzung unſerer antiquariſchen Briefe mit Klotzen abgeſtorben ſeyn muß? Ich ſage nein! Setzen Sie ſie in Gottes Namen fort, wenn es auch nur wäre, damit ich ſehen möge, welche ſinnreiche Wendung Sie nehmen werden, um nach Klotzens Tode *decent* zu ſeyn. Ich denke immer, Sie werden auf ihre eigne Art decent ſeyn, wie Sie auf Ihre eigne Art indecent waren. Moſes grüßt Sie. Er iſt leider! noch immer ſchwach; Ihr Bruder aber iſt wieder geſund.

Ich umarme Sie von Herzen, und bin

Ihr

ergebenſter Diener,
Nicolai.

Halberſtadt, den 2. Februar 1773.

Zwey Worte, mein beſter Leſſing: das eine, für Ihre vortrefflichen Beyträge Ihnen meinen beſten Dank zu ſagen. Sie haben mir ſehr viel Vergnügen gemacht; aber ich dachte doch, noch mehr von meinen lieben alten Minneſingern darin zu finden. Nicht alles auf einmal, werden Sie ſagen; und Sie haben Recht.

Das andre, den Herrn Profeſſor Cacault, der von Berlin kommt, und unſern Mendelsſohn für den beſten Kopf in ganz Berlin halten kann, den bey meinem Leſſing einzuführen.

Er iſt lange Zeit in Italien geweſen, und wird, weil Sie doch ohne Zweifel Ihre Reiſe nach Rom noch immer im Sinne haben, Ihnen vielleicht einige gute Nachrichten von daher geben können.

*) Leſſing hatte dies angeführt in den Beyträgen, 1r Th. S. 91. [Bd IX, S. 69.] Man ſehe auch das Leben Sebaldus Nothankers, 1r Bd, in der Ausgabe von 1799. S. 186. Nicolai.

In Berlin hat er Ramlers Gedichte franzöſirt; ſie werden, wie er vermuthet, (denn er hat ſeine Ueberſetzung nach Paris geſchickt) nächſtens von unſern deutſchen Franzoſen können geleſen werden.

Wär' ich nicht ſo wind- und wetterſcheu, mein beſter Leſſing, dann ließ ich den guten Mann, der bey ſeinem hieſigen Aufenthalte mir immer mehr gefallen hat, nicht allein zu Ihnen reiſen; denn mich verlangt recht herzlich, meinen Leſſing, der mir ſo nahe wohnt, einmal wieder zu ſehen.

Gleim.

Von Madame König.

Wien, den 6. Febr. 1773.

Mein lieber Leſſing!

Die Sehnſucht nach Ihren Briefen iſt die einzige Urſache, ſo mich verleitet hat, Ihnen die Unruhe nicht zu erſparen, in welche mein letzter Brief Sie geſetzt haben mag. Ich habe, dieſes Eigennutzes wegen, mir ſeitdem hundert Vorwürfe gemacht; und hoffe durch dieſes aufrichtige Geſtändniß wenigſtens denen auszuweichen, die mir Ihr Herz machen könnte. Und um dieſen Fehler ſo viel möglich gut zu machen, will ich eilend Ihnen ſagen, daß es ſich Gottlob! mit meiner Geſundheit beſſert. Ein kleines, faſt unmerkliches Fieber iſt nur noch nach, bey dem ſich aber Appetit und Schlaf einfinden. Ich hoffe, in acht Tagen ſo weit zu kommen, um ausgehen zu können: obgleich der Doktor noch jetzt nichts davon hören will, weil er zu wiſſen glaubt, daß ich nicht Vergnügens, ſondern Geſchäfte halber auszugehen verlange, die er mir noch einige Zeit auszuſetzen, ernſtlich anräth. Ich will ihm folgen, nicht allein weil er es anräth, ſondern weil ich weiß, daß Sie mir es auch rathen würden.

Wie ich den letzten Brief in die Stadt ſchickte, brachte mir der Bediente einen von meinem Schwager zurück, in dem er mir ſchreibt: Herr Leſſing wird täglich hier erwartet. Man ſagt, er gehe von hier über Wien nach Italien, das wird Ihnen vermuthlich nicht unangenehm ſeyn? — Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſehr mich dieſe Nachricht frappierte, ohne eigentlich zu wiſſen, warum. Ich glaube aber, es kam daher, weil ich dem Bewußten, von dem Sie in einem Ihrer Briefe wünſchen, daß ich Urſache haben möchte, gut von ihm zu denken, täglich weniger traue, indem er mir dazu faſt untrügliche Gründe immer mehr und mehr darbietet. Dieſes war mit die Urſache, warum ich Sie in meinem Letzten bat, Ihre Reiſe noch aufzuſchieben. Doch eine davon war auch, weil ich einigen Anſchein von Hofnung habe, die Tapetenfabrik gut zu verkaufen, wo ich alsdenn auch die Seidenfabrik angeben würde, wenn ſie mir ſo bliebe, wie ich den Anſchlag gemacht. Dieſe lezte Hofnung benimmt mir aber derſelbe Brief, der mir die Nachricht von Ihnen gab.

Ich denke noch, daß meine Vorſtellungen den Hrn. Sch. anfeuern ſollen, auf mein Beſtes mehr zu achten, als mein unwürdiger S... thut, ſonſt kommen meine Verwandten und ich ſchlecht weg. In dem leztern Fall wäre ich nicht im Stande, das Werk vor der Hand anzugeben; denn ich würde es wenigſtens dahin zu bringen ſuchen, meinen ſo rechtſchaffnen Verwandten Genugthuung zu verſchaffen, wenn ich auch bloß für ſie arbeiten, und unterdeſſen Waſſer und Brod eſſen ſollte. Die Ausſicht, die ich vor mir habe, Sie bald zu ſehen, Ihnen meine Leiden klagen zu können, iſt der einzige Troſt, den ich mir geben kann, und das erhält mich auch aufrecht. Ich wünſche nur, daß dieſe Zeit nicht ſo lange mehr hinausgeſezt ſeyn mag. — Es iſt mir eingefallen, ob Sie nicht wohl thäten, Ihre Reiſe über Berlin zu nehmen, um die Bekanntſchaft des v. Sv.... zu machen. Ich höre, daß der beſtändig mit dem Kayſer korreſpondirt, und es verſteht ſich ſo, daß alles, was dieſen Namen führt, bey der Kayſerinn ebenfalls viel gilt.

Heute wird ein neues Stück von St., dem jüngern, aufgeführt — der Tadler nach der Mode, oder, ich weiß es beſſer — eine grobe Satyre auf S., der unter dem Namen Hader auf die abſcheulichſte Art geſchildert wird. Die Geſchichte des Stücks iſt: ein dummer und reicher Kaufmann hat den Hader ſtudieren laſſen, und iſt ſo für ihn eingenommen, daß er ihm ſeine Tochter, ſobald er eine Bedienung erhalten, geben will. Die Tochter ſowohl, als alle ſeine Freunde, ſuchen den Alten umſonſt zu überreden, daß Hader ein ſchlechter Kerl ſey, bis ihm zulezt, durch Verſehen eines Bedienten dieſes leztern, ein Papier in die Hände kömmt, wodurch er überzeugt wird, daß er auch ſelbſt an ihm, ſeinem Wohlthäter, ſeine boshafte Tadelſucht ausübe. Folglich bekommt er nun die Tochter nicht, und auch der Herzog bekommt Bericht von ſeinem ſchlechten Charakter und wenigen Kenntniſſen, und verſagt ihm alſo auch den Dienſt, warum er angehalten. Dieß iſt die Auflöſung des Stückes, das übrigens voller Epiſoden iſt, worinn faſt alle Stände vorkommen, die der Herr Hader alle reformiren und verbeſſern will. Ich habe es noch nicht im Zuſammenhang geleſen, und werde es auch ſchwerlich ſo weit bringen.

Geſtern brachten mir die Schweſtern der Fr. v. S. dieſes Stück ſelbſt, und erzählten zugleich: ihr Schwager habe St. vor den Statthalter fodern laſſen, und ihn zur Rede geſtellt; er habe aber behauptet, daß er bey Abfaſſung des Stücks nicht an ihn gedacht, noch weniger ſeine Schriften geleſen, aus denen er Stellen angeführt haben ſollte, wie S. ihn beſchuldigt. Der Statthalter hätte hierauf es dem Willen ihres Schwagers Preis gegeben, ob das Stück unterdrückt oder aufgeführt werden ſollte. Er hätte das Letztere gewählet, und es würde alſo heute aufgeführet, wenn die Kayſerinn, die geſtern das Büchelchen hätte holen laſſen, es nicht noch unterſagte. Er ſchmeichelt ſich, in dieſer ihrer Gnade zu ſtehen, weil ſie ihn nach den Kl. Briefen zu ſich fodern laſſen, und ihm angedeutet hat: ihr Wille ſey, er ſollte fernerhin die Regierung frequentiren, nehmlich bey der Policeycommiſſion ſitzen. Vermuthlich hat ſie es aber bloß darum gethan, um ihn zu beſchäftigen, damit er ſich nicht mit ſo viel unnützem Zeuge abgeben kann. Mir ſcheint, daß er ſich vor Ihnen mehr fürchtet als vor allen übrigen. Nach dem, was ich neulich ſchrieb, kamen die Schweſtern des andern Tages, und lenkten gleich den Discours auf Sie, um zu erfahren, ob Sie nicht bereits was gegen ihren Schwager hätten drucken laſſen. Um die guten Mädchen zu beruhigen, ſo verſicherte ich ſie, daß es noch nicht geſchehen ſey; ob es aber nicht noch geſchehen könnte, dafür wollte ich nicht bürgen.

Für heute muß ich hier abbrechen, weil ich noch einen Brief nach Hamburg zu ſchreiben habe. Daß Sie wohl, daß Sie vergnügt ſind, wird mir hoffentlich ein Brief ſagen, der bereits unterwegens iſt, und der nicht ſo unrichtig läuft, wie das Bewuſte, um welches ich täglich vergebens nach der Poſt ſchicke, und was mir alle Abende eine mißvergnügte Stunde macht, nachdem der Bediente leer zurückkömmt. Ich umarme Sie tauſendmal, und bin auf immer

ganz die Ihrige
E. C. K.

Leipzig, d. 13. Febr. 1773.

Das hatte ich wohl gedacht, und immer geſagt, Sie würden nicht ſchreiben, als bis Sie Ihr neues Journal, wenn ich es ſo nennen darf, würden mitſchicken können.

Meine Prophezeyhung iſt nun eingetroffen. Sie haben mir, da ich es am mindeſten dachte, auf einmal eine vielfache Freude gemacht, mit dem Schreiben, mit dem Geſchenke, mit dem Manuſcripte. Für alles danke ich insgeſammt mit kurzen Worten, aber die von Herzen gehen; von jedem dieſer Stücke aber will ich insbeſondere ſprechen. Waffnen Sie ſich zum Voraus mit Geduld. Erwarten Sie einen geſchwätzigen Brief. Nehmen Sie ſich Zeit zum Leſen. Können Sie den Happen nicht auf einmal einnehmen, theilen Sie ihn. Ich muß mein Herz ausſchütten. Denn lange, lange habe ich mit Ihnen nicht geſchwatzt. Nun ſollen Sie es mit einemmale entgelten.

Ihr Schreiben fängt ſich mit einer Entſchuldigung an, die ich Ihnen gerne geſchenkt hätte. Ihre Freundſchaft iſt mir ſchätzbar, und auf alle Beweiſe derſelben thue ich mir etwas zu gute. Doch ich bin zu beſcheiden, als daß ich mich an dem Maaße, das Sie mir davon zukommen laſſen wollen, nicht begnügen ſollte. Ihrer Zuneigung bin ich einmal gewiß. In den Aeußerungen derſelben folgen Sie Ihrer Muſe und Ihrer Laune. Nur das mißfällt mir (ich weiß es, Sie halten mir meine Offenherzigkeit zu gute) daß Sie in dem Gellertſchen, das iſt, in dem weinerlichen Ton zu pfeifen anfangen. Ich weiß es leider gar wohl, daß das Stubengeſpenſte der Gelehrten auch bey Ihnen ſpucket. Nur würde ich das nicht vorſchützen. Niemand, der Sie nur in der Ferne kennet, traut Ihnen ſoviel Selbſtverleugnung zu, etwas, das Sie bey verkehrt denkenden erniedrigen könnte, da vor zu wenden, wo die Menge Ihrer Arbeiten und die feine Politur, die Sie darauf verwenden, von ſelbſt ſpricht, daß Sie wohl thun, wenn Sie mit Ihrer Zeit gut wirthſchaften, und ſich nicht zerſtreuen. Doch das iſt die rechte Urſache meines Mißfallens noch nicht. Fühlten Sie, was ich fühle, wenn ich Sie über ein Uebel klagen höre, das ich nicht heben kann, oder vielmehr, das ohne gänzliche Verſetzung in neue angenehme Um- und Gegenſtände nicht gehoben werden kann, ſo würden Sie aus Mitleiden gegen mich ſich hüten, in meinem Herzen eine alte Wunde aufzuritzen. Sie ſind nicht in Ihrem Elemente. Sie wären es heute noch, wenn meine Wünſche Sie dahinein verſetzen könnten; doch bilden Sie ſich ein, Sie wären auf der Grenze deſſelben, und würklich Sie ſind es auch. Vielleicht trägt das etwas zu Ihrer Beruhigung bey. Nicht alle Gemüther ſind geſchmeidig genung, ſich in ihre Umſtände zu fügen, das iſt wahr; wenn man denn nun aber die nicht in ſeiner Gewalt hat, was hilft der vergebliche Gram? — Doch, werden Sie ſagen, Arzt hilf dir ſelber. Ich wende mich alſo von dieſem unluſtigen Gegenſtande weg.

Doch ich kanns nicht laſſen. Ich fahre fort zu pädagogiſiren. Was habe ich Ihnen denn gethan, daß Sie ſo fremde, ſo ceremoniös gegen mich thun? Denn wahrhaftig, Sie begegnen mir wie einem Unbekannten, dem Complimente an die Stirne zu werfen der Wohlſtand erfordert. Geſetzt auch, Sie dächten von Ihrer Arbeit ſo tief unter deren wahren Werth, als Sie ſich ſtellen, ſo ſollten Sie mich doch wenigſtens nicht mit Höflichkeiten beſchämen, die bey einem andern etwas ſteifern und eitlern, vielleicht nicht weggeworfen ſeyn möchten. Wie kann Ihnen einfallen, ſich bange werden zu laſſen, daß Ihr Geiſt Sie irgendwo verlaſſen, oder ſich ſelber verleugnen ſolle? Schreiben Sie was Sie nur wollen, man wird aus Ihrem Tone ſogleich Ihren Geiſt vernehmen. Wie ſehr Ihre neue Schrift mich eingenommen habe, das können Sie bloß daraus abnehmen, daß ſobald ich ſie erhielt, ich alles ſtehen und liegen ließ, und ſie noch denſelben Abend in einem Striche durchlas, bis auf einen Artikel, den ich auch ungeleſen laſſen werde. Sie können leicht errathen, welchen. Doch meine Frau hat auch den geleſen, das verſteht ſich. Und auch verſtanden, daran iſt kein Zweifel. Das konnte nicht fehlen. Mir hat die Natur einen philoſophiſchen Kopf verſagt. — Den Pinſel von Florenz haben ſie vortreflich abgeputzt. Zur Entdeckung der ungedruckten Epigrammata, gratuliere ich Ihnen. Dem Herrn Brunck, der ſich jetzt zu Wien befindet, werde ich mit erſter Gelegenheit Nachricht davon und von Ihrem Paulo Silentiario geben, damit ich nicht etwan auch in die Schlinge falle, der ſo viele wackere Leute unglücklicher Weiſe nicht entgehen konnten. Nur Schade, daß der gute Straßburger nicht Deutſch genug verſteht, Ihre Abhandlung vom Paulo recht nutzen zu können. Doch — nehmen Sie ſich nun in Acht, und verwahren Sie Ihre beyden Ohren wohl, auf die ich einen Anſchlag habe. Ich ſage es Ihnen zum Voraus, ich werde Ihnen einen Floh ins Ohr ſetzen. Sind Sie auch Ihrer Sache recht gewiß? Hat es damit ſeine gewiſſen Wege, daß Ihre 5 Epigrammata noch ungedruckt ſind? Fragen Sie den Diophantum von Claudio Meziliaco de Bachet oder in Ermangelung deſſelben, (denn das Buch iſt rar) die Thevenotiſche Sammlung der Mathematicorum veterum um Rath, in welcher auch der Diophantus Bacheti ſteht. Ganz gewiß werden Sie daſelbſt Ihre Epigrammata mit ſammt dem Schlüſſel dazu finden. Denn Bachet hat da eine Menge ſolcher arithmetiſchen Räthſel zuſammengejagt und zergliedert. In dem ehemals gütigſt verliehenen Codice Libanii Gudiano, habe ich nichts neues, das iſt, ungedrucktes, aber wohl, welches doch eben ſo viel werth iſt, vortrefliche Varianten, oder Beyträge zur Verbeſſerung des Gedruckten gefunden.

Auch finde ich in dem jetzt zugeſchickten codice membranaceo der Briefe Libanii Syneſii nichts neues. Da ich es beym Lichte beſehe, ſind ſie vom Syneſio. Von Ihren übrigen griechiſchen und arabiſchen Manuſcripten, will meinem Gedächtniſſe nichts beyfallen, das einer genauen Anzeige zu erfordern ſchiene. Doch vermuthe ich, daß aus Ihrem codice opuſculorum criticorum Dionyſii Halicarnaſſenſis noch wohl was neues aufgegraben oder doch wenigſtens die Lücken der gedruckten Stücke ausgebüßet, und die Schreibfehler ausgemerzt werden können, die im gedruckten gar zu häufig und gar zu abſcheulich ſind, und dieſe ſchätzbaren Abhandlungen unbrauchbar machen. Nicht der Güte, aber doch wohl der Seltenheit wegen, verdienten Glycae Predigten eine Anzeige. Sollte wohl etwas merkwürdiges in den no. 28. Catalogi Gudiani angegebnen Fragmentis Rhetorum ſtecken? Wer weiß, was für Schätze der Erbauung wenigſtens für griechiſche gläubige Seelen in dem Codice von Iſidori Briefen verborgen liegen. Hätte ich nur vermuthen können, daß die Zufertigung der Briefe des Libanii auf Schwierigkeiten ſtoßen könnte, ſo würde ich Ihrer Ruhe, werther Freund, zu ſehr geſchont, und mir meine Lüſternheit darnach mit keiner Sylbe gegen Sie haben merken laſſen. Hierbey folgt der verlangte Schein. Aus der Stüglitziſchen Bücherauction habe ich blutwenig für mich, dagegen aber für gute Freunde manches hübſche Stück erhalten. Grämen Sie ſich darüber nicht, daß Ihnen dieſe Gelegenheit entgangen iſt, eines und das andre an ſich zu ſchaffen, das Ihnen anſtand. Entdecken Sie ſich gegen mich unverholen. Laſſen Sie mich wiſſen, was Sie brauchen. Beſitze ich es, und brauche es erſt zur höchſten Noth, ſo ſteht es Ihnen zu Dienſte. Ich kann hier zu allen Zeiten gute Bücher zu kaufen oder doch zum Gebrauche haben. Und mit der Vergütung richten Sie ſich nach Ihrer Bequemlichkeit. Unter den Manuſcripten gedachter Bücherſammlung war doch wohl nichts, das Ihnen in die Augen geſtochen hätte? Ja, ſagen Sie, allerdings war etwas da, das ich gerne gehabt hätte. — Ich weiß ſchon, was das iſt. Es iſt der Aeſopus. Nicht wahr? Nun den haben Sie, und ſchon in den Händen. Dafür hat meine Frau geſorget. Doch aufgeſchaut! Ich will Ihnen dafür auch einen Pfahl ins Fleiſch geben (wenn ich auch gleich Satans Engel nicht bin) daß Sie ſich für Freuden nicht überheben. Carbones pro theſauro. Hiervon hernachmals ein Mehreres. Es war hohe Zeit, daß Ihr Schreiben ankam. Hätte es ſich nur um ein paar Tage ſpäter eingeſtellt, ſo würde es uns nicht mehr möglich geweſen ſeyn, Ihnen hierinnen zu willfahren. Doch ging es dießmal noch an, Ihnen wenigſtens eine Abſchrift von einer Abſchrift zu verſchaffen. Sobald meine Frau Ihren Wink vernommen hatte, gleich mußte ich mich auf die Beine machen, zum Proclamator gehen, und mir die Coberſche Abſchrift geben laſſen. Ich erhielt ſie, und brachte ſie heim. Wirs (ſagt der Wandsbecker) ſetzte meine Frau ſich hin, ſchrieb das Dingelchen ab, und in 3 oder 4 Tagen war das gethan. Die Vorſorge war nöthig, weil niemand voraus wiſſen konnte, wem die Coberſche Abſchrift beym Ausrufen zu Theil werden würde. Denn ſie ſo hoch hinauf zu treiben, war ich nicht Willens, und Sie, werther Freund, würden das mir auch wenig Dank gewußt haben, wenn ich das gethan hätte. Ich nenne die Abſchrift nach ihrem Schreiber. Der heißt M. Cober, iſt jetzt Conrector zu Bautzen, und war von Ao. 1759. Lehrmeiſter bey des Herrn Hofrath Bianconi Kindern, der damals bey dem Churprinzen Leibarzt war. Wie nun Bianconi ao. 1760. mit ſeiner Herrſchaft nach München flüchtete, ſo kam Herr Cober auch mit dahin, nutzte die dortige churfürſtliche Bibliothek für ſich und für ſeinen Herren ein Jahr lang. Hierauf ſchickte ſein Herr ihn nach Wien, Florenz, Mailand, Rom, wo er überall die Bibliotheken plündern mußte. In Italien hielt M. Cober ſich 2 Jahre lang auf, und brachte einige hübſche literariſche Kleinigkeiten von ſeinen Reiſen mit nach Hauſe, davon er einen Theil an den ſeligen Herrn Aſſeſſor Stieglitz verhandelt hat, aus deſſen Verlaſſenſchaft einige wenige Stücke in mein Reich gekommen ſind. Soviel von der Genealogie des Apographi. Von dem Werthe deſſelben aber behalte ich mir vor (wie ſchon geſagt) gegen das Ende meines Schreibens meine Gedanken zu äußern. Nun fahre ich im Texte weiter fort. Ihnen ins Ohr geſagt, liebſter Leſſing, Sie ſtehn bey meiner Frau ſehr wohl angeſchrieben. Sie bekennet es Ihnen ja ſelber, daß ſie Sie liebet. Was wollen Sie mehr? Ich werde darüber nicht eiferſüchtig. Hier hat es allemal nichts zu bedeuten. Und Sie dürfen nicht eben ſehr ſtolz auf dieſe Zuneigung ſeyn. Das Ding hat Abſichten. Durch Sie, und unter Ihrer Maske liebt ſie ſich ſelber. Eine Hand wäſcht die andere. Doch vielleicht thue ich der guten Frau Unrecht. Vielleicht hat ſie mit dem geringen neuen Dienſte ihrer Feder mehr nicht als einen Theil ihrer Erkenntlichkeit für Ihren Weirauch abtragen wollen. Siehe p. 72. [Bd IX, S. 57.] Aber, liebſter Freund, ums Himmelswillen, wie konnten Sie ſo über die Schnure hauen? War das nicht eine wiſſentliche vorſetzliche Sünde? Wird nicht jedermann Ihr Kompliment partheylich und übertrieben ſchelten? Wie konnte der unſtreitig und anerkanntermaaßen große Dienſt, den die Dacier ihrer Nation durch ihre Ueberſetzungen erwieſen haben, unter eine ſolche Kleinigkeit, deren ganzer Werth auf die Mühe des Abſchreibens hinausläuft, mit Billigkeit und Rechte erniedriget werden? Meine Frau hat freylich, wie leicht zu denken iſt, wider Ihre Flatterieen nichts einzuwenden, ich aber dagegen deſto mehr. Ich habe Urſache darüber zu zürnen, und auf Sie zu ſchmählen. Denn Sie verderben und verführen mir meine Frau. Unangemeſſene Lobſprüche rücken immer gerne dem Frauenzimmer den Kopf von der rechten Stelle weg. — Bandini, und alles bisher an Sie, werther Freund, überſchickte, iſt in meinem Buche ſchon längſtens ausgethan. Machen Sie ſich darüber keinen Kummer. Den 6ten Band der Oratorum ſollen Sie mit nächſter Oſtermeſſe nebſt dem 7ten auf einmal erhalten.

Soviel auf Ihr Schreiben, mein hochgeehrteſter Herr Bibliothekar. Nun will ich noch, mit Dero Erlaubniß, eines und das andere über Ihren Beytrag, doch in möglicher Kürze, und mit Schonung Ihrer Geduld anmerken. Ich fange beym liebſten an. Auch ich habe von der Anthologie eine Aldinam, oder daß ich recht ſage, zwey, aber ſehr verſchiedene Exemplare, die beyde das Zeichen Aldi führen. In beyden ſteht Pauli Gedicht, die eine gehört hieher nicht. Denn ſie iſt von Paulo Manutio, und von Ao. 1550. Die andere aber iſt vom Jahre — Ja wer das wüßte und ſagen könnte. — Ich halte ſie ganz gewiß für die allererſte. Denn 1) ſteht keine Jahrzahl dabey; man mag hinten oder vorne ſuchen, nirgends. Und doch iſt das Exemplar nicht defect. 2) Steht am Ende ein langes Regiſter von Varianten, Zuſätzen, Verbeſſerungen, das in den folgenden Ausgaben fehlt, weil dieſe Zuſätze in denſelben jedesmal an den angewieſenen Stellen eingeſchaltet worden ſind. 3) Fehlt Carteromachi Vorrede, der nach Fabricii Ausſage, die von dieſem für die erſte Aldinam angegebene Ausgabe von Ao. 1503. mit einer Vorrede begleitet hat. Nun iſt eher zu denken, daß Carteromachus eine zweyte von ihm verbeſſerte, als daß er die erſtere unvollſtändigere mit einer Empfehlung in die Welt geſchickt haben werde. Stände dieſer Empfehlungsſchein in der Ausgabe, die älter wäre, als die von der ich hier rede, (das heißt, die ich beſitze) ſo ſteht nicht zu begreifen, warum Aldus bey einer ſpätern Ausgabe das Löbchen ſeiner Waare weggelaſſen haben ſollte. Dem ſey nun aber wie ihm wolle, allemal iſt mein Exemplar älter, als 1504. Wollen Sie wiſſen, woraus ich das ſchließe? Ich ſchließe es nicht. Die Jahrzahl ſteht geſchrieben da. Das Exemplar hat einige Merkwürdigkeiten an ſich, die es mir ſchätzbar machen. Die erſte Seltenheit iſt ein Gemälde, das als ein Rahmen die Anfangsſeite des Werkes, oder das zweyte Blatt nach dem Titelblatte, wo der Text angehet, umfaſſet. Ohnfehlbar ließ Willibald Pirkheymer dieſe niedliche Bildleiſte von ſeinem Freunde, Albert Dürer, dahinein malen. Auf Malerkritik verſtehe ich mich nicht. Ich will alſo auf meiner Vermuthung nicht beſtehen, noch ihr einen Werth beylegen. Doch dürfte leicht das Auge eines Kenners Dürers Züge, oder wenigſtens den Pinſel eines ſeiner Schüler daran gewahr werden. Außer den Tannenzapfen, dem Wappen der Stadt Augsburg, ſteht noch über den beyden allerliebſten Cupidinibus, davon der eine unſeres, und der andere des andern Geſchlechts Wahrzeichen an ſich trägt, die Jahrzahl 1504. deutlich und leſerlich, auf einem Bande das die Cupidines über ſich halten, hingeſchrieben. Das Exemplar hat zu allererſt Willibald Pirkheymern zugehört. Das erſehe ich aus einer merkwürdigen Innſchrift, die vorne auf einem der weißen Blätter, die vor dem Titel von dem Buchbinder vorgebunden ſind, ſtehet. Sie lautet alſo: Johannes Straub poſt funera clariſſimi viri Bilibaldi Pirkeymheri ſoceri ſui Thomae Venatorio D. D. Anno MDXXXI. die menſis Julii XX. Ohnfehlbar hatte Thomas Venatorius als Seelſorger Pirkheymern in ſeiner letzten Krankheit beygeſtanden. Das iſt der Venatorius der den Archimedem zuerſt edirt hat. Aus dieſen literairen Kleinigkeiten, werden Sie doch, mein lieber Leſſing, wenigſtens gewiß, daß Pauli Silentiarii Gedichte gleich in den allererſten aldiniſchen Ausgaben der Anthologie ſteht. Das wenigſtens konnte doch für Sie allemal nicht gleichgültig ſeyn.

Aus p. 144. [Bd IX, S. 188] ſehe ich, daß Ihnen Huetii Anmerkungen zur griechiſchen Anthologie mangeln. Ich habe ſie, und auf Verlangen will ich ſie Ihnen zum Gebrauche ſchicken. Doch ſehen Sie nur recht nach. Haben Sie Huetii Poemata ex editione Graevii auf der herzoglichen Bibliothek, ſo haben Sie dieſe Anmerkungen auch; denn bey dieſer Ausgabe der Poematum ſtehen dieſe als ein Anhang mit hinten dran.

Wer hätte das gedacht, daß Schickards Rolle zu Wolfenbüttel ſtäcke? Wer hätte das ohne Sie, werther Freund, erfahren? Glauben Sie mir, Ihre Nachricht davon iſt mehr werth, als die Rolle ſelber. Was Schickard von ſeines Verlegers Wittwe uns vorlüget, das glaube ja kein Menſch. Der ehrliche Schickard, daß auch der den Leuten Staub in die Augen werfen konnte! Der gute Mann verſtand kein Türkiſch, und in der muhamedaniſchen Geſchichte der mittlern und neuern Zeiten war er ſchlechterdings nicht zu Hauſe. Die Genealogie von ſaraceniſchen und tartariſchen kannte er ſo wenig, als ich die Genealogien der Bergſchotten und der Kornwalliſer kenne. Nun ſollte er dieſe Rolle auslegen. Das konnte er nicht, denn es fehlte ihm am beſten. Um nun ſeinen Credit zu behaupten, ſeine Blöße nicht aufzudecken, und mit Ehren aus der Sache zu kommen, was that er? Er ſchob die gute Frau vors Loch. Man weiß aber darum doch wohl wieviel der Seiger geſchlagen hat, und daß er bey dem guten Schickard auf 12 und nicht auf 2 oder 3 wieß. Freylich war es leichter aus dem Corpore Byzantino Auszüge über die längſt bekannte Geſchichte der alten perſianiſchen Könige aus dem 3. bis 11. Seculo zu machen, als uns neue unerhörte Nachrichten aus ächten eingebohrnen orientaliſchen Geſchichtſchreibern von dem Zuſtande Aſiens in den mittlern Zeiten vorzulegen. Denn ſolche Hiſtoricos hatte er nie nennen gehört. Doch geſetzt auch, Schickard hätte ſeinen ganzen Plan ausgeführet, wiewohl er das ſo wenig konnte, als ich mit meiner Hand an die Sterne reichen kann, ſo würde ſein Manuſcript für unſere jetzige Zeiten dennoch völlig überflüßig ſeyn. Mehr nicht hätte er ſich damit errungen, als höchſtens etwa den Ruhm, die Bahn gebrochen zu haben. Ihre Erinnerungen, mein lieber Leſſing, über die in dieſer fremden Geſchichte noch auszubüßenden Lücken, ſind einſichtsvoll und gewiſſermaßen richtig. Nur nimmt mich Wunder, daß Sie den Hauptautorem in dieſer Sache übergehen, den Sie doch wißen konnten, den Des Guignes, deßen Hiſtorie der Hunnen nur vor wenigen Jahren noch ins Deutſche überſetzt worden iſt. Desgleichen des Dow indianiſche Hiſtorie. Das letztere Werk habe ich noch nicht geſehen. Es muß aber auch in ſeiner Art ein Hauptbuch ſeyn. Des Guignes aber füllet alle die Lücken, die ſich Schickard gelaßen hatte, hinlänglich aus.

Wie konnten Sie doch, allerliebſter Mann, den entſetzlichen Wirwar, den der verdammte Franzoſe Nevelet, der Wildfang, unter den beyden Namen Romulus und Rimicius gemacht hatte, ſo meiſterhaft aus einanderſetzen, und den ſo deſperat verfitzten Knaul ſo behutſam und ſo glücklich entwickeln. Bald möchte man Sie beneiden. Wahrhaftig auch hier erkenne ich den großen Grammatiker. Erſt ſchlingen Sie den Knoten auf eine gefährliche Weiſe feſt zu, daß einem ganz bange dabey wird. Sie treiben einen erſt bis zur Verzweifelung, daß ein ſolcher Knoten nie aufgelöſet werden könne. Und denn wie der Blitz ſind Sie mit Ihrer Cataſtrophe da, aber mit einer glücklichen, ſanften, leichten, natürlichen, ſich von ſelbſt ergebenden Cataſtrophe. Der Knoten reißt nicht unter Ihren Händen, nein, er geht gutwillig, ohne Zwang, ohne Gewalt, ganz gemach auseinander. Wahrhaftig das iſt Kunſt. Aber ſollte ich wohl recht haben, wenn ich vermuthe, Rimicius ſey Reinecke oder Reineccius oder Rinacius?

Wäre Ihnen denn wohl mit einer nähern Nachricht von dem für verlohren gehaltenen großen Werke des bekannten Caſper Barth, ich meyne die ungedruckten Bücher der Adverſariorum, gedient? oder ſteht das im Wege, daß das Werk ſich auf der herzoglichen Bibliothek nicht findet? Man hielt es für verlohren. Nun hat es ſich wieder gefunden. Herr D. Erneſti hat das ganze an ſich gebracht, und — was meynen Sie wohl, — auch ich habe einen anſehnlichen Theil deſſelben mir erſtanden. Zwey große mächtige Folianten habe ich bekommen, für ein Spottgeld, für 16 ggl. Sie erſtaunen. Ich kann Parade damit machen. Nicht wahr, Sie werden lüſtern?

Aber ich ermüde Sie, mein lieber geduldiger Leſſing, mit meinem Geſchwätze. Ich reize Ihren Hypochonder. Und dennoch ſollen Sie mir noch einen Strauß aushalten, aber nur noch einen. Und dann laſſe ich Sie los. Ich habe Ihnen noch eins und das andre vom Aeſopo zu ſagen. Nun werden Sie doch wohl wieder gut werden? 1) Das Coberſche Apographum wollte ich anfänglich für Sie erſtehen. Es ging zwar eben nicht ſonderlich hoch weg, dennoch aber höher, als es mir werth zu ſeyn ſchien. Drum ließ ich es fahren. Haben Sie doch den Inhalt deſſelben. Es fehlt Ihnen kein Buchſtabe davon. 2) Dieſe Charteque enthält nicht Fabeln Aeſopi, ſondern bloß ſein ſogenanntes Leben. Daß der Narr Cober nicht auch die Fabeln ſelbſt mit abgeſchrieben hat, die doch auch in eben demſelben Codice ſtanden, das kann ich wahrhaftig nicht begreifen. Der Pinſel mußte doch ſich einbilden, an den Fabeln wäre weniger gelegen, als an dem platten griechiſchen Eulenſpiegel. Doch begnügen Sie ſich, mein lieber Leſſing, indeſſen mit dieſem Vorſchmacke. Auf das Frühſtück ſoll hoffentlich die Mahlzeit ſelbſt bald nachfolgen. Wir wollen Rath ſchaffen. Mit nächſten will ich an den Herrn von Oefele ſchreiben. Der ſoll mir den Codicem in natura ſchicken. Doch ich wette drum, es werden auch da eben dieſelben Fabeln ſtehn, die Sie ſchon aus dem Augsburgiſchen Codice haben. Indeſſen könnte doch wohl dieſe bayeriſche Abſchrift der Augsburgiſchen in manchen Stellen zu Hülfe kommen. 3) Dieſe vita Aesopi iſt an ſich eine Schnurpfeife, eine elende Kurzweile für Hanshagel, und in deſſen Mundart überall platt, überall abgeſchmackt, bisweilen aber auch vollends ſo zottelich, daß ich Sie, wertheſter Freund, bitten muß, es ja keiner Chriſtenſeele wiſſen zu laſſen, daß meine Frau durch ihre Feder ſolchem Gewäſche in die Welt geholfen hat. Denn ich und ſie würden dafür erröthen müſſen. Doch es ſind griechiſche Zoten. Die hält man einem Frauenzimmer zu gute. Die Fremdheit und die Miene der Gelahrheit überſchattet das Häßliche. Konnte der ehrliche fromme Pater Montfaucon es wagen, ſeiner Kutte unbeſchadet, die Ausgabe dieſes ſaftigen Dingelchens zu verſprechen, wiewohl es nur beym Verſprechen geblieben iſt, ſo dürfen wir dreye doch wohl ohne alles Bedenken in ſeine Stelle einrücken, und Theil an ſeinem Ruhme nehmen. Denn 4) dieſes von München hergekommene Werkchen iſt juſt eben daſſelbe, das Montfaucon aus einer Florentiniſchen Handſchrift ediren wollte. Siehe Itinerarium Italicum p. 5) Iſt es nun gleich ſo beſchaffen, daß die Ausgabe deſſelben zu nicht viel mehr dienen kann, als den Leuten aus dem Traume zu helfen, und ſie zu überführen, daß es niemals hätte ſollen gedruckt werden, ſo kann es ſeiner Dürftigkeit und Ungereimtheit ohngeachtet, dennoch auf eine oder die andere Weiſe bedeutend werden. Erſtlich kann man es gegen die gedruckte vitam Planudeam halten. Zweytens, wie es im Lateiniſchen keine Kleinigkeit iſt, daß wir an Hygins eine Probe des gemeinen, platten, pöbelhaften Lateins noch übrig haben, und Munkeri Naſe ſich über dieſer Olla putrida gar wohl befand, ſo iſt auch kein Zweifel, daß nicht mit der Zeit mancher griechiſche Pedant, in dieſem Miſthaufen des griechiſchen Patois ſtören, und manche ſchöne Perle darinnen finden ſollte, die er in die Krone des Neuen Teſtaments hinein ſetzen kann, zum Beweiſe, daß daſſelbe gut griechiſch geſchr[illegible] ſey. Bevor ich inne ward, daß unſer wichtiger Hiſtoricus in der Ba[illegible]ſprache redete, kleckte ich in der Eil des Vor- und Nachleſens einige vermeintliche Emendationes auf den Rand der Abſchrift. Aber die nehme ich nun großen Theils wieder zurück. Kehren Sie ſich nicht daran, mein lieber Leſſing, thun Sie, als wenn nichts da ſtände. An ſolchen platten Redensarten darf man ſich gar nicht vergreifen, man muß ſie laſſen, wie ſie ſind. Malum bene ſitum ſinere. Aber verſtehen Sie auch meinen Ausdruck Vor- und Nachleſen? Bevor ich das Coberſche Apographum wieder an Ort und Stelle brachte, (welches geſchahe eben da es zum Ausruſe kommen ſollte) collationirten wir, meine Frau und ich, unſere Abſchrift mit jener. Sie las die Coberſche Abſchrift mir vor, und ich las ihre Abſchrift nach, und in dieſem Jagen und Peitſchen kleckte ich, wie geſaget, einige unreiſe Sudeleyen an den Rand. Was Sie davon denken, und wie Sie dieſelben nutzen ſollen, das wiſſen Sie nunmehro. Hundert Stellen, die einer Verbeſſerung bedürfen, mußten mir bey ſo bewandten Umſtänden nothwendig entwiſchen. Die, mit ſammt der Nutzung meiner rohen Einfälle, überlaſſe ich Ihrem weiteren und gelaſſenern Nachdenken. Aber noch eine Frage an Sie, und denn ſchließe ich. Iſt Aeſopus von Oſten nach Weſten, oder umgekehrt gewandert? Sie ſtutzen. Denn ganz gewiß verſtehen Sie meinen Sinn nicht. Ich will mich deutlicher ausdrücken. Haben die Griechen ihren Aeſopum von den Juden bekommen, oder haben dieſe von jenen ihren Joſeph entlehnet? Denn im Grunde iſt doch wohl Aeſop und Joſeph (oder Iſup wie es die Alten ausſprachen) eine und dieſelbe Perſon. Schützen Sie mir ja nicht die Geneſin vor. Ich weiß womit ich die anſcheinende Stärke dieſes Arguments entkräften kann und ſoll. Leſen Sie dieſe neue vitam Aeſopi durch, ſagen mir hernach, ob Ihnen nicht dünkt, daß Aeſopus und Joſeph wahrſcheinlicher Weiſe zwey verſchiedene Namen einer Perſon ſind, ſo wie Ὀδυσσεύς Ulyſſes und Eule (unde Eulenſpiegel oder Eulens Lebenslauf) drey verſchiedene Namen von einem und ebendemſelben Rübenzahl ſind. Bey Gelegenheit des Rübenzahls darf ich Ihnen wohl meine Gedanken von der Ableitung dieſes Namens mittheilen? Der Name heißt nichts anders, als Rübenzagel oder Rübenſchwanz. Er iſt alſo der Mann, der anſtatt eines Schwanzes, eine Rübe an dem Orte ſtecken hat, wo man drauf ſitzt. So malete man ehedem den Teufel, oder wie unſere Voreltern ihn nannten, den Schurken. Keine größere Schande konnte einem ehedem angethan werden, als wenn man ihm eine große dicke Rübe vor allem Volke auf dem Markte ins Geſäße einbohrte. Das hieß ῥαφανιδοῦν und ῥαφανίδωσις. So wurden die Ehebrecher beſtraft, die man auf friſcher That ertappet hatte. Doch ich fange an zu zotteln, wie unſer griechiſcher Eulenſpiegelſchreiber, und ermüde Sie, werther Freund. Nehmen Sie mir meine Laune nicht übel. Fahren Sie fort, uns zu lieben. Gott gebe Ihnen lauter heitere Tage und vertreibe alle Wolken des Mißvergnügens. Er ſtärke Sie zu Fortſetzung Ihres Unternehmens (der Beyträge) und zu Ausführung Ihres Aeſopi. Leben Sie recht wohl. Ich verharre ꝛc.

D. Meiske.

Berlin, den 20. März 1773.

Liebſter Bruder,

Da ſiehſt Du nun an mir, daß auch die Saalbader lange ſtille ſchweigen können. Ich wundere mich ſelbſt darüber. Aber wer einmal ein Uebel auf dem Halſe hat (ich meyne mein Geſchwätz), der glaube ja nicht, daß unterbrechen, aufhören iſt.

Freylich werde ich Dir über Eberhards Apologie nichts mehr ſchreiben. Eberhard und Moſes wollen es ſelbſt thun. Daß es von Moſes noch nicht geſchehen, daran iſt ſeine ſchwächliche Geſundheit Schuld. Den ganzen Winter hat er nichts thun können als zeichnen. Alle Beſchäftigungen mit der geringſten Anſtrengung behagen ihm nicht nur nicht, ſondern machen ihn auch wirklich krank; übrigens befindet er ſich bey dem Vegetiren wohl. Wie manchen viel ſchreibenden Chriſten wünſchte ich in ſeine Lage! vornehmlich die mit Kennikots Variantenleſe ſo beſchäftigt ſind. So lange dieſes närriſche Unternehmen dauert, hat doch noch kein Menſch laut geſagt, daß es unnütz iſt. Und ich dächte, das wäre das Glimpflichſte und Beſte, was man davon ſagen könnte.

Nicolai wird auf Oſtern einen Roman herausgeben; und ſeine Freunde befürchten, er werde ſich um alle Mitarbeiter an ſeiner Bibliothek im theologiſchen Fache ſchwatzen, auch um die allerunorthodoxeſten.

Wie ſteht es denn mit Wien? Findet man da auch für ein deutſches Luſtſpiel hundert Louisd'or zu viel?

Koch ſpielt ſeit vier Wochen in Potsdam: mit vielem Zulaufe, kannſt Du Dir vorſtellen; ſonſt würde er nicht ſo lange da aushalten. Hier wird ſtark davon geſprochen, daß der Markgraf Heinrich in Schwedt eine deutſche Truppe, aber nur zu Operetten, annehme und ſchon Löwen bey Koch dazu engagirt habe. Zur Aufnahme des Theaters ſelbſt kann das wohl nicht ſo viel beytragen.

Lebe recht wohl, liebſter Bruder; und wenn es möglich iſt, ſo laß mich bald von Dir Nachricht haben.

Karl.

Von Madame König.

Wien, d. 14. April. 1773.

Mein liebſter, beſter Freund!

Wie ſehr mich Ihr Brief vom 3ten, den ich vor einer halben Stunde erhalten, frappieret haben müſſe, können Sie ſich vorſtellen, da ich Sie mir, Ihrem vorhergegangenen Briefe zufolge, in der größten Zufriedenheit dachte, und nun zu meinem höchſten Verdruß gerade das Gegentheil hörte. Ich hoffe aber doch, die Sache werde einen beſſern Ausgang nehmen, als Sie ſich vorſtellen. Denn ich kann mir nicht einbilden, daß der E. P. fähig ſey, einen Mann, wie Sie, ſo zu behandeln. Und ich hoffe Ihre Hitze werde verrauchen, und Sie werden, auch in dem ſchlimmſten Falle, Wolfenbüttel oder vielmehr die Stelle, die Sie daſelbſt begleiten, nicht eher verlaſſen, bis Sie einer andern verſichert ſind. Wenigſtens muß ich mir zu meiner Beruhigung ſchmeicheln, Sie durch meine Bitten dahin vermögen zu können. Und nicht wahr, das darf ich?

Seit mehr als acht Wochen lebe ich in einer eben ſolchen Ungewißheit, wie Sie. Ich habe Käufer zu meiner Seidenfabrik, die mich von einem Tage, von einer Woche zur andern herumziehen. Jetzt ſind ſie gar verreiſet; kommen aber binnen einigen Wochen zurück, wo es ſich alsdann bald entſcheiden wird, ob etwas oder nichts aus dem Verkaufe wird. Demungeachtet ſtand ich zeither immer auf dem Sprung, die Reiſe nach Hamburg anzutreten. Hätte mich mein alter rechtſchaffener de Haen, der mein Doktor iſt, nicht ſo ernſtlich davon abgehalten, ſo hätte ich ſicher alles liegen und ſtehen laſſen, und wäre davon gereiſt. Und das darum, weil ich mir feſt vorſtellte, ich hätte die Auszehrung. Ich wollte mir alſo durch die Reiſe meine Geneſung, oder wenigſtens einen ruhigen Abſchied verſchaffen. Nun iſt es mir lieb, daß ich es nicht gethan, weil es ſcheinet, daß ich mich ohne dieß wieder erholen ſoll. Sehen Sie nun die Urſache, warum ich Ihnen nicht geſchrieben, und warum ich Ihnen unmöglich ſchreiben konnte. Seitdem ich Ihnen das letztemal geſchrieben, habe ich an keinen Menſchen, außer an Sch. geſchrieben, und hierzu trieb mich die allergrößte Nothwendigkeit. Der redliche Freund iſt noch nicht mit meiner Sache zu Stande; ich denke aber, daß er es bald ſeyn wird. Die beſten Freunde machen die größten Schwierigkeiten: doch nicht meine Verwandten, dieſe bleiben immer auf ihrer rechtſchaffenen Denkungsart gegen mich, aber auch zugleich in ihrer alten Meynung, die Sache eingehen zu laſſen. Und wenn ich in der Gemüthsverfaſſung bleibe, worinn ich bis jetzo geweſen, ſo wäre ich auch außer Stande, ſie fortzuſetzen. Daher wünſchte ich um ſo mehr, daß aus dem vorſeyenden Verkauf was würde. Denn wenn ſie bey ihrer anfänglichen Erklärung blieben, ſo käme ich auf dieſe Weiſe unendlich beſſer weg, als wenn ich die Sache ſo eingehen laſſen müßte. Und ſo dächte ich noch nicht der Hoffnung entſagen zu müſſen, die mir ſo nahe am Herzen liegt. Sie wiſſen am beſten, was ich meyne.

Da ich die heutige Poſt nicht verſäumen will, ſo kann ich Ihnen für dießmal nicht mehr ſagen, als daß ich in der größten Unruhe Ihrentwegen ſeyn werde, bis ich beſſere und angenehmere Briefe von Ihnen erhalte. Schreiben Sie mir daher um Gotteswillen ia bald, daß Sie geſund ſind, und daß Sie meine Bitte Statt finden laſſen. Ich bedaure Sie eben ſo ſehr, als ich Sie liebe, und beſtändig lieben werde.

E. C. K.

Berlin, den 17. April 1773.

Liebſter Bruder,

Das war wieder ein Brief, der meine Freude darauf in Leid verkehrte! Wie kann ich in dieſer beſten Welt fröhlich ſeyn, wenn ich Deinethalben froh zu ſeyn keine Urſache habe! Es geht Dir ja ſchlechter, als mir. So närriſch der Weltlauf iſt, ſo kann es doch nicht mit Dir ſo ſchlimm werden, daß Dich Dein Vorſatz reuen könnte, Wolfenbüttel zu verlaſſen, wenn man Dich nicht bald in glücklichere Umſtände bringt, die Dir zu Deinem größeren Verdruß nur vorgeſpiegelt worden.

Schrieb ich Dir je, daß Deine jetzigen Arbeiten mir mühſamer ſchienen, als andere, zu denen Du Hoffnung gemacht; ſo ſchrieb es bloß mein Eigendünkel. Ich bin von einem mehr Liebhaber als vom andern; aber doch nicht ein ſo ſchalköpfiger, daß ich das Andere gleichſam weiter herunterſetzen wollte, als es in der Reihe der Dinge ſtehen mag. Hr. Voß, der freylich gern von Dir zur jetzigen Oſtermeſſe ein Verlagsbuch gehabt hätte, brachte mich wirklich nicht auf meine Grille; denn er iſt von Dir überzeugt, daß Du, je länger Du ihn warten läßt, ein deſto ſchätzbareres Werk, auch in Anſehung ſeiner, geben wirſt. Iſt er aber gegen mich zurückhaltend und denkt von Dir anders, (welches ich doch nicht glaube) ſo habe ich ihn nicht rechtfertigen wollen.

Allein Eins muß ich Dich fragen: warum ziehſt Du aus Deinen Schriften nicht mehr Vortheil? Ich ließe ſie auflegen, ſo oft der Buchhändler Luſt hätte: und wären ſie mir gleich nicht ſo, wie ich ſie haben wollte, ſo könnten ſie doch der Welt nützlich ſeyn. Man merkt nur zu ſehr, daß die paar guten Schriftſteller in Deutſchland ſich von ihrem kleinen leſenden Publicum zu weit entfernen. Vielleicht iſt nur die Höhe, auf welcher ſie ſtehen, die Urſache des Kaltſinns gegen ſie. Volles Tageslicht in einem nicht recht aufgeräumten Zimmer macht unangenehmere Empfindungen, als Schimmerlicht.

Eberhard wird Dir gewiß antworten, wie er mir geſagt; aber, wie ich zuverläſſig weiß, mit der Achtung, womit er Deine Schriften lieſt. Kennſt Du ihn? Er iſt keiner von den Unorthodoxen, die ihren neuen Bettel für den alten verkaufen, und übrigens wie ihre Vorfahren tyranniſiren möchten. Selbſt in Berlin wird er kein großes Glück machen; und die Tücken derjenigen, auf deren Bahn er nun fortgeht, empfindet er am meiſten. Was braucht es endlich für großen Scharfſinn, zu ſagen, daß eine faſt zweytauſendjährige Ungereimtheit eine Ungereimtheit iſt? Die verdienen Tadel, welche ein ſolches Werk höher ſchätzen, als gute Abſicht und Freymüthigkeit zu ſchätzen ſind.

Daß durch Kennikots Arbeit ein Fragment des Livius wieder ans Licht gekommen, wird ihm niemand danken. Was hatte jener Bauer im Gebirge, der mit ſeinem Miſtwagen über einem Stück gediegenem Silber umwarf, für Verdienſt um die Bergwerkskunde? Aus dieſem ganzen Vorfalle kann ich mir weiter nichts nehmen, als daß die Vorſehung unſre unnützeſten Handlungen zu etwas Gutem ausſchlagen läßt. Und doch iſt Kennikot noch nicht der Bauer mit dem Miſtwagen! Philologie, alte Litteratur, Antiquität und Erläuterungskunſt der Schriftſteller ſchätze ich ſehr hoch; und je unwiſſender ich in einem von dieſen Theilen der Gelehrſamkeit bin, deſto größere Verehrung habe ich dafür. Aber aus einem Miſchmaſch von Büchern einen Sinn herausgrübeln wollen, an den ihre Verfaſſer nicht gedacht, und deshalb alle vorſetzliche und unvorſetzliche Fehler unwiſſender und gelehrter Abſchreiber zuſammentragen, und daraus, Gott weiß was, beweiſen wollen — iſt das wohl zu loben? Daher die Verachtung unſrer Leute von geſundem Verſtande, welche, wenn ſie ſich etwa um das bekümmern, was wir Gelehrſamkeit nennen, und ſolche Ungereimtheiten antreffen, alle Gelehrſamkeit für Schulgeſchwätz anſehen. Doch was rede ich viel davon! und zu Dir!

Lebe wohl, liebſter Bruder. In Kurzem ſchreibe ich Dir ein Mehreres.

Karl.

Braunſchweig, d. 21. April 1773.

Erlauben Sie mir, mein liebſter Leſſing, eine kleine Anfrage zu thun, die zur Geſchichte der alten Fabeln gehört.

Laurentius Valla hat, wie ich aus der Sammlung des Dorpius ſehe, im Jahre 1513, 33 Aeſopiſche Fabeln aus dem griechiſchen überſetzt. Dieſe müſſen, ſo wie er ſie lateiniſch herausgegeben, griechiſch in einer Sammlung geweſen ſeyn. Forte ad manus venit, ſagt er in der Vorrede dazu, libellus graecus, ex praeda navali, tres et triginta Aesopi fabulas continens. Ich finde den griechiſchen Text von dieſen Fabeln größtentheils in der bekannten Sammlung von 149 griechiſchen Fabeln: allein die 7, die ich in dem Zettel angemerkt habe, ſind in dieſer Sammlung nicht. Ich wünſchte alſo zu wiſſen, ob davon ſchon ein griechiſcher Text heraus wäre? oder ob ich ihn in irgend einer Handſchrift finden könnte? Damit Sie die von Valla überſetzten Fabeln aus der großen griechiſchen Sammlung ſo gleich heraus finden können, ſo will ich beyde numerirt herſetzen.

Valla	Gr. Samml.	Valla	Gr. Samml.
1	4	18	26
2	5	19	143
3	10	20	142
4	11	21	32
5	12	22	33
6	14	23	30
7	16	24	34
8	124	25	40
9	125	26	43
10	126	27	—
11	—	28	46
12	—	29	47
13	23	30	48
14	—	31	49
15	24	32	—
16	25	33	—
17	—		

Mit der Beantwortung dieſer Anfrage hat es gar keine Eile. Nur wünſchte ich doch, daß Sie es nicht vergeſſen möchten, bey Ihren vielen andern Entdeckungen einen kleinen Seitenblick hierauf zu werfen. Ich dachte Sie mündlich darum zu fragen, allein wenn ſieht man Sie? Sie hier oder mich dort? Vielleicht dieſen ganzen Sommer nicht. — Ich habe des Hortenſius wegen verſchiedenes nachgeſchlagen. Nunmehro glaube ich ſelbſt nicht, daß ſein Werk von der Stadt Narden ſchon gedruckt iſt; allein ich vermuthe, daß dem Buche im Manuſcripte der Schluß fehlt — Sie werden dieſes ohnfehlbar auch vermuthen; allein wer kann Ihnen was ſagen, das Sie vorher nicht vermuthen, oder vielmehr wiſſen ſollten? Leben Sie wohl.

Schmid.

Fabulae graece non extantes.

Valla. Fab. 11 De vulpe et pardo.
12 De fele in foeminam mutata.
14 De agricola ſaeviente in filios.
17 De duobus amicis et urſo.
27 De aſino et lupo.
32 De filio cujuſdam ſenis et leone.
33 De calvo, crines externos gerente, pro nativis.

Berlin, d. 26. April 1773.

Mein lieber Leſſing! Ob Sie gleich ein tauber und ſtummer Götze ſind*), der nicht antwortet, ſo richte ich doch immerfort meine Gebete an Sie, und bringe Ihnen meine Opfer. Hier iſt ein neues!

---

*) Als Moſes ſeine philoſophiſchen Schriften in zwey Bänden herausgab, ließ er eine Zueignungsſchrift an ſeinen Freund Leſſing auf einem beſondern Blatte drucken, welche überſchrieben war: **Zueignungsſchrift an einen ſeltſamen Menſchen**. Sie ward nur dem Exemplare beygefügt, welches Moſes ſeinem Freunde Leſſing ſchickte; und einige wenige wurden für vertraute Freunde abgedruckt. In dieſer Zueignungsſchrift ſagte Moſes unter andern: „Die Schriftſteller, die das Publicum anbeten, beklagen ſich, es „ſey eine taube Gottheit.“ — „Ich lege meine Blätter zu den Füßen eines „Götzen, der den Eigenſinn hat, harthörig zu ſeyn. Ich habe gerufen, und „er antwortet nicht.“ ꝛc. Darauf zielt Obiges. Der jüngere Herr Leſſing hat dieſe Zueignungsſchrift im 1ſten Theile des Lebens ſeines Bruders S. 233. abdrucken laſſen; aber er hat nicht angezeigt, woher die Ueberſchrift kommt. In Lichtwehrs Fabeln findet ſich eine mit der Ueberſchrift: **die ſeltſamen Menſchen**. Darin wird von denſelben Folgendes geſagt:

Sie ſitzen oft bis in die Nacht
Beyſammen recht auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott noch Hölle.
Da wird kein Tiſch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht.
Es könnten um ſie her die Donnerkeile blitzen,
Zwey Heer' im Kampfe ſtehn; ſollt' auch der Himmel ſchon
Mit Krachen ſeinen Einfall drohn,
Sie blieben ungeſtöret ſitzen.
Denn ſie ſind taub und ſtumm. — —
— — — — — —
— — — — — —
— — Verzweiflung, Raſerey,
Boshafte Freud' und Angſt dabey,
Die wechſelten in den Geſichtern.
Sie ſcheinen mir, das ſchwör' ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernſt den Höllenrichtern
An Angſt den Miſſethätern gleich.
Allein, was iſt ihr Zweck? ſo fragten hier die Freunde;
Vielleicht beſorgen ſie die Wohlfahrt der Gemeinde?
Ach nein! So ſuchen ſie der Weiſen Stein? Ihr irrt!
So wollen ſie vielleicht des Zirkels Viereck finden?
Nein! So bereu'n ſie alte Sünden?
Das iſt es alles nicht. So ſind ſie gar verwirrt.

Sie müſſen es gut aufnehmen, weil ich Sie in dieſem Buche*) citirt habe. Sie können wohl denken, daß ich nicht umſonſt ſo höflich will geweſen ſeyn. Leſen Sie alſo, und ſchreiben Sie mir Ihr Urtheil, welches von einem orthodoxen Theologen, wie Sie ſind, wohl nichts geringers ſeyn wird, als daß ich, mitten im Himmel, die Sünde ein ſolches Buch geſchrieben zu haben, im Sinne behalten, und dadurch vielleicht mitten in der ewigen Herrlichkeit ewig verdammt bleiben kann.

Alſo Sie haben Hrn. Cacault gänzlich umgekehrt, und haben meiner Recommendation, daß man Leſſingen in ſeinem perſönlichen Umgange kennen lernen müße, wenn man ihn beurtheilen wolle, Ehre gemacht! Ich habe neulich einen Brief von Cacault an Mr. Bitaubé geleſen, worin er ihm ſchrieb: „je vous prie, ayez la patience de „lire la *Dramaturgie;* mais ayez la patience de la lire *à l'allemande*, c'eſt à dire, *de tout examiner en liſant.*" Eines ſo großen Wunders hätte ich mich doch nicht verſehen. Ein Franzoſe ſoll dem andern die Dramaturgie anpreiſen! Nun glaube ich faſt, daß es möglich iſt, Franz von Sickingen von Döbbelin auf dem franzöſiſchen Theater zu Paris**) aufführen zu ſehen!

Wenn ſie nicht hören, reden, fühlen,
Noch ſeh'n; was thun ſie denn? — Sie ſpielen!

Wenn es in dieſer Zueignungsſchrift heißt: „Er hat ſeine Geißel Andern übergeben, aber ſie ſtreichen zu ſanft; denn ſie fürchten Blut zu ſehen;" ſo meynt Moſes damit die Litteraturbriefe, zu welchen Leſſing nichts geliefert hatte. **Nicolai.**

*) Nehmlich im Leben Sebaldus Nothankers, deſſen erſten Theil ich damal meinem Freunde überſendete. **Nicolai.**

) Der vor mehrern Jahren verſtorbene **Döbbelin, der Vater, war ein Mann, dem nicht leicht ein Schauſpieler in der großen Opinion von ſeinen unvergleichbaren Talenten gleich kommen wird, ungeachtet es viele dieſer Herren an Opinion von ſich nicht fehlen laſſen, ſonderlich die mittelmäßigen. **Eckhof** und **Schröder** und **Iffland** hielten nie über die Gebühr von ſich. Döbbelin aber hielt ſich für einzig in ſeiner Art, und war höchſt glücklich in dieſer ſeiner Meinung. Sein Spruch iſt bekannt: „Es iſt Ein Gott, Ein König Friedrich, und Ein Döbbelin!" In gewiſſem Betracht war es wahr. Im poſſierlichen Wüthen, im Herausbrüllen der Töne, in Verzerrung der Augen und der Mienen, und im Herumwerfen der Hände und Aufſtampfen der Füße, iſt noch nie einer ihm gleich gekommen, ſelbſt nicht **Bergopzomer** zu der Zeit, als er noch in Wien für einen Schauſpieler galt, den man neben **Schrödern** ſehen könnte. **Döbbelin** that ſich auf ſeinen tragiſchen Ton, den er tief aus der Kehle hervor gurgelte und bis zum Brüllen zu verſtärken wußte, nicht wenig zu Gute. Ich hörte ihn einmal

Leben Sie wohl, mein beſter Freund! und ſchreiben Sie mir bald. Moſes grüßt Sie und auch der Prediger Eberhard, ungeachtet dieſer billig eine kleine Excommunication als einen foudre de poche auf Sie ſchleudern ſollte. Moſes hat das kalte Fieber; man hat Hoffnung, daß dadurch ſeine Krankheit werde gehoben werden.*) Ich bin ſtets

Ihr

Nicolai.

---

von ſeinem verſtorbenen Sohne ſagen, zu der Zeit, da er ihn zum Theater anführen wollte: „der Junge wird gut werden; er bekommt ſchon *das tragiſche Würgen*." So erzählte er auch, als er in ſeiner Jugend in Straßburg geſpielt habe, ſey der Beyfall ſo groß geweſen, daß er bis vor den Marſchall Broglio gekommen, und daß dieſer neugierig geworden ſey, den deutſchen Schauſpieler zu ſehen, der ſo vortrefflich ſeyn ſolle. Er ſey darauf als *Zamor* in der *Alzire* aufgetreten. „Gleich als ich," ſagte er, „in der erſten Scene auftrat, griff ich mich an, um dem Marſchalle zu zeigen, was ein Deutſcher im Stande iſt! Der Beyfall war allgemein. Aber „der Marſchall, der die Pariſer Acteurs kannte, ſagte: der junge Menſch „hat ſehr viel Talent; allein er hat noch nicht Erfahrung genug. Da er ſo „ſtark anfängt, ſo kann er unmöglich am Ende Kraft genug haben, den Effekt ſteigen zu laſſen. Aber," ſetzte Döbbelin triumphirend hinzu, „der „Marſchall kannte die Force meiner Stimme nicht; ſie nahm zehnfach zu bis „zum Ende des Stücks." Döbbelin hatte im Ernſt den Vorſatz, mit einer deutſchen Truppe nach Paris zu gehen, und ſo viel Beyfall durch ſein Spielen zu erhalten, daß niemand in Paris mehr würde wollen die franzöſiſchen Schauſpieler ſehen, die durch ihn im engſten Verſtande vom Theater ſollten herunter geſpielt werden. Er erzählte dieſes ſein Vorhaben mehrmal mehreren Perſonen, mit dem Beyfügen: „Ich ſage es laut, daß ich es thun will, „damit, wenn die Welt ſiehet, daß es in Paris geſchehen, ſie auch wiſſe, „daß ich es mit Vorſatz habe thun wollen." *Nicolai.*

*) Leider! geſchah das nicht. Es war die Krankheit, welche er ſich durch zu viel Anſtrengung zugezogen hatte, welche die Aerzte anfänglich verkannten, die ihn nach und nach abzehrte, und ſeinen frühen Tod endlich zu Wege brachte. Dieſe Krankheit iſt beſchrieben in Hrn. v. *Bloch's mediciniſchen Bemerkungen*, (Berlin 1774.) S. 61; doch ſind nicht alle Umſtände, die pſychologiſch wichtig ſind, angeführt, auch nicht nachherige Vorfälle: denn die daſelbſt angekündigte Geneſung war nicht von Dauer, obgleich einige Beſſerung erfolgte. Die philoſophiſche Entäußerung, mit welcher dieſer außerordentliche Mann ſein Leiden ertrug, läßt ſich kaum begreifen. Ich beſuchte ihn damal ein Jahr lang gar nicht, — aus Freundſchaft — weil das Intereſſante und Lebhafte unſerer Unterredung gleich ſeinen Zuſtand verſchlimmerte. *Nicolai.*

Braunſchweig, d. 17. May 1773.

Verzeihen Sie mir, mein liebſter Leſſing, einen kleinen Auftrag. Eben erhalte ich einen Brief von dem alten Paſtor Lemker, der aus der Neusmanniſchen Auction pag. 170 n. 1-3. den Bayle für 4 bis 5 Rthlr. zu erſtehen wünſchte. Sie ſchicken ja doch wohl einen Menſchen hin, der dieſe Commiſſion mit übernimmt.

Noch eines. Ich erinnere mich, daß Sie einmal die Ausgabe des Arrian, die ich in Holland herausgegeben, zu beſitzen wünſchten. Jetzt können Sie ſie p. 102. n. 382. erſtehen. Ich erinnere mich, daß ich ſie ehedem dem ſeeligen Beſitzer geſchenkt, da ſie herauskam. Doch ich glaube Sie haben dieß Buch nicht überſehen. Leben Sie wohl, ich wünſchte herzlich Sie bald zu ſprechen.

Schmid.

Halberſtadt, den 19. May 1773.

Auch Ihnen, mein beſter, mein theuerſter Leſſing, wollt' ich's geheim halten, daß im letzten Winter eine vaterländiſche Muſe mich (wenn das zu ſagen nicht zu ſtolz iſt) begeiſtert hat, Ihren Dichtern des dreyzehnten Jahrhunderts einige Lieder in unſerer härtern Sprache nachzuſingen.

Auch Ihnen, ſag' ich; denn es war nicht möglich, Sie darüber zu Rathe zu ziehen, Ihnen die Handſchrift, ehe ſie gedruckt wurde, zum Durchſehen zu ſchicken, und die Zurückſendung zu erwarten. Die Zeit dazu war nicht vorhanden. Ich hatte mit Herrn Dohm in Leipzig bey ſeinem Hierſeyn die Beſorgung des Drucks verabredet; er drang auf die Einſendung der Handſchrift, wenn, nach meinem Verlangen, der Druck noch zu rechter Meßzeit geendigt werden ſollte. —

Das kleine Vergnügen, alle meine Freunde zu überraſchen, oder ſie den Verfaſſer errathen zu laſſen, dieſes kam dazu; folglich ſollte nur Herr Dohm das Geheimniß wiſſen. Durch einen gewiſſen Zufall wurd' es dennoch verrathen; und nun, theuerſter Freund, da zumal der Druck, alles Bemühens ungeachtet, zu ſpät fertig geworden, und in Abſicht auf die Menge der Druckfehler nicht zum Beſten ausgefallen iſt — nun gereuet es mich, meinen lieben Leſſing, den Minneſinger, nicht zu Rathe gezogen zu haben; — nun iſt er der Erſte, dem ich mich ſelbſt verrathe, wenn nicht Freund Zachariä ſchon Verräther geweſen iſt; und wenn dieſes wäre, ſo iſt er doch der Erſte, der ein Exemplar aus meiner Hand empfängt.

Ich eile, es mit der heutigen Poſt abgehen zu laſſen. Wenn ich meinem Leſſing gefalle, dann werd' ich allen Kennern gefallen; und wenn er mir ſagt, worin ich ihm nicht gefalle, dann werd' ich bey einem zweyten Verſuche mich bemühen, es beſſer zu machen.

Die beyden armen Mädchen, zu deren Vortheil der Preis zu 12 gr. beſtimmt iſt, ſind — meinem Leſſing darf ich es nicht verſchweigen — es ſind die armen Schweſtern des ſeligen Michaelis und des gutherzigen Benzlers in Lemgo.

Ich hoffe, die deutſchen Damen werden dieſen beyden armen Mädchen eine Kleinigkeit zur Ausſtattung, oder zum Erkauf einer Kloſterſtelle, gern zuſließen laſſen. Sie kennen die armen Mädchen nicht; wenn aber meine Freunde jeder ſeinen Freundinnen verſichert, daß ſie gute Mädchen ſind — ich ſelbſt habe ſie nie geſehn; aber ich weiß, ſo viel man's wiſſen kann, daß ſie gut ſind —: dann, glaub' ich, werden der gedruckten Exemplare nicht zu viel ſeyn. Eine Berechnung des Vortheils wird Herr Dohm jedem, der es verlangen möchte, ſehr gern vorlegen.

Unſern Braunſchweigiſchen Freunden ſend' ich Exemplare, ſo bald ich von Leipzig welche bekomme.

Meines Leſſings Beyträge ꝛc. hab' ich mit dem größten Vergnügen geleſen; aber ich wünſche, daß er von den Schätzen aus den Zeiten der Minneſinger uns noch Lebenden bald mehr zu betrachten geben möge.

Das uns noch Lebenden, beſter Freund — verräth es Ihnen nicht einen alten Mann, der noch gern alles mitnehmen will, was ihm in ſeinem Leben Vergnügen machte?

Wir wohnen einander ſo nahe, und ſehen uns nicht! So bald ich mich losreißen kann, ſag' ich zu meinem lieben Leſſing: da bin ich.

Von unſers guten Petrarch Schmidt neueſtem Produkt, den Elegieen an Minna, wollt' ich ein Exemplar beylegen. Es iſt keins bey der Hand. Es ſoll nächſtens erfolgen.

Gleim.

Berlin, den 12. Junius 1773.

Liebſter Bruder,

Unſer Freund Mendelsſohn bringt Dir dieſen Brief. Ach! ich wollte ihm dieſe Mühe nicht machen; ich wollte in ſeiner Geſellſchaft ſeyn, ich wollte mir, wie man zu ſagen pflegt, auf meinen eigenen Leib etwas rechts zu Gute thun. Allein zum erſtenmal erfahre ich, daß mein Dienſt doch nur Sklaverey iſt: daß wir Menſchen uns nicht den Dienſt zu erleichtern, ſondern zu erſchweren ſuchen, und dies Dienſtleiſter nennen. Gebe Gott, daß Du ſolche Menſchen nicht kennen lernſt! Zur Tragödie ſind ſie zu kleinlich, zur Komödie zu mager, und im Umgange unerträglich. — Aber ich kann doch weder recht lachen, noch recht weinen; denn auch die Kinder weinen, wenn ſie nicht ihren Willen haben.

Kannſt Du Dir wohl einbilden, was ich mir vorgenommen habe zu arbeiten? — Eine Tragödie. — Und der Stoff? Thomas Aniello, der brave neapolitaniſche Fiſcher. Rocoles hat ihn freylich unter ſeine Imposteurs insignes gebracht! Ich bin jetzt noch ſo voll davon, daß ich Dir auch nicht einmal meinen Plan ſagen kann. Aber wenn mir das Stück nicht geräth, ſo bin ich allein Schuld. Ich könnte Dich zwar mit zwey fertigen und rein abgeſchriebenen Komödien von mir heimſuchen; allein ſie gefallen mir nun eben ſo ſehr, daß ich ſie aus der nehmlichen Eitelkeit zurückhalte, aus welcher Andere Dir die ihrigen zu leſen geben. Doch meine Tragödie, das verſteht ſich! Weißt Du aber dazu noch andere Quellen, als den Siri, Gazotti, Giraffi? Nicht, daß mir es an Stoffe fehlte, ſondern weil ich wünſche, daß Aniello ſo, wie ich mir ihn denke, auch in der Geſchichte wirklich ſeyn möchte. Aber wie ich mir ihn denke, weißt Du ja nicht, und Gott weiß, ob jemals ein Menſch erfahren wird, wie er jetzt in meiner Idee exiſtirt. Denn leider! habe ich bey mir ſchon oft die Erfahrung gemacht, daß nach vielem Kreißen oft nur ein kleiner Wechſelbalg zur Welt kommt. Doch, wie geſagt, jetzt habe ich die beſte Hoffnung, das Theater mit etwas Erträglichem zu verabſchieden.

Herr Eberhard empfiehlt ſich Dir, und wenn er Dir nicht mit Moſes geſchrieben, ſo wird er es doch eheſtens thun. Herr Heynatz bittet Dich um ein oder ein Paar Manuſcripte von dem Eutrop aus der Wolfenbütteliſchen Bibliothek. Er will eine Handausgabe von dieſem Schriftſteller herausgeben.

Lebe recht wohl, liebſter, beſter Bruder!

Karl.

Von Madame König.

Wien, d. 21. Jun. 1773.

Liebſter, beſter Freund!

Warum vergeſſen Sie mich denn ſo ganz und gar? dieſe Frage hätte ich ſchon zwanzigmal an Sie gethan, wenn ich Sie nicht in Hamburg vermuthet hätte, wo man Sie, wie mir Madam Sch. ſchrieb, ſchon vor ſechs Wochen erwartete; und zwar ſollten Sie in Geſellſchaft von R. und B. dahin kommen. Dieſe beyden fand ich nun aber geſtern in einem alten Addreßblatt, worein mir jemand was eingewickelt ſandte, ohne Sie, als angekommene Fremde angemerket, und vermuthe Sie alſo zu Hauſe, und zwar ſehr ungern. Ob ich gleich geſtehen muß, daß ich ſchon manche niedergeſchlagene Stunde darüber gehabt, wenn ich mir Sie in Hamburg bey meinen Kindern, bey unſern Freunden dachte, ſo hätte ich doch gewünſchet, Sie möchten die Reiſe gethan haben, weil ich befürchte, daß Sie zuletzt das anhaltende Sitzen unmöglich wieder werden aushalten können. Wenigſtens hoffe ich, daß Sie dem gefaßten Vorſatz nicht nachgekommen ſind, Braunſchweig nicht wieder zu beſuchen, bis man Sie in der bewußten Sache dahin rufet. Daß dieſes noch nicht geſchehen, urtheile ich ſchon aus Ihrem Stillſchweigen. Denn gewiß hätten Sie mich an Ihrem Vergnügen Antheil nehmen laſſen, weil Sie hoffentlich überzeugt ſind, daß kein Menſch in der Welt iſt, der das für Sie empfindet, was ich für Sie empfinde. Es vergehet keine Stunde, wo ich nicht an Sie denke.

Nur ſtelle ich Sie mir leider! gar zu oft vor, wie Sie mir Ihr letzter Brief ſchildert. Ich habe ihn zwar auf die Seite gelegt, und es nicht mit demſelben ſo gehalten, wie mit denen vorhergehenden, die ich immer ſo lang las, bis ich einen andern erhielt. Demungeachtet iſt mir der Inhalt nur gar zu ſehr im Gedächtniß geblieben.

Wenn ich nur das einzige wüßte, ob Sie geſund wären? Ich bitte Sie um Gotteswillen! ſagen Sie mir dieſes bald, wenn Sie anders wollen, daß meine nun wieder zunehmende Geſundheit von Beſtand ſeyn ſoll.

Alles Uebrige wird ſich denn auch finden. Ich komme meinem Ziel immer näher, das heißt, mein Lager zu räumen; und obſchon der Kauf, von dem ich neulich ſchrieb, zurückgegangen, ſo habe ich doch alle Hoffnung, durch Unterſtützung des Hofes, mich der Fabrike zu entſchlagen. Ich mag nur nicht hieran eher arbeiten, als bis ich mit den fremden Gläubigern völlig zu Stande bin. Bis auf zwey bin ich ſo weit. Dieſe zwey aber ſind juſt die älteſten Freunde R.... und M.... Doch ſchreibt Herr Sch., daß er auch bald mit ihnen fertig werden würde. Dieſer rechtſchaffene Mann fährt fort mit allem Eifer für mich zu ſorgen. Er hat nun ſo gar alle mein Gepäck in ſein Haus genommen. Denn, außer großen Stücken, Schreinwerk und Betten, habe ich nichts verkaufen laſſen.

Wenn Sie den Pyrmonter Brunnen trinken, ſo wünſche ich, daß er Ihnen ſo wohl bekommen mag wie mir. Ich trinke ihn bereits vierzehn Tage, und finde daß er mich ungemein ſtärkt. Ich glaube aber, daß die China, die ich drey Monate lang gebraucht habe, ſchon einen guten Grund gelegt hat.

Madam Sch. ſchreibt mir nur glatt weg: daß der K. K.... mit einem Fräulein Z.... oder Tur.... ſich verheyrathe. Sagen Sie mir doch, ob die Wahl ſeiner würdig iſt, oder ob allein Intereſſe dieſes Bündniß geſtiftet hat.

Von hieraus wüßte ich Ihnen nichts neues zu ſchreiben, als daß man durchgehends über Wielands Mercur ſchmählt. Warum? fragt ſich nicht. Denn die Wiener ſchmählen gemeiniglich, ohne zu wiſſen warum.

Muß ich Sie noch einmal bitten, mir bald zu antworten, ſo thue ich es auf das inſtändigſte. Machen Sie es ja nicht mit dieſer Antwort, wie mit Ihrem Kupferſtich, um den ich drey Monate lang vergebens nach der Poſt geſchickt, und am Ende gar nichts erhalten habe. Sie müſſen ihn nicht abgeſchickt haben; und doch ſchreiben Sie mir, Sie hätten es gethan. Wenn Sie mir ihn noch ſchicken wollen, ſo addreſſiren Sie ihn gerade an mich, nicht an R... Leben Sie wohl, beſter Freund. Ich umarme Sie unter tauſend Wünſchen, daß Sie wohl, daß Sie vergnügt ſeyn mögen; und bin auf immer

Ihre

aufrichtigſte Freundinn
E. C. K.

Göttingen, den 28. Jun. 1773.

Als eine Sünde, die Sie an Ihrem Genie begehen, ſehe ich es freylich an, wenn Sie ſich zur Claſſe von uns armen Gelehrten herunterſetzen, die im Bücherſtaube herumwühlen. Indeſſen ein Mann von Geiſt drückt allem, womit er ſich beſchäftiget, ſein eignes Gepräge auf; und wenn ich auf einer Seite den Herkules mit der Keule vor mir ſehe, der Schmetterlinge todt ſchlägt, ſo weiß ich doch auf der andern Seite auch, was Sie Ihrer Stelle ſchuldig ſind, und freue mich, unſer Bibliothekar-Handwerk, das durch ſo viele mittelmäßige Köpfe ſo weit herunter gebracht iſt, durch Sie in einen ſolchen Glanz geſetzt zu ſehen. Ich weiß auch, daß Ihr Geiſt von viel zu guter Trempe iſt, als daß er an allen den litterariſchen und grammatiſchen Spitzen und Zacken ſich ſo leicht abſchleifen ſollte. Die Entdeckung vom Tarich*) war mir die unerwartetſte und die angenehmſte. Wenn doch nur der Gelehrte zu nennen wäre, der uns den Genuß dieſes Gutes verſchaffen könnte! Da Sie einmal ſo tief in die Litterärgeſchichte der äſopiſchen Fabel eingedrungen ſind: ſollten Sie uns nicht billig einmal die Ueberſicht vom Ganzen geben? Und da Sie die Abſchrift der Frau Prof. Reiske in Händen haben, was kann man da nicht alles für Forderungen an Sie machen! Daß des Herrn Profeſſors Reiske Werth auch durch Sie dem undankbaren Theile unſers Zeitalters unter die Augen geſtellt wird, freuet mich allzeit.

---

*) L. W. IX, S. 65.

Damit ich über den Pindar leſen könnte, habe ich, weil es an Exemplaren fehlte, die Thorheit begangen und angefangen, ihn ſeit Michaelis abdrucken zu laſſen. Ich nenne es eine Thorheit: weil ich nicht beym bloßen Abdruck bin ſtehen geblieben. Ich fand über den Text ſo wenig Beſtimmtes: nichts von den Quellen des Textes; und dann ſah ich wohl, wollte ich im Interpretiren fortkommen, ſo mußte ich das Kritiſche ganz abſondern. Gut, dachte ich; das werfe ich in die varias lectiones. Aber hier ſehe ich, haben die Oxonienſes ſchreckliche Arbeit gelaſſen. Da iſt doch unſer Erasmus Schmid ein ganz anderer Mann! Die Ausgaben, auf welche etwas anzukommen ſcheint, habe ich bey der Hand. Nun führt Fabricius Biblioth. Graeca noch eine Florentiniſche an, von der ich nichts finde, und die, wie ich glaube, nicht vorhanden iſt. Sollten Sie wohl dort Gegenerläuterung finden? So ſoll auch bey Morell 1558. 8. eine Ausgabe mit Scholien ſeyn; auch daran zweifle ich.

Ich hoffe, daß Sie das Vertrauen zu meiner Ergebenheit hegen, daß ich mir ein Vergnügen daraus machen werde, Ihnen von hieraus mit einem und dem andern Buche zu dienen, das Ihnen abgehen kann. So enthalte ich mich kaum, Ihnen des Huet. notas in Paulum Silentiarium zuzuſchicken. Mit vollkommenſter Hochachtung ꝛc.

Heyne.

Braunſchweig, d. 28. Juni 1773.

Sie werden mit der heutigen Poſt die Anmerkungen zu Sturms Leben erhalten. Ich leſe jetzo Leibnitzens Briefe zu meinem Zeitvertreibe, und weide mich aufs neue an der vortreflichen Denkungsart dieſes großen Mannes. Doch das brauche ich Ihnen nicht vorzupredigen. Sie haben ihn, ſo wie alles, beſſer ſtudiert, als ich. Nun gehaben Sie ſich wohl, mein beſter Leſſing.

Schmid.

Braunſchweig, d. 6. Juli 1773.

Ich ſinde mich, wenn ich irgend ein altes Buch vor mir habe, (das jetzt wohl unter ſechs hundert Gelehrten, denen nur das neue willkommen iſt, kaum einer noch, außer wenn er etwa den Staub davon wegblaſen will, in die Hand nimmt) für ein bischen Ekel, den mir ſein barbariſcher Styl, wenigſtens Anfangs machte, durch allerhand litterariſche Entdeckungen faſt allemal reichlich belohnt. Die Freude, die Ihnen Ihre herrliche Wolfenbüttelſche Bibliothek in Ihren ſchönen Entdeckungen im Großen macht, macht mir, in der Sprache unſerer unpedantiſchen gelehrten Knaben, ein alter Tröſter aus meinem eignen Bücherbrete im Kleinen, und dieſe verſüßt mir ſeit ein paar Tagen meine Nebenſtunden. Ich rede nehmlich von dem nehmlichen Buche, worüber Sie mich eben antrafen, als Sie mich zuletzt beſuchten.* Es war, wie Sie ſich noch erinnern werden: Petrus de Creſcentius. Von dem Nutz der Ding, die in Aeckern gebauet werden. Sie haben, wie Sie mir ſagten, eben dieß in der dortigen Bibliothek. Ich kann mir alſo die Mühe wohl erſparen, den weitläuftigern Titul nebſt dem Inhalte der zwölf Bücher die darauf ſtehen, abzuſchreiben. Genug, es iſt die zweyte Ausgabe des überſetzten Creſcentius in Fol. 1518. (Wäre ich doch ſo glücklich, die erſte von 1493. irgendwo aufzutreiben! Sie werden hernach hören, warum.) Auf dem Titel ſtehet blos die beſagte Jahrzahl der Ausgabe; am Ende des Buches aber ſind der Ort des Drucks, der Drucker, die zwey Verleger, nebſt der Jahrzahl angezeigt: Gedruckt zu Straßburg durch Joannem Schott, in Verlag und expenß der fürſichtigen Joannis Knoblauch, und Pauli Götz, und (das und wird allenthalben bald mit einem doppelten, bald mit Einem n geſchrieben) vollendt am Freytag vor Invocavit. Anno Chriſti. M. CCCCC XVIII jar. Auf dem Titel ſteht außer dem zuvor angezeigten, folgendes Reimlein, in welchem das Buch den Leſer anredet, und ihm ſowohl das Lob des Originals, als auch der Ueberſetzung vorſingt:

Uß worem brunnen ſteißz ich här
Und trag nit fabel, lug, noch mär.
Mein erſter Auctor kennt mich wol
Hab minder nit, binn wie ich ſoll.

Ich glaubte ſchon hieraus ſchließen zu dürfen, daß der deutſche Ueberſetzer auch ein Versmacher ſey, und vielleicht durch andere Reime ſich etwa ſonſt einen Namen erworben hätte. Vier Blätter hernach fand ich unter einem großen Holzſchnitte von der Schöpfung der Welt abermals Reime, die den Nutzen dieſes Buchs empfahlen:

Den Menſchen Bſchuff Gott errentrich,
  Durch Sünd hat er genidert ſich,
Und wiewohl ihm ſeint underthon
  Was dſoñ bedeckt und beſchleußt der mon
Noch urſach wiſſen aller Ding,
  Durch Kunſt erfermüß geſchicht nit ring.
Bericht nimm des in dieſem Buch,
  Durchliße und ordentlich erſuch.

Schon aus Liebe zur Geſchichte der deutſchen Poeterey (erlauben Sie mir hier den alten, ächten Ausdruck) hätte ich den Namen des Ueberſetzers herzlich gerne gewußt; aber der war weder vorne noch am Schluße des Werks, noch in irgend einer Vorrede, unter den zwölf Vorreden der Bücher des Creſcentius ſichtbar. Endlich fand ich ihn doch, und zwar da, wo ihn, wie ich mir wenigſtens ſchmeichle, ſchwerlich jemand von denen, die dieß alte Buch vor mir beſchrieben haben mögen (Sollte es nicht etwa in Gottſcheds critiſchen Beyträgen, oder ſonſt in einem dahingehörigen Buche einmal recenſirt ſeyn? Auch das möchte ich ſehr gerne wiſſen) geſucht, und folglich auch nicht gefunden haben wird. Ich ließ mir nehmlich, auch aus einer andern Urſache, die Mühe mein Exemplar mit flüchtigem Auge ganz durchzuleſen, nicht verdrießen, und da erſchien der Name meines Ueberſetzers in der Mitte des fünften Buchs, wo die fruchttragende Bäume nach alphabetiſcher Ordnung beſchrieben ſind, hinter dem Zanipro (ſonſt Juniperus) auf dem vier und ſiebenzigſten Blatte. Er entſchuldiget ſich hier, daß er von der Ordnung des Lateiniſchen Alphabets, in welcher Creſcentius die Bäume beſchrieben, abgegangen, und den Zaniprus vor den Zezulus geſetzt hätte. Er ſchreibt „Ich, Bruder Franziſcus, diß Buchs in deutſcher Zung Ußleger, mag nit anders erkennen, wann daß diß ein wäckolter Baum ſey, under den fremden namnen. Darumb hab ich das geſetzt zunechſt dem Buchſtaben v. vor dem Z.“ Mein Ueberſetzer iſt alſo der Bruder Franciſcus. Nun möchte ich aber gar zu gerne mehr von ihm wiſſen. Iſt er etwa ſonſt bekannt? Wiſſen Sie nichts, gar nichts von ihm? Vielleicht träfe ich in der erſten Ausgabe von 1493, (oder in einer noch ältern, die Geßner, in deſſen ſcriptoribus rei ruſticae ich dieſes geleſen habe, nicht gekannt hat) mehr von ihm an. Ueberhaupt kann ich ohne mehrere deutſche Ausgaben auf keinen rechten Grund kommen. Bringen Sie mir alſo nächſtens nebſt dem verlangten lateiniſchen Creſcentius, auch deutſche Ausgaben zu einem kurzen Gebrauche mit herüber. Daß mein Bruder Franziſcus ein ehrbarer Meiſter im Reimen geweſen iſt, davon weiß ich nun auch, zu meiner Freude mehr, als ich damals davon wußte, als ich Ihnen einige Stellen aus dieſer Ueberſetzung abgeſchrieben zuſchickte, die mir in Proſe umgekleidete Reime ganz deutlich entdeckten. Damals glaubte ich, daß es nur hin und wieder Stellen und vorzüglich Haushaltungsregeln wären, die man um ſie beſſer zu behalten, lange vor dieſer Ausgabe in Reime gebracht hätte. Nun weiß ich aber, daß das ganze eilfte Buch, welches aus 52 Capiteln beſteht, ehemals ein gereimtes Werk geweſen, das, aller Wahrſcheinlichkeit nach, keinen andern, als eben dieſen Bruder Franciſcus zum Verfaſſer gehabt, und das ſchon in unſerer Ausgabe, der Herausgeber durch die Proſe etwas moderniſiren wollen; (wie ich dieſes in 3 bis 4 Ausgaben des deutſchen Livius, die ich gegeneinander gehalten, auch geſehen habe, wo es immer der folgende Herausgeber dem vorhergehenden an neuer Mode zuvorgethan, ohnerachtet die älteſten Ueberſetzungen, von Bernhard Schöfferlin und von Wittig von Hamelburgk, die 1509. zu Maynz herauskamen, treulich beybehalten ſind.). In dem eilften Buche ſind durch und durch Verſe, die aber durch das Einſchiebſel anderer Wörter von einem neuern Herausgeber freylich hier und dort unkenntlich werden. Nicht ohne Lachen habe ich ſogar die citata nunmehr gereimt gefunden, über welche ich anfangs ganz weglas. Z. E. am Ende des 45. Capitels ſteht: „Das findeſt du im fünften Capitel des neunten Buches, gelüſtets dich zu leſen, ſo ſuches," oder am Ende des 48. Capitels: Das laß ich hie zu ſchreiben anſton, wann in dem neunden Buche findeſtu gar viel davon.

Sind Sie meines Geſchwätzes nicht gerade müde, mein liebſter Leſſing? Ich vermuthe wohl. Aber Sie müſſen mir doch noch ein bischen aushalten! Weil mir einmal der Creſcentius in den Kopf gefahren iſt, ſo kann ich ihn ohnmöglich ſogleich loslaſſen.

Die lateiniſchen Schriftſteller aus den mittleren Zeiten haben ihres lateiniſchen Styls wegen, das Unglück, daß ſie entweder gar nicht angeſehn, oder ſo ſchnell als es möglich iſt, wieder aus der Hand geworfen werden, wenn ſie ja ein Herausgeber irgend eines Alten, in der Geburtsnoth einer Ausgabe, nutzen muß. Den Beweiß dieſer richtigen Anmerkung gibt mir abermals mein guter ehrlicher Creſcentius. Geßner, und vor ihm, oder vielmehr mit ihm zugleich, der gelehrte Profeſſor der Botanik in Padua (in Patavino Gymnaſio) Julius Pontedera haben ihn beyde mit den alten ſcriptoribus rei ruſticae zuſammengehalten; aber auch viel zu bald wieder bey Seite gelegt.

Pontedera ſchreibt in einem Briefe an den Facciolatus 1723: Er glaube, daß Creſcentius, der viele Stellen aus dem Cato, Varro, und Palladius in ſeinem Buche de commodis ruralibus übertragen, den Columella gar nicht gehabt habe. Hic, quamvis barbarus ſcriptor, et impolitus autor, multa tamen, ut in codicibus vetuſtis invenerat, ex Catone, Varrone et Palladio (nam Columella caruiſſe exiſtimo, nihil enim niſi quod de Palladio eſt mutuatus, ex illo aſſert) transſcripſit. Geßner mag wohl durch ihn verführt ſeyn, und ſich auf das Wort dieſes Gelehrten überredet haben, es ſey der Mühe nicht werth, den Creſcentius, dieſes Umſtandes wegen, einmal durchzublättern, wenn er ihn ja nicht leſen wollen. Er ſagt auf der neunten Seite ſeiner Vorrede zu den ſcriptoribus rei ruſticae: Poſt Palladium delituiſſe videtur Columella; cum illum accommodatiorem rationibus ſuis putarent agricolae, ea credo cauſa, quod et lingua magis ad barbariem inclinante, et illa in menſes diviſione, uſus eſt. Certe Creſcentius, qui Catone, Varrone, et Palladio, frequenter utitur, nuſquam quod recorder, Columellae meminit. Er wiederholt dieß auf der ſiebzehnten Seite: Catonis, Varronis atque Palladii (de Columella enim non recordor) non ſententiis modo, ſed verborum longa ſatis ſerie, ſaepe utitur Creſcentius. Wie beyde gelehrten Männer dieß haben niederſchreiben können, begreife ich gar nicht. Ich weiß wenigſtens zehn bis zwölf Stellen, wo Creſcentius den Columella ausdrücklich anführt; und ein paar Stellen, wo er ſogar die Meynung deſſelben mit dem Palladius (der freylich ſein Leibautor war, wie er ſelbſt ſagt) widerlegt. Creſcentius iſt alſo in Anſehung des Columella ſo gut als verlohren und gar nicht genutzt. Iſt das nicht ſonderbar? Leben Sie wohl, mein liebſter Leſſing.

Schmid.

Berlin, den 11. Julius 1773.

Liebſter Bruder,

Freylich wollte ich den zweyten Theil von Deinen Beyträgen abwarten, ehe ich Dir wieder ſchriebe. Aber im Wartenlaſſen thuſt Du es dem größten Miniſter zuvor. Ich, der ich eben ſo wenig in die Vorzimmer, als in die Kirchen komme, thue nicht, was ich dabey thun ſollte, ſondern was mir beliebt; und will Dir alſo nur ungebeten ſagen, was mir die liebe Oſtermeſſe ohne Dich beſchert.

Agathon war mir das Erſte und Beſte. Dir von ſeiner Vortrefflichkeit viel ſagen, könnte ſie Dir verleiden. Mit der erſten Ausgabe verglich ich ihn nicht; aber mich dünkt doch, als wenn die Sprache gereinigter wäre. Wieland ſchien mir in Beybehaltung fremder Wörter etwas zu weit zu gehen. Doch Eins iſt nicht nach meinem Sinne im Agathon, nehmlich das Ende. Danae und Agathon ſind nun ſo gut und fehlerfrey geworden, als ſie nach ihrer empfangenen Organiſation und Geiſtigkeit werden konnten. Zum Beweiſe deſſen heirathet ſie ihren geliebten Agathon nicht, und beyde unterlaſſen die größte Pflicht, die der Weltbürger haben kann, (denn man ſieht keine Gründe, ſie davon loszuſprechen) aus dem wunderlichen Wahne, ſie möchten in den Augen der Welt für Wollüſtlinge angeſehen werden, oder weil Danae für ihre Temperaments-Ausſchweifungen, die ihren Charakter doch nicht abſcheulich machen, nach hergebrachter löblicher Gewohnheit der Romanſchreiber eine Züchtigung verdient. Da Gott anders ſtraft als die Juſtiz, ſo ſollten die Poeten auch mehr Gott gleichen, als der heiligen Juſtiz. Was konnte Danae für ihre Galanterie, und Agathon für ſeine geiſtige wollüſtige Schwärmerey Beſſeres thun, als heirathen, und ſich beſtreben, ihre Kinder die Wege zur Glückſeligkeit oder Tugend aus ihrer Erfahrung beſſer zu führen? Aber bloße Freunde bleiben, und zwar dabey in einem ſo nahen Umgange — wenn das mit Wielands in ſeinen neueſten Schriften gezeigter Erfahrung ſtimmt, ſo ſtimmt alles. Ich möchte wiſſen, was für Urſachen er zu dieſem Schluſſe ſeines Romans gehabt hätte; denn daß er vermuthlich triftigere für ſich hat, als ich vielleicht wider ihn vorbringe, glaube ich gar gern.

Sein Merkur hat meine Erwartung nicht erfüllt, ſelbſt die Aufſätze nicht, die von ihm ſind. Sein Raiſonnement über ſeine Alceſte iſt ein großes Beſcheideneſſen Eigenliebe, das man aber einem Wieland nicht ſo hoch als einem Andern aufmutzen darf. Wenn er ſich nur nicht auf Koſten des Euripides erheben wollte! Er tadelt den Griechen unter andern, daß er die Liebe der Alceſte eigennützig ſeyn laſſe, indem ſie ihren Gemahl bittet, nicht wieder zu heirathen, und gratulirt ſich, ſie großmüthiger gemacht zu haben. Ich kondolire ihm in allertiefſtem Reſpekt; denn Alceſte liebt nun ihren Admet weniger, und iſt mehr eine theatraliſche Närrin, als ein zärtliches Weib. Wenn meine künftige Frau einmal für mich ſterben will, dieſe Bitte ſoll ihre edle That, den großen Zug, den Euripides dadurch angebracht, nehmlich die große Liebe der Alceſte, nicht verkleinern, ob ich gleich nicht denke es zuzugeben. Doch wenn man gar Halbgötter zu Freunden hat, Gott weiß, wie ſchuftig man wird! Vielleicht iſt es auch nur ein Ueberbleibſel von Wielands Theologie; und die war ja wohl die allerorthodoxeſte?

Lehrt ſie nicht, unter anderem was über die Vernunft iſt, der Liebe zu Gott ſein zeitliches und ewiges Glück aufzuopfern? Es iſt freylich ein Widerſpruch darin, aber ein deſto erhabnerer Gedanke! Und in dem lyriſchen Schauſpiele muß die größte Erhabenheit herrſchen. Beyher bemerkt! je höher wir die Großmuth in Schriften treiben, deſto mehr ſtreift ſie ſich im gemeinen Leben ab.

Was denkſt Du von Klopſtocks Gelehrten-Republik und ſeinem Vorſchlage? Es wäre wohl nichts billiger, als daß die Gelehrten mit ihren Büchern mehr gewönnen; eine Aenderung darin wird aber ſchwer halten, und dieſer oder jener Gelehrte, der ſie verſucht, wird zu kurz kommen.

Wider Klopſtocks Plan habe ich das, daß er ihn bekannt macht, und daß ſich nicht im Stillen die beſten deutſchen Schriftſteller verbinden, eine kleine ſchon etablirte Handlung zu kaufen, ſich heimlich in ihrem Namen um allgemeine Privilegia für ihre Bücher bewerben, und dann durch einen Faktor verkaufen laſſen. Was können die Buchhändler dagegen machen? Aber ſo kann jeder bey ſeiner Landesobrigkeit vorſtellen, daß er leben müſſe; er wird das erſte beſte Buch nachdrucken, und für den Druckerlohn verkaufen. Oder ſeyd ihr Herren Gelehrten von Deutſchland ſo reich, daß ihr zuſammen ſo viel wagen könnt, als die reichſten Buchhandlungen in Deutſchland? Und wäret ihr auch ſo reich, ſo habt ihr doch nicht ihren Kredit. Denn Ruhm und Kredit ſind wie Himmel und Hölle unterſchieden! Wenn das gleich eine nichtswürdige Denkungsart iſt, ſo bleibt ſie doch gäng und gebe. Ihr ſucht jetzt nur, was Euch gehört, und ich wette, bald wird man euch verſchreyen, ihr ſuchtet nur den Buchhandel zu ruiniren. Zudem kömmt auf die einzelne Veräußerung das meiſte an, wozu doch nothwendig Buchhändler nöthig ſind; oder etliche von Euch müßten ſelbſt Buchhändler in verſchiedenen Städten werden. Was Klopſtock in ſeinem Plane von den Liebhabern ſagt, die ſich zu Correſpondenten aufgeworfen, iſt nicht practicable, wenn es ins Große geht. Kurz, es wird Euch gehen, wie Leuten, die Recht haben, aber ihr Recht nicht geltend zu machen wiſſen. Ich glaube, in der Handlung iſt es einer von den erſten Grundſätzen, daß man in der Stille anfängt, dem Intereſſe der Reichen nicht entgegen zu arbeiten ſcheint, ſich mit ihnen ſelbſt vereinigt, und nach und nach ſie dahin ſtößt, wo ſie eigentlich ſeyn ſollten. Sie müſſen, ſo zu ſagen, zu ihrem Schaden und unwiſſend ſelbſt Hand anlegen. Aber Klopſtocks Plan iſt ſo treuherzig und offen, daß er nur in einer andren Welt glücklich ausſchlagen kann. Die Buchhändler übertreffen den Schriftſteller an Fineſſe. Reich ſoll mir gleich zum Beyſpiel dienen. Wieland hat ſeinen Agathon für einen Louisd'or auf Pränumeration verkauft; jetzt verkauft Reich das Exemplar um die Hälfte. Es ſollte umgekehrt ſeyn. Und warum thut denn Reich das? Er ſagt, als Buchhändler müßte er die Ueberlegung machen, weil ein Dichter, aber kein Kaufmann, willkührliche Taxen machen könne. Verſtehſt Du, was er von Euch Gelehrten ſagen will? Nimm noch dazu, wie voll von Bewunderung man auf der letzten Leipziger Meſſe von Reichs großmüthiger Bezahlung Wielands geweſen iſt. Das war in Anſehung Agathons. Mit ſeinem Merkur hat man gar keine Umſtände gemacht, ihn nachzudrucken, und ihn wohlfeiler zu geben. Iſt vieles dabey von ungefähr geſchehen, ſo ſieht man wenigſtens, wie Euch das Ungefähr ungünſtig iſt; und könnt Ihr gegen das ſtreiten? Doch ich mache Euren Plan von der politiſchen Seite ſo verdächtig, und niemand kann mehr wünſchen als ich, daß Klopſtock reüſſiren möchte.

Wie ſehr wünſche ich, mit Dir mündlich plaudern zu können! Doch ich will ſchon vergnügt ſeyn, wenn ich nur weiß, daß Du es biſt.

Karl.

N. S. Voß grüßt Dich herzlich. Du haſt ihm ſagen laſſen, daß es Dir bequemer wäre, wenn Deine Schriften dort gedruckt würden. Ihm verſchlägt dieſes nichts, und ſo bald Du anfangen willſt, wird er das Papier aus Holland dazu hinſchicken. Da aber ſchon von dem zweyten Theile einige Bogen, wie Du weißt, hier gedruckt ſind, ſo mußt Du wohl dieſen Theil vollends hier drucken laſſen, und, wenn es Deine übrigen Geſchäfte erlauben, ſo bald als möglich Manuſcript dazu ſchicken.

Von Madame König.

Wien, den 13. Jul. 1773.

Mein lieber Freund!

Den Ueberbringer dieſes empfehle ich Ihnen als einen rechtſchaffenen Mann. Es iſt der Herr von Herrman aus Straßburg, der nach Petersburg gehet, um den Prinzen Daſchkow abzuholen, und ihn auf ſeinen Reiſen zu begleiten. Seit drey Monaten hatten wir verabredet, die Reiſe nach Hamburg zuſammen zu machen. Noch bin ich aber leider nicht ſo weit, und muß alſo zurückbleiben. Urtheilen Sie, wie ſauer es mir ankommen muß, auch nur dieſe wenige Zeilen zu ſchreiben, die ein Mann überbringt, den ich Ihnen ſo ſicher ſelbſt vorzuſtellen dachte. Ich hoffe, er trifft Sie geſund. Von Sch. und meinen

Kindern hat er mir verſprochen Nachricht zu ertheilen. Ich erwarte ſie mit Ungeduld und wünſche nur, daß ſie zu meiner Zufriedenheit ausfallen möge!

Leben Sie wohl, beſter Freund! Ich bin

Ihre

ganz ergebene
E. C. K.

Braunſchweig, den 16. Jul. 1773.

Liebſter Freund!

So eben kommen wir allhier an. Morgen iſt Sonnabend, da kann ich alſo nicht zu Ihnen kommen. Wenn mein Reiſegefährte eilt, ſo reiſe ich den Sonntag wieder von hier ab, nach Pyrmont, ohne Sie geſehen zu haben. Iſt es Ihnen eine Möglichkeit, ſo kommen Sie, der Sie keinen Sabbath zu feyern haben, zu mir herüber, oder, weil von Möglichkeiten die Rede iſt, vielleicht können Sie es möglich machen, daß Sie mit uns nach Pyrmont reiſen. Ich gehe mit Hrn. Zacharias Veitel Ephraim, den Sie kennen müſſen, dahin. Wir haben einen ſehr bequemen vierſitzigen Wagen, alſo iſt Raum für noch 2 Perſonen. Hier iſt auch ein Brief von Ihrem Bruder, der ſich recht wohl befindet. Wenn es Ihnen beſchwerlich ſeyn ſollte, morgen herüber zu kommen, ſo berede ich meinen Ephraim doch wohl noch, auf den Sonntag mit mir nach Wolfenbüttel zu reiſen.

Leben Sie bis dahin wohl! Ich bin

Ihr

aufrichtiger Freund
Moſes Mendelsſohn.

Von Madame König.

Wien, d. 4. Aug. 1773.

Mein liebſter beſter Freund!

Ganz ſonderbar muß es Ihnen vorkommen, daß ich einen Ihrer Briefe vier Wochen unbeantwortet laſſe. Es hat aber keine andere Urſache, als dieſe, ich hoffe von einem Poſttag zum andern, Ihnen die Nachricht mittheilen zu können, daß ich meine Fabrik los geworden ſey. Eine Nachricht, die, wie ich mir ſchmeichle, Ihnen nicht ganz gleichgültig, und mir äußerſt angenehm ſeyn würde. Allein gewiſſe Veränderungen, die der Hof im Kommerzialweſen vorzunehmen halb im Sinne hat, haben in der Sache einen Halt gemacht, und ich muß nun auch ſo lange ſtille ſitzen, bis der Hof ſeine Entſchließung genommen hat. Unterdeßen iſt das völlig bey mir beſchloßen, daß ich mich der Fabriken entſchlage, es wäre denn, daß ein einziger Fall ſich ereignete; nehmlich der, wozu Sie voriges Jahr den Plan entworfen hatten. Allein wie wenig Hofnung iſt hiezu! Und wie wenig Hofnung bleibt mir überhaupt übrig, wenn Sie den Schritt thäten, den Sie immer noch in Willens ſind zu thun! So feſt ich mir vorgenommen hatte, Ihnen hierüber nicht weiter zu ſchreiben, ſo kann ich es doch nicht laßen, Sie nochmals zu bitten, es wohl zu überlegen, ob Sie Sich nicht dadurch noch ein weit unangenehmeres Leben zubereiten würden, als Sie jetzt führen. Gewiß würden Sie das; und zwar in mancherley Betrachtung, oder Sie müßen aufhören der Mann zu ſeyn, der Sie ſtets geweſen ſind. Liebſter Freund! laßen Sie uns unſer Schickſal ſo geduldig wie möglich abwarten, und unſerm Glücke ja keine neue Hinderniße in den Weg legen. Dann, werden Sie ſehen, gehet alles gut. Nun genung von einer Materie, die mich, ſo oft ich darüber denke, auf den ganzen Tag unruhig und untüchtig zu allen Geſchäften macht.

Ich wäre neugierig zu wißen, wer Ihnen die Nachricht gegeben, man erwarte mich täglich in Hamburg. Ein Neugieriger oder eine Neugierige muß es ſeyn, die gerne hören wollte, ob Sie noch mit mir im Briefwechſel ſtänden. Denn ich wüßte nicht von was dieſe Nachricht hätte veranlaßt werden können. Noch iſt an dieſe Reiſe nicht gedacht. Noch unbegreiflicher iſt mir, wie Sie ſich vorſtellen können, ich würde, ohne Sie zu beſuchen, Ihre Gegend paſſieren können. Aus Ihrem Briefe ſchließe ich wenigſtens, daß Sie es halb und halb geglaubt. Nein, liebſter Freund, das wäre mir ſo unmöglich, als es unmöglich iſt, daß ich jemalen aufhören könnte, Sie zu lieben. Wollte Gott es wäre erſt nur ſo weit, daß ich reiſen könnte, mit tauſend Freuden würde ich es Ihnen ſchreiben.

Meine Sache in Hamburg ſtehet noch auf demſelben Fleck. Die Kinder dorten ſind wohl, allein Theodor iſt nicht allein ſehr krank geweſen, ſondern leidet auch noch immer an ſeinem Fuße. Dieſes und daß mein älteſter Bruder zwey Anfälle von Blutſpeyen gehabt, macht mir vielen Kummer. Gott wolle ihn erhalten! Er iſt ein Vater von acht Kindern und mein ſehr treuer Freund. Der Profeßor iſt auch immer ſchwächlich. Es bleibt bey Ihrem Sprüchwort, daß es ein hundsföttiſches Leben iſt.

Stephanie, der jüngere, hat wieder ein neues Stück gemacht. — Den Titel davon habe ich vergeſſen, — welches er dem Fürſten K. L. zugeeignet, der ihm ein Geſchenk von zweyhundert Dukaten dafür gemacht. Die Fama ſagt zwar nicht des Stücks, ſondern der Frauen wegen, und die mag es auch eher werth ſein. Man ſagt zwar, das Stück ſey ziemlich artig. Ich komme ſo vom Theater ab, daß ich ſeit Ihrem Stück noch nicht darinn geweſen bin.

Riedel iſt noch immer hier. Kein Menſch weiß, was er macht. Noch habe ich ihn nicht einmal geſehen, und bin auch nicht ſehr neugierig ihn zu ſehen; denn zu meiner Strafe muß ich zuweilen mit einigen ſeiner Geſellſchafter umgehen, aus deren Reden ich ihn als einen abgeſchmackten Herrn beurtheile. Unter denen iſt ein Magiſter S..., der nicht zehn Worte ſpricht ohne Riedeln anzuführen.

Indem ich eben überleſe, was ich geſchrieben, finde ich, daß ich den Brief billigſt umſchreiben ſollte, ſo elend iſt er geſchrieben. Allein nicht wahr? Sie entlaſſen mich deſſen, und bringen lieber eine Viertel Stunde länger dabey zu. Ich habe heute erſchreckliche Kopfſchmerzen, die man bey der abſcheulichen veränderlichen Witterung hier wohl bekommen muß. Nur will ich Sie nur noch um etwas bitten, was Sie mir gar leicht gewähren können; um das: daß Sie Ihren Bedienten den Schnitt von Ihrer Weſte nehmen laſſen, und ihn mir einſchicken. Ein zwey Finger breites Papier iſt hinreichend dazu, denn ich brauche nur den Ausſchnitt von dem Vordertheil. Ich habe das Tamburenen gelernt, und da ich fürchte, daß ich dieſen Winter noch hier bleiben muß, ſo ſoll das mein Zeitvertreib ſeyn, Ihnen eine Weſte zu ſticken. Verſagen Sie mir dieſes Vergnügen nicht. Und ſchreiben Sie mir denn doch bald wieder. Sie glauben nicht, was ich leide, wenn ich ſo lange nichts von Ihnen höre. Ich umarme Sie tauſendmal in Gedanken, und bin auf immer

Ihre

ergebenſte
E. C. K.

Berlin, den 10. Auguſt 1773.

Mein liebſter Bruder,

Hier haſt Du meine beyden Komödien. Ich denke, wenn Du ſie geleſen, Du wirſt wegen meiner Geſundheit unbekümmert ſeyn. Aber wie Du ſie auch findeſt, ſo kann ich Dich doch verſichern, daß ich ſie ſchon ſeit etlichen Jahren fertig gehabt, und nur dieſes Jahr den

Dialog, ſo viel es ſich thun laßen, verbeßert habe. Ich geſtehe offenherzig meine Nachläſſigkeit bey Entwerfung des Plans. Wenn mir nur ein Charakter ein wenig auffällt, ſo mache ich gleich eine Komödie daraus, um alles andere unbekümmert. Doch ich will Dich mit dem Bekenntniß meiner Fehler nicht abhalten, mir Deine Meynung darüber zu ſagen. Ja, ich bitte Dich darum, wenn es ohne Deine Beſchwerlichkeit geſchehen kann. Sey auch dabey gegen mich nicht zurückhaltend, oder zu ſanft, aus Beſorgniß, daß die Vorhaltung meiner gar zu großen Blößen mich niederſchlagen könnte. Ich weiß, daß Du keine andre Abſicht haſt, noch haben kannſt, als mich zu belehren. Und nur kleinen Kindern giebt man die Arzney in Pflaumen, oder dergleichen Süßigkeit.

Nun komme ich auf den Punkt, der mich ſo lange abgehalten hat, Dir auf Deinen ſchmeichelhaften Brief zu antworten. Ich danke Dir vor allen Dingen für die Güte, die Du gehabt, mir ſogleich einige Ausſichten in Anſehung meines Plans zu dem Trauerſpiele Maſaniello zu geben, und mir noch mehrere zu verſprechen. Ich muß Dir bekennen, daß ich den Weiſiſchen nicht kenne, und daher ſehr begierig war, ihn ſtracks zu leſen, da Du mir die Exiſtenz deßelben entdeckteſt. Aller meiner angewandten Mühe ungeachtet kann ich aber weder dieſes Stück, noch Weiſens Zittauiſches Theater in Berlin auftreiben. In dem Katalogus der hieſigen Königlichen Bibliothek ſteht es zwar; aber bey genauem Durchſuchen fand man es nicht. Ich bin in allen Buchläden, bey allen Bücherkrämern geweſen; aber niemand hat es, faſt niemand kennt es, und wer von den ſchönen Geiſtern es ja kennt, rümpft die Naſe, daß ich mich nicht ſchäme, nach einem ſolchen Buche zu fragen. Ich bitte Dich alſo, liebſter Bruder, ſchicke es mir. Du ſollſt es wieder haben, ſo bald ich es geleſen.

Wie Du Dir den Maſaniello gedacht, faſt eben ſo iſt meine Idee von ihm. Nur ſeine Raſerey wollte ich nicht ſo natürlich entſtehen laßen. Denn, dachte ich, wenn es ſo iſt, ſo iſt es ein Beweis von der Unzulänglichkeit ſeiner Kräfte zu einer ſolchen Unternehmung. Es macht eine gewiße Art Menſchen, die freylich am wenigſten leſen, (und am wenigſten mein Stück, wenn ich es ja drucken ließe) gleichſam ſtolz, und in ihren tollſten Unternehmungen gegen das Volk für ihr Intereße, unter dem Nahmen des Königlichen, nur unerſchrocken, in ihren Anſchlägen zur Bedrückung fortzufahren. Hauptſächlich aber ſcheint es mir, als wenn ein Menſch, der von Natur eine große That auszuführen nicht vermögend iſt, weniger tragiſcher Stoff ſey, als der, welcher durch die Bosheit ſeiner Mitmenſchen daran gehindert wird.

Bey dem erſten denken wir uns nichts, als unſer Unvermögen, und werden gegen die Vorſehung aufſätzig, oder kleinmüthig: bey dem letztern aber ſehen wir, daß Gott allezeit Menſchen auf die Welt geſchickt hat, die den Böſen das Gleichgewicht zu halten durch keine Gefahr abgeſchreckt werden. Dies könnte aber wahr, und doch Deine Art, dieſes Trauerſpiel intereſſant zu machen, beſſer ſeyn. Ich ſchicke Dir alſo nur den (mich ſo auszudrücken) unvorgreiflichen Entwurf zu meinem Plane, aus dem Du freylich nichts weiter ſehen kannſt, als den Gang des Stücks und die Charaktere. Du wirſt mir aber erlauben, Dir einen ausführlichern vorzulegen, wenn ich den Weißiſchen Maſaniello werde geleſen und Deine Meynung über den Plan erhalten haben.

Moſes kam geſtern von ſeiner Reiſe zurück, und erfreuete mich doch mit der Nachricht, daß Du geſund wäreſt, in ſofern Du Deine Seele nicht anzuſtrengen brauchteſt. Wäre es Dir nicht möglich, ein paar Jahre wenig zu denken, deſto mehr zu eſſen und zu ſchlafen, und ein müßiges Schlaraffenleben zu führen?

Ich möchte toll werden, wenn ich daran denke, was Dich wohl von dieſer Kur abhalten möchte!

Ramler iſt von ſeiner Reiſe noch nicht zurück; Eberhard aber ſehr krank. Lebe wohl, liebſter Bruder, und vergiß mir den Maſaniello nicht.

Karl.

Berlin, d. 13 Auguſt 1773.

Liebſter Freund.

Daß Ihnen mein Büchlein Vergnügen gemacht hat, macht auch mir, wie Sie leicht denken können, ſehr großes Vergnügen. Faſt ſollte ich glauben, daß mir etwas darin gelungen wäre, weil es einigen Leuten gefällt, von denen ich ſehr befürchtete, daß es ihnen nicht ſchmecken würde. Sie waren darunter, — die Urſachen würden zum Theil für Sie ein Compliment ſeyn, und das wollen wir einander nicht machen.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen vielleicht einmal mündlich geſagt habe, daß mir die erſte Idee zu dieſem Büchlein eigentlich ſchon vor mehr als ſechs Jahren in den Sinn kam, und daß es zu einer Satire wider Klotzen und andere meiner Gegner, aber zu einer feineren als ſie Klotz machte, dienen ſollte. Ich wollte den Sebaldus herumreiſen laſſen zu Klotzen, zu Goezen, zu Moſern, zu mir ſelbſt u. ſ. w.

Ich ſah aber bald, daß Klotz unter die Satire ſank, und ließ alſo die meinige liegen; zudem fühlte ich bey reiferer Ueberlegung, es würde unbillig und unmoraliſch ſeyn, wenn ich lebende Leute in ihren eigenen Wohnungen im nachtheiligen Lichte und als thöricht abſchildern wollte, wenn ſie auch nach dem Leben geſchildert würden. Inzwiſchen hatte ich ſo viel einzelne Gedanken ſchon geſchrieben, ſo viel einzelne Scenen überdacht, ſo oft, was ich ſonſt dachte, darauf reducirt, daß mir die verzweifelte Reiſe, und manches, was ich darin ſagen wollte, immer wieder in den Sinn kam, und daß ich ſie, um ſie aus dem Kopfe zu bringen, in einer andern Form herausſchreiben mußte. Ich änderte alſo, und erweiterte meinen Plan; aber, wie es immer bey Aenderungen des Plans geht, alles konnte nicht wieder zutreffend gemacht werden.

Dies ſoll keine Captatio benevolentiae ſeyn wegen der Anmerkungen, die Sie verſprachen mir mitzutheilen. Ich bitte Sie vielmehr recht ſehr, ſie nur bald heraus zu ſagen mit aller Ihrer Offenherzigkeit, die wir unter einander gewohnt ſind. Vielleicht können ſie mir bey der Fortſetzung noch ſehr nützlich ſeyn; denn, mein lieber Leſſing, drey Bände will ich ſchreiben. Drey Bände!

Daß Säugling mit Jacobi, und Rambold mit Riedeln wider meinen Willen eine gewiſſe Aehnlichkeit hat, kommt noch von der erſten Anlage des Plans her. Aber ich werde mich in der Folge noch mehr bemühen, alle individuelle Züge zu vermeiden; denn ich bin weit entfernt, jemand perſönlich charakteriſiren zu wollen. Wenn aber Jacobi in das *Genus* der Säuglinge, und Riedel in das Geſchlecht der Ramboldе gehört, ſo iſt dies wieder meine Schuld nicht.

Alſo auch Sie wollen, daß der arme Säugling Marianen nicht heirathen ſoll? Mein liebſter Freund, die Mädchen wählen für ſich ſelbſt, und laſſen ſo wenig die Gelehrten als die Väter für ſich wählen. Und wie, wenn das gute Geſchöpfchen Säugling unter allen ihren Liebhabern der einzige geweſen wäre, der es mit ihr ehrlich gemeint hätte? Die Mädchen verzeihen für eine warme Liebe viel Thorheiten, und am erſten die, daß ihr Liebhaber ſich putzt und Verſe auf ſie macht.

Und nun ſollte ich Ihnen auch wohl Anmerkungen über Ihren Angriff auf Hrn. Eberhard machen. Ich habe geleſen, was Sie dieſerhalb an Ihren Bruder geſchrieben haben *), und ich wußte vorher, daß Sie ſo dachten. Aber mein liebſter Freund, warum ſchreiben Sie in Ihrem Beytrage zur Litteratur öffentlich nicht ſo herzhaft und dreiſt, als in Ihrem Briefe an Ihren Bruder? oder, wenn Sie es Ihrer Convenienz gemäß finden, die Mine anzunehmen, daß Sie die orthodoxe Lehre vertheidigten, warum wollen Sie von einem Geiſtlichen mehr Offenherzigkeit verlangen, als Sie ſelbſt haben, da der Geiſtliche, bey wenigerer Offenherzigkeit, weit mehr aufs Spiel ſetzt? Herr Eberhard hat im Grunde alles geſagt, was Sie meynen; er hat die Wahrheit deutlicher geſagt, als Sie ſie in Ihrem Beytrage ſagen; nur konnte er ſie nicht ſo deutlich ſagen, als Sie in Ihrem Briefe. Gleichwohl hat dieſe Freymüthigkeit ſchon für ihn die verdrießlichſten Folgen gehabt. Er hat die Predigerſtelle in Charlottenburg bekommen ſollen; aber gewiſſe Leute, die einen andern verlangen, haben aus ſeiner Apologie des Socrates ketzeriſche Sätze ausgezogen, haben dadurch unwiſſende Leute in der Gemeine aufgehetzt, die ihn als einen argen Ketzer verſchrieen, und die ſind recta an den König gegangen. Der König pflegt in ſolchen Sachen aus Politik dem Volke ſeinen Willen zu laſſen, und Eberhard hat nach vielen unerfindlichen Cabalen die Stelle nicht erhalten*). Weil bey allen künftigen Beförderungen par ratio iſt, ſo mag er immer als Prediger am Arbeitshauſe ſterben. Der viele Verdruß hat dem guten Mann ein Gallenfieber zugezogen, an dem er jetzt krank liegt.

---

*) Man ſehe Leſſings Leben, Th. 1, S. 350. Nicolai. Nicolais Anmerkung bezeichnet hier die Stelle Bd XII, S. 409: ſein Brief aber konnte ſich nur auf Bd XII, S. 395 beziehen.

Alle denkende Geiſtliche nehmen an Eberhard ein Beyſpiel, und werden behutſamer in ihren Ausdrücken. Was ſoll es nun werden, wenn ſie von den Philoſophen auch verdächtig gemacht werden? Und auf der andern Seite, haben die orthodoxen eingeſchränkten Köpfe, die ſich an vornehmen und geringen Pöbel hängen, doch noch Macht genug; ſo bald ſich nun noch nur ein philoſophiſcher und witziger Kopf, und zwar ein Kopf wie Leſſing, auf ihre Seite ſchlägt, ſo triumphiren ſie noch mehr.

Sie ſagen, die neuern Heterodoxen ſind inconſequent. Das iſt wahr. ***'s Buch von — — — — iſt ein ſauerſüßes Geſchwätz und an mehr als einem Orte inconſequent. Die Verdammungen in den Hamburgiſchen Nachrichten hingegen ſind ſehr conſequent *). Aber wenn man die Sache nimmt, ſo wie ſie jetzt liegt, iſt nicht ***, wenn er ſeine Abſichten zur Verbeſſerung erreicht, wirklich ein Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts? und was können die Hamburgiſchen Nachrichten anders als Dummheit und Verfolgung begünſtigen?

---

*) Er erhielt ſie hernach doch durch die Freymüthigkeit des Herzogs Friedrich von Braunſchweig. Dieſer ſchilderte an des Königs Tafel Hrn. E. als einen würdigen Gelehrten und rechtſchaffenen Mann. Dadurch ward der König bewogen, die Sache näher zu unterſuchen, und die unruhigen Leute abzuweiſen. Ich habe die wahren Umſtände erzählt, in meinen Anekdoten von Friedrich II. im 1ten Hefte S. 110 u. f. Nicolai.

Ich hätte Ihnen noch viel von meiner Reiſe nach Weimar zu ſagen, wo ich Herrn Wieland habe kennen lernen. Der Mann gewinnt ungemein viel, wenn man ihn perſönlich kennen lernt. Beſonders aber wünſchte ich mit Ihnen mündlich über eine Vorſtellung der Emilia Galotti zu ſprechen, weil ich nicht alles ſchreiben kann. Eckhof als Odoardo hat alles Vortreffliche, was ich mir von ihm vorgeſtellt hatte, weit übertroffen. Ganz ſimpel, aber ganz Natur! Er war das Individuum Odoardo! Madame Henſel hat mir als Orſina ziemlich, aber nicht ſo gut wie Eckhof gefallen. Gleich der erſte Eintritt war zu ruhig. Mich dünkt, Orſina müßte nicht allein unruhig ſeyn, ſondern es müßten ſich auch gleich im Anfange Spuren ihrer Schwärmerey und Abweſenheit des Geiſtes zeigen. Die Mecour als Emilie gefiel mir gar nicht. Die andern ſpielten leidlich; auch Brandes als Marinelli, ob er gleich eher wie ein Kammerdiener, als wie ein Kammerherr ausſah. Aber Eckhof? Es iſt wirklich eine Schande, daß dieſer Mann unter uns ſo verkannt wird. Garrick kann kaum mehr ſeyn als Er!

---

*) Es war immer Leſſings Hauptvorwurf wider die neuernden Theologen, daß ſie inkonſequent wären. Hingegen behauptete er, die Orthodoxie wäre konſequent. Wenn man tiefer mit ihm in den Streit kam, zeigte ſich freylich, daß er bey der Orthodoxie nach Quenſtedts Syſtem auch nicht bleiben konnte, ſondern die Orthodoxie unterſchied, wie er ſie glaubte aus den Quellen herzuholen, wozu er denn bis auf die Regula fidei ging. Wie viel haben Moſes und ich nicht noch 1775, als er in Berlin war, mit ihm hierüber diſputiert! Wir warfen ihm vor, die lutheriſchen Orthodoxen müßten ihn mit ſeiner Regula fidei ſelbſt für einen Neuerer achten. Dann fing er wohl an, ſich in der Hitze des Streits hinter die Katholiken zu verſchanzen; da verſicherten wir ihn aber, die päbſtliche Hierarchie, das konſequenteſte Ding auf der Welt, würde ihn zuſammt ſeiner Regula fidei, die durch kein Koncilium beſtätigt iſt, auf den Scheiterhaufen ſetzen. Leſſings Beſchuldigung wider die neueren Theologen in Abſicht der Inkonſequenz legte ich im Leben Sebaldus Nothankers (Neue Ausgabe 1ter Bd. S. 94 f.) einem Berliniſchen orthodoxen Prediger in den Mund. Wir haben nachher oft darüber gelacht, daß ich ihn in meinem Romane im Koſtume eines Predigers redend eingeführt hätte. Nicolai.

Leben Sie wohl! Ich bin ſtets

Ihr

Nicolai.

Braunſchweig, d. 20. Aug. 1773.

Wenn Sie, mein liebſter Leſſing, nun zu uns herüber kommen, ſo werden Sie den Berengar abgeſchrieben vorfinden. Ich hätte Ihnen meine Abſchrift mit dem Codice ſchon mit dem Herrn Droſt v. D. geſchickt, wenn ich meine Copie nicht noch einmal conferiren müßte, um alles aufs genaueſte darzuſtellen. Auch hätte ich ſonſt noch eines und das andere von dieſer Arbeit mit Ihnen mündlich zu reden, z. E. es ſind einige alte Kirchengebete beym Abendmahl nur mit Anfangswörtern abgekürzt, die ich gerne ausgeſchrieben hätte, wenn ich irgend ein altes Rituale oder Miſſale bey der Hand gehabt hätte. Ich denke dieß läßt ſich leicht ergänzen. Auch müßte der künftige Herausgeber die Patres, aus denen viel Stellen eingeſchaltet ſind, bey der Hand haben. Mit einem Worte: Ich ſchicke den Berengar nicht, ſondern ich gebe ihn Ihnen ſelbſt. Leben Sie wohl.

Schmid.

Berlin, den 24. Auguſt 1773.

Liebſter Bruder,

Nun brauchſt Du mir den Chriſtian Weiſe nicht zu ſchicken: ich habe ihn endlich bekommen, und ſeinen Maſaniello ſogleich geleſen. Sein Plan iſt ſo gut wie kein Plan; er hat die Geſchichte, wie ſie Siri und Giraffi erzählen, in Dialog gebracht. Vielleicht gar nicht aus ſo echten Quellen, ſondern aus einem Deutſchen Auszuge; er würde ſonſt viele Umſtände genützt haben, wenn er ſie gewußt hätte. Da er ſich die Freyheit genommen, alles auf das Theater zu bringen, ſo wundert es mich, daß er die intereſſanten Situationen nicht beſſer ausgearbeitet, und ſeine Erfindung mit dem Allegro und andere Poſſen nicht zu einem andern Stücke verſpart hat. Aus dem ganzen Stücke leuchtet auch nicht hervor, ob Maſaniello und das Volk, oder der Adel Recht hat, und zu bemitleiden iſt. Wie er die Raſerey geſchildert, läßt ſich kaum leſen; und wer Shakeſpear's Lear kennt, kann auf unſern Landsmann unmöglich ſtolz ſeyn.

Doch warum ihn gleich mit Shakeſpear vergleichen? Sind keine geringern Grade des Genies, als dieſe, unſerer Achtung werth? Du ſelbſt ſagſt ja nur, daß man Funken eines großen Genies bey ihm fände. und davon habe ich mich überzeugt. Er würde, allem Vermuthen nach, ein ganz andres Stück aus dem Maſaniello gemacht haben, wenn er nicht in ſeiner Dedication des Zittauiſchen Theaters von ſich mit Recht ſagen könnte: „Die Schule iſt ein ſchattichter Ort, da man dem rechten Lichte gar ſelten nahe kömmt.“ Ich habe öfter lachen müſſen, als ernſthaft werden können, und bin niemals zum Unwillen und zur Achtung gegen Maſaniello oder einen Andern, geſchweige zur Rührung gebracht worden. Ich kann mich nicht überreden, daß ſeine wunderliche Sprache, die freilich viele große Gedanken verdorben, mir ſie alle entzogen haben könnte. Eine und die andere Stelle, ein paar Situationen wären zu nutzen: der 11te Auftritt in der erſten Handlung, wo der Bandite Perrone und ſeine Spießgeſellen in das Gemach des Vicekönigs einbrechen; nebſt dem 13ten eben dieſer Handlung; auch der 18te Auftritt der dritten; nur iſt dieſer etwas zu gräßlich, und wer ihn ſo beybehalten wollte, möchte Mühe haben, nicht ekelhaft oder lächerlich zu werden. Von kräftigen alten Ausdrücken habe ich wenig bemerkt. Ueber Dunkelheit darf man auch nicht klagen; nur einen einzigen Ausdruck verſtehe ich nicht, ob ich gleich aus dem Zuſammenhange ſehe, was er ſagen will. Allegro ſagt zum Bravo, den er in Sack geſteckt: mauſe mir keine Ducaten, ſonſt mußt du mir das Zahlbrett lecken, wo es ſtachlicht iſt.

Nun auch etwas zum Beſchluß von unſerm hieſigen deutſchen Theater! Man hat hier ein Wiener Stück: der Tadler nach der Mode, aufgeführt; eine Satire auf Sonnenfels; aber der Verfaſſer hat ſie wirklich auf ſich ſelbſt gemacht. Ich habe mich nicht ſo ſehr gewundert, daß ein ſolches wortreiches und gedankenleeres Stück exiſtirte, als daß Koch und Brückner es unter einer Menge anderer beſſerer Wiener Stücke wählen können. Hier fällt noch dazu der Umſtand weg, daß die Satire auf Sonnenfels local iſt. Es hat auch das Gute nicht, welches die Wieneriſchen Stücke größten Theils haben: die Verworrenheit, oder gelinder, die überhäufte Verwickelung, woraus nothwendig viele gute Situationen entſtehen müſſen. Doch welcher Stoff wäre zu unſern Zeiten ergiebiger, als ein Tadler nach der Mode? Die Wiener Schauſpieldichter haben oft gute Einfälle, aber Andere ſollten ſie ausführen. Koch ſelbſt ſpielte vor einigen Wochen Moliere'ns bürgerlichen Edelmann drey Tage nach einander, und hatte ſein Haus alle Tage voll. Auf ſolche Stücke ſchimpft man, wie gewöhnlich; aber ihm konnte man, ungeachtet ſeines Alters, den Beyfall nicht verſagen.

Moſes empfiehlt ſich Dir. Seine Reiſe iſt ihm ſehr gut bekommen; er glaubt, ſeine Schwäche des Kopfes werde ſich nun ganz verlieren. Mache doch, daß Du mir auch bald von Dir eine ſo gute Nachricht ſchreiben kannſt. In Kurzem ein Mehreres!

Karl.

Von Madame König.

Wien, d. 17. Sept. 1773.

Mein lieber Freund!

Wie hart verfahren Sie mit mir! daß Sie mir nun auf zwey Briefe keine Zeile antworten. Was kann ich mir anders vorſtellen? als Sie ſeyn krank oder Sie haben mich vergeſſen. Von dieſen beyden Vorſtellungen quält mich eine um die andre, ſo ſehr ich mich auch ihrer zu entſchlagen ſuche. Hätte ich Sie vielleicht gar beleidiget? ich wüßte doch nicht; wenigſtens mit meinem Wiſſen gewiß nicht. Ich bitte Sie nur um eine Zeile, worinn Sie mir aber die Urſache Ihres Stillſchweigens aufrichtig ſagen müſſen.

Möchte ich nur hören, das Sie geſund ſind! Dieß iſt mein einziger und eifrigſter Wunſch. Ich bin unaufhörlich

Ihre

ganz ergebene

E. C. K.

Eben da ich dieſen Brief zuſiegeln will, tritt ganz unvermuthet W... ins Zimmer. Wollte Gott! ich würde ſo von Ihnen überraſcht.

Von Madame König.

Wien, d. 4. Okt. 1773.

Mein lieber Freund!

So ſind Sie doch wohl? und haben noch immer Hofnung Ihren Entzweck zu erhalten? Ich zweifelte an beyden. Denn da Sie in ſo langer Zeit und auf drey Briefe nicht antworteten, mußte ich wohl glauben, daß Sie außer Stand wären, die Feder zu führen. Nun ich weiß, daß Sie wohl ſind, wünſche ich nur auch nun bald zu hören, daß Ihre Ausſichten nach Wunſch ausgefallen, damit Sie Urſache haben zufriedener und ruhiger zu ſeyn, als Sie jetzt ſind. So viel Freude mir Ihr Brief gab, ſo machte er mich doch auch zu gleicher Zeit ſehr traurig, indem ich Ihr Mißvergnügen daraus wahrnahm. Aber, liebſter Freund! könnten Sie ſich denn nicht vergnügtere Tage machen? Mich däucht, es ſteht bloß bey Ihnen. Warum entfernen Sie ſich ſo ganz von Ihren Freunden? Haben oder wollen Sie deren keine in Wolfenbüttel haben, ſo iſt Ihnen ja Braunſchweig ſo nahe, wo Sie ſich wenigſtens bey einigen manche angenehme Stunde machen könnten. Ich hoffe der B. K... wird Sie wieder ins Gleis bringen. Nach deſſen Abreiſe erwarte ich einen Brief voller Neuigkeiten; denn wenn ſie auch ziemlich alt wären, würden ſie doch für mich neu ſeyn, weil ich von Hamburg faſt gar nichts ſehe und höre, als was meine Geſchäfte betrift. Doch geſtern hatte ich einen Beſuch von des Lieutenant M.... Sohn, der mir ein und anders erzählte, hauptſächlich aber eine Nachricht brachte, die mich ſehr rührte. Nehmlich dieſe: daß unſer guter Z.... verrückt ſey, und nun in Scheffbeck lebe. Er dauert mich. Ob er zwar vielleicht jetzt glücklicher lebt, als er viele Jahre lang nicht gelebt hat, ſo iſt es doch betrübt, daß ein ſo braver Mann ein ſolches Ende nehmen muß. Bey unſerer langſamen Korreſpondenz veraltern die Geſchichten und werden vergeſſen, ſonſt hätte ich längſt einer gegen Sie erwehnt, weil Sie den Mann kennen, den ſie betrift. Nun muß ich ſie aber gleichwohl nachholen, weil ich ſeit drey Tagen entdecket, daß ich einen Theil dieſer Geſchichte mit ausmache. Schon im vorigen Winter, während daß ich krank war, kam ein Bekannter zu mir, und fragte mich, ob ich einen Namens Wagener in Hamburg kenne? Mir fiel der Schurke, der ſich mit B.... einmal ligieren wollte, gar nicht ein, bis er mir ſagte, er habe eine Tapetenfabrik hier errichten wollen; nun kannte ich ihn. Ich mußte aber vorher beynahe einen Eid ablegen, daß er mir ganz gleichgültig ſey, ehe mein Freund mir folgendes erzählte. Ein gewiſſer Kommerzienſekretair Herr von T... der dem B.... in ſeinem Geſuche dermalen gedienet, habe geſtern einen Brief von ihm erhalten, voller Schmähungen über B.... und T.... die ihn als Spitzbuben hintergangen hätten, wofür er bey dem Hamburger Magiſtrat Gerechtigkeit geſucht, die ihm aber auch verſagt worden wäre. Er ſey dadurch in ſolche elende Umſtände verſetzet, daß er nicht einmal dieſen Brief, noch viel weniger ein Paquet Schriften, ſo er ihm zugleich ſandte, frankiren könne. So wie dieſer Brief verſiegelt ſey, wolle er ſeinem kummervollen Leben ein Ende machen. Die Piſtolen lägen bereits geladen auf dem Tiſche. Er bäte ſich von ihm dieſe letzte Gefälligkeit aus, die Schriften, ſo er ihm ſende — (die lauter Kolumnien über den Rath und viele Kaufleute enthalten ſollen) drucken zu laſſen, und ihn ſoviel möglich an ſeinen Feinden zu rächen. Ich hörte dieſe Geſchichte an, wie die Geſchichte eines von Bosheit raſenden Menſchen. Und ſagte: dem iſt es noch kein Ernſt, ſich zu erſchießen, und ſo war es auch. Acht Tage darauf kam wieder ein Brief, in welchem er ſagte: die Ungewißheit, wie es in jenem Leben mit uns ausſehen möchte, wenn wir das gegenwärtige Leben durch Hülfsmittel verkürzten, hätte ihn bisher abgehalten ſeinen Entſchluß zu vollführen; nunmehro ſey er aber entſchloſſen, und in weniger als eine viertel Stunde werde er nicht mehr ſeyn.

Gleich nach Empfang des erſten Briefes ließ der Sekretair T. vom Präſidenten bis zum unterſten Rath; ließ den Brief leſen, und meynte, ob man nicht etwas zur Rettung des Mannes thun könnte! Alle lachten ihn aus, wie Sie leicht denken können, weil für einen, der ſich erſchoſſen, wohl nicht mehr viel zu thun iſt.

Unterdeſſen iſt es mir ärgerlich, daß der Brief durch ſo viele Hände gegangen. Denken Sie! was der boshafte darin ſagte. Indem er klagt, daß Verdienſte nicht belohnt würden, kömmt er auf mich, die das Glück hätte, die Tapetenfabrike zu haben, das ich nicht verdiente, weil ich ſie dem Staate nicht erhalten haben würde, wenn Leſſing mich geheyrathet, wie er nach dem Tode meines Mannes Willens geweſen; was er aber nun nicht thun würde, weil er gefunden, daß meine Umſtände nicht ſo wären, wie er ſich vorgeſtellt. Meinem Freunde habe ich es ſehr verdacht, daß er mir dieſe Anekdote dermalen nicht gleich erzehlte, weil ich alsdann die häufigen Fragen die an mich geſchehen, beſſer hätte beantworten können. Allein er entſchuldiget ſich damit, daß er ſie für wahr gehalten, und ihr meine damalige Krankheit zugeſchrieben habe. Es iſt mir nur leid, daß ich dieſen ſchlechten Menſchen in Gedanken behalten muß, bis ich einige Herren, die den Brief geleſen, geſprochen; denen ich nothwendig begreiflich machen muß, daß Bosheit dahinter ſteckt, weil es mir ſonſt an meinem in Werk ſeyenden Vorhaben, die Fabrik zu übertragen, ſchaden könnte. — Nun, lieber Freund, bin ich würklich im Begriff, alles zu verkaufen; es kommt nur darauf an, ob ich mit dem Käufer eins werde. Wie ſehr ich es wünſche, kann ich Ihnen gar nicht ſagen. Wenn ich mir vorſtelle, daß ich den Winter nur noch hier bleiben muß, ſo läuft mir der Angſtſchweiß vom Geſicht, will geſchweigen noch länger. Meine Kinder bedürfen meiner. Madame Moſſinier ſchreibt: Engelbert würde zu groß, um länger unter ihrer Aufſicht zu bleiben, und ſie hat Recht. Was ſoll ich aber für eine Veränderung mit ihm vornehmen? bis ich ſelbſt weiß, wo mir ein Wohnplatz angewieſen iſt. Theodors Fuß iſt ſo ſchlimm, als er nie geweſen. Dieſe Nachricht hätte mich dieſe Tage beynahe auf der Stelle getödtet, ſo beſtürzt wurde ich. Ich ſchrieb auch gleich an den Profeſſor, ob er ihn nicht wollte zu ſich kommen laſſen! oder ob ich ihn nicht ſollte auf hier kommen laſſen? damit er unter beſſere Hände käme. Ich warte mit Ungeduld auf Antwort.

Nicht wahr? ich bin eine fatale Korreſpondentin? Nichts als unangenehmes. Was kann ich aber dafür, daß alle Arten von Unglück mich treffen. Haben Sie Mitleiden mit mir, und erleichtern Sie mein Unglück durch gute und öftere Nachrichten von Ihnen. Das Format verzeyhe ich, aber die Nachläſſigkeit nicht, die zu weit getrieben, der Gleichgültigkeit gar zu ähnlich ſieht.

Zur Stärkung der Augen iſt mir neulich ein Mittel geſagt, das außerordentlich gut ſeyn ſoll. Ueber die Blätter von blauen Kornblumen ſoll man kochendes Waſſer gieſſen, und ſie wie Thee anziehen laſſen, und ſich nachher, wenn das Waſſer kalt iſt, die Augen öfters damit auswaſchen. Ich glaube man kauft getrocknete Kornblumen in der Apotheke. Wenn das iſt, ſo machen Sie den Verſuch. Noch beſſer wird es ſeyn, wenn Sie bey dem Gebrauch dieſes Mittels zugleich Ihre Augen ſchonen, und ſtatt des vielen Leſens und Schreibens, den vorſtehenden Winter bey guter Geſellſchaft in Braunſchweig paſſieren.

Wenn Ihnen ſoviel daran gelegen, daß S. wiſſen ſoll, wie Sie über ihn denken, ſo nehme ich es über mich, es ihm wiſſend zu machen. Seine Frau allein iſt Schuld, daß ich es bisher nicht gethan habe; weil die alles Unangenehme, ſo er erfährt, entgelten muß. Es iſt der abſcheulichſte Menſch, der nur auf der Welt iſt. Geſtern hat mich die Frau beſucht, die nebſt ihm und den Schweſtern zwey Monate in Mähren bey ihren Freunden war. Sie ſieht elend aus, und das, wie mir die Schweſter erzählt, aus lauter Verdruß, ſo er ihr gemacht. Die Eleonore hat ſich auf dieſer Reiſe mit dem einzigen Sohn des Baron R... verheyrathet, einem Majoratsherrn von 300,000 Gulden, der ſeit drey Jahren nichts gewünſcht, als ſie zu beſitzen. Ich glaube, ſie wird glücklich ſeyn, und ſie verdient es; ſie iſt ein artiges Mädchen, deren Geſellſchaft mir ſehr abgeht, weil ſie die einzige war, die mich hier unterhalten hat.

Sie fragen mich; ob Sie Geblern antworten ſollen? Sie werden mich verbinden, wenn Sie es thun, weil er mir in Kurzem ſehr nützlich wird ſeyn können. Ich ſehe ihn wohl für ſo klein an, daß er mich Ihre Sünden entgelten ließe.

Sie wiſſen vermuthlich ſchon, daß R. Winkelmanns Werke herausgibt? Ein hieſiger Banquier, Baron Frieß, ſchießt das Geld vor, und zwar auf die generenſe Art, daß der Vortheil, ſo aus dem Werke fließt, der hieſigen Akademie der Künſte anheim fällt. Mit der Subſcription werden ſie nicht weit kommen, weil ſie keinen Preis des Werks beſtimmen.

Leben Sie wohl, beſter Freund, und wenn Sie ſich meiner erinnern, ſo denken Sie zugleich, daß Ihre Briefe zu meiner Ruhe das Mehreſte beytragen können. Ich bin Zeitlebens

Ihre

ergebenſte Freundinn

E. C. K.

Nun will ich doch ſehen, ob der Poſttag mir das Verſprochne mitbringt. Ich zweifle, ich zweifle!

Göttingen, den 9. October 1773.

Herr Heuſinger geht von hier, und ich mache mir die Gelegenheit zu nutze, ein Exemplar vom Pindar an Sie, mein verehrter Herr und Freund, ihm mitzugeben, das ſchon zu Oſtern für Sie beſtimmt hier lag; der Verleger verſprach aber von Woche zu Woche, die noch fehlenden Bogen mit der Ueberſetzung nachzudrucken. Noch iſt es immer nicht geſchehen. Sie werden ſich zwar über mein kritiſches Mückenſeigen manchmal ärgern; aber Sie müſſen denken, daß ein Profeſſor einmal den Freybrief dazu hat. Wirklich war der Fall dieſer, daß ich voraus nicht wußte, noch Muße hatte, den Ueberſchlag davon zu machen, was heraus kommen würde.

In einem Schriftſteller, wie ein lyriſcher Dichter iſt, hätte ich nimmermehr gehofft, daß alle Varianten zuſammen ſo eine ſchlechte kritiſche Ausbeute geben ſollten. Habe ich doch nun ſo viel gewonnen, daß ich weiß, aus den bisherigen Collationen des Pindariſchen Textes kommt nichts der Rede Werthes heraus.

Indeſſen ſehe ich mich ſeit Kurzem doch in eine neue Verſuchung geſetzt, da zufälliger Weiſe ein Codex bombycinus vom Pindar der hieſigen Bibliothek zu Theil geworden iſt; ein ſehr ſchätzbares Stück.

Ich wünſche ſo ſehr, Ihre Bibliothek in Wolfenbüttel zu ſehen und noch vorher Sie zu ſprechen, daß ich große Luſt hätte, Ihnen den Vorſchlag zu thun: Sie kämen, wenigſtens auf das Frühjahr, zu uns nach Göttingen, wo ich und Prof. Dietz uns ein großes Feſt machen wollten; und hierauf begleitete ich Sie nach Wolfenbüttel. Was meynen Sie dazu? Ich beharre ꝛc.

Heyne.

Berlin, den 21. October 1773.

Liebſter Bruder,

Hunderterley Beſchäftigungen oder Zerſtreuungen haben mich eine Zeitlang ſo hingeriſſen, daß ich ſeit vier Wochen alle Morgen Dir ſchreiben wollte und nicht ſchrieb.

Und worin beſtehen dieſe Zerſtreuungen? fragſt Du vermuthlich. In den unſchuldigſten Dingen von der Welt. Ich ſchlendere aus der Deutſchen Komödie in die Franzöſiſche, naſche, ſo zu ſagen, aus einem neuen Buche nach dem andern, und ſtärke, leider Gottes! meine Seele eben ſo ſehr, wie ein Näſcher ſeinen Körper. Wenn das im eigentlichen Verſtande Müßiggang heißt, ſo iſt es doch ein angenehmer Müßiggang, und behagt dem Körper wie der Seele. Zu was taugt Gründlichkeit? Um glücklich zu leben, muß man ein ſchwacher Kopf ſeyn; und welcher Weiſe hat je geläugnet, daß die Glückſeligkeit nicht unſer einziger Endzweck ſey?

Haſt Du das Schauſpiel Götz von Berlichingen geleſen? Vermuthlich. Ich beneide den Verfaſſer, deſſen Nahme mir entfallen iſt. Zeigen, daß man eben ſo viel Fehler, wo nicht mehrere, und faſt eben ſo viel Vortrefflichkeiten als Shakeſpear, in ein Schauſpiel zuſammenhäufen kann, will etwas ſagen! Er hat die Sitten dieſer Zeit mühſam aus Büchern klauben müſſen; Shakeſpear ſtellt nur die Sitten ſeiner Zeitgenoſſen dar. In der Braunſchweigiſchen Zeitung las ich bei der Anzeige dieſes Götz ein kritiſches Verbot, ihn nicht aufzuführen; und doch wird Koch es thun: ich läugne nicht, auf mein Zureden, das viele Andere unterſtützt und am meiſten gewiſſe Umſtände gültig gemacht haben. Hier will es nicht mehr mit den Wiener Stücken fort, und Koch ſteht dazu im allgemeinen Rufe, daß er der erbärmlichſte Kenner von theatraliſchen Sachen ſey. Seine Freunde und Rathgeber müſſen zwar von dieſer Beſchuldigung auch einen großen Theil mit tragen; allein ich weiß am beſten, daß er zu alt und im Geſchmack zu weit zurück iſt, um die kleinen und großen Einſichten ſeiner Freunde wie ein Director zu nutzen. Er ſchimpft auf alle theatraliſche Kritik, und giebt ihr den Verfall ſeiner Schaubühne Schuld. Da Alle, die den Götz geleſen, ihn ganz vortrefflich finden, auch daher ſchon vorausſehen, Koch werde ihn nicht aufführen: ſo muß er wohl das Gegentheil thun, ſo ungern er auch in ſeinem Herzen daran geht. Die Wiener ſind ihm die Einzigen, die gute Komödien ſchreiben und in ihren Stücken Handlung haben. Er hat aus Prag vier neue Perſonen bekommen: zwey Frauenzimmer und zwey Mannsperſonen. Figur und Schönheit kann man allen vieren nicht abſprechen. Die eine, Madame Heniſch, hat ſogar eine ſchöne Stimme, und ſingt nicht ſchlecht: ſie erſetzt alſo in vielem Betracht Dame Hüblerin, geweſene Steinbrecherin, welche nach Riga gegangen, wo ein gewiſſer Herr von Vittinghof ein Theater hält. Die andere, Madame Sprengler, hat eine vortrefliche Ausſprache, zwar etwas Oeſtreichiſch, doch ziemlich unmerklich. Sie kann ſich ihren Dialekt nach und nach ganz abgewöhnen. Daß Beyde übrigens große Schauſpielerinnen wären, kann ich nicht ſagen; denn ſie haben bis jetzt wenig geſpielt, und die eine iſt noch dazu hoch ſchwanger. Aber was für Hoffnungen kann uns nicht ein ſchönes weibliches Geſicht einflößen?

Das hieſige Franzöſiſche Theater, im eigentlichen Verſtande, das große B** von Berlin, iſt eben ſo erbärmlich, als das Deutſche. Madame Fleury und eine Mademoiſelle Jolly, wären zwar keine üble Actricen; allein da ſie deklarirte Maitreſſen von Stande ſind, ſo kommen ſie nur wenig auf das Theater, und die Zuſchauer mögen ſich mit abſcheulichen Fratzengeſichtern behelfen, welche wahrhaftig nicht durch ihr Spiel ſchadlos halten. Von Mannsperſonen verdient der einzige le Bœuf, und einer, der die Bedienten macht, genannt zu werden. Ich kannte den erſten, aus einer Beſchreibung des franzöſiſchen Theaters in Braunſchweig, von einer ſehr vortheilhaften Seite; aber jetzt weiß ich aus eigener Erfahrung nichts von ihm zu rühmen, als daß er gut memorirt. Uebrigens kann er weder ſtehen, noch gehen, und bringt alle Augenblicke die Hand von der Naſe zur Hoſentaſche.

Unter den Sängern und Sängerinnen bei dem Franzöſiſchen Theater ſind einige nicht zu verachten, vornehmlich ein Paar Mannsperſonen, welche die Alten gut ſpielen, und eine Mademoiſelle, die viel Reitz in ihren Geſten hat.

Moſes fragt Dich, was Du eigentlich von den Oeuvres posthumes des Helvetius hältſt? Ich habe ihm den erſten Theil zu leſen geben müſſen, und er hat ſich ſo wenig daraus erbauet, als ich. Helvetius verwirrt Information und Inſtruction mit der Kenntniß, die uns Zufall und andere Umſtände verſchaffen. Er glaubt, daß uns das Ungefähr oder Gott mit Esprit ausrüſte, der bey allen Menſchen gleich ſey, und nur durch die Erziehung groß oder klein werde. Gleichwohl geſteht er bald darauf, daß mancher Gegenſtand ein Kind mehr afficire, als das andere. Er ſagt auch viel von den Widerſprüchen des Rouſſeau, und bedenkt nicht, daß ein Redner und ein ſtrenger Philoſoph zweyerley ſind. Doch er könnte alle dieſe Fehler haben, und noch vortreflich ſeyn; aber worin? Daß er auf die Geiſtlichkeit ſchimpft und den Jeſuiten alles Böſe nachſagt: iſt das ſo ein großes Verdienſt?

Noch von einem andern Franzöſiſchen Philoſophen, Herrn Diderot! Er iſt durch Leipzig nach Petersburg gegangen, und hat ſich da einen Tag aufgehalten. Rathe, was er da gethan hat! Oeffentlich vor dem Thore, im Kreiſe einer Menge Profeſſoren und Kaufleute, den Atheismus gepredigt. Ein junger Ruſſe, den er bey ſich gehabt, und der alle ſeine Grundſätze eingeſogen, hat es einer ihn umgebenden Menge von Studenten nachdocirt. Unter andern iſt ein gewiſſer dortiger Franzöſiſcher Prediger, welcher einen Sohn in der Orthodoxie der Religion erzogen, aber ihm doch von der Diderotſchen Weisheit eine große Idee gemacht, und ihn daher zu Diderot zu führen nicht ermangeln wollen, durch deſſen ungeziemende atheiſtiſche Sprache in große Verlegenheit geſetzt worden. Diderot ſoll der größte Sophiſt ſeyn, den man ſich denken kann. Ich geſtehe Dir, dieſe Nachricht, die ich von Moſes habe, der dieſe Meſſe in Leipzig geweſen, hat mir Dideroten ein wenig verkleinert; ich habe mir ihn immer als einen wahren Philoſophen gedacht. Nun kann man wohl ein Atheiſt und ein guter Philoſoph ſeyn; aber albern bleibt es immer, in einer Stadt, die man gar nicht kennt, ſein ganzes Herz auszuſchütten. Oder verträgt ſich Albernheit mit Philoſophie? Rußland mag ihn behalten, dieſen großen Philoſophen!

Nun hätte ich wohl den beſten Weg, auf den zweyten Theil Deiner Wolfenbütteliſchen Schätze zu kommen. Das meiſte darin iſt mir ſo neu, daß ich mehr als unverſchämt ſeyn müßte, wenn ich darüber mit urtheilen wollte. Aber geleſen habe ich alles. Argwöhne nur ja nicht, daß ich es für unwichtig halte. Deine Behauptung, daß Viele gewiſſe Sachen für Mikrologie halten, weil ſie ſie nicht verſtehen, iſt einleuchtend und wahr. Was Du aber von Leibnitzen anführſt, will mir ſchlechterdings nicht in den Kopf. Hat er die chriſtliche Religion geglaubt, wie man ſie glauben ſoll, indem man ſeine Vernunft gefangen nimmt; ſo heißt das ſo viel: er hat dabey nicht gedacht. Und wer bey einer Sache gar nichts denken will, ſchätzt ſie noch geringer, als wer bey einer Sache falſch oder ſeicht denkt.

— — — — — —
— — — — — —

Ich umarme Dich tauſendmal.

Dein

Karl.

Berlin, den 20. Novbr. 1773.

Liebſter Bruder,

Leute, die uns läſtig ſind, machen doch meiſtens den Anfang ihres Beſuchs mit den Worten: Laſſen Sie ſich nicht ſtören. Auch ich fange damit an; denn ich habe gehört, daß Du jetzt Tag und Nacht über der Vollendung eines deutſchen Lexikons ſchwitzeſt. Da ich nun ſo ein Buch zu meinem eignen Unterrichte und zu meiner Bequemlichkeit in der größten Vollkommenheit wünſche, ſo ſoll es mich gar nicht verdrießen, wenn Du meinen Brief, wie der Prinz Gonzaga, ungeleſen läſſeſt und in der Endigung des Z fortfährſt. Sollteſt Du aber noch beym A ſeyn, ſo wünſche ich Dir Fleiß und Geduld, und weder Unterbrechung von mir noch von einem Theologen, er ſeufze über den Verfall des Lutherthums mit Götzen, oder lächle chriſt-freundlich mit den theologiſchen Aufklärern der Allg. deutſchen Bibliothek, über die ſtille Verbreitung des theologiſchen Lichts. Wie ich auf dieſen Wunſch komme, fragſt Du mich? — Höre, ganz im Vertrauen, nur unter der Hand! — Herr Teller, auch ein Wörterbuchmacher, und ein Meiſter in Philologie, Philoſophie, und aller Wiſſenſchaft dazu, der beſte Dietrich zum wahren Verſtande des N. T., — dieſer will wider Dich ſchreiben. Der zweyte Theil Deiner Wolfenbüttelſchen Schätze hat ihm einen zu verdächtigen Schatz. Leibnitzens Glaube iſt ihm ein Anſtoß, und daß Socinianiſche Grundſätze Abgötterey ſind, ein Leibnitz-Leſſingliſches Sophisma. Schmäle nicht, mein lieber Bruder; ich glaube in allem Ernſt, daß Leibnitz die Dreyeinigkeit glaubte, wenn er ſeine Vernunft gefangen nahm. Er würde, falls er jetzt lebte, mit unſern vernünftelnden Theologen einen harten Stand haben. Allein ich wollte wetten, er würde ſich auch heraushelfen. Ueber die Vernunft, und wider die Vernunft, welch ein ſinnreicher Unterſchied! Wem er nicht einleuchtet, der war ſchon damals kein Philoſoph. — Doch genug von meinem wäßrigen Unglauben.

Heynatz will, wie ich Dir ſchon einmal gemeldet habe, den Eutrop herausgeben, und bittet Dich, beygehendes Verzeichniß von den Eutropiſchen Ausgaben durchſehen zu laſſen, um auszumitteln, ob ſich von den zehn erſten angezeigten in der dortigen Bibliothek einige befinden; und dann: ob noch andere Ausgaben exiſtiren, die in Betrachtung zu kommen verdienten.

Von Adelungs neuem deutſchen Wörterbuche (1ſter Theil) verſichert er mich, daß es ſo vollſtändig ſey, wie er es nicht erwartet hätte. Doch alle zuſammengeſetzte Wörter im Lexikon anzuführen, ſey eine unnütze Weitläuftigkeit, welche das Buch nicht gründlicher, aber übermäßig groß mache. Worauf er mit dem letzten zielt, weiß ich nicht.

Leb recht wohl, mein liebſter Bruder, und laß mich bald wiſſen, daß Du es wirklich thuſt.

Karl.

Braunſchweig, d. 8. Dec. 1773.

Da erhalte ich, mein liebſter Leſſing, unverhoft vom Chriſtian Heinrich Schmidt aus Gießen einen Brief, worinnen er mich um Ihr und anderer hieſigen Freunde Geburtsjahr, zur Einrückung in den Muſenalmanach ſehr bittet. Wollen Sie ihm dieſe Bitte gewähren, ſo ſchicken Sie es mir nur, mit der nächſten Poſt auf einem Zettelchen zu; weil er es gerne bald haben will. Der hieſige Herr von Döring hat mir Hofnung gemacht, daß ich mit ihm noch vor Weihnachten nach Wolfenbüttel reiſen könnte, und da freue ich mich auf ein Geſpräch mit Ihnen und Ihre neuen Entdeckungen, wornach ich ordentlich durſtig bin. Leben Sie herzlich wohl und vergnügt.

Schmid.

Braunſchweig, d. 12. Dec. 1773.

Haben Sie die Recenſion Ihres zweyten Beytrages ſchon in den Schirachiſchen lateiniſchen Zeitungen geleſen? Iſt es nicht, ſo kann ich Ihnen das Blatt ſchicken. Das Freudchen an dem Stella, ein unedirtes Werk hervorgezogen zu haben, iſt uns beyden auf einmal verdorben. Mir ahndete, wie Sie wiſſen, unter dem Abſchreiben, dieſe unwillkommne Nachricht einigemal, ob ich mich gleich nicht entſinne, in die Longoliſche Vorrathskammer je hineingeſehen zu haben. Immerhin! kann man doch nun zwey Ausgaben mit einander vergleichen! Ich hoffe Sie bald zu ſprechen, und darauf freue ich mich nicht wenig. Brauchen Sie Eſchenburgs Italiäner (ich weiß den Namen nicht) etwa nicht mehr, ſo bittet er ihn ſich gelegentlich wieder aus; und ich den Meſſias, weil mich jemand darum angeſprochen hat. Leben Sie wohl und vergnügt.

Ihr

Schmid.

N. S. Ich danke Ihnen in meines Namensvetters Namen für die gegebne Nachricht, und in meinem eignen, für Ihren allerliebſten kleinen Brief.

Braunſchweig, d. 15. Decemb. 1773.

Ich ſchicke Ihnen auf Ihr Verlangen, die Verſe, die meine liebe Vorleſerinn Ihnen hier vordeclamirt, und nun auch abgeſchrieben hat. Ich wollte, ohne die allen Verfaſſern beynahe ſo gewöhnliche Grimaſſe von Beſcheidenheit zu machen, daß Sie mein Werkchen der Dame, die es zu ſehen ſo gutherzig wünſcht, ſelbſt vorleſen könnten; ſo lieſe das freundſchaftliche Spåßgen (mehr iſt es doch nicht) vielleicht noch mit durch. Was wird aber daraus werden, wenn Sie es gar auch noch einmal leſen? Himmel! ich ſehe nicht dahin! Genung Sie wollten es haben; da haben Sie es, und Sie mögen bey der Dame an meiner Stelle roth werden. Ich weiß von nichts, und rauche vielleicht eben zu der Zeit mein Pfeifchen. Von einer baldigen Reiſe zu Ihnen kann mich nur des Himmels Gewalt oder Ihre Entſchließung zu uns zu kommen, abhalten. Wer nur erſt auf dem Wagen ſäße! Denken Sie unterdeſſen an

Ihren ꝛc.

Schmid.

Braunſchweig, d. 18. Dec. 4773.

Ich ſchicke Ihnen den beyliegenden Brief (den ich mir wieder ausbitte) zu dem Ende zu, damit Sie es nicht vergeſſen, daß H. am Donnerſtage ſeine Geſangbücher abholen wird. Sie haben wohl an wichtigere Dinge zu denken, als eben an die alten Schnurren! Vielleicht können Sie auch aus den Nachſchriften lernen, daß Jacobi der Verfaſſer des Werks gegen das Pfälziſch lutheriſche Pabſtthum iſt. Vielleicht iſt auch die Ueberſendung des Briefchens ganz überflüſſig. Mags immer! So habe ich doch wenigſtens an Sie geſchrieben, da ich Sie doch bey Ihrer letzten Anweſenheit zu ſprechen nicht Gelegenheit gehabt. Kommen Sie mir künftig wieder, ſo müſſen Sie mir nicht ſo entwiſchen. Eſchenburg und Leiſewitz grüſſen Sie. Gehaben Sie ſich fein wohl.

Schmid.

Von Madame König.

Wien, den 23. Dec. 1773.

Mein liebſter Freund!

Ohne Ihre Antwort abzuwarten, hätte ich gewiß den dritten Brief nachgeſchickt, wenn ich nicht in gleicher Verfaſſung geweſen wäre, in der Sie ſich mir ſchildern. Denn ich mag mir für Vorſtellungen machen, welche ich will, ſo beruhigen ſie mich nicht, wenn Ihre Nachrichten ſo lange außen bleiben. Zwar dieſesmal machte ich mir halbe Hofnung, ſtatt eines Briefes, Sie ſelbſt zu ſehen, indem der Jeſuit, der den Graf Migazzi auf ſeinen Reiſen begleitet hat, erzählet haben ſoll: Sie würden nächſtens die Reiſe nach Italien über hier machen. Ob ſchon -- wie Sie leicht denken können — dieſe Hofnung mir nicht viel Zufriedenheit geben konnte, ſo freuete ich mich doch, Sie einmal wieder zu ſehen, und meinen Kummer in Ihren Schoß ausſchütten zu können. Jetzt muß ich auch dieſem Gedanken entſagen, weil Sie in Ihrem Briefe nichts davon erwähnen, was Sie ohne Zweifel gethan haben würden, wenn dieſe Reiſe ſo nahe wäre. Nun wünſche ich, daß gar nichts daraus werden möge, ſonſt könnte es kommen, daß wir uns unterweges begegneten; denn ich habe ſeit geſtern eine faſt gewiſſe Ausſicht, auf eine ziemlich gute Art, und bald, die Seidenfabrik an Mann zu bringen. Gott gebe, daß es doch einmal dazu kommen möge. Vor vier Wochen war ich bereits in Unterhandlung, und die Sache war ſo weit, daß gar nicht zu zweifeln ſtand, ſie würde zu Stande kommen. Doch hat ſie ein nichtswürdiger Anlaß zernichtet. Dieſe zernichtete Hofnung brachte mich ganz um das Biſchen Geſundheit, ſo ich wieder geſammlet hatte. Seitdem habe ich die China wiederum gebrauchen müſſen, von der ich denn doch ſeit einigen Tagen eine ziemlich gute Wirkung ſpüre. Alles mein Unglück wollte ich gern ertragen, wenn nur Sie glücklich und zufrieden wären. Sie können nicht glauben, wie nahe es mir geht, daß ich mir Sie nicht anders, als in einer ſo traurigen Gemüthsfaſſung vorſtellen kann, die mich faſt zweifeln macht, daß Sie ſo geſund ſind, als Sie es ſich einbilden. Es iſt unartig, daß ich Ihnen dieſes ſage; allein die Furcht, Sie möchten ſich verwahrloſen, bringt mich dazu. Unmöglich können Sie geſund ſeyn, ſonſt würden Sie Luſt und Kräfte haben, dem aufgebrachten Weſen (das in jeder Zeile Ihres Briefes ſich äußert) zu widerſtehen. Es iſt wahr, man hat Ihnen übel mitgeſpielt, oder vielmehr in der Art verfehlet, wie man einen Mann, wie Sie, behandeln ſollte. So lange aber die Stelle, die man Ihnen angeboten, nicht vergeben iſt, ſo lange haben Sie auch nicht Urſache, ſo entrüſtet zu ſeyn, als Sie ſind. Daß der Bewußte ſchon bey dem Antrage, Sie zu hintergehen geſucht haben ſollte, kann ich nicht glauben, ich müßte mir denn ihn zugleich als den Niederträchtigſten gedenken. Eher glaube ich, daß andere Geſchäfte ihn die Sache vergeſſen laſſen, und niemand ihn daran erinnert, weil Sie es nicht thun. Und wenn es wahr iſt was mir kürzlich ein Fremder, der dieſe Gegenden paßiert iſt, erzählte: daß das Haus ſo ſehr derangiret iſt, daß es bald zu einer d . . C . . kommen könnte, ſo wundere ich mich nicht, wenn Angelegenheiten von der Art vergeſſen werden. Indeſſen iſt es mir leid, daß Sie es ſind, die darunter leiden. Hundertmal habe ich ſchon gewünſcht, daß von der ganzen Sache nie die Rede geweſen wäre. Doch vielleicht nimmt ſie noch eine beſſere Wendung, als es jetzt das Anſehen hat. Möchte es nur bald ſeyn! damit ich Ihrem nächſten Briefe nicht wieder ſo lange entgegen ſehen darf. Mit einer angenehmen Nachricht, die Sie mir zu geben hätten, würden Sie doch wohl eilen; nicht wahr? Mit dem Circulare verſchonen Sie mich; das nehme ich nicht an. Auf alles in der Welt thät ich eher Verzicht, als auf Ihre Briefe. Es iſt auch wohl Ihr Ernſt nicht, daß Sie es an mich richten wollten? Sonſt müßte ich Sie für einen recht grauſamen Mann halten, und der ſind Sie nicht.

B. von B. iſt ein ganz guter Mann, und würde ſich leicht zu einem der beſten Männer bilden, wenn er beſtändig in guter Geſellſchaft wäre. Vor ſeiner Reiſe nach England und Frankreich hat er mir beſſer gefallen, als jetzt. Sie wiſſen wohl ſchon die Abſicht dieſer Reiſe? daß er ſich eine Frau ſucht. Wenn K . . . eine ſchöne vernünftige Schweſter hätte, ſo könnte er ſie nicht beſſer verſorgen. Auf Geld ſieht er nicht, ſonſt würde er wohl in Hamburg hängen bleiben. So aber glaube ich es nicht, denn ich kenne dorten keine Perſon, die die Vorzüge hat, die er fodert. Mir iſt es lieb, daß Sie ihn geſprochen, ſo hat er doch die Komplimente, ſo ich ihm beym Abſchiedsſchmauß an Sie mitgegeben, ausrichten können.

Von meinen Kindern habe ich durch einen, der ſie kürzlich geſehen, die beſten Nachrichten, und ſo auch von Madam Sch.; dieſe hat mir einen ſehr muntern Brief geſchrieben, woraus ich urtheilen muß, daß ſie recht vergnügt iſt, was mich ungemein freut. Unter den Neuigkeiten, die ſie mir meldet, iſt auch dieſe: daß Madam Schl . . . Wittwe geworden. Möchten doch alle üble Ehen ſobald getrennt werden! Hierbey fällt mir unſer guter Zink ein. Von dem ſchreibt ſie mir, er ſey ſchon ſo gut, als todt.

Leben Sie nun recht wohl, und laſſen Sie mit dieſem alten Jahre allen Ihren Verdruß fahren. Aber ſchreiben Sie mir auch, daß Sie es gethan, damit ich mich mit Ihnen freuen kann, ſo wie ich mich jetzt mit Ihnen betrübe. Ich bin auf immer

Ihre

aufrichtigſte Freundinn

E. C. K.

Berlin, den 8. Januar 1774.

Liebſter Bruder,

Nach meinem Gebete kann Dein Stillſchweigen von keiner Unpäßlichkeit herrühren; folglich ſetzt Dich eine Antwort auf meinen Brief, wobey zwey Komödien und ein Plan zu einem Trauerſpiele lagen, in Verlegenheit. Du willſt mir vielleicht nicht gern eine zu unangenehme Wahrheit ſagen, und hältſt mich auch für zu gut, mir ſpottend Unwahrheiten zu ſagen; alſo ſchweigeſt Du. Aber nur nicht zu lange, lieber Bruder! Der Plan, wie ich ihn Dir überſchickt, hat ſelbſt mein größtes Mißfallen, und ich bin beſchäftigt, nach einem, wie ich mir jetzt ſchmeichle, viel beſſerem, zu arbeiten. Wird nichts daraus, ſo iſt ja auch weiter nichts verloren, als Papier.

Weißt Du ſchon, daß Wieland ſeinen Merkur nun nicht mehr ſelbſt verlegt? Ob ich gleich nicht darüber ſtreiten will, daß der Weimarſche Buchhändler, als der neue Verleger, vielleicht nur eine Maſke iſt, und Wieland nun beſſer fährt, als nach ſeinem erſten Plane: ſo hätte ich doch gewünſcht, er hätte ihn unter ſeinem Namen fort verkaufen laſſen.

Iſt Dir auch ein Wiſch zu Händen gekommen, der den Titel führt: Schreiben des Herrn N. N. Haushofmeiſters G. E. des Herrn Grafen von W. zu R., an einen ſeiner Freunde in F. Man martert ſich darin, Wielanden lächerlich zu machen. Und was iſt das Lächerliche? Daß ihm ſein Witz in einer unbekannten und poſſierlichen Geſellſchaft nicht ſo zu Gebote ſteht, als vor ſeinem Pulte. Wahrhaftig, wenn man ihm weiter nichts als dieſes nachſagen kann, ſo iſt er der Vollkommenſte! Denn ich wüßte nicht, wo man in größerer Verlegenheit ſeyn könnte, als unter Narren, die ſich witzig dünken. Wohl dem, der ihnen Narr ſcheint! — Was ſagſt Du auch von ſeiner Vertheidigung im Anticato gegen die, welche ihn einer ſchlüpfrigen Moral beſchuldigen? Hält ſeine Vertheidigung auch nicht ganz Stich, ſo iſt ſie doch außerordentlich ſinnreich.

Hofrath B. hat einen Katalog von ſeiner ſchönen Bücherſammlung drucken laſſen. In der Vorrede ſchmeichelt er ſich, daß die Ruſſiſche Kaiſerin ſie ihm abkaufen werde. Allein in Rußland iſt man mit ſolchen Dingen überhäuft, und ſo ekel, daß man ſo wenig dafür giebt, als an einem Orte in der Welt, wie mich Herr Merk, der mit der Landgräfin von Heſſen-Darmſtadt dort geweſen iſt, hat verſichern wollen. Und in dem aufgeklärten Berlin? Da hier Bücher das Unbeträchtlichſte ſind, ſo werden ſie wohl auch das Wohlfeilſte ſeyn.

Seit vier Wochen hat die Kochiſche Geſellſchaft wieder ſehr ſtarken Zulauf. Stephanie's Deſerteur aus Kindesliebe bringt Geld, und einige Operetten, worin alles ſo vortrefflich iſt, daß man weder böſe noch gute Gedanken darin findet, „Geld und Unſterblichkeit;“ mich Döbbeliniſch auszudrücken. Die Schauſpieler, die Kenner des Guten und Schönen, verſprechen ſich daher mit vielem Grunde nicht viel von der Aufführung des Götz von Berlichingen

Ramler macht zum Geburtstage des Königs einen Prolog, wobey geſungen und getanzt wird. Ich weiß von dem Inhalte bis jetzt nichts weiter, als daß ſich vier Waſſernymphen mit einander unterreden. Sie ſtellen die vornehmſten Flüſſe der Preußiſchen Staaten vor.

Großmann, den Du vermuthlich kennſt, wird Dir dieſen Brief übergeben. Seiner plötzlichen Abreiſe haſt Du allein das Ende meines Geſchwätzes zu verdanken.

Nun lebe wohl, liebſter Bruder; und wenn Dirs möglich iſt, ſo laß mich dieſes wiſſen.

Karl.

Berlin, den 1. Febr. 1774.

Ich kann nicht umhin, ein kleines Verſehen zu rügen, das ich in Ihrem zweyten Beytrage bemerkt zu haben glaube, wäre es auch nur, um Ihnen ein Zeichen von meinem Daſeyn zu geben, und zu zeigen, daß ich ſelbſt in meiner Krankheit, und ſogar Ihre Beyträge zu einem ſonſt mir ſo geringſchätzig geweſenen Zweige der Litteratur, nicht ungeleſen laſſen kann.

In der Anmerk. S. 368. 85. [Bd IX, S. 272] führen Sie aus dem vorhin gedruckten Aufſatze Leibnitzens eine Stelle an, und ſagen, daß Sie unmöglich ſo von ihm kommen können, indem es wahrer Unſinn iſt. Nun hat dieſes allerdings ſeine Richtigkeit, daß die Stelle, ſo wie ſie da ſteht, unverſtändlich iſt. Allein auch ſo, wie Sie die Stelle haben abdrucken laſſen, kann Leibnitz nicht geſchrieben haben, und zwar aus folgenden Gründen: 1) die Sätze: omnis homo eſt rationalis, und omnis homo eſt albus, oder omnis, qui eſt homo, eſt albus, ſcheinen, Ihrer Leſeart zufolge, nur darinn unterſchieden zu ſeyn, daß jenes propoſitio univerſalis, dieſes aber particularis ſeyn ſollte; Leibnitz führet ſie aber als Beyſpiel an, daß eine propoſitio per ſe und per accidens ſeyn könne. 2) Daß propoſitio particularis nicht müſſe univerſaliter behauptet werden, iſt kein novum repertum logicum. 3) Leibnitz ſetzt nicht für die Langeweile, omnis, *qui eſt* homo, eſt albus. Es muß ihm auch hier auf dieſe Subtilität ankommen, und er ſcheint die attributa ſubjecti, die ihm per accidens zukommen, durch dieſen Unterſchied bezeichnen zu wollen. Ich denke alſo, man müſſe aus beyden Handſchriften ſo etwas Verſtändliches zuſammen ſticken, und mag vielleicht Leibnitz ſelbſt, wie folgt, geſchrieben haben: V. G. recte ſimpliciter dicimus, omnis homo eſt rationalis: ſed non recte dicimus, omnis homo eſt albus, etſi verum eſſet; quia albedo humanitati non cohaeret: ſed dicendum, omnis, qui eſt homo, eſt albus. Qua etiam ex parte &c. Dieſes giebt, wie ich glaube, einen ſehr guten Sinn. Die Bemerkung iſt neu, und thut dem Vertheidiger der Dreyeinigkeit in der Folge keine ſchlimmen Dienſte. Das Prädikat: eſt albus, iſt vielleicht unglücklich gewählt. Beſſer wäre vielleicht geweſen: omnis homo eſt bipes. Nach der Leibnitziſchen Anmerkung muß es heißen: omnis, qui eſt homo, eſt bipes, weil die Zweyfüßigkeit der Menſchheit nicht per ſe, ſondern per accidens zukömmt. Für Ihr intelligibile, intelligens und intellectus werden ſich die Herren höflichſt bedanken. Sie müſſen unter Ihren jugendlichen Aufſätzen noch einen finden, worinn Sie dieſe Diſtinction mit vielem Scharfſinne aus einander geſetzt haben. Unſre Cabbaliſten haben auch ein Principium emanaticum, emanans und emanatum. Man erzählet ſich, daß einſt ein Chriſt einem Juden dadurch die Dreyeinigkeit habe beweiſen wollen. Der Jude hatte zu gleicher Zeit 3 Dukaten zu bezahlen, und gab dem Chriſten nur einen; zeigte ihm aber erſt die Bildſeite, dann die Schildſeite und endlich den Rand. Dieſes ſind ſo gut 3 Dukaten, ſprach er, als Ihre 3 Principia 3 Perſonen ſind.

Leben Sie wohl, ich hoffe den Sommer Sie wieder zu ſehen, und bin

Ihr

aufrichtiger Freund
Moſes Mendelsſohn.

Auch meinetwegen leben Sie wohl! Ich habe keine Hofnung, Sie dieſen Sommer zu ſehen. Ich will Ihnen alſo nur ſchriftlich Glück wünſchen, zu dem angelegentlichen Antheile, den die Göttingſche theologiſche Fakultät (laut den gelehrten Anzeigen) an Ihren Verträgen zu nehmen anfängt. Herr Leß hat neulich in den G. Anzeigen behauptet, wer den Hauptbeweis der chriſtlichen Religion durch die Wunderwerke wegnehme, der nehme dem menſchlichen Geſchlechte alle Tugendkräfte weg. Ich dächte, Sie machten ſich an einen Beweis der Richtigkeit der Wunderwerke. Alsdann bekämen Sie ohnfehlbar den theologiſchen Doktortitel, den Sie, wie Erneſti verſichert, ſchon verdienen. Und darum iſts Ihnen eigentlich doch nur zu thun.

Es ſchreibt mir jemand aus Frankfurt am Mayn, daß gleich nach Erfindung der Buchdruckerkunſt eine deutſche Ueberſetzung von Marco Polo Reiſen herausgekommen ſey, welche Ihren Abhandlungen vieles Licht geben könne. Vielleicht erhalte ich eine Nachricht davon für die A. D. B. Ich umarme Sie.

Nicolai.

Halberſtadt, den 4. Februar 1774.

Von meinem Leſſing dacht' ich endlich das verſprochene Schreiben zu erhalten. Er ließ durch Freund Jacobi mir Hoffnung machen. Eine Woche nach der andern geht hin, ein Monat nach dem andern; ich aber bin ſo krank, ſo krank, und kann darüber hinſterben! Damit ich nun bey meinem Leben noch ein Schreiben von ihm erhalten möge, ſo ſend' ich ihm dieſen Boten, und dieſes rothe Buch, mit Befehl an den Boten, auf Antwort drey ganze Tage zu warten, und an meinen Leſſing nur dieſe Bitte:

> Das rothe Buch, das nur Er, und keines andern Menſchen Auge dort zu ſehen bekommen ſoll, durchzuſehn, und mir ſein Urtheil darüber bekannt zu machen.

Ich wollte, wenn es meines Leſſings Beyfall hätte, noch gern vor Oſtern den Druck zu Stande bringen. Von dem Verfaſſer weiß ich nichts weiter, als was im Vorberichte ſteht; und weil er gern verborgen bleiben will, ſo wünſcht' ich, mein Leſſing ſagte zu ſeinen Freunden nichts, das ihn verrathen könnte. Uebrigens, mein theuerſter Freund, dank' ich Ihnen für Ihren zweyten Beytrag ꝛc. Ich habe ihn mit großem Vergnügen geleſen, und überall meinen Leſſing gefunden, am meiſten aber in dem vortreflichen Artikel, in welchem er unſern ſtolzen Socinianern, ihnen zur Demüthigung, ſo heilſame Wahrheiten ſagt.

Ich bin in Ernſt recht krank, lieber Freund! Wenn ich ſtürbe, was würden Sie ſagen? Würden Sie's nicht ein wenig bereuen, daß Sie nicht einmal von Wolfenbüttel aus Ihren Gleim beſucht hätten? Sie könnten, beſter Leſſing, wohl einmal von Ihren hundert tauſend Muſen ſich losreißen.

Der Churfürſt von Maynz ſoll die Badenhauptiſche Bibliothek für funfzehn tauſend Thaler gekauft haben. Schande für unſre Berliner, die einen ſolchen Schatz von ſich ließen!

Gleim.

Halberſtadt, den 8. Februar 1771.

Ja, mein beſter Freund, Halladat iſt ganz, ſo wie es da iſt, aus Ihres Freundes Kopf allein gekommen; nicht Ausdruck, nicht Dichtung, nicht ein Name darin ſchreibt ſich anderswo her.

Da nun dem alſo iſt, ſo möcht' ich meinen lieben Leſſing wohl bitten, ſich doch recht zu beſinnen, wo denn, und wann einmal auch noch ſonſt ſo ein Kopf geweſen ſey? Die Spuren, die er wahrzunehmen geglaubt hat, können zwar unmöglich zu einer Quelle führen, weil nur die eine Quelle vorhanden iſt; aber dennoch möcht' ich ſo gern wiſſen, in welchem Kopfe der große Kenner Aehnlichkeit mit dem meinigen gefunden hat.

Das ganze Geheimniß iſt dieſes: Seit meiner Kindheit hatt' ich den Gedanken, ein Buch, wie eine Bibel, zu ſchreiben. Dieſer Gedanke kehrte bey manchem Anlaß, beſonders beym Streit über die Inſpiration, mehrmalen zurück. Ich hörte den Hofrath Michaelis in Göttingen, und den Conſiſtorialrath Boyſen in Quedlinburg vom göttlichen Mahomet ſprechen, wie mein Leſſing vom göttlichen Homer. — Boyſen aber ſagte mir im vorigen Sommer von ſeiner Ueberſetzung des Korans. Ich behauptete, Verſe müßten in Verſe gedolmetſchet werden; nun gab ich ihm eine Probe, um der Versart willen. Es wurden der Proben zwey, drey u. ſ. w. — So entſtand in wenigen Wochen, in wenigen Stunden, könnt' ich mit Wahrheit ſagen, das rothe Buch; und hätt' ich dem Genius, der mich in mancher Morgenſtunde zu drey Suren begeiſterte, längere Beſuche verſtatten können, ſo würde, glaub' ich, noch mehr als ein Koran entſtanden ſeyn.

Und nun, beſter Leſſing, nun — denn ich befinde mich etwas beſſer — nun vergeſſen Sie die böſen Menſchen, die Großen und Kleinen, die Männer und Weiber, und ſagen Sie Ihrem Gleim Ihre Meynung umſtändlicher über ſein rothes Buch. Ich ſend' es Ihnen zurück auf acht Tage; denn Sie können es bey näherem Urtheil nicht entbehren.

Von den böſen Weibern und Anhang ſprech' ich ein andermal ausführlich mit meinem Leſſing, und ſag' ihm für jetzt nur, daß ich von Kayſer und König keine Gnade verlange, und daß die übeln Folgen des prinzlichen Beſuchs mich bewegen werden, von den Großen keine Beſuche wieder zu wünſchen.

Vergebung übrigens, daß ich Sie um eine halbe ſchlafſüße Nacht gebracht habe. Die Vergütung mag ſeyn, daß ich Ihnen nun deſto mehr Zeit laſſe, mir zu antworten.

Gleim.

Berlin, den 14. Februar 1771.

Liebſter Bruder,

Wären mir Deine Briefe auch nicht ſo angenehm, als ſie mir wirklich ſind, ſo würden ſie mir es doch durch die Seltenheit. Ich will hiermit keinesweges ſagen, daß Du mir eher hätteſt ſchreiben ſollen: genug, Du haſt mir geſchrieben, und ich bin darüber ſo vergnügt, daß ich vollkommen vergnügt ſeyn könnte, wenn Du nur etwas vergnügter wäreſt.

Haſt Du auch nicht Urſache mit der Welt zufrieden zu ſeyn, ſo haſt Du es doch mit Dir ſelbſt als Menſch, der alle Tage beſſere Einſichten erlangt. Sind Deine äußerlichen Umſtände nicht ſo, wie Du ſie wünſcheſt, nicht um Deiner ſelbſt, ſondern vielmehr um Anderer willen: nun, ſo erinnere Dich, daß Du thateſt, ſo lange Du konnteſt! Wer aufhören kann Dich zu ſchätzen, weil Du nicht mehr kannſt, der iſt nicht werth, daß Du itmals um ihn beſorgt warſt. — Freylich iſt das alles gut ſagen; aber oft ein Beweis, daß man viel zu hart iſt, um eine ſolche Lage zu fühlen. Auch das iſt wahr: nur hat dieſe Lage für den Betrachter eine rührende Seite, die bey dem Manne, der eben ſo glücklich als verdient iſt, ſich nicht findet. Ich wollte ſagen: Du verlierſt in denen Augen nicht, in denen man nicht gern verlieren möchte; und was man in andern Augen iſt, darauf kommt nicht viel an. Nicht nach ſeiner Laune leben können, aber doch der Welt nützlich leben und gelebt haben, iſt wahrhaftig beſſer, als immer nach ſeiner Laune leben und darüber vergeſſen, der Welt nützlich zu ſeyn. Und ſogar an verdientem Glücke ſcheitern, war immer das Loos der guten Menſchen. Nicht große Unternehmungen krönen, ſondern Sieg über große Schwierigkeiten, die man im Großen und Kleinen findet. Aber mein Gott! in welchem Tone mit Dir! Ich verwünſchter Plauderer! Und doch muß ich fortplaudern!

Du ſagſt, meine Nachrichten von Dir müßten nicht die zuverläſſigſten ſeyn, weil ich durch ſie erfahren, Du ſchriebeſt ein deutſches Lexicon. Willſt Du denn nicht über das Adelungiſche Lexicon ſchreiben? O, wenn Fama nicht unwahrhafter iſt, oder nicht mehr hinzuſetzt, ſo kann man ſchon mit ihr zufrieden ſeyn. Du kannſt glauben, daß ich auf dieſe Deine Arbeit recht ſehr begierig bin; und ich bitte um ein Exemplar brühſiedendheiß.

In Anſehung der orthodoxen Theologie und der neumodiſchen philoſophiſchen Theologie haſt Du mich ganz anders genommen, als ich bin. Du glaubſt, daß ich von der letzten eine beſſere Meynung hege, als von der erſtern. Eine andere, liebſter Bruder, aber keine beſſere. Wer wird Dir nicht Recht geben, daß unſere T**, J**, und wie ſie weiter heißen, ungereimte Dinge mit der geſunden Vernunft nicht ungereimt zu machen ſtreben? Aber iſt denn das Gebot der Orthodoxie, die Bibel nicht mit der geſunden Vernunft zu prüfen, Scharfſinn? Wenn Leibnitz ſagt: ich glaube: Leibnitz, der ohne Gründe ſonſt gar nichts annimmt, und doch ſieht, daß die Hauptſätze der Theologie wider alle Vernunft, oder, wie er ſich ſehr ſinnreich ausdrückt, über alle Vernunft ſind: heißt das wohl etwas anders, als ich erkläre es für abſurd? Daß er ſich hinter ein ſolches Wortſpiel, als über und wider die Vernunft iſt, ſteckte, dafür konnten ihn ſeine Zeitgenoſſen entſchuldigen; aber können uns unſere Zeiten nicht auch berechtigen, unſere Sprache zu ändern, und dem, was der Verſchmitzte ſonſt Glauben nannte, einen erträglichen Sinn unterzulegen? Du ſagſt zwar, Leibnitz zog nur eine Scheidewand, hinter der die Philoſophie ungeſtört ihren Weg gehen konnte. Was heißt das anders, als ſich abſondern, wo man nicht beſſern kann? Und daß er ſo handelte, dazu hatte er keinen einzigen Grund mehr als dieſen, daß er vorausſah, er könne auf ſeine Art mehr Gutes bewirken, als auf jede andere. Könnte das nicht auch der Grund ſeyn, warum unſere neuen Theologen lieber inconſequent, als orthodox ſeyn wollen? Mit der Orthodoxie geht es unmöglich, nachdem Voltaire alle Schranken zwiſchen der exoteriſchen und eſoteriſchen Theologie weggewitzelt hat. Ich laſſe es dahin geſtellt, ob es jetzt Zeit war; ob diejenigen, die Voltairiſche Ragouts eſſen, auch die derben philoſophiſchen Speiſen verdauen können, die nach Deiner Meynung dem Publicum nur vorgelegt werden ſollten. Der Orthodox und der Heterodox denken nach ihren Rollen, und wenn ſie beyde ihre Rollen gut ſpielen, ſo muß man ſie loben. Die aufklärenden, die neuen Theologen, däucht mir, ſpielen jetzt, wenn nicht beſſer, doch mit mehr Beyfall. Laß ſie beklatſcht werden! Ich las in einem engliſchen Journale ein chineſiſches Sprichwort, das ungefähr ſo hieß: Laß den Thoren plaudern, damit alle hören, daß er ein Thor iſt. Aber ſie müßen nicht ohne Kritik bleiben; ſonſt wären ſie Bären ſo gut, wie ihre Gegner. Die rechte Kritik hält es mit keiner Parthey; ſie ſagt beyden Theilen das Gute und Böſe auf den Kopf zu. Wir haben ſtatt ihres unreinen Waſſers und ihrer Miſtjauche noch genug reine Quellen: Tugend und gute Sitten bleiben, wenn die Theologen auch im Staate nichts mehr ſind, als Seiltänzer und Zahnärzte. Du nimmſt zwar die Parthey der Orthodoxen nicht ſo gerade, und läſſeſt Dir Auswege genug; aber Eberhard, (der nun endlich Prediger in

Charlottenburg geworden iſt.) fragte, nachdem er den zweyten Theil der Wolfenbüttelſchen Schätze geleſen hatte, mit Recht: ob Du wohl, wenn Du ein Prediger wärſt, vor aller Welt exoteriſch philoſophiren würdeſt; und ob Du, da Du keiner biſt, es ſo aufrichtig thun würdeſt, wenn es zum Streite käme? Ueberdies meynte er, daß kein Theologe mit ſeiner feyerlichen Sprache gegen die Deinige auskommen könnte. Siehſt Du, daß ſie Dich kennen, und ſo bald ſie ſich mit Dir einlaſſen, über gewiſſe Waffen ein Kartell machen werden?

Ehe ich davon aufhöre, bitte ich Dich, liebſter Bruder, von mir nicht zu glauben, daß ich Dir Deine eigne Art, die Welt aufzuklären, verplaudern will. Wahrhaftig! ich habe mich nie für wichtig genug gehalten, nur dem mittelmäßigſten Kopf eine beſſere Bahn weiſen zu können; geſchweige Dir. Ich habe Dir meine Art zu denken entdeckt, um ſie durch Deine Einwendungen zu beſſern. Wer dem ſchnellen Reiſenden nur nachſchleicht, kann wohl zuweilen etwas finden, was dieſer vor vollem Eifer verloren, aber nicht gern verloren hat: wenigſtens kann der Reiſende es nicht übel nehmen, daß der Nachſchleicher es glaubt.

Daß Du meine Komödien noch nicht geleſen, dabey gewinne ich. Aber daß Deine Anfälle zum Theater ſo kurze Zeit dauern, und Dir dann den größten Ekel erwecken, wahrhaftig! das iſt mir allezeit die unangenehmſte Nachricht. Deine beyden letzten Stücke ſind zwar für Dich von keiner andern Folge geweſen, als Deine erſten, allein doch für den deutſchen Geſchmack. Daß Deine Emilia nicht ſo aufgenommen wurde, als Deine Minna, daran iſt die Art des Spiels und die Art des Stücks Schuld. Unſern Acteuren geräth alles ziemlich gut, was in der rohen plumpen ſtephaniſchen Manier, oder nicht viel weiter hinauf iſt. Mad. Starkin nennt dieſe Modeſtücke: Kopfſtuben. Der alte gute Koch, der vor zwanzig Jahren ſterben mußte, wenn er ein einſichtsvoller Mann bleiben ſollte, nimmt den Verfall des Theaters daher, daß ſich die Leute nicht mehr alles ſo gefallen laſſen, und von einem Schauſpieler mehr verlangen, als zu einem geheimen Rathe gehört. Zu einem geheimen Rathe! Hierzu ſeine Schwachheit, ſein Alter, ſeine Nahrungsſorge, und die mitunter laufende ziemlich große Ungerechtigkeit des Publicums, deſſen alberner Geſchmack ihm doch auch nicht gänzlich entgeht. Jeder iſt dieſem Biedermanne gut, und letzthin ſoll ihm ein Miniſter den Anſchlag gegeben haben, ſich den Titel als Hofſchauſpieler bey dem König auszubitten; dann könnte er ihm einige Abgaben erlaſſen, die doch jährlich an 1500 Thaler betragen. Koch thut es. Als der König ſeine Supplik erbricht, ſagt er zu ſeinem Cabinetsrathe: „Höre Er, dem alten Koch möchte ich wohl einen Titel geben; ſchreibe Er ihm nur, ob er will Commercienrath, Hofrath, Kriegesrath, und ſo was werden; ich will es ihm gern accordiren.“ Als der arme Koch das allergnädigſte Handſchreiben erbricht, fängt er bitterlich an zu weinen, und ſeufzet: „Ach, der König glaubt gar, ich bin nicht klug!“ Man hatte Mühe es ihm auszureden, und ihm zu bedeuten, daß der König ihn nur zu wohl verſtanden, und mit Döbbelin gewiß den Spaß nicht gemacht haben würde. Aber aus dieſem Spaße erkennt nun Jedermann die Geſinnung des Königs für das deutſche Theater.

Ramlers Opfer der Nymphen, das mit Deinem Philotas acht Tage hinter einander aufgeführt wurde, folgt hierbey. Ungeachtet es die erſten Tage ſehr voll war, ſo waren doch die Acteurs mit dem Vorſpiele nicht zufrieden, und der Klügſte von ihnen bekannte offenherzig, es nicht zu verſtehen. Die Kompoſition war von Schulze*), und fand vielen Beyfall. Daß Ramleriſche Schönheiten darin ſind, zumal in den Arien, iſt offenbar; aber, wie das Berliniſche Publicum davon urtheilt, das könnte wohl abſchrecken, für daſſelbe zu arbeiten. Ich wollte es ihm auch gern vergeben, wenn es nur nicht in dem Wahn ſtünde, daß Dummheit nicht Dummheit iſt, weil ſie zu Berlin, in einer Königl. Reſidenz, von Hofleuten ꝛc. behauptet wird.

Meil hat Zeichnungen zu dem Götz von Berlichingen gemacht; es kömmt nun auf Kochs Schneider an, was daraus werden wird.

Auch folgt hierbey eine Schrift über die Ehe, und Badenhaupts Bücherkatalog. Doch ehe Du über mich ganz einſchläfſt, höre die Geſchichte eines Berliniſchen Philoſophen, der in allem Ernſt verhungern wollte!

Ein gewiſſer Candidatus S. M., Namens Drieß, hält vor etlichen Jahren um eine Beförderung an, wird abgewieſen, und geht, weil er nichts zu leben hat, unter die Kanonier. Hier nimmt er ſich als Philoſoph vor, das unvermeidliche Schickſal, die Schläge, ertragen zu lernen. Er kömmt daher nicht ordentlich auf die Parade, um nur Prügel zu haben und ſeine Haut nach und nach abzuhärten. Sein Hauptmann, der die Liſt endlich merkt, empfängt ihn einmal mit einer zu großen Tracht, daß er vor Schmerz: o Je! ausruft. Der Hauptmann fragt ihn, warum er ſo ſchreye, da er keinen Jeſum glaube; denn für einen Atheiſten hat Dr. ſich völlig bekannt. — „Was ſchreyet man nicht im Schmerz?“ — Du glaubſt alſo nichts? und nun fing er an noch einmal ſo derb zu ſchlagen, als vorher. Nachdem D. dies überſtanden, fügt es ſich glücklicher Weiſe, daß ein vornehmer Türke, der von einem ruſſiſchen Generale gefangen, und dem Könige zum Geſchenk gemacht worden, eine Sprache ſprach, welche dieſer philoſophiſche Kanonier verſtand, weshalb er nach Potsdam, weil kein anderer Dolmetſcher da war, geſchickt werden mußte. Der König entließ den Türken bald darauf mit vielen Geſchenken und Ehrenbezeigungen in ſein Vaterland, und ſchrieb an das hieſige Conſiſtorium, dieſen Drieß zu verſorgen. Aber Gott! einen Menſchen, bey dem die Wiſſenſchaften, die doch nur Luthers Reformation hervorgebracht, Gift ſind und der heilige Geiſt und der Stock nichts vermocht hatten! Nein, man muß Gott mehr gehorchen, als den Menſchen! Und wirklich, er hätte ſchon da unfreywillig verhungern können, wenn ihn nicht Stoſch zum Bibliothekdiener angenommen hätte. Dieſer empfiehlt ihn Sulzern, welcher ihn zum Inſpector bey dem hieſigen Joachimsthalſchen Gymnaſium macht. Da kam er aber wieder mit der Geiſtlichkeit in Colliſion. Er lehrte gefährliche Grundſätze, und machte Plane, wie die jungen Leute beſſer unterrichtet werden könnten. Ich möchte eben nicht darauf ſchwören, daß ſie um viel ſchlechter geweſen ſind, als der Herren Profeſſoren ihre, die nicht eher ruheten, als bis er abgeſetzt wurde. Was zu thun? Wieder Kanonier zu werden, würde einem andern eingefallen ſeyn, wenn ja kein Mittel weiter übrig war. Allein er dachte philoſophiſcher: er lebte für ſich kümmerlich, ſo lange er noch einen alten Lumpen zu verkaufen hatte; dann ſagte er zu ſeiner alten Aufwärterin: nun will ich mich zu Bette legen und verhungern. Sie lacht darüber, und glaubt, der Hunger werde ihn ſchon anders philoſophiren lehren. Aber acht Tage gehen vorbey, in denen er nichts ißt; er fällt zuſehends ab. Nun wird Lärmen gemacht; ſeine Freunde, die ihn faſt verlaſſen [illegible], ſinnen auf Mittel, ihn von ſeinem Entſchluſſe abzubringen. Keins gelingt. Er iſt überzeugt, daß man ſich ſelbſt aus der Welt ſcheiden darf. Moſes, der gegen ſeine Meynung geſchrieben, wird ſogar überredet, zu ihm zu gehen, nachdem er ſchon wieder acht Tage gehungert. Auch der bringt ihn auf keine andern Gedanken, ob er gleich auch nicht fähig iſt, ſeine Gründe umzuſtoßen. Moſes verſicherte mich, die Fäulniß ſeines Körpers ſchon ſehr gerochen zu haben. Doch thut D. endlich die poſſierliche Aeußerung, wenn er Vorleſer des Königs werden könne, wieder eſſen zu wollen. P. H.., der von Drieß hört, da die ganze Stadt über deſſen Herzhaftigkeit erſtaunt (zu der weiter nichts gehört, als ein wenig Unordnung im Gehirne), erſtaunt mit, und bietet ihm in eigner hoher

---

*) Jetzt Königl. Kapellmeiſter in Dänemark. Karl G. Leſſing.

Perſon die Stelle eines Lecteurs bey ihm mit einem guten Gehalte an. Das nimmt D. an, und überläßt ſich nun ganz zufrieden der Kur des Doctors, um bald wieder recht viel zu eſſen. Man zweifelt aber wirklich an ſeiner völligen Wiederherſtellung.

Recht gut, daß der zweyte Bogen ſchon voll geſchrieben iſt; ſonſt plagte ich Dich noch mit Betrachtungen über dieſe Narrheit! Lebe recht wohl, liebſter Bruder.

Karl.

Von Madame König.

Wien, den 26. März 1774.

Mein lieber Freund!

Bald muß ich denken, daß Sie ganz und gar auch mich vergeſſen, ſonſt wäre es wohl nicht möglich, daß Sie ganze vier Monate verſtreichen ließen, ohne eine Zeile an mich zu ſchreiben. Schon längſt hätte ich mich um die Urſache dieſes Stillſchweigens erkundiget, wenn nicht eben dieſes Stillſchweigen, und eine gewiſſe Periode in Ihrem letzten Brief den Verdacht bey mir erweckt hätten, als wären Nachrichten von mir Ihnen vielleicht ſo unwillkommen, als willkommen mir die Ihrigen ſind. Und ungeachtet dieſer Argwohn noch nicht gehoben, ſo kann ich es doch nicht länger anſtehen laſſen. Ich muß wiſſen: was Sie machen, und wie Sie ſich befinden? ob Vergnügen oder Mißvergnügen Sie abgehalten, ſo lange nichts von ſich hören zu laſſen? Im erſtern Fall will ich Ihnen gerne vergeben, allein nicht im letztern. Denn Sie müſſen nicht mißvergnügt ſeyn — wenigſtens nicht auf ſo lange, als Sie es nun bereits ſind; und denn ſo glaube ich auch, einen gegründeten Anſpruch auf Ihr Vertrauen machen zu dürfen, und fände mich darum beleidiget, wenn Sie mir deswegen nicht ſchrieben, weil Sie mir nichts Angenehmes zu ſchreiben hätten. Wie lange hätte ich denn von meiner Seite die Korreſpondenz unterbrechen müſſen. Ich habe Ihnen wenig oder gar nichts Angenehmes zu ſagen gehabt, und bin auch noch jetzt in einer Lage, daß ich nicht weiß, woran ich bin. Zwar habe ich dermalen einen Abnehmer für die Seidenfabrik, allein er fodert Begünſtigungen vom Hofe, von denen ich noch nicht weiß, ob ich ſie erhalten werde?

Ich bin bereits vor drey Wochen darum eingekommen, es hat mich aber vor vierzehn Tagen ein Fieber befallen, das mich verhindert, der Sache nachzugehen. Jetzt bin ich Gottlob! wieder auf der Beſſerung, und werde alſo, wo möglich, künftige Woche die fatale Beſchäftigung vornehmen, Reverenze zu machen. Wenn dieſe ihren Endzweck erreichen, ſo bringe ich es wenigſtens ſo weit, daß meine Verwandten ohne Schaden bleiben, das iſt das Einzige, wornach ich jetzt ſtrebe. Wie es mir ergehen wird, darauf denke ich nicht. Nicht aus Unbeſonnenheit, ſondern weil ich raſend würde, wenn ich dieſem Gedanken öfters nachhienge. Er kömmt mir auch nur ſelten, und ich danke Gott, daß ich es ſo weit gebracht habe. Mein Schwager hat, ſeinem letzten Briefe nach, wohl ein Vergnügen gehabt, warum ich ihn beneide; nehmlich dieſes: Sie zu ſehen. Ob er Ihnen geſagt, daß ihm mein Heydelberger Bruder die erſte Stelle beym Mannheimer Lotto, die ſehr einträglich ſeyn ſoll, verſchaffen will, und ob er Luſt hat, ſie anzunehmen, verlangt mich zu hören. Ich beſorge, ich beſorge, daß ſein Hang für Hamburg ihn abermal eine Sottiſe begehen macht. Apropos von Manheim, wiſſen Sie denn ſchon, daß der Churfürſt verſchiedene geſchickte Gelehrte beruft, um die Heydelberger Univerſität damit zu zieren? und zwar ſieht er nicht auf die Religion. Man hat mir keinen genennt, als meinen Bruder, dem man nun zum zweytenmal den Antrag macht, den er aber ſicher nicht annehmen wird; es wäre denn, daß er glaubte, die Vaterlandsluft ſey ſeiner Geſundheit zuträglicher. Ich wünſchte es zwar, weil es nun das Anſehen hat, als ob auch ich darinnen leben müſſe. Hätten Sie nicht auch Luſt, dorten eine Profeſſur anzunehmen? Wenn das wäre, ſo müſſen Sie mir nur ſagen, wie und auf was Art, ſo wollte ich die Anleitung dazu geben, und der Prof. M., deſſen Sie ſich erinnern werden, würde mit Vergnügen die Hand dazu bieten. Würklich habe ich im Ernſte darauf gedacht, wie ich nur vom Bruder hörte, daß man auf geſchickte Männer ſänne, die man berufen wolle, und habe ihn auch ſogleich gefragt: von welcher Gattung man ſie ſuchte? worüber er mir vermuthlich in einigen Tagen Antwort geben wird. Vielleicht lachen Sie über meinen Einfall; allein er wäre ſo uneben nicht, wenn Sie ihn genehmigten und er erfüllet würde. — Es iſt doch rühmlich vom Churfürſten, daß er die Schätze der Jeſuiten ſo nützlich zu verwenden ſucht. Aus dem Ueberſchuß von ihren Einkünften ſollen die Salaria beſtritten werden.

Die hieſige Schaubühne wird den zweyten Oſtertag mit einer neuen Tragödie von Staatsrath Gebler eröfnet. Vermuthlich hat er ſie Ihnen ſchon geſchickt; ich weiß nicht einmal, wie ſie betitelt iſt, ſo wenig bekümmere ich mich um das Theater. Weil es Schande geweſen wäre, ſo lange hier geweſen zu ſeyn, und kein Noverriſches Ballet geſehen zu haben, habe ich das letzte, ſo er gegeben, die Horazier mit angeſehen, und muß geſtehen, daß es mir gefallen hat; aber noch weit mehr gefallen haben würde, wenn alles harmoniert hätte. Das Theater hatte nicht Raum genug, und dann ſo ſtachen die Decorationen mit der Kleidung, die ſehr prächtig war, ſo ſehr ab, daß es anſtößig war.

Das ſpaßhafteſte war der Lermen nach dem Beſchluſſe, wo Parterre und Gallerie mit heller Stimme eine Viertelſtunde lang Noverre, Noverre! rief, bis er ſich endlich zeigte, und einen Bückling machte. Wäre er nicht erſchienen, ich glaube, ſie hätten das Theater geſtürmt. Ich habe mich nicht wenig gewundert, daß in Gegenwart des Kaiſers ein ſolches Getöſe entſtand.

Um nun von einem braven Mann auf einen Stümper zu kommen, auf S., ſo kann ich Ihnen ſagen, daß der nun vollkommen unterrichtet ſeyn wird, wie Sie von ihm denken; denn Müller, der Acteur, mit dem Sie von ihm geſprochen, hat getreulich der ganzen Stadt erzählt, wie Sie ſich über ihn ausgedrückt, und S. hat zu viel Ueberträger an der Hand, als daß es ihm nicht zu Ohren gekommen ſeyn ſollte. Wiewohl er gegen mich ſich noch nichts hat merken laſſen.

Was machen die jungen Eheleute, Prof. Z., E., und Kammerherr K. Sind ſie vergnügt, und geben ſie dem Prediger was zu verdienen? Machen Sie ihnen bey Gelegenheit meine Empfehlung. Um was ich Sie nochmals auf das dringendſte bitte, iſt: daß Sie mich nicht länger auf Briefe warten laſſen, die mich Ihres Wohlſeyns, Ihrer Zufriedenheit und Freundſchaft verſichern, ſonſt werde ich nicht länger bleiben

Ihre

beſte Freundinn
E. C. K.

Berlin, den 22. April 1771.

Liebſter Bruder,

Wenn ich mich ſo lange des Vergnügens beraubte, Dir zu ſchrei- ſo dachte ich auf das größere, Dich zu beſuchen. Aber es iſt mir für dieſen Sommer zu Waſſer geworden; und wenn ich mich nicht tröſtete, Dich binnen zwölf Monathen ſehen zu können, es ſey nun wo es ſey, ſo würdeſt Du heute eine Menge Klagen von mir hören.

Hier erhielt die Vorſtellung des Götz von Berlichingen großen Beyfall. Die Hauptrollen der Mannsperſonen wurden in der

That gut ausgeführt, vornehmlich der Götz von Brückner, der meine nicht allzugroße Erwartung weit übertraf; und wenn die Damen, außer der Starkin, nicht eben ſo gut ſprachen, ſo waren ſie doch gut nach dem Coſtume gekleidet. Meil hatte ſehr gute Zeichnungen dazu gemacht. Madame Starkin konnte ſie ſelbſt nicht tadeln, und war doch mit der ihrigen unzufrieden. Denn er hätte die Kleidung nach ihrer Figur angeben, und nicht eine Figur erfinden ſollen, der freylich dieſe Coſtüm-Kleidung, aber nicht ihr, ungemein ſchön ſtand. Doch welches Künſtlers Sorge geht ſo weit? Genug, Meils Zeichnungen waren ſchön und geſchmackvoll. Unſere Frauenzimmer können ſich ſehr oft nach der Mode, aber ſelten nach Coſtume und Zeichnung gut kleiden. Die mannichfaltigen Decorationen, bei einem ſo elenden Theater, wie das hieſige iſt, kannſt Du Dir leicht vorſtellen, waren höchſt jämmerlich. Ungeachtet das Stück verkürzt werden mußte, ſo hatte ich doch für meine Wenigkeit geſorgt, daß keine Kochiſche Verbeſſerung ſich einſchlich. Die Scene, wo die Reichsarmee auftritt, und alle diejenigen, welche keine auffallende Handlung haben, blieben weg. Der Zuſammenhang wird dadurch weder beſſer noch ſchlechter. Auch in der Sprache ward nichts geändert, als hin und her ein gar zu derber Ausdruck. Bey der Antwort auf die Aufforderung des Götz wurden nur die letzten Worte weggelaſſen.

Was Herr Ramler von dem Stücke und insbeſondere von der Aufführung denkt, kann ich nicht erfahren; bald aber werden es alle wiſſen. Er ſoll eine Abhandlung über das Drama gemacht und der neuen Ausgabe ſeines Batteux angehängt haben. Viele neue Aufſchlüſſe erwarte ich nicht, aber wohl, daß er manches verwerfen wird, was ſeinem Geſchmacke ſich nicht genug nähert.

Göthe ſoll durch dieſes Stück bloß haben zeigen wollen, daß man in unſern Tagen auch Shakeſpearſche Schauſpiele machen könne. Nun iſt freylich nicht zu leugnen, daß er vieles geleiſtet, aber die Einheit des Intereſſe hat er am wenigſten beobachtet. Sie iſt Regel für alle Arten von Dramen, ſelbſt Operetten und Burlesken nicht ausgenommen. Man weiß nicht, ob man ſich für Götz oder Weißlingen intereſſiren ſoll. Zu Anfang ſcheinen Beide durch ihre neue Verbindung Ein Intereſſe ausmachen zu wollen; aber das verliert ſich nachher ganz, und am Ende, könnte man ſagen, werden von zwey Schauſpielen die Scenen unter einander gemiſcht. Aus dieſem einzigen Grunde ſchon müßte ein Shakeſpearſches Stück in der Aufführung weit mehr intereſſiren. Aber worin mir Göthe ſelbſt vor Shakeſpear einen Vorzug zu haben ſcheint, iſt dieſes, daß er ganz vollkommen die Sitten der Geſchichtezeit beobachtet, da der Engländer in allen Stücken nur die Sitten ſeiner Zeit ſchildert. Ob man jenem für ſeine Gelehrſamkeit ſo viel dankt, als Shakeſpearn für ſeine Unwiſſenheit, glaube ich ſchwerlich.

Iſt Dir Baſedows Vermächtniß für die Gewiſſen vorgekommen? Er ſcheint es zu bereuen, ſo viel für die bloße natürliche Religion gearbeitet zu haben, und will künftig allein für ſein apoſtoliſches oder prophetiſches Chriſtenthum leben. So viel ich davon geleſen, das iſt die Vorrede und hin und her einige Seiten, ſo hat der Mann alle Tugenden und Schwächen eines Sekten-Stifters. Aber ich befürchte, er wird durch dieſe Schrift ſich Orthodoxen und Heterodoxen zu Gegnern machen. Sein apoſtoliſches Chriſtenthum iſt weiter nichts als eine vernünftige natürliche Religion, die die Menſchen nicht wieder prüfen, ſondern aus ſeinen Händen als göttlich annehmen ſollen. Der Mann iſt viel zu feurig, um ſeine Widerſprüche gewahr zu werden; ob er gleich mit der Behauptung Recht hat, daß nur der kleinſte Theil der Menſchen zum Prüfen und Forſchen aufgelegt iſt.

Sulzer, den die Aerzte alle aufgegeben hatten, beſſert ſich von Tage zu Tage, und iſt den ganzen Winter an der Seele ſo geſund geweſen, daß er den zweyten Theil ſeines Lexikons beendigt hat. Allein mit Mendelsſohns Geſundheit will es nicht fort. Er iſt noch immer der kränkliche Mann, der er vor zwey Jahren war.

Ich kann doch wegen Deiner Geſundheit völlig ruhig ſeyn? Und kömmt von Dir etwas zu dieſer Meſſe?

Karl.

Von Madame König.

Wien, den 11. May 1771.

Mein lieber Freund!

So habe ich denn keine angenehme Nachrichten mehr von Ihnen zu erwarten! Immer Klagen! Ich bedaure Sie herzlich, und wahrhaftig mehr als mich ſelbſt. Wollte Gott! ich könnte zu Ihrer Zufriedenheit was beytragen. Angelegener würde ich mir in der Welt nichts mehr ſeyn laſſen. Seitdem ich Ihnen geſchrieben, habe ich von Heydelberg keine Zeile erhalten; auch nicht von dem Profeſſor aus Utrecht. Ich weiß nicht, hat er den Beruf angenommen oder nicht? Werden mehrere Gelehrte, und von welcher Gattung, nach Heydelberg berufen oder nicht? Kurz, ich weiß nichts. Wäre ich gegenwärtig, ſo ſollte es mich wenig koſten, Ihre Wünſche zu erfüllen, wenn anders der Antrag ſo iſt, wie man ihn mir erſt gemeldet. So aber meinem Bruder darüber zu ſchreiben, ohne zu wiſſen, wozu Sie ſich eigentlich verwenden möchten, kann ich nicht, und möchte es aus verſchiednen Urſachen nicht thun. Ich wünſchte, Sie hätten ſich näher erklärt, und beſtimmter geſagt: welche Profeſſur Sie übernehmen möchten. Noch lieber wäre mir, wenn Sie an meinen Bruder, den Profeſſor, ſchrieben, und ſich bey ihm erkundigten, ob man würklich einen Mann von Ihrer Gattung nach Heydelberg ſuchte? Er wird Ihnen nicht allein die beſtimteſte Auskunft geben; ſondern auch, wenn was für Sie zu thun wäre, die Sache, wie ſeine eigene, betreiben; Sie in Vorſchlag bringen, und ſich überhaupt mit dem größten Nachdrucke verwenden. Auf ſeine Verſchwiegenheit dabey können Sie ſicher zählen. Er iſt überhaupt ein ſo redlicher Mann, daß Sie ſich ihm ohne Bedenken anvertrauen können. Wenn Sie wollen, können Sie ihm auch ſagen: daß Sie die Nachricht von mir hätten. Ich habe ihm zwar ſeit dem Brief, den Sie noch in Händen haben, keine Zeile von Ihnen geſchrieben. Wenn es ſo elend in Braunſchweig ſteht, und die Ausſichten für Sie noch ſchlechter ſind, wenn der Erbprinz zur Regierung kömmt, ſo wären Sie allemal, auch bey einem mäßigen Gehalt, doch beſſer an jedem andern Orte.

Ich muß jetzt, meiner Umſtände wegen, einen ganz neuen Plan entwerfen, indem Veränderungen im Commerzialweſen vorgefallen ſind, die meinen alten Plan gänzlich unbrauchbar machen. Nunmehr weiß ich wieder gar nicht, wenn und wie ich von hier komme. Ich möchte raſend werden! mehr aber meiner Geſchwiſter als meinetwegen. Wären nur die beruhigt, mir möchte es dann gehen, wie es immer wollte.

Die Nachricht wegen Sch. war mir ein Donnerſchlag. Ich wußte nichts davon, und weiß auch eigentlich noch nicht, worinn das Unglück, ſo ſie betroffen, beſteht. Freylich kann ich errathen, daß ihre Umſtände ſchlecht ſeyn müſſen, doch erwarte ich, daß der Frauen Vermögen gerettet ſeyn wird. Ich erbitte deßfalls eine umſtändlichere Nachricht von Ihnen. Daß K... zu ihrem Unglücke beygetragen, iſt abſcheulich. Ob ich gleich ihm wenig Menſchenliebe zutraue, ſo hätte ich mich doch deſſen nicht zu ihm verſehen, daß er den ſo alten Bekannten nicht Nachſicht gebrauchen ſollte. Wie wenig beneide ich den Mann um ſein Geld, wenn ſeine Gemüthsart ſo iſt!

Geblers Stück, Tamos, hat den größten Beyfall hier erhalten. Ob es ihn verdient, weiß ich nicht. Ich habe es weder geſehen noch geleſen. Sie thun nicht wohl, daß Sie den Mann ſo vernachläßigen. Ausgenommen ſeine Eitelkeit, hat er recht viele gute Eigenſchaften

Er iſt ein dienſtfertiger und treuer Freund. Binnen vierzehn Tagen werde ich einen merkwürdigen Auftritt hier erleben; der Einzug des türkiſchen Interims-Nuntius. Er iſt bereits auf hieſigem Boden; allein er reiſet ſo gemächlich, daß er alle Tage nur zwey Meilen macht. Man wird froh ſeyn, wenn ſich dieſer Gaſt bald wieder empfiehlt. Er koſtet dem Hofe, ohne Logis und Lebensmittel, täglich hundert Ducaten, von dem Tage an, da er die hieſigen Lande betrat. Der Rathsherr B.... müßte Hofmarſchall ſeyn. Hier könnte er ſeine Komplimente beſſer anbringen, als bey der Herzoginn von Mecklenburg; er dürfte nur ſtatt dem ſchon, nur gebrauchen.

Nun, mein liebſter Freund, leben Sie recht wohl, und ſchreiben Sie mir ja bald wieder. Niemand auf der Welt iſt ſo ſehr Ihre Freundinn, als

Ihre

ergebene
E. C. K.

Berlin, den 21. May 1774.

Liebſter Bruder,

Dein mir ſo angenehmes Schreiben hätte ich gleich beantwortet, wenn ich eher zuverläſſig erfahren können, ob der Herr von Haak ſich auf ſeinem Gute Jh bei Potsdam aufhält. Haſt Du an ihn etwas zu beſorgen, ſo thue ich es jetzt pünktlich und gleich.

Wie lieb ſollte es mir ſeyn, liebſter Bruder, wenn ich Dich dieſen Sommer in Berlin ſähe! So viel ich Deine Lage kenne, kann ich Dir Deinen Entſchluß, von Wolfenbüttel gänzlich wegzugehen, nicht verdenken. Betrachte ich es auch bloß nach den äußerlichen Vortheilen, ſo glaube ich, daß Dir ſo etwas an allen Enden der Welt vorkommen muß, ſobald Du es nur haben willſt. Wie ſehr wünſchte ich, es wäre in Berlin! Nicht weil Berlin ſo große Vorzüge hat, ſondern weil ich wünſche, wie alle Menſchen: um meinetwillen!

Göthens Götter, Helden und Wieland habe ich geleſen. Seine Erinnerungen über die Alceſte ſind, glaube ich, ſehr richtig, und ich wundere mich, daß Wieland ſich bey der Anzeige dieſer Farce in ſeinem Merkur gar nicht darauf einläßt, und mit Complimenten, die Gift und Galle verrathen, darüber wegläuft. Da er ſich über ſeine Alceſte ſo weitläuftig ausgelaſſen, ſo würde es, glaube ich, deſto ſchicklicher geweſen ſeyn, auch die Erinnerungen umſtändlich zu beantworten. Hat er ſich gleich nach der beliebten Allgem. Deutſchen Bibliothek den Plan gemacht, über die meiſten Bücher nur Recenſiönchen oder Anzeigen u liefern, ſo mußte er doch hier eine Ausnahme machen, weil er es chon mit ſeiner eigenen Alceſte gethan hatte. Ueberhaupt vergebe Gott em Urheber der ſo genannten kleinen Nachrichten von Büchern, die, wie ch nicht anders weiß, unſer guter Freund Nicolai, der ſich auf die Jagd er Vorurtheile ſonſt ſo gut verſteht, aus England nach Deutſchland erpflanzt. Die Entſchuldigung: „wer kann von allen elenden Schriften die Urſachen, weshalb ſie elend ſind, erſt angeben!“ iſt doch nichts weiter, als eine deſpotiſche Grille der Faulheit oder Partheylichkeit.

Göthens Spötterey auf Pränumeration ſagt entweder nichts, oder ie ſagt, daß Herr Göthe auch Vorurtheile hat. Warum ſoll man denn nicht auf Pränumeration ſchreiben? Wenn einer oder der andere ſeinen Schweiß und ſein Blut verſchleudert: iſt deshalb ein dritter niederträchtig, wenn er es nicht thut? Ich weiß wohl, daß man ſich mit der Einwendung herumträgt: der Merkur iſt nicht ſo, wie man ihn von einem Wieland erwartet! In der That, es däucht auch mir, daß er nicht ſo iſt, und Herr Nicolai hat bey Gelegenheit der Kritik über den Merkur ein Anekdötchen von einem Korinthiſchen Scholaſtikus, das allerliebſt paßt; aber paßt es nicht eben ſowohl auf ſeine deutſche Bibliothek? Und kann ſich ein Mann, wie Wieland, nicht auch etwas Mittelmäßiges bezahlen laßen, nachdem er ſo viele vortreffliche Arbeiten faſt umſonſt gemacht, was auch Orell, Geßner und Compagnie, und Reich ihm bezahlt zu haben vorgeben?

Nachdem Klopſtocks Gelehrten-Republik erſchienen iſt — was für Gloſſen über die Art, ſie in die Welt zu ſchicken! Und vom Buche ſelbſt, von dem ich Dir ſchon etwas vorgeplaudert habe, wenig oder gar nichts! Bald heißt es: es ſind Subſcribenten dabey, die nicht ſechs Zeilen davon verſtehen. Die Collecteurs haben die Leute recht dazu genothzüchtigt; viele haben geſagt: ob ich einem armen Mann einen Thaler gebe, oder Klopſtocken; und dergleichen Sächelchen. Geſchieht dieſes Anlocken nicht bey jedem Handel? Und doch heißt man Handeln nicht niederträchtig? Warum denn bey dem Schriftſteller? Wenn man ganz höhniſch ſagt: er ſchreibt um Geld; ſo ſage man mir doch, welches edler iſt, von ſeinen Seelenkräften leben, oder von Renten, oder gar von einer Gnadenpenſion eines Fürſten? Im letzten Falle treibt oft den Rechtſchaffenen der Hunger zu Erniedrigungen, wo nicht gar zu Ungerechtigkeiten. Verachtet man deshalb das Werk eines Künſtlers, weil er ſich ſo viel hundert Stück Ducaten bezahlen laßen? oder geht ihm etwas an ſeiner Ehre ab, wenn er öffentlich ſagt: ich arbeite nicht anders als für ſo und ſo viel?

Es wundert mich, daß Pütter über den Bücherverlag gar nichts von dem Verhältniß erwähnt, das eigentlich zwiſchen Autoren und Verlegern obwaltet. Ich weiß wohl, daß ihn die letztern mit zweyhundert Ducaten zu dieſer Schrift vermocht; aber da er viele Allotria angebracht, und ſogar Autoritäten anführt, welche erſt beweiſen müſſen, daß Abdrucken viel mehr fördert, als das Abſchreiben: ſo hätte er auch von jenem Verhältniſſe eine Digreſſion machen können. Verdient eine Art um Geld zu ſchreiben, den Vorwurf der Niedrigkeit, ſo ſcheint es die zu ſeyn, wenn man nicht nach Gründen, ſondern nach Kontrakten ſchreibt. Allein ich bin weit entfernt, Püttern einen dergleichen Vorwurf zu machen. Mich dünkt, er hat die Sache gründlich und richtig ausgeführt; ein Paar Inconſequenzen und die deduktionsmäßige Weitſchweifigkeit abgerechnet.

Profeſſor Meiſter in Göttingen ſoll der dortigen Akademie eine Abhandlung vorgeleſen haben, worin er alles, was Du von der Perſpektive der Alten behauptet, weitläuftiger ausgeführt hat; und eine zweyte eben dieſes Inhalts wird nachfolgen.

Karl.

Braunſchweig, d. 7. Jul. 1774.

Ich mache Ihnen ein Geſchenk mit einem Fragmente eines alten deutſchen Gedichts. Ich habe es erſt die vorige Woche gerettet, da mein Buchbinder Bremer eben den Leimpinſel in der Hand hatte, braun Papier darüber zu kleben, um ein Notenbuch daraus zu machen. Von ſolchen Dingen muß, glaube ich, (und Sie glauben es auch?) keine Zeile verlohren gehen. Sie können mich alſo mit meinem Präſente nicht auslachen, geſetzt daß es auch kein Fund wäre, der was zu bedeuten hätte. Sie lachen über nichts was nutzen kann. Es ſcheint mir ein Stück von dem Leben des heiligen Bernhardus zu ſeyn. Ob es gedruckt, oder bey Ihnen vollſtändig iſt, weiß ich nicht. Vielleicht wiſſen Sie es, oder bringen es doch bald heraus. Wäre es ja ſchon gedruckt und bekannt, ſo läßt ſich allenfalls von dem Stückgen Pergament allemal ein Notenbuch machen. Man kann aber nichts ſchenken, was man nicht hat. Genung wenn man gibt, was man hat. Leben Sie wohl, liebſter Leſſing, und behalten mich ein bißchen lieb.

Ihren

Schmid.

Berlin, den 11. Julius 1774.

Liebſter Bruder,

Zu meinem letztern konnte ich Dir den Tag nicht beſtimmen, an welchem unſer Freund Moſes nach Pyrmont abgeht. Er wußte ihn ſelbſt noch nicht, wird Dir ihn aber melden, und Dich mit in dieſes Bad einladen.

Geſtern war die Hochzeit des Herrn Prediger Eberhard zu Charlottenburg. Der Miniſter Horſt gab ſie auf ſeinem Luſthauſe im Thiergarten. Wie die Braut heißt, weiß ich nicht; aber ſie iſt Kammerfrau bei der Miniſterin von Horſt geweſen. Die Charlottenburger, die recht zufrieden mit ihm ſind, werden doch gegen die Frau und ihren Glauben nichts einwenden?

Klopſtocks Gelehrten-Republik habe ich nun geleſen. Wer ſagt, daß ſie nicht viel gute, treffliche Sachen und einen neuen Aufſchluß in die deutſche Sprache enthalte, entgeht ſchwerlich dem Verdacht der Partheyſucht; allein ich muß doch auch geſtehen, daß die Allegorie, mit der er gleichſam die deutſche Litteratur muſtert, etwas zu gedehnt, und — rund heraus! — läppiſch iſt. Das zweyte, was mir nicht gefällt, iſt das Geheimnißvolle, das Weithergeholte, das immer neu ſeyn Sollende, und aus einem ganz andern, aber bloß einzigen richtigen Geſichtspunkte Betrachtende, welches, wenn man es endlich weg hat, eine gute und ziemlich allen Leſern bekannte Wahrheit iſt. Bey ſeinen Denkmalen der Deutſchen möchte ich ihn faſt in Verdacht haben, daß er uns eben ſo barbariſch und roth machen will, als unſere Vorfahren waren, denen alle wilde Nationen in Amerika noch gleichen. Nichts als Todtſchlagen ſeiner Feinde! Wenn es natürlich iſt, unſere Feinde oder unſere Eroberer, todtzuſchlagen, und wenn dabey weiter nichts gethan wird, was der Menſchheit würdig wäre, ſo möchte ich es eben nicht Liebe zur Freyheit nennen, (wenigſtens nicht zu der Freyheit, die dem Menſchen eigentlich zukömmt,) ſondern thieriſchen Trieb ſich zu wehren. Und wahrhaftig! wenn das deutſcher Patriotismus iſt, ſo iſt es noch eine Frage, ob franzöſiſche Narrerey nicht eben ſo gut iſt; und wir im Grunde anders, aber nicht beſſer werden ſollen.

Den Herren, welche mit den Worten Geſchmack, Genie, Talente, u. ſ. w. keine Gedanken verbinden, und doch damit den ganzen Tag dem Klugen läſtig werden, hat er ein Wort zu ſeiner Zeit geſagt; aber ich befürchte, daß dieſe Art Leute am wenigſten das Buch leſen werden. Mit dem Worte Kritteler iſt er etwas in eine kindiſche Satire gefallen, ob man gleich jetzt mit den deutſchen Kritikern zufrieden zu ſeyn gar keine Urſache hat.

Aber warum ſchwatze ich Dir das vor? Du wirſt das Buch ohne Zweifel ſelbſt leſen. Ich bitte, wenn Du mein Urtheil ungegründet findeſt, mich zurecht zu weiſen.

Deine Emilia Galotti hat man wieder zweymal hinter einander gegeben; aber die Emilia und der Prinz wurden von Perſonen geſpielt, die — freylich in Operetten großen Beyfall haben, weil da Verſtand, richtiges Spiel mit Geſten und Mienen eben in keine große Betrachtung kommt. Nur etwas von dieſer neuen Emilia. Ihre ganze Kleidung und ihr Betragen war das einer koketten Hofdame, die von keiner andern Mühe als der Schminke weiß, und Zeug ſchwatzt, das weder ſie noch Andre verſtehen. Der Prinz aber, ein großer junger Bauerlümmel, der reizendſte Operettenſänger! Und über ſolche Perſonen vergißt man eine Starkin! Aber es ſollte mich ärgern, wenn man ſie nicht vergäße. Und Dir, liebſter Bruder, würde es doch nicht die Luſt verleiden, wieder eine Tragödie zu ſchreiben. Ich weiß von der Güte eines Stücks keinen größern Beweis, als wenn alle ſchale Kritiken und alle elenden Schauſpieler von ganz Deutſchland, deren Zahl Legion iſt, es doch nicht ganz verderben können.

Karl.

Berlin, d. 29. Julius 1771.

Liebſter Bruder,

Mehr als einmal fing ich einen Brief an Dich an, und brachte ihn nie zu Ende, um tauſend unangenehmer Kleinigkeiten willen, die ich Dir freylich haarklein erzählte, wenn ich Dich mündlich ſprechen könnte. Ich habe noch nie in meinem ganzen Leben eine ſchlafloſe Nacht gehabt, als vor etlichen Tagen und vorgeſtern. Ungeachtet ich mich auf alle mögliche Weiſe zu zerſtreuen ſuche, ſo entgehe ich doch nicht den mißvergnügteſten und unangenehmſten Ideen. Ich lache, wenn ich vor Galle zerſpringen möchte, und ſcheine zufrieden, wenn mir die ganze Welt der ekelhafteſte Widerſpruch iſt. Ich ſuche ſogar einen meiner Freunde von der Hypochondrie zu heilen, ſchwatze ihm von dem vor, womit er ſie in ſeiner Seele nährt; und bin doch im Grunde melancholiſcher, als er: nur daß er ſich nicht die Mühe nimmt, ſich zu verſtellen, und ich mich verſtelle, ohne daß ich die kleinſte Urſache dazu habe. Vergieb mir daher, wenn Du von unſerm Freunde Moſes, der entweder ſchon bey Dir geweſen iſt, oder wenigſtens in ein

Paar Tagen bey Dir ſeyn wird, erfährſt, daß ich Dir ſeine Ankunft melden ſollen.

Aber ſo unzufrieden ich auch war, ſo beſuchte ich doch zuweilen die franzöſiſche Komödie. Die ganze Truppe, welche, wie ganz Berlin zugeſteht, höchſt elend iſt, ſollte mir Stoff zu mehr Unzufriedenheit geben, und that das Gegentheil. Sie erhielt letzthin einen Acteur Namens Aufresne. Auch der Neid muß ihn für einen vollkommenen Schauſpieler halten. Er iſt lange Zeit in Wien geweſen, und ich muß geſtehen, mir wenigſtens iſt noch kein größerer Schauſpieler zu Geſichte gekommen, wenn ich anders nach den drey Stücken, die er hier geſpielt, ein Urtheil fällen darf. Er grimaſſirt nicht, er ſchluchzt nicht, wie die übrigen, die entweder aus dem Tollhaus entſprungen, oder das böſe Weſen zu haben ſcheinen. Seine Action war fein, einfach und doch zugleich bedeutend und nachdrücklich. Er verdient die Bewunderung, die er von Berlin auf ſein Gut bey Straßburg mitgenommen hat. Man ſagt, der König habe ihn engagiren wollen; allein er habe es ausgeſchlagen, weil er ſich zur Ruhe begeben, und nur zu ſeinem Vergnügen dann und wann einmal ſpielen werde. Dieſe Seltenheit mag zu ſeiner Größe nicht wenig beytragen.

Karl.

N. S. Damit ich Dir doch keine Unwahrheit melde, ſo unbedeutend ſie Dir auch ſeyn kann, ſo muß ich Dir ſagen, daß ich eben jetzt erfahre, daß Aufresne noch einige Rollen hier ſpielen wird. Bin ich nicht gewiſſenhaft mit meiner Nachricht?

Göttingen, d. 27. Auguſt 1771.

Schon ſeit Pfingſten liegt dieſer Nachtrag zum Pindar zum Verſenden da. Immer rechnete ich darauf, entweder Sie, wertheſter Freund, zu überfallen oder von Ihnen überfallen zu werden. Sie wollten ja nach Göttingen kommen und Prof. Dieze und mich mit ſich nach Wolfenbüttel nehmen. Ich rechnete die Hälfte des Sommers ganz gewiß auf eine kleine Excurſion; aber dann kam ein Fieber. Dieſes hat mir zu vielen Zeitverluſt verurſacht, als daß ich nun die Zahl der Leſetage noch mehr vermindern könnte.

Die eben heute erhaltene Nachricht von des guten Reiske Abſchied aus der Welt iſt mir ſehr aufgefallen. Was hat der Mann ſein Leben durch gearbeitet und geduldet! Den größten Theil der Zeit war er verkannt: ein Spott muthwilliger Knaben; endlich durch Widerwärtig keit und Widerſpruch in eine ſolche Gemüthsart verſetzt, daß man ihm freylich viel nachſehen mußte.

Haben Sie wohl bey Ihrer Bibliothek auf die ſchlimmen Gäſte, die Bücherwürmer, zu merken Veranlaſſung gehabt? Vielleicht finden Sie einen oder den andern Satz in beygelegtem Aufſatze über die Preisfrage darüber, beſtätigt oder widerlegt; und mehr Erfahrungen möchte ich gern ſammeln, wenigſtens für meine Nachfolger.

Behalten Sie mir Ihr Wohlwollen und Ihre Freundſchaft, deren Werth ich aufrichtig erkenne und verehre.

Heyne.

Berlin, den 1. November 1774.

Liebſter Bruder,

Ich freue mich, daß Du für die Welt ſchreibſt, und darüber an mich zu ſchreiben vergißt: denn ich bin auch ein Theil der Welt; wenn gleich nur ein minimum, doch nicht eigentlich ein Nichts!

Deine Unzufriedenheit mit der Welt bringt Dich zum Schreiben, und wird wenigſtens die Welt mit Dir zufrieden machen; ich nehme wieder die irdiſche Leibwache Gottes aus, welche mit Deiner Rettung des Adam Neuſer und der Duldung der Deiſten, ſehr unzufrieden ſeyn muß.

Wäre es ein alberner Einfall, aus dieſem Neuſer ſo eine Art Beliſar zu machen? Es verſteht ſich, kräftigere Brühe, und gar gekochteres Fleiſch! Mir ſchwebt ſo eine dunkle Idee im Kopfe, wodurch man einen Menſchen, der die Religion ändert, wo nicht rechtfertigen, ſo doch völlig entſchuldigen könnte. Und welchen Ausfall könnte man auf unſere halbvernünftigen Gottesgelehrten thun, die es immer einen der größten Beweiſe für die Göttlichkeit der Bibel ſeyn laſſen, daß man darin beſſere Moral als im Koran finde. Doch nein; es müßte gar keine Rückſicht auf dieſe Herren genommen werden, ſondern ein Forſcher der Wahrheit nur ruhig erzählen. Aber der ſo etwas ſchriebe, müßte auch die Türken und den Koran beſſer kennen, als Voltaire, der einmal, wie ich mich beſinne, an die Ruſſiſche Kaiſerin ſchrieb: rotte die türkiſche Macht aus, die ſo unmenſchlich iſt, daß ihr Sultan ſeine Pfeife Tabak in Ruhe raucht, und nicht weiß, ob ich, Voltaire, exiſtire oder nicht. Es war kein Scherz, ſondern völliger Ernſt; oder erlaubt ſich ein ernſter Dichter, — denn dieſe Miene hat er in dem ganzen Briefe angenommen — auf einmal ſo eine Schnurre?

Bei Leſung des Fragments über die Deiſten und Naturaliſten iſt mir der Gedanke eingefallen: ob nicht die Zuſammentretung Vieler zu einem Endzweck ſchon an und für ſich einen kleinen heimlichen Drückungsgeiſt vorausſetze? Denn ſagen: nur auf dieſem Wege iſt die wahre Glückſeligkeit zu finden; iſt das nicht gegen die, welche dieſen Weg nicht gehen, Geringſchätzung? Ich mag nicht hinzuſetzen, wie auch der Vernünftigſte bey dem, was in ſeinen Kram taugt, verfähret. Kurz das größte Reich, bis zum unbedeutendſten Club, ſetzt einigen Zwang voraus, legt ein gewiſſes Stillſchweigen über gewiſſe Dinge auf; und da ſich keine Geſellſchaft anders denken läßt, ſo kann der Naturaliſt keine Geſellſchaft ausmachen, weil er das, was er heute für unumſtößlich hält, morgen für falſch erklären kann, oder erklären zu können glaubt.

Deine Anmerkung, daß die Landesreligion den Freydenkern nicht völlige Freyheit verſtatten müſſe, und daß die Freydenker ſie auch nicht völlig verlangen können, ſcheint mir alſo ſehr richtig. Zwar müßte die Landesreligion nichts zu denken, zu reden und zu ſchreiben, aber wohl auszuüben verbieten. Mich dünkt, man müßte alſo ſagen: ſo wie man durch verſchiedene Sprachen dem andern ſeine Gedanken eröffnet, ſo ſind auch verſchiedene Religionen, durch die man zur Gottſeligkeit gelangt. So wie eine Sprache Vorzüge und Fehler hat, ſo auch die Religionen. Um aber den Indifferentismus nicht zu ſehr einreißen zu laſſen, müßte man ſagen: die Religion mit gewiſſen Fehlern und Vorzügen ſchickt ſich für dieſes Land, für dieſes Klima und für dieſe Menſchen beſſer, als eine andere; und die Hauptſorge der Theologen würde ſeyn, ſie ſolchen Zwecken immer mehr anzupaſſen. Freylich bekäme ihr Stand auf dieſe Art kein beſonderes heiliges Anſehen; aber kein vernünftiger Mann dürfte ſich auch ſchämen, ein Jude, ein Heide, ein Chriſt u. ſ. f. zu ſeyn. Jede Religion hätte eine ſo weite Bedeutung, als Du von der chriſtlichen behaupteſt; und je größer, weiter bezirkt der Sinn, deſto beſſer! Denn der Staat iſt wirklich der beſte, wo die Freyheiten eines jeden Individuums am wenigſten eingeſchränkt ſind. Alle aber geltend machen zu wollen, heißt ſie aufzulöſen ſuchen.

Du haſt Herrn Voß den zweyten Theil Deiner Schriften verſprochen: er freuet ſich ſehr darauf, und hat an Dich einen Brief beygelegt. Er erwähnte gegen mich eines Manuſcriptes, das zwar nicht von Dir, aber nach Deiner Behauptung noch beſſer als von Dir ſeyn ſoll. Ey! was für eins? wünſcht die Neugier eher zu wiſſen, als zu leſen.

Haſt Du das Werk du Théâtre oder ſur l'art dramatique geleſen? Die Deutſchen können mit dem Lobe zufrieden ſeyn, das der Verfaſſer ihnen giebt; aber auch mit ſeiner Art zu raiſonniren? Alles übertrie den, und einſeitige Heftigkeiten, anſtatt Unterſuchungen; wenn gleich oft viele gute Beherzigungen!

Leb wohl, liebſter Bruder, und glaube, daß niemand an Dich ſehnlicher denken kann als ich!

Karl.

Berlin, den 26. November 1774.

Liebſter Bruder,

Garrick ſoll ſelten auftreten, und eben dadurch, wenn er einmal auftritt, deſto mehr wirken. Das Beſte alle Tage wird alltäglich, iſt eine Erfahrung, die ich nun auch mit Deinem letzten Briefe gemacht: wenn ich gleich weiß, daß Du nicht aus Eitelkeit geſchwiegen.

Voß findet gar kein Bedenken, das erwähnte Manuſcript mit Deiner Vorrede zu drucken, und T** ſoll es ſogar zur Cenſur bekommen. Ich weiß nicht, ob ich Dir ſchon einmal geſagt, daß dieſer ſich ganz in der Stille gegen dich rüſtet. Aber auch nicht eine Sylbe mehr kann ich Dir davon mit Gewißheit ſagen. Man tractirt hier gern alles auf den Fuß des Geheimniſſes; und doch wüßte ich vom kleinſten theologiſchen Geheimniſſe bis zum wichtigſten politiſchen nicht eins, das ich nicht mit einer kleinen Mühe wegzuhaben mich getrauete. Aber von dieſem Mſcte. wieder anzufangen, Du mußt wiſſen, ich habe ſchon einmal etwas hineingeguckt, wenn es nehmlich, wie ich vermuthe, dasjenige iſt, welches Du unſerm Moſes zugeſchickt. Ueber den wahren, dreiſten und unbekümmerten Ton, der darin herrſcht, werden die Theologen neuerer Art ſagen, daß es ein Naturaliſt geſchrieben, welcher eine zu ſeichte Philoſophie beſitze, um ſich eine geoffenbarte Religion denken zu können; (die allgemeine D. Bibliothek hat dergleichen Sächelchen nicht wenig;) oder ſie müſſen verhindern, daß ſo weit gehende Unterſuchungen des Kanons A. und N. T. nicht gedruckt werden. Ich bin begierig, welche Partie Herr ** ergreifen wird, und erwarte daher das Manuſc. ſo bald als es ſeyn kann.*)

Doch hätte Herr Voß auch ſehr gern Mſct. zu Deinen vermiſchten Schriften. Denn er wünſchte auf Oſtern den zweyten Theil zur Meſſe zu bringen. Die ſchon davon gedruckten Bogen, nebſt den Bogen von Deinem Sophokles erfolgen hierbey.

Warum Du nicht mit Göthen einmal anbinden willſt, ſehe ich nicht ein. Das Theatraliſche iſt Dir zum Ekel geworden? Betrachte es als etwas Kritiſches.

---

*) Herr Obercenſ. Teller bekam es zu leſen, hatte wider den Druck nichts, wollte aber kein Imprimatur dazu ſchreiben. Karl G. Leſſing.

Den Maſaniello habe ich nicht aufgegeben, ſondern nur für jetzt weggelegt, weil ich aus eigner Erfahrung weiß, daß man das, was man im erſten Entwurfe gut findet, ein Jahr ſpäter ſelbſt verachtet. Die mir verſprochenen italiäniſchen Schriften über Maſaniello's Tumult, bitte ich Dich, mir mit erſter Poſt zu ſchicken, wenn es nur nicht des Ritters d'Eon Loisirs ſind. Dieſer behauptet, Spanien habe mit Fleiß den Tumult nicht dämpfen wollen, um den Adel deſto mehr herunterzubringen. Solche Folgerungen laſſen ſich aus jeder Begebenheit ziehen, wenn gleich nie daran gedacht worden iſt.

Moſes weiß ſich keiner andern Anmerkung über Proselytas poetae zu erinnern, als die in dem Fragmente über die Duldung der Deiſten ſteht. Er wünſcht Dir eben ſo von Herzen Heiterkeit, als er ſich geiſtige Geſundheit wünſcht. Denn er darf nicht eine Stunde leſen, ſo empfindet er es auf eine Woche.

Aber, mein liebſter Bruder, was willſt Du mit Deinem: „ich ſehe meinen Untergang hier vor Augen?“ Ich will mit Fleiß nicht an die verſchiedenen möglichen Erklärungen davon denken, um mir keine unangenehmen Tage zu machen. Deine Ausſichten können ſich ja auf einmal verbeſſern, ob es gleich jetzt keinen Anſchein dazu hat.

Ihres Schriften ſollen, wie es heißt, noch vor Weyhnachten herauskommen, und da werde ich ſie Dir gleich ſchicken. Mit erſtem Poſttage ein Mehreres! Lebe nur recht vergnügt!

Karl.

Von Madame König.

Wien, den 28. Dec. 1774.

Wie iſt es möglich, wie iſt es nur immer möglich, mein lieber, beſter Freund, daß Sie mir in ſo vielen Monaten auch nicht eine Zeile ſchrieben. Vergebens ſchicke ich täglich, in der Erwartung eines Briefes von Ihnen, auf die Poſt. Niemals kommt einer. Haben Sie ſich vielleicht vorgenommen, gar nicht mehr an mich zu ſchreiben: ſo melden Sie mir wenigſtens das, damit ich mich nicht mit vergeblichen Hofnungen quäle.

Wenn mir nicht der Herr von Herrmann angezeigt hätte, daß er Sie vergnügt und geſund geſehen habe, ſo wäre ich beſorgt, Sie müſſen krank ſeyn; ſo aber weiß ich nicht, was ich denken ſoll. Zuweilen kann ich mich nicht erwehren, wunderliches Zeug zu denken. Dem ſey nun aber wie ihm wolle, ſo weiß ich doch, und bin es feſt überzeugt, daß Sie Theil an meinem Schickſale nehmen, und ſich alſo freuen werden, wenn Sie hören, daß ich endlich der größten Bürde, der Seidenfabrik, los bin, und zwar zu beſſern Bedingungen, als ich niemals geglaubt. Käme ich von der Spiegelfabrike eben ſo, ſo könnte ich von Glück ſagen. Daran zweifle ich aber, zumal weil ich mich damit nicht lange aufhalten, ſondern ſie dem Erſten Beſten losſchlagen werde. Ich würde vielleicht am Ende doch eben das verlieren, und noch oben drein unnützes Geld verzehrt haben. Und mich plaget das Heimweh, ſo wie es mich noch nie geplagt hat. Seit vier Wochen kam die Marter noch dazu, daß ich mir oft vorſtellen mußte, weder Sie noch meine Kinder iemalen wiederzuſehen, weil ich ſolche Zufälle hatte, und leider noch heute gehabt habe, die mich einen Schlagfluß vermuthen ließen. Dieſen Abend befinde ich mich etwas leichter, und ſetze mich deswegen auch gleich nieder, an Sie zu ſchreiben, was ich ſchon vier Wochen lang thun wollte, nehmlich, ſo lange ich der Fabrik los bin.

Alsdenn hätte ich Ihnen aber nur eine gute Zeitung mittheilen können, da ich jetzt noch eine zweyte habe, dieſe iſt: mein Oheim, dem ich zehn tauſend Gulden nebſt vierjährigen Intereſſen ſchuldig bin, hat dem Herrn Sch. ein Document zugeſtellt, worinn er meinen Kindern die ganze Schuld ſchenkt, doch gehört es nur den Kindern ſo lange, bis niemand mehr an mich zu fodern hat, alsdann aber bin ich die Eigenthümerinn davon. Iſt das nicht ein großmüthiges Betragen von einem Manne, der Kinder hat! Herr Sch. hat ihn ſelbſt auf ſeiner Reiſe geſprochen, der ſchreibt mir: er habe ſich ganz beſonders gütig über mich ausgedrückt, und eine väterliche Liebe gegen mich geäußert. Er zeigt es auch thätig, daß er mich liebet. Gott ſegne ihn dafür! Sehen Sie, mein Freund, wie viele Urſachen ich hätte, vergnügt zu ſeyn, und doch bin ich es wider meinen Willen nicht. Die heitern Augenblicke treffen ſparſam bey mir ein. Ich ſtelle mir vor, der viele Verdruß, den ich vier Monate lang gehabt, (denn mir drohte ein Proceß, und ich weiß nicht was alles.) hat ſo viel Uebels ſich bey mir ſammlen laſſen, daß ich lange zu thun haben werde, ehe ich wieder zurechte komme. Der Reiſewagen könnte wohl das Beſte bewürken, wenn der erſt angeſpannt vor der Thüre ſtände. Ich brauche auch China über China, damit ich nur die Krämpfe aus dem Kopfe bringe, daß die mich nicht aufhalten, wenn ich etwan fertig würde. Ich rechne, Sie zu eben der Zeit wieder zu ſehen, in welcher ich Sie vor drey Jahren verlaſſen habe. Wie werde ich mich freuen, wenn ich Sie geſund und vergnügt finde? Aber werden Sie ſich denn auch freuen? Die Frage ſollen Sie mir eben nicht gerade zu beantworten; daraus will ich es nur abnehmen, wenn Sie mich nicht länger ohne Briefe laſſen.

Herr von Herrmann ſchrieb mir: Sie wünſchten die Briefe zu haben, die zwiſchen Noverre und Angelino gewechſelt worden. Bis jetzt habe ich mich vergebens darum bemühet; ich denke ſie aber doch noch zu erhalten, und bringe ſie Ihnen ſelbſt, weil für die kurze Zeit es nicht der Mühe werth wäre, ſie voraus zu ſchicken. Wollten Sie ſonſt noch was haben, ſo melden Sie es mir. Ehe ich es vergeſſe, muß ich Sie noch bitten, mir zu ſagen: ob unſer K. von K.... noch in Dresden iſt? Ich wünſchte, dieſen Ort nicht zu paſſieren, ohne ihn zu ſehen, und ſeine Frau kennen zu lernen, wenn er noch da wäre. Nach unſerer lieben Sch. muß ich Sie auch fragen; denn mein Schwager iſt der trägſte und unempfindlichſte Menſch. Ihr Unglück hat er mir gemeldet, aber auch weiter mit keinem Worte, wie es ihr gehet. Möchte ſie doch auch ſo großmüthige Verwandten haben, wie die meinigen ſind! Vermuthlich treffe ich ſie in Leipzig. Wie wird es mir ſeyn, wenn ich ſie ſehe! da mir ſchon das Herz blutet, wenn ich nur an ſie denke. Iſt denn ihr Mann ſo ein elender Menſch, wie mir ihn K.... ſchildert? Sogar die Frauenkleider habe er mitgenommen, ſchreibt er mir. Ich denke doch nicht. Nur unbeſonnen und leichtſinnig ſtelle ich ihn mir vor.

Leben Sie wohl, beſter Freund, und treten Sie das neue Jahr ſo vergnügt und geſund an, als es Ihnen wünſcht

Ihre

ganz von Herzen ergebene
E. C. K.

Berlin, den 7. Jenner 1775.

Liebſter Bruder,

Hier haſt Du das verlangte Buch. Es war bey niemanden in Berlin anders zu bekommen, als bey dem Herausgeber. Ich mußte daher zu Herrn Büſching ſelbſt gehen, der ſich höchlich verwunderte, daß die Wolfenbüttelſche Bibliothek nicht darauf mit pränumerirt. Er verſicherte mich, er habe nur noch einige Exemplare, die er nach England ſchicken müſſe. Aber wie Du ſiehſt, hat er mir doch noch eins abgelaſſen. Studiere aber ja nicht eher die Moeſogothiſche Sprache, als bis Du mit Deinem Sophokles und Deinen kleinen Schriften fertig biſt. Den Laokoon, hat man mir geſagt, hätteſt Du umgearbeitet bis zu Ende, und er würde bald gedruckt zu leſen ſeyn.

Haſt Du Deine Minna im franzöſiſchen Kleide geſehen? Ich meyne nicht jene Ueberſetzung, die der nunmehrige Acteur Großmann verfertigt; ſondern die Rochonſche, welche die Comediens ordinaires du Roi zu Paris aufgeführt haben. Soll ich Dir nicht zu einer ſolchen Ehre gratuliren? Freylich ſieht dieſe Komödie dem Original nunmehr eben ſo ähnlich, als der Deutſche und Franzöſiſche Titel einander gleichen. Rochon ſagt zu Ende ſeiner Vorrede: „Il a composé sa pièce pour les Allemands, j'ai fait ma Comedie pour les François, et nous n'avons eu tort, ni l'un ni l'autre.“ Wenn Du nicht das Komiſche darin finden kannſt, ſo haſt Du ſie nicht geleſen; und wenn Du mir nicht bald die verſprochenen Bücher von dem Maſanielloſchen Tumulte ſchickſt, ſo bin ich boshaft genug, les amans généreux zu überſetzen, Dir ſie zu dediciren, und zu beweiſen, daß Du ein Franzoſe ſeyn müßteſt, um ein paar amans généreux zu machen. In dieſer Deiner Komödie haſt Du auch eine ſehr wichtige Regel übertreten. Höre nur Rochon ſelbſt. „J'étonnerois bien davantage nos François, si je leur disois que l'exposition du sujet de la pièce allemande se fait au quatrième Acte, eux qui le voudroient à la première Scene du premier Acte. Il suffit de faire un pas hors de son pays pour rencontrer de nouveaux principes, des nouvelles moeurs, et un gout absolument different de celui de sa nation.“ Wenn Du dieſe Deine franzöſirte Komödie nicht haſt, ſo kann ich Dir damit aufwarten.

Der alte Koch iſt todt, und wenn ſeine Wittwe das Werk nicht fortſetzt, ſo werden wir wohl die Seilerſche Geſellſchaft hierher bekommen, die, durch die Meßleute aus Leipzig, bey den Berlinern lauter Bewunderung und Entzücken erregt. So viel iſt doch nun gewiß, daß in Berlin eine Deutſche Truppe ſehr wohl beſtehen kann, wenn ſie einen vernünftigen Mann zum Haupte hat. Die beyden letzten Jahre war der gute Koch nur eine verwelkende Pflanze, und alle ſeine Leute ſind Maſchinen, die nothwendig einen denkenden Kopf haben müſſen, wenn ſie des Hörens und Sehens würdig ſeyn ſollen. Madame Koch iſt aber wahrhaftig nur ein ſchöner Kopf, und leider! geweſen. Doch noch immer ein Kopf, der beſſer iſt, als mancher junge ſchöne Mädchenkopf, ſagt Weil; und der wird ſich doch wohl auf die ſchönen Köpfe verſtehen? Wenn man der Kochin einen Mann mit einem denkenden Kopfe verſchaffen könnte, man thäte ein Werk der Barmherzigkeit an ihr und auch an der Truppe. Denn ich befürchte, wenn ſie den unglücklichen Einfall hat, das Theater für ſich allein fortzuſetzen, ſo wird ſie in Kurzem ihr Unglück nicht überſehen können.

Karl.

Univ. Bibl. München

Berlin, den 19. Januar 1775.

Liebſter Bruder,

Welche Freude, daß Du in Kurzem in Berlin ſeyn willſt! Wenn es angeht, ſo melde mir doch den Tag Deines Eintreffens. Da Du nur ein kleines Logis verlangſt, ſo dächte ich, Du machteſt mir das Vergnügen, und logirteſt bey mir. Ich wohne ſeit einem halben Jahre in der alten Leipziger-Straße in D. Kurellas Hauſe. Es ſind zwar nur zwey kleine Zimmer, die ich Dir einräumen kann, und Du kannſt auch bey Herrn Voß ſo viel Stuben haben, als Du willſt; aber bleib bey mir! Du ſollſt alles zu Deinem Empfange bereit finden.

Ich kann vor Freude, Dich bald umarmen zu können, nicht an Deiner unangenehmen Lage Theil nehmen, die Dich hierher bringt: und wenn Du ſo gern kommſt, als ich Dich erwarte, ſo ſoll Dir doch Deine unangenehme Lage hier erträglich werden, wenn ſie auch keine beſſere Richtung bekäme. Komm nur gewiß! Eine glückliche Reiſe und vornehmlich eine baldige Ankunft!

Karl.

Liebſter Leſſing!

Da ich eben dieſen Morgen im Begriff war, Sie zu beſuchen, (denn eher haben es mir die Zerſtreuungen der Meſſe nicht erlaubt) kam unſer Zachariä zu mir, der mir ſagte, daß Sie ſchon wieder in Wolfenbüttel wären. Ich ſchicke Ihnen alſo den Brief, den ich Sie der Fr. Dr. Reiske zu überbringen gebeten, mit der Poſt. Reiſen Sie glücklich, trotz allen ſchlimmen Wegen, und ſeyn Sie vergnügt, wo Sie ſich auch befinden mögen, trotz Ihrem eignen Sinne. Aber dennoch wünſche ich auch, daß Sie, ſo bald als möglich, wieder zurückkommen mögen, trotz allem, was Sie anderswo feſſeln könnte. Erinnern Sie ſich wenigſtens überall, daß Sie nirgends aufrichtigere Freunde und Verehrer finden können, als Sie hier ſchon haben, und unter dieſen

Ihren

Braunſchweig,
den 10. Febr. 1775.

ergebenſter
J. A. Ebert.

Von Madame König.

Wien, d. 16. Febr. 1775.

Mein liebſter Freund, anſtatt ich glaubte, in dieſen Tagen Sie zu umarmen, muß ich Ihnen ſagen, daß ich ſeit meinem Letzten, keine

Stunde geſund geweſen, und es auch noch nicht bin. Doch beſſert es ſich. Vor drey Tagen wäre ich noch nicht im Stande geweſen, nur eine Zeile zu ſchreiben. — Ihr Brief hat mir viel Kummer gemacht, weil ich aus demſelben ſchlieſſe, daß Sie immerfort mißvergnügt ſind, und leider! wohl auch Urſache dazu haben. Warum ſagen Sie mir aber nicht die Urſache! Sie wäre ja vielleicht noch zu heben. Mündlich hoffe ich mehr Vertrauen bey Ihnen zu finden. Wer weiß zwar, ob ich Sie auch wohl zu ſprechen bekomme, weil Sie eine Reiſe vorhaben, und meine Umſtände noch nicht ſo ſind, daß ich meine Abreiſe ſo beſtimmen könnte. Ich habe noch viel zu thun, denn alles iſt liegen geblieben. Sollten Sie verreiſen, ſo bitte ich mir die Freundſchaft zu erweiſen, es mir zu melden, damit ich alsdenn einen andern Weg als über Braunſchweig nehme. Denn dahin zu kommen, und Sie nicht zu finden, könnte eben keine gute Folgen für mich haben. Eben war mein rechtſchaffener Doktor der Herr von Haen bey mir, und hat mich verſichert, daß es ſich jetzt recht geſchwinde beſſern würde, und ich noch vor Oſtern zu Hauſe ſeyn könnte. In Nervenzuſtänden läßt ſich eben nicht ſo leicht was beſtimmen. Indeß will ich es zu meiner Beruhigung glauben. Ich wende meinerſeits alles an, um es dahin zu bringen — Täglich brauche ich für zwey Reichsthaler Medicin. Sagen Sie niemanden was von meiner Krankheit, damit es nicht etwan nach Hamburg komme, daß ich ſo übel geweſen bin. Meine armen Kinder würden ſich nur betrüben. Sie werden ſo ſchon in Sorgen geweſen ſeyn, weil ich ſo lange nicht habe ſchreiben können.

Leben Sie wohl, beſter, liebſter Freund, und erhalten Sie mich in Ihrer Freundſchaft, die mir über alles ſchätzbar iſt. Wenn Sie einiges Mitleiden mit mir haben, ſo ſchreiben Sie mir bald. Ich bin unausgeſetzt.

Ihre

ganz ergebene

K.

Von Madame König.

Mein liebſter Freund, ich habe nur eben eine halbe Viertelſtunde Zeit, wenn ich mit heutiger Poſt Ihnen ſagen will, wie ſehr ich mich freue Sie zu ſehen; und doch wollte ich die heutige Poſt nicht um vieles verſäumen. Denn ich muß Sie inſtändigſt bitten, Ihren Aufenthalt in Dresden zu verkürzen, und lieber daſige Geſchäfte bis zum Rückwege zu verſparen. Ihnen zu Gefallen bliebe ich gerne hier; denn was thäte ich Ihnen nicht zu gefallen? Allein ich habe erſt geſtern die

Erinnerung vom Herren Sch. erhalten, daß nun Oſtern die Penſion meiner Kinder aufgekündiget ſey. Dieſerwegen muß ich trachten, um dieſe Zeit zu Hauſe zu ſeyn. Ich ſehe zwar noch nicht, wie ich bis dorthin fertig werde. Meine Sachen ſtehn juſt ſo, daß ich ſie in vierzehn Tagen, vielleicht aber auch erſt in vier Wochen endigen kann. Indeß je eher Sie hieher kämen, je lieber wäre es mir. Wir könnten alsdenn die Rückreiſe ſo zuſammen machen. Gott wenn mir dieſer Wunſch gewährt würde! Noch iſt mirs wie ein Traum, daß ich das Vergnügen haben ſoll, Sie hier zu ſehen. Ich umarme Sie indeß tauſendmal in Gedanken, und erwarte die Erfüllung Ihres Verſprechens, mir von Dresden aus zu ſchreiben, ganz gewiß. Leben Sie wohl, beſter Freund, ich bin ganz

die Ihrige
K.

Ich logire jetzt in der Stadt im Regenſpurger Hofe im zweyten Stock bey Herr von Luz, daß Sie ja keine Minute in Wien ſind, ohne mich es wiſſen zu laſſen.

Von Madame König.

Wien, d. 17. März 1775.

Mein lieber Leſſing!

Eben höre ich, daß der Brief, den ich ehegeſtern an Sie abgeſchickt habe, nun mit dem heutigen zugleich ankömmt, und da es mir mehrmalen arriviert iſt, daß Briefe, die nicht am ordentlichen Poſttage abgegeben worden, ſpäter und wohl gar nicht angekommen ſind, ſo will ich lieber noch einmal ſchreiben, und die Verſicherung wiederholen, daß keine Freude größer ſeyn kann, als die, ſo ich empfinde, wenn ich denke, meinen beſten Freund in wenig Tagen zu ſehn. Wochen! muß ich zwar ſagen — Ihre Sehnſucht möchte denn der meinigen gleichen, daß Sie Ihren Aufenthalt in Dresden abkürzten, und darum bitte ich Sie inſtändigſt, wenn es nur immer möglich iſt. Ich möchte gar zu gern die Rückreiſe in Ihrer Geſellſchaft machen. Wüßt' ich die Abſicht Ihrer Reiſe, ſo könnte ich errathen, ob ich mir auf dieſes Vergnügen Hofnung machen dürfte; aber ſo will ich mir ſo viel möglich dieſen Gedanken noch aus dem Sinne reden; denn bey der Schwäche meines Körpers, die ſich noch gar nicht geben will, laufe ich Gefahr einem Gedanken nachzuhängen — beſonders wenn er mir ſo ſehr am Herzen liegt — der fehlſchlagen könnte. Und wenn Sie etwan hier was ſuchten, wie leicht könnte er dann nicht fehlſchlagen

In Ihren guten Willen ſetze ich das beſte Vertrauen, daß ungeachtet die Herren ſonſt nicht gerne mit Frauenzimmern reiſen, Sie eine Ausnahme machen würden. Ich werde mir dagegen gefallen laſſen, in Dresden, und wo Sie wollen, mich aufzuhalten. Es fällt mir eben ein, daß in der Gegend Ihre Heimath iſt. Ein doppeltes Vergnügen könnten Sie mir machen, wenn Sie, dieſe zu beſuchen aufſchöben, damit ich dann die Freude mit Ihnen theilen könnte, Ihre Anverwandten zu ſehn. In ein, zwey Tagen wird ſichs entſcheiden, wie und wenn ich fertig werde. Ich wollte daß es ſchon entſchieden wäre, damit ich Ihnen beſtimmter ſagen könnte, wenn ich von hier gehe. Ein für allemal aber iſt es gewiß, daß ich auf Oſtern, oder wenigſtens einige Tage nach Oſtern zu Hauſe ſeyn muß.

Die Gaſthöfe ſind hier ſo ſchlecht, daß, wenn Sie ſich aufzuhalten denken, es nöthig ſeyn wird, ein Zimmer für Sie zu miethen. Wenn Sie das wollen, ſo ſchreiben Sie es mir; ſonſt aber treten Sie im Ochſen bey der neuen Maut ab. Da ſind Sie am beſten, und auch in meiner Nachbarſchaft.

Leben Sie wohl, und reiſen Sie ſo glücklich wie ich es wünſche! aber gewähren Sie mir auch die Bitte bald zu kommen, und vergeſſen Sie nicht mir aus Dresden zu ſchreiben. Ich bin auf Zeitlebens

ganz die Ihrige
E. C. K.

Können Sie das Geſchmiere auch leſen? Feder, Tinte ſamt der Schreiberinn, taugen alle nichts.

Berlin, den 18. März 1775.

Liebſter Bruder,

Glückliche Ankunft in Dresden! Daß die Reiſe nicht unangenehm geweſen ſeyn kann, ſchließe ich aus der guten Witterung, die wir hier bey uns haben.

Herr von St. fragte mich wieder: ob Du wohl die Stelle des alten Prof. Heinius annähmeſt? Ich konnte darauf nichts antworten, als: Profeſſoriren ſey Deine Sache nicht. Als er mich weiter fragte: ob Du wohl bey der hieſigen Regie eine anſehnliche Bedienung nicht ausſchlügſt, ſollten auch zwey Poſten zuſammengezogen werden; ſo konnte ich ihm auch darauf nichts erwiedern, als man müßte erſt die zuverläſſige Beſchaffenheit derſelben wiſſen. Er verſicherte mich zugleich, daß Du Dich über zu viele Arbeit wider Deine Neigung nicht beſchweren ſollteſt.

Der öſtreichiſche Legationsſecretair machte mir letzthin in der Komödie ſo viel angenehme Vorſpiegelungen, in Anſehung Deiner in Wien, daß ich glaube, Du wirſt von da nicht wieder wegkommen. Der Geſandte und alle, ſagte er, wären von Dir ſo eingenommen, daß ſie alles für Dich zu thun wünſchten; und doch, glaubte er, würde das nicht nöthig ſeyn, ſo viel Dir unbekannte Freunde würdeſt Du dort finden. Er bat mich recht inſtändig, ihm wiſſen zu laſſen, wie Du in Wien aufgenommen worden. Wegen der Religion hätteſt Du nicht das Geringſte zu befürchten. Schreibe mir doch, ob Du auch alle dieſe Herrlichkeiten gefunden.

Karl.

Von Madame König.

Wien, d. 29. April 1775.

Mein liebſter, beſter Freund!

Ich begleitete Sie von Station zu Station mit meinen Gedanken, und den beſten Wünſchen für Ihre Geſundheit und Zufriedenheit. Wenn aufrichtige Wünſche jemals ſind erhört worden, ſo werden die meinigen gewiß erhört, und Sie reiſen ſo glücklich und vergnügt, als langweilig und vielleicht traurig, ich reiſen werde. Denken Sie nur! an dem für mich ſo betäubten Abſchiedstag, mußte ich auch noch einen Brief von Sch. erhalten, worin er mir ſeine Abreiſe nach Liſſabon meldet, die auf den künftigen Tag angeſetzt war. Da er vor Ende July nicht zurück kömmt, ſo entſchloß ich mich auf der Stelle, meinen Weg nunmehro über Heidelberg zu nehmen, wohin ich ſchwerlich Geſellſchaft finden, und wornach ich mich auch nicht aufhalten werde, ſondern, wenn, wie ich hoffe, ich mit Winklern dieſe Woche zu Ende komme, ſo reiſe ich Montags oder Dienſtags von hier. Wien liegt mir auf dem Rücken, ſeitdem ich meinen beſten Freund darin vermiſſe. Ich kann wohl mit Wahrheit ſagen, die wenigen Tage, die ich mit Ihnen hier zugebracht, ſind darinn die einzigen vergnügten geweſen. Gott mag es Ihrem Pr. L. verzeihn, daß er mich um Ihre Geſellſchaft gebracht hat, ich verzeihe es ihm nimmermehr. Heute habe ich mit einem ſchweren und finſtern Kopfe etliche dreyßig Abſchiedsviſiten gemacht. Unter andern bey Baron Gebler, der vorausſetzte, daß ich Ihnen ſchreiben würde, und mir alſo hundert tauſend Empfehlungen an Sie auftrug, und zugleich die Bitte, Sie möchten ihm ſchreiben, und den Ort anzeigen, wohin er Ihnen antworten, und die Briefe, ſo für Sie kämen, ſchicken könnte. Dieſe Briefe müßen von ihm convertirt, und nicht bloß addreſſirt ſeyn. Dieß ſagte er mir, indem er ſich zugleich anbot, meine Briefe an Sie zu befördern. Er hat mich beynahe auf die Folter gelegt, ihm zu ſagen: ob Sie ihm auch gewogen wären? So ernſtlich ich es ihm betheuerte, ſo hat er doch dieſe Frage gewiß ſechsmal wiederholt, und immer dabey geſagt: Ich bin ihm von ganzen Herzen gut, und wünſche nur daß wir ihn hier behalten. Und ich dachte in meinem Herzen, ich wünſche es nicht; denn mein lieber Leſſing ſchickt ſich beſſer zu der Wolfenbüttler Bibliothek, als unter die Hofſchranzen; wenigſtens wird ihn jene länger unterhalten, als dieſe. Nicht wahr ich habe recht?

Bey de Haen bin ich heute auch geweſen. Er war betroffen, wie er hörte, daß Sie abgereiſt wären. Ich habe Sie auf das Beſte entſchuldigt, und verſichert, daß Sie ſich vorgenommen hätten, bey Ihrer Zurückkunft ihn zu allererſt zu beſuchen. Machen Sie mich nur nicht zur Lügnerin, und beſuchen Sie ihn gewiß. Er iſt Ihnen jetzo ſchon ſo gut, was wird er nicht von Ihnen halten, wenn er Sie näher kennen lernt? Sein Aeußerliches, ſagte er, indem er von Ihnen redete — verräth ſchon den rechtſchaffenen Mann und den wahren Gelehrten. Was mir das Unangenehmſte bey meinen Viſiten war, iſt, daß ich durchgehend hörte: der Kayſer würde wenigſtens bis Ende Juny ausbleiben. So hätte ich alſo wenig Hofnung, daß Sie mich von Heidelberg abholen könnten, was ich doch ſo ſehnlich wünſchte, und zwar aus vielen Urſachen wünſchte. Wenn das gar nicht angehen ſollte, ſo ſeyn Sie doch ſo gütig, liebſter Freund, und ſchreiben es mir in Zeiten, damit ich mich nicht vergebens aufhalte. Ohne die Ausſicht Sie da zu ſehn, halte ich mich ſchwerlich länger als vierzehn Tage in meiner Vaterſtadt auf. Sie ſollen die genaueſte Nachricht von dem, was ich thue, hier in Wien — und zwar bey Baron Gebler — antreffen, den ich bitten werde, wenn Sie ſich allenfalls ſehr lange in Italien aufhalten ſollten — die Briefe durch Bockel dahin befördern zu laſſen. Erinnern Sie ſich nur auch fleißig an Ihr Verſprechen, mir recht oft ſchreiben zu wollen. Mit zwey Zeilen bin ich zufrieden, die mir ſagen: daß Sie wohl ſind, und mich lieben; denn ich weiß wohl, daß man auf der Reiſe zu ſehr zerſtreut wird, um lange Briefe ſchreiben zu mögen. Eine Neuigkeit muß ich Ihnen noch melden, die heute über Tiſch erzählt wurde: daß Madam E. nebſt ihrem Schwager oder Bruder und der Wezlariſchen Familie ſich nächſtens zu der allein ſeeligmachenden Religion bekehren würden. Der dieß gute Werk bewürket, ſpielt dem Teufel keinen kleinen Poſſen, weil zwey ſo hübſche Frauenzimmer darunter ſind, von denen er doch auch ein Liebhaber ſeyn wird?

Baron D. beklagt ſehr, daß er keine Gelegenheit gehabt hat, Sie kennen zu lernen. Baron B. iſt ſein Schwager. Sie würden mich recht verbinden, wenn Sie bey Ihrer Retour ſich durch dieſen bey ihm aufführen lieſſen. Er gehört unter die Zahl derer, die mir viele Freundſchaft erwieſen haben, und Sie werden einen der artigſten Oeſtreicher an ihm finden.

Von hier werde ich Ihnen ſchwerlich mehr ſchreiben können; es wäre denn, ich müßte mich länger aufhalten als ich denke. Bis jetzo hoffe ich künftigen Donnerſtag abreiſen zu können.

Ihre Briefe addreſſiren Sie, wie vorhin, an K. und C. die ich erſuchen werde, mir ſie gleich nach Heidelberg zu ſchicken. Wollen Sie mir aber direkte ſchreiben, ſo addreſſiren Sie den Brief an Joh. Georg Hahn. Mit dem innigſten Verlangen ſehe ich dem verſprochenen Briefe aus Salzburg entgegen. Ich hoffe daß er mir die beſten Nachrichten von Ihnen bringen wird. Leben Sie wohl, beſter, allerbeſter Freund, und laſſen Sie ſich tauſendmal in Gedanken umarmen, von

Ihrer

ganz ergebenſten Freundinn
E. C. K.

Eben meldet ſich ein Reiſegeſellſchafter, der einem ganz einfachen und guten Menſchen gleich ſiehet. Er ſieht aus wie ein Handlungsburſche, der aber ausgelernt hat, und ſpricht doch von einer Frau, die er in Holland habe. Kann weder recht Deutſch noch Holländiſch. Ich werde mich nach ihm erkundigen und mich freuen, wenn er ein ehrlicher Mann iſt, weil er mir juſt zum Reiſegefährten anſtändig wäre.

Von Madame König.

Heydelberg, d. 5. Jun. 1773.

Mein liebſter Freund!

Bis den 3. Junius bin ich ohne Ihre Briefe geweſen, das iſt eben ſo viel geſagt, als ohne Ruhe und Zufriedenheit. Freylich iſt es nicht ganz Ihre Schuld. Hätten Sie aber Ihr Verſprechen gehalten, und von Salzburg zwey Zeilen geſchrieben, ſo hätte mich der Brief noch in Wien getroffen, und ich wäre vergnügt da abgereiſt. So müſſen Sie das nicht thun, und Ihr Brief muß auch noch, Gott weiß wo, ſo lange aufgehalten werden. Vielleicht hat mein Brief, den ich den Donnerſtag nach Ihrer Abreiſe an Baron Bockelten ſchickte ein ähnliches Schickſal; faſt vermuthe ich es, ſonſt würden Sie ſchon darauf haben antworten können. Wenn das aber auch iſt, ſo hat es nicht viel zu bedeuten; denn die Zerſtreuung, worin Sie nun leben, läßt Ihnen wohl wenig Zeit übrig, an mich, oder an meine Briefe zu denken. Ich denke deſto mehr an Sie, und verſichre Sie auf das heiligſte, daß das die erſte heitre Stunde war, in der ich Ihren Brief erhielt, die ich gehabt, ſeitdem ich Sie verlaſſen habe. Beſonders freut mich, daß Sie wohl ſind. Wenn Sie das nur bleiben! und wenn Sie mir nur öfters ſchreiben, daß Sie es ſind, ſo hoffe ich mit Ihnen, daß ſich alles Uebrige zu unſerm Vergnügen geben ſoll.

Den 7. May bin ich von Wien abgereißt, in Geſellſchaft eines Buchhändlers aus Geldern, und bin mit ihm den 13ten glücklich in Heydelberg angelangt. Das kalte naſſe Wetter ſo wir gehabt, hat die Reiſe ziemlich unangenehm gemacht, beſonders die Nächte. Ohne Ihren Fußſak — wofür ich noch zu danken habe — wär ich erfroren. Das will aber alles nichts ſagen, gegen den Schrecken, ſo ich gehabt, wie ich hieher kam, und meinen Theodor im Bette mager und abgezehrt fand. Sein Fuß war ſeit ſechs Wochen übler geworden, als er geweſen war. Man wartete nur auf mich, um ihn mit meiner Genehmigung nach Landau zu einem daſigen berühmten Chirurgus, Namens Rabaton zu bringen. Dieſes habe alſo gleich in Geſellſchaft meines Bruders gethan, und bin, Gott ſey Dank! mit der tröſtlichen Hofnung zurück gekommen, daß der Schaden zwar langſam und ſchwer, aber doch heilbar ſey. Der Theodor iſt bey dem Mann im Hauſe, der eine Haushaltung hat, und ihn alſo zugleich beköſtiget. Für Koſt, Logie, Medikamente, und Verpflegung muß ich monatlich drey Louis neuf und einen großen Thaler bezahlen. Wenn er ihn nicht curirt, weiter nichts; curiret er ihn aber, ſo bekommt er noch ein Gratial von 25 Louis neuf. Das wird nun freylich ein Kapital wegnehmen; denn unter einem Jahre wird er nicht davon kommen. Was iſt aber zu machen? die erſte Pflicht der Eltern iſt für die Geſundheit der Kinder zu ſorgen: Wenn er dieſe nur erhält, ſo wird er mich ſo viel nicht mehr koſten, denn er iſt ſchon ein ſehr brauchbarer Menſch. — Seit meiner Zurückkunft von Landau, bin ich auch in Manheim geweſen, um die dortigen Verwandten zu beſuchen, und nun ſitze ich hier und darf von keiner Abreiſe reden, ohne daß mein Bruder mir den Einwurf macht: ich könne doch bey der Abweſenheit des Herrn Sch. nichts ausrichten; ſollte ihm alſo den Gefallen erzeigen, bis Ende Julii hier zu bleiben. Das werde ich aber nicht thun. Die Schwägerinn aus Holland werde ich abwarten. Die iſt bereits in Hanau, und kömmt in acht oder vierzehn Tagen her. Hauptſächlich werde ich mich nach

Ihren Briefen richten. Wenn Sie mich abholen wollen, ſo bleibe ich, bis Sie kommen; und reiſen Sie grade nach Braunſchweig, ſo eile ich, Sie da zu ſehn. Ich hoffe, Sie werden vor Ihrer Abreiſe aus Venedig geſchrieben haben, was Sie machen, und wo Sie hin reiſen: Ob Ihr Weg Sie näher zu mir, oder noch weiter von mir führt. Ich wünſche das Erſtere. Denn ſo lange Sie in Italien ſind, werde ich nicht ruhig ſeyn. Darauf verlaſſe ich mich wenigſtens, daß wenn Sie weiter gehen ſollten, Sie mir wenigſtens öfters ſchreiben werden. Sie können mir keinen größern Gefallen in der Welt thun. — Die Briefe addreſſiren Sie nur immer an K., wenn Sie ſie auch an Baron Bokelten beyſchlagen. Denn wenn ich von hier reiſen ſollte, ſo zeige ich dem Herrn K. an, wohin er ſie mir ſchicken ſoll.

Wiſſen Sie denn ſchon, daß Kl. den Durlacher Hof verlaſſen hat? Er hat ſchriftlich vom Markgrafen Abſchied genommen, unter dem Vorwand, der Abſchied käme ihm zu hart an, als daß er ihn perſönlich nehmen könnte, und doch beriefen ihn dringende Urſachen nach Koppenhagen zurück. Die Manheimer Herren Gelehrten halten ſich ſehr darüber auf, daß er keinen von ihnen beſucht hat, ohneracht er ſich da acht Tage aufgehalten, ſondern bloß mit Virtuoſen umgegangen iſt. Der Pater Mayer hält ſich nun in Manheim auf. Ich habe ihn aber nicht geſprochen, weil er eben in Schwetzingen war. Wenn Sie her kommen, beſuchen wir ihn zuſammen. Ich möchte Sie gerne recht dringend nöthigen, mich abzuholen, wenn ich nur wüßte, daß Sie es gerne thäten. Sie wiſſen, daß ich Sie nicht gerne genire, deswegen thun Sie, was Ihnen Vergnügen macht.

Mein hieſiger Bruder wünſcht nichts ſehnlicher, als Sie kennen zu lernen. Er hatte einen Wink von unſrer Freundſchaft, ohne daß er es mich merken ließ, bis ich etwan zehn Tage bey ihm war, da machte er mir Vorwürfe, daß ich ſo geheimnißvoll gegen ihn wäre. Er war aber auch gleich wieder zufrieden, wie ich ihm die Urſachen angab, warum ich nicht von der Sache hätte reden wollen, bis ich wüßte, wie meine Umſtände ausfielen. Sie glauben nicht, welch ein rechtſchaffner und liebreicher Bruder das iſt, und wie ſehr er mich liebt. Vielleicht haben wir auch noch das Vergnügen, unſern Profeſſor zu ſehn. Er war halb Willens heraus zu kommen, allein der Umſtand kam dazwiſchen, daß Herr Gaubius ſeine Profeſſur niederlegte. Nun wollen ſie ihn an die Stelle haben, und Gaubius ſähe gerne, daß er ſie annehme; ihm iſt aber nichts darum zu thun, er will ſich alſo nicht entfernen, um wo möglich ſich davon los zu machen.

Ich hoffe Ihre Augen werden wieder gut ſeyn. Es iſt wohl kein Wunder, daß ſie in der offnen Caleſche gelitten haben; wozu denn auch noch die hübſchen italieniſchen Mädchen was beygetragen haben können. Leben Sie wohl, liebſter Freund, ich umarme Sie tauſendmal in Gedanken, und bin Zeitlebens

ganz die Ihrige
E. C. K.

Ich habe verſchiednes Zeug zurück laſſen müſſen, weil ich keinen Platz hatte. Wenn Sie es mitnehmen könnten, ſo wäre es mir lieb; es hat aber nichts zu ſagen, wenn es zurück bleibt. Den Regenſchirm haben Sie mir doch wohl nicht zugeſchickt? Ich will und brauche ihn nicht, und frage nur darnach, damit er nicht etwa unter den Bedienten bleibt.

Berlin, den 17. Junius 1775.

Liebſter Freund,

Ich ſende Ihnen, mein liebſter Freund, ein Paar flüchtige Bogen*), die ohne die Ermahnung unſers Moſes nicht würden ſeyn gedruckt worden. Sie ſind, wie Sie ſehen, durch einige von einer ſchalen Philoſophie erzeugte Grundſätze veranlaßt worden, welche in den Leiden Werthers, durch eine treffliche Schreibart und durch einen blendenden Romanencharakter aufgeſtutzt ſind. Haec quaeque sunt, in bonam quaeso accipias partem.

Ueber Adam Neuſern und Ihren Angriff auf Eberhard wollte ich viel mit Ihnen plaudern, wenn wir plaudern könnten. Auch ſchelten mitunter? Das verſteht ſich.

Ja! Ich bin im October einige Tage in Dresden geweſen, wo ich unter andern bey dem alten Lippert einige ſehr vergnügte Stunden zugebracht habe. Wenn Sie den alten ehrlichen Mann ſähen, ſo müßten Sie ihn lieben, ob er gleich ein Erzgrobian iſt; und eben ſo würde er keinen Menſchen mehr lieben, als Sie, ob er gleich jetzt mit Ihren antiquariſchen Behauptungen nicht völlig zufrieden zu ſeyn ſcheint. Sie würden aber mündlich bald mit ihm fertig werden.

Unter andern meint er, durch den Stein, deſſen Abdruck anbey liegt**), Ihre mir ſo ſehr willkommne Meynung, wie die Alten den Tod gebildet, widerlegen zu können. Ich mochte ihn, als ich mit ihm ſprach, nicht erinnern, (denn ich hörte überhaupt nur zu, ohne etwas zu ſagen), daß Sie ſich auf geſchnittene Steine hierbey nicht einließen. Hr. Friſch (der hieſige Maler) glaubt noch außerdem, der Stein ſey nicht antik.

---

*) Die Freuden Werthers. Es ſind übrigens zwiſchen dieſem und dem vorigen Briefe [S. 475] mehrere Briefe von Leſſing und mir verloren gegangen. Nicolai.

**) S. Lipperts Dactyliothek, 1tes Tauſend, Nro. 998. Nicolai.

Es verſteht ſich, daß Sie von dieſer Mittheilung keinen öffentlichen Gebrauch machen müſſen, bis Lipperts neues Tauſend, wozu der Stein gehört, erſcheinen wird.

Ich habe in Dresden auch die Agrippina geſehen. Hr. Wacker meynt, ob ſie zwar in der Chigiſchen Sammlung ohne Kopf geſtochen worden, ſo habe doch der Kopf können nachgefunden werden. Aber ich geſtehe, auch mir kam es vor, als ob der Kopf nicht dazu gehöre; denn er ſchien mir um ein weniges zu klein. Zwar ich kann mich irren, denn ich bin kein Antiquar, und habe zeitlebens nur nach Köpfen geſehen, die zu ihren Rümpfen paßen, ob es gleich darunter auch Rümpfe giebt, die keine Köpfe haben.

Sonſt habe ich in der ſo trefflichen Sammlung von Antiken in Dresden allerley Gedanken über den Werth der antiquariſchen Studien gehabt. Ich ſetze die verſtümmelten Statuen und die Varianten der Bibel in eine Klaſſe: ſie ſind den Gelehrten angenehm, weil ſie ſagen können, was ihnen darüber in den Kopf kommt, um ihren Scharfſinn zu zeigen; aber in beyden Fällen die rechte Wahrheit zu finden, mag wohl meiſtens beynahe gleich unmöglich ſeyn.

Dresden iſt jetzt eine ſonderbare Stadt; viele Ueberbleibſel des Luxus, und Anſchein von Mangel. Alle ſchönen Künſte, beſonders die bildenden, in Flor, und manche nöthigen und nützlichen Künſte in Abnahme. Ich konnte eines Tages, Nachmittags um fünf Uhr, einen Schuh, der mich drückte, nicht aufgeſchlagen bekommen, weil die Schuſter, die in den Vorſtädten wohnen, (da ſie ſchon zu den Zeiten der ſächſiſchen Auguſte den vielen reichen Leuten weichen mußten,) bereits aus ihren Läden weg waren; aber Gemählde und Kupferſtiche konnte man bis in die ſpäte Nacht ſehen und kaufen, und auch flicken laſſen; denn es giebt immer viel Geflicktes in den ſchönen Künſten!

Die Gegend um Dresden iſt herrlich; beſonders der Weg bis Meißen. Doch das wiſſen Sie lange.

Ich umarme Sie, und bin ſtets

Ihr

ganz eigner,

Nicolai.

Nachſchrift. Daß Ihre Geſundheit abnimmt, und mit ihr Ihgute Laune, thut mir herzlich leid. Sie ſind allzu einſam. Als wir uns noch in Berlin im Luſtgarten über Ihren Laokoon zankten, ging es beſſer.

Von Madame König.

Heydelberg, d. 2. Jul. 1775.

Mein liebſter, beſter Freund!

Ich habe alſo nicht ſo ganz vergebens beſorget! Sie ſind würklich in Venedig unpaß geweſen, und wer weiß! waren Sie übler, als Sie mir haben melden wollen. Wenigſtens beſorge ich es, und es vergeht keine Stunde im Tage, wo mich dieſer Gedanke nicht verfolgt und quält. Ich bin auch ſo mißmüthig, und verdrießlich, daß ich mich oft über mich ſelbſt ärgere, daß ich einem Bruder, der mich ſo außerordentlich zärtlich liebt, nicht eine vergnügte Miene zeigen kann. Wenn Sie nur Wort gehalten und mir aus Italien noch einmal geſchrieben hätten, ſo würde ich doch vielleicht, oder vielmehr, Gott gebe es, hier noch beruhigt werden. Denn vor drey oder vier Wochen komme ich wohl nicht von hier. Morgen kommen meine beyden Schwägerinnen; des Profeſſors Frau, mit drey Kindern, und des Bruders von Frankfurth Frau mit zwey Kindern. Noch iſt auch einige Hofnung, daß der Profeſſor ſelbſt kömmt. Erhielten wir Nachricht, daß er feſt entſchloſſen ſey, nicht zu kommen, ſo reiſe ich wohl den 18. Julius ſchon von hier, weil ich keine Hofnung mehr habe, daß Sie mein Begleiter ſeyn können. Wie leid mir dieſes thut, können Sie gar nicht glauben; zumal ich Sie auch nicht in Braunſchweig treffen werde! Ich will dem Prinzen noch alles verzeihen, wenn er Sie nur in Wien nicht auch noch lange aufhält. Würklich wenn Ihnen unſre Angelegenheit recht am Herzen liegt, ſo müſſen Sie ſich, mein Lieber, nicht lange aufhalten laſſen. So bald ich mit meinem Geſchwiſter aus einander geſetzt bin, welches im Auguſt, gleich nach der Zurückkunft des Herrn Sch. geſchehen wird, ſo muß ich auch einen ſichern Entſchluß faſſen, wo ich meinen Wohnplatz nehmen will. Erſt mit dem ganzen Train auf hier zu ziehen, mich hier einzurichten, und nach einigen Jahren wieder zu verändern, würde unendlich viele Schwierigkeiten und Koſten nach ſich ziehen. Es wäre noch rathſamer, ich bliebe ein Vierteljahr länger in Hamburg. Eben deswegen, und noch ſo vieler Dinge wegen, wünſchte ich Sie zu ſprechen, bevor ich nach Hamburg gehe. Wenn es daher möglich iſt, ſo machen Sie, daß ich Sie in Wolfenbüttel treffe. Sollten Sie wider Vermuthen eher nach Wien zurückgekommen ſeyn, ſo daß

Sie mich hier noch antreffen könnten, ſo kommen Sie doch auf hier. Ich bitte Sie auf das inſtändigſte. Wer weiß, ob hier im Lande ſich nicht ein Platz für Sie fände? Der bey der Bibliothek iſt würklich mit einem Lutheraner beſetzt. Es iſt ein gewiſſer Herr Lamey aus Strasburg, der zugleich Sekretair bey der Akademie iſt. Er ſteht auf 1000 Thlr nebſt freyer Wohnung und Holz. Und wenn Sie auch eine Stelle bekämen, die nur die Hälfte eintrüge, ſo würden wir, meine Revenüen mit dazu gerechnet, anſtändiger und beſſer hier im Lande damit leben können, als in Wien mit 4000 Gulden. — Allemal ziehe ich Wolfenbüttel auch dieſem vor, ob ich gleich juſt nicht zu ſagen weiß, warum? Es wäre denn dieſes einzige, daß wir dort frey und ungenirter leben könnten, wie hier, wo wir Verwandte fänden, nach denen wenigſtens ich mich würde ein bischen richten müſſen. Doch auch dieſes und alles übrige, will ich mir gern gefallen laſſen, wenn wir nur unſern Wunſch erreichen.

Zu Ende künftiger Woche, gehe ich nach Landau, um meinen Theodor zu beſuchen. Gottlob! ſeine Briefe lauten gut; er ſpürt ſchon einige Beſſerung. Die Hamburger Kinder ſind untröſtlich, daß ihre Mutter ſo lange ausbleibt; ſind aber alle recht wohl. — Grüßen Sie alle Wiener Freunde von mir, vorzüglich Herrn de Haen, Baron D. und wenn Sie etwa den Herrn Hofrath von D. ſprechen ſollten. Ich Armſelige habe ſo lange in Wien Trübſal geblaſen, und nun ich gerne da ſeyn wollte, ſitze ich hier. Ich umarme Sie tauſend- und tauſendmal in Gedanken, und bin ſo lange ich lebe einzig

die Ihrige
E. C. K.

Dieß iſt der zweyte Brief, den ich an Geblern addreſſire. Vermuthlich werden Sie ſie zuſammen erhalten. Noch eins! Sie können ſicher rechnen, daß wenn Sie mir geſchrieben haben ſollten, Sie wollten mich hier abholen, ich Sie erwarte, wenn es auch bis in den Monat Auguſt dauern ſollte. In dieſer ungewiſſen Hofnung habe ich ſchon eine Geſellſchaft ausgeſchlagen, und werde ſie alle ausſchlagen, bis ich zuletzt wahrſcheinlicherweiſe allein reiſen muß. Leben Sie wohl! und erneuern Sie die Freundſchaft mit Madam H** nicht zu ſtark, ſonſt gibt mir mein guter oder böſer Geiſt ein, daß ich es nicht beſſer mache. Eben läßt ſich ein Profeſſor aus Holland bey mir melden, dem ich vor zwanzig Jahren eben nicht ganz gleichgültig war. Wenn ich ihn aber zu meiner Rache wählen ſollte, ſo müßte ſich mein Geſchmack in dieſer Zeit ſehr verändert haben.

Von Madame König.

Frankfurt, d. 3. Aug. 1775

Mein lieber Freund!

Ich kann gar nicht begreifen, warum ich ſo lange nichts von Ihnen höre, und mache mir tauſend und tauſend ſorgenvolle Gedanken, ob Sie nicht gar an einem elenden Orte krank liegen, weil Sie Venedig ſchon nicht allzuwohl verlaſſen haben. In Wien ſind Sie nicht, ſonſt hätten meine Freunde Ihrer erwähnt, und ich habe erſt geſtern Briefe daher gehabt, die Ihrer mit keinem Worte gedenken. Gott gebe, daß ich mich umſonſt quäle! Morgen früh reiſe ich direkte nach Hamburg, in Geſellſchaft eines däniſchen Majors, deſſen Namen ich nur einmal gehört und wieder vergeſſen habe. Er hat einen Sohn von zwölf Jahren bey ſich, der auch mit uns reiſet. Er ſieht einem braven Manne ähnlich, und doch hat es mich ſchon gereut, daß ich mich zu ſeiner Geſellſchaft habe bereden laſſen, weil ich ihn gar nicht kenne, und unter uns geſagt, für einen Spieler halte. Wenn mich der Himmel geſund nach Braunſchweig führt, ſo werde Ihnen von da aus ein Mehreres von ihm melden. Jetzt muß ich abbrechen, weil ich packen muß. Nun bitte ich Sie noch auf das inſtändigſte, ſchreiben Sie mir doch gleich, wenn ehe ſie denken in Braunſchweig zu ſeyn, damit ich weiß, wohin ich Ihnen Nachricht geben kann. Ich hoffe, daß Sie dann Ihr Verſprechen erfüllen, und mich ſogleich in Hamburg beſuchen. Je eher das wird geſchehen können, je lieber wird es mir ſeyn.

Ich umarme Sie tauſendmal in Gedanken, und bin auf ewig

die Ihrige
E. C. K

Ich habe meiner Nichte gebeizte Nachthandſchuh verſprochen. Die Frau von Lutz läßt wohl 4 Paar von mittler Größe kaufen, und Sie ſind ſo gut und bringen ſie mit. Machen Sie dieſer lieben kleinen Frau, und meinen ſonſtigen Bekannten recht viele Empfehlungen von mir.

Von Madame König.

Hamburg, d. 5. Nov. 1775.

Mein liebſter Freund!

Bis geſtern habe ich Ihrentwegen in einer Ungewißheit gelebt, die mich äußerſt marterte. Bald erzählte man mir, Sie ſeyn in Corſica, bald in Rom, wo Sie für beſtändig bleiben würden. Endlich las ich vorige Wochen in den Zeitungen: Sie wären von Mayland nach Rom zurückgekommen, um ſich den Winter dort aufzuhalten. Geſtern aber erhielt Beßel von K. v. K. einen Brief, worin er ihm meldet: Sie ſeyn in Rom, würden ehſtens nach Neapel gehn, und binnen ſechs Wochen in Braunſchweig eintreffen. Dieſe Nachricht hat mich wieder in etwas ermuntert, ob ich gleich wider meinen Willen noch öfters daran zweifelte. Warum ſchreiben Sie mir denn gar nicht? Haben alle die vortreflichen Sachen, die Sie geſehn, Ihre Seele ſo eingenommen, daß Sie mich gänzlich darüber vergeſſen haben? Ihre letzten Worte haben Sie ſicherlich vergeſſen, wo Sie ſo heilig verſprachen, mich durch öftere Briefe zu beruhigen. Sie wiſſen doch wohl, daß alles Leiden, und Trübſal, ſo mir zuſtoſſen kann, durch einige Zeilen von Ihnen gemildert werden kann. Warum vernachläſſigen Sie mich denn ſo ganz und gar? Vielleicht denken Sie jetzt wieder ſo, wie Sie ſchon einmal gedacht haben. — Wollte Gott ich könnte dann auch ſo denken! —

Daß ich Ihnen nicht geſchrieben, hat zum Grund, daß ich nicht wußte, wohin ich Ihnen ſchreiben ſollte, und weil Sie in Ihrem letzten Brief ſagten: Wenn Sie ſich länger in Italien aufhalten würden, ſo ſchrieben Sie nochmalen daher; ich möchte nur machen, daß Sie einen Brief von mir in Wien träfen. Da nun drey ſchon da liegen, zwey bey Geblern und einer bey Herr von Lutz, ſo unterließ ich das weitere Schreiben. Zudem bin ich gleich nach meiner Ankunft krank geworden. Jetzt bin ich nicht krank, aber auch nicht geſund: ich bin in einem Zuſtande, der der ärgerlichſte iſt, den man ſich denken kann. Meine Tochter, — das beſte Mädchen von der Welt! — iſt jetzt faſt immer nicht wohl. — Mein Bruder iſt äußerſt ſchwermüthig. Ich erhalte Briefe von ihm, die mich vor Wehmuth außer mir ſelbſt bringen. Er bereut, daß er den Beruf nach Leiden angenommen, und iſt ſchon auf dem Punkt geweſen, völlig abzudanken, und ſich in unſer Vaterland zu retiriren. Ein Brief von mir hat ihn noch abgehalten. Aber warum unterhalte ich Sie mit ſo traurigen Geſchichten? Warum? Weil keine freudige in meiner Seele Platz findet. Die Stunde, da ich hier ankam, hätte ich an Sie ſchreiben müſſen; ſie war eine von den frohen, deren ich in ſechs Jahren wenig genoſſen. Sie glich der Stunde, wie mir Ihr Billet in Wien gebracht wurde, worin Sie mir Ihre Ankunft meldeten. Vor acht Tagen ſchrieb ich das nehmliche Blatt, welches zu zerreiſſen ich große Luſt hätte, wenn ich nicht vorher wüßte, daß ich ſo leicht keinen Brief wieder anfinge. Es mag daher ſo viel abgeſchmacktes Zeug darin ſtehen, als immer will, ſo ſoll es bleiben, und ich verlaſſe mich auf Ihre Güte, daß Sie mich entſchuldigen

Seit den acht Tagen habe ich am Kopfe ſehr gelitten; die Hamburger Luft will mir gar nicht anſchlagen, und dennoch habe ich mich entſchloſſen, den Winter hier zu bleiben; wohne auf dem Neſt, woſelbſt ich gegen dem Kayſershof über zwey Zimmer gemiethet habe. Malchen iſt bey mir; die beyden Söhne habe ich in der Koſt gelaſſen, doch Fritzen nur bis Weynachten; dann nehm ich ihn auch zu mir. Dieß iſt gar ein allerliebſter Junge, faſt glaube ich an die Alteweiber-Meinung: die Gevatter hätten Einfluß auf die Kinder. Wenigſtens war keines meiner Kinder im 7ten Jahre ſo klug, wie er.

Nun will ich Ihnen nur noch in der Kürze erzehlen, wie ich unſre hieſigen Cirkel angetroffen. Madame B. nebſt ihrem Mann ganz geſund, eben aus den Wochen kommend, aus denen ſie ſich aber zu früh heraus gewaget, wofür ſie zwey Monat lang ganz ſchrecklich hat büſſen müſſen. Würklich war ſie ſo elend, daß ich öfters in der größten Beſorgniß ihrentwegen war. Jetzt iſt ſie wieder ſo gut, daß ſie ausfahren kann. Sie hat dieſen Mittag bey mir geſpeißt, und hat mir unendlich viele Empfehlungen an Sie aufgetragen, mit der Bitte: Sie möchten Hamburg bald beſuchen. Madam G. hat ſeit meinem Hierſeyn ihr zweytes Wochenbett mit einem jungen Sohn gehalten, und hat alſo nun ein Pärchen allerliebſter Kinder, von denen ſie auch eine recht brave Mutter iſt. Ihr ganzes Hausweſen iſt umgekehrt. Statt in der Karte zu ſpielen, macht ſie nun Kinderhemden. Ihr Mann iſt geſund, und hat keine andre Sorgen, als die: ſeine Frau möchte zu viel Kinder bekommen. V. K. iſt der Alte, ſchmeichelt ſeiner G. übermaßen, und überhäuft ſie mit Geſchenken, damit ihre Gedult über den ausſchweifenden Umgang mit Madam S. nicht erſchlafft wird, und erreicht auch ſoweit ſeinen Entzweck, daß ſie, dem Aeußerlichen nach, Contenance behält. Ich bedaure und bewundre ſie. Was Sie mir vom Krebsſchaden erzählt haben, iſt nichts; er befindet ſich wohl, und iſt dick und fett geworden. Madam Z. iſt ſeit acht Monaten feine höchſtbetrübte Witwe. Sie iſt wohl, und ſieht noch immer ſehr gut aus. Nun komme ich auf unſre gute liebe S., die iſt noch immer hier, und wird durch die wohlthätigen Hamburger ſo gut erhalten, daß ſie bis jetzt keinen Mangel gelitten. Von M. hat ſie ein ganzes Haus, ſo ſie frey bewohnt. Ihr Mann iſt durch K. F. beym P. Lotto mit 400 Thlr. Gehalt angeſtellt worden, wo er nun iſt, und ſeinen älteſten Sohn bey ſich hat. Die übrigen Kinder ſind bey ihr, und die älteſten unterſtützen ſie mit durch ihre Handarbeit. Dieſer Tage hat K. F. ein Dinee bey ihr gegeben, wozu ich, alles Weigern ungeachtet, kommen mußte. Gott weiß aber, wie mir dabey zu Muthe war. Zwar ihr Anſehen ſtößt kein Mitleiden ein. Sie iſt dieſelbe, die ſie immer geweſen; lacht von ganzen Herzen. Aber eben das Lachen geht mir durch Mark und Bein. Ihre grauſamen Verwandten — die Stiefmutter ausgenommen, thun ihr nicht das mindeſte Gutes, ſo ſehr Sch. noch letzte Meſſe in ſie geſetzt hat. So viel haben ſie ſich erkläret: wenn ſie ihren Mann ganz verlaſſen wollte, ſo würden ſie ſich ihrer annehmen. Vermuthlich weil ſie wiſſen, daß ſie das nicht ſo leicht thut. In Parentheſe muß ich Sie doch auch fragen: ob die Neuigkeit wahr iſt, die ihr ihre Tochter dieſer Tage aus Leipzig ſchrieb? Die allgemeine Sage dorten ſey: Ein gewiſſer Mann, den Sie leicht errathen werden — heyrathete die Wittib von P. R. — Nun geſchwind auf etwas anders, und zwar noch ein Paar Worte von S. Seine Frau las mir, und das nach ihrer eilfertigen Weiſe, vor ungefehr ſechs Wochen, einen Brief von ihm vor, worin er unter andern auch klagte: daß Sie den Wechſel nicht bezahlt hätten, ſonſt er doch einiges Geld bekommen hätte. Da ich nun weiß, daß Sie den Wechſel, der auf Ihre Schuld läuft, eingelöſet haben, ſo denke ich, ſpricht er von dem andern, den Sie auf ſein Bitten angenommen haben. Wäre das: ſo müßte man aus ſeinem Brief ſchlieſſen, daß er noch kein Geld für den Wechſel erhalten. Sie könnten ſich alſo ganz leicht aus dem Schaden herausziehen, wenn der Inhaber ein ehrlicher Mann iſt, und Sie ſich mit ihm erklärten.

Ich bin noch nicht ganz ins Reine: Das heißt: Ich habe mich noch nicht mit meinen Geſchwiſtern berechnet, weil Herr Sch. nach ſeiner Ankunft gar zu viele Geſchäfte gefunden, die ihn gehindert, an die meinigen zu denken. — Binnen vierzehn Tagen aber hoffe ich, das Ende zu ſehen. Alsdenn wollte ich Ihnen gerne genaue Nachricht von allen geben, wenn ich erſt ſicher wäre, daß Sie die Briefe erhielten. So aufs ungewiſſe mag ich es nicht thun; ich denke immer, daß Sie ſich noch eine Zeitlang in Wien aufhalten werden. Iſt das: So ſchicken Sie mir doch ungeſäumt Ihre Addreſſe dahin, oder wohin ich Ihnen ſonſten ſchreiben ſollte. — Gott! wie werde ich mich freuen, wenn ich wieder einmal Ihre Ueberſchrift an mich ſehe! Daß Sie aus Turin an Ihren Bruder geſchrieben, und ſeitdem nicht wieder — worüber er auch erbärmlich klagt — hat mir eben W. aus einem Briefe von ihm, vorgeleſen. Sie böſer Mann! zuletzt wird die ganze Welt über Sie ſchimpfen, und ich werde nicht ſchimpfen aber weinen. Gewiß, wenn Sie wüßten, wie ſehr Sie mich durch Ihr Stillſchweigen quälen, Sie würden ſich dem größten Vergnügen entziehen, um ſich mit mir zu unterhalten, und mich zu beruhigen. Das kann ja mit ſo wenig Worten geſchehen. Sagen Sie mir nur: Ich bin geſund, und Ihr Freund, ſo bin ich zufrieden. Ich hoffe, daß Sie das gewiß bald thun werden;

ja ich verlaße mich ganz feſt darauf. Ich habe noch einige Kleidungsſtücke und dergleichen in Wien. Sollten Sie ſie nicht alle mit ſich nehmen können: ſo würde es mir doch lieb ſeyn, wenn Sie meinen Pelz mitbrächten. Verſteht ſich, Sie müſſen mir ihn in ſelbſt eigner Perſon auf hier bringen. Ein ehrlicher Mann hält ſein Wort, und Ihr Wort habe ich. Grüßen Sie alle meine Wiener Freunde herzlich, und bleiben Sie ſtets der Freund

Ihrer

ganz ergebenen

K.

Von Madame König.

Hamburg, den 9. Jan. 1776.

Mein lieber Freund!

Endlich einmal haben Sie mich aus der ſchrecklichen Unruhe geſetzt, worinn ich beynahe ſechs Monate Ihrentwegen, — oder beſſer zu ſagen: meinetwegen lebte. Denn daß Sie vergnügt und wohl waren, habe ich theils durch die Zeitungen, theils durch Nachrichten, ſo andre von Braunſchweig erhielten, vernommen. Daß mir dieſe Nachrichten die erfreulichſten waren, die ich erhalten konnte, brauche ich Ihnen wohl nicht zu betheuren. Das muß ich Ihnen aber auch geſtehen, daß ich mich am Ende um ſo mehr betrübte, wenn ich dachte: Leſſing iſt wohl, iſt vergnügt, und vergißt dich in dieſer Lage, wie er dich ſchon einmal in der entgegengeſetzten vergeſſen, oder doch verſucht hat, vergeſſen zu können. Daß meine Briefe Ihnen nicht ſollten zugekommen ſeyn, konnte ich nicht denken, weil Sie mir ausdrücklich geſchrieben hatten: ich ſollte ſie an Gebleren addreßiren. Folglich mußte ich glauben, daß Sie dieſen angewieſen haben würden, auf welche Weiſe er ſie beſorgen müßte. Einer fehlt denn doch noch, den ich unter dem 11. Nov an die kleine B. beyſchlug, mit dem Erſuchen, ihn Baron Bakelten zuzuſchicken. Der wird gewiß nach Italien zu ſpät gekommen ſeyn, und alſo nach Braunſchweig zurück gehen. Suchen Sie ihn ja zu bekommen: denn ſo viel mir erinnerlich, ſtehet viel dummes Zeug darinn, was ich eben nicht wollte, daß andre leſen ſollten. So fehlt auch mir der Brief, den Sie aus Livorno geſchrieben zu haben meynen, dem ich aber nicht nachſpüren kann, weil ich nicht weiß, an wen er addreſſirt war.

Ich habe in allem drey Briefe erhalten, den letzten aus Florenz vom 12. Julius, worinn Sie der Korſikaniſchen Reiſe mit keinem Worte erwähnen, ſondern nur ſagen: daß Sie des andern Tages nach Turin abgehen würden. Nun kein Wort mehr von Reiſen. Gottlob' daß Sie die Reiſe glücklich überſtanden, und ich Sie wieder in Deutſchland begrüße, und zwar als meinen lieben, getreuen Freund. Mir hat das Herz hundertmal gebebt, wenn mir einfiel: Welſchland möchte Ihnen ſo ſehr gefallen, daß Sie den Entſchluß faſſen könnten, Ihren Wohnplatz dorten aufzurichten: zumal da ich in dieſem fatalen Wahn ſo oft durch andre beſtärkt wurde, beſonders durch die Zeitungen, worinn unter andern vielen ſchönen Sachen von Ihnen, geſagt wurde; daß Sie den Vorſatz gefaßt, einen weitläuftigen Plan auszuführen.

Aus meinen Briefen wiſſen Sie nun, daß ich ſeit Mitte Auguſt hier bin, und bis Oſtern hier zu bleiben denke. Bis dahin hoffe ich meine hieſigen Geſchäfte zu endigen. Bisher habe ich noch gar nichts gethan, weil ich ganz unfähig war, etwas zu thun; indem ich keinen Tag recht wohl geweſen, und mein liebes Malchen beſtändig krank war, und noch iſt. Mein Bruder und andre Doktores ſagen zwar, daß es nicht viel zu ſagen habe. Ich habe aber ſchon einmal die Unart an mir, mir immer das Schlimmſte vorzuſtellen, und mir dadurch ſo oft vergebliche Sorgen zu machen. Sie ſollen mir dieſen Fehler abgewöhnen. Iſt das aber auch nicht eine vergebliche Hofnung? Ich denke nicht. Alles Unglück wird der Himmel nicht über mich verhängt haben: nein! ich hoffe vielmehr, daß ſich bald alles nach unſern Wünſchen lenken ſoll. Ich bitte Sie nochmals auf das inſtändigſte, trachten Sie in Wolfenbüttel zu bleiben. Es iſt von allen den Orten, wohin Sie denken, der einzige, an dem wir leben können, wie wir wollen. Sobald ich Sie da angekommen weiß, ſchreibe ich Ihnen, und vermuthlich kann ich Ihnen alsdann ganz genau ſagen, wie meine Umſtände ausgefallen ſind. Ich würde Sie bitten, von Berlin aus hieher zu kommen, ich will es aber nicht thun, weil ich nicht weiß, ob Sie das nicht geniren würde. Wenn es anginge, würden Sie ſich ohnedieß an Ihr Verſprechen erinnern, zumal da Sie überzeugt ſind, daß kein größeres Vergnügen für mich in der Welt iſt, als wenn ich Sie ſehe.

Ich muß ſchließen, weil in dem Augenblick die K. kömmt, mich zur B. abzuholen, die leider! wieder ſehr elend iſt. Ich befürchte, ich befürchte, daß es einen betrübten Ausgang mit ihr nimmt.

Leben Sie wohl! Ich umarme Sie tauſend und tauſendmal in Gedanken und bin auf ewig

ganz die Ihrige
E. C. K.

Morgen früh erhalte ich, wills Gott! Ihren ſo ſichern Brief. Ich freue mich ſchon im Geiſt. Wie ſteht es denn mit meinen in Wien zurückgelaßnen Sachen?

Von Madame König.

Hamburg, den 30. Jenner 1776.

Sobald die unglückliche Entſcheidung käme, daß unſre Wünſche nicht erfüllt würden, verkaufe ich einen großen Theil meiner Sachen, die ich entbehren könnte, und den übrigen Bettel ſchicke ich fort; ſo aber halte ich es an mich, weil alle dieſe Dinge bis Braunſchweig keinen großen Transport koſten, und uns ſehr zu ſtatten kommen würden. Mein Bruder, der Profeſſor, fragt in ſeinem letzten Brief: iſt Herr Leſſing noch nicht von ſeiner großen Reiſe zurück? Die Frage verdrießt mich, weil ſie Mehreres in ſich enthält, was ich nicht geradezu beantworten kann.

Wenn Sie ſich einige Tage in Berlin aufhalten, ſo rechne ich ſicher darauf, von daher einen Brief zu erhalten. Sonſt ſchreiben Sie mir unfehlbar ſogleich von Braunſchweig. — Ich brenne vor Begierde, Ihre dortige Ankunft, und wie Sie von dem Herzog empfangen worden, zu hören. Jetzt müſſen Sie wieder in die alte Ordnung kommen, und mir — da wir ſo nahe ſind — wöchentlich ſchreiben. Nicht wahr? das werden Sie auch thun? Ich umarme Sie tauſend, und tauſendmal in Gedanken, und bin unverändert

ganz die Ihrige
E. C. K.

Haben Sie W. nicht beſucht? Ich vermuthe es faſt, indem er mir kürzlich, und während Ihres Aufenthalts in Wien, zweymal geſchrieben, ohne ein Wort von Ihnen zu ſagen. Es würde ihn ſehr kränken, und mir würde es um ſo leider ſeyn, weil er mich kürzlich wiederum ſich ſehr verpflichtet hat, indem er mir einen Poſten von 6000 Rthlr. beygetrieben, auf den ich eben nicht groß rechnete. Leben Sie wohl.

Von Madame König.

Mein liebſter Freund!

Nicht umſonſt habe ich mich vor dem erſten Brief aus Braunſchweig gefürchtet; er hat mir auch in der That Schrecken und Angſt verurſacht. Die Art, wie Sie Ihre Sache dem Herzog vorzutragen denken, ſcheint mir gar zu gefährlich. Mich däucht, ich würde ſie nicht wählen, wäre ich auch in den verworrenſten Umſtänden, und das ſind Sie doch nicht; Ihre Schulden müßten ſich denn höher belaufen, als mir bekannt iſt. Sonſt wüßte ich nicht, wie Sie um lumpichte tauſend Rthl. Ihre Ehre ſo in die Schanze ſchlagen wollten, Ihre Affairen gegen den Herzog für völlig derangirt anzugeben. Das hieße, ſich, nach meiner Meinung, wegwerfen, aber nicht, wenn Sie dem Herzog ſchrieben: Sie reichten mit Ihrer Beſoldung nicht, und hätten bis jetzt immer das Ihrige zugeſetzt, fänden ſich daher genöthigt, um Erhöhung der Beſoldung zu bitten. Ich bin gewiß, daß Sie keine abſchlägige Antwort erhalten; ſo wie ich faſt gewiß bin, daß, wenn Sie es auf die ſich vorgeſetzte Weiſe anfangen, die Sache ſehr übel ausſchlagen könnte. Wäre kein E. P. vorhanden, ſo würde ich ſo ſehr noch nicht fürchten; aber da Sie glauben, daß dieſer Ihr Gönner nicht iſt, ſo geben Sie ihm ja die Waffen in die Hand, Ihnen zu ſchaden. Und geſetzt, Sie erhalten, warum Sie anſuchen, woran ich ohne Zittern nicht denken kann, wo wollen Sie dann Ihre Verbeſſerung ſuchen? In Dresden? Schwerlich werden Sie dorten, vor dem Ableben des Hagedorns, ſo viel erhalten, als Sie jetzt haben. Sechs hundert Thaler, nebſt freyer Wohnung und Feuerung, iſt eben keine ſo kleine Beſoldung, beſonders an einem Ort, wo man leben kann, wie man will, und das kann man wohl in Wolfenbüttel beſſer, als in Dresden.

Legen Sie ja alles zum Beſten aus, was ich Ihnen hier ſage, wenn ich mich auch vielleicht nicht ſo ausgedrückt, wie ich ſollte. Ihre Wohlfarth liegt mir zu ſehr am Herzen, als daß ich Sie nicht nochmalen um alles, was Ihnen lieb iſt, bitten ſollte: ſich nicht zu übereilen, und bey kaltem Blute zu überlegen, was Sie thun wollen, ehe Sie anfangen zu handeln. Ich habe ſeit acht Tagen ſchrecklich an Koliken gelitten, und bin ſo entkräftet, daß ich nicht außer dem Bette ſeyn kann. Laſſen Sie mich um Gottes willen nicht lange auf Ihre Briefe warten. Ich habe keinen ruhigen Augenblick, bis ich beſſere Nachrichten von Ihnen habe.

Setzen Sie dann auch das Vertrauen in mich, was ich wahrhaftig verdiene, mir Ihre ganze Lage, ſo wie ſie iſt, zu melden. Haben Sie vielleicht dringende Schulden, ſo kann ich Ihnen gleich mit 40, auch 50 Louisd'ors an die Hand gehen, wenn Sie ſie nur ſo zu haben wiſſen, daß es der Welt nicht in die Augen fällt, Sie hätten ſie ſchon, wenn ich es anzuſtellen gewußt hätte.

Leben Sie wohl, ich umarme Sie tauſend und tauſendmal in Gedanken.

K.

Der Brief ſollte geſtern Morgen fort; die Poſt war aber bereits abgegangen. Seitdem hat mich die Sch. wiederum, vielleicht zum funfzigſten Mal, gebeten: Sie an die Küſte mit Büchern zu erinnern. Ich wünſchte, daß Sie ſie ſelbſt abholen möchten. Mein lieber Freund, wie gerne wollte ich Sie ſprechen! Daß die verwünſchte Italiäniſche Reiſe kommen mußte, unſre Reiſegeſellſchaft zu ſtören! Ich lebte gewiß nicht in der Ungewißheit, worinn ich jetzt lebe, und die ich faſt nicht mehr ertragen kann. Adieu.

Von Madame König.

Hamburg, den 26. März 1776.

Mein lieber Freund!

Ich freue mich von Herzen, daß der wichtige Schritt endlich geſchehen, und ſo gut ausgefallen iſt. Denn ſo viel ich aus des Pr. Brief urtheile, werden Sie nunmehr alles erhalten, warum Sie anſuchen; weil Sie gewiß nichts Unbilliges begehren werden, was Ihnen nicht ähnlich ſieht. Sie meynen, der Brief ſey auf Schrauben geſtellt. Das finde ich nicht. Was ich aber dafür halte: Der Pr. glaubt, es wären Ihnen große Anträge gemacht, für die er Sie nicht werde ſchadlos halten können. Und mag er ſich das immer einbilden! Deſto beſſer für Sie. Ich habe in meinem Leben nach nichts mehr verlangt, als nach dem Ausgang dieſer Sache. Verſäumen Sie ja keinen Augenblick, ich bitte Sie auf das inſtändigſte, mir von der Unterredung mit dem Pr. Nachricht zu geben. Wenn ich nunmehr etwas ſaumſelig im Antworten bin, ſo rechnen Sie es mit den vergangenen Zeiten ab, wo ich manchmal ſechs Monate auf Ihre Antworten lauerte, und laſſen Sie mich's nicht entgelten. Ich ſitze ſchon ſeit vierzehn Tagen, und Gott weiß, wie lange es noch dauern wird unter alten Schreibereyen; eine Arbeit, wobey ich ganz dumm werde, der ich mich aber unterziehen muß, wenn ich einen Haufen Transportkoſten für die alten Scharteken erſparen will. Wenn ich dieſen Bettel vom Halſe habe, dann bin ich ganz fertig, und aller der fatalen Arbeiten überhoben, die gar nicht für mich ſind.

Madam Sch. empfiehlt ſich Ihnen! und ſiehet einer Antwort von Ihnen mit Vergnügen entgegen. Mit erſterer Fuhre ſollen Ihre Bücher abgeben. Ich werde ſie vorher ordentlich packen, und die Küſte gut verwahren laſſen, weil Madam Sch. ſagt, daß ſie aufgegangen, und einige Bücher herausgefallen wären. Verzeihen Sie, daß ich mich dieſer Kommiſſion anmaße, ob Sie gleich mir ſie nicht haben auftragen wollen. Ich thue es auch nur, weil ſie von ſo wenig Wichtigkeit iſt, und M. Sch. den Kaſten gern los ſeyn wollte, indem ſie künftige Woche umziehen muß. Sonſt bin ich eben ſo voreilig nicht

Ihr Pathe küßt Ihnen die Hand. Es iſt ein ſchnakiſcher Patron. Geſtern wurde er roth, wie ein Welſcher Hahn, weil ich ihm Ihren Brief nicht vorleſen wollte, und behauptete, Herr Leſſing hätte ihn gewiß in der Abſicht mit geſchrieben, daß er ihn leſen ſollte. Ich muß ſchließen, weil ich meinen Schwager erwarte, der ſo gefällig ſeyn will, mir heute bey meiner Arbeit beyzuſtehen. Die Briefe ſende ich hiermit zurück, und bin für die Mittheilung höchſtens verbunden. Wenn ich Sie nicht vorher ſo ſehr geſchätzt und geliebet hätte, als man lieben kann, ſo würden Ihre Briefe an den Pr. mich dahin gebracht haben. Bey der Durchleſung habe ich Sie hundertmal in Gedanken umarmt. Das thue ich auch nun, und bin ewig

ganz die Ihrige
E. C. K.

Von Madame König.

Hamburg, den 3. April 1776.

Mein liebſter Freund!

Warum erhalte ich keine Nachricht von Ihnen? Sie ſind doch wohl, und haben neuerdings hoffentlich nicht Anlaß, mißvergnügt zu ſeyn? Heute vor einem Jahre hätte ich dieſe Fragen mündlich an Sie thun können. Gott! um wie viel vergnügter war ich damals, als jetzt. Eben beſucht mich Madam K., die ſich Ihnen beſtens empfiehlt. Weil ich alſo am weitern Schreiben verhindert werde, ſo hätte ich auch dieſen Anfang liegen laſſen, wenn ich Ihnen nicht ſagen müßte, daß ich heute mit dem Fuhrmann Gottlieb Behr von Wimſen Ihre Kiſte abgeſchickt hätte. Sie wiegt 1 Schiff Pf. 3 LPf. das Schiff Pfund iſt zu 4 Rthl. bedungen, verſteht ſich, nach Wolfenbüttel zu liefern.

Schreiben Sie mir um des Himmels willen recht bald. Ich umarme Sie, und bin auf immer

ganz die Ihrige
E. C. K.

Von Schmid.

Braunſchweig, den 6. April 1776.

Ich ſchicke Ihnen, mein liebſter Leſſing, die Abſchrift des Montfort. Ich hoffe nicht, daß Sie Nachläſſigkeiten oder Fehler darinnen bemerken ſollen. Vielleicht haben Sie dieß bischen Arbeit ſo zeitig von mir nicht erwartet. Ich mache mich aber gerne von dergleichen ſeyn, und es liegt Ihnen ja nicht im Wege, wenn Sie davon noch keinen Gebrauch machen können. Gewiſſe anſehnliche Leute möchten, wenn es nach meinem Wunſche ginge, wohl wiſſen, daß ich auch ein bischen fleißig in dergleichen Kohlmäuſerbeſchäftigungen ſeyn könnte. Dieß ſchätzen ſie öfters, wie Sie ſelbſt wiſſen, mehr als die glücklichſten Produkte des Geiſtes. Hätte ich nicht durch den Herrn von K... erfahren, daß wir Sie ſo bald nicht wieder hier ſehen würden, ſo hätte ich das Manuſcript ſo lange hier liegen laſſen, bis Sie es ſelbſt abgeholt hätten. Wie geht es Ihnen ſonſt? Ich hoffe, gut. In dieſem Feſte möchte ich wohl ein bischen auf die Nachbarſchaft reiſen; aber eben nicht nach Wolfenbüttel. Die Braunſchweigiſche Luft wird mir nach gerade zu ſchwer, und die Wolfenbüttelſche iſt uns zu nahe; folglich auch wohl nicht viel leichter. Ich kann hier unmöglich länger einroſten. Fort alſo! Neues verlangen Sie von mir ohnfehlbar nichts zu hören. Der abgeſchriebene Montfort erfolgt hierbey. Ich wünſche nur, daß Sie, mein liebſter Leſſing, auch ein bischen Freude darüber hätten. Leben Sie recht wohl, und vergnügt. Mir iſt immer ſchrecklich angſt, ob nicht vielleicht das, was ich abſchreibe, ſchon gedruckt iſt. Der Montfort muß durch manche Schrift, die er herausgegeben hat, berühmt ſeyn. Es wäre doch ſchlimm, wenn die Geſchichte von Nerba mit unter denſelben wäre? In einer lateiniſchen Ueberſetzung des Guicciardinus, die den Regnanus Vitellius zum Verfaſſer hat, Amſterdam 1613. Folio ſteht p. 211. Monfortius fuit Lambertus Hortenſius vir eruditus et ſcriptis clarus? Kennen Sie ſchon ſeine Schriften, die herausgegeben ſind, insgeſammt?

Von Madame König.

Hamburg, d. Aug.[*]) 1776.

Mein beſter, liebſter Freund!

Gottlob! die Sorge, in welcher ich wegen Ihrer Geſundheit war, iſt gehoben. Ich konnte mir gar nicht ausreden, Sie müßten krank ſeyn, weil ich in drey Wochen keine Nachricht erhielt, die Sie mir doch wenigſtens wöchentlich zu geben, und das mit dem Zuſatze: oder Sie hätten mich nie geliebt, ſo heilig verſprochen hatten. Nochmal Gottlob! daß die Angſt umſonſt geweſen und Sie ſich wohl befinden. Ich glaube gar gerne, daß die ungewiſſe Lage, worinn Sie ſich befinden,

---

*) Muß heißen „April“. Aehnliche Fehler hat der Herausgeber im zwölften und im dreizehnten Bande sehr oft ſtillſchweigend gebeſſert.

Ihnen wenig Muth und Luſt zum Arbeiten läßt. Sie macht auf mich denſelben Eindruck. Was ich thue, iſt erzwungen, und fällt mir doppelt hart, weil ich noch immer an der fatalen ſchmutzigen Arbeit der alten zwanzigjährigen Papiere bin. Noch habe ich in der Welt nichts gethan, was mich in übeln Humor geſetzt hätte, als dieſe Unterſuchung der alten Scharteken, wobey einem ſoviel Verdrießliches in die Hände fällt. Wären Sie doch hier! Sie würden mir gewiß helfen. Haben Sie doch ſchon einmal mir zu Gefallen eine alte Frau vier Stunden lang unterhalten, warum ſollten Sie dieß nicht auch thun? Bey dieſer Gelegenheit muß ich Ihnen ſagen, daß eben dieſe Frau von Tr. zur höchſten Betrübniß ihres Mannes vorigen Monath geſtorben iſt. Im Ernſte, er ſoll über ihren Tod ſehr traurig ſeyn; welches ich aber unmöglich glauben kann, wenn ich mich der Scenen erinnere, die unter ihnen vorgefallen ſind.

Eine würklich erfreuliche Nachricht habe ich von Wien erhalten. Die kleine Frau von L. iſt in geſegneten Umſtänden. Doch hat dieſe Nachricht mich nicht ſo ſehr erfreut, als mich die von de Haens Tode betrübt hat. An dieſem rechtſchaffenen Manne habe ich einen wahren und aufrichtigen Freund verloren.

Ich bin unvermerkt in die Wiener Welt verfallen, die mir im Grunde jetzt doch weniger am Herzen liegt, als das, was Ihr Brief enthält. Aus denen Anträgen, die der C. Pr. Ihnen durch K. hat machen laſſen, urtheile ich ſicher, daß er Ihr Gönner iſt, und Sie gern erhalten will. Weil aber Ihr erſter Brief ihn nur gar zu deutlich überzeugt hat, wie unerlaubt er gegen Sie gehandelt, ſo will er Sie nicht gerne eher ſprechen, als bis er glaubt, Ihnen Genüge gethan zu haben. Daher glaube ich gar gerne, daß er ärgerlich wurde, wie er aus der Antwort von K... hörte, daß Sie nicht ſo leicht zu befriedigen wären. Ob dieſer Freund auch alles ſo genau hätte überbringen ſollen? weiß ich nicht. Ich vermuthe ganz gewiß, daß der Brief unrecht datirt worden, und mit Abſicht Ihnen ſo ſpät behändigt worden iſt. Wenn es durch Verſehen geſchehen wäre, ſollte es mich ſehr verdrießen; zumalen Sie glauben, daß der Pr. lange ausbleiben wird. Es wird ſich aus der Antwort des Pr. vieles ſchließen laſſen. Wenn er Ihnen nun gleich ernſtliche Anträge macht, ſo irren Sie gewiß nicht, und er hat nur der Unterredung auszuweichen geſucht: wenn er Sie aber nur durch Komplimente hinzuhalten ſucht, ſo weiß ich nicht, was ich von ihm denken ſoll. Nach der jetzigen Lage, worinn der Hof ſich befindet, dünken mich ſeine Anerbietungen ſehr annehmlich; freylich beſſer iſt beſſer! wenn das Beſſere nur ohne Verſcherzung des minder beſſern zu erhalten iſt.

Von meinen Umſtänden habe ich Ihnen längſt eine genaue Nachricht verſprochen, die ich aber eben, weil ich ſie genau geben will, noch nicht geben kann. Jetzt liegt die Schuld an meinem Schwager, der ſeit ſechs Wochen die Handlungsbücher bey ſich liegen hat, um ſie abzuſchließen; aber immer überhäufte Arbeit vorſchützet, daß es noch nicht geſchehen. Ungefähr glaube ich zwiſchen 4 bis 500 Thlr. Louisd'or Renten zu behalten, wenn ich mein Kapital auch nur zu 4 Procent belege. Hiervon nächſtens das Eigentliche!

Ihren Ring habe ich ganz vergeſſen. Heute fand ich ihn, und werde ihn künftige Woche, nebſt denen ſogenannten antiken Steinen, die Sie in Wien geſehen, an Sie abſchicken. Der Jude plagte mich, die geſchnittenen Steine mitzunehmen, um einen Verſuch zu machen, ſie anzubringen; ich werde aber überall damit ausgelacht. Die Abrede iſt, daß wenn ich ſie nicht anbringe, ich ſie ſeiner Frau ſchicken ſollte. Sie ſind dann wohl ſo gut, und laſſen ſich beym Hrn. von B. erkundigen, wo dieſe anzutreffen, und überliefern ſie ihr dann gegen Schein. Der Jude heißt P. A.

Ich denke, die Bücherkiſte ſollen Sie bereits wohl conditionirt erhalten haben, ſo wie ich die beyden Paar Handſchuhe, wofür ich Ihnen Dank ſage.

Eben höre ich von M..., daß unſer Profeſſor Zachariä krank ſeyn ſoll. Ich hoffe nicht, daß ſeine Krankheit von Dauer ſeyn werde. Machen Sie ihm und K. v. K. gelegentlich mein Kompliment. Verſäumen Sie dann auch ja nicht, mir bald und wenigſtens einmal die Woche zu ſchreiben. Sie werden dadurch unendlich verbinden diejenige, die ewig ſeyn wird

Ihre

ganz ergebene

K.

Vielleicht ſind Sie mit Ihrem Ringe beſſer zufrieden, als ich es bin, weil der abgeſchmackte Juwelier ihn anders gefaßt hat, als er geweſen. Nehmlich er war à jour gefaßt, jetzt iſt aber der Stein ganz eingefaßt, und vermuthlich mit Folio unterlegt, was er zwar läugnete; weil er aber blendet, wenn man darauf ſieht, ſo iſt es wohl gewiß

Von Madame König.

Am Freytag

Mein lieber Freund!

Eben offeriret mir M.... das kleine Schächtelchen mit der Lotto-Stafete fortzuſchicken, die aber den Augenblick abgehet. Was ich alſo wegen der darin ſich befindenden Steine zu erinnern habe, ſchreibe ich mit morgender Poſt. Indeß können Sie es immer eröffnen. Der Ring iſt mit darinn. Leben Sie wohl. Ihre Briefe erwarte ich ſehnlich, und bin, wie Sie ſchon wiſſen,

Ihre

ganz ergebene

K.

Von Madame König.

Hamburg, d. 20. April 1776.

Mein lieber Freund!

Mit geſtriger Lottoſtafette habe ich die geſchnittenen Steine, nebſt Ihrem Ringe abgeſchickt. Ich denke Sie werden ſie erhalten haben, und nicht ungütig nehmen, daß ich Sie mit dieſer Kommiſſion beläſtige. Inliegend folgt die Notiz, ſo mir Philipp Abraham über die Steine zugeſtellt, worauf die Frau den Empfang quittiren wird, die ich mir dann wieder zurück erbitte, um meinem Gläubiger die Zurückgabe anzeigen, und ihn zu anderweitiger Bezahlung anhalten zu können. Ich glaube, ſchon geſagt zu haben, daß der ältere Herr von Voigt die Frau kennt. Wüßte ich, die Steine auch nur zur Hälfte anzubringen, ſo wollte ich ſie gerne für voll annehmen. Nicht wahr? da iſt wohl keine Hofnung? Wenigſtens ſagen alle, die ſie geſehen, ſie wären wenig oder nichts werth.

Mit heutiger Poſt dachte ich ſichere Nachricht von Ihnen zu erhalten. Daß ſie ausgeblieben, beunruhiget mich, weil ich daraus ſchließe, daß Sie noch keine Antwort von dem E. Pr. haben. Wann nur ſeine gegen Sie geäuſſerten Geſinnungen aufrichtig ſind! und der Ausgang der Entſcheidung ſich nicht ins lange hinausziehet!

Ich habe an die vier Monate keinem meiner Brüder eine Zeile geſchrieben, weil ich nicht weiß, was ich ihnen ſchreiben ſoll. Zum Glücke, daß die Manheimer Regierung ſtille ſitzet, ſonſt wäre ich gezwungen, eine categoriſche Antwort zu geben.

An Herr und Madame K. habe ich Ihren Auftrag überbracht

Sie zweifeln, ob Sie Ihr Verſprechen erfüllen, und antworten werden. Der Vetter hat ſich aber vorgenommen, daß wenn Sie nicht antworten, er poſttäglich ſchreiben will, bis er einen Brief von Ihnen erhält. Ich glaube aber, daß es bey der Bedrohung bleibt; denn als er ſie machte, hatte er das Neſſelfieber, und mußte die Stube hüten, jetzt ſchlumpert er ſchon wieder herum, und iſt um ſo mehr beſchäftiget, weil an dem Herren von B. ſich ein Rival — hervorthut, den er mit aller Sorgfalt abzuwenden ſucht. Mit ſeiner Naſe will es gar nicht gut werden. Ich fürchte, daß es übel damit ausſchlägt. Die Tante iſt noch immer die geduldige und liebenswürdige Frau. So oft ſie ſich der ihr ſo beſchwerlichen Geſellſchaft nur immer möglich entziehen kann, beſucht ſie mich. Zu der Geſellſchaft habe ich ſie ausdrücklich gebeten, mich niemal zu nöthigen; denn ſie beſtehet aus einem Ausſchuß von höchſtfatalen Menſchen, daß ich es für eine Strafe anſehen würde, wenn ich mit ihnen umgehen müßte. Ihr ganzes Amüſement beſteht in überaus hohen Spiel, wobey ſich, wie Sie leicht denken werden, der B. nicht übel ſtehet.

In den Weihnachten hatten ſie Parthie nach Jersbeck gemacht, bey welcher K. 6000 Mark Banko gewonnen haben ſoll. — Daß das Hamburger Lotto nicht wieder zu Stande kommt, und faſt einhellig von der Bürgerſchaft abgeſchlagen worden — obſchon der Rath ſo triftige Vorſtellungen dafür gemacht hatte — wiſſen Sie wohl ſchon? — Wenn zugleich alle fremde Lottos mit fortgeſchaft würden, ſo wäre wohl nichts heilſamers für hieſige Einwohner, die noch immer weg wie die Raſenden ſpielen. So aber weiß ich nicht, ob man Recht gethan hat, zumal das Altonaer Lotto vor der Thüre ſitzet. Wenn in der geſtern gezogenen Braunſchweiger Lotterie die Nummern 20, 51, 60, 63 gezogen ſind, ſo habe ich eine Quaterne von 4 Schillingen gewonnen. Auf flehentliches Bitten von Fritze, habe ich ſeit zwey Jahren dießmal zum erſtenmal wiederum geſetzt.

Der arme Fritze! hat dieſe ganze Woche ein heftiges Fieber gehabt, was anfänglich ein hitziges Fieber zu werden drohete. Gottlob! Heute iſt er wieder munter. Er und Malchen — den Engelbert habe ich nicht bey mir — empfehlen ſich Ihnen. Sie wünſchen mit mir, Sie bald zu ſehen. Wäre es denn nicht möglich, daß Sie auf acht Tage nur einen Sprung auf hier thäten? Ich wünſchte es ſo ſehr als man etwas wünſchen kann. In Ihrer Affaire müßten Sie freylich nichts verſäumen. Das wollte ich nicht um wie viel. Nehmen Sie es in Ueberlegung; geht es denn an, ſo machen Sie mir das

Vergnügen. Ich bitte Sie auf das inſtändigſte darum, und bin auf immer

Ihre
ganz ergebene
E. C. K.

Göttingen, d. 25. April 1776.

Ich habe mir in andern Fällen ſagen laſſen, daß es am beſten ſeyn, geradezu vor die rechte Schmiede zu gehen. Sie verzeihen mir es alſo, wertheſter Herr Bibliothekar, wenn ich mit einer Anfrage zu plumpe.

Wenn die Reiskiſchen Papiere bereits untergebracht ſind, ſo habe ich kein Wort zu verlieren, als vielleicht ſo viel, daß ich einmal künftig eine Bitte um Mittheilung eines Stückes wage.

Wäre es aber nicht ſo, und das Schickſal der Papiere ſollte noch unentſchieden ſeyn, und überhaupt, machte Ihre eigne Wolfenbüttelſche Bibliothek keinen Anſpruch darauf: nun, ſo laſſen Sie mich einmal nach Ihrer Bequemlichkeit erfahren, ob ſich von hier aus ein Gebot darauf thun läßt.

Auf Ihrer Reiſe nach Italien habe ich Sie oft in meinen Gedanken begleitet. Wie begierig wäre ich, nun einmal von der Leber weg, wie die Sachſen ſich ausdrücken, mit Ihnen zu ſprechen!

Mit inniger Hochachtung und Ergebenheit beharre ich ꝛc.

Heyne.

Von Madame König.

Hamburg, d. 27. April 1776.

Mein lieber Leſſing!

Ich danke Ihnen, daß ungeachtet der überhäuften Geſchäfte, Sie mir dennoch geſchrieben haben. So bin ich auch für die Mittheilung des Briefes verbunden, über deſſen Inhalt ich mich gefreuet habe, weil er die beſte Geſinnung von Seiten des E*** Pr*** verräth. Verzeihen Sie, daß ich ihn nicht ehender zurück geſchickt habe. Ich war dieſe ganze Woche hindurch nicht im Stande, nur zwey Minuten auf einer Stelle zu ſitzen, ſo bekam ich Schmerzen in der Seite, und es brach mir ein Angſtſchweiß aus, daß ich gleich aufſpringen mußte. Das viele Sitzen, was ich bisher gethan habe, vielleicht auch ein bischen Erkältung, ſind wohl Urſache daran. Heute iſt mir etwas leidlicher, wiewohl ich nicht ganz frey davon bin.

Auf die Gewährung meiner Bitte, Sie hier zu ſehen, darf ich mich alſo nicht freuen, weil Sie ſo viele Arbeit haben. Es thut mir recht leid, und meine Hypochondrie hat dadurch einen neuen Schwung erhalten. Leben Sie denn nur vergnügt, und vergeſſen Sie nicht, daß ich es zu wiſſen wünſche, daß Sie vergnügt ſind. Ich bin

Ihre

ganz ergebene

E. C. K.

Von Madame König.

Hamburg, d. 5. Mai 1776.

Mein lieber Leſſing!

Nichts könnte mich heute zum Schreiben bringen, als die Furcht, durch allzulanges Stillſchweigen mich Ihrer Briefe beraubt zu ſehen. Denn ich bin durch eine Diarrhöe, die mich ſeit zwey Nächten kein Auge zu thun laſſen, dermaſſen entkräftet, daß ich kaum die Feder halten kann. Wenn nur die Witterung ſich beſſern wollte, daß ich den Pyrmonter Brunnen anfangen könnte. Ich war erſt Willens ihn an der Quelle zu trinken, nun aber werde ich ihn im alten Lande auf Herrn Sch.... Landgute trinken, weil mich dieſer Freund ſo dringend gebeten, ſeiner Frau auf einige Wochen Geſellſchaft zu leiſten, die ſich über den Verluſt eines ihrer liebſten Kinder, welches ſie in verwichenen Wochen verloren, gar nicht tröſten kann. Was mir dabey nicht anſtehet, iſt, daß wir acht Tage vor Pfingſten dahin gehen ſollen, welches vielleicht eben die Zeit ſeyn könnte, in der Sie hier ſeyn könnten. Wenn das wäre, ſo änderte ich die Sache noch. Nehmlich ich erklärte mich mit Herren Schuback, was ich ſonſt lieber anſtehen ließe, bis wir uns mündlich geſprochen. Schreiben Sie mir darum unfehlbar mit Rückpoſt, ich bitte Sie, wenn Sie glauben hier eintreffen zu können. Ich ſehe gar wohl ein, daß bevor Sie nicht mit dem Pr. in Richtigkeit ſind, Sie ſich nicht entfernen können, ſonſt hätten Sie bereits weit dringendere Anforderungen um Erfüllung Ihres Verſprechens von mir erhalten. Ich wünſche nur, daß er nicht gar zu lange mehr ausbleiben möge. Den übrigen Inhalt Ihres Briefes beantworte ich lieber mündlich. Machen Sie, daß dieſes bald geſchehen könne. Ich bin Zeitlebens

Ihre

ganz ergebene

K.

Von Madame König.

Hamburg, d. 31. May 1776.

Mein lieber Freund!

Mit meiner Geſundheit hat es ſich gebeſſert. Wüßte ich nur auch, wie Ihre Verdrießlichkeiten abgelaufen wären, oder wenigſtens, worinn ſie beſtehen. Wiewohl ich es halb errathe, weil Madame Sch. mir geſtern erzehlte, ihr Mann ſey in Braunſchweig. Nicht wahr? durch dieſen ſind Sie beunruhiget worden. Schaffen Sie ſich ihn doch um des Himmelswillen vom Halſe, und erlauben mir, daß ich Ihnen ſo viel übermache, als hierzu erfordert wird. So wie Sie ihn in der Folge bezahlen würden, können Sie mir es ja auch wiedergeben, wenn Sie wollen; meinetwegen ſammt den Zinſen. Ich finde die Delikateſſe ganz ſonderbar, daß Sie lieber einem fatalen Menſchen als mir ſchuldig ſeyn wollen. Ich wünſchte nur, daß ich es ſelbſt überbringen könnte, ſo hätten Sie es ſchon, und hätten es wohl annehmen müſſen, wenn Ihnen an meiner Freundſchaft im mindeſten gelegen wäre. So aber weiß ich nicht, wie ich es fortbringe, daß kein Gerede wird. Mit der Poſt? ſo erfährt es B..., und mit der Lotto Staſette, M... und durch ihn Madam Sch. und zugleich die ganze Stadt. Es iſt am beſten, daß Sie ſelbſt auf hier kommen, und das können Sie, wenn Sie wiſſen, daß der E. Pr. ſobald noch nicht kömmt. Sobald Sie den aber erwarten, ſo rathe ich es Ihnen nicht. Sonſt aber thun Sie mir den Gefallen, und bringen die Feyertage hier zu. Wir haben uns denn doch noch viel zu ſagen, und ich muß Sie wahrhaftig bald ſprechen, um mein Arrangement machen zu können, an dem ich ſchon zu arbeiten anfing, worinn mich aber Ihr letzter Brief wieder irre macht. Ich gehe erſt den Sonnabend nach den Feyertagen ins alte Land; dann können Sie wieder nach Braunſchweig reiſen. Thun Sie das, Sie werden mich unendlich verbinden. Ich mache meine ſichere Hofnung darauf. Machen Sie nicht, daß dieſe mir auch wieder fehlſchlägt, wie die Hofnung, die ich mir in verwichener Woche machte. Man hat Miß... von Braunſchweig geſchrieben, es würden einige daſige Bekannte den 12ten abreiſen, um auf hier zu kommen. Ich ſtellte mir ſicher vor, Sie wären einer davon; aber vergebens habe ich Sie ſehnſuchtsvoll erwartet. Es klärte ſich nachher auf, daß es den H. F. bedeutete, der meinetwegen hätte zurück bleiben können: denn ich habe ihn —

Dieſen Brief ſchrieb ich am 19. ſo weit, und wurde daran verhindert, indem mich eine Krankheit überfiel, man brachte mich zu

Bette, welches ich auch in 13 Tagen nicht verlaſſen. Heute bin ich zum erſtenmal auf, bin aber ſo matt, daß ich nicht von einem Stuhle zum andern gehen kann. Daß ich nichts von Ihnen höre, befördert meine Beſſerung nicht. Schreiben Sie mir doch um des Himmelswillen was Sie machen? Ob Ihre Verdrießlichkeiten gehoben ſind? Künftige Poſt denke ich ſchon mehr Kräfte geſammlet zu haben, dann ſchreibe ich Ihnen ganz gewiß; es wäre denn, daß ich keinen Brief von Ihnen erhielte. Dann müßte ich aber auch denken, daß Sie nach meinem nicht verlangten. Leben Sie wohl.

Ihre ergebene
K.

Berlin, den 1. Junius 1776

Liebſter Bruder,

Inliegendes Blatt beweiſt, daß ich Dir ſchon vor vierzehn Tagen zu ſchreiben anfing; allein Zerſtreuungen und Tagelöhnerarbeiten ließen mich nichts zu Ende bringen. Jeden Poſttag wollte ich ſchreiben, und hatte ſo viel im Kopfe, was ich ſchreiben wollte, daß ich darüber gar nicht ſchrieb.

Deine Vorrede und Anmerkungen zu Jeruſalems Aufſätzen gefallen mir nicht wenig; ob Du gleich, wie Du an Herz geſchrieben, Jeruſalems Betrachtungen nicht mit einer zu ſcharfen Wage aufziehen wollen. Man kann allerdings viele falſche Sätze mit großem Scharfſinn behaupten, und die wichtigſten Wahrheiten mit lieber nachbetender Einfalt vorbringen. Der hat daher nicht am meiſten über die Sache gedacht, welcher die wahreſte Seite berührt. Deine Empfehlung verliert alſo nichts, wenn auch Jeruſalems Sätze einer ſtrengen Unterſuchung nicht Stich hielten. Doch nichts von Philoſophie! Ich wenigſtens bin mir heute keiner von allen den Ideen bewußt, die man nothwendig fühlen und bis zum erſten Gedanken, an den ſie gleichſam angereihet ſind, zergliedern muß. Aber das will ich Dir doch nicht verbergen, daß ich einen Ausdruck in Deiner Vorrede gefunden habe, der mich befremdet.

„Das Studium des menſchlichen Gerippes macht freylich nicht den Maler; aber die Verſäumung deſſelben wird ſich an dem Coloriſten ſchon rächen.“

Die Verſäumung kann ſich nicht rächen, wenn ich auch das Wort hier perſoniſicirt nehme, weil der Sinn ja ſeyn ſoll, daß der Maler kein großer Coloriſt wird, wenn er den menſchlichen Körper zu ſtudieren verabſäumt. Es ſollte alſo wohl heißen: aber das verabſäumte Studium wird ſich an dem Coloriſten ſchon rächen.

Das hieſige neue franzöſiſche Theater, welches der König bauen laſſen, iſt nun ganz fertig, und es wird ſchon darin geſpielt. Da Du das hieſige Hoftheater von innen kennſt, ſo kennſt Du auch dieſes, den kleinen Unterſchied abgerechnet, daß in dieſem neuen der Vorhang und alles, außer den Scenen, anſtatt mit Oelfarben, nur mit Waſſerfarben gemahlt worden. Das iſt Oekonomie! Und in einem Jahre Schmutz!

Döbbelin hat Ephraims Worthy zweymal aufgeführt. Die Acteurs haben nicht umſonſt gearbeitet; er hat ſie alle beſchenkt, weil ſie nach ſeiner Einſicht alles leiſteten, was ſie leiſten können.

Haſt Du Lenzens neue Arria geleſen? Du kannſt daraus ſehen, was Deine Maler-Scenen in der Emilia Galotti auf ihn für Wirkung gehabt. Man bat mich, meine Meynung darüber ſchriftlich aufzuſetzen. Ich that es, und man hat ſie gedruckt. Ich lege ſie Dir bey. Göthe ärgert mich nicht, aber ſein Nachahmer!

Karl.

Von Madame König.

Mein lieber Freund!

Ich kann mich gar nicht erholen, und will alſo auf Anrathen des Medicus verſuchen, ob ich auf dem Lande meine Kräfte wieder ſammlen kann. Morgen gehe ich mit Madam Sch. auf ihr Gut im Dorf, wo ich vierzehn Tage mich aufzuhalten denke, und wo ich gewiß alle mögliche Verpflegung haben werde. Dieſe würdige Freundinn hat in meiner Krankheit recht ſchweſterlich für mich geſorgt, ſie iſt gewiß die einzige, durch die ich erhalten bin.

Aber Sie, mein Freund, ſcheinen mich ganz zu vergeſſen. In ſo vielen Wochen habe ich keine Zeile von Ihnen geſehen. Wüßte ich nicht durch Zachariä, daß Sie wohl wären, ſo müßte ich mir vorſtellen, Sie ſeyn krank. So aber weiß ich gar nicht, was ich denken ſoll. So viel ſage ich Ihnen, daß ich ſehr bekümmert bin, und daß, wenn Ihnen an meiner Ruhe im mindeſten gelegen iſt, Sie nicht verſäumen müſſen mir mit der erſten Poſt zu ſchreiben. Der Brief kann unter gewöhnlicher Addreſſe laufen; ich habe die Verfügung gemacht, daß er mir richtig zukömmt. Ich bin Zeitlebens

ganz die Ihrige
K.

Von Madame König.

York, d. 15. Juny 1776.

Mein liebſter Freund! Ich habe nunmehro ſchon dreyzehn Tage auf dem Lande zugebracht. Die erſten Tage wollte weder die Landluft nach der Brunnen anſchlagen, vielmehr wurde ich elender, und dachte nichts gewiſſers, als ich würde wieder nach der Stadt zurückkehren müſſen. Nun aber iſt es ganz anders; ich eſſe mit dem größten Appetit, ſchlafe ruhig, und fühle, daß meine Kräfte täglich zunehmen. Der Pyrmonter Brunnen iſt doch für mich jedesmal ein außerordentlich gutes Mittel. Sollten Sie ihn auch angefangen haben, ſo wünſche ich, daß Sie einen eben ſo guten Effekt davon haben mögen. Es hat mich herzlich gefreuet, daß Sie endlich den E. Pr. geſprochen, und mit ihm übereingekommen ſind. Noch weit mehr aber hat mich die Hofnung erfreut, die Sie mir geben, Sie bald hier zu ſehen. Ich zähle jeden Tag bis Johannis. Ich endige meinen Brunnen den Tag nach Johannis, und ſo gerne man mich noch hier behalten will, ſo werde ich doch den folgenden Tag gleich nach der Stadt gehen; es wäre denn, daß ich zwiſchen der Zeit Briefe von Ihnen erhielt, die mir ſagten: Sie reiſeten ſpäter. In dem Fall hielte ich mich wohl ein paar Tage länger hier auf, größtentheils darum, weil Herr Sch. gerne ſieht, wenn ich ſeiner Frau ſo lange wie möglich, Geſellſchaft leiſte. Sie ſchreiben mir alſo gewiß, nicht wahr? und beſtimmen den Tag Ihrer Abreiſe? denn überraſchen müſſen Sie mich ja nicht. Gott gebe, daß ich Sie geſund umarme. Bis dahin thue ich es in Gedanken und bin Zeitlebens

Ihre

ganz ergebene

K.

Berlin, den 22. Junius 1776.

Liebſter Bruder,

Doctor Herz hat mir einen Brief an Dich gegeben, den ich Dir beylege. Er wird Dir wenigſtens ein neuer Beweis ſeines Scharfſinns ſeyn. Ich kann gar nichts einwenden, wenn er behauptet, daß bey den Empfindungen die objectiviſche Negation keine ſubjectiviſche Realität wirke. Sonſt müßte ein Ding, das aus lauter Verneinungen beſtände, wenn ein ſolches Ding gedacht werden könnte, in der Vorſtellung eben ſo großes Vergnügen gewähren, als ein Ding mit lauter Realitäten. Da wo die objectiviſche Unvollkommenheit zur ſubjectivi ſchen Vollkommenheit beyzutragen ſcheint, glaubt er, ſey die Urſache, entweder daß die Erkenntniß des fehlenden Prädicats an dem Objecte, die Quelle künftiger Realitäts-Vorſtellungen werde; oder daß andere Realitäten ohne die vorhandene Verneinung nicht lebhaft genug vorgeſtellt werden können; und dies ſey der Fall in den von Moſes angeführten Exempeln. Wie geſagt, dawider kann ich mir gar nichts denken, und ich wünſchte wohl, wenn Du ihm antworteſt, alle mögliche Einwendungen, wären ſie auch etwas auf Schrauben geſetzt, von Dir ihm gemacht zu ſehen. Sollteſt Du aber auch ſeiner Meynung ſeyn, ſo mache ihm die Einwürfe doch.

Daß man bey der Lehre von den Empfindungen alles nur ſubjectiviſch betrachten müſſe, und es da gar nichts helfe, zu fragen, was der Gegenſtand an und für ſich ſey, der mir Empfindung macht, ſcheint mir nicht richtig, weil wir alsdann zu keinen feſten Grundſätzen in den Empfindungen kommen würden. Denn gewährt der nehmliche Gegenſtand einem Luſt, dem andern Unluſt, ſo kann ich ja auch nicht, ohne die Kenntniß des Gegenſtandes an und für ſich, ausmachen, welcher richtig empfunden hat. Ich glaube, in der ganzen Philoſophie muß man zwar das Objectiviſche und Subjectiviſche allezeit unterſcheiden: aber niemals trennen. Könnte die Urſache der Verſchiedenheit der Empfindungen nicht in den Subjecten, ſondern in einem gewiſſen Umſtande des Objects geweſen ſeyn, das dem einen mehr aufgefallen wäre, als dem andern? Bemühte ich mich nun nicht um eine objectiviſche Kenntniß der Sachen, ſo käme ich ja nie auf die wahre Kenntniß des Objectiviſchen.

Doch Du ſollſt mir darüber nichts ſchreiben, weil Du nicht gern ſchreibſt, ſondern nur dem D. Herz Deine Meynung ſagen. Freylich haſt Du nach Deinem letzten Briefe viel zu thun; aber muß es denn auch gleich ſeyn?

Karl.

Berlin, d. 29. Junius 1776.

Liebſter Freund,

Herr Leiſewitz hat mir Ihren Brief vom 16ten übergeben; aber von Rechtswegen hätte er mir auch den Camillo Baldi übergeben ſollen, und noch bitte ich Sie, liebſter Freund, mir dieſes Buch mit der erſten fahrenden Poſt zuzuſenden.

Sie ſagen, es ſind Fratzen? Deſto beſſer, antworte ich, und noch beſſer, wenn ein wenig Aberglauben dabey wäre: denn Sie wiſſen ja, wie Sie mir den Nutzen deſſelben demonſtrirt haben!

In Ernſt! Baldi ſoll einer von den beſten phyſiognomiſchen Autoren ſeyn, und ich muß alle dieſe Herren leſen, ſollte es auch nur ſeyn, um ganz genau zu wiſſen, wie viel und wie wenig darin für mich brauchbar iſt. Was die Ideographie betrifft, ſo getraue ich mich noch gar nicht zu ſagen, was man aus der Handſchrift ſchließen ſoll, ſondern möchte nur erſt ſehen, wie man überhaupt etwas hat daraus ſchließen wollen, und worauf man es gegründet hat. Die charakteriſtiſche Verſchiedenheit der Handſchriften iſt nicht zu läugnen, wenn es nur nicht eine erworbene und dem Schreibmeiſter nachgeahmte Fertigkeit wäre. Aber auch die Art nachzuahmen iſt ja charakteriſtiſch.

Auf Aldorisii Gelatoscopia wäre ich auch viel neugieriger geweſen, als auf deſſen Idengraphia.

Daß Ihnen mein Buch [*]) gefällt, iſt mir ſehr lieb, das können Sie denken. Was die Seelenverkäuferey anbetrifft, ſo iſt es wahr, daß dergleichen Vorfälle in Amſterdam nicht ſelten ſind, und daß noch jetzt ein Seelenverkäufer wegen grauſamer Behandlung der Unglücklichen dort im Raſpelhauſe ſitzt: alſo konnte dies ein Romanſchreiber wohl zu ſeinem Zwecke brauchen.

Nun alſo den Baldi mit erſter Poſt! Ihr armen Bibliothekare, aus deren großen Bibliotheken man nichts als die Geiſterbeſchwörung und Handſchriftswahrſagungsbücher begierig verlangt [**]), und euch alles andere ganz ruhig herum wühlen läßt! Leben Sie wohl, mein Beſter. Ich bin ſtets

Ihr

Nicolai.

Nachſchrift. Haben Sie in Ihrer Bibl. alte Schlemperlieder für Handwerksburſchen, Mordgeſchichten, wie z. B. das Lied vom Schiffſel in Oeſterreich, das Hr. Eſchenburg aufgefunden hat, (und das, in parentheſi, noch in unſern Gegenden von Bänkelſängern geſungen wird), ſo ſenden Sie ſie mir auch per poſta. Ich habe etwas im Sinn, um dem übermäßigen Geſchwätz von Volksliedern ein wenig in die Quer zu kommen.

Berlin, den 4. Julius 1776.

Liebſter Bruder,

Herr Leiſewitz, für deſſen Bekanntſchaft ich Dir recht ſehr danke, iſt zwar von mir noch nicht ſehr herumgeführt worden, weil ich mich einige Tage in Potsdam aufhalten müſſen: allein er hat mir geſtern geſagt, daß er noch einige Zeit hier bleibt, und dann will ich ihn ſchon beſſer genieſſen.

---

[*]) Der IIIte Band von dem Leben des Seb. Nothankers. Nicolai.

[**]) Der in Berlin wohnende Prinz Friedrich von Braunſchweig hatte damals eine ganze Anzahl ſolcher Handſchriften aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel kommen laſſen. Nicolai.

Sein Julius von Tarent iſt hier bey immer ziemlich vollem Theater viermal aufgeführt worden. Geleſen habe ich dieſes Trauerſpiel nicht, weil ich mir das Sehen nicht verleiden wollte. Sehr viel Gutes und Schönes iſt darin; nur ſcheint mir die Sprache zuweilen mehr poetiſch, als dem Sujet angemeſſen, und die Charaktere etwas unbeſtimmt. Auch ſteht manchmal die Handlung ſtill; manchmal läuft ſie, und ſtürzt ſich gleichſam über einander. Es bleibt aber doch ein ſehr gutes Stück, und mir iſt ſeit mehreren Jahren kein beſſeres vorgekommen. Wie man mit der Aufführung zufrieden ſeyn kann, mag Herr Leiſewitz ſelbſt ſagen.

Deine Kiſte ſcheint verloren zu ſeyn, denn der junge Voß hat zweymal darum geſchrieben, aber keine Antwort erhalten. Es iſt verdrießlich genug. Entweder hätte Herr G** ſie nicht annehmen, oder ſie doch ordentlich beſorgen ſollen. Daß er krank geweſen, entſchuldigt ihn wahrhaftig nicht. Voß erwartet alle Tage ſeinen Ballen aus Hamburg, wo er laut Aviſo ſchon eingegangen; und ſo bald er hier iſt, ſollſt Du auch das Deinige davon erhalten.

Liebſter Bruder, die erwähnte Stelle in der Vorrede zu Jeruſalems Aufſätzen glaube ich wohl nicht ganz mißverſtanden zu haben. Aber eigentlich iſt mir die Stelle gar nicht wegen des Sinnes, der eine ungezweifelte Wahrheit bleibt, aufgefallen, ſondern wegen des Ausdrucks. „Die Verſäumniß dieſes Studiums wird ſich an dem Coloriſten rächen.“ Sollte es nicht heißen: Der Coloriſt wird wegen der Verſäumniß ſchon gerächt werden? Warum ſollte ſich die Verſäumniß an dem Künſtler rächen? Darüber wünſchte ich Deine Meynung.

Meine Meynung über die neue Arria ließ ich nicht drucken, um Lenzen oder einen andern Göthianer zu belehren, oder gar mit ihnen anzubinden, ſondern nur, um das Recht der Andersgeſinnten nicht verjähren zu laſſen. Brauſen und Gähren hören von ſelbſt auf. Sie wollen freylich nicht anders. Soll man aber dieſerwegen ihre Jugendpoſſen unbemerkt laſſen? Oder meynſt Du, daß ihre theatraliſche Manier, wenn ich es ſo nennen darf, bald eben ſo ekelhaft werden wird, als die Schauſpiele nach dem gewöhnlichen Franzöſiſchen Leiſten?

Lebe wohl, liebſter Bruder, und ſchreibe mir bald gewiß, daß Du in Ruhe biſt. Eher bin ich es auch nicht!

Karl.

Von Madame König.

Mein lieber Freund!

Mit Ihrem Briefe vom 23ten v. M. iſt es mir ergangen, wie Ihnen mit dem meinigen. Ich habe ihn ehegeſtern erſt erhalten. Und habe deswegen acht Tage lang in der Sorge gelebt, Sie möchten in Hamburg eingetroffen ſeyn, unterdeſſen ich mich in York aufhalten mußte, weil Madame Sch. eine Unpäßlichkeit zugeſtoſſen war, die die Ueberfahrt über die Elbe nicht erlauben wollte. Gottlob! ſie iſt beſſer, und wir ſind die Mittewoche herübergekommen. Ich, was meine Geſundheit anbelanget, ſo gebeſſert, daß alle meine Bekannten ſich wundern. Die Hofnung, Sie bald zu ſehen, hat wohl mehr dazu beygetragen, als die Landluft und der Pyrmonter Brunnen. Ich zähle jede Minute, die mich dieſem angenehmen Augenblicke nähert. Machen Sie nur, daß ich bald aufhören kann zu zählen. Meine Tochter iſt noch auf dem Lande, ich bin alſo nur bloß in Geſellſchaft meines Fritzen, (denn daß Engelbert in der Koſt iſt, wiſſen Sie wie ich glaube,) der ſehr verlanget Sie kennen zu lernen.

Die Sache wegen der Jüdinn haben Sie wohl vergeſſen, weil Sie davon nichts melden. Hätten Sie ſie noch nicht geſprochen, und ihr die Steine überliefert, ſo möchte es nun wohl zu ſpät ſeyn, weil ich die Abrede mit ihrem Manne genommen, ſie um die Zeit, wie ich ſie an Sie ſchickte, wieder zurück zu geben oder zu behalten. Doch können Sie es immer noch verſuchen.

Nun wünſche ich, daß dieß für dieſesmal der letzte Brief ſeyn möge, daß ich Sie bald geſund umarmen, und Ihnen mündlich ſagen könne, wie ſehr ich bin

Ihre

ganz ergebene
E. C. K.

Von Madame König.

Hamburg, d. 13. July 1776.

Mein lieber Leſſing!

Ob ich gleich zwiſchen Kiſten, Koffern und alten Papieren ſitze mit dem feſten Vorſatze, mich durch nichts ſtören zu laſſen, um heute mit dieſer Kramerey völlig fertig zu werden, und künftige Woche alle Tage ſpatzieren gehen zu können, weil mir die Bewegung durchaus nothwendig iſt, ſo will ich doch gleich den erſten Tag Ihren Brief beantworten, damit ich mir nicht vorzuwerfen habe, wenn des Nächſtens ein Mehreres eben nicht ſo ganz nächſtens erfolgen möchte. Das Vornehmſte, was ich Ihnen zu ſagen habe, iſt das, daß ich mich freue, wie nur die Auserwählten ſich freuen können, daß ich endlich den beſtimmten Tag Ihrer Ueberkunft weiß, und mir noch halb und halb ſchmeicheln darf, daß er wohl gar näher herangerückt werden dürfte. Mein Lieber, wenn Sie eher kommen können, ſo thun Sie es ja; erſtlich weil ich wünſchte ſie ſo bald zu ſehen, als nur immer möglich iſt; dann fürchte ich immer eine Anmahnung von der Manheimer Regierung, gegen die ich mich nicht wohl erklären kann, und auch nicht will, bis ich Sie geſprochen habe. Das Logie rathe ich Ihnen im Kayſershof zu nehmen. Es iſt zwar etwas Gefahr für mich dabey, weil die Wirthinn eine ſehr hübſche Frau iſt, aber um ſo genauer kann ich Sie auch beobachten. Zum voraus will ich mir ausbitten, daß Sie alle Mittage mein Gaſt ſeyn wollen; der Wirth leidet nicht dabey, weil er auch mein Wirth iſt.

Den Abend werde ich Sie leider Ihren übrigen Freunden überlaſſen müſſen, wo es mich denn manchmal verdrießen wird, ſo ganz allen Umgang abgebrochen zu haben; nicht des Umgangs wegen, ſondern bloß weil ich für jetzt darum Ihre Geſellſchaft werde entbehren müſſen. Der Vetter wird ſich freuen, wenn Sie ihm geſchrieben haben. Erſt vor wenig Tagen ſchmählte er auf Sie, daß Sie ihm ſo viel Briefe nicht beantworteten. Er hat heute ein tödtliches Aergerniß. Die Schi ... reiſet nach Herrn von Bl ... Guthe, 22 Meilen weit. Vermuthlich wird der arme Vetter ſeinen Abſchied bekommen.

Für die Beſorgung der Sache bey der Jüdinn danke ich. Noch eins: Wenn Sie Kayſershof wählen, ſo ſchreiben Sie mir es in Zeiten, und wie viel Zimmer Sie brauchen, weil Sie Eſchenburg mitbringen. Ich will ſie beſtellen; denn manchmal iſt es da ſehr beſetzt.

Ich hoffe Sie geſund zu umarmen, und bin auf immer

Ihre

ganz ergebene

K.

Von Madame König.

Hamburg, d. 27. Jul. 1776.

Mein liebſter Freund!

Ich hoffe Sie ſind recht wohl, und bleiben Ihrem Vorſatz getreu, künftigen Sonnabend abzureiſen, weil es doch nicht eher geſchehen kann. —

Ich kenne Herr Eſchenburg nicht. So viel vortheilhaftes mir aber von ihm geſagt wird, und ſo gut ihm die hieſige Damen ſind, ſo bin ich ihm doch ein bischen böſe, daß er die Urſache iſt, daß Sie Ihre Reiſe aufgeſchoben haben. Wenn er erſt ein Frauenzimmer wäre, würde ich Jeder über ihn ſchreyen. Für das Logis will ich ſorgen, ſobald ich den Tag weiß. Daß Sie den nicht haben zum voraus beſtimmen wollen, macht mich beſorgt, die Reiſe könnte noch aufgeſchoben werden. Ich will es indeß nicht hoffen, ſondern mir feſt vorſtellen, Sie Morgen über acht Tage geſund zu umarmen. Wie ganz ausſchweifend ich mich auf dieſen Augenblick freue, kann ich nicht ſagen.

Viele Empfehlungen von meinen Kindern. Ich werde vom Schreiben verhindert. Leben Sie wohl, beſter Freund.

Ihre

ganz ergebene
E. C. K.

Berlin, den 2. Auguſt 1776.

Liebſter Bruder,

Ich bin ſeit vierzehn Tagen ſehr vergnügt; denn man erzählt mir von Merkmalen, woraus zu ſehen wäre, daß man Dich gern dort behalten möchte. Aber, ſetzte man hinzu, Du würdeſt nie aus dem Braunſchweigiſchen gehen dürfen; und dies verbittert mir ein wenig die Freude: denn ich träume noch zuweilen von der Möglichkeit, mit Dir an Einem Orte leben zu können.

Deine Kiſte, die Du Herrn Gebler zur weitern Beſtellung geſchickt haſt, bleibt verloren. Die Kiſte aber, die Du dem jüngern Voß gegeben, iſt in Hamburg angekommen, und ſo bald ſie hier iſt, wird er ſie Dir ſogleich ſchicken, und ſelbſt ſchreiben.

Von unſerer Mutter habe ich Nachricht, daß Du aufs neue wieder an ſie gedacht; und ich danke Dir von meiner Seite auch dafür.

Haſt Du das Hamburgiſche Theater geleſen? Ich frage nicht ohne Urſache. Es iſt eine von meinen Geburten darin, alſo ein Geiſteskind Deines Bruders, dem Du einen Gefallen thuſt, wenn Du mit dem Knaben Abſalon nicht ſäuberlich verfährſt.

Das Trauerſpiel, die Zwillinge, welchem der Preis vor dem Julius von Tarent zuerkannt worden, hat oft eine ſehr kräftige Sprache, noch öfter aber Affectation und Schwulſt. Der eine Zwilling ſcheint mir mehr ſcheußlich, als ſchrecklich, und alle Charaktere ſo ziemlich nach dem Göthianiſchen, nicht Göthiſchen, Leiſten. Bei allem Guten des Stückes, iſt es doch im Ganzen weit unter dem Julius von Tarent, und die Gründe, warum die Hamburgiſchen Entſcheider es dieſem vorgezogen haben, ſind nicht weit her. Ich möchte noch manches mit Dir plaudern; aber Herr Leiſewitz, der Dir dieſen Brief einhändigt, will fort. Lebe alſo recht wohl!

Karl.

Berlin, d. 3. Auguſt 1776.

Liebſter Freund,

Ich merke wohl, man muß nur über Bibliothek-Angelegenheiten an Sie ſchreiben, ſo bekommt man Antwort. Ich danke Ihnen für den Italiäner *).

Ich bin zwar in der goldnen Kunſt der Ideographie nur noch kaum ein anfahender Schüler; aber doch traue ich mir aus Ihrer Handſchrift noch etwas mehr zu ſehen, als daß Sie eine ſchlechte Feder gehabt haben. Zwar weder Ihre Talente noch Ihre Neigungen, aber doch, da ich mit Ihrem Briefe zugleich einen Brief von unſerm Freunde Weiße bekam, ſchien es mir faſt, ſo ungläubig ich ſonſt noch an die Ideographie bin, als ob ich etwas von Ihrer beyder Charakter in der Handſchrift Ihrer beyden Briefe erblickte. Doch transeat!

*) Ich hatte mich damal ſchon ſeit einigen Jahren beſchäftigt, alles was zur Phyſiognomik im weiteſten Umfange gehört, zu ſtudieren. Zufällig war Lavater auf eben denſelben Gedanken gekommen, und nachdem im Jahre 1772 ſeine kleine Phyſiognomik erſchien, (welche ich in gewiſſem Betrachte für viel vorzüglicher halte als ſein großes Werk), kam ich mit ihm in eine phyſiognomiſche Korreſpondenz und ich darf wohl ſagen, daß ich ihn von einigen Thorheiten abgehalten habe. Ich war ſelbſt Willens, ein etwas ausführliches Werk über Phyſiognomik zu ſchreiben, aber freylich in einem ganz andern Sinn als Lavater. Zum Behuf meines Studiums hatte ich von Leſſing zwey höchſt ſeltene Bücher verlangt, des Prosp. Aldorisii oder Alderisii Ideographia, (Kunſt aus der Handſchrift den Charakter zu erkennen,) und eben deſſelben Verfaſſers Gelatoscopia s. Divinatio ex Risu zu Neapel 1611 in 4to gedruckt. Beide aber waren nicht auf der Wolfenbüttelſchen Bibliothek, ſo wie ich dieſelben auch auf allen mir bekannten Bibliotheken und ſelbſt in Italien vergeblich geſucht habe, und ich wünſchte noch jetzt ſehr, ſie ſehen zu können. Leſſing aber ſchickte mir den Trattato come da una lettera missiva si cognoscano la natura e qualità dello Scrittore, raccolto dagli Scritti del Signor *Camillo Baldi*, e dato alla stampa da Gio. Francesco Grillenzoni. In Milano MDCXXV. 8. In dieſem Buche werden aber die Zeichen hauptſächlich von der Schreibart hergenommen. Nur hauptſächlich der ſechſte Abſchnitt handelt von den Zeichen, welche die Handſchrift gewähren könne. Nicolai.

Daß Lavater die Pathognomik mit Phyſiognomik oft verwechſelt, iſt leider wahr, und kommt daher, daß er oft ſo ſehr wenig präcis redet. Aber an ſich iſt es meines Erachtens recht, daß er die Pathognomik zur Phyſiognomik nimmt. Eine läßt ſich ohne die andere nicht denken, ſo wenig als Pathologie ohne Phyſiologie, und beide fließen in der Beobachtung im gemeinen Leben in einander. — Daß faſt alle vorige phyſiognomiſche Schriftſteller den Ariſtoteles, und zum Theil ſehr ſchielend, ausgeſchrieben haben, iſt auch ſehr wahr. Faſt möchte ich den Adamantius dem Ariſtoteles vorziehen.

Leben Sie wohl, mein beſter Freund. Ich bin ſtets

der Ihrige,
Nicolai.

Von Madame König.

Hamburg, den 30. Aug. 1776.

Mein liebſter, allerliebſter Freund!

Mit ſo viel guten Wünſchen, als ich Ihnen nachgeſchickt habe, können Sie nicht anders als glücklich gereiſet, und vollkommen geſund in Wolfenbüttel angelangt ſeyn. Wie es aber dem armen Eſchenburg ergangen ſeyn mag, weiß der Himmel! Dem iſt wohl in ſeinem Leben ſo viel Böſes auf einmal nicht gewünſcht worden, als an dem Tage Ihrer Abreiſe. Ihm allein ward die Schuld gegeben, daß Sie den vermaledeyten Weg über den Teig nach dem Zollenſpicker genommen, und daher dem Schinken-Krug nicht vorbey kamen, wo zwey verlaſſene Frauen Sie vier Stunden lang erwarteten, bald einen zu Pferde, dann einen zu Fuß nach dem Thore ſchickten, ſich nach Ihnen zu erkundigen, und immer die Nachricht bekamen: Sie wären noch nicht paßiert. Ja, mein Lieber! die Kn. und ich, wir ſäßen, glaube ich, noch auf dem Schinken-Krug, wenn wir nicht endlich einen Bauer gefunden hätten, der uns verſicherte, Sie wären ſchon halb neun aus dem Thore gefahren.

Der ganze Ham und Horn wurde aufgeboten, uns nach dem Zollenſpicker zu fahren, allein Heuernte, und was nicht alles, war Schuld, daß wir keine Pferde bekamen. So lange blieben wir ziemlich ruhig, bis wir gewiß wußten, daß wir, ohne unſern Endzweck erreicht zu haben, zurückkehren mußten. Denn Kr. Pferden mochte ich es nicht zumuthen, weil wir die Kutſche hatten, uns weiter zu bringen. — Dann aber fing ich auch an, auf das ärgſte über Eſchenburg zu ſchmählen, dem ich allein die Schuld beymeſſe, weil ich verſichert bin, daß Ihnen jeder Weg gleich iſt, und der Wirth mich verſicherte, daß kein Hamburger Kutſcher iemals über den Teig führe, man müßte es denn vorher mit ihm ausmachen. Alſo Eſchenburg hat es mit ihm ausgemacht, dabey bleibt es! und ich bin ſo lange recht böſe auf ihn, bis er ſich rechtfertiget, und kann er das nicht, ſo ſoll mein Zorn ewig auf ihm ruhen! Nun genug von der höchſt ärgerlichen Sache, die mir den Kopf ſo ſchwer gemacht hat, daß ich ihn kaum aufrecht halten kann. Sonſt, mein Lieber, bin ich wohl. Sie ſind es doch auch? und geben mir bald die Verſicherung, daß Sie es ſind? Auch dieſe, daß Sie Ihr Verſprechen erfüllen, und ſobald als möglich mich abholen werden? Einen Brief, der noch hierher gelaufen, ſchicke ich Ihnen hierbey, auch die Addreſſen an meine Verwandten, die ſie zurückgelaſſen.

Malchen trägt mir auf, Ihnen alles Verbindliche zu ſagen, und Sie ihrer Ergebenheit zu verſichern. Faſt fällt es ihr eben ſo ſchwer, als ihrer Mutter, ſich in Ihre Abweſenheit zu ſchicken. Ich umarme Sie tauſend und tauſendmal in Gedanken, und bin von ganzem Herzen

die Ihrige
K.

Die Madame Sch. dankt Ihnen von ganzem Herzen.

Von Madame König.

Hamburg, den 31. Aug. 1776.

Mein Lieber!

Hätte ich doch erſt Briefe von Ihnen, die mir ſagten, Sie wären glücklich angelangt, und befänden ſich wohl. Bis ich ſie habe, kann ich weder ſchlafen noch eſſen. Bin ich nicht eine unruhige Kreatur? Ja, das bin ich. Und die Manheimer Sache beunruhigt mich auch, weil ich fürchte, daß das ſtille einſame Leben, womit ich mir ſchmeichelte, in ein ſehr turbulentes verwandelt werden wird. Denn nun weiß ich auch ſchon, daß man Sie fürs Theater engagiren will. Mein Bruder aus Heidelberg ſchreibt es mir heute. Ich lege den Brief mit bey. Aus dieſem Briefe ſchließe ich, daß die Herren Abgeſandten Sie wohl ſchon einige Tage in Wolfenbüttel mögen erwartet haben, ſie müßten denn einen Umweg genommen haben. Es wäre mir lieb. Um ſo eher erführe ich Ihren Entſchluß. So viel iſt gewiß, der Antrag iſt ſehr vortheilhaft, ohne was wir durch den Decem gewännen, beſä men Sie anderthalbmal ſo viel Beſoldung, als Sie jetzt haben, und das in einem Lande, in welchem man für wenig Geld gut leben kann. —

Wolfenbüttel kenne ich nicht, allein wenn es nach Braunſchweig zu rechnen wäre, ſo glaube ich, daß man in Heidelberg mit der Hälfte ſo weit käme, als in Wolfenbüttel mit dem Ganzen. In Manheim iſt es etwas theurer. Doch, wenn Sie die Stelle beym Theater annähmen, ſo wünſchte ich auch, daß Sie Manheim zum Wohnplatz wählten. Nothwendig müßten Sie doch oft in Manheim ſeyn, ich würde alſo Ihres Umgangs wenig genießen, wenn wir in Heydelberg wohnten, und das iſt doch, was ich am ſehnlichſten wünſche, und warum ich Sie zum Voraus bitte. Das Uebrige richten Sie alles nach Ihrem Genie und Willen ein. Wie ich oft geſagt habe, ich ziehe mit Ihnen ans Ende der Welt. Montag über drey Wochen — daß Sie den äußerſten Termin nicht vergeſſen, — ſage ich Ihnen mündlich, was ich leider! jetzt nur ſchriftlich thun kann, daß ich Sie über alles hochſchätze und liebe, und ewig ſeyn werde

Ihre

ganz ergebene

E. C. K.

Meine Kinder empfehlen ſich Ihrer Liebe. Ob Sie den Brief meines Bruders werden leſen können, iſt die Frage. Den vom Profeſſor bitte ich mir zurück, weil ich ihn würklich noch nicht recht geleſen habe.

Mein Beſter! ich hoffe, es wird noch Zeit ſeyn, die Beylage auf der Poſt anzubringen. Was ſagen Sie von meinem Bruder? Iſt es nicht brav, daß er mir mit vergnügten Zeitungen ſo entgegen eilet?

Von Madame König.

Hamburg, d. 4. Sept. 1776.

Mein Lieber!

Ich bin von Herzen froh, daß ich Sie glücklich und geſund in Wolfenbüttel weiß, und erkenne mit Dank, daß Sie, müde und matt von der Reiſe, mir doch noch einige Zeilen geſchrieben haben; obſchon es nichts geholfen; denn heute erſt habe ich ihn mit dem zweyten Brief zugleich erhalten. Meine drey Briefe haben Sie doch bekommen? und ſind folglich durch mich eher als von der Manheimer Sache unterrichtet worden, als durch die Herrn Abgeordneten. Ich verlange mit der größten Ungeduld zu erfahren, zu was Sie ſich entſchlieſſen. Gebe

Gott! daß Sie das Beſte wählen! Unterdeſſen iſt mir angenehm, höchſt angenehm aus Ihrem Briefe urtheilen zu können, daß Sie bey der Meinung bleiben, die Sache möge kommen, wie ſie komme, daß deswegen unſere Verbindung nicht brauche aufgeſchoben zu werden. Ohne daß ich verlange, in Ihrer Geſellſchaft zu leben, könnte ich mich auch unmöglich bequemen, dieſen Winter hier zu bleiben, wo ich ohne alle Kommodität lebe, und das Meinige dabey zuſetze.

Seitdem Sie weg ſind, habe ich von allen unſern Bekannten, außer Madame Sch.. keine Seele geſehen, noch geſprochen. Dieſe gute Frau iſt ordentlich bekümmert, bis ſie weiß, ob ihr Wunſch erfüllt wird, daß wir uns auf dem York trauen laſſen. Ihr Mann verſichert, daß er ihr oft ſagte, es würde nichts daraus werden, weil er überzeugt ſey, die Sache läge ihr ſo am Herzen, daß wenn nichts daraus würde, es ihrer Geſundheit nachtheilig ſeyn würde. Für Herrn Sch. habe ich ein goldenes Etui gekauft, und die Inſchrift ſauber einſchreiben laſſen. Nur wünſchte ich, daß er es ſchon hätte.

Es iſt ſchon Stadtkündig, wie ich von Malchen höre, daß Madame B. die glückliche Schöne iſt, der K. ſein Schnupftuch zugeworfen hat. Sie haben alſo recht gerathen.

Vergeſſen Sie nicht, mir zu melden: wieviel Lohn ein Hausmädchen dorten bekömmt. Das iſt keine Kommiſſion für Sie. Wem ſoll ich ſie aber auftragen?

Leben Sie wohl! meine Kinder empfehlen ſich Ihrer Liebe, und ich umarme Sie tauſendmal, und bin

ganz die Ihrige
K.

Noch eins! Sie gehören unter die langſamen Reiſenden. Wer, der Geyer! braucht drey Tage von hier nach Braunſchweig.

Von Madame König.

Hamburg, d. 7. Sept. 1776

Mein Lieber!

Ich ſollte mich zur Entſcheidung gefaßt machen? Nein mein Beſter. Das haben Sie nur in der Uebereilung hingeſchrieben. Bey reiferm Nachdenken werden Sie finden, daß die Sache für Sie weit intereſſanter iſt, als für mich — Sie allein können wiſſen, ob die Arbeit, die man Ihnen aufträgt, nach Ihrem Geſchmack iſt, ob Sie ein unruhigeres Leben dem ruhigeren vorziehen. Das weiß ich alles nicht;

Sie aber wiſſen, daß ich mich in alles ſchicken kann, und daß ich keinen andern Wunſch habe, als mit Ihnen ruhig und zufrieden zu leben, in welchem Land, in welchem Orte iſt mir gleich viel. Alſo laſſen Sie ſichs ja nicht wieder einfallen, mir die Entſcheidung auftragen zu wollen, ſondern wählen Sie, was Ihr Geſchmack und die Vernunft Sie wählen heißt. Ich wünſchte nur, daß Herr Schwan bald käme, damit man wüßte, woran man wäre. Der 25te rückt bald heran; dann muß ich meine Zimmer räumen, weil ſie bereits an einen andern vermiethet ſind. Und ſchwerlich geht Madame Sch. auf den Vork eher als ſie gewiß weiß, daß Sie ihre Wünſche erfüllen, und auf dem Vork möchte ich auch nicht lange ſeyn, wenn es ſo kalt bleiben ſollte, wie es itzo iſt. Bey Knorrs hätte ich mit Malchen wohl Platz, aber nicht meine Söhne. Es blieb mir alſo nichts übrig, als mich bey Grundſchüttel zu logiren; und wer mag ſich gerne im Gaſthof aufhalten? Ich wenigſtens nicht. Machen Sie alſo mein Lieber, daß ich wenigſtens weiß, ob es mit dem Vork Ihr Ernſt iſt, oder nicht? Bliebe es dabey, daß Sie auf den Vork kommen wollten, ſo richtet ſich Madame Sch. darnach ein — die alle Tage darnach fragen läßt — und ich gehe gegen die Zeit, wenn ich die Zimmer räumen muß, mit ihr hinaus. Verſteht ſich, wenn Sie nicht lange ausbleiben wollten. Sie erinnern ſich doch, daß Sie ihr binnen acht Tagen Nachricht verſprochen haben?

Auch erinnern Sie ſich wohl noch, daß Sie mir verſprochen haben — an meine Verwandten zu ſchreiben? Thun Sie mir die Liebe, und vergeſſen es nicht. Ich habe ihnen allen — außer Gaubius nicht, gleich den Tag nach Ihrer Abreiſe geſchrieben: Sie würden ihnen von Hauſe ſchreiben. An Gaubius will ich mit Ihrem Briefe zugleich ſchreiben.

Geſtern habe ich einige Wagen mit F. an Sie geſandt. Sie tragen wohl Ihrem Bedienten auf, daß er zuſieht, ob alles recht überliefert wird. Zu dem Ende begleite ich inliegend eine Note. Sollte etwas naß geworden ſeyn, ſo muß die äußere Emballage abgemacht werden. Ich ſollte nicht denken, daß an das Zeug was kommen kann, weil ich es außerordentlich habe verwahren laſſen. Morgen hoffe ich gewiß Briefe von Ihnen zu erhalten. Vielleicht können Sie mir ſchon ſagen, ob die Nachrichten meiner Brüder falſch oder wahr ſind. Und wäre das nicht, wenn Sie mir denn nur ſagen: daß Sie geſund ſind, und mich lieben. Ich bin ewig

ganz die Ihrige
E. C. K.

Von Malchen viele Empfehlungen.

Berlin, den 10. September 1776.

Liebſter Bruder,

Die eine Kiſte mit Büchern aus Italien iſt angekommen, und geht mit der erſten Fuhrmannsgelegenheit an Dich nach Braunſchweig. Die andere iſt und bleibt verloren.

Du biſt in Hamburg geweſen, wo man Dich wenigſtens Deine Verbindung völlig in Richtigkeit bringen laſſen. Du gehſt auch in einem Monathe wieder dahin, um Deine Braut abzuholen, und trittſt in Wolfenbüttel unter dem Segen eines heiligen Miniſterii in den Eheſtand. So höre ich alle Tage, und am Ende werde ich es glauben, weil ich es ſo oft höre. Man hat mich ſogar zu einer Reiſe nach Wolfenbüttel deshalb eingeladen. Es hält zwar ſchwer, Urlaub zu bekommen; aber auf einen halben oder ganzen Monath iſt es vielleicht nicht unmöglich. Wohin könnte ich da anders reiſen, als zu Dir? Iſt es Dir recht? Zugleich ſchlage ich Dir unmaßgeblich Madame Karſchin, ihre poetiſche Tochter, oder Herrn Burmann zu Sängern meiner Freude vor. Ich freue mich zu wahrhaft, um im Stande zu ſeyn, meinen verhungerten Gaul, an dem kein guter Blutstropfen iſt, ſelbſt zu tummeln. Will man mit ſolchen Mähren oft paradiren, ſo entſteht nichts, als lächerliches Unheil. Du kannſt Dich bald an mir revengiren; ich werde in Kurzem Deinem Beiſpiele folgen.

Haſt Du, liebſter Bruder, die Preisſchrift von Herrn Eberhard geleſen? Sie führt einen ſtolzen Titel: Allgemeines Syſtem des Denkens und Empfindens. Doch davon ein andermal.

Herr Ramler läßt jetzt die franzöſiſche Ueberſetzung ſeiner Gedichte drucken. Ich Simpler denke: ein ſchöner geſunder voller Körper giebt nicht allezeit ein gutes Skelet; und ein gutes Skelet iſt doch nie ein ſchöner Körper.

D. Herz macht zwar noch nicht allgemeine Syſteme, hat Dir aber einen ſehr philoſophiſchen Brief beygelegt. Leb recht wohl!

Karl

Von Madame König.

Hamburg, d. 11. Sept. 1776.

Mein lieber Leſſing!

Ich mache Ihnen tauſend tauſend Wünſche zu der neu erhaltenen Würde, und freue mich herzlich, daß die Sache ſo ausgefallen iſt, wie es wenigſtens für euch gewiß am beſten iſt. Nunmehro haben Sie Anlaß, mein Vaterland kennen zu lernen. Gefällt es Ihnen, ſo können Sie immer den Wechſel treffen, und wie mich deucht, mit mehrerm Anſtand, als jetzt, da die Herrſchaft noch ſo ganz kürzlich gezeigt hat, wie ſehr ſie Sie liebet und ſchätzet. Und Sie ſtehen ſich auch würklich ſo beſſer, als mit bloßen zwey tauſend Gulden, ohne die Freyheit gerechnet, in der Sie bleiben, die gewiß viel werth iſt. Dann iſt noch ein Hauptumſtand. In Braunſchweig denkt und regiert der Herzog ſelbſt; in M. hingegen die Miniſter, mit denen dazu nicht ſelten getauſcht wird, und man ſich folglich jeden Monat, jedes Jahr, auf einen andern Herrn gefaßt machen muß. Nein! es iſt ſicher ſo beſſer. Nur eins haben Sie mir zu melden vergeſſen. — Wird die Frau auch mit frey gehalten? Sonſt wird ſie Ihnen zur Laſt fallen. Denn es verſteht ſich ja wohl, nicht wahr? daß wenn Sie in ihr Vaterland reiſen, Sie ſie nicht zurücklaſſen können? Hierbey fällt mir ein, ob Sie nun auch den Wiener Wagen behalten wollen? Er iſt ungemein bequem. Sagen Sie mirs in Antwort, ſo laſſe ich ihn zur weiten Spur einrichten; denn ſo wirft man zu leicht mit um. — Künftigen Sonnabend geht Madame Sch. auf den York. Ungeachtet ich noch viel zu thun habe, werde ich ſie doch begleiten. Ich komme aber den Montag ſicher zurück. Wenn Schwan ſo abgereiſet iſt, wie Sie melden, ſo hoffe ich noch vor Sonnabend zu hören, wenn Sie auf hier zu kommen gedenken, und ob es noch bey der Abrede vom York bleibt. Madam Sch. wollte hiernach ihren Aufenthalt im York einrichten, und wünſcht alſo ſehnlich es zu wiſſen.

Daß ich zu wiſſen wünſche — eben nicht, ob Sie auf den York kommen wollen, aber wie bald Sie kommen wollen, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen. Durch jeden Augenblick, den Sie eher kommen, werden Sie mich unendlich verpflichten, das wiſſen Sie ſo. Alſo denke ich, daß auch Sie Ihre Abreiſe, ſo viel nur immer möglich beſchleunigen werden.

Leben Sie indeſſen recht wohl, und überzeugt, daß ich Sie über alles liebe und hochſchätze.

Ihre
ganz ergebene
K.

Ihre Nummern haben nichts gewonnen.

Von Madame König.

Hamburg, d. 18. Sept. 1776.

Mein Lieber!

Geſtern Abend bin ich müde und naß von York zurückgekommen. — Der Ort iſt ſehr angenehm, die Leute, unter denen ich geweſen bin, vortreflich; aber bey der Fahrt über die Elbe, von Kranz bis auf den York, iſt das fatal, daß man ſich bey ſchlechtem Wetter ein paar Stunden beregnen laſſen muß. Daß ich einen Brief von Ihnen vorfand, diente mir geſtern ſehr zur Erholung, wiewohl ich nicht läugnen kann, daß der Anfang mich ein wenig erſchreckte. Es fiel aber doch am Ende gut aus. Zwar haben Sie Ihre Hieherkunſt zwey Tage weiter hinausgeſetzt, ich ſchmeichele mir aber, wenn ich Sie recht inſtändig bitte, daß Sie dahin trachten auf den ſechſten, nicht erſt auf den achten hier zu ſeyn. Verſteht ſich auf dem York, wohin ich den 5ten gehe, und woſelbſt alles ſchon arrangieret iſt. Der Paſtor hat bereits die Erlaubniß, uns trauen zu dürfen. Nehmlich, wenn Sie eine Herzogliche Erlaubniß haben, und ich den Schein vorzeige, daß ich aus hieſigem Regu bin. Dieß letztere wird Herr Sch. binnen einigen Tagen bewürken — und wie er glaubt, werde ich mit 30—40 Thaler davon kommen — und für das Erſtere werden Sie ſorgen.

Es iſt nicht nöthig, aber Herr Sch. meynet, daß es eine Art von Kompliment wäre, wenn Sie die Herzogliche Erlaubniß einige Tage vorher einſchickten, um ſie in Stade vorzuzeigen, weil doch die Stader Herren aus bloſſer Achtung für Sie, nur unter der Hand, ohne weitläuftiges Anfragen, die Sache zugeſtanden haben, die ſonſt bey weitläuftigem Anfragen wohl Schwierigkeiten hat. Machen Sie das, wie Sie wollen, aber Ihre Hierherkunft, die laſſen Sie mich beſtimmen. Den 6ten erwarte ich Sie ganz ſicher auf dem York. Den 8ten habe ich zu unſerm Hochzeittag beſtimmt, weil der ſich auch für Herrn Sch. am beſten paſſet, und er einige Tage alsdenn bey uns bleiben kann, ohne einen ſeiner Hauptpoſttage zu verſäumen, welche Montags und Freytags ſind. Ueberdieß habe ich noch einen Bewegungsgrund, den ich Ihnen aber nur mündlich ſagen kann, warum ich dieſen Tag und keinen ſpäteren wünſche. Ich rechne daher ganz ſicher darauf, daß Sie meine Bitte gewähren, zumal da Sie kein ander Hinderniß haben, als das Haus. Allein darüber ſeyn Sie nur ganz ruhig. Die Wohnung mag ſeyn wie ſie will, in noch ſo großer Unordnung, ſie ſoll bald in Ordnung ſeyn, wenn ich zugegen bin. Und was Ihr angewieſenes Haus betrift; wenn es auf mich ankömmt, ſo vertauſche ich es mit keinem Pallaſte in der Stadt, wenn es auch noch ſo altväteriſch und klein wäre. Ich würde ja bey einer ſolchen Entfernung die Erlaubniß verlieren, Sie in der Bibliothek beſuchen zu dürfen. Dafür wollte ich lieber ungemächlich wohnen.

Die Betten will ich in Zeiten hinſchaffen. Es wird aber die Frage ſeyn, ob ſie in die Bettſtellen paſſen? In dem Fall iſt es gut, daß dorten welche ſind. Aber, mein Lieber, auf unſere Reiſe habe ich gedacht, wie wir ſie anſtellen wollen. Hier werde ich ſchwer und ſehr koſtbar einen Kutſcher finden, der uns bis Wolfenbüttel brächte; dann wiſſen die Leute auch die Wege nicht. Wäre es nicht rathſamer, Sie ſuchten dorten einen vierſitzigen Wagen zu bekommen, und nähmen Poſtpferde, mit denen man doch beſſer aus der Stelle kommt, als mit einerley Pferden? Oder wollen Sie, daß ich hier einen kaufen ſoll, weil doch die Manheimer Reiſe auch ſo nahe iſt? Ich denke nur, man kömmt dort wohlfeiler an, wie hier. Zwar fügt es ſich zuweilen, daß auch hier ein Wagen um einen billigen Preis zu erhalten iſt, wenn man ſich in Zeiten darnach umſieht. Deswegen melden Sie mir mit umgehender Poſt Ihre Gedanken.

Ich begreife nicht, wie Sie meine Antworten auf Ihre beyden letztern Briefe noch nicht haben. Ich habe keine Poſt verſäumet, ſie zu ertheilen. Ueberhaupt habe ich, ſeitdem Sie von hier ſind, alle Mittwochen und Sonnabende geſchrieben. Mit der Dienſtags- und Freytagspoſt ſchreibe ich deswegen nicht mehr, weil die Briefe nicht eher in Ihre Hände kommen, als wenn ich ſie an den Hauptpoſttagen abſende.

Daß die Sache wegen des Yorks verplaudert worden, verdrießt mich. Den Tag nach Ihrer Abreiſe erzählte mir Madam Sch. Sie ſelbſt hätten es Doktor Gr. geſagt. Ich glaubte es aber nicht, ſondern muthmaßte, daß es vielmehr durch die Tochter des S. Sch. an die Sch. gekommen ſey. Madam Sch. iſt es auch ärgerlich, und ſie hat ordentlich unterſucht, woher das Gewäſche käme, und am Ende entdeckt, daß es aus Kl... Munde kömmt, alſo vermuthlich durch die B....

Ich lege hier einen Brief vom Profeſſor mit bey, der mir viel Vergnügen macht, weil er mit ſo viel Heiterkeit geſchrieben iſt, als ich in vielen Jahren, keinen von ihm erhalten habe. —

Sie haben meine Neugierde erregt, weil Sie ſagen: die Manheimer Geſchichte ſey eines Umſtandes wegen merkwürdig — nun erwarte ich auch, daß Sie meine Neugierde befriedigen. —

Bey jeder Zeile dieſes Briefes habe ich beynahe einmal aufſtehen müſſen. Jetzt kömmt gar Madam Sch. Alſo leben Sie wohl, mein liebſter, beſter Freund, und kommen Sie nur gewiß den 6. Oktober. Wenn Sie mir dieſe Bitte gewähren, ſo will ich das ganze Jahr keine weitere an Sie thun, ohne Sie erſt um Erlaubniß zu fragen.

Ganz die Ihrige
E.

Von Madame König.

Hamburg, d. 21. Sept. 1776.

Mein Lieber!

Sie müſſen durch die gütige Antwort des Herzogs recht ſehr geſchmeichelt ſeyn. Ich wenigſtens dachte bey Ueberleſung derſelben: Wer wollte nicht lieber dieſem Fürſten dienen, der ſo freundſchaftliche Geſinnungen zeigt, als einem Ch. v. der Pf., der, wenn er auch freundſchaftliche Geſinnungen zu hegen vielleicht im Stande iſt, doch die Gabe nicht hat, ſie äuſern zu können. Ja mein Lieber! jemehr ich der Sache nachdenke, je froher werde ich, daß ſie ſo ausgefallen iſt. — Nur um eines muß ich Sie bitten, verſchonen Sie mich mit den traurigen Anmerkungen. Zwar führet die, ſo Sie in Ihrem Letzten gemacht haben, einen Beweis Ihrer Liebe mit ſich; aber dem ungeachtet hat ſie viele traurige Ideen bey mir hervorgebracht, und das Wort reuen hat mich geärgert. — Wer bereut eine Sache, die er mit Ueberlegung und von ganzem Herzen thut, der Ausgang ſey denn auch welcher er wolle?

Wegen der Reiſe habe ich mich nun genauer informiret. Einen Kutſcher kann ich bekommen, aber nicht unter 45 Thaler Courant, und vielleicht nicht unter 50 Thl. — Da verſteht ſich aber, daß er ſich ſelbſt beköſtigen muß. — Die Poſt kömmt ohngefähr 38 Thl. Louisd'or. Nun kann ich einen Reiſewagen — (Gr ... hat deren drey ſtehen —) für 60 Thaler bekommen. Es fragt ſich alſo, ob ich nicht beſſer thue, ich kaufe einen Wagen? beſonders weil wir auch zu der Manheimer Reiſe, wegen Theodor, eine Kutſche haben müſſen. Was ſie koſtet, würde beynahe an dieſen beyden Reiſen erſpart. Ich will indeß nichts thun, bis ich Ihre Antwort habe, die Sie mir aber auch gleich geben werden. Dem Wienerwagen laſſe ich weitere Spur geben. Es wird nur 7 bis 8 Thaler kommen. Wollen Sie ihn auch nicht behalten, ſo iſt er doch um ſo viel verkauflicher. —

Die gute Knorrin will mich dieſen Augenblick zum Spatzierengehen abholen, und Malchen befiehlt, ich ſoll ſpazieren gehen; deshalb ich nur geſchwinde ſo weit geſchrieben. Sie iſt da und empfiehlt ſich Ihnen. Nach der Promenade ein mehreres!

Bey meiner Nachhauſekunft finde ich zu meinem großen Vergnügen Ihren Brief vom 20ten; daß Sie aber wiederum über das Außenbleiben meiner Antworten klagen, begreife ich nicht. Die Briefe müſſen in Braunſchweig liegen bleiben, ſonſt müßte der, den ich am 14ten geſchrieben habe, doch den 20ten ſchon angelangt ſeyn; den vom 18ten konnten Sie nun freylich noch nicht haben. Nun denke ich, werden beyde in Ihren Händen ſeyn; dann werden Sie auch wiſſen, daß ich gleichfalls an die Reiſe gedacht habe. Wie ich aber damals dachte, denke ich nun nicht mehr. Ich halte nunmehro für das Beſte einen Wagen hier zu kaufen. Denn bringen Sie einen mit, ſo müſſen Sie ja vier Pferde nehmen, da Sie ſonſt wohl mit zwey fortkommen. Die Route auf den York gehet bey guter Jahreszeit, wenn der Weg trocken, über Haarburg, ſodann durch die Maſch nach dem York, der 4 Meilen von Haarburg liegt. Dieſem Weg iſt aber gegen den 6 October wohl nicht mehr zu trauen. Folglich gehen Sie von Zelle aus gerade nach Buxtehude, das eine Meile von York liegt. Die Stationen ſo Sie zu paſſiren haben, hat mir niemand nennen können; in Zelle wird man ſie aber ohne Zweifel wiſſen.

In Buxtehude werde ich Sie den ſechſten einholen; vielleicht noch etwas weiter, wenn ich die wahre Route erfahre, oder wenn nicht zwey Wege ſind, daß ich Sie verfehlen könnte, wie mirs das letztemal auf dem Schinkenkruge ging. — Es iſt wohl nicht Ihr wahrer Ernſt, wenn Sie vorſchlagen, vor mir abreiſen zu wollen. Was ſollte mich wohl in York halten, wenn Sie nicht mehr da wären! Der confuſe Empfang ſchreckt mich auch nicht. Ich bin nun beynahe ſieben Jahre an ein confuſes Leben gewöhnt, ſo, daß ich es auch noch wohl eine Weile aushalten kann. Die Umſtände bey unſerer Verbindung habe ich mir ſo ernſtlich verbeten, daß ich verſichert bin, es werden keine gemacht werden.

Ich habe neuerdings den Auftrag von Madame Sch. Sie zu verſichern, daß durch die Gewährung ihrer Bitte, Sie ſie auf Lebenslang verpflichtet hätten. Glauben Sie nur ganz ſicher, daß es ſowohl ihr als ſein Ernſt iſt. Selbſt der alte Bürgermeiſter nimt Antheil und freuet ſich, daß ſeine Verwandten bey unſerer Verbindung ſeyn ſollen. Nun dächte ich, mein Lieber, wären Sie des Leſens müde; es wäre Zeit, daß ich abbräche.

Ich umarme Sie in Gedanken tauſend und tauſendmal, und zähle ſicher darauf, daß ich Morgen über vierzehn Tage Sie mündlich verſichern kann, daß ich von ganzem Herzen bin, und ewig ſeyn werde

Ihre

ganz ergebene

K.

Von Madame König.

Hamburg, d. 25. Sept. 1776.

Guten Morgen, mein Lieber! Ich ſchreibe mit Tages Anbruch, weil ich heute zu Knorrs ziehe, und alſo viel zu kramen habe, ſo, daß ich ſonſt vielleicht den heutigen Poſttag verſäumen müßte. Die Arbeitsleute kamen aber doch ſo frühe, daß ich den Brief abbrechen mußte — Nun habe ich Ihren Brief vom 22ten zu beantworten. Herr Sch. war eben bey mir, wie ich ihn erhielt, und war froh, daß Sie zu Ihrer Ankunft keinen ſpätern Tag als den 6ten beſtimmt haben; der 5te wäre ihm aber noch lieber, weil dann den 6ten unſere Verbindung, und er am 7ten in der Stadt ſeyn könnte. Wenn Sie es alſo ſo einrichten können, ſo thun Sie es: Sie müſſen es aber auch mit der Rückpoſt ſchreiben, damit ſich Sch. darnach einrichten können. Für einen vierſitzigen Wagen will ich ſorgen, und wir fahren dann mit der Poſt; kann ich meinen Wienerwagen gut anbringen, ſo verkaufe ich ihn. Dieß ſchreibe ich Ihnen mit nächſter Poſt — und Sie bringen dann eine Chaiſe mit, worin wir die Rückreiſe machen. — Ihr Bedienter kann alsdenn bey den Kindern bleiben, wenn ich ja kein Mädchen mitbringe — denn wenn ich eine Unbekannte nehmen ſoll, ſo nehme ich ſie lieber dorten, als daß ich ſie von hier mitnehme, nicht wahr? Ich will mich indeß recht ernſtlich darum bemühen, weil Sie mir es rathen.

Heute habe ich Schuback noch recht ernſtlich gebeten, niemanden mit nach dem Dorf zu nehmen, und las ihm zum Ueberfluß was Sie darüber geſchrieben. Er war betroffen, weil er D... gebeten hat. Dieſer kommt alſo auch, aber ſonſt auch niemand. Und für dieſen brauchen Sie auch keinen neuen Rock. Sie kennen ihn ja recht gut. Eine neue Weſte und Beinkleider finden Sie vor. Malchen hat zwar ſehr gebeten es Ihnen nicht zu ſchreiben. Ich thue es aber, wenn Sie allenfalls noch einen Rock wollten machen, oder die Knöpfe müßten ändern laſſen. Denn ich weiß nicht mehr ob Gold oder Silber darauf war — ich ſahe Ihnen nicht nach dem Kleide. — Ich mag zwar kaum ſo unbeſcheiden ſeyn, Sie darum zu bitten, weil Sie ſchon die erſte Bitte auf den 6ten zu kommen, willfahrt haben; aber wenn Sie wüßten, wie dankbar ich Ihnen dafür bin, ſo würden Sie ſich auch den zweyten Dank wo möglich erwerben.

So wie Sie ſich auf meine Geduld verlaſſen wollen, ſo verlaſſe ich mich bey dieſem Briefe auf die Ihrige. Denn nothwendig müſſen Sie ihn buchſtabiren. Ich kann mir aber nicht helfen; mein Blut iſt in ſolcher Wallung, daß mir die Hände wie ein Eſpenlaub zittern

Ich bin jetzo eine ſatale Kreatur die nicht viel ausrichten kann. Deswegen wäre es mir eben nicht angenehm, wenn die Köchinn ſo gar unwißend wäre.

Meine Kinder küßen Ihnen die Hand, und ich umarme Sie tauſendmal in Gedanken, und ſehne mich recht ſehr nach dem Tage, da ich es würklich thun kann.

Die Ihrige
K.

Von Madame König.

Hamburg, den 28. Sept. 1776.

Mein Lieber!

Ein Reiſewagen iſt gekauft, ſo gut ich ihn für einen billigen Preis finden konnte, und den Wienerwagen behalte ich auch, weil ich ihn nur für einen ganz geringen Preis anbringen könnte. Folglich brauchen Sie keine Chaiſe. Mein Schwager kömmt Ihnen mit dem Wienerwagen bis Haarburg entgegen, und Sie fahren zuſammen auf den Vork. Denn geſtern habe ich meinen Haarburger Spediteur geſprochen, der oftmals im Winter den Weg nach dem Vork gemacht hat. Der verſichert, daß er zu allen Zeiten gut zu befahren ſey, hingegen ſey der von Zelle gerade nach dem Vork zu allen Zeiten beſchwerlich und öfters gefährlich. Es ſind gar keine Poſtſtationen auf dieſer Route. Deswegen ſchicke ich dieſen Brief in duplo, Heute, und Morgen mit der Hannöverſchen Poſt, weil die Briefe mit heutiger Poſt manchmal ſo ſpät in Ihre Hände gekommen ſind, und ich die mit der Hannöverſchen ſo geſchwind erhalten habe, damit Sie ums Himmelswillen nicht auf die ſchlimme Route kommen. Ich weiß nun nicht, gehe ich Donnerſtags, Freytags oder erſt Sonnabends auf den Vork, weil es von Madame Sch. und ihren Geſchäften abhängt. Dieſer Ungewißheit wegen ſind Sie wohl ſo gut, und ſchreiben meinem Schwager Friedrich Wilhelm König, ob, und wenn er Sie in Haarburg abholen ſoll? Damit er ſich nicht vergeblich da aufzuhalten hat. Bin ich alsdenn noch hier, ſo erfahre ich durch Sie, was Sie thun wollen. Es iſt ſein eigener Einfall, Sie einholen zu wollen. Ich hätte ihn nicht darauf gebracht, indem ich nicht weiß, ob es Ihnen angenehm iſt. Und iſt es Ihnen nicht angenehm, ſo ſchreiben Sie es ihm nur rein ab. Eben erhalte ich Ihren Brief vom 26ten. Wegen unſerer Reiſe hätte ich nun weiter nichts zu erinnern, als daß es nun ſchwerlich angehn wird, daß wir mit der Poſt nach Zelle kommen, und mit Pferden von Wolfenbüttel wieder wegfahren. Sie ſind alſo wohl ſo gut, und ſagen auch in meines Schwagers Briefe ganz poſitiv: ob Sie die Pferde nach Zelle beſtellen? und ich laſſe ihm denn die Ordre in dieſem Fall, hier oder in Haarburg, Pferde zu beſtellen, die uns bis Zelle bringen. — Ein Mädchen habe ich noch nicht, allein heute habe ich eine geſehen, nach der ich mich erkundigen werde, und bekömmt ſie ein gutes Zeugniß, ſo will ich ſie miethen. Es iſt eine Holſteinerinn. Die Hamburgerinnen, die etwas taugen, verlaſſen ihre Vaterſtadt ſo leicht nicht. — Ich bin Ihrer Meinung, die Manheimer Reiſe müßte wenigſtens ſo lange verſchoben werden, bis wir etwas in Ordnung ſind. Ich wünſche Sie geſund zu umarmen und bin auf immer

ganz die Ihrige
E. C. K.

Berlin, den 1. Octbr. 1776.

Liebſter Bruder,

Zwey Briefe von Dir, ohne daß ich Dir den erſten beantwortet! Das iſt eine große Seltenheit in unſerem Briefwechſel. Dein Brief vom 15ten September verurſachte mir ſo viel Vergnügen, und machte mich um den Ausdruck meiner Freude recht verlegen. Denn empfinden und Empfindungen ausdrücken, ſind ſehr verſchiedene Dinge. Ich zerkaute die Federn einen Poſttag nach dem andern, und dadurch wurde ſo wenig ein Brief als ein Gedicht.

Deine Turiniſche Kiſte hätteſt Du ſchon längſt, wenn von hier aus ein Fuhrmann nach Wolfenbüttel oder Braunſchweig gegangen wäre. Ich habe Dir Eberhards Abhandlung beylegen laſſen.

Deinen zweyten Brief komiſchen Inhalts anbelangend, ſo werde ich mir Mühe geben, Dir ſo gute Leute für das Manheimiſche Theater zu verſchaffen, als ſie in dieſer ſchauſpielerarmen Zeit aufzutreiben ſind. Ich ſchreibe mit der Sonnabends-Poſt nach Gotha. Die dortige Geſellſchaft geht aus einander. Sollten von der Berliniſchen einige abgehen, die nur halbwege taugen, ſo will ich ſie Dir anzeigen. Bekannt aber mache ich Deinen Auftrag nicht; Döbbelin möchte ſonſt ganz verrückt werden, da er es ſchon von Natur halb iſt: ob gleich auch närriſch genug zu glauben, daß, wenn er und ſeine Tochter nur bleiben, er alle Geſellſchaften in der Welt aufwiegen kann. Kurz, in acht Tagen will ich Dir darüber ſchon etwas Zuverläſſigeres ſchreiben

Voß iſt völlig wieder hergeſtellt und grüßt Dich. Herr Moſes meynt, man ſollte Dir doch Hochzeitgedichte machen, und wäre er ein

Chriſt, ſo wäre er in Kurzem bey Dir. Iſt es nun nicht gut, daß er ſich nicht hat bekehren laſſen?

Karl.

Göttingen, d. 7. October 1776.

Die Opuſcoli morali von Alberti ſind leider in unſrer Bibliothek nicht, und die Cento Apologhi von Bernardino Baldi beſitzen wir bloß in deſſen Verſi et Proſe. Ven. 1590. 4to. Wäre Ihnen damit gedient, ſo erfolgen ſie auf den erſten Wink.

Ihre Antwort wegen der Reiskiſchen Manuſcripte iſt in der Sprache eines rechtſchaffenen Mannes: und das Vertrauliche darin erwiedere ich mit herzlichem Dank.

Auf Ihren Reiſen nach Manheim müſſen Sie nun Göttingen zur Niederlage machen; wenigſtens einige Raſttage auf dem Hin- und Herwege. Recht freundſchaftlich werden Sie gewiß empfangen werden. Der gute Prof. Diez freuet ſich darauf wie ein Kind.

Nie höre ich auf mit wahrer Hochachtung zu ſeyn ꝛc.

Heyne.

Berlin, den 29. Octbr. 1776.

Liebſter Bruder,

Ob ich gleich in langer Zeit nicht an Dich geſchrieben, ſo habe ich doch Deinen Auftrag nicht vergeſſen. Chriſt, ein ziemlich guter Acteur, den ich die Rollen der auf deutſchem Boden franzöſirenden Narren und die ernſthaften Liebhaber, auch ganz niedrig komiſche Rollen mit vielem Glück machen geſehen, will von Döbbelin weg. Er hat eine Frau, die aber zur höchſten Noth nur kleine Nebenrollen ſpielen kann; doch ein Mädchen von acht bis zehn Jahren, und einen Knaben von ſechs Jahren, die, als Kinder betrachtet, ſehr gut ſpielen: vornehmlich findet der Knabe hier großen Beyfall. Dieſer will ſich mit ſeiner Familie bey dem Manheimiſchen Theater unter folgenden Bedingungen engagiren:

1) Wöchentlich verlangt er 5 Ducaten;
2) 200 Thaler Vorſchuß;
3) Reiſegeld ſo viel, daß er, mit ſeinen eigenen Worten zu reden, ſammt ſeiner Frau, drey Kindern und einer Magd honett reiſen kann.

4) Wenn der Hof nicht beſtändig in Manheim, ſondern im Sommer auf einem Luſtſchloſſe iſt, wohin die Schauſpielergeſellſchaft vermuthlich folgen muß, freyes Quartier.

Er hat mir zugleich von einer Madame Franken geſagt, die gegenwärtig in Prag alle erſten zärtlichen Liebhaberinnen und naiven Rollen ſpielt. Nach ſeinem Urtheile iſt ſie eine der beſten Actricen. Selbſt habe ich ſie nie geſehen: aber alle, die ich aus Prag geſprochen, haben mir ihr Talent gerühmt; und ich beſinne mich auch, in den theatraliſchen Wochenblättern ſie gelobt gefunden zu haben. Auch dieſe iſt zu haben, wenn man ihr wöchentlich drey Ducaten, 200 Thaler Vorſchuß, und Reiſegeld von Prag aus zugeſteht. Eine Schweſter von ihr oben drein, welche kleine Rollen macht und figurirt: für einen Ducaten, keinen Vorſchuß, aber Reiſegeld.

Nun ſchlage ich Dir, liebſter Bruder, auch einen Menſchen vor, der zwar ſchon auf dem Theater geweſen iſt (er hat nehmlich anderthalb Jahr bey der Wildſchen Truppe, die in Sachſen herumzieht, Könige und Bedienten, tragiſch und komiſch geſpielt), im Grunde aber wenig kann. Er hat mir zur Probe den Juſt in der Minna machen müſſen; und ich glaube, daß er den Ulfo im Kanut, den er mir auch vormachen wollte, auf eben die Art darſtellt. Doch er iſt wohlgebildet, hat eine gute Ausſprache, Luſt zu lernen, und verlangt nur wenig, nehmlich nur ſo viel, daß er nothdürftig leben kann. Er iſt eigentlich ein Jude, wird aber, ohne öffentlich ſeine Religion verläugnet zu haben, ſchon ſeit drey Jahren für einen erleuchteten Chriſten gehalten. Er trägt Haarbeutel, verſteht vom Jüdiſchdeutſchen und Hebräiſchen eben ſo viel, wie ich, und mag in ſeiner luſtigen Laune (denn er iſt von Profeſſion ein der Arzneykunſt Befliſſener) manchem ehrlichen bärtigen Hebräer „Mauſchel“ zugerufen haben. Ich ſchmeichle mir, Du wirſt dieſe Eröffnung ſo gebrauchen, daß ſie ihm bey ſeinem Engagement nicht nachtheilig iſt. Wenn Du ihn mit anbringſt, ſo thuſt Du ein Werk der Barmherzigkeit, und ſchaffſt vielleicht dem Theater mit der Zeit einen guten Mann. Deinen Entſchluß darüber, liebſter Bruder, erbitte ich mir bald. Hier hat ſich der Schauſpieler Müller aus Wien, den, wie er mir ſagte, der Kaiſer reiſen läßt, einige Wochen aufgehalten, und unter der Hand auch Leute zu engagiren geſucht. Wie es heißt, wird er wiederkommen, und darum möchten die Vorgeſchlagenen gern bald beſtimmte Antwort haben.

Haſt Du nun Deine Kiſte mit Büchern? Man hat mir nichts davon geſagt, als man ſie abgeſchickt, und daher wirſt Du die Komödien des Fagiuoli vermißt haben, die ich zu mir genommen. Ungeachtet ich ſchon drey Bände davon durchgeleſen, habe ich doch nichts gefunden, was mich erbauet hätte. Lateiniſche Pedanten und Wortſpiele ſind das Sinnreichſte; doch wäre oft aus der Intrigue des Stücks etwas zu machen, wenn die Theaterliebhaber nur das Verkleiden und Erkennen nicht ſatt hätten.

Du ſollſt durchaus Dich verheirathet haben, und ich glaube es doch nicht eher, als bis Du mir es ſelbſt ſchreibſt. Ich gratulire Dir auch nicht dazu, ob ich mich gleich innerlich freue, wenn Du es biſt. Willſt Du mich Deine Freude nicht wiſſen laſſen, warum ſoll ich Dir denn die meinige plaudern?

Karl

Berlin, den 11. Dec. 1776.

Liebſter Bruder,

Dein Brief vom 1ſten December iſt doch noch ein Brief, wie ich mir ihn wünſche! Ich folge Deinem Beyſpiele; denn das Menſchenleben iſt Komödie, und ohne Heirath Tragödie. Ich folge Deinem Beyſpiele ſchleunig: ſchon zum zweytenmale ruft der Prediger: wer wider ihn etwas einzuwenden hat, der ſchweige ſtill!

Haſt Du die Kindermörderin geleſen? Ich habe dieſes Schauſpiel, das von Lenzen ſeyn ſoll, für das hieſige Theater abgeändert, und dieſe Abänderung ſchicke ich Dir gedruckt. Wenn Du aus dieſem Fache jetzt nichts lieſeſt, ſo will ich Dir nicht zumuthen, daß Du damit anfangen ſollſt. Lieſeſt Du aber, ſo bitte ich Dich, das Stück nicht allein zu leſen, ſondern mir geradezu zu ſagen, was Du dabey gedacht.

Eberhards Abhandlung haſt Du doch erhalten?

Karl.

Berlin, den 12. April 1777.

Mein liebſter Bruder,

Du verſteheſt mich falſch, oder ich habe mich zu ſchielend erklärt. Dich amüſirt die Theologie, mich das Theater. Der Biedermann wird in beyden nicht nach Verdienſt geſchätzt; und ein guter Baum bringt gute Früchte, er ſtehe wo er wolle, wenn er nicht abgehauen und ins Feuer geworfen wird.

In Manheim hat man ja drey Preiſe für das Theater ausgeſetzt, einen zu 300, den andern zu 80, und den dritten zu 50 Ducaten. Das iſt doch etwas!

Der hieſige Bibliothekar Pernetti hat eine Phyſiognomik geſchrieben, unter dem Titel: La Connoissance de l'homme moral par celle de l'homme physique. Es ſind ſchon zwey Theile in groß Octav heraus. Nach einer flüchtigen Durchleſung hat es mir geſchienen, daß mehr geſunde Vernunft, und richtigere Beobachtungen darin ſtänden, als in dem Lavaterſchen Werke. Aber er bläſet die Backen nicht ſo auf, wie Lavater, und geſteht offenherzig, daß er ſehr vieles von andern habe. Freylich hat auch er viele Ungereimtheiten; aber man ſieht es gleich, daß es Ungereimtheiten ſind, und er ſagt ſie in ſeiner Benedictiner-Einfalt hin. Lavater hingegen will immer mit ſeinem Phyſiognomie-Geſchmack-Genie in einem Bombaſt von Worten etwas Unerhörtes ſagen, und ſagt gewöhnlich etwas Alltägliches, oder auch gar nichts. Nicolai war mit meinem Raiſonniren ſehr unzufrieden, und ließ ſich gar gegen Moſes verlauten, ich hätte es ihm nur zum Poſſen behauptet. Aber es iſt in der That mein Ernſt.

Voß muß Deine Fabeln wieder auflegen, oder ſie ſich nachdrucken laſſen.

Du biſt ſo gut, mich zu Dir einzuladen, und ich und meine Frau laſſen uns nicht zweymal bitten. Kommen wir auch dieſen Sommer nicht, ſo kommen wir doch einen andern; und eine Freude erwarten, iſt ja auch ſchon Freude, ſagſt Du ſelbſt. Aber, liebſter Bruder, der Profeſſor Grillo, der aus Braunſchweig zurückgekommen iſt, verſichert mich, Du wollteſt mit Deiner lieben Frau nach Berlin kommen. O thue es! wir bitten. Was ſoll ich es Dir lange ſagen, daß dieſes noch eine Freude wäre!

Karl.

Leipzig, d. 21. April 1777.

Liebſter Freund,

Ich ſende Ihnen, mein beſter Freund, eine Nachricht, die Hr. Cacault mir für Sie aus Paris geſendet hat. Erbauen Sie ſich daraus.

Ich bin bey Gelegenheit der Beſchreibung von Berlin, die ich mit mehr Mühe, als ſie vielleicht werth iſt, umarbeite, auch ein Stückchen von einem Hiſtoriker geworden, und finde nun, was Sie ſchon längſt wußten, daß die intereſſanteſten hiſtoriſchen Bücher über die Geſchichte können geſchrieben werden, von welcher man nichts gewiſſes weiß. Ihr Theophilus kann alſo auch noch zu manchem ſchönen Vertrage Gelegenheit geben; denn, wie mich dünkt, haben Sie immer noch zu beweiſen, daß er vor Johann von Eyck gelebt habe.

Alſo iſt nun die deutſche Nationalſchaubühne in Manheim? Glück zu! Sie iſt nun doch wenigſtens um ſo viel näher, als in Wien, wo ſie vormals war. Zuletzt kommt ſie wohl noch nach Wolfenbüttel; denn daß ſie bis nach Berlin käme, da ſey Gott vor! Es würde ihr gehen, wie gewiſſen im Schwunge angetriebenen Körpern, welche in nihilum reducirt ſind, wenn ſie in ihren Mittelpunkt kommen.

Cacault ſchreibt mir unter andern: Herr Mercier wolle die Dramaturgie franzöſiſch herausgeben *), und damit, vereinigt mit ſeinen Anmerkungen, alle franzöſiſchen Tragödienſchreiber niederſchlagen. Nochmals Glück zu!

Meinen Almanach **) haben Sie denn doch geſehen, ob Sie mir gleich nichts darüber ſchreiben; denn ich habe ihn Ihnen in der letzten Michaelismeſſe geſendet. Ich will noch einen Theil liefern, und dann genug, damit der Spaß nicht allzulang werde. Um dieſe Sammlung, der Abſicht nach, würdig zu ſchließen, ſoll das letzte ſeyn:

Ein Volkslied für gelehrtes Volk.

Und dies das Lied in ſechs Sprachen:

Haſt du nicht geſehn
Jungfer Lieschens Been? —

Ich habe davon die griechiſche, lateiniſche und engländiſche Ueberſetzung im Sinne behalten; aber die italiäniſche und franzöſiſche Strophe habe ich vergeſſen. Nun ſollen Sie beſtens erſucht ſeyn, aussi-tôt lettre vue, dieſe beyden Strophen auf ein Blatt zu ſchreiben, und mir mit der erſten Poſt zu überſenden. Wollen Sie ganz Ihren Vorſatz halten, an Ihre Freunde gar nicht zu ſchreiben, ſo ſenden Sie mir nur das Blatt, und weiter kein Wort. Hat aber der Eheſtand, wie ich hoffe, ſchon Ihren ſtieren Sinn in etwas gebrochen, ſo werden Sie vermuthlich wohl noch ein Paar Worte hinzuſetzen.

Ich kann Ihnen wenigſtens ſo viel ſagen, daß Moſes ſich wieder wohl befindet, und zu meiner großen Freude an Kräften, obgleich langſam, zunimmt, ſo daß ich immer noch hoffe, er werde ganz wieder hergeſtellt werden und ſeine ganze Denkkraft brauchen können.

---

*) Hr. Cacault blieb ziemlich lange in Wolfenbüttel, und ſtudierte ſich, in Leſſings Geſellſchaft und unter deſſen Anweiſung, ganz in das Eigenthümliche der deutſchen Literatur hinein, worin ihm anfänglich alles ſo fremd geweſen war. Er überſetzte noch in Wolfenbüttel die Dramaturgie, in der Abſicht, ſie nach ſeiner Zurückkunft in Paris drucken zu laſſen. Der berühmte Mercier hat wirklich nachher dieſe Ueberſetzung mit ſeinen Anmerkungen herausgegeben. Nicolai.

**) Ein kleiner feiner Almanach von Volksliedern, von Daniel Seuberlich, 1777. 12. Nicolai.

Sonſt iſt es in Berlin beym Alten. Die Theologen glauben, daß Sie ein Freygeiſt ſind, und die Freygeiſter, daß Sie ein Theolog geworden ſind. Ihr **vierter Beytrag** hat an dieſer Meynung nichts geändert. Die Hauptveränderung in Berlin iſt, daß da vor zwölf Jahren **Minna** nur zwanzig Mal hinter einander aufgeführt worden, nunmehr in dieſem Jahre die **Subordination** zwey und zwanzig hinter einander folgende Vorſtellungen gelitten hat, woraus denn auf die Aufnahme des deutſchen Theaters ein ſicherer Schluß zu machen iſt. Ich meines Orts danke Gott, daß ich der Verſuchung fürs Theater zu arbeiten, nur in ſo weit untergelegen bin, für mein Haus- und Stubentheater zu arbeiten; denn es iſt klärlich einzuſehen, wenn mein **verliebter Schulmeiſter** *) öffentlich wäre aufgeführt worden, ſo hätte er gewiß mehr als zwanzig Vorſtellungen ausgehalten, wodurch ich leicht in das verdammliche Laſter des Stolzes hätte fallen können.

Und hiermit Gott befohlen, lieber Leſſing! Ein Wort von Ihrer

---

*) Im Jahre 1765 machte ich eine komiſche Oper unter dieſem Titel, meinem Freunde **Krauſe** zu Gefallen, der Luſt hatte, etwas von der Art zu komponiren. Er ſetzte die Arien und Geſänge trefflich in Muſik. Ein Paar Lieder daraus wurden durch Einrückung in den Göttingiſchen Muſenalmanach verewigt. Das Stück, das als Theaterſtück gar keinen Werth hatte, für eine kleine Geſellſchaft aber, durch ihre bekannte Anſpielungen, einigen Werth haben mochte, hatte Bezug auf das Geburtsfeſt meiner Schwiegermutter, und ward im November 1765 zur Feyer deſſelben in meinem Hauſe aufgeführt. Die Geſänge aus dieſer komiſchen Oper waren für die Geſellſchaft, welche der Aufführung beyzuwohnen eingeladen war, gedruckt; und auf dem Titel beygefügt: **zur Feyer des Geburtstags einer geliebten Mutter.**

Hr. Prof. **Schmid** in Gießen war ein Mann, der Nachrichten zur Geſchichte der deutſchen belles-lettres mit ängſtlichem Fleiße und wenigem Verſtande ſammelte und anwendete; daher hatte auch dieſer Bogen gedruckter Lieder ſeiner Kenntniß nicht entzogen werden können. Sein Alraunchen hatte ihn dabey unterrichtet, daß ich der Verfaſſer dieſer komiſchen Oper ſey, und daß die **geliebte Mutter** unfehlbar eine vornehme Perſon ſeyn müſſe. Er nahm alſo gleich die vornehmſte, und machte aus meiner guten **Schwiegermutter** eine **Landesmutter**. Er that mir die Ehre, mich unter die theatraliſchen Schriftſteller zu ſetzen, auf folgende Art: „Fr. Nicolai, Verfaſſer „einer komiſchen Oper, der verliebte Schulmeiſter, aufgeführt am Geburts„tage der **Königinn von Preußen**.“ So kam ich unverdient in den Ruf ein Theaterdichter und ein Hofpoet dazu zu ſeyn! Wie man manchmal über Verſchulden glücklich werden kann! **Nicolai**.

Reiſe nach Manheim könnten Sie mir wohl nach Berlin ſchreiben; denn alle Ihre Freunde ſind begierig zu wiſſen, was daſelbſt vorgegangen iſt, und wie Sie die Ausſichten, die man daſelbſt hat, gefunden haben. Daß Ausſichte und Anſichte zweyerley iſt, gilt nicht bey Lavatern allein.

Leben Sie wohl! Ich bin von Herzen

Ihr

Nicolai.

Nachſchrift. Zum Bunkel, da er ſo ſehr Ihren Beyfall hat, werden Sie doch wohl 200 Pränumeranten ſammeln?

Braunſchweig, d. 25. May 1777.

Geſtern Abends kam ich von meinem guten alten Lemcker erſt wieder zu Hauſe. Die erſte Freude, die mir hier entgegen kam, war Ihr Brief, liebſter Leſſing. Wieder ein Fund! und zwar ein ſo wichtiger! Wo haben Sie denn in aller Welt auch das Volumen majus, das ſich in ein ganz anders Manuſcript verkrochen hatte, heraus ſpüren können? Nach gerade glaube ich, Sie können es am Geruche haben! Nur immer her mit dem, was Sie abgeſchrieben haben wollen! Ich thue es mit mehrern Vergnügen, dieß können Sie ſicherlich glauben. Wenn ich es Ihnen nur gut genung mache. Wiſſen Sie mir denn 1) das deutſche Original des Wahldekrets Kayſer Carls des fünften nachzuweiſen? 2) Sollte nirgend etwas von der ſo gewaltig ins Auge fallenden Umkleidung der Spiegelſchen Anrede an den Kayſer angemerkt ſeyn? Noch liegt mir das Zeug im Kopfe, hernach denke ich wohl in meinem Leben nicht wieder daran.

Ihr aufrichtigſter

Schmid.

Berlin, den 5. Junius 1777.

Wenn, mein liebſter Leſſing, die Ueberbringerinn Ihres Briefes vom 25. May die übrigen Sehenswürdigkeiten des großen Berlins nicht ſehenswürdiger findet, als den Verfaſſer des Nothankers, ſo wird ſie die Koſten ihrer Reiſe verzweifelt ſchlecht angewendet haben; denn er hat aus Eifer, die Sehenswürdigkeiten von Berlin zu beſchreiben, alle ſeine gute Laune, und beynahe die Augen verloren. In der That, kann ſchwerlich ein ſo turpis labor ineptiarum gefunden werden, als die vermehrte Auflage der Beſchreibung von Berlin, mit der ich mich ſeit dem vergangnen November beſchäftige, und zur Strafe für meine Jugendſünden noch länger als bis den künftigen November werde beſchäftigen müſſen. Es iſt wahr, daß ich mich, um bey ſolchem Lumpengeſchmiere meinem Geiſte doch einige Nahrung zu geben, gelegentlich in die alte Brandenburgiſche Geſchichte geworfen habe. Die Diplomata haben ſich an dem, der ſie zuweilen verlacht hat, gerächt, und ihm, weil er ſie zu fleißig geleſen, die Augen beynahe gänzlich verdorben. Sollten Sie ſich wohl vorſtellen, daß ich alles von Diplomen, gedruckt und ungedruckt, worin etwas vom alten Zuſtande von Berlin vorkommt, geleſen, excerpirt, und ein Diplomatarium Berolinense von 1200 an, nach chronologiſcher Ordnung zuſammen getragen habe! Sie werden ſagen, das wäre ein Zeichen von Herannahung meines ſeligen Endes. Ich glaube es auch.

Was den Theophilus betrifft, ſo bin ich freylich Ihrer Meynung, daß Sie aus der innern Beſchaffenheit ſeiner Lehren es mehr als wahrſcheinlich gemacht haben, er habe vor Johann von Eyck gelebt. Indeſſen wiſſen Sie ſelbſt, daß ein hiſtoriſcher Beweis, wer der Theophilus geweſen, und wenn er gelebet, desgleichen ein Codex Mscrptus, aus deſſen Beſchaffenheit unwiderſprechlich bewieſen werden könnte, er ſey vor den Zeiten Johanns von Eyck geſchrieben, alle Zweifel zu Boden ſchlagen würde.

Als ich an Sie wegen des Manheimiſchen Theaters ſchrieb, glaubte ich wirklich, die Sache ſey Ernſt. Nachher habe ich genug gehört, wie ſich der Pfälziſche Hof bey dieſer Sache betragen hat. Zwar möchte ich mich faſt freuen, daß ich alle Tage beſtätigt finde, was immer meine Meynung geweſen iſt, nehmlich, das, was die Fürſten für die Litteratur thun ſollen, ſey nicht werth, daß man die Hand darnach umwende. Auf der andern Seite, laſſe ich mich wohl zuweilen bereden, wenn ich ſo viel Gutes höre, auf einen Augenblick zu glauben, es ſey wahr. Aber hinterher kocht bitterer Gram in mir, wenn ich ſehe, daß Dummheit und abgeſchmacktes Weſen in unſerm lieben Vaterlande noch in ſo reichem Maße vertheilt ſind, und daß die deutſche Litteratur bey den Großen ein Ding iſt, das durch nichts als durch eine armſelige Hofintrigue befördert oder verſtoßen wird. — Wenn ich je mein Schickſal ſegne, daß ich von keinem großen Herrn abhange, ſo iſt es bey ſolchen Gelegenheiten; und dies hilft mir wahrhaftig alle Sorgen und Arbeiten meiner Handlung, unter denen ich ſeit einigen Jahren ſonſt erliegen müßte, ertragen.

Mein Almanach hat freylich eine ſehr ernſthafte Abſicht, nehmlich einige der Thoren, die jetzt thun, als ob alle Weisheit und Gelehrſamkeit nicht eines Bißchen Mutterwitzes (das ſie Genie taufen), und alle Poeſie nicht der Lieder der Tyroler und Hechelträger werth wäre, wo möglich, klug zu machen, oder dieſen Herren, welche wähnen, es dürfe ſich niemand an ſie wagen, gerade in die Zähne zu lachen*). In die Litteratur der alten deutſchen guten Volkslieder aber habe ich mich nicht ernſthaft einlaſſen wollen, theils weil mir Zeit fehlte, theils weil ich genöthigt geweſen bin, zuweilen ein wenig Ramleriſch mit den Liedern umzugehen, die ſonſt gar nicht hätten mitlaufen können. Doch habe ich mich wirklich dieſer Freyheit nur ſehr ſparſam bedient, wo es ſich nicht ändern ließ. Ich habe mir freylich ein heimliches Vergnügen gemacht, einige ſchöne Stücke zuerſt ans Licht zu bringen; aber ich habe wiſſentlich einige recht plumpe darunter geſetzt, damit man anſchauend ſehe, daß wahrhaftig nicht alle Volkslieder des Abſchreibens werth ſind.

Meine Hauptquellen ſind die Bergkreyen, 1547 in Nürnberg gedruckt. Wenn mein Almanach erſt heraus iſt, habe ich große Luſt, dieſe Bergkreyen Hrn. Eſchenburg zur Bekanntmachung im Muſeum zu ſenden. Sonſt habe ich auch, einzeln gedruckt, die Menge von ſechs weltlichen Arien; aber meiſtens iſt es unausſtehlicher Schund.

Sie bekommen anbey das Verzeichniß, woher jedes Lied im Almanach iſt.

Vom zweyten Theile ſind ſchon 4 Bogen gedruckt, und mehr Theile will ich nicht herausgeben, theils, damit der Spaß nicht allzu lang werde, theils, weil ich mir vorgenommen habe, mich von allen Arbeiten los zu machen, mit denen ich an das Publicum und an eine gewiſſe Zeit gebunden bin, da ich ohnedies unter der Arbeit beynahe erliege.

Wenn Sie mir etwas mittheilen können, ſo geben Sie mir ein Almoſen; denn ich habe zum zweyten Theile eben nicht viel recht Gutes. Aber — ich muß es längſtens in der Mitte des Julius haben, ſonſt wird es zu ſpät. — Suchen Sie fein, Herr Bibliothekar!

Moſes grüßt Sie. Er will wegen des Titels, den er lieber mit hebräiſchen Buchſtaben geſchrieben geſehen hätte, (weil er ihn ſo nicht

*) Das Ding kam mir in einer frohen Geſellſchaft in Deſſau zuerſt in den Kopf; daher legte ich die Scene nach Melon bey Deſſau. Bürger, der im deutſchen Muſeum unter dem Namen Daniel Wunderlich vorgegeben die Volkslieder wären die eigentliche Poeſie, gab Gelegenheit dazu. Der Geiſt Gabriel Sonderlichs, der in der Vorrede erwähnt wird, iſt nach einem damals in Deſſau lebenden, nun ſchon verſtorbenen, witzigen Manne, Hrn. Johann Steinacker, geſchildert. Nicolai.

ganz verſteht) einen gelehrten Rabbiner fragen und Ihnen die Antwort melden.

Der Vergleich Ihres ehemaligen ſächſiſchen und preußiſchen Patriotismus mit Ihren jetzigen freygeiſteriſchen Anecdotis und theologiſchen Widerlegungen iſt höchſt richtig. Nur dünkt mich, Sie hätten mir einmal ſelbſt geſagt, wenn Sie oft hinter einander mit dem eifrigen Krauchenf in Leipzig diſputirt hätten, ſo wären Sie durch die Hitze des Streits auf eine Zeitlang im Ernſte preußiſch geworden. — Hm! daß es Ihnen mit Ihren theologiſchen Diſputen nur nicht auch ſo geht! Die Polemik iſt eine ſchöne Hure, die zwar an ſich lockt, aber wer ſich mit ihr gemein macht, — und das begegnet den geſundeſten am leichteſten, — bekommt Krätze oder Filzläuſe, die dann feſt ſitzen, wenn die Hure ſchon längſt vergeſſen iſt.

Leben Sie wohl! Ich hätte noch allerley zu ſchreiben; aber meine Augen ſind halb blind. Ich bin

Ihr

Nicolai.

Berlin, den 10. Junius 1777.

Mein liebſter Bruder,

Wieder zwey Briefe auf einmal von Dir! O, ganz natürliches Wunder des heiligen Eheſtandes! Meinen feyerlichen Dank nicht ſo wohl Dir, als Deiner lieben Frau.

Deinen erſten Brief brachte mir Mag. Spittler. Die kurze Zeit, die er ſich hier aufgehalten, hat er fleißig die Theologen beſucht; ich bin ſogar in Charlottenburg bey Eberhard mit ihm geweſen. Bey Nicolai aber nur einen Augenblick; denn er war ſo eben erſt von der Meſſe gekommen, und Spittler wollte den Morgen darauf fort. Nach ſeiner Abreiſe erhielt ich einen Brief an ihn, der noch bey mir liegt, weil ich nicht weiß, wo er ſich aufhält, und er mir ſagte, er wollte erſt eine Reiſe über Dresden nach Wien machen, ehe er in ſein Vaterland zurückginge.

Was Du mir von dem Manheimer Theater in Deinem zweyten Briefe meldeſt, ſtimmt mit allem dem, was ich nachher davon erfahren habe, überein. Nur Eins verdrießt mich, was ich letzthin in einer Zeitung las: ein gewiſſer Schmid (wenn es der von der Schuchiſchen Geſellſchaft iſt, ſo iſt er gewiß nicht ganz ſchlecht) habe ſchlechten Beyfall gefunden, ob Du ihn gleich empfohlen. Als wenn in Manheim das wahre Talent entſchieden würde!

Die Herren von C. und D. nebſt ihren Damen ſpreche ich oft. Heute ſind ſie nach Potsdam gereiſt, werden aber übermorgen ſchon wieder zurück ſeyn. Mit ihnen werde ich Dir ein Mehreres ſchreiben. Du hätteſt wohl mit ihnen nach Berlin kommen können!

Karl.

N. S. Unſer Bruder Theophilus hat mir nicht einmal ſeine Eclogae Salomonis geſchickt. So bald ich ihm ſchreibe, werde ich ihn darum mahnen. Er mag wohl von der Autor-Methode, an ſeine Freunde Exemplare zu verſchenken, nicht viel halten.

Braunſchweig, d. 2. Auguſt 1777.

Wenn Sie, mein liebſter Leſſing, mir Freßwolfe den Brodkorb ſo hoch hängen, daß ich von Ihnen nichts mehr erhalten kann, ſo mauſe ich neben her.

Hier ſchicke ich Ihnen etwas, das Sie mir zu copiren nicht aufgetragen haben; und doch hoffe ich, ſoll es Ihnen nicht unangenehm ſeyn. Vielleicht kann mancher hiſtoriſche Umſtand durch mein ſchönes Regiſter berichtiget werden. In der Geſchichte kommt, wie Sie ſelbſt wiſſen, manchesmal auf Tag und Stunde gar viel an. Auch könnte man aus den beygetragenen ohngefähr auf das Alter des Calendarium, wenn es geſchrieben iſt, gebracht werden; etwa glaube ich im 900. oder 1000ſten Jahre. Neuer iſt es gewiß nicht. Was ich hinten vom Dithmar u. ſ. f. beygeſchmiert habe, that ich nur, um zu verſuchen, von welchen Leuten die Rede in dem Calendario wäre, und ob die Chronologie bey andern Schriftſtellern auch zuträfe? u. ſ. f. Das geht Ihnen vermuthlich nichts an.

Eſchenburg hofft Sie nächſtens hier zu ſehen. Er wird Ihnen denn von dem, was Sie zu wiſſen verlangen, Nachricht geben. Leben Sie wohl, mein liebſter Leſſing.

Ihr

Schmid.

Liebſter Leſſing!

Wenn Sie gleich das Publikum bisher noch nichts von den Früchten Ihrer Reiſe nach Italien haben genießen laſſen, ſo zweifle ich doch nicht, daß Sie einzelnen Perſonen gern damit auf eine oder die andre Art werden dienen wollen, ſo oft Sie dazu Anlaß finden. Izt haben Sie eine Gelegenheit, einem jungen Menſchen, der deſſen gewiß nicht unwürdig iſt, eine ſolche Wohlthat, und zugleich ſeinen rechtſchaffnen Aeltern einen nicht geringen Dienſt zu erweiſen. Der Herr Commiſſarius G. in Hannover ſchreibt mir, daß ſein jüngſter Sohn, der, wie Sie wiſſen werden, ein paar Jahre unter Oeſern die Malerey ſtudirt hat, vor einigen Tagen Dresden, wo er ſich etliche Monathe aufgehalten, verlaſſen habe, um nach Italien zu reiſen. Er geht über Prag nach Wien, wo er von dem General von Waſmoden Empfehlungsſchreiben zu bekommen hoffen darf, wie er ſchon eine beſondere Empfehlung von dem Grafen von Vitzthum an Mengs bekommen hat. Von da wird er über Venedig, Bologna und Florenz nach Rom eilen, wo ihn der Vater ein paar Jahre unterhalten will. Nun erſucht mich der letztere, mich ſogleich mit unſerm Profeſſor Schmid zu vereinigen, um ſeinem Sohne dergleichen auch von Ihnen zu verſchaffen. Aber ich habe ſo viel Eigenliebe, (doch wohl nicht zu viel?) daß ich mir zutraue, ich könne dieſes wohl ganz allein bey Ihnen auswirken, und ſo wohl Ihre Menſchenliebe als auch Ihre Freundſchaft gegen mich, laſſen mich hoffen, daß ich keine Fehlbitte thun werde. Seyn Sie denn ſo gütig, mir, ſo bald Sie können, Empfehlungen für ihn, an Ihre Bekannte in Rom, z. E. an den Herrn Rath Reiffenſtein, oder andre, zuzuſenden, damit ſie ihm nach Wien nachgeſchickt werden können. Der junge Künſtler wünſcht beſonders eine Adreſſe an den Cardinal Bernis zu haben, weil ihm der als ein ſehr braver Mann gerühmt worden iſt. Gute Adreſſen ſind ihm deſto nöthiger, je jünger er iſt, denn er iſt noch nicht 19 Jahr alt. Sie werden aber deſto geneigter ſeyn, ihm welche zu geben, je ſichrer Sie ſeyn können, daß er ſeinen Gönnern, und vornehmlich Ihnen, ſowohl durch ſeine Talente, als durch ſeinen Fleiß und ſeine übrige Aufführung, Ehre zu machen ſuchen werde.

Weil ich doch einmal beym Empfehlen und um Empfehlung bitten bin, ſo muß ich doch nicht vergeſſen, mich und meine Louiſe Ihnen beſtens zu empfehlen, und Sie in ihrem und meinem Nahmen zu erſuchen, daß Sie bey der erſten Gelegenheit, da Sie wieder zu uns herüber kommen, den dritten Theil von Lavaters Phyſiognomie und die Mercüres, die mir Herr von K. geliehen, und die er, wie er ſagt, auch von mir wieder fordern will, mitbringen. Dieſes empfehlen Sie ſein ſich ſelbſt. Aber noch ernſtlicher wünſchen wir, daß unſer Andenken Ihnen und Ihrer lieben Frau empfohlen ſeyn möge.

Der

Braunſchweig, Ihrige
den 30. Sept. 1777. J. A. Ebert.

Berlin, den 3. October 1777.

Liebſter Bruder,

Ich bin allerdings in Breslau geweſen, und ſchon ſeit vierzehn Tagen von dieſer Reiſe zurück, ohne Dir geſchrieben zu haben. Die Schuld liegt daran, daß ſich mir vor acht Tagen eine Gelegenheit zeigte, Dich gar beſuchen zu können, welche aber nun vier Wochen verſchoben iſt. Moſes muß nehmlich nach Hannover, und will unterweges bey Dir einſprechen. Falls ich Urlaub erhalte, und meine Frau mit könnte, wäre die Freude vollkommen. Davon aber wollte und ſollte ich Dir eigentlich nichts ſchreiben. Allein Dein Brief vom 20ſten September, welcher mir außerordentlich angenehm iſt, und den ich erſt heute Abends erhielt, macht mich ſo ſchwatzhaft.

Dein lieber Stiefſohn wird uns recht willkommen ſeyn. So viel ich kann, will ich ihm hier den Aufenthalt angenehm und nützlich zu machen ſuchen. Begnügt er ſich mit einem Stübchen, ſo laß ihn bey mir wohnen. Hat er ja Beſuche, die er nicht in unſerer Gegenwart annehmen kann, ſo ſteht ihm das anſtoßende Zimmer zu Dienſt.

Die Opernzeit geht gewöhnlich gegen den 20ſten December an. Wie wäre es, da ich Dich gewiß in vier Wochen zu ſehen denke, wenn ich Deinen Sohn mitnähme? Unſer Freund Moſes reiſt, ſo viel er mir geſagt hat, mit ſeiner Frau und in einem vierſitzigen Wagen. Allein wenn Du ihn etwa mit Deiner Frau ſelbſt herbringen willſt, ſo mußt Du deshalb Deinen Vorſatz nicht ändern.

Von meiner Reiſe nach Breslau muß ich Dir doch auch etwas ſagen. Daß es mir da gefallen hat, iſt natürlich. Es gab für mich manche neue Gegenſtände: ſo viele katholiſche Kirchen, die mir gegen die Berliniſchen (denn womit will ich ungereiſter Menſch ſonſt Vergleichungen anſtellen?) reich, ſchön und prächtig waren. Stadt, Gegend und Menſchen zogen meine Aufmerkſamkeit an ſich. Das Jeſuiter Gebäude würde im Ganzen genommen an Umfang und großem Geſchmack dem hieſigen Schloſſe wahrhaftig wenig nachgeben, wenn es ausgebauet und vollendet wäre. Freylich iſt es nur das einzige große Gebäude! Einige ſchöne Klöſter ausgenommen, ſind die übrigen Häuſer von ſchlechtem Geſchmack und alt. Der Hazfeldiſche Pallaſt und das Graf Schlabberndorfiſche Haus ſind neu und ſchön. In den meiſten alten braucht man eine Laterne, um ſich bey hellem Tage die Treppe hinauf zu finden. Die Aula Leopoldina und die Jeſuiter-Kirche ſind vortrefflich gemalt; nur iſt alles zu voll und bunt. Was für herrliche Kapellen und Monumente habe ich nicht in dem Dom geſehen. Bey Korn ſoll auf Oſtern eine Beſchreibung von Breslau herauskommen, ſo wie die Nicolaiſche von Berlin: aber man will ſich keine große Hoffnung davon machen, und glaubt, daß ſie nicht ſehr Pomolkens Breslauiſche Seltenheiten übertreffen werde. Haſt Du Dir denn niemals etwas davon aufgeſetzt? Der Rector Kloſe, Dein alter guter Freund, und gegen mich deshalb ganz Dienſtfertigkeit und Freundſchaft, war der einzige, der mich Unwiſſenden belehrte. Ein gewiſſer Kaufmann Thomſon ſoll eine ſchöne Gemälde-Sammlung haben. Ich wollte ſie beſehen; aber ich wurde immer daran verhindert. Die Gemälde, welche ſich auf der Marien-Magdalenen-Schule befinden, und in drey Zimmern ſtehen, habe ich bloß geſehn, das heißt: ich weiß nichts mehr davon. Mit den Bibliotheken (die mir übrigens ſehr geringfügig ſchienen) geht es mir faſt eben ſo. Doch davon und von der Komödie, die in Breslau iſt, mündlich ein Mehreres.

Unſer Bruder Gottlob, der in Namslau, ſechs Meilen von Breslau, wohnt, war bey mir in Breslau, und ich bey ihm in Namslau. Recht viel von ihm mündlich.

Der Ungariſche Wein iſt in Breslau theurer, als in Berlin, und dem ungeachtet wird nichts als Ungariſcher getrunken. Die Auflage iſt auch daſelbſt um zehn und mehr pro Cent größer als in Berlin. Einige ſagen, der König hätte das gethan, damit er den Breslauern noch beſſer ſchmecke, weil das Theure ſtets den Geſchmack erhöhe: andere meynen, damit ſie ſich ihn abgewöhnten und Landwein tränken. Ueber die dritte und natürlichſte Urſach ärgert man ſich nur. Man ſpotte aber ſo viel man will, ſo iſt doch der ein ächter Patriot, welcher recht viel davon trinkt; und das bin ich geweſen.

Was Du mir wegen einer Komödie in dem Mercure de France geſchrieben, werde ich in acht Tagen beſorgen, wenn ihn nur Nicolai gewiß hat.

Karl.

Leipzig, d. 10. Octob. 1777.

Mein liebſter Leſſing,

Ihr Scharfſinn verläßt Sie nie! Orſina kann nicht feiner diſtinguiren, als Sie die verſchiedenen Arten der Volkslieder. Indeſſen wäre ich doch zufrieden, wenn Sie mir lieber einen guten Stoß voll Bücher, die allerhand Arten enthalten, mit der Poſt nach Berlin geſchickt hätten; und ich bitte Sie noch es zu thun.*) Wenn auch die Menge der Lieder, die ich ausleſen könnte, mir das Poſtgeld nicht bezahlt, ſo wird doch mein Vergnügen an der alten Sprache, und vielleicht an allerhand literariſchen Siebenſachen, gewiß mehr werth ſeyn. Ich ſuche übrigens nur überhaupt Lieder, wie ſie allenfalls ein gemeiner Mann ſingen kann, Mordgeſchichten, gemeine Liebeslieder u. d. gl.; doch ohne ſonderliche Unanſtändigkeiten, weil ich auch hierin wiſſentlich nichts Unſittliches befördern will. — Doch — faſt hätten Sie mich treuherzig gemacht, Ihnen ſagen zu wollen, was ich eigentlich verlange, da Sie es doch recht wohl wiſſen.

---

*) Ich erhielt nichts. Nicolai.

Meine vert**te Beſchreibung von Berlin gehet immer ihren Weg: oder vielmehr, ich kann ſie noch nicht auf den rechten Weg bringen, ſondern irre noch immer herum, Nachrichten zu ſammeln, und muß mich von Moſes und Engel täglich ausſchelten laſſen, daß ich eine ſolche Beſchreibung gut machen will, von der ſie meynen, daß ich ſie mit gutem Gewiſſen ſchlecht und recht machen könnte.

A propos! Da ich, um dem ſucceſſiven Anbau Berlins nachzuforſchen, dieſen Sommer ſehr viele alte Acten im K. Archive durchgeſehen habe, fand ich von ungefähr, daß im Jahre 1615. Junker Hanns Stockfiſch eine Truppe Comödianten, die vorher in Deutſchland herum gezogen, nach Berlin, und in Churfürſtl. Dienſte gebracht hat. Haben Sie von dieſem Junker Stockfiſch*) ſchon ſonſt etwas gehört?

Was Ihre antiquariſchen Briefe betrifft, ſo iſt der Fall nur, daß ich von denſelben ungefähr 300 Exempl. des zweyten Theils übrig habe, indem es das Schickſal aller Bücher iſt, daß die erſten Theile mehr gefordert werden, als die folgenden. Ich wollte alſo eigentlich den erſten Theil neu wieder drucken, ſo viel mahl er nöthig iſt, um complette Exemplare zu haben. Hätten Sie aber in kurzem eine Fortſetzung wollen bekannt machen, ſo würde ich allenfalls etwas mehr vom erſten Theile gedruckt haben. Indeß, da Sie doch ſo bald nicht daran kommen werden, ſo will ich nur vor der Hand meine Exemplare completiren.

Daß ich auf die folgenden Theile, worin Sie Ihre italiäniſchen Entdeckungen bekannt machen wollen, ſehr begierig bin, darf ich Ihnen nicht erſt ſagen.

Durch das Wayſenhaus, ſende ich Ihnen mein Bruſtbild in Gyps. Das Vordertheil iſt von der Natur abgedruckt, und das Hintertheil von einem Stümper falſch geformt. Es ſiehet alſo nicht übel den Gedichten neueſter Art und Kunſt ähnlich, die faſt eben ſo die Natur nachahmen. Indeſſen qualecunque est, nehmen Sie es als ein Andenken an. Ich wünſchte nur ein gleiches Bild von Ihnen zu haben.

---

*) Leſſing hatte ihn nicht gekannt. Man ſehe von deſſen deutſcher Schauſpielergeſellſchaft, der älteſten die bekannt iſt, Plümikens Theatergeſchichte von Berlin. S. 33. Nicolai.

Daß Sie Vater ſind, erfuhr ich kurz vor meiner Abreiſe. Meinen herzlichen Glückwunſch! Ihre erſte Geiſtesfrucht war ein junger Gelehrter, und Ihre erſte Leibesfrucht ſoll alſo eine junge Gelehrtinn ſeyn!

Leben Sie wohl. Ich bin von Herzen

Ihr

Nicolai.*)

Hannover, den 3. Nov. 1777.

Liebſter Freund!

Ich bin dem Vergnügen, Sie zu ſehen, ſo nahe geweſen, und kränke mich jetzt, daß ich mich habe nach Hannover bringen laſſen, ohne Sie geſehen zu haben. Mein Vorſatz war, mich allhier etwa 8 bis 10 Tage aufzuhalten, und meine Rückreiſe über Wolfenbüttel zu nehmen. Billet von Muzelſtoſch, und Brief und Blumenſchachtel nahm ich mit Bedacht mit; die Papiere, um ſie Ihnen perſönlich zu überreichen, und die Blumen, um mir bey Madam eine Empfehlung aufzuſparen, die ſonſt ein unbekanntes bärtiges Geſicht weniger freundlich aufgenommen haben würde. Aber wie es den frommen Wünſchen auf Erden zu gehen pflegt: wenn ſie auch erfüllt werden ſollen, ſo werden ſie wenigſtens ſehr lange, für den Wünſchenden mehrentheils tödtlich lange verſchoben. Ich werde mich allhier, wer weiß wie lange, aufhalten, und vor Langerweile umkommen müſſen. Hierbey erhalten Sie Ihre Briefe, Madam ihre Schachtel. Bevor ich von hier abreiſe, werde ich das Vergnügen haben, Ihnen nochmahls zu ſchreiben, um Sie wenigſtens bey meiner Durchreiſe durch Wolfenbüttel nicht zu verfehlen. Leben Sie wohl!

Moſes Mendelsſohn.

Hannover, den 11. Nov. 1777.

Beſter Freund!

Ich komme ganz unfehlbar zu Ihnen nach Wolfenbüttel, ob ich gleich den Tag noch nicht beſtimmen kann, wenn dieſes geſchehen wird.

---

*) Dies iſt nicht der Schluß meiner Korreſpondenz mit Leſſing; aber alle folgenden Briefe ſind theils verloren, theils ſind ein Paar noch vorhandene jetzt nicht wohl abzudrucken. Nicolai.

Sicherlich ſoll mich kein Geſchäft davon abhalten: denn in der That iſt mir keines ſo dringend, als die Begierde Sie zu ſehen, und mich mit Ihnen zu unterhalten. Sie ſcheinen mir itzt in einer ruhigen zufriedenen Lage zu ſeyn, die mit meiner Denkungsart unendlich beſſer harmonirt, als jene geiſtreiche, aber auch etwas bittre Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht ſtark genug, das Aufbrauſen dieſer Laune niederzuſchlagen, aber ich habe es herzlich gewünſcht, daß es Zeit und Umſtände, und Ihre eigne Vernunft thun möchten. Mich dünkt, und alles, was ich von Ihnen höre und ſehe, beſtätiget mich in dieſem angenehmen Dünken; mich dünkt, mein Wunſch ſey nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieſer beſſern Lage Ihres Gemüths nothwendig ſprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am meiſten zu dieſer Beſänftigung beygetragen: die Frau oder die Freymäurerey? beſſere Vernunft oder reifere Jahre?

Ihre Geſpräche über die Freymäurerey habe ich mit ſehr vielem Vergnügen geleſen. Nicht, daß ſie etwa meinen Vorwitz geſtillt hätten. Ich bin eines Theils dieſes Unholdes ſchon lange quitt. Ich bin überzeugt: was Menſchen Menſchen verheimlichen, iſt ſelten des Nachforſchens werth. Andern Theils wiſſen Sie am beſten, daß Ihre Geſpräche gar nicht darnach eingerichtet ſind, die Neugier zu befriedigen. Was ſie aber bey mir bewirkt haben, ſind billigere Begriffe von einem Inſtitut, das mir ſeit einiger Zeit faſt verächtlich zu werden angefangen. Man kann ſich ſchwerlich enthalten, die Unthaten der Kirche auf Rechnung der Religion zu ſetzen.

Wenn Sie aber ſagen, Sie wären ein Freymäurer, wie Sie ein Chriſt ſind, ſo muß ich geſtehen, daß ich gerade das Gegentheil behaupten möchte. Sie ſind ein Freymäurer, wie Sie nicht wollen, daß man ein Chriſt ſeyn ſoll; denn im Grunde verhalten Sie ſich zu einem ächten Freymäurer, ungefähr, wie Eberhard zu Gözen. Recht in dem Tone der Heterodoxen löſen Sie den Zauber auf, der die Sinne blendet, erklären alles fein menſchlich und irdiſch, was den Rechtgläubigen in den dritten Himmel entzückt, predigen Rechtſchaffenheit, ſagen, Sokrates ſey ein Chriſt geweſen, ohne es ſelbſt gewußt zu haben, und behaupten in Gottes Nahmen: außer dem Chriſtenthume gebe es keinen ehrlichen Mann.

Im Ernſte, ſollte ich faſt glauben, Ihre vortreffliche Idee von der Nutzbarkeit des Inſtituts verdiente dem Publikum durch Thaten, aber nicht durch Wort und Schrift, geoffenbart zu werden. Sie wiſſen, wie der große Haufen geſtimmt iſt. So bald man ein Ding bey ſeinem ächten Nahmen nennet, ſo heißt es: je nun, wenns weiter nichts iſt! Das Volk dränget ſich nie in größere Haufen, als wenn es nicht weiß, warum.

Ihren Aufſchluß von dem Urſprunge des Nahmens, müſſen Sie unſerm Nicolai irgend einmahl entdeckt haben. Der hat mir, wo ich nicht irre, ſchon verſchiedentlich davon geſprochen. Wenigſtens erinnere ich mich gar deutlich, ſo etwas von einem meiner Freunde ſchon öfters gehört zu haben, und außer Ihnen und Nicolai habe ich mit niemanden von der Freymäureren geſprochen.

Ich behalte Ihre Geſpräche noch in Händen, und ſchicke Ihnen dafür beykommenden Aufſatz über die Ideenverbindung. Prof. Engel verlangte eine Erklärung der lyriſchen Dichtkunſt, und dazu gehörte eine nähere Beleuchtung des Zuſammenhangs der Begriffe, als gemeinhin in Compendiis vorzukommen pflegt. Für Sie wird der Aufſatz zwar nichts Neues enthalten; er kann aber dazu dienen, unſerer bevorſtehenden Unterredung einen beſtimmtern Stof unterzulegen, damit wir in der Menge der Dinge, die wir uns zu ſagen haben, ein unverrücktes Augenmerk behalten. Und hiermit leben Sie wohl! Ich komme und bringe meine Frau mit, die ſich, ſo wie ich, Ihnen und Madam herzlich empfiehlt.

Moſes Mendelsſohn.

Berlin, den 15. Novbr. 1777.

Liebſter Bruder,

Von unſerm Moſes wirſt Du das Verlangte in einer Schachtel nun richtig erhalten haben, und die Urſache wiſſen, warum ich nicht mitkommen können. Bey einem kleinen Aerger flucht und ſchwört man; bey einem großen wiſcht man ſich die Augen. Sollte Moſes noch lange wegbleiben, ſo bedaure ich, daß Dein Sohn (der doch gewiß noch zu uns kömmt?) zu ſpät kommen möchte, um Brockmann aus Hamburg hier ſpielen zu ſehen, welcher mit der Rolle des Hamlet die deutſche Welt zu Berlin in große Erwartung ſetzt.

Hier wollte man mir ſagen, daß der König dem Herzoge die Wolfenbüttelſche Bibliothek abkaufen werde. Die Rechtsgelehrten mögen Dich als das Principale oder als das Acceſſorium betrachten, Du wirſt allezeit mit verkauft. Sie ſoll, ſagt man, in die hieſige neue Bibliothek kommen, die unſers Moſes älteſter Sohn des Königs Bücherkommode nennt, und die mit der Königlichen Bibliothek auf dem Schloſſe nicht vermengt werden muß. Da Du von Deinen Schafen nicht allzu entfernt ſeyn kannſt, ſo mußt Du [illegible] Gegend der Bibliothek eine Wohnung nehmen. Gott Lob! ich wohne da herum, und werde künftig keinen Urlaub brauchen, Dich beſuchen zu dürfen. Warum ſollte dies Gerücht nicht wahr ſeyn? Vielleicht macht mich der König gar zur Mittelsperſon dabey. Geld kann man immer münzen, wenn man nur Gold und Silber hat; aber eine Wolfenbüttelſche Bibliothek kauft man nicht immer, wenn man Geld hat. Ich ſage Dir, es kann kein Mährchen ſeyn. Der König kau[illegible] ja Bücher, um ſeine Bibliothek berühmt zu machen. Warum [illegible]te er nicht, wenn er kann, gleich eine ganze berühmte Bi[illegible] kaufen? Ich kann zwanzig Urſachen anführen, warum [illegible] wenn Du ſie alle verwirfſt, ſo mußt Du doch die Eine, [illegible] oeconomiſch-politiſch iſt, gelten laßen. Nehmlich: Du haſt vom [illegible]fürſten von der Pfalz eine Penſion à 500 Thaler, macht ein Kapital von 10,000 Thaler. Du ſchreibſt des Jahrs vier Komödien, und ſchickſt ſie nach Wien; dieſe bringen, ich will das geringſte rechnen, à Stück 500 Thaler: Facit 2000 Thaler. Das iſt ein Kapital von 40,000 Thaler. Du ſchreibſt überdies gegen die Theologen, und läßt es hier verlegen. Was Du dabey gewinnſt, es ſey ſo wenig als es wolle, genug Du läßt doch in Berlin verlegen; das kann ſchon die Intereſſen von hunderttauſend Thalern betragen. Denn dem König iſt es einerley, ob es ſein Unterthan der Buchhändler oder der Autor iſt, der reich wird, und mehr verzehrt; genug, er hat ein Schaf mehr, das Wolle trägt. Folglich kommt mit Dir ein Kapital von ein paar mal hunderttauſend Reichsthalern wenigſtens, ins Land. Vor der Hand will ich für Deine Familie gar nichts anrechnen, auch nichts für Deine Kinder, die Du noch bekommen wirſt, weil ſie in Berlin nicht gezwungen ſind, Pfeiler des Staats zu werden. Ich weiß gewiß, daß wer eine Million ins Land bringt, oder die Intereſſen davon verzehrt, eine Beſoldung von 21,000 Thaler hat. Nach dem was Du mitbringſt, bekömmſt Du eine Beſoldung von 2100 Thaler, und als Bibliothekar könnteſt Du nicht weniger bekommen, als Du jetzt haſt; folglich würdeſt Du hier recht gut leben können. Zu Deinen Mobilien erhältſt Du einen Acciſe- Zoll- und andern Abgaben freyen Paß; und da Du einmal die Beſchwerlichkeiten des Einpackens haſt, ſo würde ich Dir einige Waaren committiren, die mit dieſer Gelegenheit hereinkämen. Denn daß ich dem Staate ſo wuchernde Projecte erfinden und ausführen ſollte, ohne allen zeitlichen Vortheil, wird man mir nicht zumuthen. Ich bin kein Undankbarer, das ſollen die Begucker ſchon ſehen; und lieber Bruder, mein Project iſt zwar nicht das ſinnreichſte, aber auch nicht das unthunlichſte.

Die hieſige Akademie hat eine Frage aufgegeben, die ich mir nicht vermuthet hätte: Ob man ein Volk in Irrthum führen, oder in den Irrthümern, womit es ſchon behaftet iſt, laſſen ſoll? Man ſagt, der König hätte ſie ihr zum Poſſen aufzugeben befohlen, weil ſie vor einigen Jahren auf die Erfindung der Quadratur des Zirkels einen Preis geſetzt hätte. Aber ſollte das eine metaphyſiſche Quadratur des Zirkels ſeyn, wenn der Begriff Irrthum recht feſtgeſetzt würde? Dieſe Frage gleicht denen, welche Herrn Wieland in ſeinem Merkur aufzugeben und zu beantworten beliebt.

Karl.

Hannover, den 19. Nov. 1777.

Beſter Freund!

Ich habe einen geräumigen, vierſitzigen Wagen, und der Perſonen nicht mehr als drey. Mithin iſt für Ihren Sohn ein bequemer Sitz ledig, und ich freue mich, dieſen mit einer Perſon beſetzen zu können, die Sie ſo nahe angehet. Ich denke, höchſtens noch etwa 3 Wochen hier bleiben zu müſſen, vielleicht nur 14 Tage. Alsdenn holen wir unſern Reiſegefährten ſicherlich ab.

Wie aber, wenn Sie unterdeſſen nach Hannover kämen, und durchſuchten mit mir die Leibnitziſchen Papiere? Der Gedanke iſt ſo einnehmend, ſo tröſtend in der Langenweile, in welcher ich hier ſchmachte, daß ich wünſchte, auf dieſe Anfrage lieber gar keine, als eine abſchlägige Antwort von Ihnen zu erhalten.

Hierbey Ihre Geſpräche! Die Hauptidee iſt ſo wichtig, mir wenigſtens ſo neu, daß ich auf Ihre Ausführung derſelben außerordentlich begierig bin. Leben Sie wohl! Empfehlen Sie mich und meine Frau der Ihrigen, bis auf nähere Bekanntſchaft.

Vollkommen der Ihrige
Moſes Mendelsſohn.

Sie ließen mir nicht mehr als Gerechtigkeit wiederfahren, liebſter Leſſing, wenn Sie mich in Ihren Gedanken unter denen Freunden mit begriffen, von welchen Sie an unſern Eſchenburg ſchrieben, daß Sie ihres Mitleidens verſichert wären. Um Ihnen das meinige zu beweiſen, darf ich Sie nur daran erinnern, wie lange ich Ihre ſeelige Frau gekannt und hochgeſchätzt, wie ſehr ich Ihrer beyder nähere Verbindung gewünſcht, und wie herzlich ich, nachdem ſie endlich zu Stande gekommen war, mich darüber gefreuet habe. Sie kennen alle die Gründe vollkommen wohl, womit ich Sie tröſten könnte, und womit ich mich ſelbſt in einem ähnlichen Falle zu tröſten ſuchen würde, wenn wir ſie gleich aus verſchiedenen Quellen herleiten und mit verſchiedenen Beweisthümern beſtätigen mögen. Ich kann alſo nichts weiter thun, als daß ich Sie inſtändigſt bitte, ſich dieſelben ſo viel es Ihnen immer Ihr Schmerz erlaubt, in aller ihrer Stärke vorzuhalten. Wer weiß, wie bald auch wir in die Ewigkeit eingehen ſollen, wo wir, wie ich zu Gott hoffe, ſowohl einer gemeinſchaftlichen und ungeſtörten Glückſeligkeit genießen, als auch in den wichtigſten Punkten, die dazu gehören, einer Meinung ſeyn werden? Unterdeſſen wünſche ich, daß Gott Sie hier noch lange zum Beſten der Ihnen von ihm anvertrauten Familie, zum Vergnügen Ihrer Freunde und zum Ruhm und Nutzen unſers Vaterlandes erhalten wolle. Ich werde es Ihnen im geringſten nicht übel nehmen, wenn Sie mir nicht antworten. Aber ich und meine Frau, die Sie ebenfalls Ihres aufrichtigen Beyleids verſichert, bittet Sie, uns ſo bald als möglich zu beſuchen.

Der

Braunſchweig,
den 11. Januar 1778.

Ihrige
J. A. Ebert.

Berlin, den 20. Januar 1778.

Liebſter Bruder,

Welche Nachricht! was Dich jetzt beſtürmt, iſt zu heftig, um ſo bleiben zu können. Ueber den Verluſt eines Gutes dieſer Art nachdenken, macht uns über alles ungewiß.

Ich wünſchte, Dich zu zerſtreuen; aber ich bin dazu eben ſo wenig fähig, wie Du ſelbſt. Ich habe an unſerm jungen Freunde genug zu thun. Es ekelt ihn alles an. Er will durchaus fort; und ſo ſehr ich Dich bitten wollte, ihn bis zum Frühjahr hier zu laſſen, ſo will ich doch nicht dagegen ſeyn, wenn er mit der erſten Gelegenheit abgeht. Ich ſehe an allen ſeinen Mienen, daß ihn nach Dir und ſeinen Geſchwiſtern verlangt. Euer Unglück verkürzt die Freude, die uns ſein Umgang machte.

Karl.

Berlin, den 24. Januar 1778.

Liebſter Bruder,

Ich habe ihn nicht länger halten können. Ich danke Dir, daß Du uns an ihm einen Freund gegeben. Wir wünſchten, er hätte ſich hier länger verweilt. Zu Deiner Erholung wird eine Reiſe das Beſte ſeyn. Mache ſie über Berlin. Wenn es mir möglich iſt, ſo beſuche ich Dich künftigen Sommer. Dein Sohn wird Dir ſagen, wie ſehr uns verlangt, Dich und die Deinigen zu ſehen!

Und nun von etwas anderm! Deine Emilia Galotti iſt ins Lateiniſche überſetzt worden. Hier kann ich die lateiniſche Emilia nicht haben: vermuthlich haſt Du etliche Exemplare davon, laß mir eins davon ab. Ich möchte gern ſehn, ob der Ueberſetzer die Arbeit aus Unkunde der Schwierigkeiten, oder aus Bewußtſeyn ſeiner großen Stärke in der Lateiniſchen Sprache unternommen hätte.

Götz und Schumann haben ihren Kreuzzug gegen Dich angefangen. Das Ende deſſen, was der erſte in den Hamburgiſchen Zeitungen publiciren laſſen, gefällt mir. Er räth zur Flucht, und ſeufzet, daß Du Gift und Aergerniß verbreiteſt. Wohl geſprochen! Aber an Schumann haſt Du einen Gegner von der fatalſten Sorte: er kriecht und ſchleicht ſo ſüß und ſanftmüthig einher, mit einem viel eklern als orthodoxen Stolze. Solche Leute könnte ich perſifliren, aber nicht widerlegen. Hier nicht ein Voltaire ſeyn wollen, heißt gar nichts ſeyn wollen. Mich eines recht derben Gleichniſſes zu bedienen, — es geht Dir, wie jenem, der in der Schenke berauſchten Bauern die Wahrheit ſagte. Er hatte Recht, aber bekam nicht Recht; denn ſeine Richter waren auch Bauern, wenn gleich nicht berauſcht, doch verſchmitzt. Ich möchte gern dem Schumann geradehin ſagen, er ſey ein Follonarr: aber das geradehin zu ſagen, iſt freylich Impertinenz, und es in Umſchweife von etlichen Bogen einzukleiden, wäre Tinte und Papier-Verluſt.

Lebe wohl, liebſter Bruder. Tauſend Grüße von meiner Frau und mir an die Deinigen.

Karl.

Braunſchweig, d. 28. Jan. 1778.

Ihre Duplik, für deren Mittheilung ich Ihnen herzlich danke, habe ich nicht, wie Sie, mein lieber heißhungriger Eriſichthon, den Schumann, hintergeſchlungen, ſondern recht lecker ausgeſogen, und mir rechte Zeit zum ſchmecken genommen. Das Gerichte hat mir herzlich geſchmeckt; ich habe es verdauet, und es iſt mir wohl bekommen. Ma chen Sie ſich aber nur darauf gefaßt, mein lieber ehrlicher Leſſing, daß es in vielen andern Magen eine ganz andere Würkung hervorbringen wird. Es wird in dieſen verſchleimten Magen gewiß Vomitive würken. Die Vorbothen davon, die M., glaube ich ſchon hier und dort gehört zu haben. Ich bewundere Sie warlich von allen Seiten; Ihre Geduld, Ihren Scharfſinn, Ihre Offenherzigkeit, Ihre Klugheit. Doch Sie ſollen von mir nicht gelobt werden. — Allein in Ihrer Stelle möchte ich auch nicht ſeyn. Möchten Sie nur nicht, wenn ſich gewiſſe Herren (wie ſie immer thun, wenn ſie in Noth ſind,) zuſammen klemmen, Sie in die Mitte nehmen, und wie einen Eyerkuchen zuſammen drücken! Dieß beſorge ich; Sie müſſen es nicht beſorgen, ſonſt ſäßen Sie längſt mit mir in einem Mauſeloche, und verzehrten Ihre Käſerinde in aller Stille. — Ich wollte Sie nicht loben, und nun will ich Sie gar tadeln, oder bekunſtrichtern. Erſtlich brechen Sie mir Ihre Duplick zu ſchnell ab, und ſpringen gleichſam von dem Wege, ohne ihn, wie es mir vorkommt, ganz zurückgelegt zu haben. Sie ſagen es zwar Ihren Leſern, allein ein Bogen mehr in dem edlen herzhaften Tone, in welchem Sie am Ende ſind, hätte meines gleichen doch herzlich behagen ſollen. Doch das ſtand bey Ihnen, und Sie ſind nicht ich. Zweytens, Sie ſagen Seite 136 [Bd X, S. 111]: Hieronymus habe ſich beſonnen, die der Hedibia gegebene Antwort möchte nicht weit reichen, u. ſ. f. Sie ſehen alſo den Commentar über den Matthäus, als ſpäter geſchrieben, voraus. Das iſt er gewiß nicht. Der Brief an die Hedibia iſt entweder, wie es alle dafür halten, ein Werk ſeines hohen Alters, oder gar nicht einmal von ihm, wie Sie aus einem andern Grunde muthmaßen, als ich vor Ihnen gethan habe. Die Antworten, die er der Frau gibt, ſind ſichtbarlich und oft wörtlich aus ſeinen übrigen Schriften compilirt; und das ſchon in der erſten Frage, und ſo durch und durch. Dieß war mein Grund, warum ich ihn nicht ächt halten konnte. Und wenn er auch es ſelbſt geſchrieben haben ſollte, ſo wiſſen Sie, wie oft ſich, ſo wie Bodmer oder Voltaire, alte Leute ſelbſt wiederholen, oder gar ausſchreiben. Bodmer und Voltaire reimen und dichten jetzt ja ſichtbarlich aus der Memorie, und wiederkäuen nur. Nun leben Sie ruhig, mein Liebſter. Mehr mag und kann ich Ihnen in dieſer Ihrer Lage nicht wünſchen. O mein redlicher Leſſing, wie gerne ſähe ich Sie recht ruhig, und wie gerne trüge ich was dazu bey, aber wie kann ich? Ich kann ja nicht davor!

Ihr

Schmid.

Berlin, den 7. Febr. 1778.

Mein liebſter Bruder,

Hätteſt Du Deine Duplik nicht geſchrieben, ſo hätteſt Du eine Laſt, einen Brief von mir, weniger. Der Ton darin iſt ſo recht nach meinem Wunſche, und die Sache ſelbſt von ſo einer Beſchaffenheit, daß nur der nicht Deiner Meinung ſeyn kann, der alle geſunde Vernunft verſchworen hat. Nun verzeihe ich Dir gern, in dieſem Jahre kein Schauſpiel geliefert zu haben. Du haſt eine theologiſche Komödie gegeben. Mit unſern Berliniſchen Gottes-Vernunftlehrern möchte ich wohl darüber unter vier Augen reden können. Ihr Bibliſcher Rationalismus kömmt dadurch mehr in die Enge, als der orthodoxe. Aber ich komme zu keinem, und zu mir wird auch keiner leicht kommen. So viel höre ich wohl, daß Eberhard den zweyten Theil ſeines Sokrates herausgiebt, worin er gegen Dich zu Felde zieht. Aber was er eigentlich bekriegen will, weiß ich nicht. Wer ſoll nun eine Grabſchrift der Harmonia evangelica machen, welcher Du, wenn nicht den plötzlichen Tod, doch wenigſtens den Schlagfluß und ſichtbare Abzehrung verurſachſt! — — Ich rathe mit Götzen zum Stillſchweigen, zur Flucht. Sie haben gar zu viele Blößen, Deine Gegner; und Du läſſeſt nicht ſo leicht eine vorbey. Da mich nun die Sache einmal ſo zu intereſſiren anfängt, ſo bitte ich Dich um einen Gefallen. Schicke mir doch (denn hier ſind ſie nicht zu haben) die Widerlegungen des Fragments von Deinem Ungenannten; oder ſchreibe mir nur wenigſtens, was alles gegen Dich heraus iſt. Ich bitte Dich recht ſehr, vergiß es nicht. Zwar bin ich ein ſehr unwürdiger Chriſt; aber ſollte das Chriſtenthum verfolgt werden, ſo vertheidige ich es mit Stangen und Schwert, und daher muß ich doch wiſſen, was uns Layen zu vertheidigen übrig bleibt. Von manchem ſind wir ſo ziemlich dispenſirt, z. B. von den Prophezeyhungen des A. T. auf Chriſtum. Ich will nur forſchen, was bleiben ſoll oder nicht.

Hier hat man vor acht Tagen les amans généreux auf dem franzöſiſchen Theater gegeben. Ich habe mich über das Stück geärgert, und Du ſollſt meinen Aerger vielleicht gedruckt leſen. Was meinen Aerger ausbrechen machte, war, daß man auf dem Anſchlagzettel ou Minna de Barnhelm de Mr. Lessing angehängt hatte. Es iſt ſo wenig Deine Minna, als die ſogenannten Ephraimiten Stücke von Achten ſind, obgleich die erſtern aus den letztern geſchmolzen wurden. Es ſind viel auffallende Abſurditäten darin.

Karl.

Braunſchweig, d. 7. May 1778.

Da haben Sie, mein liebſter Leſſing, das Stück das Sie verlangten. Ich mache Ihnen gerne ein Geſchenk damit; und wünſchte nur, daß ich Ihnen was beträchtlichers ſchenken könnte. Sollte Ihnen, beym Umkramen Ihrer Sachen, das kleine Chronikon ſine titulo, das ich Ihnen einmal mitgab, aufſtoßen, ſo ſchicken oder bringen Sie es mir. Es hat aber damit keine Eile; auch Ihr Etwas von Carl dem fünften, wovon Sie mir einmal ſagten. Doch muß Ihnen dieß nicht eine Minute Zeit verderben. Halten Sie ſich nur die theologiſche Reichsarmee, die ſich von allen Seiten gegen Sie zuſammenzieht, vom Leibe; oder wenn Sie Unrath merken, daß das Ding zu arg werden will, ſo nehmen Sie bey Zeiten das Reiſaus, wie ich längſt gethan hätte; oder Sie möchten dann, wie jener alte Kriegsmann, Luſt haben, im Schatten zu fechten. Ihrenthalben wird mir, bey der bevorſtehenden Meſſe, recht ſchwül. Nach gerade denke ich an meine Pfingſtreiſe zu meinem Alten, denken Sie auch noch an die Kupfer zu der Saubertiſchen Bibel? Gerne machte ich dem guten Lemker die Freude, ſie ihm mitzubringen. Er erinnerte mich noch neulich in Gifhorn daran. Nun leben Sie fein vergnügt, das iſt, fein unruhig. Denn die Unruhe iſt ja wohl Ihr Element.

Schmid.

Berlin, den 11. May 1778.

Liebſter Bruder,

Weißt Du, was Zahnſchmerzen ſind? — Nicht? Nun ſo weiß ich mehr als Du. Die haben mich gequält! Hätte ich mir gleich den böſen Zahn ausreißen laſſen, ſo hätte ich nicht ſo viel ausſtehen dürfen; allein ich habe ſchon ſo viele verloren, und wollte deshalb nicht daran. Doch im äußerſten Schmerze geht man von ſeinem Grundſatze ab, und denkt, lieber ein paar Zähne weniger, als immer geplagt ſeyn. Unſere neuen Theologen denken von ihrer Religion auch ſo: ſie reißen ein Stück nach dem andern heraus, wenn es ihnen zu viel Mühe macht; aber ſie behalten eben ſo wenig ihre Religion ganz, als ich meine Reihe Zähne. Sagen muß man das ihnen nun freylich nicht; denn mir klingt es ſelbſt nicht recht: ſie haben faſt keinen Zahn im Munde. Wer heißt dem Mann ſo tief in den Mund ſehen? Vorne ſtehn doch auch ein paar erträgliche. Allem Anſcheine nach, wollen es die Gottesgelehrten noch nicht bis zum Ausreißen der evangeliſchen Harmonie kommen laſſen.

Ein neuer Kämpfer iſt aufgetreten, ein gewiſſer Rector Maſcho; ich kenne aber ſeine Schrift nur aus den Hamburgiſchen Zeitungen, worin ganz ernſtlich behauptet wird: die Fragmente, welche Du herausgegeben, könnten nicht von einem Hamburgiſchen Gelehrten ſeyn, wie das Gerücht ginge. Warum? Herr Maſcho ſagt, die Fragmente bewieſen einen Gelehrten, der von allem etwas, und im Ganzen nichts wiſſe. Wäre es nicht Zeit, daß man den Verfaſſer aller Welt offenbarte? Und ich befürchte, ich befürchte, dieſe Meſſe wird es noch eine Menge ſolcher Kampfſchriften geben! Herr Eberhard (deſſen zweyter Theil des Sokrates noch nicht fertig iſt) hat geäußert, daß, wenn Du ihm zu ſehr aufs Fell gingeſt, er, ungeachtet er ſchon viel Zähne ausgeriſſen, auch noch die übrigen alle ausreißen wolle. Mache alſo das Zahnweh nicht zu groß. — Den Verfaſſer der Recenſion von Jeruſalems philoſophiſchen Aufſätzen wußte Nicolai nicht ganz gewiß; er glaubte, es ſey der verſtorbene Lambert.

Die Kiſte mit den Büchern und Würſten habe ich erhalten, und ich danke Dir dafür vielmals. Was Du davon wieder zurück verlangſt, will ich Dir auch zu ſeiner Zeit ſchicken.

Zu der verlateiniſchten Emilia Galotti kann ich gar nichts ſagen. Das Original iſt mir zu bekannt; ich wollte wohl ſchwören, wenn ich es nicht ſo genau kennte, ſo hätte ich manches im Lateiniſchen nicht verſtanden. Seneca iſt der einzige lateiniſche Tragiker, und den habe ich nie ausleſen können. Aber doch glaube ich nicht, daß er Deinen Dialog in Senecaiſchen verwandeln können.

Laß mich doch bald Deine Axiomata gegen Göthen leſen, und vergiß Deine neue Hypotheſe über die Evangeliſten nicht. Hier will mich jedermann verſichern, Du würdeſt das Theologiſche unvermuthet ſatt haben.

Karl

Berlin, den 28. May 1778.

Mein liebſter Bruder,

Ich danke Dir für Deine Parabel und Axiomata: nicht als für eine Neuheit; (denn ich hatte ſie eben geleſen) ſondern dafür, daß ſie mich ſo vergnügt haben. Nur bin ich bekümmert, wie Du Wort halten, und alles beantworten willſt, was Göze wider Dich ſchreiben wird. Daß er die von Dir geforderte Erklärung nicht giebt, kömmt mir ziemlich wahrſcheinlich vor; und alsdann kann er wider Dich ſchreiben, und Du kannſt ihm, nach Deiner Erklärung, nicht wohl antworten. Haſt Du Dir nicht ſelbſt eine Falle gelegt? Ihm ſcheint gar nichts daran zu liegen, was die Klugen dazu ſagen, ſondern was der Haufe gleichſam dazu gafft; und der gafft immer da, wo er die lauteſten Worte hört. Das Gleichniß von der Thara iſt nicht ganz paſſend; auf die ganz feinen Waaren paſſirt keine Thara.

Der Miniſter von Zedlitz will wiſſen, wer der Herausgeber der 150 Ueberſetzungen des Vaterunſers iſt, deren Du in deinen Schätzen erwähnt haben ſollſt, deſſen ich mich aber nicht erinnern kann. Gieb mir hiervon eine ausführliche Nachricht, und wenn es Dir nicht beſchwerlich iſt, je eher, je lieber.

Wirſt Du mit dem verſprochenen Werke für Voß noch fertig werden? Oder läßt Du's gar liegen?

Karl.

Berlin, den 7. Junius 1778.

Mein liebſter Bruder,

Jetzt muß Dir mein langes Stillſchweigen wohl lieb geweſen ſeyn! Du mußt in Arbeit bis über die Ohren ſtecken. Wenn ich bedenke, was Du jetzt nur leſen mußt, einen Behn, einen Göz, einen Kleuker, einen Lüderwald, einen Maſcho, einen Richter und einen Silberſchlag, die ſich alle der einbrechenden Vernunft-Religion entgegen dämmen; Journale, Zeitungen und Programme, wohlmeynende Briefe, welche Dir Dein gegebenes Aergerniß vorhalten: — wenn Du alles leſen willſt, dächte ich, ſo bliebe Dir ja kaum Zeit zum Schlafen. Nun beantworteſt Du auch alles das, und wenn auch nur jedes mit einem Bogen. Die Antigöziſchen Bogen bis No. 7. habe ich geleſen, und man hat mir von Hamburg aus geſchrieben, daß ſie da vieles Aufſehen machten. Der arme derbe und hartherzige Göz wird mich bald dauern. Sogar der Pöbel fängt an ihn zu verlaſſen, und ſeine heilige Kanzel, die Stätte Gottes, gering zu ſchätzen!

Was Du über das Zumuthen, die Religionszweifel lateiniſch zu äußern, und über den Schaden der ſubjectiviſchen Religion oder über das den Einfältigen gegebene Aergerniß ſagſt, hat mir darum ſo ſehr gefallen, weil ich oft dergleichen Lied ſingen hören. So lange die Geiſtlichen ihre Hände (mit dem Kopfe hat es gute Wege) in der Erziehung der Jugend haben, kann es mit der Vernunft in Religionsſachen nicht weit kommen. Ich verpflichte mich, faſt jeden Menſchen, der aber vom Chriſtenthume gar nichts weiß, die wahre Religion eher beyzubringen, als unſern jetzigen wohlerzogenen Leuten in der Chriſten-

heit. Abſurditäten ſcheinen ihnen keine Abſurditäten, und heilig iſt ihnen eben das, was Abſurdität iſt. Die meiſten Menſchen denken ſich unter der Religion das Chriſtenthum, nicht die Moral; und doch, wenn alles ſchreyet, ohne Religion kann weder Staat noch Geſellſchaft beſtehen, ſo haben ſie Recht, wenn unter Religion Moral verſtanden wird. Durch dieſes quid pro quo haben ſie Beyfall finden können! Ich wunderte mich letzthin über unſers Moſes Aeußerung, daß, wenn wir das ganze Chriſtenthum umwerfen wollten, die Pfaffen uns gleichſam das unſchuldige Kind, die Moral, vorhalten würden, und wir aus Beſorgniß, daß dieſes mit verloren gehen möchte, jenes nicht ſo ganz angreifen dürften. Wenn man aber ſieht, daß es eine Puppe, und kein wirkliches Kind iſt, antwortete ich. Wer hat denn die Meynung aufgebracht, daß die chriſtliche Religion eine geſundere Moral, oder eine vor andern Religionen beſſere Moral habe? Das Chriſtenthum hat weder Wiſſenſchaften und Künſte noch Moral befördert, ſondern vielmehr gehindert; und daß es vom ſechzehnten Jahrhunderte an da und dort eine moraliſchere Geſtalt bekommen, rührt daher, daß ſich Wiſſenſchaften und Philoſophie aus andern Urſachen verbreiteten. Aus dieſen meinen rohen Gedanken kannſt Du leicht ſchließen, wie angenehm mir das Fragment von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger war. So kalt und vernünftig der Verfaſſer dieſes Fragments iſt, ſo kann er ſich doch zuweilen des Spottes nicht enthalten; und wenn es dieſer ehrliche Mann nicht ganz konnte, wie ſoll es ein Anderer können? Mir wallt mein ganzes Blut, wenn ich ein wenig nachdenke, wie man befliſſen iſt, die Menſchen bey der Naſe herumzuführen. Eberhard, der in dem zweyten Theil ſeines Sokrates weit gegangen iſt (als Theolog nehmlich), will doch noch bey der Bibel bleiben; ſie ſoll doch noch die göttliche Richtſchnur der Religion ſeyn. Und ich glaube, — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — Ohne Zweifel wird dieſes Fragment Allen ein Anſtoß ſeyn; und wenn man Dir nur in Deinem häuslichen Leben keinen Verdruß darüber macht, ſo will ich ſagen, daß es Zeit war, damit hervorzukommen. — Luthers Hanswurſt von Wolfenbüttel — iſt das wirklich eine Komödie, die gedruckt iſt? Wenigſtens kann ich in Gottſcheds Vorrathe davon nichts finden. Oder was iſt es für ein Stück?

Und nun auch etwas von andern Komödien. Beygehender Band wird Dich überführen, daß ich einige meiner Sudeleyen geändert habe. Jetzt will ich Dir nicht zumuthen, ſie zu leſen, weil Du genug zu leſen haſt. Warum ſchicke ich ſie Dir alſo? Damit Du hübſch artig wirſt, und mir Deine Sachen früh zu leſen giebſt; denn ich bekomme ſie immer ſehr ſpät aus dem Laden. Letzthin bekam ich auch meine Komödie, der Bankerottirer, die man in Wien aufgeführt hat, gedruckt. Bald wäre ich unwillig darüber geworden, ſo verhunzt hat ihn die Cenſur. Es iſt keine Ehre, dort aufgeführt, aber wahre Schande, dort gedruckt zu werden.

Dieſen Sommer verreiſeſt Du wohl nicht? Ich hatte mir vorgenommen, Dich zu beſuchen; aber es kann nun für dieſes Jahr nichts daraus werden. Reiſe Du doch; Du biſt mehr Dein eigner Herr, und Reiſen iſt geſund. In Berlin iſt eine ganz geſunde Luft, und die hieſige Geiſtlichkeit kann nicht verfolgen, wenn ſie auch mitunter noch verſchreyen kann. Allenfalls kannſt Du Dich mit Silberſchlagen mündlich unterreden.

Ich und meine Frau umarmen Dich. Dein Antigötz beweiſet wenigſtens, daß Du bey geſunder Galle biſt.

Karl.

N. S. Haſt Du Nicolais Gedichte? Ramler hat mir einige vortreffliche Sachen daraus vorgeleſen. Dieſer Nicolai wohnt in Petersburg, und hat ſchon Gedichte und dergleichen herausgegeben, die aber nicht ſehr bekannt geworden ſind. Ramler ſetzt ihn faſt über Wieland, worin ich ihm doch nicht beyſtimmen kann, ſo ſehr ich ihm auch den feinſten Geſchmack zugeſtehe.

Berlin, den — Julius 1778.

Liebſter Bruder,

Eine Nachricht, mit der man ſich hier ſeit etlichen Tagen ſehr ernſtlich herumträgt, macht mich Deinethalben ſehr beſorgt. Man ſoll Dir unterſagt haben, in Deinen theologiſchen Streitigkeiten ferner zu ſchreiben. Einige plaudern, es ſey von der dortigen Regierung geſchehen; und in dieſem Falle bin ich noch mehr um Dich beſorgt. Andere aber, der Befehl ſey vom Corpore evangelico gekommen; und in dieſem Falle dächte ich, würde der Hergang wohl zeigen, daß es das Corpus evangelicum des H. R. Reichs ſey. Ich bitte Dich, melde mir mit erſter Poſt, was daran iſt. Unſer Freund Moſes grüßt Dich, und bittet, wenn dieſes Gerücht wahr iſt, um Mittheilung einer Abſchrift von der Unterſagungs-Acte. Er wird darüber an Dich ſchreiben, und den Brief drucken laſſen, damit Du und Andere ihn beſſer leſen können. Er hat immer prophezeyhet, daß es ſo kommen würde.

Er kennt, glaube ich, die chriſtlichen Theologen gar zu gut aus ſeinen ohnmächtigen Rabbinen. Die Herren, die in der Welt um Anderer Seligkeit willen beſoldet und beamtet werden, gleichen ſich ſo ſehr in ihrem Betragen, als ſie ſich in ihren dogmatiſchen Sätzen nicht gleichen. Antworte ja gleich. Einigermaßen muß Dir dieſes Verbot nicht unangenehm ſeyn. Du haſt ſo viele theologiſche Ragouts zu eſſen bekommen, was für wohlſchmeckende Brühen auch daran waren, daß Du des Fraßes ſatt ſeyn müßteſt, wenn Du auch den verpichteſten Magen hätteſt. Ich will damit nicht ſagen, daß Götze und Conſorten Dich mit ihrer Uebervernunft und Plumpheit zu Paaren getrieben. Gewiß nicht; wenigſtens nicht in den Augen derer, die nur ein Bißchen denken. Aber immer Einwürfe und Beſorgniſſe anhören müſſen, die man längſt beantwortet hat, ermüdet nach meinem Gefühle. Die meiſten Menſchen ſcheinen Leute zu ſeyn, denen vor Kurzem der Staar geſtochen iſt: das rechte Tageslicht können ſie doch noch nicht vertragen. So kahl und halbvernünftig, wie die Recenſenten der Allg. D. Bibl. muß man ſeyn. Die Theologen ſagen ja ſelbſt: es gehört zur Theologie mehr, als Witz, ſchöner Styl und Weltphiloſophie. Was denn mehr? Vor einigen Stunden den Staar gehabt zu haben, und noch nicht ins Licht ſehen zu können? Doch, was plaudere ich! Beſchließ die Sache mit einem recht luſtigen Nachſpiele, und was das Zureden und Bedeuten einer hohen Obrigkeit für Wirkungen auf einen Irrgläubigen hat, bezeuge mit einem recht komiſchen Glaubensbekenntniß. Danke, daß ſie Deine Seele voller Komödien- und Antiken-Witz noch zu rechter Zeit den Weg des Lebens und der Ueberzeugung führen. Was iſt überzeugender und ſtärker, als ein hohes Verbot bei Strafe .... um Deiner Seelen Seeligkeit willen. Amen!

Oder ſtifte eine neue Sekte. Reiſe ein halbes Jahr zu Lavatern, und lerne Mienen und Geberden, wie ſie ein Sekten-Stifter haben muß. Ich, Dein Bruder, würde doch einer Deiner vornehmſten Jünger werden, ſo ungeſchickt ich auch dazu bin, und an Eifer und Augenverdrehen mit Gottes Hülfe Dir keine Schande machen. Aber das Bißchen Zeitliches muß man mir dabey verſichern; denn ſonſt giebt Gott kein Gedeihen. Oder lache mit mir, daß man für aufrichtige Wahrheit Verdruß hat, und Kanoniſation, wenn man ein Dummkopf iſt.

Weißt Du, daß Eberhard als Profeſſor der Philoſophie nach Halle kömmt

Noch eins! Vergiß nicht, unſerm Moſes den Bogen über die Aſſociation der Ideen, den er Dir gegeben, zurückzuſchicken. Er braucht ihn jetzt zu einem gewiſſen Behufe. Nach dem Geſetze der Ideen-Aſſociation liegen zwiſchen chriſtlicher Toleranz und landesväterlichem Schutze noch gar viele andere Ideen, und man kann nicht ſo gerade von der erſten auf die letzte kommen. Ich war ſchon lange nicht ſehr aufgelegt zu lachen; aber nun kann ich es wieder, da ich weiß, daß Du zu den Glücklichen gehörſt, die Wahrheit ſagen dürfen. Laß einen Carton in einem Deiner Antigötz machen und rühme es. Es wird einen Gulden koſten. J . . . oder das dortige Conſiſtorium mag dieſen Gulden auslegen. Ich für meine Perſon gebe nichts.

Karl.

Göttingen, d. 18. Jul. 1778

Derjenige, der Ihnen, mein wertheſter Freund, dieſes einhändigen wird, iſt ein Norwege, Herr Groß, der ein Paar Jahre hier ſtudiert hat, und ſich durch humaniſtiſche Wiſſenſchaft gar merklich unter vielen andern auszeichnet, — auch eben ſo ſehr durch ſein gutes Herz. Er will ſich gern einige Tage auf Ihrer Bibliothek umſehen. Ich weiß nicht, was er zu kramen hat; aber laſſen Sie ihn immer ein wenig kramen.

Mir thut er einen großen Dienſt, daß er mir Gelegenheit giebt, mein Andenken einmal bey Ihnen zu erneuern, und Ihnen zugleich beygehende Aufſätze einzuhändigen, die in ein Fach gehören, worin Sie mit beſſerem Glück als ich arbeiten könnten, wenn Sie den angefangnen Faden hätten ausſpinnen wollen. Vielleicht gäben die Götzen und Conſorten wer weiß was darum, daß Sie lieber im Schutt des alten Roms wühlen, als ihr eignes ſchönes Gebäude in Schutt verwandeln möchten. Leben Sie wohl und beehren Sie mit Ihrem freundſchaftlichem Wohlwollen

Ihren

Heyne.

Liebſter Leſſing!

Ich habe ſchon ſeit wenigſtens 8 Tagen an Sie ſchreiben wollen, bin aber immer daran verhindert worden. Daß ich Ihnen von allen Ihren Freunden in Hamburg viele Komplimente mitgebracht habe, werden Sie wohl vorausſehen. Aber das iſt auch nicht die Urſache, warum ich Ihnen ſchreiben wollte. Herr Gebler hatte mir vor meiner Abreiſe 5 Stücke Ihres Anti-Goeze gegeben. Die nächſtfolgenden 4 hatte ich zwar in Hamburg geleſen, aber nicht kaufen wollen, weil ich ſie hier gewiß zu finden hofte. Nach meiner Wiederkunft gab mir Gebler, da ich ihn das erſtemal beſuchte, das zehnte Stück, welches eben herausgekommen war, aber nicht die vorhergehenden, weil ich nicht eigentlich ſagen konnte, wie viele mir fehlten. Einige Tage darauf bat ich mir dieſe nebſt dem 11. welches unterdeſſen erſchienen war, von ihm aus; er hatte aber ſchon alles hergeben müſſen. Ein Verfahren, womit ich aus mehr als einer Urſache ſo unzufrieden bin, als Sie ſelbſt nur immer ſeyn können; woran aber Jeruſalem gewiß, und der Geh. R. v. Praun ſehr wahrſcheinlich nicht Schuld haben. Sollte nun das 6. 7. 8. 9. und 11. Stück noch bey Ihnen vorräthig ſeyn, ſo haben Sie die Güte, ſie mir auf meine Koſten zu ſchicken. Das letzte Fragment vom Zwecke J. ꝛc. habe ich auch nicht mehr bekommen können. Dieſes würde ich mir ebenfalls von Ihnen ausbitten, wenn ich hoffen könnte, daß Sie noch ein Exemplar davon übrig hätten. Wenn Sie aber nichts mehr von allem dem haben, ſo muß ich mich nach Hamburg wenden, wenn es anders dort nicht auch ſchon verboten iſt, wie ich nun beynahe befürchte. Als ich noch dort war, trug man ſich mit der Nachricht, daß der H. Sie wegen dieſer Schriften ſehr ungnädig angelaſſen, und Ihnen das fernere Schreiben ausdrücklich verboten hätte. Ich behauptete aber beſtändig, daß das gewiß nicht allein nicht geſchehen wäre, ſondern auch nie geſchehen würde.

Der

Braunſchweig,
den 21. Jul. 1778.

Ihrige
J. A. Ebert.

Berlin, den 1. Auguſt 1778.

Mein liebſter Bruder,

Wenn Deine häusliche Zufriedenheit nur bleibt, ſo habe ich gute Hoffnung. Moſes, der Dich vielmals grüßt, war der Meynung, man ſollte das Mſct., das Du mir geſchickt, ohne Anfrage drucken und gratis ausgeben laſſen; er wollte gar gern die Koſten über ſich nehmen. Dies aber gefiel mir nicht recht, und ich gab es Herrn Voß, der gleich bey dem Ober-Conſiſtorialrath T** die Erlaubniß erhielt, es zu drucken und öffentlich zu verkaufen. Auf künftigen Dienſtag ſollſt Du den Bogen ſchon abgedruckt haben. Vielleicht daß das dortige Miniſterium dadurch etwas aufmerkſamer wird, und in Abweſenheit ſeines Fürſten nicht ſolche — Dinge angiebt. Geſetzt Du räumteſt ihm, um Frieden zu haben, ein, nichts aus dem bewußten Mſcpte. mehr herausgeben zu wollen, auch von Deinem Streite dort nichts mehr drucken zu laſſen aber in Berlin es zu thun, wird man doch nicht verbieten? Und, wenn man ſo weit geht, ſo kann man Deinen Vorſatz nicht mißbilligen.

Dein Bogen, den Moſes und Teller geleſen, hat außerordentlichen Beyfall gefunden, und erſterer meynt, Du hätteſt nur zu viel ſcharmützelt, und das wahre Treffen zu lange aufgeſchoben. Treibſt Du aber Götzen gar zu ſehr in die Enge, ſo befürchte ich, er wird deſperat, und ſchreyet Dich für einen wirklichen Katholiken aus. Bey den Verſtändigen will das nichts ſagen; aber bey ſeinen gläubigen Anhängern? —

Von Deinen Schwächen habe ich nur das erſte Stück geleſen, und darin nicht recht den polternden ſtolzen abgefeimten Theologen gefunden. Bald lobt er ja, bald will er witzeln, bald hält er gar eine Vermahnung: nur ein fleißiger Kirchengänger von ihm kann darüber nicht lachen. Er hat das Wort Unſinn ſo oft im Munde, daß er mir recht armſelig an theologiſchen Kniffen ſcheint. Doch das iſt er nur in Schriften. Heimlich arbeitet er deſto mehr zu Deinem Verderben. Kannſt Du wohl glauben, daß er die ganze theologiſche Facultät in Göttingen gegen Dich aufhetzt? Sogar Semler ſoll auf ſein Anrathen gegen Dich ſchreiben wollen. „Semler!“ ſagen ſie hier alle — Ey! Semler hat es, dünkt mich, am allernöthigſten, er, der ſo viel in der Schrift auszuſtreichen findet, und darüber bewundert wird. Wo bleibt ſein Ruhm und großes Verdienſt, wenn Du allgemein bekannt machſt, daß die Bibel nicht der einzige wahre Grundſtein der Religion iſt? Götze hat auch beym Miniſter von Zedlitz arbeiten laſſen, um Deine jetzigen Streitſchriften hier zu verbieten; aber das iſt gerade einer, der über ſolche Dinge weg iſt. Auch T** hat gegen Dich ſchreiben ſollen. Die übrigen Operationen an andern Orten (unter der Hand, verſteht ſich) mag der Himmel wiſſen. Kurz, die Diener Gottes legen die Hände nicht in den Schoß, und haben göttlichere Waffen als die ſchwache Vernunft. Die Schriftſteller ſind nur die Kriegeserklärer. Die Armee wird aufbrechen, wenn es der Herr befiehlt; und der befiehlt nur, wenn ſie des Sieges gewiß ſind. Gott gebe, daß der Schöpſe und Füchſe nicht zu viel werden, Deine häusliche Ruhe zu zerſtören! Das Incognito beobachten ſie noch beſſer, als die Mitarbeiter an der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek.

Moſes, Ramler und Voß grüßen Dich. Dem Erſtern ſchicke eine Abſchrift von dem Verbote, das an Dich ergangen. Er wird es für Dich brauchen.

Karl.

Berlin, den 4. Aug. 1778.

Liebſter Bruder,

Hier haſt Du 24 Stück von Deiner nöthigen Antwort. Teller als Cenſor meynt, alles was in einem ſolchen Tone geſchrieben wäre, könnte hier ohne Bedenken gedruckt werden: aber der Ton, der im Antigöz herrſche, wäre auch zu Berlin nicht cenſirbar — verzeihe mir dieſes Wort!

Voß grüßt Dich vielmals, und läßt ſchon zu Deinem großen Werke, das nothwendig auf die nöthige Antwort folgen muß, die Preſſen in Bereitſchaft halten. Lebe recht wohl.

Karl.

Berlin, den 18. Auguſt 1778.

Liebſter Bruder,

Mache Deinen Nathan immer fertig: an Subſcribenten ſoll es nicht fehlen. Unſer Moſes, der von ſeiner vierzehntägigen Reiſe erſt heute wieder zurückkommt, weiß ich ſchon, billigt Deinen Plan ſehr, und hat es Dir oft verdacht, daß Du Deine Arbeiten nicht auf dieſe Art genutzt. Dein Avertiſſement dazu kann ich Dir noch nicht gedruckt mitſchicken, indem ich es erſt morgen ganz fertig bekomme; auf den Sonnabend aber erhältſt Du davon gewiß Exemplare. Du haſt doch nichts dawider, daß ich eben dieſes Avertiſſement in den Zeitungen und andern Zeitſchriften bekannt mache? Ich habe die Geſchichte des Juden Melchiſedech im Boccaz geleſen, und ich glaube zu bemerken, (Du magſt vor einigen Jahren oder jetzt darauf gekommen ſeyn) daß Du genug Stoff haben mußt, dieſes Suiet in noch einmal ſo viel Bogen, als Du Dir vorgenommen, zu bringen. Iſt Dein Plan aber, es mehr einem philoſophiſchen Geſpräche, oder einem Drama ähnlich zu machen? Mich dünkt, das erſtere; doch deshalb wirſt Du nicht weniger Leſer haben.

Und nun etwas von Deinen theologiſchen Händeln! Ich habe in der hieſigen Litteratur- und Theaterzeitung eine Anzeige von Deinem Streite wegen der von Dir herausgegebenen Fragmente beſorgt; ob eine vollſtändige, daran zweifele ich. Habe doch die Güte, das Fehlende zu completiren. Die Allgem. Deutſche Bibliothek möchte dieſes Streits ſo bald nicht erwähnen, und ich ſuche nur, die Sache je eher je lieber recht bekannt zu machen. Je mehr den Theologen die Fragmente ein Stein des Anſtoßes ſind, deſto mehr muß man die Vorzüge ihres Verfaſſers an den Tag bringen; und wie kann man das beſſer, als durch Bekanntmachung ſeines Werkes? Ueber Voltaire ſchrieen ſie nur: Gründe und kein Geſpött! Hier ſind Gründe und kein Geſpött: und nun heißt es: confiscirt! verbrannt! Auf den Sonnabend ein Mehreres.

Karl.

Berlin, den 25. Auguſt 1778.

Liebſter Bruder.

Moſes meynt, wenn Du ein Stück machteſt, worin die Thorheiten der Theologen belacht würden, ſo hätten ſie Dich dahin, wohin ſie Dich haben wollten. Es iſt eine Komödie, würden ſie ſagen; er hat eine große Stärke zu ſpotten und lachen zu machen. Er iſt ein Voltaire. Bliebeſt Du aber in dem Tone, wie Du in Deiner letzten Antwort gegen Götzen verſprochen, ſo könnten ſie auch mit dieſer Ausflucht bey dem großen Haufen nicht fortkommen. Du müßteſt alſo ein theatraliſches Stück ſchreiben, das auf dieſe Streitigkeit gar keinen Bezug hätte. Daß Du auf Subſcription herausgiebſt, dawider könnte wohl niemand etwas einwenden. Wollteſt Du aber den ganzen theologiſchen Streit aufgeben, ſo wäre Dir Dein Sujet gar nicht abzurathen.

Aber, liebſter Bruder, kann der, welcher eine Sache belacht, ſie nicht auch nach Gründen widerlegen? Das Belachen kann ohne Kenntniß der Gründe nicht beſtehen; und gleichwohl ſollte der Belacher nicht fähig ſeyn, die Gründe anzugeben? Wenn man keine Gewalt braucht, und Dich in theologiſchen Sachen zu ſchreiben fortfahren läßt, ſo ſetzeſt Du Deinen theologiſchen Streit fort, und machſt auch Deine theologiſche Komödie, oder wie Du dieſes Stück nennen wirſt, fertig. Du biſt für beyde Partheyen: für die, welche die Sache keines kalten geſetzten Tones mehr werth hält; und für die, in deren Augen ſie für ſo heilig gilt, daß ſie alles, was dawider nicht ſo geſchrieben iſt, gar nicht leſen will. Freilich möchten die Theologen, nicht bloß der Chriſtenheit, ſondern aller Religionen und Sekten, die Welt bereden, daß die erſte Parthey gar keine Vernunft habe. Ich bleibe aber dabey, daß gründlicher Spott und gründliches Lachen ohne Verachtung, wenn gleich nicht mit außerordentlicher Verehrung des Standes, mehr wirkt, als der ernſte, feierliche Ton, caeteris paribus. Aus dieſem letzten Schlupfwinkel wollen ſie gar nicht. Der ernſte Ton iſt ihnen gleichſam ein ungeſchriebenes Atteſt, daß die Sache, worüber ſie mit den Profanen oder neuern Chriſten ſtreiten, doch verehrungswerth ſey, da man eigentlich über den großen oder kleinen Werth der Sache ſtreitet. Die ſchriftſtelleriſchen Folgen davon ſind Ueberzeugung; die politiſchen Träumereyen, wodurch ſie den Staat gern daran Theil nehmen laſſen möchten.

Zudem ſetzeſt Du Dich in Verlegenheit, wenn Du Dein Schauſpiel ausgiebſt. Ich habe ein Avertiſſement, wovon ich Dir einige Exemplare beylege, drucken laſſen, und ſchon ſehr viele ausgetheilt, Subſcription angenommen, und es in einige Journale und Zeitungen zum Einrücken beſorgt.

Lebe recht wohl, liebſter Bruder, und antworte mir bald.

Karl.

Braunſchweig, d. 3. Sept. 1778.

Der alte Lemker, der Ihnen für die Kupfer zur Saubertiſchen Bibel nochmals herzlich dankt, bittet Sie, mit zwey Worten zu melden: ob die Vorrede zu dieſem Buche complet abgedruckt ſey? In ſeinem Exemplare iſt ſie nicht vollſtändig, und endiget ſich Bogen a 4 mit dieſen Worten „das eilfte Theil erzählt wie die Welt durch die Waſſer.“ Wäre die ganze Vorrede vorhanden, ſo würden Sie dem alten Manne eine große Freude mit der Fortſetzung derſelben machen. Er bat ſehr darum. So viel in Sachen des alten Lemkers!

Sie verſprachen mir ja, mein Liebſter, die letzten Stücke des Antigötze, und des Freymäurer Geſprächs. Haben Sie es vielleicht vergeſſen, ſo ſehen Sie aus dieſer Anerinnerung, daß ich es nicht vergeſſen habe. So ungetreu mein Gedächtniß iſt, wenn es Namen wieder herausgeben ſoll, ſo treu iſt es, wenn ich Geld oder Geſchenke haben ſoll. (vid. Cicero de ſenectute) Wir ſind alle munter, ſeyn Sie das ſein auch, da Sie über den Propheten Nathan ſchwitzen und brüten. Der gute Prophet wird unter Ihrer Feder auch aus der Columna virorum clarorum in die Columna der haereticorum und haereſiarcharum in einer neuen Ausgabe von Schrad. Tab. hinüber wandern müſſen. Fahren Sie wohl, Sie armer Nathan, ich kann nicht dafür.

Ihr

Schmid.

Berlin, den 29. Septbr. 1778.

Liebſter Bruder,

Du wirſt an meiner Freude Theil nehmen. Meine Frau iſt geſtern mit einem Sohne entbunden worden.

Ungeachtet ich auf meinen letzten Brief keine Antwort erhalten, und man mir ſagt, Du ſeyſt nicht mehr in Wolfenbüttel, ſondern in Hamburg, ſo verfolge ich Dich doch fort mit meinen Briefen.

Wie ſteht denn Dein Streit mit Götzen? Das dritte Stück vom Anti-Leſſing, das, ich weiß nicht wo, angekündigt war, habe ich noch nicht geleſen. Hier wollte man ſagen, das Verbot Deiner Schriften gegen Götzen wäre im Braunſchweigiſchen wieder aufgehoben. Iſt es wahr? In Sachſen ſind ſie bey 50 Thaler Strafe zu verkaufen und zu leſen verboten. Unſre Landsleute haben wachſame Hirten, welche zwar den Wolf nicht allezeit, aber den böſen Feind deſto kräftiger abwehren. Doch vielleicht iſt die dortige Regierung daran nicht Schuld, ſondern nur das Conſiſtorium, welches Statum in statu macht und ein Generalprivilegium hat, solo theologiſche Narrheiten zu begehen. Es hätte eben ſo gut den Scheiterhaufen und den Strang darauf ſetzen können; aber, o Aufklärung von Sachſen her! Nur 50 Thaler Strafe für den, der die Fragmente lieſt, und über Götzen lacht!

Weißt Du, daß unſer Bruder Theophilus nach Chemnitz als Conrector gekommen, und unſere Schweſter wieder in Kamenz iſt? Ich habe ihr auch ſchon dahin geſchrieben. Lebe recht wohl, beſter Bruder, und laß mich bald etwas von Dir hören: nicht meine Neugierde, ſondern meine Theilnehmung an Deinem Schickſale zu befriedigen.

Von meiner Frau tauſend Grüße.

Karl.

Berlin, den 28. Octbr. 1778.

Liebſter Bruder,

— — — —

— — — —

Was ich von der Epiſtel eines Layen denke, wird Dir der beyliegende gedruckte Bogen ſagen. Moſes kann wohl darum noch nicht die Beſchuldigung ablehnen, weil Dir beſchnittene Freunde, nach dieſes Narren Vorgeben, helfen ſollen. Freunde! und ſein Name nicht genannt? Heute werde ich Moſes ſprechen, und Dir mit künftiger Poſt weitläuftiger melden, was der dazu meynt.

Was ich über Deinen vortreflichen Ernſt und Falk denke, bekommſt Du auch gedruckt zu leſen, aber erſt künftige Woche. Was ich aber nicht gedruckt ſagen wollte, will ich Dir jetzt unverholen geſtehen.

Dein Brief an den Herzog Ferdinand hat mich choquirt. Wer kann die Erlaubniß ertheilen Wahrheit zu ſchöpfen? Wenn Du hier nicht etwa als ein Freymaurer ſprichſt, ſo haſt Du etwas geſagt, das Deiner unwürdig iſt. Wahrheit ſchöpfen, iſt ſo viel, als Luft ſchöpfen: jenes mit der Seele, dieſes mit dem Körper. Die Großen können beydes erſchweren; aber alsdann ſollte man ihnen äußern, daß ſie nicht tyranniſirten, ſondern aberwitzig wären. An der Quelle der Wahrheit ſeyn, heiße ich, ſeine geſunden Sinne und ſeinen guten Verſtand haben. Ein Philoſoph iſt allenthalben an der Quelle der Wahrheit, wenn er nicht ſchläft oder krank iſt. Kann der Herzog, als Heermeiſter der deutſchen Logen, Dir zu ſchlafen oder krank zu ſeyn erlauben: ey! ſo bitte Se. Durchlaucht unterthänigſt, Dir zu erlauben, nicht eher krank zu ſeyn, als bis Du Deinen Nathan fertig haſt.

Moſes hatte mich ſchon auf Deine Geſpräche mit der größten Erwartung erfüllt. Er hatte ſie im Manuſcript geleſen, und vermißt verſchiedene Stellen. Was man an den Berliniſchen und andern neueren Theologen tadeln könnte, ſagte er, könnte man auch an Deiner Freymaurerey tadeln. Allein die großen Ausſichten, die Du überhaupt den Menſchen darin machſt, verkennt er dabey nicht.

Der Geheime Rath Hymmen, ein ſchlechter Versmacher, aber ein ganz guter Juriſt, dem ich Deine Geſpräche communicirte, weil ich ſie faſt zuerſt von Leipzig durch Moſes hatte, ſchrieb mir darüber: Du hätteſt nur Einen Zweck angegeben, den die Freymaurer hätten. Als wenn Du nicht immer Deinen Falk ſagen ließeſt: Mir Zweck! Da er ſo darüber hinlieſet und bey ſeiner Loge einer der größten Brüder iſt, ſo habe ich eben kein großes Verlangen, die andern Brüder kennen zu lernen.

Schrieb ich Dir ſchon, daß Ramler für Dich bey meinem Jungen Gevatter geſtanden hat? Der kluge Junge ſoll während der Ceremonie die Augen zugehabt und geſchlafen haben. O, daß er ſie doch immer bey den unſchuldigen Thorheiten der Menſchen zuhabe, und ſie deſto mehr öffne, wenn von den wahren Mitteln zur Glückſeligkeit die Rede iſt! Man hat übrigens den unreinen Geiſt nicht aus ihm getrieben. Dies ſoll in Berlin gar nicht mehr Mode ſeyn; vielleicht weil man zu merken anfängt, daß dieſer unreine Geiſt meiſtens durch die linke Erziehung der Eltern in das Kind fähret. Gott gebe, daß ich ein glücklicher Erzieher werde!

Haſt Du Nicolais neue Beſchreibung von Berlin und Potsdam ſchon? Jetzt habe ich nur in den Anfang, nehmlich in die Vorrede, und aus Neugier in das Ende, in die Anzeige der jetzt lebenden Gelehrten, geguckt. Ich möchte gern darin leſen; aber er hat das Buch mir zum Poſſen ſo enge drucken laſſen, daß ich nichts daraus lernen ſoll. Weil ihm das Ding ſauer geworden, ſoll es uns etwa auch nicht leicht werden?

D. Herz lieſt jetzt ein Collegium über Logik und Metaphyſik, das der Miniſter von Zedlitz, einige Räthe, und viele andere Männer und junge Leute hören. Mir gefällt es, wäre es auch nur darum, daß es ein Beyſpiel iſt, ſich in ſeinem Alter und in ſeinem Stande des Lernens zu ſchämen.

Karl.

Berlin, den 9. December 1778.

Mein liebſter Bruder,

In drey Wochen ſchreibe ich Dir nicht! Ich mag Dir ein ſchöner Geſchäftsmann ſeyn. Doch, mein lieber Bruder, ich ſcheine Dir wohl ein recht großer Geſchäftsmann? Der iſt nie langſamer, bedächtiger und ſchwieriger, als wenn er aus Erkenntlichkeit ſeinem Freunde einen Bettel von Kapital, freylich auf die edelſte Weiſe, zu fünf pro Cent, und zwar auf eine ſehr lange lange Zeit, auf ein halbes Jahr, ohne ein Unterpfand, das dreymal mehr werth iſt, vorſchießen ſoll. Und Dein Bruder, welcher Dir alles zu verdanken hat, ſollte nicht Lärmen machen, daß er Dir dieſen Dienſt geleiſtet? Sollte Dich nicht wenigſtens drey Wochen darauf warten laſſen? Dich nicht fühlen laſſen, was 300 Thaler für den ſind, der ſie nicht hat? Nein, ſo kopflos bin ich nicht, und ich verdiente Caſſation, wenn ich ſo leichtſinnig mit dem Gelde handelte.

M. B** begegnete mir auf der Straße, und hatte mich von H** kommen ſehen. Was haben Sie bey dem zu ſuchen? fragte er mich.

Ich. Geld.

Er. Sie? Sie?

Ich. Denken Sie, daß ich das nicht brauche?

Er. Das denke ich nun eben nicht.

Ich. Alſo —

Er. Aber bey ihm, der Sie — wie lange iſt es? —

Ich. Ein paar Jahr gewiß —

Er. Um 600 Thaler ungefähr preſſen wollte, für die Sie ſich für mich mit verbürgen mußten?

Ich. Was Sie da reden! Konnte man mich um 600 Thaler preſſen, da ich nicht 6 hatte? Er wollte mir ja nur zeigen, wie ſehr er meine Freundſchaft zu ſchätzen wiſſe; ſo ſehr, daß er ſogar meine Bürgſchaft anzunehmen kein Bedenken trüge.

Er. Die D**ſchen Wechſel, die man ihm zum Unterpfande und zur Eincaſſirung bey der Kammer de desolate Boedels zu Amſterdam mit verpfändete, vergeſſen Sie!

Ich. Lieber Gott! Sicher muß doch ſo ein Mann geben, der mir die weiſe Bemerkung machte, daß man ſich am beſten hüte, nicht zu betrügen, wenn man ſich nicht ſelbſt betrügen laſſe. Ich laſſe auf ihn nichts kommen; er verſteht das Recht und den Handel, und kennt die Amſterdammer Boedel Kammer.

Er. Meinethalben! Aber was wollten Sie jetzt bey ihm?

Ich. Geld borgen, wie geſagt: 300 Thaler.

Er. Und das Unterpfand, das Sie dazu haben, iſt doch ſeine 600 Thaler unter Brüdern werth?

Ich. Fragen Sie doch erſt, ob er mir leihen konnte.

Er. Ha ha ha!

Ich. Da iſt zu lachen! Ich kam ihm gerade zu einer Zeit, wo er kein baares Geld hatte. Er wies mir alle ſeine Stuben; nichts darin, als etwas altes Silberzeug, das er aber ohne Gewicht und Probe gekauft hatte. Da ich es natürlich auf der Münze ſchmelzen und probiren laſſen würde, ſo konnte er es mir nicht anbieten. Es that ihm recht leid.

Er. Daß Sie kein Unterpfand hatten!

Ich. Nun, Ihr Juden könnt doch auch keine edle Handlung ohne Spötterey anhören! Hat er mir es denn deshalb ganz abgeſchlagen?

Er. Ich befürchte doch, Sie werden Ihre Poſſen mit ihm einmal theurer bezahlen! — Brauchen Sie das Geld gleich?

Ich. Es iſt nicht für mich, ſondern für meinen Bruder. Nur bis auf vierzehn Tage nach der Leipziger Oſtermeſſe.

Er. Wollen Sie es von mir haben?

Ich. Warum nicht?

Er. Ich kann es gerade bis zu dieſer Zeit entbehren. Schreiben Sie es ihm. Ich bin in Kurzem wieder in Hamburg, und möchte gern einen Brief von ihm haben.

Ich. Wenn er Ihnen aber nicht ſchreibt, ſo bekommt er kein Geld?

Er. Ich werde es ihm dann ſchicken; und den Empfang wird er mir doch melden?

Nun, liebſter Bruder, richte Dich darnach. Auf das Geld kannſt Du Dich verlaſſen.

Karl.

Berlin, den 2. (12?) Dec. 1778.

Mein liebſter Bruder,

Hier haſt Du den Probedruck von Deinem Nathan, und das Manuſcript davon zurück. Du wollteſt zwar einen ganzen Bogen Probedruck; der Buchdrucker aber meynte, Du könnteſt an zwey Octavblättern eben ſo viel als an einem ganzen Bogen erſehen. Ob er Dir mit Weglaſſung der Schnörkelchen von Verzierungen anſieht, und was Du noch zu erinnern haſt, erwarten wir. Voß, der nicht ganz geſund iſt, meynt, daß, wenn Du alles ſo gut geſchrieben hätteſt, man es auswärts drucken laſſen könnte, wo es faſt noch einmal ſo wohlfeil, und der Druck ſo gut wäre, als hier. Um aber auch die Richtigkeit des Abdrucks nicht zu vernachläſſigen, ſollte der Drucker allezeit, ehe er einen Bogen abdruckte, ihn nach Berlin oder an Dich zur Correctur ſenden.

Ungeachtet Dein Stück erſt zur Oſtermeſſe herauskommen muß, weil ein früherer Termin in vielem Betracht ſchädlich wäre, ſo würdeſt Du doch wohl thun, lieber Bruder, wenn Du uns hier bald Anſtalt zum Drucke machen ließeſt.

Hat Herr M. W** Dir das Geld übermacht? Er hat mir und Dir aus Hamburg ſchreiben wollen; aber ich habe von ihm noch keinen Brief geſehen. Antworte mir hierauf, ſobald Du kannſt. Denn, wie geſagt, ich nahm ſeine Dienſte an, weil er mir ſie anbot.

Lebe recht wohl, liebſter Bruder, und laß uns bald mehr von Deinem Nathan leſen.

Karl.

Berlin, den 9. Januar 1779.

Liebſter Bruder,

Ungeachtet beyliegender Brief von Ramler iſt, ſo habe ich doch Dein Manuſcript noch nicht von ihm zurück. Er hat es zwar Moſes Mendelsſohn geben wollen; allein wenn ich erſt lange darnach ſchicke oder ſelbſt herumlaufe, ſo verſäume ich die Poſt, wie ich ſchon die vorige verſäumt. Nur denke nicht, daß es verloren iſt. Mit dem Probedruck biſt Du nicht zufrieden? Vornehmlich gefällt Dir das Abbrechen nicht. Aber wie Du es corrigirt haſt, ſo braucht keine Zeile abgebrochen zu werden. Man müßte auch dem Setzer nur einſchärfen, daß er die Zeilen von mehreren Buchſtaben dichter an einander ſetze. Wenn Du die Schrift wie in beyliegendem Bogen haben wollteſt, ſo dürfteſt Du vollends den Uebelſtand mit dem Abbrechen nicht befürchten. Wegen des Papiers ſey ohne Sorgen. Der Probedruck iſt auf ſchlechterem geweſen, weil er nur in der Abſicht gemacht war, um zu ſehen, wie viel auf eine Seite ginge. Ueberhaupt läßt Dich Voß bitten, ihm die Beſorgung zu überlaſſen, ſowohl für Druck als Papier, und nur dahin zu ſehn, daß bald zu drucken angefangen werden könne; denn, ſagt er, da doch eine ſtarke Auflage gemacht werden müßte, ſo wäre in Zeiten anzufangen und dem Buchdrucker Nachricht davon zu geben, damit eben ſolches Papier, wie beyliegender Bogen iſt, in Vorrath angeſchafft würde. Was ſchadet es übrigens, wenn anſtatt 16 Bogen auch 20 oder gar 21 würden? Ein anderes Format wäre doch auch nichts. Groß Octav läßt ſich nicht ſo gut in der Taſche tragen; und Du haſt auch in Deinem Avertiſſement verſprochen, Dein Stück in dem Formate, wie Deine dramatiſchen Schriften, zu liefern.

Lebe recht wohl mit den Deinigen! Meine Frau grüßt Euch tauſendmal.

Karl.

Göttingen, d. 10. Januar 1779.

Ich bin dieſe Tage über einige Recherches in den letztern Büchern des Plinius gekommen, wo ich alte Editionen zu vergleichen hatte. Folgende vermißte ich hier

Ed. pr. Ven. 469. per Joh. Spira.
Romae 473.
Ven. 497. et 498. ap. Bern-Benalium.
Colon. 524. per J. Caeſarium
Pintiani Obſerv. in Plin. 544.
Ed. Paris 26. et 532

Ich nehme mir die Freyheit, mein liebſter Herr Hofrath, Sie zu erſuchen, wenn Sie einmal Zeit und Luſt haben, nachzuſehen, oder nachſehen zu laſſen, ob davon eine oder die andere in Ihrer Bibliothek vorhanden iſt. Sie erlauben mir alsdann wohl auch eine zweyte Bitte, daß ich Sie um eine kurze Mittheilung erſuche.

Unausgeſetzt

der Ihrige,
Heyne.

Berlin, den 20. Januar 1779.

Liebſter Bruder,

Verzeihe mir, daß ich Dir Dein Manuſcript ſo lange zurückbehalten. Hier haſt Du es wieder; und alles was ich jetzt dazu ſagen will, iſt: laß uns bald mehr leſen! Auch iſt es nun bald Zeit, daß zu drucken angefangen wird. Du haſt mir auf meinen letzten Brief noch nicht geantwortet. Vielleicht biſt Du noch nicht ſo weit, als ich wünſche. Mags doch! wenn Du es nur nicht liegen läſſeſt. Wohin ich wegen der Beſorgung der Subſcription geſchrieben, habe ich meiſtentheils zur Antwort erhalten, daß ſie es ſchon von freyen Stücken über ſich genommen. Einige werden Dir die Subſcribenten ſelbſt überſchicken. Ramler wird Dir wohl die ſechsfüßigen Verſe, die ſich wiederum darin finden, angezeigt und andere Bemerkungen gemacht haben. Wenn ich einmal ein Stück in ſolchen Verſen ſchriebe, ich würde ſechsfüßige, ſiebenfüßige und vierfüßige machen. Ich ſehe nicht ein, warum nicht.

Ich muß jetzt wider meinen Willen, und doch mit Vorſatz, tagelöhnern; das heißt, ich habe mich anheiſchig gemacht, alle Staatsſchriften und Kriegesbegebenheiten zu ſammeln, wovon der erſte Theil fertig iſt. Ich will Dir ihn wohl überſchicken. Aber zu was denn? ein paar Schriften, die guten, wirſt Du doch wohl geleſen haben, und das übrige iſt langweiliges wiedergekautes Gewäſch ex officio. Man hat die Bemerkung gemacht, daß über keinen Krieg ſo viel geſchrieben worden, als über den jetzigen und vorigen Krieg des Königs.

Karl.

Göttingen, den 21. Jan. 1779.

Ja wohl geſchieht mir mit der Cöllniſchen Edition des Plinius vom Cäſarius ein großer Dienſt: denn zwiſchen ihm und Gelenius theilt ſich das Verdienſt des jetzigen textus vulgati. Es iſt mir verhaßt, daß ich mich in alle die Klaubereyen einlaſſen ſoll; indeſſen kann ich mit den letzten Büchern im Plinius keinen Schritt thun, ohne dieſen Punkt ins Reine gebracht zu haben. Wie und woher iſt unſer jetziger Text? Glücklicher Weiſe habe ich ſo viel bereits entdeckt: In den alten Editionen, die ich noch kenne, iſt wenig zu holen; ſie ſehen ſich ziemlich ähnlich. Die erſten Verbeſſerungen hat Hermolaus gemacht; und nach ihm iſt eine ganze Claſſe Editionen geändert. Neue Veränderungen finden ſich in der Benedictina Venet. 507., die aber doch nicht beträchtlich ſind. Aber auf einmal ein ganz neuer Text erſcheint in den Edd. Gelenianis. Da vermuthe ich indeß doch, daß ein Theil der Veränderungen vom Cäſarius ſind. Wollen Sie den Pintian beylegen, ſo nehme ich es mit Dank an, und werde mich freuen, wenn ich Ihre Freundſchaft erwiedern kann.

Ihr ganz ergebenſter
Heyne.

Berlin, den 21. Januar 1779.

Liebſter Bruder,

Der Ueberbringer dieſes iſt Nouſeul, deſſen Frau Du in Manheim haſt ſpielen ſehen, und zwar, wenn ich mich recht erinnere, mit Beyfaſt. Sie ſind ſeit einem Jahre hier, ſpielen auf dem hieſigen Theater, und werden ſehr geſchätzt. Eigentlich wohl nur die Frau. Mit Döbbelin können ſie ſich nicht länger vertragen, und wollen — was weiß ich warum? — nach Braunſchweig, und an Dich von mir einen Brief haben. Er iſt ein Menſch von gutem Herzen, und auch von theatraliſchen Einſichten; aber von noch größerer franzöſiſcher Pedanterey! Seine Frau hat von der Natur alles, was zu einer vortrefflichen Actrice in großen tragiſchen Rollen erfordert wird. Kannſt Du ihnen dienen, ſo thue es; Du thuſt dadurch auch mir einen Gefallen.

Eben erhalte ich Deinen Brief mit dem Manuſcripte von 75—116, ingleichen den Anfang des Manuſcripts zum Drucken. Voß hat es heute auch ſchon in die Druckerey geſchickt. Es wird auswärts gedruckt, und Deine Vorſchriften, die Du dazu gegeben, werden pünktlich befolgt. Je mehr ich von dieſem Stücke leſe, je begieriger werde ich darnach, ob ich gleich jetzt noch nichts als die Charaktere und die Sprache beurtheilen kann. In Deinem Manuſcript zum Drucke, haſt Du viele Veränderungen gemacht, die mir Voß nicht einmal Zeit gelaſſen durchzuſehen. Es iſt mir ſehr lieb, daß Du ſchon ſo weit biſt. Aber traue den Setzern nicht; ſie holen Dich ein, ehe Du es Dich verſiehſt.

Daß Du Deines Stoffs ſo voll biſt, und ein Nachſpiel mit dem Derwiſch machen willſt, iſt ja vortrefflich. Gieb in einem Jahre wieder auf dieſe Art etwas heraus; Du wirſt immer Pränumeranten oder Subſcribenten dazu finden. Ob man es von Buchhändlern oder von Dir kauft, kann ja den Leſern nichts verſchlagen.

Wenn ich das Manuſcript zurückſchicke, ein Mehreres! Nouſeul will fort, und einmal habe ich ihm dieſen Brief mitzugeben verſprochen.

Karl.

Berlin, den 13. März 1779.

Liebſter Bruder,

Hiermit bekömmſt Du den erſten Aushängebogen. Die Linien beym Anfange gefallen mir nicht, und ich hatte ausdrücklich alle Schnörkelchen, von was für Art ſie auch ſind, verbeten. In der zweyten Zeile der erſten Seite iſt auch der Punkt am Ende weggeblieben. Ich will nicht hoffen, daß Du ſonſt viele Nachläſſigkeiten finden wirſt. Von D und E habe ich heute die Correctur gemacht. Mir ſtieß dabey ein ſechsfüßiger Vers auf (S. 69.) [Bd II, S. 231]

Er unterlieget faſt den Sorgen.
Armer Mann!

Wenn hier nicht faſt ganz nothwendig ſchiene, ſo wäre er leicht zu ändern. Ramler muß ihn wohl überſehen haben.

Das Manuſcript von 148 bis 172 und ein Brief von ihm kommt auch mit. Wenn es möglich iſt, ſo laß es ja nicht an Manuſcript fehlen. Die Setzer holen ein, giebt man auch zwanzig Bogen vor.

Kennſt Du das Buch: Illustrations of masonry. The 2d. Edition. London 1775.? Wenn ich es zu überſetzen übernähme, wollteſt Du mir wohl mit Nachrichten von dem Urſprunge der Freymaurerey dienen? Ich weiß, daß Du einen ſehr großen Vorrath davon haſt; es muß Dir aber keine Ungelegenheit machen. Oder wollteſt Du mir wohl ſagen, wo ich das alles finde, was Du gefunden haſt? Oder wenn mir die Bücher zu Berlin fehlen ſollten, wollteſt Du ſie mir wohl auf einige Zeit leihen?

Karl.

Halberſtadt, d. 21. März 1779.

Geſtern ſah ich zum erſtenmal im Buchladen des böſen Pfaffen zu Hamburg Auswurf, unter dem Titel: **Leſſings Schwächen.** — Um Gottes willen, laſſen Sie den Mann ſich in ſeinem Kothe wälzen! Bleiben Sie, mein Lieber, weit davon, damit er nicht den weiſen Nathan, und nicht den undreiſten Leſſing, der mit ihm ſich eingelaſſen hat, ſehr übel zurichte. Von Tauſenden, die das Ausgeſpieene leſen, ſind Tauſende weniger eins auf der Seite des Speyers; doch

Spey aus, du Speyer, deinen Gift,
Für Ottern ein Gericht!
Auf dieſem Felſen, den es trifft,
Auf dieſem haftet's nicht!

Sie lachen, das weiß ich; Ihren Zweck aber, den zu erreichen, Sie den letzten einen Bogen, die nöthige Antwort, gegen ihn geſchrieben haben, den werden Sie nicht erreichen; das Ungeheuer, ich kann ihn anders nicht nennen, weiß ſich zu kehren und zu wenden.

Wenn Sie, mein Lieber, Ihr Verſprechen, mich bald einmal zu beſuchen, und Ihre beyden liebenswürdigen Kinder mit zu bringen, nicht halten, ſo beſuch' ich Sie — und bringe meine Hausnichte mit. Ich habe ihr von Ihrer Demoiſelle Tochter ſo viel Gutes geſagt, daß ſie wünſcht, ſie kennen zu lernen. —

Vom preußiſchen Grenadier hab' ich viel zu beſtellen. Seinen alten Freund hat er im Lager nicht vergeſſen; er hat in allen ſeinen Briefen des alten Freundes gedacht, und mir befohlen, ſeine Lieder dem alten Freunde zuzuſenden — Ich habe die Lieder ſelbſt ihm bringen wollen — Nun iſt es zu ſpät: es iſt Friede. Nun mag er es ſelbſt thun.

Gleim

Berlin, den 20. April 1779.

Mein liebſter Bruder,

Es thut mir recht leid, daß Du ſo bekümmert biſt, da ich Dir doch geſchrieben, daß der Buchdrucker mit Deinem Nathan gewiß fertig wird. Wenn Manuſcript da iſt, ſo kann man den Druck leicht zwingen; und ſo iſt es auch nun. Die Verbeſſerungen, die Du mir geſchickt, kommen zu ſpät, bis auf das: *Mit Naſchwerk und mit Putz das Schweſterchen.* Wegen des Wortes *wurmiſch*, das Du gebraucht, ſcheint mir Ramlers Anmerkung etwas zu ſtrenge. Die Alten haben auch geſagt: ſturmiſch, banniſch, bauriſch, eidgenoſſiſcher Bund, Hanſiſche Stadt, huriſch u. ſ. w. Warum allein mit dem Umlaut? und nicht wie ſonſt mit und ohne Umlaut, nachdem es unſer Gehör verlangt?

Liebſter Bruder, ich habe den jungen Voß gebeten, daß er in Leipzig nicht eher ein Exemplar weggeben ſoll, als bis er von Dir die Nachricht hat, daß Du Deine tauſend Stück richtig erhalten. Die andern 179 ſollen in Leipzig, ſo wie Du mir vorgeſchrieben, gewiß richtig beſorgt werden. Eben ſagt mir Voß, daß die Buchhändler ſchon ſehr anfingen zu beſtellen, und Du daher wohl thun würdeſt, wenn Du ihm Deine Aushängebogen corrigirt nach Leipzig ſchickteſt, damit der Nathan ſogleich noch einmal gedruckt, und für Dich verkauft werden könnte. Der Rabatt iſt freylich eine theure Sache, aber nothwendig. Ich wünſchte darüber dich mündlich ſprechen zu können. Viele, und ich glaube gar die meiſten, Subſcribenten ſind bey den Buchhändlern angekommen. Ich hoffe Dir in acht Tagen gewiß das Ende des Nathans zu ſchicken. Vergiß nur nicht das Nachſpiel, der Derwiſch. Freylich mußt Du nothwendig auf Semlers klügelnden Anhang antworten; allein Semlern antwortete ich nicht eher, als bis Jemand ſein Geſalbadere ins Lateiniſche oder Deutſche überſetzte. Ebeſtens ſollſt Du einen Beweis von mir haben, daß ich nicht bloß räſonnire.

Lebe recht wohl, liebſter Bruder, und ſey unbeſorgt! An dem Nathan ſieht man es doch nicht, daß Du alt geworden; und ich denke, wir werden nicht eher alt, als bis wir keine Kräfte mehr haben.

Karl.

Berlin, den 1. May 1779.

Liebſter Bruder,

Du wirſt Dich gewundert haben, daß Du den Putz für die Frau von D**, welcher 4 Thlr. 17 Gr. koſtet, ohne einen Brief von mir erhalten. Der Umſtand iſt dieſer: ich wartete auf die letzten Aushängebogen Deines Nathans, (von denen der letzte ſchon vor zehn Tagen corrigirt zurückgeſchickt worden), und wollte ſie Dir mit der reitenden Poſt ſchicken, damit Du ſie eher hätteſt, als den Putz. Aber es kamen keine, und wahrſcheinlich werden auch keine kommen, ſondern das ganze Werk. In ein Paar Tagen, dächte ich, müßteſt Du Deine 2000 Stück richtig haben. Ich habe mit Fleiß in die Zeitungen kein Avertiſſement deshalb geſetzt, damit die Subſcribenten ihre Exemplare zuerſt erhalten. Es ſoll, nach genommener Abrede, eher nichts verkauft werden, als bis Du gemeldet, daß Du die Deinigen ſpedirt. Du wirſt aber ſorgen, daß das bald geſchieht. Ein corrigirtes Exemplar ſchicke ja nach Leipzig, ſo bald als möglich.

Moſes grüßt Dich vielmals, und glaubt, daß Dein Nathan das beſte Stück ſey, das Du gemacht. Ich bin der Meynung auch; denn es hat, wenn man es hinter einander lieſet, und nicht, ſo wie ich erſt, bald vom Anfange, bald von der Mitte, Intereſſe genug. Allein ich befürchte, wenn es auf das Theater käme, ſo würde der Beyfall ſeinem Werthe nicht entſprechen. Die beſten deutſchen Schauſpieler können mit den heftigen Leidenſchaften noch ſo ziemlich fertig werden, auch ſo mit dem Starkkomiſchen; aber wo es mehr auf feines Räſonnement und gemäßigte Charaktere ankömmt, die mit aller Delicateſſe vom erſten bis zum letzten Worte bearbeitet ſind, da ſind ſie gar erbärmliche Helden. Selbſt Brockmann und Schröder halten auch das nur für große Stücke, worin, ſo zu ſagen, entweder komiſch oder tragiſch geraſet wird. Die ruhigen kenntnißvollen Menſchen, ſtark aber nicht übertrieben geſchildert, ſind ihnen gar nicht theatraliſch. Was würdeſt Du aber ſagen, wenn Döbbelin den Nathan demungeachtet aufführete? Er iſt mit ſeinen meiſten Leuten noch lange nicht dahin, daß er nur wüßte, was ſeinen Schultern tragbar iſt oder nicht. Ich bin aber auch ſehr begierig zu wiſſen, was die Theologen zu dem Stücke ſagen werden, und ob es nicht in gewiſſen Ländern verboten werden ſollte, z. E. in unſerm lieben Vaterlande.

In dem Meßkatalog habe ich wieder eine Menge neuer Gegner gegen die Fragmente gefunden. Wirſt Du ſie alle leſen? Haſt Du ſchon auf Semlers Anhang geantwortet? Im Meßkatalog finde ich nichts.

Laß es mich ja ſogleich wiſſen, wenn Du Deine Exemplare vom Nathan erhalten. Ich werde Dir von meiner Seite auch gleich darüber ſchreiben.

Lebe recht wohl, liebſter Bruder. Meine Frau und mein Junge ſind geſund, und grüßen Dich tauſendmal.

Karl.

Halberſtadt, den 2. May 1779.

Den herzlichſten Dank, mein lieber Leſſing, Ihnen, und Ihrer lieben Tochter, für alle mir erwieſ'ne viele Güte! Nächſt dieſem aber ſogleich die ſehr angelegentliche Bitte, doch ja mit der erſten fahrenden Poſt die Cölniſche Chronik mir zu ſenden. Mein guter Dom-Dechant iſt mir ungnädig geworden, daß ich ſie nicht mitgebracht habe. Wär' Ihnen ſonſt noch ein Buch bekannt, aus welchem das Alterthum des Spiegelſchen Adels zu erweiſen wäre, ſo geſchähe mir ein großer Gefalle, wenn Sie's beylegen könnten. —

Herr König, welchem ich mich beſtens empfehle, wäre wohl ſo gütig, und übernähme die Mühe des Einpackens. Mein guter Dom-Dechant, welchem eingeredet iſt, daß im Jahr 777 die Spiegel den Adel von Karl dem Großen erhalten hätten, will eine Schaumünze zum Andenken des tauſendjährigen Alters prägen laſſen, und ich ſoll ihm eine kurze Nachricht dazu, betreffend das tauſendjährige Jubiläum, aufſetzen. Könnten Sie, mein liebſter Freund, mir davon los helfen, durch einen Autor, der über das Alter unſrer adlichen Familien geſchrieben hat, oder durch einen Brief, in welchem Sie mir etwa nur ganz kurz ſagten, daß wir keine ſo alten Familien hätten, (denn wir haben zuverläſſig keine ſo alten,) ſo wär' es vortrefflich. Ihnen die Arbeiten vermehren, iſt Sünde; die Noth treibt mich, dieſe Sünde zu begehen.

Ich habe den Meß-Catalogus geleſen. Es ſind nur wenig Antifragmente zum Vorſchein gekommen; nicht ſo viel, als ich vermuthete.

Gott erhalte Nathan den Weiſen!

Gleim.

Braunſchweig, d. 22. May 1779.

Wollen Sie, mein liebſter Leſſing, beyliegendes Manuſcript, das ohne Ihre Hülfe in Gefahr iſt umzukommen, in Ihr großes Findelhaus aufnehmen? Es wird gewiß vors erſte keiner Luſt haben, das ſonderbare grillenreiche Buch zu verdeutſchen, und die ſaure Arbeit, die der Ueberſetzer daran gewendet hat, zu übernehmen. Wer weiß, welchem Layen, der kein Latein verſteht, oder es in Latein zu leſen nicht geneigt iſt, es einmal zu nutze kömmt? Genug es gehört in das Findelhaus. Wenden Sie doch ein halbes Stündchen daran, es durchzuſehen und zu vergleichen. Sie werden finden, daß ich, was daran iſt, treu angezeigt habe. Ekelt Sie aber vor dieſer loſen Speiſe, ſo bringen Sie es mir, wenn Sie herüber kommen, wieder mit.

Ihr

Schmid.

Göttingen, d. 19. Jun. 1779.

Der Abt zu S. Emmeran, Frobenius, läßt von ſeinen Benedictinern eine neue Ausgabe der Werke des Rhabanus Maurus verfertigen, und verlangt alſo Nachrichten, ob in hieſigen Gegenden einzelne Stücke Manuſcripte oder alte Editionen ſind.

Vielleicht iſt es Ihnen ein Gefallen, daß ich ihn nicht geradezu Ihnen auf den Hals ſchicke, ſondern lieber ſelbſt anfrage, ob in Ihrer Bibliothek etwas dahin Brauchbares vorhanden iſt, wie ſich faſt vermuthen läßt.

Ueber den Plinius zu kommen, darf ich den Sommer nicht hoffen. Sie geben mir alſo, hoffe ich, in Anſehung der beyden Editionen noch Nachſicht. In Durand Hiſtoire de la Peinture ancienne, ſind allerdings alte Editionen gebraucht; aber nur für das 36ſte Buch.

Das zweyte Stück der antiquariſchen Abhandlungen nehmen Sie geneigt auf.

Warum haben Sie doch aufgehört unſer Meiſter im antiquariſchen Fache zu ſeyn! Wenn ich wüßte, daß der Patriarch Götz daran Schuld wäre, ſo haßte ich den Mann noch herzlicher.

Ein Secretair Strieder an der Bibliothek zu Caſſel wünſcht gern auf einer andern Bibliothek unterzukommen, da man dort, auf des Marquis Luchet Veranſtaltung, die tollſten Sachen macht; ich ſoll ihn alſo empfehlen, wo ich kann, und thue es vorzüglich bey Ihnen mein beſter Herr Hofrath.

Dero ꝛc.

Heyne.

Berlin, den 17. Julius 1779.

Liebſter Bruder,

Keinen Groll wegen meines Stillſchweigens! Ich bin ſeit vier Wochen aus meiner fahlen Ruhe gebracht worden. Der General-

Münzdirector S** ging im vorigen Monathe zur ewigen Ruhe; und ſein Nachfolger, der Münz-Director G** aus Breslau, iſt vor einigen Tagen angekommen, an deſſen Stelle ich ſchon den 23ſten dieſes mit Frau und Kind abgehe. Die Hoffnung iſt gut Ding, wenn ſie auch trügt. Ich lade Dich nun nicht mehr nach Berlin, ſondern nach Breslau.

Hier haſt Du ein Verzeichniß, was ich auf die Subſcription des Nathans eingenommen. M. W** iſt bezahlt. Wenn ich nicht ſo ſehr mit Arbeit überhäuft wäre, ſo hätte ich ſchon alles eincaſſirt; und ich denke, wenn ich nur wieder in Ordnung bin, Dir alles berichtigen zu können. Bekömmſt Du ſonſt alles ein? Und warum ſchreibſt Du nicht an Voß? Vielleicht daß Du mehr zu thun haſt, als ich. — Ich ſchreibe Dir von Breslau aus, ſobald ich daſelbſt angekommen bin.

Karl.

Lauchſtedt, d. 20. Julius 1779.

Drey Wochen bin ich hier, mein Theurer! In dieſen drey Wochen war Nathan der Weiſe mein einziger Begleiter. Ich hab' ihn ſtudiert, ihn vorgeleſen; o, ich möchte ſo gern in einem Buche von vier und zwanzig Bogen beweiſen, — was beweiſt man nicht? — daß Sie etwas Beſſeres nicht machen können. Vortrefflich iſt alles — Fabel, Vers, Ausdruck. Wenn ich's nicht gleich nach Empfang der Exemplare, mein beſter Leſſing, Ihnen ſagte, ſo iſt es verſchoben, weil ich ein Buch darüber ſchreiben wollte. Bücher genug werden darüber geſchrieben werden. Gott weiß von welchen Bücherſchreibern! Urtheile der Bosheit und der Dummheit hört' ich ſchon. Zum Beſten der Menſchen einen Juden, zum Schlimmſten einen Chriſten zu machen, welch' ein Verbrechen! Auch haben die Chriſten in Dresden deshalb, ſagt man, ihn, den Beſten der Menſchen, ſchon Landes verwieſen. Nicht übel; denn nun erſt wird man ihn ſuchen, und weiſer werden.

Ich war in Leipzig einen Tag, lernte den würdigen Neffen unſers Kleiſts, den Hauptmann von Blankenburg, perſönlich kennen, und hörte, daß der Patriarch in Gefahr ſey, ſein Biſthum zu verlieren — Er hat den Glauben der katholiſchen Chriſten angefochten; der kayſerliche Reſident hat beym Rath zu Hamburg ihn deswegen verklagt; der Rath hat von dem Patriarchen Widerruf verlangt; darüber hat der Patriarch ſich bey den Rechtsgelehrten zu Leipzig Raths erholt. Herr Aſſeſſor Seyer verſprach mir eine Abſchrift von dem Gutachten der Rechtsgelehrten für Nathan den Weiſen. So bald ich's erhalte, ſend' ich's meinem lieben Leſſing.

Ich gehe von hier nach Berlin in Geſchäften, bin aber den 21ſten Auguſt gewiß wieder zu Hauſe. Dann, mein Beſter, werd' ich die Cölniſche Chronik zurückſenden, oder zurückbringen; denn ich ſehe, daß Sie zu mir nicht kommen werden, und ich muß in dieſem Leben Nathan den Weiſen noch oft ſehn.

Gleim.

Hamburg, den 30. Auguſt 1779.

Schon lange hat mir der Dank, den ich Ihnen, theurer verehrungswürdiger Freund, für Ihren Nathan überhaupt und für den mir geſchenkten Nathan inſonderheit ſchuldig bin, wie eine feurige Kohle auf dem Herzen gelegen; und endlich finde ich ein Paar Augenblicke Zeit, mich ſeiner zu entledigen. Was mir dieſer Nathan iſt und mit welchen Empfindungen ich zu ſeinem Schöpfer hinaufſehe: das wollte ich neulich dem Publico in einer Recenſion in folgenden Zeilen ſagen.

„Nathan der Weiſe von Leſſing. Sieh. Buch der Weisheit VII. 22. 23; wo für ihr, ihm zu leſen iſt.“ (*)

Allein mein Vorhaben unterblieb, weil es zufälliger Weiſe Leuten bekannt geworden war, die nicht ermangelt haben würden, mich mit Ihnen in einen und eben denſelben Pfuhl hinabzuſtoßen. Nun mag es ſich zwar überall recht gut mit Ihnen hauſen laſſen; auch möchte ich, unter uns geſagt, lieber mit Ihnen in der untern als mit — — — und Compag. in der obern Region leben, ſo wie ich lieber mit Ihnen in Bedlam, als mit — — — in ſein — — eingeſperrt werden möchte: aber da mir die Ehre eines gemeinſchaftlichen Aufenthalts mit Ihnen, nach dieſem Erdenleben doch wohl hoffentlich bevorſteht, ſo habe ich mich für jetzt nicht zudrängen wollen.

Aber um des Himmels willen! wie laſſen Sie ſich denn einfallen, jetzt krank zu werden, jetzt, da Sie der Schöpferfreuden über Ihren Nathan in vollen Zügen genießen ſollten! Die Nachricht davon hat uns Alle ſehr erſchreckt; Sie wiſſen, welche ich unter uns Allen begreife. — Gott ſey indeß gedankt, daß das Uebel nicht von ernſthafteren Folgen geweſen iſt. Ich wollte, der Himmel nähme von dem Leben aller —

(*) Die Worte des apokryphiſchen Textes lauten: Denn es iſt in ihr (ihm) der Geiſt der verſtändig iſt, heilig, einig, mannigfaltig, ſcharf, behend, beredt, rein, klar, ſanft, freundlich, ernſt, frey, wohlthätig, leutſelig, feſt, ſicher, vermag alles, ſiehet alles, und gehet durch alle Geiſter, wie verſtändig, lauter, ſcharf ſie ſind.

ein Paar Tage ab, und ſetzte ſie dem Ihrigen zu; auch von dem meinigen, wenn's ihm gefiele: gemeinnütziger könnte ich ſie ja nicht verbrauchen.

Meine Frau und ich und die ganze chriſtliche Kirche im engern Sinn, ehren und lieben Sie, ſo ſehr man Jemand ehren und lieben kann; wünſchen Ihnen alles mögliche Gute hier und dort, und empfehlen uns für jetzt und immer Ihrem gütigen freundſchaftlichen Wohlwollen.

Campe.

Liebſter Leſſing!

Ich hätte Ihnen dieſen Brief wohl einige Tage eher ſchicken können. Aber erſtlich hofte ich, daß wir vielleicht das Vergnügen haben könnten, Sie während der Zeit hier zu ſehen; und hernach hätte ich ihn beynahe vergeſſen. Noch mehr mündliche Empfehlungen habe ich auch noch an Sie zu beſtellen. — In Hamburg bin ich dieſesmal wieder ſehr vergnügt, und ungeachtet meines ſehr unordentlichen Lebens, viel geſünder geweſen, als ich hier bey meiner Ordnung zu ſeyn pflege; ausgenommen, daß ich in der letzten Zeit ein Flußfieber hatte, welches mir dort, in Abſicht auf die ſtrengere Diät, die es erforderte, beſchwerlicher war, als es mir hier ſeyn könnte. Ich höre ſehr ungern, daß Sie ſich von dem Ihrigen noch nicht völlig erholt haben. Ich und meine Louiſe wünſchen aber von Herzen, Sie bald ganz geſund wieder bey uns zu ſehen — das nächſtemal, wenn Sie zu uns herüber kommen, haben Sie die Güte, meinen Fabricius mitzubringen, falls Sie ihn nicht mehr brauchen.

Ihr

Braunſchweig, ergebenſter
den 9. Septbr. 1779. J. A. Ebert.

Auch mir iſt es, wie Ihrem Ernſt, gegangen — ich ſtehe, wie ein Geblendeter und reibe mir die Augen. Zwar habe ich die Beläge deſſen, daß der bewußte Staub Staub ſey, noch nicht geſehen: allein wenn Leſſing ſagt, daß er Beläge zeigen könne, ſo iſt es ſo gut — wenigſtens für mich — als wenn er ſie ſchon gefunden hätte.

Aber, lieber Mann! wo will denn das endlich hin mit Ihrem Geiſte, wenn er noch immer fortfährt, ſo nach allen Seiten um ſich zu greifen? Wir andern petty Men werden ja zuletzt keine Handbreit Landes übrig behalten, die wir unſer nennen und worauf wir ſtehen können!

He doth beſtride the narrow World,
Like a Coloſſus; and we petty men
Walk under his huge legs.

Ernſthaft geſprochen — ich bin erſtaunt, über Inhalt und Dialog, vornehmlich über den letzten, der mir ſo in meinem Leben noch niemals vorgekommen war, weder bey den Alten noch bey den Neuern.

Ueber den neuen Staub, wie Sie ihn nennen — den angeblichen Lockiſchen Brief — ſchlüpfen Sie dasmal mit einer bloßen Abweiſung a priori, wie es ſcheint, dahin. Sollten Sie ihn etwa noch nicht ſelbſt geſehen haben: ſo ſteht er in beikommendem Buche Seit. 83. Die Bemerkung, daß Peter Gower der verzerrte Pythagoras ſey, ſcheint doch allenfalls einen Mann, wie Locke, zu verrathen. Und dann wäre bloß zu ſagen übrig, daß man auch Locken Staub in die Augen geworfen habe.

Weil Sie einmal gehört haben, daß ich Ihren Namen vor acht oder neun Jahren in Reimen proſtituirte: ſo ſchreibe ich Ihnen das Ding ab, zum Beweiſe, daß ich vor acht oder neun Jahren ſchon eben dieſelbe unbeſchränkte Verehrung gegen Ihre Talente fühlte, die ich jetzt gegen Ihr ganzes Weſen empfinde.

Empfindungen eines Braunſchweigers,

bey Gelegenheit, da Leſſing als Bibliothekar nach Wolfenbüttel ging.

Du kleines Land, der größeren Provinzen
Germaniens Beſchützerin,
So vieler von Apoll gekrönter Prinzen,
So vieler Welfen Pflegerin;
Du Vaterland noch größrer Scipionen,
Als einſt das Capitol geſehn,
Im Siegsgepräng' auf umgeworfner Thronen
Zertrümmerten Ruinen gehn;
Sey ſtolz! Ein neuer Glanz verbreitet
Sich über deinen Ruhm. So ſtralt
Kein Meteor, das durch den Luftkreis reitet,
Und ihn mit Feuer übermalt.
Der Minna Schöpfer, den an ihrem Buſen
Die Grazien oft liegen ſahn,
Und mit ihm ſpielten, eilt mit allen Muſen,
Karls Erſtgebornem ſich zu nahn,
Und dein zu ſeyn. Ich ſeh, ich ſeh die Welfen,
Von ſtolzer Hochluſt aufgebläht.

Dem Oſkarus bis an die Hüften ſchwellen,
Der haſtig aus dem Bette geht,
    Den Mann zu ſchaun, mit deſſen Geiſt drei Geiſter
Aus altem Griechenland —
Den Stagirit, Mänander und den Meiſter
Der Fabel — Gott Apoll verband!
    Den großen Mann, der mehreren Gefahren
Die Heldenſtirn am Helikon
Entgegenwarf, als in den Kinderjahren
Der Dichterwelt Alkmenens Sohn;
    Der überall, wie eine Morgenröthe,
Die Nacht der Dummheit niederſchaut;
Und überall, wo Stupor einſt ſich blähte,
Den Muſen einen Tempel baut!
    O Vaterland! O Wolluſt dich zu nennen,
Die ſelbſt im Britten Neid gebiert!
In Famens Tempel wird dein Name brennen,
Seit Leſſing deine Gränzen ziert!

Campe.

Braunſchweig, d. 8. Dec. 1779.

Hier haben Sie, mein liebſter Leſſing, was Sie verlangt haben; die Kladde meiner Ueberſetzung. Nun müſſen Sie ſich, darum bitte ich fußfällig, die Mühe nicht verdrießen laſſen, ſie mit dem lateiniſchen zu vergleichen, und mir mit Ihrem Falkauge auszuhelfen, wo ich Maulwurf, zu kurz geſehen habe. Manches habe ich gewiß nicht getroffen, oder in der Ueberſetzung nicht recht gefaßt. Sehr oft werden Sie zu entſcheiden haben, was ich wählen ſoll. Mit einem Worte, Sie ſehen, ich halte Wort. Sie haben mir geſagt: ich ſoll den Kuſa überſetzen, nicht aber, ich ſoll ihn gut und ſchön, oder, wie Sie thun würden, überſetzen. Sie mögen ihn nun aus dem Groben ins Feine bringen, und ein Alphabet Anmerkungen darüber mir zuſchicken. Alles aber ſelbſt geben, und nichts mir überlaſſen, ſonſt verbrenne ich den ganzen Kram. Was iſt doch, in aller Welt, das Miniſterium, wovon Ihre Eminenz p. 61. meiner lateiniſchen Copie ſo viel reden, und worauf Sie pag. 73 und 75. wieder kommen? Iſt es Unterricht? Einſicht oder ſo etwas? Regierung iſt es gewiß nicht. Dergleichen Leckerbiſſen werden Sie mehr zu genießen haben, wenn Sie Appetit haben, ſie zu koſten. Aber warum haben Sie niemalen am Kuſa angebiſſen? non circumvolendoſed devorandus eſt. Auf meine lateiniſche Abſchrift können Sie ſich ſicher verlaſſen. Ich wollte aber, daß Sie eine genauere ältere Ausgabe dieſes Tractätleins finden könnten. Denn an Druckfehlern, Auslaſſungen der Wörter, u. d. g. fehlts dieſer Ausgabe gewiß nicht. Einigemal habe ich am Rande und über den Text ein Wörtchen hingeſetzt, das vielleicht mangelt. Die Zahl der Capitel iſt ſogar verdruckt. Die Nummern am Rande der Ueberſetzung weiſen auf die Seite meiner Copie. Nun machen Sie ſich mit Ihrem Kuſa eine fröhliche Weihnachten und leben herzlich vergnügt ꝛc.

Ihr

Schmid.

Breslau, den 15. Dec. 1779.

Mein liebſter Bruder,

Niemals dachte ich öfter an Dich, und niemals ſchrieb ich weniger an Dich. Auch beſinne ich mich keiner ſo großen Trägheit, als der, welche mich jetzt beſitzt. Der gemeine Mann ſcheint mir hier faul; und wenn das ein Kennzeichen eines Schleſiers iſt, ſo habe auch ich es mir ſchon ganz erworben. Aber die Neugier hat mich nicht verlaßen. Die Amſterdammer Judenſchaft hat Dir ein Geſchenk, ich weiß nicht mehr, von wie viel hundert Louisd'or, für Deinen Nathan gemacht? Das iſt wohl nur eine ſinnreiche Erdichtung des Herrn W**.

Dein theologiſcher Streit hat ein Ende? Aber warum? Iſt Götz dem Reichshofrath eher in die Hände gefallen, als Du? Das Corpus evangelicum wird ſich ſchon ſeiner annehmen; und alſo könnte er gegen Dich fortkämpfen. Oder macht ihm Bahrdt ſo viel zu thun? Warum Götz und Semler dieſen Mann ſo gern von Halle wegjagen möchten, ſehe ich ein. Die andern Streiter Gottes verſtummen gegen Dich auch? Aber was kümmerte mich ihr Geſchrey und Schweigen, wenn ich nur wüßte, warum Du auf einmal das Feld verlaſſen! Du biſt doch wohl nicht in Verlegenheit über das weiſe Mißbilligen der Allg. Deutſchen Bibliothek? Ein Gottesmann ließ ſich in Berlin zwar verlauten, Du hätteſt Deine Sünden alle durch den Nathan gebüßt; aber ſeine Collegen müſſen ihn eines andern überführt haben: ſonſt wäre er ſchon mit ſeinem Panegyrikus aufgetreten.

Den frommen Arzt Tralles haſt Du doch geleſen? Er beweiſt Dir weiter nichts, als daß Du kein Chriſt biſt, und kein Deutſch kannſt. Vielleicht ſind mehr dergleichen Sächelchen erſchienen, und Du magſt davon nichts wiſſen. Ich muß den Mann noch vor ſeinem Tode kennen lernen, ſollte ich auch ein Paar Tage krank werden. Wenn ich ſeinen Recepten nicht ſchlimmer mitſpiele, als er Dir, ſo bleibt er bey Ehren.

Hier iſt auch ein Theater, das Wäſerſche. Ich gehe fleißig hinein, komme aber oft genug ſehr unerbauet heraus. Urtheilen will ich davon nicht; denn ich bin mit meiner Frau darin Gaſt.

Karl.

Braunſchweig, d. 18. Dec. 1779.

Ich habe, mein liebſter Leſſing, des Cyrillus wegen bisher, wie wir zierlichen Lateiner uns ausdrücken, jeden Stein bewegt. Allein vergeblich. Sogar habe ich bey der Bibliothek rev. miniſterii angeklopft. Der Paſtor Bartels verſprach mir alles, und ich ſollte gleich den folgenden Morgen Nachricht haben, ob er auf dieſer Bibliothek vorhanden wäre, oder nicht. Seit fünf Tagen habe ich keine Nachricht. Ohnfehlbar iſt er nicht vorhanden. Nun iſt der einzige Blanke noch übrig, den ich aber anzulaufen noch nicht ſchlüßig werden kann, weil er faſt blind, und ein ſehr übelaufgeräumter Mann iſt. Vielleicht haben Sie ihn ſelbſt ſchon von Herrn Knittel oder ſonſt jemand. Wäre es beſſer Wetter geweſen, ſo hätten Sie mich ſchon den Tag vor dem Quatemberbußtage, gewiß auf dem Halſe gehabt. Mein Plan war auf drey Tage gemacht, und da würde ich die hirundo des Horaz bey Ihnen vorgeſtellt, und Sie rein ausgeſogen haben. Auf Weihnachten kann ich noch nicht recht wieder zu einem Plane kommen. Vielleicht kommen Sie zu uns, wozu mir Daveſon neulich die angenehme Hofnung machte. Für ein neues Hagelwetter in meinem Hauſe dürfen Sie wahrlich nicht bange ſeyn. Ich habe den guten Kuſa mit der größten Gemächlichkeit umgekleidet. Alles iſt Ihnen gut, und möchte Sie lieber küſſen, als mit Ihnen zanken. Der beyliegende Zettel iſt vom Rektor Niklas aus Lüneburg. Helfen Sie doch dem ehrlichen gelehrten Klauber, wenn Sie können, aus der Noth. Er iſt ein ſehr zuverläßiger Mann, der gewiß hält, was er verſpricht.

Der Ihrige.
Schmid.

Braunſchweig, d. 22. Dec. 1779.

Ich habe Sie geſtern und heute vergeblich erwartet; vermuthlich haben Sie dem böſen Wetter nicht getraut. Das Epigramm ſteht im 10. Buche des Martials, und iſt das zweyte in demſelben. Es fängt ſich nicht an: Lector, opes noſtrae — ſondern: feſtinata prior. Auch den Cyrillus Hieroſolomytanus habe ich für Sie nach der prächtigen Ausgabe des Milles, parat liegen. Das übrige bald mündlich.

Der Ihrige.
Schmid.

Im Gudiſchen Catalogo ſtehen p. 453. unter den Manuſcripten:

Γεωπονικα ſ. Εκλογαι περι Γεωργιας.

Befindet ſich dieſer Codex nebſt andern itzt würklich in Wolfenbüttel oder nicht? ein zuverläßiges Ja oder Nein iſt hier alles, was erwartet wird. Hingegen von dieſem:

> Ex commentariis Geoponicis, ſ. de ruſtica, olim Conſtantino Caeſari adſcriptis VIII. ultimi libri Andrea a Lacuna — interprete. Coloniae 1543. 8.

wünſchte ich den Gebrauch auf höchſtens 8 Tage.

Breslau, den 17. Januar 1780.

Mein liebſter Bruder,

Du biſt zu gut gegen mich; und wahrhaftig, ich habe Urſache auf meiner Hut zu ſeyn, daß ich Deine Güte nicht mißbrauche. Mit Vorſatz werde ichs wohl nie; aber mit Vorſatz ſündigen auch ſehr wenige.

Auf die Ankündigung Deiner Briefe an verſchiedene Theologen habe ich alle Tage gewartet. Schicke mir ſie ja, ſo bald Du kannſt; und die Briefe ſelbſt nicht ſpäter! Ich mache es wie D. Herz in Berlin; ich leſe keinen Theologen, es wäre denn, daß Du wider ihn ſchreibſt. Wirſt Du gegen Silberſchlag in Berlin zu Felde ziehn? Du weißt doch, er iſt gegen Dich mit zwey oder drey dicken Bänden erſchienen. Iſt Dir der Ritter etwa zu orthodox? Die Fragmente haben gut gethan; ſie wurmen manchen, und Aergerniß muß da kommen, wo Erleuchtung werden ſoll. Rette doch, wenn es möglich iſt, den armen Götz in Hamburg aus den Händen des Reichshofraths. Daß er Dich ihm überliefern wollte, mußt Du nun vergeſſen.

Ich habe mir itzt zu meiner Hauptbeſchäftigung die Chymie und vornehmlich die Metallurgie gemacht. Vielleicht komme ich auf die Alchymie, und finde den Stein der Weiſen. Dann bin ich ſo weiſe, und laſſe alles im Stiche, gehe in die Welt, und ſehe mich um. Zuweilen werde ich bey Dir einſprechen, und Dir Weib und Kinder zum Aufheben geben. Denn daß ich die Welt gar nicht geſehn, und mich wohl ſo aus der Welt trollen ſoll, ſteigt mir manchmal in den Kopf. Ich bin der Kettenhund, der ſich juſt nicht zu Tode arbeiten darf.

Eben macht mich meine Frau um einen Jungen reicher. Lebe tauſendmal wohl. Wir grüßen Dich herzlich.

Karl.

Berlin, den 18. Febr. 1780.

Theureſter Freund!

Herr Fl—,*) der in Geſellſchaft des Hrn. St— nach Italien zu reiſen im Begrif iſt, wünſchet vorher Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, und bittet mich um eine Adreſſe an Sie, da er Ihnen perſönlich unbekannt ſeyn dürfte. Ich ergreife dieſe Gelegenheit gern, um Ihnen wenigſtens einen ſchriftlichen Beweis von meinem Daſeyn zu geben; Ihnen, der Sie Ihren Freunden ſo viele, und zum Theil ſo herrliche gedruckte Beweiſe von dem Ihrigen geben. Herr Fl — iſt ein Mann von großem Vermögen, der zu Göttingen zu ſeinem Vergnügen Medicin ſtudirt hat, und ſehr gern auch in andern nützlichen Kenntniſſen unterrichtet ſeyn möchte. Es könnte nicht ſchaden, wenn alle Reiche von gleicher Denkungsart wären, und ihren Ueberfluß auf ähnliche Weiſe anzuwenden ſuchten. Was er bey Ihnen ſucht, iſt mir eigentlich unbekannt. Vermuthlich blos Ihre Bekanntſchaft, und Ihren Unterricht, die Sehenswürdigkeiten Italiens betreffend. Wäre ich in ſeiner Verfaſſung, ſo ließe ich Italien mit allen ſeinen Raritäten ſicherlich das Letzte ſeyn, davon ich mich mit Ihnen zu Wolfenbüttel unterhielte. Leben Sie wohl, mein beſter Freund! und laſſen Sie Hrn. Fl — merken, daß ich bey Ihnen etwas vermag.

Ihr

Freund
Moſes Mendelsſohn.

Breslau, den 29. Februar 1780.

Mein liebſter Bruder,

Zwey gute Freunde von mir, Doctor Fließ aus Berlin, der, da er nicht ums Brodt arbeiten darf, ſich vorgenommen hat, nach Italien zu gehen, und Herr Steudel, der ihn dahin begleitet, ein Mann, bey dem Du viele Kenntniſſe finden wirſt, haben mich um Adreſſe an Dich ge beten. Sie wollen Theils die Bibliothek in Wolfenbüttel kennen lernen, Theils von Dir guten Rath haben, wie ſie ihre Reiſe am nützlichſten anſtellen können. Verſage ihnen Deine Dienſte nicht, und nimm ſie als meine Freunde auf. Nach ihren Briefen, gehen ſie ſchon im März von Berlin ab.

---

*) Herr D. Fließ, (der Vater) der in Berlin lebt. Er reiſete in Geſellſchaft des Hrn. Steudel, aus Eßlingen in Schwaben gebürtig, eines trefflichen Mannes, der ſeltene gelehrte Kenntniſſe in zwey verſchiedenen Fächern verband. Er war ſtark in der Mathematik, beſonders in der Aſtronomie, und ein eben ſo vorzüglicher Botaniker. Nicolai.

Göckingk hat einen Streit mit Götz wegen eines Epigramms bekommen, wie ich aus dem Deutſchen Muſenalmanache ſehe. Du haſt auch wieder Epigramme gemacht, und ich habe ein ſehr boshaftes auf Voltaire darunter gefunden; die Bosheit liegt nehmlich in der Wahrheit deſſelben. Götze kann es ſo gut auf die heilige Religion ziehen; aber warum thut er es nicht? Wodurch iſt er ſo ganz zum Stillſchweigen gegen Dich gebracht?

Meine Frau umarmt Dich tauſendmal; ſie iſt mit den beiden Jungen geſund.

Karl.

Braunſchweig, d. 31. May 1780.

Eben jetzt erhalte ich von der verwitweten Lemkern einen Brief, worinnen ſie inſtändig bittet, die ausgeliehenen Bücher ihres ſeligen Mannes einzutreiben; weil der Catalogus davon bereits in der Mache iſt. Die Auction ſoll bald nach Pfingſten ſeyn. Schicken oder bringen Sie mir alſo den Engländer, den Sie von ihm haben, mit der nächſten Gelegenheit, oder der Poſt. Den gedruckten Catalogus ſollen Sie ohnfehlbar erhalten, und dann können Sie in ein paar Monaten der Beſitzer dieſes Buches ſeyn. Wiſſen Sie, wer Lemkers Nachfolger wird? Sie errathen wohl den Mann nicht, ob er Ihnen gleich bekannt genung iſt. Er iſt in ſeinem 64ſten Jahre, hat fünf erwachſene Töchter und drey Söhne, und iſt einer Ihrer erſten Antagoniſten. Mit einem Worte, der alte Director Schumann aus Hannover. Sie haben ihn alſo in der Nähe, wenn Sie ſich alsdenn hauen oder ſchießen wollen, da Sie doch eben nicht Luſt haben, mit der Feder gegen ihn zu Felde zu ziehen. Auch lege ich ein Werkchen von einem andern Gegner bey, womit ich Ihnen auch des ſaubern Druckes wegen, gerne ein Geſchenk mache. Er hat, wie Sie ſehen, aus vier kleinen Schuhen einen großen gemacht, der für alle und jede Füße gerecht ſeyn ſoll. Wollen Sie ihn auch einmal anpaſſen? Ich dächte, er müßte Ihnen, wie dem Rieſen Goliath, denn Sie ſind doch auch eine Art Goliath, einen gar zierlichen Fuß machen. Nun leben Sie fein wohl, und beſuchen uns bald. Noch eines! Machen Sie ſich doch bald an den Griechen aus unſerer Miniſterialbibliothek. Mir iſt himmelangſt, daß Herr Paſtor Bartels nächſtens wieder bey mir anpocht. Ich ſchäme mich recht vor ihm, und hatte noch geſtern Nachmittags, da er mir unvermuthet auf dem Walle begegnete, einen nicht geringen Schreck über ſeine Erſcheinung.

Ihr alter Freund
Schmid.

Hamburg, d. 1. Jun. *) 1780.

Hier ſchicke ich Ihnen, theuerſter Freund, Ihre mir gütigſt mitgetheilte Handſchrift zurück. Ich dachte Wunder, wie viel ich an Einſicht gewinnen würde, wenn ich ſie von denen leſen ließe, die mich, noch ehe ſie ſie geleſen hatten, in einem ſo zuverſichtlichen Tone verſicherten, daß ſie lauter Schimären enthielte! Aber was war's? Ein mitleidiges und geheimnißvolles Achſelzucken über Ihre Verblendung, und eine triumphirende Verweiſung auf den erſten Theil des Zoroaſters, auf gewiſſe mikrokosmiſche Vorſpiele, und auf das Geheimniß der Verweſung und Verbrennung aller Dinge — Scharteken, die ich nie geſehen habe und nie zu ſehen verlange — waren alles, was man mir einzuernten gab. Mit dem letztgenannten Buche, glaube ich, tröſtet man ſich: weil, wenn alles verweſen und verbrennen ſoll, Ihre leidigen Geſpräche ja auch nicht ewig dauern können. Sehen Sie, lieber Leſſing, wie ſelbſt diejenigen, die eben keinen Drang, Sie zu loben, bey ſich verſpüren, kein andres Mittel, Ihre Schriften zu zernichten, als die Zerſtörung des Weltalls durch Fäulniß und durch Feuer kennen! Stärker können ja Ihre Freunde ſelbſt Sie nicht loben.

Ich habe in dieſen Tagen eine nähere Veranlaſſung gehabt, der hieſigen — Geſellſchaft alle fernere Theilnehmung an ihren Arbeiten aufzukündigen. Hofrath Schmiedlin, ein Mitglied derſelben und, ſo viel ich weiß, ein braver Mann, ſtand auf dem Punkte, mitten in dem opulenten Hamburg im eigentlichen Sinne des Worts zu verhungern. Ich, den die Vorſehung, dem Anſehen nach, ganz zufälliger Weiſe zu ihm führte, und der ich nun die Noth des armen Mannes, der zur Vergrößerung ſeines Elendes ſchon ſeit mehreren Monaten bettlägerig war, vor Augen ſahe, laufe bey allen mir bekannten Mitgliedern herum,

---

*) Es ſtand gedruckt „Jan.“ Die Berichtigung ergiebt ſich aus Bd XII, S. 510.

um, wo nicht eine reelle Unterſtützung, doch wenigſtens einſtweilige Hülfe für ihn zu erbetteln. Allein man fertigt mich mit der Antwort ab: daß man ſchon einmal 50 rthl. für ihn zuſammengebracht habe, und mehr für ihn nicht thun könne. Ich erklärte hierauf, nachdem alle meine Vorſtellungen und Bitten fruchtlos geblieben waren, dem Ihnen bekannten Vorſteher geradezu: daß ich von dieſem Augenblicke an, ein Mitglied ſeiner Geſellſchaft zu ſeyn, aufhörte, und daß ich mich wohl hüten würde, irgend einem thätigen Menſchenfreunde zu geſtehen, daß ich jemals mit Leuten in Verbindung geweſen wäre, die eins ihrer würdigſten und verdienteſten Mitglieder unter ihren Augen könnten verſchmachten ſehen. Noch warm von dieſem Auftritte, lief ich bey meinen profanen Freunden herum, und brachte in einem Abend gegen 150 Rthl. zuſammen. —

Ich weiß nicht, ob unter Ihren lieben Kindern etwa noch eins in dem Alter ſeyn mag, daß es Geſchmack an meinem Robinſon finden könnte. Auf allen Fall habe ich einen beygelegt.

Unſer lieber Reimarus iſt krank geweſen, jetzt aber meiſt völlig wieder hergeſtellt. Ich ſelbſt, meine Frau, meine drei Gehülfen und meine zwölf herrlichen Knaben, wiſſen faſt nicht mehr, was Krankheit iſt, weil wir, ſo weit der leidige Ueberlauf von Beſuchern und Beſchauern aus der feinen Welt — dieſe Hauptplage meines Lebens — es uns erlaubt, uns immer mehr und mehr in die Gränzen der einfachen Natur zurückzuziehen ſuchen.

Alles grüßt Sie; alles wünſcht Ihnen Geſundheit, Zufriedenheit und langes Leben; und alles ſtimmt in die Verſicherung der aufrichtigſten Liebe und Verehrung ein, womit ich dieſem eilfertigen Briefe ein Ende mache.

Campe.

N. S. Seitdem ich dieſes ſchrieb, iſt der gute Schmiedlin geſtorben. Ich hatte ſeinetwegen an den Herzog Ferdinand geſchrieben. Mit rückkehrender Poſt hatte ich die gnädige Antwort: daß Se. Durchl. ihm zur Fortſetzung ſeines Wörterbuchs 3000 Mark Hamburg. Cour. wollten auszahlen laſſen. Hundert Ducaten waren zu ſeiner einſtweiligen Unterſtützung beigelegt. Ich rannte, als brennte mir der Kopf, zur Stadt, um dem armen Leidenden dieſe erquickende Botſchaft zu überbringen; aber als ich in ſein Haus trat, hörte ich zu meinem unbeſchreiblichen Leidweſen, daß er die Nacht vorher — geſtorben war. Ich erinnere mich nicht, daß der Himmel mir eine größere und reinere Freude jemals verdorben hat.

Warum bin ich doch jetzt nicht in Ihrer Gegend, um den großen Fürſtl. Menſchenfreund den ganzen Dank meines Herzens in meinen naſſen Augen ſehen zu laſſen! —

Liebſter Leſſing!

Ich habe geſtern Abend, als ich nach Hauſe kam, von meiner Louiſe einen Verweiß bekommen, daß ich vergeſſen habe, Sie zu bitten, dieſen Abend mit Herrn Boden und einigen andern Freunden, die Sie eben ſo gern ſehen, als Sie von dieſen gern geſehen werden, mit einem Butterbrodte fürlieb zu nehmen. Damit ich alſo heute nicht noch mehr bekomme, ſo helfen Sie mir durch Ihre Gefälligkeit, unſre Einladung anzunehmen, dieſen Fehler wieder gut machen, und dadurch zugleich das Vergnügen der ganzen Geſellſchaft, ſo wie mein eignes, vermehren.

Der

Braunſchweig,
den 3. Juny 1780.

Ihrige
J. A. Ebert.

Berichtigungen und Zuſätze.

Zum erſten Bande.

S. 29, vorl. Z. nach 101 füge man hinzu 30 (Beyſpiel). 118. 30.

S. 29, Z. 3. *) „An Herrn D**.“ im Neueſten aus dem Reiche des Witzes, Julius 1751.

S. 30, zu den drei letzten Sinngedichten. ***) Desgleichen, Julius 1751.

S. 31, Z. 15. **) „Auf Herr Merkeln, den Erfinder der Quadratur des Cirkels in Schwaben.“ im Neueſten, Julius 1751.

Z. 23. ***) Wie auf den Meſſias Mahomet: 1751.

S. 31. Das dritte Sinngedicht iſt von Käſtner, und ſteht in ſeinen vermiſchten Schriften, Th. II (1772) S. 250. Darauf folgt S. 251 dieſes dem vierten offenbar ähnliche.

Chriſt und Gottſched.

Entſcheidet ihr gerechten Richter,
Wer Deutſchland mehr von beyden ſchmäht!
Der lehret, Opitz ſey kein Dichter:
Bey dem iſt Schönaich ein Poet.

Eben da iſt hinzu zu fügen

Auf des Herrn K* Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte.†)

K* unternimt ein ſchwer Geſchäfte,
Der Welt zum Unterricht.
Er ſchätzet die lebendgen Kräfte,
Nur ſeine ſchätzt er nicht.

†) In dem Neueſten aus dem Reiche des Witzes, Julius 1751.

S. 35. Ad Turanium.*) *) Ad K--- 1753. Offenbar iſt Klopſtock gemeint.

S. 39, Anm. Z. 3. Herr Conſiſtorialrath Mohnike hat noch ein neuntes Heft, den Anfang eines zweiten Bandes, deſſen Vorrede 1. Apr. 1749. unterzeichnet iſt.

S. 41. Der Regen.*) *) Zuerſt im Naturforſcher, St. 75, den 2. des Chriſtmonats 1749.

S. 45, Anm. und wo dies Lied zuerſt gedruckt iſt, im 44. St. des Naturforſchers, 27. Apr. 1748.

S. 49, Z. 1. *) Zuerſt im Naturforſcher, St. 11 vom 9. Herbſtm. 1747. Anm. Zur Nacht drey Hund und Eulen ſchreyn: 1747.

S. 50 und 51 iſt zu jeder Anmerkung hinzu zu fügen 1747.

S. 51, Z. 1. †) Dies und das folgende im Naturforſcher, St. 22, den 25. des Wintermonats 1747.

Eben da, Z. 27. ††) Im Naturforſcher, St. 75, den 2. des Chriſtmonats 1748.

S. 52, Z. 6 *) Im Naturforſcher, 72 St., den 11. des Wintermonats 1748.

S. 67, Z. 6. *) Zuerſt im 23. Stück des Naturforſchers, den 2 des Chriſtmonats 1747.

S. 68, Anm *) Wenn in Gläſern Weine blinken! 1747. Zu Z. 13. †) Zuerſt im Naturforſcher, St. 9 vom 26 Aug. 1747. Am Schluß der Anm. Noch anders 1747.

S. 69, Anm. Der Fürſt, Stirt, 1747.

S. 78, Z. 21. bey Kuß und

S. 79, Anm. ††) Sie waren aber ſchon im Naturforſcher gedruckt, den 16. des Chriſtmonats 1747 und den 2. des Chriſtmonats 1748.

S. 80, Z. 26. achtzehn 1748. Z. 27. letzte 1748.

S. 85, Z. 18. *) Schon im Naturforſcher, St. 16, den 14. des Weinmonats 1747. Z. 22. Sie ſeht. Ja, ja: 1747. Z. 25. Denn wenn ſich ihre Schöpferhand, 1747. Z. 30. O! möcht ich euer Landsmann ſeyn! 1747.

S. 86, Anm. Der Text in den Kleinigkeiten iſt jünger und ſollte daher befolgt ſein.

S. 87, Z. 8. So gäng ich, in der Handſchrift und in den Kleinigkeiten. Z. 10. Statt „auch" haben die Kleinigkeiten „gar".

S. 87, unten, iſt hinzu zu fügen

III. Aus dem Naturforſcher. 1747.

Der Sommer.

Brüder! lobt die Sommerszeit!
Ja, dich, Sommer, will ich loben!
Wer nur deine Munterkeit,
Deine bunte Pracht erheben,
Dem iſt wahrlich, dem iſt nur,
Nur dein halbes Lob gelungen,
Hätt er auch, wie Brocks, geſungen,
Brocks, der Liebling der Natur.
Hör ein größer Lob von mir,
Sommer! ohne ſtolz zu werden.

Brennſt du mich, ſo dank ichs dir,
Daß ich bey des Strals Beſchwerden,
Bey der durſtigen Mattigkeit,
Lächzend nach dem Weine frage,
Und gefühlt den Brüdern ſage:
Brüder! lobt die durſtge Zeit!

Der Handel.

Des wuchernden Tumultes ſatt,
Freund, fliehſt du aus der vollen Stadt?
Flieh nur allein; ich bleib zurücke.
Die Meſſe wog ich noch mein Glücke.
Nun handl' ich auch: doch ſoll allein
Mein Handel mit den Schönen ſeyn.
Itzt, Mägdchens, iſt mir alles feil,
Mein Vater- und mein Muttertheil,
Haus, Bücher, Garten, Wald und Felder.
Kommt nur und bringt die rechten Gelder!
Kommt nur und fangt den Handel an;
Glaubt, daß ich euch nicht trügen kann.
Ihr kommt! **Wie theuer iſt dein Feld?**
Mein Feld verkauf ich nicht für Geld.
Dir, Mägdchen, biet ichs hundert Küſſe.
Und deinen Wald? Zwey hundert Küſſe.
Und dieſes Buch? für einen Kuß.
Und dieſes Lied? Für einen Kuß.
Wenn ich mit Schönen handeln muß,
Gilt alles bey mir einen Kuß.
Denn Küſſe ſind die beſten Gelder.
Nicht nur Haus, Garten, Wald und Felder;
Mein Vater- und mein Muttertheil,
Ich ſelber bin für Küſſe feil!

IV. Aus den Ermunterungen. 1747.

Refutatio Papatus.*)

Nein, nein! durchaus ich glaube nicht,
Was Petri falſcher Folger ſpricht;
Daß jene Bücher göttlich wären,
Die, zu der Juden ſteten Ehren,

---

*) Nach den Ermunterungen und einer noch älteren Abſchrift von G. E. Leſſings Hand unter den breslauiſchen Papieren. In der Faſſung wie Karl G. Leſſing dies Gedicht hat drucken laſſen (ſ. Band 1, S. 201), findet es ſich unter denſelben Papieren nur von ſeiner Hand.

Uns von des Maccabäus Helden
Und ihren heilgen Schlachten melden.
Hört meinen neu erfundnen Grund!
Es machte mir der Wein ihn kund;
Der Wein, der ſtets zur Wahrheit leitet.
O, daß ihr Theologen ſtreitet,
Und ſtreitet, ohne Wein zu trinken!
So müßt ihr ſtets in Irrthum ſinken.
Der Schluß von dieſen Büchern ſagt,
Worüber Wein und Wahrheit klagt:
„Den Durſt ſich ſtets mit Wein zu ſtillen,
„Das bringet ekeln Widerwillen.
„Bald Waſſer und bald Wein genießen,
„Das muß uns den Gebrauch verſüßen.
Was gilts? wer lügt, iſt nicht von Gott.
Haha! Herr Pabſt! ihr werdet roth,
Und ſeht die Wahrheit meiner Sätze.
O, wenn ich mich im Wein ergetze,
Glaubt ihr, ich wünſcht' ihn einſt zu laſſen!
Ich müßte meine Wohlfarth haſſen.

S. 100.

Der Eintritt des Jahres 1753 in Berlin.*)

Wunſch, der du in der Bruſt geheimer Lieblingsſünden
Geheimes Werkzeug biſt,
Das oft ein lauter Freund — — wer kann das Herz ergründen? — —
Ein ſtiller Mörder iſt;
Durch Laſter, Thorheit, Wahn zu ſehr, zu ſehr entweihet,
Braucht keine Muſe dich;
Die feile wär es denn, die um den Pöbel freyet,
Und ſingt ſich lächerlich.
Jüngſt als Kalliope den Hayn und Aganippen
Um ihren Helden wies,
Und zog auf Sansſouci, erklang von ihren Lippen
Ein prophezeiend Lied.
„Noch lange wird dies Land, mit den erfochtnen Staaten,
„Im Schoos des Friedens ruhn;
„Denn ſein Beſchützer trägt die Lorbeern groſſer Thaten,
„Um gröſſere zu thun.
„Er braucht den Sieg als Sieg, macht Künſt und Handel rege,
„Und zeichnet jedes Lauf. — —

---

*) Dieſe Ode ſteht ohne Namen in der Berliniſchen Zeitung vom 2 Januarius 1753, iſt aber ohne Zweifel von Leſſing, und wird bei der Herausgabe der vermiſchten Schriften (1771) nur vergeſſen ſein.

Sie ſchwieg, und plötzlich ſtieß, zur Linken an dem Wege,
Ein raſcher Adler auf.
Dem ſegnete ſie noch mit heiligem Entzücken
Und aufgehobner Hand,
Bis er, am Ziel des Flugs, vor ihren ſchärfern Blicken,
Dem Throne des Zeus, verſchwand.

S. 105, Anm. Zwei halbe Bogen unter den Breslauer Papieren von Leſſings Hand enthalten unter dem Titel „Fabeln und Erzählungen. Den 3 April 1748.“ den Merydan, den Löwen und die Mücken, den Schluß vom Geheimniß, und die Ueberſchrift „Das Crucifix.“

S. 107. Z. 8. *) In der Handſchrift von 1748 iſt die Anwendung ganz anders.

Warum thut Stax geheimnißvoll!
Was iſts, das man nicht wiſſen ſoll!
Was weiß er denn, warum er ſich ſo bitten läßt?
Er weiß! — was denn? ein lumpicht Vogel Neſt

S. 121, Anm. Vergl. Bd XII, S. 166.

S. 127 in der Ueberſchrift l. 175. S.

S. 129 iſt hinzu zu fügen

Merydan. *)

Das Schiff, wo Merydan mit Weib und Kindern war,
Kam plötzlich in Gefahr.
„Ach, Götter, laſſet euch bewegen!
„Befehlt, ſchrie Merydan, daß See und Sturm ſich legen.
„Nur dißmal laſſet mich der naſſen Gruft entfliehn;
„Nie, nie, gelob ich euch, mehr übers Meer zu ziehn!
„Neptun, erhöre mich!
„Sechs ſchwarze Rinder ſchenk ich dir
„Zum Opfer dankbar froh dafür!“
„Sechs ſchwarze Rinder!“ rief Menkar,
Sein Nachbar, der zugegen war.
„Sechs ſchwarze Rinder? Biſt du toll!
„Mir iſt es ja, mir iſt es ſchon bekannt,
„Daß ſolchen Reichthum dir das Glück nicht zugewandt,
„Und glaubſt doch, daß es Gott, Neptun nicht wiſſen ſoll!“

* * *

Wie oft, o Sterblicher, wie ofte trauſt du
Der Gottheit weniger als deinem Nachbar zu!

S. 141, Anm. **) Z. 2 l. Fahnenſtolz.

---

*) In dem Neueſten aus dem Reiche des Witzes, October 1751. Karl Leſſings Abdruck, der Bd I, S. 200 wiederholt iſt, folgt einer unter den Breslauer Papieren erhaltenen Abſchrift vom 3 April 1748.

S. 178. *) Im 72. Stück des Naturforſchers, den 11. des Wintermonats 1748. Zu Z. 18. **) Im 78. Stücke des Naturforſchers (den 23. des Chriſtmonats 1748) S. 607—612 ſteht eine gegen obiges Fragment gerichtete Vertheidigung der Neueren in Verſen; darunter 13 beiſſende Anmerkungen in 28 Alexandrinern, mit G. E. Leßings Unterſchrift.

S. 198, Z. 12 l. Wie?

S. 200, Z. 24 l. Dann Zu der Anm. Nämlich im gothaiſchen Theater-Kalender auf das Jahr 1779.

S. 201, Z. 13 l. Du ſchweigſt?

S. 203, Z. 14 l. tapferer,

S. 204 iſt das Gedicht Refutatio Papatus zu ſtreichen.

S. 205, Z. 13. „Was mir der Wein,“ ſteht in der Originalhandſchrift unter den Breslauer Papieren. Z. 27. „dem“ im Original.

S. 206, Z. 5. v. u. Er fiel, und da ſtieß

S. 208, Z. 2. Auf dem Rande der Handſchrift, der für die Ausführung beſtimmt war,

O du, durch den Horaz, ſeit er beſcheiden ſtrebte,
Von dir geliebt zu ſeyn, ein wahres Leben lebte.

Z. 9. in unſern eiſern Tagen, Z. 13. einem nur ſchwachen Z. 18. Dort, der Regent, ernährt eine Menge ſchöner Geiſter, und braucht ſie des Abends, wenn er ſich von den Sorgen des Staats durch Schwänke erhohlen will, zu ſeinen luſtigen Räthen. Wieviel fehlt ihm, ein Mäcen zu ſeyn! Nimmermehr werde ich mich fähig fühlen, eine ſo niedrige Z. 27. den Himmel erbarme! (Die Berichtigung geringfügigerer Fehler aus den Handſchriften muß für eine künftige Ausgabe verſpart werden.) Die Erzählung Merdan iſt hier zu ſtreichen.

S. 210, Z. 9 iſt folgendes hinzu zu fügen.

Küſſen und Trinken. *)

Mägdgen, laß mich dich doch küſſen!
Zaudre nicht, ſonſt wirſt du müſſen.
Hurtig! hurtig ſchenkt mir ein!
Auf das Küſſen ſchmeckt der Wein!

Dieſer Wein hat Geiſt und Feuer.
Mägdgen thu doch etwas freyer.
Gönn mir vorigen Genuß:
Auf das Trinken ſchmeckt ein Kuß!

Ich. †)

Die Ehre hat mich nie geſucht;
Die hätte mich auch nie gefunden.

---

*) Aus einem Hefte unter den Breslauer Papieren, welches älter iſt als die Ermunterungen.

†) „Er improviſirte oft (in Wittenberg) an geſelligen Abenden in Verſen, und ſchrieb ſtehendes Fußes ſeinen Freunden ein Andenken in die Bücher, wie es ihm eben

Wählt man, in zugezählten Stunden,
Ein prächtig Feyerkleid zur Flucht?
Auch Schätze hab ich nie begehrt.
Was hilft es ſie auf kurzen Wegen
Für Diebe mehr als ſich zu hegen,
Wo man das wenigſte verzehrt?

Wie lange währts ſo bin ich hin,
Und einer Nachwelt untern Füſſen?
Was braucht ſie, wen ſie tritt zu wiſſen?
Weiß ich nur wer ich bin.

Wittenberg den 11 Oct. 1752.

Gotthold Ephraim Leßing

An Friedr. Ludw. Schröders Stammbuch.*)

Daß Beyfall dich nicht ſtolz, nicht Tadel furchtſam mache!
Des Künſtlers Schätzung iſt nicht jedes Fühlers Sache:
Denn auch den Blinden brennt das Licht:
Und wer dich fühlt, o Freund! verſteht dich darum nicht.

Hamburg, den 20. Oktober 780.

G. E. Leſſing.

Grabſchrift auf Kleiſt.**)

O Kleiſt! dein Denkmal dieſer Stein? —
Du wirſt des Steines Denkmal ſeyn.

die augenblickliche Stimmung aus der Seele lockte. Folgendes leichtmüthige Lebensexamen gab er ſo in das Stammbuch eines ſeiner Wittenberger Univerſitätsbekannten (des verſtorbenen OC. H. zu L. in Thüringen), welches Ich zur Aufſchrift hat, und mit ſo äußerſt flüchtigem Federzuge hingeworfen iſt, daß man ſelbſt einige Interpunctionszeichen vergeſſen oder unrichtig geſetzt findet (auch im 2. Vers der 2. Strophe das Wörtchen ſie wie die geleſen werden kann, weil es ein ſ und d zugleich iſt.)" Oberſächſiſche Provinzialblätter, 13. Band, Altenburg 1801, S. 6—9. Auch im literariſchen und artiſtiſchen Anzeiger zum Freymüthigen 1801, Nr. XX, S. LXXIX.

*) Aus dem zweyten Heft des Freyhafens, Altona 1839, S. 213.

**) „Recenſent will hier dazu [zu Leſſings Sinngedichten] noch ein vielleicht niemals niedergeſchriebenes aus L. Munde beytragen, nämlich eine Grabſchrift auf den ſel. Kleiſt, als er von Frankfurt an der Oder aus von hoher Hand um Verfertigung derſelben erſucht wurde. Der Gedanke iſt aus der griechiſchen Anthologie; aber wie glücklich ausgedrückt!" Nicolai in der allgemeinen deutſchen Bibliothek, LXI (1785), S. 422. — „In Wolfenbüttel lebte zu Leſſings Zeiten ein Herr von D., welcher zu den Lüneburgiſchen Patriciern, zu den ſogenannten dortigen Salzjunkern gehörte, aber gern ein Edelmann ſeyn wollte, klein von Perſon war, Verſe machte, und Leſſingen mit deren Vorleſung und geforderter Beurtheilung häufig behelligte. Auf dieſen verfertigte einſt Leſſing folgendes Epigramm:

Am Körper klein, am Geiſte noch viel kleiner,
Schämſt du des Salzes dich, drum ſchämt das Salz ſich deiner."

Jördens im Lexicon deutſcher Dichter und Proſaiſten, VI, S. 509.

S. 213, Anm. l. in den Luſtſpielen

S. 288, Z. 29 l. das

Zum zweiten Bande.

S. 93, Z. 7 v. u. l. begleiten
S. 96, Z. 11 l. Das Ende
S. 190, Anm. Z. 3 und 4 l. Der erſte, — der zweite,
S. 260, letzte Z. l. ſollte

S. 451 konnte angemerkt werden daß auf zwei einzelnen Blättern unter den Breslauer Papieren folgendes ſteht.

Das Leben iſt ein Traum.

Ein Schauſpiel aus dem Spaniſchen des Don Pedro Calderon de la Barca überſetzt.

Berlin den 23 Auguſt 1750

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Roſaura kömmt von der Höhe eines Berges herab, ſie iſt als eine Mannsperſon verkleidet, im Reiſehabit, und ſagt folgendes.

S. 489, Anm. Er iſt jetzo im Beſitz des Freiherrn K. H. G. von Meuſebach.

S. 490, Z. 4 v. u. l. war In der vorl. und letzten Z. l. Baboll

S. 491, Z. 9. Verſtellungen, Z. 10 deinem hinbrütenden (Geringere Fehler werden in einer künftigen Ausgabe verbeſſert werden.)

S. 492, Z. 16 l. mit deinem Finger ſchnell durch Z. 23. das iſt

S. 562, Z. 16 l. heller;

Zum dritten Bande.

S. 1.

Aus dem Naturforſcher,

einer phyſicaliſchen Wochenſchrift. 1747.*)

Herr Naturforſcher,

Ich habe alle Ihre Blätter bishero geleſen, weil ich ihr Freund bin. Ich kann es leicht errathen, daß ihnen dieſe Urſache nicht allzuwohl gefallen wird. Schlecht genug! werden ſie ſagen, daß es bloß aus Freundſchaft geſchehen iſt. Sie hätten ſie leſen ſollen, weil ſie ſchön und gründlich geſchrieben ſind. Nun gut, gut! erzürnen ſie ſich nur nicht! Ich habe das letzte noch nicht geläugnet, da ich ihnen das erſte von mir berichte. Ihre Blätter können gründlich und ſchön ſeyn. Muß ich ſie aber deswegen leſen? Ich müßte viel Zeit auf das Studiren zu wenden haben, wenn ich alle Schriften von dieſer Gattung leſen wollte. Was ich leſen ſoll, muß mich vergnügen können. Sie wiſſen ſchon, was ich unter dem Worte **vergnügen** verſtehe. Und in dieſem Verſtande, ich ſage es ihnen unter die Augen, fehlt es ihren Blättern noch ſehr an dieſer, zur Erhaltung meines Beyfalls, nothwendigen Eigenſchaft. Ich merke, ich bin nun ziemlich nahe bey dem Zwecke meines Briefes. Ich wollte ihnen nämlich ſchreiben, ſie ſollten ſich gefallen laſſen, mich künftighin entweder nicht unter ihre Leſer zu rechnen, oder in ihren Stücken mehr Einfälle, mehr Witz, kurz, mehr von dem anzubringen, was mich und meines gleichen vergnügen kann. Sie ſchreiben zu trocken. Wo hat denn jemals Anakreon ſo geſchrieben? Ich weis wohl, Anakreon war kein Naturforſcher, und ſie, als Naturforſcher, wollen kein Anakreon ſeyn. Wenn ich nun aber alle andere Scribenten, ausgenommen die anakreontiſchen, mit Verdruß leſe: wollen ſie denn, daß ich ſie auch mit Verdruß leſen ſoll? Entſchuldigen ſie ſich nur nicht mit der Trockenheit ihrer Materie. Wenn ſie nur wollen, ſie wird ihnen oft genug Gelegenheit geben, die feinſten Scherze von Liebe und Wein anzubringen. Geſetzt aber, dieſes wäre wider ihr phyſikaliſches Gewiſſen: nun wohl! ſo tragen ſie es einem andern auf, deſſen Gewiſſen nicht ſo zärtlich iſt. Wenn ſie mir ein gut Wort geben wollten, vielleicht thäte ich es ſelbſt, und theilte ihnen dann und wann meine Einfälle mit. Sie möchten nun ſo ſchlecht ſeyn, als ſie wollten: ſo viel würden ſie doch dadurch erlangen, daß ich einer von ihren Leſern bliebe. Denn, es ihnen nur im Vertrauen zu geſtehen, ich leſe mich ſelbſt gar zu gern. Wollen ſie etwan eine Probe von meiner Arbeit ſehen? Hier iſt eine. Ihr viertes Stück hat mir den Stoff dazu gegeben. Ich bin ꝛc.

---

*) Vom 1 Juli 1747 bis zum 21. Dec 1748 erſchienen in Leipzig 78 Stücke. (Vorrede, 612 Seiten, Regiſter.) Leſſings Theilnahme ward im achten Stücke, den 19. des Auguſtmonats 1747 durch obigen Brief und dieſes Vorwort des ungenannten

L.

Die drey Reiche der Natur. [ſ. Band I, S. 68.]

Die Wetterprophezeyung.

Das Wetter iſt veränderlich,
Veränderlich, wie meine Schönen.
Umſonſt, o Freund, bemüht man ſich,
Nach Regeln beyde zu gewöhnen.
Drum laß das Wetterprophezeyn,
Wie ich mein treues Lieben, ſeyn.
Doch, kannſt du deiner Wiſſenſchaft,
Gelehrter Wolkenſeher! trauen:
Wohl gut! ſo laß von ihrer Kraft
Mich ſtracks ein kleines Beyſpiel ſchauen.

Herausgebers Chriſtlob Mylius angekündigt. „Folgendes iſt mir vor wenig Tagen eingehändigt worden. Ich werde mich aller Beyträge eines anakreontiſchen Freundes bedienen, weil ich weiß, daß ich viel anakreontiſche Leſer habe.“ Im neunten Stück folgen die beiden Lieder. Im zehnten ein ſcherzhafter Brief, L. unterſchrieben, mit Mylius' Antwort „Mein Herr, Sie haben recht. Ich bin ꝛc. M.“

Du ſollſt - - du ſollſt mir prophezeyn:
Wird heuer ein gut Weinjahr ſeyn? *

L.

* Ja!

Herr Naturforſcher, *)

Mein Mägdchen hat ihr 17. Stück von mir zu leſen bekommen. Sie ſchickte mir es heute wieder zurück, und zugleich gegenwärtiges Liedchen. Ich muß es Ihnen doch mittheilen, ob es gleich nur für mich alleine iſt. Sie hat zwey Lehrmeiſter im Singen; mich und die Liebe. Von mir lernt ſie die Reime, und von der Liebe die Empfindungen. Wenn ſie die letztern durch die erſtern verunſtaltet, ſo ſchreiben ſie es mir zu. Ich bin ꝛc.

L.

Die Verſteinerung.

Holz und Beine
Werden Steine
Durch des Waſſers Kraft.
Werden Holz und Beine
Durch des Waſſers Kraft,
Werden die zu Steine:
Sagt, ihr Waſſerfreunde,
Sagt, ihr Rebenfeinde,
Werden eure Herzen
Nicht verſteinert ſeyn?
Mark und Beine
Fühlen, Weine,
Eures Feuers Kraft.
Wenn mein Liebſter trinket,
Trinkt er Rebenſaft,
Bis er ſich betrinket.
Sollt ich ihn nicht lieben?
Ja, ich will ihn lieben,
Weil ſein Herz erhitzet,
Nicht verſteinert wird.

L * * *.

---

*) Neunzehntes Stück, den 4. des Wintermonats 1747.

S. 125, Z. 6 l. Ueberſetzung
S. 153, Z. 19. l. Peireſcio
S. 165, Z. 28 l. Werneriſcher
S. 236, zu Z. 20. **) Es iſt von Käſtner, der in ſeine vermiſchten Schriften (zuerſt Altenburg 1755, S. 123) nur die anakreontiſchen Verſe mit wenigen Veränderungen aufgenommen hat.

S. 237, zu Z. 11. *) Hier folgt bei Käſtner

Ich kann nicht, kühn wie Klopſtock
In prächtigen Hexametern
Die Schönen ernſten Tiefſinn,
Die Stutzer Andacht lehren.
Viel minder wie die Zyrcher
Patriarchaden ſchaffen;
Auch kann ich nicht wie Leſſing
Von Thieren, Pflanzen, Steinen,
Von Türken und Geſpenſtern,
Selbſt Weiſen zum Ergötzen,
Sind ſie nur keine Alten,
Sind ſie nur keine Türken,
Sind ſie nur keine Steine,
Anakreontiſch ſcherzen.

S. 260.

Schreiben (Zweytes Schreiben, Drittes Schreiben) an das Publicum.

Aus dem Franzöſiſchen [illegible]

[illegible] 175[illegible]

An impartial Foreigner's Remarks upon the present Dispute between England and Pruſſia, in a Letter from a Gentleman at the Hague to his Friend in London.

Anmerkungen eines unpartheyiſchen Fremden über die gegenwärtige Streitigkeit zwiſchen England und Preuſſen; in einem Briefe eines Edelmanns in dem Haag an ſeinen Freund in London. Aus dem Engliſchen, 1753. **)

---

*) Jedes, den Titel mitgerechnet, 16 S. klein 8. Sie koſteten, nach der Berliniſchen Zeitung vom 1. May 1753, 3 Gr. Ein Exemplar iſt im Beſitz des Herrn Rödenbeck, der es dem Herausgeber gefällig mitgetheilt hat; aber leſſingiſche Ueberſetzungen ſind keine Kunſtwerke, daß man ſie [illegible] ſeine eigenen Schriften ſetzen könnte. Die Originale ſtehen im [illegible] aux oeuvres posthumes de Frédéric II., T. III. p. [illegible]. Vergl. Bd XII, S. 24.

**) So iſt der Titel dieſer Schrift angegeben in der Berliniſchen Zeitung vom 15. May 1753. Sie koſtete, in Einem [illegible] Gr., Engliſch und Franzöſiſch 3 Gr. Vergl. Bd XII, S. 24.

S. 277, Anm.**) Z. 3 ſollte das Griechiſche nicht wie Verſe gedruckt ſeyn.
S. 312, Anm. l. im Neueſten und in der Ausgabe von 1785.
S. 313, Z. 30 l. captae poſt tempora
S. 315, Anm. Z. 11 l. baute
S. 389, Z. 18 l. gebet.
S. 405, Z. 21 l. ausgefertiget
S. 415, Z. 23 l. trepidare
S. 434, Z. 2 l. mache.

Zum vierten Bande.

S. 77, Z. 10 l. Catechiſmen,
S. 218, Z. 17 l. Glanz
S. 298, Z. 8 v. u. l. Thyeſt
S. 338, Z. 19 l. der Preſſe
S. 468, Z. 10 l. in Frankfurt.

Zum fünften Bande.

S. 68 unten iſt hinzu zu fügen

Franz Hutchesons

Sittenlehre der Vernunft,

aus dem Engliſchen überſetzt.
Erſter und zweyter Band. Leipzig 1756.

S. 78, Anm., letzte Z. l. Anzeichen
S. 136, Z. 9 l. Wohl.
S. 297, Z. 16 l. Sache
S. 366, Z. 12 l. Doppelleute, Z. 27 l. andern:
S. 392, Anm.* l. 4 B. Moſ.
S. 407, Z. 16 l. ich
S. 411, Z. 27 l. [illegible]

Zum ſechsten Bande.

S. 10, Anm. Z. 4 l. Petrarcha
S. 18, Z. 16 l. [illegible]
S. 26, Z. 11 v. u. l. Kanzel,
S. 294, Anm. (cc) Z. 2 l. [illegible],
S. 296, Z. 2 l. [illegible]

S. 323, Anm. Z. 3 l. Cap. XXXVI
S. 352, Z. 13 l. [illegible]
S. 389, Z. 4 l. als einen einzigen
S. 440, Z. 7 v. u. l. daß
S. 441, Anm. Z. 6 l. [illegible]
S. 457, Anm. Z. 3 l. von   Z. 4 l. darauf
S. 481, Anm. Z. 4 v. u. l. ad verbum
S. 491, Z. 4 l. [illegible]
S. 534, Z. 21—25 l. tanquam rem datare plenam fine

Zum ſiebenten Bande.

S. 72, Anm. letzte Z. l. L'aente punto — ⊥
S. 107, Z. 6 l. Effer.

Zum achten Bande.

S. 15, Z. 13 l. ſo ohne
S. 56, Z. 19 l. Storch
S. 73, Z. 3 l. [illegible]   [illegible]
S. 87, Z. 17 l. potuiſſe
S. 156, Z. 12 l. ceteris
S. 209.

Briefe über die Tanzkunſt und über die Ballette von Herrn Noverre.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Hamburg und Bremen 1769. †)

---

†) Die erſten ſechs Bogen dieſer Überſetzung, welche der Herausgeber nie geſehen hat, ſollen von Leſſing ſein, das übrige von Bode.

S. 238, Anm. Z. 1 l. Prozagora   Z. 5 v. u. l. novimus
S. 245, Z. 8 l. blutige

S. 310 fehlt ein kleines Stück, welches der Herausgeber verſäumt hat von einem Freunde, dem dieſe Ausgabe viel verdankt, ſich auszubitten.

S. 355, Anm. l. apoſtolicam
S. 375, Z. 27 l. Reducendum,
S. 377, vorl. und letzte Z. l. Beiſchläfern   leſe
S. 385, letzte Z. l. inceptorum
S. 390, Z. 4 v. u. l. überall
S. 394, letzte Z. l. ihn.
S. 410, Anm. Z. 3 v. o. l. et de
S. 471, Anm. letzte Z. l. angeſtellt.

S. 460, Z. 6 v. u. l. das nehmliche

S. 529, Anm. Nachher hat Herr Kreisgerichtsregiſtrator Cock in Braunſchweig Nr. 58 der neuen Braunſchweigiſchen Zeitung vom J. 1771 (15. April) mit vieler Mühe aufgefunden und dem Herausgeber gefällig mitgetheilt. Der Abdruck iſt genau, einige Willkürlichkeiten abgerechnet, die künftig zu ändern ſind.

Zum neunten Bande.

S. 48, letzte Z. l. vel maxime
S. 49, Z. 2 l. literae
S. 76, Z. 5 l. dürfte
S. 113, V. 42 l. Πεντάκη
S. 114, V. 87 l. ῥοπῆς
S. 116, V. 150 l. φιλοχϑόνον
S. 126, Z. 17 l. καὶ
S. 128, Z. 8 l. ἀνέχοντα
S. 133, letzte Z. l. ὑδάτων
S. 134, Z. 2 l. καὶ
S. 146, VII, Z. 3 l. [illegible]
S. 176, Z. 19 l. [illegible]
S. 197, Z. 1 l. diligentior
S. 222, Z. 2 v. u. l. quieti
S. 260, Z. 21 l. gravitatem
S. 263, Z. 3 v. u. l. zwar hat.
S. 268, Z. 3 l. Fratrum Polonorum
S. 301, Anm. Z. 1 l. Μυρσίλος
S. 319, Z. 2 v. u. l. itaque
S. 356, Z. 3 v. u. l. 349.
S. 369, letzte Z. l. crudeli
S. 481, Z. 15 l. Treu und Glauben des

Zum zehnten Bande.

S. 38, Z. 11 v. u. l. fromme
S. 175, Z. 15 v. u. l. unerſchöpflichſte
S. 206, Z. 12 l. der Herr
S. 241.*)

Da man durchaus will, daß ich auf einmal von einer Arbeit feyern ſoll, die ich mit derjenigen frommen Verſchlagenheit ohne Zweifel nicht betrieben habe, mit der ſie allein glücklich zu betreiben iſt; ſo führt mir mehr Zufall als Wahl einen meiner alten theatraliſchen Verſuche in die Hände, von dem ich ſehe, daß er ſchon längſt die letzte Feile verdient hätte. Nun wird man glauben, daß ihm dieſe zu geben, ich wohl keine unſchicklichere Augenblicke hätte abwarten können, als Augenblicke des Verdruſſes, in welchen man immer gern vergeſſen möchte, wie die Welt wirklich iſt. Aber mit nichten: die Welt, wie ich mir ſie denke, iſt eine eben ſo natürliche Welt, und es mag an der Vorſehung wohl nicht allein liegen, daß ſie nicht eben ſo wirklich iſt.

---

*) Aus der Buchhändlerzeitung auf das Jahr 1778 (Hamburg, in der Heroldſchen Buchhandlung) S. 599.

Dieſer Verſuch iſt von einer etwas ungewöhnlichen Art, und heißt: Nathan, der Weiſe, in fünf Aufzügen. Ich kann von dem nähern Inhalte nichts ſagen; genug, daß er einen dramatiſchen Bearbeitung höchſt würdig iſt, und ich alles thun werde, mit dieſer Bearbeitung ſelbſt zufrieden zu ſeyn.

Iſt nun das Deutſche Publicum darauf begierig, ſo muß ich ihm den Weg der Subſcription vorſchlagen. Nicht weil ich mit einem einzigen von den Buchhändlern, mit welchen ich noch bisher zu thun gehabt habe, unzufrieden zu ſeyn Urſache hätte; ſondern aus andern Gründen.

Meine Freunde, die in Deutſchland zerſtreuet ſind, werden hiermit erſucht, dieſe Subſcription anzunehmen und zu befördern. Wenn ſie mir gegen Weihnachten dieſes Jahrs wiſſen laſſen, wie weit ſie damit gekommen ſind; ſo kann ich um dieſe Zeit anfangen laſſen zu drucken. Das Quantum der Subſcription wird kaum einen Gulden betragen: den Bogen zu einem Groſchen gerechnet, und ſo gedruckt, wie meine übrigen dramatiſchen Werke bey Voß gedruckt ſind. Wolfenbüttel, den 8ten Auguſt, 1778.

Gotthold Ephraim Leſſing.

S. 200.*)

Diejenigen, welche Subſcription auf das Schauſpiel: Nathan der Weiſe, von Gotthold Ephraim Leſſing angenommen, oder noch anzunehmen Luſt haben, ſollen für ihre Mühwaltung funfzehn Procent abziehen, und werden zugleich hiedurch erſucht ihre Subſcribenten entweder an die Voßiſche Buchhandlung in Berlin, oder an den jüngern Herrn Leſſing daſelbſt, oder auch deſſen Bruder in Wolfenbüttel unfrankirt einzuſenden. Die Subſcription kann bis Oſtern angenommen werden, doch wird man es gerne ſehen, wenn die Herrn Collecteurs um Faſten meldeten, wie viel ſie ſchon hätten, und ungefähr noch bekommen würden. Denn zur Oſtermeſſe erſcheint dieſes Stück ganz gewiß, und die Herrn Subſcribenten können die ſchleunigſte Ablieferung ihrer Exemplare, die frankirt zugeſchickt werden, erwarten.

---

*) Aus der Buchhändlerzeitung auf das Jahr 1779, Hamburg in der Heroldſchen Buchhandlung, IV. Stück, den 28 Januar, S. 63.

Zum elften Bande.

S. 6, Z. 24 l. aufgezeichnet
S. 11, Z. 11 l. Ellicier,
S. 13, Anm. Z. 6 l. [illegible],
S. 29, Z. 7 v. u. l. würde,
S. 149, Z. 12 l. [illegible]
S. 175, Z. 13 l. unterſtehen wollen
S. 237, Z. 8 v. u. l. ex cineribus
S. 266, Z. 8 l. *Effectibus*,
S. 267, Z. 14 v. u. l. mehrere,
S. 273, Anm. Fabel CIV.
S. 290, Z. 7 l. Cenon's,
S. 310, Z. 16 v. u. Hildebertus,
S. 378, Z. 7 l. Ruber,
S. 397, Anm. Z. 4 l. Was
S. 420, Anm. vorl. Z. ſtatt „[illegible]" l. [illegible]
S. 433, Z. 6 v. u. l. Süß

Zum zwölften Bande.

S. 139.

Hochzuehrender Herr Vater,*)

Ich bin die Antwort auf zwey Dero Briefe, die mir allezeit höchſt werth und angenehm ſind, ungern ſo lange ſchuldig geblieben. Undrüßlichkeit und Beſchäftigungen haben mir eine Zeitlang nur ſehr wenig freye Augenblicke gelaßen, und ich befinde mich auch noch itzt weder wohl noch müßig genug, meiner Schuldigkeit anders, als nur in der möglichſten Eil, ein Genüge zu leiſten.

---

*) Dieſen Brief hat Herr Felix Mendelsſohn erſt im März 1840 erhalten und dem Herausgeber höchſt gefällig ſogleich mitgetheilt.

Ich hoffe, daß meine wertheſten Eltern von mir überzeugt ſind, wie ich nichts eifriger als das Wohlergehen meiner Geſchwiſter wünſche. Ich will mit Vergnügen alles mit ihnen theilen, was ich habe, und ſo lange ich etwas habe. Nur weiter kann ich mich nicht einlaßen. Ich bin weder im Stande ihnen zu ihrem Fortkommen einigen Rath zu ertheilen, noch an ihrer Verſorgung und ihrem Unterkommen zu arbeiten. Noch weniger kann ich, in den itzigen Umſtänden, einen von ihnen zu mir nehmen. — So ungern ich ſelbſt jederzeit von andern Leuten ſogenannten guten Rath angenommen habe; ſo zurückhaltend bin ich mit meinem eigenen, und ich will lieber jedem, der es bedarf, meinen letzten Groſchen geben, als ihm ſagen: thue das, thue jenes. Wer ſeine Jahre hat, muß ſelbſt wißen, was er thun kann, was er thun muß; und wer erſt hören will, was andre Leute zu ſeinen Anſchlägen ſagen, der hat blos Luſt, Zeit zu gewinnen, und indeß andere zu faßen. So ſcheint es auch mit Gottloben geweſen zu ſeyn. Was hätte es geholfen, wenn ich gleich auf den vorhergehenden Brief meine Meinung über ſeine Rußiſche Reiſe geſagt hätte? Indem meine Meinung unter Weges geweſen wäre, hatte er ſich ſchon anders beſonnen. Ich will damit nicht ſagen, daß es nicht eben ſo gut ſey, daß er ſich anders beſonnen; ſondern bloß, daß mein guter Rath entweder überflüßig oder vergebens geweſen wäre. Es iſt wahr, ich habe ihm verſprochen, wenn mir hier eine Gelegenheit für ihn aufſtoßen ſollte, ſeiner eingedenk zu ſeyn. Aber ihn ſo lange zu mir zu nehmen, bis ſich eine dergleichen Gelegenheit finden möchte, habe ich ihm nicht verſprochen. Es geht auch gar nicht an. Erſtlich erfordern ſowohl meine itzigen Geſchäfte, als mein Studieren, daß ich nothwendig allein ſeyn muß. Zweytens betrachten mich meine wertheſten Aeltern, als ob ich ſchon hier in Breslau etablirt wäre; und dieſes bin ich doch ſo wenig, daß ich gar leicht meine längſte Zeit hier geweſen ſeyn dürfte. Ich warte nur noch einen einzigen Umſtand ab, und wo dieſer nicht nach meinem Willen ausfällt, ſo kehre ich zu meiner alten Lebens Art wieder zurück. Ich hoffe ohnedem nicht, daß Sie mir zutrauen werden, als hätte ich mein Studieren am Nagel gehangen, und wolle mich bloß elenden Beſchäftigungen de pane lucrando widmen. Ich habe mit dieſen Nichtswürdigkeiten nun ſchon mehr als drey Jahr verloren. Es iſt Zeit, daß ich wieder in mein Gleiß komme. Alles was ich durch meine itzige Lebensart intendirt habe, das habe ich erreicht: ich habe meine Geſundheit ſo ziemlich wiederhergeſtellt; ich habe ausgeruhet, und mir von dem wenigen, was ich erſparen können, eine treffliche Bibliothek angeſchaft, die ich mir nicht umſonſt angeſchaft haben will. Ob ich ſonſt noch einige hundert Thaler übrig behalten werde, weis ich ſelbſt noch nicht. Wenigſtens werden ſie mir, nebſt dem wenigen, was ich aus meinem gewonnenen Proceſſe erhalte, ſehr wohl zu Staten kommen, damit ich ein Paar Jahre mit deſto mehr Gemächlichkeit ſtudieren kann. Indeß ſoll mich dieſes nicht hindern, für meine Brüder mein Aeußerſtes zu thun. Sie müßen aber auch nur ſelbſt etwas für ſich thun. Beſonders meine ich Gottloben. Daß er ſich gar noch oben drein mit ſeinem übrigen Geſchwiſter zu Hauſe nicht verträgt, iſt ein Punkt, der meine Liebe gegen ihn gewaltig mindert. Liegt die Schuld an ihm, ſo würde er mir es nicht beßer machen. Doch ich denke noch immer das Beſte von ihm, und würde mich dieſes nicht abſchrecken laßen, ihn um mich zu wünſchen, wenn es die übrigen Umſtände erlaubten. Geſchieht es, daß ich eine gewiße Abſicht erreiche, und daß mein Schickſal nach meinem Wunſche entſchieden wird: ſo ſoll es das erſte ſeyn, daß ich Gottloben kommen laße. Bis dahin würde er mir zur Laſt ſeyn, ohne daß ihm geholfen wäre. Er muß ſich bis Oſtern gedulden, und wie geſagt, alsdann wollen wir erſt ſehen, wie es mit mir ſelbſt ſtehet.

Dem Herrn Vetter Feller werde ſeine Forderung an den Herrn von Schwenigen mit nächſten von Leipzig aus bezahlen laßen. Haben Sie die Gütigkeit ihm dieſes melden zu laßen. Auch Carlen will ich des nächſten ſeine Zubuße übermachen. Man hat mir geſagt, daß er umgeſattelt, und nunmehr Jura ſtudieren will.

Meiner lieben Schweſter danke ich für das überſchickte Präſent. Ich will ihr gern ein anderes dagegen machen, aber ſie muß mir ſchreiben, was ſie haben will.

Ich wünſche meinen wertheſten Aeltern beſtändige Geſundheit, und werde mich freuen, auf das baldigſte angenehme Nachrichten von ihnen zu erhalten. Der ich Zeitlebens verharre,

Derſelben

gehorſamſter Sohn
Gotthold.

Breslau den 30 Nov.
1763.

S. 374.

An den Staatsrath Freiherrn von Gebler in Wien.*)

Wertheſter Freund!

Ew. Hochwohlgebohren werden mir erlauben, daß ich Dero Beyſpiele folge, und alle Formalitäten bey Seite ſetze, welche das Briefſchreiben unter Leuten ſo eckel und beſchwerlich machen, die eben nicht nöthig haben, ſich nur von Seiten ihrer bürgerlichen Würden zu ſchätzen. — Und doch bey aller dieſer Erleichterung des Schreibens, antworte ich ſo ſpät. Ich muß um Verzeihung bitten; aber hinzuſetzen, daß ich dieſe Verzeihung verdiene. Ich bin den ganzen verfloßnen Sommer nichts weniger als geſund geweſen. Ich habe mich aller angreifenden Arbeiten entſchlagen müßen, und ich weiß nicht, wie es kömmt, daß bey mir auch der leichte freundſchaftliche Brief mit unter dergleichen Arbeiten gehört. Meine ältern Freunde wißen das recht gut. Zürnen Ew. Hochwohlgebohren nur nicht, daß Sie gleichfalls die Erfahrung davon machen.

Nun denn alſo zuförderſt meinen verbindlichſten Dank für das angenehme Geſchenk Ihrer theatraliſchen Werke. Das Exemplar an unſers Herzogs Durchlaucht habe ich ſogleich übergeben, und den Auftrag dagegen erhalten, dem Verfaßer nicht bloß das Angenehme darüber zu ſagen, was man bey dergleichen Fällen zu ſagen gewohnt iſt, ſondern ihn ganz beſonders zu verſichern, wie viel Vergnügen ſich Se. Durchlaucht davon verſprechen, da Sie durch die Vorſtellung einiger Stücke daraus, bereits ſo vortheilhaft darauf vorbereitet worden.

Ich will mit dieſem meinem Danke ſogleich den zweyten verbinden: für die zwey neuen beſondern Stücke, welche ich durch Herrn Seiler erhalten habe. Ew. Hochwohlgebohren haben von meiner Emilie viel zu gütig geurtheilet, als daß ich es nunmehr wagen dürfte, mit Gegenlob meinen Brief zu füllen. Dazu habe ich nur einen einzigen Geſichtspunkt, aus welchem ich ein theatraliſches Stück beurtheile, nehmlich die Vorſtellung. Ich traue weder meiner Empfindung, noch meiner Kritik anders, als vor dem Theater. Nächſtens aber werde ich das Vergnügen haben, wenigſtens das eine Stück, Leichtſinn und gutes Herz, aufführen zu ſehen; indem die Rollen bereits gelernt werden. Wenn Ew. Hochwohlgebohren mir ſodann erlauben, ohne Wortverdränge, was ich empfunden habe, zu ſagen: ſo werde ich nicht die Kritik unter das Lob, ſondern das Lob unter die Kritik verſtecken.

---

*) Die vier Briefe an Gebler ſind aus der Autographenſammlung Franz Gräffers in Wien herausgegeben von Fr. Schlegel im deutſchen Muſeum, Auguſt 1813, S. 161; der erſte auch im Geſellſchafter 1836, S. 13.

Daß meine Emilie auch bey der Vorſtellung in Wien nicht mißfallen; iſt mir ſehr lieb geweſen. Aber über einen einzigen Umſtand dabey kann ich mich unmöglich enthalten, mein äuſſerſtes Befremden zu bezeigen. Wien hat jetzt die einzige Perſon, von welcher ich glaube, daß ſie die Orſina würde gut gemacht haben; und dieſe einzige Perſon hat gerade dieſe Rolle nicht gemacht, und überhaupt keine Rolle in dem Stücke gemacht. Was ſoll ich davon denken? Entweder iſt das Wiener Theater auf einer Staffel der Vollkommenheit, von der ich mir keinen Begriff machen kann; oder auf einer Staffel der Mittelmäßigkeit, von der ich mir keinen Begriff machen will. Ich bin kein perſönlicher Freund von Madame Hänſelinn; aber ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ich noch keine Actrice gefunden, die das, was ſie zu ſagen hat, mehr verſtehe, und es mehr empfinden läßt, daß ſie es verſtehe. Wo man dieſer Vollkommenheit, die ich für die höchſte eines Schauſpielers halte, ein wenig mehr Jugend und Schönheit, ein wenig mehr Anſtand, ein wenig mehr von dem elenden Dinge, das man Air der groſſen Welt nennt, vorziehen kann, da iſt man ſicherlich in der Empfindung des Wahren noch ſehr weit zurück. Ich will nicht glauben, daß dieſes ſo ganz der Fall in Wien iſt, aber! . . . aber! des Herrn von Sonnenfels kritiſche Blätter über das Wiener Theater haben mich ſchon längſt ſo etwas beſorgen laſſen . . .

Doch ich enthalte mich, mich weiter darüber zu erklären. Was in meiner Aeuſſerung Beleidigendes für das Wiener Publicum ſeyn dürfte, will ich gar nicht, oder nur zu einem Freunde im Vertrauen geſagt haben.

Nur eines möchte ich, in Betreff der Emilie, von Ew. Hochwohlgebohren noch wiſſen: ob und mit was für Veränderungen man ſie aufgeführet? Denn daß man ein Stück von mir in Wien ohne Veränderungen aufführen werde; das habe ich nach dem, was meine Stücke beſtändig daſelbſt erfahren, gar nicht zu erwarten. Selbſt aus dem einen Theaterkalender habe ich geſehen, daß man noch kein einziges aufgeführet, ohne daß es nicht dieſer oder jener Herr entweder überarbeitet, oder verkürzt, oder für das daſige Theater eingerichtet hätte. Ich erinnere mich, daß ich vor einigen Jahren, als ich einmahl die Ehre hatte, dem Hrn. von Sonnenfels zu antworten, mich nicht entbrechen konnte, ihm meine Empfindlichkeit über ein ſolches Verfahren zu bezeigen, dem auf keinem andern Theater auch nicht der geringſte Stümper ausgeſetzt iſt; ja dieſer auch ſelbſt nicht auf dem Wiener Theater. Doch der Hr. von Sonnenfels fand für gut, lieber eine Correſpondenz ganz aufzuheben, als mir hierauf zu antworten. — Doch bedenke ich auch an wen ich ſchreibe? — An einen Mann von wichtigen Geſchäften. Ich breche alſo ab, und bin mit aller erſinnlichen Hochachtung

Ew. Hochwohlgebohren

Wolfenbüttel, den 25. Oktbr. gehorſamſter Diener,
1772. Leſſing.

S. 423.

An Theophilus Leſſing.*)

Liebſter Bruder,

Ich habe vielmehr geglaubt, Dich beleidiget zu haben. Durch mein hartnäckiges Stillſchweigen nehmlich, und durch die anſcheinende Vernachläſſigung unſerer Mutter. Aber Gott weiß, wie unſchuldig ich bin, wenn Du mich wegen der letztern in Verdacht haſt. Ich kan es Corin kaum vergeben, wenn er Dir nicht längſt klaren Wein eingeſchenkt hat. Ich befinde mich ſeit zwey Jahren in den allerverwirrteſten kümmerlichſten Umſtänden, und verſinke immer tiefer. Was ſoll ich alſo der Mutter antworten? Soll ich ihr wirklich ſagen, wie es mit mir ſteht? Soll ich ihr Hoffnungen machen, die ich keine Möglichkeit ſehe, zu erfüllen? Ich kann itzt ſo wenig jemanden helfen, daß wenn mir Gott nicht bald hilft, ich ſchlechterdings hier zu Grunde gehen muß. Ich habe längſt alles, bis auf den letzten Heller, verloren, was ich beſaß. Ich habe mein Gehalt auf Jahr und Tag vorausnehmen müſſen, um mich keiner Proſtitution auszuſetzen. Und itzt lebe ich von Borg und von dem kleinen Verdienſte, was meine Schreiberey abwirft. Alles dieſes ſchreibe ich Dir nicht, lieber Bruder, um Dich für mich beſorgt zu machen. Sey ohne Sorgen für mich. Ich kann für mich allerley Umſtände aushalten: nur Verdacht, Geringſchätzung und Haß von denen nicht, für die ich gern in einer beſſern Lage alles thun wollte. Sichre mich, in Anſehung unſerer Mutter, nur hiervor, und Du haſt mir den größten Dienſt gethan, den mir itzt nur ein Menſch leiſten kan. Aber genug hiervon. —

Ich komme auf den Inhalt Deines Briefes, und freue mich, Dich ſo ganz tief in Deinen alten Studien zu finden. Schade, daß ich wegen des Wesley und Bentley Dir keine Auskunft geben kann! Beyder Werke ſind in der Bibliothek nicht, in welcher überhaupt nur ſehr wenige neue Schriften ſind. Der Blackwall allein iſt da; nach der lateiniſchen Überſetzung des jüngſt verſtorbnen Wolle nehmlich, welche zu Leipzig 1753 in 8° unter dem Titel Ant. Blackwallii de Praestantia classicorum auctorum Commentatio herausgekommen. Das VIII. Cap. darinn handelt: quid Auctorum classicorum usus ad lectionem ſcripturae ſacrae conducat; und hier haſt Du alles, was er vom Theocrit und ſeiner Nachahmung des Salomo ſagt:

---

*) Auch dieſen Brief verdankt der Herausgeber Herrn Felix Mendelsſohn, der ihn mit dem eben vorher mitgetheilten zugleich erhalten hat.

„Theocritus Idyllia sua variis dictis ex divino Salomonis „cantico, exornavit. Ex multis pauca solum hic notare juvat:

Ἀδύ τι τὸ στόμα τευ, καὶ ἐφίμερος, ὦ Δάφνι, φωνά
Κρέσσον μελπομένω τεῦ ἀκουέμεν, ἢ μέλι λείχειν

Idyll. VIII. 82. 83.

„Quid magis consentaneum est verbis septuaginta Interpretum: „Κηρίον ἀποστάζουσι τὰ χείλη σου, Νύμφη, μέλι καὶ γάλα ὑπὸ „τὴν γλῶσσάν σου. (Cant. IV. 11.)

„In Idyllio, de amatore, sive perdite amante, cujus affectus „vel sola imago cunctis Theocriti poematibus vetustatis laudem „conciliavit, haec verba legimus:

. . . . . . ἔνθα τὸ λᾶδος
Ἀλλὰ καὶ ἦν, ὅλον αὐτὸ λαφύξην, ποτὶ χεῖλος ἀμέλγω,
Οὐδέ κε τὰς σβέσσω τὸν ἐμὸν πόθον.

„Quis non videt, ad verbum fere hic reddi illud Salomonis: „Ὕδωρ πολὺ οὐ δυνήσεται σβέσαι τὴν ἀγάπην, καὶ ποταμοὶ οὐ „συγκλύσουσιν αὐτήν. Das iſt es alles. Wenn Wesley nun nicht mehrere und beſſere Stellen anführt, ſo iſt es mit der vermeinten Nachahmung nicht weit her, welche anzunehmen mir ſchon an und für ſich ſelbſt ein kleiner Unſinn ſcheinet.

Weil ich aber hieraus ſehe, daß Dich noch das hohe Lied beſchäftiget, ſo muß ich Dir doch etwas ſchicken, was mir hier unter den Handſchriften der Bibliothek vor kurzen in die Hände gekommen. Ich dachte dabey ſogleich an Dich. Es iſt nehmlich eine ungedruckte Überſetzung und Auslegung des Hohenliedes von dem alten wunderlichen Hardt, von deſſen Hand wenigſtens der Titel iſt. Wegen der dramatiſchen Form des Hohenliedes iſt er Deiner Meinung: aber wegen der Auslegung wirſt Du ſchwerlich ſeiner ſeyn wollen. Er macht es zu einer bloßen Allegorie, unter welcher Vota reipublicae pro regno judaico per Hyrcanum instaurando eingekleidet wären. Wenn Du Deinen Commentar einmal drucken läſſeſt, ſo kanſt Du dieſe Handſch

Grille, wenn Du es der Mühe werth hältſt, mit anhängen. Nur mußt Du mir bey Gelegenheit das Ms. ſelbſt wiederſchicken.

Auch habe ich ſonſt ſeit einiger Zeit ſehr oft Gelegenheit gehabt an Dich zu denken. Du wirſt nehmlich wiſſen, daß der jüngſt verſtorbne Prof. Reiske in Leipzig mein ſehr guter Freund war. Dieſes hat ihn und ſeine Wittwe bewogen, alle ſeine Handſchriften der Wolfenbüttelſchen Bibliothek zu vermachen. Du glaubſt nicht, was darunter für ein Schatz von Arabiſcher Gelehrſamkeit iſt. Denn er hat ehemals in der Bibliothek zu Leiden mehr als 20 der beſten arabiſchen Dichter und Geſchichtſchreiber mit eigner Hand abgeſchrieben, und zum Theil überſetzt. Ich werde, ſobald ich nur andre Arbeiten aus den Händen habe, ein Verzeichniß davon drucken laſſen. Er hat desgleichen einen völlig fertigen Commentar über den Hiob hinterlaſſen, in welchem er das Hebräiſche aus dem Arabiſchen erläutert. Willſt Du dieſen einmal leſen: ſo will ich Dir ihn ſchicken. Es ſoll Dir auch frey ſtehen, ihn herauszugeben.

Daß Du mit dem G. S. Jacobi in Zelle Bekanntſchaft gemacht, iſt mir ſehr lieb. Ich kenne ihn zwar nicht ſelbſt: aber ich weiß nichts als gutes von ihm. Der Dichter dieſes Namens iſt ſeines Bruders Sohn, und dieſen kenne ich ſehr wohl.

Und nun, lieber Bruder, lebe recht wohl. Wie ſehr beklage ich, daß ſich noch keine Gelegenheit finden wollen, Dich näher hier um mir zu haben! Leider iſt es hier auch nicht mehr, wie ehedem.

Dein

Wolfenbüttel
den 8 December 1774.

treuſter Bruder
Gotthold.

S. 430.

An den Staatsrath von Gebler.

Wertheſter Freund!

Wenn es mir anders, nach einem ſo langen unziemenden; höchſt kaltſinnig ſcheinenden Stillſchweigen, noch erlaubt iſt, Sie alſo zu nennen. — Aber erlauben Sie mir, daß ich meinen Fehler einigermaßen dadurch wieder gut zu machen ſuche, daß Sie der erſte ſind, dem ich meine Ankunft melde; der erſte, den ich zu ſprechen begierig bin, um ihn zu bitten, mich, während meines kurzen Hierſeyns, ſeines Umganges ſo oft genießen zu laſſen, als es ſeine wichtigern Geſchäfte erlauben. Haben Sie alſo die Güte, mir wiſſen zu laſſen, welche

Stunde Ihnen Morgen Vormittag am gelegenſten iſt, die mündliche Verſicherung meiner Hochachtung und Ergebenheit anzunehmen.

Dero

Wien, den 31. März
1775.

gehorſamſter Diener,
Leſſing.

P. S. Hierbey vorläufig ein Brief von unſerm gemeinſchaftlichen Freunde, dem Hrn. Ramler.

S. 457.

An den Staatsrath von Gebler.

Braunſchweig, den 20. Junius 1776.

Was muß der Mann von mir denken, der mich mit ſo vieler Freundſchaft in Wien aufgenommen hat, und dem ich nun ſchon in den vierten Monath auch mit keiner Sylbe danke? Aber er weiß ja wohl, daß man mit guten Leuten immer die wenigſten Umſtände macht, und ſich mit ihnen das meiſte erlaubt. Wenn er nur von meiner Ergebenheit, wie ich hoffe und glaube, überzeugt iſt, ſo wird er mir das andere ſchon verzeihen.

In der That, mein würdigſter Freund, ich habe nach meiner Zurückkunft ſo viel Geſchäfte, Verwirrung und Aergerniß gefunden, die zum Theil noch dauern, daß ich an nichts weiter denken können, und am wenigſten an das denken mögen, was mir meine Reiſe ſo angenehm und nützlich gemacht hat. Um mich bald wieder einzugewöhnen, hätte ich gewiſſe Kenntniſſe lieber gar nicht bekommen ſollen.

Aber einen Mann nach Wien ſchicken, ohne ihn wenigſtens mit ein Paar Zeilen an Sie zu begleiten, wäre mir doch ganz unmöglich. Er iſt für das Haus des Hrn. Baron v. Fries beſtimmt, und ich habe ihm geſagt, wenn ihm etwas vorkommen ſollte, worin er die Hülfe und den Rath eines ehrlichen Mannes brauche, an wen er ſich wenden müſſe.

Hiermit will ich unſern Briefwechſel nun wiederum eröffnet haben. Verſichern Sie mich bald, daß Sie mich Ihrer Freundſchaft werth halten, und empfehlen Sie mich allen in Wien, die mich mit ſo vieler vorkommenden Güte überhäuft haben.

Dero

ganz ergebenſter Freund und Diener
Leſſing.

S. 532.

An den Staatsrath von Gebler.

Wolfenbüttel, den 13. Auguſt 1779.

Werden Sie ſich auch meiner noch erinnern wollen? — Ueberreicher dieſes iſt mein Stiefſohn und der rechte Sohn einer Frau, die Ihnen ſelbſt nicht unbekannt geweſen; die Ihnen ſelbſt ſo viele Verpflichtung gehabt. Freylich habe ich es Ihnen nicht geſchrieben, daß dieſe Frau meine Frau geworden. Freylich habe ich es Ihnen nicht geſchrieben, daß dieſe Frau in Wochen geſtorben, nachdem ich wenig über ein Jahr in einer ſehr vergnügten Ehe mit ihr gelebt. Verzeihen Sie mir! Jenes wollte ich Ihnen von einer Zeit zur andern ſchreiben: bis ſich dieſes ereignete, und mein einziger Troſt war, wenn ich an die ganze Sache nicht weiter gedächte.

Der junge Menſch kömmt jetzt in Angelegenheiten der Verlaſſenſchaft ſeiner Mutter nach Wien, und freuet ſich, alle die würdigen und guten Freunde derſelben kennen zu lernen. Vielleicht daß er auch noch ſonſt Ausſichten hat, die er Ihnen zu entdecken ſich die Freyheit nehmen wird. Ich hoffe, daß ſein erſter Anblick ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken ſoll, und bin verſichert, daß er ſich [illegible], wenn Sie ihn derſelben würdigen wollen, gewiß nicht unwürdig erzeigen wird.

Und nun, was macht unſre alte Liebhaberey, das Theater? Sie ſind ihm ganz abgeſtorben? Mein neuſtes Stück, welches aber mehr die Frucht der Polemik als des Genies iſt, hoffe ich, ſoll Ihnen durch dieſe Gelegenheit zu Händen kommen. Ich hatte aus Wien eine Menge Subſcribenten darauf. Aber ſagen Sie ſelbſt, durfte ich es wagen, meine dortigen Freunde damit zu compromittiren?

Leben Sie recht wohl, würdiger guter Mann; und laſſen Sie mich von Ihrem ununterbrochenen Wohlergehen ja bald etwas hören.

Ganz der Ihrige,

Leſſing.

S. 534. Der Brief an Campe ſollte S. 510 unten ſtehn. Er iſt offenbar in Hamburg geſchrieben, wo Leſſing nach der Buchhändlerzeitung auf das Jahr 1778, S. 606, am Sonnabend d. 12. September 1778 ankam. Der folgende Brief an Eliſen, S. 535, wird wohl im October 1780 geſchrieben ſein und alſo auch nicht an ſeiner Stelle ſtehn.

Bd. XIII, S. 222, Z. 12 l. [illegible]

Hamburgiſche
Dramaturgie.

Erſter Band.

Hamburg.
In Commiſſion bey J. H. Cramer, in Bremen.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Hamburgiſche
Dramaturgie.

Ankündigung.

Es wird ſich leicht errathen laſſen, daß die neue Verwaltung des hieſigen Theaters die Veranlaſſung des gegenwärtigen Blattes iſt.

Der Endzweck deſſelben ſoll den guten Abſichten entſprechen, welche man den Männern, die ſich dieſer Verwaltung unterziehen wollen, nicht anders als beymeſſen kann. Sie haben ſich ſelbſt hinlänglich darüber erklärt, und ihre Aeuſſerungen ſind, ſowohl hier, als auswärts, von dem feinern Theile des Publikums mit dem Beyfalle aufgenommen worden, den jede freywillige Beförderung des allgemeinen Beſten verdienet, und zu unſern Zeiten ſich verſprechen darf.

Freylich giebt es immer und überall Leute, die, weil ſie ſich ſelbſt am beſten kennen, bey jedem guten Unternehmen nichts als Nebenabſichten erblicken. Man könnte ihnen dieſe Beruhigung ihrer ſelbſt gern gönnen; aber, wenn die vermeinten Nebenabſichten ſie wider die Sache ſelbſt aufbringen; wenn ihr hämiſcher Neid, um jene zu vereiteln, auch dieſe ſcheitern zu laſſen, bemüht iſt: ſo müſſen ſie wiſſen, daß ſie die verachtungswürdigſten Glieder der menſchlichen Geſellſchaft ſind.

Glücklich der Ort, wo dieſe Elenden den Ton nicht angeben; wo die größere Anzahl wohlgeſinnter Bürger ſie in den Schranken der Ehrerbietung hält, und nicht verſtattet, daß das Beſſere des Ganzen ein Raub ihrer Kabalen, und patriotiſche Abſichten ein Vorwurf ihres ſpöttiſchen Aberwitzes werden!

So glücklich ſey Hamburg in allem, woran ſeinem Wohlſtande und ſeiner Freyheit gelegen: denn es verdienet, ſo glücklich zu ſeyn!

Als Schlegel, zur Aufnahme des däniſchen Theaters, — (ein deutſcher Dichter des däniſchen

Theaters!) — Vorſchläge that, von welchen es Deutſchland noch lange zum Vorwurfe gereichen wird, daß ihm keine Gelegenheit gemacht werden, ſie zur Aufnahme des unſrigen zu thun: war dieſes der erſte und vornehmſte, „daß man „den Schauſpielern ſelbſt die Sorge nicht überlaſſen müſſe, für ihren Verluſt und Gewinnſt „zu arbeiten.„ (*) Die Principalſchaft unter ihnen hat eine freye Kunſt zu einem Handwerke herabgeſetzt, welches der Meiſter mehrentheils deſto nachläßiger und eigennütziger treiben läßt, je gewiſſere Kunden, je mehrere Abnähmer, ihm Nothdurft oder Luxus verſprechen.

Wenn hier alſo bis itzt auch weiter noch nichts geſchehen wäre, als daß eine Geſellſchaft von Freunden der Bühne Hand an das Werk gelegt, und nach einem gemeinnützigen Plane arbeiten zu laſſen, ſich verbunden hätte: ſo wäre dennoch, blos dadurch, ſchon viel gewonnen. Denn aus dieſer erſten Veränderung können, auch bey einer nur mäßigen Begünſtigung des Publikums, leicht und geſchwind alle andere

---

(*) Werke, dritter Theil, S. 252.

Verbeſſerungen erwachſen, deren unſer Theater bedarf.

An Fleiß und Koſten wird ſicherlich nichts geſparet werden: ob es an Geſchmack und Einſicht fehlen dürfte, muß die Zeit lehren. Und hat es nicht das Publikum in ſeiner Gewalt, was es hierinn mangelhaft finden ſollte, abſtellen und verbeſſern zu laſſen? Es komme nur, und ſehe und höre, und prüfe und richte. Seine Stimme ſoll nie geringſchätzig verhöret, ſein Urtheil ſoll nie ohne Unterwerfung vernommen werden!

Nur daß ſich nicht jeder kleine Kritikaſter für das Publikum halte, und derjenige, deſſen Erwartungen getäuſcht werden, auch ein wenig mit ſich ſelbſt zu Rathe gehe, von welcher Art ſeine Erwartungen geweſen. Nicht jeder Liebhaber iſt Kenner; nicht jeder, der die Schönheiten Eines Stücks, das richtige Spiel Eines Acteurs empfindet, kann darum auch den Werth aller andern ſchätzen. Man hat keinen Geſchmack, wenn man nur einen einſeitigen Geſchmack hat; aber oft iſt man deſto partheyiſcher.

Der wahre Geſchmack iſt der allgemeine, der ſich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als ſie nach ihrer Art gewähren kann.

Der Stuffen ſind viel, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchſteigen hat; aber eine verderbte Bühne iſt von dieſer Höhe, natürlicher Weiſe, noch weiter entfernt: und ich fürchte ſehr, daß die deutſche mehr dieſes als jenes iſt.

Alles kann folglich nicht auf einmal geſchehen. Doch was man nicht wachſen ſieht, findet man nach einiger Zeit gewachſen. Der Langſamſte, der ſein Ziel nur nicht aus den Augen verlieret, geht noch immer geſchwinder, als der ohne Ziel herum irret.

Dieſe Dramaturgie ſoll ein kritiſches Regiſter von allen aufzuführenden Stücken halten, und jeden Schritt begleiten, den die Kunſt, ſowohl des Dichters, als des Schauſpielers, hier thun wird. Die Wahl der Stücke iſt keine Kleinigkeit: aber Wahl ſetzt Menge voraus; und wenn nicht immer Meiſterſtücke aufgeführet werden ſollten, ſo ſieht man wohl, woran die Schuld liegt. Indeß iſt es gut, wenn das Mittelmäßige für nichts mehr ausgegeben wird, als es iſt; und der unbefriedigte Zuſchauer wenigſtens daran urtheilen lernt. Einem Menſchen von geſundem Verſtande, wenn man ihm Geſchmack beybringen will, braucht man es nur aus einander zu ſetzen, warum ihm etwas nicht gefallen hat. Gewiſſe mittelmäßige Stücke müſſen auch ſchon darum beybehalten werden, weil ſie gewiſſe vorzügliche Rollen haben, in welchen der oder jener Acteur ſeine ganze Stärke zeigen kann. So verwirft man nicht gleich eine muſikaliſche Kompoſition, weil der Text dazu elend iſt.

Die größte Feinheit eines dramatiſchen Richters zeiget ſich darinn, wenn er in jedem Falle des Vergnügens und Mißvergnügens, unfehlbar zu unterſcheiden weiß, was und wie viel davon auf die Rechnung des Dichters, oder des Schauſpielers, zu ſetzen ſey. Den einen um etwas tadeln, was der andere verſehen hat, heißt beyde verderben. Jenem wird der Muth benommen, und dieſer wird ſicher gemacht. Be-

Beſonders darf es der Schauſpieler verlangen, daß man hierinn die größte Strenge und Unpartheylichkeit beobachte. Die Rechtfertigung des Dichters kann jederzeit angetreten werden; ſein Werk bleibt da, und kann uns immer wieder vor die Augen gelegt werden. Aber die Kunſt des Schauſpielers iſt in ihren Werken tranſitoriſch. Sein Gutes und Schlimmes rauſchet gleich ſchnell vorbey; und nicht ſelten iſt die heutige Laune des Zuſchauers mehr Urſache, als er ſelbſt, warum das eine oder das andere einen lebhaftern Eindruck auf jenen gemacht hat.

Eine ſchöne Figur, eine bezaubernde Mine, ein ſprechendes Auge, ein reitzender Tritt, ein lieblicher Ton, eine melodiſche Stimme: ſind Dinge, die ſich nicht wohl mit Worten ausdrücken laſſen. Doch ſind es auch weder die einzigen noch größten Vollkommenheiten des Schauſpielers. Schätzbare Gaben der Natur, zu ſeinem Berufe ſehr nöthig, aber noch lange nicht ſeinen Beruf erfüllend! Er muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem

Dichter etwas Menſchliches wiederfahren iſt, für ihn denken.

Man hat allen Grund, häufige Beyſpiele hiervon ſich von unſern Schauſpielern zu verſprechen. — Doch ich will die Erwartung des Publikums nicht höher ſtimmen. Beide ſchaden ſich ſelbſt: der zu viel verſpricht, und der zu viel erwartet.

Heute geſchieht die Eröffnung der Bühne. Sie wird viel entſcheiden; ſie muß aber nicht alles entſcheiden ſollen. In den erſten Tagen werden ſich die Urtheile ziemlich durchkreuzen. Es würde Mühe koſten, ein ruhiges Gehör zu erlangen. — Das erſte Blatt dieſer Schrift ſoll daher nicht eher, als mit dem Anfange des künftigen Monats erſcheinen.

Hamburg, den 22 April, 1767.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Erſtes Stück.

Den 1ſten May, 1767.

Das Theater iſt den 22ſten vorigen Monats mit dem Trauerſpiele, Olint und Sophronia, glücklich eröfnet worden.

Ohne Zweifel wollte man gern mit einem deutſchen Originale anfangen, welches hier noch den Reitz der Neuheit habe. Der innere Werth dieſes Stückes konnte auf eine ſolche Ehre keinen Anſpruch machen. Die Wahl wäre zu tadeln, wenn ſich zeigen lieſſe, daß man eine viel beſſere hätte treffen können.

Olint und Sophronia iſt das Werk eines jungen Dichters, und ſein unvollendet hinterlaſſenes Werk. Cronegk ſtarb allerdings für unſere Bühne zu früh; aber eigentlich gründet ſich ſein

Ruhm mehr auf das, was er, nach dem Urtheile ſeiner Freunde, für dieſelbe noch hätte leiſten können, als was er wirklich geleiſtet hat. Und welcher dramatiſche Dichter, aus allen Zeiten und Nationen, hätte in ſeinem ſechs und zwanzigſten Jahre ſterben können, ohne die Kritik über ſeine wahren Talente nicht eben ſo zweifelhaft zu laſſen?

Der Stoff iſt die bekannte Epiſode beym Taſſo. Eine kleine rührende Erzehlung in ein rührendes Drama umzuſchaffen, iſt ſo leicht nicht. Zwar koſtet es wenig Mühe, neue Verwickelungen zu erdenken, und einzelne Empfindungen in Scenen auszudehnen. Aber zu verhüten wiſſen, daß dieſe neue Verwickelungen weder das Intereſſe ſchwächen, noch der Wahrſcheinlichkeit Eintrag thun; ſich aus dem Geſichtspunkte des Erzehlers in den wahren Standort einer jeden Perſon verſetzen können; die Leidenſchaften, nicht beſchreiben, ſondern vor den Augen des Zuſchauers entſtehen, und ohne Sprung, in einer ſo illuſoriſchen Stetigkeit wachſen zu laſſen, daß dieſer ſympathiſiren muß, er mag wollen oder nicht: das iſt es, was dazu nöthig iſt; was das Genie, ohne es zu wiſſen, ohne es ſich langweilig zu erklären, thut, und was der blos witzige Kopf nachzumachen, vergebens ſich martert.

Taſſo ſcheinet, in ſeinem Olint und Sophronia, den Virgil, in ſeinem Niſus und Euryalus, vor Augen gehabt zu haben. So wie Virgil in dieſen die Stärke der Freundſchaft geſchildert hatte, wollte Taſſo in jenen die Stärke der Liebe ſchildern. Dort war es heldenmüthiger Dienſteifer, der die Probe der Freundſchaft veranlaßte: hier iſt es die Religion, welche der Liebe Gelegenheit giebt, ſich in aller ihrer Kraft zu zeigen. Aber die Religion, welche bey dem Taſſo nur das Mittel iſt, wodurch er die Liebe ſo wirkſam zeiget, iſt in Cronegks Bearbeitung das Hauptwerk geworden. Er wollte den Triumph dieſer, in den Triumph jener veredeln. Gewiß, eine fromme Verbeſſerung — weiter aber auch nichts, als fromm! Denn ſie hat ihn verleitet, was bey dem Taſſo ſo ſimpel und natürlich, ſo wahr und menſchlich iſt, ſo verwickelt und romanenhaft, ſo wunderbar und himmliſch zu machen, daß nichts darüber!

Beym Taſſo iſt es ein Zauberer, ein Kerl, der weder Chriſt noch Mahomedaner iſt, ſondern ſich aus beiden Religionen einen eigenen Aberglauben zuſammengeſponnen hat, welcher dem Aladin den Rath giebt, das wunderthätige Marienbild aus dem Tempel in die Moſchee zu bringen. Warum machte Cronegk aus dieſem Zauberer einen mahomedaniſchen Prieſter?

Wenn dieſer Prieſter in ſeiner Religion nicht eben ſo unwiſſend war, als es der Dichter zu ſeyn ſcheinet, ſo konnte er einen ſolchen Rath unmöglich geben. Sie duldet durchaus keine Bilder in ihren Moſcheen. Cronegk verräth ſich in mehrern Stücken, daß ihm eine ſehr unrichtige Vorſtellung von dem mahomedaniſchen Glauben beygewohnet. Der gröbſte Fehler aber iſt, daß er eine Religion überall des Polytheismus ſchuldig macht, die faſt mehr als jede andere auf die Einheit Gottes dringet. Die Moſchee heißt ihm „ein Sitz der falſchen Götter,„ und den Prieſter ſelbſt läßt er ausrufen:

„So wollt ihr euch noch nicht mit Rach und Strafe rüſten,
„Ihr Götter? Blitzt, vertilgt, das freche Volk der Chriſten!

Der ſorgſame Schauſpieler hat in ſeiner Tracht das Coſtume, vom Scheitel bis zur Zehe, genau zu beobachten geſucht; und er muß ſolche Ungereimtheiten ſagen!

Beym Taſſo kömmt das Marienbild aus der Moſchee weg, ohne daß man eigentlich weiß, ob es von Menſchenhänden entwendet worden, oder ob eine höhere Macht dabey im Spiele geweſen. Cronegk macht den Olint zum Thäter. Zwar verwandelt er das Marienbild in „ein

Bild des Herrn am Kreuz;„ aber Bild iſt Bild, und dieſer armſelige Aberglaube giebt dem Olint eine ſehr verächtliche Seite. Man kann ihm unmöglich wieder gut werden, daß er es wagen können, durch eine ſo kleine That ſein Volk an den Rand des Verderbens zu ſtellen. Wenn er ſich hernach freywillig dazu bekennet: ſo iſt es nichts mehr als Schuldigkeit, und keine Großmuth. Beym Taſſo läßt ihn blos die Liebe dieſen Schritt thun; er will Sophronien retten, oder mit ihr ſterben; mit ihr ſterben, blos um mit ihr zu ſterben; kann er mit ihr nicht Ein Bette beſteigen, ſo ſey es Ein Scheiterhaufen; an ihrer Seite, an den nehmlichen Pfahl gebunden, beſtimmt, von dem nehmlichen Feuer verzehret zu werden, empfindet er blos das Glück einer ſo ſüßen Nachbarſchaft, denket an nichts, was er jenſeit dem Grabe zu hoffen habe, und wünſchet nichts, als daß dieſe Nachbarſchaft noch enger und vertrauter ſeyn möge, daß er Bruſt gegen Bruſt drücken, und auf ihren Lippen ſeinen Geiſt verhauchen dürfe.

Dieſer vortreffliche Kontraſt zwiſchen einer lieben, ruhigen, ganz geiſtigen Schwärmerinn, und einem hitzigen, begierigen Jünglinge, iſt beym Cronegk völlig verlohren. Sie ſind beide von der kälteſten Einförmigkeit; beide haben nichts als das Märterthum im Kopfe; und nicht genug, daß Er, daß Sie, für die Religion ſterben wollen; auch Evander wollte, auch Serena hätte nicht übel Luſt dazu.

Ich will hier eine doppelte Anmerkung machen, welche, wohl behalten, einen angehenden tragiſchen Dichter vor großen Fehltritten bewahren kann. Die eine betrift das Trauerſpiel überhaupt. Wenn heldenmüthige Geſinnungen Bewunderung erregen ſollen: ſo muß der Dichter nicht zu verſchwenderiſch damit umgehen; denn was man öfters, was man an mehrern ſieht, höret man auf zu bewundern. Hierwider hatte ſich Cronegk ſchon in ſeinem Codrus ſehr verſündiget. Die Liebe des Vaterlandes, bis zum freywilligen Tode für daſſelbe, hätte den Codrus allein auszeichnen ſollen: er hätte als ein einzelnes Weſen einer ganz beſondern Art da ſtehen müſſen, um den Eindruck zu machen, welchen der Dichter mit ihm im Sinne hatte. Aber Eleſinde und Philaide, und Medon, und wer nicht? ſind alle gleich bereit, ihr Leben dem Vaterlande aufzuopfern; unſere Bewunderung wird getheilt, und Codrus verlieret ſich unter der Menge. So auch hier. Was in Olint und Sophronia Chriſt iſt, das alles hält gemartert werden und ſterben, für ein Glas Waſſer trinken. Wir hören dieſe frommen Bravaden ſo oft, aus ſo verſchiedenem Munde, daß ſie alle Wirkung verlieren.

Die zweyte Anmerkung betrift das chriſtliche Trauerſpiel insbeſondere. Die Helden deſſelben ſind mehrentheils Märtyrer. Nun leben wir zu einer Zeit, in welcher die Stimme der geſunden Vernunſt zu laut erſchallet, als daß jeder Raſender, der ſich muthwillig, ohne alle Noth, mit Verachtung aller ſeiner bürgerlichen Obliegenheiten, in den Tod ſtürzet, den Titel eines Märtyrers ſich anmaßen dürfte. Wir wiſſen itzt zu wohl, die falſchen Märtyrer von den wahren zu unterſcheiden; wir verachten jene eben ſo ſehr, als wir dieſe verehren, und höchſtens können ſie uns eine melancholiſche Thräne über die Blindheit und den Unſinn auspreſſen, deren wir die Menſchheit überhaupt in ihnen fähig erblicken. Doch dieſe Thräne iſt keine von den angenehmen, die das Trauerſpiel erregen will. Wenn daher der Dichter einen Märtyrer zu ſeinem Helden wählet: daß er ihm ja die lauterſten und triftigſten Bewegungsgründe gebe! daß er ihn ja in die unumgängliche Nothwendigkeit ſetze, den Schritt zu thun, durch den er ſich der Gefahr blos ſtellet! daß er ihn ja den Tod nicht freventlich ſuchen, nicht höhniſch ertrotzen laſſe! Sonſt wird uns ſein frommer Held zum Abſcheu, und die Religion ſelbſt, die er ehren wollte, kann darunter leiden. Ich habe ſchon berühret, daß es nur ein eben ſo nichtswürdiger Aberglaube ſeyn konnte, als wir in dem Zauberer Jsmen verachten, welcher den Olint antrieb, das Bild aus der Moſchee wieder zu entwenden. Es entſchuldiget den Dichter nicht, daß es Zeiten gegeben, wo ein ſolcher Aberglaube allgemein war, und bey vielen guten Eigenſchaften beſtehen konnte; daß es noch Länder giebt, wo er der frommen Einfalt nichts befremdendes haben würde. Denn er ſchrieb ſein Trauerſpiel eben ſo wenig für jene Zeiten, als er es beſtimmte, in Böhmen oder Spanien geſpielt zu werden. Der gute Schriftſteller, er ſey von welcher Gattung er wolle, wenn er nicht blos ſchreibet, ſeinen Witz, ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, hat immer die Erleuchteſten und Beſten ſeiner Zeit und ſeines Landes in Augen, und nur was dieſen gefallen, was dieſe rühren kann, würdiget er zu ſchreiben. Selbſt der dramatiſche, wenn er ſich zu dem Pöbel herabläßt, läßt ſich nur darum zu ihm herab, um ihn zu erleuchten und zu beſſern; nicht aber ihn in ſeinen Vorurtheilen, ihn in ſeiner unedeln Denkungsart zu beſtärken.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Zweytes Stück.

Den 5ten May, 1767.

Noch eine Anmerkung, gleichfalls das chriſtliche Trauerſpiel betreffend, würde über die Bekehrung der Clorinde zu machen ſeyn. So überzeugt wir auch immer von den unmittelbaren Wirkungen der Gnade ſeyn mögen, ſo wenig können ſie uns doch auf dem Theater gefallen, wo alles, was zu dem Charakter der Perſonen gehöret, aus den natürlichſten Urſachen entſpringen muß. Wunder dulden wir da nur in der phyſikaliſchen Welt; in der moraliſchen muß alles ſeinen ordentlichen Lauf behalten, weil das Theater die Schule der moraliſchen Welt ſeyn ſoll. Die Bewegungsgründe zu jedem Entſchluſſe, zu jeder Aenderung der geringſten Gedanken und Meynungen, müſſen, nach Maaßgebung des einmal angenommenen Charakters, genau gegen einander abgewogen ſeyn, und jene müſſen nie mehr hervorbringen, als ſie nach der ſtrengſten Wahrheit hervor bringen können. Der Dichter kann die Kunſt beſitzen, uns, durch Schönheiten des Detail, über Mißverhältniſſe dieſer Art zu täuſchen; aber er täuſcht uns nur einmal, und ſobald wir wieder kalt werden, nehmen wir den Beyfall, den er uns abgelauſcht hat, zurück. Dieſes auf die vierte Scene des dritten Akts angewendet, wird man finden, daß die Reden und das Betragen der Sophronia die Clorinde zwar zum Mitleiden hätte bewegen können, aber viel zu unvermögend ſind, Bekehrung an einer Perſon zu wirken, die gar keine Anlage zum Enthuſiasmus hat. Beym Taſſo nimmt Clorinde auch das Chriſtenthum an; aber in ihrer letzten Stunde; aber erſt, nachdem ſie kurz zuvor erfahren, daß ihre Aeltern dieſem Glauben zugethan geweſen: feine, erhebliche Umſtände, durch welche die Wirkung einer höhern Macht in die Reihe natürlicher Begebenheiten gleichſam mit eingeflochten wird. Niemand hat es beſſer verſtanden, wie weit man in dieſem Stücke auf dem Theater gehen dürfe, als Voltaire. Nachdem die empfindliche, edle Seele des Zamor, durch Beyſpiel und Bitten, durch Großmuth und Ermahnungen beſtürmet, und bis in das Innerſte erſchüttert worden, läßt er ihn doch die Wahrheit der Religion, an deren Bekennern er ſo viel Großes ſieht, mehr vermuthen, als glauben. Und vielleicht würde Voltaire

taire auch dieſe Vermuthung unterdrückt haben, wenn nicht zur Beruhigung des Zuſchauers etwas hätte geſchehen müſſen.

Selbſt der Polyeukt des Corneille iſt, in Abſicht auf beide Anmerkungen, tadelhaft; und wenn es ſeine Nachahmungen immer mehr geworden ſind, ſo dürfte die erſte Tragödie, die den Namen einer chriſtlichen verdienet, ohne Zweifel noch zu erwarten ſeyn. Ich meyne ein Stück, in welchem einzig der Chriſt als Chriſt uns intereſſiret. — Iſt ein ſolches Stück aber auch wohl möglich? Iſt der Charakter des wahren Chriſten nicht etwa ganz untheatraliſch? Streiten nicht etwa die ſtille Gelaſſenheit, die unveränderliche Sanftmuth, die ſeine weſentlichſten Züge ſind, mit dem ganzen Geſchäfte der Tragödie, welches Leidenſchaften durch Leidenſchaften zu reinigen ſucht? Widerſpricht nicht etwa ſeine Erwartung einer belohnenden Glückſeligkeit nach dieſem Leben, der Uneigennützigkeit, mit welcher wir alle groſſe und gute Handlungen auf der Bühne unternommen und vollzogen zu ſehen wünſchen?

Bis ein Werk des Genies, von dem man nur aus der Erfahrung lernen kann, wie viel Schwierigkeiten es zu überſteigen vermag, dieſe Bedenklichkeiten unwiderſprechlich widerlegt, wäre alſo mein Rath: — man lieſſe alle bisherige chriſtliche Trauerſpiele unaufgeführet. Dieſer Rath,

wel-

welcher aus den Bedürfniſſen der Kunſt hergenommen iſt, welcher uns um weiter nichts, als ſehr mittelmäßige Stücke bringen kann, iſt darum nichts ſchlechter, weil er den ſchwächern Gemüthern zu Statten kömmt, die, ich weiß nicht welchen Schauder empfinden, wenn ſie Geſinnungen, auf die ſie ſich nur an einer heiligern Stäte gefaßt machen, im Theater zu hören bekommen. Das Theater ſoll niemanden, wer es auch ſey, Anſtoß geben; und ich wünſchte, daß es auch allem genommenen Anſtoße vorbeugen könnte und wollte.

Cronegk hatte ſein Stück nur bis gegen das Ende des vierten Aufzuges gebracht. Das übrige hat eine Feder in Wien dazu gefüget; eine Feder — denn die Arbeit eines Kopfes iſt dabey nicht ſehr ſichtbar. Der Ergänzer hat, allem Anſehen nach, die Geſchichte ganz anders geendet, als ſie Cronegk zu enden Willens geweſen. Der Tod löſet alle Verwirrungen am beſten; darum läßt er beide ſterben, den Olint und die Sophronia. Beym Taſſo kommen ſie beide davon; denn Clorinde nimmt ſich mit der uneigennützigſten Großmuth ihrer an. Cronegk aber hatte Clorinden verliebt gemacht, und da war es freylich ſchwer zu errathen, wie er zwey Nebenbuhlerinnen aus einander ſetzen wollen, ohne den Tod zu Hülfe zu rufen. In einem andern noch ſchlechtern Trauerſpiele, wo eine von den Hauptperſonen ganz aus heiler Haut ſtarb, fragte ein Zuſchauer ſeinen Nachbar: Aber woran ſtirbt ſie denn? — Woran? am fünften Akte; antwortete dieſer. In Wahrheit; der fünfte Akt iſt eine garſtige böſe Staupe, die manchen hinreißt, dem die erſten vier Akte ein weit längeres Leben verſprachen. —

Doch ich will mich in die Kritik des Stückes nicht tiefer einlaſſen. So mittelmäßig es iſt, ſo ausnehmend iſt es vorgeſtellet worden. Ich ſchweige von der äußern Pracht; denn dieſe Verbeſſerung unſers Theaters erfordert nichts als Geld. Die Künſte, deren Hülfe dazu nöthig iſt, ſind bey uns in eben der Vollkommenheit, als in jedem andern Lande; nur die Künſtler wollen eben ſo bezahlt ſeyn, wie in jedem andern Lande.

Man muß mit der Vorſtellung eines Stückes zufrieden ſeyn, wenn unter vier, fünf Perſonen, einige vortrefflich, und die andern gut geſpielet haben. Wen, in den Nebenrollen, ein Anfänger oder ſonſt ein Nothnagel, ſo ſehr beleidiget, daß er über das Ganze die Naſe rümpft, der reiſe nach Utopien, und beſuche da die vollkommenen Theater, wo auch der Lichtputzer ein Garrick iſt.

Herr Eckhof war Evander; Evander iſt zwar der Vater des Olints, aber im Grunde doch nicht viel mehr als ein Vertrauter. Indeß mag dieſer Mann eine Rolle machen, welche er will;

man erkennet ihn in der kleinſten noch immer für den erſten Akteur, und bedauert, auch nicht zugleich alle übrige Rollen von ihm ſehen zu können. Ein ihm ganz eigenes Talent iſt dieſes, daß er Sittenſprüche und allgemeine Betrachtungen, dieſe langweiligen Ausbeugungen eines verlegenen Dichters, mit einem Anſtande, mit einer Innigkeit zu ſagen weiß, daß das Trivialſte von dieſer Art, in ſeinem Munde Neuheit und Würde, das Froſtigſte Feuer und Leben erhält.

Die eingeſtreuten Moralen ſind Cronegks beſte Seite. Er hat, in ſeinem Codrus und hier, ſo manche in einer ſo ſchönen nachdrücklichen Kürze ausgedrückt, daß viele von ſeinen Verſen als Sentenzen behalten, und von dem Volke unter die im gemeinen Leben gangbare Weisheit aufgenommen zu werden verdienen. Leider ſucht er uns nur auch öfters gefärbtes Glas für Edelſteine, und witzige Antitheſen für geſunden Verſtand einzuſchwatzen. Zwey dergleichen Zeilen, in dem erſten Akte, hatten eine beſondere Wirkung auf mich. Die eine,

„Der Himmel kann verzeihn, allein ein Prieſter nicht.„

Die andere,

„Wer ſchlimm von andern denkt, iſt ſelbſt ein Böſewicht.„

Ich ward betroffen, in dem Parterre eine allgemeine Bewegung, und dasjenige Gemurmel zu bemer-

bemerken, durch welches ſich der Beyfall ausdrückt, wenn ihn die Aufmerkſamkeit nicht gänzlich ausbrechen läßt. Theils dachte ich: Vortrefflich! man liebt hier die Moral; dieſes Parterr findet Geſchmack an Maximen; auf dieſer Bühne könnte ſich ein Euripides Ruhm erwerben, und ein Sokrates würde ſie gern beſuchen. Theils fiel es mir zugleich mit auf, wie ſchielend, wie falſch, wie anſtößig dieſe vermeinten Maximen wären, und ich wünſchte ſehr, daß die Mißbilligung an jenem Gemurmle den meiſten Antheil möge gehabt haben. Es iſt nur Ein Athen geweſen, es wird nur Ein Athen bleiben, wo auch bey dem Pöbel das ſittliche Gefühl ſo fein, ſo zärtlich war, daß einer unlautern Moral wegen, Schauſpieler und Dichter Gefahr liefen, von dem Theater herabgeſtürmet zu werden! Ich weiß wohl, die Geſinnungen müſſen in dem Drama dem angenommenen Charakter der Perſon, welche ſie äußert, entſprechen; ſie können alſo das Siegel der abſoluten Wahrheit nicht haben; genug, wenn ſie poetiſch wahr ſind, wenn wir geſtehen müſſen, daß dieſer Charakter, in dieſer Situation, bey dieſer Leidenſchaft, nicht anders als ſo habe urtheilen können. Aber auch dieſe poetiſche Wahrheit muß ſich, auf einer andern Seite, der abſoluten wiederum nähern, und der Dichter muß nie ſo unphiloſophiſch denken, daß er annimmt, ein Menſch könne das

Böſe, um des Böſen wegen, wollen, er könne nach laſterhaften Grundſätzen handeln, das Laſterhafte derſelben erkennen, und doch gegen ſich und andere damit prahlen. Ein ſolcher Menſch iſt ein Unding, ſo gräßlich als ununterrichtend, und nichts als die armſelige Zuflucht eines ſchalen Kopfes, der ſchimmernde Tiraden für die höchſte Schönheit des Trauerſpieles hält. Wenn Iſmenor ein grauſamer Prieſter iſt, ſind darum alle Prieſter Iſmenors? Man wende nicht ein, daß von Prieſtern einer falſchen Religion die Rede ſey. So falſch war noch keine in der Welt, daß ihre Lehrer nothwendig Unmenſchen ſeyn müſſen. Prieſter haben in den falſchen Religionen, ſo wie in der wahren, Unheil geſtiftet, aber nicht weil ſie Prieſter, ſondern weil ſie Böſewichter waren, die, zum Behuf ihrer ſchlimmen Neigungen, die Vorrechte auch eines jeden andern Standes gemißbraucht hätten.

Wenn die Bühne ſo unbeſonnene Urtheile über die Prieſter überhaupt ertönen läßt, was Wunder, wenn ſich auch unter dieſen Unbeſonnene finden, die ſie als die grade Heerſtraße zur Hölle ausſchreyen?

Aber ich verfalle wiederum in die Kritik des Stückes, und ich wollte von dem Schauſpieler ſprechen.

Hamburgiſche
Dramaturgie.

Drittes Stück.

Den 8ten May, 1767.

Und wodurch bewirkt dieſer Schauſpieler, (Hr. Eckhof) daß wir auch die gemeinſte Moral ſo gern von ihm hören? Was iſt es eigentlich, was ein anderer von ihm zu lernen hat, wenn wir ihn in ſolchem Falle eben ſo unterhaltend finden ſollen?

Alle Moral muß aus der Fülle des Herzens kommen, von der der Mund übergehet; man muß eben ſo wenig lange darauf zu denken, als damit zu prahlen ſcheinen.

Es verſtehet ſich alſo von ſelbſt, daß die moraliſchen Stellen vorzüglich wohl gelernet ſeyn wollen. Sie müſſen ohne Stocken, ohne den geringſten Anſtoß, in einem ununterbrochenen Fluſſe der Worte, mit einer Leichtigkeit geſprochen werden, daß ſie keine mühſame Auskramungen des Gedächtniſſes, ſondern unmittelbare

Eingebungen der gegenwärtigen Lage der Sachen ſcheinen.

Eben ſo ausgemacht iſt es, daß kein falſcher Accent uns muß argwöhnen laſſen, der Akteur plaudere, was er nicht verſtehe. Er muß uns durch den richtigſten, ſicherſten Ton überzeugen, daß er den ganzen Sinn ſeiner Worte durchdrungen habe.

Aber die richtige Accentuation iſt zur Noth auch einem Papagey beyzubringen. Wie weit iſt der Akteur, der eine Stelle nur verſteht, noch von dem entfernt, der ſie auch zugleich empfindet! Worte, deren Sinn man einmal gefaßt, die man ſich einmal ins Gedächtniß gepräget hat, laſſen ſich ſehr richtig herſagen, auch indem ſich die Seele mit ganz andern Dingen beſchäftiget; aber alsdann iſt keine Empfindung möglich. Die Seele muß ganz gegenwärtig ſeyn; ſie muß ihre Aufmerkſamkeit einzig und allein auf ihre Reden richten, und nur alsdann —

Aber auch alsdann kann der Akteur wirklich viel Empfindung haben, und doch keine zu haben ſcheinen. Die Empfindung iſt überhaupt immer das ſtreitigſte unter den Talenten eines Schauſpielers. Sie kann ſeyn, wo man ſie nicht erkennet; und man kann ſie zu erkennen glauben, wo ſie nicht iſt. Denn die Empfindung iſt etwas Inneres, von dem wir nur nach ſeinen äußern Merkmalen urtheilen können.

Nun iſt es möglich, daß gewiſſe Dinge in dem Baue des Körpers dieſe Merkmale entweder gar nicht verſtatten, oder doch ſchwächen und zweydeutig machen. Der Akteur kann eine gewiſſe Bildung des Geſichts, gewiſſe Minen, einen gewiſſen Ton haben, mit denen wir ganz andere Fähigkeiten, ganz andere Leidenſchaften, ganz andere Geſinnungen zu verbinden gewohnt ſind, als er gegenwärtig äußern und ausdrücken ſoll. Iſt dieſes, ſo mag er noch ſo viel empfinden, wir glauben ihm nicht: denn er iſt mit ſich ſelbſt im Widerſpruche. Gegentheils kann ein anderer ſo glücklich gebauet ſeyn; er kann ſo entſcheidende Züge beſitzen; alle ſeine Muſkeln können ihm ſo leicht, ſo geſchwind zu Gebothe ſtehen; er kann ſo feine, ſo vielfältige Abänderungen der Stimme in ſeiner Gewalt haben; kurz, er kann mit allen zur Pantomime erforderlichen Gaben in einem ſo hohen Grade beglückt ſeyn, daß er uns in denjenigen Rollen, die er nicht urſprünglich, ſondern nach irgend einem guten Vorbilde ſpielet, von der innigſten Empfindung beſeelet ſcheinen wird, da doch alles, was er ſagt und thut, nichts als mechaniſche Nachäffung iſt.

Ohne Zweifel iſt dieſer, ungeachtet ſeiner Gleichgültigkeit und Kälte, dennoch auf dem Theater weit brauchbarer, als jener. Wenn er lange genug nichts als nachgeäffet hat, haben ſich endlich eine Menge kleiner Regeln bey ihm ge-

geſammelt, nach denen er ſelbſt zu handeln anfängt, und durch deren Beobachtung (zu Folge dem Geſetze, daß eben die Modificationen der Seele, welche gewiſſe Veränderungen des Körpers hervorbringen, hinwiederum durch dieſe körperliche Veränderungen bewirket werden,) er zu einer Art von Empfindung gelangt, die zwar die Dauer, das Feuer derjenigen, die in der Seele ihren Anfang nimmt, nicht haben kann, aber doch in dem Augenblicke der Vorſtellung kräftig genug iſt, etwas von den nicht freywilligen Veränderungen des Körpers hervorzubringen, aus deren Daſeyn wir faſt allein auf das innere Gefühl zuverläßig ſchlieſſen zu können glauben. Ein ſolcher Akteur ſoll z. E. die äußerſte Wuth des Zornes ausdrücken; ich nehme an, daß er ſeine Rolle nicht einmal recht verſtehet, daß er die Gründe dieſes Zornes weder hinlänglich zu faſſen, noch lebhaft genug ſich vorzuſtellen vermag, um ſeine Seele ſelbſt in Zorn zu ſetzen. Und ich ſage; wenn er nur die allergröbſten Aeußerungen des Zornes, einem Akteur von urſprünglicher Empfindung abgelernet hat, und getreu nachzumachen weiß — den haſtigen Gang, den ſtampfenden Fuß, den rauhen bald kreiſchenden bald verbiſſenen Ton, das Spiel der Augenbraunen, die zitternde Lippe, das Knirſchen der Zähne u. ſ. w. — wenn er, ſage ich, nur dieſe Dinge, die ſich nachmachen

laſſen,

laſſen, ſobald man will, gut nachmacht: ſo wird dadurch unfehlbar ſeine Seele ein dunkles Gefühl von Zorn befallen, welches wiederum in den Körper zurückwirkt, und da auch diejenigen Veränderungen hervorbringt, die nicht blos von unſerm Willen abhangen; ſein Geſicht wird glühen, ſeine Augen werden blitzen, ſeine Muſkeln werden ſchwellen; kurz, er wird ein wahrer Zorniger zu ſeyn ſcheinen, ohne es zu ſeyn, ohne im geringſten zu begreifen, warum er es ſeyn ſollte.

Nach dieſen Grundſätzen von der Empfindung überhaupt, habe ich mir zu beſtimmen geſucht, welche äußerliche Merkmale diejenige Empfindung begleiten, mit der moraliſche Betrachtungen wollen geſprochen ſeyn, und welche von dieſen Merkmalen in unſerer Gewalt ſind, ſo daß ſie jeder Akteur, er mag die Empfindung ſelbſt haben, oder nicht, darſtellen kann. Mich dünkt Folgendes.

Jede Moral iſt ein allgemeiner Satz, der, als ſolcher, einen Grad von Sammlung der Seele und ruhiger Ueberlegung verlangt. Er will alſo mit Gelaſſenheit und einer gewiſſen Kälte geſagt ſeyn.

Allein dieſer allgemeine Satz iſt zugleich das Reſultat von Eindrücken, welche individuelle Umſtände auf die handelnden Perſonen machen; er iſt kein bloßer ſymboliſcher Schluß; er iſt eine generaliſirte Empfindung, und als dieſe will er mit Feuer und einer gewiſſen Begeiſterung geſprochen ſeyn.

Folglich mit Begeiſterung und Gelaſſenheit, mit Feuer und Kälte? —

Nicht anders; mit einer Miſchung von beiden, in der aber, nach Beſchaffenheit der Situation, bald dieſes, bald jenes, hervorſticht.

Iſt die Situation ruhig, ſo muß ſich die Seele durch die Moral gleichſam einen neuen Schwung geben wollen; ſie muß über ihr Glück, oder ihre Pflichten, blos darum allgemeine Betrachtungen zu machen ſcheinen, um durch dieſe Allgemeinheit ſelbſt, jenes deſto lebhafter zu genieſſen, dieſe deſto williger und muthiger zu beobachten.

Iſt die Situation hingegen heftig, ſo muß ſich die Seele durch die Moral (unter welchem Worte ich jede allgemeine Betrachtung verſtehe) gleichſam von ihrem Fluge zurückholen; ſie muß ihren Leidenſchaften das Anſehen der Vernunft, ſtürmiſchen Ausbrüchen den Schein vorbedächtlicher Entſchlieſſungen geben zu wollen ſcheinen.

Jenes erfodert einen erhabnen und begeiſterten Ton; dieſes einen gemäßigten und feyerlichen. Denn dort muß das Raiſonnement in Affekt entbrennen, und hier der Affekt in Raiſonnement ſich auskühlen.

Die meiſten Schauſpieler kehren es gerade um. Sie poltern in heftigen Situationen die all-

allgemeinen Betrachtungen eben ſo ſtürmiſch heraus, als das Uebrige; und in ruhigen, beten ſie dieſelben eben ſo gelaſſen her, als das Uebrige. Daher geſchieht es denn aber auch, daß ſich die Moral weder in den einen, noch in den andern bey ihnen ausnimmt; und daß wir ſie in jenen eben ſo unnatürlich, als in dieſen langweilig und kalt finden. Sie überlegten nie, daß die Stückerey von dem Grunde abſtechen muß, und Gold auf Gold brodiren ein elender Geſchmack iſt.

Durch ihre Geſtus verderben ſie vollends alles. Sie wiſſen weder, wenn ſie deren dabey machen ſollen, noch was für welche. Sie machen gemeiniglich zu viele, und zu unbedeutende.

Wenn in einer heftigen Situation die Seele ſich auf einmal zu ſammeln ſcheinet, um einen überlegenden Blick auf ſich, oder auf das, was ſie umgiebt, zu werfen; ſo iſt es natürlich, daß ſie allen Bewegungen des Körpers, die von ihrem bloßen Willen abhangen, gebieten wird. Nicht die Stimme allein wird gelaſſener; die Glieder alle gerathen in einen Stand der Ruhe, um die innere Ruhe auszudrücken, ohne die das Auge der Vernunft nicht wohl um ſich ſchauen kann. Mit eins tritt der fortſchreitende Fuß feſt auf, die Arme ſinken, der ganze Körper zieht ſich in den wagrechten Stand; eine Pauſe — und dann die Reflexion. Der Mann ſteht da, in einer feyerlichen Stille, als ob er ſich nicht ſtöhren wollte, ſich ſelbſt zu hören. Die Reflexion iſt aus, —

wie-

wieder eine Pauſe — und ſo wie die Reflexion abgezielet, ſeine Leidenſchaft entweder zu mäßigen, oder zu befeuern, bricht er entweder auf einmal wieder los, oder ſetzet allmälig das Spiel ſeiner Glieder wieder in Gang. Nur auf dem Geſichte bleiben, während der Reflexion, die Spuren des Affekts; Mine und Auge ſind noch in Bewegung und Feuer; denn wir haben Mine und Auge nicht ſo urplötzlich in unſerer Gewalt, als Fuß und Hand. Und hierin dann, in dieſen ausdrückenden Minen, in dieſem entbrannten Auge, und in dem Ruheſtande des ganzen übrigen Körpers, beſtehet die Miſchung von Feuer und Kälte, mit welcher ich glaube, daß die Moral in heftigen Situationen geſprochen ſeyn will.

Mit eben dieſer Miſchung will ſie auch in ruhigen Situationen geſagt ſeyn; nur mit dem Unterſchiede, daß der Theil der Aktion, welcher dort der feurige war, hier der kältere, und welcher dort der kältere war, hier der feurige ſeyn muß. Nehmlich: da die Seele, wenn ſie nichts als ſanfte Empfindungen hat, durch allgemeine Betrachtungen dieſen ſanften Empfindungen einen höhern Grad von Lebhaftigkeit zu geben ſucht, ſo wird ſie auch die Glieder des Körpers, die ihr unmittelbar zu Gebothe ſtehen, dazu beytragen laſſen; die Hände werden in voller Bewegung ſeyn; nur der Ausdruck des Geſichts kann ſo geſchwind nicht nach, und in Mine und Auge wird noch die Ruhe herrſchen, aus der ſie der übrige Körper gern heraus arbeiten möchte.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Viertes Stück.

Den 12ten May, 1767.

Aber von was für Art ſind die Bewegungen der Hände, mit welchen, in ruhigen Situationen, die Moral geſprochen zu ſeyn liebet?

Von der Chironomie der Alten, das iſt, von dem Inbegriffe der Regeln, welche die Alten den Bewegungen der Hände vorgeſchrieben hatten, wiſſen wir nur ſehr wenig; aber dieſes wiſſen wir, daß ſie die Händeſprache zu einer Vollkommenheit gebracht, von der ſich aus dem, was unſere Redner darinn zu leiſten im Stande ſind, kaum die Möglichkeit ſollte begreifen laſſen. Wir ſcheinen von dieſer ganzen Sprache nichts als ein unartikulirtes Geſchrey behalten zu haben; nichts als das Vermögen, Bewegungen zu machen, ohne zu wiſſen, wie dieſen Bewegungen eine fixirte Bedeutung zu geben, und wie ſie unter einander zu verbinden, daß ſie nicht blos eines einzeln Sinnes, ſondern eines zuſammenhangenden Verſtandes fähig werden.

Ich beſcheide mich gern, daß man, bey den Alten, den Pantomimen nicht mit dem Schauſpieler vermengen muß. Die Hände des Schauſpielers waren bey weiten ſo geſchwätzig nicht, als die Hände des Pantomimens. Bey dieſem vertraten ſie die Stelle der Sprache; bey jenem ſollten ſie nur den Nachdruck derſelben vermehren, und durch ihre Bewegungen, als natürliche Zeichen der Dinge, den verabredeten Zeichen der Stimme Wahrheit und Leben verſchaffen helfen. Bey dem Pantomimen waren die Bewegungen der Hände nicht blos natürliche Zeichen; viele derſelben hatten eine conventionelle Bedeutung, und dieſer mußte ſich der Schauſpieler gänzlich enthalten.

Er gebrauchte ſich alſo ſeiner Hände ſparſamer, als der Pantomime, aber eben ſo wenig vergebens, als dieſer. Er rührte keine Hand, wenn er nichts damit bedeuten oder verſtärken konnte. Er wußte nichts von den gleichgültigen Bewegungen, durch deren beſtändigen einförmigen Gebrauch ein ſo großer Theil von Schauſpielern, beſonders das Frauenzimmer, ſich das vollkommene Anſehen von Dratpuppen giebt. Bald mit der rechten, bald mit der linken Hand, die Hälfte einer krieplichten Achte, abwärts vom Körper, beſchreiben, oder mit

beiden

beiden Händen zugleich die Luft von ſich wegrudern, heißt ihnen, Aktion haben; und wer es mit einer gewiſſen Tanzmeiſtergrazie zu thun geübt iſt, o! der glaubt, uns bezaubern zu können.

Ich weiß wohl, daß ſelbſt Hogarth den Schauſpielern befiehlt, ihre Hand in ſchönen Schlangenlinien bewegen zu lernen; aber nach allen Seiten, mit allen möglichen Abänderungen, deren dieſe Linien, in Anſehung ihres Schwunges, ihrer Größe und Dauer, fähig ſind. Und endlich befiehlt er es ihnen nur zur Uebung, um ſich zum Agiren dadurch geſchickt zu machen, um den Armen die Biegungen des Reitzes geläufig zu machen; nicht aber in der Meinung, daß das Agiren ſelbſt in weiter nichts, als in der Beſchreibung ſolcher ſchönen Linien, immer nach der nehmlichen Direktion, beſtehe.

Weg alſo mit dieſem unbedeutenden Portebras, vornehmlich bey moraliſchen Stellen weg mit ihm! Reitz am unrechten Orte, iſt Affektation und Grimaſſe; und eben derſelbe Reitz, zu oft hinter einander wiederholt, wird kalt und endlich eckel. Ich ſehe einen Schulknaben ſein Sprüchelchen aufſagen, wenn der Schauſpieler allgemeine Betrachtungen mit der Bewegung, mit welcher man in der Menuet die Hand giebt, mir zureicht, oder ſeine Moral gleichſam vom Rocken ſpinnet.

Jede Bewegung, welche die Hand bey moraliſchen Stellen macht, muß bedeutend ſeyn. Oft kann man bis in das Mahleriſche damit gehen; wenn man nur das Pantomimiſche vermeidet. Es wird ſich vielleicht ein andermal Gelegenheit finden, dieſe Gradation von bedeutenden zu mahleriſchen, von mahleriſchen zu pantomimiſchen Geſten, ihren Unterſchied und ihren Gebrauch, in Beyſpielen zu erläutern. Itzt würde mich dieſes zu weit führen, und ich merke nur an, daß es unter den bedeutenden Geſten eine Art giebt, die der Schauſpieler vor allen Dingen wohl zu beobachten hat, und mit denen er allein der Moral Licht und Leben ertheilen kann. Es ſind dieſes, mit einem Worte, die individualiſirenden Geſtus. Die Moral iſt ein allgemeiner Satz, aus den beſondern Umſtänden der handelnden Perſonen gezogen; durch ſeine Allgemeinheit wird er gewiſſermaßen der Sache fremd, er wird eine Ausſchweifung, deren Beziehung auf das Gegenwärtige von dem weniger aufmerkſamen, oder weniger ſcharfſinnigen Zuhörer, nicht bemerkt oder nicht begriffen wird. Wann es daher ein Mittel giebt, dieſe Beziehung ſinnlich zu machen, das Symboliſche der Moral wiederum auf das Anſchauende zurückzubringen, und wann dieſes Mittel gewiſſe Geſtus ſeyn können, ſo muß ſie der Schauſpieler ja nicht zu machen verſäumen.

Man wird mich aus einem Exempel am beſten verſtehen. Ich nehme es, wie mir es itzt beyfällt; der Schauſpieler wird ſich ohne Mühe auf noch weit einleuchtendere beſinnen. — Wenn Olint ſich mit der Hofnung ſchmeichelt, Gott werde das Herz des Aladin bewegen, daß er ſo grauſam mit den Chriſten nicht verfahre, als er ihnen gedrohet: ſo kann Evander, als ein alter Mann, nicht wohl anders, als ihm die Betrieglichkeit unſrer Hofnungen zu Gemüthe führen.

„Vertraue nicht, mein Sohn, Hofnungen, die betriegen!„

Sein Sohn iſt ein feuriger Jüngling, und in der Jugend iſt man vorzüglich geneigt, ſich von der Zukunft nur das Beſte zu verſprechen.

„Da ſie zu leichtlich glaubt, irrt muntre Jugend oft.„

Doch indem beſinnt er ſich, daß das Alter zu dem entgegen geſetzten Fehler nicht weniger geneigt iſt; er will den unverzagten Jüngling nicht ganz niederſchlagen, und fähret fort:

„Das Alter quält ſich ſelbſt, weil es zu wenig hoft.„

Dieſe Sentenzen mit einer gleichgültigen Aktion, mit einer nichts als ſchönen Bewegung des Armes begleiten, würde weit ſchlimmer ſeyn, als ſie ganz ohne Aktion herſagen. Die einzige ihnen angemeſſene Aktion iſt die, welche ihre Al-

Allgemeinheit wieder auf das Beſondere einſchränkt. Die Zeile,

„Da ſie zu leichtlich glaubt, irrt muntre Jugend ſich,„

muß in dem Tone, mit dem Geſtu der väterlichen Warnung, an und gegen den Olint geſprochen werden, weil Olint es iſt, deſſen unerfahrne leichtgläubige Jugend bey dem ſorgſamen Alten dieſe Betrachtung veranlaßt. Die Zeile hingegen,

„Das Alter quält ſich ſelbſt, weil es zu wenig hoft,„

erfordert den Ton, das Achſelzucken, mit dem wir unſere eigene Schwachheiten zu geſtehen pflegen, und die Hände müſſen ſich nothwendig gegen die Bruſt ziehen, um zu bemerken, daß Evander dieſen Satz aus eigener Erfahrung habe, daß er ſelbſt der Alte ſey, von dem er gelte. —

Es iſt Zeit, daß ich von dieſer Ausſchweifung über den Vortrag der moraliſchen Stellen, wieder zurückkomme. Was man Lehrreiches darinn findet, hat man lediglich den Beyſpielen des Hrn. Eckhof zu danken; ich habe nichts als von ihnen richtig zu abſtrahiren geſucht. Wie leicht, wie angenehm iſt es, einem Künſtler nachzuforſchen, dem das Gute nicht blos gelingt, ſondern der es macht!

Die Rolle der Clorinde ward von Madame Henſeln geſpielt, die ohnſtreitig eine von den beſten Aktricen iſt, welche das deutſche Theater jemals

jemals

jemals gehabt hat. Ihr beſonderer Vorzug iſt eine ſehr richtige Deklamation; ein falſcher Accent wird ihr ſchwerlich entwiſchen; ſie weiß den verworrenſten, holprichſten, dunkelſten Vers, mit einer Leichtigkeit, mit einer Präciſion zu ſagen, daß er durch ihre Stimme die deutlichſte Erklärung, den vollſtändigſten Commentar erhält. Sie verbindet damit nicht ſelten ein Raffinement, welches entweder von einer ſehr glücklichen Empfindung, oder von einer ſehr richtigen Beurtheilung zeuget. Ich glaube die Liebeserklärung, welche ſie dem Olint thut, noch zu hören:

„— Erkenne mich! Ich kann nicht länger ſchweigen;
„Verſtellung oder Stolz ſey niedern Seelen eigen.
„Olint iſt in Gefahr, und ich bin außer mir —
„Bewundernd ſah ich oft im Krieg und Schlacht nach dir;
„Mein Herz, das vor ſich ſelbſt ſich zu entdecken ſcheute,
„War wider meinen Ruhm und meinen Stolz im Streite.
„Dein Unglück aber reißt die ganze Seele hin,
„Und itzt erkenn ich erſt wie klein, wie ſchwach ich bin.
„Itzt, da dich alle die, die dich verehrten, haſſen,
„Da du zur Pein beſtimmt, von jedermann verlaſſen,
„Verbrechern gleich geſtellt, unglücklich und ein Chriſt,
„Dem furchtbarn Tode nah, im Tod noch elend biſt:
„Itzt wag ichs zu geſtehn: itzt kenne meine Triebe!

Wie frey, wie edel war dieſer Ausbruch! Welches Feuer, welche Inbrunſt beſeelten jeden Ton! Mit welcher Zudringlichkeit, mit welcher Ueberſtrömung

mung des Herzens ſprach ihr Mitleid! Mit welcher Entſchloſſenheit ging ſie auf das Bekenntniß ihrer Liebe los! Aber wie unerwartet, wie überraſchend brach ſie auf einmal ab, und veränderte auf einmal Stimme und Blick, und die ganze Haltung des Körpers, da es nun darauf ankam, die dürren Worte ihres Bekenntniſſes zu ſprechen. Die Augen zur Erde geſchlagen, nach einem langſamen Seufzer, in dem furchtſamen gezogenen Tone der Verwirrung, kam endlich,

„Ich liebe dich, Olint, —

heraus, und mit einer Wahrheit! Auch der, der nicht weiß, ob die Liebe ſich ſo erklärt, empfand, daß ſie ſich ſo erklären ſollte. Sie entſchloß ſich als Heldinn, ihre Liebe zu geſtehen, und geſtand ſie, als ein zärtliches, ſchamhaftes Weib. So Kriegerinn als ſie war, ſo gewöhnt ſonſt in allem zu männlichen Sitten: behielt das Weibliche doch hier die Oberhand. Kaum aber waren ſie hervor, dieſe der Sittſamkeit ſo ſchwere Worte, und mit eins war auch jener Ton der Freymüthigkeit wieder da. Sie fuhr mit der ſorgloſeſten Lebhaftigkeit, in aller der unbekümmerten Hitze des Affekts fort:

— — — Und ſtolz auf meine Liebe,
„Stolz, daß dir meine Macht dein Leben retten kann,
„Bieth ich dir Hand und Herz, und Kron und Purpur an.

Denn die Liebe äußert ſich nun als großmüthige Freundſchaft: und die Freundſchaft ſpricht eben ſo dreiſt, als ſchüchtern die Liebe.

Ham-

Hamburgiſche Dramaturgie.

Fünftes Stück.

Den 15ten May, 1767.

Es iſt unſtreitig, daß die Schauſpielerinn durch dieſe meiſterhafte Abſetzung der Worte,

„Ich liebe dich, Olint, —

der Stelle eine Schönheit gab, von der ſich der Dichter, bey dem alles in dem nehmlichen Fluſſe von Worten daher rauſcht, nicht das geringſte Verdienſt beymeſſen kann. Aber wenn es ihr doch gefallen hätte, in dieſen Verfeinerungen ihrer Rolle fortzufahren! Vielleicht beſorgte ſie, den Geiſt des Dichters ganz zu verfehlen; oder vielleicht ſcheute ſie den Vorwurf, nicht das, was der Dichter ſagt, ſondern was er hätte ſagen ſollen, geſpielt zu haben. Aber welches Lob könnte größer ſeyn, als ſo ein Vorwurf? Freylich muß ſich nicht jeder Schauſpieler einbilden, dieſes Lob verdienen zu können. Denn ſonſt möchte es mit den armen Dichtern übel ausſehen.

Cronegk hat wahrlich aus ſeiner Clorinde ein ſehr abgeſchmacktes, widerwärtiges, häßliches Ding gemacht. Und dem ohngeachtet iſt ſie noch der einzige Charakter, der uns bey ihm intereßiret. So ſehr er die ſchöne Natur in ihr verfehlt, ſo thut doch noch die plumpe, ungeſchlachte Natur einige Wirkung. Das macht, weil die übrigen Charaktere ganz außer aller Natur ſind, und wir doch noch leichter mit einem Dragoner von Weibe, als mit himmelbrütenden Schwärmern ſympathiſiren. Nur gegen das Ende, wo ſie mit in den begeiſterten Ton fällt, wird ſie uns eben ſo gleichgültig und eckel. Alles iſt Widerſpruch in ihr, und immer ſpringt ſie von einem Aeußerſten auf das andere. Kaum hat ſie ihre Liebe erklärt, ſo fügt ſie hinzu:

„Wirſt du mein Herz verſchmähn? Du ſchweigſt? —
Entſchließe dich;
„Und wenn du zweifeln kannſt — ſo zittre!

So zittre? Olint ſoll zittern? er, den ſie ſo oft, in dem Tumulte der Schlacht, unerſchrocken unter den Streichen des Todes geſehen? Und ſoll vor ihr zittern? Was will ſie denn? Will ſie ihm die Augen auskratzen? — O wenn es der Schauſpielerinn eingefallen wäre, für dieſe ungezogene weibliche Gaſconade „ſo zittre!“ zu ſagen: ich zittere! Sie konnte zittern, ſo viel ſie wollte, ihre Liebe verſchmäht, ihren Stolz beleidiget zu finden. Das wäre ſehr natürlich gewe-

geweſen. Aber es von dem Olint verlangen, Gegenliebe von ihm, mit dem Meſſer an der Gurgel, fodern, das iſt ſo unartig als lächerlich.

Doch was hätte es geholfen, den Dichter einen Augenblick länger in den Schranken des Wohlſtandes und der Mäßigung zu erhalten? Er fährt fort, Clorinden in dem wahren Tone einer beſoffenen Marquetenderinn raſen zu laſſen; und da findet keine Linderung, keine Bemäntelung mehr Statt.

Das einzige, was die Schauſpielerinn zu ſeinem Beſten noch thun könnte, wäre vielleicht dieſes, wenn ſie ſich von ſeinem wilden Feuer nicht ſo ganz hinreiſſen lieſſe, wenn ſie ein wenig an ſich hielte, wenn ſie die äußerſte Wuth nicht mit der äußerſten Anſtrengung der Stimme, nicht mit den gewaltſamſten Gebehrden ausdrückte.

Wenn Shakeſpear nicht ein eben ſo großer Schauſpieler in der Ausübung geweſen iſt, als er ein dramatiſcher Dichter war, ſo hat er doch wenigſtens eben ſo gut gewußt, was zu der Kunſt des einen, als was zu der Kunſt des andern gehöret. Ja vielleicht hatte er über die Kunſt des erſtern um ſo viel tiefer nachgedacht, weil er ſo viel weniger Genie dazu hatte. Wenigſtens iſt jedes Wort, das er dem Hamlet, wenn er die Komödianten abrichtet, in den Mund legt, eine goldene Regel für alle Schauſpieler, denen an einem vernünftigen Beyfalle gelegen iſt. „Ich bitte Euch, läßt er ihn unter andern zu dem Komödianten ſagen, „ſprecht die „Rede ſo, wie ich ſie Euch vorſagte; die Zunge „muß nur eben darüber hinlaufen. Aber wenn „ihr mir ſie ſo heraushalſet, wie es manche von „unſern Schauſpielern thun: ſeht, ſo wäre mir „es eben ſo lieb geweſen, wenn der Stadtſchreyer „meine Verſe geſagt hätte. Auch durchſägt „mir mit eurer Hand nicht ſo ſehr die Luft, ſon„dern macht alles hübſch artig; denn mitten in „dem Strome, mitten in dem Sturme, mitten, „ſo zu reden, in dem Wirbelwinde der Leiden„ſchaften, müßt ihr noch einen Grad von Mäßi„gung beobachten, der ihnen das Glatte und Ge„ſchmeidige giebt.

Man ſpricht ſo viel von dem Feuer des Schauſpielers; man zerſtreitet ſich ſo ſehr, ob ein Schauſpieler zu viel Feuer haben könne. Wenn die, welche es behaupten, zum Beweiſe anführen, daß ein Schauſpieler ja wohl am unrechten Orte heftig, oder wenigſtens heftiger ſeyn könne, als es die Umſtände erfodern: ſo haben die, welche es leugnen, Recht zu ſagen, daß in ſolchem Falle der Schauſpieler nicht zu viel Feuer, ſondern zu wenig Verſtand zeige. Ueberhaupt kömmt es aber wohl darauf an, was wir unter dem Worte Feuer verſtehen. Wenn Geſchrey und Kontorſionen Feuer ſind, ſo iſt es wohl unſtreitig,

ſtreitig, daß der Akteur darinn zu weit gehen kann. Beſteht aber das Feuer in der Geſchwindigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher alle Stücke, die den Akteur ausmachen, das ihrige dazu beytragen, um ſeinem Spiele den Schein der Wahrheit zu geben: ſo müßten wir dieſen Schein der Wahrheit nicht bis zur äußerſten Illuſion getrieben zu ſehen wünſchen, wenn es möglich wäre, daß der Schauſpieler allzuviel Feuer in dieſem Verſtande anwenden könnte. Es kann alſo auch nicht dieſes Feuer ſeyn, deſſen Mäßigung Shakeſpear, ſelbſt in dem Strome, in dem Sturme, in dem Wirbelwinde der Leidenſchaft verlangt: er muß blos jene Heftigkeit der Stimme und der Bewegungen meynen; und der Grund iſt leicht zu finden, warum auch da, wo der Dichter nicht die geringſte Mäßigung beobachtet hat, dennoch der Schauſpieler ſich in beiden Stücken mäßigen müſſe. Es giebt wenig Stimmen, die in ihrer äußerſten Anſtrengung nicht widerwärtig würden; und allzu ſchnelle, allzu ſtürmiſche Bewegungen werden ſelten edel ſeyn. Gleichwohl ſollen weder unſere Augen und unſere Ohren beleidiget werden; und nur alsdenn, wenn man bey Aeuſſerung der heftigen Leidenſchaften alles vermeidet, was dieſen oder jenen unangenehm ſeyn könnte, haben ſie das Glatte und Geſchmeidige, welches ein Hamlet auch noch da von ihnen verlangt, wenn ſie den höchſten Eindruck machen, und ihm das Gewiſſen verſtockter Frevler aus dem Schlafe ſchrecken ſollen.

Die Kunſt des Schauſpielers ſtehet hier, zwiſchen den bildenden Künſten und der Poeſie, mitten inne. Als ſichtbare Mahlerey muß zwar die Schönheit ihr höchſtes Geſetz ſeyn; doch als tranſitoriſche Mahlerey braucht ſie ihren Stellungen jene Ruhe nicht immer zu geben, welche die alten Kunſtwerke ſo imponirend macht. Sie darf ſich, ſie muß ſich das Wilde eines Tempeſta, das Freche eines Bernini öfters erlauben; es hat bey ihr alle das Ausdrückende, welches ihm eigenthümlich iſt, ohne das Beleidigende zu haben, das es in den bildenden Künſten durch den permanenten Stand erhält. Nur muß ſie nicht allzulang darinn verweilen; nur muß ſie es durch die vorhergehenden Bewegungen allmälig vorbereiten, und durch die darauf folgenden wiederum in den allgemeinen Ton des Wohlanſtändigen auflöſen; nur muß ſie ihm nie alle die Stärke geben, zu der ſie der Dichter in ſeiner Bearbeitung treiben kann. Denn ſie iſt zwar eine ſtumme Poeſie, aber die ſich unmittelbar unſern Augen verſtändlich machen will; und jeder Sinn will geſchmeichelt ſeyn, wenn er die Begriffe, die man ihm in die Seele zu bringen giebet, unverfälſcht überliefern ſoll.

Es könnte leicht ſeyn, daß ſich unſere Schauſpieler bey der Mäßigung, zu der ſie die Kunſt auch in den heftigſten Leidenſchaften verbindet, in Anſehung des Beyfalles, nicht allzuwohl befinden dürften. — Aber welches Beyfalles? — Die Gallerie iſt freylich ein großer Liebhaber des Lermenden und Tobenden, und ſelten wird ſie ermangeln, eine gute Lunge mit lauten Händen zu erwiedern. Auch das deutſche Parterr iſt noch ziemlich von dieſem Geſchmacke, und es giebt Akteurs, die ſchlau genug von dieſem Geſchmacke Vortheil zu ziehen wiſſen. Der Schläfrigſte raſt ſich, gegen das Ende der Scene, wenn er abgehen ſoll, zuſammen, erhebet auf einmal die Stimme, und überladet die Aktion, ohne zu überlegen, ob der Sinn ſeiner Rede dieſe höhere Anſtrengung auch erfodere. Nicht ſelten widerſpricht ſie ſogar der Verfaſſung, mit der er abgehen ſoll; aber was thut das ihm? Genug, daß er das Parterr dadurch erinnert hat, aufmerkſam auf ihn zu ſeyn, und wenn es die Güte haben will, ihm nachzuklatſchen. Nachziſchen ſollte es ihm! Doch leider iſt es theils nicht Kenner genug, theils zu gutherzig, und nimmt die Begierde, ihm gefallen zu wollen, für die That.

Ich getraue mich nicht, von der Aktion der übrigen Schauſpieler in dieſem Stücke etwas zu ſagen. Wenn ſie nur immer bemüht ſeyn müſſen, Fehler zu bemänteln, und das Mittelmäßige geltend zu machen: ſo kann auch der

Beſte

Beſte nicht anders, als in einem ſehr zweydeutigen Lichte erſcheinen. Wenn wir ihn auch den Verdruß, den uns der Dichter verurſacht, nicht mit entgelten laſſen, ſo ſind wir doch nicht aufgeräumt genug, ihm alle die Gerechtigkeit zu erweiſen, die er verdienet.

Den Beſchluß des erſten Abends machte der Triumph der vergangenen Zeit, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen des le Grand. Es iſt eines von den drey kleinen Stücken, welche le Grand unter dem allgemeinen Tittel, der Triumph der Zeit, im Jahr 1724 auf die franzöſiſche Bühne brachte, nachdem er den Stoff deſſelben, bereits einige Jahre vorher, unter der Aufſchrift, die lächerlichen Verliebten, behandelt, aber wenig Beyfall damit erhalten hatte. Der Einfall, der dabey zum Grunde liegt, iſt drollig genug, und einige Situationen ſind ſehr lächerlich. Nur iſt das Lächerliche von der Art, wie es ſich mehr für eine ſatyriſche Erzählung, als auf die Bühne ſchickt. Der Sieg der Zeit über Schönheit und Jugend macht eine traurige Idee; die Einbildung eines ſechszigjährigen Gecks und einer eben ſo alten Närrinn, daß die Zeit nur über ihre Reitze keine Gewalt ſollte gehabt haben, iſt zwar lächerlich; aber dieſen Geck und dieſe Närrinn ſelbſt zu ſehen, iſt eckelhafter, als lächerlich.

Hamburgiſche
Dramaturgie.

Sechſtes Stück.

Den 19ten May, 1767.

Noch habe ich der Anreden an die Zuſchauer, vor und nach dem großen Stücke des erſten Abends, nicht gedacht. Sie ſchreiben ſich von einem Dichter her, der es mehr als irgend ein anderer verſteht, tiefſinnigen Verſtand mit Witz aufzuheitern, und nachdenklichem Ernſte die gefällige Mine des Scherzes zu geben. Womit könnte ich dieſe Blätter beſſer auszieren, als wenn ich ſie meinen Leſern ganz mittheile? Hier ſind ſie. Sie bedürfen keines Commentars. Ich wünſche nur, daß manches darinn nicht in den Wind geſagt ſey!

Sie wurden beide ungemein wohl, die erſtere mit alle dem Anſtande und der Würde, und die andere mit alle der Wärme und Feinheit und einſchmeichelnden Verbindlichkeit geſprochen, die der beſondere Inhalt einer jeden erfoderte.

Prolog.

(Geſprochen von Madame Löwen.)

Ihr Freunde, denen hier das mannichfache Spiel
Des Menſchen, in der Kunſt der Nachahmung gefiel:
Ihr, die ihr gerne weint, ihr weichen, beſſern Seelen,
Wie ſchön, wie edel iſt die Luſt, ſich ſo zu quälen;
Wenn bald die ſüße Thrän', indem das Herz erweicht,
In Zärtlichkeit zerſchmilzt, ſtill von den Wangen ſchleicht,
Bald die beſtürmte Seel', in jeder Nerv' erſchüttert,
Im Leiden Wolluſt fühlt, und mit Vergnügen zittert!
O ſagt, iſt dieſe Kunſt, die ſo Eur Herz zerſchmelzt,
Der Leidenſchaften Strom ſo durch Eur Inners wälzt,
Vergnügend, wenn ſie rührt, entzückend, wenn ſie ſchrecket,
Zu Mitleid, Menſchenlieb', und Edelmuth erwecket,
Die Sittenbilderinn, die jede Tugend lehrt,
Iſt die nicht Eurer Gunſt, und Eurer Pflege werth?

Die Fürſicht ſendet ſie mitleidig auf die Erde,
Zum Beſten des Barbars, damit er menſchlich werde;
Weiht ſie, die Lehrerin der Könige zu ſeyn,
Mit Würde, mit Genie, mit Feur vom Himmel ein;
Heißt

Heißt ſie, mit ihrer Macht, durch Thränen zu ergötzen,
Das ſtumpfeſte Gefühl der Menſchenliebe wetzen;
Durch ſüße Herzensangſt, und angenehmes Graun
Die Bosheit bändigen, und an den Seelen baun;
Wohlthätig für den Staat, den Wüthenden, den Wilden,
Zum Menſchen, Bürger, Freund, und Patrioten bilden.

Geſetze ſtärken zwar der Staaten Sicherheit,
Als Ketten an der Hand der Ungerechtigkeit:
Doch deckt noch immer Liſt den Böſen vor dem Richter,
Und Macht wird oft der Schutz erhabner Böſewichter.
Wer rächt die Unſchuld dann? Weh dem gedrückten Staat,
Der, ſtatt der Tugend, nichts, als ein Geſetzbuch hat!
Geſetze, nur ein Zaum der offenen Verbrechen,
Geſetze, die man lehrt des Haſſes Urtheil ſprechen,
Wenn ihnen Eigennutz, Stolz und Partheylichkeit
Für eines Solons Geiſt, den Geiſt der Drückung leiht!
Da lernt Beſtechung bald, um Strafen zu entgehen,
Das Schwerdt der Majeſtät aus ihren Händen drehen:
Da pflanzet Herrſchbegier, ſich freuend des Verfalls
Der Redlichkeit, den Fuß der Freyheit auf den Hals.

Läßt den, der ſie vertritt, in Schimpf und Banden ſchmachten,
Und das blutſchuld'ge Beil der Themis Unſchuld ſchlachten!

Wenn der, den kein Geſetz ſtraft, oder ſtrafen kann,
Der ſchlaue Böſewicht, der blutige Tyrann,
Wenn der die Unſchuld drückt, wer wagt es, ſie zu decken?
Den ſichert tiefe Liſt, und dieſen wafnet Schrecken.
Wer iſt ihr Genius, der ſich entgegen legt? —
Wer? Sie, die itzt den Dolch, und itzt die Geiſſel trägt,
Die unerſchrokne Kunſt, die allen Mißgeſtalten
Straſloſer Thorheit wagt den Spiegel vorzuhalten;
Die das Geweb' enthüllt, worin ſich Liſt verſpinnt,
Und den Tyrannen ſagt, daß ſie Tyrannen ſind;
Die, ohne Menſchenfurcht, vor Thronen nicht erblödet,
Und mit des Donners Stimm' ans Herz der Fürſten redet;
Gekrönte Mörder ſchreckt, den Ehrgeiz nüchtern macht,
Den Heuchler züchtiget, und Thoren klüger lacht;
Sie, die zum Unterricht die Todten läßt erſcheinen,
Die große Kunſt, mit der wir lachen, oder weinen.

Sie fand in Griechenland Schutz, Lieb', und Lehrbegier;
In Rom, in Gallien, in Albion, und — hier.

Ihr, Freunde, habt hier oft, wenn ihre Thränen floſſen,
Mit edler Weichlichkeit, die Euren mit vergoſſen,
Habt redlich Euren Schmerz mit ihrem Schmerz vereint,
Und ihr aus voller Bruſt den Beyfall zugeweint:
Wie ſie gehaßt, geliebt, gehoffet, und geſcheuet,
Und Eurer Menſchlichkeit im Leiden Euch erfreuet.
Lang hat ſie ſich umſonſt nach Bühnen umgeſehn:
In Hamburg fand ſie Schutz: hier ſey denn ihr Athen!
Hier, in dem Schooß der Ruh, im Schutze weiſer Gönner,
Gemuthiget durch Lob, vollendet durch den Kenner;
Hier reifet —– ja ich wünſch', ich hoff', ich weiſſag' es! —
Ein zweyter Roſcius, ein zweyter Sophokles,
Der Gräciens Kothurn Germaniern erneure:
Und ein Theil dieſes Ruhms, ihr Gönner, wird der Eure.
O ſeyd deſſelben werth! Bleibt Eurer Güte gleich,
Und denkt, o denkt daran, ganz Deutſchland ſieht auf Euch!

Epilog.

(Geſprochen von Madame Henſel.)

Seht hier! ſo ſtandhaft ſtirbt der überzeugte Chriſt!
So lieblos haſſet der, dem Irrthum nützlich iſt,
Der Barbarey bedarf, damit er ſeine Sache,
Sein Anſehn, ſeinen Traum, zu Lehren Gottes mache.
Der Geiſt des Irrthums war Verfolgung und Gewalt,
Wo Blindheit für Verdienſt, und Furcht für Andacht galt.
So konnt er ſein Gewinnſt von Lügen, mit den Blitzen
Der Majeſtät, mit Gifft, mit Meuchelmord beſchützen.
Wo Ueberzeugung fehlt, macht Furcht den Mangel gut:
Die Wahrheit überführt, der Irrthum fodert Blut.
Verfolgen muß man die, und mit dem Schwerdt bekehren,
Die anders Glaubens ſind, als die Iſmenors lehren.
Und mancher Aladin ſieht Staatsklug oder ſchwach,
Dem ſchwarzen Blutgericht der heilgen Mörder nach,
Und muß mit ſeinem Schwerdt den, welchen Träumer haſſen,
Den Freund, den Märtyrer der Wahrheit würgen laſſen,

Abſcheulichs Meiſterſtück der Herrſchſucht und der Liſt,
Wofür kein Name hart, kein Schimpfwort lieblos iſt!
O Lehre, die erlaubt, die Gottheit ſelbſt mißbrauchen,
In ein unſchuldig Herz des Haſſes Dolch zu tauchen,
Dich, die ihr Blutpanier oft über Leichen trug,
Dich, Greuel, zu verſchmähn, wer leiht mir einen Fluch!
Ihr Freund', in deren Bruſt der Menſchheit edle Stimme
Laut für die Heldinn ſprach, als Sie dem Prieſter Grimme
Ein ſchuldlos Opfer ward, und für die Wahrheit ſank:
Habt Dank für dies Gefühl, für jede Thräne Dank!
Wer irrt, verdient nicht Zucht des Haſſes oder Spottes:
Was Menſchen haſſen lehrt, iſt keine Lehre Gottes!
Ach! liebt die Irrenden, die ohne Bosheit blind,
Zwar Schwächere vielleicht, doch immer Menſchen ſind.
Belehret, duldet ſie; und zwingt nicht die zu Thränen,
Die ſonſt kein Vorwurf trifft, als daß ſie anders wähnen!
Rechtſchaffen iſt der Mann, den, ſeinem Glauben treu,
Nichts zur Verſtellung zwingt, zu böſer Heucheley;
Der für die Wahrheit glüht, und, nie durch Furcht gezügelt,
Sie freudig, wie Oline, mit ſeinem Blut verſiegelt.

Solch

Solch Beyſpiel, edle Freund', iſt Eures Beyfalls
werth:
O wohl uns! hätten wir, was Cronegk ſchön gelehrt,
Gedanken, die ihn ſelbſt ſo ſehr veredelt haben,
Durch unſre Vorſtellung tief in Eur Herz gegraben!
Des Dichters Leben war ſchön, wie ſein Nachruhm iſt;
Er war, und — o verzeiht die Thrän! — und ſtarb
ein Chriſt.
Ließ ſein vortrefflich Herz der Nachwelt in Gedichten,
Um ſie — was kann man mehr? noch todt zu un-
terrichten.
Verſaget, hat Euch itzt Sophronia gerührt,
Denn ſeiner Aſche nicht, was ihr mit Recht gebührt,
Den Seufzer, daß er ſtarb, den Dank für ſeine Lehre,
Und — ach! den traurigen Tribut von einer Zähre.
Uns aber, edle Freund', ermuntre Gütigkeit;
Und hätten wir gefehlt, ſo tadelt: doch verzeiht.
Verzeihung muthiget zu edelerm Erkühnen,
Und feiner Tadel lehrt, das höchſte Lob verdienen.
Bedenkt, daß unter uns die Kunſt nur kaum beginnt,
In welcher tauſend Quins, für einen Garrick ſind;
Erwartet nicht zu viel, damit wir immer ſteigen,
Und — doch nur Euch gebührt zu richten, uns zu
ſchweigen.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Siebendes Stück.

Den 22ſten May, 1767.

Der Prolog zeiget das Schauſpiel in ſeiner höchſten Würde, indem er es als das Supplement der Geſetze betrachten läßt. Es giebt Dinge in dem ſittlichen Betragen des Menſchen, welche, in Anſehung ihres unmittelbaren Einflußes auf das Wohl der Geſellſchaft, zu unbeträchtlich, und in ſich ſelbſt zu veränderlich ſind, als daß ſie werth oder fähig wären, unter der eigentlichen Aufſicht des Geſetzes zu ſtehen. Es giebt wiederum andere, gegen die alle Kraft der Legiſlation zu kurz fällt; die in ihren Triebfedern ſo unbegreiflich, in ſich ſelbſt ſo ungeheuer, in ihren Folgen ſo unermeßlich ſind, daß ſie entweder der Ahndung der Geſetze ganz entgehen, oder doch unmöglich nach Verdienſt geahndet werden können. Ich will es nicht unternehmen, auf die erſtern, als auf Gattungen des Lächerlichen, die Komödie; und auf die andern, als auf auſſerordentliche Erſcheinungen in dem Reiche der Sitten, welche die Vernunft in Erſtaunen, und das Herz in Tumult ſetzen, die Tragödie einzuſchränken. Das Genie lacht über alle die Grenzſcheidungen der Kritik. Aber ſo viel iſt doch unſtreitig, daß das Schauſpiel überhaupt ſeinen Vorwurf entweder dieſſeits oder jenſeits der Grenzen des Geſetzes wählet, und die eigentlichen Gegenſtände deſſelben nur in ſo fern behandelt, als ſie ſich entweder in das Lächerliche verlieren, oder bis in das Abſcheuliche verbreiten.

Der Epilog verweilet bey einer von den Hauptlehren, auf welche ein Theil der Fabel und Charaktere des Trauerſpiels mit abzwecken. Es war zwar von dem Hrn. von Cronegk ein wenig unüberlegt, in einem Stücke, deſſen Stoff aus den unglücklichen Zeiten der Kreutzzüge genommen iſt, die Toleranz predigen, und die Abſcheulichkeiten des Geiſtes der Verfolgung an den Bekennern der mahomedaniſchen Religion zeigen zu wollen. Denn dieſe Kreutzzüge ſelbſt, die in ihrer Anlage ein politiſcher Kunſtgriff der Päbſte waren, wurden in ihrer Ausführung die unmenſchlichſten Verfolgungen, deren ſich der chriſtliche Aberglaube jemals ſchuldig gemacht hat; die meiſten und blutgierigſten Iſmenors hatte damals die wahre Religion; und einzelne Per-

Perſonen, die eine Moſchee beraubet haben, zur Strafe ziehen, kömmt das wohl gegen die unſelige Raſerey, welche das rechtgläubige Europa entvölkerte, um das ungläubige Aſien zu verwüſten? Doch was der Tragicus in ſeinem Werke ſehr unſchicklich angebracht hat, das konnte der Dichter des Epilogs gar wohl aufſaſſen. Menſchlichkeit und Sanftmuth verdienen bey jeder Gelegenheit empfohlen zu werden, und kein Anlaß dazu kann ſo entfernt ſeyn, den wenigſtens unſer Herz nicht ſehr natürlich und dringend finden ſollte.

Uebrigens ſtimme ich mit Vergnügen dem rührenden Lobe bey, welches der Dichter dem ſeligen Cronegk ertheilet. Aber ich werde mich ſchwerlich bereden laſſen, daß er mit mir, über den poetiſchen Werth des kritiſirten Stückes, nicht ebenfalls einig ſeyn ſollte. Ich bin ſehr betroffen geweſen, als man mich verſichert, daß ich verſchiedene von meinen Leſern durch mein unverhohlnes Urtheil unwillig gemacht hätte. Wenn ihnen beſcheidene Freyheit, bey der ſich durchaus keine Nebenabſichten denken laſſen, mißfällt, ſo laufe ich Gefahr, ſie noch oft unwillig zu machen. Ich habe gar nicht die Abſicht gehabt, ihnen die Leſung eines Dichters zu verleiden, den ungekünſtelter Witz, viel feine Empfindung und die lauterſte Moral empfehlen. Dieſe Eigenſchaften werden ihn jederzeit ſchätzbar machen, ob man ihm ſchon andere abſprechen muß, zu denen er entweder gar keine Anlage hatte, oder die zu ihrer Reife gewiſſe Jahre erfordern, weit unter welchen er ſtarb. Sein Codrus ward von den Verfaſſern der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften gekrönet, aber wahrlich nicht als ein gutes Stück, ſondern als das beſte von denen, die damals um den Preis ſtritten. Mein Urtheil nimmt ihm alſo keine Ehre, die ihm die Kritik damals ertheilet. Wenn Hinkende um die Wette laufen, ſo bleibt der, welcher von ihnen zuerſt an das Ziel kömmt, doch noch ein Hinkender.

Eine Stelle in dem Epilog iſt einer Mißdeutung ausgeſetzt geweſen, von der ſie gerettet zu werden verdienet. Der Dichter ſagt:

„Bedenkt, daß unter uns die Kunſt nur kaum beginnt,
„In welcher tauſend Quins, für einen Garrick ſind.

Quin, habe ich darwider erinnern hören, iſt kein ſchlechter Schauſpieler geweſen. — Nein, gewiß nicht; er war Thomſons beſonderer Freund, und die Freundſchaft, in der ein Schauſpieler mit einem Dichter, wie Thomſon, geſtanden, wird bey der Nachwelt immer ein gutes Vorurtheil für ſeine Kunſt erwecken. Auch hat Quin noch mehr, als dieſes Vorurtheil für ſich: man weiß, daß er in der Tragödie mit vieler Würde geſpielet; daß er beſonders der erhabenen Sprache des Milton Genüge zu leiſten gewußt; daß er, im Komiſchen, die Rolle des Falſtaff zu ihrer größten Vollkommenheit gebracht. Doch alles dieſes macht ihn zu keinem Garrick; und das Mißverſtändniß liegt blos darinn, daß man annimmt, der Dichter habe dieſem allgemeinen und auſſerordentlichen Schauſpieler einen ſchlechten, und für ſchlecht durchgängig erkannten, entgegen ſetzen wollen. Quin ſoll hier einen von der gewöhnlichen Sorte bedeuten, wie man ſie alle Tage ſieht; einen Mann, der überhaupt ſeine Sache ſo gut wegmacht, daß man mit ihm zufrieden iſt; der auch dieſen und jenen Charakter ganz vortrefflich ſpielet, ſo wie ihm ſeine Figur, ſeine Stimme, ſein Temperament dabey zu Hülfe kommen. So ein Mann iſt ſehr brauchbar, und kann mit allem Rechte ein guter Schauſpieler heiſſen; aber wie viel fehlt ihm noch, um der Proteus in ſeiner Kunſt zu ſeyn, für den das einſtimmige Gerücht ſchon längſt den Garrick erkläret hat. Ein ſolcher Quin machte, ohne Zweifel, den König im Hamlet, als Thomas Jones und Rebhuhn in der Komödie waren; (*) und der Rebhuhne giebt

---

(*) Theil VI. S. 15.

es mehrere, die nicht einen Augenblick anſtehen, ihn einem Garrick weit vorzuziehen. „Was? ſagen ſie, Garrick der größte Akteur? Er ſchien ja nicht über das Geſpenſt erſchrocken, ſondern er war es. Was iſt das für eine Kunſt, über ein Geſpenſt zu erſchrecken? Gewiß und wahrhaftig, wenn wir den Geiſt geſehen hätten, ſo würden wir eben ſo ausgeſehen, und eben das gethan haben, was er that. Der andere hingegen, der König, ſchien wohl auch, etwas gerührt zu ſeyn, aber als ein guter Akteur gab er ſich doch alle mögliche Mühe, es zu verbergen. Zu dem ſprach er alle Worte ſo deutlich aus, und redete noch einmal ſo laut, als jener kleine unanſehnliche Mann, aus dem ihr ſo ein Aufhebens macht!„

Bey den Engländern hat jedes neue Stück ſeinen Prolog und Epilog, den entweder der Verfaſſer ſelbſt, oder ein Freund deſſelben, abfaſſet. Wozu die Alten den Prolog brauchten, den Zuhörer von verſchiedenen Dingen zu unterrichten, die zu einem geſchwindern Verſtändniſſe der zum Grunde liegenden Geſchichte des Stückes dienen, dazu brauchen ſie ihn zwar nicht. Aber er iſt darum doch nicht ohne Nutzen. Sie wiſſen hunderterley darinn zu ſagen, was das Auditorium für den Dichter, oder für den von ihm bearbeiteten Stoff einnehmen, und un-

billigen

billigen Kritiken, ſowohl über ihn als über die Schauſpieler, vorbauen kann. Noch weniger bedienen ſie ſich des Epilogs, ſo wie ſich wohl Plautus deſſen manchmal bedienet; um die völlige Auflöſung des Stücks, die in dem fünften Akte nicht Raum hatte, darinn erzehlen zu laſſen. Sondern ſie machen ihn zu einer Art von Nutzanwendung, voll guter Lehren, voll feiner Bemerkungen über die geſchilderten Sitten, und über die Kunſt, mit der ſie geſchildert worden; und das alles in dem ſchnurrigſten, launigſten Tone. Dieſen Ton ändern ſie auch nicht einmal gern bey dem Trauerſpiele; und es iſt gar nichts ungewöhnliches, daß nach dem blutigſten und rührendſten, die Satyre ein ſo lautes Gelächter aufſchlägt, und der Witz ſo muthwillig wird, daß es ſcheinet, es ſey die ausdrückliche Abſicht, mit allen Eindrücken des Guten ein Geſpötte zu treiben. Es iſt bekannt, wie ſehr Thomſon wider dieſe Narrenſchellen, mit der man der Melpomene nachklingelt, geeifert hat. Wenn ich daher wünſchte, daß auch bey uns neue Originalſtücke, nicht ganz ohne Einführung und Empfehlung, vor das Publikum gebracht würden, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß bey dem Trauerſpiele der Ton des Epilogs unſerm deutſchen Ernſte angemeſſener ſeyn müßte. Nach dem Luſtſpiele könnte er immer ſo burlesk ſeyn, als er wollte. Dryden iſt es, der bey den Engländern

dern Meiſterſtücke von dieſer Art gemacht hat, die noch itzt mit dem größten Vergnügen geleſen werden, nachdem die Spiele ſelbſt, zu welchen er ſie verfertiget, zum Theil längſt vergeſſen ſind. Hamburg hatte einen deutſchen Dryden in der Nähe; und ich brauche ihn nicht noch einmal zu bezeichnen, wer von unſern Dichtern Moral und Kritik mit attiſchem Salze zu würzen, ſo gut als der Engländer verſtehen würde.

Hamburgiſche
Dramaturgie.

Achtes Stück.

Den 26ſten May, 1767.

Die Vorſtellungen des erſten Abends, wurden den zweyten wiederhohlt.

Den dritten Abend (Freytags, den 24ſten v. M.) ward Melanide aufgeführet. Dieſes Stück des Nivelle de la Chauſſee iſt bekannt. Es iſt von der rührenden Gattung, der man den ſpöttiſchen Beynamen, der Weinerlichen, gegeben. Wenn weinerlich heißt, was uns die Thränen nahe bringt, wobey wir nicht übel Luſt hätten zu weinen, ſo ſind verſchiedene Stücke von dieſer Gattung etwas mehr, als weinerlich; ſie koſten einer empfindlichen Seele Ströme von Thränen; und der gemeine Praß franzöſiſcher Trauerſpiele verdienet, in Vergleichung ihrer, allein weinerlich genannt zu werden. Denn eben bringen ſie es ungefähr ſo weit, daß uns wird, als ob wir hätten weinen können, wenn der Dichter ſeine Kunſt beſſer verſtanden hätte.

Melanide iſt kein Meiſterſtück von dieſer Gattung; aber man ſieht es doch immer mit Vergnügen. Es hat ſich, ſelbſt auf dem franzöſiſchen Theater, erhalten, auf welchem es im Jahre 1741 zuerſt geſpielt ward. Der Stoff, ſagt man, ſey aus einem Roman, Mademoiſelle de Bontems betittelt, entlehnet. Ich kenne dieſen Roman nicht; aber wenn auch die Situation der zweyten Scene des dritten Akts aus ihm genommen iſt, ſo muß ich einen Unbekannten, anſtatt des de la Chauſſee, um das beneiden, weßwegen ich wohl, eine Melanide gemacht zu haben, wünſchte.

Die Ueberſetzung war nicht ſchlecht; ſie iſt unendlich beſſer, als eine italieniſche, die in dem zweyten Bande der theatraliſchen Bibliothek des Diodati ſtehet. Ich muß es zum Troſte des größten Haufens unſerer Ueberſetzer anführen, daß ihre italieniſchen Mitbrüder meiſtentheils noch weit elender ſind, als ſie. Gute Verſe indeß in gute Proſa überſetzen, erfodert etwas mehr, als Genauigkeit; oder ich möchte wohl ſagen, etwas anders. Allzu pünktliche Treue macht jede Ueberſetzung ſteif, weil unmöglich alles, was in der einen Sprache natürlich iſt, es auch in der andern ſeyn kann. Aber eine Ueberſetzung aus Verſen macht ſie zugleich wäßrig und ſchielend. Denn wo iſt der glückliche Verſificateur, den nie das Sylbenmaaß, nie der Reim, hier etwas mehr oder weniger, dort etwas ſtärker oder ſchwächer, früher oder ſpäter, ſagen lieſſe, als er es, frey von dieſem Zwange, würde geſagt haben? Wenn nun der Ueberſetzer dieſes nicht zu unterſcheiden weiß; wenn er nicht Geſchmack, nicht Muth genug hat, hier einen Nebenbegriff wegzulaſſen, da ſtatt der Metapher den eigentlichen Ausdruck zu ſetzen, dort eine Ellipſis zu ergänzen oder anzubringen: ſo wird er uns alle Nachläßigkeiten ſeines Originals überliefert, und ihnen nichts als die Entſchuldigung benommen haben, welche die Schwierigkeiten der Symmetrie und des Wohlklanges in der Grundſprache für ſie machen.

Die Rolle der Melanide ward von einer Aktrice geſpielet, die nach einer neunjährigen Entfernung vom Theater, aufs neue in allen den Vollkommenheiten wieder erſchien, die Kenner und Nichtkenner, mit und ohne Einſicht, ehedem an ihr empfunden und bewundert hatten. Madame Löwen verbindet mit dem ſilbernen Tone der ſonoreſten lieblichſten Stimme, mit dem offenſten, ruhigſten und gleichwohl ausdrucksfähigſten Geſichte von der Welt, das feinſte ſchnellſte Gefühl, die ſicherſte wärmſte Empfindung, die ſich, zwar nicht immer ſo lebhaft, als es viele wünſchen, doch allezeit mit An-

Anſtand und Würde äußert. In ihrer Deklamation accentuirt ſie richtig, aber nicht merklich. Der gänzliche Mangel intenſiver Accente verurſacht Monotonie; aber ohne ihr dieſe vorwerfen zu können, weiß ſie dem ſparſamern Gebrauche derſelben durch eine andere Feinheit zu Hülfe zu kommen, von der, leider! ſehr viele Akteurs ganz und gar nichts wiſſen. Ich will mich erklären. Man weiß, was in der Muſik das Mouvement heißt; nicht der Takt, ſondern der Grad der Langſamkeit oder Schnelligkeit, mit welchen der Takt geſpielt wird. Dieſes Mouvement iſt durch das ganze Stück einförmig; in dem nehmlichen Maaße der Geſchwindigkeit, in welchem die erſten Takte geſpielet worden, müſſen ſie alle, bis zu den letzten, geſpielet werden. Dieſe Einförmigkeit iſt in der Muſik nothwendig, weil Ein Stück nur einerley ausdrücken kann, und ohne dieſelbe gar keine Verbindung verſchiedener Inſtrumente und Stimmen möglich ſeyn würde. Mit der Deklamation hingegen iſt es ganz anders. Wenn wir einen Perioden von mehrern Gliedern, als ein beſonderes muſikaliſches Stück annehmen, und die Glieder als die Takte deſſelben betrachten, ſo müſſen dieſe Glieder, auch alsdenn, wenn ſie vollkommen gleicher Länge wären, und aus der nehmlichen Anzahl von Sylben des nehmlichen Zeitmaaßes beſtünden, dennoch nie mit einerley Geſchwin-

digkeit

gigkeit geſprochen werden. Denn da ſie, weder in Abſicht auf die Deutlichkeit und den Nachdruck, noch in Rückſicht auf den in dem ganzen Perioden herrſchenden Affekt, von einerley Werth und Belang ſeyn können: ſo iſt es der Natur gemäß, daß die Stimme die geringfügigern ſchnell herausſtößt, flüchtig und nachläßig darüber hinſchlüpft; auf den beträchtlichern aber verweilet, ſie dehnet und ſchleift, und jedes Wort, und in jedem Worte jeden Buchſtaben, uns zuzählet. Die Grade dieſer Verſchiedenheit ſind unendlich; und ob ſie ſich ſchon durch keine künſtliche Zeittheilchen beſtimmen und gegen einander abmeſſen laſſen, ſo werden ſie doch auch von dem ungelehrteſten Ohre unterſchieden, ſo wie von der ungelehrteſten Zunge beobachtet, wenn die Rede aus einem durchdrungenen Herzen, und nicht blos aus einem fertigen Gedächtniſſe fließet. Die Wirkung iſt unglaublich, die dieſes beſtändig abwechſelnde Mouvement der Stimme hat; und werden vollends alle Abänderungen des Tones, nicht blos in Anſehung der Höhe und Tiefe, der Stärke und Schwäche, ſondern auch des Rauhen und Sanften, des Schneidenden und Runden, ſogar des Holprichten und Geſchmeidigen, an den rechten Stellen, damit verbunden: ſo entſtehet jene natürliche Muſik, gegen die ſich unfehlbar unſer Herz eröfnet, weil es empfindet, daß ſie aus dem Herzen entſpringt, und die Kunſt nur in ſo fern daran Antheil hat, als auch die Kunſt zur Natur werden kann. Und in dieſer Muſik, ſage ich, iſt die Aktrice, von welcher ich ſpreche, ganz vortrefflich, und ihr niemand zu vergleichen, als Herr Eckhof, der aber, indem er die intenſiven Accente auf einzelne Worte, worauf ſie ſich weniger befleißiget, noch hinzufüget, blos dadurch ſeiner Deklamation eine höhere Vollkommenheit zu geben im Stande iſt. Doch vielleicht hat ſie auch dieſe in ihrer Gewalt; und ich urtheile blos ſo von ihr, weil ich ſie noch in keinen Rollen geſehen, in welchen ſich das Rührende zum Pathetiſchen erhebet. Ich erwarte ſie in dem Trauerſpiele, und fahre indeß in der Geſchichte unſers Theaters fort.

Den vierten Abend (Montags, den 27ſten v. M.) ward ein neues deutſches Original, betittelt Julie, oder Wettſtreit der Pflicht und Liebe, aufgeführet. Es hat den Hrn. Heufeld in Wien zum Verfaſſer, der uns ſagt, daß bereits zwey andere Stücke von ihm, den Beyfall des dortigen Publikums erhalten hätten. Ich kenne ſie nicht; aber nach dem gegenwärtigen zu urtheilen, müſſen ſie nicht ganz ſchlecht ſeyn.

Die Hauptzüge der Fabel und der größte Theil der Situationen, ſind aus der Neuen Heloiſe des Rouſſeau entlehnet. Ich wünſchte, daß Hr. Heufeld, ehe er zu Werke geſchritten, die Beurtheilung

lung

lung dieſes Romans in den Briefen, die neueſte Litteratur betreffend, (*) geleſen und ſtudiert hätte. Er würde mit einer ſicherern Einſicht in die Schönheiten ſeines Originals gearbeitet haben, und vielleicht in vielen Stücken glücklicher geweſen ſeyn.

Der Werth der Neuen Heloiſe iſt, von der Seite der Erfindung, ſehr gering, und das Beſte darinn ganz und gar keiner dramatiſchen Bearbeitung fähig. Die Situationen ſind alltäglich oder unnatürlich, und die wenig guten ſo weit von einander entfernt, daß ſie ſich, ohne Gewaltſamkeit, in den engen Raum eines Schauſpiels von drey Aufzügen nicht zwingen laſſen. Die Geſchichte konnte ſich auf der Bühne unmöglich ſo ſchlieſſen, wie ſie ſich in dem Romane nicht ſowohl ſchließt, als verlieret. Der Liebhaber der Julie mußte hier glücklich werden, und Hr. Heufeld läßt ihn glücklich werden. Er bekömmt ſeine Schülerinn. Aber hat Hr. Heufeld auch überlegt, daß ſeine Julie nun gar nicht mehr die Julie des Rouſſeau iſt? Doch Julie des Rouſſeau, oder nicht: wem liegt daran? Wenn ſie nur ſonſt eine Perſon iſt, die intereßiret. Aber eben das iſt ſie nicht; ſie iſt nichts, als eine kleine verliebte Närrinn, die manchmal artig genug ſchwatzet, wenn ſich Herr Heufeld auf eine ſchöne Stelle im Rouſſeau beſinnet. „Julie, ſagt der Kunſtrichter, deſſen Urtheils ich erwähnet habe, ſpielt in der Geſchichte eine zweyfache Rolle. Sie iſt Anfangs ein ſchwaches und ſogar etwas verführeriſches Mäd-

---

(*) Theil X. S. 255 u. f.

chen, und wird zuletzt ein Frauenzimmer, das, als ein Muſter der Tugend, alle, die man jemals erdichtet hat, weit übertrift.„ Dieſes letztere wird ſie durch ihren Gehorſam, durch die Aufopferung ihrer Liebe, durch die Gewalt, die ſie über ihr Herz gewinnet. Wenn nun aber von allen dieſen in dem Stücke nichts zu hören und zu ſehen iſt: was bleibt von ihr übrig, als, wie geſagt, das ſchwache verführeriſche Mädchen, das Tugend und Weisheit auf der Zunge, und Thorheit im Herzen hat?

Den St. Preux des Rouſſeau hat Herr Heufeld in einen Siegmund umgetauft. Der Name Siegmund ſchmecket bey uns ziemlich nach dem Domeſtiquen. Ich wünſchte, daß unſere dramatiſchen Dichter auch in ſolchen Kleinigkeiten ein wenig geſuchterer, und auf den Ton der großen Welt aufmerkſamer ſeyn wollten. — St. Preux ſpielt ſchon bey dem Rouſſeau eine ſehr abgeſchmackte Figur. „Sie nennen ihn alle, ſagt der ungenannte Kunſtrichter, den Philoſophen. Den Philoſophen! Ich möchte wiſſen, was der junge Menſch in der ganzen Geſchichte ſpricht oder thut, dadurch er dieſen Namen verdienet? In meinen Augen iſt er der albernſte Menſch von der Welt, der in allgemeinen Ausrufungen Vernunft und Weisheit bis in den Himmel erhebt, und nicht den geringſten Funken davon beſitzet. In ſeiner Liebe iſt er obentheuerlich, ſchwülſtig, ausgelaſſen, und in ſeinem übrigen Thun und Laſſen findet ſich nicht die geringſte Spur von Ueberlegung. Er ſetzet das ſtolzeſte Zutrauen in ſeine Vernunft, und iſt dennoch nicht entſchloſſen genug, den kleinſten Schritt zu thun, ohne von ſeiner Schülerinn, oder von ſeinem Freunde an der Hand geführet zu werden.„ — Aber wie tief iſt der deutſche Siegmund noch unter dieſen St. Preux!

Hamburgiſche Dramaturgie.

Neuntes Stück.

Den 29ſten May, 1767.

In dem Romane hat St. Preux doch noch dann und wann Gelegenheit, ſeinen aufgeklärten Verſtand zu zeigen, und die thätige Rolle des rechtſchaffenen Mannes zu ſpielen. Aber Siegmund in der Komödie iſt weiter nichts, als ein kleiner eingebildeter Pedant, der aus ſeiner Schwachheit eine Tugend macht, und ſich ſehr beleidiget findet, daß man ſeinem zärtlichen Herzchen nicht durchgängig will Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Seine ganze Wirkſamkeit läuft auf ein Paar mächtige Thorheiten heraus. Das Bürſchchen will ſich ſchlagen und erſtechen.

Der Verfaſſer hat es ſelbſt empfunden, daß ſein Siegmund nicht in genugſamer Handlung erſcheinet; aber er glaubt, dieſem Einwurfe dadurch vorzubeugen, wenn er zu erwägen giebt: „daß ein Menſch ſeines gleichen, in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden, nicht wie ein

König, dem alle Augenblicke Gelegenheiten dazu darbieten, große Handlungen verrichten könne. Man müſſe zum voraus annehmen, daß er ein rechtſchaffener Mann ſey, wie er beſchrieben werde; und genug, daß Julie, ihre Mutter, Clariſſe, Eduard, lauter rechtſchaffene Leute, ihn dafür erkannt hätten.„

Es iſt recht wohl gehandelt, wenn man, im gemeinen Leben, in den Charakter anderer kein beleidigendes Mißtrauen ſetzt; wenn man dem Zeugniſſe, das ſich ehrliche Leute unter einander ertheilen, allen Glauben beymißt. Aber darf uns der dramatiſche Dichter mit dieſer Regel der Billigkeit abſpeiſen? Gewiß nicht; ob er ſich ſchon ſein Geſchäft dadurch ſehr leicht machen könnte. Wir wollen es auf der Bühne ſehen, wer die Menſchen ſind, und können es nur aus ihren Thaten ſehen. Das Gute, das wir ihnen, blos auf anderer Wort, zutrauen ſollen, kann uns unmöglich für ſie intereſſiren; es läßt uns völlig gleichgültig, und wenn wir nie die geringſte eigene Erfahrung davon erhalten, ſo hat es ſogar eine üble Rückwirkung auf diejenigen, auf deren Treu und Glauben wir es einzig und allein annehmen ſollen. Weit gefehlt alſo, daß wir deßwegen, weil Julie, ihre Mutter, Clariſſe, Eduard, den Siegmund für den vortrefflichſten, vollkommenſten jungen Menſchen erklären, ihn auch dafür zu erkennen bereit ſeyn ſollten: ſo

ſamfangen wir vielmehr an, in die Einſicht aller dieſer Perſonen ein Mißtrauen zu ſetzen, wenn wir nie mit unſern eigenen Augen etwas ſehen, was ihre günſtige Meinung rechtfertiget. Es iſt wahr, in vier und zwanzig Stunden kann eine Privatperſon nicht viel große Handlungen verrichten. Aber wer verlangt denn große? Auch in den kleinſten kann ſich der Charakter ſchildern; und nur die, welche das meiſte Licht auf ihn werfen, ſind, nach der poetiſchen Schätzung, die größten. Wie traf es ſich denn indeß, daß vier und zwanzig Stunden Zeit genug waren, dem Siegmund zu den zwey äußerſten Narrheiten Gelegenheit zu ſchaffen, die einem Menſchen in ſeinen Umſtänden nur immer einfallen können? Die Gelegenheiten ſind auch darnach; könnte der Verfaſſer antworten: doch das wird er wohl nicht. Sie möchten aber noch ſo natürlich herbeygeführet, noch ſo fein behandelt ſeyn: ſo würden darum die Narrheiten ſelbſt, die wir ihn zu begehen im Begriffe ſehen, ihre üble Wirkung auf unſere Idee von dem jungen ſtürmiſchen Scheinweiſen, nicht verlieren. Daß er ſchlecht handele, ſehen wir: daß er gut handeln könne, hören wir nur, und nicht einmal in Beyſpielen, ſondern in den allgemeinſten ſchwankendſten Ausdrücken.

Die Härte, mit der Julien von ihrem Vater begegnet wird, da ſie einen andern von ihm zum

Gemahle nehmen ſoll, als den ihr Herz gewählet hatte, wird beym Rouſſeau nur kaum berührt. Herr Heufeld hatte den Muth, uns eine ganze Scene davon zu zeigen. Ich liebe es, wenn ein junger Dichter etwas wagt. Er läßt den Vater, die Tochter zu Boden ſtoßen. Ich war um die Ausführung dieſer Aktion beſorgt. Aber vergebens; unſere Schauſpieler hatten ſie ſo wohl concertiret; es ward, von Seiten des Vaters und der Tochter, ſo viel Anſtand dabey beobachtet, und dieſer Anſtand that der Wahrheit ſo wenig Abbruch, daß ich mir geſtehen mußte, dieſen Akteurs könne man ſo etwas anvertrauen, oder keinen. Herr Heufeld verlangt, daß, wenn Julie von ihrer Mutter aufgehoben wird, ſich in ihrem Geſichte Blut zeigen ſoll. Es kann ihm lieb ſeyn, daß dieſes unterlaſſen werden. Die Pantomime muß nie bis zu dem Eckelhaften getrieben werden. Gut, wenn in ſolchen Fällen die erhitzte Einbildungskraft Blut zu ſehen glaubt; aber das Auge muß es nicht wirklich ſehen.

Die darauf folgende Scene iſt die hervorragendſte des ganzen Stückes. Sie gehört dem Rouſſeau. Ich weiß ſelbſt nicht, welcher Unwille ſich in die Empfindung des Pathetiſchen miſchet, wenn wir einen Vater ſeine Tochter fußfällig um etwas bitten ſehen. Es beleidiget, es kränket uns, denjenigen ſo erniedriget zu er-

blicken,

blicken, dem die Natur ſo heilige Rechte übertragen hat. Dem Rouſſeau muß man dieſen auſſerordentlichen Hebel verzeihen; die Maſſe iſt zu groß, die er in Bewegung ſetzen ſoll. Da keine Gründe bey Julien anſchlagen wollen; da ihr Herz in der Verfaſſung iſt, daß es ſich durch die äußerſte Strenge in ſeinem Entſchluſſe nur noch mehr befeſtigen würde: ſo konnte ſie nur durch die plötzliche Ueberraſchung der unerwarteſten Begegnung erſchüttert, und in einer Art von Betäubung umgelenket werden. Die Geliebte ſollte ſich in die Tochter, verführeriſche Zärtlichkeit in blinden Gehorſam verwandeln; da Rouſſeau kein Mittel ſahe, der Natur dieſe Veränderung abzugewinnen, ſo mußte er ſich entſchlieſſen, ihr ſie abzunöthigen, oder, wenn man will, abzuſtehlen. Auf keine andere Weiſe konnten wir es Julien in der Folge vergeben, daß ſie den inbrünſtigſten Liebhaber dem kälteſten Ehemanne aufgeopfert habe. Aber da dieſe Aufopferung in der Komödie nicht erfolget; da es nicht die Tochter, ſondern der Vater iſt, der endlich nachgiebt: hätte Herr Heufeld die Wendung nicht ein wenig lindern ſollen, durch die Rouſſeau blos das Befremdliche jener Aufopferung rechtfertigen, und das Ungewöhnliche derſelben vor dem Vorwurfe des Unnatürlichen in Sicherheit ſetzen wollte? — Doch Kritik, und kein Ende! Wenn Herr Heufeld das gethan hätte, ſo würden wir um eine Scene gekommen ſeyn, die, wenn ſie ſchon nicht ſo recht in das Ganze paſſen will, doch ſehr kräftig iſt; er würde uns ein hohes Licht in ſeiner Copie vermahlt haben, von dem man zwar nicht eigentlich weiß, wo es herkömmt, das aber eine treffliche Wirkung thut. Die Art, mit der Herr Eckhof dieſe Scene ausführte, die Aktion, mit der er einen Theil der grauen Haare vors Auge brachte, bey welchen er die Tochter beſchwor; wären es allein werth geweſen, eine kleine Unſchicklichkeit zu begehen, die vielleicht niemanden, als dem kalten Kunſtrichter, bey Zergliederung des Planes, merklich wird.

Das Nachſpiel dieſes Abends war, der Schatz; die Nachahmung des Plautiniſchen Trinummus, in welcher der Verfaſſer alle die komiſchen Scenen ſeines Originals in einen Aufzug zu concentriren geſucht hat. Er ward ſehr wohl geſpielt. Die Akteurs alle wußten ihre Rollen mit der Fertigkeit, die zu dem Niedrigkomiſchen ſo nothwendig erfodert wird. Wenn ein halbſchieriger Einfall, eine Unbeſonnenheit, ein Wortſpiel, langſam und ſtotternd vorgebracht wird; wenn ſich die Perſonen auf Armſeligkeiten, die weiter nichts als den Mund in Falten ſetzen ſollen, noch erſt viel beſinnen: ſo iſt die Langeweile unvermeidlich. Poſſen müſſen Schlag auf Schlag geſagt

geſagt werden, und der Zuhörer muß keinen Augenblick Zeit haben, zu unterſuchen, wie witzig oder unwitzig ſie ſind. Es ſind keine Frauenzimmer in dieſem Stücke; das einzige, welches noch anzubringen geweſen wäre, würde eine froſtige Liebhaberinn ſeyn; und freylich lieber keines, als ſo eines. Sonſt möchte ich es niemanden rathen, ſich dieſer Beſonderheit zu befleißigen. Wir ſind zu ſehr an die Untermengung beider Geſchlechter gewöhnet, als daß wir bey gänzlicher Vermiſſung des reitzendern, nicht etwas Leeres empfinden ſollten.

Unter den Italienern hat ehedem Cecchi, und neuerlich unter den Franzoſen Destouches, das nehmliche Luſtſpiel des Plautus wieder auf die Bühne gebracht. Sie haben beide große Stücke von fünf Aufzügen daraus gemacht, und ſind daher genöthiget geweſen, den Plan des Römers mit eignen Erfindungen zu erweitern. Das vom Cecchi heißt, die Mitgift, und wird vom Riccoboni, in ſeiner Geſchichte des italieniſchen Theaters, als eines von den beſten alten Luſtſpielen deſſelben empfohlen. Das vom Destouches führt den Titel, der verborgne Schatz, und ward ein einzigesmal, im Jahre 1745, auf der italieniſchen Bühne zu Paris, und auch dieſes einzigemal nicht ganz bis zu Ende, aufgeführet. Es fand keinen Beyfall, und iſt erſt nach dem Tode des Verfaſſers, und alſo verſchiedene Jahre ſpäter, als der deutſche Schatz, im Drucke erſchienen. Plautus ſelbſt iſt nicht der erſte Erfinder dieſes ſo glücklichen, und von mehrern mit ſo vieler Nacheifrung bearbeiteten Stoffes geweſen; ſondern Philemon, bey dem es eben die ſimple Aufſchrift hatte, zu der es im Deutſchen wieder zurück geführet worden. Plautus hatte ſeine ganz eigne Manier, in Benennung ſeiner Stücke; und meiſtentheils nahm er ſie von dem allerunerheblichſten Umſtande her. Dieſes z. E. nennte er Trinummus, den Dreyling; weil der Sykophant einen Dreyling für ſeine Mühe bekam.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Zehntes Stück.

Den 2ten Juny, 1767.

Das Stück des fünften Abends (Dienſtags, den 28ſten April,) war, das unvermuthete Hinderniß, oder das Hinderniß ohne Hinderniß, vom Deſtouches.

Wenn wir die Annales des franzöſiſchen Theaters nachſchlagen, ſo finden wir, daß die luſtigſten Stücke dieſes Verfaſſers, gerade den allerwenigſten Beyfall gehabt haben. Weder das gegenwärtige, noch der verborgne Schatz, noch das Geſpenſt mit der Trommel, noch der poetiſche Dorfjunker, haben ſich darauf erhalten; und ſind, ſelbſt in ihrer Neuheit, nur wenigemal aufgeführet worden. Es beruhet ſehr viel auf dem Tone, in welchem ſich ein Dichter ankündiget, oder in welchem er ſeine beſten Werke verfertiget. Man nimmt ſtillſchweigend an, als ob er eine Verbindung dadurch eingehe, ſich von dieſem Tone niemals zu entfernen; und wenn er es thut, dünket man ſich berechtiget, darüber zu ſtutzen. Man ſucht den Verfaſſer in dem Verfaſſer, und glaubt, etwas ſchlechters zu finden, ſobald man nicht das nehmliche findet. Destouches hatte in ſeinem verheyratheten Philoſophen, in ſeinem Ruhmredigen, in ſeinem Verſchwender, Muſter eines feinern, höhern Komiſchen gegeben, als man vom Moliere, ſelbſt in ſeinen ernſthafteſten Stücken, gewohnt war. Sogleich machten die Kunſtrichter, die ſo gern klaßificiren, dieſes zu ſeiner eigenthümlichen Sphäre; was bey dem Poeten vielleicht nichts als zufällige Wahl war, erklärten ſie für vorzüglichen Hang und herrſchende Fähigkeit; was er einmal, zweymal, nicht gewollt hatte, ſchien er ihnen nicht zu können: und als er es nunmehr wollte, was ſieht Kunſtrichtern ähnlicher, als daß ſie ihm lieber nicht Gerechtigkeit wiederfahren lieſſen, ehe ſie ihr voreiliges Urtheil änderten? Ich will damit nicht ſagen, daß das Niedrigkomiſche des Destouches mit dem Molieriſchen von einerley Güte ſey. Es iſt wirklich um vieles ſteifer; der witzige Kopf iſt mehr darinn zu ſpüren, als der getreue Mahler; ſeine Narren ſind ſelten von den behäglichen Narren, wie ſie aus den Händen der Natur kommen, ſondern mehrentheils von der hölzernen Gattung, wie ſie die Kunſt ſchnitzelt, und mit Affektation, mit verfehlter Lebensart, mit Pedanterie überladet.

ladet; ſein Schulwitz, ſein Maſuren, ſind daher froſtiger als lächerlich. Aber dem ohngeachtet, — und nur dieſes wollte ich ſagen, — ſind ſeine luſtigen Stücke am wahren Komiſchen ſo geringhaltig noch nicht, als ſie ein verzärtelter Geſchmack findet; ſie haben Scenen mit unter, die uns aus Herzensgrunde zu lachen machen, und die ihm allein einen anſehnlichen Rang unter den komiſchen Dichtern verſichern könnten.

Hierauf folgte ein neues Luſtſpiel in einem Aufzuge, betittelt, die neue Agneſe.

Madame Gertrude ſpielte vor den Augen der Welt die fromme Spröde; aber insgeheim war ſie die gefällige, feurige Freundinn eines gewiſſen Bernard. Wie glücklich, o wie glücklich machſt du mich, Bernard! rief ſie einſt in der Entzückung, und ward von ihrer Tochter behorcht. Morgens darauf fragt das liebe einfältige Mädchen: Aber, Mamma, wer iſt denn der Bernard, der die Leute glücklich macht? Die Mutter merkte ſich verrathen, faßte ſich aber geſchwind. Es iſt der Heilige, meine Tochter, den ich mir kürzlich gewählt habe; einer von den größten im Paradieſe. Nicht lange, ſo ward die Tochter mit einem gewiſſen Hilar bekannt. Das gute Kind fand in ſeinem Umgange recht viel Vergnügen; Mamma bekömmt Verdacht; Mamma beſchleicht das glückliche Paar; und da bekömmt Mamma von dem Töchterchen eben ſo ſchöne

Seufzer zu hören, als das Töchterchen jüngſt von Mamma gehört hatte. Die Mutter ergrimmt, überfällt ſie, tobt. Nun, was denn, liebe Mamma? ſagt endlich das ruhige Mädchen. Sie haben ſich den H. Bernard gewählt; und ich, ich mir den H. Hilar. Warum nicht? — Dieſes iſt eines von den lehrreichen Märchen, mit welchen das weiſe Alter des göttlichen Voltaire die junge Welt beſchenkte. Favart fand es gerade ſo erbaulich, als die Fabel zu einer komiſchen Oper ſeyn muß. Er ſahe nichts anſtößiges darinn, als die Namen der Heiligen, und dieſem Anſtoße wußte er auszuweichen. Er machte aus Madame Gertrude eine platoniſche Weiſe, eine Anhängerinn der Lehre des Gabalis; und der H. Bernard ward zu einem Sylphen, der unter dem Namen und in der Geſtalt eines guten Bekannten die tugendhafte Frau beſucht. Zum Sylphen ward dann auch Hilar, und ſo weiter. Kurz, es entſtand die Operette, Iſabelle und Gertrude, oder die vermeinten Sylphen; welche die Grundlage zur neuen Agneſe iſt. Man hat die Sitten darinn, den unſrigen näher zu bringen geſucht; man hat ſich aller Anſtändigkeit befliſſen; das liebe Mädchen iſt von der reitzendſten, verehrungswürdigſten Unſchuld; und durch das Ganze ſind eine Menge gute komiſche Einfälle verſtreuet, die zum Theil dem deutſchen Verfaſſer eigen ſind. Ich kann mich in die Verän-

derun-

derungen ſelbſt, die er mit ſeiner Urſchrift gemacht, nicht näher einlaſſen; aber Perſonen von Geſchmack, welchen dieſe nicht unbekannt war, wünſchten, daß er die Nachbarinn, anſtatt des Vaters, beybehalten hätte. — Die Rolle der Agneſe ſpielte Mademoiſelle Felbrich, ein junges Frauenzimmer, das eine vortreffliche Actrice verſpricht, und daher die beſte Aufmunterung verdienet. Alter, Figur, Mine, Stimme, alles kömmt ihr hier zu Statten; und ob ſich, bey dieſen Naturgaben, in einer ſolchen Rolle ſchon vieles von ſelbſt ſpielet: ſo muß man ihr doch auch eine Menge Feinheiten zugeſtehen, die Vorbedacht und Kunſt, aber gerade nicht mehr und nicht weniger verriethen, als ſich an einer Agneſe verrathen darf.

Den ſechſten Abend (Mittwochs, den 29ſten April,) ward die Semiramis des Hrn. von Voltaire aufgeführet.

Dieſes Trauerſpiel ward im Jahre 1748 auf die franzöſiſche Bühne gebracht, erhielt großen Beyfall, und macht, in der Geſchichte dieſer Bühne, gewiſſermaaßen Epoche. — Nachdem der Hr. von Voltaire ſeine Zayre und Alzire, ſeinen Brutus und Cäſar geliefert hatte, ward er in der Meinung beſtärkt, daß die tragiſchen Dichter ſeiner Nation die alten Griechen in vielen Stücken weit überträfen. Von uns Franzoſen, ſagt er, hätten die Griechen eine geſchicktere Expoſition, und die große Kunſt, die Auftritte unter einander ſo zu verbinden, daß die Scene niemals leer bleibt, und keine Perſon weder ohne Urſache kömmt noch abgehet, lernen können. Von uns, ſagt er, hätten ſie lernen können, wie Nebenbuhler und Nebenbuhlerinnen, in witzigen Antitheſen, mit einander ſprechen; wie der Dichter, mit einer Menge erhabner, glänzender Gedanken, blenden und in Erſtaunen ſetzen müſſe. Von uns hätten ſie lernen können — O freylich; was iſt von den Franzoſen nicht alles zu lernen! Hier und da möchte zwar ein Ausländer, der die Alten auch ein wenig geleſen hat, demüthig um Erlaubniß bitten, anderer Meinung ſeyn zu dürfen. Er möchte vielleicht einwenden, daß alle dieſe Vorzüge der Franzoſen auf das Weſentliche des Trauerſpiels eben keinen großen Einfluß hätten; daß es Schönheiten wären, welche die einfältige Größe der Alten verachtet habe. Doch was hilft es, dem Herrn von Voltaire etwas einzuwenden? Er ſpricht, und man glaubt. Ein einziges vermißte er bey ſeiner Bühne; daß die großen Meiſterſtücke derſelben nicht mit der Pracht aufgeführet würden, deren doch die Griechen die kleinen Verſuche einer erſt ſich bildenden Kunſt gewürdiget hätten. Das Theater in Paris, ein altes Ballhaus, mit Verzierungen von dem ſchlechteſten Geſchmacke, wo ſich in einem ſchmutzi-

gen

gen Parterre das ſtehende Volk drengt und ſtößt, beleidigte ihn mit Recht; und beſonders beleidigte ihn die barbariſche Gewohnheit, die Zuſchauer auf der Bühne zu dulden, wo ſie den Akteurs kaum ſo viel Platz laſſen, als zu ihren nothwendigſten Bewegungen erforderlich iſt. Er war überzeugt, daß blos dieſer Uebelſtand Frankreich um vieles gebracht habe, was man, bey einem freyern, zu Handlungen bequemern und prächtigern Theater, ohne Zweifel gewagt hätte. Und eine Probe hiervon zu geben, verfertigte er ſeine Semiramis. Eine Königinn, welche die Stände ihres Reichs verſammelt, um ihnen ihre Vermählung zu eröffnen; ein Geſpenſt, das aus ſeiner Gruft ſteigt, um Blutſchande zu verhindern, und ſich an ſeinem Mörder zu rächen; dieſe Gruft, in die ein Narr hereingeht, um als ein Verbrecher wieder herauszukommen: das alles war in der That für die Franzoſen etwas ganz Neues. Es macht ſo viel Lermen auf der Bühne, es erfordert ſo viel Pomp und Verwandlung, als man nur immer in einer Oper gewohnt iſt. Der Dichter glaubte das Muſter zu einer ganz beſondern Gattung gegeben zu haben; und ob er es ſchon nicht für die franzöſiſche Bühne, ſo wie ſie war, ſondern ſo wie er ſie wünſchte, gemacht hatte: ſo ward es dennoch auf derſelben, vor der Hand, ſo gut geſpielet, als es ſich ohngefähr ſpielen ließ.

Bey der erſten Vorſtellung ſaßen die Zuſchauer noch mit auf dem Theater; und ich hätte wohl ein altväteriſches Geſpenſt in einem ſo galanten Zirkel mögen erſcheinen ſehen. Erſt bey den folgenden Vorſtellungen ward dieſer Unſchicklichkeit abgeholfen; die Akteurs machten ſich ihre Bühne frey; und was damals nur eine Ausnahme, zum Beſten eines ſo auſſerordentlichen Stückes, war, iſt nach der Zeit die beſtändige Einrichtung geworden. Aber vornehmlich nur für die Bühne in Paris; für die, wie geſagt, Semiramis in dieſem Stücke Epoche macht. In den Provinzen bleibet man noch häufig bey der alten Mode, und will lieber aller Illuſion, als dem Vorrechte entſagen, den Zayren und Meropen auf die Schleppe treten zu können.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Eilftes Stück.

Den 5ten Junius, 1767.

Die Erſcheinung eines Geiſtes war in einem franzöſiſchen Trauerſpiele eine ſo kühne Neuheit, und der Dichter, der ſie wagte, rechtfertiget ſie mit ſo eignen Gründen, daß es ſich der Mühe lohnet, einen Augenblick dabey zu verweilen.

„Man ſchrie und ſchrieb von allen Seiten, ſagt der Herr von Voltaire, daß man an Geſpenſter nicht mehr glaube, und daß die Erſcheinung der Todten, in den Augen einer erleuchteten Nation, nicht anders als kindiſch ſeyn könne. Wie? verſetzt er dagegen; das ganze Alterthum hätte dieſe Wunder geglaubt, und es ſollte nicht vergönnt ſeyn, ſich nach dem Alterthume zu richten? Wie? unſere Religion hätte dergleichen auſſerordentliche Fügungen der Vorſicht geheiliget, und es ſollte lächerlich ſeyn, ſie zu erneuern?„

Dieſe Ausrufungen, dünkt mich, ſind rhetoriſcher, als gründlich. Vor allen Dingen wünſchte ich, die Religion hier aus dem Spiele zu laſſen. In Dingen des Geſchmacks und der Kritik, ſind Gründe, aus ihr genommen, recht gut, ſeinen Gegner zum Stillſchweigen zu bringen, aber nicht ſo recht tauglich, ihn zu überzeugen. Die Religion, als Religion, muß hier nichts entſcheiden ſollen; nur als eine Art von Ueberlieferung des Alterthums, gilt ihr Zeugniß nicht mehr und nicht weniger, als andere Zeugniſſe des Alterthums gelten. Und ſo nach hätten wir es auch hier, nur mit dem Alterthume zu thun.

Sehr wohl; das ganze Alterthum hat Geſpenſter geglaubt. Die dramatiſchen Dichter des Alterthums hatten alſo Recht, dieſen Glauben zu nutzen; wenn wir bey einem von ihnen wiederkommende Todte aufgeführet finden, ſo wäre es unbillig, ihm nach unſern beſſern Einſichten den Proceß zu machen. Aber hat darum der neue, dieſe unſere beſſere Einſichten theilende dramatiſche Dichter, die nehmliche Befugniß? Gewiß nicht. — Aber wenn er ſeine Geſchichte in jene leichtgläubigere Zeiten zurücklegt? Auch alsdenn nicht. Denn der dramatiſche Dichter iſt kein Geſchichtſchreiber; er erzehlt nicht, was man ehedem geglaubt, daß es geſchehen, ſondern er läßt es vor unſern Augen nochmals geſchehen; und läßt es nochmals geſchehen, nicht der bloßen hiſtoriſchen Wahrheit wegen, ſondern in einer ganz andern und höhern Abſicht; die hiſtoriſche Wahrheit iſt nicht ſein Zweck, ſondern nur das Mittel zu ſeinem Zwecke; er will uns täuſchen, und durch die Täuſchung rühren. Wenn es alſo wahr iſt, daß wir itzt keine Geſpenſter mehr glauben; wenn dieſes Nichtglauben die Täuſchung nothwendig verhindern müßte; wenn ohne Täuſchung wir unmöglich ſympathiſiren können: ſo handelt itzt der dramatiſche Dichter wider ſich ſelbſt, wenn er uns dem ohngeachtet ſolche unglaubliche Mährchen ausſtaffiret; alle Kunſt, die er dabey anwendet, iſt verloren.

Folglich? Folglich iſt es durchaus nicht erlaubt, Geſpenſter und Erſcheinungen auf die Bühne zu bringen? Folglich iſt dieſe Quelle des Schrecklichen und Pathetiſchen für uns vertrocknet? Nein; dieſer Verluſt wäre für die Poeſie zu groß; und hat ſie nicht Beyſpiele für ſich, wo das Genie aller unſerer Philoſophie trotzet, und Dinge, die der kalten Vernunft ſehr ſpöttiſch vorkommen, unſerer Einbildung ſehr fürchterlich zu machen weiß? Die Folge muß daher anders fallen; und die Vorausſetzung wird nur falſch ſeyn. Wir glauben keine Geſpenſter mehr? Wer ſagt das? Oder vielmehr, was heißt das? Heißt es ſo viel: wir ſind endlich in unſern Einſichten ſo weit gekommen, daß wir die Unmöglichkeit davon erweiſen können; gewiſſe unumſtößliche Wahrheiten, die mit dem Glauben an Geſpenſter im Widerſpruche ſtehen, ſind ſo allgemein bekannt worden, ſind auch dem gemeinſten Manne immer und beſtändig ſo gegenwärtig, daß ihm alles, was damit ſtreitet, nothwendig lächerlich und abgeſchmackt vorkommen muß? Das kann es nicht heiſſen. Wir glauben itzt keine Geſpenſter, kann alſo nur ſo viel heiſſen: in dieſer Sache, über die ſich faſt eben ſo viel dafür als darwider ſagen läßt, die nicht entſchieden iſt, und nicht entſchieden werden kann, hat die gegenwärtig herrſchende Art zu denken den Gründen darwider das Uebergewicht gegeben; einige wenige haben dieſe Art zu denken, und viele wollen ſie zu haben ſcheinen; dieſe machen das Geſchrey und geben den Ton; der größte Haufe ſchweigt und verhält ſich gleichgültig, und denkt bald ſo, bald anders, hört beym hellen Tage mit Vergnügen über die Geſpenſter ſpotten, und bey dunkler Nacht mit Grauſen davon erzehlen.

Aber in dieſem Verſtande keine Geſpenſter glauben, kann und darf den dramatiſchen Dichter im geringſten nicht abhalten, Gebrauch davon

von zu machen. Der Saame, ſie zu glauben, liegt in uns allen, und in denen am häufigſten, für die er vornehmlich dichtet. Es kömmt nur auf ſeine Kunſt an, dieſen Saamen zum Käumen zu bringen; nur auf gewiſſe Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit in der Geſchwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er dieſe in ſeiner Gewalt, ſo mögen wir in gemeinem Leben glauben, was wir wollen; im Theater müſſen wir glauben, was Er will.

So ein Dichter iſt Shakeſpear, und Shakeſpear faſt einzig und allein. Vor ſeinem Geſpenſte im Hamlet richten ſich die Haare zu Berge, ſie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken. Der Herr von Voltaire that gar nicht wohl, ſich auf dieſes Geſpenſt zu berufen; es macht ihn und ſeinen Geiſt des Ninus — lächerlich.

Shakeſpears Geſpenſt kömmt wirklich aus jener Welt; ſo dünkt uns. Denn es kömmt zu der feyerlichen Stunde, in der ſchaudernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitung aller der düſtern, geheimnißvollen Nebenbegriffe, wenn und mit welchen wir, von der Amme an, Geſpenſter zu erwarten und zu denken gewohnt ſind. Aber Voltairens Geiſt iſt auch nicht einmal zum Popanze gut, Kinder damit zu ſchrecken;

es

es iſt der bloße verkleidete Komödiant, der nichts hat, nichts ſagt, nichts thut, was es wahrſcheinlich machen könnte, er wäre das, wofür er ſich ausgiebt; alle Umſtände vielmehr, unter welchen er erſcheinet, ſtören den Betrug, und verrathen das Geſchöpf eines kalten Dichters, der uns gern täuſchen und ſchrecken möchte, ohne daß er weiß, wie er es anfangen ſoll. Man überlege auch nur dieſes einzige: am hellen Tage, mitten in der Verſamlung der Stände des Reichs, von einem Donnerſchlage angekündiget, tritt das Voltairiſche Geſpenſt aus ſeiner Gruft hervor. Wo hat Voltaire jemals gehört, daß Geſpenſter ſo dreiſt ſind? Welche alte Frau hätte ihm nicht ſagen können, daß die Geſpenſter das Sonnenlicht ſcheuen, und große Geſellſchaften gar nicht gern beſuchten? Doch Voltaire wußte zuverläßig das auch; aber er war zu furchtſam, zu eckel, dieſe gemeinen Umſtände zu nutzen; er wollte uns einen Geiſt zeigen, aber es ſollte ein Geiſt von einer edlern Art ſeyn; und durch dieſe edlere Art verdarb er alles. Das Geſpenſt, das ſich Dinge herausnimmt, die wider alles Herkommen, wider alle gute Sitten unter den Geſpenſtern ſind, dünket mich kein rechtes Geſpenſt zu ſeyn; und alles, was die Illuſion hier nicht befördert, ſtöret die Illuſion.

Wenn Voltaire einiges Augenmerk auf die Pantomime genommen hätte, ſo würde er auch von einer andern Seite die Unſchicklichkeit empfunden haben, ein Geſpenſt vor den Augen einer großen Menge erſcheinen zu laſſen. Alle müſſen auf einmal, bey Erblickung deſſelben, Furcht und Entſetzen äußern; alle müſſen es auf verſchiedene Art äußern, wenn der Anblick nicht die froſtige Symmetrie eines Ballets haben ſoll. Nun richte man einmal eine Heerde dumme Statiſten dazu ab; und wenn man ſie auf das glücklichſte abgerichtet hat, ſo bedenke man, wie ſehr dieſer vielfache Ausdruck des nehmlichen Affekts die Aufmerkſamkeit theilen, und von den Hauptperſonen abziehen muß. Wenn dieſe den rechten Eindruck auf uns machen ſollen, ſo müſſen wir ſie nicht allein ſehen können, ſondern es iſt auch gut, wenn wir ſonſt nichts ſehen, als ſie. Beym Shakeſpear iſt es der einzige Hamlet, mit dem ſich das Geſpenſt einläßt; in der Scene, wo die Mutter dabey iſt, wird es von der Mutter weder geſehen noch gehört. Alle unſere Beobachtung geht alſo auf ihn, und je mehr Merkmale eines von Schauder und Schrecken zerrütteten Gemüths wir an ihm entdecken, deſto bereitwilliger ſind wir, die Erſcheinung, welche dieſe Zerrüttung in ihm verurſacht, für eben das zu halten, wofür er ſie hält. Das Geſpenſt wirket auf uns, mehr

durch

durch ihn, als durch ſich ſelbſt. Der Eindruck, den es auf ihn macht, gehet in uns über, und die Wirkung iſt zu augenſcheinlich und zu ſtark, als daß wir an der auſſerordentlichen Urſache zweifeln ſollten. Wie wenig hat Voltaire auch dieſen Kunſtgriff verſtanden! Es erſchrecken über ſeinen Geiſt viele; aber nicht viel. Semiramis ruft einmal: Himmel! ich ſterbe! und die andern machen nicht mehr Umſtände mit ihm, als man ohngefehr mit einem weit entfernt geglaubten Freunde machen würde, der auf einmal ins Zimmer tritt.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Zwölftes Stück.

Den 9ten Junius, 1767.

Ich bemerke noch einen Unterſchied, der ſich zwiſchen den Geſpenſtern des engliſchen und franzöſiſchen Dichters findet. Voltairs Geſpenſt iſt nichts als eine poetiſche Maſchine, die nur des Knotens wegen da iſt; es intereſſirt uns für ſich ſelbſt nicht im geringſten. Shakeſpears Geſpenſt hingegen iſt eine wirklich handelnde Perſon, an deſſen Schickſale wir Antheil nehmen; es erweckt Schauder, aber auch Mitleid.

Dieſer Unterſchied entſprang, ohne Zweifel, aus der verſchiedenen Denkungsart beider Dichter von den Geſpenſtern überhaupt. Voltaire betrachtet die Erſcheinung eines Verſtorbenen als ein Wunder; Shakeſpear als eine ganz natürliche Begebenheit. Wer von beiden philoſophiſcher denkt, dürfte keine Frage ſeyn; aber Shakeſpear dachte poetiſcher. Der Geiſt des

Ninus kam bey Voltairen, als ein Weſen, das noch jenſeit dem Grabe angenehmer und unangenehmer Empfindungen fähig iſt, mit welchem wir alſo Mitleiden haben können, in keine Betrachtung. Er wollte blos damit lehren, daß die höchſte Macht, um verborgene Verbrechen ans Licht zu bringen und zu beſtrafen, auch wohl eine Ausnahme von ihren ewigen Geſetzen mache.

Ich will nicht ſagen, daß es ein Fehler iſt, wenn der dramatiſche Dichter ſeine Fabel ſo einrichtet, daß ſie zur Erläuterung oder Beſtätigung irgend einer großen moraliſchen Wahrheit dienen kann. Aber ich darf ſagen, daß dieſe Einrichtung der Fabel nichts weniger als nothwendig iſt; daß es ſehr lehrreiche vollkommene Stücke geben kann, die auf keine ſolche einzelne Maxime abzwecken; daß man Unrecht thut, den letzten Sittenſpruch, den man zum Schluſſe verſchiedener Trauerſpiele der Alten findet, ſo anzuſehen, als ob das Ganze blos um ſeinetwillen da wäre.

Wenn daher die Semiramis des Herrn von Voltaire weiter kein Verdienſt hätte, als dieſes, worauf er ſich ſo viel zu gute thut, daß man nehmlich daraus die höchſte Gerechtigkeit verehren lerne, die auſſerordentliche Laſterthaten zu ſtrafen, auſſerordentliche Wege wähle: ſo würde Semiramis in meinen Augen nur ein ſehr mittelmäßiges Stück ſeyn. Beſonders da dieſe Moral

ſelbſt

ſelbſt nicht eben die erbaulichſte iſt. Denn es iſt ohnſtreitig dem weiſeſten Weſen weit anſtändiger, wenn es dieſer auſſerordentlichen Wege nicht bedarf, und wir uns die Beſtrafung des Guten und Böſen in die ordentliche Kette der Dinge von ihr mit eingeflochten denken.

Doch ich will mich bey dem Stücke nicht länger verweilen, um noch ein Wort von der Art zu ſagen, wie es hier aufgeführet worden. Man hat alle Urſache, damit zufrieden zu ſeyn. Die Bühne iſt geräumlich genug, die Menge von Perſonen ohne Verwirrung zu faſſen, die der Dichter in verſchiedenen Scenen auftreten läßt. Die Verzierungen ſind neu, von dem beſten Geſchmacke, und ſammeln den ſo oft abwechſelnden Ort ſo gut als möglich in einen.

Den ſiebenden Abend (Donnerſtags, den 30ſten April,) ward der verheyrathete Philoſoph, vom Destouches, geſpielet.

Dieſes Luſtſpiel kam im Jahr 1727 zuerſt auf die franzöſiſche Bühne, und fand ſo allgemeinen Beyfall, daß es in Jahr und Tag ſechs und dreyßigmal aufgeführet ward. Die deutſche Ueberſetzung iſt nicht die proſaiſche aus den zu Berlin überſetzten ſämtlichen Werken des Destouches; ſondern eine in Verſen, an der mehrere Hände geflickt und gebeſſert haben. Sie hat wirklich viel glückliche Verſe, aber auch viel harte und unnatürliche Stellen. Es iſt unbeſchreiblich, wie ſchwer dergleichen Stellen dem Schauſpieler das Agiren machen; und doch werden wenig franzöſiſche Stücke ſeyn, die auf irgend einem deutſchen Theater jemals beſſer ausgefallen wären, als dieſes auf unſerm. Die Rollen ſind alle auf das ſchicklichſte beſetzt, und beſonders ſpielet Madame Löwen die launigte Celiante als eine Meiſterinn, und Herr Ackermann den Geront unverbeſſerlich. Ich kann es überhoben ſeyn, von dem Stücke ſelbſt zu reden. Es iſt zu bekannt, und gehört unſtreitig unter die Meiſterſtücke der franzöſiſchen Bühne, die man auch unter uns immer mit Vergnügen ſehen wird.

Das Stück des achten Abends (Freytags, den 1ſten May,) war das Kaffeehaus, oder die Schottländerinn, des Hrn. von Voltaire.

Es lieſſe ſich eine lange Geſchichte von dieſem Luſtſpiele machen. Sein Verfaſſer ſchickte es als eine Ueberſetzung aus dem Engliſchen des Hume, nicht des Geſchichtſchreibers und Philoſophen, ſondern eines andern dieſes Namens, der ſich durch das Trauerſpiel, Douglas, bekannt gemacht hat, in die Welt. Es hat in einigen Charakteren mit der Kaffeeſchenke des Goldoni etwas Aehnliches; beſonders ſcheint der Don Marzio des Goldoni, das Urbild des Frelon geweſen zu ſeyn. Was aber dort blos ein bösartiger Kerl iſt, iſt hier zugleich ein elender Scribent, den er Frelon nannte, damit die

Ausleger deſto geſchwinder auf ſeinen geſchwornen Feind, den Jurnaliſten Freron, fallen möchten. Dieſen wollte er damit zu Boden ſchlagen, und ohne Zweifel hat er ihm einen empfindlichen Streich verſetzt. Wir Ausländer, die wir an den hämiſchen Neckereyen der franzöſiſchen Gelehrten unter ſich, keinen Antheil nehmen, ſehen über die Perſönlichkeiten dieſes Stücks weg, und finden in dem Frelon nichts als die getreue Schilderung einer Art von Leuten, die auch bey uns nicht fremd iſt. Wir haben unſere Frelons ſo gut, wie die Franzoſen und Engländer, nur daß ſie bey uns weniger Aufſehen machen, weil uns unſere Litteratur überhaupt gleichgültiger iſt. Fiele das Treffende dieſes Charakters aber auch gänzlich in Deutſchland weg, ſo hat das Stück doch, noch außer ihm, Intereſſe genug, und der ehrliche Freeport allein, könnte es in unſerer Gunſt erhalten. Wir lieben ſeine plumpe Edelmüthigkeit, und die Engländer ſelbſt haben ſich dadurch geſchmeichelt gefunden.

Denn nur ſeinetwegen haben ſie erſt kürzlich den ganzen Stamm auf den Grund wirklich verpflanzt, auf welchem er ſich gewachſen zu ſeyn rühmte. Colman, unſtreitig itzt ihr beſter komiſcher Dichter, hat die Schottländerinn, unter dem Titel des Engliſchen Kaufmanns, überſetzt, und ihr vollends alle das nationale Colorit gegeben, das ihr in dem Originale noch mangelte. So ſehr der Herr von Voltaire die engliſchen Sitten auch kennen will, ſo hatte er doch häufig dagegen verſtoſſen; z. E. darinn, daß er ſeine Lindane auf einem Kaffeehauſe wohnen läßt. Colman miethet ſie dafür bey einer ehrlichen Frau ein, die möblirte Zimmer hält, und dieſe Frau iſt weit anſtändiger die Freundinn und Wohlthäterinn der jungen verlaſſenen Schöne, als Fabriz. Auch die Charaktere hat Colman für den engliſchen Geſchmack kräftiger zu machen geſucht. Lady Alton iſt nicht blos eine eiferſüchtige Furie; ſie will ein Frauenzimmer von Genie, von Geſchmack und Gelehrſamkeit ſeyn, und giebt ſich das Anſehen einer Schutzgöttinn der Litteratur. Hierdurch glaubte er die Verbindung wahrſcheinlicher zu machen, in der ſie mit dem elenden Frelon ſtehet, den er Spatter nennet. Freeport vornehmlich hat eine weitere Sphäre von Thätigkeit bekommen, und er nimmt ſich des Vaters der Lindane eben ſo eifrig an, als der Lindane ſelbſt. Was im Franzöſiſchen der Lord Falbridge zu deſſen Begnadigung thut, thut im Engliſchen Freeport, und er iſt es allein, der alles zu einem glücklichen Ende bringet.

Die engliſchen Kunſtrichter haben in Colmans Umarbeitung die Geſinnungen durchaus vortrefflich, den Dialog fein und lebhaft, und die Charaktere ſehr wohl ausgeführt gefunden. Aber doch

doch ziehen ſie ihr Colmans übrige Stücke weit vor, von welchen man die eiferſüchtige Ehefrau auf dem Ackermanniſchen Theater ehedem hier geſehen, und nach der diejenigen, die ſich ihrer erinnern, ungefehr urtheilen können. Der engliſche Kaufmann hat ihnen nicht Handlung genug; die Neugierde wird ihnen nicht genug darinn genähret; die ganze Verwickelung iſt in dem erſten Akte ſichtbar. Hiernächſt hat er ihnen zu viel Aehnlichkeit mit andern Stücken, und den beſten Situationen fehlt die Neuheit. Freeport, meynen ſie, hätte nicht den geringſten Funken von Lieben gegen die Lindane empfinden müſſen; ſeine gute That verliere dadurch alles Verdienſt u. ſ. w.

Es iſt an dieſer Kritik manches nicht ganz ungegründet; indeß ſind wir Deutſchen es ſehr wohl zufrieden, daß die Handlung nicht reicher und verwickelter iſt. Die engliſche Manier in dieſem Punkte, zerſtreuet und ermüdet uns; wir lieben einen einfältigen Plan, der ſich auf einmal überſehen läßt. So wie die Engländer die franzöſiſchen Stücke mit Epiſoden erſt vollpfropfen müſſen, wenn ſie auf ihrer Bühne gefallen ſollen; ſo müßten wir die engliſchen Stücke von ihren Epiſoden erſt entladen, wenn wir unſere Bühne glücklich damit bereichern wollten. Ihre beſten Luſtſpiele eines Congreve und Wycherley würden uns, ohne dieſen Aushau des allzu wollüſtigen Wuchſes, unausſtehlich ſeyn. Mit ihren Tragödien werden wir noch eher fertig; dieſe ſind zum Theil bey weiten ſo verworren nicht, als ihre Komödien, und verſchiedene haben, ohne die geringſte Veränderung, bey uns Glück gemacht, welches ich von keiner einzigen ihrer Komödien zu ſagen wüßte.

Auch die Italiener haben eine Ueberſetzung von der Schottländerinn, die in dem erſten Theile der theatraliſchen Bibliothek des Diodati ſtehet. Sie folgt dem Originale Schritt vor Schritt, ſo wie die deutſche; nur eine Scene zum Schluſſe hat ihr der Italiener mehr gegeben. Voltaire ſagte, Frelon werde in der engliſchen Urſchrift am Ende beſtraft; aber ſo verdient dieſe Beſtrafungen ſey, ſo habe ſie ihm doch dem Hauptintereſſe zu ſchaden geſchienen; er habe ſie alſo weggelaſſen. Dem Italiener dünkte dieſe Entſchuldigung nicht hinlänglich, und er ergänzte die Beſtrafung des Frelons aus ſeinem Kopfe; denn die Italiener ſind große Liebhaber der poetiſchen Gerechtigkeit.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Dreyzehntes Stück.

Den 12ten Junius, 1767.

Den neunten Abend (Montags, den 4ten May,) ſollte Cenie geſpielet werden. Es wurden aber auf einmal mehr als die Hälfte der Schauſpieler, durch einen epidemiſchen Zufall, auſſer Stand geſetzet zu agiren; und man mußte ſich ſo gut zu helfen ſuchen, als möglich. Man wiederholte die neue Agneſe, und gab das Singſpiel, die Gouvernante.

Den zehnten Abend (Dienſtags, den 5ten May,) ward der poetiſche Dorfjunker, vom Deſtouches, aufgeführt.

Dieſes Stück hat im Franzöſiſchen drey Aufzüge, und in der Ueberſetzung fünfe. Ohne dieſe Verbeſſerung war es nicht werth, in die deutſche Schaubühne des weiland berühmten Herrn Profeſſor Gottſcheds aufgenommen zu werden, und ſeine gelehrte Freundinn, die Ueberſetzerinn, war eine viel zu brave Ehefrau, als daß ſie ſich nicht den kritiſchen Ausſprüchen ihres Gemahls blindlings hätte unterwerfen ſollen. Was koſtet es denn nun auch für große Mühe, aus drey Aufzügen fünfe zu machen? Man läßt in einem andern Zimmer einmal Kaffee trinken; man ſchlägt einen Spatziergang im Garten vor; und wenn Noth an den Mann gehet, ſo kann ja auch der Lichtputzer herauskommen und ſagen: Meine Damen und Herren, treten ſie ein wenig ab; die Zwiſchenakte ſind des Putzens wegen erfunden, und was hilft ihr Spielen, wenn das Parterr nicht ſehen kann? — Die Ueberſetzung ſelbſt iſt ſonſt nicht ſchlecht, und beſonders ſind der Fr. Profeſſorinn die Knittelverſe des Maſuren, wie billig, ſehr wohl gelungen. Ob ſie überall eben ſo glücklich geweſen, wo ſie den Einfällen ihres Originals eine andere Wendung geben zu müſſen geglaubt, würde ſich aus der Vergleichung zeigen. Eine Verbeſſerung dieſer Art, mit der es die liebe Frau recht herzlich gut gemeinet hatte, habe ich dem ohngeachtet aufmutzen hören. In der Scene, wo Henriette die alberne Dirne ſpielt, läßt Deſtouches den Maſuren zu ihr ſagen: „Sie ſetzen mich in Erſtaunen, Mademoiſell; ich habe Sie für eine Virtuoſinn gehalten. O pfuy! erwiedert Henriette; wofür haben Sie mich gehalten? Ich bin ein ehrliches Mädchen; daß Sie es nur wiſſen. Aber man kann ja, fällt ihr Maſuren ein, bei-

beides wohl zugleich, ein ehrliches Mädchen und eine Virtuoſinn, ſeyn. Nein, ſagt Henriette; ich behaupte, daß man das nicht zugleich ſeyn kann. Ich eine Virtuoſinn!„ Man erinnere ſich, was Madame Gottſched, anſtatt des Worts, Virtuoſinn, geſetzt hat: ein Wunder. Kein Wunder! ſagte man, daß ſie das that. Sie fühlte ſich auch ſo etwas von einer Virtuoſinn zu ſeyn, und ward über den vermeinten Stich böſe. Aber ſie hätte nicht böſe werden ſollen, und was die witzige und gelehrte Henriette, in der Perſon einer dummen Agneſe, ſagt, hätte die Frau Profeſſorinn immer, ohne Maulſpitzen, nachſagen können. Doch vielleicht war ihr nur das fremde Wort, Virtuoſinn, anſtößig; Wunder iſt deutſcher; zudem giebt es unter unſern Schönen funfzig Wunder gegen eine Virtuoſinn; die Frau wollte rein und verſtändlich überſetzen; ſie hatte ſehr recht.

Den Beſchluß dieſes Abends machte die ſtumme Schönheit, von Schlegeln.

Schlegel hatte dieſes kleine Stück für das neuerrichtete Kopenhagenſche Theater geſchrieben, um auf demſelben in einer däniſchen Ueberſetzung aufgeführet zu werden. Die Sitten darinn ſind daher auch wirklich däniſcher, als deutſch. Dem ohngeachtet iſt es unſtreitig unſer beſtes komiſches Original, das in Verſen geſchrieben iſt. Schlegel hatte überall eine eben ſo fließende als zierliche Verſification, und es war ein Glück für ſeine Nachfolger, daß er ſeine größern Komödien nicht auch in Verſen ſchrieb. Er hätte ihnen leicht das Publikum verwöhnen können, und ſo würden ſie nicht allein ſeine Lehre, ſondern auch ſein Beyſpiel wider ſich gehabt haben. Er hatte ſich ehedem der gereimten Komödie ſehr lebhaft angenommen; und je glücklicher er die Schwierigkeiten derſelben überſtiegen hätte, deſto unwiderleglicher würden ſeine Gründe geſchienen haben. Doch, als er ſelbſt Hand an das Werk legte, fand er ohne Zweifel, wie unſägliche Mühe es koſte, nur einen Theil derſelben zu überſteigen, und wie wenig das Vergnügen, welches aus dieſen überſtiegenen Schwierigkeiten entſtehet, für die Menge kleiner Schönheiten, die man ihnen aufopfern müſſe, ſchadlos halte. Die Franzoſen waren ehedem ſo eckel, daß man ihnen die proſaiſchen Stücke des Moliere, nach ſeinem Tode, in Verſe bringen mußte; und noch itzt hören ſie ein proſaiſches Luſtſpiel als ein Ding an, das ein jeder von ihnen machen könne. Den Engländer hingegen würde eine gereimte Komödie aus dem Theater jagen. Nur die Deutſchen ſind auch hierinn, ſoll ich ſagen billiger, oder gleichgültiger? Sie nehmen an, was ihnen der Dichter vorſetzt. Was wäre es auch, wenn ſie itzt ſchon wählen und ausmuſtern wollten?

Die

Die Rolle der ſtummen Schöne hat ihre Bedenklichkeiten. Eine ſtumme Schöne, ſagt man, iſt nicht nothwendig eine dumme, und die Schauſpielerinn hat Unrecht, die eine alberne plumpe Dirne daraus macht. Aber Schlegels ſtumme Schönheit iſt allerdings dumm zugleich; denn daß ſie nichts ſpricht, kömmt daher, weil ſie nichts denkt. Das Feine dabey würde alſo dieſes ſeyn, daß man ſie überall, wo ſie, um artig zu ſcheinen, denken müßte, unartig machte, dabey aber ihr alle die Artigkeiten lieſſe, die blos mechaniſch ſind, und die ſie, ohne viel zu denken, haben könnte. Ihr Gang z. E. ihre Verbeugungen, brauchen gar nicht bäuriſch zu ſeyn; ſie können ſo gut und zierlich ſeyn, als ſie nur immer ein Tanzmeiſter lehren kann; denn warum ſollte ſie von ihrem Tanzmeiſter nichts gelernt haben, da ſie ſogar Quadrille gelernt hat? Und ſie muß Quadrille nicht ſchlecht ſpielen; denn ſie rechnet feſt darauf, dem Papa das Geld abzugewinnen. Auch ihre Kleidung muß weder altväteriſch, noch ſchlumpicht ſeyn; denn Frau Praatgern ſagt ausdrücklich:

„Biſt du vielleicht nicht wohl gekleidet? — Laß doch ſehn!
„Nun! — dreh dich um! — das iſt ja gut, und ſitzt galant.
„Was ſagt denn der Phantaſt, dir fehlte der Verſtand?

In dieſer Muſterung der Fr. Praatgern überhaupt, hat der Dichter deutlich genug bemerkt, wie er das Aeuſſerliche ſeiner ſtummen Schöne zu ſeyn wünſche. Gleichfalls ſchön, nur nicht reitzend.

„Laß ſehn, wie trägſt du dich? — Den Kopf
nicht ſo zurücke!

Dummheit ohne Erziehung hält den Kopf mehr vorwärts, als zurück; ihn zurück halten, lehrt der Tanzmeiſter; man muß alſo Charlotten den Tanzmeiſter anſehen, und je mehr, je beſſer; denn das ſchadet ihrer Stummheit nichts, vielmehr ſind die zierlich ſteifen Tanzmeiſtermanieren gerade die, welche der ſtummen Schönheit am meiſten entſprechen; ſie zeigen die Schönheit in ihrem beſten Vortheile, nur daß ſie ihr das Leben nehmen.

„Wer fragt: hat ſie Verſtand? der ſeh nur ihre
Blicke.

Recht wohl, wenn man eine Schauſpielerinn mit großen ſchönen Augen zu dieſer Rolle hat. Nur müſſen ſich dieſe ſchöne Augen wenig oder gar nicht regen; ihre Blicke müſſen langſam und ſtier ſeyn; ſie müſſen uns, mit ihrem unbeweglichen Brennpunkte, in Flammen ſetzen wollen, aber nichts ſagen.

„Geh doch einmal herum. — Gut! hieher! —
Neige dich!
„Da haben wirs, das fehlt. Nein, ſieh! So
neigt man ſich.

Dieſe

Dieſe Zeilen verſteht man ganz falſch, wenn man Charlotten eine bäuriſche Neige, einen dummen Knix machen läßt. Ihre Verbeugung muß wohl gelernt ſeyn, und wie geſagt, ihrem Tanzmeiſter keine Schande machen. Frau Praatgern muß ſie nur noch nicht affektirt genug finden. Charlotte verbeugt ſich, und Frau Praatgern will, ſie ſoll ſich dabey zieren. Das iſt der ganze Unterſchied, und Madame Löwen bemerkte ihn ſehr wohl, ob ich gleich nicht glaube, daß die Praatgern ſonſt eine Rolle für ſie iſt. Sie kann die feine Frau zu wenig verbergen, und gewiſſen Geſichtern wollen nichtswürdige Handlungen, dergleichen die Vertauſchung einer Tochter iſt, durchaus nicht laſſen.

Den eilften Abend (Mittewochs, den 6ten May,) ward Miß Sara Sampſon aufgeführet.

Man kann von der Kunſt nichts mehr verlangen, als was Madame Henſeln in der Rolle der Sara leiſtet, und das Stück ward überhaupt ſehr gut geſpielet. Es iſt ein wenig zu lang, und man verkürzt es daher auf den meiſten Theatern. Ob der Verfaſſer mit allen dieſen Verkürzungen ſo recht zufrieden iſt, daran zweifle ich faſt. Man weiß ja, wie die Autores ſind; wenn man ihnen auch nur einen Niednagel nehmen will, ſo ſchreyen ſie gleich: Ihr kommt mir ans Leben! Freylich iſt der übermäßigen Länge eines Stücks, durch das bloße Weglaſſen, nur

übel

übel abgeholfen, und ich begreife nicht, wie man eine Scene verkürzen kann, ohne die ganze Folge des Dialogs zu ändern. Aber wenn dem Verfaſſer die fremden Verkürzungen nicht anſtehen; ſo mache er ſelbſt welche, falls es ihm der Mühe werth dünket, und er nicht von denjenigen iſt, die Kinder in die Welt ſetzen, und auf ewig die Hand von ihnen abziehen.

Madame Henſeln ſtarb ungemein anſtändig; in der mahleriſchſten Stellung; und beſonders hat mich ein Zug auſſerordentlich überraſcht. Es iſt eine Bemerkung an Sterbenden, daß ſie mit den Fingern an ihren Kleidern oder Betten zu rupfen anfangen. Dieſe Bemerkung machte ſie ſich auf die glücklichſte Art zu Nutze; in dem Augenblicke, da die Seele von ihr wich, äuſſerte ſich auf einmal, aber nur in den Fingern des erſtarrten Armes, ein gelinder Spasmus; ſie kniff den Rock, der um ein weniges erhoben ward und gleich wieder ſank: das letzte Aufflattern eines verlöſchenden Lichts; der jüngſte Strahl einer untergehenden Sonne. — Wer dieſe Feinheit in meiner Beſchreibung nicht ſchön findet, der ſchiebe die Schuld auf meine Beſchreibung: aber er ſehe ſie einmal!

Hamburgiſche Dramaturgie.

Vierzehntes Stück.

Den 16ten Junius, 1767.

Das bürgerliche Trauerſpiel hat an dem franzöſiſchen Kunſtrichter, welcher die Sara ſeiner Nation bekannt gemacht, (*) einen ſehr gründlichen Vertheidiger gefunden. Die Franzoſen billigen ſonſt ſelten etwas, wovon ſie kein Muſter unter ſich ſelbſt haben.

Die Namen von Fürſten und Helden können einem Stücke Pomp und Majeſtät geben; aber zur Rührung tragen ſie nichts bey. Das Unglück derjenigen, deren Umſtände den unſrigen am nächſten kommen, muß natürlicher Weiſe am tiefſten in unſere Seele dringen; und wenn wir mit Königen Mitleiden haben, ſo haben wir es mit ihnen als mit Menſchen, und nicht als mit Königen. Macht ihr Stand ſchon öfters ihre Unfälle wichtiger, ſo macht er ſie darum nicht

---

(*) Journal Etranger, Decembre 1761.

nicht intereſſanter. Immerhin mögen ganze Völker darein verwickelt werden; unſere Sympathie erfodert einen einzeln Gegenſtand, und ein Staat iſt ein viel zu abſtrakter Begriff für unſere Empfindungen.

„Man thut dem menſchlichen Herze Unrecht, ſagt auch Mormontel, man verkennet die Natur, wenn man glaubt, daß ſie Titel bedürfe, uns zu bewegen und zu rühren. Die geheiligten Namen des Freundes, des Vaters, des Geliebten, des Gatten, des Sohnes, der Mutter, des Menſchen überhaupt: dieſe ſind pathetiſcher, als alles; dieſe behaupten ihre Rechte immer und ewig. Was liegt daran, welches der Rang, der Geſchlechtsname, die Geburt des Unglücklichen iſt, den ſeine Gefälligkeit gegen unwürdige Freunde, und das verführeriſche Beyſpiel, ins Spiel verſtricket, der ſeinen Wohlſtand und ſeine Ehre darüber zu Grunde gerichtet, und nun im Gefängniſſe ſeufzet, von Scham und Reue zerriſſen? Wenn man fragt, wer er iſt; ſo antworte ich: er war ein ehrlicher Mann, und zu ſeiner Marter iſt er Gemahl und Vater; ſeine Gattinn, die er liebt und von der er geliebt wird, ſchmachtet in der äußerſten Bedürfniß, und kann ihren Kindern, welche Brod verlangen, nichts als Thränen geben. Man zeige mir in der Geſchichte der Helden eine rührendere, moraliſchere, mit einem Worte, tragiſchere Situation! Und wenn

wenn ſich endlich dieſer Unglückliche vergiftet; wenn er, nachdem er ſich vergiftet, erfährt, daß der Himmel ihn noch retten wollen: was fehlet dieſem ſchmerzlichen und fürchterlichen Augenblicke, wo ſich zu den Schreckniſſen des Todes marternde Vorſtellungen, wie glücklich er habe leben können, geſellen; was fehlt ihm, frage ich, um der Tragödie würdig zu ſeyn? Das Wunderbare, wird man antworten. Wie? findet ſich denn nicht dieſes Wunderbare genugſam in dem plötzlichen Uebergange von der Ehre zur Schande, von der Unſchuld zum Verbrechen, von der ſüßeſten Ruhe zur Verzweiflung; kurz, in dem äußerſten Unglücke, in das eine bloße Schwachheit geſtürzet?„

Man laſſe aber dieſe Betrachtungen den Franzoſen, von ihren Diderots und Mormontels, noch ſo eingeſchärft werden: es ſcheint doch nicht, daß das bürgerliche Trauerſpiel darum bey ihnen beſonders in Schwang kommen werde. Die Nation iſt zu eitel, iſt in Titel und andere äußerliche Vorzüge zu verliebt; bis auf den gemeinſten Mann, will alles mit Vornehmern umgehen; und Geſellſchaft mit ſeines gleichen, iſt ſo viel als ſchlechte Geſellſchaft. Zwar ein glückliches Genie vermag viel über ſein Volk; die Natur hat nirgends ihre Rechte aufgegeben, und ſie erwartet vielleicht auch dort nur den Dichter, der ſie in aller ihrer Wahrheit und Stärke zu zeigen verſtehet. Der Verſuch, den ein Ungenannter in einem Stücke gemacht hat, welches er das Gemählde der Dürftigkeit nennet, hat ſchon große Schönheiten; und bis die Franzoſen daran Geſchmack gewinnen, hätten wir es für unſer Theater adoptiren ſollen.

Was der erſtgedachte Kunſtrichter an der deutſchen Sara ausſetzet, iſt zum Theil nicht ohne Grund. Ich glaube aber doch, der Verfaſſer wird lieber ſeine Fehler behalten, als ſich der vielleicht unglücklichen Mühe einer gänzlichen Umarbeitung unterziehen wollen. Er erinnert ſich, was Voltaire bey einer ähnlichen Gelegenheit ſagte: „Man kann nicht immer alles ausführen, was uns unſere Freunde rathen. Es giebt auch nothwendige Fehler. Einem Bucklichten, den man von ſeinem Buckel heilen wollte, müßte man das Leben nehmen. Mein Kind iſt bucklicht; aber es befindet ſich ſonſt ganz gut.„

Den zwölften Abend (Donnerſtags, den 7ten May,) ward der Spieler, vom Regnard, aufgeführet.

Dieſes Stück iſt ohne Zweifel das beſte, was Regnard gemacht hat; aber Riviere du Freny, der bald darauf gleichfalls einen Spieler auf die Bühne brachte, nahm ihn wegen der Erfindung in Anſpruch. Er beklagte ſich, daß ihm Regnard die Anlage und verſchiedene Scenen geſtoh-

len

len habe; Regnard ſchob die Beſchuldigung zurük, und itzt wiſſen wir von dieſem Streite nur ſo viel mit Zuverläſſigkeit, daß einer von beiden der Plagiarius geweſen. Wenn es Regnard war, ſo müſſen wir es ihm wohl noch dazu danken, daß er ſich überwinden konnte, die Vertraulichkeit ſeines Freundes zu mißbrauchen; er bemächtigte ſich, blos zu unſerm Beſten, der Materialien, von denen er voraus ſahe, daß ſie verhunzt werden würden. Wir hätten nur einen ſehr elenden Spieler, wenn er gewiſſenhafter geweſen wäre. Doch hätte er die That eingeſtehen, und dem armen Du Freny einen Theil der damit erworbnen Ehre laſſen müſſen.

Den dreyzehnten Abend (Freytags, den 8ten May,) ward der verheyrathete Philoſoph wiederholet; und den Beſchluß machte, der Liebhaber als Schriftſteller und Bedienter.

Der Verfaſſer dieſes kleinen artigen Stücks heißt Cerou; er ſtudierte die Rechte, als er es im Jahre 1740 den Italienern in Paris zu ſpielen gab. Es fällt ungemein wohl aus.

Den vierzehnten Abend (Montags, den 11ten May) wurden die coquette Mutter vom Quinault, und der Advocat Patelin aufgeführt.

Jene wird von den Kennern unter die beſten Stücke gerechnet, die ſich auf dem franzöſiſchen Theater aus dem vorigen Jahrhunderte erhalten haben. Es iſt wirklich viel gutes Komiſches darinn, deſſen ſich Moliere nicht hätte ſchämen dürfen. Aber der fünfte Akt und die ganze Auflöſung hätte weit beſſer ſeyn können; der alte Sklave, deſſen in den vorhergehenden Akten gedacht wird, kömmt nicht zum Vorſcheine; das Stück ſchließt mit einer kalten Erzehlung, nachdem wir auf eine theatraliſche Handlung vorbereitet worden. Sonſt iſt es in der Geſchichte des franzöſiſchen Theaters deswegen mit merkwürdig, weil der lächerliche Marquis darinn der erſte von ſeiner Art iſt. Die coquette Mutter iſt auch ſein eigentlichſter Titel nicht, und Quinault hätte es immer bey dem zweyten, die veruneinigten Verliebten, können bewenden laſſen.

Der Advocat Patelin iſt eigentlich ein altes Poſſenſpiel aus dem funfzehnten Jahrhunderte, das zu ſeiner Zeit auſſerordentlichen Beyfall fand. Es verdiente ihn auch, wegen der ungemeinen Luſtigkeit, und des guten Komiſchen, das aus der Handlung ſelbſt und aus der Situation der Perſonen entſpringet, und nicht auf bloßen Einfällen beruhet. Brueys gab ihm eine neue Sprache und brachte es in die Form, in welcher es gegenwärtig aufgeführet wird. Hr. Eckhof ſpielt den Patelin ganz vortrefflich.

Den funfzehnten Abend (Dienſtags, den 12ten May,) ward Leßings Freygeiſt vorgeſtellt.

Man kennet ihn hier unter dem Titel des beſchämten Freygeiſtes, weil man ihn von dem Trauerſpiele des Hrn. von Brave, das eben dieſe Aufſchrift führet, unterſcheiden wollen. Eigentlich kann man wohl nicht ſagen, daß derjenige beſchämt wird, welcher ſich beſſert. Adraſt iſt auch nicht einzig und allein der Freygeiſt; ſondern es nehmen mehrere Perſonen an dieſem Charakter Theil. Die eitle unbeſonnene Henriette, der für Wahrheit und Irrthum gleichgültige Liſidor, der ſpitzbübiſche Johann, ſind alles Arten von Freygeiſtern, die zuſammen den Titel des Stücks erfüllen müſſen. Doch was liegt an dem Titel? Genug, daß die Vorſtellung alles Beyfalls würdig war. Die Rollen ſind ohne Ausnahme wohl beſetzt; und beſonders ſpielt Herr Böck den Theophan mit alle dem freundlichen Anſtande, den dieſer Charakter erfordert, um dem endlichen Unwillen über die Hartnäckigkeit, mit der ihn Adraſt verkennet, und auf dem die ganze Kataſtrophe beruhet, dagegen abſtechen zu laſſen.

Den Beſchluß dieſes Abends machte das Schäferſpiel des Hrn. Pfeffels, der Schatz.

Dieſer Dichter hat ſich, außer dieſem kleinen Stücke, noch durch ein anders, der Eremit, nicht unrühmlich bekannt gemacht. In den Schatz hat er mehr Intereſſe zu legen geſucht, als gemeiniglich unſere Schäferſpiele zu haben pfle-

pfle-

pflegen, deren ganzer Inhalt tändelnde Liebe iſt. Sein Ausdruck iſt nur öfters ein wenig zu geſucht und koſtbar, wodurch die ohnedem ſchon allzu verfeinerten Empfindungen ein höchſt ſtudiertes Anſehen bekommen, und zu nichts als froſtigen Spielwerken des Witzes werden. Dieſes gilt beſonders von ſeinem Eremiten, welches ein kleines Trauerſpiel ſeyn ſoll, das man, anſtatt der allzuluſtigen Nachſpiele, auf rührende Stücke könnte folgen laſſen. Die Abſicht iſt recht gut; aber wir wollen vom Weinen doch noch lieber zum Lachen, als zum Gähnen übergehen.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Funfzehntes Stück.

Den 19ten Junius, 1767.

Den ſechszehnten Abend (Mittewochs, den 13ten May,) ward die Zayre des Herrn von Voltaire aufgeführt.

„Den Liebhabern der gelehrten Geſchichte, ſagt der Hr. von Voltaire, wird es nicht unangenehm ſeyn, zu wiſſen, wie dieſes Stück entſtanden. Verſchiedene Damen hatten dem Verfaſſer vorgeworfen, daß in ſeinen Tragödien nicht genug Liebe wäre. Er antwortete ihnen, daß, ſeiner Meynung nach, die Tragödie auch eben nicht der ſchicklichſte Ort für die Liebe ſey; wenn ſie aber doch mit aller Gewalt verliebte Helden haben müßten, ſo wolle er ihnen welche machen, ſo gut als ein anderer. Das Stück ward in achtzehn Tagen vollendet, und fand großen Beyfall. Man nennt es zu Paris ein chriſtliches Trauerſpiel, und es iſt oft, anſtatt des Polyeukts, vorgeſtellet worden.„

Den Damen haben wir alſo dieſes Stück zu verdanken, und es wird noch lange das Lieblingsſtück der Damen bleiben. Ein junger feuriger Monarch, nur der Liebe unterwürfig; ein ſtolzer Sieger, nur von der Schönheit beſiegt; ein Sultan ohne Polygamie; ein Seraglio, in den freyen zugänglichen Sitz einer unumſchränkten Gebieterinn verwandelt; ein verlaſſenes Mädchen, zur höchſten Staffel des Glücks, durch nichts als ihre ſchönen Augen, erhöhet; ein Herz, um das Zärtlichkeit und Religion ſtreiten, das ſich zwiſchen ſeinen Gott und ſeinen Abgott theilet, daß gern fromm ſeyn möchte, wenn es nur nicht aufhören ſollte zu lieben; ein Eiferſüchtiger, der ſein Unrecht erkennet, und es an ſich ſelbſt rächet: wenn dieſe ſchmeichelnde Ideen das ſchöne Geſchlecht nicht beſtechen, durch was ließe es ſich denn beſtechen?

Die Liebe ſelbſt hat Voltairen die Zayre diktirt: ſagt ein Kunſtrichter artig genug. Richtiger hätte er geſagt: die Galanterie. Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe ſelbſt arbeiten helfen; und das iſt Romeo und Juliet, vom Shakeſpear. Es iſt wahr, Voltaire läßt ſeine verliebte Zayre ihre Empfindungen ſehr fein, ſehr

ſehr anſtändig ausdrücken: aber was iſt dieſer Ausdruck gegen jenes lebendige Gemählde aller der kleinſten geheimſten Ränke, durch die ſich die Liebe in unſere Seele einſchleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die ſie darinn gewinnet, aller der Kunſtgriffe, mit der ſie jede andere Leidenſchaft unter ſich bringt, bis ſie der einzige Tyrann aller unſerer Begierden und Verabſcheuungen wird? Voltaire verſtehet, wenn ich ſo ſagen darf, den Kanzeleyſtyl der Liebe vortrefflich; das iſt, diejenige Sprache, denjenigen Ton der Sprache, den die Liebe braucht, wenn ſie ſich auf das behutſamſte und gemäſſigſte ausdrücken will, wenn ſie nichts ſagen will, als was ſie bey der ſpröden Sophiſtinn und bey dem kalten Kunſtrichter verantworten kann. Aber der beſte Kanzeliſte weiß von den Geheimniſſen der Regierung nicht immer das meiſte; oder hat gleichwohl Voltaire in das Weſen der Liebe eben die tiefe Einſicht, die Shakeſpear gehabt, ſo hat er ſie wenigſtens hier nicht zeigen wollen, und das Gedicht iſt weit unter dem Dichter geblieben.

Von der Eiferſucht läßt ſich ohngefehr eben das ſagen. Der eiferſüchtige Orosmann ſpielt, gegen den eiferſüchtigen Othello des Shakeſpear, eine ſehr kahle Figur. Und doch iſt Othello offenbar das Vorbild des Orosmann geweſen.

Cibber ſagt, (*) Voltaire habe ſich des Brandes bemächtiget, der den tragiſchen Scheiterhaufen des Shakeſpear in Gluth geſetzt. Ich hätte geſagt: eines Brandes aus dieſem flammenden Scheiterhaufen; und noch dazu eines, der mehr dampft, als leuchtet und wärmet. Wir hören in dem Orosmann einen Eiferſüchtigen reden, wir ſehen ihn die raſche That eines Eiferſüchtigen begehen; aber von der Eiferſucht ſelbſt lernen wir nicht mehr und nicht weniger, als wir vorher wußten. Othello hingegen iſt das vollſtändigſte Lehrbuch über dieſe traurige Raſerey; da können wir alles lernen, was ſie angeht, ſie erwecken und ſie vermeiden.

Aber iſt es denn immer Shakeſpear, werden einige meiner Leſer fragen, immer Shakeſpear, der alles beſſer verſtanden hat, als die Franzoſen? Das ärgert uns; wir können ihn ja nicht leſen. — Ich ergreife dieſe Gelegenheit, das Publikum an etwas zu erinnern, das es vorſetzlich vergeſſen zu wollen ſcheinet. Wir haben eine

---

(*) From Engliſh Plays, Zara's French author fir'd
Confeſs'd his Muſe, beyond herſelf, inſpir'd;
From rack'd Othello's rage, he raiſ'd his ſtyle
And ſnatch'd the brand, that lights this tragic pile.

eine Ueberſetzung vom Shakeſpear. Sie iſt noch kaum fertig geworden, und niemand bekümmert ſich ſchon mehr darum. Die Kunſtrichter haben viel Böſes davon geſagt. Ich hätte große Luſt, ſehr viel Gutes davon zu ſagen. Nicht, um dieſen gelehrten Männern zu widerſprechen; nicht, um die Fehler zu vertheidigen, die ſie darinn bemerkt haben: ſondern, weil ich glaube, daß man von dieſen Fehlern kein ſolches Aufheben hätte machen ſollen. Das Unternehmen war ſchwer; ein jeder anderer, als Herr Wieland, würde in der Eil noch öfterer verſtoßen, und aus Unwiſſenheit oder Bequemlichkeit noch mehr überhüpft haben; aber was er gut gemacht hat, wird ſchwerlich jemand beſſer machen. So wie er uns den Shakeſpear geliefert hat, iſt es noch immer ein Buch, das man unter uns nicht genug empfehlen kann. Wir haben an den Schönheiten, die es uns liefert, noch lange zu lernen, ehe uns die Flecken, mit welchen es ſie liefert, ſo beleidigen, daß wir nothwendig eine beſſere Ueberſetzung haben müßten.

Doch wieder zur Zayre. Der Verfaſſer brachte ſie im Jahre 1733 auf die Pariſer Bühne; und drey Jahr darauf ward ſie ins Engliſche überſetzt, und auch in London auf dem Theater in Drury-Lane geſpielt. Der Ueberſetzer war Aaron Hill, ſelbſt ein dramatiſcher Dichter, nicht von der ſchlechteſten Gattung. Voltaire fand ſich ſehr dadurch geſchmeichelt, und was er, in dem ihm eigenen Tone der ſtolzen Beſcheidenheit, in der Zuſchrift ſeines Stücks an den Engländer Fackener, davon ſagt, verdient geleſen zu werden. Nur muß man nicht alles für vollkommen ſo wahr annehmen, als er es ausgiebt. Wehe dem, der Voltairens Schriften überhaupt nicht mit dem ſkeptiſchen Geiſte lieſet, in welchen er einen Theil derſelben geſchrieben hat!

Er ſagt z. E. zu ſeinem engliſchen Freunde: „Eure Dichter hatten eine Gewohnheit, der ſich ſelbſt Addiſon (*) unterworfen; denn Gewohnheit iſt ſo mächtig als Vernunft und Geſetz. Dieſe gar nicht vernünftige Gewohnheit beſtand darinn, daß jeder Akt mit Verſen beſchloſſen werden mußte, die in einem ganz andern Geſchmacke waren, als das Uebrige des Stücks; und

---

(*) Le plus ſage de vor ecrivains, ſetzt Voltaire hinzu. Wie wäre das wohl recht zu überſetzen? Sage heißt, weiſe: aber der weiſeſte unter den engliſchen Schriftſtellern, wer würde den Addiſon dafür erkennen? Ich beſinne mich, daß die Franzoſen auch ein Mädchen ſage nennen, dem man keinen Fehltritt, ſo keinen von den groben Fehltritten, vorzuwerfen hat. Dieſer Sinn dürfte vielleicht hier paſſen. Und nach dieſem könnte man ja wohl gerade zu überſetzen: Addiſon, derjenige von euern Schriftſtellern, der uns harmloſen, nüchternen Franzoſen am nächſten kömmt.

und nothwendig mußten dieſe Verſe eine Vergleichung enthalten. Phädra, indem ſie abgeht, vergleicht ſich ſehr poetiſch mit einem Rehe, Cato mit einem Felſen, und Cleopatra mit Kindern, die ſo lange weinen, bis ſie einſchlafen. Der Ueberſetzer der Zayre iſt der erſte, der es gewagt hat, die Geſetze der Natur gegen einen von ihr ſo entfernten Geſchmack zu behaupten. Er hat dieſen Gebrauch abgeſchaft; er hat es empfunden, daß die Leidenſchaft ihre wahre Sprache führen, und der Poet ſich überall verbergen müſſe, um uns nur den Helden erkennen zu laſſen.„

Es ſind nicht mehr als nur drey Unwahrheiten in dieſer Stelle; und das iſt für den Hrn. von Voltaire eben nicht viel. Wahr iſt es, daß die Engländer, vom Shakeſpear an, und vielleicht auch von noch länger her, die Gewohnheit gehabt, ihre Stücke in ungereimten Verſen mit ein Paar gereimten Zeilen zu enden. Aber daß dieſe gereimten Zeilen nichts als Vergleichungen enthielten, daß ſie nothwendig Vergleichungen enthalten müſſen, das iſt grundfalſch; und ich begreiſe gar nicht, wie der Herr von Voltaire einem Engländer, von dem er doch glauben konnte, daß er die tragiſchen Dichter ſeines Volkes auch geleſen habe, ſo etwas unter die Naſe ſagen können. Zweytens iſt es nicht an dem, daß Hill in ſeiner Ueberſetzung der Zayre von dieſer Gewohnheit abgegangen. Es iſt zwar beynahe nicht glaublich, daß der Hr. von Voltaire die Ueberſetzung ſeines Stücks nicht genauer ſollte angeſehen haben, als ich, oder ein anderer. Gleichwohl muß es ſo ſeyn. Denn ſo gewiß ſie in reimfreyen Verſen iſt, ſo gewiß ſchließt ſich auch jeder Akt mit zwey oder vier gereimten Zeilen. Vergleichungen enthalten ſie freylich nicht; aber, wie geſagt, unter allen dergleichen gereimten Zeilen, mit welchen Shakeſpear, und Johnſon, und Dryden, und Lee, und Otway, und Rowe, und wie ſie alle heiſſen, ihre Aufzüge ſchlieſſen, ſind ſicherlich hundert gegen fünfe, die gleichfalls keine enthalten. Was hatte denn Hill alſo beſonders? Hätte er aber auch wirklich das Beſondere gehabt, das ihm Voltaire leihet: ſo wäre doch drittens das nicht wahr, daß ſein Beyſpiel von dem Einfluſſe geweſen, von dem es Voltaire ſeyn läßt. Noch bis dieſe Stunde erſcheinen in England eben ſo viel, wo nicht noch mehr Trauerſpiele, deren Akte ſich mit gereimten Zeilen enden, als die es nicht thun. Hill ſelbſt hat in keinem einzigen Stücke, deren er doch verſchiedene, noch nach der Ueberſetzung der Zayre, gemacht, ſich der alten Mode gänzlich entäußert. Und was iſt es denn nun, ob wir zuletzt Reime hören oder keine? Wenn ſie da ſind, können ſie vielleicht dem Orcheſter noch nutzen; als Zeichen nehmlich, nach den Inſtrumenten zu greifen, welches Zeichen auf dieſe Art weit ſchicklicher aus dem Stücke ſelbſt abgenommen würde, als daß es die Pfeiffe oder der Schlüſſel giebt.

Hamburgiſche
Dramaturgie.

Sechszehntes Stück.

Den 23ſten Junius, 1767.

Die engliſchen Schauſpieler waren zu Hills Zeiten ein wenig ſehr unnatürlich; beſonders war ihr tragiſches Spiel äußerſt wild und übertrieben; wo ſie heftige Leidenſchaften auszudrücken hatten, ſchrien und gebehrdeten ſie ſich als Beſeſſene; und das Uebrige tönten ſie in einer ſteifen, ſtrotzenden Feyerlichkeit daher, die in jeder Sylbe den Komödianten verrieth. Als er daher ſeine Ueberſetzung der Zayre aufführen zu laſſen bedacht war, vertraute er die Rolle der Zayre einem jungen Frauenzimmer, das noch nie in der Tragödie geſpielt hatte. Er urtheilte ſo: dieſes junge Frauenzimmer hat Gefühl, und Stimme, und Figur, und Anſtand; ſie hat den falſchen Ton des Theaters noch nicht angenommen; ſie braucht keine Fehler erſt zu verlernen; wenn ſie ſich nur ein Paar Stunden überreden kann, das wirklich zu ſeyn, was ſie verſtellet, ſo darf ſie nur reden, wie ihr der Mund gewachſen, und alles wird gut gehen. Es gieng auch; und die Theaterpedanten, welche gegen Hillen behaupteten, daß nur eine ſehr geübte, ſehr erfahrene Perſon einer ſolchen Rolle Genüge leiſten könne, wurden beſchämt. Dieſe junge Aktrice war die Frau des Komödianten Colley Cibber, und der erſte Verſuch in ihrem achtzehnten Jahre ward ein Meiſterſtück. Es iſt merkwürdig, daß auch die franzöſiſche Schauſpielerinn, welche die Zayre zuerſt ſpielte, eine Anfängerinn war. Die junge reitzende Mademoiſell Goſſin ward auf einmal dadurch berühmt, und ſelbſt Voltaire ward ſo entzückt über ſie, daß er ſein Alter recht kläglich betauerte.

Die Rolle des Orosmann hatte ein Anverwandter des Hill übernommen, der kein Komödiant von Profeßion, ſondern ein Mann von Stande war. Er ſpielte aus Liebhaberey, und machte ſich nicht das geringſte Bedenken, öffentlich aufzutreten, um ein Talent zu zeigen, das ſo ſchätzbar als irgend ein anders iſt. In England ſind dergleichen Exempel von angeſehenen Leuten, die zu ihrem bloßen Vergnügen einmal mitſpielen, nicht ſelten. „Alles was uns dabey befremden ſollte, ſagt der Hr. von Voltaire, iſt dieſes, daß es uns befremdet. Wir ſollten überlegen, daß alle Dinge in der Welt von der Gewohnheit und Meinung abhangen. Der

Univ.-Bibl.

franzöſiſche Hof hat ehedem auf dem Theater mit den Opernſpielern getanzt; und man hat weiter nichts beſonders dabey gefunden, als daß dieſe Art von Luſtbarkeit aus der Mode gekommen. Was iſt zwiſchen den beiden Künſten für ein Unterſchied, als daß die eine über die andere eben ſo weit erhaben iſt, als es Talente, welche vorzügliche Seelenkräfte erfodern, über bloß körperliche Fertigkeiten ſind?„

Ins Italieniſche hat der Graf Gozzi die Zayre überſetzt; ſehr genau und ſehr zierlich; ſie ſtehet in dem dritten Theile ſeiner Werke. In welcher Sprache können zärtliche Klagen rührender klingen, als in dieſer? Mit der einzigen Freyheit, die ſich Gozzi gegen das Ende des Stücks genommen, wird man ſchwerlich zufrieden ſeyn. Nachdem ſich Orosmann erſtochen, läßt ihn Voltaire nur noch ein Paar Worte ſagen, uns über das Schickſal des Nereſtan zu beruhigen. Aber was thut Gozzi? Der Italiener fand es ohne Zweifel zu kalt, einen Türken ſo gelaſſen wegſterben zu laſſen. Er legt alſo dem Orosmann noch eine Tirade in den Mund, voller Ausrufungen, voller Winſeln und Verzweiflung. Ich will ſie der Seltenheit halber unter den Text ſetzen. (*)

(*) Queſto mortale orror che per le vene
Tutte mi ſcorre, omai non è dolore,

Es iſt doch ſonderbar, wie weit ſich hier der deutſche Geſchmack von dem welſchen entfernet! Dem Welſchen iſt Voltaire zu kurz; uns Deutſchen iſt er zu lang. Kaum hat Orosmann geſagt „verehret und gerochen;„ kaum hat er ſich den tödtlichen Stoß beygebracht, ſo laſſen wir den Vorhang niederfallen. Iſt es denn aber auch wahr, daß der deutſche Geſchmack dieſes ſo haben will? Wir machen dergleichen Verkürzung mit mehrern Stücken: aber warum machen wir ſie? Wollen wir denn im Ernſt, daß ſich ein Trauerſpiel wie ein Epigramm ſchlieſſen ſoll? Im-

Che baſti ad appagarti, anima bella.
Feroce cor, cor diſpietato, e miſero,
Paga la pena del delitto orrendo.
Mani crudeli — oh Dio — Mani, che ſiete
Tinte del ſangue di sì cara donna,
Voi — voi — dov' è quel ferro? Un' altra volta
In mezzo al petto — Oimè, dov' è quel ferro?
In acuta punta — —
Tenebre, e notte
Si fanno intorno — —
Perchè non poſſo — —
Non poſſo ſpargere
Il ſangue tutto?
Si, si, lo ſpargo tutto, anima mia,
Dove ſei? — più non poſſo — oh Dio! non poſſo —
Vorrei — vederti — io manco, io manco, oh Dio!

Immer mit der Spitze des Dolchs, oder mit dem letzten Seufzer des Helden? Woher kömmt uns gelaſſenen, ernſten Deutſchen die flatternde Ungeduld, ſobald die Execution vorbey, durchaus nun weiter nichts hören zu wollen, wenn es auch noch ſo wenige, zur völligen Rundung des Stücks noch ſo unentbehrliche Worte wären? Doch ich forſche vergebens nach der Urſache einer Sache, die nicht iſt. Wir hätten kalt Blut genug, den Dichter bis ans Ende zu hören, wenn es uns der Schauſpieler nur zutrauen wollte. Wir würden recht gern die letzten Befehle des großmüthigen Sultans vernehmen; recht gern die Bewunderung und das Mitleid des Nereſtan noch theilen: aber wir ſollen nicht. Und warum ſollen wir nicht? Auf dieſes warum, weiß ich kein darum. Sollten wohl die Orosmannsſpieler daran Schuld ſeyn? Es wäre begreiflich genug, warum ſie gern das letzte Wort haben wollten. Erſtochen und geklatſcht! Man muß Künſtlern kleine Eitelkeiten verzeihen.

Bey keiner Nation hat die Zayre einen ſchärfern Kunſtrichter gefunden, als unter den Holländern. Friedrich Duim, vielleicht ein Anverwandter des berühmten Akteurs dieſes Namens auf dem Amſterdamer Theater, fand ſo viel daran auszuſetzen, daß er es für etwas kleines hielt, eine beſſere zu machen. Er machte auch wirklich eine — andere, (*) in der die Bekehrung der Zayre das Hauptwerk iſt, und die ſich damit endet, daß der Sultan über ſeine Liebe ſieget, und die chriſtliche Zayre mit aller der Pracht in ihr Vaterland ſchicket, die ihrer vorgehabten Erhöhung gemäß iſt; der alte Luſignan ſtirbt vor Freuden. Wer iſt begierig, mehr davon zu wiſſen? Der einzige unverzeihliche Fehler eines tragiſchen Dichters iſt dieſer, daß er uns kalt läßt; er intereſſire uns, und mache mit den kleinen mechaniſchen Regeln, was er will. Die Duime können wohl tadeln, aber den Bogen des Ulyſſes müſſen ſie nicht ſelber ſpannen wollen. Dieſes ſage ich darum, weil ich nicht gern zurück, von der mißlungenen Verbeſſerung auf den Ungrund der Kritik, geſchloſſen wiſſen möchte. Duims Tadel iſt in vielen Stücken ganz gegründet; beſonders hat er die Unſchicklichkeiten, deren ſich Voltaire in Anſehung des Orts ſchuldig macht, und das Fehlerhafte in dem nicht genugſam motivirten Auftreten und Abgehen der Perſonen, ſehr wohl angemerkt. Auch iſt ihm die Ungereimtheit der ſechſten Scene im dritten Akte nicht entgangen. „Orosmann, ſagt er, kömmt, Zayren in die Moſchee abzuholen; Zayre weigert ſich, ohne die geringſte Urſache von ihrer Weigerung anzuführen; ſie geht ab, und Orosmann

---

(*) Zaire, bekeerde Turkinne. Treurſpel. Amſterdam 1745.

mann bleibt als ein Laffe (als eenen lafhartigen) ſtehen. Iſt das wohl ſeiner Würde gemäß? Reimet ſich das wohl mit ſeinem Charakter? Warum dringt er nicht in Zayren, ſich deutlicher zu erklären? Warum folgt er ihr nicht in das Seraglio? Durfte er ihr nicht dahin folgen?„ — Guter Duim! wenn ſich Zayre deutlicher erkläret hätte: wo hätten denn die andern Akte ſollen herkommen? Wäre nicht die ganze Tragödie darüber in die Bilze gegangen? — Ganz Recht! auch die zweyte Scene des dritten Akts iſt eben ſo abgeſchmackt: Orosmann kömmt wieder zu Zayren; Zayre geht abermals, ohne die geringſte nähere Erklärung, ab, und Orosmann, der gute Schlucker, (dien goeden hals) tröſtet ſich desfalls in einer Monologe. Aber, wie geſagt, die Verwickelung, oder Ungewißheit, mußte doch bis zum fünften Aufzuge hinhalten; und wenn die ganze Kataſtrophe an einem Haare hängt, ſo hängen mehr wichtige Dinge in der Welt an keinem ſtärkern.

Die letzterwähnte Scene iſt ſonſt diejenige, in welcher der Schauſpieler, der die Rolle des Orosmann hat, ſeine feinſte Kunſt in alle dem beſcheidenen Glanze zeigen kann, in dem ſie nur ein eben ſo feiner Kenner zu empfinden fähig iſt. Er muß aus einer Gemüthsbewegung in die andere übergehen, und dieſen Uebergang durch das ſtumme Spiel ſo natürlich zu machen wiſſen, daß

der

der Zuſchauer durchaus durch keinen Sprung, ſondern durch eine zwar ſchnelle, aber doch dabey merkliche Gradation mit fortgeriſſen wird. Erſt zeiget ſich Orosmann in aller ſeiner Großmuth, willig und geneigt, Zayren zu vergeben, wann ihr Herz bereits eingenommen ſeyn ſollte, Falls ſie nur aufrichtig genug iſt, ihm länger kein Geheimniß davon zu machen. Indem erwacht ſeine Leidenſchaft aufs neue, und er fodert die Aufopferung ſeines Nebenbuhlers. Er wird zärtlich genug, ſie unter dieſer Bedingung aller ſeiner Huld zu verſichern. Doch da Zayre auf ihrer Unſchuld beſtehet, wider die er ſo offenbar Beweiſe zu haben glaubet, bemeiſtert ſich ſeiner nach und nach der äußerſte Unwille. Und ſo geht er von dem Stolze zur Zärtlichkeit, und von der Zärtlichkeit zur Erbitterung über. Alles was Remond de Saint Albine, in ſeinem Schauſpieler, (*) hierbey beobachtet wiſſen will, leiſtet Hr. Eckhof auf eine ſo vollkommene Art, daß man glauben ſollte, er allein könne das Vorbild des Kunſtrichters geweſen ſeyn.

(*) Le Comedien, Partie II. Chap. X. p. 209.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Siebzehntes Stück.

Den 26ſten Junius, 1767.

Den ſiebzehnten Abend (Donnerſtags, den 14ten May,) ward der Sidney, vom Greſſet, aufgeführet.

Dieſes Stück kam im Jahre 1745 zuerſt aufs Theater. Ein Luſtſpiel wider den Selbſtmord, konnte in Paris kein großes Glück machen. Die Franzoſen ſagten: es wäre ein Stück für London. Ich weiß auch nicht; denn die Engländer dürften vielleicht den Sidney ein wenig unengliſch finden; er geht nicht raſch genug zu Werke; er philoſophirt, ehe er die That begeht, zu viel, und nachdem er ſie begangen zu haben glaubt, zu wenig; ſeine Reue könnte ſchimpflicher Kleinmuth ſcheinen; ja, ſich von einem franzöſiſchen Bedienten ſo angeführt zu ſehen, möchte von manchen für eine Beſchämung gehalten werden, die des Hängens allein würdig wäre.

Doch ſo wie das Stück iſt, ſcheinet es für uns Deutſche recht gut zu ſeyn. Wir mögen eine Raſerey gern mit ein wenig Philoſophie bemänteln, und finden es unſerer Ehre eben nicht nachtheilig, wenn man uns von einem dummen Streiche zurückhält, und das Geſtändniß, falſch philoſophirt zu haben, uns abgewinnet. Wir werden daher dem Dümont, ob er gleich ein franzöſiſcher Prahler iſt, ſo herzlich gut, daß uns die Etiquette, welche der Dichter mit ihm beobachtet, beleidiget. Denn indem es Sidney nun erfährt, daß er durch die Vorſicht deſſelben dem Tode nicht näher iſt, als der geſundeſten einer, ſo läßt ihn Greſſet ausrufen: „Kaum kann ich es glauben — Roſalia! — Hamilton! — und du, deſſen glücklicher Eifer u. ſ. w.„ Warum dieſe Rangordnung? Iſt es erlaubt, die Dankbarkeit der Politeſſe aufzuopfern? Der Bediente hat ihn gerettet; dem Bedienten gehört das erſte Wort, der erſte Ausdruck der Freude, ſo Bedienter, ſo weit unter ſeinem Herrn und ſeines Herrn Freunden, er auch immer iſt. Wenn ich Schauſpieler wäre, hier würde ich es kühnlich wagen, zu thun, was der Dichter hätte thun ſollen. Wenn ich ſchon, wider ſeine Vorſchrift, nicht daß erſte Wort an meinen Erretter richten dürfte, ſo würde ich ihm wenigſten den erſten gerührten Blick zuſchicken, mit der erſten dankbaren Umarmung auf ihn zueilen;

und dann würde ich mich gegen Roſalien, und gegen Hamilton wenden, und wieder auf ihn zurückkommen. Es ſey uns immer angelegener, Menſchlichkeit zu zeigen, als Lebensart!

Herr Eckhof ſpielt den Sidney ſo vortrefflich — Es iſt ohnſtreitig eine von ſeinen ſtärkſten Rollen. Man kann die enthuſiaſtiſche Melancholie, das Gefühl der Fühlloſigkeit, wenn ich ſo ſagen darf, worinn die ganze Gemüthsverfaſſung des Sidney beſtehet, ſchwerlich mit mehr Kunſt, mit größerer Wahrheit ausdrücken. Welcher Reichthum von mahlenden Geſten, durch die er allgemeinen Betrachtungen gleichſam Figur und Körper giebt, und ſeine innerſten Empfindungen in ſichtbare Gegenſtände verwandelt! Welcher fortreiſſende Ton der Ueberzeugung! —

Den Beſchluß machte dieſen Abend ein Stück in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen des l'Affichard, unter dem Titel: Iſt er von Familie? Man erräth gleich, daß ein Narr oder eine Närrinn darinn vorkommen muß, der es hauptſächlich um den alten Adel zu thun iſt. Ein junger wohlerzogener Menſch, aber von zweifelhaftem Herkommen, bewirbt ſich um die Stieftochter eines Marquis. Die Einwilligung der Mutter hängt von der Aufklärung dieſes Punktes ab. Der junge Menſch hielt ſich nur für den Pflegeſohn eines gewiſſen bürgerlichen Liſanders aber es findet ſich, daß Liſander ſein wahrer Vater iſt. Nun wäre weiter an die Heyrath nicht zu denken, wenn nicht Liſander ſelbſt ſich nur durch Unfälle zu dem bürgerlichen Stande herablaſſen müſſen. In der That iſt er von eben ſo guter Geburt, als der Marquis; er iſt des Marquis Sohn, den jugendlichen Ausſchweiffungen aus dem väterlichen Hauſe vertrieben. Nun will er ſeinen Sohn brauchen, um ſich mit ſeinem Vater auszuſöhnen. Die Ausſöhnung gelingt, und macht das Stück gegen das Ende ſehr rührend. Da alſo der Hauptton deſſelben rührender, als komiſch, iſt: ſollte uns nicht auch der Titel mehr jenes als dieſes erwarten laſſen? Der Titel iſt eine wahre Kleinigkeit; aber dasmal hätte ich ihn von dem einzigen lächerlichen Charakter nicht hergenommen; er braucht den Inhalt weder anzuzeigen, noch zu erſchöpfen; aber er ſollte doch auch nicht irre führen. Und dieſer thut es ein wenig. Was iſt leichter zu ändern, als ein Titel? Die übrigen Abweichungen des deutſchen Verfaſſers von dem Originale, gereichen mehr zum Vortheile des Stücks, und geben ihm das einheimiſche Anſehen, das faſt allen von dem franzöſiſchen Theater entlehnten Stücken mangelt.

Den achtzehnten Abend (Freytags, den 15ten May,) ward das Geſpenſt mit der Trommel geſpielt.

Dieſes Stück ſchreibt ſich eigentlich aus dem Engliſchen des Addiſon her. Addiſon hat nur eine Tragödie, und nur eine Komödie gemacht. Die dramatiſche Poeſie überhaupt war ſein Fach nicht. Aber ein guter Kopf weiß ſich überall aus dem Handel zu ziehen; und ſo haben ſeine beiden Stücke, wenn ſchon nicht die höchſten Schönheiten ihrer Gattung, wenigſtens andere, die ſie noch immer zu ſehr ſchätzbaren Werken machen. Er ſuchte ſich mit dem einen ſowohl, als mit dem andern, der franzöſiſchen Regelmäßigkeit mehr zu nähern; aber noch zwanzig Addiſons, und dieſe Regelmäßigkeit wird doch nie nach dem Geſchmacke der Engländer werden. Begnüge ſich damit, wer keine höhere Schönheiten kennet!

Deſtouches, der in England perſönlichen Umgang mit Addiſon gehabt hatte, zog das Luſtſpiel deſſelben über einen noch franzöſiſchern Leiſten. Wir ſpielen es nach ſeiner Umarbeitung; in der wirklich vieles feiner und natürlicher, aber auch manches kalter und kraftloſer geworden. Wenn ich mich indeß nicht irre, ſo hat Madame Gottſched, von der ſich die deutſche Ueberſetzung herſchreibt, das engliſche Original mit zur Hand genommen, und manchen guten Einfall wieder daraus hergeſtellet.

Den neunzehnten Abend (Montags, den 18ten May,) ward der verheyrathete Philoſoph, vom Deſtouches, wiederholt.

Des Regnard Demokrit war dasjenige Stück, welches den zwanzigſten Abend (Dienſtags, den 19ten May,) geſpielet wurde.

Dieſes Luſtſpiel wimmelt von Fehlern und Ungereimtheiten, und doch gefällt es. Der Kenner lacht dabey ſo herzlich, als der Unwiſſendſte aus dem Pöbel. Was folgt hieraus? Daß die Schönheiten, die es hat, wahre allgemeine Schönheiten ſeyn müſſen, und die Fehler vielleicht nur willkührliche Regeln betreffen, über die man ſich leichter hinausſetzen kann, als es die Kunſtrichter Wort haben wollen. Er hat keine Einheit des Orts beobachtet: mag er doch. Er hat alles Uebliche aus den Augen geſetzt: immerhin. Sein Demokrit ſieht dem wahren Demokrit in keinem Stücke ähnlich; ſein Athen iſt ein ganz anders Athen, als wir kennen: nun wohl, ſo ſtreiche man Demokrit und Athen aus, und ſetze blos erdichtete Namen dafür. Regnard hat es gewiß ſo gut, als ein anderer, gewußt, daß um Athen keine Wüſte und keine Tiger und Bäre waren; daß es, zu der Zeit des Demokrits, keinen König hatte u. ſ. w. Aber er hat das alles itzt nicht wiſſen wollen; ſeine Abſicht war, die Sitten ſeines Landes unter frem-

den

den Namen zu ſchildern. Dieſe Schilderung iſt das Hauptwerk des komiſchen Dichters, und nicht die hiſtoriſche Wahrheit.

Andere Fehler möchten ſchwerer zu entſchuldigen ſeyn; der Mangel des Intereſſe, die kahle Verwickelung, die Menge müßiger Perſonen, das abgeſchmackte Geſchwätz des Demokrits, nicht deswegen nur abgeſchmackt, weil es der Idee widerſpricht, die wir von dem Demokrit haben, ſondern weil es Unſinn in jedes andern Munde ſeyn würde, der Dichter möchte ihn genannt haben, wie er wolle. Aber was überſieht man nicht bey der guten Laune, in die uns Strabo und Thaler ſetzen? Der Charakter des Strabo iſt gleichwohl ſchwer zu beſtimmen; man weiß nicht, was man aus ihm machen ſoll; er ändert ſeinen Ton gegen jeden, mit dem er ſpricht; bald iſt er ein feiner witziger Spötter, bald ein plumper Spaßmacher, bald ein zärtlicher Schulfuchs, bald ein unverſchämter Stutzer. Seine Erkennung mit der Cleanthis iſt ungemein komiſch, aber unnatürlich. Die Art, mit der Mademoiſell Beauval und la Thorilliere dieſe Scenen zuerſt ſpielten, hat ſich von einem Akteur zum andern, von einer Aktrice zur andern fortgepflanzt. Es ſind die unanſtändigſten Grimaſſen; aber da ſie durch die Ueberlieferung bey Franzoſen und Deutſchen geheiliget ſind, ſo kömmt es niemanden ein, etwas daran zu ändern, und ich will mich wohl hüten zu ſagen, daß man ſie eigentlich kaum in dem niedrigſten Poſſenſpiele dulden ſollte. Der beſte drolligſte und ausgeführteſte Charakter, iſt der Charakter des Thalers; ein wahrer Bauer, ſchalkiſch und gerade zu; voller boshafter Schnurren; und der, von der poetiſchen Seite betrachtet, nichts weniger als epiſodiſch, ſondern zu Auflöſung des Knoten eben ſo ſchicklich als unentbehrlich iſt. (*)

(*) Hiſtoire du Theatre François. T. XIV. p. 164.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Achtzehntes Stück.

Den 30ſten Junius, 1767.

Den ein und zwanzigſten Abend (Mittewochs, den 20ſten May,) wurde das Luſtſpiel des Marivaux, die falſchen Vertraulichkeiten, aufgeführt.

Marivaux hat faſt ein ganzes halbes Jahrhundert für die Theater in Paris gearbeitet; ſein erſtes Stück iſt vom Jahre 1712, und ſein Tod erfolgte 1763, in einem Alter von zwey und ſiebzig. Die Zahl ſeiner Luſtſpiele beläuft ſich auf einige dreyßig, wovon mehr als zwey Drittheile den Harlekin haben, weil er ſie für die italieniſche Bühne verfertigte. Unter dieſe gehören auch die falſchen Vertraulichkeiten, die 1763 zuerſt, ohne beſondern Beyfall, geſpielet, zwey Jahre darauf aber wieder hervorgeſucht wurden, und deſto größern erhielten.

Seine Stücke, ſo reich ſie auch an mannichfaltigen Charakteren und Verwicklungen ſind, ſehen ſich einander dennoch ſehr ähnlich. In allen der nehmliche ſchimmernde, und öfters allzugeſuchte Witz; in allen die nehmliche metaphyſiſche Zergliederung der Leidenſchaften; in allen die nehmliche blumenreiche, neologiſche Sprache. Seine Plane ſind nur von einem ſehr geringen Umfange; aber, als ein wahrer Kallipides ſeiner Kunſt, weiß er den engen Bezirk derſelben mit einer Menge ſo kleiner, und doch ſo merklich abgeſetzter Schritte zu durchlaufen, daß wir am Ende einen noch ſo weiten Weg mit ihm zurückgelegt zu haben glauben.

Seitdem die Neuberinn, ſub Auſpiciis Sr. Magnificenz, des Herrn Prof. Gottſcheds, den Harlekin öffentlich von ihrem Theater verbannte, haben alle deutſche Bühnen, denen daran gelegen war, regelmäßig zu heiſſen, dieſer Verbannung beyzutreten geſchienen. Ich ſage, geſchienen; denn im Grunde hatten ſie nur das bunte Jäckchen und den Namen abgeſchaft, aber den Narren behalten. Die Neuberinn ſelbſt ſpielte eine Menge Stücke, in welchen Harlekin die Hauptperſon war. Aber Harlekin hieß bey ihr Hänuschen, und war ganz weiß, anſtatt ſcheckigt, gekleidet. Wahrlich, ein großer Triumph für den guten Geſchmack!

Auch die falſchen Vertraulichkeiten haben einen Harlekin, der in der deutſchen Ueberſetzung zu einem Peter geworden. Die Neuberinn iſt todt,

todt, Gottſched iſt auch todt: ich dächte, wir zögen ihm das Jäckchen wieder an. — Im Ernſte; wenn er unter fremdem Namen zu dulden iſt, warum nicht auch unter ſeinem? „Er iſt ein ausländiſches Geſchöpf;„ ſagt man. Was thut das? Ich wollte, daß alle Narren unter uns Ausländer wären! „Er trägt ſich, wie ſich kein Menſch unter uns trägt:„ — ſo braucht er nicht erſt lange zu ſagen, wer er iſt. „Es iſt widerſinnig, das nehmliche Individuum alle Tage in einem andern Stücke erſcheinen zu ſehen.„ Man muß ihn als kein Individuum, ſondern als eine ganze Gattung betrachten; es iſt nicht Harlekin, der heute im Timon, morgen im Falken, übermorgen in den falſchen Vertraulichkeiten, wie ein wahrer Haus in allen Gaſſen, vorkömmt; ſondern es ſind Harlekine; die Gattung leidet tauſend Varietäten; der im Timon iſt nicht der im Falken; jener lebte in Griechenland, dieſer in Frankreich; nur weil ihr Charakter einerley Hauptzüge hat, hat man ihnen einerley Namen gelaſſen. Warum wollen wir eckler, in unſern Vergnügungen wähliger, und gegen kahle Vernünfteleyen nachgebender ſeyn, als — ich will nicht ſagen, die Franzoſen und Italiener ſind — ſondern, als ſelbſt die Römer und Griechen waren? War ihr Paraſit etwas anders, als der Harlekin? Hatte er nicht auch ſeine eigene, beſondere Tracht, in der er in einem Stücke über dem andern vorkam? Hatten die Griechen nicht ein eigenes Drama, in das jederzeit Satyri eingeflochten werden mußten, ſie mochten ſich nun in die Geſchichte des Stücks ſchicken oder nicht?

Harlekin hat, vor einigen Jahren, ſeine Sache vor dem Richterſtuhle der wahren Kritik, mit eben ſo vieler Laune als Gründlichkeit, vertheidiget. Ich empfehle die Abhandlung des Herrn Möſer über das Groteske-Komiſche, allen meinen Leſern, die ſie noch nicht kennen; die ſie kennen, deren Stimme habe ich ſchon. Es wird darinn beyläufig von einem gewiſſen Schriftſteller geſagt, daß er Einſicht genug beſitze, dermaleins der Lobredner des Harlekin zu werden. Itzt iſt er es geworden! wird man denken. Aber nein; er iſt es immer geweſen. Den Einwurf, den ihm Herr Möſer wider den Harlekin in den Mund legt, kann er ſich nie gemacht, ja nicht einmal gedacht zu haben erinnern.

Auſſer dem Harlekin kömmt in den falſchen Vertraulichkeiten noch ein anderer Bedienter vor, der die ganze Intrigue führet. Beide wurden ſehr wohl geſpielt; und unſer Theater hat überhaupt, an den Herren Henſel und Merſchy, ein Paar Akteurs, die man zu den Bedientenrollen kaum beſſer verlangen kann.

Den zwey und zwanzigſten Abend (Donnerſtags, den 21ſten May,) ward die Zelmire des Herrn Du Belloy aufgeführet.

Der Name Du Belloy kann niemanden unbekannt ſeyn, der in der neuern franzöſiſchen Litteratur nicht ganz ein Fremdling iſt. Des Verfaſſers der Belagerung von Calais! Wenn es dieſes Stück nicht verdiente, daß die Franzoſen ein ſolches Lermen damit machten, ſo gereicht doch dieſes Lermen ſelbſt, den Franzoſen zur Ehre. Es zeigt ſie als ein Volk, das auf ſeinen Ruhm eiferſüchtig iſt; auf das die großen Thaten ſeiner Vorfahren den Eindruck nicht verloren haben; das, von dem Werthe eines Dichters und von dem Einfluſſe des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu ſeinen unnützen Gliedern rechnet, dieſes nicht zu den Gegenſtänden zählet, um die ſich nur geſchäftige Müßiggänger bekümmern. Wie weit ſind wir Deutſche in dieſem Stücke noch hinter den Franzoſen! Es gerade herauszuſagen: wir ſind gegen ſie noch die wahren Barbaren! Barbariſcher, als unſere barbariſchſten Vorältern, denen ein Liederſänger ein ſehr ſchätzbarer Mann war, und die, bey aller ihrer Gleichgültigkeit gegen Künſte und Wiſſenſchaften, die Frage, ob ein Barde, oder einer, der mit Bärfellen und Bernſtein handelt, der nützlichere Bürger wäre? ſicherlich für die Frage eines Narren gehalten hätten! — Ich mag mich in Deutſchland umſehen, wo ich will, die Stadt ſoll noch gebauet werden, von der ſich erwarten lieſſe, daß ſie nur den tauſendſten Theil der Achtung und Erkenntlichkeit gegen einen deutſchen Dichter haben würde, die Calais gegen den Du Belloy gehabt hat. Man erkenne es immer für franzöſiſche Eitelkeit: wie weit haben wir noch hin, ehe wir zu ſo einer Eitelkeit fähig ſeyn werden! Was Wunder auch? Unſere Gelehrte ſelbſt ſind klein genug, die Nation in der Geringſchätzung alles deſſen zu beſtärken, was nicht gerade zu den Beutel füllet. Man ſpreche von einem Werke des Genies, von welchem man will; man rede von der Aufmunterung der Künſtler; man äußere den Wunſch, daß eine reiche blühende Stadt der anſtändigſten Erholung für Männer, die in ihren Geſchäften des Tages Laſt und Hitze getragen, und der nützlichſten Zeitverkürzung für andere, die gar keine Geſchäfte haben wollen, (das wird doch wenigſtens das Theater ſeyn?) durch ihre bloſſe Theilnehmung aufhelfen möge: — und ſehe und höre um ſich. „Dem Himmel ſey Dank, ruft nicht blos der Wucherer Albinus, daß unſere Bürger wichtigere Dinge zu thun haben!„

—— —— —— —— Eu!

Rem poteris ſervare tuam! — — Wichtigere? Einträglichere; das gebe ich zu! Einträglich iſt freylich unter uns nichts, was im im geringſten mit den freyen Künſten in Verbindung ſtehet. Aber,

—— hæc animos ærugo et cura peculi
Cum ſemel imbuerit ——

Doch ich vergeſſe mich. Wie gehört das alles zur Zelmire?

Du Belloy war ein junger Menſch, der ſich auf die Rechte legen wollte, oder ſollte. Sollte, wird es wohl mehr geweſen ſeyn. Denn die Liebe zum Theater behielt die Oberhand; er legte den Bartolus bey Seite, und ward Komödiant. Er ſpielte einige Zeit unter der franzöſiſchen Truppe zu Braunſchweig, machte verſchiedene Stücke, kam wieder in ſein Vaterland, und ward geſchwind durch ein Paar Trauerſpiele ſo glücklich und berühmt, als ihn nur immer die Rechtsgelehrſamkeit hätte machen können, wenn er auch ein Beaumont geworden wäre. Wehe dem jungen deutſchen Genie, daß dieſen Weg einſchlagen wollte! Verachtung und Betteley würden ſein gewiſſeſtes Loos ſeyn!

Das erſte Trauerſpiel des Du Belloy heißt Titus; und Zelmire war ſein zweytes. Titus fand keinen Beyfall, und ward nur ein einzigesmal geſpielt. Aber Zelmire fand deſto größern; es ward vierzehnmal hinter einander aufgeführt, und die Pariſer hatten ſich noch nicht daran ſatt geſehen. Der Inhalt iſt von des Dichters eigener Erfindung.

Ein franzöſiſcher Kunſtrichter (*) nahm hiervon Gelegenheit, ſich gegen die Trauerſpiele von dieſer Gattung überhaupt zu erklären: „Uns wäre, ſagt er, ein Stoff aus der Geſchichte weit lieber geweſen. Die Jahrbücher der Welt ſind an berüchtigten Verbrechen ja ſo reich; und die Tragödie iſt ja ausdrücklich dazu, daß ſie uns die großen Handlungen wirklicher Helden zur Bewunderung und Nachahmung vorſtellen ſoll. Indem ſie ſo den Tribut bezahlt, den die Nachwelt ihrer Aſche ſchuldig iſt, befeuert ſie zugleich die Herzen der Itztlebenden mit der edlen Begierde, ihnen gleich zu werden. Man wende nicht ein, daß Zayre, Alzire, Mahomet, doch auch nur Geburthen der Erdichtung wären. Die Namen der beiden erſten ſind erdichtet, aber der Grund der Begebenheiten iſt hiſtoriſch. Es hat wirklich Kreuzzüge gegeben, in welchen ſich Chriſten und Türken, zur Ehre Gottes, ihres gemeinſchaftlichen Vaters, haßten und würgten. Bey der Eroberung von Mexico haben ſich nothwendig die glücklichen und erhabenen Contraſte zwiſchen den europäiſchen und amerikaniſchen Sitten, zwiſchen der Schwärmerey und der wahren Religion, äußern müſſen. Und was den Mahomet anbelangt, ſo iſt er der Auszug, die Quinteſſenz, ſo zu reden, aus dem ganzen Leben dieſes Betrügers; der Fanatiſmus, in Handlung gezeigt; das ſchönſte philoſophiſchſte Gemählde, das jemals von dieſem gefährlichen Ungeheuer gemacht worden.„

(*) Journal Encyclopédique. Juillet 1762.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Neunzehntes Stück.

Den 3ten Julius, 1767.

Es iſt einem jeden vergönnt, ſeinen eigenen Geſchmack zu haben; und es iſt rühmlich, ſich von ſeinem eigenen Geſchmacke Rechenſchaft zu geben ſuchen. Aber den Gründen, durch die man ihn rechtfertigen will, eine Allgemeinheit ertheilen, die, wenn es ſeine Richtigkeit damit hätte, ihn zu dem einzigen wahren Geſchmacke machen müßte, heißt aus den Grenzen des forſchenden Liebhabers herausgehen, und ſich zu einem eigenſinnigen Geſetzgeber aufwerfen. Der angeführte franzöſiſche Schriftſteller fängt mit einem beſcheidenen, ,,Uns wäre lieber geweſen,, an, und geht zu ſo allgemein verbindenden Ausſprüchen fort, daß man glauben ſollte, dieſes Uns ſey aus dem Munde der Kritik ſelbſt gekommen. Der wahre Kunſtrichter folgert keine Regeln aus ſeinem Geſchmacke, ſondern hat ſeinen Geſchmack nach den Regeln gebildet, welche die Natur der Sache erfodert.

Nun hat es Ariſtoteles längſt entſchieden, wie weit ſich der tragiſche Dichter um die hiſtoriſche Wahrheit zu bekümmern habe; nicht weiter, als ſie einer wohleingerichteten Fabel ähnlich iſt, mit der er ſeine Abſichten verbinden kann. Er braucht eine Geſchichte nicht darum, weil ſie geſchehen iſt, ſondern darum, weil ſie ſo geſchehen iſt, daß er ſie ſchwerlich zu ſeinem gegenwärtigen Zwecke beſſer erdichten könnte. Findet er dieſe Schicklichkeit von ohngefehr an einem wahren Falle, ſo iſt ihm der wahre Fall willkommen; aber die Geſchichtbücher erſt lange darum nachzuſchlagen, lohnt der Mühe nicht. Und wie viele wiſſen denn, was geſchehen iſt? Wenn wir die Möglichkeit, daß etwas geſchehen kann, nur daher abnehmen wollen, weil es geſchehen iſt: was hindert uns, eine gänzlich erdichtete Fabel für eine wirklich geſchehene Hiſtorie zu halten, von der wir nie etwas gehört haben. Was iſt das erſte, was uns eine Hiſtorie glaubwürdig macht? Iſt es nicht ihre innere Wahrſcheinlichkeit? und iſt es nicht einerley, ob dieſe Wahrſcheinlichkeit von gar keinen Zeugniſſen und Ueberlieferungen beſtätiget wird, oder von ſolchen, die zu unſerer Wiſſenſchaft noch nie gelangt ſind? Es wird ohne Grund angenommen,

men, daß es eine Beſtimmung des Theaters mit ſey, das Andenken großer Männer zu erhalten; dafür iſt die Geſchichte, aber nicht das Theater; Auf dem Theater ſollen wir nicht lernen, was dieſer oder jener einzelne Menſch gethan hat, ſondern was ein jeder Menſch von einem gewiſſen Charakter unter gewiſſen gegebenen Umſtänden thun werde. Die Abſicht der Tragödie iſt weit philoſophiſcher, als die Abſicht der Geſchichte; und es heißt ſie von ihrer wahren Würde herabſetzen, wenn man ſie zu einem bloßen Panegyrikus berühmter Männer macht, oder ſie gar den Nationalſtolz zu nähren mißbraucht.

Die zweyte Erinnerung des nehmlichen franzöſiſchen Kunſtrichters gegen die Zelmire des Du Belloy, iſt wichtiger. Er tadelt, daß ſie faſt nichts als ein Gewebe mannichfaltiger wunderbarer Zufälle ſey, die in den engen Raum von vier und zwanzig Stunden zuſammengepreßt, aller Illuſion unfähig würden. Eine ſeltſam ausgeſparte Situation über die andere! ein Theaterſtreich über den andern! Was geſchieht nicht alles! was hat man nicht alles zu behalten! Wo ſich die Begebenheiten ſo drengen, können ſchwerlich alle vorbereitet genug ſeyn. Wo uns ſo vieles überraſcht, wird uns leicht manches mehr befremden, als überraſchen. „Warum muß ſich z. E. der Tyrann dem Rhamnes entdecken? Was zwingt den Antenor, ihm ſeine Verbrechen zu offenbaren? Fällt Ilus nicht gleichſam vom Himmel? Iſt die Gemüthsänderung des Rhamnes nicht viel zu ſchleunig? Bis auf den Augenblick, da er den Antenor erſticht, nimmt er an den Verbrechen ſeines Herrn auf die entſchloßenſte Weiſe Theil; und wenn er einmal Reue zu empfinden geſchienen, ſo hatte er ſie doch ſogleich wieder unterdrückt. Welch geringfügige Urſachen giebt hiernächſt der Dichter nicht manchmal den wichtigſten Dingen! So muß Polidor, wenn er aus der Schlacht kömmt, und ſich wiederum in dem Grabmahle verbergen will, der Zelmire den Rücken zukehren, und der Dichter muß uns ſorgfältig dieſen kleinen Umſtand einſchärfen. Denn wenn Polidor anders ginge, wenn er der Prinzeßin das Geſicht, anſtatt den Rücken zuwendete: ſo würde ſie ihn erkennen, und die folgende Scene, wo dieſe zärtliche Tochter unwiſſend ihren Vater ſeinen Henkern überliefert, dieſe ſo verſtechende, auf alle Zuſchauer ſo großen Eindruck machende Scene, fiele weg. Wäre es gleichwohl nicht weit natürlicher geweſen, wenn Polidor, indem er wieder in das Grabmahl flüchtet, die Zelmire bemerkt, ihr ein Wort zugeruffen, oder auch nur ein Wink gegeben hätte? Freylich wäre es ſo natürlicher geweſen, als daß die ganzen letzten Akte ſich nunmehr auf die Art, wie Polidor geht,

geht, ob er ſeinen Rücken dahin oder dorthin kehret, gründen müſſen. Mit dem Billet des Azor hat es die nehmliche Bewandtniß: brachte es der Soldat im zweyten Akte gleich mit, ſo wie er es hätte mitbringen ſollen, ſo war der Tyrann entlarvet, und das Stück hatte ein Ende.„

Die Ueberſetzung der Zelmire iſt nur in Proſa. Aber wer wird nicht lieber eine körnichte, wohlklingende Proſa hören wollen, als matte, geradebrechte Verſe? Unter allen unſern gereimten Ueberſetzungen werden kaum ein halbes Dutzend ſeyn, die erträglich ſind. Und daß man mich ja nicht bey dem Worte nehme, ſie zu nennen! Ich würde eher wiſſen, wo ich aufhören, als wo ich anfangen ſollte. Die beſte iſt an vielen Stellen dunkel und zweydeutig; der Franzoſe war ſchon nicht der größte Verſifikateur, ſondern ſtümperte und flickte; der Deutſche war es noch weniger, und indem er ſich bemühte, die glücklichen und unglücklichen Zeilen ſeines Originals gleich treu zu überſetzen, ſo iſt es natürlich, daß öfters, was dort nur Lückenbüſſerey, oder Tavtologie, war, hier zu förmlichen Unſinne werden mußte. Der Ausdruck iſt dabey meiſtens ſo niedrig, und die Konſtruction ſo verworfen, daß der Schauſpieler allen ſeinen Adel nöthig hat, jenen aufzuhelfen, und allen ſeinen Verſtand brauchte, dieſe nur nicht verfehlen zu laſſen. Ihm die Deklamation zu erleichtern, daran iſt vollends gar nicht gedacht worden!

Aber verlohnt es denn auch der Mühe, auf franzöſiſche Verſe ſo viel Fleiß zu wenden, bis in unſerer Sprache eben ſo wäßrig korrecte, eben ſo grammatikaliſch kalte Verſe daraus werden? Wenn wir hingegen den ganzen poetiſchen Smuck der Franzoſen in unſere Proſa übertragen, ſo wird unſere Proſa dadurch eben noch nicht ſehr poetiſch werden. Es wird der Zwitterton noch lange nicht daraus entſtehen, der aus den proſaiſchen Ueberſetzungen engliſcher Dichter entſtanden iſt, in welchen der Gebrauch der kühnſten Tropen und Figuren, außer einer gebundenen cadenſirten Wortfügung, uns an Beſeſſene denken läßt, die ohne Muſik tanzen. Der Ausdruck wird ſich höchſtens über die alltägliche Sprache nicht weiter erheben, als ſich die theatraliſche Deklamation über den gewöhnlichen Ton der geſellſchaftlichen Unterhaltungen erheben ſoll. Und ſo nach wünſchte ich unſerm proſaiſchen Ueberſetzer recht viele Nachfolger; ob ich gleich der Meinung des Houdar de la Motte gar nicht bin, daß das Sylbenmaaß überhaupt ein kindiſcher Zwang ſey, dem ſich der dramatiſche Dichter am wenigſten Urſache habe zu unterwerfen. Denn hier kömmt es blos darauf an, unter zwey

Uebeln

Uebeln das kleinſte zu wählen; entweder Verſtand und Nachdruck der Verſifikation, oder dieſe jenen aufzuopfern. Dem Houdar de la Motte war ſeine Meinung zu vergeben; er hatte eine Sprache in Gedanken, in der das Metriſche der Poeſie nur Kitzelung der Ohren iſt, und zur Verſtärkung des Ausdrucks nichts beytragen kann; in der unſrigen hingegen iſt es etwas mehr, und wir können der griechiſchen ungleich näher kommen, die durch den bloßen Rhytmus ihrer Versarten die Leidenſchaften, die darinn ausgedrückt werden, anzudeuten vermag. Die franzöſiſchen Verſe haben nichts als den Werth der überſtandenen Schwierigkeit für ſich; und freylich iſt dieſes nur ein ſehr elender Werth.

Die Rolle des **Polidors** hat Herr Borchers ungemein wohl geſpielt; mit aller der Beſonnenheit und Heiterkeit, die einem Böſewichte von großem Verſtande ſo natürlich zu ſeyn ſcheinen. Kein mißlungener Anſchlag wird ihn in Verlegenheit ſetzen; er iſt an immer neuen Ränken unerſchöpflich; er beſinnt ſich kaum, und der unerwarteſte Streich, der ihn in ſeiner Blöße darzuſtellen drohte, empfängt eine Wendung, die ihm die Larve nur noch feſter aufdrückt. Dieſen Charakter nicht zu verderben, iſt von Seiten des Schauſpielers das getreueſte Gedächtniß, die fertigſte Stimme, die freyeſte, nachläſſigſte Aktion, unumgänglich nöthig. Hr. Borchers hat überhaupt ſehr viele Talente, und ſchon das muß ein günſtiges Vorurtheil für ihn erwecken, daß er ſich in alten Rollen eben ſo gern übet, als in jungen. Dieſes zeiget von ſeiner Liebe zur Kunſt; und der Kenner unterſcheidet ihn ſogleich von ſo vielen andern jungen Schauſpielern, die nur immer auf der Bühne glänzen wollen, und deren kleine Eitelkeit, ſich in lauter galanten liebenswürdigen Rollen begaffen und bewundern zu laſſen, ihr vornehmſter, auch wohl öfters ihr einziger Beruff zum Theater iſt.

Hamburgiſche
Dramaturgie.

Zwanzigſtes Stück.

Den 7ten Julius, 1767.

Den drey und zwanzigſten Abend (Freytags, den 22ſten May,) ward Cenie aufgeführet.

Dieſes vortreffliche Stück der Graffigny mußte der Gottſchedinn zum Ueberſetzen in die Hände fallen. Nach dem Bekenntniſſe, welches ſie von ſich ſelbſt ablegt, „daß ſie die Ehre, welche man durch Ueberſetzung, oder auch Verfertigung theatraliſcher Stücke, erwerben könne, allezeit nur für ſehr mittelmäßig gehalten habe,„ läßt ſich leicht vermuthen, daß ſie, dieſe mittelmäßige Ehre zu erlangen, auch nur ſehr mittelmäßige Mühe werde angewendet haben. Ich habe ihr die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie einige luſtige Stücke des Destouches eben nicht verdorben hat. Aber wie viel leichter iſt es, eine Schnurre zu überſetzen, als eine Empfindung! Das Lächerliche kann der Witzige und Unwitzige nachſagen; aber die Sprache des Herzens kann nur das Herz treffen. Sie hat ihre eigene Regeln; und es iſt ganz um ſie geſchehen, ſobald man dieſe verkennt, und ſie dafür den Regeln der Grammatik unterwerfen, und ihr alle die kalte Vollſtändigkeit, alle die langweilige Deutlichkeit geben will, die wir an einem logiſchen Satze verlangen. Z. E. Dorimond hat dem Mericourt eine anſehnliche Verbindung, nebſt dem vierten Theile ſeines Vermögens, zugedacht. Aber das iſt das wenigſte, worauf Mericourt geht; er verweigert ſich dem großmüthigen Anerbieten, und will ſich ihm aus Uneigennützigkeit verweigert zu haben ſcheinen. „Wozu das? ſagt er. Warum wollen Sie ſich ihres Vermögens berauben? Genießen Sie ihrer Güter ſelbſt; ſie haben Ihnen Gefahr und Arbeit genug gekoſtet.„ J'en jouirai, je vous rendrai tous heureux: läßt die Graſſigny den lieben gutherzigen Alten antworten. „Ich will ihrer genießen, ich will euch alle glücklich machen.„ Vortrefflich! Hier iſt kein Wort zu viel! Die wahre nachläßige Kürze, mit der ein Mann, dem Güte zur Natur geworden iſt, von ſeiner Güte ſpricht, wenn er davon ſprechen muß! Seines Glückes genießen, andere glücklich machen: beides iſt ihm nur eines; das eine iſt ihm nicht blos eine Folge des andern, ein Theil des andern; das eine iſt ihm ganz das andere: und

und ſo wie ſein Herz keinen Unterſchied darunter kennet, ſo weiß auch ſein Mund keinen darunter zu machen; er ſpricht, als ob er das nehmliche zweymal ſpräche, als ob beide Sätze wahre tavtologiſche Sätze, vollkommen identiſche Sätze wären; ohne das geringſte Verbindungswort. O des Elenden, der die Verbindung nicht fühlt, dem ſie eine Partikel erſt fühlbar machen ſoll! Und dennoch, wie glaubt man wohl, daß die Gottſchedinn jene acht Worte überſetzt hat? „Alsdenn werde ich meiner Güter erſt recht genießen, wenn ich euch beide dadurch werde glücklich gemacht haben.„ Unerträglich! Derr Sinn iſt vollkommen übergetragen, aber der Geiſt iſt verflogen; ein Schwall von Worten hat ihn erſtickt. Dieſes Alsdenn, mit ſeinem Schwanze von Wenn; dieſes Erſt; dieſes Recht; dieſes Dadurch: lauter Beſtimmungen, die dem Ausbruche des Herzens alle Bedenklichkeiten der Ueberlegung geben, und eine warme Empfindung in eine froſtige Schlußrede verwandeln.

Denen, die mich verſtehen, darf ich nur ſagen, daß ungefehr auf dieſen Schlag das ganze Stück überſetzt iſt. Jede feinere Geſinnung iſt in ihren geſunden Menſchenverſtand paraphraſirt, jeder affektvolle Ausdruck in die todten Beſtandtheile ſeiner Bedeutung aufgelöſet worden. Hierzu kömmt in vielen Stellen der häßliche Ton des Ceremoniels; verabredete Ehrenbenennungen contraſtiren mit den Ausrufungen der gerührten Natur auf die abſcheulichſte Weiſe. Indem Cenie ihre Mutter erkennet. ruft ſie: „Frau Mutter! o welch ein ſüßer Name!„ Der Name Mutter iſt ſüß; aber Frau Mutter iſt wahrer Honig mit Citronenſaft! Der herbe Titel zieht das ganze, der Empfindung ſich öffende Herz wieder zuſammen. Und in dem Augenblicke, da ſie ihren Vater findet, wirft ſie ſich gar mit einem „Gnädiger Herr Vater! bin ich Ihrer Gnade werth!„ ihm in die Arme. Mon pere! auf deutſch: Gnädiger Herr Vater. Was für ein reſpectuöſes Kind! Wenn ich Dorſainville wäre, ich hätte es eben ſo gern gar nicht wieder gefunden, als mit dieſer Anrede.

Madame Löwen ſpielt die Orphiſe, man kann ſie nicht mit mehrerer Würde und Empfindung ſpielen. Jede Mine ſpricht das ruhige Bewußtſeyn ihres verkannten Werthes; und ſanfte Melancholie auszudrücken, kann nur ihrem Blicke, kann nur ihrem Tone gelingen.

Cenie iſt Madame Henſel. Kein Wort fällt aus ihrem Munde auf die Erde. Was ſie ſagt, hat ſie nicht gelernt; es kömmt aus ihrem eignen Kopfe, aus ihrem eignen Herzen. Sie mag ſprechen, oder ſie mag nicht ſprechen, ihr Spiel geht ununterbrochen fort. Ich wüßte nur einen einzigen Fehler; aber es iſt ein ſehr ſeltner Fehler; ein ſehr beneidenswürdiger Fehler. Die

Actrice

Aktrice iſt für die Rolle zu groß. Mich dünkt einen Rieſen zu ſehen, der mit dem Gewehre eines Cadets exerciret. Ich möchte nicht alles machen, was ich vortreflich machen könnte.

Herr Eckhof in der Rolle des Dorimont, iſt ganz Dorimond. Dieſe Miſchung von Sanftmuth und Ernſt, von Weichherzigkeit und Strenge, wird gerade in ſo einem Manne wirklich ſeyn, oder ſie iſt es in keinem. Wann er zum Schluſſe des Stücks vom Mericourt ſagt: „Ich will ihm ſo viel geben, daß er in der großen Welt leben kann, die ſein Vaterland iſt; aber ſehen mag ich ihn nicht mehr!„ wer hat den Mann gelehrt, mit ein Paar erhobenen Fingern, hierhin und dahin bewegt, mit einem einzigen Kopfdrehen, uns auf einmal zu zeigen, was das für ein Land iſt, dieſes Vaterland des Mericourt? Ein gefährliches, ein böſes Land!

Tot linguæ, quot membra viro!——

Den vier und zwanzigſten Abend (Freytags, den 25ſten May,) ward die Amalia des Herrn Weiß aufgeführet.

Amalia wird von Kennern für das beſte Luſtſpiel dieſes Dichters gehalten. Es hat auch wirklich mehr Intereſſe, ausgeführtere Charaktere und einen lebhaftern gedankenreichern Dialog, als ſeine übrige komiſche Stücke. Die Rollen ſind hier ſehr wohl beſetzt; beſonders macht Madame Böck den Manley, oder die verkleidete Amalia, mit vieler Anmuth und mit aller der ungezwungenen Leichtigkeit, ohne die wir es ein wenig ſehr unwahrſcheinlich finden würden, ein junges Frauenzimmer ſo lange verkannt zu ſehen. Dergleichen Verkleidungen überhaupt geben einem dramatiſchen Stücke zwar ein romanenhaftes Anſehen, dafür kann es aber auch nicht fehlen, daß ſie nicht ſehr komiſche, auch wohl ſehr intereſſante Scenen veranlaſſen ſollten. Von dieſer Art iſt die fünfte des letzten Akts, in welcher ich meinem Freunde einige allzu kühn croquirte Pinſelſtriche zu lindern, und mit dem Uebrigen in eine ſanftere Haltung zu vertreiben, wohl rathen möchte. Ich weiß nicht, was in der Welt geſchieht; ob man wirklich mit dem Frauenzimmer manchmal in dieſem zudringlichen Tone ſpricht. Ich will nicht unterſuchen, wie weit es mit der weiblichen Beſcheidenheit beſtehen könne, gewiſſe Dinge, obſchon unter der Verkleidung, ſo zu brüſquiren. Ich will die Vermuthung ungeäußert laſſen, daß es vielleicht gar nicht einmal die rechte Art ſey, eine Madame Freemann ins Enge zu treiben; daß ein wahrer Manley die Sache wohl hätte feiner anfangen können; daß man über einen ſchnellen Strom nicht in gerader Linie ſchwimmen zu wollen verlangen müſſe; daß — Wie geſagt, ich will dieſe Vermuthungen ungeäußert

äußert laſſen; denn es könnte leicht bey einem ſolchen Handel mehr als eine rechte Art geben. Nachdem nehmlich die Gegenſtände ſind; obſchon alsdenn noch gar nicht ausgemacht iſt, daß diejenige Frau, bey der die eine Art fehl geſchlagen, auch allen übrigen Arten Obſtand halten werde. Ich will blos bekennen, daß ich für mein Theil nicht Herz genug gehabt hätte, eine dergleichen Scene zu bearbeiten. Ich würde mich von der einen Klippe, zu wenig Erfahrung zu zeigen, eben ſo ſehr gefürchtet haben, als vor der andern, allzu viele zu verrathen. Ja wenn ich mir auch einer mehr als Crebillonſchen Fähigkeit bewußt geweſen wäre, mich zwiſchen beide Klippen durchzuſtehlen: ſo weiß ich doch nicht, ob ich nicht viel lieber einen ganz andern Weg eingeſchlagen wäre. Beſonders da ſich dieſer andere Weg hier von ſelbſt öffnet. Manley, oder Amalia, wußte ja, daß Freemann mit ſeiner vorgeblichen Frau nicht geſetzmäßig verbunden ſey. Warum konnte er alſo nicht dieſes zum Grunde nehmen, ſie ihm gänzlich abſpänſtig zu machen, und ſich ihr nicht als einen Galan, dem es nur um flüchtige Gunſtbezeigungen zu thun, ſondern als einen ernſthaften Liebhaber anzutragen, der ſein ganzes Schickſal mit ihr zu theilen bereit ſey? Seine Bewerbungen würden dadurch, ich will nicht ſagen unſträflich, aber doch unſträflicher geworden ſeyn; er würde, ohne ſie in ihren eigenen Augen zu beſchimpfen, darauf haben beſtehen können; die Probe wäre ungleich verführeriſcher, und das Beſtehen in derſelben ungleich entſcheidender für ihre Liebe gegen Freemann geweſen. Man würde zugleich einen ordentlichen Plan von Seiten der Amalia dabey abgeſehen haben; anſtatt daß man itzt nicht wohl errathen kann, was ſie nun weiter thun können, wenn ſie unglücklicher Weiſe in ihrer Verführung glücklich geweſen wäre.

Nach der Amalia folgte das kleine Luſtſpiel des Saintfoix, der Finanzpachter. Es beſteht ungefehr aus ein Dutzend Scenen von der äußerſten Lebhaftigkeit. Es dürfte ſchwer ſeyn, in einen ſo engen Bezirk mehr geſunde Moral, mehr Charaktere, mehr Intereſſe zu bringen. Die Manier dieſes liebenswürdigen Schriftſtellers iſt bekannt. Nie hat ein Dichter ein kleineres niedlicheres Ganze zu machen gewußt, als Er.

Den fünf und zwanzigſten Abend (Dienſtags, den 26ſten May,) ward die Zelmire des Du Belloy wiederholt.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Ein und zwanzigſtes Stück.

Den 10ten Julius, 1767.

Den ſechs und zwanzigſten Abend (Freytags, den 29ſten May,) ward die Mütterſchule des Nivelle de la Chauſſee aufgeführet.

Es iſt die Geſchichte einer Mutter, die für ihre partheyiſche Zärtlichkeit gegen einen nichtswürdigen ſchmeichleriſchen Sohn, die verdiente Kränkung erhält. Marivaux hat auch ein Stück unter dieſem Titel. Aber bey ihm iſt es die Geſchichte einer Mutter, die ihre Tochter, um ein recht gutes gehorſames Kind an ihr zu haben, in aller Einfalt erziehet, ohne alle Welt und Erfahrung läßt: und wie geht es damit? Wie man leicht errathen kann. Das liebe Mädchen hat ein empfindliches Herz; ſie weiß keiner Gefahr auszuweichen, weil ſie keine Gefahr kennet; ſie verliebt ſich in den erſten in den beſten, ohne Mamma darum zu fragen, und Mamma mag dem Himmel danken, daß es noch ſo gut abläuft. In jener Schule giebt es eine Menge ernſthafte Betrachtungen anzuſtellen; in dieſer ſetzt es mehr zu lachen. Die eine iſt der Pendant der andern; und ich glaube, es müßte für Kenner ein Vergnügen mehr ſeyn, beide an einem Abende hinter einander beſuchen zu können. Sie haben hierzu auch alle äußerliche Schicklichkeit; das erſte Stück iſt von fünf Akten, das andere von einem.

Den ſieben und zwanzigſten Abend (Montags, den 1ſten Junius,) ward die Nanine des Herrn von Voltaire geſpielt.

Nanine? fragten ſogenannte Kunſtrichter, als dieſes Luſtſpiel im Jahre 1749 zuerſt erſchien. Was iſt das für ein Titel? Was denkt man dabey? — Nicht mehr und nicht weniger, als man bey einem Titel denken ſoll. Ein Titel muß kein Küchenzettel ſeyn. Je weniger er von dem Inhalte verräth, deſto beſſer iſt er. Dichter und Zuſchauer finden ihre Rechnung dabey, und die Alten haben ihren Komödien ſelten andere, als nichtsbedeutende Titel gegeben. Ich kenne kaum drey oder viere, die den Hauptcharakter anzeigten, oder etwas von der Intrigue verriethen. Hierunter gehöret des Plautus Miles glorioſus. Wie kömmt es, daß man noch nicht angemerket, daß dieſer Titel dem Plautus nur zur Hälfte gehören kann? Plautus nannte ſein

Stück blos Glorioſus; ſo wie er ein anderes Truculentus überſchrieb. Miles muß der Zuſatz eines Grammatikers ſeyn. Es iſt wahr, der Prahler, den Plautus ſchildert, iſt ein Soldat; aber ſeine Prahlereyen beziehen ſich nicht blos auf ſeinen Stand, und ſeine kriegeriſche Thaten. Er iſt in dem Punkte der Liebe eben ſo großſprecheriſch; er rühmt ſich nicht allein der tapferſte, ſondern auch der ſchönſte und liebenswürdigſte Mann zu ſeyn. Beides kann in dem Worte Glorioſus liegen; aber ſobald man Miles hinzufügt, wird das glorioſus nur auf das erſtere eingeſchränkt. Vielleicht hat den Grammatiker, der dieſen Zuſatz machte, eine Stelle des Cicero (*) verführt; aber hier hätte ihm Plautus ſelbſt, mehr als Cicero gelten ſollen. Plautus ſelbſt ſagt:

> ALAZON Græce huic nomen eſt Comœdiæ
> Id nos latine GLORIOSUM dicimus ——

und in der Stelle des Cicero iſt es noch gar nicht ausgemacht, daß eben das Stück des Plautus gemeinet ſey. Der Charakter eines großſprecheriſchen Soldaten kam in mehrern Stücken vor. Cicero kann eben ſowohl auf den Thraſo des Terenz gezielet haben. — Doch dieſes beyläufig.

(*) De Officiis Lib. I. Cap. 38.

Ich erinnere mich, meine Meinung von den Titeln der Komödien überhaupt, ſchon einmal geäußert zu haben. Es könnte ſeyn, daß die Sache ſo unbedeutend nicht wäre. Mancher Stümper hat zu einem ſchönen Titel eine ſchlechte Komödie gemacht; und blos des ſchönen Titels wegen. Ich möchte doch lieber eine gute Komödie mit einem ſchlechten Titel. Wenn man nachfragt, was für Charaktere bereits bearbeitet worden, ſo wird kaum einer zu erdenken ſeyn, nach welchem, beſonders die Franzoſen, nicht ſchon ein Stück genannt hätten. Der iſt längſt da geweſen! ruft man. Der auch ſchon! Dieſer würde vom Moliere, jener vom Deſtouches entlehnet ſeyn! Entlehnet? Das kömmt aus den ſchönen Titeln. Was für ein Eigenthumsrecht erhält ein Dichter auf einen gewiſſen Charakter dadurch, daß er ſeinen Titel davon hergenommen? Wenn er ihn ſtillſchweigend gebraucht hätte, ſo würde ich ihn wiederum ſtillſchweigend brauchen dürfen, und niemand würde mich darüber zum Nachahmer machen. Aber ſo wage es einer einmal, und mache z. E. einen neuen Miſanthropen. Wann er auch keinen Zug von dem Molierſchen nimmt, ſo wird ſein Miſanthrop doch immer nur eine Copie heiſſen. Genug, daß Moliere den Namen zuerſt gebraucht hat. Jener hat unrecht, daß er funfzig Jahr ſpäter lebet; und daß die Sprache für die unendlichen

chen Varietäten des menſchlichen Gemüths nicht auch unendliche Benennungen hat.

Wenn der Titel Nanine nichts ſagt; ſo ſagt der andere Titel deſto mehr: Nanine, oder das beſiegte Vorurtheil. Und warum ſoll ein Stück nicht zwey Titel haben? Haben wir Menſchen doch auch zwey, drey Namen. Die Namen ſind der Unterſcheidung wegen; und mit zwey Namen iſt die Verwechſelung ſchwerer, als mit einem. Wegen des zweyten Titels ſcheinet der Herr von Voltaire noch nicht recht einig mit ſich geweſen zu ſeyn. In der nehmlichen Ausgabe ſeiner Werke heißt er auf einem Blatte, das beſiegte Vorurtheil; und auf dem andern, der Mann ohne Vorurtheil. Doch beides iſt nicht weit aus einander. Es iſt von dem Vorurtheile, daß zu einer vernünftigen Ehe die Gleichheit der Geburt und des Standes erforderlich ſey, die Rede. Kurz, die Geſchichte der Nanine iſt die Geſchichte der Pamela. Ohne Zweifel wollte der Herr von Voltaire den Namen Pamela nicht brauchen, weil ſchon einige Jahre vorher ein Paar Stücke unter dieſem Namen erſchienen waren, und eben kein großes Glück gemacht hatten. Die Pamela des Boiſſy und des De la Chauſſee ſind auch ziemlich kahle Stücke; und Voltaire brauchte eben nicht Voltaire zu ſeyn, etwas weit Beſſeres zu machen.

Nanine gehört unter die rührenden Luſtſpiele. Es hat aber auch ſehr viel lächerliche Scenen, und nur in ſo fern, als die lächerlichen Scenen mit den rührenden abwechſeln, will Voltaire dieſe in der Komödie geduldet wiſſen. Eine ganz ernſthafte Komödie, wo man niemals lacht, auch nicht einmal lächelt, wo man nur immer weinen möchte, iſt ihm ein Ungeheuer. Hingegen findet er den Uebergang von dem Rührenden zum Lächerlichen, und von dem Lächerlichen zum Rührenden, ſehr natürlich. Das menſchliche Leben iſt nichts als eine beſtändige Kette ſolcher Uebergänge, und die Komödie ſoll ein Spiegel des menſchlichen Lebens ſeyn. „Was iſt gewöhnlicher, ſagt er, als daß in dem nehmlichen Hauſe der zornige Vater poltert, die verliebte Tochter ſeufzet, der Sohn ſich über beide aufhält, und jeder Anverwandte bey der nehmlichen Scene etwas anders empfindet? Man verſpottet in einer Stube ſehr oft, was in der Stube neben an äußerſt bewegt; und nicht ſelten hat eben dieſelbe Perſon in eben derſelben Viertelſtunde über eben dieſelbe Sache gelacht und geweinet. Eine ſehr ehrwürdige Matrone ſaß bey einer von ihren Töchtern, die gefährlich krank lag, am Bette, und die ganze Familie ſtand um ihr herum. Sie wollte in Thränen zerfließen, ſie rang die Hände, und rief: O Gott! laß mir, laß mir dieſes Kind, nur dieſes;

ſes; magſt du mir doch alle die andern dafür nehmen! Hier trat ein Mann, der eine von ihren übrigen Töchtern geheyrathet hatte, näher zu ihr hinzu, zupfte ſie bey dem Aermel, und fragte: Madame, auch die Schwiegerſöhne? Das kalte Blut, der komiſche Ton, mit denen er dieſe Worte ausſprach, machten einen ſolchen Eindruck auf die betrübte Dame, daß ſie in vollem Gelächter herauslaufen mußte; alles folgte ihr und lachte; die Kranke ſelbſt, als ſie es hörte, wäre vor Lachen faſt erſtickt.„

„Homer, ſagt er an einem andern Orte, läßt ſogar die Götter, indem ſie das Schickſal der Welt entſcheiden, über den poßirlichen Anſtand des Vulkans lachen. Hektor lacht über die Furcht ſeines kleinen Sohnes, indem Andromacha die heiſſeſten Thränen vergießt. Es trift ſich wohl, daß mitten unter den Greueln einer Schlacht, mitten in den Schrecken einer Feuersbrunſt, oder ſonſt eines traurigen Verhängniſſes, ein Einfall, eine ungefehre Poſſe, Trotz aller Beängſtigung, Trotz alles Mitleids, das unbändigſte Lachen erregt. Man befahl, in der Schlacht bey Speyern, einem Regimente, daß es keinen Pardon geben ſollte. Ein deutſcher Officier bat darum, und der Franzoſe, den er darum bat, antwortete: Bitten Sie, mein Herr, was Sie wollen; nur das Leben nicht;

damit kann ich unmöglich dienen! Dieſe Naivetät ging ſogleich von Mund zu Munde; man lachte und metzelte. Wie viel eher wird nicht in der Komödie das Lachen auf rührende Empfindungen folgen können? Bewegt uns nicht Alkmene? Macht uns nicht Soſias zu lachen? Welche elende und eitle Arbeit, wider die Erfahrung ſtreiten zu wollen.,,

Sehr wohl! Aber ſtreitet nicht auch der Herr von Voltaire wider die Erfahrung, wenn er die ganz ernſthafte Komödie für eine eben ſo fehlerhafte, als langweilige Gattung erkläret? Vielleicht damals, als er es ſchrieb, noch nicht. Damals war noch keine Cenie, noch kein Hausvater vorhanden; und vieles muß das Genie erſt wirklich machen, wenn wir es für möglich erkennen ſollen.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Zwey und zwanzigſtes Stück.

Den 14ten Julius, 1767.

Den acht und zwanzigſten Abend (Dienſtags, den 2ten Junius,) ward der Advocat Patelin wiederholt, und mit der kranken Frau des Herrn Gellert beſchloſſen.

Ohnſtreitig iſt unter allen unſern komiſchen Schriftſtellern Herr Gellert derjenige, deſſen Stücke das meiſte urſprünglich Deutſche haben. Es ſind wahre Familiengemälde, in denen man ſogleich zu Hauſe iſt; jeder Zuſchauer glaubt, einen Vetter, einen Schwager, ein Mühmchen aus ſeiner eigenen Verwandſchaft darinn zu erkennen. Sie beweiſen zugleich, daß es an Originalnarren bey uns gar nicht mangelt, und daß nur die Augen ein wenig ſelten ſind, denen ſie ſich in ihrem wahren Lichte zeigen. Unſere Thorheiten ſind bemerkbarer, als bemerkt; im gemeinen Leben ſehen wir über viele aus Gutherzigkeit hinweg; und in der Nachahmung haben ſich unſere Virtuoſen an eine allzuflache Manier gewöhnet. Sie machen ſie ähnlich, aber nicht hervorſpringend. Sie treffen; aber da ſie ihren Gegenſtand nicht vortheilhaft genug zu beleuchten gewußt, ſo mangelt dem Bilde die Rundung, das Körperliche; wir ſehen nur immer Eine Seite, an der wir uns bald ſatt geſehen, und deren allzuſchneidende Außenlinien uns gleich an die Täuſchung erinnern, wenn wir in Gedanken um die übrigen Seiten herumgehen wollen. Die Narren ſind in der ganzen Welt platt und froſtig und eckel; wann ſie beluſtigen ſollen, muß ihnen der Dichter etwas von dem Seinigen geben. Er muß ſie nicht in ihrer Alltagskleidung, in der ſchmutzigen Nachläßigkeit, auf das Theater bringen, in der ſie innerhalb ihren vier Pfählen herumträumen. Sie müſſen nichts von der engen Spähre kümmerlicher Umſtände verrathen, aus der ſich ein jeder gern herausarbeiten will. Er muß ſie aufputzen; er muß ihnen Witz und Verſtand leihen, das Armſelige ihrer Thorheiten bemänteln zu können; er muß ihnen den Ehrgeitz geben, damit glänzen zu wollen.

Ich weiß gar nicht, ſagte eine von meinen Bekanntinnen, was das für ein Paar zuſammen iſt, dieſer Herr Stephan, und dieſe Frau Stephan! Herr Stephan iſt ein reicher Mann, und ein guter Mann. Gleichwohl muß ſeine ge-

geliebte Frau Stephan um eine lumpige Adrienne ſo viel Umſtände machen! Wir ſind freylich ſehr oft um ein Nichts krank; aber doch um ein ſo gar großes Nichts nicht. Eine neue Adrienne! Kann ſie nicht hinſchicken, und ausnehmen laſſen, und machen laſſen. Der Mann wird ja wohl bezahlen; und er muß ja wohl.

Ganz gewiß! ſagte eine andere. Aber ich habe noch etwas zu erinnern. Der Dichter ſchrieb zu den Zeiten unſerer Mütter. Eine Adrienne! Welche Schneidersfrau trägt denn noch eine Adrienne? Es iſt nicht erlaubt, daß die Aktrice hier dem guten Manne nicht ein wenig nachgeholfen! Konnte ſie nicht Roberonde, Benedictine, Reſpectueuſe, — (ich habe die andern Namen vergeſſen, ich würde ſie auch nicht zu ſchreiben wiſſen,) — dafür ſagen! Mich in einer Adrienne zu denken; das allein könnte mich krank machen. Wenn es der neueſte Stoff iſt, wornach Madame Stephan lechzet, ſo muß es auch die neueſte Tracht ſeyn. Wie können wir es ſonſt wahrſcheinlich finden, daß ſie darüber krank geworden?

Und ich, ſagte eine dritte, (es war die gelehrteſte,) finde es ſehr unanſtändig, daß die Stephan ein Kleid anzieht, das nicht auf ihren Leib gemacht worden. Aber man ſieht wohl, was den Verfaſſer zu dieſer — wie ſoll ich es nennen? — Verkennung unſerer Delicateſſe gezwungen hat. Die Einheit der Zeit! Das Kleid mußte fertig ſeyn; die Stephan ſollte es noch anziehen; und in vier und zwanzig Stunden wird nicht immer ein Kleid fertig. Ja er durfte ſich nicht einmal zu einem kleinen Nachſpiele vier und zwanzig Stunden gar wohl erlauben. Den Ariſtoteles ſagt — Hier ward meine Kunſtrichterinn unterbrochen.

Den neun und zwanzigſten Abend (Mittewochs, den 3ten Junius,) ward nach der Melanide des De la Chauſſee, der Mann nach der Uhr, oder der ordentliche Mann, geſpielet.

Der Verfaſſer dieſes Stücks iſt Herr Hippel, in Danzig. Es iſt reich an drolligen Einfällen; nur Schade, daß ein jeder, ſobald er den Titel hört, alle dieſe Einfälle vorausſieht. National iſt es auch genug; oder vielmehr provincial. Und dieſes könnte leicht das andere Extremum werden, in das unſere komiſchen Dichter verfielen, wenn ſie wahre deutſche Sitten ſchildern wollten. Ich fürchte, daß jeder die armſeligen Gewohnheiten des Winkels, in dem er gebohren worden, für die eigentlichen Sitten des gemeinſchaftlichen Vaterlandes halten dürfte. Wem aber liegt daran, zu erfahren, wie vielmal im Jahre man da oder dort grünen Kohl ißt?

Ein Luſtſpiel kann einen doppelten Titel haben; doch verſteht ſich, das jeder etwas anders ſagen muß. Hier iſt das nicht; der Mann nach

der

der Uhr, oder der ordentliche Mann, ſagen ziemlich das nehmliche; außer daß das erſte ohngefehr die Karrikatur von dem andern iſt.

Den dreyßigſten Abend (Donnerſtags, den 4ten Junius,) ward der Graf von Eſſex, vom Thomas Corneille, aufgeführt.

Dieſes Trauerſpiel iſt faſt das einzige, welches ſich aus der beträchtlichen Anzahl der Stücke des jüngern Corneille, auf dem Theater erhalten hat. Und ich glaube, es wird auf den deutſchen Bühnen noch öfterer wiederholt, als auf den franzöſiſchen. Es iſt vom Jahre 1678, nachdem vierzig Jahre vorher bereits Calprenede die nehmliche Geſchichte bearbeitet hatte.

„Es iſt gewiß, ſchreibt Corneille, daß der Graf von Eſſex bey der Königinn Eliſabeth in beſondern Gnaden geſtanden. Er war von Natur ſehr ſtolz. Die Dienſte, die er England geleiſtet hatte, blieſen ihn noch mehr auf. Seine Feinde beſchuldigten ihn eines Verſtändniſſes mit dem Grafen von Tyrone, den die Rebellen in Irrland zu ihrem Haupte erwählet hatten. Der Verdacht, der dieſerwegen auf ihm blieb, brachte ihn um das Kommando der Armee. Er ward erbittert, kam nach London, wiegelte das Volk auf, ward in Verhaft gezogen, verurtheilt, und nachdem er durchaus nicht um Gnade bitten wollen, den 25ſten Februar, 1601, enthauptet.

hauptet. So viel hat mir die Hiſtorie an die Hand gegeben. Wenn man mir aber zur Laſt legt, daß ich ſie in einem wichtigen Stücke verfälſcht hätte, weil ich mich des Vorfalles mit dem Ringe nicht bedienet, den die Königinn dem Grafen zum Unterpfande ihrer unfehlbaren Begnadigung, falls er ſich iemals eines Staatsverbrechens ſchuldig machen ſollte, gegeben habe: ſo muß mich dieſes ſehr befremden. Ich bin verſichert, daß dieſer Ring eine Erfindung des Calprenede iſt, wenigſtens habe ich in keinem Geſchichtſchreiben das geringſte davon geleſen.„

Allerdings ſtand es Corneillen frey, dieſen Umſtand mit dem Ringe zu nutzen, oder nicht zu nutzen; aber darinn ging er zu weit, daß er ihn für eine poetiſche Erfindung erklärte. Seine hiſtoriſche Richtigkeit iſt neuerlich faſt außer Zweifel geſetzt worden; und die bedächtlichſten, ſkeptiſchſten Geſchichtſchreiber, Hume und Robertſon, haben ihn in ihre Werke aufgenommen.

Wenn Robertſon in ſeiner Geſchichte von Schottland von der Schwermuth redet, in welche Eliſabeth vor ihrem Tode verfiel, ſo ſagt er: „Die gemeinſte Meinung damaliger Zeit, und vielleicht die wahrſcheinlichſte, war dieſe, daß dieſes Uebel aus einer betrübten Reue wegen des Grafen von Eſſex entſtanden ſey. Sie hatte eine ganz auſſerordentliche Achtung für das Andenken

denken dieſes unglücklichen Herrn; und wiewohl ſie oft über ſeine Hartnäckigkeit klagte, ſo nannte ſie doch ſeinen Namen ſelten ohne Thränen. Kurz vorher hatte ſich ein Vorfall zugetragen, der ihre Neigung mit neuer Zärtlichkeit belebte, und ihre Betrübniß noch mehr vergällte. Die Gräfinn von Notthingham, die auf ihrem Todbette lag, wünſchte die Königinn zu ſehen, und ihr ein Geheimniß zu offenbaren, deſſen Verhehlung ſie nicht ruhig würde ſterben laſſen. Wie die Königinn in ihr Zimmer kam, ſagte ihr die Gräfinn, Eſſex habe, nachdem ihm das Todesurtheil geſprochen worden, gewünſcht, die Königinn um Vergebung zu bitten, und zwar auf die Art, die Ihro Majeſtät ihm ehemals ſelbſt vorgeſchrieben. Er habe ihr nehmlich den Ring zuſchicken wollen, den ſie ihm, zur Zeit der Huld, mit der Verſicherung geſchenkt, daß, wenn er ihr denſelben, bey einem etwanigen Unglücke, als ein Zeichen ſenden würde, er ſich ihrer völligen Gnaden wiederum verſichert halten ſollte. Lady Scroop ſey die Perſon, durch welche er ihn habe überſenden wollen; durch ein Verſehen aber ſey er, nicht in der Lady Scroop, ſondern in ihre Hände gerathen. Sie habe ihrem Gemahl die Sache erzehlt, (er war einer von den unverſöhnlichſten Feinden des Eſſex,) und der habe ihr verbothen, den Ring weder der Königinn zu geben, noch dem Grafen zurück zu ſenden. Wie die Gräfinn der Königinn ihr Geheimniß entdeckt hatte, bath ſie dieſelbe um Vergebung; allein Eliſabeth, die nunmehr ſowohl die Bosheit der Feinde des Grafen, als ihre eigene Ungerechtigkeit einſahe, daß ſie ihn im Verdacht eines unbändigen Eigenſinnes gehabt, antwortete: Gott mag Euch vergeben; ich kann es nimmermehr! Sie verließ das Zimmer in großer Entſetzung, und von dem Augenblicke an ſanken ihre Lebensgeiſter gänzlich. Sie nahm weder Speiſe noch Trank zu ſich; ſie verweigerte ſich allen Arzeneyen; ſie kam in kein Bette; ſie blieb zehn Tage und zehn Nächte auf einem Polſter, ohne ein Wort zu ſprechen, in Gedanken ſitzen: einen Finger im Munde, mit offenen, auf die Erde geſchlagenen Augen; bis ſie endlich, von innerlicher Angſt der Seelen und von ſo langem Faſten ganz entkräftet, den Geiſt aufgab.„

Hamburgiſche Dramaturgie.

Drey und zwanzigſtes Stück.

Den 17ten Julius, 1767.

Der Herr von Voltaire hat den Eſſex auf eine ſonderbare Weiſe kritiſirt. Ich möchte nicht gegen ihn behaupten, daß Eſſex ein vorzüglich gutes Stück ſey; aber das iſt leicht zu erweiſen, daß die Fehler, die er daran tadelt, Theils ſich nicht darinn finden, Theils unerhebliche Kleinigkeiten ſind, die ſeiner Seits eben nicht den richtigſten und würdigſten Begriff von der Tragödie vorausſetzen.

Es gehört mit unter die Schwachheiten des Herrn von Voltaire, daß er ein ſehr profunder Hiſtorikus ſeyn will. Er ſchwang ſich alſo auch bey dem Eſſex auf dieſes ſein Streitroß, und tummelte es gewaltig herum. Schade nur, daß alle die Thaten, die er darauf verrichtet, des Staubes nicht werth ſind, den er erregt.

Thomas Corneille hat ihm von der engliſchen Geſchichte nur wenig gewußt; und zum Glücke für den Dichter, war das damalige Publikum noch unwiſſender. Itzt, ſagt er, kennen wir die Königinn Eliſabeth und den Grafen Eſſex beſſer; itzt würden einem Dichter dergleichen grobe Verſtoßungen wider die hiſtoriſche Wahrheit ſchärfer aufgemutzet werden.

Und welches ſind denn dieſe Verſtoßungen? Voltaire hat ausgerechnet, daß die Königinn damals, als ſie dem Grafen den Proceß machen ließ, acht und ſechzig Jahr alt war. Es wäre alſo lächerlich, ſagt er, wenn man ſich einbilden wollte, daß die Liebe den geringſten Antheil an dieſer Begebenheit könne gehabt haben. Warum das? Geſchieht nichts Lächerliches in der Welt? Sich etwas Lächerliches als geſchehen denken, iſt das ſo lächerlich? „Nachdem das Urtheil über den Eſſex abgegeben war, ſagt Hume, fand ſich die Königinn in der äußerſten Unruhe und in der grauſamſten Ungewißheit. Rache und Zuneigung, Stolz und Mitleiden, Sorge für ihre eigene Sicherheit und Bekümmerniß um das Leben ihres Lieblings, ſtritten unaufhörlich in ihr: und vielleicht, daß ſie in dieſem quälenden Zuſtande mehr zu beklagen war, als Eſſex ſelbſt. Sie unterzeichnete und wiederrufte den Befehl zu ſeiner Hinrichtung einmal über das andere; itzt war ſie faſt entſchloſſen, ihn dem Tode zu überliefern; den Augenblick darauf erwachte ihre Zärtlichkeit aufs neue, und er ſollte leben. Die Feinde des Grafen ließen ſie nicht aus den Augen; ſie ſtellten ihr vor, daß er ſelbſt den Tod wünſche, daß er ſelbſt erkläret habe, wie ſie doch anders keine Ruhe vor ihm haben würde. Wahrſcheinlicher Weiſe that dieſe Aeußerung von Reue und Achtung für die Sicherheit der Königinn, die der Graf ſonach lieber durch ſeinen Tod befeſtigen wollte, eine ganz andere Wirkung, als ſich ſeine Feinde davon verſprochen hatten. Sie fachte das Feuer einer alten Leidenſchaft, die ſie ſo lange für den unglücklichen Gefangnen genähret hatte, wieder an. Was aber dennoch ihr Herz gegen ihn verhärtete, war die vermeintliche Halsſtarrigkeit, durchaus nicht um Gnade zu bitten. Sie verſahe ſich dieſes Schrittes von ihm alle Stunden, und nur aus Verdruß, daß er nicht erfolgen wollte, ließ ſie dem Rechte endlich ſeinen Lauf.„

Warum ſollte Eliſabeth nicht noch in ihrem acht und ſechzigſten Jahre geliebt haben, ſie, die ſich ſo gern lieben ließ? Sie, der es ſo ſehr ſchmeichelte, wenn man ihre Schönheit rühmte? Sie, die es ſo wohl aufnahm, wenn man ihre Kette zu tragen ſchien? Die Welt muß in dieſem

Stücke keine eitlere Frau jemals geſehen haben. Ihre Höflinge ſtellten ſich daher alle in ſie verliebt, und bedienten ſich gegen Ihre Majeſtät, mit allem Anſcheine des Ernſtes, des Styls der lächerlichen Galanterie. Als Raleigh in Ungnade fiel, ſchrieb er an ſeinen Freund Cecil einen Brief, ohne Zweifel damit er ihn weiſen ſollte, in welchem ihm die Königinn eine Venus eine Diane, und ich weiß nicht was, war. Gleichwohl war dieſe Göttinn damals ſchon ſechzig Jahr alt. Fünf Jahr darauf führte Heinrich Unton, ihr Abgeſandter in Frankreich, die nehmliche Sprache mit ihr. Kurz, Corneille iſt hinlänglich berechtiget geweſen, ihr alle die verliebte Schwachheit beyzulegen, durch die er das zärtliche Weib mit der ſtolzen Königinn in einen ſo intereſſanten Streit bringet.

Eben ſo wenig hat er den Charakter des Eſſex verſtellet, oder verfälſchet. Eſſex, ſagt Voltaire, war der Held gar nicht, zu dem ihn Corneille macht: er hat nie etwas merkwürdiges gethan. Aber, wenn er es nicht war, ſo glaubte er es doch zu ſeyn. Die Vernichtung der ſpaniſchen Flotte, die Eroberung von Cadix, an der ihn Voltaire wenig oder gar kein Theil läßt, hielt er ſo ſehr für ſein Werk, daß er es durchaus nicht leiden wollte, wenn ſich jemand die geringſte Ehre davon anmaßte. Er erbot ſich, es mit

mit dem Degen in der Hand, gegen den Grafen von Notthingham, unter dem er kommandirt hatte, gegen ſeinen Sohn, gegen jeden von ſeinen Anverwandten, zu beweiſen, daß ſie ihm allein zugehöre.

Corneille läßt den Grafen von ſeinen Feinden, namentlich vom Raleigh, vom Cecil, vom Cobhan, ſehr verächtlich ſprechen. Auch das will Voltaire nicht gut heiſſen. Es iſt nicht erlaubt, ſagt er, eine ſo neue Geſchichte ſo gröblich zu verfälſchen, und Männer von ſo vornehmer Geburt, von ſo großen Verdienſten, ſo unwürdig zu mißhandeln. Aber hier kömmt es ja gar nicht darauf an, was dieſe Männer waren, ſondern wofür ſie Eſſex hielt; und Eſſex war auf ſeine eigene Verdienſte ſtolz genug, um ihnen ganz und gar keine einzuräumen.

Wenn Corneille den Eſſex ſagen läßt, daß es nur an ſeinem Willen gemangelt, den Thron ſelbſt zu beſteigen, ſo läßt er ihn freylich etwas ſagen, was noch weit von der Wahrheit entfernt war. Aber Voltaire hätte darum doch nicht ausrufen müſſen: „Wie? Eſſex auf dem Throne? mit was für Recht? unter was für Vorwande? wie wäre das möglich geweſen?„ Denn Voltaire hätte ſich erinnern ſollen, daß Eſſex von mütterlicher Seite aus dem Königlichen Hauſe abſtammte, und daß es wirklich Anhänger von ihm gegeben, die unbeſonnen genug waren, ihn mit unter diejenigen zu zählen, die Anſprüche auf die Krone machen könnten. Als er daher mit dem Könige Jakob von Schottland in geheime Unterhandlung trat, ließ er es das erſte ſeyn, ihn zu verſichern, daß er ſelbſt dergleichen ehrgeitzige Gedanken nie gehabt habe. Was er hier von ſich ablehnte, iſt nicht viel weniger, als was ihn Corneille vorausſetzen läßt.

Indem alſo Voltaire durch das ganze Stück nichts als hiſtoriſche Unrichtigkeiten findet, begeht er ſelbſt nicht geringe. Ueber eine hat ſich Walpole (*) ſchon luſtig gemacht. Wenn nehmlich Voltaire die erſtern Lieblinge der Königinn Eliſabeth nennen will, ſo nennt er den Robert Dudley und den Grafen von Leiceſter. Er wuſte nicht, daß beide nur eine Perſon waren, und daß man mit eben dem Rechte den Poeten Arouet und den Kammerherrn von Voltaire zu zwey verſchiedenen Perſonen machen könnte. Eben ſo unverzeihlich iſt das Hyſteronproteron, in welches er mit der Ohrfeige verfällt, die die Königinn dem Eſſex gab. Es iſt falſch, daß er ſie nach ſeiner unglücklichen Expedition in Irrland bekam; er hatte ſie lange vorher bekommen; und es iſt ſo wenig wahr, daß er da-

---

(*) Le Chateau d'Otrante, Pref. p. XIV.

damals den Zorn der Königinn durch die geringſte Erniedrigung zu beſänftigen geſucht, daß er vielmehr auf die lebhafteſte und edelſte Art mündlich und ſchriftlich ſeine Empfindlichkeit darüber ausließ. Er that zu ſeiner Begnadigung auch nicht wieder den erſten Schritt; die Königinn mußte ihn thun.

Aber was geht mich hier die hiſtoriſche Unwiſſenheit des Herrn von Voltaire an? Eben ſo wenig als ihn die hiſtoriſche Unwiſſenheit des Corneille hätte angehen ſollen. Und eigentlich will ich mich auch nur dieſer gegen ihn annehmen.

Die ganze Tragödie des Corneille ſey ein Roman: wenn er rührend iſt, wird er dadurch weniger rührend, weil der Dichter ſich wahrer Namen bedienet hat?

Weßwegen wählt der tragiſche Dichter wahre Namen? Nimmt er ſeine Charaktere aus dieſen Namen; oder nimmt er dieſe Namen, weil die Charaktere, welche ihnen die Geſchichte beylegt, mit den Charakteren, die er in Handlung zu zeigen ſich vorgenommen, mehr oder weniger Gleichheit haben? Ich rede nicht von der Art, wie die meiſten Trauerſpiele vielleicht entſtanden ſind, ſondern wie ſie eigentlich entſtehen ſollten. Oder, mich mit der gewöhnlichen Praxi der

Dichter übereinſtimmender auszudrücken: ſind es die bloßen Facta, die Umſtände der Zeit und des Ortes, oder ſind es die Charaktere der Perſonen, durch welche die Facta wirklich geworden, warum der Dichter lieber dieſe als eine andere Begebenheit wählet? Wenn es die Charaktere ſind, ſo iſt die Frage gleich entſchieden, wie weit der Dichter von der hiſtoriſchen Wahrheit abgehen könne? In allem, was die Charaktere nicht betrift, ſo weit er will. Nur die Charaktere ſind ihm heilig; dieſe zu verſtärken, dieſe in ihrem beſten Lichte zu zeigen, iſt alles, was er von dem Seinigen dabey hinzuthun darf; die geringſte weſentliche Veränderung würde die Urſache aufheben, warum ſie dieſe und nicht andere Namen führen; und nichts iſt anſtößiger, als wovon wir uns keine Urſache geben können.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Vier und zwanzigſtes Stück.

Den 21ſten Julius, 1767.

Wenn der Charakter der Eliſabeth des Corneille das poetiſche Ideal von dem wahren Charakter iſt, den die Geſchichte der Königinn dieſes Namens beylegt; wenn wir in ihr die Unentſchlüßigkeit, die Widerſprüche, die Beängſtigung, die Reue, die Verzweiflung, in die ein ſtolzes und zärtliches Herz, wie das Herz der Eliſabeth, ich will nicht ſagen, bey dieſen und jenen Umſtänden wirklich verfallen iſt, ſondern auch nur verfallen zu können vermuthen laſſen, mit wahren Farben geſchildert finden: ſo hat der Dichter alles gethan, was ihm als Dichter zu thun obliegt. Sein Werk, mit der Chronologie in der Hand, unterſuchen; ihn vor den Richterſtuhl der Geſchichte führen, um ihn da jedes Datum, jede beyläufige Erwähnung, auch wohl ſolcher Perſonen, über welche die Geſchichte ſelbſt in Zweifel iſt, mit Zeugniſſen belegen zu laſſen: heißt ihn und ſeinen Beruff verkennen, heißt von dem, dem man dieſe Verkennung nicht zutrauen kann, mit einem Worte, chicaniren.

Zwar bey dem Herrn von Voltaire könnte es leicht weder Verkennung noch Chicane ſeyn. Denn Voltaire iſt ſelbſt ein tragiſcher Dichter, und ohnſtreitig ein weit größerer, als der jüngere Corneille. Es wäre denn, daß man ein Meiſter in einer Kunſt ſeyn, und doch falſche Begriffe von der Kunſt haben könnte. Und was die Chicane anbelangt, die iſt, wie die ganze Welt weiß, ſein Werk nun gar nicht. Was ihr in ſeinen Schriften hier und da ähnlich ſieht, iſt nichts als Laune; aus bloßer Laune ſpielt er dann und wann in der Poetik den Hiſtorikus, in der Hiſtorie den Philoſophen, und in der Philoſophie den witzigen Kopf.

Sollte er umſonſt wiſſen, daß Eliſabeth acht und ſechzig Jahr alt war, als ſie den Grafen köpfen ließ? Im acht und ſechzigſten Jahre noch verliebt, noch eiferſüchtig! Die große Naſe der Eliſabeth dazu genommen, was für luſtige Einfälle muß das geben! Freylich ſtehen dieſe luſtigen Einfälle in dem Commentare über eine Tragödie; alſo da, wo ſie nicht hingehören. Der Dichter hätte Recht zu ſeinem Commentator zu ſagen: „Mein Herr Notenmacher, dieſe Schwänke gehören in eure allgemeine Geſchichte, nicht unter meinen Text. Denn es iſt falſch, daß meine Eliſabeth acht und ſechzig Jahr alt iſt. Weiſet mir doch, wo ich das ſage. Was iſt in meinem Stücke, das Euch hinderte, ſie nicht ungefehr mit dem Eſſer von gleichem Alter anzunehmen? Ihr ſagt: Sie war aber nicht von gleichem Alter: Welche Sie? Eure Eliſabeth im Rapin de Thoyras; das kann ſeyn. Aber warum habt ihr den Rapin de Thoyras geleſen? Warum ſeyd ihr ſo gelehrt? Warum vermengt ihr dieſe Eliſabeth mit meiner? Glaubt ihr im Ernſt, daß die Erinnerung bey dem und jenem Zuſchauer, der den Rapin de Thoyras auch einmal geleſen hat, lebhafter ſeyn werde, als der ſinnliche Eindruck, den eine wohlgebildete Aktrice in ihren beſten Jahren auf ihn macht? Er ſieht ja meine Eliſabeth; und ſeine eigene Augen überzeugen ihn, daß es nicht eure achtzigjährige Eliſabeth iſt. Oder wird er dem Rapin de Thoyras mehr glauben, als ſeinen eignen Augen?„ —

So ungefehr könnte ſich auch der Dichter über die Rolle des Eſſer erklären. „Euer Eſſer im Rapin de Thoyras, könnte er ſagen, iſt nur der Embryo von dem meinigen. Was ſich jener zu ſeyn dünkte, iſt meiner wirklich. Was jener, unter glücklichern Umſtänden, für die Königinn vielleicht gethan hätte, hat meiner gethan. Ihr hört ja, daß es ihm die Königinn ſelbſt zugeſteht; wollt ihr meiner Königinn nicht eben ſo viel glauben, als dem Rapin de Thoyras? Mein Eſſer iſt ein verdienter und großer, aber ſtolzer und unbiegſamer Mann. Eurer war in der That weder ſo groß, noch ſo unbiegſam: deſto ſchlimmer für ihn. Genug für mich, daß er doch immer noch groß und unbiegſam genug war, um meinem von ihm abgezogenen Begriffe ſeinen Namen zu laſſen.„

Kurz: die Tragödie iſt keine dialogirte Geſchichte; die Geſchichte iſt für die Tragödie nichts, als ein Repertorium von Namen, mit denen wir gewiſſe Charaktere zu verbinden gewohnt ſind. Findet der Dichter in der Geſchichte mehrere Umſtände zur Ausſchmückung und Individualiſirung ſeines Stoffes bequem: wohl, ſo brauche er ſie. Nur daß man ihm hieraus eben ſo wenig ein Verdienſt, als aus dem Gegentheile ein Verbrechen mache!

Dieſen Punkt von der hiſtoriſchen Wahrheit abgerechnet, bin ich ſehr bereit, das übrige Urtheil des Herrn von Voltaire zu unterſchreiben. Eſſer iſt ein mittelmäßiges Stück, ſowohl in Anſehung der Intrigue, als des Stils. Den Grafen zu einem ſeufzenden Liebhaber einer Irton zu machen; ihn mehr aus Verzweiflung, daß er der ihrige nicht ſeyn kann, als aus edelmüthigem Stolze, ſich nicht zu Entſchuldigungen und Bitten herab zu laſſen, auf das Schaffot zu führen: das war der unglücklichſte Ein-

fall,

fall, den Thomas nur haben konnte, den er aber als ein Franzoſe wohl haben mußte. Der Stil iſt in der Grundſprache ſchwach; in der Ueberſetzung iſt er oft kriechend geworden. Aber überhaupt iſt das Stück nicht ohne Intereſſe, und hat hier und da glückliche Verſe; die aber im Franzöſiſchen glücklicher ſind, als im Deutſchen. „Die Schauſpieler, ſetzt der Herr von Voltaire hinzu, beſonders die in der Provinz, ſpielen die Rolle des Eſſex gar zu gern, weil ſie in einem geſtickten Bande unter dem Knie, und mit einem großen blauen Bande über die Schulter darinn erſcheinen können. Der Graf iſt ein Held von der erſten Klaſſe, den der Neid verfolgt: das macht Eindruck. Uebrigens iſt die Zahl der guten Tragödien bey allen Nationen in der Welt ſo klein, daß die, welche nicht ganz ſchlecht ſind, noch immer Zuſchauer an ſich ziehen, wenn ſie von guten Akteurs nur aufgeſtutzet werden.„

Er beſtätiget dieſes allgemeine Urtheil durch verſchiedene einzelne Anmerkungen, die eben ſo richtig, als ſcharfſinnig ſind, und deren man ſich vielleicht, bey einer wiederholten Vorſtellung, mit Vergnügen erinnern dürfte. Ich theile die vorzüglichſten alſo hier mit; in der feſten Ueberzeugung, daß die Kritik dem Genuſſe nicht ſchadet, und daß diejenigen, welche ein Stück am ſchärfſten zu beurtheilen gelernt haben, immer diejenigen ſind, welche das Theater am fleißigſten beſuchen.

„Die Rolle des Cecils iſt eine Nebenrolle, und eine ſehr froſtige Nebenrolle. Solche kriechende Schmeichler zu mahlen, muß man die Farben in ſeiner Gewalt haben, mit welchen Racine den Narciſſus geſchildert hat.„

„Die vorgebliche Herzoginn von Irton iſt eine vernünftige tugendhafte Frau, die ſich durch ihre Liebe zu dem Grafen weder die Ungnade der Eliſabeth zuziehen, noch ihren Liebhaber heyrathen wollen. Dieſer Charakter würde ſehr ſchön ſeyn, wenn er mehr Leben hätte, und wenn er zur Verwickelung etwas beytrüge; aber hier vertritt ſie bloß die Stelle eines Freundes. Das iſt für das Theater nicht hinlänglich.„

„Mich dünket, daß alles, was die Perſonen in dieſer Tragödie ſagen und thun, immer noch ſehr ſchielend, verwirret und unbeſtimmet iſt. Die Handlung muß deutlich, der Knoten verſtändlich, und jede Geſinnung plan und natürlich ſeyn: das ſind die erſten, weſentlichſten Regeln. Aber was will Eſſex? Was will Eliſabeth? Worinn beſteht das Verbrechen des Grafen? Iſt er ſchuldig, oder iſt er fälſchlich angeklagt? Wenn ihn die Königinn für unſchuldig hält, ſo muß ſie ſich ſeiner annehmen. Iſt er aber ſchuldig: ſo iſt es ſehr unvernünftig, die Vertraute ſagen zu laſſen, daß er nimmermehr um Gnade bitten werde, daß er viel zu ſtolz dazu ſey. Dieſer Stolz ſchickt ſich ſehr wohl für einen tugendhaften unſchuldigen Helden, aber für keinen Mann, der des Hochverraths überwieſen iſt. Er ſoll ſich unterwerfen: ſagt die Königinn. Iſt das wohl die eigentliche Geſinnung, die ſie haben muß, wenn ſie ihn liebt? Wenn er ſich nun unterworfen, wenn er nun ihre Verzeihung angenommen hat, wird Eliſabeth darum von ihm mehr geliebt, als zuvor? Ich liebe ihn hundertmal mehr, als mich ſelbſt: ſagt die Königinn. Ah, Madame; wenn es ſo weit mit Ihnen gekommen iſt, wenn Ihre Leidenſchaft ſo heftig geworden: ſo unterſuchen Sie doch die Beſchuldigungen Ihres Geliebten ſelbſt, und verſtatten nicht, daß ihn ſeine Feinde unter Ihrem Namen ſo verfolgen und unterdrücken, wie es durch das ganze Stück, obwohl ganz ohne Grund, heißt.„

„Auch aus dem Freunde des Grafen, dem Salisbury, kann man nicht klug werden, ob er ihn für ſchuldig oder für unſchuldig hält. Er ſtellt der Königinn vor, daß der Anſchein öfters betriege, daß man alles von der Partheylichkeit und Ungerechtigkeit ſeiner Richter zu beſorgen habe. Gleichwohl nimmt er ſeine Zuflucht zur Gnade der Königinn. Was hatte er dieſes nöthig, wenn er ſeinen Freund nicht ſtrafbar glaubte? Aber was ſoll der Zuſchauer glauben?

ben? Der weiß eben ſo wenig, woran er mit der Verſchwörung des Grafen, als woran er mit der Zärtlichkeit der Königinn gegen ihn iſt.„

„Salisbury ſagt der Königinn, daß man die Unterſchrift des Grafen nachgemacht habe. Aber die Königinn läßt ſich im geringſten nicht einfallen, einen ſo wichtigen Umſtand näher zu unterſuchen. Gleichwohl war ſie als Königinn und als Geliebte dazu verbunden. Sie antwortet nicht einmal auf dieſe Eröffnung, die ſie doch begierigſt hätte ergreifen müſſen. Sie erwiedert bloß mit andern Worten, daß der Graf allzu ſtolz ſeyn, und daß ſie durchaus wolle, er ſolle um Gnade bitten.„

„Aber warum ſollte er um Gnade bitten, wenn ſeine Unterſchrift nachgemacht war?„

Hamburgiſche Dramaturgie.

Fünf und zwanzigſtes Stück.

Den 24ſten Julius, 1767.

„Eſſer ſelbſt betheuert ſeine Unſchuld; aber warum will er lieber ſterben, als die Königinn davon überzeugen? Seine Feinde haben ihn verleumdet; er kann ſie mit einem einzigen Worte zu Boden ſchlagen; und er thut es nicht. Iſt das dem Charakter eines ſo ſtolzen Mannes gemäß? Soll er aus Liebe zur Irton ſo widerſinnig handeln: ſo hätte ihn der Dichter durch das ganze Stück von ſeiner Leidenſchaft mehr bemeiſtert zeigen müſſen. Die Heftigkeit des Affekts kann alles entſchuldigen; aber in dieſer Heftigkeit ſehen wir ihn nicht.“

„Der Stolz der Königinn ſtreitet unaufhörlich mit dem Stolze des Eſſer; ein ſolcher Streit kann leicht gefallen. Aber wenn allein dieſer Stolz ſie handeln läßt, ſo iſt er bey der Eliſabeth ſowohl, als bey dem Grafen, bloßer Eigenſinn. Er ſoll mich um Gnade bitten; ich will ſie nicht um Gnade bitten: das iſt die ewige Leyer. Der Zuſchauer muß vergeſſen, daß Eliſabeth entweder ſehr abgeſchmackt, oder ſehr ungerecht iſt, wenn ſie verlangt, daß der Graf ſich ein Verbrechen ſoll vergeben laſſen, welches er nicht begangen, oder ſie nicht unterſucht hat. Er muß es vergeſſen, und er vergißt es wirklich, um ſich bloß mit den Geſinnungen des Stolzes zu beſchäftigen, der dem menſchlichen Herze ſo ſchmeichelhaft iſt.„

„Mit einem Worte: keine einzige Rolle dieſes Trauerſpiels iſt, was ſie ſeyn ſollte; alle ſind verfehlt; und gleichwohl hat es gefallen. Woher dieſes Gefallen? Offenbar aus der Situation der Perſonen, die für ſich ſelbſt rührend iſt. — Ein großer Mann, den man auf das Schaffot führet, wird immer intereßiren; die Vorſtellung ſeines Schickſals macht, auch ohne alle Hülfe der Poeſie, Eindruck; ungefehr eben den Eindruck, den die Wirklichkeit ſelbſt machen würde.„

So viel liegt für den tragiſchen Dichter an der Wahl des Stoffes. Durch dieſe allein, können die ſchwächſten verwirrteſten Stücke eine Art von Glück machen; und ich weiß nicht, wie es kömmt, daß es immer ſolche Stücke ſind, in welchen ſich gute Akteurs am vortheilhafteſten zeigen. Selten wird ein Meiſterſtück ſo meiſterhaft vorgeſtellt, als es geſchrieben iſt; das Mit-

tel-

telmäßige fährt mit ihnen immer beſſer. Vielleicht, weil ſie in dem Mittelmäßigen mehr von dem Ihrigen hinzuthun können; vielleicht, weil uns das Mittelmäßige mehr Zeit und Ruhe läßt, auf ihr Spiel aufmerkſam zu ſeyn; vielleicht, weil in dem Mittelmäßigen alles nur auf einer oder zwey hervorſtechenden Perſonen beruhet, anſtatt, daß in einem vollkommenern Stücke öfters eine jede Perſon ein Hauptakteur ſeyn müßte, und wenn ſie es nicht iſt, indem ſie ihre Rolle verhunzt, zugleich auch die übrigen verderben hilft.

Beym Eſſex können alle dieſe und mehrere Urſachen zuſammen kommen. Weder der Graf noch die Königinn ſind von dem Dichter mit der Stärke geſchildert, daß ſie durch die Aktion nicht noch weit ſtärker werden könnten. Eſſex ſpricht ſo ſtolz nicht, daß ihn der Schauſpieler nicht in jeder Stellung, in jeder Gebehrde, in jeder Mine, noch ſtolzer zeigen könnte. Es iſt ſogar dem Stolze weſentlich, daß er ſich weniger durch Worte, als durch das übrige Betragen, äußert. Seine Worte ſind öfters beſcheiden, und es läßt ſich nur ſehen, nicht hören, daß es eine ſtolze Beſcheidenheit iſt. Dieſe Rolle muß alſo nothwendig in der Vorſtellung gewinnen. Auch die Nebenrollen können keinen übeln Einfluß auf ihn haben; je ſubalterner Cecil und Salisbury geſpielt werden, deſto mehr ragt Eſſex hervor.

Ich darf es alſo nicht erſt lange ſagen, wie vortrefflich ein Eckhof das machen muß, was auch der gleichgültigſte Akteur nicht ganz verderben kann.

Mit der Rolle der Eliſabeth iſt es nicht völlig ſo; aber doch kann ſie auch ſchwerlich ganz verunglücken. Eliſabeth iſt ſo zärtlich, als ſtolz; ich glaube ganz gern, daß ein weibliches Herz beides zugleich ſeyn kann; aber wie eine Aktrice beides gleich gut vorſtellen könne, das begreiſe ich nicht recht. In der Natur ſelbſt trauen wir einer ſtolzen Frau nicht viel Zärtlichkeit, und einer zärtlichen nicht viel Stolz zu. Wir trauen es ihr nicht zu, ſage ich: denn die Kennzeichen des einen widerſprechen den Kennzeichen des andern. Es iſt ein Wunder, wenn ihr beide gleich geläufig ſind; hat ſie aber nur die einen vorzüglich in ihrer Gewalt, ſo kann ſie die Leidenſchaft, die ſich durch die andern ausdrückt, zwar empfinden, aber ſchwerlich werden wir ihr glauben, daß ſie dieſelbe ſo lebhaft empfindet, als ſie ſagt. Wie kann eine Aktrice nun weiter gehen, als die Natur? Iſt ſie von einem majeſtätiſchen Wuchſe, tönt ihre Stimme voller und männlicher, iſt ihr Blick dreiſt, iſt ihre Bewegung ſchnell und herzhaft: ſo werden ihr die ſtolzen Stellen vortrefflich gelingen; aber wie ſteht es mit den zärtlichen? Iſt ihre Figur hingegen weniger imponirend; herrſcht in ihren Minen Sanft-

Sanftmuth, in ihren Augen ein beſcheidnes Feuer, in ihrer Stimme mehr Wohlklang, als Nachdruck; iſt in ihrer Bewegung mehr Anſtand und Würde, als Kraft und Geiſt: ſo wird ſie den zärtlichen Stellen die völligſte Genüge leiſten; aber auch den ſtolzen? Sie wird ſie nicht verderben, ganz gewiß nicht; ſie wird ſie noch genug abſetzen; wir werden eine beleidigte zürnende Liebhaberinn in ihr erblicken; nur keine Eliſabeth nicht, die Manns genug war, ihren General und Geliebten mit einer Ohrfeige nach Hauſe zu ſchicken. Ich meyne alſo, die Aktricen, welche die ganze doppelte Eliſabeth uns gleich täuſchend zu zeigen vermögend wären, dürften noch ſeltner ſeyn, als die Eliſabeths ſelber; und wir können und müſſen uns begnügen, wenn eine Hälfte nur recht gut geſpielt, und die andere nicht ganz verwahrloſet wird.

Madame Löwen hat in der Rolle der Eliſabeth ſehr gefallen; aber, jene allgemeine Anmerkung nunmehr auf ſie anzuwenden, uns mehr die zärtliche Frau, als die ſtolze Monarchinn, ſehen und hören laſſen. Ihre Bildung, ihre Stimme, ihre beſcheidene Aktion, ließen es nicht anders erwarten; und mich dünkt, unſer Vergnügen hat dabey nichts verloren. Denn wenn nothwendig eine die andere verfinſtert, wenn es kaum anders ſeyn kann, als daß nicht die Königinn unter der Liebhaberinn, oder dieſe unter jener leiden ſollte: ſo, glaube ich, iſt es zuträglicher, wenn eher etwas von dem Stolze und der Königinn, als von der Liebhaberinn und der Zärtlichkeit, verloren geht.

Es iſt nicht bloß eigenſinniger Geſchmack, wenn ich ſo urtheile; noch weniger iſt es meine Abſicht, einem Frauenzimmer ein Kompliment damit zu machen, die noch immer eine Meiſterinn in ihrer Kunſt ſeyn würde, wenn ihr dieſe Rolle auch gar nicht gelungen wäre. Ich weiß einem Künſtler, er ſey von meinem oder dem andern Geſchlechte, nur eine einzige Schmeicheley zu machen; und dieſe beſteht darinn, daß ich annehme, er ſey von aller eiteln Empfindlichkeit entfernt, die Kunſt gehe bey ihm über alles, er höre gern frey und laut über ſich urtheilen, und wolle ſich lieber auch dann und wann falſch, als ſelten beurtheilet wiſſen. Wer dieſe Schmeicheley nicht verſteht, bey dem erkenne ich mich gar bald irre, und er iſt es nicht werth, daß wir ihn ſtudieren. Der wahre Virtuoſe glaubt es nicht einmal, daß wir ſeine Vollkommenheit einſehen und empfinden, wenn wir auch noch ſo viel Geſchrey davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für ſeine Schwäche haben. Er ſpottet bey ſich über jede uneingeſchränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen kitzelt ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz hat, ihn zu tadeln.

Ich

Ich wollte ſagen, daß ſich Gründe anführen laſſen, warum es beſſer iſt, wenn die Attrice mehr die zärtliche, als die ſtolze Eliſabeth ausdrückt. Stolz muß ſie ſeyn, das iſt ausgemacht: und daß ſie es iſt, das hören wir. Die Frage iſt nur, ob ſie zärtlicher als ſtolz, oder ſtolzer als zärtlich ſcheinen ſoll; ob man, wenn man unter zwey Aktricen zu wählen hätte, lieber die zur Eliſabeth nehmen ſollte, welche die beleidigte Königinn, mit allem drohenden Ernſte, mit allen Schrecken der rächeriſchen Majeſtät, auszudrücken vermöchte, oder die, welcher die eiferſüchtige Liebhaberinn, mit allen kränkenden Empfindungen der verſchmähten Liebe, mit aller Bereitwilligkeit, dem theuern Frevler zu vergeben, mit aller Beängſtigung über ſeine Hartnäckigkeit, mit allem Jammer über ſeinen Verluſt, angemeſſener wäre? Und ich ſage: dieſe.

Denn erſtlich wird dadurch die Verdopplung des nehmlichen Charakters vermieden. Eſſer iſt ſtolz; und wenn Eliſabeth auch ſtolz ſeyn ſoll, ſo muß ſie es wenigſtens auf eine andere Art ſeyn. Wenn bey dem Grafen die Zärtlichkeit nicht anders, als dem Stolze untergeordnet ſeyn kann, ſo muß bey der Königinn die Zärtlichkeit den Stolz überwiegen. Wenn der Graf ſich eine höhere Mine giebt, als ihm zukömmt; ſo muß die Königinn etwas weniger zu ſeyn ſcheinen, als ſie iſt. Beide auf Stelzen, mit der

Naſe nur immer in der Luft einhertreten, beide mit Verachtung auf alles, was um ſie iſt, herabblicken laſſen, würde die eckelſte Einförmigkeit ſeyn. Man muß nicht glauben können, daß Eliſabeth, wenn ſie an des Eſſex Stelle wäre, eben ſo, wie Eſſex, handeln würde. Der Ausgang weiſet es, daß ſie nachgebender iſt, als er; ſie muß alſo auch gleich von Anfange nicht ſo hoch daherfahren, als er. Wer ſich durch äußere Macht empor zu halten vermag, braucht weniger Anſtrengung, als der es durch eigene innere Kraft thun muß. Wir wiſſen darum doch, daß Eliſabeth die Königinn iſt, wenn ſich gleich Eſſex das königlichere Anſehen giebt.

Zweytens iſt es in dem Trauerſpiele ſchicklicher, daß die Perſonen in ihren Geſinnungen ſteigen, als daß ſie fallen. Es iſt ſchicklicher, daß ein zärtlicher Charakter Augenblicke des Stolzes hat, als daß ein ſtolzer von der Zärtlichkeit ſich fortreiſſen läßt. Jener ſcheint, ſich zu erheben; dieſer, zu ſinken. Eine ernſthafte Königinn, mit gerunzelter Stirne, mit einem Blicke, der alles ſcheu und zitternd macht, mit einem Tone der Stimme, der allein ihr Gehorſam verſchaffen könnte, wenn die zu verliebten Klagen gebraucht wird, und nach den kleinen Bedürfniſſen ihrer Leidenſchaft ſeufzet, iſt faſt, faſt lächerlich. Eine Geliebte hingegen, die ihre Eiferſucht erinnert, daß ſie Königinn iſt, erhebt ſich über ſich ſelbſt, und ihre Schwachheit wird fürchterlich.

Ham=

Hamburgiſche Dramaturgie.

Sechs und zwanzigſtes Stück.

Den 28ſten Julius, 1767.

Den ein und dreyßigſten Abend (Mittewochs, den 10ten Junius,) ward das Luſtſpiel der Madame Gottſched, die Hausfranzöſinn, oder die Mammſell, aufgeführet.

Dieſes Stück iſt eines von den ſechs Originalen, mit welchen 1744, unter Gottſchediſcher Geburthshülfe, Deutſchland im fünften Bande der Schaubühne beſchenkt ward. Man ſagt, es ſey, zur Zeit ſeiner Neuheit, hier und da mit Beyfall geſpielt worden. Man wollte verſuchen, welchen Beyfall es noch erhalten würde, und es erhielt den, den es verdienet; gar keinen. Das Teſtament, von eben derſelben Verfaſſerinn, iſt noch ſo etwas; aber die Hausfranzöſinn iſt ganz und gar nichts. Noch weniger, als nichts: denn ſie iſt nicht allein niedrig, und platt, und kalt, ſondern noch oben darein ſchmutzig, eckel, und im höchſten Grade beleidigend. Es iſt mir unbe-

unbegreiflich, wie eine Dame ſolches Zeug ſchreiben können. Ich will hoffen, daß man mir den Beweis von dieſem allen ſchenken wird. ——

Den zwey und dreyßigſten Abend (Donnerſtags, den 11ten Junius,) ward die Semiramis des Herrn von Voltaire wiederhohlt.

Da das Orcheſter bey unſern Schauſpielen gewiſſermaßen die Stelle der alten Chöre vertritt, ſo haben Kenner ſchon längſt gewünſcht, daß die Muſik, welche vor und zwiſchen und nach dem Stücke geſpielt wird, mit dem Inhalte deſſelben mehr übereinſtimmen möchte. Herr Scheibe iſt unter den Muſicis derjenige, welcher zuerſt hier ein ganz neues Feld für die Kunſt bemerkte. Da er einſahe, daß, wenn die Rührung des Zuſchauers nicht auf eine unangenehme Art geſchwächt und unterbrochen werden ſollte, ein jedes Schauſpiel ſeine eigene muſikaliſche Begleitung erfordere: ſo machte er nicht allein bereits 1738 mit dem Polyeukt und Mithridat den Verſuch, beſondere dieſen Stücken entſprechende Symphonien zu verfertigen, welche bey der Geſellſchaft der Neuberinn, hier in Hamburg, in Leipzig, und anderwärts aufgeführet wurden; ſondern ließ ſich auch in einem beſondern Blatte ſeines kritiſchen Muſikus (*) umſtändlich darüber aus, was überhaupt der Komponiſt

---

(*) Stück 67.

poniſt zu beobachten habe, der in dieſer neuen Gattung mit Ruhm arbeiten wolle.

„Alle Symphonien, ſagt er, die zu einem Schauſpiele verfertiget werden, ſollen ſich auf den Inhalt und die Beſchaffenheit deſſelben beziehen. Es gehören alſo zu den Trauerſpielen eine andere Art von Symphonien, als zu den Luſtſpielen. So verſchieden die Tragödien und Komödien unter ſich ſelbſt ſind, ſo verſchieden muß auch die dazu gehörige Muſik ſeyn. Insbeſondere aber hat man auch wegen der verſchiedenen Abtheilungen der Muſik in den Schauſpielen auf die Beſchaffenheit der Stellen, zu welchen eine jede Abtheilung gehört, zu ſehen. Daher muß die Anfangsſymphonie ſich auf den erſten Aufzug des Stückes beziehen; die Symphonien aber, die zwiſchen den Aufzügen vorkommen, müſſen Theils mit dem Schluſſe des vorhergehenden Aufzuges, Theils aber mit dem Anfange des folgenden Aufzuges übereinkommen; ſo wie die letzte Symphonie dem Schluſſe des letzten Aufzuges gemäß ſeyn muß.„

„Alle Symphonien zu Trauerſpielen müſſen prächtig, feurig und geiſtreich geſetzt ſeyn. Inſonderheit aber hat man den Charakter der Hauptperſonen, und den Hauptinhalt zu bemerken, und darnach ſeine Erfindung einzurichten. Dieſes iſt von keiner gemeinen Folge. Wir finden Tragödien, da bald dieſe, bald jene Tugend

gend eines Helden, oder einer Heſdinn, der Stoff geweſen iſt. Man halte einmal den Polyeukt gegen den Brutus, oder auch die Alzire gegen den Mithridat: ſo wird man gleich ſehen, daß ſich keinesweges einerley Muſik dazu ſchicket. Ein Trauerſpiel, in welchem die Religion und Gottesfurcht den Helden, oder die Heldinn, in allen Zufällen begleiten, erfordert auch ſolche Symphonien, die gewiſſermaßen das Prächtige und Ernſthafte der Kirchenmuſik beweiſen. Wenn aber die Großmuth, die Tapferkeit, oder die Standhaftigkeit in allerley Unglücksfällen im Trauerſpiele herrſchen: ſo muß auch die Muſik weit feuriger und lebhafter ſeyn. Von dieſer leztern Art ſind die Trauerſpiele Cato, Brutus, Mithridat. Alzire aber und Zaire erfordern hingegen ſchon eine etwas veränderte Muſik, weil die Begebenheiten und die Charaktere in dieſen Stücken von einer andern Beſchaffenheit ſind, und mehr Veränderung der Affekten zeigen.„

„Eben ſo müſſen die Komödienſymphonien überhaupt frey, fließend, und zuweilen auch ſcherzhaft ſeyn; insbeſondere aber ſich nach dem eigenthümlichen Inhalte einer jeden Komödie richten. So wie die Komödie bald ernſthafter, bald verliebter, bald ſcherzhafter iſt, ſo muß auch die Symphonie beſchaffen ſeyn. Z. E. die Komödien, der Falke und die beyderſeitige Un-

be-

beſtändigkeit, würden ganz andere Symphonien erfordern, als der verlohrne Sohn. So würden ſich auch nicht die Symphonien, die ſich zum Geizigen, oder zum Kranken in der Einbildung, ſehr wohl ſchicken möchten, zum Unentſchlüßigen, oder zum Zerſtreuten, ſchicken. Jene müſſen ſchon luſtiger und ſcherzhafter ſeyn, dieſe aber verdrießlicher und ernſthafter.„

„Die Anfangsſymphonie muß ſich auf das ganze Stück beziehen; zugleich aber muß ſie auch den Anfang deſſelben vorbereiten, und folglich mit dem erſten Auftritte übereinkommen. Sie kann aus zwey oder drey Sätzen beſtehen, ſo wie es der Komponiſt für gut findet. — Die Symphonien zwiſchen den Aufzügen aber, weil ſie ſich nach dem Schluſſe des vorhergehenden Aufzuges und nach dem Anfange des folgenden richten ſollen, werden am natürlichſten zwey Sätze haben können. Im erſten kann man mehr auf das Vorhergegangene, im zweyten aber mehr auf das Folgende ſehen. Doch iſt ſolches nur allein nöthig, wenn die Affekten einander allzu ſehr entgegen ſind; ſonſt kann man auch wohl nur einen Satz machen, wenn er nur die gehörige Länge erhält, damit die Bedürfniſſe der Vorſtellung, als Lichtputzen, Umkleiden u. ſ. w. indeß beſorget werden können. — Die Schlußſymphonie endlich muß mit dem Schluſſe des Schauſpiels auf das genaueſte über-

übereinſtimmen, um die Begebenheit den Zuſchauern deſto nachdrücklicher zu machen. Was iſt lächerlicher, als wenn der Held auf eine unglückliche Weiſe ſein Leben verlohren hat, und es folgt eine luſtige und lebhafte Symphonie darauf? Und was iſt abgeſchmackter, als wenn ſich die Komödie auf eine fröhliche Art endiget, und es folgt eine traurige und bewegliche Symphonie darauf?„ ——

„Da übrigens die Muſik zu den Schauſpielen bloß allein aus Inſtrumenten beſtehet, ſo iſt eine Veränderung derſelben ſehr nöthig, damit die Zuhörer deſto gewiſſer in der Aufmerkſamkeit erhalten werden, die ſie vielleicht verlieren möchten, wenn ſie immer einerley Inſtrumente hören ſollten. Es iſt aber beynahe eine Nothwendigkeit, daß die Anfangsſymphonie ſehr ſtark und vollſtändig iſt, und alſo deſto nachdrücklicher ins Gehör falle. Die Veränderung der Inſtrumenten muß alſo vornehmlich in den Zwiſchenſymphonien erſcheinen. Man muß aber wohl urtheilen, welche Inſtrumente ſich am beſten zur Sache ſchicken, und womit man dasjenige am gewiſſeſten ausdrücken kann, was man ausdrücken ſoll. Es muß alſo auch hier eine vernünftige Wahl getroffen werden, wenn man ſeine Abſicht geſchickt und ſicher erreichen will. Sonderlich aber iſt es nicht allzu gut, wenn man in zwey auf einander folgenden Zwiſchenſympho-

nien

nien einerley Veränderung der Inſtrumente anwendet. Es iſt allemal beſſer und angenehmer, wenn man dieſen Uebelſtand vermeidet.„

Dieſes ſind die wichtigſten Regeln, um auch hier die Tonkunſt und Poeſie in eine genauere Verbindung zu bringen. Ich habe ſie lieber mit den Worten eines Tonkünſtlers, und zwar desjenigen vortragen wollen, der ſich die Ehre der Erfindung anmaßen kann, als mit meinen. Denn die Dichter und Kunſtrichter bekommen nicht ſelten von den Muſicis den Vorwurf, daß ſie weit mehr von ihnen erwarten und verlangen, als die Kunſt zu leiſten im Stande ſey. Die mehreſten müſſen es von ihren Kunſtverwandten erſt hören, daß die Sache zu bewerkſtelligen iſt, ehe ſie die geringſte Aufmerkſamkeit darauf wenden.

Zwar die Regeln ſelbſt waren leicht zu machen; ſie lehren nur was geſchehen ſoll, ohne zu ſagen, wie es geſchehen kann. Der Ausdruck der Leidenſchaften, auf welchen alles dabey ankömmt, iſt noch einzig das Werk des Genies. Denn ob es ſchon Tonkünſtler giebt und gegeben, die bis zur Bewunderung darinn glücklich ſind, ſo mangelt es doch unſtreitig noch an einem Philoſophen, der ihnen die Wege abgelernt, und allgemeine Grundſätze aus ihren Beyſpielen hergeleitet hätte. Aber je häufiger dieſe Beyſpiele werden, je mehr ſich die Materialien zu dieſer Herleitung ſammeln, deſto eher können wir ſie uns verſprechen; und ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht ein großer Schritt dazu durch die Beeiferung der Tonkünſtler in dergleichen dramatiſchen Symphonien geſchehen könnte. In der Vokalmuſik hilft der Text dem Ausdrucke allzuſehr nach; der ſchwächſte und ſchwankendſte wird durch die Worte beſtimmt und verſtärkt: in der Inſtrumentalmuſik hingegen fällt dieſe Hülfe weg, und ſie ſagt gar nichts, wenn ſie das, was ſie ſagen will, nicht rechtſchaffen ſagt. Der Künſtler wird alſo hier ſeine äußerſte Stärke anwenden müſſen; er wird unter den verſchiedenen Folgen von Tönen, die eine Empfindung ausdrücken können, nur immer diejenigen wählen, die ſie am deutlichſten ausdrücken; wir werden dieſe öfterer hören, wir werden ſie mit einander öfterer vergleichen, und durch die Bemerkung deſſen, was ſie beſtändig gemein haben, hinter das Geheimniß des Ausdrucks kommen.

Welchen Zuwachs unſer Vergnügen im Theater dadurch erhalten würde, begreift jeder von ſelbſt. Gleich vom Anfange der neuen Verwaltung unſers Theaters, hat man ſich daher nicht nur überhaupt bemüht, das Orcheſter in einen beſſern Stand zu ſetzen, ſondern es haben ſich auch würdige Männer bereit finden laſſen, die Hand an das Werk zu legen, und Muſter in dieſer Art von Kompoſition zu machen, die über alle Erwartung ausgefallen ſind. Schon zu Cronegks Olint und Sophronia hatte Herr Hertel eigne Symphonien verfertiget; und bey der zweyten Aufführung der Semiramis wurden dergleichen, von dem Herrn Agricola in Berlin, aufgeführt.

Ham-

Hamburgiſche Dramaturgie.

Sieben und zwanzigſtes Stück.

Den 31ſten Julius, 1767.

Ich will es verſuchen, einen Begriff von der Muſik des Herrn Agricola zu machen. Nicht zwar nach ihren Wirkungen; — denn je lebhafter und feiner ein ſinnliches Vergnügen iſt, deſto weniger läßt es ſich mit Worten beſchreiben; man kann nicht wohl anders, als in allgemeine Lobſprüche, in unbeſtimmte Ausrufungen, in kreiſchende Bewunderung damit verfallen, und dieſe ſind eben ſo ununterrichtend für den Liebhaber, als eckelhaft für den Virtuoſen, den man zu ehren vermeinet; — ſondern bloß nach den Abſichten, die ihr Meiſter dabey gehabt, und nach den Mitteln überhaupt, deren er ſich, zu Erreichung derſelben, bedienen wollen.

Die Anfangsſymphonie beſtehet aus drey Sätzen. Der erſte Satz iſt ein Largo, nebſt den Violinen, mit Hoboen und Flöten; der

Grundbaß iſt durch Fagotte verſtärkt. Sein Ausdruck iſt ernſthaft; manchmal gar wild und ſtürmiſch; der Zuhörer ſoll vermuthen, daß er ein Schauſpiel ungefehr dieſes Inhalts zu erwarten habe. Doch nicht dieſes Inhalts allein; Zärtlichkeit, Reue, Gewiſſensangſt, Unterwerfung, nehmen ihr Theil daran; und der zweyte Satz, ein Andante mit gedämpften Violinen und concertirenden Fagotten, beſchäftiget ſich alſo mit dunkeln und mitleidigen Klagen. In dem dritten Satze vermiſchen ſich die beweglichen Tonwendungen mit ſtolzen; denn die Bühne eröfnet ſich mit mehr als gewöhnlicher Pracht; Semiramis nahet ſich dem Ende ihrer Herrlichkeit; wie dieſe Herrlichkeit das Auge ſpüren muß, ſoll ſie auch das Ohr vernehmen. Der Charakter iſt Allegretto, und die Inſtrumente ſind wie in dem erſten, außer daß die Hoboen, Flöten und Fagotte mit einander einige beſondere kleinere Sätze haben.

Die Muſik zwiſchen den Akten hat durchgängig nur einen einzigen Satz; deſſen Ausdruck ſich auf das Vorhergehende beziehet. Einen zweyten, der ſich auf das Folgende bezöge, ſcheinet Herr Agricola alſo nicht zu billigen. Ich würde hierinn ſehr ſeines Geſchmacks ſeyn. Denn die Muſik ſoll dem Dichter nichts verderben; der tragiſche Dichter liebt das Unerwartete, das Ueberraſchende, mehr als ein anderer;

er läßt ſeinen Gang nicht gern voraus verrathen; und die Muſik würde ihn verrathen, wenn ſie die folgende Leidenſchaft angeben wollte. Mit der Anfangsſymphonie iſt es ein anders; ſie kann auf nichts Vorhergehendes gehen; und doch muß auch ſie nur den allgemeinen Ton des Stücks angeben, und nicht ſtärker, nicht beſtimmter, als ihn ungefehr der Titel angiebt. Man darf dem Zuhörer wohl das Ziel zeigen, wohin man ihn führen will, aber die verſchiedenen Wege, auf welchen er dahin gelangen ſoll, müſſen ihm gänzlich verborgen bleiben. Dieſer Grund wider einen zweyten Satz zwiſchen den Akten, iſt aus dem Vortheile des Dichters hergenommen; und er wird durch einen andern, der ſich aus den Schranken der Muſik ergiebt, beſtärkt. Denn geſetzt, daß die Leidenſchaften, welche in zwey auf einander folgenden Akten herrſchen, einander ganz entgegen wären, ſo würden nothwendig auch die beiden Sätze von eben ſo widriger Beſchaffenheit ſeyn müſſen. Nun begreife ich ſehr wohl, wie uns der Dichter aus einer jeden Leidenſchaft zu der ihr entgegenſtehenden, zu ihrem völligen Widerſpiele, ohne unangenehme Gewaltſamkeit, bringen kann; er thut es nach und nach, gemach und gemach; er ſteiget die ganze Leiter von Sproſſe zu Sproſſe, entweder hinauf oder hinab, ohne irgendwo den geringſten Sprung zu thun. Aber kann dieſes auch der Muſikus? Es ſey, daß er es in Einem Stücke, von der erforderlichen Länge, eben ſo wohl thun könne; aber in zwey beſondern, von einander gänzlich abgeſetzten Stücken, muß der Sprung, z. E. aus dem Ruhigen in das Stürmiſche, aus dem Zärtlichen in das Grauſame, nothwendig ſehr merklich ſeyn, und alle das Beleidigende haben, was in der Natur jeder plötzliche Uebergang aus einem Aeußerſten in das andere, aus der Finſterniß in das Licht, aus der Kälte in die Hitze, zu haben pflegt. Itzt zerſchmelzen wir in Wehmuth, und auf einmal ſollen wir raſen. Wie? warum? wider wen? wider eben den, für den unſere Seele ganz mitleidiges Gefühl war? oder wider einen andern? Alles das kann die Muſik nicht beſtimmen; ſie läßt uns in Ungewißheit und Verwirrung; wir empfinden, ohne eine richtige Folge unſerer Empfindungen wahrzunehmen; wir empfinden, wie im Traume; und alle dieſe unordentliche Empfindungen ſind mehr abmattend, als ergötzend. Die Poeſie hingegen läßt uns den Faden unſerer Empfindungen nie verlieren; hier wiſſen wir nicht allein, was wir empfinden ſollen, ſondern auch, warum wir es empfinden ſollen; und nur dieſes Warum macht die plötzlichſten Uebergänge nicht allein erträglich, ſondern auch angenehm. In der That iſt dieſe Motivirung der plötzlichen Uebergänge einer der größten Vortheile, den die Muſik aus der Vereinigung mit der Poeſie ziehet; ja vielleicht der allergrößte. Denn es iſt bey weitem nicht ſo nothwendig, die allgemeinen unbeſtimmten Empfindungen der Muſik, z. E. der Freude, durch Worte auf einen gewiſſen einzeln Gegenſtand der Freude einzuſchränken, weil auch jene dunkeln ſchwanken Empfindungen noch immer ſehr angenehm ſind; als nothwendig es iſt, abſtechende widerſprechende Empfindungen durch deutliche Begriffe, die nur Worte gewähren können, zu verbinden, um ſie durch dieſe Verbindung in ein Ganzes zu verweben, in welchem man nicht allein Mannichfaltiges, ſondern auch Uebereinſtimmung des Mannichfaltigen bemerke. Nun aber würde, bey dem doppelten Satze zwiſchen den Akten eines Schauſpiels, dieſe Verbindung erſt hinten nach kommen; wir würden es erſt hinten nach erfahren, warum wir aus einer Leidenſchaft in eine ganz entgegen geſetzte überſpringen müſſen: und das iſt für die Muſik ſo gut, als erführen wir es gar nicht. Der Sprung hat einmal ſeine üble Wirkung gethan, und er hat uns darum nicht weniger beleidiget, weil wir nun einſehen, daß er uns nicht hätte beleidigen ſollen. Man glaube aber nicht, daß ſo nach überhaupt alle Symphonien verwerflich ſeyn müßten, weil alle aus mehrern Sätzen beſtehen, die von einander unterſchieden ſind, und deren jeder etwas anders ausdrückt, als der andere. Sie drücken etwas anders aus, aber nicht etwas verſchiednes; oder vielmehr, ſie drücken das nehmliche, und nur auf eine andere Art aus. Eine Symphonie, die in ihren verſchiednen Sätzen verſchiedne, ſich widerſprechende Leidenſchaften ausdrückt, iſt ein muſikaliſches Ungeheuer; in Einer Symphonie muß nur Eine Leidenſchaft herrſchen, und jeder beſondere Satz muß eben dieſelbe Leidenſchaft, bloß mit verſchiednen Abänderungen, es ſey nun nach den Graden ihrer Stärke und Lebhaftigkeit, oder nach den mancherley Vermiſchungen mit andern verwandten Leidenſchaften, ertönen laſſen, und in uns zu erwecken ſuchen. Die Anfangsſymphonie war vollkommen von dieſer Beſchaffenheit; das Ungeſtüme des erſten Satzes zerfließt in das Klagende des zweyten, welches ſich in dem dritten zu einer Art von feyerlichen Würde erhebet. Ein Tonkünſtler, der ſich in ſeinen Symphonien mehr erlaubt, der mit jedem Satze den Affekt abbricht, um mit dem folgenden einen neuen ganz verſchiednen Affekt anzuheben, und auch dieſen fahren läßt, um ſich in einen dritten eben ſo verſchiednen zu werfen; kann viel Kunſt, ohne Nutzen, verſchwendet haben, kann überraſchen, kann betäuben, kann kitzeln, nur rühren kann er nicht. Wer mit unſerm Herzen ſprechen, und ſympathetiſche Regungen in ihm erwecken will, muß eben ſowohl Zuſammenhang

be-

beobachten, als wer unſern Verſtand zu unterhalten und zu belehren denkt. Ohne Zuſammenhang, ohne die innigſte Verbindung aller und jeder Theile, iſt die beſte Muſik ein eitler Sandhaufen, der keines dauerhaften Eindruckes fähig iſt; nur der Zuſammenhang macht ſie zu einem feſten Marmor, an dem ſich die Hand des Künſtlers verewigen kann.

Der Satz nach dem erſten Akte ſucht alſo lediglich die Beſorgniſſe der Semiramis zu unterhalten, denen der Dichter dieſen Akt gewidmet hat; Beſorgniſſe, die noch mit einiger Hofnung vermiſcht ſind; ein Andante meſto, bloß mit gedämpften Violinen und Bratſche.

In dem zweyten Akte ſpielt Aſſur eine zu wichtige Rolle, als daß er nicht den Ausdruck der darauf folgenden Muſik beſtimmen ſollte. Eine Allegro aſſai aus dem G dur, mit Waldhörnern, durch Flöten und Hoboen, auch den Grundbaß mitſpielende Fagotte verſtärkt, druckt den durch Zweifel und Furcht unterbrochenen, aber immer noch ſich wieder erhohlenden Stolz dieſes treuloſen und herrſchſüchtigen Miniſters aus.

In dem dritten Akte erſcheint das Geſpenſt. Ich habe, bey Gelegenheit der erſten Vorſtellung, bereits angemerkt, wie wenig Eindruck Voltaire dieſe Erſcheinung auf die Anweſenden machen läßt. Aber der Tonkünſtler hat ſich, wie billig, daran nicht gekehrt; er hohlt es nach, was der Dichter unterlaſſen hat, und ein Allegro aus dem E moll, mit der nehmlichen Inſtrumentenbeſetzung des vorhergehenden, nur daß E-Hörner mit G-Hörnern verſchiedentlich abwechſeln, ſchildert kein ſtummes und träges Erſtaunen, ſondern die wahre wilde Beſtürzung, welche eine dergleichen Erſcheinung unter dem Volke verurſachen muß.

Die Beängſtigung der Semiramis im vierten Aufzuge erweckt unſer Mitleid; wir betauern die Reuende, ſo ſchuldig wir auch die Verbrecherinn wiſſen. Betauern und Mitleid läßt alſo auch die Muſik ertönen; in einem Larghetto aus dem A moll, mit gedämpften Violinen und Bratſche, und einer concertirenden Hoboe.

Endlich folget auch auf den fünften Akt nur ein einziger Satz, ein Adagio, aus dem E dur, nächſt den Violinen und der Bratſche mit Hörnern, mit verſtärkenden Hoboen und Flöten, und mit Fagotten, die mit dem Grundbaſſe gehen. Der Ausdruck iſt den Perſonen des Trauerſpiels angemeſſene, und ins Erhabene gezogene Betrübniß, mit einiger Rückſicht, wie mich deucht, auf die vier letzten Zeilen, in welchen die Wahrheit ihre warnende Stimme gegen die Großen der Erde eben ſo würdig als mächtig erhebt.

Die Abſichten eines Tonkünſtlers merken, heißt ihm zugeſtehen, daß er ſie erreicht hat. Sein Werk ſoll kein Räthſel ſeyn, deſſen Deutung eben ſo mühſam als ſchwankend iſt. Was ein geſundes Ohr am geſchwindeſten in ihm vernimmt, das und nichts anders hat er ſagen wollen; ſein Lob wächſt mit ſeiner Verſtändlichkeit; je leichter, je allgemeiner dieſe, deſto verdienter jenes. — Es iſt kein Ruhm für mich, daß ich recht gehört habe; aber für den Hrn. Agricola iſt es ein ſo viel gröſſerer, daß in dieſer ſeine Compoſition niemand etwas anders gehört hat, als ich.

Ham-

Hamburgiſche Dramaturgie.

Acht und zwanzigſtes Stück.

Den 4ten Auguſt, 1767.

Den drey und dreyßigſten Abend (Freytags, den 12ten Junius,) ward die Nanine wiederholt, und den Beſchluß machte, der Bauer mit der Erbſchaft, aus dem Franzöſiſchen des Marivaux.

Dieſes kleine Stück iſt hier Waare für den Platz, und macht daher allezeit viel Vergnügen. Jürge kömmt aus der Stadt zurück, wo er einen reichen Bruder begraben laſſen, von dem er hundert tauſend Mark geerbt. Glück ändert Stand und Sitten; nun will er leben wie vornehme Leute leben, erhebt ſeine Liſe zur Madame, findet geſchwind für ſeinen Hanns und für ſeine Grete eine anſehnliche Partie, alles iſt richtig, aber der hinkende Bothe kömmt nach. Der Makler, bey dem die hundert tauſend Mark geſtanden, hat Banquerot gemacht, Jürge iſt wieder nichts wie Jürge, Hanns bekömmt den

Korb, Grete bleibt ſitzen, und der Schluß würde traurig genug ſeyn, wenn das Glück mehr nehmen könnte, als es gegeben hat; geſund und vergnügt waren ſie, geſund und vergnügt bleiben ſie.

Dieſe Fabel hätte jeder erfinden können; aber wenige würden ſie ſo unterhaltend zu machen gewußt haben, als Marivaux. Die drolligſte Laune, der ſchnurrigſte Witz, die ſchalkiſchſte Satire, laſſen uns vor Lachen kaum zu uns ſelbſt kommen; und die naive Bauernſprache giebt allem eine ganz eigene Würze. Die Ueberſetzung iſt von Kriegern, der das franzöſiſche Patois in den hieſigen platten Dialekt meiſterhaft zu übertragen gewußt hat. Es iſt nur Schade, daß verſchiedene Stellen höchſt fehlerhaft und verſtümmelt abgedruckt werden. Einige müßten nothwendig in der Vorſtellung berichtiget und ergänzt werden. Z. E. folgende, gleich in der erſten Scene.

Jürge. He, he, he! Giv mie doch fief Schillink kleen Geld, ik hev niks, as Gullen un Dahlers.

Liſe. He, he, he! Segge doch, heſt du Schrullen med diene fief Schillink kleen Geld? wat wiſt du damed maaken?

Jürge. He, he, he, he! Giv mie fief Schillink kleen Geld, ſeg ik die.

Liſe. Woto denn, Hans Narr?

Jürge. För düſſen Jungen, de mie mienen Bündel op dee Reiſe hed in unſe Dörp dragen hed, un ik bün ganß licht un ſacht hergahn.

Liſe. Büſt du to Foote hergahn?

Jürge. Ja. Wielt't veel cummoder iß.

Liſe. Da heſt du een Maark.

Jürge. Dat is doch noch reſnabel. Wo veel maakt't? So veel is dat. Een Maark hed ſe mie dahn: da, da is't. Nehmt' hen; ſo is't richdig.

Liſe. Un du verdeihſt fief Schillink an een Jungen, de die dat Pak dragen hed?

Jürge. Ja! ik mot ehm doch een Drankgeld geven.

Valentin. Sollen die fünf Schilling für mich, Herr Jürge?

Jürge. Ja, mien Fründ!

Valentin. Fünf Schilling? ein reicher Erbe! fünf Schillinge? ein Mann von ihrem Stande! Und wo bleibt die Hoheit der Seele?

Jürge. O! et kumt mie even darop nich an, ſo dörft't man ſeggen. Maake Fro, ſmiet ehm noch een Schillink hen; by uns regnet man ſo.

Wie iſt das? Jürge iſt zu Fuße gegangen, weil es kommoder iſt? Er fordert fünf Schillinge, und ſeine Frau giebt ihm ein Mark, die ihm fünf Schillinge nicht geben wollte? Die Frau ſoll dem Jungen noch einen Schilling hinſchmeiſſen? warum thut er es nicht ſelbſt? Von dem Marke blieb ihm ja noch übrig. Ohne das

Franzöſiſche wird man ſich ſchwerlich aus dem Hauſe finden. Jürge war nicht zu Fuße gekommen, ſondern mit der Kutſche: und darauf geht ſein „Wielt't veel cummoder is.„ Aber die Kutſche gieng vieleicht bey ſeinem Dorfe nur vorbey, und von da, wo er abſtieg, ließ er ſich bis zu ſeinem Hauſe das Bündel nachtragen. Dafür giebt er dem Jungen die fünf Schillinge; das Mark giebt ihm nicht die Frau, ſondern das hat er für die Kutſche bezahlen müſſen, und er erzehlt ihr nur, wie geſchwind er mit dem Kutſcher darüber fertig geworden. (*)

Den

(*) Blaise. Eh! eh! eh! baille-moi cinq ſols de monnoye, je n'ons que de groſſes piéces.

Claudine. (le contrefaiſant) Eh! eh! eh! di donc, Nicaiſe, avec tes cinq ſols de monnoye, qu'eſt-ce que t'en veux faire?

Blaise. Eh! eh! eh! baille moi cinq ſols de monnoye, te dis-je.

Claudine. Pourquoi donc, Nicodeme?

Blasie. Pour ce garçong qui apporte mon paquet depis la voiture jusqu'à cheux nous, pendant que je marchois tout bellement et à mon aiſe.

Claudine. T'es venu dans la voiture?

Blaise. Oui, parce que cela eſt plus commode.

Claudine. T'a baillé un écu?

Blaise. Oh bian noblement. Combien faut-il? ai-je fait. Un écu, ce m'a-t-on

fait

Den vier und dreyßigſten Abend (Montags, den 29ſten Junius,) ward der Zerſtreute des Regnard aufgeführt

Ich glaube ſchwerlich, daß unſere Großväter den deutſchen Titel dieſes Stücks verſtanden hätten. Noch Schlegel überſetzte Diſtrait durch Träumer. Zerſtreut ſeyn, ein Zerſtreuter, iſt lediglich nach der Analogie des Franzöſiſchen gemacht. Wir wollen nicht unterſuchen, wer das Recht hatte, dieſe Worte zu machen; ſondern wir wollen ſie brauchen, nachdem ſie einmal gemacht ſind. Man verſteht ſie nunmehr, und das iſt genug.

Regnard brachte ſeinen Zerſtreuten im Jahre 1697 aufs Theater; und er fand nicht den geringſten Beyfall. Aber vier und dreyßig Jahr darauf, als ihn die Komödianten wieder verſuchten, fand er einen ſo viel größern. Welches Publikum hatte nun Recht? Vielleicht hatten ſie beyde nicht Unrecht. Jenes ſtrenge Publikum verwarf das Stück als eine gute förmliche Komödie, wofür es der Dichter ohne Zweifel

fait. Tenez, le vela, prennez. Tout comme ça.

Claudine. Et tu dépenſes cinq ſols en porteurs de paquets?

Blaiſe. Oui, par maniere de recreation.

Arlequin. Eſt-ce pour moi les cinq ſols, Monſieur Blaiſe?

Blaiſe. Oui, mon ami &c.

ausgab. Dieſes geneigtere nahm es für nichts mehr auf, als es iſt; für eine Farce, für ein Poſſenſpiel, das zu lachen machen ſoll; man lachte, und war dankbar. Jenes Publikum dachte:

—— non ſatis eſt riſu diducere rictum
Auditoris —— —— ——

und dieſes:

—— & eſt quædam tamen hic quoque
virtus.

Auſſer der Verſification, die noch dazu ſehr fehlerhaft und nachläßig iſt, kann dem Regnard dieſes Luſtſpiel nicht viel Mühe gemacht haben. Den Charakter ſeiner Hauptperſon fand er bey dem La Bruyere völlig entworfen. Er hatte nichts zu thun, als die vornehmſten Züge Theils in Handlung zu bringen, Theils erzehlen zu laſſen. Was er von dem Seinigen hinzufügte, will nicht viel ſagen.

Wider dieſes Urtheil iſt nichts einzuwenden; aber wider eine andere Kritik, die den Dichter auf der Seite der Moralität faſſen will, deſto mehr. Ein Zerſtreuter ſoll kein Vorwurf für die Komödie ſeyn. Warum nicht? Zerſtreut ſeyn, ſagt man, ſey eine Krankheit, ein Unglück; und kein Laſter. Ein Zerſtreuter verdiene eben ſo wenig ausgelacht zu werden, als einer der Kopfſchmerzen hat. Die Komödie müſſe ſich nur mit Fehlern abgeben, die ſich verbeſſern laſſen.

ſen. Wer aber von Natur zerſtreut ſey, der laſſe ſich durch Spöttereyen eben ſo wenig beſſern, als ein Hinkender.

Aber iſt es denn wahr, daß die Zerſtreuung ein Gebrechen der Seele iſt, dem unſere beſten Bemühungen nicht abhelfen können? Sollte ſie wirklich mehr natürliche Verwahrloſung, als üble Angewohnheit ſeyn? Ich kann es nicht glauben. Sind wir nicht Meiſter unſerer Aufmerkſamkeit? Haben wir es nicht in unſerer Gewalt, ſie anzuſtrengen, ſie abzuziehen, wie wir wollen? Und was iſt die Zerſtreuung anders, als ein unrechter Gebrauch unſerer Aufmerkſamkeit? Der Zerſtreute denkt, und denkt nur das nicht, was er, ſeinen itzigen ſinnlichen Eindrücken zu Folge, denken ſollte. Seine Seele iſt nicht entſchlummert, nicht betäubt, nicht auſſer Thätigkeit geſetzt; ſie iſt nur abweſend, ſie iſt nur anderwärts thätig. Aber ſo gut ſie dort ſeyn kann, ſo gut kann ſie auch hier ſeyn; es iſt ihr natürlicher Beruff, bey den ſinnlichen Veränderungen ihres Körpers gegenwärtig zu ſeyn; es koſtet Mühe, ſie dieſes Beruffs zu entwöhnen, und es ſollte unmöglich ſeyn, ihr ihn wieder geläufig zu machen?

Doch es ſey; die Zerſtreuung ſey unheilbar: wo ſteht es denn geſchrieben, daß wir in der Komödie nur über moraliſche Fehler, nur über verbeſſerliche Untugenden lachen ſollen? Jede Ungegereimtheit, jeder Kontraſt von Mangel und Realität, iſt lächerlich. Aber lachen und verlachen iſt ſehr weit auseinander. Wir können über einen Menſchen lachen, bey Gelegenheit ſeiner lachen, ohne ihn im geringſten zu verlachen. So unſtreitig, ſo bekannt dieſer Unterſchied iſt, ſo ſind doch alle Chicanen, welche noch neuerlich Rouſſeau gegen den Nutzen der Komödie gemacht hat, nur daher entſtanden, weil er ihn nicht gehörig in Erwägung gezogen. Moliere, ſagt er z. E., macht uns über den Miſanthropen zu lachen, und doch iſt der Miſanthrop der ehrliche Mann des Stücks; Moliere beweiſet ſich alſo als einen Feind der Tugend, indem er den Tugendhaften verächtlich macht. Nicht doch; der Miſanthrop wird nicht verächtlich, er bleibt wer er iſt, und das Lachen, welches aus den Situationen entſpringt, in die ihn der Dichter ſetzt, benimmt ihm von unſerer Hochachtung nicht das geringſte. Der Zerſtreute gleichfalls; wir lachen über ihn, aber verachten wir ihn darum? Wir ſchätzen ſeine übrige guten Eigenſchaften, wie wir ſie ſchätzen ſollen; ja ohne ſie würden wir nicht einmal über ſeine Zerſtreuung lachen können. Man gebe dieſe Zerſtreuung einem boshaften, nichtswürdigen Manne, und ſehe, ob ſie noch lächerlich ſeyn wird? Widrig, eckel, häßlich wird ſie ſeyn; nicht lächerlich.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Neun und zwanzigſtes Stück.

Den 7ten Auguſt, 1767.

Die Komödie will durch Lachen beſſern; aber nicht eben durch Verlachen; nicht gerade diejenigen Unarten, über die ſie zu lachen macht, noch weniger bloß und allein die, an welchen ſich dieſe lächerliche Unarten finden. Ihr wahrer allgemeiner Nutzen liegt in dem Lachen ſelbſt; in der Uebung unſerer Fähigkeit das Lächerliche zu bemerken; es unter allen Bemäntelungen der Leidenſchaft und der Mode, es in allen Vermiſchungen mit noch ſchlimmern oder mit guten Eigenſchaften, ſogar in den Runzeln des feyerlichen Ernſtes, leicht und geſchwind zu bemerken. Zugegeben, daß der Geitzige des Moliere nie einen Geitzigen, der Spieler des Regnard nie einen Spieler gebeſſert habe; eingeräumet, daß das Lachen dieſe Thoren gar nicht beſſern könne: deſto ſchlimmer für ſie, aber nicht für die Komödie. Ihr iſt genug, wenn ſie keine verzweifelte Krankheiten heilen kann, die Geſunden in ihrer Geſundheit zu befeſtigen. Auch dem Freygebigen iſt der Geizige lehrreich; auch dem, der gar nicht ſpielt, iſt der Spieler unterrichtend; die Thorheiten, die ſie nicht haben, haben andere, mit welchen ſie leben müſſen; es iſt erſprießlich, diejenigen zu kennen, mit welchen man in Colliſion kommen kann: erſprießlich, ſich wieder alle Eindrücke des Beyſpiels zu verwahren. Ein Preſervatif iſt auch eine ſchätzbare Arzeney; und die ganze Moral hat kein kräftigers, wirkſamers, als das Lächerliche. ——

Das Räthſel, oder, Was den Damen am meiſten gefällt, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge von Herr Löwen, machte dieſen Abend den Beſchluß.

Wenn Marmontel und Voltaire nicht Erzehlungen und Mährchen geſchrieben hätten, ſo würde das franzöſiſche Theater eine Menge Neuigkeiten haben entbehren müſſen. Am meiſten hat ſich die komiſche Oper aus dieſen Quellen bereichert. Des letztern Ce qui plait aux Dames gab den Stoff zu einem mit Arien untermengten Luſtſpiele von vier Aufzügen, welches, unter dem Titel La Feé Urgele, von den italieniſchen Komödianten zu Paris, im December

1765 aufgeführet ward. Herr Löwen ſcheinet nicht ſowohl dieſes Stück, als die Erzehlung des Voltaire ſelbſt, vor Augen gehabt zu haben. Wenn man bey Beurtheilung einer Bildſäule mit auf den Marmorblock zu ſehen hat, aus welchem ſie gemacht worden; wenn die primitive Form dieſes Blockes es zu entſchuldigen vermag, daß dieſes oder jenes Glied zu kurz, dieſe oder jene Stellung zu gezwungen gerathen: ſo iſt die Kritik auf einmal abgewieſen, die den Herrn Löwen wegen der Einrichtung ſeines Stücks in Anſpruch nehmen wollte. Mache aus einem Hexenmährchen etwas Wahrſcheinlichers, wer da kann! Herr Löwen ſelbſt giebt ſein Räthſel für nichts anders, als für eine kleine Plaiſanterie, die auf dem Theater gefallen kann, wenn ſie gut geſpielt wird. Verwandlung und Tanz und Geſang concurriren zu dieſer Abſicht; und es wäre bloſer Eigenſinn, an keinem Belieben zu finden. Die Laune des Pedrillo iſt zwar nicht original, aber doch gut getroffen. Nur dünkt mich, daß ein Waffenträger oder Stallmeiſter, der das Abgeſchmackte und Wahnſinnige der irrenden Ritterſchaft einſieht, ſich nicht ſo recht in eine Fabel paſſen will, die ſich auf die Wirklichkeit der Zauberey gründet, und ritterliche Abentheuer als rühmliche Handlungen eines vernünftigen und tapfern Mannes annimmt. Doch, wie geſagt, es iſt eine Plaiſanterie; und Plaiſanteriern muß man nicht zergliedern wollen.

Den fünf und dreyßigſten Abend (Mittewochs, den 1ſten Julius,) ward, in Gegenwart Sr. Königl. Majeſtät von Dänemark, die Rodogune des Peter Corneille aufgeführt.

Corneille bekannte, daß er ſich auf dieſes Trauerſpiel das meiſte einbilde, daß er es weit über ſeinen Cinna und Cid ſetze, daß ſeine übrige Stücke wenig Vorzüge hätten, die in dieſem nicht vereint anzutreffen wären; ein glücklicher Stoff, ganz neue Erdichtungen, ſtarke Verſe, ein gründliches Raiſonnement, heftige Leidenſchaften, ein von Akt zu Akt immer wachſendes Intereſſe. —

Es iſt billig, daß wir uns bey dem Meiſterſtücke dieſes großen Mannes verweilen.

Die Geſchichte, auf die es gebauet iſt, erzehlt Appianus Alexandrinus, gegen das Ende ſeines Buchs von den ſyriſchen Kriegen. „Demetrius, mit dem Zunamen Nicanor, unternahm einen Feldzug gegen die Parther, und lebte als Kriegsgefangner einige Zeit an dem Hofe ihres Königes Phraates, mit deſſen Schweſter Rodogune er ſich vermählte. Inzwi-

zwi-

zwiſchen bemächtigte ſich Diodotus, der den vorigen Königen gedienet hatte, des ſyriſchen Thrones, und erhob ein Kind, den Sohn des Alexander Nothus, darauf, unter deſſen Namen er als Vormund anfangs die Regierung führte. Bald aber ſchafte er den jungen König aus dem Wege, ſetzte ſich ſelbſt die Krone auf, und gab ſich den Namen Tryphon. Als Antiochus, der Bruder des gefangenen Königs, das Schickſal deſſelben, und die darauf erfolgten Unruhen des Reichs, zu Rhodus, wo er ſich aufhielt, hörte, kam er nach Syrien zurück, überwand mit vieler Mühe den Tryphon, und ließ ihn hinrichten. Hierauf wandte er ſeine Waffen gegen den Phraates, und foderte die Befreyung ſeines Bruders. Phraates, der ſich des Schlimmſten beſorgte, gab den Demetrius auch wirklich los; aber nichts deſto weniger kam es zwiſchen ihm und den Antiochus zum Treffen, in welchem dieſer den kürzern zog, und ſich aus Verzweiflung ſelbſt entleibte. Demetrius, nachdem er wieder in ſein Reich gekehret war, ward von ſeiner Gemahlinn, Cleopatra, aus Haß gegen die Rhodogune, umgebracht; obſchon Cleopatra ſelbſt, aus Verdruß über dieſe Heyrath, ſich mit dem nehmlichen Antiochus, ſeinem Bruder, vermählet hatte. Sie hatte von dem Demetrius zwey Söhne, wovon ſie den älteſten, mit Namen Seleucus, der nach

dem

dem Tode ſeines Vaters den Thron beſtieg, eigenhändig mit einem Pfeile erſchoß; es ſey nun, weil ſie beſorgte, er möchte den Tod ſeines Vaters an ihr rächen, oder weil ſie ſonſt ihre grauſame Gemüthsart dazu veranlaßte. Der jüngſte Sohn hieß Antiochus; er folgte ſeinem Bruder in der Regierung, und zwang ſeine abſcheuliche Mutter, daß ſie den Giftbecher, dem ſie ihm zugedacht hatte, ſelbſt trinken mußte.„

In dieſer Erzehlung lag Stoff zu mehr als einem Trauerſpiele. Es würde Corneillen eben nicht viel mehr Erfindung gekoſtet haben, einen Tryphon, einen Antiochus, einen Demetrius, einen Seleucus, daraus zu machen, als es ihm, eine Rodogune daraus zu erſchaffen, koſtete. Was ihn aber vorzüglich darinn reitzte, war die beleidigte Ehefrau, welche die uſurpirten Rechte ihres Ranges und Bettes nicht grauſam genug rächen zu können glaubet. Dieſe alſo nahm er heraus; und es iſt unſtreitig, daß ſo nach ſein Stück nicht Rodogune, ſondern Cleopatra heiſſen ſollte. Er geſtand es ſelbſt, und nur weil er beſorgte, daß die Zuhörer dieſe Königinn von Syrien mit jener berühmten letzten Königinn von Aegypten gleiches Namens verwechſeln dürften, wollte er lieber von der zweyten, als von der erſten Perſon den Titel hernehmen. „Ich glaubte mich, ſagt er, dieſer Freyheit um ſo eher bedienen zu können, da ich angemerkt hatte, daß die Alten ſelbſt es nicht für nothwendig gehalten, ein Stück eben nach ſeinem Helden zu benennen, ſondern es ohne Bedenken auch wohl nach dem Chore benannt haben, der an der Handlung doch weit weniger Theil hat, und weit epiſodiſcher iſt, als Rodogune; ſo hat z. E. Sophokles eines ſeiner Trauerſpiele die Trachinerinnen genannt, welches man itziger Zeit ſchwerlich anders, als den ſterbenden Herkules nennen würde.„ Dieſe Bemerkung iſt an und für ſich ſehr richtig; die Alten hielten den Titel für ganz unerheblich; ſie glaubten im geringſten nicht, daß er den Inhalt angeben müſſe; genug, wenn dadurch ein Stück von dem andern unterſchieden ward, und hiezu iſt der kleinſte Umſtand hinlänglich. Allein, gleichwohl glaube ich ſchwerlich, daß Sophokles das Stück, welches er die Trachinerinnen überſchrieb, würde haben Deianira nennen wollen. Er ſtand nicht an, ihm einen nichtsbedeutenden Titel zu geben, aber ihm einen verführeriſchen Titel zu geben, einen Titel, der unſere Aufmerkſamkeit auf einen falſchen Punkt richtet, deſſen möchte er ſich ohne Zweifel mehr bedacht haben. Die Beſorgniß des Corneille gieng hiernächſt zu weit; wer die ägyptiſche Cleopatra kennet, weiß auch, daß Syrien nicht Aegypten iſt, weiß, daß mehr Könige und Königinnen einer-

einerley Namen geführt haben; wer aber jene nicht kennt, kann ſie auch mit dieſer nicht verwechſeln. Wenigſtens hätte Corneille in dem Stück ſelbſt, den Namen Cleopatra nicht ſo ſorgfältig vermeiden ſollen; die Deutlichkeit hat in dem erſten Akte darunter gelitten; und der deutſche Ueberſetzer that daher ſehr wohl, daß er ſich über dieſe kleine Bedenklichkeit wegſetzte. Kein Scribent, am wenigſten ein Dichter, muß ſeine Leſer oder Zuhörer ſo gar unwiſſend annehmen; er darf auch gar wohl manchmal denken: was ſie nicht wiſſen, das mögen ſie fragen!

Hamburgiſche Dramaturgie.

Dreyßigſtes Stück.

Den 11ten Auguſt, 1767.

Cleopatra, in der Geſchichte, ermordet ihren Gemahl, erſchießt den einen von ihren Söhnen, und will den andern mit Gift vergeben. Ohne Zweifel folgte ein Verbrechen aus dem andern, und ſie hatten alle im Grunde nur eine und eben dieſelbe Quelle. Wenigſtens läßt es ſich mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß die einzige Eiferſucht ein wüthendes Eheweib zu einer eben ſo wüthenden Mutter machte. Sich eine zweyte Gemahlinn an die Seite geſtellet zu ſehen, mit dieſer die Liebe ihres Gatten und die Hoheit ihres Ranges zu theilen, brachte ein empfindliches und ſtolzes Herz leicht zu dem Entſchluſſe, das gar nicht zu beſitzen, was es nicht allein beſitzen konnte. Demetrius muß nicht leben, weil er für Cleopatra nicht allein leben will. Der ſchuldige Gemahl fällt; aber in ihm fällt auch ein Vater, der rächende Söhne hinterläßt. An dieſe hatte die Mutter in der Hitze ihrer Leidenſchaft nicht gedacht, oder nur als an Ihre Söhne gedacht, von deren Ergebenheit ſie verſichert ſey, oder deren kindlicher Eifer doch, wenn er unter Aeltern wählen müßte, ohnfehlbar ſich für den zuerſt beleidigten Theil erklären würde. Sie fand es aber ſo nicht; der Sohn ward König, und der König ſahe in der Cleopatra nicht die Mutter, ſondern die Königsmörderinn. Sie hatte alles von ihm zu fürchten; und von dem Augenblicke an, er alles von ihr. Noch kochte die Eiferſucht in ihrem Herzen; noch war der treuloſe Gemahl in ſeinen Söhnen übrig; ſie fieng an alles zu haſſen, was ſie erinnern mußte, ihn einmal geliebt zu haben; die Selbſterhaltung ſtärkte dieſen Haß; die Mutter war fertiger als der Sohn, die Beleidigerinn fertiger, als der Beleidigte; ſie begieng den zweyten Mord, um den erſten ungeſtraft begangen zu haben; ſie begieng ihn an ihrem Sohne, und beruhigte ſich mit der Vorſtellung, daß ſie ihn nur an dem begehe, der ihr eignes Verderben beſchloſſen habe, daß ſie eigentlich nicht morde, daß ſie ihrer Ermordung nur zuvorkomme. Das Schickſal des ältern Sohnes wäre auch das Schickſal des jüngern geworden; aber dieſer war raſcher, oder war glücklicher. Er zwingt die Mutter, das Gift zu trinken, das ſie ihm bereitet hat; ein unmenſchliches Verbre-

chen

chen rächet das andere; und es kömmt bloß auf die Umſtände an, auf welcher Seite wir mehr Verabſcheuung, oder mehr Mitleid empfinden ſollen.

Dieſer dreyfache Mord würde nur eine Handlung ausmachen, die ihren Anfang, ihr Mittel und ihr Ende in der nehmlichen Leidenſchaft der nehmlichen Perſon hätte. Was fehlt ihr alſo noch zum Stoffe einer Tragödie? Für das Genie fehlt ihr nichts: für den Stümper, alles. Da iſt keine Liebe, da iſt keine Verwicklung, keine Erkennung, kein unerwarteter wunderbarer Zwiſchenfall; alles geht ſeinen natürlichen Gang. Dieſer natürliche Gang reitzet das Genie; und den Stümper ſchrecket er ab. Das Genie können nur Begebenheiten beſchäftigen, die in einander gegründet ſind, nur Ketten von Urſachen und Wirkungen. Dieſe auf jene zurück zu führen, jene gegen dieſe abzuwägen, überall das Ungefehr auszuſchlieſſen, alles, was geſchieht, ſo geſchehen zu laſſen, daß es nicht anders geſchehen können: das, das iſt ſeine Sache, wenn es in dem Felde der Geſchichte arbeitet, um die unnützen Schätze des Gedächtniſſes in Nahrungen des Geiſtes zu verwandeln. Der Witz hingegen, als der nicht auf das in einander Gegründete, ſondern nur auf das Aehnliche oder Unähnliche gehet, wenn er ſich an Werke waget, die dem Genie allein vorgeſparet bleiben ſollten, hält ſich bey Begebenheiten auf, die weiter nichts mit einander gemein haben, als daß ſie zugleich geſchehen. Dieſe mit einander zu verbinden, ihre Faden ſo durch einander zu flechten und zu verwirren, daß wir jeden Augenblick den einen unter dem andern verlieren, aus einer Befremdung in die andere geſtürzt werden: das kann er, der Witz; und nur das. Aus der beſtändigen Durchkreutzung ſolcher Fäden von ganz verſchiednen Farben, entſtehet denn eine Contextur, die in der Kunſt eben das iſt, was die Weberey Changeant nennet: ein Stoff, von dem man nicht ſagen kann, ob er blau oder roth, grün oder gelb iſt; der beydes iſt, der von dieſer Seite ſo, von der andern anders erſcheinet; ein Spielwerk der Mode, ein Gauckelputz für Kinder.

Nun urtheile man, ob der große Corneille ſeinen Stoff mehr als ein Genie, oder als ein witziger Kopf bearbeitet habe. Es bedarf zu dieſer Beurtheilung weiter nichts, als die Anwendung eines Satzes, den niemand in Zweifel zieht: das Genie liebt Einfalt; der Witz, Verwicklung.

Cleopatra bringt, in der Geſchichte, ihren Gemahl aus Eiferſucht um. Aus Eiferſucht? dachte

dachte Corneille: das wäre ja eine ganz gemeine Frau; nein, meine Cleopatra muß eine Heldinn ſeyn, die noch wohl ihren Mann gern verlohren hätte, aber durchaus nicht den Thron; daß ihr Mann Rodogunen liebt, muß ſie nicht ſo ſehr ſchmerzen, als daß Rodogune Königinn ſeyn ſoll, wie ſie; das iſt weit erhabner. —

Ganz recht; weit erhabner und — weit unnatürlicher. Denn einmal iſt der Stolz überhaupt ein unnatürlicheres, ein gekünſtelteres Laſter, als die Eiferſucht. Zweytens iſt der Stolz eines Weibes noch unnatürlicher, als der Stolz eines Mannes. Die Natur rüſtete das weibliche Geſchlecht zur Liebe, nicht zu Gewaltſeligkeiten aus; es ſoll Zärtlichkeit, nicht Furcht erwecken; nur ſeine Reitze ſollen es mächtig machen; nur durch Liebkoſungen ſoll es herrſchen, und ſoll nicht mehr beherrſchen wollen, als es genieſſen kann. Eine Frau, der das Herrſchen, bloß des Herrſchens wegen, gefällt, bey der alle Neigungen dem Ehrgeitze untergeordnet ſind, die keine andere Glückſeligkeit kennet, als zu gebiethen, zu tyranniſiren, und ihren Fuß ganzen Völkern auf den Nacken zu ſetzen; ſo eine Frau kann wohl einmal, auch mehr als einmal, wirklich geweſen ſeyn, aber ſie iſt dem ohngeachtet eine Ausnahme, und wer eine Ausnahme ſchildert, ſchildert ohnſtreitig das minder Natürliche. Die Cleopatra des Corneille, die ſo eine Frau iſt, die, ihren Ehrgeitz, ihren beleidigten Stolz zu befriedigen, ſich alle Verbrechen erlaubet, die mit nichts als mit machiavelliſchen Maximen um ſich wirft, iſt ein Ungeheuer ihres Geſchlechts, und Medea iſt gegen ihr tugendhaft und liebenswürdig. Denn alle die Grauſamkeiten, welche Medea begeht, begeht ſie aus Eiferſucht. Einer zärtlichen, eiferſüchtigen Frau, will ich noch alles vergeben; ſie iſt das, was ſie ſeyn ſoll, nur zu heftig. Aber gegen eine Frau, die aus kaltem Stolze, aus überlegtem Ehrgeitze, Frevelthaten verübet, empört ſich das ganze Herz; und alle Kunſt des Dichters kann ſie uns nicht intereſſant machen. Wir ſtaunen ſie an, wie wir ein Monſtrum anſtaunen; und wenn wir unſere Neugierde geſättiget haben, ſo danken wir dem Himmel, daß ſich die Natur nur alle tauſend Jahre einmal ſo verirret, und ärgern uns über den Dichter, der uns dergleichen Mißgeſchöpfe für Menſchen verkaufen will, deren Kenntniß uns erſprießlich ſeyn könnte. Man gehe die ganze Geſchichte durch; unter funfzig Frauen, die ihre Männer vom Throne geſtürzet und ermordet haben, iſt kaum eine, von der man nicht beweiſen könnte, daß nur beleidigte Liebe ſie zu dieſem Schritte bewogen. Aus bloßem Regierungsneide, aus bloßem Stolze das Scepter ſelbſt zu führen, wel-

welches ein liebreicher Ehemann führte, hat ſich ſchwerlich eine ſo weit vergangen. Viele, nachdem ſie als beleidigte Gattinnen die Regierung an ſich geriſſen, haben dieſe Regierung hernach mit allem männlichen Stolze verwaltet: das iſt wahr. Sie hatten bey ihren kalten, mürriſchen, treuloſen Gatten alles, was die Unterwürfigkeit kränkendes hat, zu ſehr erfahren, als daß ihnen nachher ihre mit der äußerſten Gefahr erlangte Unabhängigkeit nicht um ſo viel ſchätzbarer hätte ſeyn ſollen. Aber ſicherlich hat keine das bey ſich gedacht und empfunden, was Corneille ſeine Cleopatra ſelbſt von ſich ſagen läßt; die unſinnigſten Bravaden des Laſters. Der größte Böſewicht weiß ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, ſucht ſich ſelbſt zu überreden, daß das Laſter, welches er begeht, kein ſo großes Laſter ſey, oder daß ihn die unvermeidliche Nothwendigkeit es zu begehen zwinge. Es iſt wider alle Natur, daß er ſich des Laſters, als Laſters rühmet; und der Dichter iſt äußerſt zu tadeln, der aus Begierde etwas Glänzendes und Starkes zu ſagen, uns das menſchliche Herz ſo verkennen läßt, als ob ſeine Grundneigungen auf das Böſe, als auf das Böſe, gehen könnten.

Dergleichen mißgeſchilderte Charaktere, dergleichen ſchaudernde Tiraden, ſind indeß bey keinem Dichter häufiger, als bey Corneillen, und es könnte leicht ſeyn, daß ſich zum Theil ſein Beyname des Großen mit darauf gründe. Es iſt wahr, alles athmet bey ihm Heroismus; aber auch das, was keines fähig ſeyn ſollte, und wirklich auch keines fähig iſt: das Laſter. Den Ungeheuern, den Gigantiſchen hätte man ihn nennen ſollen; aber nicht den Großen. Denn nichts iſt groß, was nicht wahr iſt.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Ein und dreyßigſtes Stück.

Den 14ten Auguſt, 1767.

In der Geſchichte rächet ſich Cleopatra blos an ihrem Gemahle; an Rodogunen konnte, oder wollte ſie ſich nicht rächen. Bey dem Dichter iſt jene Rache längſt vorbey; die Ermordung des Demetrius wird blos erzehlt, und alle Handlung des Stücks geht auf Rodogunen. Corneille will ſeine Cleopatra nicht auf halbem Wege ſtehen laſſen; ſie muß ſich noch gar nicht gerächet zu haben glauben, wenn ſie ſich nicht auch an Rodogunen rächet. Einer Eiferſüchtigen iſt es allerdings natürlich, daß ſie gegen ihre Nebenbuhlerinn noch unverſöhnlicher iſt, als gegen ihren treuloſen Gemahl. Aber die Cleopatra des Corneille, wie geſagt, iſt wenig oder gar nicht eiferſüchtig; ſie iſt bloß ehrgeitzig; und die Rache einer Ehrgeitzigen ſollte nie der Rache einer Eiferſüchtigen ähnlich ſeyn. Beide Leidenſchaften ſind zu ſehr unterſchieden, als daß

ihre

ihre Wirkungen die nehmlichen ſeyn könnten. Der Ehrgeitz iſt nie ohne eine Art von Edelmuth, und die Rache ſtreitet mit dem Edelmuthe zu ſehr, als daß die Rache des Ehrgeitzigen ohne Maaß und Ziel ſeyn ſollte. So lange er ſeinen Zweck verfolgt, kennet ſie keine Grenzen; aber kaum hat er dieſen erreicht, kaum iſt ſeine Leidenſchaft befriediget, als auch ſeine Rache kälter und überlegender zu werden anfängt. Er proportioniert ſie nicht ſowohl nach dem erlittenen Nachtheile, als vielmehr nach dem noch zu beſorgenden. Wer ihm nicht weiter ſchaden kann, von dem vergißt er es auch wohl, daß er ihm geſchadet hat. Wen er nicht zu fürchten hat, den verachtet er; und wen er verachtet, der iſt weit unter ſeiner Rache. Die Eiferſucht hingegen iſt eine Art von Neid; und Neid iſt ein kleines, kriechendes Laſter, das keine andere Befriedigung kennet, als das gänzliche Verderben ſeines Gegenſtandes. Sie tobet in einem Feuer fort; nichts kann ſie verſöhnen; da die Beleidigung, die ſie erwecket hat, nie aufhöret, die nehmliche Beleidigung zu ſeyn, und immer wächſet, je länger ſie dauert: ſo kann auch ihr Durſt nach Rache nie erlöſchen, die ſie ſpat oder früh, immer mit gleichem Grimme, vollziehen wird. Gerade ſo iſt die Rache der Cleopatra beym Corneille; und die Mißhelligkeit, in der dieſe Rache alſo mit ihrem Charakter ſtehet, kann nicht anders

als

als äußerſt beleidigend ſeyn. Ihre ſtolzen Geſinnungen; ihr unbändiger Trieb nach Ehre und Unabhängigkeit, laſſen ſie uns als eine große, erhabne Seele betrachten, die alle unſere Bewunderung verdienet. Aber ihr tückiſcher Groll; ihre hämiſche Rachſucht gegen eine Perſon, von der ihr weiter nichts zu befürchten ſtehet, die ſie in ihrer Gewalt hat, der ſie, bey dem geringſten Funken von Edelmuthe, vergeben müßte; ihr Leichtſinn, mit dem ſie nicht allein ſelbſt Verbrechen begeht, mit dem ſie auch andern die unſinnigſten ſo plump und geradehin zumuthet: machen ſie uns wiederum ſo klein, daß wir ſie nicht genug verachten zu können glauben. Endlich muß dieſe Verachtung nothwendig jene Bewunderung aufzehren, und es bleibt in der ganzen Cleopatra nichts übrig, als ein häßliches abſcheuliches Weib, das immer ſprudelt und raſet, und die erſte Stelle im Tollhauſe verdienet.

Aber nicht genug, daß Cleopatra ſich an Rodogunen rächet: der Dichter will, daß ſie es auf eine ganz ausnehmende Weiſe thun ſoll. Wie fängt er dieſes an? Wenn Cleopatra ſelbſt Rodogunen aus dem Wege ſchaft, ſo iſt das Ding viel zu natürlich: denn was iſt natürlicher, als ſeine Feindinn hinzurichten? Gienge es nicht an, daß zugleich eine Liebhaberinn in ihr hingerichtet würde? Und daß ſie von ihrem Liebhaber hingerichtet würde? Warum nicht? Laßt uns erdichten, daß Rodogune mit dem Demetrius noch nicht völlig vermählet geweſen; laßt uns erdichten, daß nach ſeinem Tode ſich die beiden Söhne in die Braut des Vaters verliebt haben; laßt uns erdichten, daß die beiden Söhne Zwillinge ſind, daß dem älteſten der Thron gehöret, daß die Mutter es aber beſtändig verborgen gehalten, welcher von ihnen der älteſte ſey; laßt uns erdichten, daß ſich endlich die Mutter entſchloſſen, dieſes Geheimniß zu entdecken, oder vielmehr nicht zu entdecken, ſondern an deſſen Statt denjenigen für den älteſten zu erklären, und ihn dadurch auf den Thron zu ſetzen, welcher eine gewiſſe Bedingung eingehen wolle; laßt uns erdichten, daß dieſe Bedingung der Tod der Rodogune ſey. Nun hätten wir ja, was wir haben wollten: beide Prinzen ſind in Rodogunen ſterblich verliebt; wer von beiden ſeine Geliebte umbringen will, der ſoll regieren.

Schön; aber könnten wir den Handel nicht noch mehr verwickeln? Könnten wir die guten Prinzen nicht noch in größere Verlegenheit ſetzen? Wir wollen verſuchen. Laßt uns alſo weiter erdichten, daß Rodogune den Anſchlag der Cleopatra erfährt; laßt uns weiter erdichten, daß ſie zwar einen von den Prinzen vorzüglich liebt, aber es ihm nicht bekannt hat, auch ſonſt keinem Men-

Menſchen es bekannt hat, noch bekennen will, daß ſie feſt entſchloſſen iſt, unter den Prinzen weder dieſen geliebtern, noch den, welchem der Thron heimfallen dürfte, zu ihrem Gemahle zu wählen, daß ſie allein den wählen wolle, welcher ſich ihr am würdigſten erzeigen werde; Rodogune muß gerächet ſeyn wollen, muß an der Mutter der Prinzen gerächet ſeyn wollen; Rodogune muß ihnen erklären: wer mich von euch haben will, der ermorde ſeine Mutter!

Bravo! Das nenne ich doch noch eine Intrigue! Dieſe Prinzen ſind gut angekommen! Die ſollen zu thun haben, wenn ſie ſich herauswickeln wollen! Die Mutter ſagt zu ihnen: wer von euch regieren will, der ermorde ſeine Geliebte! Und die Geliebte ſagt: wer mich haben will, ermorde ſeine Mutter! Es verſteht ſich, daß es ſehr tugendhafte Prinzen ſeyn müſſen, die einander von Grund der Seele lieben, die viel Reſpekt für den Teufel von Mamma, und eben ſo viel Zärtlichkeit für eine liebäugelnde Furie von Gebieterinn haben. Denn wenn ſie nicht beide ſehr tugendhaft ſind, ſo iſt die Verwicklung ſo arg nicht, als es ſcheinet; oder ſie iſt zu arg, daß es gar nicht möglich iſt, ſie wieder aufzuwickeln. Der eine geht hin und ſchlägt die Prinzeßinn todt, um den Thron zu haben: damit iſt es aus. Oder der andere geht hin und ſchlägt die Mutter todt, um die Prinzeßinn zu haben: damit iſt es wieder aus. Oder ſie gehen beide hin, und ſchlagen die Geliebte todt, und wollen beide den Thron haben: ſo kann es gar nicht auswerden. Oder ſie ſchlagen beide die Mutter todt, und wollen beide das Mädchen haben: und ſo kann es wiederum nicht auswerden. Aber wenn ſie beide fein tugendhaft ſind, ſo will keiner weder die eine noch die andere todt ſchlagen; ſo ſtehen ſie beide hübſch und ſperren das Maul auf, und wiſſen nicht, was ſie thun ſollen: und das iſt eben die Schönheit davon. Freylich wird das Stück dadurch ein ſehr ſonderbares Anſehen bekommen, daß die Weiber darinn ärger als raſende Männer, und die Männer weibiſcher als die armſeligſten Weiber handeln: aber was ſchadet das? Vielmehr iſt dieſes ein Vorzug des Stückes mehr; denn das Gegentheil iſt ſo gewöhnlich, ſo abgedroſchen! —

Doch im Ernſte: ich weiß nicht, ob es viel Mühe koſtet, dergleichen Erdichtungen zu machen; ich habe es nie verſucht, ich möchte es auch ſchwerlich jemals verſuchen. Aber das weiß ich, daß es einem ſehr ſauer wird, dergleichen Erdichtungen zu verdauen.

Nicht zwar, weil es bloße Erdichtungen ſind; weil nicht die mindeſte Spur in der Geſchichte

davon

davon zu finden. Dieſe Bedenklichkeit hätte ſich Corneille immer erſparen können. „Vielleicht, ſagt er, dürfte man zweifeln, ob ſich die Freyheit der Poeſie ſo weit erſtrecket, daß ſie unter bekannten Namen eine ganze Geſchichte erdenken darf; ſo wie ich es hier gemacht habe, wo nach der Erzehlung im erſten Akte, welche die Grundlage des Folgenden iſt, bis zu den Wirkungen im fünften, nicht das geringſte vorkömmt, welches einigen hiſtoriſchen Grund hätte. Doch, fährt er fort, mich dünkt, wenn wir nur das Reſultat einer Geſchichte beybehalten, ſo ſind alle vorläufige Umſtände, alle Einleitungen zu dieſem Reſultate in unſerer Gewalt. Wenigſtens wüßte ich mich keiner Regel dawider zu erinnern, und die Ausübung der Alten iſt völlig auf meiner Seite. Denn man vergleiche nur einmal die Elektra des Sophokles mit der Elektra des Euripides, und ſehe, ob ſie mehr mit einander gemein haben, als das bloße Reſultat, die letzten Wirkungen in den Begegniſſen ihrer Heldinn, zu welchen jeder auf einem beſondern Wege, durch ihm eigenthümliche Mittel gelanget, ſo daß wenigſtens eine davon nothwendig ganz und gar die Erfindung ihres Verfaſſers ſeyn muß. Oder man werfe nur die Augen auf die Iphigenia in Taurika, die uns Ariſtoteles zum Muſter einer vollkommenen Tragödie giebt, und die doch ſehr darnach ausſieht,

daß

daß ſie weiter nichts als eine Erdichtung iſt, indem ſie ſich bloß auf das Vorgeben gründet, daß Diana die Iphigenia in einer Wolke von dem Altare, auf welchem ſie geopfert werden ſollte, entrückt, und ein Reh an ihrer Stelle untergeſchoben habe. Vornehmlich aber verdient die Helena des Euripides bemerkt zu werden, wo ſowohl die Haupthandlung, als die Epiſoden, ſowohl der Knoten, als die Auflöſung, gänzlich erdichtet ſind, und aus der Hiſtorie nichts als die Namen haben.„

Allerdings durfte Corneille mit den hiſtoriſchen Umſtänden nach Gutdünken verfahren. Er durfte, z. E. Rodogunen ſo jung annehmen, als er wollte; und Voltaire hat ſehr Unrecht, wenn er auch hier wiederum aus der Geſchichte nachrechnet, daß Rodogune ſo jung nicht könne geweſen ſeyn; ſie habe den Demetrius geheyrathet, als die beiden Prinzen, die itzt doch wenigſtens zwanzig Jahre haben müßten, noch in ihrer Kindheit geweſen wären. Was geht das dem Dichter an? Seine Rodogune hat den Demetrius gar nicht geheyrathet; ſie war ſehr jung, als ſie der Vater heyrathen wollte, und nicht viel älter, als ſich die Söhne in ſie verliebten. Voltaire iſt mit ſeiner hiſtoriſchen Controlle ganz unleidlich. Wenn er doch lieber die Data in ſeiner allgemeinen Weltgeſchichte dafür verificiren wollte!

Hamburgiſche
Dramaturgie.

Zwey und dreyßigſtes Stück.

Den 18ten Auguſt, 1767.

Mit den Beyſpielen der Alten hätte Corneille noch weiter zurück gehen können. Viele ſtellen ſich vor, daß die Tragödie in Griechenland wirklich zur Erneuerung des Andenkens großer und ſonderbarer Begebenheiten erfunden worden; daß ihre erſte Beſtimmung alſo geweſen, genau in die Fußtapfen der Geſchichte zu treten, und weder zur Rechten noch zur Linken auszuweichen. Aber ſie irren ſich. Denn ſchon Theſpis ließ ſich um die hiſtoriſche Richtigkeit ganz unbekümmert. (*) Es iſt wahr, er zog ſich darüber einen harten Verweis von dem Solon zu. Doch ohne zu ſagen, daß Solon ſich beſſer auf die Geſetze des Staats, als der Dichtkunſt verſtanden: ſo läßt ſich den Folgerungen, die man aus ſeiner Mißbilligung ziehen

---

(*) Diogenes Laertius Libr. I. §. 59.

hen könnte, auf eine andere Art ausweichen. Die Kunſt bediente ſich unter dem Theſpis ſchon aller Vorrechte, als ſie ſich, von Seiten des Nutzens, ihrer noch nicht würdig erzeigen konnte. Theſpis erſann, erdichtete, ließ die bekannteſten Perſonen ſagen und thun, was er wollte: aber er wußte ſeine Erdichtungen vielleicht weder wahrſcheinlich, noch lehrreich zu machen. Solon bemerkte in ihnen alſo nur das Unwahre, ohne die geringſte Vermuthung von dem Nützlichen zu haben. Er eiferte wider ein Gift, welches, ohne ſein Gegengift mit ſich zu führen, leicht von übeln Folgen ſeyn könnte.

Ich fürchte ſehr, Solon dürfte auch die Erdichtungen des großen Corneille nichts als leidige Lügen genannt haben. Denn wozu alle dieſe Erdichtungen? Machen ſie in der Geſchichte, die er damit überladet, das geringſte wahrſcheinlicher? Sie ſind nicht einmal für ſich ſelbſt wahrſcheinlich. Corneille prahlte damit, als mit ſehr wunderbaren Anſtrengungen der Erdichtungskraft; und er hätte doch wohl wiſſen ſollen, daß nicht das bloße Erdichten, ſondern das zweckmäßige Erdichten, einen ſchöpfriſchen Geiſt beweiſe.

Der Poet findet in der Geſchichte eine Frau, die Mann und Söhne mordet; eine ſolche That kann Schrecken und Mitleid erwecken, und er nimmt ſich vor, ſie in einer Tragödie zu behandeln.

deln. Aber die Geſchichte ſagt ihm weiter nichts, als das bloße Factum, und dieſes iſt eben ſo gräßlich als auſſerordentlich. Es giebt höchſtens drey Scenen, und da es von allen nähern Umſtänden entblößt iſt, drey unwahrſcheinliche Scenen. — Was thut alſo der Poet?

So wie er dieſen Namen mehr oder weniger verdient, wird ihm entweder die Unwahrſcheinlichkeit oder die magere Kürze der größere Mangel ſeines Stückes ſcheinen.

Iſt er in dem erſtern Falle, ſo wird er vor allen Dingen bedacht ſeyn, eine Reihe von Urſachen und Wirkungen zu erfinden, nach welcher jene unwahrſcheinliche Verbrechen nicht wohl anders, als geſchehen müſſen. Unzufrieden, ihre Möglichkeit blos auf die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit zu gründen, wird er ſuchen, die Charaktere ſeiner Perſonen ſo anzulegen; wird er ſuchen, die Vorfälle, welche dieſe Charaktere in Handlung ſetzen, ſo nothwendig einen aus dem andern entſpringen zu laſſen; wird er ſuchen, die Leidenſchaften nach eines jedem Charakter ſo genau abzumeſſen; wird er ſuchen, dieſe Leidenſchaften durch ſo allmäliche Stuffen durchzuführen: daß wir überall nichts als den natürlichſten, ordentlichſten Verlauf wahrnehmen; daß wir bey jedem Schritte, den er ſeine Perſonen thun läßt, bekennen müſſen, wir würden ihn, in dem nehmlichen Grade der Leidenſchaft, bey der nehmlichen Lage der Sachen, ſelbſt gethan haben; daß uns nichts dabey befremdet, als die unmerkliche Annäherung eines Zieles, von dem unſere Vorſtellungen zurückbeben, und an dem wir uns endlich, voll des innigſten Mitleids gegen die, welche ein ſo fataler Strom dahin reißt, und voll Schrecken über das Bewußtſeyn befinden, auch uns könne ein ähnlicher Strom dahin reiſſen, Dinge zu begehen, die wir bey kaltem Geblüte noch ſo weit von uns entfernt zu ſeyn glauben. — Und ſchlägt der Dichter dieſen Weg ein, ſagt ihm ſein Genie, daß er darauf nicht ſchimpflich ermatten werde: ſo iſt mit eins auch jene magere Kürze ſeiner Fabel verſchwunden; es bekümmert ihn nun nicht mehr, wie er mit ſo wenigen Vorfällen fünf Akte füllen wolle; ihm iſt nur bange, daß fünf Akte alle den Stoff nicht faſſen werden, der ſich unter ſeiner Bearbeitung aus ſich ſelbſt immer mehr und mehr vergrößert, wenn er einmal der verborgnen Organiſation deſſelben auf die Spur gekommen, und ſie zu entwickeln verſtehet.

Hingegen dem Dichter, der dieſen Namen weniger verdienet, der weiter nichts als ein witziger Kopf, als ein guter Verſifikateur iſt, dem, ſage ich, wird die Unwahrſcheinlichkeit ſeines Vorwurfs ſo wenig anſtößig ſeyn, daß er vielmehr eben hierinn das Wunderbare deſſelben

zu

zu finden vermeinet, welches er auf keine Weiſe vermindern dürfe, wenn er ſich nicht ſelbſt des ſicherſten Mittels berauben wolle, Schrecken und Mitleid zu erregen. Denn er weiß ſo wenig, worinn eigentlich dieſes Schrecken und dieſes Mitleid beſtehet, daß er, um jenes hervor zu bringen, nicht ſonderbare, unerwartete, unglaubliche, ungeheure Dinge genug häufen zu können glaubt, und um dieſes zu erwecken, nur immer ſeine Zuflucht zu den auſſerordentlichſten, gräßlichſten Unglücksfällen und Frevelthaten, nehmen zu müſſen vermeinet. Kaum hat er alſo in der Geſchichte eine Cleopatra, eine Mörderinn ihres Gemahls und ihrer Söhne, aufgejagt, ſo ſieht er, um eine Tragödie daraus zu machen, weiter nichts dabey zu thun, als die Lücken zwiſchen beiden Verbrechen auszufüllen, und ſie mit Dingen auszufüllen, die wenigſtens eben ſo befremdend ſind, als dieſe Verbrechen ſelbſt. Alles dieſes, ſeine Erfindungen und die hiſtoriſchen Materialien, knätet er denn in einen fein langen, fein ſchwer zu faſſenden Roman zuſammen; und wenn er es ſo gut zuſammen geknätet hat, als ſich nur immer Heckſel und Mehl zuſammen knäten laſſen: ſo bringt er ſeinen Teig auf das Dratgerippe von Akten und Scenen, läßt erzehlen und erzehlen, läßt raſen und reimen, — und in vier, ſechs Wochen, nachdem ihm das Reimen leichter oder ſaurer ankömmt, iſt das

Wunder fertig; es heißt ein Trauerſpiel, — wird gedruckt und aufgeführt, — geleſen und angeſehen, — bewundert oder ausgepfiffen, — beybehalten oder vergeſſen, — ſo wie es das liebe Glück will. Denn & habent ſua fata libelli.

Darf ich es wagen, die Anwendung hiervon auf den großen Corneille zu machen? Oder brauche ich ſie noch lange zu machen? — Nach dem geheimnißvollen Schickſale, welches die Schriften ſo gut als die Menſchen haben, iſt ſeine Rodogune, nun länger als hundert Jahr, als das größte Meiſterſtück des größten tragiſchen Dichters, von ganz Frankreich, und gelegentlich mit von ganz Europa, bewundert worden. Kann eine hundertjährige Bewunderung wohl ohne Grund ſeyn? Wo haben die Menſchen ſo lange ihre Augen, ihre Empfindung gehabt? War es von 1644 bis 1767 allein dem hamburgiſchen Dramaturgiſten aufbehalten, Flecken in der Sonne zu ſehen, und ein Geſtirn auf ein Meteor herabzuſetzen?

O nein! Schon im vorigen Jahrhunderte ſaß einmal ein ehrlicher Hurone in der Baſtille zu Paris; dem ward die Zeit lang, ob er ſchon in Paris war; und vor langer Weile ſtudierte er die franzöſiſchen Poeten; dieſem Huronen wollte die Rodogune gar nicht gefallen. Hernach lebte, zu Anfange des itzigen Jahrhunderts, irgendwo in Italien, ein Pedant, der hatte den

Kopf von den Trauerſpielen der Griechen und ſeiner Landesleute des ſechszehnten Seculi voll, und der fand an der Rodogune gleichfals vieles auszuſetzen. Endlich kam vor einigen Jahren ſogar auch ein Franzoſe, ſonſt ein gewaltiger Verehrer des Corneilleſchen Namens, (denn, weil er reich war, und ein ſehr gutes Herz hatte, ſo nahm er ſich einer armen verlaßnen Enkelinn dieſes großen Dichters an, ließ ſie unter ſeinen Augen erziehen, lehrte ſie hübſche Verſe machen, ſammelte Allmoſen für ſie, ſchrieb zu ihrer Ausſteuer einen großen einträglichen Commentar über die Werke ihres Großvaters u. ſ. w.) aber gleichwohl erklärte er die Rodogune für ein ſehr ungereimtes Gedicht, und wollte ſich des Todes verwundern, wie ein ſo großer Mann, als der große Corneille, ſolch widerſinniges Zeug habe ſchreiben können. — Bey einem von dieſen iſt der Dramaturgiſt ohnſtreitig in die Schule gegangen; und aller Wahrſcheinlichkeit nach bey dem letztern; denn es iſt doch gemeiniglich ein Franzoſe, der den Ausländern über die Fehler eines Franzoſen die Augen eröffnet. Dieſem ganz gewiß betet er nach; — oder iſt es nicht dieſem, wenigſtens dem Welſchen, — wo nicht gar dem Huronen. Von einem muß er es doch haben. Denn daß ein Deutſcher ſelbſt dächte, von ſelbſt die Kühnheit hätte, an der Vortrefflichkeit eines Franzoſen zu zweifeln, wer kann ſich das einbilden?

Ich rede von dieſen meinen Vorgängern mehr, bey der nächſten Wiederholung der Rodogune. Meine Leſer wünſchen aus der Stelle zu kommen; und ich mit ihnen. Itzt nur noch ein Wort von der Ueberſetzung, nach welcher dieſes Stück aufgeführet worden. Es war nicht die alte Wolfenbüttelſche vom Breſſand, ſondern eine ganz neue, hier verfertigte, die noch ungedruckt lieget; in gereimten Alexandrinern. Sie darf ſich gegen die beſte von dieſer Art nicht ſchämen, und iſt voller ſtarken, glücklichen Stellen. Der Verfaſſer aber, weiß ich, hat zu viel Einſicht und Geſchmack, als daß er ſich einer ſo undankbaren Arbeit noch einmal unterziehen wollte. Corneillen gut zu überſetzen, muß man beſſere Verſe machen können, als er ſelbſt.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Drey und dreyßigſtes Stück.

Den 21ſten Auguſt, 1767.

Den ſechs und dreyßigſten Abend (Freytags, den 3ten Julius,) ward das Luſtſpiel des Herrn Favart, Solimann der Zweyte, ebenfals in Gegenwart Sr. Königl. Majeſtät von Dänemark, aufgeführet.

Ich mag nicht unterſuchen, wie weit es die Geſchichte beſtätiget, daß Solimann II. ſich in eine europäiſchen Sklavinn verliebt habe, die ihn ſo zu feſſeln, ſo nach ihrem Willen zu lenken gewußt, daß er, wider alle Gewohnheit ſeines Reichs, ſich förmlich mit ihr verbinden und ſie zur Kaiſerinn erklären müſſen. Genug, daß Marmontel hierauf eine von ſeinen moraliſchen Erzehlungen gegründet, in der er aber jene Sklavinn, die eine Italienerinn ſoll geweſen ſeyn, zu einer Franzöſinn macht; ohne Zweifel, weil er es ganz unwahrſcheinlich gefunden, daß irgend eine andere Schöne, als eine Franzöſiſche, einen ſo ſeltnen Sieg über einen Großtürken erhalten können.

Ich weiß nicht, was ich eigentlich zu der Erzehlung des Marmontel ſagen ſoll; nicht, daß ſie nicht mit vielem Witze angelegt, mit allen den feinen Kenntniſſen der großen Welt, ihrer Eitelkeit und ihres Lächerlichen, ausgeführet, und mit der Eleganz und Anmuth geſchrieben wäre, welche dieſem Verfaſſer ſo eigen ſind; von dieſer Seite iſt ſie vortrefflich, allerliebſt. Aber es ſoll eine moraliſche Erzehlung ſeyn, und ich kann nur nicht finden, wo ihr das Moraliſche ſitzt. Allerdings iſt ſie nicht ſo ſchlüpfrig, ſo anſtößig, als eine Erzehlung des La Fontaine oder Grecourt: aber iſt ſie darum moraliſch, weil ſie nicht ganz unmoraliſch iſt?

Ein Sultan, der in dem Schooße der Wollüſte gähnet, dem ſie der alltägliche und durch nichts erſchwerte Genuß unſchmackhaft und eckel gemacht hat, der ſeine ſchlaffen Nerven durch etwas ganz Neues, ganz Beſonderes, wieder geſpannet und gereitzet wiſſen will, um den ſich die feinſte Sinnlichkeit, die raffinirteſte Zärtlichkeit umſonſt bewirbt, vergebens erſchöpft: dieſer kranke Wollüſtling iſt der leidende Held in der Erzehlung. Ich ſage, der leidende: der Lecker hat ſich mit zu viel Süßigkeiten den Magen verdorben; nichts will ihm mehr ſchmecken; bis er endlich auf etwas verfällt, was jedem geſunſunden Magen Abſcheu erwecken würde, auf faule Eyer, auf Rattenſchwänze und Raupenpaſteten; die ſchmecken ihm. Die edelſte, beſcheidenſte Schönheit, mit dem ſchmachtendſten Auge, groß und blau, mit der unſchuldigſten empfindlichſten Seele, beherrſcht den Sultan, — bis ſie gewonnen iſt. Eine andere, majeſtätiſcher in ihrer Form, blendender von Colorit, blühende Svada auf ihren Lippen, und in ihrer Stimme das ganze liebliche Spiel bezaubernder Töne, eine wahre Muſe, nur verführeriſcher, wird — genoſſen, und vergeſſen. Endlich erſcheinet ein weibliches Ding, flüchtig, unbedachtſam, wild, witzig bis zur Unverſchämtheit, luſtig bis zum Tollen, viel Phyſiognomie wenig Schönheit, niedlicher als wohlgeſtaltet, Taille aber keine Figur; dieſes Ding, als es den Sultan erblickt, fällt mit der plumpeſten Schmeicheley, wie mit der Thüre ins Haus: Graces au ciel, voici une figure humaine! — (Eine Schmeicheley, die nicht blos dieſer Sultan, auch mancher deutſcher Fürſt, dann und wann etwas feiner, dann und wann aber auch wohl noch plumper, zu hören bekommen, und mit der unter zehnen neune, ſo gut wie der Sultan, vorlieb genommen, ohne die Beſchimpfung, die ſie wirklich enthält, zu fühlen.) Und ſo wie dieſes Eingangscompliment, ſo das Uebrige — Vous etes beaucoup mieux, qu'il n'appartient à un Turc: vous avez même quelque choſe d'un François — En vérité ces Turcs ſont plaiſans — Je me charge d'apprendre à vivre à ce Turc — Je ne déſeſpère pas d'en faire quelque jour un François. — Dennoch gelingt es dem Dinge! Es lacht und ſchilt, es droht und ſpottet, es liebäugelt und mault, bis der Sultan, nicht genug, ihm zu gefallen, dem Serraglio eine neue Geſtalt gegeben zu haben, auch Reichsgeſetze abändern, und Geiſtlichkeit und Pöbel wieder ſich aufzubringen Gefahr laufen muß, wenn er anders mit ihr eben ſo glücklich ſeyn will, als ſchon der und jener, wie ſie ihm ſelbſt bekennet, in ihrem Vaterlande mit ihr geweſen. Das verlohnte ſich wohl der Mühe!

Marmontel fängt ſeine Erzehlung mit der Betrachtung an, daß groſſe Staatsveränderungen oft durch ſehr geringfügige Kleinigkeiten veranlaßt worden, und läßt den Sultan mit der heimlichen Frage an ſich ſelbſt ſchlieſſen: wie iſt es möglich, daß eine kleine aufgeſtülpte Naſe die Geſetze eines Reiches umſtoſſen können? Man ſollte alſo faſt glauben, daß er blos dieſe Bemerkung, dieſes anſcheinende Mißverhältniß zwiſchen Urſache und Wirkung, durch ein Exempel erläutern wollen. Doch dieſe Lehre wäre unſtreitig zu allgemein, und er entdeckt uns in der Vorrede ſelbſt, daß er eine ganz andere und weit

weit ſpeciellere dabey zur Abſicht gehabt. „Ich nahm mir vor, ſagt er, die Thorheit derjenigen zu zeigen, welche ein Frauenzimmer durch Anſehen und Gewalt zur Gefälligkeit bringen wollen; ich wählte alſo zum Beyſpiele einen Sultan und eine Sklavinn, als die zwey Extrema der Herrſchaft und Abhängigkeit.„ Allein Marmontel muß ſicherlich auch dieſen ſeinen Vorſatz während der Ausarbeitung vergeſſen haben; faſt nichts zielet dahin ab; man ſieht nicht den geringſten Verſuch einiger Gewaltſamkeit von Seiten des Sultans; er iſt gleich bey den erſten Inſolenzen, die ihm die galante Franzöſinn ſagt, der zurückhaltendſte, nachgebendſte, gefälligſte, folgſamſte, unterthänigſte Mann, la meilleure pâte de mari, als kaum in Frankreich zu finden ſeyn würde. Alſo nur gerade heraus; entweder es liegt gar keine Moral in dieſer Erzehlung des Marmontel, oder es iſt die, auf welche ich, oben bey dem Charakter des Sultans, gewieſen: der Käfer, wenn er alle Blumen durchſchwärmt hat, bleibt endlich auf dem Miſte liegen.

Doch Moral oder keine Moral; dem dramatiſchen Dichter iſt es gleich viel, ob ſich aus ſeiner Fabel eine allgemeine Wahrheit folgern läßt oder nicht; und alſo war die Erzehlung des Marmontel darum nichts mehr und nichts weniger geſchickt, auf das Theater gebracht zu werden. Das that Favart, und ſehr glücklich. Ich rathe allen, die unter uns das Theater aus ähnlichen Erzehlungen bereichern wollen, die Favartſche Ausführung mit dem Marmontelſchen Urſtoffe zuſammen zu halten. Wenn ſie die Gabe zu abſtrahiren haben, ſo werden ihnen die geringſten Veränderungen, die dieſer gelitten, und zum Theil leiden müſſen, lehrreich ſeyn, und ihre Empfindung wird ſie auf manchen Handgriff leiten, der ihrer bloßen Spekulation wohl unentdeckt geblieben wäre, den noch kein Kritikus zur Regel generaliſiret hat, ob er es ſchon verdiente, und der öfters mehr Wahrheit, mehr Leben in ihr Stück bringen wird, als alle die mechaniſchen Geſetze, mit denen ſich kahle Kunſtrichter herumſchlagen, und deren Beobachtung ſie lieber, dem Genie zum Trotze, zur einzigen Quelle der Vollkommenheit eines Drama machen möchten.

Ich will nur bey einer von dieſen Veränderungen ſtehen bleiben. Aber ich muß vorher das Urtheil anführen, welches Franzoſen ſelbſt über das Stück gefällt haben. (*) Anfangs äußern ſie ihre Zweifel gegen die Grundlage des Marmontels. „Solimann der Zweyte, ſagen ſie, war einer von den größten Fürſten ſeines Jahrhunderts; die Türken haben keinen Kaiſer, deſſen Andenken ihnen theurer wäre, als dieſes Solimanns; ſeine Siege, ſeine Talente und

Tu-

(*) Journal Encyclop. Janvier 1762.

Tugenden, machten ihn ſelbſt bey den Feinden verehrungswürdig, über die er ſiegte: aber welche kleine, jämmerliche Rolle läßt ihn Marmontel ſpielen? Roxelane war, nach der Geſchichte, eine verſchlagene, ehrgeitzige Frau, die, ihren Stolz zu befriedigen, der kühnſten, ſchwärzeſten Streiche fähig war, die den Sultan durch ihre Ränke und falſche Zärtlichkeit ſo weit zu bringen wußte, daß er wider ſein eigenes Blut wüthete, daß er ſeinen Ruhm durch die Hinrichtung eines unſchuldigen Sohnes befleckte: und dieſe Roxelane iſt bey dem Marmontel eine kleine närriſche Coquette, wie nur immer eine in Paris herumflattert, den Kopf voller Wind, doch das Herz mehr gut als böſe. Sind dergleichen Verkleidungen, fragen ſie, wohl erlaubt? Darf ein Poet, oder ein Erzehler, wenn man ihn auch noch ſo viel Freyheit verſtattet, dieſe Freyheit wohl bis auf die allerbekannteſten Charaktere erſtrecken? Wenn er Facta nach ſeinem Gutdünken verändern darf, darf er auch eine Lucretia verbuhlt, und einen Sokrates galant ſchildern?„

Das heißt einem mit aller Beſcheidenheit zu Leibe gehen. Ich möchte die Rechtfertigung des Hrn. Marmontel nicht übernehmen; ich habe mich vielmehr ſchon dahin geäußert, (*) daß die Charaktere dem Dichter weit heiliger ſeyn müſſen, als die Facta. Einmal, weil, wenn jene genau beobachtet werden, dieſe, inſofern ſie eine Folge von jenen ſind, von ſelbſt nicht viel anders ausfallen können; da hingegen einerley Factum ſich aus ganz verſchiednen Charakteren herleiten läßt.

(*) Oben S. 184.

Zweytens, weil das Lehrreiche nicht in den bloßen Factis, ſondern in der Erkenntniß beſtehet, daß dieſe Charaktere unter dieſen Umſtänden ſolche Facta hervor zu bringen pflegen, und hervor bringen müſſen. Gleichwohl hat es Marmontel gerade umgekehrt. Daß es einmal in dem Serraglio eine europäiſche Sklavinn gegeben, die ſich zur geſetzmäßigen Gemahlinn des Kaiſers zu machen gewußt: das iſt das Factum. Die Charaktere dieſer Sklavinn und dieſes Kaiſers beſtimmen die Art und Weiſe, wie dieſes Factum wirklich geworden; und da es durch mehr als eine Art von Charakteren wirklich werden können; ſo ſteht es freylich bey dem Dichter, als Dichter, welche von dieſen Arten er wählen will; ob die, welche die Hiſtorie beſtätiget, oder eine andere, ſo wie der moraliſchen Abſicht, die er mit ſeiner Erzehlung verbindet, das eine oder das andere gemäßer iſt. Nur ſollte er ſich, im Fall daß er andere Charaktere, als die hiſtoriſchen, oder wohl gar dieſen völlig entgegen geſetzte wählet, auch der hiſtoriſchen Namen enthalten, und lieber ganz unbekannten Perſonen das bekannte Factum beylegen, als bekannten Perſonen nicht zukommende Charaktere andichten. Jenes vermehret unſere Kenntniß, oder ſcheinet ſie wenigſtens zu vermehren, und iſt dadurch angenehm. Dieſes widerſpricht der Kenntniß, die wir bereits haben, und iſt dadurch unangenehm. Die Facta betrachten wir als etwas zufälliges, als etwas, das mehrern Perſonen gemein ſeyn kann; die Charaktere hingegen als etwas weſentliches u. eigenthümliches. Mit jenen laſſen wir den Dichter umſpringen, wie er will, ſo lange er ſie nur nicht mit den Charakteren in Widerſpruch ſetzet; dieſe hingegen darf er wohl ins Licht ſtellen, aber nicht verändern; die geringſte Veränderung ſcheinet uns die Individualität aufzuheben, und andere Perſonen unterzuſchieben, betrügeriſche Perſonen, die fremde Namen uſurpiren, und ſich für etwas ausgeben, was ſie nicht ſind.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Vier und dreyßigſtes Stück.

Den 25ſten Auguſt, 1767.

Aber dennoch dünkt es mich immer ein weit verzeihlicherer Fehler, ſeinen Perſonen nicht die Charaktere zu geben, die ihnen die Geſchichte giebt, als in dieſen freywillig gewählten Charakteren ſelbſt, es ſey von Seiten der innern Wahrſcheinlichkeit, oder von Seiten des Unterrichtenden, zu verſtoßen. Denn jener Fehler kann vollkommen mit dem Genie beſtehen; nicht aber dieſer. Dem Genie iſt es vergönnt, tauſend Dinge nicht zu wiſſen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrath ſeines Gedächtniſſes, ſondern das, was es aus ſich ſelbſt, aus ſeinem eigenen Gefühl, hervor zu bringen vermag, macht ſeinen Reichthum aus; (*) was es gehört oder geleſen, hat es entweder wieder vergeſſen, oder mag es weiter nicht wiſſen,

(*) Pindarus Olymp. II. ſtr. 5. v. 10.

wiſſen, als inſofern es in ſeinen Kram taugt; es verſtößt alſo, bald aus Sicherheit bald aus Stolz, bald mit bald ohne Vorſatz, ſo oft, ſo gröblich, daß wir andern guten Leute uns nicht genug darüber verwundern können; wir ſtehen und ſtaunen und ſchlagen die Hände zuſammen und rufen: „Aber, wie hat ein ſo großer Mann nicht wiſſen können! — wie iſt es möglich, daß ihm nicht beyfiel! — überlegte er denn nicht?„ O, laßt uns ja ſchweigen; wir glauben ihn zu demüthigen, und wir machen uns in ſeinen Augen lächerlich; alles, was wir beſſer wiſſen, als er, beweiſet blos, daß wir fleißiger zur Schule gegangen, als er; und das hatten wir leider nöthig, wenn wir nicht vollkommne Dummköpfe bleiben wollten.

Marmontels Soliman hätte daher meinetwegen immer ein ganz anderer Soliman, und ſeine Roxelane eine ganz andere Roxelane ſeyn mögen, als mich die Geſchichte kennen lehret: wenn ich nur gefunden hätte, daß, ob ſie ſchon nicht aus dieſer wirklichen Welt ſind, ſie dennoch zu einer andern Welt gehören könnten; zu einer Welt, deren Zufälligkeiten in einer andern Ordnung verbunden, aber doch eben ſo genau verbunden ſind, als in dieſer; zu einer Welt, in welcher Urſachen und Wirkungen zwar in einer andern Reihe folgen, aber doch zu eben der allgemeinen Wirkung des Guten abzwecken; kurz,

zu

zu der Welt eines Genies, das — (es ſey mir erlaubt, den Schöpfer ohne Namen durch ſein edelſtes Geſchöpf zu bezeichnen!) das, ſage ich, um das höchſte Genie im Kleinen nachzuahmen, die Theile der gegenwärtigen Welt verſetzet, vertauſcht, verringert, vermehret, um ſich ein eigenes Ganze daraus zu machen, mit dem es ſeine eigene Abſichten verbindet. Doch da ich dieſes in dem Werke des Marmontels nicht finde, ſo kann ich es zufrieden ſeyn, daß man ihm auch jenes nicht für genoſſen ausgehen läßt. Wer uns nicht ſchadlos halten kann, oder will, muß uns nicht vorſetzlich beleidigen. Und hier hat es wirklich Marmontel, es ſey nun nicht gekonnt, oder nicht gewollt.

Denn nach dem angedeuteten Begriffe, den wir uns von dem Genie zu machen haben, ſind wir berechtiget, in allen Charakteren, die der Dichter ausbildet, oder ſich ſchaffet, Uebereinſtimmung und Abſicht zu verlangen, wenn er von uns verlangt, in dem Lichte eines Genies betrachtet zu werden.

Uebereinſtimmung: — Nichts muß ſich in den Charakteren widerſprechen; ſie müſſen immer einförmig, immer ſich ſelbſt ähnlich bleiben; ſie dürfen ſich itzt ſtärker, itzt ſchwächer äußern, nach dem die Umſtände auf ſie wirken; aber keine von dieſen Umſtänden müſſen mächtig genug ſeyn können, ſie von ſchwarz auf weiß zu ändern.

Ein Türk und Despot muß, auch wenn er verliebt iſt, noch Türk und Despot ſeyn. Dem Türken, der nur die ſinnliche Liebe kennt, müſſen keine von den Raffinements beyfallen, die eine verwöhnte Europäiſche Einbildungskraft damit verbindet. „Ich bin dieſer liebkoſenden Maſchinen ſatt; ihre weiche Gelehrigkeit hat nichts anzügliches, nichts ſchmeichelhaftes; ich will Schwierigkeiten zu überwinden haben, und wenn ich ſie überwunden habe, durch neue Schwierigkeiten in Athem erhalten ſeyn:„ ſo kann ein König von Frankreich denken, aber kein Sultan. Es iſt wahr, wenn man einem Sultan dieſe Denkungsart einmal giebt, ſo kömmt der Despot nicht mehr in Betrachtung; er entäußert ſich ſeines Despotismus ſelbſt, um einer freyern Liebe zu genieſſen; aber wird er deßwegen auf einmal der zahme Affe ſeyn, den eine dreiſte Gaucklerinn kann tanzen laſſen, wie ſie will? Marmontel ſagt: Solimann war ein zu großer Mann, als daß er die kleinen Angelegenheiten ſeines Serraglio auf den Fuß wichtiger Staatsgeſchäfte hätte treiben ſollen. Sehr wohl; aber ſo hätte er auch am Ende wichtige Staatsgeſchäfte nicht auf den Fuß der kleinen Angelegenheiten ſeines Serraglio treiben müſſen. Denn zu einem großen Manne gehört beydes: Kleinigkeiten als Kleinigkeiten, und wichtige Dinge als wichtige Dinge zu behandeln.

Er ſuchte, wie ihn Marmontel ſelbſt ſagen läßt, freye Herzen, die ſich aus bloſſer Liebe zu ſeiner Perſon die Sklaverey gefallen lieſſen; er hätte ein ſolches Herz an der Elmire gefunden; aber weiß er, was er will? Die zärtliche Elmire wird von einer wollüſtigen Delia verdrengt, bis ihm eine Unbeſonnene den Strick über die Hörner wirft, der er ſich ſelbſt zum Sklaven machen muß, ehe er die zweydeutige Gunſt genieſſet, die bisher immer der Tod ſeiner Begierden geweſen. Wird ſie es nicht auch hier ſeyn? Ich muß lachen über den guten Sultan, und er verdiente doch mein herzliches Mitleid. Wenn Elmire und Delia, nach dem Genuſſe auf einmal alles verlieren, was ihn vorher entzückte: was wird denn Roxelane, nach dieſem kritiſchen Augenblicke, für ihn noch behalten? Wird er es, acht Tage nach ihrer Krönung, noch der Mühe werth halten, ihr dieſes Opfer gebracht zu haben? Ich fürchte ſehr, daß er ſchon den erſten Morgen, ſobald er ſich den Schlaf aus den Augen gewiſcht, in ſeiner verehelichten Sultane weiter nichts ſieht, als ihre zuverſichtliche Frechheit und ihre aufgeſtülpte Naſe. Mich dünkt, ich höre ihn ausrufen: Beym Mahomet, wo habe ich meine Augen gehabt!

Ich leugne nicht, daß bey alle den Widerſprüchen, die uns dieſen Solimann ſo armſelig und verächtlich machen, er nicht wirklich ſeyn könnte?

Es giebt Menſchen genug, die noch kläglichere Widerſprüche in ſich vereinigen. Aber dieſe können auch, eben darum, keine Gegenſtände der poetiſchen Nachahmung ſeyn. Sie ſind unter ihr; denn ihnen fehlet das Unterrichtende; es wäre denn, daß man ihre Widerſprüche ſelbſt, das Lächerliche oder die unglücklichen Folgen derſelben, zum Unterrichtenden machte, welches jedoch Marmontel bey ſeinem Solimann zu thun offenbar weit entfernt geweſen. Einem Charakter aber, dem das Unterrichtende fehlet, dem fehlet die

Abſicht. — Mit Abſicht handeln iſt das, was den Menſchen über geringere Geſchöpfe erhebt; mit Abſicht dichten, mit Abſicht nachahmen, iſt das, was das Genie von den kleinen Künſtlern unterſcheidet, die nur dichten um zu dichten, die nur nachahmen um nachzuahmen, die ſich mit dem geringen Vergnügen befriedigen, das mit dem Gebrauche ihrer Mittel verbunden iſt, die dieſe Mittel zu ihrer ganzen Abſicht machen, und verlangen, daß auch wir uns mit dem eben ſo geringen Vergnügen befriedigen ſollen, welches aus dem Anſchauen ihres kunſtreichen aber abſichtloſen Gebrauches ihrer Mittel entſpringet. Es iſt wahr, mit dergleichen leidigen Nachahmungen fängt das Genie an, zu lernen; es ſind ſeine Vorübungen; auch braucht es ſie in größern Werken zu Füllungen, zu Ruhepunkten unſerer wär-

wärmern Theilnehmung: allein mit der Anlage und Ausbildung ſeiner Hauptcharaktere verbindet es weitere und größere Abſichten; die Abſicht uns zu unterrichten, was wir zu thun oder zu laſſen haben; die Abſicht uns mit den eigentlichen Merkmahlen des Guten und Böſen, des Anſtändigen und Lächerlichen bekannt zu machen; die Abſicht uns jenes in allen ſeinen Verbindungen und Folgen als ſchön und als glücklich ſelbſt im Unglücke, dieſes hingegen als häßlich und unglücklich ſelbſt im Glücke, zu zeigen; die Abſicht, bey Vorwürfen, wo keine unmittelbare Nacheiferung, keine unmittelbare Abſchreckung für uns Statt hat, wenigſtens unſere Begehrungs- und Verabſcheuungskräfte mit ſolchen Gegenſtänden zu beſchäftigen, die es zu ſeyn verdienen, und dieſe Gegenſtände jederzeit in ihr wahres Licht zu ſtellen, damit uns kein falſcher Tag verführt, was wir begehren ſollten zu verabſcheuen, und was wir verabſcheuen ſollten zu begehren.

Was iſt nun von dieſen allen in dem Charakter des Solimanns, in dem Charakter der Roxelane? Wie ich ſchon geſagt habe: Nichts. Aber von manchem iſt gerade das Gegentheil darinn; ein Paar Leute, die wir verachten ſollten, wovon uns das eine Eckel und das andere Unwille eigentlich erregen müßte, ein ſtumpfer Wollüſtling, eine abgefeimte Buhlerinn, werden uns mit ſo verführeriſchen Zügen, mit ſo lachenden Farben geſchildert, daß es mich nicht wundern ſollte, wenn mancher Ehemann ſich daraus berechtiget zu ſeyn glaubte, ſeiner rechtſchaffen und ſo ſchönen als gefälligen Gattinn überdrüßig zu ſeyn, weil ſie eine Elmire und keine Roxelane iſt.

Wenn Fehler, die wir adoptiren, unſere eigene Fehler ſind, ſo haben die angeführten franzöſiſchen Kunſtrichter Recht, daß ſie alle das Tadelhafte des Marmontelſchen Stoffes dem Favart mit zur Laſt legen. Dieſer ſcheinet ihnen ſogar dabey noch mehr geſündiget zu haben, als jener. „Die Wahrſcheinlichkeit, ſagen ſie, auf die es vielleicht in einer Erzehlung ſo ſehr nicht ankömmt, iſt in einem dramatiſchen Stücke unumgänglich nöthig; und dieſe iſt in dem gegenwärtigen auf das äußerſte verletzet. Der große Solimann ſpielet eine ſehr kleine Rolle, u. es iſt unangenehm, ſo einen Helden nur immer aus ſo einem Geſichtspunkte zu betrachten. Der Charakter eines Sultans iſt noch mehr verunſtaltet; da iſt auch nicht ein Schatten von der unumſchränkten Gewalt, vor der alles ſich ſchmiegen muß. Man hätte dieſe Gewalt wohl lindern können; nur ganz vertilgen hätte man ſie nicht müſſen. Der Charakter der Roxelane hat wegen ſeines Spiels gefallen; aber wenn die Ueberlegung darüber kömmt, wie ſieht es dann mit ihm aus? Iſt ihre Rolle im geringſten wahrſcheinlich? Sie ſpricht mit dem Sultan, wie mit einem Pariſer Bürger; ſie tadelt alle ſeine Gebräuche; ſie widerſpricht in allen ſeinem Geſchmacke, und ſagt ihm ſehr harte, nicht ſelten ſehr beleidigende Dinge. Vielleicht zwar hätte ſie das alles ſagen können; wenn ſie es nur mit gemeſſenern Ausdrücken geſagt hätte. Aber wer kann es aushalten, den großen Solimann von einer jungen Landſtreicherinn ſo hofmeiſtern zu hören? Er ſoll ſogar die Kunſt zu regieren von ihr lernen. Der Zug mit dem verſchmähten Schnupftuche iſt hart; und der mit der weggeworfenen Tabackspfeife ganz unerträglich.„

Ham-

Hamburgiſche Dramaturgie.

Fünf und dreyßigſtes Stück.

Den 28ſten Auguſt, 1767.

Der letztere Zug, muß man wiſſen, gehört dem Favart ganz allein; Marmontel hat ſich ihn nicht erlaubt. Auch iſt der erſtere bey dieſem feiner, als bey jenem. Denn beym Favart giebt Roxelane das Tuch, welches der Sultan ihr gegeben, weg; ſie ſcheinet es der Delia lieber zu gönnen, als ſich ſelbſt; ſie ſcheinet es zu verſchmähen: das iſt Beleidigung. Beym Marmontel hingegen läßt ſich Roxelane das Tuch von dem Sultan geben, und giebt es der Delia in ſeinem Namen; ſie beuget damit einer Gunſtbezeigung nur vor, die ſie ſelbſt noch nicht anzunehmen Willens iſt, und das mit der uneigennützigſten, gutherzigſten Mine: der Sultan kann ſich über nichts beſchweren, als daß ſie ſeine Geſinnungen ſo ſchlecht erräth, oder nicht beſſer errathen will.

Ohne Zweifel glaubte Favart durch dergleichen Ueberladungen das Spiel der Roxelane noch lebhafter zu machen; die Anlage zu Impertinenzen ſahe er einmal gemacht, und eine mehr oder weniger konnte ihm nichts verſchlagen, beſonders wenn er die Wendung in Gedanken hatte, die er am Ende mit dieſer Perſon nehmen wollte. Denn ohngeachtet, daß ſeine Roxelane noch unbedachtſamere Streiche macht, noch plumpern Muthwillen treibet, ſo hat er ſie dennoch zu einem beſſern und edlern Charaktere zu machen gewußt, als wir in Marmontels Roxelane erkennen. Und wie das? warum das?

Eben auf dieſe Veränderung wollte ich oben (*) kommen; und mich dünkt, ſie iſt ſo glücklich und vortheilhaft, daß ſie von den Franzoſen bemerkt und ihrem Urheber angerechnet zu werden verdient hätte.

Marmontels Roxelane iſt wirklich, was ſie ſcheinet, ein kleines närriſches, vermeſſenes Ding, deſſen Glück es iſt, daß der Sultan Geſchmack an ihm gefunden, und das die Kunſt verſteht, dieſen Geſchmack durch Hunger immer gieriger zu machen, und ihn nicht eher zu befriedigen, als bis ſie ihren Zweck erreicht hat. Hinter Favarts Roxelane hingegen ſteckt mehr, ſie ſcheinet die kecke Buhlerinn mehr geſpielt zu haben, als zu ſeyn, durch ihre Dreiſtigkeiten den Sul-

---

(*) S. 262.

Sultan mehr auf die Probe geſtellt, als ſeine Schwäche gemißbraucht zu haben. Denn kaum hat ſie den Sultan dahin gebracht, wo ſie ihn haben will, kaum erkennt ſie, daß ſeine Liebe ohne Grenzen iſt, als ſie gleichſam die Larve abnimmt, und ihm eine Erklärung thut, die zwar ein wenig unvorbereitet kömmt, aber ein Licht auf ihre vorige Aufführung wirft, durch welches wir ganz mit ihr ausgeſöhnet werden. „Nun kenn ich dich, Sultan; ich habe deine Seele, bis in ihre geheimſte Triebfedern, erforſcht; es iſt eine edle, große Seele, ganz den Empfindungen der Ehre offen. So viel Tugend entzückt mich! Aber lerne nun auch, mich kennen. Ich liebe dich, Solimann; ich muß dich wohl lieben! Nimm alle deine Rechte, nimm meine Freyheit zurück; ſey mein Sultan, mein Held, mein Gebiether! Ich würde dir ſonſt ſehr eitel, ſehr ungerecht ſcheinen müſſen. Nein, thue nichts, als was dich dein Geſetz zu thun berechtiget. Es giebt Vorurtheile, denen man Achtung ſchuldig iſt. Ich verlange einen Liebhaber, der meinetwegen nicht erröthen darf; ſieh hier in Roxelanen — nichts, als deine unterthänige Sklavinn. (*)„ So ſagt ſie, und

---

(*) Sultan, j'ai pénetré ton ame;
J'en ai demélé les reſſorts.
Elle eſt grande, elle eſt fiere, & la gloire
l'enflame.

uns wird auf einmal ganz anders; die Coquette verſchwindet, und ein liebes, eben ſo vernünftiges als drolligtes Mädchen ſteht vor uns; Solimann höret auf, uns verächtlich zu ſcheinen, denn dieſe beſſere Roxelane iſt ſeiner Liebe würdig; wir fangen ſogar in dem Augenblicke an zu fürchten, er möchte die nicht genug lieben, die er uns zuvor viel zu ſehr zu lieben ſchien, er möchte ſie bey ihrem Worte faſſen, der Liebhaber möchte den Deſpoten wieder annehmen, ſobald ſich die Liebhaberinn in die Sklavinn ſchickt, eine kalte Dankſagung, daß ſie ihn noch zu rechter Zeit von einem ſo bedenklichen Schritte zurück halten wollen, möchte anſtatt einer feurigen Beſtätigung ſeines Entſchluſſes erfolgen, das gute Kind möchte durch ihre Großmuth wieder auf einmal verlieren, was ſie durch muthwillige Vermeſſenheiten ſo mühſam gewonnen: doch dieſe Furcht iſt vergebens, und das Stück ſchließt ſich zu unſerer völligen Zufriedenheit.

Und

Tant de vertus excitent mes tranſports.
A ton tour, tu vas me connoître:
Je t'aime, Soliman; mais tu l'as mérité.
Reprends tes droits, reprends ma liberté;
Sois mon Sultan, mon Heros & mon Maître.
Tu me ſoupçonnerois d'injuſte vanité.
Va, ne fais rien, que ta loi n'autoriſe;
Il eſt des préjugés qu'on ne doit point trahir,
Et je veux un Amant, qui n'ait point à rougir:
Tu vois dans Roxelane une Eſclave ſoumiſe.

Und nun, was bewog den Favart zu dieſer Veränderung? Iſt ſie blos willkührlich, oder fand er ſich durch die beſondern Regeln der Gattung, in welcher er arbeitete, dazu verbunden? Warum gab nicht auch Marmontel ſeiner Erzehlung dieſen vergnügendern Ausgang? Iſt das Gegentheil von dem, was dort eine Schönheit iſt, hier ein Fehler?

Ich erinnere mich, bereits an einem andern Orte angemerkt zu haben, welcher Unterſchied ſich zwiſchen der Handlung der aeſopiſchen Fabel und des Drama findet. Was von jener gilt, gilt von jeder moraliſchen Erzehlung, welche die Abſicht hat, einen allgemeinen moraliſchen Satz zur Intuition zu bringen. Wir ſind zufrieden, wenn dieſe Abſicht erreicht wird, und es iſt uns gleichviel, ob es durch eine vollſtändige Handlung, die für ſich ein wohlgerundetes Ganze ausmacht, geſchiehet oder nicht; der Dichter kann ſie abbrechen, wo er will, ſobald er ſich an ſeinem Ziele ſieht; wegen des Antheils, den wir an dem Schickſale der Perſonen nehmen, durch welche er ſie ausführen läßt, iſt er unbekümmert, er hat uns nicht intereſſiren, er hat uns unterrichten wollen; er hat es lediglich mit unſerm Verſtande, nicht mit unſerm Herzen zu thun, dieſes mag befriediget werden, oder nicht, wenn jener nur erleuchtet wird. Das Drama hingegen macht auf eine einzige, beſtimmte, aus ſeiner Fabel fließende Lehre, keinen Anſpruch; es gehet entweder auf die Leidenſchaften, welche der Verlauf und die Glücksveränderungen ſeiner Fabel anzufachen, und zu unterhalten vermögend ſind, oder auf das Vergnügen, welches eine wahre und lebhafte Schilderung der Sitten und Charaktere gewähret; und beides erfordert eine gewiſſe Vollſtändigkeit der Handlung, ein gewiſſes befriedigendes Ende, welches wir bey der moraliſchen Erzehlung nicht vermiſſen, weil alle unſere Aufmerkſamkeit auf den allgemeinen Satz gelenkt wird, von welchem der einzelne Fall derſelben ein ſo einleuchtendes Beyſpiel giebt.

Wenn es alſo wahr iſt, daß Marmontel durch ſeine Erzehlung lehren wollte, die Liebe laſſe ſich nicht erzwingen, ſie müſſe durch Nachſicht und Gefälligkeit, nicht durch Anſehen und Gewalt erhalten werden: ſo hatte er Recht ſo aufzuhören, wie er aufhört. Die unbändige Roxelane wird durch nichts als Nachgeben gewonnen; was wir dabey von ihrem und des Sultans Charakter denken, iſt ihm ganz gleichgültig, mögen wir ſie doch immer für eine Närrinn und ihn für nichts beſſers halten. Auch hat er gar nicht Urſache, uns wegen der Folge zu beruhigen; es mag uns immer noch ſo wahrſcheinlich ſeyn, daß den Sultan ſeine blinde Gefälligkeit bald gereuen werde: was geht das ihn an? Er wollte uns zeigen, was die Gefälligkeit über das

Frauen=

Frauenzimmer überhaupt vermag; er nahm alſo eines der wildeſten; unbekümmert, ob es eine ſolche Gefälligkeit werth ſey, oder nicht.

Allein, als Favart dieſe Erzehlung auf das Theater bringen wollte, ſo empfand er bald, daß durch die dramatiſche Form die Intuition des moraliſchen Satzes größten Theils verlohren gehe, und daß, wenn ſie auch vollkommen erhalten werden könne, das daraus erwachſende Vergnügen doch nicht ſo groß und lebhaft ſey, daß man dabey ein anderes, welches dem Drama weſentlicher iſt, entbehren könne. Ich meine das Vergnügen, welches uns eben ſo rein gedachte als richtig gezeichnete Charaktere gewähren. Nichts beleidiget uns aber, von Seiten dieſer, mehr, als der Widerſpruch, in welchem wir ihren moraliſchen Werth oder Unwerth mit der Behandlung des Dichters finden; wenn wir finden, daß ſich dieſer entweder ſelbſt damit betrogen hat, oder uns wenigſtens damit betriegen will, indem er das Kleine auf Stelzen hebet, muthwilligen Thorheiten den Anſtrich heiterer Weisheit giebt, und Laſter und Ungereimtheiten mit allen betriegeriſchen Reitzen der Mode, des guten Tons, der feinen Lebensart, der großen Welt ausſtaffiret. Je mehr unſere erſten Blicke dadurch geblendet werden, deſto ſtrenger verfährt unſere Ueberlegung; das häßliche Geſicht, das wir ſo ſchön geſchminkt ſehen, wird für noch ein-

mal

mal ſo häßlich erklärt, als es wirklich iſt; und der Dichter hat nur zu wählen, ob er von uns lieber für ein Giftmiſcher oder für einen Blödſinnigen will gehalten ſeyn. So wäre es dem Favart, ſo wäre es ſeinen Charakteren des Solimanns und der Roxelane ergangen; und das empfand Favart. Aber da er dieſe Charaktere nicht von Anfang ändern konnte, ohne ſich eine Menge Theaterſpiele zu verderben, die er ſo vollkommen nach dem Geſchmacke ſeines Parterrs zu ſeyn urtheilte, ſo blieb ihn nichts zu thun übrig, als was er that. Nun freuen wir uns, uns an nichts vergnügt zu haben, was wir nicht auch hochachten könnten; und zugleich befriediget dieſe Hochachtung unſere Neugierde und Beſorgniß wegen der Zukunft. Denn da die Illuſion des Drama weit ſtärker iſt, als einer bloßen Erzehlung, ſo intereſſiren uns auch die Perſonen in jenem weit mehr, als in dieſer, und wir begnügen uns nicht, ihr Schickſal bloß für den gegenwärtigen Augenblick entſchieden zu ſehen, ſondern wir wollen uns auf immer desfalls zufrieden geſtellet wiſſen.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Sechs und dreyßigſtes Stück.

Den 1ſten September, 1767.

So unſtreitig wir aber, ohne die glückliche Wendung, welche Favart am Ende dem Charakter der Roxelane giebt, ihre darauf folgende Krönung nicht anders als mit Spott und Verachtung, nicht anders als den lächerlichen Triumph einer Serva Padrona, würden betrachtet haben; ſo gewiß, ohne ſie, der Kaiſer in unſern Augen nichts als ein kläglicher Pimpinello, und die neue Kaiſerinn nichts als eine häßliche, verſchmitzte Serbinette geweſen wäre, von der wir voraus geſehen hätten, daß ſie nun bald dem armen Sultan, Pimpinello dem Zweyten, noch ganz anders mitſpielen werde: ſo leicht und natürlich dünkt uns doch auch dieſe Wendung ſelbſt; und wir müſſen uns wundern, daß ſie, dem ohngeachtet, ſo manchem Dichter nicht beygefallen, und ſo manche drollige und dem Anſehen nach wirklich komiſche Erzehlung, in der dramatiſchen Form darüber verunglücken müſſen.

Zum Exempel, die Matrone von Epheſus. Man kennt dieſes beiſſende Mährchen, und es iſt unſtreitig die bitterſte Satyre, die jemals gegen den weiblichen Leichtſinn gemacht worden. Man hat es dem Petron tauſendmal nacherzehlt; und da es ſelbſt in der ſchlechteſten Copie noch immer gefiel, ſo glaubte man, daß es ein eben ſo glücklicher Stoff auch für das Theater ſeyn müſſe. Houdar de la Motte, und andere, machten den Verſuch; aber ich berufe mich auf jedes feinere Gefühl, wie dieſer Verſuch ausgefallen. Der Charakter der Matrone, der in der Erzehlung ein nicht unangenehmes höhniſches Lächeln über die Vermeſſenheit der ehelichen Liebe erweckt, wird in dem Drama eckel und gräßlich. Wir finden hier die Ueberredungen, deren ſich der Soldat gegen ſie bedienet, bey weitem nicht ſo fein und dringend und ſiegend, als wir ſie uns dort vorſtellen. Dort bilden wir uns ein empfindliches Weibchen ein, dem es mit ſeinem Schmerze wirklich Ernſt iſt, das aber den Verſuchungen und ihrem Temperamente unterliegt; ihre Schwäche dünkt uns die Schwäche des ganzen Geſchlechts zu ſeyn; wir faſſen alſo keinen beſondern Haß gegen ſie; was ſie thut, glauben wir, würde ungefehr jede Frau gethan haben; ſelbſt ihren Einfall, den lebendigen Liebhaber ver-

vermittelſt des todten Mannes zu retten, glauben wir ihr, des Sinnreichen und der Beſonnenheit wegen, verzeihen zu müſſen; oder vielmehr eben das Sinnreiche dieſes Einfalls bringt uns auf die Vermuthung, daß er wohl auch nur ein bloßer Zuſatz des hämiſchen Erzehlers ſey, der ſein Mährchen gern mit einer recht giftigen Spitze ſchlieſſen wollen. Aber in dem Drama findet dieſe Vermuthung nicht Statt; was wir dort nur hören, daß es geſchehen ſey, ſehen wir hier wirklich geſchehen; woran wir dort noch zweifeln können, davon überzeugt uns unſer eigener Sinn hier zu unwiderſprechlich; bey der bloßen Möglichkeit ergötzte uns das Sinnreiche der That, bey ihrer Wirklichkeit ſehen wir bloß ihre Schwärze; der Einfall vergnügte unſern Witz, aber die Ausführung des Einfalls empört unſere ganze Empfindlichkeit; wir wenden der Bühne den Rücken, und ſagen mit dem Lykas beym Petron, auch ohne uns in dem beſondern Falle des Lykas zu befinden: Si juſtus Imperator fuiſſet, debuit patrisfamiliæ corpus in monimentum referre, mulierem affigere cruci. Und dieſe Strafe ſcheinet ſie uns um ſo viel mehr zu verdienen, je weniger Kunſt der Dichter bey ihrer Verführung angewendet; denn wir verdammen ſodann in ihr nicht das ſchwache Weib überhaupt, ſondern ein vorzüglich leichtſinniges, lüderliches Weibsſtück

ſtück insbeſondere. — Kurz, die petroniſche Fabel glücklich auf das Theater zu bringen, müßte ſie den nehmlichen Ausgang behalten, und auch nicht behalten; müßte die Matrone ſo weit gehen, und auch nicht ſo weit gehen. — Die Erklärung hierüber anderwärts!

Den ſieben und dreyßigſten Abend (Sonnabends, den 4ten Julius,) wurden Nanine und der Advokat Patelin wiederholt.

Den acht und dreyßigſten Abend (Dienſtags, den 7ten Julius,) ward die Merope des Herrn von Voltaire aufgeführt.

Voltaire verfertigte dieſes Trauerſpiel auf Veranlaſſung der Merope des Maffei; vermuthlich im Jahr 1737, und vermuthlich zu Cirey, bey ſeine Urania, der Marquiſe du Chatelet. Denn ſchon im Jenner 1738 lag die Handſchrift davon zu Paris bey dem Pater Brumoy, der als Jeſuit, und als Verfaſſer des Theatre des Grecs, am geſchickteſten war, die beſten Vorurtheile dafür einzuflößen, und die Erwartung der Hauptſtadt dieſen Vorurtheilen gemäß zu ſtimmen. Brumoy zeigte ſie den Freunden des Verfaſſers, und unter andern mußte er ſie auch dem alten Vater Tournemine ſchicken, der, ſehr geſchmeichelt, von ſeinem lieben Sohne Voltaire über ein Trauerſpiel, über eine Sache, wovon er eben nicht viel verſtand,

um

um Rath gefragt zu werden, ein Briefchen voller Lobeserhebungen an jenen darüber zurückſchrieb, welches nachher, allen unberufenen Kunſtrichtern zur Lehre und zur Warnung, jederzeit dem Stücke ſelbſt vorgedruckt worden. Es wird darinn für eines von den vollkommenſten Trauerſpielen, für ein wahres Muſter erklärt, und wir können uns nunmehr ganz zufrieden geben, daß das Stück des Euripides gleichen Inhalts verlohren gegangen; oder vielmehr, dieſes iſt nun nicht länger verlohren, Voltaire hat es uns wieder hergeſtellt.

So ſehr hierdurch nun auch Voltaire beruhiget ſeyn mußte, ſo ſchien er ſich doch mit der Vorſtellung nicht übereilen zu wollen; welche erſt im Jahre 1743 erfolgte. Er genoß von ſeiner ſtaatsklugen Verzögerung auch alle die Früchte, die er ſich nur immer davon verſprechen konnte. Merope fand den aufferordentlichſten Beyfall, und das Parterr erzeigte dem Dichter eine Ehre, von der man noch zur Zeit kein Exempel gehabt hatte. Zwar begegnete ehedem das Publikum auch dem großen Corneille ſehr vorzüglich; ſein Stuhl auf dem Theater ward beſtändig frey gelaſſen, wenn der Zulauf auch noch ſo groß war, und wenn er kam, ſo ſtand jedermann auf; eine Diſtinction, deren in Frankreich nur die Prinzen vom Geblüte gewürdiget werden. Corneille ward im Theater wie in ſeinem Hauſe angeſehen; und wenn der Hausherr erſcheinet, was iſt billiger, als daß ihm die Gäſte ihre Höflichkeit bezeigen? Aber Voltairen widerfuhr noch ganz etwas anders: das Parterr ward begierig den Mann von Angeſicht zu kennen, den es ſo ſehr bewundert hatte; wie die Vorſtellung alſo zu Ende war, verlangte es ihn zu ſehen, und rufte, und ſchrie und lermte, bis der Herr von Voltaire heraustreten, und ſich begaffen und beklatſchen laſſen mußte. Ich weiß nicht, welches von beiden mich hier mehr befremdet hätte, ob die kindiſche Neugierde des Publikums, oder die eitele Gefälligkeit des Dichters. Wie denkt man denn, daß ein Dichter ausſieht? Nicht wie andere Menſchen? Und wie ſchwach muß der Eindruck ſeyn, den das Werk gemacht hat, wenn man in eben dem Augenblicke auf nichts begieriger iſt, als die Figur des Meiſters dagegen zu halten? Das wahre Meiſterſtück, dünkt mich, erfüllet uns ſo ganz mit ſich ſelbſt, daß wir des Urhebers darüber vergeſſen; daß wir es nicht als das Produkt eines einzeln Weſens, ſondern der allgemeinen Natur betrachten. Young ſagt von der Sonne, es wäre Sünde in den Heiden geweſen, ſie nicht anzubeten. Wenn Sinn in dieſer Hyperbel liegt, ſo iſt es dieſer: der Glanz, die Herrlichkeit der Sonne iſt ſo groß, ſo überſchwenglich, daß es dem rohern Menſchen zu verzeihen, daß es ſehr natürlich war, wenn er ſich keine größere Herrlichkeit, keinen Glanz denken konnte, von dem jener nur ein Abglanz ſey, wenn er ſich alſo in der Bewunderung der Sonne ſo ſehr verlohr, daß er an den Schöpfer der Sonne nicht dachte. Ich vermuthe, die wahre Urſache, warum wir ſo wenig Zuverläßiges von der Perſon und den Lebensumſtänden des Homers wiſſen, iſt die Vortrefflichkeit ſeiner Gedichte ſelbſt. Wir ſtehen voller Erſtaunen an dem breiten rauſchenden Fluſſe, ohne an ſeine Quelle im Gebirge zu denken. Wir wollen es nicht wiſſen, wir finden unſere Rechnung dabey, es zu vergeſſen, daß Homer, der Schulmeiſter in Smyrna, Homer, der blinde Bettler, eben der Homer iſt, welcher uns in ſeinen Werken ſo entzücket. Er bringt uns unter Götter und Helden; wir müßten in dieſer Geſellſchaft viel Langeweile haben, um uns nach dem Thürſteher ſo genau zu erkundigen, der uns hereingelaſſen. Die Täuſchung muß ſehr ſchwach ſeyn, man muß wenig Natur, aber deſto mehr Künſteley empfinden, wenn man ſo neugierig nach dem Künſtler iſt. So wenig ſchmeichelhaft alſo im Grunde für einen Mann von Genie das Verlangen des Publikums, ihn von Perſon zu kennen, ſeyn müßte: (und was hat er dabey auch wirklich vor dem erſten dem beſten Murmelthiere voraus, welches der Pöbel geſe-

geſehen zu haben, eben ſo begierig iſt?) ſo wohl ſcheinet ſich doch die Eitelkeit der franzöſiſchen Dichter dabey befunden zu haben. Denn da das Pariſer Parterr ſahe, wie leicht ein Voltaire in dieſe Falle zu locken ſey, wie zahm und geſchmeidig ſo ein Mann durch zweydeutige Careſſen werden könne: ſo machte es ſich dieſes Vergnügen öftrer, und ſelten ward nachher ein neues Stück aufgeführt, deſſen Verfaſſer nicht gleichfalls hervor mußte, und auch ganz gern hervor kam. Von Voltairen bis zum Marmontel, und vom Marmontel bis tief herab zum Cordier, haben faſt alle an dieſem Pranger geſtanden. Wie manches Armeſündergeſichte muß darunter geweſen ſeyn! Der Poſſe gieng endlich ſo weit, daß ſich die Ernſthaftern von der Nation ſelbſt darüber ärgerten. Der ſinnreiche Einfall des weiſen Polichinell iſt bekannt. Und nur erſt ganz neulich war ein junger Dichter kühn genug, das Parterr vergebens nach ſich rufen zu laſſen. Er erſchien durchaus nicht; ſein Stück war mittelmäßig, aber dieſes ſein Betragen deſto braver und rühmlicher. Ich wollte durch mein Beyſpiel einen ſolchen Uebelſtand lieber abgeſchaft, als durch zehn Meropen ihn veranlaßt haben.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Sieben und dreyßigſtes Stück.

Den 4ten September, 1767.

Ich habe geſagt, daß Voltairens Merope durch die Merope des Maffei veranlaſſet worden. Aber veranlaſſet, ſagt wohl zu wenig: denn jene iſt ganz aus dieſer entſtanden; Fabel und Plan und Sitten gehören dem Maffei; Voltaire würde ohne ihn gar keine, oder doch ſicherlich eine ganz andere Merope geſchrieben haben.

Alſo, um die Copie des Franzoſen richtig zu beurtheilen, müſſen wir zuvörderſt das Original des Italieners kennen lernen; und um das poetiſche Verdienſt des letztern gehörig zu ſchätzen, müſſen wir vor allen Dingen einen Blick auf die hiſtoriſchen Facta werfen, auf die er ſeine Fabel gegründet hat.

Maffei ſelbſt faſſet dieſe Facta, in der Zueignungsſchrift ſeines Stückes, folgender Geſtalt zuſammen. „Daß, einige Zeit nach der Eroberung von Troja, als die Herakliden, d. i. die Nachkommen des Herkules, ſich in Peloponneſus wieder feſtgeſetzet, dem Kreſphont das Meſſeniſche Gebiete durch das Loos zugefallen; daß die Gemahlinn dieſes Kreſphonts Merope geheiſſen; daß Kreſphont, weil er dem Volke ſich allzu günſtig erwieſen, von den Mächtigern des Staats, mit ſammt ſeinen Söhnen umgebracht worden, den jüngſten ausgenommen, welcher auswärts bey einem Anverwandten ſeiner Mutter erzogen ward; daß dieſer jüngſte Sohn, Namens Aepytus, als er erwachſen, durch Hülfe der Arkader und Dorier, ſich des väterlichen Reiches wieder bemächtiget, und den Tod ſeines Vaters an deſſen Mördern gerächet habe: dieſes erzehlet Pauſanias. Daß, nachdem Kreſphont mit ſeinen zwey Söhnen umgebracht worden, Polyphont, welcher gleichfalls aus dem Geſchlechte der Herakliden war, die Regierung an ſich geriſſen; daß dieſer die Merope gezwungen, ſeine Gemahlinn zu werden; daß der dritte Sohn, den die Mutter in Sicherheit bringen laſſen, den Tyrannen nachher umgebracht und das Reich wieder erobert habe: dieſes berichtet Apollodorus. Daß Merope ſelbſt den geflüchteten Sohn unbekannter Weiſe tödten wollen; daß ſie aber noch in dem Augenblicke von einem alten Diener daran verhindert worden, welcher ihr entdeckt, daß der, den ſie für den Mörder

ihres

ihres Sohnes halte, ihr Sohn ſelbſt ſey; daß der nun erkannte Sohn bey einem Opfer Gelegenheit gefunden, den Polyphont hinzurichten: dieſes meldet Hyginus, bey dem Aepytus aber den Namen Telephontes führet.„

Es wäre zu verwundern, wenn eine ſolche Geſchichte, die ſo beſondere Glückswechſel und Erkennungen hat, nicht ſchon von den alten Tragicis wäre genutzt worden. Und was ſollte ſie nicht? Ariſtoteles, in ſeiner Dichtkunſt, gedenkt eines Kreſphontes, in welchem Merope ihren Sohn erkenne, eben da ſie im Begriffe ſey, ihn als den vermeinten Mörder ihres Sohnes umzubringen; und Plutarch, in ſeiner zweyten Abhandlung vom Fleiſcheſſen, zielet ohne Zweifel auf eben dieſes Stück, (*) wenn er ſich auf die Bewegung beruft, in welcher das ganze Theater gerathe, indem Merope die Axt gegen ihren Sohn erhebet, und auf die Furcht, die jeden Zuſchauer befalle, daß der Streich geſchehen werde, ehe der alte Diener dazu kommen könne.

(*) Dieſes vorausgeſetzt, (wie man es denn wohl ſicher vorausſetzen kann, weil es bey den alten Dichtern nicht gebräuchlich, und auch nicht erlaubt war, einander ſolche eigene Situationen abzuſtehlen,) würde ſich an der angezogenen Stelle des Plutarchs ein Fragment des Euripides finden, welches Joſua Barnes nicht mitgenommen hätte, und ein neuer Herausgeber des Dichters nutzen könnte.

Ariſtoteles erwähnet dieſes Kreſphonts zwar ohne Namen des Verfaſſers; da wir aber, bey dem Cicero und mehrern Alten, einen Kreſphont des Euripides angezogen finden, ſo wird er wohl kein anderes, als das Werk dieſes Dichters gemeinet haben.

Der Pater Tournemine ſagt in dem obgedachten Briefe: „Ariſtoteles, dieſer weiſe Geſetzgeber des Theaters, hat die Fabel der Merope in die erſte Klaſſe der tragiſchen Fabeln geſetzt (a mis ce ſujet au premier rang des ſujets tragiques.) Euripides hatte ſie behandelt, und Ariſtoteles meldet, daß, ſo oft der Kreſphont des Euripides auf dem Theater des witzigen Athens vorgeſtellet worden, dieſes an tragiſche Meiſterſtücke ſo gewöhnte Volk ganz auſſerordentlich ſey betroffen, gerührt und entzückt worden.„ — Hübſche Phraſes, aber nicht viel Wahrheit! Der Pater irret ſich in beiden Punkten. Bey dem letztern hat er den Ariſtoteles mit dem Plutarch vermengt, und bey dem erſtern den Ariſtoteles nicht recht verſtanden. Jenes iſt eine Kleinigkeit, aber über dieſes verlohnet es der Mühe, ein Paar Worte zu ſagen, weil mehrere den Ariſtoteles eben ſo unrecht verſtanden haben.

Die Sache verhält ſich, wie folget. Ariſtoteles unterſucht, in dem vierzehnten Kapitel ſeiner Dichtkunſt, durch was eigentlich für Begebengebenheiten Schrecken und Mitleid erreget werde. Alle Begebenheiten, ſagt er, müſſen entweder unter Freunden, oder unter Feinden, oder unter gleichgültigen Perſonen vorgehen. Wenn ein Feind ſeinen Feind tödtet, ſo erweckt weder der Anſchlag noch die Ausführung der That ſonſt weiter einiges Mitleid, als das allgemeine, welches mit dem Anblicke des Schmerzlichen und Verderblichen überhaupt, verbunden iſt. Und ſo iſt es auch bey gleichgültigen Perſonen. Folglich müſſen die tragiſchen Begebenheiten ſich unter Freunden eräugnen; ein Bruder muß den Bruder, ein Sohn den Vater, eine Mutter den Sohn, ein Sohn die Mutter tödten, oder tödten wollen, oder ſonſt auf eine empfindliche Weiſe mißhandeln, oder mißhandeln wollen. Dieſes aber kann entweder mit, oder ohne Wiſſen und Vorbedacht geſchehen; und da die That entweder vollführt oder nicht vollführt werden muß: ſo entſtehen daraus vier Klaſſen von Begebenheiten, welche den Abſichten des Trauerſpiels mehr oder weniger entſprechen. Die erſte: wenn die That wiſſentlich, mit völliger Kenntniß der Perſon, gegen welche ſie vollzogen werden ſoll, unternommen, aber nicht vollzogen wird. Die zweyte: wenn ſie wiſſentlich unternommen, und wirklich vollzogen wird. Die dritte: wenn die That unwiſſend, ohne Kenntniß des Gegenſtandes, unternommen und vollzogen wird, und der Thäter die Perſon, an der er ſie vollzogen, zu ſpät kennen lernet. Die vierte: wenn die unwiſſend unternommene That nicht zur Vollziehung gelangt, indem die darein verwickelten Perſonen einander noch zur rechten Zeit erkennen. Von dieſen vier Klaſſen giebt Ariſtoteles der letztern den Vorzug; und da er die Handlung der Merope, in dem Kreſphont, davon zum Beyſpiele anführet: ſo haben Tournemine, und andere, dieſes ſo angenommen, als ob er dadurch die Fabel dieſes Trauerſpiels überhaupt von der vollkommenſten Gattung tragiſcher Fabeln zu ſeyn erkläre.

Indeß ſagt doch Ariſtoteles kurz zuvor, daß eine gute tragiſche Fabel ſich nicht glücklich, ſondern unglücklich enden müſſe. Wie kann dieſes beides bey einander beſtehen? Sie ſoll ſich unglücklich enden, und gleichwohl läuft die Begebenheit, welche er nach jener Klaſſification allen andern tragiſchen Begebenheiten vorziehet, glücklich ab. Widerſpricht ſich nicht alſo der große Kunſtrichter offenbar?

Victorius, ſagt Dacier, ſey der einzige, welcher dieſe Schwierigkeit geſehen; aber da er nicht verſtanden, was Ariſtoteles eigentlich in dem ganzen vierzehnten Kapitel gewollt: ſo habe er auch nicht einmal den geringſten Verſuch gewagt, ſie zu heben. Ariſtoteles, meinet Dacier, rede dort gar nicht von der Fabel überhaupt, ſondern wolle nur lehren, auf wie mancherley Art der Dichter tragiſche Begebenheiten

heiten behandeln könne, ohne das Weſentliche, was die Geſchichte davon meldet, zu verändern, und welche von dieſen Arten die beſte ſey. Wenn z. E. die Ermordung der Klytemneſtra durch den Oreſt, der Inhalt des Stückes ſeyn ſollte, ſo zeige ſich, nach dem Ariſtoteles, ein vierfacher Plan, dieſen Stoff zu bearbeiten, nehmlich entweder als eine Begebenheit der erſtern, oder der zweyten, oder der dritten, oder der vierten Klaſſe; der Dichter müſſe nun überlegen, welcher hier der ſchicklichſte und beſte ſey. Dieſe Ermordung als eine Begebenheit der erſtern Klaſſe zu behandeln, finde darum nicht Statt: weil ſie nach der Hiſtorie wirklich geſchehen müſſe, und durch den Oreſt geſchehen müſſe. Nach der zweyten, darum nicht: weil ſie zu gräßlich ſey. Nach der vierten, darum nicht: weil Klytemneſtra dadurch abermals gerettet würde, die doch durchaus nicht gerettet werden ſolle. Folglich bleibe ihm nichts, als die dritte Klaſſe übrig.

Die dritte! Aber Ariſtoteles giebt ja der vierten den Vorzug; und nicht blos in einzeln Fällen, nach Maasgebung der Umſtände, ſondern überhaupt. Der ehrliche Dacier macht es öfter ſo: Ariſtoteles behält bey ihm Recht, nicht weil er Recht hat, ſondern weil er Ariſtoteles iſt. Indem er auf der einen Seite eine Blöße von ihm zu decken glaubt, macht er ihm auf einer andern eine eben ſo ſchlimme. Wenn nun der Gegner die Beſonnenheit hat, anſtatt nach jener, in dieſe zu ſtoſſen: ſo iſt es ja doch um die Untrüglichkeit ſeines Alten geſchehen, an der ihm, im Grunde, noch mehr als an der Wahrheit ſelbſt zu liegen ſcheinet. Wenn ſo viel auf die Uebereinſtimmung der Geſchichte ankömmt, wenn der Dichter allgemein bekannte Dinge aus ihr, zwar lindern, aber nie gänzlich verändern darf: wird es unter die-

ſen

ſeyn nicht auch ſolche geben, die durchaus nach dem erſten oder zweyten Plane behandelt werden müſſen? Die Ermordung der Klytemneſtra müßte eigentlich nach dem zweyten vorgeſtellet werden; denn Oreſtes hat ſie wiſſentlich und vorſetzlich vollzogen: der Dichter aber kann den dritten wählen, weil dieſer tragiſcher iſt, und der Geſchichte doch nicht geradezu widerſpricht. Gut, es ſey ſo: aber z. E. Medea, die ihre Kinder ermordet? Welchen Plan kann hier der Dichter anders einſchlagen, als den zweyten? Denn ſie muß ſie umbringen, und ſie muß ſie wiſſentlich umbringen; beydes iſt aus der Geſchichte gleich allgemein bekannt. Was für eine Rangordnung kann alſo unter dieſen Planen Statt finden? Der in einem Falle der vorzüglichſte iſt, kömmt in einem andern gar nicht in Betrachtung. Oder um den Dacier noch mehr einzutreiben: ſo mache man die Anwendung, nicht auf hiſtoriſche, ſondern auf blos erdichtete Begebenheiten. Geſetzt, die Ermordung der Klytemneſtra wäre von dieſer letztern Art, und es hätte dem Dichter frey geſtanden, ſie vollziehen oder nicht vollziehen zu laſſen, ſie mit oder ohne völlige Kenntniß vollziehen zu laſſen. Welchen Plan hätte er dann wählen müſſen, um eine ſo viel als möglich vollkommene Tragödie daraus zu machen? Dacier ſagt ſelbſt: den vierten; denn wenn er ihm den dritten vorziehe, ſo geſchähe es blos aus Achtung gegen die Geſchichte. Den vierten alſo? Den alſo, welcher ſich glücklich ſchließt? Aber die beſten Tragödien, ſagt eben der Ariſtoteles, der dieſem vierten Plane den Vorzug vor allen ertheilet, ſind ja die, welche ſich unglücklich ſchließen? Und das iſt ja eben der Widerſpruch, den Dacier heben wollte. Hat er ihn denn alſo gehoben? Beſtätiget hat er ihn vielmehr.

Ham-

Hamburgiſche
Dramaturgie.

Acht und dreyßigſtes Stück.

Den 8ten September, 1767.

Ich bin es auch nicht allein, dem die Auslegung des Dacier keine Genüge leiſtet. Unſern deutſchen Ueberſetzer der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt, (*) hat ſie eben ſo wenig befriediget. Er trägt ſeine Gründe dagegen vor, die zwar nicht eigentlich die Ausflucht des Dacier beſtreiten, aber ihn doch ſonſt erheblich genug dünken, um ſeinen Autor lieber gänzlich im Stiche zu laſſen, als einen neuen Verſuch zu wagen, etwas zu retten, was nicht zu retten ſey. „Ich überlaſſe, ſchließt er, einer tiefern „Einſicht, dieſe Schwierigkeiten zu heben; ich „kann kein Licht zu ihrer Erklärung finden, und „ſcheinet mir wahrſcheinlich, daß unſer Philo„ſoph dieſes Kapitel nicht mit ſeiner gewöhnli„chen Vorſicht durchgedacht habe.„

(*) Herrn Curtius. S. 214.

Ich bekenne, daß mir dieſes nicht ſehr wahrſcheinlich ſcheinet. Eines offenbaren Widerſpruchs macht ſich ein Ariſtoteles nicht leicht ſchuldig. Wo ich dergleichen bey ſo einem Manne zu finden glaube, ſetze ich das größere Mißtrauen lieber in meinen, als in ſeinen Verſtand. Ich verdoppele meine Aufmerkſamkeit, ich überleſe die Stelle zehnmal, und glaube nicht eher, daß er ſich widerſprochen, als bis ich aus dem ganzen Zuſammenhange ſeines Syſtems erſehe, wie und wodurch er zu dieſem Widerſpruche verleitet worden. Finde ich nichts, was ihn dazu verleiten können, was ihm dieſen Widerſpruch gewiſſermaaßen unvermeidlich machen müſſen, ſo bin ich überzeugt, daß er nur anſcheinend iſt. Denn ſonſt würde er dem Verfaſſer, der ſeine Materie ſo oft überdenken müſſen, gewiß am erſten aufgefallen ſeyn, und nicht mir ungeübterm Leſer, der ich ihn zu meinem Unterrichte in die Hand nehme. Ich bleibe alſo ſtehen, verfolge den Faden ſeiner Gedanken zurück, ponderire ein jedes Wort, und ſage mir immer: Ariſtoteles kann irren, und hat oft geirret; aber daß er hier etwas behaupten ſollte, wovon er auf der nächſten Seite gerade das Gegentheil behauptet, das kann Ariſtoteles nicht. Endlich findet ſichs auch.

Doch ohne weitere Umſtände; hier iſt die Erklärung, an welcher Herr Curtius verzweifelt. —

Auf

Auf die Ehre einer tiefern Einſicht mache ich desfalls keinen Anſpruch. Ich will mich mit der Ehre einer gröſſern Beſcheidenheit gegen einen Philoſophen, wie Ariſtoteles, begnügen.

Nichts empfiehlt Ariſtoteles dem tragiſchen Dichter mehr, als die gute Abfaſſung der Fabel; und nichts hat er ihm durch mehrere und feinere Bemerkungen zu erleichtern geſucht, als eben dieſe. Denn die Fabel iſt es, die den Dichter vornehmlich zum Dichter macht: Sitten, Geſinnungen und Ausdruck werden zehnen gerathen, gegen einen, der in jener untadelhaft und vortrefflich iſt. Er erklärt aber die Fabel durch die Nachahmung einer Handlung, πραξεως; und eine Handlung iſt ihm eine Verknüpfung von Begebenheiten, συνθεσις πραγματων. Die Handlung iſt das Ganze, die Begebenheiten ſind die Theile dieſes Ganzen: und ſo wie die Güte eines jeden Ganzen, auf der Güte ſeiner einzeln Theile und deren Verbindung beruhet, ſo iſt auch die tragiſche Handlung mehr oder weniger vollkommen, nach dem die Begebenheiten, aus welchen ſie beſtehet, jede für ſich und alle zuſammen, den Abſichten der Tragödie mehr oder weniger entſprechen. Nun bringt Ariſtoteles alle Begebenheiten, welche in der tragiſchen Handlung Statt haben können, unter drey Hauptſtücke: des Glückswechſels, περιπετειας; der Erkennung, αναγνωρισμου; und des Padens, παθος. Was er unter den beiden erſtern verſteht, zeigen die Worte genugſam; unter dem dritten aber faßt er alles zuſammen, was den handelnden Perſonen verderbliches und ſchmerzliches wiederfahren kann; Tod, Wunden, Martern und dergleichen. Jene, der Glückswechſel und die Erkennung, ſind das, wodurch ſich die verwickelte Fabel, μυθος πεπλεγμενος, von der einfachen, ἁπλω, unterſcheidet; ſie ſind alſo keine weſentliche Stücke der Fabel; ſie machen die Handlung nur mannichfaltiger, und dadurch ſchöner und intereſſanter; aber eine Handlung kann auch ohne ſie ihre völlige Einheit und Rundung und Größe haben. Ohne das dritte hingegen läßt ſich gar keine tragiſche Handlung denken; Arten des Leidens, παθη, muß jedes Trauerſpiel haben, die Fabel deſſelben mag einfach oder verwickelt ſeyn; denn ſie gehen geradezu auf die Abſicht des Trauerſpiels, auf die Erregung des Schreckens und Mitleids; dahingegen nicht jeder Glückswechſel, nicht jede Erkennung, ſondern nur gewiſſe Arten derſelben dieſe Abſicht erreichen, ſie in einem höhern Grade erreichen helfen, andere aber ihr mehr nachtheilig als vortheilhaft ſind. Indem nun Ariſtoteles, aus dieſem Geſichtspunkte, die verſchiednen unter drey Hauptſtücke gebrachten Theile der tragiſchen Handlung, jeden insbeſondere betrachtet, und unterſuchet, wel-

ches

ches der beſte Glückswechſel, welches die beſte Erkennung, welches die beſte Behandlung des Leidens ſey: ſo findet ſich in Anſehung des erſtern, daß derjenige Glückswechſel der beſte, das iſt, der fähigſte, Schrecken und Mitleid zu erwecken und zu befördern, ſey, welcher aus dem Beſſern in das Schlimmere geſchieht; und in Anſehung der letztern, daß diejenige Behandlung des Leidens die beſte in dem nehmlichen Verſtande ſey, wenn die Perſonen, unter welchen das Leiden bevorſtehet, einander nicht kennen, aber in eben dem Augenblicke, da dieſes Leiden zur Wirklichkeit gelangen ſoll, einander kennen lernen, ſo daß es dadurch unterbleibt.

Und dieſes ſoll ſich widerſprechen? Ich verſtehe nicht, wo man die Gedanken haben muß, wenn man hier den geringſten Widerſpruch findet. Der Philoſoph redet von verſchiedenen Theilen: warum ſoll denn das, was er von dieſem Theile behauptet, auch von jenem gelten müſſen? Iſt denn die möglichſte Vollkommenheit des einen, nothwendig auch die Vollkommenheit des andern? Oder iſt die Vollkommenheit eines Theils auch die Vollkommenheit des Ganzen? Wenn der Glückswechſel und das, was Ariſtoteles unter dem Worte Leiden begreift, zwey verſchiedene Dinge ſind, wie ſie es ſind, warum ſoll ſich nicht ganz etwas Verſchiedenes von ihnen ſagen laſſen? Oder iſt es unmöglich, daß ein Ganzes Theile von entgegen geſetzten Eigenſchaften haben kann? Wo ſagt Ariſtoteles, daß die beſte Tragödie nichts als die Vorſtellung einer Veränderung des Glückes in Unglück ſey? Oder, wo ſagt er, daß die beſte Tragödie auf nichts, als auf die Erkennung deſſen, hinauslaufen müſſe, an dem eine grauſam widernatürliche That verübet werden ſollen? Er ſagt weder das eine noch das andere von der Tragödie überhaupt, ſondern jedes von einem beſondern Theile derſelben, welcher dem Ende mehr oder weniger nahe liegen, welcher auf den andern mehr oder weniger Einfluß, und auch wohl gar keinen, haben kann. Der Glückswechſel kann ſich mitten in dem Stücke eräugnen, und wenn er ſchon bis an das Ende fortdauert, ſo macht er doch nicht ſelbſt das Ende: ſo iſt z. E. der Glückswechſel im Oedip, der ſich bereits zum Schluſſe des vierten Akts äußert, zu dem aber noch mancherley Leiden (πάθη) hinzukommen, mit welchen ſich eigentlich das Stück ſchließet. Gleichfalls kann das Leiden mitten in dem Stücke zur Vollziehung gelangen ſollen, und in dem nehmlichen Augenblicke durch die Erkennung hintertrieben werden, ſo daß durch dieſe Erkennung das Stück nichts weniger als geendet iſt; wie in der zweyten Iphigenia des Euripides, wo Oreſtes, auch ſchon in dem vierten Akte, von ſeiner Schweſter, die ihn aufzuopfern im Begriffe iſt, erkannt wird.

wird. Und wie vollkommen wohl jener tragiſchſte Glückswechſel mit der tragiſchſten Behandlung des Leidens ſich in einer und eben derſelben Fabel verbinden laſſe, kann man an der Merope ſelbſt zeigen. Sie hat die letztere; aber was hindert es, daß ſie nicht auch die erſtere haben könnte, wenn nehmlich Merope, nachdem ſie ihren Sohn unter dem Dolche erkannt, durch ihre Beeiferung, ihn nunmehr auch wider den Polyphont zu ſchützen, entweder ihr eigenes oder dieſes geliebten Sohnes Verderben beförderte? Warum könnte ſich dieſes Stück nicht eben ſowohl mit dem Untergange der Mutter, als des Tyrannen ſchlieſſen? Warum ſollte es einem Dichter nicht frey ſtehen können, um unſer Mitleiden gegen eine ſo zärtliche Mutter auf das höchſte zu treiben, ſie durch ihre Zärtlichkeit ſelbſt unglücklich werden zu laſſen? Oder warum ſollte es ihm nicht erlaubt ſeyn, den Sohn, den er der frommen Rache ſeiner Mutter entriſſen, gleichwohl den Nachſtellungen des Tyrannen unterliegen zu laſſen? Würde eine ſolche Merope, in beiden Fällen, nicht wirklich die beiden Eigenſchaften des beſten Trauerſpiels verbinden, die man bey dem Kunſtrichter ſo widerſprechend findet?

Ich merke wohl, was das Mißverſtändniß veranlaſſet haben kann. Man hat ſich einen Glückswechſel aus dem Beſſern in das Schlimmere nicht ohne Leiden, und das durch die Erkennung verhinderte Leiden nicht ohne Glückswechſel denken können. Gleichwohl kann beides gar wohl ohne das andere ſeyn; nicht zu erwähnen, daß auch nicht beides eben die nehmliche Perſon treffen muß, und wenn es die nehmliche Perſon trift, daß eben nicht beides ſich zu der nehmlichen Zeit eräugnen darf, ſondern eines auf das andere folgen, eines durch das andere verurſachet werden kann. Ohne dieſes zu überlegen, hat man nur an ſolche Fälle und Fabeln gedacht, in welchen beide Theile entweder zuſammen fließen, oder der eine den andern nothwendig ausſchließt. Daß es dergleichen giebt, iſt unſtreitig. Aber iſt der Kunſtrichter deswegen zu tadeln, der ſeine Regeln in der möglichſten Allgemeinheit abfaßt, ohne ſich um die Fälle zu bekümmern, in welchen ſeine allgemeinen Regeln in Colliſion kommen, und eine Vollkommenheit der andern aufgeopfert werden muß? Setzet ihn eine ſolche Colliſion mit ſich ſelbſt in Widerſpruch? Er ſagt: dieſer Theil der Fabel, wenn er ſeine Vollkommenheit haben ſoll, muß von dieſer Beſchaffenheit ſeyn; jener von einer andern, und ein dritter wiederum von einer andern. Aber wo hat er geſagt, daß jede Fabel dieſe Theile alle nothwendig haben müſſe? Genug für ihn, daß es Fabeln giebt, die ſie alle haben können. Wenn eure Fabel aus der Zahl dieſer glücklichen nicht iſt; wenn ſie euch nur den beſten Glückswechſel, oder nur die beſte Behandlung des Leidens erlaubt: ſo unterſuchet, bey welchem von beiden ihr am beſten überhaupt fahren würdet, und wählet. Das iſt es alles!

Hamburgiſche Dramaturgie.

Neun und dreyßigſtes Stück.

Den 11ten September, 1767.

Am Ende zwar mag ſich Ariſtoteles widerſprochen, oder nicht widerſprochen haben; Tournemine mag ihn recht verſtanden, oder nicht recht verſtanden haben: die Fabel der Merope iſt weder in dem einen, noch in dem andern Falle, ſo ſchlechterdings für eine vollkommene tragiſche Fabel zu erkennen. Denn hat ſich Ariſtoteles widerſprochen, ſo behauptet er eben ſowohl gerade das Gegentheil von ihr, und es muß erſt unterſucht werden, wo er das gröſſere Recht hat, ob dort oder hier. Hat er ſich aber, nach meiner Erklärung, nicht widerſprochen, ſo gilt das Gute, was er davon ſagt, nicht von der ganzen Fabel, ſondern nur von einem einzeln Theile derſelben. Vielleicht war der Mißbrauch ſeines Anſehens bey dem Pater Tournemine auch nur ein bloßer Jeſuiterkniff, um uns mit guter Art zu verſtehen zu geben, daß eine ſo vollkommene Fabel von einem ſo großen Dichter, als Voltaire, bearbeitet, nothwendig ein Meiſterſtück werden müſſen.

Doch Tournemine und Tournemine — Ich fürchte, meine Leſer werden fragen: „Wer iſt „denn dieſer Tournemine? Wir kennen keinen „Tournemine.„ Denn viele dürften ihn wirklich nicht kennen; und manche dürften ſo fragen, weil ſie ihn gar zu gut kennen; wie Montesquieu. (*)

Sie belieben alſo, anſtatt des Pater Tournemine, den Herrn von Voltaire ſelbſt zu ſubſtituiren. Denn auch er ſucht uns, von dem verlohrnen Stücke des Euripides, die nehmlichen irrigen Begriffe zu machen. Auch er ſagt, daß Ariſtoteles in ſeiner unſterblichen Dichtkunſt nicht anſtehe, zu behaupten, daß die Erkennung der Merope und ihres Sohnes der intereſſanteſte Augenblick der ganzen griechiſchen Bühne ſey. Auch er ſagt, daß Ariſtoteles dieſem Coup de Theatre den Vorzug vor allen andern ertheile. Und vom Plutarch verſichert er uns gar, daß er dieſes Stück des Euripides für das rührendſte von allen Stücken deſſelben gehalten habe. (**)

Die-

(*) Lettres familiéres.

(**) Ariſtote, dans ſa Poetique immortelle, ne balance pas a dire que la reconnoiſſance de Merope & de ſon fils étaient le moment le plus intereſſant de toute la ſcéne Grecque.

Dieſes letztere iſt nun gänzlich aus der Luft gegriffen. Denn Plutarch macht von dem Stücke, aus welchem er die Situation der Merope anführt, nicht einmal den Titel namhaft; er ſagt weder wie es heißt, noch wer der Verfaſſer deſſelben ſey; geſchweige, daß er es für das rührendſte von allen Stücken des Euripides erkläre.

Ariſtoteles ſoll nicht anſtehen, zu behaupten, daß die Erkennung der Merope und ihres Sohnes der intereſſanteſte Augenblick der ganzen griechiſchen Bühne ſey! Welche Ausdrücke: nicht anſtehen, zu behaupten! Welche Hyperbel: der intereſſanteſte Augenblick, der ganzen griechiſchen Bühne! Sollte man hieraus nicht ſchlieſſen: Ariſtoteles gehe mit Fleiß alle intereſſante Augenblicke, welche ein Trauerſpiel haben könne, durch, vergleiche einen mit dem andern, wiege die verſchiedenen Beyſpiele, die er von jedem insbeſondere bey allen, oder wenigſtens den vornehmſten Dichtern gefunden, unter ein-

que. Il donnait à ce coup de Théatre la préférance ſur tous les autres. Plutarque dit que les Grecs, ce peuple ſi ſenſible, fremiſſoient de crainte que le vieillard, qui devait arrêter le bras de Merope, n'arrivât pas aſſez-tôt. Cette piéce, qu'on jouait de ſon tems, & dont il nous reſte très peu de fragmens, lui paraiſſait la plus touchante de toutes les tragédies d'Euripide &c. Lettre à Mr. Maffei.

ander ab, und thue endlich ſo dreiſt als ſicher den Ausſpruch für dieſen Augenblick bey dem Euripides. Gleichwohl iſt es nur eine einzelne Art von intereſſanten Augenblicken, wovon er ihn zum Beyſpiele anführet; gleichwohl iſt er nicht einmal das einzige Beyſpiel von dieſer Art. Denn Ariſtoteles fand ähnliche Beyſpiele in der Iphigenia, wo die Schweſter den Bruder, und in der Helle, wo der Sohn die Mutter erkennet, eben da die erſtern im Begriffe ſind, ſich gegen die andern zu vergehen.

Das zweyte Beyſpiel von der Iphigenia iſt wirklich aus dem Euripides; und wenn, wie Dacier vermuthet, auch die Helle ein Werk dieſes Dichtees geweſen: ſo wäre es doch ſonderbar, daß Ariſtoteles alle drey Beyſpiele von einer ſolchen glücklichen Erkennung gerade bey demjenigen Dichter gefunden hätte, der ſich der unglücklichen Peripetie am meiſten bediente. Warum zwar ſonderbar? Wir haben ja geſehen, daß die eine die andere nicht ausſchließt; und obſchon in der Iphigenia die glückliche Erkennung auf die unglückliche Peripetie folgt, und das Stück überhaupt alſo glücklich ſich endet: wer weiß, ob nicht in den beiden andern eine unglückliche Pecipetie auf die glückliche Erkennung folgte, und ſie alſo völlig in der Manier ſchloſſen, durch die ſich Euripides den Charakter des tragiſchſten von allen tragiſchen Dichtern verdiente?

Mit

Mit der Merope, wie ich gezeigt, war es auf eine doppelte Art möglich; ob es aber wirklich geſchehen, oder nicht geſchehen, läßt ſich aus den wenigen Fragmenten, die uns von dem Kreſphontes übrig ſind, nicht ſchlieſſen. Sie enthalten nichts als Sittenſprüche und moraliſche Geſinnungen, von ſpätern Schriftſteller gelegentlich angezogen, und werfen nicht das geringſte Licht auf die Oekonomie des Stückes. (*) Aus dem einzigen, bey dem Polybius, welches eine Anrufung an die Göttinn des Friedens iſt, ſcheinet zu erhellen, daß zu der Zeit, in welche die Handlung gefallen, die Ruhe in dem Meſſeniſchen Staate noch nicht wieder hergeſtellet geweſen; und aus ein Paar andern ſollte man faſt ſchlieſſen, daß die Ermordung des Kreſphontes und ſeiner zwey ältern Söhne, entweder einen Theil der Handlung ſelbſt ausgemacht habe, oder doch nur kurz vorhergegangen ſey; welches beides ſich mit der Erkennung des jüngern Sohnes, der erſt verſchiedene Jahre nachher ſeinen Vater und ſeine Brüder zu rächen kam, nicht wohl zuſammen reimet. Die gröſte Schwierigkeit aber macht mir der Titel ſelbſt. Wenn

---

(*) Dasjenige, welches Dacier anführet, (Poetique d'Aristote, Chap. XV. Rem. 23.) ohne ſich zu erinnern, wo er es geleſen, ſtehet bey dem Plutarch in der Abhandlung, Wie man ſeine Feinde nützen ſolle.

dieſe Erkennung, wenn dieſe Rache des jüngern Sohnes der vornehmſte Inhalt geweſen: wie konnte das Stück Kreſphontes heiſſen? Kreſphontes war der Name des Vaters; der Sohn aber hieß nach einigen Aepytus, und nach andern Telephontes; vielleicht, daß jenes der rechte, und dieſes der angenommene Name war, den er in der Fremde führte, um unerkannt und vor den Nachſtellungen des Polyphonts ſicher zu bleiben. Der Vater muß längſt todt ſeyn, wenn ſich der Sohn des väterlichen Reiches wieder bemächtiget. Hat man jemals gehört, daß ein Trauerſpiel nach einer Perſon benennet worden, die gar nicht darinn vorkömmt? Corneille und Dacier haben ſich geſchwind über dieſe Schwierigkeit hinweg zu ſetzen gewußt, indem ſie angenommen, daß der Sohn gleichfalls Kreſphont geheiſſen; (*) aber mit welcher Wahrſcheinlichkeit? aus welchem Grunde?

Wenn es indeß mit einer Entdeckung ſeine Richtigkeit hat, mit der ſich Maffei ſchmeichelte: ſo können wir den Plan des Kreſphontes ziemlich genau wiſſen. Er glaubte ihn nehmlich bey dem Hyginus, in der hundert und vier und achtzig-

ſten

(*) Remarque 22. ſur le Chapitre XV. de la Poet. d'Ariſt. Une Mere, qui va tuer ſon fils, comme Merope va tuer Creſphonte &c.

ſten Fabel, gefunden zu haben. (*) Denn er hält die Fabeln des Hyginus überhaupt, größten Theils

---

(*) — Queſta ſcoperta penſo io d'aver fatta, nel leggere la Favola 184 d'Igino, la quale a mio credere altro non è, che l'Argomento di quella Tragedia, in cui ſi rappreſenta interamente la condotta di eſſa. Sovviemmi, che al primo gettar gli occhi, ch' io feci già in quell' Autore, mi apparve ſubito nella mente, altro non eſſere le più di quelle Favole, che gli Argomenti delle Tragedie antiche: mi accertai di ciò col confrontarne alcune poche con le Tragedie, che ancora abbiamo; e appunto in queſti giorni, venuta a mano l'ultima edizione d'Igino, mi è ſtato caro di vedere in un paſſo addotto, coma fu anche il Reineſio di tal ſentimento. Una miniera è però queſta di Tragici Argomenti, che ſe foſſe ſtata nota a' Poeti, non avrebbero penato tanto in rinvenir ſoggetti a lor fantaſia: io la ſcoprirò loro di buona voglia, perchè rendano col loro ingegno alla noſtra età ciò, che dal tempo invidioſo le fu rapito. Merita dunque, almeno per queſto capo, alquanto più di conſiderazione quell' Operetta, anche tal qual l'abbiamo, che dagli Eruditi non è ſtato creduto: e quanto al diſcordar tal volta dagli altri Scrittori delle favoloſe Storie, queſta avertenza ce ne addita la ragione, non avendole coſtui narrate ſecondo la tradizione, ma conforme i Poeti in proprio uſo convertendole, le avean ridotte.

Theils für nichts, als für die Argumente alter Tragödien, welcher Meinung auch ſchon vor ihm Reineſius geweſen war; und empfiehlt daher den neuern Dichtern, lieber in dieſem verfallenen Schachte nach alten tragiſchen Fabeln zu ſuchen, als ſich neue zu erdichten. Der Rath iſt nicht übel, und zu befolgen. Auch hat ihn mancher befolgt, ehe ihn Maffei noch gegeben, oder ohne zu wiſſen, daß er ihn gegeben. Herr Weiß hat den Stoff zu ſeinem Thyeſt aus dieſer Grube geholt; und es wartet da noch mancher auf ein verſtändiges Auge. Nur möchte es nicht der größte, ſondern vielleicht gerade der allerkleinſte Theil ſeyn, der in dieſer Abſicht von dem Werke des Hyginus zu nutzen. Es braucht auch darum gar nicht aus den Argumenten der alten Tragödien zuſammen geſetzt zu ſeyn; es kann aus eben den Quellen, mittelbar oder unmittelbar, gefloſſen ſeyn, zu welchen die Tragödienſchreiber ſelbſt ihre Zuflucht nahmen. Ja, Hyginus, oder wer ſonſt die Compilation gemacht, ſcheinet ſelbſt, die Tragödien als abgeleitete verdorbene Bäche betrachtet zu haben; indem er an verſchiedenen Stellen das, was weiter nichts als die Glaubwürdigkeit eines tragiſchen Dichters vor ſich hatte, ausdrücklich von der alten ächtern Tradition abſondert. So erzehlt er, z. E. die Fabel von der Ino, und die Fabel von der Antiopa, zuerſt nach dieſer, und darauf in einem beſondern Abſchnitte, nach der Behandlung des Euripides.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Vierzigſtes Stück.

Den 15ten September, 1767.

Damit will ich jedoch nicht ſagen, daß, weil über der hundert und vier achtzigſten Fabel der Name des Euripides nicht ſtehe, ſie auch nicht aus dem Kreſphont deſſelben könne gezogen ſeyn. Vielmehr bekenne ich, daß ſie wirklich den Gang und die Verwickelung eines Trauerſpieles hat; ſo daß, wenn ſie keines geweſen iſt, ſie doch leicht eines werden könnte, und zwar eines, deſſen Plan der alten Simplicität weit näher käme, als alle neuere Meropen. Man urtheile ſelbſt: die Erzehlung des Hyginus, die ich oben nur verkürzt angeführt, iſt nach allen ihren Umſtänden folgende.

Kreſphontes war König von Meſſenien, und hatte mit ſeiner Gemahlinn Merope drey Söhne, als Polyphontes einen Aufſtand gegen ihn erregte, in welchem er, nebſt ſeinen beiden älteſten Söhnen, das Leben verlohr. Polyphontes bemächtigte ſich hierauf des Reichs und der Hand der Merope, welche während dem Aufruhre

Gelegenheit gefunden hatte, ihren dritten Sohn, Namens Telephontes, zu einem Gaſtfreunde in Aetolien in Sicherheit bringen zu laſſen. Je mehr Telephontes heranwuchs, deſto unruhiger ward Polyphontes. Er konnte ſich nichts Gutes von ihm gewärtigen, und verſprach alſo demjenigen eine große Belohnung, der ihn aus dem Wege räumen würde. Dieſes erfuhr Telephontes; und da er ſich nunmehr fähig fühlte, ſeine Rache zu unternehmen, ſo machte er ſich heimlich aus Aetolien weg, ging nach Meſſenien, kam zu dem Tyrannen, ſagte, daß er den Telephontes umgebracht habe, und verlangte die von ihm dafür ausgeſetzte Belohnung. Polyphontes nahm ihn auf, und befahl, ihn ſo lange in ſeinem Pallaſte zu bewirthen, bis er ihn weiter ausfragen könne. Telephontes ward alſo in das Gaſtzimmer gebracht, wo er vor Müdigkeit einſchlief. Indeß kam der alte Diener, welchen bisher Mutter und Sohn zu ihren wechſelſeitigen Bothſchaften gebraucht, weinend zu Meropen, und meldete ihr, daß Telephontes aus Aetolien weg ſey, ohne daß man wiſſe, wo er hingekommen. Sogleich eilet Merope, der es nicht unbekannt geblieben, weßen ſich der angekommene Fremde rühme, mit einer Axt nach dem Gaſtzimmer, und hätte ihn im Schlafe unfehlbar umgebracht, wenn nicht der Alte, der ihr dahin nachgefolgt, den Sohn noch zur rechten Zeit erkannt, und die Mutter an der Frevelthat ver-

verhindert hätte. Nunmehr machten beide gemeinſchaftliche Sache, und Merope ſtellte ſich gegen ihren Gemahl ruhig und verſöhnt. Polyphontes dünkte ſich aller ſeiner Wünſche gewähret, und wollte den Göttern durch ein feyerliches Opfer ſeinen Dank bezeigen. Als ſie aber alle um den Altar verſammelt waren, führte Telephontes den Streich, mit dem er das Opferthier fällen zu wollen ſich ſtellte, auf den König; der Tyrann fiel, und Telephontes gelangte zu dem Beſitze ſeines väterlichen Reiches. (*)

(*) In der 184ſten Fabel des Hyginus, aus welcher obige Erzehlung genommen, ſind offenbar Begebenheiten in einander gefloſſen, die nicht die geringſte Verbindung unter ſich haben. Sie fängt an mit dem Schickſale des Pentheus und der Agave, und endet ſich mit der Geſchichte der Merope. Ich kann gar nicht begreifen, wie die Herausgeber dieſe Verwirrung unangemerkt laſſen können; es wäre denn, daß ſie ſich blos in derjenigen Ausgabe, welche ich vor mir habe, (Joannis Schefferi, Hamburgi 1674) befände. Dieſe Unterſuchung überlaſſe ich dem, der die Mittel dazu bey der Hand hat. Genug, daß hier, bey mir, die 184ſte Fabel mit den Worten, quam Lycoterses excepit, aus ſeyn muß. Das übrige macht entweder eine beſondere Fabel, von der die Anfangsworte verlohren gegangen; oder gehöret, welches mir das wahrſcheinlichſte iſt, zu der 137ſten, ſo daß, beides mit einander verbunden, ich die ganze Fabel von der Merope, man mag ſie nun zu der

Auch hatten, ſchon in dem ſechszehnten Jahrhunderte, zwey italieniſche Dichter, Joh. Bapt. Liviera und Pomponio Torelli, den Stoff zu ihren Trauerſpielen, Kreſphont und Merope, aus dieſer Fabel des Hyginus genommen, und waren ſonach, wie Maffei meinet, in die Fußtapfen des Euripides getreten, ohne es zu wiſſen. Doch dieſer Ueberzeugung ohngeachtet, wollte Maffei ſelbſt, ſein Werk ſo wenig zu einer bloßen Divination über den Euripides machen, und den verlohrnen Kreſphont in ſeiner Merope wieder aufleben laſſen, daß er vielmehr mit Fleiß von ver-

---

der 137ſten oder zu der 184ſten machen wollen, folgendermaaßen zuſammenleſen würde. Es verſteht ſich, daß in der letztern die Worte, cum qua Polyphontes, occiſo Creſphonte, regnum occupavit, als eine unnöthige Wiederholung, mit ſammt dem darauf folgenden ejus, welches auch ſo ſchon überflüßig iſt, wegfallen müßte.

MEROPE.

Polyphontes, Meſſeniæ rex, Creſphontem Ariſtomachi filium cum interfeciſſet, ejus imperium & Meropem uxorem poſſedit. Filium autem infantem Merope mater, quem ex Creſphonte habebat, abſconſe ad hoſpitem in Ætoliam mandavit. Hunc Polyphontes maxima cum induſtria quærebat, aurumque pollicebatur, ſi quis eum necaſſet. Qui poſtquam ad puberem ætatem venit, capit conſilium, ut exequatur patris & fratrum mortem. Itaque venit verſchiednen Hauptzügen dieſes vermeintlichen Euripidiſchen Planes abging, und nur die einzige Situation, die ihn vornehmlich darinn gerührt hatte, in aller ihrer Ausdehnung zu nutzen ſuchte.

Die Mutter nehmlich, die ihren Sohn ſo feurig liebte, daß ſie ſich an dem Mörder deſſelben mit eigner Hand rächen wollte, brachte ihn auf den Gedanken, die mütterliche Zärtlichkeit überhaupt zu ſchildern, und mit Ausſchlieſſung aller andern Liebe, durch dieſe einzige reine und tugendhafte Leidenſchaft ſein ganzes Stück zu beleben. Was dieſer Abſicht alſo nicht vollkom-

venit ad regem Polyphontem, aurum petitum, dicens ſe Creſphontis interfeciſſe filium & Meropis, Telephontem. Interim rex eum juſſit in hoſpitio manere, ut amplius de eo perquireret. Qui cum per laſſitudinem obdormiſſet, ſenex qui inter matrem & filium internuncius erat, flens ad Meropem venit, negans eum apud hoſpitem eſſe, nec comparere. Merope credens eum eſſe filii ſui interfectorem, qui dormiebat, in Chalcidicum cum ſecuri venit, inſcia ut filium ſuum interficeret, quem ſenex cognovit, & matrem a ſcelere retraxit. Merope poſtquam invenit, occaſionem ſibi datam eſſe, ab inimico ſe ulciſcendi, redit cum Polyphonte in gratiam. Rex lætus cum rem divinam faceret, hoſpes falſo ſimulavit ſe hoſtiam percuſſiſſe, eumque interfecit, patriumque regnum adeptus eſt men zuſprach, ward verändert; welches beſonders die Umſtände von Meropens zweyter Verheyrathung und von des Sohnes auswärtiger Erziehung treffen mußte. Merope mußte nicht die Gemahlinn des Polyphonts ſeyn; denn es ſchien dem Dichter mit der Gewiſſenhaftigkeit einer ſo frommen Mutter zu ſtreiten, ſich den Umarmungen eines zweyten Mannes überlaſſen zu haben, in dem ſie den Mörder ihres erſten kannte, und deſſen eigene Erhaltung es erforderte, ſich durchaus von allen, welche nähere Anſprüche auf den Thron haben könnten, zu befreyen. Der Sohn mußte nicht bey einem vornehmen Gaſtfreunde ſeines väterlichen Hauſes, in aller Sicherheit und Gemächlichkeit, in der völligen Kenntniß ſeines Standes und ſeiner Beſtimmung, erzogen ſeyn: denn die mütterliche Liebe erkaltet natürlicher Weiſe, wenn ſie nicht durch die beſtändigen Vorſtellungen des Ungemachs, der immer neuen Gefahren, in welche ihr abweſender Gegenſtand gerathen kann, gereitzet und angeſtrenget wird. Er mußte nicht in der ausdrücklichen Abſicht kommen, ſich an dem Tyrannen zu rächen; er muß nicht von Meropen für den Mörder ihres Sohnes gehalten werden, weil er ſich ſelbſt dafür ausgiebt, ſondern weil eine gewiſſe Verbindung von Zufällen dieſen Verdacht auf ihn ziehet: denn kennt er ſeine Mutter, ſo iſt ihre Verlegenheit bey der erſten mündlichen Erklärung aus, und ihr rühgender Kummer, ihre zärtliche Verzweiflung hat nicht freyes Spiel genug.

Und dieſen Veränderungen zu Folge, kann man ſich den Maffeiſchen Plan ungefehr vorſtellen. Polyphontes regieret bereits funfzehn Jahre, und doch fühlet er ſich auf dem Throne noch nicht befeſtiget genug. Denn das Volk iſt noch immer dem Hauſe ſeines vorigen Königes zugethan, und rechnet auf den letzten geretteten Zweig deſſelben. Die Mißvergnügten zu beruhigen, fällt ihm ein, ſich mit Meropen zu verbinden. Er trägt ihr ſeine Hand an, unter dem Vorwande einer wirklichen Liebe. Doch Merope weiſet ihn mit dieſem Vorwande zu empfindlich ab; und nun ſucht er durch Drohungen und Gewalt zu erlangen, wozu ihn ſeine Verſtellung nicht verhelfen können. Eben dringt er am ſchärfeſten in ſie; als ein Jüngling vor ihn gebracht wird, den man auf der Landſtraße über einem Morde ergriffen hat. Aegisth, ſo nañte ſich der Jüngling, hatte nichts gethan, als ſein eignes Leben gegen einen Räuber vertheidiget; ſein Anſehen verräth ſo viel Adel und Unſchuld, ſeine Rede ſo viel Wahrheit, daß Merope, die noch auſſerdem eine gewiſſe Falte ſeines Mundes bemerkt, die ihr Gemahl mit ihm gemein hatte, bewogen wird, den König für ihn zu bitten; und der König begnadiget ihn. Doch gleich darauf vermißt Merope ihren jüngſten Sohn, den ſie einem alten Diener, Namens Polydor, gleich nach dem Tode ihres Gemahls anvertrauet hatte, mit dem Befehle, ihn als ſein eigenes Kind zu erziehen. Er hat den Alten, den er für einen Vater hält, heimlich verlaſſen, um die Welt zu ſehen; aber er iſt nirgends wieder aufzufinden. Dem Herze einer Mutter ahnet immer das Schlimmſte; auf der Landſtraße iſt jemand ermordet worden; wie, wenn es ihr Sohn geweſen wäre? So denkt ſie, und wird in ihrer bangen Vermuthung durch verſchiedene Umſtände, durch die Bereitwilligkeit des Königs, den Mörder zu begnadigen, vornehmlich aber durch einen

Ring

Ring beſtärket, den man bey dem Aegisth gefunden, u. von dem ihr geſagt wird, daß ihn Aegisth dem Erſchlagenen abgenommen habe. Es iſt dieſes der Siegelring ihres Gemahls, den ſie dem Polydor mitgegeben hatte, um ihn ihrem Sohne einzuhändigen, wenn er erwachſen, und es Zeit ſeyn würde, ihm ſeinen Stand zu entdecken. Sogleich läßt ſie den Jüngling, für den ſie vorher ſelbſt gebeten, an eine Säule binden, und will ihm das Herz mit eigner Hand durchſtoßen. Der Jüngling erinnert ſich in dieſem Augenblicke ſeiner Aeltern; ihm entfährt der Name Meſſene; er gedenkt des Verbots ſeines Vaters, dieſen Ort ſorgfältig zu vermeiden; Merope verlangt hierüber Erklärung: indem kömmt der König dazu, und der Jüngling wird befreyet. So nahe Merope der Erkennung ihres Irrthums war, ſo tief verfällt ſie wiederum darein zurück, als ſie ſiehet, wie höhniſch der König über ihre Verzweiflung triumphirt. Nun iſt Aegisth unfehlbar der Mörder ihres Sohnes, u. nichts ſoll ihn vor ihrer Rache ſchützen. Sie erfährt mit einbrechender Nacht, daß er in dem Vorſaale ſey, wo er eingeſchlafen, u. kömmt mit einer Axt, ihm den Kopf zu ſpalten; und ſchon hat ſie die Axt zu dem Streiche erhoben, als ihr Polydor, der ſich kurz zuvor in eben den Vorſaal eingeſchlichen, und den ſchlafenden Aegisth erkannt hatte, in die Arme fällt. Aegisth erwacht und fliehet, und Polydor entdeckt Meropen ihren eigenen Sohn in dem vermeinten Mörder ihres Sohnes. Sie will ihm nach, und würde ihn leicht durch ihre ſtürmiſche Zärtlichkeit dem Tyrannen entdeckt haben, wenn ſie der Alte nicht auch hiervon zurück gehalten hätte. Mit frühem Morgen ſoll ihre Vermählung mit dem Könige vollzogen werden; ſie muß zu dem Altare, aber ſie will eher ſterben, als ihre Einwilligung ertheilen. Indeß hat Polydor auch den Aegisth ſich kennen gelehrt; Aegisth eilet in den Tempel, dränget ſich durch das Volk, und — das Uebrige wie bey dem Hyginus.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Ein und vierzigſtes Stück.

Den 18ten September, 1767.

Je ſchlechter es, zu Anfange dieſes Jahrhunderts, mit dem italieniſchen Theater überhaupt ausſahe, deſto größer war der Beyfall und das Zujauchzen, womit die Merope des Maffei aufgenommen wurde.

Cedite Romani ſcriptores, cedite Graii,
Neſcio quid majus naſcitur Oedipode:

ſchrie Leonardo Adami, der nur noch die erſten zwey Akte in Rom davon geſehen hatte. In Venedig ward 1714, das ganze Carneval hindurch, faſt kein anderes Stück geſpielt, als Merope; die ganze Welt wollte die neue Tragödie ſehen und wieder ſehen; und ſelbſt die Operbühnen fanden ſich darüber verlaſſen. Sie ward in einem Jahre viermal gedruckt; und in ſechszehn Jahren (von 1714—1730) ſind mehr als dreyßig Ausgaben, in und außer Italien, zu Wien, zu Paris, zu London davon gemacht worden.

Sie ward ins Franzöſiſche, ins Engliſche, ins Deutſche überſetzt; und man hatte vor, ſie mit allen dieſen Ueberſetzungen zugleich drucken zu laſſen. Ins Franzöſiſche war ſie bereits zweymal überſetzt, als der Herr von Voltaire ſich nochmals darüber machen wollte, um ſie auch wirklich auf die franzöſiſche Bühne zu bringen. Doch er fand bald, daß dieſes durch eine eigentliche Ueberſetzung nicht geſchehen könnte, wovon er die Urſachen in dem Schreiben an den Marquis, welches er nachher ſeiner eignen Merope vorſetzte, umſtändlich angiebt.

„Der Ton, ſagt er, ſey in der italieniſchen Merope viel zu naif und bürgerlich, und der Geſchmack des franzöſiſchen Parterrs viel zu fein, viel zu verzärtelt, als daß ihm die bloße ſimple Natur gefallen könne. Es wolle die Natur nicht anders als unter gewiſſen Zügen der Kunſt ſehen; und dieſe Züge müßten zu Paris weit anders als zu Verona ſeyn." Das ganze Schreiben iſt mit der äußerſten Politeſſe abgefaßt; Maffei hat nirgends gefehlt; alle ſeine Nachläſſigkeiten und Mängel werden auf die Rechnung ſeines Nationalgeſchmacks geſchrieben; es ſind wohl noch gar Schönheiten, aber leider nur Schönheiten für Italien. Gewiß, man kann nicht höflicher kritiſiren! Aber die verzweifelte Höflichkeit! Auch einem Franzoſen wird ſie gar bald zu Laſt, wenn ſeine Eitelkeit im geringſten da-

daben leidet. Die Höflichkeit macht, daß wir liebenswürdig ſcheinen, aber nicht groß; und der Franzoſe will eben ſo groß, als liebenswürdig ſcheinen.

Was folgt alſo auf die galante Zueignungsſchrift des Hrn. von Voltaire? Ein Schreiben eines gewiſſen de la Lindelle, welcher dem guten Maffei eben ſo viel Grobheiten ſagt, als ihm Voltaire Verbindliches geſagt hatte. Der Stil dieſes de la Lindelle iſt ziemlich der Voltairiſche Stil; es iſt Schade, daß eine ſo gute Feder nicht mehr geſchrieben hat, und übrigens ſo unbekannt geblieben iſt. Doch Lindelle ſey Voltaire, oder ſey wirklich Lindelle: wer einen franzöſiſchen Januskopf ſehen will, der vorne auf die einſchmeichelndſte Weiſe lächelt, und hinten die hämiſchſten Grimaſſen ſchneidet, der leſe beide Briefe in einem Zuge. Ich möchte keinen geſchrieben haben; am wenigſten aber beide. Aus Höflichkeit bleibet Voltaire diſſeits der Wahrheit ſtehen, und aus Verkleinerungsſucht ſchweifet Lindelle bis jenſeit derſelben. Jener hätte freymüthiger, und dieſer gerechter ſeyn müſſen, wenn man nicht auf den Verdacht gerathen ſollte, daß der nehmliche Schriftſteller ſich hier unter einem fremden Namen wieder einbringen wollen, was er ſich dort unter ſeinem eigenen vergeben habe.

Voltaire rechne es dem Marquis immer ſo hoch an, als er will, daß er einer der erſtern unter den Italienern ſey, welcher Muth und Kraft genug gehabt, eine Tragödie ohne Galanterie zu ſchreiben, in welcher die ganze Intrigue auf der Liebe einer Mutter beruhe, und das zärtlichſte Intereſſe aus der reinſten Tugend entſpringe. Er beklage es, ſo ſehr als ihm beliebt, daß die falſche Delicateſſe ſeiner Nation ihm nicht erlauben wollen, von den leichteſten natürlichſten Mitteln, welche die Umſtände zur Verwicklung darbieten, von den unſtudierten wahren Reden, welche die Sache ſelbſt in den Mund legt, Gebrauch zu machen. Das Pariſer Parterr hat unſtreitig ſehr Unrecht, wenn es ſeit dem königlichen Ringe, über den Boileau in ſeinen Satiren ſpottet, durchaus von keinem Ringe auf dem Theater mehr hören will; (*) wenn es ſeine Dichter daher zwingt, lieber zu jedem andern, auch dem aller unſchicklichſten Mittel der Erkennung ſeine Zuflucht zu nehmen, als zu einem Ringe, mit welchem doch die ganze Welt, zu allen Zeiten, eine Art von Erkennung, eine Art von Verſicherung der Perſon, verbunden hat. Es hat ſehr Unrecht, wenn es nicht will, daß ein junger Menſch, der ſich für den

Sohn

(*) Je n'ai pu me ſervir come Mr. Maffei d'un anneau, parce que depuis l'anneau royal dont Boileau ſe moque dans ſes ſatyres, cela ſemblerait trop petit ſur notre theatre.

Sohn gemeiner Aeltern hält, und in dem Lande auf Abentheuer ganz allein herumſchweift, nachdem er einen Mord verübt, dem ohngeachtet nicht ſoll für einen Räuber gehalten werden dürfen, weil es voraus ſieht, daß er der Held des Stückes werden müſſe; (*) wenn es beleidiget wird, daß man einem ſolchem Menſchen keinen koſtbarem Ring zutrauen will, da doch kein Fähndrich in des Königs Armee ſey, der nicht de belles Nippes beſitze. Das Pariſer Parterr, ſage ich, hat in dieſen und ähnlichen Fällen Unrecht: aber warum muß Voltairen auch in andern Fällen, wo es gewiß nicht Unrecht hat, dennoch lieber ihm, als dem Maffei Unrecht zu geben ſcheinen wollen? Wenn die franzöſiſche Höflichkeit gegen Ausländer darinn beſteht, daß man ihnen auch in ſolchen Stücken Recht giebt, wo ſie ſich ſchämen müßten, Recht zu haben, ſo weiß ich nicht, was beleidigender und einem freyen Menſchen unanſtändiger ſeyn kann, als dieſe franzöſiſche Höflichkeit. Das Geſchwätz, welches Maffei ſeinem alten Polydor von luſtigen Hochzeiten, von prächtigen Krönungen, denen er vor dieſen beygewohnt, in den Mund legt, und zu einer Zeit in den Mund legt, wenn das Intereſſe aufs höchſte geſtiegen und die Einbildungs-

---

(*) Je n'oſerois hazarder de faire prendre un heros pour un voleur, quoique la circonſtance où il ſe trouve autoriſe cette mépriſe.

dungskraft der Zuſchauer mit ganz andern Dingen beſchäftiget iſt: dieſes Neſtoriſche, aber am unrechten Orte Neſtoriſche, Geſchwätz, kann durch keine Verſchiedenheit des Geſchmacks unter verſchiedenen cultivirten Völkern, entſchuldiget werden; hier muß der Geſchmack überall der nehmliche ſeyn, und der Italiener hat nicht ſeinen eignen, ſondern hat gar keinen Geſchmack, wenn er nicht eben ſowohl dabey gähnet und darüber unwillig wird, als der Franzoſe. „Sie „haben, ſagt Voltaire zu dem Marquis, „in „Ihrer Tragödie jene ſchöne und rührende Ver„gleichung des Virgils:

Qualis populea mœrens Philomela ſub umbra
Amiſſos queritur fœtus — — —

„überſetzen und anbringen dürfen. Wenn ich „mir ſo eine Freyheit nehmen wollte, ſo würde „man mich damit in die Epopee verweiſen. Denn „Sie glauben nicht, wie ſtreng der Herr iſt, „dem wir zu gefallen ſuchen müſſen; ich meine „unſer Publikum. Dieſes verlangt, daß in „der Tragödie überall der Held, und nirgends „der Dichter ſprechen ſoll, und meinet, daß bey „kritiſchen Vorfällen, in Rathsverſammlungen, „bey einer heftigen Leidenſchaft, bey einer drin„genden Gefahr, kein König, kein Miniſter „poetiſche Vergleichungen zu machen pflege.„ Aber verlangt denn dieſes Publikum etwas unrechrechtes? meinet es nicht, was die Wahrheit iſt? Sollte nicht jedes Publikum eben dieſes verlangen? eben dieſes meinen? Ein Publikum, das anders richtet, verdient dieſen Namen nicht: und muß Voltaire das ganze italieniſche Publikum zu ſo einem Publiko machen wollen, weil er nicht Freymüthigkeit genug hat, dem Dichter gerade heraus zu ſagen, daß er hier und an mehrern Stellen luxurire, und ſeinen eignen Kopf durch die Tapete ſtecke? Auch unerwogen, daß ausführliche Gleichniſſe überhaupt ſchwerlich eine ſchickliche Stelle in dem Trauerſpiele finden können, hätte er anmerken ſollen, daß jenes Virgiliſche von dem Maffei äußerſt gemißbrauchet worden. Bey dem Virgil vermehret es das Mitleiden, und dazu iſt es eigentlich geſchickt; bey dem Maffei aber iſt es in dem Munde desjenigen, der über das Unglück, wovon es das Bild ſeyn ſoll, triumphiret, und müßte nach der Geſinnung des Polyphonts, mehr Hohn als Mitleid erwecken. Auch noch wichtigere, und auf das Ganze noch größern Einfluß habende Fehler ſcheuet ſich Voltaire nicht, lieber dem Geſchmacke der Italiener überhaupt, als einem einzeln Dichter aus ihnen, zur Laſt zu legen, und dünkt ſich von der allerfeinſten Lebensart, wenn er den Maffei damit tröſtet, daß es ſeine ganze Nation nicht beſſer verſtehe, als er; daß ſeine Fehler die Fehler ſeiner Nation wären; daß

aber

aber Fehler einer ganzen Nation eigentlich keine Fehler wären, weil es ja eben nicht darauf ankomme, was an und für ſich gut oder ſchlecht ſey, ſondern was die Nation dafür wolle gelten laſſen. ,,Wie hätte ich es ,,wagen dürfen, fährt er mit einem tiefen Bücklinge, aber auch zugleich mit einem Schnippchen in der Taſche, gegen den Marquis fort, ,,bloße Nebenperſonen ,,ſo oft mit einander ſprechen zu laſſen, als Sie gethan ,,haben? Sie dienen bey Ihnen die intereſſanten Scenen zwiſchen den Hauptperſonen vorzubereiten; es ,,ſind die Zugänge zu einem ſchönen Pallaſte; aber ,,unſer ungeduldiges Publikum will ſich auf einmal in ,,dieſem Pallaſte befinden. Wir müſſen uns alſo ſchon ,,nach dem Geſchmacke eines Volks richten, welches ,,ſich an Meiſterſtücken ſatt geſehen hat, u. alſo äuſſerſt ,,verwöhnt iſt.,, Was heißt dieſes anders, als: ,,Mein Herr Marquis, Ihr Stück hat ſehr, ſehr viel kalte, langweilige, unnütze Scenen. Aber es ſey fern von mir, daß ich Ihnen einen Vorwurf daraus machen ſollte! Behüte der Himmel! ich bin ein Franzoſe; ich weiß zu leben; ich werde niemanden etwas unangenehmes unter die Naſe reiben. Ohne Zweifel haben Sie dieſe kalten, langweiligen, unnützen Scenen mit Vorbedacht, mit allem Fleiße gemacht; weil ſie gerade ſo ſind, wie ſie ihre Nation braucht. Ich wünſchte, daß ich auch ſo wohlfeil davon kommen könnte; aber leider iſt meine Nation ſo weit, ſo weit, daß ich noch viel weiter ſeyn muß, um meine Nation zu befriedigen. Ich will mir darum eben nicht viel mehr einbilden, als Sie; aber da jedoch meine Nation, die Ihre Nation ſo ſehr überſieht,,— Weiter darf ich meine Paraphraſe wohl nicht fortſetzen; denn ſonſt,

Deſinit in piſcem mulier formoſa ſuperne:

aus der Höflichkeit wird Perſifflage, (ich brauche dieſes franzöſiſ. Wort, weil wir Deutſchen von der Sache nichts wiſſen) und aus der Perſifflage, dummer Stolz.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Zwey und vierzigſtes Stück.

Den 22ſten September, 1767.

Es iſt nicht zu leugnen, daß ein guter Theil der Fehler, welche Voltaire als Eigenthümlichkeiten des italieniſchen Geſchmacks nur deswegen an ſeinem Vorgänger zu entſchuldigen ſcheinet, um ſie der italieniſchen Nation überhaupt zur Laſt zu legen, daß, ſage ich, dieſe, und noch mehrere, und noch größere, ſich in der Merope des Maffei befinden. Maffei hatte in ſeiner Jugend viel Neigung zur Poeſie; er machte mit vieler Leichtigkeit Verſe, in allen verſchiednen Stilen der berühmteſten Dichter ſeines Landes: doch dieſe Neigung und dieſe Leichtigkeit beweiſen für das eigentliche Genie, welches zur Tragödie erfodert wird, wenig oder nichts. Hernach legte er ſich auf die Geſchichte, auf Kritik und Alterthümer; und ich zweifle, ob dieſe Studien die rechte Nahrung für das tragiſche Genie ſind. Er war unter Kirchenväter und Diplomen vergraben, und ſchrieb wider die Pfaſſe und Basnagen, als er, auf geſellſchaftliche Veranlaſſung, ſeine Merope vor die Hand nahm, und ſie in weniger als zwey Monaten zu Stande brachte. Wenn dieſer Mann, unter ſolchen Beſchäftigungen, in ſo kurzer Zeit, ein Meiſterſtück gemacht hätte, ſo müßte er der außerordentlichſte Kopf geweſen ſeyn; oder eine Tragödie überhaupt iſt ein ſehr geringfügiges Ding. Was indeß ein Gelehrter, von gutem klaſſiſchen Geſchmacke, der ſo etwas mehr für eine Erholung als für eine Arbeit anſieht, die ſeiner würdig wäre, leiſten kann, das leiſtete auch er. Seine Anlage iſt geſuchter und ausgedrechſelter, als glücklich; ſeine Charaktere ſind mehr nach den Zergliederungen des Moraliſten, oder nach bekannten Vorbildern in Büchern, als nach dem Leben geſchildert; ſein Ausdruck zeigt von mehr Phantaſie, als Gefühl; der Litterator und der Verſificateur läßt ſich überall ſpüren, aber nur ſelten das Genie und der Dichter.

Als Verſificateur läuft er den Beſchreibungen und Gleichniſſen zu ſehr nach. Er hat verſchiedene ganz vortreffliche, wahre Gemählde, die in ſeinem Munde nicht genug bewundert werden könnten; aber in dem Munde ſeiner Perſonen unerträglich ſind, und in die lächerlichſten Ungereimtheiten ausarten. So iſt es, z. E. zwar ſehr ſchicklich, daß Aegiſth ſeinen Kampf mit dem Räuber, den er umgebracht, umſtändlich beſchreibet, denn auf dieſen Umſtänden beruhet ſeine Vertheidigung; daß er aber auch, wenn er den Leichnam in den Fluß geworfen zu haben bekennet, alle, ſelbſt die allerkleinſten, Phänomena mahlet, die den Fall eines ſchweren Körpers ins Waſſer begleiten, wie er hinein ſchießt, mit welchem Geräuſche er das Waſſer zertheilet, das hoch in die Luft ſpritzet, und wie ſich die Fluth wieder über ihn zuſchließt: (*) das würde man auch nicht einmal einem kalten geſchwätzigen Advokaten, der für ihn ſpräche, verzeihen, geſchweige ihm ſelbſt. Wer vor ſeinem Richter ſtehet, und ſein Leben zu vertheidigen hat, dem liegen andere Dinge am Herzen, als daß er in ſeiner Erzehlung ſo kindiſch genau ſeyn könnte.

(*) Atto I. Sc. III.

— — — — — — In core
Pero mi venne di lanciar nel fiume
Il morto, o ſemivivo; e con fatica
(Ch' inutil' era per riuſcire, e vana)
L'alzai da terra, e in terra rimaneva
Una pozza di ſangue: a mezzo il ponte
Portailo in fretta, di vermiglia ſtriſcia
Sempre rigando il ſuol; quindi cadere
Col capo in giu il laſciai: piombo, e gran tonfo
S'udi nel profondarſi: in alto ſalſe
Lo ſpruzzo, e l'onda ſopra lui ſi chiuſe.

Als Litterator hat er zu viel Achtung für die Simplicität der alten griechiſchen Sitten, und für das Coſtume bezeigt, mit welchem wir ſie bey dem Homer und Euripides geſchildert finden, das aber allerdings um etwas, ich will nicht ſagen veredelt, ſondern unſerm Coſtume näher gebracht werden muß, wenn es der Rührung im Trauerſpiele nicht mehr ſchädlich, als zuträglich ſeyn ſoll. Auch hat er zugefliſſendlich ſchöne Stellen aus den Alten nachzuahmen geſucht, ohne zu unterſcheiden, aus was für einer Art von Werken er ſie entlehnt, und in was für eine Art von Werken er ſie überträgt. Neſtor iſt in der Epopee ein geſprächiger freundlicher Alte; aber der nach ihm gebildete Polydor wird in der Tragödie ein alter eckler Saalbader. Wenn Maffei dem vermeintlichen Plane des Euripides hätte folgen wollen: ſo würde uns der Litterator vollends etwas zu lachen gemacht haben. Er hätte es ſodann für ſeine Schuldigkeit geachtet, alle die kleinen Fragmente, die uns von dem Kreſphontes übrig ſind, zu nutzen, und ſeinem Werke getreulich einzuflechten. (*) Wo er alſo geglaubt hätte, daß ſie ſich hinpaßten, hätte er ſie als Pfähle aufgerichtet, nach welchen ſich der

---

(*) Non eſſendo dunque ſtato mio penſiero di ſeguir la Tragedia d'Euripide, non ho cercato per conſeguenza di porre nella mia que' ſentimenti di eſſa, che ſon rimaſti

Weg ſeines Dialogs richten und ſchlingen müſſen. Welcher pedantiſche Zwang! Und wozu? Sind es nicht dieſe Sittenſprüche, womit man ſeine Lücken füllet, ſo ſind es andere.

Dem ohngeachtet möchten ſich wiederum Stellen finden, wo man wünſchen dürfte, daß ſich der Litterator weniger vergeſſen hätte. Z. E. Nachdem die Erkennung vorgegangen, und Merope einſieht, in welcher Gefahr ſie zweymal geweſen ſey, ihren eignen Sohn umzubringen, ſo läßt er die Iſmene, voller Erſtaunen ausrufen: ,,Welche wunderbare Begebenheit, wunderbarer, als ſie jemals auf einer Bühne erdichtet worden!,,

Con coſi ſtrani avvenimenti uom forſe
Non vide mai favoleggiar le ſcene.

Maffei hat ſich nicht erinnert, daß die Geſchichte ſeines Stücks in eine Zeit fällt, da noch an kein Theater gedacht war; in die Zeit vor dem Homer, deſſen Gedichte den erſten Saamen des Drama ausſtreuten. Ich würde dieſe Unachtſamkeit niemanden als ihm aufmutzen, der ſich in der Vorrede entſchuldigen zu müſſen glaubte, daß er den Namen Meſſene zu einer Zeit brau-

qua, e là, avendone tradotti cinque verſi Cicerone, e recati tre paſſi Plutarco, e due verſi Gellio, e alcuni trovandoſene ancora, ſe la memoria non m'inganna, preſſo Stobeo.

che, da ohne Zweifel noch keine Stadt dieſes Namens geweſen, weil Homer keiner erwähne. Ein Dichter kann es mit ſolchen Kleinigkeiten halten, wie er will: nur verlangt man, daß er ſich immer gleich bleibet, und daß er ſich nicht einmal über etwas Bedenken macht, worüber er ein andermal kühnlich weggeht; wenn man nicht glauben ſoll, daß er den Anſtoß vielmehr aus Unwiſſenheit nicht geſehen, als nicht ſehen wollen. Ueberhaupt würden mir die angeführten Zeilen nicht gefallen, wenn ſie auch keinen Anachroniſmus enthielten. Der tragiſche Dichter ſollte alles vermeiden, was die Zuſchauer an ihre Illuſion erinnern kann; denn ſobald ſie daran erinnert ſind, ſo iſt ſie weg. Hier ſcheinet es zwar, als ob Maffei die Illuſion eher noch beſtärken wollen, indem er das Theater ausdrücklich außer dem Theater annehmen läßt; doch die bloßen Worte, Bühne und erdichten, ſind der Sache ſchon nachtheilig, und bringen uns geraden Weges dahin, wovon ſie uns abbringen ſollen. Dem komiſchen Dichter iſt es eher erlaubt, auf dieſe Weiſe ſeiner Vorſtellung Vorſtellungen entgegen zu ſetzen; denn unſer Lachen zu erregen, braucht es des Grades der Täuſchung nicht, den unſer Mitleiden erfordert.

Ich habe ſchon geſagt, wie hart de la Lindelle dem Maffei mitſpielt. Nach ſeinem Urtheile

theile hat Maffei ſich mit dem begnügt, was ihm ſein Stoff von ſelbſt anbot, ohne die geringſte Kunſt dabey anzuwenden; ſein Dialog iſt ohne alle Wahrſcheinlichkeit, ohne allen Anſtand und Würde; da iſt ſo viel Kleines und Kriechendes, das kaum in einem Poſſenſpiele, in der Bude des Harlekins zu dulden wäre; alles wimmelt von Ungereimtheiten und Schulſchnitzern. „Mit „einem Worte, ſchließt er, das Werk des Maffei enthält einen ſchönen Stoff, iſt aber ein ſehr „elendes Stück. Alle Welt kömmt in Paris „darinn überein, daß man die Vorſtellung deſſelben nicht würde haben aushalten können; „und in Italien ſelbſt wird von verſtändigen „Leuten ſehr wenig daraus gemacht. Vergebens hat der Verfaſſer auf ſeinen Reiſen die „elendeſten Schriftſteller in Sold genommen, „ſeine Tragödie zu überſetzen; er konnte leichter „einen Ueberſetzer bezahlen, als ſein Stück verbeſſern.„

So wie es ſelten Komplimente giebt, ohne alle Lügen, ſo finden ſich auch ſelten Grobheiten ohne alle Wahrheit. Lindelle hat in vielen Stücken wider den Maffei Recht, und möchte er doch höflich oder grob ſeyn, wenn er ſich begnügte, ihn blos zu tadeln. Aber er will ihn unter die Füße treten, vernichten, und gehet mit ihm ſo blind als treulos zu Werke. Er ſchämt ſich nicht, offenbare Lügen zu ſagen, au-

gen-

genſcheinliche Verfälſchungen zu begehen, um nur ein recht hämiſches Gelächter aufſchlagen zu können. Unter drey Streichen, die er thut, geht immer einer in die Luft, und von den andern zweyen, die ſeinen Gegner ſtreifen oder treffen, trift einer unfehlbar den zugleich mit, dem ſeine Klopffechterey Platz machen ſoll, Voltairen ſelbſt. Voltaire ſcheinet dieſes auch zum Theil gefühlt zu haben, und iſt daher nicht ſaumſelig, in der Antwort an Lindellen, den Maffei in allen den Stücken zu vertheidigen, in welchen er ſich zugleich mit vertheidigen zu müſſen glaubt. Dieſer ganzen Correſpondenz mit ſich ſelbſt, dünkt mich, fehlt das intereſſanteſte Stück; die Antwort des Maffei. Wenn uns doch auch dieſe der Hr. von Voltaire hätte mittheilen wollen. Oder war ſie etwa ſo nicht, wie er ſie durch ſeine Schmeicheley zu erſchleichen hofte? Nahm ſich Maffei etwa die Freyheit, ihm hinwiederum die Eigenthümlichkeiten des franzöſiſchen Geſchmacks ins Licht zu ſtellen? ihm zu zeigen, warum die franzöſiſche Merope eben ſo wenig in Italien, als die italieniſche in Frankreich gefallen könne? —

Hamburgiſche
Dramaturgie.

Drey und vierzigſtes Stück.

Den 25ſten September, 1767.

So etwas läßt ſich vermuthen. Doch ich will lieber beweiſen, was ich ſelbſt geſagt habe, als vermuthen, was andere geſagt haben könnten.

Lindern, vors erſte, ließe ſich der Tadel des Lindelle faſt in allen Punkten. Wenn Maffei gefehlt hat, ſo hat er doch nicht immer ſo plump gefehlt, als uns Lindelle will glauben machen. Er ſagt z. E., Aegisth, wenn ihn Merope nunmehr erſtechen wolle, rufe aus: O mein alter Vater! und die Königinn werde durch dieſes Wort, alter Vater, ſo gerühret, daß ſie von ihrem Vorſatze ablaſſe und auf die Vermuthung komme, Aegisth könne wohl ihr Sohn ſeyn. Iſt das nicht, ſetzt er höhniſch hinzu, eine ſehr gegründete Vermuthung! Denn freylich iſt es ganz etwas ſonderbares, daß ein junger Menſch einen alten Vater hat! „Maffei, fährt er fort,

„hat mit dieſem Fehler, dieſem Mangel von „Kunſt und Genie, einen andern Fehler verbeſſern wollen, den er in der erſtern Ausgabe „ſeines Stückes begangen hatte. Aegisth rief „da: Ach, Polydor, mein Vater! Und dieſer „Polydor war eben der Mann, dem Merope ihren Sohn anvertrauet hatte. Bey dem Namen Polydor hätte die Königinn gar nicht mehr „zweifeln müſſen, daß Aegisth ihr Sohn ſey; „und das Stück wäre aus geweſen. Nun iſt „dieſer Fehler zwar weggeſchaft; aber ſeine „Stelle hat ein noch weit gröberer eingenommen.„ Es iſt wahr, in der erſten Ausgabe nennt Aegisth den Polydor ſeinen Vater; aber in den nachherigen Ausgaben iſt von gar keinem Vater mehr die Rede. Die Königinn ſtutzt blos bey dem Namen Polydor, der den Aegisth gewarnet habe, ja keinen Fuß in das Meſſeniſche Gebiete zu ſetzen. Sie giebt auch ihr Vorhaben darum nicht auf; ſie fodert blos nähere Erklärung; und ehe ſie dieſe erhalten kann, kömmt der König dazu. Der König läßt den Aegisth wieder los binden, und da er die That, weßwegen Aegisth eingebracht worden, billiget und rühmet, und ſie als eine wahre Heldenthat zu belohnen verſpricht: ſo muß wohl Merope in ihren erſten Verdacht wieder zurückfallen. Kann der ihr Sohn ſeyn, den Polyphontes eben darum belohnen will, weil er ihren Sohn umgebracht

bracht habe? Dieſer Schluß muß nothwendig bey ihr mehr gelten, als ein bloßer Name. Sie bereuet es nunmehr auch, daß ſie eines bloßen Namens wegen, den ja wohl mehrere führen können, mit der Vollziehung ihrer Rache gezaudert habe;

Che dubitar? miſera, ed io da un nome
Trattenere mi laſciai, quaſi un tal nome
Altri aver non poteſſe —

und die folgenden Aeußerungen des Tyrannen können ſie nicht anders als in der Meinung vollends beſtärken, daß er von dem Tode ihres Sohnes die allerzuverläßigſte, gewiſſeſte Nachricht haben müſſe. Iſt denn das alſo nun ſo gar abgeſchmackt? Ich finde es nicht. Vielmehr muß ich geſtehen, daß ich die Verbeſſerung des Maffei nicht einmal für ſehr nöthig halte. Laßt es den Aegisth immerhin ſagen, daß ſein Vater Polydor heiſſe! Ob es ſein Vater oder ſein Freund war, der ſo hieſſe, und ihn vor Meſſene warnte, das nimmt einander nicht viel. Genug, daß Merope, ohne alle Widerrede, das für wahrſcheinlicher halten muß, was der Tyrann von ihm glaubet, da ſie weiß, daß er ihrem Sohne ſo lange, ſo eifrig nachgeſtellt, als das, was ſie aus der bloßen Uebereinſtimmung eines Namens ſchlieſſen könnte. Freylich, wenn ſie wüßte, daß ſich die Meinung des Tyrannen, Aegisth ſey der Mörder ihres Sohnes, auf weiter nichts als ihre eigene Vermuthung gründe: ſo wäre es etwas anders. Aber dieſes weiß ſie nicht; vielmehr hat ſie allen Grund zu glauben, daß er ſeiner Sache werde gewiß ſeyn. — Es verſteht ſich, daß ich das, was man zur Noth entſchuldigen kann, darum nicht für ſchön ausgebe; der Poet hätte unſtreitig ſeine Anlage viel feiner machen können. Sondern ich will nur ſagen, daß auch ſo, wie er ſie gemacht hat, Merope noch immer nicht ohne zureichenden Grund handelt; und daß es gar wohl möglich und wahrſcheinlich iſt, daß Merope in ihrem Vorſatze der Rache verharren, und bey der erſten Gelegenheit einen neuen Verſuch, ſie zu vollziehen, wagen können. Worüber ich mich alſo beleidiget finden möchte, wäre nicht dieſes, daß ſie zum zweytenmale, ihren Sohn als den Mörder ihres Sohnes zu ermorden, kömmt: ſondern dieſes, daß ſie zum zweytenmale durch einen glücklichen ungefehren Zufall daran verhindert wird. Ich würde es dem Dichter verzeihen, wenn er Meropen auch nicht eigentlich nach den Gründen der größern Wahrſcheinlichkeit ſich beſtimmen ließe; denn die Leidenſchaft, in der ſie iſt, könnte auch den Gründen der ſchwächern das Uebergewicht ertheilen. Aber das kann ich ihm nicht verzeihen, daß er ſich ſo viel Freyheit

mit

mit dem Zufalle nimmt, und mit dem Wunderbaren deſſelben ſo verſchwenderiſch iſt, als mit den gemeinſten ordentlichſten Begebenheiten. Daß der Zufall Einmal der Mutter einen ſo frommen Dienſt erweiſet, das kann ſeyn; wir wollen es um ſo viel lieber glauben, je mehr uns die Ueberraſchung gefällt. Aber daß er zum zweytenmale die nehmliche Uebereilung, auf die nehmliche Weiſe, verhindern werde, das ſieht dem Zufalle nicht ähnlich; eben dieſelbe Ueberraſchung wiederholt, hört auf Ueberraſchung zu ſeyn; ihre Einförmigkeit beleidiget, und wir ärgern uns über den Dichter, der zwar eben ſo abentheurlich, aber nicht eben ſo mannichfaltig zu ſeyn weiß, als der Zufall.

Von den augenſcheinlichen und vorſetzlichen Verfälſchungen des Lindelle, will ich nur zwey anführen. — „Der vierte Akt, ſagt er, fängt „mit einer kalten und unnöthigen Scene zwiſchen dem Tyrannen und der Vertrauten der „Merope an; hierauf begegnet dieſe Vertraute, „ich weiß ſelbſt nicht wie, dem jungen Aegisth, „und beredet ihn, ſich in dem Vorhauſe zur „Ruhe zu begeben, damit, wenn er eingeſchlafen wäre, ihn die Königinn mit aller Gemächlichkeit umbringen könne. Er ſchläft auch „wirklich ein, ſo wie er es verſprochen hat. O „ſchön! und die Königinn kömmt zum zweytenmale, mit einer Axt in der Hand, um den jun-

„gen Menſchen umzubringen, der ausdrücklich „deswegen ſchläft. Dieſe nehmliche Situation, „zweymal wiederholt, verräth die äußerſte Un„fruchtbarkeit; und dieſer Schlaf des jungen „Menſchen iſt ſo lächerlich, daß in der Welt „nichts lächerlicher ſeyn kann.„ Aber iſt es denn auch wahr, daß ihn die Vertraute zu dieſem Schlafe beredet? Das lügt Lindelle. (*) Aegisth trift die Vertraute an, und bittet ſie, ihm doch die Urſache zu entdecken, warum die Königinn ſo ergrimmt auf ihn ſey. Die Vertraute antwortet, ſie wolle ihm gern alles ſagen; aber ein wichtiges Geſchäfte rufe ſie itzt wo anders hin; er ſolle einen Augenblick hier verziehen; ſie wolle gleich wieder bey ihm ſeyn. Allerdings hat die Vertraute die Abſicht, ihn der

---

(*) Und der Herr von Voltaire gleichfalls. Denn nicht allein Lindelle ſagt: enſuite cette ſuivante rencontre le jeune Egiſte, je ne ſais comment, & lui perſuade de ſe repoſer dans le veſtibule, afin que, quand il ſera endormi, la reine puiſſe le tuer tout à ſon aiſe: ſondern auch der Hr. von Voltaire ſelbſt: la confidente de Merope engage le jeune Egiſte à dormir ſur la ſcene, afin de donner le tems à la reine, de venir l'y aſſaſſiner. Was aus dieſer Uebereinſtimmung zu ſchlieſſen iſt, brauche ich nicht erſt zu ſagen. Selten ſtimmt ein Lügner mit ſich ſelbſt überein; und wenn zwey Lügner mit einander übereinſtimmen, ſo iſt es gewiß abgeredete Karte.

Königinn in die Hände zu liefern; ſie beredet ihn zu bleiben, aber nicht zu ſchlafen; und Aegisth, welcher, ſeinem Verſprechen nach, bleibet, ſchläft, nicht ſeinem Verſprechen nach, ſondern ſchläft, weil er müde iſt, weil es Nacht iſt, weil er nicht ſiehet, wo er die Nacht ſonſt werde zubringen können, als hier. (*) — Die zweyte Lüge des Lindelle iſt von eben dem Schlage. „Merope, ſagt er, nachdem ſie der alte Polydor an der Ermordung ihres Sohnes verhindert, fragt ihn, was für eine Belohnung er „dafür verlange; und der alte Narr bittet ſie, „ihn zu verjüngen.„ Bittet ſie, ihn zu verjüngen? „Die Belohnung meines Dienſtes, antwortet der Alte, iſt dieſer Dienſt ſelbſt; iſt dieſes, daß ich dich vergnügt ſehe. Was könnteſt du mir auch geben? Ich brauche nichts, ich verlange nichts. Eines möchte ich mir wünſchen; aber das ſtehet weder in deiner, noch in irgend

---

(*) Atto IV. Sc. II.

Egi. Mà di tanto furor, di tanto affanno
Qual' ebbe mai cagion? — —
Ism. Il tutto
Scoprirti io non ricuſo; mà egli è d'uopo
Che qui t'arreſti per brev' ora: urgente
Cura or mi chiama altrove.
Egi. Io volontieri
T'attendo quanto vuoi. Ism. Mà non partire
E non forſi, ch' iò quà ritorni indarno.
Egi. Mia fè do in pegno; e dove gir dovrei? —

irgend eines Sterblichen Gewalt, mir zu gewähren; daß mir die Laſt meiner Jahre, unter welcher ich erliege, erleichtert würde, u. ſ. w. „(*) Heißt das: erleichtere Du mir dieſe Laſt? gieb Du mir Stärke und Jugend wieder? Ich will gar nicht ſagen, daß eine ſolche Klage über die Ungemächlichkeiten des Alters hier an dem ſchicklichſten Orte ſtehe, ob ſie ſchon vollkommen in dem Charakter des Polydors iſt. Aber iſt denn jede Unſchicklichkeit, Wahnwitz? Und mußten nicht Polydor und ſein Dichter, im eigentlichſten Verſtande wahnwitzig ſeyn, wenn dieſer jenem die Bitte wirklich in den Mund legte, die Lindelle ihnen anlügt. — Anlügt! Lügen! Verdienen ſolche Kleinigkeiten wohl ſo harte Worte? — Kleinigkeiten? Was dem Lindelle wichtig genug war, darum zu lügen, ſoll das einem Dritten nicht wichtig genug ſeyn, ihm zu ſagen, daß er gelogen hat? —

Ham-

(*) Atto IV. Sc. VII.

MER. Ma quale, ò mio fedel, qual potro io
Darti già mai mercè, che i merti agguagli?
POL. Il mio ſteſſo ſervir fu premio; ed ora
Mè, il vederti contenta, ampia mercede.
Che vuoi tu darmi? io nulla bramo: caro
Sol mi ſaria ciò, ch' altri dar non puoto.
Che ſcemato mi foſſe il grave incarco
De gli anni, che mi ſtà su'l capo, e à terra
Il curva, e preme ſi, che parmi un monte —

Hamburgiſche Dramaturgie.

Vier und vierzigſtes Stück.

Den 29ſten September, 1767.

Ich komme auf den Tadel des Lindelle, welcher den Voltaire ſo gut als den Maffei trift, dem er doch nur allein zugedacht war. Ich übergehe die beiden Punkte, bey welchen es Voltaire ſelbſt fühlte, daß der Wurf auf ihn zurückpralle. — Lindelle hatte geſagt, daß es ſehr ſchwache und unedle Merkmale wären, aus welchen Merope bey dem Maffei ſchlieſſe, daß Aegisth der Mörder ihres Sohnes ſey. Voltaire antwortet: „Ich kann es Ihnen nicht bergen; ich finde, daß Maffei es viel künſtlicher „angelegt hat, als ich, Meropen glauben zu „machen, daß ihr Sohn der Mörder ihres Sohnes ſey. Er konnte ſich eines Ringes dazu bedienen, und das durfte ich nicht; denn ſeit dem „königlichen Ringe, über den Boileau in ſeinen „Satyren ſpottet, würde das auf unſerm Theater ſehr klein ſcheinen.„ Aber mußte denn

Voltaire eben eine alte Rüſtung anſtatt des Ringes wählen? Als Narbas das Kind mit ſich nahm, was bewog ihn denn, auch die Rüſtung des ermordeten Vaters mitzunehmen? Damit Aegisth, wenn er erwachſen wäre, ſich keine neue Rüſtung kaufen dürfe, und ſich mit der alten ſeines Vaters behelfen könne? Der vorſichtige Alte! Ließ er ſich nicht auch ein Paar alte Kleider von der Mutter mitgeben? Oder geſchah es, damit Aegisth einmal an dieſer Rüſtung erkannt werden könne? So eine Rüſtung gab es wohl nicht mehr? Es war wohl eine Familienrüſtung, die Vulkan ſelbſt dem Großgroßvater gemacht hatte? Eine undurchdringliche Rüſtung? Oder wenigſtens mit ſchönen Figuren und Sinnbildern verſehen, an welchen ſie Eurikles und Merope nach funfzehn Jahren ſogleich wieder erkannten? Wenn das iſt: ſo mußte ſie der Alte freylich mitnehmen; und der Hr. von Voltaire hat Urſache, ihm verbunden zu ſeyn, daß er unter den blutigen Verwirrungen, bey welchen ein anderer nur an das Kind gedacht hätte, auch zugleich an eine ſo nützliche Möbel dachte. Wenn Aegisth ſchon das Reich ſeines Vaters verlor, ſo mußte er doch nicht auch die Rüſtung ſeines Vaters verlieren, in der er jenes wieder erobern konnte. — Zweytens hatte ſich Lindelle über den Polyphont des Maffei aufgehalten, der die Merope mit aller Gewalt heyrathen

rathen will. Als ob der Voltairiſche das nicht auch wollte! Voltaire antwortet ihm daher: „Weder Maffei, noch ich, haben die Urſachen „dringend genug gemacht, warum Polyphont „durchaus Meropen zu ſeiner Gemahlinn verlangt. Das iſt vielleicht ein Fehler des Stoffes; aber ich bekenne Ihnen, daß ich einen ſolchen Fehler für ſehr gering halte, wenn das „Intereſſe, welches er hervor bringt, beträchtlich iſt.„ Nein, der Fehler liegt nicht in dem Stoffe. Denn in dieſem Umſtande eben hat Maffei den Stoff verändert. Was brauchte Voltaire dieſe Veränderung anzunehmen, wenn er ſeinen Vortheil nicht dabey ſahe? —

Der Punkte ſind mehrere, bey welchen Voltaire eine ähnliche Rückſicht auf ſich ſelbſt hätte nehmen können: aber welcher Vater ſieht alle Fehler ſeines Kindes? Der Fremde, dem ſie in die Augen fallen, braucht darum gar nicht ſcharfſichtiger zu ſeyn, als der Vater; genug, daß er nicht der Vater iſt. Geſetzt alſo, ich wäre dieſer Fremde!

Lindelle wirft dem Maffei vor, daß er ſeine Scenen oft nicht verbinde, daß er das Theater oft leer laſſe, daß ſeine Perſonen oft ohne Urſache aufträten und abgiengen; alles weſentliche Fehler, die man heut zu Tage auch dem armſeligſten Poeten nicht mehr verzeihe. — Weſentliche Fehler dieſes? Doch das iſt die Sprache der fran:

franzöſiſchen Kunſtrichter überhaupt; die muß ich ihm ſchon laſſen, wenn ich nicht ganz von vorne mit ihm anfangen will. So weſentlich oder unweſentlich ſie aber auch ſeyn mögen; wollen wir es Lindellen auf ſein Wort glauben, daß ſie bey den Dichtern ſeines Volks ſo ſelten ſind? Es iſt wahr, ſie ſind es, die ſich der größten Regelmäßigkeit rühmen; aber ſie ſind es auch, die entweder dieſen Regeln eine ſolche Ausdehnung geben, daß es ſich kaum mehr der Mühe verlohnet, ſie als Regeln vorzutragen, oder ſie auf eine ſolche linke und gezwungene Art beobachten, daß es weit mehr beleidiget, ſie ſo beobachtet zu ſehen, als gar nicht. (*) Beſonders iſt Vol-

---

(*) Dieſes war, zum Theil, ſchon das Urtheil unſers Schlegels. „Die Wahrheit zu geſtehen, ſagt er in ſeinen Gedanken zur Aufnahme des däniſchen Theaters, „beobachten die „Engländer, die ſich keiner Einheit des Ortes „rühmen, dieſelbe großentheils viel beſſer, „als die Franzoſen, die ſich damit viel wiſſen, „daß ſie die Regeln des Ariſtoteles ſo genau „beobachten. Darauf kömmt gerade am allerwenigſten an, daß das Gemählde der Scenen nicht verändert wird. Aber wenn keine „Urſache vorhanden iſt, warum die auftretenden Perſonen ſich an dem angezeigten Orte „befinden, und nicht vielmehr an denjenigen „geblieben ſind, wo ſie vorhin waren; wenn „eine Perſon ſich als Herr und Bewohner eben „des Zimmers aufführt, wo kurz vorher eine „an-

Voltaire ein Meiſter, ſich die Feſſeln der Kunſt ſo leicht, ſo weit zu machen, daß er alle Freyheit behält, ſich zu bewegen, wie er will; und doch bewegt er ſich oft ſo plump und ſchwer, und macht ſo ängſtliche Verdrehungen, daß man meinen ſollte, jedes Glied von ihm ſey an ein beſonderes Klotz geſchmiedet. Es koſtet mir Ueberwindung, ein Werk des Genies aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten; doch da es, bey der gemeinen Klaſſe von Kunſtrichtern, noch

„andere, als ob ſie ebenfalls Herr vom Hauſe „wäre, in aller Gelaſſenheit mit ſich ſelbſt, „oder mit einem Vertrauten geſprochen, ohne daß dieſer Umſtand auf eine wahrſcheinliche Weiſe entſchuldiget wird; kurz, wenn „die Perſonen nur deswegen in den angezeigten Saal oder Garten kommen, um auf die „Schaubühne zu treten: ſo würde der Verfaſſer des Schauſpiels am beſten gethan haben, anſtatt der Worte, „der Schauplatz iſt „ein Saal in Climenens Hauſe,„ unter das „Verzeichniß ſeiner Perſonen zu ſetzen: „der „Schauplatz iſt auf dem Theater.„ Oder im „Ernſte zu reden, es würde weit beſſer geweſen ſeyn, wenn der Verfaſſer, nach dem Gebrauche der Engländer, die Scene aus dem „Hauſe des einen in das Haus eines andern „verlegt, und alſo den Zuſchauer ſeinem Helden nachgeführet hätte; als daß er ſeinem „Helden die Mühe macht, den Zuſchauern zu „gefallen, an einen Platz zu kommen, wo er „nichts zu thun hat.„

ſo ſehr Mode iſt, es faſt aus keinem andern, als aus dieſem, zu betrachten; da es der iſt, aus welchem die Bewunderer des franzöſiſchen Theaters, das lauteſte Geſchrey erheben: ſo will ich doch erſt genauer hinſehen, ehe ich in ihr Geſchrey mit einſtimme.

1. Die Scene iſt zu Meſſene, in dem Pallaſte der Merope. Das iſt, gleich Anfangs, die ſtrenge Einheit des Ortes nicht, welche, nach den Grundſätzen und Beyſpielen der Alten, ein Hedelin verlangen zu können glaubte. Die Scene muß kein ganzer Pallaſt, ſondern nur ein Theil des Pallaſtes ſeyn, wie ihn das Auge aus einem und eben demſelben Standorte zu überſehen fähig iſt. Ob ſie ein ganzer Pallaſt, oder eine ganze Stadt, oder eine ganze Provinz iſt, das macht im Grunde einerley Ungereimtheit. Doch ſchon Corneille gab dieſem Geſetze, von dem ſich ohnedem kein ausdrückliches Gebot bey den Alten findet, die weitere Ausdehnung, und wollte, daß eine einzige Stadt zur Einheit des Ortes hinreichend ſey. Wenn er ſeine beſten Stücke von dieſer Seite rechtfertigen wollte, ſo mußte er wohl ſo nachgebend ſeyn. Was Corneillen aber erlaubt war, das muß Voltairen Recht ſeyn. Ich ſage alſo nichts dagegen, daß eigentlich die Scene bald in dem Zimmer der Königinn, bald in dem oder jenem Saale, bald in dem Vorhofe, bald nach dieſer bald nach einer andern

Aus-

Ausſicht, muß gedacht werden. Nur hätte er bey dieſen Abwechſelungen auch die Vorſicht brauchen ſollen, die Corneille dabey empfahl: ſie müſſen nicht in dem nehmlichen Akte, am wenigſten in der nehmlichen Scene angebracht werden. Der Ort, welcher zu Anfange des Akts iſt, muß durch dieſen ganzen Akt dauern; und ihn vollends in eben derſelben Scene abändern, oder auch nur erweitern oder verengern, iſt die äußerſte Ungereimtheit von der Welt. —— Der dritte Akt der Merope mag auf einem freyen Platze, unter einem Säulengange, oder in einem Saale ſpielen, in deſſen Vertiefung das Grabmahl des Kreſphontes zu ſehen, an welchem die Königinn den Aegisth mit eigner Hand hinrichten will: was kann man ſich armſeliger vorſtellen, als daß, mitten in der vierten Scene, Eurikles, der den Aegisth wegführet, dieſe Vertiefung hinter ſich zuſchlieſſen muß? Wie ſchließt er ſie zu? Fällt ein Vorhang hinter ihm nieder? Wenn jemals auf einen Vorhang das, was Hedelin von dergleichen Vorhängen überhaupt ſagt, gepaßt hat, ſo iſt es auf dieſen; (*) be-

---

(*) On met des rideaux qui ſe tirent & retirent, pour faire que les Acteurs paroiſſent & diſparoiſſent ſelon la neceſſité du Sujet — ces rideaux ne ſont bons qu' à faire des couvertures pour berner ceux qui les ont inventez, & ceux qui les approuvent. Pratique du Theatre Liv. II. chap. 6.

beſonders wenn man zugleich die Urſache erwegt, warum Aegisth ſo plötzlich abgeführt, durch dieſe Maſchinerie ſo augenblicklich aus dem Geſichte gebracht werden muß, von der ich hernach reden will. — Eben ſo ein Vorhang wird in dem fünften Akte aufgezogen. Die erſten ſechs Scenen ſpielen in einem Saale des Pallaſtes: und mit der ſiebenden erhalten wir auf einmal die offene Ausſicht in den Tempel, um einen todten Körper in einem blutigen Rocke ſehen zu können. Durch welches Wunder? Und war dieſer Anblick dieſes Wunders wohl werth? Man wird ſagen, die Thüren dieſes Tempels eröffnen ſich auf einmal, Merope bricht auf einmal mit dem ganzen Volke heraus, und dadurch erlangen wir die Einſicht in denſelben. Ich verſtehe; dieſer Tempel war Ihro verwittweten Königlichen Majeſtät Schloßkapelle, die gerade an den Saal ſtieß, und mit ihm Communication hatte, damit Allerhöchſtdieſelben jederzeit trockes Fußes zu dem Orte ihrer Andacht gelangen konnten. Nur ſollten wir ſie dieſes Weges nicht allein herauskommen, ſondern auch hereingehen ſehen; wenigſtens den Aegisth, der am Ende der vierten Scene zu laufen hat, und ja den kürzeſten Weg nehmen muß, wenn er, acht Zeilen darauf, ſeine That ſchon vollbracht haben ſoll.

Hamburgiſche
Dramaturgie.

Fünf und vierzigſtes Stück.

Den 2ten October, 1767.

2. Nicht weniger bequem hat es ſich der Herr von Voltaire mit der Einheit der Zeit gemacht. Man denke ſich einmal alles das, was er in ſeiner Merope vorgehen läßt, an Einem Tage geſchehen; und ſage, wie viel Ungereimtheiten man ſich dabey denken muß. Man nehme immer einen völligen, natürlichen Tag; man gebe ihm immer die dreyßig Stunden, auf die Corneille ihn auszudehnen erlauben will. Es iſt wahr, ich ſehe zwar keine phyſikaliſche Hinderniſſe, warum alle die Begebenheiten in dieſem Zeitraume nicht hätten geſchehen können; aber deſto mehr moraliſche. Es iſt freylich nicht unmöglich, daß man innerhalb zwölf Stunden um ein Frauenzimmer anhalten und mit ihr getrauet ſeyn kann; beſonders, wenn man es mit Gewalt vor den Prieſter ſchleppen darf. Aber wenn es geſchieht, ver-

langt man nicht eine ſo gewaltſame Beſchleunigung durch die allertriftigſten und dringendſten Urſachen gerechtfertiget zu wiſſen? Findet ſich hingegen auch kein Schatten von ſolchen Urſachen, wodurch ſoll uns, was blos phyſikaliſcher Weiſe möglich iſt, denn wahrſcheinlich werden? Der Staat will ſich einen König wählen; Polyphont und der abweſende Aegisth können allein dabey in Betrachtung kommen; um die Anſprüche des Aegisth zu vereiteln, will Polyphont die Mutter deſſelben heyrathen; an eben demſelben Tage, da die Wahl geſchehen ſoll, macht er ihr den Antrag; ſie weiſet ihn ab; die Wahl geht vor ſich, und fällt für ihn aus; Polyphont iſt alſo König, und man ſollte glauben, Aegisth möge nunmehr erſcheinen, wenn er wolle, der neuerwählte König könne es, vors erſte, mit ihm anſehen. Nichtsweniger; er beſtehet auf der Heyrath, und beſtehet darauf, daß ſie noch deſſelben Tages vollzogen werden ſoll; eben des Tages, an dem er Meropen zum erſtenmale ſeine Hand angetragen; eben des Tages, da ihn das Volk zum Könige ausgerufen. Ein ſo alter Soldat, und ein ſo hitziger Freyer! Aber ſeine Freyerey, iſt nichts als Politik. Deſto ſchlimmer; diejenige, die er in ſein Intereſſe verwickeln will, ſo zu mißhandeln! Merope hatte ihm ihre Hand verweigert, als er noch nicht König war, als ſie glauben mußte, daß ihn ihre

Hand vornehmlich auf den Thron verhelfen ſollte; aber nun iſt er König, und iſt es geworden, ohne ſich auf den Titel ihres Gemahls zu gründen; er wiederhole ſeinen Antrag, und vielleicht giebt ſie es näher; er laſſe ihr Zeit, den Abſtand zu vergeſſen, der ſich ehedem zwiſchen ihnen befand, ſich zu gewöhnen, ihn als ihres gleichen zu betrachten, und vielleicht iſt nur kurze Zeit dazu nöthig. Wenn er ſie nicht gewinnen kann, was hilft es ihn, ſie zu zwingen? Wird es ihren Anhängern unbekannt bleiben, daß ſie gezwungen worden? Werden ſie ihn nicht auch darum haſſen zu müſſen glauben? Werden ſie nicht auch darum dem Aegisth, ſobald er ſich zeigt, beyzutreten, und in ſeiner Sache zugleich die Sache ſeiner Mutter zu betreiben, ſich für verbunden achten? Vergebens, daß das Schickſal dem Tyrannen, der ganzer funfzehn Jahr ſonſt ſo bedächtlich zu Werke gegangen, dieſen Aegisth nun ſelbſt in die Hände liefert, und ihm dadurch ein Mittel, den Thron ohne alle Anſprüche zu beſitzen, anbietet, das weit kürzer, weit unfehlbarer iſt, als die Verbindung mit ſeiner Mutter: es ſoll und muß geheyrathet ſeyn, und noch heute, und noch dieſen Abend; der neue König will bey der alten Königinn noch dieſe Nacht ſchlafen, oder es geht nicht gut. Kann man ſich etwas komiſcheres denken? In der Vorſtellung, meine ich; denn daß es einem Menſchen, der nur einen Funken von Verſtande hat, einkommen könne, wirklich ſo zu handeln, widerlegt ſich von ſelbſt. Was hilft es nun alſo dem Dichter, daß die beſondern Handlungen eines jeden Akts zu ihrer wirklichen Eräugung ungefehr nicht viel mehr Zeit brauchen würden, als auf die Vorſtellung dieſes Aktes geht; und daß dieſe Zeit mit der, welche auf die Zwiſchenakte gerechnet werden muß, noch lange keinen völligen Umlauf der Sonne erfodert: hat er darum die Einheit der Zeit beobachtet? Die Worte dieſer Regel hat er erfüllt, aber nicht ihren Geiſt. Denn was er an Einem Tage thun läßt, kann zwar an Einem Tage gethan werden, aber kein vernünftiger Menſch wird es an Einem Tage thun. Es iſt an der phyſiſchen Einheit der Zeit nicht genug; es muß auch die moraliſche dazu kommen, deren Verletzung allen und jeden empfindlich iſt, anſtatt daß die Verletzung der erſtern, ob ſie gleich meiſtens eine Unmöglichkeit involviret, dennoch nicht immer ſo allgemein anſtößig iſt, weil dieſe Unmöglichkeit vielen unbekannt bleiben kann. Wenn z. E. in einem Stücke, von einem Orte zum andern gereiſet wird, und dieſe Reiſe allein mehr als einen ganzen Tag erfodert, ſo iſt der Fehler nur denen merklich, welche den Abſtand des einen Ortes von dem andern wiſſen. Nun aber wiſſen nicht alle Menſchen die geographiſchen Diſtanzen;

aber

aber alle Menſchen können es an ſich ſelbſt merken, zu welchen Handlungen man ſich Einen Tag, und zu welchen man ſich mehrere nehmen ſollte. Welcher Dichter alſo die phyſiſche Einheit der Zeit nicht anders als durch Verletzung der moraliſchen zu beobachten verſtehet, und ſich kein Bedenken macht, dieſe jener aufzuopfern, der verſtehet ſich ſehr ſchlecht auf ſeinen Vortheil, und opfert das Weſentlichere dem Zufälligen auf. — Maffei nimmt doch wenigſtens noch eine Nacht zu Hülfe; und die Vermählung, die Polyphont der Merope heute andeutet, wird erſt den Morgen darauf vollzogen. Auch iſt es bey ihm nicht der Tag, an welchem Polyphont den Thron beſteiget; die Begebenheiten preſſen ſich folglich weniger; ſie eilen, aber ſie übereilen ſich nicht. Voltairens Polyphont iſt ein Ephemeron von einem Könige, der ſchon darum den zweyten Tag nicht zu regieren verdienet, weil er den erſten ſeine Sache ſo gar albern und dumm anfängt.

3. Maffei, ſagt Lindelle, verbinde öfters die Scenen nicht, und das Theater bleibe leer; ein Fehler, den man heut zu Tage auch den geringſten Poeten nicht verzeihe. „Die Verbindung „der Scenen, ſagt Corneille, iſt eine große „Zierde eines Gedichts, und nichts kann uns „von der Stetigkeit der Handlung beſſer verſichern, als die Stetigkeit der Vorſtellung. Sie

„iſt aber doch nur eine Zierde, und keine Regel; denn die Alten haben ſich ihr nicht immer unterworfen u. ſ. w." Wie? iſt die Tragödie bey den Franzoſen ſeit ihrem großen Corneille ſo viel vollkommener geworden, daß das, was dieſer blos für eine mangelnde Zierde hielt, nunmehr ein unverzeihlicher Fehler iſt? Oder haben die Franzoſen ſeit ihm das Weſentliche der Tragödie noch mehr verkennen gelernt, daß ſie auf Dinge einen ſo großen Werth legen, die im Grunde keinen haben? Bis uns dieſe Frage entſchieden iſt, mag Corneille immer wenigſtens eben ſo glaubwürdig ſeyn, als Lindelle; und was, nach jenem, alſo eben noch kein ausgemachter Fehler bey dem Maſſei iſt, mag gegen den minder ſtreitigen des Voltaire aufgehen, nach welchem er das Theater öfters länger voll läßt, als es bleiben ſollte. Wenn z. E., in dem erſten Akte, Polyphont zu der Königinn kömmt, und die Königinn mit der dritten Scene abgeht, mit was für Recht kann Polyphont in dem Zimmer der Königinn verweilen? Iſt dieſes Zimmer der Ort, wo er ſich gegen ſeinen Vertrauten ſo frey herauslaſſen ſollte? Das Bedürfniß des Dichters verräth ſich in der vierten Scene gar zu deutlich, in der wir zwar Dinge erfahren, die wir nothwendig wiſſen müſſen, nur daß wir ſie an einem Orte erfahren, wo wir es nimmermehr erwartet hätten.

4. Maffei motivirt das Auftreten und Abgehen ſeiner Perſonen oft gar nicht: — und Voltaire motivirt es eben ſo oft falſch; welches wohl noch ſchlimmer iſt. Es iſt nicht genug, daß eine Perſon ſagt, warum ſie kömmt, man muß auch aus der Verbindung einſehen, daß ſie darum kommen müſſen. Es iſt nicht genug, daß ſie ſagt, warum ſie abgeht, man muß auch in dem Folgenden ſehen, daß ſie wirklich darum abgegangen iſt. Denn ſonſt iſt das, was ihr der Dichter desfalls in den Mund legt, ein bloßer Vorwand, und keine Urſache. Wenn z. E. Eurikles in der dritten Scene des zweyten Akts abgeht, um, wie er ſagt, die Freunde der Königinn zu verſammeln; ſo müßte man von dieſen Freunden und von dieſer ihrer Verſammlung auch hernach etwas hören. Da wir aber nichts davon zu hören bekommen, ſo iſt ſein Vorgeben ein ſchülerhaftes Peto veniam exeundi, mit der erſten beſten Lügen, die dem Knaben einfällt. Er geht nicht ab, um das zu thun, was er ſagt, ſondern um, ein Paar Zeilen darauf, mit einer Nachricht wiederkommen zu können, die der Poet durch keinen andern ertheilen zu laſſen wußte. Noch ungeſchickter geht Voltaire mit dem Schluſſe ganzer Akte zu Werke. Am Ende des dritten ſagt Polyphont zu Meropen, daß der Altar ihrer erwarte, daß zu ihrer feyerlichen Verbindung ſchon alles bereit ſey; und ſo geht

er mit einem Venez, Madame ab. Madame aber folgt ihm nicht, ſondern geht mit einer Exklamation zu einer andern Couliſſe hinein; worauf Polyphont den vierten Akt wieder anfängt, und nicht etwa ſeinen Unwillen äußert, daß ihm die Königinn nicht in den Tempel gefolgt iſt, (denn er irrte ſich, es hat mit der Trauung noch Zeit,) ſondern wiederum mit ſeinem Erox Dinge plaudert, über die er nicht hier, über die er zu Hauſe in ſeinem Gemache, mit ihm hätte ſchwatzen ſollen. Nun ſchließt auch der vierte Akt, und ſchließt vollkommen wie der dritte. Polyphont citirt die Königinn nochmals nach dem Tempel, Merope ſelbſt ſchreyet,

Courons tous vers le temple ou m'attend mon outrage;

und zu den Opferprieſtern, die ſie dahin abholen ſollen, ſagt ſie,

Vous venez à l'autel entrainer la victime.

Folglich werden ſie doch gewiß zu Anfange des fünften Akts in dem Tempel ſeyn, wo ſie nicht ſchon gar wieder zurück ſind? Keines von beiden; gut Ding will Weile haben; Polyphont hat noch etwas vergeſſen, und kömmt noch einmal wieder, und ſchickt auch die Königinn noch einmal wieder. Vortrefflich! Zwiſchen dem dritten und vierten, und zwiſchen dem vierten und fünften Akte geſchieht demnach nicht allein das nicht, was geſchehen ſollte; ſondern es geſchieht auch, platter Dings, gar nichts, und der dritte u. vierte Akt ſchlieſſen blos, damit der vierte und fünfte wieder anfangen können.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Sechs und vierzigſtes Stück.

Den 6ten October, 1767.

Ein anderes iſt, ſich mit den Regeln abfinden; ein anderes, ſie wirklich beobachten. Jenes thun die Franzoſen; dieſes ſcheinen nur die Alten verſtanden zu haben.

Die Einheit der Handlung war das erſte dramatiſche Geſetz der Alten; die Einheit der Zeit und die Einheit des Ortes waren gleichſam nur Folgen aus jener, die ſie ſchwerlich ſtrenger beobachtet haben würden, als es jene nothwendig erfordert hätte, wenn nicht die Verbindung des Chors dazu gekommen wäre. Da nehmlich ihre Handlungen eine Menge Volks zum Zeugen haben mußten, und dieſe Menge immer die nehmliche blieb, welche ſich weder weiter von ihren Wohnungen entfernen, noch länger aus denſelben wegbleiben konnte, als man gewöhnlichermaaßen der bloßen Neugierde wegen zu thun pflegt: ſo konnten ſie faſt nicht anders, als den Ort auf einen und eben denſelben individuellen Platz, und die Zeit auf einen und eben denſelben Tag einſchränken. Dieſer Einſchränkung unterwarfen ſie ſich denn auch bona fide; aber mit einer Biegſamkeit, mit einem Verſtande, daß ſie, unter neunmalen, ſiebenmal weit mehr dabey gewannen, als verloren. Denn ſie ließen ſich dieſen Zwang einen Anlaß ſeyn, die Handlung ſelbſt ſo zu ſimplifiiren, alles Ueberflüßige ſo ſorgfältig von ihr abzuſondern, daß ſie, auf ihre weſentlichſten Beſtandtheile gebracht, nichts als ein Ideal von dieſer Handlung ward, welches ſich gerade in derjenigen Form am glücklichſten ausbildete, die den wenigſten Zuſatz von Umſtänden der Zeit und des Ortes verlangte.

Die Franzoſen hingegen, die an der wahren Einheit der Handlung keinen Geſchmack fanden, die durch die wilden Intriguen der ſpaniſchen Stücke ſchon verwöhnt waren, ehe ſie die griechiſche Simplicität kennen lernten, betrachteten die Einheiten der Zeit und des Orts, nicht als Folgen jener Einheit, ſondern als für ſich zur Vorſtellung einer Handlung unumgängliche Erforderniſſe, welche ſie auch ihren reichern und verwickeltern Handlungen in eben der Strenge anpaſſen müßten, als es nur immer der Gebrauch des Chors erfordern könnte, dem ſie doch gänzlich entſagt hatten. Da ſie aber fanden, wie ſchwer, ja wie unmöglich öfters, dieſes ſey: ſo trafen ſie mit den tyranniſchen Regeln, welchen ſie ihren völligen Gehorſam aufzukündigen, nicht Muth genug hatten, ein Abkommen. Anſtatt eines einzigen Ortes, führten ſie einen unbeſtimmten Ort ein, unter dem man ſich bald den, bald jenen, einbilden könne; genug, wenn dieſe Orte zuſammen nur nicht gar zu weit aus einander lägen, und keiner eine beſondere Verzierung bedürfe, ſondern die nehmliche Verzierung ungefehr dem einen ſo gut als dem andern zukommen könne. Anſtatt der Einheit des Tages ſchoben ſie die Einheit der Dauer unter; und eine gewiſſe Zeit, in der man von keinem Aufgehen und Untergehen der Sonne hörte, in der niemand zu Bette ging, wenigſtens nicht öfterer als einmal zu Bette ging, mochte ſich doch ſonſt noch ſo viel und mancherley darinn eräugnen, ließen ſie für Einen Tag gelten.

Niemand würde ihnen dieſes verdacht haben; denn unſtreitig laſſen ſich auch ſo noch vortreffliche Stücke machen; und das Sprichwort ſagt, bohre das Bret, wo es am dünnſten iſt. — Aber ich muß meinen Nachbar nur auch da bohren laſſen. Ich muß ihm nicht immer nur die dickeſte Kante, den aſtigſten Theil des Bretes zeigen,

gen, und ſchreyen: Da bohre mir durch! da pflege ich durchzubohren! — Gleichwohl ſchreyen die franzöſiſchen Kunſtrichter alle ſo; beſonders wenn ſie auf die dramatiſchen Stücke der Engländer kommen. Was für ein Aufhebens machen ſie von der Regelmäßigkeit, die ſie ſich ſo unendlich erleichtert haben! — Doch mir eckelt, mich bey dieſen Elementen länger aufzuhalten.

Möchten meinetwegen Voltairens und Maffeis Merope acht Tage dauern, und an ſieben Orten in Griechenland ſpielen! Möchten ſie aber auch nur die Schönheiten haben, die mich dieſe Pedanterieen vergeſſen machen!

Die ſtrengſte Regelmäßigkeit kann den kleinſten Fehler in den Charakteren nicht aufwiegen. Wie abgeſchmackt Polyphont bey dem Maffei öfters ſpricht und handelt, iſt Lindellen nicht entgangen. Er hat Recht über die heilloſen Maximen zu ſpotten, die Maffei ſeinem Tyrannen in den Mund legt. Die Edelſten und Beſten des Staats aus dem Wege zu räumen; das Volk in alle die Wollüſte zu verſenken, die es entkräften und weibiſch machen können; die größten Verbrechen, unter dem Scheine des Mitleids und der Gnade, ungeſtraft zu laſſen u. ſ. w. wenn es einen Tyrannen giebt, der dieſen unſinnigen Weg zu regieren einſchlägt, wird er

ſich

ſich deſſen auch rühmen? So ſchildert man die Tyrannen in einer Schulübung; aber ſo hat noch keiner von ſich ſelbſt geſprochen. (*) — Es iſt wahr, ſo gar froſtig und wahnwitzig läßt Voltaire ſeinen Polyphont nicht deklamiren; aber mit unter läßt er ihn doch auch Dinge ſagen, die gewiß kein Mann von dieſer Art über die Zunge bringt. J. E.

— Des Dieux quelquefois la longue patience
Fait ſur nous à pas lents deſcendre la vengence —

(*) Atto III. Sc. II.

——— ——— ——— Quando
Saran da poi ſopiti alquanto, e queti
Gli animi, l'arte del regnar mi giovi.
Per mute oblique vie n'andranno a Stige
L'alme più audaci, e generoſe. A i vizi
Per cui vigor ſi abbatte, ardir ſi toglie
Il freno allargherò. Lunga clemenza
Con pompa di pietà farò, che ſplenda
Su i delinquenti; a i gran delitti invito,
Onde reſtino i buoni eſpoſti, e paghi
Renda gl' iniqui la licenza; ed onde
Poi fra ſe diſtruggendoſi, in crudeli
Gare private il lor furor ſi ſtempri.
Udrai ſovente riſonar gli editti,
E raddopiar le leggi, che al ſovrano

Ein Polyphont ſollte dieſe Betrachtung wohl machen; aber er macht ſie nie. Noch weniger wird er ſie in dem Augenblicke machen, da er ſich zu neuen Verbrechen aufmuntert:

> Eh bien, encore ce crime! — —

Wie unbeſonnen, und in den Tag hinein, er gegen Meropen handelt, habe ich ſchon berührt. Sein Betragen gegen den Aegisth ſieht einem eben ſo verſchlagenen als entſchloſſenen Manne, wie ihn uns der Dichter von Anfange ſchildert, noch weniger ähnlich. Aegisth hätte bey dem Opfer gerade nicht erſcheinen müſſen. Was ſoll er da? Ihm Gehorſam ſchwören? In den Augen des Volks? Unter dem Geſchrey ſeiner verzweifelnden Mutter? Wird da nicht unfehlbar geſchehen, was er zuvor ſelbſt beſorgte? (*)

Er

Giovan ſervate, e transgredite. Udrai
Correr minaccia ognor di guerra eſterna;
Ond' io n'andrò ſu l'atterita plebe
Sempre creſcendo i peſi, e peregrine
Milizie introdurrò. —— ——

(*) Acte I. Sc. 4.

Si ce fils, tant pleuré, dans Meſſene eſt produit,
De quinze ans de travaux j'ai perdu tout le fruit.

Croi-

Er hat ſich für ſeine Perſon alles von dem Aegisth zu verſehen; Aegisth verlangt nur ſein Schwerdt wieder, um den ganzen Streit zwiſchen ihnen mit eins zu entſcheiden; und dieſen tollkühnen Aegisth läßt er ſich an dem Altare, wo das erſte das beſte, was ihm in die Hand fällt, ein Schwerdt werden kann, ſo nahe kommen? Der Polyphont des Maffei iſt von dieſen Ungereimtheiten frey; denn dieſer kennt den Aegisth nicht, und hält ihn für ſeinen Freund. Warum hätte Aegisth ſich ihm alſo bey dem Altare nicht nähern dürfen? Niemand gab auf ſeine Bewegungen Acht; der Streich war geſchehen, und er zu dem zweyten ſchon bereit, ehe es noch einem Menſchen einkommen konnte, den erſten zu rächen.

„Me=

Croi-moi, ces prejugés de ſang & de naiſſance
Revivrons dans les cœurs, y prendront ſa defenſe.
Le ſouvenir du pere, & cent rois pour ayeux,
Cet honneur pretendu d'être iſſu de nos Dieux;
Le cris, & le deſeſpoir d'une mere eplorée,
Detruiront ma puiſſance encor mal aſſurée.

„Merope, ſagt Lindelle, wenn ſie bey dem Maffei erfährt, daß ihr Sohn ermordet ſey, will dem Mörder das Herz aus dem Leibe reiſſen, und es mit ihren Zähnen zerfleiſchen. (*) Das heißt, ſich wie eine Kannibalinn, und nicht wie eine betrübte Mutter ausdrücken; das Anſtändige muß überall beobachtet werden.„ Ganz recht; aber obgleich die franzöſiſche Merope delikater iſt, als daß ſie ſo in ein rohes Herz, ohne Salz und Schmalz, beiſſen ſollte: ſo dünkt mich doch, iſt ſie im Grunde eben ſo gut Kannibalinn, als die Italieniſche. —

(*) Atto II. Sc. 6.
Quel ſcelerato in mio poter vorrei
Per trarne prima, s'ebbe parte in queſto
Aſſaſſinio il tiranno; io voglio poi
Con una ſcure ſpalancargli il petto
Voglio ſtrappargli il cor, voglio co' denti
Lacerarlo, e sbranarlo —— ——

Hamburgiſche Dramaturgie.

Sieben und vierzigſtes Stück.

Den 9ten October, 1767.

Und wie das? — Wenn es unſtreitig iſt, daß man den Menſchen mehr nach ſeinen Thaten, als nach ſeinen Reden richten muß; daß ein raſches Wort, in der Hitze der Leidenſchaft ausgeſtoſſen, für ſeinen moraliſchen Charakter wenig, eine überlegte kalte Handlung aber alles beweiſet: ſo werde ich wohl Recht haben. Merope, die ſich in der Ungewißheit, in welcher ſie von dem Schickſale ihres Sohnes iſt, dem bangſten Kummer überläßt, die immer das Schrecklichſte beſorgt, und in der Vorſtellung, wie unglücklich ihr abweſender Sohn vielleicht ſey, ihr Mitleid über alle Unglückliche erſtrecket: iſt das ſchöne Ideal einer Mutter. Merope, die in dem Augenblicke, da ſie den Verluſt des Gegenſtandes ihrer Zärtlichkeit erfährt, von ihrem Schmerze betäubt dahin ſinkt, und plötzlich, ſobald ſie den Mörder in ihrer Gewalt höret, wieder aufſpringt, und tobet, und wüthet, und die blutigſte ſchrecklichſte Rache an ihm zu vollziehen drohet, und wirklich vollziehen würde, wenn er ſich eben unter ihren Händen befände: iſt eben dieſes Ideal, nur in dem Stande einer gewaltſamen Handlung, in welchem es an Ausdruck und Kraft gewinnet, was es an Schönheit und Rührung verlohren hat. Aber Merope, die ſich zu dieſer Rache Zeit nimmt, Anſtalten dazu vorkehret, Feyerlichkeiten dazu anordnet, und ſelbſt die Henkerinn ſeyn, nicht tödten ſondern martern, nicht ſtrafen ſondern ihre Augen an der Strafe weiden will: iſt das auch noch eine Mutter? Freylich wohl; aber eine Mutter, wie wir ſie uns unter den Kanibalinnen denken; eine Mutter, wie es jede Bärinn iſt. — Dieſe Handlung der Merope gefalle wem da will; mir ſage er es nur nicht, daß ſie ihm gefällt, wenn ich ihn nicht eben ſo ſehr verachten, als verabſcheuen ſoll.

Vielleicht dürfte der Herr von Voltaire auch dieſes zu einem Fehler des Stoffes machen; vielleicht dürfte er ſagen, Merope müſſe ja wohl den Aegisth mit eigner Hand umbringen wollen, oder der ganze Coup de Théatre, den Ariſtoteles ſo ſehr anpreiſe, der die empfindlichen Athenienſer ehedem ſo ſehr entzückt habe, falle weg. Aber der Herr von Voltaire würde ſich wiederum irren, und die willkührlichen Abweichungen des Maffei abermals für den Stoff ſelbſt nehmen. Der Stoff erfordert zwar, daß Merope den Aegisth mit eigner Hand ermorden will, allein er erfordert nicht, daß ſie es mit aller Ueberlegung thun muß. Und ſo ſcheinet ſie es auch bey dem Euripides nicht gethan zu haben, wenn wir anders die Fabel des Hyginus für den Auszug ſeines Stücks annehmen dürfen. Der Alte kömmt und ſagt der Königinn weinend, daß ihm ihr Sohn weggekommen; eben hatte ſie gehört, daß ein Fremder angelangt ſey, der ſich rühme, ihn umgebracht zu haben, und daß dieſer Fremde ruhig unter ihrem Dache ſchlafe; ſie ergreift das erſte das beſte, was ihr in die Hände fällt, eilet voller Wuth nach dem Zimmer des Schlafenden, der Alte ihr nach, und die Erkennung geſchieht in dem Augenblicke, da das Verbrechen geſchehen ſollte. Das war ſehr ſimpel und natürlich, ſehr rührend und menſchlich! Die Athenienſer zitterten für den Aegisth, ohne Meropen verabſcheuen zu dürfen. Sie zitterten für Meropen ſelbſt, die durch die gutartigſte Uebereilung Gefahr lief, die Mörderinn ihres Sohnes zu werden. Maffei und Voltaire aber machen mich blos für den Aegisth zittern; denn auf ihre Merope bin ich ſo ungehalten, daß ich es ihr faſt gönnen möchte, ſie vollführte den Streich. Möchte ſie es doch haben! Kann ſie ſich Zeit zur Rache nehmen, ſo hätte ſie ſich auch

Zeit zur Unterſuchung nehmen ſollen. Warum iſt ſie ſo eine blutdürſtige Beſtie? Er hat ihren Sohn umgebracht: gut; ſie mache in der erſten Hitze mit dem Mörder was ſie will, ich verzeyhe ihr, ſie iſt Menſch und Mutter; auch will ich gern mit ihr jammern und verzweifeln, wenn ſie finden ſollte, wie ſehr ſie ihre erſte raſche Hitze zu verwünſchen habe. Aber, Madame, einen jungen Menſchen, der Sie kurz zuvor ſo ſehr intereſſirte, an dem Sie ſo viele Merkmahle der Aufrichtigkeit und Unſchuld erkannten, weil man eine alte Rüſtung bey ihm findet, die nur Ihr Sohn tragen ſollte, als den Mörder Ihres Sohnes, an dem Grabmahle ſeines Vaters, mit eigner Hand abſchlachten zu wollen, Leibwache und Prieſter dazu zu Hülfe zu nehmen — O pfuy, Madame! Ich müßte mich ſehr irren, oder Sie wären in Athen ausgepfiffen worden.

Daß die Unſchicklichkeit, mit welcher Polyphont nach funfzehn Jahren die veraltete Merope zur Gemahlinn verlangt, eben ſo wenig ein Fehler des Stoffes iſt, habe ich ſchon berührt. (*) Denn nach der Fabel des Hyginus hatte Polyphont Meropen gleich nach der Ermordung des Kreſphonts geheyrathet; und es iſt ſehr glaublich, daß ſelbſt Euripides dieſen Umſtand ſo angenommen hatte. Warum ſollte er auch nicht? Eben die Gründe, mit welchen Eurikles, beym

Vol-

(*) Oben S. 347.

Voltaire, Meropen itzt nach funfzehn Jahren bereden will, dem Tyrannen ihre Hand zu geben, (*) hätten ſie auch vor funfzehn Jahren dazu vermögen können. Es war ſehr in der Denkungsart der alten griechiſchen Frauen, daß ſie ihren Abſcheu gegen die Mörder ihrer Männer überwanden und ſie zu ihren zweyten Männer annahmen, wenn ſie ſahen, daß den Kindern ihrer erſten Ehe Vortheil daraus erwachſen könne. Ich erinnere mich etwas ähnliches in dem griechiſchen Roman des Charitons, den d'Orville herausgegeben, ehedem geleſen zu haben, wo eine Mutter das Kind ſelbſt, welches

---

(*) Acte II. Sc. 1.

—— —— Mer. Non, mon fils ne le ſouffrirait pas.
L'exil, où ſon enfance a langui condamnée
Lui ſerait moins affreux que ce lâche hymenée.
Eur. Il le condamnerait, ſi, paiſible en ſon rang,
Il n'en croyait ici que les droits de ſon ſang;
Mais ſi par les malheurs ſon ame était inſtruite,
Sur ſes vrais intérêts s'il réglait ſa conduite,
De ſes triſtes amis s'il conſultait la voix,
Et la néceſſité ſouveraine des loix,
Il verrait que jamais ſa malheureuſe mere
Ne lui donna d'amour une marque plus chère.

ſie noch unter ihren Herzen trägt, auf eine ſehr rührende Art darüber zum Richter nimmt. Ich glaube, die Stelle verdiente angeführt zu werden; aber ich habe das Buch nicht bey der Hand. Genug, daß das, was dem Eurikles Voltaire ſelbſt in den Mund legt, hinreichend geweſen wäre, die Aufführung ſeiner Merope zu rechtfertigen, wenn er ſie als die Gemahlinn des Polyphonts eingeführet hätte. Die kalten Scenen einer politiſchen Liebe wären dadurch weggefallen; und ich ſehe mehr als einen Weg, wie das Intereſſe durch dieſen Umſtand ſelbſt noch weit lebhafter, und die Situationen noch weit intriguanter hätten werden können.

Doch Voltaire wollte durchaus auf dem Wege bleiben, den ihm Maffei gebahnet hatte, und weil es ihm gar nicht einmal einfiel, daß es einen

---

Mer. Ah que me dites-vous?
Eur. De dures vérités
Qui m'arrachent mon zéle & vos calamités.
Mer. Quoi! Vous me demandez que l'intérêt ſurmonte
Cette invincible horreur que j'ai pour Poliſonte!
Vous qui me l'avez peint de ſi noires couleurs!
Eur. Je l'ai peint dangereux, je connais ſes fureurs;
Mais il eſt tout-puiſſant; mais rien ne lui reſiſte;
Il eſt ſans héritier, & vous aimez Egiſte. —

nen beſſern geben könne, daß dieſer beſſere eben der ſey, der ſchon vor Alters befahren worden, ſo begnügte er ſich auf jenem ein Paar Sandſteine aus dem Gleiſſe zu räumen, über die er meinet, daß ſein Vorgänger faſt umgeſchmiſſen hätte. Würde er wohl ſonſt auch dieſes von ihm beybehalten haben, daß Aegisth, unbekannt mit ſich ſelbſt, von ungefehr nach Meſſene gerathen, und daſelbſt durch kleine zweydeutige Merkmahle in den Verdacht kommen muß, daß er der Mörder ſeiner ſelbſt ſey? Bey dem Euripides kannte ſich Aegisth vollkommen, kam in dem ausdrücklichen Vorſatze, ſich zu rächen, nach Meſſene, und gab ſich ſelbſt für den Mörder des Aegisth aus; nur daß er ſich ſeiner Mutter nicht entdeckte, es ſey aus Vorſicht, oder aus Mißtrauen, oder aus was ſonſt für Urſache, an der es ihm der Dichter gewiß nicht wird haben mangeln laſſen. Ich habe zwar oben (*) dem Maffei einige Gründe zu allen den Veränderungen, die er mit dem Plane des Euripides gemacht hat, von meinem Eigenen geliehen. Aber ich bin weit entfernt, die Gründe für wichtig, und die Veränderungen für glücklich genug auszugeben. Vielmehr behaupte ich, daß jeder Tritt, den er aus den Fußtapfen des Griechen zu thun gewagt, ein Fehltritt geworden. Daß ſich Aegisth nicht kennet, daß er von ungefehr nach

---

(*) S. 318.

nach Meſſene kömmt, und per combinazione d'accidenti (wie Maffei es ausdrückt) für den Mörder des Aegisth gehalten wird, giebt nicht allein der ganzen Geſchichte ein ſehr verwirrtes, zweydeutiges und romanenhaftes Anſehen, ſondern ſchwächt auch das Intereſſe ungemein. Bey dem Euripides wußte es der Zuſchauer von dem Aegisth ſelbſt, daß er Aegisth ſey, und je gewiſſer er es wußte, daß Merope ihren eignen Sohn umzubringen kommt, deſto größer mußte nothwendig das Schrecken ſeyn, das ihn darüber befiel, deſto quälender das Mitleid, welches er voraus ſahe, falls Merope an der Vollziehung nicht zu rechter Zeit verhindert würde. Bey dem Maffei und Voltaire hingegen, vermuthen wir es nur, daß der vermeinte Mörder des Sohnes der Sohn wohl ſelbſt ſeyn könne, und unſer größtes Schrecken iſt auf den einzigen Augenblick verſparet, in welchem es Schrecken zu ſeyn aufhöret. Das ſchlimmſte dabey iſt noch dieſes, daß die Gründe, die uns in dem jungen Fremdlinge den Sohn der Merope vermuthen laſſen, eben die Gründe ſind, aus welchen es Merope ſelbſt vermuthen ſollte; und daß wir ihn, beſonders bey Voltairen, nicht in dem allergeringſten Stücke näher und zuverläßiger kennen, als ſie ihn ſelbſt kennen kann. Wir trauen alſo dieſen Gründen entweder eben ſo viel, als ihnen Merope trauet, oder wir trauen ihnen mehr. Trauen wir ihnen eben ſo viel, ſo halten wir den Jüngling mit ihr für einen Betrieger, und das Schickſal, das ſie ihm zugedacht, kann uns nicht ſehr rühren. Trauen wir ihnen mehr, ſo tadeln wir Meropen, daß ſie nicht beſſer darauf merket, und ſich von weit ſeichtern Gründen hinreiſſen läßt. Beides aber taugt nicht.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Acht und vierzigſtes Stück.

Den 13ten October, 1767.

Es iſt wahr, unſere Ueberraſchung iſt gröſſer, wenn wir es nicht eher mit völliger Gewißheit erfahren, daß Aegisth Aegisth iſt, als bis es Merope ſelbſt erfährt. Aber das armſelige Vergnügen einer Ueberraſchung! Und was braucht der Dichter uns zu überraſchen? Er überraſche ſeine Perſonen, ſo viel er will; wir werden unſer Theil ſchon davon zu nehmen wiſſen, wenn wir, was ſie ganz unvermuthet treffen muß, auch noch ſo lange vorausgeſehen haben. Ja, unſer Antheil wird um ſo lebhafter und ſtärker ſeyn, je länger und zuverläßiger wir es vorausgeſehen haben.

Ich will, über dieſen Punkt, den beſten franzöſiſchen Kunſtrichter für mich ſprechen laſſen. „In den verwickelten Stücken, ſagt Diderot, (*) iſt

das

(*) In ſeiner dramatiſchen Dichtkunſt, hinter dem Hausvater S. 327. d. Uebſ.

das Intereſſe mehr die Wirkung des Plans, als der Reden; in den einfachen Stücken hingegen iſt es mehr die Wirkung der Reden, als des Plans. Allein worauf muß ſich das Intereſſe beziehen? Auf die Perſonen? Oder auf die Zuſchauer? Die Zuſchauer ſind nichts als Zeugen, von welchen man nichts weiß. Folglich ſind es die Perſonen, die man vor Augen haben muß. Ohnſtreitig! Dieſe laſſe man den Knoten ſchürzen, ohne daß ſie es wiſſen; für dieſe ſey alles undurchdringlich; dieſe bringe man, ohne daß ſie es merken, der Auflöſung immer näher und näher. Sind dieſe nur in Bewegung, ſo werden wir Zuſchauer den nehmlichen Bewegungen ſchon auch nachgeben, ſie ſchon auch empfinden müſſen. — Weit gefehlt, daß ich mit den meiſten, die von der dramatiſchen Dichtkunſt geſchrieben haben, glauben ſollte, man müſſe die Entwicklung vor dem Zuſchauer verbergen. Ich dächte vielmehr, es ſollte meine Kräfte nicht überſteigen, wenn ich mir ein Werk zu machen vorſetzte, wo die Entwicklung gleich in der erſten Scene verrathen würde, und aus dieſem Umſtande ſelbſt das allerſtärkeſte Intereſſe entſpränge. — Für den Zuſchauer muß alles klar ſeyn. Er iſt der Vertraute einer jeden Perſon; er weiß alles was vorgeht, alles was vorgegangen iſt; und es giebt hundert Augenblicke, wo man nichts beſſers thun kann, als daß man ihm gerade voraus-

aus-

ausſagt, was noch vorgehen ſoll. — O ihr Verfertiger allgemeiner Regeln, wie wenig verſteht ihr die Kunſt, und wie wenig beſitzt ihr von dem Genie, das die Muſter hervorgebracht hat, auf welche ihr ſie bauet, und das ſie übertreten kann, ſo oft es ihm beliebt! — Meine Gedanken mögen ſo paradox ſcheinen, als ſie wollen: ſo viel weiß ich gewiß, daß für Eine Gelegenheit, wo es nützlich iſt, dem Zuſchauer einen wichtigen Vorfall ſo lange zu verhehlen, bis er ſich eräugnet, es immer zehn und mehrere giebt, wo das Intereſſe gerade das Gegentheil erfodert. — Der Dichter bewerkſtelliget durch ſein Geheimniß eine kurze Ueberraſchung; und in welche anhaltende Unruhe hätte er uns ſtürzen können, wenn er uns kein Geheimniß daraus gemacht hätte! — Wer in Einem Augenblicke getroffen und niedergeſchlagen wird, den kann ich auch nur Einen Augenblick betauern. Aber wie ſteht es alsdenn mit mir, wenn ich den Schlag erwarte, wenn ich ſehe, daß ſich das Ungewitter über meinem oder eines andern Haupte zuſammenziehet, und lange Zeit darüber verweilet? — Meinetwegen mögen die Perſonen alle einander nicht kennen; wenn ſie nur der Zuſchauer alle kennet. — Ja, ich wollte faſt behaupten, daß der Stoff, bey welchem die Verſchweigungen nothwendig ſind, ein undankbarer Stoff iſt; daß der Plan, in welchem man ſeine Zuflucht zu ihnen nimmt, nicht ſo gut iſt, als der, in welchem man ſie hätte entübrigen können. Sie werden nie zu etwas Starkem Anlaß geben. Immer werden wir uns mit Vorbereitungen beſchäftigen müſſen, die entweder allzu dunkel oder allzu deutlich ſind. Das ganze Gedicht wird ein Zuſammenhang von kleinen Kunſtgriffen werden, durch die man weiter nichts als eine kurze Ueberraſchung hervorzubringen vermag. Iſt hingegen alles, was die Perſonen angeht, bekannt: ſo ſehe ich in dieſer Vorausſetzung die Quelle der allerheftigſten Bewegungen. — Warum haben gewiſſe Monologen eine ſo große Wirkung? Darum, weil ſie mir die geheimen Anſchläge einer Perſon vertrauen, und dieſe Vertraulichkeit mich den Augenblick mit Furcht oder Hoffnung erfüllet. — Wenn der Zuſtand der Perſonen unbekannt iſt, ſo kann ſich der Zuſchauer für die Handlung nicht ſtärker intereſſiren, als die Perſonen. Das Intereſſe aber wird ſich für den Zuſchauer verdoppeln, wenn er Licht genug hat, und es fühlet, daß Handlung und Reden ganz anders ſeyn würden, wenn ſich die Perſonen kennten. Alsdenn nur werde ich es kaum erwarten können, was aus ihnen werden wird, wenn ich das, was ſie wirklich ſind, mit dem, was ſie thun oder thun wollen, vergleichen kann.„

Dieſes auf den Aegisth angewendet, iſt es klar, für welchen von beiden Planen ſich Diderot erklären würde: ob für den alten des Euripides, wo die Zuſchauer gleich vom Anfange den Aegisth eben ſo gut kennen, als er ſich ſelbſt; oder für den neuern des Maffei, den Voltaire ſo blindlings angenommen, wo Aegisth ſich und den Zuſchauern ein Räthſel iſt, und dadurch das ganze Stück „zu einem Zuſammenhange von kleinen Kunſtgriffen„ macht, die weiter nichts als eine kurze Ueberraſchung hervorbringen.

Diderot hat auch nicht ganz Unrecht, ſeine Gedanken über die Entbehrlichkeit und Geringfügigkeit aller ungewiſſen Erwartungen und plötzlichen Ueberraſchungen, die ſich auf den Zuſchauer beziehen, für eben ſo neu als gegründet auszugeben. Sie ſind neu, in Anſehung ihrer Abſtraction, aber ſehr alt in Anſehung der Muſter, aus welchen ſie abſtrahiret worden. Sie ſind neu, in Betrachtung, daß ſeine Vorgänger nur immer auf das Gegentheil gedrungen; aber unter dieſe Vorgänger gehört weder Ariſtoteles noch Horaz, welchen durchaus nichts entfahren iſt, was ihre Ausleger und Nachfolger in ihrer Prädilection für dieſes Gegentheil hätte beſtärken können, deſſen gute Wirkung ſie weder den meiſten noch den beſten Stücken der Alten abgeſehen hatten.

Unter dieſen war beſonders Euripides ſeiner Sache ſo gewiß, daß er faſt immer den Zuſchauern das Ziel voraus zeigte, zu welchem er ſie führen wollte. Ja, ich wäre ſehr geneigt, aus dieſem Geſichtspunkte die Vertheidigung ſeiner Prologen zu übernehmen, die den neuern Kriticis ſo ſehr mißfallen. „Nicht genug, ſagt Hedelin, daß er meiſtentheils alles, was vor der Handlung des Stücks vorhergegangen, durch eine von ſeinen Hauptperſonen den Zuhörern geradezu erzehlen läßt, um ihnen auf dieſe Weiſe das Folgende verſtändlich zu machen: er nimmt auch wohl öfters einen Gott dazu, von dem wir annehmen müſſen, daß er alles weiß, und durch den er nicht allein was geſchehen iſt, ſondern auch alles, was noch geſchehen ſoll, uns kund macht. Wir erfahren ſonach gleich Anfangs die Entwicklung und die ganze Kataſtrophe, und ſehen jeden Zufall ſchon von weiten kommen. Dieſes aber iſt ein ſehr merklicher Fehler, welcher der Ungewißheit und Erwartung, die auf dem Theater beſtändig herrſchen ſollen, gänzlich zuwider iſt, und alle Annehmlichkeiten des Stückes vernichtet, die faſt einzig und allein auf der Neuheit und Ueberraſchung beruhen.„ (*) Nein: der tragiſchſte von allen tragiſchen Dichtern dachte ſo geringſchätzig von ſeiner Kunſt nicht; er wußte, daß ſie einer weit hö-

---

(*) Pratique du Théatre Lib. III. chap. 1.

höhern Vollkommenheit fähig wäre, und daß die Ergetzung einer kindiſchen Neugierde das geringſte ſey, worauf ſie Anſpruch mache. Er ließ ſeine Zuhörer alſo, ohne Bedenken, von der bevorſtehenden Handlung eben ſo viel wiſſen, als nur immer ein Gott davon wiſſen konnte; und verſprach ſich die Rührung, die er hervorbringen wollte, nicht ſowohl von dem, was geſchehen ſollte, als von der Art, wie es geſchehen ſollte. Folglich müßte den Kunſtrichtern hier eigentlich weiter nichts anſtößig ſeyn, als nur dieſes, daß er uns die nöthige Kenntniß des Vergangnen und des Zukünftigen nicht durch einen feinern Kunſtgriff beyzubringen geſucht; daß er ein höheres Weſen, welches wohl noch dazu an der Handlung keinen Antheil nimmt, dazu gebrauchet; und daß er dieſes höhere Weſen ſich geradezu an die Zuſchauer wenden laſſen, wodurch die dramatiſche Gattung mit der erzehlenden vermiſcht werde. Wenn ſie aber ihren Tadel ſodann blos hierauf einſchränkten, was wäre denn ihr Tadel? Iſt uns das Nützliche und Nothwendige niemals willkommen, als wenn es uns verſtohlner Weiſe zugeſchanzt wird? Giebt es nicht Dinge, beſonders in der Zukunft, die durchaus niemand anders als ein Gott wiſſen kann? Und wenn das Intereſſe auf ſolchen Dingen beruht, iſt es nicht beſſer, daß wir ſie durch die Darzwiſchenkunft eines Gottes vorher erfahren, als gar nicht? Was will man endlich mit der Vermiſchung der Gattungen überhaupt? In den Lehrbüchern ſondre man ſie ſo genau von einander ab, als möglich: aber wenn ein Genie, höherer Abſichten wegen, mehrere derſelben in einem und eben demſelben Werke zuſammenflieſſen läßt, ſo vergeſſe man das Lehrbuch, und unterſuche blos, ob es dieſe höhere Abſichten erreicht hat. Was geht mich es an, ob ſo ein Stück des Euripides weder ganz Erzehlung, noch ganz Drama iſt? Nennt es immerhin einen Zwitter; genug, daß mich dieſer Zwitter mehr vergnügt, mehr erbauet, als die geſetzmäßigſten Geburten eurer correkten Racinen, oder wie ſie ſonſt heiſſen. Weil der Mauleſel weder Pferd noch Eſel iſt, iſt er darum weniger eines von nutzbarſten laſttragenden Thieren? —

* * *

Hamburgiſche Dramaturgie.

Neun und vierzigſtes Stück.

Den 16ten October, 1767.

Mit einem Worte; wo die Tadler des Euripides nichts als den Dichter zu ſehen glauben, der ſich aus Unvermögen, oder aus Gemächlichkeit, oder aus beiden Urſachen, ſeine Arbeit ſo leicht machte, als möglich; wo ſie die dramatiſche Kunſt in ihrer Wiege zu finden vermeinen: da glaube ich dieſe in ihrer Vollkommenheit zu ſehen, und bewundere in jenem den Meiſter, der im Grunde eben ſo regelmäßig iſt, als ſie ihn zu ſeyn verlangen, und es nur dadurch weniger zu ſeyn ſcheinet, weil er ſeinen Stücken eine Schönheit mehr ertheilen wollen, von der ſie keinen Begriff haben.

Denn es iſt klar, daß alle die Stücke, deren Prologe ihnen ſo viel Aergerniß machen, auch ohne dieſe Prologe, vollkommen ganz, und vollkommen verſtändlich ſind. Streichet z. E. vor dem Jon den Prolog des Merkurs, vor der

Hekuba den Prolog des Polydors weg; laßt jenen ſogleich mit der Morgenandacht des Jon, und dieſe mit den Klagen der Hekuba anfangen: ſind beide darum im geringſten verſtümmelt? Woher würdet ihr, was ihr weggeſtrichen habt, vermiſſen, wenn es gar nicht da wäre? Behält nicht alles den nehmlichen Gang, den nehmlichen Zuſammenhang? Bekennet ſogar, daß die Stücke, nach eurer Art zu denken, deſto ſchöner ſeyn würden, wenn wir aus den Prologen nicht wüßten, daß der Jon, welchen Kreuſa will vergiften laſſen, der Sohn dieſer Kreuſa iſt; daß die Kreuſa, welche Jon von dem Altar zu einem ſchmählichen Tode reiſſen will, die Mutter dieſes Jon iſt; wenn wir nicht wüßten, daß an eben dem Tage, da Hekuba ihre Tochter zum Opfer hingeben muß, die alte unglückliche Frau auch den Tod ihres letzten einzigen Sohnes erfahren ſolle. Denn alles dieſes würde die trefflichſten Ueberraſchungen geben, und dieſe Ueberraſchungen würden noch dazu vorbereitet genug ſeyn: ohne daß ihr ſagen könntet, ſie brächen auf einmal gleich einem Blitze aus der helleſten Wolke hervor; ſie erfolgten nicht, ſondern ſie entſtünden; man wolle euch, nicht auf einmal etwas entdecken, ſondern etwas aufheften. Und gleichwohl zankt ihr noch mit dem Dichter? Gleichwohl werft ihr ihm noch Mangel der Kunſt vor? Vergebt ihm doch immer einen

einen Fehler, der mit einem einzigen Striche der Feder gut zu machen iſt. Einen wollüſtigen Schößling ſchneidet der Gärtner in der Stille ab, ohne auf den geſunden Baum zu ſchelten, der ihn getrieben hat. Wollt ihr aber einen Augenblick annehmen, — es iſt wahr, es heißt ſehr viel annehmen, — daß Euripides vielleicht eben ſo viel Einſicht, eben ſo viel Geſchmack könne gehabt haben, als ihr; und es wundert euch um ſo viel mehr, wie er bey dieſer großen Einſicht, bey dieſem feinen Geſchmacke, dennoch einen ſo groben Fehler begehen können: ſo tretet zu mir her, und betrachtet, was ihr Fehler nennt, aus meinem Standorte. Euripides ſahe es ſo gut, als wir, daß z. E. ſein Jon ohne den Prolog beſtehen könne; daß er, ohne denſelben, ein Stück ſey, welches die Ungewißheit und Erwartung des Zuſchauers, bis an das Ende unterhalte: aber eben an dieſer Ungewißheit und Erwartung war ihm nichts gelegen. Denn erfuhr es der Zuſchauer erſt in dem fünften Akte, daß Jon der Sohn der Kreuſa ſey: ſo iſt es für ihn nicht ihr Sohn, ſondern ein Fremder, ein Feind, den ſie in dem dritten Akte aus dem Wege räumen will; ſo iſt es für ihn nicht die Mutter des Jon, an welcher ſich Jon in dem vierten Akte rächen will, ſondern blos die Mäuchelmörderinn. Wo ſollten aber alsdenn Schrecken und Mitleid herkommen?

Die bloſſe Vermuthung, die ſich etwa aus übereintreffenden Umſtänden hätte ziehen laſſen, daß Jon und Kreuſa einander wohl näher angehen könnten, als ſie meinen, würde dazu nicht hinreichend geweſen ſeyn. Dieſe Vermuthung mußte zur Gewißheit werden; und wenn der Zuhörer dieſe Gewißheit nur von außen erhalten konnte, wenn es nicht möglich war, daß er ſie einer von den handelnden Perſonen ſelbſt zu danken haben konnte: war es nicht immer beſſer, daß der Dichter ſie ihm auf die einzige mögliche Weiſe ertheilte, als gar nicht? Sagt von dieſer Weiſe, was ihr wollt: genug, ſie hat ihm ſein Ziel erreichen helfen; ſeine Tragödie iſt dadurch, was eine Tragödie ſeyn ſoll; und wenn ihr noch unwillig ſeyd, daß er die Form dem Weſen nachgeſetzet hat, ſo verſorge euch eure gelehrte Kritik mit nichts als Stücken, wo das Weſen der Form aufgeopfert iſt, und ihr ſeyd belohnt! Immerhin gefalle euch Whiteheads Kreuſa, wo euch kein Gott etwas vorausſagt, wo ihr alles von einem alten plauderhaften Vertrauten erfahrt, den eine verſchlagne Zigeunerinn ausfragt, immerhin gefalle ſie euch beſſer, als des Euripides Jon: und ich werde euch nie beneiden!

Wenn Ariſtoteles den Euripides den tragiſchſten von allen tragiſchen Dichtern nennet, ſo ſahe er nicht blos darauf, daß die meiſten ſeiner Stücke eine unglückliche Kataſtrophe haben; ob ich

ich ſchon weiß, daß viele den Stagyriten ſo verſtehen. Denn das Kunſtſtück wäre ihm ja wohl bald abgelernt; und der Stümper, der brav würgen und morden, und keine von ſeinen Perſonen geſund oder lebendig von der Bühne kommen lieſſe, würde ſich eben ſo tragiſch dünken dürfen, als Euripides. Ariſtoteles hatte unſtreitig mehrere Eigenſchaften im Sinne, welchen zu Folge er ihm dieſen Charakter ertheilte; und ohne Zweifel, daß die eben berührte mit dazu gehörte, vermöge der er nehmlich den Zuſchauern alle das Unglück, welches ſeine Perſonen überraſchen ſollte, lange vorher zeigte, um die Zuſchauer auch dann ſchon mit Mitleiden für die Perſonen einzunehmen, wenn dieſe Perſonen ſelbſt ſich noch weit entfernt glaubten, Mitleid zu verdienen. — Sokrates war der Lehrer und Freund des Euripides; und wie mancher dürfte der Meinung ſeyn, daß der Dichter dieſer Freundſchaft des Philoſophen weiter nichts zu danken habe, als den Reichthum von ſchönen Sittenſprüchen, den er ſo verſchwendriſch in ſeinen Stücken ausſtreuet. Ich denke, daß er ihr weit mehr ſchuldig war; er hätte, ohne ſie, eben ſo ſpruchreich ſeyn können; aber vielleicht würde er, ohne ſie, nicht ſo tragiſch geworden ſeyn. Schöne Sentenzen und Moralen ſind überhaupt gerade das, was wir von einem Philoſophen, wie Sokrates, am ſeltenſten hören; ſein Lebenswandel iſt die einzige Moral, die er prediget. Aber den Menſchen, und uns ſelbſt kennen; auf unſere Empfindungen aufmerkſam ſeyn; in allen die ebenſten und kürzeſten Wege der Natur ausforſchen und lieben; jedes Ding nach ſeiner Abſicht beurtheilen: das iſt es, was wir in ſeinem Umgange lernen; das iſt es, was Euripides von dem Sokrates lernte, und was ihn zu dem Erſten in ſeiner Kunſt machte. Glücklich der Dichter, der ſo einen Freund hat, — und ihn alle Tage, alle Stunden zu Rathe ziehen kann! —

Auch Voltaire ſcheinet es empfunden zu haben, daß es gut ſeyn würde, wenn er uns mit dem Sohn der Merope gleich Anfangs bekannt machte; wenn er uns mit der Ueberzeugung, daß der liebenswürdige unglückliche Jüngling, den Merope erſt in Schutz nimmt, und den ſie bald darauf als den Mörder ihres Aegisths hinrichten will, der nehmliche Aegisth ſey, ſofort könne ausſetzen laſſen. Aber der Jüngling kennt ſich ſelbſt nicht; auch iſt ſonſt niemand da, der ihn beſſer kennte, und durch den wir ihn könnten kennen lernen. Was thut alſo der Dichter? Wie fängt er es an, daß wir es gewiß wiſſen, Merope erhebe den Dolch gegen ihren eignen Sohn, noch ehe es ihr der alte Narbas zuruft? — O, das fängt er ſehr ſinnreich an! Auf ſo einen Kunſtgriff konnte ſich nur ein Voltaire beſinnen! — Er läßt, ſobald der unbekannte

Jüng-

Jüngling auftritt, über das erſte, was er ſagt, mit großen, ſchönen, leſerlichen Buchſtaben, den ganzen, vollen Namen, Aegisth, ſetzen; und ſo weiter über jede ſeiner folgenden Reden. Nun wiſſen wir es; Merope hat in dem Vorhergehenden ihren Sohn ſchon mehr wie einmal bey dieſem Namen genannt; und wenn ſie das auch nicht gethan hätte, ſo dürften wir ja nur das vorgedruckte Verzeichniß der Perſonen nachſehen; da ſteht es lang und breit! Freylich iſt es ein wenig lächerlich, wenn die Perſon, über deren Reden wir nun ſchon zehnmal den Namen Aegisth geleſen haben, auf die Frage:

—— —— —— Narbas vous eſt connu?
Le nom d'Egiſte au moins jusqu'à vous eſt venu?
Quel était votre état, votre rang, votre père?

antwortet:

Mon père eſt un vieillard accablé de miſère;
Policlete eſt ſon nom; mais Egiſte, Narbas,
Ceux dont vous me parlez, je ne les connais pas.

Freylich iſt es ſehr ſonderbar, daß wir von dieſem Aegisth, der nicht Aegisth heißt, auch keinen andern Namen hören; daß, da er der Königinn antwortet, ſein Vater heiſſe Polyklet, er nicht auch hinzuſetzt, er heiſſe ſo und ſo. Denn einen Namen muß er doch haben; und den hätte der Herr von Voltaire ja wohl ſchon mit erfinden können, da er ſo viel erfunden hat! Leſer, die den Rummel einer Tragödie nicht recht gut verſtehen, können leicht darüber irre werden. Sie leſen, daß hier ein Burſche gebracht wird, der auf der Landſtraße einen Mord begangen hat; dieſer Burſche, ſehen ſie, heißt Aegisth, aber er ſagt, er heiſſe nicht ſo, und ſagt doch auch nicht, wie er heiſſe: o, mit dem Burſchen, ſchlieſſen ſie, iſt es nicht richtig; das iſt ein abgefäumter Straßenräuber, ſo jung er iſt, ſo unſchuldig er ſich ſtellt. So, ſage ich, ſind unerfahrne Leſer zu denken in Gefahr; und doch glaube ich in allem Ernſte, daß es für die erfahrnen Leſer beſſer iſt, auch ſo, gleich Anfangs, zu erfahren, wer der unbekannte Jüngling iſt, als gar nicht. Nur daß man mir nicht ſage, daß dieſe Art ſie davon zu unterrichten, im geringſten künſtlicher und feiner ſey, als ein Prolog, im Geſchmacke des Euripides! —

Hamburgiſche Dramaturgie.

Funfzigſtes Stück.

Den 20ſten October, 1767.

Bey dem Maffei hat der Jüngling ſeine zwey Namen, wie es ſich gehört; Aegisth heißt er, als der Sohn des Polydor, und Kreſphont, als der Sohn der Merope. In dem Verzeichniſſe der handelnden Perſonen wird er auch nur unter jenem eingeführt; und Becelli rechnet es ſeiner Ausgabe des Stücks als kein geringes Verdienſt an, daß dieſes Verzeichniß den wahren Stand des Aegisth nicht voraus verrathe. (*) Das iſt, die Italiener

ſind

(*) Fin ne i nomi de Perſonaggi ſi è levato quell' errore, comuniſſimo alle ſtampe d'ogni drama, di ſcoprire il ſecreto nel premettergli, e per conſeguenza di levare il piacere a chi legge, overo aſcolta, eſſendoſi meſſo Egiſto, dove era, Creſfonte ſotto nome d'Egiſto.

ſind von den Ueberraſchungen noch größere Liebhaber, als die Franzoſen. —

Aber noch immer Merope! — Wahrlich, ich betaure meine Leſer, die ſich an dieſem Blatte eine theatraliſche Zeitung verſprochen haben, ſo mancherley und bunt, ſo unterhaltend und ſchnurrig, als eine theatraliſche Zeitung nur ſeyn kann. Anſtatt des Inhalts der hier gangbaren Stücke, in kleine luſtige oder rührende Romane gebracht; anſtatt beyläufiger Lebensbeſchreibungen drolliger, ſonderbarer, närriſcher Geſchöpfe, wie die doch wohl ſeyn müſſen, die ſich mit Komödienſchreiben abgeben; anſtatt kurzweiliger, auch wohl ein wenig ſkandalöſer Anekdoten von Schauſpielern und beſonders Schauſpielerinnen: anſtatt aller dieſer artigen Sächelchen, die ſie erwarteten, bekommen ſie lange, ernſthafte, trockne Kritiken über alte bekannte Stücke; ſchwerfällige Unterſuchungen über das, was in einer Tragödie ſeyn ſollte und nicht ſeyn ſollte; mit unter wohl gar Erklärungen des Ariſtoteles. Und das ſollen ſie leſen? Wie geſagt, ich betauere ſie; ſie ſind gewaltig angeführt! — Doch im Vertrauen: beſſer, daß ſie es ſind, als ich. Und ich würde es ſehr ſeyn, wenn ich mir ihre Erwartungen zum Geſetze machen müßte. Nicht daß ihre Erwartungen ſehr ſchwer zu erfüllen wären; wirklich nicht; ich würde ſie vielmehr ſehr bequem finden, wenn

ſie

ſie ſich mit meinen Abſichten nur beſſer vertragen wollten.

Ueber die Merope indeß muß ich freylich einmal wegzukommen ſuchen. — Ich wollte eigentlich nur erweiſen, daß die Merope des Voltaire im Grunde nichts als die Merope des Maffei ſey; und ich meine, dieſes habe ich erwieſen. Nicht ebenderſelbe Stoff, ſagt Ariſtoteles, ſondern ebendieſelbe Verwicklung und Auflöſung machen, daß zwey oder mehrere Stücke für ebendieſelben Stücke zu halten ſind. Alſo, nicht weil Voltaire mit dem Maffei einerley Geſchichte behandelt hat, ſondern weil er ſie mit ihm auf ebendieſelbe Art behandelt hat, iſt er hier für weiter nichts, als für den Ueberſetzer und Nachahmer deſſelben zu erklären. Maffei hat die Merope des Euripides nicht blos wieder hergeſtellet; er hat eine eigene Merope gemacht: denn er ging völlig von dem Plane des Euripides ab; und in dem Vorſatze ein Stück ohne Galanterie zu machen, in welchem das ganze Intereſſe blos aus der mütterlichen Zärtlichkeit entſpringe, ſchuf er die ganze Fabel um; gut, oder übel, das iſt hier die Frage nicht; genug, er ſchuf ſie doch um. Voltaire aber entlehnte von Maffei die ganze ſo umgeſchaffene Fabel: er entlehnte von ihm, daß Merope mit dem Polyphont nicht vermählt iſt; er entlehnte von ihm die politiſchen Urſachen, aus welchen der Tyrann, nun erſt, nach funfzehn Jahren, auf dieſe Vermählung dringen zu müſſen glaubet; er entlehnte von ihm, daß der Sohn der Merope ſich ſelbſt nicht kennet; er entlehnte von ihm, wie und warum dieſer von ſeinem vermeinten Vater entkömmt; er entlehnte von ihm den Vorfall, der den Aegisth als einen Mörder nach Meſſene bringt; er entlehnte von ihm die Mißdeutung, durch die er für den Mörder ſeiner ſelbſt gehalten wird; er entlehnte von ihm die dunkeln Regungen der mütterlichen Liebe, wenn Merope den Aegisth zum erſtenmale erblickt; er entlehnte von ihm den Vorwand, warum Aegisth vor Meropens Augen, von ihren eignen Händen ſterben ſoll, die Entdeckung ſeiner Mitſchuldigen: mit einem Worte, Voltaire entlehnte vom Maffei die ganze Verwicklung. Und hat er nicht auch die ganze Auflöſung von ihm entlehnt, indem er das Opfer, bey welchem Polyphont umgebracht werden ſollte, von ihm mit der Handlung verbinden lernte? Maffei machte es zu einer hochzeitlichen Feyer, und vielleicht, daß er, blos darum, ſeinen Tyrannen itzt erſt auf die Verbindung mit Meropen fallen ließ, um dieſes Opfer deſto natürlicher anzubringen. Was Maffei erfand, that Voltaire nach.

Es iſt wahr, Voltaire gab verſchiedenen von den Umſtänden, die er vom Maffei entlehnte, eine andere Wendung. Z. E. Anſtatt daß, beym Maffei,

Maffei, Polyphont bereits funfzehn Jahre regieret hat, läßt er die Unruhen in Meſſene ganzer funfzehn Jahre dauern, und den Staat ſo lange in der unwahrſcheinlichſten Anarchie verharren. Anſtatt daß, beym Maffei, Aegisth von einem Räuber auf der Straße angefallen wird, läßt er ihn in einem Tempel des Herkules von zwey Unbekannten überfallen werden, die es ihm übel nehmen, daß er den Herkules für die Herakliden, den Gott des Tempels für die Nachkommen deſſelben, anfleht. Anſtatt daß, beym Maffei, Aegisth durch einen Ring in Verdacht geräth, läßt Voltaire dieſen Verdacht durch eine Rüſtung entſtehen, u. ſ. w. Aber alle dieſe Veränderungen betreffen die unerheblichſten Kleinigkeiten, die faſt alle außer dem Stücke ſind, und auf die Oekonomie des Stückes ſelbſt keinen Einfluß haben. Und doch wollte ich ſie Voltairen noch gern als Aeußerungen ſeines ſchöpferiſchen Genies anrechnen, wenn ich nur fände, daß er das, was er ändern zu müſſen vermeinte, in allen ſeinen Folgen zu ändern verſtanden hätte. Ich will mich an dem mittelſten von den angeführten Beyſpielen erklären. Maffei läßt ſeinen Aegisth von einem Räuber angefallen werden, der den Augenblick abpaßt, da er ſich mit ihm auf dem Wege allein ſieht, ohnfern einer Brücke über die Pamiſe; Aegisth erlegt den Räuber, und wirft den Körper in den Fluß, aus Furcht, wenn der Körper auf der Straße gefunden würde, daß man den Mörder verfolgen und ihn dafür erkennen dürfte. Ein Räuber, dachte Voltaire, der einem Prinzen den Rock ausziehen und den Beutel nehmen will, iſt für mein feines, edles Parterr ein viel zu niedriges Bild; beſſer, aus dieſem Räuber einen Mißvergnügten gemacht, der dem Aegisth als einem Anhänger der Herakliden zu Leibe will. Und warum nur Einen? Lieber zwey; ſo iſt die Heldenthat des Aegisths deſto größer, und der, welcher von dieſen zweyen entrinnt, wenn er zu dem ältern gemacht wird, kann hernach für den Narbas genommen werden. Recht gut, mein lieber Johann Ballhorn; aber nun weiter. Wenn Aegisth den einen von dieſen Mißvergnügten erlegt hat, was thut er alsdenn? Er trägt den todten Körper auch ins Waſſer. Auch? Aber wie denn? warum denn? Von der leeren Landſtraße in den nahen Fluß; das iſt ganz begreiflich: aber aus dem Tempel in den Fluß, dieſes auch? War denn außer ihnen niemand in dieſem Tempel? Es ſey ſo; auch iſt das die größte Ungereimtheit noch nicht. Das Wie ließe ſich noch denken: aber das Warum gar nicht. Maſſeis Aegisth trägt den Körper in den Fluß, weil er ſonſt verfolgt und erkannt zu werden fürchtet; weil er glaubt, wenn der Körper bey Seite geſchaft ſey, daß ſodann nichts ſeine That verrathen könne; daß dieſe ſodann, mit ſammt dem Körper, in der Fluth begraben ſey. Aber kann das Voltairens Aegisth auch glauben? Nimmermehr; oder der zweyte hätte nicht entkommen müſſen. Wird ſich dieſer begnügen, ſein Leben davon getragen zu haben? Wird er ihm nicht, wenn er auch noch ſo furchtſam iſt, von weiten beobachten? Wird er ihn nicht mit ſeinem Geſchrey verfolgen, bis ihn andere feſthalten? Wird er ihn nicht anklagen, und wider ihn zeugen? Was hilft es dem Mörder alſo, das Corpus delicti weggebracht zu haben? Hier iſt ein Zeuge, welcher es nachweiſen kann. Dieſe vergebene Mühe hätte er ſparen, und dafür eilen ſollen, je eher je lieber über die Grenze zu kommen. Freylich mußte der Körper, des Folgenden wegen, ins Waſſer geworfen werden; es war Voltairen eben ſo nöthig als dem Maffei, daß Merope nicht durch die Beſichtigung deſſelben aus ihrem Irrthume geriſſen werden konnte; nur daß, was bey dieſem Aegisth ſich ſelber zum Beſten thut, er bey jenem blos dem Dichter zu gefallen thun muß. Denn Voltaire corrigirte die Urſache weg, ohne zu überlegen, daß er die Wirkung dieſer Urſache brauche, die nunmehr von nichts, als von ſeiner Bedürfniß abhängt.

Eine einzige Veränderung, die Voltaire in dem Plane des Maffei gemacht hat, verdient den Namen einer Verbeſſerung. Die nehmlich, durch welche er den wiederholten Verſuch der Merope, ſich an dem vermeinten Mörder ihres Sohnes zu rächen, unterdrückt, und dafür die Erkennung von Seiten des Aegisth, in Gegenwart des Polyphonts, geſchehen läßt. Hier erkenne ich den Dichter, und beſonders iſt die zweyte Scene des vierten Akts ganz vortrefflich. Ich wünſchte nur, daß die Erkennung überhaupt, die in der vierten Scene des dritten Akts von beiden Seiten erfolgen zu müſſen das Anſehen hat, mit mehrerer Kunſt hätte getheilet werden können. Denn daß Aegisth mit einmal von dem Eurikles weggeführet wird, und die Vertiefung ſich hinter ihm ſchließt, iſt ein ſehr gewaltſames Mittel. Es iſt nicht ein Haar beſſer, als die übereilte Flucht, mit der ſich Aegisth bey dem Maffei rettet, und über die Voltaire ſeinen Lindelle ſo ſpotten läßt. Oder vielmehr, dieſe Flucht iſt um vieles natürlicher; wenn der Dichter nur hernach Sohn und Mutter einmal zuſammen gebracht, und uns nicht gänzlich die erſten rührenden Ausbrüche ihrer beiderſeitigen Empfindungen gegen einander, vorenthalten hätte. Vielleicht würde Voltaire die Erkennung überhaupt nicht getheilet haben, wenn er ſeine Materie nicht hätte dehnen müſſen, um fünf Akte damit vollzumachen. Er jammert mehr als einmal über cette longue carrière de cinq actes qui eſt prodigieuſement difficile à remplir ſans epiſodes — Und nun für dieſesmal genug von der Merope!

Ham-

Hamburgiſche Dramaturgie.

Ein und funfzigſtes Stück.

Den 23ſten October, 1767.

Den neun und dreyßigſten Abend (Mittewochs, den 8ten Julius,) wurden der verheyrathete Philoſoph und die neue Agneſe, wiederholt. (*)

Chevrier ſagt, (**) daß Deſtouches ſein Stück aus einem Luſtſpiele des Campiſtron geſchöpft habe, und daß, wenn dieſer nicht einen Jaloux deſabuſé geſchrieben hätte, wir wohl ſchwerlich einen verheyratheten Philoſophen haben würden. Die Komödie des Campiſtron iſt unter uns wenig bekannt; ich wüßte nicht, daß ſie auf irgend einem deutſchen Theater wäre geſpielt worden; auch iſt keine Ueberſetzung davon vorhanden. Man dürfte alſo vielleicht um ſo viel lieber wiſſen

---

(*) S. den 5ten und 7ten Abend, Seite 75 und 91.

(**) L'Obſervateur des Spectacles T. II. p. 135.

ſen wollen, was eigentlich an dem Vorgeben des Chevrier ſey.

Die Fabel des Campiſtronſchen Stücks iſt kurz dieſe: Ein Bruder hat das anſehnliche Vermögen ſeiner Schweſter in Händen, und um dieſes nicht herausgeben zu dürfen, möchte er ſie lieber gar nicht verheyrathen. Aber die Frau dieſes Bruders denkt beſſer, oder wenigſtens anders, und um ihren Mann zu vermögen, ſeine Schweſter zu verſorgen, ſucht ſie ihn auf alle Weiſe eiferſüchtig zu machen, indem ſie verſchiedne junge Mannsperſonen ſehr gütig aufnimmt, die alle Tage unter dem Vorwande, ſich um ihre Schwägerinn zu bewerben, zu ihr ins Haus kommen. Die Liſt gelingt; der Mann wird eiferſüchtig; und williget endlich, um ſeiner Frau den vermeinten Vorwand, ihre Anbeter um ſich zu haben, zu benehmen, in die Verbindung ſeiner Schweſter mit Clitandern, einem Anverwandten ſeiner Frau, dem zu gefallen ſie die Rolle der Coquette geſpielt hatte. Der Mann ſieht ſich berückt, iſt aber ſehr zufrieden, weil er zugleich von dem Ungrunde ſeiner Eiferſucht überzeugt wird.

Was hat dieſe Fabel mit der Fabel des verheyratheten Philoſophen ähnliches? Die Fabel nicht das geringſte. Aber hier iſt eine Stelle aus dem zweyten Akte des Campiſtronſchen Stücks, zwiſchen Dorante, ſo heißt der Eifer-

ſüch-

ſüchtige, und Dubois, ſeinem Sekretair. Dieſe wird gleich zeigen, was Chevrier gemeinet hat.

Dubois. Und was fehlt Ihnen denn?

Dorante. Ich bin verdrüßlich, ärgerlich; alle meine ehemalige Heiterkeit iſt weg; alle meine Freude hat ein Ende. Der Himmel hat mir einen Tyrannen, einen Henker gegeben, der nicht aufhören wird, mich zu martern, zu peinigen —

Dubois. Und wer iſt denn dieſer Tyrann, dieſer Henker?

Dorante. Meine Frau.

Dubois. Ihre Frau, mein Herr?

Dorante. Ja, meine Frau, meine Frau. — Sie bringt mich zur Verzweiflung.

Dubois. Haſſen Sie ſie denn?

Dorante. Wollte Gott! So wäre ich ruhig. — Aber ich liebe ſie, und liebe ſie ſo ſehr — Verwünſchte Quaal!

Dubois. Sie ſind doch wohl nicht eiferſüchtig?

Dorante. Bis zur Raſerey.

Dubois. Wie? Sie, mein Herr? Sie eiferſüchtig? Sie, der Sie von je her über alles, was Eiferſucht heißt, —

Dorante. Gelacht, und geſpottet. Deſto ſchlimmer bin ich nun daran! Ich Geck, mich von den elenden Sitten der großen Welt ſo hinreiſſen zu laſſen! In das Geſchrey der Narren einzuſtimmen, die ſich über die Ordnung und Zucht unſerer ehrlichen Vorfahren ſo luſtig machen! Und ich, um nie nicht blos ein; es währte nicht lange, ſo gab ich den Ton. Um Witz, um Lebensart zu zeigen, was für albernes Zeug habe ich nicht geſprochen! Eheliche Treue, beſtändige Liebe, pfuy, wie ſchmeckt das nach dem kleinſtädtiſchen Bürger! Der Mann, der ſeiner Frau nicht allen Willen läßt, iſt ein Bär! Der es ihr übel nimmt, wenn ſie auch andern gefällt und zu gefallen ſucht, gehört ins Tollhaus. So ſprach ich, und mich hätte man da ſollen ins Tollhaus ſchicken. —

Dubois. Aber warum ſprachen Sie ſo?

Dorante. Hörſt du nicht? Weil ich ein Geck war, und glaubte, es ließe noch ſo galant und weiſe. — Inzwiſchen wollte mich meine Familie verheyrathet wiſſen. Sie ſchlugen mir ein junges, unſchuldiges Mädchen vor; und ich nahm es. Mit der, dachte ich, ſoll es gute Wege haben; die ſoll in meiner Denkungsart nicht viel ändern; ich liebe ſie itzt nicht beſonders, und der Beſitz wird mich noch gleichgültiger gegen ſie machen. Aber wie ſehr habe ich mich betrogen! Sie ward täglich ſchöner, täglich reitzender. Ich ſah es und entbrannte, und entbrannte je mehr und mehr; und itzt bin ich ſo verliebt, ſo verliebt in ſie —

Dubois. Nun, das nenne ich gefangen werden!

Dorante. Denn ich bin ſo eiferſüchtig! — Daß ich mich ſchäme, es auch nur dir zu bekennen. — Alle meine Freunde ſind mir zuwider —

und

und verdächtig; die ich ſonſt nicht ofte genug um mich haben konnte, ſehe ich itzt lieber gehen als kommen. Was haben ſie auch in meinem Hauſe zu ſuchen? Was wollen die Müßiggänger? Wozu alle die Schmeicheleyen, die ſie meiner Frau machen? Der eine lobt ihren Verſtand; der andere erhebt ihr gefälliges Weſen bis in den Himmel. Den entzücken ihre himmliſchen Augen, und den ihre ſchönen Zähne. Alle finden ſie höchſt reitzend, höchſt anbetenswürdig; und immer ſchließt ſich ihr verdammtes Geſchwätze mit der verwünſchten Betrachtung, was für ein glücklicher, was für ein beneidenswürdiger Mann ich bin.

Dubois. Ja, ja, es iſt wahr, ſo geht es zu.

Dorante. O, ſie treiben ihre unverſchämte Kühnheit wohl noch weiter! Kaum iſt ſie aus dem Bette, ſo ſind ſie um ihre Toilette. Da ſollteſt du erſt ſehen und hören! Jeder will da ſeine Aufmerkſamkeit und ſeinen Witz mit dem andern um die Wette zeigen. Ein abgeſchmackter Einfall jagt den andern, eine boshafte Spötterey die andere, ein kützelndes Hiſtörchen das andere. Und das alles mit Zeichen, mit Minen, mit Liebäugeleyen, die meine Frau ſo leutſelig annimmt, ſo verbindlich erwiedert, daß — daß mich der Schlag oft rühren möchte! Kannſt du glauben, Dubois? ich muß es wohl mit anſehen, daß ſie ihr die Hand küſſen.

Dubois. Das iſt arg!

Dorante. Gleichwohl darf ich nicht muchſen. Denn was würde die Welt dazu ſagen? Wie lächerlich würde ich mich machen, wenn ich meinen Verdruß auslaſſen wollte? Die Kinder auf der Straaße würden mit Fingern auf mich weiſen. Alle Tage würde ein Epigramm, ein Gaſſenhauer auf mich zum Vorſcheine kommen u. ſ. w.

Dieſe Situation muß es ſeyn, in welcher Chevrier das Aehnliche mit dem verheyratheten Philoſophen gefunden hat. So wie der Eiferſüchtige des Campiſtron ſich ſchämet, ſeine Eiferſucht auszulaſſen, weil er ſich ehedem über dieſe Schwachheit allzuluſtig gemacht hat: ſo ſchämt ſich auch der Philoſoph des Deſtouches, ſeine Heyrath bekannt zu machen, weil er ehedem über alle ernſthafte Liebe geſpottet, und den eheloſen Stand für den einzigen erklärt hatte, der einem freyen und weiſen Manne anſtändig ſey. Es kann auch nicht fehlen, daß dieſe ähnliche Schaam ſie nicht beide in mancherley ähnliche Verlegenheiten bringen ſollte. So iſt, z. E., die, in welcher ſich Dorante beym Campiſtron ſiehet, wenn er von ſeiner Frau verlangt, ihm die überläſtigen Beſucher von Halſe zu ſchaffen, dieſe aber ihn bedeutet, daß das eine Sache ſey, die er ſelbſt bewerkſtelligen müſſe, faſt die nehmliche mit der bey dem Deſtouches, in welcher ſich Ariſt befindet, wenn er es ſelbſt

dem

dem Marquis ſagen ſoll, daß er ſich auf Meliten keine Rechnung machen könne. Auch leidet dort der Eiferſüchtige, wenn ſeine Freunde in ſeiner Gegenwart über die Eiferſüchtigen ſpotten, und er ſelbſt ſein Wort dazu geben muß, ungefehr auf gleiche Weiſe, als hier der Philoſoph, wenn er ſich muß ſagen laſſen, daß er ohne Zweifel viel zu klug und vorſichtig ſey, als daß er ſich zu ſo einer Thorheit, wie das Heyrathen, ſollte haben verleiten laſſen.

Dem ohngeachtet aber ſehe ich nicht, warum Destouches bey ſeinem Stücke nothwendig das Stück des Campiſtron vor Augen gehabt haben müßte; und mir iſt es ganz begreiflich, daß wir jenes haben könnten, wenn dieſes auch nicht vorhanden wäre. Die verſchiedenſten Charaktere können in ähnliche Situationen gerathen; und da in der Komödie die Charaktere das Hauptwerk, die Situationen aber nur die Mittel ſind, jene ſich äußern zu laſſen, und ins Spiel zu ſetzen: ſo muß man nicht die Situationen, ſondern die Charaktere in Betrachtung ziehen, wenn man beſtimmen will, ob ein Stück Original oder Copie genennt zu werden verdiene. Umgekehrt iſt es in der Tragödie, wo die Charaktere weniger weſentlich ſind, und Schrecken und Mitleid vornehmlich aus den Situationen entſpringt. Aehnliche Situationen geben alſo ähnliche Tragödien, aber nicht ähnliche Komödien. Hingegen geben

ähn-

ähnliche Charaktere ähnliche Komödien, anſtatt daß ſie in den Tragödien faſt gar nicht in Erwägung kommen.

Der Sohn unſers Dichters, welcher die prächtige Ausgabe der Werke ſeines Vaters beſorgt hat, die vor einigen Jahren in vier Quartbänden aus der Königlichen Druckerey zu Paris erſchien, meldet uns, in der Vorrede zu dieſer Ausgabe, eine beſondere dieſes Stück betreffende Anekdote. Der Dichter nehmlich habe ſich in England verheyrathet, und aus gewiſſen Urſachen ſeine Verbindung geheim halten müſſen. Eine Perſon aus der Familie ſeiner Frau aber habe das Geheimniß früher ausgeplaudert, als ihm lieb geweſen; und dieſes habe Gelegenheit zu dem verheyratheten Philoſophen gegeben. Wenn dieſes wahr iſt, — und warum ſollten wir es ſeinem Sohne nicht glauben? — ſo dürfte die vermeinte Nachahmung des Campiſtron um ſo eher wegfallen.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Zwey und funfzigſtes Stück.

Den 27ſten October, 1767.

Den vierzigſten Abend (Donnerſtags, den 9ten Julius,) ward Schlegels Triumph der guten Frauen, aufgeführet.

Dieſes Luſtſpiel iſt unſtreitig eines der beſten deutſchen Originale. Es war, ſo viel ich weiß, das letzte komiſche Werk des Dichters, das ſeine frühern Geſchwiſter unendlich übertrift, und von der Reife ſeines Urhebers zeiget. Der geſchäftige Müßiggänger war der erſte jugendliche Verſuch, und fiel aus, wie alle ſolche jugendliche Verſuche ausfallen. Der Witz verzeihe es denen, und räche ſich nie an ihnen, die allzuviel Witz darinn gefunden haben! Er enthält das kalteſte, langweiligſte Alltagsgewäſche, das nur immer in dem Hauſe eines Meißniſchen Pelzhändlers vorfallen kann. Ich wüßte nicht, daß er jemals wäre aufgeführt worden, und ich zweifle, daß ſeine Vorſtellung dürfte auszuhalten ſeyn. Der Geheimnißvolle iſt um vieles beſſer; ob es gleich der Geheimnißvolle gar nicht geworden iſt, den Moliere in der Stelle geſchildert hat, aus welcher Schlegel den Anlaß zu dieſem Stücke wollte genommen haben. (*) Moliers Geheimnißvoller iſt ein Geck, der ſich ein wichtiges Anſehen geben will; Schlegels Geheimnißvoller aber ein gutes ehrliches Schaf, das den Fuchs ſpielen will, um von den Wölfen nicht gefreſſen zu werden. Daher kömmt es auch, daß er ſo viel ähnliches mit dem Charakter des Mißtrauiſchen hat, den Cronegk hernach auf die Bühne brachte. Beide Charaktere aber, oder vielmehr beide Nuancen des nehmlichen Charakters, können nicht anders als in einer ſo kleinen und armſeligen, oder ſo menſchenfeindlichen und häßlichen Seele ſich finden, daß ihre Vor-

---

(*) Miſantrope Acte II. Sc. 4.
C'eſt de la tête aux pieds, un homme tout miſtere.
Qui vous jette, en paſſant, un coup d'oeil egaré,
Et ſans aucune affaire eſt toujours affairé.
Tout ce qu'il vous debite en grimaces abonde.
A force de façons il aſſomme le monde.
Sans ceſſe il a tout bas, par rompre l'entretien,
Un ſecret à vous dire, & ce ſecret n'eſt rien
De la moindre vetille il fait une merveille
Et juſques au bon jour, il dit tout à l'oreille

Vorſtellungen nothwendig mehr Mitleiden oder Abſcheu erwecken müſſen, als Lachen. Der Geheimnißvolle iſt wohl ſonſt hier aufgeführet worden; man verſichert mich aber auch durchgängig, und aus der eben gemachten Betrachtung iſt mir es ſehr begreiflich, daß man ihn läppiſcher gefunden habe, als luſtig.

Der Triumph der guten Frauen hingegen hat, wo er noch aufgeführet worden, und ſo oft er noch aufgeführet worden, überall und jederzeit, einen ſehr vorzüglichen Beyfall erhalten; und daß ſich dieſer Beyfall auf wahre Schönheiten gründen müſſe, daß er nicht das Werk einer überraſchenden blendenden Vorſtellung ſey, iſt daher klar, weil ihn noch niemand, nach Leſung des Stücks, zurückgenommen. Wer es zuerſt geleſen, dem gefällt es um ſo viel mehr, wenn er es ſpielen ſieht: und wer es zuerſt ſpielen geſehen, dem gefällt es um ſo viel mehr, wenn er es lieſet. Auch haben es die ſtrengeſten Kunſtrichter eben ſo ſehr ſeinen übrigen Luſtſpielen, als dieſe überhaupt dem gewöhnlichen Praſſe deutſcher Komödien vorgezogen.

„Ich las, ſagt einer von ihnen, (*) den geſchäftigen Müßiggänger: die Charaktere ſchienen

---

(*) Briefe, die neueſte Litteratur betreffend. Th. XXI. S. 133.

nen mir vollkommen nach dem Leben; ſolche Müßiggänger, ſolche in ihre Kinder vernarrte Mütter, ſolche ſchalwitzige Beſuche, und ſolche dumme Pelzhändler ſehen wir alle Tage. So denkt, ſo lebt, ſo handelt der Mittelſtand unter den Deutſchen. Der Dichter hat ſeine Pflicht gethan, er hat uns geſchildert, wie wir ſind. Allein ich gähnte vor Langeweile. — Ich las darauf den Triumph der guten Frauen. Welche Unterſchied! Hier finde ich Leben in den Charakteren, Feuer in ihren Handlungen, ächten Witz in ihren Geſprächen, und den Ton einer feinen Lebensart in ihrem ganzen Umgange.„

Der vornehmſte Fehler, den ebenderſelbe Kunſtrichter daran bemerkt hat, iſt der, daß die Charaktere an ſich ſelbſt nicht deutſch ſind. Und leider, muß man dieſen zugeſtehen. Wir ſind aber in unſern Luſtſpielen ſchon zu ſehr an fremde, und beſonders an franzöſiſche Sitten gewöhnt, als daß er eine beſonders üble Wirkung auf uns haben könnte.

„Nikander, heißt es, iſt ein franzöſiſcher Abentheurer, der auf Eroberungen ausgeht, allem Frauenzimmer nachſtellt, keinem im Ernſte gewogen iſt, alle ruhige Ehen in Uneinigkeit zu ſtürzen, aller Frauen Verführer und aller

Männer Schrecken zu werden ſucht, und der bey allem dieſen kein ſchlechtes Herz hat. Die herrſchende Verderbniß der Sitten und Grundſätze ſcheinet ihn mit fortgeriſſen zu haben. Gottlob! daß ein Deutſcher, der ſo leben will, das verderbteſte Herz von der Welt haben muß. — Hilaria, des Nikanders Frau, die er vier Wochen nach der Hochzeit verlaſſen, und nunmehr in zehn Jahren nicht geſehen hat, kömmt auf den Einfall ihn aufzuſuchen. Sie kleidet ſich als eine Mannsperſon, und folgt ihm, unter dem Namen Philint, in alle Häuſer nach, wo er Avanturen ſucht. Philint iſt witziger, flatterhafter und unverſchämter als Nikander. Das Frauenzimmer iſt dem Philint mehr gewogen, und ſobald er mit ſeinem frechen aber doch artigen Weſen ſich ſehen läßt, ſtehet Nikander da wie verſtummt. Dieſes giebt Gelegenheit zu ſehr lebhaften Situationen. Die Erfindung iſt artig, der zweyfache Charakter wohl gezeichnet, und glücklich in Bewegung geſetzt; aber das Original zu dieſem nachgeahmten Petitmaitre iſt gewiß kein Deutſcher.„

„Was mir, fährt er fort, ſonſt an dieſem Luſtſpiele mißfällt, iſt der Charakter des Agenors. Den Triumph der guten Frauen vollkommen zu machen, zeigt dieſer Agenor den Ehemann von einer gar zu häßlichen Seite. Er ty-

tyranniſiret ſeine unſchuldige Juliane auf das unwürdigſte, und hat recht ſeine Luſt ſie zu quälen. Grämlich, ſo oft er ſich ſehen läßt, ſpöttiſch bey den Thränen ſeiner gekränkten Frau, argwöhniſch bey ihren Liebkoſungen, boshaft genug, ihre unſchuldigſten Reden und Handlungen durch eine falſche Wendung zu ihrem Nachtheile auszulegen, eiferſüchtig, hart, unempfindlich, und, wie ſie ſich leicht einbilden können, in ſeiner Frauen Kammermädchen verliebt. — Ein ſolcher Mann iſt gar zu verderbt, als daß wir ihm eine ſchleunige Beſſerung zutrauen könnten. Der Dichter giebt ihm eine Nebenrolle, in welcher ſich die Falten ſeines nichtswürdigen Herzens nicht genug entwickeln können. Er tobt, und weder Juliane noch die Leſer wiſſen recht, was er will. Eben ſo wenig hat der Dichter Raum gehabt, ſeine Beſſerung gehörig vorzubereiten und zu veranſtalten. Er mußte ſich begnügen, dieſes gleichſam im Vorbeygehen zu thun, weil die Haupthandlung mit Nikander und Philinten zu ſchaffen hatte. Kathrine, dieſes edelmüthige Kammermädchen der Juliane, das Agenor verfolgt hatte, ſagt gar recht am Ende des Luſtſpiels: Die geſchwindeſten Bekehrungen ſind nicht allemal die aufrichtigſten! Wenigſtens ſo lange dieſes Mädchen im Hauſe iſt, möchte ich nicht für die Aufrichtigkeit ſtehen.„

Ich freue mich, daß die beſte deutſche Komödie dem richtigſten deutſchen Beurtheiler in die Händen gefallen iſt. Und doch war es vielleicht die erſte Komödie, die dieſer Mann beurtheilte.

Ende des erſten Bandes.

Druckfehler.

S. 119. Z. 7. iſt anſtatt Geſetze zu leſen Rechte.
S. ebd. Z. 17. — — Stücke — — Aufzüge.
S. 151. Z. 16. — — des Polydors — — des Antenors.
S. 177. Z. 5. — — daß die Fehler — — daß viele von den Fehlern.

Nachricht.

Den Titel zu dieſem Bande werden die Leſer am Ende des zweyten Bandes, zum Schluſſe des Jahres, auf Oſtern, erhalten.

Hamburgiſche
Dramaturgie.

Zweyter Band.

Hamburg.
In Commiſſion bey J. H. Cramer, in Bremen.

Universitäts-
München
Bibliothek

Hamburgiſche Dramaturgie.

Drey und funfzigſtes Stück.

Den 3ten November, 1767.

Den ein und vierzigſten Abend (Freytags, den 10ten Julius,) wurden Cenie und der Mann nach der Uhr, wiederholt. (*)

„Cenie, ſagt Chevrier gerade heraus, (**) führet den Namen der Frau von Graffigni, iſt aber ein Werk des Abts von Voiſenon. Es war Anfangs in Verſen; weil aber die Frau von Graffigni, der es erſt in ihrem vier und funfzigſten Jahre einfiel, die Schriftſtellerinn zu ſpielen, in ihrem Leben keinen Vers gemacht hatte, ſo ward Cenie in Proſa gebracht. Mais l'Auteur, fügt er hinzu, y a laiſſé 81 vers qui y exiſtent dans leur entier.„ Das iſt, ohne Zweifel, von einzeln hin und wieder zerſtreu-

---

(*) S. den 23ſten und 29ſten Abend, Seite 153 und 172.

(**) Obſervateur des Spectacles Tome I. p. 211.

ſtreuten Zeilen zu verſtehen, die den Reim verloren, aber die Sylbenzahl beybehalten haben. Doch wenn Chevrier keinen andern Beweis hatte, daß das Stück in Verſen geweſen: ſo iſt es ſehr erlaubt, daran zu zweifeln. Die franzöſiſchen Verſe kommen überhaupt der Proſa ſo nahe, daß es Mühe koſten ſoll, nur in einem etwas geſuchteren Stile zu ſchreiben, ohne daß ſich nicht von ſelbſt ganze Verſe zuſammen finden, denen nichts wie der Reim mangelt. Und gerade denjenigen, die gar keine Verſe machen, können dergleichen Verſe am erſten entwiſchen; eben weil ſie gar kein Ohr für das Metrum haben, und es alſo eben ſo wenig zu vermeiden, als zu beobachten verſtehen.

Was hat Cenie ſonſt für Merkmahle, daß ſie nicht aus der Feder eines Frauenzimmers könne gefloſſen ſeyn? „Das Frauenzimmer überhaupt, ſagt Rouſſeau, (*) liebt keine einzige Kunſt, verſteht ſich auf keine einzige, und an Genie fehlt es ihm ganz und gar. Es kann in kleinen Werken glücklich ſeyn, die nichts als leichten Witz, nichts als Geſchmack, nichts als Anmuth, höchſtens Gründlichkeit und Philoſophie verlangen. Es kann ſich Wiſſenſchaft, Gelehrſamkeit und alle Talente erwerben, die ſich durch Mühe und Arbeit erwerben laſſen. Aber jenes himmliſche Feuer, welches die Seele erhitzet und ent-

---

(*) à d'Alembert p. 193.

entflammet, jenes um ſich greifende verzehrende Genie, jene brennende Beredſamkeit, jene erhabene Schwünge, die ihr Entzückendes dem Innerſten unſeres Herzens mittheilen, werden den Schriften des Frauenzimmers allezeit fehlen.„

Alſo fehlen ſie wohl auch der Cenie? Oder, wenn ſie ihr nicht fehlen, ſo muß Cenie nothwendig das Werk eines Mannes ſeyn? Rouſſeau ſelbſt würde ſo nicht ſchlieſſen. Er ſagt vielmehr, was er dem Frauenzimmer überhaupt abſprechen zu müſſen glaube, wolle er darum keiner Frau insbeſondere ſtreitig machen. (Ce n'eſt pas à une femme, mais aux femmes que je refuſe les talens des hommes (*).) Und dieſes ſagt er eben auf Veranlaſſung der Cenie; eben da, wo er die Graffigni als die Verfaſſerinn derſelben anführt. Dabey merke man wohl, daß Graffigni ſeine Freundinn nicht war, daß ſie übels von ihm geſprochen hatte, daß er ſich an eben der Stelle über ſie beklagt. Dem ohngeachtet erklärt er ſie lieber für eine Ausnahme ſeines Satzes, als daß er im geringſten auf das Vorgeben des Chevrier anſpielen ſollte, welches er zu thun, ohne Zweifel, Freymüthigkeit genug gehabt hätte, wenn er nicht von dem Gegentheile überzeugt geweſen wäre.

(*) Ibid. p. 78.

Chevrier hat mehr ſolche verkleinerliche geheime Nachrichten. Eben dieſer Abt, wie Chevrier wiſſen will, hat für die Favart gearbeitet. Er hat die komiſche Oper, Annette und Lubin, gemacht; und nicht Sie, die Aktrice, von der er ſagt, daß ſie kaum leſen könne. Sein Beweis iſt ein Gaſſenhauer, der in Paris darüber herumgegangen; und es iſt allerdings wahr, daß die Gaſſenhauer in der franzöſiſchen Geſchichte überhaupt unter die glaubwürdigſten Dokumente gehören.

Warum ein Geiſtlicher ein ſehr verliebtes Singſpiel unter fremdem Namen in die Welt ſchicke, ließe ſich endlich noch begreifen. Aber warum er ſich zu einer Cenie nicht bekennen wolle, der ich nicht viele Predigten vorziehen möchte, iſt ſchwerlich abzuſehen. Dieſer Abt hat ja ſonſt mehr als ein Stück aufführen und drucken laſſen, von welchen ihn jedermann als den Verfaſſer kennet, und die der Cenie bey weiten nicht gleich kommen. Wenn er einer Frau von vier und funfzig Jahren eine Galanterie machen wollte, iſt es wahrſcheinlich, daß er es gerade mit ſeinem beſten Werke würde gethan haben? —

Den zwey und vierzigſten Abend (Montags, den 13ten Julius,) ward die Frauenſchule von Moliere aufgeführt.

Moliere hatte bereits ſeine Männerſchule gemacht, als er im Jahre 1662 dieſe Frauenſchule darauf folgen ließ. Wer beide Stücke nicht kennet, würde ſich ſehr irren, wenn er glaubte, daß hier den Frauen, wie dort den Männern, ihre Schuldigkeit geprediget würde. Es ſind beides witzige Poſſenſpiele, in welchen ein Paar junge Mädchen, wovon das eine in aller Strenge erzogen und das andere in aller Einfalt aufgewachſen, ein Paar alte Laffen hintergehen; und die beide die Männerſchule heiſſen müßten, wenn Moliere weiter nichts darinn hätte lehren wollen, als daß das dümmſte Mädchen noch immer Verſtand genug habe zu betrügen, und daß Zwang und Aufſicht weit weniger fruchte und nutze, als Nachſicht und Freyheit. Wirklich iſt für das weibliche Geſchlecht in der Frauenſchule nicht viel zu lernen; es wäre denn, daß Moliere mit dieſem Titel auf die Eheſtandsregeln, in der zweyten Scene des dritten Akts, geſehen hätte, mit welchen aber die Pflichten der Weiber eher lächerlich gemacht werden.

„Die zwey glücklichſten Stoffe zur Tragödie und Komödie, ſagt Trublet, (*) ſind der Cid und die Frauenſchule. Aber beide ſind vom Corneille und Moliere bearbeitet worden, als dieſe Dichter ihre völlige Stärke noch nicht hatten. Dieſe Anmerkung, fügt er hinzu, habe ich von dem Hrn. von Fontenelle.“

(*) Eſſais de Litt. & de Morale T. IV. p. 295.

Wenn doch Trublet den Hrn. von Fontenelle gefragt hätte, wie er dieſes meine. Oder Falls es ihm ſo ſchon verſtändlich genug war, wenn er es doch auch ſeinen Leſern mit ein Paar Worten hätte verſtändlich machen wollen. Ich wenigſtens bekenne, daß ich gar nicht abſehe, wo Fontenelle mit dieſem Räthſel hingewollt. Ich glaube, er hat ſich verſprochen; oder Trublet hat ſich verhört.

Wenn indeß, nach der Meinung dieſer Männer, der Stoff der Frauenſchule ſo beſonders glücklich iſt, und Moliere in der Ausführung deſſelben nur zu kurz gefallen: ſo hätte ſich dieſer auf das ganze Stück eben nicht viel einzubilden gehabt. Denn der Stoff iſt nicht von ihm; ſondern Theils aus einer Spaniſchen Erzehlung, die man bey dem Scarron, unter dem Titel, die vergebliche Vorſicht, findet, Theils aus den ſpaßhaften Nächten des Straparolle genommen, wo ein Liebhaber einem ſeiner Freunde alle Tage vertrauet, wie weit er mit ſeiner Geliebten gekommen, ohne zu wiſſen, daß dieſer Freund ſein Nebenbuhler iſt.

„Die Frauenſchule, ſagt der Herr von Voltaire, war ein Stück von einer ganz neuen Gattung, worinn zwar alles nur Erzehlung, aber doch ſo künſtliche Erzehlung iſt, daß alles Handlung zu ſeyn ſcheinet.„

Wenn das Neue hierinn beſtand, ſo iſt es ſehr gut, daß man die neue Gattung eingehen laſſen. Mehr oder weniger künſtlich, Erzehlung bleibt immer Erzehlung, und wir wollen auf dem Theater wirkliche Handlungen ſehen. — Aber iſt es denn auch wahr, daß alles darinn erzehlt wird? daß alles nur Handlung zu ſeyn ſcheint? Voltaire hätte dieſen alten Einwurf nicht wieder aufwärmen ſollen; oder, anſtatt ihn in ein anſcheinendes Lob zu verkehren, hätte er wenigſtens die Antwort beyfügen ſollen, die Moliere ſelbſt darauf ertheilte, und die ſehr paſſend iſt. Die Erzehlungen nehmlich ſind in dieſem Stücke, vermöge der innern Verfaſſung deſſelben, wirkliche Handlung; ſie haben alles, was zu einer komiſchen Handlung erforderlich iſt; und es iſt bloße Wortklauberey, ihnen dieſen Namen hier ſtreitig zu machen. (*) Denn es kömmt ja weit weniger auf die Vorfälle an, welche erzehlt werden, als auf den Eindruck, welchen dieſe Vorfälle auf den betrognen Alten machen, wenn er ſie erfährt. Das Lächerliche dieſes Alten wollte Moliere vornehmlich ſchildern; ihn müſſen wir alſo vornehmlich ſehen, wie er ſich bey dem Unfalle, der ihm drohet, gebehr-

---

(*) **In der Kritik der Frauenſchule, in der Perſon des Dorante:** Les recits eux mêmes y ſont des actions ſuivant la conſtitution du ſujet.

behrdet; und dieſes hätten wir ſo gut nicht geſehen, wenn der Dichter das, was er erzehlen läßt, vor unſern Augen hätte vorgehen laſſen, und das, was er vorgehen läßt, dafür hätte erzehlen laſſen. Der Verdruß, den Arnolph empfindet; der Zwang, den er ſich anthut, dieſen Verdruß zu verbergen; der höhniſche Ton, den er annimmt, wenn er den weitern Progreſſe des Horaz nun vorgebauet zu haben glaubet; das Erſtaunen, die ſtille Wuth, in der wir ihn ſehen, wenn er vernimmt, daß Horaz dem ohngeachtet ſein Ziel glücklich verfolgt: das ſind Handlungen, und weit komiſchere Handlungen, als alles, was außer der Scene vorgeht. Selbſt in der Erzehlung der Agneſe, von ihrer mit dem Horaz gemachten Bekanntſchaft, iſt mehr Handlung, als wir finden würden, wenn wir dieſe Bekanntſchaft auf der Bühne wirklich machen ſähen.

Alſo, anſtatt von der Frauenſchule zu ſagen, daß alles darinn Handlung ſcheine, obgleich alles nur Erzehlung ſey, glaubte ich mit mehrerm Rechte ſagen zu können, daß alles Handlung darinn ſey, obgleich alles nur Erzehlung zu ſeyn ſcheine.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Vier und funfzigſtes Stück.

Den 6ten November, 1767.

Den drey und vierzigſten Abend (Dienſtags, den 14ten Julius,) ward die Mütterſchule des La Chauſſee, und den vier und vierzigſten Abend (als den 15ten,) der Graf von Eſſex wiederholt. (*)

Da die Engländer von je her ſo gern domeſtica facta auf ihre Bühne gebracht haben, ſo kann man leicht vermuthen, daß es ihnen auch an Trauerſpielen über dieſen Gegenſtand nicht fehlen wird. Das älteſte iſt das von Joh. Banks, unter dem Titel, der unglückliche Liebling, oder Graf von Eſſex. Es kam 1682 aufs Theater, und erhielt allgemeinen Beyfall. Damals aber hatten die Franzoſen ſchon drey Eſſexe; des Calprenede von 1638; des Boyer von 1678, und des jüngern Corneille, von eben die-

---

(*) S. den 26ſten u. 30ſten Abend Seite 161 u. 173.

dieſem Jahre. Wollten indeß die Engländer, daß ihnen die Franzoſen auch hierinn nicht möchten zuvorgekommen ſeyn, ſo würden ſie ſich vielleicht auf Daniels Philotas beziehen können; ein Trauerſpiel von 1611, in welchem man die Geſchichte und den Charakter des Grafen, unter fremden Namen, zu finden glaubte. (*)

Banks ſcheinet keinen von ſeinen franzöſiſchen Vorgängern gekannt zu haben. Er iſt aber einer Novelle gefolgt, die den Titel, Geheime Geſchichte der Königinn Eliſabeth und des Grafen von Eſſex, führet, (**) wo er den ganzen Stoff ſich ſo in die Hände gearbeitet fand, daß er ihn blos zu dialogiren, ihm blos die äußere dramatiſche Form zu ertheilen brauchte. Hier iſt der ganze Plan, wie er von dem Verfaſſer der unten angeführten Schrift, zum Theil, ausgezogen worden. Vielleicht, daß es meinen Leſern nicht unangenehm iſt, ihn gegen das Stück des Corneille halten zu können.

„Um unſer Mitleid gegen den unglücklichen Grafen deſto lebhafter zu machen, und die heftige Zuneigung zu entſchuldigen, welche die Königinn für ihn äußert, werden ihm alle die erhabenſten Eigenſchaften eines Helden beygelegt; und

---

(*) Cibber's Lives of the Engl. Poets. Vol. I. p. 147

(**) The Companion to the Theatre. Vol. II. p. 99.

und es fehlt ihm zu einem vollkommenen Charakter weiter nichts, als daß er ſeine Leidenſchaften nicht beſſer in ſeiner Gewalt hat. Burleigh, der erſte Miniſter der Königinn, der auf ihre Ehre ſehr eiferſüchtig iſt, und den Grafen wegen der Gunſtbezeigungen beneidet, mit welchen ſie ihn überhäuft, bemüht ſich unabläßig, ihn verdächtig zu machen. Hierinn ſteht ihm Sir Walter Raleigh, welcher nicht minder des Grafen Feind iſt, treulich bey; und beide werden von der boshaften Gräfinn von Nottingham noch mehr verhetzt, die den Grafen ſonſt geliebt hatte, nun aber, weil ſie keine Gegenliebe von ihm erhalten können, was ſie nicht beſitzen kann, zu verderben ſucht. Die ungeſtüme Gemüthsart des Grafen macht ihnen nur allzugutes Spiel, und ſie erreichen ihre Abſicht auf folgende Weiſe.

Die Königinn hatte den Grafen, als ihren Generaliſſimus, mit einer ſehr anſehnlichen Armee gegen den Tyrone geſchickt, welcher in Irrland einen gefährlichen Aufſtand erregt hatte. Nach einigen nicht viel bedeutenden Scharmützeln ſahe ſich der Graf genöthiget, mit dem Feinde in Unterhandlung zu treten, weil ſeine Truppen durch Strabazen und Krankheiten ſehr abgemattet waren, Tyrone aber mit ſeinen Leuten ſehr vortheilhaft poſtiret ſtand. Da dieſe Unterhandlung zwiſchen den Anführern mündlich betrieben ward, und kein Menſch dabey zugegen ſeyn durfte: ſo wurde ſie der Königinn als ihrer Ehre höchſt nachtheilig, und als ein gar nicht zweydeutiger Beweis vorgeſtellet, daß Eſſex mit den Rebellen in einem heimlichen Verſtändniſſe ſtehen müſſe. Burleigh und Raleigh, mit einigen andern Parlamentsgliedern, treten ſie daher um Erlaubniß an, ihn des Hochverraths anklagen zu dürfen, welches ſie aber ſo wenig zu verſtatten geneigt iſt, daß ſie ſich vielmehr über ein dergleichen Unternehmen ſehr aufgebracht bezeiget. Sie wiederholt die vorigen Dienſte, welche der Graf der Nation erwieſen, und erklärt, daß ſie die Undankbarkeit und den boshaften Neid ſeiner Ankläger verabſcheue. Der Graf von Southampton, ein aufrichtiger Freund des Eſſex, nimmt ſich zugleich ſeiner auf das lebhafteſte an; er erhebt die Gerechtigkeit der Königinn, einen ſolchen Mann nicht unterdrücken zu laſſen; und ſeine Feinde müſſen vor dieſesmal ſchweigen. (Erſter Akt.)

Indeß iſt die Königinn mit der Aufführung des Grafen nichts weniger, als zufrieden, ſondern läßt ihm befehlen, ſeine Fehler wieder gut zu machen, und Irrland nicht eher zu verlaſſen, als bis er die Rebellen völlig zu Paaren getrieben, und alles wieder beruhiget habe. Doch Eſſex, dem die Beſchuldigungen nicht unbekannt geblieben, mit welchen ihn ſeine Feinde bey ihr an-

anzuſchwärzen ſuchen, iſt viel zu ungeduldig, ſich zu rechtfertigen, und kömmt, nachdem er den Tyrone zu Niederlegung der Waffen vermocht, des ausdrücklichen Verbots der Königinn ungeachtet, nach England über. Dieſer unbedachtſame Schritt macht ſeinen Feinden eben ſo viel Vergnügen, als ſeinen Freunden Unruhe; beſonders zittert die Gräfinn von Rutland, mit welcher er insgeheim verheyrathet iſt, vor den Folgen. Am meiſten aber betrübt ſich die Königinn, da ſie ſieht, daß ihr durch dieſes raſche Betragen aller Vorwand benommen iſt, ihn zu vertreten, wenn ſie nicht eine Zärtlichkeit verrathen will, die ſie gern vor der ganzen Welt verbergen möchte. Die Erwägung ihrer Würde, zu welcher ihr natürlicher Stolz kömmt, und die heimliche Liebe, die ſie zu ihm trägt, erregen in ihrer Bruſt den grauſamſten Kampf. Sie ſtreitet lange mit ſich ſelbſt, ob ſie den verwegnen Mann nach dem Tower ſchicken, oder den geliebten Verbrecher vor ſich laſſen und ihm erlauben ſoll, ſich gegen ſie ſelbſt zu rechtfertigen. Endlich entſchließt ſie ſich zu dem letztern, doch nicht ohne alle Einſchränkung; ſie will ihn ſehen, aber ſie will ihn auf eine Art empfangen, daß er die Hoffnung wohl verlieren ſoll, für ſeine Vergehungen ſo bald Vergebung zu erhalten. Burleigh, Raleigh und Nottingham ſind bey dieſer Zuſammenkunft gegenwärtig. Die Königinn iſt auf die letztere gelehnet, und ſcheinet tief im Geſpräche zu ſeyn, ohne den Grafen nur ein einzigesmal anzuſehen. Nachdem ſie ihn eine Weile vor ſich knien laſſen, verläßt ſie auf einmal das Zimmer, und gebiethet allen, die es redlich mit ihr meinen, ihr zu folgen, und den Verräther allein zu laſſen. Niemand darf es wagen, ihr ungehorſam zu ſeyn; ſelbſt Southampton gehet mit ihr ab, kömmt aber bald, mit der troſtloſen Rutland, wieder, ihren Freund bey ſeinem Unfalle zu beklagen. Gleich darauf ſchicket die Königinn den Burleigh und Raleigh zu dem Grafen, ihm den Kommandoſtab abzunehmen; er weigert ſich aber, ihn in andere, als in der Königinn eigene Hände, zurück zu liefern, und beiden Miniſtern wird, ſowohl von ihm, als von dem Southampton, ſehr verächtlich begegnet. (Zweyter Akt.)

Die Königinn, der dieſes ſein Betragen ſogleich hinterbracht wird, iſt äußerſt gereitzt, aber doch in ihren Gedanken noch immer uneinig. Sie kann weder die Verunglimpfungen, deren ſich die Nottingham gegen ihn erkühnt, noch die Lobſprüche vertragen, die ihm die unbedachtſame Rutland aus der Fülle ihres Herzens ertheilet; ja, dieſe ſind ihr noch mehr zuwider als jene, weil ſie daraus entdeckt, daß die Rutland ihn liebet. Zuletzt befiehlt ſie, dem ohngeachtet, daß er vor ſie gebracht werden ſoll.

ſoll. Er kömmt, und verſucht es, ſeine Aufführung zu vertheidigen. Doch die Gründe, die er desfalls beybringt, ſcheinen ihr viel zu ſchwach, als daß ſie ihren Verſtand von ſeiner Unſchuld überzeugen ſollten. Sie verzeihet ihm, um der geheimen Neigung, die ſie für ihn hägt, ein Genüge zu thun; aber zugleich entſetzt ſie ihn aller ſeiner Ehrenſtellen, in Betrachtung deſſen, was ſie ſich ſelbſt, als Königinn, ſchuldig zu ſeyn glaubt. Und nun iſt der Graf nicht länger vermögend, ſich zu mäßigen; ſeine Ungeſtümheit bricht los; er wirft den Stab zu ihren Füßen, und bedient ſich verſchiedner Ausdrücke, die zu ſehr wie Vorwürfe klingen, als daß ſie den Zorn der Königinn nicht aufs höchſte treiben ſollten. Auch antwortet ſie ihm darauf, wie es Zornigen ſehr natürlich iſt; ohne ſich um Anſtand und Würde, ohne ſich um die Folgen zu bekümmern: nehmlich, anſtatt der Antwort, giebt ſie ihm eine Ohrſeige. Der Graf greiſt nach dem Degen; und nur der einzige Gedanke, daß es ſeine Königinn, daß es nicht ſein König iſt, der ihn geſchlagen, mit einem Worte, daß es eine Frau iſt, von der er die Ohrſeige hat, hält ihn zurück, ſich thätlich an ihr zu vergehen. Southampton beſchwört ihn, ſich zu faſſen; aber er wiederholt ſeine ihr und dem Staate geleiſteten Dienſte nochmals, und wirft dem Burleigh und Raleigh ihren niederträchtigen Neid,

Neid, ſo wie der Königinn ihre Ungerechtigkeit vor. Sie verläßt ihn in der äußerſten Wuth; und niemand als Southampton bleibt bey ihm, der Freundſchaft genug hat, ſich itzt eben am wenigſten von ihm trennen zu laſſen. (Dritter Akt.)

Der Graf geräth über ſein Unglück in Verzweiflung; er läuft wie unſinnig in der Stadt herum, ſchreyet über das ihm angethane Unrecht, und ſchmähet auf die Regierung. Alles das wird der Königinn, mit vielen Uebertreibungen, wiedergeſagt, und ſie giebt Befehl, ſich der beiden Grafen zu verſichern. Es wird Mannſchaft gegen ſie ausgeſchickt, ſie werden gefangen genommen, und in den Tower in Verhaft geſetzt, bis daß ihnen der Proceß kann gemacht werden. Doch indeß hat ſich der Zorn der Königinn gelegt, und günſtigern Gedanken für den Eſſex wiederum Raum gemacht. Sie will ihn alſo, ehe er zum Verhöre geht, allem, was man ihr darwider ſagt, ungeachtet, nochmals ſehen; und da ſie beſorgt, ſeine Verbrechen möchten zu ſtrafbar befunden werden, ſo giebt ſie ihm, um ſein Leben wenigſtens in Sicherheit zu ſetzen, einen Ring, mit dem Verſprechen, ihm gegen dieſen Ring, ſobald er ihn ihr zuſchicke, alles, was er verlangen würde, zu gewähren. Faſt aber bereuet ſie es wieder, daß ſie ſo gütig gegen ihn geweſen, als ſie gleich darauf erfährt, daß er mit der Rutland vermählt iſt; und es von der Rutland ſelbſt erfährt, die für ihn um Gnade zu bitten kömmt. (Vierter Akt.)

Hamburgiſche Dramaturgie.

Fünf und funfzigſtes Stück.

Den 10ten November, 1767.

Was die Königinn gefürchtet hatte, geſchieht; Eſſex wird nach den Geſetzen ſchuldig befunden und verurtheilet, den Kopf zu verlieren; ſein Freund Southampton desgleichen. Nun weiß zwar Eliſabeth, daß ſie, als Königinn, den Verbrecher begnadigen kann; aber ſie glaubt auch, daß eine ſolche freywillige Begnadigung auf ihrer Seite eine Schwäche verrathen würde, die keiner Königinn gezieme; und alſo will ſie ſo lange warten, bis er ihr den Ring ſenden, und ſelbſt um ſein Leben bitten wird. Voller Ungeduld indeß, daß es je eher je lieber geſchehen möge, ſchickt ſie die Nottingham zu ihm, und läßt ihn erinnern, an ſeine Rettung zu denken. Nottingham ſtellt ſich, das zärtlichſte Mitleid für ihn zu fühlen; und er vertrauet ihr das koſtbare Unterpfand ſeines Lebens, mit der demüthigſten Bitte an die

Königinn, es ihm zu ſchenken. Nun hat Nottingham alles, was ſie wünſchet; nun ſteht es bey ihr, ſich wegen ihrer verachteten Liebe an dem Grafen zu rächen. Anſtatt alſo das auszurichten, was er ihr aufgetragen, verleumdet ſie ihn auf das boshafteſte, und mahlt ihn ſo ſtolz, ſo trotzig, ſo feſt entſchloſſen ab, nicht um Gnade zu bitten, ſondern es auf das Aeußerſte ankommen zu laſſen, daß die Königinn dem Berichte kaum glauben kann, nach wiederholter Verſicherung aber, voller Wuth und Verzweiflung den Befehl ertheilet, das Urtheil ohne Anſtand an ihm zu vollziehen. Dabey giebt ihr die boshafte Nottingham ein, den Grafen von Southampton zu begnadigen, nicht weil ihr das Unglück deſſelben wirklich nahe geht, ſondern weil ſie ſich einbildet, daß Eſſex die Bitterkeit ſeiner Strafe um ſo vielmehr empfinden werde, wenn er ſieht, daß die Gnade, die man ihm verweigert, ſeinem mitſchuldigen Freunde nicht entſtehe. In eben dieſer Abſicht räth ſie der Königinn auch, ſeiner Gemahlinn, der Gräfinn von Rutland, zu erlauben, ihn noch vor ſeiner Hinrichtung zu ſehen. Die Königinn williget in beides, aber zum Unglücke für die grauſame Rathgeberinn; denn der Graf giebt ſeiner Gemahlinn einen Brief an die Königinn, die ſich eben in den Tower befindet, und ihn kurz darauf, als man den Grafen abgeführet,

er-

erhält. Aus dieſem Briefe erſieht ſie, daß der Graf der Nottingham den Ring gegeben, und ſie durch dieſe Verrätherinn um ſein Leben bitten laſſen. Sogleich ſchickt ſie, und läßt die Vollſtreckung des Urtheils unterſagen; doch Burleigh und Raleigh, dem ſie aufgetragen war, hatten ſo ſehr damit geeilet, daß die Bothſchaft zu ſpät kömmt. Der Graf iſt bereits todt. Die Königinn geräth vor Schmerz außer ſich, verbannt die abſcheuliche Nottingham auf ewig aus ihren Augen, und giebt allen, die ſich als Feinde des Grafen erwieſen hatten, ihren bitterſten Unwillen zu erkennen.„

Aus dieſem Plane iſt genugſam abzunehmen, daß der Eſſex des Banks ein Stück von weit mehr Natur, Wahrheit und Uebereinſtimmung iſt, als ſich in dem Eſſex des Corneille findet. Banks hat ſich ziemlich genau an die Geſchichte gehalten, nur daß er verſchiedne Begebenheiten näher zuſammen gerückt, und ihnen einen unmittelbarern Einfluß auf das endliche Schickſal ſeines Helden gegeben hat. Der Vorfall mit der Ohrfeige iſt eben ſo wenig erdichtet, als der mit dem Ringe; beide finden ſich, wie ich ſchon angemerkt, in der Hiſtorie, nur jener weit früher und bey einer ganz andern Gelegenheit; ſo wie es auch von dieſem zu vermuthen. Denn es iſt begreiflicher, daß die Königinn dem Grafen den Ring zu einer Zeit gegeben, da ſie mit ihm vollkommen zufrieden war, als daß ſie ihm dieſes Unterpfand ihrer Gnade itzt erſt ſollte geſchenkt haben, da er ſich ihrer eben am meiſten verluſtig gemacht hatte, und der Fall, ſich deſſen zu gebrauchen, ſchon wirklich da war. Dieſer Ring ſollte ſie erinnern, wie theuer ihr der Graf damals geweſen, als er ihn von ihr erhalten; und dieſe Erinnerung ſollte ihm alsdann alle das Verdienſt wiedergeben, welches er unglücklicher Weiſe in ihren Augen etwa könnte verloren haben. Aber was braucht es dieſes Zeichens, dieſer Erinnerung von heute bis auf morgen? Glaubt ſie ihrer günſtigen Geſinnungen auch auf ſo wenige Stunden nicht mächtig zu ſeyn, daß ſie ſich mit Fleiß auf eine ſolche Art feſſeln will? Wenn ſie ihm in Ernſte vergeben hat, wenn ihr wirklich an ſeinem Leben gelegen iſt: wozu das ganze Spiegelgefechte? Warum konnte ſie es bey den mündlichen Verſicherungen nicht bewenden laſſen? Gab ſie den Ring, blos um den Grafen zu beruhigen; ſo verbindet er ſie, ihm ihr Wort zu halten, er mag wieder in ihre Hände kommen, oder nicht. Gab ſie ihn aber, um durch die Wiedererhaltung deſſelben von der fortdauernden Reue und Unterwerfung des Grafen verſichert zu ſeyn: wie kann ſie in einer ſo wichtigen Sache ſeiner tödlichſten Feindinn glauben? Und hatte ſich die Nottingham nicht kurz zuvor gegen ſie ſelbſt als eine ſolche bewieſen?

So

So wie Banks alſo den Ring gebraucht hat, thut er nicht die beſte Wirkung. Mich dünkt, er würde eine weit beſſere thun, wenn ihn die Königinn ganz vergeſſen hätte, und er ihr plötzlich, aber auch zu ſpät, eingehändiget würde, indem ſie eben von der Unſchuld, oder wenigſtens geringern Schuld des Grafen, noch aus andern Gründen überzeugt würde. Die Schenkung des Ringes hätte vor der Handlung des Stücks lange müſſen vorhergegangen ſeyn, und blos der Graf hätte darauf rechnen müſſen, aber aus Edelmuth nicht eher Gebrauch davon machen wollen, als bis er geſehen, daß man auf ſeine Rechtfertigung nicht achte, daß die Königinn zu ſehr wider ihn eingenommen ſey, als daß er ſie zu überzeugen hoffen könne, daß er ſie alſo zu bewegen ſuchen müſſe. Und indem ſie ſo bewegt würde, müßte die Ueberzeugung dazu kommen; die Erkennung ſeiner Unſchuld und die Erinnerung ihres Verſprechens, ihn auch dann, wenn er ſchuldig ſeyn ſollte, für unſchuldig gelten zu laſſen, müßten ſie auf einmal überraſchen, aber nicht eher überraſchen, als bis es nicht mehr in ihrem Vermögen ſtehet, gerecht u. erkeñtlich zu ſeyn.

Viel glücklicher hat Banks die Ohrfeige in ſein Stück eingeflochten. — Aber eine Ohrfeige in einem Trauerſpiele! Wie engliſch, wie unanſtändig! — Ehe meine feinern Leſer zu ſehr darüber ſpotten, bitte ich ſie, ſich der Ohrfeige im

Cid zu erinnern. Die Anmerkung, die der Hr. von Voltaire darüber gemacht hat, iſt in vielerley Betrachtung merkwürdig. „Heut zu Tage, ſagt er, „dürfte man es nicht wagen, einem „Helden eine Ohrfeige geben zu laſſen. Die „Schauſpieler ſelbſt wiſſen nicht, wie ſie ſich dabey anſtellen ſollen; ſie thun nur, als ob ſie „eine gäben. Nicht einmal in der Komödie iſt „ſo etwas mehr erlaubt; und dieſes iſt das einzige Exempel, welches man auf der tragiſchen „Bühne davon hat. Es iſt glaublich, daß man „unter andern mit deswegen den Cid eine Tragikomödie betitelte; und damals waren faſt „alle Stücke des Scuderi und des Boisrobert „Tragikomödien. Man war in Frankreich lange „der Meinung geweſen, daß ſich das ununterbrochne Tragiſche, ohne alle Vermiſchung mit „gemeinen Zügen, gar nicht aushalten laſſe. „Das Wort Tragikomödie ſelbſt, iſt ſehr alt; „Plautus braucht es, ſeinen Amphitruo damit „zu bezeichnen, weil das Abentheuer des Soſias „zwar komiſch, Amphitruo ſelbſt aber in allem „Ernſte betrübt iſt.„ — Was der Herr von Voltaire nicht alles ſchreibt! Wie gern er immer ein wenig Gelehrſamkeit zeigen will, und wie ſehr er meiſtentheils damit verunglückt!

Es iſt nicht wahr, daß die Ohrfeige im Cid die einzige auf der tragiſchen Bühne iſt. Voltaire hat den Eſſex des Banks entweder nicht ge-

gekannt, oder vorausgeſetzt, daß die tragiſche Bühne ſeiner Nation allein dieſen Namen verdiene. Unwiſſenheit verräth beides; und nur das letztere noch mehr Eitelkeit, als Unwiſſenheit. Was er von dem Namen der Tragikomödie hinzufügt, iſt eben ſo unrichtig. Tragikomödie hieß die Vorſtellung einer wichtigen Handlung unter vornehmen Perſonen, die einen vergnügten Ausgang hat; das iſt der Cid, und die Ohrfeige kam dabey gar nicht in Betrachtung; denn dieſer Ohrfeige ungeachtet, nannte Corneille hernach ſein Stück eine Tragödie, ſobald er das Vorurtheil abgelegt hatte, daß eine Tragödie nothwendig eine unglückliche Kataſtrophe haben müſſe. Plautus braucht zwar das Wort Tragicocomœdia: aber er braucht es blos im Scherze; und gar nicht, um eine beſondere Gattung damit zu bezeichnen. Auch hat es ihm in dieſem Verſtande kein Menſch abgeborgt, bis es in dem ſechszehnten Jahrhunderte den Spaniſchen und Italieniſchen Dichtern einfiel, gewiſſe von ihren dramatiſchen Mißgeburten ſo zu nennen. (*) Wenn aber auch Plau-

(*) Ich weiß zwar nicht, wer dieſen Namen eigentlich zuerſt gebraucht hat; aber das weiß ich gewiß, daß es Garnier nicht iſt. Hedelin ſagte: Je ne ſçai ſi Garnier fut le premier qui s'en ſervit, mais il a fait porter ce titre à ſa Bradamante, ce que depuis pluſieurs ont imité. (Prat. du Th. liv. II. ch. 10.)

tus ſeinen Amphitruo im Ernſte ſo genannt hätte, ſo wäre es doch nicht aus der Urſache geſchehen, die ihm Voltaire andichtet. Nicht weil der Antheil, den Soſias an der Handlung nimmt, komiſch, und der, den Amphitruo daran nimmt, tragiſch iſt: nicht darum hätte Plautus ſein Stück lieber eine Tragikomödie nennen wollen. Denn ſein Stück iſt ganz komiſch, und wir beluſtigen uns an der Verlegenheit des Amphitruo eben ſo ſehr, als an des Soſias ſeiner. Sondern darum, weil dieſe komiſche Handlung größtentheils unter höhern Perſonen vorgehet, als man in der Komödie zu ſehen gewohnt iſt. Plautus ſelbſt erklärt ſich darüber deutlich genug:

Faciam ut commixta ſit Tragico-comœdia:
Nam me perpetuo facere ut ſit Comœdia
Reges quo veniant & di, non par arbitror.
Quid igitur? quoniam hic ſervus quoque partes habet,
Faciam hanc, proinde ut dixi, Tragico-comœdiam.

Ham-

Und dabey hätten es die Geſchichtſchreiber des franzöſiſchen Theaters auch nur ſollen bewenden laſſen. Aber ſie machen die leichte Vermuthung des Hedelins zur Gewißheit, und gratuliren ihrem Landsmanne zu einer ſo ſchönen Erfindung. Voici la premiére Tragi-Comedie, ou pour mieux dire le premier poeme du Theatre qui a porté ce titre — Garnier ne connoiſſoit pas aſſez les fineſſes de l'art qu'il profeſſoit; tenons-lui cependent compte d'avoir le premier, & ſans le ſecours des Anciens, ni de ſes contemporains, fait entrevoir une idée, qui n'a pas été inutile à beaucoup d'Auteurs du dernier ſiecle. Garniers Bradamante iſt von 1582, und ich kenne eine Menge weit frühere franzöſiſche und italieniſche Stücke, die dieſen Titel führen.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Sechs und funfzigſtes Stück.

Den 13ten November, 1767.

Aber wiederum auf die Ohrfeige zu kommen. — Einmal iſt es doch nun ſo, daß eine Ohrfeige, die ein Mann von Ehre von ſeines Gleichen oder von einem Höhern bekömmt, für eine ſo ſchimpfliche Beleidigung gehalten wird, daß alle Genugthuung, die ihm die Geſetze dafür verſchaffen können, vergebens iſt. Sie will nicht von einem dritten beſtraft, ſie will von dem Beleidigten ſelbſt gerächet, und auf eine eben ſo eigenmächtige Art gerächet ſeyn, als ſie erwieſen worden. Ob es die wahre oder die falſche Ehre iſt, die dieſes gebiethet, davon iſt hier die Rede nicht. Wie geſagt, es iſt nun einmal ſo.

Und wenn es nun einmal in der Welt ſo iſt: warum ſoll es nicht auch auf dem Theater ſo ſeyn? Wenn die Ohrfeigen dort im Gange ſind: warum nicht auch hier?

„Die Schauſpieler, ſagt der Herr von Voltaire, wiſſen nicht, wie ſie ſich dabey anſtellen ſollen.„ Sie wüßten es wohl; aber man will eine Ohrfeige auch nicht einmal gern im fremden Namen haben. Der Schlag ſetzt ſie in Feuer; die Perſon erhält ihn, aber ſie fühlen ihn; das Gefühl hebt die Verſtellung auf; ſie gerathen aus ihrer Faſſung; Scham und Verwirrung äußert ſich wider Willen auf ihrem Geſichte; ſie ſollten zornig ausſehen, und ſie ſehen albern aus; und jeder Schauſpieler, deſſen eigene Empfindungen mit ſeiner Rolle in Colliſion kommen, macht uns zu lachen.

Es iſt dieſes nicht der einzige Fall, in welchem man die Abſchaffung der Maſken betauern möchte. Der Schauſpieler kann ohnſtreitig unter der Maſke mehr Contenance halten; ſeine Perſon findet weniger Gelegenheit auszubrechen; und wenn ſie ja ausbricht, ſo werden wir dieſen Ausbruch weniger gewahr.

Doch der Schauſpieler verhalte ſich bey der Ohrfeige, wie er will: der dramatiſche Dichter arbeitet zwar für den Schauſpieler, aber er muß ſich darum nicht alles verſagen, was dieſem weniger thulich und bequem iſt. Kein Schauſpieler kann roth werden, wenn er will: aber gleichwohl darf es ihm der Dichter vorſchreiben; gleichwohl darf er den einen ſagen laſſen, daß er es den andern werden ſieht. Der Schauſpieler will ſich nicht ins Geſichte ſchlagen laſſen; er glaubt, es mache ihn verächtlich; es verwirrt ihn; es ſchmerzt ihn: recht gut! Wenn er es in ſeiner Kunſt ſo weit noch nicht gebracht hat, daß ihn ſo etwas nicht verwirret; wenn er ſeine Kunſt ſo ſehr nicht liebet, daß er ſich, ihr zum Beſten, eine kleine Kränkung will gefallen laſſen: ſo ſuche er über die Stelle ſo gut wegzukommen, als er kann; er weiche dem Schlage aus; er halte die Hand vor; nur verlange er nicht, daß ſich der Dichter ſeinetwegen mehr Bedenklichkeiten machen ſoll, als er ſich der Perſon wegen macht, die er ihn vorſtellen läßt. Wenn der wahre Diego, wenn der wahre Eſſex eine Ohrfeige hinnehmen muß: was wollen ihre Repräſentanten dawider einzuwenden haben?

Aber der Zuſchauer will vielleicht keine Ohrfeige geben ſehen? Oder höchſtens nur einem Bedienten, den ſie nicht beſonders ſchimpft, für den ſie eine ſeinem Stande angemeſſene Züchtigung iſt? Einem Helden hingegen, einem Helden eine Ohrfeige! wie klein, wie unanſtändig! — Und wenn ſie das nun eben ſeyn ſoll? Wenn eben dieſe Unanſtändigkeit die Quelle der gewaltſamſten Entſchließungen, der blutigſten Rache werden ſoll, und wird? Wenn jede geringere Beleidigung dieſe ſchreckliche Wirkungen nicht hätte haben können? Was in ſeinen Folgen ſo tragiſch werden kann, was unter gewiſſen Perſonen nothwendig ſo tragiſch werden muß, ſoll dennoch aus der Tragödie ausgeſchloſſen ſeyn, weil es auch in der Komödie, weil es auch in dem Poſſenſpiele Platz findet? Worüber wir einmal lachen, ſollen wir ein andermal nicht erſchrecken können?

Wenn ich die Ohrfeigen aus einer Gattung des Drama verbannt wiſſen möchte, ſo wäre es aus der Komödie. Denn was für Folgen kann ſie da haben? Traurige? die ſind über ihrer Sphäre. Lächerliche? die ſind unter ihr, und gehören dem Poſſenſpiele. Gar keine? ſo verlohnte es nicht der Mühe, ſie geben zu laſſen. Wer ſie giebt, wird nichts als pöbelhafte Hitze, und wer ſie bekömmt, nichts als knechtiſche Kleinmuth verrathen. Sie verbleibt alſo den beiden Extremis, der Tragödie und dem Poſſenſpiele; die mehrere dergleichen Dinge gemein haben, über die wir entweder ſpotten oder zittern wollen.

Und ich frage jeden, der den Cid vorſtellen ſehen, oder ihn mit einiger Aufmerkſamkeit auch nur geleſen, ob ihn nicht ein Schauder überlaufen, wenn der großſprecheriſche Gormas den alten würdigen Diego zu ſchlagen ſich erdreiſtet? Ob er nicht das empfindlichſte Mitleid für dieſen, und den bitterſten Unwillen gegen jenen empfunden? Ob ihm nicht auf einmal alle die blutigen und traurigen Folgen, die dieſe ſchimpfliche Begegnung nach ſich ziehen müſſe, in die Gedanken geſchoſſen, und ihn mit Erwartung und Furcht erfüllet? Gleichwohl ſoll ein Vorfall, der alle dieſe Wirkung auf ihn hat, nicht tragiſch ſeyn?

Wenn jemals bey dieſer Ohrfeige gelacht worden, ſo war es ſicherlich von einem auf der Gallerie, der mit den Ohrfeigen zu bekannt war, und eben itzt eine von ſeinem Nachbar verdient hätte. Wen aber die ungeſchickte Art, mit der ſich der Schauſpieler etwa dabey betrug, wider Willen zu lächeln machte, der biß ſich geſchwind in die Lippe, und eilte, ſich wieder in die Täuſchung zu verſetzen, aus der faſt jede gewaltſamere Handlung den Zuſchauer mehr oder weniger zu bringen pflegt.

Auch frage ich, welche andere Beleidigung wohl die Stelle der Ohrfeige vertreten könnte? Für jede andere würde es in der Macht des Königs ſtehen, dem Beleidigten Genugthuung zu ſchaffen; für jede andere würde ſich der Sohn weigern dürfen, ſeinem Vater den Vater ſeiner Geliebten aufzuopfern. Für dieſe einzige läßt das Pundonor weder Entſchuldigung noch Abbitte gelten; und alle gütliche Wege, die ſelbſt der Monarch dabey einleiten will, ſind fruchtlos. Corneille ließ nach dieſer Denkungsart den Gormas, wenn ihn der König andeuten läßt, den Diego zufrieden zu ſtellen, ſehr wohl antworten:

Ces ſatisfactions n'appaiſſent point une ame:
Qui les reçoit n'a rien, qui les fait ſe diffame.
Et de tous ces accords l'effet le plus commun,
C'eſt de deshonorer deux hommes au lieu d'un.

Damals war in Frankreich das Edict wider die Duelle nicht lange ergangen, dem dergleichen Maximen ſchnurſtracks zuwider liefen. Corneille erhielt alſo zwar Befehl, die ganzen Zeilen wegzulaſſen; und ſie wurden aus dem Munde der Schauſpieler verbannt. Aber jeder Zuſchauer ergänzte ſie aus dem Gedächtniſſe, und aus ſeiner Empfindung.

In dem Eſſex wird die Ohrfeige dadurch noch kritiſcher, daß ſie eine Perſon giebt, welche die Geſetze der Ehre nicht verbinden. Sie iſt Frau und Königinn: was kann der Beleidigte mit ihr anfangen? Ueber die handfertige wehrhafte Frau würde er ſpotten; denn eine Frau kann weder ſchimpfen, noch ſchlagen. Aber dieſe Frau iſt zugleich der Souverain, deſſen Beſchimpfungen unauslöſchlich ſind, da ſie von ſeiner Würde eine Art von Geſetzmäßigkeit erhalten. Was kann alſo natürlicher ſcheinen, als daß Eſſex ſich wider dieſe Würde ſelbſt auflehnet, und gegen die Höhe tobet, die den Beleidiger ſeiner Rache ent-

entzieht? Ich wüßte wenigſtens nicht, was ſeine letzten Vergehungen ſonſt wahrſcheinlich hätten machen können. Die bloße Ungnade, die bloße Entſetzung ſeiner Ehrenſtellen konnte und durfte ihn ſo weit nicht treiben. Aber durch eine ſo knechtiſche Behandlung außer ſich gebracht, ſehen wir ihn alles, was ihm die Verzweiflung eingiebt, zwar nicht mit Billigung, doch mit Entſchuldigung unternehmen. Die Königinn ſelbſt muß ihn aus dieſem Geſichtspunkte ihrer Verzeihung würdig erkennen; und wir haben ſo ungleich mehr Mitleid mit ihm, als er uns in der Geſchichte zu verdienen ſcheinet, wo das, was er hier in der erſten Hitze der gekränkten Ehre thut, aus Eigennutz und andern niedrigen Abſichten geſchieht.

Der Streit, ſagt die Geſchichte, bey welchem Eſſex die Ohrfeige erhielt, war über die Wahl eines Königs von Irrland. Als er ſahe, daß die Königinn auf ihrer Meinung beharrte, wandte er ihr mit einer ſehr verächtlichen Gebehrde den Rücken. In dem Augenblicke fühlte er ihre Hand, und ſeine fuhr nach dem Degen. Er ſchwur, daß er dieſen Schimpf weder leiden könne noch wolle; daß er ihn ſelbſt von ihrem Vater Heinrich nicht würde erduldet haben: und ſo begab er ſich vom Hofe. Der Brief, den er an den Kanzler Egerton über dieſen Vorfall ſchrieb, iſt mit dem würdigſten Stolze abgefaßt,

faßt, und er ſchien feſt entſchloſſen, ſich der Königinn nie wieder zu nähern. Gleichwohl finden wir ihn bald darauf wieder in ihrer völligen Gnade, und in der völligen Wirkſamkeit eines ehrgeitzigen Lieblings. Dieſe Verſöhnlichkeit, wenn ſie ernſtlich war, macht uns eine ſehr ſchlechte Idee von ihm; und keine viel beſſere, wenn ſie Verſtellung war. In dieſem Falle war er wirklich ein Verräther, der ſich alles gefallen ließ, bis er den rechten Zeitpunkt gekommen zu ſeyn glaubte. Ein elender Weinpacht, den ihm die Königinn nahm, brachte ihn am Ende weit mehr auf, als die Ohrfeige; und der Zorn über dieſe Verſchmälerung ſeiner Einkünfte, verblendete ihn ſo, daß er ohne alle Ueberlegung losbrach. So finden wir ihn in der Geſchichte, und verachten ihn. Aber nicht ſo bey dem Banks, der ſeinen Aufſtand zu der unmittelbaren Folge der Ohrfeige macht, und ihm weiter keine treuloſen Abſichten gegen ſeine Königinn beylegt. Sein Fehler iſt der Fehler einer edeln Hitze, den er bereuet, der ihm vergeben wird, und der blos durch die Bosheit ſeiner Feinde der Strafe nicht entgeht, die ihm geſchenkt war.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Sieben und funfzigſtes Stück.

Den 17ten November, 1767.

Banks hat die nehmlichen Worte beybehalten, die Eſſex über die Ohrfeige ausſtieß. Nur daß er ihn dem einen Heinriche noch alle Heinriche in der Welt, mit ſammt Alexandern, beyfügen läßt. (*) Sein Eſſex iſt überhaupt zu viel Prahler; und es fehlet wenig, daß er nicht ein eben ſo großer Gaſconier iſt, als der

---

(*) Act. III.

—— —— —— —— By all
The Subtilty, and Woman in your Sex,
I ſwear, that had you been a Man you durſt not,
Nay, your bold Father Harry durſt not this
Have done — Why ſay I him? Not all the Harrys,
Nor Alexander's ſelf, were he alive,
Shou'd boaſt of ſuch a deed on Eſſex done
Without revenge. —— —— ——

Eſſer des Gaſconiers Calprenede. Dabey erträgt er ſein Unglück viel zu kleinmüthig, und iſt bald gegen die Königinn eben ſo kriechend, als er vorher vermeſſen gegen ſie war. Banks hat ihn zu ſehr nach dem Leben geſchildert. Ein Charakter, der ſich ſo leicht vergißt, iſt kein Charakter, und eben daher der dramatiſchen Nachahmung unwürdig. In der Geſchichte kann man dergleichen Widerſprüche mit ſich ſelbſt, für Verſtellung halten, weil wir in der Geſchichte doch ſelten das Innerſte des Herzens kennen lernen: aber in dem Drama werden wir mit dem Helden allzuvertraut, als daß wir nicht gleich wiſſen ſollten, ob ſeine Geſinnungen wirklich mit den Handlungen, die wir ihm nicht zugetrauet hätten, übereinſtimmen, oder nicht. Ja, ſie mögen es, oder ſie mögen es nicht: der tragiſche Dichter kann ihn in beiden Fällen nicht recht nutzen. Ohne Verſtellung fällt der Charakter weg; bey der Verſtellung die Würde desſelben.

Mit der Eliſabeth hat er in dieſen Fehler nicht fallen können. Dieſe Frau bleibt ſich in der Geſchichte immer ſo vollkommen gleich, als es wenige Männer bleiben. Ihre Zärtlichkeit ſelbſt, ihre heimliche Liebe zu dem Eſſer, hat er mit vieler Anſtändigkeit behandelt; ſie iſt auch bey ihm gewiſſermaßen noch ein Geheimniß.

niß. Seine Eliſabeth klagt nicht, wie die Eliſabeth des Corneille, über Kälte und Verachtung, über Gluth und Schickſal; ſie ſpricht von keinem Gifte, das ſie verzehre; ſie jammert nicht, daß ihr der Undankbare eine Suffolk vorziehe, nachdem ſie ihm doch deutlich genug zu verſtehen gegeben, daß er um ſie allein ſeufzen ſolle, u. ſ. w. Keine von dieſen Armſeligkeiten kömmt über ihre Lippen. Sie ſpricht nie, als eine Verliebte; aber ſie handelt ſo. Man hört es nie, aber man ſieht es, wie theuer ihr Eſſex ehedem geweſen, und noch iſt. Einige Funken Eiferſucht verrathen ſie; ſonſt würde man ſie ſchlechterdings für nichts, als für ſeine Freundinn halten können.

Mit welcher Kunſt aber Banks ihre Geſinnungen gegen den Grafen in Action zu ſetzen gewußt, das können folgende Scenen des dritten Aufzuges zeigen. — Die Königinn glaubt ſich allein, und überlegt den unglücklichen Zwang ihres Standes, der ihr nicht erlaube, nach der wahren Neigung ihres Herzens zu handeln. Indem wird ſie die Nottingham gewahr, die ihr nachgekommen. —

Die Königinn. Du hier, Nottingham? Ich glaubte, ich ſey allein.

Nottingham. Verzeihe, Königinn, daß ich ſo kühn bin. Und doch befiehlt mir meine

Pflicht, noch kühner zu ſeyn. — Dich bekümmert etwas. Ich muß fragen, — aber erſt auf meinen Knien Dich um Verzeihung bitten, daß ich es frage — Was iſts, das Dich bekümmert? Was iſt es, das dieſe erhabene Seele ſo tief herab beuget? — Oder iſt Dir nicht wohl?

Die Königinn. Steh auf; ich bitte dich. — Mir iſt ganz wohl. — Ich danke dir für deine Liebe. — Nur unruhig, ein wenig unruhig bin ich, — meines Volkes wegen. Ich habe lange regiert, und ich fürchte, ihm nur zu lange. Es fängt an, meiner überdrüßig zu werden. — Neue Kronen ſind wie neue Kränze; die friſcheſten, ſind die lieblichſten. Meine Sonne neiget ſich; ſie hat in ihrem Mittage zu ſehr gewärmet; man fühlet ſich zu heiß; man wünſcht, ſie wäre ſchon untergegangen. — Erzehle mir doch, was ſagt man von der Ueberkunft des Eſſex?

Nottingham. — Von ſeiner Ueberkunft — ſagt man — nicht das Beſte. Aber von ihm — er iſt für einen ſo tapfern Mann bekannt —

Die Königinn. Wie? tapfer? da er mir ſo dienet? — Der Verräther!

Nottingham. Gewiß, es war nicht gut —

Die Königinn. Nicht gut! nicht gut? — Weiter nichts?

Nottingham. Es war eine verwegene, frevelhafte That.

Die Königinn. Nicht wahr, Nottingham? — Meinen Befehl ſo gering zu ſchätzen! Er hätte den Tod dafür verdient. — Weit geringere Verbrechen haben hundert weit geliebtern Lieblingen den Kopf gekoſtet. —

Nottingham. Ja wohl. — Und doch ſollte Eſſex, bey ſo viel größerer Schuld, mit geringerer Strafe davon kommen? Er ſollte nicht ſterben?

Die Königinn. Er ſoll! — Er ſoll ſterben, und in den empfindlichſten Martern ſoll er ſterben! — Seine Pein ſey, wie ſeine Verrätherey, die größte von allen! — Und dann will ich ſeinen Kopf und ſeine Glieder, nicht unter den finſtern Thoren, nicht auf den niedrigen Brücken, auf den höchſten Zinnen will ich ſie aufgeſteckt wiſſen, damit jeder, der vorübergeht, ſie erblicke und ausrufe: Siehe da, den ſtolzen undankbaren Eſſex! Dieſen Eſſex, welcher der Gerechtigkeit ſeiner Königinn trozte! — Wohl gethan! Nicht mehr, als er verdiente! — Was ſagſt du, Nottingham? Meineſt du nicht auch? — Du ſchweigſt? Warum ſchweigſt du? Willſt du ihn noch vertreten?

Nottingham. Weil Du es denn befiehlſt, Königinn, ſo will ich Dir alles ſagen, was die Welt von dieſem ſtolzen, undankbaren Manne ſpricht. —

Die Königinn. Thu das! — Laß hören: was ſagt die Welt von ihm und mir?

Nottingham. Von Dir, Königinn? — Wer iſt es, der von Dir nicht mit Entzücken und Bewunderung ſpräche? Der Nachruhm eines verſtorbenen Heiligen iſt nicht lauterer, als Dein Lob, von dem aller Zungen ertönen. Nur dieſes einzige wünſchet man, und wünſchet es mit den heiſſeſten Thränen, die aus der reinſten Liebe gegen Dich entſpringen, — dieſes einzige, daß Du geruhen möchteſt, ihren Beſchwerden gegen dieſen Eſſex abzuhelfen, einen ſolchen Verräther nicht länger zu ſchützen, ihn nicht länger der Gerechtigkeit und der Schande vorzuenthalten, ihn endlich der Rache zu überliefern —

Die Königinn. Wer hat mir vorzuſchreiben?

Nottingham. Dir vorzuſchreiben! — Schreibet man dem Himmel vor, wenn man ihn in tiefeſter Unterwerfung anflehet? — Und ſo flehet Dich alles wider den Mann an, deſſen Gemüthsart ſo ſchlecht, ſo boshaft iſt, daß er es auch nicht der Mühe werth achtet, den Heuchler zu ſpielen. — Wie ſtolz! wie aufgeblaſen! Und wie unartig, pöbelhaft ſtolz; nicht anders als ein elender Lakey auf ſeinen bunten verbrämten Rock! — Daß er tapfer iſt, räumt man ihm ein; aber ſo, wie es der Wolf oder der Bär iſt, blind zu, ohne Plan und Vorſicht. Die wahre Tapferkeit, welche eine edle Seele über Glück und Unglück erhebt, iſt fern von ihm. Die geringſte Beleidigung bringt ihn auf; er tobt und raſet über ein Nichts; alles ſoll ſich vor

ihm

ihm ſchmiegen; überall will er allein glänzen, allein hervorragen. Lucifer ſelbſt, der den erſten Saamen des Laſters in dem Himmel ausſtreuete, war nicht ehrgeitziger und herrſchſüchtiger, als er. Aber, ſo wie dieſer aus dem Himmel ſtürzte — —

Die Königinn. Gemach, Nottingham, gemach! — Du eiferſt dich ja ganz aus dem Athen. — Ich will nichts mehr hören — (bey Seite) Gift und Blattern auf ihre Zunge! — Gewiß, Nottingham, du ſollteſt dich ſchämen, ſo etwas auch nur nachzuſagen; dergleichen Niederträchtigkeiten des boshaften Pöbels zu wiederholen. Und es iſt nicht einmal wahr, daß der Pöbel das ſagt. Er denkt es auch nicht. Aber ihr, ihr wünſcht, daß er es ſagen möchte.

Nottingham. Ich erſtaune, Königinn —

Die Königinn. Worüber?

Nottingham. Du gebotheſt mir ſelbſt, zu reden —

Die Königinn. Ja, wenn ich es nicht bemerkt hätte, wie gewünſcht dir dieſes Geboth kam! wie vorbereitet du darauf wareſt! Auf einmal glühte dein Geſicht, flammte dein Auge; das volle Herz ſtrebte ſich, überzufließen, und jedes Wort, jede Gebehrde hatte ſeinen längſt abgezielten Pfeil, deren jeder mich mit trift.

Nottingham. Verzeihe, Königinn, wenn ich in dem Ausdrucke meine Schuldigkeit gefehlet habe. Ich maß ihn nach Deinem ab.

Die Königinn. Nach meinem? — Ich bin ſeine Königinn. Mir ſteht es frey, dem Dinge, das ich geſchaffen habe, mitzuſpielen, wie ich will. — Auch hat er ſich der gräßlichſten Verbrechen gegen meine Perſon ſchuldig gemacht. Mich hat er beleidiget; aber nicht dich. — Womit könnte dich der arme Mann beleidiget haben? Du haſt keine Geſetze, die er übertreten, keine Unterthanen, die er bedrücken, keine Krone, nach der er ſtreben könnte. Was findeſt du denn alſo für ein grauſames Vergnügen, einen Elenden, der ertrinken will, lieber noch auf den Kopf zu ſchlagen, als ihm die Hand zu reichen?

Nottingham. Ich bin zu tadeln —

Die Königinn. Genug davon! — Seine Königinn, die Welt, das Schickſal ſelbſt erklärt ſich wider dieſen Mann, und doch ſcheinet er dir kein Mitleid, keine Entſchuldigung zu verdienen? —

Nottingham. Ich bekenne es, Königinn, —

Die Königinn. Geh, es ſey dir vergeben! — Rufe mir gleich die Rutland her. —

Hamburgiſche Dramaturgie.

Acht und funfzigſtes Stück.

Den 20ſten November, 1767.

Nottingham geht, und bald darauf erſcheinet Rutland. Man erinnere ſich, daß Rutland, ohne Wiſſen der Königinn, mit dem Eſſex vermählt iſt.

Die Königinn. Kömmſt du, liebe Rutland? Ich habe nach dir geſchickt. — Wie iſts? Ich finde dich, ſeit einiger Zeit, ſo traurig. Woher dieſe trübe Wolke, die dein holdes Auge umziehet? Sey munter, liebe Rutland; ich will dir einen wackern Mann ſuchen.

Rutland. Großmüthige Frau! — Ich verdiene es nicht, daß meine Königinn ſo gnädig auf mich herabſiehet.

Die Königinn. Wie kannſt du ſo reden? — Ich liebe dich; ja wohl liebe ich dich. — Du ſollſt es daraus ſchon ſehen! — Eben habe ich mit der Nottingham, der widerwärtigen! — einen Streit gehabt; und zwar — über Mylord Eſſex.

Rutland. Ha!

Die Königinn. Sie hat mich recht ſehr geärgert. Ich konnte ſie nicht länger vor Augen ſehen.

Rutland. (bey Seite) Wie fahre ich bey dieſem theuern Namen zuſammen! Mein Geſicht wird mich verrathen. Ich fühl es; ich werde blaß —, und wieder roth. —

Die Königinn. Was ich dir ſage, macht dich erröthen? —

Rutland. Dein ſo überraſchendes, gütiges Vertrauen, Königinn, —

Die Königinn. Ich weiß, daß du mein Vertrauen verdieneſt. — Komm, Rutland, ich will dir alles ſagen. Du ſollſt mir rathen. — Ohne Zweifel, liebe Rutland, wirſt du es auch gehört haben, wie ſehr das Volk wider den armen, unglücklichen Mann ſchreyet; was für Verbrechen es ihm zur Laſt leget. Aber das Schlimmſte weißt du vielleicht noch nicht? Er iſt heute aus Irrland angekommen; wider meinen ausdrücklichen Befehl; und hat die dortigen Angelegenheiten in der größten Verwirrung gelaſſen.

Rutland. Darf ich Dir, Königinn, wohl ſagen, was ich denke? — Das Geſchrey des Volkes, iſt nicht immer die Stimme der Wahrheit. Sein Haß iſt öfters ſo ungegründet —

Die Königinn. Du ſprichſt die wahren Gedanken meiner Seele. — Aber, liebe Rutland, er

iſt

iſt dem ohngeachtet zu tadeln. — Komm her, meine Liebe; laß mich an deinen Buſen mich lehnen. — O gewiß, man legt mir es zu nahe! Nein, ſo will ich mich nicht unter ihr Joch bringen laſſen. Sie vergeſſen, daß ich ihre Königinn bin. — Ah, Liebe; ſo ein Freund hat mir längſt gefehlt, gegen den ich ſo meinen Kummer ausſchütten kann! —

Rutland. Siehe meine Thränen, Königinn — Dich ſo leiden zu ſehen, die ich ſo bewundere! — O, daß mein guter Engel Gedanken in meine Seele, und Worte auf meine Zunge legen wollte, den Sturm in Deiner Bruſt zu beſchwören, und Balſam in Deine Wunden zu gießen!

Die Königinn. O, ſo wäreſt du mein guter Engel! mitleidige, beſte Rutland! — Sage, iſt es nicht Schade, daß ſo ein braver Mann ein Verräther ſeyn ſoll? daß ſo ein Held, der wie ein Gott verehret ward, ſich ſo erniedrigen kann, mich um einen kleinen Thron bringen zu wollen?

Rutland. Das hätte er gewollt? das könnte er wollen? Nein, Königinn, gewiß nicht, gewiß nicht! Wie oft habe ich ihn von Dir ſprechen hören! mit welcher Ergebenheit, mit welcher Bewunderung, mit welchem Entzücken habe ich ihn von Dir ſprechen hören!

Die Königinn. Haſt du ihn wirklich von mir ſprechen hören?

Rutland. Und immer als einen Begeiſterten, aus dem nicht kalte Ueberlegung, aus dem ein inneres Gefühl ſpricht, deſſen er nicht mächtig iſt. Sie iſt, ſagte er, die Göttinn ihres Geſchlechts, ſo weit über alle andere Frauen erhaben, daß das, was wir in dieſen am meiſten bewundern, Schönheit und Reitz, in ihr nur die Schatten ſind, ein größeres Licht dagegen abzuſetzen. Jede weibliche Vollkommenheit verliert ſich in ihr, wie der ſchwache Schimmer eines Sternes in dem alles überſtrömenden Glanze des Sonnenlichts. Nichts überſteigt ihre Güte; die Huld ſelbſt beherrſchet, in ihrer Perſon, dieſe glückliche Inſel; ihre Geſetze ſind aus dem ewigen Geſetzbuche des Himmels gezogen, und werden dort von Engeln wieder aufgezeichnet. — O, unterbrach er ſich dann mit einem Seufzer, der ſein ganzes getreues Herz ausdruckte, o, daß ſie nicht unſterblich ſeyn kann! Ich wünſche ihn nicht zu erleben, den ſchrecklichen Augenblick, wenn die Gottheit dieſen Abglanz von ſich zurückruft, und mit eins ſich Nacht und Verwirrung über Britannien verbreiten.

Die Königinn. Sagte er das, Rutland?

Rutland. Das, und weit mehr. Immer ſo neu, als wahr in Deinem Lobe, deſſen unverſiegene Quelle von den lauterſten Geſinnungen gegen Dich überſtrömte —

Die Königinn. O, Rutland, wie gern glaube ich dem Zeugniſſe, das du ihm giebſt!

Rutland. Und kannſt ihn noch für einen Verräther halten?

Die

Die Königinn. Nein; — aber doch hat er die Geſetze übertreten. — Ich muß mich ſchämen, ihn länger zu ſchätzen. — Ich darf es nicht einmal wagen, ihn zu ſehen.

Rutland. Ihn nicht zu ſehen, Königinn? nicht zu ſehen? — Bey dem Mitleid, das ſeinen Thron in Deiner Seele aufgeſchlagen, beſchwöre ich Dich, — Du mußt ihn ſehen! Schämen? weſſen? daß Du mit einem Unglücklichen Erbarmen haſt? — Gott hat Erbarmen: und Erbarmen ſollte Könige ſchimpfen? — Nein, Königinn; ſey auch hier Dir ſelbſt gleich. Ja, Du wirſt es; Du wirſt ihn ſehen, wenigſtens einmal ſehen —

Die Königinn. Ihn, der meinen ausdrücklichen Befehl ſo geringſchätzen können? Ihn, der ſich ſo eigenmächtig vor meine Augen drengen darf? Warum blieb er nicht, wo ich ihm zu bleiben befahl?

Rutland. Rechne ihm dieſes zu keinem Verbrechen! Gieb die Schuld der Gefahr, in der er ſich ſahe. Er hörte, was hier vorgieng; wie ſehr man ihn zu verkleinern, ihn Dir verdächtig zu machen ſuche. Er kam alſo, zwar ohne Erlaubniß, aber in der beſten Abſicht; in der Abſicht, ſich zu rechtfertigen, und Dich nicht hintergehen zu laſſen.

Die Königinn. Gut; ſo will ich ihn denn ſehen, und will ihn gleich ſehen. — O, meine Rutland, wie ſehr wünſche ich es, ihn noch immer eben ſo rechtſchaffen zu finden, als tapfer ich ihn kenne!

Rutland. O, nähre dieſe günſtige Gedanke! Deine königliche Seele kann keine gerechtere hägen. — Rechtſchaffen! So wirſt Du ihn gewiß finden. Ich wollte für ihn ſchwören; bey aller Deiner Herrlichkeit für ihn ſchwören, daß er es nie aufgehöret zu ſeyn. Seine Seele iſt reiner als die Sonne, die Flecken hat, und irrdiſche Dünſte an ſich ziehet, und Geſchmeiß ausbrütet. — Du ſagſt, er iſt tapfer; und wer ſagt es nicht? Aber ein tapferer Mann iſt keiner Niederträchtigkeit fähig. Bedenke, wie er die Rebellen gezüchtiget; wie furchtbar er Dich dem Spanier gemacht, der vergebens die Schätze ſeiner Indien wider Dich verſchwendete. Sein Name floh vor Deinen Flotten und Völkern vorher, und ehe dieſe noch eintraſen, hatte öfters ſchon ſein Name geſiegt.

Die Königinn. (bey Seite) Wie beredt ſie iſt! — Ha! dieſes Feuer, dieſe Innigkeit, — das bloße Mitleid gehet ſo weit nicht. — Ich will es gleich hören! — (zu ihr) Und dann, Rutland, ſeine Geſtalt —

Rutland. Recht, Königinn; ſeine Geſtalt. — Nie hat eine Geſtalt den innern Vollkommenheiten mehr entſprochen! — Bekenn es, Du, die Du ſelbſt ſo ſchön biſt, daß man nie einen ſchönern Mann geſehen! So würdig, ſo edel, ſo kühn und gebietheriſch die Bildung! Jedes Glied, in welcher

Harmonie mit dem andern! Und doch das Ganze von einem ſo ſanften lieblichen Umriſſe! Das wahre Modell der Natur, einen vollkommenen Mann zu bilden! Das ſeltene Muſter der Kunſt, die aus hundert Gegenſtänden zuſammen ſuchen muß, was ſie hier bey einander findet!

Die Königinn. (bey Seite) Ich dacht es! — Das iſt nicht länger auszuhalten. — (zu ihr) Wie iſt dir, Rutland? Du geräthſt außer dir. Ein Wort, ein Bild überjagt das andere. Was ſpielt ſo den Meiſter über dich? Iſt es blos deine Königinn, iſt es Eſſex ſelbſt, was dieſe wahre, oder dieſe erzwungene Leidenſchaft wirket? — (bey Seite) Sie ſchweigt; — ganz gewiß, ſie liebt ihn. — Was habe ich gethan? Welchen neuen Sturm habe ich in meinem Buſen erregt? u. ſ. w.

Hier erſcheinen Burleigh und die Nottingham wieder, der Königinn zu ſagen, daß Eſſex ihren Befehl erwarte. Er ſoll vor ſie kommen. „Rutland, ſagt die Königinn, „wir ſprechen „einander ſchon weiter; geh nur. — Nottingham, tritt du näher.„ Dieſer Zug der Eiferſucht iſt vortrefflich. Eſſex kömmt; und nun erfolgt die Scene mit der Ohrſeige. Ich wüßte nicht, wie ſie verſtändiger und glücklicher vorbereitet ſeyn könnte. Eſſex anfangs, ſcheinet ſich völlig unterwerfen zu wollen; aber, da ſie ihm befiehlt, ſich zu rechtfertigen, wird er nach

und

und nach hitzig; er prahlt, er pocht, er trotzt. Gleichwohl hätte alles das die Königinn ſo weit nicht aufbringen können, wenn ihr Herz nicht ſchon durch Eiferſucht erbittert geweſen wäre. Es iſt eigentlich die eiferſüchtige Liebhaberinn, welche ſchlägt, und die ſich nur der Hand der Königinn bedienet. Eiferſucht überhaupt ſchlägt gern. —

Ich, meines Theils, möchte dieſe Scenen lieber auch nur gedacht, als den ganzen Eſſex des Corneille gemacht haben. Sie ſind ſo charakteriſtiſch, ſo voller Leben und Wahrheit, daß das Beſte des Franzoſen eine ſehr armſelige Figur dagegen macht.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Neun und funfzigſtes Stück.

Den 24ſten November, 1767.

Nur den Stil des Banks muß man aus meiner Ueberſetzung nicht beurtheilen. Von ſeinem Ausdrucke habe ich gänzlich abgehen müſſen. Er iſt zugleich ſo gemein und ſo koſtbar, ſo kriechend und ſo hochtrabend, und das nicht von Perſon zu Perſon, ſondern ganz durchaus, daß er zum Muſter dieſer Art von Mißhelligkeit dienen kann. Ich habe mich zwiſchen beide Klippen, ſo gut als möglich, durchzuſchleichen geſucht; dabey aber doch an der einen lieber, als an der andern, ſcheitern wollen.

Ich habe mich mehr vor dem Schwülſtigen gehütet, als vor dem Platten. Die mehreſten hätten vielleicht gerade das Gegentheil gethan; denn ſchwülſtig und tragiſch, halten viele ſo ziemlich für einerley. Nicht nur viele, der Leſer: auch viele, der Dichter ſelbſt. Ihre Helden ſollten wie andere Menſchen ſprechen? Was wären das für Helden? Ampullæ & ſesquipedalia verba, Sentenzen und Blaſen und ellenlange Worte: das macht ihnen den wahren Ton der Tragödie.

„Wir haben es an nichts fehlen laſſen, ſagt Diderot, (*) (man merke, daß er vornehmlich von ſeinen Landsleuten ſpricht,) „das Drama „aus dem Grunde zu verderben. Wir haben „von den Alten die volle prächtige Verſification „beybehalten, die ſich doch nur für Sprachen „von ſehr abgemeſſenen Quantitäten, und ſehr „merklichen Accenten, nur für weitläufige Bühnen, nur für eine in Noten geſetzte und mit „Inſtrumenten begleitete Deklamation ſo wohl „ſchickt: ihre Einfalt aber in der Verwickelung „und dem Geſpräche, und die Wahrheit ihrer „Gemählde haben wir fahren laſſen.„

Diderot hätte noch einen Grund hinzufügen können, warum wir uns den Ausdruck der alten Tragödien nicht durchgängig zum Muſter nehmen dürfen. Alle Perſonen ſprechen und unterhalten ſich da auf einem freyen, öffentlichen Platze, in Gegenwart einer neugierigen Menge Volks. Sie müſſen alſo faſt immer mit Zurückhaltung, und Rückſicht auf ihre Würde, ſprechen; ſie können ſich ihrer Gedanken und Empfindungen nicht in den erſten den beſten Worten entladen;

(*) Zweyte Unterredung hinter dem natürlichen Sohne. S. d. Ueberſ. 247.

den; ſie müſſen ſie abmeſſen und wählen. Aber wir Neuern, die wir den Chor abgeſchaft, die wir unſere Perſonen größtentheils zwiſchen ihren vier Wänden laſſen: was können wir für Urſache haben, ſie dem ohngeachtet immer eine ſo geziemende, ſo ausgeſuchte, ſo rhetoriſche Sprache führen zu laſſen? Sie hört niemand, als dem ſie es erlauben wollen, ſie zu hören; mit ihnen ſpricht niemand als Leute, welche in die Handlung wirklich mit verwickelt, die alſo ſelbſt im Affekte ſind, und weder Luſt noch Muße haben, Ausdrücke zu controlliren. Das war nur von dem Chore zu beſorgen, der, ſo genau er auch in das Stück eingeflochten war, dennoch niemals mit handelte, und ſtets die handelnden Perſonen mehr richtete, als an ihrem Schickſale wirklichen Antheil nahm. Umſonſt beruft man ſich desfalls auf den höhern Rang der Perſonen. Vornehme Leute haben ſich beſſer ausdrücken gelernt, als der gemeine Mann: aber ſie affectiren nicht unaufhörlich, ſich beſſer auszudrücken, als er. Am wenigſten in Leidenſchaften; deren jeder ſeine eigene Beredſamkeit hat, mit der allein die Natur begeiſtert, die in keiner Schule gelernt wird, und auf die ſich der Unerzogenſte ſo gut verſtehet, als der Polirteſte.

Bey einer geſuchten, koſtbaren, ſchwülſtigen Sprache kann niemals Empfindung ſeyn. Sie zeigt von keiner Empfindung, und kann keine her-

hervorbringen. Aber wohl verträgt ſie ſich mit den ſimpelſten, gemeinſten, platteſten Worten und Redensarten.

Wie ich Banks Eliſabeth ſprechen laſſe, weiß ich wohl, hat noch keine Königinn auf dem franzöſiſchen Theater geſprochen. Den niedrigen vertraulichen Ton, in dem ſie ſich mit ihren Frauen unterhält, würde man in Paris kaum einer guten adlichen Landfrau angemeſſen finden. „Iſt dir nicht wohl? — Mir iſt ganz wohl. „Steh auf, ich bitte dich. — Nur unruhig; „ein wenig unruhig bin ich. — Erzehle mir „doch. — Nicht wahr, Nottingham? Thu „das! Laß hören! — Gemach, gemach! — Du „eiferſt dich aus dem Athem. — Gift und Blattern auf ihre Zunge! — Mir ſteht es frey, „dem Dinge, das ich geſchaffen habe, mitzuſpielen, wie ich will. — Auf den Kopf ſchlagen. — Wie iſts? Sey munter, liebe Rutland; ich will dir einen wackern Mann ſuchen. — Wie kannſt du ſo reden? — Du ſollſt „es ſchon ſehen. — Sie hat mich recht ſehr geärgert. Ich konnte ſie nicht länger vor Augen „ſehen. — Komm her, meine Liebe; laß mich „an deinen Buſen mich lehnen. — Ich dacht „es! — Das iſt nicht länger auszuhalten.„ — Ja wohl iſt es nicht auszuhalten! würden die feinen Kunſtrichter ſagen —

Werden vielleicht auch manche von meinen Leſern ſagen. — Denn leider giebt es Deutſche, die noch weit franzöſiſcher ſind, als die Franzoſen. Ihnen zu gefallen, habe ich dieſe Brocken auf einen Haufen getragen. Ich kenne ihre Art zu kritiſiren. Alle die kleinen Nachläßigkeiten, die ihr zärtliches Ohr ſo unendlich beleidigen, die dem Dichter ſo ſchwer zu finden waren, die er mit ſo vieler Ueberlegung dahin und dorthin ſtreuete, um den Dialog geſchmeidig zu machen, und den Reden einen wahrern Anſchein der augenblicklichen Eingebung zu ertheilen, reihen ſie ſehr witzig zuſammen auf einen Faden, und wollen ſich krank darüber lachen. Endlich folgt ein mitleidiges Achſelzucken: „man hört wohl, daß der gute Mann die große Welt nicht kennet; daß er nicht viele Königinnen reden gehört; Racine verſtand das beſſer; aber Racine lebte auch bey Hofe.„

Dem ohngeachtet würde mich das nicht irre machen. Deſto ſchlimmer für die Königinnen, wenn ſie wirklich nicht ſo ſprechen, nicht ſo ſprechen dürfen. Ich habe es lange ſchon geglaubt, daß der Hof der Ort eben nicht iſt, wo ein Dichter die Natur ſtudiren kann. Aber wenn Pomp und Etiquette aus Menſchen Maſchinen macht, ſo iſt es das Werk des Dichters, aus dieſen Maſchinen wieder Menſchen zu machen. Die wahren Königinnen mögen ſo geſucht und affektirt ſprechen, als ſie wollen: ſeine Königinnen müſſen natürlich ſprechen. Er höre der Hekuba des Euripides nur fleißig zu; und tröſte ſich immer, wenn er ſchon ſonſt keine Königinnen geſprochen hat.

Nichts iſt züchtiger und anſtändiger als die ſimple Natur. Grobheit und Wuſt iſt eben ſo weit von ihr entfernt, als Schwulſt und Bombaſt von dem Erhabnen. Das nehmliche Gefühl, welches die Grenzſcheidung dort wahrnimt, wird ſie auch hier bemerken. Der ſchwülſtigſte Dichter iſt daher unfehlbar auch der pöbelhafteſte. Beide Fehler ſind unzertrennlich; und keine Gattung giebt mehrere Gelegenheit in beide zu verfallen, als die Tragödie.

Gleichwohl ſcheinet die Engländer vornehmlich nur der eine, in ihrem Banks beleidiget zu haben. Sie tadelten weniger ſeinen Schwulſt, als die pöbelhafte Sprache, die er ſo edle und in der Geſchichte ihres Landes ſo glänzende Perſonen führen laſſe; und wünſchten lange, daß ſein Stück von einem Manne, der den tragiſchen Ausdruck mehr in ſeiner Gewalt habe, möchte umgearbeitet werden. (*) Dieſes geſchah endlich

---

(*) (Companion to the Theatre Vol. II. p. 105.) — The Diction is every where very bad, and in ſome Places ſo low, that it even becomes unnatural. — And I think, there can-

lich auch. Faſt zu gleicher Zeit machten ſich Jones und Brook darüber. Heinrich Jones, von Geburt ein Irrländer, war ſeiner Profeßion nach ein Maurer, und vertauſchte, wie der alte Ben Johnſon, ſeine Kelle mit der Feder. Nachdem er ſchon einen Band Gedichte auf Subſcription drucken laſſen, die ihn als einen Mann von großem Genie bekannt machten, brachte er ſeinen Eſſex 1753 aufs Theater. Als dieſer zu London geſpielt ward, hatte man bereits den von Heinrich Brook in Dublin geſpielt. Aber Brook ließ ſeinen erſt einige Jahre hernach drucken; und ſo kann es wohl ſeyn, daß er, wie man ihm Schuld giebt, eben ſowohl den Eſſex des Jones, als den vom Banks, genutzt hat. Auch muß noch ein Eſſex von einem James Ralph vorhanden ſeyn. Ich geſtehe, daß ich keinen geleſen habe, und alle drey nur aus den gelehrten Tagebüchern kenne. Von dem Eſſex des Brook, ſagt ein franzöſiſcher Kunſtrichter, daß

---

cannot be a greater Proof of the little Encouragement this Age affords to Merit, than that no Gentleman poſſeſt of a true Genius and Spirit of Poetry, thinks it worth his Attention to adorn ſo celebrated a Part of Hiſtory with that Dignity of Expreſſion befitting Tragedy in general, but more particularly, where the Characters are perhaps the greateſt the World ever produced.

daß er das Feuer und das Pathetiſche des Banks mit der ſchönen Poeſie des Jones zu verbinden gewußt habe. Was er über die Rolle der Rutland, und über derſelben Verzweiflung bey der Hinrichtung ihres Gemahls, hinzufügt, (*) iſt merkwürdig; man lernt auch daraus das Pariſer Parterr auf einer Seite kennen, die ihm wenig Ehre macht.

Aber einen ſpaniſchen Eſſex habe ich geleſen, der viel zu ſonderbar iſt, als daß ich nicht im Vorbeygehen etwas davon ſagen ſollte. —

(*) (Journal Encycl. Mars 1761.) Il a auſſi fait tomber en demence la Comteſſe de Rutland au moment que cet illuſtre epoux eſt conduit à l'echafaud; ce moment ou cette Comteſſe eſt un objet bien digne de pitié, a produit une tres grande ſenſation, & a été trouvé admirable à Londres; en France il eut paru ridicule, il auroit été ſifflé & l'on auroit envoyé la Comteſſe avec l'Auteur aux Petites-Maiſons.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Sechzigſtes Stück.

Den 27ſten November, 1767.

Er iſt von einem Ungenannten, und führet den Titel: Für ſeine Gebietherinn ſterben. (*) Ich finde ihn in einer Sammlung von Komödien, die Joſeph Padrino zu Sevilien gedruckt hat, und in der er das vier und ſiebzigſte Stück iſt. Wenn er verfertiget worden, weiß ich nicht; ich ſehe auch nichts, woraus es ſich ungefehr abnehmen ließe. Das iſt klar, daß ſein Verfaſſer weder die franzöſiſchen und engliſchen Dichter, welche die nehmliche Geſchichte bearbeitet haben, gebraucht hat, noch von ihnen gebraucht worden. Er iſt ganz original. Doch ich will dem Urtheile meiner Leſer nicht vorgreifen.

(*) Dar la vida por ſu Dama, el Conde de Sex; de un Ingenio de eſta Corte.

Eſſex kömmt von ſeiner Expedition wider die Spanier zurück, und will der Königinn in London Bericht davon abſtatten. Wie er anlangt, hört er, daß ſie ſich zwey Meilen von der Stadt auf dem Landgute einer ihrer Hofdamen, Namens Blanca, befinde. Dieſe Blanca iſt die Geliebte des Grafen, und auf dieſem Landgute hat er, noch bey Lebszeiten ihres Vaters, viele heimliche Zuſammenkünfte mit ihr gehabt. Sogleich begiebt er ſich dahin, und bedient ſich des Schlüſſels, den er noch von der Gartenthüre bewahret, durch die er ehedem zu ihr gekommen. Es iſt natürlich, daß er ſich ſeiner Geliebten eher zeigen will, als der Königinn. Als er durch den Garten nach ihren Zimmern ſchleichet, wird er, an dem ſchattichten Ufer eines durch denſelben geleiteten Armes der Temſe, ein Frauenzimmer gewahr, (es iſt ein ſchwüler Sommerabend,) das mit den bloßen Füßen in dem Waſſer ſitzt, und ſich abkühlet. Er bleibt voller Verwunderung über ihre Schönheit ſtehen, ob ſie ſchon das Geſicht mit einer halben Maſke bedeckt hat, um nicht erkannt zu werden. (Dieſe Schönheit, wie billig, wird weitläuftig beſchrieben, und beſonders werden über die allerliebſten weiſſen Füße in dem klaren Waſſer, ſehr ſpitzfindige Dinge geſagt. Nicht genug, daß der entzückte Graf zwey kryſtallene Säulen in einem fließenden Kryſtalle ſtehen ſieht; er weiß vor Er-

ſtau-

ſtaunen nicht, ob das Waſſer der Kryſtall ihrer Füße iſt, welcher in Fluß gerathen, oder ob ihre Füße der Kryſtall des Waſſers ſind, der ſich in dieſe Form condenſirt hat. (*) Noch verwirrter macht ihn die halbe ſchwarze Maſke auf dem weiſſen Geſichte: er kann nicht begreifen, in welcher Abſicht die Natur ein ſo göttli-

(*) Las dos columnas bellas
Metio dentro del rio, y como al vellas
Vi un cryſtal en el rio deſatado,
Y vi cryſtal en ellas condenſado,
No ſupe ſi las aguas que ſe vian
Eran ſus pies, que liquidos corrian,
O ſi ſus dos columnas ſe formaban
De las aguas, que alli ſe congelaban.

Dieſe Aehnlichkeit treibt der Dichter noch weiter, wenn er beſchreiben will, wie die Dame, das Waſſer zu koſten, es mit ihrer hohlen Hand geſchöpft, und nach dem Munde geführt habe. Dieſe Hand, ſagt er, war dem klaren Waſſer ſo ähnlich, daß der Fluß ſelbſt für Schrecken zuſammen fuhr, weil er befürchtete, ſie möchte einen Theil ihrer eignen Hand mittrinken.

Quiſo prabar a caſo
El agua, y fueron cryſtalino vaſo
Sus manos, acercolas a los labios,
Y entonces el arroyo lloró agravios,
Y como tanto, en fin, ſe parecia
A ſus manos aquello que bebia,
Temi con ſobreſalto (y no fue en vano)
Que ſe bebiera parte de la mano.

ches Monſtrum gebildet, und auf ſeinem Geſichte ſo ſchwarzen Baſalt mit ſo glänzendem Helfenbeine gepaaret habe; ob mehr zur Bewunderung, oder mehr zur Verſpottung? (*)) Kaum hat ſich das Frauenzimmer wieder angekleidet, als, unter der Ausrufung: Stirb Tyranninn! ein Schuß auf ſie geſchieht, und gleich darauf zwey maſkirte Männer mit bloßem Degen auf ſie los gehen, weil der Schuß ſie nicht getroffen zu haben ſcheinet. Eſſer beſinnt ſich nicht lange, ihr zu Hülfe zu eilen. Er greift die Mörder an, und ſie entfliehen. Er will ihnen nach; aber die Dame ruft ihn zurück, und bittet ihn, ſein Leben nicht in Gefahr zu ſetzen. Sie ſieht, daß er verwundet iſt, knüpft ihre Schärpe los, und giebt ſie ihm, ſich die Wunde damit zu verbinden. Zugleich, ſagt ſie, ſoll dieſe Schärpe dienen, mich Euch zu ſeiner Zeit zu erkennen zu geben; itzt muß ich mich entfernen, ehe über den Schuß mehr Lermen entſteht; ich möchte nicht gern, daß die Königinn den Zufall erführe, und ich beſchwöre Euch daher um

Eure

(*) Yo, que al principio vi, ciego, y turbado
A una parte nevado
Y en otra negro el roſtro,
Juzguè, mirando tan divino monſtruo,
Que la naturaleza cuidadoſa
Deſigual uniendo tan hermoſa,
Quiſo hacer por aſſombro, o por ultrage,
De azabache y marfil un maridage.

Eure Verſchwiegenheit. Sie geht, und Eſſer bleibt voller Erſtaunen über dieſe ſonderbare Begebenheit, über die er mit ſeinem Bedienten, Namens Coſme, allerley Betrachtungen anſtellt. Dieſer Coſme iſt die luſtige Perſon des Stücks; er war vor dem Garten geblieben, als ſein Herr hereingegangen, und hatte den Schuß zwar gehört, aber ihm doch nicht zu Hülfe kommen dürfen. Die Furcht hielt an der Thüre Schildwache, und verſperrte ihm den Eingang. Furchtſam iſt Coſme für viere; (*) und das ſind die ſpaniſchen Narren gemeiniglich alle. Eſſer bekennt, daß er ſich unfehlbar in die ſchöne Unbekannte verliebt haben würde, wenn Blanca nicht ſchon ſo völlig Beſitz von ſeinem Herzen genommen hätte, daß ſie durchaus keiner andern Leidenſchaft darinn Raum laſſe. Aber, ſagt er, wer mag ſie wohl geweſen ſeyn? Was dünkt dich, Coſme? — Wer wirds geweſen ſeyn, antwortet Coſme, als des Gärtners Frau, die ſich die

---

(*) Ruido de armas en la Quinta,
Y dentro el Conde? Que aguardo,
Que no voi à ſocorrerle?
Que aguardo? Lindo recado:
Aguardo à que quiera el miedo
Dexarme entrar: —— ——
—— —— —— —— ——
Coſme, que ha tenido un miedo
Que puede valer por quattro.

die Beine gewaſchen? — (*) Aus dieſem Zuge, kann man leicht auf das Uebrige ſchließen. Sie gehen endlich beide wieder fort; es iſt zu ſpät geworden; das Haus könnte über den Schuß in Bewegung gerathen ſeyn; Eſſer getraut ſich daher nicht, unbemerkt zur Blanca zu kommen, und verſchiebt ſeinen Beſuch auf ein andermal.

Nun tritt der Herzog von Alanzon auf, mit Flora, der Blanca Kammermädchen. (Die Scene iſt noch auf dem Landgute, in einem Zimmer der Blanca; die vorigen Auftritten waren in dem Garten. Es iſt des folgenden Tages.) Der König von Frankreich hatte der Eliſabeth eine Verbindung mit ſeinem jüngſten Bruder vorgeſchlagen. Dieſes iſt der Herzog von Alanzon. Er iſt, unter dem Vorwande einer Geſandtſchaft, nach England gekommen, um dieſe Verbindung zu Stande zu bringen. Es läßt ſich alles, ſowohl von Seiten des Parlaments als der Königinn, ſehr wohl dazu an: aber indeß erblickt er die Blanca, und verliebt ſich in ſie. Itzt kömmt er, und bittet Floren, ihm in ſeiner Liebe behülflich zu ſeyn. Flora verbirgt ihm nicht, wie wenig er zu erwarten habe; doch ohne ihm das geringſte von der Vertraulichkeit, in welcher der Graf mit ihr ſtehet, zu entdecken. Sie

---

(*) La muger del hortelano,
Que ſe lavaba las piernas.

Sie ſagt blos, Blanca ſuche ſich zu verheyrathen, und da ſie hierauf ſich mit einem Manne, deſſen Stand ſo weit über den ihrigen erhaben ſey, doch keine Rechnung machen könne, ſo dürfte ſie ſchwerlich ſeiner Liebe Gehör geben. — (Man erwartet, daß der Herzog auf dieſen Einwurf die Lauterkeit ſeiner Abſichten betheuern werde: aber davon kein Wort! Die Spanier ſind in dieſem Punkte lange ſo ſtrenge und delikat nicht, als die Franzoſen.) Er hat einen Brief an die Blanca geſchrieben, den Flora übergeben ſoll. Er wünſcht, es ſelbſt mit anzuſehen, was dieſer Brief für Eindruck auf ſie machen werde. Er ſchenkt Floren eine güldne Kette, und Flora verſteckt ihn in eine anſtoßende Gallerie, indem Blanca mit Coſme hereintritt, welcher ihr die Ankunft ſeines Herrn meldet.

Eſſex kömmt. Nach den zärtlichſten Bewillkommungen der Blanca, nach den theuerſten Verſicherungen des Grafen, wie ſehr er ihrer Liebe ſich würdig zu zeigen wünſche, müſſen ſich Flora und Coſme entfernen, und Blanca bleibt mit dem Grafen allein. Sie erinnert ihn, mit welchem Eifer und mit welcher Standhaftigkeit er ſich um ihre Liebe beworben habe. Nachdem ſie ihm drey Jahre widerſtanden, habe ſie endlich ſich ihm ergeben, und ihn, unter Verſicherung ſie zu heyrathen, zum Eigenthümer ihrer

Ehre gemacht. (Te hice dueño de mi honor: der Ausdruck ſagt im Spaniſchen ein wenig viel.) Nur die Feindſchaft, welche unter ihren beyderſeitigen Familien obgewaltet, habe nicht erlaubt, ihre Verbindung zu vollziehen. Eſſex iſt nichts in Abrede, und fügt hinzu, daß, nach dem Tode ihres Vaters und Bruders, nur die ihm aufgetragene Expedition wider die Spanier dazwiſchen gekommen ſey. Nun aber habe er dieſe glücklich vollendet; nun wolle er unverzüglich die Königinn um Erlaubniß zu ihrer Vermählung antreten. — Und ſo kann ich dir denn, ſagt Blanca, als meinem Geliebten, als meinem Bräutigam, als meinem Freunde, alle meine Geheimniſſe ſicher anvertrauen. (*) —

(*) Bien podré ſeguramente
Revelarte intentos mios,
Como a galan, como a dueño
Como a eſpoſo, y como a amigo.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Ein und ſechzigſtes Stück.

Den 1ſten December, 1767.

Hierauf beginnt ſie eine lange Erzehlung von dem Schickſale der Maria von Schottland. Wir erfahren, (denn Eſſex ſelbſt muß alles das, ohne Zweifel, längſt wiſſen,) daß ihr Vater und Bruder dieſer unglücklichen Königinn ſehr zugethan geweſen; daß ſie ſich geweigert, an der Unterdrückung der Unſchuld Theil zu nehmen; daß Eliſabeth ſie daher gefangen ſetzen, und in dem Gefängniſſe heimlich hinrichten laſſen. Kein Wunder, daß Blanca die Eliſabeth haßt; daß ſie feſt entſchloſſen iſt, ſich an ihr zu rächen. Zwar hat Eliſabeth nachher ſie unter ihre Hofdamen aufgenommen, und ſie ihres ganzen Vertrauens gewürdiget. Aber Blanca iſt unverſöhnlich. Umſonſt wählte die Königinn, nur kürzlich, vor allen andern das Landgut der Blanca, um die Jahreszeit einige Tage daſelbſt ruhig zu genieſſen.—Dieſen Vorzug ſelbſt, wollte Blanca ihr zum Verderben gereichen laſſen. Sie hatte an ihren Oheim geſchrieben, welcher, aus Furcht, es möchte ihm wie ſeinem Bruder, ihrem Vater, ergehen, nach Schottland geflohen war, wo er ſich im Verborgnen aufhielt. Der Oheim war gekommen; und kurz, dieſer Oheim war es geweſen, welcher die Königinn in dem Garten ermorden wollen. Nun weiß Eſſex, und wir mit ihm, wer die Perſon iſt, der er das Leben gerettet hat. Aber Blanca weiß nicht, daß es Eſſex iſt, welcher ihren Anſchlag vereiteln müſſen. Sie rechnet vielmehr auf die unbegrenzte Liebe, deren ſie Eſſex verſichert, und wagt es, ihn nicht blos zum Mitſchuldigen machen zu wollen, ſondern ihm völlig die glücklichere Vollziehung ihrer Rache zu übertragen. Er ſoll ſogleich an ihren Oheim, der wieder nach Schottland geflohen iſt, ſchreiben, und gemeinſchaftliche Sache mit ihm machen. Die Tyranninn müſſe ſterben; ihr Name ſey allgemein verhaßt; ihr Tod ſey eine Wohlthat für das Vaterland, und niemand verdiene es mehr als Eſſex, dem Vaterlande dieſe Wohlthat zu verſchaffen.

Eſſex iſt über dieſen Antrag äußerſt betroffen. Blanca, ſeine theure Blanca, kann ihm eine ſolche Verrätherey zumuthen? Wie ſehr ſchämt er ſich, in dieſem Augenblicke, ſeiner Liebe! Aber was ſoll er thun? Soll er ihr, wie es bilſig wäre, ſeinen Unwillen zu erkennen geben? Wird ſie darum weniger bey ihren ſchändlichen Geſinnungen bleiben? Soll er der Königinn die Sache hinterbringen? Das iſt unmöglich: Blanca, ſeine ihm noch immer theure Blanca, läuft Gefahr. Soll er ſie, durch Bitten und Vorſtellungen, von ihrem Entſchluſſe abzubringen ſuchen? Er müßte nicht wiſſen, was für ein rachſüchtiges Geſchöpf eine beleidigte Frau iſt; wie wenig es ſich durch Flehen erweichen, und durch Gefahr abſchrecken läßt. Wie leicht könnte ſie ſeine Abrathung, ſein Zorn, zur Verzweiflung bringen, daß ſie ſich einem andern entdeckte, der ſo gewiſſenhaft nicht wäre, und ihr zu Liebe alles unternähme? (*) — Dieſes

---

(*) Ay tal traicion! vive el Cielo,
Que de amarla eſtoi corrido.
Blanca, que es mi dulce dueño,
Blanca, à quien quiero, y eſtimo,
Me propone tal traicion!
Que harè, porque ſi ofendido,
Reſpondiendo, como es juſto,
Contra ſu traicion me irrito,
No por eſſo ha de evitar
Su reſuelto deſatino.
Pues darle cuenta a la Reina
Es impoſſible, pues quiſo
Mi ſuerte, que tenga parte
Blanca en aqueſte delito.
Pues ſi procuro con ruegos

ſes in der Geſchwindigkeit überlegt, faßt er den Vorſatz, ſich zu verſtellen, um den Roberto, ſo heißt der Oheim der Blanca, mit allen ſeinen Anhängern, in die Falle zu locken.

Blanca wird ungeduldig, daß ihr Eſſer nicht ſogleich antwortet. „Graf, ſagt ſie, wenn Du erſt lange mit Dir zu Rathe gehſt, ſo liebſt Du mich nicht. Auch nur zweifeln, iſt Verbrechen. Undankbarer! — (*) Sey ruhig, Blanca! erwiedert Eſſer: ich bin entſchloſſen. — Und wozu? — Gleich will ich Dir es ſchriftlich geben.„

Eſſer ſetzt ſich nieder, an ihren Oheim zu ſchreiben, und indem tritt der Herzog aus der

Diſuadirla, es deſvario,
Que es una muger reſuelta
Animal tan vengativo,
Que no ſe dobla à los rieſgos:
Antes con afecto impio,
En el miſmo rendimiento
Suelen aguſar los filos;
Y quizà deſeſperada
De mi enojo, o mi deſvio,
Se declarara con otro
Menos leal, menos fino,
Que quizà por ella intente,
Lo que yo hacer no he querido.

(*) Si eſtàs conſultando, Conde,
Allà dentro de ti miſmo
Lo que has de hacer, no me quieres,
Y a el dudarlo fue delito.
Vive Dios, que eres ingrato!

Gallerie näher. Er iſt neugierig zu ſehen, wer ſich mit der Blanca ſo lange unterhält; und erſtaunt, den Grafen von Eſſer zu erblicken. Aber noch mehr erſtaunt er über das, was er gleich darauf zu hören bekömmt. Eſſex hat an den Roberto geſchrieben, und ſagt der Blanca den Inhalt ſeines Schreibens, das er ſofort durch den Coſme abſchicken will. Roberto ſoll mit allen ſeinen Freunden einzeln nach London kommen; Eſſex will ihn mit ſeinen Leuten unterſtützen; Eſſer hat die Gunſt des Volks; nichts wird leichter ſeyn, als ſich der Königinn zu bemächtigen; ſie iſt ſchon ſo gut, als todt. — Erſt müßt ihr ſterben! ruft auf einmal der Herzog, und kömmt auf ſie los. Blanca und der Graf erſtaunen über dieſe plötzliche Erſcheinung; und das Erſtaunen des letztern iſt nicht ohne Eiferſucht. Er glaubt, daß Blanca den Herzog bey ſich verborgen gehalten. Der Herzog rechtfertiget die Blanca, und verſichert, daß ſie von ſeiner Anweſenheit nichts gewußt; er habe die Gallerie offen gefunden, und ſey von ſelbſt hereingegangen, die Gemählde darinn zu betrachten. (*)

(*) Por vida del Rey mi hermano,
Y por la que mas eſtimo,
De la Reina mi ſeñora,
Y por — pero yo lo digo

Der Herzog. Bey dem Leben meines Bruders, bey dem mir noch koſtbarern Leben der Königinn, bey — Aber genug, daß Ich es ſage: Blanca iſt unſchuldig. Und nur ihr, Mylord, haben Sie dieſe Erklarung zu danken. Auf Sie, iſt im geringſten nicht dabey geſehen. Denn mit Leuten, wie Sie, machen Leute, wie ich —

Der Graf. Prinz, Sie kennen mich ohne Zweifel nicht recht? —

Der Herzog. Freylich habe ich Sie nicht recht gekannt. Aber ich kenne Sie nun. Ich

hielt

Que en mi es el mayor empeño
De la verdad del decirlo,
Que no tiene Blanca parte
De eſtar yo aqui —— ——
—— —— —— ——
Y eſtad mui agradecido
A Blanca, de que yo os dè,
No ſatisfacion, aviſo
De eſta verdad, porque a vos,
Hombres como yo — Cond. Imagino
Que no me conoceis bien.
Duq. No os havia conocido
Haſta aqui; mas ya os conozco,
Pues ya tan otro os he viſto
Que os reconozco traidor.
Cond. Quien dixere — Duq. Yo lo digo,
No pronuncieis algo, Conde,
Que ya no puedo ſufriros.
Cond. Qualquier coſa que yo intente —

Duq.

hielt Sie für einen ganz andern Mann: und ich finde, Sie ſind ein Verräther.

Der Graf. Wer darf das ſagen?

Der Herzog. Ich! — Nicht ein Wort mehr! Ich will kein Wort mehr hören, Graf!

Der Graf. Meine Abſicht mag auch geweſen ſeyn —

Der Herzog. Denn kurz: ich bin überzeugt, daß ein Verräther kein Herz hat. Ich treffe Sie als einen Verräther: ich muß Sie für einen Mann ohne Herz halten. Aber um ſo weniger darf ich mich dieſes Vortheils über Sie bedienen. Meine

Ehre

Duq. Mirad que eſtoi perſuadido
Que hacer la traicion cobardes;
Y aſſi quando os he cogido
En un lance que me dà
De que ſois cobarde indicios,
Non he de aprovecharme de eſto,
Y aſſi os perdona mi brio
Eſte rato que teneis
El valor deſminuido;
Que a eſtar todo vos entero,
Supiera daros caſtigo.
Cond. Yo ſoi el Conde de Sex
Y nadie ſe me ha atrevido
Sino el hermano del Rey
De Francia. Duq. Yo tengo brio
Para que ſin ſer quien ſoi,

Pueda

Ehre verzeiht Ihnen, weil Sie der Ihrigen verluſtig ſind. Wären Sie ſo unbeſcholten, als ich Sie ſonſt geglaubt, ſo würde ich Sie zu züchtigen wiſſen.

Der Graf. Ich bin der Graf von Eſſex. So hat mir noch niemand begegnen dürfen, als der Bruder des Königs von Frankreich.

Der Herzog. Wenn ich auch der nicht wäre, der ich bin; wenn nur Sie der wären, der Sie nicht ſind, ein Mann von Ehre: ſo ſollten Sie wohl empfinden, mit wem Sie zu thun hätten. — Sie, der Graf von Eſſex? Wenn Sie dieſer berufene Krieger ſind: wie können Sie ſo viele große Thaten durch eine ſo unwürdige That vernichten wollen? —

Ham-

Pueda mi valor invicto
Caſtigar, non digo yo
Solo a vos, mas a vos miſmo,
Siendo leal, que es lo mas
Con que queda encarecido.
Y pues ſois tan gran Soldado,
No echeis a perder, os pido,
Tantas heroicas hazañas
Con un hecho tan indigno —;

Hamburgiſche Dramaturgie.

Zwey und ſechzigſtes Stück.

Den 4ten December, 1767.

Der Herzog fährt hierauf fort, ihm ſein Unrecht, in einem etwas gelindern Tone, vorzuhalten. Er ermahnt ihn, ſich eines beſſern zu beſinnen; er will es vergeſſen, was er gehört habe; er iſt verſichert, daß Blanca mit dem Grafen nicht einſtimme, und daß ſie ſelbſt ihm eben das würde geſagt haben, wenn er, der Herzog, ihr nicht zuvorgekommen wäre. Er ſchließt endlich: „Noch einmal, Graf; gehen Sie in ſich! „Stehen Sie von einem ſo ſchändlichen Vorhaben ab! Werden Sie wieder Sie ſelbſt! Wollen Sie aber meinem Rathe nicht folgen: ſo „erinnern Sie ſich, daß Sie einen Kopf haben, „und London einen Henker!„ (*) — Hiermit

---

(*) Miradlo mejor, dexad
Un intento tan indigno,
Correſponded à quien ſois,

entfernt ſich der Herzog. Eſſex iſt in der äußerſten Verwirrung; es ſchmerzt ihn, ſich für einen Verräther gehalten zu wiſſen; gleichwohl darf er es itzt nicht wagen, ſich gegen den Herzog zu rechtfertigen; er muß ſich gedulden, bis es der Ausgang lehre, daß er da ſeiner Königinn am getreueſten geweſen ſey, als er es am wenigſten zu ſeyn geſchienen. (*) So ſpricht er mit ſich ſelbſt: zur Blanca aber ſagt er, daß er den Brief ſogleich an ihren Oheim ſenden wolle, und geht ab. Blanca desgleichen; nachdem ſie ihren Unſtern verwünſcht, ſich aber noch damit getröſtet, daß es kein Schlimmerer als der Herzog ſey, welcher von dem Anſchlage des Grafen wiſſe.

Die Königinn erſcheinet mit ihrem Kanzler, dem ſie es vertrauet hat, was ihr in dem Garten begegnet. Sie befiehlt, daß ihre Leibwache alle Zugänge wohl beſetze; und morgen will ſie nach Londen zurückkehren. Der Kanzler iſt der Meinung, die Mäuchelmörder aufſuchen zu laſſen, und

---

Y ſino baſtan aviſos,
Mirad que ay Verdugo en Londres,
Y en vos cabeza, harto os digo.

(*) Non he de reſponder al Duque
Haſta que el ſuceſſo miſmo
Mueſtre como fueron falſos
De mi traicion los indicios,
Y que ſoi mas leal, quando
Mos traidor he parecido.

und durch ein öffentliches Edict demjenigen, der ſie anzeigen werde, eine anſehnliche Belohnung zu verheiſſen, ſollte er auch ſelbſt ein Mitſchuldiger ſeyn. „Denn da es ihrer zwey waren, ſagt er, „die den Anfall thaten, ſo kann leicht „einer davon ein eben ſo treuloſer Freund ſeyn, „als er ein treuloſer Unterthan iſt.„ (*) — Aber die Königinn mißbilliget dieſen Rath; ſie hält es für beſſer, den ganzen Vorfall zu unterdrücken, und es gar nicht bekannt werden zu laſſen, daß es Menſchen gegeben, die ſich einer ſolchen That erkühnen dürfen. „Man muß, ſagt ſie, „die Welt glauben machen, daß die „Könige ſo wohl bewacht werden, daß es der „Verrätherey unmöglich iſt, an ſie zu kommen. „Auſſerordentliche Verbrechen werden beſſer verſchwiegen, als beſtraft. Denn das Beyſpiel „der Strafe iſt von dem Beyſpiele der Sünde „unzertrennlich; und dieſes kann oft eben ſo ſehr „anreitzen, als jenes abſchrecken.„ (**)

(*) Y pues ſon dos los culpados
Podra ſer, que alguno de ellos
Entregue al otro que es llano,
Que ſera traidor amigo
Quien fue desleal vaſſallo.

(**) Y es gran materia de eſtado
Dar a entender, que los Reyes
Eſtan en ſi tan guardados
Que aunque la traicion los buſque,

Indem wird Eſſer gemeldet, und vorgelaſſen. Der Bericht, den er von dem glücklichen Erfolge ſeiner Expedition abſtattet, iſt kurz. Die Königinn ſagt ihm, auf eine ſehr verbindliche Weiſe: „Da ich Euch wieder erblicke, weiß ich von dem Ausgange des Krieges ſchon genug.„ (*) Sie will von keinen nähern Umſtänden hören, bevor ſie ſeine Dienſte nicht belohnt, und befiehlt dem Kanzler, dem Grafen ſogleich das Patent als Admiral von England auszufertigen. Der Kanzler geht; die Königinn und Eſſer ſind allein; das Geſpräch wird vertraulicher; Eſſer hat die Schärpe um; die Königinn bemerkt ſie, und Eſſer würde es aus dieſer bloßen Bemerkung ſchlieſſen, daß er ſie von ihr habe, wenn er es aus den Reden der Blanca nicht ſchon geſchloſſen hätte. Die Königinn hat den Grafen ſchon längſt heimlich geliebt; und nun iſt ſie ihm ſogar das Leben ſchuldig. (**)

Nunca ha de poder hallarlos;
Y aſſi el ſecreto averigue
Enormes delitos, quando
Mas que el caſtigo, eſcarmientos
Dè de exemplares el pecado.

(*) Que ya ſolo con miraros
Sè el ſucceſſo de la guerra.

(**) No baſtaba, amor tyranno
Una inclinacion tan fuerte,
Sin que te aya ayudado
Del deberle yo la vida?

Es koſtet ihr alle Mühe, ihre Neigung zu verbergen. Sie thut verſchiedne Fragen, ihn auszulocken und zu hören, ob ſein Herz ſchon eingenommen, und ob er es vermuthe, wem er das Leben in den Garten gerettet. Das letzte giebt er ihr durch ſeine Antworten gewiſſermaaßen zu verſtehen, und zugleich, daß er für eben dieſe Perſon mehr empfinde, als er derſelben zu entdecken ſich erkühnen dürfe. Die Königinn iſt auf dem Punkte, ſich ihm zu erkennen zu geben: doch ſiegt noch ihr Stolz über ihre Liebe. Eben ſo ſehr hat der Graf mit ſeinem Stolze zu kämpfen: er kann ſich des Gedankens nicht entwehren, daß ihn die Königinn liebe, ob er ſchon die Vermeſſenheit dieſes Gedankens erkennet. (Daß dieſe Scene größtentheils aus Reden beſtehen müſſe, die jedes ſeitab führet, iſt leicht zu erachten.) Sie heißt ihn gehen, und heißt ihn wieder ſo lange warten, bis der Kanzler ihm das Patent bringe. Er bringt es; ſie überreicht es ihm; er bedankt ſich, und das Seitab fängt mit neuem Feuer an.

Die Königinn. Thörichte Liebe! —

Eſſex. Eitler Wahnſinn! —

Die Königinn. Wie blind! —

Eſſex. Wie verwegen! —

Die Königinn. So tief willſt du, daß ich mich herabſetze? —

Eſſer. So hoch willſt du, daß ich mich verſteige?

Die Königinn. Bedenke, daß ich Königinn bin!

Eſſer. Bedenke, daß ich Unterthan bin!

Die Königinn. Du ſtürzeſt mich bis in den Abgrund, —

Eſſer. Du erhebeſt mich bis zur Sonne, —

Die Königinn. Ohne auf meine Hoheit zu achten.

Eſſer. Ohne meine Niedrigkeit zu erwägen.

Die Königinn. Aber, weil du meines Herzens dich bemeiſtert: —

Eſſer. Aber, weil Du meiner Seele Dich bemächtiget: —

Die Königinn. So ſtirb da, und komm nie auf die Zunge!

Eſſer. So ſtirb da, und komm nie über die Lippen! (*)

(Iſt

(*) REIN. Loco Amor — COND. Necio impoſſible —
REIN. Què ciego — COND. Què temerario —
REIN. Me abates a tal baxeza —
COND. Me quieres ſubir tan alto —
REIN. Advierte, que ſoi la Reina —
COND. Advierte que ſoi vaſallo —
REIN. Pues me humillas a el abyſmo —
COND. Pues me acercas a los rayos —
REIN. Sin reparar mi grandeza —

COND

(Iſt das nicht eine ſonderbare Art von Unterhaltung? Sie reden mit einander; und reden auch nicht mit einander. Der eine hört, was der andere nicht ſagt, und antwortet auf das, was er nicht gehört hat. Sie nehmen einander die Worte nicht aus dem Munde, ſondern aus der Seele. Man ſage jedoch nicht, daß man ein Spanier ſeyn muß, um an ſolchen unnatürlichen Künſteleyen Geſchmack zu finden. Noch vor einige dreyßig Jahren fanden wir Deutſche eben ſo viel Geſchmack daran; denn unſere Staats- und Helden-Actionen wimmelten davon, die in allem nach den ſpaniſchen Muſtern zugeſchnitten waren.)

Nachdem die Königinn den Eſſex beurlaubet und ihm befehlen, ihr bald wieder aufzuwarten, gehen beide auf verſchiedene Seiten ab, und machen dem erſten Aufzuge ein Ende. — Die Stücke der Spanier, wie bekannt, haben deren nur drey, welche ſie Jornadas, Tagewerke, nennen. Ihre allerälteſten Stücke hatten viere: ſie krochen, ſagt Lope de Vega, auf allen vieren, wie Kinder; denn es waren auch wirklich noch Kinder von Komödien. Virves war der erſte,

Cond. Sin mirar mi humilde eſtado —
Rein. Ya que te miro acà dentro —
Cond. Ya que en mi te vas entrando —
Rein. Muere entre el pecho, y la voz.
Cond. Muere entre el alma, y los labios.

erſte, welcher die vier Aufzüge auf drey brachte; und Lope folgte ihm darinn, ob er ſchon die erſten Stücke ſeiner Jugend, oder vielmehr ſeiner Kindheit, ebenfalls in vieren gemacht hatte. Wir lernen dieſes aus einer Stelle in des letztern Neuen Kunſt, Komödien zu machen; (*) mit der ich aber eine Stelle des Cervantes in Widerſpruch finde, (**) wo ſich dieſer den Ruhm anmaßt, die ſpaniſche Komödie von fünf Akten, aus welchen ſie ſonſt beſtanden, auf drey gebracht zu haben. Der ſpaniſche Litterator mag dieſen Widerſpruch entſcheiden; ich will mich dabey nicht aufhalten.

(*) Arte nuevo de hazer Comedias, die ſich hinter des Lope Rimas befindet.

El Capitan Virves inſigne ingenio,
Puſo en tres actos la Comedia, que antes
Andava en quatro, como pies de niño,
Que eran entonces niñas las Comedias,
Y yo las eſcrivi de onze, y doze años,
De à quatro actos, y de à quatro pliegos,
Porque cada acto un pliego contenia.

(**) In der Vorrede zu ſeinen Komödien: Donde me atrevi a reducir las Comedias a tres Jornadas, de cinco que tenian.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Drey und ſechzigſtes Stück.

Den 8ten December, 1767.

Die Königinn iſt von dem Landgute zurückgekommen; und Eſſex gleichfalls. Sobald er in London angelangt, eilt er nach Hofe, um ſich keinen Augenblick vermiſſen zu laſſen. Er eröfnet mit ſeinem Coſme den zweyten Akt, der in dem Königlichen Schloſſe ſpielt. Coſme hat, auf Befehl des Grafen, ſich mit Piſtolen verſehen müſſen; der Graf hat heimliche Feinde; er beſorgt, wenn er des Nachts ſpät vom Schloſſe gehe, überfallen zu werden. Er heißt den Coſme, die Piſtolen nur indeß in das Zimmer der Blanca zu tragen, und ſie von Floren aufheben zu laſſen. Zugleich bindet er die Schärpe los, weil er zur Blanca gehen will. Blanca iſt eiferſüchtig; die Schärpe könnte ihr Gedanken machen; ſie könnte ſie haben wollen; und er würde ſie ihr abſchlagen müſſen. Indem er ſie dem Coſme zur Verwahrung übergiebt, kömmt Blanca dazu. Coſme will ſie geſchwind verſtecken: aber es kann ſo geſchwind nicht geſchehen, daß es Blanca nicht merken ſollte. Blanca nimt den Grafen mit ſich zur Königinn; und Eſſex ermahnt im Abgehen den Coſme, wegen der Schärpe reinen Mund zu halten, und ſie niemanden zu zeigen.

Coſme hat, unter ſeinen andern guten Eigenſchaften, auch dieſe, daß er ein Erzplauderer iſt. Er kann kein Geheimniß eine Stunde bewahren; er fürchtet ein Geſchwär im Leibe davon zu bekommen; und das Verboth des Grafen hat ihn zu rechter Zeit erinnert, daß er ſich dieſer Gefahr bereits ſechs und dreyßig Stunden ausgeſetzt habe. (*) Er giebt Floren die Piſtolen, und hat den Mund ſchon auf, ihr auch die ganze Geſchichte, von der maſkirten Dame und der Schärpe, zu erzehlen. Doch eben beſinnt er ſich, daß es wohl eine würdigere Perſon ſeyn müſſe, der er ſein Geheimniß zuerſt mittheile. Es würde nicht laſſen, wenn ſich Flora rühmen könnte, ihn deſſen deflorirt zu haben.

(*) —— Yo no me acordaba
De decirlo, y lo callaba,
Y como me lo entrego,
Ya por decirlo rebiento,
Que tengo tal propriedad,
Que en un hora, o la mitad,
Se me hace poſtema un cuento

haben. (*) (Ich muß von allerley Art des ſpaniſchen Witzes eine kleine Probe einzuflechten ſuchen.)

Coſme darf auf dieſe würdigere Perſon nicht lange warten. Blanca wird von ihrer Neugierde viel zu ſehr gequält, daß ſie ſich nicht, ſobald als möglich, von dem Grafen losmachen ſollen, um zu erfahren, was Coſme vorhin ſo haſtig vor ihr zu verbergen geſucht. Sie kömmt alſo ſogleich zurück, und nachdem ſie ihn zuerſt gefragt, warum er nicht ſchon nach Schottland abgegangen, wohin ihn der Graf ſchicken wollen, und er ihr geantwortet, daß er mit anbrechendem Tage abreiſen werde: verlangt ſie zu wiſſen, was er da verſteckt halte? Sie dringt in ihn: doch Coſme läßt nicht lange in ſich dringen. Er ſagt ihr alles, was er von der Schärpe weiß; und Blanca nimt ſie ihm ab. Die Art, mit der er ſich ſeines Geheimniſſes entlediget, iſt äußerſt eckel. Sein Magen will es nicht länger bey ſich behalten; es ſtößt ihm auf; es kneipt ihn; er ſteckt den Finger in den Hals; er giebt es von ſich; und um einen beſſern Geſchmack wieder in den Mund zu bekommen, läuft er ge-

---

(*) Alla Flora; mas no
Sera perſona mas grave —
No es bien que Flora ſe alabe
Que el cuento me deſfloro.

ſchwind ab, eine Quitte oder Olive darauf zu kauen. (*) Blanca kann aus ſeinem verwirrten Geſchwätze zwar nicht recht klug werden: ſie verſteht aber doch ſo viel daraus, daß die Schärpe das Geſchenk einer Dame iſt, in die Eſſex verliebt werden könnte, wenn er es nicht ſchon ſey. „Denn er iſt doch nur ein Mann; ſagt ſie. „Und wehe der, die ihre Ehre einem „Manne anvertrauet hat! Der beſte, iſt noch „ſo ſchlimm!„ (**) — Um ſeiner Untreue alſo zuvorzukommen, will ſie ihn je eher je lieber heyrathen.

Die Königinn tritt herein, und iſt äußerſt niedergeſchlagen. Blanca fragt, ob ſie die übri-

---

(*) Ya ſe me viene a la boca
La purga. —— ——
O que regueldos tan ſecos
Me vienen! terrible aprieto. ——
Mi eſtomago no lo lleva;
Proteſto que es gran trabajo,
Meto los dedos. —— ——
Y pues la purga he trocado,
Y el ſecreto he vomitado
Deſde el principio haſta el fin,
Y ſin dexar coſa alguna,
Tal aſco me dio al decillo,
Voi a probar de un membrillo,
O a mordar de una azeituna. ——

(**) Es hombre al fin, y ay de aquella
Que a un hombre fio ſu honor,
Siendo tan malo el mejor.

übrigen Hofdamen rufen ſoll: aber die Königinn will lieber allein ſeyn; nur Irene ſoll kommen, und vor dem Zimmer ſingen. Blanca geht auf der einen Seite nach Irenen ab, und von der andern kömmt der Graf.

Eſſex liebt die Blanca: aber er iſt ehrgeizig genug, auch der Liebhaber der Königinn ſeyn zu wollen. Er wirft ſich dieſen Ehrgeiz ſelbſt vor; er beſtraft ſich deswegen; ſein Herz gehört der Blanca; eigennützige Abſichten müſſen es ihr nicht entziehen wollen; unechte Convenienz muß keinen echten Affekt beſiegen. (*) Er will ſich alſo lieber wieder entfernen, als er die Königinn gewahr wird: und die Königinn, als ſie ihn erblickt, will ihm gleichfalls ausweichen. Aber ſie bleiben beide. Indem fängt Irene vor dem Zimmer an zu ſingen. Sie ſingt eine Redondilla, ein kleines Lied von vier Zeilen, deſſen Sinn dieſer iſt: „Sollten meine verliebten Kla-

---

(*) Abate, abate las alas,
No ſubas tanto, buſquemos
Mas proporcionada esfera
A tan limitado vuelo.
Blanca me quiere, y a Blanca
Adoro yo ya en mi dueño;
Pues como de amor tan noble
Por una ambicion me alexo?
No conveniencia baſtarda
Venza un legitimo afecto.

„gen zu deiner Kenntniß gelangen: o ſo laß das „Mitleid, welches ſie verdienen, den Unwillen „überwältigen, den du darüber empfindeſt, daß „ich es bin, der ſie führet.„ Der Königinn gefällt das Lied; und Eſſex findet es bequem, ihr durch daſſelbe, auf eine verſteckte Weiſe, ſeine Liebe zu erklären. Er ſagt, er habe es gloſſiret, (*) und bittet um Erlaubniß, ihr ſeine Gloſſe

---

(*) Die Spanier haben eine Art von Gedichten, welche ſie Gloſſas nennen. Sie nehmen eine oder mehrere Zeilen gleichſam zum Texte, und erklären oder umſchreiben dieſen Text ſo, daß ſie die Zeilen ſelbſt in dieſe Erklärung oder Umſchreibung wiederum einflechten. Den Text heiſſen ſie Mote oder Letra, und die Auslegung insbeſondere Gloſſa, welches denn aber auch der Name des Gedichts überhaupt iſt. Hier läßt der Dichter den Eſſex das Lied der Irene zum Mote machen, das aus vier Zeilen beſteht, deren jede er in einer beſondern Stanze umſchreibt, die ſich mit der umſchriebenen Zeile ſchließt. Das Ganze ſieht ſo aus:

MOTE.

Si acaſo mis deſvarios
Llegaren a tus umbrales,
La laſtima de ſer males
Quite el horror de ſer mios.

GLOSSA.

Aunque el dolor me provoca
De mis quexas, y no puedo,

Que

Gloſſe vorſagen zu dürfen. In dieſer Gloſſe beſchreibt er ſich als den zärtlichſten Liebhaber, dem es aber die Ehrfurcht verbiethe, ſich dem geliebten Gegenſtande zu entdecken. Die Königinn

Que es mi oſadia tan poca,
Que entre el reſpeto, y el miedo
Se me mueren en la boca;
Y aſſi non llegan tan mios
Mis males a tus orejas.
Porque no han de ſer oidos
Si acaſo digo mis quexas,
Si acaſo mis deſvarios.
El ſer tan mal explicados
Sea ſu mayor indicio,
Que trocando en mis cuidados
El ſilencio, y vos ſu oficio,
Quedaran mas ponderados:
Deſde oy por eſtas ſeñales
Sean di ti conocidos,
Que ſin duda ſon mis males
Si algunos mas repetidos
Llegaren a tus umbrales.
Mas ay Dios! que mis cuidados
De tu crueldad conocidos,
Aunque mas acreditados,
Seran menos adquiridos,
Que con los otros mezclados:
Porque no ſabiendo a quales
Mas tu ingratitud ſe deba
Viendolos todos iguales
Fuerza es que en commun te mueva
La laſtima de ſer males.

niginn lobt ſeine Poeſie: aber ſie mißbilliget ſeine Art zu lieben. „Eine Liebe, ſagt ſie unter andern, die man verſchweigt, kann nicht groß ſeyn; denn Liebe wächſt nur durch Gegenliebe, und der Gegenliebe macht man ſich durch das Schweigen muthwillig verluſtig.„

Ham-

En mi eſte afecto violento
Tu hermoſo deſden le cauſa;
Tuyo, y mio es mi tormento;
Tuyo, porque eres la cauſa;
Y mio, porque yo ſiento:
Sepan, Laura, tus deſvios
Que mis males ſon tan tuyos,
Y en mis cuerdos deſvarios
Eſtos que tienen de tuyos
Quite el horror de ſer mios.

Es müſſen aber eben nicht alle Gloſſen ſo ſymmetriſch ſeyn, als dieſe. Man hat alle Freyheit, die Stanzen, die man mit den Zeilen des Mote ſchließt, ſo ungleich zu machen als man will. Man braucht auch nicht alle Zeilen einzuflechten; man kann ſich auf eine einzige einſchränken, und dieſe mehr als einmal wiederholen. Uebrigens gehören dieſe Gloſſen unter die ältern Gattungen der ſpaniſchen Poeſie, die nach dem Boſcan und Garcilaſſo ziemlich aus der Mode gekommen.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Vier und ſechzigſtes Stück.

Den 11ten December, 1767.

Der Graf verſetzt, daß die vollkommenſte Liebe die ſey, welche keine Belohnung erwarte; und Gegenliebe ſey Belohnung. Sein Stillſchweigen ſelbſt mache ſein Glück: denn ſo lange er ſeine Liebe verſchweige, ſey ſie noch unverworfen, könne er ſich noch von der ſüßen Vorſtellung täuſchen laſſen, daß ſie vielleicht dürfe genehmiget werden. Der Unglückliche ſey glücklich, ſo lange er noch nicht wiſſe, wie unglücklich er ſey. (*) Die Königinn widerlegt

---

(*) —— El mas verdadero amor
Es el que en ſi miſmo quieto
Deſcanſa, ſin atender
A mas paga, o mas intento:
La correſpondencia es paga,
Y tener por blanco el precio
Es querer por grangeria. ——

legt dieſe Sophiſtereyen als eine Perſon, der ſelbſt daran gelegen iſt, daß Eſſex nicht länger darnach handle: und Eſſex, durch dieſe Widerlegung erdreiſtet, iſt im Begriff, das Bekenntniß zu wagen, von welchem die Königinn behauptet, daß es ein Liebhaber auf alle Weiſe wagen müſſe; als Blanca hereintritt, den Herzog anzumelden. Dieſe Erſcheinung der Blanca bewirkt einen von den ſonderbarſten Theaterſtreichen. Denn Blanca hat die Schärpe um, die ſie dem Coſme abgenommen, welches zwar die Königinn, aber nicht Eſſex gewahr wird. (*)

Eſſex.

Dentro eſta del ſilencio, y del reſpeto
Mi amor, y aſsi mi dicha eſta ſegura,
Preſumiendo tal voz (dulce locura!)
Que es admitido del mayor ſugeto.
Dexandome engañar de eſte concepto,
Dura mi bien, porque mi engaño dura;
Necio ſera la lengua, ſi aventura
Un bien que eſta ſeguro en el ſecreto. —
Que es feliz quien no ſiendo venturoſo
Nunca llega a ſaber, que es deſdichado.

(*) Por no morir de mal, quando
Puedo morir de remedio,
Digo pues, ea, oſſadia,
Ella me alento, que temo? —
Que ſera bien que a tu Alteza —

Eſſex. So ſey es gewagt! — Friſch! Sie ermuntert mich ſelbſt. Warum will ich an der Krankheit ſterben, wenn ich an dem Hülfsmittel ſterben kann? Was fürchte ich noch? — Königinn, wann denn alſo, —

Blanca. Der Herzog, Ihro Majeſtät, —

Eſſex. Blanca könnte nicht ungelegener kommen.

Blanca. Wartet in dem Vorzimmer, —

Die Königinn. Ah! Himmel!

(Sale Blanca con la vanda pueſta.)
Bl. Señora, el duque — Con. A mal tiempo
Viene Blanca. Bl. Eſta aguardando
En la antecamara — Rein. Ay, cielo!
Bl. Para entrar — Rein. Que es lo que miro!
Bl. Licencia. Rein. Decid; — que veo! —
Decid que eſpere; — eſtoi loca! —
Decid, andad. Bl. Ya obedezco.
Rein. Venid aca, volved. Bl. Que manda
Vueſtra Alteza? Rein. El daño es cierto. —
Decidle — no ay que dudar —
Entretenedle un momento —
Ay de mi! — mientras yo ſalgo —
Y dexadme. Bl. Que es aquello?
Ya voi. Con. Ya Blanca ſe fue,
Quiero pues volver — Rein. Ha zelos!
Con. A declararme atrevido,
Pues ſi me atrevo, me atrevo
En fe de ſus pretenſiones.

Blanca. Auf Erlaubniß, —

Die Königinn. Was erblicke ich?

Blanca. Hereintreten zu dürfen.

Die Königinn. Sag ihm — Was ſeh ich! — Sag ihm, er ſoll warten. — Ich komme von Sinnen! — Geh, ſag ihm das.

Blanca. Ich gehorche.

Die Königinn. Bleib! Komm her! näher! —

Blanca. Was befehlen Ihro Majeſtät? —

Die Königinn. O, ganz gewiß! — Sage ihm — Es iſt kein Zweifel mehr! — Geh, unterhalte ihn einen Augenblick, — Weh mir! — Bis ich ſelbſt zu ihm herauskomme. Geh, laß mich!

Blanca. Was iſt das? — Ich gehe.

Eſſex. Blanca iſt weg. Ich kann nun wieder fortfahren, —

Die

Rein. Mi prenda en poder ageno?
Vive dios, pero es verguenza
Que pueda tanto un afecto
En mi. Cos. Segun lo que dixo
Vueſtra Alteza aqui, y ſupueſto,
Que cueſta cara la dicha,
Que ſe compra con el miedo,
Quiero morir nobelmente.

Rein

Die Königinn. Ha, Eiferſucht!

Eſſex. Mich zu erklären. — Was ich wage, wage ich auf Ihre eigene Ueberredung.

Die Königinn. Mein Geſchenk in fremden Händen! Bey Gott! — Aber ich muß mich ſchämen, daß eine Leidenſchaft ſo viel über mich vermag!

Eſſex. Wenn denn alſo, — wie Ihre Majeſtät geſagt, — und wie ich einräumen muß, — das Glück, welches man durch Furcht erkauft, — ſehr theuer zu ſtehen kömmt; — wenn man viel edler ſtirbt: — ſo will auch ich, —

Die Königinn. Warum ſagen Sie das, Graf?

Eſſex. Weil ich hoffe, daß, wann ich — Warum fürchte ich mich noch? — wann ich Ihro Majeſtät meine Leidenſchaft bekennte, — daß einige Liebe —

Die Königinn. Was ſagen Sie da, Graf? An mich richtet ſich das? Wie? Thor! Unſinniger!

REIN. Porque lo decis? CON. Que eſpero,
Si a vueſtra Alteza (que dudo!)
Le declaraſſe mi afecto,
Algun amor — REIN. Que decis?
A mi? como, loco, necio,
Conoceiſme? Quien ſoi yo?
Decid, quien ſoi? que ſoſpecho,
Que ſe os huyo la memoria. —

ger! Kennen Sie mich auch? Wiſſen Sie, wer ich bin? Und wer Sie ſind? Ich muß glauben, daß Sie den Verſtand verlohren. —

Und ſo fahren Ihro Maieſtät fort, den armen Grafen auszuſenſtern, daß es eine Art hat! Sie fragt ihn, ob er nicht wiſſe, wie weit der Himmel über alle menſchliche Erfrechungen erhaben ſey? Ob er nicht wiſſe, daß der Sturmwind, der in den Olymp dringen wolle, auf halbem Wege zurückbrauſen müſſe? Ob er nicht wiſſe, daß die Dünſte, welche ſich zur Sonne erhieben, von ihren Stralen zerſtreuet würden? — Wer vom Himmel gefallen zu ſeyn glaubt, iſt Eſſer. Er zieht ſich beſchämt zurück, und bittet um Verzeihung. Die Königinn befiehlt ihm, ihr Angeſicht zu meiden, nie ihren Pallaſt wieder zu betreten, und ſich glücklich zu ſchätzen, daß ſie ihm den Kopf laſſe, in welchem ſich ſo eitle Gedanken erzeugen können. (*) Er entfernt ſich; und die Königinn geht gleichfalls ab, nicht ohne uns merken zu laſſen, wie wenig ihr Herz mit ihren Reden übereinſtimme.

Blanca

(*) —— —— No me veais,
Y agradeced el que os dexo
Cabeza, en que ſe engendraron
Tan livianos penſamientos.

Blanca und der Herzog kommen an ihrer Statt, die Bühne zu füllen. Blanca hat dem Herzoge es frey geſtanden, auf welchem Fuße ſie mit dem Grafen ſtehe; daß er nothwendig ihr Gemahl werden müſſe, oder ihre Ehre ſey verlohren. Der Herzog faßt den Entſchluß, den er wohl faſſen muß; er will ſich ſeiner Liebe entſchlagen: und ihr Vertrauen zu vergelten, verſpricht er ſogar, ſich bey der Königinn ihrer anzunehmen, wenn ſie ihr die Verbindlichkeit, die der Graf gegen ſie habe, entdecken wolle.

Die Königinn kömmt bald, in tiefen Gedanken, wieder zurück. Sie iſt mit ſich ſelbſt im Streit, ob der Graf auch wohl ſo ſchuldig ſey, als er ſcheine. Vielleicht, daß es eine andere Schärpe war, die der ihrigen nur ſo ähnlich iſt. — Der Herzog tritt ſie an. Er ſagt, er komme, ſie um eine Gnade zu bitten, um welche ſie auch zugleich Blanca bitte. Blanca werde ſich näher darüber erklären; er wolle ſie zuſammen allein laſſen: und ſo läßt er ſie.

Die Königinn wird neugierig, und Blanca verwirrt. Endlich entſchließt ſich Blanca, zu reden. Sie will nicht länger von dem veränderlichen Willen eines Mannes abhangen; ſie will es ſeiner Rechtſchaffenheit nicht länger anheim ſtellen, was ſie durch Gewalt erhalten kann.

kann. Sie flehet die Eliſabeth um Mitleid an: die Eliſabeth, die Frau; nicht die Königinn. Denn da ſie eine Schwachheit ihres Geſchlechts bekennen müſſe: ſo ſuche ſie in ihr nicht die Königinn, ſondern nur die Frau. (*)

Ham-

(*) —— —— Ya eſtoi reſuelta;
No a la voluntad mudable
De un hombre eſté yo ſujeta,
Que aunque no ſe que mi olvide,
Es necedad, que yo quiera
Dexar a ſu corteſia
Lo que puede hacer la fuerza.
Gran Iſabela, eſcuchadme,
Y al eſcucharme tu Alteza,
Ponga aun mas que la atencion,
La piedad con los orejas.
Iſabella os he llamado
En eſta ocaſion, no Reina,
Que quando vengo a deciros
Del honor una flaqueza,
Que he hecho como muger,
Porque mejor os parezca,
No Reina, muger os buſco,
Solo muger os quiſiera. ——

Hamburgiſche Dramaturgie.

Fünf und ſechzigſtes Stück.

Den 15ten December, 1767.

Du? mir eine Schwachheit? fragt die Königinn.

Blanca. Schmeicheleyen, Seufzer, Liebkoſungen, und beſonders Thränen, ſind vermögend, auch die reinſte Tugend zu untergraben. Wie theuer kömmt mir dieſe Erfahrung zu ſtehen! Der Graf —

Die Königinn. Der Graf? Was für ein Graf? —

Blanca. Von Eſſex.

Die Königinn. Was höre ich?

Blanca. Seine verführeriſche Zärtlichkeit —

Die Königinn. Der Graf von Eſſex?

Blanca. Er ſelbſt, Königinn. —

Die Königinn. (bey Seite) Ich bin des Todes! — Nun? weiter!

Blanca. Ich zittere. — Nein, ich darf es nicht wagen —

Die Königinn macht ihr Muth; und lockt ihr nach und nach mehr ab, als Blanca zu ſagen brauchte; weit mehr, als ſie ſelbſt zu hören wünſcht. Sie höret, wo und wie der Graf glücklich geweſen; (*) und als ſie endlich auch höret, daß er ihr die Ehe verſprochen, und daß Blanca auf die Erfüllung dieſes Verſprechens dringe: ſo bricht der ſo lange zurückgehaltene Sturm auf einmal aus. Sie verhönet das leichtgläubige Mädchen auf das empfindlichſte, und verbiethet ihr ſchlechterdings, an den Grafen weiter zu denken. Blanca erräth ohne Mühe, daß dieſer Eifer der Königinn, Eiferſucht ſeyn müſſe: und giebt es ihr zu verſtehen.

Die Königinn. Eiferſucht? — Nein; bloß deine Aufführung entrüſtet mich. — Und geſetzt, — ja geſetzt, ich liebte den Grafen. Wenn ich, — Ich ihn liebte, und eine andere wäre ſo vermeſſen, ſo thöricht, ihn neben mir zu lieben, — was ſage ich, zu lieben? — ihn nur anzuſehen, — was ſage ich, anzuſehen? — ſich nur eine Gedanke von ihm in den Sinn kommen zu laſſen: das ſollte dieſer an-

dern

(*) Bl. Le llamè una noche obſcura —
Reyn. Y vino a verte? Bl. Pluguiera
A dios, que no fuera tanta
Mi diſdicha, y ſu fineza.
Vino mas galan que nunca,
Y yo que dos veces ciega,
Por mi mal, eſtaba entonces
Del amor, y las tinieblas —

dern nicht das Leben koſten? — Du ſieheſt, wie ſehr mich eine blos vorausgeſetzte, erdichtete Eiferſucht aufbringt: urtheile daraus, was ich bey einer wahren thun würde. Jtzt ſtelle ich mich nur eiferſüchtig: hüte dich, mich es wirklich zu machen! (*)

(*) **Reis.** Eſte es zelo, Blanca. **Bl.** Zelos,
Añadiendoſe una letra.
Reis. Que decis? **Bl.** Señora, que
Si acaſo poſſible fuera,
A no ſer vos la que dice
Eſſas palabras, dixera,
Que eran zelos. **Reis.** Que ſon zelos?
No ſon zelos, es ofenſa
Que me eſtais haciendo vos.
Supongamos, que quiſiera
A el Conde en eſta ocaſion;
Pues ſi yo a el Conde quiſiera
Y alguna atrevida, loca
Preſumida, deſcompueſta
Le quiſiera, que es querer?
Que le mirara, o le viera;
Que es verle? No ſè que diga,
No hai coſa que menos ſea —
No la quitara la vida?
La ſangre no la bebiera? —
Los zelos, aunque fingidos,
Me arrebataron la lengua,
Y diſpararon mi enojo —
Mirad que no me deis zelos,
Que ſi fingidos ſe altera
Tanto mi enojo, ved vos,
Si fuera verdad, qui hiciera—
Eſcarmentad en las burlas,
No me deis zelos de veras.

Mit dieſer Drohung geht die Königinn ab, und läßt die Blanca in der äußerſten Verzweiflung. Dieſes fehlte noch zu den Beleidigungen, über die ſich Blanca bereits zu beklagen hatte. Die Königinn hat ihr Vater und Bruder und Vermögen genommen: und nun will ſie ihr auch den Grafen nehmen. Die Rache war ſchon beſchloſſen: aber warum ſoll Blanca noch erſt warten, bis ſie ein anderer für ſie vollzieht? Sie will ſie ſelbſt bewerkſtelligen, und noch dieſen Abend. Als Kammerfrau der Königinn, muß ſie ſie auskleiden helfen; da iſt ſie mit ihr allein; und es kann ihr an Gelegenheit nicht fehlen. — Sie ſieht die Königinn mit dem Kanzler wiederkommen, und geht, ſich zu ihrem Vorhaben gefaßt zu machen.

Der Kanzler hält verſchiedne Briefſchaften, die ihm die Königinn nur auf einen Tiſch zu legen befiehlt; ſie will ſie vor Schlafengehen noch durchſehen. Der Kanzler erhebt die auſſerordentliche Wachſamkeit, mit der ſie ihren Reichsgeſchäften obliege; die Königinn erkennt es für ihre Pflicht, und beurlaubt den Kanzler. Nun iſt ſie allein, und ſezt ſich zu den Papieren. Sie will ſich ihres verliebten Kummers entſchlagen, und anſtändigern Sorgen überlaſſen. Aber das erſte Papier, was ſie in die Hände nimt, iſt die Bittſchrift eines Grafen Felix. Eines Grafen! „Muß es denn eben, ſagt ſie, von einem Grafen ſen ſeyn, was mir zuerſt vorkömmt!„ Dieſer Zug iſt vortrefflich. Auf einmal iſt ſie wieder mit ihrer ganzen Seele bey demjenigen Grafen, an den ſie itzt nicht denken wollte. Seine Liebe zur Blanca iſt ein Stachel in ihrem Herzen, der ihr das Leben zur Laſt macht. Bis ſie der Tod von dieſer Marter befreye, will ſie bey dem Bruder des Todes Linderung ſuchen: und ſo fällt ſie in Schlaf.

Indem tritt Blanca herein, und hat eine von den Piſtolen des Grafen, die ſie in ihrem Zimmer gefunden. (Der Dichter hatte ſie, zu Anfange dieſes Akts, nicht vergebens dahin tragen laſſen.) Sie findet die Königinn allein und entſchlafen: was für einen bequemern Augenblick könnte ſie ſich wünſchen? Aber eben hat der Graf die Blanca geſucht, und ſie in ihrem Zimmer nicht getroffen. Ohne Zweifel erräth man, was nun geſchieht. Er kömmt alſo, ſie hier zu ſuchen; und kömmt eben noch zurecht, der Blanca in den mörderiſchen Arm zu fallen, und ihr die Piſtole, die ſie auf die Königinn ſchon geſpannt hat, zu entreiſſen. Indem er aber mit ihr ringt, geht der Schuß los: die Königinn erwacht, und alles kömmt aus dem Schloſſe herzugelaufen.

Die Königinn. (im Erwachen) Ha! Was iſt das?

Der Kanzler. Herbey, herbey! Was war das für ein Knall, in dem Zimmer der Königinn? Was geſchieht hier?

Eſſex. (mit der Piſtole in der Hand) Grauſamer Zufall!

Die Königinn. Was iſt das, Graf?

Eſſex. Was ſoll ich thun?

Die Königinn. Blanca, was iſt das?

Blanca. Mein Tod iſt gewiß!

Eſſex. In welcher Verwirrung befinde ich mich!

Der Kanzler. Wie? der Graf ein Verräther?

Eſſex. (bey Seite) Wozu ſoll ich mich entſchlieſſen? Schweige ich: ſo fällt das Verbrechen auf mich. Sage ich die Wahrheit: ſo werde ich der nichtswürdige Verkläger meiner Geliebten, meiner Blanca, meiner theuerſten Blanca.

Die Königinn. Sind Sie der Verräther, Graf? Biſt du es, Blanca? Wer von euch war mein Retter? wer mein Mörder? Mich dünkt, ich hörte im Schlafe euch beide rufen: Verrätherinn! Verräther! Und doch kann nur eines von euch dieſen Namen verdienen. Wenn eines von euch mein Leben ſuchte, ſo bin ich es dem andern ſchuldig. Wem bin ich es ſchuldig, Graf? Wer ſuchte es, Blanca? Ihr ſchweigt? — — Wohl, ſchweigt nur! Ich will in dieſer Ungewißheit bleiben; ich will den Unſchuldigen nicht wiſſen, um den Schuldigen nicht

zu

zu kennen. Vielleicht dürfte es mich eben ſo ſehr ſchmerzen, meinen Beſchützer zu erfahren, als meinen Feind. Ich will der Blanca gern ihre Verrätherey vergeben, ich will ſie ihr verdanken: wenn dafür der Graf nur unſchuldig war. (*)

Aber der Kanzler ſagt: wenn es die Königinn ſchon hierbey wolle bewenden laſſen, ſo dürfe er es doch nicht; das Verbrechen ſey zu groß; ſein Amt erfodere, es zu ergründen; beſonders da aller Anſchein ſich wider den Grafen erkläre.

Die Königinn. Der Kanzler hat Recht; man muß es unterſuchen. — Graf, —

Eſſex. Königinn! —

Die

(*) Conde, vos traidor? Vos, Blanca?
El juicio eſta indiferente,
Qual me libra, qual me mata.
Conde, Blanca, reſpondedme!
Tu a la Reina? tu a la Reina?
Oid, aunque confuſamente:
Ha, traidora, dixo el Conde;
Blanca dixo: Traidor eres.
Eſtas razones de entrambos
A entrambas coſas convienen:
Uno de los dos me libra,
Otro de los dos me ofende.
Conde, qual me daba vida?
Blanca, qual me daba muerte?
Decidme!—no lo digais,
Que neutral mi valor quiere,
Por no ſaber el traidor,
No ſaber el innocente.

Mejor

Die Königinn. Bekennen Sie die Wahrheit. — (bey Seite) Aber wie ſehr fürchtet meine Liebe, ſie zu hören! — War es Blanca?

Eſſer. Ich Unglücklicher!

Die Königinn. War es Blanca, die meinen Tod wollte?

Eſſer. Nein, Königinn; Blanca war es nicht.

Die Königinn. Sie waren es alſo?

Eſſer. Schreckliches Schickſal! — Ich weiß nicht.

Die Königinn. Sie wiſſen es nicht? — Und wie kömmt dieſes mörderiſche Werkzeug in ihre Hand? —

Der Graf ſchweigt, und die Königinn befiehlt, ihn nach dem Tower zu bringen. Blanca, bis ſich die Sache mehr aufhellet, ſoll in ihrem Zimmer bewacht werden. Sie werden abgeführt, und der zweyte Aufzug ſchließt.

Ham:

Mejor es quedar confuſa,
En duda mi juicio quede,
Porque quando mire a alguno,
Y de la traicion me acuerde,
A penſar, que es el traidor,
Que es el leal tambien pienſe.
Yo le agradeciera à Blanca,
Que ella la traidora fueſſe,
Solo à truque de que el Conde
Fuera el, que eſtaba innocente. —

Hamburgiſche Dramaturgie.

Sechs und ſechzigſtes Stück.

Den 18ten December, 1767.

Der dritte Aufzug fängt ſich mit einer langen Monologe der Königinn an, die allen Scharfſinn der Liebe aufbiethet, den Grafen unſchuldig zu finden. Die Vielleicht werden nicht geſparet, um ihn weder als ihren Mörder, noch als den Liebhaber der Blanca denken zu dürfen. Beſonders geht ſie mit den Vorausſetzungen wider die Blanca ein wenig ſehr weit; ſie denkt über dieſen Punkt überhaupt lange ſo zärtlich und ſittſam nicht, als wir es wohl wünſchen möchten, und als ſie auf unſern Theatern denken müßte. (*)

(*) No pudo ſer que mintiera
Blanca en lo que me conto
De goza-la el Conde? No,
Que Blanca no lo fingiera:
No pudo haverla gozado,
Sin eſtar enamorado,

Es kommen der Herzog, und der Kanzler: jener, ihr ſeine Freude über die glückliche Erhaltung ihres Lebens zu bezeigen; dieſer, ihr einen neuen Beweis, der ſich wider den Eſſex äußert, vorzulegen. Auf der Piſtole, die man ihm aus der Hand genommen, ſteht ſein Name; ſie gehört ihm; und wem ſie gehört, der hat ſie unſtreitig auch brauchen wollen.

Doch nichts ſcheinet den Eſſex unwiderſprechlicher zu verdammen, als was nun erfolgt. Coſme hat, bey anbrechendem Tage, mit dem bewußten Briefe nach Schottland abgehen wollen, und iſt angehalten worden. Seine Reiſe ſieht einer Flucht ſehr ähnlich, und eine ſolche Flucht läßt vermuthen, daß er an dem Verbrechen ſeines Herrn Antheil könne gehabt haben. Er wird alſo vor den Kanzler gebracht, und die Königinn befiehlt, ihn in ihrer Gegenwart zu verhören. Den Ton, in welchem ſich Coſme rechtfertiget, kann man leicht errathen. Er weiß von nichts; und als er ſagen ſoll, wo er hin-

Y quando tierno, y rendido,
Entonces la haya querido,
No puede haverla olvidado?
No le vieron mis antojos
Entre acogimientos ſabios,
Mui callando con los labios,
Mui bachiller con los ojos,
Quando al decir tus enojos
Yo ſu deſpecho reñi?

hingewollt, läßt er ſich um die Wahrheit nicht lange nöthigen. Er zeigt den Brief, den ihm ſein Graf, an einen andern Grafen nach Schottland zu überbringen befohlen: und man weiß, was dieſer Brief enthält. Er wird geleſen, und Coſme erſtaunt nicht wenig, als er hört, wohin es damit abgeſehen geweſen. Aber noch mehr erſtaunt er über den Schluß deſſelben, worinn der Ueberbringer ein Vertrauter heißt, durch den Roberto ſeine Antwort ſicher beſtellen könne. „Was höre ich? ruft Coſme. Ich ein Vertrauter? Bey dieſem und jenem! ich bin kein „Vertrauter; ich bin niemals einer geweſen, „und will auch in meinem Leben keiner ſeyn. — „Habe ich wohl das Anſehen zu einem Vertrauten? Ich möchte doch wiſſen, was mein Herr „an mir gefunden hätte, um mich dafür zu nehmen. Ich, ein Vertrauter, ich, dem das „geringſte Geheimniß zur Laſt wird? Ich weiß, „zum Exempel, daß Blanca und mein Herr „einander lieben, und daß ſie heimlich mit einander verheyrathet ſind: es hat mir ſchon lange das Herz abdrücken wollen; und nun will „ich es nur ſagen, damit ſie hübſch ſehen, meine „Herren, was für ein Vertrauter ich bin. „Schade, daß es nicht etwas viel wichtigeres „iſt: ich würde es eben ſo wohl ſagen.„ (*)

(*) Que eſcucho? Señores mios,
Dos mil demonios me lleven,

Dieſe Nachricht ſchmerzt die Königinn nicht weniger, als die Ueberzeugung, zu der ſie durch den unglücklichen Brief von der Verrätherey des Grafen gelangt. Der Herzog glaubt, nun auch ſein Stillſchweigen brechen zu müſſen, und der Königinn nicht länger zu verbergen, was er in dem Zimmer der Blanca zufälliger Weiſe angehört habe. Der Kanzler dringt auf die Beſtrafung des Verräthers, und ſobald die Königinn wieder allein iſt, reißen ſie ſowohl beleidigte Majeſtät, als gekränkte Liebe, des Grafen Tod zu beſchließen.

Nunmehr bringt uns der Dichter zu ihm, in das Gefängniß. Der Kanzler kömmt und eröfnet dem Grafen, daß ihn das Parlament für ſchuldig erkannt, und zum Tode verurtheilet habe, wel-

Si yo confidente ſoi,
Si lo he ſido, o ſi lo fuere,
Ni tengo intencion de ſerlo.
—— —— —— Tengo yo
Cara de ſer confidente?
Yo no ſè que ha viſto en mi
Mi amo para tenerme
En eſta opinion; y à fe,
Que me holgara de que fueſſe
Coſa de mas importancia
Un ſecretillo mui leve,
Que rabio va por decirlo,
Que es que el Conde a Blanca quiere,
Que eſtan caſados los dos
En ſecreto —— —— ——

welches Urtheil morgen des Tages vollzogen werden ſolle. Der Graf betheuert ſeine Unſchuld.

Der Kanzler. Ihre Unſchuld, Mylord, wollte ich gern glauben: aber ſo viele Beweiſe wider Sie! — Haben Sie den Brief an den Roberto nicht geſchrieben? Iſt es nicht Ihr eigenhändiger Name?

Eſſex. Allerdings iſt ers.

Der Kanzler. Hat der Herzog von Alanzon Sie, in dem Zimmer der Blanca, nicht ausdrücklich den Tod der Königinn beſchließen hören?

Eſſex. Was er gehört hat, hat er freylich gehört.

Der Kanzler. Sahe die Königinn, als ſie erwachte, nicht die Piſtole in Ihrer Hand? Gehört die Piſtole, auf der Ihr Name geſtochen, nicht Ihnen?

Eſſex. Ich kann es nicht leugnen.

Der Kanzler. So ſind Sie ja ſchuldig.

Eſſex. Das leugne ich.

Der Kanzler. Nun, wie kommen Sie denn dazu, daß Sie den Brief an den Roberto ſchrieben?

Eſſex. Ich weiß nicht.

Der Kanzler. Wie kam es denn, daß der Herzog den verrätheriſchen Vorſatz aus Ihrem eignen Munde vernehmen mußte?

Eſſex. Weil es der Himmel ſo wollte.

Der Kanzler. Wie kam es denn, daß ſich das mörderiſche Werkzeug in Ihren Händen fand?

Eſſex. Weil ich viel Unglück habe.

Der Kanzler. Wenn alles das Unglück, und nicht Schuld iſt: wahrlich, Freund, ſo ſpielet Ihnen Ihr Schickſal einen harten Streich. Sie werden ihn mit Ihrem Kopfe bezahlen müſſen.

Eſſex. Schlimm genug. (*)

„Wiſſen Ihro Gnaden nicht, fragt Coſme, der dabey iſt, „ob ſie mich etwa mit hängen „wer-

---

(*) Cond. Solo el deſcargo que tengo
Es el eſtar innocente.
Senescal. Aunque yo quiera creerlo
No me dexan los indicios,
Y advertid, que ya no es tiempo
De dilacion, que mañana
Haveis de morir. Con. Yo muero
Innocente. Sen. Pues decid
No eſcribiſteis a Roberto
Eſte carta? Aqueſta firma
No es la vueſtra? Con. No lo niego.
Sen. El gran duque de Alanzon
No os oyo en el apoſento
De Blanca trazar la muerte
De la Reina? Con. Aqueſſo es cierto.
Sen. Quando deſperto la Reina
No os hallo, Conde, a vos meſmo
Con la piſtola en la mano?

Y

„werden?„ Der Kanzler antwortet Nein, weil ihn ſein Herr hinlänglich gerechtfertiget habe; und der Graf erſucht den Kanzler, zu verſtatten, daß er die Blanca noch vor ſeinem Tode ſprechen dürfe. Der Kanzler betauert, daß er, als Richter, ihm dieſe Bitte verſagen müſſe; weil beſchloſſen worden, ſeine Hinrichtung ſo heimlich, als möglich, geſchehen zu laſſen, aus Furcht vor den Mitverſchwornen, die er vielleicht ſowohl unter den Großen, als unter dem Pöbel

Y la piſtola que vemos
Vueſtro nombre alli gravado
No es vueſtro? Con. Os lo concedo.
Sen. Luego vos eſtais culpado.
Con. Eſto ſolamente niego.
Sen. Pues como eſcribiſteis, Conde,
La carta al traidor Roberto?
Con. No lo ſè. Sen. Pues como el Duque
Que eſcucho vueſtros intentos,
Os convence en la traicion?
Con. Porque aſsi lo quiſo el cielo.
Sen. Como hallando en vueſtra mano
Os culpa el vil inſtrumento?
Con. Porque tengo poca dicha. ——
Sen. Pues ſabed, que ſi es deſdicha
Y no culpa, en tanto aprieto
Os pone vueſtra fortuna,
Conde amigo, que ſupueſto
Que no dais otro deſcargo,
En fe de indicios tan ciertos,
Mañana vueſtra cabeza
Ha de pagar ——

Pöbel in Menge haben möchte. Er ermahnt ihn, ſich zum Tode zu bereiten, und geht ab. Der Graf wünſchte blos deswegen die Blanca noch einmal zu ſprechen, um ſie zu ermahnen, von ihrem Vorhaben abzuſtehen. Da er es nicht mündlich thun dürfen, ſo will er es ſchriftlich thun. Ehre und Liebe verbinden ihn, ſein Leben für ſie hinzugeben; bey dieſem Opfer, das die Verliebten alle auf der Zunge führen, das aber nur bey ihm zur Wirklichkeit gelangt, will er ſie beſchwören, es nicht fruchtlos bleiben zu laſſen. Es iſt Nacht; er ſetzt ſich nieder zu ſchreiben, und befiehlt Coſmen, den Brief, den er ihm hernach geben werde, ſogleich nach ſeinem Tode der Blanca einzuhändigen. Coſme geht ab, um indeß erſt auszuſchlafen.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Sieben und ſechzigſtes Stück.

Den 22ſten December, 1767.

Nun folgt eine Scene, die man wohl ſchwerlich erwartet hätte. Alles iſt ruhig und ſtille, als auf einmal eben die Dame, welcher Eſſex in dem erſten Akte das Leben rettete, in eben dem Anzuge, die halbe Maſke auf dem Geſichte, mit einem Lichte in der Hand, zu dem Grafen in das Gefängniß hereintritt. Es iſt die Königinn. „Der Graf, ſagt ſie vor ſich im Hereintreten, „hat mir das Leben erhalten: ich bin ihm dafür verpflichtet. Der „Graf hat mir das Leben nehmen wollen: das „ſchreyet um Rache. Durch ſeine Verurtheilung iſt der Gerechtigkeit ein Genüge geſchehen: nun geſchehe es auch der Dankbarkeit „und Liebe!„ (*) Indem ſie näher kömmt, wird

---

(*) El Conde me diò la vida
Y aſſi obligada me veo;

wird ſie gewahr, daß der Graf ſchreibt. „Ohne
„Zweifel, ſagt ſie, „an ſeine Blanca! Was
„ſchadet das? Ich komme aus Liebe, aus der
„feurigſten, uneigennützigſten Liebe: itzt ſchweige
„die Eiferſucht! — Graf!„ — Der Graf hört
ſich rufen, ſieht hinter ſich, und ſpringt voller Erſtaunen
auf. „Was ſeh ich! „ — „Keinen
„Traum, fährt die Königinn fort, „ſondern
„die Wahrheit. Eilen Sie, ſich davon zu
„überzeugen, und laſſen Sie uns koſtbare Augenblicke
„nicht mit Zweifeln verlieren. — Sie
„erinnern ſich doch meiner? Ich bin die, der
„Sie das Leben gerettet. Ich höre, daß Sie
„morgen ſterben ſollen; und ich komme, Ihnen
„meine Schuld abzutragen, Ihnen Leben für
„Leben zu geben. Ich habe den Schlüſſel des
„Gefängniſſes zu bekommen gewußt. Fragen
„Sie mich nicht, wie? Hier iſt er; nehmen
„Sie; er wird Ihnen die Pforte in den Park
„eröfnen; fliehen Sie, Graf, und erhalten
„Sie ein Leben, das mir ſo theuer iſt.„ —

Eſſex. Theuer? Ihnen, Madame?

El Conde me daba muerte,
Y aſſi ofendida me quexo,
Pues ya que con la ſentencia
Eſta parte he ſatisfecho,
Pues cumpli con la juſticia,
Con el amor cumplir quiero. —

Die Königinn. Würde ich ſonſt ſo viel gewagt haben, als ich wage?

Eſſex. Wie ſinnreich iſt das Schickſal, das mich verfolgt! Es findet einen Weg, mich durch mein Glück ſelbſt unglücklich zu machen. Ich ſcheine glücklich, weil die mich zu befreyen kömmt, die meinen Tod will: aber ich bin um ſo viel unglücklicher, weil die meinen Tod will, die meine Freyheit mir anbiethet. — (*)

Die Königinn verſtehet hieraus genugſam, daß ſie Eſſex kennet. Er verweigert ſich der Gnade, die ſie ihm angetragen, gänzlich; aber er bittet, ſie mit einer andern zu vertauſchen.

Die Königinn. Und mit welcher?

Eſſex. Mit der, Madame, von der ich weiß, daß ſie in Ihrem Vermögen ſteht, — mit der Gnade, mir das Angeſicht meiner Königinn ſehen zu laſſen. Es iſt die einzige, um die ich es nicht zu klein halte, Sie an das zu erinnern, was ich für Sie gethan habe. Bey dem Leben, das ich Ihnen ge-

---

(*) Ingenioſa mi fortuna
Hallo en la dicha mas nuevo
Modo de hacerme infeliz,
Pues quando dichoſo veo,
Que me libra quien me mata,
Tambien deſdichado advierto,
Que me mata quien me libra.

rettet, beſchwöre ich Sie, Madame, mir dieſe Gnade zu erzeigen.

Die Königinn. (vor ſich) Was ſoll ich thun? Vielleicht, wenn er mich ſieht, daß er ſich rechtfertiget! Das wünſche ich ja nur.

Eſſex. Verzögern Sie mein Glück nicht, Madame.

Die Königinn. Wenn Sie es denn durchaus wollen, Graf; wohl: aber nehmen Sie erſt dieſen Schlüſſel; von ihm hangt Ihr Leben ab. Was ich itzt für Sie thun darf, könnte ich hernach vielleicht nicht dürfen. Nehmen Sie; ich will Sie geſichert wiſſen. (*)

Eſſex. (indem er den Schlüſſel nimt) Ich erkenne dieſe Vorſicht mit Dank. — Und nun, Madame, — ich brenne, mein Schickſal auf dem Angeſichte der Königinn, oder dem Ihrigen zu leſen.

Die

(*) Pues ſi esto ha de ſer, primero
Tomàd, Conde, aqueſta llave,
Que ſi ha de ſer inſtrumento
De vueſtra vida, quiza
Tan otra, quitando el velo,
Serè, que no pueda entonces
Hacer lo que ahora puedo,
Y como à daros la vida
Me empeñè, por lo que os debo,
Por ſi no puedo deſpues,
De eſta ſuerte me prevengo.

Die Königinn. Graf, ob beide gleich eines ſind, ſo gehört doch nur das, welches Sie noch ſehen, mir ganz allein; denn das, welches Sie nun erblicken, (indem ſie die Maske abnimmt) iſt der Königinn. Jenes, mit welchem ich Sie erſt ſprach, iſt nicht mehr.

Eſſex. Nun ſterbe ich zufrieden! Zwar iſt es das Vorrecht des königlichen Antlitzes, daß es jeden Schuldigen begnadigen muß, der es erblickt; und auch mir müßte dieſe Wohlthat des Geſetzes zu Statten kommen. Doch ich will weniger hierzu, als zu mir ſelbſt, meine Zuflucht nehmen. Ich will es wagen, meine Königinn an die Dienſte zu erinnern, die ich ihr und dem Staate geleiſtet — (*)

Die Königinn. An dieſe habe ich mich ſchon ſelbſt erinnert. Aber Ihr Verbrechen, Graf, iſt größer als Ihre Dienſte.

(*) Morirè yo conſolado,
Aunque ſi par privilegio
En viendo la cara al Rey
Queda perdonado el reo;
Yo de eſte indulto, Señora,
Vida por ley me prometo;
Eſto es en comun, que es
Lo que a todos da el derecho;
Pero ſi en particular
Merecer el perdon quiero,
Oid, vereis, que me ayuda
Mayor indulto en mis hechos,
Mis hazañas —— ——

Eſſex. Und ich habe mir nichts von der Huld meiner Königinn zu verſprechen?

Die Königinn. Nichts.

Eſſex. Wenn die Königinn ſo ſtreng iſt, ſo rufe ich die Dame an, der ich das Leben gerettet. Dieſe wird doch wohl gütiger mit mir verfahren?

Die Königinn. Dieſe hat ſchon mehr gethan, als ſie ſollte: ſie hat Ihnen den Weg geöfnet, der Gerechtigkeit zu entfliehen.

Eſſex. Und mehr habe ich um Sie nicht verdient, um Sie, die mir Ihr Leben ſchuldig iſt?

Die Königinn. Sie haben ſchon gehört, daß ich dieſe Dame nicht bin. Aber geſetzt ich wäre es: gebe ich Ihnen nicht eben ſo viel wieder, als ich von Ihnen empfangen habe?

Eſſex. Wo das? Dadurch doch wohl nicht, daß Sie mir den Schlüſſel gegeben?

Die Königinn. Dadurch allerdings.

Eſſex. Der Weg, den mir dieſer Schlüſſel eröfnen kann, iſt weniger der Weg zum Leben, als zur Schande. Was meine Freyheit bewirken ſoll, muß nicht meiner Furchtſamkeit zu dienen ſcheinen. Und doch glaubt die Königinn, mich mit dieſem Schlüſſel, für die Reiche, die ich ihr erfochten, für das Blut, das ich um ſie vergoſſen, für das Leben, das ich ihr erhalten, mich mit dieſem elenden Schlüſſel für alles das abzulohnen? (*) Ich will mein Leben einem anſtändigern Mittel zu danken haben, oder ſterben. (indem er nach dem Fenſter geht)

Die Königinn. Wo gehen Sie hin?

Eſſer. Nichtswürdiges Werkzeug meines Lebens, und meiner Entehrung! Wenn bey dir alle meine Hoffnung beruhet, ſo empfange die Fluth, in ihrem tiefſten Abgrunde, alle meine Hoffnung! (Er eröfnet das Fenſter, und wirft den Schlüſſel durch das Gitter in den Kanal) Durch die Flucht, wäre mein Leben viel zu theuer erkauft. (**)

Die

(*) Luego eſta, que aſſi camino
Abrirà a mi vida, abriendo,
Tambien la abrirà a mi infamia;
Luego eſta, que inſtrumento
De mi libertad, tambien
Lo havrà de ſer de mi miedo.
Eſta, que ſolo me ſirve
De huir, es el deſempeño
De Reinos, que os he ganado,
De ſervicios, que os he hecho,
Y en fin, de eſſa vida, de eſſa,
Que teneis oy por mi eſfuerzo?
En eſta ſe cifra tanto? ——

(**) Vil inſtrumento
De mi vida, y de mi infamia,
Por eſta rexa cayendo
Del parque, que bate el rio.

Entre

Die Königinn. Was haben Sie gethan, Graf? — Sie haben ſehr ubel gethan.

Eſſex. Wann ich ſterbe: ſo darf ich wenigſtens laut ſagen, daß ich eine undankbare Königinn hinterlaſſe. — Will ſie aber dieſen Vorwurf nicht: ſo denke ſie auf ein anderes Mittel, mich zu retten. Dieſes unanſtändigere habe ich ihr genommen. Ich berufe mich nochmals auf meine Dienſte: es ſteht bey ihr ſie zu belohnen, oder mit dem Andenken derſelben ihren Undank zu verewigen.

Die Königinn. Ich muß das letztere Gefahr laufen. — Denn wahrlich, mehr konnte ich, ohne Nachtheil meiner Würde, für Sie nicht thun.

Eſſex. So muß ich dann ſterben?

Die Königinn. Ohnfehlbar. Die Frau wollte Sie retten; die Königinn muß dem Rechte ſeinen Lauf laſſen. Morgen müſſen Sie ſterben; und es iſt ſchon morgen. Sie haben mein ganzes Mitleid; die Wehmuth bricht mir das Herz; aber es iſt nun einmal das Schickſal der Könige, daß ſie viel weniger nach ihren Empfindungen handeln können, als andere. — Graf, ich empfehle Sie der Vorſicht! —

Ham-

Entre ſus cryſtales quiero,
Si ſois mi eſperanza, hundiros,
Caed al humedo centro,
Donde el Tamaſis ſepulte
Mi eſperanza, y mi remedio.

Hamburgiſche
Dramaturgie.

Acht und ſechzigſtes Stück.

Den 25ſten December, 1767.

Noch einiger Wortwechſel zum Abſchiede, noch einige Ausrufungen in der Stille: und beide, der Graf und die Königinn, gehen ab; jedes von einer beſondern Seite. Im Herausgehen, muß man ſich einbilden, hat Eſſer Coſmen den Brief gegeben, den er an die Blanca geſchrieben. Denn den Augenblick darauf kömmt dieſer damit herein, und ſagt, daß man ſeinen Herrn zum Tode führe; ſobald es damit vorbey ſey, wolle er den Brief, ſo wie er es verſprochen, übergeben. Indem er ihn aber anſieht, erwacht ſeine Neugierde. „Was mag „dieſer Brief wohl enthalten? Eine Eheverſchreibung? die käme ein wenig zu ſpät. Die „Abſchrift von ſeinem Urtheile? die wird er doch „nicht der ſchicken, die es zur Wittwe macht. „Sein Teſtament? auch wohl nicht. Nun was „denn?„ Er wird immer begieriger; zugleich fällt ihm ein, wie es ihm ſchon einmal faſt das Leben gekoſtet hätte, daß er nicht gewußt, was in dem Briefe ſeines Herrn ſtünde. „Wäre ich „nicht, ſagt er, bey einem Haare zum Vertrauten darüber geworden? Hohl der Geyer „die Vertrautſchaft! Nein, das muß mir nicht „wieder begegnen!„ Kurz, Coſme beſchließt, den Brief zu erbrechen; und erbricht ihn. Natürlich, daß ihn der Inhalt äußerſt betroffen macht; er glaubt, ein Papier, das ſo wichtige und gefährliche Dinge enthalte, nicht geſchwind genug los werden zu können; er zittert über den bloßen Gedanken, daß man es in ſeinen Händen finden könne, ehe er es freywillig abgeliefert; und eilet, es geraden Weges der Königinn zu bringen.

Eben kömmt die Königinn mit dem Kanzler heraus. Coſme will ſie den Kanzler nur erſt abfertigen laſſen; und tritt bey Seite. Die Königinn ertheilt dem Kanzler den letzten Befehl zur Hinrichtung des Grafen; ſie ſoll ſogleich, und ganz in der Stille vollzogen werden; das Volk ſoll nichts davon erfahren, bis der geköpfte Leichnam ihm mit ſtummer Zunge Treue und Gehorſam zurufe. (*) Den Kopf ſoll der Kanzler in den Saal bringen, und, nebſt dem bluti-

---

(*) Haſta que el tronco cadaver
Le ſirva de muda lengua.

blutigen Beile, unter einen Teppich legen laſſen; hierauf die Großen des Reichs verſammeln, um ihnen mit eins Verbrechen und Strafe zu zeigen, zugleich ſie an dieſem Beyſpiele ihrer Pflicht zu erinnern, und ihnen einzuſchärfen, daß ihre Königinn eben ſo ſtrenge zu ſeyn wiſſe, als ſie gnädig ſeyn zu können wünſche: und das alles, wie ſie der Dichter ſagen läßt, nach Gebrauch und Sitte des Landes. (*)

Der Kanzler geht mit dieſen Befehlen ab, und Coſme tritt die Königinn an. „Dieſen „Brief, ſagt er, „hat mir mein Herr gegeben, „ihn

---

(*) Y aſsi al ſalon de palacio
Hareis que llamados vengan
Los Grandes y los Milordes,
Y pâra que alli le vean,
Debaxo de una cortina
Hareis poner la cabeza
Con el ſangriento cuchillo,
Que amenaza junto a ella,
Por ſymbolo de juſticia,
Coſtumbre de Inglaterra:
Y en eſtando todos juntos,
Monſtrandome juſticiera,
Exhortandolos primero
Con amor a la obediencia,
Les moſtrarè luego al Conde,
Para que todos atiendan,
Que en mi ay rigor que los rinda,
Si ay piedad que los atreva.

„ihn nach ſeinem Tode der Blanca einzuhändigen. Ich habe ihn aufgemacht, ich weiß ſelbſt „nicht warum; und da ich Dinge darinn finde, „die Ihro Majeſtät wiſſen müſſen, und die dem „Grafen vielleicht noch zu Statten kommen „können: ſo bringe ich ihn Ihro Majeſtät, und „nicht der Blanca.„ Die Königinn nimt den Brief, und lieſet: „Blanca, ich nahe mich „meinem letzten Augenblicke; man will mir „nicht vergönnen, mit dir zu ſprechen: empfange alſo meine Ermahnung ſchriftlich. Aber „vors erſte lerne mich kennen; ich bin nie der „Verräther geweſen, der ich dir vielleicht geſchienen; ich verſprach, dir in der bewußten „Sache behülflich zu ſeyn, blos um der Königinn deſto nachdrücklicher zu dienen, und „den Roberto, nebſt ſeinen Anhängern, nach „Loaden zu locken. Urtheile, wie groß meine „Liebe iſt, da ich dem ohngeachtet eher ſelbſt „ſterben, als dein Leben in Gefahr ſetzen will. „Und nun die Ermahnung: ſtehe von dem Vorhaben ab, zu welchem dich Roberto anreitzet; „du haſt mich nun nicht mehr; und es möchte „ſich nicht alle Tage einer finden, der dich ſo „ſehr liebte, daß er den Tod des Verräthers für „dich ſterben wollte.„ (*) —

Menſch!

(*) Blanca en el ultimo trance,
Porque hablarte no me dexan,

He

Menſch! ruft die beſtürzte Königinn, was haſt du mir da gebracht? Nun? ſagt Coſme, bin ich noch ein Vertrauter? — „Eile, fliehe, deinen Herrn zu retten! Sage dem Kanzler, einzuhalten! — Holla, Wache! bringt ihn augenblicklich vor mich, — den Grafen, — geſchwind!„ — Und eben wird er gebracht: ſein Leichnam nehmlich. So groß die Freude war, welche die Königinn auf einmal überſtrömte, ihren Grafen unſchuldig zu wiſſen: ſo

He de eſcribirte un conſejo,
Y tambien una advertencia;
La advertencia es, que yo nunca
Fui traidor, que la promeſſa
De ayudar en lo que ſabes,
Fue por ſervir a la Reina,
Cogiendo a Roberto en Londres,
Y a los que ſeguirle intentan;
Para aqueſto fue la carta:
Eſto he querido que ſepas,
Porque adviertas el prodigio
De mi amor, que aſſi ſe dexa
Morir, por guardar tu vida.
Eſte ha ſido la advertencia;
(Valgame dios!) el conſejo
Es, que deſiſtas la empreſſa
A que Roberto te incita.
Mira que ſin mi te quedas,
Y no ha de haver cada dia
Quien por mucho que te quiera,
Por conſervarte la vida
Por traidor la ſuya pierda. —

groß ſind nunmehr Schmerz und Wuth, ihn hingerichtet zu ſehen. Sie verflucht die Eilfertigkeit, mit der man ihren Befehl vollzogen: und Blanca mag zittern! —

So ſchließt ſich dieſes Stück, bey welchem ich meine Leſer vielleicht zu lange aufgehalten habe. Villeicht auch nicht. Wir ſind mit den dramatiſchen Werken der Spanier ſo wenig bekannt; ich wüßte kein einziges, welches man uns überſetzt, oder auch nur Auszugsweiſe mitgetheilet hätte. Denn die Virgina des Auguſtino de Montiano y Luyando iſt zwar ſpaniſch geſchrieben; aber kein ſpaniſches Stück: ein bloßer Verſuch in der correcten Manier der Franzoſen, regelmäßig aber froſtig. Ich bekenne ſehr gern, daß ich bey weiten ſo vortheilhaft nicht mehr davon denke, als ich wohl ehedem muß gedacht haben. (*) Wenn das zweyte Stück des nehmlichen Verfaſſers nicht beſſer gerathen iſt; wenn die neueren Dichter der Nation, welche eben dieſen Weg betreten wollen, ihn nicht glücklicher betreten haben: ſo mögen ſie mir es nicht übel nehmen, wenn ich noch immer lieber nach ihrem alten Lope und Calderon greife, als nach ihnen.

(*) Theatraliſche Bibliothek, erſtes Stück, S. 117.

Die echten ſpaniſchen Stücke ſind vollkommen nach der Art dieſes Eſſex. In allen einerley Fehler, und einerley Schönheiten: mehr oder weniger; das verſteht ſich. Die Fehler ſpringen in die Augen: aber nach den Schönheiten dürfte man mich fragen. — Eine ganz eigne Fabel; eine ſehr ſinnreiche Verwicklung; ſehr viele, und ſonderbare, und immer neue Theaterſtreiche; die ausgeſparteſten Situationen; meiſtens ſehr wohl angelegte und bis ans Ende erhaltene Charaktere; nicht ſelten viel Würde und Stärke im Ausdrucke. —

Das ſind allerdings Schönheiten: ich ſage nicht, daß es die höchſten ſind; ich leugne nicht, daß ſie zum Theil ſehr leicht bis in das Romanenhafte Abentheuerliche, Unnatürliche, können getrieben werden, daß ſie bey den Spaniern von dieſer Uebertreibung ſelten frey ſind. Aber man nehme den meiſten franzöſiſchen Stücken ihre mechaniſche Regelmäßigkeit: und ſage mir, ob ihnen andere, als Schönheiten ſolcher Art, übrig bleiben? Was haben ſie ſonſt noch viel Gutes, als Verwicklung, und Theaterſtreiche und Situationen?

Anſtändigkeit: wird man ſagen. — Nun ja; Anſtändigkeit. Alle ihre Verwicklungen ſind anſtändiger, und einförmiger; alle ihre Theater-

Theaterſtreiche anſtändiger, und abgedroſchner; alle ihre Situationen anſtändiger, und gezwungner. Das kömmt von der Anſtändigkeit!

Aber Coſme, dieſer ſpaniſche Hanswurſt; dieſe ungeheure Verbindung der pöbelhafteſten Poſſen mit dem feyerlichſten Ernſte; dieſe Vermiſchung des Komiſchen und Tragiſchen, durch die das ſpaniſche Theater ſo berüchtiget iſt? Ich bin weit entfernt, dieſe zu vertheidigen. Wenn ſie zwar blos mit der Anſtändigkeit ſtritte, — man verſteht ſchon, welche Anſtändigkeit ich meine; — wenn ſie weiter keinen Fehler hätte, als daß ſie die Ehrfurcht beleidigte, welche die Großen verlangen, daß ſie der Lebensart, der Etiquette, dem Ceremoniel, und allen den Gauckeleyen zuwiderlief, durch die man den größern Theil der Menſchen bereden will, daß es einen kleinern gäbe, der von weit beſſerm Stoffe ſey, als er: ſo würde mir die unſinnigſte Abwechslung von Niedrig auf Groß, von Aberwitz auf Ernſt, von Schwarz auf Weiß, willkommner ſeyn, als die kalte Einförmigkeit, durch die mich der gute Ton, die feine Welt, die Hofmanier, und wie dergleichen Armſeligkeiten mehr heiſſen, unfehlbar einſchläfert. Doch es kommen ganz andere Dinge hier in Betrachtung.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Neun und ſechzigſtes Stück.

Den 29ſten December, 1767.

Lope de Vega, ob er ſchon als der Schöpfer des ſpaniſchen Theaters betrachtet wird, war es indeß nicht, der jenen Zwitterton einführte. Das Volk war bereits ſo daran gewöhnt, daß er ihn wider Willen mit anſtimmen mußte. In ſeinem Lehrgedichte, über die Kunſt, neue Komödien zu machen, deſſen ich oben ſchon gedacht, jammert er genug darüber. Da er ſahe, daß es nicht möglich ſey, nach den Regeln und Muſtern der Alten für ſeine Zeitgenoſſen mit Beyfall zu arbeiten: ſo ſuchte er der Regelloſigkeit wenigſtens Grenzen zu ſetzen; das war die Abſicht dieſes Gedichts. Er dachte, ſo wild und barbariſch auch der Geſchmack der Nation ſey, ſo müſſe er doch ſeine Grundſätze haben; und es ſey beſſer, auch nur nach dieſen mit einer beſtändigen Gleichförmigkeit zu handeln, als nach gar keinen. Stücke, welche die klaſſiſchen Regeln nicht beobachten, können doch noch immer Regeln beobachten, und müſſen dergleichen beobachten, wenn ſie gefallen wollen. Dieſe alſo, aus dem bloßen Nationalgeſchmacke hergenommen, wollte er feſtſetzen; und ſo ward die Verbindung des Ernſthaften und Lächerlichen die erſte.

„Auch Könige, ſagt er, könnet ihr in euern
„Komödien auftreten laſſen. Ich höre zwar,
„daß unſer weiſer Monarch (Philipp der zwey-
„te) dieſes nicht gebilliget; es ſey nun, weil er
„einſahe, daß es wider die Regeln laufe, oder
„weil er es der Würde eines Königes zuwider
„glaubte, ſo mit unter den Pöbel gemengt zu
„werden. Ich gebe auch gern zu, daß dieſes
„wieder zur älteſten Komödie zurückkehren heißt,
„die ſelbſt Götter einführte; wie unter andern
„in dem Amphitruo des Plautus zu ſehen: und
„ich weiß gar wohl, daß Plutarch, wenn er von
„Menandern redet, die älteſte Komödie nicht
„ſehr lobt. Es fält mir alſo freylich ſchwer,
„unſere Mode zu billigen. Aber da wir uns
„nun einmal in Spanien ſo weit von der Kunſt
„entfernen: ſo müſſen die Gelehrten ſchon auch
„hierüber ſchweigen. Es iſt wahr, das Ko-
„miſche mit dem Tragiſchen vermiſchet, Seneca
„mit dem Terenz zuſammengeſchmolzen, giebt
„kein geringeres Ungeheuer, als der Minotaurus
„der

„der Paſiphae war. Doch dieſe Abwechſelung „gefällt nun einmal; man will nun einmal keine „andere Stücke ſehen, als die halb ernſthaft „und halb luſtig ſind; die Natur ſelbſt lehrt uns „dieſe Mannigfaltigkeit, von der ſie einen Theil „ihrer Schônheit entlehnet.„ (*)

(*) Eligeſe el ſujeto, y no ſe mire,
(Pardonen los preceptos) ſi es de Reyes,
Aunque por eſto entiendo, que el prudente,
Filipo Rey de Eſpaña, y Señor nueſtro,
En viendo un Rey en ellos ſe enfadava,
O fueſſe el ver, que al arte contradize,
O que la autoridad real no deve
Andar fingida entre la humilde plebe,
Eſte es bolver à la Comedia antigua,
Donde vemos, que Plauto puſo Dioſes,
Como en ſu Anfitrion lo mueſtra Jupiter.
Sabe Dios, que me peſa de aprovarlo,
Porque Plutarco hablando de Menandro,
No ſiente bien de la Comedia antigua,
Mas pues del arte vamos tan remotos,
Y en Eſpaña le hazemos mil agravios,
Cierren los Doctos eſta vez los labios.

Lo Tragico, y lo Comico mezclado,
Y Terencio con Seneca, aunque ſea,
Como otro Minotauro de Paſife,
Haran grave una parte, otra ridicula,
Que aquella variedad deleyta mucho,
Buen exemplo nos da naturaleza,
Que por tal variedad tiene belleza.

Die letzten Worte ſind es, weswegen ich dieſe Stelle anführe. Iſt es wahr, daß uns die Natur ſelbſt, in dieſer Vermengung des Gemeinen und Erhabnen, des Poſſierlichen und Ernſthaften, des Luſtigen und Traurigen, zum Muſter dienet? Es ſcheinet ſo. Aber wenn es wahr iſt, ſo hat Lope mehr gethan, als er ſich vornahm; er hat nicht blos die Fehler ſeiner Bühne beſchöniget; er hat eigentlich erwieſen, daß wenigſtens dieſer Fehler keiner iſt; denn nichts kann ein Fehler ſeyn, was eine Nachahmung der Natur iſt.

„Man tadelt, ſagt einer von unſern neueſten Scribenten, „an Shakeſpear, — demjenigen unter allen Dichtern ſeit Homer, der die Menſchen, vom Könige bis zum Bettler, und von Julius Cäſar bis zu Jak Fallſtaff, am beſten gekannt, und mit einer Art von unbegreiflicher Intuition durch und durch geſehen hat, — daß ſeine Stücke keinen, oder doch nur einen ſehr fehlerhaften unregelmäßigen und ſchlecht ausgeſonnenen Plan haben; daß komiſches und tragiſches darinn auf die ſeltſamſte Art durch einander geworfen iſt, und oft eben dieſelbe Perſon, die uns durch die rührende Sprache der Natur, Thränen in die Augen gelockt hat, in wenigen Augenblicken darauf uns durch irgend einen ſeltſamen Einfall oder barokiſchen Ausdruck

„ihrer Empfindungen, wo nicht zu lachen macht,
„doch dergeſtalt abkühlt, daß es ihm hernach
„ſehr ſchwer wird, uns wieder in die Faſſung zu
„ſetzen, worinn er uns haben möchte. — Man
„tadelt das, und denkt nicht daran, daß ſeine
„Stücke eben darinn natürliche Abbildungen
„des menſchlichen Lebens ſind.„

„Das Leben der meiſten Menſchen, und (wenn
„wir es ſagen dürfen) der Lebenslauf der großen
„Staatskörper ſelbſt, in ſo fern wir ſie als eben
„ſo viel moraliſche Weſen betrachten, gleicht den
„Haupt- und Staats-Actionen im alten gothiſchen
„Geſchmacke in ſo vielen Punkten, daß
„man beynahe auf die Gedanken kommen möchte,
„die Erfinder dieſer letztern wären klüger geweſen,
„als man gemeiniglich denkt, und hätten, wofern
„ſie nicht gar die heimliche Abſicht gehabt, das
„menſchliche Leben lächerlich zu machen, wenigſtens
„die Natur eben ſo getreu nachahmen wollen,
„als die Griechen ſich angelegen ſeyn lieſſen,
„ſie zu verſchönern. Um itzt nichts von der zufälligen
„Aehnlichkeit zu ſagen, daß in dieſen
„Stücken, ſo wie im Leben, die wichtigſten
„Rollen ſehr oft gerade durch die ſchlechteſten
„Acteurs geſpielt werden, — was kann ähnlicher
„ſeyn, als es beide Arten der Haupt- und Staats-Actionen
„einander in der Anlage, in der Abtheilung
„und Diſpoſition der Scenen, im Kno-

„ten und in der Entwicklung zu ſeyn pflegen. „Wie ſelten fragen die Urheber der einen und „der andern ſich ſelbſt, warum ſie dieſes oder „jenes gerade ſo und nicht anders gemacht haben? Wie oft überraſchen ſie uns durch Begebenheiten, zu denen wir nicht im mindeſten „vorbereitet waren? Wie oft ſehen wir Perſonen kommen und wieder abtreten, ohne daß ſich „begreifen läßt, warum ſie kamen, oder warum „ſie wieder verſchwinden? Wie viel wird in beiden dem Zufall überlaſſen? Wie oft ſehen wir „die gröſſeſten Wirkungen durch die armſeligſten „Urſachen hervorgebracht? Wie oft das Ernſthafte und Wichtige mit einer leichtſinnigen Art, „und das Nichtsbedeutende mit lächerlicher Gravität behandelt? Und wenn in beiden endlich „alles ſo kläglich verworren und durch einander „geſchlungen iſt, daß man an der Möglichkeit der „Entwicklung zu verzweifeln anfängt: wie glücklich ſehen wir durch irgend einen unter Blitz „und Donner aus papiernen Wolken herabſpringenden Gott, oder durch einen friſchen Degenhieb, den Knoten auf einmal zwar nicht aufgelöſet, aber doch aufgeſchnitten, welches in ſo „fern auf eines hinauslauft, daß auf die eine oder „die andere Art das Stück ein Ende hat, und „die Zuſchauer klatſchen oder ziſchen können, wie „ſie wollen oder — dürfen. Uebrigens weiß man, „was für eine wichtige Perſon in den komiſchen

„Tra-

„Tragödien, wovon wir reden, der edle Hanswurſt
„vorſtellt, der ſich, vermuthlich zum ewigen
„Denkmal des Geſchmacks unſerer Voreltern,
„auf dem Theater der Hauptſtadt des
„deutſchen Reiches erhalten zu wollen ſcheinet.
„Wollte Gott, daß er ſeine Perſon allein auf
„dem Theater vorſtellte! Aber wie viel große
„Aufzüge auf dem Schauplatze der Welt hat
„man nicht in allen Zeiten mit Hanswurſt, —
„oder, welches noch ein wenig ärger iſt, durch
„Hanswurſt, — aufführen geſehen? Wie oft haben
„die größeſten Männer, dazu gebohren, die
„ſchützenden Genii eines Throns, die Wohlthäter
„ganzer Völker und Zeitalter zu ſeyn, alle
„ihre Weisheit und Tapferkeit durch einen kleinen
„ſchnakiſchen Streich von Hanswurſt, oder
„ſolchen Leuten vereitelt ſehen müſſen, welche,
„ohne eben ſein Wamms und ſeine gelben Hoſen
„zu tragen, doch gewiß ſeinen ganzen Charakter
„an ſich trugen? Wie oft entſteht in beiden Arten
„der Tragi-Komödien die Verwicklung ſelbſt
„lediglich daher, daß Hanswurſt durch irgend
„ein dummes und ſchelmiſches Stückchen von
„ſeiner Arbeit den geſcheidten Leuten, eh ſie ſichs
„verſehen können, ihr Spiel verderbt?„ —

Wenn in dieſer Vergleichung des groſſen und kleinen, des urſprünglichen und nachgebildeten, heroiſchen Poſſenſpiels — (die ich mit Vergnügen aus einem Werke abgeſchrieben, welches unſtreitig unter die vortrefflichſten unſers Jahrhunderts gehört, aber für das deutſche Publicum noch viel zu früh geſchrieben zu ſeyn ſcheinet. In Frankreich und England würde es das äuſſerſte Aufſehen gemacht haben; der Name ſeines Verfaſſers würde auf aller Zungen ſeyn. Aber bey uns? Wir haben es, und damit gut. Unſere Großen lernen vors erſte an den * * * kauen; und freylich iſt der Saft aus einem franzöſiſchen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiß ſchärfer und ihr Magen ſtärker geworden, wenn ſie indeß Deutſch gelernt haben, ſo kommen ſie auch wohl einmal über den — Agathon. (*) Dieſes iſt das Werk von welchem ich rede, von welchem ich es lieber nicht an dem ſchicklichſten Orte, lieber hier als gar nicht, ſagen will, wie ſehr ich es bewundere: da ich mit der äußerſten Befremdung wahrnehme, welches tiefe Stillſchweigen unſere Kunſtrichter darüber beobachten, oder in welchem kalten und gleichgültigen Tone ſie davon ſprechen. Es iſt der erſte und einzige Roman für den denkenden Kopf, von klaſſiſchem Geſchmacke. Roman? Wir wollen ihm dieſen Titel nur geben, vielleicht, daß es einige Leſer mehr dadurch bekömmt. Die wenigen, die es darüber verlieren möchte, an denen iſt ohnedem nichts gelegen.)

Ham-

(*) Zweyter Theil S. 192.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Siebzigſtes Stück.

Den 1ſten Januar, 1768.

Wenn in dieſer Vergleichung, ſage ich, die ſatyriſche Laune nicht zu ſehr vorſtäche: ſo würde man ſie für die beſte Schutzſchrift des komiſch tragiſchen, oder tragiſch komiſchen Drama, (Miſchſpiel habe ich es einmal auf irgend einem Titel genannt gefunden) für die gefliſſendlichſte Ausführung des Gedankens beym Lope halten dürfen. Aber zugleich würde ſie auch die Widerlegung deſſelben ſeyn. Denn ſie würde zeigen, daß eben das Beyſpiel der Natur, welches die Verbindung des feyerlichen Ernſtes mit der poſſenhaften Luſtigkeit rechtfertigen ſoll, eben ſo gut jedes dramatiſche Ungeheuer, das weder Plan, noch Verbindung, noch Menſchenverſtand hat, rechtfertigen könne. Die Nachahmung der Natur müßte folglich entweder gar kein Grundſatz der Kunſt ſeyn; oder, wenn ſie es doch bliebe, würde durch ihn ſelbſt die Kunſt, Kunſt zu ſeyn aufhören; wenigſtens keine höhere Kunſt ſeyn, als etwa die Kunſt, die bunten Adern des Marmors in Gyps nachzuahmen; ihr Zug und Lauf mag gerathen, wie er will, der ſeltſamſte kann ſo ſeltſam nicht ſeyn, daß er nicht natürlich ſcheinen könnte; blos und allein der ſcheinet es nicht, bey welchem ſich zu viel Symmetrie, zu viel Ebenmaaß und Verhältniß, zu viel von dem zeiget, was in jeder andern Kunſt die Kunſt ausmacht; der künſtlichſte in dieſem Verſtande iſt hier der ſchlechteſte, und der wildeſte der beſte.

Als Kriticus dürfte unſer Verfaſſer ganz anders ſprechen. Was er hier ſo ſinnreich aufſtützen zu wollen ſcheinet, würde er ohne Zweifel als eine Mißgeburth des barbariſchen Geſchmacks verdammen, wenigſtens als die erſten Verſuche der unter ungeſchlachteten Völkern wieder auflebenden Kunſt vorſtellen, an deren Form irgend ein Zuſammenfluß gewiſſer äußerlichen Urſachen, oder das Ohngefehr, den meiſten, Vernunft und Ueberlegung aber den wenigſten, auch wohl ganz und gar keinen Antheil hatte. Er würde ſchwerlich ſagen, daß die erſten Erfinder des Miſchſpiels (da das Wort einmal da iſt, warum ſoll ich es nicht brauchen?) „die Natur eben ſo getreu nachahmen wollen, „als die Griechen ſich angelegen ſeyn laſſen, ſie „zu verſchönern.“

Die

Die Worte getreu und verſchönert, von der Nachahmung und der Natur, als dem Gegenſtande der Nachahmung, gebraucht, ſind vielen Mißdeutungen unterworfen. Es giebt Leute, die von keiner Natur wiſſen wollen, welche man zu getreu nachahmen könne; ſelbſt was uns in der Natur mißfalle, gefalle in der getreuen Nachahmung, vermöge der Nachahmung. Es giebt andere, welche die Verſchönerung der Natur für eine Grille halten; eine Natur, die ſchöner ſeyn wolle, als die Natur, ſey eben darum nicht Natur. Beide erklären ſich für Verehrer der einzigen Natur, ſo wie ſie iſt: jene finden in ihr nichts zu vermeiden; dieſe nichts hinzuzuſetzen. Jenen alſo müßte nothwendig das gothiſche Miſchſpiel gefallen; ſo wie dieſe Mühe haben würden, an den Meiſterſtücken der Alten Geſchmack zu finden.

Wann dieſes nun aber nicht erfolgte? Wann jene, ſo große Bewunderer ſie auch von der gemeinſten und alltäglichſten Natur ſind, ſich dennoch wider die Vermiſchung des Poſſenhaften und Intereſſanten erklärten? Wann dieſe, ſo ungeheuer ſie auch alles finden, was beſſer und ſchöner ſeyn will, als die Natur, dennoch das ganze griechiſche Theater, ohne den geringſten Anſtoß von dieſer Seite, durchwandelten? Wie wollten wir dieſen Widerſpruch erklären?

Wir würden nothwendig zurückkommen, und das, was wir von beiden Gattungen erſt behauptet, widerrufen müſſen. Aber wie müßten wir widerrufen, ohne uns in neue Schwierigkeiten zu verwickeln? Die Vergleichung einer ſolchen Haupt- und Staats-Actien, über deren Güte wir ſtreiten, mit dem menſchlichen Leben, mit dem gemeinen Laufe der Welt, iſt doch ſo richtig!

Ich will einige Gedanken herwerfen, die, wenn ſie nicht gründlich genug ſind, doch gründlichere veranlaſſen können. — Der Hauptgedanke iſt dieſer: es iſt wahr, und auch nicht wahr, daß die komiſche Tragödie, gothiſcher Erfindung, die Natur getreu nachahmet; ſie ahmet ſie nur in einer Helfte getreu nach, und vernachläßiget die andere Helfte gänzlich; ſie ahmet die Natur der Erſcheinungen nach, ohne im geringſten auf die Natur unſerer Empfindungen und Seelenkräfte dabey zu achten.

In der Natur iſt alles mit allem verbunden; alles durchkreuzt ſich, alles wechſelt mit allem, alles verändert ſich eines in das andere. Aber nach dieſer unendlichen Mannichfaltigkeit iſt ſie nur ein Schauſpiel für einen unendlichen Geiſt. Um endliche Geiſter an dem Genuſſe deſſelben Antheil nehmen zu laſſen, mußten dieſe das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die ſie nicht hat; das Vermögen abzuſondern, und ihre Aufmerkſamkeit nach Gutdünken lenken zu können.

Dieſes Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens; ohne daſſelbe würde es für uns gar kein Leben geben; wir würden vor allzu verſchiedenen Empfindungen nichts empfinden; wir würden ein beſtändiger Raub des gegenwärtigen Eindruckes ſeyn; wir würden träumen, ohne zu wiſſen, was wir träumten.

Die Beſtimmung der Kunſt iſt, uns in dem Reiche des Schönen dieſer Abſonderung zu überheben, uns die Fixirung unſerer Aufmerkſamkeit zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem Gegenſtande, oder einer Verbindung verſchiedener Gegenſtände, es ſey der Zeit oder dem Raume nach, in unſern Gedanken abſondern, oder abſondern zu können wünſchen, ſondert ſie wirklich ab, und gewährt uns dieſen Gegenſtand, oder dieſe Verbindung verſchiedener Gegenſtände, ſo lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die ſie erregen ſollen, verſtattet.

Wenn wir Zeugen von einer wichtigen und rührenden Begebenheit ſind, und eine andere von nichtigem Belange läuft queer ein: ſo ſuchen wir der Zerſtreuung, die dieſe uns drohet, möglichſt auszuweichen. Wir abſtrahiren von ihr; und es muß uns nothwendig ekeln, in der

Kunſt das wieder zu finden, was wir aus der Natur wegwünſchten.

Nur wenn eben dieſelbe Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Intereſſe annimt, und eine nicht blos auf die andere folgt, ſondern ſo nothwendig aus der andern entſpringt; wenn der Ernſt das Lachen, die Traurigkeit die Freude, oder umgekehrt, ſo unmittelbar erzeugt, daß uns die Abſtraction des einen oder des andern unmöglich fällt: nur alsdenn verlangen wir ſie auch in der Kunſt nicht, und die Kunſt weiß aus dieſer Unmöglichkeit ſelbſt Vortheil zu ziehen. ——

Aber genug hiervon: man ſieht ſchon, wo ich hinaus will. ——

Den fünf und vierzigſten Abend (Freytags, den 12ten Julius,) wurden die Brüder des Hrn. Romanus, und das Orakel vom Saint-Foix geſpielt.

Das erſtere Stück kann für ein deutſches Original gelten, ob es ſchon, größten Theils, aus den Brüdern des Terenz genommen iſt. Man hat geſagt, daß auch Moliere aus dieſer Quelle geſchöpft habe; und zwar ſeine Männerſchule. Der Herr von Voltaire macht ſeine Anmerkungen über dieſes Vorgeben: und ich führe Anmerkungen von dem Herrn von Voltaire ſo gern an! Aus ſeinen geringſten iſt noch immer etwas zu ler-

lernen: wenn ſchon nicht allezeit das, was er darinn ſagt: wenigſtens das, was er hätte ſagen ſollen. Primus ſapientiæ gradus eſt, falſa intelligere; (wo dieſes Sprüchelchen ſteht, will mir nicht gleich beyfallen) und ich wüßte keinen Schriftſteller in der Welt, an dem man es ſo gut verſuchen könnte, ob man auf dieſer erſten Stuffe der Weisheit ſtehe, als an dem Herrn von Voltaire: aber daher auch keinen, der uns die zweyte zu erſteigen, weniger behülflich ſeyn könnte; ſecundus, vera cognoſcere. Ein kritiſcher Schriftſteller, dünkt mich, richtet ſeine Methode auch am beſten nach dieſem Sprüchelchen ein. Er ſuche ſich nur erſten jemanden, mit dem er ſtreiten kann: ſo kömmt er nach und nach in die Materie, und das übrige findet ſich. Hierzu habe ich mir in dieſem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die franzöſiſchen Scribenten vornehmlich erwählet, und unter dieſen beſonders den Hrn. von Voltaire. Alſo auch itzt, nach einer kleinen Verbeugung, nur darauf zu! Wem dieſe Methode aber etwann mehr muthwillig als gründlich ſcheinen wollte: der ſoll wiſſen, daß ſelbſt der gründliche Ariſtoteles ſich ihrer faſt immer bedient hat. Solet Ariſtoteles, ſagt einer von ſeinen Auslegern, der mir eben zur Hand liegt, quærere pugnam in ſuis libris. Atque hoc facit non temere, & caſu, ſed certa

ra-

ratione atque conſilio: nam labefactatis aliorum opinionibus, u. ſ. w. O des Pedanten! würde der Herr von Voltaire rufen. — Ich bin es blos aus Mißtrauen in mich ſelbſt.

„Die Brüder des Terenz, ſagt der Herr von Voltaire, „können höchſtens die Idee zu der Männerſchule gegeben haben. In den Brüdern ſind zwey Alte von verſchiedner Gemüthsart, die ihre Söhne ganz verſchieden erziehen; eben ſo ſind in der Männerſchule zwey Vormünder, ein ſehr ſtrenger und ein ſehr nachſehender: das iſt die ganze Aehnlichkeit. In den Brüdern iſt faſt ganz und gar keine Intrigue: die Intrigue in der Männerſchule hingegen iſt fein, und unterhaltend und komiſch. Eine von den Frauenzimmern des Terenz, welche eigentlich die intereſſanteſte Rolle ſpielen müßte, erſcheinet blos auf dem Theater, um nieder zu kom̃en. Die Iſabelle des Moliere iſt faſt immer auf der Scene, und zeigt ſich immer witzig und reitzend, und verbindet ſogar die Streiche, die ſie ihrem Vormunde ſpielt, noch mit Anſtand. Die Entwicklung in den Brüdern iſt ganz unwahrſcheinlich; es iſt wider die Natur, daß ein Alter, der ſechzig Jahre ärgerlich und ſtreng u. geitzig geweſen, auf einmal luſtig und höflich und freygebig werden ſollte. Die Entwicklung in der Männerſchule aber, iſt die beſte von allen Entwicklungen des Moliere; wahrſcheinlich, natürlich, aus der Intrigue ſelbſt hergenommen, und was ohnſtreitig nicht das ſchlechteſte daran iſt, äußerſt komiſch.„

Hamburgiſche Dramaturgie.

Ein und ſiebzigſtes Stück.

Den 5ten Januar, 1768.

Es ſcheinet nicht, daß der Herr von Voltaire, ſeit dem er aus der Klaſſe bey den Jeſuiten gekommen, den Terenz viel wieder geleſen habe. Er ſpricht ganz ſo davon, als von einem alten Traume; es ſchwebt ihm nur noch ſo was davon im Gedächtniſſe; und das ſchreibt er auf gut Glück ſo hin, unbekümmert, ob es gehauen oder geſtochen iſt. Ich will ihm nicht aufmutzen, was er von der Pamphila des Stücks ſagt, „daß ſie blos auf dem Theater erſcheine, um nieder zu kommen.„ Sie erſcheinet gar nicht auf dem Theater; ſie kömmt nicht auf dem Theater nieder; man vernimt blos ihre Stimme aus dem Hauſe; und warum ſie eigentlich die intereſſanteſte Rolle ſpielen müßte, das läßt ſich auch gar nicht abſehen. Den Griechen und Römern war nicht alles intereſſant, was es den Franzoſen iſt. Ein gutes Mädchen, das mit ihrem Liebhaber zu tief in das Waſſer gegangen, und Gefahr läuft, von ihm verlaſſen zu werden, war zu einer Hauptrolle ehedem ſehr ungeſchickt. —

Der eigentliche und grobe Fehler, den der Herr von Voltaire macht, betrift die Entwicklung und den Charakter des Demea. Demea iſt der mürriſche ſtrenge Vater, und dieſer ſoll ſeinen Charakter auf einmal völlig verändern. Das iſt, mit Erlaubniß des Herrn von Voltaire, nicht wahr. Demea behauptet ſeinen Charakter bis ans Ende. Donatus ſagt: Servatur autem per totam fabulam mitis Micio, ſævus Demea, Leno avarus u. ſ. w. Was geht mich Donatus an? dürfte der Herr von Voltaire ſagen. Nach Belieben; wenn wir Deutſche nur glauben dürfen, daß Donatus den Terenz fleißiger geleſen und beſſer verſtanden, als Voltaire. Doch es iſt ja von keinem verlohrnen Stücke die Rede; es iſt noch da; man leſe ſelbſt.

Nachdem Micio den Demea durch die triftigſten Vorſtellungen zu beſänftigen geſucht, bittet er ihn, wenigſtens auf heute ſich ſeines Aergerniſſes zu entſchlagen, wenigſtens heute luſtig zu ſeyn. Endlich bringt er ihn auch ſo weit; heute will Demea alles gut ſeyn laſſen; aber morgen, bey früher Tageszeit, muß der Sohn wieder mit ihm aufs Land; da will er ihn nicht gelinder halten,

ten, da will er es wieder mit ihm anfangen, wo er es heute gelaſſen hat; die Sängerinn, die dieſem der Vetter gekauft, will er zwar mitnehmen, denn es iſt doch immer eine Sklavinn mehr, und eine, die ihm nichts koſtet; aber zu ſingen wird ſie nicht viel bekommen, ſie ſoll kochen und backen. In der darauf folgenden vierten Scene des fünften Akts, wo Demea allein iſt, ſcheint es zwar, wenn man ſeine Worte nur ſo obenhin nimt, als ob er völlig von ſeiner alten Denkungsart abgehen, und nach den Grundſätzen des Micio zu handeln anfangen wolle. (*) Doch die Folge zeigt es, daß man alles das nur von dem heutigen Zwange, den er ſich anthun ſoll, verſtehen muß. Denn auch dieſen Zwang weiß er hernach ſo zu nutzen, daß er zu der förmlichſten hämiſchſten Verſpottung ſeines gefälligen Bruders ausſchlägt. Er ſtellt ſich luſtig, um die andern wahre Ausſchweifungen und Tollheiten begehen zu laſſen; er macht in dem verbindlichſten Tone die bitterſten Vorwürfe; er wird nicht freygebig, ſondern er ſpielt den Verſchwender; und wohl zu merken, weder von dem Seinigen, noch in einer andern Abſicht, als um alles, was er Verſchwenden nennt, lächerlich zu machen. Dieſes erhellet unwiderſprechlich aus dem,

---

(*) —— Nam ego vitam duram, quam vixi uſque adhuc
Prope jam excurſo ſpatio mitto ——

dem, was er dem Micio antwortet, der ſich durch den Anſchein betriegen läßt, und ihn wirklich verändert glaubt. (*) Hic oſtendit Terentius, ſagt Donatus, magis Demeam ſimulaſſe mutatos mores, quam mutaviſſe.

Ich will aber nicht hoffen, daß der Herr von Voltaire meinet, ſelbſt dieſe Verſtellung laufe wider den Charakter des Demea, der vorher nichts als geſchmählt und gepoltert habe: denn eine ſolche Verſtellung erfodere mehr Gelaſſenheit und Kälte, als man dem Demea zutrauen dürfe. Auch hierinn iſt Terenz ohne Tadel, und er hat alles ſo vortrefflich motiviret, bey jedem Schritte Natur und Wahrheit ſo genau beobachtet, bey dem geringſten Uebergange ſo feine Schat-

---

(*) Mi. Quid iſtuc? quæ res tam repente mores mutavit tuos?
Quod prolubium, quæ iſtæc ſubita eſt largitas? De. Dicam tibi:
Ut id oſtenderem, quod te iſti facilem & feſtivum putant,
Id non fieri ex vera vita, neque adeo ex æquo & bono,
Sed ex aſſentando, indulgendo, & largiendo, Micio.
Nunc adeo, ſi ob eam rem vobis mea vita invíſa eſt, Aeſchine,
Quia non juſta injuſta prorſus omnia, omnino abſequor;
Miſſa facio; effundite, emite, facite quod vobis lubet!

Schattirungen in Acht genommen, daß man nicht aufhören kann, ihn zu bewundern.

Nur iſt öfters, um hinter alle Feinheiten des Terenz zu kommen, die Gabe ſehr nöthig, ſich das Spiel des Akteurs dabey zu denken; denn dieſes ſchrieben die alten Dichter nicht bey. Die Deklamation hatte ihren eignen Künſtler, und in dem Uebrigen konnten ſie ſich ohne Zweifel auf die Einſicht der Spieler verlaſſen, die aus ihrem Geſchäfte ein ſehr ernſtliches Studium machten. Nicht ſelten befanden ſich unter dieſen die Dichter ſelbſt; ſie ſagten, wie ſie es haben wollten; und da ſie ihre Stücke überhaupt nicht eher bekannt werden ließen, als bis ſie geſpielt waren, als bis man ſie geſehen und gehört hatte: ſo konnten ſie es um ſo mehr überhoben ſeyn, den geſchriebenen Dialog durch Einſchiebſel zu unterbrechen, in welchen ſich der beſchreibende Dichter gewiſſermaaßen mit unter die handelnden Perſonen zu miſchen ſcheinet. Wenn man ſich aber einbildet, daß die alten Dichter, um ſich dieſe Einſchiebſel zu erſparen, in den Reden ſelbſt, jede Bewegung, jede Geberde, jede Mine, jede beſondere Abänderung der Stimme, die dabey zu beobachten, mit anzudeuten geſucht: ſo irret man ſich. In dem Terenz allein kommen unzählige Stellen vor, in welchen von einer ſolchen Andeutung ſich nicht die geringſte Spur zeiget, und wo gleichwohl der wahre Verſtand nur durch die Errathung der wahren Aktion kann getroffen werden; ja in vielen ſcheinen die Worte gerade das Gegentheil von dem zu ſagen, was der Schauſpieler durch jene ausdrücken muß.

Selbſt in der Scene, in welcher die vermeinte Sinnesänderung des Demea vorgeht, finden ſich dergleichen Stellen, die ich anführen will, weil auf ihnen gewiſſermaaßen die Mißdeutung beruhet, die ich beſtreite. — Demea weiß nunmehr alles, er hat es mit ſeinen eignen Augen geſehen, daß es ſein ehrbarer frommer Sohn iſt, für den die Sängerinn entführet worden, und ſtürzt mit dem unbändigſten Geſchrey heraus. Er klagt es dem Himmel und der Erde und dem Meere; und eben bekömmt er den Micio zu Geſicht.

Demea. Ha! da iſt er, der mir ſie beide verdirbt — meine Söhne, mir ſie beide zu Grunde richtet! —

Micio. O ſo mäßige dich, und komm wieder zu dir!

Demea. Gut, ich mäßige mich, ich bin bey mir, es ſoll mir kein hartes Wort entfahren. Laß uns blos bey der Sache bleiben. Sind wir nicht eins geworden, wareſt du es nicht ſelbſt, der es zuerſt auf die Bahn brachte, daß ſich ein jeder nur

nur um den ſeinen bekümmern ſollte? Antworte. (*) u. ſ. w.

Wer ſich hier nur an die Worte hält, und kein ſo richtiger Beobachter iſt, als es der Dichter war, kann leicht glauben, daß Demea viel zu geſchwind austobe, viel zu geſchwind dieſen gelaſſenern Ton anſtimme. Nach einiger Ueberlegung wird ihm zwar vielleicht beyfallen, daß jeder Affekt, wenn er aufs äußerſte gekommen, nothwendig wieder ſinken müſſe; daß Demea, auf den Verweiß ſeines Bruders, ſich des ungeſtümen Jachzorns nicht anders als ſchämen könne: das alles iſt auch ganz gut, aber es iſt doch noch nicht das rechte. Dieſes laſſe er ſich alſo vom Donatus lehren, der hier zwey vortreffliche Anmerkungen hat. Videtur, ſagt er, paulo citius deſtomachatus, quam res etiam incertæ poſcebant. Sed & hoc morale: nam juſte irati, omiſſa ſævitia ad ra-

---

(*) —— —— —— De. Eccum adeſt
Communis corruptela noſtrum liberum.
Mi. Tandem reprime iracundiam, atque ad te redi.
De. Repreſſi, redii, mitto maledicta omnia:
Rem ipſam putemus. Dictum hoc inter nos fuit,
Et ex te adeo eſt ortum, ne te curares meum,
Neve ego tuum? reſponde. ——

ratiocinationes ſæpe feſtinant. Wenn der Zornige ganz offenbar Recht zu haben glaubt, wenn er ſich einbildet, daß ſich gegen ſeine Beſchwerden durchaus nichts einwenden laſſe: ſo wird er ſich bey dem Schelten gerade am wenigſten aufhalten, ſondern zu den Beweiſen eilen, um ſeinen Gegner durch eine ſo ſonnenklare Ueberzeugung zu demüthigen. Doch da er über die Wallungen ſeines kochenden Geblüts nicht ſo unmittelbar gebiethen kann, da der Zorn, der überführen will, doch noch immer Zorn bleibt: ſo macht Donatus die zweyte Anmerkung; non quod dicatur, ſed quo geſtu dicatur, ſpecta: & videbis neque adhuc repreſſiſſe iracundiam, neque ad ſe rediiſe Demeam. Demea ſagt zwar, ich mäßige mich, ich bin wieder bey mir: aber Geſicht und Gebehrde und Stimme verrathen genugſam, daß er ſich noch nicht gemäßiget hat, daß er noch nicht wieder bey ſich iſt. Er beſtürmt den Micio mit einer Frage über die andere, und Micio hat alle ſeine Kälte und gute Laune nöthig, um nur zum Worte zu kommen.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Zwey und ſiebzigſtes Stück.

Den 8ten Januar, 1768.

Als er endlich dazu kömmt, wird Demea zwar eingetrieben, aber im geringſten nicht überzeugt. Aller Vorwand, über die Lebensart ſeiner Kinder, unwillig zu ſeyn, iſt ihm benommen: und doch fängt er wieder von vorne an, zu nerrgeln. Micio muß auch nur abbrechen, und ſich begnügen, daß ihm die mürriſche Laune, die er nicht ändern kann, wenigſtens auf heute Frieden laſſen will. Die Wendungen, die ihn Terenz dabey nehmen läßt, ſind meiſterhaft. (*)

Demea. Nun gieb nur Acht, Micio, wie wir mit dieſen ſchönen Grundſätzen, mit dieſer deiner lieben Nachſicht, am Ende fahren werden.

Micio.

(*) —— —— —— De. Ne nimium modo
Bonæ tuæ iſtæ nos rationes, Micio,

Micio. Schweig doch! Beſſer, als du glaubeſt. — Und nun genug davon! Heute ſchenke dich mir. Komm, kläre dich auf.

Demea. Mags doch nur heute ſeyn! Was ich muß, das muß ich. — Aber morgen, ſobald es Tag wird, geh ich wieder aufs Dorf, und der Burſche geht mit. —

Micio. Lieber, noch ehe es Tag wird; dächte ich. Sey nur heute luſtig!

Demea. Auch das Menſch von einer Sängerinn muß mit heraus.

Micio. Vortrefflich! So wird ſich der Sohn gewiß nicht weg wünſchen. Nur halte ſie auch gut.

De-

Et tuus iſte animus æquus ſubvertat. Mi. Tace;
Non fiet. Mitte jam iſtæc; da te hodie mihi:
Exporge frontem. De. Scilicet ita tempus fert,
Faciendum eſt: ceterum rus cras cum filio
Cum primo lucu ibo hinc. Mi. De nocte cenſeo:
Hodie modo hilarum fac te. De. Et iſtam pſaltriam
Una illuc mecum hinc abſtraham. Mi. Pugnaveris.
Eo pacto prorſum illic alligaris filium.
Modo facito, ut illam ſerves. De. Ego iſtuc videro.

At-

Demea. Da laß mich vor ſorgen! Sie ſoll, in der Mühle und vor dem Ofenloche, Mehlſtaubs und Kohlſtaubs und Rauchs genug kriegen. Dazu ſoll ſie mir am heiſſen Mittage ſtoppeln gehn, bis ſie ſo trocken, ſo ſchwarz geworden, als ein Löſchbrand.

Micio. Das gefällt mir! Nun biſt du auf dem rechten Wege! — Und alsdenn, wenn ich wie du wäre, müßte mir der Sohn bey ihr ſchlafen, er möchte wollen oder nicht.

Demea. Lachſt du mich aus? — Bey ſo einer Gemüthsart, freylich, kannſt du wohl glücklich ſeyn. Ich fühl es, leider —

Micio. Du fängſt doch wieder an?

Demea. Nu, nu; ich höre ja auch ſchon wieder auf.

Atque ibi favillæ plena, fumi, ac pollinis,
Coquendo ſit ſaxo & molendo; præter hæc
Meridie ipſo faciam ut ſtipulam colligat:
Tam excoctam reddam atque atram, quam carbo eſt. Mi. Placet.
Nunc mihi videre ſapere. Atque equidem filium,
Tum etiam ſi nolit, cogam, ut cum illa una cubet.
De. Derides? fortunatus, qui iſtoc animo fies:
Ego ſentio. Mi. Ah, pergiſne? De. Jam jam deſino.

Bey dem „Lachſt du mich aus?„ des Demea, merkt Donatus an: Hoc verbum vultu Demeæ ſic profertur, ut ſubriſiſſe videatur invitus. Sed rurſus EGO SENTIO, amare ſevereque dicit. Unvergleichlich! Demea, deſſen voller Ernſt es war, daß er die Sängerinn, nicht als Sängerinn, ſondern als eine gemeine Sklavinn halten und nutzen wollte, muß über den Einfall des Micio lachen. Micio ſelbſt braucht nicht zu lachen: je ernſthafter er ſich ſtellt, deſto beſſer. Demea kann darum doch ſagen: Lachſt du mich aus? und muß ſich zwingen wollen, ſein eignes Lachen zu verbeiſſen. Er verbeißt es auch bald, denn das „Ich fühl es leider„ ſagt er wieder in einem ärgerlichen und bittern Tone. Aber ſo ungern, ſo kurz das Lachen auch iſt: ſo große Wirkung hat es gleichwohl. Denn einen Mann, wie Demea, hat man wirklich vors erſte gewonnen, wenn man ihn nur zu lachen machen kann. Je ſeltner ihm dieſe wohlthätige Erſchütterung iſt, deſto länger hält ſie innerlich an; nachdem er längſt alle Spur derſelben auf ſeinem Geſichte vertilgt, dauert ſie noch fort, ohne daß er es ſelbſt weiß, und hat auf ſein nächſtfolgendes Betragen einen gewiſſen Einfluß. —

Aber wer hätte wohl bey einem Grammatiker ſo feine Kenntniſſe geſucht? Die alten Grammatiker waren nicht das, was wir itzt bey dem

Na-

Namen denken. Es waren Leute von vieler Einſicht; das ganze weite Feld der Kritik war ihr Gebiethe. Was von ihren Auslegungen klaſſiſcher Schriften auf uns gekommen, verdient daher nicht blos wegen der Sprache ſtudiert zu werden. Nur muß man die neuern Interpolationen zu unterſcheiden wiſſen. Daß aber dieſer Donatus (Aelius) ſo vorzüglich reich an Bemerkungen iſt, die unſern Geſchmack bilden können, daß er die verſteckteſten Schönheiten ſeines Autors mehr als irgend ein anderer zu enthüllen weiß: das kömmt vielleicht weniger von ſeinen größern Gaben, als von der Beſchaffenheit ſeines Autors ſelbſt. Das römiſche Theater war, zur Zeit des Donatus, noch nicht gänzlich verfallen; die Stücke des Terenz wurden noch geſpielt, und ohne Zweifel noch mit vielen von den Ueberlieferungen geſpielt, die ſich aus den beſſern Zeiten des römiſchen Geſchmacks herſchrieben: er durfte alſo nur anmerken, was er ſahe und hörte; er brauchte alſo nur Aufmerkſamkeit und Treue, um ſich das Verdienſt zu machen, daß ihm die Nachwelt Feinheiten zu verdanken hat, die er ſelbſt ſchwerlich dürfte ausgegrübelt haben. Ich wüßte daher auch kein Werk, aus welchem ein angehender Schauſpieler mehr lernen könnte, als dieſen Commentar des Donatus über den Terenz: und bis das Latein unter unſern Schauſpielern üblicher wird, wünſchte ich ſehr, daß man ihnen eine gute Ueberſetzung davon in die Hände geben wollte. Es verſteht ſich, daß der Dichter dabey ſeyn, und aus dem Commentar alles wegbleiben müßte, was die bloße Worterklärung betrift. Die Dacier hat in dieſer Abſicht den Donatus nur ſchlecht genutzt, und ihre Ueberſetzung des Textes iſt wäßrig und ſteif. Eine neuere deutſche, die wir haben, hat das Verdienſt der Richtigkeit ſo ſo, aber das Verdienſt der komiſchen Sprache fehlt ihr gänzlich; (*) und Donatus iſt

---

(*) Halle 1753. Wunders halben erlaube man mir die Stelle daraus anzuführen, die ich eben itzt überſetzt habe. Was mir hier aus der Feder gefloſſen, iſt weit entfernt, ſo zu ſeyn, wie es ſeyn ſollte: aber man wird doch ungefehr daraus ſehen können, worinn das Verdienſt beſteht, das ich dieſer Ueberſetzung abſprechen muß.

Demea. Aber mein lieber Bruder, daß uns nur nicht deine ſchönen Gründe, und dein gleichgültiges Gemüthe ſie ganz und gar ins Verderben ſtürzen.

Micio. Ach, ſchweig doch nur, das wird nicht geſchehen. Laß das immer ſeyn. Ueberlaß dich heute einmal mir. Weg mit den Runzeln von der Stirne.

Demea. Ja, ja, die Zeit bringt es ſo mit ſich, ich muß es wohl thun. Aber mit anbrechendem Tage gehe ich wieder mit meinem Sohne aufs Land.

iſt auch nicht weiter gebraucht, als ihn die Dacier zu brauchen für gut befunden. Es wäre alſo keine gethane Arbeit, was ich vorſchlage: aber wer ſoll ſie thun? Die nichts beſſers thun konnten, können auch dieſes nicht: und die etwas beſſers thun könnten, werden ſich bedanken.

Micio. Ich werde dich nicht aufhalten, und wenn du die Nacht wieder gehn willſt; ſey doch heute nur einmal fröhlich.

Demea. Die Sängerinn will ich zugleich mit herausſchleppen.

Micio. Da thuſt du wohl, dadurch wirſt du machen, daß dein Sohn ohne ſie nicht wird leben können. Aber ſorge auch, daß du ſie gut verhältſt.

Demea. Dafür werde ich ſchon ſorgen. Sie ſoll mir kochen, und Rauch, Aſche und Mehl ſollen ſie ſchon kenntlich machen. Außerdem ſoll ſie mir in der größten Mittagshitze gehen und Aehren leſen, und dann will ich ſie ihm ſo verbrannt und ſo ſchwarz, wie eine Kohle, überliefern.

Micio. Das gefällt mir; nun ſeh ich recht ein, daß du weislich handelſt; aber dann kannſt du auch deinen Sohn mit Gewalt zwingen, daß er ſie mit zu Bette nimt.

Demea. Lachſt du mich etwa aus? Du biſt glücklich, daß du ein ſolches Gemüth haſt; aber ich fühle.

Micio. Ach! hältſt du noch nicht inne?

Demea. Ich ſchweige ſchon.

Doch endlich vom Terenz auf unſern Nachahmer zu kommen — Es iſt doch ſonderbar, daß auch Herr Romanus den falſchen Gedanken des Voltaire gehabt zu haben ſcheinet. Auch er hat geglaubt, daß am Ende mit dem Charakter des Demea eine gänzliche Veränderung vorgehe; wenigſtens läßt er ſie mit dem Charakter ſeines Lyſimons vorgehen. „Je Kinder, läßt er ihn rufen, „ſchweigt doch! Ihr überhäuſt mich ja mit Liebloſungen. Sohn, Bruder, Vetter, Diener, alles ſchmeichelt mir, bloß weil ich einmal ein bißchen freundlich ausſehe. Bin ichs denn, oder bin ichs nicht? Ich werde wieder recht jung, Bruder! Es iſt doch hübſch, wenn man geliebt wird. Ich will auch gewiß ſo bleiben. Ich wüßte nicht, wenn ich ſo eine vergnügte Stunde gehabt hätte." Und Frontin ſagt: „Nun unſer Alter ſtirbt gewiß bald. (*) Die Veränderung iſt gar zu plötzlich." Ja wohl; aber das Sprüchwort, und der gemeine Glaube, von den unvermutheten Veränderungen, die einen nahen Tod vorbedeuten, ſoll doch wohl nicht im Ernſte hier etwas rechtfertigen?

(*) So ſoll es ohne Zweifel heiſſen, und nicht: ſtirbt ohnmöglich bald. Für viele von unſern Schauſpielern iſt es nöthig, auch ſolche Druckfehler anzumerken.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Drey und ſiebzigſtes Stück.

Den 12ten Januar, 1768.

Die Schlußrede des Demea bey dem Terenz, geht aus einem ganz andern Tone. „Wenn euch nur das gefällt: nun ſo macht, was ihr wollt, ich will mich um nichts mehr bekümmern!„ Er iſt es ganz und gar nicht, der ſich nach der Weiſe der andern, ſondern die andern ſind es, die ſich nach ſeiner Weiſe künftig zu bequemen verſprechen. — Aber wie kömmt es, dürfte man fragen, daß die letzten Scenen mit dem Lyſimon in unſern deutſchen Brüdern, bey der Vorſtellung gleichwohl immer ſo wohl aufgenommen werden? Der beſtändige Rückfall des Lyſimon in ſeinen alten Charakter macht ſie komiſch: aber bey dieſem hätte es auch bleiben müſſen. — Ich verſpare das Weitere, bis zu einer zweyten Vorſtellung des Stücks.

Das Orakel vom Saint-Foir, welches dieſen Abend den Beſchluß machte, iſt allgemein bekannt, und allgemein beliebt.

Den ſechs und vierzigſten Abend (Montags, den 20ſten Julius,) ward Miß Sara, (*) und den ſieben und vierzigſten, Tages darauf, Nanine (**) wiederholt. Auf die Nanine folgte, der unvermuthete Ausgang, vom Marivaux, in einem Akte.

Oder, wie es wörtlicher und beſſer heiſſen würde: die unvermuthete Entwicklung. Denn es iſt einer von denen Titel, die nicht ſowohl den Inhalt anzeigen, als vielmehr gleich Anfangs gewiſſen Einwendungen vorbauen ſollen, die der Dichter gegen ſeinen Stoff, oder deſſen Behandlung, vorher ſieht. Ein Vater will ſeine Tochter an einen jungen Menſchen verheyrathen, den ſie nie geſehen hat. Sie iſt mit einem andern ſchon halb richtig, aber dieſes auch ſchon ſeit ſo langer Zeit, daß es faſt gar nicht mehr richtig iſt. Unterdeſſen möchte ſie ihn doch noch lieber, als einen ganz Unbekannten, und ſpielt ſogar, auf ſein Angeben, die Rolle einer Wahnwitzigen, um den neuen Freyer abzuſchrecken. Dieſer kömmt; aber zum Glücke iſt es ein ſo ſchöner liebenswürdiger Mann, daß ſie gar bald ihre Verſtellung vergißt, und in aller Geſchwindigkeit mit ihm einig wird. Man gebe dem Stücke einen andern Titel, und alle

Leſer

(*) S. den 11ten Abend, Seite 103.

(**) S. den 27ſten und 33ſten und 37ſten Abend, Seite 162.

Leſer und Zuſchauer werden ausrufen: das iſt auch ſehr unerwartet! Einen Knoten, den man in zehn Scenen ſo mühſam geſchürzt hat, in einer einzigen nicht zu löſen, ſondern mit eins zu zerhauen! Nun aber iſt dieſer Fehler in dem Titel ſelbſt angekündiget, und durch dieſe Ankündigung gewiſſermaaßen gerechtfertiget. Denn, wenn es nun wirklich einmal ſo einen Fall gegeben hat: warum ſoll er nicht auch vorgeſtellt werden können? Er ſahe ja in der Wirklichkeit einer Komödie ſo ähnlich: und ſollte er denn eben deswegen um ſo unſchicklicher zur Komödie ſeyn? — Nach der Strenge, allerdings: denn alle Begebenheiten, die man im gemeinen Leben wahre Komödien nennet, findet man in der Komödie wahren Begebenheiten nicht ſehr gleich; und darauf käme es doch eigentlich an.

Aber Ausgang und Entwicklung, laufen beide Worte nicht auf eins hinaus? Nicht völlig. Der Ausgang iſt, daß Jungfer Argante den Eraſt und nicht den Dorante heyrathet, und dieſer iſt hinlänglich vorbereitet. Denn ihre Liebe gegen Doranten iſt ſo lau, ſo wetterläuniſch; ſie liebt ihn, weil ſie ſeit vier Jahren niemanden geſehen hat, als ihn; manchmal liebt ſie ihn mehr, manchmal weniger, manchmal gar nicht, ſo wie es kömmt; hat ſie ihn lange nicht geſehen, ſo kömmt er ihr liebenswürdig genug vor; ſieht ſie ihn alle Tage, ſo macht er ihr Langeweile; beſonders ſtoßen ihr dann und wann Geſichter auf, gegen welche ſie Dorantens Geſicht ſo kahl, ſo unſchmackhaft, ſo eckel findet! Was brauchte es alſo weiter, um ſie ganz von ihm abzubringen, als daß Eraſt, den ihn ihr Vater beſtimmte, ein ſolches Geſicht iſt? Daß ſie dieſen alſo nimt, iſt ſo wenig unerwartet, daß es vielmehr ſehr unerwartet ſeyn würde, wenn ſie bey jenem bliebe. Entwicklung hingegen iſt ein mehr relatives Wort; und eine unerwartete Entwicklung involviret eine Verwicklung, die ohne Folgen bleibt, von der der Dichter auf einmal abſpringt, ohne ſich um die Verlegenheit zu bekümmern, in der er einen Theil ſeiner Perſonen läßt. Und ſo iſt es hier: Peter wird es mit Doranten ſchon ausmachen; der Dichter empfiehlt ſich ihm.

Den acht und vierzigſten Abend (Mittewochs, den 22ſten Julius,) ward das Trauerſpiel des Herrn Weiß, Richard der Dritte, aufgeführt: zum Beſchluſſe, Herzog Michel.

Dieſes Stück iſt ohnſtreitig eines von unſern beträchtlichſten Originalen; reich an großen Schönheiten, die genugſam zeigen, daß die Fehler, mit welchen ſie verwebt ſind, zu vermeiden, im geringſten nicht über die Kräfte des Dichters geweſen wäre, wenn er ſich dieſe Kräfte nur ſelbſt hätte zutrauen wollen.

Schon

Schon Shakeſpear hatte das Leben und den Tod des dritten Richards auf die Bühne gebracht: aber Herr Weiß erinnerte ſich deſſen nicht eher, als bis ſein Werk bereits fertig war. „Sollte ich alſo, ſagt er, bey der Vergleichung „ſchon viel verlieren: ſo wird man doch wenigſtens finden, daß ich kein Plagium begangen „habe; — aber vielleicht wäre es ein Verdienſt „geweſen, an dem Shakeſpear ein Plagium zu „begehen.„

Vorausgeſetzt, daß man eines an ihm begehen kann. Aber was man von dem Homer geſagt hat, es laſſe ſich dem Herkules eher ſeine Keule, als ihm ein Vers abringen, das läßt ſich vollkommen auch vom Shakeſpear ſagen. Auf die geringſte von ſeinen Schönheiten iſt ein Stämpel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakeſpears! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, ſich neben ihr zu ſtellen!

Shakeſpear will ſtudiert, nicht geplündert ſeyn. Haben wir Genie, ſo muß uns Shakeſpear das ſeyn, was dem Landſchaftsmahler die Camera obſcura iſt: er ſehe fleißig hinein, um zu lernen, wie ſich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projektiret; aber er borge nichts daraus.

Ich wüßte auch wirklich in dem ganzen Stücke des Shakeſpears keine einzige Scene, ſogar keine einzige Tirade, die Herr Weiß ſo hätte brauchen können, wie ſie dort iſt. Alle, auch die kleinſten Theile beym Shakeſpear, ſind nach den großen Maaßen des hiſtoriſchen Schauſpiels zugeſchnitten, und dieſes verhält ſich zu der Tragödie franzöſiſchen Geſchmacks, ungefehr wie ein weitläuftiges Freſcogemählde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring. Was kann man zu dieſem aus jenem nehmen, als etwa ein Geſicht, eine einzelne Figur, höchſtens eine kleine Gruppe, die man ſodann als ein eigenes Ganze ausführen muß? Eben ſo würden aus einzeln Gedanken beym Shakeſpear ganze Scenen, und aus einzeln Scenen ganze Aufzüge werden müſſen. Denn wenn man den Ermel aus dem Kleide eines Rieſen für einen Zwerg recht nutzen will, ſo muß man ihm nicht wieder einen Ermel, ſondern einen ganzen Rock daraus machen.

Thut man aber auch dieſes, ſo kann man wegen der Beſchuldigung des Plagiums ganz ruhig ſeyn. Die meiſten werden in dem Faden die Flocke nicht erkennen, woraus er geſponnen iſt. Die wenigen, welche die Kunſt verſtehen, verrathen den Meiſter nicht, und wiſſen, daß ein Goldkorn ſo künſtlich kann getrieben ſeyn, daß der Werth der Form den Werth der Materie bey weitem überſteiget.

Ich für mein Theil betauere es alſo wirklich, daß unſerm Dichter Shakeſpears Richard ſo

ſpät

ſpät beygefallen. Er hätte ihn können gekannt haben, und doch eben ſo original geblieben ſeyn, als er itzt iſt: er hätte ihn können genutzt haben, ohne daß eine einzige übergetragene Gedanke davon gezeugt hätte.

Wäre mir indeß eben das begegnet, ſo würde ich Shakeſpears Werk wenigſtens nachher als einen Spiegel genutzt haben, um meinem Werke alle die Flecken abzuwiſchen, die mein Auge unmittelbar darinn zu erkennen, nicht vermögend geweſen wäre. — Aber woher weiß ich, daß Herr Weiß dieſes nicht gethan? Und warum ſollte er es nicht gethan haben?

Kann es nicht eben ſo wohl ſeyn, daß er das, was ich für dergleichen Flecken halte, für keine hält? Und iſt es nicht ſehr wahrſcheinlich, daß er mehr Recht hat, als ich? Ich bin überzeugt, daß das Auge des Künſtlers größtentheils viel ſcharfſichtiger iſt, als das ſcharfſichtigſte ſeiner Betrachter. Unter zwanzig Einwürfen, die ihm dieſe machen, wird er ſich von neunzehn erinnern, ſie während der Arbeit ſich ſelbſt gemacht, und ſie auch ſchon ſich ſelbſt beantwortet zu haben.

Gleichwohl wird er nicht ungehalten ſeyn, ſie auch von andern machen zu hören: denn er hat es gern, daß man über ſein Werk urtheilet; ſchaal oder gründlich, links oder rechts, gutartig oder hämiſch, alles gilt ihm gleich; und auch

das

das ſchaalſte, linkſte, hämiſchſte Urtheil, iſt ihm lieber, als kalte Bewunderung. Jenes wird er auf die eine oder die Art in ſeinen Nutzen zu verwenden wiſſen: aber was fängt er mit dieſer an? Verachten möchte er die guten ehrlichen Leute nicht gern, die ihn für ſo etwas auſſerordentliches halten: und doch muß er die Achſeln über ſie zucken. Er iſt nicht eitel, aber er iſt gemeiniglich ſtolz; und aus Stolz möchte er zehnmal lieber einen unverdienten Tadel, als ein unverdientes Lob, auf ſich ſitzen laſſen. —

Man wird glauben, welche Kritik ich hiermit vorbereiten will. — Wenigſtens nicht bey dem Verfaſſer, — höchſtens nur bey einem oder dem andern Mitſprecher. Ich weiß nicht, wo ich es jüngſt gedruckt leſen mußte, daß ich die Amalia meines Freundes auf Unkoſten ſeiner übrigen Luſtſpiele gelobt hätte. (*) — Auf Unkoſten? aber doch wenigſtens der frühern? Ich gönne es Ihnen, mein Herr, daß man niemals Ihre ältern Werke ſo möge tadeln können. Der Himmel bewahre Sie vor dem tückiſchen Lobe: daß ihr letztes immer ihr beſtes iſt! —

(*) Eben erinnere ich mich noch: in des Herrn Schmids Zuſätzen zu ſeiner Theorie der Poeſie, S. 45.

Hamburgiſche
Dramaturgie.

Vier und ſiebzigſtes Stück.

Den 15ten Januar, 1768.

Zur Sache. — Es iſt vornehmlich der Charakter des Richards, worüber ich mir die Erklärung des Dichters wünſchte.

Ariſtoteles würde ihn ſchlechterdings verworfen haben; zwar mit dem Anſehen des Ariſtoteles wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit ſeinen Gründen zu werden wüßte.

Die Tragödie, nimt er an, ſoll Mitleid und Schrecken erregen: und daraus folgert er, daß der Held derſelben weder ein ganz tugendhafter Mann, noch ein völliger Böſewicht ſeyn müſſe. Denn weder mit des einen noch mit des andern Unglücke, laſſe ſich jener Zweck erreichen.

Räume ich dieſes ein: ſo iſt Richard der Dritte eine Tragödie, die ihres Zweckes verfehlt. Räume ich es nicht ein: ſo weiß ich gar nicht mehr, was eine Tragödie iſt.

Denn Richard der Dritte, ſo wie ihn Herr Weiß geſchildert hat, iſt unſtreitig das größte, abſcheulichſte Ungeheuer, das jemals die Bühne getragen. Ich ſage, die Bühne: daß es die Erde wirklich getragen habe, daran zweifle ich.

Was für Mitleid kann der Untergang dieſes Ungeheuers erwecken? Doch, das ſoll er auch nicht; der Dichter hat es darauf nicht angelegt; und es ſind ganz andere Perſonen in ſeinem Werke, die er zu Gegenſtänden unſers Mitleids gemacht hat.

Aber Schrecken? — Sollte dieſer Böſewicht, der die Kluft, die ſich zwiſchen ihm und dem Throne befunden, mit lauter Leichen gefüllet, mit den Leichen derer, die ihm das Liebſte in der Welt hätten ſeyn müſſen; ſollte dieſer blutdürſtige, ſeines Blutdurſtes ſich rühmende, über ſeine Verbrechen ſich kitzelnde Teufel, nicht Schrecken in vollem Maaße erwecken?

Wohl erweckt er Schrecken: wenn unter Schrecken das Erſtaunen über unbegreifliche Miſſethaten, das Entſetzen über Bosheiten, die unſern Begriff überſteigen, wenn darunter der Schauder zu verſtehen iſt, der uns bey Erblickung vorſetzlicher Greuel, die mit Luſt begangen werden, überfällt. Von dieſem Schrecken hat mich Richard der Dritte mein gutes Theil empfinden laſſen.

Aber dieſes Schrecken iſt ſo wenig eine von den Abſichten des Trauerſpiels, daß es vielmehr die alten Dichter auf alle Weiſe zu mindern ſuchten, wenn ihre Perſonen irgend ein großes Verbrechen begehen mußten. Sie ſchoben öfters lieber die Schuld auf das Schickſal, machten das Verbrechen lieber zu einem Verhängniſſe einer rächenden Gottheit, verwandelten lieber den freyen Menſchen in eine Maſchine: ehe ſie uns bey der gräßlichen Idee wollten verweilen laſſen, daß der Menſch von Natur einer ſolchen Verderbniß fähig ſey.

Bey den Franzoſen führt Crebillon den Beynamen des Schrecklichen. Ich fürchte ſehr, mehr von dieſem Schrecken, welches in der Tragödie nicht ſeyn ſollte, als von dem echten, das der Philoſoph zu dem Weſen der Tragödie rechnet.

Und dieſes — hätte man gar nicht Schrecken nennen ſollen. Das Wort, welches Ariſtoteles braucht, heißt Furcht: Mitleid und Furcht, ſagt er, ſoll die Tragödie erregen; nicht, Mitleid und Schrecken. Es iſt wahr, das Schrecken iſt eine Gattung der Furcht; es iſt eine plötzliche, überraſchende Furcht. Aber eben dieſes Plötzliche, dieſes Ueberraſchende, welches die Idee deſſelben einſchließt, zeiget deutlich, daß die, von welchen ſich hier die Einführung des Wortes Schrecken, anſtatt des Wortes Furcht, her-

herſchreibet, nicht eingeſehen haben, was für eine Furcht Ariſtoteles meine. — Ich möchte dieſes Weges ſobald nicht wieder kommen: man erlaube mir alſo einen kleinen Ausſchweif.

„Das Mitleid, ſagt Ariſtoteles, verlangt „einen, der unverdient leidet: und die Furcht „einen unſers gleichen. Der Böſewicht iſt weder dieſes, noch jenes: folglich kann auch ſein „Unglück, weder das erſte noch das andere erregen.„ (*)

Dieſe Furcht, ſage ich, nennen die neuern Ausleger und Ueberſetzer Schrecken, und es gelingt ihnen, mit Hülfe dieſes Worttauſches, dem Philoſophen die ſeltſamſten Händel von der Welt zu machen.

„Man hat ſich, ſagt einer aus der Menge, (**) „über die Erklärung des Schreckens nicht vereinigen können; und in der That enthält ſie in „jeder Betrachtung ein Glied zu viel, welches „ſie an ihrer Allgemeinheit hindert, und ſie allzuſehr einſchränkt. Wenn Ariſtoteles durch den „Zuſatz „unſers gleichen,„ nur blos die Aehnlichkeit der Menſchheit verſtanden hat, weil „nehmlich der Zuſchauer und die handelnde Perſon beide Menſchen ſind, geſetzt auch, daß ſich „unter ihrem Charakter, ihrer Würde und ih-

„rem

(*) Im 13ten Kapitel der Dichtkunſt.

(**) Hr. S. in der Vorrede zu ſ. komiſchen Theater, S. 35.

„rem Range ein unendlicher Abſtand befände: „ſo war dieſer Zuſatz überflüßig; denn er verſtand ſich von ſelbſt. Wenn er aber die Meinung hatte, daß nur tugendhafte Perſonen, „oder ſolche, die einen vergeblichen Fehler an „ſich hätten, Schrecken erregen könnten: ſo „hatte er Unrecht; denn die Vernunft und die „Erfahrung iſt ihm ſodann entgegen. Das „Schrecken entſpringt ohnſtreitig aus einem Gefühl der Menſchlichkeit: denn jeder Menſch iſt „ihm unterworfen, und jeder Menſch erſchüttert ſich, vermöge dieſes Gefühls, bey dem „widrigen Zufalle eines andern Menſchen. Es „iſt wohl möglich, daß irgend jemand einfallen „könnte, dieſes von ſich zu leugnen: allein dieſes würde allemal eine Verleugnung ſeiner natürlichen Empfindungen, und alſo eine bloße „Prahlerey aus verderbten Grundſätzen, und „kein Einwurf ſeyn. — Wenn nun auch einer „laſterhaften Perſon, auf die wir eben unſere „Aufmerkſamkeit wenden, unvermuthet ein widriger Zufall zuſtößt, ſo verlieren wir den Laſterhaften aus dem Geſichte, und ſehen blos „den Menſchen. Der Anblick des menſchlichen „Elendes überhaupt, macht uns traurig, und „die plötzliche traurige Empfindung, die wir ſodann haben, iſt das Schrecken.„

Ganz recht: aber nur nicht an der rechten Stelle! Denn was ſagt das wider den Ariſtoteles? Nichts. Ariſtoteles denkt an dieſes Schrecken nicht, wenn er von der Furcht redet, in die uns nur das Unglück unſers gleichen ſetzen könne. Dieſes Schrecken, welches uns bey der plötzlichen Erblickung eines Leidens befällt, das einem andern bevorſtehet, iſt ein mitleidiges Schrecken, und alſo ſchon unter dem Mitleide begriffen. Ariſtoteles würde nicht ſagen, Mitleiden und Furcht; wenn er unter der Furcht weiter nichts als eine bloße Modification des Mitleids verſtünde.

„Das Mitleid, ſagt der Verfaſſer der Briefe über die Empfindungen, (*) „iſt eine vermiſchte „Empfindung, die aus der Liebe zu einem Gegenſtande, und aus der Unluſt über deſſen Unglück zuſammengeſetzt iſt. Die Bewegungen, „durch welche ſich das Mitleid zu erkennen giebt, „ſind von den einfachen Symptomen der Liebe, „ſowohl als der Unluſt, unterſchieden, denn „das Mitleid iſt eine Erſcheinung. Aber wie „vielerley kann dieſe Erſcheinung werden! Man „ändre nur in dem betauerten Unglück die einzige Beſtimmung der Zeit: ſo wird ſich das „Mitleiden durch ganz andere Kennzeichen zu „erkennen geben. Mit der Elektra, die über „die Urne ihres Bruders weinet, empfinden wir „ein mitleidiges Trauern, denn ſie hält das Unglück

---

(*) Philoſophiſche Schriften des Herrn Moſes Mendelsſohn, zweyter Theil, S. 4.

„glück für geſchehen, und bejammert ihren ge-
„habten Verluſt. Was wir bey den Schmerzen
„des Philoktets fühlen, iſt gleichfalls Mitlei-
„den, aber von einer etwas andern Natur;
„denn die Quaal, die dieſer Tugendhafte aus-
„zuſtehen hat, iſt gegenwärtig, und überfällt
„ihn vor unſern Augen. Wenn aber Oedip ſich
„entſetzt, indem das große Geheimniß ſich plötz-
„lich entwickelt; wenn Monime erſchrickt, als
„ſie den eiferſüchtigen Mithridates ſich entfär-
„ben ſieht; wenn die tugendhafte Desdemona
„ſich fürchtet, da ſie ihren ſonſt zärtlichen Othello
„ſo drohend mit ihr reden höret: was empfinden
„wir da? Immer noch Mitleiden! Aber mit-
„leidiges Entſetzen, mitleidige Furcht, mitlei-
„diges Schrecken. Die Bewegungen ſind ver-
„ſchieden, allein das Weſen der Empfindungen
„iſt in allen dieſen Fällen einerley. Denn, da
„jede Liebe mit der Bereitwilligkeit verbunden
„iſt, uns an die Stelle des Geliebten zu ſetzen:
„ſo müſſen wir alle Arten von Leiden mit der ge-
„liebten Perſon theilen, welches man ſehr nach-
„drücklich Mitleiden nennet. Warum ſollten
„alſo nicht auch Furcht, Schrecken, Zorn, Ei-
„ferſucht, Rachbegier, und überhaupt alle Ar-
„ten von unangenehmen Empfindungen, ſogar
„den Neid nicht ausgenommen, aus Mitleiden
„entſtehen können? — Man ſieht hieraus, wie
„gar ungeſchickt der größte Theil der Kunſtrich-

„ter die tragiſchen Leidenſchaften in Schrecken „und Mitleiden eintheilet. Schrecken und Mit„leiden! Iſt denn das theatraliſche Schrecken „kein Mitleiden? Für wen erſchrickt der Zu„ſchauer, wenn Merope auf ihren eignen Sohn „den Dolch ziehet? Gewiß nicht für ſich, ſon„dern für den Aegiſth, deſſen Erhaltung man ſo „ſehr wünſchet, und für die betrogne Königinn, „die ihn für den Mörder ihres Sohnes anſiehet. „Wollen wir aber nur die Unluſt über das ge„genwärtige Uebel eines andern, Mitleiden nen„nen: ſo müſſen wir nicht nur das Schrecken, „ſondern alle übrige Leidenſchaften, die uns von „einem andern mitgetheilet werden, von dem „eigentlichen Mitleiden unterſcheiden.„ —

Hamburgiſche Dramaturgie.

Fünf und ſiebzigſtes Stück.

Den 19ten Januar, 1768.

Dieſe Gedanken ſind ſo richtig, ſo klar, ſo einleuchtend, daß uns dünkt, ein jeder hätte ſie haben können und haben müſſen. Gleichwohl will ich die ſcharfſinnigen Bemerkungen des neuen Philoſophen dem alten nicht unterſchieben; ich kenne jenes Verdienſte um die Lehre von den vermiſchten Empfindungen zu wohl; die wahre Theorie derſelben haben wir nur ihm zu danken. Aber was er ſo vortrefflich auseinandergeſetzt hat, das kann doch Ariſtoteles im Ganzen ungefehr empfunden haben: wenigſtens iſt es unleugbar, daß Ariſtoteles entweder muß geglaubt haben, die Tragödie könne und ſolle nichts als das eigentliche Mitleid, nichts als die Unluſt über das gegenwärtige Uebel eines andern, erwecken, welches ihm ſchwerlich zuzutrauen; oder er hat alle Leidenſchaften überhaupt, die uns von einem andern mitgetheilet werden, unter dem Worte Mitleid begriffen.

Denn er, Ariſtoteles, iſt es gewiß nicht, der die mit Recht getadelte Eintheilung der tragiſchen Leidenſchaften in Mitleid und Schrecken gemacht hat. Man hat ihn falſch verſtanden, falſch überſetzt. Er ſpricht von Mitleid und Furcht, nicht von Mitleid und Schrecken; und ſeine Furcht iſt durchaus nicht die Furcht, welche uns das bevorſtehende Uebel eines andern, für dieſen andern, erweckt, ſondern es iſt die Furcht, welche aus unſerer Aehnlichkeit mit der leidenden Perſon für uns ſelbſt entſpringt; es iſt die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über dieſe verhänget ſehen, uns ſelbſt treffen können; es iſt die Furcht, daß wir der bemitleidete Gegenſtand ſelbſt werden können. Mit einem Worte: dieſe Furcht iſt das auf uns ſelbſt bezogene Mitleid.

Ariſtoteles will überall aus ſich ſelbſt erklärt werden. Wer uns einen neuen Commentar über ſeine Dichtkunſt liefern will, welcher den Dacierſchen weit hinter ſich läßt, dem rathe ich, vor allen Dingen die Werke des Philoſophen vom Anfange bis zum Ende zu leſen. Er wird Aufſchlüſſe für die Dichtkunſt finden, wo er ſich deren am wenigſten vermuthet; beſonders muß er die Bücher der Rhetorik und Moral ſtudieren. Man ſollte zwar denken, dieſe Aufſchlüſſe müß-

müßten die Scholaſtiker, welche die Schriften des Ariſtoteles an den Fingern wußten, längſt gefunden haben. Doch die Dichtkunſt war gerade diejenige von ſeinen Schriften, um die ſie ſich am wenigſten bekümmerten. Dabey fehlten ihnen andere Kenntniſſe, ohne welche jene Aufſchlüſſe wenigſtens nicht fruchtbar werden konnten: ſie kannten das Theater und die Meiſterſtücke deſſelben nicht.

Die authentiſche Erklärung dieſer Furcht, welche Ariſtoteles dem tragiſchen Mitleid beyfüget, findet ſich in dem fünften und achten Kapitel des zweyten Buchs ſeiner Rhetorik. Es war gar nicht ſchwer, ſich dieſer Kapitel zu erinnern; gleichwohl hat ſich vielleicht keiner ſeiner Ausleger ihrer erinnert, wenigſtens hat keiner den Gebrauch davon gemacht, der ſich davon machen läßt. Denn auch die, welche ohne ſie einſahen, daß dieſe Furcht nicht das mitleidige Schrecken ſey, hätten noch ein wichtiges Stück aus ihnen zu lernen gehabt: die Urſache nehmlich, warum der Stagirit dem Mitleid hier die Furcht, und warum nur die Furcht, warum keine andere Leidenſchaft, und warum nicht mehrere Leidenſchaften, beygeſellet habe. Von dieſer Urſache wiſſen ſie nichts, und ich möchte wohl hören, was ſie aus ihrem Kopfe antworten würden, wenn man ſie fragte: warum z. E. die Tragödie nicht eben ſo wohl Mitleid und Bewunderung, als Mitleid und Furcht, erregen könne und dürfe?

Es beruhet aber alles auf dem Begriffe, den ſich Ariſtoteles von dem Mitleiden gemacht hat. Er glaubte nehmlich, daß das Uebel, welches der Gegenſtand unſers Mitleidens werden ſolle, nothwendig von der Beſchaffenheit ſeyn müſſe, daß wir es auch für uns ſelbſt, oder für eines von den Unſrigen, zu befürchten hätten. Wo dieſe Furcht nicht ſey, könne auch kein Mitleiden Statt finden. Denn weder der, den das Unglück ſo tief herabgedrückt habe, daß er weiter nichts für ſich zu fürchten ſähe, noch der, welcher ſich ſo vollkommen glücklich glaube, daß er gar nicht begreife, woher ihm ein Unglück zuſtoſſen könne, weder der Verzweifelnde noch der Uebermüthige, pflege mit andern Mitleid zu haben. Er erkläret daher auch das Fürchterliche und das Mitleidswürdige, eines durch das andere. Alles das, ſagt er, iſt uns fürchterlich, was, wenn es einem andern begegnet wäre, oder begegnen ſollte, unſer Mitleid erwecken würde: (*) und alles das finden wir mit-

---

(*) Ὡς δ' ἁπλῶς εἰπεῖν, φοβερά ἐστιν, ὅσα ἐφ' ἑτέρων γιγνόμενα, ἢ μέλλοντα, ἐλεεινά ἐστιν. Ich weiß nicht, was dem Aemilius Portus (in ſeiner Ausgabe der Rhetorik, Spiræ 1598.) eingekommen iſt, dieſes zu überſetzen: Denique ut ſimpliciter loquar, formidabilia ſunt, quæmitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns ſelbſt bevorſtünde. Nicht genug alſo, daß der Unglückliche, mit dem wir Mitleiden haben ſollen, ſein Unglück nicht verdiene, ob er es ſich ſchon durch irgend eine Schwachheit zugezogen: ſeine gequälte Unſchuld, oder vielmehr ſeine zu hart heimgeſuchte Schuld, ſey für uns verlohren, ſey nicht vermögend, unſer Mitleid zu erregen, wenn wir keine Möglichkeit ſähen, daß uns ſein Leiden auch treffen könne. Dieſe Möglichkeit aber finde ſich alsdenn, und könne zu einer großen Wahrſcheinlichkeit erwachſen, wenn ihn der Dichter nicht ſchlimmer mache, als wir gemeiniglich zu ſeyn pflegen, wenn er ihn vollkommen ſo denken und handeln laſſe, als wir in ſeinen Umſtänden würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigſtens glauben, daß wir hätten denken und handeln müſſen: kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korne ſchildere. Aus dieſer Gleichheit entſtehe die Furcht, daß unſer Schickſal gar leicht dem ſeinigen eben ſo ähnlich werden könne, als wir ihm zu ſeyn uns ſelbſt fühlen: und dieſe Furcht ſey es, welche das Mitleid gleichſam zur Reife bringe.

---

quæcunque ſimulac in aliorum poteſtatem venerunt, vel ventura ſunt, miſeranda ſunt. Es muß ſchlechtweg heiſſen, quæcunque aliis evenerunt, vel eventura ſunt.

So dachte Ariſtoteles von dem Mitleiden, und nur hieraus wird die wahre Urſache begreiflich, warum er in der Erklärung der Tragödie, nächſt dem Mitleiden, nur die einzige Furcht nannte. Nicht als ob dieſe Furcht hier eine beſondere, von dem Mitleiden unabhängige Leidenſchaft ſey, welche bald mit bald ohne dem Mitleid, ſo wie das Mitleid bald mit bald ohne ihr, erreget werden könne; welches die Mißdeutung des Corneille war: ſondern weil, nach ſeiner Erklärung des Mitleids, dieſes die Furcht nothwendig einſchließt; weil nichts unſer Mitleid erregt, als was zugleich unſere Furcht erwecken kann.

Corneille hatte ſeine Stücke ſchon alle geſchrieben, als er ſich hinſetzte, über die Dichtkunſt des Ariſtoteles zu commentiren. (*) Er hatte funfzig Jahre für das Theater gearbeitet: und nach dieſer Erfahrung würde er uns unſtreitig vortreffliche Dinge über den alten dramatiſchen Codex haben ſagen können, wenn er ihn

---

(*) Je hazarderai quelque choſe ſur cinquante ans de travail pour la ſcène, ſagt er in ſeiner Abhandlung über das Drama. Sein erſtes Stück, Melite, war von 1625, und ſein letztes, Surena, von 1675; welches gerade die funfzig Jahr ausmacht, ſo daß es gewiß iſt, daß er, bey den Auslegungen des Ariſtoteles, auf alle ſeine Stücke ein Auge haben konnte, und hatte.

nur auch während der Zeit ſeiner Arbeit fleißiger zu Rathe gezogen hätte. Allein dieſes ſcheinet er, höchſtens nur in Abſicht auf die mechaniſchen Regeln der Kunſt, gethan zu haben. In den weſentlichern ließ er ſich um ihn unbekümmert, und als er am Ende fand, daß er wider ihn verſtoßen, gleichwohl nicht wider ihn verſtoßen haben wollte: ſo ſuchte er ſich durch Auslegungen zu helfen, und ließ ſeinen vorgeblichen Lehrmeiſter Dinge ſagen, an die er offenbar nie gedacht hatte.

Corneille hatte Märtyrer auf die Bühne gebracht, und ſie als die vollkommenſten untadelhafteſten Perſonen geſchildert; er hatte die abſcheulichſten Ungeheuer in dem Pruſias, in dem Phokas, in der Kleopatra aufgeführt: und von beiden Gattungen behauptet Ariſtoteles, daß ſie zur Tragödie unſchicklich wären, weil beide weder Mitleid noch Furcht erwecken könnten. Was antwortet Corneille hierauf? Wie fängt er es an, damit bey dieſem Widerſpruche weder ſein Anſehen, noch das Anſehen des Ariſtoteles leiden möge? „O, ſagt er, mit den Ariſtoteles „können wir uns hier leicht vergleichen. (*) „Wir dürfen nur annehmen, er habe eben nicht „behaupten wollen, daß beide Mittel zugleich, „ſowohl Furcht als Mitleid, nöthig wären, um „die

---

(*) Il eſt aiſé de nous accommoder avec Ariſtote &c.

„die Reinigung der Leidenſchaften zu bewirken,
„die er zu dem letzten Endzwecke der Tragödie
„macht: ſondern nach ſeiner Meinung ſey auch
„eines zureichend. — Wir können dieſe Erklärung,
„fährt er fort, aus ihm ſelbſt bekräftigen,
„wenn wir die Gründe recht erwägen,
„welche er von der Ausſchlieſſung derjenigen
„Begebenheiten, die er in den Trauerſpielen
„mißbilliget, giebt. Er ſagt niemals: dieſes
„oder jenes ſchickt ſich in die Tragödie nicht,
„weil es blos Mitleiden und keine Furcht erweckt;
„oder dieſes iſt daſelbſt unerträglich,
„weil es blos die Furcht erweckt, ohne das Mitleid
„zu erregen. Nein; ſondern er verwirft
„ſie deswegen, weil ſie, wie er ſagt, weder
„Mitleid noch Furcht zuwege bringen, und giebt
„uns dadurch zu erkennen, daß ſie ihm deswegen
„nicht gefallen, weil ihnen ſowohl das eine
„als das andere fehlet, und daß er ihnen ſeinen
„Beyfall nicht verſagen würde, wenn ſie nur
„eines von beiden wirkten.„

Hamburgiſche Dramaturgie.

Sechs und ſiebzigſtes Stück.

Den 22ſten Januar, 1768.

Aber das iſt grundfalſch! — Ich kann mich nicht genug wundern, wie Dacier, der doch ſonſt auf die Verdrehungen ziemlich aufmerkſam war, welche Corneille von dem Texte des Ariſtoteles zu ſeinem Beſten zu machen ſuchte, dieſe größte von allen überſehen können. Zwar, wie konnte er ſie nicht überſehen, da es ihm nie einkam, des Philoſophen Erklärung vom Mitleid zu Rathe zu ziehen? — Wie geſagt, es iſt grundfalſch, was ſich Corneille einbildet. Ariſtoteles kann das nicht gemeint haben, oder man müßte glauben, daß er ſeine eigene Erklärungen vergeſſen können, man müßte glauben, daß er ſich auf die handgreiflichſte Weiſe widerſprechen können. Wenn, nach ſeiner Lehre, kein Uebel eines andern unſer Mitleid erreget, was wir nicht für uns ſelbſt fürchten: ſo konnte er mit keiner Handlung in der Tragödie zufrieden ſeyn, welche nur Mitleid und keine Furcht erreget; denn er hielt die Sache ſelbſt für unmöglich; dergleichen Handlungen exiſtirten ihm nicht; ſondern ſobald ſie unſer Mitleid zu erwecken fähig wären, glaubte er, müßten ſie auch Furcht für uns erwecken; oder vielmehr, nur durch dieſe Furcht erweckten ſie Mitleid. Noch weniger konnte er ſich die Handlung einer Tragödie vorſtellen, welche Furcht für uns erregen könne, ohne zugleich unſer Mitleid zu erwecken: denn er war überzeugt, daß alles, was uns Furcht für uns ſelbſt errege, auch unſer Mitleid erwecken müſſe, ſobald wir andere damit bedrohet, oder betroffen erblickten; und das iſt eben der Fall der Tragödie, wo wir alle das Uebel, welches wir fürchten, nicht uns, ſondern anderen begegnen ſehen.

Es iſt wahr, wenn Ariſtoteles von den Handlungen ſpricht, die ſich in die Tragödie nicht ſchicken, ſo bedient er ſich mehrmalen des Ausdrucks von ihnen, daß ſie weder Mitleid noch Furcht erwecken. Aber deſto ſchlimmer, wenn ſich Corneille durch dieſes weder noch verführen laſſen. Dieſe disjunctive Partikeln involviren nicht immer, was er ſie involviren läßt. Denn wenn wir zwey oder mehrere Dinge von einer Sache durch ſie verneinen, ſo kömmt es darauf an, ob ſich dieſe Dinge eben

ſo

ſo wohl in der Natur von einander trennen laſſen, als wir ſie in der Abſtraction und durch den ſymboliſchen Ausdruck trennen können, wenn die Sache dem ohngeachtet noch beſtehen ſoll, ob ihr ſchon das eine oder das andere von dieſen Dingen fehlt. Wenn wir z. E. von einem Frauenzimmer ſagen, ſie ſey weder ſchön noch witzig: ſo wollen wir allerdings ſagen, wir würden zufrieden ſeyn, wenn ſie auch nur eines von beiden wäre; denn Witz und Schönheit laſſen ſich nicht blos in Gedanken trennen, ſondern ſie ſind wirklich getrennet. Aber wenn wir ſagen, dieſer Menſch glaubt weder Himmel noch Hölle: wollen wir damit auch ſagen, daß wir zufrieden ſeyn würden, wenn er nur eines von beiden glaubte, wenn er nur den Himmel und keine Holle, oder nur die Hölle und keinen Himmel glaubte? Gewiß nicht: denn wer das eine glaubt, muß nothwendig auch das andere glauben; Himmel und Hölle, Strafe und Belohnung ſind relativ; wenn das eine iſt, iſt auch das andere. Oder, um mein Exempel aus einer verwandten Kunſt zu nehmen; wenn wir ſagen, dieſes Gemählde taugt nichts, denn es hat weder Zeichnung noch Kolorit: wollen wir damit ſagen, daß ein gutes Gemählde ſich mit einem von beiden begnügen könne? — Das iſt ſo klar!

Allein, wie, wenn die Erklärung, welche Ariſtoteles von dem Mitleiden giebt, falſch wäre? Wie, wenn wir auch mit Uebeln und Unglücksfällen Mitleid fühlen könnten, die wir für uns ſelbſt auf keine Weiſe zu beſorgen haben?

Es iſt wahr: es braucht unſerer Furcht nicht, um Unluſt über das phyſikaliſche Uebel eines Gegenſtandes zu empfinden, den wir lieben. Dieſe Unluſt entſtehet blos aus der Vorſtellung der Unvollkommenheit, ſo wie unſere Liebe aus der Vorſtellung der Vollkommenheiten deſſelben; und aus dem Zuſammenfluſſe dieſer Luſt und Unluſt entſpringet die vermiſchte Empfindung, welche wir Mitleid nennen.

Jedoch auch ſo nach glaube ich nicht, die Sache des Ariſtoteles nothwendig aufgeben zu müſſen.

Denn wenn wir auch ſchon, ohne Furcht für uns ſelbſt, Mitleid für andere empfinden können: ſo iſt es doch unſtreitig, daß unſer Mitleid, wenn jene Furcht dazu kömmt, weit lebhafter und ſtärker und anzüglicher wird, als es ohne ſie ſeyn kann. Und was hindert uns, anzunehmen, daß die vermiſchte Empfindung über das phyſikaliſche Uebel eines geliebten Gegenſtandes, nur allein durch die dazu kommende Furcht für uns, zu dem Grade erwächſt, in welchem ſie Affekt genannt zu werden verdienet?

Ariſtoteles hat es wirklich angenommen. Er betrachtet das Mitleid nicht nach ſeinen primitiven Regungen, er betrachtet es blos als Affekt. Ohne jene zu verkennen, verweigert er nur dem Funke den Namen der Flamme. Mitleidige Regungen, ohne Furcht für uns ſelbſt, nennt er Philanthropie: und nur den ſtärkern Regungen dieſer Art, welche mit Furcht für uns ſelbſt verknüpft ſind, giebt er den Namen des Mitleids. Alſo behauptet er zwar, daß das Unglück eines Böſewichts weder unſer Mitleid noch unſere Furcht errege: aber er ſpricht ihm darum nicht alle Rührung ab. Auch der Böſewicht iſt noch Menſch, iſt noch ein Weſen, das bey allen ſeinen moraliſchen Unvollkommenheiten, Vollkommenheiten genug behält, um ſein Verderben, ſeine Zernichtung lieber nicht zu wollen, um bey dieſer etwas mitleidähnliches, die Elemente des Mitleids gleichſam, zu empfinden. Aber, wie ſchon geſagt, dieſe mitleidähnliche Empfindung nennt er nicht Mitleid, ſondern Philanthropie. „Man muß, ſagt er, „keinen Böſewicht aus unglücklichen in glückliche Umſtände gelangen laſſen; denn das iſt „das untragiſchſte, was nur ſeyn kann; es hat „nichts von allem, was es haben ſollte; es erweckt weder Philanthropie, noch Mitleid, noch „Furcht. Auch muß es kein völliger Böſewicht „ſeyn, der aus glücklichen Umſtänden in un-

„glückliche verfällt; denn eine dergleichen Begebenheit kann zwar Philanthropie, aber weder „Mitleid noch Furcht erwecken.„ Ich kenne nichts kahleres und abgeſchmackteres, als die gewöhnlichen Ueberſetzungen dieſes Wortes Philanthropie. Sie geben nehmlich das Adjectivum davon im Lateiniſchen durch hominibus gratum; im Franzöſiſchen durch ce que peut faire quelque plaiſir; und im Deutſchen durch „was Vergnügen machen kann.„ Der einzige Goulſton, ſo viel ich finde, ſcheinet den Sinn des Philoſophen nicht verfehlt zu haben; indem er das φιλανθρωπον durch quod humanitatis ſenſu tangat überſetzt. Denn allerdings iſt unter dieſer Philanthropie, auf welche das Unglück auch eines Böſewichts Anſpruch macht, nicht die Freude über ſeine verdiente Beſtrafung, ſondern das ſympathetiſche Gefühl der Menſchlichkeit zu verſtehen, welches, Trotz der Vorſtellung, daß ſein Leiden nichts als Verdienſt ſey, dennoch in dem Augenblicke des Leidens, in uns ſich für ihn reget. Herr Curtius will zwar dieſe mitleidige Regungen für einen unglücklichen Böſewicht, nur auf eine gewiſſe Gattung der ihn treffenden Uebel einſchränken. „Solche Zufälle des Laſterhaften, ſagt er, die „weder Schrecken noch Mitleid in uns wirken, „müſſen Folgen ſeines Laſters ſeyn: denn treffen „ſie ihm zufällig, oder wohl gar unſchuldig, ſo „behält

„behält er in dem Herzen der Zuſchauer die Vorrechte der Menſchlichkeit, als welche auch einem unſchuldig leidenden Gottloſen ihr Mitleid nicht verſagt.„ Aber er ſcheinet dieſes nicht genug überlegt zu haben. Denn auch dann noch, wenn das Unglück, welches den Böſewicht befällt, eine unmittelbare Folge ſeines Verbrechens iſt, können wir uns nicht entwehren, bey dem Anblicke dieſes Unglücks mit ihm zu leiden.

„Seht jene Menge, ſagt der Verfaſſer der Briefe über die Empfindungen, „die ſich um „einen Verurtheilten in dichte Haufen drenget. „Sie haben alle Greuel vernommen, die der „Laſterhafte begangen; ſie haben ſeinen Wandel, und vielleicht ihn ſelbſt verabſcheuet. Itzt „ſchleppt man ihn entſtellt und ohnmächtig auf „das entſetzliche Schaugerüſte. Man arbeitet „ſich durch das Gewühl, man ſtellt ſich auf die „Zähen, man klettert die Dächer hinan, um „die Züge des Todes ſein Geſicht entſtellen zu „ſehen. Sein Urtheil iſt geſprochen; ſein Henker naht ſich ihm; ein Augenblick wird ſein „Schickſal entſcheiden. Wie ſehnlich wünſchen „itzt aller Herzen, daß ihm verziehen würde! „Ihm? dem Gegenſtande ihres Abſcheues, den „ſie einen Augenblick vorher ſelbſt zum Tode „verurtheilet haben würden? Wodurch wird „itzt ein Strahl der Menſchenliebe wiederum „bey

„bey ihnen rege? Iſt es nicht die Annäherung „der Strafe, der Anblick der entſetzlichſten phyſikaliſchen Uebel, die uns ſogar mit einem Ruchloſen gleichſam ausſöhnen, und ihm unſere Liebe „erwerben? Ohne Liebe könnten wir unmöglich „mitleidig mit ſeinem Schickſale ſeyn.„

Und eben dieſe Liebe, ſage ich, die wir gegen unſern Nebenmenſchen unter keinerley Umſtänden ganz verlieren können, die unter der Aſche, mit welcher ſie andere ſtärkere Empfindungen überdecken, unverlöſchlich fortglimmet, und gleichſam nur einen günſtigen Windſtoß von Unglück und Schmerz und Verderben erwartet, um in die Flamme des Mitleids auszubrechen; eben dieſe Liebe iſt es, welche Ariſtoteles unter dem Namen der Philanthropie verſtehet. Wir haben Recht, wenn wir ſie mit unter dem Namen des Mitleids begreifen. Aber Ariſtoteles hatte auch nicht Unrecht, wenn er ihr einen eigenen Namen gab, um ſie, wie geſagt, von dem höchſten Grade der mitleidigen Empfindungen, in welchem ſie, durch die Dazukunſt einer wahrſcheinlichen Furcht für uns ſelbſt, Affekt werden, zu unterſcheiden.

Hamburgiſche
Dramaturgie.

Sieben und ſiebzigſtes Stück.

Den 26ſten Januar, 1768.

Einem Einwurfe iſt hier noch vorzukommen. Wenn Ariſtoteles dieſen Begriff von dem Affekte des Mitleids hatte, daß er nothwendig mit der Furcht für uns ſelbſt verknüpft ſeyn müſſe: was war es nöthig, der Furcht noch insbeſondere zu erwähnen? Das Wort Mitleid ſchloß ſie ſchon in ſich, und es wäre genug geweſen, wenn er blos geſagt hätte: die Tragödie ſoll durch Erregung des Mitleids die Reinigung unſerer Leidenſchaft bewirken. Denn der Zuſatz der Furcht ſagt nichts mehr, und macht das, was er ſagen ſoll, noch dazu ſchwankend und ungewiß.

Ich antworte: wenn Ariſtoteles uns blos hätte lehren wollen, welche Leidenſchaften die Tragödie erregen könne und ſolle, ſo würde er ſich den Zuſatz der Furcht allerdings haben erſparen können, und ohne Zweifel ſich wirklich erſparet haben; denn nie war ein Philoſoph ein größerer Wortſparer, als er. Aber er wollte uns zugleich lehren, welche Leidenſchaften, durch die in der Tragödie erregten, in uns gereiniget werden ſollten; und in dieſer Abſicht mußte er der Furcht insbeſondere gedenken. Denn obſchon, nach ihm, der Affekt des Mitleids, weder in noch außer dem Theater, ohne Furcht für uns ſelbſt ſeyn kann; ob ſie ſchon ein nothwendiges Ingredienz des Mitleids iſt: ſo gilt dieſes doch nicht auch umgekehrt, und das Mitleid für andere iſt kein Ingredienz der Furcht für uns ſelbſt. Sobald die Tragödie aus iſt, höret unſer Mitleid auf, und nichts bleibt von allen den empfundenen Regungen in uns zurück, als die wahrſcheinliche Furcht, die uns das bemitleidete Uebel für uns ſelbſt ſchöpfen laſſen. Dieſe nehmen wir mit; und ſo wie ſie, als Ingredienz des Mitleids, das Mitleid reinigen helfen, ſo hilft ſie nun auch, als eine vor ſich fortdauernde Leidenſchaft, ſich ſelbſt reinigen. Folglich, um anzuzeigen, daß ſie dieſes thun könne und wirklich thue, fand es Ariſtoteles für nöthig, ihrer insbeſondere zu gedenken.

Es iſt unſtreitig, daß Ariſtoteles überhaupt keine ſtrenge logiſche Definition von der Tragödie geben wollen. Denn ohne ſich auf die blos weſentlichen Eigenſchaften derſelben einzuſchränken, hat er verſchiedene zufällige hinein-

gezo-

gezogen, weil ſie der damalige Gebrauch nothwendig gemacht hatte. Dieſe indeß abgerechnet, und die übrigen Merkmahle in einander reduciret, bleibt eine vollkommen genaue Erklärung übrig: die nehmlich, daß die Tragödie, mit einem Worte, ein Gedicht iſt, welches Mitleid erreget. Ihrem Geſchlechte nach, iſt ſie die Nachahmung einer Handlung; ſo wie die Epopee und die Komödie: ihrer Gattung aber nach, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung. Aus dieſen beiden Begriffen laſſen ſich vollkommen alle ihre Regeln herleiten: und ſogar ihre dramatiſche Form iſt daraus zu beſtimmen.

An dem letztern dürfte man vielleicht zweifeln. Wenigſtens wüßte ich keinen Kunſtrichter zu nennen, dem es nur eingekommen wäre, es zu verſuchen. Sie nehmen alle die dramatiſche Form der Tragödie als etwas Hergebrachtes an, das nun ſo iſt, weil es einmal ſo iſt, und das man ſo läßt, weil man es gut findet. Der einzige Ariſtoteles hat die Urſache ergründet, aber ſie bey ſeiner Erklärung mehr vorausgeſetzt, als deutlich angegeben. „Die Tragödie, ſagt er, „iſt die Nachahmung einer Handlung, — die „nicht vermittelſt der Erzehlung, ſondern vermittelſt des Mitleids und der Furcht, die Reinigung dieſer und dergleichen Leidenſchaften bewirket.„ So drückt er ſich von Wort zu Wort aus. Wem ſollte hier nicht der ſonderbare Gegenſatz, „nicht vermittelſt der Erzehlung, ſondern vermittelſt des Mitleids und der Furcht,„ befremden? Mitleid und Furcht ſind die Mittel, welche die Tragödie braucht, um ihre Abſicht zu erreichen: und die Erzehlung kann ſich nur auf die Art und Weiſe beziehen, ſich dieſer Mittel zu bedienen, oder nicht zu bedienen. Scheinet hier alſo Ariſtoteles nicht einen Sprung zu machen? Scheinet hier nicht offenbar der eigentliche Gegenſatz der Erzehlung, welches die dramatiſche Form iſt, zu fehlen? Was thun aber die Ueberſetzer bey dieſer Lücke? Der eine umgeht ſie ganz behutſam: und der andere füllt ſie, aber nur mit Worten. Alle finden weiter nichts darinn, als eine vernachläßigte Wortfügung, an die ſie ſich nicht halten zu dürfen glauben, wenn ſie nur den Sinn des Philoſophen liefern. Dacier überſetzt: d'une action — qui, ſans le ſecours de la narration, par le moyen de la compaſſion & de la terreur u. ſ. w.; und Curtius: „einer Handlung, welche nicht durch „die Erzehlung des Dichters, ſondern (durch „Vorſtellung der Handlung ſelbſt) uns, vermittelſt des Schreckens und Mitleids, von den „Fehlern der vorgeſtellten Leidenſchaften reiniget.„ O, ſehr recht! Beide ſagen, was Ariſtoteles ſagen will, nur daß ſie es nicht ſo ſagen, wie er es ſagt. Gleichwohl iſt auch an dieſem Wie gelegen; denn es iſt wirklich keine blos vernachläßigte Wortfügung. Kurz, die Sache iſt dieſe: Ariſtoteles bemerkte, daß das Mitleid nothwendig ein vorhandenes Uebel erfodere; daß wir längſt vergangene oder fern in der Zukunft bevorſtehende Uebel entweder gar nicht, oder doch bey weitem nicht ſo ſtark bemitleiden können, als ein anweſendes; daß es folglich nothwendig ſey, die Handlung, durch welche wir Mitleid erregen wollen, nicht als vergangen, das iſt, nicht in der erzehlenden Form, ſondern als gegenwärtig, das iſt, in der dramatiſchen Form, nachzuahmen. Und nur dieſes, daß unſer Mitleid durch die Erzehlung wenig oder gar nicht, ſondern faſt einzig und allein durch die gegenwärtige Anſchauung erreget wird, nur dieſes berechtigte ihn, in der Erklärung anſtatt der Form der Sache, die Sache gleich ſelbſt zu ſetzen, weil dieſe Sache nur dieſer einzigen Form fähig iſt. Hätte er es für möglich gehalten, daß unſer Mitleid auch durch die Erzehlung erreget werden könne: ſo würde es allerdings ein ſehr fehlerhafter Sprung geweſen ſeyn, wenn er geſagt hätte, „nicht durch die „Erzehlung, ſondern durch Mitleid und Furcht.„ Da er aber überzeugt war, daß Mitleid und Furcht in der Nachahmung nur durch die einzige dramatiſche Form zu erregen ſey: ſo konnte er ſich dieſen Sprung, der Kürze wegen, erlauben. — Ich verweiſe desfalls auf das nehmliche neunte Kapitel des zweyten Buchs ſeiner Rhetorik. (*)

Was endlich den moraliſchen Endzweck anbelangt, welchen Ariſtoteles der Tragödie giebt, und den er mit in die Erklärung derſelben bringen zu müſſen glaubte: ſo iſt bekannt, wie ſehr, beſonders in den neuern Zeiten, darüber geſtritten worden. Ich getraue mich aber zu erweiſen, daß alle, die ſich dawider erklärt, den Ariſtoteles nicht verſtanden haben. Sie haben ihm alle ihre eigene Gedanken untergeſchoben, ehe ſie gewiß wußten, welches ſeine wären. Sie beſtreiten Grillen, die ſie ſelbſt gefangen, und bilden ſich ein, wie unwiderſprechlich ſie den Philoſophen widerlegen, indem ſie ihr eigenes Hirngeſpinſte zu Schanden machen. Ich kann mich in die nähere Erörterung dieſer Sache hier nicht einlaſſen. Damit ich jedoch nicht ganz ohne Beweis zu ſprechen ſcheine, will ich zwey Anmerkungen machen.

1. Sie laſſen den Ariſtoteles ſagen, „die Tragödie ſolle uns, vermittelſt des Schreckens und „Mit-

---

(*) Επει δ' εγγυς φαινομενα τα παθη, ἐλεεινα ἐστι. τα δε μυριοστον ἐτος γενομενα, ἠ ἐσομενα, ὀυτ' ἐλπιζοντες, ὀυτε μεμνημενοι, ἠ ὁλως ὀυκ ἐλεουσιν, ἠ ὀυχ' ὁμοιως, ἀναγκη τους συναπεργαζομενους σχημασι και φωναις, και ἐσθητι, και ὁλως τῃ ὑποκρισει, ἐλεεινοτερους ειναι.

„Mitleids, von den Fehlern der vorgeſtellten „Leidenſchaften reinigen.„ Der vorgeſtellten? Alſo, wenn der Held durch Neugierde, oder Ehrgeiß, oder Liebe, oder Zorn unglücklich wird: ſo iſt es unſere Neugierde, unſer Ehrgeiß, unſere Liebe, unſer Zorn, welchen die Tragödie reinigen ſoll? Das iſt dem Ariſtoteles nie in den Sinn gekommen. Und ſo haben die Herren gut ſtreiten; ihre Einbildung verwandelt Windmühlen in Rieſen; ſie jagen, in der gewiſſen Hoffnung des Sieges, darauf los, und kehren ſich an keinen Sancho, der weiter nichts als geſunden Menſchenverſtand hat, und ihnen auf ſeinem bedächtlichern Pferde hinten nach ruft, ſich nicht zu übereilen, und doch nur erſt die Augen recht aufzuſperren. Των τοιȣτων παθηματων, ſagt Ariſtoteles: und das heißt nicht, der vorgeſtellten Leidenſchaften; das hätten ſie überſetzen müſſen durch, dieſer und dergleichen, oder, der erweckten Leidenſchaften. Das τοιȣτων bezieht ſich lediglich auf das vorhergehende Mitleid und Furcht; die Tragödie ſoll unſer Mitleid und unſere Furcht erregen, blos um dieſe und dergleichen Leidenſchaften, nicht aber alle Leidenſchaften ohne Unterſchied zu reinigen. Er ſagt aber τοιȣτων und nicht τȣτων; er ſagt, dieſer und dergleichen, und nicht blos, dieſer: um anzuzeigen, daß er unter dem Mitleid, nicht blos das eigentlich ſogenannte Mitleid, ſondern

über-

überhaupt alle philanthropiſche Empfindungen, ſo wie unter der Furcht nicht blos die Unluſt über ein uns bevorſtehendes Uebel, ſondern auch jede damit verwandte Unluſt, auch die Unluſt über ein gegenwärtiges, auch die Unluſt über ein vergangenes Uebel, Betrübniß und Gram, verſtehe. In dieſem ganzen Umfange ſoll das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie erweckt, unſer Mitleid und unſere Furcht reinigen; aber auch nur dieſe reinigen, und keine andere Leidenſchaften. Zwar können ſich in der Tragödie auch zur Reinigung der andern Leidenſchaften, nützliche Lehren und Beyſpiele finden; doch ſind dieſe nicht ihre Abſicht; dieſe hat ſie mit der Epopee und Komödie gemein, in ſo fern ſie ein Gedicht, die Nachahmung einer Handlung überhaupt iſt, nicht aber in ſo fern ſie Tragödie, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung insbeſondere iſt. Beſſern ſollen uns alle Gattungen der Poeſie: es iſt kläglich, wenn man dieſes erſt beweiſen muß; noch kläglicher iſt es, wenn es Dichter giebt, die ſelbſt daran zweifeln. Aber alle Gattungen können nicht alles beſſern; wenigſtens nicht jedes ſo vollkommen, wie das andere; was aber jede am vollkommenſten beſſern kann, worinn es ihr keine andere Gattung gleich zu thun vermag, das allein iſt ihre eigentliche Beſtimmung.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Acht und ſiebzigſtes Stück.

Den 29ſten Januar, 1768.

---

2. Da die Gegner des Ariſtoteles nicht in Acht nahmen, was für Leidenſchaften er eigentlich, durch das Mitleid und die Furcht der Tragödie, in uns gereiniget haben wollte: ſo war es natürlich, daß ſie ſich auch mit der Reinigung ſelbſt irren mußten. Ariſtoteles verſpricht am Ende ſeiner Politik, wo er von der Reinigung der Leidenſchaften durch die Muſik redet, von dieſer Reinigung in ſeiner Dichtkunſt weitläuftiger zu handeln. „Weil „man aber, ſagt Corneille, „ganz und gar „nichts von dieſer Materie darinn findet, ſo iſt „der größte Theil ſeiner Ausleger auf die Gedanken gerathen, daß ſie nicht ganz auf uns „gekommen ſey.„ Gar nichts? Ich meines Theils glaube, auch ſchon in dem, was uns von ſeiner Dichtkunſt noch übrig, es mag viel oder wenig ſeyn, alles zu finden, was er einem,

der mit ſeiner Philoſophie ſonſt nicht ganz unbekannt iſt, über dieſe Sache zu ſagen für nöthig halten konnte. Corneille ſelbſt bemerkte eine Stelle, die uns, nach ſeiner Meinung, Licht genug geben könne, die Art und Weiſe zu entdecken, auf welche die Reinigung der Leidenſchaften in der Tragödie geſchehe: nehmlich die, wo Ariſtoteles ſagt, „das Mitleid verlange einen, der unverdient leide, und die Furcht einen unſers gleichen.„ Dieſe Stelle iſt auch wirklich ſehr wichtig, nur daß Corneille einen falſchen Gebrauch davon machte, und nicht wohl anders als machen konnte, weil er einmal die Reinigung der Leidenſchaften überhaupt im Kopfe hatte. „Das Mitleid mit dem Unglücke, ſagt er, von welchem wir unſers gleichen befallen ſehen, erweckt in uns die Furcht, daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne; dieſe Furcht erweckt die Begierde, ihm auszuweichen; und dieſe Begierde ein Beſtreben, die Leidenſchaft, durch welche die Perſon, die wir betauern, ſich ihr Unglück vor unſern Augen zuziehet, zu reinigen, zu mäßigen, zu beſſern, ja gar auszurotten; indem einem jeden die Vernunft ſagt, daß man die Urſache abſchneiden müſſe, wenn man die Wirkung vermeiden wolle.„ Aber dieſes Raiſonnement, welches die Furcht bloß zum Werkzeuge macht, durch welches das Mitleid die Reinigung der Lei-

Leidenſchaften bewirkt, iſt falſch, und kann unmöglich die Meinung des Ariſtoteles ſeyn; weil ſo nach die Tragödie gerade alle Leidenſchaften reinigen könnte, nur nicht die zwey, die Ariſtoteles ausdrücklich durch ſie gereiniget wiſſen will. Sie könnte unſern Zorn, unſere Neugierde, unſern Neid, unſern Ehrgeitz, unſern Haß und unſere Liebe reinigen, ſo wie es die eine oder die andere Leidenſchaft iſt, durch die ſich die bemitleidete Perſon ihr Unglück zugezogen. Nur unſer Mitleid und unſere Furcht müßte ſie ungereiniget laſſen. Denn Mitleid und Furcht ſind die Leidenſchaften, die in der Tragödie wir, nicht aber die handelnden Perſonen empfinden; ſind die Leidenſchaften, durch welche die handelnden Perſonen uns rühren, nicht aber die, durch welche ſie ſich ſelbſt ihre Unfälle zuziehen. Es kann ein Stück geben, in welchem ſie beides ſind: das weiß ich wohl. Aber noch kenne ich kein ſolches Stück: ein Stück nehmlich, in welchem ſich die bemitleidete Perſon durch ein übelverſtandenes Mitleid, oder durch eine übelverſtandene Furcht ins Unglück ſtürze. Gleichwohl würde dieſes Stück das einzige ſeyn, in welchem, ſo wie es Corneille verſteht, das geſchehe, was Ariſtoteles will, daß es in allen Tragödien geſchehen ſoll: und auch in dieſem einzigen würde es nicht auf die Art geſchehen, auf die es dieſer verlangt.

langt. Dieſes einzige Stück würde gleichſam der Punkt ſeyn, in welchem zwey gegen einander ſich neigende gerade Linien zuſammentreffen, um ſich in alle Unendlichkeit nicht wieder zu begegnen. — So gar ſehr konnte Dacier den Sinn des Ariſtoteles nicht verfehlen. Er war verbunden, auf die Worte ſeines Autors aufmerkſamer zu ſeyn, und dieſe beſagen es zu poſitiv, daß unſer Mitleid und unſere Furcht, durch das Mitleid und die Furcht der Tragödie, gereiniget werden ſollen. Weil er aber ohne Zweifel glaubte, daß der Nutzen der Tragödie ſehr gering ſeyn würde, wenn er blos hierauf eingeſchränkt wäre: ſo ließ er ſich verleiten, nach der Erklärung des Corneille, ihr die ebenmäßige Reinigung auch aller übrigen Leidenſchaften beyzulegen. Wie nun Corneille dieſe für ſein Theil leugnete, und in Beyſpielen zeigte, daß ſie mehr ein ſchöner Gedanke, als eine Sache ſey, die gewöhnlicher Weiſe zur Wirklichkeit gelange: ſo mußte er ſich mit ihm in dieſe Beyſpiele ſelbſt einlaſſen, wo er ſich denn ſo in der Enge fand, daß er die gewaltſamſten Drehungen und Wendungen machen mußte, um ſeinen Ariſtoteles mit ſich durch zu bringen. Ich ſage, ſeinen Ariſtoteles: denn der rechte iſt weit entfernt, ſolcher Drehungen und Wendungen zu bedürfen. Dieſer, um es abermals und abermals zu ſagen, hat an keine andere Leidenſchaf-

ten

ten gedacht, welche das Mitleid und die Furcht der Tragödie reinigen ſolle, als an unſer Mitleid und unſere Furcht ſelbſt; und es iſt ihm ſehr gleichgültig, ob die Tragödie zur Reinigung der übrigen Leidenſchaft viel oder wenig beyträgt. An jene Reinigung hätte ſich Dacier allein halten ſollen: aber freylich hätte er ſodann auch einen vollſtändigern Begriff damit verbinden müſſen. „Wie die Tragödie, ſagt er, Mitleid und Furcht errege, um Mitleid und Furcht zu reinigen, das iſt nicht ſchwer zu erklären. Sie erregt ſie, indem ſie uns das Unglück vor Augen ſtellet, in das unſers gleichen durch nicht vorſetzliche Fehler gefallen ſind; und ſie reiniget ſie, indem ſie uns mit dieſem nehmlichen Unglücke bekannt macht, und uns dadurch lehret, es weder allzuſehr zu fürchten, noch allzuſehr davon gerührt zu werden, wann es uns wirklich ſelbſt treffen ſollte. — Sie bereitet die Menſchen, die allerwidrigſten Zufälle muthig zu ertragen, und macht die Allerelendeſten geneigt, ſich für glücklich zu halten, indem ſie ihre Unglücksfällen mit weit größern vergleichen, die ihnen die Tragödie vorſtellet. Denn in welchen Umſtänden kann ſich wohl ein Menſch finden, der bey Erblickung eines Oedips, eines Philoktets, eines Oreſts, nicht erkennen müßte, daß alle Uebel, die er zu erdulden, gegen die, welche dieſe Männer

„erdulden müſſen, gar nicht in Vergleichung „kommen?„ Nun das iſt wahr; dieſe Erklärung kann dem Dacier nicht viel Kopfbrechens gemacht haben. Er fand ſie faſt mit den nehmlichen Worten bey einem Stoiker, der immer ein Auge auf die Apathie hatte. Ohne ihm indeß einzuwenden, daß das Gefühl unſers eigenen Elendes nicht viel Mitleid neben ſich duldet; daß folglich bey dem Elenden, deſſen Mitleid nicht zu erregen iſt, die Reinigung oder Linderung ſeiner Betrübniß durch das Mitleid nicht erfolgen kann: will ich ihm alles, ſo wie er es ſagt, gelten laſſen. Nur fragen muß ich: wie viel er nun damit geſagt? Ob er im geringſten mehr damit geſagt, als, daß das Mitleid unſere Furcht reinige? Gewiß nicht: und das wäre doch nur kaum der vierte Theil der Foderung des Ariſtoteles. Denn wenn Ariſtoteles behauptet, daß die Tragödie Mitleid und Furcht errege, um Mitleid und Furcht zu reinigen: wer ſieht nicht, daß dieſes weit mehr ſagt, als Dacier zu erklären für gut befunden? Denn, nach den verſchiedenen Combinationen der hier vorkommenden Begriffe, muß der, welcher den Sinn des Ariſtoteles ganz erſchöpfen will, ſtückweiſe zeigen, 1. wie das tragiſche Mitleid unſer Mitleid, 2. wie die tragiſche Furcht unſere Furcht, 3. wie das tragiſche Mitleid unſere Furcht, und 4. wie die tragiſche Furcht unſer Mit-

Mitleid reinigen könne und wirklich reinige. Dacier aber hat ſich nur an den dritten Punkt gehalten, und auch dieſen nur ſehr ſchlecht, und auch dieſen nur zur Helfte erläutert. Denn wer ſich um einen richtigen und vollſtändigen Begriff von der Ariſtoteliſchen Reinigung der Leidenſchaften bemüht hat, wird finden, daß jeder von jenen vier Punkten einen doppelten Fall in ſich ſchlieſſet. Da nehmlich, es kurz zu ſagen, dieſe Reinigung in nichts anders beruhet, als in der Verwandlung der Leidenſchaften in tugendhafte Fertigkeiten, bey jeder Tugend aber, nach unſerm Philoſophen, ſich diſſeits und jenſeits ein Extremum findet, zwiſchen welchem ſie inne ſtehet: ſo muß die Tragödie, wenn ſie unſer Mitleid in Tugend verwandeln ſoll, uns von beiden Extremis des Mitleids zu reinigen vermögend ſeyn; welches auch von der Furcht zu verſtehen. Das tragiſche Mitleid muß nicht allein, in Anſehung des Mitleids, die Seele desjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlet, ſondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragiſche Furcht muß nicht allein, in Anſehung der Furcht, die Seele desjenigen reinigen, welcher ſich ganz und gar keines Unglücks befürchtet, ſondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteſte, auch das unwahrſcheinlichſte, in Angſt ſetzet. Gleichfalls muß das tragiſche Mitleid, in Anſehung der Furcht, dem was zu viel, und dem was zu wenig, ſteuern: ſo wie hinwiederum die tragiſche Furcht, in Anſehung des Mitleids. Dacier aber, wie geſagt, hat nur gezeigt, wie das tragiſche Mitleid unſere allzu große Furcht mäßige: und noch nicht einmal, wie es den gänzlichen Mangel derſelben abhelfe, oder ſie in dem, welcher allzu wenig von ihr empfindet, zu einem heilſamern Grade erhöhe; geſchweige, daß er auch das Uebrige ſollte gezeigt haben. Die nach ihm gekommen, haben, was er unterlaſſen, auch im geringſten nicht ergänzet; aber wohl ſonſt, um nach ihrer Meinung, den Nutzen der Tragödie völlig außer Streit zu ſetzen, Dinge dahin gezogen, die dem Gedichte überhaupt, aber keinesweges der Tragödie, als Tragödie, insbeſondere zukommen; z. E. daß ſie die Triebe der Menſchlichkeit nähern und ſtärken; daß ſie Liebe zur Tugend und Haß gegen das Laſter wirken ſolle u. ſ. w. (*) Lieber! welches Gedicht ſollte das nicht? Soll es aber ein jedes: ſo kann es nicht das unterſcheidende Kennzeichen der Tragödie ſeyn; ſo kann es nicht das ſeyn, was wir ſuchten.

Ham=

(*) Hr. Curtius in ſeiner Abhandlung von der Abſicht des Trauerſpiels, hinter der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Neun und ſiebzigſtes Stück.

Den 2ten Februar, 1768.

Und nun wieder auf unſern Richard zu kommen. — Richard alſo erweckt eben ſo wenig Schrecken, als Mitleid: weder Schrecken in dem gemißbrauchten Verſtande, für die plötzliche Ueberraſchung des Mitleids; noch in dem eigentlichen Verſtande des Ariſtoteles, für heilſame Furcht, daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne. Denn wenn er dieſe erregte, würde er auch Mitleid erregen; ſo gewiß er hinwiederum Furcht erregen würde, wenn wir ihn unſers Mitleids nur im geringſten würdig fänden. Aber er iſt ſo ein abſcheulicher Kerl, ſo ein eingefleiſchter Teufel, in dem wir ſo völlig keinen einzigen ähnlichen Zug mit uns ſelbſt finden, daß ich glaube, wir könnten ihn vor unſern Augen den Martern der Hölle übergeben ſehen, ohne das geringſte für ihn zu empfinden, ohne im geringſten zu fürchten, daß, wenn ſolche

Strafe nur auf ſolche Verbrechen folge, ſie auch unſrer erwarte. Und was iſt endlich das Unglück, die Strafe, die ihn trift? Nach ſo vielen Miſſethaten, die wir mit anſehen müſſen, hören wir, daß er mit dem Degen in der Fauſt geſtorben. Als der Königinn dieſes erzehlt wird, läßt ſie der Dichter ſagen:

Dieß iſt etwas! ——

Ich habe mich nie enthalten können, bey mir nachzuſprechen: nein, das iſt gar nichts! Wie mancher gute König iſt ſo geblieben, indem er ſeine Krone wider einen mächtigen Rebellen behaupten wollen? Richard ſtirbt doch, als ein Mann, auf dem Bette der Ehre. Und ſo ein Tod ſollte mich für den Unwillen ſchadlos halten, den ich das ganze Stück durch, über den Triumph ſeiner Bosheiten empfunden? (Ich glaube, die griechiſche Sprache iſt die einzige, welche ein eigenes Wort hat, dieſen Unwillen über das Glück eines Böſewichts, auszudrücken: νεμεσις, νεμεσαν. (*)) Sein Tod ſelbſt, welcher wenigſtens meine Gerechtigkeitsliebe befriedigen ſollte, unterhält noch meine Nemeſis. Du biſt wohlfeil weggekommen! denke ich: aber gut, daß es noch eine andere Gerechtigkeit giebt, als die poetiſche!

Man wird vielleicht ſagen: nun wohl! wir wollen den Richard aufgeben; das Stück heißt zwar

---

(*) Ariſt. Rhet. lib. II. cap. 9.

zwar nach ihm; aber er iſt darum nicht der Held deſſelben, nicht die Perſon, durch welche die Abſicht der Tragödie erreicht wird; er hat nur das Mittel ſeyn ſollen, unſer Mitleid für andere zu erregen. Die Königinn, Eliſabeth, die Prinzen, erregen dieſe nicht Mitleid? —

Um allem Wortſtreite auszuweichen: ja. Aber was iſt es für eine fremde, herbe Empfindung, die ſich in mein Mitleid für dieſe Perſonen miſcht? die da macht, daß ich mir dieſes Mitleid erſparen zu können wünſchte? Das wünſche ich mir bey dem tragiſchen Mitleid doch ſonſt nicht; ich verweile gern dabey; und danke dem Dichter für eine ſo ſüße Quaal.

Ariſtoteles hat es wohl geſagt, und das wird es ganz gewiß ſeyn! Er ſpricht von einem μιαρον, von einen Gräßlichen, das ſich bey dem Unglücke ganz guter, ganz unſchuldiger Perſonen finde. Und ſind nicht die Königinn, Eliſabeth, die Prinzen, vollkommen ſolche Perſonen? Was haben ſie gethan? wodurch haben ſie es ſich zugezogen, daß ſie in den Klauen dieſer Beſtie ſind? Iſt es ihre Schuld, daß ſie ein näheres Recht auf den Thron haben, als er? Beſonders die kleinen wimmernden Schlachtopfer, die noch kaum rechts und links unterſcheiden können! Wer wird leugnen, daß ſie unſern ganzen Jammer verdienen? Aber iſt dieſer Jammer, der mich mit Schaudern an die

Schick-

Schickſale der Menſchen denken läßt, dem Murren wider die Vorſehung ſich zugeſellet, und Verzweiflung von weiten nachſchleicht, iſt dieſer Jammer — ich will nicht fragen, Mitleid? — Er heiſſe, wie er wolle — Aber iſt er das, was eine nachahmende Kunſt erwecken ſollte?

Man ſage nicht: erweckt ihn doch die Geſchichte; gründet er ſich doch auf etwas, das wirklich geſchehen iſt. — Das wirklich geſchehen iſt? es ſey: ſo wird es ſeinen guten Grund in dem ewigen unendlichen Zuſammenhange aller Dinge haben. In dieſem iſt Weisheit und Güte, was uns in den wenigen Gliedern, die der Dichter herausnimt, blindes Geſchick und Grauſamkeit ſcheinet. Aus dieſen wenigen Gliedern ſollte er ein Ganzes machen, das völlig ſich rundet, wo eines aus dem andern ſich völlig erkläret, wo keine Schwierigkeit aufſtößt, derenwegen wir die Befriedigung nicht in ſeinem Plane finden, ſondern ſie außer ihm, in dem allgemeinen Plane der Dinge, ſuchen müſſen; das Ganze dieſes ſterblichen Schöpfers ſollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers ſeyn; ſollte uns an den Gedanken gewöhnen, wie ſich in ihm alles zum Beſten auflöſe, werde es auch in jenem geſchehen: und er vergißt, dieſe ſeine edelſte Beſtimmung ſo ſehr, daß er die unbegreiflichen Wege der Vorſicht mit in ſeinem

nem kleinen Zirkel flicht, und gefliſſendlich unſern Schauder darüber erregt? — O verſchonet uns damit, ihr, die ihr unſer Herz in eurer Gewalt habt! Wozu dieſe traurige Empfindung? Uns Unterwerfung zu lehren? Dieſe kann uns nur die kalte Vernunft lehren; und wenn die Lehre der Vernunft in uns bekleiben ſoll, wenn wir, bey unſerer Unterwerfung, noch Vertrauen und fröhlichen Muth behalten ſollen: ſo iſt es höchſt nöthig, daß wir an die verwirrenden Beyſpiele ſolcher unverdienten ſchrecklichen Verhängniſſe ſo wenig, als möglich, erinnert werden. Weg mit ihnen von der Bühne! Weg, wenn es ſeyn könnte, aus allen Büchern mit ihnen! —

Wenn nun aber der Perſonen des Richards keine einzige, die erforderlichen Eigenſchaften hat, die ſie haben müßten, Falls er wirklich das ſeyn ſollte, was er heißt: wodurch iſt er gleichwohl ein ſo intereſſantes Stück geworden, wofür ihn unſer Publikum hält? Wenn er nicht Mitleid und Furcht erregt: was iſt denn ſeine Wirkung? Wirkung muß er doch haben, und hat ſie. Und wenn er Wirkung hat: iſt es nicht gleichviel, ob er dieſe, oder ob er jene hat? Wenn er die Zuſchauer beſchäftiget, wenn er ſie vergnügt: was will man denn mehr? Müſſen ſie denn, nothwendig nur nach den Regeln des Ariſtoteles, beſchäftiget und vergnügt werden?

Das klingt ſo unrecht nicht: aber es iſt darauf zu antworten. Ueberhaupt: wenn Richard ſchon keine Tragödie wäre, ſo bleibt er doch ein dramatiſches Gedicht; wenn ihm ſchon die Schönheiten der Tragödie mangelten, ſo könnte er doch ſonſt Schönheiten haben. Poeſie des Ausdrucks; Bilder; Tiraden; kühne Geſinnungen; einen feurigen hinreiſſenden Dialog; glückliche Veranlaſſungen für den Akteur, den ganzen Umfang ſeiner Stimme mit den mannichfaltigſten Abwechſelungen zu durchlaufen, ſeine ganze Stärke in der Pantomime zu zeigen u. ſ. w.

Von dieſen Schönheiten hat Richard viele, und hat auch noch andere, die den eigentlichen Schönheiten der Tragödie näher kommen.

Richard iſt ein abſcheulicher Böſewicht: aber auch die Beſchäftigung unſers Abſcheues iſt nicht ganz ohne Vergnügen; beſonders in der Nachahmung.

Auch das Ungeheuere in den Verbrechen participiret von den Empfindungen, welche Größe und Kühnheit in uns erwecken.

Alles, was Richard thut, iſt Greuel; aber alle dieſe Greuel geſchehen in Abſicht auf etwas; Richard hat einen Plan; und überall, wo wir einen Plan wahrnehmen, wird unſere Neugierde rege; wir warten gern mit ab, ob er ausgeführt wird werden, und wie er es wird werden; wir lieben das Zweckmäßige ſo ſehr, daß es uns, auch unabhängig von der Moralität des Zweckes, Vergnügen gewähret.

Wir wollten, daß Richard ſeinen Zweck erreichte: und wir wollten, daß er ihn auch nicht erreichte. Das Erreichen erſpart uns das Mißvergnügen, über ganz vergebens angewandte Mittel: wenn er ihn nicht erreicht, ſo iſt ſo viel Blut völlig umſonſt vergoſſen worden; da es einmal vergoſſen iſt, möchten wir es nicht gern, auch noch blos vor langer Weile, vergoſſen finden. Hinwiederum wäre dieſes Erreichen das Frohlocken der Bosheit; nichts hören wir ungerner; die Abſicht intereßirte uns, als zu erreichende Abſicht; wenn ſie aber nun erreicht wäre, würden wir nichts als das Abſcheuliche derſelben erblicken, würden wir wünſchen, daß ſie nicht erreicht wäre; dieſen Wunſch ſehen wir voraus, und uns ſchaudert vor der Erreichung.

Die guten Perſonen des Stücks lieben wir; eine ſo zärtliche feurige Mutter, Geſchwiſter, die ſo ganz eines in dem andern leben; dieſe Gegenſtände gefallen immer, erregen immer die ſüßeſten ſympathetiſchen Empfindungen, wir mögen ſie finden, wo wir wollen. Sie ganz ohne Schuld leiden zu ſehen, iſt zwar herbe, iſt zwar für unſere Ruhe, zu unſerer Beſſerung, kein ſehr erſprießliches Gefühl: aber es iſt doch immer Gefühl.

Und ſo nach beſchäftiget uns das Stück durchaus, und vergnügt durch dieſe Beſchäftigung unſerer Seelenkräfte. Das iſt wahr; nur die Folge iſt nicht wahr, die man daraus zu ziehen meinet: nehmlich, daß wir alſo damit zufrieden ſeyn können.

Ein Dichter kann viel gethan, und doch noch nichts damit verthan haben. Nicht genug, daß ſein Werk Wirkungen auf uns hat: es muß auch die haben, die ihm, vermöge der Gattung, zukommen; es muß dieſe vornehmlich haben, und alle andere können den Mangel derſelben auf keine Weiſe erſetzen; beſonders wenn die Gattung von der Wichtigkeit und Schwierigkeit, und Koſtbarkeit iſt, daß alle Mühe und aller Aufwand vergebens wäre, wenn ſie weiter nichts als ſolche Wirkungen hervorbringen wollte, die durch eine leichtere und weniger Anſtalten erfordernde Gattung eben ſowohl zu erhalten wären. Ein Bund Stroh aufzuheben, muß man keine Maſchinen in Bewegung ſetzen; was ich mit dem Fuße umſtoſſen kann, muß ich nicht mit einer Mine ſprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhauſen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Achtzigſtes Stück.

Den 5ten Februar, 1768.

Wozu die ſauere Arbeit der dramatiſchen Form? wozu ein Theater erbauet, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtniſſe gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen? wenn ich mit meinem Werke, und mit der Aufführung deſſelben, weiter nichts hervorbringen will, als einige von den Regungen, die eine gute Erzehlung, von jedem zu Hauſe in ſeinem Winkel geleſen, ungefehr auch hervorbringen würde.

Die dramatiſche Form iſt die einzige, in welcher ſich Mitleid und Furcht erregen läßt; wenigſtens können in keiner andern Form dieſe Leidenſchaften auf einen ſo hohen Grad erreget werden: und gleichwohl will man lieber alle andere darinn erregen, als dieſe; gleichwohl will man ſie lieber zu allem andern brauchen, als zu dem, wozu ſie ſo vorzüglich geſchickt iſt.

Das Publikum nimt vorlieb. — Das iſt gut, und auch nicht gut. Denn man ſehnt ſich nicht ſehr nach der Tafel, an der man immer vorlieb nehmen muß.

Es iſt bekannt, wie erpicht das griechiſche und römiſche Volk auf die Schauſpiele waren; beſonders jenes, auf das tragiſche. Wie gleichgültig, wie kalt iſt dagegen unſer Volk für das Theater! Woher dieſe Verſchiedenheit, wenn ſie nicht daher kömmt, daß die Griechen vor ihrer Bühne ſich mit ſo ſtarken, ſo außerordentlichen Empfindungen begeiſtert fühlten, daß ſie den Augenblick nicht erwarten konnten, ſie abermals und abermals zu haben: dahingegen wir uns vor unſerer Bühne ſo ſchwacher Eindrücke bewußt ſind, daß wir es ſelten der Zeit und des Geldes werth halten, ſie uns zu verſchaffen? Wir gehen, faſt alle, faſt immer, aus Neugierde, aus Mode, aus Langerweile, aus Geſellſchaft, aus Begierde zu begaffen und begafft zu werden, ins Theater: und nur wenige, und dieſe wenige nur ſparſam, aus anderer Abſicht.

Ich ſage, wir, unſer Volk, unſere Bühne: ich meine aber nicht blos, uns Deutſche. Wir Deutſche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben. Was viele von unſern Kunſtrichtern, die in dieſes Bekenntniß mit einſtimmen, und große Verehrer des franzöſiſchen Theaters ſind, dabey denken: das kann ich ſo eigentlich nicht wiſſen. Aber ich weiß wohl, was ich dabey denke. Ich denke nehmlich dabey: daß nicht allein wir Deutſche; ſondern, daß auch die, welche ſich ſeit hundert Jahren ein Theater zu haben rühmen, ja das beſte Theater von ganz Europa zu haben prahlen, — daß auch die Franzoſen noch kein Theater haben.

Kein Tragiſches gewiß nicht! Denn auch die Eindrücke, welche die franzöſiſche Tragödie macht, ſind ſo flach, ſo kalt! — Man höre einen Franzoſen ſelbſt, davon ſprechen.

„Bey den hervorſtechenden Schönheiten unſers
„Theaters, ſagt der Herr von Voltaire,
„fand ſich ein verborgner Fehler, den man nicht
„bemerkt hatte, weil das Publikum von ſelbſt
„keine höhere Ideen haben konnte, als ihm die
„großen Meiſter durch ihre Muſter beybrachten.
„Der einzige Saint-Evremont hat dieſen Fehler
„aufgemutzt; er ſagt nehmlich, daß unſere
„Stücke nicht Eindruck genug machten, daß
„das, was Mitleid erwecken ſolle, aufs höchſte
„Zärtlichkeit errege, daß Rührung die Stelle
„der Erſchütterung, und Erſtaunen die Stelle
„des Schreckens vertrete; kurz, daß unſere
„Empfindungen nicht tief genug gingen. Es
„iſt nicht zu leugnen: Saint-Evremont hat mit
„dem Finger gerade auf die heimliche Wunde
„des franzöſiſchen Theaters getroffen. Man

„ſage immerhin, daß Saint-Evremont der Ver-
„faſſer der elenden Komödie Sir Politik Would-
„be, und noch einer andern eben ſo elenden, die
„Opern genannt, iſt; daß ſeine kleinen geſell-
„ſchaftlichen Gedichte das kahlſte und gemeinſte
„ſind, was wir in dieſer Gattung haben; daß
„er nichts als ein Phraſesdrechsler war: man
„kann keinen Funken Genie haben, und gleich-
„wohl viel Witz und Geſchmack beſitzen. Sein
„Geſchmack aber war unſtreitig ſehr fein, da er
„die Urſache, warum die meiſten von unſern
„Stücken ſo matt und kalt ſind, ſo genau traf.
„Es hat uns immer an einem Grade von Wär-
„me gefehlt: das andere hatten wir alles.„

Das iſt: wir hatten alles, nur nicht das, was wir haben ſollten; unſere Tragödien waren vortrefflich, nur daß es keine Tragödien waren. Und woher kam es, daß ſie das nicht waren?

„Dieſe Kälte aber, fährt er fort, dieſe ein-
„förmige Mattigkeit, entſprang zum Theil von
„dem kleinen Geiſte der Galanterie, der damals
„unter unſern Hofleuten und Damen ſo herrſchte,
„und die Tragödie in eine Folge von verliebten
„Geſprächen verwandelte, nach dem Geſchmacke
„des Cyrus und der Clelie. Was für Stücke
„ſich hiervon noch etwa ausnahmen, die beſtan-
„den aus langen politiſchen Raiſonnements, der-
„gleichen den Sertorius ſo verderben, den Otho
„ſo kalt, und den Surena und Attila ſo elend

„ge-

„gemacht haben. Noch fand ſich aber auch eine andere Urſache, die das hohe Pathetiſche von unſerer Scene zurückhielt, und die Handlung wirklich tragiſch zu machen verhinderte: und dieſe war, das enge ſchlechte Theater mit ſeinen armſeligen Verzierungen. — Was ließ ſich auf einem Paar Dutzend Brettern, die noch dazu mit Zuſchauern angefüllt waren, machen? Mit welchem Pomp, mit welchen Zurüſtungen konnte man da die Augen der Zuſchauer beſtechen, feſſeln, täuſchen? Welche große tragiſche Action ließ ſich da aufführen? Welche Freyheit konnte die Einbildungskraft des Dichters da haben? Die Stücke mußten aus langen Erzehlungen beſtehen, und ſo wurden ſie mehr Geſpräche als Spiele. Jeder Akteur wollte in einer langen Monologe glänzen, und ein Stück, das dergleichen nicht hatte, ward verworfen. — Bey dieſer Form fiel alle theatraliſche Handlung weg; fielen alle die großen Ausdrücke der Leidenſchaften, alle die kräftigen Gemählde der menſchlichen Unglücksfälle, alle die ſchrecklichen bis in das Innerſte der Seele dringende Züge weg; man rührte das Herz nur kaum, anſtatt es zu zerreiſſen.„

Mit der erſten Urſache hat es ſeine gute Richtigkeit. Galanterie und Politik läßt immer kalt; und noch iſt es keinem Dichter in der Welt ge-

gefangen, die Erregung des Mitleids und der Furcht damit zu verbinden. Jene laſſen uns nichts als den Fat, oder den Schulmeiſter hören: und dieſe fodern, daß wir nichts als den Menſchen hören ſollen.

Aber die zweyte Urſache? — Sollte es möglich ſeyn, daß der Mangel eines geräumlichen Theaters und guter Verzierungen, einen ſolchen Einfluß auf das Genie der Dichter gehabt hätte? Iſt es wahr, daß jede tragiſche Handlung Pomp und Zurüſtungen erfodert? Oder ſollte der Dichter nicht vielmehr ſein Stück ſo einrichten, daß es auch ohne dieſe Dinge ſeine völlige Wirkung hervorbrächte?

Nach dem Ariſtoteles, ſollte er es allerdings. „Furcht und Mitleid, ſagt der Philoſoph, läßt ſich zwar durchs Geſicht erregen; es kann aber auch aus der Verknüpfung der Begebenheiten ſelbſt entſpringen, welches letztere vorzüglicher, und die Weiſe des beſſern Dichters iſt. Denn die Fabel muß ſo eingerichtet ſeyn, daß ſie, auch ungeſehen, den, der den Verlauf ihrer Begebenheiten blos anhört, zu Mitleid und Furcht über dieſe Begebenheiten bringet; ſo wie die Fabel des Oedips, die man nur anhören darf, um dazu gebracht zu werden. Dieſe Abſicht aber durch das Geſicht erreichen wollen, erfodert weniger Kunſt, und iſt deren Sache, welche die Verſtellung des Stücks übernommen.„

Wie entbehrlich überhaupt die theatraliſchen Verzierungen ſind, davon will man mit den Stücken des Shakeſpears eine ſonderbare Erfahrung gehabt haben. Welche Stücke brauchten, wegen ihrer beſtändigen Unterbrechung und Veränderung des Orts, des Beyſtandes der Scenen und der ganzen Kunſt des Decorateurs wohl mehr, als eben dieſe? Gleichwohl war eine Zeit, wo die Bühnen, auf welchen ſie geſpielt wurden, aus nichts beſtanden, als aus einem Vorhange von ſchlechtem groben Zeuge, der, wenn er aufgezogen war, die bloßen blanken, höchſtens mit Matten oder Tapeten behangenen, Wände zeigte; da war nichts als die Einbildung, was dem Verſtändniſſe des Zuſchauers und der Ausführung des Spielers zu Hülfe kommen konnte: und dem ohngeachtet, ſagt man, waren damals die Stücke des Shakeſpears ohne alle Scenen verſtändlicher, als ſie es hernach mit denſelben geweſen ſind. (*)

Wenn

(*) (Cibber's Lives of the Poets of G. B. and Ir. Vol. II. p. 78. 79.) — Some have inſinuated, that fine ſcenes proved the ruin of acting. — In the reign of Charles I. there was nothing more than a curtain of very coarſe ſtuff, upon the drawing up of which, the ſtage appeared either with bare walls on the ſides, coarſly matted, or covered with tapeſtry; ſo that for the place originally repreſented, and all the ſuc-

Wenn ſich alſo der Dichter um die Verzierung gar nicht zu bekümmern hat; wenn die Verzierung, auch wo ſie nöthig ſcheinet, ohne beſondern Nachtheil ſeines Stücks wegbleiben kann: warum ſollte es an dem engen, ſchlechten Theater gelegen haben, daß uns die franzöſiſchen Dichter keine rührendere Stücke geliefert? Nicht doch: es lag an ihnen ſelbſt.

Und das beweiſet die Erfahrung. Denn nun haben ja die Franzoſen eine ſchönere, geräumlichere Bühne; keine Zuſchauer werden mehr darauf geduldet; die Couliſſen ſind leer; der Decorateur hat freyes Feld; er mahlt und bauet dem Poeten alles, was dieſer von ihm verlangt: aber wo ſind ſie denn die wärmern Stücke, die ſie ſeitdem erhalten haben? Schmeichelt ſich der Herr von Voltaire, daß ſeine Semiramis ein ſolches Stück iſt? Da iſt Pomp und Verzierung genug; ein Geſpenſt oben darein: und doch kenne ich nichts kälteres, als ſeine Semiramis.

Ham-

ſucceſſive changes, in which the poets of thoſe times freely indulged themſelves, there was nothing to help the ſpectator's underſtanding, or to aſſiſt the actor's performance, but bare imagination. — The ſpirit and judgement of the actors ſupplied all deficiencies, and made as ſome would inſinuate, plays more intelligible without ſcenes, than they afterwards were with them.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Ein und achtzigſtes Stück.

Den 9ten Februar, 1768.

Will ich denn nun aber damit ſagen, daß kein Franzoſe fähig ſey, ein wirklich rührendes tragiſches Werk zu machen? daß der volatile Geiſt der Nation einer ſolchen Arbeit nicht gewachſen ſey? — Ich würde mich ſchämen, wenn mir das nur eingekommen wäre. Deutſchland hat ſich noch durch keinen Bouhours lächerlich gemacht. Und ich, für mein Theil, hätte nun gleich die wenigſte Anlage dazu. Denn ich bin ſehr überzeugt, daß kein Volk in der Welt irgend eine Gabe des Geiſtes vorzüglich vor andern Völkern erhalten habe. Man ſagt zwar: der tiefſinnige Engländer, der witzige Franzoſe. Aber wer hat denn die Theilung gemacht? Die Natur gewiß nicht, die alles unter alle gleich vertheilet. Es giebt eben ſo viel witzige Engländer, als witzige Franzoſen; und eben ſo viel tiefſinnige Franzoſen, als tiefſinnige Engländer: der Braß von dem Volke aber iſt keines von beiden. —

Was will ich denn? Ich will blos ſagen, was die Franzoſen gar wohl haben könnten, daß ſie das noch nicht haben: die wahre Tragödie. Und warum noch nicht haben? — Dazu hätte ſich der Herr von Voltaire ſelbſt beſſer kennen müſſen, wenn er es hätte treffen wollen.

Ich meine: ſie haben es noch nicht; weil ſie es ſchon lange gehabt zu haben glauben. Und in dieſem Glauben werden ſie nun freylich durch etwas beſtärkt, das ſie vorzüglich vor allen Völkern haben; aber es iſt keine Gabe der Natur: durch ihre Eitelkeit.

Es geht mit den Nationen, wie mit einzeln Menſchen. — Gottſched (man wird leicht begreifen, wie ich eben hier auf dieſen falle,) galt in ſeiner Jugend für einen Dichter, weil man damals den Versmacher von dem Dichter noch nicht zu unterſcheiden wußte. Philoſophie und Critik ſetzten nach und nach dieſen Unterſchied ins Helle: und wenn Gottſched mit dem Jahrhunderte nur hätte fortgehen wollen, wenn ſich ſeine Einſichten und ſein Geſchmack nur zugleich mit den Einſichten und dem Geſchmacke ſeines Zeitalters hätten verbreiten und läutern wollen: ſo hätte er vielleicht wirklich aus dem Versmacher ein Dichter werden können. Aber da er ſich ſchon ſo oft den größten Dichter hatte nennen hören, da ihn ſeine Eitelkeit überredet hatte, daß er es ſey: ſo unterblieb jenes. Er konnte unmöglich erlangen, was er ſchon zu beſitzen glaubte: und je älter er ward, deſto hartnäckiger und unverſchämter ward er, ſich in dieſem träumeriſchen Beſitze zu behaupten.

Gerade ſo, dünkt mich, iſt es den Franzoſen ergangen. Kaum riß Corneille ihr Theater ein wenig aus der Barbarey: ſo glaubten ſie es der Vollkommenheit ſchon ganz nahe. Racine ſchien ihnen die letzte Hand angelegt zu haben; und hierauf war gar nicht mehr die Frage, (die es zwar auch nie geweſen,) ob der tragiſche Dichter nicht noch pathetiſcher, noch rührender ſeyn könne, als Corneille und Racine, ſondern dieſes ward für unmöglich angenommen, und alle Beeiferung der nachfolgenden Dichter mußte ſich darauf einſchränken, dem einen oder dem andern ſo ähnlich zu werden als möglich. Hundert Jahre haben ſie ſich ſelbſt, und zum Theil ihre Nachbarn mit, hintergangen: nun komme einer, und ſage ihnen das, und höre, was ſie antworten!

Von beiden aber iſt es Corneille, welcher den meiſten Schaden geſtiftet, und auf ihre tragiſchen Dichter den verderblichſten Einfluß gehabt hat. Denn Racine hat nur durch ſeine Muſter verführt: Corneille aber, durch ſeine Muſter und Lehren zugleich.

Dieſe letztern beſonders, von der ganzen Nation (bis auf einen oder zwey Pedanten, einen Hedelin, einen Dacier, die aber oft ſelbſt nicht wußten, was ſie wollten,) als Orakelſprüche angenommen, von allen nachherigen Dichtern befolgt: haben, — ich getraue mich, es Stück vor Stück zu beweiſen, — nichts anders, als das kahlſte, wäßrigſte, untragiſchſte Zeug hervorbringen können.

Die Regeln des Ariſtoteles, ſind alle auf die höchſte Wirkung der Tragödie calculirt. Was macht aber Corneille damit? Er trägt ſie falſch und ſchielend genug vor; und weil er ſie doch noch viel zu ſtrenge findet: ſo ſucht er, bey einer nach der andern, quelque moderation, quelque favorable interpretation; entkräftet und verſtümmelt, deutelt und vereitelt eine jede, — und warum? pour n'etre pas obligés de condamner beaucoup de poemes que nous avons vû réuſſir ſur nos theatres; um nicht viele Gedichte verwerfen zu dürfen, die auf unſern Bühnen Beyfall gefunden. Eine ſchöne Urſache!

Ich will die Hauptpunkte geſchwind berühren. Einige davon habe ich ſchon berührt; ich muß ſie aber, des Zuſammenhanges wegen, wiederum mitnehmen.

1. Ariſtoteles ſagt: die Tragödie ſoll Mitleid und Furcht erregen. — Corneille ſagt: o ja, aber

aber wie es kömmt; beides zugleich iſt eben nicht immer nöthig; wir ſind auch mit einem zufrieden; itzt einmal Mitleid, ohne Furcht; ein andermal Furcht, ohne Mitleid. Denn wo blieb ich, ich der große Corneille, ſonſt mit meinem Rodrigue und meiner Chimene? Die guten Kinder erwecken Mitleid; und ſehr großes Mitleid: aber Furcht wohl ſchwerlich. Und wiederum: wo blieb ich ſonſt mit meiner Cleopatra, mit meinem Pruſias, mit meinem Phocas? Wer kann Mitleid mit dieſen Nichtswürdigen haben? Aber Furcht erregen ſie doch. — So glaubte Corneille: und die Franzoſen glaubten es ihm nach.

2. Ariſtoteles ſagt: die Tragödie ſoll Mitleid und Furcht erregen; beides, verſteht ſich, durch eine und eben dieſelbe Perſon. — Corneille ſagt: wenn es ſich ſo trift, recht gut. Aber abſolut nothwendig iſt es eben nicht; und man kann ſich gar wohl auch verſchiedener Perſonen bedienen, dieſe zwey Empfindungen hervorzubringen: ſo wie Ich in meiner Rodogune gethan habe. — Das hat Corneille gethan: und die Franzoſen thun es ihm nach.

3. Ariſtoteles ſagt: durch das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie erweckt, ſoll unſer Mitleid und unſere Furcht, und was dieſen anhängig, gereiniget werden. — Corneille weiß davon gar nichts, und bildet ſich ein, Ari-

ſtoteles habe ſagen wollen: die Tragödie erwecke unſer Mitleid, um unſere Furcht zu erwecken, um durch dieſe Furcht die Leidenſchaften in uns zu reinigen, durch die ſich der bemitleidete Gegenſtand ſein Unglück zugezogen. Ich will von dem Werthe dieſer Abſicht nicht ſprechen: genug, daß es nicht die ariſtoteliſche iſt; und daß, da Corneille ſeinen Tragödien eine ganz andere Abſicht gab, auch nothwendig ſeine Tragödien ſelbſt ganz andere Werke werden mußten, als die waren, von welchen Ariſtoteles ſeine Abſicht abſtrahiret hatte; es mußten Tragödien werden, welches keine wahre Tragödien waren. Und daß ſind nicht allein ſeine, ſondern alle franzöſiſche Tragödien geworden; weil ihre Verfaſſer alle, nicht die Abſicht des Ariſtoteles, ſondern die Abſicht des Corneille, ſich vorſetzten. Ich habe ſchon geſagt, daß Dacier beide Abſichten wollte verbunden wiſſen: aber auch durch dieſe bloße Verbindung, wird die erſtere geſchwächt, und die Tragödie muß unter ihrer höchſten Wirkung bleiben. Dazu hatte Dacier, wie ich gezeigt, von der erſtern nur einen ſehr unvollſtändigen Begriff, und es war kein Wunder, wenn er ſich daher einbildete, daß die franzöſiſchen Tragödien ſeiner Zeit, noch eher die erſte, als die zweyte Abſicht erreichten. „Unſere Tragödie, ſagt er, iſt, zu Folge jener, noch ſo ziemlich glücklich, Mitleid und Furcht zu er-

„wecken

„wecken und zu reinigen. Aber dieſe gelingt „ihr nur ſehr ſelten, die doch gleichwohl die „wichtigere iſt, und ſie reiniget die übrigen Lei„denſchaften nur ſehr wenig, oder, da ſie ge„meiniglich nichts als Liebesintriguen enthält, „wenn ſie ja eine davon reinigte, ſo würde es „einzig und allein die Liebe ſeyn, woraus denn „klar erhellet, daß ihr Nutzen nur ſehr klein „iſt.„ (*) Gerade umgekehrt! Es giebt noch eher franzöſiſche Tragödien, welche der zweyten, als welche der erſten Abſicht ein Genüge leiſten. Ich kenne verſchiedene franzöſiſche Stücke, welche die unglücklichen Folgen irgend einer Leidenſchaft recht wohl ins Licht ſetzen; aus denen man viele gute Lehren, dieſe Leidenſchaft betreffend, ziehen kann: aber ich kenne keines, welches mein Mitleid in dem Grade erregte, in welchem die Tragödie es erregen ſollte, in welchem ich, aus verſchiedenen grie-

---

(*) (Poet. d'Ariſt. Chap. VI. Rem 8.) Notre Tragédie peut réuſſir aſſez dans la premiere partie, c'eſt à dire, qu'elle peut exciter & purger la terreur & la compaſſion. Mais elle parvient rarement à la derniere, qui eſt pourtant la plus utile, elle purge peu les autres paſſions, ou comme elle roule ordinairement ſur des intrigues d'amour, ſi elle en purgeoit quelqu'une, ce ſeroit celle-là ſeule, & par là il eſt aiſé de voir qu'elle ne fait que peu de fruit.

chiſchen und engliſchen Stücken gewiß weiß, daß ſie es erregen kann. Verſchiedene franzöſiſche Tragödien ſind ſehr feine, ſehr unterrichtende Werke, die ich alles Lobes werth halte: nur, daß es keine Tragödien ſind. Die Verfaſſer derſelben konnten nicht anders, als ſehr gute Köpfe ſeyn; ſie verdienen, zum Theil, unter den Dichtern keinen geringen Rang: nur daß ſie keine tragiſche Dichter ſind; nur daß ihr Corneille und Racine, ihr Crebillon und Voltaire von dem wenig oder gar nichts haben, was den Sophokles zum Sophokles, den Euripides zum Euripides, den Shakeſpear zum Shakeſpear macht. Dieſe ſind ſelten mit den weſentlichen Foderungen des Ariſtoteles im Widerſpruch: aber jene deſto öfterer. Denn nur weiter —

Hamburgiſche Dramaturgie.

Zwey und achtzigſtes Stück.

Den 12ten Februar, 1768.

4. Ariſtoteles ſagt: man muß keinen ganz guten Mann, ohne alle ſein Verſchulden, in der Tragödie unglücklich werden laſſen; denn ſo was ſey gräßlich. — Ganz recht, ſagt Corneille; „ein ſolcher Ausgang erweckt mehr Unwillen und Haß gegen den, welcher das Leiden verurſacht, als Mitleid für „den, welchen es trift. Jene Empfindung alſo, „welche nicht die eigentliche Wirkung der Tragödie ſeyn ſoll, würde, wenn ſie nicht ſehr fein „behandelt wäre, dieſe erſticken, die doch eigentlich hervorgebracht werden ſollte. Der Zuſchauer würde mißvergnügt weggehen, weil „ſich allzuviel Zorn mit dem Mitleiden vermiſcht, welches ihm gefallen hätte, wenn er „es allein mit wegnehmen können. Aber — kömmt Corneille hinten nach; denn mit einem Aber muß er nachkommen, — „aber, wenn dieſe Ur-

„ſache wegfällt, wenn es der Dichter ſo eingerichtet, daß der Tugendhafte, welcher leidet, „mehr Mitleid für ſich, als Widerwillen gegen „den erweckt, der ihn leiden läßt: alsdenn? — „O alsdenn, ſagt Corneille, halte ich dafür, „darf man ſich gar kein Bedenken machen, auch „den tugendhafteſten Mann auf dem Theater im „Unglücke zu zeigen.„ (*) — Ich begreife nicht, wie man gegen einen Philoſophen ſo in den Tag hineinſchwatzen kann; wie man ſich das Anſehen geben kann, ihn zu verſtehen, indem man ihn Dinge ſagen läßt, an die er nie gedacht hat. Das gänzlich unverſchuldete Unglück eines rechtſchaffenen Mannes, ſagt Ariſtoteles, iſt kein Stoff für das Trauerſpiel; denn es iſt gräßlich. Aus dieſem Denn, aus dieſer Urſache, macht Corneille ein Inſofern, eine bloße Bedingung, unter welcher es tragiſch zu ſeyn aufhört. Ariſtoteles ſagt: es iſt durchaus gräßlich, und eben daher untragiſch. Corneille aber ſagt: es iſt untragiſch, inſofern es gräßlich iſt. Dieſes Gräßliche findet Ariſtoteles in dieſer Art des Unglückes ſelbſt: Corneille aber ſetzt es in den Unwillen, den es gegen den Urheber deſſelben verurſacht. Er ſieht nicht, oder will nicht ſehen, daß jenes Gräßliche ganz

etwas

(*) J'eſtime qu'il ne faut point faire de difficulté d'expoſer ſur la ſcene des hommes tres vertueux.

etwas anders iſt, als dieſer Unwille; daß wenn auch dieſer ganz wegfällt, jenes doch noch in ſeinem vollen Maaße vorhanden ſeyn kann: genug, daß vors erſte mit dieſem Quid pro quo verſchiedene von ſeinen Stücken gerechtfertiget ſcheinen, die er ſo wenig wider die Regeln des Ariſtoteles will gemacht haben, daß er vielmehr vermeſſen genug iſt, ſich einzubilden, es habe dem Ariſtoteles blos an dergleichen Stücken gefehlt, um ſeine Lehre darnach näher einzuſchränken, und verſchiedene Manieren daraus zu abſtrahiren, wie dem ohngeachtet das Unglück des ganz rechtſchaffenen Mannes ein tragiſcher Gegenſtand werden könne. En voici, ſagt er, deux ou trois manières, que peut-être Ariſtote n'a ſu prevoir, parce qu'on n'en voyoit pas d'exemples ſur les théatres de ſon tems. Und von wem ſind dieſe Exempel? Von wem anders, als von ihm ſelbſt? Und welches ſind jene zwey oder drey Manieren? Wir wollen geſchwind ſehen. — „Die erſte, ſagt er, „iſt, wenn ein ſehr Tugendhafter durch „einen ſehr Laſterhaften verfolgt wird, der Gefahr aber entkömmt, und ſo, daß der Laſterhafte ſich ſelbſt darinn verſtricket, wie es in „der Rodogune und im Heraklius geſchiehet, „wo es ganz unerträglich würde geweſen ſeyn, „wenn in dem erſten Stücke Antiochus und Rodogune, und in dem andern Heraklius, Pul-

„cheria und Martian umgekommen wären, Cleopatra und Phokas aber triumphiret hätten. „Das Unglück der erſtern erweckt ein Mitleid, „welches durch den Abſcheu, den wir wider ihre „Verfolger haben, nicht erſtickt wird, weil „man beſtändig hoft, daß ſich irgend ein glücklicher Zufall eräugnen werde, der ſie nicht unterliegen laſſe.„ Das mag Corneille ſonſt jemanden weiß machen, daß Ariſtoteles dieſe Manier nicht gekannt habe! Er hat ſie ſo wohl gekannt, daß er ſie, wo nicht gänzlich verworfen, wenigſtens mit ausdrücklichen Worten für angemeſſener der Komödie als Tragödie erklärt hat. Wie war es möglich, daß Corneille dieſes vergeſſen hatte? Aber ſo geht es allen, die im voraus ihre Sache zu der Sache der Wahrheit machen. Im Grunde gehört dieſe Manier auch gar nicht zu dem vorhabenden Falle. Denn nach ihr wird der Tugendhafte nicht unglücklich, ſondern befindet ſich nur auf dem Wege zum Unglücke; welches gar wohl mitleidige Beſorgniſſe für ihn erregen kann, ohne gräßlich zu ſeyn. — Nun, die zwente Manier! „Auch kann es ſich zutragen, ſagt Corneille, „daß ein ſehr tugendhafter Mann verfolgt „wird, und auf Befehl eines andern umkömmt, „der nicht laſterhaft genug iſt, unſern Unwillen „allzuſehr zu verdienen, indem er in der Verfolgung, die er wider den Tugendhaften betrei-

„bet,

„bet, mehr Schwachheit als Bosheit zeiget. „Wenn Felix ſeinem Eidam Polyeukt umkommen läßt, ſo iſt es nicht aus wüthendem Eifer „gegen die Chriſten, der ihn uns verabſcheuungswürdig machen würde, ſondern blos aus „kriechender Furchtſamkeit, die ſich nicht getrauet, ihn in Gegenwart des Severus zu „retten, vor deſſen Haſſe und Rache er in Sorgen ſtehet. Man faſſet alſo wohl einigen Unwillen gegen ihn, und mißbilliget ſein Verfahren; doch überwiegt dieſer Unwille nicht „das Mitleid, welches wir für den Polyeukt „empfinden, und verhindert auch nicht, daß „ihn ſeine wunderbare Bekehrung, zum Schluſſe „des Stücks, nicht völlig wieder mit den Zuhörern ausſöhnen ſollte.„ Tragiſche Stümper, denke ich, hat es wohl zu allen Zeiten, und ſelbſt in Athen gegeben. Warum ſollte es alſo dem Ariſtoteles an einem Stücke, von ähnlicher Einrichtung, gefehlt haben, um daraus eben ſo erleuchtet zu werden, als Corneille? Poſſen! Die furchtſamen, ſchwanken, unentſchloſſenen Charaktere, wie Felix, ſind in dergleichen Stücken ein Fehler mehr, und machen ſie noch oben darein ihrer Seits kalt und ekel, ohne ſie auf der andern Seite im geringſten weniger gräßlich zu machen. Denn, wie geſagt, das Gräßliche liegt nicht in dem Unwillen oder Abſcheu, den ſie erwecken: ſondern in dem Unglücke ſelbſt, das jene unverſchuldet trift; daß ſie einmal ſo unverſchuldet trift als das andere, ihre Verfolger mögen böſe oder ſchwach ſeyn, mögen mit oder ohne Vorſatz ihnen ſo hart fallen. Der Gedanke iſt an und für ſich ſelbſt gräßlich, daß es Menſchen geben kann, die ohne alle ihr Verſchulden unglücklich ſind. Die Heiden hätten dieſen gräßlichen Gedanken ſo weit von ſich zu entfernen geſucht, als möglich: und wir wollten ihn nähren? wir wollten uns an Schauſpielen vergnügen, die ihn beſtätigen? wir? die Religion und Vernunft überzeuget haben ſollte, daß er eben ſo unrichtig als gotteslāſterlich iſt? — Das nehmliche würde ſicherlich auch gegen die dritte Manier gelten; wenn ſie Corneille nicht ſelbſt näher anzugeben, vergeſſen hätte.

5. Auch gegen das, was Ariſtoteles von der Unſchicklichkeit eines ganz Laſterhaften zum tragiſchen Helden ſagt, als deſſen Unglück weder Mitleid noch Furcht erregen könne, bringt Corneille ſeine Läuterungen bey. Mitleid zwar, geſteht er zu, könne er nicht erregen; aber Furcht allerdings. Denn ob ſich ſchon keiner von den Zuſchauern der Laſter deſſelben fähig glaube, und folglich auch deſſelben ganzes Unglück nicht zu befürchten habe: ſo könne doch ein jeder irgend eine jenen Laſtern ähnliche Unvollkommenheit bey ſich hegen, und durch die Furcht vor den

den zwar proportionirten, aber doch noch immer unglücklichen Folgen derſelben, gegen ſie auf ſeiner Hut zu ſeyn lernen. Doch dieſes gründet ſich auf den falſchen Begriff, welchen Corneille von der Furcht und von der Reinigung der in der Tragödie zu erweckenden Leidenſchaften hatte, und widerſpricht ſich ſelbſt. Denn ich habe ſchon gezeigt, daß die Erregung des Mitleids von der Erregung der Furcht unzertrennlich iſt, und daß der Böſewicht, wenn es möglich wäre, daß er unſere Furcht erregen könne, auch nothwendig unſer Mitleid erregen müßte. Da er aber dieſes, wie Corneille ſelbſt zugeſteht, nicht kann, ſo kann er auch jenes nicht, und bleibt gänzlich ungeſchickt, die Abſicht der Tragödie erreichen zu helfen. Ja Ariſtoteles hält ihn hierzu noch für ungeſchickter, als den ganz tugendhaften Mann; denn er will ausdrücklich, Falls man den Held aus der mittlern Gattung nicht haben könne, daß man ihn eher beſſer als ſchlimmer wählen ſolle. Die Urſache iſt klar: ein Menſch kann ſehr ſehr gut ſeyn, und doch noch mehr als eine Schwachheit haben, mehr als einen Fehler begehen, wodurch er ſich in ein unabſehliches Unglück ſtürzet, das uns mit Mitleid und Wehmuth erfüllet, ohne im geringſten gräßlich zu ſeyn, weil es die natürliche Folge ſeines Fehlers iſt. — Was Du Bos (*) von

dem

(*) Reflexions cr. T. I. Sect. XV

dem Gebrauche der laſterhaften Perſonen in der Tragödie ſagt, iſt das nicht, was Corneille will. Du Bos will ſie nur zu den Nebenrollen erlauben; blos zu Werkzeugen, die Hauptperſonen weniger ſchuldig zu machen; blos zur Abſtechung. Corneille aber will das vornehmſte Intereſſe auf ſie beruhen laſſen, ſo wie in der Rodogune: und das iſt es eigentlich, was mit der Abſicht der Tragödie ſtreitet, und nicht jenes. Du Bos merket dabey auch ſehr richtig an, daß das Unglück dieſer ſubalternen Böſewichter keinen Eindruck auf uns mache. Kaum, ſagt er, daß man den Tod des Narciß im Britannicus bemerkt. Aber alſo ſollte ſich der Dichter, auch ſchon deswegen, ihrer ſo viel als möglich enthalten. Denn wenn ihr Unglück die Abſicht der Tragödie nicht unmittelbar befördert, wenn ſie bloße Hülfsmittel ſind, durch die ſie der Dichter deſto beſſer mit andern Perſonen zu erreichen ſucht: ſo iſt es unſtreitig, daß das Stück noch beſſer ſeyn würde, wenn es die nehmliche Wirkung ohne ſie hätte. Je ſimpler eine Maſchine iſt, je weniger Federn und Räder und Gewichte ſie hat, deſto vollkommener iſt ſie.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Drey und achtzigſtes Stück.

Den 16ten Februar, 1768.

6. Und endlich, die Mißdeutung der erſten und weſentlichſten Eigenſchaft, welche Ariſtoteles für die Sitten der tragiſchen Perſonen fodert! Sie ſollen gut ſeyn, die Sitten. — Gut? ſagt Corneille. „Wenn gut hier ſo viel als tugendhaft heiſſen ſoll: ſo wird es mit den meiſten alten und neuen Tragödien übel ausſehen, in welchen ſchlechte und laſterhafte, wenigſtens mit einer Schwachheit, die nächſt der Tugend ſo recht nicht beſtehen kann, behaftete Perſonen genug vorkommen.„ Beſonders iſt ihm für ſeine Cleopatra in der Rodogune bange. Die Güte, welche Ariſtoteles fodert, will er alſo durchaus für keine moraliſche Güte gelten laſſen; es muß eine andere Art von Güte ſeyn, die ſich mit dem moraliſch Böſen eben ſo wohl verträgt, als mit dem moraliſch Guten. Gleichwohl meinet Ariſtoteles ſchlechterdings

eine moraliſche Güte: nur daß ihm tugendhafte Perſonen, und Perſonen, welche in gewiſſen Umſtänden tugendhafte Sitten zeigen, nicht einerley ſind. Kurz, Corneille verbindet eine ganz falſche Idee mit dem Worte Sitten, und was die Proäreſis iſt, durch welche allein, nach unſerm Weltweiſen, freye Handlungen zu guten oder böſen Sitten werden, hat er gar nicht verſtanden. Ich kann mich itzt nicht in einen weitläuftigen Beweis einlaſſen; er läßt ſich nur durch den Zuſammenhang, durch die ſyllogiſtiſche Folge aller Ideen des griechiſchen Kunſtrichters, einleuchtend genug führen. Ich verſpare ihn daher auf eine andere Gelegenheit, da es bey dieſer ohnedem nur darauf ankömmt, zu zeigen, was für einen unglücklichen Ausweg Corneille, bey Verfehlung des richtigen Weges, ergriffen. Dieſer Ausweg lief dahin: daß Ariſtoteles unter der Güte der Sitten den glänzenden und erhabnen Charakter irgend einer tugendhaften oder ſtrafbaren Neigung verſtehe, ſo wie ſie der eingeführten Perſon entweder eigenthümlich zukomme, oder ihr ſchicklich beygeleget werden könne: le caractere brillant & élevé d'une habitude vertueuſe ou criminelle, ſelon qu'elle eſt propre & convenable à la perſonne qu'on introduit. „Cleopatra in der Rodogune, ſagt er, iſt äuſſerſt böſe; da iſt kein Meuchelmord, vor dem

„ſie

„ſie ſich ſcheue, wenn er ſie nur auf dem Throne zu erhalten vermag, den ſie allem in der Welt vorzieht; ſo heftig iſt ihre Herrſchſucht. Aber alle ihre Verbrechen ſind mit einer gewiſſen Größe der Seele verbunden, die ſo etwas Erhabenes hat, daß man, indem man ihre Handlungen verdammet, doch die Quelle, woraus ſie entſpringen, bewundern muß. Eben dieſes getraue ich mir von dem Lügner zu ſagen. Das Lügen iſt unſtreitig eine laſterhafte Angewohnheit; allein Dorant bringt ſeine Lügen mit einer ſolchen Gegenwart des Geiſtes, mit ſo vieler Lebhaftigkeit vor, daß dieſe Unvollkommenheit ihm ordentlich wohl läßt, und die Zuſchauer geſtehen müſſen, daß die Gabe ſo zu lügen ein Laſter ſey, deſſen kein Dummkopf fähig iſt. — Wahrlich, einen verderblichern Einfall hätte Corneille nicht haben können! Befolget ihn in der Ausführung, und es iſt um alle Wahrheit, um alle Täuſchung, um allen ſittlichen Nutzen der Tragödie gethan! Denn die Tugend, die immer beſcheiden und einfältig iſt, wird durch jenen glänzenden Charakter eitel und romantiſch: das Laſter aber, mit einem Firniß überzogen, der uns überall blendet, wir mögen es aus einem Geſichtspunkte nehmen, aus welchem wir wollen. Thorheit, bloß durch die unglücklichen Folgen von dem Laſter abſchrecken wollen, indem man die innere Häßlichkeit deſſelben verbirgt! Die Folgen ſind zufällig; und die Erfahrung lehrt, daß ſie eben ſo oft glücklich als unglücklich fallen. Dieſes bezieht ſich auf die Reinigung der Leidenſchaften, wie ſie Corneille ſich dachte. Wie ich mir ſie vorſtelle, wie ſie Ariſtoteles gelehrt hat, iſt ſie vollends nicht mit jenem trügeriſchen Glanze zu verbinden. Die falſche Folie, die ſo dem Laſter untergelegt wird, macht daß ich Vollkommenheiten erkenne, wo keine ſind; macht, daß ich Mitleiden habe, wo ich keines haben ſollte. — Zwar hat ſchon Dacier dieſer Erklärung widerſprochen, aber aus untriftigern Gründen; und es fehlt nicht viel, daß die, welche er mit dem Pater Le Boſſu dafür annimmt, nicht eben ſo nachtheilig iſt, wenigſtens den poetiſchen Vollkommenheiten des Stücks eben ſo nachtheilig werden kann. Er meinet nehmlich, „die Sitten ſollen gut ſeyn,„ heiſſe nichts mehr als, ſie ſollen gut ausgedrückt ſeyn, qu'elles soient bien marquées. Das iſt allerdings eine Regel, die, richtig verſtanden, an ihrer Stelle, aller Aufmerkſamkeit des dramatiſchen Dichters würdig iſt. Aber wenn es die franzöſiſchen Muſter nur nicht bewieſen, daß man „gut ausdrücken„ für ſtark ausdrücken genommen hätte. Man hat den Ausdruck überladen, man hat Druck auf Druck geſetzt, bis aus charakteriſirten Perſonen, perſonifirte Charaktere; aus laſterhaften oder tugendhaften Menſchen, hagere Gerippe von Laſtern und Tugenden geworden ſind. —

Hier will ich dieſe Materie abbrechen. Wer ihr gewachſen iſt, mag die Anwendung auf unſern Richard, ſelbſt machen.

Vom Herzog Michel, welcher auf den Richard folgte, brauche ich wohl nichts zu ſagen. Auf welchem Theater wird er nicht geſpielt, und wer hat ihn nicht geſehen oder geleſen? Krüger hat indeß das wenigſte Verdienſt darum; denn er iſt ganz aus einer Erzehlung in den Bremiſchen Beyträgen genommen. Die vielen guten ſatyriſchen Züge, die er enthält, gehören jenem Dichter, ſo wie der ganze Verfolg der Fabel. Krügern gehört nichts, als die dramatiſche Form. Doch hat wirklich unſere Bühne an Krügern viel verloren. Er hatte Talent zum niedrig Komiſchen, wie ſeine Candidaten beweiſen. Wo er aber rührend und edel ſeyn will, iſt er froſtig und affectirt. Hr. Löwen hat ſeine Schriften geſammelt, unter welchen man jedoch die Geiſtlichen auf dem Lande vermißt. Dieſes war der erſte dramatiſche Verſuch, welchen Krüger wagte, als er noch auf dem Grauen Kloſter in Berlin ſtudierte.

Den neun und vierzigſten Abend, (Donnerſtags, den 23ſten Julius) ward das Luſtſpiel des Hrn. von Voltaire, die Frau die Recht hat, geſpielt, und zum Beſchluße des L'Affichard Iſt er von Familie? (*) wiederholt.

Die Frau, die Recht hat, iſt eines von den Stücken, welche der Hr. von Voltaire für ſein Haustheater gemacht hat. Dafür war es nun auch gut genug. Es iſt ſchon 1758 zu Carouge geſpielt worden: aber noch nicht zu Paris; ſo viel ich weiß. Nicht als ob ſie da, ſeit der Zeit, keine ſchlechtern Stücke geſpielt hätten: denn dafür haben die Marins und Le Brets wohl geſorgt. Sondern weil — ich weiß ſelbſt nicht. Denn ich wenigſtens möchte doch noch lieber ein großen Mann in ſeinem Schlafrocke und ſeiner Nachtmütze, als einen Stümper in ſeinem Feyerkleide ſehen.

Charaktere und Intereſſe hat das Stück nicht; aber verſchiedne Situationen, die komiſch genug ſind. Zwar iſt auch das Komiſche aus dem allergemeinſten Fache, da es ſich auf nichts als aufs Incognito, auf Verkennungen und Mißverſtändniſſe gründet. Doch die Lacher ſind nicht eckel; am wenigſten würden es unſre deutſchen Lacher ſeyn, wenn ihnen das fremde der Sitten und die elende Ueberſetzung das mot pour rire nur nicht meiſtens ſo unverſtändlich machte.

(*) S. den 17ten Abend Seite 131.

Den funfzigſten Abend (Freytags den 24ten Julius) ward Greſſets Sidney wiederhohlt. Den Beſchluß machte, der ſehende Blinde.

Dieſes kleine Stück iſt vom Le Grand, und auch nicht von ihm. Denn er hat Titel und Intrigue und alles, einem alten Stücke des de Broſſe abgeborgt. Ein Officier, ſchon etwas bey Jahren, will eine junge Wittwe heyrathen, in die er verliebt iſt, als er Ordre bekömmt, ſich zur Armee zu verfügen. Er verläßt ſein Verſprochene, mit den wechſelſeitigen Verſicherungen der aufrichtigſten Zärtlichkeit. Kaum aber iſt er weg, ſo nimmt die Wittwe die Aufwartungen des Sohnes von dieſem Officiere an. Die Tochter deſſelben macht ſich gleichergeſtalt die Abweſenheit ihres Vaters zu Nutze, und nimmt einen jungen Menſchen, den ſie liebt, im Hauſe auf. Dieſe doppelte Intrigue wird dem Vater gemeldet, der, um ſich ſelbſt davon zu überzeugen, ihnen ſchreiben läßt, daß er ſein Geſicht verlohren habe. Die Liſt gelingt; er kömmt wieder nach Paris, und mit Hülfe eines Bedienten, der um den Betrug weiß, ſieht er alles, was in ſeinem Hauſe vorgeht. Die Entwicklung läßt ſich errathen; da der Officier an der Unbeſtändigkeit der Wittwe nicht länger zweifeln kann, ſo erlaubt er ſeinem Sohne, ſie zu heyrathen, und der Tochter giebt er die nehmliche Erlaubniß, ſich mit ihrem Geliebten zu verbindet. Die Scenen zwiſchen der Wittwe und dem Sohn des Officiers, in Gegenwart des letztern, haben viel Komiſches; die Wittwe verſichert, daß ihr der Zufall des Officiers ſehr nahe gehe, daß ſie ihn aber darum nicht weniger liebe; und zugleich giebt ſie ſeinem Sohn, ihrem Liebhaber, einen Wink mit den Augen, oder bezeigt ihm ſonſt ihre Zärtlichkeit durch Gebehrden. Das iſt der Inhalt des alten Stücks vom de Breſſe, (*) und iſt auch der Inhalt von dem neuen Stücke des Le Grand. Nur daß in dieſem die Intrigue mit der Tochter weggeblieben iſt, um jene fünf Akte deſto leichter in Einen zu bringen. Aus dem Vater iſt ein Onkel geworden, und was ſonſt dergleichen kleine Veränderungen mehr ſind. Es mag endlich entſtanden ſeyn wie es will; gnug, es gefällt ſehr. Die Ueberſetzung iſt in Verſen, und vielleicht eine von den beſten die wir haben; ſie iſt wenigſtens ſehr flieſſend, und hat viele drollige Zeilen.

(*) Hiſt. du Th. Fr. Tome VII. p. 226.

Ham-

Hamburgiſche Dramaturgie.

Vier und achtzigſtes Stück.

Den 19ten Februar, 1768.

Den ein und funfzigſten Abend (Montags, den 27ſten Julius,) ward der Hausvater des Hrn. Diderot aufgeführt.

Da dieſes vortreffliche Stück, welches den Franzoſen nur ſo ſo gefällt, — wenigſtens hat es mit Müh und Noth kaum ein oder zweymal auf dem Pariſer Theater erſcheinen dürfen, — ſich, allem Anſehen nach, lange, ſehr lange, und warum nicht immer? auf unſern Bühnen erhalten wird; da es auch hier nicht oft genug wird können geſpielt werden: ſo hoffe ich, Raum und Gelegenheit genug zu haben, alles auszukramen, was ich ſowohl über das Stück ſelbſt, als über das ganze dramatiſche Syſtem des Verfaſſers, von Zeit zu Zeit angemerkt habe.

Ich hohle recht weit aus. — Nicht erſt mit dem natürlichen Sohne, in den beygefügten Unterredungen, welche zuſammen im Jahre 1757 heraus-

herauskamen, hat Diderot ſein Mißvergnügen mit dem Theater ſeiner Nation geäußert. Bereits verſchiedne Jahre vorher ließ er es ſich merken, daß er die hohen Begriffe gar nicht davon habe, mit welchen ſich ſeine Landsleute täuſchen, und Europa ſich von ihnen täuſchen laſſen. Aber er that es in einem Buche, in welchem man freylich dergleichen Dinge nicht ſucht; in einem Buche, in welchem der perſifflirende Ton ſo herrſchet, daß den meiſten Leſern auch das, was guter geſunder Verſtand darinn iſt, nichts als Poſſe und Höhnerey zu ſeyn ſcheinet. Ohne Zweifel hatte Diderot ſeine Urſachen, warum er mit ſeiner Herzensmeinung lieber erſt in einem ſolchen Buche hervorkommen wollte: ein kluger Mann ſagt öfters erſt mit Lachen, was er hernach im Ernſte wiederholen will.

Dieſes Buch heißt Les Bijoux indiſcrets, und Diderot will es itzt durchaus nicht geſchrieben haben. Daran thut Diderot auch ſehr wohl; aber doch hat er es geſchrieben, und muß es geſchrieben haben, wenn er nicht ein Plagiarius ſeyn will. Auch iſt es gewiß, daß nur ein ſolcher junger Mann dieſes Buch ſchreiben konnte, der ſich einmal ſchämen würde, es geſchrieben zu haben.

Es iſt eben ſo gut, wenn die wenigſten von meinen Leſern dieſes Buch kennen. Ich will mich auch wohl hüten, es ihnen weiter bekannt

zu

zu machen, als es hier in meinen Kram dienet. —

Ein Kayſer — was weiß ich, wo und welcher? — hatte mit einem gewiſſen magiſchen Ringe gewiſſe Kleinode ſo viel häßliches Zeug ſchwatzen laſſen, daß ſeine Favoritinn durchaus nichts mehr davon hören wollte. Sie hätte lieber gar mit ihrem ganzen Geſchlechte darüber brechen mögen; wenigſten nahm ſie ſich auf die erſten vierzehn Tage vor, ihren Umgang einzig auf des Sultans Majeſtät und ein Paar witzige Köpfe einzuſchränken. Dieſe waren, Selim und Riccaric: Selim, ein Hofmann; und Riccaric, ein Mitglied der Kayſerlichen Akademie, ein Mann, der das Alterthum ſtudiret hatte und ein großer Verehrer deſſelben war, doch ohne Pedant zu ſeyn. Mit dieſen unterhält ſich die Favoritinn einsmals, und das Geſpräch fällt auf den elenden Ton der akademiſchen Reden, über den ſich niemand mehr ereifert als der Sultan ſelbſt, weil es ihn verdrießt, ſich nur immer auf Unkoſten ſeines Vaters und ſeiner Vorfahren darinn loben zu hören, und er wohl vorausſieht, daß die Akademie eben ſo auch ſeinen Ruhm einmal dem Ruhme ſeiner Nachfolger aufopfern werde. Selim, als Hofmann, war dem Sultan in allem beygefallen: und ſo ſpinnt ſich die Unterredung über das Theater an, die ich meinen Leſern hier ganz mittheile.

„**Ich glaube, Sie irren ſich, mein Herr:**
„antwortete Ricaric dem Selim. Die Akademie
„iſt noch itzt das Heiligthum des guten Geſchmacks,
„und ihre ſchönſten Tage haben weder
„Weltweiſe noch Dichter auf zu weiſen, denen
„wir nicht andere aus unſerer Zeit entgegen
„ſetzen könnten. Unſer Theater ward für das
„erſte Theater in ganz Afrika gehalten, und
„wird noch dafür gehalten. Welch ein Werk
„iſt nicht der Tamerlan des Turigraphe! Es
„verbindet das Pathetiſche des Euriſope mit dem
„Erhabnen des Azophe. Es iſt das klare Alterthum!„

„Ich habe, ſagte die Favoritinn, die erſte
„Vorſtellung des Tamerlans geſehen, und
„gleichfalls den Faden des Stücks ſehr richtig
„geführet, den Dialog ſehr zierlich, und das
„Anſtändige ſehr wohl beobachtet gefunden.„

„Welcher Unterſchied, Madam, unterbrach
„ſie Ricaric, zwiſchen einem Verfaſſer wie
„Turigraphe, der ſich durch Leſung der Alten
„genähret, und dem größten Theile unſrer
„Neuern!„

„Aber dieſe Neuern, ſagte Selim, die Sie
„hier ſo wacker über die Klinge ſpringen laſſen,
„ſind doch bey weitem ſo verächtlich nicht, als
„Sie vorgeben. Oder wie? finden Sie kein
„Genie, keine Erfindung, kein Feuer, keine
„Charaktere, keine Schilderungen, keine Tira-

„den

„den bey ihnen? Was bekümmere ich mich um
„Regeln, wenn man mir nur Vergnügen macht?
„Es ſind wahrlich nicht die Bemerkungen des
„weiſen Almundir und des gelehrten Abdaldok,
„noch die Dichtkunſt des ſcharfſinnigen Facardin,
„die ich alle nicht geleſen habe, welche es
„machen, daß ich die Stücke des Abouleazem,
„des Muhardar, des Albabonkre, und ſo vieler
„andren Saracenen bewundret! Giebt es denn
„auch eine andere Regel, als die Nachahmung
„der Natur? Und haben wir nicht eben die
„Augen, mit welchen dieſe ſie ſtudierten?„

„Die Natur, antwortete Ricaric, zeiget ſich
„uns alle Augenblicke in verſchiednen Geſtalten.
„Alle ſind wahr, aber nicht alle ſind gleich ſchön.
„Eine gute Wahl darunter zu treffen, das müſſen
„wir aus den Werken lernen, von welchen Sie
„eben nicht viel zu halten ſcheinen. Es ſind die
„geſammelten Erfahrungen, welche ihre Verfaſſer
„und deren Vorgänger gemacht haben.
„Man mag ein noch ſo vortrefflicher Kopf ſeyn,
„ſo erlangt man doch nur ſeine Einſichten eine
„nach der andern; und ein einzelner Menſch
„ſchmeichelt ſich vergebens, in dem kurzen Raume
„ſeines Lebens, alles ſelbſt zu bemerken,
„was in ſo vielen Jahrhunderten vor ihm entdeckt
„worden. Sonſt lieſſe ſich behaupten, daß
„eine Wiſſenſchaft ihren Urſprung, ihren Fortgang,
„und ihre Vollkommenheit einem einzigen

„Geiſte zu verdanken haben könne; welches doch „wider alle Erfahrung iſt.„

„Hieraus, mein Herr, antwortete ihm Selim, folget weiter nichts, als daß die Neuern, „welche ſich alle die Schätze zu Nutze machen „können, die bis auf ihre Zeit geſammelt worden, „reicher ſeyn müſſen, als die Alten: oder, wenn „ihnen dieſe Vergleichung nicht gefällt, daß ſie „auf den Schultern dieſer Koloſſen, auf die ſie geſtiegen, nothwendig müſſen weiter ſehen können, als dieſe ſelbſt. Was iſt auch, in der „That, ihre Naturlehre, ihre Aſtronomie, ihre „Schiffskunſt, ihre Mechanik, ihre Rechenlehre, in Vergleichung mit unſern? Warum „ſollten wir ihnen alſo in der Beredſamkeit und „Poeſie nicht eben ſo wohl überlegen ſeyn?„

„Selim, verſetzte die Sultane, der Unterſchied iſt groß, und Ricaric kann Ihnen die Urſachen davon ein andermal erklären. Er mag „Ihnen ſagen, warum unſere Tragödien ſchlechter ſind, als der Alten ihre: aber daß ſie es „ſind, kann ich leicht ſelbſt auf mich nehmen, „Ihnen zu beweiſen. Ich will Ihnen nicht „Schuld geben, fuhr ſie fort, daß Sie die Alten nicht geleſen haben. Sie haben ſich um „zu viele ſchöne Kenntniſſe beworben, als daß „Ihnen das Theater der Alten unbekannt ſeyn „ſollte. Nun ſetzen Sie gewiſſe Ideen, die ſich „auf ihre Gebräuche, auf ihre Sitten, auf

„ihre

„ihre Religion beziehen, und die Ihnen nur
„deswegen anſtößig ſind, weil ſich die Umſtände
„geändert haben, bey Seite, und ſagen Sie
„mir, ob ihr Stoff nicht immer edel, wohlge-
„wählt und intereſſant iſt? ob ſich die Hand-
„lung nicht gleichſam von ſelbſt einleitet? ob
„der ſimple Dialog dem Natürlichen nicht ſehr
„nahe kömmt? ob die Entwicklungen im gering-
„ſten gezwungen ſind? ob ſich das Intereſſe
„wohl theilt, und die Handlung mit Epiſoden
„überladen iſt? Verſetzen Sie ſich in Gedanken
„in die Inſel Almdala; unterſuchen Sie alles,
„was da vorgieng, hören Sie alles, was von
„dem Augenblicke an, als der junge Ibrahim
„und der verſchlagne Forſanti ans Land ſtiegen,
„da geſagt ward; nähern Sie ſich der Höhle
„des unglücklichen Polipſile; verlieren Sie kein
„Wort von ſeinen Klagen, und ſagen Sie mir,
„ob das geringſte vorkömmt, was Sie in der
„Täuſchung ſtören könnte? Nennen Sie mir
„ein einziges neueres Stück, welches die nehm-
„liche Prüfung aushalten, welches auf den
„nehmlichen Grad der Vollkommenheit An-
„ſpruch machen kann: und Sie ſollen gewonnen
„haben.„

„Beym Brama! rief der Sultan und gähn-
„te; Madame hat uns da eine vortreffliche aka-
„demiſche Vorleſung gehalten!„

„Ich verſtehe die Regeln nicht, fuhr die Favoritinn fort, und noch weniger die gelehrten „Worte, in welchen man ſie abgefaßt hat. Aber „ich weiß, daß nur das Wahre gefällt und „rühret. Ich weiß auch, daß die Vollkommenheit eines Schauſpiels in der ſo genauen „Nachahmung einer Handlung beſtehet, daß „der ohne Unterbrechung betrogne Zuſchauer „bey der Handlung ſelbſt gegenwärtig zu ſeyn „glaubt. Findet ſich aber in den Tragödien, „die Sie uns ſo rühmen, nur das geringſte, „was dieſem ähnlich ſähe?„

Hamburgiſche
Dramaturgie.

Fünf und achtzigſtes Stück.

Den 23ſten Februar, 1768.

„Wollen Sie den Verlauf darinn loben? Er iſt meiſtens ſo vielfach und verwickelt, daß es ein Wunder ſeyn würde, wenn wirklich ſo viel Dinge in ſo kurzer Zeit geſchehen wären. Der Untergang oder die Erhaltung eines Reichs, die Heyrath einer Prinzeßinn, der Fall eines Prinzen, alles das geſchieht ſo geſchwind, wie man eine Hand umwendet. Kömmt es auf eine Verſchwörung an? im erſten Akte wird ſie entworfen; im zweyten iſt ſie beyſammen; im dritten werden alle Maaßregeln genommen, alle Hinderniſſe gehoben, und die Verſchwornen halten ſich fertig; mit nächſtem wird es einen Aufſtand ſetzen, wird es zum Treffen kommen, wohl gar zu einer förmlichen Schlacht. Und das alles nennen Sie gut geführt, intereſſant, warm, wahrſcheinlich? Ihnen kann ich nun ſo etwas am wenigſten vergeben, der Sie wiſ-

„ſen, wie viel es oft koſtet, die allerelendeſte „Intrique zu Stande zu bringen, und wie viel „Zeit bey der kleinſten politiſchen Angelegenheit „auf Einleitungen, auf Beſprechungen und „Berathſchlagungen geht.„

„Es iſt wahr, Madame, antwortete Selim, „unſere Stücke ſind ein wenig überladen; aber „das iſt ein nothwendiges Uebel; ohne Hülfe „der Epiſoden würden wir uns vor Froſt nicht „zu laſſen wiſſen.„

„Das iſt: um der Nachahmung einer Handlung Feuer und Geiſt zu geben, muß man die „Handlung weder ſo vorſtellen, wie ſie iſt, noch „ſo, wie ſie ſeyn ſollte. Kann etwas lächerlicheres gedacht werden? Schwerlich wohl; es „wäre denn etwa dieſes, daß man die Geigen „ein lebhaftes Stück, eine muntere Sonate ſpielen läßt, während daß die Zuhörer um den „Prinzen bekümmert ſeyn ſollen, der auf dem „Punkte iſt, ſeine Geliebte, ſeinen Thron und „ſein Leben zu verlieren.„

„Madame, ſagte Mongogul, Sie haben „vollkommen Recht; traurige Arien müßte man „indeß ſpielen, und ich will Ihnen gleich einige „beſtellen gehen. Hiermit ſtand er auf, und „gieng heraus, und Selim, Riccaric und die „Favoritinn ſetzten die Unterredung unter ſich „fort.„

„Wenigſtens, Madame, erwiederte Selim, „werden Sie nicht leugnen, daß, wenn die Epiſoden uns aus der Täuſchung heraus bringen, „der Dialog uns wieder herein ſetzt. Ich „wüßte nicht, wer das beſſer verſtünde, als unſere tragiſche Dichter.„

„Nun ſo verſteht es durchaus niemand, antwortete Mirzoza. Das Geſuchte, das Witzige, das Spielende, das darinn herrſcht, iſt „tauſend und tauſend Meilen von der Natur „entfernt. Umſonſt ſucht ſich der Verfaſſer zu „verſtecken; er entgeht meinen Augen nicht, und „ich erblicke ihn unaufhörlich hinter ſeinen „Perſonen. Cinna, Sertorius, Maximus, „Aemilia, ſind alle Augenblicke das Sprachrohr „des Corneille. So ſpricht man bey unſern alten Saracenen nicht mit einander. Herr Ricaric kann Ihnen, wenn Sie wollen, einige „Stellen daraus überſetzen; und ſie werden die „bloße Natur hören, die ſich durch den Mund „derſelben ausdrückt. Ich möchte gar zu gern „zu den Neuern ſagen: „Meine Herren, anſtatt daß ihr euern Perſonen bey aller Gelegenheit Witz gebt, ſo ſucht ſie doch lieber in Umſtände zu ſetzen, die ihnen welchen geben.„

„Nach dem zu urtheilen, was Madame von „dem Verlaufe und dem Dialoge unſerer dramatiſchen Stücke geſagt hat, ſcheint es wohl

„nicht, ſagte Selim, daß Sie den Entwicklungen wird Gnade wiederfahren laſſen.„

„Nein, gewiß nicht, verſetzte die Favoritinn: „es giebt hundert ſchlechte für eine gute. Die „eine iſt nicht vorbereitet; die andere eräugnet „ſich durch ein Wunder. Weis der Verfaſſer „nicht, was er mit einer Perſon, die er von „Scene zu Scene ganze fünf Akte durchgeſchleppt hat, anfangen ſoll: geſchwind fertiget „er ſie mit einem guten Dolchſtoße ab; die ganze „Welt fängt an zu weinen, und ich, ich lache, „als ob ich toll wäre. Hernach, hat man wohl „jemals ſo geſprochen, wie wir declamiren? „Pflegen die Prinzen und Könige wohl anders „zu gehen, als ſonſt ein Menſch, der gut geht? „Geſticuliren ſie wohl jemals, wie Beſeſſene „und Raſende? Und wenn Prinzeßinnen ſprechen, ſprechen ſie wohl in ſo einem heulenden „Tone? Man nimmt durchgängig an, daß wir „die Tragödie zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht haben: und ich, meines „Theils, halte es faſt für erwieſen, daß von „allen Gattungen der Litteratur, auf die ſich „die Afrikaner in den letzten Jahrhunderten gelegt haben, gerade dieſe die unvollkommenſte „geblieben iſt.„

„Eben hier war die Favoritinn mit ihrem „Ausfalle gegen unſere theatraliſche Werke, als „Mongogul wieder herein kam. Madame,

„ſagte

„ſagte er, Sie werden mir einen Gefallen erweiſen,
„wenn Sie fortfahren. Sie ſehen, ich
„verſtehe mich darauf, eine Dichtkunſt abzukürzen,
„wenn ich ſie zu lang finde.„

„Laſſen Sie uns, fuhr die Favoritinn fort,
„einmal annehmen, es käme einer ganz friſch
„aus Angote, der in ſeinem Leben von keinem
„Schauſpiele etwas gehört hätte; dem es aber
„weder an Verſtande noch an Welt fehle; der
„ungefehr wiſſe, was an einem Hofe vorgehe;
„der mit den Anſchlägen der Höflinge, mit der
„Eiferſucht der Miniſter, mit den Hetzereyen
„der Weiber nicht ganz unbekannt wäre, und
„zu dem ich im Vertrauen ſagte: „Mein
„Freund, es äußern ſich in dem Seraglio
„ſchreckliche Bewegungen. Der Fürſt, der
„mit ſeinem Sohne mißvergnügt iſt, weil er
„ihn im Verdacht hat, daß er die Manimonbande
„liebt, iſt ein Mann, den ich für fähig
„halte, an beiden die grauſamſte Rache zu üben.
„Dieſe Sache muß, allem Anſehen nach, ſehr
„traurige Folgen haben. Wenn Sie wollen, ſo
„will ich machen, daß Sie von allem, was vorgeht,
„Zeuge ſeyn können.„ Er nimmt mein
„Anerbieten an, und ich führe ihn in eine mit
„Gitterwerk vermachte Loge, aus der er das
„Theater ſieht, welches er für den Pallaſt des
„Sultans hält. Glauben Sie wohl, daß
„Trotz alles Ernſtes, in dem ich mich zu erhal-

„ten bemühte, die Täuſchung dieſes Fremden
„einen Augenblick dauern könnte? Müſſen Sie
„nicht vielmehr geſtehen, daß er, bey dem ſteifen
„Gange der Akteurs, bey ihrer wunderlichen
„Tracht, bey ihren ausſchweifenden Gebehrden,
„bey dem ſeltſamen Nachdrucke ihrer
„gereimten, abgemeſſenen Sprache, bey tauſend
„andern Ungereimtheiten, die ihm auffallen
„würden, gleich in der erſten Scene mir
„ins Geſicht lachen und gerade heraus ſagen
„würde, daß ich ihn entweder zum beſten haben
„wollte, oder daß der Fürſt mit ſammt ſeinem
„Hofe nicht wohl bey Sinnen ſeyn müßten.„

„Ich bekenne, ſagte Selim, daß mich dieſer
„angenommene Fall verlegen macht; aber könnte
„man Ihnen nicht zu bedenken geben, daß wir
„in das Schauſpiel gehen, mit der Ueberzeugung,
„der Nachahmung einer Handlung, nicht
„aber der Handlung ſelbſt, beyzuwohnen.„

„Und ſollte denn dieſe Ueberzeugung verwehren,
„erwiderte Mirzoza, die Handlung auf
„die allernatürlichſte Art vorzuſtellen?„ ——

Hier kömmt das Geſpräch nach und nach auf andere Dinge, die uns nichts angehen. Wir wenden uns alſo wieder, zu ſehen, was wir geleſen haben. Den klaren lautern Diderot! Aber alle dieſe Wahrheiten waren damals in den Wind geſagt. Sie erregten eher keine Empfindung in dem franzöſiſchen Publico, als bis ſie mit allem didaktiſchen Ernſte wiederhohlt, und mit Proben begleitet wurden, in welchen ſich der Verfaſſer von einigen der gerügten Mängel zu entfernen, und den Weg der Natur und Täuſchung beſſer einzuſchlagen, bemüht hatte. Nun weckte der Neid die Critik. Nun war es klar, warum Diderot das Theater ſeiner Nation auf dem Gipfel der Vollkommenheit nicht ſahe, auf dem wir es durchaus glauben ſollen; warum er ſo viel Fehler in den geprieſenen Meiſterſtücken deſſelben fand: blos und allein, um ſeinen Stücken Platz zu ſchaffen. Er mußte die Methode ſeiner Vorgänger verſchrien haben, weil er empfand, daß in Befolgung der nehmlichen Methode, er unendlich unter ihnen bleiben würde. Er mußte ein elender Charlatan ſeyn, der allen fremden Theriak verachtet, damit kein Menſch andern als ſeinen kaufe. Und ſo fielen die Paliſſots über ſeine Stücke her.

Allerdings hatte er ihnen auch, in ſeinem natürlichen Sohne, manche Blöße gegeben. Dieſer erſte Verſuch iſt bey weiten das nicht, was der Hausvater iſt. Zu viel Einförmigkeit in den Charakteren, das Romantiſche in dieſen Charakteren ſelbſt, ein ſteifer koſtbarer Dialog, ein pedantiſches Geklingle von neumodiſch philoſophiſchen Sentenzen: alles das machte den Tadlern leichtes Spiel. Beſonders zog die feyerliche Thereſia (oder Conſtantia, wie ſie in dem

dem Originale heißt,) die ſo philoſophiſch ſelbſt auf die Freyerey geht, die mit einem Manne, der ſie nicht mag, ſo weiſe von tugendhaften Kindern ſpricht, die ſie mit ihm zu erzielen gedenkt, die Lacher auf ihre Seite. Auch kann man nicht leugnen, daß die Einkleidung, welche Diderot den beygefügten Unterredungen gab, daß der Ton, den er darinn annahm, ein wenig eitel und pompös war; daß verſchiedene Anmerkungen als ganz neue Entdeckungen darinn vorgetragen wurden, die doch nicht neu und dem Verfaſſer nicht eigen waren; daß andere Anmerkungen die Gründlichkeit nicht hatten, die ſie in dem blendenden Vortrage zu haben ſchienen.

Hamburgiſche
Dramaturgie.

Sechs und achtzigſtes Stück.

Den 26ſten Februar, 1768.

Z. E. Diderot behauptete, (*) daß es in der menſchlichen Natur aufs höchſte nur ein Dutzend wirklich komiſche Charaktere gäbe, die großer Züge fähig wären; und daß die kleinen Verſchiedenheiten unter den menſchlichen Charakteren nicht ſo glücklich bearbeitet werden könnten, als die reinen unvermiſchten Charaktere. Er ſchlug daher vor, nicht mehr die Charaktere, ſondern die Stände auf die Bühne zu bringen; und wollte die Bearbeitung dieſer, zu dem beſondern Geſchäfte der ernſthaften Komödie machen. „Bisher, ſagt er, iſt „in der Komödie der Charakter das Hauptwerk „geweſen; und der Stand war nur etwas Zu„fälliges: nun aber muß der Stand das Haupt„werk,

---

(*) S. die Unterredungen hinter dem Natürlichen Sohne S. 321. 22. d. Ueberſ.

,,werk, und der Charakter das Zufällige werden. Aus dem Charakter zog man die ganze Intrigue: man ſuchte durchgängig die Umſtände, in welchen er ſich am beſten äußert, und verband dieſe Umſtände unter einander. Künftig muß der Stand, müſſen die Pflichten, die Vortheile, die Unbequemlichkeiten deſſelben zur Grundlage des Werks dienen. Dieſe Quelle ſcheint mir weit ergiebiger, von weit größerm Umfange, von weit größerm Nutzen, als die Quelle der Charaktere. War der Charakter nur ein wenig übertrieben, ſo konnte der Zuſchauer zu ſich ſelbſt ſagen: das bin ich nicht. Das aber kann er unmöglich leugnen, daß der Stand, den man ſpielt, ſein Stand iſt; ſeine Pflichten kann er unmöglich verkennen. Er muß das, was er hört, nothwendig auf ſich anwenden.,,

Was Paliſſot hierwider erinnert, (*) iſt nicht ohne Grund. Er leugnet es, daß die Natur ſo arm an urſprünglichen Charakteren ſey, daß ſie die komiſchen Dichter bereits ſollten erſchöpft haben. Moliere ſahe noch genug neue Charaktere vor ſich, und glaubte kaum den allerkleinſten Theil von denen behandelt zu haben, die er behandeln könne. Die Stelle, in welcher er verſchiedne derſelben in der Geſchwindigkeit

---

(*) Petites Lettres ſur de grands Philoſophes Lettr. II digkeit entwirft, iſt ſo merkwürdig als lehrreich, indem ſie vermuthen läßt, daß der Miſanthrop ſchwerlich ſein Non plus ultra in dem hohen Komiſchen dürfte geblieben ſeyn, wann er länger gelebt hätte. (*) Paliſſot ſelbſt iſt nicht un-

---

(*) (Impromptu de Verſailles Sc. 2.) Eh! mon pauvre Marquis, nous lui (à Moliere) fournirons toujours aſſez de matiere, & nous ne prenons guères le chemin de nous rendre ſages par tout ce qu'il fait & tout ce qu'il dit. Crois-tu qu'il ait épuiſé dans ſes Comedies tous les ridicules des hommes, & ſans ſortir de la Cour, n'a-t-il pas encore vingt caractères de gens, où il n'a pas touché? N'a-t-il pas, par exemple, ceux qui ſe font les plus grandes amitiés du monde, & qui, le dos tourné, font galanterie de ſe dechirer l'un l'autre? N'a-t-il pas ces adulateurs à outrance, ces flatteurs inſipides qui n'aſſaiſonnent d'aucun ſel les louanges qu'ils donnent, & dont toutes les flatteries ont une douceur fade qui fait mal au cœur à ceux qui les écoutent? N'a-t-il pas ces lâches courtiſans de la faveur, ces perfides adorateurs de la fortune, qui vous encenſent dans la proſperité, & vous accablent dans la diſgrace? N'a-t-il pas ceux qui ſont toujours mécontens de la Cour, ces ſuivans inutiles, ces incommodes aſſidus, ces gens, dis-je, qui pour ſervices ne pouglücklich, einige neue Charaktere von ſeiner eignen Bemerkung beyzufügen: den dummen Mäcen, mit ſeinen kriechenden Clienten; den Mann, an ſeiner unrechten Stelle; den Argliſtigen, deſſen ausgekünſtelte Anſchläge immer gegen die Einfalt eines treuherzigen Biedermanns ſcheitern; den Scheinphiloſophen; den Sonderling, den Deſtouches verfehlt habe; den Heuchler mit geſellſchaftlichen Tugenden, da der Religionsheuchler ziemlich aus der Mode ſey. — Das ſind wahrlich nicht gemeine Ausſichten, die ſich einem Auge, das gut in die Ferne trägt, bis ins Unendliche erweitern. Da iſt noch Erndte genug für die wenigen Schnitter, die ſich daran wagen dürfen!

Und wenn auch, ſagt Paliſſot, der komiſchen Charaktere wirklich ſo wenige, und dieſe wenigen wirklich alle ſchon bearbeitet wären: würden

---

vent compter que des importunités, & qui veulent qu'on les recompenſe d'avoir obſédé le Prince dix ans durant? N'a-t-il pas ceux qui careſſent egalement tout le monde, qui promenent leurs civilités à droite, à gauche, & courent à tous ceux qu'ils voyent avec les mêmes embraſſades, & les mêmes proteſtations d'amitié? — — Va, va, Marquis, Moliere aura toujours plus de ſujets qu'il n'en voudra, & tout ce qu'il a touché n'eſt que bagatelle au prix de ce qui reſte.

den die Stände denn dieſer Verlegenheit abhelfen? Man wähle einmal einen; z. E. den Stand des Richters. Werde ich ihm denn, dem Richter, nicht einen Charakter geben müſſen? Wird er nicht traurig oder luſtig, ernſthaft oder leichtſinnig, leutſelig oder ſtürmiſch ſeyn müſſen? Wird es nicht blos dieſer Charakter ſeyn, der ihn aus der Klaſſe metaphyſiſcher Abſtrakte heraushebt, und eine wirkliche Perſon aus ihm macht? Wird nicht folglich die Grundlage der Intrique und die Moral des Stücks wiederum auf dem Charakter beruhen? Wird nicht folglich wiederum der Stand nur das Zufällige ſeyn?

Zwar könnte Diderot hierauf antworten: Freylich muß die Perſon, welche ich mit dem Stande bekleide, auch ihren individuellen moraliſchen Charakter haben; aber ich will, daß es ein ſolcher ſeyn ſoll, der mit den Pflichten und Verhältniſſen des Standes nicht ſtreitet, ſondern aufs beſte harmoniret. Alſo, wenn dieſe Perſon ein Richter iſt, ſo ſteht es mir nicht frey, ob ich ihn ernſthaft oder leichtſinnig, leutſelig oder ſtürmiſch machen will: er muß nothwendig ernſthaft und leutſelig ſeyn, und jedesmal es in dem Grade ſeyn, den das vorhabende Geſchäfte erfodert.

Dieſes, ſage ich, könnte Diderot antworten: aber zugleich hätte er ſich einer andern

Klippe genähert; nehmlich der Klippe der vollkommnen Charaktere. Die Perſonen ſeiner Stände würden nie etwas anders thun, als was ſie nach Pflicht und Gewiſſen thun müßten; ſie würden handeln, völlig wie es im Buche ſteht. Erwarten wir das in der Komödie? Können dergleichen Vorſtellungen anziehend genug werden? Wird der Nutzen, den wir davon hoffen dürfen, groß genug ſeyn, daß es ſich der Mühe verlohnt, eine neue Gattung dafür feſt zu ſetzen, und für dieſe eine eigene Dichtkunſt zu ſchreiben?

Die Klippe der vollkommenen Charaktere ſcheinet mir Diderot überhaupt nicht genug erkundiget zu haben. In ſeinen Stücken ſteuert er ziemlich gerade darauf los: und in ſeinen kritiſchen Seekarten findet ſich durchaus keine Warnung davor. Vielmehr finden ſich Dinge darinn, die den Lauf nach ihr hin zu lenken rathen. Man erinnere ſich nur, was er, bey Gelegenheit des Contraſts unter den Charakteren, von den Brüdern des Terenz ſagt. (*) „Die zwey contraſtirten Väter darinn ſind mit „ſo gleicher Stärke gezeichnet, daß man dem „feinſten Kunſtrichter Trotz bieten kann, die „Hauptperſon zu nennen; ob es Micio oder ob „es Demea ſeyn ſoll? Fällt er ſein Urtheil vor „dem

---

(*) In der dr. Dichtkunſt hinter dem Hausvater S. 358. d. Ueberſ.

„dem letzten Auſtritte, ſo dürfte er leicht mit Erſtaunen wahrnehmen, daß der, den er ganzer fünf Aufzüge hindurch, für einen verſtändigen Mann gehalten hat, nichts als ein Narr iſt, und daß der, den er für einen Narren gehalten hat, wohl gar der verſtändige Mann ſeyn könnte. Man ſollte zu Anfange des fünften Aufzuges dieſes Drama faſt ſagen, der Verfaſſer ſey durch den beſchwerlichen Contraſt gezwungen werden, ſeinen Zweck fahren zu laſſen, und das ganze Intereſſe des Stücks umzukehren. Was iſt aber daraus geworden? Dieſes, daß man gar nicht mehr weiß, für wen man ſich intereſſiren ſoll. Vom Anfange her iſt man für den Micio gegen den Demea geweſen, und am Ende iſt man für keinen von beiden. Beynahe ſollte man einen dritten Vater verlangen, der das Mittel zwiſchen dieſen zwey Perſonen hielte, und zeigte, worinn ſie beide fehlten.„

Nicht ich! Ich verbitte mir ihn ſehr, dieſen dritten Vater; es ſey in dem nehmlichen Stücke, oder auch allein. Welcher Vater glaubt nicht zu wiſſen, wie ein Vater ſeyn ſoll? Auf dem rechten Wege dünken wir uns alle: wir verlangen nur, dann und wann vor den Abwegen zu beiden Seiten gewarnet zu werden.

Diderot hat Recht: es iſt beſſer, wenn die Charaktere blos verſchieden, als wenn ſie contraſtirt ſind.

ſind. Contraſtirte Charaktere ſind minder natürlich und vermehren den romantiſchen Anſtrich, an dem es den dramatiſchen Begebenheiten ſo ſchon ſelten fehlt. Für eine Geſellſchaft, im gemeinen Leben, wo ſich der Contraſt der Charaktere ſo abſtechend zeigt, als ihn der komiſche Dichter verlangt, werden ſich immer tauſend finden, wo ſie weiter nichts als verſchieden ſind. Sehr richtig! Aber iſt ein Charakter, der ſich immer genau in dem graden Gleiße hält, das ihm Vernunft und Tugend vorſchreiben, nicht eine noch ſeltenere Erſcheinung? Von zwanzig Geſellſchaften im gemeinen Leben, werden eher zehn ſeyn, in welchen man Väter findet, die bey Erziehung ihrer Kinder völlig entgegen geſetzte Wege einſchlagen, als eine, die den wahren Vater aufweiſen könnte. Und dieſer wahre Vater iſt noch dazu immer der nehmliche, iſt nur ein einziger, da der Abweichungen von ihm unendlich ſind. Folglich werden die Stücke, die den wahren Vater ins Spiel bringen, nicht allein jedes vor ſich unnatürlicher, ſondern auch unter einander einförmiger ſeyn, als es die ſeyn können, welche Väter von verſchiednen Grundſätzen einführen. Auch iſt es gewiß, daß die Charaktere, welche in ruhigen Geſellſchaften bloß verſchieden ſcheinen, ſich von ſelbſt contraſtiren, ſobald ein ſtreitendes Intereſſe ſie in Bewegung ſetzt. Ja es iſt natürlich, daß ſie ſich ſodann beeifern, noch weiter von einander entfernt zu ſcheinen, als ſie wirklich ſind. Der Lebhafte wird Feuer und Flamme gegen den, der ihm zu lau ſich zu betragen ſcheinet: und der Laue wird kalt wie Eis, um jenem ſo viel Uebereilungen begehen zu laſſen, als ihm nur iñer nützlich ſeyn köñen.

Ham-

Hamburgiſche
Dramaturgie.

Sieben und achtzig und acht und achtzigſtes Stück.

Den 4ten Merz, 1768.

Und ſo ſind andere Anmerkungen des Paliſſot mehr, wenn nicht ganz richtig, doch auch nicht ganz falſch. Er ſieht den Ring, in den er mit ſeiner Lanze ſtoßen will, ſcharf genug; aber in der Hitze des Anſprengens, verrückt die Lanze, und er ſtößt den Ring gerade vorbey.

So ſagt er über den natürlichen Sohn unter andern: „Welch ein ſeltſamer Titel! der „natürliche Sohn! Warum heißt das Stück „ſo? Welchen Einfluß hat die Geburt des „Dorval? Was für einen Vorfall veranlaßt „ſie? Zu welcher Situation giebt ſie Gelegenheit? Welche Lücke füllt ſie auch nur? Was „kann alſo die Abſicht des Verfaſſers dabey geweſen ſeyn? Ein Paar Betrachtungen über „das Vorurtheil gegen die uneheliche Geburt

„aufzuwärmen? Welcher vernünftige Menſch „weiß denn nicht von ſelbſt, wie ungerecht ein „ſolches Vorurtheil iſt?„

Wenn Diderot hierauf antwortete: Dieſer Umſtand war allerdings zur Verwickelung meiner Fabel nöthig; ohne ihm würde es weit unwahrſcheinlicher geweſen ſeyn, daß Dorval ſeine Schweſter nicht kennet, und ſeine Schweſter von keinem Bruder weiß; es ſtand mir frey, den Titel davon zu entlehnen, und ich hätte den Titel von noch einem geringern Umſtande entlehnen können. — Wenn Diderot dieſes antwortete, ſag ich, wäre Paliſſot nicht ungefehr widerlegt?

Gleichwohl iſt der Charakter des natürlichen Sohnes einem ganz andern Einwurfe blos geſtellet, mit welchem Paliſſot dem Dichter weit ſchärfer hätte zuſetzen können. Dieſem nehmlich: daß der Umſtand der unehelichen Geburt, und der daraus erfolgten Verlaſſenheit und Abſonderung, in welcher ſich Dorval von allen Menſchen ſo viele Jahre hindurch ſahe, ein viel zu eigenthümlicher und beſonderer Umſtand iſt, gleichwohl auf die Bildung ſeines Charakters viel zu viel Einfluß gehabt hat, als daß dieſer diejenige Allgemeinheit haben könne, welche nach der eignen Lehre des Diderot ein komiſcher Charakter nothwendig haben muß. — Die Gelegenheit reizt mich zu einer Ausſchweifung über

dieſe

dieſe Lehre: und welchem Reitze von der Art brauchte ich in einer ſolchen Schrift zu widerſtehen?

„Die komiſche Gattung, ſagt Diderot, (*) „hat Arten, und die tragiſche hat Individua. „Ich will mich erklären. Der Held einer Tragödie iſt der und der Menſch: es iſt Regulus, „oder Brutus, oder Cato, und ſonſt kein anderer. Die vornehmſte Perſon einer Komödie „hingegen muß eine große Anzahl von Menſchen „vorſtellen. Gäbe man ihr von ohngefehr eine „ſo eigene Phyſiognomie, daß ihr nur ein einziges „Individuum ähnlich wäre, ſo würde die Komödie wieder in ihre Kindheit zurücktreten. — „Terenz ſcheinet mir einmal in dieſen Fehler gefallen zu ſeyn. Sein Heavtontimorumenos iſt ein Vater, der ſich über den gewaltſamen Entſchluß grämet, zu welchem er ſeinen „Sohn durch übermäßige Strenge gebracht hat, „und der ſich deswegen nun ſelbſt beſtraft, indem er ſich in Kleidung und Speiſe kümmerlich „hält, allen Umgang fliehet, ſein Geſinde abſchaft, und das Feld mit eigenen Händen bauet. „Man kann gar wohl ſagen, daß es ſo einen „Vater nicht giebt. Die größte Stadt würde „kaum in einem ganzen Jahrhunderte Ein Beyſpiel einer ſo ſeltſamen Betrübniß aufzuweiſen „haben.„

(*) Unterred. S. 292. d. Ueberſ.

Zuerſt von der Inſtanz des Heavtontimorumenos. Wenn dieſer Charakter wirklich zu tadeln iſt: ſo trift der Tadel nicht ſowohl den Terenz, als den Menander. Menander war der Schöpfer deſſelben, der ihn, allem Anſehen nach, in ſeinem Stücke noch eine weit ausführlichere **Rolle** ſpielen laſſen, als er in der Copie des Terenz ſpielet, in der ſich ſeine Sphäre, wegen der verdoppelten Intrigue, wohl ſehr einziehen müſſen. (*) Aber daß er von Menan-

---

(*) Falls nehmlich die 6te Zeile des Prologs

> Duplex quæ ex argumento facta eſt ſimplici,

von dem Dichter wirklich ſo geſchrieben, und nicht anders zu verſtehen iſt, als die Dacier und nach ihr der neue engliſ. Ueberſetzer des Terenz, Colman, ſie erklären. Terence only meant to ſay, that he had doubled the characters; inſtead of one old man, one young gallant, one miſtreſs, as in Menander, he had two old men &c. He therefore adds very properly: novam eſſe oſtendi, — which certainly could not have been implied, had the characters been the ſame in the Greek poet. Auch ſchon Adrian Barlandus, ja ſelbſt die alte Gloſſa interlinealis des Aſcenſius, hatte das duplex nicht anders verſtanden: propter ſenes & juvenes ſagt dieſe; und jener ſchreibt, nam in hac fabula ſenes duo, adoleſcentes item duo ſunt.

nandern herrührt, dieſes allein ſchon hätte, mich wenigſtens, abgeſchreckt, den Terenz desfalls

ſinne. Und dennoch will mir dieſe Auslegung nicht in den Kopf, weil ich gar nicht einſehe, was von dem Stücke übrig bleibt, wenn man die Perſonen, durch welche Terenz den Alten, den Liebhaber und die Geliebte verdoppelt haben ſoll, wieder wegnimmt. Mir iſt es unbegreiflich, wie Menander dieſen Stoff, ohne den Chremes und ohne den Clitipho, habe behandeln können; beide ſind ſo genau hineingeflochten, daß ich mir weder Verwicklung noch Auflöſung ohne ſie denken kann. Einer andern Erklärung, durch welche ſich Julius Scaliger lächerlich gemacht hat, will ich gar nicht gedenken. Auch die, welche Eugraphius gegeben hat, und die vom Faerne angenommen worden, iſt ganz unſchicklich. In dieſer Verlegenheit haben die Kritici bald das duplex bald das ſimplici in der Zeile zu verändern geſucht, wozu ſie die Handſchriften gewiſſermaaßen berechtigten. Einige haben geleſen:

> Duplex quæ ex argumento facta eſt duplici.

Andere:

> Simplex quæ ex argumento facta eſt duplici.

Was bleibt noch übrig, als daß nun auch einer lieſet:

> Simplex quæ ex argumento facta eſt ſimplici?

zu verdammen. Das ὦ Μενανδρε και βιε, ποτερος ἀρ' ὑμων ποτερον ἐμιμησατο; iſt zwar

---

Und in allem Ernſte: ſo möchte ich am liebſten leſen. Man ſehe die Stelle im Zuſammenhange, und überlege meine Gründe.

> Ex integra Græca integram comœdiam
> Hodie ſum acturus Heavtontimorumenon:
> Simplex quæ ex argumento facta eſt ſimplici.

Es iſt bekannt, was dem Terenz von ſeinen neidiſchen Mitarbeitern am Theater vorgeworfen ward:

> Multas contaminaſſe græcas, dum facit
> Paucas latinas —

Er ſchmelzte nehmlich öfters zwey Stücke in eines, und machte aus zwey Griechiſchen Komödien eine einzige Lateiniſche. So ſetzte er ſeine Andria aus der Andria und Perinthia des Menanders zuſammen; ſeinen Eunuchus, aus dem Eunuchus und dem Colax eben dieſes Dichters; ſeine Brüder, aus den Brüdern des nehmlichen und einem Stücke des Diphilus. Wegen dieſes Vorwurfs rechtfertiget er ſich nun in dem Prologe des Heavtontimorumenos. Die Sache ſelbſt geſteht er ein; aber er will damit nichts anders gethan haben, als was andere gute Dichter vor ihm gethan hätten.

—— Id

zwar froſtiger, als witzig geſagt: doch würde man es wohl überhaupt von einem Dichter geſagt

> — — — Id eſſe factum hic non negat
> Neque ſe pigere, & deinde factum iri autumat.
> Habet bonorum exemplum: quo exemplo ſibi
> Licere id facere, quod illi fecerunt, putat.

Ich habe es gethan, ſagt er, und ich denke, daß ich es noch öfterer thun werde. Das bezog ſich aber auf vorige Stücke, und nicht auf das Gegenwärtige, den Heavtontimorumenos. Denn dieſer war nicht aus zwey griechiſchen Stücken, ſondern nur aus einem einzigen gleiches Namens genommen. Und das iſt es, glaube ich, was er in der ſtreitigen Zeile ſagen will, ſo wie ich ſie zu leſen vorſchlage:

> Simplex quæ ex argumento facta eſt ſimplici.

So einfach, will Terenz ſagen, als das Stück des Menanders iſt, eben ſo einfach iſt auch mein Stück; ich habe durchaus nichts aus andern Stücken eingeſchaltet; es iſt, ſo lang es iſt, aus dem griechiſchen Stücke genommen, und das griechiſche Stück iſt ganz in meinem Lateiniſchen; ich gebe alſo

> Ex integra Græca integram Comœdiam

Die

ſagt haben, der Charaktere zu ſchildern im Stande wäre, wovon ſich in der gröſten Stadt kaum

Die Bedeutung, die Faerne dem Worte integra in einer alten Gloſſe gegeben fand, daß es ſo viel ſeyn ſollte, als a nullo tacta, iſt hier offenbar falſch, weil ſie ſich nur auf das erſte integra, aber keinesweges auf das zweyte integram ſchicken würde. — Und ſo glaube ich, daß ſich meiner Vermuthung und Auslegung wohl hören läßt! Nur wird man ſich an die gleich folgende Zeile ſtoßen:

Novam eſſe oſtendi, & quæ eſſet —

Man wird ſagen: wenn Terenz bekennet, daß er das ganze Stück aus einem einzigen Stücke des Menanders genommen habe; wie kann er eben durch dieſes Bekenntniß bewieſen zu haben vorgeben, daß ſein Stück neu ſey, novam eſſe? — Doch dieſe Schwierigkeit kann ich ſehr leicht heben, und zwar durch eine Erklärung eben dieſer Worte, von welcher ich mich zu behaupten getraue, daß ſie ſchlechterdings die einzige wahre iſt, ob ſie gleich nur mir zugehört, und kein Ausleger, ſo viel ich weiß, ſie nur von weitem vermuthet hat. Ich ſage nehmlich; die Worte,

Novam eſſe oſtendi, & quæ eſſet —

beziehen ſich keinesweges auf das, was Terenz den Vorredner in dem Vorigen ſagen laſſen; ſondern man muß darunter verſtehen, apud Aediles; novus aber heißt hier nicht, was aus des Terenz eigenem Kopfe gefloſſen, ſonkaum in einem ganzen Jahrhunderte ein einziges Beyſpiel zeiget? Zwar in hundert und mehr Stücken könnte ihm auch wohl Ein ſolcher Charakter

---

ſondern blos, was im Lateiniſchen noch nicht vorhanden geweſen. Daß mein Stück, will er ſagen, ein neues Stück ſey, das iſt, ein ſolches Stück, welches noch nie lateiniſch erſchienen, welches ich ſelbſt aus dem Griechiſchen überſetzt, das habe in den Aedilen, die mir es abgekauft, bewieſen. Um mir hierinn ohne Bedenken beyzufallen, darf man ſich nur an den Streit erinnern, welchen er, wegen ſeines Eunuchus, vor den Aedilen hatte. Dieſen hatte er ihnen als ein neues, von ihm aus dem Griechiſchen überſetztes Stück verkauft: aber ſein Widerſacher, Lavinius, wollte den Aedilen überreden, daß er es nicht aus dem Griechiſchen, ſondern aus zwey alten Stücken des Nävius und Plautus genommen habe. Freylich hatte der Eunuchus mit dieſen Stücken vieles gemein; aber doch war die Beſchuldigung des Lavinius falſch; denn Terenz hatte nur aus eben der griechiſchen Quelle geſchöpft, aus welcher, ihm unwiſſend, ſchon Nävius und Plautus vor ihm geſchöpft hatten. Alſo, um dergleichen Verleumdungen bey ſeinem Heavtontimorumenos vorzubauen, was war natürlicher, als daß er den Aedilen das griechiſche Original vorgezeigt, und ſie wegen des Inhalts unterrichtet hatte? Ja, die Aedilen konnten das leicht ſelbſt von ihm gefodert haben. Und darauf geht das

Novam eſſe oſtendi, & quæ eſſet.

kalter entfallen ſeyn. Der fruchtbarſte Kopf ſchreibt ſich leer; und wenn die Einbildungskraft ſich keiner wirklichen Gegenſtände der Nachahmung mehr erinnern kann, ſo componirt ſie deren ſelbſt, welches denn freylich meiſtens Caricaturen werden. Dazu will Diderot bemerkt haben, daß ſchon Horaz, der einen ſo beſonders zärtlichen Geſchmack hatte, den Fehler, wovon die Rede iſt, eingeſehen, und im Vorbeygehen, aber faſt unmerklich, getadelt habe.

Die Stelle ſoll die in der zweyten Satyre des erſten Buchs ſeyn, wo Horaz zeigen will, „daß die Narren aus einer Uebertreibung in die andere entgegengeſetzte zu fallen pflegen. Fufidius, ſagt er, fürchtet für einen Verſchwender gehalten zu werden. Wißt ihr, was er thut? Er leihet monatlich für fünf Procent, und macht ſich im voraus bezahlt. Je nöthiger der andere das Geld braucht, deſto mehr fodert er. Er weiß die Namen aller jungen Leute, die von gutem Hauſe ſind, und itzt in die Welt treten, dabey aber über harte Väter zu klagen haben. Vielleicht aber glaubt ihr, daß dieſer Menſch wieder einen Aufwand mache, der ſeinen Einkünften entſpricht? Weit gefehlt! Er iſt ſein grauſamſter Feind, und der Vater in der Komödie, der ſich wegen der Entweichung ſeines Sohnes beſtraft, kann ſich nicht ſchlechter quälen: non ſe pejus cruciaverit.

„rit.„ — Dieſes ſchlechter, dieſes pejus, will Diderot, ſoll hier einen doppelten Sinn haben; einmal ſoll es auf den Fuſidius, und einmal auf den Terenz gehen; dergleichen beyläufige Hiebe, meinet er, wären dem Charakter des Horaz auch vollkommen gemäß.

Das letzte kann ſeyn, ohne ſich auf die vorhabende Stelle anwenden zu laſſen. Denn hier, dünkt mich, würde die beyläufige Anſpielung dem Hauptverſtande nachtheilig werden. Fuſidius iſt kein ſo großer Narr, wenn es mehr ſolche Narren giebt. Wenn ſich der Vater des Terenz eben ſo abgeſchmackt peinigte, wenn er eben ſo wenig Urſache hätte, ſich zu peinigen, als Fuſidius, ſo theilt er das Lächerliche mit ihm, und Fuſidius iſt weniger ſeltſam und abgeſchmackt. Nur alsdenn, wenn Fuſidius ohne alle Urſache eben ſo hart und grauſam gegen ſich ſelbſt iſt, als der Vater des Terenz mit Urſache iſt, wenn jener aus ſchmutzigem Geitze thut, was dieſer aus Reu und Betrübniß that: nur alsdenn wird uns jener unendlich lächerlicher und verächtlicher, als mitleidswürdig wir dieſen finden.

Und allerdings iſt jede große Betrübniß von der Art, wie die Betrübniß dieſes Vaters: die ſich nicht ſelbſt vergißt, die peiniget ſich ſelbſt. Es iſt wider alle Erfahrung, daß kaum alle hundert Jahre ſich ein Beyſpiel einer ſolchen Betrübniß finde: vielmehr handelt jede ungefehr eben ſo; nur mehr oder weniger, mit dieſer oder jener Veränderung. Cicero hatte auf die Natur der Betrübniß genauer gemerkt; er ſahe daher in dem Betragen des Heavtontimorumenos nichts mehr, als was alle Betrübte, nicht blos von dem Affekte hingeriſſen, thun, ſondern auch bey kälterm Geblüte fortſetzen zu müſſen glauben. (*) Hæc omnia recta, vera, debita putantes, faciunt in dolore: maximeque declaratur, hoc quaſi officii judicio fieri, quod ſi qui forte, cum ſe in luctu eſſe vellent, aliquid fecerunt humanius, aut ſi hilarius locuti eſſent, revocant ſe rurſus ad mœſtitiam, peccatique ſe inſimulant, quod dolere intermiſerint: pueros vero matres & magiſtri caſtigare etiam ſolent, nec verbis ſolum, ſed etiam verberibus, ſi quid in domeſtico luctu hilarius ab iis factum eſt, aut dictum: plorare cogunt. — Quid ille Terentianus ipſe ſe puniens? u. ſ. w.

Menedemus aber, ſo heißt der Selbſtpeiniger bey dem Terenz, hält ſich nicht allein ſo hart aus Betrübniß; ſondern, warum er ſich auch jeden geringen Aufwand verweigert, iſt die Urſache und Abſicht vornehmlich dieſes: um deſto mehr für den abweſenden Sohn zu ſparen, und dem

---

(*) Tuſc. Quæſt. lib. III. c. 27.

dem einmal ein deſto gemächlicheres Leben zu verſichern, den er itzt gezwungen, ein ſo ungemächliches zu ergreifen. Was iſt hierinn, was nicht hundert Väter thun würden? Meint aber Diderot, daß das Eigene und Seltſame darinn beſtehe, daß Menedemus ſelbſt hackt, ſelbſt gräbt, ſelbſt ackert: ſo hat er wohl in der Eil mehr an unſere neuere, als an die alten Sitten gedacht. Ein reicher Vater itziger Zeit, würde das freylich nicht ſo leicht thun: denn die wenigſten würden es zu thun verſtehen. Aber die wohlhabenſten, vornehmſten Römer und Griechen waren mit allen ländlichen Arbeiten bekannter, und ſchämten ſich nicht, ſelbſt Hand anzulegen.

Doch alles ſey, vollkommen wie es Diderot ſagt! Der Charakter des Selbſtpeinigers ſey wegen des allzu Eigenthümlichen, wegen dieſer ihm faſt nur allein zukommenden Falte, zu einem komiſchen Charakter ſo ungeſchickt, als er nur will. Wäre Diderot nicht in eben den Fehler gefallen? Denn was kann eigenthümlicher ſeyn, als der Charakter ſeines Dorval? Welcher Charakter kann mehr eine Falte haben, die ihm nur allein zukömmt, als der Charakter dieſes natürlichen Sohnes? „Gleich nach meiner Geburt, läßt er ihn von ſich ſelbſt ſagen, „ward ich an einen Ort verſchleidert, der die „Grenze zwiſchen Einöde und Geſellſchaft heiſ-

„ſen kann; und als ich die Augen aufthat, mich nach den Banden umzuſehen, die mich mit den Menſchen verknüpften, konnte ich kaum einige Trümmern davon erblicken. Dreyßig Jahre lang irrte ich unter ihnen einſam, unbekannt und verabſäumet umher, ohne die Zärtlichkeit irgend eines Menſchen empfunden, noch irgend einen Menſchen angetroffen zu haben, der die meinige geſucht hätte.„ Daß ein natürliches Kind ſich vergebens nach ſeinen Aeltern, vergebens nach Perſonen umſehen kann, mit welchen es die nähern Bande des Bluts verknüpfen: das iſt ſehr begreiflich; das kann unter zehnen neunen begegnen. Aber daß es ganze dreyßig Jahre in der Welt herum irren könne, ohne die Zärtlichkeit irgend eines Menſchen empfunden zu haben, ohne irgend einen Menſchen angetroffen zu haben, der die ſeinige geſucht hätte: das, ſollte ich faſt ſagen, iſt ſchlechterdings unmöglich. Oder, wenn es möglich wäre, welche Menge ganz beſonderer Umſtände müßten von beiden Seiten, von Seiten der Welt und von Seiten dieſes ſo lange iſolirten Weſens, zuſammen gekommen ſeyn, dieſe traurige Möglichkeit wirklich zu machen? Jahrhunderte auf Jahrhunderte werden verfließen, ehe ſie wieder einmal wirklich wird. Wolle der Himmel nicht, daß ich mir je das menſchliche Geſchlecht anders vorſtelle! Lieber wünſchte ich ſonſt, ein

Bär

Bär gebohren zu ſeyn, als ein Menſch. Nein, kein Menſch kann unter Menſchen ſo lange verlaſſen ſeyn! Man ſchleidere ihn hin, wohin man will: wenn er noch unter Menſchen fällt, ſo fällt er unter Weſen, die, ehe er ſich umgeſehen, wo er iſt, auf allen Seiten bereit ſtehen, ſich an ihn anzuketten. Sind es nicht vornehme, ſo ſind es geringe! Sind es nicht glückliche, ſo ſind es unglückliche Menſchen! Menſchen ſind es doch immer. So wie ein Tropfen nur die Fläche des Waſſers berühren darf, um von ihm aufgenommen zu werden und ganz in ihm zu verfließen: das Waſſer heiſſe, wie es will, Lache oder Quelle, Strom oder See, Belt oder Ocean.

Gleichwohl ſoll dieſe dreyßigjährige Einſamkeit unter den Menſchen, den Charakter des Derval gebildet haben. Welcher Charakter kann ihm nun ähnlich ſehen? Wer kann ſich in ihm erkennen? nur zum kleinſten Theil in ihm erkennen?

Eine Ausflucht, finde ich doch, hat ſich Diderot auszuſparen geſucht. Er ſagt in dem Verfolge der angezogenen Stelle: „In der „ernſthaften Gattung werden die Charaktere „oft eben ſo allgemein ſeyn, als in der komiſchen Gattung; ſie werden aber allezeit weniger individuell ſeyn, als in der Tragiſchen.„ Er würde ſonach antworten: Der Charakter des Dorval iſt kein komiſcher Charakter; er iſt ein Charakter, wie ihn das ernſthafte Schauſpiel erfodert; wie dieſes den Raum zwiſchen Komödie und Tragödie füllen ſoll, ſo müſſen auch die Charaktere deſſelben das Mittel zwiſchen den komiſchen und tragiſchen Charakteren halten; ſie brauchen nicht ſo allgemein zu ſeyn als jene, wenn ſie nur nicht ſo völlig individuell ſind, als dieſe; und ſolcher Art dürfte doch wohl der Charakter des Dorval ſeyn.

Alſo wären wir glücklich wieder an dem Punkte, von welchem wir ausgiengen. Wir wollten unterſuchen, ob es wahr ſey, daß die Tragödie Individua, die Komödie aber Arten habe: das iſt, ob es wahr ſey, daß die Perſonen der Komödie eine große Anzahl von Menſchen faſſen und zugleich vorſtellen müßten; da hingegen der Held der Tragödie nur der und der Menſch, nur Regulus, oder Brutus, oder Cato ſey, und ſeyn ſolle. Iſt es wahr, ſo hat auch das, was Diderot von den Perſonen der mittlern Gattung ſagt, die er die ernſthafte Komödie nennt, keine Schwierigkeit, und der Charakter ſeines Dorval wäre ſo tadelhaft nicht. Iſt es aber nicht wahr, ſo fällt auch dieſes von ſelbſt weg, und dem Charakter des natürlichen Sohnes kann aus einer ſo ungegründeten Eintheilung keine Rechtfertigung zufließen.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Neun und achtzigſtes Stück.

Den 8ten Merz, 1768.

Zuerſt muß ich anmerken, daß Diderot ſeine Aſſertion ohne allen Beweis gelaſſen hat. Er muß ſie für eine Wahrheit angeſehen haben, die kein Menſch in Zweifel ziehen werde, noch könne; die man nur denken dürfe, um ihren Grund zugleich mit zu denken. Und ſollte er den wohl gar in den wahren Namen der tragiſchen Perſonen gefunden haben? Weil dieſe Achilles, und Alexander, und Cato, und Auguſtus heiſſen, und Achilles, Alexander, Cato, Auguſtus, wirkliche einzelne Perſonen geweſen ſind: ſollte er wohl daraus geſchloſſen haben, daß ſonach alles, was der Dichter in der Tragödie ſie ſprechen und handeln läßt, auch nur dieſen einzeln ſo genannten Perſonen, und keinem in der Welt zugleich mit, müſſe zukommen können? Faſt ſcheint es ſo.

Aber dieſen Irrthum hatte Ariſtoteles ſchon vor zwey tauſend Jahren widerlegt, und auf die ihr entgegen ſtehende Wahrheit den weſentlichen Unterſchied zwiſchen der Geſchichte und Poeſie, ſo wie den größern Nutzen der letztern vor der erſtern, gegründet. Auch hat er es auf eine ſo einleuchtende Art gethan, daß ich nur ſeine Worte anführen darf, um keine geringe Verwunderung zu erwecken, wie in einer ſo offenbaren Sache ein Diderot nicht gleicher Meinung mit ihm ſeyn könne.

„Aus dieſen alſo, ſagt Ariſtoteles, (*) nachdem er die weſentlichen Eigenſchaften der poetiſchen Fabel feſtgeſetzt, „aus dieſen alſo erhellet klar, „daß des Dichters Werk nicht iſt, zu erzählen, was „geſchehen, ſondern zu erzählen, von welcher Beſchaffenheit das Geſchehene, und was nach der „Wahrſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit dabey „möglich geweſen. Denn Geſchichtſchreiber und „Dichter unterſcheiden ſich nicht durch die gebundene oder ungebundene Rede: indem man „die Bücher des Herodotus in gebundene Rede „bringen kann, und ſie darum doch nichts weniger in gebundener Rede eine Geſchichte ſeyn „werden, als ſie es in ungebundener waren. Sondern darinn unterſcheiden ſie ſich, daß jener erzählet, was geſchehen; dieſer aber, von welcher Beſchaffenheit das Geſchehene geweſen. Daher iſt
„denn

(*) Dichtk. 9tes Kapitel.

„denn auch die Poeſie philoſophiſcher und nützlicher
„als die Geſchichte. Denn die Poeſie
„geht mehr auf das Allgemeine, und die Geſchichte
„auf das Beſondere. Das Allgemeine
„aber iſt, wie ſo oder ſo ein Mann nach der
„Wahrſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit ſprechen
„und handeln würde; als worauf die
„Dichtkunſt bey Ertheilung der Namen ſieht.
„Das Beſondere hingegen iſt, was Alcibiades
„gethan, oder gelitten hat. Bey der Komödie
„nun hat ſich dieſes ſchon ganz offenbar gezeigt;
„denn wenn die Fabel nach der Wahrſcheinlichkeit
„abgefaßt iſt, legt man die etwanigen Namen
„ſonach bey, und macht es nicht wie die Jambiſchen
„Dichter, die bey dem Einzeln bleiben.
„Bey der Tragödie aber hält man ſich an die
„ſchon vorhandenen Namen; aus Urſache, weil
„das Mögliche glaubwürdig iſt, und wir nicht
„möglich glauben, was nie geſchehen, da hingegen
„was geſchehen, offenbar möglich ſeyn
„muß, weil es nicht geſchehen wäre, wenn es
„nicht möglich wäre. Und doch ſind auch in
„den Tragödien, in einigen nur ein oder zwey
„bekannte Namen, und die übrigen ſind erdichtet;
„in einigen auch gar keiner, ſo wie in der
„*Blume des Agathon*. Denn in dieſem
„Stücke ſind Handlungen und Namen gleich
„erdichtet, und doch gefällt es darum nichts
„weniger.„

In dieſer Stelle, die ich nach meiner eigenen Ueberſetzung anführe, mit welcher ich ſo genau bey den Worten geblieben bin, als möglich, ſind verſchiedene Dinge, welche von den Auslegern, die ich noch zu Rathe ziehen können, entweder gar nicht oder falſch verſtanden worden. Was davon hier zur Sache gehört, muß ich mitnehmen.

Das iſt unwiderſprechlich, daß Ariſtoteles ſchlechterdings keinen Unterſchied zwiſchen den Perſonen der Tragödie und Komödie, in Anſehung ihrer Allgemeinheit, macht. Die einen ſowohl als die andern, und ſelbſt die Perſonen der Epopee nicht ausgeſchloſſen, alle Perſonen der poetiſchen Nachahmung ohne Unterſchied, ſollen ſprechen und handeln, nicht wie es ihnen einzig und allein zukommen könnte, ſondern ſo wie ein jeder von ihrer Beſchaffenheit in den nehmlichen Umſtänden ſprechen oder handeln würde und müßte. In dieſem καθολου, in dieſer Allgemeinheit liegt allein der Grund, warum die Poeſie philoſophiſcher und folglich lehrreicher iſt, als die Geſchichte; und wenn es wahr iſt, daß derjenige komiſche Dichter, welcher ſeinen Perſonen ſo eigene Phyſiognomien geben wollte, daß ihnen nur ein einziges Individuum in der Welt ähnlich wäre, die Komödie, wie Diderot ſagt, wiederum in ihre Kindheit zurückſetzen und in Satyre verkehren würde: ſo iſt es auch eben ſo wahr, daß derjenige tragiſche Dichter, welcher nur den und den Menſchen, nur den Cäſar, nur den Cato, nach allen den Eigenthümlichkeiten, die wir von ihnen wiſſen, vorſtellen wollte, ohne zugleich zu zeigen, wie alle dieſe Eigenthümlichkeiten mit dem Charakter des Cäſar und Cato zuſammen gehangen, der ihnen mit mehrern kann gemein ſeyn, daß, ſage ich, dieſer die Tragödie entkräften und zur Geſchichte erniedrigen würde.

Aber Ariſtoteles ſagt auch, daß die Poeſie auf dieſes Allgemeine der Perſonen mit den Namen, die ſie ihnen ertheile, ziele, (ȣ̔ ϛοχαζεται ἡ ποιησις ὀνοματα ἐπιτιθεμενη;) welches ſich beſonders bey der Komödie deutlich gezeigt habe. Und dieſes iſt es, was die Ausleger dem Ariſtoteles nach zu ſagen ſich begnügt, im geringſten aber nicht erläutert haben. Wohl aber haben verſchiedene ſich ſo darüber ausgedrückt, daß man klar ſieht, ſie müſſen entweder nichts, oder etwas ganz falſches dabey gedacht haben. Die Frage iſt: wie ſieht die Poeſie, wenn ſie ihren Perſonen Namen ertheilt, auf das Allgemeine dieſer Perſonen? und wie iſt dieſe ihre Rückſicht auf das Allgemeine der Perſon, beſonders bey der Komödie, ſchon längſt ſichtbar geweſen?

Die Worte: ἐϛι δε καθολȣ μεν, τῳ ποιῳ τα ποι' αττα συμβαινει λεγειν, ἠ πραττειν κατα το εἰκος, ἠ το ἀναγκαιον, ȣ̔ ϛοχαζεται ἡ ποιησις ὀνοματα ἐπιτιθεμενη, überſetzt Dacier; une choſe generale, c'eſt ce que tout homme d'un tel ou d'un tel caractere, a dû dire, ou faire vraiſemblablement ou neceſſairement, ce qui eſt le but de la Poëſie lors même, qu'elle impoſe les noms à ſes perſonnages. Vollkommen ſo überſetzt ſie auch Herr Curtius: „Das Allgemeine iſt, „was einer, vermöge eines gewiſſen Charakters, „nach der Wahrſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit redet oder thut. Dieſes Allgemeine iſt der „Endzweck der Dichtkunſt, auch wenn ſie den „Perſonen beſondere Namen beylegt.„ Auch in ihrer Anmerkung über dieſe Worte, ſtehen beide für einen Mann; der eine ſagt vollkommen eben das, was der andere ſagt. Sie erklären beide, was das Allgemeine iſt; ſie ſagen beide, daß dieſes Allgemeine die Abſicht der Poeſie ſey: aber wie die Poeſie bey Ertheilung der Namen auf dieſes Allgemeine ſieht, davon ſagt keiner ein Wort. Vielmehr zeigt der Franzoſe durch ſein lors même, ſo wie der Deutſche durch ſein auch wenn, offenbar, daß ſie nichts davon zu ſagen gewußt, ja daß ſie gar nicht einmal verſtanden, was Ariſtoteles ſagen wollen. Denn dieſes lors même, dieſes auch wenn, heißt bey ihnen nichts mehr als ob ſchon; und ſie laſſen den Ariſtoteles ſonach blos ſagen, daß ungeachtet die Poeſie ihren Perſonen

Namen

Namen von einzeln Perſonen beylege, ſie dem ohngeachtet nicht auf das Einzelne dieſer Perſonen, ſondern auf das Allgemeine derſelben gehe. Die Worte des Dacier, die ich in der Note anführen will, (*) zeigen dieſes deutlich.

Nun

(*) Ariſtote previent ici une objection, qu'on pouvoit lui faire, ſur la definition, qu'il vient de donner d'une choſe generale; car les ignorans n'auroit pas manqué de lui dire, qu' Homere, pȧr exemple, n'a point en vue d'ecrire une action generale & univerſelle, mais une action particuliere, puisqu'il raconte ce qu'ont fait de certains hommes, comme Achille, Agamemnon, Ulyſſe, &c. & que par conſéquent, il n'y a aucune difference antre Homere & un Hiſtorien, qui auroit ecrit les actions d'Achille. Le Philoſophe va au devant de cette objection, en faiſant voir que les Poetes, c'eſt a dire, les Auteurs d'une Tragedie ou d'un Poeme Epique, lors meme, qu'ils impoſent les noms à leurs perſonnages ne penſent en aucune maniere à les faire parler veritablement, ce qu'ils ſeroit obligez de faire, s'ils ecrivoient les actions particulieres & veritables d'un certain homme, nommé Achille ou Edipe, mais qu'ils ſe propoſent de les faire parler & agir neceſſairement ou vraiſemblablement; c'eſt a dire, de leur faire dire, & faire tout ce que des hommes de ce meme caractére devoient faire

&

Nun iſt es wahr, daß dieſes eigentlich keinen falſchen Sinn macht; aber es erſchöpft doch auch den Sinn des Ariſtoteles hier nicht. Nicht genug, daß die Poeſie, ungeachtet der von einzeln Perſonen genommenen Namen, auf das Allgemeine gehen kann: Ariſtoteles ſagt, daß ſie mit dieſen Namen ſelbſt auf das Allgemeine ziele, οὗ στοχάζεται. Ich ſollte doch wohl meinen, daß beides nicht einerley wäre. Iſt es aber nicht einerley: ſo geräth man nothwendig auf die Frage; wie zielt ſie darauf? Und auf dieſe Frage antworten die Ausleger nichts.

Ham=

& dire en cet etat, ou par neceſſité, ou au moins ſelon les regles de la vraiſemblance; ce qui prouve inconteſtablement que ce ſont des actions generales & univerſelles. Nichts anders ſagt auch Herr Curtius in ſeiner Anmerkung; nur daß er das Allgemeine und Einzelne noch an Beyſpielen zeigen wollen, die aber nicht ſo recht beweiſen, daß er auf den Grund der Sache gekommen. Denn ihnen zu Folge würden es nur perſonifirte Charaktere ſeyn, welche der Dichter reden und handeln ließe: da es doch charakteriſirte Perſonen ſeyn ſollen.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Neunzigſtes Stück.

Den 11ten Merz, 1768.

Wie ſie darauf ziele, ſagt Ariſtoteles, dieſes habe ſich ſchon längſt an der Komödie deutlich gezeigt: Επι μεν ȣ̓ν της κωμωδιας ἠδη τȣτο δηλον γεγονεν· συϛησαντες γαρ τον μυθον δια των εἰκοτων, ȣ̔τω τα τυχοντα ὀνοματα ἐπιτιθεασι, και ȣ̓χ ὡσπερ οἱ ιαμβοποιοι περι των καθ' ἑκαϛον ποιȣσιν. Ich muß auch hiervon die Ueberſetzungen des Dacier und Curtius anführen. Dacier ſagt: C'eſt ce qui eſt déja rendu ſenſible dans la Comedie, car les Poetes comiques, après avoir dreſſé leur ſujet ſur la vraiſemblance impoſent après cela à leurs perſonnages tels noms qu'il leur plait, & n'imitent pas le Poetes ſatyriques, qui ne s'attachent qu'aux choſes particulieres. Und Curtius: „In dem Luſtſpiele iſt dieſes ſchon lange ſichtbar „geweſen. Denn wenn die Komödienſchreiber

„den Plan der Fabel nach der Wahrſcheinlichkeit „entworfen haben, legen ſie den Perſonen willkührliche Namen bey, und ſetzen ſich nicht, „wie die jambiſchen Dichter, einen beſondern „Vorwurf zum Ziele.„ Was findet man in dieſen Ueberſetzungen von dem, was Ariſtoteles hier vornehmlich ſagen will? Beide laſſen ihn weiter nichts ſagen, als daß die komiſchen Dichter es nicht machten wie die Jambiſchen, (das iſt, ſatyriſchen Dichter,) und ſich an das Einzelne hielten, ſondern auf das Allgemeine mit ihren Perſonen giengen, denen ſie willkührliche Namen, tels noms qu'il leur plait, beylegten. Geſetzt nun auch, daß τα τυχοντα ονοματα dergleichen Namen bedeuten könnten: wo haben denn beide Ueberſetzer das οὕτω gelaſſen? Schien ihnen denn dieſes οὕτω gar nichts zu ſagen? Und doch ſagt es hier alles: denn dieſem οὕτω zu Folge, legten die komiſchen Dichter ihren Perſonen nicht allein willkührliche Namen bey, ſondern ſie legten ihnen dieſe willkührliche Namen ſo, οὕτω, bey. Und wie ſo? So, daß ſie mit dieſen Namen ſelbſt auf das Allgemeine zielten: οὗ στοχάζεται ἡ ποίησις ὀνόματα ἐπιτιθεμένη. Und wie geſchah das? Davon finde man mir ein Wort in den Anmerkungen des Dacier und Curtius!

Ohne weitere Umſchweife: es geſchah ſo, wie ich nun ſagen will. Die Komödie gab ihren

Perſonen Namen, welche, vermöge ihrer grammatiſchen Ableitung und Zuſammenſetzung, oder auch ſonſtigen Bedeutung, die Beſchaffenheit dieſer Perſonen ausdrückten: mit einem Worte, ſie gab ihnen redende Namen; Namen, die man nur hören durfte, um ſogleich zu wiſſen, von welcher Art die ſeyn würden, die ſie führen. Ich will eine Stelle des Donatus hierüber anziehen. Nomina perſonarum, ſagt er bey Gelegenheit der erſten Zeile in dem erſten Aufzuge der Brüder, in comœdiis duntaxat, habere debent rationem & etymologiam. Etenim abſurdum eſt, comicum aperte argumentum confingere: vel nomen perſonæ incongruum dare vel officium quod ſit a nomine diverſum. (*) Hinc ſervus

fidelis

(*) Dieſe Periode könnte leicht ſehr falſch verſtanden werden. Nehmlich wenn man ſie ſo verſtehen wollte, als ob Donatus auch das für etwas ungereimtes hielte, Comicum aperte argumentum confingere. Und das iſt doch die Meinung des Donatus gar nicht. Sondern er will ſagen: es würde ungereimt ſeyn, wenn der komiſche Dichter, da er ſeinen Stoff offenbar erfindet, gleichwohl den Perſonen unſchickliche Namen, oder Beſchäftigungen beylegen wollte, die mit ihren Namen ſtritten. Denn freylich, da der Stoff ganz von der Erfindung des Dichters iſt, ſo ſtand es ja einzig und allein bey

ihm

ſidelis **Parmeno**: infidelis vel **Syrus** vel **Geta**: miles Thraſo vel Polemon: juvenis **Pamphilus**: matrona **Myrrhina**, & puer ab odore **Storax**: vel a ludo & a geſticulatione **Circus**: & item ſimilia. In quibus ſummum Poetæ vitium eſt, ſi quid e contrario repugnans contrarium diverſumque protulerit, niſi per *ἀντίφρασιν* nomen impoſuerit joculariter, ut **Miſargyrides** in Plauto dicitur trapezita. Wer ſich durch noch mehr Beyſpiele hiervon überzeugen will, der darf nur die Namen bey dem Plautus und Terenz unterſuchen. Da ihre Stücke alle aus dem Griechiſchen genommen ſind: ſo ſind auch die Namen ihrer Perſonen griechiſchen Urſprungs, und haben, der Etymologie nach, immer eine Beziehung auf den Stand, auf die Denkungsart, oder auf ſonſt etwas, was dieſe Perſonen mit
meh-

ihm, was er ſeinen Perſonen für Namen beylegen, oder was er mit dieſen Namen für einen Stand oder für eine Verrichtung verbinden wollte. Sonach dürfte ſich vielleicht Donatus auch ſelbſt ſo zweydeutig nicht ausgedrückt haben; und mit Veränderung einer einzigen Sylbe iſt dieſer Anſtoß vermieden. Man leſe nehmlich entweder: Abſurdum eſt, Comicum aperte argumentum confingentem vel nomen perſonæ &c. Oder auch aperte argumentum confingere & nomen perſonæ u. ſ. w.

mehrern gemein haben können; wenn wir ſchon ſolche Etymologie nicht immer klar und ſicher angeben können.

Ich will mich bey einer ſo bekannten Sache nicht verweilen: aber wundern muß ich mich, wie die Ausleger des Ariſtoteles ſich ihrer gleichwohl da nicht erinnern können, wo Ariſtoteles ſo unwiderſprechlich auf ſie verweiſet. Denn was kann nunmehr wahrer, was kann klärer ſeyn, als was der Philoſoph von der Rückſicht ſagt, welche die Poeſie bey Ertheilung der Namen auf das Allgemeine nimmt? Was kann unleugbarer ſeyn, als daß επι μεν της κωμωδιας ἠδη τȣτο δηλον γεγονεν, daß ſich dieſe Rückſicht bey der Komödie beſonders längſt offenbar gezeigt habe? Von ihrem erſten Urſprunge an, das iſt, ſobald ſich die Jambiſchen Dichter von dem Beſondern zu dem Allgemeinen erhoben, ſobald aus der beleidigenden Satyre die unterrichtende Komödie entſtand: ſuchte man jenes Allgemeine durch die Namen ſelbſt anzudeuten. Der großſprecheriſche feige Soldat hieß nicht wie dieſer oder jener Anführer aus dieſem oder jenem Stamme: er hieß Pyrgopolinices, Hauptmann Mauerbrecher. Der elende Schmaruzer, der dieſem um das Maul gieng, hieß nicht, wie ein gewiſſer armer Schlucker in der Stadt: er hieß Artotrogus, Brockenſchröter. Der Jüngling, welcher durch ſeinen Aufwand, beſonders auf Pferde, den Vater in Schulden ſetzte, hieß nicht, wie der Sohn dieſes oder jenes edeln Bürgers: er hieß Pheidippides, Junker Spaarroß.

Man könnte einwenden, daß dergleichen bedeutende Namen wohl nur eine Erfindung der neuern Griechiſchen Komödie ſeyn dürften, deren Dichtern es ernſtlich verbothen war, ſich wahrer Namen zu bedienen; daß aber Ariſtoteles dieſe neuere Komödie nicht gekannt habe, und folglich bey ſeinen Regeln keine Rückſicht auf ſie nehmen können. Das Letztere behauptet Hurd; (*) aber es iſt eben ſo falſch, als falſch es

---

(*) Hurd in ſeiner Abhandlung über die verſchiedenen Gebiete des Drama: From the account of Comedy, here given, it may appear, that the idea of this drama is much enlarged beyond what it was in Ariſtotle's time, who defines it to be, an imitation of light and trivial actions, provoking ridicule. His notion was taken from the ſtate and practice of the Athenian ſtage; that is from the **old** or **middle** comedy, which anſwer to this deſcription. The great revolution, which the introduction of the **new** comedy made in the drama, did not happen till afterwards. Aber dieſes nimmt Hurd blos an, damit eine Erklärung der Komödie mit der Ariſtoteliſchen nicht ſo gerade zu zu ſtreiten ſcheine. Ariſtoteles hat die es iſt, daß die ältere Griechiſche Komödie ſich nur wahrer Namen bedient habe. Selbſt in den-

---

die Neue Komödie allerdings erlebt, und er gedenkt ihrer namentlich in der Moral an den Nikomachus, wo er von dem anſtändigen und unanſtändigen Scherze handelt. (Lib. IV. cap. 14.) Ἴδοι δ' ἄν τις καὶ ἐκ τῶν κωμῳδιῶν τῶν παλαιῶν καὶ τῶν καινῶν. Τοῖς μὲν γὰρ ἦν γελοῖον ἡ αἰσχρολογία, τοῖς δὲ μᾶλλον ἡ ὑπόνοια. Man könnte zwar ſagen, daß unter der Neuen Komödie hier die Mittlere verſtanden werde; denn als noch keine Neue geweſen, habe nothwendig die Mittlere die Neue heißen müſſen. Man könnte hinzuſetzen, daß Ariſtoteles in eben der Olympiade geſtorben, in welcher Menander ſein erſtes Stück aufführen laſſen, und zwar noch das Jahr vorher. (Euſebius in Chronico ad Olymp. CXIV. 4.) Allein man hat Unrecht, wenn man den Anfang der Neuen Komödie von dem Menander rechnet; Menander war der erſte Dichter dieſer Epoche, dem poetiſchen Werthe nach, aber nicht der Zeit nach. Philemon, der dazu gehört, ſchrieb viel früher, und der Uebergang von der Mittlern zur Neuen Komödie war ſo unmerklich, daß es dem Ariſtoteles unmöglich an Muſtern derſelben kann gefehlt haben. Ariſtophanes ſelbſt hatte ſchon ein ſolches Muſter gegeben; ſein Kokalos war ſo beſchaffen, wie ihn Philemon ſich mit wenigen denjenigen Stücken, deren vornehmſte, einzige Abſicht es war, eine gewiſſe bekannte Perſon lächerlich und verhaßt zu machen, waren, außer dem wahren Namen dieſer Perſon, die übrigen faſt alle erdichtet, und mit Beziehung auf ihren Stand und Charakter erdichtet.

Ham-

---

gen Veränderungen zueignen konnte: Κωκαλον, heißt es in dem Leben des Ariſtophanes, ἐν ᾡ εἰσαγει Φθοραν και ἀναγνωρισμον, και τἀλλα παντα ἁ ἐζηλωσε Μενανδρος. Wie nun alſo Ariſtophanes Muſter von allen verſchiedenen Abänderungen der Komödie gegeben, ſo konnte auch Ariſtoteles ſeine Erklärung der Komödie überhaupt auf ſie alle einrichten. Das that er denn; und die Komödie hat nachher keine Erweiterung bekommen, für welche dieſe Erklärung zu enge geworden wäre. Hurd hätte ſie nur recht verſtehen dürfen; und er würde gar nicht nöthig gehabt haben, um ſeine an und für ſich richtigen Begriffe von der Komödie außer allen Streit mit den Ariſtoteliſchen zu ſetzen, ſeine Zuflucht zu der vermeintlichen Unerfahrenheit des Ariſtoteles zu nehmen.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Ein und neunzigſtes Stück.

Den 15ten Merz, 1768.

Ja die wahren Namen ſelbſt, kann man ſagen, giengen nicht ſelten mehr auf das Allgemeine, als auf das Einzelne. Unter dem Namen Sokrates wollte Ariſtophanes nicht den einzeln Sokrates, ſondern alle Sophiſten, die ſich mit Erziehung junger Leute bemengten, lächerlich und verdächtig machen. Der gefährliche Sophiſt überhaupt war ſein Gegenſtand, und er nannte dieſen nur Sokrates, weil Sokrates als ein ſolcher verſchrieen war. Daher eine Menge Züge, die auf den Sokrates gar nicht paßten; ſo daß Sokrates in dem Theater getroſt aufſtehen, und ſich der Vergleichung Preis geben konnte! Aber wie ſehr verkennt man das Weſen der Komödie, wenn man dieſe nicht treffende Züge für nichts als muthwillige Verleumdungen erklärt, und ſie durchaus dafür nicht erkennen will, was ſie doch ſind, für Erweiterungen des einzeln Charakters, für Erhebungen des Perſönlichen zum Allgemeinen!

Hier ließe ſich von dem Gebrauche der wahren Namen in der Griechiſchen Komödie überhaupt verſchiednes ſagen, was von den Gelehrten ſo genau noch nicht aus einander geſetzt worden, als es wohl verdiente. Es ließe ſich anmerken, daß dieſer Gebrauch keinesweges in der ältern Griechiſchen Komödie allgemein geweſen, (*) daß ſich nur der und jener Dichter gelegentlich deſſelben erkühnet, (**) daß er ſolg-

---

(*) Wenn, nach dem Ariſtoteles, das Schema der Komödie von dem Margites des Homer, ὐ ψογον, ἀλλα το γελοιον δραματοποιησαντος, genommen worden: ſo wird man, allem Anſehen nach, auch gleich Anfangs die erdichteten Namen mit eingeführt haben. Denn Margites war wohl nicht der wahre Name einer gewiſſen Perſon: indem Μαργειτης wohl eher von μαργης gemacht worden, als daß μαργης von Μαργειτης ſollte entſtanden ſeyn. Von verſchiednen Dichtern der alten Komödie finden wir es auch ausdrücklich angemerkt, daß ſie ſich aller Anzüglichkeiten enthalten, welches bey wahren Namen nicht möglich geweſen wäre. Z. E. von dem Pherekrates.

(**) Die perſönliche und namentliche Satyre war ſo wenig eine weſentliche Eigenſchaft der alten folglich nicht als ein unterſcheidendes Merkmal dieſer Epoche der Komödie zu betrachten. (*)

ten Komödie, daß man vielmehr denjenigen ihrer Dichter gar wohl kennet, der ſich ihrer zuerſt erkühnet. Es war Cratinus, welcher zuerſt τῳ χαριεντι της κωμῳδιας το ὠφελιμον προσεθηκε, τους κακως πραττοντας διαβαλλων, και ὡσπερ δημοσια μαστιγι τη κωμωδια κολαζων. Und auch dieſer wagte ſich nur Anfangs an gemeine verworfene Leute, von deren Ahndung er nichts zu befürchten hatte. Ariſtophanes wollte ſich die Ehre nicht nehmen laſſen, daß er es ſey, welcher ſich zuerſt an die Großen des Staats gewagt habe: (Ir. v. 750.)

Ουκ ἰδιωτας ἀνθρωπισκους κωμῳδων,
ουδε γυναικας,
Αλλ' Ἡρακλεους ὀργην τιν' ἐχων, τοισι
μεγιστοις ἐπιχειρει.

Ja er hätte lieber gar dieſe Kühnheit als ſein eigenes Privilegium betrachten mögen. Er war höchſt eiferſüchtig, als er ſahe, daß ihn ſo viele andere Dichter, die er verachtete, darinn nachfolgten.

(*) Welches gleichwohl faſt immer geſchieht. Ja man geht noch weiter, und will behaupten, daß mit den wahren Namen auch wahre Begebenheiten verbunden geweſen, an welchen die Erfindung des Dichters keinen Theil gehabt.

Es ließe ſich zeigen, daß als er endlich durch ausdrückliche Geſetze unterſagt war, doch noch im-

---

habt. Dacier ſelbſt ſagt: Ariſtote n'a pû vouloir dire qu Epicharmus & Phormis inventerent les ſujets de leurs pieces, puisque l'un & l'autre ont été des Poëtes de la vieille Comedie, ou il n'y avoit rien de feint, & que ces avantures feintes ne commencerent à etre miſes ſur le theater, que du tems d'Alexander le Grand, c'eſt à dire dans la nouvelle Comedie. (Remarque ſur le Chap. V. de la Poet. d'Ariſt.) Man ſollte glauben, wer ſo etwas ſagen könne, müſſe nie auch nur einen Blick in den Ariſtophanes gethan haben. Das Argument, die Fabel der alten Griechiſchen Komödie war eben ſowohl erdichtet, als es die Argumente und Fabeln der Neuen nur immer ſeyn konnten. Kein einziges von den übrig gebliebenen Stücken des Ariſtophanes ſtellt eine Begebenheit vor, die wirklich geſchehen wäre: und wie kann man ſagen, daß ſie der Dichter deswegen nicht erfunden, weil ſie zum Theil auf wirkliche Begebenheiten anſpielt? Wenn Ariſtoteles als ausgemacht annimmt, ὅτι τον ποιητην μαλλον των μυθων ειναι δει ποιητην, ἢ των μετρων: würde er nicht ſchlechterdings die Verfaſſer der alten Griechiſchen Komödie aus der Klaſſe der Dichter haben ausſchließen müſſen, wenn er geglaubt hätte, daß ſie die Argumente ihrer immer gewiſſe Perſonen von dem Schutze dieſer Geſetze entweder namentlich ausgeſchloſſen waren, oder doch ſtillſchweigend für ausgeſchloſſen gehalten wurden. In den Stücken des Menanders ſelbſt, wurden noch Leute genug bey ihren wahren Namen genannt und lächerlich gemacht. (*) Doch ich muß mich nicht aus einer Ausſchweifung in die andere verlieren.

---

ihrer Stücke nicht erfunden? Aber ſo wie es, nach ihm, in der Tragödie gar wohl mit der poetiſchen Erfindung beſtehen kann, daß Namen und Umſtände aus der wahren Geſchichte entlehnt ſind: ſo muß es, ſeiner Meinung nach, auch in der Komödie beſtehen können. Es kann unmöglich ſeinen Begriffen gemäß geweſen ſeyn, daß die Komödie dadurch, daß ſie wahre Namen brauche, und auf wahre Begebenheiten anſpiele, wiederum in die Jambiſche Schmähſucht zurück falle: vielmehr muß er geglaubt haben, daß ſich das καθολȣ ποιειν λογȣς η μυθȣς gar wohl damit vertrage. Er geſteht dieſes den älteſten komiſchen Dichtern, dem Epicharmus, dem Phormis und Krates zu, und wird es gewiß dem Ariſtophanes nicht abgeſprochen haben, ob er ſchon wußte, wie ſehr er nicht allein den Kleon und Hyperbolus, ſondern auch den Perikles und Sokrates namentlich mitgenommen.

(*) Mit der Strenge, mit welcher Plato das Verboth, jemand in der Komödie lächerlich

Ich will nur noch die Anwendung auf die wahren Namen der Tragödie machen. So wie der Ariſtophaniſche Sokrates nicht den einzeln Mann dieſes Namens vorſtellte, noch vorſtellen ſollte; ſo wie dieſes perſonifirte Ideal einer eiteln und gefährlichen Schulweisheit nur darum den Namen Sokrates bekam, weil Sokrates als ein ſolcher Täuſcher und Verführer zum Theil bekannt war, zum Theil noch bekannter werden ſollte; ſo wie blos der Begriff von Stand und Charakter, den man mit dem Namen Sokrates verband und noch näher verbinden ſollte, den Dichter in der Wahl des Namens beſtimmte: ſo iſt auch blos der Begriff des Charakters, den wir mit den Namen Regulus,

---

zu machen, in ſeiner Republik einführen wollte, (μητε λογω, μητε εικονι, μητε θυμω, μητε ἀνευ θυμου, μηδαμως μηδενα των πολιτων κωμωδειν) iſt in der wirklichen Republik niemals darüber gehalten worden. Ich will nicht anführen, daß in den Stücken des Menander noch ſo mancher Cyniſche Philoſoph, noch ſo manche Buhlerinn mit Namen genennt ward: man könnte antworten, daß dieſer Abſchaum von Menſchen nicht zu den Bürgern gehört. Aber Kteſippus, der Sohn des Chabrias, war doch gewiß Athenienſiſcher Bürger, ſo gut wie einer: und man ſehe, was Menander von ihm ſagte. (Menandri Fr. p. 137. Edit. Cl.)

gulus, Cato, Brutus zu verbinden gewohnt ſind, die Urſache, warum der tragiſche Dichter ſeinen Perſonen dieſe Namen ertheilet. Er führt einen Regulus, einen Brutus auf, nicht um uns mit den wirklichen Begegniſſen dieſer Männer bekannt zu machen, nicht um das Gedächtniß derſelben zu erneuern: ſondern um uns mit ſolchen Begegniſſen zu unterhalten, die Männern von ihrem Charakter überhaupt begegnen können und müſſen. Nun iſt zwar wahr, daß wir dieſen ihren Charakter aus ihren wirklichen Begegniſſen abſtrahiret haben: es folgt aber doch daraus nicht, daß uns auch ihr Charakter wieder auf ihre Begegniſſe zurückführen müſſe; er kann uns nicht ſelten weit kürzer, weit natürlicher auf ganz andere bringen, mit welchen jene wirkliche weiter nichts gemein haben, als daß ſie mit ihnen aus einer Quelle, aber auf unzuverfolgenden Umwegen und über Erdſtriche hergefloſſen ſind, welche ihre Lauterkeit verdorben haben. In dieſem Falle wird der Poet jene erfundene den wirklichen ſchlechterdings vorziehen, aber den Perſonen noch immer die wahren Namen laſſen. Und zwar aus einer doppelten Urſache: einmal, weil wir ſchon gewohnt ſind, bey dieſen Namen einen Charakter zu denken, wie er ihn in ſeiner Allgemeinheit zeiget; zweytens, weil wirklichen Namen auch wirkliche Begebenheiten anzuhängen ſcheinen, und alles,

was

was einmal geſchehen, glaubwürdiger iſt, als was nicht geſchehen. Die erſte dieſer Urſachen fließt aus der Verbindung der Ariſtoteliſchen Begriffe überhaupt; ſie liegt zum Grunde, und Ariſtoteles hatte nicht nöthig, ſich umſtändlicher bey ihr zu verweilen; wohl aber bey der zweyten, als einer von anderwärts noch dazu kommenden Urſache. Doch dieſe liegt itzt außer meinem Wege, und die Ausleger insgeſamt haben ſie weniger mißverſtanden als jene.

Nun alſo auf die Behauptung des Diderot zurück zu kommen. Wenn ich die Lehre des Ariſtoteles richtig erklärt zu haben, glauben darf: ſo darf ich auch glauben, durch meine Erklärung bewieſen zu haben, daß die Sache ſelbſt unmöglich anders ſeyn kann, als ſie Ariſtoteles lehret. Die Charaktere der Tragödie müſſen eben ſo allgemein ſeyn, als die Charaktere der Komödie. Der Unterſchied, den Diderot behauptet, iſt falſch: oder Diderot muß unter der Allgemeinheit eines Charakters ganz etwas anders verſtehen, als Ariſtoteles darunter verſtand.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Zwey und neunzigſtes Stück.

Den 18ten Merz, 1768.

Und warum könnte das Letztere nicht ſeyn? Finde ich doch noch einen andern, nicht minder trefflichen Kunſtrichter, der ſich faſt eben ſo ausdrückt als Diderot, faſt eben ſo gerade zu dem Ariſtoteles zu widerſprechen ſcheint, und gleichwohl im Grunde ſo wenig widerſpricht, daß ich ihn vielmehr unter allen Kunſtrichtern für denjenigen erkennen muß, der noch das meiſte Licht über dieſe Materie verbreitet hat.

Es iſt dieſes der engliſche Commentator der Horaziſchen Dichtkunſt, Hurd: ein Schriftſteller aus derjenigen Klaſſe, die durch Ueberſetzungen bey uns immer am ſpäteſten bekannt werden. Ich möchte ihn aber hier nicht gern anpreiſen, um dieſe ſeine Bekanntmachung zu beſchleunigen. Wenn der Deutſche, der ihr gewachſen wäre, ſich noch nicht gefunden hat: ſo dürften vielleicht auch der Leſer unter uns noch nicht viele ſeyn, denen daran gelegen wäre. Der fleißige Mann, voll guten Willens, übereile ſich alſo lieber damit nicht, und ſehe, was ich von einem noch unüberſetzten gutem Buche hier ſage, ja für keinen Wink an, den ich ſeiner allezeit fertigen Feder geben wollen.

Hurd hat ſeinem Commentar eine Abhandlung, über die verſchiednen Gebiete des Drama, beygefügt. Denn er glaubte bemerkt zu haben, daß bisher nur die allgemeinen Geſetze dieſer Dichtungsart in Erwägung gezogen worden, ohne die Grenzen der verſchiednen Gattungen derſelben feſtzuſetzen. Gleichwohl müſſe auch dieſes geſchehen, um von dem eigenen Verdienſte einer jeden Gattung insbeſondere ein billiges Urtheil zu fällen. Nachdem er alſo die Abſicht des Drama überhaupt, und der drey Gattungen deſſelben, die er vor ſich findet, der Tragödie, der Komödie und des Poſſenſpiels, insbeſondere feſtgeſetzt: ſo folgert er, aus jener allgemeinen und aus dieſen beſondern Abſichten, ſowohl diejenigen Eigenſchaften, welche ſie unter ſich gemein haben, als diejenigen, in welchen ſie von einander unterſchieden ſeyn müſſen.

Unter die letztern rechnet er, in Anſehung der Komödie und Tragödie, auch dieſe, daß der Tragödie eine wahre, der Komödie hingegen eine erdichtete Begebenheit zuträglicher ſey. Hierauf fährt er fort: The ſame genius in the two dramas is obſervable, in their draught of characters. Comedy makes all its characters general; Tragedy, particular. The Avare of Moliere is not ſo properly the picture of a covetous man, as of covetousneſs itſelf. Racine's Nero on the other hand, is not a picture of cruelty, but of a cruel man. D. i. „In dem nehmlichen „Geiſte ſchildern die zwey Gattungen des „Drama auch ihre Charaktere. Die Komödie macht alle ihre Charaktere general; „die Tragödie partikular. Der Geitzige des „Moliere iſt nicht ſo eigentlich das Gemählde „eines geitzigen Mannes, als des Geitzes „ſelbſt. Racinens Nero hingegen iſt nicht das „Gemählde der Grauſamkeit, ſondern nur „eines grauſamen Mannes.„

Hurd ſcheinet ſo zu ſchließen: wenn die Tragödie eine wahre Begebenheit erfodert, ſo müſſen auch ihre Charaktere wahr, das iſt, ſo beſchaffen ſeyn, wie ſie wirklich in den Individuis exiſtiren; wenn hingegen die Komödie ſich mit er-

erdichteten Begebenheiten begnügen kann, wenn ihr wahrſcheinliche Begebenheiten, in welchen ſich die Charaktere nach allen ihrem Umfange zeigen können, lieber ſind, als wahre, die ihnen einen ſo weiten Spielraum nicht erlauben, ſo dürfen und müſſen auch ihre Charaktere ſelbſt allgemeiner ſeyn, als ſie in der Natur exiſtiren; angeſehen dem Allgemeinen ſelbſt, in unſerer Einbildungskraft eine Art von Exiſtenz zukömmt, die ſich gegen die wirkliche Exiſtenz des Einzeln eben wie das Wahrſcheinliche zu dem Wahren verhält.

Ich will itzt nicht unterſuchen, ob dieſe Art zu ſchließen nicht ein bloßer Zirkel iſt: ich will die Schlußfolge blos annehmen, ſo wie ſie da liegt, und wie ſie der Lehre des Ariſtoteles ſchnurſtracks zu widerſprechen ſcheint. Doch, wie geſagt, ſie ſcheint es blos, welches aus der weitern Erklärung des Hurd erhellet.

„Es wird aber, fährt er fort, hier dienlich „ſeyn, einer doppelten Verſtoßung vorzu„bauen, welche der eben angeführte Grundſatz „zu begünſtigen ſcheinen könnte.

„Die erſte betrift die Tragödie, von der ich „geſagt habe, daß ſie partikuläre Charaktere „zeige. Ich meine, ihre Charaktere ſind par„tiku-

„tikulärer, als die Charaktere der Komödie. „Das iſt: die Abſicht der Tragödie verlangt „es nicht und erlaubt es nicht, daß der Dichter „von den charakteriſtiſchen Umſtänden, durch „welche ſich die Sitten ſchildern, ſo viele zuſammen zieht, als die Komödie. Denn in jener „wird von dem Charakter nicht mehr gezeigt, „als ſo viel der Verlauf der Handlung unumgänglich erfodert. In dieſer hingegen werden „alle Züge, durch die er ſich zu unterſcheiden „pflegt, mit Fleiß aufgeſucht und angebracht.

„Es iſt faſt, wie mit dem Portraitmahlen. „Wenn ein großer Meiſter ein einzelnes Geſicht abmahlen ſoll, ſo giebt er ihm alle die Lineamente, die er in ihm findet, und macht es „Geſichtern von der nehmlichen Art nur ſo weit „ähnlich, als es ohne Verletzung des allergeringſten eigenthümlichen Zuges geſchehen kann. „Soll eben derſelbe Künſtler hingegen einen „Kopf überhaupt mahlen, ſo wird er alle die „gewöhnlichen Mienen und Züge zuſammen anzubringen ſuchen, von denen er in der geſammten Gattung bemerkt hat, daß ſie die Idee am „kräftigſten ausdrücken, die er ſich itzt in Gedanken gemacht hat, und in ſeinem Gemählde „darſtellen will.

„Eben ſo unterſcheiden ſich die Schildereyen „der beiden Gattungen des Drama: woraus

„denn erhellet, daß, wenn ich den tragiſchen „Charakter partikular nenne, ich blos ſagen will, daß er die Art, zu welcher er gehöret, weniger vorſtellig macht, als der komiſche; nicht aber, daß das, was man von dem „Charakter zu zeigen für gut befindet, es mag „nun ſo wenig ſeyn, als es will, nicht nach „dem Allgemeinen entworfen ſeyn ſollte, „als wovon ich das Gegentheil anderwärts behauptet und umſtändlich erläutert habe. (*)

„Was zweytens die Komödie anbelangt, „ſo habe ich geſagt, daß ſie generale Charaktere geben müſſe, und habe zum Beyſpiele „den Geizigen des Moliere angeführt, der „mehr der Idee des Geizes, als eines wirklichen geizigen Mannes entſpricht. Doch „auch hier muß man meine Worte nicht in aller „ihrer Strenge nehmen. Moliere dünkt mich

„in

(*) Bey den Verſen der Horaziſchen Dichtkunſt: Reſpicere exemplar vitæ morumque jubebo Doctum imitatorem, & veras hinc ducere voces, wo Hurd zeiget, daß die Wahrheit, welche Horaz hier verlangt, einen ſolchen Ausdruck bedeute, als der allgemeinen Natur der Dinge gemäß iſt; Falſchheit hingegen das heiſſe, was zwar dem vorhabenden beſondern Falle angemeſſen, aber nicht mit jener allgemeinen Natur übereinſtimmend ſey.

„in dieſem Beyſpiele ſelbſt fehlerhaft: ob es
„ſchon ſonſt, mit der erforderlichen Erklärung,
„nicht ganz unſchicklich ſeyn wird, meine Meinung
„begreiflich zu machen.

„Da die komiſche Bühne die Abſicht hat,
„Charaktere zu ſchildern, ſo meine ich kann dieſe
„Abſicht am vollkommenſten erreicht werden,
„wenn ſie dieſe Charaktere ſo allgemein macht,
„als möglich. Denn indem auf dieſe Weiſe die
„in dem Stücke aufgeführte Perſon gleichſam
„der Repreſentant aller Charaktere dieſer Art
„wird, ſo kann unſere Luſt an der Wahrheit
„der Verſtellung ſo viel Nahrung darinn finden,
„als nur möglich. Es muß aber ſodann
„dieſe Allgemeinheit ſich nicht bis auf unſern
„Begriff von den möglichen Wirkungen des
„Charakters, im Abſtracto betrachtet, erſtrecken,
„ſondern nur bis auf die wirkliche Aeußerung
„ſeiner Kräfte, ſo wie ſie von der Erfahrung
„gerechtfertiget werden, und im gemeinen Leben
„Statt finden können. Hierinn haben Moliere,
„und vor ihm Plautus, gefehlt; ſtatt der Abbildung
„eines geitzigen Mannes, haben
„ſie uns eine grillenhafte widrige Schilderung
„der Leidenſchaft des Geitzes gegeben.
„Ich nenne es eine grillenhafte Schilderung,
„weil ſie kein Urbild in der Natur hat.
„Ich nenne es eine widrige Schilderung;
„denn

„denn da es die Schilderung einer einfachen unvermiſchten Leidenſchaft iſt, ſo fehlen ihr alle die Lichter und Schatten, deren richtige Verbindung allein ihr Kraft und Leben ertheilen könnte. Dieſe Lichter und Schatten ſind die Vermiſchung verſchiedener Leidenſchaften, welche mit der vornehmſten oder herrſchenden Leidenſchaft zuſammen den menſchlichen Charakter ausmachen; und dieſe Vermiſchung muß ſich in jedem dramatiſchen Gemählde von Sitten finden, weil es zugeſtanden iſt, daß das Drama vornehmlich das wirkliche Leben abbilden ſoll. Doch aber muß die Zeichnung der herrſchenden Leidenſchaft ſo allgemein entworfen ſeyn, als es ihr Streit mit den andern in der Natur nur immer zulaſſen will, damit der vorzuſtellende Charakter ſich deſto kräftiger ausdrücke.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Drey und neunzigſtes Stück.

Den 22ſten Merz, 1768.

„Alles dieſes läßt ſich abermals aus der
„Mahlerey ſehr wohl erläutern. Jn
„*charakteriſtiſchen Porträten*, wie
„wir diejenigen nennen können, welche eine Abbildung
„der Sitten geben ſollen, wird der
„Artiſt, wenn er ein Mann von wirklicher Fähigkeit
„iſt, nicht auf die Möglichkeit einer abſtrakten
„Idee losarbeiten. Alles was er ſich
„vornimmt zu zeigen, wird dieſes ſeyn, daß irgend
„eine Eigenſchaft die *herrſchende* iſt;
„dieſe drückt er ſtark, und durch ſolche Zeichen
„aus, als ſich in den Wirkungen der herrſchenden
„Leidenſchaft am ſichtbarſten äußern. Und
„wenn er dieſes gethan hat, ſo dürfen wir, nach
„der gemeinen Art zu reden, oder, wenn man
„will, als ein Compliment gegen ſeine Kunſt,
„gar wohl von einem ſolchen Portraite ſagen,
„daß es uns nicht ſowohl den Menſchen, als

„die Leidenſchaft zeige; gerade ſo, wie die Alten von der berühmten Bildſäule des Apollodorus vom Silanion angemerkt haben, daß ſie nicht ſowohl den zornigen Apollodorus, als die Leidenſchaft des Zornes vorſtelle. (*) Dieſes aber muß blos ſo verſtanden werden, daß er die hauptſächlichen Züge der vorgebildeten Leidenſchaft gut ausgedrückt habe. Denn im Uebrigen behandelt er ſeinen Vorwurf eben ſo, wie er jeden andern behandeln würde: das iſt, er vergißt die mitverbundenen Eigenſchaften nicht, und nimmt das allgemeine Ebenmaaß und Verhältniß, welches man an einer menſchlichen Figur erwartet, in Acht. Und das heißt denn die Natur ſchildern, welche uns kein Beyſpiel von einem Menſchen giebt, der ganz und gar in eine einzige Leidenſchaft verwandelt wäre. Keine Metamorphoſis könnte ſeltſamer und unglaublicher ſeyn. Gleichwohl ſind Portraite, in dieſem tadelhaften Geſchmacke verfertiget, die Bewunderung gemeiner Gaffer, die, wenn ſie in einer Sammlung das Gemählde, z. E. eines Geizigen, (denn ein gewöhnlicheres giebt es wohl in dieſer Gattung nicht,) erblicken, und nach dieſer Idee jede Muſkel, jeden Zug angeſtrenget, verzerret und überladen finden, ſicherlich nicht

„er-

(*) Non hominem ex ære fecit, ſed iracundiam. Plinius libr. 34. 8.

„ermangeln, ihre Billigung und Bewunderung
„darüber zu äußern. — Nach dieſem Begriffe
„der Vortrefflichkeit würde Le Bruns Buch
„von den Leidenſchaften, eine Folge der
„beſten und richtigſten moraliſchen Portraite
„enthalten: und die Charaktere des Theophraſts
„müßten, in Abſicht auf das Drama,
„den Charaktern des Terenz weit vorzuziehen
„ſeyn.

„Ueber das erſtere dieſer Urtheile, würde jeder
„Virtuoſe in den bildenden Künſten unſtreitig
„lachen. Das letztere aber, fürchte ich, dürften
„wohl nicht alle ſo ſeltſam finden; wenigſtens,
„nach der Praxis verſchiedener unſerer
„beſten komiſchen Schriftſteller und nach dem
„Beyfalle zu urtheilen, welchen dergleichen
„Stücke gemeiniglich gefunden haben. Es
„lieſſen ſich leicht faſt aus allen charakteriſtiſchen
„Komödien Beyſpiele anführen. Wer aber
„die Ungereimtheit, dramatiſche Sitten nach
„abſtrakten Ideen auszuführen, in ihrem völligen
„Lichte ſehen will, der darf nur B. Johnſons
„Jedermann aus ſeinem Humor (*)

(*) Beym B. Johnſon ſind zwey Komödien, die er vom Humor benennt hat: die eine Every Man in his Humour, und die andere Every Man out of his Humour.

„vor ſich nehmen; welches ein charakteriſtiſches „Stück ſeyn ſoll, in der That aber nichts als „eine

Das Wort Humor war zu ſeiner Zeit aufgekommen, und wurde auf die lächerlichſte Weiſe gemißbraucht. Sowohl dieſen Mißbrauch, als den eigentlichen Sinn deſſelben, bemerkt er in folgender Stelle ſelbſt:

As when ſome one peculiar quality
Doth ſo poſſeſs a Man, that it doth draw
All his affects, his ſpirits, and his powers,
In their conſtructions, all to run one way,
This may be truly ſaid to be a humour.
But that a rook by wearing a py'd feather,
The cable hatband, or the three-pil'd ruff,
A yard of ſhoe-tye, or the Switzer's knot
On his French garters, ſhould affect a humour!
O, it is more than moſt ridiculous.

In der Geſchichte des Humors ſind beide Stücke des Johnſon alſo ſehr wichtige Dokumente, und das leztere noch mehr als das erſtere. Der Humor, den wir den Engländern izt ſo vorzüglich zuſchreiben, war damals bey ihnen großen Theils Affectation; und vornehmlich dieſe Affectation lächer-

,,eine unnatürliche, und wie es die Mahler nen-
,,nen würden, harte Schilderung einer Gruppe

cherlich zu machen, ſchilderte Johnſon Humor. Die Sache genau zu nehmen, müßte auch nur der affectirte, und nie der wahre Humor ein Gegenſtand der Komödie ſeyn. Denn nur die Begierde, ſich von andern auszuzeichnen, ſich durch etwas Eigenthümliches merkbar zu machen, iſt eine allgemeine menſchliche Schwachheit, die, nach Beſchaffenheit der Mittel, welche ſie wählet, ſehr lächerlich, oder auch ſehr ſtrafbar werden kann. Das aber, wodurch die Natur ſelbſt, oder eine anhaltende zur Natur gewordene Gewohnheit, einen einzeln Menſchen von allen andern auszeichnet, iſt viel zu ſpeciell, als daß es ſich mit der allgemeinen philoſophiſchen Abſicht des Drama vertragen könnte. Der überhäufte Humor in vielen Engliſchen Stücken, dürfte ſonach auch wohl das Eigene, aber nicht das Beſſere derſelben ſeyn. Gewiß iſt es, daß ſich in dem Drama der Alten keine Spur von Humor findet. Die alten dramatiſchen Dichter wußten das Kunſtſtück, ihre Perſonen auch ohne Humor zu individualiſiren: ja die alten Dichter überhaupt. Wohl aber zeigen die alten Geſchichtſchreiber und Redner dann und wann Humor; wenn nehmlich die hiſtoriſche Wahrheit, oder die Aufklärung eines gewiſſen Facti, dieſe genaue Schilderung καθ' ἕκαστον erfodert. Ich habe Exempel davon fleißig geſammelt, die ich auch blos

„von für ſich beſtehenden Leidenſchaf-
„ten iſt, wovon man das Urbild in dem wirklichen
„Leben nirgends findet. Dennoch hat
„dieſe Komödie immer ihre Bewunderer gehabt;
„und beſonders muß Randolph von ihrer
„Einrichtung ſehr bezaubert geweſen ſeyn, weil
„er ſie in ſeinem Spiegel der Muſe ausdrücklich
„nachgeahmet zu haben ſcheint.

„Auch

---

darum in Ordnung bringen zu können wünſchte, um gelegentlich einen Fehler wieder gut zu machen, der ziemlich allgemein geworden iſt. Wir überſetzen nehmlich itzt, faſt durchgängig, Humor durch Laune; und ich glaube mir bewußt zu ſeyn, daß ich der erſte bin, der es ſo überſetzt hat. Ich habe ſehr unrecht daran gethan, und ich wünſchte, daß man mir nicht gefolgt wäre. Denn ich glaube es unwiderſprechlich beweiſen zu können, daß Humor und Laune ganz verſchiedene, ja in gewiſſem Verſtande gerade entgegen geſetzte Dinge ſind. Laune kann zu Humor werden; aber Humor iſt, außer dieſem einzigen Falle, nie Laune. Ich hätte die Abſtammung unſers deutſchen Worts und den gewöhnlichen Gebrauch deſſelben, beſſer unterſuchen und genauer erwägen ſollen. Ich ſchloß zu eilig, weil Laune das Franzöſiſche Humeur ausdrücke, daß es auch das Engliſche Humour ausdrücken könnte: aber die Franzoſen ſelbſt können Humour nicht durch Humeur überſetzen. —

Von

„Auch hierinn, müſſen wir anmerken, iſt „Shakeſpear, ſo wie in allen andern noch weſentlichern Schönheiten des Drama, ein vollkommenes Muſter. Wer ſeine Komödien in „dieſer Abſicht aufmerkſam durchleſen will, wird „finden, daß ſeine auch noch ſo kräftig „gezeichneten Charaktere, den größten „Theil ihrer Rollen durch, ſich vollkommen „wie alle andere ausdrücken, und ihre weſentlichen

---

Von den genannten zwey Stücken des Johnſon hat das erſte, Jedermann in ſeinem Humor, den vom Hurd hier gerügten Fehler weit weniger. Der Humor, den die Perſonen deſſelben zeigen, iſt weder ſo individuell, noch ſo überladen, daß er mit der gewöhnlichen Natur nicht beſtehen könnte; ſie ſind auch alle zu einer gemeinſchaftlichen Handlung ſo ziemlich verbunden. In dem zweyten hingegen, Jedermann aus ſeinem Humor, iſt faſt nicht die geringſte Fabel; es treten eine Menge der wunderlichſten Narren nach einander auf, man weis weder wie, noch warum; und ihr Geſpräch iſt überall durch ein Paar Freunde des Verfaſſers unterbrochen, die unter dem Namen Grex eingeführt ſind, und Betrachtung über die Charaktere der Perſonen und über die Kunſt des Dichters, ſie zu behandeln, anſtellen. Das aus ſeinem Humor, out of his Humour, zeigt an, daß alle die Perſonen in Umſtände gerathen, in welchen ſie ihres Humors ſatt und überdrüſſig werden.

„lichen und herrſchenden Eigenſchaften nur gelegentlich,
„ſo wie die Umſtände eine ungezwungene
„Aeußerung veranlaſſen, an den Tag legen.
„Dieſe beſondere Vortrefflichkeit ſeiner Komödien
„entſtand daher, daß er die Natur getreulich
„copirte, und ſein reges und feuriges Genie
„auf alles aufmerkſam war, was ihm in dem
„Verlaufe der Scenen dienliches aufſtoſſen
„konnte: da hingegen Nachahmung und
„geringere Fähigkeiten kleine Scribenten
„verleiten, ſich um die Fertigkeit zu beeifern,
„dieſen einen Zweck keinen Augenblick
„aus dem Geſichte zu laſſen, und mit der ängſtlichſten
„Sorgfalt ihre Lieblingscharaktere in
„beſtändigem Spiele und ununterbrochner Thätigkeit
„zu erhalten. Man könnte über dieſe
„ungeſchickte Anſtrengung ihres Witzes ſagen,
„daß ſie mit den Perſonen ihres Stücks
„nicht anders umgehen, als gewiſſe ſpaßhafte
„Leute mit ihren Bekannten, denen ſie mit
„ihren Höflichkeiten ſo zuſetzen, daß ſie ihren
„Antheil an der allgemeinen Unterhaltung gar
„nicht nehmen können, ſondern nur immer, zum
„Vergnügen der Geſellſchaft, Sprünge und
„Männerchen machen müſſen.„

Hamburgiſche Dramaturgie.

Vier und neunzigſtes Stück.

Den 25ſten Merz, 1768.

Und ſo viel von der Allgemeinheit der komiſchen Charaktere, und den Grenzen dieſer Allgemeinheit, nach der Idee des Hurd! — Doch es wird nöthig ſeyn, noch erſt die zweyte Stelle beyzubringen, wo er erklärt zu haben verſichert, in wie weit auch den tragiſchen Charakteren, ob ſie ſchon nur partikular wären, dennoch eine Allgemeinheit zukomme: ehe wir den Schluß überhaupt machen können, ob und wie Hurd mit Diderot, und beide mit dem Ariſtoteles übereinſtimmen.

„Wahrheit, ſagt er, heißt in der Poeſie ein ſolcher Ausdruck, als der allgemeinen Natur der Dinge gemäß iſt; Falſchheit hingegen ein ſolcher, als ſich zwar zu dem vorhabenden beſondern Falle ſchicket, aber nicht mit jener allgemeinen Natur übereinſtimmet. „Dieſe Wahrheit des Ausdrucks in der drama-

„tiſchen Poeſie zu erreichen, empfiehlet Horaz (*) zwey Dinge: einmal, die Socratiſche Philoſophie fleißig zu ſtudieren; zweytens, ſich um eine genaue Kenntniß des menſchlichen Lebens zu bewerben. Jenes, weil es der eigenthümliche Vorzug dieſer Schule iſt, ad veritatem vitæ propius accedere; (**) dieſes, um unſerer Nachahmung eine deſto allgemeinere Aehnlichkeit ertheilen zu können. Sich hiervon zu überzeugen, darf man nur erwägen, daß man ſich in Werken der Nachahmung an die Wahrheit zu genau halten kann; und dieſes auf doppelte Weiſe. Denn entweder kann der Künſtler, wenn er die Natur nachbilden will, ſich zu ängſtlich befleißigen, alle und jede Beſonderheiten ſeines Gegenſtandes anzudeuten, und ſo die allgemeine Idee der Gattung auszudrücken verfehlen. Oder er kann, wenn er ſich dieſe allgemeine Idee zu ertheilen bemüht, ſie aus zu vielen Fällen des wirklichen Lebens, nach ſeinem weiteſten Umfange, zuſammen ſetzen; da er ſie vielmehr von dem lautern Begriffe, der ſich blos in der Vorſtellung der Seele findet, hernehmen ſollte. Dieſes letztere iſt der allgemeine Tadel, womit die Schule der Niederländiſchen Mahler zu „be-

---

(*) De arte poet. v. 310. 317. 18.

(**) De Orat. I. 51.

„belegen, als die ihre Vorbilder aus der wirklichen Natur, „und nicht, wie die Italieniſche, „von dem geiſtigen Ideale der Schönheit entlehnet. (*) Jenes aber entſpricht einem andern Fehler, den man gleichfalls den Niederländiſchen Meiſtern vorwirft, und der dieſer „iſt, daß ſie lieber die beſondere, ſeltſame und „groteſke, als die allgemeine und reitzende Natur, ſich zum Vorbilde wählen.

„Wir ſehen alſo, daß der Dichter, indem er „ſich von der eigenen und beſondern Wahrheit „entfernet, deſto getreuer die allgemeine Wahrheit nachahmet. Und hieraus ergiebt ſich die „Antwort auf jenen ſpitzfindigen Einwurf, den „Plato gegen die Poeſie ausgegrübelt hatte, und „nicht ohne Selbſtzufriedenheit vorzutragen „ſchien. Nehmlich, daß die poetiſche Nachahmung uns die Wahrheit nur ſehr von weitem zeigen könne. Denn, der poetiſche „Ausdruck, ſagt der Philoſoph, iſt das „Abbild von des Dichters eigenen Begriffen; die Begriffe des Dichters

---

(*) Nach Maaßgebung der Antiken. Nec enim Phidias, cum faceret Jovis formam aut Minervæ, contemplabatur aliquem e quo ſimilitudinem duceret: ſed ipſius in mente incidebat ſpecies pulchritudinis eximia quædam, quam intuens in eaque defixus ad illius ſimilitudinem artem & manum dirigebat. (Cic. Or. 2)

„ſind das Abbild der Dinge; und die
„Dinge das Abbild des Urbildes, welches
„in dem göttlichen Verſtande exiſtiret.
„Folglich iſt der Ausdruck des
„Dichters nur das Bild von dem Bilde
„eines Bildes, und liefert uns urſprüngliche
„Wahrheit nur gleichſam
„aus der dritten Hand. (*) Aber alle
„dieſe Vernünfteley fällt weg, ſobald man die
„nur gedachte Regel des Dichters gehörig faſſet,
„und fleißig in Ausübung bringet. Denn indem
„der Dichter von den Weſen alles abſondert,
„was allein das Individuum angehet und
„unterſcheidet, überſpringet ſein Begriff gleichſam
„alle die zwiſchen inne liegenden beſondern
„Gegenſtände, und erhebt ſich, ſo viel möglich,
„zu dem göttlichen Urbilde, um ſo das unmittelbare
„Nachbild der Wahrheit zu werden.
„Hieraus lernt man denn auch einſehen, was
„und wie viel jenes ungewöhnliche Lob, welches
„der große Kunſtrichter der Dichtkunſt ertheilet,
„ſagen wolle; daß ſie, gegen die Geſchichte
„genommen, das ernſtere und
„philoſophiſchere Studium ſey: Φιλοσοφωτερον
„και σπουδαιοτερον ποιησις ἱςοριας
„ἐςιν. Die Urſache, welche gleich darauf folgt,
„iſt nun gleichfalls ſehr begreiflich: ἡ μεν γαρ
„ποιησις μαλλον τα καθολου, ἡ δ' ἱςορια
„τα

(*) Plato de Repl. L. X.

„τα καϑ' ἑκαϛον λεγει. (*) Ferner wird
„hieraus ein weſentlicher Unterſchied deutlich,
„der ſich, wie man ſagt, zwiſchen den zwey
„groſſen Nebenbuhlern der Griechiſchen Bühne
„ſoll befunden haben. Wenn man dem Sophokles
„vorwarf, daß es ſeinen Charakteren an
„Wahrheit fehle, so pflegte er ſich damit zu
„verantworten, daß er die Menſchen ſo
„ſchildere, wie ſie ſeyn ſollten, Euripides
„aber ſo, wie ſie wären. Σοφοκλης
„εφη, αὐτος μεν οἱους δει ποιειν, Ευριπιδης
„δε οἱοι εισι. (**) Der Sinn hiervon
„iſt dieſer: Sophokles hatte, durch ſeinen ausgebreitetern
„Umgang mit Menſchen, die eingeſchränkte
„enge Vorſtellung, welche aus der
„Betrachtung einzelner Charaktere entſteht,
„in einen vollſtändigen Begriff des Geſchlechts
„erweitert; der philoſophiſche Euripides hingegen,
„der ſeine meiſte Zeit in der Akademie zugebracht
„hatte, und von da aus das Leben überſehen
„wollte, hielt ſeinen Blick zu ſehr auf
„das Einzelne, auf wirklich exiſtirende Perſonen
„geheftet, verſenkte das Geſchlecht in das
„Individuum, und mahlte folglich, den vorhabenden
„Gegenſtänden nach, ſeine Charaktere
„zwar natürlich und wahr, aber auch dann
„und wann ohne die höhere allgemeine Aehn-

(*) Dichtkunſt Kap. 9.

(**) Ebendaſ. Kap. 25.

„lichkeit, die zur Vollendung der poetiſchen „Wahrheit erfodert wird. (*)

„Ein

(*) Dieſe Erklärung iſt der, welche Dacier von der Stelle des Ariſtoteles giebt, weit vorzuziehen. Nach den Worten der Ueberſetzung ſcheinet Dacier zwar eben das zu ſagen, was Hurd ſagt: que Sophocle faiſoit ſes Heros, comme ils devoient etre & qu' Euripide les faiſoit comme ils etoient. Aber er verbindet im Grunde einen ganz andern Begriff damit. Hurd verſtehet unter dem Wie ſie ſeyn ſollten, die allgemeine abſtrakte Idee des Geſchlechts, nach welcher der Dichter ſeine Perſonen mehr, als nach ihren individuellen Verſchiedenheiten ſchildern müſſe. Dacier aber denkt ſich dabey eine höhere moraliſche Vollkommenheit, wie ſie der Menſch zu erreichen fähig ſey, ob er ſie gleich nur ſelten erreiche; und dieſe, ſagt er, habe Sophokles ſeinen Perſonen gewöhnlicher Weiſe beygelegt: Sophocle tachoit de rendre ſes imitations parfaites, en ſuivant toujours bien plus ce qu'une belle Nature etoit capable de faire, que ce qu'elle faiſoit. Allein dieſe höhere moraliſche Vollkommenheit gehöret gerade zu jenem allgemeinen Begriffe nicht; ſie ſtehet dem Individuo zu, aber nicht dem Geſchlechte; und der Dichter, der ſie ſeinen Perſonen beylegt, ſchildert gerade umgekehrt, mehr in der Manier des Euripides als des Sophokles. Die weitere Ausführung hiervon verdienet mehr als eine Note.

„Ein Einwurf ſtößt gleichwohl hier auf, den „wir nicht unangezeigt laſſen müſſen. Man „könnte ſagen, „daß philoſophiſche Speculatio„nen die Begriffe eines Menſchen eher abſtrakt „und allgemein machen, als ſie auf das „Individuelle einſchränken müßten. Das „letztere ſey ein Mangel, welcher aus der kleinen „Anzahl von Gegenſtänden entſpringe, die den „Menſchen zu betrachten vorkommen; und die„ſem Mangel ſey nicht allein dadurch abzuhelfen, „daß man ſich mit mehrern Individuis bekannt „mache, als worinn die Kenntniß der Welt be„ſtehe; ſondern auch dadurch, daß man über „die allgemeine Natur der Menſchen nach„denke, ſo wie ſie in guten moraliſchen Büchern „gelehrt werde. Denn die Verfaſſer ſolcher „Bücher hätten ihren allgemeinen Begriff von „der menſchlichen Natur nicht anders als aus „einer ausgebreiteten Erfahrung (es ſey nun ih„rer eignen, oder fremden) haben können, ohne „welche ihre Bücher ſonſt von keinem Werthe „ſeyn würden.„ Die Antwort hierauf, dünkt „mich, iſt dieſe. Durch Erwägung der „allgemeinen Natur des Menſchen ler„net der Philoſoph, wie die Handlung beſchaf„fen ſeyn muß, die aus dem Uebergewichte ge„wiſſer Neigungen und Eigenſchaften entſprin„get: das iſt, er lernet das Betragen überhaupt, „welches der beygelegte Charakter erfodert. „Aber

„Aber deutlich und zuverläßig zu wiſſen, wie
„weit und in welchem Grade von Stärke ſich
„dieſer oder jener Charakter, bey beſondern Gelegenheiten,
„wahrſcheinlicher Weiſe äußern
„würde, das iſt einzig und allein eine Frucht
„von unſerer Kenntniß der Welt. Daß Beyſpiele
„von dem Mangel dieſer Kenntniß, bey
„einem Dichter, wie Euripides war, ſehr häufig
„ſollten geweſen ſeyn, läßt ſich nicht wohl
„annehmen: auch werden, wo ſich dergleichen
„in ſeinen übrig gebliebenen Stücken etwa finden
„ſollten, ſie ſchwerlich ſo offenbar ſeyn, daß
„ſie auch einem gemeinen Leſer in die Augen
„fallen müßten. Es können nur Feinheiten
„ſeyn, die allein der wahre Kunſtrichter zu unterſcheiden
„vermögend iſt; und auch dieſem
„kann, in einer ſolchen Entfernung von Zeit,
„aus Unwiſſenheit der griechiſchen Sitten, wohl
„etwas als ein Fehler vorkommen, was im
„Grunde eine Schönheit iſt. Es würde alſo
„ein ſehr gefährliches Unternehmen ſeyn, die
„Stellen im Euripides anzeigen zu wollen, welche
„Ariſtoteles dieſem Tadel unterworfen zu
„ſeyn, geglaubt hatte. Aber gleichwohl will
„ich es wagen, eine anzuführen, die, wenn ich
„ſie auch ſchon nicht nach aller Gerechtigkeit kritiſiren
„ſollte, wenigſten meine Meinung zu erläutern,
„dienen kann.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Fünf und neunzigſtes Stück.

Den 29ſten Merz, 1768.

„Die Geſchichte ſeiner Elektra iſt ganz bekannt.
„Der Dichter hatte, in dem
„Charakter dieſer Prinzeßinn, ein tugendhaftes,
„aber mit Stolz und Groll erfülltes
„Frauenzimmer zu ſchildern, welches durch
„die Härte, mit der man ſich gegen ſie ſelbſt betrug,
„erbittert war, und durch noch weit ſtärkere
„Bewegungsgründe angetrieben ward, den
„Tod eines Vaters zu rächen. Eine ſolche heftige
„Gemüthsverfaſſung, kann der Philoſoph
„in ſeinem Winkel wohl ſchlieſſen, muß immer
„ſehr bereit ſeyn, ſich zu äußern. Elektra,
„kann er wohl einſehen, muß, bey der geringſten
„ſchicklichen Gelegenheit, ihren Groll an
„den Tag legen, und die Ausführung ihres
„Vorhabens beſchleunigen zu können wünſchen.
„Aber zu welcher Höhe dieſer Groll ſteigen
„darf? d. i. wie ſtark Elektra ihre Rachſucht

„ausdrücken darf, ohne daß ein Mann, der mit
„dem menſchlichen Geſchlechte und mit den Wirkungen
„der Leidenſchaften im Ganzen bekannt
„iſt, dabey ausrufen kann: *das iſt unwahrſcheinlich?*
„Dieſes auszumachen, wird die
„abſtrakte Theorie von wenig Nutzen ſeyn. So
„gar eine nur mäßige Bekanntſchaft mit dem
„wirklichen Leben, iſt hier nicht hinlänglich uns
„zu leiten. Man kann eine Menge Individua
„bemerkt haben, welche den Poeten, der den
„Ausdruck eines ſolchen Grolles bis auf das
„Aeußerſte getrieben hätte, zu rechtfertigen
„ſcheinen. Selbſt die Geſchichte dürfte vielleicht
„Exempel an die Hand geben, wo eine
„tugendhafte Erbitterung auch wohl noch weiter
„getrieben worden, als es der Dichter hier vorgeſtellet.
„Welches ſind denn nun alſo die eigentlichen
„Grenzen derſelben, und wodurch
„ſind ſie zu beſtimmen? Einzig und allein durch
„Bemerkung ſo vieler einzeln Fälle als möglich;
„einzig und allein vermittelſt der ausgebreiteſten
„Kenntniß, wie viel eine ſolche Erbitterung
„über dergleichen Charaktere unter dergleichen
„Umſtänden, im wirklichen Leben *gewöhnlicher Weiſe*
„vermag. So verſchieden dieſe
„Kenntniß in Anſehung ihres Umfanges iſt, ſo
„verſchieden wird denn auch die Art der Vorſtellung
„ſeyn. Und nun wollen wir ſehen, wie
„der vorhabende Charakter von dem Euripides
„wirklich behandelt worden.

„In der ſchönen Scene, welche zwiſchen der „Elektra und dem Oreſtes vorfällt, von dem ſie „aber noch nicht weis, daß er ihr Bruder iſt, „kömmt die Unterredung ganz natürlich auf die „Unglücksfälle der Elektra, und auf den Urheber derſelben, die Klytämneſtra, ſo wie auch „auf die Hoffnung, welche Elektra hat, von „ihren Drangſaalen durch den Oreſtes befreyet „zu werden. Das Geſpräch, wie es hierauf „weiter gehet, iſt dieſes:

„Oreſtes. Und Oreſtes? Geſetzt, er käme „nach Argos zurück —

„Elektra. Wozu dieſe Frage, da er, allem „Anſehen nach, niemals zurückkommen wird?

„Oreſtes. Aber geſetzt, er käme! Wie müßte „er es anfangen, um den Tod ſeines Vaters zu „rächen?

„Elektra. Sich eben deß erkühnen, weſſen „die Feinde ſich gegen ſeinen Vater erkühnten.

„Oreſtes. Wollteſt du es wohl mit ihm wagen, deine Mutter umzubringen?

„Elektra. Sie mit dem nehmlichen Eiſen „umbringen, mit welchem ſie meinen Vater mordete!

„Oreſtes. Und darf ich das, als deinen feſten „Entſchluß, deinem Bruder vermelden?

„Elektra. Ich will meine Mutter umbringen, oder nicht leben!

„Das Griechiſche iſt noch ſtärker:

„Θανοιμι, μητρος αἰμ' ἐπισφαξασ' ἐμης.
„Ich will gern des Todes ſeyn, ſobald
„ich meine Mutter umgebracht
„habe!

„Nun kann man nicht behaupten, daß dieſe
„letzte Rede ſchlechterdings unnatürlich ſey.
„Ohne Zweifel haben ſich Beyſpiele genug eräugnet,
„wo unter ähnlichen Umſtänden die
„Rache ſich eben ſo heftig ausgedrückt hat.
„Gleichwohl, denke ich, kann uns die Härte
„dieſes Ausdrucks nicht anders als ein wenig
„beleidigen. Zum mindeſten hielt Sophokles
„nicht für gut, ihn ſo weit zu treiben. Bey
„ihm ſagt Elektra unter gleichen Umſtänden nur
„das: Jetzt ſey dir die Ausführung
„überlaſſen! Wäre ich aber allein geblieben,
„ſo glaube mir nur: beides
„hätte mir gewiß nicht mißlingen ſollen;
„entweder mit Ehren mich zu befreyen,
„oder mit Ehren zu ſterben!

„Ob nun dieſe Vorſtellung des Sophokles
„der Wahrheit, in ſo fern ſie aus einer ausgebreitetern
„Erfahrung, d. i. aus der Kenntniß
„der menſchlichen Natur überhaupt, geſammelt
„worden, nicht weit gemäßer iſt, als die
„Vorſtellung des Euripides, will ich denen zu
„beurtheilen überlaſſen, die es zu beurtheilen

„fähig ſind. Iſt ſie es, ſo kann die Urſache „keine andere ſeyn, als die ich angenommen: „daß nehmlich Sophokles ſeine Charaktere ſo geſchildert, als er, unzähligen von ihm beobachteten Beyſpielen der nehmlichen Gattung zu Folge, glaubte, daß ſie ſeyn ſollten; Euripides aber ſo, als er in der engeren Sphäre ſeiner Beobachtungen „erkannt hatte, daß ſie wirklich wären. ——

Vortrefflich! Auch unangeſehen der Abſicht, in welcher ich dieſe langen Stellen des **Hurd** angeführet habe, enthalten ſie unſtreitig ſo viel feine Bemerkungen, daß es mir der Leſer wohl erlaſſen wird, mich wegen Einſchaltung derſelben zu entſchuldigen. Ich beſorge nur, daß er meine Abſicht ſelbſt darüber aus den Augen verloren. Sie war aber dieſe: zu zeigen, daß auch **Hurd**, ſo wie **Diderot**, der Tragödie beſondere, und nur der Komödie allgemeine Charaktere zutheile, und dem ohngeachtet dem Ariſtoteles nicht widerſprechen wolle, welcher das Allgemeine von allen poetiſchen Charakteren, und folglich auch von den tragiſchen verlanget. **Hurd** erklärt ſich nehmlich ſo: der tragiſche Charakter müſſe zwar partikular oder weniger allgemein ſeyn, als der komiſche, d. i. er müſſe die Art, zu welcher er gehöre, weniger vorſtellich machen; gleichwohl aber müſſe das Wenige, was man von ihm zu zeigen für gut finde, nach dem Allgemeinen entworfen ſeyn, welches Ariſtoteles fordere. (*)

Und nun wäre die Frage, ob Diderot ſich auch ſo verſtanden wiſſen wolle? — Warum nicht, wenn ihm daran gelegen wäre, ſich nirgends in Widerſpruch mit dem Ariſtoteles finden zu laſſen? Mir wenigſtens, dem daran gelegen iſt, daß zwey denkende Köpfe von der nehmlichen Sache nicht Ja und Nein ſagen, könnte es erlaubt ſeyn, ihm dieſe Auslegung unterzuſchieben, ihm dieſe Ausflucht zu leihen.

Aber lieber von dieſer Ausflucht ſelbſt, ein Wort! — Mich dünkt, es iſt eine Ausflucht, und iſt auch keine. Denn das Wort Allgemein wird offenbar darinn in einer doppelten und ganz verſchiedenen Bedeutung genommen. Die eine, in welcher es Hurd und Diderot von dem tragiſchen Charakter verneinen, iſt nicht die nehmliche, in welcher es Hurd von ihm bejaet. Freylich beruhet eben hierauf die Ausflucht: aber wie, wenn die eine die andere ſchlechterdings ausſchlöſſe?

In

(*) In calling the tragic character particular, I ſuppoſe it only leſs repreſentative of the kind than the comic; not that the draught of ſo much character as it is concerned to repreſent ſhould not be general.

In der erſten Bedeutung heißt ein allgemeiner Charakter ein ſolcher, in welchen man das, was man an mehrern oder allen Individuis bemerkt hat, zuſammen nimmt; es heißt mit einem Worte, ein überladener Charakter; es iſt mehr die perſonifirte Idee eines Charakters, als eine charakteriſirte Perſon. In der andern Bedeutung aber heißt ein allgemeiner Charakter ein ſolcher, in welchem man von dem, was an mehrern oder allen Individuis bemerkt worden, einen gewiſſen Durchſchnitt, eine mittlere Proportion angenommen; es heißt mit einem Worte, ein gewöhnlicher Charakter, nicht zwar in ſo fern der Charakter ſelbſt, ſondern nur in ſo fern der Grad, das Maaß deſſelben gewöhnlich iſt.

Hurd hat vollkommen Recht, das καθολου des Ariſtoteles von der Allgemeinheit in der zweyten Bedeutung zu erklären. Aber wenn denn nun Ariſtoteles dieſe Allgemeinheit eben ſowohl von den komiſchen als tragiſchen Charakteren erfodert: wie iſt es möglich, daß der nehmliche Charakter zugleich auch jene Allgemeinheit haben kann? Wie iſt es möglich, daß er zugleich überladen und gewöhnlich ſeyn kann? Und geſetzt auch, er wäre ſo überladen noch lange nicht, als es die Charaktere in dem getadelten Stücke des Johnſon ſind; geſetzt, er ließe ſich noch gar wohl in einem Individuo gedenken,

denken, und man habe Beyſpiele, daß er ſich wirklich in mehrern Menſchen eben ſo ſtark, eben ſo ununterbrochen geäußert habe: würde er denn ohngeachtet nicht auch noch viel ungewöhnlicher ſeyn, als jene Allgemeinheit des Ariſtoteles zu ſeyn erlaubet?

Das iſt die Schwierigkeit! — Ich erinnere hier meine Leſer, daß dieſe Blätter nichts weniger als ein dramatiſches Syſtem enthalten ſollen. Ich bin alſo nicht verpflichtet, alle die Schwierigkeiten aufzulöſen, die ich mache. Meine Gedanken mögen immer ſich weniger zu verbinden, ja wohl gar ſich zu widerſprechen ſcheinen: wenn es denn nur Gedanken ſind, bey welchen ſie Stoff finden, ſelbſt zu denken. Hier will ich nichts als Fermenta cognitionis ausſtreuen.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Sechs und neunzigſtes Stück.

Den 1ſten April, 1768.

Den zwey und funfzigſten Abend (Dienſtags, den 28ſten Julius,) wurden des Herrn Romanus Brüder wiederhohlt.

Oder ſollte ich nicht vielmehr ſagen: die Brüder des Herrn Romanus? Nach einer Anmerkung nehmlich, welche Donatus bey Gelegenheit der Brüder des Terenz macht: Hanc dicunt fabulam ſecundo loco actam, etiam tum rudi nomine poetæ; itaque ſic pronunciatam, Adelphoi Terenti, non Terenti Adelphoi, quod adhuc magis de fabulæ nomine poeta, quam de poetæ nomine fabula commendabatur. Herr Romanus hat ſeine Komödien zwar ohne ſeinen Namen herausgegeben, aber doch iſt ſein Name durch ſie bekannt geworden. Noch itzt ſind diejenigen Stücke, die ſich auf unſerer Bühne von ihm erhalten haben, eine Empfehlung ſeines

Namens, der in Provinzen Deutſchlandes genannt wird, wo er ohne ſie wohl nie wäre gehöret worden. Aber welches widrige Schickſal hat auch dieſen Mann abgehalten, mit ſeinen Arbeiten für das Theater ſo lange fortzufahren, bis die Stücke aufgehört hätten, ſeinen Namen zu empfehlen, und ſein Name dafür die Stücke empfohlen hätte?

Das meiſte, was wir Deutſche noch in der ſchönen Litteratur haben, ſind Verſuche junger Leute. Ja das Vorurtheil iſt bey uns faſt allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in dieſem Felde zu arbeiten. Männer, ſagt man, haben ernſthaftere Studia, oder wichtigere Geſchäfte, zu welchen ſie die Kirche oder der Staat auffodert. Verſe und Komödien heiſſen Spielwerke; allenfalls nicht unnützliche Vorübungen, mit welchen man ſich höchſtens bis in ſein fünf und zwanzigſtes Jahr beſchäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, ſollen wir fein alle unſere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieſes Amt einige Zeit, etwas zu ſchreiben, ſo ſoll man ja nichts anders ſchreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range deſſelben beſtehen kann; ein hübſches Compendium aus den höhern Facultäten, eine gute Chronike von der lieben Vaterſtadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen.

Daher kömmt es denn auch, daß unſere ſchöne Litteratur, ich will nicht blos ſagen gegen die ſchöne Litteratur der Alten, ſondern ſogar faſt gegen aller neuern polirten Völker ihre, ein ſo jugendliches, ja kindiſches Anſehen hat, und noch lange, lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlet es ihr endlich nicht: aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch ſehr. Sie hat noch ſo wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt iſt, gern zur Hand nimmt, wenn er, zu ſeiner Erhohlung und Stärkung, einmal außer dem einförmigen eckeln Zirkel ſeiner alltäglichen Beſchäftigungen denken will! Welche Nahrung kann ſo ein Mann wohl, z. E. in unſern höchſt trivialen Komödien finden? Wortſpiele, Sprichwörter, Späßchen, wie man ſie alle Tage auf den Gaſſen hört: ſolches Zeug macht zwar das Parterr zu lachen, das ſich vergnügt ſo gut es kann; wer aber von ihm mehr als den Bauch erſchüttern will, wer zugleich mit ſeinem Verſtande lachen will, der iſt einmal da geweſen und kömmt nicht wieder.

Wer nichts hat, der kann nichts geben. Ein junger Menſch, der erſt ſelbſt in die Welt tritt, kann unmöglich die Welt kennen und ſie ſchildern. Das größte komiſche Genie zeigt ſich in ſeinen jugendlichen Werken hohl und leer; ſelbſt von den erſten Stücken des Menanders ſagt

Plutarch, (*) daß ſie mit ſeinen ſpätern und letztern Stücken gar nicht zu vergleichen geweſen. Aus dieſen aber, ſetzt er hinzu, könne man ſchlieſſen, was er noch würde geleiſtet haben, wenn er länger gelebt hätte. Und wie jung meint man wohl, daß Menander ſtarb? Wie viel Komödien meint man wohl, daß er erſt geſchrieben hatte? Nicht weniger als hundert und fünfe; und nicht jünger als zwey und funfzig.

Keiner von allen unſern verſtorbenen komiſchen Dichtern, von denen es ſich noch der Mühe verlohnte zu reden, iſt ſo alt geworden; keiner von den itztlebenden iſt es noch zur Zeit; keiner von beiden hat das vierte Theil ſo viel Stücke gemacht. Und die Critik ſollte von ihnen nicht eben das zu ſagen haben, was ſie von dem Menander zu ſagen fand? — Sie wage es aber nur, und ſpreche!

Und nicht die Verfaſſer allein ſind es, die ſie mit Unwillen hören. Wir haben, dem Himmel ſey Dank, itzt ein Geſchlecht ſelbſt von Critikern, deren beſte Critik darinn beſteht, — alle Critik verdächtig zu machen. „Genie! Genie! ſchreien ſie. Das Genie ſetzt ſich über alle Regeln hinweg! Was das Genie macht, iſt Regel!„ So ſchmeicheln ſie dem Genie: ich glaube, damit

---

(*) Επιτ. της συγκρισεως Αριϛ. και Μεναν. p. 1588. Ed. Henr. Stephani.

mit wir ſie auch für Genies halten ſollen. Doch ſie verrathen zu ſehr, daß ſie nicht einen Funken davon in ſich ſpüren, wenn ſie in einem und eben demſelben Athem hinzuſetzen: „die Regeln unterdrücken das Genie!„ — Als ob ſich Genie durch etwas in der Welt unterdrücken lieſſe! Und noch dazu durch etwas, das, wie ſie ſelbſt geſtehen, aus ihm hergeleitet iſt. Nicht jeder Kunſtrichter iſt Genie: aber jedes Genie iſt ein gebohrner Kunſtrichter. Es hat die Probe aller Regeln in ſich. Es begreift und behält und befolgt nur die, die ihm ſeine Empfindung in Worten ausdrücken. Und dieſe ſeine in Worten ausgedrückte Empfindung ſollte ſeine Thätigkeit verringern können? Vernünftelt darüber mit ihm, ſo viel ihr wollt; es verſteht euch nur, in ſo fern es eure allgemeinen Sätze den Augenblick in einem einzeln Falle anſchauend erkennet; und nur von dieſem einzeln Falle bleibt Erinnerung in ihm zurück, die während der Arbeit auf ſeine Kräfte nicht mehr und nicht weniger wirken kann, als die Erinnerung eines glücklichen Beyſpiels, die Erinnerung einer eignen glücklichen Erfahrung auf ſie zu wirken im Stande iſt. Behaupten alſo, daß Regeln und Critik das Genie unterdrücken können: heißt mit andern Worten behaupten, daß Beyſpiele und Uebung eben dieſes vermögen; heißt, das Genie nicht allein auf ſich ſelbſt, heißt es ſogar, lediglich auf ſeinen erſten Verſuch einſchränken.

Eben ſo wenig wiſſen dieſe weiſe Herren, was ſie wollen, wenn ſie über die nachtheiligen Eindrücke, welche die Critik auf das genieſſende Publikum mache, ſo luſtig wimmern! Sie möchten uns lieber bereden, daß kein Menſch einen Schmetterling mehr bunt und ſchön findet, ſeitdem das böſe Vergrößerungsglas erkennen laſſen, daß die Farben deſſelben nur Staub ſind.

„Unſer Theater, ſagen ſie, iſt noch in einem „viel zu zarten Alter, als daß es den monarchi„ſchen Scepter der Critik ertragen könne. — Es „iſt faſt nöthiger die Mittel zu zeigen, wie das „Ideal erreicht werden kann, als darzuthun, „wie weit wir noch von dieſem Ideale entfernt „ſind. — Die Bühne muß durch Beyſpiele, „nicht durch Regeln reformiret werden. — Re„ſoniren iſt leichter, als ſelbſt erfinden.„

Heißt das, Gedanken in Worte kleiden: oder heißt es nicht vielmehr, Gedanken zu Worten ſuchen, und keine erhaſchen? — Und wer ſind ſie denn, die ſo viel von Beyſpielen, und vom ſelbſt Erfinden reden? Was für Beyſpiele haben ſie denn gegeben? Was haben ſie denn ſelbſt erfunden? — Schlaue Köpfe! Wenn ihnen Beyſpiele zu beurtheilen vorkommen, ſo wünſchen ſie lieber Regeln; und wenn ſie Regeln beurtheilen ſollen, ſo möchten ſie lieber Beyſpiele haben.

haben. Anſtatt von einer Critik zu beweiſen, daß ſie falſch iſt, beweiſen ſie, daß ſie zu ſtrenge iſt; und glauben verthan zu haben! Anſtatt ein Raiſonnement zu widerlegen, merken ſie an, daß Erfinden ſchwerer iſt, als Raiſonniren; und glauben widerlegt zu haben!

Wer richtig raiſonnirt, erfindet auch: und wer erfinden will, muß raiſonniren können. Nur die glauben, daß ſich das eine von dem andern trennen laſſe, die zu keinem von beiden aufgelegt ſind.

Doch was halte ich mich mit dieſen Schwätzern auf? Ich will meinen Gang gehen, und mich unbekümmert laſſen, was die Grillen am Wege ſchwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um ſie zu zertreten, iſt ſchon zu viel. Ihr Sommer iſt ſo leicht abgewartet!

Alſo, ohne weitere Einleitung, zu den Anmerkungen, die ich bey Gelegenheit der erſten Vorſtellung der Brüder des Hrn. Romanus, (*) annoch über dieſes Stück verſprach! — Die vornehmſten derſelben werden die Veränderungen betreffen, die er in der Fabel des Terenz machen zu müſſen geglaubet, um ſie unſern Sitten näher zu bringen.

Was ſoll man überhaupt von der Nothwendigkeit dieſer Veränderungen ſagen? Wenn wir ſo wenig Anſtoß finden, römiſche oder griechiſche

Sitten

(*) Drey und ſiebzigſtes Stück. S. 161.

Sitten in der Tragödie geſchildert zu ſehen: warum nicht auch in der Komödie? Woher die Regel, wenn es anders eine Regel iſt, die Scene der erſtern in ein entferntes Land, unter ein fremdes Volk; die Scene der andern aber, in unſere Heimath zu legen? Woher die Verbindlichkeit, die wir dem Dichter aufbürden, in jener die Sitten desjenigen Volkes, unter dem er ſeine Handlung vorgehen läßt, ſo genau als möglich zu ſchildern; da wir in dieſer nur unſere eigene Sitten von ihm geſchildert zu ſehen verlangen? „Dieſes, ſagt Pore an einem Orte, „ſcheinet dem erſten Anſehen nach bloßer Eigenſinn, bloße Grille zu ſeyn: es hat aber doch „ſeinen guten Grund in der Natur. Das Hauptſächlichſte, was wir in der Komödie ſuchen, iſt „ein getreues Bild des gemeinen Lebens, von „deſſen Treue wir aber nicht ſo leicht verſichert „ſeyn können, wenn wir es in fremde Moden „und Gebräuche verkleidet finden. In der Tragödie hingegen iſt es die Handlung, was unſere „Aufmerkſamkeit am meiſten an ſich ziehet. Einen einheimiſchen Vorfall aber für die Bühne „bequem zu machen, dazu muß man ſich mit der „Handlung größere Freyheiten nehmen, als eine „zu bekannte Geſchichte verſtattet„

Hamburgiſche
Dramaturgie.

Sieben und neunzigſtes Stück.

Den 5ten April, 1768.

Dieſe Auflöſung, genau betrachtet, dürfte wohl nicht in allen Stücken befriedigend ſeyn. Denn zugegeben, daß fremde Sitten der Abſicht der Komödie nicht ſo gut entſprechen, als einheimiſche: ſo bleibt noch immer die Frage, ob die einheimiſchen Sitten nicht auch zur Abſicht der Tragödie ein beſſeres Verhältniß haben, als fremde? Dieſe Frage iſt wenigſtens durch die Schwierigkeit, einen einheimiſchen Vorfall ohne allzumerkliche und anſtößige Veränderungen für die Bühne bequem zu machen, nicht beantwortet. Freylich erfodern einheimiſche Sitten auch einheimiſche Vorfälle: wenn denn aber nur mit jenen die Tragödie am leichteſten und gewiſſeſten ihren Zweck erreichte, ſo müßte es ja doch wohl beſſer ſeyn, ſich über alle Schwierigkeiten, welche ſich bey Behandlung dieſer finden, wegzuſetzen, als in Abſicht des Weſentlichſten zu kurz zu fallen, welches ohnſtreitig der Zweck iſt. Auch werden nicht alle einheimiſche Vorfälle ſo merklicher und anſtößiger Veränderungen bedürfen; und die deren bedürfen, iſt man ja nicht verbunden zu bearbeiten. Ariſtoteles hat ſchon angemerkt, daß es gar wohl Begebenheiten geben kann und giebt, die ſich vollkommen ſo eräugnet haben, als ſie der Dichter braucht. Da dergleichen aber nur ſelten ſind, ſo hat er auch ſchon entſchieden, daß ſich der Dichter um den wenigern Theil ſeiner Zuſchauer, der von den wahren Umſtänden vielleicht unterrichtet iſt, lieber nicht bekümmern, als ſeiner Pflicht minder Genüge leiſten müſſe.

Der Vortheil, den die einheimiſchen Sitten in der Komödie haben, beruhet auf der innigen Bekanntſchaft, in der wir mit ihnen ſtehen. Der Dichter braucht ſie uns nicht erſt bekannt zu machen; er iſt aller hierzu nöthigen Beſchreibungen und Winke überhoben; er kann ſeine Perſonen ſogleich nach ihren Sitten handeln laſſen, ohne uns dieſe Sitten ſelbſt erſt langweilig zu ſchildern. Einheimiſche Sitten alſo erleichtern ihm die Arbeit, und befördern bey dem Zuſchauer die Illuſion.

Warum ſollte nun der tragiſche Dichter ſich dieſes wichtigen doppelten Vortheils begeben? Auch er hat Urſache, ſich die Arbeit ſo viel als

möglich

möglich zu erleichtern, ſeine Kräfte nicht an Nebenzwecke zu verſchwenden, ſondern ſie ganz für den Hauptzweck zu ſparen. Auch ihm kömmt auf die Illuſion des Zuſchauers alles an. — Man wird vielleicht hierauf antworten, daß die Tragödie der Sitten nicht groß bedürfe; daß ſie ihrer ganz und gar entübriget ſeyn könne. Aber ſonach braucht ſie auch keine fremde Sitten; und von dem Wenigen, was ſie von Sitten haben und zeigen will, wird es doch immer beſſer ſeyn, wenn es von einheimiſchen Sitten hergenommen iſt, als von fremden.

Die Griechen wenigſtens haben nie andere als ihre eigene Sitten, nicht blos in der Komödie, ſondern auch in der Tragödie, zum Grunde gelegt. Ja ſie haben fremden Völkern, aus deren Geſchichte ſie den Stoff ihrer Tragödie etwa einmal entlehnten, lieber ihre eigenen griechiſchen Sitten leihen, als die Wirkungen der Bühne durch unverſtändliche barbariſche Sitten entkräften wollen. Auf das Coſtume, welches unſern tragiſchen Dichtern ſo ängſtlich empfohlen wird, hielten ſie wenig oder nichts. Der Beweis hiervon können vornehmlich die Perſerinnen des Aeſchylus ſeyn; und die Urſache, warum ſie ſich ſo wenig an das Coſtume binden zu dürfen glaubten, iſt aus der Abſicht der Tragödie leicht zu folgern.

Doch ich gerathe zu weit in denjenigen Theil des Problems, der mich itzt gerade am wenigſten angeht. Zwar indem ich behaupte, daß einheimiſche Sitten auch in der Tragödie zuträglicher ſeyn würden, als fremde: ſo ſetze ich ſchon als unſtreitig voraus, daß ſie es wenigſtens in der Komödie ſind. Und ſind ſie das, glaube ich wenigſtens, daß ſie es ſind: ſo kann ich auch die Veränderungen, welche Herr Romanus in Abſicht derſelben, mit dem Stücke des Terenz gemacht hat, überhaupt nicht anders als billigen.

Er hatte Recht, eine Fabel, in welche ſo beſondere Griechiſche und Römiſche Sitten ſo innig verwebet ſind, umzuſchaffen. Das Beyſpiel erhält ſeine Kraft nur von ſeiner innern Wahrſcheinlichkeit, die jeder Menſch nach dem beurtheilet, was ihm ſelbſt am gewöhnlichſten iſt. Alle Anwendung fällt weg, wo wir uns erſt mit Mühe in fremde Umſtände verſetzen müſſen. Aber es iſt auch keine leichte Sache mit einer ſolchen Umſchaffung. Je vollkommner die Fabel iſt, deſto weniger läßt ſich der geringſte Theil verändern, ohne das Ganze zu zerrütten. Und ſchlimm! wenn man ſich ſodann nur mit Flicken begnügt, ohne im eigentlichen Verſtande umzuſchaffen.

Das Stück heißt die Brüder, und dieſes bey dem Terenz aus einem doppelten Grunde.

Denn nicht allein die beiden Alten, Micio und Demea, ſondern auch die beiden jungen Leute, Aeſchinus und Kteſipho, ſind Brüder. Demea iſt dieſer beider Vater; Micio hat den einen, den Aeſchinus, nur an Sohnes Statt angenommen. Nun begreif ich nicht, warum unſerm Verfaſſer dieſe Adoption mißfallen. Ich weis nicht anders, als daß die Adoption auch unter uns, auch noch itzt gebräuchlich, und vollkommen auf den nehmlichen Fuß gebräuchlich iſt, wie ſie es bey den Römern war. Dem ohngeachtet iſt er davon abgegangen: bey ihm ſind nur die zwey Alten Brüder, und jeder hat einen leiblichen Sohn, den er nach ſeiner Art erziehet. Aber, deſto beſſer! wird man vielleicht ſagen. So ſind denn auch die zwey Alte wirkliche Väter; und das Stück iſt wirklich eine Schule der Väter, d. i. ſolcher, denen die Natur die väterliche Pflicht aufgelegt, nicht ſolcher, die ſie freywillig zwar übernommen, die ſich ihrer aber ſchwerlich weiter unterziehen, als es mit ihrer eignen Gemächlichkeit beſtehen kann.

> Pater eſſe diſce ab illis, qui vere
> ſciunt!

Sehr wohl! Nur Schade, daß durch Auflöſung dieſes einzigen Knoten, welcher bey dem Terenz den Aeſchinus und Kteſipho unter ſich, und beide mit dem Demea, ihrem Vater, verbindet,

bindet, die ganze Maſchine aus einander fällt, und aus Einem allgemeinen Intereſſe zwey ganz verſchiedene entſtehen, die blos die Convenienz des Dichters, und keinesweges ihre eigene Natur zuſammen hält!

Denn iſt Aeſchinus nicht blos der angenommene, ſondern der leibliche Sohn des Micio, was hat Demea ſich viel um ihn zu bekümmern? Der Sohn eines Bruders geht mich ſo nahe nicht an, als mein eigener. Wenn ich finde, daß jemand meinen eigenen Sohn verziehet, geſchähe es auch in der beſten Abſicht von der Welt, ſo habe ich Recht, dieſem gutherzigen Verführer mit aller der Heftigkeit zu begegnen, mit welcher, beym Terenz, Demea dem Micio begegnet. Aber wenn es nicht mein Sohn iſt, wenn es der eigene Sohn des Verziehers iſt, was kann ich mehr, was darf ich mehr, als daß ich dieſem Verzieher warne, und wenn er mein Bruder iſt, ihn öfters und ernſtlich warne? Unſer Verfaſſer ſetzt den Demea aus dem Verhältniſſe, in welchem er bey dem Terenz ſtehet, aber er läßt ihm die nehmliche Ungeſtümheit, zu welcher ihn doch nur jenes Verhältniß berechtigen konnte. Ja bey ihm ſchimpfet und tobet Demea noch weit ärger, als bey dem Terenz. Er will aus der Haut fahren, „daß er an ſeines „Bruders Kinde Schimpf und Schande erleben „muß.„ Wenn ihm nun aber dieſer antwor-

tete:

tete: „Du biſt nicht klug, mein lieber Bruder, „wenn du glaubeſt, du könnteſt an meinem „Kinde Schimpf und Schande erleben. Wenn „mein Sohn ein Bube iſt und bleibt, ſo wird, „wie das Unglück, alſo auch der Schimpf nur „meine ſeyn. Du magſt es mit deinem Eifer „wohl gut meinen; aber er geht zu weit; er be„leidiget mich. Falls du mich nur immer ſo „ärgern willſt, ſo komm mir lieber nicht über „die Schwelle! u. ſ. w.„ Wenn Micio, ſage ich, dieſes antwortete: nicht wahr, ſo wäre die Komödie auf einmal aus? Oder könnte Micio etwa nicht ſo antworten? Ja müßte er wohl eigentlich nicht ſo antworten?

Wie viel ſchicklicher eifert Demea beym Terenz. Dieſer Aeſchinus, den er ein ſo lüderliches Leben zu führen glaubt, iſt noch immer ſein Sohn, ob ihn gleich der Bruder an Kindes Statt angenommen. Und dennoch beſtehet der römiſche Micio weit mehr auf ſeinem Rechte als der deutſche. Du haſt mir, ſagt er, deinen Sohn einmal überlaſſen; bekümmere dich um den, der dir noch übrig iſt;

—— —— nam ambos curare; propemodum
Repoſcere illum eſt, quem dediſti — —

Dieſe

Dieſe verſteckte Drohung, ihm ſeinen Sohn zurück zu geben, iſt es auch, die ihn zum Schweigen bringt; und doch kann Micio nicht verlangen, daß ſie alle väterliche Empfindungen bey ihm unterdrücken ſoll. Es muß den Micio zwar verdrießen, daß Demea auch in der Folge nicht aufhört, ihm immer die nehmlichen Vorwürfe zu machen: aber er kann es dem Vater doch auch nicht verdenken, wenn er ſeinen Sohn nicht gänzlich will verderben laſſen. Kurz, der Demea des Terenz iſt ein Mann, der für das Wohl deſſen beſorgt iſt, für den ihm die Natur zu ſorgen aufgab; er thut es zwar auf die unrechte Weiſe, aber die Weiſe macht den Grund nicht ſchlimmer. Der Demea unſers Verfaſſers hingegen iſt ein beſchwerlicher Zänker, der ſich aus Verwandtſchaft zu allen Grobheiten berechtiget glaubt, die Micio auf keine Weiſe an dem bloßen Bruder dulden müßte.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Acht und neunzigſtes Stück.

Den 8ten April, 1768.

Eben ſo ſchielend und falſch wird, durch Aufhebung der doppelten Brüderſchaft, auch das Verhältniß der beiden jungen Leute. Ich verdenke es dem deutſchen Aeſchinus, daß er (*) „vielmals an den Thorheiten des Kteſipho „Antheil nehmen zu müſſen geglaubt, um ihn, „als ſeinen Vetter, der Gefahr und öffentlichen „Schande zu entreiſſen.„ Was Vetter? Und ſchickt es ſich wohl für den leiblichen Vater, ihm darauf zu antworten: „ich billige deine hierbey „bezeigte Sorgfalt und Vorſicht; ich verwehre „dir es auch inskünftige nicht?„ Was verwehrt der Vater dem Sohne nicht? An den Thorheiten eines ungezogenen Vetters Antheil zu nehmen? Wahrlich, das ſollte er ihm verwehren. „Suche deinen Vetter, müßte er ihm höch-

---

(*) Aufz. I. Auft. 3. S. 18.

höchſtens ſagen, ſo viel möglich von Thorheiten abzuhalten: wenn du aber findeſt, daß er durchaus darauf beſteht, ſo entziehe dich ihm; denn dein guter Name muß dir werther ſeyn, als ſeiner.„

Nur dem leiblichen Bruder verzeihen wir, hierinn weiter zu gehen. Nur an leiblichen Brüdern kann es uns freuen, wenn einer von dem andern rühmet:

> —— —— Illius opera nunc vivo!
> Feſtivum caput,
> Qui omnia ſibi poſt putarit eſſe præ
> meo commmodo:
> Maledicta, ſamam, meum amorem &
> peccatum in ſe tranſtulit.

Denn der brüderlichen Liebe wollen wir von der Klugheit keine Grenzen geſetzt wiſſen. Zwar iſt es wahr, daß unſer Verfaſſer ſeinem Aeſchinus die Thorheit überhaupt zu erſparen gewußt hat, die der Aeſchinus des Terenz für ſeinen Bruder begehet. Eine gewaltſame Entführung hat er in eine kleine Schlägerey verwandelt, an welcher ſein wohlgezogner Jüngling weiter keinen Theil hat, als daß er ſie gern verhindern wollen. Aber gleichwohl läßt er dieſen wohlgezognen Jüngling, für einen ungezognen Vetter noch viel zu viel zu thun. Denn müßte es jener wohl auf irgend eine Weiſe geſtatten, daß dieſer

ein

ein Kreatürchen, wie Citaliſe iſt, zu ihm in das Haus brächte? in das Haus ſeines Vaters? unter die Augen ſeiner tugendhaften Geliebten? Es iſt nicht der verführeriſche Davus, dieſe Peſt für junge Leute, (*) deſſentwegen der deutſche Aeſchinus ſeinem lüderlichen Vetter die Niederlage bey ſich erlaubt: es iſt die bloße Convenienz des Dichters.

Wie vortrefflich hängt alles das bey dem Terenz zuſammen! Wie richtig und nothwendig iſt da auch die geringſte Kleinigkeit motiviret! Aeſchinus nimmt einem Sklavenhändler ein Mädchen mit Gewalt aus dem Hauſe, in das ſich ſein Bruder verliebt hat. Aber er thut das, weniger um der Neigung ſeines Bruders zu willfahren, als um einem größern Uebel vorzubauen. Der Sklavenhändler will mit dieſem Mädchen unverzüglich auf einen auswärtigen Markt: und der Bruder will dem Mädchen nach; will lieber ſein Vaterland verlaſſen, als den Gegenſtand ſeiner Liebe aus den Augen verlieren. (**) Noch erfährt Aeſchinus zu rechter

Zeit

(*) Seite 30.

(**) Act. II. Sc. 4.

Æ. Hoc mihi dolet, nos pæne ſero ſciſſe: & pæne in eum locum
Rediſſe, ut ſi omnes cuperent, nihil tibi poſſent auxiliarier.

Ct.

Zeit dieſen Entſchluß. Was ſoll er thun? Er bemächtiget ſich in der Geſchwindigkeit des Mädchens, und bringt ſie in das Haus ſeines Oheims, um dieſem gütigen Manne den ganzen Handel zu entdecken. Denn das Mädchen iſt zwar entführt, aber ſie muß ihrem Eigenthümer doch bezahlt werden. Micio bezahlt ſie auch ohne Anſtand, und freuet ſich nicht ſowohl über die That der jungen Leute, als über die brüderliche Liebe, welche er zum Grunde ſiehet, und über das Vertrauen, welches ſie auf ihn dabey ſetzen wollen. Das größte iſt geſchehen; warum ſollte er nicht noch eine Kleinigkeit hinzufügen, ihnen einen vollkommen vergnügten Tag zu machen?

—— —— —— Argentum adnumeravit illico:
Dedit prætera in ſumptum dimidium minæ.

Hat er dem Kteſipho das Mädchen gekauft, warum ſoll er ihm nicht verſtatten, ſich in ſeinem Hauſe mit ihr zu vergnügen? Da iſt nach den alten Sitten nichts, was im geringſten der Tugend und Ehrbarkeit widerſpräche.

Ct. Pudebat. Ae. Ah, ſtultitia eſt iſtæc, non pudor, tam ab parvulam
Rem pæne e patria: turpe dictu. Deos quæſo ut iſtæc prohibeant.

Aber nicht ſo in unſern Brüdern! Das Haus des gütigen Vaters wird auf das ungeziemendſte gemißbraucht. Anfangs ohne ſein Wiſſen, und endlich gar mit ſeiner Genehmigung. Citaliſe iſt eine weit unanſtändigere Perſon, als ſelbſt jene Pſaltria; und unſer Kteſipho will ſie gar heyrathen. Wenn das der Terenziſche Kteſipho mit ſeiner Pſaltria vorgehabt hätte, ſo würde ſich der Terenziſche Micio ſicherlich ganz anders dabey genommen haben. Er würde Citaliſen die Thüre gewieſen, und mit dem Vater die kräftigſten Mittel verabredet haben, einen ſich ſo ſträflichen emancipirenden Burſchen im Zaume zu halten.

Ueberhaupt iſt der deutſche Kteſipho von Anfange viel zu verderbt geſchildert, und auch hierinn iſt unſer Verfaſſer von ſeinem Muſter abgegangen. Die Stelle erweckt mir immer Grauſen, wo er ſich mit ſeinem Vetter über ſeinen Vater unterhält. (*)

Leander. Aber wie reimt ſich das mit der Ehrfurcht, mit der Liebe, die du deinem Vater ſchuldig biſt?

Lycaſt. Ehrfurcht? Liebe? hm! die wird er wohl nicht von mir verlangen.

Leander. Er ſollte ſie nicht verlangen?

(*) I. Aufz. 6. Auft.

Lycaſt. Nein, gewiß nicht. Ich habe meinen Vater gar nicht lieb. Ich müßte es lügen, wenn ich es ſagen wollte.

Leander. Unmenſchlicher Sohn! Du bedenkſt nicht, was du ſagſt. Denjenigen nicht lieben, der dir das Leben gegeben hat! So ſprichſt du itzt, da du ihn noch leben ſiehſt. Aber verliere ihn einmal; hernach will ich dich fragen.

Lycaſt. Hm! Ich weis nun eben nicht, was da geſchehen würde. Auf allen Fall würde ich wohl auch ſogar unrecht nicht thun. Denn ich glaube, er würde es auch nicht beſſer machen. Er ſpricht ja faſt täglich zu mir: „Wenn ich dich nur los wäre! wenn du nur weg wäreſt!„ Heißt das Liebe? Kanſt du verlangen, daß ich ihn wieder lieben ſoll?

Auch die ſtrengſte Zucht müßte ein Kind zu ſo unnatürlichen Geſinnungen nicht verleiten. Das Herz, das ihrer, aus irgend einer Urſache, fähig iſt, verdienet nicht anders als ſklaviſch gehalten zu werden. Wenn wir uns des ausſchweifenden Sohnes gegen den ſtrengen Vater annehmen ſollen: ſo müſſen jenes Ausſchweifungen kein grundböſes Herz verrathen; es müſſen nichts als Ausſchweifungen des Temperaments, jugendliche Unbedachtſamkeiten, Thorheiten des Kitzels und Muthwillens ſeyn. Nach dieſem Grundſatze haben Menander und Terenz ihren

ihren Kteſipho geſchildert. So ſtreng ihn ſein Vater hält, ſo entfährt ihm doch nie das geringſte böſe Wort gegen denſelben. Das einzige, was man ſo nennen könnte, macht er auf die vortrefflichſte Weiſe wieder gut. Er möchte ſeiner Liebe gern wenigſtens ein Paar Tage, ruhig genieſſen; er freuet ſich, daß der Vater wieder hinaus auf das Land, an ſeine Arbeit iſt; und wünſcht, daß er ſich damit ſo abmatten, — ſo abmatten möge, daß er ganze drey Tage nicht aus dem Bette könne. Ein raſcher Wunſch! aber man ſehe, mit welchem Zuſatze:

— — — utinam quidem
Quod cum ſalute ejus fiat, ita ſe defatigarit velim,
Ut triduo hoc perpetuo prorſum e lecto nequeat ſurgere.

Quod cum ſalute ejus fiat! Nur müßte es ihm weiter nicht ſchaden! — So recht! ſo recht, liebenswürdiger Jüngling! Immer geh, wohin dich Freude und Liebe rufen! Für dich drücken wir gern ein Auge zu! Das Böſe, das du begehſt, wird nicht ſehr böſe ſeyn! Du haſt einen ſtrengern Aufſeher in dir, als ſelbſt dein Vater iſt! — Und ſo ſind mehrere Züge in der Scene, aus der dieſe Stelle genommen iſt. Der deutſche Kteſipho iſt ein abgefeimter Bube, dem Lügen und Betrug ſehr ge-

geläuffig ſind: der römiſche hingegen iſt in der äußerſten Verwirrung um einen kleinen Vorwand, durch den er ſeine Abweſenheit bey ſeinem Vater rechtfertigen könnte.

> Rogabit me: ubi fuerim? quem ego
> hodie toto non vidi die.
> Quid dicam? Sy. Nil ne in mentem
> venit? Ct. Nunquam quicquam.
> Sy. Tanto nequior.
> Cliens, amicus, hoſpes, nemo eſt vobis? Ct. Sunt, quid poſtea?
> Sy. Hiſce opera ut data ſit. Ct. Quæ
> non data ſit? Non poteſt fieri.

Dieſes naiſe, aufrichtige: quæ non data ſit! Der gute Jüngling ſucht einen Vorwand; und, der ſchalkiſche Knecht ſchlägt ihm eine Lüge vor. Eine Lüge! Nein, das geht nicht: non poteſt fieri!

Hamburgiſche Dramaturgie.

Neun und neunzigſtes Stück.

Den 12ten April, 1768.

Sonach hatte Terenz auch nicht nöthig, uns ſeinen Kteſipho am Ende des Stücks beſchämt, und durch die Beſchämung auf dem Wege der Beſſerung, zu zeigen. Wohl aber mußte dieſes unſer Verfaſſer thun. Nur fürchte ich, daß der Zuſchauer die kriechende Reue, und die furchtſame Unterwerfung eines ſo leichtſinnigen Buben nicht für ſehr aufrichtig halten kann. Eben ſo wenig, als die Gemüthsänderung ſeines Vaters. Beider Umkehrung iſt ſo wenig in ihrem Charakter gegründet, daß man das Bedürfniß des Dichters, ſein Stück ſchließen zu müſſen, und die Verlegenheit, es auf eine beſſere Art zu ſchließen, ein wenig zu ſehr darinn empfindet. — Ich weis überhaupt nicht, woher ſo viele komiſche Dichter die Regel genommen haben, daß der Böſe nothwendig am Ende des Stücks entweder beſtraft werden, oder ſich beſſern müſſe. In der Tragödie möchte dieſe Regel noch eher gelten; ſie kann uns da mit dem Schickſale verſöhnen, und Murren in Mitleid kehren. Aber in der Komödie, denke ich, hilft ſie nicht allein nichts, ſondern ſie verdirbt vielmehr vieles. Wenigſtens macht ſie immer den Ausgang ſchielend, und kalt, und einförmig. Wenn die verſchiednen Charaktere, welche ich in eine Handlung verbinde, nur dieſe Handlung zu Ende bringen, warum ſollen ſie nicht bleiben, wie ſie waren? Aber freylich muß die Handlung ſodann in etwas mehr, als in einer bloßen Colliſion der Charaktere, beſtehen. Dieſe kann allerdings nicht anders, als durch Nachgebung und Veränderung des einen Theiles dieſer Charaktere, geendet werden; und ein Stück, das wenig oder nichts mehr hat als ſie, nähert ſich nicht ſowohl ſeinem Ziele, ſondern ſchläft vielmehr nach und nach ein. Wenn hingegen jene Colliſion, die Handlung mag ſich ihrem Ende nähern, ſo viel als ſie will, dennoch gleich ſtark fortdauert: ſo begreift man leicht, daß das Ende eben ſo lebhaft und unterhaltend ſeyn kann, als die Mitte nur immer war. Und das iſt gerade der Unterſchied, der ſich zwiſchen dem letzten Akte des Terenz, und dem letzten unſers Verfaſſers befindet. Sobald wir in dieſem hören, daß der ſtrenge Vater hinter die Wahrheit gekommen: ſo können wir uns das Uebrige alles an den Fingern

gern abzehlen; denn es iſt der fünfte Akt. Er wird Anfangs poltern und toben; bald darauf wird er ſich beſänftigen laſſen, wird ſein Unrecht erkennen und ſo werden wollen, daß er nie wieder zu einer ſolchen Komödie den Stoff geben kann: desgleichen wird der ungerathene Sohn kommen, wird abbitten, wird ſich zu beſſern verſprechen; kurz, alles wird ein Herz und eine Seele werden. Den hingegen will ich ſehen, der in dem fünften Akte des Terenz die Wendungen des Dichters errathen kann! Die Intrigue iſt längſt zu Ende, aber das fortwährende Spiel der Charaktere läßt es uns kaum bemerken, daß ſie zu Ende iſt. Keiner verändert ſich; ſondern jeder ſchleift nur dem andern eben ſo viel ab, als nöthig iſt, ihn gegen den Nachtheil des Exceſſes zu verwahren. Der freygebige Micio wird durch das Manöuvre des geitzigen Demea dahin gebracht, daß er ſelbſt das Uebermaaß in ſeinem Bezeigen erkennet, und fragt:

Quod proluvium? quæ iſtæc ſubita eſt
largitas?

So wie umgekehrt der ſtrenge Demea durch das Manöuvre des nachſichtsvollen Micio endlich erkennet, daß es nicht genug iſt, nur immer zu tadeln und zu beſtrafen, ſondern es auch gut ſey, obſecundare in loco. ——

Noch eine einzige Kleinigkeit will ich erinnern, in welcher unſer Verfaſſer ſich, gleichfalls zu ſeinem eigenem Nachtheile, von ſeinem Muſter entfernt hat.

Terenz ſagt es ſelbſt, daß er in die Brüder des Menanders eine Epiſode aus einem Stücke des Diphilus übergetragen, und ſo ſeine Brüder zuſammen geſetzt habe. Dieſe Epiſode iſt die gewaltſame Entführung der Pſaltria durch den Aeſchinus: und das Stück des Diphilus hieß, die mit einander Sterbenden.

> Synapothneſcontes Diphili comœdia eſt —
> In Græca adoleſcens eſt, qui lenoni eripit
> Meretricem in prima fabula —— ——
> —— —— cum hic locum ſumpſit ſibi
> In Adelphos —— —— ——

Nach dieſen beiden Umſtänden zu urtheilen, mochte Diphilus ein Paar Verliebte aufgeführet haben, die feſt entſchloſſen waren, lieber mit einander zu ſterben, als ſich trennen zu laſſen: und wer weis was geſchehen wäre, wenn ſich gleichfalls nicht ein Freund ins Mittel geſchlagen, und das Mädchen für den Liebhaber mit Gewalt entführt hätte? Den Entſchluß, mit einan-

einander zu ſterben, hat Terenz in den bloßen Entſchluß des Liebhabers, dem Mädchen nachzuziehen und Vater und Vaterland um ſie zu verlaſſen, gemildert. Donatus ſagt dieſes ausdrücklich: Menander mori illum voluiſſe fingit, Terentius fugere. Aber ſollte es in dieſer Note des Donatus nicht Diphilus anſtatt Menander heiſſen? Ganz gewiß; wie Peter Nannius dieſes ſchon angemerkt hat. (*) Denn der Dichter, wie wir geſehen, ſagt es ja ſelbſt, daß er dieſe ganze Epiſode von der Entführung nicht aus dem Menander, ſondern aus dem Diphilus entlehnet habe; und das Stück des Diphilus hatte von dem Sterben ſogar ſeinen Titel.

(*) Sylloge V. Miſcell. cap. 10. Videat quæſo accuratus lector, num pro Menandro legendum ſit Diphilus. Certe vel tota Comœdia, vel pars iſtius argumenti, quod hic tractatur, ad verbum e Diphilo translata eſt. — Ita cum Diphili comœdia a commoriendo nomen habeat, & ibi dicatur adoleſcens mori voluiſſe, quod Terentius in fugere mutavit: omnino adducor, eam imitationem a Diphilo, non a Menandro mutuatam eſſe, & ex eo commoriendi cum puella ſtudio συναποθνησκοντες nomen fabulæ inditum eſſe. —

Indeß muß freylich, anſtatt dieſer von dem Diphilus entlehnten Entführung, in dem Stücke des Menanders eine andere Intrique geweſen ſeyn, an der Aeſchinus gleicher Weiſe für den Kteſipho Antheil nahm, und wodurch er ſich bey ſeiner Geliebte in eben den Verdacht brachte, der am Ende ihre Verbindung ſo glücklich beſchleunigte. Worinn dieſe eigentlich beſtanden, dürfte ſchwer zu errathen ſeyn. Sie mag aber beſtanden haben, worinn ſie will: ſo wird ſie doch gewiß eben ſo wohl gleich vor dem Stücke vorhergegangen ſeyn, als die vom Terenz dafür gebrauchte Entführung. Denn auch ſie muß es geweſen ſeyn, wovon man noch überall ſprach, als Demea in die Stadt kam; auch ſie muß die Gelegenheit und der Stoff geweſen ſeyn, worüber Demea gleich Anfangs mit ſeinem Bruder den Streit beginnet, in welchem ſich beider Gemüthsarten ſo vortrefflich entwickeln.

—— — Nam illa, quæ antehac facta ſunt
Omitto: modo quid deſignavit? ——
Fores effregit, atque in ædes irruit
Alienas —— —— —— ——
—— — clamant omnes, indigniſſime
Factum eſſe. Hoc advenienti quot mihi, Micio
Dixere? in ore eſt omni populo ——

Nun habe ich ſchon geſagt, daß unſer Verfaſſer dieſe gewaltſame Entführung in eine kleine Schlägerey verwandelt hat. Er mag auch ſeine guten Urſachen dazu gehabt haben; wenn er nur dieſe Schlägerey ſelbſt, nicht ſo ſpät hätte geſchehen laſſen. Auch ſie ſollte und müßte das ſeyn, was den ſtrengen Vater aufbringt. So aber iſt er ſchon aufgebracht, ehe ſie geſchieht, und man weis gar nicht worüber? Er tritt auf und zankt, ohne den geringſten Anlaß. Er ſagt zwar: „Alle Leute reden von der ſchlechten „Aufführung deines Sohnes; ich darf nur einmal den Fuß in die Stadt ſetzen, ſo höre ich „mein blaues Wunder.„ Aber was denn die Leute eben itzt reden; worinn das blaue Wunder beſtanden, das er eben itzt gehört, und worüber er ausdrücklich mit ſeinem Bruder zu zanken kömmt, das hören wir nicht, und können es auch aus dem Stücke nicht errathen. Kurz, unſer Verfaſſer hätte den Umſtand, der dem Demea in Harniſch bringt, zwar verändern können, aber er hätte ihn nicht verſetzen müſſen! Wenigſtens, wenn er ihn verſetzen wollen, hätte er den Demea im erſten Akte ſeine Unzufriedenheit mit der Erziehungsart ſeines Bruders nur nach und nach müſſen äußern, nicht aber auf einmal damit herausplatzen laſſen. —

Möchten wenigſtens nur diejenigen Stücke des Menanders auf uns gekommen ſeyn, welche

Terenz

Terenz genutzet hat! Ich kann mir nichts Unterrichtenders denken, als eine Vergleichung dieſer griechiſchen Originale mit den lateiniſchen Kopieen ſeyn würde.

Denn gewiß iſt es, daß Terenz kein bloßer ſklaviſcher Ueberſetzer geweſen. Auch da, wo er den Faden des Menandriſchen Stückes völlig beybehalten, hat er ſich noch manchen kleinen Zuſatz, manche Verſtärkung oder Schwächung eines und des andern Zuges erlaubt; wie uns deren verſchiedne Donatus in ſeinen Scholien angezeigt. Nur Schade, daß ſich Donatus immer ſo kurz, und öfters ſo dunkel darüber ausdrückt, (weil zu ſeiner Zeit die Stücke des Menanders noch ſelbſt in jedermanns Händen waren,) daß es ſchwer wird, über den Werth oder Unwerth ſolcher Terenziſchen Künſteleyen etwas Zuverläßiges zu ſagen. In den Brüdern findet ſich hiervon ein ſehr merkwürdiges Exempel.

Hamburgiſche Dramaturgie.

Hundertſtes Stück.

Den 15ten April, 1768.

Demea, wie ſchon angemerkt, will im fünften Akte dem Micio eine Lection nach ſeiner Art geben. Er ſtellt ſich luſtig, um die andern wahre Ausſchweifungen und Tollheiten begehen zu laſſen; er ſpielt den Freygebigen, aber nicht aus ſeinem, ſondern aus des Bruders Beutel; er möchte dieſen lieber auf einmal ruiniren, um nur das boshafte Vergnügen zu haben, ihm am Ende ſagen zu können: „Nun ſieh, was du von deiner Gutherzigkeit haſt!„ So lange der ehrliche Micio nur von ſeinem Vermögen dabey zuſetzt, laſſen wir uns den hämiſchen Spaß ziemlich gefallen. Aber nun kömmt es dem Verräther gar ein, den guten Hageſtolze mit einem alten verlebten Mütterchen zu verkuppeln. Der bloße Einfall macht uns Anfangs zu lachen; wenn wir aber endlich ſehen, daß es Ernſt damit wird, daß ſich Micio wirklich die Schlinge über den Kopf werfen läßt, der er mit einer einzigen ernſthaften Wendung hätte ausweichen können: wahrlich, ſo wiſſen wir kaum mehr, auf wen wir ungehaltner ſeyn ſollen; ob auf den Demea, oder auf den Micio. (*)

Demea. Ja wohl iſt das mein Wille! Wir müſſen von nun an mit dieſen guten Leuten nur eine Familie machen; wir müſſen ihnen auf alle Weiſe aufhelfen, uns auf alle Art mit ihnen verbinden. —

Aeſchinus. Das bitte ich, mein Vater.

Micio. Ich bin gar nicht dagegen.

Demea. Es ſchickt ſich auch nicht anders für uns. — Denn erſt iſt ſie ſeiner Frauen Mutter —

Micio. Nun dann?

Demea. Auf die nichts zu ſagen; brav, ehrbar —

Micio.

(*) Act. V. Sc. VIII.

De. Ego vero jubeo, & in hac re, & in aliis omnibus,
Quam maxime unam facere nos hanc familiam;
Colere, adjuvare, adjungere. Aes. Ita quæſo pater.
Mi. Haud aliter cenſeo. De. Imo hercle ita nobis decet.
Primum hujus uxoris eſt mater. Mi. Quid poſtea?

De.

Micio. So höre ich.

Demea. Bey Jahren iſt ſie auch.

Micio. Ja wohl.

Demea. Kinder kann ſie ſchon lange nicht mehr haben. Dazu iſt niemand, der ſich um ſie bekümmerte; ſie iſt ganz verlaſſen.

Micio. Was will der denn?

Demea. Die mußt du billig heyrathen, Bruder. Und du, (zum Aeſchinus) mußt ja machen, daß er es thut.

Micio. Ich? ſie heyrathen?

Demea. Du!

Micio. Ich?

Demea. Du! wie geſagt, du!

Micio. Du biſt nicht klug.

Demea. (zum Aeſchinus) Nun zeige, was du kannſt! Er muß!

De. Proba, & modeſta. **Mi.** Ita ajunt.
De. Natu grandior.
Mi. Scio. **De.** Parere jam diu hæc per annos non poteſt:
Nec qui eam reſpiciat, quisquam eſt; ſola eſt. **Mi.** Quam hic rem agit?
De. Hanc te æquum eſt ducere; & te operam, ut fiat, dare.
Mi. Me ducere autem? **De.** Te. **Mi.** Me? **De.** Te inquam. **Mi.** Ineptis. **De.** Si tu ſis homo.
Hic

Aeſchinus. Mein Vater —

Micio. Wie? — Und du, Geck, kannſt ihm noch folgen?

Demea. Du ſtreibeſt dich umſonſt: es kann nun einmal nicht anders ſeyn.

Micio. Du ſchwärmſt.

Aeſchinus. Laß dich erbitten, mein Vater.

Micio. Raſeſt du? Geh!

Demea. O, ſo mach dem Sohne doch die Freude!

Micio. Biſt du wohl bey Verſtande? Ich, in meinem fünf und ſechzigſten Jahre noch heyrathen? Und ein altes verlebtes Weib heyrathen? Das könnet ihr mir zumuthen?

Aeſchinus. Thu es immer; ich habe es ihnen verſprochen.

Micio.

Hic faciat. Aes. Mi pater. Mi. Quid? Tu autem huic, aſine, auſcultas. De. Nihil agis,
Fieri aliter non poteſt. Mi. Deliras. Aes. Sine te exorem, mi pater.
Mi. Inſanis, aufer. De. Age, da veniam filio. Mi. Satin' ſanus es?
Ego novus maritus anno demum quinto & ſexageſimo
Fiam; atque anum decrepitam ducam? Idne eſtis auctores mihi?
Aes. Fac; promiſi ego illis. Mi. Promiſti autem? de te largitor puer.

De.

Micio. Verſprochen gar? — Bürſchchen, verſprich für dich, was du verſprechen willſt!

Demea. Friſch! Wenn es nun etwas wichtigeres wäre, warum er dich bäte?

Micio. Als ob etwas wichtigers ſeyn könnte, wie das?

Demea. So willfahre ihm doch nur!

Aeſchinus. Sey uns nicht zuwider!

Demea. Fort, verſprich!

Micio. Wie lange ſoll das währen?

Aeſchinus. Bis du dich erbitten laſſen.

Micio. Aber das heißt Gewalt brauchen.

Demea. Thu ein Uebriges, guter Micio.

Micio. Nun dann; — ob ich es zwar ſehr unrecht, ſehr abgeſchmackt finde; ob es ſich ſchon weder mit der Vernunft, noch mit meiner Lebens-

De. Age, quid, ſi quid te majus oret? Mi. Quaſi non hoc ſit maximum.
De. Da veniam. Aes. Ne gravere. De. Fac, promitte. Mi. Non omittis?
Aes. Non; niſi te exorem. Mi. Vis eſt hæc quidem. De. Age prolixe Micio.
Mi. Etſi hoc mihi pravum, ineptum, abſurdum, atque alienum a vita mea
Videtur: ſi vos tantopere iſtuc vultis, fiat. — — —

art reimet: — weil ihr doch ſo ſehr darauf beſteht; es ſey!

„Nein, ſagt die Critik; das iſt zu viel! Der Dichter iſt hier mit Recht zu tadeln. Das einzige, was man noch zu ſeiner Rechtfertigung ſagen könnte, wäre dieſes, daß er die nachtheiligen Folgen einer übermäßigen Gutherzigkeit habe zeigen wollen. Doch Micio hat ſich bis dahin ſo liebenswürdig bewieſen, er hat ſo viel Verſtand, ſo viele Kenntniß der Welt gezeigt, daß dieſe ſeine letzte Ausſchweifung wider alle Wahrſcheinlichkeit iſt, und den feinern Zuſchauer nothwendig beleidigen muß. Wie geſagt alſo: der Dichter iſt hier zu tadeln, auf alle Weiſe zu tadeln!„

Aber welcher Dichter? Terenz? oder Menander? oder beide? — Der neue engliſche Ueberſetzer des Terenz, Colmann, will den größern Theil des Tadels auf den Menander zurückſchieben; und glaubt aus einer Anmerkung des Donatus beweiſen zu können, daß Terenz die Ungereimtheit ſeines Originals in dieſer Stelle wenigſtens ſehr gemildert habe. Donatus ſagt nehmlich: Apud Menandrum ſenex de nuptiis non gravatur. Ergo Terentius ἑυρητικῶς.

„Es

„Es iſt ſehr ſonderbar, erklärt ſich Colmann, „daß dieſe Anmerkung des Donatus „ſo gänzlich von allen Kunſtrichtern überſehen „worden, da ſie, bey unſerm Verluſte des Menanders, doch um ſo viel mehr Aufmerkſamkeit verdienet. Unſtreitig iſt es, daß Terenz „in dem letzten Akte dem Plane des Menanders „gefolgt iſt: ob er nun aber ſchon die Ungereimtheit, den Micio mit der alten Mutter „zu verheyrathen, angenommen, ſo lernen wir „doch vom Donatus, daß dieſer Umſtand ihm „ſelber anſtößig geweſen, und er ſein Original „dahin verbeſſert, daß er den Micio alle den „Widerwillen gegen eine ſolche Verbindung „äußern laſſen, den er in dem Stücke des Menanders, wie es ſcheinet, nicht geäußert „hatte.„

Es iſt nicht unmöglich, daß ein Römiſcher Dichter nicht einmal etwas beſſer könne gemacht haben, als ein Griechiſcher. Aber der bloßen Möglichkeit wegen, möchte ich es gern in keinem Falle glauben.

Colmann meinet alſo, die Worte des Donatus: Apud Menandrum ſenex de nuptiis non gravatur, hießen ſo viel, als: beym Menander ſtreibet ſich der Alte gegen die Heyrath nicht. Aber wie, wenn ſie das nicht hießen? Wenn ſie vielmehr zu überſetzen wäre: beym Menander fällt man dem Alten mit der Heyrath nicht beſchwerlich? Nuptias gravari würde zwar allerdings jenes heiſſen: aber auch de nuptiis gravari? In jener Redensart wird gravari gleichſam als ein Deponens gebraucht: in dieſer aber iſt es ja wohl das eigentliche Paſſivum, und kann alſo meine Auslegung nicht allein leiden, ſondern vielleicht wohl gar keine andere leiden, als ſie.

Wäre aber dieſes: wie ſtünde es dann um den Terenz? Er hätte ſein Original ſo wenig verbeſſert, daß er es vielmehr verſchlimmert hätte; er hätte die Ungereimtheit mit der Verheyrathung des Micio, durch die Weigerung deſſelben, nicht gemildert, ſondern ſie ſelber erfunden. Terentius ἑυρητικως! Aber nur, daß es mit den Erfindungen der Nachahmer nicht weit her iſt!

Hamburgiſche
Dramaturgie.

Hundert und erſtes, zweytes, drittes und viertes Stück.

Den 19ten April, 1768.

Hundert und erſtes bis viertes? — Ich hatte mir vorgenommen, den Jahrgang dieſer Blätter nur aus hundert Stücken beſtehen zu laſſen. Zwey und funfzig Wochen, und die Woche zwey Stück, geben zwar allerdings hundert und viere. Aber warum ſollte, unter allen Tagewerkern, dem einzigen wöchentlichen Schriftſteller kein Feyertag zu Statten kommen? Und in dem ganzen Jahre nur viere: iſt ja ſo wenig!

Doch Dodsley und Compagnie haben dem Publico, in meinem Namen, ausdrücklich hundert und vier Stück verſprochen. Ich werde die guten Leute ſchon nicht zu Lügnern machen müſſen.

Die Frage iſt nur: wie fange ich es am beſten an? — Der Zeug iſt ſchon verſchnitten: ich werde einflicken oder recken müſſen. — Aber das klingt ſo ſtümpermäßig. Mir fällt ein, — was mir gleich hätte einfallen ſollen: die Gewohnheit der Schauſpieler, auf ihre Hauptvorſtellung ein kleines Nachſpiel folgen zu laſſen. Das Nachſpiel kann handeln, wovon es will, und braucht mit dem Vorhergehenden nicht in der geringſten Verbindung zu ſtehen. — So ein Nachſpiel dann, mag die Blätter nun füllen, die ich mir ganz erſparen wollte.

Erſt ein Wort von mir ſelbſt! Denn warum ſollte nicht auch ein Nachſpiel einen Prolog haben dürfen, der ſich mit einem Poeta, cum primum animum ad ſcribendum appulit, anfinge?

Als, vor Jahr und Tag, einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Verſuch zu machen, ob nicht für das deutſche Theater ſich etwas mehr thun laſſe, als unter der Verwaltung eines ſogenannten Principals geſchehen könne: ſo weiß ich nicht, wie man auf mich dabey fiel, und ſich träumen ließ, daß ich bey dieſem Unternehmen wohl nützlich ſeyn könnte? — Ich ſtand eben am Markte und war müßig; niemand wollte mich dingen: ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte; bis gerade auf dieſe Freunde! — Noch ſind mir in meinem

Leben alle Beſchäftigungen ſehr gleichgültig geweſen: ich habe mich nie zu einer gedrungen, oder nur erboten; aber auch die geringfügigſte nicht von der Hand gewieſen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erleſen zu ſeyn, glauben konnte.

Ob ich zur Aufnahme des hieſigen Theaters concurriren wolle? darauf war alſo leicht geantwortet. Alle Bedenklichkeiten waren nur die: ob ich es könne? und wie ich es am beſten könne?

Ich bin weder Schauſpieler, noch Dichter.

Man erweiſet mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gewagt habe, ſollte man nicht ſo freygebig folgern. Nicht jeder, der den Pinſel in die Hand nimt, und Farben verquiſtet, iſt ein Mahler. Die älteſten von jenen Verſuchen ſind in den Jahren hingeſchrieben, in welchen man Luſt und Leichtigkeit ſo gern für Genie hält. Was in den neuerern erträgliches iſt, davon bin ich mir ſehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Critik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft ſich empor arbeitet, durch eigene Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen aufſchießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauf preſſen. Ich würde ſo arm, ſo kalt, ſo kurzſichtig ſeyn, wenn ich nicht einigermaaßen gelernt hätte, fremde Schätze beſcheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläſer der Kunſt mein Auge zu ſtärken. Ich bin daher immer beſchämt oder verdrüßlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Critik etwas las oder hörte. Sie ſoll das Genie erſticken: und ich ſchmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie ſehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähſchrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.

Doch freylich; wie die Krücke den Lahmen wohl hilft, ſich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: ſo auch die Critik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches beſſer iſt, als es einer von meinen Talenten ohne Critik machen würde: ſo koſtet es mich ſo viel Zeit, ich muß von andern Geſchäften ſo frey, von unwillkührlichen Zerſtreuungen ſo ununterbrochen ſeyn, ich muß meine ganze Beleſenheit ſo gegenwärtig haben, ich muß bey jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenſchaften gemacht, ſo ruhig durchlaufen können; daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten ſoll, niemand in der Welt ungeſchickter ſeyn kann, als ich.

Was

Was Goldoni für das italieniſche Theater that, der es in einem Jahre mit dreyzehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutſche zu thun, folglich bleiben laſſen. Ja, das würde ich bleiben laſſen, wenn ich es auch könnte. Ich bin mißtrauiſcher gegen alle erſte Gedanken, als De la Caſa und der alte Shandy nur immer geweſen ſind. Denn wenn ich ſie auch ſchon nicht für Eingebungen des böſen Feindes, weder des eigentlichen noch des allegoriſchen, halte: (*) ſo denke ich doch immer, daß die erſten Gedanken die erſten ſind, und daß das

---

(*) An opinion John de la Casa, archbiſhop of Benevento, was afflicted with — which opinion was, — that whenever a Chriſtian was writing a book (not for his private amuſement, but) where his intent and purpoſe was bona fide, to print and publiſh it to the world, his firſt thoughts were always the temptations of the evil one. — My father was hugely pleaſed with this theory of John de la Caſa; and (had it not cramped him a little in his creed) I believe would have given ten of the beſt acres in the Shandy eſtate, to have been the broacher of it; — but as he could not have the honour of it in the litteral ſenſe of the doctrine, he took up with the allegory of it. Prejudice of education, he would ſay, is the devil &c. (Life and Op. of Triſtram Shandy Vol. V. p. 74.)

Beſte auch nicht einmal in allen Suppen obenauf zu ſchwimmen pflegt. Meine erſte Gedanken ſind gewiß kein Haar beſſer, als Jedermanns erſte Gedanken: und mit Jedermanns Gedanken bleibt man am klügſten zu Hauſe.

— Endlich fiel man darauf, ſelbſt das, was mich zu einem ſo langſamen, oder, wie es meinen rüſtigern Freunden ſcheinet, ſo faulen Arbeiter macht, ſelbſt das, an mir nutzen zu wollen: die Critik. Und ſo entſprang die Idee zu dieſem Blatte.

Sie gefiel mir, dieſe Idee. Sie erinnerte mich an die Didaskalien der Griechen, d. i. an die kurzen Nachrichten, dergleichen ſelbſt Ariſtoteles von den Stücken der griechiſchen Bühne zu ſchreiben der Mühe werth gehalten. Sie erinnerte mich, vor langer Zeit einmal über den grundgelehrten Caſaubonus bey mir gelacht zu haben, der ſich, aus wahrer Hochachtung für das Solide in den Wiſſenſchaften, einbildete, daß es dem Ariſtoteles vornehmlich um die Berichtigung der Chronologie bey ſeinen Didaskalien zu thun geweſen. (*) — Wahrhaftig, es wäre

---

(*) (Animadv. in Athenæum Libr. VI. cap. 7.) Διδασκαλία accipitur pro eo ſcripto, quo explicatur ubi, quando, quomodo & quo eventu fabula aliqua fuerit acta. — Quantum critici hac diligentia veteres chronologos adjuverint, ſoli æſtimabunt illi, qui nowäre auch eine ewige Schande für den Ariſtoteles, wenn er ſich mehr um den poetiſchen Werth der Stücke, mehr um ihren Einfluß auf die Sitten, mehr um die Bildung des Geſchmacks, darinn bekümmert hätte, als um die Olympiade, als um das Jahr der Olympiade, als um die Namen der Archonten, unter welchen ſie zuerſt aufgeführet worden!

Ich war ſchon Willens, das Blatt ſelbſt Hamburgiſche Didaskalien zu nennen. Aber der Titel klang mir allzufremd, und nun iſt es mir ſehr lieb, daß ich ihm dieſen vorgezogen habe. Was ich in eine Dramaturgie bringen oder nicht bringen wollte, das ſtand bey mir: wenigſtens hatte mir Lione Allacci desfalls nichts vorzuſchreiben. Aber wie eine Didaskalie ausſehen müſſe, glauben die Gelehrten zu wiſſen, wenn es auch nur aus den noch vorhandenen Didaskalien des Terenz wäre, die eben dieſer Caſaubonus breviter & eleganter ſcriptas nennt. Ich hatte weder Luſt, meine Didaskalien ſo kurz, noch ſo elegant zu ſchreiben: und unſere itztlebende Caſauboni würden

---

norum quam infirma & tenuia præſidia habuerint, qui ad ineundam fugacis temporis rationem primi animum appulerunt. Ego non dubito, eo potiſſimum ſpectaſſe Ariſtotelem, cum διδασκαλίας ſuas componeret —

die Köpfe trefflich geſchüttelt haben, wenn ſie gefunden hätten, wie ſelten ich irgend eines chronologiſchen Umſtandes gedenke, der künftig einmal, wenn Millionen anderer Bücher verloren gegangen wären, auf irgend ein hiſtoriſches Factum einiges Licht werfen könnte. In welchem Jahre Ludewigs des Vierzehnten, oder Ludewigs des Funfzehnten, ob zu Paris, oder zu Verſailles, ob in Gegenwart der Prinzen vom Geblüte, oder nicht der Prinzen vom Geblüte, dieſes oder jenes franzöſiſche Meiſterſtück zuerſt aufgeführet worden: das würden ſie bey mir geſucht, und zu ihrem großen Erſtaunen nicht gefunden haben.

Was ſonſt dieſe Blätter werden ſollten, darüber habe ich mich in der Ankündigung erkläret: was ſie wirklich geworden, das werden meine Leſer wiſſen. Nicht völlig das, wozu ich ſie zu machen verſprach: etwas anderes; aber doch, denk ich, nichts ſchlechteres.

„Sie ſollten jeden Schritt begleiten, den die
„Kunſt, ſowohl des Dichters, als des Schau-
„ſpielers hier thun würde.“

Die letztere Hälfte bin ich ſehr bald überdrüßig geworden. Wir haben Schauſpieler, aber keine Schauſpielkunſt. Wenn es vor Alters eine ſolche Kunſt gegeben hat: ſo haben wir ſie nicht mehr; ſie iſt verloren; ſie muß ganz von neuem wieder erfunden werden. Allgemeimeines Geſchwätze darüber, hat man in verſchiedenen Sprachen genug: aber ſpecielle, von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präciſion abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Akteurs in einem beſondern Falle zu beſtimmen ſey, deren wüßte ich kaum zwey oder drey. Daher kömmt es, daß alles Raiſonnement über dieſe Materie immer ſo ſchwankend und vieldeutig ſcheinet, daß es eben kein Wunder iſt, wenn der Schauſpieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, ſich auf alle Weiſe dadurch beleidiget findet. Gelobt wird er ſich nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben: ja öfters wird er gar nicht einmal wiſſen, ob man ihn tadeln oder loben wollen. Ueberhaupt hat man die Anmerkung ſchon längſt gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künſtler, in Anſehung der Critik, in eben dem Verhältniſſe ſteigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundſätze ihrer Künſte abnimt. — So viel zu meiner, und ſelbſt zu deren Entſchuldigung, ohne die ich mich nicht zu entſchuldigen hätte.

Aber die erſtere Hälfte meines Verſprechens? Bey dieſer iſt freylich das Hier zur Zeit noch nicht ſehr in Betrachtung gekommen, — und wie hätte es auch können? Die Schranken ſind noch kaum geöffnet, und man wollte die Wettläufer lieber ſchon bey dem Ziele ſehen; bey einem Ziele, das ihnen alle Augenblicke immer weiter und weiter hinausgeſteckt wird? Wenn das Publikum fragt; was iſt denn nun geſchehen? und mit einem höhniſchen Nichts ſich ſelbſt antwortet: ſo frage ich wiederum; und was hat denn das Publikum gethan, damit etwas geſchehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas ſchlimmers, als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert: es hat ihm nicht einmal ſeinen natürlichen Lauf gelaſſen. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutſchen ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deutſche noch keine Nation ſind! Ich rede nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern blos von dem ſittlichen Charakter. Faſt ſollte man ſagen, dieſer ſey: keinen eigenen haben zu wollen. Wir ſind noch immer die geſchwornen Nachahmer alles Ausländiſchen, beſonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzoſen; alles was uns von jenſeit dem Rheine kömmt, iſt ſchön, reißend, allerliebſt, göttlich; lieber verleugnen wir Geſicht und Gehör, als daß wir es anders finden ſollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimaſſe für Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poeſie, Geheule für Muſik, uns einreden laſſen, als im geringſten an der Superiorität zweifeln, welche dieſes liebenswürdige

Volk,

Volk, dieſes erſte Volk in der Welt, wie es ſich ſelbſt ſehr beſcheiden zu nennen pflegt, in allem, was gut und ſchön und erhaben und anſtändig iſt, von dem gerechten Schickſale zu ſeinem Antheile erhalten hat. —

Doch dieſer Locus communis iſt ſo abgedroſchen, und die nähere Anwendung deſſelben könnte leicht ſo bitter werden, daß ich lieber davon abbreche.

Ich war alſo genöthiget, anſtatt der Schritte, welche die Kunſt des dramatiſchen Dichters hier wirklich könnte gethan haben, mich bey denen zu verweilen, die ſie vorläufig thun müßte, um ſodann mit eins ihre Bahn mit deſto ſchnellern und größern zu durchlaufen. Es waren die Schritte, welche ein Irrender zurückgehen muß, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen, und ſein Ziel gerade in das Auge zu bekommen.

Seines Fleißes darf ſich jedermann rühmen: ich glaube, die dramatiſche Dichtkunſt ſtudiert zu haben; ſie mehr ſtudiert zu haben, als zwanzig, die ſie ausüben. Auch habe ich ſie ſo weit ausgeübet, als es nöthig iſt, um mitſprechen zu dürfen: denn ich weiß wohl, ſo wie der Mahler ſich von niemanden gern tadeln läßt, der den Pinſel ganz und gar nicht zu führen weiß, ſo auch der Dichter. Ich habe es wenigſtens verſucht, was er bewerkſtelligen muß, und kann von dem, was ich ſelbſt nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es ſich machen läßt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo ſo mancher ſich eine anmaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, ſtummer ſeyn würde, als ein Fiſch.

Aber man kann ſtudieren, und ſich tief in den Irrthum hinein ſtudieren. Was mich alſo verſichert, daß mir dergleichen nicht begegnet ſey, daß ich das Weſen der dramatiſchen Dichtkunſt nicht verkenne, iſt dieſes, daß ich es vollkommen ſo erkenne, wie es Ariſtoteles aus den unzähligen Meiſterſtücken der griechiſchen Bühne abſtrahiret hat. Ich habe von dem Entſtehen, von der Grundlage der Dichtkunſt dieſes Philoſophen, meine eigene Gedanken, die ich hier ohne Weitläuftigkeit nicht äußern könnte. Indeß ſteh ich nicht an, zu bekennen, (und ſollte ich in dieſen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!) daß ich ſie für ein eben ſo unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer ſind. Ihre Grundſätze ſind eben ſo wahr und gewiß, nur freylich nicht ſo faßlich, und daher mehr der Chicane ausgeſetzt, als alles, was dieſe enthalten. Beſonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit ſo ziemlich alles daraus gönnen wollen, unwiderſprechlich zu beweiſen, daß ſie ſich von der Richtſchnur des Ariſtoteles keinen

Schritt entfernen kann, ohne ſich eben ſo weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.

Nach dieſer Ueberzeugung nahm ich mir vor, einige der berühmteſten Muſter der franzöſiſchen Bühne ausführlich zu beurtheilen. Denn dieſe Bühne ſoll ganz nach den Regeln des Ariſtote-es gebildet ſeyn; und beſonders hat man uns Deutſche bereden wollen, daß ſie nur durch dieſe Regeln die Stuffe der Vollkommenheit erreicht habe, auf welcher ſie die Bühnen aller neuern Völker ſo weit unter ſich erblicke. Wir haben as auch lange ſo feſt geglaubt, daß bey unſern Dichtern, den Franzoſen nachahmen, eben ſo iel geweſen iſt, als nach den Regeln der Alten rbeiten.

Indeß konnte das Vorurtheil nicht ewig egen unſer Gefühl beſtehen. Dieſes ward, lücklicher Weiſe, durch einige Engliſche Stücke us ſeinem Schlummer erwecket, und wir mach-en endlich die Erfahrung, daß die Tragödie och einer ganz andern Wirkung fähig ſey, als hr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht. Aber geblendet von dieſem plötzlichen Strahle er Wahrheit, prallten wir gegen den Rand ines andern Abgrundes zurück. Den engli-chen Stücken fehlten zu augenſcheinlich gewiſſe Regeln, mit welchen uns die Franzöſiſchen ſo ekannt gemacht hatten. Was ſchloß man daraus? Dieſes: daß ſich auch ohne dieſe Regeln der Zweck der Tragödie erreichen laſſe; ja daß dieſe Regeln wohl gar Schuld ſeyn könnten, wenn man ihn weniger erreiche.

Und das hätte noch hingehen mögen! — Aber mit dieſen Regeln fing man an, alle Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterey zu erklären, dem Genie vorzuſchreiben, was es thun, und was es nicht thun müſſe. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangnen Zeit muthwillig zu verſcherzen; und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunſt aufs neue für ſich erfinden ſolle.

Ich wäre eitel genug, mir einiges Verdienſt um unſer Theater beyzumeſſen, wenn ich glauben dürfte, das einzige Mittel getroffen zu haben, dieſe Gährung des Geſchmacks zu hemmen. Darauf los gearbeitet zu haben, darf ich mir wenigſtens ſchmeicheln, indem ich mir nichts angelegner ſeyn laſſen, als den Wahn von der Regelmäßigkeit der franzöſiſchen Bühne zu beſtreiten. Gerade keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt, als die Franzoſen. Einige beyläuffige Bemerkungen, die ſie über die ſchicklichſte äußere Einrichtung des Drama bey dem Ariſtoteles fanden, haben ſie für das Weſentliche angenommen, und das Weſentliche, durch allerley Einſchränkungen und Deutungen, dafür ſo entkräftet, daß nothwendig nichts anders als Werke daraus entſtehen konnten, die weit unter der höchſten Wirkung blieben, auf welche der Philoſoph ſeine Regeln calculirt hatte.

Ich wage es, hier eine Aeußerung zu thun, mag man ſie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht beſſer machen wollte. Was gilt die Wette? —

Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man dieſe Aeußerung für Prahlerey nehmen könne. Man merke alſo wohl, was ich hinzu ſetze: Ich werde es zuverläßig beſſer machen, — und doch lange kein Corneille ſeyn, — und doch lange noch kein Meiſterſtück gemacht haben. Ich werde es zuverläßig beſſer machen; — und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, — der ſo feſt an den Ariſtoteles glaubet, wie ich.

Eine Tonne, für unſere kritiſche Wallfiſche! Ich freue mich im voraus, wie trefflich ſie damit ſpielen werden. Sie iſt einzig und allein für ſie ausgeworfen; beſonders für den kleinen Wallfiſch in dem Salzwaſſer zu Halle! —

Und mit dieſem Uebergange, — ſinnreicher muß er nicht ſeyn, — mag denn der Ton des ernſthaftern Prologs in den Ton des Nachſpiels verſchmelzen, wozu ich dieſe letztern Blätter beſtimmte. Wer hätte mich auch ſonſt erinnern können, daß es Zeit ſey, dieſes Nachſpiel anfangen zu laſſen, als eben der Hr. Stl., welcher in der deutſchen Bibliothek des Hrn. Geheimerath Klotz, den Inhalt deſſelben bereits angekündiget hat? — (*)

Aber was bekömmt denn der ſchnackiſche Mann in dem bunten Jäckchen, daß er ſo dienſtfärtig mit ſeiner Trommel iſt? Ich erinnere mich nicht, daß ich ihm etwas dafür verſprochen hätte. Er mag wohl blos zu ſeinem Vergnügen trommeln; und der Himmel weis, wo er alles her hat, was die liebe Jugend auf den Gaſſen, die ihn mit einem bewundernden Ah! nachfolgt, aus der erſten Hand von ihm zu erfahren bekömmt. Er muß einen Wahrſagergeiſt haben, Trotz der Magd in der Apoſtelgeſchichte. Denn wer hätte es ihm ſonſt ſagen können, daß der Verfaſſer der Dramaturgie auch mit der Verleger derſelben iſt? Wer hätte ihm

---

(*) Neuntes Stück S. 60.

ihm ſonſt die geheimen Urſachen entdecken können, warum ich der einen Schauſpielerinn eine ſonore Stimme beygelegt, und das Probeſtück einer andern ſo erhoben habe? Ich war freylich damals in beide verliebt: aber ich hätte doch nimmermehr geglaubt, daß es eine lebendige Seele errathen ſollte. Die Damen können es ihm auch unmöglich ſelbſt geſagt haben: folglich hat es mit dem Wahrſagergeiſte ſeine Richtigkeit. Ja, weh uns armen Schriftſtellern, wenn unſere hochgebiethende Herren, die Jurnaliſten und Zeitungsſchreiber, mit ſolchen Kälbern pflügen wollen! Wenn ſie zu ihren Beurtheilungen, außer ihrer gewöhnlichen Gelehrſamkeit und Scharfſinnigkeit, ſich auch noch ſolcher Stückchen aus der geheimſten Magie bedienen wollen: wer kann wider ſie beſtehen?

„Ich würde, ſchreibt dieſer Hr. Stl. aus Eingebung ſeines Kobolts, „auch den zweyten „Band der Dramaturgie anzeigen können, wenn „nicht die Abhandlung wider die Buchhändler „dem Verfaſſer zu viel Arbeit machte, als daß „er das Werk bald beſchließen könnte.„

Man muß auch einen Kobolt nicht zum Lügner machen wollen, wenn er es gerade einmal nicht iſt. Es iſt nicht ganz ohne, was das böſe Ding dem guten Stl. hier eingeblaſen. Ich hatte allerdings ſo etwas vor. Ich wollte meinen Leſern erzehlen, warum dieſes Werk ſo oft unterbrochen worden; warum in zwey Jahren erſt, und noch mit Mühe, ſo viel davon fertig geworden, als auf ein Jahr verſprochen war. Ich wollte mich über den Nachdruck beſchweren, durch den man den geradeſten Weg eingeſchlagen, es in ſeiner Geburth zu erſticken. Ich wollte über die nachtheiligen Folgen des Nachdrucks überhaupt, einige Betrachtungen anſtellen. Ich wollte das einzige Mittel vorſchlagen, ihm zu ſteuern. — Aber, das wäre ja ſonach keine Abhandlung wider die Buchhändler geworden? Sondern vielmehr, für ſie: wenigſtens, der rechtſchaffenen Männer unter ihnen; und es giebt deren. Trauen Sie, mein Herr Stl., ihrem Kobolte alſo nicht immer ſo ganz! Sie ſehen es: was ſolch Geſchmeiß des böſen Feindes von der Zukunft noch etwa weis, das weis es nur halb. —

Doch nun genug dem Narren nach ſeiner Narrheit geantwortet, damit er ſich nicht weiſe dünke. Denn eben dieſer Mund ſagt: antworte dem Narren nicht nach ſeiner Narrheit, damit du ihm nicht gleich werdeſt! Das iſt: antworte ihm nicht ſo nach ſeiner Narrheit, daß die Sache ſelbſt darüber vergeſſen wird; als wodurch du ihm gleich werden würdeſt. Und ſo wende ich mich wieder an meinen ernſthaften Leſer, den ich dieſer Poſſen wegen ernſtlich um Vergebung bitte.

Es iſt die lautere Wahrheit, daß der Nachdruck, durch den man dieſe Blätter gemeinnütziger machen wollen, die einzige Urſache iſt, warum ſich ihre Ausgabe bisher ſo verzögert hat, und warum ſie nun gänzlich liegen bleiben. Ehe ich ein Wort mehr hierüber ſage, erlaube man mir, den Verdacht des Eigennutzes von mir abzulehnen. Das Theater ſelbſt hat die Unkoſten dazu hergegeben, in Hoffnung, aus dem Verkaufe wenigſtens einen anſehnlichen Theil derſelben wieder zu erhalten. Ich verliere nichts dabey, daß dieſe Hoffnung fehl ſchlägt. Auch bin ich gar nicht ungehalten darüber, daß ich den zur Fortſetzung geſammelten Stoff nicht weiter an den Mann bringen kann. Ich ziehe meine Hand von dieſem Pfluge eben ſo gern wieder ab, als ich ſie anlegte. Klotz und Conſorten wünſchen ohnedem, daß ich ſie nie angelegt hätte; und es wird ſich leicht einer unter ihnen finden, der das Tageregiſter einer mißlungenen Unternehmung bis zu Ende führet, und mir zeiget, was für einen periodiſchen Nutzen ich einem ſolchen periodiſchen Blatte hätte ertheilen können und ſollen.

Denn ich will und kann es nicht bergen, daß dieſe letzten Bogen faſt ein Jahr ſpäter niedergeſchrieben worden, als ihr Datum beſagt. Der ſüße Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, iſt ſchon wieder verſchwunden: und ſo viel ich dieſen Ort nun habe kennen lernen, dürfte er auch wohl gerade der ſeyn, wo ein ſolcher Traum am ſpäteſten in Erfüllung gehen wird.

Aber auch das kann mir ſehr gleichgültig ſeyn! — Ich möchte überhaupt nicht gern das Anſehen haben, als ob ich es für ein großes Unglück hielte, daß Bemühungen vereitelt worden, an welchen ich Antheil genommen. Sie können von keiner beſondern Wichtigkeit ſeyn, eben weil ich Antheil daran genommen. Doch wie, wenn Bemühungen von weiterm Belange durch die nehmlichen Undienſte ſcheitern könnten, durch welche meine geſcheitert ſind? Die Welt verliert nichts, daß ich, anſtatt fünf und ſechs Bände Dramaturgie, nur zwey an das Licht bringen kann. Aber ſie könnte verlieren, wenn einmal ein nützlicheres Werk eines beſſern Schriftſtellers eben ſo ins Stecken geriethe; und es wohl gar Leute gäbe, die einen ausdrücklichen Plan darnach machten, daß auch das nützlichſte, unter ähnlichen Umſtänden unternommene Werk verunglücken ſollte und müßte.

In

In dieſem Betracht ſtehe ich nicht an, und halte es für meine Schuldigkeit, dem Publico ein ſonderbares Complot zu denunciren. Eben dieſe Dodsley und Compagnie, welche ſich die Dramaturgie nachzudrucken erlaubet, laſſen ſeit einiger Zeit einen Aufſatz, gedruckt und geſchrieben, bey den Buchhändlern umlaufen, welcher von Wort zu Wort ſo lautet:

Nachricht an die Herren Buchhändler.

Wir haben uns mit Beyhülfe verſchiedener Herren Buchhändler entſchloſſen, künftig denenjenigen, welche ſich ohne die erforderlichen Eigenſchaften in die Buchhandlung miſchen werden, (wie es, zum Exempel, die neuaufgerichtete in Hamburg und anderer Orten vorgebliche Handlungen mehrere) das Selbſt-Verlegen zu verwehren, und ihnen ohne Anſehen nachzudrucken; auch ihre geſetzten Preiſſe alle Zeit um die Hälfte zu verringern. Die dieſem Vorhaben bereits beygetretene Herren Buchhändler, welche wohl eingeſehen, daß eine ſolche unbefugte Störung für alle Buchhändler zum größten Nachtheil gereichen müſſe, haben ſich entſchloſſen, zu Unterſtützung dieſes Vorhabens, eine Caſſe aufzurichten, und eine anſehnliche

Summe Geld bereits eingelegt, mit Bitte, ihre Namen vorerſt noch nicht zu nennen, dabey aber verſprochen, ſelbige ferner zu unterſtützen. Von den übrigen gutgeſinnten Herren Buchhändlern erwarten wir demnach zur Vermehrung der Caſſe, desgleichen, und erſuchen, auch unſern Verlag beſtens zu recommandiren. Was den Druck und die Schönheit des Pappiers betrifft, ſo werden wir der Erſten nichts nachgeben; übrigens aber uns bemühen, auf die unzählige Menge der Schleichhändler genau Acht zu geben, damit nicht jeder in der Buchhandlung zu höcken und zu ſtören anfange. So viel verſichern wir, ſo wohl als die noch zutretende Herren Mitcollegen, daß wir keinem rechtmäßigen Buchhändler ein Blatt nachdrucken werden; aber dagegen werden wir ſehr aufmerkſam ſeyn, ſo bald jemanden von unſerer Geſellſchaft ein Buch nachgedruckt wird, nicht allein dem Nachdrucker hinwieder allen Schaden zuzufügen, ſondern auch nicht weniger denenjenigen Buchhändlern, welche ihren Nachdruck zu verkaufen ſich unterfangen. Wir erſuchen demnach alle und jede Herren Buchhändler dienſtfreundlichſt, von alle Arten des Nachdrucks in einer Zeit von einem Jahre, nachdem wir die Namen der ganzen Buchhändler-Geſellſchaft gedruckt angezeigt

haben

haben werden, ſich los zu machen, oder zu erwarten, ihren beſten Verlag für die Hälfte des Preiſes oder noch weit geringer verkaufen zu ſehen. Denenjenigen Herren Buchhändlern von unſre Geſellſchaft aber, welchen etwas nachgedruckt werden ſollte, werden wir nach Proportion und Ertrag der Caſſe eine anſehnliche Vergütung wiederfahren zu laſſen nicht ermangeln. Und ſo hoffen wir, daß ſich auch die übrigen Unordnungen bey der Buchhandlung mit Beyhülfe gutgeſinnter Herren Buchhändler in kurzer Zeit legen werden.

Wenn die Umſtände erlauben, ſo kommen wir alle Oſter-Meſſen ſelbſt nach Leipzig, wo nicht, ſo werden wir doch desfalls Commiſſion geben. Wir empfehlen uns deren guten Geſinnungen und verbleiben Deren getreuen Mitcollegen,

J. Dodsley und Compagnie.

Wenn dieſer Aufſatz nichts enthielte, als die Einladung zu einer genauern Verbindung der Buchhändler, um dem eingeriſſenen Nachdrucke unter ſich zu ſteuern, ſo würde ſchwerlich ein Gelehrter ihm ſeinen Beyfall verſagen. Aber wie hat es vernünſtigen und rechtſchaffenen Leuten

ten einkommen können, dieſem Plane eine ſo ſtrafbare Ausdehnung zu geben? Um ein Paar armen Hausdieben das Handwerk zu legen, wollen ſie ſelbſt Straßenräuber werden? „Sie wollen dem nachdrucken, der ihnen nachdruckt.„ Das möchte ſeyn; wenn es ihnen die Obrigkeit anders erlauben will, ſich auf dieſe Art ſelbſt zu rächen. Aber ſie wollen zugleich das Selbſt-Verlegen verwehren. Wer ſind die, die das verwehren wollen? Haben ſie wohl das Herz, ſich unter ihren wahren Namen zu dieſem Frevel zu bekennen? Iſt irgendwo das Selbſt-Verlegen jemals verbothen geweſen? Und wie kann es verbothen ſeyn? Welch Geſetz kann dem Gelehrten das Recht ſchmälern, aus ſeinem eigenthümlichen Werke alle den Nutzen zu ziehen, den er möglicher Weiſe daraus ziehen kann? „Aber ſie miſchen ſich ohne die erforderlichen Eigenſchaften in die Buchhandlung. Was ſind das für erforderliche Eigenſchaften? Daß man fünf Jahre bey einem Manne Pakete zubinden gelernt, der auch nichts weiter kann, als Pakete zubinden? Und wer darf ſich in die Buchhandlung nicht miſchen? Seit wenn iſt der Buchhandel eine Innung? Welches ſind ſeine ausſchlieſſenden Privilegien? Wer hat ſie ihm ertheilt?

Wenn Dodsley und Compagnie ihren Nachdruck der Dramaturgie vollenden, ſo bitte ich ſie, mein Werk wenigſtens nicht zu verſtümmeln, ſondern auch das getreulich nachdrucken zu laſſen, was ſie hier gegen ſich finden. Daß ſie ihre Vertheidigung beyfügen — wenn anders eine Vertheidigung für ſie möglich iſt — werde ich ihnen nicht verdenken. Sie mögen ſie auch in einem Tone abfaſſen, oder von einem Gelehrten, der klein genug ſeyn kann, ihnen ſeine Feder dazu zu leihen, abfaſſen laſſen, in welchem ſie wollen: ſelbſt in dem ſo intereſſanten der Klotziſchen Schule, reich an allerley Hiſtörchen und Anecdotchen und Paſquillchen, ohne ein Wort von der Sache. Nur erkläre ich im voraus die geringſte Inſinuation, daß es gekränkter Eigennutz ſey, der mich ſo warm gegen ſie ſprechen laſſen, für eine Lüge. Ich habe nie etwas auf meine Koſten drucken laſſen, und werde es ſchwerlich in meinem Leben thun. Ich kenne, wie ſchon geſagt, mehr als einen rechtſchaffenen Mann unter den Buchhändlern, deſſen Vermittelung ich ein ſolches Geſchäft gern überlaſſe. Aber keiner von ihnen muß mir es auch verübeln, daß ich meine Verachtung und meinen Haß gegen Leute bezeige, in deren Vergleich alle Buſchklepper und Weglaurer wahrlich nicht die ſchlimmern Menſchen ſind. Denn jeder von dieſen macht ſeinen coup de main

für

für ſich: Dodsley und Compagnie aber wollen Bandenweiſe rauben.

Das Beſte iſt, daß ihre Einladung wohl von den wenigſten dürfte angenommen werden. Sonſt wäre es Zeit, daß die Gelehrten mit Ernſt darauf dächten, das bekannte Leibnitziſche Projekt auszuführen.

Ende des zweyten Bandes.

Gedruckt mit Clermondtiſchen Schriften.

Mit allergnädigſten Churſächſiſchen Privilegio.

Von dem Zwecke
Jeſu und ſeiner Jünger.

Noch ein Fragment
des Wolfenbüttelſchen Ungenannten.

Herausgegeben
von Gotthold Ephraim Leſſing.

Braunſchweig 1778.

[illegible]
Land.

Universitäts · liothek

Vorrede des Herausgebers.

Gegenwärtiges Fragment ſollte, meinen erſten Gedanken nach, durch mich entweder gar nicht, oder doch nur irgend einmal zu ſeiner Zeit, in eben dem abgelegenen ſo wenig beſuchten Winkel Bibliothekariſchen Auskehrichts erſcheinen, in welchem ſeine Vorgänger erſchienen ſind. Ich laſſe mir es ungern früher aus den Händen winden: aber wer kann für Gewalt?

Gleich Anfangs muß ich ſagen, daß dieſes Fragment zu dem Fragmente über die Auferſtehungsgeſchichte gehöret, welches bereits ſo viele Federn beſchäftiget hat, und wahrſcheinlich noch lange immer neune gegen eine beſchäftigen wird, die ihr Heil gegen die übrigen Fragmente verſuchen möchte.

Die Urſache dieſer Erſcheinung, daß eben das Fragment über die Auferſtehungsgeſchichte ſo viel Athleten wecket, iſt klar. Die Sache worüber geſtritten wird, iſt ſo wichtig, und der Streit ſcheinet ſo leicht zu ſeyn! Jeder Homilet, der ſich getrauet eine Oſterpredigt zu halten, getrauet ſich auch mit meinem Ungenannten hier anzubinden. Krüppel will überall vorantanzen: und er läßt mehreres drucken, was nur eben verdiente geſagt zu werden, — und auch das kaum verdiente.

Doch es ſey fern von mir, daß ich alle die würdigen Männer, welche gegen beſagtes Fragment bisher geſchrieben haben, in dieſem ärmlichen Lichte erblicken ſollte. In einigen derſelben erkenne ich wirklich Gelehrte, deren Schuld es nicht iſt, wenn ihr Gegner nicht zu Boden liegt. Die Streiche, die ſie führen, ſind nicht übel; aber ſie haben auf die Strahlenbrechung nicht gerechnet:

rechnet: der Gegner ſteht nicht da, wo er ihnen in ſeiner Wolke zu ſtehen ſcheinet, und die Streiche fallen vorbey, oder ſtreifen ihn höchſtens.

Gewiſſermaaſſen kann ich ſelbſt nicht in Abrede ſeyn, daß ich, der Herausgeber, daran mit Schuld habe. Man konnte es dem Bruchſtücke nicht anſehen, welche Stelle es in dem Gebäude behauptet, oder behaupten ſollen. Ich gab desfalls keinen Wink: und es iſt ganz begreiflich, wenn ſonach die Schnauze einer Renne für einen Kragſtein, das Geſimſe einer Feuermauer für ein Stück des Architrabs genommen, und als ſolches behandelt worden.

Freylich könnte ich zu meiner Entſchuldigung anführen, gleichwohl vor der Klippe gewarnet zu haben, an der man geſcheitert, indem ich Fragmente für nichts als Fragmente ausgegeben. Freylich könnte ich meinen ſehr verzeihlichen Wahn vorſchützen, daß ich geglaubt, des Celſus Incivile eſt, niſi tota lege perſpecta, una aliqua particula ejus propoſita, judicare vel reſpondere habe Juſtinian eben ſowohl für den Gottesgelehrten, als für den Rechtsgelehrten aufbewahren laſſen.

Doch da es indeß auch ſeinen Nutzen hat, daß unſere Gottesgelehrten ſo vorſichtig und bedächtig nicht ſind, als unſere Rechtsgelehrten, und manche derſelben nicht ohne Grund für nöthig erachten, lieber bald und nicht gut, als ſpät und beſſer zu antworten; indem es vielen ihrer Leſer doch einerley iſt, wie ſie antworten, wenn ſie nur antworten: ſo will ich darüber weiter nichts ſagen, und nur ſo bald als möglich den Fehler von meiner Seite wieder gut zu machen ſuchen.

Aus dem nehmlich, was ich nun noch aus den Papieren des Ungenannten mitzutheilen im Stande bin, wird man, wo nicht günſtiger, doch richtiger von dem Fragmente der

Auferſtehungsgeſchichte urtheilen lernen. Man wird wenigſtens aufhören, ſeinen Verfaſſer als einem Wahnſinnigen zu verſchreyen, der die Sonne mit einem Schneeballe auslöſchen will; indem man nun wohl ſieht, daß die Zweifel, welche er wider die Auferſtehungsgeſchichte macht, das nicht ſind, noch ſeyn ſollen, womit er die ganze Religion umzuſtoſſen vermeynet. Er ſchließt ganz ſo lächerlich nicht, als man ihn bisher ſchlieſſen laſſen; „die Geſchichte der Auferſtehung iſt verdächtig: folglich iſt die ganze Religion falſch, die man auf die Auferſtehung gegründet zu ſeyn vorgiebt:" Sondern er ſchließt vielmehr ſo; „die ganze Religion iſt falſch, die man auf die Auferſtehung gründen will: folglich kann es „auch mit der Auferſtehung ſeine Richtigkeit „nicht haben, und die Geſchichte derſelben „wird Spuren ihrer Erdichtung tragen, „deren ſie auch wirklich trägt." —

Aber ſchäme ich mich nicht, daß ich das kleinere Aergerniß durch ein weit gröſſres heben zu wollen vorgebe? Warum laſſe ich es bey jenem nicht bewenden, wenn ich nicht ſelbſt Freude an dem Aergerniſſe habe? — Darum nicht; weil ich überzeugt bin, daß dies Aergerniß überhaupt nichts als ein Popanz iſt, mit dem gewiſſe Leute gern allen und jeden Geiſt der Prüfung verſcheuchen möchten. Darum nicht; weil es ſchlechterdings zu nichts hilft, den Krebs nur halb ſchneiden zu wollen. Darum nicht; weil dem Feuer muß Luft gemacht werden, wann es gelöſcht werden ſoll.

Man erlaube mir, daß ich beſonders auf dem Letztern einen Augenblick beſtehe. Ich habe bereits an einem andern Orte geſagt, daß das Buch ganz und völlig ausgearbeitet exiſtiret, und bereits in mehrern Abſchriften, an mehrern Orten exiſtiret, wovon ich nur den kleinern Theil in Fragmenten des erſten

Ent-

Entwurfs in Händen habe. Ich ſetze itzt hinzu, daß dieſes Buch geſchrieben aus einer Hand in die andere geht, aus einer Provinz in die andere vertragen wird, und ſo im Verborgenen gewiß mehr Proſelyten macht, als es im Angeſichte einer widerſprechenden Welt machen würde. Denn man lieſet nichts begieriger, als was man, nur nächſt Wenigen, leſen zu können glaubt. Ein Manuſcript iſt ein Wort ins Ohr; ein gedrucktes Buch iſt eine Jedermannsſage: und es iſt in der Natur, daß das Wort ins Ohr mehr Aufmerkſamkeit macht, als die Jedermannsſage.

Bey dieſem Gleichniſſe zu bleiben: was habe ich nun Unrechtes gethan, was thue ich noch Unrechtes, daß ich das Wort ins Ohr, welches die Wohlfarth eines ehrlichen Mannes untergräbt, je eher je lieber zu einer lauten Sage mache, damit es auch dem, den es betrift, zu Ohren komme, und er Gelegenheit habe, ſich darüber zu verantworten? Ja, wenn dieſes Wort ins Ohr in meinem Ohre erſtürbe! wenn ich ſelbſt der Urheber dieſes Wortes wäre! — Aber iſt dieſes hier der Fall? Und doch ſollte ich mich ſchämen?

Die mögen ſich vielmehr ſchämen, welche die Verheiſſung ihres göttlichen Lehrers haben, daß ſeine Kirche auch von den Pforten der Hölle nicht überwältiget werden ſoll, und einfältig genug glauben, daß dieſes nicht anders geſchehen könne, als wenn ſie die Pforten der Hölle überwältigen! — Und wie denken ſie einen ſolchen Sieg zu erlangen? Dadurch, daß ſie gar in keinen Streit ſich einlaſſen? Dadurch, daß ſie das Ding ſo zu karten ſuchen, daß die Pforten der Hölle auch nicht einmal einen Anfall wagen dürfen? — Von dieſem negocirten Siege aus ihrer politiſchen Studierſtube, kenne ich keine Verheiſſung.

Aber warum ſage ich denn, „die mögen

ſich ſchämen?" Die muß der heiſſen. Der mag ſich ſchämen, der noch der einzige ſeiner Art iſt! Denn noch iſt der Herr Hauptpaſtor Goeze der einzige Theolog, der zugleich ſo ſtolz und ſo klein von der chriſtlichen Religion denket. Noch iſt er der einzige, der es mir verübelt, daß ich die Fluth, lieber nach und nach durch den Damm zu leiten ſuche, als den Damm auf einmal will überſteigen laſſen. Noch iſt er der einzige, der mich darum auf eine Art verläſtert, die wenigſtens dem Racha gleich kömmt. Nur freylich, daß der Groſſe Rath nicht dieſes ſein Racha, ſondern mich auf dieſes ſein Racha beſtrafen ſoll. Sehr chriſtlich! —

Darauf wage ich es denn nun aber auch hin. Genug daß für mich ſelbſt der Nutzen immer unendlich gröſſer ausfallen muß, als der Schade ſeyn kann, dem mich meine Dreiſtigkeit in Zuverſicht auf die gerechte Sache ausſetzet. Denn da, wie mir der Herr

Haupt-

Hauptpaſtor bereits ſelbſt atteſtiret haben, ich ſchlechterdings kein Hebräiſch verſtehe: ſo kann es nicht fehlen, daß ich, auf Veranlaſſung dieſes neuen Fragments, bey welchem es lediglich auf eine tiefe Kenntniß der hebräiſchen Sprache und Alterthümer ankömmt, nicht über manche Dinge belehrt werden ſollte, über die ich fremde Belehrung nothwendig brauche. Der Herr Hauptpaſtor ſelbſt, nach ihrer bekannten großen Orientaliſchen Gelehrſamkeit, werden hoffentlich ein Vieles dazu beytragen; wofür ich ihm gern alle das Uebel vergeben will, das ſein heiliger Eifer mir etwa ſonſt möchte zugezogen haben. Ein frommer Schüler kann über die Züchtigung ſeines treuen Lehrers weinen, aber nicht zürnen. — Und hiermit küſſe ich ſeine Ruthe, oder ſeine Scorpionen, ſchon im Voraus!

Von dem Zwecke
Jeſu und ſeiner Jünger.

I.

Von dem
Zwecke der Lehre Jeſu.

§. 1.

Aus dem vorigen Buche, und deſſen letzterem Capitel inſonderheit, iſt zu erſehen, daß die Lehre von der Seelen Unſterblichkeit und Seligkeit, welche das weſentliche einer Religion, und zumahl einer geoffenbarten, ſeyn muß, von den Schreibern Altes Teſtaments noch nicht vorgetragen, und alſo bey den Juden, zu den Zeiten ihrer eignen Propheten, unbekannt geweſen ſey. Daß hergegen die nachmaligen Juden dieſen wichtigen Articul der Religion durch den Umgang mit vernünftigen Heiden und deren Weltweiſen gelernet, und angenommen; daß ihn die Phariſäer vornehmlich wider die Sadducäer behauptet und getrieben; und da ſie ihn aus Moſe und den Propheten nicht nach dem wahren buchſtäblichen Sinn erweiſen konnten, ſich dazu einer gekünſtelten allegoriſchen und cabbaliſtiſchen Erklärung bedienet haben. Es hatten demnach die Phariſaer ſchon vor Jeſu Zeiten das Geſetzliche, ſo in ihren väterlichen Schriften enthalten war, auf den rechten Zweck einer Religion zu lenken geſucht; und ſo weit wäre es ihnen nicht eben ſo ſehr zu verargen geweſen, wenn ſie, um den Schein einer Neuerung bey dem Volke zu vermeiden, Moſen und die Propheten, auch wider die Wahrheit, auf dieſen groſſen Zweck gezogen hätten. Allein wie ſie in dieſem einen Stücke den Grund zu einer Religion zu legen ſchienen: ſo verdarben ſie auf der andern Seite faſt alles wieder, da ſie zu dieſem groſſen Zwecke faſt keine andere Pflichten als die äuſſerlichen Ceremonien des Geſetzes vorſchrieben, ja dieſelbe durch ihre Zuſätze noch unendlich ſchärften und vermehrten, ſo daß dadurch wahre Frömmigkeit und Tugend faſt gänzlich verdunkelt und erſticket ward, und alles auf lauter Heucheley und Scheinheiligkeit hinaus lief.

§. 2.

§. 2.

Wie nun Jeſus anfing zu lehren, ſo nahm er ſich zwar hauptſächlich vor, den Tand und Misbrauch der Phariſäer zu beſtrafen und zu reformiren, und eine beſſere Gerechtigkeit, als jener ihre war, zu predigen; wie denn einem jeden aus der Leſung des Neuen Teſtaments bekannt ſeyn kann, daß ein großer Theil der Reden Jeſu wider die verkehrte Scheinheiligkeit der Phariſäer und Schriftgelehrten in äuſſerlichen Ceremonien gerichtet iſt: nichts deſtoweniger gab er ihnen in dem andern Punkte von der Unſterblichkeit und Seligkeit recht, und vertheydigte die Meynung nicht allein wider die Sadducäer, ſondern ſchärfte ſie auch dem Volke fleißig ein; er führet Abraham und Lazarum in ſeinen Gleichniſſen ein, als in dem Reiche der Herrlichkeit in vieler Freude lebend; er heiſſet die Leute ſich nicht fürchten für die, ſo den Leib tödten, die Seele aber nicht zu tödten vermögend ſind, ſondern für Gott, der Leib und Seele in die Hölle ſtürzen kann; er redet fleißig von dem Himmelreich und jüngſten Gerichte, das Gott halten werde. u. ſ. w. Demnach hatte ſeine Lehre einen großen Vorzug, nicht allein vor der Phariſäer Lehre, ſondern auch vor jener im alten Teſtamente, wo an dergleichen weſentliche Grundſätze der Religion nicht gedacht, und von lauter irdiſchen Verheiſſungen und Belohnungen geſprochen, nach dem Tode aber dem Menſchen alle Hoffnung abgeſchnitten wird. Daher Paulus billig von ihm ſagt, daß er den Tod abgeſchafft, hergegen das Leben und ein unvergängliches Weſen ans Licht gebracht hat durchs Evangelium. Denn das Geſetz machte nicht vollkommen, ſondern die Einführung einer beſſern Hoffnung durch welche wir zu Gott nahen. **Auguſtinus** ſpricht, jam Chriſti beneficio etiam idiotis notam creditamque animæ immortalitatem vitamque poſt mortem futuram. Dannenhero ſcheint es der chriſtlichen Lehre hauptſächlich zuzuſchreiben zu ſeyn, daß ſich die Sadducäer mit ihrem Anhange ſeit der Zeit faſt gänzlich unter den Juden verlohren hat. Ich füge dieſem Vorzuge der Lehre Jeſu noch dieſes hinzu, daß Jeſus auch die Heiden zum Reiche Gottes mit einladet, und nicht, wie Moſes, zu haſſen und mit Feuer und Schwerdt zu vertilgen gebeut. Gehet hin, ſpricht er, und lehret alle Heiden, prediget

das

das Evangelium aller Creatur: ja, er will ſogar diejenigen Heiden von dieſer Hoffnung nicht gänzlich ausgeſchloſſen wiſſen, welche noch in ihrem finſtern Erkenntniß ſtecken bleiben; er ſpricht, es werde Tyro und Sidon erträglicher ergehen, am jüngſten Gericht, als manchen Juden.

§. 3.

Gleichwie demnach kein Zweifel ſeyn kann, daß Jeſus in ſeiner Lehre die Menſchen auf den rechten großen Zweck einer Religion, nemlich eine ewige Seligkeit, verwieſen: ſo bleibt uns nur die Frage übrig, **was Jeſus ſelbſt für ſich in ſeiner Lehre und Handlungen für einen Zweck gehabt habe?** Jeſus hat ſelbſt nichts ſchriftlich hinterlaſſen, ſondern alles, was wir von ſeiner Lehre und Handlungen wiſſen, iſt in den Schriften ſeiner Jünger enthalten. Was nun ſeine Lehre beſonders betrift, ſo haben zwar unter ſeinen Jüngern nicht allein die Evangeliſten, ſondern auch die Apoſtel, ihres Meiſters Lehre vorzutragen unternommen: allein ich finde große Urſache, dasjenige, was die Apoſtel in ihren eignen Schriften vorbringen, von dem, was Jeſus in ſeinem Leben wirklich ſelbſt ausgeſprochen und gelehret hat, gänzlich abzuſondern. Denn die Apoſtel ſind ſelbſt Lehrer geweſen, und tragen alſo das ihrige vor, haben auch nimmer behauptet, daß Jeſus ihr Meiſter ſelbſt in ſeinem Leben alles dasjenige geſagt und gelehret, was ſie ſchreiben. Dagegen führen ſich die vier Evangeliſten blos als Geſchichtſchreiber auf, welche das hauptſächlichſte, was Jeſus ſowohl geredet als gethan, zur Nachricht aufgezeichnet haben. Wenn wir nun wiſſen wollen, was eigentlich Jeſu Lehre geweſen, was er geſagt und geprediget habe, ſo iſt das res facti, ſo frägt ſichs nach etwas das geſchehen iſt; und daher iſt dieſes aus den Nachrichten der Geſchichtſchreiber zu holen. Da nun dieſer Geſchichtſchreiber gar viere ſind, und ſie alle in der Haupt-Summe der Lehre Jeſu übereinſtimmen: ſo iſt weder an der Aufrichtigkeit ihrer Nachrichten zu zweifeln, noch auch zu glauben, daß ſie einen wichtigen Punkt oder weſentlich Stück der Lehre Jeſu ſollten verſchwiegen oder vergeſſen haben. Daher denn auch nicht zu gedenken ſteht, daß Jeſus durch ſeine Lehre etwas anders intendiret oder abgezielet habe, als

ſich

ſich aus den eigenen Worten Jeſu bey den Evangeliſten abnehmen läſſet. So erkennet denn wohl ein jeder, daß ich gegründete Urſache habe, warum ich in meiner Unterſuchung von dem Zweck der Lehre Jeſu, mich blos an die Nachrichten der vier Evangeliſten, als die eigentliche und einzige Urkunde halten werde, und dasjenige, was die Apoſtel für ſich gelehret oder zum Zweck gehabt, nicht mit hinein miſche: indem die Apoſtel ſelbſt keine Geſchichtſchreiber von der Lehre ihres Meiſters, ſondern für ſich Lehrer abgeben wollen; und ſich hernach, wenn wir die eigentliche Lehre und Abſicht Jeſu aus den vier Urkunden der Geſchichtſchreiber zuvor ausgemacht, erſt zuverläſſig urtheilen läſſet, ob die Apoſtel einerley Lehre und Abſicht mit ihrem Meiſter geführet haben.

§. 4.

Die Reden Jeſu bey dem vier Evangeliſten ſind nicht allein bald durchzulaufen, ſondern wir finden alſobald den ganzen Inhalt und die ganze Abſicht der Lehre Jeſu in ſeinen eigenen Worten entdecket und zuſammen gefaſſet. **Bekehret euch und gläubet dem Evan-**

gelio; oder wie es ſonſt heiſſet: **Bekehret euch, denn das Himmelreich iſt nahe herbeykommen.** So ſagt er anderwärts: **ich bin kommen die Sünder zur Bekehrung zu rufen;** und: **ich muß das Evangelium vom Reiche Gottes predigen, denn dazu bin ich geſandt.** Und eben dieſes iſt es auch, was der Vorläufer Jeſu, Johannes, trieb, ihm den Weg zu bereiten: **Bekehret euch, denn das Himmelreich iſt nahe herbeykommen.** Beides, das Himmelreich und die Bekehrung, hänget ſo zuſammen, daß das Himmelreich der Zweck iſt, und die Bekehrung ein Mittel oder eine Vorbereitung zu dieſem Himmelreich. Durch das Himmelreich, ſo jetzt nahe herbeykommen war, und wovon das Evangelium oder die fröhlige Bothſchaft, denen Juden verkündiget ward, verſtehen wir, nach Jüdiſcher Redensart, das Reich Chriſti oder des Meßias, worauf die Juden ſo lange gewartet und gehoffet hatten. Das giebt die Sache ſelbſt; da Jeſus kommen war als der Meßias, und Johannes eben dieſes verkündigte: es giebt es auch der Gebrauch eben der Redensart bey den Juden damaliger Zeiten,

ſo

ſo daß, wenn ſie von dem Himmelreich, das da kommen ſollte, hörten, ſie nichts anders, als das Reich des Meßias darunter verſtanden. Da nun Jeſus und Johannes dieſe Redensart nicht anders erklären, ſo haben ſie auch dieſelbe in der bekannten und üblichen Bedeutung wollen verſtanden wiſſen. Wenn es demnach heiſſet, das Himmelreich iſt nahe herbeykommen, ſo hat es den Verſtand: der Meßias wird ſich bald offenbahren und ſein Reich anfangen. Wenn es heiſſet: gläubet an das Evangelium, ſo iſt es eben ſo viel geſagt, als: gläubet an die fröhlige Bothſchaft von der nahen Zukunft des Meßias und ſeines Reiches. Zu dieſem jetzt nahen Reiche des Meßias ſollten ſich die Leute vorbereiten und geſchickt machen, durch die Bekehrung, das iſt, durch eine Aenderung des Sinnes und Gemüthes, daß ſie vom Böſen und von der Neigung dazu ablieſſen, und ſich von Herzen zum Guten und zur Frömmigkeit lenkten. Dieſe Forderung war nicht allein zu allen Zeiten billig, ſondern wurde auch inſonderheit gegen die Zukunft des Meßias bey den Juden für nöthig gehalten, wie ſie denn noch bis auf den heutigen Tag glauben,

ben, daß eben der Mangel der Buße und Beſſerung, des Meßias Zukunft zurück halte; und ſo ſie nur einmal rechtſchafne Buße thun würden, ſo würde der Meßias alſobald kommen. Wer nun alle Reden Jeſu durchgehen und überdenken will, der wird finden, daß der Inhalt derſelben insgeſamt auf dieſe zwo Stücke gezogen werden muß, daß er entweder das Himmelreich beſchreibet, und ſolches ſeinen Jüngern zu verkündigen befiehlet, oder auch zeiget, wie ſich die Menſchen rechtſchaffen dazu bekehren, und nicht bey dem ſcheinheiligen Weſen der Phariſäer beharren müßten.

§. 5.

Ich will zuvor von der Bekehrung, die Chriſtus geprediget, ein wenig umſtändlicher reden; jedoch wird mir das Gedächtniß meiner Leſer, die das neue Teſtament von Jugend auf ſo fleißig gehöret haben, zu Hülfe kommen. Da wird nehmlich einem jeden erinnerlich ſeyn, wie alle Lehren Jeſu auf Demuth, Sanftmuth, Barmherzigkeit, Friedfertigkeit, Verſöhnlichkeit, Wohlthätigkeit, Dienſtfertigkeit, Aufrichtigkeit, wahre Liebe und Vertrauen zu Gott, Ge-

Gebet, Ablegung alles Haſſes, auch ſogar wider die Feinde, Vermeidung böſer Luſt und unnützer Reden, Verleugnung ſein ſelbſt, und überhaupt auf ein inneres thätiges Weſen gerichtet ſey; und wie er gegen die groſſen Gebote der Liebe gegen Gott und den Nächſten, alle äuſſerliche Gebräuche für gering, und ohne jene für unnütz erkläret, auch die heuchleriſche Scheinheiligkeit der Phariſäer, welche ſie in äuſſerlichen Kleinigkeiten, mit Hintanſetzung der Liebe und Herzens-Beſſerung prahleriſch ſuchten, tadelt und beſtrafet. Man darf nur die ſchöne Berg-Predigt Jeſu, welche die ausführlichſte von allen ſeinen Reden iſt, durchgehen: ſo wird man lebhaft überzeugt werden, daß die Buße, Bekehrung und Beſſerung der Menſchen, ſofern ſie in einer wahren innern und aufrichtigen Liebe zu Gott, zum Nächſten und zu allem Guten beſtehet, ſein einziger Zweck iſt. Wenn er demnach auch ſonſt das Sitten-Geſetz beſſer erkläret, als es bisher geſchehen, oder die Heucheley der Phariſäer beſtraft, oder ſeine Hintanſetzung des Ceremonien-Geſetzes vertheidiget: ſo hat ſolches mit dieſer Hauptlehre Jeſu die genaueſte Verbindung. Da zeigt er, wie falſch

und

und eingeſchränkt, bisher das Geſetz, du ſollt nicht tödten, du ſollt nicht ehebrechen, du ſollt nicht falſch ſchwören, nur auf die groben äuſſerlichen Laſter ſey gedeutet, und zum Theil noch zur Rechtfertigung vieler böſen Thaten gemißbrauchet worden; wie unrecht man das Recht der Vergeltung zum Deckmantel des Haſſes und der Rache wider den Feind gebraucht; wie heuchleriſch man mit dem Allmoſen verfahren ſey, wenn man vor ſich her poſaunen laſſen; mit dem Beten, da man ſolches auf den Ecken der Gaſſen verrichtet; mit dem Faſten, da man ſein Geberden und Geſichte dabey verſtellet; er druckt den Phariſäern die Schwären auf, daß ſie ihre Denkzettel und Saume ſein breit und groß machten, lange Gebete verrichteten, die Berührung unreiner Dinge ſorgfältig vermieden, ihre Hände und Gefäſſe fleißig wüſchen, Münte und Till ſogar verzehnteten, der Propheten Gräber tünchten: da ſie doch voller geiſtlichen Hochmuth, titul- und rangſüchtig wären, der Witwen Häuſer an ſich zögen, falſch und leichtſinnig ſchwören, dem Raube und Fraſſe ergeben wären, die Propheten zu tödten, und den Eltern

die

die ſchuldige Liebe unter eiteln Vorwand zu verſagen, kein Bedenken trügen. Davon ſagt Jeſus billig, das heißt Mücken ſäugen und Cameele verſchlucken: ſich für Kleinigkeiten in Acht nehmen, aber hergegen die größten Gebote der Demuth, Liebe und Barmherzigkeit überhin ſehen; ja gar Gottes Gebote durch die Deuteleyen und Aufſätze der Menſchen aufheben. Jeſus bekommt oft von den Phariſäern ſelbſt Gelegenheit, den großen Vorzug der ſittlichen Pflichten, vor den äuſſerlichen Ceremonien zu zeigen. Wird er zur Rede geſtellet, warum ſeine Jünger ſich nicht zuvor waſchen, ehe ſie Brodt eſſen: ſo weiſet er, wie nicht ſowohl das, was in den Mund gehet, ſondern was aus demſelben, ja aus dem Herzen kommt, Mord, Ehebruch, Hurerey, Liſt, Schalkheit, u. d. gl. den Menſchen verunreinige. Wundert man ſich, daß er mit Zöllnern und Sündern ſpeiſe: ſo heiſſet er ſie lernen, daß Gott an Barmherzigkeit und Bekehrung der Sünder mehr Gefallen habe, als an Opfern. Wird es ihm übel ausgelegt, daß er am Sabbath die Kranken heilet; daß ſeine Jünger am Sabbath Aehren ausrupfen, und

alſo

alſo eine Art der Arbeit (nemlich des Mähens) verrichten: ſo unterrichtet er ſie, daß der Sabbath um des Menſchen willen geordnet ſey, folglich dem Geſetze der Noth und Liebe weichen, und nicht hindern müſſe, dem Nächſten Gutes zu thun.

§. 6.

So iſt denn die Abſicht der Predigten und Lehren Jeſu auf ein rechtſchaffenes thätiges Weſen, auf eine Aenderung des Sinnes, auf ungeheuchelte Liebe Gottes und des Nächſten, auf Demuth, Sanftmuh, Verläugnung ſein ſelbſt, und Unterdrückung aller böſen Luſt gerichtet. Es ſind keine hohe Geheimniſſe oder Glaubens-Punkte, die er erkläret, beweiſet, und prediget: es ſind lauter moraliſche Lehren und Lebens-Pflichten, die den Menſchen innerlich und von ganzem Herzen beſſern ſollen, wobey er das gemeine Erkenntniß von der Seele des Menſchen, von Gott und ſeinen Vollkommenheiten, von der Seligkeit nach dieſem Leben, u. ſ. w. ſchlechterdings als bekannt vorausſetzet; nicht aber aufs neue erklärt, vielweniger auf eine gelehrte und weit-

läuf-

läuftige Art vorträgt. Wie er nun für ſeine Perſon das Geſetz nicht aufheben, ſondern erfüllen wollte: ſo zeigt er auch andern, daß das ganze Geſetz und die Propheten an dieſen zweyen Geboten hangen: Gott von ganzem Herzen, und ſeinen Nächſten als ſich ſelbſt zu lieben: und daß folglich in dieſer Hauptſumme der ganzen Schrift alten Teſtaments die Bekehrung und Beſſerung des Menſchen enthalten ſey. Hierauf weiſet Jeſus die Leute, wenn ſie zu ihm kommen und fragen, was ſie thun ſollen um ſelig zu werden? Thue das, ſo wirſt du leben. Er ſagt, daß die Seligkeit bloß darauf ankomme, daß einer thue den Willen ſeines himmliſchen Vaters, und alle die ſolches thun erkennet er für ſeine Brüder. Wenn gleich an jenem Tage die Menſchen ſagen wollten: Herr, Herr! haben wir nicht in deinem Namen geweiſſaget? Haben wir nicht in deinem Namen Wunder gethan: ſo wird doch Jeſus ſprechen, weichet von mir, ihr Uebelthäter. Das hergegen ſind Schaafe die er zu ſeiner Rechten ſtellen will, und die Geſegneten die das Reich ererben ſollen, welche die Hungrigen geſpeiſet, die Durſtigen getränket, die Gäſte beherberget, die Nackten gekleidet, die Gefangnen beſucht haben. Wenn er daher ſeine Jünger in alle Welt ſendet, zu lehren: ſo erklärt er ſich bald, worin dies Lehren beſtehen ſoll: lehret ſie halten alles, was ich euch befohlen habe. Das Kennzeichen, was er auch von falſchen Propheten giebt, iſt nicht, ob ſie dieſe oder jene irrige Meynung hegen, ob ſie ein fremdes Lehrgebäude haben, ob ſie Heterodoxe, Ketzer, und Irrgläubige ſind, oder andere dazu machen; ſondern an den Werken ſollt ihr ſie erkennen. Das ſind bey ihm falſche Propheten, die in Schaafskleidern einher gehen, inwendig aber reiſſende Wölfe ſind, d. i. die unter dem Schein der Liebe und Unſchuld nichts anders ſuchen, als andern Menſchen zu ſchaden; die da ſolche Früchte bringen, als ein fauler Baum; die den Willen des Himmliſchen Vaters nicht thun, ſondern Uebelthäter ſind.

§. 7.

Ich kann nicht umhin, einen gemeinen Irrthum der Chriſten zu entdecken, welche aus der Vermiſchung der Lehre der Apoſtel mit der Lehre Jeſu, ſich einbilden, daß Jeſu Abſicht

in

in ſeinem Lehr=Amte geweſen, gewiſſe zum Theil neue und unbekannte Glaubensarticul und Geheimniſſe zu offenbahren, und alſo ein neues Lehrgebäude der Religion aufzurichten, dagegen aber die Jüdiſche Religion nach ihren beſonderen Gebräuchen, als Opfern, Beſchneidung, Reinigung, Sabbathen und andern levitiſchen Ceremonien, abzuſchaffen. Ich weiß wohl, daß die Apoſtel, und inſonderheit Paulus, hieran gearbeitet, und daß die nachfolgende Lehrer theils immer mehrere Geheimniſſe und Glaubensarticul geſchmiedet, theils auch ſich immer mehr von den Jüdiſchen Ceremonien zurückgezogen: bis endlich Moſis Geſetze gar abgeſchaft und eine ganz andere Religion eingeführet worden. Allein in allen Lehren, Reden und Geſprächen Jeſu, kann ich von beyden nicht die geringſte Spur finden. Er trieb nichts als lauter ſittliche Pflichten, wahre Liebe Gottes und des Nächſten: darin ſetzet er den ganzen Inhalt des Geſetzes und der Propheten: und darauf heiſſet er die Hofnung zu ſeinem Himmelreich und zur Seligkeit bauen. Uebrigens war er ein gebohrner Jude und wollte es auch bleiben: er bezeuget er ſey nicht kom=

men das Geſetz abzuſchaffen, ſondern zu erfüllen: er weiſet nur, daß das hauptſächlichſte im Geſetze nicht auf die äuſſerlichen Dinge ankäme. Was er ſonſt von der Seelen Unſterblichkeit und Seligkeit, von der Auferſtehung des Leibes zum Gerichte, von dem Himmelreich und von dem Chriſt oder Meßias, der in Moſe und den Propheten verheiſſen wäre, vorbringet, das war alles ſowohl den Juden bekannt, und der damaligen Jüdiſchen Religion gemäs, als es inſonderheit dahin zielte, daß er als der Meßias ein ſolches Himmelreich unter den Juden aufrichten, und alſo den glückſeligen Zuſtand in der Religion ſowohl als im äuſſerlichen, wozu ihnen vorlängſt Hofnung gemacht wäre, unter ihnen einführen wollte. Damit man dieſes deſto deutlicher einſehen möge, will ich von der Lehre Jeſu zwey Stücke ausführlicher beweiſen: 1) daß er keine neue Geheimniſſe oder Glaubensartical vorgetragen habe: 2) daß er das levitiſche Ceremonien-Geſetz nicht habe abſchaffen wollen.

§. 8.

Was nun das erſte betrift, daß Jeſus keine neue Geheimniſſe oder Glaubensarticul gelehret, oder zu lehren ſich vorgeſetzet habe: ſo kann ich mich guten Theils ſchon auf das Geſagte beziehen, als woraus genugſam erhellet, daß Jeſus ſein ganzes Lehramt darin geſetzet, die Bekehrung, und ein rechtſchaffnes thätiges Weſen zu predigen. Es iſt aber auch merkwürdig, daß wenn Jeſus den Glauben von jemand fordert, er immer gewiſſe Lehrſätze nahmhaft machet, die man glauben und für wahr annehmen ſolle. Nun wäre das ja ein ungereimter blinder Köhler-Glaube, der ſich auf gewiſſe den Gläubenden ſelbſt unbekannte Lehrſätze bezöge: ſie ſollten glauben, und wüßten ſelbſt nicht was ſie glauben ſollten. Der Glaube, den Jeſus fodert, iſt bloß ein Vertrauen zu ihm; daher er an den meiſten Stellen der Reden Jeſu ſich beziehet auf ſeine Wunder-Macht: **Glaubet ihr daß ich euch ſolches thun kann? O Weib, dein Glaube iſt groß. Fürchte dich nicht, glaube nur. Solchen Glauben habe ich in Iſrael nicht funden, dir geſchehe wie du geglaubet haſt. Jeſus ſahe ihren Glauben,** als ſie den Gichtbrüchtigen zu ihm brachten. **Dein Glaube hat dir gehol-**

ſen. **So ihr Glauben habt als ein Senfkorn, werdet ihr Berge verſetzen.** Zuweilen beziehet ſich dieſer Glaube oder dieß Vertrauen auf Jeſum als den Meßias. **Wenn des Menſchen Sohn kommen wird, meineſt du daß er werde Glauben finden:** daß man ihm zutrauen werde, daß er das Reich des Meßias werde aufrichten? **Thut Buße und glaubet ans Evangelium:** hoffet und vertrauet auf die fröhlige Bothſchaft, daß das Reich Gottes, das Reich des Meßias nahe herbeygekommen ſey. **Glaubeſtu an den Sohn Gottes,** ſagte Jeſus zu dem Blindgebohrnen. **Herr, ſprach er, welcher iſts? auf daß ich an ihn glaube? Jeſus ſprach, der mit dir redet, der iſts.** Bekümmere dich alſo nicht, daß man dich aus der Schule geſtoßen: ich werde bald ein ander Reich anfangen, das Vertrauen habe nur. **Wer glaubet (an das Evangelium) und getaufet wird, der wird ſelig werden, wer aber nicht glaubet der wird verdammet werden,** d. i. wer hoffet und vertrauet, daß die fröhlige Bothſchaft von dem wahren Reiche des Meßias bald werde erfüllet werden, und dabey durch die Taufe

der

der Buße ſich dazu bereitet, der wird ſelig werden. Dies Vertrauen iſt offenbahrlich der Glaube, den Jeſus fordert; ſonſt findet man in ſeinen Reden keinen Lehr-Glauben oder Glaubens-Punkte. Daher kam es auch, daß in der erſten chriſtlichen Kirche der Catechiſmus und das Glaubens-Bekenntniß ſo kurz war. Sie durften nur das Evangelium glauben, oder das Vertrauen haben, daß Jeſus das Reich Gottes bald anfangen würde, wenn ſie dabey ſich busfertig bezeigten, ſo wurden ſie getauft, und waren vollkommne Chriſten. Da nun viele unter den Juden waren, welche ſchon auf das Reich Gottes warteten: ſo war es kein Wunder, daß in einem Tage, ja in ein Paar Stunden, etliche tauſend gläubig wurden, denen doch nichts anders war vorgeſaget worden, als daß Jeſus der verheiſſene Prophet ſey, durch Thaten und Wunder, und durch ſeine Auferſtehung als ein ſolcher bewieſen vor allem Volke.

§. 9.

Dieſer Catechiſmus iſt ſehr kurz, und beſtehet nur aus einem Articul. Und doch finden wir in den Reden Jeſu nicht einmahl, daß er dieſen einen Haupt-Articul von den verheiſſenen Meßia und deſſen Reiche erklaret, oder beweiſet, ſondern er ſetzet bloß das gemeine Erkenntniß der Juden aus den Verheiſſungen der Propheten nach damaliger Auslegung, voraus. Daher ſagt Jeſus ſo wenig als Johannes, wer oder was Chriſtus, d. i. der Meßias, oder das Reich Gottes, und das Himmelreich, oder das Evangelium ſey: ſie ſprechen ſchlechthin, das Himmelreich, oder das Evangelium iſt nahe herbeykommen. Jeſus ſendet ſeine Jünger eben das Evangelium zu predigen, ſagt aber nichts dabey, worin das Himmelreich beſtehen ſollte, worin die Verheiſſung ihren Grund hätte, worauf das Reich abzielte: er beziehet ſich alſo bloß auf die gemeine Meynung und Hoffnung dabey. Und wenn Jeſus ſonſt das Himmelreich durch Gleichniſſe beſchreibt, es ſey gleich einem Menſchen, der einen guten Saamen auf ſeinem Acker ſäete, einem Senfkorn, einem Sauerteige, einem verborgenen Schatze, einem Kaufmann der gute Perlen ſuchte, einem Netze, einem Könige, der mit ſeinem Knechte rechnen wollte, einem Hausvater, der Arbei-

ter

ter dinget in ſeinem Weinberg, einem Könige der ſeinem Sohne Hochzeit machte: ſo kann man gewiß wohl nicht viel klüger daraus werden: und wenn wir nicht aus den Schriften der Juden etwas mehr wüßten, was man damals vor eine Meynung von dem Meßias, von dem Himmelreiche oder Reiche Gottes gehabt, ſo würde uns dieſer Haupt-Articul noch ſehr dunkel und unverſtändlich ſeyn. Jeſus erkläret zuweilen ſeine Gleichniſſe den Jüngern insbeſondere, und ſagt denn dabey, daß ihnen allein gegeben ſey die **Geheimniſſe des Reiches Gottes** zu wiſſen. Allein da dieſe Geheimniſſe bloß in einer Erklärung der verblümten Vorſtellung beſtehen, und die erklärte Vorſtellung, ſoferne ſie von Gleichniß-Reden entblößet iſt, wiederum nichts anders als das gemeine Erkenntniß von dem verheiſſenen Reiche Gottes unter dem Meſſias in ſich hält: ſo muß man geſtehen, daß unter dieſen Geheimniſſen keine beſondere neue, oder unbegreifliche Lehrſätze verſtanden werden. Sehet demnach, wie ſehr man ſich durch Wörter betriegen läſſet! Man iſt heutiges Tages gewohnt, unter dem Worte **Glauben** oder **Evangelium** den ganzen Jubegrif der chriſtlichen Lehre, re, welche geglaubet werden ſoll, oder alle Artikel des chriſtlichen Glaubens in ihren Zuſammenhange, den ganzen Catechiſmum, und Glaubens-Bekenntniß zu verſtehen: und man nennet die übrigen Glaubens-Lehren insbeſondre Geheimniſſe, welche über die Vernunft gehen, oder durch die bloße Vernunft weder zu erfinden noch zu beweiſen ſind. Mit ſolchen Catechiſmus-Begriffen der Wörter **Glaube, Evangelium** und **Geheimniſſe** kömmt man hernach zur Leſung des neuen Teſtaments: und wenn man da findet, daß Jeſus den Glauben ans Evangelium fordert, ſo ſtellet man ſich bey dieſen Worten den ganzen Inbegrif der jetzigen chriſtlichen Catechiſmus-Lehre mit allen Articuln und Geheimniſſen vor, welchen man in ſeiner Jugend gelernet hat, und ſo zu nennen gewohnt iſt; und denket denn, daß Jeſus einen ſolchen Inbegrif der Lehre meyne, und den zu glauben fodern, wo man wolle ſelig werden. Da doch aus obigen erhellet, daß Jeſus durch den **Glauben ans Evangelium** nichts anders andeute, als das Vertrauen zu ihm und zu der Bothſchaft welche er verkündigen ließ, daß jetzt unter ihm das Reich des Meßias ſeinen Anfang nehmen

nehmen ſollte: und daß er durch Geheimniſſe verſtehe die Gleichniß-Reden von eben dieſem Reiche, ſoferne ſie nicht einem jeden von dem gemeinem Manne gleich verſtändlich waren, ſondern einer Erklärung brauchten.

§. 10.

Weil heutiges Tages die Lehre von der Dreyfaltigkeit der Perſonen in Gott, und von dem Werke der Erlöſung durch Jeſum, als den Sohn Gottes, und Gott-Menſchen, die Haupt-Articul und Geheimniſſe des chriſtlichen Glaubens ausmachen: ſo will ich insbeſondere zeigen, daß man in Jeſu Reden dieſe Lehren nicht finde. Zu dem Ende will ich erklären, in welchem Verſtande Jeſus der Sohn Gottes genannt wird; was der heilige Geiſt bedeute, und endlich was es heiſſe, wenn bey der Taufe, Vater, Sohn und heiliger Geiſt zuſammen geſetzt werden. Erſtlich nennet ſich Jeſus den Sohn Gottes, und läſſet ſich von andern, insbeſondere von ſeinen Jüngern, ſo nennen. Was das bedeute, müſſen wir nicht aus unſerer angenommenen Catechismus-Meynung, ſondern aus den Stellen des alten Teſtaments und der Evangeliſten

aus-

ausmachen. Weil aber noch viele mit der Catechiſmus-Bedeutung dieſer Redens-Art noch ganz eingenommen ſeyn möchten, ſo will ich die Stellen des alten Teſtaments herſetzen, damit man erkenne, daß die Hebräer einen ganz andern Begriff mit dieſem Worte verknüpft haben, und daß es nichts weiter heiſſe, als der **Geliebte Gottes** (Jeddjah). Gott erkläret nach der Sprache der Schrift diejenigen für ſeine Söhne, die er liebt: ſo wie wir auch heutiges Tages noch aus Liebe zu einem jüngern und geringern ſagen, **mein Sohn.** Gott ſpricht zu Moſe: **Du ſollt zu Pharao ſagen; Iſrael iſt mein Sohn, mein Erſtgebohrner —— laß meinen Sohn ziehen, daß er mir diene.** Moſes hält den Iſraeliten vor: daß ſie **Gott getragen hat in der Wüſten, wie ein Mann ſeinen Sohn trägt.** Nathan muß auf göttlichen Befehl dem König David den Salomo verheiſſen, von dem Gott ſpricht: **ich will ſein Vater ſeyn, er aber wird mein Sohn ſeyn —— meine Gütigkeit wird nicht von ihm weichen.** Im andern Pſalm ſagt David in gleichem Verſtande, daß Gott zu ihm ſo geſprochen habe: **du biſt mein Sohn, ich habe dich**

dich heute gezeuget: küſſet den Sohn, auf daß er (Gott) nicht zürne. In einem andern Pſalm hält der Verfaſſer zur Zeit, da das Iſraelitiſche Volk ganz zerſtöhret war, Gott die Verheiſſung vor: dazumal redeteſt du im Geſichte: Er (David) wird mich nennen alſo, du biſt mein Vater, mein Gott, und der Fels meines Heils, auch will ich ihn zum erſtgebohrnen Sohn machen — — ich will ihm ewiglich bewahren meine Gutthätigkeit. Jeremias führt Gott redend ein von Iſrael: ich bin Iſraels Vater, und Ephraim iſt mein erſtgebohrner Sohn, iſt er mir nicht ein Kind, an welchem ich alle Luſt habe? Im Buche der Weisheit ſprechen die Gottloſen von dem Gerechten überhaupt: Laſſet uns den armen Gerechten überwältigen, laſſet uns der Wittwen nicht ſchonen, noch für des Alten graue Haare uns ſchämen. Laßt uns auf den Gerechten lauren, denn er iſt uns verdrieslich: er giebt für, daß er Gott kenne, und nennet ſich Gottes Knecht, oder Kind. (παῖδα) Wohlan laſſet uns ſehen, ob ſeine Worte wahr ſeyn, und verſuchen wie es mit ihm ein Ende nehmen will.

Denn

Denn ſo der Gerechte Gottes Sohn iſt, ſo wird er ſich ſein annehmen und ihn erretten von der Hand der Widerſacher. Wir wollen ihn zum ſchändlichen Tod verdammen; dann es wird eine Aufſicht auf ihn geſchehen nach ſeinen Worten. Hier ſind ohne Streit lauter bloße Menſchen, die Söhne Gottes heiſſen, und zwar, wie ein jeder erkennet, darum weil Gott ſie liebet, an ihnen Luſt hat, ihnen ſeine Gutthätigkeit beweiſet, und ſie ſchützet. Ob die Redens-Art im neuen Teſtamente was anders bedeute, wollen wir jetzt ſehen.

§. 11.

Wir haben gleich anfangs im neuen Teſtamente einen Engel, der der Maria verkündiget, daß der Heilige, ſo von ihr gebohren würde, **Gottes Sohn genennet werden** ſollte: und hernach bey der Taufe Jeſu, und bey ſeiner Verklärung auf dem Berge eine Stimme vom Himmel, die da ſagt: **dies iſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.** Es wird alſo nach der göttlichen Stimme Jeſus ein Sohn Gottes genannt, weil er ihn liebte

und

und **Wohlgefallen** an ihm hatte; welches mithin auf gleichem Fuß geſchieht, wie im Alten Teſtamente David, Salomon, ja ganz Iſrael Gottes Sohn genennet ward. Die Verſuchung des Satans, welche gleich auf die Taufe Jeſu folgt, erkläret es vollends. Denn da ſpricht der Satan zu Jeſu, als ihn nach langen Faſten in der Wüſten hungerte: **Biſt du Gottes Sohn, ſo ſprich, daß dieſe Steine Brod werden;** das iſt, biſt du der Geliebte Gottes, ſo wird er dich nicht hungern laſſen, ſo wird er dir eher aus den Steinen Brod ſchaffen, wenn du ihn darum bitteſt. Weiter ſpricht der Satan, als er Jeſum auf die Spitze des Tempels geſtellt: **biſt du Gottes Sohn, ſo laß dich hinab: denn es ſtehet geſchrieben, er wird ſeinen Engel über dir Befehl thun, daß ſie dich auf den Händen tragen, auf daß du deinen Fuß nicht an einen Stein ſtoßeſt.** Die Worte ſind aus dem 91 Pſalm, da die Rede iſt von den Frommen, welche unter dem Schutze des Höchſten ſind, und ihr Vertrauen auf ſeine Bewahrung ſetzen können, im Gegenſatze von dem Gottloſen. Die Frommen aber genieſſen der beſondern Verſorge

Gottes wegen der Liebe die er zu ihnen trägt: ſo daß es wohl im alten Teſtamente heiſſet, daß Gott ſelbſt (ſo wie da von den Engeln geſagt wird) die Iſraeliten getragen, wie ein Mann ſeinen Sohn trägt. Was antwortet aber Jeſus dem Satan hierauf? ſagt er etwan: ich bin von Gott als meinem Vater von Ewigkeit gezeuget, ich bin Gott von Weſen und Natur, und meinem Vater gleich, oder eines Weſens mit ihm? Nein; er ſpricht auf das erſte: **es ſtehet geſchrieben, der Menſch lebt nicht vom Brodte allein, ſondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gehet.** Der Ort iſt aus dem fünften Buche Moſe, da Moſes den Iſraeliten vorhält, daß Gott ſie zwar hungern laſſen: aber auch mit Man geſpeiſet. Da ſetzt er hinzu: ſo erkenneſt du ja in deinem Herzen, daß der Herr dein Gott dich gezogen hat, wie ein Mann ſeinen Sohn zeucht. Demnach da Jeſus beweiſen will, er dürfte als ein Sohn Gottes eben nicht aus den Steinen das Brod ſuchen; ſo beweiſet er, daß er ein Menſch ſey, der von dem göttlichen Wort lebe, und auf Gottes Verheiſſung, Liebe und Verſorge baue. Denn wie ein Vater ſein

Kind

Kind zuweilen hungern läſſet, und ihm auch zu rechter Zeit ſo viel Brod giebt als ihm dienet: wie Gott vorzeiten ſeinen geliebten und erſtgebohrnen Sohn Iſrael zuweilen in Mangel und Hunger gerathen laſſen, aber auch hernach mit dem Himmel= oder Engelbrodt geſpeiſet: ſo werde ihm Gott auch nach ſeiner beſondern Liebe und Vorſorge zu rechter Zeit Speiſe geben; wie denn bald hernach die Engel kamen, und ihm dienten, das iſt, Eſſen zutrugen. Weiter ſagt Jeſus auf das andere: **wiederum ſtehet auch geſchrieben, du ſollt Gott deinen Herrn nicht verſuchen.** Die Worte ſind abermal aus demſelben Buche Moſis, da Moſes die Iraeliten ſowohl überhaupt aufmuntert zur Beobachtung der Gebote Gottes des Herrn, als auch inſonderheit ſie warnet, ihn nicht wieder ſo zu verſuchen, wie zu Maſſa bey dem Hader=Waſſer. Demnach, da Jeſus beweiſen ſoll, daß er ſich als ein Sohn Gottes nicht vom Tempel herunterlaſſen dürfte, ſo beweiſet er es daher, daß er Gott ſeinen Herrn nicht verſuchen ſolle, indem er Wunder verlange. Ein Sohn Gottes erkennet demnach Gott für ſeinen Herrn, von dem er nicht mehr auſſeror=

deutliche Liebeszeichen verlanget, als ſeine weiſe Führung zuläſſet. Endlich, wie der Satan verlanget von Jeſu angebetet zu werden, ſo antwortet dieſer: **es ſtehet geſchrieben, du ſollt Gott deinen Herrn anbeten, und ihm alleine dienen:** welche Worte aus eben dem 5ten Moſis geholet ſind, und den Beweis in ſich halten, daß Jeſus als ein Sohn Gottes denſelben allein anbeten und ihm dienen müſſe. Alſo erhellet aus allen dreyen Stellen, daß weder der Satan, noch Jeſus ſelbſt einen andern Begrif mit den Worten **Gottes Sohn** verknüpfet, als daß derſelbe ein Menſch ſey, der von Gott geliebet, beſonders geliebet und geſchützet wird: und Jeſus will inſonderheit dadurch erweiſen, daß er ein rechter Sohn Gottes ſey, weil er von Gottes Wort der Verheiſſung lebet, Gott ſeinen Herrn nicht verſuchet, und ihn anbetet und verehret. Auch haben die Juden insgemein dieſe Benennung nicht anders verſtanden. Sie ſprachen zum Exempel zu Jeſu, als er ſchon am Kreuze hieng: **Biſt du Gottes Sohn, ſo ſteig herab vom Kreuze: Er hat Gott vertraut, der erlöſe ihn auch, lüſtets ihn; denn er hat geſagt, ich bin Gottes Sohn.** Die Rede ſcheinet auf die Worte

des

des Buchs der Weisheit zu zielen, welche ich vorhin angeführt habe. **Er** (der Gerechte) **giebt für, daß er Gott kenne, und rühmet ſich als Gottes Kind — — — und rühmet daß Gott ſein Vater ſey. — Iſt der Gerechte Gottes Sohn, ſo wird er ihm helfen und erretten von der Hand der Widerſacher.** Und hierin ſteckt eine ſo deutliche Erklärung von der Spötterey der Juden wider Jeſum, daß ich ſie nicht beſſer geben kann; aber auch ein genugſamer Beweis, daß die Juden durch einen Sohn Gottes nichts anders gemeinet, als einen Frommen oder Gerechten, den Gott beſonders liebe, und ſich alſo auch deſſelben auf eine wunderthätige Art annehmen würde. Gleichwie hergegen der Hauptmann und die bey ihm waren, als ſie ſahen das Erdbeben und was da geſchehen, ſprachen: **dieſer iſt warlich Gottes Sohn geweſen:** ein frommer und bey Gott beliebter Menſch, über deſſen unbilligen Tod Gott zürnet.

§. 12.

Man verſtehet hieraus genugſam, daß die allgemeine Bedeutung der Ausdrückung, Gottes Sohn, auch im neuen Teſtamente, bey den Juden und in Jeſu eigenem Munde, einen von Gott beſonders geliebten Menſchen anzeige. Jedoch muß ich noch hinzufügen, daß das Wort zuweilen in einem ausnehmenden Verſtande genommen werde. Es wird aber ein Wort in ausnehmenden Verſtande genommen, wenn es zwar an ſich vielen einer Art zukommt, aber alsdenn nur ein gewiſſes individuum oder einzelnes Ding derſelben Art anzeiget, welches ſich durch einen Vorzug oder Grad der Vollkommenheit von andern ſeiner Art unterſcheidet. So iſt ein Prophet, oder der Prophet im ausnehmenden Verſtande, ein größerer Prophet: der Geſalbte oder Meßias, iſt im ausnehmenden Verſtande, ein größerer König. So iſt denn auch der Sohn Gottes im ausnehmenden Verſtande, der mehr von Gott geliebet iſt, als alle andre Geliebte. Alles dreyes im ausnehmenden Verſtande aber ward zu den Zeiten bey den Juden von dem Erlöſer Iſraels geſagt. Denn je mehr das arme Volk in Bedruck gerieth, je mehr ſuchten ſie ſich mit dieſem Troſt Iſraels aufzurichten, und alles, was groß und angenehm im A. T. war, auf ihren gehoften Erlöſer zu deuten. Und dazu gab ihnen ihre allegoriſche Erklärungs-Art guten Zuſchub, vermöge welcher es ihnen nicht ſchwer fiel, alles was ſie wollten in allen Worten und in allen Sachen zu finden. Demnach mußten ſie den gehofften Erlöſer Iſraels nicht allein zum großen Könige, ſondern auch zum großen Propheten, und zu einem beſonders von Gott Geliebten zu machen; und da mußten David, Salomon, ja ſelbſt das Volk Iſrael, Vorbilder des Meßias werden, nicht nur in ſoferne jene große Könige, und David zugleich ein großer Prophet war, ſondern in ſoferne Gott alle drey ſeine Söhne oder Geliebte geheiſſen. Auf ſolche allegoriſche Weiſe wird der Spruch beym Moſe: **aus Egypten habe ich meinen Sohn gerufen**, ob er gleich lediglich vom Volke Iſrael redet, auf Jeſu Wiederkunft aus Egypten gezogen; blos damit anzudeuten, daß Jeſus der Geliebte Gottes oder der Meßias ſey. Und wenn dergleichen Stellen A. T. noch nicht genug ſind, Jeſum als einen ſolchen zu erweiſen: ſo kömmt eine Bat-Kol, eine Stimme vom Himmel, die ſolches bekräftiget: **Dis iſt mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe:** weil damals die Juden gewohnt waren, alles was nach der Schrift noch ſtreitig ſeyn mögte, durch eine Bat-Kol oder Stimme vom Himmel zu beweiſen und zu entſcheiden. Ob wohl in dieſer Stimme auch auf den Spruch beym Eſaias, den die Juden vom Meßias anzunehmen pflegten, zugleich mit gezielet werden mag, da es heiſſet: **ſiehe dis iſt mein Knecht, den ich erhalten will, mein Auserwählter, an dem meine Seele Wohlgefallen hat.** So war denn die Benennung des Meßias, daß er im ausnehmenden Verſtande der Sohn Gottes hieß, das iſt, den Gott beſonders liebte und an dem er Wohlgefallen hätte, damals bey den Juden eingeführt, und daher heiſſet, der Sohn Gottes ſeyn, und der Chriſt der Meßias ſeyn, einerley. Es iſt offenbar aus dem Bekenntniß Petri, da er zu Jeſu ſagt: **du biſt Chriſtus der Sohn des lebendigen Gottes:** denn Jeſus verbot darauf ſeinen Jüngern, daß ſie niemand ſagen ſollen, daß er der Chriſt, (d. i. Meßias) wäre. So beeidiget auch der Hoheprieſter Jeſum, daß er ſagen ſoll, ob er ſey Chriſtus der Sohn Gottes. Auch wird der Hohenprieſter und übrigen Juden Spottfrage: **Biſt du Gottes Sohn, ſo ſteig herab vom Kreuze,** bald darauf ſo erklärt: **iſt er der König Iſraels, ſo ſteig er herab vom Kreuze.**

ze. Gleichwie ſich nun die urſprüngliche Bedeutung des **Propheten** nicht verlieret oder verändert, wenn das Wort im ausnehmenden Verſtande auf den gehoften Erlöſer Jſraels gezogen wird; ſondern in der That damit geſagt wird, daß dieſer Erlöſer Jſraels zugleich ein groſſer Prophete ſeyn werde; gleichwie das Wort **Chriſt, Geſalbter** oder **Meßias**, auch in ſeinem ausnehmenden Verſtande von dem Erlöſer Jſraels nichts anders ſagt, als ſonſten, nemlich daß er werde ein groſſer König ſeyn: ſo können wir auch in der Redens-Art, **der Sohn Gottes**, ſoferne ſie ausnehmend den verheiſſenen Erlöſer Jſraels anzeigen ſoll, keine fremde und unerhörte Bedeutung annehmen, ſondern wir müſſen blos die gebräuchliche erweitern, und verſtehen, daß der Meßias darum ſo heiſſe, weil er beſonders von Gott geliebt ſeyn werde. Dieſes iſt klar aus der himmliſchen Stimme, welche ihn zu Gottes Sohn macht, in ſofern er ein Sohn der Liebe iſt, und Gott Wohlgefallen an ihm hat: es iſt klar aus den Sinnbildern des A. T., dem David, dem Salomon, und dem Volke Jſrael, in welchen Bildern ſich die Juden ihren Meßias vorſtellten, in ſoferne ſie, wegen der ausnehmenden Liebe Gottes zu denſelben, Gottes Söhne heiſſen: es iſt klar aus des Hauptmanns Rede, da er, was die Hohenprieſter ſpottsweiſe ſagten, im Ernſte wiederhohlt: **Dieſer iſt wahrlich Gottes Sohn geweſen.** Denn wie die Hohenprieſter die ausbleibende liebreiche Hülfe Gottes zum Beweiſe ſetzen, daß Jeſus nicht Gottes Sohn geweſen, **biſt du Gottes Sohn, ſo ſteig herab vom Kreuze:** ſo ſchlieſſet der Hauptmann, daß er Gottes Sohn geweſen, weil Gott durch das Erdbeben an den Tag legte, daß er ihn geliebet hätte. Es iſt endlich klar aus Jeſu eigener Unterredung mit dem Satan; da der Satan behauptet, er könne nicht der Sohn Gottes in ſolchem ausnehmenden Verſtande ſeyn, weil ſonſt Gott dieſe ausnehmende Liebe durch eine wunderthätige Hülfe bey ihm darthun würde: Jeſus aber an dem Beyſpiel des Volks Iſrael, welches gleichfalls Gottes Sohn heiſſet, zeiget, daß Gott wohl jemand lieben könne, ob er ihn gleich eine Weile hungern läſſet, und daß ein Geliebter Gottes auch das Vertrauen zu Gott habe müſſe, er werde ihm zu rechter Zeit helfen, nicht aber Gottes Liebe auf die Probe ſtellen müſſe, daß er unnöthige Wunder verlange.

So

So offenbar nun dieſe Bedeutung iſt, ſo unſchriftmäßig, neu und unerhört iſt die andere, da man aus dem Sohne Gottes eine Perſon machet, die Gott und aus Gottes Weſen von Ewigkeit gezeuget iſt, und wiederum mit dem Vater, der ihn gezeuget hat, eine dritte göttliche Perſon von ſich ausgeben läſſet. Einen ſolchen Sohn Gottes kennet das alte Teſtament, kennen die Juden, kennen die Evangeliſten nicht, und Jeſus ſelbſt giebt ſich nicht davor aus; ſondern die Apoſtel haben zuerſt in dieſer Benennung was höheres geſucht. Der Verfaſſer des Briefes an die Hebräer ſpricht daher: *zu welchem der Engel hat er jemals geſagt: du biſt mein Sohn, ich habe dich heute gezeuget? und abermals: ich werde ſein Vater ſeyn, und er wird mein Sohn ſeyn?* Demnach ſchlieſſet er, müſſe derſelbe höher ſeyn, denn die Engel ſind. Nun iſt doch offenbar, daß dieſe Benennung in der Schrift nicht allein den Engeln gegeben wird, da ſie Söhne Gottes, ja ſelbſt Götter heiſſen; ſondern daß ſie ſogar bloßen Menſchen, als inſonderheit dem Volke Iſrael, das doch aus ſo vielen Gottloſen beſtand, beygeleget wird. Wie läſſet ſich denn daraus erzwingen, daß wenn einer ein Sohn Gottes genannt wird, er einer höhern Natur und Weſens als die Engel ſelbſt ſeyn müſſe? Dazu wußte ja der Verfaſſer des Briefes wohl, daß die angeführten Stellen eigentlich von Menſchen, von dem David und Salomon reden, und nur durch ſeine gewohnte Allegorie auf den Meßias gezogen würden. Wenn man die Benennung eines Sohnes Gottes von den eigentlich gemeinten Menſchen blos ſagen will, daß ſie beſonders von Gott geliebet ſind: kann ſie in der Allegorie was anders bedeuten? Das wäre eine neue Art zu allegoriſiren, dadurch man aus allem alles machen könnte. Eine Allegorie iſt nemlich, wenn man ſtatt des Subjecti, welches eigentlich gemeinet iſt, ein anderes Subjectum als ein Gegenbild nimmt, und darauf daſſelbe Praedicatum appliciret, welches dem eigentlichen Subjecto beygelegt ward. Könnte man in der Allegorie auch das Praedicatum ändern, oder welches einerley iſt, in einem andern Verſtande nehmen, ſo wäre es gar eine ungezähmte Art der Deutung, und der Satz, ſo herausgebracht würde, hätte nicht die gewiſſe Verwandſchaft mit denjenigen,

wor=

worin er ſoll enthalten ſeyn. Zum Exempel Paulus nimmt den Satz aus dem A. T. Hagar iſt die Magd, Sara iſt die Freye. Er allegoriſiret, wenn er Hagar auf die Kirche alten Teſtaments, Sara auf die Kirche neuen Teſtaments deutet. Aber er läſſet doch die Bedeutung des Praedicati bey ſeiner Allegorie, daß jene Kirche knechtiſch geweſen, dieſe aber frey ſey. Wenn er auch das Praedicatum hätte ändern wollen, ſo hörte es auf, eine Allegorie zu ſeyn, es wäre ein Satz, der gar keine Verknüpfung mit dem vorigen behielte, und da alſo gar kein Grund vorhanden wäre, warum er eben in dieſem Satze und nicht vielmehr in einem jeden ſey geſuchet worden. Denn ſo könnte ich nur ſprechen, der Satz: Hagar iſt die Magd, heiſſet ſo viel, als die Kirche altes Teſtaments iſt eine Theocratie geweſen: Sara iſt die Freye, heiſſet ſo viel, als die Kirche neues Teſtaments hat zehn große Verfolgungen ausſtehen müſſen. Wo wollte die ausſchweifende Auslegung hin? Da an ſich die Allegorie, welche ſtatt des eigentlich gemeinten Subjecti ein anderes Subjectum ſetzet, ſchon ein Spielwerk der Einbildungskraft iſt, ſo würde aus ſolcher

Allegorie, da vollends auch das Praedicatum geändert würde, gar ein Traum werden. Wollte nun der Verfaſſer des Briefes an die Hebräer zu allegoriſiren, ſo mögte er etwa ſprechen: David iſt Gottes Sohn (oder Geliebter); Salomon iſt Gottes Sohn (oder Geliebter); wir haben einen andern David und Salomo, den Meſſias; folglich iſt der auch der Geliebte Gottes: ſo lieſſe er bey der Allegorie das Praedicatum des Vorbildes, und applicirte es auf das Gegenbild. Aber da er ſpricht: alſo iſt er höher als die Engel, ſo verändert er auch die Bedeutung des Praedicati; indem offenbar iſt, daß die Redensart von dem David und Salomon das nicht bedeutet, daß ſie höher als die Engel wären. Folglich gehet des Verfaſſers Allegorie ganz von allen Regeln einer Allegorie ab, und hat um ſo viel weniger in den angeführten Stellen Grund.

§. 13.

Ich will unterdeſſen nicht in Abrede ſeyn, daß Jeſus ſich alle diejenigen Vorzüge zueignet, welche aus den Benennungen eines ausnehmenden Propheten, Königes und Geliebten Gottes ſlieſſen, und den damaligen Meinungen der Juden von dem Meßias gemäß waren: aber es bleibt dennoch alles in den Schranken der Menſchlichkeit. Er ſagt wohl, **Hier iſt mehr denn Jonas**, aber nur in ſoferne er als der Meßias ein gröſſerer Prophet ſeyn ſollte: er ſagt, **Hier iſt mehr denn Salomo**; aber nur in ſoferne er als der Meßias ein gröſſerer König ſeyn ſollte. Er nimmt es wohl an, daß er ſey **Gottes Sohn**, aber nur in ſoferne dieſes den Chriſt bedeutet: und wenn der Hoheprieſter ihn beſchwöret, ob er ſey Chriſtus der Sohn Gottes, ſo antwortet er: du ſagſt es, ich bins, und von nun an werdet ihr ſehen des **Menſchen Sohn** ſitzen zur rechten Hand der Kraft, und kommen in den Wolken des Himmels. Es iſt ihm alſo einerley Gottes Sohn ſeyn, und ein Menſchen Sohn ſeyn, der von Gott ſo ſehr erhöhet wird. Und man wird finden, daß Jeſus ſich ſelbſt am allerliebſten und öfterſten des Menſchen Sohn nennet, weil dieſe Benennung eine Geringſchätzlichkeit von ſich ſelbſt und eine Demuth anzeiget, und weil Jeſaias den Geliebten Gottes, an dem Gott Wohlgefallen hat, nach

der

der Eigenſchaft der Demuth beſchreibet. Er heiſſet Gott zum öftern ſeinen Vater: aber auch dieſes war eine damals gebräuchliche Benennung Gottes, die alle Menſchen, ihre Ehrfurcht und Vertrauen anzuzeigen, von Gott gebrauchten: und er hat es kein Hehl zu geſtehen, **der Vater iſt größer denn ich.** Er lehret die Jünger dabey auch nur beten: **Unſer Vater, der du biſt im Himmel,** nicht aber unſer **Vater und Sohn Gottes.** Er giebt wohl zu verſtehen, er ſey ein **Herr Davids,** aber in ſoferne er als der Meßias ein Reich aufrichten ſollte, dazu alle Todten, auch ſelbſt David, von Gott erwecket würden, und darin er König ſeyn und alle Welt richten ſollte: wie auch die Juden ſich das Reich des Meßias damals vorſtellten. Er ſagt wohl, **er ſey ehe denn Abraham;** aber nur in ſoferne ſeine Zukunft verheiſſen war, die nicht allein Abraham, ſondern längſt vor ihm die Erzväter, im Glauben geſehen. Denn ſo wie Abraham den Tag Jeſu geſehen, ſo iſt Jeſus auch geweſen zu Abrahams Zeiten, und vor Abraham. Der Tag Jeſu aber iſt, nach ſeinem Verſtande, geſehen worden im Glauben an die Verheiſſungen:

dem-

demnach iſt auch Jeſus, nach dem Verſtande dieſer Worte, eher geweſen als Abraham, in dem Glauben der Erzväter und in den Verheiſſungen: ſo wie es anderwärts heiſſet, daß Jeſus als das Lamm geſchlachtet ſey, von Anbeginn der Welt. Man erkennet aus dieſem obenangeführten abermal, was ich ſchon mehrmals einflieſſen laſſen: wie leichte man aus Unwiſſenheit der jüdiſchen Redensarten, Meinungen und Allegorien, zu einem ganz ungegründeten Verſtande und Lehrgebäude könne verleitet werden. Denn das kann man überhaupt feſte ſetzen: die hebräiſchen Redensarten der Juden klingen nach orientaliſcher Weiſe hoch und ſchwülſtig; und man ſollte Wunder meinen, was für eine große Sache darunter verborgen wäre: ſie bedeuten aber allezeit weniger, als wie die Worte anzudeuten ſcheinen. Man muß ſie daher lernen von ihrem Pracht entkleiden und entblößen, ſo verſtehet man erſt ihre Sprache recht, und die Geſchichte von den Meinungen, welche unter den Juden geherrſchet haben, beveſtiget uns alsdann, daß wir den Verſtand getroffen. Da aber die Juden ihre Meinungen, welche ſeit der babyloniſchen

Geſängniß aufgekommen waren, nicht allemal mit dem Wort-Verſtande der Schrift, beſtätigen konnten, verfielen ſie auf Allegorien, und daher kann man auch keine mehrere Schärfe des Beweiſes in ihrer Schriftgelehrtheit ſuchen, als die Art einer Allegorie leidet. Dieſe Reguln haben mir den Weg gewieſen, auch beſonders den wahren Verſtand der Redensart zu finden, wenn ein Menſch, und wenn der Meßias Gottes Sohn genannt wird: und ich habe daraus erkannt, daß wenn Jeſus ſich Gottes Sohn nennet, er nichts anders damit andeuten wolle, als daß er der ausnehmend von Gott geliebte Chriſt oder Meßias ſey: folglich auch hiedurch keine bey den Jüden neue Lehre oder neues Geheimniß aufgebracht habe.

§. 14.

Eben die angeführten Reguln werden uns nöthig ſeyn zu verſtehen, was die Hebräer vor einen Begriff gehabt, wenn ſie von dem heiligen Geiſte reden. Denn die Hebräer ſpielen überhaupt mit dem Worte **Geiſt.** Es bedeutet bey ihnen 1) die Seele ſelbſt. 2) die

Gaben

Gaben und Geſchicklichkeit des Gemüths, und 3) den Zuſtand und die Bewegungen deſſelben. Daraus entſtehen ſo fremde Redensarten, daß wer die Sprache nicht gewohnt iſt, ſich gar leicht verkehrte Vorſtellungen von der bedeuteten Sache machen könnte. Wer verſtehet zum Exempel ſo leicht, was Lucas ſagen will: ein Weib habe einen **Geiſt der Krankheit** gehabt achtzehn Jahre lang, und ſey krumm oder contract geweſen. Es ſoll aber nach ſeiner Art zu reden nichts anders anzeigen, als eine ſchlimme Beſchaffenheit des Gemüths, und Hypochondrie, welche auf eine Nerven-Krankheit und contractes Weſen ausgeſchlagen. So wenn von Saul geſagt wird, ein böſer Geiſt habe ihn beunruhiget; würde man ſich irren, wenn man ihn für beſeſſen halten wollte. Es war nichts anders als eine böſe Gemüths-Beſchaffenheit, die in einer Melancholie, verdrießlichen Humeur, Jachzorn und halber Unſinnigkeit beſtand. Denn aller Zuſtand und alle Leidenſchaft des Gemüths iſt Geiſt bey den Hebräern, ein Geiſt des Zorns, ein freudiger Geiſt, ein geängſteter Geiſt, ein geduldiger Geiſt, ein falſcher Geiſt, ein unreiner Geiſt, ein guter Geiſt, ein neuer veſter Geiſt ſind lauter verſchiedene Gemüths-Beſchaffenheiten, Bewegungen, Tugenden und Laſter, die ein jeder durch dieſen Schlüſſel leicht ſelbſt erklären kann. Eben ſo iſt es mit der Bedeutung des **heiligen Geiſtes** beſchaffen. Es bedeutet 1) Gott ſelbſt. Denn wie ſonſt der **Name Gottes**, das **Angeſicht Gottes**, die **Seele Gottes**, Gott ſelbſt bedeutet, ſo iſt auch **Gottes Geiſt** und Gott einerley. Darum ſagt David: **wo ſoll ich hinfliehen vor deinem Geiſt, und wo ſoll ich hinfliehen vor deinem Angeſicht?** Weil nun Gott heilig iſt, ſo iſt auch der **heilige Geiſt** und Gott einerley; wie Eſaias ſpricht: **ſie erbitterten ſeinen heiligen Geiſt, darum verkehrte er ſich, und ward ihr Feind.** Das heiſſet eben ſo viel, als ſie erbitterten den heiligen Gott, den heiligen Iſrael. 2) Werden durch dies Wort angezeigt, die heiligen Gaben des Gemüths bey den Menſchen, ſofern ſie von Gott kommen, ſie ſeyn nun ordentlich und natürlich, oder auſſerordentlich, als Weiſſagungen und Wunder. So braucht es Eſaias bald darauf: **wo iſt der ſeinen heiligen Geiſt unter ſie gab?** wodurch auf die Weiſſagung der

ſieb-

ſiebzig Männer im Lager zu Moſis Zeiten gezielet wird. Alſo heiſſen die Worte ſoviel: wo iſt der Gott, der jenen die Gabe der Weiſſagung mittheilete? 3) Soll es die gute Beſchaffenheit des Gemüths und die heiligen Regungen deſſelben vorſtellen; als in dem bekannten Buß-Pſalm, da David nach Bereuung ſeiner Sünde bittet, um **Erneuerung eines feſten Geiſtes**, das iſt, um einen geänderten Sinn, der beſtändig ſey im Guten; darnach, daß der **heilige Geiſt** nicht möge von ihm genommen werden, welches eben der erneuerte Sinn und feſter Vorſatz im Guten iſt, um deſſen Beſtändigkeit er gebeten hatte; endlich, daß der **freudige Geiſt** ihn enthalten und unterſtützen möge, das iſt, ſein Gemüth möge Freudigkeit und gute Zuverſicht zu Gottes Gnade haben. Er tröſtet ſich auch damit, daß Gott ihm werde gnädig ſeyn, weil ein zerbrochener Geiſt, nemlich ein Gemüth voll Reue und Leid Gott wohl gefalle. Wie man nun nicht beſonders einen heiligen Geiſt, und wieder einen feſten Geiſt, dann einen freudigen Geiſt in Gott ſelbſt annehmen kann, ſo ſind alle dieſe Geiſter, daß ich ſo rede, nichts anders, als die verſchiedene

Gemüths-Regung und Beſchaffenheit bey dem David. Jedoch in ſoferne die Regungen des Menſchen gut ſind, und alle gute Gaben von Gott kommen, ſo wird denn auch ein jeglicher guter Geiſt Gott zugeſchrieben, und ſonſt auch wohl der Geiſt des HErrn, der Geiſt Gottes genannt, der über die Menſchen gekommen, oder über ſie ausgegoſſen worden, u. ſ. w.

§. 15.

Jm neuen Teſtamente iſt die Erwehnung des heiligen Geiſtes ſehr häufig, jedoch in eben dem dreyfachen Verſtande. 1) Bedeutet es Gott ſelbſt, als wenn es vom Ananias heiſſet, er habe dem heiligen Geiſt gelogen, welches hernach erkläret wird, er habe Gott gelogen. 2) Am öfterſten ſind darunter die ordentlichen ſo wohl als auſſerordentlichen Gaben zu verſtehen. So ſollte Johannes noch im Mutterleibe erfüllet werden mit dem heiligen Geiſt, das iſt, mit beſondern Gaben. Es heiſſet, der Vater wird den heiligen Geiſt geben denen, die ihn darum bitten, wo es mit den Gaben, welche Väter ihren Kindern geben, verglichen wird, und alſo heilige Gaben anzeiget. Mit dem heiligen Geiſie getaufet werden, heiſſet mit allerley geiſtlichen Gaben ausgerüſtet werden. Daß der heilige Geiſt noch nicht da war, wie es beym Johannes lautet, kann nichts anders bedeuten, als daß die auſſerordentlichen Gaben noch nicht mitgetheilet waren. Und ſo wußten die Jünger Johannis noch nicht, ob ein heiliger Geiſt ſey: nemlich ob ſolche auſſerordentliche Gaben unter den Jüngern herrſchten. Hernach aber als ſie getaufet waren, kam der heilige Geiſt auf ſie, und redeten mit Zungen und weiſſagten. Dahin gehöret auch der heilige Geiſt als Advocate, welchen Jeſus verheiſſen, nemlich eine beſondere Gabe zu reden und ſich zu vertheidigen. 3) Sind durch den heiligen Geiſt die heiligen Regungen und Triebe zu verſtehen. So ward Eliſabeth und Zacharias des heiligen Geiſtes voll, das iſt, ſie empfunden einen heiligen Trieb, Gott zu loben. So iſt die Läſterung wider den heiligen Geiſt vermuthlich zu verſtehen, als eine Läſterung wider den innern Trieb des Gewiſſens. Mit mehrern Stellen der Schrift mag ich meine Leſer nicht beſchweren: und Verſtändige werden von ſelbſt ſehen, daß die übrigen hieraus leicht zu erklären ſind, und daß darin kein Begriff einer beſondern Perſon in Gott verborgen lieget.

§. 16.

Nun will ich auch noch mit wenigen der Stellen gedenken, wo man gemeiniglich glaubt, daß alle drey Perſonen der Gottheit, Vater, Sohn und heiliger Geiſt, zugleich aufgeführet werden. Dieſer Stellen ſind bey den Evangeliſten nur zwo; die eine bey der Taufe Jeſu, und die andere bey der Tauf-Formul, welche Jeſus ſeinen Jüngern ſoll vorgeſchrieben haben. Wegen der letztern muß ich um einen kleinen Aufſchub bitten: weil ich ſie nicht eher in ein volles Licht ſetzen kann, bis ich die Tauf-Ceremonie ſelbſt werde erläutert haben, welches bald darunter geſchehen ſoll. Mit der Taufe Jeſu ſelbſt war es ſo beſchaffen. Der Meßias ſollte, vermöge der Weiſſagungen, als der von Gott beſonders Geliebte mit auſſerordentlichen Gaben reichlich überſchüttet ſeyn, Gott wollte ſeinen Geiſt über ihn ausgieſſen, oder, wie es ſonſt heiſſet, ihn mit Freuden-Oel ſalben mehr denn ſeine Geſellen. Dieſe reiche Schenkung geiſtlicher Gaben konnte nicht beſſer vorgeſtellet wer-

werden als bey der Taufe: darum auch Johannes und die Apoſtel die Redens-Art brauchen, mit dem heiligen Geiſt getaufet werden, wenn ſie ſagen wollen, daß die Menſchen mit beſondern geiſtlichen Gaben überſchüttet ſind. Demnach da Johannes der Täufer, ſeinen Vetter Jeſum dem Volke als den Meßias vorſtellen will: ſo ſiehet er den Himmel offen, und den heiligen Geiſt als eine Taube herab fahren, dabey höret er eine Stimme vom Himmel, (eine Bath-Kol) dis iſt mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe. Wir wollen aus dem Lucas annehmen, daß hier eine körperliche Geſtalt der Taube gemeinet ſey: jedoch war alles dieſes nur ein Geſichte, und geſchahe nicht würklich. Der eine Johannes der Täufer ſiehet und höret alles alleine. Marcus ſagt: er (Johannes) ſahe den Geiſt Gottes herunterfahren als eine Taube: und bey dem Evangeliſten Johannes ſpricht Johannes der Täufer ſelbſt: ich habe den Geiſt als eine Taube vom Himmel herunter fahren ſehen, und er blieb auf ihm. Wäre die Sache würklich geſchehen, ſo würde alles Volk, ſo dabey ſtand, ſolches mit geſehen und gehöret haben: und dann würden die Evangeliſten ſolches Sehen und Hören auch nicht ſo ſorgfältig auf den einen Johannes einſchränken; ſondern ſie hätten vielmehr Urſache, ſich auf alles gegenwärtige Volk, als Augen- und Ohren-Zeugen zu berufen. Nun aber da Johannes alleine ſiehet und höret, wovon andere nichts wiſſen: ſo iſt es ein ſolches Geſichte, wie Stephanus gehabt, der unter ſo vielem Volke alleine den Himmel offen ſiehet und Jeſum zur rechten Hand Gottes ſitzen; welches kein vernünftiger Menſch für eine wahre Begebenheit halten kann. Und wie **Cornelius** in einem Geſichte einen Engel ſahe, und mit ſich reden hörte, und Petrus bald darauf in einem Geſichte den Himmel offen und allerley Thiere vom Himmel herunter kommen ſahe, und eine Stimme mit ſich reden hörte: ſo ſahe auch Johannes den Himmel offen und eine Taube herab kommen, und hörte darauf eine Stimme. Und wie könnte ſich wohl der Himmel in der That aufthun? wie können vernünftige Menſchen ſich dergleichen gedenken? Die Einbildungskraft aber, worin die Geſichte vorgeſtellet werden, kann dergleichen mahlen: und Grotius bemerket gar wohl, id velut ſolenne ſignum praevium ταῖς ὀπτασίαις. die Oeffnung

nung des Himmels ſey ein gewöhnlich Zeichen der Geſichte, welches vorangeſetzet wird, als beym Ezechiel: da thät ſich der Himmel auf, und Gott zeigete mir Geſichte. So wenig demnach der Himmel ſich in der Wahrheit öffnen kann, ſo wenig GOtt mit leiblichen Augen kann geſehen werden, oder ein Menſchenkind bey ihm zur rechten Hand im Himmel ſtehen kann: ſo wenig ein Tuch an vier Zippeln gebunden allerley Thiere in ſich faſſen, und ſo mit den Thieren aus dem Himmel herunter kommen kann: eben ſo wenig kann der Himmel, in welchem und aus welchem dieſes ſoll geſchehen und gehöret ſeyn, ſich in der That öffnen, oder auch aus dem geöffneten Himmel eine Taube herunter fliegen. Es iſt auch die Meinung und Abſicht der Hebräiſchen Schreiber nicht einmal, daß ſie dergleichen Dinge als eine würkliche Begebenheit vorſtellen wollten; ſondern wer ihre Sprache verſtehet, der weiß wohl, daß ſie in dergleichen Fällen, und unter ſolchen Redensarten nichts als prophetiſche Geſichte und Träume erzählen wollen, wenn ſie gleich dieſelbe als eine Geſchichte oder Hiſtorie einkleiden. Abermal ein Zeichen, wie ſehr man ſich, ohne genaue Kunde der Schreibart der Hebräer, in dem wahren Verſtande ihrer Worte betriegen kann.

§. 17.

Wir ſetzen es demnach als gnugſam bewieſen voraus, daß dasjenige, ſo bey der Taufe Jeſu erzählt wird, ſelbſt nach der Abſicht und Meinung der Evangeliſten, nichts anders als ein Geſichte Johannis des Täufers ſeyn ſoll. Weil nun Geſichte nichts anders, als Vorſtellungen in der Einbildungskraft ſind, und die Einbildungskraft mit lauter ſinnlichen Bildern beſchäftiget iſt: ſo iſt kein Wunder, daß Johannes die geiſtlichen Gaben, welche Gott vom Himmel dem Meßias mittheilet, in einem ſinnlichen Bilde, und zwar einer Taube, die vom Himmel herab kommt, vorſtellet. Grotius hat auch hier mit guter Einſicht bemerket, daß der Grund des ganzen Geſichtes in dem Orte des Eſaias liege, woraus auch die Worte der himmliſchen Stimme hergeholet ſind: **Dis iſt mein Auserwählter, an dem ich Wohlgefallen habe.** Nun wird in dem angeführten Orte der Meßias bey allen ſeinen Gaben als ſehr ſanftmüthig abgebildet. Folglich, da die

Tau=

Tauben ein Bild der Sanftmuth ſind, und das Sprichwort πραότερος περιστερᾶς. **ſanſtmüthiger als eine Taube, ohne falſch wie eine Taube,** bekannt iſt: ſo ſtellete die Einbildungskraft in dem Geſichte den heiligen Geiſt, oder die geiſtlichen Gaben, die auf Jeſum, als den Meſſias von Gott kommen ſollten, durch eine Taube vor, welche vom Himmel auf ihn herab gefahren und auf ihn geblieben. Denn alle gute Gaben kommen von oben herab von dem Vater des Lichts, und wenn die ſinnliche Einbildungskraft dieſe Gaben vorſtellen will, ſo bekommen ſie eine Geſtalt und Bilde. So ſtellet Daniel den Rathſchluß der Vorſehung Gottes über den König Nebucadnezar vor unter dem Bilde eines Wächters, der vom Himmel herabfahren. So ſtellet die Einbildungskraft in dem Traume Jacobs den göttlichen Schutz über ihn vor unter dem Bilde der Engel, die auf einer Leiter vom Himmel zu ihm herabſteigen. So wird das Verhängniß Gottes, daß Ahab denen falſchen Propheten mehr Glauben zuſtellen mußte als dem Micha, vorgeſtellet durch einen falſchen Geiſt, der vom Himmel herab geſchicket worden, und ſich in der Propheten

Mund

Mund geſehen. Und wenn Johannes die Heiligungs-Gaben in der Kirche des Neuen Teſtaments als von Gott geſchenket vorſtellen will, ſo ſiehet er ein neues Jeruſalem, die heilige Stadt, vom Himmel herabfahren, und höret eine groſſe Stimme, die da ſpricht: ſiehe da eine Hütte Gottes bey dem Menſchen. Da demnach Johannes der Täufer Jeſum vorſtellen will, als mit auſſerordentlichem Geiſte, oder Gaben, jedoch voller Sanftmuth von Gott ausgerüſtet, und als den Geliebten Gottes, den Meßias: ſo ſiehet er den heiligen Geiſt in Geſtalt einer Taube vom Himmel herab fahren, und auf ihn bleiben: und ſiehe da, eine Stimme vom Himmel rufet: dies iſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Es ſind alſo in dieſem Geſichte nicht drey verſchiedene göttliche Perſonen vorgeſtellet; ſondern wie oben deutlich erwieſen iſt, daß der Sohn Gottes bloß einen Menſchen bedeute, den Gott ſonderlich liebet, und ausnehmend, den Meßias; und wie jetzt gezeiget iſt, daß der heilige Geiſt, der auf Jeſum in Geſtalt einer Taube vom Himmel herab fähret, in dem Geſichte nichts anders vorſtelle, als Jeſu auſſerordentlichen Geiſt oder Gaben, ſo

ihm

m vom Himmel geſchenket ſind: ſo bleibet
r eine göttliche Perſon in dieſem Geſichte
rig, nemlich die vom Himmel rufet. Johan-
s hat demnach ſo wenig als die Evangeliſten
dieſem Geſichte einen dreyeinigen Gott vor-
llen wollen.

§. 18.

Wenn aber Jeſus ſelbſt dieſe fremde und den
den ganz unbekannte Lehre von dreyen ver-
iedenen Perſonen in einem göttlichen Weſen,
tte vortragen wollen, oder derſelben Erklä-
ng zu den Pflichten ihres Lehramts gerechnet
tte: ſollte er wohl davon bis nach ſeiner Auf-
ſtehung geſchwiegen haben? ſollte er ſie als-
nn, da er eben Abſchied von ſeinen Jüngern
men will, bloß in dem Tauf-Formular mit
y Worten verſteckt haben? Sollte er ſich in
nem Leben immer geringer machen als den
ter, alle Macht, die er ſich ſelber zuſchreibt,
nſelben als Geber beymeſſen, und ſeine Schul-
keit, demſelben zu dienen, zu gehorchen,
ihn anzubeten erkennen? Sollte er nicht
h als Menſch, wenn er ſelber betet, den
ter und den heiligen Geiſt, als beydes glei-
che

che Mitperſonen eines Weſens anrufen? Sollte er nicht die Jünger gelehret haben in ihrem Gebet Gott Vater, Sohn, und heiligen Geiſt anzurufen, oder daſſelbe mit einem Preis: Ehre ſey Gott dem Vater, Sohn und heiligem Geiſt, beſchließen? Wir finden von allen das Gegentheil; und alſo iſt ſeine Abſicht nicht geweſen, einen dreyeinigen Gott vorzuſtellen, ſich ſelbſt, wie viel er auch aus ſich machet, Gott gleich zu machen, oder darunter eine neue von dem Judenthume abgehende Lehre einzuführen. Nur eins muß ich noch berühren, das wiederum, aus unvorſichtigem Misverſtande der hebräiſchen Redens-Arten, anders genommen werden könnte, als es in der That zu verſtehen iſt: nemlich wenn Jeſus ſagt: **ich und der Vater ſind eins.** Denn das möchte um ſoviel eher dahin ausgedeutet werden, als es die Juden ſelbſt ſo auslegten, daß er ſich dadurch ſelbſt zum Gott mache. Allein Jeſus hatte gleich vorher deutlich geſagt: **der Vater, der ſie** (die Schaafe) **mir gegeben hat, iſt größer denn alles**; nemlich größer nicht allein als die Schaafe, ſondern auch als der Hirte. Und nach der Beſchuldigung der Juden erklärt er ſich, daß

daß er darunter verſtehe, daß ihn der Vater geheiliget habe, daß er Gottes Sohn ſey, daß er die Werke ſeines Vaters thue, daß der Vater in ihm ſey, und er in dem Vater. Was heiſſet aber das, daß der Vater in ihm, und er in dem Vater iſt, und ſie alſo beyde eins ſind? Jeſus redet einandermal auch ſo zweydeutig: Wenn ihr mich kennetet, ſo kennetet ihr auch meinen Vater, und von nun an kennet ihr ihn, und habt ihn geſehen. Da ſpricht Philippus zu ihm: Herr zeige uns den Vater, ſo genüget uns. Jeſus ſpricht zu ihm: Philippe, wer mich geſehen hat, der hat auch den Vater geſehen; wie ſprichſt du dann, zeige uns den Vater. Gläubſt du nicht, daß ich im Vater, und der Vater in mir iſt? Das war noch alles hohe und dunkle Zweydeutigkeit: die Auflöſung folget erſt: an demſelbigen Tage werdet ihr erkennen, daß ich in meinem Vater bin, und ihr in mir, und ich in euch. Wer meine Gebote hat und hält ſie, der iſts der mich liebet. Wer mich aber liebet, der wird von meinem Vater geliebet werden, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbahren. So waren denn die Jünger Jeſu

in

in ihm, ſofern ſie von ihm geliebet werden, und in ſeinem Herzen waren. Jeſus war wiederum in ſeinen Jüngern, ſo ferne er von ihnen geliebet ward; und der Vater war in ihm, weil er ſeinen Vater liebte, und nach ſeinem Willen that. Da nun die Redens-Art, ich und der Vater ſind eins, durch die andere erkläret wird, ſo bedeutet ſie auch nichts weiter als gegenſeitige Liebe, welche eine Einigkeit der Gemüther und des Willens ſtiftet. Das erhellet gar deutlich aus einem andern Orte, da Jeſus für ſeine Jünger zum Vater bittet: **auf daß ſie alle eins ſeyn, gleichwie du Vater in mir biſt und ich in dir, daß auch ſie in uns eins ſeyn. — — — Ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit die du mir gegeben haſt, auf daß ſie eins ſeyn, gleichwie wir eins ſind: ich in ihnen, und du in mir, auf daß ſie vollkommen ſeyn in eins, und daß die Welt erkenne, daß du mich geſandt haſt, und ſie geliebet haſt, gleichwie du mich geliebet haſt.** Da werden die drey Redens-Arten, eins ſeyn, in einander ſeyn, und ſich einander lieben ganz gleichlautend gebraucht, und durch einander erklärt: wie denn auch die Vereinigung zwiſchen Jeſu und ſeinen Jüngern in gleichem Verſtande wie die Vereinigung zwiſchen ihm und dem Vater, und zwiſchen dem Vater und den Jüngern genommen, und eine mit der andern desfalls verglichen wird, ſo daß die Jünger mit in die Geſellſchaft der Einheit oder vielmehr Einigkeit Jeſu und des Vaters gezogen werden. Und ſo bedeutet eins ſeyn im ganzen neuen Teſtamente nimmer etwas anders, als eine conſenſionem animorum, eine Uebereinſtimmung oder Vereinigung der Gemüther; wie ich aus allen und jeden Stellen darthun könnte, wenn es der Zweck litte. Wenn demnach Jeſus ſagt, **ich und der Vater ſind eins,** ſo iſt gar ſeine Abſicht nicht, ſich dem Weſen nach zu Gott, oder eines Weſens mit dem Vater, und ſich alſo zu einem und demſelben, vom Vater nur perſönlich unterſchiedenen Gott zu machen; ſondern blos, auf eine kräftige Art die Liebe zu ſeinem Vater, und des Vaters zu ihm auszudrücken: welches allerdings von dem Geliebten Gottes oder dem Meßias, auch nach Jüdiſcher Religion konnte geſagt werden. Demnach iſt auch in dieſen obwohl etwas zweydeutigen und hohen Worten keine neue Lehre oder Geheimniß verborgen: und das war es was ich erweiſen wollte.

§. 19.

Ich wollte ferner erweiſen, daß Jeſus weder das Ceremonien-Geſetze abzuſchaffen geſucht oder befohlen, noch ſelbſt neue Ceremonien eingeführet habe. Das erkenne ich freylich wohl, und habe es auch ſchon oben erinnert, daß Jeſus das Sitten-Geſetz, und die innere Bekehrung des Herzens, dem Ceremonien-Geſetze und denen äuſſerlichen Geberden weit vorziehe: und wenn eins dem andern im Fall der Noth weichen muß, das Ceremonien-Geſetz zurücke ſtelle; und die gegenſeitige Heucheley der Phariſäer und Schriftgelehrten hart beſtrafe, welche bloß auf **ehrliche** äuſſerliche Scheinheiligkeit hielten und die großen Gebote der Liebe und Barmherzigkeit darüber hindan ſetzten. Allein übrigens läſſet Jeſus das ganze Ceremonial-Geſetze in ſeinem Werth und Gange. Er bezeugt ſich demſelben in ſeinem Wandel ſelbſt alle Wege gemäß: er wohnet dem Gottesdienſt in den Synagogen und im Tempel fleißig bey: er höret Moſen und die Propheten, nach alter Gewohn-

Gewohnheit an den Sabbathern leſen: er reiſet nach Verordnung des Geſetzes auf die hohen Feſte, inſonderheit Oſtern, ſodann auch Laubhütten und Kirchweihe nach Jeruſalem, und verrichtet daſelbſt, was die Ordnung des Gottesdienſtes mit ſich brachte; läſſet auch für ſich und ſeine Jünger das Oſterlamm ſchlachten, und iſſet es mit den gewöhnlichen Lob-Geſängen. Allein er betheuret auch überhaupt, daß er nicht kommen ſey, das Geſetze aufzuheben, ſondern alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Er verwirft nicht, daß die Phariſäer auch die geringſten Kräuter verzehndeten; er tadelt nur, daß ſie dabey das vornehmſte im Geſetz verabſäumten: dieſes, ſpricht er, ſollte man thun, und jenes nicht laſſen. Er erklärt es an ſich nicht für unrecht oder thöricht, daß die Phariſäer Gedenk-Riemen trügen, wobey ſie ſich der Beobachtung des Geſetzes erinnerten, wie es Moſes befohlen hatte, und Chriſtus auch vermuthlich ſelbſt that; er beſtraft nur, daß ſie dieſelbe vor andern groß und breit hätten, um ſich damit ſehen zu laſſen, als ob ſie vor andern auf das Geſetz ſorgfältig acht hätten. Er befiehlet dem Auſſätzigen nachdem er rein worden war, ſich den Prieſtern zu zeigen, und die Gabe zu opfern, welche Moſes im Geſetze geboten hatte. Er ſagt dem Volke und ſeinen Jüngern: auf Moſis Stuhl ſitzen die Schriftgelehrten und Phariſäer: alles nun was ſie euch ſagen daß ihr halten ſollet, das haltet und thuts: aber nach ihren Werken ſollt ihr nicht thun. Er ſpricht von ſich ſelber: ihr ſollt nicht wähnen, daß ich kommen bin, das Geſetz oder die Propheten aufzulöſen, ſondern zu erfüllen. Denn, Amen, ich ſage euch, bis daß der Himmel und die Erde zergehe, wird nicht vergehen der kleinſte Buchſtab noch ein Strichlein im Geſetze, bis daß es alles geſchehe. Wer nun eins von dieſen geringſten Geboten auflöſet, und lehret gleichwohl die Leute alſo, der wird der Kleinſte heiſſen im Himmelreich; wer es aber thut und lehret, der wird groß heiſſen im Himmelreich. Dis zeiget ſo klar als immer möglich iſt, daß Jeſus das Geſetze Moſis in allen Stücken bis auf die geringſten Kleinigkeiten, (ſo wie andere Juden auch thaten) für ewig

und

und ſo lang die Welt ſtehet, unveränderlich gehalten, das nicht allein nicht abgeſchaffet werden und aufhören würde, ſondern hauptſächlich in ſeinem Himmelreich, welches nahe herbeykommen wäre, in dem Reiche Gottes unter dem Meßias, gelten und genau beobachtet werden ſollte; ſo daß wer auch nur der geringſten Gebote eins (als das Verzehnden bis auf alle Kleinigkeiten und dergleichen) nicht hielte, und andere Leute überreden wollte, daß mans ſo genau nicht halten dürfe, in dieſem Reiche des Meßias der Kleinſte ſeyn ſollte; wer es aber alles genau hielte und zu halten lehrte, der würde in ſeinem Himmelreich groß ſeyn. Es iſt alſo ſonnenklar, daß Jeſus die Abſicht in ſeinem Lehramte und bey ſeinem vorſtehenden Himmelreiche nicht gehabt, ein einzig Buchſtab oder Strichlein im Geſetze, das iſt, nach ſeiner Sprache ein einziges Ceremonial-Geſetz, welches in Vergleichung der Liebe und Barmherzigkeit und andern ſolchen Pflichten des Sitten-Geſetzes klein heiſſet, abzuſchaffen, aufzulöſen, und als nicht mehr nöthig vorzuſtellen: ſondern vielmehr das ganze Geſetze in dieſem bevorſtehenden Himmelreiche

noch

noch beſſer im Schwange zu bringen. Da nun die Jüdiſche Religion durch das Ceremonial-Geſetze hauptſächlich, die Jüdiſche wird, und ſich von andern Religionen unterſcheidet: ſo iſt auch zugleich offenbar, daß Jeſus die Jüdiſche Religion in keinem Stücke abſchaffen, und ſtatt derſelben eine neue einführen wollen. Es folget demnach hieraus auch unwidertreiblich, daß die Apoſtel der Lehre, Abſicht und Befehl ihres Meiſters ſchnurgrade entgegen gelehret und gehandelt: da ſie nicht allein die Heiden von dieſem Geſetze entbunden, ſondern auch die aus dem Judenthum Bekehrte von ſolcher Bürde, als die weder ſie noch ihre Väter tragen können, los gemacht. Sie hörten nemlich ſelber auf, das Geſetze Moſis zu beobachten, ohne nur wenn ſie aus Noth und zum Schein noch ſo was mit machen mußten: und lehreten öffentlich, das Geſetze ſey nur **ein Schatten und Vorbild auf Chriſtum**; nun aber der, als der Körper ſelbſt kommen ſey, ſo höre das Schattenwerk auf: es ſey nur ein **Zuchtmeiſter auf Chriſtum**, der für Kinder gehöre; nun ſie aber in die Freyheit der Kinder Gottes verſetzet wären, hätten ſie dieſes Zuchtmeiſters nicht

nicht mehr nöthig: ja, ſie ſagten, dieſes Geſetze ſey nicht allein in ſich **nicht nütze** und **vermöge nicht ſelig zu machen**, ſondern wenn einer auch z. E. **ſich beſchneiden lieſſe, dem ſey Chriſtus nichts nütze.** So wurden denn bald Beſchneidung, Opfer, Reinigung, Sabbathe, Neumonden, Feſttage, und dergleichen gänzlich abgeſchaffet, und das Judenthum zu Grabe gebracht. Dies läſſet ſich unmöglich mit der Lehre und dem Vorſatze Jeſu reimen, und fand auch anfangs großen Widerſpruch. Denn ſie löſeten nicht etwa einen Buchſtab oder Strichlein im Geſetze, ſondern vielmehr das ganze Geſetze, und alle Gebote, große mit den kleinen, auf, die doch bis Himmel und Erden vergingen, auch in dem Himmelreiche, das die Apoſtel predigen und fortpflanzen wollten, beſtehen ſollten: ſie lebten und lehreten anders als ihr Meiſter; nicht wie die, ſo die Größten ſeyn wollten im Himmelreich, und die Stämme Iſrael auf zwölf Stühlen nach dieſem Geſetze richten, folglich auch die allergeringſten Gebote dieſes Geſetzes ſelber thun und andere zu thun lehren ſollten, wie Jeſus befohlen hatte; ſondern wie die, ſo die Kleinſten in dieſem Himmelreiche ſeyn ſollten, ja gar nicht dazu gehörten. Mit einem Worte, die Apoſtel ſind ganz und gar in Lehre und Leben von ihrem Meiſter abgegangen, und haben die Religion und den Zweck deſſelben fahren laſſen, und umgekehrt, und ein ganz neues Lehr-Gebäude eingeführet.

§. 20.

Es ſtehet auch dahin, ob Jeſus ſelbſt die Abſicht ſeines Himmelreichs weiter als auf die Jüdiſche Nation erſtrecket. Denn die Worte ſind doch klar, da er ſeinen Apoſteln, die er zur Verkündigung des Himmelreichs ausſchikket, dieſen Befehl mitgiebt: **des Weges zu den Heiden ſollt ihr nicht ziehen, noch in eine Stadt der Samariter hinein gehen, ſondern gehet vielmehr zu den verlohrnen Schafen des Hauſes Iſrael.** Und Jeſus ſagt ſelbſt von ſich, **ich bin nicht geſandt denn nur zu den verlohrnen Schafen vom Hauſe Iſrael.** Ich geſtehe, daß ich mit dieſen und dergleichen Reden denjenigen Befehl nicht zuſammen zu reimen weiß, welchen er nach ſeiner Auferſtehung ſoll gegeben haben; **Gehet hin**

hin und lehret alle Heiden und taufet ſie. Wenn die Apoſtel kurz vorher als ſie anfangen wollten das Evangelium zu predigen, dergleichen Befehl, alle Heiden zu Jüngern zu machen, von Jeſu bekommen hätten: was durfte denn der Apoſtel Petrus ſich Bedenken machen zu dem Hauptmann Cornelius zu gehen um ihn zu bekehren, gleich als ob er ſich dadurch verunreinigte? was brauchte er durch ein beſonder Geſichte belehret zu werden, daß Gott auch Heiden zum Chriſtenthum auserſehen hätte? Wie ſollten die Apoſtel und Brüder, da er wieder gen Jeruſalem kam, darüber mit ihm gezankt haben, daß er zu einem Heiden eingegangen wäre? Act. XI. ſq. und warum ſollte Petrus in ſeiner Verantwortung ſich allein darauf berufen, daß Jeſus zu ihnen geſagt: **ihr** (verſtehe Apoſtel) **ſollet mit dem heiligen Geiſt getaufet werden?** Denn die Verheiſſung gienge an ſich die Heiden gar nicht an; und er konnte daraus nur durch einen Vernunft-Schluß ſeine Vertheidigung herausbringen: **ſo nun Gott den Heiden gleiche Gaben gegeben hat wie uns, wer war ich daß ich Gott wehren ſollte?** Warum ſollte der Apoſtel Petrus ſich nicht auf den ausdrücklichen Befehl Jeſu und Sendung an alle Heiden berufen? Wenn ein ſolcher geweſen wäre; ſo hätte er nur gerade zu ſagen können: ihr wiſſet ja, lieben Brüder, den Befehl Jeſu, daß wir hingehen ſollen und alle Heiden zu Jüngern machen, aller Creatur das Evangelium predigen: ſo iſt ja dies der Wille des Herrn und unſer Amt dazu wir berufen ſind. Allein davon ſagt Petrus kein Wort. Auch iſt mir bey dieſem Befehl das Taufen ſehr bedenklich. Jeſus hatte ſich zwar ſelbſt taufen laſſen, und Johannes der Täufer hatte bey der Verkündigung des herankommenden Himmelreichs alle Juden die zu ihm kamen getaufet, um ſie dazu zu bereiten. Allein in dem ganzen Leben Jeſu, nachdem er ſein Lehramt angetreten, leſen wir nicht weiter daß jemand getaufet ſey: ſelbſt die Jünger Jeſu ſind von ihm nicht durch dieſes Mittel angenommen worden. Jeſus hat niemand getauft, und die Apoſtel ſind nicht getauft: haben auch, da ſie von Jeſu ausgeſandt wurden, nicht Befehl bekommen diejenigen ſo ſie zu ihm bekehren ſollten, zu taufen; ſondern nur zu verkündigen, das Him-

mel.

melreich ſey herbeykommen, und die Kranken zu heilen, die Ausſätzigen zu reinigen, die Todten zu erwecken, und die Teufel auszutreiben. Woher wird denn dieſes Mittel nach Jeſus Tode ſo nothwendig gemacht? Vermuthlich weil jetzt erſt, nach der Apoſtel Abſicht, das Himmelreich auch bis auf die Heiden ſollte ausgedehnet werden, bey welchen das Taufen ſo feyerlich nöthig und üblich war, wenn ſie ſich bekehrten. Jedoch wir wollen und können das, was nach dem Tode Jeſu geſchehen, noch jetzo nicht ſo gründlich unterſuchen. Geſetzt, Jeſus habe nachmals ſeinen Jüngern befohlen, was er vorhin verboten hatte, nemlich auch denen Heiden das Himmelreich anzutragen. Geſetzt, er habe die Taufe bey dem Eintritt in die Kirche eingeſetzt, und dieſelbe nicht allein für die bekehrten Heiden, ſondern auch Juden verordnet: ſo iſt doch auch wiederum wahr, daß er den Juden dabey und dadurch nicht gebiete, ihr Judenthum und die Beobachtung des Geſetzes Moſis fahren zu laſſen; noch denen Heiden, als Proſelytis, verbiete, das ganze Geſetze und das völlige Judenthum anzunehmen. Vielmehr, wie er ſelber in ſeinem ganzen Leden alle die, ſo er zu Jüngern und zu Mitgenoſſen ſeines Himmelreichs angenommen hatte, beſtändig ließ Juden bleiben, ſo wie er es auch war; ja ihnen vielmehr bezeugte, daß er nicht gekommen ſey, das Geſetz aufzulöſen, und ſolches auch ſeinen Jüngern in ſeinem Himmelreiche zu thun und zu lehren verbot: ſo ſiehet man im geringſten nicht, wie dieſes alles nachher durch die einzige Ceremonie der Taufe ſollte umgeſtoßen und aufgehoben werden, ohne weiter ein Wort zu ſagen. Denn die Taufe konnte ja bey dem ganzen Judenthum und dem Geſetze Moſis beſtehen, und war an ſich ſchon eine Jüdiſche Ceremonie, wie ich gleich zeigen will. Auch ſind die erſten Chriſten, welche urſprünglich Juden geweſen waren, ſo ſehr von dieſer Abſicht Jeſu, daß nemlich das volle Judenthum bey dem Chriſtenthum beſtehen ſollte, überzeugt geweſen, daß ſie, ihres Chriſtenthums ungeachtet, ſtets alle jüdiſche Ceremonie beybehielten, ja Eiferer des Geſetzes waren. Denn es war nach Jeſus Lehre keine weitere Veränderung in ihrer Religion vorgegangen, als daß ſie bisher geglaubet an einen Erlöſer Iſraels der da kommen ſollte, nun aber

glaub-

glaubten an einen der ſchon gekommen ſey. Und es haben auch in neuern Zeiten vernünftige Gottesgelehrte ſo geurtheilet, daß man die gebohrne Juden, wenn ſie wollten Chriſten werden, dabey dennoch ſollte laſſen in ihren jüdiſchen Gebräuchen, und in der Beobachtung des Geſetzes Moſis fortfahren. Denn ein Jude, der einmal das alte Teſtament annimmt, und Moſes Geſetze für göttlich, und nach der Schrift für eine ewige Satzung in allen ihren Geſchlechten hält, da man nichts dazu und nichts davon thun dürfe: der kann ſich unmöglich überreden, daß ein ſolcher der von Moſe und den Propheten verheiſſene Meßias ſey, welcher Moſis und aller Propheten Geſetze und Vermahnungen hätte zernichten wollen. Was nun auch die Heiden betrift, welche durch die Taufe zu Chriſten gemacht werden ſollten, ſo wären ſie eben deswegen als jüdiſche Proſelyti anzuſehen, welche dadurch das Judenthum und Geſetze Moſis, wo nicht ganz, jedoch zum Theil auf ſich nehmen. Denn die Taufe war bey denen Juden damals dasjenige Mittel oder die Ceremonie, wodurch die Heiden zum Judenthum eingeweihet, und Judengenoſſen wurden,

den. Ob nun wohl nicht alle Proſelyti gleich waren, ſondern einige nur dem unvernünftigen Heidenthum abſagten und als Proſelyti portae unter den Juden zu wohnen Freyheit bekamen: andere nicht allein das Heidenthum fahren lieſſen, ſondern auch als Proſelyti Juſtitiae alle Gerechtigkeit des Geſetzes zu erfüllen über ſich nahmen: ſo mußten doch alle Proſelyti, auch die Proſelyti portae, einige, nemlich die leichtern Geſetzen beobachten, wo ſie unter den Juden ohne Anſtoß wohnen wollten, und es war ihnen unverboten, wenn ſie ſich zum vollen Judenthum bequemen wollten; ja die Proſelyti beſonders, ſo ſich taufen lieſſen, erklärten ſich eben durch dieſe Ceremonie, daß ſie völlige Judengenoſſen werden wollten.

§. 21.

Dieſes giebt mir Gelegenheit zu zeigen, daß wenn ja Jeſus die Taufe für alle und jede Juden und Heiden geordnet hätte, ſo ſich zu ſeinem Himmelreiche bekennen wollten, er dennoch keine neue Ceremonie eingeſetzt, oder eine Aenderung in der Jüdiſchen Religion vorgenommen hätte. Diejenige Handlung an ſich, welche wir taufen nennen, beſtand darin, daß ſich einer mit nacktem Leibe ganz und zum öftern ins Waſſer tauchte, um ſich recht von allem Unflate über den ganzem Leibe zu waſchen und zu reinigen, daher es auch βαπτιζειν, tauchen, waſchen, baden in der Grundſprache genannt wird, welches Wort eigentlich von dem leiblichen waſchen und reinigen zu verſtehen: wie denn der Phariſäer, bey dem Jeſus zu Gaſte geladen war, ſich wundert, daß Jeſus ſich nicht wüſche ehe er zu Tiſche gienge. Da ſtehet daſſelbe Wort βαπτιζεσθαι, was wir ſonſt **Taufen** geben. Dieſes Waſchen aber bedeutete bey heiligen Handlungen eine Abwaſchung und Reinigung von Sünden. Daher Ananias zu dem Saul ſagt: und nun ſtehe auf, laß dich taufen und deine Sünden abwaſchen. Es war alſo an ſich eine leibliche Reinigung wie die Juden vielfältig brauchten: und dieſe leibliche Reinigung ward gebraucht, ſo oft man ſich zu einer heiligen Handlung bereit und geſchickt machen wollte, um zu zeigen, daß man zuvor alle Sünde wollte ablegen. Daher als Jacob mit ſeiner Familie nach Bethel ziehen wollte, um Gott daſelbſt einen Altar zu bauen und ihm für die gnädige Bewahrung zu danken, ſo befahl er allen die bey ihm waren, die fremden Götter weg zu thun, ſich zu reinigen oder zu waſchen und andere Kleider anzulegen. Und als das Volk Iſrael das Geſetze empfangen ſollte, mußte es ſich dazu zween Tage heiligen, daß ſie ſich und ihre Kleider wuſchen und reinigten. Wenn die Prieſter zu ihrem Amte eingeweihet wurden, und wenn ſie den Gottesdienſt verrichteten, mußten ſie ſich zuvor, ja der Hoheprieſter an dem einen Verſühnungstage fünfmahl waſchen. Daher war es kein Wunder, daß Jeſus ſelbſt, da er ſich zu ſeinem Lehr-Amt heiligen wollte, in den Jordan hinab ſtieg, und ſich taufen oder waſchen ließ, und daß Johannes, der die Leute zu dem nahen Himmelreich durch Buße und Bekehrung bereiten wollte, dieſelbe ſich zu waſchen oder zu taufen heiſſet. Ganz Judea kömmt faſt zu ihm, und thut ſolches: Keiner wundert ſich über die Sache als ein über ein neues Beginnen oder einen neuen Gebrauch. Sie wußten das ſchon, daß es dem Geſetze Moſis gemäß ſey, ſich zu allen heiligen Handlungen auf ſolche Art äuſſerlich zu reinigen, zen, um dadurch die innere Reinigung des Herzens anzudeuten. Und daher war es [illegible] bey den Juden der beſtändige Gebrauch, daß wenn Heiden zu ihnen traten und Judengenoſſen wurden, ſie ſich dazu durch ein Taufen bereiten und weihen mußten; welches denn inſonderheit die proſelyti juſtitiæ, beyde Manns- und Weibs-Perſonen thun mußten, die ſich zur Beobachtung des ganzen Geſetzes Moſis bekenneten, und daher auch aller Vorrechte der gebohrnen Juden, theilhaftig wurden. Die Sache iſt ſo bekannt, daß ich nicht brauche weitläuftiger darin zu ſeyn. Wenn nun die Taufe, oder das Waſchen und Reinigen des ganzen Leibes im Waſſer, ſowohl bey Juden als Judengenoſſen, ſofern ſie ſich zu einer heiligen Handlung bereiten und weihen wollten, geſetzmäßig und gebräuchlich war: ja wenn diejenigen, ſo noch bisher auſſer der jüdiſchen Kirche gelebt, ſich eben durch ein feyerlich Waſchen oder Taufe zur Beobachtung des ganzen Geſetzes Moſis verpflichtet: ſo war ja das Taufen, welches Jeſus bey dem Eintritt in ſein Himmelreich geordnet hat, keine den Juden fremde Ceremonie, die eine Neuerung in der

Religion anzeigen könnte: und zielete nicht zur Abſchaffung, ſondern vielmehr zur Uebernehmung und Veſthaltung des ganzen Geſetzes Moſis. Denn wie Paulus ſagt, derjenige ſo ſich beſchneiden lieſſe, das iſt, eine Manns-Perſon, ſo durch die Beſchneidung ein Proselytus wird, ſey eben dadurch des ganzen Geſetzes ſchuldig worden: ſo verhält ſichs auch mit der Taufe, als dem noch allgemeinern Gebrauche der Proſelyten ſowohl männliches als weibliches Geſchlechtes: wer ſich taufen lieſſe bey den Juden, der ward dadurch des ganzen Geſetzes ſchuldig.

§. 22.

Ja, ſpricht man; mit dieſer Taufe iſt es ein ganz anderes: hier wurden ſie nicht getauft um Jüden, ſondern um Chriſten zu werden, und zwar mit einer ganz ungewohnten, und ein Geheimniß der Chriſtlichen Religion in ſich haltenden Formul: im **Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geiſtes.** Ich antworte: eben dieſe Formul machet die ganze Sache vollends verdächtig, und bringt mich dazu, daß ich nicht glauben kann, Jeſus habe ſol-

ſolchen Befehl der Taufe und ſolche Tauf-Formul ſeinen Apoſteln gegeben. Denn auſſer dem, was ich oben ſchon überhaupt erwehnt habe, daß ſolcher Befehl dem ſchnurgerade entgegen wäre, was Jeſus in ſeinem Leben zu den Apoſteln ſagte, ſie ſollten nicht zu den Heiden gehen, ihnen das Evangelium zu predigen; und daß Jeſus ſelbſt in ſeinem Leben während ſeines ganzen Amts keinen Jünger getauft, noch taufen laſſen, noch andere Bekehrte zu taufen befohlen: ſo kömmt auch hier eine Formul dazu, welche kein einziger Apoſtel jemahls bey irgend einem getauften Juden oder Heiden gebraucht hat. Man ſchlage alle Stellen des neuen Teſtaments nach, wo die Apoſtel getauft und eine Formul dabey gebrauchet haben, man wird dieſe nirgend finden. Petrus ſpricht zum erſten bey der Pfingſt-Verſammlung zu denen, welche fragen, was ſie thun ſollten; **bekehret euch, und laſſe ſich ein jeglicher taufen auf den Namen Jeſu Chriſti zur Vergebung der Sünde.** Die Bekehrten zu Samaria **waren allein getauft auf den Namen des Herrn Jeſu.** Als der Kämmerling der Königin Candaces von Philippo die Taufe verlangte, hieß es: **ſo du gläubeſt von ganzem Herzen, ſo mags wohl geſchehen.** Wie lautete aber das Glaubens-Bekenntniß? lautete es nach dieſer Formul: ich glaube an den Vater, Sohn und heiligen Geiſt? Nein, ſondern: **ich glaube, daß Jeſus Chriſtus der Sohn Gottes** (oder Meßias) **iſt**; darauf ward er getauft. Als Petrus zu dem Hauptmann Cornelius kommen war, und ſahe, daß die daſelbſt verſammleten Heiden die Gabe des heiligen Geiſtes empfingen, machte er keine Schwürigkeit, daß ſie nicht feyerlich durch die Taufe zu Chriſten geweihet würden, und **befahl, daß ſie getaufet würden auf den Namen des Herrn**, das iſt, auf den Namen Jeſu. Als Paulus zu Epheſo etliche Jünger fand, frug er ſie, ob ſie den heiligen Geiſt empfangen hätten, als ſie gläubig geworden? Sie ſprachen: wir haben auch nie gehört, ob ein heiliger Geiſt ſey. Paulus frug weiter: worauf ſeyd ihr denn getauft? Sie ſprachen, auf Johannis Taufe. Ja ſpricht Paulus: Johannes hat wohl getauft mit der Taufe der Bekehrung, aber dabey geſagt, daß ſie gläuben ſollten an den, der nach ihm käme, das iſt, an Chriſtum Jeſum. Wie die Jünger das hörten, **lieſſen ſie ſich taufen auf den Namen des Herrn Jeſu.** Paulus erzählet ſelber von ſich, wie Ananias bey ſeiner Taufe zu ihm geſagt: **ſtehe auf und laß dich taufen und deine Sünden abwaſchen, und rufe den Namen des Herrn** (Jeſu) **an.** Er ſchreibt an die Römer: **wiſſet ihr nicht, daß wir alle die wir auf Jeſum Chriſtum getauft ſind, die ſind auf ſeinen Tod getauft.** Er ſchmälet mit den Corinthern, daß ſie ſich nicht alle nach Chriſto nenneten, ſondern einige auch wohl Pauliſch oder Apolliſch. **Wie,** ſpricht er, **ſeyd ihr auf Pauli Namen getauft?** Er will ſagen, es mag euch Paulus, oder Apollo, oder ein anderer getauft haben, ſo ſeyd ihr doch alle auf Chriſti Namen getauft. In welchem Verſtande er auch nachmals ſchreibt: **wir ſind durch einen einigen Geiſt alle zu einen einigen Leibe getauft;** nemlich, alle Glieder Chriſti zu ſeyn. Und an die Galather: **ihr ſeyd alle Gottes Kinder durch den Glauben an Chriſtum Jeſum: denn wie viel euer auf Chriſtum getauft ſind, die haben Chriſtum angezogen.** Sehet da die Stellen alle mit einander, welche irgend einer Tauf-

Formul, oder eines dabey abgelegten Glaubens-Bekenntniſſes, erwehnen! Keine einzige lautet nach einer ſolchen Vorſchrift, **auf den Namen, oder in dem Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geiſtes**; ſondern lediglich **auf den Namen Jeſu Chriſti, auf den Namen des Herrn Jeſu, auf den Namen des Herrn, auf Chriſtum.** Wenn jene Formul denen Apoſteln von Jeſu ſelbſt wäre vorgeſchrieben worden, wenn ein ſolch Geheimniß des Glaubens, nemlich die Dreyfaltigkeit der Perſonen in Gott, darin ſteckte, wenn das ein Glaubens-Articul und deſſen Bekenntniß zur Bekehrung und zum Chriſtenthum nöthig wäre; würden ſich wohl die Apoſtel bey der Taufe unterfangen haben, dieſe Formul zu ändern, den Vater und heiligen Geiſt weg zu laſſen, und auf Jeſum alleine zu taufen, und auch hierin die Worte zu ändern, und bald Jeſum, bald den Herrn, bald Chriſtum, bald Jeſum Chriſtum, nimmer aber den Sohn Gottes, zu ſagen? Behält doch Paulus, und die Evangeliſten alle, die Formul der Einſetzung des Abendmahls ſo genau, wie ſie dieſelbe von dem Herrn empfangen: würde Paulus und die übrigen

Apoſtel

Apoſtel die Tauf-Formul nicht auch wörtlich und heilig beybehalten, wenn ſie ſie von dem Herrn empfangen hätten? Und woher kömmt es doch, daß ſogar kein einziger Evangeliſt auſſer den einzigen Matthäus dieſer Formul erwehnt, welche um ſo viel mehr wehrt ſeyn würde erzehlet, und unverändert aufgeſchrieben zu werden, je mehr ſie ein Sacrament beträfe und ein ſonſt nirgend vorgetragenes Glaubens-Geheimniß der Dreyeinigkeit göttlicher Perſonen in ſich hielte. Es iſt, deucht mich, mehr als zu klar, daß dieſe Formul in ſpätern Zeiten in den Matthäus, (ein Evangelien-Buch, das auch ſonſt durch die Ueberſetzung aus dem hebräiſchen jetzt verlohrnen Original, nicht in allen Stücken unverfälſcht zu uns kommen, und andere mehrere verdächtige Stellen in ſich hält) eingerücket worden. Und es erhellet aus obigen, daß die Apoſtel die Taufe zu nichts anders gebraucht, als zum Bekenntniß des Glaubens, daß Jeſus der Meßias ſey.

§. 23.

Allein wir wollen einmal dieſes alles ausgeſtellt ſeyn laſſen; wir wollen ſetzen, daß Jeſus nicht allein die Taufe für alle Bekehrte geordnet, ſondern ſie auch mit dieſer Formul zu taufen befohlen habe: ſo würde doch dadurch die Taufe gar nicht zu einer neuen Ceremonie gemacht, welche in der Jüdiſchen Religion etwas änderte, oder zu deren Abſchaffung und zur Einführung einer andern Religion, einen Endzweck gerichtet hätte. Wenn die Juden die neubekehrten Judengenoſſen tauften, ſo pflegten ſie dieſelben auf einen gewiſſen Namen (Leſchem, εἰς ὄνομα) zu taufen. Denn entweder waren es ihre Knechte; ſo wurden ſie **auf den Namen der Freyheit oder der Knechtſchaft** getauft; das iſt, daß ſie hinführo als Judengenoſſen annoch Knechte, oder auch freye Leute genannt und würklich ſeyn ſollten. Oder es waren andere; ſo mußte doch ihre Taufe einen gewiſſen Namen oder Titul haben, worauf ſie getauft und wozu ſie eingeweihet wurden. Und da iſt beſonders zu wiſſen, daß die Juden die neubekehrten als neugebohrne Kindlein anſahen, die in einen ganz andern Zuſtand kämen, ihre vorige Anverwandten, Familie, Namen, ablegten und verlöhren, und hergegen als Judengenoſſen in ein völlig ander

Volk

Volk und Familie träten und einen neuen Namen haben müßten. Da wurden ſie denn ſchlechthin **auf den Namen der Judennoſſen** (Gerim) getauft; das iſt, daß ſie hinführo Judengenoſſen heiſſen und aller der Vorrechte des jüdiſchen Volks würklich genieſſen ſollten. Auf dieſe Weiſe müßte denn, nach der Art, wie Juden von der Taufe zu reden pflegten, auch Jeſu Tauf-Formular verſtanden werden; wenn die neubekehrten Jünger oder Chriſten, welche glaubten, daß der verheiſſene Meßias ſchon gekommen, daß Jeſus der Meſſias ſey, und daß ſein Himmelreich nahe herbey kommen, εἰς ὄνομα, auf einen gewiſſen Namen ſollten getauft werden; nemlich daß ſie von dieſem Glauben und Bekenntniß eine gewiſſe Benennung empfingen, welche mit dem würklichen Genuß gewiſſer Vorrechte verknüpft wäre. Daß dieſes die Meinung der Redens-Art, **auf einen Namen taufen**, ſey, ſiehet man ganz offenbar aus denen obangeregten und andern mehreren Stellen. Denn als die Corinther ſich nicht allein Chriſtiſch, ſondern auch einige Apolliſch, andre Pauliſch nannten, ſo frägt der Apoſtel, ob ſie denn **auf den Na-**

men Pauli getauft wären, und danket Gott, daß er niemand auſſer einige wenige getauft hätte, damit niemand ſagen könnte, daß er (Paulus) auf ſeinen Namen getauft. Sie waren alle auf Chriſtum oder auf Chriſti Namen getauft, daß ſie ſollten Chriſten ſeyn und heiſſen; das iſt Leute, die den Meßias bekennen, und an ſeinem Himmelreiche Theil haben. Denn die **auf Chriſtum getauft** ſind, die haben Chriſtum angezogen; die tragen ſeine Liberey und Namen, die ſind Chriſti, wie es eben daſelbſt erkläret wird. Demnach wurden auch die Jünger, welche ſchon an Jeſum glaubten, aber doch bisher nur **auf Johannis Taufe** getauft waren, ſo daß ſie jedoch darnach nur Johannis Jünger hieſſen, noch einmal getauft, **auf den Namen des Herrn Jeſu**, daß ſie Jünger und Nachfolger Jeſu heiſſen, und ſeyn ſollten. Denn Johannes taufte mit Waſſer **auf die Bekehrung**, das iſt, daß ſie von der Zeit an Bekehrte ſeyn und genannt werden ſollten: aber darum hatten ſie noch die Gabe des heiligen Geiſtes nicht empfangen, welche Jeſus ſeinen Jüngern die ſich zu ihm bekenneten, verheiſſen. Und wenn Paulus ſagt, die

auf Chriſtum getauft ſind, ſeyn auf ſeinen Tod getauft: ſo verſtehet er, daß wie ſie Chriſten heiſſen und ſeyn wollten, ſie auch wie Chriſtus getödtet iſt, auf gewiſſe Weiſe **getödtet** ſeyn und heiſſen müßten, nemlich getödtet und abgeſtorben denen Sünden. Eben der Apoſtel allegoriſiret von denen Iſraeliten, welche durch die Wolke und durchs Meer gegangen ſind, **ſie ſind alle auf Moſen getauft**, das iſt, ſie haben ſich alle, eben dadurch daß ſie mit der Wolke durchs Meer gegangen ſind, **für Moſis Nachfolger** bekannt, nemlich da ſie mit ihm durch die Wüſte nach dem gelobten Lande ziehen wollten. Es iſt aber einerley in der Schrift, ob es heiſſet auf jemand getaufet ſeyn, oder auf jemandes Namen getaufet ſeyn, der Name und die Perſon, genennet werden und ſeyn, gilt bey den Hebräern eins; auf Jeſum getauft ſeyn, und auf den Namen Jeſu getauft ſeyn, auf Chriſtum getauft ſeyn und auf den Namen Chriſti getauft ſeyn, auf Moſen oder auf Moſis Namen, auf die Freyheit oder auf den Namen der Freyheit, auf die Bekehrung oder auf den Namen der Bekehrung getauft ſeyn. Demnach erhellet, daß die Redens-Art auf den Namen einer Perſon oder Sache taufen, eigentlich und zuerſt bedeutet, jemand zu dem Ende taufen, daß er eine gewiſſe Benennung von der Perſon oder Sache bekomme und annehme: hiernächſt aber, daß er auch dasjenige ſeyn und genieſſen möge, was der Name mit ſich bringt.

§. 24.

Nun wird nicht ſchwer ſeyn, den wahren Verſtand der Tauf-Formul einzuſehen, wenn ja die Proſelyti des Meßias der Juden auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes haben ſollen getauft werden. Es muß eine Benennung der Getauften von denen Perſonen oder Sachen, nebſt einem gewiſſen damit verknüpften Zuſtand anzeigen. Durch den Vater wird bey den Juden der Vater im Himmel, oder Gott verſtanden: das iſt eine bekannte und unleugbare Sache, wovon uns allein das Gebet, **Unſer Vater, der du biſt im Himmel**, genugſam überführen kann. Folglich ſollten die getauften von dem himmliſchen Vater benannt werden, und ſeyn **Kinder ihres Vaters im Himmel**, oder wie es Paulus ausdrückt, **Gottes Kinder.** Der Sohn

des

des Vaters oder Gottes hieſſe in ausnehmenden Verſtande Chriſtus oder der Meßias, wie ſich Jeſus nannte. Demnach ſollten die getauften Nachfolger oder Jünger Jeſu als des Sohns ſeyn und heiſſen, oder wie es Paulus giebt, durch die Taufe **Chriſtum anziehen, Chriſti ſeyn.** Der heil. Geiſt bedeutet allerley geiſtliche auch auſſerordentliche Gaben, welche inſonderheit durch die Taufe oder nach der Taufe denen Bekehrten ſollten geſchenkt werden. Demnach ſollten die getauften begeiſterte oder **voll des heiligen Geiſtes** genannt werden und ſeyn, das iſt, wie es Paulus giebt **den heiligen Geiſt empfahen,** weiſſagen, und mit allerley Sprachen reden. Kurz, taufen auf den Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geiſtes heiſſet, zu dem Ende jemand taufen, daß er ein Kind Gottes in der Nachfolge des Meßias, und voll geiſtlicher Gaben werde. Und was wäre denn hierin für eine neue Lehre, welche dem, was ſich die Juden von den Tagen des Meßias verſprachen, nicht völlig gemäß wäre? oder was wäre es für eine neue Ceremonie, welche mit dem Taufen der Juden, als einer Vorbereitung zu einer heiligen Handlung, oder

als

als einer Einweihung zu dem Judenthum, nicht gänzlich überein käme? Es iſt aber faſt nicht Wunder, daß diejenigen, welche die Bedeutung der kurzen Formularum ſolennium der Juden nicht kennen, aus dieſer Tauf-Formul ich weiß nicht was herausbringen, zumal da ſie durch eine falſche Ueberſetzung, die den Catechismus-Vorurtheilen zu Hülfe kömmt, noch mehr verleitet werden. Denn da geben einige die Worte εἰς ὄνομα **in dem Namen** des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes; und dann ſetzet man noch wohl dazu, **im Namen** Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, wie es in der Abſolutions-Formul lautet. Gleich als ob ein Befehl dreyer göttlichen Perſonen dadurch angezeiget würde, da doch der Vater allein bey denen Juden wahrer Gott iſt, und allein ſtatt Gott gebraucht wird: auch auf eines Namen taufen nichts weiter als eine Benennung andeutet, welche ſowohl von Menſchen als von Gott, ſowohl von Sachen als Perſonen hergenommen ſeyn konnte. Mein! wie müſſen ſich doch Unwiſſende und Einfältige von ihren zum Theil ſelbſt blinden Leitern hintergehen laſſen!

und

und wie werden doch aus ein Paar dunklen Wörtern, die man nicht verſtehet, und an deren echten Alterthum ſehr zu zweifeln iſt, ſo leichte große Geheimniſſe ja eine ganz neue Religion geſchmiedet, und damit ſo viele hundert Jahre herdurch menſchliche Vernunft und Gewiſſen gefeſſelt! Die chriſtliche Taufe hat heutiges Tages nichts mehr gemein mit der Taufe die Jeſus eingeſetzt haben ſoll, oder die Apoſtel gebraucht haben. Die Taufe Johannis, Jeſu, der Apoſtel und aller Juden überhaupt war ein Niedertauchen, Baden und Waſchen des ganzen Leibes im Waſſer, um durch die leibliche Reinigung die Seelen-Reinigung von allem Unflath der Sünden vorzuſtellen. Dagegen man jetzt drey Tropfen Waſſer auf dem Kopf gieſſet, wodurch keine Reinigung des ganzen Leibes entſtehen, und alſo auch keine geiſtliche Reinigung kann vorgebildet werden. Jeſus und die Apoſtel hieſſen zu taufen **auf den Namen** des Vaters ꝛc. oder auf den Namen Chriſti. Die Chriſten aber taufen jetzt **im Namen** des Vaters, des Sohnes, nnd des heiligen Geiſtes, und kein Menſch verknüpfet mit dieſen Worten denſelben Begriff, welchen Jeſus und die Apoſtel damit verknüpfet. Der Gebrauch der erſten Kirche zeiget, daß wenn ja der Befehl und die Formul, auf den Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geiſtes zu taufen, von Jeſu ſelbſt herſtammte, ſie dennoch kein Glaubens-Geheimniß von dreyen Perſonen in Gott darin geſucht, ſondern von den Worten abgegangen ſind, und allein auf den Namen Chriſti getauft, als welches die Hauptſache war, daß ſie ſich zu den Meßias bekennen wollten. Jetzo ſucht man in dem Worten ein Geheimniß, daran Jeſus und die Apoſtel nicht gedacht, und würde es für eine Tod-Sünde halten von den Worten abzugehen; hingegen läſſet man die Hauptſache fahren. Vorzeiten ward kein ander Bekenntniß eines Glaubens bey der Taufe abgelegt, als daß Jeſus der Chriſt ſey. Nun aber bekennet man eine Dreyeinigkeit in Gott, eine Menſchwerdung der andern Perſon in Gott, und ein Haufen mehr andere Catechismus-Artikel dabey, worauf die erſten Chriſten und vielleicht die Apoſtel ſelbſt zum Theil nicht würden haben zu antworten wiſſen. In der erſten Kirche wurden alte und erwachsne Leute getauft, welche wußten wor-

worauf ſie getauft wurden, und alſo das Chriſtenthum mit dem Gebrauch ihres Verſtandes und aus freyen Willen annahmen. Heutiges Tages macht man die Kinder zu Chriſten, ehe ſie noch denken können, und ehe ſie wiſſen wie ihnen geſchieht, und läſſet andere an ihrer Statt denken und wollen und ein Bekenntniß ablegen. Nach der erſten Stiftung ſollte man ſich durch die Taufe zu dem Meßias bekennen, welcher ſelbſt ſagte, daß er nicht geſandt ſey, denn nur zu dem Hauſe Iſrael, zu den Juden, und keinen Buchſtab des ganzen Jüdiſchen Geſetzes aufgelöſet, ſondern alles erfüllt wiſſen wollte; mit einem Worte, man ſollte ſich taufen laſſen um ein vollkommener Jude zu werden. Nun aber wird ein Jude getauft um kein Jude mehr zu bleiben, und ein jeder um das ganze Geſetze aufzuheben, und anders zu lehren und zu leben als Jeſus ſelbſt, und als die ſo Jeſus in ſein Himmelreich haben wollte.

§. 25.

Damit wir nun wieder zu unſerm Vorhaben kommen, ſo erhellet, daß wenn auch Jeſus nach ſeinem Tode die Taufe für alle ſo ſich zu ihm bekennen würden, mit eben den Worten, wie es der eine Matthäus erzählet, geſtiftet hätte; dennoch keine neue Ceremonie oder Religion, noch Abſchaffung der Jüdiſchen Religion und Ceremonien darunter verborgen ſeyn könnte. Da aber dieſer Bericht des Matthäus und der übrigen Evangeliſten, auf ihre Glaubwürdigkeit in denen Stücken, welche nach dem Tode Jeſu ſollen geſchehen ſeyn, ankömmt: ſo wird ſich nach der Unterſuchung dieſer Frage erſt von der Wahrheit urtheilen laſſen, ob Jeſus nach ſeinem Tode würklich eine Taufe geordnet; wenigſtens iſt aus obangeregten ſchon zu erſehen, daß man Urſache habe daran zu zweifeln, weil Jeſus in ſeinem ganzen Leben, ſo lange er gelehret und Jünger gemacht, von niemanden was weiters als den Glauben, nicht aber die Taufe gefordert, und alſo weder ſelbſt getaufet, noch getaufte Apoſtel gehabt, noch durch die Apoſtel andere taufen laſſen: gleichwie denn auch bey denen gebohrnen Juden, zu welchen Jeſus allein geſandt zu ſeyn glaubte, eine ſolche feyerliche Handlung wie ſie für die Proſelytos gehöret, nicht ſo nöthig war; indem die Juden durch Annehmung ihres

Meſ-

Meßias nichts anders thaten, als was Juden zukam, nicht aber wie die Heiden von einer Religion zur andern traten. Ich könnte auf gleiche Weiſe von der Stiftung des Abendmahls, was einige mit unterlaufende Worte betrifft, Zweifel erregen; allein weil die Stiftung an ſich nichts Widerſprechendes in ſich hält, ſo will ich mich von meinem Zweck nicht entfernen, und nur mit wenigen erörtern, ob Jeſus durch die Einſetzung des Abendmahls eine neue Ceremonie geſtiftet, welche zur Abſchaffung und Aufhebung anderer Jüdiſcher Ceremonien, und des Jüdiſchen Geſetzes und Religion dienen ſollte.

§. 26.

Hiebey muß man ſich erinnern, daß die Stiftung des Abendmahls keine beſondere Handlung und eigene Mahlzeit geweſen, ſondern die gewöhnliche Oſter-Mahlzeit war es ohne die geringſte Veränderung, bey welcher dieſe Stiftung nebenher geſchahe. Jeſus war zum Oſterfeſte nach Jeruſalem gekommen, und gedachte auch die Oſter-Mahlzeit nach dem Geſetze zu halten: ſeine Jünger frugen ihn daher, wo ſie ſollten das Oſterlamm für ihn bereiten. Ob nun zwar der eigentliche Tag zur Schlachtung des Oſterlamms noch nicht da war, indem Jeſus noch vor der Juden-Oſtern gekreuziget worden, ſo ſcheinet er doch mit ſeinen Jüngern eine ſolche Erinnerungs-Mahlzeit auf Art der Oſter-Mahlzeit gehalten zu haben, und ſagt daher bey derſelben, mich hat herzlich verlangt das Oſterlamm zu eſſen; und man ſieht nicht, daß er irgend etwas weggelaſſen oder geändert habe, was bey der Oſter-Mahlzeit gebräuchlich war. Es war nemlich die Oſter-Mahlzeit im Geſetze geordnet zur Erinnerung der Ausführung aus der Egyptiſchen Dienſtbarkeit, und beſtand nach der Vorſchrift Moſis hauptſächlich aus einem ganzen gebratenen Lamm, welches nebſt ungeſäurten Brodte und einem Salat gegeſſen ward: wobey die Gewohnheit der Juden auch ein Gemüſe in Form eines Ziegelſteins zur Erinnerung ihrer Egyptiſchen Arbeit, und einige Becher mit Wein zu trinken, nebſt Lobgeſängen aus den Pſalmen Davids zu ſprechen eingeführt hatte. Bey dem ungeſäurten Brodte, welches der Hausvater oder der Vornehmſte der Familie und ſpeiſenden Geſellſchaft in Stükken

ken brach und herum gab, pflegte derſelbe nach Jüdiſcher Weiſe die Worte zu gebrauchen: **Dis iſt das Brodt der Trübſal, welches unſere Väter in Egypten gegeſſen haben.** Das iſt, ſie ſollten ſich bey dem ungeſäureten, unſchmackhaften Brodte erinnern, in welchem Kummer ihre Vorfahren ihr Brodt in Egypten gegeſſen. Und nach einiger Meinung ſollte der Kelch, welcher mit rothem Weine insgemein gefüllet war, ein Erinnerungszeichen ſeyn, ſo das viel Blut, welches Pharao in Egypten vergoſſen, vorſtellete. Hier ſiehet man wohl, daß bey der Oſtermahlzeit vieles von den Juden willkührlich eingeführet worden, welches im Geſetze nicht enthalten war, und daß ſie ſich dabey beliebige Erinnerungszeichen des vergangenen geſetzet; welches denn der Hauptſache auch nicht hinderte. Da nun Jeſus das Oſterlamm und was dem Geſetze gemäß war, alles in ſeinem Gange und Gebrauch läſſet, warum ſollte es ihm nicht auch übrigens frey ſtehen, ſeinen Jüngern ein beliebiges Erinnerungszeichen ſeines Todes bey der Oſtermahlzeit zu ſetzen, da ihm ſein Leiden an eben dieſem Feſte bevorſtund? Er nimmt daher auch das Brodt

als

als der Vornehmſte dieſer ſpeiſenden Geſellſchaft, bricht es und giebt es denen Jüngern, mit ein wenig veränderten Worten: **Dis iſt mein Leib, der für euch gegeben wird.** Und nachdem ſie den Lobgeſang geſprochen hatten, nimmt er den rothen Wein und ſagt: **Dis iſt mein Blut, das für euch vergoſſen wird.** Wie alſo bloß von Menſchen der Gebrauch eingeführet war, daß ſie ſich bey dem Brodte am Oſtern des Brodts der Trübſal ihrer Väter erinnerten, mit den Worten, **dis iſt das Brodt der Trübſal**: ſo will Jeſus, daß ſeine Jünger allezeit an dieſem Feſte bey eben dem Brodte eingedenck ſeyn möchten, daß er ſeinen Leib für ſie dahin gegeben; und ſpricht auf gleiche Weiſe: **dis iſt mein Leib.** Wie die Juden ſich bey dem Weine das häufig vergoſſene Blut ihrer Vorfahren in Egypten vorſtelleten: ſo ſollten künftig Jeſus Jünger auch nicht vergeſſen, daß Jeſus ſein Blut für ſie vergoſſen: **dis iſt mein Blut,** ſagt er, **das für euch vergoſſen wird.** Er fügt desfalls hinzu: **ſolches thut zu meinem Gedächtniß;** welches Paulus ſo ausdrücket: ſie ſollten **ſeinen Tod dabey verkündigen.**

§. 27.

§. 27.

Nun mögte ich gerne wiſſen, was hierin für eine Aenderung in der Religion und geſetzlichen Ceremonien liegen ſoll? Hat denn Jeſus bey dieſem geſetzten Erinnerungszeichen, daß er ſein Leib und Leben am Oſtern für ſeine Jünger dahin gegeben habe, die Oſtermahlzeit oder das Oſterfeſt abzuſchaffen befohlen? Hat er geſagt, inskünftige könnten ſie zu allen Zeiten, an allen Orten bey jedem Brodte und Weine das feyerliche Gedächtniß ſeines Leidens halten? Es iſt vielmehr offenbar, daß Jeſus ſelbſt mit ſeinen Jüngern damals eine Oſtermahlzeit gehalten, und dieſes ohne die geringſte Veränderung der geſetzlichen oder üblichen Ceremonien. Es iſt ja auch an ſich nichts widerſprechendes, daß man ſich zu einer Zeit, bey einerley Handlung mehrerer Dinge erinnern kann die zur ſelben Zeit geſchehen ſind; und daß ſich folglich die Jünger Jeſu künftig am Oſtern und bey der Oſtermahlzeit allemal beides zu Gemüthe führten, ſowohl, daß ihre Vorfahren an dem Tage aus der Egyptiſchen Dienſtbarkeit errettet worden, als auch daß Jeſus, um Iſrael zu erlöſen, ſein Leib und Leben um dieſelbe Zeit dahin gegeben. Man muß vielmehr natürlicher Weiſe ſo ſchlieſſen: da Jeſus die Oſtermahlzeit zum willkührlichen Erinnerungszeichen ſeines Leidens brauchet, ſo ſchaffet er dieſelbe nicht allein nicht ab, ſondern beſtätiget ſie vielmehr; indem die Sache mit dem Erinnerungszeichen eine Verbindung bekömmt; und folglich auch nunmehro das Andenken des aufgeopferten Leibes und Lebens Jeſu an die Oſtermahlzeit, und beſonders an dem Eſſen des ungeſäureten Brodtes und dem Trinken des geſegneten Kelches (welchen die Juden Calicem benedictionis nennen) gebunden war. Die Sache ſelbſt macht es offenbar, daß dieſe Erinnerungs-Mahlzeit von Jeſu Leiden, von der Oſtermahlzeit nicht getrennet und unterſchieden ſeyn ſolle, ſondern, daß vielmehr eben die Oſtermahlzeit und keine andere die feyerliche Erinnerung davon geben ſollen. Denn das Leiden, deſſen man ſich erinnern ſollte, geſchahe ja am Oſtern. Alle Erinnerungs-Zeichen aber von einer Geſchichte, die öffentlich geſetzt werden, und zur Gewohnheit gedeihen ſollen, binden ſich an die Zeit des Jahrs, da dieſelbe vordem geſchehen ſind; wie es mit den Feyertagen und öffentlichen

chen Mahlzeiten bey den Hebräern ſowohl als andern Völkern gehalten worden iſt, und wie es beſonders bey der Erinnerung des Todes einer berühmten Perſon unter den Juden üblich war, daß ſie dieſelbe einmal im Jahre öffentlich und feyerlich präciſe auf dem Sterbe-Tag anſetzten. Da nun dieſe Oſtermahlzeit zugleich die letzte Mahlzeit war, welche die Jünger Jeſu mit ihrem Meiſter hielten, und der Verräther ſchon mit am Tiſche ſaß, ihn zum Tode zu überantworten: ſo konnte für die Jünger nichts bequemer ſeyn, das Andenken davon feyerlich zu begehen, als eben dieſe betrübte Oſtermahlzeit. Ja was noch mehr iſt, Jeſus giebt ſelbſt bey dieſer Einſetzung zu verſtehen, daß er das Oſterlamm, und alſo auch das ungeſäurete Brodt, was dazu gehörte, imgleichen den Segens-Kelch und das Gewächſe des Weinſtocks ſelber wieder aufs neue zu eſſen und zu trinken hoffte, wenn das Reich Gottes angehen würde; welches er ſonſt das Himmelreich, oder ſeines Vaters Reich nennet: Dieſes ſollte nemlich geſchehen bey ſeiner andern Zukunft, da er bald in den Wolken des Himmels wiederkommen wollte mit großer Kraft und Herrlichkeit, und ſeine zwölf Jünger ſitzen ſollten auf zwölf Stühlen zu richten die zwölf Geſchlechte Iſrael. Daher auch Paulus die Worte der Einſetzung **zu meinem Gedächtniß**, ſo erkläret, ſie ſollten des Herrn Tod verkündigen bis daß er kömmt. Demnach ſollten die Jünger Chriſti mittlerweile, bis er ſich lebendig wieder darſtellte zu ſeinem Reiche, und bis er in demſelben aufs neue Oſtern halten, das Brodt eſſen und von dem Gewächſe des Weinſtocks trinken würde, ſeinen Tod bey dieſer Oſtermahlzeit feyren und verkündigen. Oſtern ſollte folglich nicht allein unterdeſſen beſtändig gehalten werden, ſondern es ſollte auch in dem zukünftigen Reiche Gottes, welches Jeſus nach ſeiner Wiederkunft aus den Wolken aufrichten würde, vor wie nach, und recht aufs neue gefeyret, und das Oſterlamm nebſt allem was dazu gehöret, dabey gegeſſen und getrunken werden.

§. 28.

So iſt denn nun aus allem, was Jeſus in Abſicht auf ſein Himmelreich gelehret, zu glauben befohlen und geſtiftet hat, nichts weiter übrig. Und wenn wir uns wegen deſſen, was

in

in dieſem Stücke von Jeſu geſchehen iſt, bloß an die Nachricht der vier Geſchichtſchreiber oder Evangeliſten halten, ſo iſt im geringſten nicht zu erkennen, daß derſelbe entweder die im Geſetze verordnete und übliche Jüdiſche Religion und Gebräuche abſchaffen und ändern, oder ſtatt derſelben neue Lehren und Geheimniſſe predigen, und nebſt einer neuen Religion auch neue Ceremonien einführen wollen; ſondern es erhellet vielmehr, daß Jeſus ſelbſt nebſt ſeinen Jüngern vollkommene Juden geweſen, und daß er eines Theils nichts anders gelehret, als daß ſich die Juden rechtſchaffen bekehren, und ſich einer beſſern Gerechtigkeit als der äuſſerlichen ſcheinheiligen, phariſäiſchen, befleißigen ſollten. Auf dieſes thätige Weſen, auf dieſe Frömmigkeit des Herzens dringen alle ſeine Reden, Lehren und Vermahnungen, mit allerley ſo deutlichen als Gleichniß-Reden, die der Einfältigſte begreifen konnte, und ein jeder gerne hören mochte. Es iſt alſo in der That erwieſen, daß der eine Theil der Lehren Jeſu kurz zuſammen gefaſſet ſey in dem einem Worte **Bekehret euch.** Nun haben wir noch den andern Theil der Lehren Jeſu zu betrachten, wie er als eine Haupt-Abſicht der vorigen ausgedruckt iſt: **denn das Himmelreich iſt nahe herbeykommen.**

§. 29.

Das Himmelreich, zu welchem die gepredigte Bekehrung, als eine Vorbereitung und Mittel leiten ſollte, und welche folglich den äuſſerſten Zweck der Unternehmung Jeſu in ſich hielte, wird von ihm ſelbſt gar nicht erklärt, was es ſey, oder worin es beſtehe: die Gleichniſſe, welche er davon brauchet, daß es einem Säemann, einem Senfkorn, einem Sauerteige, einem verborgenen Schatze, einem Netze, einem Kaufmann der gute Perlen ſuchte, u. ſ. w. gleich ſey, lehren uns nichts, oder gewiß nicht viel, wenn wir ſonſt nicht ſchon einen Begriff haben, den wir mit dem Worte zu verknüpfen wiſſen. Wir ſchlieſſen daraus, daß die Redens-Art denen damaligen Juden ſchon vor ſich verſtändlich geweſen ſeyn müſſe, und Jeſus ſich alſo auf dieſelbe bezogen: mithin werden wir Jeſus Abſicht mit dem Himmelreiche nicht anders ergründen, als wenn wir uns um die übliche Bedeutung dieſer Redens-Art bey den

da-

damaligen Juden bekümmern. Es lehren uns aber auch auſſer dem neuen Teſtamente andere jüdiſche Schriften, daß ſie durch das Himmelreich nicht allein überhaupt dasjenige Reich verſtehen, welches Gott unter denen Juden als ein König durch ſein Geſetze aufgerichtet, ſondern beſonders dasjenige, welches er noch viel herrlicher unter dem Meßias offenbaren würde. Das Targum über Micha IV. 7. erkläret den Ort, da in **den letzten Tagen**, (d. i. nach der Jüden Sprache, zu den Zeiten des Meßias) alle Heiden zu dem Gott Iſrael nach Jeruſalem kommen werden, und der Herr König über ſie ſeyn will auf dem Berge Zion ewiglich, es **wird ihnen das Himmelreich offenbar werden, auf dem Berge Zion.** Jngleichen erkläret das Jalkut Schimoni fol. 178 col. 1. einen andern Ort, Zach. XVI. 9. den die Juden gleichfalls von den Zeiten des Meßias verſtehen, daß alsdenn **die Zeit kommen wird, da das Himmelreich wird offenbar werden.** Allein ohne uns viel auf Rabbiniſche Schriften zu beziehen, ſo weiſet uns das neue Teſtament ſelbſt dieſe Bedeutung ganz klar. Denn was waren diejenigen ſo auf das **Reich Gottes** warteten, anders als ſolche, die auf die Zukunft und Offenbarung des Meßias warteten? Was wollte Johannes als der Vorläufer Jeſu, für ein ander Reich, das nahe herbey kommen wäre, kund machen, ohne das von dem Meßias? Was verſtehen die Phariſäer anders, Luc. XVII. 20. wenn ſie Jeſum fragen: **Wenn kömmt das Reich Gottes?** und die Jünger Jeſu, wenn ſie hofften, nun würde er bald ſein Reich anfangen? Der Schlüſſel zu dieſer Redens-Art iſt folgender. Weil Gott, nach dem Ausdruck der Hebräer im Himmel wohnet, und daher der Himmel bey den Juden ſo viel heiſſet, als Gott ſelbſt: ſo iſt das **Reich Gottes** und das **Himmelreich** einerley. Imgleichen weil der Vater-Name, bey den Juden ſowohl, als beſonders bey Jeſu, ausnehmend den himmliſchen Vater anzeigte: ſo verſtehet Jeſus durch das **Reich ſeines Vaters** eben dieſes Himmelreich oder Reich des Meßias, als welches er Gott oder dem himmliſchen Vater beylegt, in ſoferne es von Gott aufgerichtet würde, und Gott darin der Oberſte ſeyn ſollte, dem Meßias aber alle Gewalt übergeben hätte. Wenn Jeſus alſo allenthalben predigte, und predigen ließ,

vom

vom Reiche Gottes, und vom Himmelreiche, daß es nahe herbey kommen wäre: ſo verſtanden die Juden wohl, was er damit ſagen wollte; nemlich daß der Meßias bald erſcheinen, und ſein Reich anfangen würde. Denn das war die Hoffnung Iſraels, wornach ſie, laut Weiſſagung ihrer Propheten, ſeit ihrer Unterdrückung und Gefangenſchaft ſehnlich warteten, daß ein Geſalbter oder Meßias, d. i. ein König kommen ſollte, der ſie von allen dieſen Drangſalen erlöſete und ein herrlich Reich unter ihnen aufrichtete. Selbſt unter den Heiden war dieſe jüdiſche Weiſſagung allenthalben ruchtbar worden; und denen Juden ward ſchon die Zeit lange, bis die Erfüllung käme. Die Verkündigung davon mußte ihnen alſo die frölichſte Bothſchaft, oder ein Evangelium ſeyn. Folglich heiſſet das **Evangelium predigen** auch nichts anders, als die fröliche Bothſchaft bringen, daß der verheiſſene Meßias nun bald erſcheinen und ſein Reich anfangen werde. **Gläubet dem Evangelio,** heiſſet nichts anders, als gläubet, daß der erwartete Meßias bald kommen werde zu eurer Erlöſung und zu ſeinem herrlichen Reiche.

§. 30.

§. 30.

Da nun die ganze Abſicht Jeſu, und aller ſeiner Lehre und Handlung in dieſen Worten enthalten iſt, ſo iſt ſie überhaupt klar genug, und nach der damaligen Juden ihrer Art zu reden, verſtändlich genug ausgedruckt. Wenn Johannes, wenn Jeſus, wenn ſeine Bothen oder Apoſtel allerwärts verkündigten **das Himmelreich iſt nahe herbey kommen, glaubet an das Evangelium:** ſo wußten ſie, daß ihnen die angenehme Bothſchaft von der baldigen Zukunft des erwarteten Meßias gebracht würde. Allein wir leſen auch nirgend, daß Johannes, oder Jeſus, oder die Jünger, bey dieſer Verkündigung irgend was weiteres geſagt, worin das Reich Gottes beſtehen, und von welcher Art und Beſchaffenheit es ſeyn ſollte. Daher die Juden mit ſolchem Worten von dem nahen Himmelreich nothwendig den unter ihnen herrſchenden Begriff verknüpfen mußten. Der herrſchende Begriff aber von dem Meßias und deſſen Reiche war, daß er ein weltlicher großer König ſeyn, und ein mächtiges Reich zu Jeruſalem errichten würde; dadurch er ſie von aller Knechtſchaft errettete, und vielmehr zu Herren über andre Völker machte. Dies war unſtreitig die allgemeine Meynung der Juden von dem Meßias, und folglich auch die Vorſtellung welche ſie ſich machen mußten, wenn ihnen von der Zukunft des Meßias und ſeines Reiches geſaget ward. Demnach wo die Juden dieſem Evangelio glaubten, da ihnen die Zukunft des Himmelreiches ohne weitere Erklärung verkündiget ward: ſo mußten ſie auch nach ihren Begriffen einen weltlichen Meßias und ein zeitlich Reich erwarten. Die Spuren ſolcher Erwartung liegen auch gar deutlich und häufig in den Reden der Jünger und Apoſtel ſelbſt, die dieſes Reich andern verkündiget hatten. Sie zankten ſich ſchon darum, wer der größte ſeyn würde in dieſem Himmelreiche: und ob ſie zwar alle zwölf ſitzen ſollten auf zwölf Stühlen zu richten die zwölf Geſchlechte Iſrael, ſo will doch der eine zur Rechten, der andre zur Linken Jeſu als des Meßias ſitzen, das iſt, ſie wollen nach dem Meßias die vornehmſten ſeyn und am meiſten zu ſagen haben; und ſie gedachten dabey, daß dieſes Reich Gottes alſobald ſollte offenbaret werden. Nun iſt ſehr wohl zu beobachten, daß dieſe Jünger Jeſu ſchon lange vorher von ihm den Befehl bekommen hatten: **gehet hin und ſprecht, das Himmelreich iſt nahe herbeykommen**; und daß ſie ſich darauf würklich durch ganz Judäa vertheilet, und ſelb zweyte in allen Städten, Schulen und Häuſern herumgegangen waren zu predigen und zu verkündigen, daß das Himmelreich nahe herbey kommen wäre, und darnach zu Jeſu wieder gekehret waren. Es kann aber ja niemand den Leuten eine andere Lehre und Meynung beybringen, als er ſelber weiß und glaubt. Demnach da die Jünger Jeſu als Herolde des Himmelreichs nicht nur damals, ſondern auch noch lange nachher ſich ein weltliches Reich des Meßias vorgeſtellet: ſo haben ſie auch kein anderes, als ein weltlich Reich des Meßias in allen Städten, Schulen und Häuſern von Judäa verkündiget. Demnach war ganz Judäa durch ſolche Bothen in die Gedanken geſetzet, daß Jeſus ein weltlich Reich anfangen wollte. Ja, was noch mehr iſt, dieſe Apoſtel ſprechen noch nach dem Tode Jeſu, von ſeiner Abſicht und Vorhaben nicht anders. **Wir hofften, er** (Jeſus von Nazareth) **ſollte Iſrael erlöſen.** Die wenigen

gen Worte halten gewiß ſehr viel merkwürdiges in ſich. Erſtlich, iſt offenbar, daß ſie noch eine zeitliche Erlöſung und ein weltlich Reich meynen, das ſie bis dahin durch Jeſum gehoffet. Iſrael oder das Jüdiſche Volk ſollte ſeyn erlöſet worden, nicht das menſchliche Geſchlecht. Es war eine Erlöſung die ſie gehoffet hatten, die geſchehen ſollte; aber die nicht geſchehen und erfüllet war. Wenn nun eine geiſtliche Erlöſung durch einen leidenden Heiland zu verſtehen wäre: ſo wäre es nach dem Tode Jeſu keine vergebliche und unerfüllte Hoffnung mehr: und wenn dieſe Erlöſung durch ein Leiden hätte ſollen vollbracht werden, ſo würden ſie nicht zum Grunde ihrer gehabten Hoffnung angegeben haben, daß Jeſus ſich mächtig bezeigt mit Thaten und Worten vor allem Volk. Es war alſo kein Erlöſer des menſchlichen Geſchlechts, der durch ſein Leiden und Sterben die Sünde der ganzen Welt tilgen ſollte, ſondern ein Erlöſer des Volks Iſrael von der weltlichen Knechtſchaft, welchen ſie ſich beſtändig in Jeſu vorgeſtellet, und um ſo mehr an ihm gehoffet, als er mächtig geweſen in Thaten und Worten, und auch davor bey allem Volke angeſehen geweſen. Und darin beſtehet ihre fehlgeſchlagene Hoffnung. Es iſt weiter hiebey zu merken, daß die beyden Jünger nicht von ſich allein, ſondern von allen überhaupt per communicationem reden. Denn Cleophas ſpricht von einer bekannten Geſchichte, darauf die Hoffnung von ganz Iſrael ankam; er ſpricht beſonders von denen die Jeſum für einen Propheten erkannt, von denen die erſchreckt ſind durch die Bothſchaft ſeiner Auferſtehung: es haben **uns** erſchreckt etliche Weiber der **unſern**: etliche unter **uns** giengen hin zum Grabe. Es ſind alſo alle Apoſtel, alle Jünger, Manns- und Weibs-Perſonen, die ſo von Jeſu bis an ſeinen Tod gedacht haben, daß er ſeine mächtige Thaten und Worte zur Erlöſung des Volks Iſrael von der Herrſchaft anderer Völker anwenden, und ſolches glücklich hinausführen würde. Man hat drittens zu merken, daß ſie dieſes von allen Jüngern ſagen, nach dem Tode Jeſu: und daß folglich alle Jünger ſich in Jeſu, die ganze Zeit herdurch da er gelebt, bis an ſeinen Tod, nichts anders als einen weltlichen Regenten und Erlöſer, und keinen andern Zweck ſeiner Lehren und Verrichtungen vorgeſtellet. Demnach iſt

das

das nächſte was wir hieraus zu ſchlieſſen haben, dieſes, daß die Apoſtel erſt nach dem Tode Jeſu das Syſtema von einem geiſtlichen leidenden Erlöſer des ganzen menſchlichen Geſchlechts gefaſſet haben. Folglich haben die Apoſtel nach dem Tode Jeſu ihr voriges Syſtema von der Abſicht der Lehre und den Verrichtungen Jeſu geändert, und alſo dann erſt aufgehöret, auf Jeſum als einen weltlichen mächtigen Erlöſer des Volkes Jſrael zu hoffen.

§. 31.

Die Evangeliſten gehören mit unter die Zahl der Jünger und Apoſtel Jeſu, und legen alſo dieſe Hoffnung von Jeſu ſich ſelber ſo wie allen Jüngern bey. Demnach haben ſie auch auf Jeſum als einen weltlichen Erlöſer des Volkes Jſrael bis an ſeinen Tod gehoffet, und nach fehlgeſchlagener Hoffnung, nach ſeinem Tode erſt das Syſtema von einem geiſtlichen leidenden Erlöſer des ganzen menſchlichen Geſchlechts gefaſſet: folglich auch ihr voriges Syſtema von der Abſicht der Lehre und Verrichtung Jeſu geändert. Nun haben alle

alle Evangeliſten ihre Erzehlung von Jeſu Lehre und Verrichtung lange nach ſeinem Tode geſchrieben: mithin haben die Evangeliſten ihre Erzehlung von Jeſu Lehre und Verrichtungen geſchrieben, als ſie ihr Syſtema und Meynung von der Abſicht der Lehre und Verrichtung Jeſu geändert hatten. Wenn einer ſein Syſtema und Meynung von der Abſicht der Lehre und Verrichtung einer Perſon ändert, ſo erkennet er, oder giebt vor zu erkennen, daß er vorhin die Lehre und Verrichtung der Perſon anders und unrecht verſtanden und beurtheilet habe. Folglich, wenn er ſeine Erzehlung nach geändertem Syſtemate aufſetzet, ſo erzehlet er die Lehre und Verrichtungen anders, als er würde gethan haben, wenn er die Erzehlung vor der Veränderung ſeines Syſtematis aufgeſetzt hätte. Die Worte ſeiner Erzehlung ſollen ſeine jetzige, nicht die vorige, irrige, und verworfene Gedanken ausdrucken. Er läſſet alſo das weg, woraus auch der Leſer, ſo wie er ſelbſt vorhin gethan, das vorige verworfne Syſtema ſchöpfen könnte: und ſetzet das vielmehr umſtändlich hinein, woraus ſein jetziges Syſtema zu ziehen iſt. Er erzehlet die Lehren und Verrichtungen nicht auf die Art und in der Verknüpfung, daß die Abſicht des vorigen, ſondern auf die Art und in der Verknüpfung, daß die Abſicht ſeines jetzigen Syſtematis darin liege; es ſey denn, daß er aus Verſehen und menſchlicher Unachtſamkeit einige Ueberbleibſel ſeines alten Syſtematis ſtehen läſſet. Wir dürfen demnach auch nicht zweifeln, daß die Evangeliſten, da ſie nach verändertem Syſtemate und Meynung von der Abſicht Jeſu in ſeiner Lehre und Verrichtung, und nach verworfenem vorigen Syſtemate, ihre Erzehlung geſchrieben, die Lehre und Verrichtungen Jeſu anders vorgetragen haben würden, wenn ſie vor dem Tode Jeſu und bey ſeinem Leben ſollten davon geſchrieben haben, als nun, da ſie es nach ſeinem Tode gethan. Bey Jeſu Leben würde die Erzehlung ſo gelautet haben, daß man darin ihre damalige Hoffnung, von der weltlichen Erlöſung Iſraels durch Jeſum, deutlich geleſen und erkannt hätte: dagegen können in ihrer jetzigen Erzehlung die Gründe, wodurch ſie zu ihrem vorigen verworfenen Syſtemate veranlaſſet worden, nicht ſo klar enthalten ſeyn; ſondern da ſie den Vorſatz gehabt, ihr neues verändertes Syſtema darin vor-

vorzutragen, ſo haben ſie mit Fleiß weglaſſen müſſen was ſie zu dem vorigen Syſtemate veranlaſſet hatte, und das ausführlich hinſchreiben, woraus ihr jetziges Syſtema zu nehmen iſt; auch die Art und Verknüpfung der Geſchichte darnach einrichten; es wäre dann, daß ſie aus Verſehen einige Ueberbleibſel ihres alten Syſtematis hätten ſtehen laſſen.

§. 32.

Daß dieſe gezogene Schlüſſe ihre völlige Richtigkeit haben, zeiget die Leſung der Evangeliſten ſelbſt. Denn da iſt das neue Syſtema, von einem leidenden geiſtlichen Erlöſer in Jeſu eigenen Worten ſo klar und dürre vorgetragen; und hergegen ſind von der Abſicht Jeſu ein weltlicher Erlöſer Iſraels zu werden, in ſeinen Reden und Verrichtungen, ſo wenige und ſo dunkle Spuren; daß man nach ihrer jetzigen Erzehlung der Geſchichte durchaus nicht begreifen kann, wie alle Jünger, die ganze Zeit herdurch, zu der Meynung des alten Syſtematis hätten kommen, oder auch darin beharren können; wenn anders Jeſus das würklich geſagt, was ſie jetzt erzehlen, und nichts anders

ders geſagt oder gethan, was mehr auf eine weltliche Errettung gerichtet war. Es iſt beſonders nicht zu begreifen, wenn Jeſus vor ſeinem Tode ſo deutlich von ſeinem Sterben und von ſeiner Auferſtehung nach dreyen Tagen geredet hätte, warum dieſe ſo friſche Verheiſſung keinem einzigen Jünger, Apoſtel, Evangeliſten oder Weibe, in die Gedanken kömmt, als er nun würklich geſtorben und begraben iſt. Da reden und handeln ſie ſämmtlich ſo, als ob ſie ihr Lebetage nichts davon gehöret hätten: ſie wickeln den Leichnam ein, ſie ſuchen ihn mit vieler Specerey für die Fäulniß und Verweſung zu bewahren, ja ſie ſuchen dieſes noch am dritten Tage nach ſeinem Tode zu thun, da jetzt die verheiſſene Zeit ſeiner Auferſtehung heran kam. Sie wiſſen folglich auch nichts von einer ſolchen Verheiſſung: ſie denken an nichts anders, als daß Jeſus Tod ſeyn und bleiben werde, und wie andere Menſchen in die Verweſung gehen und ſtinken. Sie geben alle Hoffnung einer Erlöſung durch ihn gänzlich auf, und zeigen nicht die geringſte Spur von einer andern Hoffnung einer Auferſtehung oder geiſtlichen Erlöſung. Sie wundern und entſetzen

ſetzen ſich, als ſie den Stein von des Grabes Thür abgewälzet finden: ſie denken noch, der Gärtner möchte den Leichnam wohl weggetragen haben, als ſie ihn nicht mehr da ſehen: und als die Weiber gar den Jüngern die Bothſchaft von Jeſus Auferſtehung bringen, erſchrecken ſie, als über eine unvermuthete Sache, und wollens nicht glauben. Iſt es wohl möglich, daß ſich alle und jede Jünger ſo betragen konnten, wenn die letzten Reden ihres zum Tode gehenden Meiſters die große Verheiſſung der Auferſtehung auf einen beſtimmten Tag, ſo deutlich enthalten, wie ſie es jetzt erzehlen? Nach ihren jetzigen Bericht hatte es doch Jeſus ſo klar und verſtändlich geſagt, daß auch der hohe Rath die Beſorgniß eines vorhandenen Betrugs daraus ſchöpfet: **Wir haben gedacht, daß dieſer Verführer ſprach da er noch lebete, ich will nach dreyen Tagen wieder auferſtehen:** ja daß ſie würklich in Proceßion mit einer Wache von Soldaten am Sabbath zum Thore hinaus gehen, den Stein verſiegeln, die Wache von Kriegsknechten dabey ſtellen; **damit nicht die Jünger kämen und ihn ſtöhlen, und ſagten hernach,**

er ſey auferſtanden. Wenn demnach Jeſus ſeine Auferſtehung ſo offenbar verkündiget hatte, daß ſie Stadtkundig geworden, wie der jetzige Bericht der Evangeliſten lautet, ſo iſt keinesweges zu begreifen, daß ſie denen Jüngern, zu welchen er noch wohl ein Wort mehr ſprach, und denen gegeben war, das Geheimniß des Reichs Gottes zu erkennen, gar nicht einmal in den Sinn kömmt. Hätten ſie ja etwa noch einen Zweifel an der Verheiſſung gehabt, ſo würden ſie deswegen doch wohl daran gedacht haben, und würden ſämmtlich am dritten Tage hingegangen ſeyn in der Erwartung, wovon ſogar ihre Widerſacher Argwohn geſchöpfet haben ſollen, ob er ſeine Verheiſſung erfüllen, und würklich aufſtehen werde. Aber keiner von ihnen denket einmal daran, ſie gehen hin, um ihn zu ſeiner ewigen Ruhe in dem Grabe zu bereiten. Und was das meiſte iſt, ſo denken ſie auch nicht einmal an die Wache ſo das Grab bewahret; ſie gehen hin, als zu einem Grabe das ihnen nicht verſperret iſt, da die Schwürigkeit ſeyn würde, nicht wie ſie vor der Wache dazu gelaſſen werden möchten, ſondern wer ihnen den Stein von der Thür abwälzen würde. Die Wache verſchwindet hier, und die Jünger denken nicht allein ſelbſt an Jeſu Auferſtehung nicht, ſondern wiſſen auch nicht einmal, daß der hohe Rath auf eine Stadtkundige Weiſe an dieſe von Jeſu vorhergeſagte Auferſtehung gedacht hat. Wie, wenn nun ein Evangeliſte in denen paar Tagen nach Jeſu Tode die Erzehlung von Jeſu Reden und Thaten, nebſt dem ganzen Verlauf ſeiner Geſchichte hätte ſollen zu Papier bringen: könnten wohl dieſe Erzehlungen von ſeiner verkündigten Erlöſung durch das äuſſerſte Leiden, von ſeiner in drey Tagen zu erwartenden Auferſtehung, von dem Aufſehen, welches dieſe Verheiſſung in der ganzen Stadt nach ſich gezogen, hinein gekommen ſeyn? Ohne Zweifel, da ſie ſelber an keine Erlöſung mehr gehoffet, an keine Auferſtehung gedacht, und ſich ſo betragen, als ob nicht das geringſte von dieſer allgemeinen Vorſicht des Raths geſchehen ſey; würde das alles aus ihrem Evangelio heraus geblieben ſeyn. Hergegen, da allerdings ein Grund geweſen ſeyn muß, daß NB. alle Jünger, NB. die ganze Zeit des Lebens Jeſu herdurch, bis an ſeinen Tod, auf Jeſum, als

einen

einen weltlichen Erlöſer Iſraels gehoffet hatten, ſo würden wir in ihrer Erzehlung der Geſchichte Jeſu nach dem alten Syſtemate, ſonder Zweifel auch die Gründe haben zu wiſſen bekommen, woraus ſie eine ſo beſtändige unveränderte Meynung und Hoffnung geſchöpfet hatten. Die Evangeliſten haben folglich, ſeitdem ſie ihr Syſtema von Jeſus Lehre und Verrichtungen geändert, Dinge hineingeſetzt, welche ſie vorher würden weggelaſſen haben, und Dinge weggelaſſen, welche ſie vorher würden hineingeſetzet haben: und haben dieſes in den wichtigſten Puncten gethan, worauf ihr ganzes neues Syſtema ankömmt.

§. 33.

Da nun die Geſchichte Jeſu bey ſeinen Jüngern, nach geänderten Syſtemate, in den wichtigſten Puncten anders lautet, als ſie vorhin würde gelautet haben; da ſie Dinge, worauf ihr neues Syſtema hauptſächlich ankömmt, als geſchehen erzehlen, wovon ſie doch vor der Aenderung ihres Syſtematis nicht das geringſte gewußt; und andre Dinge aus der Geſchichte weglaſſen, woran ſie vor der Aendederung ihres Syſtematis nothwendig müſſen gedacht haben: ſo richtet ſich ihr neues Syſtema nicht nach der Geſchichte, ſondern die Geſchichte muß ſich nach ihrem neuen Syſtemate richten. Nemlich, ſo lange ſie noch Jeſu würkliche Reden und Verrichtungen in ſeinem Leben, vor Augen hatten, hofften ſie, er ſollte Iſrael zeitlich erlöſen, und ihr Syſtema gründete ſich bloß auf Facta. Nun aber da ihnen die Hoffnung fehl ſchlägt, ändern ſie in ein paar Tagen ihr ganzes Syſtema, und machen ihn zu einem leidenden Erlöſer aller Menſchen: darauf ändern ſich auch ihre Facta, und Jeſus muß in ſeinem Leben Dinge geſagt und verheiſſen, ja der ganze Rath desfalls gethan haben, davon ſie vorhin nicht das mindeſte gewußt. Wo ſich nun das Syſtema nicht nach der Geſchichte richtet, ſondern die Geſchichte nach dem Syſtemate richten muß: da ſind beydes Geſchichte und Syſtema in ſoferne ungegründet. Die Geſchichte, weil ſie nicht aus den Begebenheiten ſelbſt, und der daraus entſtehenden Erfahrung und Erinnerung, hergenommen ſind, ſondern bloß darum als geſchehen erzehlet werden, damit ſie mit der neuen und geänderten

Hy=

Hypotheſi oder dem neuen Syſtemate überein ſtimmen. Das Syſtema aber; weil es ſich auf Facta beziehet, die erſt nach dem gefaßten Syſtemate in den Gedanken der Schreiber entſtanden, und alſo bloß erſonnen und falſch ſind. So viel ſich demnach aus der Jünger Jeſu, und beſonders aus der Evangeliſten ihrem zwiefachen und ganz geänderten Betragen, von der wahren Abſicht, die Jeſus in ſeinen Reden und Verrichtungen gehabt, ſchlieſſen läſſet: ſo können wir nicht anders denken, als daß ihr erſtes Syſtema von einer vorgehabten weltlichen Erlöſung Jſraels gegründet und wahr geweſen; und daß ſie nur wegen fehlgeſchlagener Hoffnung nach ſeinem Tode ein ander Syſtema ſeiner Abſichten, nemlich ein leidender geiſtlicher Erlöſer der Menſchen zu werden, erſonnen, und darnach die Erzehlung ſeiner Reden und Verrichtungen abgefaſſet haben, folglich dieſe Erzehlung und Syſtema ſoferne ungegründet und falſch ſey.

II.

§. 1.

Wir wollen aber auch jetzt näher und gerader zur Sache ſchreiten, und die Gründe beyder Syſtematum aus Jeſu eigenen Reden und Verrichtungen, ſo weit ſie uns berichtet ſind, in Erwegung nehmen. Und da ſiehet ein jeder wohl, daß es bey dem alten Syſtemate darauf ankommt, ob uns die Evangeliſten in der Geſchichte Jeſu, wider ihr Denken, und aus bloſſem Verſehen, einige Spuren derjenigen Gründe übrig gelaſſen haben, wodurch ſie ſelbſt ehemals bewogen ſind, ihres Meiſters Abſichten beſtändig auf eine weltliche Erlöſung Iſraels zu ziehen. Bey dem neuen Syſtemate aber von einer geiſtlichen Erlöſung der Menſchen, kömmt es nach dem Geſtändniß der Apoſtel ſelbſt fürnemlich darauf an, ob Jeſus würklich nach ſeinem Tode auferſtanden, und gen Himmel gefahren ſey; als wovon die Jünger Zeugen ſind, und Jeſum geſehen, geſprochen und getaſtet zu haben bekräftigen. Das erſtere wollen wir in dieſem, das andere in dem folgenden Capitel unterſuchen. Wir habens demnach in dieſem Capitel mit einer Sache zu thun, die

die uns mit Fleiß von den Evangeliſten verborgen und verſtecket wird, wie ich kurz vorher ausführlich gezeiget habe. Daher wir wohl einer genauern Aufmerkſamkeit nöthig haben. Allein wie doch die Evangeliſten überhaupt nicht zu verbergen geſucht, daß ſie Jeſum bis an ſeinen Tod für einen weltlichen Erlöſer Iſraels angeſehen haben, und ſolches auch bey den Juden, die es alle wußten, nicht verhelen konnten; ſo iſt beſonders auch nicht wohl möglich geweſen, daß ſie alle Spuren ihres vorigen Syſtematis aus der Geſchichte gänzlich ſollten vertilget und vernichtet haben. Laſſet uns demnach dieſe Spuren aufſuchen.

§. 2.

Wenn es wahr wäre, daß Jeſus in der Abſicht Buße und Bekehrung predigen laſſen, damit ſich die Menſchen im Glauben an ihn, als einen geiſtlichen Erlöſer halten möchten: und wenn es wahr wäre, daß er bloß durch Leiden und Sterben das menſchliche Geſchlecht von Sünden erlöſen wollen: ſo wußte er doch auch, daß faſt alle Juden ſich einen ſolchen Erlöſer nicht vermuthen waren, ſondern bloß auf einen weltlichen Erlöſer des Volks Iſrael warteten, und ſich alſo eine Befreyung von der Knechtſchaft, und ein weltlich herrlich Regiment von ihm verſprachen. Nun läſſet Jeſus doch nur ſo ſchlechthin in den Städten, Schulen und Häuſern von Judäa ſagen, das Himmelreich iſt nahe herbey kommen, welches ſo viel bedeutete, als das Reich des Erlöſers oder des Meſſias werde nun bald angehen. Daher konnte er wol wiſſen, daß, falls die Leute ſeinen Bothen glaubten, ſie ſich auch nach einem weltlicher Erlöſer umſehen, und ſich in dieſer Abſicht zu ihm wenden würden. Denn ſie konnten ohne hinzugefügte beſſere Belehrung, keinen andern Begriff von dem Himmelreiche oder Reiche Gottes, oder der fröhligen Bothſchaft davon, noch von dem Glauben an daſſelbe machen, als wie ſie es nach dem gemeinen Gebrauche der Wörter, und der herrſchenden Meynung davon, gelernet hatten. Müßte denn Jeſus nicht vor allen Dingen dem gemeinen Mann durch die Apoſtel als Bothen des Himmelreiche, aus ſeinem groben Irrthume geholfen haben, damit ihre Buße, Bekehrung und Glaube auf den rechten Zweck geführet würde. Denn wenn ſich die Leute nur darum bekehrten, daß ſie nach ihrem Wahn in dem weltlichen

Reiche

Reiche des Meßias herrlich und in Freuden leben wollten, ſo war ihre Buße, Bekehrung und Glaube nicht rechter Art. Jeſus hat ihnen aber durch ſeine Apoſtel keinen beſſern Begriff beybringen laſſen, nicht allein weil dieſes nirgend gemeldet wird, ſondern weil er ſolche zu Apoſteln gebraucht, die ſelbſt in dem gemeinen Wahn ſteckten, und keines beſſern überführet waren. Demnach hat Jeſus wohl wiſſen können, daß er die Juden durch ſolche rohe Verkündigung des nahen Himmelreichs, nur zur Hoffnung eines weltlichen Meßias erwecken würde; und folglich hat er auch die Abſicht gehabt ſie dazu zu erwecken. Was beſonders die Sendung der Apoſtel zu ſolchem Amte betrifft; ſo müßten wir entweder ſetzen, daß Jeſus ihre Meynung vom Himmelreiche gewußt hat, oder nicht. In dem erſten Falle iſt von ſelbſt klar, daß er den Zweck gehabt haben müßte, die Juden zu einer nahen weltlichen Erlöſung aufzumuntern: weil er wiſſentlich ſolche Bothen dazu braucht, die ſelbſt nichts anders glaubten, und daher andern auch nichts anders predigen konnten. Hätte er aber ihre Meynung nicht gewußt, ſo müßte er doch die gemeine und herrſchende bey ihnen vermuthet, und die Jünger

ger erſt ſo lange unterrichtet haben, bis ſie ihren Irrthum hätten fahren laſſen und von ſeiner wahren Abſicht völlig überzeugt wären; damit ſie nicht ein falſches Evangelium verkündigten. Es iſt aber offenbar, die Jünger hatten den Irrthum, oder die Meynung von einer weltlichen Erlöſung Iſraels durch den Meßias damals ſo wie nachher beſtändig, und waren mit nichten eines andern überführet: Jeſus aber ſendet ſie doch, das Himmelreich zu verkündigen, und Lehrer anderer zu werden. Daher hat er auch in ſolchem Falle dieſe herrſchende Meynung, welche er bey den Jüngern ſo wie bey dem Volke vermuthen mußte, gut geheiſſen, und den Zweck gehabt, ſie durch ganz Judäa auszubreiten. Die Handlung iſt auf keine Weiſe zu retten. Durch ſolche Miſſionarios konnte unmöglich was anders abgezielet ſeyn, als daß die unter dem Römiſchen Joche ſeufzende, und zu einer Hoffnung der Erlöſung längſt vorbereitete Juden, jetzt von allen Enden in Judäa rege werden, und zu Hauſe kommen ſollten.

§. 3.

Mit dieſer Abſicht ſtimmen die andern

Hand-

Handlungen Jeſu überein. Sein Vetter Johannes der Täufer, hatte ſchon vorher die Ohren des Volkes geſpitzet, und ob wohl mit etwas dunkeln Worten, jedoch verſtändlich genug angedeutet, daß Jeſus es wäre, auf den ſie ihre Hoffnung zu ſtellen hätten. Dabey thut er, als ob er Jeſum nicht kennte, und als ob ihm ſolches erſt durch eine göttliche Offenbarung kund geworden, daß er es ſey. Er ſpricht zu dem Volke, ich kannte ihn nicht; aber auf daß er offenbaret würde dem Jſrael, darum bin ich kommen zu tauſen mit Waſſer ——— Ich kannte ihn nicht; aber der mich geſandt hat zu tauſen mit Waſſer, derſelbige ſprach zu mir; über welchen du ſehen wirſt den Geiſt herabfahren, und auf ihm bleiben, derſelbige iſts, der mit dem heiligen Geiſt tauſet; und ich habs geſehen und habe gezeuget, daß dieſer der Sohn Gottes iſt. Johannes ſagt alſo zu zweyen malen öffentlich, er habe ihn vor der Taufe nicht gekannt. Waren ſie aber nicht nahe Vettern? waren nicht ihre Mütter gute Freundinnen mit einander, die ſich auch beſuchten? war nicht Jeſus als ein Knabe oft unter ſeinen Bekannten und Gefreundten nach Jeruſalem gezogen; ſo daß Johannes als von gleichem Alter auf eben dem Wege die vetterliche Bekanntſchaft nothwendig hätte unterhalten müſſen? warum wollen ſie ſich nun vor dem Volke nicht auch kennen? Jch habe wohl zur Entſchuldigung gedacht, Johannes wolle nicht damit ſchlechthin leugnen, daß er ihn gekannt; ſondern nur ſagen, daß er nicht gewußt, daß er der Chriſt oder Meßias wäre, von welchem es heiſſet, daß Johannes ſich nicht werth halte, deſſen Schuhriemen aufzulöſen. Allein der Evangeliſte Matthäus hat mir dieſe Gedanken benommen; denn nach deſſen Bericht hat ihn Johannes ſchon vor der Taufe als den Meßias angeſehen. Da Jeſus aus Galiläa kommt, daß er ſich taufen lieſſe, **wehret ihm Johannes heftig und ſprach: ich hab vonnöthen, daß ich von dir getaufet werde, und du kömmſt zu mir!** So kannte er denn ja Jeſum vor der Taufe, nicht allein von Perſon ganz wohl, ſondern er wollte ihn auch als denjenigen kennen, von dem er ſelbſt nöthig hätte getaufet zu werden; nemlich, mit dem heiligen Geiſt; welches der Sohn Gottes oder

der,

der Meßias thun ſollte. Das widerſpricht dem vorigen offenbar, und verräth die Verſtellung und abgeredte Karte. Die beyden Vettern kannten ſich und wußten einer von des andern Abſicht und Vorhaben, ſie beginnen zu einer Zeit ſolche auſſerordentliche Handlungen, dadurch einer des andern Zweck beförderte: Johannes verkündiget, daß das Himmelreich nahe ſey, daß der Meßias ſchon mitten unter ſie getreten, nur daß ſie ihn noch nicht kenneten: Jeſus kommt zu Johanne, daß er von ihm dem Volke als ein ſolcher bekannt gemacht werde. Sie machen ſich einander bey dem Volke groß; Jeſus ſpricht von Johanne, er ſey ein Prophet, ja noch mehr als ein Prophet, er ſey der Elias oder Vorläufer des Meßias: unter allen die von Weibern gebohren ſind, ſey keiner größer als Johannes. Johannes ſpricht hergegen von Jeſu, daß er der Chriſt oder der Sohn Gottes ſey, daß er mit dem heiligen Geiſt taufen werde, und daß er (Johannes) nicht werth ſey ihm die Schuh nachzutragen, oder die Schuh-Riemen aufzulöſen. Johannes bekömmt nemlich Offenbarung von der Sache bey der Taufe, er ſiehet den Himmel offen und den Geiſt als eine Taube herabfliegen; er höret eine Bat-Kol, eine filiam vocis, oder Stimme vom Himmel, die da rufet: dies iſt mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe. Ich habe aber ſchon anderwärts dargethan, daß kein Menſch von denen die um Johannes und Jeſum waren, das geringſte geſehen oder gehöret haben. Sondern es war alles bloß Johannis Vorgeben, als ſähe er das in einer Entzückung und Prophetiſchen Geſichte, als hörete er die Stimme vom Himmel in ſeinen Ohren. Denn einem Propheten mußten die Juden das zuglauben, daß er geſehen und gehöret hätte, was keiner der Umſtehenden ſahe und hörte; und ſie waren damals gewohnt ſich durch eine vorgegebene Bat-Kol oder Stimme vom Himmel überzeugen zu laſſen; welches jedoch nach aller vernünftigen Theologen Geſtändniß, bey den Juden lauter Betrug und eitles Vorgeben war. So werden denn von Johannes Verſtellung und Erdichtungen angewandt, den Zweck Jeſu, darum jener allerdings wußte, zu befördern.

§. 4.

Sie führen daher auch einerley Sprache,

Lehre und Endzweck. Johannes prediget zum voraus, nach demſelben Formular was Jeſus zu gebrauchen willens war, und was er nachmals ſeinen Jüngern in den Mund legt. **Bekehret euch,** ſpricht er, **denn das Himmelreich iſt nahe herbeykommen.** Matth. III. 2. Bald fängt Jeſus ſelbſt an zu predigen und zu ſagen: **Bekehret euch, denn das Himmelreich iſt nahe herbeykommen.** Matth. IV. 17. Und ſo bald er Jünger bekömmt, ſchickt er ſie in ganz Judäa herum, eben daſſelbe noch weiter bekannt zu machen. So wenig als Jeſus die Juden, bey dieſer Verkündigung, aus ihrem Wahn von einem weltlichen und leiblichen Erlöſer herausſetzet: ſo wenig thut es auch Johannes. Beyde laſſen das Volk ſeinen gewohnten Begriff von dem Himmelreiche, oder Reiche des Meſſias, ungehindert mit ihren Worten verknüpfen. Hätte Johannes wenigſtens, als der Vorläufer, dieſes Unkraut zuvor aus den Gemüthern der Menſchen herausgeriſſen: ſo möchte ſich Jeſus, ohne weitere Erklärung, darauf verlaſſen haben. Allein da dieſe eingewurzelte Meynung denen Leuten ſowohl von Johannes, als Jeſus und ſeinen Jüngern gelaſſen

laſſen und darauf getroſt geſäet wird: ſo konnte auch Johannes ſo wenig als Jeſus einen andern Zweck haben, als daß ſie das Volk zu der baldigen Erſcheinung des längſt gehofften weltlichen Erlöſers erwecken und begierig machen wollten. Und auf dieſen Endzweck iſt bey der Predigt von der Bekehrung oder Buße gerichtet. Die Urſache warum ſie Buße thun und ſich bekehren ſollten, liegt in dieſem nahen Reiche des Meßias: bekehret euch, denn das Himmelreich iſt nahe herbeykommen. Nemlich es war ſchon damals, und iſt noch bis auf den heutigen Tag der Juden Gedanke: ehe würde der Meßias nicht kommen, bis ſie rechtſchaffene Buße thäten, und ſich ernſtlich bekehrten: wenn ſie aber nur einmal eine wahre Buße und Bekehrung äußerten, ſo würde Gott den Meßias alſofort kommen laſſen, und ſie von dem Elend ihrer Gefangenſchaft und Unterdrückung erretten, und ein herrlich Reich wie zu Davids Zeiten unter ihnen aufrichten. Dieſe Vorbereitung konnte demnach weder von den Juden auf einen andern Zweck gezogen werden, noch von Johannes und Jeſus gerichtet ſeyn, als wie es der gemeinen Meynung gemäß war: und wenn noch

heutiges

heutiges Tages ein Jude ſeinen erwarteten weltlichen Meßias, bald vermuthete und vorher verſtändigen wollte, ſo würde er nach der allgemeinen Lehre der Jüdiſchen Kirche, keine andere Vorbereitung dazu predigen können, als die Bekehrung und Buße. Und eben daraus will Jeſus erweiſen, daß alle die vor ihm geweſen, und ſich für die Erlöſer des Volks ausgegeben, nicht die rechten geweſen ſind, weil ſie Diebe und Mörder geweſen, und das Volk durch unrechtmäßige Gewaltthätigkeit, nicht aber durch Bekehrung und Buße zu dieſem Zwecke zu führen getrachtet. Der andere Erlöſer, welchen die Juden erwarteten, ſollte dem erſten Erlöſer aus der Egyptiſchen Dienſtbarkeit, Moſes, darin ähnlich ſeyn, daß er ein großer Prophete wäre, und hiernächſt viele und große Wunder thäte. Und weil dieſes bey der orthodoxen Kirche die ordentlichen Kennzeichen des erwarteten Meßias waren, ſo prediget und lehret Jeſus als ein Prophete, und thut viele Wunder. Beydes konnte das Volk nicht aus der Meynung ſetzen, daß er ein weltlicher Erlöſer ſeyn würde, ſondern mußte die Leute vielmehr darin beſtärken, daß wie ihr erſter Erlöſer ein

wun-

wunderthätiger Prophete geweſen, ſo dieſer der rechte andere Erlöſer ſeyn würde, der ſie durch ſolche Wunder aus ihrer Knechtſchaft erretten, und das Reich Iſrael wieder aufrichten ſollte. Darum ſagten ſie bey Gelegenheit der Lehren und Wunder Jeſu: du biſt wahrlich der Prophet der in die Welt kommen ſoll; und wollten ihn zum Könige machen. Jeſus zwar entwich auf einen Berg; aber es iſt merklich, daß er das Volk bey der Gelegenheit nicht beſtrafet oder belehret, daß das ganz ſeine Abſicht nicht ſey, daß er zu ganz was anders kommen. Hier wäre ſolches, wo ſonſt jemals, höchſt nöthig geweſen zu erinnern, wenn Jeſus einen andern Zweck gehabt, und die Leute auf einen andern hätte führen wollen. Demnach mußte das Volk dieſe zu Jeſu gefaßte Hoffnung behalten, und ihm noch begieriger nachfolgen. Es war aber für Jeſus hier die Zeit und der Ort nicht, daß er ſich in der Wüſte von einer Menge zuſammen gelaufenen gemeinen Volkes ſollte zum Könige ausrufen laſſen: er gedachte ſeinen Einzug in die Hauptſtadt Jeruſalem, an einem Oſtern, wenn ſich alle Iſraeliten aus ganz Judäa dahin verſammlet hätten, auf eine feyer-

feyerliche Weiſe zu halten, um von allem Volke mit einem male zum Könige ausgerufen zu werden.

§. 5.

Jeſus macht es damit eben wie mit der Bekanntmachung ſeiner Wunder. Er verbietet ſie ja nicht auszuſagen, wo ſie unmöglich konnten verſchwiegen bleiben, um nur die Leute dazu begieriger zu machen. Der Ausſätzige ſollte es niemand ſagen, da er ſich doch den Prieſtern zeigen ſollten zum Zeugniß über ſie. Die Blinden ſollten zuſehen, daß es niemand erführe, da ſie ihm doch vorhin auf der Gaſſe nachgeſchrieen hatten. Da ihm viel Volkes nachgefolget war, und er mancherley Kranken geſund gemacht hatte, bedrohet er die Menge Volks, ſie ſollten ihn nicht bekannt machen. Da ihn das Volk recht drückte und drengte, und er vor aller Augen die Teufel austrieb, bedrohet er ſie doch ſcharf, ihn nicht ruchtbar zu machen. Da er das Mädchen von zwölf Jahren aus ihrem Todes-Schlaf wieder aufgeweckt hatte, in einem Hauſe, wo viel Getümmel vom Volke war, und alle auf ihn warteten, ob er es würde wahr machen, daß das Mädchen nur ſchlafe, befiehlet er, es müſſe niemand wiſſen oder erfahren. Als man mitten unter den zehn Städten einen Tauben der zugleich ſtumm war, zu ihm brachte, nimmt er ihn vor dem Volke beſonders, und ſtellet ihn dem Volke wieder hörend und redend dar: gebot aber, es niemand zu ſagen. Mich dünkt, wer etwa einzeln Perſonen nach einander etwas ſagte oder zeigte, mit der Bedingung es niemand wieder zu ſagen: der möchte etwa bloß einer Einfalt beſchuldiget werden, daß er denket, andere ſollten verſchweigen, was er ſelbſt nicht verhelen kann. Wer aber von einer Menge Volks begehret, daß es niemand weiter wiſſen ſoll: der hat vielmehr die Abſicht, daß es ſoll deſto begieriger werden, die Sache zu verkündigen. Wie denn auch hier erfolget: je mehr er verbot, je mehr ſie es ausbreiteten. Ein andermal befiehlet er ſelbſt, ſeine Wunder bekannt zu machen, und wenn die Jünger Johannes zu ihm kommen, mit der Frage: Biſt du der da kommen ſoll, oder ſollen wir eines andern warten: ſo machet er ſelbſt ſeine Wunder vor allem Volke bekannt, daß ſie daraus ſchlieſſen ſollten, er ſey der Meßias: Sagt

Johanni wieder was ihr ſehet und höret: die Blinden kommen wieder zum Geſichte, die Lahmen gehen herum, die Ausſätzigen werden rein, die Tauben bekommen ihr Gehör wieder, die Todten werden aufgeweckt, und den Armen wird das Evangelium geprediget: und ſelig iſt, wer ſich nicht an mir ärgert.

§. 6.

Jeſus verfähret demnach eben ſo mit ſeinem Hauptzweck, daß er der Chriſt oder Meßias ſey. Sein Vetter Johannes hatte ihn ſchon vorher kund gemacht: hier ſagt er es ſelbſt deutlich genung vor der ganzen Menge Volks. Er ſchickt ſeine Jünger herum, dieſes Evangelium allenthalben zu verkündigen: ein andermal offenbaret ers dem Samaritiſchen Weibe mit ganz dürren Worten: und die ſagt es in der Stadt an, ſie habe den Meßias funden, daß ſie alle zu ihm herauskommen. Er geſtehet es vor dem Hohenprieſter und Synedrio, und vor Pilato, und doch verbietet ers hie und da, ſogar ſeinen Jüngern ſelbſt, es niemand zu ſagen. Von dem Himmelreiche ſpricht Jeſus

ſus zu dem Volk in lauter Gleichniſſen, daraus ſie nehmen konnten was ſie wollten. Dennoch ſtreuet er hin und wieder ein, von der großen Gewalt die ihm übergeben ſey, von dem Stuhl ſeiner Herrlichkeit worauf er ſitzen werde und richten. Er ſagt ſeinen Jüngern, er wolle ihnen das Reich beſcheiden, wie es ihm ſein Vater beſchieden, daß ſie eſſen und trinken ſollen an ſeinem Tiſche in ſeinem Reiche, und ſitzen auf Stühlen und richten die zwölf Geſchlechte Iſrael. Da er dieſes ſagte, hatten ihn die Jünger zuvor gefragt: ſiehe, wir haben alles verlaſſen und ſind dir nachgefolget was wird uns dafür? Da antwortete ihnen Jeſus dieſes, und ſetzet hinzu: und wer verläſſet Häuſer, oder Brüder, oder Schweſter, oder Vater, oder Mutter, oder Weib, oder Kinder, oder Aecker um meines Namens willen, der wirds hundertfältig nehmen, und das ewige Leben (Olam habba, das Reich des Meßias) ererben. So verſprach er ihnen ja eine richterliche Würde und Macht über die zwölf Stämme Iſrael und hundertfältig, ſo viel Häuſer, Aecker und Mittel, als ſie verlaſſen hatten; wenn ſein herrliches Reich angehen würde.

Das zielte ja alles auf ein weltlich Reich, und beſtätigſte dieſe Meynung nothwendig bey den Jüngern die ohne das ſchon ganz davon eingenommen waren. Endlich, wie er glaubte, daß das Volk durch Johannem den Täufer, durch ſeine herumgeſandte Apoſtel, durch ſeine liebliche Lehren und Wunder in den zwey vorigen Jahren genug vorbereitet und geneigt wäre, ihn für den Meßias zu halten und aufzunehmen, welchen ſie erwarteten: ſo erwählt er zur Ausführung deſſen die Zeit des Oſterfeſtes, da er wußte, daß alles Volk aus ganz Judäa zu Jeruſalem verſammlet wäre: er wählt ſich einen Eſel mit einem Füllen, um damit feyerlichſt hinein zu reiten, und ſich das Anſehen zu geben, daß er der König wäre, von dem geſchrieben ſtehet: **ſiehe, dein König kömmt zu dir.** Die Jünger glaubten auch, daß das Reich jetzt angehen ſollte. Sie waren, nebſt einigen aus dem Volke geſchäftig die Kleider auf dem Wege auszubreiten, ſie ſtreuten Palmen, ſie riefen **Hoſianna dem Sohne David**, das iſt: Glück zu dem Könige, dem Meßias der auf dem Stuhl Davids ſitzen ſoll: **gelobet ſey der da kömmt im Namen des**

Herrn. So reitet er ins Thor der Stadt Jeruſalem, und es wird ein Zulauf und Geſchrey des Volks, die ganze Stadt kömmt in Bewegung. Dieſer auſſerordentliche äuſſerliche Aufzug, den Jeſus nicht allein litte, ſondern mit Fleiß veranſtaltet hatte, konnte ja auf nichts anders, als auf ein weltlich Königreich abzielen: daß nemlich alles Volk Iſrael, ſo hier verſammlet und vorher von ihm eingenommen wäre, mit einſtimmen, und ihn einmüthig zum Könige ausrufen ſollte.

§. 7.

Es kann ſeyn, daß Jeſu bey dieſem Unternehmen nicht gar zu wohl zu Muthe geweſen, und daß er ſeinen Jüngern vorher geſagt, wie er ſich zu ſeinem Leiden und Tode gefaßt machen müßte. Allein dieſe waren voller Hoffnung, ſie verſprachen ihm beyzuſtehen und ihn nicht zu verlaſſen, wenn ſie auch mit ihm ſterben müßten. Und ſo ward es denn gewagt: er ſetzt ſich auf den Eſel, er läſſet ſich königliche Ehre anthun, er hält einen öffentlichen Einzug: und wie dieſes einigermaßen zu gelingen ſcheinet, ſo gehet er gerade zum Tempel, wo der große Rath ſich zu verſammlen pflegte: er legt ſeine Sanftmüthigkeit ab, fängt Gewaltthätigkeiten und Unruhen an, als einer der ſich ſchon der weltlichen Macht anmaßet: wirft der Wechsler Tiſche um, nimmt eine Peitſche und treibt die Käufer und Verkäufer und Tauben-Krämer zum Vorhofe des Tempels hinaus. Er gehet darnach weiter in den Tempel, thut einige Wunder vor dem Volk, und lehret daſſelbe: bald des andern Tages hält er eine ſcharfe Rede wider die auf Moſis Stuhl ſitzende Phariſäer und Schriftgelehrten, das iſt, wider den hohen Rath und das Synedrium. Er ſagt es alsdenn öffentlich zu dem Volk, er ſey Chriſtus: der allein ſey ihr Meiſter. Er ſchilt auf dieſe Phariſäer und Schriftgelehrten, die den hohen Rath ausmachten, als Heuchler, die das Himmelreich zuſchlöſſen, die der Wittwen Häuſer fräſſen: als verblendete Leiter, als Narren und Blinde, Uebertünchte Gräber, Mörder der Propheten, Schlangen und Ottergezüchte. Er ſchlieſſet endlich: ſie ſollten ihn von nun an nicht ſehen, bis ſie alleſamt ſprächen, gelobet ſey der da kömmt im Namen des Herrn, gleich wie ihnen die Jünger vorgerufen hatten. Hieſſe das nicht das Volk aufhetzen wider die Obrigkeit? war das nicht eben ſo viel geſagt zum Volke, als, werfet den hohen Rath, der aus lauter blinden Leitern, Heuchlern und Ungerechten beſtehet, herunter. Dieſe verſchlieſſen und halten das Himmelreich, das erwartete Reich des Meßias nur auf. Einer iſt euer Meiſter, Chriſtus, der bin ich, und ihr ſollet hinfort mein Angeſicht nicht wieder ſehen, bis ihr mich für den Chriſt oder Meßias, der im Namen des Herrn zu euch kommen iſt, ausgerufen.

§. 8.

So blickt denn noch aus der Evangeliſten Erzehlung ihr altes wahres Syſtema von einem weltlichen Erlöſer hervor. Man ſieht noch, wenn man den Zuſammenhang des Betragens Jeſu, bis auf dieſen Aufzug des Einreitens und den Zuruf, Glück zu dem Sohne David, als den actum decretorium verfolget, klar genug, warum ſie bis zuletzt gehoffet haben, Jeſus ſollte Iſrael erlöſen. Man ſieht auch klar genug, daß alle die andern Umſtände, welche zu dem nachher angenommenen Syſtemate eines geiſtlichen Erlöſers gehören, ſich mit dieſem Verfolg der Lehre und des Betragens Jeſu nicht zuſammen reimen laſſen. Denn was ſollte dieſer öffentliche feyerliche Aufzug und der Zuruf, Glück zu dem Könige? was ſollte die Gewaltthätigkeit und Stöhrung der Ordnung im Tempel? was ſollte die aufwiegleriſche Rede an das Volk gegen den hohen Rath? was die Ermunterung, ihn allein für den Meiſter zu erkennen, der da käme im Namen des Herrn? Hier entdeckte ſich Jeſus offenbar genug, was er vorhatte. Aber das war auch der actus criticus und decretorius, die Handlung welche dem ganzen Unternehmen den Ausſchlag geben ſollte, und worauf alles ankam. Wäre ihm das Volk in Jeruſalem zugefallen, und hätte ihn mit für einen König ausgerufen, ſo wie ſeine Jünger ihnen vorgiengen: ſo hätte er ganz Judäa auf ſeine Seite gehabt, als welches am Oſtern zu Jeruſalem verſammlet war: ſo wäre der hohe Rath, das Synedrium herunter geworfen, und man hätte Jeſum mit ſeinen zum voraus erwehlten ſiebzig Jüngern, ſtatt der ſiebzig Phariſäer und Schriftgelehrten in das

Synedrium geſetzet. Allein Jeſus hatte ſich wohl von dem Beyfall des Volkes zu viel versprochen. Johannes der Täufer, welcher dieſes Vorhaben bey dem Volke unterſtützen ſollte, war gefangen und enthauptet. Von der Herumſendung der Apoſtel hatte Jeſus ſich ſchon vorhin viele gute Würkung vorgeſtellet, und gemeinet, ſie würden nicht alle Städte von Judäa vollends durchgegangen ſeyn, ſo würde ſich des Menſchen Sohn ſchon offenbahren können. Allein das gemeine Volk lief wohl zu Jeſu, es hörte ſeine Gleichniſſe gerne, ſeine Sittenlehre ſchmeckte ihnen beſſer als der Phariſäer: viele hofften auch durch ihn von Krankheiten zu geneſen. Aber das war zu dem Hauptzweck noch nicht hinlänglich. Es war dazu nur gemeines und zuſammengelaufenes Volk, kein Vornehmer, kein Phariſäer hieng ihm an. Die Ueberzeugung von Jeſus Wundern muß denn auch nicht gar ſtark geweſen ſeyn; ſonſt würde es nicht an ſtärkerem Anhange gefehlet haben. Man ſiehet aus den Evangeliſten, wie Jeſus hie und da keine Wunder thun können, weil ſie nicht an ihn glauben wollten: wie er ganze Städte, Chorazin und Bethſaida, und wo er die meiſten Wunder gethan hatte, wegen ſolches Unglaubens ſchilt: und wenn ihn die Phariſäer und Schriftgelehrten aus dem hohen Rath bitten, ſich durch ein Wunder zu rechtfertigen, ſolches abſchlägt und ſtatt deſſen anfängt zu ſchelten. Wenn nur ein einzig Wunder öffentlich, überzeuglich und unleugbar von Jeſu vor allem Volke an dem hohen Feſttagen geſchehen wäre: ſo ſind Menſchen ſo geartet, daß ihm alle Welt würde zugefallen ſeyn. Allein wie wenige der Juden von Stand und Würden auf ſeiner Seite geweſen, das läſſet ſich daraus erkennen, daß, nachdem das erſte Geſchrey ſeiner Jünger und einiger aus dem Volke vorbey war, keiner weiter ſchreyen will: Glück zu dem Sohne David. Das Volk mochte auch die Gewaltthätigkeit und Unordnung, ſo Jeſus im Tempel angerichtet hatte, und die bittern Scheltworte wider ihre Obrigkeit, als Vorbothen mehrerer Zerrüttung anſehen. Der hohe Rath hatte wenigſtens große Urſache auf dergleichen Beginnen ein wachſames Auge zu haben. Es waren ſchon vorhin viele geweſen, welche ſich durch

Wunder zu Meßiaſſen hatten aufwerfen wollen; welche der Ausgang und Erfolg entdeckt hatte. Sie ſtunden damals unter der Bothmäßigkeit der Römer, denen ſie nur Anlaß gegeben hätten, ihre Macht zu mehrer Einſchränkung und Sklaverey der Juden zu gebrauchen, wenn ſie dergleichen unruhiges Beginnen eines ausgerufenen Königes, der Iſrael erlöſen ſollte, geduldet und geheget hätten. Sie mußten alſo den Rath faſſen, wie ſie Jeſum griffen, und der Gefahr dadurch vorbeugten. Wie Jeſus ſahe, daß das Volk nicht ſo wie ſeine Jünger ſchreyen wollte Hoſianne, oder Glück zu dem Sohne David, ſondern daß es ihm verläßt, daß der hohe Rath hergegen damit umgienge ihn zu ergreifen: ſo enthält er ſich des Tempels. Er hatte nicht das Herz, rechte Oſtern zu halten: weil er alsdenn, oder wenigſtens ſeine Jünger in ſeinem Namen im Tempel hätten erſcheinen, und das Oſterlamm ſchlachten, auch das Blut an den Altar ſprengen laſſen müſſen: da man ihn oder ſeine Jünger hätte ergreifen oder ihm nachſpühren können. Er hält deswegen nur ein Paſcha μνημονευτικόν, oder eine Erinnerungs-„Mahlzeit, und das einen Tag früher wie ſonſt.

Er

Er hielte von der Zeit an nur nächtliche Zuſammenkünfte, und hielte ſich haußen vor der Stadt an verborgenen Orten auf. Er lieſſe zwar einige Schwerdter zuſammen bringen, um ſich für einen Ueberfall zu wehren; aber war doch beſorgt, daß ihn ſelbſt von ſeinen Jüngern einer verrathen möchte, wo er wäre, fieng an zu zittern und zu zagen, da er ſahe, daß es ihm ſein Leben koſten konnte. Judas aber verrieth den Ort wo er war, und entdeckte ſeine Perſon: da ward er noch in der Nacht vor dem vierzehnten Niſan gefangen, ihm kurz der Prozeß gemacht, und er, ehe das Schlachten der Oſterlämmer im Tempel angienge, gekreuziget. Er beſchloß ſein Leben mit den Worten: Eli Eli lama aſaphthani: **Mein Gott! Mein Gott! warum haſt du mich verlaſſen?** ein Geſtändniß, ſo ſich ohne offenbaren Zwang nicht anders deuten läſſet, als daß ihm Gott zu ſeinem Zweck und Vorhaben nicht geholfen, wie er gehoffet hatte. Es war demnach ſein Zweck nicht geweſen, daß er leiden und ſterben wollte; ſondern daß er ein weltlich Reich aufrichtete, und die Juden von ihrer Gefangenſchaft erlöſete: und darin hatte ihm Gott verlaſſen,

laſſen, darin war ihm ſeine Hoffnung fehl geſchlagen.

§. 9.

So erhellet denn aus der vorhandenen Geſchichte Jeſu noch ganz deutlich, daß ſeine Abſicht in allen Lehren und Vertragen mit dem alten erſten Syſtemate der Apoſtel von einem weltlichen Erlöſer übereingeſtimmet; und daß die Apoſtel folglich, ſo lange Jeſus gelebet, guten Grund und Urſache gehabt, beſtändig von ihm ſo zu denken: daß ſich aber der Meiſter ſelbſt, und daher noch vielmehr die Jünger, bey deſſen Beurtheilung und Tode zuletzt betrogen geſehen: und daß mithin das neue Syſtema von einem leidenden geiſtlichen Erlöſer erſt nach Jeſu Tode, bloß weil die erſte Hoffnung fehl geſchlagen, erfunden ſey; ohne daß vorhin jemand davon gewußt oder daran gedacht hat. Allein, laſſet uns einmal die Glaubwürdigkeit des alten Syſtematis bey Seite ſezzen, und das neue an und vor ſich betrachten, ob dazu ein beſſerer Grund vorhanden ſey? Es iſt zwar andem, daß die Apoſtel ſelbſt durch Verwerfung ihres vorigen Syſtematis geſtehen,

daß

daß ſie ſich in der Abſicht und Meynung ihres Meiſters, ſo lange er gelebet, geirrt und betrogen haben: und wir könnten von ſolchen Männern, die ſich ſelbſt für gröblich irrende und in ihrer Hoffnung betrogene Menſchen erkannt, überhaupt gedenken, daß ihr geändertes Syſtema nicht zuverläßiger ſeyn könne. Aber wir wollen ihnen alle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ihrer vorigen Fehler auf eine Weile vergeſſen, und lediglich ihre neue Lehre in ſich ſelbſt nach ihren Gründen erwegen. Dieſes Lehrgebäude nun beſtehet kürzlich darin: „Chriſtus, oder der Meßias, habe erſt zu der Menſchen Verſöhnung leiden, und alſo zu ſeiner „Herrlichkeit eingehen müſſen: aber er ſey kraft „derſelben am dritten Tage, wie er verheiſſen „hatte, von dem Tode und aus dem Grabe „lebendig auferſtanden, und gen Himmel gefahren, und werde bald mit großer Kraft und „Herrlichkeit in den Wolken des Himmels wiederkommen, ein Gericht über die Gläubigen „und Ungläubigen, Guten und Böſen zu halten; und alsdenn werde das Reich der Herrlichkeit angehen.“ Ein jeder erkennet nun leichte, und die Apoſtel ſelbſt geſtehen es, daß das ganze Chriſtenthum zuvörderſt, auf die Wahrheit der Geſchichte der Auferſtehung Jeſu von ſeinem Tode, ankommen. Man weiß, daß ſolches Factum von ihnen theils durch das äuſſerliche Zeugniß der Wächter Pilati vor dem Grabe: theils durch der Apoſtel eigene Ausſage und Bekräftigung: theils durch die Weiſſagungen des alten Teſtaments erhärtet wird. Wir wollen ihnen demnach folgen, und dieſen dreyfachen Beweis in dreyen beſondern Capiteln durchgehen. Wo aber auch die Verheiſſung, von Jeſus Wiederkunft in den Wolken des Himmels, auf eine ſolche Zeit beſtimmt iſt, daß ſie ſchon hätte müſſen geſchehen ſeyn: ſo kann uns auch dieſer Punkt in den Stand ſetzen, von der Wahrheit des Syſtematis zu urtheilen; welches wir in dem vierten Capitel unterſuchen wollen. Ich ſetze demnach vors erſte alle äuſſerliche Umſtände, welche dem Chriſtenthum entweder guten oder widrigen Schein geben können, wohlbedächtlich bey Seite. Denn aus bloß äuſſerlichen Umſtänden läſſet ſich nichts ſicher ſchlieſſen: ſie gehen das Weſen einer Sache nicht an, und geben keinen feſten Beweis. Nur diejenigen, welche ſich in ihren Vorurtheilen zu nähren, und andere damit einzunehmen ge-

den-

denken, pflegen den Weg zu erwehlen, daß ſie ihrer Sache zuerſt durch ausgeſuchte äuſſerliche Umſtände und Nebendinge, eine gute Farbe anſtreichen, und die Gemüther zum voraus damit einnehmen, ehe ſie noch von der Hauptſache etwas berührt haben: damit es ihnen hernach deſto eher erlaubt ſey, über die Hauptſache behutſam hinzuſchlüpfern. Ich will gerade zur Sache ſelbſt, worauf alles ankömmt, ſchreiten, und darin mein Urtheil nach klarem und deutlichem Widerſpruch und Uebereinſtimmung der Dinge richten. Läſſet ſich nun dadurch die Wahrheit im Hauptpunkte überzeuglich herausbringen, ſo können die äuſſerlichen, an ſich zweydeutigen Umſtände darnach deſto zuverläßiger beurtheilt werden.

§. 10.

Die vornehmſte und erſte Frage * — —

---

* Hier tritt das Fragment über die Auferſtehungsgeſchichte ein, welches ich den Bibliothekariſchen Beyträgen einverleibet habe. Es läuft von dieſem 10ten §. bis auf den

den 32ſten, worauf der Verfaſſer mit dem 33ſten in ſeiner Materie folgendermaſſen fortfähret

§. 33.

Da aber die Zeugen der Auferſtehung Jeſu ſich auf niemand anders berufen können, ſondern alleine wollen geſehen haben, was für andere ehrliche Menſchen unſichtbar geweſen, ſelbſt aber in ihrer Ausſage ſich vielfältig widerſprechen: ſo laſſet uns doch weiter unterſuchen, ob ihr Beweis aus der Schrift eine beſſere Ueberführung giebt. Der gute Stephanus war der erſte, welcher die Auferſtehung Jeſu ſo behauptete, daß er ſich auch darüber ſteinigen ließ. Da er aber ſich auf ſeine Erfahrung nicht berufen konnte, und alſo nirgend ſagt, daß er ihn ſelber lebendig und auferſtanden nach ſeinem Tode geſehen hätte: ſo wendet er ſich zu einem Beweiſe aus der Schrift des alten Teſtaments, und wird, um ſolchen recht vollkommen zu geben, vorher des heiligen Geiſtes voll. Wäre es nicht zu weitläuftig, ſo wollte ich die ganze Demonſtration für die Wahrheit der chriſtlichen Religion wörtlich hieher ſetzen: denn

ſie

ſie iſt gar ſonderbar. Ein jeder aber wird ſich von ſelbſt erinnern können, daß ich nichts weſentliches auslaſſe oder verdrehe, wenn ich den Hauptinhalt herſetze. Er erzehlet erſtlich hundert Dinge, die einer nicht wiſſen will, und die zur Sache nichts dienen: Wie Abraham aus Meſopotamien berufen worden nach Canaan, wie ſeinen Nachkommen dieſes Land verheiſſen ſey nach vierhundert Jahren zu beſitzen, wie er die Beſchneidung empfangen, und Iſaac, Jacob und Joſeph von ihm entſproſſen, wie Joſeph nach Egypten verkauft, und da hoch empor kommen ſey, endlich aber ſeine ganze Familie nach ſich gezogen habe, wo Jacob und ſeine Söhne begraben worden, wie die Nachkommen in Egypten unters Joch gebracht, wie Moſes gebohren, von der Tochter Pharao erzogen und unterrichtet ſey, wie er einen Egypter erſchlagen, und dieſe ſeine That ruchtbar worden, und zu ſeiner Flucht nach Midian Anlaß gegeben, wie Moſes nach 40 Jahren den Beruf bekommen, Iſrael zu befreyen, wie er ſolches durch viele Wunder ins Werk gerichtet, und das Geſetz auf dem Berge Sinai empfangen, wie ſich die Iſraeliten zu der Egyptiſchen Abgötgötterey des Kalbes, Molochs und Remphan gewendet, wie ſie das Gezelte des Zeugniſſes empfangen, und ſolches NB. mit Jeſu ins Land gebracht bis zur Zeit Davids, wie darauf David Gott ein Haus bauen wollen, Salomo ſolches würklich gethan, obgleich Gott nicht in Häuſern wohnet. Nun wird man denken, wozu ſoll alle dieſe Erzehlung, die mit Jeſu und ſeiner Auferſtehung nicht die geringſte Verwandſchaft hat? Denn daß Jeſus mit oder in dem Gezelte des Zeugniſſes ſoll ins Land Canaan gebracht worden ſeyn, das begreifet kein Menſch. Geduld! jetzt kommt der Beweis: Wenigſtens fängt er ex abrupto an den hohen Rath zu ſchelten: **Ihr Halsſtarrige und Unbeſchnittene an Herzen und Ohren, ihr widerſtrebet allezeit dem heiligen Geiſt, wie eure Väter, alſo auch ihr. Welchen Propheten haben eure Väter nicht verfolgt? Ja ſie haben getödtet diejenigen, die da zuvor verkündigten die Zukunft dieſes Gerechten, deſſen ihr nun Verräther und Mörder worden ſeyd, die ihr das Geſetz empfangen habt durch den Dienſt der Engel, und habts nicht gehalten.** Hier ſcheint ſein

Be-

Beweis zu Ende zu ſeyn, und nichts mehr zu fehlen als das W. Z. E. Als aber die halsſtarrige, unbeſchnittne, verräthriſche, mörderiſche, gottloſe Obrigkeit dem guten Manne noch nicht glauben will, ſondern vielmehr zornig wird, ſiehe da wird Stephanus voll heiligen Geiſtes, ſtarret in dem Himmel und ſiehet die Herrlichkeit Gottes und Jeſum ſtehen zur Rechten Gottes; ſagt es auch dem hohen Rath, daß er Jeſum da im Himmel ſiehet; aber Schade für alle dieſe ſiebzig erleuchtete Männer, daß keiner unter ihnen ſo klare Augen hat, das auch zu ſehen; es iſt nur dem einzigen Stephanus ſichtbar: und alſo ſind ſie nicht fähig ſeinen augenſcheinlichen Beweis zu faſſen, er wird verurtheilt und geſteiniget.

§. 34.

Einen andern etwas künſtlichen Beweis für die chriſtliche Religion und Auferſtehung Jeſu giebt Paulus zu Antiocha in der Synagoge. Er winket vorher mit der Hand, daß man ſchweigen ſollte, und ſpricht: **Ihr Männer von Iſrael und die ihr Gott fürchtet, höret zu.** So merke denn auch auf, mein Leſer, ich will Paulum ſelbſt reden laſſen, jedoch meine Gedanken auch eröffnen, die mir, wenn ich mich an die Stelle der zu bekehrenden Antiochier ſetze, bey dieſen Reden einfallen.

> Der Gott dieſes Volks hat erwählet unſre Väter, und hat erhöhet das Volk, daß ſie Fremdlinge wären im Lande Egypten, und hat ſie mit einem hohen Arm aus demſelbigen geführet.

Das iſt hoch angefangen!

> Und bey vierzig Jahr lang hat er geduldet ihre Weiſe in der Wüſten, und als er ſieben Völker in dem Lande Canaan vertilget hatte, hat er unter ſie nach dem Looſe jener Land ausgetheilet.

Wo will doch dieſes hinaus? was thut es zur Sache?

> Darnach gab er ihnen Richter bey vierhundert und funfzig Jahrlang, bis auf den Propheten Samuel. Und von derſelben Zeit an baten ſie um einen König: und Gott gab ihnen Saul den Sohn Kis, einen Mann aus dem Stamme Benjamin vierzig Jahre. Und er ſetzet ihn ab, und erweckte ihnen David zum

Könige; welchem er auch Zeugniß gab, und ſprach: ich habe funden David, den Sohn Jſai, einen Mann nach meinem Herzen, der allen meinen Willen thun wird.

Das wiſſen wir alles aus der Leſung der Schrift: was ſoll nun endlich daraus gefolgert werden.

Von dieſes Saamen hat Gott, der Verheiſſung nach, dem Jſrael erwecket den Heiland Jeſum.

Aber lieber Paulus, wenn dieſes ſollte erwieſen werden, wäre es denn nicht beſſer geweſen, alle die bekannten Hiſtorien von den Jſraeliten wegzulaſſen, und dieſe Verheiſſung vielmehr namhaft zu machen, ihren eigentlichen Verſtand zu zeigen, und daß ſie auf keinen als Jeſum zu deuten ſey, darzuthun?

Da Johannes vor ſeinem Eintritt zuvor verkündigte die Taufe der Bekehrung dem ganzen Volk Jſrael. Als aber Johannes den Lauf erfüllete, ſprach er, wen wähnet ihr, daß ich ſey? Jch bins nicht; aber ſiehe er kommt nach mir, deſſen Schuh von den Füſſen los zu machen ich nicht würdig bin.

Wir müſſen zwar den eilfertigen Sprung, von den Verheiſſungen der Propheten auf Johannem gelten laſſen; allein wo dieſes den vorigen Satz beweiſen ſoll, ſo folget ja daraus, daß Johannes die Bekehrung geprediget, und auf Jeſum als den Meßias gewieſen, nicht, daß dieſer Jeſus von Nazareth in den Propheten als ein Heiland Iſrael ſey verheiſſen worden. Soll aber Johannis Zeugniß für ſich allein beweiſen, daß dieſer Jeſus der Meßias ſey: ſo können wir es wohl auf deſſen Wort nicht allerdings ankommen laſſen. Denn er hat uns das nimmer aus der Schrift altes T. bewieſen, und ſich auch durch keine Wunder oder Weiſſagung als einen neuen Propheten, dem wir glauben müßten, erzeiget. Das wiſſen wir von ihm, daß er ein naher Vetter von Jeſu geweſen ſeyn ſoll.

Ihr Männer lieben Brüder, ihr Kinder des Geſchlechts Abraham, und die unter euch Gott fürchten, euch iſt das Wort dieſes Heils geſandt.

Die Anrede klingt lieblich, und möchte ſonſt die Gemüther gewinnen, aber wir ſind noch ſo weit nicht, daß wir von dem Worte des Heils über-

überzeugt ſind: wir haben noch nicht verſtanden, daß die alten Propheten Jeſum von Nazareth als einen Heiland verheiſſen; oder daß er es deswegen ſeyn müſſe, weil es Johannes geſagt. Ohne Ueberführung aber ſich ein Heil verſprechen, hieſſe ſich blindlings mit eitler Hoffnung ſchmeicheln; ohne allen Grund ſeine Religion fahren zu laſſen, und eine neue annehmen, hieſſe mit der Religion ſpielen.

Denn die zu Jeruſalem wohnen und ihre Oberſten, dieweil ſie dieſen nicht erkenneten, haben ſie beyde die Stimme der Propheten, welche auf alle Sabbathe geleſen werden, mit ihren Urtheilen erfüllet: und wiewohl ſie keine Urſache des Todes an ihm funden, haben ſie doch Pilatum gebeten, daß er umgebracht würde: als ſie aber alles vollendet haben, was von ihm geſchrieben iſt, haben ſie ihn von dem Holz genommen, und haben ihn in ein Grab gelegt.

Wenn unſre Oberſten nicht mehr Beweis von Jeſu gehöret haben, als wir noch bis jetzo; ſo haben ſie ihn nicht als den Heiland erkennen können. Denn in den Propheten, die wir gleichfalls alle Sabbathe leſen, ſtehet weder ſein Name, noch ſonſt ein Kennzeichen, das uns auf dieſe Perſon vorwieſe. Da er ſich nun dennoch für einen Meßias ausgegeben, ſo wundert uns nicht, daß der hohe Rath ihn desfalls zum Tode verurtheilet. Wenigſtens haben wir allewege die billige Vermuthung für die hohe Obrigkeit, daß ſie recht richte; für ſiebzig ſchriftverſtändige Männer, daß ſie die prophetiſchen Kennzeichen des Meßias an ihm nicht müſſen funden haben; für die anſehnlichen Väter des Volks, daß ſie eine Unruhe und Verwirrung in Iſrael aus ſeinem Betragen beſorget.

> **Aber Gott hat ihn auferweckt von den Todten, und er iſt erſchienen viele Tage lang denen, die mit ihm hinauf gen Jeruſalem gegangen waren, welche ſeine Zeugen ſind bey dem Volke.**

Ja, wäre er denn von den Todten erwecket, ſo folgte doch noch nicht, daß er der Heiland ſey. Denn wir leſen ja in der Schrift auch von andern die Gott vom Tode erwecket hat, deren er doch deswegen keinen dem Volke zum Meßias beſtimmt. Allein eben dieſes, daß Jeſus vom Tode erwecket ſeyn ſoll, können wir ſo nicht annehmen. Die Zeugen davon ſind, wie wir hören, ſeine Anhänger und Jünger: und dieſe ſind es eben, welche ſchon einen böſen Ruf bey uns haben. Der hohe Rath zu Jeruſalem hat uns durch abgeordnete Männer ausdrücklich davor warnen laſſen, und geſagt, daß dieſe Jünger des Nachts heimlich zum Grabe kommen, und den Leichnam geſtohlen, und nun gingen ſie herum und ſprächen, er ſey auferſtanden. Wir kennen keinen von den Jüngern; es iſt uns aber nicht zu verdenken, daß wir in dieſer Sache dem ganzen hohen Rathe in Jeruſalem mehr trauen, als ſolchen uns unbekannten und ſchon verdächtigen Zeugen.

Und auch wir verkündigen euch die Verheiſſung, die zu den Vätern geſchehen iſt, daß dieſelbige Gott ihren Kindern erfüllet hat, nemlich uns, indem er Jeſum erwecket hat: wie dann im andern Pſalm geſchrieben ſtehet: Du biſt mein Sohn, heut hab ich dich gezeuget.

Du, Paule, willt alſo, nicht zwar aus deiner Erfahrung als Zeuge, ſondern aus den Verheiſſungen der Schrift beweiſen, daß Gott Jeſum erweckt hat. Aber ſage uns doch, wie ſtehet das im andern Pſalm geſchrieben? **Du,** (David) **biſt mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget,** ſoll ſo viel heiſſen, als, **ich will künftig Jeſum von Nazareth, des Joſephs Sohn, vom Tode erwecken.** Wer kann doch deine Schrift-Erklärung dulden? Der Text verheiſſet ja weder, daß jemand künftig einmal vom Tode auferſtehen ſoll, noch daß der, welcher auferſtehet, Gottes Sohn ſey; oder umgekehrt, daß der welcher Gottes Sohn iſt, auferſtehen müſſe, oder daß Jeſus von Nazareth Gottes Sohn ſey. Wir mögen den Text kehren und wenden wie wir wollen, ſo kömmt nichts heraus, welches nur die geringſte Verknüpfung mit deinem Satze hätte. Wir verſtehen die Worte natürlicherweiſe von David, den Gott als ſeinen Geliebten zu ſeinem Sohne angenommen, und von den Schaafhürden zum Könige gemacht. David ſpricht, der Herr habe zu ihm geſagt, (nemlich durch Samuel und Nathan) **du,** (David) **biſt mein Sohn,** (mein Geliebter und Auserwählter) **ich habe dich heute** (jetzo und von nun an) **gezeuget** (als einen Sohn angenommen, und zum Könige auserſehen.) Der ganze neun und achtzigſte Pſalm des Ethans iſt eine Auslegung dieſer Worte. Da wird Gott redend eingeführt: ich habe einen Bund gemacht mit meinem Auserwählten, ich habe David meinem Knecht geſchworen, ich will deinen Saamen beveſtigen bis in Ewigkeit, und will deinen Stuhl bauen für und für. Der Prophet ſpricht: — Dazumal redeteſt du im Geſicht zu deinem Geliebten und ſpracheſt: ich habe einen Helden erweckt, der helfen ſoll; ich hab erhöhet einen Auserwählten aus dem Volk, ich hab funden David meinen Knecht, ich hab ihn geſalbet mit meinem heiligen Oel. Er wird mich nennen, du mein Vater, mein Gott und Fels meines Heils: ich will ihn zum Erſtgebohrnen machen, zum höheſten über die Könige auf Erden: ich will ihm ewiglich bewahren meine Gutthätigkeit und mein Bund ſoll ihm treulich gehalten werden ꝛc. So iſt denn ja David auch derjenige im andern Pſalm, zu dem Gott redet: und er heiſſet ein Sohn Gottes, wie dort ein Auserwählter, ein Erſtgebohrner, der Gott ſeinen Vater nennet. Den hat er, nach prophetiſcher

Redensart, gezeuget, das iſt, als einen Sohn angenommen, wie es dort bey Moſe heiſſet, daß Gott Iſrael (welches gleichfalls Gottes Sohn genannt wird) gezeuget habe; und wie Iſrael ſelbſt bey dem Propheten die Fremdlinge, welche es in die Kirche aufnimmt, erzeuget. Was beweiſet nun dieſes alles von Jeſu aus Nazareth?

> Daß er ihn aber hat von den Todten auferwecket, dergeſtalt, daß er hinfort nicht wieder ins Grab kommen ſoll, ſpricht er alſo (Eſ. LV. 3.): Ich will euch geben die gewiſſen Gutthaten David.

Andere mögen dieſe Erklärungskunſt verſtehen; für uns iſt ſie zu künſtlich. Ich will euch geben die gewiſſen Gutthaten David, heiſſet ſo viel, als ich will Jeſum von Nazareth von den Todten auferwecken, daß er hinfort nicht wieder ins Grab kommen ſoll. Uns dünkt, der Prophet Eſaias ſagt, Gott wolle einen ewigen Bund mit den Iſraeliten machen, und ihnen das Gute wiederfahren laſſen, was er auch dem David verheiſſen und gehalten, nemlich daß ihm viele Völker unterwürfig ſeyn ſollten. So erkläret er ſich gleich im folgenden Vers: Siehe ich habe ihn (David) den Leuten zum Zeu-

Zeugen geſtellet, zum Fürſten und Gebieter den Völkern.

> **Darum ſpricht er auch an einem andern Ort (Pſ. XVI. 10): Du wirſt es nicht zugeben, daß dein Heiliger die Verweſung ſehe. Denn David zwar, da er zu ſeiner Zeit dem Rath Gottes gedienet hat, iſt er entſchlafen, und zu ſeinen Vätern hinzugelegt worden, und hat die Verweſung geſehen. Den aber Gott auferwecket hat, der hat die Verweſung nicht geſehen.**

Wenn wir anders die Folgerung recht faſſen, ſo wird ſie deutlicher ſo lauten. „Der Pſalm redet von einem der die Verweſung nicht ſehen ſoll: David aber hat die Verweſung geſehen: Alſo iſt es David nicht, von dem der Pſalm redet." Ferner: „Wer von Gott auferweckt iſt, der hat die Verweſung nicht geſehen. Nun hat Gott Jeſum auferwecket. Alſo hat er die Verweſung nicht geſehen. Alſo iſt er derjenige, davon der Pſalm redet." Bey dem erſten Schluſſe wird die Frage ſeyn, ob die Worte **die Verweſung nicht ſehen**, ſchlechterdings zu nehmen, oder ob ſie auf eine gewiſſe Zeit, und obſchwebende Todesgefahr zu ziehen ſind. Uns dünkt, wer Davids Schreibart kennet, der wird in dieſen Worten nichts auſſerordentliches ſuchen. Es iſt bekannt, daß David ſich ſonſt ſelbſt unter den Namen des Heiligen oder Frommen verſtehe, und man ſiehet leicht, daß er hier in dieſem Pſalm die Hülfe Gottes rühmt, welche ihn aus der Todesgefahr, darin er vor Saul ſchwebte, errettet, ſo daß ihm nun das Loos aufs angenehmſte gefallen, und er zu einem ſchönen Erbtheil kommen. Er hat alſo damals nicht ohne Grund gehoffet und gebeten: **du wirſt meine Seele** (das iſt mich) **nicht verlaſſen bis zur Hölle,** (ſogar, daß ich ins Reich der Todten fahren müſſe) **noch zugeben, daß dein Frommer** (David) **die Verweſung** (oder Grube) **ſehe** (und ſterbe;) ſondern vielmehr geben, daß ich länger lebe, und deine verheiſſene Gutthat erfahre. So redet David ſonſt von einem langen Leben. Kein Bruder kann den andern vom Tode erlöſen, **ob er gleich lange lebet, und die Verweſung nicht ſiehet.** So bedeutet denn die Verweſung nicht ſehen, nicht ſo viel, als gar nicht ſterben, oder nicht ewig todt bleiben, ſondern

nur

nur, nicht alſofort, nicht bald ſterben, länger leben. Denn er ſaget gleich darauf von ſolchen die die Verweſung nicht ſehen: **man wirds ſehen, daß ſolche Weiſen doch** (nemlich zuletzt) **doch einmal ſterben, ſowohl als die Thoren.** Und an einem andern Orte: **Wo iſt jemand, der da lebt und den Tod nicht ſehe, und ſeine Seele errettete aus der Höllen Hand?** Demnach iſt der erſte Satz Pauli nicht richtig, daß der Pſalm von einem rede der die Verweſung ſchlechterdings nicht oder nimmer ſieht; und alſo der Schluß falſch, daß der Pſalm nicht von David rede. Was ſollte uns alſo bewegen, von David ſelber abzugehen, da er in dem ganzen Pſalm von ſich ſelber ſpricht, und immer die Zueignungswörter **ich, mir, mein, meine Seele** ꝛc. gebrauchet? Und wie könnte David begehren, daß wenn er ſo redet, jemand auf Jeſum von Nazareth, einen Mann der noch nicht gebohren war, denken ſollte? — In dem andern Schluſſe ſcheinet Paulus vergeſſen zu haben, was er beweiſen wollte. Denn er nimmt ſeinen Hauptſatz, welcher bewieſen werden ſollte, unvermerkt im Vorderſatze ohne Beweis an. Der

Hauptſatz, welcher bewieſen werden ſollte, war nach Pauli eigenen Worten: **daß Gott Jeſum auferweckt hat, dergeſtalt, daß er hinfort nicht wieder ins Grab kommen ſoll.** Nun nimmt Paulus in dem andern Schluſſe zum Vorderſatze an, daß Gott Jeſum auferwecket hat, und ſchließt daraus; alſo redet der Pſalm von Jeſu, daß er die Verweſung nicht geſehen. Dieſes heiſſet ja nicht beweiſen, wenn man das, ſo erwieſen werden ſoll, ohne Beweis zum Vorderſatze annimmt. Daraus wird nichts als ein eitler Kreislauf der Gedanken. Du ſageſt: **Gott hat Jeſum auferweckt.** Wir fragen: woher beweiſeſt du das? Dann ſprichſt du: **weil er derjenige iſt, von welchem David ſagt, daß er die Verweſung nicht ſehen werde.** Warum muß aber David eben von Jeſu reden, und woher wiſſen wir, daß Jeſus die Verweſung nicht geſehen? Du fähreſt fort: **weil er auferwecket iſt:** denn welchen Gott auferwecket hat, der hat die Verweſung nicht geſehen.

§. 35.

Ich unternehme mir zwar nicht zu behaupten,

ten, daß die Antiochier bey Pauli Rede ſo gedacht haben; aber da wir heutiges Tages noch oft Antiochier ſeyn müſſen, und Pauli Beweis für die Auferſtehung und chriſtliche Religion anhören: ſo bezeuge ich aufrichtig, daß wenn ich auch aufs ehrlichſte damit verfahren will, ich nichts anders herauszubringen weiß: und ein jeder der ſo weit im Denken kommen iſt, daß er einen wilden Discurs in ordentliche Vernunft-Schlüſſe auflöſen, und alſo auf die Probe ſtellen kann, wird mir Recht geben müſſen, daß ſich aus Pauli Rede keine andere Folgerung erzwingen laſſe. Und ſo iſt es ganz klar und deutlich, daß der Beweis aus der Schriſt für die Auferſtehung Jeſu, vor dem Richterſtuhl der geſunden Vernunft in Ewigkeit nicht beſtehen könne, ſondern eine gar elende und handgreifliche *Petitionem principii per circulum* in ſich halte. Nun ſind dieſe beiden Beweiſe Stephani und Pauli die vornehmſten und weitläuftigſten im neuen Teſtament, und was ſonſt im II. und III. Capitel der Apoſtelgeſchichte zur Behauptung des Satzes von der Auferſtehung Jeſu von den Apoſteln aus dem alten Teſtamente angebracht wird, enthält nichts neues,

was

was von dieſen beiden Beweiſen unterſchieden ſey. Daher werde ich nicht nöthig haben ein mehres davon anzuführen. Es iſt hier auch der Ort nicht, da ich der Evangeliſten ihre aus dem alten Teſtament angeführte Zeugniſſe der Schrift von der Geſchichte Jeſu überhaupt, unterſuchen kann. Das ſoll zu ſeiner Zeit nicht vergeſſen werden. So viel ſiehet ein jeder nach obigen, daß, wenn man den Hauptſatz, welcher bewieſen werden ſoll, nemlich den Satz, **dieſer Spruch redet von Jeſu aus Nazareth,** nicht aus dem neuen Teſtamente auf guten Glauben vorausſetzen will, kein einziger Spruch etwas beweiſe, ſondern daß ſie vielmehr natürlicherweiſe von ganz andern Perſonen, Zeiten und Begebenheiten reden. Niemand unter den Evangeliſten führet bey ſeiner Erzählung mehr Sprüche der Schrift an, als Matthäus. Aber es iſt auch nichts offenbarer, wenn man die Schriftſtellen nachſchlagen will, als daß ſie entweder gar nicht in der Schrift ſtehen, oder nicht in denen Büchern ſtehen, aus welchen ſie angeführet ſind, oder auch den Worten nach falſch angezogen worden, alle mit einander aber dem Verſtande nach nichts von dem in ſich faſſen, weswegen ſie Matthäus anbringt, und nicht anders als auſſer dem Context oder Zuſammenhange, durch ein bloßes Wortſpiel in einer gezwungenen Allegorie dahin zu ziehen ſind. Und ſo iſt es beſonders, wenn Jonas ein Zeichen oder Zeugniß von der Auferſtehung Jeſu ſeyn ſoll. Wer kann doch in aller Welt bey dieſen vorgegebenen Zeichen auf die bedeutete Sache kommen? Ich leſe, es iſt ein Prophet Jonas geweſen, der den heidniſchen Nineviten nicht hat Buſſe predigen wollen, ſondern aufs Meer geflohen iſt. Alſo, ſoll ich ſchlieſſen, wird ein Jeſus aus Nazareth aufſtehen, der den Iſraeliten gerne Buſſe predigen will, und desfalls nicht aufs Meer fliehet, ſondern willig nach Jeruſalem gehet, um da zu leiden und zu ſterben. Ich leſe: Jonas iſt von den Schifleuten in einem Sturm ins Meer geworfen, und hat da drey Tage und drey Nächte lebendig im Bauche des Wallfiſches zugebracht. Alſo, ſoll ich ſchlieſſen, wird Jeſus aus Nazareth nicht drey Tage und drey Nächte, ſondern einen Tag und zwo Nächte, nicht lebendig, ſondern wahrhaftig todt, und das die Zeit über nicht im Meere, ſondern in der Erden, oder vielmehr im Grabe in einem Felſen zubringen. Meine Schließkunſt gehet ſo weit nicht.

§. 36.

Es iſt bisher gezeiget worden, daß das Neue veränderte Syſtema der Apoſtel von einem geiſtlichen leidenden Erlöſer, der vom Tode auferſtehen ſolle, und nach ſeiner Himmelfarth bald mit großer Kraft und Herrlichkeit vom Himmel wiederkommen werde, in ſeinem erſten Hauptgrunde, nemlich der Auferſtehung von den Todten, erdichtet und falſch ſey: 1) weil das vorgegebene auswärtige Zeugniß der Römiſchen Wache, bey dem Matthäo, in ſich höchſt ungereimt iſt, und von keinem der übrigen Evangeliſten und Apoſtel jemals erwähnt, ſondern ihm durch vielerley Umſtände widerſprochen wird, ſo daß es vielmehr ganz möglich und höchſt wahrſcheinlich bleibt, was eine gemeine Rede bey den Juden worden war, daß nemlich die Jünger Jeſu des Nachts gekommen und den Leichnam geſtohlen und darnach geſagt, er ſey auferſtanden: 2) weil die Jünger Jeſu ſelbſt, als Zeugen ſeiner Auferſtehung,

hung in ihrer Ausſage in den Hauptpunkten nicht allein gewaltig variiren, ſondern ſich auch einander auf vielfältige Art klar und gröblich widerſprechen: 3) weil ihr Beweis der Auferſtehung Jeſu und ihres ganzen Syſtematis aus der Schrift A. T. aus lauter nicht dahin gehörigen Dingen, aus Schelten und Schmähen, aus Verdrehung der Schriftſtellen und aus falſchen Schlüſſen und Petitionibus Principii beſtehet. Nun kommen wir alſo zu dem andern Grundſatze des neuen Syſtematis der Apoſtel, daß nemlich Jeſus nach ſeiner Himmelfarth bald in großer Kraft und Herrlichkeit aus dem Himmel wiederkommen, und alsdenn ſein herrliches Reich anfangen werde.

§. 37.

Dieſes Vorgeben deſto beſſer zu verſtehen, und deſſen Ungrund zu entdecken, will ich nur vorläufig einige Erinnerungen machen. Erſtlich iſt zu wiſſen, daß die Juden ſelbſt zweyerley Syſtemata von ihrem Meßias hatten. Die allermeiſten zwar erwarteten in ſolcher Perſon einen weltlichen Regenten, der ſie von der Sklaverey erretten und ihnen andere Völker unterthänig machen ſollte. Und in dieſen Syſtemate war nichts als Herrlichkeit; kein vorgängig Leiden, keine Wiederkunft: ſondern das gewünſchte Reich ſollte nach dieſer Hoffnung Iſraels alſobald angehen, wenn der Meßias käme. Es waren aber jedoch andere, obwohl weit wenigere Juden, welche ſagten, ihr Meſſias würde zweymal, und zwar in ganz verſchiedener Geſtalt kommen. Erſt würde er armſelig erſcheinen, leiden und ſterben; dann aber würde er aus den Wolken des Himmels wiederkommen und alle Gewalt empfangen. Der Jude Trypho beym Juſtino Martyre geſtehet dieſe zweyfache Zukunft des Meßias: ſie findet ſich im Talmud und folgenden Schriften der Juden: ja die neuern haben gar einen gedoppelten Meßias aus dieſer zwiefachen Zukunft gemacht; den einen aus dem Stamm Joſeph, welcher leiden und ſterben ſolle: den andern aus dem Stamm Juda vom Geſchlecht Davids, welcher auf ſeinem Stuhl ſitzen und herrſchen werde. Nemlich die Juden hatten, in der Zeit ihrer Gefangenſchaft, die ſüße Hoffnung auf einen Erlöſer nachgerade durch ſo viele Schriftſtellen zu beſtärken und zu unterhalten geſucht,

daß

daß ſie nunmehr vermittelſt der phariſäiſchen Allegorien ihren Meßias in unzähligen Sprüchen und faſt aller Orten funden. Daher ließen dieſe Schriftſtellen, die an ſich von nichts weniger redten, dermaßen wider einander, daß ſie ſich, um alle zuſammen zu reimen, nicht anders zu helfen wußten, als wenn ſie eine zwiefache und ſo verſchiedene Zukunft des Meßias ſetzten. Es wär, zum Exempel, einmal angenommen, Zacharias rede vom Meßia, wenn er ſpricht: Hüpfe vor Freuden du Tochter Zions, jauchze du Tochter Jeruſalems: ſiehe dein König wird kommen zu dir, derſelbe iſt gerecht und ein Heiland. Aber ſiehe, er beſchreibt ihn auch als arm, und auf einen Eſel reitend. Und ſo waren auch noch andere Stellen der Schrift mehr, die ihnen wegen einiger Umſtände ſchienen von dem gehoften Könige und Erlöſer zu reden, aber die doch ſeinen elenden Zuſtand, Bedruck und Verfolgung mit einmiſchen. Hergegen ſiehet Daniel in ſeinen nächtlichen Geſichten, und es kam einer in den Wolken des Himmels, wie eines Menſchen Sohn, und kam bis zu dem Altbetagten, und demſelbigen ward ge-

gegeben alle Gewalt und Ehre, und Königreich, daß ihm alle Völker, Nationen und Zungen dienen ſollten. In deſſen Zukunft iſt lauter Macht und Herrſchaft; wie es auch an andern Orten, die der Juden Meinung nach einen Meßias verhieſſen, lautet. Demnach konnte es nicht fehlen, daß nicht einige Juden, die die verſchiedene Beſchreibung zuſammen hielten, darauf verfielen, daß ihr Meßias zweymal und zwar in ganz verſchiedener Geſtalt kommen würde. Man begreift alſo von ſelbſt, daß ſich die Apoſtel dieſes Syſtema, ob es gleich nur wenige hatten, nunmehro, da ihr erſtes und den meiſten ſchmeckendes Syſtema durch den Ausgang widerlegt war, zu Nutze gemacht, und alſo auch von Jeſu, als dem Meßia, nach ſeinem Sterben eine andre herrliche Zukunft verſprochen haben. Es iſt ferner zu wiſſen, daß die Juden gemeinet, die Auferſtehung der Todten würde auf die andere Zukunft des Meßias erfolgen, dann würde er über Todte und Lebendige Gericht halten: und alsdenn würde das Himmelreich oder die andere Welt angehen: wodurch ſie aber nicht, wie die Chriſten heutiges Tages, die ſelige oder unſelige Ewigkeit nach der Zerſtöhrung dieſer Welt, im Himmel und in der Hölle, ſondern das herrliche Reich des Meßias auf dieſer Erden, verſtunden, und ſolches der vorigen oder damals noch gegenwärtigen Welt, nemlich ihrem Zuſtande vor dem Reiche des Meßias, entgegen ſetzten. Es mußten alſo auch die Apoſtel, vermöge ihres neuen Syſtematis, eine andere Zukunft Chriſti aus den Wolken des Himmels verſprechen, worin das, was ſie jetzt vergeblich gehoffet hatten, erfüllet werden, und ſeine gläubigen Anhänger, nach gehaltenem Gerichte, das Reich ererben ſollten. Wenn die Apoſtel keine ſolche herrliche Zukunft Chriſti verheiſſen hätten, ſo würde kein Menſch nach ihrem Meßias gefragt, oder ſich an ihre Predigt gekehret haben: dieſes herrliche Reich war der Troſt Iſraels in allen ihren Drangſalen, in deſſen gewiſſer Hoffnung ſie alles erduldeten, und alles ihr Vermögen willig hergaben, weil ſie es hundertfältig wieder empfahen würden.

§. 38.

Wenn nun die Apoſtel damals geſagt hätten, es würde noch wohl ſiebzehn, achtzehn oder mehrere Jahrhunderte dauren, ehe Chriſtus aus den Wolken des Himmels wiederkäme, ſein Reich anzufangen, ſo hätte man ſie nur ausgelacht. Man hätte geglaubt, indem die Erfüllung ihrer Verheiſſung über ſo vieler Menſchen und Geſchlechter Leben hinausgeſetzt würde, daß ſie nur dadurch ihre und ihres Meiſters Schande zu bergen ſuchten. Kein Jude ſonderte die andere Zukunft des Meßias ſo weit von der erſten ab, und da die erſte um der andern willen geſchehen ſeyn müßte, ſo war keine Urſache anzugeben, warum das Reich der Herrlichkeit nicht bald ſeinen Anfang nähme. Wenn niemand den erwünſchten Zuſtand erleben ſollte, wer hätte deswegen ſeinen Lebens-Unterhalt und Vermögen weggegeben, und ſich vor der Zeit und umſonſt arm gemacht? Wovon hätten denn die Apoſtel ihren Unterhalt ziehen, und noch ſo vielen Neubekehrten reichlich mittheilen wollen? Es war alſo für die Apoſtel allerdings nöthig, daß ſie die andere Zukunft Chriſti zu dem Reiche der Herrlichkeit aufs zeitlichſte, und wenigſtens auf die Lebzeit der damals vorhandenen Juden verſprächen. Und

da-

dahin gehen demnach die Reden auch würklich, welche ſie Chriſto beylegen, daß er balde und ehe das damalige Geſchlecht der Juden vorbey wäre, wiederkommen wollte. Im XXIV. Capitel Matthäi fragen die Jünger Chriſtum, als er von der Verſtöhrung Jeruſalems und von ſeiner zweyten Zukunft geredet hatte: **Sage uns, wenn wird das geſchehen? und welches wird das Zeichen ſeyn deiner Zukunft, und des Endes der Welt?** Sie meinen durch das Ende der Welt, nach Jüdiſcher Sprache, das Ende der Zeiten vor dem Reiche des Meßias, oder die Aufhebung des jetzigen Reiches der Juden, womit das neue Reich unmittelbar ſollte verknüpft ſeyn. Da legen nun die Evangeliſten und Apoſtel ihrem Meiſter eine ſolche Antwort bey, daß er ſie erſtlich für falſche Chriſtos oder Meßiaſſe gewarnet, welche ſich für ihn ausgeben würden, ehe noch das Ende da wäre. **Bald aber nach der Drangſal derſelbigen Tage,** ſpricht er, **wird die Sonne verfinſtert werden, und der Mond wird ſeinen Schein nicht geben, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte der Himmel werden erſchüttert** werden: das heißt, nach prophetiſcher Schreibart der Hebräer, ſo wird die jetzige Welt, oder die jetzige Verfaſſung der Jüdiſchen Republik ein Ende nehmen: und alsdenn wird erſcheinen das Zeichen des Sohnes des Menſchen im Himmel, und alsdenn werden an die Bruſt ſchlagen alle Geſchlechte auf Erden, und werden ſehen kommen den Sohn des Menſchen auf den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit u. ſ. w. Warlich ich ſage euch, dieſes Geſchlecht wird nicht vergehen, bis daß dieſes alles geſchehe. Von dem Tage aber und von der Stunde weiß niemand. Darum wachet, denn ihr wiſſet nicht, zu welcher Stunde euer Herr kommen wird. Darum auch ihr ſeyd bereit, dann der Sohn des Menſchen wird kommen zu einer Stunde, da ihr nicht meinet. Wenn aber der Sohn des Menſchen kommen wird in ſeiner Herrlichkeit, und alle heilige Engel mit ihm, alsdann wird er ſitzen auf dem Stuhl ſeiner Herrlichkeit, und es werden vor ihm alle Völker verſammlet werden, und er

wird ſie von einander ſcheiden, gleich als ein Hirte die Schaafe von den Böcken ſcheidet. Durch dieſe Reden wird die Zeit der ſichtbaren Wiederkunft Chriſti auf den Wolken des Himmels zu dem Reiche ſeiner Herrlichkeit klar und genau beſtimmet, bald nach den bevorſtehenden Drangſalen der Juden, noch ehe dieſes Geſchlecht, oder die zu Jeſu Zeiten lebende Juden, gänzlich vergangen oder geſtorben wären. Und ob zwar Tag und Stunde niemand vorher wiſſen ſollte, ſo ſollten doch die damals Lebende, und beſonders die Jünger wachſam und bereit ſeyn, weil er kommen würde zu einer Stunde, da ſie es nicht meinten. Daß dieſes der wahre Verſtand der Worte bey dem Evangeliſten ſey, erhellet noch deutlicher aus einer andern Stelle bey eben demſelben. Denn nachdem Jeſus geſagt, er müſſe hingehen nach Jeruſalem, und würde daſelbſt getödtet werden, und wieder auferſtehen, fügt er hinzu: **Dann es wird je geſchehen, daß der Sohn des Menſchen komme in der Herrlichkeit ſeines Vaters, mit ſeinen Engeln, und alsdann wird er einem jeglichen vergelten nach ſeinen Werken,**

k n. Warlich ich ſage euch, es ſind etliche unter denen die hie ſtehen, die den Tod mit nichten ſchmecken werden, bis daß ſie den Sohn des Menſchen kommen ſehen in ſeinem Reich. Klärers kann auf der Welt nichts geſagt werden, das die Zeit der ſichtbaren herrlichen Wiederkunft Chriſti auf einen gewiſſen nicht gar entferneten Zeitlauf feſtſetzte, und in deſſen Schranken einſchlöſſe. Die Perſonen, welche damals um Jeſu auf derſelben Stelle herumſtunden, ſollten noch vor dieſer Zukunft nicht alle geſtorben ſeyn, ſondern etliche davon ſollten ihn noch vor ihrem Tode kommen ſehen in ſeinem Reich.

§. 39.

Allein weil Chriſtus zum Unglück binnen der Zeit, ja in ſo vielen Jahrhunderten nachher, nicht auf den Wolken des Himmels wiederkommen iſt; ſo ſucht man heutiges Tages der offenbaren Falſchheit dieſer Verheiſſung durch eine gekünſtelte aber gar kahle Deutung der Worte zu Hülfe zu kommen. Die Worte, dieſes Geſchlecht wird nicht vergehen, müſſen ſich foltern laſſen, und nunmehro das Jüdiſche Volk, oder

oder die Jüdiſche Nation bedeuten. Damit, ſagt man, könne ja die Verheiſſung beſtehen; das jüdiſche Volk ſey ja noch nicht vergangen: und alſo die Zeit der andern Zukunſt Chriſti noch nicht verſtrichen. Es iſt wahr, man hegt und pflegt die Juden in der Chriſtenheit nur allzu ſehr, daß ja das ſaubre Volk nicht vergehen ſoll. Und es ſcheint, als wenn man ſich die Rechnung macht, daß dieſe Ausflucht noch vielleicht eben ſo viele Jahrhunderte als vorhin nöthig ſeyn dürfte. Aber ſie kann nun und nimmer eine ſichre Zuflucht gewähren. Ich will jetzt nicht ſagen, daß die andere kurz vorher beregte Stelle eben des Evangeliſten Matthäi, oder ſo man will Chriſti eigene Worte, den Verſtand auſſer Streit ſetzen: denn von denen Perſonen, welche auf einer gewiſſen Stelle, um Jeſus, vor ſeinem Leiden herumgeſtanden ſind, kann man doch wohl gewiß nicht ſagen, daß ſie die ganze Jüdiſche Nation in ſo vielen Jahrhunderten nach einander bedeuten: noch auch behaupten, daß etliche davon den Tod noch nicht geſchmeckt hätten, man müßte denn, weil nichts mehr übrig iſt, einen ewigen wandernden Juden erdichten, der von den Zeiten Jeſu an noch le-

be.

be. Ich will jetzo nur aus den angeführten Worten ſelbſt zeigen, daß das Grund-Wort γενεὰ die Bedeutung einer Nation oder Volkes nimmer habe. Das Volk oder die Nation der Juden, wird, ſo wie andere Völker durch die Wörter λαὸς oder ἔθνος ausgedruckt, γενεὰ aber heißt im neuen Teſtament, und allenthalben *Generationem*, oder Leute, die zu einer Zeit zuſammen auf der Welt leben, und hernach durch ihren Abtritt von dieſem Schauplatz einer andern Generation Platz laſſen.

§. 40.

Ein jeder beſinnet ſich ja alſobald des Anfangs von Matthäi Evangelio, daß von Abraham bis auf David gerechnet werden γενεαὶ δεκατέσσαρες, vierzehn Geſchlechte oder Generationen: und wieder vom David bis auf die Babyloniſche Gefängniß γενεαὶ δεκατέσσαρες, vierzehn Generationen: endlich von der Babyloniſchen Gefängniß bis auf Chriſtum γενεαὶ δεκατέσσαρες, vierzehn Generationen: welche auch bey dem Matthäo in dem Geſchlecht-Regiſter alle namhaft gemacht werden. Die andern Generationen nun, auſſer der zu Jeſu Zei-

ten

ten lebender, hieſſen παρωχημέναι, ἕτεραι, ἀρχαῖαι γενεαὶ, vergangene, andere, alte Generationen. Die aber zu Jeſu Zeiten lebte, war die gegenwärtige, αὕτη γενεὰ, dieſe Generation die aber auch zu ihrer Zeit vergehen werde παρέλθῃ. Die damalige Generation beſchreibt Jeſus öfters als böſe, ehebrecheriſch und ungläubig, weil ſie ihn ſowohl als Johannes verläumdet, und ein Zeichen vom Himmel begehret. Er ſagt es würde den Nineviten und der Königin von Saba erträglicher ergehen an jenem Gerichte, als dieſer Generation, welche einen viel größern Propheten als Jonas, einen viel weiſern als Salomon hörten, und doch verachteten. Jeſus rechnet insbeſondere ſeine damaligen Jünger als dieſe Generation, und ſchilt ſie als eine ungläubiſche und verkehrte Generation, daß ſie einen gewiſſen Teufel nicht hatten austreiben können, und frägt: wie lange ſoll ich bey euch ſeyn? Dieſe Bedeutung hat das Wort γενεὰ in allen übrigen Stellen des ganzen Neuen Teſtaments, wie ein jeder ſehen kann, dem beliebig iſt die Fächer der Concordanz durchzuwandern. Und eben den Begriff verknüpfen die ſiebzig Dolmetſcher, die Apocrypha, Philo, Joſephus ja auch die Profan-Scribenten damit. Es iſt auch beſonders

bey

bey den Hebräern nichts anders als das Hebräiſche דור *Dor.* So ſagt Salomon, *Dor holech vedor ba*, γενεὰ πορεύεται καὶ γενεὰ ἔρχεται. **eine Generation vorgehet, die andere kommt.** Moſes ſpricht, Gott hätte die Jſraeliten hin und her ziehen laſſen, in der Wüſten vierzig Jahr, bis daß die ganze Generation vergienge, die übel gethan hatte vor dem Herrn, ἕως ἐξανηλώθη πᾶσα ἡ γενεὰ, οἱ ποιοῦντες τὰ πονηρὰ. Und an einem andern Ort: ἕως οὗ διέπεσε πᾶσα γενεὰ ἀνδρῶν πολεμιστῶν. Wiederum heißt es von denen die zu Joſua Zeiten gelebt hatten, daß **die ganze Generation zu ihren Vätern verſammlet worden**, καὶ πᾶσα ἡ γενεὰ ἐκείνη προσετέθησαν πρὸς τοὺς πατέρας αὐτῶν.

§. 41.

Es iſt demnach unwiedertreiblich, daß in Jeſus Rede bey dem Matthäo αὕτη γενεὰ, dies Geſchlecht, nichts anders heiſſe, als dieſe Generation, oder die Juden welche zu Jeſu Zeiten lebten. Die ſollten nicht vergehen, oder ausſterben, ehe und bevor er würde aus den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit wiederkommen ſeyn zu ſeinem Reich. Da nun unleugbar iſt, daß ſolches nicht geſchehen ſey, ſo iſt es eine kahle Bemäntelung der Falſchheit dieſer Verheiſſung, daß doch das ganze Jüdiſche Volk nicht vergangen, ſondern noch in der Welt ſey. **Dieſe Generation**, die vergehen könnte und würde, iſt ja nicht das ganze Volk mit allen Generationen zu verſchiednen Zeiten. Jeſus und die Juden haben nimmer geglaubt, daß ihr Volk oder Nation vergehen würde; aber daß in dem Volke eine Generation nach der andern vergehen würde, das erkannte Moſes, Joſua, Salomon, und das wußte ein jeder aus der gemeinen Erfahrung der Sterblichkeit. Es lieſſe ſich alſo von einer Generation der Juden ſagen, daß ſie vergehen würde, und alſo lieſſe ſich auch die Zeit einer zukünftigen Begebenheit durch die Schranken des Lebens der gegenwärtigen Generation beſtimmen: aber von dem ganzen Jüdiſchen Volk ſagte kein Jude, daß es vergehen würde; und alſo lieſſe ſich die Zeit einer zukünftigen Begebenheit nicht durch die Vergänglichkeit oder das Ende des ganzen Volkes beſtimmen. Ueberhaupt läſſet ſich ja eine Erfüllung einer verheiſſenen gewiſſen Sache nach ihrer gehoften Würklichkeit nicht durch etwas feſte ſetzen, daß in einem fortdauret, und von Jahrhunderten zu Jahrhunderten bis in Ewigkeit fortgehet. Denn wenn ich einem ſagte: dieſes Waſſer ſoll nicht vergehen bis ich wiederkomme; und ich wäre etwa an der Donau, Elbe, Oder, Rhein, und verſtünde die Ströme in ihrer ganzen Folge des Laufs; würde das nicht vielmehr ſo viel heiſſen, als, ich will in Ewigkeit nicht wiederkommen? Es wäre demnach eine artige Beſtimmung der Wiederkunft Jeſu aus den Wolken des Himmels, wenn die Meynung wäre: das ganze Jüdiſche Volk in allen ſeinen fortwährenden Generationen ſoll nicht vergehen, bis ich wiederkomme. Das hieſſe ja wohl bey einem Juden nichts anders, als, er will wiederkommen, ehe der Jordan verlaufen iſt, ehe die Ewigkeit zu Ende iſt. Es iſt alſo nicht möglich, daß **dieſes Geſchlecht**, oder **dieſe Generation**, in Chriſti Verheiſſung der Zukunft was anders bedeuten könne, als die damals lebende Juden. Und was kann auf der Welt in ſolchem Verſtande und Abſicht klärers geſagt werden, als was Jeſus anderwärts ſpricht: etliche von denen

nen, die hier bey mir ſtehen, werden den Tod nicht ſchmecken, bis daß ſie den Sohn des Menſchen kommen ſehen, in ſein Reich. Die Meynung iſt einerley mit der vorigen Redensart: dieſe Generation wird nicht vergehen. Denn die etliche, welche da bey Jeſu ſtunden, waren gewiſſe Perſonen der damaligen Generation, oder der damals lebenden Juden: und die ſollten den Tod nicht ſchmecken, das iſt, nicht ſterben oder vergehen, bis ſie ihn ſähen aus den Wolken wiederkommen. Aber in ſoferne in der letztern Ausdrückung, die damalige Generation der Juden durch das Leben gewiſſer einzelner nahmhafter Perſonen beſchränket wird, ſo beſtimmt ſie doch die Sache noch etwas genauer und mehr ins beſondere: ſo daß einer gar alle Schaam müßte verlohren haben, wenn er gegen den ſo umſtändlich determinirten Verſtand noch Einwendungen machen wollte. Gewiß, die erſte Zukunft des Meßias iſt bey weiten nicht ſo genau auf eine gewiſſe Zeit im alten Teſtament feſtgeſetzt, als die andere Zukunft im neuen feſtgeſetzt wird. Und ein Jude kann noch weit vernünftigere und billigere Auslegungen und Einwendungen vorſchützen, daß ſein gehoffter Meßias noch gar nicht kommen iſt; als ein Chriſt ſich und das Chriſtenthum retten kann, daß ſein Meßias noch nicht wiederkommen iſt.

§. 42.

Man erkennet durchgehends im Neuen Teſtament, daß alle Jünger Jeſu dieſen Begriff von der verheiſſenen andern Zukunft deſſelben gehabt, und denen neubekehrten beygebracht haben, daß ſie gar bald, und noch bey ihrem Leben geſchehen würde. Die ſämmtlichen Jünger werden von Luca ſo aufgeführt, daß ſie Jeſum nach ſeiner Auferſtehung gefragt: **Herr, wirſt du nicht zu dieſer Zeit das Königreich denen Jſraeliten wieder herſtellen?** Und ſie thun nachmals, in ihren Schriften an die Gläubigen, dieſer Zukunft Jeſu als einer baldigen, gar fleißige Erwehnung, und ermahnen ſie, auf dieſelbe wacker zu ſeyn, und ſich bereit zu machen, als die noch zu ihrer Zeit kommen würde, ja alle Stunde und Augenblick kommen könnte; damit ſie in dem Stande erfunden würden, daß ſie an dem herrlichen Reiche Theil nehmen könnten. Jacobus nimmt daher ſeine Ermunterung zur Geduld. **So**

ſeyd

ſeyd nun geduldig, lieben Brüder, bis auf die Zukunft des Herrn, — — ſo ſeyd auch ihr geduldig, weil die Zukunft des Herrn nahe iſt — — ſiehe der Richter ſtehet vor der Thür. Paulus ſchreibt an ſeine Theſſalonicher, daß etliche unter ihnen zwar entſchlafen wären, ehe Chriſtus wieder gekommen, daß aber dieſe ihm nicht ſpäter in die Wolken würden entgegen geführet werden, als die ſo unter ihnen noch lebten und überblieben wären, wenn Chriſtus erſchiene. Ich will aber nicht, ſpricht er, lieben Brüder, daß euch unbewußt ſey, von denen die entſchlafen ſind, auf daß ihr nicht trauret, wie die andern die keine Hoffnung haben. Dann ſo wir glauben, daß Jeſus geſtorben und auferſtanden iſt: alſo wird Gott auch die, die da entſchlafen ſind durch Jeſum, mit ihm führen. Dann dis ſagen wir euch durch des Herrn Wort, daß wir, die wir leben und überbleiben werden in der Zukunft des Herrn, denen nicht vorkommen werden, die da entſchlafen ſind. Denn er ſelbſt der Herr, wird mit einem Feldgeſchrey, mit einer Stimme des Erz-Engels, und mit der Poſaune Gottes hernieder kommen vom Himmel, und die Todten in Chriſto werden auferſtehen zuerſt. Darnach wir, die wir leben werden und überbleiben ſeyn, werden zugleich mit denſelbigen hingerückt werden in den Wolken, dem Herrn entgegen in der Luft, und werden alſo bey dem Herrn ſeyn allzeit. So tröſtet euch nun mit dieſen Worten unter einander. Von den Zeiten aber und beſtimmten Stunden, lieben Brüder, habt ihr nicht vonnöthen, daß man euch ſchreibe. Denn ihr ſelbſt wißt eigentlich, daß der Tag des Herrn wird kommen wie ein Dieb in der Nacht. Dann, wann ſie werden ſagen, es iſt Friede und alles ſicher, alsdann wird ſie ein ſchnell Verderben überfallen, gleichwie die Kindesweh ein ſchwanger Weib, und werden nicht entfliehen. Ihr aber, lieben Brüder, ſeyd nicht in der Finſterniß, daß euch derſelbe Tag wie ein Dieb ergreife. Eben ſo redet Paulus zu den Corinthern: Siehe, ich ſage euch ein Geheimniß: Wir werden zwar nicht alle entſchlafen, wir werden aber

alle

alle verändert werden. In einem Punkt, in einem Augenblick, mit der letzten Poſaune, dann ſie wird poſaunen, und die Todten werden auferwecket werden unverderblich, und wir werden verändert werden.

§. 43.

War es nun den erſten Chriſten bey ſo klaren Worten Jeſu ſelbſt, und ſeiner Apoſtel, zu verdenken, daß ſie dieſe Zukunft Chriſti in den Wolken alle Tage vermuthen waren, daß ſie auf das herrliche Reich immer hofften, und wenigſtens glaubten, daß einige unter ihnen noch leben würden, wenn es angienge? War es ihnen zu verargen, daß ihnen die Zeit zu lange währte, und die Geduld vergienge, als einer nach dem andern entſchliefe, ohne es zu erleben? Ja darf man ſich wundern, daß endlich Spötter gekommen, und geſagt: **Wo iſt die Verheiſſung ſeiner Zukunft? Dann von dem Tage an da die Väter entſchlafen ſind, bleibt es alles wie es vom Anfang der Schöpfung geweſen iſt.** Paulo muß ja wohl zu Ohren kommen ſeyn, daß die Theſſalonicher, ſowohl durch anderer Lehrer Reden, als aus ſeinem eigenen erſten Briefe an ſie, Chriſti Zukunft ſo nahe ſtellten, daß die Verheiſſung nicht würde zu retten geweſen ſeyn. Darum ſpricht er in ſeinem andern Briefe, mit geheimnißvollen Worten, von einer Abweichung, von einem Menſchen der Sünde, von dem Sohn des Verderbens, dem Gottloſen, der zuvor kommen müſſe; der ſey zwar jetzt ſchon im Werk, aber er werde aufgehalten, und wenn er ſich denn endlich offenbahre, ſo werde ihn der Herr umbringen mit dem Athem ſeines Mundes, und werde ihn abſchaffen durch die Erſcheinung ſeiner Zukunft. Darum bittet er die Theſſalonicher, durch die Zukunft des Herrn, daß ſie ſich weder durch Geiſt noch durch Worte, noch durch Briefe, als von ihm geſchrieben, bewegen lieſſen, als wann der Tag Chriſti vorhanden ſey. Allein dieſe finſtere dilatoriſche Vertröſtung, will doch nicht lange Stich halten. Denn ſoll der Sohn des Verderbens Kayſer Caligula oder ein anderer der folgenden ſeyn, wie viele glauben, ſo wäre er denn doch bald offenbahret worden: warum wäre er denn nicht abgeſchaffet durch die Erſcheinung der Zukunft Chriſti? Soll es aber einer ſeyn der ins andere oder in ſpätere Jahrhunderte fällt, ſo würde nicht erfüllet, was Jeſus ſelbſt ſoll geſagt haben, daß etliche derer, die bey ihm ſtunden, den Tod nicht ſchmecken würden, bis daß ſie den Sohn des Menſchen kommen ſehen in ſein Reich. Es würde nicht erfüllt, was Paulus ſelber an die damaligen Theſſalonicher und Corinther geſchrieben, daß etliche unter ihnen noch nicht entſchlafen ſeyn würden, wenn Chriſtus mit der Poſaune Gottes zu ſeinem Reiche in den Wolken kommen würde. Die Wahrheit iſt, man mag Pauli Worte ziehen auf welche Geſchichte man will, ſo ſchicken ſie ſich in der ganzen Hiſtorie zu keiner einzigen, und man kann faſt nichts anders daraus denken, als daß er ſich, um nur mit Ehren aus der Sache zu kommen, mit Fleiß ins Dunkle verſtecket, damit die Aufhaltung der Zukunft Chriſti nach Belieben immer weiter hinausgeſetzt werden könnte.

§. 44.

Jedoch der gute Paulus verſtehet die Kunſt dilatoriſche Antworten zu geben noch nicht vollkommen. Petrus weiß es viel beſſer. Wiſſet, ſagt er, daß in den letzten Tagen Spötter kommen werden, die nach ihren eigenen Lüſten wandeln werden, und werden ſagen: wo iſt die Verheiſſung ſeiner Zukunft? Dann von dem Tage an, da die Väter entſchlafen ſind, bleibt es alles, wie es vom Anfang der Schöpfung geweſen iſt. Nach einigen Dingen, die dahin gar nicht gehören, antwortet er: Dieſes einige aber ſey euch unverhalten, Geliebte, daß ein Tag bey dem Herrn iſt wie tauſend Jahr, und tauſend Jahr wie ein Tag. Der Herr verzeucht nicht die Verheiſſung, wie es etliche für einen Verzug achten; ſondern er gebrauchet Langmüthigkeit gegen uns. — Es wird aber des Herrn Tag kommen wie ein Dieb in der Nacht ꝛc. Es ſcheinen ſchon damals ſolche Spötter geweſen zu ſeyn, weil Petrus hernach ſeine Gläubige warnet, daß ſie ſich für ſie bewahren, und ſich nicht von ihnen hinreiſſen laſſen ſollten. Wenn alſo auch noch Spötter ſeyn ſollten nach [illegible] Jahren, die da frägen: wo iſt die [illegible] ſeiner Zukunft? ſo hat ihnen

Petrus

Petrus ſchon zum voraus geantwortet, daß ſie nur ein wenig über anderthalb Tage des Herrn über die Gebühr gewartet haben, und daß dieſer Verzug aus Langmüthigkeit entſtanden ſey. Wenn alſo die Zukunft Chriſti ſich noch ein Paar tauſend Jahre verziehet: Petrus hat dem Spötter ſchon begegnet, es iſt falſch gerechnet, es ſind nur ein paar Tage, die Chriſtus zu ihrem Beſten im Himmel gewartet hat, ehe er ſich herabgelaſſen. Aber ich fürchte ſehr, daß dergleichen Antwort den Spöttern am allerwenigſten, und andern vernünftigen, aufrichtigen Menſchen auch keine Genugthuung geben wird. Die Sache muß gewiß ſehr ſchlecht ſtehen, der man nicht anders als durch ſolche Stützen aufhelfen kann. Was ſoll der Spruch aus Pſalm CX. hieher? Chriſtus beſtimmet ſeine zweyte Zukunft vom Himmel, nach der Evangeliſten Bericht, ſo genau, daß noch etliche derjenigen, ſo damals bey Chriſto ſtunden, am Leben ſeyn würden, wenn er aus den Wolken des Himmels wieder käme. Daher es ungereimt ſeyn würde, dieſe Zukunft dadurch ins weite Feld zu ſchieben, daß tauſend Jahre bey Gott ſind wie ein Tag. Denn die Zukunft war ja nicht nach den Tagen

Got-

Gottes, ſondern nach den Tagen des Lebens der Menſchen, nemlich der Umſtehenden, beſtimmet. Es iſt überhaupt ungereimt, der Dauer Gottes Tage zuzuſchreiben, wenn ſie auch hundert tauſend menſchliche Jahre lang wären; ſoll aber dies auf menſchliche Weiſe verſtanden werden, warum macht Petrus denn ein menſchlich Jahr zu tauſend?

§. 45.

Aber es war hie kein anderer Rath, als die genaue Beſtimmung der Zeit in Vergeſſenheit zu bringen, gleich als ob ſie gar nicht aufgezeichnet wäre; und hergegen einen ſo weiten Terminum zu ſetzen, den man bis in Ewigkeit hinausdehnen kann. Denn es müßten 365000 menſchliche Jahre verlaufen, ehe ein göttlich Jahr zum Ende wäre: und dieſer Verzug würde doch für keinen Verzug zu rechnen ſeyn, weil bald die Langmuth, bald andere Eigenſchaft Gottes Urſache wäre, daß man ſeine Vorherſehung, Weiſſagung, und Wahrheit nicht ſo genau unterſuchen dürfte. Unterdeſſen haben die Apoſtel bey der erſten einfältigen Chriſtenheit ſo viel damit gewonnen, daß, nachdem

dem einmal die Gläubigen eingeſchläfert worden, und der eigentliche Terminus ganz verſtrichen war, die folgende Chriſten und Kirchenväter ſich durch eitle Hoffnung bis in alle Ewigkeit hinhalten konnten. Wir leſen, daß der Evangeliſte und Apoſtel Johannes, welcher zu Chriſti Zeiten ganz jung war, und am längſten gelebet hat, ſich noch für denjenigen ausgiebt, der vielleicht Chriſti Zukunft erleben könnte. Er führet Petrum ein, daß er zu Jeſu geſagt: **was ſoll aber dieſer?** (Johannes?) Jeſus habe geantwortet: **ſo ich will, daß er bleibe bis ich komme, was geht es dich an?** Jeſus aber hätte nicht geſagt, daß er nicht ſterben würde, wie hievon die Rede gegangen, ſondern nur, ſo ich will, daß er bliebe bis ich komme, was gehet es dich an? Johannes ſchlieſſet daher auch ſeine Offenbahrung ſo: **Es ſpricht der dieſe Dinge bezeuget: Ja! ich komme bald, amen. Ja, komme, Herr Jeſu!** Die erſten Kirchenväter nach den Apoſteln haben noch immer gehoffet, Chriſtus würde zu ihren Zeiten erſcheinen, und ſein Reich auf Erden anfangen, und ſo iſt es von einem Jahrhundert zum andern gegangen, ſo daß man endlich

lich die unerfüllte Zeit der andern Zukunft Chriſti ganz in Vergeſſenheit gebracht, und die heutigen Theologi über dieſe Materie, weil ſie ihren Abſichten nicht förderlich iſt, hinwiſchen, auch die Zukunft Chriſti aus den Wolken des Himmels auf einen ganz andern Zweck ziehen, als Chriſtus ſelbſt, und die Apoſtel gelehret haben. Wie viel ſind, die heutiges Tages, da man mehr lernet was in den Catechiſmo und den Compendiis Theologiæ, als was in der Bibel ſtehet, daran einmal gedenken, daß die offenbar beſtimmte Zeit der andern Zukunft Jeſu längſt vorbey gegangen ſey, und daß alſo ein Hauptgrund des Chriſtenthums dadurch gänzlich unrichtig befunden werde? Wir ſind nun durch die Länge der Zeit gewöhnet, uns die Zeit nicht mehr lange werden zu laſſen, und die Zukunft Chriſti ſogerne noch tauſend Jahre weiter hinaus zu ſetzen, als man ſonſt gewöhnet iſt, noch gerne einen Tag länger zu warten. Laſſet uns nunmehro nicht über die Juden triumphiren. Hätten ſie gleich ſo viele hundert Jahre über die geſetzte Zeit, auf die erſte Zukunft des Meßias vergeblich gewartet, was haben wir uns zu rühmen, da wir über die noch viel deut-

deutlicher geſetzte Zeit auf die andre Zukunft des Meßias faſt eben ſo lange, von einem tauſend Jahre ins andere warten? Wollen wir ſagen, tauſend Jahre ſind bey Gott wie ein Tag: warum haben ſie weniger Recht, ſolche ſchöne Zeitrechnung für ſich anzuwenden, da David im alten Teſtamente der Lehrmeiſter davon iſt? Wir halten uns an die klaren dürren Worte, dieſe Generation wird nicht vergehen — etliche von denen die hier bey mir ſtehen, werden den Tod nicht ſchmecken, bis ſie ſehen den Sohn des Menſchen kommen in ſein Reich. Und wir glauben nicht, daß irgend eine Verheiſſung in der ganzen Schrift genauer beſtimmet ſey, noch etwas offenbarer durch die That ſelbſt als falſch befunden werden könne.

Die beiden Facta und Sätze, Chriſtus iſt von den Todten auferſtanden: und wird in den Wolken des Himmels binnen geſetzter Zeit wiederkommen zu ſeinem Reiche, ſind auſſer Streit die Grundſäulen, worauf das Chriſtenthum und das neue Syſtema der Apoſtel gebauet iſt. Iſt Chriſtus nicht auferſtanden, ſo iſt unſer Glaube eitel, wie Paulus ſelber ſagt: und iſt oder wird er nicht wiederkommen zur Vergeltung

tung der Gläubigen in ſeinem Reiche, wie uns verſprochen worden, ſo iſt der Glaube eben ſo unnütze als er falſch iſt. Man wird alſo aus der bisherigen Betrachtung wohl erkennen, daß ich nicht auf zufällige Nebendinge, ſondern gerade zu auf das Weſen und die Hauptſache des Chriſtenthums gedrungen habe, da ich ſowohl das alte Syſtema der Apoſtel von einem weltlichen Erlöſer des Iſraelitiſchen Volkes mit Jeſus Abſichten in Lehre und Wandel, nach dem Berichte der Evangeliſten, zuſammen gehalten, und gegründete Urſachen gefunden, zu glauben, daß ſolches allein wahr ſey, und das es bloß wegen fehlgeſchlagener Hoffnung von den Apoſteln verlaſſen worden: hergegen daß das veränderte neue Lehrgebäude der Apoſtel, von einem geiſtlichen Erlöſer des menſchlichen Geſchlechts, auf zweene vorgegebene Facta als Grundſätze aufgeführet worden ſey, davon der vielfältige Widerſpruch der Zeugen und die That ſelbſt offenbar weiſet, daß ſie falſch und erdichtet ſind. Hergegen will ich gerne jeden aufrichtigen Leſer urtheilen laſſen, ob ſie in allen den Büchern, ſo für die Wahrheit der chriſtlichen Religion geſchrieben ſind, etwas

ge-

gefunden haben, das meinen obangeregten Zweifeln nur einigermaßen Genüge thut, oder ſo begegnet, daß ſie ſchon zum voraus beantwortet wären, und von ſelbſt wegfallen müßten. Ich muß nach meiner Erfahrung geſtehen, daß ich ein gut Theil, und zwar die beſten derſelben, ja noch eher als ich zu zweifeln anfing, geleſen; aber daß ich, ſeit dem mir durch eigenes Nachdenken Zweifel aufgeſtoſſen ſind, keinen einzigen derſelben bey obgedachten Schreibern gründlich gehoben, ſehr viele auch nicht einmal berühret gefunden. Wir müßten uns ja doch auf dem Wege einander begegnen, und wenn die Vertheidiger gerade zu gingen auf die Hauptſache; und dieſelbe klar und deutlich erwieſen hätten, ſo würde es nicht fehlen, daß meine vornehmſten und meiſten Zweifel nicht zum voraus entkräftet und vernichtet wären, oder von ſelbſt wegfielen. Ich ſehe aber von dem Gegentheil keine andere Urſache, als daß gedachte Vertheidiger des Chriſtenthums, den rechten Grund gar leiſe überhüpfen, und alle Kräfte ihres Verſtandes und ihrer Redekunſt auf Nebenumſtände wenden, welche zwar dem Chriſtenthum einen Schein geben können, zu-

mal

mal bey Leuten die nichts gründlich zu unterſuchen vermögend ſind, aber die theils an ſich unerweislich befunden worden, theils keinen ſichern Schluß und Beweis von der Wahrheit des Chriſtenthums gewehren.

§. 46.

Vielleicht wird dieſes, was ich ſage, manchem fremde dünken, der bisher Wunder gemeynet, was er für unwidertreibliche Gründe des Chriſtenthums bey ſolchen Schriftſtellern geleſen. Allein ich will mich über das, was ich für weſentliche oder Nebendinge halte, und wie weit dieſe theils an ſich zuverläßig ſind, oder wie weit ſie ſchlieſſen, mit wenigen erklären. Weſentliche Stücke des Chriſtenthums ſind die Glaubensartikul, wegen welcher Verläugnung oder Unwiſſenheit ich aufhören würde ein Chriſt zu ſeyn: und dahin gehören ja wohl hauptſächlich die geiſtliche Erlöſung Chriſti durch ſein Leiden und Sterben: die Auferſtehung vom Tode, als eine Beſtättigung des vollgültigen Leidens: und die Wiederkunft zur Belohnung oder zur Strafe, als eine Frucht und Folge der Erlöſung. Wer demnach dieſe erſten Grund-

ſätze

ſätze beweiſet oder angreifet, der gehet auf das Weſen der Sache. Hergegen ſind Nebendinge in Abſicht auf das Chriſtenthum, die zwar mit dem Chriſtenthum beſtehen können, aber doch keine Glaubensartikul ausmachen, noch mit demſelben ſo genau verknüpft ſind, daß die Glaubensartikul ohne ſolche Dinge unmöglich für ſich beſtehen, und mit ſolchen unmöglich fallen könnten. Dahin rechne ich erſtlich die Wunder, worauf man jedoch gegenſeits inſonderheit dringt. Denn niemand wird behaupten können, daß die Wunder an ſich einen einzigen Glaubensartikul ausmachen. Und geſetzt, die Glaubensartikul führten eine innre Glaubwürdigkeit, Beweis, oder Gewißheit mit ſich, was dürfen wir nach Wundern verlangen, um ſie zu glauben? Demnach will Chriſtus ſelbſt die Wunder in Betrachtung des Glaubens als Nebendinge angeſehen wiſſen, darum ſchilt er die für eine böſe und verkehrte Art, die nicht glauben, wenn ſie nicht Zeichen und Wunder ſehen. Geſetzt die Facta, als die Auferſtehung wäre nur an ſich durch unwiderſprechliche, geprüfte, einſtimmige Zeugniſſe genugſam glaublich gemacht, wie es billig ſeyn ſollte, ſo würde ſie geglaubt werden können, ohne daß man von andern Wundern wüßte. Geſetzt, Chriſtus wäre in der That in den Wolken des Himmels wiederkommen und führte noch ſein Reich auf Erden, wie er nach der Verheiſſung hätte thun ſollen, ſo brauchte es keiner Wunder ſolches zu beweiſen. Setzen wir hergegen, daß obgedachte Facta theils auf verdächtige und ſich ſelbſt widerſprechende Zeugen beruhen, theils offenbarlich nicht geſchehen ſind, oder daß Lehren einen Widerſpruch in ſich halten: ſo können das keine Wunder wieder gut machen. Einmal, weil die Wunder als übernatürliche Begebenheiten für ſich eben ſo ungewiß und unglaublich ſind, und eben ſo viel Unterſuchung bedürfen, als das was ſie beweiſen ſollen: und zum andern, weil darin an ſich nichts enthalten iſt, woraus der Schlußſatz folgte: ergo iſt das und jenes geſchehen: ergo iſt dieſe oder jene Lehre wahr: ergo iſt dis oder das kein Widerſpruch.

§. 47.

Ich ſage einmal, die Wunder an ſich brauchen eben ſo viele Unterſuchung ob ſie wahr ſind, als das was dadurch ſoll bewieſen werden. Wir ha-

haben ſchon bey der Hiſtorie Moſis und folgender Zeiten geſehen, daß es ihren Schreibern keinen Verſtand, Kunſt oder Mühe koſte, Wunder zu machen, und daß es bey dem Leſer noch weniger Verſtand erfordere, ſie zu glauben. Der Schreiber macht alles Vieh Pharaonis dreymal nach einander todt, ſo daß kein einziges überblieben ſey; und alſo ſind immer friſche wieder da in ſeiner reichen Einbildungskraft, daß ſie aufs neue können erſchlagen werden: wo ſie hergekommen ſind, da bekümmert er ſich nicht um. Er giebt denen Iſraeliten hergegen all ihr Vieh mit auf den Weg, daß keine Klaue dahinden bleibt: und dennoch, wenn er Wunder machen will, ſo iſt keins da, ſo leiden ſie alle Augenblick Hunger, und es muß Fleiſch regnen. Er bringt dreißig mal hundert tauſend Menſchen, mit Weibern, Schwangern, Kindern, Säuglingen, mit Alten und Kranken, Lahmen und Blinden, mit Gezelten und Bagage, mit Wagen und Geräthe, mit 300000 Rindern, und 600000 Schaafen in ſtockfinſterer Nacht, in drey Stunden ganz und wohlbehalten über den ausgetrockneten Boden einer See, die wenigſtens eine teutſche Meile muß breit geweſen ſeyn, deren Boden hie von Moos und Schlamm, dort von Sand oder Corallen-Stauden, hie von Klippen, dort von Inſeln unwegſam iſt. Es koſtet ihm weiter kein Bedenken, wie das möglich iſt, genug er denkt und ſchreibt ſie in einer Nachtwache hinüber. Er läſſet um ſeinen ſiegenden Iſraeliten zu leuchten, die Sonne 24 Stunden ſtille ſtehen. Was daraus in der Welt für ein Zuſtand geworden wäre, davon iſt die Frage gar nicht: es koſtet ihm nur ein Wort, ſo ſtehet die Sonne und ganze Maſchine der Welt. Er bläſet und ſchreyet die feſteſten Mauren herum / ob er gleich die verzweifelten eiſernen Wagen weder wegſchreyen kann, noch ſtill ſtehen heiſſen. Er verwandelt die Dinge eins ins andre nach ſeinem Gefallen, Stäbe in Schlangen, Waſſer in Blut, Staub in Läuſe. Er läſſet das Waſſer wider ſein Weſen und Natur aufgethürmet ſtehen ohne Haltung, oder aus einem dürren Fels mit einem Stabe herausſchlagen. Er macht eine Welt, darin die Menſchen durch die Luft fliegen, darin ein Eſel, ein Engel und ein Menſch ein Geſpräch mit einander halten. Mit einem Wort, die ganze Natur ſtehet ihm

zu

zu Gebote, er bildet ſie wie er will, aber auch wie einen Traum, Mährlein und Schlaraffenland, ohne Ordnung, Reguln, Uebereinſtimmung, Wahrheit und Verſtand. So daß der einfältigſte Schreiber fähig iſt, dergleichen Wunder zu machen, und daß man allen Reguln eines geſunden Verſtandes entſagen muß um ſie zu glauben, gleichwie denn die Geſchichtſchreiber ſich ſelbſt verrathen, daß ſie zu denen Zeiten da ſie geſchehen ſeyn ſollen, nimmer bey den Iſraeliten ſelbſt Glauben gefunden.

§. 48.

Die Wunder im Neuen Teſtament, ſind zwar nicht durchgehends ſo gewaltig und abſcheulich, ſondern ſie beſtehen guten Theils in Heilung der Lahmen, Blinden, Tauben, Kranken, Beſeſſenen; aber die Schreiber verwickeln ſich doch auch hin und wieder in offenbaren Widerſpruch, nirgend aber gewehren ſie uns eine Nachricht der Umſtände, und zuverläßige Unterſuchung, daraus man urtheilen könnte, ob das was etwa geſchehen iſt, ein wahres Wunder geweſen. Sie ſchreiben alles nur ſo platt und trocken hin, und ſetzen denn ein Siegel des Glaubens darauf: **Wer glaubet wird ſelig werden, wer aber nicht glaubet der wird verdammet werden.** Jeſus ſelbſt konnte keine Wunder thun, wo die Leute nicht vorher glaubten: und wenn verſtändige Leute nemlich die Gelehrten und Obrigkeiten damaliger Zeit, Wunder von ihm verlangen, die einer Unterſuchung könnten unterworfen werden, ſo fängt er, ſtatt ſolche vor ihren Augen zu thun, an zu ſchelten: ſo daß kein Menſch von dieſer Gattung an ihn glauben konnte. Dreißig bis ſechzig Jahre nach Jeſu Tode kommen erſt Leute, welche dieſe Wunder, als geſchehen in die Welt hinein ſchreiben, in einer Sprache, die ein Jude in Paläſtina nicht verſtand, zu einer Zeit, da die Jüdiſche Nation und Republik in der größten Verwirrung und Unruhe war, und da ſehr wenige, die Jeſum gekannt hatten, mehr lebten. So daß ihnen nichts leichter ſeyn konnte, als Wunder zu machen ſo viel als ihnen beliebte, ohne daß ihre Handſchriften ſo leicht bekannt oder verſtanden, oder widerlegt werden konnten. Denen Bekehrten aber ward es vom Anfang eingeprägt, daß es ein Verdienſt und ſeligmachend Werk

ſey

ſey zu glauben, und ſeine Vernunft gefangen nehmen unter dem Gehorſam des Glaubens; und daher war bey ihnen ſo viel Glaubwilligkeit, als bey ihren Lehrern Pia Fraus, oder Betrug aus guter vorgegebener Abſicht; welches beydes bekanntermaßen bey der erſten chriſtlichen Kirche im höchſten Grad geherrſchet hat. Wiewohl allerdings auch andere Religionen voller Wunder ſind, die aus keinen beſſern Quellen gefloſſen. Das Heidenthum ſelbſt rühmt ſich vieler Wunder, der Türke beruft ſich auf Wunder, keine Religion und Secte iſt arm an Wundern. Und eben dieſes macht auch die Wunder des Chriſtenthums ungewiß: ob die Facta würklich geſchehen, ob die Umſtände dabey ſo beſchaffen geweſen, wie erzehlet wird, ob es auch natürlich, oder durch Kunſtgriffe und Betrügerey, zugegangen, oder ob es ſo von ohngefehr zuſammen getroffen? u. ſ. w. Wer die Sachen und Geſchichte inne hat, wird wohl ſehen, daß ich die Wahrheit ſchreibe: aber ich verlange hier von denen, welche davon kein Erkenntniß haben, noch nicht, daß ſie mir Recht geben. Unterdeſſen habe ich ihnen doch die Zweifel, welche Verſtändigen bey denen Wundern des Neuen

Teſtaments einzufallen pflegen, vorhalten müſſen, daß wenn ſie dieſe Zweifel nicht zu beantworten wiſſen, ſie wenigſtens erkennen, daß Wunder keine ſo gewiſſe Facta ſind, wodurch man die Wahrheit anderer nicht vor ſich glaublicher Factorum oder Lehren beweiſen und in Gewißheit ſetzen könne: Und daß folglich diejenigen, welche das Chriſtenthum auf Wunder bauen wollen, nichts feſtes oder inneres und weſentliches zum Grunde legen.

§. 49.

Es iſt ſchon ein Zeichen, daß eine Lehre oder Geſchichte keine innre Gläubwürdigkeit hat, wenn man ſich um deren Wahrheit zu beweiſen auf Wunder berufen muß. Aber die Wunder halten auch an und vor ſich keinen Grundſatz in ſich, worin nur ein einziger Glaubens-Artikul oder Factum als ein Schlußſatz enthalten wäre. Es folget nicht, ein Prophet hat Wunder gethan; alſo hat er wahr geredet: weil auch falſche Propheten und Zauberer Zeichen und Wunder gethan, und falſche Chriſti ſolche Wunder verrichtet, dadurch auch die Auserwählten konnten verführet werden. Es folget nicht:

Jeſus hat einen Blinden ſehend, einen Lahmen gehend gemacht: ergo iſt Gott dreyeinig in Perſonen, ergo iſt Jeſus wahrer Gott und Menſch. Es folget nicht, Jeſus hat Lazarum vom Tode erwecket, folglich iſt er auch ſelbſt vom Tode auferſtanden. Was brauchen wir von der Hauptſache abgeführet, und auf was äuſſerliches gewieſen zu werden, da wir in der Sache ſelbſt Merkmahle genug haben, wodurch ſich das Wahre vom Falſchen unterſcheiden läſſet? und da dieſe Merkmahle ſich durch tauſend äuſſere Wunder nicht auslöſchen laſſen? Die untrieglichen Merkmahle des Wahren und Falſchen ſind, klare und deutliche Uebereinſtimmung, oder Widerſpruch: welche ſoferne auch bey einer Offenbahrung gelten müſſen, als ſie dieſes mit allen Wahrheiten gemein hat, daß ſie vom Widerſpruch frey ſeyn muß. Und ſo wenig ſich durch Wunder beweiſen läſſet, daß zweymal zwey fünfe machen, oder daß ein Dreyeck vier Winkel habe; ſo wenig kann ein Widerſpruch, der offenbar in den Lehrſätzen und Geſchichten des Chriſtenthums liegt, durch eine Menge von Wundern gehoben werden. Laſſet Jeſum, laſſet die Apoſtel noch ſo viele Blinde und Lahme

geſund

geſund gemacht, und noch ſo viele Legionen Teufel ausgetrieben haben; dadurch heilen ſie den Widerſpruch in ihrem Syſtemate von dem Meßias, und in ihren wider einander laufenden Zeugniſſen von ſeiner Auferſtehung und Wiederkunft nicht: der Widerſpruch iſt ein Teufel und Vater der Lügen, der ſich nicht austreiben läſſet, weder durch Faſten noch Beten, noch Wunder. Laſſet durch dieſe wunderthätige Leute geſchehen ſeyn was da will, ſie können dadurch nicht machen, daß nicht geſchehene Dinge geſchehen ſind, daß Chriſtus in den Wolken des Himmels wiederkommen ſey, ehe alle die vor ſeinem Tode bey ihm ſtunden, den Tod geſchmecket. Kein Wunder beweiſet, daß der Spruch, **aus Egypten hab ich meinen Sohn gerufen,** von Chriſto handle, oder daß es in der Schrift bey irgend einen Propheten ſtehe: **er ſoll Nazarenus heiſſen.**

§. 50.

Was ich von den Wundern geſagt, daß ſie an ſich ungewiß ſind, und daß ſie den Beweis der Wahrheit nicht in ſich halten: eben das muß ich auch von den Prophezeyungen ſagen, worauf die Vertheidiger des Chriſtenthums dringen. Wenn eine Weiſſagung ſollte gewiß ſeyn; ſo fordere ich billig, daß ſie buchſtäblich, klar, deutlich und beſtimmt vorher ſage, was zum voraus kein Menſch wiſſen kann, und daß ſolches hernach auf dieſelbe beſtimmte Zeit eintreffe, aber auch nicht darum eintreffe, weil es vorher geſagt iſt. Wenn aber die vorgegebene Weiſſagung bloß durch allegoriſche Deutung der Sachen und Wörter kann herausgebracht werden: wenn ſie in dunkeln zweydeutigen Worten verfaſſet iſt: wenn die Ausdrückungen nur allgemein, väge und unbeſtimmt lauten: wenn die Sache durch menſchlichen Witz vorher zu ſehen, oder zu muthmaßen war: wenn ſie eben darum geſchiehet, weil ſie vorher geſagt war: oder wenn die Worte eigentlich von ganz was anders reden, und nur durch ein Wortſpiel auf das geweiſſagte gezogen werden: wenn es nach der geſchehenen Sache erſt niedergeſchrieben iſt, daß es vorher geſagt ſey, oder ein prophetiſch Buch oder Stelle für älter ausgegeben als ſie ſind: oder endlich das vorhergeſagte nicht eintrifft: ſo ſind die Prophezeyungen theils ungewiß, theils falſch. Wenn wir nun nach dieſen Kennzeichen eine

eine Unterſuchung der Weiſſagungen Altes Teſtaments, worauf man ſich im neuen beziehet, anſtellen: ſo findet ſich offenbarlich von den meiſten, daß ſie nichtig und falſch ſind. Die klaren ſind nicht eingetroffen, als daß der Meſſias auf dem Stuhl David auf dem Berge Zion ſitzen, und von einem Meere zum andern, ja bis an der Welt Ende regieren ſollte: und was ſonſt von dem weltlichen Reiche des Erlöſers Iſraels geweiſſaget worden. Andere Weiſſagungen ſind mit einem bloßen Wortſpiel herbeygezogen, und reden eigentlich von ganz was anders; davon ich kurz vorher ein Paar Exempel angeführet. Und ich will zu ſeiner Zeit zeigen, daß nicht ein einziger Spruch, den Matthäus z. E. auf die Geſchichte Jeſus deutet, in dem Verſtande, von den Schriftſtellern altes Teſtaments geſchrieben ſey, worin ihn Matthäus anwendet. Andre Stellen altes Teſtaments enthalten Dinge, welche bloß durch eine Allegorie auf Chriſtum gezogen werden, als das Zeichen des Propheten Jonas der drey Tage und drey Nächte im Bauche des Wallfiſches geweſen, und der Spruch: ich will ſein Vater ſeyn, er ſoll mein Sohn ſeyn. So daß auch

unſere

unſere Herrn Theologi in dergleichen Stellen keinen andern Rath wiſſen, als ſich in einen Circul zu begeben, nemlich das neue Teſtament und deſſen Lehre, durch die Weiſſagungen des alten, und daß dieſes im alten Teſtament geſagt oder gemeynet ſey, durch das neue, nemlich durch die Zeugniſſe des heiligen Matthäi, Pauli ꝛc. zu beweiſen. Andere Dinge haben mit Fleiß deswegen von Chriſto geſchehen können, damit erfüllet würde was geſagt iſt, als: ſiehe, dein König kommt — reitend auf einem Eſel und auf einem Füllen der laſtbaren Eſelinn. Mit einem Worte, ich könnte überhaupt ſagen, es iſt keine einzige vorgegebene Weiſſagung worauf man ſich im Neuen Teſtament beziehet, die nicht falſch wäre. Wenn ich aber gelinde reden will, ſo erhellet doch wohl, daß ſie alle ſehr ungewiß und zweifelhaft, und von ſolchen Schreibern, welche ſo mit Worten und Sachen ſpielen, nicht ohne genaue Unterſuchung anzunehmen ſind.

§. 51.

Nun kann man leicht gedenken, wie die Folgerung auf allen Seiten hinket. 1) Indem der Beweis aus Weiſſagungen, welche nicht klärer und deutlicher ſind als die obangeregten im neuen Teſtamente, in einen Circul laufen, und eine Petitionem Principii begehen muß. Der Satz des Chriſtenthums aus Paulo iſt: Jeſus von Nazareth iſt Gottes Sohn. Woher das? Denn es ſtehet geſchrieben. Ich will ſein Vater ſeyn und er ſoll mein Sohn ſeyn: du biſt mein Sohn, heute hab ich dich gezeuget. Aber mich dünkt, jenes rede vom Salomon, dieſes vom David. Ja, wenn das auch wäre, ſo ſtellet es doch unter dem Vorbilde David und Salomons eine weit höhere Perſon vor. Es iſt gut: aber woher kann ich das wiſſen? erklären ſich die Schreiber altes Teſtaments darüber? Das wohl nicht; aber der heilige Apoſtel Paulus, aus Eingeben des heiligen Geiſtes, weiſet uns den höheren Verſtand und das Gegenblid, worauf es zielet. So iſt denn Pauli Lehre wahr, weil ſie Paulus ſaget: und ſo gehet es mit hundert andern Stellen mehr; nemlich überhaupt bey allen, daraus man nichts eher für das Chriſtenthum folgern kann, bis man aus dem Chriſtenthum ſelbſt annimmt, daß ſie einen allegoriſchen Verſtand haben, der auf das Chriſten-

ſten-

ſtenthum ziele. 2) Geſetzt der Verſtand der Stellen Altes Teſtaments ſey an ſich und überhaupt recht getroffen: ſo folget doch noch bey weitem nicht, daß Jeſus von Nazareth damit gemeinet ſey. Geſetzt der Meßias ſollte aus Bethlehem kommen: ſind denn alle die aus Bethlehem entſproſſen ſind, Meßiaſſe? Geſetzt der Meßias ſollte aus Egypten kommen: ſind denn alle die aus Egypten kommen ſind, darum Meßiaſſe? Geſetzt er ſollte in Nazareth wohnen: kann darum einer der ſich in Nazareth aufhält, ſagen, alſo bin ich der Meßias? Ja, wird man ſagen, wenn ſo viele, wenn alle Kennzeichen bey einer Perſon eintreffen: ſo iſt auch die Perſon, und keine andere gemeynet. Allein ich fürchte, wir kommen wieder in den vorigen Circul. Die Schreiber des Neuen Teſtaments haben die Lebens-Umſtände Jeſu, dergleichen ich jetzt etliche erzehlet habe, als wahre Geſchichte, an ihm bemerket. Nun haben ſie einen Meßias aus ihm machen wollen. Darum haben ſie dieſe Lebens-Umſtände als prophezeyet und an Jeſu erfüllet vorgeſtellet: und da ſolche Prophezeyungen die das in der That ſagten, nicht zu finden waren, ſo haben ſie durch ein Wortſpiel, und durch Allegorien bald dieſe, bald jene Stelle des Alten Teſtaments dahin gedrehet: und wenn man denn nicht finden kann, daß das in dem Verſtande geſagt werde und auf den Meßias oder beſonders auf Jeſum ziele: ſo läuft es doch endlich darauf hinaus: wir müſſen es glauben, daß das der Verſtand der Weiſſagungen ſey, weil es die Schreiber des Neuen Teſtamentes uns ſo erklären. Es iſt 3) eine ſchlechte Folgerung: dieſes und jenes iſt von dem Meßias der Juden vorhergeſagt worden: ergo iſt es von Jeſu erfüllet und geſchehen. Das heiſſe ich zweene Sätze zugleich erſchleichen, davon eben die Frage iſt. Ich würde ſo ſchlieſſen: dies und das iſt geſchehen, und vorher geſagt, ergo iſt die Vorherſagung in dem Geſchehenen erfüllet. Es muß nemlich zuvor bewieſen ſeyn, daß dieſes und jenes von einer gewiſſen Perſon geſchehen ſey, und daß ſolche That oder Begebenheit von der Perſon zuvor verkündiget ſey: alsdenn kann man erſt annehmen, daß die Prophezeyung wahr ſey, und daß ſie an der Perſon erfüllet worden. So lehret uns Moſes ſelbſten ſchlieſſen. Wer aber von der Prophezeyung anfängt, und vorausſetzet,

ſetzet, daß ſie habe eintreffen und wahr werden müſſen; wer die Facta nicht erſt beweiſet, daß ſie wirklich geſchehen ſind, ſondern aus der, als wahr angenommenen Prophezeyung erweiſet, der erſchleichet beydes wovon die Frage iſt. Z. E. Laß es ſeyn, daß von dem Meßias vorher geſagt ſey, er würde Wunder thun, Blinde ſehend, Lahme gehend machen; er würde vom Tode wieder aufſtehen: folgt denn darum, daß es wahr prophezeyet ſey?

§. 52.

Ein jeder geübter Leſer wird leicht einſehen, daß ich die häufig erzehlten Wunder der Apoſtel, ihre vorgegebene Ehrlichkeit und Frömmigkeit im Erzählen, in ihren Lehren und Leben, ihren Martyr-Tod den ſie über ihrem Bekenntniß ausgeſtanden, und endlich den ſchleunigen Wachsthum des Chriſtenthums und worauf man den Beweis des Chriſtenthums mehrentheils ankommen läßt, als lauter Nebendinge anſehe, welche die Wahrheit der Hauptſache gar nicht ausmachen. Denn wenn ich auch jetzt unerörtert laſſen will, ob ein jedes dieſer Stücke auch an ſich erweislich und ungezweifelt ſey, oder wie es zugegangen, ſo iſt doch offenbar genug, daß keines von dieſen allen das Weſen der Sache rühre, oder die Zweifel und Anſtöße hebe und gut mache. Viele andere Religionen haben dergleichen zweydeutige Beweisgründe vor ſich; die Folgen die man daraus für die Wahrheit einer Religion ziehen will, ſind nicht bündig; und wo klare Kennzeichen der Falſchheit ſind, da vermögen ſie gar nichts. Tauſend vorgebliche Wunder können mir keinen einzigen klaren Widerſpruch bey der Auferſtehung, der mir vor Augen liegt, heben und gut machen: alle Frömmigkeit und Heiligkeit der Apoſtel kann mir nicht wahr machen, Jeſus ſey, noch ehe die bey ihm ſtehende alle geſtorben, in großer Kraft und Herrlichkeit ſichtbar wieder vom Himmel gekommen und habe ſein herrlich Reich auf Erden aufgerichtet: alle Märtyrer mit aller ihrer ausgeſtandenen unerhörten Quaal beweiſen mir nicht, daß der Spruch: **aus Egypten habe ich meinen Sohn gerufen**, von Jeſus aus Nazareth gemeynet ſey, oder daß der Satz, **er ſoll Nazarenus heiſſen**, in der jetzt vorhandenen Schrift Altes Teſtaments ſtehe: und wenn noch ſo viel Leute zu einer Meynung und Religion getreten ſind; ſo ſehe ich daraus nicht, daß ſie dazu Recht gehabt, und ihre Wahl mit Vernunſt und Ueberlegung getroffen. Da mir alſo durch alle dieſe Dinge in der Hauptſache kein Licht, noch Aufloͤſung meiner Zweifel gegeben werden kann, ſo mag ich auch mich durch deren beſondere Betrachtung von meinem geraden Wege nicht abkehren laſſen; und ich glaube, meine Leſer werden es nicht einmal verlangen, daß ich hier ohne Noth ausſchweifen und meine Gedanken von einem jeden eroͤffnen ſolle, weil alles bey reiferer Betrachtung des vorigen von ſelbſt wegfaͤllt, ſondern ſie werden gar wohl zufrieden ſeyn, wenn ich bloß ſo viel von einem jeden beruͤhre, als mir in meinem Wege begegnen und etwa hinderlich zu ſeyn ſcheinen wird. Jetzt iſt aber Zeit nachzuforſchen, was doch der Juͤnger Jeſu ihre wahre Abſicht, bey Erdichtung ihres neuen Lehrgebaͤudes geweſen, und wie ſie daſſelbe nach und nach ausgefuͤhrt, welches ich aus der Zuſammenhaltung aller Umſtaͤnde gruͤndlich unterſuchen und, ſo weit es will moͤglich ſeyn, ausfindig zu machen ſuchen will.

§. 53.

Die Apoſtel waren anfangs mehrentheils geringe, und ſchlecht bemittelte Leute, die ſich mit Fiſchen oder anderer Handthierung nach Nothdurft nähreten: es ſey nun daß ſie nichts anders als ihr Handwerk gewußt, oder daß ſie nach Art der Juden bey dem Studiren, ein Handwerk daneben getrieben, dazu ſie nur im Fall des Mangels der Nahrung griffen, wie Paulus ein ſolcher Gelehrter war, der bey Nothfällen ſeinen Unterhalt vom Teppichmachen zu ſuchen pflegte. Wie ſie nun ſich entſchloſſen Jeſu nachzufolgen, verlieſſen ſie ihr Handwerk und alles Geräthe gänzlich, und höreten Jeſum lehren, giengen allerwärts mit ihm herum, oder wurden auch von ihm hie und da in die Städte Iſrael ausgeſandt zu verkündigen, daß das Himmelreich nahe herbeykommen wäre; wie denn ihrer zwölfe vor andern ausdrücklich dazu abgeſondert wurden, daß ſie ſollten Bothen des Reichs Gottes werden. Wir brauchen hiebey keiner Schlüſſe und Folgerungen, was damals die Apoſtel bewogen habe, alles zu verlaſſen und Jeſu nachzufolgen, denn die Evangeliſten geben uns die ausdrückliche Nachricht,

daß

daß ſie ſich die Hoffnung gemacht, Jeſus würde als Meßias ein weltlich Reich aufrichten, oder König in Jſrael werden, und ſich auf dem Stuhl Davids ſetzen. Dabey war ihnen von Jeſus ſelbſt die Verheiſſung gegeben, daß ſie auch alsdenn auf zwölf Stühlen ſitzen und die zwölf Geſchlechte Jſrael richten ſollten; ja ſie ſaßen ſchon in ihren Gedanken darauf ſo feſte, daß ſie bereits zum voraus unter einander um die Oberſtelle, und vornehmſte Gewalt nach Jeſu ſtritten, der eine wollte zu ſeiner Rechten der andre zur Linken ſitzen: und ſie wußten Jeſu inzwiſchen ihre Verdienſte gegen ihn anzurechnen, daß ſie alles verlaſſen und ihm nachgefolget wären, frugen alſo, was ihnen davor würde? und wie Jeſus ſie vertröſtet, daß ſo jemand um ſeinetwillen Aecker oder Häuſer oder dergleichen verlaſſen habe, der ſolle es hundertfältig wieder haben: da geben ſie ſich auf künftige Hoffnung zufrieden, und ſind nur nach der Zeit und Stunde begierig, wenn er ſein Reich anfangen würde, und dieſe Erwartung währte ſo lange, bis die Hinrichtung Jeſu ihnen alle dieſe eitle Hoffnung auf einmal darnieder ſchlug, ſie klagen: Wir hofften, er ſollte Jſrael erlöſen! Es

braucht

braucht alſo keines Beweiſes, ſondern iſt aus ihren eignen Nachrichten klar, daß die Apoſtel und alle Jünger Jeſu ſich durch lauter zeitliche Abſichten, nemlich theils der Hoheit und Herrſchſucht, theils reicher Vortheile an Gütern, bewegen laſſen, Jeſu als einem weltlichen Meſſias nachzufolgen; und daß ſie dieſe Hoffnung und Abſicht bey ſeinem Leben nimmer fahren laſſen, ſondern noch nach ſeinem Tode äuſſern. Dieſes muß alſo ein jeder bis dahin nothwendig zugeſtehen, und niemand kann es ohne die größte Unverſchämtheit ableugnen. Nun ändert ſich ſchleunig der Jünger Jeſu Lehrgebäude, ändern ſich darum auch ihre Abſichten? Nein, vielmehr da ſie bloß wegen ihrer fehlgeſchlagenen Hoffnung und Abſichten ein neues Lehrgebäude aufrichten, daran ſie noch kurz nach Jeſus Tode gar nicht dachten, und das offenbar falſch und erdichtet ſcheinet, ſo können wir auch nicht anders denken, als daß ſie bey ihren bisher gehegten Abſichten geblieben, und ſie nur bloß auf eine andere Weiſe, ſo gut es ſich thun laſſen wollte, zur Erfüllung zu bringen geſucht. Wenn wir ihr neues Lehrgebäude noch nicht unterſucht hätten, ob es wahr oder falſch ſey,

ſondern

ſondern nur ihre vorhergehende Gemüthsverfaſſung und Begebenheit wüßten, nemlich daß ſie bisher beſtändig nach weltlicher Hoheit und Vortheilen in einem weltlichen Reiche Jeſu getrachtet, daß ihnen dieſe Abſicht mit dem Tode Jeſu fehl geſchlagen, daß ſie darauf ein neues Lehrgebäude von Jeſu als einem geiſtlichen leidenden Erlöſer aufgebracht, daran ſie vorher nicht gedacht hatten, und daß ſie ſich für Bothen und Lehrer dieſes neuen Evangelii aufwerfen, ſo hätten wir ſchon billig einen Argwohn auf ſie zu werfen, ob ſie nicht dieſes bloß in ihrer vorigen Abſicht vorgäben, weil es viel wahrſcheinlicher iſt, daß ein Menſch aus eben den Hauptabſichten fortfahre zu handeln, darnach er vorhin allezeit unſtreitig gehandelt hat, als daß er dieſelbe fahren laſſen und verändern ſollte. Allein nun ſind wir einen gradern Weg gegangen; wir haben den Grund des neuen Lehrgebäudes an ſich ſchon oben weitläuftig unterſucht, und alles offenbar erdichtet und falſch befunden: und dadurch erhält es alle mögliche Gewißheit in dieſer Art, daß die Apoſtel dabey nichts anders als ihre alte Abſichten, nemlich weltliche Hoheit und Vortheile gehabt.

Denn die wiſſentliche vorſetzliche Erdichtung einer falſchen Begebenheit, kann nicht anders als aus einem vorhergehenden Willen, und aus einem Zweck oder Abſicht die ſchon in dem Gemüthe iſt, entſpringen. Wer mit Fleiß etwas falſches erdichtet, muß eine Abſicht dabey haben, damit er vorher ſchon ſchwanger gegangen, ehe er etwas ausſinnet das ſeine Abſicht befördern ſoll: und je dreiſter und wichtiger dieſe Erdichtung iſt, deſto tiefer muß vorher der Vorſatz in dem Gemüthe eingewurzelt ſeyn, und deſto mehr muß ſie dem Menſchen am Herzen liegen. Da nun der Apoſtel neues Lehrgebäude erdichtet iſt, ſo haben ſie es auch in einer Abſicht, die ſchon vorher in ihrem Gemüthe und Willen war, und damit ſie ſchon lange ſchwanger gegangen, erſonnen. Nun iſt der Apoſtel vorhergängige Abſicht beſtändig und bis an dieſe Erdichtung auf weltliche Hoheit und Vortheile gerichtet geweſen. Folglich hat es alle moraliſche Gewißheit, daß die Apoſtel ihr neues Lehrgebäude aus voriger Abſicht auf weltliche Hoheit und Vortheile erdichtet haben. Wir dürfen auch nicht zweifeln, daß alle Umſtände ihrer Handlungen dieſen Schluß bewahren werden.

§. 54.

Anfangs regierte wohl nach Jeſus Tode bey den Jüngern lauter Angſt und Furcht, daß ſie auch möchten verfolget und zur Strafe gezogen werden, weil ſie Anhänger eines Mannes geweſen, der ſich zum Könige hatte aufwerfen, und das Volk wider den hohen Rath aufwiegeln wollen. Denn ſo kühn ſie geweſen waren mit Jeſu in den Tod zu gehen, und wohl gar mit dem Schwerdt drein zu ſchlagen: ſo feig wurden ſie, als ſie ſahen, daß es mit ſeiner Verveſtung und Hinrichtung ein Ernſt werden wollte: ſie verlieſſen ihn alle und flohen, und Petrus, der ſich noch ſo viel erdreiſtet von ferne zuzuſehen, was aus dem Handel werden wollte, verläugnet ſeinen Meiſter dreymal und mit einem Meyneide, daß er ihn nicht kenne und nichts von ihm wiſſe. Denn die Sache lief ganz wider ihre Abſicht: ihre zwölf Stühle, darauf ſie ſitzen und richten wollten in Jeſu Reiche, waren mit einmal umgeſtoſſen, und ſie verlangten nunmehr weder zu ſeiner Rechten noch zu ſeiner Linken zu ſeyn. Dieſe Furcht währte noch eine Weile nach Jeſus Tode: ſie laſſen die Weiber mit Joſeph und Nicodemus ſein Begräbniß beſchicken, und entfernten ſich auch von der letzten Pflicht: ſie hielten ſich heimlich zuſammen in verſchloſſenen Thüren aus Furcht vor den Juden, und ihre gemeinſchaftliche Noth und Anliegen machte, daß ſie ſtets einmüthig bey einander waren. Es wagt es aber bald einer oder andere auszuſchlüpfen; ſie hören, daß weiter keine gerichtliche Nachfrage nach ihnen geſchiehet: ſie merken, daß die Obrigkeit, nach der Hinrichtung Jeſu, als der Hauptperſon, ſeinen Anhang nicht groß achtet, oder auch für Pilatum nicht weiter gehen kann: ſie ſchöpfen bald Muth, und denken nunmehr nach überſtandener Gefahr auf ihr künftiges Glücke. Was ſollten ſie nun weiter beginnen? Wollten ſie zu ihrer vorigen Handthierung wieder greifen, ſo wartete lauter Dürftigkeit und Beſchimpfung auf ſie. Dürftigkeit; denn ſie hatten alles, und inſonderheit ihr Handwerkszeug, ihre Netze und Schiffe verlaſſen, und waren der Arbeit entwöhnet. Beſchimpfung; weil ſie von ihren hohen Gedan-

ken

ken gewaltig herunter geſetzt waren, und da ſie allenthalben durch Jeſu Nachfolge bekannt worden waren, ſo würde ein jeder mit Fingern auf ſie gewieſen haben, daß aus den vermeynten Richtern Iſraels und nächſten Freunden und Miniſtern des Meßias nun wieder arme Fiſcher und wohl gar Bettler geworden wären. Beides war ihnen nothwendig, als das völlige Gegentheil ihrer beſtändig gehegten Abſichten und Hoffnung, höchſt empfindlich und zuwider. Sie hatten hergegen unter ihrem Meiſter ſchon einen kleinen Vorſchmack gehabt, daß das Lehren Anſehen gäbe und nicht unbelohnet bliebe. Jeſus ſelbſt hatte von ſich nichts. Die alten Nachrichten ſagen, daß er ſich bis an ſein Lehramt mit einem Handwerk genähret. Das legt er aber im 30ſten Jahre bey Seite, er fing an zu lehren. Dieſes verſprach ihm zwar keinen ordentlichen Gehalt (denn das war bey den Juden nicht gebräuchlich) allein darum durfte er nicht darben. Man war mit milden Gaben gegen die Lehrer deſto freygebiger. Wenn er ſich zu Jeruſalem oder in einer andern großen Stadt aufhielte, ſo lud ihn Freund und Feind fleißig zu Gaſte, ſo daß daher auch die Nachrede entſtand, er wäre ein Freſſer und Weinſäufer, und er entſehe ſich nicht auch mit Zöllnern und Sündern zu eſſen; inſonderheit waren viele Marthaen die ſichs recht ſauer werden lieſſen, ihm gute Speiſen zu bereiten. Wenn er auch reiſete, ſo zogen dieſe gutthätigen Weiber als Maria Magdalena, Johanna das Weib Chuſa des Schafners Herodis, und Suſanna, und viele andre mit, die ihm Handreichung thaten von ihrer Haabe, wie Lucas berichtet VIII. 1. bis 3. Man verſorgte ihn alſo nicht allein mit Eſſen ſondern auch mit Gelde, und Judas, der den Beutel trug, war der Caßmeiſter, der hie und da auf den Reiſen wo es ja nöthig war, kaufen, bezahlen, und Rechnung davon thun mußte. Wo nun Jeſus ſpeiſete, da ſpeiſeten die Jünger mit, wo Jeſus reiſete, da zehrten die Jünger aus einem gemeinſchaftlichen Beutel, ſo daß die milden Gaben, die Jeſus bey ſeinem Lehramt bekam, wenigſtens für 13 Perſonen zureichlich waren. Und die Apoſtel waren einmal bey Jeſus Leben, gleichſam als zum Verſuch, daß man bey dieſer Lebensart keinen Mangel haben könne, ſelbandre durch alle

Städte Juda zur Verkündigung des Reichs Gottes ohne Taſche oder Beutel ausgeſandt, und wie ſie nach ihrer Zurückkunft gefragt wurden, ob ſie auch je Mangel gehabt? ſo mußten ſie geſtehen, ſie hätten nie keinen verſpüret. Alſo hatten ſie ſchon einen Vorſchmack, daß das Lehramt, zumahl die Verkündigung des Meßias niemand darben laſſe. So verhielt ſichs auch mit der Ehre und Hoheit. Denn ſie hatten geſehen, daß alles Volk Jeſu wegen ſeiner Lehre nachgelaufen war, ſie waren ſelbſt ſchon einiger maßen in Achtung bey dem Volke, weil ihr Meiſter ſie als geheime Jünger, die mehr als andre zu wiſſen bekämen, von dem Pöbel unterſchieden, ſie hattens ſelbſt erfahren, als ſie das Reich Gottes als Bothen und Geſandten des Meßias verkündiget: überhaupt wußten ſie auch, wie viel damals das Anſehen der Lehrer bey den Juden galt, indem die Phariſäer als die vornehmſten Lehrer ihre Ausſprüche ſtatt der prophetiſchen gelten machten, und das Volk gewöhnet hatten, dieſelbe blindlings anzunehmen. Dieſes Anſehen konnte noch um ſo viel höher ſteigen, wenn einer bey dieſen Zeiten, da ſonſt Prophezeyung und Wunder aufgehöret hatten, ſich den Schein zu geben wußte, als ob er göttliche Offenbarungen bekommen, und Wunder thun konnte: und niemand konnte es höher treiben, als wer ſich der allgemeinen Erwartung eines Meßias zu Nutze machte, deſſen baldige Zukunft lehrte, und die Leute glauben machte, daß er zu deſſen Himmelreiche die Schlüſſel führe. Es iſt in der menſchlichen Natur nicht anders: wer die Leute erſt überreden kann, daß er ihnen den Weg zur höchſten Glückſeligkeit, den andere nicht wiſſen oder davon alle andere ausgeſchloſſen, zeigen, und öfnen, aber auch wieder verſperren kann; der wird eben dadurch Meiſter über alles übrige, was denen Menſchen ſonſt lieb iſt, über ſeine Gedanken, über ſeine Freyheit, über ſeine Ehre und Vermögen: es iſt nunmehr alles andre gegen dieſe große und ſüſſe Hoffnung ein geringes. Wenn wir zum voraus einen Blick in der Apoſtel nachmaliges Betragen thun dürfen, ſo weiſet der Verfolg, daß die Apoſtel wirklich in alle dieſe Wege zum hohen Anſehen getreten ſind, und ſich ſo viel Macht über die Gemeinen als immer möglich herausgenommen; ſie ſchreiben ihnen ſowohl in ihrem Concilio ſämtlich, als jeder beſonders im Nahmen des heiligen Geiſtes vor, nicht allein was ſie glauben, ſondern auch was ſie thun und laſſen, eſſen und trinken ſollen: ſie keiffen, ſie drohen, als aus Macht, ſie thun in den Bann, und übergeben die Leute dem Satan, ſie ſetzen ihnen Biſchöfe, Vorſteher, Aelteſten, ſie nöthigen die Leute alle ihre Haabe zu verkaufen, und das Geld zu ihren (der Apoſtel) Füſſen zu legen, und dann theilen ſie dieſelbe wieder nach Gefallen aus, daß auch die, ſo vorhin die Güter beſeſſen, nunmehro ihrer Gnade leben mußten; geſchweige daß andre ſo nichts gehabt, nunmehro allein auf der Apoſtel mildreiche Hände ſehen: und wo ſie dergleichen Gemeinſchaft der Güter nicht einführen konnten, da wußten ſie die Beyſteuren ſo triftig anzubringen, daß es noch als ein geringes angeſehen ward, daß ſie denen, wodurch ſie der geiſtlichen und himmliſchen Güter theilhaftig worden waren, etwas von ihren leiblichen Gütern mittheilcten.

§. 55.

Die Apoſtel hatten demnach nicht allein aus der vorigen Erfahrung Vorſchmacks genug, daß ſich bey dem Lehramt und bey der Verkündigung vom Reiche des Meßias, auſſer zureichlichen Unterhalt, Ehre, Hoheit und Macht erwerben laſſe; ſondern ſie beſaßen auch, (wie ihre nachmalige Ausführung zeiget) Verſtand genug, ſich alle dieſe Vortheile aufs beſte zu Nutze zu machen. Kein Wunder alſo, daß ſie nach ihrer einmal fehlgeſchlagenen Hoffnung auf die Hoheit und Vortheile im Reiche des Meßias den Muth nicht alſofort ſinken laſſen, ſondern ſich durch eine kühne Erfindung einen neuen Weg dazu bahnen.

§. 56.

Wir haben ſchon bemerkt, daß einige, ob wohl wenigere, der damaligen Juden, eine zwiefache Zukunft des Meßias geglaubt, da er erſt in armſeliger Geſtalt und leidend erſcheinen, nachmals aber bald herrlich und herrſchend in den Wolken des Himmels wiederkommen würde. Dieſes kam denen Apoſteln vortreflich zu ſtatten, und ſie ſahen, daß ſie noch nicht verlohren Spiel hätten. Die Erwartung der Zukunft des Meßias um dieſe Zeit war noch allgemein, und wenn ſie ſich gleich in der Perſon eines Theudas und Judas Galiläus (Apoſtg. V. 36. f.) betrogen hatten, ſo höreten ſie doch

nicht

nicht auf, denſelben in andern und auf eine andere Art zu erwarten; wie auch die nachmalige Geſchichte der Juden weiſet. Die Apoſtel konnten auch vermuthen, daß ein groß Theil derer, die Jeſum als einen Propheten angeſehen, der in Worten und Thaten mächtig geweſen wäre, nunmehro dieſes Lehrgebäude auch ergreifen, und ſein Leiden als einen Theil ſeines Meßias-Amtes, und als eine Folge ſeiner erſten Zukunft betrachten, daher aber auch ſeine andere herrliche vom Himmel deſto eher glauben und erwarten würden. Sie durften auch nicht zweifeln, daß manche der vorigen Anhänger Jeſu aus eben der Furcht für Dürftigkeit und Beſchimpfung, welche die Apoſtel ſelbſt trieb, mit in ihr Schiff treten, und gerne glauben würden, was ſie wünſchten, damit ſie nur nicht möchten geirrt und ſich betrogen haben. In ihren verſchloſſenen Thüren und bey dem gemeinſchaftlichen Anliegen, da ſie noch einmüthig bey einander waren, hatten ſie die beſte Zeit zu überlegen und mit einander zu verabreden, wie ſie dieſe Meynung zu ihrem Vortheil anwenden könnten; und dazu war vor allen Dingen nöthig, den Körper Jeſu bald weg-

wegzuſchaffen, damit ſie vorgeben konnten, er ſey aufgeſtanden und gen Himmel gefahren, um von dannen nächſtens mit großer Kraft und Herrlichkeit wieder zu kommen. Es war ihnen ein leichtes, ſolche Entwendung des Körpers ins Werk zu richten. Er lag in Joſephs Garten in einem daran ſchlieſſenden Felſen begraben, der Herr und der Gärtner litten, daß die Apoſtel bey Tage und bey Nacht das Grab beſuchten: ſie verrathen ſich ſelbſt mit ihrem Geſtändniß, daß jemand den Körper habe heimlich wegtragen können: ſie haben die Beſchuldigung, daß ſie ſolches ſelbſt in der Nacht wirklich gethan, von hoher Obrigkeit leiden müſſen und haben ſich nirgend von ſolcher gemeinen Rede zu retten unterſtanden. Kurz, alle Umſtände geben, ſie haben dieſes Unternehmen in der That ausgeführt, und nachmals zum Grundſtein ihres neuen Lehrgebäudes gelegt. Es ſcheinet wohl aus dem Verfolg, daß ſie damit nicht lange geſäumet, ſondern den Leichnam bald nach vier und zwanzig Stunden, ehe er vollends in die Verweſung getreten, bey Seite geſchaffet haben, und daß ſie, wie dieſes geſchehen und kund worden, als voller Verwunderung

derung, und unwiſſend von irgend einer Auferſtehung, ſich auch mit dahin begeben, und die leere Städte beſchauet. Allein noch war es zu frühe dieſes öffentlich zu ſagen, und zu behaupten. Sie warten damit ganzer funfzig Tage, um hernach, wenn es nicht mehr Zeit wäre, nach dem Körper zu forſchen oder von ihnen zu fordern, daß ſie den auferſtandenen Jeſum öffentlich zeigen ſollten, deſto dreiſter zu ſagen, daß ſie ihn hie und da geſehen, daß er bey ihnen geweſen, mit ihnen geſprochen, und gegeſſen hätte, und endlich von ihnen geſchieden und gen Himmel gefahren ſey, um bald herrlicher wieder zu kommen.

§. 57.

Was konnten ſie ſich aber bey ſolchem Unternehmen für einen Fortgang verſprechen? Allerdings einen guten. Einmal konnte ſie niemand augenſcheinlich einer Falſchheit oder Lügen überführen: das Corpus delicti war nicht vorhanden, und wenn ja einer kommen ſollte der ihn an einem andern Orte anzeigte, ſo waren es nunmehro ſchon 50 Tage nach dem Tode, da alles in die Verweſung getreten ſeyn mußte. Wer konnte ihn jetzt mehr kennen und ſagen: dies iſt Jeſu Körper. Dieſe geraume Zeit ſtellete ſie für eine handgreifliche Ueberführung des Betruges ſicher, und vereitelte alle darauf zu wendende Nachforſchung. Sie half ihnen aber auch dazu, daß ſie ein Haufen erzehlen konnten, wie oft und auf mancherley Art er ihnen inzwiſchen erſchienen ſey, und was er mit ihnen geredet habe, damit ſie als aus Jeſu Reden und Befehl nach dem Tode, alles was ſie ſelbſt für gut funden, lehren und anordnen konnten. Ja wollte nun nach 50 Tagen jemand fragen, wo iſt der auferſtandene Jeſus, zeiget mir ihn: ſo hatten ſie die Antwort bereit, nunmehr iſt er ſchon gen Himmel gefahren. Es kam nur auf ein dreiſtes ſtandhaftes bejahen und bezeugen an, daß ſie Jeſum geſehen, geſprochen, getaſtet, mit ihm gegeſſen und gewandelt hatten, worinnen ſie alle einſtimmig waren; ein ſolch Zeugniß konnte man nach dem Geſetze nicht verwerfen, weil in zweyer oder dreyer Zeugen Munde die Wahrheit beſtehen ſollte, wie vielmehr, wenn es ihrer zwölfe einhellig bezeugten. Die Auferſtehung an ſich ward damals von dem allergrößten Haufen,

nemlich

nemlich den Phariſäern und ganzem Volke geglaubt: es waren vorhin durch die Propheten Leute vom Tode erweckt worden, und folglich mußten ſie die Möglichkeit der Auferſtehung Jeſu nach ihrem eigenen Lehrſatze zugeben. Dieſer wußten ſich die Apoſtel, oder vielmehr Paulus, als der Klügſte unter allen, vor Gericht zur Vertheidigung und Rettung meiſterlich zu bedienen. Denn um die Phariſäer und Sadducäer, welche beyderſeits in den Gerichten ſaßen, an einander zu hetzen, und dadurch zu entwiſchen, ſaget er alsdenn nicht beſonders daß er die Auferſtehung Jeſu behaupte, ſondern er verdrehet die auf ihn gebrachte Beſchuldigung, als ob ſie einen allgemeinen Lehrſatz betreffe. Denn als **Paulus** zu Jeruſalem vor Gerichte war, Apoſtg. XXIII. 6. **und wußte, daß das eine Theil Sadducäer waren, das andere Theil aber Phariſäer, ſchrie er im Rath: ihr Männer, lieben Brüder, ich bin ein Phariſäer und eines Phariſäers Sohn; ich werde für Recht geſtellet von wegen der Hoffnung und Auferſtehung der Todten. Darauf ward ein Aufruhr zwiſchen den Phariſäern und Sadducäern, und die Men-**

ge ſpaltete ſich — und die Schriftgelehrten von der Phariſäer Theil ſtunden auf, ſtritten und ſprachen: wir finden nichts arges an dieſem Menſchen. Hat aber ein Geiſt oder ein Engel mit ihm geredt, ſo laſſet uns nicht wider Gott ſtreiten. Und ſo ſpricht Paulus auch hernach zu Cäſarea vor dem Landpfleger. Apg. XXIV. 20. f. laß dieſe Juden ſelbſt ſagen, ob ſie etwas Unrechts an mir funden haben, als ich für dem Rathe ſtund: es ſey dann bloß, daß ich geſchrieen habe: von wegen der Auferſtehung der Todten werde ich heute von euch für Recht geſtellet. Und ſo macht ers vor dem König Agrippa; und verweiſet es den Juden in deſſen Gegenwart: Apoſtg. XXVI. 8. wie? ſpricht er, wird das für unglaublich bey euch gehalten, daß Gott die Todten auferweckt? Er will ſagen: es iſt ja euer eigen Glaubens-Bekenntniß, daß eine Auferſtehung der Todten ſey: es ſtehen ja in der Schrift Exempel, daß es vielmal wirklich geſchehen. Paulus wußte alſo die Juden recht bey ihren eigenen Lehrſätzen zu faſſen, und wenn er beſonders auf Jeſus Auferſtehung kommt, ſo beruft er ſich auf ſeine Batkol, auf die

die Stimme vom Himmel, die ihm zugerufen: für eine ſolche Batkol hatten ſie damals alle Ehrerbietung, und mußten ſie gelten laſſen: **hat ein Geiſt oder ein Engel mit ihm geredet, ſo laſſet uns nicht wider Gott ſtreiten.** Und ſo wiſſen die Apoſtel mehrmal von himmliſchen Stimmen, von dem heil. Geiſt, Erſcheinungen der Engel, Geſichter, Entzückungen bis in den dritten Himmel und dergleichen zu reden, wenn ſie ihr Vorgeben beweiſen ſollen. Bey Leuten die noch etwa eine Hochachtung für Jeſu Perſon behalten, und von ſeinen vielen Wundern gehöret hatten, ja daß er ſelbſt andere ſollte auferwecket haben, konnte es ſo viel glaublicher ſeyn, daß Jeſus nun ſelbſt von den Todten auferſtanden wäre. Dazu hatten die Apoſtel von ihrem Meiſter gelernet Wunder zu thun, oder wenigſtens wie man es machen müßte um den Schein zu haben, und ſolches unter die Leute zu bringen, und ich habe anderwärts gezeiget, daß es gar keine Kunſt ſey, Wunder zu erzählen oder auch zu machen, wenn ſich viele mit Mund und Hand hierin einander behülflich ſind, und wenn ſie mit einem Volke zu thun haben, das gewohnt und geneigt iſt, Wunder zu glauben. Dieſe Willfährigkeit zu glauben wußten auch die Apoſtel nach Jeſu Exempel vortreflich zu beſtärken, indem ſie den Leuten den Glauben als ein verdienſtlich ſeligmachend Werk anprieſen, und den Unglauben als verdammlich abmahlten. Kam es auf Beweiſe an, ſo hatten ſie alle Handgriffe der allegoriſchen Auslegungskunſt, und alſo Moſen und alle Propheten zu ihren Dienſten, daraus es ihnen nicht ſchwer ward, Jeſum als den verheiſſenen Meßias, ſeine Geburt, ſeine Flucht nach Egypten, ſeinen Aufenthalt zu Nazareth, ſeine Thaten und Wunder, ſeine Kreuzigung, Begräbniß, Auferſtehung, Himmelfarth, andere Zukunft, mit einem Worte alles was ſie wollten, aus allen Stellen erweislich zu machen. Man achtete damals dieſe Phariſäiſche Vernunftkunſt für den größten Witz, für die gründlichſte Gelehrſamkeit, und für unwidertreiblich. Und wo ja endlich etwas an Ueberzeugung mangelte, da konnten ſie die Gemüther durch die Hofnung reicher Belohnungen bey der baldigen Wiederkunft Jeſu zu ſeinem herrlichen Reiche geneigt machen zu glauben. Denn dieſes Reich des Meßias ſollte nach der Meynung der damaligen Juden, und

der

der erſten Chriſten, kein unſichtbares Reich im Himmel von bloß geiſtlichen Gütern ſeyn, denn das hätte vielleicht weniger Eindruck gehabt, ſondern ein ſichtbares tauſendjähriges Reich auf Erden ſeyn, darin man äſſe und trinke und lebte, wie vorhin, nur alles aufs herrlichſte und in dem größten Ueberfluß und Luſt, mit Unterdrückung und Beherrſchung aller Feinde. Das rühret die Sinne, und durch ſolche ſüße Vorſtellungen läſſet ſich die Begierde der Menſchen, und dadurch auch der Verſtand blenden, daß ſie in der lebhafteſten Hoffnung des künftigen Ueberfluſſes der Güter und Glückſeligkeit, alle Unterſuchung der Wahrheit, ja ſelbſt die gegenwärtigen Vortheile verſäumen und verachten. Hiedurch funden ſie alſo auch Gelegenheit manche zu bereden, daß ſie auf die künftige überſchwengliche Belohnung alle ihr Haab und Güter zum gemeinen Gebrauche hergaben: das war eine Heylands-Caſſe, darin ſich ein jeder mit ſeinem wenigen Vermögen Actien des bald zu erwartenden Himmelreichs zu kaufen, bemühet war, und die Vertheilung dieſer Güter zu Allmoſen, ſetzte die Apoſtel in den Stand, nicht nur ſelbſt ihre Dürftigkeit in Ueber-

Ueberfluß zu verwandeln, ſondern auch tauſende von Armen zu dem gegenwärtigen Genuß dieſer nothdürftigen, und ſo dann künftig der reichſten überſchwenglichſten Güter herbey zu locken.

§. 58.

Da der Erfolg weiſet, daß die Apoſtel dieſe Mittel zu ihrem Vorhaben wirklich angewandt, und daß dieſelbe gut angeſchlagen ſind, und da gezeiget iſt, woher ſie ſich bey damaligen Zeiten die Rechnung machen können, damit durchzukommen, ſo kann auch faſt kein Zweifel ſeyn, daß ſie ſolche Mittel zu ihren Abſichten vorausgeſehen, beliebt, und in den Tagen, da ſie ſo einmüthig bey einander waren, mit einander verabredet haben. Allein mußten ſie ſich nicht auch die Hinderniſſe vorſtellen, welche ihnen die Sache ſchwer machen würden? Das iſt allerdings wohl zu vermuthen. Jedoch wer die Umſtände des Jüdiſchen Volkes kennet, wird wohl einſehen, daß dieſelben ihnen ſo unüberwindlich nicht haben ſcheinen können, daß ſie nicht mit ſtandhaftem Muthe damit durchdringen ſollten. Sie verkündigten vors erſte bloß die Auf-

erſte-

erſtehung Jeſu von den Todten, eine Sache, die den Römern bloß belachenswürdig ſchiene, und in ihre Herrſchaft über die Juden keinen Einfluß hatte: die aber den Phariſäiſchen Juden nicht irrglaublich oder ganz unglaublich dünken konnte, wenigſtens nicht zu widerlegen war, weil das Gegentheil, nachdem der todte Leichnam nun ſchon über 40 Tage bey Seite geſchaffet war, unmöglich auf eine handgreifliche Art konnte dargethan werden; und hergegen das Factum auf eine mehr als geſetzmäßige Art, das iſt, durch mehr als zwey oder drey Zeugen beſtätiget ward. Denn für ein ordentliches genaues Zeugen-Verhör durften ſie nicht bange ſeyn, da man eine eydliche Ausſage jedes Zeugen beſonders auf vorgelegte Fragen zu Papiere nimmt, und hernach alle zuſammenhält, ob ſie ſich auch einander, oder auch einer ſich ſelbſt, und denen Umſtänden der Sache widerſpreche. Nein, alles ward damals ſelbſt in Römiſchen Gerichten, geſchweige denn bey den Juden, ſehr tumultuariſch und obenhin vorgenommen; und man verſtand die Kunſt noch nicht, dem Betruge und Irrthum in Dingen die geſchehen ſeyn ſollen, durch eine vernunftmäßige

mäßige Prüfung zu begegnen. Die Geſchichte des Neuen Teſtaments und der Apoſtel weiſet ſolches genugſam, ſo oft jemand vor Gerichte geſtanden. Wenn ſie ſich denn auch ja von der andern herrlichen Zukunft Jeſu aus den Wolken des Himmels zu ſeinem Reiche etwas verlauten laſſen, ſo mußte doch ſolches gleichfalls von Römern und Juden als ein eitler Traum und nichtiges Vorgeben, das die Zeit ſelbſt widerlegen würde, verachtet werden. Und was konnte ihnen allenfalls die Jüdiſche Obrigkeit anhaben? Das Halsgerichte hatte ſie nicht mehr, ſie durfte niemand tödten, das gehörte für den Römiſchen Landpfleger. Die Geiſſelung konnte ihnen zuerkannt werden, oder man konnte ſie aus der Synagoge weiſen und in den Bann thun. Das war es alles. Darauf aber hatten ſie es hingeſetzt, und nun ihr Meiſter in ſeiner Kreuzigung den ſchmäligſten Tod erdulden müſſen, ſo machten ſie ſich aus dieſer geringeren Schande, eine Ehre; und blieſen dieſen Martyr-Geiſt auch denen ein, welche ſich zum Chriſtenthum bekannten. Jedoch, wie geſagt, die Jüdiſche Obrigkeit konnte ihnen nichts ſonderliches anhaben. Ihr Anſehen war

ganz

ganz herunter, und die öffentliche Zucht in der größten Verwirrung. Man kann solches aus ein paar Begebenheiten abnehmen, die uns in der Apoſtel ihren Geſchichten aufgezeichnet ſind. Denn als Paulus vor dem hohen Rath geſtellet ward (Apoſtg. XXIII. 2. f.) und anfing ſich zu verantworten, hieß ihn der Hoheprieſter Ananias aufs Maul ſchlagen, vermutlich weil er ohne Erlaubniß geredet, das einem Beklagten nicht geziemet, und weil er auf vorhergehendes Verbot dennoch nicht ſchweigen wollen. Paulus aber erdreiſtet ſich den Hohenprieſter zu ſchelten und zu fluchen. Gott, ſprach er, **wird dich ſchlagen, du übertünchte Wand; ſitzeſt du und richteſt mich nach dem Geſetz, und heiſſeſt mich ſchlagen wider das Geſetz?** Was konnte verwegner ſeyn gegen den vornehmſten Richter im hohen Rath? Nun ward er zwar darüber zur Rede geſtellet; allein weiter wiederfuhr ihm nichts. Seine Entſchuldigung würde ihm wohl nicht gerettet haben, nemlich daß er nicht gewußt, daß es der Hohepriester ſey. **Denn es ſtehet geſchrieben, einem Obriſten deines Volks ſollt du nicht fluchen.** Die Antwort war ſehr kahl, der Hohepriester konnte ihm

ihm ja ſo unbekannt nicht ſeyn; und wenn er ihn ja nicht gekannt hätte, ſo mußte er ihn doch für einen Rathsherrn anſehen, der im hohen Rathe beſonders was zu ſagen hätte, und der folglich ſeine Obrigkeit und hier ſein Richter wäre: war es ihm denn erlaubt, auſſer den Hohenprieſter ſonſt einen jedweden in dieſem Gerichte zu fluchen? Er ſagt ja ſelbſt, es ſtehe geſchrieben: dem Obriſten deines Volks ſollt du nicht fluchen: war denn nicht ein jeder Richter und Mitglied des Raths ein Obriſter im Jüdiſchen Volk? ſchlägt ſich denn Paulus nicht mit ſeinen eigenen Worten? Allein, wie geſagt, ſeine Entſchuldigung machte ihn nicht frey, ſondern die Schwäche des Jüdiſchen Synedrii, und das geringe Anſehen aller Obrigkeitlichen Perſonen, die bey der Römiſchen Herrſchaft ein paar Scheltworte ſo genau nicht nehmen durften. Dieſes Schwache wußte Paulus ſo gut, als ihre innerliche Uneinigkeit und Zänkereyen, da der Rath aus Phariſäern und Sadducäern beſtand, und alſo die Richter oft verſchiedener Meynung waren, und in Partheyen riſſen, die gegen ſich ſelber angiengen, und die Beklagten fahren lieſſen. Weil alſo

Paulus wußte daß die Sadducäer die Auferſtehung läugneten, die Phariſäer aber behaupteten, ſo ſpielt er nur das divide, er ſchlägt ſich zu der Phariſäiſchen Parthey: er ſpricht, ich bin ein Phariſäer und eines Phariſäers Sohn, ich werde angeklagt um der Hoffnung der Auferſtehung willen: gleich entſtehet unter den Richtern ſelbſt Lermen und Streit: die Phariſäer nehmen ſich ſeiner an, ſie erklären ihn und ſeine Sache für unſchuldig, und dadurch ward der Ausſpruch wider Paulum vereitelt. Paulus ſpottet alſo nur der ohnmächtigen Jüdiſchen Gerichte, und iſt gewiß daß die ihm nichts ſonderliches anhaben konnten. Wenn aber dergleichen Religionshändel für die Römiſchen Gerichte gezogen wurden, ſo fiel allemal der Ausſpruch für die Beklagten: die Römer ſahen es entweder für unnütze Zänkereyen an, da ſie über ihre innere Secten und Ketzer nicht richten konnten und wollten; oder wie man aus vielen Anzeigen ſchlieſſen muß, ſie nährten auch den inneren Zwieſpalt unter den Juden, und ſuchten die Macht und das Anſehen der Jüdiſchen Obrigkeit immer weiter herunter zu ſetzen; damit ſie deſto beſſere Gelegenheit hätten, das Volk einſt vollends unter ihr Joch zu bringen, wie auch bald hernach geſchehen iſt.

§. 59.

So war auch damals die bürgerliche Zucht unter den Juden ſehr ſchlecht, und ein jeder konnte faſt ungeſtraft thun was er wollte. Ich will eben jetzo nicht darauf dringen, daß es den Apoſteln frey ausgieng, daß ſie eine Gemeinſchaft der Güther einführeten, obwohl dieſes allerdings den Wohl eines Staats höchſt nachtheilig iſt. Denn die bemittelten Bürger werden dem Staat dadurch entzogen, daß ſie alle ihr Haab und Guth, Aecker und Häuſer verkaufen, und alles daraus gelöſte Geld in die gemeinſchaftliche Caſſe ihrer Secte legen. Sie werden alſo arm, und können künftig auf keine Weiſe die allgemeine Laſten tragen helfen, noch den Wachsthum des Staats durch Gewerbe oder Handlung ferner befördern helfen. Hergegen werden Privatperſonen Meiſter und Beſitzer von ſo vieler wohlhabenden Bürger Gelde, daran das allgemeine Weſen und die Schatzkammer einen gerechten Antheil und Anſpruch hatte: und dieſe Leute ſind dadurch im Stande Tau-

Tauſend andere Bürger an ſich zu ziehen, die nun auf ihre milde Hand ſehen, und ihrer Wohlthäter und Führer Wink und Willen folgen müſſen, und die mithin der Bothmäßigkeit und dem Gehorſam der Obrigkeit geraubt, und wohl gar entgegen geſtellet werden. Allein, wie geſagt, ich will dieſe Stöhrung ſolcher Beeinträchtigung des öffentlichen Vortheils von der verworrenen Jüdiſchen Policey nicht fordern. So hatten denn doch die Apoſtel freye Hände ſich dieſer öffentlichen Fahrläßigkeit und Verwirrung zu bedienen, und mitten im Staat einen andern Staat aufzurichten, darin die Religion und Meynung, die Haab und Güther, und deren Vertheilung, und ſodann auch das Thun und Laſſen ihrer Anhänger, nicht mehr von der Obrigkeit, ſondern von ihrem der Apoſtel Wink und Willen abhing, und gegen Obrigkeitlich Gebot oder Verbot gebrauchet ward, unter dem Vorwand, man müſſe Gott mehr gehorchen als den Menſchen. Allein dieſes iſt doch dabey am meiſten zu verwundern, daß gleich anfangs bey dieſer Stiftung zween Menſchen in der Apoſtel ihrem Gemach ſchleunig nach einander ums Leben

kamen,

kamen, und todt von ihnen hinausgetragen wurden, und daß keine Obrigkeitliche Nachfrage und Unterſuchung geſchiehet, wie und auf was Weiſe die beyden Leute ums Leben kommen, da doch die Begebenheit nothwendig ziemlichen Verdacht erwecken mußte. Apoſtg. V. 1. u. f. Ananias und ſein Weib Sapphira werden mit einander eins, daß ſie auch eine Actie in dieſer Heylands-Caſſe nehmen wollen. Sie entſchlieſſen ſich alſo mit Vorwiſſen der Apoſtel, ihren Acker, nach dem Exempel anderer, zu verkaufen. Das war ſchon an ſich eine Sache die wider Moſis Geſetz und Stiftung lief, und dadurch die Apoſtel die ganze Verfaſſung der Jüdiſchen Policey über einen Haufen wurfen, indem nach Moſis Ordnung ein jeder bey ſeinem väterlichen Erbguth bleiben ſollte. Allein die Leute mußten ja wohl an andern geſehen haben, daß ihnen, wenn ſie ſich einmal ihres Vermögens entäuſſert, die Nothdurft etwas ſparſam gereichet werden würde: daher bereden ſie ſich, daß ſie nicht den ganzen Werth ihres väterlichen Erbtheils dran wenden, ſondern etwas für ſich zurück behalten wollen, um hernach nicht andern alles aus den Händen zu ſehen.

Nun

Nun brauchte es ja wohl keines heiligen Geiſtes, der Petro das ſagte, wie viel Geld ſie aus dem Acker gelöſet hätten, er hatte den Preis gehöret, er frägt oder zehlet nach, wie viel Ananias hier bringe; und da er merket, daß etwas daran mangele, iſt er nicht zufrieden, er will alles haben, er ſtellet ihn zur Rede, giebt ſich ein Anſehen, als ob ihm etwas vorlügen einerley ſey, als Gott oder dem heiligen Geiſt etwas vorlügen: kurz, der Mann fällt (Gott weiß auf was Art) todt zur Erde nieder. Es werden Leute hereingerufen, die ihn aufheben, gleich wegtragen und begraben müſſen, und in drey Stunden iſt die ganze Handlung vorbey. Die Frau Sapphira kommt mittlerweile auch vor die Apoſtel, ſie wird auch gefragt ob nicht mehr aus dem Acker gelöſet ſey? als ſie läugnet ein mehres bekommen zu haben, geht es ihr eben ſo: man trägt ſie auch alſofort todt hinaus und begräbt ſie bey ihrem Manne. Ich will keine Frage anſtellen, wo das Geld geblieben, welches zu der Apoſtel Füßen gelegt war, ob es gleich nicht alles ihr Vermögen geweſen: denn es ſcheinet wohl, daß die Apoſtel dieſes, ungeachtet daß die Leute ſelbſt nichts dafür genieſſen konnten, denen Erben nicht wieder gegeben, ſondern dennoch alles als eine gute Preiſe erkläret, und behalten haben; aber iſt es möglich in einer Stadt oder Staat, da noch einige Ordnung gilt, daß zwo bekannte Leute, Mann und Frau, gähling an einem Tage in einem Zimmer umkommen, innerhalb ein paar Stunden bey Seite geſchafft und begraben werden, ohne daß einige Nachfrage geſchiehet, auf was Weiſe ſie ums Leben gekommen ſind? Konnte dieſes ohne Ahndung, ohne Inhaftirung der Gegenwärtigen, ohne peinliche Unterſuchung geſchehen? Was haben die Apoſtel in einem ſo zerrütteten Zuſtande nicht unternehmen und wagen können?

§. 60.

Hieraus erhellet zur Gnüge, daß die Apoſtel bey ihrem Unternehmen ſich nicht ſonderliche Schwierigkeiten vorzuſtellen und zu befahren Urſache hatten. Laßt uns alſo ſehen, wie ſie wirklich zum Werke ſchreiten. Nachdem alles einmüthig zwiſchen den Vornehmſten verabredet war, ſo wurden die übrigen vornehmſten Anhänger Jeſu, ohngefehr 120 an der Zahl, (Apoſtelg.

ſtelg. II. 1. u. f.) deren ein Theil vielleicht ehrlicher Weiſe glaubten daß Jeſus erſtanden und von den andern wirklich geſehen ſey, verſammlet; es ward ſtatt des Judas ein neuer Apoſtel geweihet, endlich geſchahe den funfzigſten Tag nach Oſtern oder den Pfingſttag, (Apoſtg. II. 1. u. f.) der erſte öffentliche Ausbruch ihres Vorhabens mit einem Wunder, darin viererley merkwürdig iſt, 1) ein Brauſen und Getöſe als eines ſtarken Windes, daß von oben in das Haus zu fahren und das ganze Haus zu erfüllen ſchien, 2) ſahe man an den Apoſteln die Zungen zertheilet als die Zungen des Feuers ſcheinen 3) und er (ich glaube der Wind) ſatzte ſich auf einen jeglichen unter ihnen 4) redeten die Apoſtel ein jeder mit fremden Sprachen, ſo daß die Auswärtigen, Parther, Meder, Elamiter, Meſopotamier, Juden, Cappadocier, Ponter, Aſier, Phrygier, Pamphylier, Aegyptier, Libyer, Cyrener, Römer, fremde Juden, Creter und Araber, ein jeglicher die Apoſtel in ihrer Sprache reden und Gott preiſen höreten. Darauf werden alle Zuhörer beſtürzt, was doch daraus werden wolle: andere ſpotten, ſie müßten ſich berauſcht haben, bis Petrus aufſtehet und einen

Beweis führet aus dem Joel, daß dieſes Wunder in den letzten Tagen habe geſchehen ſollen, und aus des Davids Pſalmen, daß Jeſus habe ſollen auferſtehen, weil David ſpricht, du wirſt nicht zugeben, daß dein Heiliger verweſe. Darauf hatten ſie willig den Glauben angenommen ſich taufen laſſen, und denſelben Tag waren bey dreytauſend bekehret worden. Warum aber ſollte wohl Gott, in der Abſicht Jeſus Auferſtehung erweislich und glaublich zu machen, erſtlich Jeſum nach ſeiner Auferſtehung keinem Menſchen auſſer den Apoſteln zeigen, hernach aber wenn er nicht mehr vorhanden wäre, die Auferſtehung durch ein Wunder der Apoſtel beweiſen? Wäre nicht ſeine Auferſtehung ohne Wunder ganz natürlich mit allgemeinem Beyfall geglaubt worden, wenn Gott ihn nach ſeiner Creuzigung und Begräbniß wieder lebendig im Tempel vor dem Synedrio und allem Volke hätte ſehen und taſten laſſen? Dieſes natürliche leichte und kräftige Mittel zum Zweck aber nicht wählen, und hernach ein unnatürliches, unbegreifliches, wenig fruchtendes gebrauchen, iſt Gottes Weisheit nicht gemäß. Wunder, die ſo angebracht werden, ſind überaus verdächtig. Menſchen die das mit Wundern erklären wollen, was ſie hätten augenſcheinlich und handgreiflich darthun können und ſollen, wenn ſie eine wahre Sache hätten; die ſuchen ganz unfehlbar die Leichtgläubigkeit unverſtändiger Leute zu berücken, welche ſich am beſten durch das unbegreifliche fangen laſſen. Wenn ſie damals geſchwiegen als es hieß, daß Jeſus noch lebendig auf der Erden war, ſo laß ſie nun nachhero mit noch ſo viel Wundern ſpucken, und dabey ſagen, Chriſtus iſt hie oder da geweſen, er iſt bey uns in der Cammer geweſen, er iſt am Galiläiſchen Meer geweſen. Die Vernunft ſagt, ihr ſollt es nicht glauben. Allein laßt uns das vorgegebene Wunder ſelbſt ein wenig genauer betrachten. Ich weiß nicht, ob Lucas der dieſes erzehlt, dabey geweſen, als alles dieſes geſchehen ſeyn ſoll; wenigſtens wird ein vernünftiger Leſer wünſchen, daß ihm alles verſtändlicher gemacht wäre, wie es zugegangen und möglich geweſen. Bey dem Getöſe ſo das Haus erfüllet, will ich mich zwar nicht aufhalten, wie leicht iſt nicht ein Getöſe gemacht? aber wer kann begreifen, was Lucas damit ſagen wolle, die Zungen wären an den Apoſteln zer-

zertheilet geſehen worden, wie des Feuers Zungen ſind. Es iſt ja wohl das Wort Zunge, nicht wie ſonſt von der Sprache zu verſtehen, weil man die Sprache nicht ſehen kann, und weil alsdenn die Beſchreibung dieſer zertheilten Zungen, wie des Feuers ſpitzige Flammen in Geſtalt einer Zunge ſchieſſen, alsdenn keinen Statt fünde. Sind es denn der Apoſtel eigene Zungen geweſen, die ſie zum Halſe herausgeſchoſſen, und die durch das geſchwinde Herausſchieſſen zertheilet gelaſſen, wie der Schlangen Zunge, und die etwa in dieſem Hervorſchieſſen feurig ausgeſehen? oder ſind es fremde Zungen geweſen, die oder deren Bild und Geſtalt man an ihnen geſehen? und wo hat man ſie geſehen? über ihren Kopf, wie es gemeiniglich gemahlt wird, oder als Flammen aus ihrem Mund ſchieſſen, welches glaublicher die Meynung iſt? und wer iſt der, ſo ſich auf einen jeglichen geſetzt? der Wind? denn ſonſt iſt vorher nichts genannt. Es ſcheint die ganze Beſchreibung nicht ſowohl einer Geſchichte als einem prophetiſchen Geſichte zu gleichen, welches die Einblaſung der fremden Sprachen von dem H. Geiſt vorſtellen ſoll. Der brauſende Wind

ſtellet

ſtellet den Heil. Geiſt vor, der bläſet in die Apoſtel, und bläſet in ihnen ein Feuer auf, das mit verſchiedenen Zungen aus ihnen hervorſchieſſet, die Gabe der verſchiedenen fremden Sprachen auszubreiten. Das iſt ein gut Gemählde und Geſichte in der Einbildungskraft eines prophetiſchen Schreibers, aber mit einer wirklichen Geſchichte, die man mit Augen ſehen kann, will es ſich auf keine Weiſe reimen. Und warum ſollen etliche der Gegenwärtigen noch ihren Spott damit getrieben, und die Apoſtel für beſoffen gehalten haben, wenn ſie ſolche Wunderdinge an den Apoſteln klar vor Augen geſehen hätten? Das widerſpricht ſich. Der Menſchen Spötterey mag ſo weit gehen wie ſie will, ſo würde doch eine ſolche augenſcheinliche übernatürliche Begebenheit eine allgemeine Beſtürzung und Entſetzen, und keine Spötterey veranlaſſet haben. Denn die Spötterey höret bald auf, wenn man etwas klar vor Augen ſiehet, und nicht vor Gaukeley und Blendwerk halten kann. Dieſes erſte Wunder ſcheinet alſo bloß von Lucas mit einer ganz undeutlichen Einbildungskraft, und weniger Uebereilung dazu gedichtet zu ſeyn. Allein ſelbſt eben dieſe Spötterey ſo vieler Hörer und Zuſchauer beweiſet uns auch genugſam, daß das, ſo wirklich geſchehen ſeyn mag, einer bloſſen Gaukeley und Blendwerk ähnlich geſehen. Denn warum treiben ſie einen Spott damit, und ſagen daß ſie voll ſüſſes Weins ſeyn müßten. Wenn wir ſehen, daß die Apoſtel einer nach dem andern ordentlich, deutlich und vernehmlich geredet was ſie geredet, und daß ſie ſich dabey als vernünftige, ſittſame und nüchterne Menſchen geberdet, ſo hat dieſe Spötterey gar keine Statt. Wir müſſen demnach nothwendig daraus ſchlieſſen, daß ſie ſich dem äuſſerlichen Anſehen nach als Beſoffene betragen: das iſt, daß ſie ein durchs andere geſchrien, wie es eine betrunkene Geſellſchaft zu machen pflegt, und daß ſie dabey ganz ausſchweifende Geberden gemacht, wie gleichfalls Betrunkene zu thun pflegen. Man ſiehet alſo leicht daraus, daß die Apoſtel eine prophetiſche Begeiſterung angenommen haben, wobey ſich die Menſchen ſo verſtelleten, als ob ſie toll und raſend wären, ſo daß Hith nabbe, weiſſagen und toll ſeyn mit einem Worte ausgedeutet wird; ferner aber daß ſie in ihrer angenommenen Begeiſterung alle auf einmal und durch einander gewiſſe fremde Sylben und Wörter mit vollem Halſe geſchrieen in welcher Verwirrung der Töne, ein [illegible] Unverſtändiger eine Sprache die er [illegible] hören konnte. Dies [illegible] der Spötterey vollkommen überein: und eben das erhellet ziemlich offenbar aus dem Briefe Pauli an die Corinther (1 Cor. XIV.) da er die Gabe der Sprachen in ihrer Gemeine zwar nicht ganz und gar zu verwerfen das Herze hat, damit er nicht die Apoſtel ſelbſt, und die übrigen Wundergaben der Corinther einer Gaukeley beſchuldige; aber er giebt doch genung zu verſtehen, daß es beſſer ſey, ſich deſſen zu enthalten, weil es etwas unverſtändliches ſey; und ohne beygefügte Erklärung was es heiſſen ſolle, der Gemeine nichts nütze. Etliche Leute nemlich haben ſich in der Gemeine ein Anſehen mit ſolcher Wundergabe geben wollen, und ſich als begeiſterte mit allerley wunderlichen nichts heiſſenden Wörtern hören laſſen, daraus Unverſtändige denken ſollten, ſie redeten mit fremden Sprachen: oder es iſt auch möglich, daß ihre Einbildungskraft ſich ſo erhitzet, daß ſie in einer Art von Ekſtaſi

al-

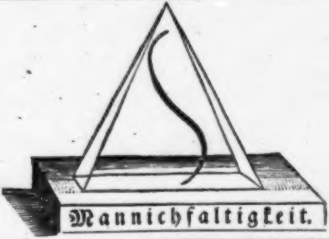
allerley ſeltſames geſprochen, wie man viele dergleichen Exempel hat. Wenigſtens war es nicht von Gott oder Eingeben des Geiſtes Gottes, der ſeine Sprachwiſſenſchaft gewiß da nicht verſchwenden würde, wo ſie nichts nutzte, und wo ſie Paulus auch zu tadeln Urſache hatte. Allein wir wollen ſetzen, welches ich doch wegen der angenommenen Begeiſterung und der darüber entſtandenen Spötterey nicht glaube, die Apoſtel haben einer nach dem andern vernehmliche Sätze in fremden Sprachen hervor gebracht: war es denn nicht möglich, daß einer und der andere von ihnen irgend einen Spruch in einer fremden Sprache aus dem Umgange mit ſo vielerley Völkern, vorlängſt gewußt hätte, oder jetzt in dieſer Abſicht erlernet hätte? Was leuchtete daraus für ein groß Wunder hervor? und wie ſchlecht wäre der Schluß: Einige Leute reden einige Sätze in einer fremden Sprache: alſo iſt Jeſus von Nazareth von den Todten wieder lebendig worden? Ja wird man ſagen: aber ſo viele ganz entfernte Sprachen! die Parther, Meder, Elamiter, Creter, Araber, Cappadocier, Ponter, Aſier und ſo ferner hören und verſtehen, daß ſie die Wunder Gottes preiſen, und dadurch ſich auf einmal 3000 Seelen zum chriſtlichen Glauben bekehren laſſen: das kann doch gewiß kein Blendwerk geweſen ſeyn, das muß auſſer wenig [illegible], die es vielleicht nicht verſtanden, [illegible] allgemeine Ueberführung und ſtarken Eindruck gewirket haben. Allein, Lucas hat hier vergeſſen, daß er die Apoſtel in einem Hauſe, in einem Zimmer ſitzend vorgeſtellet hatte. Denn ſo ſpricht er gleich anfangs: **es geſchahe ſchnell ein Brauſen, als eines gewaltigen daher fahrenden Windes, welcher erfüllete das ganze Haus darin ſie ſaſſen.** v. 2. Nun pflegten die Apoſtel im oberſten Zimmer des Hauſes ἐν τῷ ὑπερῴῳ, gerade unter dem flachen Dache, ihre Verſammlungen zu halten. Nein! wie haben da 3000 und mehrere Menſchen Raum gehabt? Denn dieſe 3000 machen noch nicht alle Zuhörer aus: diejenigen von der Menge lieſſen ſich nur taufen, welche ſeine Rede gern annehmen v. 41: ſo ſind denn auch etliche geweſen die Petri Rede nicht annehmen wollen. Auſſer dieſen belief ſich die Geſellſchaft der vorhin Gläubigen, die da verſammlet war, auf 120. Apoſtg. I. 15. und alſo können wir an die 4000 rechnen. So viele Perſonen erfordern eine große Kirche: wie pfropft ſie denn Lucas in ſeinen Gedanken in dies eine Gemach der Apoſtel hinein? Ich wollte te ihm gerne damit helfen, daß etwa die Menge des Volks mehrentheils auf der Gaſſe oder im Vorhofe des Hauſes geſtanden. Allein ſo fällt aller Grund ihrer Ueberzeugung und Bekehrung weg. Wie konnten Leute, die auf der Gaſſen oder im Vorhofe nach dem Zimmer hinauf guckten, ſehen, hören, wiſſen, was vor Wunderdinge darin vorgingen, was für Sprachen darin geredet wurden, was der Inhalt dieſer Reden ſey? Und dennoch führet ſie Lucas ſagend ein: Sind nicht dieſe alle die da reden aus Galiläa? wie hören wir ſie dann ein jeglicher in ſeiner Sprache, in welcher wir gebohren ſind v. 7. 8. Nein, es iſt dem Lucas nicht zu helfen; er hat vergeſſen was er geſchrieben, und da er nur der Leute ſein viel machen will, die bekehret ſind, ſo denkt er nicht daran, daß er die Apoſtel in einem Zimmer niedergeſetzt, und iſt daher unbekümmert, wo dieſe drey bis vier tauſend Menſchen Platz bekommen ſollen. Wie will er es auch gut machen, daß gleich auf ein Windbrauſen drey bis vier tauſend Menſchen zuſammen laufen? Denn hat ſich der Wind durch die ganze Stadt mit Brauſen hören laſſen, ſo war keine Urſache, daß ſie daraus was wunderbares machten, oder daß ſie nach einem Hauſe der Stadt beſonders hinliefen. Hat der Wind aber nur auf dies Haus allein gebrauſet, wie bekommen es denn gleich ſo viel tauſend

Leute an den entfernteſten Enden der Stadt, Parther, Meder, Elamiter, Creter, Araber, Phrygier, Cappadocier ꝛc. zu wiſſen? Das iſt nicht zu begreifen. Zudem ſo ſollen es Juden und Judengenoſſen, gottesfürchtige Männer geweſen ſeyn: wie kömmts, daß die am erſten Pfingſttage nicht zum Tempel und zu ihrer Synagoge eilen, wie ihre Gottesfurcht erforderte, ſondern aus Neubegierde von dem äuſſerſten Ende der Stadt zu einem Hauſe laufen, darinn oder darüber ſich ein Brauſen hätte hören laſſen? Das reimt ſich nicht zuſammen. Es iſt ja in dieſer Geſchichte alles ſo, als wenn ſie der Wind den Augenblick zuſammen wehet: **da die Stimme geſchahe, kam die Menge zuſammen** v. 6. Es iſt auch beſonders, daß dieſe in Jeruſalem Zuſammenlaufende nicht einheimiſche Juden ſind, ſondern lauter Auswärtige aus allen Völkern unter dem Himmel, deren hier 15 nahmhaft gemacht werden: recht als wenn dieſe ausdrücklich vorher beſtellt und berufen wären, von der neuen Polyglotta Ohrenzeugen zu werden, die übrigen aber nicht dazu eingeladen wären. Da es aber hier auf eine ohngefehrliche Nachricht ankam, welche etwa zu der Leute Ohren kommen, und da gegen 1000 einheimiſche Juden aus Paläſtina, die auf das Pfingſtfeſt kamen, kaum ein Fremdling gerechnet werden konnte, ſo hätten in der Anzahl von drey bis vier tauſend ohngefehr zuſammengelaufener Menſchen kaum 3 oder 4 Fremdlinge ſeyn können: wie kömmt es nun, daß hier 14 Fremdlinge gegen einen Einheimiſchen erſcheinen, ſo daß Lucas in deren Aufzählung ſeine ganze Geographie erſchöpfen muß? Das fällt ſchwer zu glauben. Einem Schreiber, der Wunder berichten will, gebührte ja vor allen Dingen, in einer an ſich unglaublichen Sache, die Möglichkeit zu erklären und begreiflich zu machen. Hier aber ſieht man nicht allein keinesweges, wie ein jedes möglich geweſen, ſondern man ſiehet bey allen Umſtänden die Unmöglichkeit der Erzählung klar und deutlich. So geht es denen Schreibern, die da Wunder machen. Es iſt ihnen zwar nichts leichter, als dieſes: es koſtet nicht mehr Mühe 3000 als 300 zu ſchreiben, ihre Feder regieret und ordnet die ganze Natur, ſie laſſen den Wind brauſen, wenn und wo ſie wollen, die Sprachen ſich verwirren, die Leute aus allen Völkern unter dem Himmel, in einem Augenblick zuſammen kommen. Aber es kuckt hier und da die Verwirrung der Einbildungskraft heraus, die ſich ſelbſt vielfältig in Widerſprüche verwickelt. Das kann nur eine heilige Einfalt blindlings glauben: der geſunden Vernunft wird es ein Spott und Gelächter. Und wenn gleich Lucas 30 Jahre nachher geglaubt haben mag, daß er nun, da faſt ein ganzes menſchliches Lebensalter verſtrichen, getroſt Wunder in die Welt hinein ſchreiben könnte, ſo erblicken doch Verſtändige noch itzt die Erdichtung an allen Ecken und Orten, und wiſſen ſie von der Wahrheit gar leichtlich zu unterſcheiden. Es kann mir und meinen Leſern genug ſeyn, daß ich dieſes an dieſem erſten Wunder der Apoſtel gezeiget, ich werde mich künftig bey allen den übrigen, als nicht zu achtenden Dingen nicht aufhalten. Man ſieht ſchon ein, wie viel wahres daran geweſen. Es iſt ohne Zweifel von den 3000 Menſchen, die ſich ſogleich zur Taufe und zum Glauben an Jeſum bequemt haben ſollen, vieles abzudingen: und der Bewegungsgrund bey denen die nachbleiben, iſt nicht das Wunder geweſen (als welches erſt in Lucas ſeiner Einbildungskraft nach 30 Jahren erzeugt worden) ſondern der liebe Genuß der gemeingemachten Güter, davon allen mildiglich ausgetheilt ward, daß ſie zuſammen aßen und trunken und niemanden nichts mangelte. Denn ſo ſtehet gleich darauf v. 42. 44. Sie beharreten aber in der Apoſtel Lehre und in der Gemeinſchaft (der Güter,) und im Brodbrechen und im Gebet. Denn alle die da gläubig waren, waren bey einander und hielten alle Dinge gemein, und ihre Güter und Haabe verkauften ſie und theilten ſie aus unter allen, nach dem ein jeder von nöthen hatte. — Sie brachen auch das Brod täglich hin und her in den Häuſern. Cap. IV. 32. Die Menge aber derer, die gläubig worden waren, war ein Herz und eine Seele. Und keiner ſagte von Etwas ſeiner Güter, daß es ſein wäre, ſondern es war ihnen alles gemein. Es war keiner unter ihnen, der Mangel hatte, denn wie viel ihrer waren, die da Aecker und Häuſer hatten, die verkauften ſie und brachten das Geld des verkauften Gutes, und legten es zu der Apoſtel Füſſen. Aber es ward ausgetheilt einem jeglichen nachdem er vonnöthen hatte. Sehet hier: dies iſt der wahre Grund des Zulaufs, der ſo natürlich wirkt und zu allen Zeiten gewirkt hat, daß wir keines Wunders brauchen, alles zu begreifen und verſtändlich zu erklären: dies iſt der rechte brauſende Wind, der ſo viel Leute ſo geſchwind zuſammen wehet: dies iſt die rechte Grundſprache, welche Wunder thut.

Zergliederung
der
Schönheit,
die ſchwankenden Begriffe von dem Geſchmack feſtzuſetzen,

geſchrieben
von
Wilhelm Hogarth.

> So vielfach ſchön ſchlingt ſich vor Evens Blick
> Ihr ſchlanker Leib, der, in ſich ſelbſt geringelt,
> Sie kräuſelnd lockt. . . . .
>
> Milton.



Aus dem Engliſchen überſetzt
von
C. Mylius.

Verbeſſerter und vermehrter Abdruck.
Mit Königl. Pohlniſchen und Churfürſtl. Sächſiſchen Privilegien.

Berlin und Potsdam,
bey Chriſtian Friederich Voß.
1 7 5 4

Universitäts-
Bibliothek
München

Tcm 15

Vorbericht

des Ueberſetzers.

Meine Durchreiſe durch London hat ſich, ohne meine Schuld und zu meinem Verdruß, in einen ziemlich langen Aufenthalt in dieſer Stadt verwandelt. Ob nun gleich dieſer groſſe und merkwürdige Ort einem neugierigen Reiſenden Gelegenheit genug giebt, ſich wenigſtens ein Jahr lang nützlich in demſelben zu beſchäftigen, ſo hat mich doch dieſes nicht abhalten können, dem Verlangen des Verlegers zu willfahren, und die Ueberſetzung eines Werks zu übernehmen, welches ſeinem Verfaſſer ſo viel Ehre macht, und welches in der Ueberſetzung meinen Landsleuten, den Deutſchen, nothwendig eben dieſelben angenehmen und nützlichen Dienſte leiſten muß, welche ſich England davon zu verſprechen hat.

Nichts iſt ſo vielem Misverſtande unterworfen, als der Geſchmack. So viel auch, ſowohl in Deutſchland, als auch in Frankreich, davon geſchrieben worden, ſo wenig Deutlichkeit hat doch bisher der Begriff des Geſchmacks davon bekommen, und die beſten Schriftſteller hiervon haben doch noch niemals diejenigen bekehren können, welche einmal zum böſen Geſchmacke verdammt ſind. Ja ſelbſt diejenigen, welche wirklich einen guten Geſchmack haben, wiſſen oft am wenigſten die Urſache davon anzugeben, und ihn in ihren eigenen Werken zu erreichen. Daher iſt es gekommen, daß viele zu der ungegründeten Meinung verleitet worden, daß es gar keinen beſtimmten Geſchmack gäbe, und daß man, in Anſehung der Werke des Witzes und der Einbildungskraft, eben ſo, wie in Anſehung des Küchengeſchmacks, ſagen müſſe, *de guſtibus non eſſe diſputandum.*

Aber dieſe falſche Ueberredung wird in dem Gemüthe aller unparteyiſchen und verſtändigen Leſer dieſes Werks einen groſſen Theil ihrer Kraft verlieren, wenn ſie ſehen werden, daß in demſelben der Begriff des Geſchmacks, in Anſehung ſolcher Werke, von deren Schönheit einen zureichenden Grund anzugeben die größten Kenner und Künſtler gänzlich gezweifelt haben, ſo richtig und deutlich beſtimmet worden. Ich meine die Werke der Malerkunſt, Bildhauerkunſt, Baukunſt und aller derer Künſte, deren Vollkommenheit auf die Schönheit der Form ankömmt. Wie ſchwankend ſind die Begriffe von dem Geſchmack in allen dieſen Künſten bisher geweſen! Gleich groſſe Künſtler ſind beſtändig entgegengeſetzten Urtheilen gleich groſſer Kenner unterworfen geweſen, und man hat nicht begreifen können, wie Gemälde, Bildſäulen und Gebäude von ganz verſchiedener Art und Einrichtung doch alle ſchön ſeyn können, und worinne dasjenige beſteht, worinne ſie ſo übereintreffen, daß wir ſie ſchön nennen müſſen. Selbſt den meiſten alten, das iſt, den größten Künſtlern, iſt dieſes alles ein Geheimniß geweſen: aber Herr Hogarth hat es entdeckt und verrathen. Gewiß, es mußte ein ſolcher Kenner der Meiſterſtücke der Alten und ein ſolcher Meiſter in ſeiner Kunſt, welcher mit ſeiner ausübenden Geſchicklichkeit die tiefſte Einſicht in die Malerey und alle in Formen nachahmenden Künſte verbindet, über dieſe dunkele Materie arbeiten, wenn ſie ſo, wie in dieſem Werke geſchehen iſt, aufgekläret werden ſollte.

Seine Beſtimmung der Urſachen der Schönheit bezieht ſich zwar nur auf die Formen: aber ich müßte mich ſehr geirret haben, wenn ich nicht in den erſten Hauptſtücken, beſonders von der Verwickelung und von der Mannichfaltigkeit, worinne der Grund gelegt iſt, auf welchen hernach die Beſtimmung der nächſten Urſachen der Schönheit der Formen gebauet wird, auch die wahren Gründe der Schönheit in den Werken

des

des Geiſtes und der Töne entdecket hätte; und ich fürchte, daß, wenn die Beſtimmung der Schönheit, und folglich des guten Geſchmacks, auf dieſe allgemeinen Gründe der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte gebauet werden ſollte, die ätheriſch ſchönen und finſter erhabenen Gedichte und die mehr für die Augen, als für die Ohren, geſetzten Muſikſtücke alles guten Geſchmacks beraubet und mit denen verſüßten Zierrathen der Gothiſchen Baukunſt, welche unſer Verfaſſer an der Weſtminſterabtey tadelt, verglichen werden dürften; ſo, wie auch diejenigen Gedichte und muſikaliſchen Stücke, in welchen nichts ſchönes iſt, als die Einfachheit, Gleichförmigkeit, Deutlichkeit und Uebereinſtimmung, nichts, als pierotiſche Schönheiten, behalten würden.

Obgleich dieſes nicht meine erſte Ueberſetzung aus dem Engliſchen iſt, ſo muß ich doch geſtehen, daß ich mich ohne den Beyſtand des Herrn Hogarth kaum an dieſelbe würde gewaget haben. Es kommen in dem Werke ſo viel Wörter und Redensarten ſolcher Künſte vor, in welchen ich nicht genugſam bewandert bin, um ihre Sprache durchgängig zu verſtehen. Der Herr Verfaſſer hat alſo die Gütigkeit gehabt, meine ganze Ueberſetzung mit mir durchzugehen; und ob er gleich weniger Deutſch, als ich Rußiſch, verſteht, ſo bin ich doch bey meinem Aufenthalte in England zum Glück ſo weit mit der Sprache des Landes bekannt geworden, daß ich ihm meine Zweifel hinlänglich vortragen und er mir dieſelben deutlich auflöſen konnte; wobey ich ihm für ſeine dabey gehabte Mühe und Gedult hiermit in meinem und aller Deutſchen Namen öffentlich Dank zu ſagen, mich für verpflichtet erkenne.

Ich muß ferner geſtehen, daß ich bey Durchleſung meiner Ueberſetzung oft meine eigene, beſſere oder ſchlechtere, Schreibart vermiſſet habe. Aber es iſt einmal mein Fehler, daß ich, der Franzöſiſchen und Engliſchen Art zu überſetzen ganz zuwider, bey jeder Zeile bedenke, daß ich der Ueberſetzer, und nicht der Verfaſſer bin. Wenn ich mich deutlich genug ausdrücken kan, um verſtanden zu werden, ſo bin ich allemal ſehr geneigt, einige Blumen der Schreibart der Richtigkeit der Ueberſetzung aufzuopfern: doch würde ich mir in der Ueberſetzung faſt eines jeden andern Werks dieſen überſetzeriſchen Eigenſinn nicht ſo oft vergeben haben. Aber da dieſe Urſchrift in ihrer Art ganz neu iſt, und alſo in derſelben ſelbſt nothwendig viele ſogar Engliſchen Ohren ungewöhnliche Ausdrückungen und Wendungen vorkommen müſſen: wie können billige Leſer meiner Ueberſetzung von mir verlagen, daß ich das Neue alt und das Ungewohnte gewöhnlich hätte machen ſollen?

Ich habe zwar die Correctur ſelbſt beſorgt: weil aber die einzige hieſige Deutſche Buchdruckerey faſt eine halbe Tagereiſe von meiner Wohnung entfernet iſt, ſo habe ich jeden Bogen nur einmal durchſehen können; und man wird alſo hoffentlich weder mir, noch dem Setzer, die Schuld beymeſſen, daß einige Fehler ſtehen geblieben, welche aber größtentheils auf einem beygefügten Blatte angemerket worden.

Ich glaube, ich kan nichts mehr hinzuſetzen, meinen Landsleuten dieſes vortreffliche Werk anzupreiſen, als dieſes, daß die beyden zu der Ueberſetzung gehörigen Kupferſtiche eben dieſelben ſind, die Herr Hogarth mit eigener Hand zu ſeiner Urſchrift, welche ebenfalls erſt die Preſſe verlaſſen, geſtochen hat. Da ſich Fälle finden können, in welchen man geſchwind wiſſen will, wo in dem Buche von jeder auf dieſen Kupfertafeln befindlichen Figur geſprochen wird, ſo hat der Verfaſſer ſeinem Werke eine Anweiſungstabelle beygefügt, welche ich nach der Ueberſetzung eingerichtet habe und hierbey mittheile.

Es iſt übrigens der Urſchrift ein Verzeichniß von Kupferſtichen beygefüget, welche Herr Hogarth erfunden, gezeichnet und geſtochen hat, und welche bey ihm, *in Leiceſter Fields, at the golden head*, für beygeſetzte Preiſſe zu haben ſind. Ich hoffe, meinen Leſern einen angenehmen Dienſt zu erweiſen, wenn ich ihnen hiermit dieſes Verzeichniß zugleich in Engliſcher und Deutſcher Sprache liefere; indem ſie, ohne meine Anpreiſung dieſer Kupferſtiche, von ſich ſelbſt begreifen werden, daß ſie, vor tauſend Stücken unſerer Augſpurger und Nürnberger Arbeit, verdienen, in den Sammlungen der Liebhaber, noch mehr aber der Kenner, in Deutſchland aufgehoben zu werden,

werden, zumal da ſie es für ſehr wahrſcheinlich halten werden, daß ſie den beſten Probierſtein ſowohl der Gründe unſeres Verfaſſers, auf welche er die Urſachen der Schönheit, beſonders in der Malerey, gebauet hat, als auch ihres Geſchmacks in dergleichen Werken, abgeben werden. Dieſe Kupferſtiche nun ſind folgende:

Marriage a-la-mode. Die Heirath nach der Mode, in 6 Platten. Preiß 1 Pf. Sterling 11 Schillinge.

Harlots's Progreſs. Das Hurenglück, in 6 Platten. 1 Pf. Sterling 1 Schilling.

Rake's Progreſs. Des Lüderlichen Glück, in 8 Platten. 2 Pf. 2 Schillinge.

Four Times of Day. Vier Zeiten des Tages, in 4 Platten. 1 Pf.

Strolling Actreſſes dreſſing in a Barn. Herumziehende Komödiantinnen, wie ſie ſich in einer Scheune ankleiden. 5 Schillinge.

Midnight Converſation. Eine Mitternachtsgeſellſchaft. 5 Schillinge.

Southwark Fair. Der Jahrmarkt zu Southwark. 5 Schillinge.

Bishop of Wincheſter. Der Biſchoff von Wincheſter. 3 Schillinge.

Calais, or the Roaſt Beef of old England. Calais, oder der Rinderbraten von alt England. 5 Schillinge.

Before and After. Vor und Nach, in 2 Platten. 5 Schillinge.

Diſtreſs'd Poet. Der unglückliche Poet. 3 Schillinge.

Enraged Muſician. Der raſende Tonkünſtler. 3 Schillinge.

Various Characters in Heads, in five groups. Verſchiedene Charaktere von Köpfen, in fünf Grupen. 2 Schillinge 6 Pence.

Beer-

Beer-Street and Gin-Lane. Die Bierſtraße und das Genevergäßchen, in 2 Platten. 3 Schillinge.

Four Stages of Cruelty. Vier Schaubühnen der Grauſamkeit, in 4 Platten. 6 Schillinge.

Moſes brought to Pharao's Daughter. Moſes, wie er zu des Pharao Tochter gebracht wird. 7 Schillinge 6 Pence.

Paul before Felix. Paulus vor dem Felix. 7 Schillinge 6 Pence.

Paul before Felix, in the Manner of Rembrant. Paulus vor dem Felix, nach Rembrants Manier. 0 Pf. 0 Schilling. 0 Pence.

The Effects of Idleneſs and Induſtry, exemplified in the Conduct of two Fellow-Prentices. Die Wirkungen des Müßiggangs und des Fleißes, an den Exempeln der Aufführung zweyer Mitlehrlinge, in 12 Platten. 12 Schillinge.

Lord Lovat. Lord Lovat. 1 Schilling.

Country-Inn Yard. Ein Dorfſchenkenhof. 1 Schilling.

Sleeping Congregation. Eine ſchlafende Verſammlung. 1 Schilling.

March to Finchley. Der Marſch nach Finchley. 10 Schillinge. 6 Pence.

Mr. Garrick in the Character of King Richard the third. Hr. Garrick, in dem Charakter des Königs Richards III. 7 Schillinge. 6 Pence.

Columbus breaking the Egg. Columbus, wie er das Ey zerbricht. 1 Schilling.

Frontiſpice. Das Titelkupfer. 3 Schillinge.

Von

Von dieſen Kupferſtichen muß ich noch ein Paar Worte ſagen. Die meiſten darunter ſind moraliſch und faſt überall ſehr ſatiriſch. Nun iſt leicht zu begreifen, daß es die Engliſchen, oder die hauptſächlich in England bekannten Sitten und Fehler ſind, welche Herr Hogarth in denſelben vorgeſtellet hat. Sollen ſie alſo von Ausländern verſtanden werden, und in ihnen dasjenige Vergnügen erwecken, welches ſie nothwendig erwecken müſſen, wenn man ſie verſteht, ſo iſt eine Erklärung faſt unumgänglich nöthig. Ein geſchickter Franzöſiſcher Maler, Namens Rouquet, welcher ſich einige Zeit in England aufgehalten und beſonders mit dem Herrn Hogarth umgegangen, hat ſeinen Landsleuten den Dienſt erwieſen und ihnen die vornehmſten derſelben in einer kleinen Schrift erkläret, welche allhier unter folgendem Titel herausgekommen: *Lettres de Monſieur* *** *à un de ſes Amis à Paris, pour lui expliquer les Eſtampes de Monſieur* HOGARTH. Man darf nur dieſe Briefe leſen, um ſich von den bewundernswürdigen Erfindungen des Herrn Hogarth einen Begriff zu machen. Aber wenn man zugleich die Kupferſtiche betrachtet, ſo wird man dieſe Beſchreibungen noch viel zu ſchwach finden, aber auch durch jede Platte mehr vergnüget und erbauet werden, als jemals ein Deutſcher Bauer aus Herbergers Herzpoſtille erbauet, und ein Leipziger Frauenzimmer nach der Mode an Günthers Gedichten vergnüget worden. Hier iſt lauter Natur, Moral und Satire; alles redet und alles iſt Handlung. Ich weis nicht, ob ein Luſtſpiel auf die gezwungenen Heirathen jemals ſo lehrreich ergetzen kan, als die ſechs Kupferſtiche, welche die betrübten Folgen einer gezwungenen Heirath vorſtellen? So viel bin ich verſichert, daß unſere Hausväter, Lehrherren, und Richter mit allen ihren Ruthen, Karbatſchen, und Staupbeſen in den Gemüthern junger Leute in Ewigkeit nicht ſo einen Eindruck machen werden, als des Herrn Hogarth zwölf Kupferſtiche von zwey Mitlehrlingen, wovon der fleißige aus einem armen Jungen nach und nach zum Lordmayor wird, der faule aber eben ſo allmählig an den Galgen kömmt.

Ich wünſche meinen Leſern das Vergnügen und die Erbauung bey dem Durchleſen dieſes Buches, welche ich bey der Ueberſetzung gehabt habe, ſo werden ihre Unkoſten und meine Mühe reichlich belohnet werden. Doch an der guten Aufnahmen eines ſolchen Werks, dergleichen, ſowohl ſeiner Art, als ſeinem Werthe nach, ſelten in unſere Sprache überſetzt werden, iſt gar nicht zu zweifeln, und ich freue mich alſo zum voraus über das Vergnügen, welches ich nach dem Antritt meiner weitern Reiſe empfinden werde, meinen Landsleuten ein ſo angenehmes Andenken meines Aufenthalts in London hinterlaſſen zu haben.

London,
den 11. December
1753.

C. Mylius.

Vorbericht

zu dieſem neuen Abdrucke.

Die Begierde, das Hogarthſche Syſtem von der körperlichen Schönheit allen denen unter uns, wo möglich, in die Hände zu liefern, welche in ihren Künſten oder Wiſſenſchaften ein neues Licht daraus borgen können, und durch dieſe weitere Bekanntmachung deſſelben, die gute Abſicht befördern zu helfen, welche Hr. Mylius bey ſeiner Ueberſetzung, wahrſcheinlicher Weiſe, für ſeine Landsleute gehabt hat; dieſe Begierde, ſag ich, iſt die vornehmſte, ja die einzige Urſache dieſes neuen Abdrucks. Der Preis der erſten Ausgabe war ein Preis, welcher die reichere Gegend, wo ſie beſorgt worden, zu verrathen ſchien, und mit dem Vermögen unſrer Künſtler, noch mehr aber unſrer Gelehrten, dasjenige Verhältniß nicht hatte, welches er haben konnte. Man hat ihn daher bey dieſer neuen Ausgabe ſo verringert, daß der Verdacht einer neidiſchen Gewinnſucht, hoffentlich, von ſelbſt wegfallen wird.

Da die Liebhaber dieſes Werk nunmehr wohlfeiler bekommen, ſo könnte es leicht ſeyn, daß ſie es auch ſchlechter bekämen. Doch man ſchmeichelt ſich gleich des Gegentheils.

Was die Kupfer anbelangt, auf die man, ohne Zweifel, den erſten Blick werfen wird, ſo muß es der Augenſchein lehren, daß ſie ſo glücklich nachgeſtochen worden, daß, um mich eines Ausdrucks des Hrn. Hogarths zu bedienen, die überſchliffene Brille eines ſogenannten Kenners dazu gehört, etwas darinne zu entdecken, was ſie, zum Nachtheile des Ganzen, weiter unter die Originale ſetzen könnte, als ſie, vermöge der Natur einer Copie, zu ſetzen ſind.

Was ferner die Schrift ſelbſt betrift, ſo glaubt man dieſer ſogar einige Vorzüge gegeben zu haben. Vornehmlich hat man ihr in Anſehung der deutſchen Schreibart verſchiedene Flecken abgewiſcht, die zwar für ſich klein, aber doch anſtößig genug waren. Dem Hrn. Hogarth war es nicht zu verdenken, daß er, als ein Mahler, die Feder weniger geſchickt zu führen wußte, als den Pinſel; daß er ſich oft in dem Ausdrucke verwirrte; daß er die Worte, weil er ihre wahre Kraft nicht kannte, unnöthig häufte, und die Perioden ſo unordentlich untereinander lauffen ließ, als ordentlich ſeine Begriffe auf einander folgten. Allein dem Hrn. Mylius muß man es beynahe ein wenig verargen, wenn er ein Wort für das andre genommen, oder, durch die allzuofte Wiederhohlung eben deſſelben Worts, den Leſer wegen des Verſtandes in Zweifel gelaſſen hat, der ihm ſelbſt, in Betrachtung der authentiſchen Erklärungen des Verfaſſers, nicht zweifelhaft ſeyn konnte. Wenn zum Exempel (auf der 57 Seite der Londoner deutſchen Ausgabe) Hr. Hogarth ſagt, das Herz ſey in dem Menſchen eine Art des erſten Grundes der Bewegung, und Hr. Mylius druckt es durch eine Art des erſten Bewegungsgrundes aus, ſo iſt dieſes ohnſtreitig eine kleine Nachläßigkeit, die ſich ſchwerlich mit ſeinem überſetzeriſchen Eigenſinne entſchuldigen läßt. Von dieſer Art ſind die Unrichtigkeiten faſt alle, denen ich abzuhelfen geſucht habe, und ſie haben es auch ſeyn müſſen, indem ich mich ohne Vergleichung der Grundſchrift daran zu wagen hatte. Ich ſetze aber voraus, daß mir dieſe wenig würde genutzt haben, weil ich an der eigentlichen Treue der Ueberſetzung zu zweifeln, eben keinen Grund finde.

Auſſer dieſen leichten Veränderungen, durch die gleichwohl die Schreibart nicht ſchöner hat werden können, wird man zum Schluſſe auch eine kleine Vermehrung antreffen.* Dieſe beſteht in den überſetzten Briefen des Hrn. Rouquets, deren Hr. Mylius in ſeiner Vorrede gedenkt. Sie waren bey der Hand, und ich hofte, daß ſie dem Leſer um ſo viel angenehmer ſeyn würden, je ſchwerer man ſich aus den bloſſen Ueberſchriften einen Begrif davon machen kan. Dieſe Schwierigkeit iſt durch die Verdeutſchung, welche Hr. Mylius von dieſen Ueberſchriften gemacht hat, eher vermehrt als vermindert worden. Er überſetzt zum Exempel Harlots's Progreſs durch Hurenglück, und hat nicht überlegt, daß dieſes ein proverbialiſcher Ausdruck iſt, welcher etwas ganz anders, ja gar das Gegentheil von dem denken läßt, was man in der Rouquetſchen Erklärung finden wird.

Ich bin nicht in Abrede, daß ein Herausgeber an dieſem Hogarthſchen Werke nicht noch mehr hätte thun können; auch ſogar in Anſehung des Innhalts ſelbſt. Allein er hätte mehr Geſchicklichkeit beſitzen müſſen, als ich mir deren zutraue. Ich will mich gleich erklären.

Hr. Hogarth zeiget, daß alle körperliche Schönheit in der geſchickten und mannichfaltigen Anwendung der Wellenlinie liege, und der ſchwankende Geſchmak iſt glücklich durch dieſe Entdeckung auf etwas gewiſſes eingeſchränkt. Ich ſage eingeſchränkt, aber feſtgeſetzt noch nicht. Man betrachte einmal die Reihe verſchiedner Wellenlinien, welche er oben auf der erſten Kupfertafel vorſtellig macht. Eine jede derſelben hat einen Grad von Schönheit: doch nur eine verdient den Namen der eigentlichen Schönheitslinie; diejenige nehmlich welche weder zu wenig, noch zu ſehr gebogen iſt. Allein welche iſt dieſes? Hr. Hogarth beſtimmt ſie nicht, und da er ſie nicht beſtimmt, ſo iſt es gewiß, daß er die Streitigkeiten des Geſchmacks nur auf einige Schritte weiter hinaus ſchiebt, beſonders, wenn es auf das wenigere oder mehrere in der Schönheit ankömmt. Wann es aber unmöglich ſeyn ſollte, wie ich es beynahe ſelbſt dafür halte, die eigentliche Mitte anzugeben, in welcher die Linie weder zu platt noch zu gekrümmt iſt: ſo ſollte ich doch meinen, daß es wenigſtens möglich ſey, die äuſſern Grenzen anzugeben, jenſeits welcher ſie den Namen der eigentlichen Schönheitslinie verlieren müſſe. Doch auch dieſes läßt unſer Verfaſſers unausgemacht.

Zwar ſeine Entſchuldigung iſt nicht weit herzuhohlen. Er ſahe es vielleicht ein, daß in dieſer Unterſuchung ohne Hülfe der höhern Mathematik nicht fortzukommen ſey, und daß weitläuftige und ſchwere Berechnungen ſein Werk wohl gründlicher, aber nicht brauchbarer machen könnten. Er ließ alſo ſeinen Faden, als ein Künſtler, da fahren, wo ich wollte, daß ihn ein philoſophiſcher Meßkünſtler ergreiffen und weiter führen möchte.

Die ganze Sache würde, ohne Zweifel, auf die Berechnung der punctorum flexus contrarii ankommen, doch ſo, daß man die metaphyſiſchen Gründe der Schönheit niemals dabey aus den Augen laſſen müßte. Die Vollkommenheit beſtehet in der Uebereinſtimmung des Mannichfaltigen, und alsdann wenn die Uebereinſtimmung leicht zu faſſen iſt, nennen wir die Vollkommenheit Schönheit. Der Berechner müßte alſo vornehmlich darauf denken, an der eigentlichen Schönheitslinie ſolche Eigenſchaften zu finden, von welchen man ſagen könnte, daß ſie geſchwinder und leichter zu begreifen wären, als die Eigenſchaften der übrigen Linien dieſer Art. Und nur dieſes glaube ich, könnte einen Philoſophen in Anſehung der Urſache befriedigen, warum dieſe Linie eine ſo angenehme Gewalt über unſre Empfindungen habe.

Vielleicht würde, unter den verſtorbnen Gelehrten, der Hr. Parent, auf eine vorzügliche Art, zu dieſer analytiſchen Unterſuchung geſchickt geweſen ſeyn. Ich muß es mit wenigen noch entdecken, warum ich eben auf dieſen falle. Ich fand, daß Hr. Maty in ſeinem Journal Britannique. und zwar in den Monaten November und December des vorigen Jahres, bey Gelegenheit der Bekanntmachung des Hogarthſchen Werks, durch eine kleine Note mit einflieſſen laſſen, es habe ſchon vor unſerm

Engländer der Hr. Parent ein ähnliches Syſtem gehabt. Er beruft ſich deßwegen auf deſſelben dritten Theil phyſiſcher und mathematiſcher Unterſuchungen, wie auch auf das Jour. des Sav. vom Jahre 1700. wo eine Abhandlung über die Natur der körperlichen Schönheit von ihm eingerückt ſey. Ich habe nur die letztre nachzuſehen Gelegenheit gehabt, und ich geſtehe es, daß ich über die Aehnlichkeit der Hogarthſchen und Parentſchen Gedanken beynahe erſtaunt bin. Gleich Anfangs beweiſet Parent, daß die Schönheit nicht in ſolchen Verhältniſſen der Theile beſtehen könne, welche auch Hr. Hogarth, beſonders an dem Dürer und Lamozzo, verwirft. Er zeiget hierauf, daß ſie auch nicht auf die bloſſe Mannichfaltigkeit der Theile ankomme, ob dieſe gleich oft gefalle; und eben dieſes behauptet auch Hr. Hogarth. Doch bis hierher würde dieſe Uebereinſtimmung noch nichts ſagen wollen, wann ſie ſich nur nicht bis auf die Hauptſache erſtreckte. Parent geht weiter und unterſucht die Formen, welche keine Schönheit haben, und findet, daß es diejenigen ſind, welche aus vielen weit herausragenden oder weit hineinſtehenden Winkel, mit vielen geraden Linien untermiſcht, zuſammengeſetzt ſind. Die ſchönen Figuren hingegen, lehrt er, vollkommen wie Hr. Hogarth, beſtünden aus ſchönen Krümmungen, die aus ſanften Convexitäten, Concavitäten, und Inflexionen erzeugt würden. Was fehlt alſo hier mehr, als dieſen Krümmungen willkührliche Namen zu geben, und ihre Verhältniſſe untereinander etwas weitläuftiger zu unterſuchen? Doch vielleicht hat Hr. Parent auch dieſes in ſeinen Werken gethan, die ich nicht habe zu Rathe ziehen können, wenigſtens läßt mich es der Schluß gedachter Abhandlung vermuthen. Es wäre nunmehr noch übrig, ſagt er, daß ich die verſchiednen krummen Figuren unterſuchte, welche mehr oder weniger Schönheit haben, und diejenige davon beſtimmte, welche die allermeiſte Schönheit hat; endlich auch, daß ich ausmachte, woher die Herrſchaft komme, welche dieſe Arten von Figuren über die Einbildung, nicht allein der Menſchen, ſondern auch andrer Thiere haben: doch dieſes verdient eine beſondere Unterſuchung, die ich an einen andern Ort verſpare.

Man ſieht leicht, daß es eben die Unterſuchung ſeyn würde, von der ich oben gewünſcht habe, daß man ſie noch anſtellen möchte, wenn man ſie, mir unwiſſend, nicht ſchon angeſtellt hat.

Vorrede
des Verfaſſers.

Wenn jemals eine Vorrede nöthig geweſen, ſo wird man dieſes ſehr gern in Anſehung des folgenden Werkes zugeſtehen, deſſen Aufſchrift (welche vor einiger Zeit in der davon gedruckten Nachricht bekannt gemacht worden) die Neugierigen ſehr beluſtiget und gemacht hat, daß ſie ungeduldig darauf gewartet, obgleich nicht ohne eine Vermiſchung von Zweifel, daß dem, was ſie verſpricht, jemals gehörig Genüge geſchehen könnte. Denn obgleich jedermann Schönheit ſieht und zugeſteht, ſo hat man doch, wegen der vielen fruchtloſen Verſuche, die Urſache anzugeben, daß ſie Schönheit iſt, die Unterſuchungen dieſer Materie faſt aufgegeben, und gemeiniglich geglaubt, dieſe Materie wäre zu hoch und zu fein, als daß ſie irgend eine wahre oder verſtändliche Ausführung zulaſſen ſollte. Es muß alſo etwas vorläufiges vor der Uebergebung eines Werkes geſagt werden, welches ein ſo ganz neues Anſehen hat; beſonders da es natürlicher Weiſe verſchiedene längſt angenommene und durch und durch feſtgeſetzte Meinungen beſtreiten und vielleicht über den Haufen werfen wird; und da Streitigkeiten darüber entſtehen dürften, in wie fern und auf was für Art dieſe Materie bisher betrachtet und abgehandelt worden, ſo wird es dienlich ſeyn, dem Leſer vorzulegen, was man ſich aus den Werken der alten und neuern Schriftſteller und Maler dieſen Punct betreffendes nehmen kan.

Es iſt kein Wunder, daß man ſo lange der Meinung geweſen, dieſe Materie ſey unerklärlich, weil die Natur vieler Theile derſelben unmöglich in dem Zirkel bloß gelehrter Männer begriffen ſeyn kan; ſonſt würden diejenigen ſinnreichen Herren, welche ohnlängſt Abhandlungen davon herausgegeben, (und welche viel gelehrter geſchrieben haben, als von einem, der vorher niemals die Feder angeſetzt hat, zu erwarten ſtehet) nicht ſo bald in ihren angegebenen Urſachen ſich ſelbſt verlohren haben und genöthiget geweſen ſeyn, ſich ſo plötzlich auf den breiten und mehr gebähnten Weg der moraliſchen Schönheit zu wenden, um ſich aus den Schwierigkeiten heraus zu wickeln, welche ſie hierinnen angetroffen zu haben ſcheinen, und ſonſt würden ſie auch nicht, aus eben dieſen Urſachen, gezwungen worden ſeyn, ihre Leſer mit häufigen (aber oft übel angebrachten) Lobſprüchen auf verſtorbene Maler und ihre Stücke zu beluſtigen, worinne ſie beſtändig von Wirkungen reden, anſtatt daß ſie die Urſachen entwickeln ſollten, da ſie denn den Leſer, nach vielen ſchön geſagten Worten, in einer ſehr angenehmen Sprache, ganz ſachte juſt da wieder niederſetzen, wo ſie ihn erſt weggenommen, wobey ſie aufrichtig geſtehen, daß ſie, was den **Reiz**, den Hauptpunct der Frage, anbelange, gar nicht einmal behaupteten, das geringſte davon zu wiſſen. Und wie ſollten ſie auch etwas davon verſtehen? da es wirklich eine ausübende Wiſſenſchaft von der ganzen Malerkunſt (die Bildhauerkunſt allein iſt nicht genug) erfordert, und dieſes noch dazu in einem vorzüglichen Grade, um einen geſchickt zu machen, die Kette dieſer Unterſuchung durch alle ihre Glieder zu verfolgen; welches, wie ich hoffe, in dem folgenden Werke zu ſehen ſeyn wird.

Es wird alſo natürlicher Weiſe gefragt werden, warum die beſten Maler dieſer zwey letzten Jahrhunderte, aus deren Werken man ſiehet, daß ſie in Reiz und Schönheit vortrefflich geweſen ſind, in einer Sache, welche für die nachahmenden Künſte und ihre eigene Ehre ſo wichtig zu ſeyn ſcheinet, ſo ſtill geſchwiegen haben? Hierauf antworte ich: Es iſt wahrſcheinlich, daß ſie bloß durch ſehr genaues Nachahmen der Schönheiten der Natur, und durch öfteres Nachmachen und Behalten ſtarker Begriffe reizender antiquer Bildſäulen, zu dieſer Vortrefflichkeit in ihren Werken gelanget ſind. Dieſes konnte genugſam zu ihren Abſichten, als Malern, dienen, ohne daß ſie ſich die Mühe geben durften, die beſondern Urſachen derer Wirkungen, welche ſie vor ſich hatten, weiter zu unterſuchen. Es iſt in der That nicht wenig ſeltſam, daß der groſſe Leonardo da Vinci (bey den vielen phyſikaliſchen Regeln, welche er zufälliger Weiſe in ſeiner Abhandlung vom Malen gegeben) nicht die geringſte Spur von etwas, das auf ein Lehrgebäude von dieſer Art hinausläuft, hat einflieſſen laſſen, beſonders da er ein Zeitverwandter des Michael Angelo war, von welchem man ſagt, daß er bloß an dem Rumpfe einer antiquen Bildſäule (welche, wegen dieſes Umſtandes, unter dem Namen von Michael Angelos Torſo, oder Rücken, Fig. *, gar wohl bekannt iſt) einen gewiſſen Grundſatz entdecket hat, welcher ſeinen Werken einen erhabenen Geſchmack gab, der den beſten Stücken des Alterthums gleich kömmt. Lamozzo, welcher zu eben derſelben Zeit von der Malerey ſchrieb, hat folgende dieſe Sage betreffende merkwürdige Stelle in dem 1. Buche des 1. Bandes: „Und weil mir hier eine gewiſſe Regel des **Michael** „**Angelo** beyfällt, welche viel zu unſerem Vorhaben dienet, ſo will ich ſie nicht verhee-

* 54. Figur. 1. Tafel.

„len, und die fernere Auslegung und den fernern Verſtand derſelben dem verſtändigen „Leſer überlaſſen. Es wird demnach erzählet, daß einsmals **Michael Angelo** dem „Maler **Marcus de Sciena**, ſeinem Schüler, dieſe Erinnerung gegeben: **er ſolle „allezeit eine Figur pyramidenförmig, ſchlangenförmig und mit Eins, Zwey „und Drey mannichfaltig machen.** In dieſer Regel beſteht (nach meiner Meinung) das ganze Geheimniß der Kunſt. Denn der größte Reiz und das größte Leben, „ſo ein Gemälde haben kan, beſteht darinne, daß es eine **Bewegung** ausdrücke; welches die Maler den Geiſt eines Gemäldes nennen. Nun iſt aber keine Geſtalt ſo geſchickt, dieſe **Bewegung** auszudrücken, als die Geſtalt der Flamme des Feuers, „welches, nach dem Ariſtoteles und den andern Philoſophen, das wirkſamſte unter allen Elementen iſt, indem die Geſtalt der Flamme deſſelben am meiſten zur Bewegung „geſchickt iſt. Denn ſie hat einen **Kegel**, oder eine ſcharfe Spitze, mit welcher ſie die „Luft zu zertheilen ſcheinet, damit ſie alſo zu ihrer gehörigen Sphäre hinaufſteigen möge, „daß alſo ein Gemälde, welches dieſe Form hat, am ſchönſten iſt.„ *

Viele Schriftſteller haben nach dem Lamözzo in eben dieſen Worten die Beobachtung dieſer Regel auch angeprieſen, ohne den Verſtand derſelben zu begreifen. Denn wenn ſie nicht ſyſtematiſch eingeſehen worden, ſo hat die ganze den Reiz betreffende Materie nicht können verſtanden werden.

Du Fresnoy ſagt in ſeiner Kunſt zu malen: „Breitlaufende flieſſende Auſſenlinien, welche wellenförmig gehen, geben nicht allein dem Theile, ſondern auch dem „ganzen Körper, einen Reiz; wie wir an dem Antinous und vielen andern antiquen Figuren ſehen. Eine ſchöne Figur und ihre Theile müſſen allezeit eine ſchlangenförmige „und geflammte Form haben. Dieſe Art von Linien hat natürlicher Weiſe, ich weis „nicht, was, lebhaftes und eine ſcheinbare Bewegung in ſich, welche der Wirkſamkeit der Flamme und der Schlange ſehr ähnlich iſt.„ Hätte er nun verſtanden, was er geſagt, ſo hätte er, da er von dem Reize geredet, ſich nicht auf die folgende widerſprechende Art ausdrücken können. „Aber, die Wahrheit zu ſagen, dieſes iſt ein ſchweres Unternehmen, und ein ſeltenes Geſchenk, welches der Künſtler mehr von der Hand „des Himmels, als von ſeiner eigenen Mühe und Arbeit, bekömmt.„ † Aber de Piles widerſpricht ſich in ſeinen Lebensbeſchreibungen der Maler noch mehr, wenn er ſagt, „ein Maler

---

* Man ſehe Haydocks zu Oxford 1698. gedruckte Ueberſetzung.

† Man ſehe Drydens Ueberſetzung ſeines Lateiniſchen Gedichts von der Malerey, 28. Vers, und die Anmerkungen zu eben dieſen Zeilen, 155 Seite, welche alſo lauten: „Es iſt ſchwer „zu ſagen, was dieſer Reiz im Malen iſt. Man kan ihn viel leichter ſich vorſtellen und „verſtehen, als er mit Worten ausgedrücket werden kan. Er kömmt von den Erleuchtungen eines vortrefflichen Verſtandes (welche aber nicht gelernet werden können) her, wodurch wir Dingen eine gewiſſe Wendung geben, welche ſie angenehm macht.„

„Maler könne ihn (er meint den Reiz) bloß von der Natur haben, und er wiſſe nicht, „daß er ihn habe, noch in was für einem Grade er ihn habe, noch wie er ihn ſeinen „Werken mittheilet; und Reiz und Schönheit wären zwey verſchiedene Dinge; die „Schönheit gefalle durch die Regeln, und der Reiz ohne dieſelben.„

Alle Engliſche Schriftſteller, welche von dieſer Materie geſchrieben, haben dieſe Stellen nachgebethet. Daher iſt das *Je ne ſai quoi* ein Modeausdruck für den Reiz geworden.

Hieraus iſt klar, daß dieſe Regel, welche Michael Angelo vor ſo langer Zeit auf eine orakelmäßige Art gegeben, bis itzo geheimnißvoll geblieben und man das Gegentheil davon verſtanden hat. Die Verwunderung, daß dieſes ſo iſt, wird in gewiſſer Maaſſe abnehmen, wenn wir überlegen, daß ſie allezeit eben ſo wohl hat ein Widerſpruch zu ſeyn ſcheinen müſſen, als das dunkelſte Wortſpiel, welches jemals zu Delphos ausgeſprochen worden, weil **gewundene Linien eben ſo oft die Urſache der Häßlichkeit, als des Reizes,** ſind. Wenn ich dieſes an dieſem Orte auflöſen wollte, ſo würde ich dasjenige im voraus wegnehmen, was der Leſer im Werke ſelbſt der Länge nach abgehandelt finden wird.

Es giebt auch ſtarke Vorurtheile für die geraden Linien, als ob ſie die wahre Schönheit der menſchlichen Geſtalt, in welcher ſie niemals ſollten zu ſehen ſeyn, ausmachten. Ein mittelmäßiger Kenner glaubt, kein Seitengeſicht iſt ſchön ohne eine ſehr gerade Naſe, und wenn die Stirne mit derſelben gerade fortläuft, ſo denkt er, es iſt noch erhabener. Ich habe elende Schmierereyen mit der Feder ziemlich theuer verkaufen geſehen, bloß weil ein oder zwey Seitengeſichter darauf waren, welche ſo ausſahen, wie das zwiſchen der 22. und 105. Fig. 1. Taf. und welche, wie es ein jeder thun könnte, mit verſchloſſenen Augen gemacht waren. Die gemeine Meinung, daß eine Perſon gerade ſeyn ſoll, wie ein Pfeil, und vollkommen aufgerichtet, iſt von dieſer Art. Wenn ein Tanzmeiſter ſeinen Schüler in der nachläßigen und reizenden Stellung des Antinous (6. Fig. 1. Taf.) ſehen ſollte, ſo würde er ſchreyen, er ſolle ſich ſchämen, zu ihm ſagen, er ſähe ſo krüpelicht aus, wie ein Bockshorn, und ihn den Kopf gerade halten heiſſen, wie er. Man ſehe die 7. Fig. 1. Tafel.

Die Maler ſcheinen auf gleiche Art in ihren Werken dieſer Sache wegen nicht weniger getheilet zu ſeyn, als die Schriftſteller. Die Franzoſen, ausgenommen diejenigen, welche die Stücke des Alterthums oder die Italiäniſche Schule nachgeahmet haben, ſcheinen in allen ihren Gemälden die Schlangenlinie ſorgfältig vermieden zu haben, beſonders Anton Coypel, der Geſchichtmaler, und Rigaud, erſter Geſichtmaler Ludwigs XIV.

Rubens, deſſen Art zu zeichnen ganz urſprünglich war, bediente ſich einer groſſen flieſſenden Linie, als eines Grundes, welche ſich in allen ſeinen Werken zeigt, und ihnen ein edles Leben giebt. Aber er ſchien nicht mit dem bekannt zu ſeyn, was wir die

ächte

ächte Linie nennen, von welcher wir hernach ſehr umſtändlich handeln wollen, und welche diejenige Freyheit giebt, die wir bey den beſten Italiäniſchen Meiſtern ſehen: ſondern er überhäufte vielmehr ſeine geſchlungenen Figuren gemeiniglich mit allzuſtarken S-gleichen Bogenzügen.

Raphael verwandelte nach ſeiner geraden und ſteifen Manier, als er Michael Angelos Werke und die antiquen Bildſäulen ſah, plötzlich ſeinen Geſchmack in den Linien, und er war ſo erpicht auf die Schlangenlinie, daß er den Gebrauch derſelben auf eine lächerliche Art übertrieb, beſonders in ſeinem Kleidermalen, obgleich ſeine groſſe Beobachtung des Natürlichen ihn nicht lange in ſeinem Irrthume ſtecken ließ.

Peter de Cortone hatte, durch Hülfe dieſer Linie, eine ſchöne Manier in ſeinem Kleidermalen.

Wir ſehen dieſen Grundſatz nirgends beſſer verſtanden, als in einigen Gemälden des Correggio, beſonders in ſeiner Juno und Ixion. Doch ſind die Verhältniſſe ſeiner Figuren zuweilen ſo beſchaffen, daß ſie von einem gemeinen Schildmaler könnten verbeſſert werden.

Inzwiſchen verirrte ſich Albert Dürer, welcher mathematiſch zeichnete, niemals im geringſten in den Reiz, welches er bey den Abzeichnungen nach dem Leben bisweilen müßte gethan haben, wenn er nicht mit ſeinen eigenen unbrauchbaren Regeln von dem Verhältniſſe wäre gefeſſelt geweſen.

Aber was in dieſer Sache die meiſte Schwierigkeit mag gemacht haben, iſt dieſes, daß Vandyk, einer der beſten Geſichtmaler, welche, in jeder Betrachtung, jemals bekannt geweſen, augenſcheinlich nicht an dieſe Art zu malen gedacht hat. Denn es ſcheint nicht der geringſte Reiz in ſeinen Gemälden zu ſeyn, als welchen die Natur ihm zufälliger Weiſe vorlegte. Man hat einen Kupferſtich der Herzogin von Wharton (52: Figur 2. Tafel) welchen van Gunſt nach einem ächten Gemälde von ihm geſtochen, welchem es durch und durch an aller Schönheit fehlt. Wäre ihm nun dieſe Linie als ein Grund bekannt geweſen, ſo hätte er alle Theile dieſes Gemäldes nicht mehr demſelben ſo zuwider zeichnen können, als Herr Addiſon ein ganzes Blatt im Zuſchauer wider die Grammatik hätte ſchreiben können, wenn er es nicht mit Fleiß gethan hätte. Gleichwohl betiteln die Maler, wegen ſeiner andern großen Vorzüge, dieſen Mangel des Reizes in ſeinen Stellungen rc. etwas **ſimples**; und, in der That, ſie verdienen öfters mit Recht dieſes Beywort.

Die Maler der itzigen Zeiten ſind nicht weniger ungewiß und einander widerſprechend geweſen, als die itzt gedachten Meiſter; ſie mögen es läugnen, wie ſie wollen.

Hiervon wollte ich gern gewiß ſeyn, und gab alſo im Jahre 1745 ein Titelkupfer zu meinen in Kupfer geſtochenen Werken heraus, auf welches ich eine auf einem Farbenbrete liegende Schlagenlinie zeichnete, und dieſe Worte darunter ſetze: **Die Linie der Schönheit.** Man biß bald an, und keine Egyptiſche Hieroglyphe machte jemals mehr zu ſchaffen, als dieſes eine Zeit lang. Maler und Bildhauer kamen zu mir, und fragten, was das bedeuten ſollte, weil ſie ſich ſo wenig drein finden konnten, als andere Leute, bis einige Erklärung davon gegeben ward. Alsdenn, aber nicht eher, brachten es einige heraus, daß es ihnen längſt bekannt geweſen wäre; obgleich der Grund, den ſie von den Eigenſchaften dieſer Linie angeben konnten, faſt gerade ſo hinlänglich war, als der Grund, welchen etwan ein Tagelöhner, welcher täglich mit dem Hebel umgeheht, von dieſer Maſchine, als einer mechaniſchen Kraft, angeben kan.

Andere, als gemeine Geſichtmaler und Abzeichner anderer Gemälde, läugneten, daß es eine ſolche Regel ſowohl in der Kunſt, als in der Natur, geben könnte, und ſagten, es wären alles nur Poſſen und Thorheit. Aber es war kein Wunder, daß dieſe Herren ein Ding, mit welchem ſie wenig, oder nichts, zu thun haben, nicht leicht begreifen konnten. Denn obgleich die Malerey des **Malereyabzeichners** manchmal in einem gemeinen Auge mit dem Originale, welches er nachmalet, um den Vorzug zu ſtreiten ſcheinen mag, ſo hat doch der Künſtler ſelbſt nicht mehr Geſchicklichkeit, natürlichen Witz, oder Einſicht, nöthig, als ein Tapetenwebergeſelle, welcher, wenn er nach einem Gemälde Stück vor Stück arbeitet, kaum weis, was er macht, und ob er einen Menſchen, oder ein Pferd, webt, ob er gleich zuletzt, ehe er es ſich faſt verſieht, ein ſchönes Tapetenſtück aus ſeinem Rahmen herauswindet, welches vielleicht eine von Le Brun gemalte Schlacht des Alexanders vorſtellet.

Da mich alſo der oben gedachte Kupferſtich, bey Erklärung der Eigenſchaften der Linie, in öftere Streitigkeiten verwickelte, ſo war ich überaus erfreut, zu finden, daß ſie (welche ich mir bey mir ſelbſt nur als einen Theil eines Lehrgebäudes vorgeſtellet hatte) ſo wohl von der obigen Regel des Michael Angelo unterſtützet ward. Dieſelbe ward mir zuerſt von D. Kennedy, einem gelehrten Alterthumsverſtändigen und Kenner, gezeigt, von welchem ich hernach die Ueberſetzung gekauft, woraus ich verſchiedene zu meiner Abſicht dienende Stellen genommen habe.

Wir wollen nunmehr uns bemühen, zu entdecken, was das Alterthum in der vorhabenden Materie für Licht giebt.

Egypten hat zuerſt, und hernach Griechenland, durch ihre Werke ihre große Geſchicklichkeit in den Künſten und Wiſſenſchaften, und unter andern in der Maler- und Bildhauerkunſt, gezeigt, von welchen allen man glaubt, daß ſie aus ihren großen Schulen der Weltweisheit entſprungen ſind. Pythagoras, Sokrates und Ariſtoteles ſcheinen den rechten Weg in der Natur für die Bemühungen der Maler und Bildhauer ſelbiger Zeiten gezeigt zu haben, (welchem ſie, aller Wahrſcheinlichkeit nach, durch dieſe feinern Fußſteige gefolget haben, welchen ſie bey ihren beſondern Künſten folgen mußten) wie mit Grunde aus denen Antworten kan geſchloſſen werden, welche Sokrates dem Ariſtippus, ſeinem Schüler, und dem Maler Parrhaſius, die Richtigkeit, das erſte Grundgeſetz in der Natur, in Anſehung der Schönheit, betreffend, gegeben.

Ich bin gewiſſermaßen der Mühe überhoben, eine hiſtoriſche Nachricht von dieſen Künſten unter den Alten zu geben, indem ich ohngefähr über eine Vorrede zu einer Abhandlung, welche **das Idealiſche Schöne** betitelt iſt, gekommen bin. Dieſe Abhandlung (*) war von Lambert Hermanſon Ten Kate Franzöſiſch geſchrieben und von Jacob Chriſtoph le Blon ins Engliſche überſetzt worden, welcher in der Vorrede, da er von dem Verfaſſer redet, ſagt: „Seine vorzügliche Wiſſenſchaft, welche ich itzo „bekannt mache, kömmt von der Uebereinſtimmung der alten Griechen, oder von dem „Schlüſſel zu allen harmoniſchen Verhältniſſen in der Maler⸗, Bildhauer⸗, Bau⸗, „Tonkunſt ꝛc. her, welchen Pythagoras nach Griechenland mit nach Hauſe brachte. „Denn nachdem dieſer große Weltweiſe nach Phönicien, Egypten und Chaldäa gereiſet war, wo er mit den Gelehrten umgieng, ſo kam er ohngefähr im Jahre der „Welt 3484, 520 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, aus Griechenland wieder „zurück, und brachte viel vortreffliche Entdeckungen für das Wohl ſeiner Mitbürger mit, „worunter die Uebereinſtimmung eine der beträchtlichſten und nützlichſten war.

„Nach ihm (und nicht eher) fiengen die Griechen, durch Hülfe dieſer Uebereinſtimmung, an, andere Völker in Wiſſenſchaften und Künſten zu übertreffen. Denn „da ſie vor dieſer Zeit ihre **Gottheiten** in ſchlechten menſchlichen Figuren vorſtellten, „ſo fiengen die Griechen nunmehro an, ſich in das Idealiſche Schöne einzulaſſen, und „Pamphilius, (welcher ſich in dem Jahre der Welt 3641, 363 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, berühmt machte, und welcher zeigte, daß ſich niemand ohne die „Mathematik im Malen hervorthun könne) der Schüler des Pauſias und Lehrmeiſter „des Apelles, war der erſte, welcher die gedachte Uebereinſtimmung künſtlich bey der „Malerkunſt anbrachte, wie ſie denn auch um eben dieſelbe Zeit die Bildhauer, Baumeiſter ꝛc. bey ihren verſchiedenen Künſten anzubringen anfiengen; ohne welche Wiſſenſchaft die Griechen eben ſo unwiſſend würden geblieben ſeyn, als ihre Voraltern.

„Sie trieben ihre Verbeſſerungen in der Zeichen⸗, Maler⸗, Bau⸗, Bildhauerkunſt ꝛc. ſo hoch, bis ſie die Wunder der Welt wurden, beſonders, nachdem die Aſier „und Egyptier (welche vorher die Lehrer der Griechen waren) nach der Zeit und durch „die Verwüſtungen des Krieges alle ihre Vortrefflichkeit in Wiſſenſchaften und Künſten verlohren hatten, welche hernach alle übrigen Völker den Griechen zu danken hatten, ohne daß ſie im Stande waren, ſie auch nur nachzuahmen.

(*) Iſt in A. Millars Verlage 1732. herausgekommen.

„Denn wir finden nicht, daß ſie, als die Römer Griechenland und Aſien erobert und die beſten Gemälde und geſchickteſten Künſtler nach Rom gebracht hatten, den großen Schlüſſel der Wiſſenſchaft, die Uebereinſtimmung, von welcher ich itzo rede, entdecket haben: ſondern ihre beſten Stücke wurden von Griechiſchen Künſtlern gemacht, welche, wie es ſcheint, nicht Luſt hatten, ihr Geheimniß der Uebereinſtimmung mitzutheilen, weil ſie ſich entweder, indem ſie das Geheimniß unter ſich behielten, zu Rom uentbehrlich machen wollten, oder etwan, weil die Römer, welche vornehmlich nach einer allgemeinen Herrſchaft trachteten, nicht neugierig genug waren, dem Geheimniſſe nachzuforſchen, indem ſie die Wichtigkeit deſſelben nicht einſahen, auch nicht verſtunden, daß ſie ohne daſſelbe niemals die große Kunſt der Griechen erreichen konnten; ob man gleich dem ohngeachtet geſtehen muß, daß ſich die Römer derer Verhältniſſe gut bedienten, welche die Griechen lange vorher auf gewiſſe beſtimmte Regeln, zufolge ihrer alten Uebereinſtimmung, gebracht hatten. Und die Römer konnten nicht zu dem glücklichen Gebrauche der Verhältniſſe gelangen, ohne die Uebereinſtimmung ſelbſt zu begreifen."

Dieſe Nachricht ſtimmt mit dem überein, was man beſtändig in Italien anmerket, wo die Griechiſchen und Römiſchen Stücke, ſowohl in Münzen, als Bildſäulen, eben ſo zu unterſcheiden ſind, wie die Buchſtaben ihrer beyden Sprachen.

Da mir alſo die Vorrede Dienſte gethan hatte, ſo hoffte ich, wegen der Aufſchrift des Buches, (und wegen der Verſicherung des Ueberſetzers, daß der Verfaſſer durch ſeine große Gelehrſamkeit das Geheimniß der Alten entdeckt habe) ich würde etwas darinnen antreffen, welches dem vor mir habenden Entwurfe zu Hülfe kommen oder ihn bekräftigen würde: aber ich betrog mich ſehr, indem ich nichts dergleichen, und keine Erklärung, ja nicht einmal eine Nachhohlung deſſen, was mich erſt auf eine angenehme Art beunruhigte, nämlich des Worts **Analogie** oder Uebereinſtimmung, fand. Ich will dem Leſer eine Probe in ſeinen eigenen Worten geben, woraus zu ſehen iſt, in wie fern der Verfaſſer dieſes große Geheimniß der Alten, oder **den großen Schlüſſel der Wiſſenſchaft**, wie es der Ueberſetzer nennt, entdecket hat.

„Der erhabene Theil, welchen ich ſo hochſchätze, und von welchem ich angefangen, zu reden, iſt ein wirkliches *Je ne ſai quoi*, oder ein den meiſten Leuten unbeſchreibliches Etwas, und es iſt der wichtigſte Theil für alle Kenner. Ich will es eine harmoniſche Eigenſchaft nennen, welche eine rührende oder bewegende Einheit, oder eine pathetiſche Uebereintreffung oder Eintracht nicht allein jedes Gliedes ſeines Körpers, ſondern auch jedes Theils des Gliedes, zu welchem es, als ein Theil, gehört, iſt. **Es iſt auch eine unendliche Mannigfaltigkeit der Theile**, obgleich, in Anſehung jeder verſchiedenen Sache, eine übereinkommende, ſo, daß die ganze Stellung; und die ganze Anlegung der Kleidungen jeder Figur zu der erwähnten Sache gehören, und mit ihr übereinſtimmen müſſen. Kurz, es iſt ein wahres Decorum, ein Wohl-

„ſtand

„ſtand oder eine richtige Ordnung der Begriffe, ſowohl in Anſehung des Geſichts und der Statur, als auch der Stellungen. Ein offener Kopf, welcher ſich in dem Idealiſchen hervor thun will, ſollte, glaube ich, ſich dieſes ſelbſt aufgeben, da es die vornehmſte Bemühung der berühmteſten Künſtler geweſen. In dieſem Stück können die großen Meiſter nicht nachgeahmet werden, auſſer von ſich ſelbſt, oder von denen, welche ſchon weit in der Einſicht in das Idealiſche gekommen, und welche die Regeln oder Geſetze der maleriſchen und poetiſchen Natur eben ſo gut einſehen, als dieſe Meiſter, ob ſie ihnen gleich in dem erhabenen Geiſte der Erfindung weichen müſſen.“

Die Worte in dieſer angeführten Stelle, **„es iſt auch eine unendliche Mannichfaltigkeit der Theile,“** ſcheinen, dem erſten Anſehen nach, einen Verſtand zu haben: aber der übrige Theil des Abſchnitts macht ihn ganz zunichte, und alle die übrigen Seiten ſind, der Gewohnheit nach, mit Beſchreibungen von Gemälden angefüllet.

Da nun ein jeder das Recht hat, zu muthmaßen, was denn dieſe Entdeckung der Alten ſeyn mag, ſo will ich zeigen, daß ſie ein Schlüſſel zu der ganzen Wiſſenſchaft der Mannigfaltigkeit, ſowohl in der Form, als auch in der Bewegung iſt. Shakeſpear, welcher die tiefſte Einſicht in die Natur hatte, hat alle Reizungen der Schönheit in zwey Worte, **unendliche Mannichfaltigkeit**, gebracht, wo er, da er von der Gewalt der Cleopatra über den Antonius redet, ſagt:

Endloſe Mannichfaltigkeit
Verderbten ihr nicht Läng' und Zeit.
2. Aufzug, 3. Auftritt.

Man hat allezeit angemerket, daß die Alten ihre Lehren dem gemeinen Manne geheimnißvoll machten und ſie vor denen, welche nicht zu ihren beſondern Secten und Geſellſchaften gehörten, durch Sinnbilder und Hieroglyphen, geheim hielten. Lamozzo ſagt im 29. Hauptſtücke des 1. Buchs: „Die Griechen forſchten, zur Nachahmung des Alterthums, das mit Recht berühmte Verhältniß, worinne die rechte Vollkommenheit der auserleſenſten Schönheit und Anmuth zu ſehen iſt, aus, indem ſie dieſelbe der Venus, der Göttin von göttlicher Schönheit, wovon alle Schönheit der niedern Dinge ihren Urſprung hat, in einem dreyeckigen Glaſe zueigneten.“

Wenn wir vorausſetzen, daß dieſe Stelle gegründet iſt, können wir es nicht auch für wahrſcheinlich halten, daß das Sinnbild in dem dreyeckigen Glaſe der Linie ähnlich iſt, welche Michael Angelo anpries? beſonders wenn bewieſen werden kan, daß die dreyeckige Form des Glaſes und die Schlangenlinie ſelbſt die zwey allereigentlichſten Figuren ſind, welche man ausdenken kan, um nicht allein Schönheit und Reiz, ſondern auch die ganze **Ordnung der Form**, damit anzuzeigen.

In der Nachricht, welche Plinius von dem Beſuche giebt, den Apelles bey dem Protogenes abſtattete, iſt ein Umſtand, welcher dieſe Vermuthung beſtärket. Ich

hoffe,

hoffe, es wird mir erlaubt ſeyn, die Geſchichte zu wiederholen. Als Apelles von dem Ruhme des Protogenes gehöret hatte, reiſete er nach Rhodus, ihn zu beſuchen. Weil er ihn aber nicht zu Hauſe fand, ſo ließ er ſich ein Bret geben, auf welches er eine Linie zog, wobey er der Magd ſagte, aus dieſer Linie würde ihr Herr ſehen, wer ihn hätte beſuchen wollen. Wir haben nicht deutliche Nachricht, was das wohl für eine Linie war, welche einen der vornehmſten von ſeiner Kunſt ſo beſonders anzeigen konnte. Wenn ſie nur ein Strich (aber ſo fein, als ein Haar, wie Plinius der Meynung zu ſeyn ſcheinet) war, ſo konnte ſie unmöglich, auf irgend eine Weiſe, die Geſchicklichkeit eines großen Malers anzeigen. Wenn wir aber ſetzen, daß es eine Linie von irgend einer auſſerordentlichen Eigenſchaft geweſen, dergleichen, wie man ſehen wird, die Schlagenlinie iſt, ſo hätte Apelles keine beſſere gnugthuende Unterzeichnung des Compliments, welches er dem Protogenes gemacht hatte, hinterlaſſen können. Als dieſer nach Hauſe kam, merkte er es und zeichnete eine feinere, **oder vielmehr eine eigentlichere Linie**, in dieſelbe, um dem Apelles, wenn er wieder käme, zu zeigen, daß er ſeine Meinung verſtünde. Er kam bald wieder, und die Antwort gefiel ihm wohl, welche Protogenes für ihn hinterlaſſen hatte. Er ward dadurch überzeugt, daß ihm das Gerücht Gerechtigkeit habe wiederfahren laſſen, und, nachdem er die Linie nochmals verbeſſert hatte, indem er ſie vielleicht mehr richtig ſchön gemacht, nahm er ſeinen Abſchied. Auf dieſe Art kan die Geſchichte begreifflich gemacht werden, da ſie ſo, wie ſie gemeiniglich genommen worden, niemals, auſſer als ein lächerliches Mährchen, hat können verſtanden werden.

Laßt uns zu dieſem hinzuſetzen, daß faſt nicht eine einzige Egyptiſche, Griechiſche, oder Römiſche Gottheit iſt, welche nicht eine gewundene Schlange, ein gewunden Füllhorn, oder ein auf dieſe Art gewundenes Sinnbild zu ſeiner Begleitung hat. Die zwey kleinen Köpfe (über dem Bruſtbildſtücke des Herkules, 4. Figur 1. Tafel) der Göttin Iſis, wovon der eine mit einer Kugel zwiſchen zwey Hörnern, und der andere mit einer Lilie (*) gekrönet iſt, ſind von dieſer Art. Harpokrates, der Gott des Stillſchweigens, iſt noch merklicher ſo, indem er ein großes gewundenes Horn, welches ihm an der Seite aus dem Kopfe heraus gewachſen iſt, ein Füllhorn in ſeiner Hand und noch eins bey ſeinen Füßen hat, mit einem auf ſeine Lippen gelegten Finger, um die Verſchwiegenheit anzuzeigen. (Man ſehe Montfaucons Alterthümer.) Und es iſt eben ſo merkwürdig, daß die Gottheiten barbariſcher und Gothiſcher Völker irgend eine von dieſen ſchönen Formen, als ihnen zugehörig, niemals gehabt haben, noch itzo haben. Wie ganz leer von dieſen Zierrathen ſind nicht die Chineſiſchen Pagods, und was für ein ſchlechter Geſchmack zeigt ſich nicht in allen ihren Verſuchen in der Maler- und Bildhauerkunſt, ob ſie ſie gleich mit ſo ſehr großer Sauberkeit ausarbeiten.

Die

(*) Die Blätter dieſer Blume winden ſich, indem ſie wachſen, nach verſchiedenen Seiten auf eine angenehme Art; wie man aus der 43. Figur auf der erſten Tafel beſſer ſehen kan. Aber es giebt eine artige kleine Blume, Herbſtſanbrod genannt, 47. Figur, deren Blätter nur nach einer Seite zierlich gewunden ſind.

Die ganze Nation ſcheint in Anſehung dieſer Sachen nur ein Auge zu haben. Dieſes Uebel folgt natürlich aus den Vorurtheilen, die ſie bey Nachmachung anderer ihrer Werke einſaugen, welches die Alten ſelten gethan zu haben ſcheinen.

Ueberhaupt iſt klar, daß die Alten dieſe Künſte auf eine ganz andere Art lernten, als die Neuern. Lamozzo ſcheint zum Theil hieran gedacht zu haben, wenn er in der Eintheilung ſeines Werks, auf der 9. Seite, ſagt: „Es giebt ein zweyfaches Verfahren in allen Künſten und Wiſſenſchaften. Das eine wird die Ordnung der Natur, und das andere die Ordnung des Unterweiſens genennet. Die Natur verfährt nach der Ordnung, indem ſie mit dem Unvollkommenen, als dem Beſondern, anfängt, und mit dem Vollkommenen, als dem Allgemeinen, endiget. Wenn nun bey dem Erforſchen der Dinge unſer Verſtand nach dieſer Ordnung verfährt, ſo wird dieſes ohne Zweifel die vollkommenſte und leichteſte Methode ſeyn, welche erdacht werden kan. Denn wir fangen Dinge aus ihren erſten und unmittelbaren Gründen zu kennen an, ꝛc. Und dieſes iſt nicht nur meine, ſondern auch des Ariſtoteles Meinung." Aber da er des Ariſtoteles Meinung unrecht verſteht, und gänzlich von deſſen Ermahnung abweicht, ſo ſagt er hernach: „Wenn wir alle dieſe in unſerm Verſtande faſſen könnten, ſo würden wir ſehr weiſe ſeyn: aber es iſt unmöglich;" und nachdem er einige dunkele Urſachen, warum er ſo denket, angegeben, ſo ſagt er: „er entſchließe ſich, der Ordnung des Unterweiſens zu folgen;" welches alle Schriftſteller von der Malerey auf gleiche Weiſe bisher gethan haben.

Hätte ich die vorhergehende Stelle geſehen, ehe ich dieſen Verſuch unternommen, ſo würde ſie mich wahrſcheinlicher Weiſe bewogen haben, Halte zu machen, und mich abgeſchrecket haben, dasjenige zu wagen, was Lamozzo ein unmögliches Unternehmen nennet. Aber da ich bey den vorhin gedachten Streitigkeiten wahrnahm, daß der Strom gemeiniglich auf mich loß gieng, und daß verſchiedene meiner Gegner meine Beweiſe lächerlich gemacht hatten, ob ſie ſich dieſelben gleich täglich zu Nutzen machten und ſie ſogar mir ins Geſicht für ihre eigenen ausgaben, ſo fing ich an, zu wünſchen, daß etwas über dieſe Materie heraus gegeben werden möchte, und ich machte mich alſo an verſchiedene meiner Freunde, welche ich für fähig hielt, die Feder für mich zu führen, indem ich mich erboth, ihnen mündlich Materialien an die Hand zu geben. Da ich aber dieſe Methode nicht für thulich befand, weil es ſchwer iſt, die Begriffe eines andern auszudrücken, beſonders in einer Materie, welche ihm entweder unbekannt, oder in ihrer Art neu war, ſo war ich genöthiget, es zu verſuchen, ſolche Worte zu finden, welche meine eigenen Begriffe am beſten ausdrücketen, indem ich mich ſchon zu weit eingelaſſen hatte, als daß ich die Fahne wieder hätte ſollen einziehen können. Nachdem ich alſo die Materie ſo gut, als ich konnte, geordnet und ſie in die Form eines Buchs gebracht hatte, ſo unterwarf ich es dem Urtheile ſolcher Freunde, auf deren Aufrichtigkeit und Geſchicklichkeit ich am beſten Staat machen konnte, und beſchloß, nach ihrem

Beyfall oder Misvergnügen darüber, es heraus zu geben oder zu unterdrücken. Als aber ihre günſtige Meinung von der Handſchrift öffentlich bekannt ward, ſo gab ſie der Unternehmung ſo ein Anſehen, welches bald die Gelaſſenheit derjenigen änderte, welche ein beſſeres Vertrauen zu meinem Penſel, als zu meiner Feder, gehabt hatten, und verwandelte ihr Hohngelächter in Verlangen, beſonders da mir eben dieſelben Freunde ein gütiges Anerbiethen, das Werk zum Drucke zu bringen, gethan hatten. Und hier muß ich mich beſonders einem Herrn dafür für verpflichtet erkennen, daß er wenigſtens ein Drittheil der Wortſetzung durchgeſehen und verbeſſert hat. Bey ſeiner Abweſenheit und wegen ſeiner Abhaltungen kamen verſchiedene Bogen ohne einigen Beyſtand unter die Preſſe, und das Uebrige ward bey Gelegenheit von einem Paar andern Freunden durchgegangen. Wenn man einige Unrichtigkeiten in der Schreibart finden wird, ſo will ich gern geſtehen, daß ſie alle mein eigen ſind; und ich bekenne, ich frage nicht viel darnach, wenn man nur finden wird, daß die Materie überhaupt nützlich iſt, und, bey der Anwendung derſelben, mit der Wahrheit und Natur übereinſtimmet. Wenn der Leſer für gut befinden wird, in dieſen weſentlichen Puncten irgend einige Irrthümer zu verbeſſern, ſo wird es mir ein empfindliches Vergnügen und dem Werke viel Ehre machen.

Nachricht.

Damit man die Figuren, welche auf den beyden zu dieſem Werke gehörigen Kupferſtichen angewieſen werden, deſto leichter finden möge, ſo ſind die Anweiſungen meiſtentheils an den Rand geſetzt. Figur T. 1. Tafel heißt ſo viel, als oben auf der 1. Tafel, L. 1. Tafel zur Linken, R. 1. Tafel zur Rechten, B. 1. Tafel unten. Und wo man ſich auf eine Figur in der Mitte einer von beyden Kupfertafeln beziehet, da iſt ſie nur alſo bemerket: Figur 1. Tafel oder Figur 2. Tafel.

Inhalt.

Inhalt.

Einleitung. Der Nutzen und der Vortheil, welchen man davon hat, wenn man dichte Gegenſtände nur als aus Linien zuſammengeſetzte dünne Schalen, gleich der äuſerſten Haut einer Zwiebel, betrachtet. I. Seite.

I. Hauptſtück. Von der Richtigkeit. 1.

II. Hauptſtück. Von der Mannigfaltigkeit. 3.

III. Hauptſtück. Von der Gleichförmigkeit, Regelmäßigkeit, oder Symmetrie. 4.

IV. Hauptſtück. Von der Einfachheit, oder Deutlichkeit. 6.

V. Hauptſtück. Von der Verwickelung. 8.

VI. Hauptſtücke. Von der Größe. 11.

VII. Hauptſtück. Von den Linien. 16.

VIII. Hauptſtück. Aus was für einer Art von Theilen und wie angenehme Formen zuſammengeſetzt ſind. 18.

IX. Hauptſtück. Von Zuſammenſetzungen mit der Wellenlinie. 24.

X. Hauptſtück. Von Zuſammenſetzungen mit der Schlangenlinie. 25.

XI. Hauptſtück. Von dem Verhältniß. 35.

XII. Hauptſtück. Von Licht und Schatten, und der Art, wie Gegenſtände dem Auge durch dieſelben vorgeſtellet worden. 51.

XIII. Hauptſtück. Von der Zuſammenſetzung in Anſehung des Lichts, des Schattens, und der Farben. 60.

XIV. Haupt-

XIV. Hauptſtück. Von dem Farbengeben. 64. Seite.

XV. Hauptſtück. Von dem Geſichte. 1.) In dem erhabenſten Geſchmacke, und umgekehrt. 2.) In Anſehung des Charakters und des Ausdrucks. 3.) Von der Art, auf welche ſich die Linien des Geſichts von der Kindheit an fernerhin verändern, und die verſchiedenen Alter zeigen. 70.

XVI. Hauptſtück. Von der Stellung. 78.

XVII. Hauptſtück. Von der Handlung. 1.) Eine neue Art, eine leichte und reizende Bewegung der Hand und der Armen zu erlangen. 2.) Von dem Kopfe, ꝛc. 3.) Vom Tanzen, beſonders von der Menuet. 4.) Von Contertänzen, und endlich von der theatraliſchen Handlung. 80.

Einleitung.

Ich übergebe der Welt einen kurzen Verſuch mit zwey erläuternden Kupferplatten, worinnen ich mich bemühen werde, zu zeigen, was in der Natur für Gründe liegen, welche machen, daß wir die Geſtalten mancher Körper ſchön und anderer ihre häßlich, einige reizend und andere abſcheulich nennen. In dieſer Abſicht betrachte ich genauer, als bisher geſchehen, die Eigenſchaft und die verſchiedenen Verbindungen derjenigen Linien, durch welche in dem Gemüthe die Begriffe aller mannigfaltigen Formen, welche man ſich nur vorſtellen kan, entſtehen. Anfänglich möchte vielleicht das ganze Unternehmen ſowohl, als die Kupferſtiche, mehr ſcheinen, die Abſicht zu haben, unnütz zu beluſtigen und zu verwirren, als mit Nutzen zu ergetzen und zu unterrichten. Aber ich bin überzeugt, daß, wenn man die Exempel in der Natur, auf welche man ſich in dieſem Verſuche beziehet, genau wird erwogen und nach den in demſelben feſtgeſetzten Gründen unterſucht haben, man ihn einer ſorgfältigen und aufmerkſamen Durchleſung würdig ſchätzen wird; und ich zweifele auch nicht, daß man ſelbſt die Kupferſtiche aufmerkſam betrachten wird, wenn man finden wird, daß faſt jede Figur auf denſelben (wie wunderlich ſie auch untereinander geworfen zu ſeyn ſcheinen) ſich auf etwas gewiſſes in dem Verſuche beziehet, um der Einbildungskraft des Leſers zu helfen, wenn er die Urbilder in der Kunſt oder Natur nicht ſelbſt vor Augen hat.

Und auf dieſer Seite wird man hoffentlich meine Kupferſtiche betrachten, und erwägen, daß die Figuren auf denſelben, auf welche ich mich beziehe, gar nicht als ſelbſt Exempel von dem, was ſchön und reizend iſt, ſondern bloß in der Abſicht da ſind, dem Leſer zu zeigen, was für Arten der Gegenſtände er in der Natur, oder in den Werken der größten Meiſter betrachten und unterſuchen muß. Man hat alſo meine Figuren eben ſo zu betrachten, wie diejenigen, welche ein Mathematiker mit der Feder macht, um der Einbildungskraft bey Begreiflichmachung ſeiner Demonſtration zu helfen, obgleich eine Linie darinnen entweder nicht vollkommen gerade iſt, oder nicht juſt diejenige Krümmung hat, von welcher er handelt. Gewiß, ich habe mich hier ſo wenig bemühet, es ſchön zu machen, daß ich recht mit Fleiß am wenigſten nach der Strenge verfahren habe, wo man die meiſte Schönheit vermuthen ſollte; damit man nicht, zum Nachtheil des Werks ſelbſt, zu ſehr an den Figuren möchte hängen bleiben. Denn ich muß geſtehen, daß ich gar wenig Hoffnung habe, daß diejenigen, welche, durch einen beſſern Geſchmack geleitet, in die Geheimniſſe der Maler- und Bildhauerkunſt eingeführet werden, meine Zeichnungen überhaupt günſtig und aufmerkſam betrachten werden. Noch viel weniger erwarte, oder, die Wahrheit zu geſtehen, verlange ich die Zufriedenheit derjenigen Art Leute, deren Nutzen es gemäß iſt, allen denjenigen Unterricht zu verachten, welcher uns mit unſern eigenen Augen ſehen lehret.

Es wird nicht nöthig ſeyn, anzumerken, daß einige der Letztgedachten nicht nur diejenigen, welche von den erſtern abhängen, ſondern auch oft die einzigen Lehrer und Leiter derſelben, ſind. Aber auf was für Art ſie auswärts ſo betrachtet werden, kan man zum Theil aus einer lächerlichen Vorſtellung † derſelben ſehen, welche von einem von dem Herrn Pond herausgegebenen Kupferſtiche genommen und von dem Ritter Ghezzi zu Rom gezeichnet werden.

Denen alſo, deren Urtheile ohne Vorurtheile ſind, unterwerfe ich dieſes kleine Werk mit viel Vergnügen; denn dieſe ſind es, welche mich bisher am meiſten verpflichtet haben, und von welchen ich itzo die meiſte Aufrichtigkeit zu erwarten Urſach habe.

Ich wollte alſo gern, daß meine Leſer von dieſer Art verſichert wären, daß, ob ſie gleich vielleicht durch prächtige Kunſtwörter, ſchwere Namen, und durch das Paradiren ſcheinbar vortrefflicher Sammlungen von Gemälden und Bildſäulen, in die Furcht gejagt und überhäuft worden, dieſelben gleichwohl, Frauenzimmer ſowohl, als Mannsperſonen, auf einem viel beſſern Wege ſind, eine vollkommene Kenntniß des Schönen und Reizenden, ſowohl in künſtlichen, als natürlichen Körpern, indem ſie ſelbige auf eine ſyſtematiſche, aber auch zugleich gemeine Art betrachten, zu erlangen, als diejenigen, welche durch dogmatiſche, bloß von den Ausübungen der Kunſt hergenommene Regeln, eingenommen worden. Ja, ich wage es, zu ſagen, daß ſie dieſe Kenntniß geſchwinder und vernünftiger erlangen werden, als ſelbſt ein erträglicher Maler, welcher eben dieſe Vorurtheile eingeſogen hat.

Je allgemeiner vielleicht dieſer Begriff iſt, daß bloß Maler und Kenner das Recht haben, dergleichen Sachen zu beurtheilen, deſto nöthiger iſt es, dasjenige ſo ſehr, als möglich, zu erläutern und zu beſtätigen, was im vorhergehenden Abſatze nur bejahet worden, nämlich, daß ſich niemand, aus Mangel ſolcher vorläufigen Einſicht, ſoll abſchrecken laſſen, ſich an dieſe Unterſuchung zu machen.

† 1. Taf. T. Fig. 1.

Die Urſache, warum Perſonen, welche eine Kenntniß der Gemälde zu erlangen geſucht, ihre Augen hierzu weniger geſchickt gemacht haben, als andere, iſt dieſe, daß ihre Gedanken gänzlich und beſtändig überhäuſt und beſchäftiget geweſen, die verſchiedenen Manieren, nach welchen die Gemälde gemalt ſind, die Geſchichte, die Namen und die Charaktere der Meiſter, und viel andere zu dem mechaniſchen Theile der Kunſt gehörige kleine Umſtände; zu erwägen und zu behalten, und wenig, oder keine Zeit, angewendet worden, diejenigen Begriffe, welche ſie von den Gegenſtänden in der Natur ſelbſt in ihren Gemüthern haben ſollten, vollkommen zu machen. Denn da ſie alſo ihre erſten Begriffe von nichts, als Nachahmungen, ſich eigen gemacht nnd angenommen, und zu oft eben ſowohl in die Fehler, als in die Schönheiten derſelben, ſich verliebet, ſo verlaſſen ſie mit der Zeit, auf gewiſſe Weiſe, gänzlich, oder überſehen zum wenigſten die Werke der Natur, bloß darum, weil dieſe nicht mit dem übereinſtimmen, wovon ihre Gemüther vorher ſo ſtark eingenommen worden.

Befände ſich die Sache nicht wirklich an dem, ſo würde manch Hauptgemälde welches itzo die Cabineter der Liebhaber in allen Ländern zieret, ſchon längſt zum Feuer ſeyn verdammet worden. Es würde auch nicht möglich geweſen ſeyn, daß die Venus und der Cupido, welche in der Figur † vorgeſtellet ſind, den Weg in das vornehmſte Zimmer eines Palaſts gefunden hätten.

† T. 1 Taf. unter der 49 Figur.

Es iſt auch klar, daß das Auge des Malers nicht im geringſten geſchickter iſt, dieſe neuen Eindrücke zu bekommen, welches auf gleiche Art zu ſehr von den Werken der Kunſt geblendet iſt. Denn er iſt auch fähig, nach dem Schatten zu greifen, und das Weſentliche fahren zu laſſen. Dieſer Irrthum findet hauptſächlich bey denen Statt, welche nach Rom gehen, ſich, wie ſie gemeiniglich wollen, in ihrer Kunſt vollkommen zu machen, doch ohne die gehörige Sorgfalt, indem ſie das ſchädliche Anſehen als Kenner annehmen, anſtatt, daß ſie ſich als Maler aufführen ſollten; und je ſchlechter ſie auf dieſe Art in ihren eigenen Künſten werden, deſto gröſſer werden ſie in der Kunſt der Kenner. Als eine Beſtätigung dieſer ſcheinbar paradoxen Meinung, hat man jederzeit in allen Auctionen von Gemälden bemerket, daß die allerſchlechteſten Maler als die allergeſchickteſten Richter da ſitzen, welchen man allein glaubt, und zwar, wie ich vermuthe, wegen ihrer Uneigennützigkeit.

Ich fürchte, dieſes wird guten Theils mehr das Anſehen einer Empfindlichkeit haben und in der Abſicht geſchrieben zu ſeyn ſcheinen, die Einwürfe derjenigen, welche die Fehler dieſes Werks nicht wohl in ein gutes Licht ſetzen können, zu ſchwächen, als bloß, wie oben geſagt worden, diejenigen von meinen Leſern aufzumuntern, welche weder Maler, noch Kenner ſind; und ich will auch ſo aufrichtig ſeyn, und geſtehen, daß etwas davon wahr ſeyn kann: aber zugleich kan ich auch nicht zugeben, daß dieſes allein ein hinlänglicher Bewegungsgrund geweſen ſeyn ſollte, es zu wagen, jemanden zu beleidigen, hätte es nicht, auſſer dem, was ſchon angeführet worden, eine andere Betrachtung, welche bey gegenwärtigem Vorhaben mehr ſagen will, nothwendig gemacht. Ich meine die mit dem ſtärkſten Scheine der Richtigkeit begleitete Voraugenlegung der erſtaunlichen Veränderungen, welche die Gegenſtände in den vorgefaßten Meinungen und Vorurtheilen, wovon das Gemüth eingenommen iſt, ſcheinbar leiden. Ein Betrug, vor welchem ſich diejenigen, welche die Gegenſtände recht zu ſehen lernen wollen, gar ſehr in Acht zu nehmen haben.

Obgleich die bereits gegebenen Beyſpiele ſehr offenbar ſind, ſo iſt es doch, (als eine fernere Beſtätigung davon, und zum Troſt derer, welche ſich etwan durch das, was geſagt worden, ein wenig beleidiget finden) gewiß wahr, daß Maler von jeder Art ſtärkere Beyſpiele der faſt unvermeidlichen Macht des Vorurtheiles ſind, als irgend eine andere Art Leute.

Alle die ſogenannten **Manieren**, ſo gar der größten Meiſter, von welchen man weis, daß ſie ſo ſehr von einander, und alle von der Natur unterſchieden ſind, was ſind ſie anders, als eben ſo viel ſtarke Proben ihrer unverletzlichen Neigung, mit welcher ſie der Unrichtigkeit anhängen, welche in die in ihren eigenen Augen und durch Eigendünkel ſo ſcheinende feſtgeſetzte Richtigkeit eingehüllet iſt? Rubens würde, aller Wahrſcheinlichkeit nach, an der trocknen Manier des Pouſſin eben ſo ein Misfallen gehabt haben, als Pouſſin über die ausſchweifende Manier des Rubens bezeigte. Die Vorurtheile ſchlechter angehender Künſtler von den Unvollkommenheiten ihrer eigenen Stücke ſind noch erſtaunlicher. Ihre Augen ſind ſo hurtig in Entdeckung anderer ihrer Fehler, als gänzlich blind ſie zu gleicher Zeit, in Anſehung ihrer eigenen, ſind! In der That, es würde gut für uns alle ſeyn, wenn einer von Gullivers Fliegenwedeln immer bey unſern Ellbogen ſeyn könnte, um uns bey jedem Streiche daran zu erinnern, wie ſehr Vorurtheil und Eigendünkel unſere Augen verblenden.

Aus dem, was geſagt worden, iſt hoffentlich klar, daß diejenigen, welche für nichts, es ſey, was es wolle, weder durch ihre eigene Ausübung, noch durch anderer ihren Unterricht, eine vorzügliche Meynung haben, am geſchickteſten ſind, die Wahrheit der in den folgenden Blättern vorgetragenen Gründe zu unterſuchen. Weil aber vielleicht nicht ein jeder Gelegenheit gehabt hat, genugſam mit den Beyſpielen bekannt zu werden, welche ich gegeben habe, ſo will ich ein ganz gemeines geben, welches ihn auf die Wahrnehmung tauſend anderer helfen kan. Wie ſtuffenweiſe gewöhnt ſich das Auge ſo gar an eine unanſehnliche Kleidung, indem es mehr und mehr die Mode faßt, und wie bald gelangt es wieder zu ſeinem Misvergnügen über dieſelbe, wenn ſie ihm nicht mehr vorkömmt, und wenn eine neue in dem Gemüthe Beſitz genommen hat! So unbeſtimmt iſt der Geſchmack, wenn er auf keinen feſten Gründen ruhet!

Dem ungeachtet habe ich geſagt, daß ich willens bin, die Verſchiedenheit der Linien genau zu betrachten, welche machen, daß die Begriffe von den Körpern in dem Gemüthe entſtehen, und welche man ſich auſſer Zweifel als auf den Flächen bloß dichter und undurchſichtiger Körper gezogen, vorſtellen muß. Gleichwohl wird es uns bey Durchleſung unſerer gegenwärtigen Unterſuchung ſehr zu ſtatten kommen, wenn wir uns bemühen, uns von der **inwendigen Seite** dieſer Flächen, wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf, einen ſo richtigen Begriff zu machen, als es möglich iſt.

Damit man mich wohl verſtehe, ſo ſtelle man ſich jeden Gegenſtand, welchen wir betrachten werden, ſo vor, als ob alles, was inwendig darinnen iſt, ſo rein herausgenommen ſey, daß nichts, als eine dünne Schale, übrig geblieben, welche ſowohl in ihrer innern, als äuſern Fläche, mit der Geſtalt des Gegenſtandes ſelbſt genau übereinkömmt. Laßt uns gleichfalls vorausſetzen, dieſe dünne Schale beſtehe aus ſehr zarten Fäden, welche dicht neben einander ſind, und wovon einer, wie der andere, in die Augen fällt. Man ſetze nun, daß ſie das Auge von auſſen, oder von innen, betrachtet; ſo werden wir finden, daß die Begriffe von den zwey Flächen dieſer Schalen natürlicher Weiſe auf einen hinauslaufen. Das Wort Schale ſelbſt macht, daß es uns ſcheinet, als ob wir die beyden Flächen zugleich ſähen.

Man wird ſehen, daß der Nutzen dieſer Phantaſie, wie ſie einige nennen dürften, in der Folge dieſes Werks ſehr groß iſt; und je öfter wir auf dieſe ſchalenmäßige Art an Gegenſtände denken werden, deſto mehr werden wir unſere Vorſtellung eines jeden beſondern Theiles der Fläche eines Gegenſtandes, welchen wir anſehen, erleichtern und ſtärken, indem wir hierdurch eine vollkommenere Erkenntniß des Ganzen, wozu er gehört, erlangen. Denn die Einbildungskraft wird natürlicher Weiſe in den leeren Raum innerhalb der Schale hinein gehen, und daſelbſt auf einmal, als aus einem Mittelpuncte, das Ganze von innen anſehen, und die entgegenſtehenden übereinkommenden Theile ſo ſtark bemerken, daß ſie den Begriff des Ganzen behält, und daß wir in den Stand geſetzet werden, uns vorzuſtellen, wie der Gegenſtand, man betrachte ihn, von welcher Seite man wolle, ausſieht, ſo, als wenn wir um ihn herum giengen und ihn von auſſen anſähen.

Alſo kan man den vollkommenſten Begriff, welcher möglich iſt, von einer Kugel erlangen, wenn man ſich vorſtellet, daß eine unendliche Anzahl gerader Stralen von gleicher Länge von dem Mittelpuncte ausgehet, dergleichen das Auge macht, wenn es zugleich rund herum ſiehet. Dieſe geraden Stralen muß man ſich vorſtellen, als ob ſie an ihren andern Enden mit einander berührenden zirkelförmigen Fäden oder Linien, welche eine wahre kugelförmige Schale bilden, umgrenzet oder umwunden wären.

Aber bey der gemeinen Art, einen undurchſichtigen Gegenſtand anzuſehen, beſchäftiget derjenige Theil ſeiner Fläche, welcher dem Auge zugekehret iſt, das Gemüth allein, und an den entgegengeſetzten Theil, ſo gar an jeden andern Theil deſſelben, denkt man zu derſelben Zeit gar nicht; und die geringſte Bewegung, welche wir machen, um eine andere Seite des Gegenſtandes zu ſehen, verwirret unſern erſten Begriff, weil wir die Verbindung der beyden Begriffe nicht wiſſen, welche uns die vollſtändige Kenntniß des Ganzen natürlicher Weiſe würde gegeben haben, wenn wir ihn vorher auf die andere Art betrachtet hätten.

Ein anderer Vortheil bey dieſer Betrachtung der Gegenſtände, als bloſſe Schalen, welche aus Linien zuſammengeſetzt ſind, iſt dieſer, daß wir durch dieſes Mittel den wahren und völligen Begriff von dem erlangen, was man die äuſern Linien einer Figur nennet, welche in zu enge Grenzen eingeſchloſſen worden, indem man ſie nur von Zeichnungen auf dem Pappiere genommen hat. Denn in dem vorhin von der Kugel gegebenen Exempel hat jeder von den eingebildeten zirkelförmigen Fäden ein Recht, als eine Auſſenlinie der Figur betrachtet zu werden, eben ſo wohl, als diejenigen, welche die ſichtbare Hälfte von der unſichtbaren abtheilen; und wenn man ſetzt, daß ſich das Auge regelmäßig rund herum bewegt, ſo wird jeder von dieſen Fäden eben ſo regelmäßig, (im engen und eingeſchränkten Verſtande des Worts) einer nach dem andern, die Stelle der Auſſenlinien vertreten. Wer ſich alſo die Mühe nehmen will, vollkommene Begriffe von den Entfernungen, Lagen und Gegeneinanderſtehungen verſchiedener materialiſcher Puncte und Linien in den Flächen, ſelbſt der unregelmäßigſten Figuren, zu erlangen, der wird nach und nach eine Fertigkeit bekommen, ſich dieſelben wieder in dem Gemüthe vorzuſtellen, wenn er die Gegenſtände ſelbſt nicht vor ſich hat, und die Begriffe davon werden ſo ſtark und vollkommen ſeyn, als die Begriffe von den ebenſten und regelmäßigſten Geſtalten, dergleichen die Würfel und Kugeln ſind. Sie werden für diejenigen von unendlichem Nutzen ſeyn, welche aus dem Kopfe erfinden und zeichnen, wie auch diejenigen, welche nach dem Leben zeichnen, geſchickt machen, richtiger zu ſeyn.

Ich bitte alſo einen jeden Leſer, ſeiner Einbildungskraft auf dieſe Art ſo viel, als möglich, zu Hülfe zu kommen, indem er jeglichen Gegenſtand ſo betrachtet, als wenn

ſein

ſein Auge inwendig darinne wäre. Da man ſich gerade Linien leicht vorſtellen kan, ſo wird die Schwierigkeit, ſich dieſer Methode bey den einfachſten und regelmäßigſten Geſtalten zu bedienen, geringer ſeyn, als man es ſich wohl erſt einbildet, und der Nutzen bey den mehr zuſammengeſetzten wird größer ſeyn; welches zur Genüge wird gezeiget werden, wenn wir von der Zuſammenſetzung handeln werden.

Da aber die Figur † für junge Anfänger in der Zeichenkunſt bey Abzeichnung der menſchlichen Geſtalt, welche die verwickelteſte und ſchönſte unter allen iſt, von beſonderem Nutzen ſeyn dürfte, indem ſie ihnen einen mechaniſchen Weg zeigt, die entgegengeſetzten Puncte auf der Fläche derſelben zu bekommen, welche aus einerley Geſichtspuncte niemals können geſehenwerden, ſo wird rathſam ſeyn, die Abſicht derſelben an dieſem Orte zu erklären, zumal da es dem, was ſchon geſagt worden, einiges Gewicht geben kan.

† 1. Taf. 1. Fig.

Sie ſtellt einen in weiches Wachs gedrückten Rump vor. Durch deſſen Mittelpunct geht perpendicular ein Drat, und dieſer wird von einem andern Drate horizontal durchkreuzt, welcher forn hinein geht, und in der Mitte des Rückens wieder herauskömmt. Es können noch ſo viel Dräter, als man für nöthig hält, da ſeyn, welche parallel mit dieſen beyden Drätern, und gleich weit von denſelben, und jede von einander ſelbſt, entfernet ſind, wie durch die verſchiedenen Puncte in der Figur angedeutet worden. Man ſtecke dieſe Dräter ſo locker, als möglich, damit man ſie nach Gefallen herausnehmen könne, aber nicht eher, als bis alle Theile derſelben, welche auſſer dem Wachs ſind, ſorgfältig bis ganz an das Wachs gemalet ſind, und zwar mit einer andern Farbe, als diejenigen Theile der Dräter haben, welche innerhalb dem Wachſe ſind. Hierdurch kan man den horizontalen und perpendicularen Inhalt dieſer Theile des Körpers, (worunter ich die Entfernungen der entgegengeſetzten Puncte auf der Fläche dieſer Theile verſtehe) wodurch die Dräter gegangen ſind, genau kennen, und mit einander vergleichen; und die kleinen Löcher, welche da, wo die Dräter das Wachs durchbohret haben, auf deſſen Fläche zurück bleiben, werden die übereinkommenden auswendigen Puncte auf den äuſern Muskeln des Körpers anzeigen, und uns zugleich zu einer leichtern Vorſtellung der dazwiſchen liegenden Theile helfen und leiten. Dieſe Puncte kan man auf einer marmernen Figur mit Taſterzirkeln, mit gehöriger Anwendung, bemerken.

Die bekannte und ſeit vielen Jahren gebräuchliche Methode, Zeichnungen von großen Schildereyen genauer und fertiger zum Kupferſtechen ins Kleine zu bringen, oder

Zeichnungen zu vergrößern, um Decken und Kuppeln zu malen, (indem man Linien perpendicular auf einander ziehet, ſo, daß dadurch auf dem zum Abzeichnen beſtimmten Pappiere eben ſo viel Vierecke entſtehen, als ihrer vorher auf dem Urbilde gemacht worden; (durch welches Mittel man die Lage jedes Theils des Gemäldes mechaniſch ſieht und leicht überträgt) möchte manchen mit Wahrheit eben ſo etwas zu ſeyn ſcheinen, dergleichen ich hier vorgetragen: aber das eine geſchieht auf einer ebenen Fläche, und das andere an einem Körper; und die neue Vorſtellung iſt in ihrer Anwendung unterſchieden, und dürfte weit nützlicher ſeyn und ſich weiter erſtrecken, als die alte.

Aber es iſt nun Zeit, die Einleitung zubeſchließen, und mich ſofort zu den erſten Grundſätzen zuwenden, von welchen man durchgängig zugeſteht, daß ſie, wenn ſie wohl vermiſcht werden, allen Arten von Zuſammenſetzungen Annehmlichkeit und Schönheit geben. Ich will meinen Leſern zeigen, worinnen die beſondere Kraft eines jeden bey denen Zuſammenſetzungen in der Natur und Kunſt beſteht, welche das Auge am meiſten zu vergnügen und zu unterhalten ſcheinen, und welche dieſes Reizende und Schöne hervor bringen, wovon in dieſer Unterſuchung ſoll gehandelt werden. Die Gründe, welche ich meine, ſind die **Richtigkeit**, die **Mannichfaltigkeit**, die **Gleichförmigkeit**, die **Einfachheit**, die **Verwickelung** und die **Größe**; **welche alle bey Hervorbringung der Schönheit zuſammen wirken, indem ſie einander gelegentlich verbeſſern und einſchränken.**

Zergliederung
der
Schönheit.

Erſtes Hauptſtück.

Von der Richtigkeit.

Die Richtigkeit der Theile, in deren Abſicht jedes einzelne Ding, entweder durch Kunſt oder Natur, gebildet iſt, muß zuerſt betrachtet werden, weil ſie in Anſehung der Schönheit des Ganzen, von der größten Wichtigkeit iſt. Dieſes iſt ſo klar, daß ſelbſt der Sinn des Sehens, dieſer groſſe Eingang der Schönheit, ſo ſtark davon gelenket wird, daß, wenn das Gemüth, wegen dieſer Art eines Werthes in einer Geſtalt, dieſelbe für ſchön hält, ob ſie es gleich, in Anſehung aller andern Umſtände, nicht iſt, das Auge bey ihrem Mangel der Schönheit unempfindlich wird, und ſogar anfängt einen Gefallen daran zu haben, beſonders nachdem es eine ziemliche Zeit damit bekannt geweſen.

Auf der andern Seite iſt wohl bekannt, daß Geſtalten von groſſer Schönheit oft dem Auge einen Ekel erwecken, wenn ſie ungeſchickt angebracht werden. Alſo ſind geſchlängelte Säulen unſtreitig eine Zierde: aber da ſie einen Begriff der Schwachheit bey ſich haben, ſo misfallen ſie allezeit, wenn man ſie ungeſchickt braucht, als zu Stützen einer ſtarken Sache, oder welche ſchwer ausſieht.

Die Maſſen und Verhältniſſe der Gegenſtände werden durch Richtigkeit und Eigenthümlichkeit regieret. Dieſes iſt es, was die Gröſſe und das Verhältniß der Stühle, der Tiſche und aller Arten von Hausrath und Auszierungen der Zimmer beſtimmet hat. Dieſes iſt es, was den Pfeilern, Bögen, ꝛc. zu Stützung groſſer Laſten, ihre abgemeſſene Gröſſe gegeben, und alſo alle Ordnungen in der Baukunſt, wie auch die Gröſſen der Fenſter und Thüren, ꝛc. eingerichtet hat. Alſo, wenn gleich ein Gebäude noch ſo groß wäre, ſo müſſen doch die Stuffen der Treppen, die Fenſterrahmen, immer ihre gewöhnliche Höhe haben, ſonſt würden ſie ihre Schönheit nebſt ihrer Richtigkeit verlieren. Und bey dem Schiffbau werden die Abmeſſungen jedes Theils nach der Bequemlichkeit zum Segeln eingeſchränket und eingerichtet. Wenn ein Schiff gut ſegelt, ſo nennen es die Matroſen allezeit ſchön. So eine Verbindung haben dieſe beyden Begriffe!

Die allgemeinen Gröſſen der Theile des menſchlichen Körpers ſind alſo nach dem verſchiedenen Gebrauche, zu welchen ſie beſtimmet ſind, eingerichtet. Der Rump iſt der gröſste, wegen der Menge deſſen, was er in ſich enthält; und der Schenkel iſt gröſſer, als das Bein, weil er ſowohl das Bein, als auch den Fuß, das Bein aber nur den Fuß zu bewegen hat ꝛc.

Die Richtigkeit der Theile beſtimmt und unterſcheidet auch groſſentheils die Kennzeichen der Gegenſtände. Zum Exempel, das Rennpferd iſt ſowohl in der Beſchaffenheit, oder in dem Kennzeichen, als auch in ſeiner Figur, von dem Reuterpferde ſo ſehr unterſchieden, als der Herkules von dem Mercur.

Das Rennpferd, deſſen Theile alle von einer ſolchen Gröſſe ſind, welche am beſten zur Geſchwindigkeit tauget, hat daher ein beſtändiges Kennzeichen einer gewiſſen Art der Schönheit. Dieſes zu erläutern, ſetze man, der ſchöne Kopf und der zierlich geſtreckte Hals des Reuterpferdes ſtünde auf den Schultern eines Rennpferdes, anſtatt ſeines eigenen unförmlichen Kopfes und geraden Halſes, ſo würde es das Pferd unangenehm und häßlich machen, anſtatt es zu verſchönern; denn das Urtheil würde es als ungeſchickt verdammen.

† 3. Figur. 1. Tafel.

An dem Herkules des Glikon † ſind alle Theile deſſelben, in Anſehung der ſehr groſſen Stärke, ſo wohl eingerichtet, als es die Zuſammenſetzung der menſchlichen Geſtalt zuläßt. Der Rücken, die Bruſt und die Schultern haben ſtarke Knochen und ſolche Muskeln, welche ſich zu der vorausgeſetzten Stärke ſeiner obern Theile ſchicken; aber da für die untern Theile weniger Stärke erfordert ward, ſo verminderte der ſcharfſinnige Bildhauer, allen neuen Regeln, jeden Theile nach Verhältniß zu vergröſſern, zuwider, herunterwärts nach den Füſſen, allmählich die Gröſſe der Muskeln, und aus eben der Urſache machte er den Hals im Umfange dicker, als einen jeden Theil des Kopfes; ſonſt würde die Figur † mit einer unnöthigen Laſt ſeyn beladen worden, wodurch

† 4. Figur. 1. Tafel.

man

man ihrer Stärke, und folglich auch ihrer charakteriſtiſchen Schönheit, würde Abbruch gethan haben.

Dieſe ſcheinbaren Fehler, welche ſowohl die groſſe anatomiſche Kenntniß, als auch die Urtheilskraft der Alten zeigen, findet man nicht an den bleyernen Nachahmungen davon am Heydepark. Dieſe ſaturniniſchen Köpfe bildeten ſich ein, ſie wüßten ſolche ſcheinbare **Verhältnißfehler** zu verbeſſern.

Dieſe wenigen Exempel mögen genug ſeyn, einen Begriff von dem zu geben, was ich meine, (und was ich darunter will verſtanden haben) wenn ich von der Schönheit der Richtigkeit und Eigenthümlichkeit rede.

Zweytes Hauptſtück.

Von der Mannichfaltigkeit.

Was für einen groſſen Antheil die Mannichfaltigkeit an Hervorbringung der Schönheit hat, kan man an dem zierlichen Theile der Natur ſehen.

Die Geſtalten und Farben der Pflanzen, Blumen und Blätter, die Malereyen auf den Schmetterlingsflügeln, Muſcheln, ꝛc. ſcheinen kaum eine andere Abſicht zu haben, als das Auge mit Vergnügen und Mannichfaltigkeit zu unterhalten.

Alle Sinne ergetzen ſich daran, und es verabſcheuet einer, wie der andere, die Einerleyheit. Dem Ohre misfällt einerley Ton ſo ſehr, als es dem Auge ekelhaft iſt, immer einen einzigen Ort, oder eine todte Wand anzuſehen.

Doch wenn das Auge von einer Folge von Mannichfaltigkeit eingenommen wird, ſo findet es einigen Gefallen an einem gewiſſen Grade der Einerleyheit; und ſogar ein ebener Raum wird angenehm, und wenn er wohl angebracht und ihm Mannichfaltigkeit entgegen geſetzt wird, ſo giebt dieſes ihm mehr Mannichfaltigkeit.

Ich meine hier, und in der That überall, eine zuſammengeſetzte Mannichfaltigkeit; denn eine unzuſammengeſetzte Mannichfaltigkeit, und ohne Abſicht, iſt Verwirrung und Ungeſtaltheit.

Man merke, daß ein ſtuffenweiſes Vermindern eine Art der Mannichfaltigmachung iſt, welche Schönheit giebt. Eine Pyramide, welche von ihrer Grundfläche an gegen ihre Spitze kleiner wird, und die gewundene Schnecke, oder Volute, welche gegen ihren Mittelpunct nach und nach kleiner wird, ſind ſchöne Geſtalten. Alſo haben Gegenſtände, welche nur ſo zu ſeyn ſcheinen, ob ſie gleich in der That nicht ſo ſind, eine gleiche Schönheit. Perſpectiviſche Ausſichten, vornehmlich an Gebäuden, gefallen dem Auge allezeit.

† A. 1. Tafel. Es ſey das kleine Schiff † zwiſchen der 47. und 88. Figur, welches man ſetzt, daß es ſich längs dem Ufer gleichförmig mit dem Auge beweget, an ſeiner Spitze und an ſeinem Boden durch zwey Linien in gleichen Entfernungen den ganzen Weg durch, als in A, umgrenzet, ſo werden doch dieſe Linien, wenn das Schiff in See ſticht, und z. E. in B iſt, ſich zu verändern und zuſammen zu treffen ſcheinen, nämlich in dem Puncte C, welches in derjenigen Linie geſchieht, wo der Himmel und das Waſſer zuſammen treffen, nämlich in dem Horizont. Demnach glaube ich, daß viele Arten der Perſpectiv, welche etwas zur Sönheit beytragen, indem ſie ſonſt nicht mannichfaltige Geſtalten mannichfaltig machen, denen, welche die Perſpectiv nicht gelernet haben, angenehm ſeyn können.

Drittes Hauptſtück.

Von der Gleichförmigkeit, Regelmäßigkeit, oder Symmetrie.

Man möchte wohl glauben, der größte Theil von den Wirkungen der Schönheit käme von der Symmetrie der Theile in dem Gegenſtande her, welcher ſchön iſt; aber ich bin ſehr überzeugt, man wird bald ſehen, daß dieſer ſehr gewöhnliche Begriff wenig, oder keinen Grund hat.

Sie hat in der That wohl wichtigere Eigenſchafften, als zum Exempel die Eigenthümlichkeit, die Richtigkeit und den Gebrauch; und doch hilft das, was man thut, dem Auge zu gefallen, wenn es bloß auf die Schönheit angeſehen iſt, nur wenig.

Es ſteckt wirklich in unſerer Natur von Kindheit an eine Liebe zur Nachahmung, und das Auge wird oft durch Nachäffung vergnügt, ſowohl, als auch in Erſtaunen geſetzt, und ergetzet ſich an der Genauigkeit der Copien: aber alsdenn erweckt dieſes bald ſeine ſtärkere Liebe zur Mannigfaltigkeit, und es ekelt ihm bald davor.

Wenn die Gleichförmigkeit der Figuren, Theile, oder Linien, wirklich die Hauptſache bey der Schönheit wäre, ſo würde das Auge um deſto mehr Vergnügen empfinden, je genauere Gleichförmigkeit an denſelben zu bemerken wäre. Allein, dieſes befindet ſich gantz anders, und wenn das Gemmüth einmal damit vergnügt iſt, daß die Theile mit einer ſo genauen Gleichförmigkeit miteinander übereinkommen, daß ſie den ganzen Carakter der Richtigkeit im Stehen, Bewegen, Sinken, Schwimmen, Fliegen, ꝛc. behalten, ohne das Gleichgewicht zu verlaſſen, ſo erfreut ſich das Auge, den

Gegenſtand umgedrehet und deſſen Lage verändert, und ſo dieſe gleichförmigen Erſcheinungen mannigfaltig zu ſehen.

Alſo ſind der Durchſchnit und auch die Förderſeiten vieler Gegenſtände viel angenehmer zu ſehen, als ihr völliger Anblick.

Daher iſt klar, daß das Vergnügen nicht daher entſtehet, daß man eine genaue Aehnlichkeit jeglicher Seite mit der andern ſiehet, ſondern daß man einſiehet, daß ſie einander wegen der Richtigkeit, wegen der Abſicht und wegen des Gebrauchs ähnlich ſind. Denn wenn der Kopf eines ſchönen Weibsbildes ein wenig nach der einen Seite gedrehet iſt, welches von der genauen Aehnlichkeit der beyden Hälften des Geſichts abgehet, und wenn er etwas rückwärts gebeugt iſt, ſo, daß die geraden und parellelen Linien einer formellen Förderſeite des Geſichts noch mehr verändert werden, ſo halt man allezeit dieſes für das Schönſte. Dem zufolge ſagt man, daß dieſes ein reitzendes Anſehen des Kopfs ſey.

Es iſt eine beſtändige Regel in der Zuſammenſetzung bey dem Malen, die Regelmäßigkeit zu vermeiden. Wenn wir ein Gebäude oder einen andern Gegenſtand im Leben anſehen, ſo ſtehet es in unſerer Gewalt, durch Veränderung des Standes ihn in einer Ausſicht anzuſehen, in welcher er uns am beſten gefällt; und folglich nimmt ihn der Maler, wenn man es ſeiner Wahl überläßt, lieber mit dem Winkel, als von der Förderſeite, als welches dem Auge am angenehmſten iſt. Denn die Regelmäßigkeit der Linien fällt weg, weil ſie perſpectiviſch ausfallen, ohne den Begriff der Richtigkeit zu verlieren; und wenn er gezwungen iſt, die Förderſeite eines Gebäudes mit allen ihren Gleichheiten und Parallelfiguren vorzuſtellen, ſo bricht er gemeiniglich (wie man es nennet) ſolche unangenehme Erſcheinungen, indem er einen Baum, oder den Schatten einer eingebildeten Wolke, oder ſonſt etwas, wodurch er eben die Abſicht, nämlich das Gemälde mannigfaltig zu machen, erreichet, davor malet; welches eben ſo viel iſt, als das Aufheben der Gleichförmigkeit.

Wenn die Gleichförmigkeit der Gegenſtände angenehm wäre, warum gäbe man ſich ſolche Mühe, ihr etwas entgegen zu ſetzen, und alle Glieder einer Bildſäule zu verändern?

Das Bildniß Heinrichs des Achten † würde auf dieſe Art den mit ſeinen Entgegenſetzungen vorgeſtellten Figuren des Guido oder Corregio vorzuziehen ſeyn; und der Antinous, wie er ſich ſo leicht trägt ‡, müßte der ſteifen und gerade ſtehenden Figur des Tanzmeiſters * nachgeſetzt werden; und in den gleichförmigen Auſſenlinien der Muskeln in der Figur ||, welche aus Albert Dürers Buche von den Verhältniſſen genommen iſt, würde mehr Geſchmack ſeyn, als in jenen Auſſenlinien an dem berühmten Theile einer alten Figur §, durch welche Michael Angelo ſo viel von ſeiner Stärcke in dem Reitzenden erlangte.

† 72. Figur. 2. Tafel.

‡ 6. Figur. 1. Tafel.

* 7. Fig. 1. Taf.

|| 55. Figur. 1. Tafel.

§ 54. Figur. 1. Tafel.

Kurz, alles, woran man ſiehet, daß es geſchickt und großen Abſichten gemäß eingerichtet iſt, thut allezeit dem Gemüthe Genüge, und gefällt daher. Von dieſer Art iſt die Gleichförmigkeit. Wir finden es gewiſſermaßen für nöthig, den Begriff von der Ruhe und Bewegung zu geben, ohne die Möglichkeit, zu fallen. Aber wenn ein ſolches Vorhaben eben ſowohl durch unregelmäßigere Theile kan ausgeführet werden, ſo ergetzet ſich das Auge immer mehr wegen der Mannigfaltigkeit.

Wie angenehm iſt der Begriff des Feſtſtehens, welcher durch die drey Füße mit Klauen eines Tiſches, durch die drey Füße einer Theelampe, oder durch den berühmten Dreyfuß der Alten, in das Auge gebracht wird.

Alſo wenn man Regelmäßigkeit, Gleichförmigkeit, oder Symmetrie ſiehet, ſo gefällt ſie nur in ſo weit, als ſie den Begriff der Richtigkeit erwecket.

Viertes Hauptſtück.

Von der Einfachheit, oder Deutlichkeit.

Einfachheit ohne Mannigfaltigkeit iſt ganz ohne Geſchmack, und das beſte davon iſt, daß ſie nur nicht misfällt: aber wenn die Mannigfaltigkeit mit derſelben verbunden iſt, alsdenn gefällt ſie; denn ſie erhöhet das Vergnügen an der Mannigfaltigkeit, indem ſie dem Auge die Macht giebt, daſſelbe gemächlich zu genieſſen.

Kein aus geraden Linien beſtehender Gegenſtand hat ſo viel Mannigfaltigkeit, und doch ſo wenig Theile, als die Pyramide; und es iſt die beſtändige Veränderung derſelben von ihrer Grundfläche an ſtuffenweiſe aufwärts, in jeder Lage des Auges, (ohne den Begriff der Einerleyheit zu erwecken, wenn ſich das Auge um dieſelbe herum beweget) welche gemacht hat, daß man ſie in allen Zeiten werth gehalten, und ſie dem Kegel vorgezogen, welcher aus allen Geſichtspuncten faſt einerley ausſieht, indem er nur durch Licht und Schatten verändert wird.

Thürmen, Monumenten und den meiſten Zuſammenſetzungen in der Mahler- und Bildhauerkunſt giebt man die Form eines Kegels oder einer Pyramide, wegen ihrer Einfachheit und Mannigfaltigkeit, die am beſten zu wählende Formen ſind. Aus eben dieſer Urſache gefallen die Bildſäulen zu Pferde beſſer, als die einzelnen Figuren.

Die Verfertiger (denn es arbeiteten ihrer drey an dem Werke) einer der feinſten Bildhauergrupen, welche jemals, ſowohl von Alten, als von Neuern, gemacht worden, (ich meine den Laocoon und ſeine beyden Söhne) begiengen die Ungereimtheit, die Söhne halb ſo groß, als den Vater, zu machen, ob ſie gleich ſonſt alle Zeichen haben, daß ſie Männer vorſtellen und nicht nur zuſammen eine Pyramide ausmachen ſollen

len †. Wenn alſo ein geſcheidter Tiſcher einen hölzernen Käſten dazu machen ſollte, um dieſe Grupe vor dem Wetter zu bedecken, oder ſie weg zu fahren, ſo würde er bald durch ſeine Augen finden, daß die ganze Zuſammenſetzung leicht und bequem in eine pyramidaliſche Form gebracht und eingepackt werden könnte.

† 9. Figur. 1. Tafel.

Den Thürmen, ꝛc. hat man gemeiniglich eine von dem Kegel verſchiedentlich abweichende Figur gegeben, indem man von ihrer allzu groſſen Einfachheit abgegangen, und, vermuthlich um der Gleichförmigkeit willen, ihnen, anſtatt ihrer zirkelförmigen Grundflächen, eine vieleckige Geſtalt mit verſchiedener, aber gerader Anzahl von Seiten, gegeben. Man kan aber ſagen, daß dieſe Formen von dem Baumeiſter, in Abſicht auf den Kegel, in welchen die ganzen Zuſammenſetzungen können gebracht werden, erwählet worden.

Gleichwohl haben, nach meiner Meinung, die ungeraden Zahlen einen Vorzug vor den geraden, weil die Mannichfaltigkeit da, wo einerley Abſicht durch beyde erreichet wird, mehr gefällt, als die Einförmigkeit; als wie in dieſem Falle, wo beyde Vielecke mit einerley Zirkel umſchrieben, oder, es anders auszudrücken, wo beyderley Zuſammenſetzungen in einerley Kegel eingeſchloſſen werden können.

Und ich kan nicht unterlaſſen, anzumerken, daß die Natur in allen ihren Werken der Phantaſie, wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf, wo es gleichgültig zu ſeyn ſcheinet, gerade oder ungerade Zahlen der Eintheilungen vorzuziehen, meiſtens ungerade Zahlen wählet; als zum Exempel, bey der Hervorbringung der Blätter, Blumen, Knoſpen, ꝛc.

Das Oval iſt auch, wegen ſeiner Mannichfaltigkeit, dem Zirkel ſo weit vorzuziehen, als das Dreyeck dem Viereck, oder die Pyramide dem Würfel vorzuziehen iſt; und dieſe an einem Ende, gleich dem Ey, kleiner werdende Figur, welche hierdurch mannichfaltiger wird, hat der Urheber aller Mannichfaltigkeit ausgeleſen, die Bildung eines ſchönen Geſichts zu umgrenzen.

Wenn das Oval ein wenig mehr von dem Kegel hat, als das Ey, ſo ſieht man deutlicher an demſelben, daß es aus dieſen beyden auf das einfachſte mannichfaltigen Figuren zuſammengeſetzt iſt. Dieſes iſt die Figur des Fichtenapfels †, welchen die Natur beſonders unterſchieden hat, indem ſie ihm auf der Oberfläche Zierathen von ſtarker moſaiſcher Arbeit, welche nach entgegengeſetzten Schlangenlinien zuſammengeſetzt ſind, gegeben hat; und die kleinen Erhöhungen ‡, welche die Engliſchen Gärtner Pips nennen, haben noch mehr Mannichfaltigkeit, wegen der beyden Höhlungen und einer runden Erhöhung in jeder.

† 10. Figur. T. 1. Tafel.

‡ 11. Figur. T. 1. Tafel.

Hätte eine ſchönere einfache Form, als dieſe, können gefunden werden, ſo würde ohne Zweifel der verſtändige Baumeiſter, Herr Chriſtoph Wren, die Fichtenäpfel

nicht

nicht erwählet haben, die zwey Spitzen der Seiten an der Hauptausſicht der St. Paulskirche vorzuſtellen, und vielleicht würden die Kugel und das Kreuz, welche zwar ſchön mannichfaltige Figur die Kuppel endiget, nicht den Vorzug der Lage gehabt haben, wenn nicht die Religion dazu Gelegenheit gegeben hätte.

Demnach ſehen wir, daß die Einfachheit ſogar der Mannichfaltigkeit Schönheit giebt, indem ſie dieſelbe begreiflicher macht; und man ſollte ſich derſelben allezeit in den Werken der Kunſt befleißigen, weil ſie dient, der Verwirrung in ſchönen Geſtalten vorzubeugen, wie in dem nächſten Hauptſtücke wird gezeiget werden.

Fünftes Hauptſtück.

Von der Verwickelung.

Das wirkſame Gemüth iſt allezeit geneigt, mit etwas beſchäftiget zu ſeyn. Etwas verfolgen iſt die Beſchäftigung unſeres Lebens, und es giebt, auch ohne jede andere Abſicht, Vergnügen. Eine jede entſtehende Schwierigkeit, welche auf einige Zeit das Verfolgen aufhält und unterbricht, macht das Gemüth gewiſſermaſſen elaſtiſch, erhöhet das Vergnügen, und macht, daß das, was ſonſt irgend Mühe und Arbeit ſeyn würde, ein Zeitvertreib und eine Ergetzung wird.

Worinnen ſollte wohl das Vergnügen bey dem Jagen, Schieſſen, Fiſchen, und und vielen ändern beliebten Ergetzungen beſtehen, wenn nicht die vielen Abweichungen, Schwierigkeiten und Fehlſchlagungen wären, welche ſich täglich bey dem Betreiben derſelben hervor thun? Wie mißvergnügt kömmt einer von der Jagd zurück, wenn der Haſe nicht frey laufen gehabt hat! und wie luſtig und aufgeräumt, wenn ein alter liſtiger Haſe die Hunde betrogen und ſie überlaufen hat!

Dieſe Liebe zum Verfolgen, als bloſſem Verfolgen, iſt in unſere Natur eingepflanzet, und es iſt nicht zu zweifeln, daß ſie nöthige und nützliche Abſichten hat. Die Thiere haben ſie augenſcheinlich durch den natürlichen Trieb. Der Jagdhund achtet das Wild nicht, welches er ſo hitzig verfolgt, und ſelbſt Katzen laſſen ihren Raub wohl fahren, um ihn zu überjagen. Es iſt eine angenehme Arbeit für das Gemüth, die ſchwerſten Aufgaben aufzulöſen; Allegorien und Räthſel, ob ſie gleich Spielwerke ſind, verſchaffen dem Gemüthe Vergnügen; und mit was für Vergnügen folgt es nicht einem wohl zuſammenhängenden Faden eines Schauſpiels oder einer Erzehlung, worinne der Knoten im Verfolg immer ſtärker wird, und wo das Ende am meiſten vergnügt, wenn der Knoten am deutlichſten aufgelöſet wird!

Das Auge hat dieſe Art des Ergetzens an gewundenen Spaziergängen, an ſchlangenförmigen Flüſſen und an allen ſolchen Gegenſtänden, deren Formen, wie wir hernach ſehen werden, vornehmlich aus dem, was ich die **Wellen- und Schlangenlinien** nenne, zuſammen geſezt ſind.

Ich ſage alſo, daß die Verwickelung in der Form dasjenige Beſondere in den Linien iſt, woraus dasjenige zuſammengeſetzt iſt, was **dem Auge eine angenehme Art von Verfolgen zuführet**, und wegen des Vergnügens, welches es dem Gemüthe verurſacht, demſelben den Beynamen ſchön giebt. Ja man kan mit Wahrheit ſagen, daß die Urſache des Begriffs des Reizenden unmittelbarer in dieſem Grundſatze liegt, als in den andern fünfen, die Mannichfaltigkeit ausgenommen, welche in der That dieſen und alle die übrigen in ſich ſchlieſſet.

Um zu ſehen, daß dieſe Anmerkung einen wirklichen Grund in der Natur hat, muß man ſich aller Hülfsmittel bedienen, welche ſich der Leſer ſchaffen kan, imgleichen deſſen, was ihm hier an die Hand ſoll gegeben werden.

Dieſe Materie in ein etwas helleres Licht zu ſetzen, kan das bekannte Exempel eines gemeinen Bratenwenders, mit einem zirkelförmigen Schwungrade, beſſer zu unſerem Vorhaben dienen, als eine ſchönere Form. Um ſich nun hierzu vorzubereiten, betrachte man die Figur †, welche das Auge vorſtellt, wie es, in einer zum Leſen gewöhnlichen Entfernung eine Reihe Buchſtaben anſieht, mit der meiſten Aufmerkſamkeit aber nach dem mittelſten Buchſtaben A gerichtet iſt.

† 14. Figur. T. 1. Tafel.

Indem man nun lieſt, ſetze man, daß von dem Mittelpuncte des Auges zu dieſem Buchſtaben, welchen es zuerſt anſieht, ein Strahl gezogen ſey, und daß es ſich nach und nach mit demſelben von einem Buchſtaben zum andern längs der ganzen Linie hin bewege. Aber wenn ſich das Auge bey einem beſondern Buchſtaben, A, aufhält, um ihn mehr, als die übrigen, zu betrachten, ſo werden die übrigen Buchſtaben dem Auge immer unvollkommener erſcheinen, je weiter ſie von dem A auf jeder Seite entfernet ſind; wie ſolches in der Figur ausgedrücket iſt; und wenn wir die Buchſtaben auf einen Blick ſehen wollen, als wenn ſie in einer Linie vollkommen gleich weit entfernet wären, ſo muß dieſer eingebildete Stral mit groſſer Geſchwindigkeit hin und her laufen. Obgleich alſo das Auge, eigentlich zu reden, dieſe Buchſtaben nur nach und nach mit gehöriger Aufmerkſamkeit anſiehet, ſo ſetzt uns doch die verwirrende Leichtigkeit und Geſchwindigkeit, womit wir dieſes verrichten, in den Stand, ziemlich groſſe Räume mit genugſamer Zufriedenheit auf einen Blick zu überſehen.

Daher werden wir allezeit einen ſolchen Hauptſtral vorausſetzen, welcher ſich mit dem Auge fort bewegt, und die Theile jeder Form ausmerket, das iſt, auf die vollkommenſte Art unterſucht; und wenn wir genau dem Laufe eines Körpers, welcher in Bewegung iſt, folgen wollen, ſo wird allemal vorausgeſetzt, daß ſich dieſer Stral mit dem Körper bewegt.

Wenn man auf dieſe Art Formen anſieht, ſo wird man finden, daß ſie, ſie mögen in Ruhe, oder in **Bewegung**, ſeyn, dieſem eingebildeten Strale **Bewegung** geben; oder, eigentlicher zu reden, daß ſie dem Auge ſelbſt Bewegung geben, indem ſie es dadurch mehr oder weniger **ergetzen**, nach Beſchaffenheit ihrer verſchiedenen **Geſtalten** und **Bewegungen**. Alſo wird zum Exempel bey dem Bratenwender, das Auge mag ſich nun (mit dieſem eingebildeten Strahle) langſam an dem Seile, woran das Gewicht hängt, herunterwärts bewegen, oder auf die langſame Bewegung des Gewichts ſelbſt Achtung geben, das Gemüth gleichviel ermüdet; und es mag entweder den zirkelförmigen Rand des Schwungrades, wenn der Bratenwender ſtill ſteht, geſchwind rund umlaufen, oder einen Punct in deſſen Zirkelform, indem er ſich herumdreht, hurtig verfolgen, ſo werden wir faſt gleich ſtark wirblicht davon. Aber unſere Empfindung iſt ſehr von allen dieſen beyden Empfindungen unterſchieden, wenn wir die Schraube ohne Ende betrachten, in welche das Zahnrad eingreift †. Denn dieſe iſt allezeit angenehm, ſie ſey in Ruhe, oder in Bewegung, und die Bewegung mag langſam oder geſchwind ſeyn.

† 15. Figur. L. 1. Tafel.

Daß dieſes alſo ſey, wenn ſie **in Ruhe** iſt, ſiehet man an dem um einen Stock (welcher an der einen Seite dieſer Figur vorgeſtellet iſt) gewundenen Bande. Dieſes iſt eine längſt gebräuchliche Zierrath bey Schnitzwerk, Caminſtücken und Thürpfoſten. Die Bildſchnitzer nennen ſie die **Stock- und Bandzierrath**. Und wenn der Stock in der Mitten weggelaſſen iſt, ſo heiſt es die **Bandeinfaſſuug**; welches beydes man faſt in jedem wohlgebauten Hauſe ſehen kan.

Aber das Vergnügen, welches ſie giebt, iſt noch lebhafter, wenn ſie **in Bewegung** iſt. Ich kan niemals vergeſſen, wie überaus aufmerkſam ich oft darauf war, als ich noch klein war, und wie ihre angenehm betrügende Bewegung in mir damals eben diejenige Art der Empfindung erweckte, welche ich nach der Zeit gefühlet habe, wenn ich einen Contertanz geſehen, obſchon vielleicht der letztere etwas mehr einnehmendes haben mag; beſonders wenn mein Auge eifrig einer beliebten Tänzerin und allen den geſchlungenen Figuren, welche ſie machte, zuſah, welche denn das Geſicht bezauberten, indem der eingebildete Strahl, von welchem wir geredet haben, die ganze Zeit mit ihr tanzte.

Dieſes einzige Exempel kan genug ſeyn, zu erklären, was ich unter der **Schönheit einer zuſammengeſetzten Verwickelung der Form** verſtehe, und wie man eigentlich ſagen kan, daß dem Auge eine **Art der Nachforſchung** zugeführet wird.

Aber das Haupthaar iſt ein anderes ſehr bekanntes Exempel, als welches, da es hauptſächlich eine Zierrath abgeben ſoll, mehr oder weniger eine Zierrath iſt, nachdem die Form, welche es von Natur hat, oder welche ihm durch Kunſt gegeben wird, beſchaffen iſt. Das Angenehmſte an demſelben ſind die fliegenden Locken; und die vielen wellenförmigen und entgegengeſetzten Lagen der natürlich untermiſchten Locken ergetzen das Auge mit dem Vergnügen des Nachforſchens, beſonders, wenn ſie von einem ſanf-

ten

ten Winde beweget werden. Der Poet weis dieſes ſo wohl, als der Maler, und hat die in dem Winde ſich wellenförmig bewegenden reizenden Locken beſchrieben.

Doch, zu zeigen, wie das Uebertriebene bey der Verwickelung ſowohl, als bey einem jeden andern Grunde, muß vermieden werden, ſo erwäge man, wie eben dieſer Kopf voll Haare, wenn ſie verwirret und untereinander gewickelt wären, die unangenehmſte Figur vorſtellen würde. Denn das Auge würde in Verwirrung gerathen, ſich verirren und nicht im Stande ſeyn, ſo eine verwirrte Menge unordentlicher und verfitzter Linien zu unterſcheiden. Und doch iſt dem ungeachtet die itzige Mode des Frauenzimmers, einen Theil ihrer Haare von hinten zuſammengeflochten zu tragen, gleich dazwiſchen gewundenen Schlangen, welche unten am dickſten ſind, vorwärts aber immer dünner werden, und natürlich die Geſtalt der übrigen Haare, wo ſie aufgeſteckt ſind, annehmen, überaus maleriſch. Dieſe ihre Art, die Haare in deutlich mannichfaltigen Gröſſen unterzumiſchen, iſt eine künſtliche Art, die Verwickelung in ſo weit zu erhalten, als ſie ſchön iſt.

Sechſtes Hauptſtück.

Von der Gröſſe.

Groſſe Formen, wenn ſie gleich übel geſtaltet ſind, werden dennoch, wegen ihrer Weitläuftigkeit, unſere Aufmerkſamkeit an ſich ziehen und unſere Bewunderung erwecken.

Groſſe ungeſtalte Felſen haben etwas angenehm ſchreckliches in ſich, und der weite Ocean ſetzt uns mit den weitläuftigen Sachen, die er in ſich faßt, in Furcht. Aber wenn ſchöne Formen in weitem Umfange ſich dem Auge darſtellen, ſo wächſt das Vergnügen in dem Gemüthe, und das Schrecken wird in eine ſanfte Ehrerbiethigkeit verwandelt.

Wie prächtig und angenehm ſind nicht die Aeſte hoher Bäume, groſſe Kirchen und Paläſte! Hat nicht ſelbſt eine einzige ſich weit ausbreitende und zu ihrer völligen Gröſſe gelangte Eiche den Charakter einer ehrwürdigen Eiche erhalten?

Das Schloß Winſor iſt ein edles Beyſpiel von der Wirkung der prächtigen Gröſſe. Die Weitläuftigkeit ſeiner wenigen deutlich unterſchiedenen Theile rühret das Auge, ſowohl in einiger Entfernung, als auch nahe, mit einer ungewöhnlichen Gröſſe. Es iſt die mit der Einfachheit verbundene Gröſſe, welche es zu einem der ſchönſten Gegenſtände in dem Königreiche macht, ob es gleich keine regelmäßige Bauordnung hat.

Die Förderſeite des alten Louvers zu Paris iſt auch wegen ihrer Gröſſe merkwürdig. Dieſes Stück eines Gebäudes wird für das ſchönſte Stück in der Baukunſt in

Frankreich gehalten, ob es gleich daſelbſt, in Anſehung aller andern Gründe, nur nicht in Anſehung der Gröſſe, viel eben ſo ſchöne, wo nicht noch beſſere, giebt.

Wer empfindet nicht ein Vergnügen, wenn er in ſeinem Gemüthe die unermeßlichen Gebäude, welche ehemals Niederegypten zierten, malet, indem er ſich das Ganze vollſtändig und mit Coloſſiſchen Bildſäulen gezieret vorſtellet?

Elephanten und Wallfiſche gefallen uns mit ihrer unbethulichen Gröſſe. Sogar groſſe Leute flöſſen Ehrerbiethung ein, bloß weil ſie groß ſind; ja die Gröſſe iſt ein Zuſatz zu der Perſon, welche oft einen Mangel an ihrer Figur erſetzt.

Die Staatsröcke werden allzeit groß und völlig gemacht, weil ihr Anblick den Begriff von etwas Groſſem, den höchſten Ehrenſtellen gemäß, erwecken ſoll. Die Richterröcke haben ein furchtbar ehrwürdiges Anſehen, welches ihnen die Gröſſe deſſen, was an ihnen iſt, giebt, und wenn die Schleppe gehalten wird, ſo geht eine anſehnliche wellenförmige Linie von den Schultern des Richters bis zu der Hand ſeines Schleppenträgers. Und wenn die Schleppe ſachte niedergelegt wird, ſo fällt ſie gemeiniglich in viele mannichfaltige Falten, welches wiederum das Auge beſchäftiget und deſſen Aufmerkſamkeit auf ſich ziehet.

Die Pracht der morgenländiſchen Kleidung, welche die Europäiſche ſo ſehr übertrift, rühret ſowohl von der Gröſſe, als von der Koſtbarkeit, her.

Mit einem Worte, es iſt die Gröſſe, welche das Reizende prächtig macht: aber hier muß man das Uebertriebene vermeiden, ſonſt wird die Gröſſe tölpiſch, ſchwerfällig oder lächerlich.

Die volle und lange Perücke hat, gleich der Mähne eines Löwens, etwas edles in ſich, und giebt dem Geſichte nicht nur ein ehrwürdiges, ſondern auch ein verſtändiges Anſehen †. Aber wollte ſie einer noch einmal ſo groß tragen, ſo würde dieſes pickelheringmäßig ausſehen; oder wollte ſie eine ſich dazu nicht ſchickende Perſon aufſetzen, ſo würde es auch lächerlich ſeyn.

† 16. Figur. 1. Tafel.

Wenn nicht zur Sache gehörige, oder einander nicht vertragende Ausſchweifungen zuſammen kommen, ſo erregen ſie allezeit ein Gelächter; und beſonders alsdenn noch mehr, wenn dieſe Ausſchweifungen nicht ſchön ſind, wenn ſie aus nicht mannichfaltig gezogenen Linien zuſammengeſetzt ſind.

Zum Exempel, die am Rande angezeigte Figur † ſtellet ein fettes Mannsgeſichte mit einer Kindermütze vor. Das übrige Kinderkleid iſt ausgeſtopft und unter dem Kinn ſo gut angebracht, daß es zu dieſem Geſichte zu gehören ſcheinet. Dieſes iſt eine Erfin-

† 17. Figur. 1. Tafel.

Erfindung, welche ich auf dem Bartholomäusjahrmarkte geſchehen, und welche allezeit ein brummendes Gelächter erweckte. Die nächſte Figur ‡ iſt von eben der Art. Es iſt ein Kind mit einer Mannsperücke und einer Mannsmütze. In dieſen Figuren ſiehet man die Begriffe von Jugend und Alter in Formen ohne Schönheit untereinander geworfen.

‡ 18. Figur. 1. Tafel.

Eben ſo iſt ein von einem neumodiſchen Schneider und Perückenmacher für die Tragödie angekleideter Römiſcher General * eine komiſche Figur. Die Kleider verſchiedener Zeiten ſind untereinander gemiſcht, und die Linien, woraus ſie beſtehen, ſind gerade oder nur rund.

* 19. Figur. 1. Tafel.

Tanzmeiſter, welche in ihren großen Balleten auf dem Theater Gottheiten vorſtellen, ſind nicht weniger lächerlich. Man ſehe den Jupiter §.

§ 20. Figur. 1. Tafel.

Demungeachtet werden Gewohnheit und Mode, mit der Länge der Zeit, das Auge faſt an eine jede Ungereimtheit gewöhnen, oder machen, daß es dieſelbe überſiehet.

Von eben dieſer Verbindung entgegengeſetzter Begriffe kömmt es her, daß wir lachen, wenn wir die Eule und den Eſel anſehen; denn bey ihren ungeſtalten Figuren ſcheinen ſie ernſthaft nachzudencken und zu meditiren, gleich als ob ſie menſchliche Gedanken hätten.

Ein Affe, deſſen Geſtalt ſowohl, als deſſen meiſte Handlungen, die menſchlichen ſo poſſierlich nachahmen, iſt auch ſehr komiſch, und er wird noch komiſcher, wenn man ihm einen Rock anziehet; denn ſo wird er dem Menſchen noch mehr auf eine lächerliche Art ähnlich.

Es iſt etwas überaus poſſierliches und komiſches in einem zottigen rauchen Hunde. Die hier verbundenen Begriffe ſind eine garſtige und unbelebte Figur von einem Wollenbeſen, oder Muff, und von einem empfindlichen und geſelligen Thiere, welche eben ſo eine Satire auf den Hund iſt, wie der Affe, wenn er ſeinen Rock an hat, eine Satire auf den Menſchen iſt.

Was kan es anders ſeyn, als dieſe ungeſtaltete und mit einer ihr nicht zukommenden Eigenſchaft verbundene Figur, bey deren Anblick ein ganzer Schauplatz vor Lachen berſtet, wenn die Zuſchauer im D. Fauſt ſehen, daß der Mehlſack über das Theater herüber hüpft? Würde wohl ein wohlgemachtes Gefäß eben dieſes zuwege bringen? Es würde eben ſo in Erſtaunen ſetzen, aber nicht jedermann zu lachen machen, weil die Schönheit der Form daſſelbe hindern würde.

Denn wenn jede von den alſo verbundenen Figuren ſchön und aus wohllaſſenden Linien zuſammengeſetzt wäre, ſo würden ſie uns ſo wenig zu lachen machen, daß ſie vielmehr die Einbildungskraft ergetzen und auch dem Auge gefallen würden. Der Sphynx und die Sirene ſind zu allen Zeiten bewundert und für Zierrathen gehalten worden. Der erſtere ſtellet die Stärke und Schönheit verbunden vor, die letztere Schönheit und Geſchwindigkeit, in gefallenden und reitzenden Geſtalten.

Der Greif, eine Hieroglyphe der Neuern, welche die in zwey edlen Geſtalten des Löwens und des Adlers vereinigte Stärke und Geſchwindigkeit bedeutet, iſt ein groſſer Gegenſtand. So hat der Centaur der Alten ſowohl eine wilde Pracht, als auch Schönheit.

Es iſt wahr, dieſe Dinge kan man Ungeheuer nennen: aber ſie bringen uns ſolche edle Begriffe bey, und haben ſolche Schönheit in ihren Geſtalten, daß der Fehler, ihrer unnatürlich Verbindung dadurch reichlich erſetzt wird.

Ich will nur noch ein Exempel, und zwar das ſeltſamſte von allen anführen. Dieſes iſt der Kopf eines ohngefähr zweyjährigen Kindes, mit ein Paar Entenflügeln unter dem Kinne, welcher beſtändig herumfliegen und Pſalmen ſingen ſoll †.

† 22. Figur. N. 1. Tafel.

Eines Mahlers Vorſtellung des Himmels würde ohne Schwärme dieſer kleinen wiederſprechenden herumfliegenden, oder auf den Wolcken ſitzenden Gegenſtände, nichts ſeyn; und doch iſt etwas ſo angenehmens in ihrer Geſtalt, daß ſich das Auge daran gewöhnet und die Ungereimtheit überſiehet, und wir finden dieſelben in dem Schnitzwerke und in der Mahlerey faſt einer jeden Kirche. Die St. Pauluskirche iſt voll davon.

Da die vorhergehenden Grundſätze die eigentliche Grundlage deſſen ſind, was folget, ſo wollen wir, um ſie uns geläufiger zu machen, von denſelben ſogleich auf die Art reden, wie ſie täglich ausgeübet werden, und wie man ſie an jedem Kleide, welches getragen wird, ſehen kan. Wir werden bemerken, daß nicht allein Frauenzimmer nach der Mode, ſondern auch Weibsperſonen von jeglichem Stande, von welchen man ſagt, daß ſie ſich artig kleiden, die Stärke dieſer Grundſätze eingeſehen haben, ohne ſie als Grundſätze zu betrachten.

Erſtlich beobachten ſie die Richtigkeit, indem ſie wiſſen, daß ihre Kleider nützlich, bequem und nach ihrem verſchiedenen Alter eingerichtet, oder daß ſie koſtbar, leicht und gemächlich, dem Charakter, in welchen ſie ſich durch ihre Kleider der Welt zeigen wollen, gemäß, ſeyn ſollen.

II. Die Gleichförmigkeit richtet ſich hauptſächlich in der Kleidung nach der Richtigkeit, und ſcheint ſich nicht weiter zu erſtrecken, als daß beyde Armen einerley gekleidet werden,

werden, und daß ſie Schuhe von einerley Farbe haben. Denn wenn die Einförmigkeit an einer Kleidung nicht durch die Richtigkeit oder Eigenthümlichkeit entſchuldiget werden kan, ſo nennt ſie das Frauenzimmer allezeit **formal**.

Daher wenn ſie die Freyheit haben, zu Auszierung ihrer Perſonen Geſtalten nach Gefallen zu erwählen, ſo erwählen diejenigen, die den beſten Geſchmack haben, eine unregelmäßige, als die einnehmendere. Zum Exempel, es werden niemals zwey Schönpfläſterchen von einerley Gröſſe gewählet, oder in gleicher Höhe aufgelegt; auch wird nicht ein einzelnes auf die Mitte eines Lineaments gelegt, auſſer wenn es einen Flecken bedecken ſoll. So wird auch eine einzelne Feder, Blume oder Juwele gemeiniglich an der einen Seite des Kopfs angebracht, oder wenn ſie an die Stirne geſteckt wird, ſo wird ſie, die Formalität zu vermeiden, nach der Seite gekehret.

Es war einmal Mode, daß das Frauenzimmer zwey gleich groſſe Locken in gleicher Höhe hart an dem Fördertheile des Kopfes angeſteckt hatte, welches vermuthlich daher ſeinen Urſprung genommen, daß man geſehen, wie artig frey über das Geſicht fallende Locken gelaſſen.

Eine Haarlocke, welche über die Schläfe herab hängt, und hierdurch die Regelmäßigkeit des Ovals aufhebt, hat eine allzu anlockende Wirkung, als daß ſie, in ſcharfem Verſtande, anſtändig ſeyn ſollte; welches den lockern Weibsbildern von der ſchlechteſten Sorte gar wohl bekannt iſt. Wenn ſie aber ſo ſteif aufgeſteckt ſind, wie ſie ehedem waren, ſo verlieren ſie ihre verlangte Wirkung, und ſie verdienen gar nicht, Lieblinge zu heiſſen.

III. Die Mannichfaltigkeit in der Kleidung, ſowohl in Anſehung der Farbe, als der Form, iſt das, worauf ſich junge und muntere Frauenzimmer beſtändig befleißigen. Damit aber

IV. ein geziertes Weſen die eigentliche Wirkung der Mannichfaltigkeit nicht verderben möge, ſo wird die Einfachheit zu Hülfe genommen, um das Ueberflüßige derſelben einzuſchränken, und ſie wird oft ſehr künſtlich angewendet, die natürliche Schönheit noch mehr zu erhöhen. Ich habe keine Art von Leuten gekannt, welche es in dieſem Grundſatze der Einfachheit oder Ungezwungenheit höher gebracht, als die Quäker.

V. Die Gröſſe oder Völligkeit in den Kleidern iſt allezeit ein beliebter Grundſatz geweſen, ſo, daß diejenigen Theile der Kleider, welche eigentlich zu einer ſolchen Gröſſe anzuwachſen fähig geweſen, zu ſo ſeltſamen Ausſchweifungen Gelegenheit gegeben, daß unter der Regierung der Königin Eliſabeth ein Geſetz gegeben ward, welches die groſſen Kragen abſchafte. Auch ſind die itzigen erſtaunlich weiten Fiſchbeinröcke ein eben ſo ſtarker Beweis der auſſerordentlichen Liebe zur Gröſſe in der Kleidung, noch auſſer der Liebe zur Anſtändigkeit oder Schönheit.

VI. Die

VI. Die Schönheit der Verwickelung liegt in der Verfertigung gewundener Geſtalten. Dergleichen ſind die zu dem Kopfe des Sphynx gehörigen herabhängende Lappen der Alten *, oder die itzt gewöhnliche Flügel an dem Kopfzeuge, wenn ſie forn herabhängen. Jeder Theil der Kleidung, welcher die Anwendung dieſes Grundſatzes zuläßt, erhält dadurch (wie man es nennet) ein Anſehen; und obgleich Fertigkeit und Geſchmack dazu erfordert werden, dieſe Windungen wohl auszuführen, ſo finden wir ſie doch täglich mit gutem Erfolg angebracht.

* 21. Figur. 1. Tafel.

Dieſer Grundſatz empfiehlt auch die Ehrbarkeit in der Kleidung, um unſere Erwartungen aufzuhalten, und nicht zuzugeben, daß ihnen zu bald Genügen geſchehe. Daher ſollten der Leib und alle Glieder bedeckt, und es ſollte nur etwas weniges von denſelben durch die Kleider zu ſpüren ſeyn.

Das Geſicht kan in der That den Augen allezeit ausgeſetzt ſeyn, und es erhält unſere Neugier doch allezeit munter, ohne die Hülfe einer Larve oder eines Schleyers; denn die groſſe Mannichfaltigkeit veränderlicher Umſtände erhält das Auge und das Gemüth beſtändig im Spiel, zufolge der unzählbaren Ausdrücke, deren es fähig iſt. Wie bald wird ein Geſicht, das ſich nicht ausdrücken kan, abgeſchmackt, wenn es auch noch ſo artig iſt! Der übrige Theil des Körpers würde, da er dieſe Vortheile nicht mit dem Geſichte gemein hat, das Auge, wenn er ihm eben ſo beſtändig ausgeſetzt wäre, bald ſättigen, und er würde nicht mehr Wirkung thun, als eine marmorne Bildſäule. Aber wenn er künſtlich gekleidet und gezieret iſt, ſo fängt das Gemüth bey jeder Wendung ſeine eingebildete Verfolgung deſſelben an. Alſo verlangt, wenn ich mich eines Gleichniſſes bedienen darf, einer, welcher angelt, den Fiſch, nach welchem er angelt, nicht eher zu ſehen, als bis er ihn gut gefangen hat.

Siebentes Hauptſtück.

Von den Linien.

Man erinnere ſich, daß in der Einleitung von dem Leſer verlangt worden, die Oberflächen der Gegenſtände als ſo viel Schalen, welche aus dicht beyeinander liegenden Linien beſtehen, zu betrachten. Es wird rathſam ſeyn, dieſen Begriff wieder in das Gemüth zurück zu ruffen, um nicht allein dieſes, ſondern auch alle die folgenden Hauptſtücke von der Zuſammenſetzung, deſto beſſer zu verſtehen.

Der beſtändige Gebrauch, welchen ſo wohl die Mathematiker, als auch die Maler, von den Linien gemacht, um etwas auf das Pappier zu zeichnen, hat verurſacht, daß man einen ſolchen Begriff von denſelben bekommen, als ob ſie in wirklichen Formen ſelbſt wirklich vorhanden wären. Dieſes ſetzen wir gleichfalls voraus und ſagen erſtlich überhaupt,

daß

daß die **gerade Linie** und die **Zirkellinie**, mit ihren verſchiedenen Verbindungen und Veränderungen, ꝛc. alle und jede ſichtbare Gegenſtände einſchlieſſen und umſchreiben, wodurch ſie eine ſolche unendliche Mannichfaltigkeit von Formen hervor bringen, daß wir genöthiget ſind, ſie einzutheilen, und ſie in Hauptclaſſen zu unterſcheiden, indem wir die dazwiſchen befindlichen vermiſchten Erſcheinungen, des Leſers eigener fernerer Wahrnehmung überlaſſen.

Erſtlich * giebt es Gegenſtände, welche bloß aus geraden Linien, als der Würfel, oder aus zirkelförmigen Linien, als die Kugel, oder aus beyden zuſammen, als Walzen und Kegel, ꝛc zuſammengeſetzt ſind.

* 23. Figur. T. 1. Tafel.

Zweytens † ſolche, welche aus geraden Linien, krummen Linien, und theils geraden, theils krummen Linien, als die Capitäle der Säulen und Gefäſſe, ꝛc. zuſammengeſetzt ſind.

† 24. Figur. T. 1. Tafel.

Drittens ‡ ſolche welche aus allen den vorhergehenden zuſammengeſetzt ſind, mit einem Zuſatze der wellenförmigen Linie, welche Linie mehr Schönheit hervorbringt, als irgend eine von den vorhergehenden, wie in den Blumen und andern zierlichen Formen; aus welcher Urſache wir ſie die Linie der Schönheit nennen wollen.

‡ 25. Figur. T. 1. Tafel.

Viertens || ſolche, welche aus allen den hervorgehenden, noch zugleich mit der Schlangenlinie, als welche Linie die Kraft hat, Reiz zur Schönheit hinzu zu thun, zuſammen geſetzt ſind; dergleichen die menſchliche Form iſt. Man merke, daß die reizendeſten Figuren die wenigſten geraden Lienien in ſich haben.

|| 26. Figur T. 1. Tafel.

Es iſt zu bemerken, daß gerade Linien nur in der Länge von einander unterſchieden ſind, und daß ſie alſo am wenigſten Zierde geben.

Daß krumme Linien, weil ſie in ihren Graden der Krümmung ſowohl, als in ihren Längen können verändert werden, deswegen anfangen, zierlich zu werden.

Daß gerade und krumme Linien miteinander vereiniget, weil ſie eine zuſammengeſetzte Linie ſind, mannichfaltiger ſind, als krumme allein, und daß ſie alſo noch etwas zierlicher werden.

Daß die wellenförmige Linie, oder die Linie der Schönheit, da ſie noch mannichfaltiger iſt, weil ſie aus zwey krummen entgegengeſetzten Linien beſtehet, noch zierlicher wird und noch mehr gefällt, ſogar, daß die Hand eine angenehme Bewegung macht, wenn ſie dieſelbe mit der Feder oder mit dem Penſel zeichnet.

Und daß die Schlangenlinie, wegen ihrer zugleich auf verſchiedene Seiten gerichteten wellenförmigen und gewundenen Figur, das Auge auf eine angenehme Art durch

den beſtändigen Zuſammenhang ihrer Mannichfaltigkeit durchführet, wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf; und daß man ſagen kan, daß ſie, durch ihre ſo ſehr verſchiedentlichen Windungen (ob ſie gleich nur eine einzelne Linie iſt) mannichfaltige in ſich haltende Dinge einſchlieſſet. Daher kan alle ihre Mannichfaltigkeit auf dem Papiere nicht durch eine einzige fortgeſetzte Linie ausgedrückt werden, wenn man nicht die
* 26. Figur. T. 1. Tafel. Einbildungskraft, oder eine Figur zu Hülfe nimmt. Man ſehe *, wie dieſe Art einer proportionirten, gewundenen Linie, welche hernach die rechte Schlangenlinie, oder die **Linie des Reizes**, ſoll genennet werden, durch einen zarten Drat vorgeſtellet worden, welcher um die ſchöne und mannichfaltige Figur eines Kegels gewunden iſt.

Achtes Hauptſtück.

Aus was für Theilen, und wie angenehme Geſtalten zuſammengeſetzt ſind.

Nachdem wir uns bis hieher bemühet haben, einen ſo groſſen Begriff, als es möglich iſt, von der Kraft der Mannichfaltigkeit zu erwecken, da wir zum Theil gezeigt haben, daß diejenigen Linien, welche die meiſte Mannichfaltigkeit in ſich haben, am meiſten zur Hervorbringung der Schönheit beytragen, ſo wollen wir ietzo zeigen, wie Linien zuſammen geſetzt werden müſſen, um angenehme Figuren oder Zuſammenſetzungen auszumachen.

Um ſo deutlich, als möglich, zu ſeyn, wollen wir einige wenige Exempel von der gemeinſten und leichtſten Art geben, und ſelbige zu einem Knaul dienen laſſen, deſſen Faden man in der Einbildungskraft verfolget. Ich ſage, in der Einbildungskraft hauptſächlich; denn es iſt nicht die Meinung, daß man die folgende Methode allezeit ausüben, oder ihr in jedem Falle folgen ſoll, weil dieſes in der That ſchwerlich geſchehen könnte, und in manchen Fällen lächerlich ſeyn würde, wenn man, woferne es auch gleich angienge, die Zeit damit verlieren wollte. Gleichwohl ſind doch Fälle, worinne man dieſer Methode nothwendig auf das genauſte folgen muß; als, zum Exempel, in der Baukunſt.

Ich bin, ob ſich gleich einige ziemlich darüber verwundern dürften, bey mir gänzlich überzeugt, daß, durch die folgende Methode des Zuſammenſetzens, eine vollſtändige, neue und wohl übereinſtimmende Ordnung der Baukunſt, in allen ihren Theilen, könnte hervor gebracht werden, doch ſchwerlich ohne dieſelbe mit Gewißheit; und ich bin deſto mehr geneigt, dieſes zu glauben, weil, nach der genauſten Unterſuchung, dieſe vier Ordnungen der Alten, deren Feſtſetzung die Abſicht der Schönheit und wahren Proportion ſowohl erreichet, mit dem Entwurfe, welchen wir itzo vorlegen wollen, vollkommen wohl übereinſtimmen.

Dieſe

Dieſe Methode der Zuſammenſetzung angenehmer Formen beſtehet gänzlich darinne, daß man mannichfaltige Linien, nämlich ihren Geſtalten und Gröſſen nach, wählet; daß man ferner hernach jeder ihre Lage gegen einander, auf alle die unterſchiedenen Arten, welche man ſich nur vorſtellen kan, verändert, und daß zu gleicher Zeit (wenn eine körperliche Figur zuſammengeſetzt werden ſoll) der Inhalt, oder der in dieſe Linien eingeſchloſſene Raum, auch gehörig muß betrachtet, und, ſo viel als möglich, mit Eigenthümlichkeit mannichfaltig gemacht werden. Mit einem Worte, man kan ſagen, daß die Kunſt, wohl zuſammen zu ſetzen, die Kunſt wohl zu verändern, iſt. Es wird nicht verlangt, daß man dieſes ſogleich völlig begreifen ſoll, doch glaube ich, es wird durch Hülfe folgender Exempel hinlänglich klar gemacht werden.

Dieſe Figur † ſtellt die einfache und angenehme Figur einer Glocke vor. Dieſe Schale, wie wir ſie nennen können, iſt aus wellenförmigen Linien zuſammengeſetzt, welche den mannichfaltigen mit punctirten Linien bezeichneten Raum einſchlieſſen oder ihn umgrenzen. Hier ſiehet man, daß die Mannichfaltigkeit in dem innern Raume der Schönheit ihrer äuſſern Form gleich iſt, und wenn der Raum oder der Inhalt noch mannichfältiger wäre, ſo würde die äuſſere Form noch mehr Schönheit haben.

† 29. Figur. T. 1. Tafel.

Als einen Beweis ſehe man eine Zuſammenſetzung von mehr Theilen, und eine Art, auf welche dieſe Theile durch eine gewiſſe Methode der Mannichfaltigmachung können zuſammengeſetzet werden, d. i. wie die eine Hälfte der Dille des Leuchters A* gleich der ander Hälfte B kan mannichfaltig gemacht werden. Man ſetze erſtlich eine gehörige und geſchickte Höhe für einen Leuchter, als †. Hernach beſtimme man die nöthige Gröſſe der Dille, als bey (a) ‡ Alsdenn laſſe man, um ihr eine beſſere Form zu geben, jede **Entfernung** oder Länge der Theilungen von der Länge der Dille, wie auch ihre Entfernungen von einander, unterſchieden ſeyn, wie an den Puncten auf der Linie unter der Dille (a) zu ſehen iſt; das iſt, man laſſe immer zwey die **Entfernung** andeutende Puncte weiter von zwey nahen Puncten entfernet ſeyn, und beobachte allezeit, daß eine Entfernung oder ein Theil gröſſer ſeyn muß, als alle die übrigen, ſo wird man leicht ſehen, daß die Mannichfaltigkeit ohne dieſes nicht ſo vollkommen ſeyn könnte. Auf gleiche Weiſe laſſe man die horizontalen-Entfernungen (welche ſich allezeit innerhalb den Grenzen der Richtigkeit halten müſſen) ſowohl in Anſehung der Entfernungen, als Lagen, unterſchieden ſeyn; wie auf der entgegengeſetzten Seite eben dieſer Figur (b). Hernach vereinige und verbinde man alle die verſchiedenen Entfernungen in eine vollſtändige Schale, indem man ſich dazu verſchiedener Theile von krummen und geraden Linien bedienet, welche man auch dadurch mannichfaltig machen muß, indem man ihnen verſchiedene Gröſſen giebt, als in (c); und man bringe ſie, als in (d), in eben derſelben Figur, an, ſo hat man den Leuchter *, und zwar mit noch mehr Veränderungen auf der andern Seite. Wenn man den Leuchter in viel mehr Theile eintheilet, ſo wird er überhäuft ausſehen, weil ihm †, wenn man ihn in der Nähe anſieht, die Deutlichkeit der Form mangeln, und er die Wirkung der Mannichfaltigkeit in einer Entfernung

* 30. Figur. T. 1. Tafel.

† 31. Figur. T. 1. Tafel.

‡ 32. Figur.

* 33. Figur. T. 1. Tafel.

† 34. Figur. T. 1. Tafel.

verlieren wird. Dieſes wird das Auge leicht unterſcheiden, wenn es ziemlich weit davon zurück geht.

Auf die Einfachheit in der Zuſammenſetzung, oder die Deutlichkeit der Theile, muß man beſtändig Acht haben, weil ſie ein Theil der Schönheit iſt, wie ſchon geſagt worden: aber damit das, was ich hier unter der Deutlichkeit der Theile verſtehe, beſſer verſtanden werde, ſo wird rathſam ſeyn, es durch ein Exempel zu erklären.

Wenn man einen in ſeinen Theilen ſehr mannichfaltigen Gegenſtand zuſammen ſetzen will, ſo unterſcheide man verſchiedene dieſer Theile durch ihren merklichen Unterſchied von dem nächſt anliegenden von einander, und mache jeden ſo, als wenn er eine
‡ 35. Figur. T. 1. Tafel. wohlgeſtaltete Gröſſe oder Theil wäre; wie in der Figur ‡ durch die punctirten Linien angedeutet iſt. (Dieſe gleichen dem, was man in der Muſik und in geſchriebenen Paragraphen Paſſagen nennet.) Durch dieſes Mittel wird das Auge nicht nur das Ganze, ſondern auch jeden Theil, beſſer verſtehen. Denn die Verwirrung wird hierdurch vermieden werden, wenn der Gegenſtand in der Nähe geſehen wird, und in einer Entfernung werden die Geſtalten ſchön mannichfaltig, obgleich nicht in ſo groſſer Anzahl, erſcheinen; als die Figur ||, welche ich ſetze, daß ſie eben die vorige, aber ſo weit
|| 36. Figur. T. 1. Tafel. entfernet iſt, daß das Auge die kleinern Glieder aus dem Geſichte verlieret.

§ 37. Figur. T. 1. Tafel. Das Peterſilienblatt §, von welchem eine ſchöne Blätterzierrath urſprünglich hergenommen worden, iſt, auf gleiche Art, in drey unterſchiedene Paſſagen eingetheilet, welche wieder in andere ungerade Zahlen eingetheilet ſind. Und dieſe Methode wird überhaupt bey den Blätter aller Pflanzen und Blumen beobachtet. Die einfachſten davon ſind der Klee und das Fünffingerkraut.

Licht und Schatten, und Farben, müſſen auch ihre Deutlichkeit haben, um Gegenſtände völlig ſchön zu machen. Doch von dieſen an ihren gegörigen Orten. Ich will meinen Leſern nur einen allgemeinen Begriff von dem machen, was hier unter der Schönheit der Deutlichkeit der Formen, des Lichts, der Schatten und Farben, verſtanden wird, indem ich ihnen die entgegengeſetzten Wirkungen aller derſelben zuſammen vorſtellen will.

Man bemerke, wie ein noch ſo ſchön zuſammengeſetzter Blumenſtrauß alle ſeine Deutlichkeit verlieret, wenn er verwelket; jedes Blatt und jede Blume ſchrumpelt alsdenn zuſammen und verlieret die deutliche Geſtalt, und die friſchen Farben verfallen in eine Art der Einerleyheit, ſo, daß das Ganze nach und nach ein verwirrter Klump wird.

Wenn die allgemeinen Theile der Gegenſtände anfänglich groß gelaſſen werden, ſo kan man allemal noch kleinere Zierathen dabey anbringen; alsdenn müſſen ſie aber ſo klein

ſeyn,

ſeyn, daß ſie nicht die allgemeinen Maſſen oder Größen verwirren. Man ſiehet alſo, daß die Mannigfaltigkeit ſich ſelbſt im Wege ſteht, wenn ſie übertrieben iſt, welches in die Länge dasjenige hervorbringt, was ein **kleiner Geſchmack** genennet wird, und dem Auge eine Verwirrung iſt.

Es wird nicht undienlich ſeyn, jetzo zu zeigen, was für Wirkungen ein Gegenſtand, oder zwey, thun, wenn ſie ohne oder wieder dieſe Regeln der Zuſammenſetzung der Mannichfaltigkeit verbunden werden. Die Figur * iſt von einem der Seitenfüſſe genommen, welche an den Seiten der gemeinen altväteriſchen Kohlenſtühle in den Caminen, als eine Zierrath, angebracht ſind. Man ſiehet daran, wie die Theile bloß durch Phantaſie, und doch ziemlich gut ſind verändert worden. Gleich daneben** iſt ein anderer mit ohngefähr einer gleichen Anzahl von Theilen; da aber die Geſtalten, weder in Anſehung ihres Inhalts, noch in Anſehung ihrer Lagen unter einander, genugſam mannichfaltig ſind, ſondern eine Geſtalt immer auf eine, die ihr vollkommen gleich iſt, folget, ſo iſt es eine unangenehme und geſchmackloſe Figur; und aus dieſer Urſache iſt der Leuchter, Figur †, noch ſchlechter, weil noch weniger Mannichfaltigkeit darinnen iſt. Ja es würde beſſer ſeyn, ihn ganz eben zu machen, wie in der Figur ‡ als ihn mit ſolchen elenden Zierrathen verſehen zu wollen.

* 38. Figur. T. 1. Tafel.
** 39. Figur. T. 1. Tafel.
† 40. Figur. T. 1. Tafel.
‡ 41. Figur. T. 1. Tafel.

Dieſe wenigen Exempel, wenn ſie wohl verſtanden werden, können, glaube ich, hinlänglich ſeyn, dasjenige auſſer allen Zweifel zu ſetzen, was im Anfange dieſes Hauptſtücks geſagt worden, nämlich, daß die **Kunſt, wohl zuſammen zu ſetzen**, nichts anders iſt, als die **Kunſt, wohl zu verändern**, und zu zeigen, daß die hier erklärte Methode folglich ein angenehmes Verhältniß unter den Theilen hervorbringen muß, wie auch, daß alle Abweichungen von derſelben das Gegentheil verurſachen. Doch um dieſem letztern einen Nachdruck zu geben, unterſuche man die folgenden nach dem Leben gezeichneten Figuren nach den obigen Regeln der Zuſammenſetzung, ſo wird man finden, daß die Indianiſche Feige, oder Opuntia, Figur ||, ſo, wie die ganze Familie der dickgeſtalteten ausländiſchen Gewächſe, aus eben den Urſachen, als der Leuchter, 40. Fig. häßlich iſt, wie auch, daß die Schönheiten der Lilie § und der Calcedoniſchen Schwerdtlilie ⸸ daher rühren, daß ſie ſehr mannichfaltig zuſammen geſetzt ſind, und daß die bey den Nachahmungen dieſer Blumen auf einen gewiſſen Grad verlohren gegangene Mannichfaltigkeit (45. und 46. Fig.) Urſache iſt, warum ihre Geſtalten mittelmäßig ſind, ob ſie gleich genug behalten, um noch mit eben dieſen Namen benennet zu werden.

|| 42. Figur. T. 1. Tafel.
§ 43. Figur. T. 1. Tafel.
⸸ 44. Figur. T. 1. Tafel.

Bis hieher iſt, in Anſehung der Zuſammenſetzung, noch von wenig ſonſt geſprochen worden, als von Formen, welche aus geraden und krummen Linien beſtehen, und obgleich dieſe Linien in ſich nur wenig Mannichfaltigkeit haben, ſo wird doch, wegen der groſſen Veränderungen, deren ſie fähig ſind, wenn ſie miteinander verbunden werden, durch dieſelben eine groſſe Mannichfaltigkeit der Schönheit von der gewöhnlichen Art, als in nöthigem Hausrath und Gebäuden, hervorgebracht. Aber nach meiner

Meynung können Gebäude, wie ich vorhin zu verſtehen gab, viel mannichfaltiger gemacht werden, als ſie ſind; denn nachdem man die Richtigkeit genau und mechaniſch bey denſelben beobachtet hat, ſo kan man einige um der Zierrath willen hinzugethane Glieder oder Theile, nach den vorhergehenden Regeln, mit gleicher Schönheit mannichfaltig machen. Ich kan auch nicht anders, als der Meynung ſeyn, daß Kirchen, Paläſte, Hoſpitäler, Gefängniſſe, gemeine Häuſer und Sommerhäuſer in mehr unterſchiedenen Charaktern, als es geſchieht, gebauet, und bey jedem ſich für daſſelbe ſchickende Ordnungen angebracht werden ſollten. Dahingegen, wenn ein heutiger Baumeiſter auch einen Palaſt in Lappland oder in Weſtindien bauen ſoll, ſo muß Palladio ſein Führer ſeyn, und er wird ſich nicht unterſtehen, einen Schritt von deſſen Buche zu weichen.

Haben nicht viel Gothiſche Gebäude viel beſtändige Schönheit in ſich? welche ſie vielleicht durch eine Reihe von Verbeſſerungen erlanget, die durch die natürliche Ueberzeugung des Auges, welches oft ſehr mit der Abſicht, nach Grundſätzen zu verfahren, übereinſtimmet, und dieſelben zuweilen erzeuget, von Zeit zu Zeit gemacht worden. Es iſt itzo ſo ein Durſt nach Mannichfaltigkeit, daß ſogar elende Nachahmungen Chineſiſcher Gebäude, hauptſächlich wegen ihrer Neuheit, ziemlich im Gebrauch ſind Aber nicht allein dieſe, ſondern auch alle andere neuerfundene Charaktere von Gebäuden, könnten nach beſondern Grundſätzen eingerichtetet werden. Gewiß, die bloſſen Zierrathen der Gebäude möchten wenigſtenſt einen gröſſern Umfang bekommen, als ſie itzo haben, als Capitäle, Frieße, ꝛc. um die Schönheit der Mannichfaltigkeit zu vergröſſern.

Univ. Bibl. München

Die Natur giebt in den Muſcheln und Blümen, ꝛc. Gelegenheit, zu einer unendlichen Wahl hierzu dienlicher ſchöner Einfälle. So ward das Original des Corinthiſchen Capitäls, wie geſagt, von nichts anderem genommen, als von einigen Sauerampferblättern, welche gegen einen Korb in die Höhe wuchſen. Sogar ein aus unanſehnlichen und eingeſchränkten Formen von Hüten und Perücken zuſammengeſetztes Capitäl, als Figur †, kan durch eine geſchickte Hand einige Schönheit bekommen.

† 48. Figur. 1 Tafel.

Obgleich die Neüern nicht viel Zuſätze zu der Baukunſt, in Anſehung der bloſſen Schönheit oder Zierde, gemacht haben, ſo muß man doch geſtehen, daß ſie die Einfachheit, Anſtändigkeit und Nettigkeit in der Arbeit zu einem ſehr hohen Grade der Vollkommenheit gebracht haben, beſonders in England, wo ein bloſſer guter Verſtand dieſe nöthigern Theile der Schönheit, welche jedermann verſtehen kan, jenem Reichthum des Geſchmacks, welcher in andern Ländern ſo häufig zu ſehen iſt, und ſo oft an deren Stelle geſetzt wird, vorgezogen hat.

Die Cathedralkirche zu St. Paul iſt eins der edelſten Exempel, welches von der ſinnreichſten Anwendung jedes Grundſatzes, von welchen geredet worden, kan angeführet werden. Hier ſieht man die größte Mannichfaltigkeit ohne Verwirrung, Einfachheit ohne Kahlheit, Reich-

Reichthum ohne Ungereimtheit, Deutlichkeit ohne Zwang, und Gröſſe ohne Ueberfluß. Daher wird das Auge durchgängig durch die reizende Mannichfaltigkeit aller ihrer Theile zuſammengenommen ergetzet. Die edel hervorragende Gröſſe einer gewiſſen Anzahl derſelben, welche in der Ferne wohlbeſtimmte und deutliche Theile darſtellen, indem die kleinern Theile ſich in denſelben verlieren; und die prächtigen wenigen, aber merklich wohl veränderten Theile, welche dem Auge immerfort gefallen, ſo lange, als der Gegenſtand zu unterſcheiden iſt, ſind klare Beweiſe der groſſen Geſchicklichkeit des Herrn Chriſtoph Wren, welcher mit ſo groſſem Rechte für den König der Baumeiſter gehalten wird.

Es iſt wohl unſtreitig, daß die Auſſenſeite dieſes Gebäudes viel vollkommener iſt, als die Auſſenſeite der St. Peterskirche zu Rom: aber das Inwendige, ob es gleich ſo ſchön und prächtig iſt, als es der Raum, den es einnimmt, und unſere Religion zulaſſen, muß, wegen der Bildhauereyen und Malereyen, wie auch wegen der mehrern Größe des Ganzen, welche es, in Anſehung der Gröſſe, vortrefflich macht, dem Inwendigen der St. Peterskirche an Glanz, Anſehen und Pracht weichen.

Es ſind noch viel ſehr ſchöne Kirchen von eben dieſem Baumeiſter, welche in die Mitte der Stadt verſteckt ſind, und deren Thürme und Spitzen höher, als gewöhnlich, ſind, damit ſie in der Ferne vor den andern Gebäuden können geſehen werden; und die groſſe Anzahl derſelben, welche in der ganzen Stadt herum zerſtreuet ſind, zieren die Ausſicht derſelben und geben ihr das Anſehen des Reichthums und der Pracht; daher man ihre Geſtalten in beſondern Abſichten ſchön finden wird. Unter dieſen, und vielleicht unter allen in Europa, iſt der Thurm der Kirche zu St. Mariale-bow am ſchönſten mannichfaltig. Der Kirchthurm zu St. Breide in Fleetſtreet nimmt angenehm in ſchönen Graden ab: aber weil die Veränderungen an demſelben, ob ſie gleich ſehr artig ausſehen, wenn man nahe dabey iſt, nicht ganz ſo beſtimmt und deutlich ſind, wie die an dem Bowthurme, ſo verliert er zu bald in der Ferne die Mannichfaltigkeit. Einige Gothiſche Spitzen ſind ſchön und künſtlich mannichfaltig gemacht, beſonders der berühmte Thurm zu Straßburg.

Die Weſtminſterabtey iſt, in Anſehung der Einfachheit und Deutlichkeit, ein guter Gegenſatz der St. Paulskirche. Die groſſe Anzahl, ihrer kleinen untereinander verwirrten Zierrathen und kleinen Theile mit ihren Abtheilungen und Unterabtheilungen ſieht verwirrt aus, wenn man ſie in der Nähe betrachtet, und in einer mittelmäßigen Entfernung verlieret man ſie ganz. Dennoch iſt daran eine ſolche Beſtändigkeit der Theile zuſammengenommen in einem guten Gothiſchen Geſchmack, und ſo eine Eigenthümlichkeit, in Anſehung der finſtern Begriffe, welche man zur Auszierung derſelben angebracht, daß ſie mit der Länge der Zeit einen feſtgeſetzten und beſtimmten Charakter in der Baukunſt erlanget haben. Es würde als etwas uneigenthümliches und als eine Art der Entheiligung angeſehen werden, wenn man zur Freude und Ergetzung beſtimmte Plätze in eben dieſem Geſchmack bauen wollte.

Neuntes

Neuntes Hauptſtück.

Von der Zuſammenſetzung mit der Wellenlinie.

Es iſt faſt kein Zimmer in irgend einem Hauſe, worinne man nicht die Wellenlinie auf eine oder die andere Art angewendet ſiehet. Wie unanſehnlich würden die Geſtalten alles unſeres Hausraths ohne dieſelbe ausſehen! Wie ſo gar ſchlechtweg und unzierlich würden die Zierrathen der Schließbögen und Caminſtücken ohne die Mannigfaltigkeit ſeyn, welche ihnen das **Ogeeglied** giebt, welches gänzlich aus Wellenlinien zuſammengeſetzt iſt!

Obgleich alle Arten von Wellenlinien, wenn ſie gehörig angebracht werden, Zierde geben, ſo iſt doch, wenn man es genau nimmt, nur eine gewiſſe Linie die Linie der **Schönheit** zu nennen, welche in der Reihe derſelben * Nummer 4 iſt. Denn die Linien 5, 6, 7 werden, weil ſie ſich in ihrer Krümmung allzu ſehr zuſammen beugen, ſtark und unanſehnlich groß, und hingegen 3, 2, 1 werden, weil ſie gerade werden, ſchlecht und unanſehnlich; wie aus der folgenden Figur † zu ſehen iſt, wo ſie bey Stuhlfüßen angebracht worden.

* 49. Figur. T. 1 Tafel.

† 50. Figur. T. 1. Tafel.

Einen noch vollkommenern Begriff von den Wirkungen der ächten Wellenlinie und denen Linien, welche von derſelben abweichen, kan man durch die Reihe Schnürbrüſte, Figur ‡, erlangen, wo 4 aus der rechten Wellenlinie beſtehet, und alſo die am beſten geſtaltete Schnürbruſt iſt. Jedes Fiſchbein einer guten Schnürbruſt muß ſo zugerichtet ſeyn, daß es ſich auf dieſe Art beugen läßt; denn die ganze Schnürbruſt iſt, wenn ſie hinten dicht anliegt, wirklich eine Schale ſchön mannichfaltigen Inhalts und folglich ihre Oberfläche eine ſchöne Form, ſo, daß, wenn eine Linie, oder die Schnüre, hinten von dem oberſten Schnürloche der Schnürbruſt an, herunterwärts gezogen oder um den Leib bis unten an die Spitze des Latzes gewunden wäre, dieſes ſo eine vollkommene, rechte Schlangenlinie machen würde, dergleichen, um den Kegel herum, in der 26. Figur der 1. Tafel gezeiget worden. Aus dieſer Urſache laſſen alle auf dieſe Art ſchief dem Leibe entgegengeſetzte Zierrathen, wie die Bänder, welche die Ritter vom Hoſenbande tragen, ſchön und reizend. Die Nummern 5, 6, 7 und 3, 2, 1 weichen auf der einen Seite in ſteife und ſchlecht ausſehende, und auf der andern Seite in ungeſchikte und ungeſtalte Figuren ab. Die Urſachen dieſer unangenehmen Wirkungen werden, nach dem, was ſchon geſagt worden, der geringſten Einſicht klar ſeyn.

‡ 51. Figur. T. 1. Tafel.

Es verdient aber gleichwohl angemerkt zu werden, daß die Schnürbruſt, Nummer 2, ſich beſſer, als Nummer 4, für eine wohlgeſtaltete Mannsperſon, und Nummer 4 ſich beſſer, als Nummer 2, für eine wohlgeſtaltete Weibsperſon ſchicken würde; und da, als wir ſie bloß in Anſehung ihrer Formen betrachtet, und ſie, zum Exempel, als zwey Gefäße mit einander verglichen haben, nach unſern Grundſätzen gezeigt worden, wie viel zierlicher und ſchöner Nummer 4 iſt, als Nummer 2; erhöhet nicht dieſe unſere Beſtimmung den Werth dieſer Grundſätze, da ſie zu gleicher Zeit beweiſet, wie ſehr die Geſtalt eines Frauenzimmerleibes den Leib einer Mannsperſon an Schönheit übertrifft?

Aus den gegebenen Exempeln können wir genug Vorrath ſammlen unſere Beobachtungen von denſelben auf jede andere Gegenſtände zu lenken, welche uns etwan vorkommen, ſie mögen belebt oder leblos ſeyn; ſo, daß wir nicht nur linienmäßig die Urſache der Häßlichkeit der Kröte, des Schweins, des Bäres und der Spinne, welche alle gar nichts von dieſer Wellenlinie haben, ſondern auch der verſchiedenen Grade der Schönheit derer Gegenſtände, welche dieſe Linien haben, angeben können.

Zehntes Hauptſtück.

Von den Zuſammenſetzungen mit der Schlangenlinie.

Wegen der groſſen Schwierigkeit, dieſe Linie, ſowohl mit Worten, als auch mit dem Penſel, zu beſchreiben, (wie ich vorhin angemerket, da ich derſelben zuerſt erwähnet) wird es nöthig ſeyn, daß ich in dem, was ich in dieſem Hauptſtücke zu ſagen habe, ſehr langſam zu Werke gehe. Ich muß daher den Leſer um Geduld bitten, wenn ich ihn nur Schritt vor Schritt zur Erkenntniß desjenigen führe, was ich für das Erhabene in der Form halte, womit der menſchliche Körper ſo merklich gezieret iſt; an welchem er, wie ich glaube, wenn ihm einmal der Begriff derſelben wird geläufig ſeyn, finden wird, daß dieſe Linien daran vornehmlich angebracht ſind.

Erſtlich alſo betrachte er die Figur †, welche ein gerades Horn mit ſeinem Inhalt vorſtellet, ſo wird er finden, daß die Form deſſelben, weil es wie ein Kegel mannichfaltig iſt, bloß deswegen einige Schönheit hat.

† 56. Figur. B. 2. Tafel.

Ferner bemerke er, auf was für Art, und in was für einem Grade, die Schönheit dieſes Horns, in Figur *, vermehret worden, wo vorausgeſetzt worden, daß es auf zwey verſchiedene Seiten gebeuget ſey.

* 57. Figur. B. 2. Tafel.

Und zuletzt gebe er Acht auf den groſſen Zuwachs der Schönheit, ja des Reizes und der Zierlichkeit eben dieſes Horns, Figur ‡, wo voraus geſetzt worden, daß es nicht nur (wie in der vorhergehenden Figur) auf zwey verſchiedene Seiten gebeugt, ſondern zugleich auch gewunden worden.

‡ 58. Figur. B. 1. Tafel.

In der erſten von dieſen Figuren drückt die in der Mitte herunter laufende punctirte Linie die geraden Linien aus, woraus ſie beſtehet; woran man, ohne Hülfe krummer

Linien, oder des Lichts und Schattens, ſchwerlich ſehen würde, daß etwas inwendig darinnen iſt.

Eben dieſes iſt bey der zweyten Figur wahr, obgleich, wegen der Biegung des Horns, die gerade punctirte Linie in eine ſchöne Wellenlinie verwandelt iſt.

Aber in der letzten Figur iſt dieſe punctirte Linie, wegen der Windung ſo wohl, als wegen der Biegung des Horns, aus einer Wellenlinie eine Schlangenlinie geworden; welche, weil ſie hinter das Horn in der Mitte zu liegen und an dem dünnen Ende wieder hervor kömmt, nicht nur deswegen die Einbildungskraft angenehm beſchäftiget und das Auge ergetzet, ſondern es auch zugleich von der Gröſſe und Mannichfaltigkeit unterrichtet.

Ich habe dieſes einfache Exempel erwählet, da es die leichteſte Art iſt, einen allgemeinen Begriff von den beſondern Eigenſchaften dieſer Schlangenlinien und den Vortheilen zu geben, den ſie verſchaffen, wenn man ſie in ſolche Zuſammenſetzungen bringt, wo der Inhalt, welchen man auszudrücken hat, Reiz und Annehmlichkeit zuläßt.

Und ich bitte, eben das von dieſen Schlangenlinien zu verſtehen, was ich vorhin von den Wellenlinien geſagt habe. Denn gleichwie unter der groſſen Mannichfaltigkeit von Wellenlinien, welche man ſich vorſtellen kan, nur eine iſt, welche mit Wahrheit den Namen der **Linie der Schönheit** verdienet, alſo giebt es auch nur eine einzige ächte Schlangenlinie, welche ich die **Linie des Reizes** nenne. Doch, wenn ſie auch zu gebeugt oder zu flach gewunden werden, ſo werden ſie, ob ſie gleich wirklich etwas von ihrer Schönheit und ihrem Reize verlieren, derſelben gleichwohl nicht ſo gänzlich beraubet, daß ſie nicht vortreffliche Dienſte in Zuſammenſetzungen thun ſollten, wo man nicht die beſondere Abſicht hat, die Schönheit und den Reiz in ihrer gröſten Vollkommenheit auszudrücken.

Ob ich gleich dieſe Linien ſo beſonders unterſchieden, daß ich ſie die **Linien der Schönheit und des Reizes** genennet habe, ſo glaube ich doch, daß der Gebrauch und die Anwendung derſelben noch mehr durch die Grundſätze, welche ich für die Zuſammenſetzung überhaupt feſtgeſetzet, eingeſchränket werden müſſen, und daß ſie mit Verſtand ſowohl untereinander, als auch mit denen Linien, welche ich (in Entgegenſetzungen dieſer) ebene Linien nennen kan, müſſen vermiſcht und verbunden werden, nach dem es das, was man vor ſich hat, erfordert. Alſo iſt das Füllhorn, Fig. †, auf eben die Art, wie die letzte Figur des Horns, gewunden und gebeugt, aber es iſt mehr gezieret, und dieſes mit einer gröſſern Anzahl anderer eben ſo gewundener Linien, welche mit eben ſo geſchwinden Umläufen, als die an einer Schraube, um daſſelbe herum geſchlungen ſind.

† 59. Figur. B. 2. Tafel.

Dergleichen Form kan man, mit noch mehrerer Mannichfaltigkeit (und alſo auch ſchöner) an dem Bockshorne ſehen, von welchem, aller Wahrſcheinlichkeit nach, die

Alten

Alten die überaus ſchönen Formen, welche ſie ihren Füllhörnern gegeben, hergenommen haben.

Man kan dieſe letzte Figur des Horns noch auf eine andere Art betrachten, welche ich meinem Leſer empfehlen wollte, um ihm einen klärern Begriff, beydes von den Wellen- und Schlangenlinien in der Zuſammenſetzung, zu machen.

Dieſe beſteht darinne, ſich das ſo gebeugte und gewundene Horn ſo vorzuſtellen, als ob es die Länge durch mit einer ſehr feinen Säge in zwey gleiche Theile zerſchnitten wäre, und eins davon in eben der Lage zu betrachten, in welcher das ganze Horn vorgeſtellet iſt; da einem denn natürlicher Weiſe folgende zwey Anmerkungen beyfallen werden. Erſtlich, daß die Schneide der Säge von einem Ende des Horns bis zum andern in der Linie der Schönheit durchgehen muß, ſo, daß die Ränder dieſer Hälften des Horns eine ſchöne Geſtalt haben werden; und zweytens, daß, wo auch nur die punctirte Schlangenlinie auf der Oberfläche des ganzen Horns hinten zu liegen kömmt und ſich vor dem Auge verlieret, dieſelbe unmittelbar an der hohlen Oberfläche des getheilten Horns zum Vorſchein kömmt.

Der Gebrauch, welchen ich von dieſen Beobachtungen machen werde, wird in der Anwendung derſelben auf die menſchliche Geſtalt, welche gleich folgen ſoll, ſehr beträchtlich ſeyn.

Es wird alſo genug ſey, gegenwärtig nur anzumerken, daß das ganze Horn dadurch, daß es ſo artig auf zwey verſchiedene Seiten gebeugt iſt, eine Schönheit bekömmt; zweytens, daß, was auch nur für Linien auf deſſen äuſerer Fläche gezogen werden, dieſelben reizend werden, weil ſie alle, wegen der dem Horne gegebenen Windung, in einem oder dem andern Grade, etwas von der Geſtalt der Schlangenlinie annehmen müſſen; und letztens, daß das Auge, wenn das Horn geſpalten iſt, und die innere ſowohl, als die äuſere Fläche ſeiner ſchalenmäßigen Form, ſich zeigt, an der Verfolgung dieſer Schlangenlinie beſonders vergnüget und ergetzet wird, weil in deren Windungen ihre Höhlungen und Erhöhungen ſeinem Blicke wechſelsweiſe dargeſtellet werden. Hohle Formen alſo, welche aus ſolchen Linien zuſammengeſetzt ſind, ſind dem Auge überaus ſchön und ergetzend, und dieſes in vielen Fällen mehr, als die Linien voller Körper.

Faſt alle Muskeln und Knochen, aus welchen der menſchliche Körper zuſammengeſetzt iſt, haben mehr, oder weniger von dieſer Art der Windungen in ſich; ſie geben in einem geringen Grade denen Theilen, welche ſie bedecken, eben dieſe Art des Anſehens, und ſind der unmittelbare Gegenſtand des Auges. Und aus dieſer Urſache habe ich mich in eine ſo genaue Beſchreibung dieſer Formen des gebeugten, und gewundenen und gezierten Horns eingelaſſen.

Es iſt faſt kein einziger gerader Knochen in dem ganzen Körper. Faſt alle ſind nicht nur auf verſchiedene Seiten gebeugt, ſondern ſie haben auch eine Art der Windung, welche in einigen derſelben ſehr reitzend iſt; und die an dieſelben befeſtigten Muskeln, ob ſie gleich verſchiedene Geſtalten haben, welche nach eines jeden beſonderm Gebrauche eingerichtet ſind, beſtehen gemeiniglich aus ſolchen Faſern, welche in dieſe Schlangenlinien auslaufen, die einander ſo umgeben und bilden, wie es die mannichfaltige Geſtalt derer Knochen erfordert, zu welchen ſie gehören, und dieſes noch beſonders in den Gliedmaſſen. Die Zergliederer ergetzen ſich ſo hieran, daß ſie ein Vergnügen daran finden, ihre verſchiedenen Schönheiten zu unterſcheiden. Ich will bloß bey dem Schenkelbeine und den Hüftenbeinen ſtehen bleiben.

* 62. Figur. B. 2. Tafel.
‡ 60. Tafel. B. 2. Tafel.

Das Schenkelbein, Fig. *, hat die wellenförmige und gewundene Wendung des Horns 58: aber die daneben befindlichen Knochen, welche die unbekannten Knochen ‡ genennet werden, haben, bey einer gröſſern Mannigfaltigkeit, eben dieſelben Wendungen oder Windungen, welche das Horn hat, wenn es geſpalten iſt, und ihre innern und äuſſern Flächen ſind dem Auge ausgeſetzt.

|| 61. Figur. B. 2. Tafel.
§ 63. Figur. B. 2. Tafel.

Wie zierlich dieſe Knochen ausſehen, wenn das Vorurtheil, welches wir wider dieſelben haben, daß ſie nämlich zu einem Gerippe gehören, aus dem Wege geräumt worden, indem man ſie etwas blättericht vorſtellet, kan man in der Figur || ſehen. Solcher ſchlangenähnlichen gewundenen Formen, welche mit einer Blätterfigur, die ſich um ſelbige herum windet, vermiſcht ſind, hat man ſich bey allen Zierrathen bedienet; eine Art der Zuſammenſetzung, welche bloß, das Auge zu ergetzen, ſo ausgedacht worden. Man nehme ihnen ihre ſchlangenförmigen Windungen, ſo verlieren ſie ſogleich allen Reiz und fallen in den elenden Gothiſchen Geſchmack zurück, in welchem man ſie vor hundert Jahren verfertigte §.

* 64. Figur. B. 2. Tafel.

Figur * ſoll die Art vorſtellen, auf welche die meiſten Muskeln (beſonders die Muskeln der Gliedmaſſen) um die Knochen gewunden ſind und ſich nach ihrer Länge und Geſtalt einrichten; doch habe ich es mit keiner anatomiſchen Schärfe vorgeſtellet. So haben einige Zergliederer das Laufen der Fibern mit Gebinden Garn verglichen, welche in der Mitte loß und an jedem Ende befeſtiget ſind; welches, wenn man ſie alſo als auf entgegengeſetzte Seiten um den Knochen gewunden betrachtet, den ſtärkſten Begriff, welcher möglich iſt, von der Zuſammenſetzung aus Schlangenlinien erwecket.

† 65. Figur. 1. Tafel.

Aus dieſen ſchönen gewundenen Formen ſind alſo die Muskeln und Knochen des menſchlichen Körpers zuſammengeſetzt, und ſie werden, wegen ihrer mannichfaltigen Lagen gegen einander, mehr verwickelt angenehm, und bilden eine beſtändig fortgeſetzte Wellenform von einer in die andere gewundenen Formen; wie man am beſten ſehen kan, wenn man eine gute anatomiſche Figur unterſucht, wovon ein Theil hier in dem Muskelfuße und Muskelſchenkel: Figur †, vorgeſtellet iſt; woran man die ſchlangenartigen Formen und mannich-

mannichfaltigen Lägen der Muskeln ſieht, wie ſie ſich zeigen, wenn die Haut abgezogen iſt. Er iſt nach einer nach der Natur gegoſſenen Gypsfigur gezeichnet, und das Original iſt von dem berühmten Zergliederer Cowper für die Form präpariret worden. In dieſer letzten Figur werden die Theile, weil die Haut abgezogen iſt, von dem Auge, für dieſe verwickelte Feinheit, welche zu dem höchſten Grade der Schönheit nöthig iſt, allzu deutlich bemerket; doch muß man allemal die gewundene Figuren der Muskeln, nebſt der Mannigfaltigkeit ihrer Lagen, für ſchöne Formen halten. Gleichwohl verlieren ſie in der Einbildungskraft, durch den Begriff, daß ſie geſchunden ſind, etwas von der Schönheit, welche ſie wirklich haben. Demungeachtet ſind, zufolge dem, was ſchon, ſowohl von ihnen, als auch von den Knochen, gezeiget worden, in der menſchlichen Geſtalt mehr Theile derſelben aus Schlangenlinien zuſammengeſetzt, als irgend in einem andern Gegenſtande in der Natur. Dieſes iſt ein Beweis, ſowohl, daß ſie ſchöner iſt, als alle andere, als auch zugleich, daß ihre Schönheit von dieſen Linien herrühret. Denn ob es gleich zuweilen erfordert werden möchte, daß ſie in ihren Windungen nahe zuſammen gebeugt werden müſſen, wie bey den dick ſchwellenden Muskeln des Herkules, ſo werden doch Schönheit und ein erhabener Geſchmack noch beybehalten. Aber wenn dieſe Linien ſo viel von ihren Windungen verlieren, daß ſie faſt gerade werden, ſo verſchwindet alle Schönheit des Geſchmacks.

Alſo ward Figur * auch von der Natur und in eben der Lage gezeichnet, aber auf eine mehr trockene, ſteife Manier, und, wie es die Engliſchen Maler nennen, *ſticky manner*, als die Natur des Fleiſches jemals zeigen kan, auſſer wenn deſſen Feuchtigkeit ausgetrocknet iſt. Man muß geſtehen, daß die Theile dieſer Figur eben ſo richtige Abmeſſungen und eben ſo wahre Lagen haben, wie die in der vorhergehenden; es fehlen ihr nur die gehörigen Windungen der Linien, um ihr Geſchmack zu geben.

* 66. Figur. 1 Tafel.

Dieſes ferner zu beweiſen, und die ſchlechte Wirkung dieſer ebenen oder unveränderten Linien in ein helleres Licht zu ſetzen, beſehe man die Figur † wo, wegen der gleichförmigen und unveränderten Geſtalten und Lagen der Muskeln, ohne einige Wellenlinie in denſelben, dieſelbe zu ſo einer hölzernen Form wird, daß einer, welcher einen Schemmelfuß machen kan, dieſe Figur eben ſo gut, als der beſte Bildhauer würde ſchnitzen können. Auf eben dieſe Art nehme man einer der beſten antiquen Bildſäulen alle ihre ſchlangenförmig gewundenen Theile, ſo wird ſie aus einem auserleſenen Kunſtſtücke eine Figur von ſo gemeinen Linien und unverändertem Inhalte werden, daß ein gemeiner Maurer oder Zimmermann, mit Hülfe ſeines Maaßſtabes, ſeiner Taſterzirkel und Zirkel, eine genaue Nachahmung derſelben würde ausſchnitzen können; und wenn dieſe Linien nicht wären, ſo würde ein Drechsler auf ſeiner Drechſelbank einen viel ſchönern Hals drehen können, als der an der Griechiſchen Venus iſt, weil er, nach dem gemeinen Begriffe von einem ſchönen Halſe, beſſer recht rund werden würde. Aus eben dieſer Urſache ſind ungeſchickt ſtark geſchwollene Füſſe eben ſo leicht nachzuahmen, als eine runde Pfoſte, weil ſie ihre Zeichnung, wie es die Maler nennen, verloren

† 67. Figur. 1. Tafel.

haben; das iſt, weil alle ihre Schlangenlinien, wegen der überall gleich aufgedunſenen Haut, als Figur*, verloſchen ſind.

* 58. Figur. 1. Tafel.

Wenn der Leſer, bey Vergleichung dieſer drey Figuren miteinander, ungeachtet des Vorurtheils, welches deſſen Einbildungskraft wider dieſelben, als anatomiſche Figuren, etwan gefaßt hat, in den Stand geſetzt worden, nur zu begreifen, daß die eine davon nicht ſo unangenehm iſt, als die andere, ſo wird er leicht geleitet werden, ferner zu ſehen, daß dieſe Neigung zur Schönheit in der einen nicht von irgend einem höhern Grade der Genauigkeit in den **Verhältniſſen** ihrer Theile, ſondern bloß von den **mehr gefallenden Wendungen und Zwiſchenwindungen der Linien**, welche derſelben äuſſere Geſtalt ausmachen, herrühret. Denn in allen drey Figuren ſind einerley Verhältniſſe beobachtet worden, und in Anſehung deſſen haben ſie alle ein gleiches Recht, ſchön zu heiſſen.

Und wenn er dieſe anatomiſche Unterſuchung nur ein wenig weiter verfolgt, um ſich nur eben einen richtigen Begriff von dem ſchönen Nutzen zu machen, welchen die Haut und das Fett unter derſelben haben, vor dem Auge alles, was widerlich und unangenehm iſt, zu verbergen, und zugleich alles dasjenige demſelben ausgeſetzt zu erhalten, was in den Geſtalten der darunter liegenden Theile nöthig iſt, um dem ganzen Gliede Reiz und Schönheit zu geben: ſo wird er ſich unvermerkt in die Grundſätze dieſes Reizes und dieſer Schönheit geleitet finden, welche in wohlgemachten Gliedmaßen, an einem ſchönen, annehmlichen und geſunden Körper, oder in den Gliedmaßen der beſten antiquen Bildſäulen, angetroffen werden, wie auch zu der Urſache, warum ſein Auge ſo oft unwiſſend an denſelben vergnüget und ergetzet worden.

Demnach ſind in allen Theilen des Körpers, ſo, wie in dieſen, wegen der nöthigen Bewegung der Theile mit gehöriger Stärke und Leichtigkeit, die Befeſtigungen der Muskeln an den Knochen zu rauh und geſchwind abfallend, ihre Aufſchwellungen zu ſtark, oder die Höhlungen zwiſchen denſelben zu tief, als daß ihre Auſſenlinien ſchön ſeyn könnten. Daher mildert die Natur mit groſſem Bedacht dieſe Rauhigkeit, füllt dieſe leeren Räume gehörig mit Fett aus, und bedeckt das Ganze mit der weichen, glatten, elaſtiſchen und bey zarten Perſonen faſt durchſichtigen Haut, welche, da ſie ſich nach der äuſern Geſtalt aller darunter liegenden Theile bequemet, dem Auge den Begriff ihres **Inwendigen** mit der größten Feinheit der Schönheit und des Reizes ausdrücket.

Die Haut alſo, welche die mannichfaltigen Geſtalten jedes äuſern Muskels des Körpers ſo zart umgiebt und ſich ſo niedlich nach denſelben bequemet, und welche durch das unterliegende Fett weich gemacht iſt, wo ſonſt eben dieſe rauhen Linien und Gruben, welche wir in dem Geſichte durch Alter, und an den Gliedern durch Arbeit, zum Vorſchein kommen ſehen, zu ſehen ſeyn würden, iſt augenſcheinlich eine ſchalenähnliche Oberfläche, (um den Begriff beyzubehalten, mit welchem ich anfing) welche mit der größten Feinheit in der Natur gebildet worden; und deswegen iſt ſie das beſte, was jeder ſtudiren muß, der die Werke der Natur, **wie ein Meiſter thun ſollte**, nachahmen, oder von den Arbeiten anderer, **wie es einem rechtſchaffenen Kenner zukömmt**, urtheilen will.

Ich glaube, ich kan in dieſer Sache nicht zu weitläuftig ſeyn, indem man finden wird, daß ſo viel darauf ankömmt. Ich will mich demnach bemühen, einen klaren Begriff von dem Unterſchiede der Wirkung, welche ſolche anatomiſche Figuren auf das Auge thun, und der, welche eben dieſe Theile thun, wenn ſie mit dem Fett und der Haut bedeckt ſind, zu geben. Ich will alſo ſetzen, es würde ein dünner Drat (welcher ſeine Elaſticität verlohren hat, und alſo jede Geſtalt, in welche er gewunden wird, behält) an der auswendigen Seite der Hüfte (65. Fig. 1. Taf.) feſt angehalten, und von da unter die andere Seite des Schenkels ſchief über die Wade bis herunter an den äuſern Knöchel geführet, wobey man ihn immer ſo feſt andrücket, daß er die Geſtalt jedes Muskels, über welchen er gehet, berühret und ſich nach ihm richtet. Wenn man nun dieſen Drat hernach abnimt und unterſucht, ſo wird man finden, daß die beſtändig ununterbrochen fortlaufende Windung, welche er bekommen haben würde, wenn man ihn um die Glieder herum gewunden hätte, durch die ſcharfen Einbiegungen, welche er überall bekommen, da er feſt zwiſchen die Muskeln gedrückt worden, nunmehro in eine nicht viel beſſere Windung gebrochen iſt, als ſo viel abgeſonderte flach gekrümmte Linien ausmachen würden.

Nun ſetze man, es ſey ein ſolcher Drat auf eben dieſe Art um einen lebendigen wohlgemachten Fuß und Schenkel, oder um eben dieſelben an einer ſchönen Bildſäule, gewunden worden. Wenn man ihn abnimmt, ſo wird man nicht ſolche ſcharfe Einbiegungen, noch eine von denen regelmäßigen ſpitzenhaften Einfaſſungen, (welche die Wappenkünſtler *engralings*, engrêlures, nennen) daran finden, welche dem Auge vorher misfielen. Im Gegentheil wird man ſehen, wie ſtuffenweiſe die Veränderungen in deſſen Geſtalt hervorgebracht werden, wie unmerklich die verſchiedenen Krümmungen in einander laufen, und wie leicht das Auge die mannichfaltigen Wellenformen ſeines Buges durchläuft. Dieſes noch mehr zu bekräftigen, bemerke man, daß, wenn eine Linie mit einem Penſel gerade da gezogen würde, wo man geſetzt, daß dieſe Dräter herunterlaufen, die Spitze des Penſels bey dem muskulöſen Fuße und Schenkel beſtändig Hinderniſſe und Aufhaltungen antreffen würde, da ſie bey den andern von Muskel zu Muskel, längs der elaſtiſchen Haut, herunter laufen würde, ſo anmuthig, als wie das leichteſte Boot über die angenehmſte Welle tanzet.

Dieſer Begriff von dem Drate, welcher auf dieſe Weiſe die Geſtalt derer Theile behält, über welche er weg gehet, ſcheint von ſo großer Wichtigkeit zu ſeyn, daß ich nicht wie viel nehmen wollte, ihn vergeſſen zu haben. Denn er kan eigentlich betrachtet werden, als einer von den Fäden (oder Auſſenlien) der Schale (oder äuſſern Fläche) der menſchlichen Geſtalt; und wenn man ſich deſſelben oft erinnert, ſo wird dieſes der Einbildungkraft helfen, ſich einen Begriff von denjenigen Theilen in derſelben zu machen, deren Geſtalten am verwickelteſten mannichfaltig ſind. Denn eben dieſe Art von Beobachtungen kan man mit gleichem Rechte an den Geſtalten auch noch ſo vieler Dräter machen, welche auf eben dieſe Art, nach auch noch ſo vielen Richtungen über jeden Theil einer wohlgemachten Mannsperſon, Frauensperſon oder Bildſäule gewunden ſind.

Und wenn der Leſer in ſeiner Einbildungskraft den geſchickteſten Wendungen des Grabeiſens in der Hand eines Meiſters folgen will, wenn er die letzte Hand an eine Bildſäule legt, ſo wird er bald angeführet werden, zu verſtehen, was das iſt, was rechte Beurtheiler von der Hand eines ſolchen Meiſters erwarten, welches die Italiäner **das ein wenig mehr**, *il poco piu*, nennen, und welches in der That die urſprünglichen Meiſterſtücke zu Rom auch von den beſten Copien derſelben unterſcheidet.

Ein Exempel oder zwey werden genugſam erläutern, was ich hier meine. Denn da dieſe auserleſenen Wendungen, in einem oder dem andern Grade der Schönheit, alle auf der ganzen Oberfläche des Leibes und der Glieder gefunden werden, ſo können wir, wir mögen einen Theil von einer ſchönen Figur nehmen, welchen wir wollen, (wiewohl einen ſo kleinen, daß nur wenig Muskeln in demſelben ausgedrückt ſind) die Art erklären, auf welche ihnen ſo viel Schönheit und Reiz gegeben worden, um einen geſchickten Künſtler faſt durch den Augenſchein zu überzeugen; daß ſie das Werk eines Meiſters geweſen ſeyn muß.

* 76. Figur. T. 2. Tafel. Ich habe zu dieſer Abſicht ein kleines Stück von dem Leibe einer Bildſäule, Fig.*, erwählet, welches einen Theil der linken Seite unter dem Arm, mit etwas wenigem von der Bruſt, (und welches einen ſehr ſonderbaren Muskel in ſich ſchließet, der, wegen der Aehnlichkeit ſeiner Ränder mit Sägezähnen, wenn man ihn an ſich ſelbſt betrachtet, keine Schönheit hat) vorſtellet, als welches zu unſrem Vorhaben am geſchickteſten iſt, weil dieſe regelmäßige Geſtalt des Muskels noch ganz eine beſondere Geſchicklichkeit des Künſtlers erfordert, um ihr ein wenig mehr Mannichfaltigkeit zu geben, als ſie gemeiniglich, ſelbſt in der Natur, hat.

† 77. Figur. T. 2. Tafel. Erſtlich will ich denn eine Vorſtellung dieſes Theils des Leibes von einer anatomiſchen Figur † geben, um zu zeigen, was für eine Einerleyheit in den Geſtalten aller dieſer zahnähnlichen Eingehungen dieſes Muskels iſt, und wie regelmäßig die Fibern, welche ihn ausmachen, den faſt parallelen Auſſenlinien derer Rippen, welche ſie zum Theil bedecken, folgen.

† 78. Figur. T. 2. Tafel. Durch das, was vorhin von dem Nutzen der natürlichen Bedeckung der Haut, ꝛc. geſagt worden, wird man leicht einſehen, daß die folgende Figur * eine ſo unanſehnliche Vorſtellung dieſes Theils des Leibes mildern ſoll, welche, obgleich das rauhe und ſteife Anſehen

Anſehen der Ränder dieſes Muskels durch dieſe Bedeckung aus dem Wege geräumet worden, dennoch genug von ihrer Regelmäßigkeit und Einerleyheit übrig behält, welches ſie unangenehm macht.

Da nun Regelmäßigkeit und Einerleyheit, unſrer Lehre zufolge, ein Mangel der Schönheit und des guten Geſchmacks ſind, ſo wollen wir uns itzo bemühen, zu zeigen, wie man eben demſelben Theile (in welchem die Muskeln eine ſo gar regelmäßige Form annehmen) ſo viel Mannichfaltigkeit geben kan, als nur irgend ein anderer Theil des Leibes hat. Ob nun folglich gleich faſt in jedem Theile deſſelben einige Veränderung muß gemacht werden, ſo wird ſie doch in jeglichem ſo geringe ſeyn, daß keine merkliche Aenderung in der Geſtalt und Lage eines von denſelben wird zu ſehen ſeyn.

Man mache alſo die mit 1, 2, 3, 4 bezeichneten Theile, (welche in der Geſtalt einander ſo genau gleich und nach der Lage in der Muskelfigur 77 ſo parallel ausſehen, und welche in der 78. Fig. nicht viel verbeſſert ſind) erſtlich ihren Größen nach mannichfaltig; aber nicht ſtuffenweiſe von dem oberſten bis zum unterſten, wie in Fig. ‡, auch nicht wechſelsweiſe einen lang und den andern kurz, wie in Fig. §; denn in beyden dieſen Fällen würde noch zu viel Formalität übrig bleiben. Wir müſſen uns alſo nun bemühen, ſie auf alle Art, wie wir können, zu verändern, ohne gänzlich den wahren Begriff der Theile ſelbſt zu verlieren. Man ſetze alſo, ſie hätten ihre Lagen ein wenig verändert und wären unregelmäßig neben einander hin geglitſchet, (wie es ohngefähr in der Fig. †, bloß in Anſehung ihrer Lagen, vorgeſtellet iſt,) ſo wird das äuſerliche Anſehen des ganzen Stücks von dem Leibe, welches wir itzo betrachten, eine mannichfaltigere und angenehmere Form, welche in der 76. Fig. vorgeſtellet iſt, annehmen, welche leicht zu unterſcheiden iſt, wenn man die drey Figuren 76, 77, 78 mit einander vergleichet; und man wird eben ſo leicht ſehen, daß, wenn über dieſe Muskeln, von einem zum andern, und ſo zu den daneben liegenden Theilen, Linien gezogen oder Dräter gebeugt wären, ſelbige beſtändig wellenförmig fortlaufen würden, ſie möchten eine Richtung haben, welche ſie wollten.

‡ 79. Figur. T. 2. Tafel.

§ 80. Figur. T. 2. Tafel.

† 81. Figur. T. 2. Tafel.

Ein Ungeſchickter, wenn er dieſe Theile nach dem Leben zeichnet, unterläßt, weil ihre Regelmäßigkeiten viel leichter zu ſehen und abzumalen ſind, als ihre feinen Mannichfaltigkeiten, ſelten, ſie noch regelmäßiger und ſchlechter zu machen, als ſie wirklich, auch bey einer ſchwindſüchtigen Perſon, ſind.

Der Unterſchied wird deutlich zu ſehen ſeyn, wenn man die 78. Fig. welche mit Fleiß auf dieſe geſchmackloſe Art gezeichnet iſt, mit der 76. Fig. vergleicht. Aber man wird ihn noch vollkommener verſtehen, wenn man dieſen Theil auf dem Torſo des Michael Angelo †. von welchem die Figur genommen worden, unterſucht.

† 54. Figur. 1. Tafel.

Man merke, daß Abdrücke einer kleinen Copie dieſes berühmten Rumpfs eines Körpers faſt bey jedem Gypsfigurenmacher zu haben ſind; woran das, was hier beſchrieben worden, genugſam zu ſehen iſt, nicht allein an dem Theile, von welchem die 76. Figur genommen worden, ſondern auch an dieſem ganzen merkwürdigen Stücke des Alterthums.

Ich muß hier wieder meinen Leſer ernſtlich zu einer beſondern Aufmerkſamkeit auf die Windungen dieſer Flächenlinien, ſogar wie ſie über jede Fuge gehen, ermahnen, was auch nur für Veränderungen auf der Oberfläche der Haut durch die mannichfaltigen Biegungen der Glieder gemacht werden; und obgleich der dazu gegebene Raum, gerade in den Fugen, noch ſo klein iſt, und folglich die Linien noch ſo kurz ſind, ſo wird man doch finden, daß die Anwendung dieſes Grundſatzes von Mannichfaltigmachung dieſer Linien, ſo fern als es ihre Längen zulaſſen, eine eben ſo reizende Wirkung thut, als bey den mehr verlängerten Muskeln des Leibes.

Es könnte dieſes an den Fingern bemerket werden, wo die Fugen ganz kurz und die Muskelbänder gerade ſind, und wo die Schönheit ſich einigermaſſen dem Gebrauche zu unterwerfen ſcheinet, doch nicht ſo ſehr, daß man nicht an einem fleiſchigen feinen Finger dieſe kleinen gewundenen Linien zwiſchen den Falten, oder (welches noch ſchöner iſt, weil es einfacher iſt,) in den Grübchen der Hübel ſehen ſollte. Da wir allezeit Dinge am beſten unterſcheiden, wenn wir das ihnen Entgegengeſetzte ſehen, ſo erwäge man, daß, wenn aus der Fig. *, wegen ihrer geraden Linien, zu erſehen iſt, daß die Figur † ein wenig Geſchmack hat, ob ſie gleich ſo ſchlecht hingeſudelt iſt, der Unterſchied ſich klärer zeigen wird, wenn man auf gleiche Art einen geraden ſtark gebrauchten Finger an einem gemeinen Körper mit einem feinen Finger mit Grübchen an einem ſchönen Frauenzimmer vergleicht.

* 82. Figur. T. 2. Tafel.
† 83. Figur. T. 2. Tafel.

Die Haut des ſchönen Geſchlechts hat einen ihr eigenen ſchönen Grad der Völligkeit, welche dieſe feinen Grübchen in allen ihren andern Fugen, ſowohl, als an den Fugen ihrer Finger, verurſachet. Dieſes unterſcheidet ſie ſo vollkomen von denen, welche man auch an der ſchönſten Mannsperſon ſiehet, und zeiget, wegen der zartern Geſtalten der darunter liegenden Muskeln, alle die Mannichfaltigkeiten in der ganzen Figur des Körpers, mit niedlichern und wenigern feiner verbundenen Theilen, und mit einer ſolchen ſchönen Einfachheit, welche allezeit dem Anſehen einer weiblichen Geſtalt, welche in der Venus † vorgeſtellet iſt, den Vorzug vor dem Anſehen des Apollo * geben wird.

† 13. Figur. 1. Tafel.
* 12. Figur. 1. Tafel.

Wer ſich nun Linien vorſtellen kan, welche ſo beſtändig über jeden Theil des Körpers, ſelbſt bis an die Fingerſpitzen, fortlaufen und fein mannichfaltig ſind, und ſich deſſen erinnern wird, was uns zu der letzten Beſchreibung deſſen leitete, was die Italiäner *il poco piu* (**das ein wenig mehr**, welches man von der Hand eines Meiſters erwartet,) nennen, der wird, glaube ich, ſehr wenig mehr, als das, was ihm ſeine eigene Beobachtung an den Werken der Kunſt und Natur an die Hand geben wird, nöthig haben, um einen rechten Begriff von dem Worte **Geſchmack**, wenn es von For-

men

men gebraucht wird, zu erlangen; ſo unerklärlich auch dieſes Wort bisher mag zu ſeyn geſchienen haben.

Wir haben bisher beſtändig unſere Zuflucht zu den Werken der Alten genommen. Nicht darum, weil die Neuern nichts eben ſo vortreffliches hervorgebracht hätten, ſondern weil die Werke der erſtern allgemeiner bekannt ſind. Ich wollte auch nicht der Meinung geweſen ſeyn, daß einer von denſelben jemals die größte Schönheit der Natur erreichet habe. Wer wollte ſonſt, als ein Anbether, ſelbſt der alten Stücken, ſagen, daß er nicht Geſichter und Hälſe, Hände und Armen an lebendigen Weibsperſonen geſehen, welche ſelbſt die Griechiſche Venus nur aus dem gröbſten nachahmet?

Und was für eine hinlängliche Urſache kan man angeben, warum eben dieſes nicht auch von dem übrigen Körper ſollte können geſagt werden?

Eilftes Hauptſtück.

Von dem Verhältniß.

Wennn jemand fragt, was ein gutes Verhältniß in der menſchlichen Figur ausmacht? wie leicht und ſcheinbar entſcheidend iſt die gemeine Antwort: **Eine rechte Symmetrie und Uebereinſtimmung** der Theile in Anſehung des Ganzen! Da aber, wahrſcheinlicher Weiſe, dieſe unbeſtimmte Antwort ihren Urſprung von Lehren, welche nicht zur Form gehören, oder von leeren auf dieſelben gebauten Entwürfen, genommen, ſo fürchte ich, man wird der Meynung werden, daß ſie nicht ſehr hierauf paſſet, wenn man eine gehörige Unterſuchung wird angeſtellet haben.

Zur Vorbereitung hierzu wird es hier nöthig ſeyn, noch eine Urſache zu denen hinzu zu thun, welche ich in der Einleitung davon gegeben, warum ich den Leſer überredet habe, die Gegenſtände als ausgehöhlet, gleich dünnen Schalen, zu betrachten. Er wird nämlich, zum Theil durch dieſen Begriff, beſſer in den Stand geſetzt, die zwey folgenden zur Form gehörigen **Hauptbegriffe**, wie wir ſie nennen wollen, zu unterſcheiden und beſonders zu nehmen; welche Hauptbegriffe in dem Gemüthe zuſammentreffen und ſich mit einander vermiſchen können, und welche nothwendig (um jeden vollſtändiger und den Theilen nach deulich zu machen) beſonders, und jeder einzeln betrachtet werden müſſen.

Erſtlich der **Hauptbegriff** von dem, was ſchon in den vorhergehenden Hauptſtücken abgehandelt worden, welcher nur die Oberfläche der Form in ſich faßt, und dieſe in keiner andern Abſicht zeigt, als bloß, in ſo fern ſie zierlich iſt, oder nicht.

Zweytens, dieſer itzt abzuhandelnde **Hauptbegriff**, welchen wir gemeiniglich von der ganzen Form haben, und welcher hauptſächlich aus der Richtigkeit zu einem gewiſſen abgezielten Vorhaben oder Gebrauch entſtehet.

Bisher iſt unſere Hauptabſicht nur geweſen, den erſten Begriff feſtzuſetzen und zu erläutern, da wir erſtlich die Natur der Mannichfaltigkeit und hernach ihre Wirkungen auf das Gemüth gezeiget haben, nebſt der Art, wie ſolche Eindrücke vermittelſt des verſchiedenen Gefühles geſchehen, welches in dem Auge, durch deſſen Bewegungen bey dem Durchlaufen und Verfolgen (1) auf allen Arten der Flächen, verurſachet wird.

Die Oberfläche eines zur Zierrath verfertigten Stücks, welches alle Wendungen in ſich hat, nach welchen ſich Linien bewegen können, und welches zugleich auf keine gewiſſe beſondere Art, und zu gar keinem gewiſſen Gebrauche, ſondern bloß, daß Auge zu vergnügen, verfertiget worden, kan ein ſolcher Gegenſtand ſeyn, welcher ſich auf dieſen erſten Begriff allein beziehet.

Die einem Blatte ähnliche Figur, unten auf der 1. Tafel, bey der 67. Figur, iſt etwas von dieſer Art. Sie iſt von einem Eſchenbaume genommen, und war eine Art eines Naturſpiels, welches nur wie ein Auswuchs gewachſen war, aber in den Linien ſeiner ſchlangenähnlichen Windungen ſo ſchön, daß ein Gibbons, ſogar in ſeinen eigenen Materialien, nicht würde im Stande geweſen ſeyn, dieſe Schönheit zu erreichen, und daß ſie auch der Grabſtichel eines Edlinck oder Drevet auf dem Kupfer nicht recht würde ausgedrückt haben.

Es iſt zu merken, daß der gegenwärtige Geſchmack in den Zierrathen zum Theil von dergleichen Gewächſen herzurühren ſcheinet, welche man um den Herbſt unter den Pflanzen findet, beſonders unter dem Spargel, wenn er Samen bringt.

Ich will mich itzo bemühen, auf eine vollſtändigere Art, als in dem Hauptſtücke von der Richtigkeit geſchehen, zu erklären, was in dem zweyten **Hauptbegriffe der Form**, wie ich ihn, um der Unterſcheidung willen, genennet habe, begriffen iſt. Ich will erſtlich anmerken, daß, obgleich die Oberflächen unvermeidlich noch darinn begriffen ſind, wir uns doch nicht länger in dieſe beſondere Betrachtung derſelben, als Oberflächen allein, einſchränken müſſen, wie wir vorher gethan haben. Wir müſſen nunmehr unſere Augen ſowohl auf die allgemeine, als beſondere Maſſe und Subſtanz, richten, und auf das ſehen, was ſie ausgefüllet, oder was gemacht hat, daß ſie ſolche gewiſſe gegebene Gröſſen oder Abmeſſungen der Theile bekommen haben, um eine Subſtanz in ſich zu ſchlieſſen, oder ſie zu einer **Bewegung**, **Hervorbringung mehrerer Kraft**, **Feſtſtehung**, oder verſchiedenem andern Gebrauche für lebende Weſen, geſchickt gemacht hat. Und dieſes wie ich glaube, wird uns mit der Zeit einen leidlichen Begriff von dem Worte **Verhältniß** beybringen.

Was

---

(1) Man ſiehe das 5. Hauptſt. 8. Seite.

Was nun dieſe **verbundenen Empfindungen** von Maſſe und Bewegung anlanget, ſcheinen wir es nicht faſt bey dem erſten Anblicke, auch ohne es zu verſuchen, zu fühlen, wenn ein Hebel von jeder Art zu ſchwach oder nicht lang genug iſt, ſo oder ſo eine Wirkung hervor zu bringen? oder wenn eine Spannfeder nicht ſtark genug iſt? Und finden wir nicht durch die Erfahrung, was für ein Gewicht oder Maaß in dieſem oder jenem Falle muß hinzugethan oder weggenommen werden? Wenn dieſes ſo iſt, wie denn ſowohl die allgemeinen, als beſondern Maſſen der Formen, aus Materialien zugerichtet und mit mechaniſchen Handgriffen, zu einer oder der andern bekannten Abſicht, zuſammengepaſſet werden; wie natürlich werden wir von dieſen Betrachtungen dahin gelangen, ein Urtheil von **gehörigem Verhältniſſe** zu fällen, welches ein Theil der Schönhent für das Gemüth, obgleich nicht allezeit für das Auge iſt!

Unſere Nothwendigkeiten haben uns gelehret, Materien in verſchiedene Geſtalten zu bringen und ihnen gehörige Verhältniſſe zu beſonderem Gebrauche zu geben; dergleichen ſind Flaſchen, Gläſer, Meſſer, Schüſſeln, ꝛc. Hat nicht die Beleidigung Gelegenheit zum Urſprunge des Degens, und die Vertheidignng zum Urſprunge des Schildes gegeben? Und was hat ſonſt, als die Richtigkeit der Theile, das verſchiedene Maaß der Piſtolen, Musketen, Canonen, Vogelflinten und Doppelhaken beſtimmt? Dieſe Unterſchiede in der Figur können eigentlich die verſchiedenen Caraktere des Schießgewehrs genennet werden, gleichwie die verſchiedenen Geſtalten der Menſchen Charaktere der Menſchen genennet werden.

Wir finden auch, daß die häufige Mannigfaltigkeit der Geſtalten, welche ſich in dem ganzen Thierreiche zeiget, hauptſächlich von der ſehr groſſen Richtigkeit ihrer Theile, deren Abſicht iſt, die einem jeden Thiere eigenen Bewegungen hervorzubringen, herrühret.

Und hier wird es, glaube ich, der rechte Ort ſeyn, von einem ſehr merkwürdigen Unterſcheide zwiſchen den lebenden natürlichen Maſchinen, in Anſehung der Richtigkeit, und denen ſchlechten, in Vergleichung mit denſelben, welche nur die Menſchen zu machen im Stande ſind, zu reden. Ich hoffe durch dieſen Unterſcheid zu zeigen, was insbeſondere den höchſten Grad des Verhältniſſes in der menſchlichen Geſtalt ausmache.

Herr Harriſon hat, auf Befehl der Regierung, eine Uhr gemacht, und er macht itzo noch eine, die rechte Zeit beſtändig auf der See zu haben; und ſie hat vielleicht die vortrefflichſten Bewegungen, welche iemals einer Uhr gegeben worden. Wie glücklich iſt der ſcharfſinnige Künſtler! obgleich die Form des Ganzen, oder eines jeden Theils dieſer merkwürdigen Maſchine, noch ſo verwirrt oder dem Auge unangenehm geſtaltet ſeyn mag, und obgleich auch ihre Bewegungen unangenehm zu ſehen ſeyn mögen; wenn nur der abgezielte Endzweck durch dieſelben erreichet wird. Auſſer der etwan nöthigen Politur gehörte hierzu gar keine zierliche Zuſammenſetzung. Wenn man Zierrathen dazu will gethan haben, um ihre Geſtalt zu verbeſſern, ſo muß man ſich in Acht nehmen, daß ſie die Bewegung ſelbſt nicht hindern, und dieſes um deſto mehr, weil ſie zur Hauptabſicht überflüßig ſeyn würden. Aber wie wunderbar ſehen wir in natürlichen Maſchinen die Schönheit und Gebrauch einander die Hände biethen!

Wäre eine Maſchiene zu dieſer Abſicht ein Werk der Natur geweſen, ſo würde das Ganze, und jeder einzelne Theil, eine ausgeſuchte Schönheit der Form gehabt haben, ohne daß zu befürchten geweſen wäre, es möchte die groſſe Richtigkeit ihrer Bewegung dadurch gehindert werden; eben ſo, als wenn die Zierlichkeit der einzige Endzweck geweſen wäre. Ihre Bewegung würde auch reizend geweſen ſeyn, ohne daß das geringſte Ueberflüßige, um einer von dieſen ſchönen Abſichten willen, würde hinzugethan worden ſeyn. Dieß iſt nun dieſer merkwürdige Unterſchied zwiſchen der Richtigkeit natürlicher Maſchinen, (deren eine der Menſch iſt) und ſolcher, welche von ſterblichen Händen gemacht worden; welcher Unterſchied uns zu unſerem vorgeſetzten Hauptzwecke führen wird: ich meine dazu, daß wir zeigen können, was die größte Schönheit des Verhältniſſes ausmache.

Es ward vor einigen Jahren eine kleine Uhrmaſchine, mit daran befeſtigten Entenkopf und Entenfüſſen, aus Frankreich gebracht. Sie war ſo gemacht, daß ſie einige Aehnlichkeit mit dieſem Thiere hatte, wenn es auf einem Fuſſe ſtehet und den andern hinterwärts ausſtrecket, wie es den Kopf drehet, den Schnabel auf- und zumacht, die Flügel bewegt und mit dem Schwanze wackelt; welches alles die einfachſten und leichteſten Richtungen in lebendigen Bewegungen ſind. Dennoch war, wegen der elenden Hervorbringung dieſer wenigen Bewegungen, dieſe einfältige, aber ſehr gerühmte, Maſchine, als ſie aufgedeckt ward, ein höchſtverwirrt untereinander gemengter und unangenehmer Gegenſtand. Es würde auch ihre Figur, wenn ſie mit einer glatt an ihren Theilen anliegenden Haut, wie die Haut einer wirklichen Ente, wäre überzogen geweſen, nicht viel verbeſſert worden ſeyn; höchſtens würde ein Sack voll Schuhzwecken, zerbrochener Thürangeln und Hufeiſen eben ſo gut ausgeſehen haben, wenn er nur, durch Hülfe anderer Dinge, wäre ausgeſtopft worden, um ihn in eine Form zu bringen.

Alſo ſiehet man wiederum, daß, je mehr Mannichfaltigkeit wir unſern wenig bedeutenden Bewegungen geben wollen, deſto verwirrter und unanſehnlicher die Geſtalten werden; ja, der Zufall hilft ihnen nur ſelten. Wie ſehr zeigt ſich das Gegentheil an den Geſtalten der Natur! Je gröſſere Mannigfaltigkeiten ihre Bewegungen haben, deſto ſchöner ſind die Theile, welche ſelbige verurſachen.

Da das ſchwimmende Geſchlecht der Thiere weniger Bewegung hat, als andere Geſchöpfe, ſo ſind auch ihre Formen, in Anſehung der Schönheit, nicht ſo merkwürdig. Es iſt auch von einer jeden Art zu bemerken, daß die ſchönſte jeder derſelben ſich am beſten bewegt. Ungeſtalte Vögel fliegen ſelten gut; plumpe Fiſche ſchluppen nicht ſo gut durch das Waſſer, als ſolche, welche eine feinere Geſtalt haben; und diejenigen

vier-

vierfüßigen Thiere, welche die ſchönſte Form haben, ſind allemal die hurtigſten. Hiervon ſind das Pferd und der Windhund ſchöne Exempel; und auch unter dieſen ſelbſt ſind die wohlgeſtalteſten faſt allemal die geſchwindeſten.

Das Reuterpferd iſt beſſer zur Stärke gemacht, als das Rennpferd; welche Ueberwucht der Stärke des erſtern, wenn man ſetzte, daß ſie zu dem letztern hinzugethan würde, den hierzu ungeſchickten Theilen, als welche bloß zur Geſchwindigkeit gemacht ſind, mehr Wucht geben würde, gleichwie ſie auch folglich dieſe ſchöne Eigenſchaft in gewiſſem Grade verringern und zum Theil dieſe feine Richtigkeit ſeiner Geſtalt vernichten würde. Denn alsdenn würde ihm eine Eigenſchaft in der Bewegung, welche über die Eigenſchaft der Hurtigkeit geht, durch den Zuſatz gegeben werden, weil es hierdurch geſchickter gemacht werden würde, ſich bequem nach ſolchen mannichfaltigen oder reizenden Richtungen zu bewegen, welche bey dem Tragen des wohlberittenen Reuterpferdes dem Auge ſo ergetzend ſind, und weil zugleich etwas ſtandhaftes und reizendes zu ſeiner Figur würde hinzugethan werden, von welcher man vorher nur ſagen konnte, daß ſie eine ſchöne Nettigkeit habe. Dieſes edle Geſchöpf ſteht unter den Thieren oben an, und es kan nur mit der der Natur eigenen Art beſtehen, daß das nützlichſte Thier unter den geſchaffenen unvernünftigen Thieren auch in der größten Schönheit einen ſolchen Vorzug haben ſollen.

Doch iſt, eigentlich zu reden, kein lebendiges Geſchöpf im Stande, ſich nach ſo wahrhaftig mannichfaltigen und reizenden Richtungen zu bewegen, als der Menſch; und es würde unnöthig ſeyn, zu ſagen, um wie viel erhabener noch deſſen Formen und Zuſammenwebungen, in Anſehung der Schönheit, ſind. Es iſt auch zufolge dem, was in Anſehung ſeiner Figur und Bewegung, geſagt worden, klar und offenbar, daß die Natur es für gut befunden hat, eine Schönheit in dem Verhältniſſe und eine Schönheit in der Bewegung, wie ſie einem jeden nöthig iſt, zu machen; ſo, daß die vorhin bey den Thieren gemachte Anmerkung eben ſo gut, in Anſehung des Menſchen, Statt findet; d. i. daß der, welcher am feinſten wohlproportioniret iſt, auch am meiſten zu den beſten Bewegungen geſchickt iſt; dergleichen die Leichtigkeit und der Reiz im Tragen oder im Tanzen ſind.

Es kan eine Art einer ebenmäßigen Bekräftigung deſſen, was von dieſer Methode der Arbeit der Natur geſagt worden, abgeben, wie auch ſonſt unſerer Bemerkung würdig ſeyn, daß, wenn einige zu dem menſchlichen Körper gehörige Theile verborgen ſind und nicht unmittelbar mit der Bewegung etwas zu thun haben, alle ſolche zur Zierrath dienliche Geſtalten, wie offenbar an den Muskeln und Knochen (1) zu ſehen iſt, gänzlich, als unnöthig, fehlen; denn die Natur thut nichts umſonſt! Dieſes iſt augenſcheinlich der Fall bey den Eingeweiden, indem keines derſelben die geringſte Schönheit, in Anſehung der Form, hat; ausgenommen das Herz, welcher edle Theil,

[illegible]d

---

(1) Man ſehe das 9. Hauptſtück von den Zuſammenſetzungen mit der Schlangenlinie.

und in der That eine Art des erſten Grundes der Bewegung, eine einfache und ſchön mannichfaltige Figur iſt, nach welcher einige der ſchönſten Römiſchen Urnen und Vaſen gemacht worden.

Nunmehr, da wir dieſes feſt im Gedächtniſſe behalten haben, ſoll unſer nächſter Schritt ſeyn, erſtlich von allgemeinen Abmeſſungen zu reden, dergleichen die ganze Höhe des Körpers gegen deſſen Breite, oder die Länge eines Gliedes zu deſſen Dicke, iſt, und zweytens, von ſolchen Erſcheinungen der Abmeſſungen, welche zu verwickelt mannichfaltig ſind, als daß man ſie durch Linien ſollte beſchreiben können.

Das erſtere wird in ſehr wenigen geraden einander durchkreuzenden Linien beſtehen, welches ein jeder leicht wird faſſen können: aber das letztere wird etwas mehr Aufmerkſamkeit erfordern, weil es ſich auf die Schärfe einer jeden Modification, Einſchließung oder Umgrenzung der menſchlichen Figur erſtrecken wird.

Ich will mich etwas deutlicher erklären. Was demnach den erſten Theil anlanget, ſo will ich erſtlich zeigen, was für eine thuliche Art von Maaße kan gebraucht werden, um die geſchickteſte Mannigfaltigkeit in den Verhältniſſen der Theile eines Körpers hervorzubringen. Ich ſage, **thuliche**; weil die weitläuftige Mannichfaltigkeit verwickelt liegender, zur menſchlichen Geſtalt gehöriger Theile, nicht zuläßt, die Entfernungen eines Theils von dem andern durch Linien oder Puncte, über einen gewiſſen Grad, oder eine gewiſſe Zahl zu meſſen, ohne dieſe Verrichtung ſelbſt ſehr zu verwickeln, oder die Einbildungskraft zu verwirren. Zum Exempel, wenn man ſagen wollte, eine Linie, welche ſo groß iſt, als die Breite des Handgelenkes anderthalbmal, wäre der wahren Breite des dickſten Theils am Arme über dem Ellbogen gleich: würde man alsdenn nicht fragen, was man für einen Theil des Handgelenkes meyne? Denn wenn man einen Taſterzirkel ein wenig näher bey oder weiter von der Hand anſetzt, ſo werden die Entfernungen der Puncte unterſchieden ſeyn; und ſie werden auch unterſchieden ſeyn, wenn man ſie dicht an dem Handgelenke rund herum bewegt, weil es auf der einen Seite flacher iſt, als auf der andern. Aber man ſetze, um des Beweiſes willen, es ſolle dazu ein gewiſſer beſtimmter Durchmeſſer angenommen werden. Würde man nicht wieder fragen: Wie ſoll der Taſterzirkel angeſetzet werden? An der flachſten Seite des Arms, oder an der rundeſten? und wie weit von dem Ellbogen? und muß man ihn anſetzen, wenn der Arm ausgeſtreckt, oder wenn er gebogen iſt? Denn dieſes wird auch einen merklichen Unterſchied machen, weil in der letztern Lage der Muskel, welcher der Zweyköpfige genennet wird, auf der einen Seite wie ein Ball aufſchwillt, und ſich auf der andern dünne macht. Ja alle Muskeln ſehen bey verſchiedenen Bewegungen anders aus, ſo, daß keine genauen mathematiſchen Maaße in Linien für das wahre Verhältniß des menſchlichen Körpers können angegeben werden, ohngeachtet deſſen, was einige Schriftſteller davon vorgegeben haben.

Es läuft alſo da hinaus, daß nicht länger, als ſo lange wir vorausſetzen, daß alle Längen und Breiten des Körpers oder der Glieder ſo regelmäßige Figuren ſind, wie die Cylinder, oder wie der Fuß, 68. Figur auf der 1. Tafel, welcher ſo rund iſt, wie ein Rollſtein, die Abmeſſungen der Längen nach den Breiten ähnlich ſind, oder irgend einen Nutzen in der Kenntniß des Verhältniſſes haben; daß wir alſo, weil alle mathematiſchen Vorſtellungen zu dieſem Zweck nicht gehören, uns bemühen wollen, ſie ganz aus unſerer Methode auszurotten. Ich muß daher nicht unterlaſſen, anzumerken, daß Albert Dürer, Lamozzo (man ſehe die beyden geſchmackloſen aus ihren Büchern von dem Verhältniß genommenen Figuren †) und einige andere nicht allein die Leute mit einem verwirrten Haufen kleiner unnöthiger Eintheilungen überhäuft, ſondern ihnen auch den ſeltſamen Begriff beygebracht haben, daß dieſe Eintheilungen durch die Geſetze der Muſik regieret würden; in welchen Irrthum ſie dadurch gebracht zu ſeyn ſcheinen, weil ſie geſehen, daß gewiſſe gleichförmige und übereinſtimmende Eintheilungen auf einer Seyte für das Ohr eine Harmonie zuwege bringen, und daß ſie ſich überredet haben, ähnliche Entfernungen in Linien, welche zur Form gehören, würden auf gleiche Art das Auge ergetzen. In dem 3. Hauptſtücke von der Gleichförmigkeit iſt gezeigt worden, daß gerade das Gegentheil hiervon wahr iſt. „Die Länge des Fußes, ſagen ſie, macht, in „Anſehung ſeiner Breite, **ein doppeltes Suprabipartiens, ein Diapſon und „ein Diateſſeron** (1.);„ welches, nach meiner Meynung, eben ſo gut auf das Ohr, oder auf eine Pflanze, oder auf einen Baum, oder auf eine jede andere Form, hätte angewendet werden können. Gleichwohl hat dieſe Art von **Begriffen** mit der Zeit ſo die Oberhand behalten, daß es ſcheinet, als ob die Wörter, **Harmonie der Theile**, eben ſowohl auf die Form, als auf die Muſik, angewendet werden könnten.

† 55. Figur. 1. Tafel.

Ungeachtet der Ungereimtheit der obigen Methoden, können doch ſolche Maaße, wenn ſie von antiquen Bildſäulen genommen werden, von einigem Nutzen für Maler und Bildhauer ſeyn, beſonders für junge Anfänger: aber doch ſind ſie ihnen im geringſten nicht zu einem ſolchen Gebrauche nütze, wozu die von alten Gebäuden auf eben dieſe Art genommenen Maaße den Baumeiſtern und Bauherren gedienet haben, und noch dienen. Denn die letztern haben faſt mit nichts mehr zu thun, als mit ebenen geometriſchen Figuren; welche Maaſſe gleichwohl nur zu Nachmachung deſſen, was vorher gemacht worden, nützen.

Die wenigen Maaſſe, von welchen ich reden will, die allgemeinen Abmeſſungen einer Figur anzuzeigen, ſollen bloß mit geraden Linien genommen werden, damit man

---

(1.) Man merke, daß uns die Schriftſteller verſichern, dieſe ſonderbare Methode zu meſſen bringe eine Schönheit hervor, welche weit über alle Schönheit, die die Natur giebt, erhaben ſey. Lamozzo empfiehlt auch noch eine andere Methode, mit einem Dreyeck die Armuth der Natur, wie ſie ſich ausdrücken, zu verbeſſern. Dieſe Naturverbeſſerer erinnern mich an Gullivers Schneider zu Laputa, welcher ihm das Maaß zu einem Kleide mit einem Maaßſtabe, Quadranten und Zirkel nahm, und ihm doch, nachdem er lange Zeit darüber zugebracht hatte, ein verpfuſchtes Kleid brachte.

deſto leichter einen Begriff von dem bekommen möge, was in der That eigentlich das **Viſiren des Inhalts eines Körpers** genennet werden kan, indem man ſetzt, daß er ausgefüllt iſt, wie eine marmorne Bildſäule; ſo wie in der Einleitung geſagt worden, daß es die Dräter thun †; durch welche einfache Methode man klare Begriffe von dem, was allein, wie mir es ſcheinet, ein Abmeſſen erfordert, bekommen und einſehen wird, zu was für Breiten gewiſſen Längen die vorzüglichſten Verhältniſſe überhaupt ausmachen.

† 2. Figur. K. 1 Tafel.

Die allgemeinſten Maaſſe eines Körpers oder der Glieder ſind Längen, Breiten oder Dicken. Nun kömmt die ganze Wohlgeſtaltheit einer Figur, in Anſehung ihres Charakters, darauf an, daß gleich zuerſt dieſen Linien oder Drätern (welche ihre Maaſſe ſind) ein gehöriges Verhältniß zu einander gegeben wird, und je mannichfaltiger dieſe Linien, in Anſehung einer jeden gegen die andere, ſind, deſto mannichfaltiger müſſen auch die künftigen daran zu machenden Eintheilungen gemacht werden, und je weniger mannichfaltig dieſe Linien folglich ſind, deſto weniger Mannichfaltigkeit müſſen auch diejenigen Theile haben, in welche dieſe Linien einen Einfluß haben, weil ſie ſich nach ihnen richten müſſen. Zum Exempel, das vollkommene Kreuz*, welches aus zwey gleichen einander in der Mitte durchſchneidenden Linien beſtehet, würde die Figur eines Menſchen, welche nach denſelben gezeichnet würde, in den unangenehmen Charakter, daß er ſo breit, als lang, ſey, einſchränken. Und die zwey einander durchkreuzenden Linien, welche die Höhe und Breite einer Figur beſtimmen, werden auf eine entgegengeſetzte Art Mangel an Mannichfaltigkeit leiden, wenn eine Linie, im Verhältniß zu der andern, ſehr kurz iſt; und alſo werden ſie keine Figur von leidlicher Mannichfaltigkeit hervorbringen können. Dieſes zu beweiſen, wird es dem Leſer ſehr leicht ſeyn, den Verſuch zu machen, indem er eine oder zwey Figuren (ſie mögen ſo unvollkommen ſeyn, als ſie wollen,) zeichnet, welche in ſolche Grenzen eingeſchloſſen ſind.

* 69. Figur. K. 2. Tafel.

Es giebt ein Mittel zwiſchen dieſen, welches ſich für jeden Charakter ſchickt, und welches das Auge leicht und genau beſtimmen wird.

Alſo wenn die Linien, Fig. †, das entweder für die Figur eines Menſchen oder einer Vaſe angenommene Maaß der äuſerſten Länge und Breite ſind, ſo ſieht das Auge bald, daß die längſte nicht ganz das gehörige Maaß für einen wohlgewachſenen Menſchen, im Verhältniß zu der andern, iſt; und doch würde es eine allzu längliche Vaſe geben, als daß ſie ſchön ſeyn konnte. Weder ein Winkelmaaß, noch ein Zirkel, würde dieſe Sache ſo geſchwind oder ſo genau entſcheiden, als ein gutes Auge. Man merke an, daß kleine Unterſchiede bey groſſen Längen in Anſehung des Verhältniſſes wenig, oder nichts, zu bedeuten haben, weil ſie nicht zu unterſcheiden ſind. Denn ein Menſch iſt einen halben Zoll kürzer, wenn er Abends zu Bette geht, als wenn er Morgens aufſteht, ohne daß es möglich iſt, dieſes zu merken. Bey einem Wettenden dürfte der Gebrauch eines Maaßſtabes oder Zirkels nöthig ſeyn, aber ſelten bey einer andern Gelegenheit.

† 70. Figur. K. 2. Tafel.

Dieſes

Dieſes iſt, wie ich gänzlich glaube, genug zur Betrachtung der allgemeinen Längen und Breiten. Ich habe hier, durch die Methode, vermuthlich deutlich gezeigt, daß es keine thuliche Abmeſſung durch Linien giebt, durch welche man die Verhältniſſe für den menſchlichen Körper genau beſtimmen kan; und wenn es eine giebt, ſo muß das Auge allein uns zur Wahl deſſen beſtimmen, was ihm am meiſten gefällt.

Da ich alſo die allgemeine Ausmeſſung ausgeführet habe, von welcher wir ſagen können, daß ſie faſt eben daſſelbe Verhältniß iſt, welches wir ſehen, wenn wir unſere Kleider anhaben, ſo will ich nunmehr in der zweyten und weitläuftigern für die Betrachtung derſelben angegebenen Methode, auf Art einer ganz gemeinen Beobachtung, beſonders die Figur und Bewegung beſtimmen nnd betrachten, indem ich mit unſerem gewöhnlichen Gefühl, oder der verbundenen Empfindung, zu thun habe.

Vielleicht wird man, bey Erwähnung zweyer oder dreyer bekannten Exempel, finden, daß faſt jedermann in der Kenntniß dieſes ſpeculativiſchen Theiles des Verhältniſſes weiter gekommen iſt, als er ſich einbildet; beſonders der, welcher oft nackende Figuren, indem ſie Leibesübungen gemacht, beobachtet hat, und noch mehr, wenn es die Umſtände auf irgend eine Art erfordert haben, daß er auf den Erfolg derſelben Achtung gegeben; und je beſſer er die Natur der Uebung ſelbſt kennet, deſto beſſer wird er die Figur, welche dieſe Uebungen macht, beurtheilen lernen. Aus dieſer Urſache haben ſich ein Paar Fauſtbalger nicht ſo bald ausgezogen, ſich zu balgen, als ſogar ein hierinnen erfahrner Schlächter ſich als einen ziemlichen Kunſtrichter des Verhältniſſes zeigt, und, durch dieſe Art von Beurtheilung, oft, bey dem bloſſen Anſchauen der ſich Balgenden, den Vorzug dem einen vor dem andern giebt oder nimmt. Ich hörte einmal einen Grobſchmidt, trotz einem Zergliederer oder Bildhauer, über die Schönheit der Figur eines Fauſtbalgers, obwohl vielleicht nicht eben in denſelben Ausdrücken, eine Rede halten; und ich glaube feſt, daß einer von unſern gemeinen Anfängern in der Kunſt zu balgen im Stande ſeyn würde, den beſten itzigen Bildhauer (welcher deſſen Uebnng nicht geſehen hat, oder ſie gar nicht kennet) in dem zu unterrichten und anzuführen, was der Bildſäule eines Engliſchen Fauſtbalgers, in Anſehung des Charakters, ein viel beſſeres Verhältniß geben würde, als man ſogar an den berühmten Grupen der Fauſtbalger der Alten, (oder, wie ſie einige nennen, der Römiſchen Kämpfer,) welche bis auf den heutigen Tag ſo ſehr bewundert werden, ſiehet.

In der That, da viele Theile des Körpers ſo beſtändig bedeckt ſind, ſo kan man das Verhältniß des Ganzen nicht gleich gut erkennen: aber da die Strümpfe eine ſo glatt anliegende und dünne Bedeckung ſind, ſo urtheilet jedermann von den verſchiedenen Geſtalten und Verhältniſſen der Füſſe mit groſſer Genauigkeit. Das Frauenzimmer redet allezeit geſchickt von Hälſen, Händen und Armen, und ſie wiſſen oft ſolche beſondere Schönheiten oder Mängel ihrer Geſtalt anzugeben, welche der Beobachtung einer Mannsperſon, welche Wiſſenſchaft hat, leicht entwiſchen können.

Gewiß, ſolche Beſtimmungen könnten nicht mit einer ſolchen kritiſchen Wahrheit gemacht und ausgeſprochen werden, wenn nicht das Auge im Stande wäre, die Dicken nach den Längen mit groſſer Richtigkeit auszumeſſen und zu beurtheilen. Ja noch mehr, daß Auge muß auch zugleich, um alles ſo genau zu beſtimmen, wie ſie oft thun, mit einiger Geſchicklichkeit dieſe feinen Windungen auf der Oberfläche zeichnen, welche auf der 35 und 36 Seite beſchrieben worden; an welchen man ſieht, daß ſie alle zuſammen die zwey zu Anfange dieſes Hauptſtücks erwähnten Hauptbegriffe in ſich faſſen.

Wenn dieſes ſo iſt, ſo ſteht es gewiß in der Gewalt eines Mannes, welcher Einſicht hat, durch bloſſe Beobachtung mit ſeinem Auge, noch weiter zu gehen, und, durch Hülffe eines ſehr wenigen Nachdenkens, ſich viel andere nöthige das Verhältniß betreffende Umſtände vorzuſtellen; als nämlich, in was für einer Gröſſe und auf was für Art die Knochen der Maſſe die Figur geben und die andern Theile unterſtützen, wie auch, was für gewiſſe Gewichte oder Maaße der Muskeln (nach dem Grundſatze der Schnellwage) geſchickt ſind, ſo oder ſo eine Länge des Arms, mit dieſem oder jenem Grade der Geſchwindigkeit oder Kraft, zu bewegen.

Aber obgleich vieles von dieſer Materie, durch gemeine Beobachtung, mit Hülfe der Wiſſenſchaft, leicht verſtanden werden mag, ſo befürchte ich doch, daß es ſchwer ſeyn wird, einen ſehr klaren Begriff von dem zu bekommen, was die **größte Schönheit des Verhältniſſes** ausmacht oder zuſammenſetzt, dergleichen an dem Antinous zu ſehen iſt, welcher, in Anſehung deſſen, für die vollkommenſte unter allen Bildſäulen der Alten gehalten wird; und obgleich das Liebenswürdige eben ſo ſehr, als bey der Venus, die Hauptabſicht des Bildhauers geweſen zu ſeyn ſcheinet, ſo iſt doch in deſſen Verhältniſſen eben ſo wohl eine männliche Stärke vom Kopfe bis zum Fuſſe daran ausgedrückt.

Dennoch wollen wir es verſuchen; und weil dieſes Meiſterſtück der Kunſt ſo wohl bekannt iſt, ſo wollen wir es als ein Modell vor uns ſtellen, und uns bemühen, in dem Gemüthe dergleichen Theile, welche gleichſam eine andere demſelben gleichende Figur bauen werden, zu bilden oder zuſammen zu ſetzen. Indem wir dieſes thun, werden wir bald finden, daß es hauptſächlich vermittelſt der genauen Empfindung geſchehen wird, welche wir natürlich von dem haben, wodurch gewiſſe Gröſſen oder Maaſſe der Theile am geſchickteſten ſind, die größte Stärke zum Bewegen oder Unterſtützen großer Gewichte hervor zu bringen, und von dem, wodurch ſie zu dem höchſten Grade der leichten Flüchtigkeit, wie auch zu jedem Grade zwiſchen dieſen beyden äuſſerſten Graden, am geſchickteſten ſind.

Derjenige, welcher ſeine Begriffe von dieſen Materien, durch gemeine Beobachtungen und durch Hülfe der damit verwandten Künſte, am vollkommenſten gemacht hat, der wird vermuthlich die Anwendung der mancherley Theile und Maaſſe, welche ihm in der folgenden zu beſchreibenden Art des Ordnens derſelben, um den Begriff von einer wohlproportionirten Figur zu bilden, vorkommen werden, am allerrichtigſten und beſten begreiffen.

Nachdem wir alſo den Antinous als unſer Modell aufgeſtellet haben, ſo wollen wir ſetzen, auf einer andern Seite ſtünde die ungelenke elephantenmäßige Figur eines Atlas, welche von ſo dicken Knochen und Muskeln gemacht worden, dergleichen ſich am beſten für ihn ſchicken, um zufolge ſeines Charakters einer überaus groſſen Stärke, eine groſſe Laſt zu tragen; und auf der andern Seite wollen wir uns die feine Figur des Mercurs vorſtellen, welche überall mit ſchmalen und feinen Muskeln, die ſich zu ſeinem leichten Aufſpringen von der Erde ſchicken, für den höchſten Grad einer leichten Flüchtigkeit, ſauber gebildet iſt. Man muß vorausſetzen, daß dieſe Figuren beyde von gleicher Höhe und nicht über ſechs Fuß lang ſind (1.)

Da nun unſere beyden **äuſſerſten Figuren** alſo aufgeſtellt ſind, ſo bilde man ſich ein, als ob der Atlas nach und nach gewiſſe Theile von den Knochen und Muskeln abwürfe, um eine leichte Flüchtigkeit zu erlangen, als wenn er die freye Form und Eigenſchaft des Mercurs annehmen wollte, und auf der andern Seite ſehe man den Mercur ſo an, als ob ſich ſeine ſchmächtige Figur in gleichen Graden vergrößerte, und, indem ſie an eben denjenigen Stellen etwas bekömmt, wo jene etwas verlohr, in gleicher Zeit zu einem Atlas anwüchſe, und dieſes in eben ſolchen Gröſſen, welche dem Atlas abgiengen: ſo kan man ſich, indem ſie ſich in dem Gewichte einander nähern, vorſtellen, daß ſie einander mehr und mehr gleich werden, bis ſie in einem gewiſſen Puncte der Zeit einander vollkommen ähnlich werden. Da dieſes ein vollkommenes Mittel zwiſchen den beyden äuſſerſten Figuren iſt, ſo können wir daraus ſchlieſſen, daß es die richtige Form des genauen Verhältniſſes iſt, welche zu wirkſamer Stärke oder zu reizender Bewegung am geſchickteſten iſt, dergleichen der Antinous war, welchen wir nachzuahmen und ihn uns im Gemüthe vorzuſtellen, vorſchlugen (2).

Ich fürchte, dieſer Theil meiner Methode, das genaue Verhältniß zu erklären, möchte nicht ſo hinlänglich beſtimmet zu ſeyn ſcheinen, als zu wünſchen wäre. Dem aber ſey, wie ihm wolle; ich muß ſie doch dem Leſer, als meine beſte Zuflucht in einem ſo ſchweren Falle vorlegen. Ich bitte alſo um Erlaubniß, einen Verſuch zu machen, es

---

(1.) Wenn der Maaſſtab eines von dieſen Verhältniſſen der Körper über ſechs Fuß wäre, ſo würde die Eigenſchaft der Stärke in dem einen, und der Flüchtigkeit in den andern, ſtuffenweiſe abnehmen, je gröſſer die Perſon wüchſe. Man hat genugſame Beweiſe hiervon, ſowohl aus mechaniſchen Gründen, als auch aus der gemeinen Beobachtung.

(2.) Der Roſttäuſcher, welcher bis auf eine Unze weis, was für Fleiſch oder Knochen an einem Pferde zur Geſchwindigkeit oder zur Stärke am geſchickteſten ſind, wird eben ſo leicht die gleiche Geſchicklichkeit zwiſchen dem ſtärkſten Karrenpferde und dem flüchtigſten Rennpferde begreifen, und bald ſchlieſſen, daß das ſchöne Reuterpferd das Mittel zwiſchen dieſen beyden äuſerſten Geſtalten ſeyn muß.

ein wenig mehr zu erläutern, indem ich anmerke, daß auf gleich weiſe jede zwey entgegengeſetzte Farben in dem **Regenbogen**, eine dritte zwiſchen ſich machen, da auf dieſe Art jede der andern ihre beſondern Eigenſchaften mittheilet. Als, zum Exempel, daß höchſte Gelb und das Hellblau, welches etwas von demſelben entfernet iſt, nähern ſich einander ſichtbarlich und vermiſchen ſich in veränderlichen Zwiſchengraden, und mäßigen, wie oben, einander vielmehr, als ſie einander vernichten, bis ſie ein gewiſſes Zuſammengeſetztes ausmachen, daher ſie denn, auf einen gewiſſen Punct, gar nicht mehr ſo ausſehen, wie ſie urſprünglich ausſahen, ſondern man findet an deren Stelle ein ſehr angenehmes Grün: welche Farbe die Natur zur Bekleidung der Erde erwählet hat, und an deren Schönheit ſich das Auge niemals ermüdet.

Aus der Ordnung der Begriffe, welche die Beſchreibung der obigen drey Figuren in dem Gemüthe mögen erwecket haben, können wir leicht zwiſchen denſelben verſchiedene andere Verhältniſſe zuſammen ſetzen. Und gleichwie der Maler, durch Hülfe einer gewiſſen Ordnung in dem Auflegen der Farben auf ſein Farbenbret, leicht eine jede Art von Anſtrich, welche er will, miſchet, alſo können wir in den Gedanken ſolche Theile vermiſchen und zuſammenſetzen, welche mit dieſem oder jenem beſondern Charakter beſtehen; oder wenigſtens werden wir dadurch in den Stand geſetzet werden, zu entdecken, wie ſolche Charaktere zuſammengeſetzet ſind, wenn wir ſie, entweder in der Natur, oder in der Kunſt, ſehen.

Aber vielleicht verſteht nicht jeder gänzlich das Wort **Charakter, in ſo fern es ſich auf die Form beziehet**, ob es gleich ſo oft gebraucht worden; und ich erinnere mich auch nicht, es irgendwo erkläret geſehen zu haben. Um deswillen alſo, wie auch, weil es ferner die Art, an die Form und Bewegung zuſammen zu denken, zeigen wird, wird es nicht undienlich ſeyn, anzumerken, daß, ungeachtet ein Charakter, in dieſer Bedeutung, hauptſächlich von einer Figur abhängt, welche in Anſehung ihrer Form, entweder in einem gewiſſen beſondern Theile, oder in allen zuſammen, vorzüglich merklich iſt, man gleichwohl gewiß keine Figur, ſie mag noch ſo ſonderbar ſeyn, ſich vollkommen als einen Charakter vorſtellen kan, bis man findet, daß ſie mit einem beſonders merklichen Umſtande oder einer Urſache ſolcher Beſonderheit in der Erſcheinung verbunden iſt. Zum Exempel, eine dickplünſchiche Perſon erinnert uns nicht an dem Charakter des Silen, bis wir den Begriff der Wollüſtigkeit damit verbunden haben. So ſind auch die Stärke zum Tragen und die Plumpheit eben ſowohl in dem Charakter eines Atlas, als eines Laſtträgers, vereiniget.

Wenn wir bedenken, was Sänftenträger oft für eine groſſe Laſt zu tragen haben, geben wir nicht bald zu, daß in ihren Füßen eine Eigenthümlichkeit und Richtigkeit nach der Toſcaniſchen Ordnung iſt, wodurch ſie eigentlich **Charaktere** der Figur nach werden?

Die Waſſermänner ſind auch von einem beſondern Gemächte oder Charakter, indem ihre Füße wegen ihrer Dünnheit nicht weniger merkwürdig ſind. Denn gleichwie in denjenigen Theilen, welche am meiſten geübet werden, die meiſte Nahrung nöthig iſt, ſo können auch diejenigen, welche immer ſo ausgeſtreckt liegen, leicht ſchwinden oder nicht völlig auswachſen. Es iſt faſt keiner unter den Waſſermännern, welche auf der Themſe rudern, deſſen Figur nicht dieſe Anmerkung bekräftiget. Wenn ich alſo den Charakter eines Charon malen ſollte, ſo wollte ich auf dieſe Art ſeine Geſtalt von der Geſtalt eines gemeinen Mannes unterſcheiden; und, troß dem Worte niedrig, wollte ich es wagen, ihm ein Paar breite Schultern und ſpindelmäßige Füße zu geben, ich möchte das Anſehen einer antiquen Bildſäule, oder eines moſaiſchen Stücks, dazu vor mir haben, oder nicht.

Es mag nun ſeyn, wie es will, ich kan das, was ich bisher von dem Verhältniſſe geſagt habe, in kein größeres Licht ſetzen, als wenn ich eine merkwürdige Schönheit an dem Apollo Belvedere anmerke, welche demſelben ſogar den Vorzug vor dem Antinous gegeben hat. Ich meine einen fernern Zuſatz der Größe zu wenigſtens eben ſo viel Schönheit und Reiz, als man an dem leztern findet.

Dieſe zwey Meiſterſtücke der Kunſt ſind beyde in eben demſelben Palaſte zu Rom zu ſehen, wo der Antinous den Zuſchauer nur mit Verwunderung erfüllet, da ihn der Apollo in Erſtaunen ſetzt, und zwar, wie ſich die Reiſenden ausdrücken, durch einen Anblick, welcher etwas **mehr, als menſchliches**, zeigt, welches ſie gemeiniglich gar nicht zu beſchreiben im Stande ſind. Und dieſe Wirkung iſt, ſagen ſie, um deſto bewundernswürdiger, da, wenn man es unterſucht, das Unproportionirliche daran auch einem gemeinen Auge klar iſt. Einer der beſten Bildhauer, welche wir in England haben, welcher neulich dahin reiſete, dieſe Bildſäulen zu ſehen, bekräftigte mir das, was itzo geſagt worden, beſonders, daß die Füße und Schenkel, in Anſehung der obern Theile, zu lang und zu breit ſind. Und Andreas Sacchi, einer der größten Italiäniſchen Maler, ſcheint eben dieſer Meinung geweſen zu ſeyn; ſonſt würde er ſchwerlich (in ſeinem berühmten Gemälde, welches itzo in England iſt) ſeinem Apollo, wie er den Tonkünſtler Paſquilini krönet, das völlige Verhältniß des Antinous gegeben haben, da er übrigens wirklich eine Copie von dem Apollo zu ſeyn ſcheinet.

Ob wir gleich an ſehr großen Werken oft ſehen, daß ein geringerer Theil aus der Acht gelaſſen worden, ſo kan dieſes doch hier der Fall nicht ſeyn. Denn an einer ſchönen Bildſäule iſt ein richtiges Verhältniß eine von ihren weſentlichen Schönheiten. Daher iſt zu ſchließen, daß dieſe Glieder mit Fleiß müſſen ſeyn verlängert worden, ſonſt würde es leicht haben können vermieden werden.

Wenn wir alſo die Schönheiten dieſer Figur durch und durch unterſuchen, ſo werden wir mit Grunde urtheilen, daß das, was man bisher für ſo unbeſchreiblich

vor-

vortrefflich an ihrem allgemeinen Anblicke gehalten, von dem hergerühret hat, was ein **Fehler** in einem Theile derſelben zu ſeyn geſchienen. Wir wollen uns bemühen, dieſe Materie ſo deutlich, als möglich, zu machen, weil es dem, was geſagt worden, mehr Nachdruck geben kan.

Bildſäulen bekommen dadurch, daß ſie dicker ſind, als in der Natur, (dergleichen dieſe iſt, und größer, als der Antinous) ein gewiſſes edles Anſehen, zufolge dem Grundſatze der Größe (1.). Aber dieſes allein iſt nicht genug, das zu geben, was eigentlich Größe im Verhältniß zu nennen iſt. Denn wenn gleich die 17. und 18. Figur auf der 1. Tafel nach einem Maaßſtabe von zehn Fuß hoch gezeichnet oder geſchnitzet wären, ſo würden ſie doch nur zwergmäßige Verhältniſſe haben; gleichwie im Gegentheil eine nur zwey Zoll hohe Figur eine rieſenmäßige Höhe vorſtellen könnte.

Daher muß man die Größe des Verhältniſſes ſo betrachten, wie ſie von der Anwendung der Größe auf diejenigen Theile des Körpers abhänget, wo ſie mehr zur Erreichung ſeines Reizes in der Bewegung beyträgt; als auf den Hals, für die größern und ſchwanengleichen Wendungen des Kopfes, und auf die Füße und Schenkel, für die weitläuftigere Regierung aller obern Theile zuſammen.

Hieraus ſehen wir, daß der Antinous, da er ſo groß gemacht iſt, als der Apollo, nicht genugſam dieſe vorzügliche Wirkung, in Anſehung der Größe, hervorbringen kan, welche ſo deutlich an dem letztern zu ſehen iſt. Die zur Hervorbringung dieſer Größe des Verhältniſſes nöthigen Zuſätze müſſen demnach, da dieſe, wie man ſieht, zum Reize hinzugethan iſt, mit gehöriger Anwendung derſelben, nur an den erwähnten Theilen angebracht werden.

Ich weis dieſe Sache nicht ferner zu beweiſen, als dadurch, daß ich mich, wie vorher, auf das Auge des Leſers, und auf die gemeine Beobachtung beruffe.

Da man dem Antinous das richtigſte Verhältniß, welches möglich iſt, zugeſtehet, ſo laßt uns ſehen, was er, nach dem Grundſatze der Größe, noch für einen Zuſatz leiden kan, ohne ihm etwas von ſeiner Schönheit zu benehmen.

Wenn wir den Abmeſſungen des Kopfes einen Zuſatz geben wollen, ſo werden wir gleich begreifen, daß dieſes ihn nur verunſtalten würde. Wollen wir es an den Händen oder Füßen thun, ſo merken wir, es wird etwas plumpes und ungeſchicktes herauskommen. An den ganzen Längen der Armen: ſo empfinden wir, ſie würden ſchlumpricht und häßlich werden. An der Länge oder Breite des Leibes: ſo wiſſen wir, er würde ſchwerfällig und tölpiſch ausſehen. Es bleibt alſo nichts, als der **Hals**, nebſt **den Füßen und Schenkeln**, übrig. Nun finden wir aber, daß dieſe nicht nur gewiſſe

---

(1.) Man ſehe das 6. Hauptſtück.

wiſſe Zuſätze leiden können, ohne daß ſie eine unangenehme Wirkung verurſachen, ſondern daß auch die menſchliche Form dadurch eine Größe, die letzte Vollkommenheit in Anſehung des Verhältniſſes, bekömmt, welches offenbar an dem Apello ausgedrücket iſt, und noch ferner durch Unterſuchung der Zeichnungen des Parmigiano, in welchen dieſe Beſonderheiten im Uebermaaße zu ſehen ſind, bekräftiget werden kan. Um deswillen ſagen alle ächte Kenner, daß in ſeinen Werken eine nicht auszudrückende Größe des Geſchmacks herrſchet, ob ſie gleich übrigens ſehr unrichtig ſind.

Laßt uns nun zu den beyden Hauptbegriffen zurück kehren, mit welchen wir dieſes Hauptſtück anfiengen, und uns erinnern, daß ich bey dem erſten, von der Oberfläche, gezeigt habe, auf was für Art und in wie fern das menſchliche Verhältniß auszumeſſen iſt, indem man, dem gegebenen Verhältniſſe zweyer Linien gemäß, den Inhalt des Körpers mannichfaltig machen kan; und daß ich bey dem zweyten und weiter ausgedehnten Hauptbegriffe von der Form, wie ſie aus der Richtigkeit für die Bewegung, ꝛc. entſtehet, mich, durch alle Mittel, welche ich ausſinnen konnte, bemühet habe, zu erklären, daß jede beſondere und kleine Abmeſſung des Körpers ſich nach ſolchen Abſichten der Bewegung, ꝛc. richten müſſe, welche zuerſt eigentlich betrachtet und beſtimmet worden; wovon zuſammen genommen das wahre Verhältniß jedes Charakters abhängen muß, welches auch, durch unſere verbundene Empfindung der Maſſe und der Bewegung alſo befunden worden. Dieſe Beſtimmung des Verhältniſſes des menſchlichen Körpers wird vermuthlich, ob ſie gleich unvollkommen iſt, Stand halten, bis eine beyfallswürdigere wird gegeben werden.

Da dem Apollo †, als einem ſo ſchönen Stück, wie ich glaube, unrecht geſchehen iſt, daß er nur wegen der Größe ſeines Verhältniſſes erwähnet worden, und da es ſich zu der abgehandelten Materie wohl ſchicket, ſo wollen wir eine oder zwey Anmerkungen von ſeiner Vollkommenheit beyfügen.

† 12. Figur. 1. Tafel.

Auſſer dem, was man überhaupt zugeſtehet, entdeckt dieſe Figur, wenn wir ſie nach den hier zur Feſtſetzung oder Zuſammenſetzung des Charakters gegebenen Regeln betrachten, des Künſtlers große Scharfſinnigkeit in Erwählung eines Verhältniſſes für dieſe Gottheit, welches zwey edlen Abſichten zugleich gedienet hat; indem eben dieſelben Abmeſſungen, welche ihr, wie man ſiehet, ſo ein edles Anſehen gegeben haben, zugleich am geſchickteſten ſind, die größte Geſchwindigkeit hervor zu bringen. Und was konnte wohl den Gott des Tages ſowohl ſo ſtark, als auch ſo ſchön, charakteriſiren, daß es in einer Bildſäule ausgedrücket werden konnte, als eine vorzügliche Geſchwindigkeit und eine edle Schönheit? Und wie poetiſch bezeichnet nicht die Handlung, in welcher er vorgeſtellet iſt, wie er nämlich flüchtig vorwärts tritt und ſeinen Pfeil abzuſchießen ſcheinet, wenn anders der Pfeil die Sonnenſtralen bedeuten kan, die Geſchwindigkeit (1.)! Die-

---

(1.) . . . Die Sonne, welche hervorkömmt, wie ein Bräutigam aus ſeiner Kammer, und ſich erfreuet, als ein Rieſe, ihren Weg zu laufen. Pſ. 19, 5.

ſes kan wenigſtens eben ſo wohl vorausgeſetzet werden, als die gemeine Meynung, daß er den Drachen Python tödtet, welches ſich gewiß ſehr übel zu ſo einer aufgerichteten Stellung und zu ſo einem gütigen Anſehen ſchicket (1.).

Die untern Theile ſind gleichfalls nicht verabſäumet, und auch das Gewand, welches über ſeine Schultern herabhänget, und ſich über ſeinem ausgeſtreckten Arme faltet, hat ſein dreyfaches Amt. Erſtlich hilft es der Haupterſcheinung der Figur die Geſtalt einer Pyramide geben, welche, wenn ſie umgekehret iſt, als eine einzelne Figur, natürlicher und angenehmer iſt, denn eine, welche auf ihrer Grundfläche ſteht. Zweytens füllt es den leeren Winkel unter dem Arme aus und benimmt der Figur die Geradheit der Linien, welche der Arm nothwendig in ſo einer Handlung macht; und letztens hilft es, da es ſich ſo in angenehme Falten ausbreitet, mit einer edlen Gröſſe in der ganzen Zuſammenſetzung vergnügen, ohne dem Beſchauer irgend einen Theil der Schönheiten der nackenden Figur zu rauben. Kurz, dieſe Figur könnte, wenn eine Abhandlung darüber abgeleſen werden ſollte, dienen, jeden Grundſatz, welcher bisher vorgetragen worden, mit Exempeln zu erläutern. Wir wollen alſo nicht nur alles, was wir von dem Verhältniſſe zu ſagen haben, ſondern auch unſere ganze Abhandlung von den Linien bey der Form, damit beſchlieſſen, ausgenommen, was wir ins beſondere von dem Geſichte zu ſagen haben; welches rathſam ſeyn wird, ſo lange aufzuſchieben, bis wir von **Licht** und **Schatten** und **Farben** geſprochen haben.

Da mir einige von den alten Bildſäulen zu ſo beſonderem Gebrauche gedienet haben, ſo bitte ich um Erlaubniß, dieſes Hauptſtück mit einer oder zwey Beobachtungen über dieſelben überhaupt zu beſchlieſſen.

Die geſchickteſten Männer in den nachahmenden Künſten geſtehen es, daß, ob man gleich viel Ueberbleibſel des Alterthums hat, welche ſehr vortreffliche Vorzüge haben, dennoch, mäßig zu reden, nicht über zwanzig darunter ſind, welche mit Recht **Hauptkunſtſtücke** zu nennen ſind. Demungeachtet iſt, auſſer der blinden Verehrung, welche man gemeiniglich für das Alterthum hat, eine Urſache, warum man, ſogar viel ſehr unvollkommene Stücke in einem gewiſſen Grade hochhalten muß. Ich meine dieſen **beſondern Geſchmack der Schönheit**, welcher ſich ſo ſichtbarlich an allen denſelben, bis herunter zu den unvollkommenſten moſaiſchen Stücken der Alten, zeigt; welchen Geſchmack, wie ich überzeugt bin, und wie mein Leſer nunmehr begreifen wird, die Alten gänzlich der vollkommenen Kenntniß des Gebrauchs der rechten Schlangenlinie müſſen zu danken gehabt haben.

Aber da dieſe Urſache der **Schönheit** bisher nicht genugſam eingeſehen worden, ſo iſt es kein Wunder, daß ſolche Wirkungen geheimnißvoll geſchienen, und daß ſie die Leute

---

(1.) Die von dieſer Bildſäule gegebenen Nachrichten machen es ſo ſehr wahrſcheinlich, daß ſie den groſſen Delphiſchen Apollo vorſtellet, daß ich, für meinen Theil, ganz und gar nicht daran zweifele.

Leute zu einer Art einer heiligen Verehrung, ja Anbethung, der Werke des Alterthums verleitet haben.

Es hat auch nicht an künſtlichen Leuten gefehlet, welche ſich diejenigen, deren ungezähmte Bewunderung ſie in Enthuſiaſterey geriſſen, wohl zu Nutzen gemacht haben. Ja, ich glaube, es giebt einige, welche noch einen ſtarken Handl mit ſolchen Originalen treiben, welche durch die Länge der Zeit ſo verwiſcht und verſtümmelt ſind, daß es, ohne eine überſchliſſene Kennerbrille unmöglich ſeyn würde, zu ſehen, ob ſie jemals gut oder ſchlecht geweſen. Sie handeln auch mit aufgewärmten Copien, welche ſie ſehr geſchickt ſind, für Originale zu verkaufen. Und wer ſich unterſtehet, dreiſte genug zu ſeyn, ſolche Betrügereyen zu entdecken, der hört ſich gar bald verläſtern, und ſich für einen ausgeben, der niedrige Begriffe hat, der nichts von dem wahren Erhabenen weis, der voll Eigendünkel, neidiſch, ꝛc. iſt.

Da es aber viel Menſchen giebt, welchen das am meiſten gefällt, was ſie am wenigſten verſtehen, ſo mag, wie ich wohl merke, der Nutzen auf Seiten des **Dummmachenden** und **Dummgemachten** gleich groß ſeyn. Wenigſtens ſcheint dieſes Butlers Meinung geweſen zu ſeyn:

Betrogen werden, und betrügen
Iſt wahrlich ein gleich groß Vergnügen.

Zwölftes Hauptſtück.

Von Licht und Schatten, und von der Art, auf welche die Gegenſtände dem Auge durch dieſelben deutlich gemacht werden.

Ob es gleich ſcheinen möchte, als ob ſowohl dieſes Hauptſtück, als das folgende, ſich noch mehr ins beſondere auf die Kunſt zu malen bezöge, als irgend eines von den vorhergehen: ſo werde ich doch, gleichwie ich mich bisher bemühet habe, von jedem Leſer verſtanden zu werden, auch hier, ſo viel, als es die Materie zulaſſen will, vermeiden, von dem zu reden, was nur von Malern wohl verſtanden werden würde.

Es iſt ſo eine ſubtile Mannichfaltigkeit in der Natur der Erſcheinungen, daß wir vermuthlich durch dieſe Unterſuchung nicht weit kommen werden, wenn wir nicht den Gebrauch jedes Sinnes, welcher uns zu einem Unterrichte von denſelben führen kan, anwenden und zu Hülfe nehmen.

So weit, als wir bisher gekommen ſind, haben wir den Sinn des Gefühles ſowohl, als den Sinn des Sehens, dabey angewendet; ſo, daß vielleicht ein Blindgebohrner durch ſein Gefühl, welches gemeiniglich beſſer iſt, als derjenigen ihres, welche ihr Geſicht haben, nebſt dem regelmäßigen Verfahren, welches hier mit den Linien gezeiget worden, die Natur der Formen ſo ausfühlen könnte, daß er im Stande wäre, ein erträgliches Urtheil von dem zu fällen, was dem Geſichte ſchön iſt.

Hier müſſen uns unſere übrigen Sinne wieder beyſtehen, ob wir uns gleich in dieſem Hauptſtücke mehr an das werden halten müſſen, was dem Auge durch Lichtſtralen mitgetheilet wird, und obſchon die Dinge itzo als bloſſe Erſcheinungen müſſen betrachtet werden, welche bloß durch Hülfe des **Lichts**, der **Schatten** und der **Farben** hervorgebracht und erzeuget werden.

Jedermann weis, daß wir, durch die verſchiedenen Umſtände derſelben, auf der flachen Oberfläche eines Spiegels Gemälde vorgeſtellet ſehen, welche den durch dieſelbe zurückgeworfenen Urbildern gleichen. So erwecket auch der Maler, durch gehörige Ordnungen des Lichts, der Schatten und der Farben auf ſeiner Leinwand, eben ſolche Begriffe. Selbſt Kupferſtiche unterrichten das Auge, bloß durch Hülfe des Lichts und der Schatten, vollkommen von jeder Geſtalt und jeder Entfernung, wo ſelbſt Linien als ſchmale Theile des Schattens müſſen betrachtet werden; wovon eine Anzahl, welche ſauber neben einander gezogen oder geſtochen ſind, und welches ſchraffiren genennet wird, zu Schatten in Kupferſtichen dienen, und eine gewiſſe angenehme Folge der Feinheit der Natur ſind.

Könnten Kupferſtiche in ſchwarzer Kunſt ſo genau gearbeitet werden, als die mit dem Grabſtichel, ſo würden ſie der Natur am nächſten kommen, weil ſie ohne Striche oder Linien gemacht werden.

Jch habe oft gedacht, daß eine Landſchaft, die man durch die ſchwarze Kunſt vorzuſtellen unternimmt, ein wenig dem erſten Anbruche des Tages gleicht. Die Kupferplatte, auf welche man ſie bringt, wird, wenn ſie der Künſtler zuerſt in die Hände nimmt, über und über mit einem ſubtil gezähnten ſcharfen Jnſtrumente bearbeitet, ſo, daß ſie einen ganz ſchwarzen Abdruck, wie Nacht, giebt; und ſeine ganze Arbeit hierauf beſteht darinne, daß er bloß das Licht hinein bringet, welches er thut, indem er, nach ſeiner Abſicht, die groben Körner wegkratzt, da er denn da am meiſten glatt macht, wo das meiſte Licht erfordert wird. Wenn er aber in Hervorbringung des Lichts durch Glattmachen und in Aufklärung der Schatten fortfähret, ſo muß er oft Abdrücke machen, um zu ſehen, wie die Arbeit gerathen iſt, ſo, daß jede Probe ausſieht, wie die verſchiedenen Zeiten eines neblichten Morgens, bis die eine ſo vollkommen wird, daß ſie deutlich und helle genug iſt, um ein Taglichtsſtück nachzuahmen. Jch habe dieſe Beſchreibung darum gegeben, wil ich glaube, daß die ganze Verrichtung auf die einfachſte Art zeigt, was Licht und Schatten allein thun können.

Da allemal Licht vorausgeſetzet werden muß, ſo brauche ich nur von ſolchen Beraubungen deſſelben zu reden, welche Schatten oder Schattierung genennet werden; wobey ich mich bemühen werde, eine gewiſſe Ordnung und Anbringung bey ihren Erſcheinungen anzuzeigen und ordentlich zu beſchreiben, wodurch wir uns verſchiedene Arten von Feinmachungen und gewiſſen verſchiedenen Veränderungen der Lichtſtralen werden vorſtellen können, von welchen man ſagt, daß ſie von jedem Gegenſtande auf das Auge fallen, welchen es ſiehet, und daß ſie dieſes mehr oder weniger angenehme Zittern in den Sehenerven verurſachen, welches macht, daß das Gemüth von jeder verſchienen ſich darſtellenden Geſtalt oder Figur unterrichtet wird.

Das beſte Licht, die Schatten der Gegenſtände recht zu ſehen, iſt das, welches durch ein Fenſter von gemeiner Gröſſe herein fällt, wo die Sonne nicht herein ſcheinet. Ich will alſo von ihrer Ordnung reden, wie ſie durch dergleichen Licht geſehen werden, und mir die Freyheit nehmen, in dieſem und dem folgenden Hauptſtücke die Farben nur als bunte Schatten zu betrachten, welche nunmehr, nebſt den gemeinen Schatten, in zwey Haupttheile oder Aeſte ſollen eingetheilet werden.

Den erſten Haupttheil wollen wir die **erſten Anlagen** nennen, worunter ich jede Farbe, oder jede Farben, auf den Oberflächen der Gegenſtände verſtehe; und dieſe verſchiedenen Anſtriche werden uns dienen, ſie als Schatten für einander ſelbſt zu betrachten. Alſo iſt Gold ein Schatten vom Silber, ꝛc. unabhängig von denjenigen zugeſetzten Schatten, welche in jeglichem Grade durch die Beraubung des Lichts können gemacht werden.

Den zweyten Haupttheil wollen wir **zurückziehenden Schatten** nennen, welche ſtuffenweiſe oder nach Graden fortgehen, als Figur *. Dieſe Schatten, da ſie mehr oder weniger mannichfaltig ſind, bringen Schönheit hervor, ſie mögen nun durch die Beraubung des Lichts veranlaſſet, oder durch das Malen der Kunſt oder der Natur, gemacht werden.

* 94. Figur. T. 2. Tafel.

Wenn ich von dem Farbengeben handeln werde, ſo werde ich beſonders zeigen, auf was für Art das ſtuffenweiſe Fortgehen der erſten Anlagen dienet, eine ſchöne Zuſammenſetzung zu machen. Hier wollen wir nur anmerken, wie die Natur durch dieſe ſtuffenweiſen Schatten die Oberflächen der Thiere gezieret hat. Die Fiſche haben gemeiniglich dieſe Art von Schatten von ihren Rücken an herunterwärts. An den Vögeln ſind die Federn durch denſelben verſchönert; und viele Blumen, beſonders die Roſe, zeigen ihn durch das ſtuffenweiſe Zunehmen der Farben ihrer Blätter.

Der Himmel hat allezeit auf eine oder die andere Seite einen ſtuffenweiſen Schatten, und die aufgehende oder untergehende Sonne zeigt ihn in der gröſten Vollkommenheit, in deren Nachahmung es Claud. von Lothringen beſonders hochgebracht hatte, welches itzo von dem Herrn Lambert zu ſagen iſt. Durch dieſen Schatten wird ſo viel von dem hervorgebracht, was, in Anſehung des Auges, Harmonie genennet wird, daß ich glaube, wir können es wagen, zu ſagen, daß es in der Kunſt des Malers Tonleiter iſt, welche die Natur uns in dem, was wir die Augen in dem Pfauenſchwanze nennen, anmuthig dargeſtellet hat; und man lehrt die feinſten Sticker, es in jede Blume oder in jedes Blatt, recht oder falſch, ſticken, als wenn es eben ſo beſtändig zu ſehen wäre, als es in Flammen oder Feuer zu ſehen iſt, weil man findet, daß es allezeit das Auge ergetzet. Es giebt eine Art von Stickerey, welche der Irländiſche Stich genennet wird, und welche bloß aus dieſen Schatten beſtehet. Sie gefällt immer noch, ob ſie gleich längſt aus der Mode iſt.

Es iſt zwiſchen dem Schatten und dem Schalle ſo eine genaue Aehnlichkeit, daß jeder wohl dienen kan, des andern Eigenſchaften zu erläutern. Denn gleichwie das ſtuffenweiſe Ab- und Zunehmen des Schalles den Begriff von dem Fortgehen von oder zu dem Ohre erwecket, eben ſo zeigen die zurückziehenden Schatten ein Fortgehen, indem ſie es dem Auge vorbilden. Alſo, gleichwie wir aus immer unkenntlicher werdenden Gegenſtänden von Entfernungen in Ausſichten ſchließen, alſo ſtellen wir uns bey dem abnehmenden Geräuſche des Donners vor, daß er von uns wegzieht. Und gleichwie, in Anſehung ihrer Aehnlichkeit in der Schönheit, der ſtuffenweiſe fortgehende Schatten dem Auge gefällt, alſo ergetzt das Ohr ein zunehmender oder lauter werdender Ton.

Ich habe ihn den zurückziehenden Schatten genennet, weil er, wegen der allmählichen oder ununterbrochenen Veränderung in ſeiner Erſcheinung, mit zuſammenlaufenden Linien (1.) eben ſo geſchickt iſt, zu zeigen, wie viel Gegenſtände, oder jegliche Theile derſelben, von dem Auge ſich zurück ziehen oder zurück gehen, ohne welches ein Fußboden, oder eine horizontale Ebene, oft, gleich einer Wand, aufrecht zu ſtehen ſcheinen würde. Und ungeachtet aller andern Mittel, durch welche wir wiſſen lernen, wie weit Dinge von uns entfernet ſind, wird doch das Auge, wegen der Mängel an dieſem Schatten, oft betrogen. Wenn es ſich trift, daß das Licht an Gegenſtänden ſo angebracht iſt, daß es dieſem Schatten nicht ſein gehöriges ſtuffenweiſes Anſehen giebt, ſo werden nicht nur die Räume vermengt, ſondern runde Sachen erſcheinen auch eben, und ebene rund.

Aber obgleich der zurückziehende Schatten dieſe Eigenſchaft hat, wenn er mit zuſammenlaufenden Linien geſehen wird, ſo kan er doch, wenn er keine beſondere Form umgrenzet, wie bey keinem von den Schatten in der 94. Figur oben auf der 2. Tafel, geſchieht, nur als ein eben gemalter Schatten erſcheinen. Hingegen wenn er in eine gewiſſe bekante Grenze oder Auſſenlinie eingeſchloſſen iſt, welche etwan eine Wand, eine Landſtraße, eine Kugel, oder eine jede andere Form in der Ausſicht, wo die Theile

ſich

(1.) Man ſehe auf der 3. Seite die in dem Puncte C von dem Schiffe zuſammenlaufenden Linien, unter der 47. Figur auf der 1. Tafel.

ſich zurückziehen, bedeutet, ſo wird er alsdenn ſeine zurückziehende Eigenſchaft zeigen. Als zum Exempel, der zurückziehende Schatten auf dem Fußboden auf der 2. Tafel, welcher von den Füßen des Hundes bis zu den Füßen der Tänzer ſtuffenweiſe zunimmt, zeigt, daß hierdurch dem Boden das Anſehen einer horizontalen Lage iſt gegeben worden. Alſo, wenn ein Würfel nur mit Linien gehörig perſpectiviſch aufs Papier gebracht wird, welche nur ſchlechtweg die Richtungen anzeigen, nach welcher jede Seite deſſelben gekehret ſeyn ſoll, ſo machen dieſe Schatten, daß ſie ſo ausſehen, als wenn ſie ſich juſt ſo zurückzögen, wohin ihnen die perſpectiviſchen Linien die Richtung geben, indem ſie auf dieſe Art gegenſeitig den Begriff von dieſen Zurückgehungen vollſtändig machen, welches keiner derſelben allein thun konnte.

Ferner ſo iſt die Auſſenlinie einer Kugel auf dem Papiere nur ein Zirkel; dennoch kan ſie, zufolge der Art, den innern Raum mit dieſem Schatten auszufüllen, ſo gemacht werden, daß ſie, in jeder Lage, welche ſie gegen das Auge hat, entweder eben, oder kugelförmig oder hohl ausſieht; und da jede Art, den Zirkel zu dieſen Abſichten auszufüllen, ſehr verſchieden ſeyn muß, ſo zeigt dieſes klar die Nothwendigkeit, dieſen Schatten in ſo viel Arten oder Geſchlechter einzutheilen, als Claſſen oder Arten der Linien ſind, mit welchen ſie etwan eine Verwandſchaft haben.

Wenn man dieſes thüt, ſo wird man finden, daß ſie alſo, wegen ihrer Uebereinſtimmung und Bequemung mit und nach den Gegenſtänden, welche entweder aus geraden, krummen, wellenförmigen, oder ſchlangenförmigen Linien zuſammengeſetzt ſind, ſolche Erſcheinungen der Mannigfaltigkeit zeigen, welche mit der durch dieſe Linien verurſachten Mannichfaltigkeit übereinkommen. Und durch dieſe Uebereinſtimmung der Schatten bekommen wir eben dieſelben Begriffe von jedem Gegenſtande, welcher aus den obigen Linien in ihrem förderſeitigen Anblicke zuſammengeſetzt iſt, als wir durch ihre Durchſchnitte von denſelben bekommen; welches auſſer dem nicht geſchehen könnte, ohne ſie zu fühlen.

Anſtatt nunmehr in Kupfer geſtochene Exempel von jeder Art des Schattens zu geben, wie ich bey den Linien gethan, habe ich gefunden, daß ſie deutlicher können angezeiget und beſchrieben werden, wenn man lebendige Exempel zu Hülfe nimmt.

Um aber auf dem, was da wird zu ſehen ſeyn, nämlich die verſchiedenen Arten, auf welche die Schatten von der zurückziehenden Art in der Natur, in einem oder dem andern Grade, Theil nehmen, deſto beſſer und richtiger Fuß zu faſſen, lege ich folgenden Entwurf vor, als ein zugegebenes Mittel, ſolche einfache Eindrücke in dem Gemüthe zu machen, welche für übereinſtimmend mit den vier in dem 7. Hauptſtücke beſchriebenen Arten von Linien zu halten ſind. In demſelben werden wir vorausſetzen, daß unmerkliche Grade von Schatten von einer Figur zur andern ſtuffenweiſe fortgehen. Die erſte Art ſoll vorgeſtellet werden durch 1, 2, 3, 4, 5; die zweyte durch 5, 4, 3, 2, 1, 2, 3, 4, 5;

und

und die dritte durch 5, 4, 3, 2, 1, 2, 3, 4, 5, 4, 3, 2, 1, 2, 3, 4, 5; indem ſie ſo von den untern Puncten an ſtuffenweiſe fortgehen, und auf beyden Seiten wiederholet werden.

Da die erſte Art nur auf eine Seite ſich verändert, oder ſtuffenweiſe fortgehet, ſo iſt ſie am wenigſten zierlich, und nur geraden Linien gleich.

Da die zweyte auf entgegengeſetzte Seiten ſtuffenweiſe fortgehet, und der erſten ihre Mannichfaltigkeit verdoppelt, ſo iſt ſie doppelt ſo angenehm, und folglich krummen Linien gleich.

Da die dritte Art doppelt auf entgegengeſetzte Seiten fortgehet, ſo gefällt ſie noch mehr, im Verhältniß zu der vierfachen Mannichfaltigkeit, welche macht, daß ſie geſchickter wird, dem Gemüthe etwas gleichgeltendes im Schatten zuzuführen, welches die Schönheit der Wellenlinie ausdrückt, wenn ſie nicht als eine Linie kan geſehen werden.

Nun ſollte der zurückziehende Schatten, welcher mit der Schlangenlinie übereinſtimmet, folgen: aber da dieſe Linie ſelbſt nicht auf dem Pappiere ohne die Figur eines Kegels † ausgedrücket werden konnte, ſo kan auch dieſer Schatten nicht ohne Hülfe einer dazu gehörigen Form beſchrieben werden, und deſſen Beſchreibung muß alſo noch ein wenig aufgeſchoben werden.

† 26. Figur. T. 1. Tafel.

Da bloß von der zierlichen Eigenſchaft der Schatten, um ſie von zurückziehenden Schatten zu unterſcheiden, iſt geſprochen worden, ſo wollen wir ſie als nur mit dem Penſel eben gemalte Schatten betrachten. Daraus wird ein anderer Vortheil entſtehen, nämlich dieſer, daß man ſich alsdenn alle die dazwiſchen befindlichen Vermiſchungen, mit ihren Graden der Schönheit zwiſchen jeder Art, eben ſo leicht vorſtellen kan, als diejenigen, welche zwiſchen jeder Claſſe von Linien geweſen.

Und nun laßt uns zu den Verſuchen im Leben unſere Zuflucht nehmen, zu ſolchen Exempeln, welche die zurückziehende Kraft jeder Art erklären können. Denn ſie müſſen, wie worhin angemerket worden, zuſammen mit ihren gehörigen Formen betrachtet werden, oder ſonſt können ihre Eigenſchaften nicht wohl unterſchieden werden.

Die Erſcheinungen des Zurückgehens aller Grade der ſchiefen Richtung, nach welcher ſich Ebenen oder flache Flächen bewegen können, werden durch die erſte Art der zurückziehenden Schatten zuwege gebracht. Man kan dieſes deutlich ſehen, wenn man ſich einer Thüre gegen über ſetzt, wenn ſie, von dem Auge weg, und einem einzigen Lichte gegen über, aufgemacht wird.

Aber es wird rathſam ſeyn, vorher anzumerken, daß, wenn ſie ganz zugemacht, und mit dem Auge und Fenſter eben oder parallel iſt auf derſelben nur ein eben gemal-

ter

ter ſteffenweiſer Schatten ſeyn wird, welcher ſich von dem Mittel an, rund herum ausbreitet, welcher aber nicht vermögend iſt, den Begriff des Zurückgehenes nach irgend einer Seite, als wenn ſie ſich zum Exempel öffnet und die Linien perſpectiviſch nach einem Puncte laufen, zu erwecken. Denn die viereckigte Figur, oder die parallelen Linien der Thüre, ſtimmen nicht mit einem ſolchen Schatten überein. Aber man laſſe eine Thüre in eben dieſer Lage zirkelförmig, und alles auſſer derſelben, oder rund herum, mit einer andern Farbe angeſtrichen ſeyn, damit man ihre Figur deutlicher ſehe: ſo wird ſie ſogleich hohl, wie ein rundes Waſſerbehältniß, ausſehen, indem der Schatten beſtändig zurückgeht. Denn dieſe zirkelförmige Art von Schatten würde alsdenn von ſeiner übereinſtimmenden Form, einem Zirkel, begleitet werden (1.).

Aber wieder zur Sache. Wir haben angemerket, daß die Erſcheinungen des Zurückgehens aller Grade der ſchiefen Richtung, nach welcher ſich Ebenen oder flache Flächen bewegen, in Anſehung des Auges, durch die erſte Art des zurückziehenden Schattens zuwege gebracht werden. Zum Exempel alſo, wenn ſich die Thüre öffnet, und von ihrer mit dem Auge parallelen Lage abweicht, ſo ſieht man, daß der Schatten, von welchem wir itzo geredet haben, ſeine rund und ſtuffenweiſe fortgehende Erſcheinung verändert, und ſie in eine ſolche verwandelt, welche nur nach einer Seite ſtuffenweiſe fortgeht; ſo, wie, wenn ein ſtehendes Waſſer, nach der geringſten ihm gegebenen Kraft, ſich herunterwärts zu bewegen, zu laufen anfängt.

Man merke, wenn das Licht, anſtatt vom Fenſter her zu kommen, von der Thüre her käme, ſo würde das ſtuffenweiſe Fortgehen umgekehrt ſeyn: aber die Wirkung des Zurückgeheus würde noch juſt eben dieſelbe ſeyn, weil dieſer Schatten ſich allemal nach den perſpectiviſchen Linien richtet.

Nun laßt uns das *Ovolo* oder Stäbchen in einem Karnieß, wie es dem Auge auf gleiche Art zugekehret iſt, betrachten: Hieran werden wir ein Exempel von der zweyten Art ſehen. Man ſieht an dem am meiſten hervorragenden Theile deſſelben eine Linie von Licht, von welcher dieſe Schatten auf entgegengeſetzte Seiten zurückgehen, wodurch die Krümmung angezeiget wird.

Und

(1.) Man merke, wenn das Licht zu einem kleinen Loche, nicht weit von der Thüre, herein käme, ſo, daß dadurch das ſtuffenweiſe Zurückziehen ſchneller und ſtärker würde; dergleichen geſchehen würde, wenn ein kleines Licht nahe an eine Wand oder an ein Getäfel gehalten würde: ſo würde die einem runden Waſſerbehältniß ähnliche Form um deswillen deſto tiefer erſcheinen.

Man merke auch, daß, wenn Ebenen bey freyem Tageslichte parallel mit dem Auge geſehen werden, ſie faſt gar keinen rund herum ſtuffenweiſe fortgehenden oder ebengemalten Schatten, haben, ſondern bloß als gleichförmige erſte Anlagen ausſehen, weil die Lichtſtralen auf einerley Art auf dieſelben fallen. Man gebe ihnen aber nur eine ſchiefe Richtung, ſo werden ſie, mehr oder weniger, den zurückziehenden Schatten zeigen.

Und vielleicht kan man an eben demſelben Karnieß ein Exempel der dritten Art ſehen, nämlich in dem auszierenden Theile deſſelben, welchen die Baumeiſter *cyma recta*, oder die Ferſe nennen, als welche in der That nichts anders iſt, als eine gröſſere Art von wellenförmiger oder Ogehaushöhlung. Man ſiehet daran, wegen der erhabenen Theile, welche artig in die Höhlung hinein laufen, vier entgegengeſetzt ſtuffenweiſe fortgehenden Schatten, welche ſo viel mannichfaltige Zurückgehungen von dem Auge zeigen. Hierdurch empfinden wir eben ſowohl deſſen wellenförmige Geſtalt, als wenn wir die Auſſenlinie des Durchſchnitts einer Ecke deſſelben ſähen, wo es biſchoffsmützenähnlich zuſammengefüget iſt, wie es die Tiſcher nennen. Man merke, wenn dieſe Gegenſtände ein wenig Glanz haben, ſo ſieht man dieſes alles am deutlichſten.

Letztens kan der ſchlangenförmige Schatten (Licht und Lage bleiben, wie vorher) durch Hülfe der folgenden Figur, als ein ſolcher, geſehen werden. Man ſtelle ſich vor, das Horn 57. Figur 2. Tafel, wäre ſo weich, daß man ihm, durch das bloſſe Drücken der Finger, jede Geſtalt geben könnte. Nun fange man in der Mitte der punctirten Linie an, ſanft zu drücken, drücke aber immer ſtärker und ſtärker längshin bis oben an das dünne Ende, ſo wird es durch dieſes Drücken oben eben ſo ausgehöhlt werden, als es unten erhaben bleiben würde; welches es in der Mannichfaltigkeit und in der Schönheit der Ogehaushöhlung gleich machen würde. Wenn man aber hernach dem ganzen Horne ſo eine Windung giebt, wie Figur 58. ſo müſſen nothwendig dieſe Schatten ihr Anſehen verändern, und ſich, in gewiſſem Maaſſe, ſo herum winden, wie der hohle und der erhabene Theil gewunden ſind und folglich hierdurch dieſe Mannichfaltigkeit hinzuthun, welche alſo dieſer Art des Schattens eben ſo ſehr den Vorzug vor dem vorhergehenden geben wird, als ihn aus Schlangenlinien zuſammengeſetzte Formen vor ſolchen Formen haben, welche bloß aus der Wellenlinie zuſammen geſetzt ſind. Man ſehe das 9. und 10. Hauptſtück.

Ich würde meinem Leſer nicht die Mühe gemacht haben, die vorhergehende Figur durch Hülfe ſeiner Einbildungskraft vollſtändig zu machen, wenn es nicht etwas dazu beytrüge, dieſe verwickelte Mannichfaltigkeit dieſer Art des Schattens, welche gewundene Figuren geben, deſto leichter und mehr insbeſondere ſich vorzuſtellen, und ſeinem Verſtande die Urſache ihrer Schönheit begreiflicher zu machen, wo ſie nur auf Flächen, welche zur Zierde da ſind, geſehen wird; da man denn finden wird, daß ſie nirgends ſichtlicher iſt, als an einem ſchönen Geſichte, wie man bey fernerer Unterſuchung ſehen wird.

† 97. Figur. d. 1. Tafel.

Die punctirte Linie †, welche ſich an dem hohlen Theile unter dem Augenbraunenbogen, nahe bey der Naſe, anfängt, von da ſich, wegen des Augenwinkels, herunter windet, und daſelbſt ſich ſchief mit der Runde des Backens wendet, zeigt den Lauf dieſer Windung der Schatten in einem Geſichte, welche vorher an dem Horne zu ſehen war, und welche man am vollkommenſten im Leben oder an einem marmornen Bruſtbildſtücke, nebſt den folgenden hinzu kommenden Umſtänden, welche zu beſchreiben noch übrig ſind, ſehen kan.

Da

Da ein Geſicht größtentheils rund iſt, ſo iſt es geſchickt, zurückgebeugtes Licht auf ſeiner Schattenſeite (1.) zu bekommen; welches nicht nur, durch noch ein angenehm feines ſtuffenweiſes Fortgehen, mehr Schönheit hinzuthut, ſondern auch dienet, die Runde der Backen, ꝛc. von ſolchen Theilen zu unterſcheiden, welche niedergedrückt ſind und einwärts gehen, weil Höhlungen nicht, wie erhabene Formen, Zurückbeugungen verſtatten (2.).

Ich habe nun bloß noch hinzü zu ſetzen, daß, wie oben, im 4. Hauptſtücke auf der 7. Seite, angemerket worden, nämlich daß das Oval eine edle Einfachheit in ſich hat, welches ſich mehr zu ſeiner Mannichfaltigkeit ſchickt, als irgend ein anderer Gegenſtand in der Natur, und aus welchem die Hauptform des Geſichts beſtehet, folglich, dem zufolge, was itzo gezeiget worden, der dazu gehörige ſtuffenweiſe Hauptſchatten damit übereinſtimmen muß, welches augenſcheinlich der ganzen Zuſammenſetzung eines Geſichts eine zarte Feinheit giebt, ſo, daß deſſen Schattirungen durch jeden kleinen Fleck, Riß oder Ritz, welchen die Form bekömmt, zugleich mit leiden und dadurch den Mangel zeigen. Sogar die geringſte Rauhigkeit unterbricht und beſchädiget dieſes feine ſtuffenweiſe Spiel der Schatten, welche auf daſſelbe fallen. Herr Dryden ſcheint, da er das Licht und den Schatten eines Geſichts, in ſeinem Briefe an Herrn Gottfried Kneller, den Geſichtmaler, beſchreibt, vermöge der tiefen Einſicht ſeines unvergleichlichen Geiſtes, dieſe Sprache in den Werken der Natur verſtanden zu haben, welche der letztere, durch Hülfe eines richtig aufmerkſamen Auges und einer genau gehorchenden Hand, nur getreu aufſchreiben konnte, wenn er ſagt:

Wo ſchatticht Licht ſpielt, ſich nicht plötzlich hebt,
Nach Graden ſtirbt, nach Graden wieder lebt.

(1.) Man merke, daß, ob ich gleich, um unſere vier Grundarten des Schattens deſto beſſer zu unterſcheiden, geſagt habe, daß man die Gegenſtände durch ein vorwärts einfallendes Licht beobachten ſolle, dennoch die Gegenſtände überhaupt vortheilhafter und angenehmer durch das von der Seite auf dieſelben fallende Licht geſehen werden; daher man es gemeiniglich bey Malereyen erwählet, weil es eine hinzugeſetzte zurückgebeugte Feinheit giebt, welche dem ſanften Tone eines Wiederſchalls in der Muſik nicht unähnlich iſt.

(2.) Als ein Exempel, daß erhabene und hohle Flächen einerley ausſehen würden, wenn auf die erſtern keine Zurückbeugung gebracht würde, betrachte man das *Ovolo* und *Cavetto*, oder Hohlkehle, in einem Karnieß, wenn ſie nahe beyſammen ſind, und durch ein vorwärts darauf fallendes Licht geſehen werden. Jedes wird alsdenn wechſelsweiſe hohl oder erhaben ausſehen, nach dem man es richtet.

Dreyzehntes Hauptſtück.

Von der Zuſammenſetzung in Anſehung des Lichts, des Schattens und der Farben.

Unter dieſer Aufſchrift will ich mich bemühen, zu zeigen, was dasjenige iſt, was uns dieſen hohlen oder leeren Raum, in welchem ſich alle Dinge ſo frey bewegen, ſehen läßt, und auf was für Art Licht, Schatten und Farben die Entfernungen eines Gegenſtandes von dem andern bezeichnen oder anzeigen, und dem Auge ein angenehmes Spiel, welches die Maler ein feines Ordnen nennen, und eine angenehme Zuſammenſetzung von Licht und Schatten verurſachen. Hierinnen iſt mein Vorhaben, dieſe Materie als eine Vorſtellung der Natur auſſer, oder vor dem Auge zu betrachten; ich meine, als wenn die Gegenſtände mit ihren Schatten ꝛc. wirklich ſubſtantialiſch wären, wie ſie zu ſeyn ſcheinen, und wofür ſie die in der Optik Unerfahrnen halten. Und man merke in dieſem ganzen Hauptſtücke, daß das aus der Zuſammenſetzung, z. E. einer ſchönen Landſchaft, ꝛc. entſtehende Vergnügen hauptſächlich von den Einrichtungen und Vereinigungen des Lichts und Schattens herrühret, als welche nach den Grundſätzen, welche **Entgegenſetzung**, **Umfang** und **Einfachheit** genennet werden, alſo geordnet werden, daß ſie eine richtige und deutliche Empfindung der Gegenſtände, welche vor uns ſind, hervorbringen.

Die Erfahrung lehret uns, daß das Auge durch das Vorurtheil des Verſtandes von der größern Glaubwürdigkeit des Gefühls, oder einen andern überredenden Grund, kan dazu gebracht und gezwungen werden, Gegenſtände ſo zu bilden und ſo damit umzugehen, daß es dem Anblicke derſelben ſogar ganz zuwider iſt, in welchem es ſie natürlicher Weiſe ſehen würde. - Aber gewiß, dieſe auſſerordentliche Umkehrung des Geſichts würde nicht ſeyn geduldet worden, wenn ſie nicht zu großen und nothwendigen Abſichten diente, nämlich zu Verbeſſerung gewiſſer Mängel, welchen es ſonſt unterworfen ſeyn würde; (ob wir ſchon zugleich geſtehen müſſen, daß der Verſtand ſelbſt ſo kan betrogen werden, daß er macht, daß das Auge eben ſowohl falſch, als recht ſieht.) Zum Exempel, wäre dieſe Aufſicht über das Geſicht nicht, ſo weis man wohl, wir würden nicht allein die Dinge doppelt, ſondern auch das, was oben iſt, unten ſehen, weil die Dinge auf dem netzförmigen Häutchen ſo abgemalet werden, und weil jedes Auge ein verſchiedenes Geſicht hat. Und was die Entfernungen anlangt, ſo ſieht man manchmal eine Fliege auf einer Glasſcheibe für eine Krähe oder einen noch größern weit entfernten Vogel an, bis ein Umſtand den Irthum widerlegt und uns von ihrer wirklichen Größe und Stelle überzeugt hat.

Hieraus wollte ich faſt ſchlieſſen, daß das Auge gemeiniglich ſolchen Räumen und Entfernungen beyſtimmt, welche vorher durch das Gefühl ausgemeſſen, oder ſonſt in den

Gedan-

Gedanken ausgerechnet worden. Dieſe Ausmeſſungen und Ausrechnungen ſind eben ſo, wo nicht mehr, in der Gewalt eines Blinden; wie die Erfahrung völlig an dem unvergleichlichen Mathematiker und Wunder ſeiner Zeit, dem verſtorbenen Profeſſor Sanderſon, lehrte.

Durch Verfolgung dieſer Beobachtung über die Kräfte des Gemüths kan man ſich einen Begriff von den Mitteln machen, durch welche wir zu der Empfindung oder Erblickung eines unermeßlichen uns umgebenden Raums gelangen; welche Höhlung, da ſie Eintheilungen und Untereintheilungen in dem Gemüthe unterworfen iſt, hernach durch die eingeſchränkte Kraft des Auges, erſtlich in die Geſtalt einer Halbkugel und hernach in die Erſcheinung verſchiedener Entfernungen verwandelt wird, welche ihm durch Hülfe ſolches Ordnens des Lichts und Schattens, welches wir jetzo beſchreiben wollen, vorgemalet werden. Und ich bitte jtzo, dieſelbe nur als ſo viel **Zeichen** und **Bilder** anzuſehen, welche in dieſe Entfernungen gebracht ſind, und deren man ſich nach und nach erinnert und ſie lernt, und welche einem, wenn man ſie gelernet hat, bey allen Gelegenheiten wieder beyfallen.

Wenn es alſo erlaubt iſt, Licht und Schatten als **Bilder der Unterſcheidung** zu betrachten, ſo werden ſie gleichſam unſere Materialien, von welchen die **erſten Anlagen** das vornehmſte ſind. Unter dieſen verſtehe ich die beſtändigen und unveränderlichen Farben jedes Gegenſtandes, als das Grün der Bäume, x. welche dienen, die verſchiedenen Gegenſtände, indem die verſchiedenen Stärken oder Schatten derſelben einander entgegengeſetzt werden, zu unterſcheiden und zu erhöhen *.

Die andern Schatten, von welchem vorhin geredet worden, dienen und helfen zu gleichen Abſichten, wenn ſie gehörig entgegengeſetzt werden. Aber da ſie in der Natur ihre Erſcheinungen immer verändern und verwandeln, entweder wegen unſerer oder ihrer Lagen, ſo ſetzen ſie zuweilen entgegen und erhöhen, und zuweilen nicht. Als zum Exempel, es ſchien mir einmal der hervorragende untere Theil eines Thurms ſo vollkommen die Farbe einer lichten Wolke hinter demſelben zu haben, daß man in der Entfernung, wo ich ſtund, nicht den geringſten Unterſchied bemerken konnte, ſo, daß die Spitze, (welche bleyfarben ausſah) in der Luft zu ſchweben ſchien. Wäre aber eine Wolke von eben der Farbe, welche der Thurm hatte, an der Stelle der weiſſen geweſen, ſo würde alsdenn der untere Theil ſeyn erhöhet und deutlich gemacht worden, und die Spitze würde man aus dem Geſichte verlohren haben.

Es iſt auch nicht genug, daß Gegenſtände verſchiedene Farben oder Schatten haben, um ihre Entfernungen von dem Auge zu zeigen, wenn nicht einer zum Theil hinter dem andern ſteckt oder liegt, wie in der 86. Figur.

Denn die zwey gleich groſſen Bälle, als Figur *, ſcheinen, wenn gleich der eine ſchwarz und der andere weiß wäre, wenn ſie auf unterſchiedenen Mauern liegen, welche

* 86. Figur. T. 2. Tafel.

† 90. Figur. T. 2. Tafel.

etwan zwanzig oder dreyßig Fuß von einander entfernet ſind, dennoch beyde auf einer Mauer zu liegen, wenn die obern Enden der Mauern mit dem Auge in horizontaler Linie ſind. Wenn aber ein Ball zum Theil hinter dem andern verborgen iſt, wie in eben derſelben Figur, ſo fangen wir an, es zu merken, daß ſie auf verſchiedener Mauern liegen, welches durch die Perſpectiv beſtimmet wird (1.) Hieraus kan man die Urſache erſehen, warum der Thurm der Bloomsburykirche, wenn man von Hampſtead kömmt, auf Montagues Hauſe zu ſtehen ſcheinet, ob er gleich etliche hundert Ellen davon entfernet iſt.

Weil nun die Entgegenſetzung einer erſten Anlage oder Schattirung gegen die andere ſo einen groſſen Antheil an Bezeichnung der Zurückgehungen oder Entfernungen in einer Ausſicht hat, wodurch das Auge Schritt vor Schritt vorwärts geleitet wird, ſo wird ſie ein genugſam wichtiger Grundſatz, um ferner, in Anſehung der Art, wie ſie bey Zuſammenſetzungen der Natur ſowohl, als der Kunſt, angebracht wird, abgehandelt zu werden. Was nun das Anbringen derſelben anlanget, ſo hat der Künſtler, wenn es nur von einem Puncte aus geſehen wird, den Vorſprung vor der Natur, weil dieſe beſtändigen Anbringungen der Schatten, welche er künſtlich zuſammengebracht hat, durch die Veränderungen des Lichts nicht von ihrer Stelle verrückt werden können; aus welcher Urſache Zeichnungen, welche nur aus zwey erſten Anlagen beſtehen, alle dieſe Zurückgehungen genugſam vorſtellen, und der Vorſtellung eines Proſpects auf einem Kupferſtiche einen rechten Anblick geben. Denn da die Entgegenſetzungen in der Natur, wie vorhin angezeiget worden, nur von zufälligen Lagen und ungewiſſen Zwiſchenräumen abhängen, ſo machen ſie nicht allemal ſo eine angenehme Zuſammenſetzung, und ſie würden alſo ſehr oft mangelhaft geweſen ſeyn, wenn die Natur in zwey Farben gewirket hätte. Daher hat ſie eine unendliche Anzahl von Materialien hervorgebracht, nicht allein, um ſolchen Mängeln vorzubeugen, ſondern auch, ihren Werken Glanz und Schönheit zu geben.

Unter einer unendlichen Anzahl von Materialien verſtehe ich Farben und Schatten von allen Arten und Graden. Von dieſer Mannichfaltigkeit kan man ſich einigen Begriff machen, wenn man ſetzt, ein Stück weiſſer ſeidener Zeug verdunkele ſich nach und nach durch Eintauchungen in ein Schwarz; er führe auf gleiche Weiſe ſo fort durch die erſten Anlagen von Gelb, Roth und Blau, und denn veränderten ſich die Farben wiederum durch alle die Vermiſchungen hindurch, welche man aus dieſen drey urſprünglichen Farben machen kan; ſo, daß, wenn wir dieſe unendliche und unermeßliche Mannichfaltigkeit betrachten, es kein Wunder iſt, daß die Entgegenſetzungen ſelten fehlen, das Licht oder die Gegenſtände mögen eine Lage haben, oder ſich verändern, wie ſie wollen. Es iſt auch alsdenn kein Wunder, daß ſelbſt jeder Zwiſchenfall des Schat-

tens

(1.) Die Einſicht in die Perſpectiv hilft nicht wenig dazu, die Gegenſtände recht zu ſehen; daher D. Brook Taylors Linienperſpectiv, welche Herr Kirby zu Ipswich bald herauszugeben willens iſt, für diejenigen, welche in der Geometrie ungeübt ſind, von groſſem Nutzen ſeyn wird.

tens zuweilen ſo vollſtändig geordnet iſt, daß er keine fernere Schönheit, als in Anſehung der Zuſammenſetzung, zuläßt. Und daher hat der Künſtler, durch Beobachtung, ſeine Grundſätze der Nachahmunm genommen; als auf folgende Art.

Diejenigen Gegenſtände, welche das Auge am meiſten rühren und am nächſten vorwärts bey dem Auge gelegen ſeyn ſollen, müſſen groſſe, ſtarke und lebhafte Entgegenſetzungen haben, wie der vorliegende Grund in Figur *; und welche weiter abwärts gelegen ſeyn ſollen, die müſſen immer ſchwächer und ſchwächer gemacht werden; wie in der 86. 92. und 93. Fig. ausgedrücket iſt; welches Zurückgehen folglich eine Art der ſtuffenweiſen Entgegenſetzung macht. Hierzu und zu allen den ſchon beſchriebenen Umſtänden, ſowohl bey dem Zurückgehen, als bey der Schönheit, hat die Natur dasjenige hinzugeſetzt, was unter dem Namen der Luftperſpectiv bekannt iſt. Dieſe iſt diejenige Dazwiſchenkunft der Luft, welche über die ganze Ausſicht eine allgemeine ſanft zurückgehende Anlage ausbreitet, dergleichen in Ueberfluß bey dem Aufſteigen eines Nebels zu ſehen iſt. Dieſes alles bekömmt wieder noch mehr Deutlichkeit, wenn die Sonne hell ſcheinet und breite Schatten von einem Gegenſtande auf den andern wirft; welches einem geſchickten Zeichner ſolche Mittel an die Hand giebt, breite und feine Entgegenſetzungen der Schatten zu zeigen, welche ſeinen Zeichnungen Leben und Geiſt geben.

* 89. Figur. T. 2. Tafel.

Die **Breite des Schattens** iſt ein Grundſatz, welcher hilft, die Deutlichlichkeit ſichtbarer zu machen. Alſo iſt Figur † durch ihre Breite oder Menge des Schattens deutlicher gemacht, und kan leichter und angenehmer in jeder Entfernung geſehen werden, als Figur ‡; denn jene hat viel, und dieſe nur ſchmale Schatten zwiſchen den Falten. Und, als eines der edelſten Beyſpiele hiervon, ſehe man das Schloß zu Windſor bey dem Aufgehen oder Untergehen der Sonne an.

† 87. Figur. L. 1. Tafel.

‡ 88. Figur. R. 1. Tafel.

Man mag die Breite anbringen, wie man will. ſo macht ſie allemal das Auge ſehr ruhig; gleichwie im Gegentheil, wenn Licht und Schatten bey einer Zuſammenſetzung als kleine Flecken herum zerſtreuet ſind, das Auge beſtändig beunruhiget und das Gemüth verdrießlich wird, beſonders, wenn man Mühe hat, jeden Gegenſtand in der Zuſammenſetzung einzuſehen; gleichwie es dem Ohre verdrießlich iſt, wenn man ſich ängſtlich bemühet, zu wiſſen, was in einer Geſellſchaft geſprochen wird, wo viele zugleich reden.

Die **Einfachheit** (von welcher ich zuletzt rede) in dem Ordnen einer groſſen Mannichfaltigkeit, erreicht man am beſten durch folgende beſtändige Regel der Natur, da man eine Zuſammenſetzung in drey oder fünf Theile oder Stücke theilet; man ſehe das vierte Hauptſtück, von der Einfachheit. Die Maler theilen alſo die ihrigen in Fördergrund, Mittelgrund und Entfernung, oder Hintergrund; welche einfachen und deutlichen Gröſſen dieſe Mannichfaltigkeit, welche das Auge ergetzt, in eine **Maſſe** zuſammen bringen; ſo, wie die verſchiedenen Theile des Baſſes, Tenors und Diſcants in einem muſikaliſchen Stück das Ohr vergnügen.

Man

Man kehre dieſe Grundſätze um oder verſäume ſie, ſo werden Licht und Schatten ſo unangenehm ausſehen, als Figur *. Denn wenn dieſes nur eine Zuſammenſetzung von Licht und Schatten ſeyn ſollte, welche gehörig geordnet, obgleich in keine gewiſſe Figuren gebracht wären, ſo würde es doch noch die angenehme Wirkung eines Gemäldes haben. Und hier wollen wir, da man kein Ende finden würde, wenn man ſich in die verſchiedenen Wirkungen des Lichts und Schattens auf hellen und durchſichtigen Körpern einlaſſen wollte, dieſelben der Beobachtung des Leſers überlaſſen, und dieſes Hauptſtück beſchließen.

* 91. Figur. T. 2. Tafel.

Vierzehntes Hauptſtück.

Von dem Farbengeben.

Unter der Schönheit des Farbengebens verſtehen die Maler dieſes Ordnen der Farben auf Gegenſtänden, nebſt ihren zugehörigen Schatten, welche in Zuſammenſetzungen jeder Art zu gleicher Zeit ſowohl deutlich mannichfaltig gemacht, als auch künſtlich vereiniget erſcheinen: aber, wegen des Vorzuges, wird es gemeiniglich von der Fleiſchfarbe verſtanden, wenn keine andere Zuſammenſetzung benennet wird.

Zu Vermeidung der Verwirrung, und weil ich ſchon genug von zurückgehenden Schatten geſagt habe, will ich itzo nur die Natur und Wirkung der erſten Anlage der Fleiſchfarbe beſchreiben. Denn die Zuſammenſetzung dieſer Farbe, wenn ſie recht verſtanden wird, begreift alles unter ſich, was von dem Farbengeben aller und jeder Gegenſtände geſagt werden kan.

Und hierinne wird (wie im 8. Hauptſtück von der Art, angenehme Formen zuſammen zu ſetzen, iſt gezeiget worden) das ganze Verfahren auf die Art der Mannichfaltigmachung ankommen; d. i. auf die künſtliche Art, jede zum Fleiſch gehörige Farbe, nach Anleitung der ſechs Hauptgrundſätze, von welchen geſprochen worden, mannichfaltig zu machen.

Aber ehe wir fortfahren, und zeigen, auf was für Art dieſe Grundſätze zu dieſem Zwecke führen, wollen wir der Natur merkwürdige Mittel betrachten, durch welche ſie alle Arten von Geſichtsfarben hervorbringt; welches uns helfen wird, unſern Begriff von den Grundſätzen, die Farben mannichfaltig zu machen, zu befördern, wie auch, zu ſehen, wie ſie die Wirkung der Schönheit verurſachen.

Es iſt wohl bekannt, das ſchöne junge Mädchen, der braune alte Mann, und der Mohr, ja, alle Menſchen, ſehen einerley aus, und ſind dem Auge gleich unangenehm, wenn die obere Haut abgezogen iſt. Um nun einen ſo unangenehmen Gegen-

Gegenſtand zu verbergen und dieſe Mannichfaltigkeit in den Geſichtsfarben, welche in der Welt zu ſehen iſt, hervor zu bringen, hat die Natur eine durchſichtige Haut, welche das Oberhäutchen genennet wird, gemacht, und dieſelbe mit einer andern von ſehr auſſerordentlicher Art, welche die Haut heißt, gefüttert; welche beyde ſo dünne ſind, daß jedes geringe Verbrühen macht, daß Blaſen darauf auflaufen und ſie ſich abſchelen. Dieſe anhängenden Häute ſind an einigen Theilen des Körpers mehr oder weniger durchſichtig, als an andern, wie auch an verſchiedenen Perſonen verſchieden. Das Oberhäutchen iſt ein wenig feucht, und wenn es allein iſt, wie Goldſchlägerhaut, aber etwas dünner, beſonders an ſchönen jungen Leuten; und es würde das Fett, das Magere und alle Blutgefäſſe, juſt wie ſie unter ihm liegen, als durch Hausblaſe, zeigen, wenn nicht die Haut darunter läge, welche ſo artig gebauet iſt, daß ſie dieſe Dinge unter ſich, welche zum Leben und zur Bewegung nöthig ſind, in angenehmen Ordnungen und zur Schönheit eingerichtet, zeigt.

Die Haut beſtehet aus zarten Fäden, gleich Netzwerk, welches mit Säften von verſchiedenen Farben angefüllet iſt. Der weiſſe Saft macht die rechte ſchöne Geſichtsfarbe, der gelbe die bräunliche, der bräunlich gelbe die röthlich braune, der grüngelbe die oliven, der dunkelbraune die Mulattenfarbe, der ſchwarze die Mohrenfarbe. Dieſe verſchiedentlich gefärbten Säfte, nebſt den verſchiedenen Maſchen des Netzwerks und der Gröſſe ſeiner Fäden in dieſem oder jenem Theile, verurſachen die Mannichfaltigkeit der Geſichtsfarben.

Eine Beſchreibung dieſer Art, wie dieſes die Roſenfarbe auf den Backen, und, auf gleiche Weiſe, die bläulichen Anſtriche um den Schlaf ꝛc. zeigt, ſehe man in dem Seitengeſichte *, wo man ſetzen muß, die ſchwarzen Striche des Kupferſtichs wären die weiſſen Fäden des Netzwerks, und wo man da, wo die Striche am dickſten und die Theile am ſchwärzeſten ſind, ſetzen muß, daß das Fleiſch am weiſſeſten iſt; ſo, daß der lichtere Theil deſſelben die Fleiſchröthe des Backens anzeigt, welche nach allen Seiten ſtuffenweiſe abfällt.

* 95. Figur. T. 2. Tafel.

An manchen Leuten iſt das Netzwerk über den ganzen Leib, über das ganze Geſicht und überall ſo gleich gewebt, daß ſie bey der größten Hitze oder Kälte kaum ihre Farbe verändern; und dieſe ſieht man ſelten roth werden, wenn ſie auch noch ſo ſchamhaft ſind, da hingegen bey manchen jungen Weibsperſonen das Gewebe ſo zart iſt, daß ſie bey der geringſten Gelegenheit roth oder blaß werden.

Ich bin der Meynung, daß das Gewebe dieſes Netzwerks von ſehr zarter Art iſt, und daß es auf vielerley Art Schaden leiden, ſich aber ſelbſt wieder herſtellen kan, beſonders in der Jugend. Bey einem fetten geſunden Kinde von 3 bis 4 Jahren iſt es in einer großen Vollkommenheit, welche am meiſten zu ſehen iſt, wenn es mäßig warm iſt: aber bis zu dieſem Alter iſt es etwas unvollkommen.

Wir ſehen alſo, daß die Natur auf dieſe Art wirket. Nun laßt uns ſehen, wie durch Kunſt eben ſolche Erſcheinungen auf der Oberfläche einer einfarbigen wächſernen oder marmornen Bildſäule können gemacht und angeſtrichen werden. Durch die Beſchreibung dieſer Verrichtung werden wir noch mehr ins beſondere anzeigen, was zu unſrem gegenwärtigen Vorhaben dienet; ich meine die Urſache, warum die Ordnung, welcher ſich die Natur ſolchermaßen bedienet hat, uns den Begriff der Schönheit beybringet; welches, im Vorbeygehen geſagt, für einige Maler vielleicht von mehrerem Nutzen ſeyn wird, als ſie geſtehen wollen.

Es giebt nur drey urſprüngliche Farben im Malen auſſer Schwarz und Weiß, nämlich Roth, Gelb und Blau. Grün und Purpur ſind zuſammengeſetzt; das erſtere aus Blau und Gelb, und das andere aus Roth und Blau. Dennoch, da dieſe zuſammengeſetzten Farben ſo deutlich von den urſprünglichen Farben unterſchieden ſind, ſo wollen wir ſie als ſolche betrachten. Figur * ſtellt Staffeln von dieſen fünf urſprünglichen Farben, welche in ſieben Claſſen, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, getheilet ſind, als auf dem Farbenbrete eines Malers zuſammengemiſcht, vor. Das Mittel 4 iſt die alleranmuthigſte Claſſe; denn es iſt das, was ſich als ein Hochroth zeigt, da die Miſchungen 5, 6, 7, ins Weiſſe, und die Miſchungen 1, 2, 3, ins Schwarze fallen, entweder durch die Dämmerung, oder bey einer mäßigen Entfernung von dem Auge, da denn 4 am hellſten und als eine beſtändigere Farbe ausſieht, als das übrige. Da aber Weiß dem Lichte am nächſten kömmt, ſo könnte man ſagen, es ſey der 4ten Claſſe am Werthe, in Anſehung der Schönheit, gleich, wo nicht noch drüber. Daher haben die Claſſen 5, 6, 7, auch faſt eine gleiche Schönheit, wie 4; weil ſie das, was ſie an ihrer Anmuthigkeit und Beſtändigkeit der Farbe verlieren, durch das Weiſſe oder das Licht gewinnen. Den 3, 2, 1 verlieren gänzlich ihre Schönheit ſtuffenweiſe, weil ſie dem Schwarzen, welches die Finſterniß vorſtellt, immer näher kommen.

*94. Figur. T. 2. Tafel.

Wir wollen alſo die 4te Claſſe jeder Farbe, um der Unterſcheidung und des Vorzugs willen, **Blumenanſtriche**, oder, wenn man will, Jungferanſtriche, nach der Benennung der Maler, nennen, und uns noch einmal erinnern, daß bey dem Ordnen der Farben ſowohl, als der Formen, Mannichfaltigkeit, Einfachheit, Deutlichkeit, Verwickelung, Gleichförmigkeit und Größe die Gründe ſind, durch welche man bey dem Farbengeben der menſchlichen Geſtalt Schönheit zuwege bringt, beſonders, wenn wir das Geſicht mit einſchließen, wo Gleichförmigkeit und ſtarke Entgegenſetzung in den Anſtrichen erfordert werden, wie bey den Augen und dem Munde, welche unſere Aufmerkſamkeit am meiſten nöthig haben. Aber für die allgemeine Farbe des Fleiſches, welche itzo ſoll beſchrieben werden, werden Mannichfaltigkeit, Verwickelung und Einfachheit hauptſächlich erfordert.

Da nun alſo der Werth von den Graden der Farbe erwogen und auf dem Farbenbrete, 94 Figur, in Ordnung gebracht iſt, ſo laßt uns dieſelben auf einem Bruſtbildſtücke

bildſtücke

bildſtücke, Figur *, von weiſſem Marmor anbringen, bey welchem wir vorausſetzen wollen, daß es jeden Anſtrich in ſich einziehe, wie ſich ein Tropfen Dinte in Löſchpapier einzieht und ſich auf demſelben ausbreitet, wodurch jeder Anſtrich rund herum ſtuffenweiſe abfallen wird.

* 96. Figur. K. 2. Tafel.

Wenn man dem Halſe des Bruſtbildſtücks eine ſehr blühende und lebhafte Farbe geben will, ſo muß der Penſel in die Blumenanſtriche jeder Farbe, wie ſie in Num. 4. über einander ſtehen, getaucht werden; für eine weniger blühende in Num. 5; für eine ſehr zarte in Num. 6, und ſo ferner, bis der Marmor faſt gar nicht gefärbt iſt. Laßt uns alſo itzo Num. 6. wählen und mit der rothen Anlage anfangen, als in *r*; die gelbe wollen wir in *y*, die blaue in *b*, und die purpur- oder lackfarbene in *p* auftragen.

Wenn dieſe vier Anlagen alſo aufgetragen ſind, ſo wollen wir fortfahren und den ganzen Hals und die ganze Bruſt anſtreichen, aber die Lagen der Anlagen untereinander noch verändern und mannichfaltig machen, und auch machen, daß ihre Geſtalten und Größen ſo ſehr, als möglich, unterſchieden ſind. Das Roth muß am ofteſten wiederholet werden, das Gelb nächſt dieſem am ofteſten, nächſt dieſem das Purpurroth, und das Blau nur ſelten, ausgenommen an beſondern Theilen, als an den Schläfen, an den äuſern Seiten der Hände, ꝛc. wo die größern Adern ihre äſtichen Geſtalten, (bisweilen zu deutlich) welche dieſe Erſcheinung noch mannichfaltiger machen, zeigen. Aber es giebt ohne Zweifel unendliche Mannichfaltigkeiten in der Notur in dem, was man die ſchönſte Ordnung und Einrichtung der Farben des Fleiſches nennen kan, nicht allein an verſchiedenen Perſonen, ſondern auch an verſchiedenen Theilen einer einzigen Perſon, welche alle eben denſelben Grundſätzen in einem oder dem andern Grade unterworfen ſind.

Wenn wir uns nunmehr vorſtellen, dieſes ganze Anſtreichen wäre mit den ſchwachen Anlagen der 7. Claſſen, geſchehen, welche, wie wir vorausgeſetzt haben, untereinander ſtehen, nämlich Roth, Gelb, Blau, Grün und Purpur, ſo wird die allgemeine Farbe des Anſtrichs eine ſcheinbar gleichförmige erſte Anlage, in einer kleinen Entfernung, ſeyn, das iſt, eine ſehr blaſſe, durchſichtige und perlenhafte Geſichtsfarbe: aber niemals wird er ganz durchaus wie Schnee, Elfenbein, Marmor oder Wachs ſeyn, wie die Liebſte eines Poeten; denn jede von dieſen Farben würde an einem lebendigen Leibe in der That häßlich ſeyn.

Gleichwie in der Natur, wegen der allgemeinen gelblichen Farbe des Oberhäutchens, das ſtuffenweiſe Uebergehen einer Farbe in die andere feiner gemildert und miteinander vereiniget ausſieht, ſo werden die Farben, welche wir, wie wir vorausgeſetzt, auf das Bruſtbildſtück aufgetragen haben, durch die Oele, welche der Grund derſelben ſind, mehr vereiniget und fein ausſehen, welches ihm nach kurzer Zeit ein gelbliches Anſehen giebt, aber auch deswegen mehr übels, als gutes thut. Aus dieſer Urſache bemühet man ſich, ſolch Oel zu bekommen, welches am hellſten iſt, und in welchem ſich die Farbe (1.) bey dem Malen mit Oelfarben am beſten hält.

Ueber-

(1.) Ungeachtet der tief eingewurzelten Meinung, ſogar unter den meiſten Malern ſelbſt, daß die Zeit gute Gemälde ſehr verbeſſert, will ich es unternehmen, zu zeigen, daß nichts abgeſchmackter ſeyn kan. Da ich oben der ganzen Wirkung des Oels erwähnet habe, ſo laſt uns itzo ſehen, auf was für Art die Zeit in die Farben ſelbſt wirket, um zu entdecken, ob irgend Veränderungen in denſelben einem Gemälde mehr Einigkeit und Uebereinſtimmung geben können, als in der Gewalt eines geſchickten Meiſters, mit allen ſeinen Regeln der Kunſt, geſtanden hat, ihm zu geben. Wenn ſich überhaupt die Farben verändern, ſo muß es ohngefähr auf folgende Art geſchehen. Da einige derſelben aus Metall, einige aus Erde, einige aus Stein und andere aus Materialien, welche der Verderbung noch mehr unterworfen ſind, gemacht werden: ſo kan die Zeit nicht anders in dieſelben wirken, als wie wir durch die tägliche Erfahrung finden, daß ſie es thut; nämlich, daß die eine dunkler, die andere lichter wird, und eine andere ſich in eine ganz andere Farbe verwandelt, da eine andere, als Ultramarin, ihren natürlichen Glanz ſogar im Feuer behält. Wie iſt es alſo möglich, daß ſolche verſchiedene Materialien, welche ſich immer mannichfaltig verändern, (wie nach einer gewiſſen Zeit augenſcheinlich zu ſehen iſt) zufälliger Weiſe mit der Abſicht des Künſtlers ſollten übereintreffen und eine gröſſere Uebereinſtimmung des Stücks herausbringen können, da es offenbar wider ihre Natur iſt? Denn ſehen wir nicht in den meiſten Sammlungen, daß ſogar die am beſten aufbehaltenen Gemälde durch lange Zeit ihre Vereinigung und Uebereinſtimmung verlieren, ſchwarz werden und nach und nach verderben?

Aber wenn wir, um des Beweiſes willen, ſetzen, die Farben verfielen alle zugleich gleich ſtark, ſo laſt uns ſehen, was dieſes irgend einer Art von Zuſammenſetzung für einen Vortheil bringen würde. Wir wollen mit einem Blumenſtück den Anfang machen. Wenn ein Meiſter eine Roſe, eine Lilie, eine Herbſtroſe, eine Gentianelle, oder ein Veilchen, mit ſeiner gröſten Kunſt und mit den hellſten Farben gemalet hat, wie gar bald verlieren ſie das friſche Anſehen und den prächtigen Glanz, welchen ſie in der Natur haben! Und werden wir wünſchen, ſie durch die Hand der Zeit noch ſchwächer, blaſſer, beſchmuzter und kothiger gemacht zu ſehen, und ſie alsdenn bewundern, als ob ſie einen Zuſatz von Schönheit bekommen hätten, und ſie eher verbeſſert und erhöhet, als garſtig und gewiſſermaſſen verderbt, nennen? Wie abgeſchmackt! Anſtatt fein und ſanft leſe man alſo allezeit gelb und ſchmuzig; denn ſo wird man der Verderberin, der Zeit, ihr gehöriges Recht thun. Oder wollen wir haben, daß Geſichtsfarben, welche oft in der Natur, im eigentlichen Verſtande, ſo ſchön hoch ſind, als die oben erwähnten Blumen, auf eben dieſe unangenehme Art verändert werden? Wird auf einer Landſchaft das Waſſer durchſichtiger und der Himmel glänzender werden, wenn ſie durch das Verfallen braun und dunkel wird? Wahrhaftig nicht. Ich geſtehe, es würde zu bedauern ſeyn, daß des Herrn Addiſons ſchöne Beſchreibung der Arbeit der Zeit in dem Schildereyenſaale, und die folgenden Zeilen des Herrn Dryden nicht genugſamen Grund haben:

Die Zeit wird hier mit leichtem Penſel ſtehn,
Was du gemalt, reif machen und erhöhn,
Dem Anſtrich Braun, den Farben ſanftes Leben
Und jeden Reiz, den ſie allein ſchaft, geben;

Zur

Ueberhaupt ſehen wir hieraus, daß die gröſte Schönheit des Farbengebens von dem groſſen Grundſatze, durch alle Mittel mannichfaltig zu machen, und von der gehörigen und künſtlichen Vereinigung dieſer Mannichfaltigkeit abhänget; welches ferner kan bewieſen werden, wenn man ſetzt, daß die hier gegebenen Regeln alle, oder irgend ein Theil derſelben, umgekehret wären.

Ich habe Grund zu glauben, daß dieſes, daß man nichts von der künſtlichen und verwickelten Methode der Natur, Farben zur Hervorbringung der bunten Zuſammenſetzung oder erſten Anlage zu vereinigen, gewußt hat, Urſache geweſen, daß man aus dem Farbengeben in der Malerkunſt in allen Zeiten eine Art eines Geheimniſſes gemacht hat; ſo, daß man mit Wahrheit ſagen kan, daß von den vielen tauſenden, welche ſich bemühet haben, daſſelbe zu erreichen, nicht über zehn oder zwölf Maler darinne glücklich geweſen ſind. Correggio (welcher auf dem Lande in einem Dorfe lebte, und nichts, als die Natur hatte, was er ſtudiren konnte,) ſoll faſt allein dieſe beſondere vortreffliche Geſchicklichkeit erreichet haben. Guido, welcher aus der Schönheit ſein Hauptwerk machte, hatteallezeit groſſe Mühe damit. Pouſſin erlangte kaum jemals einen Schein

---

Zur Nachwelt wird dein Ruhm durch ſie geführt,
Die wenig nimmt, und deſto ſchöner ziert;

Dryden an Knellern.

wenn nicht der Irrthum, auf welchen dieſe Beſchreibungen gebauet ſind, eine beſtändige Seuche der Anfänger in der Kunſt geweſen wäre, welche ſowohl den Lehrling, als den Anführer, verführet und oft den erſtern genöthiget hat, ſeinem Urtheile zuwider, die beſchädigte Farbe verfallener Gemälde nachzuahmen, ſo, daß, wenn ſeine Arbeiten gleichen Schaden leiden, ſie doppelt von der Natur abweichen müſſen, da denn der geringſte Anſchauer ſeine Fehler zu ſehen im Stande iſt. Hieraus iſt eine andere abgeſchmackte Meinung entſtanden, nämlich, daß ſich itzo die Farben nicht mehr ſo gut halten, als ehedem; da doch wohl zubereitete Farben, worinne nur wenig Kunſt oder Unkoſten ſind, in jedem Zeitalter einerley Eigenſchaften haben und allezeit haben werden, und ohne ſchädliche Zufälle, als Dämpfe, ſchlechten Firniß, und dergleichen, (wenn ſie abgeſondert und rein aufgetragen werden) viel Jahre, ſelbſt der Zeit zum Trotze, gut bleiben und zuſammen halten.

Zum Beweiſe deſſen laſſe man einmal einen die vor vierzig Jahren von Herrn Jacob Thornhil gemalte Decke im Hoſpital zu Greenwich betrachten, welche noch immer friſch, ſtark und hell iſt, als wenn ſie erſt geſtern fertig geworden wäre. Und obgleich verſchiedene Franzöſiſche Schriftſteller ſo gelehrt und philoſophiſch bewieſen haben, daß die Luft dieſer Inſel für den Geiſt eines Malers zu dick, oder zu - - ſonſt etwas, iſt, ſo kan ſich doch Frankreich in allen ſeinen Paläſten keines edlern, vernünftiger eingerichteten oder prächtigern Gemäldes von dieſer Art rühmen. Man merke, daß die hintere Seite des Saales gröſtentheils dem Penſel des Herrn Andrea, eines Ausländers, überlaſſen worden, nachdem die Anfangs für die Arbeit bewilligte Bezahlung ſo ſehr war vermindert worden, daß es des Herrn Jacobs Zeit nicht werth war, das ganze Werk mit ſeiner eigenen ſtärkern Meiſterhand zu vollenden.

davon, wie aus deſſen vielen verſchiedenen Verſuchen offenbar iſt. In Wahrheit, Frankreich hat nicht einen einzigen merklich guten Farbenmaler hervorgebracht (1.).

Rubens machte ſeine Blumenanſtriche kühn und auf eine meiſterliche Art hell, abgeſondert und deutlich, aber dieſes zuweilen zu ſehr in Rahmenſtücken oder Cabinetgemälden. Gleichwohl war ſeine Art wunderſchön für groſſe Stücken eingerichtet, welche in einer ziemlichen Entfernung müſſen geſehen werden; wie ſeine berühmte Decke in der Capelle zu Whitehall (2.). Dieſe, wenn man ſie in der Nähe betrachtet, wird dasjenige, was ich in Anſehung der abgeſonderten Helle der Anſtriche behauptet habe, erläutern und zugleich zeigen, was in der That jedem Maler bekannt iſt, daß, wenn die Farben, welche ſich daſelbſt ſo hell und abgeſondert zeigen, alle eben gemacht und durchaus untereinander gemiſcht worden wären, dieſelben anſtatt der Fleiſchfarbe ein kothiges Grau würden hervorgebracht haben. Die Schwierigkeit beſteht alſo darinne, das **Blau**, die dritte urſprüngliche Farbe, wegen der dadurch entſtehenden groſſen Mannichfaltigkeit, in das Fleiſch zu bringen. Wen dieſes weggelaſſen wird, ſo hört alle Schwierigkeit auf, und ein gemeiner Schildmaler, welcher ſeine Farbe eben anlegt, wird augenblicklich, in Anſehung des Farbengebens ein Rubens, ein Titian oder ein Correggio.

Funfzehntes Hauptſtück.

Von dem Geſichte.

Nachdem wir nun kürzlich von Licht, Schatten und Farben geſprochen haben; ſo kehren wir wieder zu unſerer Linienlehre der Form zurück, wie ſie (51. Seite) in Anſehung des Geſichts vorgetragen worden. Man hat angemerket, daß unter der groſ-

ſen

(1.) Die lahme Entſchuldigung, welche Schriftſteller von der Malerkunſt für die vielen groſſen Meiſter vorgebracht, die in dieſer beſondern Kunſt gefehlet haben, beſteht darinne, daß ſie mit Fleiß ihre Farben todt, und, wie ſie es auf eine gezwungene Weiſe genennet, modeſt gemacht, damit die Richtigkeit ihrer Auſſenlinien zu deſto gröſſerem Vortheil geſehen werden möge. Aber die Farben können nicht zu helle ſeyn, wenn ſie gehörig geordnet werden. Denn die Deutlichkeit der Theile wird hierdurch vollkommener gemacht; wie man ſehen kan, wenn man ein marmernes Bruſtbildſtück mit den bunten Farben des Geſichts, entweder in der Natur, oder eines wohlgemalten, vergleicht. Es iſt wahr, unordentliche Mannichfaltigkeit, ſowohl in den Geſichtszügen, als an den Gliedern, verwirret, da ſie mit vielen Farben, oder mit einer, beſchmieret ſind, die Theile, ſo daß ſie ſelbige unverſtändlich macht.

(2.) Die Förderſeite dieſes Gebäudes, welches Inigo Jones gemacht hat, iſt ein Zuſaz zu der Erläuterung der Grundſätze für die Mannichfaltigmachung der Theile eines Gebäudes; (welche an den Leuchtern, ꝛc. im 8. Hauptſt. erläutert worden) und es würde noch ein ſtärkerer Beweis ſeyn, wenn ein Gebäude von Vierecken auf Vierecken, mit gleichförmig hineingebrachten Vierecken in jedem Vierecke, demſelben gegen über gebauet würde, um das Gegentheil zu zeigen.

ſen Anzahl Geſichter, welche ſeit der Schöpfung der Welt gebildet werden, nicht zwey einander ſo vollkommen gleich geweſen, daß nicht die gewöhnliche und gemeine Unterſcheidungskraft des Auges einen Unterſcheid zwiſchen denſelben entdecken ſollte. Man kan alſo mit Grunde vorausſetzen, daß dieſe Unterſcheidungskraft fähig iſt, noch ferner, durch den Unterricht von einer methodiſchen Unterſuchung, verbeſſert zu werden; welches der ſinreiche Herr Richardſon in ſeiner Abhandlung von Malen die Kunſt zu ſehen nennet.

1. Ich will mit einer Beſchreibung ſolcher Linien anfangen, aus welchen die Züge eines Geſichts von dem erhabenſten Geſchmack, und umgekehrt, beſtehen. Man ſehe Figur *, welche von einem antiquen Kopfe genommen worden, der unter diejenigen gehöret, welche am höchſten geſchätzet werden. Zum Beweiſe deſſen haben ihn Raphael Urbino, und anderer groſſe Maler und Bildhauer, für die Charaktere ihrer Helden und anderer groſſen Leute, nachgeahmet; und der Altemannskopf, Figur †, (welcher in ſeinem Geſchmack, in Anſehung der Linien, dem beſten Stücke des Alterthums nichts nachgiebt) ward vom Fiamingo, zum Gebrauch des Andreas Sacchi, in Thon gearbeitet; nach welchem Modell dieſer alle die Köpfe in ſeinem berühmten Gemälde von St. Romealds Traume malte; und dieſes Gemälde hat den Ruhm, daß es eines der beſten Gemälde in der Welt iſt (1.)

* 97. Figur. B. 2. Tafel.

† 98. Figur. L. 1 Tafel.

Dieſe Exempel ſind zu Erläuterung und Beſtätigung der Kraft der Schlangenlinien in dem Geſichte erwählet. Laßt uns auch anmerken, daß übrigens alle Theile in dieſen Meiſterſtücken der Kunſt mit den vorhin feſtgeſetzten Regeln beſtehen. Ich will alſo nur die Wirkungen und den Gebrauch der Linie der Schönheit zeigen. Eine Art, zu ſehen, auf was für Weiſe die Schlangenlinie in Anſehung deſſen wirket, iſt, wenn man verſchiedene Stücken Drat an verſchiedenen Theilen des Geſichtes und der Züge dieſer Abdrücke dicht an- und herunterwärts drückt; dadurch werden den dieſe Dräter zu ſo viel Schlangenlinien werden, wie zum Theil in der Figur † durch die punctirten Linien bezeichnet iſt. Der Bart und die Haare des Kopfs in der 98. Figur, welche natürlicher Weiſe eine Menge freyer Linien ſind und alſo nach Gefallen des Malers oder Bildhauers geordnet werden können, ſind merkwürdig an dieſem Kopfe bloß aus einem mannichfaltigen Spiele von Schlangenlinien, welche ſich miteinander flammenähnlich winden, zuſammengeſetzt.

† 97. Figur. B. 1. Tafel.

Da aber Unvollkommenheiten leichter nachzuahmen ſind, als Vollkommenheiten, ſo wird es itzo in unſerer Gewalt ſtehen, die letztern vollſtändiger zu erklären, indem wir

---

(1.) Man merke, ich muß den Leſer auf die Abdrücke dieſer beyden Bildhauerſtücke verweiſen, als welche in den Händen der Sammler ſolcher merkwürdigen Stücke zu finden ſind. Denn es iſt unmöglich, in einem Kupferſtiche von dieſer Gröſſe alles das mit genugſamer Genauigkeit auszudrücken, was ich ausdrücken will, was ich mir auch nur für Mühe hätte geben wollen. Es würde auch wirklich in jedem noch ſo groſſen Kupferſtiche unmöglich ſeyn.

wie das Gegentheil in verſchiedenen Graden, bis herunter zu dem verächtlichſten ſchlechten Anſehen, in welchem Linien vorgeſtellet werden können, zeigen werden.

Die 99. Figur iſt der erſte Grad der Abweichung von der 97. Figur, indem darinne die Linien gerader gemacht und in wenigerer Menge ſind. Die Abweichung iſt noch gröſſer in der 100. Figur, noch gröſſer in der 101. und noch ſichtlicher in der 102. Figur. Die 103. Figur weicht noch mehr ab; die 104. Figur iſt aller Linien der Schönheit gänzlich beraubet, wie ein Perückenſtock; die 105. iſt aus lauter ſolchen ebenen Linien zuſammengeſetzt, dergleichen die Kinder machen, wenn ſie ſelbſt anfangen, die Zeichnung eines menſchlichen Geſichts nachzuahmen. Es iſt klar, daß der unnachahmliche Butler die ſchlechte und lächerliche Wirkung ſolcher Linien empfunden, wie aus der Beſchreibung erhellet, welche er von des Hudibras Barte, Figur, *, giebt:

* 106. Figur. L. 1. Tafel.

Dachziegeln gleich an Farb und Schnitt,
Reißt er wohl ſchnellen Beyfall mit.

2. In Anſehung des Charakters und des Ausdrucks. Wir haben täglich viel Beyſpiele, welche die insgemein angenommene Meinung bekräftigen, daß das Geſicht der Verräther des Gemüths iſt. Und dieſe Maxime iſt ſo in uns eingewurzelt, daß wir (wenn wir etwas aufmerkſamer darauf ſind) kaum umhin können, uns einen beſondern Begriff von derjenigen Perſon zu machen, deren Geſichte wir betrachten, auch ehe wir durch irgend andere Mittel Nachricht bekommen. Wie oft ſagt man, bey dem flüchtigen Anblicke, daß dieſer oder jener wie ein Mann von gutem Gemüthe ausſieht, daß er ein ehrliches, freyes und geſetztes Weſen hat, oder daß er einem Schelm in der Haut, einem verſtändigen Manne, oder einem Narren ꝛc. gleich ſieht! Und wie werden unſere Augen durch den Anblick der Könige und Helden, der Mörder, und Heiligen, eingenommen! und wenn wir ihre Handlungen betrachten, ſo fehlet es ſelten, daß wir nicht die Anwendung auf ihre Geſichter machen. Es iſt vernünftig, zu glauben, daß dieſer Anblick eine wahre und lesbare Vorſtellung des Gemüths iſt, welcher jedem bey dem erſten Anſchauen einerley Begriff beybringt; und dieſer wird hernach in der That bekräftiget. Zum Exempel, alle kommen bey dem erſten Anblicke in einerley Meynung von einem offenbar Unwiſſenden überein.

In den Geſichtern der Kinder kan man wenig mehr ſehen, als daß ſie phlegmatiſch oder lebhaft ſind; und kaum dieſes noch, auſſer, wenn ſie in Bewegung ſind. Sehr ſchöne Geſichter faſt von jedem Alter verbergen ein närriſches oder ein boßhaftes Gemüth, bis ſie ſich ſelbſt durch ihre Handlungen oder Worte verrathen. Dennoch können die öftern ungeſtalten Bewegungen der Muskeln in eines Narren Geſichte, wenn es auch noch ſo ſchön iſt, mit der Zeit ſolche Züge auf und in demſelben zurück laſſen, daß man bey der Unterſuchung einen Mangel des Verſtandes erkennen kan. Aber ein böſer Menſch kan, wenn er ein Heuchler iſt, ſeine Muskeln, indem er ſie lehret, ſeinem Herzen zu wiederverſprechen, ſo regieren, daß man von ſeinem geſetzten Anſehen nicht viel von ſeinem Gemüthe urtheilen kan. Daher iſt der Charakter eines Heuchlers gänzlich auſſer der Gewalt des Penſels, wenn nicht einige Umſtände, ihn zu entdecken, beygefüget werden, wie er nämlich zugleich lächelt und zuſchlägt, oder dergleichen.

Die natürlichen und ungezwungenenen Bewegungen der Muskeln, welche durch die Gemüthsbewegungen verurſachet werden, machen, daß jedes Menſchen Charakter, in der Zeit, wenn er ein Alter von vierzig Jahren erreicht, gewiſſermaſſen in ſein Geſicht geſchrieben ſeyn würde, wenn es nicht gewiſſe Zufälle oft, wo nicht immer, verhinderten. Denn ein Menſch von böſem Gemüthe macht, wegen des öftern Runzelns der Stirne und mürriſchen Aufwerfens der Muskeln ſeines Mundes, daß mit der Zeit dieſe Theile beſtändig ein böſes Gemüth zeigen, welches durch ein beſtändiges angenommenes Lächeln würde ſeyn verhindert worden. Und ſo iſt es mit den andern Leidenſchaften; obgleich einige darunter, wenn ſie ganz allein ſind, die Muskeln gar nicht verändern, als Liebe und Hoffnung.

Aber wenn man etwan glauben ſollte, daß ich, wie ein Phyſionomiſt, zu viel auf das äuſere Anſehen baute, ſo merke man dieſes dagegen, daß man zugeſteht, daß ſo viel verſchiedene Urſachen ſind, welche einerley Art der Bewegungen und der Erſcheinungen in den Geſichtszügen hervorbringen, und daß ſich ſo viel entgegengeſetzt wirkende Umſtände durch zufällige Geſtalten in der Bildung der Geſichter finden, daß im Ganzen das alte Sprüchwort, fronti nulla fides, allezeit wahr bleiben wird; und die Natur hat, aus ſehr weiſen Urſachen, für gut befunden, daß es wahr ſeyn ſoll. Aber da wir auf der andern Seite, als in beſondern Fällen, von den Ausdrückungen des geſetzten Weſens Unterricht bekommen, ſo ſoll das, was folget, eine linienmäßige Beſchreibung der darein geſchriebenen Sprache geben.

Es wird nicht undienlich ſeyn, die Gemüthsbewegungen, von der Gemüthsruhe an bis zur äuſerſten Verzweiflung, durchzugehen, wie ſie in dem gemeinen Zeichenbuche, Le Bruns Gemüthsbewegungen betitelt, nach der Ordnung beſchrieben nnd aus den Werken dieſes großen Meiſters zum Gebrauch der Lernenden ausgeleſen worden. Hierinne kan man alle Ausdrückungen in der Kürze auf einmal überſehen. Und ob ſie gleich nur unvollkommene Abzeichnungen ſind, ſo werden ſie doch hier unſerer Abſicht gemäßer ſeyn, als alles andere, worauf ich meinen Leſer verweiſen kan. Denn die Leidenſchaften folgen darinne nach der Ordnung auf einander, und ſind nur mit Linien, mit Weglaſſung der Schatten, deutlich bemerket.

Einige Geſichtszüge ſind ſo gebildet, daß ſie dieſe oder jene Ausdrückung einer Leidenſchaft mehr oder weniger lesbar machen. Zum Exempel, ein kleines ſchmales Chineſiſches Auge ſtimmt mit einer liebäugelnden oder lachenden Ausdrückung am beſten überein, ſo, wie ein großes volles Auge am beſten mit der Dreiſtigkeit und der Verwunderung übereinſtimmet; und ſich rund erhebende Muskeln zeigen in gewiſſem Grade die Aufgeräumtheit, ſelbſt im Schmerz. Da alſo die Geſichtszüge mit denen Ausdrückungen übereinſtimmen, welche oft in dem Geſichte wiederholet worden, ſo bezeichnen ſie es mit der Länge der Zeit mit ſolchen Linien, welche den Gemüthscharakter genugſam anzeigen.

Die Alten haben in ihren niedrigſten Charaktern eben ſo viel Urtheilskraft und einen eben ſo guten Geſchmack in der Anbringung und Windung der Linien derſelben gezeigt, als in ihren Bildſäulen von einer erhabenern Art; indem ſie in den erſtern nur die rechte Linie des Reizes, wo es der Charakter oder die Handlung erfordert hat, mannichfaltig gemacht haben. Der ſterbende Fechter und der tanzenden Faun, der erſtere ein Sklav, der letztere ein wildes Bauerklotz, ſind in einem ſo erhabenen Geſchmack in den Linien ausgehauen, als der Antinous oder der Apollo; mit dieſem Unterſchiede, daß die rechte Linie des Reizes in den beyden letztern häufiger vorkömmt. Demohngeachtet geſtehet man durchgängig zu, daß die erſtern eben ſo gut ſind, weil faſt eben ſo viel Urtheilskraft zur Ausarbeitung derſelben erfordert wird. Die menſchliche Natur
*107. Figur 1 Tafel. kan ſchwerlich mehr erniedriget werden, als in dem Charakter des Silenus; Figur *, wo die krumm zuſammengebeugte Linie, Figur 49. Num. 7. eben ſo durch alle Züge des Geſichts, als durch die andern Theile ſeines ſchweiniſchen Körpers durchläuft; wie wir denn auch an dem Waldgott, obgleich die Alten an demſelben das wilde Thier mit dem Menſchen vereiniget haben, ſehen, daß noch immer ein ſchönes Spiel von Schlangenlinien, welches denſelben zu einer reizenden Figur macht, beybehalten iſt.

In der That, die Werke der Kunſt haben den ganzen Vortheil dieſer Linie, zu Erſetzung ihrer andern Mängel, nöthig. Denn obgleich in den Werken der Natur die Linie der Schönheit oft weggelaſſen oder mit ebenen Linien vermiſcht iſt, ſo fehlt doch ſo viel, daß ſie deswegen mangelhaft ſeyn ſollten, daß vielmehr durch dieſes Mittel diejenige unendliche Mannichfaltigkeit menſchlicher Geſtalten hervorgebracht worden, welche allezeit die Hand der Natur von der eingeſchränkten und unzulänglichen Hand der Kunſt unterſcheidet; und wenn ſie alſo, wegen der Mannichfaltigkeit im Ganzen, zuweilen in flache und unanſehnliche Linien abweicht, und der arme Künſtler nur im Stande iſt, dann und wann einen beſondern Theil deſſen, was er nachahmet, zu verbeſſern und ihm einen beſſern Geſchmack zu geben, indem er dieſes an ihren vollkommenern Werken gelernet hat, oder indem er die Arbeit derer, welche es von der Natur gelernet haben, nachmacht, ſo wette ich, wer weis wie viel, er wird ſtolz darauf, und dünket ſich ein Naturverbeſſerer zu ſeyn, ohne zu bedenken, daß ſie, ſogar in dieſen ihren geringſten Werken, niemals gänzlich ohne ſolche Linien der Schönheit und andere Feinheiten iſt, welche nicht nur über ſein ſchwaches Vermögen ſind, ſondern auch ſelbſt in den berühmteſten Verſuchen, ihr nachzueiſern, vermiſſet werden. Aber wieder zur Sache.

Durch das, was wir flache Linien nennen, wird dieſe merkwürdige Wirkung beſtändig hervorgebracht, daß, wenn ſie mehr, oder weniger in einem gewiſſen Charak-

ter

ter oder Ausdrucke auf dem Geſichte zu ſehen ſind, ſie gewiſſe Grade eines närriſchen oder lächerlichen Anſehens mit ſich bringen. Es iſt die Unanſehnlichkeit dieſer Linien, welche, da ſie eigentlicher zu unbelebten Körpern gehören, man da ſieht, wo Linien von mehr Schönheit und Geſchmack vermuthet werden, die das Geſicht närriſch und lächerlich macht. Man ſehe 6. Hauptſtücke 13. Seite.

Kleine Kinder haben ihrem Alter eigene Bewegungen in den Muskeln ihrer Geſichter, als einen unbelebten und nichtsbedeutenden ſtarren Blick, einen offenen Mund und einfältige Grimaſſen; welche Ausdrückungen alle hauptſächlich von flach gekrümmten Linien gebildet werden, und Unwiſſende ſind im Stande, dieſe Bewegungen und Ausdrückungen beyzubehalten, ſo, daß ſie mit der Zeit ihre Geſichter mit dieſen unanſehnlichen Linien bezeichnen; und wenn die Linien mit den natürlichen Formen der Geſichtszüge übereintreffen und übereinſtimmen, ſo wird ein ſichtbarerer und mehr bekräftigter Charakter eines Unwiſſenden daraus. Dieſe letztgemeldeten flachen Geſtalten ſieht man zuweilen an den verſtändigſten Leuten, an einigen, wenn die Geſichtszüge in Ruhe ſind, an andern, wenn ſie in Bewegung gebracht werden. Eine Mannichfaltigkeit beſtändiger reregelmäßiger Bewegungen, welche von einem guten Verſtande herrühren, der durch eine gute Erziehung gebildet worden, verbeſſert dieſes oft nach Graden und macht die Geſichtszüge zu ſchönern Linien.

Gleichfalls iſt dieſer beſondere Ausdruck des Geſichts, oder dieſe Bewegung eines Geſichtszuges an einer Perſon, an einer andern unangenehm, ſobald es geſchieht, daß ſolche Ausdrückungen oder Wendungen mit Linien der Schönheit zuſammentreffen, oder das Gegentheil. Daher giebt es Arten von artigem Sauerſehen und unangenehmen Lächeln. Die Linien welche ein angenehmes Lächeln um die Winkel des Mundes bilden, haben ſchöne Windungen, wie Fig. *: aber bey dem lauten Gelächter verlieren ſie ihre Schönheit, wie Fig. †. Der Ausdruck eines übermäßigen Gelächters giebt öfter, als irgend ein anderer, einem empfindlichen Geſichte ein närriſches oder widerliches Anſehen, weil es fähig iſt, regelmäßige flache Linien um den Mund, gleich den Einſchlußhaken, zu machen, welches zuweilen ausſieht, als ob man ſchrie. Im Gegentheil erinnere ich mich, einen Bettler geſehen zu haben, welcher ſeinen Kopf ſehr künſtlich verbunden hatte, und deſſen Geſicht ſchmal und blaß genug war, um Mitleiden zu erwecken: aber ſeine Geſichtszüge waren übrigens zu ſeiner Abſicht ſo unglücklich gebildet, daß die Grimaſſe, durch welche er Noth und Elend ausdrücken wollte, vielmehr ein freudiges Gelächter war.

* 108. Figur. L. 2. Tafel.

† 109. Figur. L. 2. Tafel.

Es iſt wunderbar, daß uns die Natur ſo viel Linien und Geſtalten gegeben hat, die Mängel und Fehler des Gemüths anzuzeigen, da es gar keine giebt, welche die Vollkommenheiten deſſelben bezeichnen, auſſer dem Anſehen eines gemeinen Verſtandes und der Sanftmüthigkeit. Das Betragen, die Worte und die Handlungen müſſen für den Ehrlichen, den Weiſen, den Witzigen, den Leutſeligen, den Edelmüthigen

gen, den Bärmherzigen und den Herzhaften ſprechen. Auch ſind ein gravitätiſches und erhabenes Anſehen nicht allemal Zeichen der Weisheit. Ein mit Kleinigkeiten am meiſten beſchäftigtes Gemüth veranlaſſet ein ſo ernſthaftes und verſchlagenes Anſehen, als ob es mit Sachen von der grossten Wichtigkeit beſchäftiget wäre. Die Aufmerkſamkeit eines Meiſters im Gleichgewichte auf einen einzigen Punct, um ſich im Gleichgewichte zu erhalten, mag wohl alsdenn ſo weiſe ausſehen, als der gröſte Philoſoph, wenn er ſich in ſein Studieren vertieft hat. Alles, was die alten Bildhauer thun konnten, ohngeachtet ihrer enthuſiaſtiſchen Beſtrebungen, die Charaktere ihrer Gottheiten bis zu einem übermenſchlichen Anſehen der Klugheit zu erhöhen, beſtund darinne, daß ſie ihnen ſchöne Geſichtszüge gaben. Ihr Gott der Weisheit hat weiter nichts in ſeiner Geſichtsbildung, als eine ſchöne Männlichkeit. Der Jupiter iſt etwas höher getrieben, indem man ihm ein wenig mehr Ernſthaftigkeit, als dem Apollo gegeben; und dieſes durch eine gröſſere Hervorragung der Bogen der Augenbraunen, indem ſie ſich ſo ziehen, daß ſie ein gedankenvolles Anſehen geben, nebſt einem groſſen Barte, welcher, da er zu der edlen Gröſſe der andern Linien des Geſichtes hinzugeſetzt iſt, dieſem Hauptkunſtſtücke der Bildhauerey ein ungemein erhabenes Anſehen giebt; und dieſes wird in der geheimnißvollen Sprache eines tiefſinnigen Kenners ein göttlicher Begriff, unbegreiflich groß und übernatürlich benamſet.

3. Zuletzt will ich zeigen, auf was für Art die Linien des Geſichts ſich von der Kindheit an mit den Jahren verändern und die verſchiedenen Alter anzeigen. Wir müſſen itzo die gröſte Aufmerkſamkeit auf die **Einfachheit** wenden, weil der Unterſchied der Alter, wovon wir reden wollen, hauptſächlich mit der Anwendung dieſes Grundſatzes, in mehrerem oder wenigerem Grade, bey der Form der Linien, zu thun hat.

Von der Kindheit an, bis der Körper ausgewachſen hat, verändern ſich der Inhalt ſowohl des Leibes, als des Geſichts, und jeder Theil ihrer Oberfläche, in mehr Mannichfaltigkeit, bis ſie ein gewiſſes Mittel erreichen. (man ſehe die 44 Seite von
*113. Figur. L. 2. Tafel. dem Verhältniß) Wenn wir von dieſem Mittel, als Figur *, wieder zur Kindheit zurück gehen, ſo werden wir ſehen, daß die Mannichfaltigkeit abnimmt, bis nach und nach dieſe Einfachheit in der Form, welche der Mannichfaltigkeit ihre gehörige Grenzen ſetzte, in Einerleyheit abweichet, ſo, daß alle Theile des Geſichts mit verſchiedenen Zir-
†116. Figur. L. 2. Tafel. keln umſchrieben werden können, wie Figur †.

Es iſt aber noch ein anderer ſehr wunderbarer Umſtand, (der vielleicht bisher noch niemals auf dieſer Seite wahrgenommen worden) welchen uns die Natur gegeben hat, ein Alter von dem andern dadurch zu unterſcheiden. Er beſteht darinne, daß, obgleich jeder Geſichtszug breiter und länger wird, bis die ganze Perſon ausgewachſen hat, die Sehe im Auge doch immer ihre urſprüngliche Größe behält. Ich meine den Augapfel mit ſeiner Iris oder dem Ringe. Denn der Durchmeſſer dieſes Zirkels bleibt immer einerley und wird ein beſtändiges Maaß, nach welchem wir gleichſam unvermerkt das täglich wahrgenommene Wachsthum der andern Theile des Geſichts vergleichen und dadurch das Alter einer jungen Perſon beſtimmen. Man findet zuweilen dieſen Theil des Auges an einem neugebohrnen Kinde eben ſo völlig und groß, als an einem Menſchen, welcher ſechs Fuß lang iſt; ja zuweilen größer. Man ſehe Figur * und †. Die Figur ‡ ſtellt drey verſchiedene Größen des Augapfels vor. Der kleinſte iſt genau von dem Auge eines 105jährigen Mannes mit ſtarken Geſichtszügen, der größte von einem Menſchen von zwanzig Jahren, an welchem dieſer Theil größer, als gewöhnlich, war, genommen, und der dritte iſt von der gewöhnlichen Größe. Wenn dieſer Theil des Auges in den Bildniſſen Carls II. und Jacobs II. welche von Vandyk zu Kenſington gemalet worden, mit einem Zirkel gemeſſen, und mit ihren Bildniſſen, welche Lilly gemalet, als ſie Männer geweſen, verglichen würden, ſo würde man die Durchmeſſer in beyden zuſammen gehörigen Gemälden gleich groß finden.

* 110. Figur. B. 2. Tafel.
† 114. Figur. B. 2. Tafel.
‡ 115. Figur. T. 1. Tafel.

In der Kindheit haben die Geſichter der Knaben und Mägdchen keinen ſichtbaren Unterſchied: wenn ſie aber anwachſen, ſo kommen die Geſichtszüge des Knabens den Geſichtszügen des Mägdchens zuvor, und nehmen, im Verhältniß zu dem Ringe des Auges, geſchwinder zu, welches den Unterſchied des Geſchlechtes im Geſichte zeigt. Knaben, welche ſtärkere Geſichtszüge, als gewöhnlich, in Verhältniß zu dem Ringe ihrer Augen, haben, ſind, wie wir es nennen, männlich ausſehende Kinder; ſo, wie die, an welchen ſich das Gegentheil befindet, kindiſcher und jünger ausſehen, als ſie wirklich ſind. Dieſes Verhältniß der Geſichtszüge zu den Augen macht es, daß Weibsperſonen, wenn ſie Mannskleider an haben, ſo jung und knabenhaftig ausſehen. Aber da ſich die Natur nicht allezeit genau an dieſe beſondern Umſtände bindet, ſo können wir uns ſowohl in den Geſchlechtern, als Altern, irren.

Aus dieſen in die Augen fallenden Umſtänden, und aus den Unterſchieden der ganzen Größe, urtheilen wir leicht von Altern bis zum zwanzigſten Jahre, aber nach dieſem nicht mit ſolcher Gewißheit. Denn die Veränderungen ſind von dieſem Alter an von verſchiedener Art und, wegen des Fetter- oder Magererwerdens, andern Veränderungen unterworfen, welches, wie man wohl weis, oft macht, daß die Perſon, in Anſehung ihres Alters, anders ausſieht.

Das Haupthaar, welches ein Geſicht einfaſſet, wie ein Rahmen ein Gemälde, und ſeine einförmige Farbe der eingeſchloſſenen Zuſammenſetzung von mancherley Farben entgegenſetzt, iſt, da es mehr oder weniger Schönheit zu demſelben hinzuſetzt, nachdem es nach den Regeln der Kunſt in Ordnung gebracht iſt, noch eine Anzeige eines gröſſern Alters.

Weil das, was noch von den verſchiedenen Erſcheinungen der Alter zu ſagen übrig iſt, nicht ſo angenehm iſt, als was vorher gegangen, ſo wollen wir es kürzer beſchreiben. In dem Alter von zwanzig bis dreyßig Jahren ſieht man, Zufälle ausgeſchloſſen, nur wenig Veränderung, ſowohl in den Farben, als in den Linien des Geſichts. Denn obgleich die Blumenanſtriche ein wenig vergehen, ſo erreichet doch auf der andern Seite die Bildung der Geſichtszüge oft eine Art einer feſtgeſetzten Beſtändigkeit in denſelben, welche von dem Anſehen einer erlangten Empfindlichkeit unterſtützet wird. Dieſe erſetzt jenen Verluſt reichlich, und erhält die Schönheit bis in das dreyßigſte Jahr ſehr wohl eben ſo gut. Da nach dieſer Zeit die Veränderungen immer ſichtbarer werden, ſo ſehen wir, daß die angenehme Einfachheit vieler rundlichen Theile des Geſichts ſich in gezähnte Geſtalten mit geſchwindern Wendungen um die Muskeln, welche durch ihre vielen wiederholten Bewegungen veranlaſſet werden, zu brechen anfängt, welches auch dadurch geſchieht, daß ſich die breiten Theile zertheilen und dadurch den weiten Umfang der Schlangenlinien wegnehmen, da denn auch folglich die Schatten der Schönheit in ihrer Feinheit leiden. Etwas von dem, was hier zwiſchen den Altern von dreyßig und funfzig Jahren gemeinet wird, ſehe man in den Figuren *; und was ferner die Zeit für Verwüſtungen nach dem Alter von funfzig Jahren zu machen fortfährt, iſt zu merklich, als daß es nöthig ſeyn ſollte, es zu beſchreiben. Die Striche und Kerben, welche ſie alsdenn in das Geſicht macht, ſind deutlich genug. Dennoch behalten, aller ihrer Bosheit zum Trotz, diejenigen Geſichtszüge, welche einmal ſchön geweſen, ihre flieſſenden Wendungen in dem ehrwürdigen Alter, und zuletzt läßt ſie ein ſchönes Stück von Ruinen übrig.

* 17. Figur. und 19. Figur. 2. Tafel.

Sechzehntes Hauptſtück.

Von der Stellung.

Diejenigen Lagen des Leibes und der Glieder, welche am reizendeſten ausſehen, wenn wenn man ſie in der Ruhe ſieht, rühren von ſich angenehm windenden Entgegenſetzungen her, die am meiſten von der rechten Schlangenlinie regieret werden, welche in Stellungen, die ein erhabenes Anſehen ausdrücken, mehr, als gewöhnlich, ausgeſtreckt und auseinander gebreitet ſind, in den Stellungen der Nachläßigkeit und der Leichtigkeit aber etwas unter dem Mittel des Reizes ausfallen. Und bey einem trotzigen und ſtolzen Tragen, oder bey ängſtlichen Verdrehungen, (man ſehe 9. Fig. 1. Taf.) ſind ſie eben ſo ſehr übertrieben, als ſie in ebene und parallele Linien vermindert und zuſammengezogen ſind, um die Niederträchtigkeit, Plumpheit und Demüthigkeit auszudrücken.

Der Hauptbegriff einer Handlung ſowohl, als einer Stellung kan mit einem Penſel in ſehr wenig Linien gegeben werden. Es iſt leicht zu begreiffen, daß die Stellung einer Perſon am Kreuze völlig durch zwey gerade Linien übers Kreuz kan angezeiget werden. Alſo verſteht man die ausgeſtreckte Art der Kreuzigung des heiligen Andreas völlig, wenn man ein Kreuz wie ein X ſiehet.

Da alſo zwey oder drey Linien anfänglich genug ſind, die Abſicht einer Stellung zu zeigen, ſo will ich hierbey Gelegenheit nehmen, meinem Leſer (welcher vielleicht Mühe gehabt hat, mir bisher zu folgen) einen flüchtigen Entwurf eines Contertanzes vorzulegen, auf die Art, wie ich mit meinem Vorhaben anfieng; um zu zeigen, wie wenig Figuren nöthig ſind, die erſten Gedanken von verſchiedenen Stellungen auszudrücken. Man ſehe Fig. *, welche gewiſſermaſſen die verſchiedenen Figuren und Handlungen, meiſtens von der lächerlichen Art beſchreibt, die auf dem Haupttheile der 2ten Tafel vorgeſtellet ſind.

* 71. Figur. T. 2. Tafel.

Die liebenswürdigſte Perſon verſtellet ihr allgemeines Anſehen, wenn ſie ihren Leib und ihre Glieder in flache Linien zieht: aber ſolche Linien erſcheinen auf einer noch unangenehmern Seite bey Leuten von beſonderem Gewächſe. Ich habe alſo ſolche Figuren erwählet, von welchen ich glaubte, daß ſie am beſten mit meinen erſten Linienzeichen übereinſtimmen würden. 71. Figur.

Die zwey Theile krummer Linien bey der Zahl 71 dienten für die Figur der alten Frau und ihres Mittänzers an dem fördern Ende des Zimmers. Die krumme Linie und die zwey rechtwinklichten geraden Linien halfen mir auf die ausgeſpreitzte Poſitur des dicken Mannes. Hierauf nahm ich mir vor, eine Figur in die Grenzen eines Zirkels zu bringen, woraus der Obertheil der dicken Frau entſtund, welche zwiſchen dem dicken und dem poſſierlichen Manne in der Beutelperücke iſt, für welchen ich eine Art von X gemacht hatte. Das ſich zierende Frauenzimmer im Amazonenhabit, ſeine Mittänzerin, machte, weil ſie ihre Ellbogen von dem Camiſol aufwärts, rückwärts ſchnäbelt, wie man es nennet, ein ziemliches D, mit einer geraden Linie darunter, die enge Steifigkeit ihres Unterröckchens anzuzeigen; und ein Z zeigte die winklichte Stellung an, welche der Leib des ſich zierenden Kerls in der Knotenperücke mit den Füßen und Schenkeln macht. Die obern Theile ſeiner dicken Mittänzerin wurden in ein O eingeſchloſſen, und dieſes, in ein P verwandelt, diente, die hintern geraden Linien anzudeuten. Der gleichförmige Eckſtein in der Lomberkarte entſtund aus dem fliegenden Kleide ꝛc. des kleinen Cabriolenſchneiders in der Haushofmeiſterperücke. Das doppelte L bezeichnete die parallele Lage der feuerſchürrende Hände und Armen ſeiner Mittänzerin, und endlich die zwey Wellenlinien wurden für die artigen Wendungen der beyden Figuren in dem hintern Ende des Zimmers gezogen.

Die beſte Vorſtellung ſelbſt der ſchönſten Tänze in einem Gemälde muß, weil jede Figur mehr eine aufgehaltene Handlung, als eine Stellung, iſt, allezeit etwas unnatürliches und lächerliches ſeyn. Denn wenn es möglich wäre, in einem und demſelben Augenblicke der Zeit jede Perſon ſtillſtehend zu machen, wie in einem Gemälde, ſo würde unter zwanzigen nicht eine reizend ausſehen, obgleich jede in ihren Bewegungen noch ſo reizend wäre; auch könnte die Figur des Tanzes gar nicht verſtanden werden.

Der Tanzſaal iſt alſo mit Fleiß mit ſolchen Bildſäulen und Gemälden gezieret, welche zu einer fernern Erläuterung dienen können. Heinrich VIII. Fig. *, macht ein vollkom-

† 72. Figur. 2. Tafel.

† 51. Figur. 2. Tafel. ‡ 73. Figur. 2. Tafel. vollkommenes **X** mit ſeinen Füſſen und Armen, und die Stellung Carls I. Fig. †, hat nicht ſo mannichfaltige Linien, wie die Bildſäule Eduards VI. Fig. ‡; und die Münze über ſeinem Kopfe hat eben dergleichen Linien: aber in der Münze über der Königin Eliſabeth, wie auch in ihrer Figur, befindet ſich das Gegentheil. Und ſo ſind auch die beyden andern hölzernen Figuren am Ende. Gleichfalls iſt die komiſche Stellung des Erſtaunens (welche ausgedrücket worden, indem man der Richtung einer einzigen flachen krummen Linie gefolget iſt, wie die punctirte Linie in einem Franzöſiſchen Kupferſtiche || 75. Figur. R. 2. Tafel. des Sancho anzeiget, wo Don Quixodes das Puppentheater einreißt, Fig. ||). ein guter Gegenſatz der Wirkung der Schlangenlinien in der feinen Wendung des Samari- * 74. Figur. L. 2. Tafel. taniſchen Weibes, Fig. *, welches von einem der beſten Gemälde, die Hannibal Carrache jemals gemalet, genommen worden.

Siebzehntes Hauptſtück.

Von der Handlung.

Zu der erſtaunlichen Mannichfaltigkeit der Formen, welche dem Anſehen nach durch Licht, Schatten und Farbe noch unendlich mannichfaltiger gemacht werden, hat die Natur, um den Werth aller ihrer Zuſammenzungen noch mehr zu erhöhen, noch eine Art, dieſe Mannichfaltigkeit zu vermehren, hinzugeſetzt. Es geſchiehet dieſes vermittelſt der Handlung. Dieſe am vollſtändigſten zu zeigen, iſt in die Gewalt der Menſchen gegeben, und ſie iſt eben denen Grundſätzen, in Anſehung der Wirkungen der Schönheit, oder des Gegentheils, welche alle die vorhergehenden Zuſammenſetzungen regieren, gleich unterworfen; wie zum Theil in dem **XI.** Hauptſtücke, von dem Verhältniſſe, zu ſehen iſt. Meine Verrichtung ſoll hier ſeyn, auf eine ſo kurze Art, als es möglich iſt, die beſondere Anwendung dieſer Grundſätze auf die Bewegung des Körpers zu zeigen, und damit dieſes **Lehrgebäude** der Mannichfaltigkeit in Geſtalten und Handlungen zu beſchließen.

Es iſt wohl niemand, der nicht wünſchen ſollte, daß es in ſeiner Gewalt ſtehen möchte, ſeine Perſon artig und reizend zu tragen und zu bewegen, wenn es mit wenig Mühe oder Zeitverluſt erlanget werden könnte. Die gewöhnlichen Methoden, welche bey wohlerzogenen Leuten zu dieſem Vorhaben angewendet werden, nehmen einen beträchtlichen Theil von ihrer Zeit weg; ja ſelbſt Perſonen vom erſten Range haben hierinne keine andere Zuflucht, als zu Tanzmeiſtern und Fechtmeiſtern. Tanzen und Fechten ſind ohne allen Zweifel geſchickt und ſehr nöthig, artige Leute zu machen: dennoch ſind ſie oft ſehr unvollkommen für die Abſicht, reizende Stellungen hervorzubringen. Denn obgleich die Muskeln des Leibes durch dieſe Uebungen gefüge werden und die Glieder, durch die ſchöne Bewegung im Tanzen, eine Leichtigkeit, ſich reizend zu bewegen, erlangen können, ſo folgen doch oft, weil man nicht weis, was jeder Reiz bedeutet, und wovon er abhängt, gezwungenes Weſen und falſche Anwendungen daraus.

Die Handlung iſt eine Art von Sprache, welche vielleicht über lang oder über kurz ſo weit wird gebracht werden, daß man ſie durch eine Art von grammatikaliſchen Regeln lehren wird. Aber itzo wird ſie nur durch öftere Uebung und durch Nachahmung gelernet; und Perſonen von großem Stande und Vermögen übertreffen gemeiniglich, den meiſten andern Copien oder Nachahmungen zuwider, ihre Originale, die Tanzmeiſter, in freyen Geberden und in dem ungezwungenen reizenden Weſen, weil ein Bewußtſeyn ihres Vorzuges macht, daß ſie ihren Handlungen keine Gewalt anthun, beſonders wenn ihre Perſonen wohl gemacht ſind. Wenn dieſes ſo iſt, was kan beſſer zu dieſem freyen Weſen und nöthigem Muthe verhelfen, welche machen, daß ein erlangter Reiz frey und natürlich läßt, als dieſes, daß man im Stande iſt, zu beweiſen, wenn wir die geringſte Bewegung, welche wir machen, wirklich richtig und geſchickt machen? Daher würde, wegen Mangel einer ſolchen Gewißheit in dem Gemüthe, einer der artigſten Hofleute, wenn er als ein Schauſpieler auf dem öffentlichen Schauplatze auftreten ſollte, verlegen ſeyn, wie er ſich gehörig bewegen ſollte, und er würde, wenn er auch ſeinen eigenen Charakter vorſtellen ſollte, ſteif, gerade und poßierlich ausſehen. Weil er nicht wiſſen würde, ob er es recht machte, ſo würde er ſich faſt auf die Art zwingen, wie gemeine Leute von keiner Erziehung thun, wenn ſie ſich vor Leuten ſehen laſſen, welche eine beſſere Erziehung gehabt haben.

Es iſt bekannt, daß Körper, welche in Bewegung ſind, allezeit eine oder die andere Linie in der Luft beſchreiben. Als das wirbelnde Rund eines Feuerbrandes macht, dem Anſehen nach, einen Zirkel, der Waſſerfall einen Theil einer krummen Linie, der Pfeil und die Musketenkugel, wegen der Geſchwindigkeit ihrer Bewegungen, beynahe eine gerade Linie. Wellenlinien werden durch die angenehme Bewegung eines Schiffs auf den Wellen gebildet. Damit wir nun einen richtigen Begriff von der Handlung, wobey wir zugleich mit Verſtande zufrieden darüber geſtellet ſind, daß wir das, was wir machen, recht machen, bekommen, ſo wollen wir uns erſtlich vorſtellen, es wäre in der Luft, durch einen vorausgeſetzten Punct an dem Ende eines ſich bewegenden Gliedes oder Theiles, eine Linie gezogen, oder durch den ganzen Theil, oder das ganze Glied, oder mit dem ganzen Körper zuſammen, gemacht. Es iſt klar, daß man ſich auf dieſe Art viele Bewegungen auf einmal, bey dem geringſten Nachſinnen, vorſtellen kan. Denn wer nur ein ſchönes Arabiſches Reutpferd, wenn es nicht geritten wird, ſondern ſeine Freyheit hat und in einem ſchönen Halbgalop geht, geſehen hat, der muß ſich erinnern, was für eine groſſe Wellenlinie ſein Erheben und zu gleicher Zeit ſein Vorwärtsbeugen in die Luft einſchneidet, deren gleiche Fortſetzung durch die Curbetten, die es von einer Seite zur andern macht, mannichfaltig gemacht wird, da indeſſen ſeine lange Mähne und ſein langer Schwanz in ſchlangenförmigen Bewegungen ſpielen.

Nachdem man ſich alſo den Begriff gemacht hat, daß alle Bewegungen als Linien betrachtet werden können, ſo wird es nicht ſchwer ſeyn, zu begreifen, daß der Reiz in den Handlungen von eben denſelben Grundſätzen abhänget, von welchen gezeiget worden, daß ſie ihn in den Formen hervorbringen.

Das nächſte, was ſich unſerer Betrachtung darſtellet, iſt die Stärke der Fertigkeit und Gewohnheit in der Handlung. Denn darauf kömmt viel an.

Die eigenen Bewegungen jeder Perſon, als der Gang, werden durch ſolche Linien beſonders angegeben, welche jeder Theil durch die erlangten Fertigkeiten beſchreibt. Die Natur und die Gewalt der Fertigkeit kan man völlig durch folgendes gemeine Exempel begreifen, indem die Bewegungen eines Theils des Körpers dienen können, die Bewegungen des ganzen Körpers zu erklären.

Man merke, daß, was nur die Finger für eine Fertigkeit in dem Gebrauch der Feder erlanget haben, man dieſelbe durch die Geſtalten der Buchſtaben dem Auge vollkommen vorgemalet ſiehet. Wären die Bewegungen der Finger jedes Schreibenden gerade einerley, ſo würde eine Hand nicht von der andern unterſchieden werden können. Weil aber die Finger natürlicher Weiſe auf verſchiedene Fertigkeiten im Bewegen verfallen oder dieſelben erlangen, ſo iſt jede Hand ſichtbarlich zu unterſcheiden. Dieſe Bewegungen müſſen mit den Buchſtaben übereinſtimmen; ob ſie gleich zu hurtig und zu klein ſind, als daß ſie das Auge ſo vollkommen ſollte bemerken können. Aber dieſes zeigt, was für feine Unterſchiede durch angewöhnte Bewegungen verurſachet und beſtändig beybehalten werden.

Man merke an, daß alle nützlichen angewöhnten Bewegungen, welche am leichteſten ſind, zu nöthigen Abſichten des Lebens zu dienen, diejenigen ſind, welche aus ebenen Linien beſtehen, das iſt, aus geraden und zirkelförmigen Linien, welche die meiſten Thiere mit den Menſchen gemein haben, obgleich nicht in ſo einem ausgedehnten Grade. Der Affe hat es, wegen ſeiner Geſtalt, hinlänglich in ſeiner Gewalt, reizend zu ſeyn: aber da hierzu Vernunft erfordert wird, ſo würde es unmöglich ſeyn, ihn ſo weit zu bringen, daß er ſich auf eine anſtändig artige Art bewegen ſollte.

Ob ich gleich geſagt habe, daß die gewöhnlichen Handlungen des Körpers in ebenen Linien geſchehen, ſo verſtehe ich doch dieſes nur vergleichungsweiſe mit den Handlungen in ſtudierten Bewegungen nach der Schlangenlinie. Denn da alle unſere Muskeln allezeit fertig ſind, zu wirken, ſo wirken, wenn ein Theil beweget iſt, (als eine Hand, oder ein Arm, durch ſeinen gehörigen Bewegemuskel, um etwas aufzuheben, oder herunter zu ziehen) die daneben liegenden Muskeln in gewiſſem Grade durch Uebereinſtimmung mit demſelben. Daher geſchehen unſere meiſten Handlungen nur ſelten in ſolchen gänzlich ſchlechten Linien, wie die Bewegungen der Puppen oder Marionetten mit Gelenken. Es muß einer viel Uebung gehabt haben, wenn er im Stande ſeyn ſoll, ſolche ganz gerade oder runde Bewegungen nachzumachen, welche, da ſie ſich gar nicht zu der menſchlichen Geſtalt ſchicken, lächerlich ſind.

Man bemerke, daß man ſich reizender Bewegungen in Schlangenlinien nur bey Gelegenheit, und mehr bey müßigen Stunden, bedienet, als ſie beſtändig bey jeder Hand-

Handlung, welche wir machen, anwendet. Man kan alles, was man im Leben zu thun hat, ohne dieſelben verrichten, indem ſie, eigentlich zu reden, nur der zierliche Theil der Geberden ſind; und da man ſich dieſelben alſo nicht natürlicher Weiſe aus Noth geläufig gemacht hat, ſo muß man ſie durch Regeln oder Nachahmung erlangen und darinne durch öftere Wiederholungen zu einer Fertigkeit gelangen. Die **Regeln** ſind das Mittel, welches ich, als die geſchwindeſte und kräftigſte Methode, anpreiſen wollte. Aber ehe wir zu der vorzutragenden Methode, die Glieder auf eine leichtere und ſicherere Art zu der Leichtigkeit in der zierlichen Bewegung anzugewöhnen, fortgehen, muß ich anmerken daß geſchwindes Tempo derſelben Geiſt und Lebhaftigkeit giebt, und langſames Tempo Ernſthaftigkeit und ein feyerliches Anſehen, und ferner, daß das letztere Tempo dem Auge Gelegenheit giebt, die Linie des Reizes vortheilhaft zu ſehen, wie in den Stellungen und Geberden der Helden auf dem Schauplatze, oder in einer feyerlichen Ceremonienhandlung; und obgleich das Tempo in der Bewegung auf gewiſſe Regeln für das Tanzen gebracht iſt, ſo iſt es doch bey dem Tragen nicht ſo eingeſchränkt, und man kan ſich deſſelben darinne mehr nach Gefallen bedienen.

Wir wollen nunmehr eine ſeltſame, aber vielleicht kräftige Methode zu Erlangung einer Fertigkeit, ſich in den Linien des Reizes und der Schönheit zu bewegen, vortragen.

1. Man laſſe einen die Linie, Figur *, auf einer ebenen Fläche mit Kreide ziehen, und ihn an einem Ende, an welchem er will, anfangen, ſo wird er ſeine Hand und ſeinen Arm nach einer ſchönen Richtung bewegen. Aber wenn er eben dergleichen Linie auf einer Ogehhöhlung einen oder zwey Fuß breit zieht, wie die punctirte Linie auf der Figur † anzeigt, ſo muß ſich ſeine Hand in der ſchönern Richtung bewegen, welche durch den Namen Reiz unterſchieden wird; und nach dem man dieſen Linien eine gewiſſe Größe giebt, ſo kömmt zu dem Reize die Größe hinzu, und die Bewegung iſt mehr oder weniger edel.

*119. Figur. L. 2. Tafel.

†120. Figur. L. 2. Tafel.

Wenn man dergleichen artige Bewegungen alſo verſteht, ſo kan man ſie allezeit und überall machen; welches durch öftere Uebungen den alſo geübten Theilen ſo geläufig werden wird, daß ſie ſie bey gehöriger Gelegenheit ſo machen, als wenn ſie ſie von ſich ſelbſt machten.

Die angenehme Wirkung dieſer Art, die Hand zu bewegen, iſt zu ſehen, wenn eine Schnupftabacksdoſe oder ein Fächer einem Frauenzimmer auf eine reizende und artig laſſende Art übergeben wird, ſowohl, wenn ſich die Hand vorwärts, als auch, wenn ſie ſich wieder zurück bewegt. Aber man muß es ſo machen, daß die Linie der Bewegung nur artig ſey, wie Num. 3, 49. Figur 1. Tafel, und nicht zu ſehr einem S gleich und gedreht, wie Num. 7, in eben derſelben Figur; welche Uebertreibung gezwungen und lächerlich ſeyn würde.

Wer dieſe Bewegungen täglich mit den Händen und Armen, wie auch mit andern ſolchen Theilen des Körpers, welche derſelben fähig ſind, übet, der wird in kurzer Zeit ſeine ganze Perſon reizend und ungezwungen machen, daß es eine Luſt ſeyn wird.

2. Was die Bewegungen des **Kopfes** anlangt, ſo iſt die Furcht, in welcher die meiſten Kinder vor Fremden ſind, bis ſie ein gewiſſes Alter erreichen, die Urſache, daß ſie ihr Kinn ſo herunter ſinken laſſen und es in die Bruſt hinein ziehen, und daß ſie ſo unter der Stirne hervor ſehen, als ob ſie ſich ihrer Schwachheit oder etwas unrechtem an ſich bewußt wären. Dieſer ungeſtaltenen Anſichhaltung vorzubeugen, werden ſie von Aeltern und Vormündern beſtändig geplagt, den Kopf aufgerichtet zu halten. Wenn ſie ſie nun dazu bringen, ſo geht es gar ſchwer zu, und ſie thun es folglich auf eine ſo gezwungene Art, daß es ihnen beſchwerlich fällt und daß ſie natürlicher Weiſe alle Gelegenheiten ergreifen, es ſich leicht zu machen, indem ſie den Kopf niederſinken laſſen; welche Stellung ihnen eben ſo beſchwerlich ſeyn würde, wenn ſie ſich nicht dadurch von dem Zwange erholten. Es entſteht aber auch noch ein anderer Schaden aus dem Niederhalten des Kopfes, nämlich dieſer, daß ſie einen zu hohen Rücken bekommen. Wenn ſich dieſes zuträgt, ſo nehmen ſie denn ihre Zuflucht zu Stahlſchnürbrüſten und andern Eiſenmaſchinen; welche Einſpannungen in Eiſen alle wider die Natur ſtreiten und machen, daß der Leib krumm wächſt. Dieſe tägliche Mühe ſowohl der Kinder, als der Aeltern, kan vermieden werden, wenn man nur (in einem gehörigen Alter) ein Band an einer Menge geflochtener Haare oder an dem Kopfzeuge anmacht, ſo, daß es an ſeiner Stelle feſt bleibt, und das andere Ende an dem Kleide auf dem Rücken befeſtiget, als Figur *; welches Band ſo ſtraff ſeyn muß, daß es ſie hindert, das Kinn in die Bruſt ſinken zu laſſen. Dieſes Band wird allezeit den Kopf ſich frey nach jeder Richtung bewegen laſſen, nur nicht nach dieſer unanſehnlichen Richtung, welche ſie ſich ſo leicht angewöhnen.

*121. Figur. d. 2. Tafel.

Aber ſo lange, bis die Kinder zu einem überlegenden Alter gelangen, wird es ſchwer ſeyn, durch irgend ein Mittel ihnen mehr Reiz beyzubringen, als jedem wohlgemachten Kinde, wenn es ſeine Freyheit hat, natürlich iſt.

Der Reiz der obern Theile des Körpers iſt am einnehmendeſten, und auf ſich Achtung gebende wohlgemachte Leute in jeglicher Lebensart beſitzen ihn von Natur in einem hohen Grade. Daher ſind Regeln, wenn ſie nicht einfach ſind und leicht behalten und ausgeübet werden können, von geringem Nutzen; ja ſie ſind vielmehr ſchädlich.

Den Kopf aufgerichtet halten iſt nur zufälliger Weiſe recht. Ein gehöriges Beugen deſſelben iſt eben ſo reizend: aber die wahre Schönheit ſieht man am meiſten, wenn er ſich aus einer Stellung in die andere bewegt.

Und dieſes kan man erlangen, wenn man auf ſich ſelbſt Achtung giebt, ob man gleich nicht, indem man in einen Spiegel ſieht, ſehen kan, was man thut, indem man

ſich

ſich bemühet, mit dem Kopfe, da man zugleich den Leib ſo beuget, daß jener ſich freyer bewegen kan, eben dieſe Schlangenlinie in der Luft zu machen, welche vorhin die Hände, durch Hülfe der Ogehöhlung, zu machen gelehret worden. Ich wage es, zu ſagen, daß einige wenige ſorgfältige Wiederholungen bey dem erſten Anfange dieſe Bewegung dem Kopfe ſo leicht, als den Händen und Armen, machen werden.

Die reizendeſte Vorbeugung erhält man, wenn man den Kopf nach dieſer Richtung bewegt, weil er niederwärts und wieder aufwärts geht. Einige ungeſchickte Nachahmer dieſer ſchönen Art, Vorbeugungen zu machen, haben weil ſie nicht gewußt, womit ſie zu thun gehabt haben, dieſe Vorbeugung mit verdrehtem Halſe zu machen geſchienen. Die tiefe feyerliche Vorbeugung vor der Majeſtät ſollte nur eine ſehr geringe Windung haben, wofern ſie eine haben ſoll, weil ſie dadurch ernſthafter und demüthiger wird. Der bäuriſche Bückling in einer plötzlichen geraden Linie iſt gerade das Gegentheil von denen Vorbeugungen, von welchen itzo geſprochen worden.

Die ſchönſte und ehrerbiethigſte Höflichkeitsbewegung hat eine artige, oder einen kleinen Grad über das reizende erhabene Vorbeugung des Kopfs, wenn die Perſon ſich neiget und aufrichtet und zurück tritt. Wenn man ſagen wollte, daß eine artige Vorbeugung bloß darinne beſtünde, daß man ſich bey dem Neigen und Aufrichten zugleich gerade hielte, ſo müßte man zugeben, daß die charmante Cathrine, oder der Tanzbär, welchen man zur Schau auf den Straſſen herumführet, eine ſo gute Vorbeugung machte, als nur jemand machen kan.

Man merke, daß man ſich wohl in Acht zu nehmen, Vorbeugungen und Höflichkeitsbewegungen nicht allezeit vollkommen auf einerley Art zu machen. Denn ſo reizend ſie auch bey gewiſſen Gelegenheiten ſeyn können, ſo formal und übelangebracht können ſie doch zu andern Zeiten ſcheinen. Shakeſpear ſcheint in des Aenobarbus Beſchreibung der Kammerfrau der Cleopatra die zierliche Art, ſich zu neigen, von welcher vorhin geredet worden, gemeinet zu haben.

> . . . . . und macht ihr Neigen anmuthsvoll.
>
> 2. Aufzug.

3. Vom **Tanzen**. Die Tanzmeiſter ſelbſt geſtehen, daß die Menuet die Vollkommenheit alles Tanzens ſey. Ich hörte einmal einen groſſen Tanzmeiſter ſagen, er hätte ſein ganzes Leben darüber zugebracht, die Menuet zu ſtudiren, und ob er gleich in Verfolgung ihrer Schönheiten unermüdet geweſen wäre, ſo könnte er doch nur mit dem Sokrates ſagen, **er wiſſe nichts**; und er ſetzte hinzu, ich wäre in meiner Profeßion, als ein Maler, glücklich, daß dem Studieren dieſer Kunſt gewiſſe Grenzen könnten geſetzet werden. Es iſt kein Zweifel, daß die Menuet eine ſchöne Zuſammenſetzung von Bewegungen iſt, weil ſie eine zuſammengeſetzte Mannichfaltigkeit von ſo viel Bewegungen in den Schlangenlinien in ſich hält, als derſelben in deutlichen Gröſſen wohl können zuſammen gebracht werden.

Die gewöhnliche wellenförmige Bewegung des Körpers in dem gemeinen Gehen (welche man deutlich an der Wellenlinie ſiehet, die der Schatten eines Menſchenkopfs an einer Wand macht, wenn er zwiſchen ihr und der Nachmittagsſonne geht) wird zu einer mehreren Gröſſe der **Wellenform** durch Hülfe des Menuetſchritts vermehret, welcher ſo beſchaffen iſt, daß ſich der Körper in angenehmen Graden etwas höher, als gewöhnlich, hebt, und daß er wieder auf eben dieſe Art bey dem Fortgehen im Tanze niedriger ſinket. Die Figur des Menuetganges auf dem Fußbaden iſt auch aus Schlangenlinien zuſammengeſetzt, wie Figur *, welche etwas nach der Mode mannichfaltig ſind; indem die Partenen wegen dieſes Schritts ſehr ſanft nach dem Tempo ſich heben und ſinken, und ohne plötzliches Zurückprallen und Niederfallen am nächſten zu Shakeſpears Begriffe von der Schönheit im Tanzen kommen, welche er in folgenden Zeilen ausdrückt;

*122. Figur. T. 2. Tafel.

> . . . . . Was du nur thuſt,
> Verbeſſert noch, was du bereits gethan.
> Wie oft möcht' ich, ſeh ich dich tanzend an,
> Dich auf der See als eine Welle ſehen,
> Damit du ſtets möchtſt ſo, wie Wellen, gehen!
> So . . ſo . . noch mehr; thu dieß, und allzeit dieß.
>
> **Wintererzählung.**

Die übrigen zu dieſem Tanze gehörigen Schönheiten ſind die Wendungen des Kopfs und die Windung des Leibes, wenn eines vor dem andern vorbey geht, wie auch das artige Vorbeugen und Händegeben auf die vorhin beſchriebene Art; welches alles zuſammen die gröſte Mannichfaltigkeit von Bewegungen in allen möglichen Schlangenlinien, welche mit der Muſik gleichen Tact halten, ſehen läßt.

Es giebt andere Tänze, welche das Auge bloß darum ergetzen, weil ſie aus mannichfaltigen Bewegungen, die in gewiſſem Tempo gemacht werden, zuſammengeſetzt ſind: aber je weniger ſie aus Schlangen- oder Wellenlinien beſtehen, deſto weniger machen die Tanzmeiſter daraus. Denn wenn, wie gezeiget worden, die Form des Körpers von ihren Schlangenlinien entblößet iſt, ſo wird ſie, als eine menſchliche Figur, lächerlich. So wird auch ein Tanz, wenn alle Bewegungen [illegible] ſolchen Linien davon ausgeſchloſſen ſind, niedrig, grob und komiſch. Gleichw[illegible], wenn er, wie geſagt, aus Mannichfaltigkeit zuſammengeſetzt iſt, welche ſo beſchaffen iſt, daß ſie ſich für einen gewiſſen Charakter ſchickt, und welche mit Flüchtigkeit ausgeführet wird, ſo beluſtiget er dennoch ſehr. Dergleichen ſind die Italiäniſchen Bauertänze ꝛc. Aber ſolche rauhe Verdrehungen des Körpers, welche einer Mannsperſon erlaubt ſind, würden an einer Weibsperſon ekelhaft ſeyn, gleichwie der höchſte Grad des Reizenden, welcher an dieſem Geſchlechte ſo ſehr anlockend iſt, an dem andern ekelhaft ſeyn würde. Selbſt der

Menuet-

Menuetreiz würde an einer Mannsperſon ſchwerlich gebilliget werden, auſſer nur in ſo ferne, als die Hauptabſicht deſſelben wiederholte Zukehrungen gegen das Frauenzimmer vorſtellt.

In den Tänzen des Italiäniſchen Theaters iſt eine viel gröſſere Beſtändigkeit, als in den Tänzen des Franzöſiſchen, ohngeachtet das Tanzen dieſer Nation eigenthümlich zu ſeyn ſcheinet. Die folgenden deutlich unterſchiedenen Charaktere kommen urſprünglich aus Italien; und wenn wir ſie linienmäßig, in Anſehung ihrer beſondern Bewegungen, betrachten, ſo werden wir ſehen, worinnen ihr Weſentliches beſtehet.

Die Stellungen des Harlekins ſind ſinnreich aus gewiſſen kleinen geſchwinden Bewegungen des Kopfs, der Hände und der Füſſe zuſammengeſetzt. Einige derſelben entwickeln ſich aus dem Körper als in geraden Linien, oder drehen ſich in kleinen Zirkeln herum.

Scaramuz iſt, ſeinem Charakter gemäß, gravitätiſch abgeſchmackt in unangenehm übertrieben ausgedehnten Bewegungen von unnatürlichen Längen und Linien. Es ſcheint, daß dieſe beyden Charaktere ausgedacht worden, indem man ſich einen vollkommenen Gegenſatz von Bewegungen vorgeſtellet hat.

Pierots Bewegungen und Stellungen beſtehen hauptſächlich aus perpendicularen und parallelen Linien; und ſo ſind deſſen Figur und Kleidung.

Punchinello iſt drollig, weil er das Gegentheil von aller Schönheit iſt, ſowohl in der Bewegung, als in der Figur. Die Schönheit der Mannichfaltigkeit iſt gänzlich und komiſch in jedem Stück von ſeinem Charakter ausgeſchloſſen. Seine Glieder erheben ſich und fallen faſt alle zuſammen zu gleicher Zeit in parallelen Richtungen, gleich als ob ſeine Gelenke, deren er weniger, als gewöhnlich iſt, zu haben ſcheinet, nicht beſſer, als Thürangeln, wären.

Tänze, welche Provincialcharaktere, wie dieſe obigen, oder Leute von ſehr niedrigem Stande, als Gärtner, Matroſen ꝛc. wenn ſie ſich luſtig machen, vorſtellen, beluſtigen gemeiniglich auf dem Theater am meiſten. Die Italiäner haben ohnlängſt zu verſchiedenen Franzöſiſchen Tänzen viel ergetzendes und luſtiges hinzugeſetzt, beſonders den Tanz in hölzernen Schuhen, in welchem ſich beſtändig eine Stellung in die andere in ebenen Linien verwandelt. Sowohl die Manns- als Weibsperſon bleibt oft komiſch in gleichförmiger Lage ſtehen, und ſie ſtellen ſich oft in gleichem Tempo ſchnell in winklichte Figuren, wovon die eine merklich zwey W in einer Linie vorſtellt, wie über der 122. Figur 2. Tafel. Da dieſe Art von Tänzen ein wenig verbeſſert worden, beſonders auf Seiten der Weibsperſon, indem eine ſchöne Schalkhaftigkeit ausgedrückt wird, (welche das wahre Weſen des Tanzens iſt) ſo ſind ſie in den letzten Jahren ſehr ergetzend aus-

ausgeführet worden, und es ſcheint, als ob ſie itzo den Vorzug vor prächtigen, nichts ausdrückenden groſſen Balleten bekommen hätten, zumal da ernſthaftes Tanzen ſogar ein ausdrücklicher Widerſpruch iſt.

4. **Von Contertänzen.** Die Linien, welche eine Anzahl Leute im Conter- oder Figurtanzen zuſammen machen, verurſachen dem Auge ein ergetzendes Spiel beſonders wenn die ganze Figur auf einen Blick zu überſehen iſt, wie in dem Komödienhauſe, von der Gallerie. Die Schönheit dieſer Art von myſtiſchem Tanzen, wie es die Poeten nennen, kömmt von der Bewegung in einer zuſammengeſetzten Mannichfaltigkeit von Linien, beſonders von Schlangenlinien, her, welche von den Grundſätzen der Verwickelung ꝛc. regieret wird. Die Tänze barbariſcher Völker werden allezeit ohne dieſe Bewegungen vorgeſtellet, indem ſie nur aus wildem Hüpfen, Springen und Drehen in die Runde, oder mit convulſiviſchem Achſelziehen und verdrehten Geberden begleitetem Rückwärts- und Vorwärtslaufen beſtehen.

Eine von den angenehmſten Bewegungen in Contertänzen, und welche mit allen Grundſätzen der Mannichfaltigmachung auf einmal übereinſtimmet, iſt das, was man den Schlangentanz nennet. Die Figur deſſelben zuſammengenommen iſt eine Figur von etlichen S, oder eine Anzahl untereinander gewebter oder untereinander gewickelter Schlangenlinien, welche, wenn man ſetzen wollte, daß ſie auf dem Fußboden gezogen wären, wie Figur* ausſehen würden. Milton malet in ſeinem verlohrnen Paradieſe, da er das Tanzen der Engel um den heiligen Hügel herum beſchreibt, den ganzen Begriff in Worten:

* 123. Figur. T. 2. Tafel.

> Myſtiſcher Tanz! . . . .
> . . . . verzogner Labyrinth;
> Eccentriſch rund, geſchlungen richtig ſchön,
> Juſt, wenn man glaubt, das Gegentheil zu ſehn.

Zuletzt will ich es wagen, ein Paar Worte von der theatraliſchen Handlung zu ſagen. Aus dem, was von der durch Fertigkeit erlangten Bewegung in Wellenlinien geſagt worden, wird man vielleicht finden, daß, wenn man die theatraliſche Handlung, beſonders die reizende, linienmäßig lernte, ſie geſchwinder und richtiger durch Hülfe der vorhergehenden Grundſätze könnte gelernet werden, als durch die Methoden, deren man ſich bisher bedienet hat. Es iſt bekannt, daß das gemeine Tragen, wenn es für ſchön und richtig auf dem Theater ſoll mitgenommen werden, für daſſelbe nicht hinlänglicher zu ſeyn würde geſchätzet werden, als richtig eine Unterredung in einer gemeinen artigen Geſellſchaft für die Sprache eines Schauſpiels würde geachtet werden. Es iſt alſo nicht genug, daß man ſich auf zufällige Umſtände verläßt. Die Handlungen eines jeden Auftritts müſſen ſo viel, als möglich, eine vollſtändige Zuſammenſetzung wohl veränderter Bewegungen ſeyn; die Bewegungen abgeſondert und von dem, was ſich bloß

auf

auf den Verſtand der Worte bezieht, unterſchieden betrachtet. Die Handlung, in ſo fern ſie dienet, die Meinung des Verfaſſers auszudrücken, indem ſie den Gedanken Stärke und den Gemüthsbewegungen Nachdruck giebt, muß gänzlich der Urtheilskraft des Schauſpielers überlaſſen werden. Wir verlangen bloß zu zeigen, wie die Glieder gemacht ſeyn müſſen, um eine gleiche Fertigkeit zu haben, ſich nach allen erforderlichen Richtungen zu bewegen.

Das, was ich unter der Handlung, abgeſondert und von dem Begriffe, daß ſie dem Verſtande der Worte Stärke giebt, unterſchieden genommen, verſtanden haben will, kan man begreifen, wenn man ſetzt, daß ein Fremder, welcher von allen den Wirkungen der Handlung durchaus Meiſter iſt, in einer von unſern Komödien ſey, von der Sprache des Schauſpiels aber gar nichts verſtehe. Es iſt klar, daß ſeine Gedanken, unter ſolchen Einſchränkungen, hauptſächlich aus dem entſtehen würden, was er durch die Linien der zu jedem Charakter gehörigen Bewegungen würde unterſcheiden können. Die Handlungen eines alten Mannes, ſie möchten gut gemacht werden, oder nicht, würden ihm auf einmal in die Augen fallen, und er würde von niederträchtigen und poßierlichen Charaktern aus den unanſehnlichen Linien urtheilen, welche, wie wir ſchon gezeigt haben, zu den Charaktern des Punchinello, Harlekins, Pierots oder Bauertölpels gehören. So würde er auch von den reizenden Handlungen eines artigen Herrn, oder eines Helden, wegen der Schönheit ihrer Bewegungen in ſolchen Linien des Reizes und der Schönheit, welche genugſam beſchrieben worden, ein Urtheil fällen. Man ſehe das 5. 6. 7. 8. Hauptſtück von der Zuſammenſetzung der Formen. Man merke hier, daß, da die ganze Schönheit auf ein **beſtändiges Verändern** ankömmt, eben dieſes auch hier, in Anſehung der artigen und ſchönen theatraliſen Handlungen, muß beobachtet werden. Und gleichwie ein ebener Raum einen beträchtlichen Theil der Schönheit in der Form ausmacht, ſo iſt das Innehalten im Bewegen bey den theatraliſchen Handlungen unumgänglich nöthig; und nach meiner Meinung ſollte dieſes auf den meiſten Theatern ſehr angebracht werden, um dem Auge mit dem eine Abwechſelung zu machen, was Shakeſpear **das beſtändige Durchſägen der Luft** nennet.

Die Komödiantin hat genugſamen Reiz bey weniger Handlungen, und dieſe in nicht ſo ausgedehnten Linien als der Komödiant. Denn gleichwie die Linien, welche die Venus ausmachen, einfacher und ſanfter fließend ſind, als die, welche den Apollo ausmachen, ſo müſſen auch ihre Bewegungen gleiches Verhältniß haben.

Und hier wird es nicht undienlich ſeyn, eines Uebelſtandes zu gedencken, welcher nachgemachte Handlungen auf dem Theater begleitet. Sie ſind oft in gewiſſe Sätze und Zahlen eingeſchränket, welche, wenn ſie wiederholet und den Zuſchauern alt werden, zuletzt dem Nachſpotten und Verlachen ausgeſetzet ſind; welches ſchwerſich ſo ſeyn würde, wenn ein Schauſpieler ſolche allgemeine Grundſätze inne hätte, welche eine Kenntniß der Wirkungen aller Bewegungen, deren der Körper fähig iſt, in ſich ſchließen.

Der Schauſpieler, deſſen Sache es iſt, die zu beſondern Charaktern in der Natur gehörigen Handlungen nachzuahmen, findet alſo ſeine Rechnung in der Kenntniß der Linien. Denn was er nur von dem Leben nachahmet, das wird durch dieſe Grundſätze geſtärket, verändert und eingerichtet, wie ihn ſeine Urtheilskraft anweiſet, und wie es die Rolle, welche ihm der Verfaſſer zu ſpielen gegeben hat, erfordert.

ENDE.

Figuren,

Figuren,

auf welche man ſich in dem Buche beziehet.

I. Tafel.

Figur.	Seite.
1.	Einleitung II.
2.	Einleitung VII. Buch. 42. Seite.
3.	2.
4.	Eben daſelbſt.
	Die Figur über der 4. Figur. Vorrede 11. Seite.
6.	Vorrede 3. Buch 5. 47. und folgende Seiten.
7.	Vorrede 3. Buch 5. Seite.
9.	7. 79.
10.	7.
11.	Eben daſelbſt.
12.	34. 49. 50.
13.	34.
14.	9. 10.
15.	10.
16.	12.
17.	Eben daſelbſt 48.
18.	13. 48.
19.	13.
20.	13.
21.	16.
22.	14.
23.	17.
24.	Eben daſelbſt.
25.	Eben daſelbſt.
26.	17. 18. 56.
29.	19.
30.	19.
31.	Eben daſelbſt.
32.	Eben daſelbſt.
33.	Eben daſelbſt.
34.	Eben daſelbſt.
35	20.
36	
37	
38.	21.
39.	Eben daſelbſt.

Figur.	Seite.
40.	21.
41.	Eben daſelbſt.
42.	Eben daſelbſt.
43.	Vorrede 11. Buch 21.
44.	21.
45.	Eben daſelbſt.
46.	Eben daſelbſt.
47.	Vorrede 9.
	Die Figur zwiſchen der 47. und 88. Figur, 4. und 54. Seite.
48.	22.
49.	24. 73. 83.
	Die Figur unter der 49. Figur. Einleitung III. Seite.
50.	24.
53.	24. 25.
54.	5. 33. Vorrede 2. Seite.
55.	5. 41.
58.	30.
65.	28. 31.
66.	29.
67.	Eben daſelbſt.
	Die Figur bey der 67. Figur. 36. Seite.
68.	29. 40.
87.	63.
88.	63.
97.	58. 71.
98.	71.
99.	72.
100.	Eben daſelbſt.
101.	Eben daſelbſt.
103.	Eben daſelbſt.
104.	Eben daſelbſt.
105.	Eben daſelbſt.
106.	72.
107.	74.
115.	77.

II. Tafel

Figur.	Seite.
51.	80.
52.	Vorrede 5. Seite.
56.	25.
57.	25. 58.
58.	25. 58.
59.	26.
60.	28.
61.	28.
62.	28.
63.	Eben daſelbſt.
64.	Eben daſelbſt
69.	42.
70.	42.
71.	80.
72.	5. 79.
73.	80.
74.	80.
75.	80.
76.	32. 33.
77.	32.
78.	32. 33.
79.	33.
80.	Eben daſelbſt.
81.	Eben daſelbſt.
82.	34.
83.	34.
84.	53.
85.	53.
86.	61. 63.
89.	63.
90.	61.
91.	64.
92.	63.
93.	63.
94.	66.
95.	65.
96.	67.
108.	75.
109.	75.
110.	77.
113.	76.
114.	77.
116.	76.
117.	78.
118.	78.
119.	83.
120.	83.
121.	84.
122.	86. 87.
123.	88.

Briefe
des
Herrn Rouquet
an
einen ſeiner Freunde in Paris;
worinn er ihm die Kupferſtiche
des Herrn Hogarths
erklärt.

N 3

Erklärung der Kupferſtiche
unter dem Titel
Die Begebenheiten einer Buhlſchweſter.
Erſter Brief.

Mein Herr!

Unſere Sitten ſind überhaupt von den Sitten der Engländer ſo unterſchieden, daß es kein Wunder iſt, daß die Kupferſtiche des Herrn **Hogarths** Ihnen einer Erklärung benöthiget zu ſeyn, geſchienen haben. Und dieſes zwar nicht deswegen, weil die Charaktere, die er darinne ſchildert, nicht unter uns anzutreffen wären, ſondern weil ſie unter ſo viel Umſtände, die dieſem Lande eigen ſind, verſteckt werden, daß ſie ein Ausländer ſchwerlich erkennen kann. Dieſe Umſtände ſind es, die Ihnen müſſen erklärt werden; und das was ein Engländer, ſo zu reden, mit einem einzigen Blicke, den er auf dieſe Kupferſtiche wirft, lieſet, wird von ihnen die Leſung mehr als eine Seite erfordern. Es ſind ſo gar einige unter dieſen Umſtänden, für die wir in unſerer Sprache keine Worte haben; für andre haben wir zwar Worte, allein unſre vielleicht zu keuſche Sprache erlaubt uns nicht bey aller Gelegenheit den Gebrauch derſelben. Unterdeſſen ſchlieſſen ſie hieraus nur nicht, als ob in den Bildern des Herrn **Hogarths** etwas unflätiges, nach den Engliſchen Sitten, enthalten wäre, und er ſie aus Antrieb eines lüderlichen Gemüths ans Licht geſtellet hätte. Sie werden aus der Folge ſehen; daß er weniger mit dem Laſter zu ſcherzen, als es verhaßt zu machen ſucht. Er iſt ein Lacedämonier, welcher Abſcheu gegen daſſelbe beybringen will, indem er es mehr in der Nähe zeigt.

Laſſen Sie uns nun anfangen. Nehmen Sie die erſte Platte von derjenigen Folge, welche den Titel The Harlot's Progreſs führt. Dieſes muß man überſetzen: **die Begebenheiten einer Buhlſchweſter.** Eine Landkutſche, dergleichen hier zu Fortbringung der Reiſenden und Kaufmannsgüter gebraucht werden, langet eben aus der Provinz York an, und iſt, wie gewöhnlich, mit verſchiedenen Landmädchens beſetzt, welche in London ihr Unterkommen ſuchen wollen. Ohne Zweifel hat der Verfaſſer dieſe Provinz deswe-

deswegen vorzüglicher Weiſe erwählt, weil ſie den Ruhm hat, ſehr ſchönes Frauenzimmer ans Licht zu bringen. Dieſer Geiſtliche auf dem weiſſen Pferde, dergleichen ſie hier zu reiten gewohnt ſind, kömmt gleichfalls nach London ſein Glück zu ſuchen. Er lieſet die Aufſchrift eines Briefes, welcher ein Empfelungsſchreiben an einen Biſchof iſt. Das elende Anſehen ſeines Pferdes, und überhaupt ſeine Figur, zeigen ſeine Armuth an.

Die Prieſter in England ſind an den eheloſen Stand nicht gebunden, und pflegen ſich dieſer Freyheit ſehr wohl zu bedienen. Sie verheyrathen ſich alle, und da die Einkünfte ihres Dienſtes zur Verſorgung mehrerer Kinder nicht zulangen, ſo ſind dieſe Kinder, beſonders die Mädchen, nach dem Tode ihres Vaters, und ſehr oft auch bey ſeinen Lebszeiten, genöthiget, ganz auſſerordentliche Mittel zu ergreifen, um ihren Unterhalt zu finden. Dieſes iſt die gemeine Meinung; vielleicht aber gründet ſie ſich auf nichts als auf das betriegliche Vorgeben einer gewiſſen Anzahl verdorbner Mädchens, die, um ſich ein achtungswürdiger Anſehen zu geben, ein Herkommen und eine Auferziehung annehmen, welche von ihren gegenwärtigen Umſtänden weit entfert ſind. Dieſer Meinung zu folge, hat der Verfaſſer gewollt, daß ſeine Heldin die Tochter des Prieſters, den er in dieſem Kupferſtiche einführt, ſeyn ſolle. Sie langen zuſammen in dem Poſthauſe an. Man giebt vor, daß beſtändig in dieſen Poſthäuſern der Landkutſchen Weiber von der Profeßion der alten Frau anzutreffen wären, welche hier vorgeſtellt wird. Das Landmädchen, welches durch die ſchmeichelhafte Hoffnung, eine Bedienſtelle in einem guten Hauſe zu bekommen, verführt wird, wird gar bald das Opfer ihrer Unwiſſenheit ſeyn. Dieſer Alte, welcher aus dem Weinhauſe kömmt, betrachtet ſie ſchon als ſeinen Raub, der ſie auch in der That werden ſoll. Uebrigens iſt dieſe Figur des Alten nach der Natur; es iſt das Bild eines ſehr reichen Officiers, welcher zu damaliger Zeit, wegen ſolcher Unternehmungen, als ein groſſer Verführer der Landmädchens berühmt war, und beſtändig Weiber von der Profeßion desjenigen in ſeinen Dienſten hatten, das hier die Neuangekommene liebkoſet. Unterdeſſen wird der lüderliche Alte garbald ſeiner neuen Eroberung ſatt ſeyn; denn die Unbeſtändigkeit iſt der Charakter des lüderlichen Lebens. Unſre Heldin wird in kurzen das erſte Kapitel ihres Romans enden ſehen.

Zweyte Platte.

Dieſe Platte ſtellt ſie uns als ein Frauenzimmer nach der Welt vor. Sie hat mit ihrer Unſchuld die Kleider abgelegt, welche Zucht und Nothdurft allein erfunden haben. Die betriegriſche Pracht ihres Putzes kömmt mit ihren neuen Entwürfen beßer überein. Dieſer Mann mit welchem ſie Thee trinkt iſt ein Jude, welcher ſie unterhält. Die von dieſer Religion, welche in dem übrigen Handel ſo verſchlagen ſind, werden gemeiniglich in dem Liebshandel über den Tölpel geſtoßen. Man ſiehet hier, was ſich faſt allezeit erreignet, daß der Unterhalter die Koſten der Wirthſchaft hergiebt, und einen andrer das Vergnügen genießt. Der erſte iſt reich und nicht jung, der ander iſt jung und nicht reich: Dieſe Einrichtung iſt ſo natürlich, daß ſie ſich unfehl-

unfehlbar ereignen muß. Der Jude, wie ſie ſehen, iſt ſehr früh gekommen, um mit ſeiner Geliebten zu frühſtücken. Sein Mitbuhler hatte ſich noch nicht fortgemacht. Man wird in einer kleinen Entfernung eine Magd gewahr, die ihm die Thür aufmacht, während der Zeit daß ihre Frau mit dem Juden einen Zank angefangen, und mit dem Fuße den Theetiſch übern Hauffen wirft, welcher im fallen Geräuſche genug macht, um das Wegkommen des Liebhabers zu erleichtern. Die Aufmerkſamkeit des Juden, welcher gänzlich mit einem ſo unverhoften Zufalle, und mit einer ſo gewaltſamen Handlung beſchäftiget iſt, kann ſich bloß und allein auf dieſen Gegenſtand richten. Was für eine Dummheit iſt es, zu glauben, daß ſich die Treue eine Weibsperſon erkauffen laſſe, und daß Wohlthaten bey dergleichen Gelegenheiten die Liebe zuwege bringen könnten, da ſie doch nicht einmal Dankbarkeit zuwege bringen.

Dritte Platte.

Glauben Sie nicht, mein Herr, daß es Gemüther giebt, die für das Laſter gemacht ſind, und deren es ſich gänzlich bemächtiget? Man könnte ſagen, daß ihnen die geringſte Tugend zur Laſt fällt, und daß eine Art von Verzweiflung ihnen einige Ruhe verſchaft, wenn ſie ſich in alle Ausſchweifungen verſenken können. Nachdem unſere Heldin der Schamhaftigkeit entſagt hatte, ſo konnte ſie keine Tugend mehr übrigbehalten, auch nicht einmal ein wenig Haushältigkeit. Sie hat alles verſchwendet. Ihr ſilbernes Theezeug iſt in einen kleinen Topf von weißem Bleche verwandelt worden, und ihr Nachttiſch in ein Stückchen Spiegel. Ihre vorher prächtige und bequeme Wohnung iſt ein elender Winckel in einem ſchlechten Orte. Was für ein Abfall! Der Name und die Wohnung desienigen, welcher ſie mit Biere verſorgt, und welcher, nach Londonſchen Gebrauche, um den Krug geſchrieben iſt, lehrt uns, daß ihr Aufenthalt in einer der Lüderlichkeit gewidmete Gaße iſt, wo alles, was dieſe große Stadt an ſchlechtem und ausgelaßenem Volcke hat, ſich reichlich verſammelt. Bey Gelegenheit eines Stückchen Butters, welches ein Theil ihres Frühſtücks ausmacht, iſt der Verfaßer auf den Einfall gekommen, es auf eine luſtig Art in den Titel des Hirtenbriefes einzuwickeln, welchen zu damaliger Zeit ein großer Prälat an ſein Kirchſpiel richtete, und wovon ſo viel Exemplare das Unglück hatten, in die Krahmläden geſchickt zu werden. Noch ſind in dieſer Platte verſchiedene andre kleine Gegenſtände, die ſich von ſelbſt erklären. Nur muß ich Ihnen noch ſagen, daß die Figur, welche mit einem Theile der Wache, ganz ſtille hereinzukommen ſcheinet, ein Commiſſarius iſt, welcher ſich durch ſeinen Eifer in Aufſuchung der lüderlichen Dirnen, und in Zerſtörung der verdächtigen Oerter, ungemein hervorthat. Er iſt eben bereit, ſeinen Fang in ein Zuchthaus führen zu laßen.

Vierte Platte.

Die vierte Platte bedarf keiner Auslegung; ſie ſtellet einen von den Sälen dieſes Zuchthauſes vor. Die Strafe, die man den eingeſperrten Weibsbildern und verſchiedenen Arten von Betriegern daſelbſt auflegt, iſt daß ſie Hanf ausklopfen müßen.

Fünfte Platte.

Die folgende Platte ſtellet Ihnen einen traurigen Anblick dar. Unſere unglückliche Heldin wird an der mit ihrer Profeßion verknüpften Krankheit ſterbend vorgeſtellt. Der Verfaſſer iſt in dieſer Figur bewundernswürdig glücklich geweſen. Finden Sie nicht, daß ſie Entſetzen verurſacht? Alles, was ſie umgiebt, zeigt die äußerſte Armuth an. Ein kleiner Knabe, die ehrlichſte Frucht ihrer Ausſchweifungen, dreht an einem Stricke ein kleines Stückchen Fleiſch herum, welches ihm und den Weibern, die ſeiner Mutter beyſtehen, zum Mittagsmahle dienen ſoll. Zwey Aerzte, oder vielmehr zwey Quackſalber, welche zu damaliger Zeit in Heilung der Veneriſchen Krankheiten ſehr berühmt waren, ſtreiten hitzig unter einander über die Vortreflichkeit ihrer Hülfsmittel, ohne auf die Patientin, welcher der Athem ausfähret, Achtung zu geben. Die Wache macht bereits das Inventarium von den elenden Möbeln der Verſterbenen.

Hier hätte der Roman aufhören können. Der Verfaſſer ſcheint ſeinen Entwurf erfüllt zu haben. Er iſt ſeiner Heldin bis zu den letzten Zügen gefolgt. Er hat ſie von der Entehrung zur Armuth, zu den Krankheiten und ſelbſt zu dem Tode, auf den verführeriſchen Wegen der Ausſchweifung begleitet. Seine Abſicht, diejenigen zurückzuhalten, oder zu beßern, welche aus Schwachheit oder Unwiſſenheit täglich dergleichem Unglücke ausgeſetzt ſind, iſt hinlänglich ausgeführt. Man kann alſo ſagen, daß das Trauerſpiel ſich auf dieſer Platte beſchließt, und daß die folgende gleichſam das Nachſpiel enthält. Es iſt eine Burlesque, wozu die Verſtorbene vielmehr die Gelegenheit als den Stoff giebt.

Sechſte Platte.

Ihr Leichnam liegt in dem Sarge, und iſt ſehr künſtlich in ein Sterbekleid von Flanell, das mit übereinandergeſteckten Falbeln beſetzt iſt, eingehüllet. Nichts iſt in England lächerlicher als die Leichenbegängniße; es herrſcht durchaus ein verfehlter Stolz darinne, der aber gleichwohl beſtändig die Bewunderung des Pöbels in London iſt. Und wenn der Verſtorbene, zu allem Unglücke, allzunahe an dem Kirchhofe wohnte, ſo wird ſein Erbe, ehe er das Publicum des Anblicks ſeiner elenden Proceßion berauben ſollte, ihn lieber einen Umſchweif durch die allerentfernteſten Gaßen machen laſſen.

Doch wieder auf unſern Kupferſtich zu kommen, ſo muß ich Ihnen zu erſt ſagen, daß die Weiber, welche hier erſcheinen, von der Profeßion der Verſtorbenen ſind. Der Geiſtliche, welcher den Segen bey dem Grabe ſprechen ſoll, verſieht gemeiniglich die Ehrenbezeigungen ſeines Kirchhofes, indem er dem Leichname entgegen geht, um ihn, ſo zu reden, in ſein Begräbniß einzuführen. Die, welche bey der Beerdigung zugegen ſeyn müßen, befinden ſich alle hier. Derjenige, welcher nach ſeinem Berufe die Ceremonie anordnet, theilt unter die Mannsperſonen Flöhre, und unter die Weibsperſonen Trauerkappen aus, unter beyde aber weiße Handſchuh, und zuweilen auch kleine Roſmarienzweige.

Auch läßt er der leidtragenden Geſellſchaft zu trinken einſchenken. Man ſieht hier den Geiſtlichen, wie er ſich mehr mit ſeiner Nachbarin, als mit ſeinem Weine zu ſchaffen macht, den er aus Zerſtreuung, die ſie ihm verurſacht, vergießt. Eine andere Frau thut einer Neugier Gnüge, die man ſie bey ſolcher Gelegenheit gern zu zeigen pflegt; ſie beſieht nehmlich noch einmal den Leichnam, ehe man den Sarg verſchließt. Nach ihr ſtehet eine andere Freundin der Verſtorbenen, welcher man einen Trauerring giebt. Es iſt ein goldener Ring, in welchen rund herum der Name, das Alter und der Tag des Abſterbens der erblaßten Perſon geetzet iſt. Derjenige, welcher dieſer Weibsperſon den Handſchuh anverſucht, indem ſie ihm ſein Schnupfstuch entwendet, iſt derjenige, den man hier den Entrepreneur nennet. Er ordnet alle Ceremonien, bis an den Rand des Grabes; und das übrige thut der Prieſter.

⁂

Erklärung der Kupferſtiche
unter dem Titel:

Die Begebenheiten eines Lüderlichen.

Zweyter Brief.

Mein Herr!

Glauben Sie wohl, daß es möglich ſey, die Menſchen zu beſſern? Ich, für mein Theil, weis kein Beyſpiel davon anzuführen. Es ſcheint mir, daß ſie das, was ſie ſind, gebohren ſind, und daß ſo wohl ihre Tugenden als ihre Laſter einen Theil ihres Temperaments ausmachen. Ich glaube, man kann mit eben ſo vielem Grunde hoffen, einen Blinden ſehend zu machen, indem man über ihn ſpottet, als ſich ſchmeicheln, einen Geitzigen oder einen Spieler zu beſſern, indem man ſie lächerlich macht. Gleichwohl iſt es löblich ſich darnach zu bemühen, und zu ſtreben, wie man gegen alles, was böſe iſt, Entfernung und Verachtung beybringen möge. Die Thorheit der Menſchen iſt übrigens das unſtreitbare Erbtheil der Satyre. Wenn der Geitzige ſich nicht beßert, wenn er uns betriegt, wenn er die Geſellſchaft der Vortheile beraubt, die ſie aus dem Umlauſe ſeiner geſammelten Schätze ziehen würde, ſo giebt er uns doch wenigſtens etwas zu lachen, und wir ſind denjenigen verbunden, die ſeine Schwachheiten vor unſern Augen entwickeln. Herrn Hogarth fängt ſeine Geſchichte des lüderlichen Verſchwenders mit einem Gemählde an, welches von Denkmählern des Geitzes erfüllt iſt. Es iſt dieſes ein Abwechſelung, die man in der Welt ſehr oft ſieht; nichts iſt gewöhnlicher, als ein Sohn, welcher beynahe in einem Augenblicke alle die Schätze verſchwendet, mit deren Zuſammenſcharrung ſein Vater das ganze Leben zugebracht hatte. Dieſe Folge von Kupferſtichen hat den Titel: **das Leben und die Begebenheiten eines Lüderlichen.** Nun will ich die Bilder erklären. Der junge Erbe, welcher ganz friſch von der Univerſität gekommen iſt, fängt mit dem Schneider an. Sich ſehen zu laſſen, das iſt das erſte, worauf er ſeine Achtung richtet; gleichwohl iſt dieſe Eitelkeit noch lange nicht die verderblichſte Frucht ſeiner Erbſchaft. Der junge Menſch, welcher von den Schätzen, über die er ſich nunmehr Herr ſieht, ſchon verdorben iſt, vergißt die Verbindungen, die er in den Umſtänden einer einfachern Lebensart, eingegangen war. Er findet, daß er viel zu reich iſt, als daß er einem armen Mädchen, welches er verführt hat, ſein Wort halten dürfe; und biethet daher der Mutter ſeiner Geliebten, als ein Aequivalent der Erfüllung ſeines Verſprechens, Geld, gleich als ob ihm das Geld künftig anſtatt Sitten, Ehre und alles ſeyn ſollte. Er iſt gegen die Thränen des Mädchens unempfindlich; weder der Anblick des Ringes, den er ihr zum Unterpfande ſeiner Eidſchwüre gegeben hatte, noch verſchiedene Briefe, die davon voll ſind, rühren ihn. Und ſo fängt er alſo, durch die aller häßlichſte Handlung, deren ein ehrvergeßner Mann nur fähig iſt, ein Leben an, das aus lauter ſolchen Laſtern, welche die bürgerlichen Geſetze nicht beſtrafen, zuſammengeſetzt iſt.

Die Figur, welche man hinter dem jungen Menſchen, mit der Feder in dem Maule, ſieht, iſt ein Procurator. Er wird vorgeſtellt, wie er ſich ſelbſt bezahlt; ein andrer iſt beſchäftiget, das Zimmer ſchwarz auszuſchlagen; das Karnies am Gebälke thut ſich auf und es fällt Geld heraus; man will in dem Kamine zum erſtenmale Feuer anmachen; hier ſieht man einen Bratenwender, den man nicht gebraucht hat; dort ſieht man Pfänder, auf welche der Verſtorbene für ſchwere Zinſen Geld lieh. Man würde ungerecht gegen den Verfaſſer ſeyn, wenn man alles umſtändlicher erklären wollte, wodurch er den Wucher und den Geiz in dieſem Gemählde ausgedrückt hat.

Zweyte Platte.

Die zweyte Platte ſtellet ein Aufſtehen vor. Der Held ſpielt dabey die Rolle eines guten Tropfs; der Saal iſt von Leuten erfüllt, welche ihm ihre eigennützigen Dienſte anzubiethen kommen. Man kan leicht errathen, daß die Figur, die ſich mit der einen Hand auf der Bruſt, und mit der ander an dem Degengefäſſe zeiget, ein Schläger fürs Geld iſt. Er übergiebt einen Brief, der ihn als einen Mann einführen ſoll, der bereit ſey, alle Arten des Dienſtes zu leiſten. Dieſer Charakter ſcheint mir mehr Italiäniſch als Engliſch. Der Tanzmeiſter iſt nicht zweydeutig. Hinter ihm ſind zwey Fechtmeiſter mit verſchiedenen Waffen, welche beyde zwey Leuten von dieſen Profeßionen vollkommen ähnlich ſehen. Der eine iſt ein Franzoſe, welcher ſeinen Stoß anbringen will; der andre ein Engländer, welcher ſich mit ſeinem zweyſpitzigen Stocke übt. Die Lebhaftigkeit des einen und das höhniſche kalte Blut des andern, bemerken ihre Nation. Der Muſicus präludirt, in Erwartung, daß ſeine Lection anfangen ſoll. Hin-

ter

ter ſeinem Stuhle hängt ein Verzeichniß der Geſchenke, welche Farinelli an dem Tage ſeiner Vorſtellung, bekam. Der Verfaſſer ſetzt voraus, daß in dem Zwiſchenraume der erſten und dieſer Scene, ſein **Lüderlicher** Zeit gehabt hat, ſich der Mode gemäß einzurichten; daß er Geſchmack an dem Hahnkämpfen und an den Pferderennen bekommen hat; zwey Zeitverkürzungen, deren ſich ein Menſch von der feinern Art unmöglich entſchlagen kann, und die weit mehr Leute ins Verderben geſtürzt haben, als das Pharao und der Stein der Weiſen.

Das Pferderennen, welches in allen Provinzen von England und oft an mehr als einem Orte in eben derſelben Provinz, angeſtellt wird, ſind hergebrachte Spiele. Der König läßt alle Jahre denjenigen, deren Renner zuerſt an das Ziel gekommen ſind, eine gewiſſe beſtimmte Summe, an Geld oder an Silberwerk, auszahlen. Der Poſtillion, der den Renner unſers Helden geritten hat, überreicht ihm den erlangten Preis, welches eine Art von Gefäſſe iſt, in der man **Punch** zu machen pflegt. Der Saal iſt auf eine lächerliche Art mit den Bildniſſen verſchiedner berühmten Hähne ausgeziert, um den Geſchmak des jungen Menſchen, den er an dem Kämpfen dieſer Thiere hat, anzuzeigen. Uebrigens aber muß ich Ihnen ſagen, daß ſowohl dieſe Kämpfe, als das Pferderennen, in der That nichts als Vorwendungen ſind, die ausgelaſſenſten Wetten auf dieſen oder jenen Hahn, oder auf dieſes oder jenes Pferd anzuſtellen.

Die Figuren in der Entfernung ſtellen Schneider, Perrückenmacher und andre ſolche Leute vor, womit das Vorzimmer eines jungen Menſchen nach der Mode, gemeiniglich erfüllt iſt.

Dritte Platte.

Dieſe Platte iſt ein wenig kützlich; und hier iſt es, wo Sie den deutlichſten Unterſchied zwiſchen unſern und den Engliſchen Sitten bemerken werden. Ich muß Ihnen vor allen Dingen einen Begrif von den Londonſchen Wirthshäuſern überhaupt machen. Bilden ſie ſich alſo ein geräumliches Haus ein, wo man zu ſpeiſen oder nur zu trinken bekommen kann, und dieſes zwar mit der auſſerordentlichſten Reinlichkeit und Aufwartung; beſtändig weiß leinen Zeug; ein wenig Silberwerk; Säle die mit Schirmen, mit Spiegeln, mit Kupferſtichen, mit marmornen Schenktiſchen, mit hölzernen Tiſchen, die man hier **Mahagoni** nennet, ausgezieret ſind; fügen Sie noch hierzu, reichliches Feuer, wo man ſich umſonſt wärmen kann; Weine aus verſchiedenen Ländern; Bediente, die ſehr wohl gekleidet, und von einer auſſerordentlichen Aufmerkſamkeit ſind: und dieſes zuſammen iſt ungefehr das Bild eines Londonſchen Wirthshauſes. Die Zahl derſelben iſt ſehr groß; und in alle, fünfe oder ſechſe ausgenommen, kann man mit Weibsperſonen kommen; das iſt, man darf nur eine von den unglücklichen Mädchens, mit welchen die Straſſen in London angefüllt ſind, aufraffen, und in das Wirthshaus hineingehen, ſo wird man auf die ehrbarſte Art mit ein Paar Lichtern in ein artiges Zimmer gebracht, wo man für die Koſten eines Schoppens Wein, die in allen etwa vier und zwanzig Sols betragen, die allerſchönſte Gelegenheit von der Welt hat, eine ſehr ſchlechte Bekanntſchaft zu machen. Es giebt auch eine Menge von den aller wohlverſehenſten Wirthshäuſern, wo man nicht nur mit Frauenzimmern hinkommen darf, ſondern wo einem ſogar auch welche verſchafft werden. Es findet ſich in ſolchen Häuſern ein beſondrer Bediente, deſſen Amt es iſt, das, was ihm die Kunden auftragen, auszurichten; denn die Helfte der Angelegenheiten, die in London beſorgt werden, wird im Wirthshauſe zu Stande gebracht, und man hat alle Augenblicke einen Menſchen nöthig, um entweder einen Brief zu tragen, oder jemandem Nachricht von etwas zu ertheilen. Von dieſem Amte nun hat dieſer Bediente den Namen des **Trägers** bekommen; allein dieſem Träger werden nicht immer ehrliche Beſorgungen aufgetragen. In verſchiedenen Wirthshäuſern zu London nach einem Träger fragen, heißt nichts anders, als nach einem Menſchen fragen, welcher in dem Viertheile alle lockre Dirnen kennt. Der Träger kömmt, man trägt ihm die Beſorgung auf, man ſchreibt ihm das Alter, die Farbe, die Beſchaffenheit und oft die Nation vor; er geht fort, und kömmt gewiß nicht leer wieder; er würde, wenn es ſeyn müßte, in einer halben Stunde eine ganze Legion ſolcher armen Geſchöpfe zuſammenbringen. Was für eine Policey! Wenn er welche bringt, die nicht gefallen, ſo läßt man ihnen nur ſagen, daß ſie jemand ſprechen will. Sie ſtehen ganz gelaſſen auf, und begeben ſich mit einem Schillinge fort, den ſie in der Rechenſtube, zur Bezahlung ihr Sänfte, bekommen; und unter dieſer Benennung wird dieſe Ausgabe auch in die Zeche eingetragen. Nun wären wir alſo allmälich auf unſern Kupferſtich gekommen, welcher einen Saal in dem berüchtigten Wirthshauſe zur Roſe vorſtellet. Ich muß noch hinzuſetzen, daß die wenigen Umſtände, mit welchen man dieſe Art von Bewirthung anſtellen kann, Urſache ſind, daß man ſich derſelben ſehr oft, ohne Abſicht auf Ausſchweifungen, bedienet, ſo wie man etwa in die Komödie geht. Dieſer Kupferſtich aber ſtellet eine der allerluſtigſten von ſolchen Bewirthungen vor. Die meiſten der dabey vorkommenden Perſonen ſind betrunken; und der vornehmſte darunter iſt unſer **Lüderliche**. Seine Poſitur und ſeine Mine ſind nicht das einzige Merkmal ſeiner Trunkenheit. Zu ſeinen Füſſen ſieht man den Stock und die zerbrochne Laterne der Nachtwache, mit welcher er ſich geſchlagen hat. Zwey Dirnen ſind beſchäftiget, ihn unvermerkter Weiſe zu plündern. Sieht man zur linken Hand, ſo wird man eine gewahr, welche ihrer Mitgenoſſin den Wein unter die Naſe haucht, und von dieſer mit dem Meſſer bedrohet wird. Eine andre ſteckt, aus Uebermuth, auf eine drolligte Art, eine Landcharte in Brand. Hier trinkt eine dritte aus der Punchtaſſe, und trinkt ſchlecht, weil ſie ſchon allzuviel getrunken hat. Dieſe kleine Bettlerin verkauft Gaſſenlieder. Bey dieſer Gelegenheit iſt die Thüre nicht mehr ſo verſchloſſen, wie gewöhnlich. Auf der Treppe befindet ſich faſt immer ein Blinder, der die Geige ſpielt, oder ſonſt etwa ein Harfeniſt, welcher nur darauf wartet, daß er zu Vermehrung des Tumults hereingeruffen werde. Die beſondre Geſchicklichkeit derjenigen Weibsperſon, die ſich vorne auf dem Bilde entkleidet, iſt, daß ſie Poſituren macht. Den Gebrauch der groſſen Schüſſel, die man herbey bringt, würden Sie ſchwerlich errathen können; es iſt genug daß ich Ihnen errathen laſſe, wozu der Leichter beſtimmt iſt. Dieſe groſſe Schüſſel wird dieſer Weibsperſon gleichſam als einem gebratnen Huhne dienen; nachdem man ſie auf den Tiſch geſetzt, wird ſie ſich mit dem Rücken darauf legen, und die Trunkenheit und der Geiſt der Ausſchweifung werden einem Spiele Anmuth geben, das man bey kaltem Blute nichts weniger als anmuthig findet.

Vierte Platte.

Wo biſt du jetzt, du geitziger Vater, der du nur lebteſt, um Schätze aufzuhäufen? Sie ſind zerſtreut, ſie ſind verfloßen, ſo wie das Waſſer aus einem Gefäße, das man in Stücken zerbrochen hat. Dein Sohn iſt ſchon arm — — Verzeihn ſie mir, mein Herr, dieſe Ausrufung; das Schickſal, welches die Schätze des Getzigen gehabt, macht mir ein unendliches Vergnügen. Man ſollte faſt ſagen, es geſchehe durch eine beſondere Schickung der Vorſehung, daß dieſe Elende faſt allezeit dergleichen Erben bekommen. Ein Gerichtsbedienter nimmt unſern Held feſt, indem er aus einer Sänfte ſteigt. Der Verfaßer hat gewollt, daß dieſes vor dem Thore des Pallaſt von St. James, an dem Geburthstage der verwittweten Königinn geſchehen ſolle; und er hat dieſen bloß epiſodiſchen Umſtand durch die Figur eines aus der Provinz Wallis angezeigt, welcher einen großen Lauchſtrauß auf ſeinen Hut geſteckt, ſo wie es in dieſer Provinz an den St. Davids Tage, als welches der Geburhtstag der Königin war, der Gebrauch iſt. Dieſe Modenhändlerin, welche dem Gerichtsbedienten einen Beutel darbiethet, iſt eben das gute Mädchen, welchem unſer **Lüderliche** in der erſten Kupferplatte untreu ward. Sie befindet ſich, wie Sie ſehen, gleich zur gelegenen Zeit hier, und muß zum Glücke genugſames Geld bey ſich haben, um ihren alten Liebhaber in Freyheit zu ſetzen; der Eifer, mit dem ſie dieſes thut, zeigt deutlich, daß ihre Liebe noch dauert. Der kleine Schuputzer, der ſich eines Stocks bemächtiget, und dieſer andre Gaßenjunge, welche Oel in eine von den Lampen gießt, die zur Erleuchtung der Straßen dienen, ſind bloß zu Bereicherung des Bildes hier.

Fünfte Platte.

Es wird niemals an alten häßlichen und reichen Weibern fehlen, die ſich ein Vergnügen daraus machen, das Glück eines jungen Menſchen von gutem Anſehen durch eine Heyrath wieder herzuſtellen, die ſie niemals übelgepaart zu ſeyn glauben werden. Sobald als man ſieht, daß dieſer Kupferſtich eine Kirche vorſtellt, ſo erklärt ſich der Figur unſers Helden genugſam ſelbſt. In der Vertiefung des Bildes ſieht man eine Schlägerey zwiſchen der Küſterin und der Mutter der Modenhändlerin, welche wahrſcheinlicher Weiſe, ſich der Ceremonie zuwiderſetzen, herbey kam. Der Verfaſſer hat durch einen ſehr luſtigen Einfall, über die Armenbüchſe eine Spinnewebe angebracht.

Sechſte Platte.

Hier ſieht man einen öffentlichen Spielſaal. Dieſe Scene iſt, zum Unglücke, unter allen Nationen anzutreffen und bedarf alſo keiner Erklärung. Hier will man ſich einander die Hälſe brechen und die Wache kömmt dazu; dort leihet man den Spielern Geld und damit die Unordnung vollkommen werde, ſo kömmt Feuer in den Zimmern aus, ſo daß man überall nichts als Gegenſtände des Entſetzens ſieht. Unſer Held iſt vorne auf dem Bilde in einer Stellung, welche deutlich anzeigt, daß er unglücklich müße geſpielt haben. Der Verfaſſer hat übrigens nicht vergeſſen, ein Gitter vor die Oefnung des Kamins zu ſetzen; welche Vorſicht man gemeiniglich in den Spielſälen anwendet, um dasjenige zurückzuhalten, was die unglücklichen Spieler aus Wuth faſt alle Augenblicke ins Feuer werffen.

Siebende Platte.

Durch einen ſehr natürlichen Uebergang bringt der Verfaßer ſeinen Held aus einem Spielhauſe in ein Gefängniß. Er wird hier in einem ſehr traurigen Augenblicke vorgeſtellt. Da er ſich nirgends mehr zu helffen wußte, ſo war es ihm angekommen, eine Komödie zu machen, und ſie den Schauſpielern zu überreichen. Man hat ſie ihm eben jetzt wieder zurückgeſchicket; ſie liegt nebſt der Antwort des Theatermeiſters, die ihm meldet, daß man ſein Stücke nicht angenommen habe, bey ihm auf dem Tiſche. Alle ſeine Hoffnung geht alſo mit der Hoffnung des glücklichen Ausfalls ſeines Luſtſpiels verlohren; ſeine alte Frau, die er mit ſich in das Unglück geſtürtzt hat, begegnet ihm ſehr übel; der Kerkermeiſter ſtehet hinter ihm und dringt auf die Bezahlung gewiſſer Unkoſten, und der kleine Junge, welcher ihm Bier bringt, will ſeinen Krug nicht da laſſen, ohne vorher bezahlt zu ſeyn. Dieſes iſt eine ſehr rührende Gruppe. Laſſen ſie uns zu einer andern gehen: hier trift man abermals die Modehändlerin an, die bey dem Anblicke eines Menſchen, an deſſen Schickſale ſie noch nicht aufgehört hat, auf das zärtlichſte Antheil zu nehmen, in Ohnmacht fällt. Verſchiedene epiſodiſche Perſonen, ſo wie ſie das Gefängniß für die Schuldner darbiethet, geben ſich Mühe, ſie wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Das Kind, welches zu ihren Füßen iſt, iſt die Frucht ihren alten Schwachheit gegen unſern Lüderlichen.

Achte Platte.

Auf den Verluſt der Güter und der Ruhe, iſt der Verluſt der Vernunft gefolgt; da ſind wir nun endlich im Tollhauſe. Und auf dieſe Art hat der Verfaſſer ſeinen Helden, von Laſter zu Laſter, bis auf dasjenige gebracht, was für die Menſchheit das allererſchrecklichſte iſt. Von allen Narren, womit dieſer Saal erfüllet iſt, ſcheint er der allerunglücklichſte. Seine alte Liebſte, die man auch hier nicht vermißt, iſt das einzige Gut, welches ihm übrig geblieben, allein er hat nicht Vernunft genug, es zu bemerken.

Erklä-

Erklärung der Kupferſtiche

unter dem Titel:

Die Heyrath nach der Mode.

Dritter Brief.

Mein Herr!

Wir ſind nunmehr auf die dritte Folge der Kupferſtiche des Herrn Hogarths gekommen. Es mangelt den Menſchen noch immer etwas zu ihrem Glücke. Die Großen finden ſich nicht reich genug, und die Reichen glauben nicht angeſehen genug zu ſeyn: dieſes iſt die Fall, vorinne ſich der Schöppe von London ſieht, und zugleich der Bewegungsgrund, warum er ſeine Tochter an einen großen Herrn zu verbinden ſuchet, welcher ſeines Theils in dieſe Verbindung bloß aus der Abſicht, ſeinen Sohn zu bereichern, williget. Sie ſehen nunmehr was der Verfaſſer eine Heyrath nach der Mode nennt. In der That ſind dieſe Arten von Heyrath in England auch gar nicht ſelten; es iſt aber auch eben ſo wenig ſelten, daß man ſie eben ſo unglücklich ausfallen ſieht, als ungereimt ſie geſchloſſen worden. Die zwey Perſonen des Schöppens und des Grafens ſind in dieſem Kupferſtiche in allen Stücken ſo wohl characteriſirt, daß ſie ſich von ſelbſt erklären. Der Schöppe zählt mit einer nachläßigen Art Geld, als ein Mann, dem dieſe Beſchäftigung nichts neues iſt; und der Graf, welcher von ſeinen Titeln und ſeinem Adel, den er, wie Sie ſehen, bis auf Wilhelmen, den Eroberer, herausführt, ganz erfüllt iſt, iſt in einer Stellung, die ſein ſtolzes **Nur ich** genugſam anzeigt. Es iſt, als wenn man ihn ſagen hörte, ich, meine Wappen, mein Titel, mein **Haus**, meine Ahnen. Alles, was ihn umgiebt, trägt Merkmahle der Verehrung; ſo gar ſeine Krücken, die erniedrigenden Zeichen ſeiner Schwächlichkeit, ſind mit einer gräflichen Krone geziert. Dieſe Schwächlichkeit wird hier als eine ganz gewöhnliche Folge des unordentlichen Lebens, welches die Großen führen, angebracht. Die Verlobten, ihres Theils, beſchäftigen ſich im geringſten nicht mit einander. Der eine ſieht in einen Spiegel, nimt Taback und denkt an nichts; die andere ſpielt nachläßig mit einem Ringe und ſcheint das ſehr gleichgültig anzuhören, was ihr eine Art von Advocaten ſagt, der ſich, um den Ehecontrakt in Richtigkeit zu bringen, hier befindet. Ein anderer Advocat bewundert auf das enzückteſte die Schönheit eines Gebäudes, das man in der Entfernung ſieht, und woran der Graf ſein ganzes Vermögen verſchwendet hat, ohne es einmal zu Stande zu bringen. Eine Menge müßiger Bedienten, die in dem Hofe dieſes Gebäudes ſind, ſetzt den letzten Zug zu dem Gemählde der ruinirenden Pracht, womit der Graf umgeben iſt.

Zweite Platte.

Die Gleichgültigkeit, welche vor der Heyrath vorherging, iſt auch unfehlbar darauf gefolgt. Man verband ſich, dem Contracte gemäß, und der Neigung gemäß lebt man abgeſondert. Beyde ſind einander ſatt und überdrüßig und ſolche Eheleute haben mit einander nichts gemein, als ein verdrießliches Haus für den Mann, in welches er ſich ſo ſpät als möglich begiebt, und das für die Frau eben ſo verdrießlich ſeyn würde, wann ſie es nicht oft zur Bühne ihrer Ergötzungen, durch Schmauſereyen und Spielverſammlungen machte.

Dieſe Platte ſtellet einen Saal vor, wo man eine von ſolchen Verſammlungen gehalten hat, und die nur erſt aus einander gegangen iſt, ſo wie man es an den Wachslichtern, welche noch brennen, ſehen kan. Die Pendeluhr zeigt, daß es Mitternacht iſt, und dieſer Eingrif des Tages in die Nacht, iſt nicht der ſchwächſte von den Zügen, welche die Unordnung, die in dieſem Hauſe herrſcht, anzeigen. Madame, der man eben Thee aufgetragen hat, iſt in einer Stellung, welche ſich vielleicht ſelbſt erkläret. Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo iſt doch die Abſicht des Verfaßers geweſen, die Frau, welche von ihrem Manne vernachläßiget wird, in ſolchen Richtungen vorzuſtellen, die mit der gegenwärtigen Stellung des Mannes, der eben hineintritt, und in dem Stande einer vollkommen Gleichgültigkeit, ermüdet, erſchöpft, und von Vergnügen geſättiget zu ſeyn ſcheinet, eine vollkommene Abſtechung machen könnten.

Dieſe Figur des Mannes iſt, nach meinem Geſchmacke, in Anſehung der Neuigkeit ihrer Wendung, ihrer Feinheit, ihrer Umſtändlichkeit und Wahrheit des Ausdrucks, eine ungemein glückliche Figur. Ein Haushofmeiſter von altem Schlage, einer von den Haushofmeiſtern, wenn es noch dergleichen giebt, welche nichts für ſich zurückbehalten, als den Gehalt, der ihnen ausgemacht iſt, ergreift dieſen Augenblick, weil er keinen andern finden kann, einige Rechnungen abzuthun. Die Unordnung die er erblickt, läßt ihn eine Bewegung machen, welche ſeinen Verdruß und die Furcht vor dem baldigen Verderben ſeines Herren, ausdrückt.

Dritte Platte.

Es mußte nun auch die üble Aufführung des Heldens in dieſem Stücke angezeiget werden. Der Verfaſſer bringt ihn alſo in das Zimmer eines Quackſalbers, wo er ſich ſchwerlich anders, als zu Folge ſeine lüderlichen Ausſchweifungen, finden kann; zu gleicher Zeit läßt er ihn bey dieſem Quackſalber eine von denjenigen Weibern antreffen, die, weil ſie ſelbſt ſeit langer Zeit in dem äußerſten Verderben ſind, aus dem Verderben anderer ihre Handthierung machen. Er nimt eine Zänkerey zwiſchen dieſem Weibe und ſeinem Helden an, wovon die Urſache die ſchlechte Geſundheit eines kleinen Mädchens zu ſeyn ſcheint, auf deren Beſuch er ſich nicht wohl befunden hat. Das kleine Mädchen übrigen ſticht, in Anſehung ihres Alters, ihrer Furchtſamkeit und Gelaſſenheit, vollkommen mit dem Charakter der andern Weibsperſon ab, welche aus Raſerey und Wuth und aus allen Laſtern, welche gemeiniglich bey den Perſonen ihres Geſchlechts mit dem lüderlichen Leben verbunden ſind, zuſammengeſezt zu ſeyn ſcheinet.

Der Quackſalber und ſein Zimmer ſind gänzlich epiſodiſche Gegenſtände. Ob er gleich vor dem nur ein Barbier war, ſo iſt er doch jezt, wie man aus dem Aufputze bey ihm ſchlieſſen kan, nicht allein ein Wundarzt, ſondern auch ein Naturaliſt, ein Mechanicus, ein Medicus, ein Apotheker; und um das Lächerliche vollkommen zu machen, ſo werden Sie noch bemerken, daß er ein Franzoſe iſt. Damit endlich der Verfaſſer es an nichts fehlen laſſen, was ihn, nach ſeiner Idee, charakteriſiren könne, ſo läßt er ihn ausserordentlich zuſammengeſetzte Maſchinen zu den allereinfachſten Operationen erfinden, als zum Exempel ein ausgerenktes Glied wieder einzurichten, oder den Pfropf aus einer Flaſche zu ziehen.

Ich will es nicht entſcheiden, ob der Verfaſſer in der Wahl der Gegenſtände ſeiner Satyre eben ſo glücklich iſt, wenn er ſie unter uns nimt, als wenn er ſie unter ſeiner Nation wählt; es ſcheint mir aber doch, als wenn er dieſe beſſer kennen müßte, und ich glaube daß Ihnen dieſe Platte ein deutliches Beyſpiel davon ſeyn wird. Er macht hier dasjenige lächerlich, was an uns noch am wenigſten ſchlimm iſt: wie würde es mit dem andern ausſehen, wenn er uns in der That genugſam kennte, um uns zu mahlen?

Vierte Platte.

Dieſes Bild iſt wegen der Verſchiedenheit der darauf vorgeſtellten Charakters ſehr ergötzend. Laſſen ſie uns bey dem vornehmſten anfangen, welches Madame an ihren ihrem Nachttiſche iſt. Ein franzöſiſcher Kammerdiener macht, daß ſie vollkommen nach der Mode erſcheint. Der Verfaſſer ſetzt voraus, daß ſie eben von einem öffentlichen Verkaufe alter Möbeln, Bilder und andrer ſolchen Geräthſchaften zurückkomme, dergleichen in London ſehr häufig gehalten werden, und wobey ſich viel Leute vom Stande, die den Kauf nicht verſtehen, einfinden. Hier geſchieht es nun ſehr oft aus Nacheiferung und bloß, weil keine der andern in Anſehung des Aufwandes etwas nachgeben will, daß eine Dame oft eine elende Pagode ohne Geſchmack, ohne Werth, und ohne daß ſie derſelben benöthiget wäre, für einen ſehr hohen Preis kauft. Hier kann man auch dann und wann Gelegenheit finden, ohne Aergerniß Leute zu unterhalten, die man auf andre Art nicht kann zu ſprechen bekommen. Die Sachen die ſie auf dem Boden ſehen, ſind die Koſtbarkeiten, die unſre Heldin in einem ſolchen öffentlichen Verkaufe, an ſich gebracht hat.

Es läßt in London ungemein artig, wenn man dann und wann eines von den melodiſchen Thieren um ſich hat, die man mit groſſen Unkoſten aus Italien kommen läßt. Die Figur, die ſich hier zeigt, kann für diejenigen nicht zweydeutig ſeyn, welche dergleichen unglückliche Opfer der raſenden Liebe der Italiäner zur Muſik geſehen haben. Dieſes Frauenzimmer, welches ſich ſo auf die Seite biegt, kömmt über die bewundernswürdigen Töne des Sängers ganz auſſer ſich: alle aber ſind nicht gleich ſtark davon gerührt. Ein Landedelmann, der von dem Nachſetzen eines Fuchſes oder eines Hirſches ganz müde iſt, ſchläft darüber ein. Hier ſieht man in Haarwickeln eine von denjenigen Perſonen, welche ſich ihr ganzes Leben hindurch bemühen, zu gefallen, und doch darinne nicht glücklich ſind; dort bemerkt man, mit dem Fächer an der Hand, einen von den Ketzern in der Liebe, einen Nachfolger des Anakreon; endlich ſieht man auch den Advocaten auf einem Sopha liegen, welcher in der erſten Platte mit der Verlobten redend eingeführet worden. Es ſcheint als habe er ſich die Gleichgültigkeit des Mannes zu Nutze gemacht, und als wäre er mit ſeinen Angelegenheiten, ſeit dieſem erſten Auftritte, ziemlich weit gekommen. Er ſchlägt ſeiner Gebietherin den Bal im Opernhauſe vor, welche den Vorſchlag anzunehmen nicht ermangeln wird. Die folgende Platte wird ihnen die gräßlichen Folgen dieſes Schritts zeigen.

Fünfte Platte.

Die Häuſer der Bader ſind noch jetzt in Paris dasjenige, was ſie ehedem in London waren. Aber heut zu Tage iſt bey den Badern dieſes Landes das Baden beynahe nur das zufällige, und wenn man zwey oder drey von ihren Häuſern ausnimt, ſo haben

haben die andern alle, die Aufnahme jedes wohl oder übel zuſammen gebrachten Paares, das eine Kammer oder ein Bette, auf eine Stunde oder auf eine Nacht nöthig hat, zur vornehmſten Abſicht ihrer Einrichtung. Der Preis iſt in jedem Hauſe beſtimmt, es giebt welche, wo man fünf Schillinge für die Nacht bezahlt, es giebt auch andre, wo ſie einen halben Guinee koſtet. Man kann in die einen ſo wohl als in die andren, zu jeder Zeit ſicher hineinkommen, und man wird daſelbſt mit aller Behutſamkeit und mit allem möglichen Wohlſtande aufgenommen; nichts kann mit allen Nothwendigkeiten beſſer verſehen, beſſer ausmöblirt, netter und ordentlicher ſeyn, als ſo ein zu Ausſchweifungen beſtimmter Aufenthalt. Die Maſken von dem Opernballe haben an dieſen Oertern oft ihre geheimen Zuſammenkünfte; und eine ſolche geheime Zuſammenkunft iſt die Urſache, warum unſre Heldin den ihr in dem vorigen Bilde von ihrem Liebhaber vorgeſchlagenen Ball angenommen hat.

Ein Ehemann deſſen Gattin ohne ihm auf den Ball geht, iſt kein ſorgloſer Ehemann. Es iſt natürlich daß der unſrige ſeiner Frau auf den Ball und von da zu dem Bader nachgefolgt iſt, wo er ſie bey dem Advocaten liegen findet. Sie ziehen beyde den Degen, der Mann wird tödlich verwundet, ſeine Frau bezeigt ihm auf den Knien eine vergebne Reue, die Wache kömmt dazu, und der Liebhaber entfliehet im Hemde durch das Fenſter.

Sechſte Platte.

Nun ſind wir in dem Zimmer des Schöppens. Die Brücke zu London, die man durch das Fenſter ſiehet, zeigt das Viertheil der Kaufleute an. Das, womit dieſes Zimmer verſehen iſt, trägt zu ſeiner Auszierung nichts bey; alles zeigt eine geringe Oekonomie an, und das aufgetragne Mittagsmahl verräth eine groſſe Sparſamkeit. Bemerken Sie die Tabackspfeifen, welche an der Ecke eines Schranks aufbehalten werden? Sie, der ſie niemals nach England gekommen ſind, werden es nimmermehr errathen, daß auch dieſe ein Beweis der Oekonomie ſind. Ich muß Ihnen aber ſagen, daß die Pfeifen hier ſo gemein ſind, daß man niemals mehr als zweymal aus einer rauchet; der Bauer und der allerſchlechteſte Handwerksmann, bekömmt in dem erſten beſten Wirthshauſe, wo er einſpricht, eine umſonſt, er geht weiter, raucht ſeine Pfeife vollends aus, und wirft ſie endlich weg.

Es finden ſich hier einige Gemählde, welche ſehr unedle Gegenſtände enthalten, und durch dieſe Wahl zu verſtehen zu geben, daß es Perſonen, welche wie der Schöppe Zeitlebens bloß darauf denken, wie ſie ſich bereichern mögen, gemeiniglich an Geſchmack und Artigkeit fehlt. Uebrigens ſticht dieſes Zimmer mit dem Zimmer des Grafen ſehr wohl ab. Die Pracht des einen und das Knickerhafte des andern, iſt dennohngeachtet durch die wunderlichen Bilder, welche daſelbſt ausgekrahmet ſind, gleich lächerlich. Weder Analogie, noch Geſchmack noch Anſtändigkeit iſt in der Wahl der Bilder beobachtet worden. Der Gemähldenhändler allein iſt zu Rathe gezogen worden, der aber nichts als ſeinen Nutzen zu Rathe zu ziehen gewohnt iſt, von dem er ohnedem beſſer zu urtheilen weis, als von Mahlereyen. Ein ſolcher Gemähldenhändler hat viel gleiches mit einem Verkäuffer alter Bücher, welcher zu ſagen weis, das iſt ein Elzevierſcher Horaz, und das iſt eine Ausgabe aus dem Louver, ohne zu wiſſen was Poeſie iſt, noch worinne ſich ein Epigramma von einem epiſchen Gedichte unterſcheidet. Nur iſt zwiſchen beyden dieſer Unterſcheid, daß der letztere gewiſſe Merkmahle hat, woran er die Ausgaben kennen kann; der andre hingegen muß zu Eingebungen ſeine Zuflucht nehmen, welche das einzige Mittel ſind, wenn er, wie er vorgiebt, untrieglich wiſſen will, ob ein Gemählde ein Original iſt, oder nicht.

Laſſen ſie uns wieder zu unſerm Gegenſtande kommen. Die Tochter des Schöppens iſt nunmehr als Wittwe wieder zu ihrem Vater zurück gekommen. Ihr Liebhaber iſt ergriffen und wegen ſeiner Mordthat gehangen worden. Sie hat es durch das fliegende Blatt erfahren, welches die Abthuung der Miſſethäter beſchreibt, und auf dem Boden zu ihren Füſſen liegt.

Ein unruhiges Gewiſſen, welches durch beſtändige Vorwürfe gepeiniget wird, iſt gar bald zur Verzweiflung gebracht. Dieſes Frauenzimmer welches durch ihre Untreue, um ihren Mann, ihren Liebſten, um ihre Ehre und Ruhe gekommen iſt, hat nichts mehr zu verlieren als das Leben, und dieſes hat ſie ſich mit Gift genommen. Sie ſtirbt. Eine alte weinende Magd läßt ſie noch ein Kind küſſen, welches die einzige Frucht ihrer unglücklichen Ehe war. Der Schöppe, welcher bey dem geringſten Gewinſte empfindlicher iſt, als bey den traurigſten Zufällen, ziehet ganz ruhig den Ring von dem Finger ſeiner ſterbenden Tochter. Der Apotheker giebt dem lächerlichen Bedienten aus dem Hauſe einen harten Verweis, welcher ihr das Gift gehohlt hat, das dieſe unglückliche Kataſtrophe verurſacht.

Man hat von dem Herrn Hogarth noch neun Kupferſtiche, welche folgende Titel haben. **Die Mitternachtsgeſellſchaft; der unglückliche Poet; der raſende Tonkünſtler; der Jahrmarkt; die auf dem Lande herumziehenden Komödianten.** Die vier übrigen machen eine Folge zuſammen aus, und heiſſen **Die vier Zeiten des Tages.** Der Morgen ſtellt eine alte Jungfer ſer vor, welche in die Kirche geht. Der Mittag iſt ein Ausgang aus einer franzöſiſchen Kirche. Der Nachmittag iſt eine Zurückkunſt aus einer Schenke vor der Stadt. Der Abend ſtellt den untergehenden Tag eines öffentlichen Feſtes vor.

Die Mitternachtsgeſellſchafft iſt aus zehn verſchiedenen Charakteren zuſammengeſezt, und ſtellt, auf eine ſehr natürliche Art, die verſchiedenen Wirkungen der Trunkenheit an ihnen vor.

Der Poet iſt in ſeinem elenden Loche vorgeſtellt, und mit lauter Merkmahlen ſeiner Armuth umgeben.

Der Tonkünſtler iſt ein Italiäner, den das Geſchrey in London raſend macht.

Der Markt iſt voller Perſonen, die ſich dazu ſchicken; einige davon ſind England eigen, als zum Exempel der Klopfechter, welcher ſeinen Kampf ankündiget.

Die Komödianten auf dem Lande werden in einer Scheune vorgeſtellt; wie ſie ſich, mitten unter einer lächerlichen Vermiſchung vom Elend und theatraliſchen Puzes, eine Tragödie zu ſpielen fertig machen.

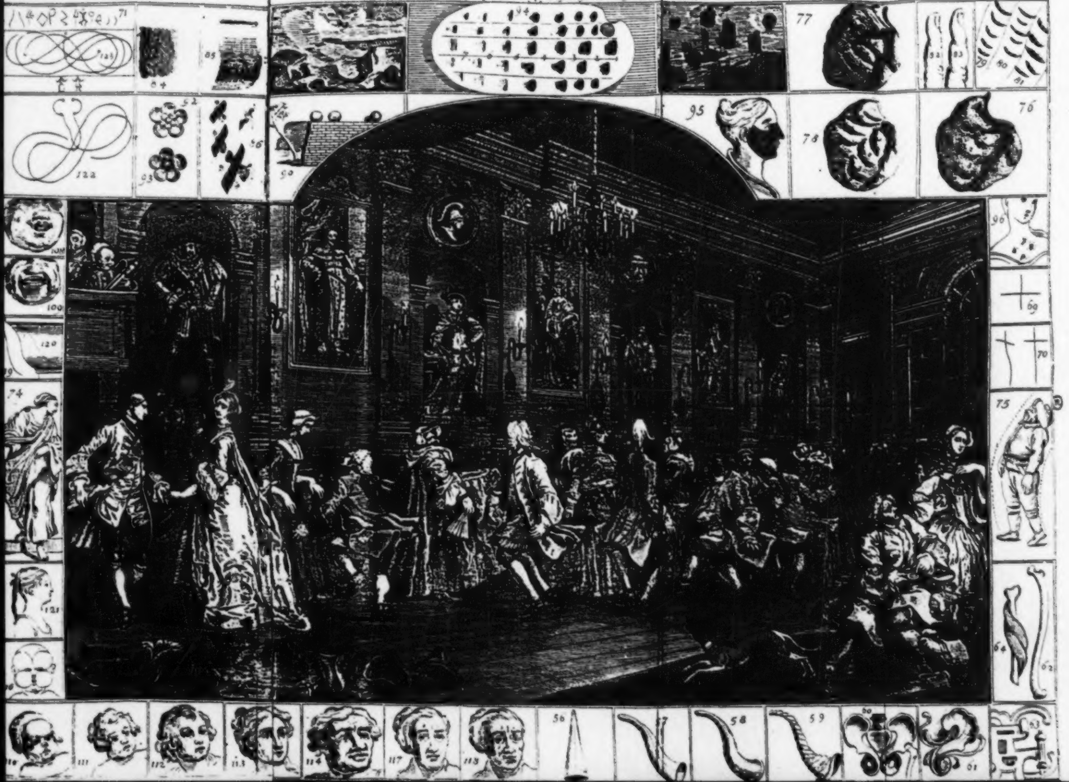
Druckfehler.

Auf der 25. Seite muß das dritte Marginal nicht auf die 1. Tafel, ſondern auf die 2te weiſen.

Seite 57. Zeile 1. leſe man anſtatt ſteffenweiſer, ſtuffenweiſer.

Auf der 71. Seite muß das erſte Marginal auf die 1. Tafel und nicht auf die 2te weiſen.

Zergliederung der Schönheit Zweite Tafel


71
124
84
85
94
77
82
83
79
80
81
122
92
93
86
90
95
78
76
96
69
70
75
64
62
100
120
74
121
110
111
112
113
114
117
118
56
58
59
60
61
63

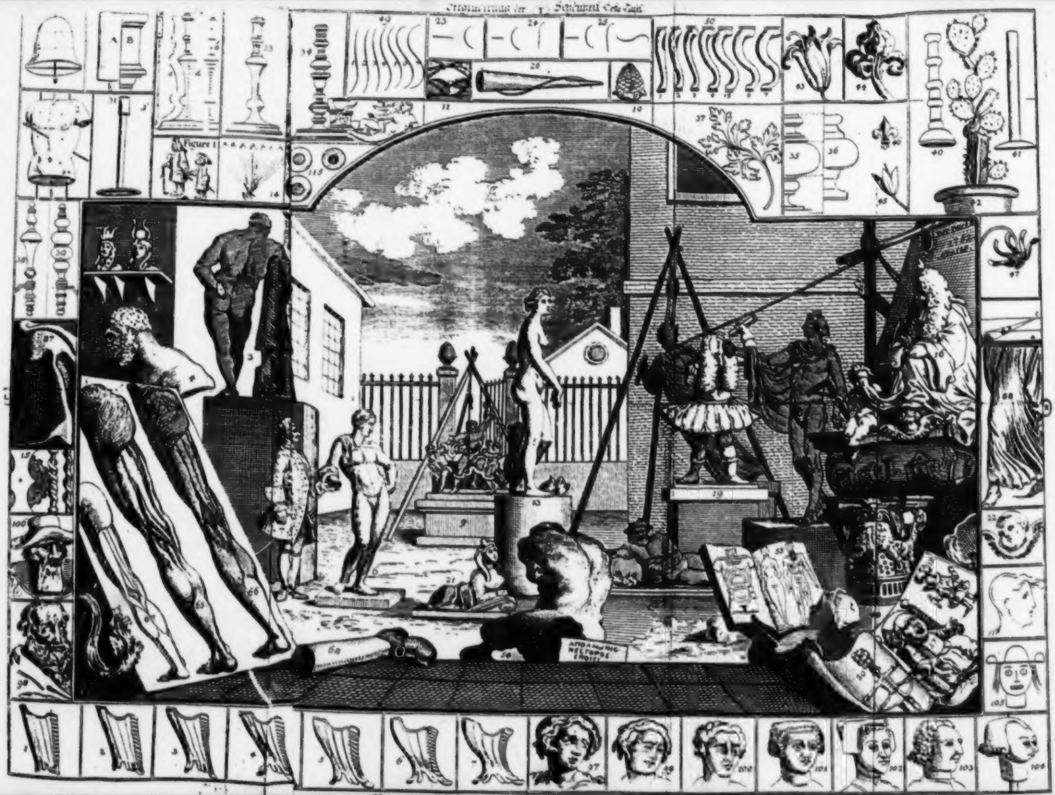


Figure I
ΑΠΟΛΛΩΝΙΟΣ ΝΕΣΤΟΡΟΣ ΕΠΟΙΕΙ
115
68
66
65
83
19
97
88
105
100
101
102
103
104